— M. 31866

Die
Feſtung an der Elbe.

Eine
Oper in drey Aufzügen,
nach dem Franzöſiſchen
frey bearbeitet
von
Caſtelli.

Die Muſik iſt von Herrn Fiſcher, Compoſiteur
dieſes Theaters.

Für das k. auch k. k. priv. Theater an der Wien.

Wien,
gedruckt und verlegt bey Anton Strauß.
1806.

Perſonen.

Graf Wallbron, Gouverneur.
Baron Blendheim, Gefangener auf dem Schloße, zu Wittenberg.
Wilhelmine, deſſen Tochter.
Major Eſterlohe, Kommendant des Schloßes zu Wittenberg.
Kapitain Olden, Blendheims Pflegeſohn.
Franz, Blendheims alter Diener.
Eſch, Gefangenwärter des Schloſſes.
Born, ein alter Sergeant der Schloßbeſatzung. (einäugig)
[illegible], ein junger Landmann, Eſchens Vetter.
Suſe, ſein Weib.
Soldaten der Beſatzung, Bauern, Bäurinnen.

Die Handlung ſpielt in dem feſten Schloße zu Wittenberg in Sachſen.

Wiener Stadtbibliothek

Erſter Aufzug.

Das Theater ſtellt eine kurze Halle vor, welche den Gefangenen zum Sprachzimmer dient, ſie iſt nur zwey Couliſſen tief, von Stein, und ohne aller Verzierung. Zur Linken ein vergittertes Fenſter, welches gegen das Freye geht, zur Rechten eine Thüre, welche in den Thurm führt, wo die Gefangenen eingeſchloſſen ſind. Bey der dritten Couliſſe geht quer über die ganze Bühne ein eiſernes, durchſichtiges, auf einer ſchuhhohen Mauer ruhendes Gitter, in der Mitte deſſelben iſt eine Thüre ebenfalls vergittert. Außer dem Gitter der Schloßplatz mit Bäumen beſetzt, und durch die Mauer der Baſtey begränzt. Es iſt 5 Uhr Abends.

Erſter Auftritt.

Born und Soldaten der Beſatzung.

Bey Eröffnung der Gardine iſt ein Theil der Garniſon mit Exerciren beſchäftiget, ſie ſtehen Truppenweiſe vertheilt, und werden durch Korporäle kommandirt. Born geht ab und zu, und dirigirt das Ganze. Der Tambour trommelt.

(Franz kommt aus dem Thurme.)

Introduction.

Franz. Welch Getöſe! habt Erbarmen,
Blendheim ſchlummert eben ein,

Ach ſeyd menſchlich, laßt den Armen
Doch im Schlafe glücklich ſeyn.
(er nähert ſich dem Gitter).
Herr Born! Herr Born!

Born. (kommandirt). Acht! Präſentirt!

Franz. Ach hören Sie!

Born. (verdrüßlich). Ich hab nicht Zeit.
(kommandirt). Nun wird in Gliedern aufmarſchirt.

Franz. Es ruft die Pflicht der Menſchlichkeit!

Born. (zu Franzen.) Ein ander Mahl.

Franz. Ein einzig Wort!

Born. (kommandirt). Rechts, links, rechts links —

Franz. — Vergebene Müh',
Herr Born, ich bitte hören Sie.

Born. Zum Plaudern iſt hier nicht der Ort.

Franz. Herr Born, ach hören Sie mein Flehn.
Sonſt iſt's um meinen Herrn geſchehn.
Vergeſſen Sie ob Ihrer Pflicht,
Die ſüße Pflicht des Menſchen nicht.

Born. (für ſich)
Sein Flehn beugt meinen ſtarren Sinn,
Sey menſchlich Born, und höre ihn,

Vergiß ob des Soldaten Pflicht
Die ſüße Pflicht des Menſchen nicht.

Born (ſchließt die Gitterthüre auf, und tritt heraus) Nun was ſolls?

Franz. Ich wünſchte recht ſehr mit dem Herrn Major zu ſprechen, o haben Sie doch die Gefälligkeit, und führen Sie mich zu ihm, es beruht einzig auf ihm, meinem Herrn einen großen Dienſt zu leiſten.

Born. (murrt vor ſich hin). Daß ich Dummkopf niemanden widerſtehen kann, der mich mit guter Art um etwas erſucht. (zu ſeinen Leuten) Ruht! (zu Franzen.) Ich will es ihm melden, wart er hier, er iſt dort unten am Ende der Allee, ich will ihn herbringen. (ab.)

Zweyter Auftritt.

Vorige ohne Born.

Franz. Der Herr Major iſt ein wenig auffahrend, doch dieſe rauhe Außenſeite ſchließt ein Herz voll Menſchlichkeit und Biederſinn in ſich. — — Beynahe ein ganzes Jahr ſchmachtet nun ſchon mein armer Herr als Opfer des Haßes eines mächtigen Feindes in dieſer Feſtung, getrennt von ſeiner einzigen geliebten Tochter, und nur einzig der theilnehmenden

Schonung des Herrn Majors, und der zärtlichen Sorgfalt des Capitains Olden, danke ich die bisherige Erhaltung ſeiner mühſeligen Tage. — O ihr würdigen Männer! könnt ich euch doch eure Mühe vergelten!

Dritter Auftritt.

Vorige, Major Esterlohe.

Born welcher voraus geht, und dem Major die Gitterthüre öffnet.

Born. Hier ſind der Herr Major (bleibt ſeitwärts der Thüre in militäriſcher Stellung).

Esterl. (rauh zu Franzen). Er hat mich rufen laſſen.

Franz. Ja Herr Major! ich wagte es —

Esterl. Zur Sache, was will er?

Franz. Eine Gnade! —

Esterl. Der Soldat kennt nur ſeine Pflicht.

Franz. Baron Blendheim befindet ſich nicht wohl.

Esterl. (theilnehmend). Ich weiß es.

Franz. Seine Kräfte ſchwinden täglich mehr, und ich fürchte, daß er dem ſchweren Kummer unterliegen dürfte. —

Esterl. Leider ſteht es nicht in meiner Macht ihm zu helfen.

Franz. So lange der arme Herr noch die Erquickung des Schlummers genoß, linderten glückliche Träume manchmahl ſein Elend; nun ſeit zwey Monathen aber vermehrt auch eine fürchterliche Schlafloſigkeit ſeine Qualen. Dieſen Abend endlich ſprach er lange von ſeiner geliebten Tochter mit mir, und ſchlief endlich ein, als plötzlich der Lärm der Trommel ſich hören ließ. Er fuhr zuſammen, und erwachte wieder. Die Grauſamen, ſprach er in einem Tone, der mir das Herz durchbohrte, ſelbſt im Traume wollen ſie nicht, daß ich glücklich ſey. —

Eſterl. (gerührt zu Born.) Born! Laßt die Mannſchaft abziehen, Ihr könnt ſie künftig auf der großen Haide vor dem Schloſſe exerciren. Geht!

Born. Gut, Herr Major! (beyſeite.) Der Menſch hat mich mit ſeiner Erzählung ganz weich gemacht. (wendet ſich um, und trocknet die Thränen.)

Eſterl. (welcher es bemerkt hat.) Schämt Euch dieſer Thränen nicht, braver Born! ſie ehren und zieren einen alten Krieger.

Born. (zu ſeinen Leuten.) Richt Euch! Acht! Man wird mit Doppelſchritten rechts reihenweis abmarſchiren — Halb rechts — Marſch. —

(Die Soldaten marſchiren in Doppelſchritten, der Tambour fällt mit der Trommel ein, Born wendet ſich gegen den Tamboure, und ruft ihm zornig zu:) Willſt du ſchweigen? (Er gibt ihm zu verſtehen, daß im Thurme ein Kranker ſey, ſogleich ſchweigt die Trommel, und die ganze Mannſchaft geht in aller Stille ab. Franz bezeigt Born ſeinen Dank, und dieſer entfernt ſich.)

Vierter Auftritt.

Major Eſterlohe. Franz.

Eſterl. Meld' er ſeinem Herrn, daß ich den innigſten Antheil an ſeinem Schickſale nehme, und daß ich bereit bin, Alles zu thun, was ſeine traurige Lage erleichtern kann, wenn es nicht wider meine Pflicht iſt.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Eſch.

Eſch. (im Hintergrunde, etwas betrunken.) Born ſagte mir, der Herr Major wären hier, und ich ſage, wenn einer irgendwo ſteht, ſo muß ihn der andere, wenn er nicht blind iſt, ſehen, ich bin aber nicht blind, und alſo — —

ja doch, ich glaube — richtig, hier iſt er. (laut und mit aller Anſtrengung, nicht zu taumeln.) Euer Gnaden Herr Major! —

Eſterl. Was gibt's? Ach du biſt es Eſch! in welchem Zuſtande?

Eſch. Ich glaube in dem natürlichſten Zuſtande von der Welt.

Eſterl. Du wankſt ja immer hin und her —

Eſch. Das macht das Alter E. G. Herr Major, meine Nerven laſſen gewaltig nach.

Eſterl. Immer betrunken —

Eſch. (beyſeite.) Wirklich, er hat's errathen.

Eſterl. Du wirſt dich erinnern, daß ich dir geſtern ſagte, ich werde dich auf der Stelle wegjagen, wenn du dich noch einmahl betrinkſt?

Eſch. (nachdenkend.) Sieh, ſieh! kann mich wirklich nicht recht mehr darauf beſinnen! — Ach ich weiß, E. G. Herr Major ſind zu gut, als daß Sie Ihre Drohung in's Werk ſetzen könnten. — Zudem, heute iſt's mir ja wohl zu verzeihen, wenn mir ein Tropfen mehr durch die Gurgel geronnen iſt, denn morgen iſt ja mein Geburtstag.

Eſterl. Und da betrinkſt du dich ſchon einen Tag zuvor?

Eſch. Es iſt ſchon ſo bey meiner Familie gewöhnlich Herr Major —

Eſterl. Es ſey, für heute ſoll's dir noch hingehen.

Eſch. Wenn ich bitten darf, für morgen auch.

Eſterl. Wie?

Eſch. Ja, bitte auch für morgen. — Mein Vetter und ſein Weib beſuchen mich da, um mir ihren geringen Glückswunſch abzuſtatten, und da muß ich ſie doch honnet bewirthen, aber gewiß und wahr, wie der morgige Tag vorbey iſt, wird nichts mehr getrunken. (beyſeite.) dieß Mahl, glaub' ich, hab' ich mich ganz ordentlich herausgeputzet. —

Eſterl. Warum kamſt du hierher?

Eſch. Zu melden, daß dieſen Augenblick eine Staffette von Dresden angekommen iſt, mit einem Pakete, welches E. G. eingehändigt werden ſoll.

Eſterl. Ich werde es ſogleich in Empfang nehmen; adieu, guter Franz, tröſt' er ſeinen Herrn, und ſag' er ihm, daß wenn es von mir abhinge, ihm ſeine Freyheit zu geben, er ſich gewiß bald in den Armen ſeiner Tochter und ſeiner Freunde befinden würde. (ab.)

Sechster Auftritt.

Franz. Eſch.

Eſch. (ſieht dem Major nach.) Daß muß einmahl wahr ſeyn, ein ganzer Mann iſt der

Herr Major, wenn man anderſt einen, der das Trinken nicht leiden kann, einen Mann nennen kann. (Geht, und kehrt wieder um.) Eben recht, Herr Franz. Es iſt geſtern ein kleines Kiſtchen mit Büchern an den Herrn Baron angekommen.

Franz. O lieber Herr Eſch, bringen Sie es ihm ja gleich, es wird ſeinen Kummer auf einige Augenblicke zerſtreuen.

Eſch. Ich hätte es ſchon gebracht, wenn nicht der Herr Major den ganzen Tag über ſo viel zu thun gehabt hätte, Sie wiſſen, er hat die Gewohnheit, Alles genau zu viſitiren, was den Gefangenen zugeſchickt wird.

Franz. Ich weiß es, aber bey meinem Herrn wär's eben nicht nöthig.

Eſch. Darüber hab' ich nicht zu urtheilen, geht mich auch nichts an, ich thue meine Schuldigkeit, ſoviel es möglich iſt, trinke, ſo oft es möglich iſt, und überlaſſe das Uebrige denjenigen, die mehr verſtehen als ich. Auf Wiederſehen, Herr Franz, ich gehe jetzt, den Herrn Major zu bitten, daß er das Kiſtchen unterſucht, und bringe es dann auf der Stelle hierher.

(Geht, und ſchließt die Gitterthür.)

Siebenter Auftritt.

Franz allein.

Franz. Geſchwinde nun meinem Herrn dieſe Hoffnung mitgetheilt — ich glaube, ich hör' ihn? (nähert ſich der Thüre des Thurms.) Sind Sie es Herr Baron?

Blendh. (von innen.) Ja guter Franz! —

Franz. Haben Sie ſich doch entſchloſſen, hier im Saale friſche Luft zu ſchöpfen?

Achter Auftritt.

Blendheim. Franz.

Blendh. (kömmt aus dem Thurme, tiefer Gram iſt in ſeinen Zügen zu leſen. Franz unterſtützt ihn, und führt ihn zu einer Bank, worauf er ſich ſetzt.) Ach Gott, nur im Traume bin ich noch glücklich, da mahlt mir die Phantaſie vor, meine Tochter habe meine Unſchuld bewieſen, und meine Ankläger beſchämt — doch bald erwach' ich wieder fürchterlich.

Seit zwey Monathen erhielt ich keine Nachrichten, kein Wort von Wilhelminen! —

Franz. (mit Beziehung.) Vielleicht ſind wir bald glücklicher. —

Blendh. Woher nimmſt du dieſe Hoffnung?

Franz. Der Gefangenwärter ſagte mir ſo eben, daß geſtern ein Kiſtchen mit Büchern für Sie angekommen ſey. Zwey Mahl ſchon hat uns das Fräulein durch dieſen Weg Nachricht von ihren wiederhohlten Bemühungen gegeben, welche bisher fruchtlos waren. Vielleicht war ſie jetzt glücklicher.

Blendh. Wär's möglich? (läßt ſich auf die Knie, und faltet die Hände gegen Himmel.) Gott, der mich hört, du, der mein Herz kennt, und weiß, daß es nie durch einen laſterhaften Gedanken befleckt wurde, erhöre meine Bitte, und erfülle dieſe Hoffnung, die in mir auflebt.

Neunter Auftritt.

Eſch. Vorige.

Eſch. (weniger betrunken als vorher, noch im Hintergrunde ein Kiſtchen unter dem Arme.) Ich halte mein Wort, Herr Franz, hier bring' ich das bewußte Kiſtchen.

Blendh. Schönen Dank mein Freund. (Er ſetzt ſich auf einen Seſſel, der rechts bey einem Tiſchchen ſteht, auf welches er ſich ſtützt.)

Eſch. (öffnet das Gitter, und erblickt Blendheim.) Diener, Herr Baron! hier bring ich Ihnen Bücher. Sie wiſſen nicht genau, wieviel darin ſeyn ſollen, nicht wahr?

Blendh. Nein. —

Eſch. Nun ich weiß es auch nicht, aber das iſt einerley. Sie werden eines weniger finden, weil der Herr Major bey der Unterſuchung eines auf die Seite gelegt hat, ich weiß nicht warum? —

Franz. (beyſeite.) Himmel!

Blendh. Vielleicht gerade das, welches Nachrichten von meiner Tochter enthielt —

Eſch. Nachrichten von Ihrer Tochter? Ja in der Kiſte lag ein Brief von dem Fräulein an den Feſtungs-Commandanten, es war ein recht hübſcher, artiger Brief. —

Blendh. (für ſich.) Ich zittre! —

Franz. (zu Eſch.) Wie wiſſen Sie denn das?

Eſch. Curios, wie ich es weiß? Ich hab' ihn ja leſen hören.

Blendh. O ſprich, was enthält er?

Eſch. Herrliche Sachen wahrhaftig, auch von mir etwas —

Blendh. (bey Seite) Ich erhohle mich wieder.

Eſch. Bitten an den Commandanten der Feſtung, daß er ſich Ihrer annehme, Empfehlungen an den Herrn Gefangenwärter, daß er es Ihnen, und dem braven Franz an nichts mangeln laſſe.

Franz. Das gute Fräulein, ſie denkt ſogar an mich.

Eſch. Kurz der ganze Brief war ſo rührend, ſo traurig, daß mir, der ich doch ein Feind von allem Waſſer bin, die Thränen in die Augen traten. Es iſt doch ein rechtes Glück von Gott, eine ſo brave gute Tochter zu haben. Sehn Sie, Herr Baron, ich trinke gerne, aber ich wär' im Stande mein ganzes Leben hindurch den Wein zu meiden, wenn mir der Himmel eine ſolche Tochter beſchert hätte; den Wein ganz meiden, iſt doch auch eine harte Sache — nicht?

Blendh. Stell er ſich nun vor, was das Herz eines Vaters leiden muß, der von ſeinem guten Kinde getrennt leben muß.

Eſch. Sie werden Sie wieder ſehen, braver Herr, Sie werden ſie gewiß wieder ſehn. Indeſſen, hier ſind ihre Bücher, (er ſetzt das Kiſtchen auf den Tiſch) ich wünſche, daß Ihnen all das Gekritzel was darinnen ſteht, Vergnügen mache, mich würde es blutſchlecht unterhalten.

Arie.

Wozu ſoll das Geſchreibſel nützen,
Das Kopf und Augen nur verdirbt,
Wobey der Menſch vor Denken Schwitzen,
Zuletzt an Nervenſchwäche ſtirbt,
Dieß nennt man geiſtiges Vergnügen,
Und glaubt, was ſolch ein Narr da ſpricht,
In Wein iſt Geiſt, in Büchern nicht,
Drum ſchlürf ich ihn in vollen Zügen.

Da reib'n ſie auf erhabnen Stellen,
Mit Nummern ſchön die Bücher her
Ich nummerirte die Boutellen
Wenn ich ein reicher Praſſer wär,
Solch eine Sammlung müßt ich führen
Der Autor wäre die Natur
Hier muſterte nicht die Cenſur
Da wollt ich Tag und Nacht ſtudiren.

(geht ab, und ſchließt die Gitterthür hinter ſich).

Zehnter Auftritt.

Blendheim. Franz.

(Beyde folgen Eſch mit den Augen, wie ſie ihn nicht mehr ſehen, läuft Franz zu dem Kiſtchen, nimmt haſtig alle Bücher heraus, durchſucht das Innere des Kiſtchens, nimmt dann einen Band nach dem andern, und durchblättert ſie ſchnell, er ſcheint, da er nichts findet, immer betrübter zu werden.)

Franz. Nichts, nichts, und wieder nichts —

Blendh. (wirft indeſſen einen Blick auf die Titel der Bücher) Gedanken Seneka's, o tiefdenkender Schriftſteller! dich liebe ich vor allen andern, Wilhelmine wußte vielleicht meine Vorliebe für deine Werke, und hat dich mit ihren Thränen benetzt? (er blättert darin.) Was ſeh' ich? Einige geſchriebene Worte von Wilhelminens Hand? (Franz wendet ſich ſchnell um, Blendheim lieſt.) Suchen Sie unter dem Umſchlage der Meſſiade.

Franz. (wendet ſich eiligſt gegen den Tiſch, und nimmt ein Buch) Hier iſt ſie! —

Blendh. Was wird ſie uns melden? —

Franz. (zieht ein Papier aus den Umſchlag) Hier ein Brief. —

Blendh. Gib! (entfaltet haſtig den Brief, dann läßt er furchtſam zögernd die Hände ſinken) Franz! ich zittere, dieſe Zeilen enthalten vielleicht das Schickſal meines Lebens!

Franz. Leſen Sie, o leſen Sie —

Blendh. (lieſt in heftiger Bewegung.) „Ich habe alle erdenkliche Mühe angewendet, und doch iſt es mir bis jetzt noch nicht geglückt, vor den Fürſten zu kommen. Alles was ich erfahren konnte, iſt: daß das Memorial, welches Sie an den wohlwollenden Fürſten richteten, ſeinen Augen entzogen wurde, und daß er durch den Einfluß des treuloſen Rathes, Ihres mächtigen Verfolgers, jetzt mehr als jemahls gegen Sie aufgebracht iſt. — Nun verläßt mich meine Standhaftigkeit, ich fühle, daß es mir länger unmöglich wird, von meinem geliebten Vater getrennt zu bleiben, und wenn binnen einem Monathe meine Bemühungen abermahls fruchtlos bleiben; ſo reiſe ich, überwinde alle Hinderniſſe, und fliege zu Ihnen, um Sie nie mehr zu verlaſſen, Ihre Tochter Wilhelmine" — O mein Kind, mein gutes Kind (er küßt den Brief, bey dem er ſich während des Leſens öfters durch Seufzen und Blicke zum Himmel ſelbſt unterbrochen hat.) Haſt du gehört Franz, ich bin ohne Rettung verloren (er nimmt den Brief wieder und lieſt.) Dresden am 18ten September, und heute iſt der 23te October. „Wenn binnen einem Monath meine Bemühungen abermahls fruchtlos ſind, ſo fliehe ich zu ihnen." Schreckliche Ausſicht! ach vielleicht ſeh' ich die geliebte Tochter nur auf einen Augenblick, um ſie dann auf ewig zu verlieren.

Franz. Beruhigen Sie ſich lieber Herr, hoffen Sie alles von einer beſſern Zukunft.

Blendh. Zukunft ſagſt du? Ja wohl, die Zukunft ſteht klar vor meinen Augen (er verfällt in tiefes Nachdenken.)

(Man hört von außen den Ton einer Schalmey, Franz und Blendheim horchen aufmerkſam, und ſingen nachſtehende Verſe, unter dem folgenden Hirtenlied, welches Wilhelmine von außen mit Begleitung der Schalmey ſingt.)

Terzett.

Wilhelm. (von auſſen.)

Lied.

Kaum wechſelt die Nacht mit düſtern Grau,
Kaum perlt im Graſe der Morgenthau
Verlaß ich mein friedliches Dach,
Und rufe die Heerd durch Schalmeyenton
Die guten Thiere kennen ihn ſchon
Und folgen mir blöckend nach.
La, la, la la la.

Franz. (ſingt unter dieſer Strophe)

Was hör ich? welcher Ton? —
Bekannt mir lange ſchon,
Ach hört nur lieber Herr
Wie kömmt dieß Lied hieher
Nur ſtill, nur ſtill —

Wilhelmine.

Da ſtreck ich am grünen Hügel mich hin,
Seh' über die Berge die Sonn' herauf glühn
Und ſinge mein Morgenlied
Die guten Thiere graſen um mich
Und freuen ſo ſtill ihres Daſeyns ſich
Und ich, ich freue mich mit
La, la, la la la.

Franz. (wie oben.)
Ach dieſes Lied —
Blendh. Ich kenn' es gut.
Franz. Der Hirte ſangs auf Ihren Gut.
Blendh. Ich hört' es oft,
Franz. Und hier ſo unverhofft. —
Beyde (O welche ſchmerzenvolle Luſt,
(Vor Wehmuth pocht die bange Bruſt.
Wilhelm. La, la, la, la ꝛc.

Blendh. (ſpricht) Sieh Franz ſieh, wer dieß Liedchen ſinget —

(Franz öffnet das Fenſter, und ſieht hinaus.)

Wilhelm. (von auſſen)
Ob über den Bergen die Erde bricht,
Was dorten geſchieht, das kümmert mich nicht.
Weil mir meine Freude genügt
Mein Koch iſt der Hunger, der Frohſinn mein Gaſt.
Mich drückt nicht des Reichthums ſchimmernde Laſt
Und ſo bin ich froh und vergnügt.

Franz. (wie oben:)
Ein Hirte iſt's, er weidet hier
Und liegt dort an des Hügels Rand,
Nun ſteht er auf, er ſieht nach mir
Er winkt mir, grüßt mich ſehr bekannt.
(nickt mit dem Kopfe, und ſchreyt dann laut auf.)
O Himmel trügen mich nicht meine Sinne,
Der Hirte Herr — Iſt Ihre Wilhelmine.

Blendh. (läuft haſtig ans Fenſter, ſieht hinaus, und ruft im größten Ausbruch der Freude.)

O Gott — Gott! es iſt Wilhelmine! —

(In eben dieſen Augenblick fängt Wilhelmine an, ihr lä la, von auſſen heftiger zu ſingen, ſo, daß man gleichſam aus dem Tone ihrer Stimme bemerkt, daß ſie ihren Vater geſehen hat.)

Blendh.
Franz. (im höchſten Ausbruch der Freude.)

O Gott, welche Freude, welche Luſt,
Vor Sehnſucht pocht die Vaterbruſt

Wilhelm.

O wie bin ich froh und vergnügt.
Weil mir dieſe Freude genügt.
La la la la la.

Franz. (am Fenſter.)

Nun entfernt ſie ſich ſchnell, wo geht ſie hin? ich ſeh ſie nicht mehr — Ach da iſt ſie, ſie hat eine Armbruſt unter den Arm, nun zieht ſie ein Papier aus dem Buſen, zeigt es mir, und macht es an den Pfeil feſt, jetzt winkt ſie mir, daß ſie es hieher ſchieſſen will (zu Blendheim.) Laſſen Sie uns auf die Seite treten. (Blendheim und Franz treten auf die Seite, ein Pfeil an deſſen Spitze ein Zettel befeſtigt iſt, fliegt durch das Fenſter.)

Franz. (hebt ihn auf, nimmt das Papier herab, läuft zum Fenſter, macht Zeichen, daß er den Brief hat, und wirft den Pfeil wieder hinaus.) Er iſt in unſeren Händen (gibt Blendheim den Zettel!) Leſen Sie! —

Blendh. (lieſt in heftiger Bewegung) „Alles iſt verloren, Ihre Feinde haben geſiegt, retten Sie ſich beſter Vater, die kindliche Liebe gab mir Flügel, ich bin dem Kurier, der Ihr Verdammungsurtheil überbringen ſollte, voraus geeilt, doch lag ich noch vor meiner Abreiſe zu des gerechten Fürſten Füßen, er verſprach mir Ihren Prozeß noch einmahl zu unterſuchen, doch Ihre Verfolger werden den Sieg auf ihre Seite zu wenden wiſſen, die ganze Sorge, Ihr theures Leben zu erhalten, iſt nun mir übertragen, bey einem wackern Landmann, deſſen Weib mich liebreich bey ſich aufnahm, und mir zu dienen verſprach, erwarte ich Sie. Sind Sie mir morgen mit Anbruch des Tages nicht wieder gegeben, ſo dring ich trotz Wachen und Riegel in Ihr Gefängniß, entreiße Sie den Schreckniſſen Ihres gegenwärtigen Aufenthalts, oder ſterbe mit Ihnen.“ — Göttliches Herz, vortreffliches theures Kind, vergebens ſind alle deine Anſtrengungen, ich werde dich nie mehr an mein Herz drücken. —

Franz. Hoffen Sie alles, die Gefahr in der Sie ſchweben, macht es uns zur Pflicht, auch das Unmögliche zu Ihrer Befreyung zu verſuchen.

Blendh. Umſonſt, kein ſchützender Engel wird die Wachen, die mich umgeben, entfernen. Wer öffnet mir dieſe Thore? —

Franz. Die Dankbarkeit. Olden verdankt Ihnen ſeine Bildung, ſeinen Stand, ſein Leben. —

Blendh. Und nun ſoll ich ihn zum Verräther machen?

Franz. Iſt der ein Verräther, der ſeinen Vater befreyt?

Blendh. Wenn er ſeine Pflicht verletzt — ja —

Franz. Dankbarkeit iſt die erſte aller Pflichten. — Ich höre Geräuſch — er iſts, ſprechen Sie mit ihm —

Blendh. Nimmermehr! —

Franz. (bey Seite.) Gut, ſo will ich es thun —

Eilfter Auftritt.

Vorige. Olden. Born. Soldaten.

(Während Born die Gitterthür wieder verſchließt, nähert ſich Olden dem Baron, und ergreift mit Heftigkeit ſeine Hand.)

Olden. Guten Abend mein Vater! —

Blendh. Guten Abend Olden! —

Born. Herr Baron, es iſt Zeit hinein zu gehen.

Blendh. Ich bin bereit —

Olden. (zu Born.) Nicht ſo ſtrenge Born! —

Born. Das hängt nicht von mir ab Hr. Capitain. (er öffnet die Thüre des Thurms, läßt ſeine Soldaten hinein gehen, und wartet dann auf der Thürſchwelle auf Blendheim.)

Olden. (mit halber Stimme zu Blendheim) Was iſt Ihnen mein Vater? Sie ſcheinen mir heute niedergeſchlagener als ſonſt. —

Franz. (leiſe zu Olden.) Sie ſollen die Urſache erfahren.

Born. (zu Blendheim.) Nun, wirds einmahl?

Blendh. Ich folge.

(Born geht in den Thurm, Blendheim wirft ſich in Oldens Arme, und drückt ihn mehrmahl an ſein Herz.) Leb wohl mein Sohn, leb wohl. (reißt ſich los und folgt Born in den Thurm.)

Old. O Gott was bedeutet dieſes Lebewohl meines Vaters? (er will ihm folgen, Franz hält ihn zurück.)

Franz. Bleiben Sie, ich muß Sie ſprechen.

Olden. (ruft.) Born.

Born. Herr Capitain —

Olden. Macht heute die Runde ohne mich, ich erwarte Euch hier.

Born. Ganz wohl Herr Capitain — (ab.)

Zwölfter Auftritt.

Olden. Franz.

(Als Franz verſichert iſt, daß ſich Born entfernt hat, zieht er Wilhelminens Brief aus der Taſche, und gibt ihn Olden.) Hier leſen Sie! —

Olden. (lieſt ihn mit all dem Intereſſe, welches ihm ſeine Anhänglichkeit an Blendheim einflößt, er drückt nach und nach die Gefühle der Ueberraſchung, des Schreckens, u. ſ. w. aus, welche der Inhalt in ihm erregt.)

Franz. (bey Seite.) Wozu wird er ſich entſchließen?

Olden. (bey Seite.) Hier iſt keine Zeit zu verlieren, (laut) Franz. oft ſchon beſchwurſt du mich, den Baron zu retten, aber immer ſtieß ich, troz meiner Liebe, alle dieſe Vorſchläge von mir, die ich für pflichtwidrig hielt, denn noch konnt ich hoffen, ſeine Unſchuld werde triumphiren, nun aber iſt ſein Leben in Gefahr, heute vergeß ich alles, um nur für ihn und meine Erkenntlichkeit zu leben, den unwiderſtehlichen Hang des Herzens zu folgen, verletze ich zum erſtenmahl meine Pflicht. Er hat mich aufgenommen der gute Mann, meine erſten Schritte geleitet, alles was ich bin, verdank ich ihm, er hat über mein Leben zu gebiethen, und ſelbſt wenn ich dieſes ihm opfere, iſt meine Rechnung noch nicht geſchloſſen.

Franz. Nun iſt der Augenblick da, wo Sie ihm ſeine väterliche Sorgfalt lohnen können — Morgen in einigen Stunden vielleicht —

Olden. Es bleibt uns nun keine Wahl der Mittel ihn zu retten, daß erſte ſey uns das willkommenſte. — Höre mich, die Treppe die in das Zimmer des Barons führt, geht auch in das

Untere des Thurms, mit Einbruch der Nacht ſteigſt du ohne Geräuſch und ohne Licht hinab. Sechzig Schritte unter der Diele dieſes Saals findeſt du eine Thür in eine kleine verfallne Kapelle, hier iſt der Schlüſſel dazu (giebt ihm ſelben) Im Hintergrunde der Kapelle, iſt ein ziemlich hohes Fenſter angebracht, welches auf den Wall geht, mit Hülfe des Schuttes wird es dem Baron nicht ſchwer fallen, das Fenſter zu erreichen, und zu öffnen. Dieſer Theil des Walls iſt durch die Elbe beſchützt, welche hart am Fuße deſſelben vorbey fließt, und faſt nie werden Wachen dorthin geſtellt. — Ich werde ein Schiffchen beſtellen, welches Euch aufnimmt, und an die Gränze bringt.

Franz. (wirft ſich auf die Knie.) Ich danke dir o Gott, mein guter Herr iſt gerettet. —

Born. (von außen) Nun Herr Franz, er läßt ſchön auf ſich warten.

Franz. Hier bin ich ſchon Herr Born! —

Olden. Ach lieber Franz, ſage dem Baron mein Lebewohl, und vor Allem, vergiß ja nichts von dem, was ich dir geſagt habe. Gott ſchütze euch.

Franz. Sorgen Sie nicht, jedes Wort iſt hier tief eingegraben, leben Sie wohl lieber, guter Herr Olden, Gott lohne ihnen ihre edle That. —

(Franz geht in den Thurm, die Soldaten kommen aus demſelben, Born ſchließt den Thurm.)

Born. Nun haben wir ſo viel ich weiß, nichts mehr zu thun, Herr Kapitain —

Olden. Nein, geht nur, ich komme ſogleich nach.

Born. (zu ſeinen Soldaten) Marſch.

(Wie Olden abgeht und Born das Gitter ſchließen will, erſcheint der Major, Born ſtellt ſich, die Soldaten ziehen das Gewehr an.)

Dreyzehnter Auftritt.

Vorige. Major Eſterlohe.

Eſterl. Ich ſuchte dich Olden, ich habe mit dir zu ſprechen.

Olden. Mit mir? Was mag er wollen (zu Born) entfernt euch! —

Born. Gut (kehrt nochmahl um) Ich wollte ſie nur mahnen, nicht zu vergeſſen, das Gitter zuzuſperren.

Olden. Sorge nichts! —

Born. (mit den Soldaten ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Olden. Major.

Eſterl. Mein Freund, es iſt Verrätherey im Werke.

Olden. Verrätherey?

Eſterl. Man will den Baron befreyen.

Olden. (gedehnt.) Wie? Wer könnte das?

Eſterl. Das weiß ich nicht, wills auch nicht wiſſen; es iſt ſchmerzlich unter ſeinen Kammeraden Verräther entdecken zu müſſen, denn, ſeyen ihre Beweggründe auch welche ſie wollen, Alles, was der Soldat gegen ſeine Pflicht thut, iſt Verrath. Doch muß ich nun auf meiner Hut ſeyn, ich hafte für den Baron Blendheim mit meinem Kopfe.

Olden. Wie?

Eſterl. So eben erhalt' ich den Befehl, mich unverzüglich nach Zerbſt zu begeben, die Sache betrifft eben den Baron, wie mir ſcheint, morgen Abends, oder längſtens Uebermorgen komme ich wieder zurück, während meiner Abweſenheit nun iſt es nöthig, daß ich das Kommando über dieſe Feſtung einen Mann überlaſſe, auf deſſen Redlichkeit ich bauen kann, — ich übergebe ſie dir —

Duetto.

Olden. (überraſcht.)
Wie mir? nein Herr Major ſie ſcherzen.
Ach dieß Vertrauen iſt zu groß.
Eſterl. Mein Lieber hier iſt nicht zu ſcherzen.
Dir übergeb' ich dieſes Schloß.
Olden. (ängſtlich.)
Ich bin noch jung und unerfahren,
(beyſeite.) O Himmel welche Aengſtlichkeit. —
Eſterl. Erprobte Treue von 10 Jähren,
Verbürgt mir deine Redlichkeit.

Olden. (für ſich.)
Ach wüßt er meines Herzens Leiden,
Er nehme ſeine Wahl zurück,
Gern will ich dieſe Ehre meiden
Den mich erwartet größers Glück.
Eſterl. (für ſich.)
Wer könnt' ihm dieſe Ehre neiden,
Ja er verdient wohl größers Glück
Der Gute er iſt zu beſcheiden,
Und ſtoßet mein Vertraun zurück.
Olden. Nein nimmermehr! —
Eſterl. Warum dieß Sträuben,
Olden. Ach lieber Freund
Eſterl. Ich bitte dich
Olden. Ach laß mich Untergebner bleiben
Eſterl. Hier nimm die Schlüſſel
Olden. Schone mich —
Eſterl. Mit meinen Kopf haft ich für Blendheim,
Hier nimm hin die Schlüſſel, ich vertrau' ihn dir.
(Er dringt ſie ihm auf.)
Olden. (für ſich.)
Mir übergibt der Freund ſein Leben,
Und Blendheim iſt zur Flucht bereit,
Ach kann es ſchwerern Kampf wohl geben,
Als zwiſchen Pflicht und Dankbarkeit.
Eſterl. Es handelt hier ſich um mein Leben,
Leb wohl es rufet mich die Pflicht
Nur dir will ich es übergeben
Gewiß den Freund verräthſt du nicht.
(umarmt Olden und geht ab.)

Fünfzehnter Auftritt.

Olden allein

(Er bleibt einige Augenblicke, vom Gewichte ſo mannigfaltiger Empfindungen, die ſeine Seele beſtürmen, niedergebeugt, unbeweglich ſtehen).

Ich hafte für Baron Blendheim mit meinem Kopfe, und nur dir kann ich ihn anvertrauen. Dieſe Schreckensworte ſtehen mit glühenden Buchſtaben in meiner Seele geſchrieben. — Ohne dieſem blinden Zutrauen, wäre die Rache des Staates auf mich gefallen, ich hätte beweint ſterben können, aber nun iſt es ein Freund, den ich verrathe, ein Freund, der ſein Leben in meine Hände legt, aber Blendheim? Mein Wohlthäter, mein Vater! Morgen, dieſe Nacht vielleicht, o mein Herz kämpft fürchterlich mit ſich ſelbſt, doch die Ehre befiehlt, ich muß ihr gehorchen, lieber will ich mit des Barons Haſſe beladen ſterben, als leben, und mich ſelbſt verachten. Noch iſt es Zeit, ich will ihm von Allem Nachricht geben (er geht gegen die Thüre des Thurms und ſucht die Schlüſſel) Born hat die Schlüſſel, wie werde ich nun mit dem Baron ſprechen können? (er ruft mit leiſer Stimme) Baron Blendheim! (er klopft) Baron Blendheim, Franz, man antwortet mir nicht, (er horcht aufmerkſam.) Ich höre Geräuſch. — Eine Thüre wird geöffnet — das iſt die Kapellthüre — O Himmel, noch einige Minuten und es iſt zu ſpät, der Major iſt verloren (er ruft ſtärker.) Blendheim! Blendheim! du rennſt in dein Verderben, komme zurück, Olden iſts, der dich ruft, er hört mich nicht, — großer Gott ich muß — ich muß (er läuft ganz außer ſich ans Gitter und ſchreyt.) Holla Wache! Born! zu den Waffen (er kömmt zurück.)

Finale.

Chor der Soldaten von außen.

Auf zu den Waffen, kommt herbey
Was ſoll das Lärmen, das Geſchrey.

Olden. (kommt zurück)

O ſieh Allmächtiger mich Armen
O hab mit meiner Qual Erbarmen.

Sechzehnter Auftritt.

Olden, Born, Soldaten mit Fackeln.

Born und **Chor** der Soldaten.

Ja hier ertönte das Geſchrey.
Kommt ſchnell herbey, kommt ſchnell herbey.

Born. (erblickt Olden.)

Recitativ.

Sie hier Herr Kapitain, ihr Wille?

Olden. (ganz erſchöpft.)

Ich war allein hier, alles ſtille

Da tönte plötzlich Lärmen an mein Ohr,
Ich horchte und es kam mir vor
Als öffne man im Thurm die Thüre zur Kapelle.

Born. Wie tauſend Mord, die Thüre zur Kapelle?
(zu zwey Soldaten, welche er an das Gitter ſtellt.)
Ihr gebet ſorgſam acht, und bleibet hier
Ihr Uebrigen ſchnell folget mir
(er geht mit Ihnen in den Thurm.)

Olden. (ängſtlich vor ſich hinſtarrend)
Nie wird mir Blendheim mehr verzeihen
Er hält mich ſtrafbar, glaubt dem Schein,
Ich, der verſprach ihn zu befreyen,
Muß ſelbſt nun ſein Verräther ſeyn.
(Born und Soldaten von innen.)
Halt! —

Blendh.
Franz. } Nun iſt keine Rettung mehr.

Olden. O Gott wie wird dieß alles enden?
(Born und Chor von innen.)
Sie ſind bereits in unſern Händen
Nein nun entkommt ihr uns nicht mehr.

Dreyzehnter Auftritt.

Vorige. Blendheim Franz werden von Soldaten aus dem Thurme geführt.

Born. (zu Olden.)
Herr Hauptmann ſchon war's hohe Zeit
Denn beyde wagten eben kühn

Durch jenes Fenſter zu entflieh'n
Doch Dank ſey's Ihrer Wachſamkeit,
Noch kamen wir zu rechter Zeit.

Blendh.
Franz.
Wie? Olden ſelbſt, der ſich zum Retter
Aus freyem Willen uns erboth,
Er ſelbſt iſt nun auch der Verräther,
Ha dieß iſt ſchmerzlicher als Tod.

Olden. (für ſich.)
Ich wag es kaum ihn anzuſehen,
Nicht eines Worts hält er mich werth,
Von ihm für ſtrafbar angeſehen,
Den meine Seele hoch verehrt.

(Born und Chor.)
Ganz ohne Frucht war dieß Bemühen,
Wir halten ſtreng auf unſre Pflicht.
Umſonſt ſucht ihr uns zu entfliehen,
Nein ſicher Ihr entkommt uns nicht.

Recitativ.

Born. Für dieſe Kühnheit ſollt Ihr büſſen,
Nun werd' ich ſtrenger Euch verſchließen.
Olden. Ja ſchließt Ihn ſorgſam ein,
Doch laßt ſein Leben Euch ſtets heilig ſeyn.
(Born und Chor.)
Nun fort, die Kühnheit ſollt ihr büſſen,
Wir halten ſtreng auf unſre Pflicht,

Wir werden beſſer Euch verſchließen
Nein ſicher Ihr entkommt uns nicht —

Blendh. welcher von den Soldaten fortgeführt wird, im Abgehen gefaßt, doch mit verachtendem Tone zu Olden.)

Ich habe mich in dir betrogen,
Du haſt mir Dankbarkeit gelogen,
Doch nein, ich richte nicht den Schein,
Dein Herz wird einſt dein Richter ſeyn.

Chorus da capo.

Franz. (im Abgehn zu Olden.)

Sie haben meinen Herrn verrathen,
Sind dieß des edlen Sohnes Thaten,
Was Sie gethan, vergeß ich nie,
Ja nur verachten kann ich Sie —

(Beyde werden von den Soldaten abgeführt, der Chor verhallt in der Ferne, Olden allein ſteht im Vordergrunde der Bühne, hält die Hände vors Geſicht, und ſchluchzt hörbar.

Chorus da Capo.

Ende des erſten Aufzuges.

Zweyter Aufzug.

(Das Theater ſtellt den Vorhof der Feſtung vor, welcher durch eine erhabene Mauer geſchloſſen iſt. In gerader Anſicht iſt eine groſſe gothiſche Thüre mit zwey Flügeln und einem Guckfenſterchen. Zur Rechten die Wohnung des Gefangenwärters. Weiter vorne auf der nähmlichen Seite die Wachſtube. Gegenüber bey der zweyten Couliſſe iſt ein Pavillon, deſſen vergittertes Fenſter gegen die Zuſeher angebracht ſeyn muß, die Thüre desſelben iſt nach der Quere. Eine ſteinerne Bank ſteht unter dem Fenſter des Pavillons.

Erſter Auftritt.

Born und Soldaten.

(Wenn die Gardine geöffnet iſt, ſo ſchlägt es 8 Uhr, gleich darauf hört man einen dreymahl wiederhohlten Trommelſchlag. Born kömmt aus der Wachſtube, ſchreyt Gewehr aus; mehrere Soldaten kommen aus derſelben, nehmen ihre Gewehre und entfernen ſich dann mit Born, welcher ſie anführt.)

Zweyter Auftritt.

Eſch. allein.

Eſch. (kommt aus ſeiner Wohnung, und ſieht den abziehenden Soldaten nach.)

Wohin geht denn das ſchon wieder? Ach es hat 8 Uhr geſchlagen, die Wachen werden abgelöſt. —

Nun müſſen die jungen Leute bald hier ſeyn. Eben recht, daß der Herr Commandant abweſend iſt, ſo kann man doch ein wenig über die Schnur hauen, ohne darüber ausgeſchmählt zu werden. Wenn man ſo mit ſeinen Freunden beyſammen ſitzt, da trinkt man auf die Geſundheit des einen, und das Wohlſeyn des andern ſo oft und ſo viel, daß man zuletzt nicht weiß, auf weſſen Geſundheit man ſchon getrunken hat. — Und ich muß es geſtehn, das iſt meine Schwachheit, ich habe ſo ein empfindſames wohlwollendes Herz, daß ich den ganzen Tag auf das Wohlſeyn meiner Verwandten, meiner Freunde, und ſelbſt jener Perſonen trinken möchte, die ich gar nicht kenne, beſonders wenn der Wein gut iſt.

Dritter Auftritt.

Franz. Eſch.

Franz (von innen.) Herr Eſch, öffnen Sie mir die Thür, ich bitte Sie! —

Eſch. Recht gerne. (Franz tritt heraus.) Wie geht's denn heute dem Herrn Baron?

Franz. Er befindet ſich nicht wohl.

Eſch. Will's wohl glauben. Er träumte ſich ſchon weit von unſern Mauern. Ja bey uns geht das ſo leicht nicht, (mit Beziehung auf ſich.) der Herr Major kennt ſeine Leute, denen er trauen darf.

Franz. Mein Herr ſendet mich, Sie um die Erlaubniß zu bitten, daß er dieſen Morgen im Freyen zubringen darf.

Eſch. Das kann ich für mich allein nicht thun, dazu gehört eine Ordre vom Herrn Capitän, aber ich bin überzeugt, er wird es nicht verweigern — da kömmt eben Born, der kann ihm's melden.

Vierter Auftritt.

Vorige. Born mit den Soldaten zurück.

Born. (zu den Soldaten.) Ruht, — vorwärts ſetzt an! Marſch.

(Die Soldaten ſetzen ihre Gewehre an, und gehen dann in die Wachſtube.)

Fünfter Auftritt.

Born. Eſch. Franz.

Eſch. (zu Franzen.) Da iſt er, erſuchen Sie ihn —

Franz. Sie würden mich ſehr verbinden, Herr Eſch, wenn Sie das in meinem Nahmen thäten; denn er ſieht heute noch mürriſcher aus, als gewöhnlich —

Eſch. Meinetwegen. (zu Born, der in die Wachſtube gehen will, ohne auf Franz und Eſch zu merken.) He! Born!

Born (wendet ſich.) Was ſoll's?

Eſch. Warum ſo verdrießlich?

Born. Der Teufel möcht's nicht ſeyn —

Eſch. Es wäre doch höflich von dir, wenn du mir zu meinem Geburtstage Glück wünſchteſt —

Born. Nun gut, mich freut's, daß du geboren biſt. (will ab)

Eſch. So laß mich doch wenigſtens die Urſache deiner übeln Laune wiſſen.

Born. Der Henker hohle den Dienſt in dieſem Schloſſe, nun will der Herr Capitän gar, daß bis zur Ankunft des Herrn Majors alle Wachen verdoppelt werden — daran iſt die ſaubere Geſchichte von geſtern Schuld. —

Eſch. Das iſt eine Sache von höchſtens zwey Tagen, und ein ordentlicher Schmaus macht Alles wieder gut. Ich erwarte heute meinen Neffen Quirin mit ſeinem Weibe, ſieh zu, daß du von der Geſellſchaft ſeyn kannſt. —

Born. (munterer.) Quirin kömmt mit ſeinem Weibchen, ach das läßt ſich hören, und topp, ich komme, mach mir's zu wiſſen, wenn ſie angekommen ſind. (will ab.)

Eſch. Noch eins, Herr Franz da hat mich eben gefragt, ob es ſeinem Herrn nicht erlaubt ſey, dieſen Morgen im Freyen zuzubringen?

Born. Und was haſt du geantwortet?

Eſch. Daß ich darüber nicht zu beſtimmen habe.

Born. Daran haſt du klug gethan —

Eſch. Ich ſagte ihm, daß dieß vom Herrn Capitän abhinge, und daß du —

Born. Ach, ich merke, wo das hinaus will, ich ſoll vielleicht den Herrn Capitän um Erlaubniß bitten?

Eſch. Ja; ja, ſo etwas dergleichen. —

Born. Geſchieht nicht —

Eſch. Wie? (zieht Born auf die Seite.) Bedenke Born, was hat denn der arme Teufel auch für ein großes Verbrechen begangen? Wir hätten's an ſeiner Stelle gewiß auch gethan. Er verſuchte es, aus ſeinem Kerker zu entkommen, da hatte er recht, wir ließen ihn nicht entflieh'n, und da hatten wir recht, iſt es wahr oder nicht?

Born. Im Grunde kann ich das nicht läugnen. (lächelnd.)

Eſch. Nun ſieh, wie könnt' ich alſo wegen dieſer Kleinigkeit mich rächen, und ihm dieſen Freundſchaftsdienſt verweigern. Geh, ſuche ihm von dem Herrn Capitän die Erlaubniß zu bewirken, thu mir dieſe Gefälligkeit heute an meinem Geburtstage —

Born. Nu meinethalben; du weißt mich ſchon immer auf meiner empfindlichſten Seite zu packen. Ich bin ſogleich wieder hier.

Franz. Ich danke Ihnen Herr Born —

Born. Dem Fürſten treu dienen, und

dem Unglücklichen beyſtehen, iſt die Pflicht jedes braben Soldaten. — (ab.)

Sechſter Auftritt.

Eſch. Franz.

Eſch. Ich wußte es ja gleich, Born iſt ein guter Menſch, und weiß man ſich nur gehörig gegen ihn zu benehmen, ſo thut er, was man will. (Es wird an die Thüre im Hintergrunde geklopft.)

Franz. Man klopft! —

Eſch. Das ſind gewiß die jungen Leute. — (er ſieht durch das Guckfenſterchen.) Richtig, ſie ſind's. (Er öffnet die Thür.)

Siebenter Auftritt.

Vorige. Quirin, Suſe, Wilhelmine als Savoyarde gekleidet. Auf dem Rücken trägt ſie eine Kiſte in Form einer magiſchen Laterne, ſie hält einen Triangel und eine Guitarre umhängen, und einen Knotenſtock in der Hand.

Quintett.

Quirin. Suſe.

Lieber Vetter, ſchön willkommen —

Wilhel. Ah bon jorno liebe Err! —

Eſch. Liebe Kinder, ſchön willkommen,
Schon verhofft' ich euch nicht mehr —
(Er ſchließt die Thüre im Hintergrunde, unterdeſſen nähert ſich Wilhelmine Franzen, und zupft ihn am Rocke.)
Wilhel. Franz! —
Franz. (beyſeite, nachdem er Wilhelminen erkannt hat.)
Wilhelmine? Träume ich! —
Wilhel. (leiſe zu ihm)
Ja ich bin's, verſtelle dich! —
Suſe. (leiſe und lebhaft.)
Denke, welch Gefahr dir droht. —
Alle 3. Wache über (uns / ſie) o Gott. —
Eſch. (kommt im Vordergrunde.)
Nun endlich, ſeyd ihr endlich hier,
(auf Wilhelminen zeigend.)
Doch ſprecht, was will der Burſche hier?
Suſe. Es iſt ein armer Savoyarde,
Er kam erſchöpft an meine Thür,
Und bath mich um ein Nachtquartier.
So rührend wußte er zu fleh'n,
Ich konnte ihm nicht widerſtehn. —
Quirin (verdrießlich ihr nachäffend.)
Ich konnte ihm nicht widerſteh'n,
Das wagſt du noch mir zu geſteh'n?
Suſe. Ach! dann erzählt' er mir ſein Leiden,
Und nahm mich vollends für ſich ein,

Quirin. Ja eines Savoyarden Leiben
— Das mag auch recht erbaulich ſeyn.
Suſe. Er zeigte mir viel ſchöne Sachen.
Quirin. Geduld, ich werde blind dich machen.
Suſe. Er ſang mir hübſche Liedchen vor.
Quirin. Gewiß ich ſtopfe dir das Ohr.
Wilhel (leiſe zu Suſe.)
Dir gutes Weibchen dank ich heut'
Des Widerſehens Seligkeit.
Suſe. (ebenſo.)
Zu helfen bin ich ſtets bereit,
Mich lohnt mein Herz mit Seligkeit.
Eſch (zu Suſe.)
Wer armen Brüdern Hülfe beut,
Den lohnt ſein Herz mit Seligkeit.
Franz (für ſich.)
O Freude! ihn erwartet heut,
Des Wiederſehens Seligkeit,
Quirin (weinerlich für ſich.)
Nein wahrlich das geht doch zu weit,
Iſt das des Ehſtands Seligkeit?

Suſe. Nun nicht wahr lieber Vetter, er iſt ein recht hübſcher artiger Junge?

Quirin. Du Suſe, ich rathe dir's, bring mich nicht auf's Aeußerſte, ich bin dein Mann, mich haſt du artig und liebenswürdig zu finden, und ſonſt keinen, verſtanden?

Suſe. (zu Eſch.) Und tanzen kann er wie ein Engel.

Eſch. Deſto beſſer (zu Wilhelmine) das mußt du uns Alles zeigen lieber Junge!

Wilhel. Rekt gern liebe Err! —

Quirin. (aufgebracht zerreißt den Blumenſtrauß nach und nach, den er in Händen hat.) Was das für ein Aufhebens iſt, wegen des Savoyarden da, als ob unſereins nicht eben ſo gut Augen, Mund und Naſen hätte wie er, ich glaub, ich kaan mich mit meiner Geſtalt überall ſehen laſſen, daß Du keinen Geſchmack an mir findeſt, das kommt daher, weil ich dein Mann bin, aber mir fehlt gewiß nichts — was fehlt mir? — he?

Suſe. O ich bitte dich, ſchweig mit deinem Eigenlob, mach lieber dem Herrn Vettern deinen Glückswunſch zu ſeinem Geburtstage, und gib ihm deinen Blumenſtrauß.

Quirin. Glück wünſchen? Blumen geben? Haſt recht. (er ſieht den Blumenſtrauß an, und bemerkt, daß er ihn zerriſſen hat.)

Suſe. (lacht) Recht hübſch, ha, ha, ha, da ſeht einmahl Vetter, was er Euch für einen hübſchen Strauß bringt.

Quirin. Wer iſt Schuld daran? Du, du haſt mich böſe gemacht, grimmig böſe (zerreißt den Blumenſtrauß ganz, und wirft ihn zur Erde.)

Eſch. Was ſoll das immerwährende Zanken, ſo viel mir ſcheint, lebt ihr eben nicht am Beſten zuſammen?

Suſe. Seht lieber Vetter, ſo geht's die ganzen zwey Monathe hindurch, die wir vermählt ſind, er zankt mit mir von Morgen bis zum Abend.

Quirin. (leiſe zu Eſch.) Aber von Abend bis zum Morgen vergleichen wir uns wieder (laut.) Uebrigens weil ich keinen Strauß für Euch habe, lieber Vetter, ſo will ich Euch dafür meinen Glückswunſch zweymahl ſagen, dieß wird Euch lieb ſeyn, nicht wahr?

Eſch. Laß es nur, ich verlange ihn zum erſten Mahle nicht zu hören —

Quirin. Nein! das laß ich mir nicht nehmen, er iſt einmahl gar zu hübſch, ich habe mir lange darüber den Kopf zerbrochen, (er ſtellt ſich in Poſitur, und fangt auf eine komiſche Art zu peroriren an.) Nachdem es der Weltlauf ſchon ſo mit ſich bringt, daß alle Menſchen geboren werden, und der Tag, an welchem Sie geboren wurden, alle Jahr wieder kommt, ſo iſt es der Brauch, daß man Ihnen an dieſem Tag Glück wünſchet, es mag Sie nun freuen, daß Sie geboren worden ſind, oder nicht, und daher komm auch ich — auch ich — komme — daher komme (Eſch und Suſe lachen laut auf, daher wird Quirin noch mehr irre, und ſtottert immer mehr, dann zu Suſe.) Warum lachſt du?

Suſe. Ueber deinen ſchönen Glückswunſch ha, ha, ha, du kommſt ja aus dem Geborenwerden und Kommen gar nicht heraus! —

Quirin. (ſehr aufgebracht.) Nun da ſeht Ihrs ſelbſt Vetter, nun lacht ſie mich wieder aus und Ihr duldet es ſo ungeahndet? (höchſt zornig)

Wenn mein Weib nicht einmahl Reſpect vor mir hat, wer ſolls denn haben?

Suſe. Niemand Dummkopf. —

Quirin. Du Suſe ich bin dein Mann, dein Herr, dein König, dein — ich weiß gar nicht, was ich bin, und du unterſtehſt dich, mich einen Dummkopf zu heißen? Und am Ende wenn ich wirklich dumm bin, kann ich etwas dafür, daß mich Gott ſo hat wachſen laſſen?

Eſch. (zu Suſen) Sey klug, es iſt eben nicht rühmlich für dich, wenn du deinen Mann immer lächerlich machſt. —

Suſe. Das geſchieht nur aus Scherz lieber Vetter, er weiß doch recht gut, daß ich ihn aus ganzem Herzen lieb habe, nicht wahr Männchen? Komm gib mir einen Schmatz, und ſomit ſey wieder Friede unter uns. (ſtreichelt ihn.)

Quirin. Was das für ein Teufelsvolk iſt, um die Weiber, da machen ſie uns böſe, zum Springen böſe, werfen uns wohl gar ein paar Flaſchen zum Kopf, und dann kommen Sie mit ihren Händchen, und ſtreicheln und ſchmeicheln, und wir guten Lappen verſchmerzen alles, und küſſen zuletzt noch die Hand, die uns ſchlug, nun ich will auch keinen Sonderling machen (pathetiſch komiſch) Ich verzeihe dir!

(Während dieſes Dialogs machen ſich Wilhelmine und Franz Zeichen des Einverſtändniſſes. Franz bezeichnet Wilhelminen den Pavillon, in welchen ihr Vater eingeſperrt iſt, dieſe zieht einen Brief aus dem Bu-

ſen, welchen ſie ihm einzuhändigen bemühet iſt, allei
Eſch ſieht öfters auf beyde, und hindert ſie auf dieſ
Art daran, in dieſem Falle ſtellen ſie ſich an
als ob ſie an den Geſprächen Antheil nähmen.)

Achter Auftritt.

Vorigen. Born.

Franz. (geht Born entgegen.) Nun Herr Born, was hat der Herr Capitain geantwortet?

Born. Er gab die Erlaubniß, daß Baron Blendheim eine Stunde im Freyen zubringen dürfe, doch nur unter der Bedingung, daß er ſich nicht aus dem Vorhofe der Feſtung entferne, und daß ich ein wachſames Auge auf ihn habe. —

Quirin. (für ſich) Ganz natürlich, er kann nur Ein wachſames Auge auf ihn haben, den auf dem andern ſieht er nichts. —

Eſch. Nun ſo will ich ihm den Käfig öffnen.

Born. Das magſt du (leiſe zu Eſch.) das wird uns doch in unſerm kleinen Feſt nicht hindern?

Eſch. Ganz und gar nicht, wir können ja hier im Freyen eſſen, du Quirin bring indeſſen Wein und Brod zum Anbiſſe, und du Born rufe deine Leute aus der Wachſtube, ſie ſollen auch wiſſen, daß mein Geburtstag iſt.

(Eſch geht in den Thurm, Born in die Wachſtube, aus welcher er mit mehreren Soldaten kommt, Quirin bringt Wein und Brod aus Eſchens Wohnung.)

Wilhel. (ſpricht unterdeſſen leiſe zu Suſe.) O welchen Dank bin ich Ihnen ſchuldig gute Suſanne — ich werde ihn ſeh'n.

Suſe. (eben ſo zu ihr.) Nichts von Dank, mäßigen Sie nur Ihre Freude, und verrathen Sie ſich nicht. —

Quirin. (tritt ſchnell zwiſchen Beyde.) Gibts da ſchon wieder intereſſante Unglücksfälle zu erzählen? Suſe, Suſe, ich ſag dirs, mach mirs nicht zu bunt, (zu Wilhelminen) und du Purſche — marſch. —

Wilhel. Ick wollen nur — —

Quirin. Du haſt hier nichts zu wollen—
(indeſſen hat Eſch die Thüre des Pavillons geöffnet, und tritt mit Blendheim heraus.)

Neunter Auftritt.

Vorigen. Blendheim.

Blendh. Ich danke Ihnen, Herr Born, guten Morgen liebe Leute. Suſe, Quirin und Born grüßen den Baron.)

Wilhel. (für ſich.) O Gott, mein armer Vater, wie Gram und Kummer ſeine Wangen gebläßt, und ſeine Stirne gefurcht haben —

Blendh. Laßt Euch durch meine Gegenwart in Eurer Freude nicht ſtören, kann ich auch nicht mit einſtimmen, ſo wird es mich doch auf einige Minuten meines Elendes vergeſſen machen.

Eſch. (zu den Uebrigen) Ja, ja, greift zu! (ſchenkt Wein ein.) Trinkt, ſingt, erluſtiget Euch, das wird ihn zerſtreuen. —

Allgemeiner Chor.

Laßt das Leben uns genießen,
Nützet froh den Augenblick,
Denn die Stunden, die verfließen,
Kehren nimmermehr zurück.
Eſſet, trinket, koſ't und lacht,
Dazu iſt der Menſch gemacht.

(Die Soldaten ſammt Born, Eſch, Quirin, trinken; Blendh. ſetzt ſich auf die Bank, die unter dem Fenſter ſteht.)

Franz. (leiſe zu Blendheim).
Ihre Tochter Wilhemine,
Sie iſt hier —
Blendh. — Gott, iſt es wahr?
Franz. Unterdrücken ſie die Freude,
Denn ſonſt drohet ihr Gefahr.
Blendh. Wo? ach wo?
Franz. Der Savoyarde dort —
Blendh. Sie iſts! —

(Die Uebrigen außer Blendheim, Wilhelmine und Franz ſind im Hintergrunde verſammelt, ſingen vorſtehendes Chor, und ſtoßen die Gläſer an, damit es das Anſehn hat, als bemerkten ſie nicht was vorne geſchieht. Franz ſtellt ſich vor Blendheim, Suſe vor Wilhelminen, um ſie den Augen der Uebrigen zu entziehn, dieſe ſehen einander trunken vor Entzücken unverwandt an.)

Blendh. Wilhel.

Die gute Tochter
Den guten Vater) ſeh ich wieder.
Und muß verbergen dieſe Luſt
Ich fühle beben meine Glieder.
Und darf nicht hin an (ihre / ſeine) Bruſt.

Franz. Suſe.

Die gute Tochter ſieht er
Den guten Vater ſieht ſie) wieder,
Und muß verbergen dieſe Luſt.
Vor Freude beben (ſeine / ihre) Glieder
Und darf nicht hin an (ihre / ſeine) Bruſt.

Born, Eſch. (halten ihre Gläſer hoch, und ſingen den Uebrigen vor.)

Der Wein ſtrömt Feuer in die Glieder,
Gewährt uns hohe Götterluſt,
Drum trinkt ſo viel ihr könnt, ihr Brüder,
Und ſingt ſein Lob aus voller Bruſt.

(Der Chor fällt ein, Blendheim, Franz, Wilhelmine ſtimmen vor Freude hingeriſſen, auch mit ein.)

Born. (im ſtrengen Tone zu Wilhelminen.) Wer biſt du?

Suſe. (beſorgt, Wilhelmine möchte ſich verrathen, tritt zu Born und fällt ſchnell ein.) Es iſt ein —

Born. Er ſelbſt ſoll mir antworten. — Wer biſt du?

Wilhel. (ohne darüber verwirrt zu werden, im fröhlichen Tone.) An Savoyardo Signore.

Born. Dein Nahme?

Wilhel. Guilielmo.

Born. Wo kömmſt du her?

Wilhel. O von weit, von ſehr weit —

Quirin. (Zwiſchen den Zähnen murmelnd.) Hätteſt dich meinetwegen nicht hierher bemühen dürfen.

Born. Wer hat dich ins Schloß gebracht?

Wilhel. (auf Quirin deutend.) Dieſe gute Mann, und ſauer Weib! —

Quirin. Nein, ich nicht, Herr Born, ich nicht. —

Born. Was willſt du hier?

Wilhel. Euk mak klaner Unteraltung. —

Born. Das iſt gut, was forderſt du dafür?

Wilhel. (mit Feuer und beziehungsweiſe.) Io ſans ſchon befahl. —

Born. Nicht übel. (zu Eſch.) Der Purſche gefällt mir.

Quirin. Meiner Suſe gefällt er auch, ich finde eben nichts Außerordentliches an ihm!

Born. (auf die Schachtel deutend.) Was haſt du da?

Wilhel. Das ſans marmotte, Murmelthier, mak ſi alles, was piacere. (zeigt die Kiſte welche neben ihr auf der Erde ſteht.) Und das ſans Raritåt, ſchöne laterna magica, wo ſi ſick der Stadt und der Land von aller Weltthal (leiſe zu Franzen der an ihrer Seite ſteht.) Darin iſt ein Bauernkleid fůr meinen Vater!

Quirin. Raritåten? das gefållt mir, das muß ich gleich ſehn. —

Wilhelm. (låßt ihren Knotenſtock ihm auf die Fůße fallen.) Lentamente Signore! Lentamente piano. —

Quirin. (befůhlt ſeinen Fuß.) Warte Burſche, ich will dich acht geben lehren. —

Suſe. Geſchieht dir ſchon recht, warum biſt du ſo neugierig. —

Eſch. Nun mach einmahl, Kleiner, ſing uns unterdeſſen etwas, bis wir uns ordentlich zu Tiſche ſetzen.

Born. Oder tanz uns den Savoyarden-Tanz.

Quirin. Zeig lieber deine Raritåten. —

Wilhel. Wie ſie befehl, ick maken eute alles mit Freuden. Erſt ick werd ſingen ſchöne Aria.

Eſch. Das kannſt du, etwa ſo ein Liedchen von einem alten tapfern Rittersmann, das iſt mein Caſus, die Helden konnten recht ſaufen, wie ſichs gehört.

Wilhel. Schon reckt! (Sie nimmt die Guitare, welche ſie anhången hat, und theilt Abſchriften von dem Liede unter die handelnden Perſonen aus.)

Quitin. (nachdem er den Zettel, den er von Wilhelminen bekommen, hinten und vorne beſehn hat.) Was ſoll ich denn damit thun, ich kann ja nicht leſen?

Wilhel. Nur bealten (mit Beziehung.) Anderer werden leſen für dick.

Quirin. Nun meinetwegen, ſo will ichs auch einmahl machen, wie ſo viele andere, und etwas thun, was ich nicht verſtehe.

(Wilhel. nähert ſich ihrem Vater, und anſtatt daß ſie ihm auch einen ſolchen Zettel, wie den andern gibt, zieht ſie ſchnell ein anderes Papier aus dem Buſen, welches ſie ihm reicht, Born, welcher bemerkt daß Wilhelm. bey Blendheim ſteht, verläßt ſeinen Platz und tritt trotzig zwiſchen Beyde. Wilhel. welche dieß ſchon früher wahrgenommen hat, verſteckt geſchickt das Papier in ihren Gürtel, faßt mit der linken Hand einen Zettel, und gibt ſelben ihren Vater in dem Augenblick, da Born zu ihnen tritt.)

Born. (nimmt ihr den Zettel aus der Hand, und fixirt Wilhel. und Blendh:) Was iſt das für ein Zettel?

Wilhel. (ohne aus der Faſſung zu kommen). Es ſan aner Abſchrift von der Canzonetta, wie ick ähen geben aller anderer —

Born. (durchſieht das Papier, und gibt es dem Blendh. wieder) Gut! nun ſing Junge. —

Wilhel. Das Lied ſagen aner wahraften Geſickte — Es ſans titulato: der Befreyung (mit Beziehung zu Blendh.) Geben gut ackt, daß mick verſteh.

Lied.

1.

Un Rittersmann wurden in aner Slackt
Geworfen von ſane Roß
Von ſeinem Feinde gefangen gemackt,
Und eingeſperrt in ſein Sloß,
Fein Liebgen des Ritters nun örte das
Drob weinte die blauen Äuglein ſick naß
Wußt nimmer zu elfen ſick.
(mit Beziehung zu Blendheim und Franz, halblaut)
Verſtehn Sie mich?
(zu Eſch und den Uebrigen)
Verſteh' ſie mick? —

Quirin. Mir ſcheint gar der Burſche meint, wir ſind dumm, wer ſollte denn das nicht verſtehn? Einmahl war einer eingeſperrt, und ſein Mädel wollt' ihn befreyn, wußte aber nicht wie, und darüber war ſie traurig. —

Wilhel. (lächelnd) Reckt liebe Err, ſo ſtehns in der Geſang (ſingt)

2.

Einſt thaten auf ſich die Kerkerthür,
Ereintritt ein altes Weib.
Der Ritter erſtaunen Anfangs vor ihr
Dock ſie reiß die Kleider vom Leib
Und bitten ihn ſchnell ſie zu ziehen an

Er thuts, küßt ſie, und entfliehen ſodann
Und ſie blieb allein zurück.

(wie oben)

Verſtehn Sie mich,
Verſteh ſie mick. —

Quirin. Nein, das begreif ich nicht, das iſt mir ganz dunkel. Wer war denn das alte Weib?

Suſt. Schwachkopf! merkſt du denn nicht, daß dieß das Mädchen wär, die ſich in die Kleidung ſteckte, um den Ritter zu retten —

Biendh. Ob's ihr wohl auch gelingen wird?

Wilhel. O ſicker, ſicker, denn ſie geben Blut und Leben für ihn. —

Quirin. Sieh ein Menſch, wie pfiffig das Mädel war, der Kerkermeiſter mußte aber wohl auch auf den Kopf gefallen ſeyn, daß er dieß geſchehen ließ. —

Eſch. Ha, ha, ha, Narr, er merkte es ja nicht. —

Quirin. Ich ſollt' dort Gefangenwarter geweſen ſeyn, mich hätte ſie gewiß nicht überliſtet, ich hätte das Weib gar nicht zum Ritter gelaſſen. —

Born. Das wäre das klügſte geweſen.

Wilhel. Deren weiter! —

(ſingt.)

Nun komm der Ritter des Sloſſes bald
Will mit dem Gefangenen ſpreck,

Er ſehen einer Mädgengeſtalt,
Und alles ſick bald entdeck,
Es rühren der weinende Auge ihn
Er ſprick, ick verzeih, zieh in Frieden hin —
Und nimmer trennten ſie ſick.

(wie zuvor)

Verſtehn Sie mich —
Verſteh ſe mick.

Quirin. Nun da haben wirs, einer verzeiht, und ein Paar heirathen, das iſt das Ende von jedem Lied, daß hat mir gar nicht gefallen; — da kann ich hübſchere, wollt Ihr, ſo ſing ich eins?

Eſch. Nein, nein, laß es nur gut ſeyn.

Born. Der Bube ſingt gar nicht übel, meiner armen Seel, das Liedchen hat mich faſt weichherzig gemacht, ich könnte es in dieſem Augenblicke, dem Mädchen ſelbſt verzeihn, wenn ſie mich ſo überliſtete. —

Eſch. (zu Wilhel.) Willſt du uns nicht auch ein wenig tanzen?

Wilhel. O cospetto, das ick will gleick — Ick ſans ſo luſtig ſo aufgeleckt —

Franz. (leiſe zu Suſen) Wir haben alles verſtanden, aber wie?

Suſe. Laſſen Sie uns machen. —

Wilhel. (gibt Quirin einen Triangel) Nehmen das.

Quirin. Was ſoll ich denn mit dem Dinge thun?

Wilhel. Slagen! —

Quirin. So? (ſchlagt aus allen Kräften)

Wilhel. Nide, nide.

(Sie nimmt den Triangel und gibt ihn Suſen, welche ihn ſpielt, während Wilhelmine mehrere lebhafte und komiſche pas tanzt, Quirin ſucht ihr den Tanz nachzuahmen, und kömmt auf dieſe Art in verſchiedene Gruppirungen mit ihr. Nachdem Wilhel. den Tanz geendet hat, zieht ſie ihr Mützchen, und ſammelt der Reihe nach ab. Quirin mit ſich ſelbſt zufrieden, glaubt auch berechtigt zu ſeyn, einen Lohn fordern zu dürfen, und macht nach Wilhelminen die Tour, indem er in ſeinen Hut abſammeln will — alle Anweſenden geben zuerſt Wilhelminen eine Gabe, und ſpotten dann des nachkommenden Quirins. Wie Wilhelmine zu ihren Vater kommt, faßt ſie verſtohlen ſeine Hand, und preßt ſie an ihren Mund).

Wilhel. (leiſe und lebhaft zu ihrem Vater) Gehen Sie zurück in den Pavillon, und halten Sie ſich am Fenſter bereit.

(Sie erblickt Quirin, welcher ſich ihnen nähert, und macht Blendheim ein linkiſches Compliment, indem ſie mit dem Fuß weit ausſcharrt, und auf dieſe Art den hinter ihr ſtehenden Quirin fallen macht, ſpricht zugleich laut zu Blendheim, welcher ſich anſtellt, als würfe er ihr eine Münze in den Hut) Danke ſchön gute Err! —

Quirin. (zornig) So gib doch Acht, Junge, zu was ſollen den all die Complimenten?

Wilhel. Man oſtick muß ſeyn! —

Quirin. Gegen einen höflich, gegen den andern grob.

Eſch. Nun Kinder kommt, helft mir das Nöthige herbey ſchaffen, wir ſetzen uns hier im Freyen zu Tiſche.

Born. Das iſt gut. (gibt den Soldaten ein Zeichen ſich zu entfernen, dieſe gehen in die Wachſtube).

Blendh. Gute Unterhaltung meine Freunde, ich gehe wieder in den Pavillon.

Eſch. Warum Herr Baron, wollen Sie nicht bey uns bleiben?

Blendh. Ich danke, mir iſt nicht ganz wohl.

Eſch. Wie Sie wollen. (Blendheim ab) Aber Sie bleiben Herr Franz?

Franz. Wenn Sie erlauben, ich bin gerne wo es luſtig zugeht. —

(Während dem hat Wilhelmine das Kiſtchen mit der magiſchen Laterne auf die Bank, die unter dem Fenſter des Pavillons ſteht, geſtellt, Suſe und Quirin ſind beſchäftigt, den Tiſch zu decken, wo ſie alles Nöthige aus Eſchens Wohnung hohlen. Born und Eſch gehen auf dem Theater herum, man ſieht Blendheim am Fenſter).

Franz. Höre kleiner Freund, zeige mir doch auch das, was du in dieſem Kiſtchen haſt.

Wilhel. Von Erzen gerne, dock mir müſſen verſpreck, zu ſagen niemand von das, was Sie aben ſehn darin.

Franz. Ich verſpreche dir's —

(NB. Dieſes Kiſtchen iſt von innen in 2 Theile getheilt der vordere Theil, welcher ſich gegen die Zuſeher mit Hülfe zweyer Klappendeckel öffnet, ſchließt gemahlte Gläſer, und alles was zu einer magiſchen Laterne gehört, in ſich, in dem hintern Theile befindet ſich ein vollkommnes Bauernkleid.)

Wilhel. Nun ſo kommt (zu Born und Eſch) Wollt ihr nickt auck ſehen Signore?

(Während des folgenden Quintettes nähern ſich Born und Eſch und ſehen hinein, indem ſie ſich bücken, öffnet Franz den Hintertheil des Kiſtchens, und winkt Blendheim. Wilhelmine zieht behutſam ein Stück des Bauernanzugs heraus, und reicht es ihm, welcher ſelbes durch die Gitterſtangen hineinzieht, und ſich ſogleich wieder verbirgt. Born erhebt ſich wieder, und ſchnell nehmen Wilhemine und Franz eine unbedeutende Stellung an, welches Theaterſpiel öfters wiederhohlt wird. Blendheim welcher auf jede Bewegung aufmerkſam lauſcht, nimmt alles, was ihm Wilhelmine reicht. Dieſe Pantomime muß äußerſt lebhaft und genau gegeben werden, und in dem nähmlichen Augenblicke geendet ſeyn, als das zum Eſſen Nöthige bereitet iſt.)

Quintetto.

Wilhel Söne Narität! Signore kom ſie er
So etwas ſeh in Lebertag nit mehr.

Born. (nähert ſich der Kiſte.)
Nun laß uns ſehn, wir ſind ſchon hier.

Wilhel. Jck werden alles explicir.

(Born und Eſch ſehen hinein, Wilhelmine explicirt im Savoyarden-Tone.)

Zu erſt erſein, nun ſeh ſie akt,
Stadt Wien in ſeiner voller Prackt
Mit ſeiner Aus ſo mäktig groß
Und Thurn der an der Wolken ſtoß.

Eſch. Born.
O ſchön, o ſchön!
So etwas hab ich nie geſehn.

Quirin. (welcher indeſſen mit Suſen das Meiſte beſorgt hat, läuft eilig hinzu.)
O laßt auch mich ein wenig ſehn.
(ſieht hinein.)

Wilhel. So ſehen dock, ſo ſehen dock,
Nun ſehen etwas ſchöners nock.
(Born, Eſch, Quirin ſehn hinein, ſie gibt indeſſen Blendheim die übrigen Kleidungsſtücke.)
Hier ſeh ſie dieſe große Mann,
Mit ſeiner untert Augen an,
Signore ſehen übral in —
Und dock betrüg ein Madel ihn.

Born, Eſch. Quirin.
O ſchön, o ſchön,
So etwas hab ich nie geſehn.

Wilhel. (wie oben.)
Nun werd Sie ſehn der Großvezier,
In ſeiner gantzen Prakt und Zier
(mit Beziehung auf Blendheim.)
Der Klad, o ſehn der Klad, nur an.
(leiſe zu Blendheim.)
O ziehn Sie es geſchwinde an.

Born. Eſch. Quirin.
Ja herrlich prächtig iſt dies Kleid,
Dieß ſieht man nimmer weit und breit.

Blendheim, Franz, Wilhelmine.
O Gott vielleicht daß dieſes Kleid.
Aus (meinem) / (Ihrem) Kerker (mich) / (Sie) befreyt.

Eſch. (welcher ſieht, das bereits das Eſſen auf dem Tiſche ſteht.) Und nun kommt zum Eſſen, kommt, wollen Sies ſo gut haben Herr Franz —

Franz. Ich danke.

Eſch. (zu Wilhelm.) Nun, und du Kleiner? komme —

Wilhel. Ick nieder verdienen ſo vieler Hehre (leiſe zu Suſe) Sehen Sie, Born ſo zu ſetzen, daß er dem Pavillon den Rücken kehret. (laut) Wenn Sie mir will geben etwas Kleinigkeit, ick ſchon auck will hier manſchar auf mein Gucks in der Lock (nimmt die Kiſte von der Bank, und ſtellt ſie 4 Schritte von der Thür des Pavillons auf die Erde.)

Suſe. (deutet auf einen Seſſel zur linken.) Der Herr Born ſetzt ſich hieher! —

Born. Nein, nein, ich will mich lieber auf die andere Seite placiren, denn ich darf den Pavillon nicht aus den Augen laſſen, oft hat der Teufel ſein Spiel, wenn mans am allerwenigſten vermuthet, und der Herr Capitän gab mir den Gefangenen auf die Seele. — (ſetzt ſich ſo, daß er gerade im Angeſichte des Pavillons iſt).

Wilhel. (bey Seite zu Franzen.) Welch ein Mißgeſchick, was werden wir nun thun?

Suſe. Wie Sie wollen (ſetzt ſich neben ihm)

Eſch. Nun greift zu Kinder, Herr Franz, wollen Sie uns denn gar nicht Beſcheid thun?

Franz. Wirklich, ich danke Ihnen für Ihre Güte.

Quirin. (leiſe zu Eſch mit vollem Munde)

Laßt ihn doch gehn Vetter, ſo bleibt uns deſto mehr.

Eſch. Suſe, gib doch unſerm kleinen Jungen dort auch etwas. —

(Suſe gibt Wilhel.)

Wilhel. Ich dankene vielesmahl (zieht ein Meſſer hervor und iſt gierig)

Eſch. Iß nur zu, laß dich nicht ſtören, in deinem Alter aß ich für drey.

Quirin. Und nun trinkt der Vetter für ſechs. —

(Während dieſes alles auf dem Theater vorgeht, ſieht man, wie ſich Blendheim verkleidet.)

Suſe. Herr Born, lieber Herr Born, haben Sie doch die Güte, und erzählen Sie uns eine von den vielen Schlachten, die Sie mitgemacht haben, es macht uns immer große Freude, Sie davon ſprechen zu hören.

Quirin. Ja ja, das iſt prächtig, dabey ſchmeckts mir nochmahl ſo gut, wirklich, ſo oft Ihr ſo eine Geſchichte erzählt, ſo träumt mir dann des Nachts davon, da kömmts mir vor, als wär ich mitten unter einer feindlichen Armee, da hau ich rechts und links um mich, darüber wird mein Weib munter und zornig darüber, ſchlägt mich, ich ſchlag Sie wieder, und ſo wird am Ende eine wirkliche Bataille daraus.

Eſch. Nun und wer iſt denn am Ende Sieger?

Qurin. Der Klügere gibt nach, ich zieh mich zurück, überlaß ihr das Schlachtfeld, und leg' mich auf die Erde. Doch nun erzählen Sie Herr

Born. Wiſſen Sie, die Bataille, in der Sie erſchoſſen worden, iſt mir die Liebſte aus allen. — (Alle lachen.)

Born. Er will ſagen, wo ich wie todt auf dem Platz liegen geblieben bin? —

Quirin. Ja ja, das mein ich, — Kömmt am Ende auf Eins hinaus, wie könnt' ich wegen ſo einer Kleinigkeit diſputiren. —

Born. Das war bey Lüſſa den 5ten Dezember 1757.

(man klopft an der Thüre im Hintergrunde.)

Eſch. Horch! das iſt eine Patrouille, die zurückkömmt.

Born. Es iſt noch eine draußen.

Eſch (der eben trinken will.) Nur einen Augenblick, ich komme gleich.

Quirin. Bleibt Vetter, im Eſſen und Trinken muß man ſich nicht abſchrecken laſſen. Die Thüre kann ich auch öffnen, daß iſt nicht ſchwer (Eſch gibt ihm einen Bund Schlüſſel, welche er am Gürtel hängen hat, und Quirin geht, die Thüre zu öffnen.)

Franz. (welcher nahe am Fenſter des Pavillons ſteht, zu Blendheim.) — Fliehen Sie auf den Waffenplatz Nro. 10.

Zehnter Auftritt.

Vorigen. Ein Corporal mit 8 Mann.

Born. (zum Corporal.) Eben Recht Kamerad, daß du kömmſt, ich will eben die Schlacht erzählen, wo wir zuſammen kämpften, erinnerſt du dich noch? der 5te December 1757, da gings heiß zu. —

Suſe. Trinkt zuvor ein Glas Wein (ſie gibt ihm welches, zu Quirin.) Spude dich, ſonſt überhörſt du Alles.

Quirin. Ein wenig warten, bitte recht ſchön. —

(ſchließt die Thür, läßt aber in der Eile die Schlüſſel ſtecken, Franz nähert ſich Wilhelminen, und ſpricht leiſe.)

Franz. Die Schlüſſel ſtecken! —

Quirin. (kömmt auf ſeinen Platz zurück, und trinkt und ſpricht. So! nun bin ich bereit anzuhören, bitte anzufangen. —

Born. Alſo wie geſagt, bey Lüſſa wars, wo uns die Dännen ſo warm machten (zum Corporal.) du erinnerſt dich noch, der rechte Flügel war eingeſchloſſen, der linke nahm beym erſten Angriff Reisaus, nur das Centrum allein wich nicht. (ſelbſtbehaglich.) Ich war beym Centrum, ich und du, wir hatten es mit einem weit überlegnern Feind zu thun, der Kampf war hartnäckig, ich war durch drey feindliche Reiter in die Enge getrieben. An einem Baum gelehnt, haute ich herum wie ein Cäſar, doch unterlag ich endlich ihren Streichen, ſie plünderten mich rein aus, und ließen mich für Tod auf dem Schlachtfelde liegen.

Quirin. Das war ein Glück, das war ein Glück. —

Eſch. Ein Glück nennſt du das?

Quirin. Nun freylich, denn glaubten ſie nicht, er ſey todt, ſo hätten ſie ihn todt geſchlagen.

Born. Da haſt du recht. —

Quirin. Ja ich bin nicht ſo dumm, als ich ausſehe.

Born. Bey dieſer Affair bekam ich 6 Bleſſuren, und Alle von vorne, wie ſichs für einen braven Soldaten ziemt. —

Quirin. 6 Bleſſuren von vorne können einen Menſchen kaput machen. —

Suſe Nicht ſo leicht als eine da (ſchlägt ihn auf die Stirne.)

Born. Bey dieſen Strauß verlor ich auch ein Auge durch eine Muſketenkugel.

Quirin. Der Teufel, der Dänne muß ein ganzer Schütz geweſen ſeyn, gerade aufs Schwarze vom Auge zu zielen.

(Wilhelmine hat indeſſen ihren Platz verlaſſen, um zu überdenken, wie ſie unbemerkt die Thüre öffnen möge, plötzlich blitzt Freude aus ihren Augen, ſie ſpricht heimlich mit Franz, und gibt dann Suſen ein Zeichen, Born das Auge zu bedecken.) —

Suſe. (Welche Wilhelminens Zeichen gefaßt hat, zu Born.) und ſeit dieſer Zeit ſeht ihr nur auf dem einen Auge?

Born. Nur auf dieſem. —

Suſe. (Bedeckt ſein Auge mit ihrer Hand, alle Anweſenden ſehen auf Born.) Ah das iſt nicht möglich — ein wenig müßt ihr doch ſehen?

(Wilhel. gibt Blendheim ein Zeichen zu entfliehn, dieſer kommt ſchnell aus dem Pavillon und entflieht durch die Thüre im Hindergrunde, die Franz ihm öffnet, und dann wieder ſchließt. Wohl zu bemerken iſt, daß dieſe Thüre kein Geräuſch machen darf, und daß dieſes äußerſt ſchnell vor ſich gehen muß, um Effect zu bewirken.)

Eilfter Auftritt.

Vorige ohne Blendheim.

Born. Auf Ehre ich ſehe nichts —

Suſe. Gewiß?

Born. Meiner armen Seele —

Suſe. (zieht die Hand zurück, zu Wilhel.) Es iſt geſchehen!

Wilhel. (eben ſo zu ihr.) Gott ſey gelobt. —

Quirin. Es iſt doch traurig, wenn man nichts ſieht. —

Wilhel. (ſehr gerührt, aber doch Fröhlichkeit affectirend) Aber oft Fortun! —

(Man hört 3 hinter einander folgende Kanonenſchüſſe.)

Eſch. Was iſt das? Man löſt Kanonen auf dem Walle. (Alles ſteht vom Tiſche auf.)

Wilhel. (bey Seite.) Ich zittre —

Franz. (bey Seite.) O Himmel, hat man ihn vielleicht bemerkt?

(Corporal mit Soldaten gehen in die Wachſtube.)

Born. Ich kann nicht begreifen, was das ſeyn kann, doch ſchafft hier Alles ſchnell auf die Seite.

Eſch. Born hat recht, eilt, eilt, Capitain Olden könnte kommen, und es Uebel nehmen. —

(Alles Geräth wird in Eſchens Wohnung getragen.)

Born. (zu Eſch.) Schließe den Pavillon —

Eſch. Ja, (zu Quirin.) Meine Schlüſſel, meine Schlüſſel.

Quirin. (bringt ſie ihm.) Hier ſind ſie. —

Wilhel. (leiſe zu Franz.) Lebe wohl guter Franz. —

Born. (zu Wilhel.) Mach fort Junge, nimm deine Sachen

Wilhel. (zu Born.) Io preco, biſſel elfen. —

(Born hilft Wilhelminen die Kiſten aufpacken.)

Eſch. Hinein Herr Franz, hinein. —

Franz. Ich gehe ſchon (ab.)

Born. Alles iſt in Ordnung, auf Wiederſehen. (in die Wachtſtube ab.)

Suſe, Quirin. Lebt wohl Vetter! —

Wilhel. Dankene ſchön für Alles. —

Eſch. Schon gut, du haſt nicht viel bekommen.

Wilhel. O können gar nit glaub der Verknügen, den ick aben geabt. — Jck mick werden ſtets erinnern. —

Eſch. Du biſt ein ſchmucker, luſtiger Burſche, wenn du wieder in dieſe Gegend kommſt, ſo beſuche mich.

Wilhel. Jck offen nide ſo bald wieder zu gommen in der Land.

Eſch. Und nun lebt wohl meine Kinder. —

Alle. Lebt wohl! lebt wohl! —

(Alle ab. Man ſchlägt von auſſen die Trommel.)

Zwölfter Auftritt.

Eſch. Franz am Fenſter.

Franz. O Gott, laß Sie glücklich aus der Stadt kommen.

Eſch. Weiß der Henker was der Lärmen bedeutet, es muß etwas Außerordentliches vorgefallen ſeyn. Doch was gehts mich an, ich habe mir nichts vorzuwerfen, nicht ein Mahl zu viel getrunken hab ich heute. —

Dreyzehnter Auftritt.

Olden, dann Born und Soldaten, Vorige.

Olden. Zum Gewehr!!!

Born. (öffnet die Thüre der Wachſtube.)

Zum Gewehr!! Sie ſelbſt Herr Capitain? Dieſe Kanonenſchüße?

Olden. Sind ein Willkommen, ſo eben iſt Graf Vallbron angekommen, man ſende ihm ſogleich ein Ehrengeleite entgegen.

(Man öffnet die Thüre im Hintergrunde, durch welche man einen Theil der Stadt Wittenberg ſieht. Ein Detaſchement durch Born angeführt will durch ſelbes abgehn. Graf Vallbron und Major Eſterlohe kommen Ihnen entgegen. Die ganze Garniſon ſteht im Hofe unter Gewehe, von auſſen hört man die Trommel rühren.)

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Graf Vallbron. Major Eſterlohe.

(Das Militär ſalutirt)

Vallbr. Willkommen meine Freunde, willkommen, es freut mich Herr Major, daß ich hier Alles in dem Stande antreffe, wie ich es von ihrer Genauigkeit und Ordnungsliebe erwarten durfte. —

Olden. Schon zurück Herr Major?

Eſterl. Ich traf Sr. Excellenz auf dem Wege.

Vallb. Ein außerordentlicher Courier brachte mir eine Depeſche von Dresden mit der Ordre, mich unverzüglich hierher zu begeben, und ſelbe nur in Gegenwart Baron Blendheims zu öffnen.

Olden. Unglücklicher Freund, dieß iſt dein Todesurtheil.

Wallb. Herr Major, führen Sie mich gleich zu ihm —

Eſterl. Wäre es Euer Excellenz nicht gefällig, zuvor von den Ungemächlichkeiten der Reiſe auszuruhen.

Wallb. Erſt ſeine Pflicht erfüllen, dann ruhen, das iſt mein Grundſatz. Doch die Sache könnte vielleicht doch unangenehm für den Baron ausfallen, darum erſuche ich Sie, mir ein Zimmer anzuweiſen, wo ich allein in Ihrer Gegenwart mit ihm ſprechen kann.

Eſterl. E. E. haben zu befehlen, wollen Sie mir folgen?

(Wallbron mit Eſterlohe ab. Militär ſalutiert.)

Fünfzehnter Auftritt.

Vorige ohne Wallbron und Major.

Finale.

Olden (für ſich.)
O Gott! was wird dieß Blatt enthalten?
Die Strafe, die dem Armen droht,
O möcht' er es doch nie entfalten,
Gewiß es heiſchet Blendheims Tod.

Franz (für ſich am Fenſter.)
Du wirſt den Redlichen erhalten,
Auf dich vertrau' ich guter Gott.

Wirſt über ſeine Schritte walten,
Denn hier erwartet ihn der Tod.
Born. Eſch und Chor.
Was mag wohl dieſes Blatt enthalten?
Gewiß die Strafe, die ihm droht.
Ich zittre für den armen Alten,
Denn ihn erwartet ſich'rer Tod.

Sechzehnter Auftritt.

Vorige, Major Eſterlohe.

Eſterl. Nun bringet Blendheim zu mir.
Eſch. Sogleich! —
(öffnet die Thüre, Franz tritt heraus.)
Franz. Umſonſt, er iſt nicht hier! —
Eſterl. Olden (erſtaunt.)
Wie?
Franz. Gott ſey Dank! er iſt entfloh'n.
Eſterl. Fort, unterſucht den Pavillon.
(Ein Officier mit zwey Gemeinen ab.)
Franz. Vergebne Müh', ich ſpreche wahr,
Entgangen iſt er der Gefahr.

Recitativ.

Eſterl. O Gott, ſo bin auch ich verloren,
Gleich meldet es bey allen Thoren:
Man ſoll ſie ſorgſam ſtreng verſchließen.

(zu Franz.)
Wohin nahm er den Weg, du mußt
es wiſſen,
Sprich. (zu den Soldaten.) Ihr vertheilt
euch, eilt ihm nach.
(Mehrere Soldaten ab.)

Franz. Ich, der ich ſeine Ketten brach,
Ich werde ſein Verräther ſeyn.

Eſterl. Wie, du?

Franz. Ja ich. —

Eſterl. Wer ſtand dir bey?

Franz. Ich that's allein. —

Eſterl. Das kann nicht ſeyn.

Franz. Nur der dort oben ſtand mir bey.

Eſterl. Mit meinem Kopf haft' ich für ihn,
Gern wollt' ich ihn für Blendheim
geben,
Doch meine Ehre iſt dahin,
Die mehr mir gilt, als ſelbſt das
Leben.

Olden. Er haftet mit dem Kopf für ihn,
Nun handelt ſich's um Freundesleben,
Auch ſeine Ehre iſt dahin,
Ja ich will ſie ihm wiedergeben.

Recitativ.

Herr Major, hören Sie mich an,
Unſchuldig iſt hier dieſer Mann;

Ich bin der Sträfliche, ich war ſo kühn,
Und ließ den armen Mann entflieh'n.

Eſterl. Wie, du?

Franz. Was hör' ich?

Chor. Nimmermehr.

Franz. Nein glaubt ihm nicht. —

Eſterl. Du konnteſt dieß —

Chor. Wie ſonderbar! —

Olden (für ſich).
Dem Freund ſich opfern, iſt ſo ſüß.

Recitativ.

Eſterl. (zur Wache.)
Der Capitän und dieſer Mann (auf Franz)
Sie werden ſtreng bewacht. (zu Olden)
Was Sie gethan,
Darüber hat der Kriegsrath zu entſcheiden. —
(gerührt zu Olden.)
Sind das der Freundſchaft ſüße Freuden?

Franz. Sie ſtürzten ſich in die Gefahr!

Olden (reicht ihm die Hand.)
Sieh Franz, ich bin nicht undankbar. —

(Franz küßt Oldens Hand, und benetzt ſie mit Thränen.)

Born (der indeſſen in militäriſcher Stellung da geſtanden, aber das Vorgefallene mit ſichtbarer Rührung angeſehen hat, tritt vor, und ſpricht.)
Herr Hauptmann, Ihren Degen —

Olden. Hier! —

Born. Dort kriegen Sie ein Ordensband dafür —

Cantabile.

Eſterl.
Mit Liebe hab' ich dich umfangen,
Und du haſt nun durch dieſe That
So ſchändlich ach mich hintergangen,
Und lohnſt mir Liebe mit Verrath.

Olden (für ſich.)
Nun darf mir für den Freund nicht bangen,
Auf mir allein ruht der Verrath,
Wenn Blendheim der Gefahr entgangen,
Dann lohnet Gott mir dieſe That.

Die übr.
Wie! Olden? dieſer Mann von Ehre,
Nein, nimmermehr, es kann nicht ſeyn,
Wenn dieſer ein Verräther wäre,
Ja, dann iſt alle Tugend Schein.

(Olden und Franz werden von der Wache auf verſchiedenen Seiten abgeführt.)

Ende des zweyten Aufzuges.

Dritter Aufzug.

(Das Theater ſtellt einen öffentlichen Platz im Landſtädtchen Wittenberg vor. Im Hintergrunde links iſt die äußerſte Thüre der Citadelle, man gelangt zu dieſer durch eine Allee. Zur Rechten an der vierten Couliſſe ſteht ein Haus mit dem Nro. 10., wo Quirin wohnt, ſein Vorſprung beträgt ungefähr den vierten Theil von der Breite des Theaters. Es hat zwey Thüren, deren eine in das Haus, und die andere in den Garten führet, welcher die vordern beyden Couliſſen einnimmt, dieſer Garten iſt durch eine Palliſadenreihe, oder lebendigen Zaun von beyläufig 3 Schuhen in der Höhe, geſchloſſen. Bey der erſten Couliſſe links iſt ein kleines mit Stroh gedecktes Bauernhaus mit zwey Thüren, deren eine ebenfalls in das Häuschen, die andere in den Garten führt.)

Erſter Auftritt.

Suſe und Blendheim.

Duett.

Suſe. (kömmt aus ihrer Wohnung, ſieht ſich nach allen Seiten um, ob ſie beobachtet wird.)

Ruhig iſt ſie dieſe Stunde,
Keine Menſchenſeele horcht.
Gott iſt ſelbſt mit uns im Bunde,
Wenn man für die Unſchuld ſorgt.

(ſie geht zurück, und tritt mit Blendheim heraus, der ihr als Bauer verkleidet mit unſichern Schritten folgt.)

Blendheim.
Groſſer Gott, o welche Stunde,
Himmelsfreuden abgeborgt,

Suſe.
Wenn im dämmernden Gewande
Scheidend Tag und Nacht ſich bricht,
Führ ich Sie zum Elbeſtrande
Dorten glänzt der Freyheit Licht. —

Blendh. (begeiſtert.)
Dorten glänzt der Freyheit Licht.
Edle Seele! —

Suſe. — Keine Worte,
Leiſe höret der Verrath.

Blendheim.
An des Todes ernſter Pforte,
Lohnet einſt ſich dieſe That. —

Suſe. Gott ſegnet mich bey meinen Heerden,
Mein Troſt war ſtets auf ihn gebaut,
Er laßt den nie zu Schanden werden,
Der hoffnungsvoll auf ihn vertraut.
Blendh. Dein Glück ſoll nie der Neid gefährden,
Auf höh're Hülfe nur gebaut,
Gott läßt den nie zu Schanden werden,
Der hoffnungsvoll auf ihn vertraut. —

Suſe. Kommen Sie in dieſe kleine Hütte, ſie gibt ihnen mehr Sicherheit als dieſes Haus, wo ſie immer fürchten müſſen, von einem der Schloßleute erkannt zu werden, hier bleiben Sie, bis es dämmert, dann führe ich Sie aus der Stadt, denn beym Tage ſo etwas zu wagen, iſt unmöglich. Bis dahin halten Sie ſich ruhig, und öffnen Sie ja nicht, wenn jemand anklopfen ſollte.

Blendh. Aber meine Tochter?

Suſe. Beſorgt, daß des Grafen Ankunft ſtrenge Unterſuchung veranlaſſen möchte, benutzte ich die Abweſenheit meines Mannes, um Wilhelminen wieder weibliche Kleidungsſtücke zu verſchaffen. —

Blendh. Woher nahmſt du dieſe?

Suſe. Ich gab ihr meine eigenen. Sie gilt nun für eine meiner Verwandten. Es kann ſich gar nicht fehlen; zuerſt rette ich Sie, dann bring ich Wilhelminen, führe ſie bis an die Brücke, umarme Sie beyde, Sie ziehen ihres Weges, und ich des meinigen, Sie ſind gerettet und ich bin glücklich.

Quirin. (von außen) Suſe! Suſe!

Suſe. Das iſt mein Mann, geſchwinde da hinein, und öffnen ſie ja Niemanden. — (Sie ſchließt Blendheim in die Hütte, und geht dann in ihr Haus)

Zweyter Auftritt.

Quirin dann Suſe.

Quirin. Suſe, Weib um Gotteswillen! —

Suſe. (kömmt.) Was ſoll denn der Cedermordjo?

Quirin. Geſchwinde, nimm die Füß in die Hand, und bring mir meinen ganzen Hochzeitsſchmuck. Das weite kanariengelbe Beinkleid, die detto Hutfedern, den kokolikorothen Rock, die pfeffer- und ſalzfarbene Weſte, die zimmetfarben Strümpf, das großgeblümte Schnupftuch, und den neuen Dreyſpitz —

Suſe. Wozu denn ſo viel Staat an einem Werktage?

Quirin. Hör' einmahl liebes Weibchen, du weißt ich bin einer der verſchlagenſten Köpfe in der Stadt, und wo nur ein Kompliment abzuſtatten, eine Feyerlichkeit anzuordnen —

Suſe. Eine Dummheit zu begehen iſt, ſo wendet man ſich an dich, nicht wahr?

Quirin. Richtig, da nun der Herr Graf dieſe Stadt mit ſeiner Gegenwart lange nicht beehrte, ſo will man ihm zu ſeiner Ankunft ein kleines Feſt veranſtalten.

Suſe. Ey du verſchlagenſter aller Wittenbergerköpfe, bey ſeiner Ankunft wollt ihr ihn empfangen? Er iſt ja ſchon da —

Quirin. Ich ſtreite nicht um Worte, vor oder nach der Ankunft, das gilt mir gleich. —

Suſe. Alſo weiter!

Quirin. Da man nun in der Geſchwindigkeit keinen beſſern hat finden können, ſo bin ich auserwählt, den Herrn Grafen mit einer zierlichen Rede zu empfangen. —

Suſe. Und was wirſt du denn der Excellenz ſagen?

Quirin. Aus dem Stegreif, was mir einfällt. —

Suſe. Wenn ich dir rathen ſoll, ſo ſag lieber das Gegentheil von dem, was dir einfällt, es wird vernünftiger ausfallen.

Quirin. Das ſoll wieder gewitzelt ſeyn, aber man ſieht ſchon, daß der Neid aus dir ſpricht, weil du mit der Excellenz nicht liebäugeln kannſt (man hört eine fröhliche Muſik). Horch, horch, ſie kommen ſchon mich abzuhohlen, denn bey mir iſt die Zuſammenkunft.

Suſe. In unſerm Hauſe?

Quirin. Freylich, damit wir gleich in der Nähe ſind, jetzt muß ich gehn, mich recht herauszuputzen, wenn die Excellenz von meinen Rock geblendet wird, ſo ſieht ſie nicht, was ich ſage.

Suſe. So geh nur einmahl.

Quirin. Mußt mich nicht ſo anfahren, liebes Weibchen, daß mir das immer in der Seele weh thut.

Dritter Auftritt.

Vorige, Bauern, Bäuerinnen.

Ein Bauer. Seht den faulen Bärenhäuter, er iſt noch nicht einmahl fertig, mach doch vorwärts. —

Quirin. Ich kann das Ding nicht übers Knie abbrechen, in zwey kleinen Stunden längſtens bin ich fertig. (ab.)

Bauern. In zwey Stunden erſt?

Suſe. Glaubt ihm nicht, er iſt bald wieder hier —

Vierter Auftritt.

Vorige, Wilhelmine als Bäuerinn.

Suſe. (für ſich.) Mir ſcheint das Fe wird ſo unterhaltend eben nicht ſeyn, wenn man die Flucht des Gefangenen im Schloße bemerkt. Wenn es nur bis Abends verborgen bleibt, dann iſt er gerettet.

Wilhel. (im Garten halblaut.) Suſanne!

Suſe. (nähert ſich dem Zaune.) Was wollen Sie, liebes Fräulein?

Wilhel. O ſage, was bedeutet dieſes fröhliche Getümmel, wozu verſammeln ſich ſo viele Menſchen?

Suſe. Fürchten Sie nichts; es ſind die jungen Leute des Städtchens, welche den Gouverneur begrüſſen wollen. Doch man hat Sie ſchon bemerkt, mengen Sie ſich unter uns, ich ſtelle Sie den Uebrigen als meine Baſe vor, (Wilhelmine geht in das Häuschen, Suſe wendet ſich zu den Bauersleuten.) Das junge Mädchen, das ihr eben geſehn habt, iſt eine Verwandte zu mir, ſie wünſcht mit euch zu gehn, Wollt ihr ſie unter euch aufnehmen?

Alle. Recht gern! —

Suſe. (nimmt Wilhelminen an der Hand, und führt ſie vor). Liebe Baſe, dieß ſind Freundinnen von mir, mache dich mit Ihnen bekannt. (Wilhelmine miſcht ſich unter die Bauersleute, macht ihnen Bücklinge ꝛc.)

Chor der Mädchen.

Sey uns willkommen, ſchönes Mädchen,
Menge dich froh in unſere Reihn,
Auch in unſerm kleinen Städchen
Kann man ſich des Lebens freun. —

Wilhel. (leiſe zu Suſen.)
Wo iſt mein Vater?
Suſe. (eben ſo) In der Hütte! —
Wilhel. Droht ihm Gefahr?
Suſe. Die Vorſicht wacht,
Heut wird er frey. —
Wilhel. O ew'ge Güte
Beyde. Schütz' ihn doch in dieſer Nacht. —
(Die Bauernpurſche kommen vorwärts, und grüßen Wilhelmine, welche dankt).

Chor der Purſche.
Laßt uns hinab die Reihen ſchweben,
Nie kömmt uns dieſer Tag zurück.
Ohne Kummer froh zu leben,
Iſt des Menſchen höchſtes Glück.
Wilhel. Ich will an Eurem Glück mich weiden,
Heiter wird ſchon mein trüber Blick,
(für ſich)
Denn ein jahrelanges Leiden,
Endet oft ein Augenblick.
Suſe. Laßt uns an Ihrem Feſte weiden,
Nie kömmt ein ſolcher Tag zurück.
(zu Wilhel.)
Denn ein jahrelanges Leiden,
Endet oft ein Augenblick.

Fünfter Auftritt.

Quirin, die Vorigen.

(Quirin kömmt in dem oben beſchriebenen Coſtume aus der Hütte).

Quirin. Nun heißt das nicht gehext? —
Suſe. Siehſt auch darnach aus. —

Quirin. Wenn ich etwas unordentlich ausſehe, weſſen Schuld iſt es? die deine. Hätteſt du mich hübſch angezogen und gezauſt, wie es unter ordentlichen Ehleuten der Brauch iſt, ſo würde ich ſchon anders da ſtehen. —

(Alle lachen).

Ihr Tölpel! warum lachet ihr? — Kommt her liebe Brüder, und laßt uns nun zum Werke ſchreiten. Stellt Euch in zwey Reihen, die Purſche auf einer, die Mädchen auf der andern Seite, ich will Euch vorerſt abzählen, damit ich dann den ganzen Zug darnach ordnen kann.

(Quirin geht majeſtätiſch die Reihe hinab, wirft wichtige Blicke um ſich, und zählt endlich die Purſche laut ab, muſtert auch ihren Anzug. Wie er ſich dann umwendet, die Mädchen zu zählen, ſteht er Wilhelminen gerade gegenüber, welche die Erſte in der Reihe iſt: Eins! er bleibt wie angedonnert ſtehen, betrachtet ſie mit einfältigem Hinſtarren, dann führet er Suſen vor.)

Suſe. (für ſich) Ich Unvorſichtige vergaß ihn darauf vorzubereiten, nun macht er gewiß einen albernen Streich.

Quirin. Sag mir einmahl Suſe, wer iſt dieſes Mädchen, ich kenne ſie nicht?

Suſe. Es iſt eine Baſe von uns.

Quirin. Baſe? In gerader Linie? oder nur ſo eine — Belzkirſche? —

Suſe. Ich ſage dir, es iſt unſere Baſe —

Quirin. Und wie lange denn ſchon?

Suſe. Seit dieſer Stunde, ich will dirs ſchon ein ander Mahl erzählen.

Quirin. Wieder ein Geſchenk vom Himmel, von dem ich nichts gewußt habe (betrachtet ſie) Aber Weib, je länger ich ſie anſehe, deſto mehr Ähnlichkeit find ich — ach ja — richtig ich irre mich nicht, das iſt — (Die Bauern ſind indeſſen näher zu Quirin und Suſen gekommen, um ihr Geſpräch zu behorchen, er bemerkt es, ſieht ſich um, und outrirt mit gebiethender Stimme) Was wollt ihr Tollkühne, wenn ich mit meiner Gattinn zu ſprechen habe? Fort auf euren Platz. (Sie entfernen ſich lachend. Quirin wendet ſich wieder zu Suſen, und ſpricht) Sie wiſſen Madame, daß ich im Puncte der Ehre, mein Lebtag kitzlich war, und keinen andern Scandal leiden kann, als den ich ſelbſt mache. — Blicken ſie mich an, — feſt, — ſtarr ins Geſicht, und antworten Sie mir. — — Ha! iſt das der Blick der Unſchuld, iſt das die Miene gekränkter Ehre? du Falſche, du Treuloſe — (verächtlich) Du Weib! — du biſt durchblickt, dieſes Mädchen ich kenne es, es iſt der Savoyarde. —

Suſe. (ihm Stillſchweigen gebiethend) Sey doch ruhig kurzſichtiger. —

Quirin. So, weil ich zu gut geſehen habe, bin ich ein kurzſichtiger.

Suſe. Du weißt nicht was du ſprichſt, Abends erzähl' ich dir Alles. —

Quirin. Was Abends. Jetzt will ich wiſſen wer dieſer junge Purſche —

Suſe. Du irreſt dich

Quirin. Oder Mädchen —

Suſe. Auch das nicht. —

Quirin. Was? Kein Purſch und kein Mädchen? Alſo ein Spiel der Natur, oder eine neue Raçe?

Suſe. Höre nur zwey Worte, es iſt ein Fräulein von hoher Geburt, die gute Urſache hat unbekannt zu bleiben. An uns hat ſie ſich gewendet, weil ſie hörte, daß wir gute Leute wären, ich habe verſprochen ihr zu dienen, ſie bezahlt gut dafür.

Quirin. Bezahlt? Was kriegen wir denn?

Suſe. Das Vergnügen, einer Tochter ihren Vater wieder gegeben zu haben, und das Bewußtſeyn, daß Menſchen uns ihr Leben und Glück verdanken. —

Quirin. Alſo Bewußtſeyn iſt unſere Bezahlung, weißt du was, nimm es gleich auf die andere Woche ſtatt des Küchengeldes, aber ich zweifle, daß du mir dafür eine Schüſſel Kartoffeln aufſetzen kannſt.

Suſe. Ich tiſche dir Braten und Wein auf, wenn du dich anſtellſt, als wäre die Fremde unſere Baſe.

Quirin. Nun meinetwegen, um eine gute Mahlzeit nehm ich den Teufel zum Großpapa. (geht zu den Uebrigen) Verzeiht meine Lieben, daß ich Euch warten ließ, aber häusliche Angelegenheiten, (er zählt die Mädchen) 1, 2, 3, 4 (brummt die Uebrigen in den Bart) wißt ihr was, damit Euch die Gegenwart des Herrn Gouverneurs nicht zu ſehr erſchreckt, ſo denk ich wär's gut gethan, ein kleines Pröbchen zu halten.

Alle. Ja, ja, das iſt gut! —

Quirin. (zu Wilhel.) Kannſt du tanzen, liebe Baſe? (er ſieht ſein Weib mit Lächeln an).

Wilhel. Ein wenig Herr Vetter! —

(Quirin ordnet während dieſer Arie Alles zum Feſte, er ſtellt die Landleute in Reihen, verbeſſert ihre Stellungen, und ſo weiter.)

Recitativ.

Quirin.

Nun will ich Euch belehren, gebt alle ſorgſam acht,
Wie Ihr Euch müßt bey dieſem Feſt benehmen,
Nur merkt Euch Alles fein, denn wenn Ihr Fehler macht,
Müßt' Ich der erſte unter Euch mich ſchämen.

(zu ſeinem Weibe.)

Du ſtellſt den Grafen vor, biſt alſo Herr im Haus,
Das biſt du ohnedem, das geht auf eins hinaus.

(er gibt ihr Zeichen, ſich auf die Bank zu ſtellen, welche an dem Zaune ſteht, Suſe thut es.)

Arie.

Zuerſt müßt ihr Euch Paar und Paar
Dem hohen Grafen zeigen,

Und ſich vor ſeiner Excellenz
Recht tief, recht tief verneigen.
Zum Beyſpiel ſo, — den linken Fuß voraus,
Und mit dem rechten ſcharrt Ihr hinten aus.
(er macht es ihnen vor.)
Die Ordnung, wie Ihr geht, gebt acht,
Hab' ich nun ſo mir ausgedacht:
Der krumme Küſter geht voran
Mit unſerm großen Schützenfahn;
Dann folget der Magiſter Hans,
Und ſein Gehilf, der kleine Franz,
Der Schmid auch mit der rothen Naſen,
Die geigen hinter ihm und blaſen;
Dann folget ſittſam Paar und Paar
Dieß Städtchens ganze Mädchenſchaar;
Voraus die ſchönern und die größern,
Da müſſen ihm die Zähne wäſſern,
Die reichen ihm mit frohem Sinn
Recht ſchöne Blumenſträußer hin;
Die Purſche ſchießen in der Reih'
Aus Schlüſſelbüchſen nebenbey.
Zuletzt komm' ich, und perorire
Ihm eine Rede ſchön und fein,
Ihr ſchweiget, bis ich ſtecken bleibe — —
Dann fallet ihr mit Vivat ein.

Sechster Auftritt.

Vorige. Eſch.

Eſch (an der Thüre der Citadelle.) Quirin! Quirin!

Quirin. Was wollt Ihr, Vetter?

Eſch. Komm geſchwind, ich habe dir wichtige Dinge zu ſagen. —

Wilhel. (für ſich.) O Gott —

Suſe (ebenſo.) Sollte es etwa den Entflohenen betreffen?

Quirin. Ich komme ſchon, er wird mir ſagen wollen, daß der Herr Gouverneur zu unſerm Empfange bereit ſey, ha, ha, ha, als ob wirs nicht ohnehin wüßten. —

Eſch. Wirſt du noch lange fortſchwätzen?

Quirin. Nur nicht ſchief ſehen, Herr Vetter, da bin ich ſchon, ihr andern macht Euren Tanz fort, ich bin gleich wieder da. — (Er und Eſch gehen in die Citadelle, welche wieder verſchloſſen wird.)

Siebenter Auftritt.

Vorige ohne Quirin und Eſch.

Wilhel. Gott! was werd' ich hören, ſollte man uns vielleicht auf die Spur gekommen ſeyn?

Suſe. Nur nicht verzweifelt, Gott iſt mit uns.

Wilhel. O Freundinn! entzieh uns deinen Beyſtand nicht, ſonſt ſind wir verloren.

Suſe. Sorgen Sie nichts — Stille man kömmt.

Achter Auftritt.

Vorige. Quirin.

Quirin (beſtürzt.) Stille, hört auf zu tanzen, Alles iſt zu Ende, das ganze Feſt hat der Teufel geholt.

Wilhel. Suſe. Was iſt geſchehen?

Quirin. Was wird's denn auch ſeyn, mich hat man mit meinem Feſte brav ausgeſchmäht, es ſind Dinge vorgegangen, Dinge, der Gouverneur, der Major, die Citadelle — der Gefangene —

Wilhel. Nun der Gefangene?

Quirin. Iſt entwiſcht —

Suſe. Weiß man nicht, wer ihn entkommen ließ? —

Quirin. Freylich weiß man's. —

Wilhel. Suſe. O Gott! —

Quirin. Es iſt ein Offizier von der Garniſon, der Hauptmann Olden. Der Kriegsrath? — —

Suſe. Der Kriegsrath? —

Quirin. Hat ihn zum Tode verurtheilt

Alle. Zum Tode! —

(Wilhel. wankt).

Quirin. Ja, auf dieſem Platz iſt die Execution, (Wilhel. ſinkt Suſen in den Arm) Was iſt denn das wieder für ein Spectakel? Man könnte närriſch werden (Wilhelmine wird in das Haus geführt). Geht nur zu Hauſe, meine Herrlichkeit iſt zu Ende, wenn etwas vorfällt, werd' ich euch rufen laſſen.

(Alle ab).

Neunter Auftritt.

Blendheim allein.

(Er öffnet vorſichtig die Thüre der Hütte; und ſieht heraus).

Hab' ich auch recht gehört? Sprach man nicht vom Kriegsrath? von einem Todesurtheil? Welche ſchaudervolle Stille auf den fröhlichen Klang der Inſtrumente, ſollte meine Flucht jemanden ins Unglück ſtürzen? Franzen kann es doch nicht treffen, ihm kann der Gouverneur die Freyheit nicht rauben, er folgte mir nur aus Zuneigung in den Kerker, und kann für meine Flucht nicht verantwortlich werden, wer aber könnte ſonſt mit verflochten ſeyn? Olden wußte nichts davon, o könnt ich nur meine Tochter oder Suſen ſprechen, damit ſie mich aus dieſer ſchrecklichen Ungewißheit reißen. — Doch ich höre Geräuſch, man kömmt aus der Citadelle, ich muß Aufklärung haben aus dem Dunkel, das mich umgibt.

(Graf Wallbron. Major Eſterlohe aus der Citadelle. Blendheim macht die Thüre zur Hälfte zu, und kann ſo von den Zuſehern geſehen werden.)

Zehnter Auftritt.

Blendheim verborgen. Wallbron. Eſterlohe.

Eſterl. (folgt dem Grafen, der mit ſtarken Schritten eintritt und ihm nicht Rede ſtehen will.) Nur dieſe einzige Gunſt Herr Graf, nur Aufſchub von 3 Tagen, bis dahin kann man vielleicht beſſere Nachrichten einziehen, und das Urtheil berichtigen.

Wallb. Sie wiſſen ſo gut wie ich, wie enge dem Soldaten die Gränzen ſeiner Pflicht gezogen ſind. Ich ſtehe hier im Nahmen des Fürſten, bin verantwortlich für jeden öffentlichen Akt der Gerechtigkeit, in der mir anvertrauten Provinz, und darf ohne allerhöchſten Befehl nicht in die geringſte Einſchränkung eines Urtheils willigen, welches nach dem todten Buchſtaben des Geſetzes geſprochen iſt.

Eſterl. Verzeihen Sie wenn ich widerſpreche. E. E. haben ſich oft lebhaft für mich verwendet, mir ihr Vorwort verſprochen, um mir eine Beförderung zu verſchaffen, welche meinen 40 Dienſtjahren und ehrenvollen Wunden entſpricht. Gewähren Sie mir eine Bitte für meinen unglücklichen Freund, nur 3 Tage Aufſchub, dieſe Friſt wird ihn der Strenge des Geſetzes nicht entziehen, wenn er Ihre Ahndung verdient. —

Wallb. Sie verwunden mein Herz Herr Major, denn dieſe lebhafte Theilnahme läßt mich faſt beſorgen, daß Sie ſeine Schuld theilen dürften. Sprechen Sie offenherzig, haben Sie immer Ihre Pflicht erfüllt?

Eſterl. Immer Herr Graf, vor dem Feinde habe ich nie gezittert, aber heute, ich geſtehe es gerne, heute lernte ich die Furcht kennen.

Wallb. Das Leben iſt nicht immer das größte Opfer, welches man ſeinem Vaterlande bringt. Wie nahm der junge Menſch ſein Urtheil auf?

Eſterl. Als Held. Ach E. E. welcher Vorzug blieb der Unſchuld, wenn das Laſter ſo ſterben könnte. Und ſollt ich auch die ganze Schwere Ihres Unwillens auf mich laden, ich kann nicht glauben; daß der junge Menſch ſchuldig iſt. —

Wallb. Sie zeugen alſo den Kriegsrath der Ungerechtigkeit oder Parteylichkeit?

Eſterl. Es ſey ferne von mir, meine Waffenbrüder des Einen oder des Andern fähig zu halten, ich weiß, daß alle Umſtände zu ſeinem Verderben übereintrafen, er iſt des Verbrechens geſtändig, mir ſelbſt blieb nichts übrig, als meine Pflicht zu erfüllen, aber nie war es mir ſo ſchwer als dießmahl.

Wallb. Er iſt ein Pflichtvergeßener, den wir nicht beklagen können, ohne uns zu entehren. Laſſen Sie die Garniſon auf dieſem Platz ausrücken, ich will, daß die Execution binnen einer Stunde vor ſich gehe.

Eſterl. Herr Graf, Sie ſetzen mein Herz auf die gefährlichſte Probe. Im Nahmen der Freundſchaft verlangen Sie keine heroiſche Selbſtverläugnung von mir, ein Anderer mag den Blutbefehl geben, mir mangeln Kraft und Worte dazu. — Nein nein, unglücklicher Olden, ich kann den Befehl — — —

Blendh. öffnet die Thüre, und ſtürzt auf den Grafen zu.) Olden ! ! er iſt unſchuldig — hier ſteht Euer Opfer.

Wallb. Eſterl. Blendheim!! —

Blendh. Ja ich bin's. O die Nachricht von dem Tode meines ſchuldloſen Pflegeſohns würde auch mich getödtet haben.

Eſterl. E. E. die Depeſche, welche Sie in Gegenwart des Barons öffnen ſollten, —

Wallb. Hier iſt ſie, aber —

Blendh. Ich verſtehe Sie Herr Graf, und zittre nicht; denn ich habe ſchon lange aufgehört zu hoffen.

Eilfter Auftritt.

Voriger. Wilh. Suſe. Quirin. Eſch. Born.

(Durch Blendheims Schrey herbeygezogen, ſtürzt Wilhel. aus dem Hauſe, will auf ihren Vater zu, aber Suſe und Quirin hindern es, und nöthigen ſie, im Hintergrunde zu bleiben. Eſch und Born ſtehen unter der Citadellthüre.)

Wallb. (öffnet die Depeſche.) Sie iſt von dem Fürſten eigenhändig unterzeichnet. (er lieſt.) Nachdem das Memorial, welches mir die Tochter des Baron Blendheim überreichte, zu meiner Kenntniß gelangt iſt, nachdem ich mit reifer Ueberlegung unter die Wahrheit zu kommen geſucht, ſo hab' ich mich überzeugt, daß ich eine Schlange in meinem Buſen nährte, daß der Mann, den ich bisher mit meiner Liebe und Gnade überhäufte, ein ehrſüchtiger Böſewicht ſey, deſſen Beſtrafung ein warnendes Beyſpiel für alle ſeyn ſoll, welche in ſeine Fußſtapfen zu treten geſonnen ſind. Nach allen Beweiſen von treuloſer Unverſchämtheit, welche dieſer Mann ſo lange unter der Maske der ſchlichten Bürgertugend zu verbergen wußte, verurtheile ich — (Wilhel. ſtößt einen durchdringenden Schrey aus, reißt ſich aus Suſens Armen, und ſtürzt bewußtlos zu ihres Vaters Füßen.)

Wilhel. Man mordet meinen Vater.

Wallb. Ihre Tochter in dieſen Kleidern?

Blendh. Sie war's, die mich rettete. — O Wilhelmine kehre ins Leben zurück.

(Alles iſt herbeygelaufen, und beſchäftiget ſich um Wilhel., welche kein Zeichen des Lebens von ſich gibt)

Eſterl. O welche Scene (zu Wallbron). Wie Herr Graf, der gütige Fürſt könnte — — —

Wallb. Da ſehen Sie ſelbſt (gibt ihm die Depeſche.)

Eſterl. (Durchläuft ſie ſchnell, wie er an die Stelle kömmt, wo der Graf geendet hat, bekömmt ſeine Miene den Ausdruck freudiger Ueberraſchung, er überfliegt das Schreiben, und wendet ſich dann freudig zu den Umſtehenden.) Herr Baron! — mein Fräulein! E. Ex.! — hören Sie, hören Sie alle. (lieſt) Nach allen Beweiſen von treuloſer Unverſchämtheit verurtheile ich — — den pflichtvergeßnen Rath, der mein Vertrauen beyſpiellos mißbrauchte, zum Verluſte ſeines Poſtens, wozu ich hiermit den braven Blendheim ernenne, den ich nicht nur in alle ſeine Güter wieder einſetze, ſondern ihm auch das liegende Eigenthum ſeines Anklägers zuſpreche. Ich erkläre ihn hiermit vor männiglich für unſchuldig, und will, daß ſeine Entſchädigung eben ſo groß und allgemein bekannt werde, als ſeine Verfolgung es war. Er komme nach Empfang dieſes Schreibens in meine Reſidenz, wo ich ihn mit

Liebe erwarte, und es mir zur beſondern Pflicht machen werde, ihn für das Unrecht zu entſchädigen, welches über ihn verübt wurde.

Wallb. (nimmt das Schreiben, und überlieſt es)

Blendh. Wilhelmine, Tochter öffne deine Augen, meine Wilhelmine.

Wilhel. (erhohlt ſich.) Was wollt ihr von mir? O laßt mich zuerſt ſterben.

Blendh. Lies, lies, das iſt dein Werk.

Eſterl. (gibt ihr die Depeſche.) Hier!

Wilhel. (nimmt die Schrift, durchläuft ſie, ihre Miene drückt Anfangs böſe Ahndung, Entſetzen, dann übergroße Freude, Entzücken, Begeiſterung aus, wie ſie geendet hat, wirft ſie die Schrift von ſich, ſtürzt in ihres Vaters Arme, und bedeckt ihn mit Küſſen und Freudenthränen.)

Wilhel. O mein Vater! —

Wallb. (zu Eſch und Born.) Geht und verkündet dem Capitän Olden die glückliche Nachricht.

Eſterl. Nein Herr Graf, dieſen Gang könnt' ich meinem Bruder nicht abtreten. (er läuft zur Citadellthüre. Eſch begleitet ihn.)

Quirin. (im Hintergrunde, gibt Zeichen in die Couliſſe.) He da, ihr luſtiges Volk, kommt nun her, da befindet ſich alles wohl, und es kann höchſtens eine ſcharfe Execution unter die Hühner kommen.

Zwölfter Auftritt.

Vorige, Franz, Olden, Landleute, Soldaten.

Eſterl. Hier iſt er.

Blendh. An meine Bruſt, edler Sohn!

Olden. (in Blendh. Armen) Mein Vater!

Franz. Lieber Herr! (wechſelſeitige Umarmung.)

Wilhel. Olden, lieber Olden!

Olden. Ich weiß, was Sie für Ihren Vatern gethan haben, und kann eine ſeltne Tugend nur bewundern.

Eſterl. Olden, Olden! du haſt mir heißer gemacht, als ein Dutzend feindliche Batterien.

Wallb. Bereiten Sie ſich zur Abreiſe, ich wünſche das Vergnügen zu haben, Sie ſelbſt in die Reſidenz unſers gerechten Fürſten zu begleiten.

Born. Nur kann ich immer noch nicht begreifen, wie es dem Baron möglich war, zu entfliehen.

Suſe. (legt ihre Hand auf ſein Auge.) Seht ihr nun?

Born. Nein, ich ſehe nichts — — Tauſend Bomben nun verſtehe ich.

Suſe. Laßt Euch das zum Beweiſe dienen, daß ein Mann an 2 Augen nicht zuviel hat, wenn ihn ein Weib überliſten will.

Eſch. Oft hat man an zweyen nicht genug.

Quirin. Ja wohl —

Blendh. O meine Freunde, wie vielen Dank bin ich Euch ſchuldig, beſonders der braven Suſe.

Suſe. Sie ſind frey und glücklich, damit iſt Ihre Schuld reichlich bezahlt.

Quirin. (marſchirt an der Spitze von Bauern und Bäuerinnen auf.) Mir nach Kameraden! Durchlauchtigſte Excellenz, gnädigſter Herr Gouverneur, und Generaliſſimus der Elbe und aller großen und kleinen Fiſche, die ſich darin befinden! Hochgeborner Herr Major — Herr Baron — liebe Baſ' — Fräulein Wilhelmine wollt ich ſagen — Herr Vetter — theuerſte Gattinn! O, möchten es die Götter zulaſſen, daß meine unwürdigen Komplimente, mit den noch unwürdigeren meiner Kameraden kein Gräuel in Euren Augen ſeyn. —

Eſch. Willſt du nicht ſchweigen?

Suſe. Ich dachte ohnehin, daß er am Ende noch eine Dummheit begehen wird.

Quirin. Ja, wie man eine Sache angefangen hat, ſo muß man ſie auch enden.

Wallb. Laß er das, mein Freund, wir danken ihm für ſeinen guten Willen.

Quirin. Ja, meiner Six, Excellenz, der Wille iſt beſſer als das Werk.

Blendh. Kommt nun, meine Freunde, laßt uns den Tag feſtlich beſchließen, den Freundſchaft und kindliche Liebe mir zum erſten meines Lebens machen.

Schluß-Chor.

Wenn mit der Liſt im Bunde
Auch kalte Bosheit ſchleicht,
So kömmt doch einſt die Stunde
Wo ſie ihr Ziel erreicht.

Wilhelmine, Blendheim, Eſterloh
Olden, Franz.

Nach überſtandnen Leiden
Fühlt Ruhe unſre Bruſt,
Das Herz empfindet Freuden
Voll hoher Götterluſt.

(Der Chor wiederhohlt.)

Allgemeine Gruppe.

Ende der Oper.

a 139.697 2.u.K.

Roderich und Kunigunde!

oder:

Der Eremit vom Berge Prazzo,

oder:

Die Windmühle auf der Weſtſeite,

oder:

Die triumphirende Unſchuld.

Ein dramatiſcher Galimathias als Parodie aller Rettungskomödien in 4 Akten, ohne Zwiſchenakt.

101

Mit vier verſchiedenen Decorationen geziert, mit Gefechten und Evolutionen aufgeputzt, durch viele Räuber und einen Tyrannen ſchauerlich, durch eine heimliche Ehe intereſſant gemacht, und zuletzt durch eine Feuersbrunſt erwärmt, von Caſtelli.

Wien,
be[illegible]eas Schmidt, Univerſitäts Buchdrucker.
1807.

JN 227843

Perſonen.

Sakripandos, ein Tyrann.
Detruſſando, Räuberhauptmann.
Graf Childebrand, als Eremit verkleidet.
Ritter Roderich von Taubenklee, ſein Neffe.
Kunigunde, Childebrands Tochter, heimlich mit Roderich vermählt.
Mallinotto, Roderichs Knappe.
Billino, ein junger Landmann.
Der kleine Roderich, ein Knabe von 5 Jahren, Roderichs und Kunigundens Söhnchen.
Ein alter Landmann.
1ſter {
2ter } Räuber.
3ter {
Mehrere Räuber, Landleute, Ritter und Reiſige.

Ein Landmann: [illegible]

Die Handlung geht auf, um, und in dem Berge Prazzo vor.

Prolog.

Perſonen:

Der Directeur.
Der Dichter.
Herr Walm, ein reicher Bürger.

Die Szene iſt ein Zimmer in des Schauſpieldirektors Hauſe.

Erſter Auftritt.

Herr Walm, tritt zornig ein.

Wo iſt der Impreſſar? — Ich muß mit ihm ſprechen. — Das iſt unerhört, die Rettungsgeſchichten lächerlich machen zu wollen? — Wo iſt der Impreſſar?

Zweyter Auftritt.

Herr Walm, der Directeur.

Direct. Hier bin ich, mein Herr, was ſteht zu Ihren Dienſten?

Walm. Mein Herr, ich nenne mich Walm, ein Bürger und Handelsmann hieſiger Stadt, und ein großer Gönner aller Rettungsgeſchichten.

Direct. So freut es mich, einen Freund meiner Bühne an ihnen kennen zu lernen.

Walm. Ja, das bin ich. Ich und mein Familie, wir laſſen kein Stück, keine Oper aus wo irgend jemand in Gefahr kommt, und gerettet wird, denn derley Piecen machen einen gewaltigen Eindruck auf uns. Stellen Sie ſich vor, ich habe mir ein Eremitenkleid, und eine vollſtändige Rüſtung machen laſſen, meine Frau will mir niemals in den Keller gehen, aus Furcht, daß ich ſie auf ewig dort einſchließe, meine Tochter träumt immer von Entführungen, und meine Handlungsdiener brauchen die Ellen zum Schwert, und die Wage zum Schild, und exekutiren ein Combattement nach dem andern.

Direct. (für ſich) Das iſt bey Gott eine närriſche Famiſie.

Walm. Schließen Sie daraus auf meine Leidenſchaft für alle Rettungsgeſchichten, und zugleich auf meine Wuth, als ich heute Morgens dieſe infame Parodie auf dem Zettel angekündigt ſah. — Sagen Sie mir aufrichtig, haben Sie denn dieſe Parodie auch geleſen?

Direct. Eine ſeltſame Frage, ich habe wohl manches Stück geleſen, ohne es anzunehmen, aber noch keines angenommen, ohne es geleſen zu haben.

Walm. Wohlan! ſo mögen Sie ſich die Folgen ſelbſt zuſchreiben. — Wie mein Herr, Sie, deſſen Bühne durch Rettungsgeſchichten berühmt wurde, und ihr Glück machte, Sie wollen nun ſelbſt beytragen, derley Stücke lächerlich

zu-

zu machen? Sie wollen ſich ſelbſt die ſchönſte Blume aus ihrem Kranze reißen?

Direct. Aber wer hat Ihnen denn geſagt, daß das heutige Stück die Rettungsgeſchichten lächerlich macht?

Walm. Der Titel, mein Herr, der verfluchte ellenlange Titel. — Sie wollen alſo alle Leute von gutem Geſchmack aus Ihrem Theater vertreiben?

Direct. Im Gegentheil mein Herr, ich wünſche mir nur Zuſeher von gutem Geſchmacke. Sie wiſſen, der einzige Zweck eines Schauſpielunternehmers muß der ſeyn, etwas aufzutiſchen, was, ſo viel möglich, allen ſeinen Gäſten behagt; und wenn es mir bisher gelang, jene zu befriedigen, welche das Frappante, Gefahrvolle, und Unwahrſcheinliche lieben, ſo kann es mir doch nicht unangenehm ſeyn, wenn auch jene die leeren Plätze ausfüllen, die derley Geſchichten nicht lieben.

Walm. So, ſo, — Sie ſehen alſo zuerſt auf Ihre Kaſſe! — O du mein Gott! wenn doch bey einem Theater gar keine Kaſſe exiſtirte!

Direct. Ha, ha, ha! da möcht ich nicht Directeur ſeyn! — Sie mein Herr Walm haben doch auch in Ihrer Bude Zeuge von verſchiedenem Stoffe und Farbe, um jeden Käufer befriedigen zu können, ſo muß auch ich den Geſchmack des Publikums ſtudiren, das oft heute ein Stück tadelt, das ihm geſtern gefiel, und morgen auszischt, was es übermorgen bis zum Himmel erhebt.

Walm.

Walm. Das wahrhaft Gute, bleibt immer gu

Direct. Ja; aber das Schauſpielhaus bleib dabei leer. Sehen Sie, ich habe Beyſpiele, da man ein Stück als klaſſiſch pries, welches do kein Menſch ſehen wollte, und daß man im Gegentheile ein anderes ausziſchte, welches mir 10 gute Einnahmen machte.

Walm. Sie mögen ſagen, und thun wa Sie wollen, die Rettungsgeſchichten werden dennoch ihr Recht behaupten.

Direct. Ich glaube es, denn Beſſerung z bewirken iſt ſchwerer, als ſie vermuthen — Doc hier ſehe ich jemanden kommen, der Ihre Vorwürfe mehr verdient, als ich. Es iſt der Autho der Parodie. Ich laſſe Sie allein mit ihm, waſchen Sie ihm den Kopf wie ſichs gehört.

Walm. Werde nicht ermangeln.

Direct. (Zieht die Uhr heraus) Es iſt ſchon halb ſieben vorbey, ich will ſehen, ob ſchon alle Schauſpieler zugegen ſind, oder ob ich nicht wieder dreymal die prima Donna durch den Theaterbedienten holen laſſen muß. (Indem er abgeht, zu dem Dichter, der eben eintritt) Hier, mein Lieber, ſtelle ich Ihnen einen Ihrer Gönner vor, der Sie zu ſprechen wünſcht.

Dritter Auftritt.

Walm, der Dichter.

Dichter. (für ſich) Das iſt vermuthlic einer, der ein Eintrittsbillet von mir zu bekom

men

men wünſcht. (zu Walm) Mein Herr, ich habe zwar nicht die Ehre, Sie zu kennen, allein das thut nichts zur Sache. — Sie haben vermuthlich noch einige gute Freunde — Hier ſind vier Billetten auf die letzte Gallerie. Belieben Sie ſich zu placiren, ich rechne auf Ihre Unterſtützung.

Walm. (zornig) Da haben Sie ſich verrechnet mein Herr! — Ich ſollte Ihre Billets annehmen, ich ſollte ein ſo elendes Machwerk unterſtützen, wie das Ihrige? Ja mein Herr, ich habe einige gute Freunde, aber wir ſind alle feſt entſchloſſen, zu pfeiffen, was wir aus der Kehle bringen.

Dichter. (ganz betroffen) Pfeiffen? — Das iſt ein Wort zum Schlagtreffen für einen Dichter. — Ach mein Herr, berühren Sie ja dieſe Saite nimmer. Es iſt gerade ſo viel, als wenn Sie mit einem Wechsler von Banquerut, mit einer alten Kokette von ihrem Alter, und mit einem Wucherer von ſeinem Gewiſſen reden wollten.

Walm. Wenn Sie denn das Pfeiffen ſo ſehr ſcheuen, warum arbeiten Sie ſo kräftig darauf los, es zu verdienen? — So wiſſen Sie denn mein Herr, daß ich ein leidenſchaftlicher Verehrer der Rettungsgeſchichten bin, die Sie in Ihrer heutigen Parodie lächerlich zu machen ſuchen, und daß ich es nimmermehr dulden werde, daß man dieſe intereſſanten Spektakel zu unterdrücken ſucht.

Dichter. (für ſich) Ich muß ihn für mich gewinnen. Ein Author kömmt mir am Tage der erſten Vorſtellung ſeines Werkes vor, wie ein römiſcher Kandidat, der um das Konſulat wirbt: er ſoll jeden vorübergehenden Bürger grüßen, und ihm freundlich die Hand drücken. (Zu Walm) Mein Herr, ich ſehe, daß Sie ſich in mir, und meinem Werke ſehr irren; nachdem was Sie mir da ſagen, zu urtheilen, muß es Ihnen gefallen.

Walm. So?

Dichter. Sagen Sie mir einmal, ſehen Sie gern einen Eremiten auf dem Theater?

Walm. Sehr gerne.

Dichter. Nun wohl, Sie werden einen finden. Lieben Sie die Tyrannen?

Walm. Zum raſend werden.

Dichter. Sollen damit bedient werden. — Und die Räuber; die Banditen?

Walm. Die ſind meine Paſſion.

Dichter. Kommen auch vor — Und die Gefechte, Feuersbrünſte, heimlichen Ehen, Verkleidungen, Erkennungen. —

Walm. (entzückt) Das iſt ganz mein Kaſus.

Dichter. Das ſollen Sie alles ſehen. Auch die Muſik habe ich aus den Opern Cherubini's, Mozarts, d'Alayracs und anderer berühmter Tonkünſtler zuſammenſtehlen, und meinem Melodrame anpaſſen laſſen.

Walm. Das iſt ja ein non plus ultra aller dramatiſchen Werke.

Dichter. Doch bitte ich Sie, die Schuld nicht auf mich zu wälzen, wenn die Schauſpieler vielleicht manche Stelle im ſcherzenden Tone vor-

tra-

tragen. Ich habe ſie alle gebeten, ſo pathetiſch zu ſprechen, als es ihnen nur immer möglich iſt.

Walm. Da haben Sie recht. Das Brüllen, das iſt ſo meine Sache. Wenn der Tyrann recht wüthet, der luſtige Knappe mit Kopf, Händen und Füßen agirt, und der gefangene Ritter ſeine Ketten ein paarmal an die Erde ſchlägt, und bey jedem Abgang eine Kouliſſe mit ſich nimmt, da möcht' ich ohnmächtig werden vor Entzücken.

Dichter. Noch einmal bitte ich Sie nun um Ihre Unterſtützung.

Walm. Ich ſehe Sie ſind ein talentvoller junger Mann, ich nehme Ihre Billets mit Dank an, und verſpreche Ihnen ſammt meinen Freunden zu klatſchen, was das Zeugs hält.

Dichter. Ich gehe mit Ihnen, ich will mich mitten unter Sie placiren, und Ihnen immer durch Applaudiren, das Zeichen geben, wenn Sie loslegen ſollen.

Walm. Wie mein Herr, Sie wollten bey Ihrem eigenen Stücke applaudiren? Ich dächte ein Dichter müße dieſes Geſchäft den übrigen überlaſſen?

Dichter. Sie verzeihen, man verrichtet ſeine Geſchäfte immer am beſten ſelbſt. (Man hört von innen ſchreyen) Weg vom Theater. Herr Kapellmeiſter gehen Sie hinab, wir können anfangen.

Dichter. Hören Sie, es wird angefangen. — Fort auf unſere Plätze! (zum Publikum) Meine Herrn und Damen, wenn ich die Fehler anderer

rüge,

rüge, ſo iſt es darum noch nicht ausgemacht, daß ich ſelbſt nicht noch größere begehen könne; doch ich baue auf Ihre Nachſicht. — (zum Souffleur) Hier iſt das Manuſcript, — nehmen Sie ſich in Acht lieber Freund, daß Sie nicht zwey Blätter zuſammen nehmen, obſchon es bey dieſer Piece eben kein ſo großes Unglück wäre. (zu den Schauſpielern in die Scene) Ich empfehle mich Ihnen gehorſamſt.

Ende
des Prologs.

Roderich und Kunigunde.

(Das Theater ſtellt eine ländliche Gegend vor. Auf einer Seite deſſelben iſt eine Eremitage mit einem Thürmchen, und einer Glocke vor der Thüre. Im Hintergrunde ſieht man in einiger Entfernung den Berg Prazzo, auf welchem Sakripandos Burg ſteht.)

Erſter Auftritt.

Billino allein. (Muſik)

(Er kommt mit einem Brodſack) Ich muß eilen, um dem guten alten Mann die Ueberraſchung zu verkünden, die ihn erwartet. — Er liebt die Einſamkeit auſſerordentlich, wie wird ihn das freuen, wenn nun das ganze Dorf ihn beſucht. (Muſik) Es iſt heute gerade drey Jahre, daß er ſich hier anſäßig machte, und da wollen wir dieſen Tag mit Tänzen feyern. (Muſik) Wir lieben ihn alle ſehr, ohne zu wiſſen warum; denn er nützt uns nicht, aber er iſt ſo gut, ſo großmüthig. (Muſik) Seit drey Jahren bring' ich ihm täglich dieſen kleinen Mundvorrath, aber noch nie hat er mir etwas dafür geſchenkt, dagegen behalte ich aber auch immer das beſte Stückchen für mich, und der gute Mann macht mir nie Vorwürfe darüber, weil er nichts davon weiß. (Muſik, er läutet an der Glocke) Er hört mich nicht. — Er iſt vielleicht in Gedanken, oder ſchläft. — Ich will ſtärker läuten. (Muſik, er läutet ſehr ſtark und ungeduldig)

Childebr. (von innen) Wer läutet ſo ungeſtüm?

Bill. Ich bins, Vater Childebrand.

Childebr. Ich komme ſchon. (Muſik)

Zweyter Auftritt.

Childebrand in Eremitenkleidung, und **Billino.** (wechſelſeitige Begrüßung)

Childebr. Gott zum Gruß, lieber Junge!

Bill. Grüß Euch Gott, Vater! — Hier bring ich Euch wie gewöhnlich Eure Speiſen. Heute bekommt Ihr gute Sachen, es iſt Milchbrod dabey. (Muſik)

Childebr. Was kümmert mich Armen Speis und Trank! ich nähre mich mit Ausſichten in fremde Welten. (ſieht in den Korb) Laß doch ſehen. (Muſik) Immer und immer Früchte, und nie Fleiſch. (Muſik)

Bill. Alle Bewohner des Dörfchens haben heute beygeſteuert.

Childebr. Die guten Leute haben ſelbſt nichts, und geben ſo gerne andern. (Muſik)

Bill. Aber Vater, Ihr habt mich heute lange läuten laſſen.

Childebr. Ich war eben eingeſchlummert.

Bill. Habt Ihr ſo einen ſtarken Schlaf?

Childebr. Wo denkſt du hin? — Wenn

Kum-

Kummer und Gram unſer Herz beengt, wie kann man da ruhig ſchlafen? (Muſik)

Bill. Ihr habt Kummer, Vater? (Muſik)

Childebr. (bey Seite) O Himmel! bald hätte ich mich verrathen. — (laut) Nein, es war nur Scherz. (Muſik) Dringe nicht weiter in mich.

Bill. Ich will nichts mehr davon ſprechen.

Childebr. Umſonſt ſuchſt du mir den Grund meines Unglücks zu entreißen.

Bill. Schweigt nur, ich verlange ihn nicht zu wiſſen.

Childebr. Mein Geheimniß ſoll mit mir ſterben.

Bill. Laſſet uns von etwas andern reden.

Childebr. Nun wohlan, ich gebe dir nach, du ſollſt alles wiſſen, mein Herz bedarf der Mittheilung, es iſt ein ſüßer Troſt für den Unglücklichen, ein empfindſames Herz, dem unſer Unglück ganz gleichgültig iſt, mitfühlen zu ſehen. (Muſik).

Bill. Aber ſeit drey Jahren ſahen wir uns täglich, und noch nie habt ihr mit mir davon geſprochen.

Childebr. Weil ich einen Augenblick dazu wählen wollte, wo wir alle Augenblick befürchten müſſen, überraſcht zu werden.

Bill. Sonderbar!

Childebr. Laß uns vorſichtig ſeyn, und ſehen, ob uns niemand belauſcht. (Muſik). Sie gehen auf beyde Seiten des Theaters, um zu ſehen, ob ſie unbemerkt ſind, dann treten ſie wieder in den Vordergrund, und Childebrand ſpricht mit geheimnißvollem Ton) Du haſt ohne Zweifel ſchon von dem berühmten Grafen Childebrand ſprechen gehört?

Bill. Nie in meinem ganzen Leben.

Childebr. Ich wußte ja gleich, daß er dir bekannt iſt, aber die nähern Umſtände ſeines grauſamen Schickſals weißt du nicht?

Bill. Kein Wort!

Childebr. Deſto beſſer! — Aber wenn du ſie auch gewußt hätteſt, ich hätte ſie dir doch erzählt. — So höre denn: Dieſer Graf Childebrand, er ſieht vor dir.

Bill. Wo denn?

Childebr. (reißt ſein Pilgerkleid ſchnell auf, läßt ihm die Rüſtung ſehen.) Hier! (Muſik.)

Bill. Iſts möglich?

Childebr. Du ſiehſt, ich habe eine Rüſtung an, alſo muß ich doch der Graf Childebrand ſeyn.

Bill. Ganz natürlich!

Childebr. Bald hoffe ich dieſes härene Gewand von mir zu werfen, und wieder als Childebrand erſcheinen zu können. Doch was ſag ich? (Muſik.) Darf ich Unglücklicher noch hoffen?

Bill. Hofft immer, Vater! das koſtet nichts, und tröſtet.

Childebr. Ich beſaß eine ſchöne Weſte, eine gute Tochter, und einen braven Neffen, ich habe ſie verloren.

Bill. Laßt ſie austrommeln.

Childebr. Der grauſame Sakripandos hat ſie mir geraubt. (Muſik)

Bill. Wie? – Sakripandos? (Muſik.) der in dieſem Schloße da oben hauſt.

Childebr. Er ſelbſt! (Muſik) Dem Elenden gelüſtete nach meinem Eigenthum, er überfiel meine Tochter, und entführte mir mein Schloß mit Gewalt. (Muſik) Ich both alle meine Vaſallen auf, alle liebten mich wie ihren Vater. (Muſik) Aber keiner kam mir mit ſeinen Reiſigen zu Hilfe. – Nach 5 Minuten des hartnäckigſten Widerſtandes mußten wir uns ergeben, meine Leute zogen frey ab, und ich und mein Neffe wurden in der Schlacht getödtet.

Bill. Beyde?

Childebr. Wie ich dir ſage. — Des andern Morgens früh war ich nicht wenig erſtaunt, als ich in dem Schloßgraben erwachte. — Bald hörte ich, daß der Böſewicht in meinem Schloße hauſe, daß meine Tochter in ſeiner Gewalt ſey, und daß er, obwohl er mich für tod hielt, dennoch einen Preis auf meinen Kopf geſetzt habe. Es blieb mir alſo kein anderes Rettungsmittel, als die Flucht, doch wählte ich lieber den Aufenthalt hier in ſeiner Nähe, wo ich ſtets in der Furcht ſeyn muß, entdeckt zu werden, und vor Angſt ſterbend meine Tage verlebe. (Muſik)

Bill. Und was denkt ihr denn itzt zu thun? (Muſik)

Childebr. Ich ergreife das leichteſte Mittel, und laſſe das Schickſal walten.

Bill. Die gewöhnliche Zuflucht aller Faulenzer!

Childebr. Ich will meine Tochter den Händen des Wütherichs entreiſſen, und erwarte hierzu nur den Augenblick, wo ich nichts zu fürchten habe.

Bill. Welche Unerſchrockenheit! (Muſik) (ohne zwiſchen die Szene zu blicken) Seht, hier kommen Fremde.

Childebr. Die Höflichkeit fodert, daß wir ihnen Platz machen. Sie haben vielleicht Geheimniſſe mit einander zu ſprechen. — Doch ich that wohl Unrecht, dir meine Geſchichte ſo frey zu erzählen. Da du nun alles weißt, ſo komm in meine Hütte, da will ich dir das übrige erzählen. (Muſik. Beyde ab.)

Dritter Auftritt.

Ritter Roderich als Pilger, und Mallinotto als Jokey treten auf.

Roderich. (tritt ſehr ſchnell auf) Laß uns hier ausruhen; ich kann nicht mehr weiter.

Mallinotto. Ich glaub's, 3 Meilen zu Fuß ohne Ruhe —

Roderich. Und ohne Nahrung. (Muſik) Dem Schnee, dem Regen, dem Hagel, der bittersten

terſten Kälte und Hitze ausgeſetzt; vermag ich kaum mehr mich aufrecht zu halten. (Muſik) Doch duld' ich mein eigenes Elend gerne, nur um dich, treuer Unglücksgefährte, bangt mir. (Muſik) Du verlaſſeſt mich nicht, weil du keinen andern Herrn findeſt, theilſt ſelbſt das bitterſte Loos mit mir.

Mallinotto. Sprecht nicht davon, lieber Herr. Meine Liebe für Euch läßt mich keinen Schmerz fühlen, — und quälten mich nicht Hunger, Durſt, Hitze, Kälte, Mattigkeit und Furcht, ſo befände ich mich herrlich!

Roderich. Welche edle Reſignation (Muſik) Sprich, wie gefällt dir dieſes Land?

Mallinotto. Recht gut, wenn es nur klügere Menſchen hervorbrächte.

Roderich. Es iſt mein Vaterland. (Muſik) Siehſt du jenen Wald dort zur Rechten? (er deutet auf die linke Seite)

Mallinotto. Ja!

Roderich. In dieſem Schloße erblickte ich das Licht der Welt, hier war es, wo man meine Erziehung vernachläßigte, hier wäre ich noch, wenn man mich nicht verjagt hätte, und hier wohnen noch meine Gemahlinn und meine Verfolger.

Mallinotto. Eure Gemahlinn? — Wie, Ihr ſeyd verheirathet?

Roderich. O Gott, ja! (Muſik) Höre Alles. — Als mein Vater und meine Mutter ſtarben, war ich eine Waiſe. Mein Onkel, Graf

Childebrand, der vorige Herr dieſer Veſte, nahm mich auf, bildete mich, und machte aus mir den liebenswürdigſten Jüngling. — Ich wußte nicht, wie ich ihm für ſeine vielen Wohlthaten dankbar ſeyn könnte, als mir der Gedanke einfiel, ſeine Tochter zu verführen, die mit Sehnſucht den Augenblick erwartete, an dem ſie verführt werden ſollte. — Wir liebten uns gränzenlos, und wurden heimlich getraut. So zwar, daß das ganze Schloß von unſerer Verbindung wußte, nur mein Onkel nicht. — Kunigunde wurde Mutter, und ſchon waren wir im Begriff alles zu entdecken, als der grauſame Sakripandos die Veſte überfiel, und uns überwältigte. — Ich fiel tod auf dem Schlachtfelde nieder; der Graf Childebrand an meiner Seite; als ich ſah, daß er noch Zeichen des Lebens von ſich gab, floh ich ſchnell, um nicht Zeuge ſeiner letzten Augenblicke zu ſeyn.

Mallinotto. Welch ein Herz! (Muſik)

Roderich. Seit dieſer Zeit irr' ich herum, ich weiß nicht wo, ich eile Tag und Nacht, und weiß nicht warum. Ich erwählte dieſe Vermummung, um meinen Feinden zu entgehen, die vielleicht nicht mehr an mich denken, und um deſto beſſer Nachricht von meinem Weibe und Kinde einzuziehen, von denen ich ſeit dieſer Zeit nichts gehört habe. (Muſik.)

Mallinotto. Ihr Junge wird nun ſchon groß geworden ſeyn, und Ihre Frau —

Roderich. Schweig, ich will nichts hören, bis zur beſtimmten Zeit. Nur ein Gedanke beunruruhigt mich nun. Deine Kleidung kann uns leicht verrathen. — Ein Pilger mit einem Jokey!

Mallinotto. Nie werde ich mich von dieſem Kleide trennen. (Muſik) Dringende Urſachen beſtimmen mich es zu behalten, die ich Euch nun entdecken will.

Roderich. Und dieſe ſind?

Mallinotto. Erſtens, ich habe kein anderes.

Roderich. Die übrigen Gründe erlaſſe ich dir.

Mallinotto. Uebrigens fürchtet nichts, wenn es ſeyn muß, werde ich mich ſo anſtellen, als ob ich Euch gar nicht kennte. (Muſik.)

Roderich. Siehſt du, dort kömmt ein Eremit auf uns zu.

Mallinotto. Vielleicht giebt er uns ein Frühſtück.

Roderich. Um Gotteswillen verrathe dich nicht. (Muſik)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen, Childebrand, Billino.

Childebr. (zu Billino) Die guten Leute ſind mir herzlich willkommen, o wie will ich mich in ihrer Mitte freuen. — Nur ſuche, daß ſie mir nicht lange überläſtig fallen.

Billino. Sorgt nicht Vater! Ihr gebt ihnen weder zu eſſen noch zu trinken, und ſo gehen ſie gleich wieder, wenn ſie ſich hier durch einen Tanz echauffirt haben, um ſich zu Hauſe zu erfriſchen.

Childebr. Das iſt gut!

Billino. Lebt wohl Vater. (Muſik. Er geht ab, indem er ſich anſtellt, als bemerkte er Roderich und Mallinotto nicht.)

Fünfter Auftritt.

Childebrand, Roderich, Mallinotto.

Childebr. Was wollen dieſe beyden Unbekannten?

Mallin. (zu Roderich) Wir wollen ihn anſprechen, er hat ſo ein mitleidiges Geſicht.

Childebr. Das ſind fatale Geſichter. Vielleicht gar ein Paar jener Räuber, die in dieſer Gegend ihr Unweſen treiben. — Doch es ſind ja Menſchen, und obſchon ſie vielleicht nichts nöthig haben, ſo iſts doch meine Pflicht, ihnen zu helfen.

Roder. (nähert ſich) Guter Vater!

Childebr. Was verlangſt du Pilger?

Roder. Welche Stimme!

Childebr. Dieſe Züge — ?

Roder. Iſts ein Traum?

Childebr. Darf ich meinen Augen trauen?

Roder. Mein Onkel!

Childebr. Mein Neffe!

Roder. Childebrand!

unter der Muſik.

Childebr. In meine Arme, Neffe! (ſie ſtürzen ſich heftig in die Arme.)

Mallin. Eine prächtige Erkennungsſzene. (Muſik)

Childebr. Was ſeh ich, du lebſt?

Roder. Ernſthaft! — Seyd ihr nicht todt?

Childebr. Ich glaube nicht!

Roder. Auch ich nicht!

Childebr. (auf Mallinotto zeigend) Wer iſt dieſer Menſch?

Roder. Mein Knappe in der Geſtalt eines Jokey's.

Mallin. Und ſtets zu ihren Dienſten.

Roder. Er iſt mir treu, und wagt ſein Leben für mich, wenns guten Theatereffekt macht.

Childebr. Der iſt zu brauchen.

Roder. Aber ſprecht, wie kommt ihr in dieſe Eremitenkleidung?

Childebr. Was ſoll dieſe Pilgerkleidung bedeuten?

Roder. Ihr ſollet alles erfahren. — Vor allen ſagt mir, o ſagt, lebt meine Kunigunde noch, und wo lebt ſie?

Childebr. Sie iſt in Sakripandos Gewalt, der Unmenſch peinigt ſie täglich, ſtündlich mit ſeiner Liebe. — Das arme Mädchen hat keine andere Waffen wider ihn, als ihre Thränen, die ſo häufig fließen, daß ſie den Böſewicht ſammt ſeinem Gelichter vielleicht noch austränken.

Roder. Ach — oh! — ha!

Childebr. Und ihr Kind?

Roder. (fällt auf ſeine Knie) Deſſen Vater ich bin!

Childebr. Das weiß ich ſchon!

Roder. Und ihr haßt mich nicht?

Childebr. (für ſich) Verzeihen iſt ein nobler Zug, und bringt gewöhnlich die Hände der Zuſeher in Bewegung. (laut) Roderich! (Muſik) Du haſt mich ſchwer beleidigt. (Muſik) Du haſt mir das Herz zerriſſen.—(Muſik)— Aber Aber — (Muſik) Ich verzeihe dir! (Muſik)

Roder. Beſter Onkel!

Childebr. Laß uns davon ſchweigen, und ſage mir lieber, was du nun zu thun gedenkſt.

Roder. Ich will euch eure Burg wieder erobern, Kunigunden aus den Klauen des Böſewichts retten, Sakripandos beſtrafen, oder noch einmal ſterben. (Muſik) Ich ſchwöre es feyerlich, und kein Schwert komme mehr in dieſe meine Hand, bis Sakripandos getödtet iſt. (Muſik)

Childebr. Das läßt ſich hören, und zeigt von Muth. (Muſik)

Mallin. Auch ich ſchwöre, meinem Herrn überall zu folgen, denn ich weiß, daß er ſich in keine Gefahr einläßt. (Muſik) Und kein anderes Kleid komme auf dieſen Körper, bis ich in Sakripandos Burg ein neues bekomme.

Roder. Lege deine Hand in die unſrige. (Muſik. Alle drey legen die Hände zuſammen.) Wir ſchwören nun alles das, was wir geſagt, und

und nicht geſagt haben, und wollen es halten bis in den Tod. (Muſik) So – nun fehlt uns nichts mehr zur Ausführung unſeres Planes, als eine kleine Armee. — Aber wer weiß! Der Himmel hat ja ſchon öfters zu Gunſten der Unſchuld Wunder gewirkt. (man hört ländliche Muſik) Hört ihr? Was bedeuten dieſe Töne?

Childebr. Das iſt ein ländliches Feſt, welches man mir zu Ehren gibt. (Muſik) Laßt es uns anſehen, ſo vergeht doch eine Viertelſtunde dabey. (Muſik)

Sechster Auftritt.

Die Vorigen, mehrere Landleute, welche paarweiſe tanzend erſcheinen, und Childebrand grüßen.

L Ch[illegible]
[illegible]
Leipzig [illegible]

Ein alter Landmann. Erlaubt, ehrwürdiger Vater, daß die Bewohner dieſes Dorfes, welche das Glück haben, euch in ihrer Mitte zu beſitzen, das Jahresfeſt, an dem ſie einen Müſſiggänger mehr zu ernähren bekamen, mit Tänzen feyern.

Childebr. Es macht mir Freude, ihr guten Leute, und dankbar erkennt mein Herz eure Güte. (Muſik. Man ſtellt ſich zum Tanzen.)

Bill. Hört meine Freunde, mir fällt da ein herrlicher Gedanke bey. — Ihr wißt, wir können nicht ſo tanzen, wie jene, die ein Metier daraus machen, warum ſollen wir uns alſo mit dem beſten Willen auslachen laſſen? — Statt-

dem

dem Ballet will ich ein Liedchen ſingen, und ihr ſtimmt beym Chor mit ein.

Lied.

Lukas und ſein Weib Annette
Giengen in den nahen Wald.
Aus dem Dickicht ſprang ein Räuber,
Rief ein fürchterliches: Halt!
Lukas fing am ganzen Leibe
Voll von Angſt zu zittern an.

Er hatte auch Urſache dazu, denn dieſe Herren, er wußte es wohl —

Chor.

Geben Gnade oft dem Weibe,
Aber ſelten nur dem Mann.

* * *

Von Annetten bat der Räuber,
Nur drey Küſſe ſchnell ſich aus.
Doch dem armen Lukas räumt' er,
Ungeniert die Säcke aus.
Dieſes ging dem Mann zu Herzen,
Doch der Räuber hört ſein Fleh'n,
Wurde erweicht, und —

Chor.

Nahm mit ſich das junge Weibchen,
Ließ den Mann in Frieden gehn.

* * *

Lukas ging betrübt nach Hauſe,
Oede war für ihn die Welt.

Alles

~~Alles hat er nun verloren,~~
~~Seine Gattinn und ſein Geld.~~
~~Horch! — da klopft es an der Thüre —~~
~~Wer beſucht mich noch ſo ſpat? —~~
~~„Ich bin's lieber Mann“ — „Wie, du?“ —~~
~~„Ja dein Weibchen, ſey ruhig, der Räuber iſt~~
~~ein guter braver Mann!“~~

~~Chor.~~

~~Gab mir alles, alles wieder,~~
~~Was er dir genommen hat.~~

(Man höret einen Marſch.)

Childebr. O Himmel! das iſt Sakripandos!

Roder. Nun hätte ich die beſte Gelegenheit, den Tyrannen zu beſtrafen, aber ich muß meine Wuth zurückhalten.

Childebr. Nur durch Verſtellung können wir der Gefahr entgehen.

(unter der Muſik.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen, Sakripandos, Soldaten.

Sakrip. Was ſoll dieſe Menge Leute hier? — fort ihr Bauern zu eurer Arbeit, — am Sonntag könnt ihr tanzen.

Bill. Das iſt abſcheulich!

Sakrip. (wüthend) Fort ſag ich! (Muſik. Die Landleute gehen traurig ab, Malinotto folgt ihnen.)

[illegible]

Ach=

Achter Auftritt.

Sakripandos, Roderich, Childebrand.

Sakrip. Ihr bleibt, Eremit! ich habe mit euch zu ſprechen.

Childebr. Mit mir?

Sakrip. Ja! — Wer iſt dieſer Pilger?

Childebr. Er iſt mein Neffe, und reiſet um einen Zweck zu erreichen.

Sakrip. Ihr beyde könnt mir nützlich ſeyn. Ich will euch mit Reichthümern überſchütten, wenn ihr mir zum Ziele helft, und treu dient. (für ſich) Verſprechen kann man ja immer ſo viel, als möglich. (laut) Aber fürchtet meine ganze Rache, wenn ihr meinem Willen zuwider handelt.

Childebr. Redet gnädigſter Herr, und ſeyd verſichert, daß wir euch dienen werden, wie ihr's verdient. (leiſe zu Roderich) Merkſt du den Doppelſinn?

Roder. Nur ſtille.

Sakrip. Wißt ihr —?

Roder. Mein Herr, wir wiſſen nichts!

Sakrip. Stille! — So hört denn, daß ich mich mit einer jungen Wittwe verbinden will, die in meiner Burg iſt.

Roder. (leiſe) Seine Burg, — eine Wittwe! — Ha, der Betrüger!

Sakrip. Allein die lächerliche Liebe, die ſie für einen Ritter hegt, der ſchon längſt todt iſt, iſt Schuld, daß ſie ſich meinen Wünſchen widerſetzt.

Roder.

Roder. Tod? Es iſt nicht wahr.—

Sakrip. Wie? —

Roder (einlenkend) Es iſt nicht wahr, daß ſie ihn noch liebt, ſie iſt ja ein Weib.

Sakrip. Ich bin alſo entſchloſſen, ſie wider ihren Willen glücklich zu machen. — Euch will ich die Gnade anthun, mir den wichtigſten Dienſt meines Lebens zu leiſten. Euer Alter, der fromme Ruf, in dem ihr ſtehet, ihr könnt ſie vielleicht noch zur Vernunft bringen.

Childebr (bedeutend) Seyd verſichert gnädiger Herr, es ſoll mir ein leichtes ſeyn, ihr jene Gefühle einzuflößen, die ſie gegen euch haben ſoll.

Roder. (leiſe zu Childebrand) Schon recht, nur immer doppelſinn'ge Antworten. (laut) Und welche Rolle theilt ihr mir zu, gnädiger Herr?

Sakrip. Dir? — Ja richtig, du mußt auch mit ins Schloß. — Ich hab's — Ich ergötze mich alle Nacht an Kunigundens Schrecken. Einer meiner Knappen, ein verſchmitzter Burſche, erſchien ihr alle Nacht in der Geſtalt ihres Roderichs, und befahl ihr, meine Gattinn zu werden; allein vorgeſtern iſt er geſtorben, und nun erwähle ich dich in ſeine Stelle zu treten.

Roder Ich will eurer Wahl Ehre machen, und die Rolle des Roderichs ſo gut ſpielen, als wär ichs ſelbſt.

Sakrip. So folget mir! (Muſik. Indem er bemerkt, daß Childebrands und Roderichs Ueberkleider auseinander fallen) Aber zum Teufel, ſo be-

90 Armstühl u Versölle

bedekt euch doch vorſichtiger, man ſieht eure Rüſtungen, wenn ich wollte, könnte ich euch erkennen.

Roder. (welcher ſein Pilgrimskleid ſorgfältig übereinander legt) Vielmal obligirt!

Sakrip. Nun fort! (Wie Sakripandos den Rücken kehrt, machen Childebrand und Roderich drohende Gebärden hinter ihm. Er wendet ſich wieder gegen beyde, und ehrfurchtsvoll neigen ſie ſich. Dieſes Theaterſpiel muß öfters wiederholt werden. — Sie gehen einmal um die Bühne, unterdeſſen verwandelt ſich das Theater in einen Saal in Sakripandos Schloſſe)

(unter der Muſik)

lili =

Sakrip. Hier ſind wir in meiner Burg.

Childebr. Sie iſt ſehr ſchön!

Sakrip. Sie koſtet mich keinen Heller.

Roder. (bey Seite) Wir wollen ſie dir um den nämlichen Preis wieder abkaufen.

Sakrip. Ich ſehe Kunigunden kommen. Ihr Alter bleibt hier, ich will Euch der Unſinnigen vorſtellen (zu Roder.) Ihr aber erwartet mich im Waffenſaale (Zeichen des Einverſtändniſſes, zwiſchen Childebrand und Roderich, der abgeht. Muſik)

Neunter Auftritt.

Sakripandos, Kunigunde, ~~Roderich~~, Childebrand

Alle

Sakrip. Schönſte Kunigunde, darf ich endlich hoffen?

Kunig. Du hoffeſt umſonſt, Schändlicher! Nie wird dieſes Auge dich liebevoll anblicken,

nie

nke dieſer Mund dir lächeln. — O mein Vater! — mein Roderich! dich ſollte ich vergeſſen, dir die Schwüre brechen, auf die du vielleicht nicht mehr denkeſt! deine Hand raucht noch vom Blute meines Vaters und Gemahls, und ich ſollte ſie am Altare annehmen?

Sakrip. Seyd klug Kunigunde. Ihr ſeyd groß genug um den Vater entbehren zu können; und habe ich Euch auch den Gemahl erſchlagen, ſo biete ich Euch in mir einen andern und zärtlichern Gatten an.

Kunig. Glaubt Ihr wohl, das ſey toute même? (Muſik)

Sakrip. (ſtrenge) Kunigunde! Ich habs genug Euch immer das nämliche zu wiederholen, aber hier ſteht ein Mann, der Euch das noch einmal ſagen wird, was Ihr von mir ſchon 50mal hörtet. — Redet nun mit ihr, guter Alter!

Kunig. Erſpart Euch die Mühe.

Sakrip. Seht Ihr die Widerſpenſtige! Ich bin verſichert, daß ſie Euch gar nicht anhören wird, aber das thut nichts, redet nur mit ihr, ich will mir nichts vorzuwerfen haben (ab) (Muſik)

Zehnter Auftritt.

Kunigunde, Childebrand.

(NB.) dieſe Szene muß ſo raſch als möglich gegeben werden)

Kunig Guter Alter, iſts mir doch, als hätt ich euch ſchon öfters geſehen!

Childebr. Das glaub ich gern, ich bin dein Vater!

Kunig. O Gott!

Childebr. Still! Sakripandos kömmt! (Muſik)

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen, Sakripandos.

Sakrip. Nun Alter, was iſt die Frucht eurer vielen Bemühungen! Habt ihr ſie endlich durch langes Zureden dahin gebracht, daß ſie ſich meinem Willen fügt?

Kunig. Ich werde thun, was dieſer ehrwürdige Alte mir rieth.

Sakrip. Ha! ich triumphiere!

Childebr. (bey Seite) Noch nicht!

Kunig. (gähnend) Ihr wißt gnädigſter Herr, ſelbſt den Schlaf mißgönnt mir mein feindliches Schickſal, ſchreckliche Erſcheinungen quälen mich jede Nacht, daher überfällt mich oft am Tage ein Schlummer; — ich ſchlafe wenig, aber oft.

Sakrip. Dadurch wollt ihr uns zu verſtehen geben, daß ihr euch nun der Ruhe überlaſſen wollt; wir ſind nicht unhöflich, und verlaſſen Euch. (zu Childebrand) Der Augenblick iſt günſtig zu einer neuen Erſcheinung (beyde gehen ab.) (Muſik)

Zwölfter Auftritt.

Kunigunde allein.

Die Freude, meinen geliebten Vater wieder zu ſehen, wiegte alle meine Sinne in eine ſüße Er-

Erſtarrung. (Muſik) Ich kann der Natur nicht mehr widerſtehen. (Muſik) (ſie wirft ſich in einen Armſtuhl) Ja, ich will mich einige Augenblicke in Somnus Arme werfen, und ſehen, ob das Sprichwort nicht lügt, welches ſagt: Das Glück kömmt im Schlafe (ſie ruft in die Szene) Nacht machen! (Es wird Nacht, ſie ſchlaft ein.) (Muſik)

Dreyzehnter Auftritt

Kunigunde, Roderich, als Geiſt.

Roderich.

Sie ſchläft! (Muſik) Iſt dieß der Schlummer der Unſchuld? (Muſik) Seit 3 Jahren in der Gewalt des üppigſten Böſewichts, von ſeinen Bitten beſtürmt, von allen Martern bedroht, wie, wenn ſie endlich doch erweicht worden wäre? (Muſik) Fort mit euch ihr Gedanken der Hölle, läſtert nicht den Engel! (Muſik) Welche Lage? (Muſik) Meinen eigenen Schatten muß ich ſpielen, um meinem Nebenbuhler zu dienen. (Muſik) er ſchüttelt grimmig die Fackel, welche er in der Hand hat.

Kunigunde. (ſchlafend) Roderich! mein Roderich! (Muſik)

Roderich. Ihr Götter! Sie ruft mich, — ſie träumt von mir, ſie liebt mich noch (mit dumpfen Tone) Kunigunde! Kunigunde!

(unter der Muſik)

Kunigunde (erwachend) (ſich die Augen reibend) Fi! — Wie raucht es in dieſem Saale. (erblickt Roderich) O Himmel was ſeh ich? —

Weiche

Weiche von mir, du qualenverkündigendes Geſpenſt. (Muſik)

Roderich. Erkenne in mir deinen Roderich!

Kunigunde. Soll denn ich das einzige Weib auf Erden ſeyn, das nie Ruhe hat, nicht einmal nach dem Tode ihres Gemahls! Kömmſt du mir neuerdings zu befehlen, Sakripandos zu heirathen! (Muſik)

Roderich. Keineswegs. — Im Gegentheile ich will nicht, daß du wie Oda eine Frau zweyer Männer ſeyn ſollſt, — denn in wenig Augenblicken wirſt du deinen Roderich lebendig wieder ſehen.

Kunigunde. Was ſagſt du?

Roderich. (indem er den Geiſterhabit von ſich wirft) Hier ſteht er vor deinen Augen. (Muſik)

Kunigunde. Große Götter! (Muſik)

Roderich. Mäßige dein Entzücken. — Wenn man mich entdeckte, um mein Leben wärs geſchehen.

Kunigunde. Das Sprichwort hat wahr geſprochen, das Glück kommt im Schlafe.

Roderich. Sakripandos könnte uns überraſchen.

Kunigunde. Nun fürcht' ich ihn nicht mehr.

Roderich. Aber ich. — O ſprich, theures Weib, lebt mein Sohn noch, wo iſt er?

Kunigunde. Der Kleine iſt ſchön wie ein Engel!

Roderich. Ja, es iſt mein Sohn! (Muſik) Horch, ich höre Tritte, lebe wohl! vertrau' nicht auf mich, ſondern auf die Liebe. (Muſik) (mit Geiſtertone) Adieu; Kunigunde! (Muſik) (leiſe zu ihr) So fürchte dich doch nur ein wenig. (indem er abgeht.) (Unter der Muſik) Adieu! Adieu! und wieder Adieu!

Tag

Vierzehnter Auftritt.

Kunigunde allein.

Da ſieh ein Menſch, vor wenigen Minuten noch war ich eine Waiſe und Wittwe, und krak — finde ich Vater und Gatten wieder. (Muſik) Ich weiß nicht, es giebt Tage im menſchlichen Leben, wo man alles findet, was man will. (Muſik) Aber wie kamen ſie in dieſe Burg? — was haben ſie hier vor? — Ich weiß es zwar nicht; doch will ich ſie, ſo viel als möglich unterſtützen. (Muſik)

Fünfzehnter Auftritt.

Kunigunde, Sakripandos.

Sakripandos. Madame, noch einmal komme ich, Sie zu fragen, ob Sie nach dem Schlafe eben ſo gegen mich geſinnt ſind, wie vor demſelben?

Kunigunde. Mein Entſchluß iſt unabänderlich, ich haſſe Euch.

Sakripandos. Ich war dumm genug, drey Jahre zu bitten, da ich nur befehlen durfte. — Nun wollen wir anders ſprechen, dieſen Abend iſt unſre Vermählung.

Kunigunde. Nimmermehr! (Muſik)

Sakripandos. Ich werde Euch dazu zwingen.

Kunigunde. Da muß ich auch dabey ſeyn. (Muſik)

Sakripandos. Euer eigenes Intereſſe macht Euch dieſe Verbindung zum Geſetz. Ihr ſeyd es ſchuldig, Eurem Sohn einen Vater zu geben.

Kunig. Hat er nicht ohnedieß einen Vater?

Sakrip. Wie?

Kunig. (bei Seite) Himmel, was hab ich gethan? (laut) Hat die Unſchuld nicht ſtets einen väterlichen Schutzgeiſt, der über ſie wacht?

Sakrip. Zittert ſelbſt für das Leben eures Kindes, wenn ihr mir nicht die Hand reicht.

Kunig. Wie? ſo weit ſollte eure Grauſamkeit gehen?

Sakrip. Ihr ſelbſt ſeyd hier grauſamer, als ich. Alles, was in meinen Kräften ſtand, hab ich angewendet, euren Sinn gegen mich zu ändern. — Verſprechungen, Drohungen, Vergnügungen, Komplimente, Uebertreibungen, nichts hab ich vernachläſſigt, mich bey euch beliebt zu machen, doch umſonſt, — nun will ich noch das letzte Mittel verſuchen, und dieß ſey Grauſamkeit. In einen finſtern Thurm bey Waſſer und Brod will ich euch verſperren; euer Kind laß ich erwürgen, und belohnt ihr dann meine Liebe noch nicht, ſo müßt ihr ein Felſenherz haben.

Kunig. Ich seh es, ihr sucht mein Herz durch Schmeicheleyen zu übertäuben, doch mein Entschluß steht fest, ~~ich werde nicht eure~~ Gattinn. (Musik)

Sakrip. (wüthend) Nicht?
Kunig. Nein!
Sakrip. Nein?
Kunig. Nimmermehr!
Sakrip. Nimmermehr?
Kunig. Ewig nicht!
Sakrip. Ist das euer letztes Wort?
Kunig. Mein letztes!

(unter der Musik)

C.

Actus 2. Sc i.

Verwandlung mit [illegible]
[illegible]

Sakrip. (ruft) Hollà, Wachen! (3 Krieger kommen) Bemächtiget euch dieses Weibes, und schließt sie in die Windmühle zur Westseite; du haftest mir mit deinem Kopf für sie. Und du laß mir den Unbekannten kommen, der im ~~Prunksale meiner harrt.~~ (Musik. Kunigunde in der Mitte der Wache ab.)

Musik [illegible]
2 – . 0
[illegible]
Actus

~~Sechzehnter Auftritt.~~

Act 2.

Sakripandos, allein.

Act. 2.
Sc. 1.
[illegible]

Ha! ich bin mit mir selbst zufrieden; ich habe Charakter. (Musik) Schon lange hätt ich so handeln sollen: (Musik) Ich will enden, was ich so gut angefangen habe, ich will so grausam seyn, als möglich; Schrecken soll vor mir hergehen. (Musik) Heulen und Zähnklappern mir folgen. (Musik) Damit der Applaus desto größer ist, wenn ich am Ende unterliege. (Musik) Kunigundens Kind will ich dem verruchten Detrusfando, dem Räuberhauptmann übergeben. Der Mann ist mir viele Obligationen schuldig, er

wird

[illegible]

wird mir den kleinen Freundſchaftsdienſt gewiß erzeigen. (Muſik). ~~Ach hier iſt er~~! (Unter der Muſik.) [illegible]

13. ~~Siebenzehnter~~ Auftritt.

Sakripandos, Detruſſando, (in ſeinen Mantel gehüllt.)

Detruſſ. Ich erhalte euern Brief, komme an, und man läßt mich eine Stunde im Vorgemach ſtehen; — Mord und Elend! das bin ich nicht gewohnt; — ich habe keine Zeit zu antichambriren.

Sakrip. Entſchuldige mich. (bey Seite) Ich muß ihn kajoliren, denn ich habe ſeiner nöthig.

Detruſſ. Sind wir allein?

Sakrip. Ganz allein!

Detruſſ. So kann ich mich komod machen (Muſik. Er wirft ſeinen Mantel weg) Ihr ſeht, ich bin en Negligee.

Sakrip. Du biſt ja bey deinem Freunde.

Detruſſ. Sprecht! warum habt ihr mich rufen laſſen, meine Zeit iſt koſtbar.

Sakrip. Du weißt, ich habe dich und deine Leute immer geſchützt, in meinem Gebiete war't ihr ſtets ſicher.

Detruſſ. Dieſen Schutz haben wir aber auch theuer genug bezahlen müſſen. Die Hälfte unſerer Beute mußten wir euch geben. — Nur heraus mit der Sprache, was ſoll ich hier?

Sakrip. Mich von einem Kinde befreyen.

Detruſſ. Ha, ha, ha! um einer ſo elenden

den

den Sache willen machtet ihr ein ſolches Präambulum!

Sakrip. Seine Gegenwart ſtört mein Glück.

[illegible]

Detruff. Wo iſt denn der Affe?

Sakrip. Sogleich werd' ich ihn dir überliefern. Holla! (eine Wache tritt ein) Warum kömmſt du allein? ſind nicht mehrere drauſſen im Vorrathe? führt Kunigunden und ihr Kind hieher! (Muſik. Wache ab.) Detruſſando, laß dich durch die Thränen des Weibes nicht rühren.

[illegible]

Detruff. Ich bin ja ein Räuber. (Muſik)

Lebhaft.

No. 11. ~~Achtzehnter~~ Auftritt.

Die Vorigen, Kunigunde, ihr Söhnchen an der Hand führend, Wache.

[illegible]

Sakrip. Kunigunde, ich hätte euch das Kind ſtehlen laſſen können, ohne daß ihr etwas davon wüßtet, allein ich ſehe es lieber, wann ihr dabey gegenwärtig ſeyd; das giebt eine herzzerreiſſende Szene, und ich liebe ſo etwas.

Kunig. Wie? Tyrann! du wollteſt mein Kind von mir trennen?

Sakrip. Ja! (zu der Wache) Greift an! — Es wäre zwar einer ſtark genug, einem ſchwachen Weibe das Kind zu entreiſſen, allein je mehr daran reiſſen, deſto ſchöner iſt das Tableau. (Muſik. Die Wachen gehen auf Sakripandos los, und ergreifen ihn wirklich.) Wie? was wollt ihr thun? — Ich bin ja euer Herr! — Das Weib ergreift. (Muſik. Sie greifen an, und wollen Ku-

nigunden

Kunigunden ihr Kind entreiſſen, dieſe wehrt ſich, das Kind ſchreyt) Um dieſe Szene recht grell zu machen, fehlt nichts mehr als ein Donnerwetter! (Muſik. Kaum hat Sakripandos das letzte Wort ausgeſprochen, ſo verfinſtert ſich das Theater ſehr geſch, der Donner brüllt, und die Blitze ziſchen.)

[illegible]

Kunig. Hört ihr! Gott nimmt ſich der Unſchuld an.

Sakrip. (lacht, zu ſeinen Leuten) Laßt euch nicht ſchrecken, das iſt nur ein gemachtes Wetter. Greift an! (Muſik. Die Wachen greifen neuerdings an, entreiſſen Kunigunden ihr Kind, und übergeben es Detruſſando, welcher es fortträgt. Kunigunde will ihm nach, man ſtößt ſie zurück, endlich fällt ſie ohnmächtig nieder.)

Sakrip. Sorgt für ſie! (geht gravitätiſch ab. Muſik. Die Wachen tragen Kunigunde ab.)

odlibett

No. 5

~~Neunzehnter~~ Auftritt.

Malinotto allein.

Auf mich denkt kein Menſch mehr, und ich muß doch auch zu etwas gut ſeyn. (Muſik) Ha! da fällt mir ein herrlicher Gedanke bey. Ich trete in Sakripandos Dienſte, ich laſſe mich bey ſeinem Regimente, welches aus 13 Soldaten beſteht, engagiren. — Aber ob ich wohl auch die gehörige Größe habe? (Muſik) O Himmel! der du weißt, daß ich nur darum dem Laſter meine Dienſte weihe, um jemanden zu retten laß mich nur heute 5 Schuhe 6 Zoll meſſen. (Muſik. Er ſtellt ſich auf die Fußſpitzen) Ich bin erhört. (Er geht ſchnell ab. Muſik.)

Sc:6.

~~Zwanzigster~~ Auftritt.

(Das Theater verwandelt ſich in eine Räuberhöhle. Drey Räuber, jeder mit einer Bouteille in der Hand treten ein.)

Erſter Räuber. Die Bouteille iſt ſchon wieder leer.

Zweyter Räuber. Dieſes Unglück begegnet uns öfters.

Dritter Räuber. Iſt aber leicht wieder gut zu machen.

Zweyter Räuber. Unſer Hauptmann iſt doch ein ſonderbarer Mann; — gerade in dieſer Gegend zu hauſen, wo ſo wenig zu verdienen iſt.

Erſter Räuber. Das iſt nun ſo ſeine Grille, er möchte gerne ein zweyter Rinaldini ſeyn.

Dritter Räuber. Ja, ja, er iſt großmüthig, den armen Wanderern nimmt er nichts.

Erſter Räuber. Weil ſie nichts haben.

Zweyter Räuber. Den hübſchen Bauernmädchen ſchenkt er noch manchmal etwas.

Dritter Räuber. Und uns läßt er darben.

Zweyter Räuber. Lohnt es ſich wohl der Mühe, ein Räuber zu ſeyn, wenn man nicht beſſer leben kann, als andere Leute.

Erſter Räuber. Wir, die wir andern Leuten die Kleider ausziehen, haben faſt ſelbſt keine auf dem Leibe.

Dritter Räuber. Und die verdammte Juſtiz macht uns auch immer bange.

Erſter Räuber. Es iſt jetzt gar kein Leben mehr bey unſerm Metier! — Vor Zeiten,

da

da gabs noch groſſe Männer, ein Andräßek und Juraßek, ein Horta und Kloſchka, ein Kartuſch, ein bayriſcher Hieſel, ein Schinderhannes; da ward das Ding noch im großen betrieben, aber itzt raubt höchſtens einer dem andern ſeine Gedanken, oder ſtiehlt ſeinen Nachbarn den ehrlichen Namen. — Pfuy Teufel! — Die Wälder werden ausgehauen, es giebt nicht ſo viele relegirte Studenten mehr, keine Schriftſteller, die den jungen Seelen animo zu unſerm ſomb:öſen Metier machen; ſogar auf den Theatern werden wir ſchon langweilig!

Zweyter Räuber. Stille! da kömmt unſer Hauptmann, ſchießt eine Piſtole los, es giebt manche Zuſeher, die das gerne hören.

Erſter Räuber. (ſchießt eine Piſtole los, aber es brennt nur das Zündkraut ab, ohne Knall, zornig.) Nun warte, Requiſiteur, du darfſt dich freuen. Itzt wenn mir das Spektakel ſo bei einem Duell arrivirt wäre!

Dritter Räuber. Was Teufel trägt denn der Hauptmann auf dem Arme? (Muſik)

Sc. 7. ~~Ein und zwanzigſter~~ Auftritt.

Die Vorigen, **Detruſſando**, den kleinen Roderich auf den Arm.

Zweyter Räuber. Nun Hauptmann! haſt du heute guten Fang gemacht?

Detruſſando. (auf das Kind zeigend) Hier iſt meine ganze Beute!

~~Dritter~~ Räuber. Was willſt du denn mit dem Kleinen anfangen?

Zwey=

Zweyter Räuber. Vielleicht einen tüchtigen Kameraden aus ihm bilden?

Detruſſ. Nimmermehr! — Sakripandock befahl mir, ihn ſtille aus dem Wege zu räumen. (er zieht ſeinen Säbel) Und das will ich auch ſogleich. (Muſik. Hebt den Säbel über das Kind, und ſagt in dieſem Augenblick leiſe zu ihm) Weine, bitte mich Knabe, damit ich mich anſtellen kann, als ſey mein Herz erweicht.

Der Knabe. Bitte, bitte, nicht Kopf abhauen.

Detruſſ. Ich muß! (Muſik)

Der Knabe (ſtellt ſich vor ihm hin, und im Predigertone) Menſch! wie weit geht deine Grauſamkeit? (Muſik) Du willſt meine äußere Hülle von meiner innern abſoluten Subſtanz trennen? Thor! ſenke dein Schwert in meine Bruſt, nur mein Nichtich kannſt du vernichten, nicht mein Ich. (Muſik) Kehre zur Tugend zurück, dein guter Engel ſchläft, dein ſentimentales Gefühl iſt vernichtet, du haſt ſchon ſo vielen Menſchen das Leben genommen, fühle auch ~~einmal~~ die Wonne, einem das Leben zu ſchenken. (Muſik)

Detruſſ. (kämpft mit ſich ſelbſt, wiſcht eine Thräne aus den Augen, und wirft das Schwert weg) Die unſchuldige Stimme des Kindes dringt an mein Herz. Komm in meine Arme, Knabe! (Muſik. Er küßt das Kind, nach ihm auch die übrigen Räuber.)

Roder. (von auſſen) Halt ein, Niederträchtiger! (Muſik)

Zwey-

Sc. 8.

~~Zwey und zwanzigſter~~ Auftritt.

Die Vorigen, Roderich im Harniſch, den Säbel [illegible] der Hand ſtürzt herein.

Roder. Gebt mir mein Kind zurück!

Detruſſ. Wer ſagte dir, daß es in unſerer Gewalt iſt?

Roder. Niemand! ich überließ mich blos den Vatergefühlen, die mich richtig an Ort und Stelle brachten. — Noch einmal! wollt ihr mir meinen Sohn geben?

Detruſſ. Nimmermehr!

Roder. So müſſen wir kämpfen.

Detruſſ. Mir recht, aber laß es uns vorher verſuchen, daß wir keine Schande haben. (Muſik. Sie ſtellen ſich zum Kampfe.)

Roder. (unter der Muſik) Zuerſt fällſt du aus. (es geſchieht) So. — Dann machen wir zwey Kreuzhiebe unten. (ſie thun es) So! — Dann ſchlägſt du mir auf den Schild, aber recht ſtark, daß es hübſch klatſcht. (es geſchieht) Noch zwey Kreuzhiebe oben, ich entwaffne dich, ſteche dich in die Bruſt, du fällſt, und ich ſteige dir mit einem Fuß auf den Magen, und indem ihr übrigen entflieht, rufe ich in dieſer Attitude aus: Götter! ich danke Euch!

Detruſſ. Schon gut! (Muſik. Das Gefecht wird nochmal wiederholt, ſo wie es oben probiert wurde, nur muß einer des andern Säbel nicht berühren, und falſch pariren. — Endlich fällt Detruſſando, die Räuber entfliehen, Roderich ruft in vorher beſchriebener Attitude) Götter! ich danke Euch! (geht auch ab, Muſik)

Der Knabe. (welcher in der Mitte des Theaters auf der Erde ſitzt, ruft) Papa! Papa!

Roder. (kömmt zurück, und indem er den Knaben in ſeine Arme nimmt) Ach mein Sohn! auf dich hätte ich bald vergeſſen. (Er küßt ihn, und trägt ihn ab. Muſik)

Detruff. So bin ich denn wirklich todt? — In Gottes Namen! doch mein Körper könnte da leicht geniren, ich will mich wo anders begraben laſſen. (er geht ab. (Muſik)

R. R.

~~Drey und zwanzigſter~~ Auftritt.

0 0

Ritter.

Rohebek.

(Das Theater verändert ſich, und ſtellt eine ländliche Gegend vor, im Hintergrunde derſelben ſieht man eine große Windmühle, in welcher Kunigunde eingeſchloſſen iſt Vor der Thüre derſelben ſteht **Mallinotto** als Schildwache)

Kunig. (am Fenſter der Mühle) Ach, wie ennuyant iſt es, eingeſperrt zu ſeyn (Muſik) Ich will ſchreiben, um mich zu zerſtreuen; doch ich habe weder Feder noch Tinte. (Muſik) Ich will leſen. (Muſik) Ja, wo nehm ich ein Buch her? (Muſik) So werd ich ſingen. (Muſik) Ich habe keine Stimme. (Muſik) O du mein Gott, wo iſt mein Sohn? hat ihn der niederträchtige Böſewicht vielleicht ſchon gemordet? (Muſik) Verzweiflung wüthet in meinem Innern, und gewiß hätte ich mich ſchon aus dem Fenſter geſtürzt, wenn es zu ebener Erde wäre. (Muſik)

Mall'in. (giebt ihr Zeichen, ſie dürfe hoffen)

Kunig. Schon öfters bemerke ich, daß der

Sol-

Soldat dort unten mir Zeichen giebt, aber ich verſtehe nicht, was er ſagen will. (zu Mallinotto) Guter Freund, ſprecht lieber, ſtatt zu deuten, man verſteht es leichter.

Mallin. Madame, es iſt uns zwar verbothen, auf der Wache zu ſprechen, aber nicht Zeichen zu geben. Ich will alſo mit den Händen mit Euch reden, hört Ihr mich mit den Augen. (Muſik)

Sc: 19.

~~Vier und zwanzig~~ſter Auftritt.

(Die Vorigen, Roderich ~~kömmt~~ mit ſeinem Kinde auf dem Arme, und ſetzt ſich auf eine Bank.)

Roder. Süße Laſt, du biſt ſchwer.

Kunig. Was ſeh ich! mein Gemahl und mein Sohn! wie mach ich ihnen zu wiſſen, daß ich hier bin. — Ich will ſie rufen. — Nein, das wäre zu gemein. — Ach, eine herrliche Idee, ich will mit den Fingern auf einen Stein ſchreiben. (Muſik, ſie geht vom Fenſter)

Mallin. (für ſich) Noch darf ich mich nicht entdecken, es wird ſchon noch ein frappanterer Augenblick kommen. (Muſik)

Rober. Laß uns eilen, mein Sohn, noch ſind wir nicht in Sicherheit. (Muſik, ~~er nimmt~~ ſein ~~Kind auf den einen Arm~~) Ach meine Kunigunde! warum kann ich dich nicht auf dem andern Arm tragen? (Muſik, ein Stein fällt zu ſeinen Füßen) Was iſt das? wer wirft? Seyd ein wenig vorſichtig da oben, das könnte leicht ein Loch in Kopf geben. (er hebt den Stein auf)

Was

Was ſeh ich? Buchſtaben! (Muſik, er lieſt) Deine Kunigunde iſt dir nahe. (Muſik, er wirft das Kind weg) Großer Gott! wo? wo? (Muſik, er erblickt ein weißes Schnupftuch, welches Kunigunde an einen Stock gebunden beym Fenſter herausflattern läßt) Hier, hier iſt ſie, das iſt ihr Tuch, dieß hier ihre Schrift. (er hält ſeinem Kind den Stein zum Munde) Küße das, mein Sohn!

Der Kn. Iſt das zum eſſen Papa?

Roder. Nein, kleiner Nimmerſatt! es iſt ein Brief von deiner Mutter.

Der Kn. Aber wo iſt denn die Mama? (Muſik)

Kunig. (erſcheint wieder am Fenſter)

Roder. O des Glücks! hier iſt ſie! (Muſik, Tableau, Roderich zeigt ihr das Kind, welches der Mutter Kußhändchen zuwirft)

Roderich. Grauſame! Warum haſt du dich mir nicht früher gezeigt?

Kunigunde. Col tempo e colla paglia si maturano le nespole.

Roderich. Wie ſoll ich ſie retten? — Ich will die Schildwache zu beſtechen ſuchen, ich will ihr alles Geld anbiethen, was ich nicht habe. (geht zur Wache) Mein Freund, wollt [illegible] mir erlauben, Euch zu beſtechen? Doch was ſeh ich? Mallinotto?

Mallinotto. Ich bin es ſelbſt, lieber Herr!

Roderich. Durch welchen Zufall — ?

Mallinotto. Kein Zufall! — Der Wunſch, auch zu etwas Nütze zu ſeyn; beſtimmte mich in Sakripandos Dienſte zu treten; ich gehe hin, man mißt mich, man nimmt mich auf, und ich habe glücklicherweiſe meine erſte Wache bey dieſer Mühle.

Roderich. Du biſt da ein rechter Deus ex machina um mir Kunigunden retten zu helfen.

Mallinotto. Nichts leichter, als das, die ganze Garniſon iſt eben in der Schenke; — Die Schlüſſel zur Mühle habe ich auch, allein ich dächte es wäre hübſcher ſie auf eine halsbrecheriſche Art zu befreyen.

Kunigunde. O ſprich, wie? Ich wage alles, wenn ich dabey nichts zu fürchten habe.

Mallinotto. Setzt Euch ganz komod auf einen Flügel der Windmühle, ich werde drehen, daß Ihr herabkommt. (Muſik) (Kunigunde thut es, Mallinotto fängt an zu drehen, ſchreyt aber plötzlich, indem er inne hält) Himmel! ich höre Getöſe! (Muſik) (allgemeines Tableau des Schreckens) Nein, es iſt nichts! (Muſik) er dreht wieder, Roderich fängt Kunigunde in ſeine Arme auf.)

Roderich. Ich habe dich wieder! — doch laß uns ſchnell fliehen, den Göttern wollen wir im Laufen danken. (Muſik) (ſie wollen ab)

A 11 ~~Fünf und zwanzig~~ſter Auftritt.

Die Vorigen, Sakripandos; Wachen:

Mallinotto. Bleibt da, wir ſind verloren!

Sakripandos. Ha! Verräther!

Roderich. Freund, es iſt ganz natürlich,

daß

daß wir beyde gegen ſo viele nichts ausrichten, aber laß uns tollkühn vertheidigen.

Sakripandos (zu den Wachen) Ergreift ſie! (Muſik)

Sc: 3.

~~Sechs und zwanzigſter~~ Auftritt.

Die Vorigen, Childebrand, viele bewaffnete Bauern. (Während die Wachen Kunigunden und Roderich ergreifen wollen, und dieſe ſich vertheidigen, tritt)

Childebrand ein, (und ſchreyt) Halt! Wißt ihr denn nicht, daß am Ende eines Stücks eine Bataille ſeine Wirkung nicht verfehlt?

Sakrip. Wie? der Eremit?

Childebr. Erkenne in mir den Grafen Childebrand. (Muſik) (~~zu ſeinen Leuten~~) Unſer Wahlſpruch iſt der gewöhnliche: Sieg, oder Tod! — greift an!

(Das Orcheſter macht eine Schlachtſymphonie. Allgemeines Gefecht. Sakripandos wird von Childebrand getödtet, und fällt in die Szene, die Bauern zünden die Mühle an. — Nur iſt zu bemerken, daß bey dieſem Gefechte auſſer Sakripandos kein Mann fallen darf.)

D

Roderich. Die Unſchuld triumphirt, wir haben alles ſo ſchnell wieder gewonnen, wie wir es verloren haben.

Alle. O Schickſal! (Muſik)

Die

ch. 13.

~~Sieben und zwanzigſter~~ Auftritt.

Die Vorigen, mehrere Landleute.

Ein alter Land~~mann~~ (zu Roderich) Gnädigſter Herr! ~~erlaubet, daß Eure Unterthanen~~ Euern Sieg durch ein kleines Feſt feyern, welches ſie bereiteten.

Roderich. Ihr wußtet alſo ſchon zum Voraus, daß ich ſiegen würde?

Der Landmann. Das nicht, doch wäre auf keinen Fall etwas dabey verloren geweſen; denn wäret Ihr unterlegen, ſo hätte unſer Feſt dem andern gegolten.

Childebrand. Wir danken Euch, doch ~~glaube ich, wir~~ ruhten heute aus, und ließen das Tanzen auf Morgen.

Alle. Es lebe Childebrand; Roderich und Kunigunde! (Muſik)

(Der Vorhang fällt zur Hälfte)

Roderich. (ſchreyt auf den Schnürboden) Halt noch ein wenig; bald hätte ich die letzte Sentenz vergeſſen. (Muſik) (pathetiſch) Meine Freunde! lernt daraus, daß bey jedem guten Schauſpiele zuletzt das Laſter unterliegen, und die Tugend triumphiren müße.

Ende.

Q 27 943

Dramatiſches Straeuſsche

ein

Taſchenbuch

auf das Jahr

1809.

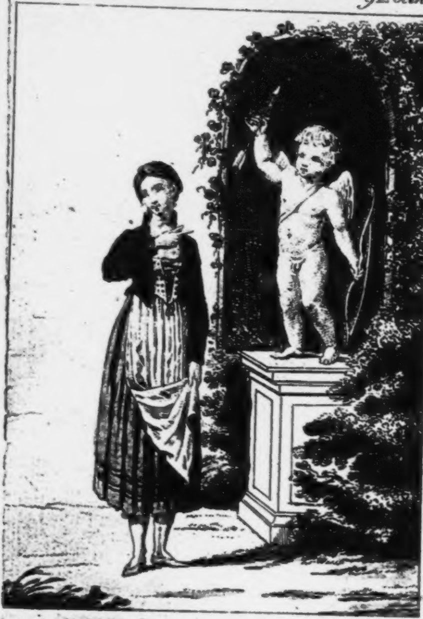
von

CASTELLI und HASSAUREC

Wien

bey J. B. Walliſhauſser.

Haſs allen Weibern! 9te Scene



O sagt mir lieber Herr, wer ist der Bube denn?

STADTBIBLIOTHEK

Haß allen Weibern!

Ein

Luſtſpiel in einem Akt.

Frey nach dem Franzöſiſchen des Bouilly.

In Alexandrinern bearbeitet

von

Caſtelli.

Aufgeführt auf den k. k. Hoftheatern
in Wien.

Perſonen.

Valincour, ein franzöſiſcher Cavallerie-Officier.
Amalie, Gräfinn von Rönsberg, eine Deutſche.
Marzel, Valincours Gärtner.

Die Handlung geht nahe bey Paris, in dem Thale Montmorency vor.

Die Bühne ſtellt das Innere eines ſchönen gezierten Gartens vor. Dem Zuſeher zur Linken iſt der Eingang zu einem Pavillon. Auf der nämlichen Seite weiter vorne ſteht die Statue des Amors, in einer Hand hält er Blumen, in der andern Dornen und Pfeile; auf dem Piedeſtal lieſt man die Inſchrift: Mit der einen Hand liebkoſet, mit der andern verwundet er uns. Auf der andern Seite der Bühne, gegenüber vom Pavillon, iſt eine Bosquet bey deſſen Eingang eine Gruppe von Figuren ſteht, welche den Samſon vorſtellt, wie er im Schooße der Delila ſchläft, und dieſe ihm die Haare abſchneidet. Unten lieſt man die Aufſchrift: Vertrauen verrathen durch Liebe. Geſträuche und Blumengeſchirre ſind hin und wieder vertheilt. In der Mitte der Bühne ſtehen zwey große Gießkannen und ein Rechen. Im Hintergrunde iſt der Garten durch eine Mauer, welche oben mit einer Treillage beſetzt iſt, geſchloſſen. In der Mitte dieſer Mauer iſt eine kleine grüne Thüre ſichtbar, welche ins Freye führt. Außer der Mauer ſieht man von einer Seite Landſchaft, von der andern Seite einen Theil des Landhauſes, zu welchem dieſer Garten gehört.

Erſte Scene.

Marzel. (allein)

Bey Eröffnung der Gardine iſt er mit begießen beſchäfftiget. Sein Hut und ſeine Jacke hängen an der Gruppe zur Rechten. Er ruht eben aus, und wiſcht ſich mit dem grünen Vortuche den Schweiß von der Stirne.

Uf! — Heißt das nicht ſein Brot im Schweiße ſich erwerben? —
Luſtwandeln hier im Park, die Blumen ſich beſehn,
Bewundern die Natur, das iſt wohl freylich ſchön;

Doch bilden ſie durch Kunſt, die Haut ſich bräunlich färben,
Da braucht es Müh' und Fleiß, das will ſo leicht nicht gehn.
(Er zeigt auf die Blumengeſchirre.)
Nun hab' ich nur noch hier die Blumen zu begießen,
Dann iſt das Werk vollbracht, ich kann der Ruh' genießen.
(Er thut es.)
Die Sonn' iſt ſchon herauf, die Gräfinn noch nicht hier?
Und geſtern forderte ſie dieſen Dienſt von mir.
Sie ſchmeichelte ſo ſüß, ja ja, noch ſeh' ich ſie.
(er ahmt ihre Stimme nach.)
„Marzel! ſprach ſie zu mir, — „läßt du mich morgen früh,
„Wenn uns Aurora winkt, in euren Garten ein,
„So ſind, du haſt mein Wort, ſechs blanke Thaler dein.“
So ſprach die Gräfinn zwar, und dieſes Sümmchen wär'
So übel eben nicht, — doch weh! — Wie ſpricht der Herr?
(er ahmt die Stimme ſeines Herrn nach)
„Marzel! Läßt du ein Weib, ſie ſey jung oder alt,

„Mit allem Reiz begabt, von göttlicher Geſtalt
„In dieſen Garten ein, — ich will's vorher dir ſagen, —
„So werd' ich dich ſogleich zu allen Teufeln jagen!"
Was nun zu thun? — Bey Gott! Die Gräſinn iſt ſo gut,
Man muß nur ſehn, was ſie den armen Leuten thut,
Den kleinen Wunſch kann ich ihr nimmermehr verſagen,
Und ſollt' er wirklich mich zu allen Teufeln jagen.
Ich wag' es, ſeinen Zorn nun ganz auf mich zu laden.
Wer einem Engel hilft, dem kann kein Teufel ſchaden, —
Zudem iſt's Neugier nicht, auch nicht Erob'rungsſucht,
Warum ſie mit Gewalt herein zu kommen ſucht,
Sie will den guten Herrn vom Weiberhaß curiren,
Vielleicht gelingt ihr Plan! — Wir wollens mahl probiren! —
Die Weiber haßt der Herr, und alle, alle alle! —

Nein, das iſt doch zu ſtark — dazu braucht's ſchwarze Galle,
Sie ſpielen arg uns mit, zuweilen — zugegeben!
Doch ohne ſie, wär's nicht der Mühe werth zu leben.
Wenn ich ſo manchesmahl an meine Alte denke,
(Der Gott den beſten Platz bey ſich dort oben ſchenke)
Sie pflegte dann und wann wohl recht honnett zu zanken,
Doch meine froh'ſte Zeit hab' ich auch ihr zu danken.
Wenn ich ſo neben ihr vor unſrer Hütte ſaß,
Und aus dem alten Buch vom Tamerlan ihr las,
Und nach dem Leſen dann — — Ich darf daran nicht denken,
Sonſt ~~müßt' ich~~ meine Hand noch einem Zwey~~ten ſchenken.~~
(Man hört außer der Mauer drey Schläge mit der Hand.)
Horch! Das iſt das Signal, ich öffne ihr, es ſey!
Vorſichtig doch Marzel! Laß dich zu nichts herbey,
Bis du von ihrem Plan ganz unterrichtet biſt,

Der Henker überſeh' der Weiber Trug und
Liſt. —

(Er geht und öffnet das grüne Thürchen
in der Mauer.)

Zweyte Scene.

Amalie von Ronsberg, und Marzel.

(Amalie tritt ſchüchtern ein, ſie iſt in ein reitzendes Morgenneglige gekleidet, hat einen Strohhut auf dem Kopfe, und ein Buch im kleinen Formate in der Hand.

Amalie.

(blickt vorſichtig um ſich.)

Schon ſpäter iſt's, als ich das Wort zu
kommen gab,

Doch kömmt dein Herr ſo früh im Garten
nie herab,

Wie du mir ſagteſt.

Marzel.

Nein, wir haben ſchon noch Zeit,

Vertrauen Sie auf mich, auf meine Wach-
ſamkeit,

Er geht gewöhnlich hier durch dieſen Pavillon,

Da hört man ſeinen Tritt in weiter Ferne
ſchon.

Amalie.

Belauſcht uns etwa nicht ein and'rer Diener
hier?

Marzel. (lachend)

Daß keiner uns belauſcht, da bürg' ich wohl
dafür,
Denn wie Sie mich hier ſeh'n, ſo muß ich
ganz allein,
Koch, Gärtner, Poſtillon und Kammerdiener
ſeyn.
Ich bin die Dienerſchaft, und er iſt Herr und
Richter,
Und täglich ſieht man hier die nämlichen Geſichter.
So leben wir — doch nein, wir leben nicht,
wir träumen,
Und ſäh'n wir Sperlinge nicht ſchnäbeln auf
den Bäumen,
Wir wüßten wahrlich nicht, daß zwey Geſchlechter
ſind.

Amalie.

(Betrachtet die Umgebungen, und ſpricht das
Folgende mit Gefühl.)

Hier alſo iſt der Ort, wo für die Freude
blind,

Die Liebe uns gewährt, ein Mann ſich in der Blüthe
Des Lebens ganz vergräbt, mit Haß in dem Gemüthe, —
Haß gegen Weiber! — Nein, das leid' ich nicht geduldig,
Ich bin es mir, ich bin's den Schweſtern allen ſchuldig.
Ich darf ja dieſe Schmach nicht auf uns ruhen laſſen,
Ein *alter* Mann mag uns, doch nicht ein *junger* haſſen.

(Sie geht zur Statue des Amors, und lieſt die Unterſchrift.)

Mit einer Hand liebkoſet, mit der andern verwundet er.
Wie feindlich deutet er doch jede Kleinigkeit.

Marzel.

Bey dieſer Statue ſteht er oft lange Zeit
Und ſieht ſie grimmig an, und ballt die Fauſt dabey,
Beſchuldigt ſie des Trugs und der Verrätherey!
Ha! ha! ein ſolches Kind, es iſt doch nur zum lachen,
Was ſoll das kleine Kind denn wohl für Schaden machen?

Amalie. (lebhaft für ſich)

Wahr iſt es, daß des Knaben Pfeile uns verwunden,
Doch, wer hat ſüßer'n Schmerz, als dieſen je empfunden?
(ſie geht zur andern Gruppe.)
Hier Samſon wie er ſchläft im Schooß der Delila,
Die ihren Vortheil ſchnell bey dieſem Schlaf erſah,
Und ihm das braune Haar vom Kopfe ſchnitt.

Marzel.

Daran
Hat die Madam, ſo ſcheint es mir, recht klug gethan,
Der nichts bey Mädchen weiß zu thun, als einzuſchlafen,
Den ſollten ſie dafür auf dieſe Art beſtrafen —
Es mag den Herren wohl auch öfters ſo ergehn,
Drum kann man Viele jetzt mit Titusköpfen ſehn.

Amalie.

Es ſcheint, daß Valincour nichts unterlaſſen habe, Um ſeinen Weiberhaß zu nähren bis zum Grabe.

Marzel.

Das iſt noch alles nichts, da ſollen Sie erſt ſehn,
Was dort in unſer'm Haus für ſelt'ne Gruppen ſtehn. —
Doch laſſen wir das jetzt, und ſprechen, wenn's gefällt,
Von etwas ander'm nun. — — Ein artig Sümmchen Geld
Verſprachen Sie, wenn ich den Garten öffnen will.

(Amalie giebt ihm eine Börſe, welche er ausſchlägt.)

Nun ſeh'n Sie, aus dem Geld mach' ich mir g'rad ſo viel;

(Er ſchlägt ein Schnippchen.)

Bin Wittwer, hab kein Kind, und hier mein guter Herr,
Gibt mir, was ich bedarf, wohl auch ein bischen mehr.
D'rum kann mich Gold und Geld nicht zum Verräther machen;
Doch ſprechen Sie mit mir, ſo wie Sie geſtern ſprachen,

So ſanft, — ſo — ſo gewiß, mein Gott!
Wer kann es ſagen?
Da mag ein and'rer, was ſie fordern, nur verſagen!
Wenn ſich die Händchen weiß wie Schnee ſo bittend heben,
Die Augen kohlenſchwarz, rund auf uns Feuer geben,
Und dann erſt das ~~Geſchwätz~~, ſo herzergreifend, — da, [illegible]
Denkt man auch zehnmal: Nein! — ſagt man doch immer: Ja!

Amalie.

Sey ohne Sorgen Freund! Es ſoll Dich nicht gereuen;
Iſt erſt Dein Herr geheilt; wie wird es dann dich freun,
Daß du die Hand mir bothſt, zu dem verweg'nen Spiele.

Marzel.

Das wäre ſchön, doch ſind wir noch ſehr weit vom Ziele:
Für's Erſte, gnäd'ge Frau! Dürft' ich wohl frey Sie fragen,
Warum Sie alles das für einen Fremden wagen,

Den Sie kaum zweymal ſah'n? — Es iſt doch ſonderbar!

Amalie.

So wiſſe, daß dein Herr, mein Lebensretter war. —
Im Schooß des Glückes bin in Deutſchland ich gebohren,
Von meinen Eltern ward ein Gatte mir erkohren,
Der Alles, was zum Glück die Menſchen nur erſinnen,
Nur nicht die Kunſt beſaß, mein Herz ſich zu gewinnen,
Man drang in mich, es pflegt der Jugend nur ſehr ſelten,
Mehr als der Augenblick, der Zukunft Glück zu gelten,
Ich ſah die Dienerſchaft, die ſchönen Hochzeitkleider,
Und reicht' ihm meine Hand.

Marzel.

Auf dieſe Art ſchließt leider,
Statt daß es Liebe thut, die Ehen oft der Schneider.

Amalie.

Vom Taumel hatt' ich kaum noch Zeit zu mir zu kommen,

So hatte ſchon der Tod mir den Gemahl genommen.
Zur Erbinn hatt' er mich, zur Einz'gen eingeſetzt,
Bey Mühldorf kauft' ich mir ein kleines Landhaus jetzt,
Und lebte dort recht froh, als ſich der Krieg entſpann,
Es fieng die Feindlichkeit in jener Gegend an,
Das ſchreckenvolle Loos, das viele dort erfahren,
Es traf auch mich, der Streit begann, die Feinde waren
In's Städtchen eingerückt, geplündert ward mein Haus,
Mich ſelbſt ergriff ein Schwarm betrunkener Soldaten,
Komm Schätzchen! riefen ſie zu mir ſich drängend aus,
Gieb uns nun ſüßen Lohn für unſre Heldenthaten,
Ich ſchrie, ich riß mich los, erſchöpfet ſank ich nieder,
Da drang ein Offizier hervor durch Reih' und Glieder,
Mich ſchützend, rief er aus: Schämt Euch ihr Waffenbrüder!
Nur gegen Männer kämpft ein muth'ger Krieger ſtets,

Der Unſchuld Schutz iſt ihm ein heiliges Geſetz!
Die Trommel wirbelte in dieſem Augenblick,
Beſchämet zogen ſich die Männer nun zurück,
Wegwerfend ihren Raub, — auch er, der edle Mann,
Der ſich durch dieſe That mein ganzes Herz gewann,
Folgt' ſeinem Adler ſchnell, und eh' ich noch ein Wort
Des Dankes ihm geſagt, war ſchon der Edle fort!

Marzel (feurig)

Ich kenne dieſe Herrn, das ſind die wahren Krieger,
Recht wüthend in der Schlacht, mitleidig dann als Sieger.

Amalie.

Von dieſem Augenblick umſchwebte mich ſein Bild,
Stets ſah ich, wie er mich in ſeinen Armen hielt,
Und wie ſein Feuerblick theilnehmend auf mir weilte.
Kurz meine Dankbarkeit ward Liebe, und ich eilte,
Als man den Frieden ſchloß, voll Sehnſucht nach Paris,

Um, wenn er's würdig iſt, ihm Herz und Hand zu biethen,
Da hört' ich, daß er ſich vom Strom der böſen Sitten,
Der alles hier verheert, leichtſinnig faſſen ließ,
Ich hörte, daß von ihm hier Dinge ruchbar wären,
Die ſeinen Namen und auch ſeinen Stand entehren.
Nun mußte ich dem Plan, den Dankbarkeit erfand,
Und welchen auch mein Herz lautklopfend gut geheißen,
Entſagen, — jenes Glück, das ich geträumt, entſchwand,
Unmöglich war es, ihn vom Abgrund wegzureißen,
Da zog ich mich zurück, ich kaufte mir dieß Haus,
Vielleicht wird Einſamkeit, dacht' ich, — mir Ruh ertheilen,
Hier ſtreu' ich nun ſo manches Korn des Guten aus,
Doch glückt es nimmer mir die Leidenſchaft zu heilen.

Marzel.

Das Liebesfieber, ja — iſt gar ein ſeltſam Wehe,
Ich kenn's, es giebt dafür ein Mittel nur: — die Ehe.

Amalie.

In Kurzem ward darauf mir aus Paris berichtet
Es habe Valincour, — nun ganz zu Grund gerichtet,
Durch eine Freundinn, die ihn erſt durch ſchlaue Künſte
Des Seinigen beraubt, und dann noch angeklagt
Beym Militärgericht, entſetzet ſeiner Dienſte,
Ein ewig Lebewohl der falſchen Welt geſagt,
Und ſey, — nachdem er Haß den Weibern all' geſchworen,
In dieſes Dörfchen, wo der junge Mann gebohren,
Geflohn, und führe hier ein menſchenſcheues Leben. —
Da faßt' ich friſchen Muth, wenn ich ihn auch verlaſſen,
Da Freud' und Ueberfluß ihm einſt zur Seite ſaßen,

Kann ich es jetzt wohl thun, da er unglücklich iſt?
Gerettet hat er mir einſt Ehre, Gut und Leben,
Ich will ihn nun der Welt, der Ehre wieder geben,
Gelingen wird es mir, ich bau' auf meine Liſt,
Wenn Du mir Deine Hilf' und Beyſtand nicht entzieh'ſt.
Nothwendig iſt's vorerſt, daß er in ſeiner Nähe
Zu bleiben mir erlaubt, damit ich oft ihn ſehe,
Ihn ſpreche, und ſein Herz genauer durchſtudire.

Marzel.

Das iſt unmöglich. — Ach! wenn Valincour erführe,
Ich habe einem Weib' eröffnet dieſe Thüre,
Fort müßt' ich ohne Gnad'; ich darf nichts weiter wagen.

Amalie

So ſey nur klug Marzel! und laß dir alles ſagen,
In dieſer Kleidung ſoll er niemahls mich erblicken,
Du führſt in Bauerntracht bey Valincour mich ein,

Ich will ſchon recht naiv und unbeholfen ſeyn,
Damit er ja nichts merkt.

Marzel.

Daß Sie darein ſich ſchicken,
Das glaub' ich allerdings, doch wird es nimmer glücken;
Er leidet hier kein Weib.

Amalie.

Er muß.

Marzel.

Es wird nichts draus!

Amalie.

(denkt einige Augenblicke nach.)

Halt! — herrlich! — Ja ſo geht's! — Du giebſt bey deinem Herrn
Für eine Waiſe mich, für Deine Nichte aus,
Nothwendig biſt Du ihm, ich weiß, er hat Dich gern,
D'rum, eh' er Dich entläßt, wird er das Uebel tragen,
Du mußt ihn recht bedrohn, und in's Geſicht ihm ſagen,
Behält er mich nicht hier, ſo gehſt auch Du ihm fort.

Marzel.

Vortrefflich! — doch geſetzt, er nimmt mich nun bey'm Wort?

Amalie.

Dann iſt Marzel bey mir als Gärtner aufgenommen,
Und ſoll für ſeinen Dienſt zweyfachen Lohn bekommen.

Marzel. (unwillig)

Ich hab's bereits geſagt, ich thue nichts für's Geld,
Ihr glaubt damit bezahlt ihr alles auf der Welt.

Amalie.

Wohlan! ſo wird Dich der Gedanke überwinden:
Die Wohlfahrt deines Herrn kannſt Du dadurch begründen;
Mit meinem Ueberfluß verbeß'r' ich ſein Geſchick,
Den liebenswerth'ſten Mann geb' ich der Welt zurück,
Den brav'ſten Offizier dem Staat, — zu gleicher Zeit
Bezahl' ich ehrlich ihm, die Schuld der Dankbarkeit,
Und räche mein Geſchlecht vom unverdienten Haſſe,
Der mich empören muß. — Dir aber treuer Freund,

Der ſeine Kraft mit mir zu dieſem Ziel vereint,
(indem ſie ihm die Hand drückt.)
Dir bleibt der ſchönſte Lohn, mit Freuden überlaſſe
Ich Dir das beſte Amt. Du theilſt hinfort ſtatt mir,
Was ich entbehren kann, als erſter Hauptkaſſier
Den Armen aus.

Marzel. (reicht ihr die Hand)
Nun topp! ich muß mich ſchon ergeben,
Wenn's Ihnen bey dem Herrn auch ſo vom Munde fließt,
So iſt Ihr Sieg gewiß — für's erſte nun wie iſt
Der Name, den Sie ſich als meine Nichte geben?

Amalie.
Sabine!

Marzel.
Gut!

Amalie.
Nun mußt auch Du die Schweſter nennen,
Die Tochter muß ja doch der Mutter Namen kennen.

Marzel.

Sie lebte zu Caen, hieß Clara Michelin,
Und ſtarb vor kurzem dort ſo in den Vierzigen.

Amalia.

Schon gut, mehr brauch' ich nicht nun ſieh', ſo tret' ich ein,
(ſie nimmt eine ſehr linkiſche Stellung an, hält den Strohhut in den Händen, und macht einen Knix.)
Und ſprech': Gott grüß euch Herr! Ihr müßt nicht böſe ſeyn,
Sabine bin ich: — Nun? So ſeht doch nicht ſo ſcheel,
Von Euch verlang' ich nichts, ich ſuche nur Marzel,
Er iſt verwandt mit mir, mein Vetter iſt er, Herr!
Ich komme aus Caen, die Mutter ſchickt mich her,
Sie läßt den Vetter hier durch mich recht vielmahl grüßen,
Und melden ihm, daß Sie vor kurzem ſterben müſſen.

Marzel (laut auflachend)

Ha, ha, ha, ha, recht gut, komm her, ich muß dich küſſen,

(er thut es herzlich, nimmt dann ſein Käppchen ab, und ſpricht ehrfurchtsvoll)
Verzeihung gnäd'ge Frau, ich konnte mich nicht halten,
Für meine Nichte hab' ich wirklich Sie gehalten.

Amalie. (lächelnd)

Du ſiehſt, es wird mir leicht, nun lebe wohl mein Freund,
Es iſt ſchon ziemlich ſpät, der Colonel erſcheint,
Ich geh' in meinen Park, er gränzt an dieſen hier,
Sobald's dein Herr erlaubt, ſo bringſt Du Nachricht mir.
(indem ſie ihm traulich die Hand reicht, und rührend naiv ſpricht)
Indeſſen Vetterchen! Auf bald'ges Wiederſehen,
Erinnern Sie ſich oft an Ihrer Schweſter Kind,
Das ſie der Waiſe Troſt und einz'ge Stütze ſind.

Marzel.

(indem er ſie zur grünen Thüre führt)
Sabinchen ſey getroſt! Vergiß nur nicht vor Allen:
Wenn Du im Garten trittſt, mir um den Hals zu fallen.
(Amalie ab.)

Dritte Scene.

Marzel. (allein)

Das iſt ein Frauchen, das! wenn die ihn nicht bekehrt,
So iſt ſein kaltes Herz nicht unſ'rer Mühe werth,
Das Küßchen, das ich ihr als Vetter aufgedrückt,
Durch alle Adern hat's wie Feuer mir gezückt. —
Hör' Alter! hat ſich's denn wohl auch für dich geſchickt?
Du und die Gräfinn? — wohl ein ſehr verweg'ner Scherz! —
Ey, ſchicklich oder nicht, man hat halt auch ein Herz! —
Zudem ſie litt es gern, und gab, ſo viel mir ſchien,
Das kleine Mündchen mir zum Kuſſe willig hin.
(er horcht)
Still! war mir's doch als hört' ich Tritte? Ja, mein Seel'
Es iſt der Herr! — Nun ſey auf deiner Huth, Marzel!

Sieh' mahl recht finſter drein, ſtütz' dich auf deinen Rechen,
Laß ein paar Seufzerleins aus deinem Buſen brechen!

(er nimmt ſeinen Rechen, ſtützt ſich im Vordergrunde darauf, und bleibt unbeweglich ſtehn)

Vierte Scene.

Marzel. Valincour.

Valincour kommt tiefſinnig aus dem Pavillon, ſeine Kleidung beſteht aus einer weißen Redingotte, Uniformbeinkleidern, und Halbſtiefeln. Der Kopf iſt blos, Ein Buch hält er in der Hand, welches von ähnlichem Formate mit jenem ſeyn muß, welches die Gräfinn hatte. Mit über einander geſchlagenen Armen betrachtet er den Garten.)

O heilige Natur! wie ſchön biſt du, wie groß!
Wohl dem, der ganz allein in deinem ſanften Schooß

Die Ruhe ſucht, die er nie findet im Getümmel
Der Menſchen, du allein eröffneſt ihm den Himmel.
Hier hängt das Auge froh am farbigen Geſchmeide
Der Fluren, hier ertönt auf künſtlichem Gebäude
Der Zweige jedes Baums, der himmliſche Accord
Der Sänger in der Luft; Wer zöge dieſen Chor
Nicht jeglichem Concert in großen Städten vor?

Marzel. (bey Seite)

Nicht lange iſt es noch, das wir's ſo finden.

Valincour.

Ja!
Nur in der Einſamkeit iſt Fried' und Ruh' uns nah',
Ruhm, Ehrſucht, Glanz, und wie die Furien alle heißen,
Die im Gewühle dort uns in's Verderben reißen,
Sie fliehen dieſen Ort, der Ruhe gift'ge Räuber,
Hier iſt Elyſium, hier ſieht man keine Weiber.

Marzel.

(bey Seite, unbeweglich auf ſeinen Rechen geſtützt)

Und ſtets das alte Lied, ja nöthig iſt's fürwahr,
Daß ihm ein Arzt erſcheint, ſonſt wird er noch ein Narr.

Valincour.

(tritt vor und erblickt Marzel)

Du hier, Marzel?

Marzel.

(thut als ob er ihn nicht hörte, und ſpricht leiſe bey Seite)

Nun gilt's!

(er ſeufzt tief, und ſpricht traurig, aber ſo, daß es Valincour hören muß, vor ſich hin)

Ich ſoll ihn nun verlaſſen!
Den lieben guten Herrn! Nein, nein ich kann es nicht!

Valincour. (lebhaft)

Marzel, was ſprichſt Du da? Du willſt ja doch nur ſpaßen?
Du gehſt ja nicht von mir?

Marzel. (ſich verlegen ſtellend)

Ja, leider iſt mir's Pflicht.

Valincour.

Was iſt der Grund davon? Iſt Dir der Dienſt zu ſchwer?
Gehülfen nehm' ich Dir.

Marzel.

Das nicht, mein lieber Herr!

Valincour.

Was fehlt Dir ſonſt, ſo ſag'! — Iſt Dir der Lohn zu wenig?

Marzel.

Im Gegentheil zu viel, ich lebe wie ein König.

Valincour.

Hab' ich mich zänkiſch ie wohl gegen Dich betragen?
Muthwillig Dich gekränkt?

Marzel.

Ich kann mich nicht beklagen,
Ich durfte mich nicht ſcheu'n, und thun, was ich nur wollte,
Ich wußte, daß mein Herr wohl niemahls mit mir grollte,
Begoß ich fleißig, gut, — auch gut, that ich es nicht,
Ich ſah' im ganzen Jahr kein mürriſches Geſicht,
Wie oft, wenn ich mich hier durch kurze Raſt erfriſchte,

Und mit dem Tuch den Schweiß mir von
der Stirne wiſchte,
Befahlen Sie mir ſelbſt, indem Sie Geld
mir gaben,
Mich in der Schenke nun für meinen Fleiß
zu laben,
Ich that's und trank dabey ſo oft Ihr
Wohlergehn,
Das mir's am Ende war, als wollt's mir
übel gehn,
Doch Sie, Sie ſahen nichts, Sie wollten
es nicht ſehn,
Wenn ſo zum Mittelpunkt der Erd' mein
Sie hätten mich Körper ſtrebte, [illegible]
~~Sie lachten~~ noch dazu. — — Kurz, ſo
wie hier ich lebte,
So gut wird's nimmer mir, und dennoch
muß ich fort,
Ich muß! (bey Seite) Du lieber Gott!
was koſtet mich dieß Wort!

Valincour.

So ſag' mir nur, was Dich zu dieſem Ent-
ſchluß brachte?

Marzel.

Wohl! — meine Schweſter ſtarb vor kur-
zem, und vermachte
Die einz'ge Tochter mir in ihrem Teſtament,

Das iſt nun zwar ein Schatz, der keine
Neider kennt,
Doch mir unendlich werth, ich will ihn
auch verwahren,
Damit ich, — treffen wir uns einſt dort
oben an, —
Der Mutter ohne Schaam in's Auge ſehen kann,
Und ſagen: So wie wir, wird auch dein
Kind einſt fahren.

Valincour.

Das iſt recht brav gedacht, doch ſeh' ich
noch nicht ein —

Marzel.

Ein wenig nur Geduld, gleich wird es klärer ſeyn,
Nun iſt dieß Mädchen ſchon ſeit ein'gen
Tagen hier,
Zwar widm' ich jede Zeit, die ich mir ſtehle, ihr,
Und unterrichte ſie, doch will es ſo nicht gehn,
Ich kann die Kleine nicht von mir getrennet
ſeh'n —
Und da Sie nun, mein Herr, ſo ſtreng
Befehl gegeben,
Es dürfe nie ein Weib in unſern Mauern
leben — —

Valincour. (ſehr heftig)

Und dabey bleibt's! — Nein nie betrete
dieſe Mauern

Ein Weib, in deſſen Herz nur Falſch und Argliſt lauern,
Ich haſſe dieſe Brut, und will ſie ewig haſſen,
Kannſt Du nun durchaus nicht von dieſem Mädchen laſſen,
So geh'! —
(er ſetzt ſich auf eine Bank und öffnet das Buch, welches er in der Hand hat.)

Marzel. (bey Seite.)
Wohl wußte ich's, ſo leicht würd's nicht gelingen,
Wohlan, ſo laß' ich noch die letzte Mine ſpringen.
(laut, indem er zu Valincour tritt und ihm wehmüthig die Hand küßt)
So bleibt mir denn nichts mehr, als Ihnen hier mit dieſen
Kuß, für das Gute all', das Sie mir oft erwieſen,
Zu danken.
(indem er wirklich bewegt wird)
Ja gewiß, ſtets werd' ich an Sie denken,
So einen guten Herrn wird Gott mir nimmer ſchenken.

(er entfernt ſich langſam bis zur Gartenthüre)

Valincour (gerührt, ſteht auf.)

So ſchnell? — Unmöglich iſt's — Marzel Dein Blick verneint,
Was Deine Zunge ſpricht, Du warſt mein einz'ger Freund.
(faßt ihn bey der Hand, mit ſanftem Tone)
Du gehſt nicht von mir! — Dich — Dich hab' ich nicht verkannt.

Marzel.

(bey Seite, indem ihm die Thränen in die Augen kommen)
Da halt ein andrer Stich — Nun drückt er mir die Hand,
Jetzt ſcheitert meine Kunſt.
(laut mit wankender Stimme)
Gewiß, es thut mir wehe,
Doch wie ich's auch bedenk', — das Beſte iſt; — ich gehe;
Das Sprichwort bleibt wohl wahr: Kein Waſſer iſt das Blut
Die Waiſe hat nur mich, ſie iſt ſo ſanft, ſo gut,
Seh' ich ſie ſo vor mir mit ſchwarzen Augen ſtehn,
Die Mutter meine ich leibhaftig dann zu ſehn,
Ich dachte freylich, wenn dein guter Herr nur wollte,

Daß du ſie hier behältſt, es gienge ſchon, ſie ſollte,
Vor ſeinem Antlitz nie erſcheinen, meiner Pflege;
Allein nur anvertraut, ſoll ſie auf ſeinem Wege
Ihm nie begegnen, und wenn's auch einmahl geſchähe,
Daß er zum Unglück ſie in ſeinem Garten ſähe,
Je nun, ſo weiß ich, daß ſie ſich ſo albern ſtellt,
Daß er ſie ſicher für ein wirklich Weib nicht hält.

Valincour. (lächelt)

Marzel.

Auch kam mir's ſchon im Sinn, als Buben ſie zu kleiden,
Allein Betrug kann nun einmahl Marzel nicht leiden,
~~Auch~~ war's ihr ſelbſt nicht recht.

Valincour (hingeworfen)

Wie alt iſt Deine Nichte?

Marzel.

Bey neunzehn Jahren ſo.

Valincour. (wie zuvor)

Einnehmend vom Geſichte?

Marzel. (verlegen)

Je nun — ich weiß das nicht — ſie hat ſo ein Geſicht —

Das zwar nicht ſtrahlt vor Glanz, doch auch nicht wenig ſpricht;
Zwey Schelmenaugen, ſchwarz, die blitzen aus den langen
Kohlſchwarzen Braunen vor, und in die rothen Wangen
Sind Grübchen eingedrückt, die ſtehn ſo übel nicht;
Dann fragt ſie ſo naiv, und ſo verſchied'ne Sachen,
Gewiß, wenn Sie ſie ſehn, Sie müſſen ſelber lachen.

Valincour.

Für einfach hältſt Du ſie, für ſchuldlos?

Marzel.

Und dabey
Iſt ſie doch auch nicht dumm, verſteht die Gärtnerey,
Begießet, pflanzet, pfropft, (mit Beziehung) und weiß, — (ich ſeh's kaum ein,)
Geſunde Bäume leicht vom Wurmſtich zu befrey'n,
Erlauben Sie darum, ſie wird uns nützlich ſeyn.

Valincour.

(der ſich während der vorigen Rede auf die Bank geſetzt hat, ſpricht ſchnell und halb verdrüßlich, halb gutmüthig)

So thue was Du willſt!
(und lieſt ſogleich in ſeinem Buche weiter)

Marzel. (ſeine Kappe ſchwingend)
Juhe, der Sieg iſt mein!
(für ſich)
Eh' er ſein Wort bereut, eil' ich zur Gräſinn nun,
Die Wirkung unſ'rer Liſt ſogleich ihr kund zu thun.
(wendet ſich zu Valincour und küßt ſeine Hand)
Dank! Tauſend Dank! ich will's ſogleich dem Mädchen ſagen.
Sie werden ſeh'n, es darf kein Wurm es ferner wagen,
An einem Stamme in der Blüthenzeit zu nagen. —
(Er eilt froh ab)

Fünfte Scene.

Valincour. (allein)

So freudig eilt er hin der gute alte Mann!
Wohl dem, der andern Freud' und Luſt bereiten kann.
(er geht unruhig auf und nieder)

Beſinn' dich, Valincour! Was haſt du da gethan?
Wie? Einem Weibe haſt du Eintritt hier erlaubt?
Ein Weib war's auch, für die du Freunde, Güter, Leben,
Und was ihr Wink geboth, ſo gerne hingegeben,
Und die dich doch betrog, dir Ehr' und Ruh' geraubt! —

(ſehr heftig)

O könnt' ich ſattſam mich an dem Geſchlechte rächen,
Das ſtets mit Liebe prahlt, und niemals welche fühlt,
Mit unſrer Ruhe wie mit einem Balle ſpielt,
Und ſeine größte Macht erhält durch ſeine Schwächen. —

(ſich faſſend)

Einfältig, ſagt Marzel, ſehr jung iſt ſeine Nichte.
Wohlan! So ſey's! — Doch ſpricht ſie nur ein einzig Wort,
Das mir das Weib verräth, dann ſoll ſie wieder fort,

Die Schlangen leid' ich nicht vor meinem Angeſichte.
(er ſetzt ſich auf die Bank, und lieſt)

Sechste Scene.

Valincour. Amalie. Marzel.

Amalie, als Bauernmädchen gekleidet, eine Leyer mit einem Bande um ihre Schulter hängend, tritt durch das grüne Thürchen ein, Marzel folgt ihr.)

Amalie.

(halblaut zu Marzel, da ſie Valincour erblickt)

Hier iſt er, ſieh Marzel! Sieh ſeine düſt're Miene,
O Himmel! es durchbebt ein ſonderbar Gefühl
Bey ſeinem Anblick mich.

Marzel (laut)

Nur Muth gefaßt Sabine!
Bedank' Dich, daß der Herr Dich hier behalten will.

Amalie.

(macht einen Knix gegen Valincour, und tritt ſchüchtern näher).

Mein Herr! — mein Herr!

Valincour. (fährt auf)

Was ſoll's?

(Amalie fährt erſchrocken zurück, und verbirgt ſich hinter Marzel)

Marzel. (zu Amalien)

So fürchte Dich nur nicht.

(zu Valincour)

Verzeihen Sie, ſie iſt ſo ſcheu noch vor den Leuten,

Amalie.

Ja, ja, ich bin noch ſcheu;

Valincour. (kalt.)

Hat gar nichts zu bedeuten.

Amalie.

Sie ſind den Mädchen Feind, ſo wie mein Vetter ſpricht,

Verzeih'n Sie lieber Herr! Ach, ach! verzeih'n Sie mir,

Daß ich ein Mädchen bin, ich kann ja nichts dafür. —

Valincour. (lächelnd)

Wahrhaftig! Sehr naiv!

Amalie. (weinend)
O wär' ich nur ein Knabe!
So griff ich voller Muth nach meinem Wanderſtabe,
Für mich würd's in der Welt wohl auch ein Dienſtchen geben,
Denn nichts iſt ſchlimmer, als von and'rer Gnade leben.

Valincour. (bey Seite)
Die Arme dauert mich!

Marzel.
So weine nur nicht gleich.

Amalie.
(indem ſie ſich an Marzel klammert)
Ich hab' auf dieſer Welt nun Niemand mehr als Euch,
Noch ſprach die Mutter, eh' ſich ihre Augen ſchloſſen,
Ich ſegne dich, mein Kind! und wenn ich nicht mehr bin,
So gehe nur getroſt zu meinem Bruder hin,
Er wird dir Vater ſeyn, er wird dich nicht verſtoßen.

Marzel.
Nein, nein, das wird er nicht, er läßt Dich nicht in Noth,

Und theilet gern mit Dir den letzten Biſſen Brot.

Amalie. (zu Valincour)

Auch Sie behalten mich, nicht wahr mein Herr? — ich leſe
Es ja in Ihrem Blick, Sie ſind nicht gar ſo böſe,
Als man Sie mir beſchrieb; Sie ſeh'n mich lächelnd an,
Ich will recht fleißig ſeyn, arbeiten was ich kann,
Die Blumen, welche Sie am liebſten blühen ſeh'n,
Die ſollen täglich friſch an Ihrem Fenſter ſteh'n,
Ihr Lieblingsplätzchen hier, das will im ganzen Garten,
Mit ſolcher Sorgfalt ich, als wär' es meines, warten.
(traurig)
Und wollen Sie durchaus, Sabinchen niemahls ſeh'n,
So wird die Arme ſchon ſtets aus dem Wege geh'n,
Wenn ſie den Herrn nur ſieht, ſich in die dicht'ſten Hecken,
Zwar mit beklemmter Bruſt, doch ſchnell, — recht ſchnell verſtecken,

(herzlich)
Und lauſchen, was er ſpricht, vielleicht, daß ſie ein Blick
Des Beyfalls manchmal lohnt, vielleicht, daß überzeuget,
Von ihrer Redlichkeit, ſein Herz ſich zu ihr neiget,
Den grauſamen Befehl, er nimmt ihn dann zurück.
Sie darf ſich dann nicht mehr verbergen, — welch' ein Glück!

Valincour. (ein wenig verlegen)
Wohlan! — Ich muß wohl! Da ſie Deine Nichte iſt,
So bleibe Sie! (plötzlich hart) jedoch, — damit ihr's vorher wißt —
Im ganzen Thale darf kein Menſch davon erfahren,
Ich will mich vor dem Spott, vor Witzeley'n bewahren.

Marzel.
Schon recht, wir plaudern nicht.

Valincour.
Dann bleibt's dabey vor allen,
Daß ſie — (einlenkend) verſteht ſich, in ſo fern's ihr möglich iſt,
Mir aus dem Wege geht.

Marzel.

Ach ſehn Sie, man vergißt
Sich leicht —

Amalie. (mit einem Seufzer)

Ja, ja, das wird mir wohl am ſchwerſten fallen.

Marzel.

Man muß, mein liebes Kind! An alles ſich gewöhnen!

Valincour.

(welcher indeſſen ſein Buch wieder geöffnet hat, und lieſt)

Sie ſtürzen lächelnd uns die heuchelnden Syrenen,
In's Meer des Elends.

Marzel. (zu Amalien)

Ach! das hölliſche Gedicht!
Wenn er da drinnen lieſt, ſo hört und ſieht er nicht.
(ſehr laut mit barſchem Tone)
Nun komm, Sabine, komm! Schick Dich zur Arbeit an,
Hilf mir die Blumen hier vorerſt begießen, dann
Steckſt Du den Schwächern auch zur Stütze Stäbchen ein,

(leiſe zu ihr)
Zwar möchte das für Sie wohl zu ermüdend ſeyn.

Amalie.

Sey ohne Sorge, nichts fällt mir für ihn zu ſchwer.

Marzel.

(indem er zwey Gießkannen nimmt)
Du bleibſt indeſſen hier, ich hole Waſſer her.
(leiſe im Abgehen)
Den weichen Patſchchen hier wird nicht zu weh gethan,
Ich fülle Ihnen ſchon die Kannen halb nur an.
(er geht mit den Kannen ab.)

Siebente Scene.

Amalie. Valincour.

Amalie.

(Indem ſie Valincour betrachtet, der ſehr aufmerkſam lieſt, ohne darauf acht zu haben, was um ihn geſchieht.)

All' ſeine Sinne ſind auf dieſes Buch gewandt.

Valincour.

O Boileau! Du haſt die Weiber recht gekannt!

Amalie.

Ach! — Iſt es Boileau? — Nun wundert's mich nicht mehr.

Valincour.

Mit welcher Wahrheit zählt er ihre Laſter her:
(er lieſt mit Ausdruck)
Vermiſchet Falſchheit, Stolz, Liſt, Hang zum Zeitvertreib,
Erob'rungsſucht und Neid, — und ſeht ihr habt ein Weib.

Amalie. (für ſich)

Ganz artig ſtellet er uns die Nativität!

Valincour. (indem er das Buch küßt)

Die Feder hat ein Gott, Berühmter! Dir regieret,
Der Wahrheit Flügel, der in deinen Werken weht,
Hat zur Unſterblichkeit behende dich geführet.

Amalie. (für ſich)

In dieſer Stimmung darf der Patient nicht ſeyn,.
Komm liebes Inſtrument, und hilf mir ihn zerſtreu'n.

(Sie nimmt ihre Leyer, und ſingt folgendes Liedchen nach irgend einer ländlichen Melodie, indem ſie ſich ſelbſt accompagnirt.)

Lied.

Wohin man nur blickt in der lebenden Welt,
Iſt Liebe der Athem, der alles erhält,
Dann lebt ſich's ſo froh und ſo herrlich!
Leicht mißt der Menſch Hoheit, und Würden und Geld,
Wenn er nur die Liebe im Herzen behält,
Denn ſie iſt ihm ganz unentbehrlich!
Es haben nur Thoren
Die Liebe verſchworen,
Es rächt ſich an ihnen die ganze Natur,
Sie können nicht halten den traurigen Schwur.

Gott ſchuf zwey Geſchlechter: das Weib und den Mann,
Damit ſie ſich lieben, d'rum hat er's gethan,
Und nimmer zum Zank und zur Fehde,
Was fingen wir ohne euch Männern wohl an?

Und gäb's keine Weiber, was thätet ihr dann?
Die Erde wär' wüſt' uns und öde.
Es haben nur Thoren
Die Liebe verſchworen,
Es rächt ſich an ihnen die ganze Natur,
Sie können nicht halten den traurigen Schwur.

Valincour. (wird unruhig)
Die Bauernliedchen ſind meiſt voller Fehler zwar,
Doch manchesmahl dabey ſo einfach, und ſo wahr.
(Er lieſt weiter, Marzel tritt ein.)

Achte Scene

Marzel, die Vorigen.

Marzel.

(Indem er Amalien eine Kanne reicht, ſpricht leiſe zu ihr;
Er lieſt noch immer fort?

Amalie.

Das Buch gefällt, der Schreiber
Schimpft was er immer kann, recht weidlich auf uns Weiber. —

Marzel.

Dann glaub' ich's gern, er ſchlingt die Blätter faſt hinein,
Zum Henker mit dem Buch!

Amalie.

Geh, laß uns jetzt allein.

Marzel

Sogleich, doch wollen Sie den Kranken dort curiren,
So müſſen Sie, — ich rath's, die Doſis fein duppliren.
(geht beym Bousquet ab.)

Neunte Scene.

Amalie. Valincour.

(Amalie nähert ſich Valincour, und horcht, was dieſer ſpricht;

Valincour. (ſpöttiſch lächelnd)

Ha! Ha! Zwar giebt es ja der Narren viel, die glauben,
Daß Gott die Weiber nur zu unſer'm Glücke ſchuf,
Ha! ihr Verblendeten! Ja, um es uns zu rauben,

Nur dazu ſind ſie da — Betrug iſt ihr Beruf.
(Er ſteht auf, zieht einen Bleyſtift aus ſeiner Schreibtafel und ſchreibt zwey Verſe auf das Piedeſtal der Gruppe.)
~~So. — Wenn ich hier bin, will ich dieſe~~ Worte leſen,
Und ~~Rache gegen Euch füllt dann mein ganzes~~ Weſen.
(ſanft, indem er Amalien betrachtet)
So ſchön ſeyd ihr geformt, zur Liebe ganz geſchaffen,
Uns zu beſiegen, gab Natur euch ſelbſt die Waffen,
Und ihr mißbrauchet ſie, weh dem, den ſie verwunden,
Am Siegeswagen wird der Arme ſchnell gebunden,
Damit er den Triumph der Schönen mehr erhebt,
Die ſpöttiſch ihn verlacht, und nur zu glänzen ſtrebt.
O fänd' ich eine nur, die nicht wie alle dächte,
Die nur aus Liebe mir den Stolz zum Opfer brächte,
Die äußerm Glanz und Prunk, ein häuslich ſtilles Glück
Vorzöge, gerne nähm' ich meinen Haß zurück! —

Doch Thor! — was ſchwärmſt du da? Nein, nein, ſo giebt es keine,
Sie ſind ſich alle gleich!

Amalie. (bey Seite)

Ich kenne doch noch eine.

Valincour.

Wie? — Valincour! Noch regt ſich hier in deiner Bruſt
Für Weiber ein Gefühl? — Noch ſchmerzt dich ihr Verluſt?
Hat dir die Einſamkeit nicht Feſtigkeit erworben?

Amalie. (bey Seite)

Wohl ihm! Sein gutes Herz iſt noch nicht ganz verdorben.

Valincour.

(tritt zur Statue des Amors)

Die Blumen, die du reich'ſt, mich ſollen ſie nicht trügen,
Ich ſchwöre Fehde dir, du kleiner Gott der Lügen!

Amalie.

(tritt linkiſch zwiſchen Valincour und die Statue)

O ſagt mir lieber Herr! Wer iſt der Bube denn?

Valincour. (lächelt wider Willen)
Dem mußt Du, liebes Kind! hübſch aus dem Wege gehn.

Amalie.
Er ſieht ſo freundlich aus.

Valincour.
Ja, ja, das iſt es eben.
Er ſchmeichelt anfangs Dir ſo freundlich, und ſo ſüß,
Doch trau'ſt Du ihm, weh Dir! Dann hilft kein Widerſtreben;
Verloren biſt Du dann, Dein Unglück iſt gewiß,
Er ſtößt den gift'gen Pfeil tief in Dein ſchuldlos Herz,
Du ſchrey'ſt um Hilf'! — er flieht, und — lacht ob Deinem Schmerz.

Amalie.
Pfuy! Das iſt häßlich! — Gut, ich will mich vor ihm wahren;
Doch iſt's kaum glaublich, wie ein Kind in dieſen Jahren
Schon gar ſo boshaft ſey?

Valincour (bey Seite)
Was ſie für Fragen gibt!
(laut)
Man ſieht's, mein liebes Kind! Du haſt noch nie geliebt.

Amalie.

(ſehr lebhaft und in ihrer natürlichen Sprache)
O ja! (ſich ſchnell faſſend, und lächelnd, indem ſie mit ihrer Schürze ſpielt)
Ich dummes Ding! Warum ſoll ich's verhehlen?
Vor Lieb' und Pocken kann der Menſch ſich ja nicht ſtählen! —
Ja, wiſſen mag's der Herr, daß einſtens ein Soldat
Mich, was die Liebe ſey, ſehr ſchnell gelehret hat.

Valincour.

So? Wirklich? — Willſt Du nicht das Ganze mir erzählen?

Amalie.

Recht gern: — Der brave Mann, er war mein Lebensretter,
Ach, vor zwey Jahren war's, da ſchlug's bey einem Wetter
In unſer Häuschen ein, ſchnell ſtand es ganz in Flammen!
Lautkrachend ſtürzten ſchon die Mauern rings zuſammen,
Die Stub' erfüllt ein Dampf, und Thür', und Fenſter glühen,
Mein Vater ſucht der Flamm' das Beſte zu entziehen;

Unmöglich ſchien's für mich, dem Tode zuentfliehen;
Da ſtürzte der Soldat, — ich mocht' ihm wohl erbarmen, —
Sich in die Flammen kühn, und trug auf ſeinen Armen
Aus ihrer Mitte mich, — ohnmächtig lag ich da,
Doch als ich zu mir kam, und meinen Retter ſah,
Nochmahl litt' ich die Angſt vom Neuen mit Vergnügen,
Um auch noch einmahl ſo in ſeinem Arm zu liegen;
Mit Thränen dankt' ich ihm, ach! mehr vermocht' ich nicht.
Er blieb nur kurze Zeit bey uns, dann rief die Pflicht
Ihn fort; — er mußte wohl, — mir fiel der Abſchied ſchwer,
Und, ach! Seit dieſer Zeit ſah ich ihn niemahls mehr.

Valincour.

Doch denk'ſt Du noch an ihn, wie's ſcheint?

Amalie.

Ach lieber Herr!
Unglaublich iſt's, fürwahr! es will das Herz mir brechen,

Ich ſeh' ihn ja vor mir, ich glaub', ich hör' ihn ſprechen! — —
Sein von Nimmerton, ſein braunes Haar, die Augen —
Ach Gott! die Augen —

Valincour.

Ja, daraus pflegt man zu ſaugen
Der Liebe Gift.

Amalie.

Ja, ja, das mag wohl ſchon ſo ſeyn,
Ich habe dieſes Gift, — ich fühl's, — in Mark und Bein. —
Ganz recht, es mag nur ſtets in meinem Körper bleiben.
Ich würd' — und könnt' ich's auch, — doch niemals es vertreiben.
(mit Gefühl und Ausdruck)
Nein, ihn vergeß' ich nie!

Valincour. (für ſich)

Ha! Welch' Beſtändigkeit!

Amalie.

Zwar, er vergaß mich wohl in dieſer langen Zeit,
Ich wett' er kennt mich nicht, wenn er auch itzt mich ſähe,
Mir iſt ſein Regiment, ſein Name unbekannt,

Doch bleibt es feſtgeſetzt, was immer auch geſchähe,
Kein anderer, als er, bekommt einſt dieſe Hand.

Valincour. (bey Seite, lächelnd)

Sie int'reſſirt mich. (laut) Brav! Daß Du ihn nicht vergißt,
Der Dir das Leben einſt gerettet hat, das iſt
Sehr löblich, doch darum ſollſt Du nicht ganz verſchwören,
Niemanden, außer ihm, als Frau anzugehören,
Beſonders da Du nichts, ſo gar nichts von ihm weißt,
Nicht einmahl wie ſein Corps, und wie er ſelber heißt.
Erinnerſt Du Dich nicht des Kleid's, das er getragen?

F F

Amalie.

O ja, ~~blau~~ war der Rock, und ~~lichtgelb~~ ausgeſchlagen;
Dann hatt' er einen Hut von Silber.

Valincour. (lächelnd)

Sieh, das nennt
Man einen Kask. (bey Seite) Er iſt von meinem Regiment.
Ich will den braven Mann wohl auszuforſchen trachten,

F =
grün.

F goldgelb

Sie liebt ihn ja ſo ſehr! — (laut) doch ſieh einmahl, es brachten,
Der Kleinen Reden faſt mich um die Leſezeit.
(er geht einige Schritte, bleibt dann ſtehen und blickt auf Amalien welche im Hintergrunde fortfährt, ihre Blumen zu begießen.)

Amalie. (bey Seite)
Wohl mir! Er ſpricht nicht mehr mit ſolcher Bitterkeit.

Valincour. (für ſich)
Ja, ja, Marzel hat recht, ganz artig iſt Sabine,
Welch' Unbefangenheit! die unſchuldsvolle Miene,
Was man in Städten nur mit Mühe affectirt,
Natürlich iſt es ihr!

Amalie. (bey Seite.)
Ha! wie er mich fixirt.

Valincour. (bey Seite)
Ihr ganzes Weſen hat ſo etwas —
(laut, indem er zu Amalien tritt)
Höre Kleine!
Gefällt's Dir hier?

Amalie.
O ja!

Valincour.

Verſteh' mich recht, ich meine,
Ob Dir's behagen wird, ſo einſam, ſo allein?

Amalie.

Die Zeit wird mir nicht lang, ich bürge wohl dafür,
Verſtoßen Sie mich nicht, ſo geh' ich nie von hier.

Valincour.

(ſehr lebhaft) Ich Dich verſtoßen? ~~(hält ſchnell wieder an ſich)~~ Nein!
Werd' ich Dich fleißig ſehn,
Verlaſſe Dich darauf, ſo wird das nie geſchehn.
~~(mit angenommener Rauheit)~~
Doch ſag' ich Dir voraus, Sabine! dieſen Garten,
Beſonders dieſen Platz mußt Du mit Sorgfalt warten.
(wieder nachlaſſend)
Ich weiß es wohl, der Menſch muß auch zuweilen ruh'n,
Verſteh' mich recht, mein Kind! Du ſollſt nicht weh Dir thun,
~~(wieder mit ſteigendem Tone)~~
Was ich befehle, das muß pünktlich ſtets geſchehn,
Den zweyten Fehler pfleg' ich niemahls nachzuſehn,

(mit geändertem weichen Ton)
Die Kanne iſt zu ſchwer, auch kannſt Du ſie nicht faſſen,
Ich will, es ſoll Marzel Dir eine machen laſſen,
Die Dir bequemer iſt, Du kannſt ihm das nur ſagen.
(mit ſteigender Theilnahme)
Nein, über Deine Kraft ſollſt Du Dich ja nicht plagen,
Von mir befürchte nichts, ich werde Dich nicht quälen,
Du ſollſt zufrieden ſeyn, es ſoll an nichts Dir fehlen,
Marzel wird Dir gewiß ein zweyter Vater ſeyn,
Und ich (hält ſchnell an ſich) Ha Valincour! Gemach! Was fällt dir ein?
Schmilzt deinen Weiberhaß der Blick der Bauerndirne?
(ſanfter)
Im Herzen war er nie, er war nur im Gehirne. —
(eilt ſchnell durch den Pavillon ab.)

Zehnte Scene.

Amalie. (allein)

Vortrefflich! — Er gelingt, der kühn gewagte Scherz,
Durch ſeine Rauheit ſtrahlt ein unverdorb'nes Herz. —
(droht mit dem Finger)
Kriegt Männer nicht mit uns, wir ſind ſtets mächtiger.
Doch laß uns einmahl ſehn, was ſchrieb er denn daher?
(Sie geht zur Gruppe, und ließt, was Valincour auf das Piedeſtal geſchrieben hat)
„Wer glücklich ſeyn will, muß den feſten Entſchluß faſſen,
„Das weibliche Geſchlecht, ſo lang' er lebt, zu haſſen!“
Hu! Das iſt viel geſagt, das darf nicht ſtehen bleiben,
(Sie iſt im Begriff das Ganze mit einem Bleyſtift auszuſtreichen, beſinnt ſich aber eines Beſſern)
Nein, beſſer iſt's, ich will Etwas darunter ſchreiben.

(Sie thut es, ſteht dann auf, und erblickt das Buch, welches Valincour auf der Bank liegen gelaſſen)

Auch du hier, Boileau! — Du ſollſt nun ſchmählich enden,
Mach' Reu' und Leid, du biſt in deiner Feindinn Händen. —
Doch nein, bedauern will ich dich, und nicht mich rächen;
Denn hätteſt du gelebt, du würdeſt nicht ſo ſprechen.
Indeſſen gehſt du als Gefang'ner hier hinein,

(Sie ſteckt das Buch zu ſich, und legt dasjenige, mit welchem ſie in der zweyten Scene auftrat, ſtatt deſſen auf die Bank)

Dein Gegner nehme nun hier deine Stelle ein;

(mit einigem Lächeln.)

Ein ähnliches Format, und auch der Einband ſo,
Ganz gleich, das gibt vielleicht ein artig qui pro quo.

Eilfte Scene.

Amalie und Marzel

(indem er mit einer Gießkanne voll Waſſer eintritt, mit rauhem Tone)

Sabine! ſpude Dich! — (leiſer) Was ſeh' ich, ganz allein?
Wo iſt der Herr?

Amalie.

Er ging vorerſt in's Schloß hinein.
Zu leſen, wie er ſprach, doch wie mir's deutlich ſchien,
So ſchnell als möglich dem Gefühl ſich zu entziehn,
Das Deine Nichte ihm im Herzen angefacht.

Marzel.

Das Ding geht ſchneller ja, als ich es mir gedacht.
(freudig)
Ich hab' es gleich geſagt, es wäre Jammerſchade,
Verdorrte dieſer Baum, ſo ohne alle Gnade!

Amalie.

Welch' ein Triumph für mich, welch' eine Freude! — Stille!
Der Anfang iſt gemacht, doch haben wir zum Ziele
Noch lange hin. (nach einer Pauſe) Marzel! für's Erſte merke Dir:
Trifft er beyſammen uns, ſo zanke recht mit mir.

Zeige

Marzel.

Das kann ich nicht.

Amalie.

~~Schielt~~ mich mit zornigem Geſicht
Dumm, ungeſchickt und faul.

Marzel.

Das glaubt man mir ja nicht.

Amalie.

Sprich: Wollt' ich mich nicht bald nach Deinem Sinne wenden,
So würdeſt Du zurück mich auf mein Dörfchen ſenden.

Marzel.

Erklären Sie mir doch —

Amalie.

Er kommt, ſey auf der Hut,
Wir triumphiren bald, ſpielſt Du die Rolle gut.

Zwölfte Scene

Valincour, in Uniform. Die Vorigen.

Marzel.

(einen Grund zum Zorn ſuchend)
Nein, himmelſchreyend iſt's, unglaublich!

Amalie.
(hält ihre Hände vor's Geſicht, und thut, als ob ſie ſchluchzte)
Lieber Vetter!
Verzeiht mir dießmahl nur.

Marzel.
Nein, alle Donnerwetter!

Amalie.
Ich wußte nicht. — (leiſe zu Marzel) Nur zu, behandle mich recht hart.
(laut) Seyd gnädig!

Marzel. (ſtotternd)
Sage ſelbſt, iſt das wohl eine Art?

Amalie. (bittend)
Ich will es nimmer thun, gewiß nicht, nein gewiß.

Marzel.
Ich bin faſt außer mir vor Zorn und Aergerniß.

Valincour. (zu Marzel tretend)
Was haſt Du denn Marzel? — Was iſt es?

Marzel.
Was es iſt?
Es iſt was, — etwas iſt's, was — mich recht ſehr verdrießt,
Sie wird in unſer Haus, nun ſag' ich's ſelbſt, nicht taugen.

(zu Amalien)
Du ungeſchicktes Ding! geh' gleich mir aus den Augen,
Wenn Du nicht willſt, daß ich — —
(Er hebt die Hand, als wollt' er auf Amalien ſchlagen, und ſagt in eben dieſem Augenblick leiſe zu ihr)
Ich muß, verzeihen Sie.

Valincour.
(voll Theilnahme zu Amalien)
Kind, geh' ihm aus dem Weg! (zu Marzel) So ſah' ich Dich noch nie.
Was hat ſie denn gethan?

Marzel. (ſehr zornig)
Gethan! — Was ſie gethan? — (bey Seite für ſich)
Daß weiß ich ſelber nicht.

Amalie. (immer weinend zu Valincour)
Er iſt ein harter Mann.
Du mein Gott! Meine Schuld iſt wahrlich nicht zu groß.
Als ich ſo vorhin da dieß Blumenbeet begoß,
Und mit dem Rechen dann die Wege hübſch planire,
Da klopft's auf einmahl dort an jener grünen Thüre,

Ich horche, — ja, es klopft, — ich gehe hin, mach' auf,
Wir Mädchen auf dem Land', wir achten nicht darauf,
Und laſſen den, der klopft, nicht an der Thüre warten.

Valincour.

Wer war's?

Amalie.

Ich öffn' — es trat ein Frauchen in den Garten,
Gekleidet weiß, wie Schnee

Valincour. (auffahrend)

Ein Weib?

Marzel.

Hab's ja geſagt,
Das ſo etwas die Gall' in alle Glieder jagt.

Amalie.

„Mein gutes, liebes Kind! — ſprach ſie, recht ſehr manierlich, —
„Gieb dieſen Brief dem Herrn ſogleich, ich bitte dich"
Sie hielt den Brief mir vor, ich nehm' ihn, wie natürlich,
Hier iſt er.

(Sie zieht einen Brief aus dem Buſen, und reicht ihn Valincour, der ihn haſtig öffnet)

Amalie. (zu Marzel)

Vetter! ſagt nun ſelber, wußte ich,
Daß Niemand hier herein in dieſen Garten darf?

Marzel. (beſänftiget)

Nein, freylich nicht.

Amalie.

Nun ſeht, und doch ſeyd Ihr ſo ſcharf.

Valincour. (lieſt)

„Mein Herr!
„Eine deutſche Dame, die Sie einſt bey „Mühldorf gerettet haben, hofft, Sie werden ihr das Vergnügen nicht verſagen, „ihren großmüthigen Befreyer noch einmahl zu ſehen, und Ihm ihre Dankbarkeit bezeugen zu können.“

(nachdenkend)

Wer kann die Dame ſeyn?

Marzel.

Die Schlaue wird wohl hoffen,
Sie dreh' uns über'm Daum, hätt' ich ſie nur getroffen,
Mir hätte ſie gewiß ſo ſchnell nichts weiß gemacht.

Amalie.

(auf die Statue des Amors deutend)

Als ſie den Knaben ſah, hat ſie laut aufgelacht.

Valincour.

Gelacht, ſagſt Du?

Amalie.

Ja, ja.

Marzel.

Entſezlich! Einen Gott
So auszulachen? —

Amalie. (auf die Gruppe zeigend)

Dann iſt ſie hier ſteh'n geblieben,
Und hat geleſen, was der Herr daher geſchrieben,
Da lachte ſie nicht mehr, die Wangen wurden roth,
Erſt ſchwieg, dann ſeufzte ſie, ihr Auge wurde naß;

Valincour.

Das glaub' ich, weil ſie hier, die eig'ne Schande las.
(er tritt zum Piedeſtale und lieſt)
„Wer glücklich ſeyn will, muß den feſten Entſchluß faſſen,
„Das weibliche Geſchlecht, ſo lang er lebt, zu haſſen."
Was ſeh' ich? — Ha! Wer ſchrieb das Folgende hinzu? (er lieſt)
„Zu menſchenfeindlich iſt, zu grauſam dieſe Lehre,

Es gibt wohl noch ein Weib, der Ihrer würdig wäre.“
(die Augen auf die Inſchrift geheftet, und mit einem tiefen Seufzer)
Es gäbe noch ein Weib, die meiner würdig iſt?

Marzel. (ſich zornig aufſtellend)
Da ſeh' ein Menſch wie fein, betrachte man die Liſt,
Gut wählte ſie die Zeit, nur war ſie bey der Hand,
Als ſich Sabinchen hier ſo ganz allein befand.

Valincour.
Fürwahr! Sehr ſonderbar.

Amalie.
„Vergiß nicht“ — fuhr ſie fort,
„Gieb Deinem Herrn den Brief, und bring' die Antwort dort
In jenes Schloß, das an das Eure ſtößt.

Valincour. (ſich beſinnend)
Wohnt nicht
Die fremde Gräfinn da? — Amalie iſt ihr Name,
Wenn ich nicht irre.

Marzel.
Ja, ganz recht, die deutſche Dame,
Von der man ſo viel Gut's im ganzen Dorfe ſpricht.

Valincour.

Des eiteln Weibes Plan, wie ſchnell iſt er ergründet,
Ganz klar iſt's, daß ſie ſich darob beleidigt findet,
Daß ſie den Offizier, der doch ihr Nachbar iſt,
Noch nicht einmahl geſehn; nun ſuchet ſie durch Liſt
Zu locken, — und vorerſt die Neuzier anzufachen;
(ſpöttiſch)
Vergebens gnäd'ge Frau! ich kenne derley Sachen.

Amalie.

„Sey pünktlich," — ſprach ſie noch, — „und bringſt Du Nachricht mir,
„Wie ich ſie wünſche, Kind, ſo lohn' ich reichlich Dir." — —
Dann ging ſie. — Nun mein Herr, was ſoll ich ihr denn ſagen?

Valincour.

Ich könne nun einmahl die Weiber nicht vertragen,
Ich haſſe alle, kurz, ich wolle ſie nicht ſeh'n.

Amalie.

Du mein Gott! Da wird's ſchlecht mit der Belohnung ſtehn.

Marzel. (betroffen)
Sabine kann das nicht ſo ſagen.

Valincour.
So begleite
Sie hin, ſprich mit ihr ſelbſt, der Liſt'gen, und bedeute,
Ihr alles Wort für Wort.

Marzel.
Ganz recht, ich will ihr ſagen:
(indem er ſich anſtellt, als ob er ſeine Worte an Jemanden richtete, zugleich aber verſtohlen, und mit verſchmitzten Lächeln auf Amalien blickt)
„Mein Herr kann das Geſicht der Weiber nicht vertragen,
D'rum liebe, gnäd'ge Frau, will er auch Sie nicht ſehn.“

Valincour.
So ſprichſt Du recht.

Marzel.
Ach! mich, mich ſoll ſie ſchon verſtehn. —
Nun komm Sabinchen, komm. — Bey Gott! ich bin nicht böſe,
Die Frau einmahl zu ſehn, von der ſo viel Getöſe
Im ganzen Dorfe iſt, ich gehe mit Vergnügen.

Amalie.

(im Abgehen für ſich, auf Valincour deutend)

In Kurzem ſollſt Du doch zu meinen Füſſen liegen.

(beyde gehen durch die kleine grüne Thüre ab, welche ſie hinter ſich verſchließen)

Dreyzehnte Scene.

Valincour. (allein)

So eine Närrinn, nein, die leitet mich nicht irre,
Mich fangen wollte ſie, um dann mich in's Gewirre
Der Welt hinaus zu ziehn, das Vöglein, das ſie fing
Zu zeigen dort, und wie es leicht in's Netz ihr gieng
Laut zu erzählen? — Nein! Mich lockt kein Weiberkuß,
Komm theurer Lehrer! Komm! Und ſtärke den Entſchluß.

(er nimmt das Buch, welches Amalie auf die Bank legte, ſchlägt es haſtig auf, und lieſt)

„O Hageſtolz! Du ſchmählſt auf Weiber wohl vergebens!
„Sie ſind die Blumen in der Wüſte dieſes Lebens.
(er bleibt erſtaunt ſtehen)
Iſt's möglich? — Las ich recht? Mein Auge muß mich trügen!
So ſpricht nicht Boileau, — doch ließ ich hier ihn liegen.
(er ſieht den Titel des Buches an)
Was ſeh' ich? — Inbegriff der weiblichen Verdienſte.
(er läßt die Hand mit dem Buche ſinken, und lächelt mitleidig darauf hin)
Bey Gott, ich muß geſtehn, ſie wendet alle Künſte
Mich zu beſiegen an; — Hier gilt's ein Meiſterſtück.
Belagert werd' ich nach den Regeln der Taktik,
Doch zieht ſie ſich zulezt gewiß beſchämt zurück.
(das Buch ſpöttiſch anblickend)
Doch laß zum Scherz uns ſeh'n, was zählt der gute Herr
Vom weiblichen Geſchlecht denn für Verdienſte her?

(er öffnet nachläſſig das Buch, und lieſt folgende Verſe anfangs ſehr kalt, dann aber mit ſteigendem Affekte)

„Verirrter! Komm zurück vom Wahn' in den Du ſankeſt,
„Und wenn das Blut, das dir in deinen Adern fließt,
„Und ſeine Stimme nicht bey dir Chimäre iſt,
„So ehre ein Geſchlecht dem du die Mutter dankeſt.“

(er bleibt ganz erſchüttert ſtehn, und ſpricht mit tiefer Rührung)

Ha! Dieſer letzte Vers, wie wahr, wie ausdrucksvoll,
Zertrümmern könnte er auf einmahl jeden Groll.

(auf einmahl ſehr heftig)

Doch nein, nein, nein! mich macht auf dieſer Welt nichts wanken,
Dem trügenden Geſchlecht', ich will ihm nichts verdanken.

(er ſteckt das Buch zu ſich)

Noch heute übergeb' ich dieſes Buch dem Feuer,
Mich fängt die Gräfinn nicht durch ſolche Abentheuer.

Vierzehnte Scene.

Valincour. Amalie. Marzel.

Valincour.

Ihr ſeyd ſehr ſchnell zurück!

Marzel.

Die Gräfin trafen wir
Am Eingang ihres Park's, und treulich ſagt' ich ihr,
Was Ihr befahlt, ſie hört's mit traurigem Geſicht,
Denn ſolchen Widerſtand vermuthete ſie nicht.

Valincour. (ſich brüſtend)

Das glaub' ich.

Amalie. (ſehr bewegt)

Euer Herr, verſetzte weinend ſie,
Er kannte das Gefühl der Dankbarkeit wohl nie?

Valincour.

Recht rührend!

Marzel. (auffahrend)

Einer Frau die Wonne zu verſagen,
Den Lebensretter nur zu ſehn, ihm Dank zu ſagen,
Das kann ein Tiger nur.

Amalie.
Erinnert Vetter Euch!
Die Worte ſprach ſie nicht
Marzel.
Wenn auch, es gilt mir gleich.
Amalie.
(nach und nach ihre natürliche Stimme annehmend)
Vielleicht erinnert ſich dein Herr nicht mehr daran,
So ſagte ſie, was er in Deutſchland einſt gethan,
Wie er der Edle dort ſo voll von Menſchlichkeit,
Mich und mein ganzes Dorf von Feindeswuth befreyt.
Valincour. (nachdenkend)
Ja, ich beſinne mich, — als mich das Kriegsgeſchick
Nach Deutſchland führte, ward bey Mühldorf mir das Glück,
Dem kleinen Dörfchen dort durch meinen Rang zu nützen,
Und eine junge Frau vor Siegerwuth zu ſchützen.
Amalie. (lebhaft)
Ja, — Mühldorf, glaube ich, ſo nannte ſie den Ort.

Marzel.
(den Namen ſuchend)
Mahl=Mühldorf, ja ſo war's, ich weiß nicht recht das Wort.

Amalie.
Mit inn'ger Rührung ſprach die gute Frau davon. —

Valincour.
Ein Weib weint, wann ſie will, aus Affektation.

Amalie.
Wie Sie den Raub verwehrt, entwarf ſie uns im Bilde.

Valincour.
Der ſchönſte Lorbeerzweig des Siegers iſt die Milde.

Amalie. (ſehr bewegt)
Verwundet wurden Sie.

Valincour.
(auf ſeinen linken Arm deutend)
Ganz leicht am Arme da.

Amalie. (ſehr bewegt)
Sie ſagte das geſchah bey ihrer Rettung.

Valincour. (leicht)
Ja!

Amalie.

(die äußerſt gerührt wird, und nun ihrer Empfindung freyen Lauf läßt)

Noch ſeh' ich ihn, ſprach ſie, wie er mit Schweiß bedeckt,
Aus meinem Hauſe mich, das man geplündert, trägt,
Nicht achtend das Geſchrey der trunkenen Soldaten,
Die mich ohnmächtig da in ihrer Mitte hatten, —
O! wenn auch Valincour die ſchöne That vergißt,
Ich bin nicht undankbar, in meinem Herzen iſt
Sie eingegraben tief, nie werd' ich ſie vergeſſen.

Valincour.

(Amalien erſtaunt anblickend)

Ha! Welch' Veränderung.

Amalie.

Der Friede war indeſſen
Geſchloſſen, ich verließ ſogleich mein Vaterland,
Um ihn, der von der Zeit, mir ſtets vor Augen ſtand,
Nochmahl zu ſehn, und ihm zu ſagen: Valincour!

Mein Leben und mein Glück, ich dank' es Ihnen nur,
Und Sie, Sie fliehen mich?
(wieder in ihre alte Sprache zurückfallend, zu Marzel)
Nun Vetter Iſt's nicht wahr?
Sprach nicht die Gräfinn ſo?

Marzel.

So ſprach ſie auf ein Haar.

Valincour.

(bey Seite, und Amalien fixirend)

Bey Gott! Sie iſt es ſelbſt! es ſoll ſich gleich erklären.

(laut)

Dieß Lob der Gräfinn muß wohl allerdings mich ehren,
Und nimmer könnt' ich ihr den Eintritt hier verwehren,
Doch ſagt, was ſoll ich wohl von einem Weibe denken?
Die ſo vor mir erſcheint, die nur mit Liſt und Ränken,
Zu mir in's Haus ſich drängt, mit heuchleriſcher Miene
Ein Mädchen hintergeht, unſchuldig wie Sabine; —

Sie prunkt mit Dankgefühl, doch eigentlich, ich wette,
Iſt's nur Erob'rungsſucht, was dieſe Erzkokette
Beſeelt.

Amalie.
(iſt ſehr betroffen, und giebt es durch eine unwillkührliche Bewegung zu erkennen)

Valincour.
Sie iſt es!

Marzel.
Nein, das kann ich nicht ertragen,
Von dieſer Frau laß' ich einmahl nichts Böſes ſagen.

Valincour. (zu Marzel)
Auf Deine Treue hatt' ich noch recht ſehr ſtolzirt,
Doch hat ſie gar auch Dich betrogen und verführt.

Marzel. (betroffen)
Mich?

Valincour. (bey Seite)
Nun iſt Alles klar, — Sie beyde ſind verwirrt.

Ich will mich rächen, ja, mit ihren eig'nen Waffen,
Will ich die Liſtige noch liſtiger beſtrafen.
(laut zu Marzel mit Feinheit)
Die Frau, von der Marzel mit ſo viel Zuverſicht,
Und auch das ganze Dorf ſtets ſo viel Gutes ſpricht,
Schon lange kenn' ich ſie, ſie hatte in Paris
Ein Abentheuer einſt. —

Amalie (lebhaft)
Iſt das denn auch gewiß?

Valincour. (lächelt)
Gewiß. — Sie wußte dort auch ſo, wie hier zu prangen,
Der Schild der Sittſamkeit war immer ausgehangen,
Trotz Unabhängigkeit, trotz Schönheit, Reichthum, Jugend,
Verehrte man in ihr das Bild der reinſten Tugend;
Doch bald verſchwand der Schein, der Schleyer löſte ſich,
Man fand ſie Morgens einſt, — es war recht lächerlich,
Als Bäuerinn vermummt bey einem Offizier.
(Amalie und Marzel ſtehen wie niedergedonnert. Pauſe)

Valincour. (zu Amalien fein)
Nun, ſeht ihr immer noch die Sittſamkeit in ihr?

Amalie. (bey Seite)
Ich bin erkannt!
(zu Valincour anfangs im bäuriſchen Tone, ein wenig verlegen, bald aber in ihrer natürlichen Sprache mit Feſtigkeit)
Wie? Was? Bey einem Offizier?
Das iſt ein wenig viel gewaget, ich geſtehe,
Doch war es wohl vielleicht nicht möglich in die Nähe
Des Mannes, den ſie liebt, auf eine and're Art
Zu kommen, und vielleicht war ihre Gegenwart
Doch nöthig, wollte ſie den Mann erſt gänzlich kennen,
Sich überzeugen, ob er für ein Weib zu brennen
Noch fähig ſey, die ihn um ſeinetwillen liebt,
Bevor ſie dann ihr Herz und ihre Hand ihm giebt.

Valincour.
Was hör' ich?

Amalie. (lebhaft)

Ja gewiß, ſo durfte ſie es wagen,
Sie glaubte ihre Schuld dadurch ihm abzutragen.

Valincour.

Wär's möglich? Solch ein Weib? Es gäbe ein's hienieden?
Und mir, mir wäre [illegible], die Einzige beſchieden?
Mir, den um Ehre man, und um ſein Glück gebracht?

Marzel.

Die Gräfinn, lieber Herr! hat darauf auch gedacht.
Ach leſen Sie nur das.

(er übergiebt Valincour einen Brief, welchen dieſer ſehr haſtig öffnet)

Des Kriegsminiſters Hand?

(er lieſt)

„Mein Herr Obriſt!
„Ich erfülle die angenehmſte Pflicht meines Standes, da ich den Befehl Sr. Majeſtät erfülle, und Ihnen melde, daß Ihnen Höchſtderſelbe Ihr voriges Regiment hiemit wieder übergiebt. Der Gräfinn Kongsberg danken Sie allein dieſe glückliche Veränderung. Sie war's, welche die Verläumdung aufdeckte, und der

„gerechte Monarch freut ſich, einem braven „Offizier Gerechtigkeit wiederfahren laſ„ſen zu können. Er wünſcht ſie ſelbſt zu „ſprechen.“

Zu viel! Zu viel! O Gott! auf einmahl dieſes Glück!
(zur Gräfinn)
Durch Sie erhalt' ich Ehr' und Ruhe nun zurück,
Und ich verkannte ſo das beſte Weib! — O nein,
Sie werden niemahls mir, Sie können nie verzeihn.

Amalie.

(ihm lächelnd die Hand reichend)
Ich will ſo grauſam nicht, als Sie es waren, ſeyn.

Valincour.

Mir Armen wurde einſt ſo böſe mitgeſpielt
Von Weibern, daß mein Haß verzeihlich iſt; nun fühlt
Mein Herz den Irrthum, ich erkenne Frauenwürde,
Es gibt noch Weiber, die das Muſter und die Zierde

Von dem Geſchlechte ſind. — Ha! nun entſteht der Schein.
(indem er vor Amalien kniet)
Zu Deinen Füßen will ich meinen Haß bereu'n.

Amalie. (ihn aufhebend)
Genug! — Erfüllet iſt, was ich mir ſelbſt verſprochen:
Des Herzens Schuld bezahlt, und mein Geſchlecht gerochen.

Valincour.
Amalie! Einzige! Dir dank' ich mehr als Leben,
Du haſt mich dem Gefühl' auf's Neu' zurückgegeben;
O leite ferner mich, nie will ich Dich verlaſſen,
Du lehrteſt lieben mich, ich wußte nur zu haſſen.
Hier dieſen ſtillen Ort, der ~~nun~~ ſo lieb mir war,
Beſuchen künftig wir mitſammen jedes Jahr,
(auf die Statue des Amors deutend)
Da will ich dieſen Gott, den ich gekränkt, bekränzen,
Mit Deiner Hilfe auch dieß Büchlein hier ergänzen,

jetzt!

Denn die Verdienſte all' ſind hier noch nicht genannt,
Der Author hatte ja Amalien nicht gekannt.

(er küßt Amalien die Hand, und wendet ſich dann zu Marzel, indem er ſich ſtrenge anſtellt)

Dir aber, der Du aus Betrug ein Spiel Dir machteſt,
Und über Deines Herrn Leichtgläubigkeit nur lachteſt,

(indem er den Ton ändert, und ihm die Hand drückt)

Ich gebe Deinen Lohn in Zukunft doppelt Dir.

Amalie.

Von nun an iſt Marzel mein Armen-Haupt-Kaſſier.

Marzel.

Ich mache meinem Amt', ich ſchwör' es, keine Schande.

(indem er zum Piedeſtale der Gruppe tritt, und mit ſeinem Schnupftuche auswiſcht, was Valincour hingeſchrieben hat)

Nun leid' ich auch nicht mehr den wilden Spruch da d'rauf;
Wir leben nun nicht mehr im Eremitenſtande,
Und morgen bieth' ich all' die Gruppen zum Verkauf.

Ende des Luſtſpiels.

Der kurze Roman,

oder

die närrische Wette.

Ein Lustſpiel in einem Akt

von

F. J. Haſſaureck.

Perſonen.

Pauline, eine junge Wittwe.
Liſette, ihr Kammermädchen.
Walcourt.

Die Szene ſpielt in Paris, in Paulinens Wohnung.

Erſte Scene.

(Pauline ſitzt an einem Tiſch, den Kopf in die Hand geſtützt) Liſette, (nach einer Pauſe)

Pauline. Liſette!

Liſette. Madame!

Pauline. Es iſt ſehr warm!

Liſette. Recht heiß! (Pauſe)

Pauline. Liſette!

Liſette Madame!

Pauline. Ich bin ſchläfrig.

Liſette. Wollen Sie vielleicht ein wenig ſchlafen?

Pauline. Nein! (Pauſe) Liſette!

Liſette. Madame!

Pauline. Haſt Du meinen Advokaten geſehen?

Liſette. Ja Madame!

Pauline. Was ſagte er? — Geht mein Prozeß noch nicht bald zu Ende?

Liſette. Ach Gott! er könnte ſchon lange aus ſeyn, wenn die Herren Advokaten es wollten.

Pauline. Weißt Du, daß dieſes ewige Zögern mir läſtig wird? ich habe viel Geld mitgebracht, aber in Paris —

Liſette. Geht es geſchwinde fort, und vollends, wenn man noch gar Prozeß führt.

Pauline. Was mich tröſtet, iſt, daß meine Sache gerecht und klar iſt, und daß ich nicht verlieren kann.

Liſette. (gähnend) Ich weiß wohl, daß Sie recht haben: allein wenn Sie noch reicher wären, als Ihr Gegner, würden Sie zweymahl Recht haben, und Ihr Prozeß würde um ſo viel beſſer ſtehen. (Pauſe)

Pauline. Liſette!

Liſette. Madame!

Pauline. Ich habe lange Weile.

Liſette. Das macht der Wittwenſtand.

Pauline. Aber ich hatte ſie vormals auch.

Liſette. Das machte der Eheſtand.

Pauline. Mein Gott! was ſoll man hernach thun, um keine zu haben?

Liſette. Lieben.

Pauline. Die Liebe führt ja aber zum Eheſtande.

Liſette. (ſeufzend) Das iſt freylich wahr, allein nichts kann ewig dauern.

(Pauſe)

Pauline. Liſette!

Liſette. Madame!

Pauline. Gib mir ein Buch!

Liſette. Welches befehlen Sie?

Pauline. Das erſte beſte.

Liſette. Es wird Sie auch nicht ſehr unterhalten.

Pauline. Leider, aber gib nur —

Liſette. (indem ſie ihr ein Buch giebt) Man muß geſtehen, daß Sie doch recht viel Unglück haben, Madame. Sie lieben Munterkeit, Fröhlichkeit, das Originelle, Sonderbare, und ſind in einer Stadt, wie Paris, verdammt, das einſamſte, einförmigſte Leben zu führen.

Pauline. Du haſt Recht! Ich glaube, ich habe ſeit zwey Monaten nicht gelächelt.

Liſette. Wir müſſen hoffen, daß ſich doch endlich ein Gegenſtand zeigen wird, über den wir lachen können.

Pauline. Ich wünſche es ſehr.

Liſette. Ich auch.

(Pauſe. Pauline lieſt)

Pauline. Liſette!

Liſette. Madame!

Pauline. Singe etwas.

Liſette. Aber, Madame leſen ja.

Pauline. Singe nur, Dein Geſang wird mich auf mein Buch aufmerkſamer machen, und mein Buch auf Deinen Geſang. (ſie ſteht auf, und lieſt, indem ſie ſich aus dem Fenſter lehnt)

Liſette. (bey Seite) Aha! man ſtellt ſich an das Fenſter, ich wette, daß der Nachbar an dem ſeinigen iſt.

Pauline (wendet ſich um) Was ſagſt Du?

Liſette. Ich — ich ſage, daß ich jetzt anfangen will zu ſingen.

Pauline. Nein, ſey ſtille.

Liſette. Seit einiger Zeit ſtehen Madame gerne am Fenſter.

Pauline. (ironiſch) Mademoiſelle machen Beobachtungen.

Liſette Verzeihen Sie, Madame, ich will nur ſagen, daß Sie nöthig haben, friſche Luft zu ſchöpfen — ein Beweis von langer Weile.

Pauline. Mache Deine Arbeit fertig.

Liſette. Verdruß! der Nachbar iſt nicht am Fenſter. — Sich immer zu ſehen, und ſich nicht zu ſprechen — nein, das hätt' ich nicht ausgehalten — und das dauert nun ſchon zwey ganze Monate. Eine gute Heurath wäre mehr werth, als dieſe Liebe im Guckkaſten. So wie man ſagt, wäre dieſer Monſieur ein ſehr rechtſchaffener, aber auch der originellſte Menſch. Nun ſo ſoll er uns einmahl näher kommen. Männer, die nur ein wenig Verſtand haben, dürfen nie um einen Vorwand verlegen ſeyn, ſich bey Damen einzuführen, beſonders, wenn dieſe lange Weile haben.

Pauline. (mit einem Schrey) Ach!

Liſette. Was iſt geſchehen, Madame?

Pauline. Laufe geſchwind hinab, ich habe mein Buch auf die Straße fallen laſſen.

Liſette. Ihr Buch Madame?

Pauline. Ja, gehe doch! Ein junger Mann hebt es auf — laufe, ich fürchte, er bringt es ſonſt ſelbſt herauf.

Liſette. Ein junger Mann — ich laufe! (ſie geht ab)

Zweyte Scene.

Pauline. (allein)

Wie langſam das Mädchen iſt! Der Herr wird glauben, — Ich weiß nicht, ob er mich geſehen hat — Ach ja, er hat in die Höhe geblickt — wenn er heraufkäme — Liſette wäre allein Schuld —

Dritte Scene.

Pauline. Liſette.

Liſettte. Der Herr will durchaus das Buch Ihnen ſelbſt übergeben, er hat mir nicht Zeit gelaſſen, hinabzuſteigen. Ich glaube es iſt derſelbe, der unſerm Fenſter gegenüber wohnt.

Pauline. Derſelbe! —

Liſette. Ja, der ſo höflich ausſieht, und der ſich immer an ſein Fenſter ſetzt, wenn Sie an dem Ihrigen ſitzen, und der mich immer ſo artig grüßt, wenn er mir begegnet; er trägt auch einen Orden — Madame begreifen wohl. —

Pauline. Er will durchaus ſelbſt — ſagſt Du? —

Liſette. (etwas leiſer) Ja, er iſt vor der Thüre; er behielt das Buch, und will es Ihnen nur ſelbſt wiedergeben.

Pauline. Das iſt unbegreiflich! Deine Langſamkeit iſt Schuld daran.

Liſette. Entſchließen Sie ſich, Madame, ſoll er hereinkommen?

Pauline. Was denkſt Du? — ein Unbekannter! — Nein, das kann nicht ſeyn.

Liſette. So wird er das Buch mit ſich forttragen.

Pauline. (mit Verdruß) Mademoiſelle! ich will mein Buch haben.

Liſette. (läuft an die Thüre, und öffnet ſie) Mein Herr! belieben Sie hereinzutreten.

Vierte Scene.

Pauline. Liſette. Valcourt.

Pauline. Aber mein Herr! warum Sie ſich ſelbſt die Beſchwerlichkeit machen, es zurück zu bringen —

Valcourt. Beſchwerlichkeit? Ich habe keine empfunden, als den Zweifel, ob ich das Glück haben werde, bey Madame vorgelaſſen zu werden.

Pauline. Da ich nicht die Ehre habe, von Ihnen, mein Herr, gekannt zu ſeyn, ſo muß ich es ſehr außerordentlich finden —

Valcourt. Madame verzeihen, die Sache iſt ſehr natürlich. Sie laſſen ein Buch fallen, ich hebe es auf; ich bringe es zurück — Sie nehmen es wieder; ich finde da gar nichts außerordentliches, als das Vergnügen, was ich in dieſem Augenblick empfinde.

Pauline. Wenigſtens iſt es ſehr ſonderbar, daß Sie darauf beſtanden haben, bey mir einzutreten.

Valcourt. Ich hatte Sie am Fenſter erblickt, Madame, und folglich iſt es ſehr begreiflich, daß ich darauf beſtand.

Pauline. Ungeachtet Ihrer übergroßen Höflichkeit, mein Herr, muß ich Ihnen doch die Bemerkung machen, daß es das erſtemahl iſt, daß ich die Ehre habe, Sie zu ſehen.

Valcourt. Madame verzeihen, einmahl muß man ſich immer zum erſtenmahl ſehen.

Pauline. Es ſcheint aber, daß es auch das letztemal ſeyn wird.

Valcourt. Das letztemal, Madame? — Wenn es das letzte Glück meines Lebens ſeyn ſoll, ſo erlauben Sie mir wenigſtens, es zu verlängern.

Pauline. Mein Herr, dieſe Zudringlichkeit —

Valcourt. Geſtehen Sie, Madame, daß ſie ſehr verzeiblich iſt, und daß ich, je entſchloſſener Sie ſind, mich wegzuſchicken, deſto länger den Augenblick verzögern muß, in welchem ich aufhöre, Sie zu ſehen.

Pauline. Was für ein Vergnügen finden Sie aber daran?

Valcourt. Madame, ich habe Augen.

Pauline. Aber du lieber Himmel, Ihre Reden gleichen ja beynahe einer Liebeserklärung.

Valcourt. Ja, Madame!

Pauline. Und gleich das erſtemahl, daß Sie mich ſehen.

Valcourt. Wenn ich ſie vierzehn Tage ſpäter machen würde, was würden wir beyde dabey gewinnen?

Pauline. Ganz gewiß nichts, denn ich würde Ihnen kein Wort davon glauben.

Valcourt. Sie verzeihen, Madame! — Sie glauben mir.

Pauline. Wie?

Valcourt. Ja, Madame, denn es iſt unmöglich, daß Sie nicht wiſſen ſollten, wie reizend Sie ſind, wie vielen Geiſt Sie beſitzen, und Sie werden mir nicht das Unrecht anthun, zu glauben, daß ich dieſe Vorzüge nicht zu ſchätzen weiß.

Liſette. Befehlen mir Madame etwas?

Pauline. (mit Verdruß) Ich weiß es nicht, denn Monſieur beſchäftigen mich ſo ſehr —

Valcourt. (zu Liſetten) Mademoiſelle! ich habe nichts zu ſagen, was Sie nicht hören dürften; indeß dürfen Sie meinetwegen gar nicht bleiben, und wenn Sie Geſchäfte haben —

Pauline. Ich hoffe, mein Herr! daß Sie dann ein Gleiches thun werden.

Valcourt. Ach, Madame! Ihre Hoffnung wird Sie täuſchen.

Pauline. (zu Liſetten laut) Wenn Monſieur mich allein ſehen wird, ſo wird er meine Verlegenheit nicht mißbrauchen.

Liſette. Ich verſtehe, gnädige Frau! (ſie geht ab.)

Fünfte Scene

Pauline. Valcourt. (eine Pauſe)

Pauline. Sie bleiben alſo, mein Herr?

Valcourt. Madame, wenn Sie zürnen —

Pauline. O, ich ſcherze lieber; aber ſehen Sie, mein Herr, welchen Nutzen kann Ihnen Ihr Eigenſinn bringen, länger bey mir bleiben zu wollen?

Valcourt. Ich wage nicht zu glauben, daß er mir Nutzen bringen wird, aber mein Vergnügen dabey iſt unzweifelhaft.

Pauline. Ich dächte aber, Sie dürften auch das Meinige ein wenig in Anſchlag bringen.

Valcourt. Madame, ich beſitze leider ſo viel Eigenliebe, zu glauben, daß ich im Stande ſey, Sie zu unterhalten.

Pauline. Sie dürften es errathen haben.

Valcourt. O, ich rathe ſehr gut Madame!

Pauline. So? Sie meinen alſo, daß Sie ſchon im Stande wären, mir zu gefallen?

Valcourt. Geſtehen Sie wenigſtens, Madame, daß es gar nicht unmöglich und beyſpiellos iſt, daß zwey Perſonen ſich auf den erſten Anblick verlieben können.

Pauline. Wenn das auch nicht unmöglich iſt, was ich übrigens gar nicht zugebe, ſo begriefe ich doch nicht, wie man es ſich ſagen möchte.

Valcourt. Das iſt doch ſehr natürlich. Der erſte Anblick iſt meiſtens hinreichend, uns zu ſagen, ob eine Perſon uns gefallen könne. Alles, was nachher geſchieht, iſt eine Folge dieſes erſten Augenblicks. Warum alſo ganze Monate warten, um das zu erfahren, was man ſchon vom erſten Tage an wußte.

Pauline. Ein gutes Mittel, um betrogen zu ſeyn.

Valcourt. Und betrügt man ſich auf eine andere Art nicht auch?

Pauline. Doch weniger.

Valcourt. Nicht mehr und nicht weniger, Madame!

Pauline. Sprechen Sie in dieſem Tone mit allen Frauenzimmern, mein Herr?

Walcourt. Ich verſichere Sie, Madame, daß es iezt zum erſtenmahle geſchieht.

Pauline. Das iſt ſehr verbindlich. In der That, mein Herr, Sie haben das Ausſehen eines ſehr artigen Mannes, und nur meiner Unvorſichtigkeit darf ich das mehr als leichtſinnige Betragen zuſchreiben, das Sie ſich gegen mich erlauben.

Walcourt. Wenn Sie mich anhören wollten, Madame! ſo würden Sie geſtehen, daß ich nicht anders handeln konnte.

Pauline. Allerliebſt, mein Herr! Sie mußten einmahl in Ihrem Leben gegen Jemanden unhöflich ſeyn, und ich war die glückliche Perſon, auf die der Vorzug fiel.

Walcourt. Haben Sie die Gnade, mich anzuhören, und mich zu beurtheilen. Ich kenne die Welt, ich weiß, wie jeder andere, mich in ihre Manieren zu fügen, allein den gewöhnlichen Regeln zu Folge, wäre ich gezwungen geweſen, Ihnen Ihr Buch zurückzuſtellen, Sie mit Zurückhaltung zu grüßen, und mich traurig zu entfernen, ohne die Hoffnung zu haben, Sie je wieder zu ſehen. — Unter zwey Uebeln, ſagt das Sprichwort, muß man das geringere wählen; ich wollte mich alſo lieber der Gefahr ausſetzen, Ihnen zu mißfallen, als die einzige Gelegenheit zu verlieren, die mich Ihnen näher bringen konnte.

Pauline. So zwar, daß ich Ihnen nun noch danken ſollte.

Valcourt. Das nicht, aber verzeihen ſollen Sie mir, Madame.

Pauline. Wozu ſoll aber alles das? Was iſt denn eigentlich Ihr Vorhaben?

Valcourt. Sie ſo lange zu ſehen, als es möglich iſt.

Pauline. Ganz beſtimmt?

Valcourt. Ganz beſtimmt!

Pauline. Wohlan, mein Herr! ſo ſetzen wir uns.

Valcourt. Ich wollte Sie eben darum bitten, Madame! (ſie ſetzen ſich)

Pauline. Ich habe Ihnen geſagt, daß Ihr ganzes Unternehmen mir unnütz ſchien; jetzt fange ich ſogar an, es für gefährlich zu halten.

Valcourt. Warum das, Madame?

Pauline. (lachend) Ich meine für Sie.

Valcourt. Wollen Sie mir das erklären?

Pauline. Mit einem Herzen, fähig, ſich beym erſten Anblick zu entflammen, laufen Sie ſehr große Gefahr.

Valcourt. Welche, Madame?

Pauline. Verliebt zu werden.

Valcourt. In dieſer Hinſicht habe ich nichts mehr zu fürchten.

Pauline. Sie ſind es alſo ſchon?

Valcourt. Vollkommen.

Pauline. Ich habe beynahe Luſt, es zu glauben, um mich noch mehr zu unterhalten.

Valcourt Sie können ſich ganz ruhig unterhalten.

Pauline. Und nach Ihren Grundſätzen von der Entflammung der Herzen glauben Sie ganz gewiß, daß die Sympathie auch ſchon auf mich wirkt.

Valcourt Ich wage es nicht, Ihnen zu antworten, denn meine Freymüthigkeit ſchien Ihnen zuvor zu mißfallen.

Pauline. O, geniren Sie ſich nicht, ich fange ſchon an, mich an Ihre Freymüthigkeit zu gewöhnen.

Valcourt. Ein gutes Zeichen.

Pauline, Sie hoffen alſo —?

Valcourt. Ohne Hoffnung — würde ich hier ſeyn?

Pauline. Mein Herr! erlauben Sie mir zu lachen.

Valcourt. Um ſo viel lieber, da die lächelnde Miene Sie nur noch reizender macht.

Pauline. Was iſt denn der Grund Ihres Zutrauens?

Valcourt. Daß ein Mann ſicher iſt, ſich beliebt zu machen, wenn ihn das Verlangen, zu gefallen, wahrhaft beſeelt.

Pauline. Sind Sie von dieſem Mittel überzeugt?

Valcourt. Es ſchlägt mir aus Ungeſchicklichkeit fehl.

Pauline. Wenn Ihr Rezept auch nicht das beſte iſt, ſo iſt es doch wenigſtens das originellſte.

Valcourt. Eben deßhalb hoffe ich, Madame —

Pauline. Ein Mann iſt alſo ſicher, geliebt zu werden, wenn er es will, und Sie, mein Herr! der Sie mehrere Vortheile vereinigen, Sie haben auch gewiß noch mehr Zutrauen auf ſich, als ein anderer?

Valcourt. Eine Wahrſcheinlichkeit mehr.

Pauline. Und wann werde ich anfangen, dieſe unvermeidlichen Wirkungen zu fühlen?

Valcourt. Von iezt an, Madame!

Pauline. (lachend) Ah, ich liebe Sie alſo ſchon.

Valcourt. Ich ſage das nicht, aber mein Loos iſt ſchon entſchieden, und wenn Sie mich in der Zukunft lieben oder haſſen ſollten, ſo wird das immer eine Folge dieſer unſerer erſten Unterredung ſeyn.

Pauline. Sind Sie aber doch recht gewiß überzeugt, daß ich mich eher entſchließen würde, Sie zu lieben?

Valcourt. Nicht ganz gewiß, allein ich wollte darauf wetten.

Pauline. Wie? Sie wollen wetten, daß ich Sie lieben werde?

Valcourt. Ja, Madame!

~~Pauline. Und in~~ welchem Zeitraume, ~~wenn es Ihnen beliebt?~~

Valcourt. Sie würden ſich wundern, wenn ich Ihnen ſagte, was für kurze Zeit dazu nöthig iſt.

Pauline. O, ſagen Sie alles, ich gebe Ihnen ~~Carta bianca.~~

Valcourt. Nun wohlan, Madame! ich verlange 24 Stunden.

Pauline. Iſt das die ganze Zeit, mein Herr?

Valcourt. Wenn ich eher gewinne, um ſo viel beſſer.

Pauline. Aber wie werden Sie wiſſen, ob ſie gewonnen haben?

Valcourt. Nach Verlauf des Termins werden Sie Ihre Geſinnungen erklären; ich verlaſſe mich ganz gewiß auf Ihre Aufrichtigkeit. Ohne Zweifel; unter allen Umſtänden würde das Vorurtheil und der weibliche Stolz Ihnen gebieten, mir Ihre Gefühle zu verbergen, wenn Sie mich liebten, aber wenn Sie wetten, wird die Redlichkeit Sie zwingen, mir ein Geſtändniß zu machen, welches Ihre Delikateſſe befiehlt.

Pauline. (ironiſch) Die Rechnung ſelbſt iſt zu günſtig für mich, als daß ich mich darüber beleidigt finden könnte. Aber wie viel wollen Sie wetten?

Valcourt. Alles, was Sie wollen.

Pauline. Wahrhaftig, es thut mir ungemein leid, daß wir uns nur ſo kurze Zeit kennen, denn ich hätte große Luſt, die Wette einzuſetzen, wäre es auch nur, um Sie für dieſe Anmaßung zu beſtrafen.

Valcourt. Ich nenne mich Valcourt, Madame! Meine Verwandten haben ſich ſeit langer Zeit im Felde ausgezeichnet, und ich beſitze ſelbſt ein Regiment.

Pauline. Ich habe es wohl gedacht. Ich, mein Herr, ich nenne mich Pauline Detrin, Witwe des Herrn von Terni; ich bin hier wegen eines Prozeſſes, und habe entſetzlich lange Weile.

Valcourt. Ich habe es wohl gedacht, Madame! Alſo jetzt kennen wir uns. Wollen Sie wetten?

Pauline. Ich wollte faſt, aber eine Bedenklichkeit hält mich zurück; ich habe zu ſchönes Spiel, und ich möchte nicht gerne ſo ſicher ſpielen.

Valcourt. Ich habe die nähmlichen Bedenklichkeiten, und ſo könnten wir, dächte ich, ſie wechſelſeitig ſchweigen laſſen. Wollen Sie wetten?

Pauline. (piquirt) Ja, mein Herr, ich wette.

Valcourt. Im Ernſte?

Pauline. O ja, ganz im Ernſte. Wie hoch iſt die Summe?

Valcourt. Ich kann in dieſem Augenblick über 500 Louisd'or verfügen.

Pauline. 500 Louisd'or — als ob Sie den Stand meiner Kaſſe kennten; ich bin gerade ſo viel ſchuldig.

Valcourt. Nehmen Sie ſich in Acht, Madame, nicht das doppelte ſchuldig zu werden.

Pauline. Sehen Sie ſich vor, daß Sie nicht meine Schulden bezahlen müſſen.

Valcourt. Wenn Sie mich lieben, ſo bezahlen wir ſie zuſammen.

Pauline. Die Wette iſt alſo richtig, wie es ſcheint

Valcourt Ich gebe mein Wort darauf.

Pauline. Und ich das meine; aber noch eins, ich hoffe, daß Sie doch nicht verlangen werden, während der 24 Stunden, welche die Probe dauern wird, bey mir zu bleiben.

Valcourt Der Strenge nach ſollte das die Bedingung ſeyn; allein ich will Sie nicht überraſchen; ich verlange nichts, als die Erlaubniß, Ihnen drey Beſuche machen zu dürfen, und ſchon der gegenwärtige ſoll für einen zählen.

Pauline. Sehr groſsmüthig. Und um welche Zeit werden dieſe Beſuche ſtatt finden?

Valcourt. Nach und nach. Der gegenwärtige iſt der Eingang, der zweyte die Probe, und der dritte der Schluſs, das heiſst, die Bezahlung. —

Pauline. Die Sie mir leiſten werden.

Valcourt. Ich werde ſie abholen.

Pauline. Noch habe ich keine Furcht. Nun fangen Sie doch jetzt an, Ihre Kunſtgriffe anzuwenden!

Valcourt. Ich habe ſchon lange angefangen, Madame!

Pauline. Ich habe nichts davon bemerkt.

Valcourt. (lächelnd) Und jetzt, da die Wette mir das Recht giebt, Ihnen aufzuwarten, will ich gar den Vortheil nicht miſsbrauchen, den mir eine längere Unterhaltung mit Ihnen geben würde.

Pauline. Ich rathe Ihnen, nicht wiederzukommen.

Valcourt. Aha, Sie haben ſchon Furcht, Madame!

Pauline. Furcht? — nein, Mitleid mit Ihnen.

Valcourt. Haben Sie weniger Mitleid, Madame, das Mitleid iſt ſehr gefährlich.

Pauline. Die Wette gilt alſo im Ernſt?

Valcourt. Zurücktreten heißt ſie verloren geben.

Pauline. Ich zurücktreten? Keineswegs — Sie verdienen eine Züchtigung.

Valcourt. Sie wird ſüß ſeyn, Madame! Ich laſſe Sie allein. Die Einſamkeit iſt eine Falle, die ich Ihnen ſtelle.

Pauline. Ich geſtehe es, es iſt leicht möglich, daß ich Sie in der Ferne mehr liebe, als in der Nähe.

Valcourt. Das werden wir bald erfahren, Madame! Auf Wiederſehen. (geht ab.)

Sechste Scene.

Pauline. (allein)

Der Menſch iſt doch ein komiſches Original! Er verdient wohl — Ach, er wird nicht wiederkommen. Er wollte ſich nur unterhalten. Welche unerträgliche Kaltblütigkeit! — Daß iſt wahr, bey aller ſeiner Unart zeigte er ein gewiſſes Benehmen, das mich hindert, mich ernſtlich darüber zu ärgern; aber wenn er wieder kömmt, was ſoll ich thun? Mich über ihn luſtig machen? — Er verdient Achtung -- Es iſt unmöglich, daß er eine ſo närriſche Wette zu gewinnen hofft. Was weiß ich — er beſitzt am Ende Eigenliebe genug, um zu glauben, ſeiner Sache ganz gewiß zu ſeyn. Er hat wohl alle Eigenſchaften, die nothwendig ſind, zu gefallen, aber er braucht eine Lektion. Ja, ich bin beſtimmt, die 500 Louisd'or zu gewinnen, und wäre es auch nur, um ſie Liſetten zu ſchenken. Wer könnte einen Narren dieſer Gattung lieben? — Verſtand hat er, ja, o ja! — viel Verſtand, er hätte mich beynahe in Verlegenheit geſetzt — Aber ich werde mich dafür rächen. O, es würde mich recht ärgern, wenn er nicht wiederkäme — er unterhält mich.

Siebente Scene.

Pauline. Liſette.

Pauline. Ach, Liſette! wie viel haſt Du verloren, daß Du fortgegangen biſt.

Liſette. Ich habe nichts verloren, ich weiß alles.

Pauline. Du horchteſt?

Liſette. Nach der erſten Aeußerung dieſes Herrn, wer hätte da dem Verlangen widerſtehen können, auch das Uebrige zu wiſſen?

Pauline. Haſt Du je dergleichen Unarten gehört?

Liſette. O, wohl noch größere.

Pauline. Wie? Du warſt nicht aufgebracht über ſeinen unhöflichen Vorſchlag?

Liſette. Ach nein, Madame! ich habe von ganzem Herzen darüber gelacht.

Pauline. Und was ſagſt Du zu der Wette?

Liſette. Ich habe dieſe Wette nicht gerne.

Pauline. Warum?

Liſette. Sie iſt zu hoch.

Pauline. Um ſo beſſer, ſo ſteht ſie im Verhältniſſe mit der Thorheit desjenigen, der ſie vorgeſchlagen hat.

Liſette. Sie hätten ſie nicht wagen ſollen.

Pauline. Wagen? — Was willſt Du damit ſagen?

Liſette. Sie haben einen Prozeß, der Sie ſehr viel koſtet, 500 Louisd'or ſind keine kleine Summe.

Pauline. Närrinn! glaubſt Du denn, daß ich ſie verlieren werde?

Liſette. Sie haben mir immer geſagt, daß Sie im Spiele nicht glücklich ſind.

Pauline. Wie, Mademoiſelle! Sie glauben, daß ich mich ſo plötzlich von einer Leidenſchaft werde überraſchen laſſen?

Liſette. Iſt man immer Meiſter über dieſelben?

Pauline. Du nicht — aber ich.

Liſette. Ach, Madame, man muß den Narren nicht trauen, und dieſer iſt wirklich im Stande, zu gefallen, wie er es ſelbſt ſagt.

Pauline. Du beurtheilſt mich wahrſcheinlich nach Dir?

Liſette. Ich, Madame! ich würde nichts dabey wagen. Ich würde ihm bis morgen ſagen: ich liebe Sie nicht — und ich liebe Sie nicht.

Pauline. Und Du würdeſt vielleicht lügen, um die 500 Louisd'or zu gewinnen.

Liſette. Ich habe ſchon oft für weit weniger gelogen.

Pauline. Sehr aufrichtig! ich glaube es Dir auch.

Liſette. Madame! wenn der Herr Obriſt wieder kömmt, ſo werde ich ihm ſagen, daß Sie ihn ganz und gar nicht lieben.

Pauline. Wer hat Dir das befohlen! Kann ich das nicht ſelbſt thun?

Liſette. Ja, das wohl, Madame, aber verzeihen Sie, Sie ſind zu ehrlich — Sie würden es nicht wagen, eine Lüge zu ſagen.

Pauline. Das werde ich auch nicht. Seyn Sie ohne Unruhe, Mademoiſelle, mengen Sie ſich in nichts, und wenn Herr v. Walcourt wiederkömmt, ſo rufen Sie mich. (ſie will das Buch nehmen)

Liſette. Ach, Madame! nehmen Sie ja das Buch nicht.

Pauline. Warum?

Liſette. Ich glaube, es hat Ihnen Unglück gebracht.

Pauline. Wie närriſch Du biſt, ich ſehe wohl, daß man gar nichts wagte, mit Dir derley Wetten zu machen.

Liſette. Haben mich Madame nicht nöthig?

Pauline. Nein, bleibe hier, und ſage Herrn v. Valcourt — Nein, ſage ihm nichts — ruf mich — (ſie kömmt zurück) Wenn ich ihm ſagen ließe, daß ich nicht hier wäre? — Nein, nein, rufe mich nur. (geht ab)

Achte Scene.

Liſette. (allein)

Weil ſchon einmahl die Rede vom Wetten iſt, ſo wollte ich wohl wetten, daß Madame mir verboten hat, ihr zu folgen, weil ſie meine Bemerkungen fürchtet, und dann wollte ich wetten, daß ſie ſehr fürchtet, ihre Wette zu verlieren, und über dieß alles wette ich, daß meine Wette ſicher mehr werth wäre, als die ihrige.

Neunte Scene.

Liſette. Valcourt.

Valcourt. Du biſt allein, Liſette?

Liſette. Ich hole Madame!

Valcourt. Noch nicht — noch nicht; ich habe mit Dir zu ſprechen.

Liſette. Sprechen Sie, mein Herr!

Valcourt. Sage mir, Liſette, liebſt Du Deine Herrſchaft?

Liſette. Von ganzem Herzen.

Valcourt. Ich auch. Wie lange iſt ſie Wittwe?

Liſette. Ein Jahr ſeit geſtern.

Valcourt. Das iſt gut. Liebte Sie den Verſtorbenen ſehr?

Liſette. Ich verſichere Sie, daß Sie ihn ſehr anſtändig liebte.

Valcourt. Ganz recht. Was für ein Mann war er?

Liſette. Unangenehm, ſehr verdrüßlich zu Hauſe, hart gegen ſeine Dienſtbothen, kalt und grob mit ſeiner Frau, aber außer dem Hauſe der liebenswürdigſte Mann von der Welt.

Valcourt. Ich kenne auch ſolche liebenswürdige Leute. War Deine Frau ſehr betrübt über den Tod ihres Gatten?

Liſette. Ach mein Herr, ſie hat ganz erbärmlich geſchrieen, ſich die Haare ausgerauft, und ganz entſetzlich geweint, wie eine Frau, die ſich eilt, ſchnell mit dieſem Geſchäfte fertig zu werden.

Valcourt. Iſt es ſchon lange, daß ſie wieder ruhiger iſt?

Liſette. O, jetzt iſt gar keine Rede mehr davon. — Madame hat ihre Schuld nicht nach und nach bezahlt, ihr Schmerz hat ſich derſelben gleich auf einmahl entledigt.

Valcourt. Aber Du ſagteſt ja, daß ſeit dem Tode ihres Gemahls erſt ein Jahr verfloſſen ſey.

Liſette. Ey du lieber Himmel! finden Sie das nicht genug, Herr v. Valcourt? Den erſten Tag, wenn eine Frau Wittwe wird, hat ſie nur zwiſchen zwey Dingen die Wahl: entweder der Schmerz tödtet ſie, oder läßt ſie leben. Tödtet er ſie, ſo iſt alles aus, und ſie hat keinen Kummer mehr; läßt er ſie leben, ſo muß ſie ſich wohl anders entſchließen; man iſt durch acht Tage troſtlos, man weint durch drey Wochen, man iſt drey

Monate lang traurig, aber Sie ſehen wohl, daß dann noch acht Monate übrig bleiben, um ſich zu tröſten.

Valcourt. Du würdeſt dieſe Rolle gut ſpielen.

Liſette. O, ich würde auch andere nicht verderben. Aber Ihre Wette — glauben Sie ſie zu gewinnen?

Valcourt. Was hältſt Du davon?

Liſette. Ich weiß nicht recht, was ich dazu ſagen ſoll; 24 Stunden ſind wohl ſehr wenig; wenn Sie das doppelte verlangt hätten, ließe ich es noch gelten. Indeſſen, wenn ich gewiſſen Vorzeichen glauben darf —

Valcourt. So könnte ich gewinnen?

Liſette. Ein Herz und 500 Louisd'or.

Valcourt. Ich begnüge mich an der erſten Hälfte.

Liſette. So ſeyn ſie ſo gütig, mir die andere zu laſſen.

Valcourt. Möglich.

Liſette. Gewiß?

Valcourt. Willſt Du auch mit mir wetten?

Liſette. Ich fürchte zu verlieren.

Valcourt. Ich wette, wenn ich Dir einen jungen, hübſchen, braven Mann und eine Ausſteuer gebe, Du wirſt ihn ausſchlagen.

Liſette. Zahlen Sie, mein Herr! ich habe gewonnen.

Valcourt. Warte noch; Du ſollſt nichts dabey verlieren. — Aber höre, wenn Madame mit Dir von mir ſprechen wird, ſo empfehle ich Dir, ihr alles Uible von mir zu ſagen, was Dir von mir nur einfallen kann.

Liſette. Uibles von Ihnen? Madame würde böſe werden.

Valcourt Ich hoffe es.

Liſette. Ach! — ich verſtand Sie nur nicht gleich. Schon gut, verlaſſen Sie ſich ganz auf mich. — Soll ich Madame jetzt holen?

Valcourt. Wenn Du willſt. — Noch eins ſage mir: Madame hat einen Prozeß?

Liſette. Das iſt leider richtig.

Valcourt. Ein Theil ihres Vermögens hängt davon ab?

Liſette. Wie wiſſen Sie denn das alles?

Valcourt O, ich weiß viele Sachen, die ich nicht zu wiſſen ſcheine.

Liſette. Sie kennen alſo auch wahrſcheinlich die Urſache davon?

Valcourt. Genau. Ich weiß ſogar, daß Pauline, viel zu ſtolz, zu ihren Freunden Zuflucht zu nehmen, ſich lieber der Gefahr ausſetzt, ihren Prozeß zu verlieren, als ihnen das Vergnügen zu machen, ihr einen Dienſt zu erweiſen.

Liſette. Wie, mein Herr?

Valcourt. Geh! rufe ſie.

Liſette. (bey Seite im Abgehen) Ich glaube, mit dem könnte man: wer verliert, gewinnt, — ſpielen. (ſie geht ab)

Zehnte Scene.

Valcourt. (allein)

Ja, liebenswürdiges Weib! ich will Dir wider Deinen Willen dienen. Wenn die Mittel, die ich dazu anwende, ſonderbar ſind, ſo wirſt Du doch in der Folge erfahren, daß meine Narrheit keinen andern Zweck hatte, als dir nützlich zu ſeyn. Machen wir alſo, um die Wette zu verlieren, alles das, was ein anderer thun würde, ſie zu gewinnen.

Eilfte Scene.

Valcourt. Pauline. (mehr geputzt)

Pauline. Wie, Sie hier, Herr v. Valcourt? — Ich verſichere Sie, daß ich nicht mehr hoffte, Sie zu ſehen.

Valcourt. Sie dachten beſſer von mir, Madame! Sie waren ganz gewiß überzeugt, daß ich nicht lange ausbleiben würde.

Pauline Dieſe Thorheit iſt ſo erſtaunend, daß ich nicht begreifen kann, wie es mir möglich war, dazu einzuwilligen.

Valcourt. Die Folge wird Sie noch weit mehr ~~erſtaunt machen.~~ in Erſtaunen ſetzen

Pauline. Soll der Scherz noch länger fortdauern?

Valcourt. Ich wünſchte es gerne, aber unglücklicherweiſe iſt es mir nicht mehr möglich, länger zu ſcherzen. +

Pauline Wie, Sie ſind traurig geworden?

Valcourt Ich habe triftige Urſachen dazu, Madame!

Pauline. O, ich ſehe Sie kommen; zuvor haben Sie es mit der Munterkeit verſucht, jetzt wollen Sie mich mit der Empfindſamkeit angreifen.

Valcourt. Nein, Madame, ich bin ernſthaft, ohne es zu wollen

Pauline. Sie haben da ein ſchlechtes Mittel gewählt, Herr von Valcourt! Die Melancholie rührt mich nicht, ſie verurſacht mir Vapeurs und lange Weile. Sie ſehen wohl, daß ich großmüthig bin, ich will nicht, daß Sie unnütze Waffen anwenden ſollen.

Valcourt Es iſt mir weder mehr erlaubt, noch möglich, Ihnen in demſelben Tone zu antworten. Meine Traurigkeit wird Ihnen keine Liſt mehr ſcheinen, wenn ich Ihnen ſage, daß Nachrichten, die ich erhielt, als Ich von Ihnen gieng, mich zwingen, ſo ſchnell, als möglich, von hier abzureiſen.

Pauline. Es thut mir leid, mein Herr, aber wer die Parthie verläßt, verliert ſie.

Valcourt. Sie gehen zu weit, Madame; ich reiſe vor 24 Stunden nicht ab, und die Parthie wird gewonnen ſeyn.

Pauline Gewonnen?

Valcourt. Das verurſacht eben meinen Kummer. Urtheilen Sie ſelbſt, von meinem Schmerze, wenn ich mich von Ihnen in der ſüßen Augenblick trennen muß, in welchem Sie mir das Geſtändniß meines Glückes machen.

Pauline. Um Ihnen den Kummer zu erſparen, geb ich die Wette auf, und laſſe Sie in Zweifel über meine Geſinnungen abreiſen.

Valcourt. Wer die Parthie verläßt, Madame, verliert ſie, und ich ſehe mit Bedauern, daß Sie mir die Reiſekoſten bezahlen werden.

Pauline. Was mich beruhigt, iſt, daß Ihr Kummer Ihnen Ihre Geiſtesgegenwart nicht zu rauben vermochte.

Valcourt. Nein, Madame, es bleibt mir ſogar genug, Ihnen einen Vorwurf zu machen.

Pauline. Wie, mein Herr, einen Vorwurf.

Valcourt. Als ich die Wette annahm, hatten Sie mir nicht geſagt, daß Ihr Herz ſchon verſchenkt, und es deshalb nicht mehr möglich ſey, mir einen Platz darin zu gewähren.

Pauline. Wer hat Ihnen das geſagt?

Valcourt. Zu meinem Unglück weiß ich es leider zu gut.

Pauline. Eine neue Liſt! Sie ſtellen ſich eiferſüchtig, mein Herr! damit kommen Sie gar nicht weiter — das iſt kein Mittel, mir zu gefallen, mein verſtorbener Gemahl war es auch.

Valcourt. Das iſt nicht Eiferſucht, Madame! allein wenn Sie ſchon lieben, würden Sie einſehen, welchen Nachtheil ich bey der Wette hätte. Ich dürfte hoffen, ein freyes Herz zu rühren, allein, nie wollte ich es darauf anlegen, Sie untreu zu machen.

Pauline. Sey das nun eine Liſt, oder eine bloße Neugierde von Ihnen, ſo will ich Ihnen doch über dieſen Punkt volle Befriedigung geben. Ich ſchwöre Ihnen alſo, mein Herr, daß ich in gar keiner Verbindung ſtehe, daß mein Herz völlig frey iſt, und erlauben Sie, daß ich noch hinzufüge — auch ſogar bey Ihnen.

Valcourt. (ſehr lebhaft) Nun wohlan, Madame, wozu mich verſtellen? Das hieße einen Scherz zu weit treiben, der Ihnen läſtig iſt. Lernen Sie alſo denjenigen kennen, den Sie des Leichtſinns, der Eigenliebe, und der Zudringlichkeit anklagen. Nicht erſt von heute an habe ich das Glück, Sie zu ſehen. Mein Haus iſt dem Ihrigen gegenüber. Seit zwey Monaten erſpähe ich jeden Augenblick, in welchem ich Sie am Fenſter ſehe, und ſeit einem Monate ſegne ich die Geſchäftsloſigkeit, die Sie zwingt, ſich an daſſelbe zu ſetzen, um ſich etwas zu zerſtreuen. Hinter den Jalouſien verborgen, betrachte ich Sie, ohne ſelbſt geſehen zu werden. Wenn Sie ſangen, drangen die Töne Ihrer Stimme bis in mein Herz. — Ich habe mich über alles, was Sie betrifft, genau erkundigt; ich kenne den Grund Ihrer Unruhe, und glauben Sie, ich habe daran lebhaft Antheil genommen. Ach, was liegt an meiner Wette? Ich kann nicht verlieren, weil Sie mir das unſchätzbare Vergnügen verſchafft hat, Sie kennen zu lernen — ich kann nicht verlieren, wenn Sie erlauben, daß mein jetziger Beſuch nicht der letzte ſeyn darf. — Endlich ſage ich Ihnen noch, ſelbſt auf die Gefahr, Ihr Zutrauen nicht zu erhalten — ich ſage Ihnen noch, daß mein Vater mich zwingen will, mich zu vermählen, daß er mir befiehlt, abzureiſen, um eine Frau zu heurathen, die weit davon entfernt iſt, Ihre Reitze zu beſitzen, die meine Liebe nie erhalten wird, weil Sie — nur Sie allein mein ganzes Herz beherrſchen. Ich fühle das Mißtrauen, daß ich Ihnen nach der Art, mit der ich mich bey Ihnen eingeführt habe, einflößen mußte, allein ich werde alle meine Sorgen anwenden, dieſen ungünſtigen Eindruck auszulöſchen, und bald ſollen Sie erfahren, daß, wenn ich auch Ihre Liebe nicht verdiene, ich doch werth ſey, Ihr Freund zu ſeyn. (geht ab)

Zwölfte Scene.

Pauline. (allein)

Er iſt fort — ich bin ganz erſtaunt — iſt das der ſo leichtſinnige, ſo unbeſonnene Menſch? Welche Sprache? Welches Feuer! — Alles das, was er da geſagt, iſt von einer ſolchen Wahrſcheinlichkeit — oder ſollte das die Hauptmiene ſeyn? Sollte die Verſtellung die Sprache der Wahrheit ſo täuſchend nachzuahmen wiſſen? Ach, der Menſch iſt entweder ſehr liebenswürdig, oder ein ſehr gefährliches Ungeheuer. — Er hat wohl recht, man kann nicht gleichgültig gegen ihn ſeyn, man muß ihn lieben oder haſſen.

Dreyzehnte Scene.

Pauline. Liſette.

Liſette. Ach, Madame! was haben Sie Herrn v. Valcourt gethan? Er iſt ſo fröhlich gekommen, und ſo traurig wieder weggegangen.

Pauline. Liſette!

Liſette. Madame!

Pauline. Ich bin in großer Verlegenheit.

Liſette. Sie ſind auch traurig, Madame! haben Sie denn alle beyde die Wette verloren?

Pauline. Valcourt kennt mich, Liſette, er hat mich ſchon durch längere Zeit geſehen.

Liſette. Ich weiß es, Madame! er hat mit mir von Ihrem Prozeß geſprochen; er hat mir Vieles erzählt.

Pauline. Weißt Du, daß das an der Sache ſehr viel ändert?

Liſette. Ach ja, das iſt freylich ein großer Unterſchied.

Pauline. Hilf mir, Liſette, rathe mir; was ſoll ich thun? Iſt Valcourt ein leichtſinniger Flüchtling, oder wirklich ein Liebhaber? Liebt er mich, oder will er meiner nur ſpotten? — Hat er mir alles das geſagt, um dieſe närriſche Wette zu gewinnen, oder iſt die Wette ſelbſt nur ein ſinnreiches, oder originelles Mittel geweſen, mir ſeine Liebe zu erklären.

Liſette. Ich, Madame, ich bin für die gute Seite, und geſtehen Sie nur ſelbſt, daß Herr v. Valcourt auch übrigens ſehr liebenswürdig iſt.

Pauline. Liebenswürdig? Du findeſt alſo einen Mann mit dieſem leichtſinnigen Benehmen, dieſer Anmaßung, dieſer Eigenliebe, dieſem ſpöttiſchen Weſen liebenswürdig?

Liſette. Das iſt wahr, ich dachte nicht daran; er beſitzt ein ſehr leichtſinniges, ja ſogar ungezogenes Benehmen.

Pauline. Du verſtehſt das nicht, meine Liebe! ſelbſt in ſeinen Unartigkeiten entfernte er ſich niemahls von dem guten Tone und der Achtung, die man einer Frau von Welt ſchuldig iſt.

Liſette Ja, das habe ich bemerkt, er hatte die ehrfurchtsvollſte Miene, und ich ſagte in Gedanken zu mir ſelbſt: das iſt ein artiger Mann.

Pauline. Wie einfältig Du biſt, ein artiger Mann wird keine ſo lächerliche und unanſtändige Wette vorſchlagen.

Liſette. Das iſt richtig, Madame, mit einer achtungswerthen Frau wetten, daß man ihr den Kopf verdrehen wird, das iſt eine Unverſchämtheit.

Pauline. Du weißt nicht, was Du ſagſt, es iſt keine Unverſchämtheit, wenn man dazu gezwungen iſt. Ohne dieſe Wette hätte er mich nicht wieder beſuchen können, denn ich hätte ihn gewiß nicht eingeladen.

Liſette. Ach ja, Madame, und er hat es auch ſelbſt, und zwar auf die verbindlichſte Art geſagt.

Pauline. Ich glaube, Du verlierſt den Verſtand. Wer ſagt Dir, daß das eine verbindliche Art ſey? Ohne Zweifel iſt die Wette zu entſchuldigen, aber der Termin von 24 Stunden iſt eine große Beleidigung.

Liſette. Das wollte ich auch ſagen, Madame; Sie hatten ſehr unrecht, dieſe verdammte Wette einzugehen.

Pauline. Nein, Mademoiſelle! nein, ich hatte nicht Unrecht, denn ohne das wäre er nicht wieder zurückgekommen, und es iſt möglich, daß er ein ganz rechtſchaffener Menſch ſey.

Liſette. O, daß er ein rechtſchaffener Mann iſt, bin ich ganz gewiß überzeugt.

Pauline. Gewiß! — So? — Traue Du nur den Männern.

Liſette. Das iſt wohl wahr, die Männer ſind alle Betrüger, es giebt auch nicht einen, auf den man ſich verlaſſen könnte.

Pauline. Laſſen Sie mich allein, Mademoiſelle, Sie ſcheinen ein Vergnügen daran zu haben, mir beſtändig zu widerſprechen, und wenn ich Sie anhörte, könnte ich am Ende noch ſelbſt eine Thorheit begehen.

Liſette. (bey Seite im Abgehen) Ich glaube jetzt, daß von den 24 Stunden 23 zu viel ſind.

Vierzehnte Scene.

Pauline. (allein)

Wie sehr iſt man beklagenswerth, gezwungen zu seyn, ſich bedienen zu laſſen! Die Dienſtbothen ſind ein wahres Uibel. Weil ich gut bin, und weil ich die Schwachheit habe, dieſem Mädchen eine gewiſſe Vertraulichkeit zu geſtatten, ſo gefällt ſie ſich, alle meine Meinungen zu widerſprechen; ſie erlaubt ſich ſogar in meinem Herzen zu leſen. Was denkt er von mir? — Er hat mich ſchon lange geſehen — ich weiß es, auch ich habe ihn geſehen — Er ſagte, daß er abreiſen würde, ich ſollte es wünſchen, und ich weiß nicht, warum ich es nicht wünſche. Wird er von der Wette ſprechen? Wenn er es thut, würde er mich in Verlegenheit ſetzen, denn ich möchte ſie nicht verlieren, und ich glaube wahrhaftig, daß ich ſie nicht gewinnen darf.

Fünfzehnte Scene.

Liſette. Pauline.

Liſette. Zwey Briefe, Madame!

Pauline. Zwey?

Liſette. Von verſchiedener Hand.

Pauline. Ach dieſer iſt von meinem Advokaten. (ſie lieſt)

„Madame!

„In dieſem Augenblicke wird das Urtheil“

„über Ihren Prozeß gefällt. Sie verdanken dieſe Schnelligkeit den dringenden „Vorſtellungen und Betreibungen des Herrn „Obriſten v Valcourt der ſich ſeit langer Zeit mit dem größten Eifer für Ihre „Sache verwendet.“ Seit langer Zeit? — Er hat alſo zwey Worte wahrgeſprochen. „— Er hat zu der Güte ihres Prozeſſes „nichts beygetragen, da Ihr Recht nicht „zweifelhaft ſeyn konnte, aber — er hat die „Entſcheidung deſſelben um vieles beſchleunigt.“ Seyn Sie ohne Unruhe, in zwey „Stunden iſt alles gewonnen. Ich habe „die Ehre zu ſeyn, u. ſ. w.

Um Mittag! Es iſt jetzt drey Uhr, Liſette, mein Loos iſt nun entſchieden, und ich werde bald die Nachricht davon erhalten. Doch leſen wir jetzt den andern Brief — er iſt von Valcourt. (ſie lieſt)

„Mein zweyter Beſuch, Madame, hat mir „bewieſen, daß ich die Wette verloren „habe. Sie finden die zwiſchen uns übereingekommene Summe in Bankbillets beygeſchloſſen. Die dritte Probe würde nun „unnütz ſeyn; ich werde alſo nur noch „einmahl vor Ihnen erſcheinen, um Ihnen „Lebewohl zu ſagen. Haben Sie — ich

„bitte Sie darum, weder die Abſicht, noch
„die Hoffnung, mich zur Vernichtung der
„Wette zu vermögen. Hätte ich gewon-
„nen, ſo würde auch ich den Preis em-
„pfangen haben. Valcourt.“

Und ich — ich ſage Ihnen, mein Herr — nein, ich ſage nichts, ich werde es ihm ſelbſt ſagen.

Liſette. Ach, Madame, ich errathe das ganze Geheimniß, Herr von Valcourt hat die Wette nur erſonnen, um Sie wider Ihren Willen zu verbinden

Pauline. Ach ja, Liſette, ach ja — das iſt's. In der That, ich habe noch keinen artigern und liebenswürdigern Mann geſehen, als ihn, und dieſe Wette war zu ausſchweifend, um ſo auf Treue und Glauben gemacht zu werden.

Liſette. Hätten Sie Grauſamkeit genug, ſie zu gewinnen?

Pauline. Das wäre abſcheulich. Soll ich es Dir geſtehen, Liſette! die Wette und der Gewinn meines Prozeſſes haben nur in ſo fern einen Reiz für mich, als ſie mir beweiſen, daß ich ſchon ſeit langer Zeit geliebt werde, und dieſer Mann, ſo leichtſinnig dem

Anſchein nach, ſich in dem Augenblicke mit meinem Glück beſchäftigte, wo ich ſo ungünſtig von ihm urtheilte.

Liſette. Ich glaube, Madame werden nun keine lange Weile mehr haben.

Pauline. Aber er reiſt fort — man will ihn verheurathen.

Liſette. Ihn verheurathen?

Pauline. Eben deshalb reiſt er ab.

Liſette. Nun wohlan, Madame, ſo heurathen **Sie** ihn, ſo gehorcht er, ohne von hier abzureiſen.

Pauline. Du denkſt weit hinaus Liſette!

Liſette. Im Gegentheil, Madame, denn da iſt Herr von Valcourt ſchon.

Sechszehnte Scene.

Pauline. Liſette. Valcourt
in Reiſekleidern.

Pauline. Ach, Herr v. Valcourt! Ihrem Eifer habe ich alſo die Beendigung des unglücklichen Prozeſſes zu danken?

Valcourt. Madame, das iſt eine ſo unbedeutende Sache, daß man füglich hätte unterlaſſen können, Sie davon zu unterrichten.

Pauline. Ich werde ohne Zweifel bald erfahren, was die Folge Ihrer gütigen Sorgfalt geweſen?

Valcourt. Das Urtheil iſt gefällt, Madame! und Ihr Prozeß vollkommen gewonnen.

Pauline. Wie, mein Herr! Sie wiſſen bereits —?

Valcourt. Ich hatte Befehl gegeben, mir auf der Stelle davon Nachricht zu geben, und ich lief hieher, um Ihnen den glücklichen Ausgang anzuzeigen.

Pauline. Ihnen danke ich alſo dieß Glück, und von Ihnen erhielt ich auch die Nachricht davon. Ich verberge Ihnen nicht, daß mein Vergnügen um ſo viel größer iſt. Allein Sie reiſen ab —

Valcourt. Mein Wagen erwartet mich an Ihrem Thor.

Pauline. Der Wagen? — ſchon? — aber ſagen Sie mir doch, Herr von Valcourt, dieſe Abreiſe, dieſe Heurath, ſind ſie denn durchaus nothwendig?

Valcourt. Die Heurath, Madame?

Pauline. Ja, mein Herr — ich bin ſehr neugierig, ich geſtehe es.

Valcourt. Es iſt zwar wahr, daß man mich verheurathen will, aber man läßt mir die Wahl.

Pauline. Die Wahl! — Und die Abreiſe? —

Valcourt. Die Abreiſe wäre unnöthig, wenn ich die Wette gewonnen hätte, aber da ich ſie verlor, habe ich weiter nichts mehr in dieſer Stadt zu thun.

Pauline. In dieſem Falle reiſen Sie alſo beſtimmt ab?

Valcourt. Ich muß!

Pauline. Es iſt mir unangenehm, Herr von Valcourt, daß ich mein Lebewohl mit einem Vorwurf vereinigen ſoll.

Valcourt. Ein Vorwurf?

Pauline. Es mußte mich wenigſtens ſehr erſtaunen, daß Sie eine ſo närriſche Wette, die nur ein Scherz hätte ſeyn ſollen, ſo ernſthaft behandelt haben.

Valcourt. Ich habe ſehr ernſthaft gewettet, und eben ſo verloren.

Pauline. Ich weiß den Grund davon; ich bin Ihnen auch unendlichen Dank dafür ſchuldig; allein Ihr Brief, und das, was er enthält, würden mich beſchämen, wenn Sie noch länger auf der Annahme deſſelben beſtänden. Nehmen Sie das zurück, mein Herr, was Sie mir nie hätten ſenden ſollen.

Valcourt. Ich finde es ſonderbar, wenn Sie ſich beleidigt finden — daß ich mich einer Verbindlichkeit entledige, die ich auf mein Ehrenwort, und auf das Ihrige eingegangen bin.

Pauline. Ich will, ich kann, und darf nichts annehmen.

Valcourt. Aber, Madame, es war doch möglich, daß ich gewonnen hätte.

Pauline. Aber, Herr v. Valcourt. —

Valcourt. Ich frage Sie, Madame, war es möglich, daß ich gewonnen hätte?

Pauline. Ohne Zweifel, der Strenge nach genommen, hätten Sie auch gewinnen können.

Valcourt Es muß alſo auch möglich ſeyn, zu verlieren.

Pauline. Wie es Ihnen beliebt, Herr v. Valcourt, ich nehme nichts.

Valcourt. So werden Sie mir doch wenigſtens ſagen, warum Sie es ausſchlagen.

Pauline. Weil ich es nicht annehmen darf — ich darf bey meiner Ehre nicht.

Pauline. Aber warum, Madame! warum?

Pauline. Warum? Sie bringen mich zur Verzweiflung.

Valcourt. O ſprechen Sie, warum?

Pauline. Nun wohl, — weil ich nicht eine Wette als gewonnen annehmen darf —

Valcourt. Endigen Sie, liebenswürdige Pauline!

Pauline. Eine Wette, die ich ſelbſt verloren zu haben glaube.

Valcourt. Verloren! o Himmel!

Pauline. Ja, leider, verloren! — Ich weiß nicht, ob es ein Unglück iſt, allein ich kann es nun nicht vermeiden, und ich erröthe, wenn ich bedenke, wie gewiß Sie Ihres Sieges waren.

Valcourt. Erröthen Sie nicht, ſchöne Pauline, das Glück des zärtlichſten Liebhabers zu machen. Seit langer Zeit liebe ich Sie, Sie wiſſen es, und Sie krönen nun eine Liebe, die ſchon den erſten Tag entſtanden iſt, an welchem ich das Vergnügen hatte, Sie zu ſehen.

Pauline. Nach dem Geſtändniſſe, das ich ſchon gemacht habe, darf mich das Uibrige nichts weiter koſten. Sie liebten mich ſehr lange, und ach! — ſchon lange wußte ich es. Meine Augen begegneten den Ihrigen, und wenn heute das Buch aus meinen Händen gefallen iſt, ſo geſchah es nur, weil —

Valcourt. (ſie umarmend) Weil —?

Pauline. (erröthend) Weil ich es ſo ſchlecht hielt.

Liſette. Dachte ich's doch!

Pauline. Und die Reiſe? —

Valcourt. Ich bin ſchon zurück.

Liſette. Und meine Wette?

Valcourt. Du haſt ſie gewonnen.

Liſette. Ich — ich nehme ſie an.

Pauline. Aber, Valcourt, der Roman

war faſt zu kurz, er hat ja kaum eine Stunde gedauert.

Walcourt. (ſie küſſend) Sie haben recht, aber mein Glück ſoll deſto länger währen. (zum Publikum) ~~Wollen Sie ſo grauſam ſeyn, es zu ſtören?~~

Ende des Luſtſpiels.

141

Der Ehenſtifter,

oder:

Die beyden Offiziere.

Ein Luſtſpiel in einem Akt.

von

Caſtelli.

[illegible]

Perſonen.

Herr von Körner, ein reicher Landedelmann.
Marie, eine junge Wittwe, ſeine Nichte.
Marfeld, Major) bey einem Cav.
Dormann, Lieutenant) Regimente.
Peter, Körners Bedienter.

Die Handlung geht auf dem Landgute des Herrn von Körners vor.

(Die Bühne ſtellt einen Garten=Saal auf dem Landgute des Herrn von Körners vor.)

Erſte Scene.

Körner. Marie.

Körner. Wie ich Dir ſage, liebe Nichte, noch dieſen Morgen wird unſer Lieutenant eintreffen.

Marie. Onkel! Onkel! Da ſind Sie vermuthlich wider Willens eine Ehe zu ſtiften? Ich kenne Sie, bey allen liebenswürdigen Eigenſchaften, die Sie beſitzen, haben Sie doch auch einen kleinen Fehler an ſich, über den ſich doch niemand mehr zu beklagen hat, als gerade ich.

Körner. Und der wäre?

Marie. Der, daß Sie alle Leute verheurathen wollen. Es kömmt kein Mann zu uns, den Sie mir nicht gleich zum Gatten beſtimmten; Sie beſuchen keinen Freund, mit dem Sie nicht Pläne über meine Verſorgung entwürfen — — (lächelnd) zum Glücke ſind Sie eben kein Freund von zu großer Beſtändigkeit, und das beſchützt mich vor aller Zudringlichkeit. — Der, mit welchem Sie mich heute ſchon verſprochen, mißfällt Ihnen morgen, wenn ein anderer kömmt, kurz, der letzte iſt Ihnen immer der willkommenſte.

Körner. Iſt es ein Fehler, daß mir Dein Glück am Herzen liegt?

Marie. Wenn ich Ihnen aber ſage, lieber Onkel, daß nur die Freyheit mich glücklich macht. Sie wiſſen, daß ich bey meiner erſten Ehe einzig Ihren Wünſchen folgte, mehr aus Gehorſam gegen Ihre Befehle, als aus Liebe einem Manne meine Hand reichte, den mir bald darauf der Tod wieder von der Seite raffte. Bey meiner zweyten Heurath will ich nur der Wahl meines Herzens folgen.

Körner. Aha! — ich merke ſchon, — der junge Offizier, den Du da auf dem Balle zu Frankfurt ſahſt, der hat das Herz=

chen meiner Nichte ein wenig in Bewegung geſetzt!

Marie. Ich läugne es nicht, ſeine Geſtalt, ſeine Stimme, die Art, mit der er mich vor Beleidigungen ſchützte, ſchweben noch vor meinen Augen.

Körner. Paperlapap! — Du wirſt mich nicht glauben machen, daß Du eine wirkliche Zuneigung für einen Menſchen gefaßt hätteſt, den Du ein einziges Mahl ſahſt, den Du gar nicht kennſt, deſſen Namen Du nicht einmahl weißt.

Marie. Lieber Onkel, im menſchlichen Leben hängt ſehr viel von einem Augenblicke ab, und bey uns Weibern kommt es beſonders darauf an, in welcher Lage ſich uns ein Mann darſtellt. — Die Lage in der es dieſer Fremde that, mußte allerdings Eindruck auf mich machen. Ich verlor bey jenem Feſte, welches Sie mir erſt ziemlich ſpitzig ins Gedächtniß zurückzurufen beliebten, im Gedränge die Freunde, mit denen ich dahin gegangen war. Bald verfolgte mich ein Schwarm junger Herren, die ziemlich keck ſich an meine Seite drangen, und ihre Artigkeit gegen mich ſehr unartig bewieſen. —

Meine Verlegenheit vermehrte die Kühnheit der Elenden, da erſchien jener junge Mann, der mich ſchon eine Weile von Ferne beobachtet hatte, both ſich mir zum Führer an, und verſcheuchte durch die Art ſeines Benehmens bald meine Peiniger. Ich nahm ſeinen Arm zitternd an, ſein Geſicht war offen und redlich, er behandelte mich ehrfurchtsvoll, ich ſah in dieſem Augenblicke in ihm meinen Beſchützer, meinen Befreyer, meinen Freund, und wahrlich, als wir nach einigen Stunden meine Geſellſchaft wieder fanden, war ich eben nicht böſe über das Abentheuer, welches mir die Bekanntſchaft dieſes liebenswürdigen Mannes verſchafft hatte.

Körner. Da haben wir die Weiber — voller Romanenideen, alles Sonderbare lieben ſie.

Zweyte Scene.

Peter, die **Vorigen.**

Peter. Euer Gnaden, das Frühſtück i bereitet, ſo wie Sie es befohlen haben, in de Grotte im Park. (er geht ab.)

Dritte Scene.

Marie. Körner.

Marie. Warum wollen Sie denn heute gar draußen im Park frühſtücken, lieber Onkel?

Körner. Warum? — weil die Landſtraße dort vorbeyführt, weil man von der Grotte aus jeden Reiſenden bemerken kann.

Marie. Ich verſtehe Sie nicht.

Körner. Nun denn, der junge Dormann muß dieſen Morgen noch hier eintreffen, er hat mirs geſchrieben, — da werden wir ihn ſehen — wir können ihn rufen —

Marie. Werden Sie ihn aber auch erkennen? Sie haben mir ja ſelbſt geſagt, daß Sie ihn nur als Kind geſehen haben.

Körner. Thut nichts. — Seine Uniform, — das Regiment! — Ich ſage Dir, ich freue mich kindiſch darauf, den Sohn meines alten Freundes in meine Arme zu ſchließen.

Marie. Ein Soldat kehrt bey uns ein? — Gute Nacht einſames Leben! — Ich kenne dieſe Herren — die Bekanntſchaft des einen, führt die Bekanntſchaft des ganzen Regiments mit ſich. Der führt ſeinen Kameraden ein, der Kamerade wieder ſeinen Kameraden, und ſo gehts fort, vom Oberſten bis zum Fahnenjunker.

Körner. Das beſorge ich nicht; denn ich habe Tormann in meinem Einladungsbriefe gebeten, ja niemanden mit ſich zu bringen, am allerwenigſten aber ſeinen Major.

Marie. Wie ſo? — warum eben dieſen nicht?

Körner. Das iſt gar ein gefährlicher Mann für Weiber.

Marie. Sie reitzen meine Neugierde, Herr Onkel! Woher wiſſen Sie denn das?

Körner. Peter hat mirs geſagt, der einſt in ſeinen Dienſten war. Da kömmt er eben, frage ihn nur.

Vierte Scene.

Peter, die Vorigen.

Peter. Sie befehlen?

Marie. Du haſt einſt einem Major gedient, von dem der Ruf —

Peter. Mit tauſend Zungen ſpricht. Er ſiegt über alle Feinde, und über alle Weiber, er kennt eben ſo genau die Kriegsliſt, als die Liebesliſt, und ich bin überzeugt, wenn ihn Euer Gnaden ſelbſt einmahl ſehen, es iſt um Sie geſchehn.

Marie. An mir möchte ſeine Kunſt wohl zu Schanden werden.

Körner. Wer weiß.

Marie. Und wenn auch, da lohnte ſichs doch der Mühe.

Körner. Komm jetzt liebe Marie, und laß uns nach dem Park zum Frühſtück gehen.

Marie. Um wieder einen neuen Liebhaber zu erwarten? — In Gottesnahmen! Er wird vermuthlich das nämliche Schickſal mit den übrigen haben. Er wird kommen, lieben, ſprechen und mich langweilen. Sie werden nach Ihrer lobenswerthen Gewohnheit mir ihn zum Gemahl vorſchlagen, ich werde ihn ausſchlagen, Sie werden zornig werden, aber ich werde meinen guten Onkel durch einen Kuß wieder beſänftigen, und unſer Liebhaber) der dann den ganzen Handel merken wird, mit allen Kriegsehren förmlich wieder abziehen. (geht mit ihrem Onkel ab.)

Fünfte Scene.

Peter. (allein)

Ja, ja, der Herr hat gut Heurathen-projektiren, Liebhaber herbeyführen, Verſprechungen machen. Wenn ſeine Wahl ſeiner Nicht nicht gefällt. ſo wird doch nimmermehr was daraus. Horch — ich höre Pferdetritte! — (er geht zum Fenſter) Das Thor wird geöffnet — Es iſt ein Offizier! — Sollte es Herr Dormann ſeyn? — Was ſeh ich? — Iſts möglich? — Wahrhaftig es iſt der Major Marfeld.

Sechſte Scene

Marfeld. Peter.

Marfeld. (von außen) Sag er ſeinem Herrn nur, der Lieutenant Dormann wünſche ihm ſeine Aufwartung zu machen.

Peter. Was iſt das? — Der Lieutenant Dormann ſagt er? — Da ſteckt irgend ein Geheimniß dahinter. — Freue dich Peter. Das iſt Waſſer auf deine Mühle. — Der Herr Major hat irgend eine Liſt im

Werke. — Da müſſen Sie mich ſchon zum Vertrauten machen, Sie kennen mein Talent, meinen Eifer, — ein Billet heimlich zuſtecken, — einen Onkel betrügen, — einen Nebenbuhler aus dem Sattel heben, ſchweigen, lügen, das kann ich perfect, — wenn man mich anders dafür zu belohnen weiß.

Marfeld. (tritt ein von einem Bedienten begleitet, welcher ſogleich wieder abgeht) In dieſem Zimmer werde ich warten. (indem er ſich allein wähnt) Vortrefflich, niemand kennt mich.

Peter. (leiſe) Als ich! (laut) Was verſchafft uns die Ehre, wertheſter Herr Major von Marfeld?

Marfeld. Was Teufel! wer nennt hier meinen Namen? (indem er Petern erblickt) Du biſts Spitzbube?

Peter. Ach — Sie erkennen mich noch! — Aber wie kommts Euer Gnaden Herr Maior —

Marfeld. Schweig, ſage ich! — Ich bin hier kein Maior — ſondern nur Lieutenant.

Peter. (verſtellt) Alſo degradirt? — nicht möglich?

Marfeld. Auch nenn' ich mich nicht Marfeld, ſondern Dormann.

Peter. Darf ich wenigſtens fragen, was der Herr Lieutenant Dormann hier verlangen?

Marfeld. Leider mußt Du es nun wiſſen, ſonſt iſt der Spitzbube im Stande mich zu verrathen.

Peter. Sie thun mir Unrecht — Sie wiſſen doch, daß ich der verſchwiegenſte Menſch von der Welt bin

Marfeld. Aber auch der pfiffigſte?

Peter. Was eben recht iſt, Euer Gnaden.

Marfeld. So höre denn: — Mich bringt der Wunſch hieher, mich an Herrn von Körner ein wenig zu rächen. Du weißt vermuthlich, daß man Dormann hier erwartet, daß ihn der Herr dieſes Hauſes in einem Briefe auf einige Tage zu ſich einlud, — noch weißt Du aber nicht, daß in eben dieſem Briefe einige Züge von mir vorkommen, die eben nicht flattiren, kurz, daß Dormann darin gebeten wird, nur einen ſo gefährlichen Menſchen, als ich ſey, nicht mit hieher zu bringen. Dieſer Brief kam in die Hände eines Offiziers, der mir ihn mittheilte. Ich ſah daraus, daß Dormann noch heute abreiſen ſollte, daß Herr von Körner ihn von Perſon gar nicht kenne, und ſogleich war mein Plan entworfen. Ich ſtelle mich an, als ob ich davon gar nichts wüßte, kommandire meinen guten Lieutenant nach der Hauptſtadt, er gehorcht murrend, ich nehme eine Lieutenants-Uniform, beſteige mein Pferd, und komme hier als Dormann an, feſt entſchloſſen, die Nichte zu lieben, und über den alten betrogenen Onkel, aus Herzensgrund zu lachen.

Peter. Daran erkenne ich meinen Herrn, — Luſtig, Peter! — Nun giebts wieder eine Intrigue einzufädeln — Ach Euer Gnaden ſind eben Recht gekommen, meine Fähigkeiten von einer völligen Lethargie zu kuriren.

Marfeld. Dienſt Du ſchon lange hier im Hauſe? Was iſt Körner für ein Mann?

Peter. Der beſte Mann von der Welt, deſſen einziges Vergnügen es iſt, Heurathen zu ſtiften. — Dank ſey es ſeiner Sorgfalt, wir haben keinen Einſiedler drey Meilen in der Runde. Ja, das iſt ein koſtbarer Mann für einen Staat.

Marfeld. Und ſeine Nichte?

Peter. Schön, gut, gefühlvoll und liebenswürdig, aber ein wenig eigenſinnig gegen den Willen Ihres Onkels. — Ich bin überzeugt, daß Sie Ihnen der Alte morgen ſchon zur Frau anbiethet, ich bin aber eben ſo gewiß, daß ſie Sie mit aller nur möglichen Artigkeit ausſchlägt. Aber nun bitte ich vor Allem, um meine Verhaltungsbefehle bey dieſer Attaque.

Marfeld. Du darfſt nichts, als ſchweigen

Peter Das iſt nicht ſchwer. — Aber wenn man eine Frage ſtellt, ſo muß ich doch antworten? — Die Wahrheit darf ich nicht ſagen, — alſo muß ich lügen — und dieſe Kunſt hab ich ſo ziemlich verlernt, während ich nicht mehr die Ehre habe, in Ihren Dienſten zu ſtehn.

Marfeld. Ha, ha, ha! Du biſt doch nicht gar vernünftig geworden?

Peter. Gott bewahre! — Eine Reform iſt bey mir ſchon noch möglich. Nur muß e der Reformator auch an den gehörigen Mitteln nicht mangeln laſſen. Erinnern Sie ſich noch an eine ähnliche Geſchichte, wo Si meiner geringen Dienſte bedurften. Ewig werd ichs nicht vergeſſen, wie großmüthi

Sie mich damahls belohnten. — Eines Tages, es iſt mir, als wäre es heute, warfen Sie mir eine Börſe vor, und mit einem Tone, wie ihn nur die lieben Engelein aus dem Halſe bringen, riefen Sie: Hier Burſche! haſt Du 30 Dukaten.

Marfeld. (lachend) Nicht möglich!

Peter Wahrhaftig.

Marfeld. Nun wohl, weil Du Dich noch ſo gut erinnerſt, ſo verſpreche ich Dir auch jetzt —

Peter. Um Verzeihung, ich erinnere mich aber auch ganz gut, daß Sie manches andere Mahl etwas verſprachen, was Sie nicht hielten.

Marfeld. Stille, ich höre kommen.

Peter. Das iſt mein Herr. — (bey Seite im Abgehn) Umſonſt iſt der Tod — (geht ab.)

Siebente Scene.

Herr von Körner. Marfeld.

Körner. Verzeihen Sie mir, daß ich Sie nicht der erſte bewillkommte, ich und meine Nichte waren Ihnen entgegen gegangen —

Marfeld. Entgegen gegangen? — Welche Güte! —

Körner. Können mir's glauben, lieber Tormann, ich freue mich herzlich, Sie bey mir zu ſehen. — An meine Bruſt, Sohn meines Freundes! — (er umarmt ihn)

Marfeld. Ihre liebenswürdige Nichte — dürft' ich ihr nicht mein Compliment machen?

Körner. Sie iſt noch bey der Toilette, wird bald erſcheinen. — Wahrhaftig ich kann meine Augen gar nicht von Ihnen wenden. — Wenn ich auf die Zeiten denke, wo Sie kaum ſo hoch waren, wo Sie als Knabe am liebſten auf meinem Schenkel ritten.

Marfeld. (lächelnd) Ich erinnere mich wirklich nicht mehr —

Körner. Glaubs Ihnen — und mein lieber alter Dormann? — Wie gehts ihm? — wie lebt er?

Marfeld. Mein Vater? — Gott ſey Dank, er iſt wohl.

Körner. Zankt er noch immer, wenn er im Spiele verliert? ha, ha, ha!

Marfeld. (verlegen) Sie wiſſen — eine alte Gewohnheit —

Körner. Wiſſen Sie auch, daß Sie ihm recht ſehr ähnlich ſehen?

Marfeld. Finden Sie das?

Körner. Ja, ja, — dieſe Naſe, der Zug um die Augen. —

Marfeld. Schon mehrere behaupten, daß ich meinem Vater ähnlich ſehe

Körner. Mein lieber Dormann, wir ſind Freunde! und um Ihnen meine Zuneigung für Ihren Vater und für Sie ganz an den Tag zu legen —

Marfeld. Welche Güte!

Körner. Keinen Dank! Sie wiſſen ja noch nicht, was ich mit Ihnen vorhabe? — Sie glauben vielleicht, daß mich einzig der Wunſch, Sie kennen zu lernen, bewog, Sie zu uns zu laden. Fehlgeſchoſſen! Da habe ich ganz andere Projecte. — Sie kennen meine Nichte? — Sie iſt hübſch — wahrhaftig das iſt ſie, und noch dazu Wittwe — Sie ſind Junggeſelle, ſie werden ſie ſehen, — in ſie verliebt werden, — das weiß ich — und ſie heurathen.

Marfeld. Heurathen! — (bey Seite)

Das erwartete ich nicht! — (laut) Mein Herr! kann ich in meiner Lage — —

Körner. Ich weiß was Sie ſagen wollen — Sie ſind nur Lieutenant, — nicht reich — — keine Hinderniſſe, gar keine, ſag' ich Ihnen. — Sie ſind brav, werden bald avanciren. — Fürs erſte will ich Ihrem Glücke in's Handwerk greifen.

Marfeld. Wie, mein Herr! Sie wollten —

Körner. Ihnen meine Nichte ſammt der Hälfte meines Vermögens geben. — Dieſes Landhaus ſammt dem Park, es iſt Euer! — Wie gefällt Ihnen dieſes Haus? — he?

Marfeld. Ich werde nie zugeben, daß Sie ſich um meinetwillen —

Körner. Berauben, wollen Sie ſagen? — Das thu ich nicht. — Ich wohne bey Euch, lebe mit Euch, wie ein Vater mit ſeinen Kindern.

Marfeld. (bey Seite) Ein vortrefflicher Mann! — faſt bereue ich den unbeſonnenen Streich.

Körner. Aber hören Sie, eins bitte ich mir aus, wenn Sie einmahl Herr dieſes Hauſes ſind.

Marfeld. Noch bin ichs nicht.

Körner. Kann nicht fehlen, kann gar nicht fehlen, ſag ich Ihnen — Die großen Kaſtanienbäume, die dürfen mir nicht umgehauen werden, das ſag ich Ihnen.

Marfeld Vor mir ſollen ſie gewiß bis an den jüngſten Tag ſtehen.

Körner. Sehen Sie, ich und meine Alte, wir haben ſie zuſammen gepflanzt, und jetzt geben ſie ſchon einen ſchönen Schatten.

Marfeld. Der ſie erquickt.

Körner. Punctum! — Die Sache iſt im Reinen. Sie machen meiner Nichte die Cour, ſie wird freylich Anfangs ein wenig ſpröde thun, aber da läßt ſich ein Kriegsmann, ein Held, nicht abſchrecken Er läuft Sturm. — Es muß brechen, ſie willigt endlich ein, ich ſchicke nach einem Notar, der Heurathscontract wird aufgeſetzt, ich ſtipulire die Mitgift, ſtelle euch eine Schenkungs-Urkunde über dieſes Landhaus aus, wo ihr mir die Kaſtanienbäume zu ſchonen verſprecht, nun wird der Ehrentag feſtgeſetzt, — da gehts an die Hochzeitkleider, ich ordne das ganze Feſt, ſchicke Einladungskarten an alle Nachbarn, ſervire die Tafel, da muß vor allem Auswurf-Zucker dabey ſeyn, Illumination, Feuerwerk, Tafelmuſik, Tanz, ich laſſe neue Menuets und Walzer komponiren, tanze ſelbſt, ja, ja, ich ſtreife noch einen Menuet mit der Braut herab, das ſoll ein Leben werden, laß Dich umarmen Neffe.

Marfeld. Lieber Herr Onkel! (ſie umarmen ſich.)

Achte Scene.

Marie. Die Vorigen.

Marie. (welche die letzten Worte mit anhört, und beyde in der Umarmung erblickt) Gnade mir Gott! Nun bin ich gewiß wieder verſprochen.

Körner. Ah! biſt Du da Nichte? — Du kömmſt eben recht.

Marfeld. (indem er ihr die Hand küßt) Madame, erlauben Sie, daß ich Ihnen meine Hochachtung beweiſe.

Marie. (mit einer Verbeugung) Mein Herr! ich bin erfreut —

Körner. (leiſe zu Marien) Nu? — Sprichſt Du jetzt anders? — Iſt der junge Mann nicht charmant?

Marie. (leiſe zu Körner) Ich finde eben nichts Beſonderes an ihm.

Marfeld. (bey Seite) Wahrlich Sie iſt ſchön!

Körner. (leiſe zu Marfeld) Nu! — hat ſie Ihren Beyfall? — Wie — was? — und Wittwe! — Wittwe! das thuts? — he?

Marie. (bey Seite) Sie ſind ſchon ganz im Einverſtändniſſe mit einander, ich habe mich nicht geirrt.

Körner. Verzeihen Sie lieber Dormann, daß ich Sie jezt auf einige Augenblicke verlaſſe ich bin kein Freund von Ceremonien, und auf dem Lande lebt man gern ohne Zwang —.

Marie. (bey Seite) er geht! — Ich begreife.

Körner. Sehen Sie dieſes Haus ganz als das Ihrige an, laſſen Sie ſich an nichts mangeln. (mit einem Handſchlag) Wir laſſen Sie ſobald nicht weg, lieber Freund!

Marie. Der Herr Lieutenant hat vielleicht von ſeinem Vorgeſetzten, dem Major, keine Erlaubniß durch längere Zeit abweſend zu ſeyn.

Major. Verzeihen Sie, ich und mein Major, wir ſind ſehr gut mit einander, Herzensfreunde ſind wir. Der nimmt mir gewiß ſo leicht nichts übel.

Körner. (betroffen) So? — Herzensfreunde ſind Sie? — (bey Seite) Das haſt du wieder gut gemacht, Alter! — (laut) Verzeihen Sie, ich wußte das nicht, und zog in meinem Briefe an Sie, über ihn ein wenig los — ich ſchrieb, wie man mirs berichtete. — Sie werden doch dem Major nichts davon geſagt haben? — Wenn er es wüßte, er ſpielte mir gewiß einen argen Streich.

Marfeld. (lächelnd) Wäre wohl möglich.

Marie. Ich will wetten, lieber Onkel, man hat ſie in Anſehung dieſes Mannes hintergangen. — Marfeld kann leichtſinnig, unbeſtändig ſeyn, aber dieſe großen Fehler, die man ihm beylegt, hat er gewiß nicht. Was ſagen Sie dazu, Herr Dormann?

Marfeld. Ich, als ſein Freund, kann da nicht wohl entſcheiden, nur das muß ich verſprechen, daß er Ihrer Achtung nicht unwerth iſt.

Körner. Sey's, wie es ſey, ich in froh, daß ich ihn nicht kenne — Nun erlauben Sie, ich habe noch einige Aufträge zu vertheilen — —

Marie. Wie, Herr Onkel! — Sie laſſen mich hier. — —

Körner. In guter Geſellſchaft (leiſe zu Marfeld) Courage, junger Mann! benehmen Sie ſich hübſch liebenswürdig, ſo werden Sie auch geliebt werden.

Marfeld. (leiſe zu ihm) Ich werde das Unmögliche thun

Körner. (leiſe zu Marien) Und Du, Marie, bedenke, daß er der Sohn meines Freundes iſt, und Deine — Achtung verdient. (er geht bis zur Thüre, bleibt da ſtehen, und ſieht die beyden Zurückbleibenden, welche betroffen da ſtehen, mit verſchmitzten Lächeln an) Kann gar nicht fehlen, — wird vortrefflich gehen! — ſie finden Behagen an einander, ſeh's ihnen ja an den Augen an, ha, ha, ha! (geht ab.)

Neunte Scene.

Marie. Marfeld.

Marfeld. (nach einer Pauſe) Wie viel Dank bin ich Ihrem guten Vater ſchuldig, Madam! — Er erlaubt mir hier in Ihrer Geſellſchaft zu bleiben.

Marie. Wenn ich dem Anſcheine glauben darf, ſo hat er Ihnen wohl noch mehr erlaubt.

Marfeld. Nie würde ich ohne Ihre Einwilligung —

Marie. Ich hoffe es! — Mein guter Onkel verdient, daß ich ihn ſchätze, daß ich ihn wie einen Vater liebe, deſto mehr muß es mich ſchmerzen; wenn er ſich durch ſeine Sucht, Heurathen zu ſtiften, hinreißen läßt, mich jedem der da kömmt, zur Frau anzutragen.

Marfeld. Jedem der kömmt, ſagen Sie? —

Marie. Seyn Sie aufrichtig — Ich bin überzeugt, daß er auch mit Ihnen alles ins Reine gebracht hat. — Er hat Ihnen gewiß Hoffnung auf meine Hand gemacht, mein Heurathsgut beſtimmt, den Hochzeitstag feſtgeſetzt, vielleicht gar verſprochen, daß er ſelbſt tanzen wolle? — Ha, ha, ha! iſts nicht ſo?

Marfeld. Wahrlich — — ich — —

Marie. Ich kenne ihn. — Doch hoffe ich nicht, daß Sie ſeinen Worten ſo ganz unbedingten Glauben ſchenken werden. (mit Würde) Ja, mein Herr, hat er Ihnen auch geſagt, was er wolle; ſo hören Sie nun auch mich. Ich allein habe über meine Hand zu ſchalten, und ſie wird nur meinem Herzen folgen. Er mag verſprechen was er will, ich bin nicht Willens, meine Freyheit, die mir unendlich werth iſt, einer Grille aufzuopfern.

Marfeld. Dieſe Strenge gegen uns Männer ſetzt mich in Verwunderung. Eine Frau in Ihrem Alter, mit dieſen Reitzen. —

Marie. Ich bitte Sie zu ſchweigen, mein Herr — dieſes Lied ward mir ſchon ſo oft vorgeſungen, daß ich es auch varirt nicht mehr hören kann — Sie wollen mir die Reitze des Eheſtandes ſchildern, mir von der Verſchwiſterung gleichgeſtimmter Seelen, von Roſenbanden et caetera, et caetera vorpredigen. — Ihre Mühe iſt vergebens. Ich habe erfahren, was die Ehe iſt, wenn man ſie blos aus Gehorſam ſchließt. — Wenn wir auch Hochachtung, Freundſchaft für den Gatten fühlen, dieſe Gefühle erſetzen ja die Liebe nicht. Wehe dem Mädchen, welches ſich durch das Zureden ihrer Verwandten, zu dieſem gefährlichen Schritte verleiten läßt, den ſie leider nicht mehr zurück thun kann Der Gedanke: du wirſt Frau, entgehſt der Aufſicht der Aeltern, hat Anfangs etwas Reitzendes, das junge unerfahrne Ding gefällt ſich die erſten Wochen hindurch in ihrem neuen Stande, aber die Zeit entflieht, mit ihr der Reitz der Neuheit, ihm folgt Langeweile, Uiberdruß, die Roſenbande werden zu drückenden Sclavenketten, und glücklich noch das Weib, die in einer einförmigen Ruhe, in einem erträglichen Gewohnheitsleben noch einen kleinen Erſatz für den vielen Kummer findet, den eine zu ſchnell geſchloſſene Ehe ihr bereitet.

Marfeld. Ich bewundere Sie, gnädige Frau, und theile dieſe Gedanken wirklich ſelbſt mit Ihnen. — Doch ein Soldat, — Sie wiſſen es — der läßt ſich ſo leicht nicht abſchrecken. — Noch verzweifle ich nicht: —

Marie. (lachend) Werden es wohl auch niemahls — Ich muß Ihnen aufrichtig geſtehen. — Einer Ihrer größten Fehler iſt wohl der, daß Sie mir von meinem Onkel vorgeſtellt worden ſind. — Seine Sateliten haben mir ſchon ſo viel Verdruß gemacht, daß ein falſches Licht auf alle diejenigen fällt, die mir durch ihn empfohlen werden Sehen Sie, wir Weiber ſind nun ſchon ſo, was uns auf geradem Wege entgegen kömmt, dem weichen wir aus, und ſuchen lieber das Sonderbare auf. Dieſen Major zum Beyſpiele von dem man ſo viel Seltenes erzählt, den mein Onkel ſo ſorgfältig unſer Haus verſchließt, ohne daß es ihm wohl je einfallen mag, es zu beſuchen, ich kann es nicht verhehlen, ich wünſche ihn zu ſehen.

Marfeld. Wirklich?

Marie. Er hat ſchon im voraus bey mir gewonnen.

Marfeld. O wüßte er ſein Glück! O wäre ich doch an ſeiner Stelle, alles würde ich anwenden, Sie heimlich zu ſehen; denn eine kleine Liſt, zum Beyſpiele eine Verkleidung, würden Sie ihm ja wohl verzeihen?

Marie. Im Gegentheile. Eine Verkleidung hat etwas romantiſches an ſich, und davon bin ich auch eine kleine Liebhaberinn. — Setzen wir, er käme verkleidet, wie ſie ſagten, — wir ſprächen, — da hören wir Stimmen. — Welch eine Angſt, welche Verwirrung, er verbirgt ſich, wir ſprechen nur durch Zeichen, endlich entkömmt er glücklich — nun ſieht man ſich nur verſtohlen, nur ein Druck der Hand im Vorübergehen, nur ein Wort, aber welches Wort! man lacht über die betrogenen Auflaurer, und dieſe Miſchung von Furcht, Liſt, Sorge, und Zufall benimmt den Liebesſcenen ihr Langweiliges, und bringt eine liebenswürdige Veränderung in das Einförmige derſelben.

Marfeld. (lebhaft) O warum bin ich nicht Marfeld! (er fällt vor ihr auf die Kniee) Auf meinen Knieen wollt ich Sie beſchwören — —

Zehnte Scene.

Die Vorigen. Körner.

Körner. (tritt ein, und als er Marfeld vor Marien auf den Knieen ſieht, bleibt er an der Thüre ſtehen) Vortrefflich — die Sache iſt ſchon ziemlich weit —

Marfeld. (ohne Körnern zu bemerken) O zürnen Sie nicht, wenn Sie erfahren —

Marie. Ich bitte Sie, ſtehen Sie auf — dieſe Stellung.

Körner. (tritt vor) Bravo Kinder! Braviſſimo! (zu Marien) Nun Marie, wird doch endlich eines meiner Heurathsprojecte von Dir ratificirt?

Marie. (ſpöttiſch) Fragen Sie nur dieſen Herrn, lieber Onkel, ob er mit mir zufrieden iſt.

Marfeld. Ein Glück, das ich mir nie geträumt hätte, ſo eben hat es dieſer ſchöne Mund mir verkündet.

Eilfte Scene.

Peter, die Vorigen.

Peter. Euer Gnaden, ſo eben iſt ein Offizier von dem Regimente dieſes Herrn angekommen, der Sie zu ſprechen wünſcht.

Marie. Schon wieder ein neuer Bräutigam.

Körner. (zu Marfeld) Haben Sie vielleicht einen Ihrer Herrn Kammeraden hieher beſchieden?

Marfeld. Ich würde mir nie dieſe Freyheit genommen haben, ich ſchätze es mir zur Ehre, daß ich —

Körner (zu Petern) Hat der Offizier ſeinen Namen nicht genannt?

Peter. Er ſagte, er ſey Lieutenant beym dritten Dragoner-Regimente, und nenne ſich Dormann.

Marfeld. (bey Seite) Alle Teufel!

Körner. Ha, ha, ha! das iſt luſtig.

Marie. Sind vielleicht zwey Offiziere dieſes Namens bey Ihrem Regimente? — Sie ſcheinen ſehr betroffen — —

Marfeld. Wahrlich! — Die Sache iſt ſo ſonderbar —

Körner. Ich kann ihn unmöglich ſprechen, bevor ich nicht im Klaren bin —

Peter. Ich will es ihm ſogleich melden (will ab)

Körner. Du bleibſt, ich habe Deiner nöthig. (er ruft) Johann! (Ein Bedienter tritt ein) Sage dem Offizier, der ſo eben angekommen iſt, er möchte ſich nur einige Minuten gedulden, ich bin bald zu ſeinem Befehle. (Der Bediente ab) Ich begreife nicht! (nach einer Pauſe) Holla! — Nun geht mir ein Licht auf! — Weiß etwa Ihr Major davon, daß ich Sie zu mir geladen habe?

Marfeld. Leicht möglich! — Vielleicht daß irgend ein Kammerad ihm geſagt hat —

Körner. Er iſt jung, unternehmend —

Marfeld. Zu allem fähig, wenn es ſich darum handelt, eine junge, ſchöne Frau zu ſehen.

Peter. Und einen alten Onkel zu überliſten.

Körner. (zu Peter) Du haſt mir Streiche von ihm erzählt —

Peter. (den Major verſchmitzt anblickend) Entſetzliche Streiche!

Marie. Wenn er's wäre!

Körner. Aber es iſt nicht möglich, Du müßteſt ihn ja erkannt haben.

Peter. (ſtellt ſich verlegen) Ich? Euer Gnaden? Es iſt ſchon ſo lange, daß ich — und mein Gedächtniß iſt ſchwach — — und dann —

Körner. Was ſtotterſt Du, Schurke? — — Gewiß hat er Dir Geld gegeben, Dich beſtochen? —

Marfeld. (leiſe zu Petern) Reiß mich aus dieſer Verlegenheit!

Peter. Auf meine Ehre, Euer Gnaden, gegeben hat er mir nichts, (blickt den Major an) aber verſprochen —

Körner. Verſprochen? — So? — die

Wahrheit, Burſche! oder ich jage Dich den Augenblick aus dem Hauſe.

Peter. Ach Euer Gnaden, ich will ja alles ſagen. — Es iſt wahr, beym erſten Tritt in unſer Haus erkannte ich den Herrn Major.

Körner. Da haben wir's. Weiter!

Peter. Er kommt an, ſteigt vom Pferde, und befiehlt einem Bedienten, Euer Gnaden den Lieutenant Dormann zu melden. — Er tritt ins Zimmer, erblickt mich (blickt den Major ſeitwärts an) Ich ſehe ſeine Verlegenheit. (Marfeld macht Petern Zeichen, ihn nicht zu verrathen) Er giebt mir durch Zeichen zu verſtehen, ich ſoll ihn ja nicht verrathen —

Körner. So? — Zeichen hat er Dir gemacht? —

Peter. Aber ich ſtelle mich an, als ob ich ſie nicht verſtünde, da wird er ungeduldig —

Marfeld. (bezeugt ſeine Ungeduld)

Körner. Es waren vermuthlich andere Leute zugegen, welche —

Peter. Richtig, zwey Perſonen, die uns ſehr genirten.

Marfeld. (leiſe zu Petern) Dreyßig Dukaten, wenn meine Liſt gelingt.

Marie. Zum Ende, zum Ende!

Peter. Er nähert ſich mir ſehr vorſichtig, — ſehr vorſichtig —

Körner. Ich glaube ihn zu ſehen —

Peter. Das iſt unmöglich — Alſo er nähert ſich, und ruft mir leiſe ins Ohr: Dreyßig Dukaten, wenn meine Liſt gelingt —

Körner. Dreyßig Dukaten!

Marie. Sehr großmüthig.

Peter. Ja ich habe ſie noch nicht. Ich halte nicht viel auf Verſprechungen, und eben darum iſts, als ob ichs gar nicht gehört hätte. Das weiß er — darum fährt er ſogleich mit der Hand in dem Sack — (er blickt Marfelden an, welcher beyde Hände vor ſein Geſicht hält) Nein, nein, ich habe mich geirrt, noch iſt er nicht in den Sack gefahren.

Marfeld. (bemerkt was er will) Der Spitzbube!

Körner. Wozu alle dieſe Nebenſachen?

Peter. Sie gehören recht ſehr zur Hauptſache. (indem er bald Körnern, bald den Major anſieht) Nun gebe ich ihm fein zu verſtehen, daß ſein ganzes Schickſal von mir abhängt, — er fühlt das Gewicht meiner Worte, und zieht nun wirklich einen Beutel heraus.

Marfeld. (zieht wirklich einen Beutel aus dem Sacke, und thut durch ſeine Lage gezwungen, alles, was Peter in der Folge erzählt.)

Marie. Und gab ihn Dir?

Peter. Noch nicht, er weiß nicht, wie er es anzufangen hat, damit es die übrigen nicht ſehen. Allein endlich blickt er behutſam um ſich, ob ihn nicht jemand bemerkt, er nähert ſich mir, zieht mich hinten am Kleide, ich reiche ihm die Hand, nehme ihm die Börſe ab, und niemand ſieht etwas davon. — Hier iſt ſie —

Peter. (gegen Körner und Marien gekehrt, erzählt ihnen das vorhergehende, Marfeld thut genau alles, was Peter ihm bezeichnet, bey den Worten, ich reiche ihm die Hand, hält dieſer ſeine Rechte Körnern, ſeine Linke Marfelden hin, der letztere drückt ihm ſchnell die Börſe in die Hand, und Peter giebt ſie Körnern auf eine Art, als ob er ſie eben aus ſeiner Taſche herauszöge)

Marie. Biſt Du nun zu Ende?

Peter. Ich ſchwöre, daß ich Ihnen genau die Wahrheit geſagt habe.

Körner. Das Alles iſt auch ganz wahrſcheinlich.

Peter. Aber Euer Gnaden! für meine Aufrichtigkeit verdiene ich wohl —

Körner. Schon gut — ſollſt belohnt werden. — Aber wer ſollte wohl denken, daß ein Menſch ſo kühn ſey —

Marie. Ich finde dieſe Intrigue ſehr artig.

Körner. Findeſt Du? ſieh! ſieh! Geh ſogleich auf Dein Zimmer. Wir wollen beſprechen, wie wir dieſen ſuperfeinen Herrn behandeln. —

Marfeld. Ich bitte Sie, lieber Herr, ergreifen Sie das einzige und beſte Mittel, welches die Klugheit Ihnen räth. Laſſen Sie ihn gar nicht vor. Er iſt mein Vorgeſetzter, leicht könnte ich mich gegen ihn vergeſſen, — und die Subordinationsgeſetze —

Körner. Sie haben recht, ich will ihn ſogleich abweiſen laſſen.

Marie. Da weiß ich ein beſſeres Mittel, ihn für ſeine Liſt zu demüthigen. Empfangen Sie ihn höflich, ſtellen Sie ſich an, als ob Sie ihn gar nicht kannten, und überlaſſen Sie die Art der Rache mir.

Körner. So will ich ihn ſogleich empfangen.

Marfeld. (zu Körnern) Ich ſage Ihnen, das iſt für uns beyde gefährlich.

Marie. (ſpöttiſch) Der Herr von Dormann ſprechen nur immer zu ihrem eigenen Vortheile. — Meinetwegen thun Sie, was Ihnen gut dünkt, meine Herren, aber ſo viel ſage ich Ihnen, daß ich alles mögliche anwenden werde, einen Mann kennen zu lernen, der ſchon dadurch an Liebenswürdigkeit gewinnt, weil er Ihnen allen durch ſeine bloße Gegenwart ſo großen Schrecken einjagt. —

Zwölfte Scene.

Körner. Warfeld. Peter.

Marfeld. Befolgen Sie ja den Rath Ihrer Nichte nicht, lieber Herr von Körner, ſonſt ſind all unſere Pläne zernichtet, ich kenne den Major, und Marie ſelbſt ſcheint ſehr für ihn eingenommen zu ſeyn. — Laſſen Sie ihm durch Petern ſagen, es ſey Ihnen unmöglich, ſeinen Beſuch jetzt anzunehmen, weil ſie krank wären, nothwendig abreiſen müßten, oder dergleichen. —

Peter. Wollen Euer Gnaden mir volle Gewalt in dieſer Sache einräumen, ſo will ichs auf mich nehmen, ihn wieder fortzuſchicken.

Körner. Das iſt ganz Recht, aber die 30 Dukaten, die er Dir gegeben hat.

Peter. Die behalte ich, das verſteht ſich von ſelbſt. (den Major anblickend) Er gab mir ſie gerne.

Körner. Aber es iſt denn doch wahrlich ſehr unhöflich, — ſein Rang, der weite Weg — und ich liebe das Militär. — zu Marfeld) Wenn Sie mit ihm ſprächen, wenn Sie ihm ſagten —

Peter. Da könnte ja ein entſetzliches Unglück geſchehen. Wollen Euer Gnaden die Urſache davon ſeyn? Im Gegentheile, der Herr Lieutenant muß ſich vor ihm verbergen. (zu Marfeld) Machen Sie unterdeſſen einen Spaziergang in den Park.

Körner. Nun meinetwegen, thun Sie das, ich und Peter wollen unterdeſſen die Sache ins Reine bringen.

Marfeld. (zu Körnern) Leben Sie wohl indeſſen. (zu Petern) Bemühe Dich die 30 Dukaten zu verdienen, die ich Dir gab.

Peter. (leiſe zu ihm) Sie ſind ſchon verdient, denn ich habe ſie bereits in der Taſche.

Dreyzehnte Scene.

Herr von Körner. Peter.

Körner. So wirds gehn, geh ſogleich zu dem Fremden, und ſage ihm —

Peter. Daß er ſein Pferd beſteige, und hinreite, wo er hergekommen iſt, nicht wahr?

Körner. Daß ich ihn ſprechen wolle.

Peter. (bey Seite) Das darf nicht ſeyn. (laut) Um alles in der Welt, nur das nicht, Euer Gnaden! Ich kenne den Major, er iſt ein fürchterlicher Menſch, Sie ſind auch ein wenig gähzornig, haben zum Ueberfluß noch das Recht auf Ihrer Seite, was käme da heraus? — Sie werden ernſthaft mit ihm reden, er, als Soldat, wird Ihnen in dem nämlichen Tone antworten, Sie werden aufgebracht, er wird weder Liſt noch Gewalt unterſucht laſſen, zu ſeinem

Ziele zu gelangen, — und was iſt das Ende vom Liede? er bekommt Händel mit ſeinem Nebenbuhler, ſchießt ihn vor den Kopf, und entführt Ihnen Ihre Nichte.

Körner. (zornig) Entführen? — Mir meine Nichte entführen? — das wollte ich ſehen. Eine Heurath, ohne daß ich ſie geſtiftet hätte? — Nein, Mordelement! das wäre mein Tod.

Peter. Das kümmert ihn wenig. Die Entführungen ſind ohnedieß jetzt ſtark in der Mode.

Körner. Aber was ſoll ich denn alſo thun?

Peter. Die ganze Sache mir überlaſſen. Ich kenne den Major, trotz ſeiner vielen Fehler hat er doch ein gutes Herz, auch ſetzt er viel Vertrauen in mich und meine Redlichkeit. Ich will wie ein Vater mit ihm ſprechen. Erröthen ſoll er über ſich ſelbſt. — Mit pathetiſchem Tone will ich ihm die Folgen ſeiner Hinterliſt vor Augen ſtellen. Mit Thränen in den Augen, will ich zu ihm ſprechen: Warum wollen Sie die Ruhe einer guten Familie ſtören? warum den Frieden eines Mannes untergraben, der keinen andern Wunſch kennt, als ſeine Nichte gut zu verehlichen? — Alle meine Beredſamkeit will ich zuſammen nehmen, und ich bin überzeugt, er wird nicht widerſtehn. Schon ſeh ich ihn, wie er mir gerührt um den Hals fällt, mir einen Kuß auf die Lippen drückt, mich ſeinen Freund, ſeinen Vetter nennt, ſein Pferd beſteigt, und im vollen Gallop dieſes Haus verläßt. — Als Sieger kehre ich zu Ihnen zurück, bin der Herold meiner eigenen großen That, Sie ſind vor Freude außer ſich, ziehen einen Beutel hervor, geben mir ihn, ich nehme ihn an, wir alle ſind zufrieden, und ſo iſt die Sache am Ende.

Körner. Ja Peter, Du biſt ein braver Burſche — Ich überlaſſe Dir alles, und bringſt Du es ſo zu Stande, wie Du geſagt, ſo ſollſt Du eine Belohnung haben, die — —

Peter. Pfuy! wer wird aus Intereſſe handeln.

Vierzehnte Scene.

Dormann. Körner. Peter.

Dormann. (von außen) Länger laſſe ich mich nicht zurückhalten, ich muß ihn ſprechen.

Peter. Da iſt er ſchon, gehn Sie, gehn Sie, ich verſpreche Ihnen, in zehn Minuten iſt alles abgethan.

Körner. (im Abgehen) Thue das Beſte. (ab.)

Fünfzehnter Auftritt.

Peter. (allein.)

Das geht vortrefflich. — Freue dich, Peter! Der Major hat dich bezahlt, damit du ihn unterſtützeſt, dein Herr wird dich bezahlen, damit er betrogen werde, und der Lieutenant muß Dich bezahlen, damit du ihn fortſchickeſt. — Stille da kömmt er.

Sechszehnte Scene.

Dormann. Peter.

Dormann. (eintretend) Wahrlich eine ſonderbare Art, die Leute zu empfangen, die man zu ſich bittet.

Peter. (bey Seite) Nimm dich zuſammen Pietro!

Dormann. Mich eine Stunde im Vorzimmer ſtehen zu laſſen? (erblickt Petern) Ah! — Sie ſind vermuthlich hier vom Hauſe?

Peter. Ja, mein Herr!

Dormann. So können Sie mir wohl ſagen, warum Herr von Körner ſo lange zaudert, mich zu empfangen.

Peter. Wahrſcheinlich, weil er Sie nicht empfangen will.

Dormann. Wie? — Er ladet mich ein, einige Tage auf ſeinem Landhauſe zuzubringen, ich nehme die Einladung an, finde Mittel, mich meinen Pflichten zu entziehen, komme an, und er will mich nicht empfangen? Da ſteckt ein ſeltſames Geheimniß dahinter.

Peter. Oh! ein groſses, groſses Geheimniſs.

Dormann. Kann Er mir's nicht entdecken?

Peter. Unmöglich! — Man hat mir unter der Drohung, mich auf der Stelle aus dem Hauſe zu jagen, verbothen, irgend jemanden zu ſagen, was hier vorgegangen. — Ich bin ein armer Burſche, habe nichts, als meinen Dienſt, und mein bischen Ehrlichkeit, wie kann ich mich nun in die Gefahr ſetzen, beyde zu verlieren?

Dormann. Wenn man Dir aber für den Verluſt deines Dienſtes, einen andern beſſern anböthe?

Peter. So würde ich immer für meine Redlichkeit zittern.

Dormann. (indem er ihm einen Beutel mit Geld giebt) Das öffnet ſonſt gern alle Mäuler, und klingt beſſer, als der Ton der Ehrlichkeit.

Peter, (nimmt den Beutel) Ja, jetzt können wir anfangen zu plaudern.

Dormann Geſchwind, geſchwind, entdecke mir die Urſache dieſer ſchnellen Aenderung. — Der Brief, welchen er an mich ſchrieb, war doch ſo herzlich, ſo freundſchaftlich.

Peter. Ja, ſeit dieſer Zeit hat ſich viel verändert. Das ganze Haus hat ſich nun im Kopf geſetzt, Sie wären nicht der Herr Lieutenant Dormann

Dormann. Züm Teufel, wer bin ich denn?

Peter. Man hält Sie — was weiß ich — für einen gewiſſen Maior Marfeld — einen Mann, der für alle Weiber ein Warnungsteufel ſeyn ſoll — —

Dormann. Nun das verſtehe wer da will — Ich kann gar nicht begreifen, was die Urſache dieſer lächerlichen Vermuthung ſeyn kann.

Peter. Ich begreife das ſehr wohl. — Es iſt ein junger Burſche vom Bedienten hier im Hauſe — vielleicht daß der — —

Dormann. Leicht möglich —

Peter. Der Herr kann den Major nun einmahl gar nicht leiden.

Dormann. Das ſah ich aus ſeinem Briefe

Peter. Und daher komts, daß er Sie in ſeinem Hauſe durchaus nicht aufnehmen will.

Dormann. Das iſt ein Streich, den man mir ſpielen will — dieſer Bediente iſt ein Spitzbube.

Peter. Da kann ich nicht widerſprechen.

Dormann. Er ließ ſich vielleicht beſtechen —

Peter. Durch irgend einen Nebenbuhler —

Dormann. Nebenbuhler — unmöglich — Wie ſollt' ich einen haben, ich kenne weder den Onkel noch die Nichte. Zwar ſpricht der Ruf ſehr zu ihrem Vortheile —

Peter. Man ſagt der Onkel wolle ſie an jeden, der da kömmt, verheurathen.

Dormann Ich weiß es, er hat eine völlige Sucht, Ehen zu ſtiften.

Peter. Wie, und Sie können ſich das Ganze nicht erklären? — Hören Sie meine Meinung. Der Alte hat vermuthlich Abſichten mit Ihnen gehabt, ein anderer Liebhaber erfuhr das noch zu rechter Zeit —

Dormann. Und hat ſich verkleidet hier eingeſchlichen.

Peter. Der Bediente, von dem ich Ihnen ſchon vorher ſagte, unterſtützte ſeine Liſt —

Dormann. Ganz natürlich, man wird ihm Geld gebothen haben?

Peter. Was thut ſo ein Kerl nicht um 30 Dukaten?

Dormann. Und auf dieſe Art hat man mich --

Peter. Für den Major ausgegeben.

Dormann. Der Alte, wie natürlich, über meine Ankunft erzürnt —

Peter. Gab mir den Auftrag Ihnen zu melden —

Dormann. Daß ich ſein Haus verlaſſen ſoll.

Peter. So iſt's. — Und ich muß Sie wirklich bitten, mein Herr — —

Dormann. Nein, nein! — Ich bleibe.

Peter. Bedenken Sie, der Herr iſt ſehr gähzornig —

Dormann. Ich muß ihn ſprechen —

Peter. Er wird Ihnen unhöflich begegnen. —

Dormann. Ich will ihn überzeugen, daß ich Dormann bin.

Peter. Aber wodurch?

Dormann. Durch dieſe Papiere.

Peter. Er wird Ihnen nicht glauben.

Dormann. Er wird, er muß. Der ganze Irrthum wird ſich entdecken, der Liebhaber muß mit Schande abgehen, der Bediente wird beſtraft, und ich auf's freundſchaftlichſte aufgenommen, ſo muß es kommen. —

Peter (bey Seite) Ein hartnäckiger Menſch! — Was iſt nun zu thun?

Siebenzehnte Scene.

Körner, die Vorigen.

Körner. (bey Seite) Er iſt noch da.

Peter. (leiſe zu Körnern) Bey dem da, nützt alles Zureden nichts, ein verſtockter Sünder, aller Welt und ſeinem eigenen Gewiſſen zum Trotz, will er immer noch für den Lieutenant Dormann gelten.

Dormann. bey Seite) Das iſt vermuthlich der Herr vom Hauſe.

Körner. leiſe zu Petern) Wie? — er könnte glauben, daß ich — —

Peter (ſpöttiſch) Er ſagte mir eben, Sie wären ein *guter* Mann, er hätte Papiere durch die er Sie leicht überzeugen könnte, —

Leicht, Sie wiſſen was das Leicht ſagen will?

Körner. (aufgebracht) Ich verſtehe, er hält mich für einen Schwachkopf, er denkt mich leicht zu überliſten?

Peter. Verſuchen Euer Gnaden nur Ihr Glück — Ich habe nichts mit ihm zu Stande bringen können. (Im Abgehen für ſich) Wenn auch der Major die Parthie verliert, was thuts? — Ich habe den Einſatz in der Taſche.

Achtzehnte Scene.

Herr von Körner. Dormann.

Dormann. (geht auf Körnern zu) Wie mein Herr? Dürfte ich glauben, was dieſer Bediente mir ſo eben ſagte?

Körner. Dürfens glauben. Wir wiſſen recht gut wer Sie ſind.

Dormann. Es wäre denn doch möglich, daß man ſich betröge.

Körner. Sagen Sie vielmehr, es ſey Ihnen leid, daß es Ihnen nicht gelang, uns zu betrügen. — Kurz wir wiſſen Ihren ganzen Plan, mein Herr Major!

Dormann. Major? — Warum geben Sie mir einen Titel —

Körner. Den Sie nicht haben wollen, nicht wahr? Ich habe einige Worte in dem Briefe an den jungen Dormann fallen laſſen — die — die eben nicht zu Ihrem Lobe ſind, und darum wollen Sie ſich jetzt auf meine Koſten ein wenig beluſtigen, iſt's nicht ſo?

Dormann. Das war nie meine Meinung. Ich komme auf Ihre gütige Einladung hieher, ich, der Sohn Ihres alten Freundes.

Körner. Sie verzeihen, ich erinnere mich nicht — mit Ihrem Herrn Vater in näherer Bekanntſchaft geſtanden zu ſeyn.

Dormann. Wie? — Mein Herr? — Willibald Dormann, den Sie ſo ſehr achten — —

Körner. Willibald Dormann! — Ja, da haben Sie recht, wir waren Herzensfreunde. Es iſt zwar ſchon lange, daß ich ihn nicht geſehen habe, doch noch immer iſt's, als ob er vor mir ſtände, alle ſeine Züge ſchweben mir noch ſo gut vor Augen, daß ich Ihnen kühn zu ſagen wage, Sie ſind ſein Sohn nicht. —

Dormann. Ich nicht ſein Sohn? — Herr! und wer wäre denn alſo mein Vater? —

Körner (lachend) Ich habe nicht die Ehre ihn zu kennen.

Dormann. Nein, das iſt zu viel, ich kann Ihnen ſchwören —

Körner Was Sie wollen, und ich werde Ihnen doch nicht glauben.

Dormann. Ich kann Ihnen Beweiſe liefern.

Körner. Briefe, Schriften, nicht wahr? — Du lieber Gott! das Papier iſt geduldig.

Dormann. (ſucht die Papiere) Urtheilen Sie ſelbſt.

Körner. Geben Sie ſich keine Mühe, ich will ſie gar nicht ſehen

Dormann. So nennen Sie mir doch wenigſtens den Elenden, der zu behaupten wagte, ich ſey der Major.

Körner. Man hat Sie erkannt, ſage ich Ihnen, — Es wäre mir ein Leichtes, Sie ganz zu beſchämen, ich dürfte nur einen gewiſſen Jemand kommen laſſen. —

Dormann. Laſſen Sie ihn kommen, — wir wollen ſehen —

Körner. Das iſt's eben, was ich vermeiden will, mein Herr. — Ich will nicht die Urſache einer tragiſchen Scene ſeyn.

Dormann. Ich verſtehe Sie nicht.

Körner. Aber das muß ich Ihnen eingeſtehn, fein haben Sie die Sache eingefädelt, ſehr fein, Sie ſind ein Muſter im Intriguiren.

Dormann. Bey Gott! — Das geht zu weit —

Körner. (lacht) Ha! ha! ha! Ereifern Sie ſich nicht —

Dormann. Auf meine Ehre, dieſe Erniedrigung duld' ich nicht. — Sie ſollen mir Genugthuung geben, Herr! Leben Sie wohl! (will ab)

Körner. Noch einen Augenblick, wenn ich bitten darf. (er faßt ihn bey der Hand, und ſpricht in freundſchaftlichem Tone zu ihm) Sehen Sie, mein Herr, ich bin ein Seelenguter Mann, ich weiß wozu Leichtſinn und Begierde ſich zu rächen, einen jungen Mann, und beſonders einen Soldaten bringen können. Ich bin vielleicht ſelbſt ein wenig Urſache an der ganzen fatalen Geſchichte, da ich den Worten meines Bedienten zu viel traute, und in meinem Briefe Ihnen Un=

recht that. Darum ſey Alles vergeben und vergeſſen. Legen Sie den falſchen Namen, Dormann, ab, und ſeyn Sie mir als Herr Major von Maifeld in meinem Hauſe willkommen.

Dormann. Nein, mein Herr, ſo weit vergeſſe ich mich nicht. Ich würde darüber erröthen, einen Namen und einen Titel anzunehmen, der mir nicht gehört — darum leben Sie wohl, ich verlaſſe dieſen Augenblick Ihr Haus, und wünſche, daß Sie nie mehr ſo betrogen werden, wie Sie es in dieſem Augenblicke ſind.

Neunzehnte Scene.

Herr von Körner, allein.

Gefällt mir, der junge Mann! — Hat feſten Charakter, will kein Haar breit von ſeinem Plane weichen. — Auch ſein Geſicht nimmt im erſten Augenblick für ihn ein — Hm! — Wenns wahr wäre, wenn ihm meine Nichte gefiele. — Ein Major iſt doch immer mehr, als ein Lieutenant. — Da ließe ſich weiter ſprechen in der Sache.

Zwanzigſter Auftritt.

Körner. Peter.

Peter. Euer Gnaden haben ja Wunden gewirkt, ſo eben ſprengt der Maior aus dem Thore.

Körner. Ich wollte ſeine Papiere nicht ſehen, ließ mich durch ſeine glatten Worte nicht bethören, das iſt das ganze Wunder. Ich ſchlug ihm am Eude ſogar vor, ſeinen wahren Namen wieder anzunehmen, und als Maior in meiuem Hauſe zu bleiben, allein er wollte nicht.

Peter. Das konnt er ja nicht, dadurch hätte er ſich ſelbſt als ſchuldig angegeben, und eine ſchöne Figur gemacht — Es iſt auf jedem Falle beſſer, daß er fort iſt —

Körner. Gewiß, gewiß.

Peter. Und ich, nicht wahr Euer Gnaden, ich bin Urſache, daß ſeine Liſt nicht gelang?

Körner. Ich danke Dir, mein guter Peter!

Peter. Wahrhaftig, ſein ganzes Vermögen hätte er mir anbiethen dürfen, meinen guten Herren hätte ich nie betrügen laſſen.

Körner. Ich bin zufrieden mit Dir, Du biſt ein guter Burſche.

Peter. Der Herr Major glaubte vielleicht ich ſey noch der nämliche wie vor ſechs Jahren.

Körner. Das mag wohl ſeyn.

Peter. Allein da irrt er ſich, ſeit ich in Ihren Dienſten bin, ich darf es kühn von mir ſelbſt ſagen — bin ich viel beſſer geworden.

Körner. Das iſt löblich!

Peter. Ich weiß, daß nur jenes Geld gedeiht, das man ſich auf eine ehrliche Art verdient.

Körner. Bleibe bey dieſen Grundſätzen, mein Sohn! — und Du wirſt glücklich ſeyn. — Fahre fort, mir ſo treu zu dienen, und ich will mich um Dich annehmen — Ho! ho! ho! Du biſt noch ein junger Burſche, vielleicht ließe ſich auch für Dich eine Parthie finden.

Peter. küßt ihm die Hand) Ach mein guter, guter Herr!

Körner. Schon gut! — Jetzt geh und hole mir unſern Dormann aus dem Parke, ſage ihm, der Major ſey fort, und er könne ohne Gefahr erſcheinen. (Peter ab)

Ein und zwanzigſte Scene.

Marie. Körner.

Marie. (eilt auf Körnern zu) Onkel! lieber Onkel! Sie wiſſen noch nicht! —

Körner. Was haſt Du denn, Liebe? Du glüheſt ja im ganzen Geſichte?

Marie. Sie erinnern ſich doch noch des jungen Offiziers, deſſen angenehme Geſtalt —

Körner. So feſt in Deinem Gedächtniſſe zurück blieb? — Ey freylich, ich ſprach ja dieſen Morgen noch von ihm.

Marie. Lieber Onkel, er iſt hier!

Körnee. Hier?

Marie. Wie ich Ihnen ſage. Jener Unbekannte, der ſo viele Rechte auf meine Dankbarkeit hat, iſt niemand anders, als der Major Marfeld —

Körner Nicht möglich! — Der Major, der ſo eben wieder abgereiſt iſt, der wäre es —

Marie. Ich glaube nicht, daß er wirklich abgereiſt iſt. Hören Sie nur. — Zufällig geh ich über den Hof in den Garten, ich ſehe ihn da bey ſeinem Pferde ſtehen, die Neugierde treibt mich näher, ich trete zu ihm, er blickt mich an, wir erkennen uns, er ſtößt einen lauten Schrey aus, wir ſtehen beyde unbeweglich vor Ueberraſchung, Verlegenheit, und vielleicht auch vor Freude — doch — ich höre Tritte. Wahrhaftig da iſt er ſchon. —

Zwey und zwanzigſte Scene.

Dormann, die Vorigen.

Dormann. (tritt ein, erblickt Marien, und ſpricht bey Seite) Sie iſt hier, ich muß alles anwenden, um im Hauſe bleiben zu können. (laut) Mein Herr! ich komme nochmahl — —

Körner. Ah! Ah! — Sie ſinds? — Ich glaubte Sie ſchon einige tauſend Schritte von hier.

Dormann. Ich habe meinem Entſchluß

geändert, und weil Sie denn durchaus verlangen —

Körner. Ich rechne mirs zur Ehre, Ihre Bekanntſchaft zu machen, allein Sie wiſſen meine Bedingungen —

Dormann. Und will ſie erfüllen. — Da Sie denn mit Gewalt den Major Marfeld in mir ſehen wollen, ſo ſage ich Ihnen, um Ihnen einen Gefallen zu erweiſen, daß ich es bin —

Körner. So iſts recht! — ſo iſts recht! — Zum Henker! wenn man den Namen eines rechtſchaffenen Mannes trägt, ſo muß man ihn nicht ſogleich mit einen andern vertauſchen.

Dormann. Das dacht' ich auch.

Körner. Vielmahl willkommen alſo, lieber Herr Major. Thun Sie von nun an bey mir, als ob Sie zu Hauſe wären, und um Ihnen zu beweiſen, wie gerne ich Ihnen Ihre Liſt vergebe, ſo ſtelle ich Ihnen hier meine Nichte vor, die Sie ſchon lange kennen — o ich weiß alles. —

Dormann. Ach gnädige Frau! — Wie glücklich bin ich, daß der Zufall — —

Marie Ich muß ihm vielmehr danken —

Körner. Die erſte Bewillkommung iſt ein wenig kalt, aber das thut nichts, wird ſich ſchon machen —

Marie. Onkel! — was fällt Ihnen denn ſchon wieder ein?

Körner. (zu Dormann) Ich ſage Ihnen, Sie haben gut daran gethan, heute zu kommen, einige Tage ſpäter, und Sie hätten meine Nichte ſchon als Frau angetroffen.

Marie. Aber lieber Onkel!

Körner. Nun? — iſts etwa nicht wahr, daß ich Deine Hand dem jungen Dormann verſprochen habe?

Dormann. Was ſagen Sie da? — dem jungen Dormann?

Körner. Nun ja Ihrem Freunde Dormann, einem Lieutenant von Ihrem Regimente. Er iſt hier.

Dormann. Hier? — und vor mir angekommen?

Körner. Einige Stunden vor Ihnen.

Dormann. (ſehr überraſcht) Was ſoll ich glauben?

Marie. Alles, nur nicht was Ihnen mein Onkel ſo eben über meine nahe Verbindung ſagte. Er macht täglich ſolche Plane, die täglich wieder von mir zernichtet werden. Ich kann Sie verſichern, daß der junge Dormann nie mein Gatte wird, und darf wohl noch immer hoffen, ohne eben eitel oder kokett zu ſeyn, daß ein anderer junger Mann, den ich dieſen Leichtſinnigen weit vorziehe, meine Zuneigung erwiedern werde.

Dormann. (bey Seite) Nein, das iſt zu viel, wer giebt mir Licht in dieſem undurchdringlichen Geheimniſſe?

Körner. (zu Marien) Mir auch recht! — Wenn er Dir nicht gefällt, Nichte, ſo wollen wir gar nicht mehr von ihm ſprechen. — Es iſt meine Pflicht, Dich glücklich zu machen, und alſo wollen wir den jungen Mann, den Du vorziehſt —

Dormann. Wie gnädige Frau, Sie hätten ſchon gewählt?

Marie. Glauben Sie nur meinen Onkel nicht.

Drey und zwanzigſte Scene.

Die Vorigen. Peter. Marfeld.

Marfeld. (zu Petern im Eintreten, ohne die übrigen zu ſehen) Er iſt alſo wirklich fort?

Peter. Ganz gewiß, ich hab ihn ja zum Thor hinaus reiten ſehen.

Körner. (auf den Major deutend) Näher lieber Dormann!

Marfeld. (erblickt Dormann) Dormann!

Peter. Teufel! wie kommt der wieder her? —

Dormann (bey Seite) Mein Major? — Ah nun errath' ich alles. — Nun iſts an mir auf ſeine Koſten zu lachen.

Peter. (bey Seite) Der erſten Erklärung wollen wir ausweichen, ſie möchte ein wenig hitzig ausfallen. (ab.)

Vier und zwanzigſte Scene.

Die Vorigen, ohne Peter.

Körner. (zu Marfeld) Seyn Sie klug, lieber Freund, moderiren Sie ſich — er hat es bereits geſtanden, daß er der Major ſey.

Marfeld. (verlegen) Hat er? — Hat er wirklich geſtanden? Das iſt gut.

Körner. (tritt zu Dormann) Ich bin mit ihm zufrieden, es wird alles gut gehen.

Marfeld. (mit einer Verbeugung lachend zu Dormann) Ich ſehe mit Vergnügen, Herr Major!

Dormann. (ſtrenge und im Tone eines Vorgeſetzten) Herr Lieutenant, ich muß Ihnen ſagen, es gefällt mir gar nicht, Sie ohne meine Erlaubniß hier zu ſehen, und ich werde das ſtrenge ahnden.

Marfeld (lächelnd) Wie, Herr Major? — dieſer Ton? Noch nie waren Sie ſo ſtrenge gegen mich. —

Dormann. Ich habe Sie dieſen Morgen zu einer wichtigen Expedition kommandirt, Sie werden alſo die Güte haben, mir ſogleich Rapport darüber abzuſtatten.

Marfeld. (bey Seite) Nun kehrt er meine eigenen Waffen gegen mich, jetzt bin ich hübſch in der Klemme.

Körner (zu Marfeld) So antworten Sie ihm doch —

Marie. (zu Marfeld) Bedenken Sie, daß er ihr Vorgeſetzter iſt.

Marfeld. Ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll — (lacht) Ha! ha! ha! Kann ich mich doch nimmer enthalten zu lachen, ha! ha! ha!

Dormann. (ſich aufgebracht ſtellend) Iſt es nun Zeit zu lachen, Herr?

Körner (zu Marfeld) Um Gotteswillen bringen Sie ihn nicht auf.

Marfeld. Verzeihen Sie, mein Herr Maior, aber die ganze Sache iſt ſo lächerlich, ha! ha! ha!

Dormann. Ich ſehe ſchon, ich muß ſtrenger ſeyn, als es mir lieb iſt. — Herr Lieutenant, Sie werden die Güte haben, auf Ihrem Zimmer allein zu lachen, Sie gehen auf fünf Tage in Arreſt.

Marfeld. (noch immer lachend) Ha! ha! ha! in Arreſt, ha, ha! ha! auf fünf Tage!

Dormann. Und das auf der Stelle.

Marfeld. (bey Seite) Er will mich fort haben. (laut) Dürft' ich nicht ſo frey ſeyn, dem Herrn Maior vorzuſtellen —

Dormann. Jede Vorſtellung iſt unnütz, fürs erſte fordre ich Gehorſam.

Marfeld. Aber —

Dormann. Aber, — aber, — was aber? — Bin ich Ihr Vorgeſetzter, oder bin ichs nicht?

Marfeld. Ich — ja — es iſt wahr, Sie ſind mein Major.

Körner. (zu Marfeld) So gehen Sie doch, und verletzen Sie um alles in der Welt die Subordination nicht.

Marie. (macht Marfeld eine Verbeugung) Mein Herr, ich habe die Ehre Ihnen eine glückliche Reiſe zu wünſchen.

Marfeld. (bey Seite) Jetzt ſitz' ich recht im Waſſer, was ſoll ich thun?

Körner. Ich will ſogleich Befehl geben, daß man ihr Pferd zäume — (ruft) Peter Peter!

Marfeld. (bey Seite) Soll ich alles entdecken?

Dormann. (bey Seite) Er iſt ſehr verlegen.

Fünf und zwanzigſte Scene.

Die Vorigen. Peter.

Körner. (zu Petern, der eintritt) Kömmſt Du einmahl? — Wie oft ſoll ich rufen? — Bereite ſogleich alles zur Abreiſe des Herrn Dormann.

Peter. Zu ſeiner Abreiſe? — Alles iſt entdeckt.

Körner. Geſchwinde! — die Sache iſt abgethan! — der Herr Lieutenant reiſt ab, und der Herr Major bleibt bey uns.

Peter. (zu Marfeld) Meine 30 Dukaten hab ich redlich verdient (zu Dormann) Herr Lieutenant wenns Ihnen gefällig iſt.

Körner. (erſtaunt) Was ſprichſt Du da?

Peter. Nun, Sie haben mir ja ſelbſt geſagt der Herr Major (auf Marfeld deutend) bleibe hier.

Körner. (ebenfalls auf Marfeld zeigend) Nun ja doch, das iſt ja Dormann

Peter. Wie? — Sie wiſſen noch nicht? O! ich heilloſer Dummkopf.

Marie. Welch ein ſonderbares qui pro quo!

Körner. Was ſoll ich glauben — der Kopf geht mir herum. — Hab ich zwey Majors oder gar keinen im Hauſe? — Erklären Sie mir nur —

Marfeld Ich will es — Dormann ich gebe Ihnen hiermit Ihren wahren Namen zurück, gegen dem, daß Sie mir meinen Charakter zurückſtellen, — und ich bitte Sie, ſo wie Herrn von Körner ſammt ſeiner liebenswürdige Nichte um Vergebung für meine Kühnheit.

Körner. (zu Marfeld) Wie — Sie wären es alſo, der unter einem erborgten Namen ſich bey mir einſchlich?

Marfeld. In der Abſicht, um mich an Ihnen ein wenig zu rächen.

Marie. (zu Dormann) Und Sie, mein Herr, waren —

Dormann. Der Leichtſinnige, Unbeſonnene —

Marie. Verzeihen Sie, ich wußte nicht. —

Marfeld. Herr von Körner, Sie müſſen meine Liſt entſchuldigen, denn Ihr Brief, indem Sie mir ſo artige Elogen machten, iſt an allem Schuld. Aber wer hat Ihnen denn ſo viel rühmliches von mir geſagt?

Körner. Peter da.

Marfeld. Wie, Elender! — Du hätteſt Dir erlaubt?

Peter. Ein klein wenig die Wahrheit zu ſagen. Aber ſprechen wir gar nicht mehr davon. Ich meines Theils bin äußerſt erfreut, daß ſich die ganze Sache ſo rangirt hat.

Körner. Für Dich wird ſie ſich ſchlecht rangiren. Du biſt ein Spitzbube, der mich hintergangen hat.

Peter. Der Menſch iſt nicht immer Herr, ſeiner ſelbſt, und ich habe Ihnen ja geſagt, man gab mir 30 Dukaten.

Dormann. Auch von mir haſt Du Geld angenommen.

Peter. Und Ihnen dafür Ihren Abſchied gegeben. Mir bleibt nun nichts mehr übrig, als den Herren allerſeits zu danken. —

Körner. Und Dich eiligſt aus dem Hauſe zu packen — Ich will keinen ſo intereſſirten Schlingel in meinem Hauſe.

Peter. Intereſſirt! — Pfuy! Was denken Sie von mir? — Aus dem Gelde mache ich mir gar nichts, und wenn ich das annahm, was man mir both, ſo geſchah es nur darum, um eine gute Handlung zu bewirken.

Marie. Und dieſe wäre?

Peter. (zu Körnern) Ich ſah, wie Euer

Gnaden täglich Menſchen glücklich machten, dieſem großen Beyſpiele wollt ich folgen, und eine junge Waiſe verheurathen.

Körner. Eine junge Waiſe?

Peter. Welche einen Mann mit Ihren liebenswürdigen Eigenſchaften ganz glücklich zu machen im Stande iſt. Ich ſuchte daher einen braven, artigen, jungen Burſchen für Sie aus. —

Körner. Ah — das läßt ſich noch hören, wenn das der Grund Deiner Spitzbübereyen war, ſo heiligt der Zweck die Mittel. Und wer wäre denn der brave, artige, junge Mann?

Peter. (mit einer Verbeugung) Ihr gehorſamſter, unterthänigſter Diener, Peter Kroll, den Sie heute ſelbſt verſprachen, für Ihn zu ſorgen.

Körner. Da laß Dir den Guſto vergehen. (blickt ſeine Nichte an, welche ſehnſuchtsvolle Blicke auf Dormann heftet, der ſie erwiedert) Ich ſehe ſchon, wohin ſich die Augen meiner Nichte wenden. — Nun kommt liebe Freunde, laßt uns bey einem ländlichen Mahle vergeſſen, wie wir einander heute betrogen haben. Herr Major, Sie werden mir die Ehre anthun einige Tage bey mir zu bleiben, und in acht Tagen, wills Gott, hat der alte Körner wieder eine Heurath geſtiftet.

Ende des Luſtſpiels.

Die ſpaniſche Wand.

Eine dramatiſche Kleinigkeit in einem Akt

Frey nach dem Franzöſchen

von

F. J. Haſſaureck.

Perſonen.

Der Prinz.
Alonzo, ſein Günſtling.
Leon, Page
Eleonore, eine junge Wittwe.
Beatrix, ihre Zofe.
Ein Kammerdiener.

Die Scene iſt der Vorſaal im Pallaſte des Prinzen. Eine Thüre im Hintergrunde. Zur Rechten der Schauſpieler bey der zweyten Kouliſſe ein Kabinet. Gegenüber zur Linken ein Kamin, von einer ſpaniſchen Wand umgeben. Zur bequemern Oeffnung derſelben, muß unter dem erſten Blatte derſelben eine Rolle angebracht ſeyn.

Erſte Scene.

Leon allein, ſitzt auf der Seite des Kabinets bey einem Tiſche, und wirft unwillig ein Buch von ſich.

Nun leſ' ich dieſe Seite ſchon mehr als zwanzigmahl, und noch verſtehe ich kein Wort von all' dem Geſchwätze. (er ſpringt auf) Der Henker hol' das langweilige Buch! Der Prinz ſagt freylich alle Tage: Leſet die Geſchichte — ich thue es, aber — ich ſchlafe auch richtig alle Tage dabey ein. Wenn es ſchon geleſen ſeyn muß, ſo ſollte man uns lieber Romane geben, dabey werde ich nie ſchläfrig, Tag und Nacht leſe ich in einem fort, bis ich damit zu Ende bin. Aber darin wird auch von nichts, als von Liebe, dem Glücke der Liebenden und von hübſchen Mädchen geſprochen Ein hübſches Mädchen! ach, ſchon der Gedanke daran iſt entzückend, und die hübſchen Mädchen ſind nun einmahl meine Liebhaberey. Es wundert mich auch gar nicht, ich bin hier in einer guten Schule. Ich ſtelle mich freylich, als ob ich nichts gewahr würde, allein wenn ich gleich die Hände vor die Augen halte, ſo gucke ich doch durch die Finger. Wenn unſer Prinz bey Nacht und Nebel den ſchönen Damen in Madrid Viſiten macht, ſo gebe ich genau auf jede Kleinigkeit Acht, und ſo lerne ich alle Tage mehr. Einen Argus betrügen, ein Rendezvous veranſtalten, einem Mädchen unbemerkt ein Billetdoux in die Hände drücken, die Augenſprache mit einer Schönen reden, die man hinter ihrem Schleyer oder der Jalouſien ausgeſpäht hat, eine Strickleiter zu befeſtigen, und ſchnell daran hinaufzuklettern, alles das iſt mir nur ein Kinderſpiel und genug zum Anfange. Meine Talente ſcheinen auch dem Prinzen zu gefallen. Laßt ihn nur machen, ſagt er zuweilen, der junge Menſch verſpricht etwas zu werden. Wir plaudern oft miteinander, wie ein paar Freunde — er iſt gar nicht ſtolz. Wie glücklich iſt doch Don Alonzo, ſein Günſtling zu ſeyn! — Aber kann ich's nicht auch einmahl werden? — Der Prinz liebt mich, und was war Don Alonzo vorher? — Ein Page wie ich — Wer weiß, was geſchieht? — Vielleicht — Ah! da kömmt er eben.

Zweyte Scene.

Alonzo. Leon.

Alonzo. (nachdenkend) Noch weiß ich nicht, wie ich es anfangen, wozu ich mich entſchlüßen ſoll? — Meine Verlegenheit kleidet mich allerliebſt — warum mußte ich mich auch verlieben. Ich bin toll — närriſch bin ich geworden. —

Leon. (für ſich) Er ſcheint ſehr zerſtreut — er ſieht mich gar nicht

Alonzo. (aufblickend) Du hier, Leon? Iſt der Prinz in ſeinem Kabinette?

Leon. Ja, er ſchreibt einige Briefe.

Alonzo. Liebesbriefe ohne Zweifel?

Leon. Vermuthlich, denn er hat wohlriechendes Papier dazu verlangt. Aber ſo eben höre ich klingeln. Auf Wiederſehen, Don Alonzo! (er geht in das Kabinet)

Dritte Scene.

Alonzo. (allein)

Ich habe bemerkt, daß mich der Prinz ſeit mehreren Tagen genau beobachtet. Wie wird er meiner ſpotten, wenn er meine Liebe entdeckt. Sein beißender Witz wird gar nicht müde werden, mich zu verfolgen. Schon das Wort Liebhaber reizt ihn zur Satyre, und über das Wort Ehemann lächelt er aus Mitleid. Von einer Schönen zur andern flatternd, fordert er durchaus, daß man, wie er, galant aber immer unempfindlich ſey, und doch hängt nur von ſeiner Erlaubniß meine Heurath ab. Der grauſame Vater meiner Leonore weiß, daß ich ſie anbete, und doch verweigert er mir ihre Hand, und widerſteht meinen Bitten, wenn ich nicht durch den Prinzen einen vortheilhaften Poſten am Hofe erhalte, der mein künftiges Schickſal ſichert. Leonore iſt zwar Wittwe, ſie iſt frey und hängt nur von ſich ſelbſt ab, aber doch will ſie nicht gegen den Willen ihres ſonſt guten Vaters handeln.

Vierte Scene.

Alonzo. Leon.

Leon. (mit Briefen in der Hand) Wie ich glaube, Don Alonzo! habt Ihr die Wahrheit errathen. Dieſe Briefchen mögen wirklich lauter Billets-doux ſeyn; der Prinz hat befohlen, ſie ſo eilig und heimlich, als möglich übergeben zu laſſen (zählt) Einer, zwey, drey, vier. Aber erklärt mir doch, Don, wie es möglich iſt, ſo vielen Damen auf einmahl die Cour zu machen?

Alonzo. Geh, Schwätzer!

Leon (im Abgehen) Es iſt doch ſonderbar, alle Weiber zu lieben. Ein Paar möchte ich mir wohl gefallen laſſen — aber ſo viele — (geht durch die letzte Kouliſſe zur Rechten ab)

Fünfte Scene.

Alonzo. (allein)

Wenn der Prinz auch nur ein Wort von meiner Liebe wüßte, ſo würde er den Gegenſtand derſelben, noch vor Tages Ende kennen wollen, und ich — ich muß es mir ſelbſt geſtehen — ich bin ſo eiferſüchtig —

Sechste Scene

Alonzo. Kammerdiener (tritt durch die Mittelthüre ein)

Kammerdiener. Eine ſehr ſchöne Dame verlangt Euch zu ſprechen, Don Alonzo.

Alonzo. Mich?

Kammerdiener. Euch ſelbſt.

Alonzo. Wer iſt ſie? Kennſt Du ſie?

Kammerdiener. Nein! Sie verſchweigt ihren Namen

Alonzo. So? Sehr wohl — gewiß wieder eine von jenen, die meinen Beyſtand anrufen, um den flatterhaften Prinzen in ihre Feſſeln zurückzuführen; das iſt meine einzige Beſchäftigung vom Morgen bis zum Abend. Iſt ſie allein?

Kammerdiener. Mit ihrer Zofe.

Alonzo. Laß ſie kommen.

Kammerdiener. (öffnet die Thüre) Belieben Sie hereinzutreten, Madame!

Siebente Scene.

Alonzo. Eleonore. Beatrix.
Leon.

Beatrix. (unter der Thüre zu Eleonoren) Er iſt allein!

Eleonore. Wie ich es wünſchte. Erwarte mich im Vorſaale — ich habe ihm nur ein paar Worte zu ſagen.

Beatrix. (geht ab)

Alonzo. Was ſeh ich! Eleonore! Sie ſelbſt?

Eleonore. Ja, Don Alonzo, ich ſelbſt.

Leon. (tritt bey der letzten Kouliſſe zur Rechten ein) Wer iſt dieſe Dame?

Alonzo. Sie hier, und warum?

Eleonore. Es war unumgänglich nöthig.

Alonzo. Aber ſehr unvorſichtig.

Eleonore. Mäßigen Sie nur Ihr Erſtaunen und hören Sie mich.

Leon. Welcher Anſtand! was für Augen! und das allerliebſte Lächeln —

Alonzo (zu Leon) Was willſt Du hier? Geh!

Leon. (leiſe) Das iſt mir leid, wahrhaftig! (geht in das Kabinet des Prinzen.)

Achte Scene.

Eleonore. Alonzo

Eleonore. (ſchnell) Ich bin gekommen, Sie von einem äußerſt unangenehmen Zufall zu unterrichten.

Alonzo. (für ſich) Wenn der Prinz käme! (laut) Sie hätten mir ja ſchreiben können.

Eleonore. Haben Sie denn meine letzten Briefe beantwortet? Die Augenblicke ſind koſtbar; das wäre verlorne Zeit geweſen. Sie müſſen mit dem Prinzen ſprechen.

Alonzo. Wie kann ich das? Er hat allen ſeinen Leuten auf's ſtrengſte unterſagt, ihn um etwas anzuſprechen, oder ſeine Unterſtützung zu verlangen. Er will die Beweiſe ſeiner Güte ungebethen austheilen. Ich baue auf ſeine Güte, Eleonore! aber eben deßhalbmüſſen wir die Wirkungen derſelben noch einige Zeit erwarten.

Eleonore. Das iſt unmöglich.

Alonzo. Warum?

Eleonore Ich komme eben daher, Ihnen zu ſagen, daß Don Lopez geſtern um meine Hand angehalten.

Alonzo. Und?

Eleonore. Mein Vater iſt ſehr für ihn eingenommen — er dringt auf dieſe Verbindung.

Alonzo. So verweigern Sie Ihre Einwilligung.

Eleonore Aber wie?

Alonzo. Und darum fragen Sie mich?

Eleonore. Was kann ich denn dagegen einwenden?

Alonzo. Unſere Liebe —

Eleonore. Die kennt mein Vater ohnedieß.

Alonzo. Den Rang, den ich zu erhalten hoffe.

Eleonore. Noch beſitzen Sie ihn nicht Sie müſſen ſich alſo darum bewerben.

Alonzo das kann ich durchaus nicht

Eleonore. Sie lieben mich alſo nicht —

Alonzo. Wie können Sie daran zweifeln? Aber wozu das alles? Sie ſind ja Wittwe, und frey —

Eleonore. Doch werde ich immer dem Willen meines guten Vaters folgen.

Alonzo. Nun wohl, dieſen Abend hoffe ich Zeit zu finden, ihn zu beſuchen. Sein Herz iſt wohlwollend und gut; er iſt mir nicht abgeneigt, wir werden ihn zu erbitten wiſſen; er wird die Stimme der Vernunft hören. Jetzt gehen Sie nur gleich in Ihren Wagen zurück, liebe Eleonore! Ich bitte Sie, der Prinz könnte leicht hier durchgehen —

Eleonore. Der Prinz? Ich hätte wohl große Luſt, ihn kennen zu lernen.

Alonzo. Ihn? — Was fällt Ihnen ein? Ich wäre untröſtlich.

Eleonore. Warum das?

Alonzo. Aus vielen Gründen.

Eleonore. Man ſagt doch allenthalben, daß er ſehr galant ſey.

Alonzo. Leider nur zu ſehr.

Eleonore. Und ſo liebenswürdig als artig.

Alonzo. Ja, beſonders bey den Damen.

Eleonore. Sollten Sie wohl gar auf ihn eiferſüchtig ſeyn?

Alonzo. Gott bewahre, das nicht, allein — doch — kurz, dieſes Zuſammentreffen iſt gar nicht nothwendig. Was hör ich! O Himmel! — der Prinz! — Ach Gott, was fangen wir an? Er würde Sie hinausgehen ſehen, und wo Sie hier verbergen? — —

Eleonore. Mich?

Alonzo. Hier, hinter dieſe ſpaniſche Wand.

Eleonore. Aber muß denn —

Alonzo. (ſie verbergend) Ja, ja, es muß — ich bitte Sie um unſerer Liebe Willen, und ſchnell — ſchnell —

Neunte Scene.

Der Prinz Alonzo. Eleonore hinter der ſpaniſchen Wand

Alonzo. (leiſe) Kaum kann ich meine Verlegenheit verbergen!

Prinz Nun, Alonzo! wo iſt denn der angenehme Beſuch, den Du ſo eben empfingſt?

Alonſo. (leiſe) O Himmel! (laut) Ein Beſuch, Eurer Hoheit?

Prinz. Ja.

Alonzo. Ich weiß von nichts —

Prinz. Eine reitzende Dame sey hierher gekommen, Dich zu ſprechen, ſo ſagte mir Leon.

Alonzo. Ach ja, das war eine Verwandte von mir.

Prinz. Ich verſtehe. Ja, ja, eine Verwandte, ſo heißts gewöhnlich bey euch Herrchen —

Alonzo. Vor vier oder fünf Tagen kam ſie nach Madrid zurück, und immer erwartete ſie, daß ich ſie beſuchen würde, allein da ich nicht kam, und ſie wußte, daß mein Dienſteifer mich hier am Hofe zurück hielt, ſo ſtieg ſie im Vorüberfahren am Pallaſte ab, um mich auf einen Augenblick zu ſehen.

Prinz. Höre, mein lieber Alonzo! Du glaubſt mir Dein Mährchen für baare Münze auszugeben, allein derley verliebte Ausflüchte ſind für mich kein Geheimniß mehr, ich kenne ſie alle. Ich ſehe ja, daß du erröthest. Du lügſt —

Alonzo Aber gnädigſter Herr —

Prinz. Schweig! Schon ſeit einigen Tagen ſeh ich Dich ſo traurig und mit der ſchmachtenden Miene eines Verliebten herumſchleichen — vergebens willſt Du mir verbergen, daß irgend ein liebenswürdiger Gegenſtand zu vielen Eindruck auf Dich gemacht habt. Darum wiederhole ich Dir meine Ermahnungen. Schmeichle den Weibern, bring ihnen zu ihren Füßen die Huldigungen dar, die ihren Verſtand beſtechen und ihr Herz entzücken, aber fliehe ſorgfältig das lächerliche Aeußere, das ein Liebhaber annimmt, wenn er wirklich in die Feſſeln einer Schönen geräth. Fliehe die verzehrende Leidenſchaft, die mit der Heurath oder dem Grabe endigt. Heurathen iſt meiner Meinung nach, eine der größten Thorheiten. Mein Rang fordert leider, daß ich mich vermähle, aber Du glücklicher Sterblicher, frey, wie Du biſt, folge meinem Rathe, verſchenke Deine Freyheit niemahls. Du weißt ja ſelbſt, wie übel die Ehemänner daran ſind — die jetzigen Zeiten ſind ſehr drückend für ſie. Sey alſo klüger, das ſchöne Geſchlecht ſcheint uns ja heut zu Tage durch ſeinen Leichtſinn und ſeine Koketterie einzuladen, eben ſo flatterhaft zu ſeyn, wie es ſelbſt iſt Von den Helden aus den Zeiten der Ritterſchaft dürfen wir in der Liebe nichts mehr nachahmen, als die Galanterie, ihre langweiligen Liebesſeufzer wären jetzt abgeſchmackt, nur Veränderung iſt die Seele des Vergnügens.

Alonzo. (leiſe) Und ihm ſollte ich mich entdecken. Unmöglich, ich würde alles verderben. Wenigſtens bin ich froh, daß Eleonore ihn ſelbſt ſprechen hört.

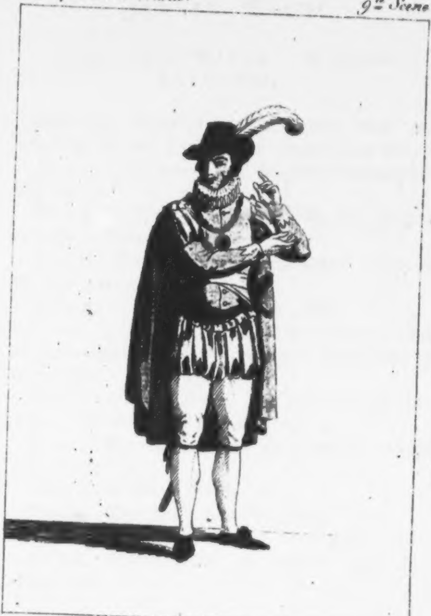
Prinz. Doch, um wieder auf den geliebten Gegenſtand zu kommen, welchen Du für Deine Verwandte ausgeben willſt, ſo hat man nie eine anziehendere Schönheit geſehen, ſo verſichert mir wenigſtens Leon —

Alonzo. Ohne Zweifel hat er ſchlecht geſehen. (leiſe) Er darf nicht wiſſen, daß ſie ſchön iſt, ſonſt iſt's vollends um mich geſchehen.

Prinz. (leiſe) Was fehlt ihm, er iſt ſo verwirrt. (laut) So antworte doch, ich bitte Dich.

Alonzo. (verlegen) Ich kann Eure Hoheit verſichern, daß ſie nicht einmahl hübſch genant zu werden verdient (leiſe) Und ſie hört mich. Verdammte Lage!

Prinz. Nun, ſo ſoll Leon vor Dir ſeine Aeußerungen wiederholen, und Du wirſt hören, daß er ganz anders von ihr ſpricht. (er ruft) Leon!



Nur Veränderung ist die Seele des Vergnügens

Zehnte. Scene

Leon. Der Prinz. Alonzo.
Eleonore.

Prinz. Was ſagteſt Du mir von der liebenswürdigen Dame, die zuvor hier war?

Leon. Ich ſagte, daß ſie anbethungswürdig ſey

Prinz. Alonzo will aber an ihr nichts reitzendes finden.

Leon. Das wundert mich ſehr, denn ich bin ein Kenner

Alonzo. Es ſcheint eben nicht.

Leon. O, ihr habt gut reden! Ich verſichere Euch, gnädigſter Prinz! Die Dame iſt ſehr ſchön.

Alonzo. Geh doch, Du machſt mich lachen. Erſtens ihr hohes Alter —

Leon. Eure Hoheit, ſie iſt höchſtens neunzehn Jahre —

Alonzo. Ihre Farbe —

Leon. Das Bild des Frühlings —

Alonzo. Ihr linkiſches Benehmen —

Leon. Majeſtätiſch; ſie dürfte eine Königin ſeyn.

Alonzo. Ihr matter, ausdrucksloſer Blick —

Leon. Sanft und hinreißend.

Alonzo. (für ſich) Der kleine Böſewicht! — er hat nur zu gut geſehen.

Prinz. (lächelnd) Ha, ha, ha! Du fürchteſt mich wohl gar, lieber Alonzo, weil Du mir ſie ſo häßlich zu ſchildern ſuchſt. Wohlan, ſo brechen wir davon ab. Ich will Dich nicht mehr auf eine ſo komiſche Art nöthigen, ſo viel Uibles von dem Gegenſtande zu ſagen, für den Dein Herz ſchlägt. Wenn andere ſonſt gewöhnlich die Reitze ihrer Schönen übertrieben preiſen und lärmend auspoſaunen, ſo biſt Du von dieſem Fehler wahrhaftig frey — Du ſchmeichelſt ihr nicht, das muß ich geſtehen. Ich gäbe viel darum, daß ſie Dich hätte hören können.

Alonzo. Aber, gnädigſter Herr, erlaubet.

Prinz. Schweig! ich bin entzückt, daß Du Deine Liebe vor mir zu verhehlen ſuchſt, ein offenes Geſtändniß hätte Dir meine Treue verbürgt. Allein, weil Du darauf beſtehſt, Dein Geheimniß vor mir zu verbergen, ſo darf ich Dir ohne Bedenken den Krieg ankündigen, und es iſt nun feſt beſchloſſen, daß ich dieſe junge Schönheit ſehen — recht bald ſehen will.

Alonzo. (leiſe) Das hab ich leider befürchtet!

Prinz. Daß ich ſie ausfindig machen werde, ſey meine Sorge.

Alonzo (leiſe) Verdammter kleiner Schwätzer! Ein verdrüßliches Abentheuer!

Prinz. Darum ſprechen wir nicht weiter davon. Geh jetzt zu Sr. Majeſtät, dem König, und frage, ob es mir vergönnt iſt, ihm meine Aufwartung zu machen.

Alonzo. Wie? Ich, Euer Hoheit?

Prinz. Ja, Du! — wer ſonſt?

Alonzo. (leiſe) Fataler Auftrag! Kaum glaubte ich, daß ſich meine Verlegenheit noch vermehren könnte.

Prinz. Du ſcheinſt mir mit Widerwillen zu gehorchen.

Alonzo. Nein, gnädigſter Herr! ich eile —

Prinz. So geh doch.

Alonzo. (leiſe) O, hätt' ich doch Flügel, um nur ſchnell wieder hier zu ſeyn. (eilt durch die Mittelthüre ab.)

Eilfte Scene.

Der Prinz. Leon. Eleonore.

Prinz. Der arme Alonzo! — ich bin ſehr froh, dieſe Entdeckung gemacht zu haben, ſo kann ich ihn doch noch vom Untergange retten. Er iſt gar nicht mehr zu kennen. Vorher, die Munterkeit ſelbſt, und jetzt — Gewiß iſt er in das Netz irgend einer ſchlauen Kokette gefallen. Aber ich will Dich daraus befreyen, ich ſtehe Dir dafür. (zu Leon) Sobald Don Alonzo mit der Antwort zurück iſt, wird ſie mir gemeldet.

Leon. Sehr wohl, Euer Hoheit!

Zwölfte Scene.

Leon. Eleonore.

Leon. Jetzt ärgerts mich doch, daß ich geplandert habe. Alonzo iſt dadurch ſehr in Verlegenheit gekommen. Ich that Unrecht, ſein Geheimniß zu verrathen. Wie, Seine Hoheit wollen auch ihm ſeine Geliebte rauben, das iſt ja abſcheulich — unerhört! Die Rechte eines Liebhabers ſind vor meinen Augen heilige Rechte, die jeder verehren ſoll. Mir ſollte einer kommen — Ah, ſieh da, wer iſt das hübſche Mädchen? — Nur herein, Mademoiſelle, nur herein! —

Dreyzehnte Scene.

Leon. Beatrix. Eleonore (verſteckt)

Leon. Sie iſt wahrhaftig allerliebſt. — Wen ſucht Ihr, liebes Kind?

Beatrix Ich wünſchte zu erfahren, ob meine Gebieterinn auf den Abend hier bleiben wird, denn ich bin des Wartens müde.

Leon. Eure Gebieterinn? —

Beatrix. Ja!

Leon. Ich verſtehe Euch nicht. Wie ſollte die hieher kommen?

Beatrix. Sie kam hieher, um Don Alonzo zu ſprechen, und wollte ſogleich wieder fort.

Leon. Das iſt alſo vermuthlich die junge ſchöne Dame, die Geliebte des Don Alonzo — ſie nennt ſich — wie doch geſchwinde? —

Beatrix. Eleonore.

Leon. (leiſe) Den Namen wüßte ich. (laut) Ganz recht, und iſt ſo hübſch, wie Ihr.

Beatrix. Ihr ſeyd zu gütig.

Leon. Aber unter uns, mein Kind! Ich glaube, daß ſie ſchon wieder fortgegangen iſt.

Beatrix. Ach nein, ich müßte ſie ja geſehen haben.

Leon. Sie iſt vielleicht über die große Treppe hinab.

Beatrix. Das wäre auch möglich. Ich danke Euch!

Leon. Wartet doch noch einen Augenblick, ſchönes Kind! Plaudern wir noch eine Weile; Eure Geſellſchaft iſt mir ſehr angenehm.

Beatrix. (für ſich) Wie artig die jungen Herren hier ſind. (laut) Und mir die Eurige. Aber warum drückt Ihr meine Hand ſo ſtark?

Leon. Warum? Eine drollige Frage — Weil —

Beatrix. Nun?

Leon. Ihr errathet es nicht?

Beatrix. Nein, ich wüßte es wahrlich nicht.

Leon. Aus Vergnügen, ſie in der meinigen zu haben; da habt Ihr das ganze Geheimniß.

Beatrix. Sehr wohl. Aber nun muß ich gehen; ich habe Eile.

Leon. (ſie zurückhaltend) O, nicht ſo ſchnell! So haben wir nicht gewettet.

Beatrix. Wie, Ihr haltet mich zurück?

Leon. Ja, ſo lange, bis Ihr meine Bedingungen eingeht.

Beatrix. Und die wären?

Leon. Daß Ihr mir ein Küßchen erlaubt, bevor Ihr geht.

Beatrix. Nicht übel — ſeyd doch vernünftig! Das Sprichwort hat wohl recht, wenn es ſagt: So verwegen als ein Page. — Auf Wiederſehen!

Leon. Ihr ſträubt Euch vergebens.

Beatrix. So laßt mich doch —

Leon. Nein, nein!

Beatrix. Wie? Ihr wollt mit Gewalt —

Leon. Einen Kuß von Euch bekommen.

Beatrix. Nein, durchaus nicht!

Leon. Das wollen wir ſehen.

Beatrix. Ich ſchreye —

Leon. Das kümmert mich wenig.

Beatrix. Ich bitte —

Leon. Hilft nichts.

Beatrix. Ich ärgre mich —

Leon. Poſſen!

Beatrix. Ich werde böſe!

Leon. Der Zorn wird bald vorüber ſeyn.

Beatrix (ſchreyt.)

Vierzehnte Scene.

Die Vorigen. Der Prinz (tritt aus dem Kabinet.)

Prinz. Was für ein Lärm?

Leon. Der Prinz! Verbergen wir uns! (er will ſchnell hinter die ſpaniſche Wand, und entdeckt Eleonoren) Ach, Gott!

Eleonore. Gütiger Himmel!

Prinz. (zu Leon) Du Schelm!

Beatrix. Donna Eleonora!

Prinz. Was ſeh' ich? — Welche Schönheit? — Verzeihen Sie, Madame! Welcher glückliche Zufall führte Sie hieher?

Eleonore. (leiſe) Was ſoll ich antworten?

Leon. (zum Prinzen) Das iſt die Dame, die Don Alonzo hier empfing.

Eleonore. Er ſpricht wahr, gnädigſter Herr! Das Erſtaunen über Euer Hoheit unvermutheten Anblick hat meine Zunge auf einen Augenblick gelähmt; aber das ganze Ereigniß iſt ſehr einfach, und läßt ſich mit wenig Worten erklären. Ich liebe Don Alonzo, und glaube von ihm wieder geliebt zu werden. Er wünſcht ſehnſuchtsvoll meine Hand zu erhalten, allein mein Vater verweigert ſie ihm, wenn er nicht einen vortheilhaften Poſten an Euer Hoheit Hofe bekleidet. Ein anderer Freyer meldet ſich bey meinem Vater; Alonzo wußte es nicht; um ihn davon zu unterrichten, und ihn neuerdings zu ermahnen, ſeinen gnädigſten Herrn um Verſicherung ſeines künftigen Schickſals anzuflehen, kam ich hieher. Er hörte Eure Hoheit kommen, er wagte es nicht, mich vorzuſtellen, und verbarg mich deßhalb hinter dieſe Wand.

Prinz (leiſe) Nun wundere ich mich nicht mehr über ſeine Verlegenheit. (laut) Madame! Ihr Liebhaber verdient allerdings meinen Zorn ſchon aus dem Grunde, weil er mir das Vergnügen entziehen wollte, Ihre Reitze bewundern zu können. Ich finde ihn ſehr ſtrafbar, und werde ihm nie verzeihen, daß er den Gegenſtand ſeiner Liebe vor mir verbergen wollte.

Eleonore. Alle Welt kennt Euer Hoheit Galanterie und Glück bey den Damen, ſie allein hat Don Alonzo zu dieſer Verſtellung genöthiget und ſeine Furcht erregt. Aus Uibermaß von Liebe fürchtet er, daß mich jeder mit ſo günſtigen, nachſichtsvollen Augen betrachte, wie er. Jedem andern würde er mich, wie Euer Hoheit, verbergen wollen, und wer hat wohl je geliebt, ohne ein wenig eiferſüchtig zu ſeyn?

Prinz. Sie wollen ihn entſchuldigen, Madame, allein ſein Fehler iſt zu groß, (leiſe) und ich will mich rächen. (laut) Aber mein Herz war nie im Stande, den Bitten einer Schönen zu widerſtehen. Entſcheiden Sie ſelbſt über das Loos Ihres glücklichen Geliebten. Soll ich ihn zum Gardekapitain ernennen, was meinen Sie?

Eleonore. Ach, gnädigſter Herr! ſeine Dankbarkeit und die meinige —

Prinz. Und wollen Sie, daß ich ſein Dekret in dieſem Augenblick unterzeichne, ſo belieben Sie mir in dieß Kabinet zu folgen. Mein Page ſoll die Dienſte eines Sekretärs vertreten.

Beatrix. (leiſe zu Eleonore) Gehen Sie nicht, Donna Eleonore! dahinter ſteckt etwas. Die Hofleute —

Eleonore. (leiſe) Schweig! (laut) Folge mir, Beatrix!

Prinz Kommen Sie, ſchöne Frau!

Eleonore. Mein Prinz, ich gehorche!

Prinz. (leiſe) Nun, verliebter Alonzo! Du ſollſt mir eine poſſirliche Rolle ſpielen. — Ah, er kömmt! Schnell ins Kabinet, daß er uns nicht gewahr wird. (alle gehen ab)

Fünfzehnte Scene.

Alonzo (läuft haſtig zur Mittelthüre herein.)

Niemand hier? das iſt prächtig! Nun geſchwinde! (er ſucht hinter der ſpaniſchen Wand) Wie, ſie iſt fort? Hm, wahrſcheinlich iſt der Prinz wieder in ſein Kabinet gegangen, und ſie hat den Augenblick benutzt, und iſt entwiſcht. Jetzt kann ich doch wieder frey Athem holen. Dieſer Gefahr wäre ich glücklich entgangen. Ich werde ſie ſehen, ſagte der Prinz, ich werde ſie ſehen. Ja, hätteſt Du gewußt, daß ſie Dir ſo nahe wäre, aber jetzt darfſt Du lange warten. O wie froh bin ich nicht! — Doch jetzt ſchnell mit meiner Bothſchaft zu ihm. (geht gegen die Thür des Kabinets.)

Sechszehnte Scene.

Der Prinz Alonzo.

Prinz. Wer iſt da? Ah, biſt Du es, Alonzo? (er macht die Thüre wieder hinter ſich zu.)

Alonzo. Ja, gnädigſter Herr! Ich komme zu melden, daß Seine Majeſtät Euer Hoheit ſogleich empfangen wollen.

Prinz. Sprich leiſe, Alonzo! Ich bitte Dich, ich habe meine guten Urſachen.

Alonzo. Urſachen?

Prinz. Ein herrliches Weib, ſo ſchön, als man nur denken kann, aber auch ſo ſchüchtern, als möglich, iſt in meinem Kabinet.

Alonzo. Ich verſtehe.

Prinz. Du weißt, man muß beſcheiden ſeyn.

Alonzo. Ja freylich.

Prinz. Treten wir auf dieſe Seite, ſie könnte horchen. Du giengſt ſo eben fort, als man mir meldete, daß eine junge ſchöne Dame mich zu ſprechen wünſchte. Einen ſolchen Beſuch weiſt man ſo leicht nicht ab Sie kömmt, nähert ſich mir ganz furchtſam und beſtürzt, und verlangt endlich mit zitternder Stimme eine geheime Unterredung von mir. Ich führe ſie in mein Kabinet; ſie ſchlägt ihren Schleyer auf, und ich, Alonzo — erblicke Reitze, die gar keiner Beſchreibung fähig ſind. Die Schöne fleht erröthend meine Gnade für einen Verwandten an, für den ſich ihr theilnehmendes Herz intereſſirt. Ich höre ſie nur halb, und verſpreche ihr zum Voraus alles, was ſie von mir verlangt. Nach einer kleinen Pauſe ändere ich die Unterredung — ich ſpreche von Empfindſamkeit, Zärtlichkeit, Liebe, und dem glücklichen Schickſale desjenigen, der ſich ſchmeicheln dürfte, auf ihr Herz einigen Eindruck gemacht zu haben; endlich wird ſie beredter; ſie vertraut mir, daß eine geheime Liebe ihr Unglück mache, daß noch überdieß ihr Geliebter ſehr ſtrafbar gegen ſie gehandelt habe. Ich mache ihr begreiflich, daß ein ſolcher Liebhaber ohne Gnade vergeſſen, und noch vor Tages Ende mit einem andern vertauſcht werden müſſe. Ich drücke zärtlich eine zitternde Hand, die man nicht zu vertheidigen wagt, und ſchon wird ein leiſer Seufzer ein Verräther ihrer Empfindungen, als Dein verdammter Auftrag Dich hieher kommen hieß.

Alonzo. Verzeiht, gnädigſter Herr! Wie ſehr bedaure ich, der Störer eines ſo allerliebſten tête à tête geweſen zu ſeyn.

Prinz. Aergert es Dich wirklich?

Alonzo. Zum Raſendwerden. Aber zum Unglück konnte ich ſo etwas nicht vorherſehen.

Prinz. Sehr natürlich! Dieß Bedauern iſt mir ein Beweis Deiner Ergebenheit. Bald ſeh' ich Dich wieder — jetzt aber kehr' ich zu meiner Schönen zurück.

Alonzo. Sie iſt alſo ſehr reitzend?

Prinz. Ich ſage Dir ja ſchon, daß Du noch nie ſo ein allerliebſtes Geſchöpf geſehen haſt.

Alonzo. Nun, mein Prinz, ſo wünſch' ich Euch zu dieſer Eroberung von ganzem Herzen Glück

Prinz. Ich danke Dir.

Alonzo. Dieſer Beſuch war ein ſehr günſtiger Zufall.

Prinz. Iſt mir recht angenehm, daß Du an meinem Glücke ſo lebhaften Antheil nimmſt.

Alonzo. Aber oft werde ich noch über denjenigen lachen müſſen, der dieſe Schöne ſo ſchnell vergeſſen hat. Der bedaurungswürdige Liebhaber wird jetzt wohl an einer rührenden Elegie arbeiten, worin er ſein grauſames Schickſal beweint.

Prinz. Die Sache iſt in der That ſehr komiſch. Mich deucht, ich ſehe ihn ordentlich vor mir.

Alonzo. Ich möchte ihn wohl auch ſehen, das wäre allerliebſt. (beyde lachen) Er wird aber die Sache nicht lächerlich finden, wenn die Dame wirklich eine ſo außerordentliche Schönheit iſt. Ihr Verluſt muß ihn dann ziemlich kränken.

Prinz. Ganz gewiß. Aber warte, Du ſollſt ſelbſt über ihre Schönheit urtheilen. Ich will es über mich nehmen, ſie dahin zu bringen, daß ſie hieher kommt.

Alonzo. Ihr ſeyd zu gütig, mein Prinz!

Prinz. Nein, nein! denn ich bin ſehr neugierig, ob ſie Dir, wie mir gefällt. Erwarte mich, ich bin in einem Augenblick wieder hier.

Siebenzehnte Scene.

Alonzo. (allein)

Ich bin entzückt, den Prinzen in neuen Feſſeln zu ſehen; jetzt nimmt er ſich gar nicht Zeit, an Eleonoren zu denken. Noch zittere ich vor dem Schickſale, das mich erwartete. Wenn er ſie erblickt hätte, ſo würde es mir wahrſcheinlich wie jenem Liebhaber gegangen ſeyn; — aber ich bin wohl ſchlauer, wie er. Er wird bey ſeinem Abentheuer eine traurige Figur ſpielen.

Achtzehnte Scene.

Eleonore. Der Prinz. Alonzo.

Prinz. Folgen Sie mir, Madame!

Fürchten Sie nichts — ich ſtelle Sie nur meinem innigſten Vertrauten vor.

Alonzo. (wie vom Schlage gerührt) Gerechter Himmel!

Prinz. Was haſt Du denn? (leiſe zu Eleonoren) Unterſtützen Sie mich, Madame!

Eleonore. (leiſe) Ich, Euer Durchlaucht! Worin?

Prinz. (leiſe) Nur kein Wort geſprochen. (laut) Ich begreife nicht, Alonzo, warum Du ſo erſtaunt biſt?

Alonzo. Träume ich? — wache ich? — Iſt es ein Blendwerk? Wie iſt mir?

Prinz. So rede doch!

Alonzo. Gnädigſter Herr! —

Prinz. Endlich.

Alonzo. Mein Prinz —

Prinz. Nun?

Alonzo. Euer Hoheit! —

Prinz. Weiter!

Alonzo. Dieſe Dame, von der Ihr geſprochen, dieſe Ungetreue, die hier vor mir ſteht, iſt der treuloſe Gegenſtand, für den mein mißhandeltes Herz im Stillen ſchlug, die ich betrogener Thor mit der heftigſten Leidenſchaft verehrte.

Prinz. Iſt es möglich?

Alonzo. Ach leider, nur zu wahr!

Prinz. Was muß ich hören? Wahrhaftig, dieſe Entdeckung mißfällt mir Wir Nebenbuhler?

Alonzo. (zu Eleonoren ergrimmt) Und Sie können es noch wagen, mich anzuſehen, ohne bis in das Innerſte Ihrer Seele zu erröthen? Verrätherinn! Ich — ich weiß nicht — ich kann gar nicht reden.

Eleonore. Was ſoll das heißen?

Prinz. Nein, nein! die Sache iſt unmöglich! Du ſcherzeſt, ohne Zweifel, man ſieht es ja klar. Diejenige, die Dich in den Feſſeln der Liebe gefangen hält, beſitzt, wie Du ſelbſt ſagteſt, nur ſchwache Mittel, zu gefallen. Madame kann unmöglich das Modell zu der Schilderung ſeyn, die Du mir vorher machteſt. Ich erinnere mich noch recht gut an alles das, was Du von ihr erzählteſt. Ihr hohes Alter, ihre bleiche Farbe, ihr linkiſches Benehmen ihr mattes Auge, wenn ich Deinen Worten Glauben beymeſſen darf, waren eben nicht geeignet, jemanden beym erſten Anblicke für ſie einzunehmen, und jetzt frage ich Dich: iſt das der Fall hier auch ſo bey Madame?

Alonzo. Ach, gnädigſter Herr! Dadurch wollte ich eben dem Unglücke zuvorkommen, wodurch die Ungetreue mein Herz zerreißt. Aber mit einem Worte, ſie iſt es, jetzt nützt keine Verſtellung mehr.

Prinz. Wenn es ſo iſt, ſo hatte Madame wohl allerdings viele Urſache, ſich über Dich zu beklagen.

Eleonore. Das wohl, aber erlaubt, mein Prinz —

Prinz. (ſie unterbrechend) Indeß, ſchöne Frau, entſprang ſeine Schuld aus Eiferſucht, und ſeine Liebe muß ihm zur Entſchuldigung dienen. Ich ſelbſt will ihm ſeine Liſt verzeihen, und ich erſuche Sie, ein Gleiches zu thun, und ſeine Hand anzunehmen.

Alonzo. (entrüſtet) Wer? — Ich? — ich ſie heurathen? Nein, nein, mein Prinz! ich beſchwör' Euch, behaltet — behaltet Eure Eroberung.

Eleonore. (erſtaunt) Was?

Prinz. (ſie unterbrechend) Beneidenswerther! welch glückliche Zukunft lächelt Dir in dieſen Armen entgegen; dieſe reitzende Verbindung —

Alonzo. Verzeiht, mein Prinz! aber ich finde jetzt, daß ich wahrhaftig nicht für eine ſo reizende Verbindung tauge, und wenn Ihr es erlauben wollt, ſo werde ich lieber Junggeſelle bleiben.

Eleonore. Was hör' ich?

Prinz. Ich liebe Deine Delikateſſe, Du fürchteſt, mir den Gegenſtand meiner Zärtlichkeit zu rauben, allein gleich Dir will ich mich großmüthig zeigen — Du ſollſt ſie heurathen.

Alonzo. (leiſe) Ich berſte vor Aerger.

Prinz. Ich will es.

Alonzo. Gnädigſter Herr!

Prinz. Ich will es.

Alonzo. Nein, mein Prinz! Dieſe Heurath —

Prinz. Oft werde ich euch beſuchen, und mich eures Glückes erfreuen.

Eleonore. (lebhaft) Der Prinz hat Sie getäuſcht, Don Alonzo! — Das wäre zu viel, gnäd'gſter Herr! ich muß ſeinen ſträflichen Irrthum enden. Er iſt das Opfer eines grauſamen Scherzes; und obgleich ~~ſein~~ ungerechter Argwohn mich nicht wenig beleidigt, ſo ſoll er mich doch beſſer kennen lernen. Ja, wiſſen Sie alles, Undankbarer! Ein Zufall brachte mich durch Leon vor die Augen Seiner Hoheit. Als er unſere Liebe erfuhr, war er ſo gnädig, mir zu verſprechen, alle Hinderniſſe unſerer Verbindung zu heben, und in dem Augenblicke, als er ſich an den Ausbrüchen Ihrer Eiferſucht beluſtigte, hatte er Sie ſchon auf meine Vorbitte zum Gardekapitain ernannt. Undankbarer! als nun die Liebe mich leitete, verdienten Sie meinen Haß.

Alonzo. Was ſagen Sie?

Neunzehnte Scene.

Beatrix. Leon (treten aus dem Kabinete.) **Eleonore. Der Prinz. Alonzo.**

Leon. (zu Eleonoren) Hier bringe ich das Patent — nichts mangelt mehr daran; auch das Sigill iſt ſchon beygedrückt.

Alonzo (Leon und Beatrix erblickend) Himmel! was ſeh' ich?

Eleonore. (ihm das Patent überreichend) Leſen Sie, das ſey meine einzige Rache!

Alonzo. Ach, ich ſehe mein ganzes Unrecht und die Größe meiner Beleidigung ein. Gnädigſter Herr, ſo ſchwer mußtet Ihr mich ſtrafen? Laßt Euch genügen, mein Prinz, was ich bis jetzt durch Euch erduldet habe! — Macht meinem Kummer ein Ende, und ſchenkt mir Euer vermögendes Fürwort bey Eleonoren. (wirft ſich zu Eleonorens Füßen) Zu Ihren Füßen muß ich meinen Fehler bereuen.

Eleonore. (lebhaft) Nein, Ihr Mißtrauen würde mir mein Leben verbittern.

Prinz. Ich bitte für ihn um Gnade.

Eleonore. Unmöglich — Seine Eiferſucht —

Prinz. Durch die Heurath wird er von dieſer Thorheit geneſen; Madame, ich bürge Ihnen dafür.

Alonzo. Ja, ich ſchwöre es Ihnen —

Prinz Ich bin allein an dem Verbrechen Ihres Geliebten Schuld.

Beatrix. (zu Eleonoren) Verzeihen Sie ihm, und gehen wir nur einmal von hier, denn der verwetterte Page läßt mich auch nicht einen Augenblick in Ruhe.

Leon. (leiſe zu Don Alonzo) Nur Muth; ſie iſt ſchon erweicht.

Alonzo. Entſcheiden Sie über mein Schickſal.

Eleonore. Ach, wie ſchwach iſt das Herz eines Frauenzimmers! — Stehen Sie auf, Undankbarer!

Alonzo. Himmliſche Leonore!

Prinz. So will ich ſelbſt Ihrem Vater ſchreiben, daß er ſeine Einwilligung nicht länger verſage.

Eleonore. Welche Güte!

Alonzo. Mein Prinz! wie werden wir Euch jemals danken können?

Leon. (zu Beatrix) Eigentlich bin doch nur ich es, der ſie alle zufrieden gemacht hat. Ein Kuß, nur aus Bosheit verweigert, hat dieſes Abentheuer entſtehen gemacht, und es beendigt.

Prinz. Baue ſtets auf meine Freundſchaft, Alonzo! Es ſoll nicht bey dem bleiben, was ich ſchon für Dich gethan habe, denn da Du nun einmal das beſchwerliche Joch der Ehe auf Deine Schulter ladeſt, ſo iſt es die Pflicht eines Freundes — meine Pflicht, es Dir ſo viel als möglich zu erleichtern — es Dir ganz unfühlbar zu machen, hängt von Madame ab.

Eleonore. Nicht mehr eiferſüchtig, lieber Alonzo! und ich werde mich bemühen, es zu thun.

Ende des Luſtſpiels.

Die
Ehemänner als Junggeſellen.

Ein Luſtſpiel in einem Akt.

Frey nach dem Franzöſiſchen

von

Caſtelli.

(Aufgeführt auf dem k. Theater zu München.)

vdt Censor
d 24. Sept. 1810.
Casse.

Perſonen.

Edmund,)
Florville,) Huſaren-Lieutenants.
Emilie, (Florvills)
Auguſte, (Edmunds) Gattinn.
Dügrand, Innhaber eines Gaſthofes.
Kunigunde, deſſen Frau.
Ein Aufwärter.

Die Handlung geht in Straßburg in einem großen Gaſthofe vor.

(Das Theater ſtellt einen Saal in einem Gaſthofe vor, welcher zwey Seitenthüren, die mit den Nummern 17 und 18 bezeichnet ſind, und zwey Thüren im Hintergrunde hat.)

Erſte Scene.

Herr und Frau Dügrand.

Nun, was ſagſt Du dazu, Männchen? — Nicht wahr das ganze Jahr hindurch ſollte der Carneval dauern? — Das iſt eine Zeit, wo unſereins fett werden kann. Wagen ein, Wagen aus, lauter fremde Geſichter mit bordirten Kleidern. Da wird das ſchöne Metall in allen Säcken weich, und fließt durch hundert Röhren, bis es endlich in den Sack der Wirthe wieder zuſammenfließt.

Dügr. Wohl wahr — aber —

Fr. Dügr. Mit Deinem ewigen: Aber. —

Wenn ihr Männer keine Ader im Munde hättet, ſo wäret ihr noch einmahl ſo liebenswürdig. — Wimmelt nicht unſer ganzes Haus von Gäſten? Sind nicht alle Zimmer bis auf zwey beſetzt?

Dügr. Das macht der gute Ruf, in dem unſer Gaſthof ſteht, und nicht der Carneval.

Fr. Dügr. Da haſt Du Recht. — Jedermann will bey den zwey Affen wohnen, man kennt mich und Dich — meine gute Küche, die ſchnelle Bedienung.

Dügr. In ganz Europa erſchallt unſer Ruhm.

Zweyte Scene.

Die Vorigen. Ein Aufwärter.

Aufw. Herr! hier iſt ein Brief an Sie.

Fr. Dügr. Ein Brief an meinen Mann? — Ich muß ſehen was er enthält.

Dügr. Wie? — Du wollteſt ein Geheimniß — —

Fr. Dügr. Eheleute dürfen kein Geheimniß vor einander haben.

Aufw. Madame! dieſer gehört an Sie.

Dügr. (nimmt den Brief) Ein Brief an meine Frau, den muß ich leſen. (Aufwärter geht ab.)

Fr. Dügr. Was willſt Du thun? — Die Addreſſe lautet an mich.

Dügr. (ſie perſiflirend) Eheleute dürfen kein Geheimniß vor einander haben.

Fr. Dügr. Pfuy! ſo eiferſüchtig zu ſeyn.

Dügr. Schäme Dich deiner Neugierde.

Fr. Dügr. Genug der Zänkereyen, laß uns einmahl den Inhalt der Briefe ſehen. (Jedes öffnet dem Brief des andern)

Fr. Dügr. (lieſt) „Lieber, werther Herr Dügrand!“ — (ſpöttiſch) Wie zärtlich! ha! ha! ha!

Dügr. (lieſt) „Meine gute Madame Dügrand!“ — (eben ſo) Das klingt ja allerliebſt.

Fr. Dügr. (lieſt weiter) „Eine ſchnelle „unvorhergeſehene Reiſe führt mich ſammt meiner „Freundinn nach Straßburg“ — Sieh! ſieh! eine Frauenzimmer-Bekanntſchaft! — „Ich weiß kein beſſeres und anſtändigeres „Abſteigequartier für uns beyde, als ihr Hotel.“ —

Dügr. (lieſt) „Ich komme mit meinem

„Kriegs-Kammeraden nach Straßburg.“ — Sieh da eine Bekanntſchaft mit Soldaten! — „Bey Ihnen erwartet uns guter Wein und ſchmackhafte Koſt; ich erſuche Sie daher, uns die beyden Zimmer Nr. 17 und 18 aufzubehalten, worin wir ſchon öfter unſer Unweſen trieben.

Fr. Dügr. (lieſt) „Erſuchen Sie daher Ihre Frau Gemahlin in unſerm Namen zwey Zimmer für uns aufzubehalten. — Sie war ja bis in mein fünfzehntes Jahr meine Erzieherin, meine Freundin, und ich hoffe alſo deſto ſicherer die Gewährung dieſer Bitte von ihr.“

Unterzeichnet:

Emilie.

Dügr. (lieſt) „Wir ſind Soldaten und machen uns den Teufel aus dem Gelde.“ (verſteht ſich, wenn wir eines haben) „Der Karneval giebt uns Gelegenheit, einige Thälerchen in Umlauf zu ſetzen, und es macht uns doppeltes Vergnügen, ſelbe in die Taſche einer ſo ſcharmanten Frau zu ſpediren, wie Sie ſind.“

Florville.

Ach der iſts.

Fr. Dügr. Siehſt Du nun! — Lohnte es ſich wahl der Mühe, eiferſüchtig zu ſeyn? Es ſind die beyden Offiziere, die alle Jahre um dieſe Zeit bey uns einlogiren.

Dügr. Wer ſpricht denn von Eiferſucht? Aber dießmahl dächt ich doch, ſollten wir den beyden Frauenzimmern den Vorrang laſſen. —

Fr. Dügr. Sieh! ſieh! — Damit ihnen der ſcharmante Herr Dügrand ſeine Kratzfüße machen, wohl gar ſelbſt das Frühſtück zum Bette bringen könnte; das geſchieht nimmermehr! — Es iſt wahr, ich verdanke Emiliens Mutter vieles, ich war durch zwanzig Jahre mehr ihre Freundin als Dienerin, allein die beyden Offiziers — —

Dügr. Bedenke doch, was ſie uns voriges Jahr für Verdruß machten. — Der eine kratzt den ganzen Tag auf der Violine, der andere bläst das Horn, daß man beyde Ohren verſtopfen möchte, bald fechten ſie mit einander, bald trillern ſie wieder ein Komödienliedchen; es iſt bey Gott nicht auszuhalten.

Fr. Dügr. Für Dich, weil Du kein muſikaliſches Gehör haſt.

Dügr. Mit einem Worte, die Damen bekommen die beyden Zimmer, und damit Holla!

Fr. Dügr. Und damit nicht Holla! — Die Zimmer werden für die Offiziers aufbehalten.

Dügr. (aufgebracht) Das wollen wir ſehen — Wer iſt Herr im Hauſe?

Fr. Dügr. Du! aber ich bin Frau im Hauſe.

Dügr. Kann ich nicht befehlen?

Fr. Dügr. Ja, aber ich werde dennoch thun, was mir beliebt.

Dügr. Der Mann iſt das Haupt des Weibes, ihm muß ſie unterthänig ſeyn.

Fr. Dügr. Ja, wenn ſie will.

Dügr. Der Mann iſt ſchon nach dem Naturgeſetz der klügere Theil.

Fr. Dügr. Da möcht es wohl manche Ausnahme leiden. — Wenn ich nicht meine Augen überall hätte, alles ſelbſt thäte, des Tages hundertmahl alle Zimmer austrippelte, wir wären längſt zu Grunde gegangen.

Dügrand. Das iſt die Pflicht jeder braven Hausfrau, Du arbeiteſt mit den Händen, ich mit dem Kopfe, und mit dem Munde —

Fr. Dügr. Ja, durch Deinen Mund läuft das ſchnell wieder, was ich mit Mühe erwerbe.

Dügr. Nun denn, der Klügere giebt nach. — Wer von beyden früher kömmt, der ſoll die Zimmer haben. Ich gehe, nun alles in Ordnung richten zu laſſen.

Fr. Dügr. Daran wirſt Du gut thun. Aber bringe Deine Zeit nicht etwa wieder bey der Wittwe zu, die Du aus ſogenannter Menſchlichkeit umſonſt hier behältſt. — Schöne Armuth das! — Sie geht ins Schauſpiel, ins Concert, ſogar auf den Ball, und fällt doch andern Leuten zur Laſt.

Dügr. Nein, mein Kind, ſorge Dich nicht, Du weißt ja, ich thue nichts, was Dich betrüben könnte. (ab.)

Dritte Scene.

Frau Dügrand. (allein)

Ach, wie ſehr wünſchte ich jetzt, daß die beyden Huſaren zuerſt ankämen, und wär's auch nur um ihn recht zu ärgern. — Auf der andern Seite wäre ich wieder neugierig zu wiſſen, was für ein ſonderbarer Zufall Emilien hierher führt. — Das gute Mädchen! — Schon viele Jahre habe ich nichts von ihr gehört. — Doch ſtill, ich höre Geräuſch, das iſt ein Wagen, der bey uns einfährt. (ſie tritt an das Fenſter) Richtig! — ich irre mich nicht — ſie iſts — es iſt Emilie — ich erkenne ſie an der Stimme — ſie übergiebt ihrem Mädchen ihren Mantelſack und ihre Harfe — nun kömmt ſie.

([illegible]

Vierte Scene.

Emilie. Auguſte und **Frau Dügrand.**

Emilie. Ah! — da iſt ſie ja. — Vielmahl willkommen liebe Dügrand! —

Fr. Dügr. Iſt's möglich? — Sie ſind's, liebe Mamſell. I du mein Gott! welche Freude ich habe, Sie wieder zu ſehen. — (verneigt ſich gegen Auguſten) Madame, ich bin Ihre Dienerin.

Emilie. Komm, meine Liebe! — laß Dich umarmen.

Fr. Dügr. Aber ſagen Sie mir nur, wie in aller Welt geht denn das zu, ſo allein, ohne ihre Frau Mutter? —

Emilie. So viel ich merke, weißt Du das Glück gar nicht, das ich gemacht habe. Ich bin verheurathet.

Fr. Dügr. Verheurathet? Und das nennen Sie ein Glück? —

Emilie. Wie man es nimmt. — Ich ſtelle Dir hier eine ſehr gute Freundin von mir vor. Sie hat mit mir aus gleicher Urſache dieſe Reiſe unternommen.

Auguſte. Unſere beyden Männer ſind Soldaten, und da man mir ſchrieb, daß ſie unmöglich Urlaub erhalten könnten, um uns zu beſuchen, ſo wollen wir ihnen nun mit unſerer Gegenwart eine unvermuthete Freude machen.

Fr. Dügr. Keinen Urlaub erhalten können? — Das iſt ſonderbar! — Täglich gehen hier Offiziers durch, die die Erlaubniß bekommen haben. — Eben heute erwarten wir zwey Huſaren-Lieutenants —

Auguſte. Unſere Männer ſind auch Huſaren-Lieutenants bey dem dritten Huſaren-Regimente

Emilie. O liebe Dügrand, Du ſollteſt meinen Mann in Uniform ſehen, ich ſage Dir, göttlich ſieht er aus. — Der Dollmann mit Gold geſtickt, die Mütze tief ins feurige

Auge gedrückt, der lange Säbel, der Schnurrbart, da iſt kein Fältchen zu ſehen, da paßt alles ſo knapp an den ſchön geſtalteten Körper, o mein Florville! — —

Fr. Dügr. Florville nennt ſich Ihr Gemahl?

Emilie. Florville ja! —

Fr. Dügr. Ich kenne ihn, kenne, ihn ſehr genau.

Emilie. Du kennſt ihn?

Auguſte. Er iſt immer in Geſellſchaft eines andern Offiziers Namens, Edmund!

Fr. Dügr. Iſt mir auch bekannt, der Herr Lieutenant Edmund

Auguſte. Er liebt die Muſik und die Mahlerey, und iſt überhaupt ein leidenſchaftlicher Verehrer der ſchönen Künſte. Soldat aus Pflicht, Künſtler aus Geſchmack — mit einem Worte, ein ächt römiſcher Philoſoph im Coſtüme eines franzöſiſchen Huſaren! — Iſt das nicht ſein vollſtändiges Portrait?

Fr. Dügr. Beyde nach dem Leben gemahlt. Sehen Sie, meine lieben Damen, dieſe beyden Herren wohnen ſchon durch zwey Jahre zur Karnevalszeit in meinem Hauſe. Doch ſagten ſie immer, ſie wären noch unverheurathet.

Emilie. (lächelnd) Ah! — das iſt ein bischen ſchwer zu glauben. — Du irrſt Dich, meine Liebe! — gewiß Du irrſt Dich, das ſind unſere Männer nicht.

Fr. Dügr. Nach alle dem zu ſchließen, was Sie mir da von' ihnen ſagten, kann ich nicht länger zweifeln.

Auguſte. Ha, die Verräther! — Freundin, wir ſind ſchändlich betrogen.

Fr. Dügr. Mäßigen Sie ſich, Madame!

Emilie. Alſo den vorigen Winter waren ſie hier?

Fr. Dügr. Ja, und haſchten gierig alle Freuden, die ſich hier in Menge darbiethen. Kein Ball wurde ausgelaſſen, kein Rendez-vous verſäumt.

Emilie. Und uns beſchrieben ſie ſo kläglich, wie ſie des Nachts über auf dem Felde kampiren müßten, dem Schnee, dem Regen, der bitterſten Kälte ausgeſetzt, und nur durch das Feuer erwärmt, das für uns in ihr Herzen brennt.

Auguſte. Genug, mein Entſchluß iſt gefaßt, ich will den Treuloſen nicht mehr ſehen.

Emil. Damit würdeſt Du ihm vielleicht einen Gefallen erweiſen.

Fr. Dügr. O Männer! Männer! —

Der Meinige iſt um kein Haar beſſer. Geſchichtchen könnte ich Ihnen von ihm erzählen — Geſchichtchen —

Emilie. Sie gleichen ſich alle, nur einen kurzen Tag währt das Glück der Ehe, und mit Recht kann man ſagen, Amor ſtirbt in Hymens Umarmung. — Doch wozu all' die Lamentationen, die wir da herabſingen? — Laß uns handeln, liebe Freundin, rächen müſſen wir uns an den Elenden, fürchterlich rächen.

Fr. Dügr. Bedenken Sie, daß Güte und Sanftmuth die einzigen Waffen des Weibes ſind.

Emilie. Was unternehmen wir, um ſie recht zu ärgern? — Sie ſchwärmen entfernt von uns, laß uns Gleiches mit Gleichem vergelten. Laß uns hineinſtürzen in den Wirbel von Vergnügungen, und ſie vergeſſen.

Auguſte. Nimmermehr! wenn's Edmund erführe —

Emilie. Ich kenne ihn zwar nicht, Deinen Edmund, aber wenn Du willſt, ſo werde ich ihm eine tüchtige Lection leſen. — — Da fährt mir ein herrlicher Gedanke durch den Kopf, demüthigen wollen wir ſie, ganz zerſchmettern und dann —

Auguſte. Verzeihen —

Emilie. Nun — was bliebe uns denn auch ſonſt übrig? (zu Frau Dügrand) Du Liebe, mußt uns beyſtehn.

Fr. Dügr. Ich bin zu Ihren Dienſten.

Emilie. So höret denn! — Du, Auguſte —

Fünfte Scene.

Die Vorign. Dügrand.

Dügr. Frau! ſo eben ſind die beyden Offiziers angekommen.

Emilie. Sie ſind es, die Treuloſen.

Fr. Dügr. Laſſen ſie uns auf ihr Zimmer gehen, und dort den ganzen Plan verabreden, wir wollen ſehen meine Herrn Ehemänner als Junggeſellen, wir wollen ſehen.

Sechste Scene.

Dügrand. (allein)

Meine Frau geht, deſto beſſer, ſo kann ich die Offiziers mit guter Manier wieder fortſchicken.

Siebente Scene.

Dügrand. Florville. Edmund.

Florv. (von außen) Herr Dügrand! — Madame! — Fritz! — Carl! — Holla! niemand hier?

Dügr. Da iſt er ſchon! wie er lärmt!

Florv. (tritt ein) Gott ſey Dank, da bin ich. — Eſſen her! — Wein!

Dügr. Ein hungriger Paſſagier.

Florv. (bemerkt Dügrand) Ah, da hat ihn ja der Teufel! Grüß Dich Gott, Dügrandchen! Haſt mich ſchon mit der größten Ungeduld erwartet, nicht wahr?

Dügr. Wie, Herr Lieutenant — ſo allein?

Florv. Allein? wo denkſt Du hin? Florville ohne Edmund, wie iſt das möglich? — Wir beyde ſind unzertrennlich wie unſere Stiefel. *Mitſammen aufgewachſen*, bey einem Regimente, Waffengefährten und Kammeraden bey allen luſtigen Streichen. — Wir leben und ſterben mit einander, iſt er traurig, ſo heitere ich ihn auf, hab ich keinen Sou in der Taſche, ſo bezahlt er für mich, Du ſiehſt alſo, wir ſind einander unentbehrlich. (erblickt Edmund, welcher eintritt) Nun was hab ich Dir geſagt? er kann nicht lange ohne mich ſeyn.

Edmund (zu Florville) Hübſche Streiche fängſt Du an, das muß einmahl wahr ſeyn, während ich den Kutſcher bezahle, verläßt Du den Wagen, und kümmerſt Dich den Teufel um unſere Koffers.

Florv. Koffers? — Ha, ha, ha! — Von dem Deinigen magſt Du reden, ich meinerſeits habe nichts als einen ziemlich leichten Mantelſack — und ſtehlen ſie mir auch den, ich bin ein Philoſoph, und hänge nicht ſclaviſch an den Gütern dieſer Erde.

Edmund. Du kannſt wohl auch wie jener Weiſe ſagen: omnia mea mecum porto.

Florv. (leiſe zu ihm) Stille doch, ſonſt haben wir keinen Credit — (laut) Du ſcherzeſt. Was wäre denn mein mit Gold durchwirkter Tabacksbeutel, die meerſchaumene Pfeife, das Jagdhorn, et caetera, et caetera.

Edmund. Um Vergebung, lieber Herr Dügrand, ich ſah ſie nicht ſogleich. — Wie ſtehts mit Ihrer Geſundheit, — was macht Ihre liebe Frau? — Wollen Sie nicht vor Allem ſo gefällig ſeyn, uns unſere Zimmer zu öffnen? — —

Dügr. Meine Herren! wahrhaftig, es thut mir unendlich leid — aber ich vergaß, es meiner Frau zu ſagen, und während ich abweſend war, hat ſie die beyden Zimmer vermiethet.

Edmund. Verfluchter Streich! — Aber warum müſſen Sie auch alles Ihrer Frau ſagen, wanns geſchehen ſoll?

Flory. (lächelnd) Eben darum, weil ſie ſeine Frau iſt — — Aber es iſt doch wahrlich ſehr ärgerlich.

Achte Scene.

Die Vorigen. Frau Dügrand.

Fr. Dügr. Schön willkommen meine Herren! wahrhaftig ich bin ſehr erfreut, Sie wieder zu ſehen. Mein Mann wird Sie bey uns nicht aufnehmen wollen, er wird Ihnen geſagt haben, es ſeyen alle Zimmer ſchon beſetzt; aber nichts deſto weniger, Sie bleiben dennoch hier, Sie müſſen ſich ſchon behelfen, ich werde ſchon ein Zimmer für Sie finden.

Dügr. (bey ſich) Die Zunge iſt des Teufels.

Flory. Sie wiſſen, wir ſind genügſam, aber hier müſſen wir ſeyn. Räumen Sie uns ein Bodenzimmer, da genießt man friſche Luft, ~~und kann mitleidig auf das Menſchengewürme,~~ das unter einem ~~wimmelt, herabſehen~~.

Fr. Dügr. Sie ſind noch immer der alte ſpaßige Herr! Nein, nein, ſo arg wirds nicht ſeyn. (ſie zeigt auf die Thüre zur Linken im Hintergrunde) Hier hab ich noch ein Kabinet, es iſt zwar klein, und liegt Obſt darin aufbewahrt, das wird Sie aber nicht incommodiren.

Edmund. Ganz und gar nicht.

Florv. Wir wollen das Obſt ſchon wegräumen.

Fr. Dügr. Sehen Sie, da richte ich Ihnen zwey Betten hinein, und hier in dieſem Saale können Sie des Tages über ſich aufhalten.

Dügr. Wo denkſt Du hin, Frau? — hier im allgemeinen Saal? —

Florv. Immerhin, wir ſind gerne in Geſellſchaft.

Dügr. Wo immer Männer und Frauenzimmer aus und eingehen.

Florv. Auch Frauenzimmer? wir bleiben ſchon hier.

Edmund. Wenn man noch jung iſt und unverheurathet —

Florv. So beſteht man gern manche Avanture.

Fr. Dügr. (bey ſich) Unverheurathet?

Florv. Kurz, ich ſehe ſchon, wir ſind hier prächtig logiert. — Hören Sie, Madame, Sie ſind eine ſcharmante Frau!

Fr. Dügr. Zu viel Ehre, mein Herr!

Florv. Bey Ihnen trifft man die beſte Küche und den älteſten Wein in ganz Straßburg.

Dügr Sie werden echauffirt ſeyn von der Reiſe, meine Herren, befehlen Sie vielleicht einige Erfriſchungen?

Edmund. Ein herrlicher Gedanke! — Es iſt ohnehin noch lange bis zum Souper; bringen Sie mir indeſſen eine Schaale gute Milch, denn ich bedarf morgen einer reinen Stimme, da ich eine Arie zu ſingen willens bin.

Dügr. Alſo zwey Schaalen Milch? — Sogleich ſollen Sie bedienet werden.

Florv Hören Sie, Herr Dügrand, ich kann die Milch nicht wohl vertragen — für mich bringen Sie einen Teller Schinken und eine Bouteille Madera

Dügr. Wie Sie befehlen. (im Abgeben

zu ſeiner Frau) Geh, ſieh in die Küche — oder richte die Betten für die zwey Herren, eine brave Hausfrau muß nie müßig ſtehen.

Fr. Dügr. Ich empfehle mich indeſſen, meine Herren! (bey ſich im Abgehen) Der eiferſüchtige Narr!

Dügr. Ihr Diener, meine Herren! (für ſich im Abgehen) Die Kokette!

Neunte Scene.

Edmund. Florville.

Florv. Nun, mein Freund mit dem zündbaren Herzen, wie iſt Dir? Du hörſt, daß Weiber in der Nähe ſind, und biſt ſo tiefſinnig?

Edmund. Wir beyde werden ſchwerlich mehr eine galante Eroberung machen, denn jedes ~~Dienſt~~mädchen ~~auf der Gaſſe~~ zeigt mit Fingern auf uns.

Florv. Deſto beſſer, man iſt bekannt, man iſt berühmt; freylich kitzelts eben nicht ſehr in den Ohren, wenn man vor und hinter ſich ziſcheln hört; das iſt ein liederliches Subject! — aber auf der andern Seite hat's auch wieder ſein Gutes, wenigſtens weichen einem die Leute aus.

Edmund. Iſt's meine Schuld? — (man bringt einen ſervirten Tiſch)

Flory. Schweige, ſchweige, zum moraliſiren iſt ein andermahl Zeit, nun laß uns eſſen. — Hier, nimm Deine Milch.

Edmund. Nein, laß nur. Ich will doch lieber Schinken eſſen, und ein Glas Wein trinken, das iſt etwas ſolider.

Flory. Sieh einmahl! — Da will der Tuckmäuſer die Leute glauben machen, er lebe von Milch und Waſſer, wie weiland die erſten Menſchen, und hält's doch, wenn guter Wein da iſt, bis auf den letzten Tropfen mit.

Edmund. Apropos! Haſt Du Deiner Frau geſchrieben?

Flory. Meiner ſcharmanten kleinen runden Emilie? (ißt ſehr gierig und ſpricht mit vollen Backen) Sey verſichert — ich — ich werde ihr ſchreiben — morgen vielleicht — und Du?

Edmund. Der Brief iſt ſchon lange angefangen — er ſtrotzt von Liebe und Zärtlichkeit — aber der Schluß fehlt noch, ſobald ich Zeit habe, werde ich ihn enden.

Florv. Das wird wohl ſo bald nicht geſchehen. — Sag' mir einmal aufrichtig, Brüderchen! glaubſt Du denn, daß Dich Deine Frau ſo recht aus Herzensgrund liebt?

Edmund. Welcher Ehemann wird das nicht glauben? — Doch ſchrey nur nicht ſo, wenn Du von unſern Weibern ſprichſt, Du weißt ja, wir paſſiren hier als Junggeſellen.

Florv. Haſt Recht! und wollen's auch in der Leute Augen bleiben, denn wir befinden uns einmal gar zu gut dabey. Die hübſchen Mädchen lachen uns freundlich zu, und die Mütterchen machen auch kein ſcheeles Geſicht, wenn wir auch den Töchterchen einmal mehr die Hand küſſen, als es die Höflichkeit erfordert. — Aber wüßten ſie einmal, daß wir verheurathet ſind, gute Nacht, Freundlichkeit und zärtliche Blicke! — Doch weißt Du wohl, lieber Freund, daß ich Dein Weib gar nicht kenne?

Edmund. So wenig als ich Deines.

Florv. Ich habe ſie nie geſehen, aber wenn ich an Deiner Stelle wäre, mein Seel! ich wäre nicht ſo fröhlich wie Du, denn Du vernachläſſigſt ſie doch einmal zu ſehr, und wer weiß, wer weiß, ob ſie nicht in der Entfernung Gleiches mit Gleichem vergilt.

Edmund. Meine Auguste? — Nimmermehr! — Sie iſt ſo beſcheiden, ſo ſittſam, lebt gewiß verborgen in ihrem Städtchen, und unterhält ſich nur mit der Muſik, und mit der Erinnerung an mich — Bedenk' nur ſelbſt, ſie kennt die Welt nicht, ſie iſt ſo furchtſam, daß ſie keinem Manne gerade in das Angeſicht zu ſehen wagt.

Florv. Deſto ſchlimmer; ſo ſchielt ſie deſto mehr nach der Seite auf ihn. — Da bürge ich für meine Frau; die iſt lebhaft, luſtig, ſieht alles, ohne etwas zu ſehen, ein Blick von ihr zieht den Stoicker an ſie, der andere ſtößt ihn zurück. — Ich verſichere Dich, es hat mich nicht wenig Mühe gekoſtet, ſie in mich verliebt zu machen, ich mußte viel ſeufzen, viel klagen, oft im Regenwetter unter ihrem Hausthüre ſtehen, aber endlich gelang's doch, denn (lächelnd) man hat eine figure, ~~die ſich~~ ausnimmt, und einen modum persuadendi, ~~der keinen~~ Widerſtand leidet.

Edmund. Sehr beſcheiden. — Höre, den künftigen Winter ſollten wir doch unſere Frauen beſuchen.

Florv. Wir wollen ihnen die Ehre anthun. — Doch dieſen Karneval laß uns hier in Straßburg noch recht luſtig zubringen. — Du führſt mich überall hin, wo du bekannt biſt, und ich dich eben ſo.

Edmund. Das will ich wohl; doch mußt Du dich nicht ſo leichtſinnig und unbeſonnen betragen, wie gewöhnlich. — Spektakelt er doch überall herum, als wäre er zu Hauſe, macht jedes Mädchen ſchaamroth, und jedes Mütterchen ſchüttelt über ihn ihr betagtes Haupt; den Herrn des Hauſes bringt er um ſeinen beſten Wein, und der Frau lockt er das Waſſer aus den Augen, kneipt jedes hübſche Stubenmädchen in die Backen, und ſchenkt den Bedienten keinen Heller für's Hinunterleuchten.

Flory. Das iſt ſo meine Art, mich beliebt zu machen, und ich weiß nicht, ob ich nicht mehr damit ausrichte, als Du mit der ſchmachtenden Miene, die überall einen Roman anſpinnt, für den kein Verleger einen Kreutzer Honorar bezahlen würde. — Wir wollen ſehen, wir wollen ſehen! — Ich will nun ein wenig im Hauſe herumpatrouilliren, und komme mir ein hübſches Weib[illegible] in den Wurf, Dir ſogleich Rapport abſtatten (ab)

Zehnte Scene.

Edmund. Frau Dügrand.

Fr. Dügr. (an der Thüre) Sind Sie allein, Herr Edmund?

Edmund. Ja! — warum?

Fr. Dügr. Das iſt herrlich, vortrefflich, daß ich Sie allein treffe, ich habe von äußerſt wichtigen, von äußerſt intereſſanten Dingen mit Ihnen zu ſprechen.

Edmund. (lächelnd) So? nun ſo laſſen Sie hören.

Fr. Dügr. Stellen Sie ſich vor, eine Fremde iſt hier angekommen, die ein Portrait verfertigen laſſen will, um es ihrer Familie zu überſenden; ſie fragte mich um einen geſchickten Künſtler, und ich — ich nannte Sie — rühmte Sie auf's höchſte — beſchrieb Sie als einen liebenswürdigen geſchickten Mahler, (mit einer Verbeugung) wie Sie es denn wirklich ſind; — als einen großen Liebhaber —

Edmund. Wie? als einen Liebhaber?

Fr. Dügr. (ſchnell) Der ſchönen Künſte. Mit einem Worte, ich brachte ſie dahin, daß ſie Ihre Ankunft abwartete, und entſchloſſen iſt, das Portrait von Ihnen mahlen zu laſſen, Sie hat viel Unglück erlitten, und ſpricht gerne davon; ſie wird Ihnen alles erzählen. — Ich ſage Ihnen, das giebt einen herrlichen Roman.

Edmund. Das iſt gut. — Aber wer iſt die Dame?

Fr. Dügr. Sie reiſet, um die Alterthümer zu beſehen, liebt die ſchönen Künſte ~~und die ſchönen Mannsperſonen, beſonders aber die Mahlerey~~, hat 20,000 fl. jährliche Einkünfte, iſt Wittwe, jung, ſchön, fröhlich, kurz das liebenswürdigſte Frauenzimmer, das ich kenne.

Edmund. (dringend) Aber wo iſt ſie, wo wohnt ſie? Ich will ihr ſogleich meine Aufwartung machen.

Fr. Dügr. Laſſen Sie das; ſie reiſt nur hier durch, und hat ſich daher eine kleine Wohnung gemiethet. Uiberdieß handelt es ſich hier nur um das Portrait, daher will ich denn lieber die Dame zum Mahler, als den Mahler zur Dame führen.

Edmund. Wie Sie wollen, ich brenne vor Begierde, die Schöne zu ſehen.

Fr. Dügr. Uiberdieß iſts auch hier hübſch licht.

Edmund. Ja, Sie haben Recht, gehen Sie doch nur, ich erwarte ſie mit Ungeduld.

Fr. Dügr Ich bin gleich wieder hier, ſie wohnt in dieſem Zimmer, hier in Nr. 18

(ab.)

Eilfte Scene.

Edmund (allein.)

Dank ſey es dem Glücke, das mich begünſtiget. — Kaum bin ich angekommen, ſo find ich eine junge, hübſche, reiche Frau, die vo mir ihr Portrait mahlen laſſen will. — Ic will die Gelegenheit benützen, und mich mi ihr näher bekannt machen — doch ſtill — man kömmt.

Zwölfte Scene.

Frau Dügrand. Emilie. Edmund

Emilie. (bey Seite) Amor! Gott de Lügen und der Verſtellung, ſteh mir bey!

Fr. Dügr. Madame, hier habe ich di

Ehre, Ihnen den berühmten Künſtler vorzuſtellen, von dem ich dieſen Morgen mit Ihnen ſprach.

Edmund. Ich ſchätze mich ſehr glücklich, wenn ich Ihnen dienen kann. (bey Seite) Wie ſchön ſie iſt!

Emilie. Zu gütig, mein Herr!

Fr. Dügr. Während Sie da von Sachen ſprechen, die ich nicht verſtehe, will ich Ihren Wagen bereiten laſſen, ich werde Sie dann davon benachrichtigen.

Dreyzehnte Scene.

Edmund. Emilie.

Emilie. Mein Herr! Frau Dügrand hat mir ſo viel Schmeichelhaftes von Ihnen und Ihrer Kunſt geſagt, daß der Wunſch in mir rege wurde, Sie zu ſehen. — Ich bin ſo frey, ohne Sie zu kennen, mir von Ihnen eine Gefälligkeit zu erbitten.

Edmund. Sprechen Sie, Madame, worin kann ich Ihnen dienen? — Ich werde trachten, der guten Meinung zu entſprechen, die man Ihnen von mir beygebracht hat.

Emilie. Sie ſind Soldat, mein Herr! — und ~~ver~~legen ſich auf Mahlerey? — Fürwahr, etwas ſeltenes.

Edmund. Wenn man noch unverheurathet iſt —

Emilie. Ah, Sie ſind noch unvermählt —

Edmund. Ja, Madame! — nun, da muß man wohl Beſchäftigung für einſame Stunden ſuchen, und die Mahlerey —

Emilie. Ich liebe ſie leidenſchaftlich — deshalb bin ich willens, nach Italien zu reiſen.

Edmund. O Gott! — wer ſo glücklich ſeyn könnte, Sie zu begleiten.

Emilie. Ich bin Wittwe, meine Verwandte wünſchten ſehr, mich wieder verheurathet zu ſehen. —

Edmund. Ich begreife. — Sie ſind auf dem Weg, den Wunſch Ihrer Verwandten zu erfüllen, und wollen nun Ihr Portrait von mir mahlen laſſen, um es dem glücklichen Geliebten zu überſenden. — Wohlan, Madame, Ich bin ~~mein Pinſel iſt~~ bereit, o könnte ich doch zu dieſer Arbeit Raphaels Pinſel ſtehlen! — Wer kann dieſe Züge wohl copiren, ohne de leiſen Wunſch zu hegen: o wäre dieß Gemählde doch für mich beſtimmt! -

Emilie. Sehr galant! — Doch Sie irren mein Herr, es handelt ſich hier nicht um mein Portrait, ſondern um jenes meiner Nebenbuhlerinen

Edmund. Wie? — Sie? — Sie hätten eine Nebenbuhlerinn? Das iſt unmöglich! —

Emilie. Und doch wahr! — Eine kleine verſchmitzte Franzöſinn raubte mir das Herz meines Geliebten.

Edmund. Das geſchah vermuthlich in Paris? — O ich kenne dieſe verführeriſche Stadt!

Emilie. Nein, in Liſieux.

Edmund. In Liſieux? — Madame, ich bin dort zu Hauſe, nun hat Ihre Geſchichte ein doppeltes Intereſſe für mich.

Emilie. Darf ich mich Ihnen wohl entdecken?

Edmund. Ich bitte Sie darum.

Emilie. Ein Zufall führte mich in dieſe Stadt, ich hielt mich einige Zeit dort auf, und lernte einen jungen Mann kennen, der mir gefiel; unſere Herzen harmonirten, und bald war das Band geknüpft, das meine Verwandte billigten. — Schon war der Tag unſerer Verlobung feſtgeſetzt, als mir jene Grauſame das Herz meines Geliebten, und mit ihm die Freuden meines Lebens ſtahl.

Edmund. (für ſich) Wer das nur ſeyn mag?

Emilie. Durch ein Ungefähr fand ich im Portfeuille des Treuloſen das Portrait meiner Nebenbuhlerinn — Ich brach ſogleich mit dem Elenden —

Edmund. Wie natürlich.

Emilie. Und nun bin ich Willens, eine Copie dieſes Portraits als ein Zeichen ſeiner Treuloſigkeit meinen Verwandten, das Original ſelbſt aber der Schönen zu Liſieux zurückzuſenden, um ihr zu beweiſen, daß man mich nicht ſo leicht betrügt.

Edmund. Höchſt ſonderbar!

Emilie. Und dieſen Dienſt, mein Herr, erwarte ich von Ihrer Güte.

Edmund. Ich bin zu Befehl! — Doch darf ich Sie um den Namen des Frauenzimmers bitten, die ſich ſo ſchwer an Ihnen verſündigte? — Iſts vielleicht eine Tochter des Rathsherrn Bailleu, oder die Nichte des Maires —

Emilie. Sie ſollen alles erfahren, nur bitte ich um Stillſchweigen.

Edmund. Darüber ſeyn Sie ganz ruhig. — Wollen Sie ſo gütig ſeyn, mir das

Portrait zu geben? (bey ſich) Ha, ha, ha! das muß ich gleich meiner Frau ſchreiben.

Emilie. (giebt ihm das Portrait) Hier, mein Herr!

Eduard. (beſieht es) O Himmel! — was ſeh' ich?

Emilie. (bey Seite) Wohl bekomm's.

Edmund. (bey Seite) Meine Frau! — Iſts möglich?

Emilie. Was iſt Ihnen, mein Herr?

Edmund. Mir? — Madame! — wirklich, ich weiß nicht —

Emilie. Sie ſind ganz betroffen.

Edmund. Das Bild — es iſt ſo ſchön gemahlt — ich — aber — ſind Sie auch verſichert, daß es ihr ganz ähnlich ſieht?

Emilie. Frappant ähnlich.

Edmund. Und das Frauenzimmer wohnt —

Emilie. In Liſieux. — Doch ſollte ich unvorſichtig geweſen ſeyn? — Iſt Ihnen die Dame vielleicht bekannt?

Edmund. Nein — ja doch, ja doch, es iſt mir als kennte ich ſie —

Emilie. Es iſt doch nicht eine Anverwandte von Ihnen?

Edmund. Keinesweges.

Emilie. Oder vielleicht gar Ihre Frau?

(lächelnd) Doch wo denk' ich hin? — Sie ſagten mir ja erſt vor kurzem, daß Sie noch unverheurathet wären.

Edmund. Das bin ich auch — (bey Seite) Ha! ich bin ganz außer mir.

Vierzehnte Scene.

Die Vorigen. Frau Dügrand.

Fr. Dügr. Madame, Ihre Equipage iſt bereitet, die Nacht naht heran, und wenn Sie noch alle Seltenheiten der Stadt beſehen wollen —

Edmund. Die Seltenheiten von Straßburg? —

Fr. Dügr. Haben wir etwa deren nicht genug? — Die Wälle, der Thurm, die Cathedralkirche, das Grabmahl des Marſchalls von Sachſen —

Emilie. Und dann den Ball nicht zu vergeſſen. Iſt mein Anzug bereitet?

Fr. Dügr. Alles iſt in Ordnung.

Emilie. Leben Sie interdeſſen wohl, mein Herr! — Wir ſehen uns bald, ich bitte Sie ſehr, auf mein Portrait nicht zu vergeſſen.

Edmund. Sorgen Sie nicht. — Dieß Portrait kommt nicht aus meinem Gedächtniſſe.

Emilie. (im Abgehen zu Frau Dügrand) Er iſt gedemüthiget. (beyde ab)

Fünfzehnte Scene.

Edmund (allein.)

Iſt es möglich! — Sie — meine ſanfte Auguſte! — Mein Loos iſt geworfen, ich bin gränzenlos elend! — ſo betrügt mich das Weib, das ich ſo zärtlich liebe.

Sechszehnte Scene.

Edmund. Florville.

Flor. Ah! — da iſt er ja. — Doch was ſeh' ich — ſo ſtill, ſo in ſich gekehrt? — Ach ich weiß es ſchon, Du endeſt gewiß den Brief an Deine Frau?

Edmund. Laß mich, — Du biſt ſo fröhlich, und ich bin eben nicht in der Stimmung, Dir zu accompagniren.

Florv. (komiſch pathetiſch) Was iſt das? Deine Stirne iſt gefurcht — ein heimlicher Gram engt Deine Bruſt — o ſprich, entdecke Deine Leiden dem Freunde, und durch Mitgefühl, durch Troſt wird er Balſam in die Wunden Deines Herzens träufeln.

Edmund. Scherze nicht — Du weißt — meine Frau —

Florv. Nun, Deine Frau?

Edmund. Die Verrätherinn, ſie hat mich vergeſſen!

Florv. Hat ſie Dir's geſchrieben?

Edmund. Eben erfuhr ich dieſe ſchreckliche Wahrheit.

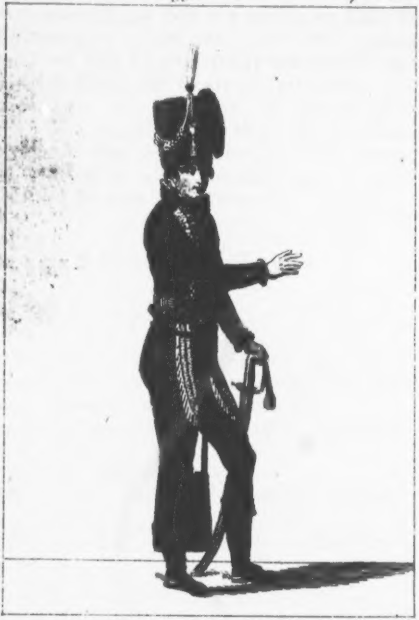
Florv. Tröſte Dich. Es geht den meiſten Ehemännern ſo.

Edmund. O Gott! Sie haben auch nicht alle ein Herz, wie ich.

Florv. Das iſt erbaulig — Ich muß es geſtehen — zum Todtſchießen für einen andern; aber wir wollen klug ſeyn, und nicht dem Feind ins Handwerk greifen. — Du mußt Dich auch erſt ganz überzeugen, ehe Du verzweifelſt.

Edmund. Er hat Recht! — Ich will

Die Ehmänner als Junggesellen *17te Scene*



Am Ehrentage wird die Liebe mit 100 Wachslichtern zu Grabe getragen.

die Fremde aufſuchen, und wo möglich, jede Kleinigkeit dieſer verwünſchten Geſchichte zu erforſchen ſuchen.

Florv. Adieu! — Siegwart der Zweyte! — Sey ein Philoſoph, und ſinge nicht auch mit den übrigen das nämliche Lied, von der Untreue der Weiber, das man ohnedieß hundertmal des Tages hört.

Edmund (bey Seite) Ich Unglücklicher! (ab.)

Siebenzehnte Scene.

Florville (allein.)

Was hab' ich ihm geſagt? — Den Weibern mit den ſanften Engelsmienen iſt nicht zu trauen, es ſieht meiſtens ein Teufel mit über die Schultern. — Es iſt aber doch zum lachen, ein Mann grämt ſich darüber, daß ihn ſein Weib vergißt? — Wenn er das nicht wollte, warum hat er ſie geheurathet? Am Ehrentage wird die Liebe mit hundert Wachslichtern zu Grabe getragen. — Doch ich bin wahrlich froh, daß ich ihn auf eine gute Art los brachte. — Da guckte zuvor ein braunes Köpfchen mit ſchwarzen Augen zwiſchen den Gardinen aus einem Fenſter dieſes Hauſes hervor, das mich wahrlich die Luſt anwandelt, es näher zu betrachten. — Doch wie werd' ich's anfangen? — Auf die natürlichſte und ſchnellſte Art von der Welt; ich klopfe an ihre Thüre, man öffnet, — ich trete ein, — und — Alſo pro primo angekloft. (er klopft an die Thüre Nr. 17) Man antwort nicht? Nun warte, ich will Dich gewiß herausbringen, ſpröde Schöne! (er kloft noch ſtärker.)

Achtzehnte Scene.

Auguſte. Florville.

Auguſte. (öffnet die Thüre) Wer klopft ſo ungeſtüm? (bey Seite) Spiele deine Rolle gut, Auguſte. (nähert ſich ihm, ohne daß ſie ihn bemerkt zu haben ſcheint) Um Vergebung, mein Herr!

Florv. Madame! —

Auguſte. Haben Sie vielleicht geklopft, mein Herr?

Florv. Ich! — Madame! — Wahrlich! — ich —

Auguſte. Habe ich vielleicht die Ehre, von Ihnen gekannt zu ſeyn?

Florv. Ich bitte Sie, mich zu entſchuldigen — aber die Nachbarſchaft — (bey Seite) Verfluchte Zunge, du wirſt mich doch dießmal nicht im Stiche laſſen?

Auguſte. Ich halte Sie einer ſo unbeſcheidenen Zudringlichkeit unfähig.

Florv. Hören Sie, Madame, ich muß Ihnen aufrichtig geſtehen, ich liebe die Geſellſchaft außerordentlich, ich bin nicht gerne allein, auch mache ich manchen dummen Streich, wenn ich allein bin, ich ſinge und lärme, daß die Wände wiederhallen, daher wünſche ich immer die Perſonen zu kennen, die um mich wohnen, und mich hören können.

Auguſte. So, ſo! —

Florv. Da ich aber nun weiß, daß ich eine ſo ſcharmante Dame zur Nachbarinn habe, ſo ſeyn Sie verſichert, daß ich meiner Stimme ein Sordin aufſetzen werde, um Sie damit nicht zu beleidigen.

Auguſte. Ich danke Ihnen für dieſe Aufmerkſamkeit. Leben Sie wohl!

Florv. So ſchnell? — Sie haben vermuthlich Geſchäfte? — Halten ſich vielleicht

[illegible]

nicht lange hier auf? Kann ich Ihnen in irgend etwas dienen?

Auguſte. (ihn näher betrachtend) Sie ſind Offizier, ſo viel ich ſehe?

Florv. Beym ~~dritten~~ Huſarenregiment.

Auguſte. Ihr Oberſter?

Florv. Monſieur Merval.

Auguſte. Ihr Standquartier?

Florv. Am linken Rheinufer.

Auguſte. Ich wünſchte ſehr, Nachrichten von einem Offizier Ihres Regimentes zu erhalten.

Florv. Befehlen Sie — ich kenne ſie alle.

Auguſte. Verzeihen Sie, mein Herr, ich darf Ihnen den Elenden nicht nennen.

Florv. (bey Seite) Aha, eine Liebſchaft! (laut) Wie, Madame, einer meiner Kameraden hätte Sie beleidiget?

Auguſte. Die Sache betrifft mich nicht ſelbſt, ſondern eine meiner beſten Freundinnen. — Hören Sie, und urtheilen Sie dann. — Nachdem ihr der Abſcheuliche ewige Liebe geſchworen, nachdem er ſie durch eine erlogene Zärtlichkeit überliſtet, verläßt er ſie, ohne ihr durch eine lange Zeit nur das Geringſte von ſich hören zu laſſen, ja ohne nur an ſie zu denken, Florv. Das iſt ſchändlich — und Ihre Freundinn? — Sie iſt gewiß ſehr betrübt darüber, grämt ſich vielleicht --

Auguſte. Natürlich, denn ſie liebte ihn —

Florv. Verzeihen Sie mir, ich kenne weder die Dame, noch meinen ſchuldigen Kameraden; ich rede alſo weder für die eine, noch für den andern partheyiſch, doch hören Sie mein Syſtem über Untreue: Wenn ein Theil den andern betrügt und belügt; ſo rächt man ſich am beſten durch Repreſſalien, man vergilt Gleiches mit Gleichem.

Auguſte. Ich freue mich, Sie ſo ſprechen

Couverts mit der Addreſſe an den Oberſten.—

Auguſte. Sie verbinden mich dadurch ſehr.

Florv. Ohne Komplimente, ich bitte — (er ſetzt ſich, macht ein Couvert, und ſchreibt) A Monsieur, Monsieur le colouel du troſsieme regiment des hussards, pour faire tenir au capitain — Wie heißt er?

Auguſte. Capitain Florville.

Flor. (ſpringt vom Stuhl auf) Wie ſagen Sie — Florville?

Auguſte Kennen Sie ihn?

Florv. Recht gut, recht gut, wir ſind [illegible]

[illegible]

„beſuchen, und ſich dabey recht wohl befinden;
„es freut mich, mein Lieber, wenn Sie ſich
„gut divertiren, ich mach' es eben ſo — (Was
muß ich hören?) „Unſer Städtchen, wahr-
„lich, Sie würden es kaum mehr kennen.
„Man tanzt hier faſt ſo gut, als in Paris!“
(Scharmant!) „Und die jungen Männer, Sie
„können gar nicht glauben, wie ſie um mich
„herumflattern.“ (Immer beſſer), Jeden
„Abend faſt iſt ein Feſt, wobey ich die Köni-
„ginn bin Ich kann Ihnen nicht mehr ſchrei-
„ben, denn ich muß mit einem jungen ſchönen
„reichen Kaufmann in die Aſſemblee fahren.
„Leben Sie wohl!

Emilie.“

Brav! — recht brav! — Schöne Geſchichten, ſagen Sie ſelbſt, Madame, iſt der Brief für den armen Ehemann nicht zum Teufelhohlen? — Auch noch ein Poſtſcriptum! — Laß doch ſehen. (er lieſt)

„Die Ueberbringerinn dieſes Schreibens,
„liebes Männchen! iſt eine gute Freundinn
„von mir, ſchön, wie Du ſchon ſelbſt finden
„wirſt, ſie hat Verſtand wie ein Engel, und
„ſpielt die Harfe zum Entzücken. Ich hoffe,
„Du wirſt ihr den Aufenthalt in Straßburg
„ſo angenehm als möglich zu machen ſuchen,

„ich verſpreche Dir in ihrem Namen, den ſü„ßeſten Lohn.“ (er knittert den Brief zwiſchen den Händen zuſammen) Wir wollen ihn ärndten, dieſen Lohn, Madame (zu Auguſten) Seyn Sie verſichert, ich werde alles thun. (für ſich) Nein, das iſt himmelſchreyend! (zu Auguſten) Sie ſpielen die Harfe? das iſt ganz vortrefflich, ich werde Sie ins Conzert begleiten, auf den Ball, überall, wohin Sie wollen. (für ſich) Sie tanzen alſo auch, Madame Florville, Sie tanzen? (zu Auguſten) Meine Dienſte, meine Hand, mein Herz, alles was in meiner Macht iſt, ſteht Ihnen zu Befehl. (für ſich) Mit einem jungen reichen Kaufmann zu fahren, und mir's noch zu ſchreiben!!!

Auguſte. Dankbar nehme ich Ihr Anerbiethen an, mein Herr! — Doch — bedenken Sie — ich bin Emiliens Freundinn.

Florv. Eben heute Abends iſt maskirter Ball, darf ich Sie dahin begleiten?

Auguſte. Madame Dügrand übernahm dieſe Gefälligkeit.

Florv. Das darf ich nicht zulaſſen, meine Frau hat mir's zu ſehr ans Herz gelegt, Sie nicht zu verlaſſen.

Auguſte. Auf dieſe Art werde ich ſo frey ſeyn —

Florv. Laſſen Sie mich die Stunde wiſſen, wenn Sie bereit ſind. — Sie ſpielen ja die Harfe?

Auguſte. Etwas, mein Herr!

Florv. Vortrefflich! Sie geben mir durch einige Akkorde das Zeichen, daß Sie bereit ſind, dann komme ich, Sie abzuhohlen. (für ſich) Edmund, Edmund, Du haſt leider Recht, es giebt Vorfälle im menſchlichen Leben, zu denen man unmöglich lachen kann.

Neunzehnte Scene.

Frau Dügrand. Die Vorigen.

Fr. Dügr. Madame! — Madame! — Was ſeh' ich? — Sie kennen Herrn Florville?

Florv. Ich habe die Ehre, Madame zu kennen,

Fr. Dügr. Ich wollte Ihnen nur ſagen, daß ich Sie unmöglich auf den Ball begleiten kann. Denken Sie ſich nur, mein Mann — es iſt zum Raſendwerden, der will heute nicht ſchlafen gehen.

Florv. Da laſſen Sie mich machen. Er muß ſchlafen. Ich will ſogleich zu ihm gehen, und ihm von Schlachten erzählen, die ich mitgemacht und nicht mitgemacht habe, bis ihm die Augen zufallen. (ab)

Zwanzigſte Scene.

Emilie. Auguſte. Frau Dügrand.

Fr. Dügr. Madame Florville! Kommen Sie, kommen Sie, die Luft iſt rein.

Emilie. (zu Auguſten) Geſchwind, ſprich, meine Liebe! — Was für eine Wirkung hat mein Brief gemacht?

Auguſte. Er wollte thun, als käme ihm die Sache äußerſt lächerlich vor, aber ſein Lachen ſah mehr einem Weinen ähnlich. — Und mein Portrait?

Emilie. Dein Mann zweifelt nicht länger an ſeinem Unglücke.

Auguſte. O Gott, mein Edmund! Ich will ihm alles entdecken

Emilie. Umſonſt! Es iſt keine Beſſerung von ihnen zu hoffen, bis ſie ganz gedemüthiget ſind. Weißt Du, daß mir Dein Mann ein Rendesvous gegeben hat, und mich auf dem Maskenball begleiten will?

Auguſte. Florville eben ſo auch mir.

Fr. Dügr Das iſt herrlich! — Hören Sie mich, meine Damen! Das Beſte iſt, Sie wechſeln nun Ihre Zimmer, maskiren ſich da — — ſtill, man kömmt, nur fort, fort! (Beyde Damen ab, jede in das Zimmer der andern.)

Ein und zwanzigſte Scene.

Edmund. Florville. Frau Dügrand.

Edmund. Wie ich ſage, ich habe Geſchäfte, dringende Geſchäfte, und wünſchte daher eine Stunde allein zu ſeyn.

Florv Das kann ſeyn, aber ich habe keine Geſchäfte, drum bleibe ich hier auf meinem Zimmer (leiſe zu Frau Dügrand) Er ſchläft ſchon.

Edmund. (bey Seite zu Frau Dügrand) Pſt! pſt! — Madame! Geht die ſchöne Pohlinn auf den Ball?

Fr. Dügr. (eben ſo zu ihm) Ja, ſie wird

Ihnen ſchon ein Zeichen geben, wenn Sie ſie abhohlen ſollen.

Edmund. (auf Florville zeigend) Wenn ich nur den überläſtigen Menſchen los werden könnte.

Florv. (bey Seite zu Frau Dügrand) Pſt! pſt! — Madame! Iſt alles in Richtigkeit wegen den Ball?

Fr. Dügr. (eben ſo zu ihm) Alles. — Halten Sie ſich nur bereit, Sie abzuhohlen, wenn das Signal ertönt.

Florv. (eben ſo) Aber, Madame! — Könnten Sie mir denn nicht den Gefallen erweiſen, mir den zudringlichen Menſchen dort vom Halſe zu ſchaffen?

Fr. Dügr. (eben ſo) Das Zimmer gehört Ihnen beyden. (laut) Auf Wiederſehen, meine Herren! (ab)

Florv. Edmund. Adieu, Madame! — Adieu! —

Zwey und zwanzigſte Scene

Edmund. Florville.

Edmund. (lehnt ſich an einen Pfeiler, legt die Arme über einander, und ſchweigt.)

Florv. (ſieht ihn eine Weile an, geht dann im Zimmer auf und ab, und ſummt vor ſich hin. Beyden muß man die Verlegenheit, und den Wunſch abmerken, einander los zu werden.)

Edmund. (ſchnell zu Florville) Du willſt alſo noch nicht fortgehen?

Florv. Nein!

Edmund. Ich habe nothwendig zu ſtudiren.

Florv. Das magſt Du — (für ſich) Das iſt ihr Zimmer (ſieht auf Nr. 17.)

Edmund. (für ſich) Ob ſie wohl bald kömmt? (betrachtet die Thüre Nr. 18.)

Florv. (fixirt Edmund) Was ſieht er denn ſo ſtarr auf dieſe Thüre?

Edmund. (für ſich) Ich muß ihn wegbringen, es koſte auch, was es wolle, er kann die Muſik nicht leiden, ich will meine Sonate ein wenig probiren. (nimmt ſeine Violine.)

Florv. (für ſich) Warte, ich will Dir akkompagniren. (nimmt ſein Horn. Beyde muſiciren.)

Edmund. Verflucht! — Du blaſeſt ja heute entſetzlich falſch.

Florv. Deine Violine iſt ganz verſtimmt, und das e pfeifft, es iſt nicht auszuhalten.

Edmund. Sag' mir doch, gehſt Du denn nicht auf den Maskenball?

Flory. Ich dachte, Du wollteſt in's Conzert gehen?

Edmund. Nein, ich bin der Muſik ſchon überdrüßig.

Flory. Und ich der Weiber. (Man hört auf der Harfe präludiren.)

Edmund. Was iſt das? — Höre doch nur!

Flory. (für ſich) Es bleibt mir nun kein Mittel übrig, ich muß ihm alles entdecken. (zu Edmund) Still, lieber Freund, ſtille! ich bitte Dich, ſchweige, ich will Dir alles erzählen. (er bläſt ein paar Töne auf dem Horn) Das iſt ein ſcharmantes Weibchen, mit dem ich auf den Ball gehe. (er bläſt wieder) Geh, lieber Freund, geh ein bischen fort, Du thuſt mir einen großen Gefallen.

Edmund. Schöne Aufführung für einen Ehemann. Pfuy, Du ſollſt Dich ſchämen. (Man hört auf dem Piano-Forte präludiren.)

Flory. Was hör' ich? — Sprich, was ſoll das bedeuten?

Edmund. Sch! ſch! — Ich beſchwöre Dich, Freund, mach' kein Getöſe. (er ſpielt auf der Violine) Das iſt eine Pohlinn, eine liebenswürdige Fremde, für die ich ein Portrait zu mahlen habe, und die mich erſucht hat, ſie auf den Ball zu begleiten.

Flor v. Brav, Herr Moraliſt!

Edmund Ich ſchwöre Dir, es geſchieht Alles in Ehren. (Man hört das Piano-Forte und die Harfe zuſammen ſpielen.)

Flor. Nun iſts Zeit. (ſie ſpielen alle vier.)

Vier und zwanzigſte Scene.

Emilie. Auguſte (maskirt.) Die Vorigen.

Emilie. Pſt! pſt! ſind Sie hier?

Flor. Ja, meine Liebe!

Auguſte. Pſt! pſt! wo ſind Sie denn?

Edmund. Hier —

Auguſte. (für ſich) Ich zittre.

Emilie. (eben ſo) Der wird Augen machen

Flor v. (indem er ſeine Frau umfaßt) O wie glücklich bin ich!

Edmund. (eben ſo) O des namenloſen Entzückens!

Fünf und zwanzigſte Scene.

Dügrand Die Vorigen.

Dügr. Steht Ihnen vielleicht noch etwas zu Dienſten, meine Herren? Befehlen Sie —

Flor. (bey Seite) Der zudringliche Menſch! — (laut) Wir bedürfen nichts mehr!

Dügr. So wünſche ich Ihnen geſegnete Ruhe.

Flor. Gute Nacht, gute Nacht! —

Sechs und zwanzigſte Scene.

Frau Dügrand (maskirt.) Die Vorigen.

Fr. Dügr. Ich ſuchte Sie ſchon überall, mein Alter ſchläft feſt, kommen Sie nun auf den Ball —

Dügr. (für ſich) Drey Masken hier in meinem Hauſe! — Was iſt das? — Die dritte, ſo viel mir ſcheint, iſt den beyden Herren überläſtig. — denn jeder hat ſchon gewählt — meine Alte ſchläft feſt, ich kanns wohl wagen, und nehme die dritte.

Edmund. (zu Auguſte) Holde Fremde, o heben Sie doch den Schleyer, der mir neidiſch Ihre Reitze verbirgt, laſſen Sie mich es ſehen, das ſchöne Auge, daß mir entgegen blitzt.

Florv. (zu Emilien) Soll ich denn vor einem Waſſerfalle verſchmachten? — o entſchleyern Sie ſich, damit ich Gottes Meiſterſtück bewundern kann.

Dügr. (zu ſeinem Weibe) Liebſte! Beſte! Sie ſehen mich ohne Hülle vor ſich ſtehen, werfen auch Sie dieſe häßliche Larve von ſich, damit ich ſehe, in wem ich verliebt bin. (Die drey Frauen demaskiren ſich, die Männer ſtehen wie vom Blitz getroffen.)

Auguſte. Erkennſt Du mich, Treuloſer?

Emilie. Ihre Dienerinn, Herr von Florville!

Fr. Dügr. O Du Ehemann über alle Ehemänner!

Auguſte. Lieber Edmund!

Edmund. Madame! Wer hat Ihnen erlaubt, ohne mein Wiſſen hieher zu reiſen?

Emilie. Langſam, Herr Mahler! — Nicht ſo gäh!

Florv. Weißt Du was, Brüderchen: ausgemacht iſts einmal, daß wir die Schuldigen ſind, ich dächte, wir ſollten großmüthig ſeyn, und ihnen verzeihen.

Edmund. Das iſt alſo Deine Frau? Ha, ha, ha!

Emilie. Meine Herren, Sie hätten verdient, daß wir Ihnen jetzt eine tüchtige Lection herabläſen.

Florv. Wir danken — wir haben keine Luſt zum lernen.

Fr. Dügr. (zu ihrem Manne) So beträgſt Du dich, mit fremden Masken liebäugeln?

Dügr. Kindiſch! — Ich kannte Dich ja gleich.

Florv. Was konntet Ihr uns auch ſagen? — Daß wir flatterhaft, leichtſinnig, wortbrüchig waren, daß wiſſen wir Alles ohnehin; aber unſer Herz iſt gewiß nicht verdorben.

Edmund. Nein, gewiß nicht.

Auguſte. Darf ich Dir wohl nach dem, was unter uns vorgefallen iſt, noch trauen?

Edmund. Um Dir zu beweiſen, daß ich wirklich gebeſſert bin, will ich Dich nie mehr verlaſſen, außer wenn mich die Pflicht von Deiner Seite ruft.

Flory. Das hab' ich eben auch ſagen wollen.

Emilie. Nun wohl! — Gnade gehe für Recht! — Es iſt Euch vergeben, aber das bitte ich mir aus, keine Junggeſellen mehr ſpielen.

Ende.

Dramatiſches Sträußchen

für das Jahr

1817.

Von

J. F. Caſtelli.

Zweyter Jahrgang.

Wien,
gedruckt und im Verlage bey J. B. Wallishauſſer.

A 29.943

P5557

WIENER STADT- U. LANDESBIBL.

IN 287.307

Meinem Freunde

F. J. Breuß

gewidmet.

Wer wände Dir theurer Freund, nicht gerne und muthvoll ein Sträußchen,
Der ſich aus jeglicher Blum' Honig zu ſaugen verſteht.

Wien im September 1816.

J. F. Caſtelli.

Vorwort.

Schon im Jahre 1809 erſchien der erſte Jahrgang des dramatiſchen Sträußchens, und die darin enthaltenen Stücke, nähmlich:

1. Haß allen Weibern! Ein Luſtſpiel in Alexandrinern und einem Aufzuge, von dem Herausgeber.
2. Der kurze Roman, oder: Die närriſche Wette. Luſtſpiel in einem Act, von F. J. Haſſaureck.
3. Die Ehemänner als Junggeſellen. Luſtſpiel in einem Act, von dem Herausgeber.
4. Die ſpaniſche Wand. Luſtſpiel in einem Act, von F. J. Haſſaureck.
5. Der Ehenſtifter, oder: Die beyden Officiere. Luſtſpiel in einem Act, von dem Herausgeber.

wurden auf in- und ausländiſchen Bühnen mit Beyfall gegeben. Dieß, und der Umſtand: Daß Stücke, welche auf einem deutſchen Theater gegeben worden ſind, durch ſträflichen Tauſchhandel der Directionen unter einander, durch Abſchriften, welche betrügeriſche Copiſten davon nehmen, um damit Handel zu treiben, und noch auf vielen andern unrechtmäßigen Wegen auch andern Bühnen zukommen, ohne daß der Verfaſſer auch nur darum angegangen, und er daher um den ihm gebührenden Ehrenſold betrogen wird, beſtimmen mich, alle kleinen Stücke, welche ich verfaſſe, dem Drucke zu übergeben. — Ich beſchloß daher dem dramatiſchen Sträußchen vom Jahre 1809 im Jahre 1817 ein Zweytes beyzugeſellen, und habe mit meinem Verleger einen Vertrag abgeſchloſſen, dieſes alljährlich friſch zu winden.

Das Publikum wird entſcheiden, ob wir Beyde dieſen Vertrag halten können und dürfen.

J. F. Caſtelli.

Die Schauſpielerinn.

Ein Luſtſpiel in drey Aufzügen.

Nach dem Franzöſiſchen im Versmaß des Originals
bearbeitet.

Aufgeführt auf dem k. k. Hoftheater nächſt der Burg.

Perſonen.

Madame Wall, erſte Schauſpielerinn des Theaters in einer Reichsſtadt.
Herr v. Straffen, Major eines Infanterie-Regiments.
Guſtav Hilm, ſein Neffe, ein junger Offizier.
Rellberg, Theater-Director und Schauſpieler.
Henriette, ſeine Nichte.
Dlle. Veilchenau, Schauſpielerinn.
Sabine, Kammermädchen der Mad. **Wall**.[*]

Die Handlung geht in einer Reichsſtadt in Mad. **Walls** Wohnung vor.

---

[*] Die Schauſpielerinn, welche dieſe Rolle darſtellt, muß zwar im ſchwäbiſchen Dialecte ſprechen, doch wohl auf ihrer Huth ſeyn, daß ihr Accent weder lächerlich noch karrikirt werde. Es wird zu dieſem Ende genug ſeyn, wenn ſie die A etwas hoch betont, und die N bey den Endſylben der Zeitworte wegläßt.

Erſter Aufzug.

(Die Bühne ſtellt einen Saal vor.)

Erſter Auftritt.

Henriette. Sabine.

Henriette.

Madame Wall beſchied mich her auf dieſen Morgen.

Sabine.

Gewiß zum gute Zweck — da dürfe Sie nicht ſorgen,
Denn Ihnen iſcht die Frau, ich weiß es, herzlich gut,
Und immer wohlgethan iſcht Alles, was ſie thut — —
Mamſell! Wann iſcht denn Hochzeit?

Henriette.

Welche?

Sabine.

Nun, die Ihre?
Erröthe Sie nur nicht — mein Seel', ich gratulire

Ich ſag auch weiter nichts, Sie dürfe auf mich baue,
Die Frau ſchenkt mir ja ſelbſt das innigſte Vertraue,
Ein Jahr bin ich bey ihr, auf ihrer Künſtlerreiſe
Nahm ſie zu Ulm mich auf als ein arme Waiſe.
Ich weiß, daß ich gewiß kein beßres Frauche find;
Wir beyde intreſſiren uns um Sie.

Henriette.

Sie ſind
So gut.

Sabine.

Nun ja, ich mein's nicht ſchlimm, doch ſticht mich auch
Die liebe Neugier ſehr, das iſcht ſchon ſo mein Brauch,
Was in der Welt geſchieht, das möcht' ich Alles wiſſe,
Es kränkt mich ſehr, will man das Herzle mir verſchließe; —
Daß beym Theater meine Frau iſcht, freut mich ebe
Da gibt es ſtets was Neu's, das iſcht für mich ei
Lebe —
Liebſchafte — Zank und Streit — und tauſend andre Sache
Bald möcht man weine laut, bald gibt es laut zu lache.
Doch die Geheimniß halt' ich alle hoch in Ehre —
Drum ohne Sorg' ich kenn auch Ihre Liebsaffaire.

Henriette.

Wer ſagte Ihnen?

Sabine.

Das iſcht einerley: ich weiß
Ein junger Offizier liebt zärtlich Sie und heiß,
Will Ihnen ſeine Hand gar am Altare reiche,
Sein alter Onkel doch nennt dieſes dumme Streiche,
Er widerſetzet ſich dem Band, das ihn verdrießt,
Weil er wohlhabend und dazu vom Adel iſt.
Auch habe Sie kein Geld; und — ſchlimmer noch —
Ihr Vater —
Das iſt das Ärgſte ihm — war einſtmahls beym Theater.

Henriette.

Sie wiſſen Alles!

Sabine.

Ach! es wiſſens alle Leute,
Doch Alles ſchlägt ſich auch, Mamſell, auf Ihre Seite,
Dem jungen Neffen gibt man Recht, daß er ſie liebt,
Dem Onkel Unrecht, daß er nicht ſein Jawort gibt,
Ich weiß nicht, was der Alte mehr verlangt? Sie ſind,
Das ſagt die ganze Welt, ein liebes gutes Kind,
Auch Ihre Mutter ſteht in aller Menſche Gunſt,
Und groß war Ihr Herr Vater in der Schauſpielkunſt.
Ach gege dieſen Stand, was iſt wohl einzuwende?
Da ſehn Sie meine Frau, man trägt ſie auf den Hände,
Das ganze Publikum entzückt die Künſtlerinn,
Als Stubenmädche bald, und bald als Königinn,

In allen Cirkeln iſt ſie äußerſt wohl gelitte,
Die ſchönſte Herrn der Stadt, die mache ihr Viſite,
In jeglichem Journal glänzt ſie im ſchönſten Lichte,
Man macht ſogar auf ſie die herrlichſte Gedichte,
Es klatſcht das ganze Haus, tritt ſie nur aus den Scene,
Ein Lächeln ſchafft ſie heut, und morgen ſüße Thräne,
Und kurzum, unſer Ruhm iſt ſchon ſo weit gedieh'n
Daß wir wohl bald von hier hin nach der Hauptſtadt zieh'n,
Wir habe ſchon den Ruf, vielleicht in wenig Tage — —
Doch iſt's Geheimniß noch, Sie müſſe noch nichts ſage.

Henriette.

O ſorgen Sie ſich nicht!

Sabine.

Ich kanns wohl nicht verhehle
Den Stand voll Glanz und Ehr, ich möcht' ihn ſelber wähle,
Mamſellche höre Sie, Sie könnte ohne Scherzen
Mir große Dienſte thun.

Henriette.

Recht gern, von ganzem Herzen.

Sabine.

Ihr Onkel —

Henriette.

Nellberg?

Sabine.

Ach, er war ſchon heute hier,
Madam war nicht zu Haus, er ſpräche gern mit ihr,
Daß ſie den Abend ſpielt, das wollte er erziele,
Doch hab' ichs gleich geſagt. Wir könne heut nicht ſpiele;
Wenn Sie bey ihm für mich ein Wörtle ſpreche wolle —

Henriette.

Wozu?

Sabine.

So gibt er mir wohl auch einmahl 'ne Rolle.

Henriette (lachend.)

Sie wollen ſpielen?

Sabine.

Ja, das iſcht mein einz'ges Ziel,
Beſonders tauge ich zum hohe Trauerſpiel,
Ich bin gewiß, wenn ich nur auf der Bühn' erſcheine,
So wird man im Parterr' und in den Loge weine,
Die Frau hat ſelbſt geſagt, ich hätte viel Talent.

Henriette.

Das läugn' ich nicht, doch Ihre Sprache, Ihr Accent —

Sabine.

Ich weiß wohl, manches Wort ſprech ich noch ſchwäbiſch aus,
Doch dieſes gibt ſich wohl, auch macht man ſich nichts draus,

Die Hauptſach — ſpricht Madam — beym Spiele ſey die Seele,
Und das weiß ich gewiß, daß dieſe mir nicht fehle,
Denn wenn hier im Gemach die Frau oft declamiret,
Da ſolle Sie nur ſehn, wie mich's zu Thränen rühret;
Und jeden Abend ſteh' ich hinter die Couliſſe,
Und gebe ſorgſam Acht, was ſie mit ihre Füſſe,
Und mit den Hände macht, und jedes kleine Wort
Schnapp ich begierig da ihr von dem Munde fort;
Und wenn ſie klatſchen ihr, und ihr recht bravo ſchreyn
Da riſelts ordentlich mir kalt durch Mark und Bein,
Die Hälfte Jahre, die der Himmel mir noch gönnte,
Gern gäb' ich ſie, wenn ich nur einmahl ſpiele könnte.

(Es wird im Nebenzimmer geklingelt.)

Henriette.

Madame klingelt.

Sabine.

Ja, ich gehe gleich hinein
Mamſell! O laſſe Sie mich anempfohlen ſeyn,
Den Onkel ſtimmen Sie, und werden Sie's erziele,
Daß ich Merope darf, und auch die Jungfrau ſpiele,
Nicht lobe will ich mich, doch werde Sie geſtehe,
Die Rolle habe Sie gewiß nie ſo geſehe.

(ſie geht ab)

Zweyter Auftritt.

Henriette (allein.)

Das gute Mädchen iſt faſt närriſch — Eitler Glanz
Der Bühne! Viele ſchon verblendeteſt du ganz,
Und wenn ſie dann ſo hin in ihrem Dünkel traten,
Da ſah'n ſie's anders, doch da war nicht mehr zu rathen.
Doch Madam Wall beſchied mich her, was ſoll ich hier?
Von Guſtav hat ſie wohl zu ſprechen noch mit mir. —
Die gute brave Frau, ſie ahnet es wohl nicht,
Daß jedes Wort von ihm das Herz mir grauſam bricht,
Ich darf ihn nicht mehr ſehn, und kann doch nimmer leben
Ohn' ihn den Theuren — Ach, mein Gott! da kommt er eben.

Dritter Auftritt.

Henriette. Guſtav.

Guſtav (erſtaunt.)

Wie, Henriette?

Henriette.

O Ihr Staunen iſt nur Schein,
Sie wußten wohl mich hier, und kamen darum.

Guſtav.

Nein,
Daß Henriette hier, hätt' ich es eh' erfahren,
Ich würd' ihr gerne den verhaßten Anblick ſparen.

Henriette.

Pfuy, Guſtav, das iſt hart.

Guſtav.

Noch härter, Sie geſtehn,
War jüngſthin Ihr Verboth, Sie jemahls mehr zu ſehn,
Ihm fügen mußt' ich mich, obſchon mich's kränkte ſehr,
Betrat ich doch Ihr Haus ſeit dieſer Zeit nicht mehr.

Henriette.

Mir ziemts, daß den Befehl der Mutter ich erfülle.

Guſtav.

Ja, ja, der Mutter Wunſch war auch der Tochter Wille.

Henriette.

Ihr Weib konnt ich nicht ſeyn, ſo that ich, was ich ſollte.

Guſtav.

Du wußteſt, daß für dich ich Alles opfern wollte;
Du hatteſt meinen Schwur: auf ewig wär' ich dein,
Und ſollt' darob ich mit der Welt im Kriege ſeyn;
Kann mir denn Geld und Gut Erſatz für Liebe geben?

Henriette.

Den Schritt hätt' Ihnen wohl der Onkel nie vergeben.
Guſtav, Sie ſagten mir, daß er Sie als ein Kind
Zu ſich genommen, daß Sie Alles, was Sie ſind
Ihm danken, daß Sie ihn, wie Ihren Vater lieben,
Und wollen jetzt ſo ſehr den guten Mann betrüben?

Guſtav.

Weil er Vermögen hat, und einen Nahmen führt,
An dem ein von ſich hängt, weil ihn der Degen ziert,
So will er grauſam mir des Lebens Glück verwehren?
Wahn iſt's! —

Henriette.

Selbſt ſeinen Wahn, Sie müſſen ihn verehren.
(wehmüthig, aber feſt.)
Drum Guſtav, laſſen Sie die Leidenſchaft uns zähmen,
Für einen ſchönen Traum uns unſre Liebe nehmen.

Guſtav (ſpöttiſch.)

O ja, ich träumte ſüß, doch nun bin ich erwacht,
Seh meinen Irrthum, — Lieb' und Treue gute Nacht!
Ach, Henriettens Herz hat nie für mich gefühlt,
Man hat nur ſo mit mir Komödie geſpielt;
Drum kann ſie jetzt ſo leicht und froh von mir ſich trennen.

Henriette.

Guſtav, Sie zeigen nun, daß Sie mich gar nicht kennen.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Mad. Wall (in ſehr elegantem Morgenneglig ée) und **Sabine.**

M. Wall
(zu Sabinen an der Thüre.)
Sabine, ſorg' dafür, daß Alles ſo geſchehe,
Daß man ſich nicht verräth, und nichts davon verſehe.
(**Sabine** geht ab.)
Sieh da, Geſellſchaft hier? Willkommen Henriette!
Wie gehts der Mutter?

Henriette.
Dank, ſie iſt ſchon aus dem Bette.

M. Wall.
Die Frau braucht Stärkung jetzt, um ſchnell ſich zu erhohlen;
Ich bin ihr herzlich gut, ich habe ſchon befohlen
Daß man den Mallaga ihr bringe, den Graf Quant
— Drey Körbe glaub ich ſinds — mir geſtern zugeſandt,
Doch ſagt, was habt ihr denn? Statt Freude und Entzücken
Mahlt ſich der Unmuth und der Gram in euren Blicken —
Was gab es denn?

Henriette.

Herr Hilm weiß wahrlich nicht zu ſchonen.

Guſtav.

Es ſchmerzt, wenn Flammen man mit Kälte ſieht belohnen.

M. Wall.

Ihr habt euch wohl entzweyt, ihr redet beyde bitter, —
Ich kenne das; ſogleich entſtehet ein Gewitter,
Wenn auch ein Wölkchen nur die frohe Ausſicht trübt,
Das Sprichwort hat wohl recht: Man zankt ſich wenn man liebt,
Ein andermahl mögt ihr euch zieren, ſpotten, weinen,
Jetzt rückt der Feind heran, da muß man ſich vereinen.

Guſtav.

Wie ſoll ich das verſtehn?

M. Wall.

Ein fürchterlicher Feind,
Man rüſte ſich zum Kampf, — Ihr Onkel, lieber Freund —

Guſtav.

Mein Onkel wäre hier —

M. Wall.

Seit geſtern Morgens ſchon.

Henriette.

Herr Straffen! Ach mein Gott!

Guſtav.

Und ich weiß nichts davon?

M. Wall.

Als geſtern Abends ich ſo durch die Straſſen gehe,
Kömmt ein bekannt Geſicht entgegen mir, ich ſehe,
Und wirklich, er iſt's ſelbſt, auch meine Züge waren
Von ihm ſogleich erkannt, obſchon ſeit ſieben Jahren
Wir uns nicht mehr geſehn; es war zu jener Zeit
Mein Mann geſtorben, ich voll Gram und Traurigkeit.
Der Herr Major ließ ſich's recht angelegen ſeyn,
Mich aufzumuntern, und zu lindern meine Pein;
Es kam ſogar ſo weit, daß er in Lieb entbrannte,
Und hätt' ich nur gewollt, jetzt wär' ich Ihre Tante.

Guſtav.

O wären Sie es doch, Sie heilten meine Wunden.

M. Wall.

Ich habe um kein Haar verändert ihn gefunden,
Noch immer jugendlich, und lebhaft und gewandt,
Und gegen Damen ſtets wie ehedem galant.

Guſtav.

Was hatte wohl ſo ſchnell zur Reiſe ihn bewogen?

M. Wall.

Man hat von Ihnen ihm ſo manches vorgelogen,
Sie wiſſen wohl, es gibt dienſtfertige Perſonen,
Die um zu reden bloß, auch keinen Menſchen ſchonen,
Man ſagte ihm, daß Sie trotz allen ſeinem Grollen
Das Mädchen Ihrer Wahl zur Gattinn nehmen wollen,
Zu hindern dieß Malheur, und Sie zu überraſchen,
Kam er hier an, er will das Köpfchen Ihnen waſchen.

Daher kam's, daß er Ihnen keine Nachricht gab,
Und darum ſtieg er auch in einem Gaſthof ab.

Guſtav.

Er ſagte alſo —

M. Wall.

Daß er nimmer es erlaube,
Daß ſich ſein Neffe ſelbſt um Ehr' und Glück beraube.

Guſtav.

Doch dieſem Vorurtheil erklärten Sie doch Krieg?

M. Wall.

O nein, im Gegentheil, ich hört' ihn an, und ſchwieg.
Ich biß mich heimlich zwar wohl öfters in die Lippe,
Wenn vom Theater er, als von der Tugend Klippe
Verachtend ſprach, darin des Elends Quelle ſuchte,
Und ſchrecklich über uns Schauſpielerinnen fluchte;
Man muß geſtehn, daß er davon recht vieles wiſſe,
Mir ſcheint, er ſtand wohl ſelbſt oft hinter der Couliſſe.
Von meinem jetz'gen Stand ahnt er wohl gar nichts, ſcheint es,
Er kennt mich einzig nur als Wittwe ſeines Freundes,
Des Advokaten Falk, den er in Manheim fand,
Wo er ſehr lange mit dem Regimente ſtand.

Guſtav.

Beſucht er Sie wohl hier?

M. Wall.

Vielleicht noch dieſen Morgen,

Guſtav.

Das wäre wohl nicht gut, Sie müſſen dann beſorgen,
Daß Ihren jetz'gen Stand er kennen lernt.

M. Wall.

Mit nichten,
All meine Leute ließ ich klüglich unterrichten,
Was ihm zu ſagen ſey, und wie ſich zu geberden.

Guſtav
(ihr die Hand küſſend.)

Ach, dieſer Zufall kann uns beyden nützlich werden.

Henriette.

Madam — Sie ſind ſo gut, Sie werden uns beſchützen.

M. Wall.

Gewiß, ich werde euch, ſo viel mir möglich, nützen.
(lächelnd.)
Doch darf ich auch? wer weiß ob ihr mir's einſtens dankt,
Ihr ſeyd ja ganz entzweyt, habt eben euch gezankt.

Henriette.

Ach Gott! — das war nur Scherz, ich ganz allein war Schuld.

Guſtav.

Ich bin ſo heftig ſtets, es fehlt mir an Geduld.

M. Wall.

Nun, nun, ich ſehe ſchon, daß ich dabey nichts wage,
Wenn ich das Pärchen da in Hymens Feſſeln ſchlage.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen, Sabine (kommt gelaufen.)

Sabine.

Er kömmt, Madam, er kömmt!

M. Wall.

Nu, wer?

Sabine.

Der Herr Major.

M. Wall.

So ſchnell ſchon, das iſt gut.

Sabine

(zeigt auf die Thüre.)

Soll ich?

M. Wall.

Ja, laß ihn vor.

Doch iſt er's auch gewiß?

Sabine.

Gewiß, er fragte ja

Um Frau von Falk.

Henriette.

Ich eil!

M. Wall.

Mein Kind, Sie bleiben da;

Er kennet Sie ja nicht, Sie dürfen nicht erbeben.

Guſtav.

Ich werde mich doch wohl ein wenig wegbegeben.

M. Wall.
Auch Sie verweilen.

Guſtav.
Was werd' ich dem Onkel ſagen?

Henriette (für ſich.)
Im Leben hat mein Herz ſo ängſtlich nicht geſchlagen.

M. Wall (zu Guſtav.)
Was Ihnen einfällt, Freund, ich helfe ſchon darein.
Ein jeder Vorwand wird ihm wohl genügend ſeyn.
Jetzt geh, Sabine, geh, und thu, wie ich befohlen,
Den Herrn führſt du hierher.

Sabine
(auf die Thüre zeigend, bey welcher der Major eben eintritt.)
Er wartet nicht auf's hohlen.
(Sie geht ab.)

Sechster Auftritt.

Mad. Wall, Henriette, Guſtav, der Major.

Major
(geht auf Mad. Wall zu, und küßt ihr die Hand.)
Sie haben mir erlaubt zu kommen, ſchöne Frau!
Und was mir Freude macht, darin bin ich genau,
Noch nie war eine Nacht ſo ſchrecklich lange mir,
Und mit dem Morgen ſchon, — Sie ſehen — bin ich hier.

M. Wall.

Es freut mich, Herr Major, ich war auch ſo vermeſſen,
Zu ſchmeicheln mir, daß Sie gewiß nicht mein vergeſſen.

Major

(erblickt Guſtav.)

Biſt du es? Seh ich recht? (für ſich) Mein Neffe hier? Verflucht!
Hör' Guſtav, hier hätt' ich dich wahrlich nicht geſucht.

Guſtav.

Nicht minder ſtaun' auch ich, ſo findet man ſich oft
An Orten, wo man ſich's am wenigſten verhofft.

Major.

Ich komme jetzt von dir.

Guſtav.

Sie hier, hätt' ichs gewußt,
Geflogen wär' ich längſt an meines Onkels Bruſt,
Doch warum ſtiegen Sie bey mir nicht ab? Sie waren
Doch ſonſt bey mir.

Major.

Nun, nun, das ſollſt du ſchon erfahren.
(Zu Mad. Wall.)
Mein Neffe hat die Ehr' gekannt zu ſeyn von Ihnen?

M. Wall.

Er iſt erſt ein'gemahl in meinem Haus erſchienen.
Vergang'nen Carneval gab ich oft Spiel und Tanz,
Da ſammelte ſich hier der Jugend ſchöner Kranz,

Er war ſo gütig, unſre Luſt mit uns zu theilen,
Und nun ſeit jener Zeit ſieht man ihn noch bisweilen.

Major.

Ein ſolcher Sauſewind iſt wahrlich hochgeehrt,
Wenn man ihm Eintritt noch in ſolch' ein Haus gewährt.

(Leiſe zu ihr.)

Das iſt der Burſche, der mir ſo viel Kummer macht.

M. Wall

(leiſe zum Major.)

Von dieſem jungen Mann hätt' ich es nicht gedacht.

Major.

Sprich, Guſtav, iſt es wahr? Ich hörte es mit Beben,
Du wollteſt deine Hand 'ner Komödiantinn geben?

Guſtav (verlegen.)

Mein Onkel!

Major.

Nein gewiß, das ſoll dir nicht gelingen,
Darum kam ich hieher, reiß' dich aus ihren Schlingen,
Ich duld' es nimmermehr, bey meiner armen Seele,
Daß ſich ein öffentliches Weib mein Neffe wähle.

(Guſtav will reden.)

Kein Wort! — Du weißt es wohl, was ich einmahl beſchloſſen,
Das bleibt auch feſt, es wag es Niemand umzuſtoſſen.

M. Wall.

Sie haben recht, Major.

Major.

Da bin ich Stahl und Eiſen,
Und Morgen muß der Burſch mit fort, muß mit mir reiſen.
Ich laß' ihn nicht mehr hier, er wäre wohl im Stand',
Und gäb' der Dirn' am End noch wirklich ſeine Hand.
Man kennt ſie ja recht gut, die Bretterkünſtlerinnen,
Sie wiſſen fein und ſchlau den Mann ſich zu gewinnen,
Sie können lachen und auch weinen, wann ſie wollen,
Sie üben täglich ſich darin in ihren Rollen.

(Zu Mad. Wall.)

Madam, o helfen Sie zerſtreu'n die Unglückswolke,
Und ſagen ſie ihm doch von dem Theatervolke.
Das Schlechteſte, was man nur immer ſagen kann.

M. Wall (lächelnd.)

Nicht ſuchen dürft' ich weit, nicht Mangel iſt daran;
Doch lieber Herr Major, ich ſeh, Sie ſind erhitzt,
Drum ſchweigen wir davon, und laſſen wir das itzt,
Erlauben Sie dafür, hier Ihnen meine Nichte
Zu präſentiren.

(Sie zeigt auf Henrietten, welche ſich verlegen verbeugt.)

Major.

Ha! Man ſieht's aus dem Geſichte —
So ein Familienzug.

M. Wall.

Komm n. her her, Sophie,
Von einer Schweſter, die ich ſehr geliebt, iſt ſie
Die einz'ge Tochter.

Major.
O kaum ſieht man ſie nur an,
So iſt man auch ſogleich dem Mädchen zugethan.
M. Wall (zu Henrietten.)
So ſprich doch Mädchen.
Henriette (ſehr verlegen.)
Gar zu gütig iſt der Herr,
Wenn er mir gut iſt, ach! ſo freut es mich recht ſehr.
Major.
Wie liebenswürdig und dabey wie ſehr beſcheiden,
(mit einem grimmigen Seitenblick auf Guſtav.)
Doch unſre jungen Herrn, die können das nicht leiden.
(zu Mad. Wall.)
Ach Gott! wie bin ich hier ſo froh und ſo vergnügt,
Wo alles, was ich ſeh, mein Herz ſo ganz beſiegt,
Die theure Freundinn, der ich ſo viel frohe Stunden
Verdanke, hab' ich hier ſo unverhofft gefunden.
Zu groß iſt dieſe Freud', —
M. Wall.
Ich theile ſie mit Ihnen.
Major.
Und will der Burſche da ſich meine Lieb verdienen,
Käm' er vom Irrthum, der ihn blendet, auch zurück.
Dann fehlte gar nichts auf der Welt zu meinen Glück,
Doch nein — er höret nicht des Onkels bange Klagen,
Er zieht noch ferner fort an dem Triumpheswagen
Der Komödiantinn.

Henriette.

Nein gewiß, das iſt ſie nicht.

Major.

Wie wiſſen Sie denn das?

M. Wall.

Je nun, ſo wie man ſpricht,
Viel hat man in der Stadt von der Geſchicht' erzählt.

Major.

So iſt's ſchon ſo bekannt? Nun, das hat noch gefehlt.

M. Wall.

Doch war des Mädchens Ruf ſtets unbeſcholten, — immer
Sprach man mit Achtung nur von dieſem Frauenzimmer.

Guſtav.

Mein Onkel, hören Sie, ich will Sie nicht beleid'gen,
Doch ſey es mir erlaubt, die Unſchuld zu vertheid'gen:
Man hat Sie aufgereitzt zum ungerechten Grimme,
Doch ſchmelzen wird Ihr Zorn bald vor der Wahrheit Stimme.
So wiſſen Sie es denn, ſtatt Schlingen mir zu legen,
Verweigert man des Mädchens Hand mir, wenn der Segen
Des Onkels mir nicht wird, und da troß meinem Fleh'n
Sie ihn verſagten, will man ferner mich nicht ſehn,
Man ſchließet mir das Haus troß Bitten, Dringen, Schwur,
So handelt, denk' ich, eine Frau von Ehre nur.

Major.

Wenn's ſo iſt, das war brav, und das beruhigt mich,
Wenn man ſich nicht mehr ſieht, nun, ſo vergißt man ſich.

Guſtav.

Wie? Henrietten ich vergeſſen? Nimmermehr!
Vergeſſen müßt' ich dann auch mich, und Schwur und Ehr'.

Henriette (für ſich.)

Der gute Guſtav!

Major.

Gut! Verſprich mir nur, ſie nie
Zu ſeh'n.

M. Wall (zu Guſtav.)

So wenig, als wie jetzt, das können Sie
Verſprechen, dächt' ich.

Guſtav.

Nun wohlan, das geh' ich ein.

Major.

Komm öfters in dieß Haus, das wird dir heilſam ſeyn.

Guſtav.

Ach Onkel! wie ſo gern ich dieſen Wunſch erfülle!

M. Wall (zu Guſtav.)

Willkommen ſind Sie ſtets!

Major.

Nun endlich wird mein Wille
Doch einmahl reſpektirt.

(Leiſe zu Mad. Wall.)

Das gäb' ein glücklich Ende,
Wenn Ihre Nichte ſo an ihm Gefallen fände.

M. Wall

(leiſe zum Major.)

Ich glaub', ſie iſt ihm gut.

Major.

Das würde recht mich freuen,
Das gäbe ſo ein Paar, du lieber Gott! Den Zweyen
Geb ich den Segen gleich!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Rellberg (ſich unter der Thüre mit Sabinen zankend, welche ihm den Eintritt verwehren will.)

Rellberg.

Wer könnte ſich erfrechen,
Und wieſe mir die Thür? Ich muß jetzt mit ihr ſprechen.

Sabine.

Die Frau läßt Niemand vor.

Rellberg.

Ich geh nicht eher fort,
Bis für heut Abend ſie gegeben mir ihr Wort.

Major.

Wer macht ſo Lärmen?

M. Wall (für ſich.)

Schön! Das iſt der Directeur.

Beym Himmel, jetzt weiß ich mir nicht zu helfen mehr.

Rellberg

(noch unter der Thüre zu Mad. Wall.)

Ha Liebe, guten Tag!

M. Wall (für ſich.)

Wie unterricht' ich ihn?

Major (für ſich.)

Der Menſch ſpricht hübſch vertraut.

M. Wall (zu Rellberg.)

Ah! Ihre Dienerinn!

(Sabine geht kopfſchüttelnd ab, Rellberg tritt ein.)

Achter Auftritt.

Henriette, Mad. Wall, Major, Guſtav, Rellberg.

Rellberg (geht auf Mad. Wall zu.)

Ich komme Madam Wa — —

M. Wall (ſchnell einfallend.)

Sie ſehn, ich habe da

Geſellſchaft, die mir werth und lieb —

Rellberg.

Das ſeh' ich, ja.

M. Wall
(ihm den Major präſentirend.)
Major von Straſſen, der erſt geſtern angekommen.
Rellberg
(mit einer Verbeugung.)
Es freut mich Herr Major —
Henriette (für ſich.)
Gott! ich bin ſo beklommen.
M. Wall.
Der Onkel Guſtavs.
Rellberg.
So?
M. Wall (zu Rellberg.)
Und Sie mein Herr von Schlick —
Rellberg (für ſich.)
Schlick? — Was will ſie damit?
M. Wall.
Sie ſind auch ſchon zurück?
Rellberg (lächelnd.)
Ich war nicht weit von hier.
M. Wall.
Ich ſtelle Herr Major,
Hier Ihnen einen Freund von meinem Hauſe vor.
Major
(mit einer Verbeugung.)
Der Titel ſchon empfiehlt, — doch ſonſt iſt Herr von Schlick? —

Rellberg.
Ich bin Director von —
M. Wall (ſchnell einfallend.)
Von einer Tuchfabrik.
Rellberg (für ſich lachend.)
Ja liederliches Tuch hab ich genug.
(Leiſe zu Mad. Wall.)
Ich merke
Wo das hinaus will, und ich helfe zu dem Werke.
M. Wall (zu Rellberg.)
Sie haben wohl gehört von dem Major von Straſſen,
Er führt im Felde und bey Damen gute Waſſen.
Rellberg.
Wie? Major Straſſen Sie? Ach Kamerad! Willkommen!
Wir haben ja das Dorf zuſammen eingenommen,
Das — Dings da! — nu wie heißts?
Major.
Sie waren Militär?
Rellberg.
Das glaub ich, vierzehn Jahr, da kenn' ich Sie ja her.
Den Feldzug Anno Neun hab' ich ganz mitgemacht,
Zuſammen kämpften wir in mancher heißen Schlacht.
Major.
Ich kann mich doch nicht recht auf Ihr Geſicht beſinnen.
Rellberg.
Nun? Halfen wir denn die Bataille nicht gewinnen?
Bey — ach die Nahmen merk' ich mir doch immer ſchlecht.

Major.

Bey Ebersberg?

Rellberg.

Nein, Nein,

Major.

Bey Feldheim?

Rellberg.

Ja, ganz recht.
Wir ſtürmten einen Berg, worauf die Feinde ſtanden.

Major.

Verzeihen Sie, dort war ja gar kein Berg vorhanden.

Rellberg.

Ich irr' mich, es ging dort in eine Schlucht hinein.
Der Berg wird alſo ganz gewiß wo anders ſeyn.
Major, Sie haben dort mit Ruhme ſich bedeckt.

Major.

Ja, Ja, ich lehrte wohl dem Feind' etwas Reſpekt,
Was ich dabey gethan, ich wag es kühn zu ſagen,
Hat zum Gewinn der Schlacht das Meiſte beygetragen;
Doch welchen Rang im Heere haben Sie begleitet?

Rellberg.

Ich war nichts als Soldat g'rad weg.

Major (verbindlich.)

Auch der bedeutet
Nicht wenig, wenn er anders ſeine Pflichten thut.

Rellberg.

Ich wurde krank, mir that das Leben nicht mehr gut,

Verließ die Bahn des Ruhms, es fiel mir freylich ſchwer,
Ging dann zur Kaufmannſchaft, jetzt bin ich Directeur.

Major.

Ha! da verdient man ſich ja ſpielend vieles Geld.

Rellberg.

Gewöhnen muß man ſich an Alles in der Welt.

M. Wall.

Ihr Herrn, ich will das Feſt des Wiederfindens feyern,
Die alte Freundſchaft ſoll ſich heut bey mir erneuern,
Sie geben mir die Ehr und ſpeiſen beyde heut
Bey mir; — auch Sie Guſtav.

Major

(der Mad. Wall die Hand küſſend.)

Ich komm!

(Guſtav verneigt ſich gegen Mad. Wall.)

M. Wall.

Die Fröhlichkeit
Soll bey frugalem Mahl am Tiſche präſidiren.
(zum Major.)
Sie werden Gäſte finden, die Sie divertiren.

Major (verbindlich.)

Ich weiß ja, es geſellt ſich immer Geiſt zu Geiſt.

M. Wall.

Jetzt ohne Compliment — um 3 Uhr wird geſpeiſt.
Wer noch Geſchäfte hat —

Major.

Ich hab' in Standesſachen
Beym Kriegs-Bureau noch ein'ge Dinge abzumachen.
Darum erlauben Sie —

Guſtav.

Es ruft auch mich die Pflicht.

M. Wall.

Adieu! Adieu! Um drey!

Major.

Gewiß, ich ſäume nicht.
Herr Directeur, Adieu! empfehle mich indeſſen.

Rellberg.

Bald wieder ſehn wir uns.

(leiſe zum Major.)

Man pflegt hier gut zu eſſen,
Und Weine hat die Frau, die gar ſo lieblich winken,
Da wollen wir denn brav auf alte Freundſchaft trinken.

Major.

Das wollen wir, ja ja!

(für ſich im Abgehen.)

Der Herr Director thut
Doch einmahl zu vertraut, Major! ſey auf der Huth!

(mit Guſtav ab.)

Neunter Auftritt.

Henriette, Mad. Wall, Rellberg.

Henriette.
Ach endlich athme ich doch wieder.
M. Wall.
Armes Kind!
Ich hab es wohl bemerkt, daß Sie beklommen ſind,
Indeſſen konnt ich kaum enthalten mich, zu lachen,
Rellberg verſtand recht gut den Militär zu machen,
Und wie er den Major erkannt, den er doch nie
Geſehn, und ihn umarmt, das war vortrefflich.
Henriette.
Wie?
Das Alles war nur Scherz?
Rellberg.
Ja freylich, als ich kam,
Wußt' ich noch nicht, warum man für Herrn **Schlick** mich nahm.
Doch bald ward mir es klar, daß man's auf dieſen Herrn
Gemünzt, da that auch ich das Meine herzlich gern.
Henriette.
Ich ſeh', mein Vormund ſpielt doch alle Rollen gut.
Rellberg.
Das alſo iſt der Onkel Guſtavs, der voll Wuth

Die Schauſpieler verdammt, der ſchmählich von dir
ſpricht,
Und dir dein armes Herz durch ſeinen Starrſinn bricht?
Ich räche dich an ihm.

Henriette.

Dank Ihnen, edler Mann,
Sie nehmen väterlich ſich um mich Arme an,
Von meiner Jugend an ward ich durch Sie beſchützt,
Sie haben nach des Vaters Tod uns unterſtützt,
Daß ich abtragen kann, was Lieb und Pflicht begehren,
Daß ich die Mutter kann von meinem Fleiß ernähren,
Und ſo die heiligſte der Schulden zahlen kann,
Ich dank' es Ihnen nur, wohlthät'ger edler Mann.

Rellberg.

Schweig, Henriette.

Henriette.

Ach, es läßt die Dankbarkeit
Sich nicht befehlen, und wenn laut das Herze ſchreyt,
Wie ſchwiege da der Mund? Sie ſchonten weder Geld
Noch Mühe, mein Talent zu bilden, wenn die Welt
Manch Bild, das ich gemahlt, als kunſtgerecht er-
kennt,
So ſollten Sie es ſeyn, deß Nahmen man hier nennt,
Sie hielten Meiſter mir, die mich den Pinſel führen
Gelehrt —

Rellberg.

Jetzt ſtill davon, ich wußte anzuſchüren

Die Flamme, welche ſchon vorher in dir gelodert,
Ich that, was Freundſchaft und was Pflicht von mir gefodert;
Dein braver Vater war mein beſter Freund auf Erden,
Am Sterbebette noch, mit bittenden Geberden,
Wandt' er zu mir ſich, mit verklärtem Angeſicht
Sprach er: verlaß mein Weib und meine Tochter nicht;
Und ich verſprach's, und werde halten mein Verſprechen,
Bis auch mein Stündlein ſchlägt, und meine Augen brechen;
Der gute Hollenfeld, was war das für ein Mann,
So gut, ſo edel, und als Künſtler erſt — man kann
Jetzt keine Rolle mehr, die er geſpielet, ſehn,
Der wußte ſo das Herz recht aus dem Leib zu drehn,
Als Macbeth, als Tancred, als Wilhelm Tell, Oreſt,
Ich ſage dir, mein Kind, das war bey Gott, ein Feſt.
Drum ſey nur immer ſtolz auf deinen wackern Vater,
Und mag er ſchimpfen wie er will auf das Theater
Und ſeine Künſtler, der Major, er ſolls zur Ehre
Sich rechnen, wenn ſein Neffe erſt dein Gatte wäre.

M. Wall.

Doch leider denket der Major nicht ſo wie wir,
Und ſeines Neffen Lieb, ſie macht ihn wüthend ſchier,
Doch warte Eiſenfeſt, du ſollſt bald zahmer ſeyn,
Ein Weib bin ich, und noch Schauſpiel'rinn obendrein.

Da müßte mein Geſchlecht mit Fingern auf mich zeigen,
Lehrt ich dem Poltergeiſt nicht bald gehorchen, ſchweigen;
(zu Rellberg.)
Sie ſtehen mir doch bey?

Rellberg.

Auf Alles geh' ich ein.

M. Wall (zu Henrietten.)

Kind! Wollen Sie nicht auch bey mir zu Tiſche ſeyn?

Henriette.

Verzeihen Sie, Madam, ich bin ſchon lange hier,
Die Mutter wartet mein.

M. Wall.

So gehen Sie zu ihr,
Verſichern Sie die Frau, daß ich ihr ſehr geneigt.

Henriette.

Von Ihrer Güte iſt ſie lang ſchon überzeugt.
(ſie geht mit einer Verbeugung ab.)

Zehnter Auftritt.

Mad. Wall, Rellberg.

Rellberg.

Nun ſind wir doch allein, und ſprechen, wenn's gefällt—

M. Wall (ſchnell einfallend.)

Von unſerm Mittagsſpaß

Nellberg.
Um alles in der Welt
Von etwas Wichtigerm. — Sie ſpielen heute doch?
M. Wall.
Mein Gott, das hat noch Zeit.—Weiß ich das ſelber noch—
Nellberg.
Ich aber muß es doch, das Publikum muß wiſſen —
Die Zettel kleben ſchon.
M. Wall.
Geſchwind herabgeriſſen!
Herr Nellberg, ſehen Sie, der Spaß wird dadurch voll,
Von der Geſellſchaft bitt' ich mehrere
Nellberg.
Wer ſoll
Dann aber ſpielen?
M. Wall.
Ja — ſo laſſen Sie uns ſehn
Wen man entbehren kann — Herr Feld
Nellberg.
Das wird nicht gehn,
Wenn dieſer junge Mann nicht auf der Bühne ſteht,
So weiß ich, daß kein Weib mir ins Theater geht.
M. Wall.
Die Mamſell Frühling?
Nellberg.
Nein, auch da wird nichts daraus,
Da bleiben mir die jungen Herren alle aus.

M. Wall.

Die Tänzerinn Tolaille —

Rellberg.

Wer ſoll dann tanzen? Wer?

M. Wall.

Den Komiker?

Rellberg.

Da bleibt die Gallerie mir leer.

M. Wall.

Beſorgen Sie nur nichts, wir eſſen ſchon behende,
Um 3 Uhr ſetzt man ſich, um 6 Uhr iſt's zu Ende.

Rellberg.

Sie ſpielen aber auch?

M. Wall.

's iſt heut der dritte Tag,
Ich kann nicht, hab Catharr —

Rellberg.

Ein wahrer Donnerſchlag
Iſt dieſes Schreckenswort für einen Directeur,
Wenn nur das Wort Catharr im Wörterbuch nicht wär,
Ich bitte Madam Wall, bedenken Sie, ich bin
Verlegen.

M. Wall.

Nun, ſo ſpiel' ich heut' die Zweiflerinn,
Doch das ſag' ich vorher, dann wird nicht mehr geſpielt
Die ganze künft'ge Woch'.

Rellberg.
O Himmel!

M. Wall.
Es befiehlt
Mein Arzt, ich müſſe jetzt viel mehr Bewegung machen,
Sechs Tage zieh' ich auf das Land zur Gräfinn Dachen,
Ach Gott! dieß Monath war ich neun Mahl auf der Bühne,
Man lachte mich ja aus, wenn ich nochmahl erſchiene.
Und überhaupt, ich bin nicht Willens nachzuſtehn,
Den Sängerinnen, die wir oft kaum zwey Mahl ſehn
Im Monath, und die Sie doch ungeheuer zahlen,
Und kurz, man lebt für ſich, nicht für die Prinzipalen.
(ab.)

Eilfter Auftritt.

Rellberg (allein.)
Was dieſe Erde auch für Qualen und für Plag,
Für Sorgen, Pein und Noth, und Ängſten haben mag,
Der Glückliche hat nicht die ſchrecklichſten verſpürt,
Der nie im Leben ein Theater dirigirt.
Rühmſt du dich, Menſch, daß du kein Tröpfchen Galle haſt,
In die Couliſſen tritt, und wenn's dich da nicht faßt,
Dann magſt du mit dem Namen Job ganz füglich praſſen,
Und eine Klafter Holz kek auf dir hauen laſſen. (geht ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Madam Wall, Rellberg.

Rellberg.

Die Krone dem Verdienſt, ich muß es Ihnen ſagen,
Man kann unmöglich ſich anmuthiger betragen.
Mit einem Zauber, der ſich nicht beſchreiben läßt,
Madame, würzten Sie das ganze ſchöne Feſt; —
Und welch ein herrlich Mahl! die ausgeſucht'ſten Speiſen
Und Wein! als wollte Bachus ſeinen Reichthum weiſen —
War brav bey Appetit, der liebe Herr Major,
Es legte aber auch die ſchönſte Hand ihm vor,
Er ſaß am Ehrenplatz, er wußt' ihn gut zu nützen,
Oft küßt' er Ihre Hand, ich ſah ſein Auge blitzen,
Ach wie er ſehnſuchtsvoll Sie mit den Blicken maß,
Auch nippt' verſtohlen er manchmahl aus Ihrem Glas,
Gefangen iſt er, — ja, ganz ſicherlich gefangen.

M. Wall.

Sie ſcherzen, Lieber!

Rellberg.

Nein, er iſt in's Netz gegangen.

M. Wall.

Ach, mir gefiel es nur, wie der geſchworne Feind
Der Schauſpielkünſtler ſich ſo wie ihr beſter Freund
Mit Ihnen unterhielt, und trank, und ſcherzt' und lachte,
Und ſich, in ihrem Kreis zu ſeyn, zur Ehre machte.

Rellberg.

Doch, wenn er es erfährt, wird er's wohl übel nehmen.

M. Wall.

So wird der Stolz beſtraft, der Eitle muß ſich ſchämen.

Rellberg.

Noch eines, gute Wall, ſo eben fällt mir's ein,
Der Veilchenau kann jetzt Ihr Vorſpruch nützlich ſeyn,
Sie geht von uns.

M. Wall.

Wie ſo? Sie haben Sie entlaſſen?

Rellberg.

Das nicht; allein, Sie wiſſen ja wohl ſelbſt, es paſſen
Die beyden Weiber: ſie und dann die kleine Hamen
Nun auf und außer dem Theater nicht zuſammen.
Sie ſind in Lieb und Kunſt ſtets Nebenbuhlerinnen,
Da gibts zuletzt noch ein Duell, und Blut muß rinnen.

M. Wall.

Sie ſind ein armer Mann, und haben ſchweres Spiel,
Wo's viel zu lachen gibt.

Nellberg.

Doch auch zu weinen viel. —
Ich bitte liebe Wall, verſuchen Sie es fein
Zu einem Engagement behülflich ihr zu ſeyn; —
Ein jeder fand ſein Glück, den Sie in Schutz genommen,
Der Directeur von Worms iſt geſtern angekommen;
Er nennt ſich — warten Sie doch — Baſſen Klaſſen Laſſen,
Es afft ſich was bey ihm, wie beym Major von Straſſen,
Beſuchen wird er Sie gewiß, wenn Sie dabey
Nun ſo ihm ſagen, daß ſie gar nicht übel ſey,
Daß ſie Talent hat; kurz, wenn Sie ſie ihm empfehlen,
So kann das ſeine gute Wirkung nicht verfehlen.
O thun Sie's doch —

M. Wall.

Recht gern, ſie iſt ein gutes Kind,
Will zwar ſtets oben ſeyn, wie ſchon die Meiſten ſind,
Und alles ſo mit einem Mahl zuſammen ſpielen
Je nun, in Worms kann ſie ſchon die Begierde kühlen,
Da ſtehn *Oktavia* und *Fanchon* ihr zu Dienſten,
Dort iſt das *Viel* allein der Maßſtab bey den Künſten.
Ich ſprech gewiß für ſie.

Nellberg
(zieht ſeine Uhr heraus.)
Bald ſchlägt die Schauſpielſtunde,
Ich gehe jetzt, und mach' ein Bischen meine Runde;
Den Billeteurs muß man wohl auf der Kappe ſeyn,
Sonſt laſſen ſie Familien mir umſonſt hinein;
Bin ich vorher in der Gardrobe nicht zugegen,
So fehlt bald hier ein Kleid, bald dort ein Stock ein Degen;
Da wird politiſirt, und ſchlägt die Stunde dann,
So iſt kein Menſch bereit zum Anfang, und es kann
Das arme Publikum vergebens ſich empören,
Es muß, wenn's auch nicht will, drey Symphonien hören.
Doch ſtille, ſehn Sie, da kömmt ihr Adorateur.

Zweyter Auftritt.

Vorige. Major.

Major (für ſich im Eintreten.)
Da haben wir es, der verfluchte Directeur
Geht ihr nicht von der Seit' —
Nellberg.
Freut mich, Sie noch zu ſehn,
Ich war ſchon auf dem Sprung, ſo eben wollt' ich gehn.

Major (ihn begrüſſend.)

Auch mich freut's.

(Zu Mad. Wall.)

Gnäd'ge Frau, ſogleich nach Tiſch verlor

Sich die Geſellſchaft — mich allein hielt's hier.

M. Wall.

Major,

Sie zeigen mir dadurch, Sie ſeyen gern bey mir. —

Major

(mit einem zärtlichen Blick ihr die Hand küſſend.)

Wer wärs nicht, ſchöne Frau? — Guſtav ging auch von hier.

Er hat Geſchäfte noch.

M. Wall.

Er kehrt doch bald zurück?

Major.

Gewiß, verſteht der Junge anders ganz ſein Glück.

Das nenn' ich mir ein Mahl, ein herrlicher Verein!

Beyläufig ſo mag eine Göttermahlzeit ſeyn.

Nur Eines hab' ich noch, — verzeihn Sie mir — vermißt,

Die liebe Nichte war nicht mit bey Tiſch.

M. Wall.

Sie iſt

Sehr ſchüchtern, kann ſich mit Geſellſchaft nicht verſtehn.

Darum ließ ich ſie heut zu einer Freundinn gehn,

Die ſie ſehr liebt.

Major.
Madam! die Freunde, die ich heute
Hier kennen lernte, ſind fürwahr recht grundgeſcheite,
Dabey ſehr witzige und angenehme Leute.

M. Wall.
Ich ſeh' ſie alle Tag! am Abend kommen wir
So meiſt zuſammen.

Major.
Nun, bey Gott, ich gratulir',
In ſolcher Compagnie fehlt's nie an frohen Stunden,
Da ſchwindet jeder Gram, da heilen alle Wunden.

M. Wall.
Ich danke für das Kompliment in ihren Nahmen,

Major.
Gebildet, klug und ſchön ſind alle dieſe Damen.

Rellberg.
Und treu ſind dieſe Frau'n, ſo treu, wie Turteltauben,

Major.
Ich zweifle nicht daran, das will ich gerne glauben,
Und dann die Herrn, das ſind recht aufgeklärte Lichter,
Urtheilen über alle Werke, alle Dichter.

Rellberg.
Die meiſten wiſſen ſie auswendig.

Major.

Man kann nur
Bewundern, hört man ſie ſo über Lit'ratur
Und Künſte ſprechen, nein, ſo etwas hört' ich nie.

Rellberg.

Beſonders ſtark ſind ſie in der Dramaturgie.

Major.

Das hab' ich auch bemerkt.

M. Wall.

Fürwahr Major, das thut
Mir leid, denn Sie ſind dem Theater nicht ſehr gut.

Major.

Ja freylich, das berührt ſo manch verſtimmte Saiten,
Denn das Theater iſt an den Verdrüßlichkeiten,
Die ich mit meinem Neffen habe, Schuld; — allein
Ich muß geſtehn, ich ging einmahl recht gern hinein.
In meiner Jugend ward es mir zur Paſſion,
Und ſpäter, als ich lag zu Worms in Garniſon,
Da hab' ich ſelbſt geſpielt auf Dilettantenbühnen; —
Ja, ſehn Sie mich nur an; verſichern kann ich
Ihnen,
Im Eſſex gab man mir erſchrecklichen Applaus,
Die Gräfinn Rutland war die Tochter von dem Haus,
In die war ich gebrennt, da ſpielte die Natur.

M. Wall.

Nun, lieber Herr Major, ſo ſagen Sie mir nur,

Wie kömmt's, da Ihnen dieſe Kunſt ſo viele Freuden
Verſchafft, doch mögen Sie die Künſtler gar nicht leiden.

Major.

Das iſt ganz klar, die Kunſt ſtammt wohl von Göttern ab,
Doch zum Gemeinen ſinkt der Künſtler oft herab.
Beſonders urtheil' ich von Schauſpiel'rinnen ſcharf,
Das ſind Syrenen, denen man nicht trauen darf;
Dem ſchwachen Jüngling drohn wohl vielerley Gefahren,
Vor allen kann er ſich, vor dieſen nicht bewahren;
Mag Ohr und Herz auch noch ſo ſtark verriegelt ſeyn,
Geht's mit dem Lachen nicht, ſo weint ſie ſich hinein. —
Bey mir käm eine zwar an's ungelegne Ort,
Mich fängt kein ſolches Weib, darauf geb' ich mein Wort.

Rellberg.

Nicht gut iſt's, Herr Major, wenn man etwas verſchwört,
Wer ſich ganz ſicher glaubt, wird oft zuerſt bethört,
Doch, nun iſt's hohe Zeit, Adieu! jetzt muß ich gehn.

Major.

Adieu, Herr Directeur!

M. Wall.

Auf bald'ges Wiederſehn.

(Rellberg geht ab.)

Dritter Auftritt.

Madam Wall, Major.

Major.

Nun endlich iſt er fort, und all die läſt'gen Zeugen,
Die heut mich zwangen, bis zu dieſer Stund zu ſchweigen. —
Nun muß ich reden, nein, nicht duld' ich dieſen Schmerz,
Eröffnen muß ich Ihnen, Theure, dieſes Herz. —
Gefunden hab ich ſie, die mir unendlich werth,
Feſt halten will ich auch, was mir das Glück beſcheert,
Sie können über meine Ruh und meine Freuden,
Mit einem einzigen Wort, verehrte Frau, entſcheiden.

M. Wall

(ſich verlegen ſtellend.)

Ich weiß nicht, Herr Major! — fürwahr, Sie ſprechen da
In einem Ton —

Major.

Als ich zum erſten Mahl Sie ſah
In Mannheim, damahls ſchon ſtahl Ihrer Reitze Glanz,
Gepaaret mit Verſtand und Tugend ſich ſo ganz,
Mein Herz, und bald nachher ſtarb ihr Gemahl, mein Freund,
Zuſammen haben wir den Redlichen beweint;

Doch Alles hat ſein Ziel, ich wagte es ſodann,
Trug Ihnen Herz und Hand, zum ew'gen Bunde an,
Doch Julie wich mir aus, — Abneigung war wohl nicht
Der Grund davon, nicht wahr? — Nein, nein, ich bin zwar ſchlicht
Und barſch, doch gut bin ich, das darf ich von mir ſagen; —
Bloß aus Beſcheidenheit nur wollten Sie's nicht wagen,
In jener Lage mir die theure Hand zu reichen,
Weil Sie nicht Geld und Gut, des äußern Glückes Zeichen,
Zugleich zu geben mir im Stande waren.

M. Wall.

Scheint
Es doch, Sie ſprechen da, ſo wie ein alter Freund.

Major.

Verzeihn Sie Julie, bey ſolchen Körpergaben,
Iſt's wohl unmöglich, daß Sie *alte* Freunde haben,

M. Wall.

Sie ſchmeicheln —

Major.

Sicher nicht, geſtatten Sie es mir,
Daß ich fortfahren darf; ich finde nun ſie hier
In einer glänzendern und beſſern Lage, — ſchon
Dieß Haus, ihr Leben auch gibt den Beweis davon.

M. Wall.
Nicht klagen kann ich über Frau Fortunens Gabe,
Ich habe was ich brauch, und brauche was ich habe.
Major.
Auch ich kann immerhin leicht mein Geſchick erdulden,
Mein Gut trägt mir des Jahrs bey 30,000 Gulden,
In einer Gegend, wie der Himmel, liegt mein Schloß,
Doch iſt's für mich allein, bey weitem viel zu groß.
Was nützt es mir, daß ich den ſchönſten Garten hab,
Und viele Blumen drin, es pflükt ſie niemand ab,
Spieluhren hab ich 10, doch zieht ſie niemand auf,
Die weichſten Canapees, doch niemand ſetzt ſich drauf,
Kurz, was man braucht zu Noth, zu Luſt und Zeitvertreib,
Das hab' ich, Eins nur fehlt.
M. Wall.
Dieß Eine iſt? —
Major.
Ein Weib,
Die mir belebet all die Herrlichkeit und Pracht,
Und die Honneurs im Schloß und bey der Tafel macht.
M. Wall.
Das thun Sie jetzt wohl ſelbſt?
Major.
Ja freylich, aber wie?
Den liebenswürd'gen Takt den treff' ich einmahl nie,

Die Männer allenfalls, die will ich unterhalten,
Allein, die Damen zieh'n die Stirn' gleich in die Falten,
Und weiß ich auch einmahl in Allem mir zu rathen,
So iſt das Eſſen doch ganz ſicherlich verbraten.

M. Wall.

Wenn Sie nun Herr Major, ſo ſehr die Ehe lieben,
So wundert mich's, daß Sie noch unvermählt geblieben.

Major.

Der Frauen gibt es viel, doch muß ich Ihnen ſagen,
'S ſind wenige dabey, die mir ſo ganz behagen,
Auch muß ich frey geſtehn, ich war in meiner Jugend
Ein Sauſewind, ich nahm es nicht genau mit Tugend,
Da fürcht' ich denn, es könnte eine Hauptkokette
Zurück bezahlen mir all das auf einem Brette. —
Drum greif ich nicht ſchnell zu, — nur Ihnen iſt's gelungen,
Die Unentſchloſſenheit, Sie haben ſie bezwungen.
Ein einzig Wort nur, und mein Wanken hat ein Ende,
Dieß Wort, und es vereint der Pfarrer unſre Hände.

M. Wall.

Sie ehren mich Major, indem Sie auf mich bauen,
Allein, Sie ſollen nicht ſo ſchnell dem Schein vertrauen.
Sie kennen mich nicht ganz — ich ſelbſt bin ſo verlegen.

Major.

Ach Gott! ich kenne Sie ſo gut als meinen Degen.

Ihr Herz iſt ohne Falſch, Sie ſind, ein himmliſch Weſen,
Was ſie nur denken, iſt in Ihrem Aug zu leſen,
Nicht einmahl der ſcheelſücht'gen Fama iſts gelungen,
Sie zu verläumden je, trotz ihren hundert Zungen,
Und wer ſich unterſteht, was gegen Sie zu ſprechen,
Der hats mit mir zu thun, ich werd den Hals ihm brechen.

M. Wall.

Ich danke Herr Major, die Güte hab' ich nicht
Verdient.

Major.

Bin überzeugt, daß niemand Böſes ſpricht,
Kenn' Ihre Lebensart, und weiß ſie auch zu ſchätzen,
Man ſieht faſt niemahls Sie an öffentlichen Plätzen,
Sie wiſſen, man iſt zu was Beſſerm hier auf Erden,
Als dazu, um zu ſehn, und um geſehn zu werden,
Sie könnten gar für eine Eremitinn gelten,
Denn das Theater ſelbſt beſuchen Sie ſehr ſelten.

M. Wall.

Jetzt geh' ich öfters hin, als eh.

Major.

Ach, theure Liebe!
Erhören Sie mich nun, erwidern Sie die Triebe,
Die ich nicht zähmen kann, Ihr Reitz hat mich verwundet,
So tief, daß dieſes Herz wohl niemahls mehr geſundet,

Nein, nein, ich kann mich nun von Ihnen nicht mehr trennen,
Und komme was da will, ich muß mein Weib Sie nennen.

M. Wall

(tritt zum Major, legt ihre Hand auf ſeine Schulter und ſpricht lächelnd zu ihm.)

Sie ſehn nun ſelbſt, wie uns die Liebe kann verwandeln,
Und dennoch können Sie ſo hart und grauſam handeln
Mit Ihrem Neffen. — Wie, Majorchen! iſt das recht?

Major.

Wie kommen Sie auf dieſen Burſchen jetzt? — Nicht ächt
Iſt ſeine Liebe, iſt nur Rauſch — die meine nicht;
Jetzt Antwort, Julie, gerad mir in's Geſicht,
Willſt du mich zum Gemahl?

M. Wall.

Ich muß mich doch bedenken.

Major.

Doch Hoffnung wenigſtens kannſt du jetzt gleich mir ſchenken.

(er bückt ſich eben, um vor ihr niederzuknien, da tritt Guſtav ein, er erblickt ihn, und zieht ſich ſchnell zurück, indem er ſich anſtellt, als ob er ſein Schnupftuch von der Erde hätte aufheben wollen.)

Vierter Auftritt.

Guſtav, Vorige.

Guſtav.

Beſchleunigt hab' ich mein Geſchäft, um ſchneller hier
Zu ſeyn.

Major.

Iſt recht, ſo eben ſprachen wir von dir.

M. Wall.

Den Onkel bath ich ſehr, daß er noch hier Sie laſſe,
Doch er — er will mir's nicht zu Liebe thun.

Major.

Ich faſſe
Die Gründe nicht.

M. Wall.

Je nun, ich geb' in wenig Tagen
Bey mir hier ein Conzert, da bät' ich beyzutragen
Herrn Hilm durch ſein Talent.

Major.

Ach! wenn es Ihnen Freude
Verſchaft und nützlich iſt, — dann ſeys! — Wir bleiben Beyde.

Guſtav.

Das weibliche Geſchlecht beweiſet ſeine Macht
Stets an dem Onkel, ich hätt's nicht dahin gebracht.

Major.

Der Schönheit Allgewalt kann Niemand widerſtreben,
Was Madam Falk verlangt, das muß man ihr ja geben.

Fünfter Auftritt.

Sabine, Vorige.

Sabine.

Ausgehe wollte Sie Madam! — Ich bin ſo frey
Sie zu erinn're, denn halb ſiebe iſchts vorbey.

M. Wall.

So ſpät, da muß ich fort! — Major, verzeih'n Sie mir,
In einer Stunde bin ich längſtens wieder hier,
Gefällt es Ihnen wohl indeſſen hier zu bleiben?

Major.

Ich werd' nach Hauſe gehn, muß ein'ge Briefe ſchreiben.

M. Wall.

Das können Sie auch da, Sie finden Alles hier
Was Sie benöth'gen, Tinte, Feder und Papier.

Major.

Ich könnte wohl vielleicht doch ungelegen ſeyn.

M. Wall (lächelnd.)

Sie warten hier auf mich! Muß ich befehlen?

Major.

Nein,
Ich bleibe. Alles was Sie wollen, ſoll geſchehn,
Nur Eines dürften Sie nicht wünſchen.

M. Wall.

Wollen ſehn.

Major.

Sie kommen doch recht bald?

M. Wall.

Sobald ich kann.

Major
(indem er ihr die Hand küßt.)

Und ſchenken
Dann Antwort mir?

M. Wall.

Nun ja, ich werde daran denken.

Sabine
(im Abgehen zu Mad. Wall.)

Hu! der macht Auge, ſehn Sie ſelber wie ſie blitze,
Der hat das Liebesgift in alle Glieder ſitze.
(beyde ab.)

Sechster Auftritt.

Major, Guſtav.

Major.

Ha! das iſt eine Frau, ganz einzig! — Ja ein Stern
Der erſten Größe.

Guſtav.

Wohl geſteh' ich's Ihnen gern.

Geſchaffen iſt ſie ganz dazu, um einem Mann
Lieb' einzuflößen.

Major (ganz begeiſtert.)

Ach! nichts Liebenswürd'gers kann
Man finden.

(für ſich.)

Still Major, verrathe dich nur nicht.

Guſtav.

Sie liebten Sie ſchon einſt, und, lieber Onkel, ſpricht
Ihr Auge Wahrheit, ja, ſo ſuchen Sie auf's Neue
Die alten Feſſeln auf; daß ich darob mich freue,
Verſichr' ich Sie.

Major.

Wie ſo? Was könnte dir das frommen?

Guſtav.

Mein Onkel, der bis jetzt ſich doch zu hart benommen,
Wird dann, fühlt er erſt ſelbſt die Seligkeit der Liebe,
Gewiß nachgieb'ger ſeyn auch gegen fremde Triebe.

Major.

Das hoffſt du? — wird nichts draus, das ſchwör' ich
dir auf Ehre.

(mit gütigem Tone.)

Weißt' Guſtav, was wohl hier für dich zu thuen wäre?
Der Nichte hier vom Haus, der ſuche zu gefallen.

Guſtav.

Der Nichte?

Major.
Ja, ja, ja! das Mädchen iſt von Allen,
Die ich im Leben ſah, das Liebenswerth'ſte.
Guſtav.
Wie?
Das rathen Sie mir ſelbſt?
Major.
Ja, lieben ſollſt du ſie.
Guſtav.
Sehn Sie ſich vor, damit Sie nie den Rath bereuen.
Major.
Was ich geſagt, bleibt feſt, das Mädchen ſollſt du freyen.
Guſtav.
Ach lieber Onkel, von der zart'ſten Kindheit an,
Hat Ihre Zärtlichkeit ſo viel für mich gethan,
Ich liebe Sie ſo ſehr, und möchte dankbar ſeyn.
Major.
Das Reden macht's nicht aus, beweiſe mirs, doch nein,
Du ſpotteſt meines Zorns, und willſt, — du ſollſt dich ſchämen —
Zum Trotz mir, eine Frau dir vom Theater nehmen.
Guſtav.
Gewiß mein Onkel, ſie iſt nicht von dieſem Stande,
Doch wenn es auch ſo wär', gereicht es ihr zur Schande?
Des wakern Künſtlers Lohn iſt Achtung, Lieb' und Ruhm,

Denn nicht ſo leicht gelangt man in das Heiligthum;
Mehr angeborene, und auch erworbne Gaben
Muß man zu dieſer Kunſt, als ſonſt zu einer haben,
Um zu beleben der berühmt'ſten Dichter Werke
Mit Anmuth und Geſchmack, und mit Verſtand und Stärke,
Den vollen Beyfall der Gebildeten erhalten,
Eindringen in des Herzens tiefverborgne Falten,
Zorn, Ehrgeitz, Freude, Haß, Stolz, Zärtlichkeit und Liebe,
Des Laſters Biſſe und der Unſchuld reine Triebe
In ihrer Stufenfolg', und nach verſchied'nen Quellen
In jedem Körperglied einſtimmend darzuſtellen,
Jetzt einen Stoicker zum Lächeln zu bewegen,
Jetzt der Empfindung ſüßes Mitleid zu erregen,
Aneifern zu dem Guten, warnen vor dem Schlechten,
Und in's Vergnügen gute Lehren einzuflechten,
Das nenn' ich edle Kunſt, was Vorurtheil auch ſpricht,
Und was der Neid auch ziſcht, das lernt ſo leicht ſich nicht.
Racine, der große Mann, war mit Baron vereint,
Und Cicero war ſelbſt einſt Roſcius beſter Freund.

Major.

Was? Cicero? — der war gewiß kein Edelmann.

Guſtav.

Nein, nein, das war er nicht, doch wohl ein großer Mann,

Das läugnet ihm kein Menſch, er war es ſchon darum,
Weil er ſich ſelber ſchuf den Nahmen und den Ruhm,
Geboren war er als Plebejer, doch ſein Streben
Und himmliſches Talent, ſie mußten hoch ihn heben,
Und dieſer niedre Menſch befreyte, wie bekannt,
Das ſchon verrathne Rom, und ward zuerſt genannt:
Des Vaterlandes Vater! — Künſte nur erwerben
Und Wiſſenſchaften uns die Ehre nie zu ſterben.
Und ich, wer bin denn ich, mein Onkel? ein Soldat,
Mein Leben und mein Arm gehören zwar dem Staat,
Jedoch mein Herz iſt mein, mit dieſem kann ich ſchalten,
Und fruchtlos ſtemmten ſich entgegen die Gewalten
Der ganzen Welt.
(er hält inne, und fährt dann in gemäßigterem Tone fort.)
Verzei'hn Sie mir, ich mußte ſprechen,
Ach Onkel, wollen Sie denn ganz das Herz mir brechen?
Erbarmen!

Major.

Spare dir die überflüß'gen Worte,
Es iſt nicht an der Zeit und hier auch nicht am Orte,
Du biſt ſtockblind — genug, nicht weiter hör' ich dich.

Guſtav.

Mein Onkel, ſeyn Sie nicht ſo hart.

Major.

Verlaſſe mich!

Es kehret Frau von Falk in kurzer Zeit zurück,
Erwarten will ich ſie, und dann mit ihr mein Glück
Und dein's berathen.

Guſtav.

Ha! ich ſoll es wohl nicht merken,
Wohin das zielt, allein, das muß mich nur beſtärken
In meiner Hoffnung.

Major.

Neffe, hoffe nicht zu viel,
Ich ſage dir's vorher, verloren iſt dein Spiel.

Guſtav.

O nein, es miſchet ja die Frau von Falk die Karten,
Von dieſer Guten darf das Beſte ich erwarten. (ab.)

Siebenter Auftritt.

Major (allein.)

Verlegen macht' er mich, der Burſch mit ſeinem Hoffen,
Denn bald hätt' er damit den rechten Fleck getroffen,
Ich hoffe auch mein Freund, und ſehnſuchtsvoll und ſtark,
Die Hoffnung ſchon allein geht mir durch Bein und Mark. —
Bald wird's im Reinen ſeyn, ſie will nur noch nicht plaudern,
Das iſt ſchon ſo der Brauch, daß ſtets die Weiber zaudern

Mit ihrem Jawort, lang bedenken und ſich zieren,
Das Ewig iſt auch ſo ein Wort zum Simuliren.

Achter Auftritt.

Dlle. Veilchenau. Major.

Veilchenau.

Ach! Ihre Dienerinn, mein Herr! der Zufall gibt
Mir das Vergnügen Sie zu treffen.

Major.

Was beliebt?

Veilchenau.

Ich wollte Madam Wall beſuchen, mir iſt leid,
Sie iſt nicht mehr zu Haus, ſie hat um dieſe Zeit
Zu thun; das hätte ich wohl vorher wiſſen ſollen,
Doch hat das Schickſal mich dafür entſchäd'gen wollen;
Man ſagte mir am Thor, Sie wären jetzo hier.

Major.

Ich habe nicht die Ehr', was wünſchen Sie von mir?

Veilchenau.

Sie hier zu treffen, ach das macht mich herzlich froh,
Wir werden bald uns näher kennen lernen.

Major.

So?

Veilchenau.
Sie heißen Klaſſen doch? — wie? — oder Raſſen, Baſſen?
Major.
Nein, Mademoiſell, ich nenne mich von Straſſen.
Veilchenau.
Schon recht, Sie ſind mein Mann, ich kam gerad' zur Frau
Von Wall, um Sie zu ſehn; ich heiße Veilchenau
Major.
Ich bitte ſagen Sie, womit ich Ihnen diene?
Veilchenau.
Sie wiſſen wohl, ich bin die Zierde dieſer Bühne,
Man trug mich, ich darf kühn es ſagen, auf den Händen,
Zu allen Rollen kann man ſicher mich verwenden,
Soubretten ſpiele ich und edle Königinnen.
Die traurigen und pfiffigen Liebhaberinnen,
Selbſt Mütter hab' ich ſchon geſpielt; fürwahr, ich habe
Ein ſeltenes Talent; nun das iſt eine Gabe
Des Himmels, die kein Menſch ſich ſelber geben kann,
Das ärgert Manche auch zum Platzen. — Ein Organ
Hab' ich — Sie hören's doch, mein Herr! — wie Flötenton,
Und ein Gebärdenſpiel und eine Action,
Je nun, das muß man ſeh'n, ich trete kaum heraus,
So gibt's ein ordentliches Salve von Applaus.

Die Männer nehmen die Lorgnetten ſchnell zur Hand,
Die Damen ſtaunen, und bewundern mein Gewand;
All dieſes hob mich zwar empor, doch gab's mir leider
So auf der Bühne als im Städtchen viele Neider.
Nun geh' ich, arme Stadt! ich kann dich nur bedauern,
Die erſte Künſtlerinn zieht fort aus deinen Mauern! —
Die ärgſte Feindinn, die mich wegbringt, kennen Sie,
Nicht wahr?

Major (erſtaunt.)

Ich?

Veilchenau.

Freylich Sie, die Hamen iſt es.

Major.

Nie
Hört' ich von dieſer Frau

Veilchenau.

Die kabaliret immer,
Sie ward verwahrloſt von dem großen Gurgelſtimmer,
Denn jeder Ton von ihr iſt hohl und ſchrecklich tief,
Auch iſt ſie ſchon paſſee, und links auch etwas ſchief,
Nun iſt's begreiflich, daß durch meiner Blicke Flammen,
Durch meinen Silberton die arme kleine Hamen
Verdunkelt wurde, da iſt immer Streit geweſen,
Ausführlicher iſt das in dem Journal zu leſen,

Major.

Weiß nicht warum Sie mir das alles expliziren
Was ſoll denn ich dabey wohl thun?

Weilchenau.

Mich engagiren

Major (für ſich.)

Nein, das iſt doch zu toll.

Weilchenau.

Sie werden wohl, wie billig
Mich hören wollen erſt; nun gut, ich thu' es willig;
Soll ich vom Trauerſpiel, vom Luſtſpiel etwas wählen?
Bin überall gleich ſtark, Sie haben zu befehlen.
Soll ich den Monolog aus Phädra rezitiren?
Aus Iphigenia, aus Tancred declamiren?

Major.

O mein Gott! nein, nein, nein! ich danke.

Weilchenau.

Wollen Sie
Vielleicht was luſtiges aus einer Komödie,
Die Gurli? —

Major.

Ich hab's ſatt Mamſell, und bitte ſehr,
Für wen beſehn Sie mich?

Weilchenau.

Je nun, der Directeur
Aus Worms ſind Sie, nicht wahr? und kommen jetzt hieher
Für Ihr Theater ſich die tauglichſten Subjecte
Zu engagiren.

Major.
Ha, wer war's, der ſich erkekte
Zu ſagen? —
Weilchenau.
Ja, ich weiß, Sie ſingen ſchönen Baß.
Major.
Mamſell, jetzt treiben Sie zu weit den kühnen Spaß.
Weilchenau.
Sie ſpielen zärtliche Papa's und Onkels.
Major (zornig.)
Nein,
Zum Teufel nein, ich kann und will nicht zärtlich ſeyn,
So hören Sie mich doch einmahl geduldig an,
Von Straſſen nenn' ich mich, und bin ein Edelmann,
Beym achten Regiment Major, und hab' im Leben
Auf dem Theater keinen Ton von mir gegeben.
Weilchenau.
Nun, ſo verzeih'n Sie mir — man ſprach — ich hab gemeint —
Sie ſind doch wenigſtens vom Hauſe hier ein Freund,
Und helfen mir gewiß in einem andern Fall,
Empfehlen mich der Frau vom Haus, der Madam Wall.
Major.
Wer iſt die Madam Wall?
Weilchenau.
Die erſte Künſtlerinn
Auf unſ'rer Bühne hier, bin ihre Schülerinn.

Major (für ſich.)

Der rappelt's im Gehirn (laut) Verzeihen Sie, die Dame
Vom Hauſe iſt gewiß nicht Schauſpiel'rinn, ihr Nahme
Iſt Falk.

Veilchenau

(für ſich, auf den Kopf deutend.)

Er ſcheint verwirrt.

Major.

Notarius war ihr Mann.

Veilchenau.

Sie haben recht, mein Herr, eh hieß ſie Falk, doch dann,
Als ſie zur Bühne ging, hat ſie den Nahmen Wall
Sich zugelegt, das iſt bey Künſtlern ſo der Brauch
Sich umzutaufen — ja, ich ſelber that es auch:
Ich hieß Veronika, mein Vater Michel Grau,
Das war gemein, jetzt heiß ich Louiſe Veilchenau.

Major.

Ich bin erfreut, Mamſell Veronika von Grau.
(für ſich) Was ſoll ich glauben, 's wird mir ordentlich
ſchon flau.

Veilchenau.

Was Madam Wall betrifft, ſo kann ich es bezeugen,
Den Gipfel unſ'rer Kunſt, ſie wußt ihn zu erſteigen.

Major.

Wie? — Sie Schauſpielerinn? — Wär's möglich?
Nein, beym Teufel,
Sie irren ſich Mamſell.

Weilchenau.
Daran iſt gar kein Zweifel,
Sie ſpielt ja alle Tag! — In dieſem Augenblicke
Gibt ſie die Zweiflerinn.

Major.
Das macht dir eine Lücke
In dein Project, Major!

Weilchenau.
Das Haus iſt ſicher voll,
Das Stück gefällt, und ihr Triumph iſt dieſe Roll'.
Ach, aller Herzen hat ſie ſich dadurch gewonnen,
Jedoch bemerk' ich recht, ſo war ich unbeſonnen,
Noch wußten ſie es nicht, Madam ſey beym Theater,
Vielleicht ſind Sie wohl gar ihr Onkel oder Vater.

Major.
Nein, Keins von beyden.

Weilchenau.
Wär' auch gar nichts zu riskiren,
Zu ſolcher Tochter müßten Sie ſich gratuliren;
Doch ſcheint mir, hab ich's dem unrechten Mann entdeckt,
Und Ihre üble Laun', ich ſeh's, dadurch erweckt.

Major.
Fürwahr, ich muß geſtehn, es macht mir etwas Pein.

Weilchenau.
Ich bin vielleicht zur Laſt.

Major.
Das könnte möglich ſeyn:

Weilchenau.

So leben Sie denn wohl! Noch einmahl, Herr Major,
Gehn Sie mir bey der Wall mit guten Worten vor,
Empfehlen Sie mich ihr. Mir ſcheint, Sie dürfen wagen,
Der ſchönen Frau noch mehr, als Andere, zu ſagen;
Ich kann recht dankbar ſeyn, und führt auf Ihren Reiſen
Der Zufall Sie nach Worms, ſo will ich es beweiſen,
Daß ich zu lohnen weiß die Freundſchaft.

Major.

Bis dahin
Wird's wohl noch lange währen.

Weilchenau.

Ihre Dienerinn.
(ab.)

Neunter Auftritt.

Major (allein.)

Recht brav mein Herr Major! das machten Sie recht gut,
Ich bin faſt außer mir vor Ärgerniß und Wuth!
Der Onkel kommt hier an, um aus den gift'gen Schlingen
Der Komödiantinn ſchnell den Neffen fortzubringen,
Indeſſen geht er ſelbſt der andern in die Falle, —
Zum Lachen iſt es und zum Weinen auch vor Galle.
Was fang' ich nun wohl an? — am beſten iſt's zu geh'n,
Nein, die Betrügerinn ſoll niemahls mehr mich ſehn;

Daß ich ſo ſchnell entſchlüpft, das wird ſie wohl bereu'n,
Doch iſt's nicht der, — je nun, ſo wird's ein andrer ſeyn. —

Zehnter Auftritt.

Major, Sabine.

(Als der Major abgehen will, tritt ihm Sabine mit einem Carton, in welchem Kleider liegen, unter der Thüre entgegen.)

Sabine.
Mein Herr, gleich komme wird die Frau

Major.
O meinetwegen
Kann kommen ſie und gehn, mir iſt nichts d'ran gelegen.

Sabine.
Was kriechet Ihne um die Leber, Herr Major?
Die Äugle rolle Sie, wie komme Sie mir vor?
Wir ware nicht lang aus, was gabs denn unterdeſſe?
Sie ware doch ſo gut, und fröhlich nach dem Eſſe?

Major (ſpöttiſch.)
O! ich befand mich ja in guter Compagnie,
Wer waren denn die Herrn bey Tiſche, kennſt du ſie?

Sabine.

Lieb's Herrgöttle, das kann man nicht ſo explizire,
Das ware Herrn von alle Stände, Offiziere,
Seeleute, Grafe und Miniſter, Negozianten —

Major.

Sie waren alles, denn ſie waren Komödianten.

Sabine.

Was denke Sie?

Major.

Ich ſeh's, wohin das ſollte zielen,
Es wollte deine Frau mit mir Komödie ſpielen —
Doch alle Donner, nein, zum lächerlichen Alten
Bin ich zu gut, obſchon man mich dafür gehalten,
Ich gehe, denn der Zorn zückt mir durch alle Glieder,
In dieſem Haus des Trug's ſieht man mich niemahls wieder.

Sabine.

Verziehe Sie doch nur.

Major.

Kehrt deine Frau zurück,
So ſage ihr von mir: zu Ende ſey das Stück,
Sie habe gut geſpielt, das ließe ſich nicht läugnen,
Doch ich, ich konnte mich zu meiner Roll' nicht eignen,
Drum will ich mich recht wohl vor einer Schande hüthen,
Und die Entwicklung mir aufs höflichſte verbiethen.
(er eilt ab.)

Eilfter Auftritt.

Sabine (allein.)

Er gehet wirklich fort — wie kann ihn das verdrieße,
Daß er mit Künſtlern hat zu Mittag eſſe müſſe?
Mich freut's im Gegentheil, wenn ich ſie kann bediene,
Mein Seel, ich wäre wohl gern Tag und Nacht bey Ihne,
Die Frau wird ſchaue, wenn ſie hört, daß er ſo toll
Fortlief, ich weiß nicht, wie ich ihr's beybringe ſoll.

(Sie bleibt nachdenkend ſtehen.)

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Madam Wall und Guſtav.

Guſtav.
Ach Gott, da haben wir die ſaubere Beſcherung,
Nach Alle dem iſt's jetzt ganz aus mit der Bekehrung
Des Onkels. — Nun er weiß, daß Sie Actrice ſind,
So will er reiſen.

M. Wall.
Mag er's thun, und nur geſchwind.

Guſtav.
Sie ſehn mich außer mir.

M. Wall.
Sie ſollen lieber lachen.

Guſtav.
Er möchte gehn, doch ich ſoll mit die Reiſe machen,
Er ließ mir dieſe Nacht auf's ſtrengeſte bedeuten,
Ich möchte heute noch zur Reiſe mich bereiten,
Nun ſtellen Sie ſich vor.

M. Wall.

Und das trübt Ihr Geſicht?
Freund, der Befehl iſt falſch, drum fürchten Sie ihn nicht.

Guſtav.

Wie, falſch?

M. Wall.

Ja, lieber Freund, es wird recht bald ſich weiſen,
Ich bürge wohl dafür, der Onkel wird nicht reiſen.

Guſtav.

Worauf vertrauen Sie?

M. Wall.

Auf unfehlbare Gründe,
Sie glauben doch wohl nicht, daß man ſo gar geſchwinde
Aus meinen Ketten ſich los macht? — Nein, junger Herr,
Dazu brauchts Rieſenkraft, das koſtet etwas mehr
Als Worte. — Doch, da kömmt ja Nellberg, was will der?

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen, Nellberg.

Nellberg.

Iſt's wahr? — Es hat Ihr Netz ſich wieder aufgeknüpft?
Und der Gefangene iſt ſchnell daraus entſchlüpft?

M. Wall.

Wahr! — Ihre Veilchenau iſt Schuld — ganz fürchterlich
Tobt er, verläßt die Stadt, und nimmt Guſtav mit ſich.

Rellberg (zu Guſtav.)

So laſſen Sie ihn ziehn, das macht uns keine Sorgen,
Wenn er noch heute geht, vermählen Sie ſich morgen,
Man muß einmahl dem Herrn doch zeigen, daß man's wagt
Ihm kühn zu widerſtehn.

Guſtav.

Sie wiſſen! es verſagt
Mir Henriette ſtets ihr Ja, die Mutter willigt
Nicht in die Heirath, bis mein Onkel ſie gebilligt.
Sie wiederſtanden ſelbſt dem ſchriftlichen Verſprechen,
Auch dieß vermochte nicht den ſtarren Sinn zu brechen
(er zieht ein Papier aus der Taſche.)
Hier iſt es, wollen Sie es ihnen biethen?

Rellberg.

Nein,
Es kann uns dieß Papier zu nichts mehr nützlich ſeyn,
Die Mutter bleibet feſt bey ihrem Worte.

Guſtav.

Gut,
So ſey's vernichtet.
(Er will das Papier zerreiſſen.)

M. Wall
(hindert ihn daran.)
Halt!
(ſie nimmt das Papier.)
Mir das Papier! — Es thut
Vielleicht noch Dienſte.

Guſtav.
Ach, nie wird er's unterſchreiben.

M. Wall.
Wenn nicht, wohlan, ſo ſoll's in meinen Händen bleiben,
Doch kömmt er noch einmahl — und darauf bau' ich immer,
Dann zeig ich Euch die Macht von einem Frauenzimmer,
Von einer Schauſpiel'rinn noch obendrein. — Geſtanden
Hat er mir erſt zuvor, daß er mit ſüßern Banden
Mit mir vereint zu ſeyn, ſich wünſche. — Ja, er liebt
Mich ſehr, ich weiß es auch, daß es ihn ſehr betrübt,
Wenn er erfährt, daß ich ihm meine Hand nicht geben,
Sein Weib nicht werden kann. Aus dieſer Urſach eben
Will ich im Irrthum ihn nicht laſſen, doch vorher
Soll Guſtav's künft'ges Glück begründet ſeyn.

Guſtav.

Wie ſehr
Verpflichten Sie mich.

M. Wall
(hält ihm die Hand auf den Mund.)

Still! kein einzig Wort davon,
Befördern And'rer Glück iſt an ſich ſelbſt ein Lohn.
Gebt acht, dem Herrn Major mach ich gewiß noch heiß,
Er ſpielt Komödie, doch ohne daß er's weiß,
Ich will ein Scenchen ihm, ein herrliches, bereiten,
Und darin ſuche ich Ihr Glück dann einzuleiten.

Dritter Auftritt.

Sabine, die Vorigen.

Sabine (herbey laufend.)

Madam! Madam! — Herr Je! — Ach ſtelle Sie ſich vor, —
Kaum Athem hab' ich mehr! — Es kömmt der Herr Major.

Guſtav.

Mein Onkel?

Sabine.

Ja, er ſelbſt.

Rellberg
(zu Mad. Wall.)
Sie lächeln?
M. Wall.
Hab's geſagt,
Daß der Major ſo ſchnell nicht abzureiſen wagt.
Sabine.
Was ſoll ich ſage?
M. Wall.
Wart, Sabine!
(ſie denkt nach.)
Sabine.
Hat ſich warte,
Ganz ungeduldig ſteht er unten bey de Garte,
Da hält der Anton zwar ihn, ſo viel möglich, auf,
Doch dauerts wohl nicht lang, ſo kommet er herauf.
Guſtav.
Was iſt zu thun?
M. Wall.
Er darf für's Erſte, uns nicht ſehn;
Kommt, Freunde! laſſet uns ins Nebenzimmer gehn,
Um dort uns über unſre Rollen zu verſtehn,
Sabine, du bleibſt hier.
Sabine.
Wie ſoll ich ihn empfangen?
M. Wall.
Sag, was du willſt. —

Sabine.
Herr Je! —
M. Wall.
Sag, ich ſey ausgegangen,
Ich käme bald zurück, er ſoll ſich nicht entfernen,
Bey Schauſpiel'rinnen muß man etwas lügen lernen.
Sabine.
Madam weiß ohnehin, wenn's anders nöthig iſt,
So lüg' ich! daß es ſtaubt.
M. Wall.
Ich ſehe wohl, du biſt
Gelehrig —
(zu den Übrigen.)
Kommen Sie! — Nicht traurig, Guſtav, Muth!
Sabin', ich bau auf dich, mach deine Sachen gut.
(Sie geht mit Guſtav und Rellberg in ein Nebenzimmer.)

Vierter Auftritt.

Sabine (allein.)
Was will der Herr Major heut wieder hier im Haus,
Und geſtern ſchimpfte er, und fluchte, 's war ein Graus,
Und ſchwörte, daß er nie es mehr betreten werde,
Ja ja, das Vögelein, das klebt, kömmt von dem Heerde,

So leicht nicht weg. — Das bleibt wohl wahr, daß
Schauſpiel'rinne
Mit jedem neue Kleid auch neue Reitz gewinne,
Und will ein Mann auch heut die Königinn verlaſſe
So weiß die Schäferinn auf's Neue ihn zu faſſe! —
Mein Seel, die Lichtlein, die da zwiſchen die Kouliſſe
Aufflamme, gebe von de Kopf bis zu de Füſſe
'Ne magiſche Geſtalt; — wenn ich mahl werd agire,
Da wird ſich im Parterr manch Männerherzle rühre;
Kanns kaum erwarte, ach, wie werde ſie da laufe,
Um einen einz'gen Blick von mir ſich zu erkaufe,
Mein Glück iſcht fertig, wie ich auf die Bretter
ſteh. —
Da kommt ſchon der Major; das beſt', ich thu', als ſäh
Ich ihn nicht gleich.

Fünfter Auftritt.

Sabine, der Major.

Major
(im Eintreten, ohne Sabinen zu ſehen.)

Nicht bringt das Ärgern mich zum Ziele,
Was ſchadet mir es denn, daß ſie Komödie ſpiele?
Im Gegentheil, daß kann mir erſt recht nützlich ſeyn?
Die Damen ſind nicht ſpröd', und man verſteht
ſich ein.

Sabine (bey Seite.)
Was ſpricht er da für ſich?

Major (bey Seite.)
Da iſt die Kammermagd.

Sabine (bey Seite.)
Er hat mich ſchon geſehn, will warte, was er ſagt.

Major (bey Seite.)
Vor allem muß ich die in mein Int'reſſe zieh'n.

Sabine (bey Seite.)
Muß ihm's erleicht're.
(ſie tritt näher.)

Major (bey Seite.)
Hm! ich reich' ihr etwas hin! —
(laut zu Sabinen.)
Mamſelchen, Ihre Frau —

Sabine (mit einem Knix.)
Iſcht nicht zu Hauſe.

Major.
Wie?
Das thäte mir wohl leid, träf ich zum Glück, nicht Sie,
Man wartet wohl recht gern in ſolcher Kompagnie.

Sabine
(abermahls mit einem Knix.)
Sie ſind ſo artig.

Major.
Sie ſo ſchön.

Sabine.
Ich muß geſtehe,
Es habe mich dafür ſchon Viele angeſehe.
Major.
Verſtehen Sie ſich wohl auf Schmuck?
Sabine.
O ja, das Ding
Seh' ich wohl öfters.
Major
(zieht einen Ring vom Finger und zeigt ihn ihr.)
Nun, wie finden Sie den Ring?
Sabine (ihn beſehend.)
Potz Knöpfle! wie das blitzt!
Major.
Gefällt er?
Sabine.
Ach, Herr je!
Major.
So iſt mir's eine Freud', wenn Sie ihn nehmen.
Sabine.
Ne,
Das iſt —
Major.
Nur Kleinigkeit, doch viel, wen's freueñ kann.
Sabine.
Das will ich meine, daß mich's freut. (für ſich.)
Das fängt gut an.

Major
(ſich ihr nähernd.)
Auch ich erwarte einen Gegendienſt von Ihnen.

Sabine.
Mein Gott, befehle Sie, womit kann ich denn diene?
(für ſich.)
Wär' er verliebt in mich? Das wär 'ne hübſche Sache,
Warum nicht? 'S kann ja ſeyn, vielleicht iſt er's aus Rache.

Major.
Verbinden würden Sie mich ſehr, wenn bey der Frau
Sie ſo ein günſt'ges Wort für mich anbrächten —

Sabine (für ſich.)
Schau,
Ich habe mich geirrt.

Major.
Um dieſes Sonnenlicht
Schwärmt wohl manch Mückenheer?

Sabine.
Ja, daran fehlt's uns nicht.
Liebhaber könnte wir von alle Sorte habe,
Allein, der hundertſte beſitzet nicht die Gabe,
Die' wir verlange.

Major.
Doch ſchien mir's der Directeur —

Sabine.

Von dem befürchte Sie nur nichts, der iſcht nicht ſehr
Willkomme —

Major.

Doch der Graf?

Sabine.

Mein Gott, der iſcht ja lahm,
Doch ſtill jetzt, Herr Major, da kommet die Madam.
(Der Major tritt etwas in den Hintergrund.)

Sechster Auftritt.

Die Vorigen, Mad. Wall.

M. Wall,

(als ob ſie von der Straſſe käme, tritt ein, ſich anſtellend, als ob ſie den Major nicht gleich gewahr würde.)

Sabine, bring' mir nun —

(thut, als ob ſie den Major jetzt erſt ſähe, und ſchreit ein wenig laut auf, als ob ſie ſeine Gegenwart überraſchte.)

Ach! — Sie da, Herr Major?

Major.

Sie ſehen mich Madam —

M. Wall.

Das ſtellt' ich mir nicht vor —

Ich bin ſo überraſcht — gewaltig ſchlägt mein Herz,
Gewiß, Ihr geſtriges Benehmen hat mir Schmerz
Verurſacht, fürchten mußt ich, nimmer Sie zu ſehn,
Nun bin ich angenehm erſtaunt, ich muß geſtehn;
Sabine, einen Stuhl! —

Major

(läuft ſchnell um einen Stuhl, und präſentirt ihr denſelben.)

Madam! ich muß mich ſchämen,

Sabine (bey Seite.)

Das iſcht mahl wahr, die Frau, die weiß ſich zu benehmen.

M. Wall (ſetzt ſich.)

Sie kehrten doch zurück, das iſt recht ſchön von Ihnen,
Daran erkenn' ich Sie.

Major.

Ich leſ' in Ihren Mienen,
Daß Sie verzeih'n.

M. Wall.

O ja, Sie waren geſtern ſehr
Im Zorn, und da iſt man ja ſeiner ſelbſt nicht Herr.
(zu Sabine.)
Dem Herrn Major gib einen Stuhl.

Sabine

(thut es, ſodann im Abgehn)

'S iſcht keine Frage,
Jetzt wird der Herr Major ganz ſicher breit geſchlage.

Siebenter Auftritt.

Madam Wall, der Major.

(Sie ſitzen beyde einige Augenblicke ſtille, und ohne ſich anzublicken. Madam Wall lehnt ſich über die Stuhllehne, und legt die Hand auf ihr Herz, als ob die Überraſchung, welche ihr des Majors Wiederkommen verurſachte, ſie noch immer etwas beklemmte. Der Major reibt ſich die Hände, man merkt es ihm an, daß er gerne ſprechen möchte, aber nichts hervorzubringen weiß, endlich wiſcht er ſich den Schweiß von der Stirne, und bricht das Stillſchweigen.)

Major.

Iſt Ihnen beſſer?

M. Wall.

Ja; — es hat nichts zu bedeuten. Herzklopfen iſt's.

Major (bey Seite.)

Ich weiß das Ding nicht einzuleiten.

M. Wall

(nach einer Pauſe.)

Sie reiſen alſo ab?

Major (ſchnell.)

Wenn Sie's ſo wollen, ja.

M. Wall.

Das hängt von Ihnen ab, Major, ich habe da
Wohl nichts zu ſagen.

Major.

Doch — Sie haben ganz zu ſchalten,
Die Schönheit weiß ja ſtets die Liebe feſt zu halten; —
Ich habe einen Plan, er kann nicht ſchöner ſeyn,
Entdecken will ich ihn, und gehen Sie ihn ein,
Dann iſt mein Glück gewiß, und wir ſind feſt vereint.

M. Wall.

Erlauben Sie, daran zu zweifeln, — Ach mir ſcheint,
Sie können jetzt nicht mehr mich lieben, da Sie wiſſen,
Daß ich Schauſpiel'rinn bin. —

Major.

Geliebte Frau, Sie ſchließen
Ganz falſch, und unſer Band iſt darum nicht zerriſſen.
Bin glücklich, eine ſchöne Freundinn zu beſitzen,
Anbethen will ich Sie, in Allem unterſtützen;
Ihr Auge ſey mein Stern, Befehl ſey mir Ihr Wille,
Den ich in jedem Fall aufs pünktlichſte erfülle.

M. Wall (erſtaunt.)

Major! —

Major.

Gemeinſchaftlich ſoll, was wir haben, ſeyn,
Mein Gut das Ihrige, und Ihre Liebe mein. —

M. Wall.

Ha, welch' Erniedrigung! ſo etwas hört' ich nie,
Was ſprechen Sie, Major, und zu wem reden Sie?

Major (betroffen.)

Madam!

M. Wall.

Sie träumen, wie ich glaube.

Major (für ſich.)

Welch ein Ton!
Sie ſcheint beleidigt, nun, da komm ich ſchlecht davon.

M. Wall
(ſteht auf vom Stuhle.)

Ich achte Sie zu ſehr, um jetzt Sie zu verſtehn.

Major (bey Seite.)

Den Plan mißbilligt ſie. da kann man doch noch ſehn,
Daß ſie auf Ehre hält.

M. Wall.

Sie denken von mir ſchlecht,
Major, das thut mir weh, was gibt dazu das Recht.

Major.

Sie zürnen?

M. Wall.

Zürnen? — die Empfindung kenn' ich nicht,
Nur Kränkung iſt es, die aus meinem Munde ſpricht,

Nur ſie kann ſich allein in meinen Zügen mahlen.
(bey Seite.)
Nun wart' Major, den Schimpf ſollſt du mir theuer zahlen.
(laut, und wehmüthig.)
So ganz verkannt zu ſeyn, das macht mir großen Schmerz,
Geändert hab' ich zwar den Stand, doch nicht mein Herz;
Noch bin ich ohne Falſch, wie ich es vorher war,
Verſchiedenes Gefühl ſtell' auf der Bühn' ich dar,
Doch Eines nur beherrſcht mein Herz, bin ich allein:
Wohlwollen für den Freund, und dieſes iſt nicht Schein;
Der Welt und ihrer Luſt bin ich im Schoos geſeſſen,
Doch dieſen theuern Freund, ihn hab' ich nie vergeſſen,
Nun kömmt er wieder, und in dem, was jetzt er ſpricht,
Find ich den Freund zwar noch, doch ach! die Freundſchaft nicht.

Major (für ſich.)

Ich möchte jedes Wort ihr von dem Munde küſſen.

M. Wall.

So weit iſt's einmahl, wohl, Sie ſollen Alles wiſſen,
Sie ſollen ſtaunend ſchau'n in meines Grames Nacht.
Es hatte Ihre Reiſ' viel Kummer mir gemacht,
Die ganze Nacht hab' ich geweint, doch unrecht thu'
Ich, ſie zu fürchten; denn ſie iſt zu meiner Ruh'

Sehr nöthig. Reiſen Sie, Major, ich fordr' es, ja,
Ein Unglück war's für mich, daß ich Sie nochmahl
ſah,
So leben Sie denn wohl, vergeſſen Sie die Arme,
Die niemahls Sie vergißt, die künftig nur dem
Harme
Und der Erinn'rung lebt.

Major (für ſich.)

Der Abſchied fällt ihr ſchwer,
Aufrichtig liebt ſie mich, da bleibt kein Zweifel mehr.

M. Wall (für ſich.)

So heimlich murmelt er was zwiſchen ſeinen Zähnen,
Er iſt gewiß bewegt, jetzt iſt es Zeit zu Thränen.

(laut und immer bewegter, bis ſie endlich am Schluße in Thränen ausbricht, die ſie aber dem Major zu verbergen ſucht, indem ſie ſich von ihm wegwendet, und ihr Sacktuch vor die Augen hält.)

Mein Stand empöret Sie, und er nur macht mich
ſchuldig,
O Gott, Sie wiſſen nicht, wie viel ich ganz geduldig
Erlitten, bis ich mich zu dieſem Schritt entſchloß,
Nur wenig hinterließ mein Mann, die Noth war
groß,
Hier ſchien mir noch allein ein Zweig des Glücks zu
grünen,
Und beſſer iſt's, ſein Brot ſich ehrlich zu verdienen,

Als — pfuy ich bring' das Wort nicht aus dem Munde ſchier,
Doch Sie, Sie wiſſens wohl,
(laut weinend.)
Sie hielten mich dafür.

Major.

Sie weinen, Julie? Wär' ich nur dazumahl
Von Ihnen nicht getrennt geweſen, dieſe Wahl,
Sie hätten nimmer Sie gethan.

M. Wall.

Es iſt geſchehn,
Darum nichts mehr davon. — Major, Sie müſſen gehn,
O möchten Sie entfernt von mir recht glücklich ſeyn.
Ich bitte, denken Sie nach Jahren manchmahl mein,
Die Flamm' erlöſchet nie, die hier
(auf ihr Herz zeigend)
für Sie gebrannt,
Auf ewig denn Adieu, Sie haben mich verkannt.
(Sie will ab, der Major hält ſie zurück.)

Major.

Nein, das ertrag ich nicht, Sie müſſen mir verzeihen,
Zu Ihren Füſſen will ich meine Schuld bereuen.
(er kniet vor ihr nieder.)
Gut machen will ich Sie, Sie lieben und verehren,
Und ſo wird ſich Ihr Herz auf's neue zu mir kehren.

M. Wall.

Ja, ja, das iſt der Ton des Freundes, ich erkenne
Ihn wieder — ſtehn Sie auf.

Major.

Damit uns nichts mehr trenne,
So ſagen Sie vorher mir noch, daß Sie verzeih'n.

M. Wall (reicht ihm die Hand.)

Vergebung denen, die aus Herzensgrund bereu'n.
Doch reiſen müſſen Sie, Sie können ihre Hand
Mir nimmer reichen, denn Sie haſſen meinen Stand.

Major.

Verlaſſen werden Sie die Bühne, folgen mir,
Und ich entſchädige dann reichlich Sie dafür.

M. Wall.

Die Kunſt bleibt immerdar dem wahren Künſtler theuer,
In ſeiner reinen Bruſt entzündet ſie ein Feuer,
Das niemahls mehr erliſcht, auch mich erfüllt der Wahn,
Und böthe Jemand auch ein glänzend Loos mir an,
Auf dieſe Art könnt' ich die Hand des Glücks nicht faſſen,
Denn, das Theater werd ich nimmermehr verlaſſen.
Undankbar wär's von mir, der Kunſt ſchnell zu entſagen,
Die mir, ich darf es kühn wohl zu behaupten wagen,
Erſt einen Nahmen gab; ich werd' ihn immer tragen.

Major.

Wohlan, ſo bleiben Sie in ihrem Heiligthum,
Behalten immerhin den Nahmen und den Ruhm.

Da Sie es thäten nur mit vieler Überwindung,
So feyern wir denn eine *heimliche* Verbindung.

M. Wall (mit Würde.)

Verwirrte auch bis jetzt mich Unentſchloſſenheit,
So lehrt mich doch dies Wort, was mir mein Glück gebeut;
Soll ich das ſüßeſte Gefühl verborgen fühlen,
Und mit der heiligſten Empfindung bloß nur ſpielen?
Wenn ich's einmahl verſäh, dem Mann ein Küßchen böthe,
So müßt' ich fürchten wohl, daß er darob erröthe,
Nein, lieber Herr Major, Geheimes lieb ich nicht,
Sie reiſen und ich bleib, wenn's mir das Herz auch bricht.

Major.

Es liebt mich Julie, nun weiß ich es gewiß,
Wohlan, ſo überwind' ich jedes Hinderniß,
Was ſie nur immer will, bin ich zu thu'n erböthig,
Ich ſeh es wohl, ſie iſt zu meinem Glücke nöthig,
Von der geträumten Höh' ſteig ich recht gern herab,
Und jedes Vorurtheil ſchwör' ich auf ewig ab.

M. Wall.

Iſt das Ihr Ernſt, nun ſo beweiſen Sie's einmahl,
Und wiederſetzen ſich nicht länger mehr der Wahl
Des Neffen, laſſen ihm das brave Mädchen frey'n,
Das er unendlich liebt.

Major.
Sehn Sie, das kann nicht ſeyn,
Ich kam hieher, um dieſe Eh' zu hintertreiben,
Ich widerſpräche mir, ich muß nun dabey bleiben.
Und wollt' ich es auch thun, ich kenne meinen Neffen,
Sie würde auch mit ihm die beſte Wahl nicht treffen.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Guſtav.

Guſtav.
Herr Onkel, Ihre Reiſ' war feſtgeſetzt auf heut,
Nach Ihrem Willen nun bin ich dazu bereit,
Von Ihrem Gaſthof komm ich eben her, jedoch
Fand ich Sie nicht zu Haus, und keine Anſtalt noch
Getroffen, hätten Sie geändert Ihren Willen?

Major.
In Rückſicht deiner nicht, du Guſtav mußt erfüllen,
Was ich befahl, du ſollſt noch dieſen Abend reiſen.

Guſtav.
So will ich Ihnen meine Liebe nun beweiſen,
Ich gehe.

Major.
Iſt es wahr?

Guſtav.
Ja, Onkel, der Verſtand
Behauptet nun ſein Recht, und kann ich meine Hand

Nicht reichen ihr, ſo muß ich ſchnelle von ihr ſcheiden,
Und dieſen Ort der Luſt und der Verführung neiden.
(für ſich.)
Ich hab' die Rolle doch recht gut gelernt.

Major.

Das freut
Mich, Neffe, ſo iſt's recht, nun ſprichſt du doch geſcheidt,
Leb' wohl! umarm mich noch, und reiſ' in Gottesnahmen.

Guſtav (erſtaunt.)

Herr Onkel, was iſt das? — Wir reiſen ja zuſammen.

Major.

Ich reiſe nun nicht mehr.

Guſtav.

Was hält Sie denn zurück

Major.

Madame Wall.

M. Wall.

Wie? Ich?

Major.

Sie, und mit ihr mein Glück.

Guſtav.

So träfe wirklich ein, was ich ſchon vorgeſehn?

Major.

Du ſiehſt entſchloſſen mich, die Frau zu ehlichen

Guſtav.

Sie ſcherzen, — ach, das kann ja gar nicht ſeyn.

Major.

Weßwegen?
Wer kann mich hindern? — He? — Wer hat etwas dagegen?

M. Wall.

Mein Stand.

Guſtav.

Sie iſt Actric', bedenken Sie das doch.

Major.

Ach! — Beym Theater gibt's auch brave Weiber noch.

Guſtav

(zieht den Major auf die Seite, und ſpricht heimlich zu ihm.)

Ach Onkel, hören Sie — Gott wolle Sie bewahren,
Sie würden ſchlimmer noch, als ich mit meiner, fahren.

Major.

Das geht dich gar nichts an.

Guſtav.

Im Gegentheil, ſehr viel —
Weßwegen kamen Sie hier an? Ihr einz'ges Ziel
War nur mein Glück.—Aus der Komödiantinn Schlingen
Beſchloſſen Sie, — auch mit Gewalt, — mich fortzubringen
Ich wäre undankbar, vergälte ich nicht jetzt,
Was Sie für mich gethan.

Major (bey Seite.)
Er hat ſich's vorgeſetzt
Zu ärgern mich — (laut) Es bleibt dabey, daß ich nicht reiſe.

M. Wall.
Was gibt's denn, meine Herrn, mir ſcheint, Sie zanken leiſe?

Major.
Iſt's glaublich wohl, er lehnt ſich gegen unſre Ehe
Entſetzlich auf.

M. Wall.
Da hat Herr Hilm ganz recht, ich ſehe
Nicht ein, warum er Ihre Wahl gut finden ſoll,
Und Sie, Major, Sie nennen doch die ſeine toll.

Major.
Das iſt ein Unterſchied, — wie Satan und ein Engel —

Guſtav.
Ach, Henriette iſt ein Mädchen ohne Mängel,
Sie ſelbſt befahlen mir, daß ich ſie lieben ſoll.

Major.
Ich kenne ſie ja nicht, wie, Burſche, biſt du toll?

Guſtav.
Das Mädchen, daß Sie hier im Hauſe geſtern fanden,
Das liebenswerthe Kind, von dem Sie ſelbſt geſtanden
Daß es ihr nicht an Reiz, an Tugend nicht gebricht,
Die Sie ſo ſehr gelobt. —

M. Wall.
Iſt meine Nichte nicht,
Doch wünſchten Sie es ſelbſt, daß ſie die Ihre ſey.
Major.
Wie? — dieſes Mädchen? — nun, der Spaß iſt wirklich neu.
(zu M. Wall.)
Madame, will'gen Sie in unſre Hochzeit ein,
So ſoll damit zugleich auch Guſtavs Hochzeit ſeyn.
M. Wall (lächelnd.)
Bedingen laß ich nichts, wir wollen vorerſt ſehn,
Ob Sie das Ihre thun, dann ſoll an Sie ergehn
Mein Urtheil.

Major.
Nun, wohlan! ich will's zu Ende treiben.
Ich will'ge alſo ein.

M. Wall.
Major! ſo unterſchreiben
Sie dieß Verſprechen hier, daß Guſtav Henrietten
Gegeben (gibt ihm eine Schrift.)
Major.
Her damit (er unterſchreibt.)
Guſtav.
Mein Onkel, ach! Sie retten
Mir meine Ruh'.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Henriette und Rellberg.

Guſtav (ſie erblickend.)

Herbey, mein guter Onkel willigt
Zu meinem Glücke ein, hat unſre Eh' gebilligt.

Henriette.

Iſt's möglich?

Major.

Ja, mein Kind! 's iſt ein geſchloßner Handel,
Ich hab mich überzeugt von deinem guten Wandel.
Nehm' dich zur Nichte an, du kannſt mich Onkel heißen.

Henriette.

Mein guter Onkel!

Major
(mit einem Seitenblick auf Mad. Wall.)

Nein, ich will kein Band zerreiſſen,
Das Amor ſelbſt geknüpft (bey Seite) Er hat ſich ſchon gerochen
An mir, der Bub.

Rellberg.

Kam'rad! das nenn' ich klug geſprochen.

Major (zu Mad. Wall.)

Was für ein Urtheil ſpricht nun meine Königinn?

M. Wall.

So hören Sie mich denn: der herrlichſte Gewinn
Hat meine Liſt belohnt; ich hab's dahin gebracht,
Daß zweyen Liebenden das Glück der Ehe lacht.
Darum verzeih'n Sie mir den kleinen Trug, Major,
Sie ſeh'n, es ging daraus der beſte Zweck hervor —
(nach einer Pauſe.)
Was *uns* betrifft, ſo ſchmeichl' ich mir, Sie ſind mir gut,
Nicht minder ſchätz' ich Sie, doch hab ich nicht den Muth
Dem ſchnellen Übergang zu glauben. Vorurtheile
Legt man ſo leicht nicht ab; daß man davon ſich heile,
Dazu braucht's Muth und Zeit. Sie müſſen erſt erproben,
Ob Sie's ertragen, wenn mich junge Männer loben,
Wenn im Theater manches Auge auf mich lacht,
Und Ihre liebe Frau ſo manch' Erob'rung macht,
Wenn auf der Bühne dort ein Jüngling hoch entzückt,
Die Hand mir küßt, und mich in ſeine Arme drückt.
Zu dieſer Prob verlang' ich nun zwey Jahr, nicht mehr,
So lang hab' ich Contract (auf Nellberg zeigend.) bey meinem Directeur.

Major.

Wie? dieſer Kriegskam'rad —

Nellberg.

Beſetzt, rangirt die Stücke,
Iſt zwar ein Directeur — doch nicht von der Fabrike.

Major.

Habt Alle gut geſpielt, das bleibt nun einmahl wahr,
In Eurem Stücke ſtellt' ich den Verliebten dar,
Den zweyten Theil will ich dazu bald fabriziren,
Darin ſoll der Major die Braut nach Hauſe führen.

M. Wall
(reicht dem Major lächelnd die Hand.)

Der Vorhang fällt.

Wahnſinn.

Ein Drama in einem Aufzuge.

Als Seitenſtück zur Nina.

Nach dem Franzöſiſchen le delir frey bearbeitet.

Aufgeführt auf dem k. k. privil. Theater an der Wien.

* * *

Perſonen.

Wilſen.
Louiſe, deſſen Gemahlinn.
Frau von Salden, ſeine Schweſter.
Trollſtein.
George, ſein Jockey.
Frau Marthe, eine Pächterinn.
Jakob, Gärtner in Frau von Saldens Dienſten.

Das Theater ſtellt einen Theil des Schloßparks der Frau von Salden vor. Zur Linken ſchlängelt ſich der Arm eines Fluſſes durch eine blumichte Wieſe. Weiter entfernt ſteht eine Gruppe von Thränenweiden. Dem Zuſeher näher, hart am Fluſſe, ſteht eine Urne auf einem Poſtamente. Hinter dieſer Urne führt ein hölzerner Steg über den Fluß. Im Hintergrunde Geſträuch. Zur Rechten ein Pavillon, zu deſſen erhabner Thüre einige Stufen führen. Weiter entfernt ein anderer Pavillon in Form einer Hütte.

Charakteriſtik und Coſtüme der handelnden Perſonen.

Wilſen, ein junger Mann von 25 Jahren, der ſich durch das Spiel zu Grunde gerichtet hat, und vom Wahnſinn befallen iſt. — Er trägt einen braunen Oberrock, keine Halsbinde, er geht mit offener Bruſt, und ein Porträt hängt an einem ſchwarzen Bande um ſeinen Hals; ein gelbes Gilet nur halb zugeknöpft, graue kurze Beinkleider, deren Kniebänder aufgelöſt herabhängen, auch der linke ſeidne Strumpf fällt halb über den Fuß herab. — Die Haare ſind modern geſchnitten, aber ungepudert, und nicht gekämmt; die Stirne iſt von der einen Seite ganz frey, über die andere Seite hängen die Haare herab, ſeine Geſichtsfarbe iſt blaß, und ſeine Augen ſtarr, aber entflammt.

Louiſe, (deſſen Frau) weiß gekleidet, blaße Geſichtsfarbe, ihre ſchwarzen Haare rollen in langen Locken unter einem Hute herab. Sie trägt einen langen weißen Schleyer.

Frau v. Salden, weiß und zierlich, aber nicht ausgeſucht prächtig gekleidet.

Trollſtein, ein junger Etourdi — ein Spieler — nach dem letzten Geſchmack, ſehr zierlich gekleidet, mit gepudertem Haar.

George, runde Haare, einen ſchwarzſammtenen Spencer mit ſilbernen Borden und Schnüren.

Jakob, Mann von 40 Jahren, graue Jacke, grüne Beinkleider und Weſte.

Erſter Auftritt.

Jakob und Frau v. Salden.

(Frau v. Salden kömmt von der Seite des Pavillons, Jakob von der entgegengeſetzten Seite.)

Fr. v. Salden.

Jakob! — So eben ſah ich von meinem Fenſter mehrere Bauernjungen und Mädchen in den Park gehen, um ſich dort auf der großen Wieſe mit Spielen zu unterhalten, ich wünſchte, daß dieſes nicht geſchehe; — du weißt wohl, mein armer Bruder —

Jakob.

Verzeihen Sie, gnädige Frau, die jungen Leute haben ſich während meiner Abweſenheit hereingeſchlichen, aber ich hab's ihnen ſchon geſagt, daß es ſich nicht ſchicke, in der Nähe eines Unglücklichen zu ſpielen; der durch das Spiel ſeinen Verſtand verloren hat. Sorgen Sie nicht, es ſoll nicht mehr geſchehen! —

Fr. v. Salden.

Schon gut! — Und nun ſage mir, was haben deine Nachforſchungen gefruchtet?

Jakob.

Leider nichts! — Ich habe alle Dörfer durchlaufen, in jeder Hütte gefragt; — Alles fruchtlos; man weiß nirgends etwas von der Frau meines unglücklichen Herrn.

Fr. v. Salden

(mit Feuer und Empfindung.)

Nun wohl, ſo freut euch eures Werkes, ihr Elenden! ihr habt es zu Ende gebracht! — Meine unglückliche Schweſter mußte ihrem Vater nach Frankreich folgen, ſie ließ Wilſen, als Herrn eines großen Vermögens, in Deutſchland zurück, um einen Prozeß und die Erziehung eines angebeteten Kindes zu vollenden. — Sie kömmt zurück, und findet kein Vermögen, keinen Mann, kein Kind mehr! — Welch eine Lage für ein Mutterherz! — Jakob, ich zweifle nun keinen Augenblick mehr, ſie hat ihren ſchrecklichen Vorſatz ausgeführt.

Jakob.

Gnädige Frau! Um Ihnen zu dienen, liefe der alte Jakob herzlich gern bis an das Ende der Welt, aber aufrichtig geſtanden, ich habe ſelbſt ſchon alle

Hofnung verloren, ſie wieder zu finden. (er zeigt auf den Pavillon, welchen Wilſen bewohnt.) Der traurige Zuſtand, in welchem ſich Ihr Herr Bruder befindet, ſein verzweiflungsvolles Schreyen! — Dieſe Bewegungen, ſeine Frau zurückzuhalten, als ob er noch ſähe, wie ſie ſich in den Fluß ſtürzt. — Dieſe herzzerreißende Wehmuth, womit er ſie täglich wenigſtens eine Stunde in den Wellen ſucht; alles überzeugt mich, daß er Zeuge ihres Todes war — (mit immer wehmüthiger werdendem Ton) Noch ſeh' ich den Unglücklichen vor mir, wie man ihn vor acht Tagen in unſer Haus brachte, in Thränen gebadet, leichenblaß, das Auge ſtarr, die Zunge, wie gelähmt, den Zettel, welcher das Lebewohl ſeiner Frau enthielt, in der Hand zuſammenpreſſend — hörten wir nur die Worte aus ſeinem Munde (mit dumpfem Ton:) Ertrunken! — ertrunken! — Alles weinte laut, aber Alles ſchöpfte noch Hofnung, nur ich allein ſah damahls ſchon voraus, daß jede Hofnung verloren ſey.

Fr. v. Salden.

Dir, guter Jakob, empfehle ich ihn, wir ſind ja ſeine einzigen Freunde. Louiſens Vater iſt in Frankreich geblieben; — der kleine Adolph iſt nicht mehr. — Gott nahm den Armen auch ſein Letztes, und ließ ihm nichts als ſeine Thränen. —

Jakob.

Und eine gute Schweſter (eine Uhr ſchlägt) doch ſchon ſchlägt die Stunde, wo ich gewöhnlich zu ihm gehe. Ich verlaſſe Sie, gnädige Frau, um Ihnen auf eine Art zu dienen, die Ihnen lieber iſt.

Fr. v. Salden.

Geh, Jakob! und wende alle Mittel an, die man vorgeſchrieben hat. Verdopple deine Sorgfalt und deine Bemühung, führe ihn ins Freye, auf die Berge — vielleicht, daß die reine Luft Eindruck auf ihn macht, und ſeine Leiden erleichtert. Beſonders aber thue dieß während jener Stunde, wo er ſeine Gemahlinn in dieſem Fluße ſucht, oder bey dieſer Urne Louiſens Schatten zu ſehen glaubt. — In dieſem ſchrecklichen Momente verlaß ihn nicht, Jakob. — Noch eins, Jakob! Es iſt heute Kirchweihfeſt, es wäre leicht möglich, daß ich einen Beſuch aus der Nachbarſchaft bekäme. Ich bin für Niemanden zu Hauſe, hörſt du? für Niemanden! — (ſie geht auf der Seite des Schloſſes ab.

Zweyter Auftritt.

Jakob, dann Trollſtein und George.

Jakob.

Die gute Frau darf ganz ruhig ſeyn, ich liebe ihn ja, als ob er mein Bruder wäre. Ich will jetzt hinein gehen (hält zurück) da werd ich ihn wieder mit flammenden Augen finden, wie er mit den Nägeln den Namen ſeines geliebten Weibes in die Mauer zu kratzen ſucht, er wird mich anblicken ohne mich zu ſehen, und ohne ein Wort zu ſprechen. — Weh dem, dem dieſes Schweigen nicht Thränen aus den Augen preßt; Weh denen, die ihn dazu gebracht haben!

Trollſtein

(kömmt über den Steg daher gehüpft, indem er folgende Verſe trillert.)

Das Leben iſt ein ſtettes Spiel,
Der Kluge ſpielet nie zu viel
Mit Weibern und mit Karten.

(Zu Jakob.) Mein lieber Freund, ſag' er mir, wo ich Frau v. Salden finde, ich habe ihr wichtige Dinge zu ſagen.

Jakob.

Es thut mir leid, mein Herr, aber ich muß Ihnen melden, daß die gnädige Frau heute für Niemanden ſichtbar iſt.

Trollſtein.

Nicht ſichtbar? Für mich? für ihren Couſin Trollſtein? — Geh, fliehe, und ſag' ihr das, ich erwarte die Antwort hier.

Jakob

(im Abgehen ihn fixirend.)

Ein Verwandter? ſcheint mir auch keinen Tropfen von dem Blute meiner guten Frau in ſeinen Adern zu haben. (Er geht auf der Seite des Schloſſes ab.)

Dritter Auftritt.

Trollſtein und George.

Trollſtein.

Du, George, gehſt indeſſen ins Dorf zurück, nimmſt eines von den Pferden, die ich dort im Wirthshauſe zurückgelaſſen habe, reiteſt ſchnell in die Meyerey von Baumberg, und bringſt mir ſobald als möglich, Nachricht, wie ſich unſere ſchöne Verzweifelnde befindet.

George.

Sire! Flügel haben ick, —

Trollſtein.

Spude dich was du kannſt! — Ich mache nur dem Willſen eine kleine Viſite, von dem ich ſeit ſeinem großen Verluſt nichts gehört habe. — Dann geht's Ventre-a-terre in die Stadt zurück. Ich habe eine Wette gemacht, daß mein Mylord ein ſtärkerer Laufer iſt, als des Grafen Maus Duglas. Du wirſt den Mylord reiten, du wirſt mir 200 Dukaten gewinnen. Um ſieben Uhr gibt Baron Folſt große Tafel im fürſtlichen Garten — göttlicher Kapwein da! — und Straßburger Paſtette! — Wird immer dort beym Deſert Macao geſpielt; — habe ſie ſchon im Sack, die Herren alle! dann in das neue Ballet, ein bischen die junge Gräſinn Kiſenſtern lorgnetirt, wirft die Augen herum die Frau, als ob ſie jede Stecknadel ſehen wollte; ihr Alter ärgert ſich krank darüber, hat ſchon blaue Lippen, weil er ſich immer drein beiſt; — Dann geht's zum Pharo; der junge Stahl, der ſeinen reichen Onkel erſt geerbt hat, will heute ſein Glück probiren, wird bald ausprobirt ſeyn. — So geht's recht, mein George, nicht eher ruhen, als bis uns kein Vergnügen mehr übrig bleibt. — Du taugſt zu mir, George, ich habe dich recht lieb!

George.

Mick lieb? — No Sir! — Sonſt mir Ruh laſſen — Ick alles thun aus Lieb for jou — und for mick nix gewin als Fieber, das iſt Leben de Devl by God!

Trollſtein

(lacht.) Nun ja, du biſt ein wenig geplagt, aber jetzt eile nur, eile!

George.

I goo God damm (ab.)

Vierter Auftritt.

Trollſtein, Frau v. Salden.

Fr. v. Salden.

Mein Herr, Sie wünſchen — (erblickt Trollſtein und tritt einen Schritt zurück.) Wie, Trollſtein?

Trollſtein.

Wie, Couſine! Sie ſtaunen, mich hier zu ſehen? Sie haben doch meine Briefe erhalten, worin ich mich um Wilſen erkundigte, und mir nicht eine Zeile geantwortet. Er kam ſo ſchnell aus unſerm Kreiſe, die ganze Geſellſchaft findet das ein wenig unhöflich. Wir haben ihn ja immer ſo freundſchaftlich behandelt, und ich möchte ſagen, die kleine Vermanto war ihm mehr als gut. — Ich bin nun der Ambaſſadeur dieſer Dame, die ſich vorgenommen hat, Sie mit ihrer Freundinn, der ſchönen Venetianerinn, nächſtens ſelbſt zu beſuchen.

Fr. v. Salden.

Ich kenne dieſe Damen kaum, die zu dem Unglücke meiner Familie beygetragen haben. — Oder kommt ihr alle hier zuſammen, um euer Schlachtopfer noch zu höhnen?

Trollſtein.

Schlachtopfer! Was ſoll das heißen? Iſt das ein Verbrechen, daß ich einen Freund in die große Welt geführet habe? — Daß er ſich bey einem Spiel, wobey er ſich zu ſehr erhitzte, zu Grund richtete, iſt nicht meine Schuld, kann ich Fortuna's Arme lenken? Ich bedaure ihn wegen des Verluſtes ſeines Vermögens, noch mehr aber, daß er eine ſo exaltirt eiferſichtige Närrinn zur Frau hat, die — —

Fr. v. Salden

(ſehr lebhaft.)

Halt ein, Unſinniger! Weißt du, wer dieſe Frau iſt, die du beſudelſt? Eine beweinenswerthe Mutter, die ihr Kind verlor, eine achtungswerthe Gattinn, der ihr ihr ganzes Vermögen, und noch mehr als dieß, ihren Gatten geraubt habt, ein Engel, der als Opfer eurer ſogenannten großen Welt fiel — denn wiſſe, ſie iſt nicht mehr!

Trollſtein.

Wie? Und davon erfahren wir kein Wort? — Frau v. Wilſen —

Fr. v. Salden.

Hat ihr unglückliches Leben ſelbſt geendet, und Wilſen, Wilſen ſelbſt iſt in einem Zuſtande von Sinnloſigkeit, welcher fürchten läßt, daß er den Verſtand auf immer verloren hat.

Trollſtein

(bis in's Innerſte erſchüttert.)

Gott! wär's möglich?

Fr. v. Salden.

Ja, wundert euch nur! — Betrauert jetzt was ihr gethan habt; Es iſt zu ſpät, zu ſpät. O ihr ſollt ihn nur ſehen, den armen Unglücklichen, es würde euch das Herz aus dem Buſen reiſſen, wenn anders noch eines darin ſchlägt. Ihm lächelt der Wieſe Grün und der Blumenteppich der Flur nicht mehr; der milde

Hauch des Zephirs iſt ihm ein Seufzer, der Thau perlt ihm Thränen, der Sonne Licht ſcheint ihm die Fackel des Laſters, die Nacht, die Trauer der Natur um ſeine geliebte Louiſe; das ganze Weltall eine weite Öde.

Trollſtein

(ſich vor die Stirn ſchlagend.)

Gott im Himmel, was muß ich hören?

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen, Jakob.

Jakob,

(welcher leiſe, aber ſchnell über die Stufen des Pavillons herabkömmt, und ſich die Stirne hält, als ob er Schmerz daran empfände.)

Fort! Fort! er iſt raſender als gewöhnlich, ich konnte ihn nicht zurückhalten. — Er wollte die Thür einſchlagen, und zum erſtenmahl ſchlug er mich —

Fr. v. Salden.

Armer Jakob!

Jakob.

Nur ins Herz ſchlug er mich, aber tief, tief durch ſein Unglück. — Ziehen Sie ſich zurück, er wird gleich hier ſeyn.

Trollſtein
(zu Frau v Salden.)

Laſſen Sie mich, vielleicht, daß die Stimme eines Freundes — —

Fr. v. Salden.

Hüthen Sie ſich, ſein jetziger Zuſtand, ſeine Heftigkeit — er hat Ruhe nöthig, und Ihr Anblick.

Trollſtein.

Sie haben recht, ich gehorche; aber fort kann ich jetzt nicht, nein, fort nicht!

(Er tritt mit Frau v. Salden in die Scene.)

Sechster Auftritt.

Wilſen
(mit herabhängender Halsbinde und Strumpf, eine ſchwarze Schnur, an welcher ein Porträt hängt, um den Hals, und zerſtreuten Haaren tritt auf.)
(Er öffnet die Thüre des Pavillons, ſieht mit ſtarren Augen umher, und ſpricht dann:)

War das nicht die Stimme eines Spielers? — Da, da — Suchen ſie mich auch hier auf? — Was wollt ihr von mir? — Mir das letzte Gut rauben, welches ich beſitze. Louiſens Brief? — O laßt mir's, laßt mir's — (er geht über die Stufen herab.) Ich will's euch leſen, hört: (er lieſt.) »Ich habe mein Kind und deine Liebe verloren, ich ſterbe von meiner Hand; —

Nein! von der Deinigen! Der Fluß ſoll mich und deine Schande auf ewig begraben — Leb wohl — Eine Thräne! Ich verzeihe dir!« — Da habt ihr das Billet! Nehmt's, ich werde doch nicht vergeſſen, was darin ſteht, ich weiß es auswendig, recht gut auswendig. — Da, da, ſie hat's mit ihrem Leben bezahlt (er blickt ſtarr auf einen Punkt.) Was hältſt du mir da vor? Einen Wechſel? Er iſt ja bezahlt! — Was willſt du noch? Gold? — Von mir? — Mehr! Freunde? Mehr! Thränen (heftig weinend.) O die kann ich geben, die hab' ich immer genug! Da, nehmt ſie, und ſeyd nun zufrieden. (Er ſteht einige Augenblicke ſtill, und horcht.) Ich höre nichts mehr — Wo ſind ſie ſo ſchnelle hingekommen? Ich habe mich geirret! — (mit einem lauten heftigen Schrey.) Nein, da, da! (bey dieſen Worten befindet er ſich nahe bey der Wieſe, und ſchaudert davor zurück.) Immer ſteht mir die ſchreckliche Farbe vor den Augen! — Ja, da iſt er ja, der grüne Tiſch, auf den man ſeine Hofnung hinwirft, um die Verzweiflung damit zu gewinnen (mit einem herzzerreiſſenden Lachen) Ha ha ha! — da ſitzen ſie ſchon herum — mit ausgeſtreckten Armen — wie ſie lachen, wie ſie im Golde wühlen! — (Sein Geſicht verzieht ſich gräßlich, mit einem entſetzlichen Schrey) Haltet ein! dieſes Gold! es iſt das Blut Eurer Schlachtopfer! — — Dieſer Nektar? es ſind Thränen Eurer Kinder! — — Ihr wollt ſpielen?

Wohlan, ich will Euch Karten dazu mahlen (zitternd.) Redende Bilder! — den Diebſtahl ſollen ſie vorſtellen, — den Mord — die Verzweiflung! — und wüßt ihr, wo ihr ſpielen müßt? auf den Gräbern der von Euch zu Grunde gerichteten — da iſt's ſchön — da iſt's ſchaurig! auf dem Grabe meiner Louiſe müßt ihr ſpielen (er nähert ſich der Urne, und mit ſanfterem aber durch die Seele ſchneidendem Ton.) Meine Louiſe — Hier werd ich dich dieſen Abend wiederſehen! Die Wellen entlaſſen dich ja alle Tage einige Augenblicke, um meinen Schmerz zu lindern. — Da ſind wir dann alle drey vereint, ich, du, und die Wellen! — Dieſer kalte Marmor wird dann zum Vulkan! — (er umfaßt die Urne) Ha, ſchon glüht die Urne! — Jetzt ſteigt Louiſens Geiſt daraus hervor! — Louiſe! — halt, halt, nimm mich mit dir, dort hinauf — ich klammre mich an dich (er hält die Hände hoch empor, als ob er ſich mit denſelben an etwas feſt klammerte.) Entflieh mir nicht ſo ſchnell! Herab, herab zu mir! (er wendet alle Kräfte an, als ob er etwas von oben herabziehen wollte, durch die Anſtrengung erſchöpft, fällt er zur Erde.) Unſinniger! warum ließeſt du ſie nicht entfliehen, jetzt haſt du ſie wieder in den Fluß geſtürzt.

Siebenter Auftritt.

Wilſen, Jakob.

Jakob,

(welcher ihm von der Erde aufhilft.)

Herr! lieber Herr! — Mäßigen Sie doch Ihren Schmerz! Jakob iſt bey Ihnen.

Wilſen,

(welcher nach und nach ruhiger wird.)

Ach! Du biſt's, guter Jakob? — Mir iſt itzt wohl, ganz wohl! — Nur der Kopf brennt! — — Nicht wahr? Meine Verwirrung hat heute nicht ſo lang angehalten, als ſonſt, es wird ſchon beſſer werden, — Höre! ich will den Augenblick benützen, in dem ich mein volles Bewußtſeyn habe, um eine Bitte an dich zu thun.

Jakob.

Befehlen Sie, mit Freuden werd' ich ſie erfüllen.

Wilſen.

Mein Freund! mein einziger Freund auf dieſer Welt, — mir iſt, als hätt' ich dich zuvor, als ich ſo wüthend war — geſchlagen.

Jakob.

Nein! nein! nein! (er verhält ſeine Stirn) es war nur ſo eine heftige Bewegung mit der Hand, ein Zufall, daß ich eben neben Ihnen ſtand.

Wilſen
(nimt ihm die Hand von der Stirne.)

Du willſt mir's nicht ſagen, aber da ſeh ich noch etwas Blut — (er küßt heftig Jakobs Stirne) O Gott! meinen Wohlthäter ſchlug ich! — Verzeih! Mein Herz hatte keinen Theil daran — der Verſtand kann ſich verwirren — aber die Seele bleibt dankbar — Glaub mir, Jakob! ich fühle Schmerz darüber. — Ich bitte dich, wenn du ſiehſt, daß mein Kopf — — ſo habe kein Mitleid mit mir; ſperre mich ein.

Jakob.

Das kann ich nicht; Sie weinen dann immer ſo bitterlich.

Wilſen.

Das mußt du nicht ſehen.

Jakob.

Sie heben Ihre Hände bittend zu mir auf —

Wilſen (ſehr heftig.)

Die mußt du mir binden, ſchnell binden — ſonſt könnt' ich noch einmahl ſo unglücklich werden, dich zu ſchlagen.

Jakob.

Welch ein Herz! —

Wilſen.

Beſonders aber ſuche mich von meiner Schweſter zu entfernen, wenn dieſer ſchreckliche Augenblick kömmt — Sie iſt ſo gut, und ich betrübe ſie ſo ſehr. (Sein

Verſtand verwirrt ſich wieder) Aber ſie haben mich auch betrübt — ſehr — ſehr — (er ſtößt Jakob von ſich) Weg von mir!

Jakob.

Lieber Herr!

Wilſen.

Verzeih! — Ich hielt dich für Trollſtein! — Du weißt wohl, der hat mir viel Leid zugefügt.

Achter Auftritt.

Die Vorigen, Trollſtein.

Trollſtein

(im Hintergrunde.)

Er iſt ruhiger, jetzt darf ich mich nähern (er nähert ſich Wilſen, obſchon ihm Jakob Zeichen gibt, es nicht zu thun.)

Wilſen

(welcher ſein Geſicht ſchnell verändert, faßt Trollſtein, welcher itzt neben ihn ſteht, ſchnell an, und ſpricht mit ihm, ohne ihn anzuſehen.) Jakob! Jakob! Siehſt du ihn nicht? — da ſteht er ja — O nimm dich vor ihm in Acht! komm, komm, du haſt Kinder, ein kleines Vermögen, und deine Ehre zu bewahren! — drum ſchließe ja deine Thüre gut vor ihm zu.

Trollſtein
(die Hand aufs Herz legend.)

Ja ich fühl's, in welchen Zuſtand mein Leichtſinn meinen Freund gebracht hat.

Wilſen
(mit ſanfter Stimme, aber immer ohne ihn anzuſehen.)

O ja, ich war ſein Freund, ich hatte ihn recht lieb, und auch jetzt verzeihe ich ihm. — Sieh, ich bin gar nicht zu beklagen! Du weißt nicht, Jakob, wie reich ich bin! (Trollſtein ins Ohr ſagend.) Ich beſitze einen Schatz — (mit herzzerreiſſender Stimme.) Ja, einen Schatz! — (er führt ihn ganz in eine Ecke des Vordergrundes der Bühne.) Es iſt noch nicht ſehr lang, da ging ich mit meinen Freunden, wir wühlten die Erde auf, und entdeckten eine Menge Looſe. Auf dem erſten ſtand geſchrieben: Glück, Stolz — auf einem andern (mit düſterer Miene.) Gold, Gewinn im Spiel, und ganz hinten lag eins, — da war ganz klein darauf geſchrieben: Redlichkeit! O das war gut verſteckt, (lacht laut auf.) Ha, ha, ha! die Narren warfen ſich auf die erſtern, und ließen mir das letzte. — Wie ſie ſich doch betrogen haben? (zu Trollſtein.) Nicht wahr, du weißt das, du warſt ja dabey?

Trollſtein.

Er zerreißt mir das Herz! — Meine Thränen!
(er legt ſein Geſicht auf Wilſens Hand.)

Wilſen.

Weine nicht, Jakob! — die Thränen der wahren Freundſchaft ſind zwar ſüß, und doch ſchmerzen ſie, aber die Thränen eines falſchen Freundes (er ſchüttelt ſich vor Kälte, und zieht ſeine Hand von Trollſteins Geſicht weg.) Ich weiß nicht! — Meine Hand iſt kalt wie Eis! Ich zittre vor Kälte! — Laß uns gehen. (leiſe zu Trollſtein.) Und vor allem ſchließe deine Thür gut zu. (er will ab.)

Trollſtein (heftig.)

Und ich, ich bin Urſache!

Wilſen.

Nein, nein, du nicht! ich, ich allein! ich habe ja alles verloren, und bin noch ſchuldig! — (immer noch zu Trollſtein, ohne ihn anzuſehen.) Jakob, lieber Jakob, ich will mit dir arbeiten — auf dem Felde, in dem Walde, Tag und Nacht, ich muß ja bezahlen; (er thut als ob er Holz hackte, und die Erde umwürfe, und zwar mit der größten Lebhaftigkeit.) Ja, ich muß meine Schuld abtragen! — Zur Arbeit — zur Arbeit! fortgegraben, fort, fort, wenn ich auch müd werde, thut nichts, ich muß ja bezahlen, — wenn ich auch niederſinke, nur fort gearbeitet. — Bezahlen bezahlen — bezahlen (er arbeitet immer fort.)

Jakob (ſucht ihn zurückzuhalten.)

Kommen Sie, lieber Herr — Man erwartet Sie — Alles liebt Sie! Wie wird man ſich freuen.

Wilſen.

Kommen! (maſchinenmäßig Jakobs Wort wiederhohlend) erwartet Sie, Alles liebt Sie, freuen —

Jakob.

Es iſt heute Kirchweihfeſt — Man tanzt unter den großen Linden! Wollen Sie die guten Leute recht glücklich machen, ſo theilen Sie mit ihnen ihre Freuden, miſchen Sie ſich in ihre Spiele.

Wilſen.

Spielen? Immer ſpielen? Ja, ja, du haſt recht (er brüllt mit gräßlicher Stimme folgendes Lied.)

Das Leben iſt ein ſtetes Spiel,
Der Kluge ſpielet nie zu viel,
Mit Weibern und mit Karten.
Erzwingen muß man das Geſchick,
Erhaſchen muß man ſich das Glück,
Nicht langſam es erwarten.
Nur Spiel und Scherz,
Macht froh das Herz:
Dem Spieler wird es wohl ergehn,
An mir könnt ihr ein Beyſpiel ſehn.

((Er distonirt bey den letzten Worten, die Stimme ſchlägt ihm um, ſein Kopf ſinkt auf ſeine Bruſt, er wendet ſich gegen Trollſtein, ohne ihn zu ſehen, und fällt dann ganz erſchöpft in Jakobs Arme, der ihn fortzieht.)

Neunter Auftritt.

Trollſtein (allein.)

Großer Gott! was hab' ich ſehen müſſen? — Welch ein Zuſtand — Welch eine ſchreckliche Lehre für mich! Ja, ich müßte mich ſelbſt verachten, meinen Leichtſinn verfluchen, wenn mir mein Bewußtſeyn nicht noch einigen Troſt zuriefe. (Mit tiefem Gefühl.) Nein, dieſes Herz iſt im Wirbel der Welt nicht ganz untergegangen. Das Gefühl für das Gute ſchlief nur in mir, die Stimme des Unglücks hat es aufgeſchrien, und der Nebel des Trugs, der vor meinen Augen ſchwebte, hat ſich in einen wohlthätigen Thränenregen aufgelöſt. (Er trocknet ſich die Augen.) Ich will ſogleich ſehen, was George mir für Nachrichten von jener unglücklichen Unbekannten gebracht hat. (Er will ab.) Man kömmt! Wer ſind dieſe Frauen? — Ich will ihnen ausweichen (er geht auf der entgegengeſetzten Seite ab.)

Zehnter Auftritt.

Louiſe,
(von Frau Marthen und einigen Bauernmädchen unterſtützt, kommt über den kleinen Steg.)

Ein Bauernmädchen,
(welches vorauslauft, und auf Frau Marthen zu-

rückruft.) Ich werde es der gnädigen Frau ſogleich melden, o welche Freude! welche Freude! (ſie läuft ſehr ſchnell über die Buhne auf jene Seite, wo das Schloß iſt.)

Louiſe
(zu den übrigen Bauernmädchen.)

Ich danke euch, meine Kinder! ich danke euch! Jetzt könnt ihr wieder zu euren Spielen zurückgehen; Nur auf den Weg über den Hügel bedurft ich eurer Hülfe, die ihr mir ſo freundlich geleiſtet.

Ein Bauernmädchen.

Weil Sie nur wieder bey uns ſind, gnädige Frau.

Marthe.

Geht nür Mädchen, geht! (zu Louiſen.) Sie ſind noch ſehr ſchwach; Setzen Sie ſich hier in dieſe Laube (ſie führt Louiſen in die Laube. Die Bauernmädchen gehen ab.)

Eilfter Auftritt.

Fr. v. Salden, Louiſe, Marthe.

Fr. v. Salden
(kömmt aus dem Schloße.)

Iſt's möglich! (zu den Bauernmädchen.) Haſt du auch recht geſehen, (ſie erblickt Louiſen, und ſtürzt in ihre Arme.) Louiſe! Louiſe! Ja du biſt's; (das

Bauernmädchen geht ab.) Der Himmel hat unſere Thränen geſehen, unſere Wünſche erhört, und dich uns wieder geſchenkt, aber ſprich, welches Wunder hat dich gerettet?

Louiſe.

Die ſchnelle Hülfe eines großmüthigen Unbekannten, und die zärtliche Sorgfalt dieſer braven Frau (auf Marthen zeigend) haben mir ein Leben erhalten, das für mich leider kein Gut mehr iſt.

Marthe.

Noch immer dieſe Traurigkeit? — In Ihrem Alter, wenn man gute Verwandte und Freunde, und einen geliebten Mann beſitzt, muß man ja das Leben ſchätzen. — (Zu Fr. v. Salden.) Nicht wahr, gnädige Frau (ſieht forſchend um.) Aber wo iſt er denn? Ich glaubte hier bey ſeiner Schweſter, der einzigen Stütze, die ihm noch übrig blieb. Iſt er nicht hier, gnädige Frau?

Fr. v. Salden.

Ja, der Unglückliche iſt hier?

Louiſe.

Hier? Wohlan, ſo verlaß ich dieſen Ort wieder. Ich kann, ich darf ihn nicht mehr ſehen.

Marthe.

Ich würde vielmehr vor Freuden außer mir ſeyn, ihn wieder zu finden. (zu Louiſen.) Und ich ſehe es Ihnen wohl an, Sie freuen ſich auch, dieſes Feuer auf den Wangen, die bisher immer ſo blaß waren. — Dieſes ſchnellere Wallen des Buſens — das Herz ſpricht, Frauchen, und die Sprache läßt ſich nicht überſchreyen!

Louiſe
(zu Fr. v. Salden.)

Liebe Schweſter! —

Fr. v. Salden.

Er wird hieher kommen, wo er dich täglich ſucht!

Louiſe.

Er ſucht mich?

Fr. v. Salden
(ihre Verlegenheit verbergend.)

Nun ja, er hält dich für todt, — Man muß ihn doch erſt vorbereiten, du ſelbſt biſt noch ſchwach.

Marthe.

O wenn Sie das Frauchen die 14 Täge über geſehen hätten, welche ſie in meiner Hütte zubrachte, Sie würden gewiß Mitleiden gehabt haben mit ihr. Stellen Sie ſich nur vor, um Mitternacht brachte man ſie in meine Meyerey, kein Fünkchen Leben war mehr an ihr zu finden, ein junger Mann trug ſie auf ſeinen Armen. Der brave junge Mann hatte ſie ins Waſſer ſtürzen ſehen, war ihr nachgeſprungen, und hatte ſie noch glücklich gerettet. Ich bin ihm gleich um den Hals gefallen; denn, wenn Jemand eine gute Handlung begeht, ſo kann ich mich nicht zurückhalten, ich muß ihn küſſen und drücken. Er übergab das Frauchen meiner Sorgfalt, wollte mir auch Geld geben, aber bey ſolchen Gelegenheiten hat man nur ein Herz nöthig, dann iſt man reich genug. Ich that was ich konnte; Mein Schwager, der Barbier, half mir, o das iſt ein geſcheiter Mann, er war zwey Jahr Chyrurg bey einem Regiment. — Vier Stunden lag die Arme in der Betäubung dahin, endlich aber hatten wir das Vergnügen, zu ſehen, wie ſie athmete, und die Augen aufſchlug. Ich fragte ſie ſogleich, wer ſie wäre, wo ſie zu Hauſe ſey, aber alles vergebens, kein Wort war aus ihr herauszubringen, neun Tage lag ſie unbeweglich, da mußt ich nun freylich mit Gewalt Mutterſtelle bey ihr vertreten, aber ich thats auch gerne, weiß der liebe Himmel, vom Herzen gern. (Louiſe reicht ihr mit dankbarem Blicke die Hand.) Erſt vor zwey Tagen erhielt ſie ihre Sprache wieder, erzählte mir die Urſache ihres Unglücks, und bat mich, ſie zu ihrer Schwägerinn hieher zu führen, wo mich der jetzige Augenblick für Alles reichlich lohnt.

Fr. v. Salden.

Gute Frau! Aber der junge Mann? —

Marthe.

Es war nicht aus ihm herauszubringen, wer er ſey, aber wie ein Bruder hat er für die Unglückliche geſorgt, das muß man ihm nachſagen. Alle Tag kam er drey Meilen weit geritten, um ſich um das Befinden der Kranken zu erkundigen. Er ſchonte weder Mühe noch Geld, um ihre Verwandten zu erforſchen, aber alles fruchtlos, denn der falſche Nahme, den das Frauchen angenommen hatte, ließ uns auf keine Spur kommen.

Fr. v. Salden.

Louiſe! Dein Gemahl iſt deiner Verzeihung, deines Mitleids würdig. Ach, nur zu ſchrecklich büßt er ſeinen Fehltritt.

Louiſe.

Er büßt, ſagſt du? — und ſchrecklich! Wie ſoll ich das verſtehen?

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen, Jakob (herbeylaufend.)

Jakob (zur Fr. v. Salden.)

Der Herr folgt mir auf dem Fuße — ich mußte ihm die Thüre aufmachen! (Fr. v. Salden gibt ihm ein Zeichen nicht weiter zu ſprechen, aber er verſteht ſie falſch.) Ach! Sie dürfen ſich nicht fürchten, er kennt jetzt alle Menſchen. So eben ging der junge Gärtner durch das Wäldchen, da rief er mir zu: Jakob, ſiehſt du die Cypreſſen! der junge Mann dort hat ſie gepflanzt. Gleich darauf ſah er die Damen über den Steg kommen, da lächelte er, ließ alles liegen, und bath mich, ihn heraus zu laſſen.

Louiſe.

Wie ſoll ich mir das alles erklären?

Jakob.

Sehen Sie, da kömmt er ſchon!

Louiſe

(ihn heftig zitternd anblickend.)

Er geht ſo langſam, ſo nachdenkend — Wie ſtarr er vor ſich hinblickt — dieſes Schweigen! — Nun weint er — nun iſt alles vergeſſen! laßt mich in ſeinen Arm.

Fr. v. Salden.

Um Gotteswillen, mäſſige dich, und ſey ſtandhaft. (ſie ſchlägt ihr den Schleyer über das Geſicht.)

Dreyzehnter Auftritt.

Die Vorigen, Wilſen.

Wilſen

(die Augen zum Himmel gehoben, tritt ruhig aus dem Pavillon, er bleibt erſt auf der oberſten Stuffe ſtehen, und wiſcht Thränen aus ſeinen Augen, dann geht er über die Stuffen herab, küßt Louiſens Brief, ſieht auf den Fluß, lächelt, und weint dann wieder, ſeine Knie wanken, endlich erblickt er Louiſen in der Laube im Vordergrunde, und fixirt ſie lang und ſtarren Blickes.)

Hier iſt er wieder wie geſtern, der geliebte Schatten Louiſens — Heute ganz ſo, als ob ſie lebte! —

o umſonſt nimmſt du dieſe Geſtalt an, meine Hofnung zu täuſchen! — Ich weiß es nur zu gut, daß hier (auf den Fluß zeigend) der Körper ſich von dir getrennt hat. — Da drinnen muß ich ihn ſuchen! —

Louiſe.

Himmel! — Er hat den Verſtand verloren. (ſie ſinkt bewuſtlos in Marthens Arme.)

Fr. v. Salden.

Erhohle dich, Louiſe, um Gotteswillen, ſey ſtandhaft — nur dein Verluſt raubte ihm ſeinen Verſtand — nun du ihm wieder gegeben biſt, iſt noch Heilung möglich.

Louiſe

(mit ſtarker Stimme ausrufend.)

Trollſtein! Trollſtein! das iſt dein Werk!

Wilſen.

Welchen Nahmen muß ich hören? (raſend auf der Bühne herumlaufend) Iſt er hier? Väter! Gatten! zittert vor ihm! (er wüthet in den Haaren, und ſucht Trollſtein, um ihn zu fangen) Kommt mit mir, wir fangen ihn, wir ſchlagen ihn todt, damit er Niemanden mehr ſchaden kann.

Fr. v. Salden (zu Louiſen.)

Er hört und ſieht jetzt nichts mehr anders, bis zu dem Augenblicke, wo er dich in den Fluthen ſucht, laß uns dieſen Augenblick benützen, und hilf mir einen Plan vollführen, den mir der Himmel eingegeben hat.

Louiſe.

Mein Gott! — Werd ich's auch im Stande ſeyn? (Frau v. Salden gibt Louiſen ein Zeichen, an einer Ecke der Bühne ſtehen zu bleiben, und zieht ſich dann mit Marthen und Jakob in den Hintergrund.)

Wilſen.

Geiſt meiner Louiſe! der mir täglich hier erſcheint, und gleich einem Traum wieder verſchwindet. Bleibe, o bleibe nur heute; daß ich mich vor dir rechtfertigen kann (er betrachtet Louiſen mit einer frommen Miene, ohne daß er es wagt, ſich ihr zu nähern. Beyde ſtehen an den zwey äußerſten Enden der Bühne.) Du wirſt mich hören, nicht wahr! o die grauſamen Männer! Sie wiſſen nur zu ſtrafen, aber die Frauen (mit Gefühl) die ſind ſanfter, ſie dulden und verzeihen.

Louiſe

(ſehr ſanft und gefühlvoll.) O ja, ſie dulden und verzeihen.

Wilſen.

Sie nannten mich einen Narren, dieſe Männer, die ſich in dieſem großen Narrenhauſe herumbalgen. (zeigt auf ſeinen Pavillon.) In meinem kleinen da drinnen herrſcht die Redlichkeit, und das Unglück — Warte, warte, ich will dir mein ganzes Verbrechen mit wenigen Worten erzählen (mit gedämpfter Stimme) Einmahl, es war ſchon Nacht — ich weiß nicht mehr, wie lang es ſchon iſt — ſchlug man mir eine Reiſe vor — ich ſollte dadurch viel gewinnen, und das Glück meines Weibes und meines Kindes machen. — — Weit — weit entfernt zeigte man mir ein lachendes Gefilde — eine Flur ganz grün, Goldminen umgaben ſie von allen Seiten. — Um dahin zu gelangen, mußte ich eilf und eine halbe Meile machen (mit einem heftigen Schrey) Halb Zwölf! (auf ſeine Stirne zeigend.) o dieſe Zahl iſt hier aufgezeichnet — mit Feuer. Ich reiſe ab, falſche Freunde begleiten mich; Ich ſchlafe auf der Reiſe, mich ſicher dünkend, ein, da packen ſie mich an, laſſen mich das beſtimmte Ziel überfahren, berauben mich, ich verliere mein Geld und meine Louiſe, und als ich erwache, habe ich kein Vermögen, kein Weib und kein Kind mehr (verzweiflungsvoll) Siehſt du, ſie haben mich gemordet, und nun klagt man mich an (nach einer Pauſe) doch nein, meine beſten Güter habe ich doch noch, deinen Brief und dein Bild.

Louiſe.

Er liebt mich noch immer.

Wilſen.

Doch ich frevle, ich ſage, ich habe meine beſten Güter noch — und mein Sohn, mein Adolph! (mit einem Lächeln) doch er iſt ja an deiner Seite in beſſeren Regionen.

Louiſe (für ſich.)

Grauſamer! Leider theil' ich deinen Wahnſinn nicht.

Wilſen.

Still! er iſt da! — ſiehſt du, da ſteht er zwiſchen uns, er lächelt, und hält ſeine kleinen unſchuldigen Händchen bittend zu dir empor! — Jetzt ſpricht er! (Pauſe.) Haſt du gehört was er ſagte? — Verzeihung für meinen Vater! Er hat uns geliebt, er ward unſchuldig an uns zum Verbrecher, Gnade für den Vater! (er fällt auf ſeine Knie.)

Louiſe (außer ſich.)

Ich kann nicht mehr widerſtehen, das überſteigt alle menſchlichen Kräfte (ſie will ihren Schleyer heben, und ſich in Wilſens Arme werfen, in dieſem Augenblicke ſchlägt eine Uhr: zwey! Wilſen zittert heftig, ändert ſein Geſicht, und Frau v. Salden faßt ſchnell Louiſen am Arme, die ſie mit ſich in den Hintergrund zieht.)

Wilſen.

Das iſt die Stunde, wo ich Louiſen erwarte, wo dieſe Wellen mir ihre theuern Überreſte zurückgeben! Ja, es wird ſchon Licht um mich, bald, bald erſcheint ſie.

Fr. v. Salden.

Schon gewinnt er nach und nach ſeine Beſinnung wieder — Gott! gib deinen Beyſtand (ſie nimmt Louiſen den Schleyer und den Hut ab, und führet ſie zur Urne.) Dieſe Züge müſſen ihm den Verſtand wieder geben.

Wilſen

(kniet am Ufer des Fluſſes nieder, und die gefalteten Hände gegen denſelben wendend, ſpricht er:)

Ihr barmherzigen Fluthen, Zeugen meines Jammers, Brüder meiner Thränen, hört meine Stimme, und gebt mir meine Louiſe zurück!

Jakob (zu Louiſen.)

Jetzt Muth! Muth!

Fr. v. Salden (zu Louiſen.)

Dieſer Waſſerſpiegel ſoll dich ihm ſo zeigen, wie er dich in jenem ſchrecklichen Augenblicke aufgenommen hat.

(Louiſe ſtellt ſich auf den Hügel hinter der Urne, und beugt ſich über den Fluß vor, indem ſie ſich an den Aſt eines Baumes hält, ihre aufgelösten Haare fliegen in der Luft, ihr Geſicht iſt blaß, ein Arm iſt ausgeſtreckt, ihr Kopf beugt ſich auf die rechte Schulter.)

Wilſen

(erblickt Louiſens Bild ſo geſtaltet im Fluße. N. B. Es wäre für das Ganze ſehr vortheilhaft, wenn ein geſchickter Maſchiniſt durch ſeine Kunſt es dahin brächte, daß auch die Zuſeher dieſe Abſpieglung gewahr würden.)

Gott im Himmel! da iſt ſie, ſie ſtreckt mir die Hand entgegen!

Louiſe

(welche ſich nicht mehr zurück halten kann.)

Albert!

Wilſen

(mit einem durchdringenden Schrey.)

Das iſt ihre Stimme, ich täuſche mich nicht! (Von Louiſens Stimme ganz ergriffen, weicht er einige Schritte zurück, und legt die Hand auf die Stirne, um zu bezeugen, er wiſſe nicht, ob er ſeinem Kopfe trauen dürfe oder nicht. Endlich erheitert ſich ſein Geſicht, er läuft ſchnell an den Fluß, ſtürzt ſich hinein, und ſchwimmt gegen den Hügel, auf welchem Louiſe ſteht, dieſe ſpringt ſelbſt von den Hügel in den Fluß, um ſeiner Idee, ſie aus den Fluthen zu ziehen, zu begegnen; Er faßt ſie mit Kraft in ſeine Arme, und trägt ſie an's Ufer, wo er kraftlos zuſammen ſinkt. Jakob unterſtützt Wilſen, Marthe und Fr. v. Salden, Louiſen.)

Jakob.

Er glaubt die geliebte Gattinn den Fluthen nun wieder entriſſen zu haben: Großer Gott! laß dieſen Gedanken wohlthätig auf ſeinen Verſtand wirken.

Wilſen

(ſich erhohlend mit ſchwacher Stimme.)

Öffnet euch nicht mehr ihr Augen, damit ihr den ſchönen Traum nicht vernichtet. — Ich träumte — Louiſe ſey wieder mein.

Fr. v. Salden

(Wilſens Hand in jene Louiſens legend.)

Kein Traum! — fühle den Druck ihrer Hand.

Wilſen

(die Augen geſchloſſen.)

Ihre Hand! ja, ſie iſt es!

Fr. v. Salden

(Louiſen ihm näher führend.)

Und ihren Hauch! —

Wilſen.

Er durchflammt mein Innerſtes — Ja, ſie iſt es!

Louiſe.

Und ihre Stimme!

Wilſen

(die Hand auf ſein Herz legend.)

Ach ja, ich erkenne ſie! — Sie iſt es! —

Fr. v. Salden.

Blick' auf, Bruder! und ſieh! —

Wilſen

(öffnet ſeine Augen zitternd, ſieht Louiſen, und wirft ſich in ihre Arme.)

Ja, ſie iſt es noch immer!

Sechszehnter Auftritt.

Die Vorigen, Trollſtein und George.

Jakob.

Er hat ſie erkannt, ſeine Blicke, ſind nicht mehr ſo ſtarr, ſein Verſtand ſcheint wiederzukehren. Gott, laß mich den Verſtand nicht vor Freude verlieren!

Fr. v. Salden.

Ja, Bruder! Louiſe lebt, ſie iſt dir wieder gegeben.

Trollſtein (im Hintergrunde.)

Louiſe! ſeine Frau! ihm wiedergegeben! —

Wilſen

Welche Stimme vernehme ich? — (erblickt Trollſtein) Ha! er ſelbſt, der Urheber aller meiner Leiden! — Wo ſind Ihre Waffen, mein Herr? —

Trollſtein.

Meine Waffen? (auf Louiſen deutend.) Hier!

Louiſe

(erkennt Trollſtein, und wirft ſich in ſeinen Arm.)

Mein Retter!

Marthe.

Ja! ja! das iſt der brave junge Mann, der ſie zu mir gebracht hat.

Wilſen.

Ihr Retter!

Louiſe.

Unergründliche Vorſicht, du wollteſt ihm Gelegenheit geben, ſein Unrecht wieder gut zu machen!

Trollſtein.

Um Euch zu beweiſen, daß Fehler der großen Welt nicht immer Fehler des Herzens ſind, und daß man leichtſinnig ſeyn kann, ohne ſchlecht zu ſeyn. Verzeihet mir! und nehmt den Reuigen in Eure Mitte auf.

Louiſe (zu Wilſen.)

Albert! ich danke ihm mein Leben! Alles ſey vergeſſen, nur dieſe ſchreckliche Lehre —

Wilſen.

Und meine Ehre nicht — Ich habe noch viel abzutragen (mit dem Tone, den er im Wahnſinne hatte.) Aber ich will bezahlen — ich will gewiß bezahlen!

Trollſtein.

Wiederhohle dieſes Wort nicht mehr! — der Zufall hat mich zu deinem einzigen Gläubiger gemacht. Deine Schuldſcheine ſind in meinen Händen. Ich brachte ſie mit mir, um die Schuld der Freundſchaft abzutragen (er zerreißt die Schuldſcheine, und gibt ſie Wilſen zurück.) Hier!

Fr. Marthe.

Ich hab's ja geſagt, das iſt ein vortrefflicher junger Mann! — das iſt wieder eine ſchöne That, da muß ich ihm wieder um den Hals fallen (Sie thut es mit Herzlichkeit.) So ein Mann iſt mir tauſendmahl lieber, als einer, der in ſeinem Leben nichts Böſes, aber auch nichts Gutes gethan hat. Und nicht wahr, wir verzeihen ihm Alle?

Wilſen.

Vom ganzen Herzen.

Fr. v. Salden.

Bruder! Louiſe! mein Vermögen iſt das Eurige!

Wilſen.

O wie reich bin ich auf's neue geworden. Ich beſitze ein geliebtes Weib, eine gute Schweſter und einen gebeſſerten Freund! — Ich kann wieder mein Glück fühlen, und kein Spiel ſoll mir dieſe Güter mehr rauben. Man hat ja alles gewonnen, wenn man Freundſchaft und Liebe gewonnen hat, und alles verloren, wenn man ſein reines Bewußtſeyn verloren hat.

Gruppe.

Der Vorhang fällt.

Abneigung aus Liebe.

Ein Luſtſpiel in freyen Verſen und einem Aufzuge.

* * *

Perſonen.

Herr von Riller.
Eduard, ſein Sohn.
Adele von Pleyen.
Ein Bedienter.

Die Scene iſt ein Zimmer in Herrn von Rillers Landhauſe, mit zwey Seiten- und einer Mittelthüre, zur Rechten ein Tiſch mit Schreibgeräthe, zur Linken ein Queridon mit Büchern.

Erſter Auftritt.

Herr v. Riller, Eduard.

(Erſterer ſitzt bey dem Tiſche, und ſieht ſeinen Sohn einige Zeit ſtumm an, welcher an dem Queridon lehnt, und mißmuthig vor ſich hinſtarrt.)

Herr v. Riller.

Was ſteht Er denn da, wie eine Säule
In ſich gekehrt, betrübt und ſtumm?
Was macht ihm denn ſo ſehr lange Weile?
Was geht ihm denn wieder im Köpfchen herum?

Eduard.

Mein Vater! im Kopfe wär' Alles ganz richtig,
Doch fühl' ich mich ganz beſonders bewegt,
(auf ſein Herz deutend.)
Auf dieſer Seite drückt es mich tüchtig,
Und da fühlt man zu gar nichts ſich aufgelegt.

Riller.

So leg' Er ſich einige Stunden zu Bette,
Und ſchwitz Er die falſchen Wallungen aus,
Oder mach' Er einige ſchlechte Sonnette,
Da zieht auf's Papier ſich das Übel heraus,
Und ſoll auch dieß Ihm nicht Ruhe bringen,
So kann Er unten im Mondenſchein
Zur Guitarre ein paar Romanzen ſingen,
Das ſollen probate Mittel ſeyn.

Eduard.

Mir ſtillen ſie nicht des Herzens Triebe,
Mir hilft es nichts, ob ich ſing' oder ſchreib';
Denn meine Krankheit, Vater! heißt: Liebe,
Und der einzige Arzt, der mich heilt, iſt — —
ein Weib.

Riller.

Ich hab' nichts dagegen, der Weg ſteht Ihm offen!

Eduard.

(ihm freudig die Hand küſſend.)

O gütigſter Vater! ich eile zu ihr — —

Riller.

Halt, halt junger Herr! ich will es nicht hoffen,
Daß Er ſchon gewählt ohn' Erlaubniß von mir.

Eduard (mit Feuer.)

Was iſt da zu wählen, was iſt zu erlauben?
Fragt die Lerche, eh ſie die Sonne grüßt?

Fragen, eh' ſich ſchnäbeln, die zärtlichen Tauben?
Fragt der Zephyr, eh' er die Roſe küßt?
Es fühlet dieſe entzückenden Schmerzen
Frey jedes Weſen in Hainen und Flur,
Der Drang dazu liegt im klopfenden Herzen,
Und die Erlaubniß liegt in der ganzen Natur.

Riller.

So ein ſchnelles Feuer ſich bald verzehret.

Eduard.

Ihre Flammenaugen fachten es an,
Ihre Tugenden haben die Brunſt genähret,
Wo iſt der Menſch, der ſie löſchen kann?

Riller.

Wie heißt denn das Wunder?

Eduard.

Adele, mein Vater!

Riller.

Ihren Familiennahmen — —

Eduard.

Will ſie nicht geſtehn,

Riller.

Wo ſahſt du ſie denn zuerſt?

Eduard.

Im Theater.

Riller.

Und dann?

Eduard.
Oft genug, um ſie immer zu ſehn.
Riller.
Geſtandeſt du ihr deine raſenden Triebe?
Eduard.
Wohl haben ihr meine Augen gezeigt — —
Riller.
Und die Ihrigen?
Eduard.
Strahlten mir Gegenliebe,
Indeſſen ihr Mund unerbittlich ſchweigt.
Riller.
Dann haſt du wohl Briefe in Versleins geſchrieben?
Eduard.
Sie ſandte ſie unerbrochen zurück,
Riller.
Das heißt Koketterie weit getrieben!
Eduard.
In ihren Armen nur blüht mir mein Glück!
Riller.
Mein Sohn! doch mußt du dich ihnen entwinden.
Eduard.
Unmöglich, Vater!
Riller.
Ich fordr' es von dir,
Der Nebel wird bald vom Auge dir ſchwinden,
Ich kenne das Fieber, mein Sohn! glaube mir,

Wenn man ſo vor der Vermählung brennet,
Da wird einem nach der Hochzeit gar kalt,
Und was man vorher einen Engel nennet,
Das bekömmt nachher 'ne ganz andre Geſtalt:
Die Augen, die Feuer und Flammen ſprühten,
Die zeigen dann ganz ein gemeines Licht,
Die Roſen, die auf den Wangen blühten,
Die ſtechen dann nur, aber duften nicht.
Das Weſen, das wir als Göttinn verehrten,
Vermenſchlicht ſich in einem halben Jahr,
Und ſoll die Sache noch ſchlimmer werden,
So verteufliſcht es ſich am Ende gar —
Aus Liebe ſollſt du dich nie vermählen,
Wenn du nicht ſelbſt Feind deines Glückes biſt;
Genug iſt's zur Eh' dir ein Mädchen zu wählen;
Das dir nicht gerade zuwider iſt;
Die gewinnt als Weib dann neue Reitze,
Da Jene dir neue Fehler zeigt,
Drum willſt du beſchwert ſeyn, mit einem Kreutze:
So ſuch' eins, das dich am wenigſten beugt.

Eduard.

Die Eh' iſt ein Baum vom Himmel gepflanzet,
Daß er von der Schwüle des Lebens uns kühlt
Von Grazien und Horen wird er umtanzet,
Und Zephyr in ſeinen Blättern ſpielt.
Lieb' iſt ſeine Blüthe, wenn dieſe ihm fehlet,
So prangt er auch niemahls von Früchten voll,

Und wird zu jenen Bäumen gezählet,
Die man aus der Wurzel vertilgen ſoll.

Riller.

Schon lange ſind ſie bekannt mir geweſen,
All dieſe Phraſen — verſchone mein Ohr,
In allen Romanen ſind ſie zu leſen,
In allen Gedichten kommen ſie vor,
Ich will gegen Worte Erfahrung dir ſtellen!
In meine *erſte* Frau war ich verliebt,
Doch ſtatt meine Tage mir froh zu erhellen,
Hat ſie ſie durch manchen Sturm mir getrübt. —
Die *Zweyte* nahm ich — — vom Hörenſagen,
Heut ſah ich das Mädchen zum erſtenmahl,
Begehrte ſie morgen, und in acht Tagen
Saßen wir ſchon beym Verlobungsmahl;
Zwölf Jahre lebt' ich mit dieſer Guten,
Die mich mit ſeltener Treue gepflegt,
Und fühlte kein Reischen von all jenen Ruthen
Womit uns der Himmel durch Weiberhand ſchlägt;
Um an den Gipfel des Glückes zu kommen,
Ward ſie auch Mutter, ſie ſchenkte dich mir,
Und als Gott den Engel dann zu ſich genommen,
Nahm er mir auch meine Ruhe mit ihr.

(er hält einen Augenblick gerührt inne.)

Darum, mein Sohn! folge meinen Lehren,
Und traue dem trüg'riſchen Herzen nicht,

Ich werd' meine Zuſtimmung ſtets dir verwehren,
So lange nur Neigung das Wort dir ſpricht; —
Noch mehr, mein Sohn wird ſich dankbar bezeugen,
Wenn er ſich mit einem Weibe vermählt,
Dem Jugend, Tugend und Schönheit eigen,
Und das ſein Vater für ihn ſchon gewählt.

Eduard.

Wie, Vater! Sie hätten — —

Riller.

Ja ja, Frau von Pleyen,
Ein Weibchen (ſchmatzt ſich in die Finger.) ganz köſtlich, mein Eduard! iſt dein,
Du wirſt ſchon ſehn — —

Eduard.

Doch, Sie verzeihen,
Ich ſah ſie noch gar nicht.

Riller (in die Hände klatſchend.)

So muß es ja ſeyn.
Sieh, ich ſelbſt hab' die Wahl in Schutz genommen,
Doch ich vernichte auch ſelber ſie,
Bemerk' ich bey Eurem Zuſammenkommen,
Das kleinſte Fünkchen von Sympathie.

Eduard.

O ſorgen Sie nicht, — wann wird ſie erſcheinen?

Riller.

Noch heute kömmt ſie, — in dieſer Stund,
Mit ihrem Vater iſt alles im Reinen,

Er ſendet ſie her, und ich ſchließe den Bund.
So freu' dich doch — Herrliches iſt dir beſchieden,
Das Glück deines Lebens dankeſt du mir,
Du biſt mit dem Vater ganz ſicher zufrieden,
Ich geh' ihr entgegen, und bringe ſie dir.
Es blühen Roſen auf ihren Wangen,
Durch Veilchen blicken die Augen heraus,
Auf ihren Buſen Lilien prangen, — —
(ſeelenfroh abeilend.)
Ich eile, und hohl' dir den ganzen Strauß.

Zweyter Auftritt.

Eduard (allein.)

So ſoll ich den fürder nicht mehr nach dir blicken,
Du Stern, der mir blinkte in düſterer Nacht?
Will man die erſte Blüthe mir knicken,
Die wärmend dein Auge zur Reife gebracht?
Darf der, welcher mir das Daſeyn gegeben,
Jetzt, da ich erſt anfing mich deſſen zu freu'n,
Es wieder mir rauben? — mit grauſamem Streben
Der Mörder der ſchönſten Empfindung ſeyn?
Muß ich gehorchen des Vaters Grimme,
Und modeln nach ſeinem Willen mein Glück?
Hat mein Herz hier denn gar keine Stimme?
Bin ich nicht Herr von meinem Geſchick?

Ja ja, ich bin es, ich will es werden,
Das iſt nicht Undank, nur Nothwehr allein,
Von Adelen trennt keine Macht mich auf Erden,
Und nie werd ich Frau von Pleyen freyn.
(er will ab.)

Dritter Auftritt.

Ein Bedienter, Eduard, gleich darauf Adele.

Bedienter (anmeldend.)
Die Frau von Pleyen

Eduard.
Das Beſte ich ſtehle
Mich fort, die Verhaßte erblicke mich nie.

Adele (ihm entgegentretend.)
Was ſeh ich? Eduard!

Eduard.
Gott! Adele!

Adele.
Sie Nillers Sohn?

Eduard.
Frau von Pleyen, Sie? —

Adele (lachend.)
Ha ha! das iſt luſtig!

Eduard.

Dieß alſo der Nahmen
Den mir Adele ſo ſorgſam verhehlt?

Adele.

Und that ich nicht recht? das war ja der Saamen
Zur ſüßeſten Überraſchung der Welt.

Eduard.

Mein Vater iſt Ihnen entgegen geeilet,
Welch glückliche Wendung mein Schickſal nimmt!
Auf einmahl iſt jede Wunde geheilet —
Iſt's möglich, Sie alſo zur Frau mir beſtimmt?

Adele.

Ja, ich, wenn Sie anders mit mir zufrieden?

Eduard.

O himmliſches Weſen! wer wäre es nicht?
Wem Gott einen ſeiner Engel beſchieden,
Bleibt dem noch ein Wunſch?

Adele.

Das iſt alles Gedicht!
Ich will Ihnen ehrlich in Proſa ſagen:
Mein Vater zwang mich zur Reiſe hieher,
Ich betrat dieſes Haus mit bangem Zagen,
Den jungen Herrn Riller haßte ich ſehr.

Eduard.

(ſie zärtlich bey der Hand faſſend.)

Doch nun?

Adele.

Bin ich etwas wen'ger beklommen,
Noch ſchlägt zwar mein Herz, doch aus Bangigkeit nicht,

Eduard.

So iſt denn das Ziel meiner Wünſche gekommen,
Mir ſtrahlet die Hoffnung, —

Adele.

Ein trügeriſch Licht!

Eduard.

In einem Brief meine Qual zu geſtehen
Beſchloß ich.

Adele.

Den hätte ich proteſtirt.

Eduard.

Um eine Zuſammenkunft wollte ich flehen; —

Adele.

Die hätte ich nimmermehr permittirt.

Eduard.

Noch immer ſo grauſam!

Adele.

Nach Fug und Rechte;
Das Weib, das ſich ſelbſt das Geringſte vergibt,
Verſündigt ſich an ihrem ganzen Geſchlechte,
Und entfernt ſelbſt Jenen von ſich, den ſie liebt.

Eduard.
Doch nun, da das Blatt ſich ſo glücklich gewendet,
Bald ſind wir vermählt.
Adele.
Halt halt, junger Herr!
Noch hat Ihr Vater ſein Ja nicht geſpendet;
Man ſagt mir, er liebe die Liebe nicht ſehr.
Eduard.
Das iſt ganz wahr, er will es nicht glauben,
Daß Amor Hymen zur Wonne trägt,
Nie wird er das Weib mir zu freyen erlauben,
Für das mein Herz voll Empfindung ſchlägt.
Adele.
Hat eben nicht unrecht, ſo viel ich ſehe,
Verlangt er, daß wir uns haſſen nun;
Er will, daß wir Jenes thun vor der Ehe,
Was Andere nach derſelben erſt thun.
Eduard.
Sein Irrthum wird nun endlich wohl ſchwinden,
Sieht er, daß ich mit ihm ganz gleich gewählt,
Adele.
Nein, nein, wir müſſen ein Plänchen erfinden,
Das ſeine Einwilligung niemahls verfehlt.
(nachdenkend.)
Laß ſehen! — Wenn wir — nein, ſo kann ſichs nicht fügen,
Doch ſo! — o nein! das geht wieder nicht an! —

(zu Eduard.)
Mein Herr! es handelt ſich hier um's Betrügen,
So helfen ſie doch, Sie ſind ja ein Mann!

Eduard.

Darin iſt ſtets Weibern der Vorzug geblieben.

Adele (laut auflachend.)

Ha! ha! ha! ſo geht es!

Eduard.

Nun?

Adele.

Herrlicher Plan!
Sie müſſen von nun an mich gar nicht mehr lieben.

Eduard.

Unmöglich!

Adele.

Sie ſcheuen mich, ſehen mich nicht an!

Eduard.

Die Sonne nicht ſehen?

Adele.

Sie müſſen mich haſſen!

Eduard.

Adele! Sie ſcherzen!

Adele.

Stets fliehen vor mir,
Unausſtehlich mich finden —

Eduard.

Ich kann es nicht faſſen.

Adele.

Nur ſo, lieber Freund, oder nie ſiegen wir.
(reicht ihm die Hand.)
Die Hand! Verſprechen Sie mir's zu Gefallen,
Zu gähnen, wenn Sie von ferne mich ſehn,
Die grimmigſten Blicke, die Beſten von Allen,
Sie lieben mich, wenn Sie den Rücken mir drehn,
Wenn Sie mich häßlich und ungeſchickt tauſen;
Dann äußert ſich Ihr Gefühl erſt recht warm,
Und wenn Sie vor mir wie vor Koboldеn laufen:
So laufen Sie dann mir gerade im Arm.

Eduard.

Adele! der Scherz —

Adele.

Soll ein Scherz ſeyn, nichts weiter,
Begreifen Sie noch nicht? mein pfiffiger Held?
So ſind wir Weiber doch immer geſcheidter,
Nu Punctum! der Satz iſt ſo alt als die Welt.
Wenn wir uns recht ſchnöde behandeln werden,
Bin ich gewiß, daß er's nicht übel nimmt,
Und werfen wir uns recht grimm'ge Geberden,
So ſagt er: Die ſind für einander beſtimmt.
Wir fliehn uns, er ſucht unſern Groll zu erweichen,
Wir haſſen uns grenzenlos, das ſcheint ihm gut.
Wir wollen uns niemahls die Hände reichen,
Nun bittet er ſelber noch, daß man es thut. —
Was ſagen Sie denn zu dem Plan?

Eduard.

O ganz herrlich!
Ganz unfehlbar!

Adele.

Nun, ſo ſchlagen Sie ein!

Eduard
(reicht ihr die Hand.)

Die Ausführung doch iſt ein wenig beſchwerlich —
Sie nicht zu lieben iſt ſchwer, — auch im Schein.

Adele.

Et caetera! Jetzt keine zärtlichen Gloſſen,
Ich mach Ihnen ſchon ein recht häßlich Geſicht;
Ich bin nur ein Weib, doch was ich beſchloſſen,
Das muß immer gehen, (lächelnd) wenns nämlich nicht bricht.
Sogleich zum Anfang!
(Sie nimmt eine gleichgültige Miene gegen ihn an.)
Mein Herr! ich bitte —
Verſchonen Sie mich mit den Schmeicheley'n,
Gehn Sie mir vom Leibe hübſch zwanzig Schritte.
Fort, fort! ich will Sie nicht, nein, nein! nein, nein!

Eduard
(küßt ihr die Hand.)

O himmliſches Weſen — — Ich höre gehn!
Mein Vater!

Adele.
Fort, eilen Sie ſich.
Wir haben einander gar nicht geſehn.
(ihm nachruffend.)
Ich bitte Sie, Eduard, haſſen Sie mich.
(Eduard durch eine Nebenthüre ab.)

Vierter Auftritt.

Riller. Adele.

Riller,
(welcher durch die Mittelthüre eintritt.)
Madam, ich eilte Ihnen entgegen,
Allein — —
Adele.
Ich danke! — Pflegt oft ſo zu gehn,
Daß man ſich verfehlt auf ſeinen Wegen.
Riller.
Doch haben Sie wohl meinen Sohn ſchon geſehn?
Adele
(ſich erſtaunt ſtellend.)
Ihr Sohn? — Haben Sie einen?
Riller.
Ich dachte
Ihr Vater hat's Ihnen geſagt —

Adele.
Es ſcheint
Er vergaß es, er ſprach, daß er gut es erachte,
Auf's Land mich zu ſenden zu ſeinem Freund,
Riller.
Das nimmt mich Wunder, es handelt hier eben
Am meiſten ſich wohl um ſein und ihr Glück.
Adele.
Wie ſo?
Riller.
Man will Sie zur Gattinn ihm geben.
Adele
(ruft zum Fenſter hinaus.)
He, angeſpannt, Joſeph! — wir fahren zurück!
Riller.
Die Frau eines braven Mannes zu werden.
Macht Ihnen denn das ſo viel Schrecken und Schmerz?
Adele.
Mein Gatte wird nur ein Einz'ger auf Erden,
Ich bin ſchon verſprochen.
Riller.
Durch wen?
Adele.
Durch mein Herz
Ihn hab' ich zu meinem Gefährten erkohren,

An ihn binden ſo mich Liebe als Pflicht,
Ihm hab ich ewige Treue geſchworen,
Ich halte den Schwur, wenn die Erde auch bricht.

Riller.

Das klingt ja ganz raſend.

Adele.

Wer Liebe gegeben
Und treulos wird, der lebe nicht mehr.

Riller (lächelnd.)

Da währte noch kürzer das kurze Leben,
Und bald wär die Erde einſam und leer. —

(ernſthaft.)

Madam! Wollen Sie mir die Güte gewähren,
Und leſen den Brief Ihres Vaters hier.

(er gibt ihr einen Brief.)

Der wird Sie vielleicht eines Beſſern belehren,
Sein väterlich Recht überträget er mir.

(während Adele lieſt, für ſich.)

Es rappelt etwas im Kopfe bey Beyden,
Sie gleichen ſich wirklich ganz auf ein Haar,
Eines kann das Andre nicht leiden;

(ſich freudig die Hände reibend.)

Beym Himmel! das gibt ein herrliches Paar.

(zu Adelen, welche ihm den Brief zurückgibt.)

Wie nun?

Adele (traurig.)
Ich bin zu bleiben gezwungen,
Nie dacht' ich, daß Vater mich opfern wird.
Riller.
Heißt das Sie opfern, wenn man einen jungen
Und hübſchen Mann in den Arm Ihnen führt?
Adele.
Jung; — hübſch! — das iſts ja, das ſind keine Gaben
Für mich; — Mir gefällt ein geſetzter Mann.
Riller (bey Seite.)
Will ſie mich etwa zum Beſten haben?
Ich will ihr gleich zeigen, daß ich es auch kann.
Adele.
Ein Mann, nicht in bunten Modegewändern,
Ein Mann — wie Sie —
Riller.
O, wie glücklich bin ich!
Das läßt ſich alſo aufs Beſte verändern;
Wohlan, Madame! ſo nehmen Sie mich.
Adele (betroffen.)
Ja — allerdings — ich — doch es braucht überlegen,
Auch Sie, mein Herr! — Sie wiſſen ja ſchon —
Riller.
Indeſſen Sie da ſo Alles erwägen,
Geh' ich, und bring' Ihnen meinen Sohn.
Adele (ſchnell.)
Nein, nein!

Niller.

Sie müſſen ihn doch wohl ſehen,

Vielleicht hat er doch was, was Ihnen gefällt.

Adele.

Was kann das nützen?

Niller.

Sie werden geſtehen — — —

Adele (ſchnell einfallend.)

Daß ein Weib feſt an den Schwüren hält.

Niller.

Sie beliebten erſt freundlich am Tag zu legen,
Sie wären mir eben nicht abgeneigt;
Nun ſehn Sie, mein Sohn ſieht mir gleich.

Adele.

Meinetwegen!

Niller.

Er hat ein Aug' das von Feuer zeigt;

Adele.

Für mich darfs nicht brennen.

Niller.

Ein kluger Junge!

Adele.

Mag ſeyn!

Niller.

Iſt auch ſanft!

Adele.

Nicht nach meinem Sinn!

Riller.

Am rechten Flecke ſitzt Herz ihm und Zunge.

Adele.

Bey mir ſitzt Beydes ganz unrecht für ihn.

Riller.

Ich hohl' ihn, gewiß mit dem erſten Blicke
Streckt er ſeinen Nebenbuhler in Sand,
Sie reichen zu ſeinem und Ihrem Glücke
Mit Freuden auf ewig ihm Herz und Hand;
Er iſt mein Sohn, ich ſoll es nicht ſagen,
Doch Niemand ſtellt an ihm etwas aus,
Und der, den Sie jetzt ſchon im Herzen tragen,
Er wirft ihn heraus, wirft ihn ſicher heraus.

(er geht fröhlich ab.)

Fünfter Auftritt.

Adele (allein.)

Da geht er hin, und glaubt Alles gewonnen,
Und ſeinen Plan ſchon zu Ende geführt,
Indeſſen ein Weib eine Liſt erſonnen,
Vor der ſein Beginnen zu Aſche wird;
So ſeyd ihr Herren der Schöpfung alle,
Ihr wähnet zu herrſchen, wir leiten euch;
So geht's in der Welt ſchon ſeit Adams Falle,
Der Apfel war unſer Meiſterſtreich.

Ihr grübelt und wäget, und prüfet und denket,
Und baut euch ein unumſtößliches Ziel,
Und ſeht, zum Entgegengeſetzten lenket
Das Weib Euch, Ihr ſeyd unſrer Launen Spiel;
Mögt all Eure Klugheit zuſammenraffen,
Kommt doch am Ende zu Spott und zu Schand,
Wir haben gegen Euch hundert Waffen,
Im Kopf, in den Augen, im Mund, in der Hand.

Denkt an Holofern, der den Kopf verloren,
An Herkules, der bey Omphalen ſpann,
An Delila, welche die Haare geſchoren
Dem Samſon, dieſem kräftigen Mann!
Und laſſet Euch ja nicht vom Hochmuth ſtechen,
Damit nicht zu ſtreng Euch der Himmel beſtraft.
Aus Euren Kräften entſtehn Eure Schwächen,
In unſern Schwächen liegt all' unſre Kraft!

Doch ſtille, ich habe Stimmen vernommen.
(ſie horcht.)
Mit ſeinem Vater zankt ſich der Sohn,
Er will nicht hieher mich zu grüſſen kommen,
Das geht vortrefflich! Sie nahen ſich ſchon!
(ſie tritt zum Fenſter, öffnet es, und ſieht hinaus.)

Sechster Auftritt.

Adele, Riller, Eduard.

Riller (Eduarden hereinziehend.)
Du mußt! —
Eduard (ſich ſträubend.)
Mein Vater!
Riller.
Nun warte, ich lehre
Gehorſam dich!
Eduard.
Vater, ich dulde kein Joch!
Riller (zu Adelen.)
Madam! Vorzuſtellen hab ich die Ehre
Allhier meinen Sohn (zu Eduard) So grüße
ſie doch!
Adele,
(welche ſich anſtellt, als ob ſie Beyde nicht bemerkte,
und hörte, immer zum Fenſter hinausſehend.)
Wie traurig die Gegend, in dieſen Auen,
Müßt bald ich verſchmachten! — Adele, entflieh!
Riller.
Madame! mein Sohn — — —
Adele.
Es faßt mich ein Grauen.

Riller.

Mein Sohn, Frau von Pleyen! begrüßet Sie.

Adele (wendet ſich um.)

Mein Herr! (tritt zurück) ach Gott! welch fatale Mienen!

Eduard.

Welch ein nichtsſagendes Angeſicht!

Riller (für ſich.)

Das fängt gut an! (zu Adelen) Wie gefällt er Ihnen?
(zu ſeinem Sohn)
Nun, biſt du denn ſtumm? — Warum ſprichſt du nicht?

(Beyde ſchweigen.)

Riller (nach einer Pauſe.)

Verdammter Burſch! haſt du gar keine Worte?

Eduard.

Was ſoll ich ihr ſagen?

Riller.

Was Schönes.

Eduard (verlegen zu Adelen.)

Im Haus
Bey uns Sie zu ſeh'n ——— und an dieſem Orte —
Ich weiß nicht —

Adele (lachend zu Riller.)

Er drückt ſich vortrefflich aus.

Riller.

Und ſonſt geht das Maul ihm wie eine Mühle.

Adele
(verlegen zu Eduard.)
Mein Herr, Ihr Geſicht, und mein Herz
(zum Fenſter hinaus deutend) und die Au;
Ihr Verſtand, — und das Schloß — und meine Gefühle
Und —
Eduard
(lachend zu ſeinem Vater.)
Wie geiſtreich ſie redet, die liebe Frau.
Riller.
Ich bitt' Euch Kinder; macht mir keine Galle,
Und gleicht Euch einmal mit einander aus.
Adele.
Wie man in den Wald hineinſchreyt, ſo halle
Das Echo wieder aus ſelbem heraus.
(Eduarden betrachtend, ironiſch.)
Das alſo Ihr Sohn! — Ich muß es ſagen:
Man kann nichts Liebenswürdigers ſehn,
Wird der einſt hinaus in die Welt ſich wagen,
Ihr armen Weiber, wie wird's euch ergehn?
Des Ruhmes Gipfel wird er erklettern,
Am Horizont glänzen ein neuer Stern,
Und alle Herzen um ſich zerſchmettern,
Selbſt Amor erkennt ihn als ſeinen Herrn!
Riller.
Madam! ich weiß nicht — —

Eduard (ebenfalls ironiſch.)
Mein Vater! ich bitte
O laſſen Sie doch die Frau wieder fort,
Sie ſehnt ſich in Ihrer Anbeter Mitte,
Denn Ströme von Thränen fließen wohl dort.
Es haben ſich wenigſtens zehn ſchon erſtochen,
Und zwanzig vergiftet, die ſie nicht mehr ſehn;
Denn alle Herzen hat ſie zerbrochen,
Nein, dieſer Frau kann kein Mann widerſtehn.

Miller (leiſe zu ihm.)
Spitzbube!

Adele.
Mein Herr! Sie belieben zu ſcherzen,
Nur einen Einzigen liebe ich,
Sie gehn wohl ſpaziren mit Ihrem Herzen,
Drum urtheilen Sie von ſich ſelber auf mich.

Eduard.
Ich? — Gott, nur einem Einzigen Weibe
Iſt all mein Seyn und Streben geweiht,
Ach meine Adel' iſt an Seel' und an Leibe
Der Inbegriff aller Vollkommenheit.

Adele.
Ha ha! möcht' ſie ſehen.

Eduard.
Ein himmliſches Weſen

Adele.
Ich häng' am Irdiſchen

Eduard.
Freundlich und gut
Und zärtlich!
Adele.
Das bin ich niemals geweſen.
Eduard.
Keine Modepuppe.
Adele.
Ein neuer Hut
Geht mir über alles.
Eduard.
Aufrichtig, beſcheiden.
Adele.
Fi donc!
Eduard.
Und treu.
Adele.
Das iſt nicht mehr der Brauch.
Eduard.
Sie ſpricht, wie ſie denket.
Adele.
Das kann ich nicht leiden.
Eduard.
Und ſchön iſt ſie, ſchön!
Adele
(hochmüthig.)
Nun, das bin ich auch.

Ritter.
Sie geſtehen ſich da gar herrliche Sachen.
Adele.
O kennten Sie meinen Geliebten doch,
Der ſchmachtet immer.
Eduard.
Das machte mich lachen.
Adele.
Thut ſtets meinen Willen.
Eduard.
Das fehlte mir noch!
Adele.
Er ſpielt Guitarre, und ſingt Romanzen.
Eduard.
Bin nicht muſikaliſch!
Adele.
Iſt geſetzt!
Eduard.
Ich bin jung.
Adele.
Und tanzen kann er, ja tanzen — tanzen!
Eduard.
So wagen Sie mit ihm den Eheſtandsſprung!
Adele.
Sie ſehen, daß wir zu einander nicht paſſen.
Eduard.
Wir fänden das Glück in der Ehe wohl ſchwer.

Adele.

Drum wollen wir's lieber beruhen laſſen.

Eduard.

Adieu Madame!

Adele.

Adieu mein Herr!

(Sie wenden ſich Beyde von einander ab.)

Riller.

Ihr ſucht Euch da aus dem Handel zu winden,
Durch falſches Geſtändniß, durch Lug und durch Trug,
Was braucht ihr Fehler erſt neu zu erfinden,
Der Menſch hat ja ohnedieß ſchon genug.

Adele.

Gewiß, unerträglich, unzählbar ſind meine.

Eduard.

Ich bin noch viel ſchlimmer.

Adele.

Das wäre wohl ſchwer,

Riller.

Ein anderer Menſch ſaget keck: er hat keine,
Und Ihr Beyde ſtreitet euch hier um das Mehr.

Adele.

Ich ſeh', der Herr Sohn macht jetzt den Galanten,
Ich fang' ihm vielleicht zu gefallen an.

Eduard.
Madame, da haben Sie unrecht verſtanden,
Sie mir gefallen, welch eitler Wahn!
Riller (zu Eduard.)
Schweig, Ungeheuer!
Adele (bey Seite.)
Jetzt ſpreng ich die Miene!
(laut, beleidigt und faſt weinend.)
Mein Herr, Sie werden wohl ſelber geſtehn,
Daß ſolche Mißhandlung ich nicht verdiene,
Darum erlauben Sie jetzt mir zu gehn;
Sogleich will ich meinem Vater ſchreiben,
Ihm mahlen meinen künft'gen Gemahl,
Er wird ſeine Strenge nicht weiter treiben,
Und widerrufen die ſchreckliche Wahl.
Riller.
Wie? —
Eduard (bey Seite.)
Arme Adele (laut.) Schreiben Sie immer,
Ich werde nicht hindern, beeilen Sie ſich.
Adele (zu Riller.)
Sie ſehen, mein Herr, es wird immer ſchlimmer,
O Gott! ſo ſehr erniedrigt man mich!
Und *den* Mann ſollt' ich zum Gatten erwählen?
Das wäre
(leiſe zu Eduard.)
mein einziges Glück!

(laut und ſchluchzend.)
mein Tod. —
Er würde mich bis in die Grube quälen.
(leiſe, freudig, und mit einem Händedruck zu Eduard.)
Nur Muth! es ſieget der kleine Gott!
(laut, wie oben.)
Fort, fort aus dieſem verhaßten Hauſe!
(leiſe, wie oben.)
Bald wird es der Tempel der höchſten Luſt.
(laut.)
Nein, eher verberg ich mich in eine Klauſe,
(leiſe zu Eduard.)
Auch dort fänd' ich Seligkeit an deiner Bruſt.
(laut.)
Du mußt, o Hymen, die Fackel zerbrechen,
Die du ſo tückiſch ſchon über mich ſchwangſt,
Genug der Worte, ich kann nicht mehr ſprechen,
(leiſe) Vor Freude — (laut) vor Schmerz! —
(leiſe) vor Hoffnung! (laut) vor Angſt!
(ſie geht ſchluchzend ab.)

Siebenter Auftritt.

Riller, Eduard.

Riller (ſehr freudig.)
Ganz göttlich! ſo mußte die Sache kommen,
Soll Eure Ehe ganz glücklich ſeyn,

Gerade ſo hat mein Weib ſich benommen,
Sie ſchimpfte entſetzlich, und dann war ſie mein.
Nur Muth, mein Sohn!

Eduard.

Ich will doch hoffen,
Sie ſehn die Verbindung für unmöglich an.

Riller.

Im Gegentheil' Alles iſt eingetroffen,
Wie ich es gewünſcht ganz nach meinem Plan,
Ihr ſagtet euch zwar nicht viel Annehmlichkeiten.

Eduard.

Sie war ſo unhöflich!

Riller.

Haſt's auch nicht geſpart;
Doch Eduard, das hat nichts zu bedeuten,
Man reparirt es auf gute Art.

Eduard.

Mein Vater!

Riller.

Ich will dir Alles verzeihen,
Doch ſetz dich zum Tiſch.

Eduard.

Wie?

Riller.

Gehorche mir.

Eduard (ſetzt ſich.)
Was ſoll ich?
Riller.
Nun ſchreibe an Frau v. Pleyen.
Eduard (ſpringt auf.)
Nein! nimmermehr!
Riller (drückt ihn auf den Stuhl.)
Ich befehl' es dir!
Eduard.
Bedenken Sie, Vater! ich muß mich ja ſchämen.
Riller.
Ich werde diktiren nach meinem Sinn.
Eduard (für ſich.)
Sie wollte nie einen Brief von mir nehmen,
Nun muß ſie ihn nehmen, wie glücklich ich bin!
Riller.
Nun, biſt du bereit?
Eduard (indem er die Feder nimmt.)
Ich möchte raſen!
(für ſich.)
Zu meinem Glücke nöthigt er mich!
(zu ſeinem Vater.)
Doch bitt' ich, nur keine zärtlichen Phraſen!
Riller.
So zärtlich als möglich.
Eduard.
Dann lüge ich,

Riller.
Biſt du etwa der einz'ge Verliebte,
Der etwas ſchreibt, was er ſelber nicht glaubt.
Zur Sache —

Eduard (verſtellt.)
Mein Vater! noch nie betrübte
Ihr Starrſinn mich ſo, das iſt unerlaubt.

Riller (diktirend.)
»Liebenswürdigſte, Ihres Geſchlechtes!«

Eduard.
Wie, liebenswürdig? (indem er ſchreibt.) Nun meinetwegen (für ſich.)
Sie iſt es ſo ganz!

Riller (diktirend.)
»Verzeihen Sie mir eine Behandlung, die nur die Folge einer Liſt war«

Eduard.
Was ſagen Sie — Liſt?
(für ſich.)
Er hat wohl recht!

Riller.
Schreib, und ſprich nichts dagegen.
(Eduard ſchreibt, Riller diktirt weiter.)
»Ich wollte nur Ihren Character prüfen«

Eduard.
Wie Ihnen das Ding noch vom Munde fließt
(ſchreibt.)

Riller (diktirt.)

»Ihre Reitze haben mich tief verwundet«

Eduard (laut.)

Die Reitze? (für ſich freudig.) Er ſpricht mir aus meiner Seele!

Riller (diktirend.)

»Mein Herz iſt auf ewig Ihr Eigenthum«

Eduard

(legt die Feder nieder.)

Das ſchreib' ich nicht, Vater!

Riller.

Es muß ſo ſeyn!

Eduard.

Ich bitte Sie!

Riller (zornig.)

Wirſt du, wenn ich befehle?

Eduard.

In Gottes Nahmen.

(er ſchreibt.)

»Mein Herz iſt auf ewig dein Eigenthum«

Riller (ihn verbeſſernd.)

Ihr, ſagt' ich, nicht dein

Eduard.

(ſtreicht aus, und ſchreibt anders.)

Ihr — ſteht ſchon hier.

Riller (diktirend.)

»Erlauben Sie, daß ich mich zu Ihren Füßen werfe«

Eduard (ſtolz.)
Wie, zu ihren Füßen?
(für ſich.)
In ihre Arme, das wäre mein Ziel.
Riller (diktirend.)
»Und Ihnen den Schwur leiſte, daß ich Sie liebe«
Eduard (nachdem er geſchrieben.)
Nun Vater, werden wir doch bald ſchließen?
Riller (langt um den Brief.)
Laß vorerſt ſehen,
(nachdem er den Brief durchſehen.)
Was ſeh ich, den Styl
Häſt du noch verbeſſert; du haſt geſchrieben
Nicht Jenes, was ich dir angeſagt, bloß
Da hier nach dem letzten Worte: *Lieben*,
Steht hinten noch: *ewig*, und *gränzenlos*.
Recht brav, mein Sohn (gibt ihm den Brief zurück.)
Magſt nun unterſchreiben,
Dann falte den Brief —
Eduard,
(nachdem er es gethan, tief aufſeufzend, wie einer, der eine ſehr läſtige Arbeit gethan hat.)
Ahhh! — geſchehen iſt's nun!
(reicht ſeinem Vater den Brief.)
Doch ihn ihr zu geben, das laß ich wohl bleiben,
Riller.
Das ſollſt du auch nicht, werd's ſchon ſelber thun.

Eduard.

Sie ſind wohl der erſte Vater von allen,
Der Liebesbriefe beſtellt für den Sohn.

Riller.

Zum Glück ſeines Kinds läßt man viel ſich gefallen,
Jetzt noch die Addreſſe —

Eduard, (nachdem er geſchrieben.)
Da iſt ſie ſchon,

Riller (beſieht die Addreſſe.)
Was machſt du für Zeug? — — An Sie

Eduard.

Ich dachte
Der Brief ſey an meine Adele.
(will den Brief nehmen.)

Riller.

Laß ſtehn!
Wenn ich die Sache ſo recht betrachte,
So iſt das mehr herzlich (zu Eduard.) Jetzt
kannſt du ſchon gehn.

Eduard

(halb unwillig, halb herzlich, ſo daß man bemerkt, daß er ſich nicht mehr recht zurückhalten kann.)
Sie ſind doch recht grauſam, Vater! recht ſtrenge,
Und dennoch wieder ſo herzlich gut.
Sie treiben mich Armen ſo ſehr in die Enge,
Wo thäte ein Vater, was meiner thut?

Wenn ich Frau v. Pleyen werd' ehlichen müſſen,
Dann kehret der Frohſinn nicht mehr bey mir ein,
O lieber Vater, ich muß Sie küſſen,
Denn ewig werd ich unglücklich ſeyn.
(Er küßt ſeinen Vater, und geht fröhlich ab.)

Achter Auftritt.

Riller (allein.)

Was hat denn der Burſche? es glühn ſeine Wangen,
Doch ſchien es, als ob er nicht gerne ſchrieb,
Wie, hätt' er etwa ſchon Feuer gefangen?
Hollah! das wäre mir gar nicht lieb;
Sie mögen meinetwegen ſich haſſen,
Und ſich entzweyen mit aller Wuth,
Nur ſollen ſie ſich copuliren laſſen,
Dann bin ich gewiß, es geht alles gut. —
Nun will ich das Frauchen ins Auge faſſen
Und ſehn, was der Brief für Wirkung thut.
(Er klingelt, ein Bedienter erſcheint.)
Madame möchte ſich her bemühen!
(Der Bediente geht ab.)
Ich weiß, daß der Brief ihr kein Ärgerniß gibt,
Denn nie hat ein Weib noch darüber geſchrien,
Wenn man ihr geſtanden, daß man ſie liebt,
Je länger ſie zögern, den Brief zu erbrechen,
Je mehr ſie ſich ſträuben vor dem Empfang,

Je ſtärker pflegt ſie die Neugier zu ſtechen,
Denn Keine widerſtrebt dieſem Drang;
Und findet ſie dann auch zu viel es gewaget,
Durch dieſes Geſtändniß ſich tief gekränkt,
So glauben wir's nicht, denn ein Frauchen ſaget
Das Gegentheil immer von dem, was es denkt.
Doch ſtill, ſie kömmt. —

Neunter Auftritt.

Riller, Adele.

Adele.

Mein Herr, ſchon geſchrieben
Hab ich an meinen Vater. — Der Brief
Iſt hier — (ſie zeigt ihm denſelben.)

Riller.

Mein Sohn bereut —

Adele.

Nach Belieben.

Riller.

Er fleht um Vergebung —

Adele.

Er hat mich zu tief
Gekränkt.

Riller.

Nicht wagt er's hieher zu kommen,

Adele.

Daran that er gut.

Riller.

Doch hat er voll Schmerz,
Ein Briefchen geſchrieben, ich hab es genommen,
Vertrauend auf Ihr großmüthiges Herz.

Adele (beleidigt.)

Ein Brief an mich?

Riller.

Ja, an Sie, und ich bitte
Ihn gleich zu leſen.

Adele.

Das ſey von mir fern,
Vertrüge ſich das wohl mit Frauenſitte
Briefe zu wechſeln mit jungen Herrn?

Riller.

Der Vater bringt ihn ja ſelber —

Adele.

Ja freylich,
Das wäre gut, — doch wer weiß, ob das Blatt
Nicht voll Sottiſen — — —

Riller.

Ich ſchwör' Ihnen heilig,
Daß der Junge ganz ſich gebeſſert hat.

Adele (nimmt den Brief.)

Nun wohl, ein Paar Worte will ich durchſehn
Aus Neugierde bloß —

Niller (für ſich.)
Da war mir nicht bang,
Das wußt ich vorher (er ſchweigt, Adele lieſt.)
Doch das muß man geſtehn;
Sie buchſtabirt an zwey Worten hübſch lang.

Adele.
Die Schrift iſt ſo fein —

Niller.
Darum iſt man gezwungen,
Manches Wort zweymahl zu leſen.

Adele.
Ha, ha!
Sehn Sie, die Addreſſe iſt gar gut gelungen;
»An Sie« — Auf Jede paſſet das ja!

Niller.
Ja, du lieber Himmel, das Liebes-Kapitel
Hat einen ſtets gleich ſich bleibenden Styl,
Der freundlichen Namen, der zärtlichen Titel,
In Amors Wörterbuch findet man viel.
Doch ſind ſie alle hübſch allgemein,
Damit ſie überall anwendbar ſey'n,
Du Einz'ge! — Du Leben all meines Lebens!
Mein Engl! Du Räuberinn meiner Ruh! —
Mein Alles — Ziel meines Denkens und Strebens!
Die ſtehen in jedem Billet doux.
Die Seladons wiſſen das gut zu drechſeln,
Sie bleiben nicht lange in einem Joch;

Aber, wenn ſie auch ihre Schönen wechſeln,
So bleiben die Nahmen dieſelben doch,
Und ſo, wenn ſich eine der Liebſchaften endet,
So wird dann jedes zärtliche Blatt,
Das ſie zurückſchickt, aufs neue verwendet,
Ohne daß man den Titl zu ändern hat.
(Nach einer Pauſe.)
Welch Antwort darf ich dem Sohne bringen?

Adele.

Welch' Antwort? — —
(ſie verbirgt ſchnell Eduards Brief in ihren Buſen, und zerreißt jenen, welchen ſie an ihren Vater geſchrieben.)
Dieſe! (zeigt auf die Stücke.)

Riller.

Nein, das iſt zu viel!
Wohlan, Madame! ich kann Sie nicht zwingen,
So handeln Sie denn nach Ihrem Gefühl,
Ich ſtehe ab — Sie haſſen ihn —

Adele (einlenkend.)

Haſſen?
Nun das eben nicht, ich bedaur' ihn vielmehr,
Bedenken Sie ſelbſt, wer bliebe gelaſſen,
Beleidigt man ihn, wie mich Arme, ſo ſehr.

Riller (für ſich.)

Aha, ſie lenket ſchon ein — (laut.) So ſprechen
Sie doch noch einmahl mit ihm.

Adele.

Nein, nein!
Er könnte ſich wieder aufs neue erfrechen,
Mit einer Dame unhöflich zu ſeyn.

Riller.

Ich bürge, er thut's nicht, — ich darf es wohl ſagen,
Er hat mir es in Geheim ſchon vertraut,
Er fühlt ſchon den Pfeil —

Adele (ſich vergeſſend.)

Wie? — er könnte es wagen
Der Unbeſonnene! (ſich faſſend, lächelnd.) Ach,
es durchſchaut
Mein Blick Ihren Plan, des Sohnes Verſehen,
Der galante Vater machts wieder gut.

Riller.

Gewiß, er wird ſich nicht mehr unterſtehen,
Ich kenn' ihn, es rollt in dem Jungen mein
Blut —
Sehn Sie, Frau v. Pleyen, Sie waren Beide
So — was man ſagt, nicht ganz gut geſtimmt,
Jetzt machen Sie mir die einzige Freude,
Und reden mit ihm noch einmahl, es nimmt
Jetzt ganz eine andere Wendung die Sache,
Sie werden ſeh'n, er brennt lichterloh,
Und nehmen nur Sie nicht zu grauſame Rache,
So ſind wir alle bald einig und froh,

Und hat der Pfarrer nur einmahl verbunden,
Was jetzt noch ſich zieret und neckiſch entzweyt,
So gehts ſchon, die Stola heilt alle Wunden,
Und aus dem Muß entſpringt, Einigkeit.
Da kömmt er eben — ich bitte — hübſch gütig.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Eduard.

Eduard (ſich verlegen ſtellend.)
Mein Vater! — — — Gnädige Frau! — — —

Adele.
So viel
Ich ſehe, ſind wir nicht mehr ſo übermüthig,
(leiſe zu Eduard.)
Wanken Sie nicht, wir ſind noch nicht am Ziel.

Eduard (leiſe zu Adelen.)
Ich kann mein Glück nicht länger verhehlen,

Adele (zu Eduard.)
Sie müſſen's noch wenige Stunden thun,

Riller (leiſe zu Adelen.)
Er bittet, Sie möchten nicht länger ihn quälen,
Nicht wahr?

Adele.
Er entſchuldigt ſich

Riller.

Sehen Sie nun?

(laut.)

Nun Kinder, ich laß' Euch allein, und gewähre
Euch Zeit, um Euch vorerſt hübſch einzuverſtehn,
Ich bin überzeugt, wenn ich wiederkehre,
So werd' ich Euch Beyde im Reinen ſehn.

(leiſe zu Adelen.)

Lanziren Sie ihm ein Paar zärtliche Blicke,
Die Augen verſteh'ns; wie ſie Flammen ſprühn,
Der kleine Gott, mit all ſeiner Tücke
Und all ſeinen Pfeilen, wohnet darinn.

(Leiſe zu Eduard.)

Nun wirſt du zum Kreuze wohl kriechen müſſen,
Doch ſorge nichts, hat ſie zuvor auch aus Scherz
Das Briefchen, welches von dir kam, zerriſſen,
Deßhalb zerreißt ſie dir doch nicht das Herz.

(Er geht, noch einmahl vergnügt die Liebenden betrachtend, ab.)

Eilfter Auftritt.

Adele, Eduard.

Eduard.

Was hör' ich? — So grauſam konnten Sie ſcherzen,
Mein erſtes Briefchen zerriſſen Sie?

Adele.

Nein, Eduard! Ihres ruht hier an dem Herzen,
Ein falſches zerriß ich.

Eduard, (indem er ihr die Hand küßt.)
O Theuerſte!

Adele.

Wie,
Sind Sie mit der Wirkung der Liſt zufrieden?

Eduard.

Vortrefflich gelingt ſie.

Adele.

Der bindende Akt
Iſt immer leider noch nicht entſchieden,
Der Vater zögert noch mit dem Kontrakt.

Eduard.

Wie bringen wir ihn dazu?

Adele.

- - Wir treiben
Die Sache ſo fort, und in kurzer Zeit
Wird er uns zwingen, zu unterſchreiben,
Wohl fürchtend, daß Haß aus der Gleichgültigkeit
Entſtehe.

Eduard.

Was können wir mehr noch beginnen
Als wir ſchon gethan?

Adele.

Er ließ uns allein,
Damit wir uns eines Beſſern beſinnen,
Er hoft, wir verſteh'n ganz ſicher uns ein.
Doch ſäh er, daß wir für einander brennen,
So wird er nach ſeinem Syſteme vielleicht
Uns unerbittlich auf's Neue trennen.

Eduard.

Wohl möglich!

Adele.

Dem vorzubeugen iſt leicht,
Sie müſſen dort in der Ecke ſtehn,
Ich hier.
(Sie ſtellt ſich in die rechte Ecke der Bühne.)

Eduard (geht gegen die Linke.)

So?

Adele.

Noch ſind Sie nicht weit genug.
(Eduard ſtellt ſich ganz in die entgegengeſetzte Ecke.)
Iſts ſo recht? Weiter kann ich nicht gehen.

Adele.

Nun ſetzen Sie ſich, und nehmen ein Buch,

Eduard

(ſetzt ſich, und ſucht unter den Büchern, welche auf dem Queridon liegen, herum.)
Ja, welches?

Adele.

Von jenen eins, die nichts taugen,
Daran wird jetzt doch kein Mangel ſeyn?

Eduard (nimmt ein Buch.)

Es ſchwimmen die Buchſtaben mir vor den Augen,
Ich kann nicht leſen.

Adele.

Sie müſſen zum Schein.
Nun ſtill, ich höre den Vater kommen,
Ich bitte, ſehen Sie gar nicht auf mich.
(Beyde kehren ſich den Rücken, Adele ſpielt am Tiſche mit Schreibgeräth, nimmt dann auch ein Buch vom Tiſch und lieſt, eben ſo Eduard.)

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Riller.

Riller (eintretend.)

Laß ſehn, was das Ding für 'ne Wendung genommen.
(Er betrachtet die beyden Liebenden, welche an den beyden äußerſten Enden des Theaters mit Leſen beſchäftigt ſind, und einander gar nicht anblicken.)
Was ſeh ich? Sie kehren den Rücken ſich!
Bey meiner Seel! es iſt Jammer ſchade,
Daß der Saal nicht breiter iſt; — wär er es jetzt,

Die Beyden hätten ſich ohn' alle Gnade
Zwey Meilen weit aus einander geſetzt.
Sie wollen — ich ſeh's — mich aufs Äußerſte treiben,
Doch, ich hab auch meinen Kopf! — alſogleich
Muß mir das Volk den Kontrakt unterſchreiben,
Nun wartet nur, jetzt mach ichs kürzer mit Euch.

Adele (bey Seite.)

Vortrefflich!

Eduard (eben ſo.)

Welch Glück!

Dreyzehnter Auftritt.

Die Vorigen, (ein Bedienter, welcher Herrn v. Riller einen Brief übergibt, und dann wieder abgeht.)

Riller (die Addreſſe beſehend.)

Wer hat das geſchrieben?
Die Hand iſt mir wahrlich gar nicht bekannt,
(er öffnet den Brief, und lieſt die Unterſchrift.)
»von Walz« — der Sohn meines Nachbars da drüben,
Was kann der mir wollen?

Adele (für ſich.)

Der Modefant!
Hat oft mich mit ſeiner Liebe gequälet,
Doch hieß ich des Weges ihn weiter zieh'n.

Eduard (bey Seite.)

Mein Feind!

Riller.

Laß ſehn, was der Herr mir erzählet.

Eduard.

Er will ſich wohl rächen, ich kenne ihn.

Riller (lieſt.)

»Mein Herr!

»Ich kenne Sie, und achte Sie zu ſehr, als daß es mir gleichgültig ſeyn könnte, zu ſehen, wie ein redlicher guter Mann wie Sie, hintergangen wird. Ich weiß, Sie haſſen alle Ehen, welche aus Zuneigung geſchloſſen werden, und doch ſind Sie gerad in dieſem Augenblicke im Begriffe, ſelbſt eine ſolche Ehe zu ſchließen. Die beyden jungen Leute, welche ſie vereinigen wollen, lieben ſich ſchon lange heimlich, allein, ſie verbergen vermuthlich ihre wahren Gefühle, um Sie zu überliſten, und ihren Zweck zu erreichen. Ich warne Sie, und bin zu jeder Zeit bereit, Ihnen über meine Worte Rede zu ſtehen.«

Ihr Diener
v. Walz.

Eduard

(für ſich, ohne vom Buch aufſehend.)

O Himmel!

Adele (eben ſo.)

Verloren iſt alles.

Riller (für ſich.)
Zu prellen
Verſuchte man mich? — Wohl leuchtet's mir ein,
Kann mancher Gleichgült'ge verliebt ſich ſtellen,
So kann ein Verliebter auch gleichgültig ſeyn. —
Das ändert den Plan, ich will ſie gleich prüfen
(tritt zu Adelen.)
Das Buch gnäd'ge Frau, iſt wohl ſehr int'reſſant?
(tritt zu Eduard.)
Mein Eduard ſcheint ſich auch ſehr zu vertiefen.

Eduard.
Der Styl iſt ganz göttlich.

Adele.
Der Mann ſchreibt ſcharmant!
(Stehen Beyde auf.)

Riller.
Ihr qualifizirt Euch zur beſten Ehe
Ihr lieben Kinder, ſo viel man nur kann,
Ihr ſitzet Beyde, ſo wie ich itzt ſehe,
In einer Ecke, und ſeht Euch nicht an.
Ich könnt Euch viele Exempel geben,
Ein Duzend Paare nenn' ich geſchwind,
Die darum nur um ſo glücklicher leben,
Weil ſie weit von einander entfernet ſind;
Allein, Ihr ſollt mich nicht grauſam nennen,
Verzeiht mir, was ich bishero gethan:

Ihr könnt noch in dieſer Minute Euch trennen,
Will ganz Verzicht thun auf meinen Plan.

Adele (erſtaunt.)

Wie, Herr v. Riller? — Sie wollten (ſich faſſend.)
O Freude!

(Bey Seite.)

Nun iſts geſchehn!

Riller.

Ja, Sie reiſen ab.

(zu Eduard.)

Mein Sohn! Du biſt wieder frey.

Eduard (für ſich.)

Was ich leide,

(laut, Rillern die Hand küſſend.)

Mein gütiger Vater! (für ſich.) Er bringt mich
ins Grab.

Riller (zu Adelen.)

Ich hab Ihren Wagen ſchon anſpannen laſſen.

Adele.

Fort, fort!

(Sie zieht in der Verwirrung, — da ſie ſich zur Reiſe bereiten will — ihre Handſchuhe aus, und hängt ſie über einen Stuhl.)

Riller.

Gott behüte, ich habe nicht Muth,
Daß ich Jene verbinde, welche ſich haſſen.

Adele.

Gewiß, Sie ſind ganz erſchrecklich gut.

Riller (zu Eduard.)

Mein Sohn wird durch's ganze Leben mir danken
Was ich ihm geopfert.

Eduard.

Gewiß, ganz gewiß,
Es kennt meine Dankbarkeit gar keine Schranken.
(für ſich.)
Ich kenne mich ſelbſt nicht vor Ärgerniß.

Riller.

Ich eile, um Alles in Ordnung zu bringen,
Damit Madame gleich abreiſen kann,

(Er faßt Beyde bey der Hand, und ſpricht mit einem Ton, welcher herzlich ſeyn ſoll, wobey er ſich aber kaum des Lachens erwehren kann.)

Nein, Kinder, ich will Euch zu gar nichts zwingen,
Sagt Euch Lebewohl, und trennt Euch ſodann.

Eduard (ſich fröhlich ſtellend.)

Madam! gute Reiſe!

Adele (eben ſo, und ironiſch.)

Nicht konnt' ich beſiegen
Ihr grauſames Herz.

Eduard (eben ſo.)

Ich fühle den Spott —
Sie haben wohl recht gute Pferde?

Adele (eben ſo.)

Sie fliegen!

Eduard (eben ſo.)

So ſind wir bald weit von einander.

Eduard und Adele.

(für ſich, alles im Ausbruche des höchſten Schmerzens.)

O Gott!

Riller (im Abgehen für ſich.)

Die Schelme, wenn ſie ſich wirklich lieben,
So ſpielen ſie trefflich, ihr Haß ſcheint Natur.
Vergebens ſucht ihr zu fiſchen im Trüben,
Ich komme der Wahrheit doch noch auf die Spur.

(Er geht ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Adele. Eduard.

(Beyde ſtehen einige Augenblicke ſtumm und traurig da.)

Eduard.

Adele!

Adele.

Eduard!

Eduard.

Alles verloren!

Adele.

Wir ſitzen auf Sande, da braüchts itzt Geduld;

Eduard.

So hat denn das Glück gegen mich ſich verſchworen.

Adele.

Wir ſind die Beſiegten.

Eduard.

Iſt ganz Ihre Schuld.

Adele.

So ſeyd ihr ſauberes Erdengewimmel,
Bringt Euch ein neues Projektchen Gewinn.
So hebt ihr deſſen Erfinder zum Himmel,
Wo nicht, ſo beſchimpft und beleidigt ihr ihn.
Nun ſprechen Sie, was iſt jetzt denn zu machen,
Sie weiſer Herr!

Eduard.

Ach, ich weiß keinen Plan.

Adele.

Ich weiß aber einen.

Eduard.

Adele!

Adele.

Es fachen
Die Hinderniſſe den Muth mir ſtets an,
Mein Köpfchen hat noch was im Hinterhalte,
Und das wird gelingen, es ahnet mir ſchier,
(ſieht ſich um.)
Da kömmt ein Bedienter, und mit ihm der Alte,
Nur luſtig, itzt luſtig, und helfen Sie mir.

Fünfzehnter Auftritt.

Die Vorigen, ein Bedienter und Riller (welcher gleich nach ſeinem Eintreten ſich verbirgt, um (zu horchen, und zu beobachten.)

Bedienter.

Madame, zur Reiſe bereit ſteht der Wagen,

Adele.

Ich komme ſogleich!

(zu Eduard.)

Ganz Hochachtungsvoll
Empfehl' ich mich Ihnen.

Eduard (verlegen.)

Was ſoll ich ihr ſagen?

Adele.

Mein Herr, wir ſcheiden doch ohne Groll?

Eduard.

Gewiß, ich — —

Adele (einfallend.)

Suchen Sie keine Worte,
Wir ſtanden einander zur Ehe nicht an,
Ein Pfeil, der unſere Herzen durchbohrte,
Ehe wir uns geſehen, iſt Schuld daran.

Eduard.

Ja wohl, ein tödtender Pfeil!

Adele.

Wir waren
So edel uns nicht zu betrügen durch Schein,
Adieu! — ich ſprech' im Vorüberfahren
Bey Walz, unſerm biederen Freunde ein.
Der Brief, welchen er an den Vater geſchrieben,
Das war, beym Himmel! ein Meiſterſtück.
(Riller wird aufmerkſam.)
Der alte Herr meint nun, daß wir uns lieben,
Und macht, da er hindern es will, unſer Glück.
In Ihrem und meinem Nahmen danken
Werd ich dem Guten für ſeine Liſt,
Adieu! Adieu! unſ're Ketten ſanken
Dem Glücklichen Heil! der die Freyheit genießt.
(Sie will ab, Riller tritt ihr in den Weg, und faßt ſie bey der Hand.)

Riller.

Halt! So ſucht man hier aus dem Handel zu kommen?
Nein, nein, gnäd'ge Frau, ſo reiſt man nicht fort!

Adele

(ſich verlegen ſtellend.)
Wie, Sie hier mein Herr?

Riller.

Habe Alles vernommen.

Eduard.

Sie hätten gehöret?

Riller.

Man ſpreche kein Wort!
Ihr wolltet den alten Vater betrügen,
Doch alles umſonſt, ich war ſeiner als Ihr,
Da ward ein Brief fabrizirt, voller Lügen,
Ihr liebt Euch: Ha ha ha! das ſaget mir?
Jetzt gilt keine Ausflucht mehr, müßt Euch vereinen,
Jetzt unterzeichnet, vorbey iſt der Spaß,
Und wollt Ihr nicht, ſo enterb ich den Einen,
Und ſchwöre der Andern ewigen Haß.

Adele.

Mein Herr!

Riller.

(legt den Kontrakt auf den Tiſch.)
Hier iſt der Kontrakt, keine Gnade!

Adele

(lachend und weinend zugleich.)

In Gottes Nahmen, — o ſchreckliche Pein!
(Sie unterſchreibt.)

Riller

(zu Eduard.)
Nun iſt es an dir, junger Herr!

Eduard.

Ich bade
In Thränen die Schrift.
(Er unterſchreibt lachend.)

Riller.

Wird bald trocken ſeyn.
(Er unterzeichnet auch, und reicht dann den Kontrakt dem Bedienten.)
Die Schrift zum Notar!
(Der Bediente geht ab.)

Riller.

(ſich freudig die Hände reibend.)
Nun iſt es geſchehen,
Und Alles nach meinem Projekte ging,
Zwey Herzen werd ich vereinigt ſehen,
Die Amor nie in ſein Netzchen fing,
Der iſt mit Hymen immer im Streite,
Und Beyde thun zuſammen nicht gut.
(Zu Eduard und Adelen.)
Gewiß! Ihr werdet recht glückliche Leute,
Und ſegelt vergnügt durch des Lebens Fluth,

Allons! Reicht die Händ' Euch, gebt Euch ein Paar
Küſſe.
(Eduard und Adele thun es voll Innigkeit.)
Nicht wahr, das ſchmeckt gut? Ja, daß Ihrs
nur wüßt:
Sie ſchmeckten Euch ſicher lang nicht ſo ſüße,
Wenn Ihr Euch vorher ſchon öfters geküßt.

Gruppe.

Ende des Luſtſpiels.

Der alte Jüngling.

Ein Luſtſpiel in einem Aufzuge.
Nach dem Franzöſiſchen.

⁂

Perſonen.

Herr von Blindſtein, ein Mann von 60 Jahren.
Holm, ſein Neffe.
Juſt, Holms Bedienter, gegenwärtig in Blindſteins Dienſten.
Frau von Merlen, eine junge Wittwe.
Doctor Leiche.
Fritz Baff, ein junger Stutzer, Blindſteins Freund.
Maus, ein Häſcher.
Abraham Geldpreß, ein Wucherer.
Stichweit, ein Schneider.

Die Scene ſpielt in einem Gaſthofe, in der Wohnung des Herrn von Blindſtein.

Die Bühne ſtellt einen ſehr prächtig dekorirten Saal vor. Zur Rechten iſt eine Thüre. En face im Hintergrunde ein Kamin mit einem Spiegel ober demſelben. Vor dem Spiegel ſteht eine Vaſe, und verſchiedenes ſchönes Kaffeh- und Theegeſchirr. Zur Linken mehrere Lehnſtühle, ein Sekretär, und ein Queridon. Im Hintergrunde eine Thüre.

Erſter Auftritt.

Juſt,
(welcher das Feuer anflammt, und dabey zu horchen ſcheint.)

Nein, es regt ſich noch nichts; der Herr iſt noch nicht wach. Er iſt wieder ſo ſpät nach Hauſe gekommen. Das iſt ſchon ſo ſeine Gewohnheit. Vor drey Uhr Morgens wirds bey ihm nicht Nacht! Er kann nicht mehr recht fort, und will doch noch immer den Jüngling machen, der gute Herr. Wie oft hätte ich ihm ſchon gerne geſagt: Aber Ew. Gnaden, wenn man einmahl ſechzig Jahre auf den Rücken hat, ſo ſollte man ſich doch mehr ſchonen, laſſen Sie alle dieſe Thorheiten Ihrem Neffen über! — Aber da käm' ich ſchön an! Ich glaube, er jagte mich auf der Stelle fort, darum laſſe ich's lieber bleiben, ſchmeichle ihm, ſage ihm jeden Morgen, daß er wieder um ein Jahr jünger geworden ſey, und vermehre auf dieſe Art meine Einkünfte, indem ich ſeine Jahre vermindere. — Doch ich höre Jemanden.

Zweyter Auftritt.

Holm und Juſt.

Holm (geheimnißvoll.)

Guten Morgen Juſt! — Iſt mein Onkel hier?

Juſt (erſtaunt.)

Wie? Sie hier in Wien?

Holm.

Bedenke doch, daß ich ſchon ganze drey Monathe abweſend war.

Juſt.

Was ſind drey Monathe gegen die Lage, in welcher Sie ſich befinden.

Holm.

Dieſe Zeit war doch hinlänglich, meines Onkels

Zorn zu beſänftigen, und ihn meine tollen Streiche vergeſſen zu machen.

Juſt.

Ach Gott! Eine zärtliche Mutter verzeiht in einem Tage, ein Vater bedarf nicht mehr als 8 Tage, um die Thorheiten ſeines Sohnes rein zu vergeſſen, eine Geliebte verzeiht ſchon in dem Augenblicke, als ſie böſe wird, auch bey einem Onkel thuen Zeit und Trennung das ihrige; aber einen Gläubiger, mein Herr! einen Gläubiger beſänftigen hundert Jahre nicht.

Holm.

Weißt du denn auch, daß das Weib, welches ich anbethe, daß Frau von Merlen hieher gereiſt iſt?

Juſt.

Das weiß ich recht gut.

Holm.

Was können mir alſo meine Gläubiger thun?

Juſt.

Was Sie thun können? Sie feſtſetzen laſſen.

Holm.

Ich bin auf dem Punkte, Adelens Jawort zu erhalten.

Juſt.

Sie ſind auf dem Punkte, den Verhaftsbefehl gegen Sie zu erhalten.

Holm.

Aber Spitzbube, wozu haſt denn du die Zeit angewendet?

Juſt.

Ich bin nach unſerer Übereinkunft, in Ihres Herrn Onkels Dienſte getreten.

Holm.

Du haſt alſo die Sache mit meinen Gläubigern nicht abgemacht, haſt ihnen nicht geſagt —

Juſt.

Ich habe ihnen alles geſagt, was zu ſagen möglich war. Ich habe von Ihrem Herrn Vater geſprochen, von Ihrer Frau Mutter, von Ihrem Onkel, ich habe ſogar einige Worte von der Erbſchaft einer Tante fallen laſſen, die uns ſelbſt nicht bekannt iſt.

Holm.

Wenn du ſahſt, daß das nicht ging, ſo hätteſt du meinen Onkel zu meinen Gunſten ſtimmen ſollen, damit er die Schreyer ausbezahlt.

Juſt.

Mein Herr, Ihre Gläubiger und Ihr Herr Onkel haben mir immer dasſelbe zur Antwort gegeben.

Holm.

Gleichviel! — Komme auch was da wolle, ich verlaſſe Wien nun nicht mehr. — Frau v. Merlen ſoll in dieſem Hotel einlogiren.

Juſt.

Sie iſt ſchon geſtern Abends hier angekommen.

Holm.

Schon hier! — Welch ein Glück. — Ich eile —

Juſt.

Denken Ew. Gnaden lieber daran, wie es abzuwenden ſey, daß Sie nicht die erſte Nacht im Schuldengefängniß einquartirt werden.

Holm.

Juſt! — Ich ſcherze nicht.

Juſt.

Da machen Sie es wie Ihre Gläubiger.

Holm.

Hilf mir ein Mittel ſuchen.

Juſt.

Mittel brauchen wir nicht zu ſuchen, Geld müſſen wir ſuchen.

Holm.

O wenn ſich mein Onkel an meine Stelle ſetzen könnte.

Juſt.

Das wäre freylich das beſte Mittel; — aber wie ihn dazu bringen? (nachdenkend.) Hören Sie: — Ihr Herr Onkel iſt ganz raſend in Frau v. Merlen verliebt, Sie ſind ſein Nebenbuhler. —

Holm.

Das iſt eigentlich der Hauptgrund ſeines Grols gegen mich.

Juſt

(mit feyerlichem Tone.)

Wohlan, mein Herr! So gehen Sie jetzt einen Beſuch bey Frau v. Merlen zu machen, und kommen Sie mir nicht eher wieder hieher, bis ich es Ihnen erlaube.

Holm.

Gut! ich willige ein, obſchon ich dich nicht begreife; doch das ſag' ich dir, wenn binnen 24 Stunden meine Lage noch dieſelbe iſt, ſo haſt du es mit mir zu thun.

Juſt.

Sie ſoll ſich auf die eine, oder die andere Art ändern.

Holm.

Gib gut acht, was ich dir jetzt ſage: Entweder du erhältſt Morgen von mir 50 Dukaten, oder 50 Prügel.

Juſt (lächelnd.)

Die zweyten würden Sie freylich leichter geben können, als die erſten. — Gehen Ew. Gnaden indeſſen, und ſeyen Sie über Ihr Schickſal ganz ruhig. Ein Mächtigerer waltet darüber.

(Holm ab.)

Dritter Auftritt.

Juſt (allein.)

Da ſteh' ich nun, zwiſchen Gold und Prügel. — Die

Wahl iſt nicht ſchwer. — Indeſſen, um das Wohl des Neffen zu beſorgen, müſſen wir auf den Onkel nicht vergeſſen. — — Laß ſehen, was er braucht, wenn er erwacht. — Seine Ciocolade und ſeinen Gerſtentrank, — ſeine ſchmerzſtillenden Tropfen, und ſeine billets doux, ſeine Schlafmachenden Pillen, und ſeine Journale. (Er ordnet alle genannten Dinge auf den Camin, und auf den Tiſch.) Da iſt nun Alles, um die Dummheiten der vorigen Nacht wieder gut zu machen, und ſich zu neuen vorzubereiten. (Man hört huſten.) Ah! der Herr iſt wach, er annoncirt ſich ſchon durch den kleinen Catharrh, der ihn ſchon 4 Jahre incommodirt.

Blindſtein

(ruft von Innen.)

Juſt! Juſt! —

Juſt.

Da bin ich ſchon Ew. Gnaden.

Vierter Auftritt.

Blindſtein und Juſt.

Blindſtein

(in einer Weſte und Pantalons von Molton, eine Filzhaube auf dem Kopf, ein ſeidenes Tuch nachläßig um den Hals hangend, mit Pelzſtiefeln, kömmt aus einem Cabinette, Juſt reicht ihm den Arm, und führt ihn zu einem Lehnſtuhl nahe am Kamin.)

Blindſtein.

Wie viel Uhr iſt's ſchon, Juſt?

Juſt.

12 Uhr, Ew. Gnaden.

Blindſtein

(beſieht ſich im Spiegel.)

Ich ſehe heute verdammt blaß aus. — So geht's, wenn man die Nacht durchſchwärmt. — Ich habe wieder bis 5 Uhr kein Auge geſchloſſen.

Juſt.

Das wird Ew. Gnaden kein Menſch glauben, denn Sie blühen heute ordentlich neu auf.

Blindſtein.

Findeſt du das, Juſt?

Juſt.

Ich ſchwöre Ihnen, Sie ſehen wie ein Mann von 30 Jahren aus.

Blindſtein.

Ha! ha! ha! Und wie ich geſtern geſchwelgt habe. — Es waren unſer 10 junge Leute beyſammen, einer toller als der andere. Die ganze Nacht haben wir punſchirt und gelärmt, daß mir der Kopf noch wirbelt.

Juſt.

Sie haben ſich alſo recht gut unterhalten?

Blindſtein.

Vortrefflich! — Um 11 Uhr Morgens fuhren wir zuſammen in das Diana Bad, frühſtückten, da warteten ſchon Schlitten, und wie der Wind gings hinab in's Luſthaus. Vom Luſthaus herauf zu Wittmann zum Speiſen. Nach dem Speiſen in die Oper; nach der Oper haben wir uns eine halbe Stunde von einander getrennt, mein Gott! Jugend hat nicht Tugend; dann trafen wir wieder in der Redoute zuſammen, — war aber nicht viel Hübſches auf der Redoute. Wir alſo wieder fort, und zu Stahlheim hin, wo wir Auſtern, Champagner, Punſch, Gefrornes und Liqueur in Hülle und Fülle kommen ließen, und Tabak dabey dampften, bis uns die Sonne in die Augen ſtrahlte. Der Spaß hat die Burſche 200 Gulden gekoſtet.

Juſt.

Wie können das Ew. Gnaden ſo genau wiſſen?

Blindſtein.

Nun, Sie hatten ihr Geld vergeſſen, und da bezahlte ich.

Juſt.

Charmante Leute! — Sie haben Ew. Gnaden alſo um Ihr Geld recht vortrefflich fetirt.

Blindſtein.

Das verſtehſt du nicht — du haſt gar keinen Begriff von einer Geſellſchaft von ſolchen jungen Sauſewinden. — Heute bezahlt dieſer, Morgen jener, — am Ende gleicht ſich's ſchon aus. — — Apropos! Was gibt's denn heute Neues?

Juſt.

Frau v. Merlen iſt geſtern Abends in unſerm Gaſthofe angekommen.

Blindſtein.

So? — Nun heißt's gute Nacht, freyes Burſchenleben! Nun muß man ſich zum Eheſtand vorbereiten.

Juſt.

Ich glaube nicht, daß das ſo geſchwinde gehen wird, Ew. Gnaden! denn ſo viel ich höre, liebt Frau v. Merlen Ihren Neffen.

Blindſtein.

Ich habe auch ſo etwas ſprechen gehört, allein das war, bevor ſie mich kannte. — Übrigens iſt Holm jetzt in Grätz, und ſeine Lage iſt von der Art, daß er ſich nicht ſo bald in Wien ſehen läßt, denk ich.

Juſt.

Gerade recht, daß wir von der traurigen Lage Ihres Neffen ſprechen, gnädiger Herr. Seine Gläubiger waren dieſen Morgen hier, Ihnen einen Beſuch abzuſtatten, ſie werden Abends wieder kommen.

Blindſtein.

Ich habe dir ſchon geſagt, ich will dieſe Leute nicht ſehen, ich will gar nichts von ihnen reden hören.

Juſt.

Sie meinen, das Ganze könnte leicht rangirt werden, denn ſie ſind bereit, 50 für 100 zu nehmen.

Blindſtein.

Von mir bekommen ſie nicht einen Heller, und damit Punktum. — Sind keine Briefe an mich gekommen?

Juſt.

Ja, Ew. Gnaden, hier ſind ſie.

(Er gibt ihm einige Briefe.)

Blindſtein

(durchſieht die Briefe.)

Ah! Sieh einmahl, Juſt, da iſt auch ein Billet von der kleinen Fanny. (Wirft einen Schmatz vor ſich hin in die Luft.) Du lieber Schatz, du! — Da, erbrich den Brief, damit ich ſehe, was ſie will!

Juſt (leſend.)

Ew. Gnaden, ſie will Geld.

Blindſtein.

Ah! Ich verſtehe — lies nur.

Juſt (lieſt.)

»Lieber guter Fritz! — Ich habe geſtern 400 Gulden im Maccao verloren. — Spielſchulden ſind heilig! Übrigens bin ich mehrerer Bezahlungen wegen, die ich ſo eben an meine Marchande de Mode, und an meinen Kleidermacher geleiſtet habe, jetzt eben ein wenig genirt. Ich hoffe alſo, daß Sie meine kleinen Thorheiten repariren werden. Wünſchen Sie ſich Glück, lieber Fritz, daß Sie der Einzige ſind, den ich eines ſolchen Vertrauens würdig halte.«

Ihre Fanny.

Blindſtein.

Ja, ich erkenne es, kleine Schelminn; — ich bin davon überzeugt, daß du mir immer ganz beſonders zugethan warſt. — Und wie hübſch ſie ſchreibt. Lieber guter Fritz! Was das zart, was das jugendlich klingt. — Sollſt ſie haben, kleine Närrinn, die 400 Gulden, ſollſt ſie haben. — Laß weiter ſehen, (er beſieht einen andern Brief.) Eine Einladung zu einem Ball, welchen heute Baroneſſe Grillſtern gibt.

Juſt.

Ew. Gnaden werden doch die Einladung nicht annehmen. — Sie ſind noch von dieſer Nacht ſo echauffirt.

Blindſtein.

Muß hin, Juſtchen, darf da nicht wegbleiben. Iſt ja die göttlichſte Avantüre, die mir noch vorgekommen iſt. Der Biſenſtein wird einen Ärger haben, ha! ha! ha! — War ſchon knapp daran, die Grillſtern zu gewinnen, da komme ich dazwiſchen, und aus iſt's, rein aus mit ihm. Ein einzigesmahl ſieht ſie mich bey der Comteſſe Mühlbein, und wirft mir Augen zu, Augen! nun ſie kann ſie werfen, wenn ſie will. — Gleich darauf hör ich, wie ſie eine Freundinn frägt: Wer iſt denn der junge Mann? Das iſt Herr v. Blindſtein, der Sauſewind! — Der iſt's, antwortet die Baroneſſe, ein ſehr liebenswürdiger Mann! — Ich wage ein malitiöſes Lächeln, — man lächelt wieder, — ich hazardire einen leiſen Druck, man druckt entgegen, und der Sieg iſt complett. Du wunderſt dich, ja ſo hab ich's immer gemacht, mit den erſten regard hab' ich die Weiber zermalmt, und einen Stachel in ihr Herz geworfen, den keine Macht mehr herauszubringen im Stande war.

Juſt.

Nicht möglich?

Blindſtein.

Wie ich dir ſage; — Für Weiber bin ich, ohne mir zu ſchmeicheln, unwiderſtehlich. — Da iſt eine artige Beamtensfrau, der hab' ich neulich nur einen Blick lancirt, und weg war ſie. —

Juſt.

Wie, ſie iſt geſtorben?

Blindſtein.

Geſtorben, einige Zeit nachher.

Juſt.

Vor Liebe.

Blindſtein.

Ja, und am Bluthuſten.

Juſt.

Da kann man ſehen, wie leicht die Weiber Feuer fangen.

Blindſtein.

Ja, der Zunder iſt gut, aber die Funken müſſen auch gut ſeyn! — Die Comödienzettel!

Juſt.

Hier, Ew. Gnaden.

(reicht ihm die Zettel.)

Blindſtein (lieſt.)

Theater an der Wien: Die Hochzeit des Figaro! — Gute Oper, wird aber nichts geritten, und gefochten! — (lieſt.) Theater in der Leopoldſtadt. Das Donauweibchen! — Hab' ich ſchon 20 mahl geſehen, taugt nicht viel! — Haſt du meinen Schneider rufen laſſen?

Juſt.

Er wird noch dieſen Vormittag aufwarten.

Blindſtein (lieſt.)

Theater nächſt der Burg: Die Zeiträume! — Ah! das Stück ſeh ich noch einmahl an, da ſpielt der Dings da, wie heißt er denn doch nur, den Louis, das iſt gerade, als ob ich mich ſelbſt ſähe! (er ſingt.) Der Troubadour ꝛc.

Juſt.

Ew. Gnaden, der Kleidermacher.

Blindſtein.

Nur herein!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Stichweit.

Stichweit.

Ihr Diener, Herr von Blindſtein, hier bring' ich Ihnen Beinkleid, Weſte und Frack nach dem neueſten engliſchen Schnitte.

Blindſtein.

Wie? Und Sie haben mir doch gar kein Maß genommen?

Stichweit.

Das laß ich den gemeinen Schneidern über. Ein Künſtler meines Gleichen muß das Maß im Kopfe haben, er arbeitet nach der Phantaſie.

Juſt.

Der Tauſend, Herr von Stichweit, Sie ſind ein ganzer Mann.

Stichweit.

Lieber Freund, ich habe die Scheere in den Augen.

Blindſtein.

Es iſt doch dieſelbe Farbe, worüber wir übereingekommen ſind?

Stichweit.

Ganz dieſelbe. Der Frack grün, a la princesse d'Angoulême, das Beinkleid Morgengrau, die Weſte mit Strahlen a la Lord Caſelreagh.

Blindſtein.

Sie wiſſen, lieber Freund, daß mich alle jungen Leute hier gleichſam als ihr Modell anſehen.

Stichweit.

Ich hoffe nicht, daß durch meine Arbeit Ihre Reputation ſinken wird.

Blindſtein.

Noch eins, lieber Stichweit. Ich wünſche bis heute Abend ein engliſches Tricot Beinkleid zu haben.

Stichweit.

Ganz zu Befehl. — Ich habe geſtern eben 20 Paar aus London bekommen.

Blindſtein.

Nun wohl, ſo ſuchen Sie mir das Schönſte davon heraus, und laſſen Sie mir's aber recht knapp machen, hören Sie, recht knapp. Wenn ich hinein kann, ſo nehm' ich's gar nicht.

Stichweit.

Seyn Sie ganz ruhig, es ſoll alle Formen auf's ſchönſte präſentiren.

Blindſtein.

Unten an den Knöcheln mit Seidenbändern, verſtehen Sie mich?

Stichweit.

Sie werden zufrieden ſeyn, laſſen Sie nur mich machen. — Sollen ausſehen, wie ein Gott!

Blindſtein.

Bis 8 Uhr muß ich ſie haben.

Stichweit.

Um halb 8 Uhr iſt ſie hier. Adieu. (ab.)

Sechster Auftritt.

Blindſtein. Juſt.

Blindſtein.

Haſt du Alles zu meiner Toilette bereitet, Juſt?

Juſt.

Ew. Gnaden können ſich ankleiden, wann's gefällig iſt.

Blindſtein.

Ich bin zum Dejeuner bey Baron Welken geladen, er hat einen friſchen Transport Caviar und Madera bekommen. Mein Gerſtendekokt werd' ich Morgen nehmen. — Vorher will ich noch einen Spazierritt mit meiner neuen Meklenburgerſtutte machen.

Juſt.

Ew. Gnaden reiten Sie heute zum erſtenmahl?

Blindſtein.

Wirſt ſehen, Juſt, ich werde ſitzen, als wenn ich hinauf gegoſſen wäre. — Apropos! Haſt du beſchlagen laſſen?

Juſt.

Die Stutte?

Blindſtein.

Nein, Dummkopf, meine neuen Stiefel!

Juſt.

Ja, Ew. Gnaden, es ſind allerliebſte kleine Hufeiſelchens daran.

Blindſtein.

Nun wohl, ſo komme mich anzukleiden, ich muß auch noch Frau v. Merlen meinen Beſuch machen.

Juſt,
(welcher Blindſtein ſein Morgengewand ausziehen hilft.)

Wenn der Herr Doctor kommt, was ſoll ich ihm ſagen?

Blindſtein.

Sage dem alten Narren — ſag' ihm, was du willſt, daß ich mich heute beſſer befinde.

Juſt.

Aber er wird ſchmählen.

Blindſtein.

Laß ihn brummen, ich ſtopfe ihm das Maul ſchon mit Thalern. — Wenn ich dem folgen wollte, ſo müßte ich nur vom Entbehren leben. — Teufel auch, die Jugend will vertobt ſeyn.

Juſt (bey Seite.)

Da muß er ſich ein wenig ſpuden.

Blindſtein

(ſtellt ſich vor den Spiegel.)

Ich weiß nicht, ich habe heute ſo einen ſchmachtenden Teint.

Juſt,

(welcher Alles zur Toillete ſeines Herrn bereitet.)

Die dicken wollenen Unterziehſtrümpfe, und die weißſeidenen Lyonerſtrümpfe von außen.

Blindſtein.

Ich fühle gar keine Schwäche, womit Männer in meinem Alter ſonſt geplagt ſind! (er hält ſich den Fuß.) Auh! das verfluchte Reißen in den Füßen.

Juſt.

Die flanellne Unterweſte für den Rheumatismus, und das neue engliſche Gilet.

Blindſtein.

Alles ſtimmt darin überein, daß man keinen regelmäßiger gebauten Mann ſehen kann, als mich! — Ha! ha! ha! dem Mahler Fops ſollte ich ſogar zum Modell ſeines Adonis ſtehen.

Juſt.

Die falſchen Locken und die Roſen auf die Wangen. (indem er einen Schminktigel nimmt.)

Blindſtein.

Mir fehlt nichts mehr, um die Weiber verrückt zu machen.

Juſt.

Nun fehlt nichts mehr zur Toilette.

Blindſtein (zu Juſt.)

Gut! — Ich will die Zeit noch benützen; wenn ich die Merlen heirathe, ſo muß ich ohnedieß vernünftig werden. (er ſingt im Abgehen.)

Genießt den Reitz des Lebens,
Ihr ſeyd nur einmahl jung,
Bald ſucht ihr ihn vergebens,
Doch lohnt Erinnerung.
Drum leert der Freude Becher,
Und leeret Amors Köcher,
Die Zeit iſt Euer Rächer,
Bald ſeyd Ihr nicht mehr jung.

Siebenter Auftritt.

Juſt (allein.)

Wenn ich mich für des alten Herrn Liebſchaft verwenden wollte, ſo glaube ich, würden wohl auch einige Thälerchens zu erhaſchen ſeyn, doch wenn ich mich gegen den jungen Herrn erkläre, ſo ſtehen 50 Prügel auf dem Spiele. — Da wir nun kein großer Liebhaber derſelben, und überzeugt ſind, daß Herr von Holm ein gegebenes Wort hält, ſo zieht uns unſer eigenes Intereſſe auf die Seite des letztern! — Was iſt's denn auch ſo Großes? Einige Gläubiger zum Schweigen bringen, Geld auffinden, und einen Onkel betrügen; das iſt ja das A. B. C. des Pfifficismus. — (er geht einige Augenblicke nachdenkend auf und nieder.) Und doch iſt's, als ob meine Imagination mich ganz und gar verließe. — Ich mag auch nachdenken, daß mir der Kopf ſpringen will, ich finde kein Mittel! — So ſind wir großen Geiſter, — wenn's auf Kleinigkeiten ankommt, da ſtehen die Ochſen am Berge! — Nur wo große Hinderniſſe zu überwinden ſind — — Still, man kömmt. — Ich eile den Herrn anzukleiden. Wer da kömmt, mag indeſſen warten.

(Er geht in Blindſteins Kabinet.)

Achter Auftritt.

Doctor Leiche, Fritz Baff, dann Juſt.

Fritz (unter der Thüre.)

Toms! du führſt mir den Engländer hieher, die Kaleſche brauch' ich vor Abends nicht mehr.

Leiche (eben ſo.)

Chryſoſtomus! Er muß warten. Ich habe noch einen Krankenbeſuch auf dem Stephansfreidhof zu machen.

Fritz (tritt ein.)

Wie, Niemand hier? es iſt doch ſchon 1 Uhr, und Blindſtein noch nicht visible.

Leiche.

Er wird noch ſchlafen. Bene: optime! — Man muß ihn nicht ſtören.

Fritz (ſchreyt.)

He! Holla! Juſt, Carl, Wilhelm!

Juſt (tritt zwiſchen beyde.)

Was beliebt, meine Herren?

Fritz.

Iſt dein Herr ſchon angekleidet, Juſt?

Juſt.

Nein!

Leiche.

Transpirirt dein Herr noch, Juſt?

Juſt.

Nein.

Fritz.

Warum that er das nicht, worüber wir geſtern übereingekommen ſind?

Leiche.

Warum hat er meine Ordonation nicht befolgt?

Juſt.

Ich weiß es nicht.

Leiche.

Dein Herr muß ſich an Ruhe gewöhnen.

Fritz.

Dein Herr muß mehr Bewegung machen.

Leiche.

Gleiche Lebensart, Diät! das hilft auf die Beine.

Fritz.

Gute Tafel, guten Wein, das ſtärkt.

Leiche.

Morgen muß er mir die Purgirpillen nehmen.

Fritz.

Sogleich muß er mit uns frühſtücken.

Juſt.

Meine Herren, ich verſtehe Sie nicht. — Wollen Sie die Güte haben, die Sache miteinander abzumachen. (er geht ab.)

Leiche.

Herr v. Blindſtein hat mir verſprochen, ſich um dieſe Stunde von mir galvaniſiren zu laſſen.

Fritz.

Herr v. Blindſtein hat mir verſprochen, um dieſe Stunde mit mir auszureiten.

Leiche.

Das hält ihn wieder 3 Monathe aufrecht.

Fritz.

Das gewährt ihm eine vergnügte Stunde.

Leiche.

Wenn er noch einen Tag zögert, ſo kann ich ihm nicht mehr helfen.

Fritz.

Können Sie denn auch zuweilen helfen?

Leiche (zornig.)

Wie — Hüthen Sie ſich — —

Fritz.

Krank zu werden? — Das will ich wohl. Indeſſen bin ich geſund wie ein Fiſch, und habe daher von Ihnen nichts zu fürchten.

Leiche.

Sie werden den armen Blindſtein in's Grab bringen.

Fritz.

Das laſſe ich Ihnen über, Doktor!

Leiche.

Sich über die Fakultät luſtig zu machen, ah, das iſt ſtark! —

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Blindſtein

(ganz modern gekleidet, graue engliſche Pantalons, Stiefel mit Spornen, grünen Frack, gelbe Weſte, Titus-Perücke, eine Lorgnette an einem goldnen Kettchen um den Hals hängend, tritt ein.)

Blindſtein.

Was gibt's denn hier? — Fritz, kömmſt du dem Doktor in die Haare?

Fritz.
Nein, nur in die Perücke!

Leiche.
Wie geht's, alter Herr?

Fritz.
Du ſiehſt heute recht fröhlich aus.

Leiche.
Sehen heute wieder nicht gut aus.

Fritz.
Die Augen — —

Leiche.
Sind ganz matt.

Fritz.
Deine Füße — —

Leiche.
Wanken, wanken.

Fritz.
Dein Teint —

Leiche.
Blaß! abgeſtorben.

Fritz.
Du gehſt doch mit?

Blindſtein.
Verſteht ſich. —

Leiche.
Der Gallenſtoff muß heraus.

Fritz.

Der Madera muß hinein.

Blindſtein.

Schon recht! —

Fritz.

Die Pferde warten ſchon.

Leiche.

Der Apothecker iſt beſtellt.

Fritz.

Herrlicher Rheinlachs.

Leiche.

Vortreffliche friſche Kräuter.

Fritz.

Und Auſtern, wie die Teller groß.

Leiche.

Fußbäder nehmen, das zieht hinab.

Fritz.

Wir müſſen eilen, denn man macht ſie ſchon auf.

Leiche.

Die Bruſt gut zumachen, damit die Herbſtluft nicht zu kann.

Blindſtein (zu Fritz.)

So komm! komm! ſonſt bringt der Menſch (auf den Doktor zeigend) noch alle Übel in mich hinein, die ſeit Adams Fall die Menſchen gehabt, und nicht gehabt haben.

Fritz (zu Leiche.)

Doktor! Sie ſehen, ich habe den Sieg davon getragen.

Blindſtein (zu Leiche.)

Wiſſen Sie was, lieber Doktor, ſetzen Sie ſich indeſſen hier nieder, ſtudiren Sie darüber nach, was mir fehlt, und wenn Sie's herausgebracht haben, ſo ſchreiben Sie ein ganzes Buch Papier voll Recepten, die mir helfen könnten, wenn meine Natur anders will. — Thun Sie das, Doktor, indeſſen will ich gut frühſtücken! — Adieu Schmerzensmann! —

Leiche
(allein, ihm nachdrohend.)

Geduld! — Geduld! du ſollſt mir nicht entwiſchen. (Er geht zornig ab.)

Zehnter Auftritt.

Juſt (tritt lachend ein.)

Ha! ha! ha! Der Doktor kann wohl recht haben. — Wenn mein Herr nicht bald die Zügel einhält, ſo läuft ihm ſein Alter mit ſeiner Jugend davon! — da ſteht der arme Mann zwiſchen ſeinen Willen und ſeiner Kraft, wie ein Herkules am Scheidewege! — Der erſte will überall aus, der zweyte will nirgend an! — — Doch ſchweig Philoſophia, da kömmt ein Epikuräer, Herr Holm!

Eilfter Auftritt.

Holm. Juſt.

Holm.

Juſt, mein Freund!

Juſt.

Was iſt Ihnen? Sind Ihnen die Häſcher ſchon auf der Ferſe?

Holm.

Nein! — Aber Frau v. Merlen wird meinem Onkel einen Beſuch machen. Ich wagte es nicht, ihr meine Lage zu entdecken. Sey klug, und verſchweige ihr Alles.

Juſt.

Aber ich begreife nicht! —

Holm.

Ich wäre verloren, wenn ſie wüßte —

Juſt.

Ich ſehe das ganz anders, Herr von Holm, und gerade dieſer Beſuch gibt mir ein Mittel an die Hand.

Holm.

Wie? Du könnteſt glauben? —

Juſt.

Still! — Ein Funke himmliſcher Weisheit erleichtet meine kohlenpechſtockrabenfinſtere Seele — Sie ſind gerettet! —

Holm.

Juſt — Was meinſt du? —

Juſt.

Alle Ihre Schulden ſollen bezahlt werden, treten Sie nur in dieſes Kabinet.

Holm.

So erkläre mir doch nur — —

Juſt.

Frau v. Merlen wird Ihre Gattinn! — Treten Sie in das Kabinet.

Holm.

Aber — —

Juſt.

Kein aber mehr — hier kömmt ſie ſchon, — treten Sie in das Kabinet, und laſſen Sie mich walten.

(Holm ab.)

Zwölfter Auftritt.

Juſt und Frau v. Merlen.

Fr. v. Merlen.

Iſt ſein Herr zu Hauſe, mein Freund?

Juſt.

Gnädige Frau, Herr v. Blindſtein hat einen kleinen Spazierritt gemacht, dann iſt er zu einem Frühſtück gebethen, er wird alſo wohl ſobald nicht zurückkommen.

Fr. v. Merlen.

Bleibt denn der Mann ewig jung?

Juſt.

Er wird älter, deſſen kann ich Ew. Gnaden verſichern, aber ſein Charakter altert nie.

Fr. v. Merlen.

Sag' er ihm, mein Freund — —

Juſt.

Daß Frau v. Merlen ihm die Ehre Ihres Beſuchs geben wollte.

Fr. v. Merlen.

Wie? Er weiß meinen Nahmen?

Juſt.

Ach, gnädige Frau, ich habe ihn ſo oft vom Herrn Holm ausſprechen gehört, daß er mir wohl im Gedächtniß bleiben mußte.

Fr. v. Merlen
(etwas verlegen.)

Er war alſo bey Herrn v. Holm in Dienſten?

Juſt.

Ja, gnädige Frau (ſich traurig ſtellend.) Und wenn ihm das Unglück nicht begegnet wäre —

Fr. v. Merlen.

Wie? Ein Unglück? — Er verließ mich ja erſt vor wenigen Minuten.

Juſt.

Ja, ein groſſes Unglück. — Aber mein Gott, ich habe vielleicht ſchon zu viel geſagt! —

Fr. v. Merlen.

Red' er, red' er mein Freund, ich will Alles wiſſen.

Juſt.

Verzeihen Sie, gnädige Frau, wenn Herr von Holm erführe, daß ich die Unbeſonnenheit begangen habe! — —

Fr. v. Merlen

(gibt Juſten eine Börſe.)

Nimm, nimm, und rede nur, was iſt dem armen jungen Mann geſchehen?

Juſt.

Nur allein das Intereſſe, welches Sie an Herrn v. Holm zu nehmen ſcheinen, beſtimmt mich, Ihnen Alles zu entdecken. So hören Sie denn, daß Herr v. Holm Grätz ſogleich verlaſſen hat, als er hörte, daß Sie nach Wien kommen würden, und daß ihn tauſend Gefahren nicht hinderten, Sie aufzuſuchen.

Fr. v. Merlen.

Gefahren? — Erklär' Er ſich näher.

Juſt.

Ja, Gefahren! — Wiſſen Sie gnädige Frau, daß meinem Herrn die Trennung von Ihnen eine gewiſſe Krankheit zugezogen hat, welche man, glaub' ich, die Auszehrung oder Verzehrung nennt. Ich habe ihm oft geſagt: Gnädiger Herr! Das wird Sie ins Grab bringen, und dann können Sie ja doch Frau v. Merlen nicht heirathen. — Sie müſſen ſich zerſtreuen! — Er folgte meinem Rath, wir zerſtreuten uns, wir ſuchten unſre Melancholie durch Vergnügungen aller Art zu verſcheuchen. Da man ſich aber in dem theuern Wien umſonſt ſchwer vergnügen kann, ſo überſtiegen unſre Ausgaben bald unſre Einnahmen; wir machten alſo Schulden, um dieſe bezahlen zu können, machten wir wieder neue, und auf dieſe Art kam es, ich weiß meiner armen Seele nicht wie, endlich ſo weit, daß wir auf allen Seiten bezahlen ſollten, und nirgend mehr Credit fanden! — Dieß, gnädige Frau, iſt die Urſache unſers Chagrins, und der Grund der Verlegenheit meines Herrn.

Fr. v. Merlen.

Nichts als das? — O wie glücklich bin ich, Holm einen Beweis meiner Freundſchaft geben zu können. — Sogleich will ich zu meinem Geſchäftsträger gehen, und ihm Befehl geben, das Ganze zu rangiren.

Juſt.

Wie, gnädige Frau! Welche Großmuth! Ah! das iſt ein Trait, den ich in meinem Leben nicht vergeſſen werde.

Fr. v. Merlen.

Und ich, Juſt, werde deine Anhänglichkeit für deinen Herrn nie vergeſſen. — Leb wohl.

(Sie geht ab.)

Juſt.

Ach, Ew. Gnaden, ich habe keine Worte, aber mein Herz, und meine Gefühle, und — —

Dreyzehnter Auftritt.

Juſt. Holm,
(welcher wüthend aus dem Kabinete ſtürzt.)

Holm.

Elender! — Sind das die Dienſte, welche Du mir leiſteſt? Frau v. Merlen zu entdecken, daß ich Schulden habe!

Juſt.

Nun, mein Gott! wenn ſie ſie bezahlen ſoll, ſo muß ſie ja doch erſt wiſſen, daß Sie welche haben.

Holm.

Und du glaubſt wohl, daß ich die Großmuth eines Weibes, daß ich anbethe, in Anſpruch nehmen könnte?

Juſt.

Ah! Sprechen Sie aus dieſem Ton? — Gut, ſo ſuchen Sie ein anderes Mittel!

Holm.

Lieber ſterben!

Juſt.

Ah, ſterben werden Sie nicht, aber in's Gefängniß wandern.

Holm.

Mein guter Juſt wird ſchon noch etwas finden.

Juſt.

Nein, der gute Juſt wird nichts mehr finden.

Holm.

Du willſt mich alſo verlaſſen?

Juſt.

Ich habe Alles für Sie gethan, was ich konnte, ich habe mich faſt zu Schanden geredet, in einer wohlconditionirten pathetiſchen Rede Ihr Unglück und die Urſache desſelben vorgetragen, und meine Eloquenz öffnete Ihnen das Herz und die Börſe der Frau v. Merlen.

Holm.

Aber ſo bedenke doch die Delikateſſe.

Juſt.

Das iſt ein bloßes Wort. — Können Sie mit der Delikateſſe Ihre Gläubiger bezahlen, können Sie damit die Rigel Ihres Gefängniſſes aufmachen? — Rennen Sie in Ihr Verderben, mein Herr. Ich überlaſſe Sie von nun an Ihrem Schickſale, und widme mein Genie einem andern jungen Mann, Ihrem Herrn Onkel. —

Holm.

Juſt, mein Freund!

Juſt.

Ich höre nicht mehr.

Holm.

Aber mein Onkel!

Juſt.

Er ſoll jetzt die Frau v. Merlen zur Frau bekommen.

Holm.

Juſt! — Verzeih, ich wollte dich nicht beleidigen, und von nun an will ich Alles thun, was du mir ratheſt.

Juſt.

Wollen Sie das? — Wohlan, ſo will ich noch einmahl Ihr Schutzengel werden. — Ihre Gläubiger werden kommen. — Empfangen Sie ſie mit kaltem Blute.

Holm.

Schon recht.

Juſt.

Und vor allem ſtören Sie mich nicht in dem, was ich beginnen werde.

Holm.

Du bürgſt mir für den Ausgang.

Juſt.

Mit meinem Kopfe!

Holm.

Man kommt! — Iſt's vielleicht gar mein Onkel?

Juſt,

(welcher vor die Thüre geſehen.)

Nein, es iſt Herr Maus, der liebenswürdige Häſcher, und Herr Abraham, hochmeritirter Geldmäckler! — Feſt jetzt mein Herr! feſt!

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Maus und Abraham.

Maus (von außen.)

Gebt Euch keine Mühe. Wir wiſſen recht gut, daß er hier iſt.

Abraham.

Jach hap'n jo ſelbſt hereinlaſſen ſehen.

Juſt

(öffnet die Thüre.)

Immer herein, meine Herren.

Holm.

Was ſehe ich, das iſt ja Herr Maus?

Maus.

Ganz recht, die nämliche Maus, welche ihre Biſſen auch in den verborgenſten Schlupfwinkeln aufzuſinden weiß.

Abraham.

Herr! Jach will main Geld — Jach brauch's! — Iſt jetzt gor rar dos liebe Ding.

Juſt.

Laſſen Sie ein wenig hören, meine Herren, um welche Kleinigkeit es ſich handelt.

Abraham.

Klanagkeit? Großagkeit! Großagkeit — Der Herr ſind mir 5699 Gülden 11 Kreutzer 2 Pfenninge ſchuldig.

Maus.

Und die Forderung meines Clienten beträgt 4672 Gulden.

Holm.

Sie ſagten 5599 Gulden, Herr Abraham? — Sie irren ſich.

Abraham.

Irren — Soll mach Gott bewohren, Irr' mach Zeitlebens nicht im Rechnen. — Hob's wohl hundertmahl ofgeſchrieben. — Hob ach die Ehre, hier die Schuldſcheine zu produciren.

Holm.

Nun wohl, ſo gewinn ich dabey 401 Gulden, denn ich glaubte immer, ich ſey Ihnen volle 6000 fl. ſchuldig.

Maus.

Was hilft das lange Reden! Geld! oder in's Loch! —

Juſt.

Sagen Sie mir doch, glauben Sie dadurch reicher zu werden; wenn wir eingeſperrt ſind?

Maus.

Reicher nicht, aber ruhiger.

Abraham (leiſe zu Maus.)

Sogen Se doch Herr Maus, — — Es iſt hier nun einmahl weih geſchrien, wenn wir ihm die Hälfte der Schuld nachließen, mit der Bedingung, daß er uns die andere Hälfte ſogleich bezahle, ich glaube, wir kynnten noch Wektoria rufen.

Maus.

Ich bin ganz Ihrer Meinung.

Abraham.

Laſſen Se mich machen! — Wills ſchon zuſammen dividiren. (laut.) Soll ach leben der Herr da — ſoll nicht ſogen, daß ein Jüd kein Herz en Leibe habe.

Juſt.

Was beliebt mit dieſem Herzen, beſter Herr Abraham?

Abraham.

Iſt im Werbel hineingekommen der junge Herr. Hat'n der Strom mit fortgeriſſen, muß man ach ein Menſch ſeyn, und die Hand biethen, und ihn herausziehen.

Juſt.

So ziehen Sie einmahl darauf los.

Abraham.

Wenn Herr Holm will bezahlen die Hälfte von dem, was er uns iſt ſchuldig, als wollen wir die Schuldſcheine zerreißen.

Holm (leiſe zu Juſt.)

Die Hälfte? Ich glaube, wir werden ſie nicht leichter aufbringen, als das Ganze. Laß nur mich machen. (laut.) Was meinen Sie da, meine Herren?

Maus.

Wenn Sie uns die Hälfte unſrer Schuld bezahlen, ſo wollen wir die Sache als abgethan betrachten. Das iſt doch gewiß honetter, als Sie von uns vermuthet haben.

Holm (ſich erzürnt ſtellend.)

Wie? Sind Sie hiehergekommen, um mich zu beſchimpfen?

Maus.

Wie?

Juſt

(ſich ebenfalls zornig ſtellend.)

Glauben Sie, daß ich es dulden werde, daß man meinen Herrn ſo erniedrigend behandelt.

Abraham.

Was werbelt Ihnen denn im Kopfe herum?

Holm.

Nein, das iſt entſetzlich!

Juſt.

Das iſt himmelſchreyend.

Holm.

Mir einen ſolchen Vorſchlag zu thun?

Juſt.

Und in meiner Gegenwart?

Holm.

Meine Herren, Sie ſollen erfahren, wen Sie erniedrigen wollten.

Juſt.

Sie ſollen uns kennen lernen, Mordventrobleu!

Maus (leiſe zu Abraham.)

Das hätte ich hinter ihm nicht geſucht.

Holm.

Ich ſollte meine Gläubiger die Hälfte verlieren laſſen?

Juſt.

Was wir einmahl unterſchrieben haben, das iſt ſo viel als — — unterfertigt.

Holm.

Wofür halten Sie mich?

Juſt.

Ja, wofür? das iſt die Frage!

Abraham.

Vergeben Se, Herr Gnoden, war ja nicht übel gemant.

Holm.

Eh' ich das thäte — —

Juſt.

Ja, eh' wir das thäten, wollten wir lieber gar nichts bezahlen.

Maus.

Aber ſo erlauben Sie doch! —

Juſt.

Stille geſchwiegen, ſo handelt ein Cavalier, mein Herr! — (leiſe zu Holm) Jetzt iſt der Moment, ſie zu fangen! (laut.) Herr Maus, und Sie Herr Abraham, ſie ſollen bezahlt werden, aber nur unter einer Bedingung.

Maus.

Belieben ſelbige zu eröffnen.

Holm.

Juſt, ich höre Getöſe!

Juſt.

Das iſt ſicher Ihr Herr Onkel, gehen Sie geſchwind zur Frau v. Merlen, und bereden Sie ſie, hieher zu kommen. Sie ſoll nur des Onkels Geſchmack, ſeine Manieren, ſeine Kleidung, kurz, Alles, was ſie hier hören und ſehen wird, loben, dann ſteh' ich für Alles.

Holm.

Ich eile. (geht ab.)

Maus.

Und wir?

Juſt.

Sie, meine Herren, verbergen ſich in dieſes Cabinet, und erſcheinen, wenn es Zeit ſeyn wird.

Abraham.

Aber! —

Juſt.

Kein Aber, wenn Sie ihr Geld bekommen wollen. (Er nöthigt ſie in das Cabinet.)

Fünfzehnter Auftritt.

Blindſtein (ein wenig hinkend.) und **Juſt.**

Blindſtein,

(welchem man es durch die ganze Scene abmerken muß, daß er Schmerzen in den Hüften fühlt, welches er aber immer zu verbergen ſucht.)

Ach! — Gott ſey Dank! — daß ich da bin.

Juſt.

Was fehlt Eurer Gnaden, iſt Ihnen ein Unglück zugeſtoſſen?

Blindſtein.

Juſt — die Mecklenburger Stutte iſt dir ein Teufelsbeſt — hat das kleine Ding ein Feuer. — 10 Schritte weit von ſich hat ſie mich geworfen.

Juſt.

Mein Gott! — Haben Sie ſich vielleicht gar ein Übel zugefügt?

Blindſtein.

Ah bah! — Ja, wenn ich nicht zu fallen wüßte, ſo hätt's übel gehen können, aber ich habe ja eine Leichtigkeit! — Ich ſage dir, ordentlich graziös habe ich mich der Länge nach hingeſtreckt. — War Niemand hier, während ich weg war?

Juſt (geheimnißvoll.)

Ja, Ew. Gnaden, eine junge Dame.

Blindſtein.

Eine *Dame*? Eine *junge* Dame? — Nun Juſtchen, nun wer denn?

Juſt.

Rathen Sie doch ein wenig.

Blindſtein.

Wie kann ich denn da rathen, es kommen ſo viele zu mir. — Etwa die ſanfte Adele?

Juſt.

Nein.

Blindſtein.

Oder die Ding's da? — Nun wie heißt ſie denn nur — du haſt ſchon ein paar Briefe hingetragen. Sie wohnt im Stoß im Himmel.

Juſt.

Auch die nicht.

Blindſtein.

Nun, ſo wars das hübſche Weibchen des armen Teufels, dem ich ein Amt verſchaft habe.

Juſt.

Noch nicht errathen, gnädiger Herr!

Blindſtein.

So weiß ich doch wahrhaftig nicht — —

Juſt.

Frau v. Merlen war hier.

Blindſtein.

Frau v. Merlen hier? Nun hab' ich dir's nicht geſagt, ſie iſt ja ſo gebrennt, daß ſie ſogar die Delikateſſe aus den Augen ſetzt, und zu einem jungen Menſchen auf ſein Zimmer geht.

Juſt.

Ja, Ew. Gnaden, ich glaub's nun ſelbſt, daß Sie raſend von ihr geliebt werden; — denn Alles gefällt ihr, was Sie beſitzen. Als ſie in den Hof des Hotels trat, ſah ſie Ihren Jockey, und war von ihm entzückt, den Burſchen muß mir Blindſtein abtreten, ſagte ſie. — Und als ſie dann Ihr Zimmer ſah, da gefielen ihr die Meubeln, die Kleider, kurz, Alles ſo ſehr, daß ſie einmahl über das andere ausrief! — Beym Himmel! Blindſtein iſt ein ganz allerliebſter junger Menſch!

Blindſtein.

Hat ſie das wirklich geſagt, Juſtchen? — Mit denſelben Worten geſagt?

Juſt.

Sie ſetzte noch mit einem ſchelmiſchen Lächeln dazu: Ich wette, der Sauſewind ſitzt jetzt an der Toilete irgend einer Schönen.

Blindſtein.

Sauſewind! — und eiferſüchtig! — das iſt himmliſch.

Juſt.

Sie wiſſen aber nicht, gnädiger Herr, daß ſie die Gläubiger Ihres Herrn Neffen hier getroffen hat?

Blindſtein.

Teufel!

Juſt.

Sie hielt ſie für Ihre Gläubiger.

Blindſtein.

Ich hoffe, du wirſt ihr doch gleich aufgeklärt haben —

Juſt.

Ah; da hab' ich mich wohl gehüthet! — Das hat ſie ja gerade am allermeiſten entzückt. — Sie ſchrie laut auf: Ah, das iſt zum Sterben! Blindſtein hat auch Schulden! — Das iſt ja ein ganzer Mann nach der Mode.

Blindſtein.

Nicht möglich!

Juſt.

Wie ich Ihnen ſage — Sie fügte hinzu, daß eine etwas derangirte Conduite ein Zeichen von einem guten Herzen ſey!

Blindſtein.

Juſt! — Juſt! Da fällt mir ein herrlicher Gedanke ein.

Juſt.

Was? gnädiger Herr!

Blindſtein (lachend.)

Ha! ha! ha! — der Streich wäre köſtlich, ich lache ſchon im Voraus.

Juſt.

Nun, Ew. Gnaden?

Blindſtein

(lacht noch heftiger, und bricht dadurch in ein Huſten aus. Juſt lauft ſchnell zum Tiſche, nimmt Blindſteins Bonbonniere, und reicht ihm ſelbe, dieſer nimmt einige Jujubes daraus, ißt ſie, und fährt dann fort.)

Wenn ich, um den Spaß vollkommen zu machen, mich anſtellte, als wenn ich wirklich Schulden hätte; — ich könnte mich ja mit den Gläubigern meines Neffen einverſtehen.

Juſt.

Mein Gott! Welch eine ſublime Idee! — Ach, um dieſen Gedanken, gnädiger Herr, beneide ich Sie ſehr.

Blindſtein.

Was ſagſt du dazu? —

Juſt.

So ſchnell als möglich zum Werke, da iſt kein Augenblick zu verlieren. Ich führe Ihnen die Gläubiger Ihres Neffen her, Sie rangiren ſich mit ihnen. —

Blindſtein.

Übrigens Juſtchen, wünſcht' ich doch nicht, daß mich das Ding viel koſte!

Juſt.

Wie? Sie werden ja doch einige tauſend Gulden nicht anſehen, um Frau v. Merlens ganzes Herz zu gewinnen?

Blindſtein.

Aber wo werden wir die Leute jetzt finden?

Juſt.

Sie waren eben hier. — Ich wette darauf, ſie ſind noch nicht weit; denn ohne Geld gehen ſolche Leute immer ſehr langſam.

Blindſtein.

Nun ſo eile, Juſtchen, ſuche ſie auf. (Er ſetzt ſich zum Tiſch, und beſieht einige Schriften.)

Juſt

(ſtellt ſich an, als ob er zum Fenſter hinabſähe.)

Ew. Gnaden, da ſtehen ſie eben an unſerm Hauſe beyſammen. (er ruft.) Herr Abraham! Herr Maus! kommen Sie ein wenig herauf! — (während er ſo ruft, läßt er die Gläubiger aus dem Cabinete, und durch die Mittelthüre hinaus, durch die letztere aber ſogleich wieder hereintreten.

Blindſtein.

Das nenn ich doch wirklich ein Glück, daß wir ſie ſo geſchwinde finden.

Sechszehnter Auftritt.

Die Vorigen, Maus, Abraham.

Juſt (leiſe zu ihnen.)

Meine Herren, der Onkel will ſie bezahlen, aber der Neffe muß durchaus aus dem Spiele bleiben.

Maus.

Schon recht, wenn nur einer bezahlt.

Blindſtein.

Ich bin geſonnen, meinem Neffen ein Opfer zu bringen.

Abraham.

Sollen ach tauſend Jahre leben, und geſund bleiben, für dieſe noble Denkungsart.

Blindſtein.

Wie viel iſt Ihnen denn der Burſche ſchuldig?

Maus.

10271 Gulden in Allem und Allem.

Blindſtein.

Teufel, das iſt viel!

Juſt (leiſe zu ihm.)

Biethen Sie Ihnen die Hälfte, ſie laſſen handeln.

Blindſtein.

Ich glaube, da habt ihr wohl ſchon Perzenten zu Perzenten gerechnet, um dieſe enorme Summe herauszubringen. — Darum hört mich. — Ich geb' Euch die Hälfte.

Maus.

Uns die Hälfte anzubiethen? Wofür halten Sie uns?

Abraham.

Reſpektiren zu ſehr die Unterſchrift des Herrn Neffen, iſt wie baares Geld.

Maus.

Das hieße ihn ja beſchimpfen.

Abraham.

Soll uns Gott dafür bewohren.

Juſt.

Das ſind verfluchte Kerls.

Blindſtein.

Nun wohl, ſo laßt Euch von ihm bezahlen.

Maus.

Wir wollen Alles, oder nichts.

Blindſtein.

Das zweyte wird Euch nicht ausbleiben.

Maus.

Der Verhaftsbefehl ſteckt ſchon in meiner Taſche.

Abraham.

Als gehen wir ihm ſogleich auf den Leib.

Blindſtein.

Geht ins Teufelsnahmen, wohin ihr wollt.

Juſt (leiſe zu Blindſtein.)

Der Zufall ſorgt für Ew. Gnaden. Da kömmt eben Frau v. Merlen.

Blindſtein (ſteht auf.)

Jetzt ſchreyt ihr Gläubiger, ſchreyt, ſo viel ihr könnt, wenn ihr anderſt bezahlt werden wollt.

Beyde untereinander.

Maus.

Wir haben ſo lange Geduld gehabt, jetzt iſt ſie aber zu Ende, wir müſſen unſer Geld haben, wir warten keinen Tag länger!

Abraham.

Bin ach ein armer Jüd, kann mein Geld nicht liegen laſſen, muß es herumdrehen, damit dort und da ein Kreutzerchen abfällt — Weih geſchrien! — Soll ach warten, kann ach aber nicht warten, will ach nicht warten.

Blindſtein.

So iſt's recht, aber ſtärker, noch ſtärker!

Siebenzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Frau v. Merlen.

Fr. v. Merlen.

Welch ein Lärm? Was geht hier vor?

Blindſtein.

Ach, gnädige Frau, welch ein Glück für mich, Sie wieder zu ſehen. — Darf ich Ihre Verzeihung erflehen, daß ich nicht ſchon früher — —

Fr. v. Merlen

(mit einem Lächeln auf die Gläubiger deutend.)

In dieſer Lage konnten Sie wohl nicht.

Blindſtein.

Erſt dieſen Morgen erfuhr ich Ihre Ankunft, und gerade in dem Augenblick, als ich Ihnen meinen Beſuch abſtatten wollte, kamen mir dieſe Gottvergeßnen Menſchen in die Quere.

Fr. v. Merlen.

Ich merke wohl, die Herren haben Forderungen an Sie zu machen. — Werden Sie denn immer jung bleiben, lieber Blindſtein?

Blindſtein.

Schöne Frau, ich war immer ein unbeſonnener Guckindiewelt, und werde nie aufhören, jung zu ſeyn, ſo lange dieſes Herz noch fühlt, und dieſes Herz wird fühlen (indem er ihr die Hand küßt) ſo lange ſo reizende Geſchöpfe dieſe Erde zieren. (zu den Gläubigern.) Laßt mich jetzt, und kommt Morgen wieder!

Abraham.

Was nennen ſe Morgen, den jüngſten Tag — he?

Maus (ſetzt ſich.)

Hier bleib' ich ſitzen, bis ich bezahlt bin.

Fr. v. Merlen.

Es wäre doch drollig, wenn ich eben recht hiehergekommen wäre, um Sie ins Gefängniß führen zu ſehen?

Maus.

Ja, ja, die Madame ſagt das wahre Wort — Gefängniß! —

Blindſtein.

Wie, Ihr unterſtündet Euch?

Maus.

Unterſtehen auch noch (er zeigt ihm die Schuldſcheine.) Da iſt ſchwarz auf weiß.

Blindſtein.

Das ſind Jugendthorheiten.

Abraham.

Soll ach leben, die liebe Jugend! — Sind doch wohl majoren, will ach hoffen, alſo iſt der Schuldſchein gültig.

Fr. v. Merlen.

Allons, Blindſtein — Ich liebe zwar ſolche Scenen ſehr, aber endlich muß das Volk doch bezahlt werden, und wenn Sie ſich vielleicht eben jetzt ein wenig genirt finden, ſo bin ich bereit, Ihnen zu dienen. — Das Verhältniß, in welchem wir zuſammen ſtehen, erlaubt mir —

Blindſtein (leiſe zu Juſt.)

Verhältniß? — Hörſt du, Juſtchen? — (laut.) Nein, gnädige Frau, ich bin ſelbſt im Stande, die Schreyhälſe zu befriedigen. Ich habe ſo eben eine Wette bezahlt bekommen, welche ich mit meiner Mecklenburger Stutte gewann. (er geht zu ſeinem Sekretär, ſchließt auf, und nimmt Banknoten heraus.) Wo ſind die Schuldſcheine?

Abraham und Maus.

Hier, hier! —

(jeder will zuerſt bezahlt ſeyn.)

Blindſtein.

Hier habt ihr das Geld (leiſe zu ihnen.) Jetzt lauft aber, und leiht meinem Neffen ja keinen Kreuzer mehr, den ich bezahle nicht mehr.

Abraham.

Seyn Ew. Gnoden ruhig, empfehl mach allerſeits! —

(Abraham und Maus ab.)

Blindſtein

(fällt auf ſeine Knie vor Frau v. Merlen.)

Und nun, ſchönſte der Frauen, laſſen Sie mich zu

Ihren Füßen meinen Fehltritt bereuen, und Ihnen ſchwören — —

Fr. v. Merlen.

Was machen Sie denn, ſtehen Sie doch auf, man könnte Sie wohl gar für meinen Liebhaber halten.

Blindſtein

(will aufſtehen, kann aber nicht, macht alſo Juſten ein Zeichen, ihm aufzuhelfen, da dieſer nicht hört, ruft er leiſe.)

Eh! — Eh! — Juſt, Juſt!

Achtzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Holm.

Holm

(ſeinem Onkel den Arm biethend.)

Erlauben Sie Herr Onkel, daß ich Ihnen meinen Arm biethe.

Blindſtein (erſtaunt.)

Was ſeh' ich? Du hier?

Holm.

Ja, lieber Onkel, und bin gerade zur rechten Zeit gekommen, um mich von Ihrem vortrefflichen Herzen, von Ihrer Güte gegen mich, zu überzeugen.

Blindſtein.

Was ſoll das heißen?

Fr. v. Merlen.

Lieber Blindſtein, es iſt Zeit, Ihnen Alles zu erklären. Schon lange liebe ich Ihren Neffen, ſeine Delikateſſe ließ ihn von meinem Anerbiethen keinen Gebrauch machen. Sie haben die Güte gehabt, ſeine Schulden zu bezahlen, und ich will es mir angelegen ſeyn laſſen (indem ſie Holm ihre Hand reicht,) als ſeine Frau ihn abzuhalten, daß er keine neuen macht.

Blindſtein.

Das Ding ſieht ja alſo ordentlich aus, als ob ihr mich zum Beſten gehabt hättet.

Juſt.

Ja — beynahe!

Fr. v. Merlen.

Sie haben zwey Menſchen glücklich gemacht, worüber können Sie ſich beklagen?

Blindſtein (fröhlich.)

In Gottes Nahmen. Geſchehen iſt geſchehen. Wenigſtens ſehe ich, daß der Spitzbube da (auf Holm zeigend) nicht aus der Art ſchlägt. — Er hat's dahin gebracht, daß ich ſeine Schulden bezahlt habe, und nimmt mir meine Geliebte vor dem Munde weg. — Brav hat er das eingefädelt. Ich muß geſtehn, ich hätt's ſelbſt nicht beſſer machen können. — Ihnen, gnädige Frau, könnt ich freylich einige kleine Vorwürfe machen, denn Sie haben mir Hoffnung gegeben — Läugnen Sie's nur gar nicht; — aber ich weiß ja, wie die Weiber ſind, mit Blicken, Händedrücken ꝛc. nehmen ſie's nicht ſo genau. (zu Juſt.) Dich, Burſche, jag' ich fort, mein Neffe kann dich in ſeine Dienſte nehmen, wenn er will. — (an das Publikum.) Bey Ihnen meine Herren und Damen aber muß ich mich einiger Thorheiten wegen entſchuldigen, und Sie bitten, mit meiner Jugend Nachſicht zu haben.

Gruppe.

Ende des Luſtſpiels.

Verlegenheiten und Auswege.

Eine Poſſe in einem Aufzuge.

Frey nach dem Franzöſiſchen.

Perſonen.

Herr Wulſt, Kaufmann in einer Provinzialſtadt.
Thekla, ſeine Schweſter.
Erich, ſein Sohn, ein junger Mahler.
Roſine, Theklas Tochter.
Herr Roſtmann, Inhaber des Hauſes, in welchem Erich wohnt.
Moritz, Erichs Diener.
Euſtach, Hausmeiſter.
Piller, ein Student.
Ein Muſikmeiſter.
Ein Tanzmeiſter.
Ein Schneider.
Ein Schuſter.
} Erichs Gläubiger.
Ein Traiteur.
Einige Aufwärter.
Verwandte des Herrn Wulſt.
Erichs Nachbarn.
Zwey Tapeziergeſellen.
Ein Hausknecht.

Die Scene iſt in Erichs Zimmer in der Hauptſtadt.

Die Bühne ſtellt ein karg meublirtes Zimmer vor. Ein runder Tiſch ſteht in der Mitte, auf welchem Handzeichnungen, Pallete, Pinſel und anderes Mahlergeräthe unordentlich umherliegen. Im Vordergrunde ein Lehnſtuhl und ein anderer Seſſel.

An den Scenen zur rechten und linken Seite ſind mehrere Bilder aufgeſtellt, wovon zwey ſich durch ihre Größe vor den übrigen auszeichnen. Das erſte ſtellt den Cincinnatus vor, wie er die römiſchen Geſandten empfängt, das andere den verwundeten Bayard. Ein kleines Gemählde zeigt mehrere muſikaliſche Inſtrumente. Gegenüber von dem Bilde Bayards, welches noch unvollendet iſt, ſteht eine, mit einem Teppich überdeckte, und mit Trophäen gezierte Tragbahre, eine Leiter ſteht neben dieſer.

Im Hintergrunde ein Feldbett mit einer geſteppten Bettdecke und Vorhängen von Taft. Ein Polſter liegt auf der Decke.

Zwey Fußgeſtelle, auf deren einem die Büſte des Epaminondas ſteht, auf dem andern Fußgeſtell lieſt man das Wort: Themiſtocles, aber es ſteht keine Büſte darauf.

Zur Linken des Zuſehers eine Kabinetsthüre, zur Rechten ein Fenſter mit taftnen Vorhängen.

Zwey Violinen, eine Flöte und eine Guittare ſind aufgehangen.

Erſter Auftritt.

Moritz, dann Euſtach.

Moritz,
(indem er die Büſte des Epaminondas von dem Geſtelle herabnimmt.)

Ja, mein lieber Epaminondas! Du magſt dich ſträuben, wie du willſt, es hilft dir nichts, Herr Themiſtokles hat uns ein Mittagsmahl gegeben, du mußt ſchon ſo gefällig ſeyn, uns ein Nachtmahl zu ſpendiren.

(Er geht mit der Büſte ab, an der Thüre kommt ihm entgegen)

Euſtach,
(welcher laut ſchreyt)

Halt!

Moritz
(auf die Büſte zeigend.)

Der Herr da will nicht commandirt werden, er iſt gewohnt, ſelbſt zu commandiren.

Euſtach.

Iſt mir einerley, jetzt ſag ich: halt! Und weder Er noch das Meuble da (auf die Büſte zeigend) kommen mir von der Stelle.

Moritz.

Meuble! Meuble! Was das für ein Ausdruck iſt, für einen großen Feldherrn.

Euſtach.

Ich nehme den Feldherrn gefangen.

Moritz.

Mache keinen Scherz, und laß mich.

Euſtach.

Macht Ihr einen Ernſt, und zahlt mich. Kein nagelgroßes Stück kömmt mehr aus dem Zimmer, bis die Miethe bey Pfennig und Heller abgetragen iſt. (ſieht ſich im Zimmer um.) Sieht ohnedieß ſchon verflucht licht aus, denn der Sekretär dort, der Spiegel und die Vorhänge gehören zum Quartier.

Moritz.

Sieh um dich, gemeine Seele, und betrachte jene Gemählde, ſind ſie nicht die ſchönſten Meublen eines Mahlers.

Euſtach.

Ich verſtehe mich auf das Zeugs nicht. Mein Schwiegerſohn iſt freylich auch ein Anſtreicher, aber ich komme nie in ſeine Werkſtätte, denn wir ſind Feinde.

Moritz.

O heiliger Raphael! wie beſchimpft man deine Kunſt!

Euſtach.

Was Kunſt! Ruft die Heiligen lieber um Geld an, das iſt Euch nothwendiger.

Moritz.

Aber ſo höre doch.

Euſtach.

Ich höre nichts mehr, als das Klingeln der Thaler.

Moritz.

Laße dir doch ſagen.

Euſtach.

Ich laß mir nichts ſagen, als: Herr Euſtach! ich will bezahlen.

Moritz.

Siehſt du denn nicht ein — —

Euſtach.

Freylich ſehe ich nicht ein, wo ihr das Geld hernehmen ſollt —

Moritz.

Geh zum Teufel mit deinem Gelde.

Euſtach.

Auch bey dem würde ich mit Geld noch willkommener ſeyn, als Ihr ohne Geld. Und jetzt ohne weitern Zank, den Feldherrn wieder auf ſein Poſtament geſtellt. —

Moritz.

Kerl! Wenn du nicht 60 Jahre alt wäreſt —

Euſtach.

Nun, ſo wäre ich jünger, oder älter, aber der Kopf blieb doch da.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Erich
(kömmt durch die Thüre im Hintergrunde.)

Erich.

Was gibts denn da für Wortwechſel? Was haſt du denn, Moritz?

Euſtach.

Nichts hat er, und Sie haben auch nichts, darum iſt eben unſer Zank.

Moritz.

Der Herr Euſtach da fängt an grob zu werden.

Erich
(ſich ſtrenge ſtellend.)

Das lügſt du? — Herr Euſtach iſt der beſte

Mann von der Welt, immer ſo artig, ein wahres Phänomen unter den Hausmeiſtern.

Euſtach.

Das verſteh ich nicht! — Aber es mag nun ein Lob oder ein Schimpf ſeyn, ſo ſag ich Ihnen doch rund heraus, alles hat ſein Ziel. — 3 Monathe ſitzen Sie jetzt da in der Miethe, und noch haben Sie keinen Kreutzer bezahlt. Herr Roſtmann iſt auf ſeinem Landgute, jetzt bin ich Hausherr! — Das wäre mir das Wahre? — Was nützte uns denn das Steigern, wenn kein Menſch bezahlt.

Erich.

Herr Euſtach wird doch nicht unerbittlich ſeyn.

Euſtach

Er wird es ſeyn, er muß es ſeyn, denn das dauert nun ſchon zu lange. — (er zieht aus ſeiner Taſche mehrere Portraits mit Bleyſtift gezeichnet.) Da haben Sie auch die Portraits Ihrer Gläubiger zurück, die ich in meiner Stube aufhängen mußte, um jeden derſelben gleich zu erkennen, und ihm den Eintritt ins Haus zu verweigern. —

Erich.

Wie! — Vandale! Du gibſt dieſe Kunſtſtücke zurück, die deine Stube ſo ſehr zierten?

Moritz.

Sein Zimmer war ja ordentlich ein kleines Muſäum.

Euſtach.

Nun ja, damit man am Ende die confiscirten Geſichter noch für Familienportraits bey mir anſähe.

Erich.

Ich bitte dich, lieber Euſtach, behalte meine Gläubiger nur noch bis Morgen.

Euſtach.

Das Morgen kenn ich ſchon, das dauert gar lange. —

Moritz.

Sobald Aurora die Gipfel der Berge vergoldet, ſollſt du dein Geld haben.

Euſtach.

Bey Euch vergoldet ſich nichts.

Moritz

(reißt ihm die Portraits aus den Händen.)

So gib, Barbar! (er beſieht ein Paar Portraits.) Wie ruhig die guten Leute ſind. (er rollt ſie zuſammen, und ſteckt ſie in den Sack.) Und wie ſie ſich biegen laſſen, (zu Euſtach.) Nimm dir ein Beyſpiel an ihnen.

Euſtach.

Meinetwegen, ich biege mich nur, wenn einer dreyfaches Sperrgeld gibt. — Und jetzt mit einem Worte ſo viel als mit tauſend. — Herein laß ich künftig alles, aber hinaus kommt mir keine Maus mehr, verſtanden? (im Abgehen.) Wollen einmahl ſehen, wer gröber iſt.

Dritter Auftritt.

Erich und Moritz.

Moritz.

Da haben wir die Beſcherung. Nun ſind wir ſchön blockirt, keine Lebensmittel auf dem Platze, und jeder Ausweg verſperrt.

Erich.

Mich beunruhigt noch etwas anderes viel mehr, als das! — Höre, was mir mein Vater ſchreibt. (er zieht einen Brief aus der Taſche, und lieſt.)

Lieber Sohn!

»Die öffentlichen Feſte ziehen jetzt faſt unſer ganzes Städtchen nach der Hauptſtadt, ich benütze dieſe Gelegenheit, um deiner Tante und ihrer Tochter das Vergnügen zu verſchaffen, Wien zu ſehen. Mir ſelbſt macht es Freude, ſie zu begleiten, denn ich werde ja dich umarmen, lieber Erich, und Zeuge des Wohlſtandes ſeyn, wozu du durch deine Kunſt gelangt biſt. Ich wünſche dir Glück dazu, aber ich hätte es doch lieber geſehen, wenn du dich zum Kaufmannsſtande bequemt hätteſt. Dieſer Stand hätte vielleicht dein Glück, und jenes meiner Nichte noch feſter gegründet. Ja, ja, lieber Sohn! ich und meine Schweſter nähren noch immer die Hoffnung, Euch beyde vermählt zu ſehen, und die kleine Roſine ſcheint dieſer Hoffnung nicht widerſtreben zu wollen. Lebe wohl, lieber Erich, und mache dir ja in Hinſicht auf unſern Empfang nicht zu große Auslagen. Zu ſehen, daß Ordnung in deinen Geſchäften, und Wirthſchaftlichkeit in deiner Haushaltung herrſcht, wird das ſchönſte Schauſpiel ſeyn, für deinen dich zärtlich liebenden Vater

Michael Wulſt.

»N. S. Wir werden faſt zugleich mit dieſem Briefe ankommen, und im römiſchen Kaiſer, wo wir ſchon einmahl gewohnt haben, abſteigen.«

Erich

(die Hände über einander ſchlagend.)

Moritz! Ich bitte dich um Gotteswillen, was ſagſt du dazu?

Moritz.

Ich ſage, daß da gar nichts zu ſagen iſt.

Erich.

Er wünſcht mir Glück zu dem Wohlſtand, wozu mich meine Kunſt gebracht hat? — Das iſt ein offenbares Epigramm. — Sollte er vielleicht ſchon Verdacht ſchöpfen? — —

Moritz.

Es gibt der böſen Zungen Viele.

Erich.

Und wenn er auch gar nichts wüßte, ein einziger Blick iſt hinlänglich, ihm meine ganze traurige Lage zu entdecken.

Moritz.

Wohl wahr; — man braucht die Feder nur ein einzigesmahl in das Tintenfaß zu tauchen, um ein Inventarium aller unſerer Habſeligkeiten zu entwerfen.

Erich.

Er macht mir Complimente über meine Ordnung, meine Wirthſchaftlichkeit, iſt das nicht zum verzweifeln?

Moritz.

Nicht ganz, es iſt auch etwas lächerlich. — Übrigens laſſen Sie ſich das nicht kümmern, der gute Vater wird mit Freuden bemerken, daß ſein Sohn den Überfluß nicht liebt.

Erich.

Ein großer Mahler mahlte einſt einen Vorhang ſo täuſchend, daß ſein Nebenbuhler in der Kunſt, ihn wegziehen wollte, um das darunter verborgene Gemählde zu ſehen. O warum hab' ich es in der Kunſt nicht auch ſo weit gebracht! Ich würde jetzt auf dieſe kahle Mauern, die mein Elend verrathen, mir das herrlichſte Ameublement mahlen.

Moritz

(gibt ihm ſeine Pallette.)

Hier haben Sie ein ganzes Magazin von Meublen.

Erich.

Scherze jetzt nicht! — Ich bin der unglücklichſte

Menſch unter der Sonne! — Mein Vater iſt im Stande, mich zu enterben, und meine Tante gibt nie ihre Einwilligung zur Heirath mit Roſinen, die ich gränzenlos liebe.

Moritz.

Sie lieben? — Ach, jetzt kömmts ernſthaft! —

Erich.

Moritz! — Höre mich. — Mein guter Vater liebt mich zärtlich, er hat mir ſchon manche Unbeſonnenheit verziehen, vielleicht, daß ein aufrichtiges Geſtändniß —

Moritz.

Geſtändniß — Pfuy! — Sie wollten ſich durch ein gemeines Geſtändniß beſchimpfen. — Ein junger gefühlvoller Mann kann wohl manche loſe Streiche begehen, er kann zum Beyſpiel ſeinen Vater hintergehen, Schulden machen, ſeine Geliebte betrügen, aber geſtehen, nein, geſtehen wird er es niemahls!

Erich.

Aber, was iſt zu machen? Es muß am Ende denn doch dahin kommen.

Moritz.

Zeit gewonnen, Alles gewonnen! — Wenn Ihr Herr Vater Sie zärtlich umarmt, Ihre Geliebte ſich in Ihren ſchwarzen Augen geſpiegelt haben wird, dann ſind Sie in Ihren Blicken gewiß nicht mehr halb ſo ſchuldig. Aber ihnen beym erſten Anblick gleich Alles geſtehen, hieße Ihre Liebe auf ewig verſcherzen.

Erich.

Nun wohl, ich will blind thun, was du mir ratheſt, ſey mein Mentor.

Moritz.

Recht gern, nur müßte ich wirklich Minerva ſeyn, um Sie ganz aus dieſer Verlegenheit zu reißen.

(Man hört Stimmen von außen.)

Erich.

Himmel! das iſt meines Vaters Stimme! — Mache, was du willſt, ich verberge mich. —

(Er läuft in ſein Kabinet.)

Moritz.

Nun, ihr Götter, und Zeitungsſchreiber helft mir lügen.

Vierter Auftritt.

Moritz. Herr Wulſt. Thekla. Roſine.

(Die letzten 3 in Reiſekleidern, Thekla mit überladener Garnirung.)

Wulſt.

Ah, da ſind wir! — Erich, mein lieber Sohn, komm in die Arme deines Vaters. (er erblickt Moritzen, der ihm eine tiefe Verbeugung macht.) Willkommen Moritz! —

Moritz

(ein wenig verlegen.)

Das Glück, die Freude —

Wulſt.

Schon gut!

Thekla.

Wo iſt mein Neffe?

Moritz.

So eben erhielt er Ihren Brief, und kaum hatte er ihn geleſen, ſo ergriff er mit glühenden Wangen den Hut, und eilte Ihnen entgegen.

Thekla.

Daran erkenn' ich ihn, immer galant und zuvorkommend.

Roſine.

Der gute Vetter!

Moritz.

Er wollte keine Minute verſäumen, Sie ſobald als möglich zu umarmen.

Wulſt.

Das freut mich.

Moritz.

Ich wette, er erwartet Sie im römiſchen Kaiſer.

Thekla.

So laß uns ſchnell wieder dahin zurückkehren, Bruder.

Roſine.

Aber wir könnten ihn ja leicht auf dem Wege wieder verfehlen.

Wulſt.

Roſine hat recht, daß beſte iſt, ihn hier zu erwarten.

Moritz (für ſich.)

Daß dich alle Donnerwetter! — (laut.) Ew. Gnaden haben recht, er wird bald wieder zurück ſeyn. — Wollen ſich die Damen nicht ſetzen. (er präſentirt ihnen die einzigen beyden Seſſel, welche in der Stube ſtehen.)

Wulſt.

Das kann nicht ſchaden, wir ſind müde von der Reiſe. (er ſucht mit den Augen einen Stuhl, findet aber keinen mehr. (für ſich.) Sollte es wohl wahr ſeyn, was man mir von meinem Sohne geſagt hat? (laut.) Aber ſo viel ich ſehe, ſo habt ihr ja nur 2 Stühle.

Moritz.

Mein Herr leidet nicht mehrere, um dem Beſuche der Neugierigen und Schmarozer vorzubeugen.

Wulſt.

Ich muß geſtehen, ihr habt nichts Überflüßiges.

Thekla.

Das Quartier meines Neffen beſteht doch nicht in dieſem einzigen Zimmer, will ich hoffen?

Moritz.

Nein, gnädige Frau, das iſt nur ſein Attelier.

Roſine.

Hier arbeitet alſo der Vetter?

Moritz.

Ja, mein Fräulein. — Sehen Sie, hier ſtehen überall Kunſtwerke umher, deren Schöpfer er iſt, und die bald die Ehre genießen werden, öffentlich ausgeſtellt zu werden, (B. S.) auf dem Trödelmarkte nähmlich.

Thekla.

Ich habs immer geſagt, der Erich iſt ein Genie! Als Bube hat er ſich ja ſchon gegen Damen zu benehmen gewußt.

Roſine.

Ich fürchte, der Vetter wird jetzt für gar nichts mehr ein Herz haben, als für die Kunſt. (zu Moritz.) Nicht wahr, Moritz, er denkt wohl gar nicht mehr an mich?

Moritz.

Um Vergebung mein Fräulein, Ihre Züge ſchweben ihm immer vor den Augen, darum gelingen ihm alle weiblichen Geſtalten in ſeinen Bildern ſo ſehr.

Thekla.

Wie der Herr, ſo der Diener. Einer galanter als der andere.

Wulſt.

Mein Sohn ſcheint außer ſeiner Kunſt alles zu vernachläßigen, ich ſehe ja faſt gar nichts anders hier, als Bilder.

Moritz.

Er lebt in der Kunſt. — Bewundern Sie einmahl hier dieſen Cincinnatus, wie er unter ſeinem ländlichen Dache die Geſandten des römiſchen Senates empfängt.

Wulſt (lächelnd.)

Unſer Empfang gleicht etwas jenem der römiſchen Geſandten.

Moritz.

Betrachten Sie einmahl dieſen verwundeten Bajard.

Wulſt (für ſich.)

Ich wünſche, daß mir der Junge das Herz nicht verwunde.

Roſine.

Die Bilder ſind prächtig.

Thekla

(ohne ſie angeſehen zu haben.)

Superbe! Superbe! (ſteht auf.) Doch nun Moritz, führe uns in das Zimmer deines Herrn.

Moritz.

Sogleich, gnädige Frau. — Aber das iſt doch ein unglücklicher Zufall.

(Er ſucht in allen ſeinen Säcken.)

Wulſt.

Was haſt du denn?

Moritz.

Die Freude, Sie wieder zu ſehen, hat den guten

Herrn ſo verwirrt, daß er mir nicht einmahl die Schlüſſel zu ſeinem Zimmer zurückließ.

Wulſt.

Das kann ich ihm verzeihen.

Thekla,

(welche indeſſen ans Fenſter getreten iſt.)

Aber ſage mir Moritz, was iſt denn dem guten Neffen eingefallen, ſich in dieſe enge abgelegene Gaſſe zu vergraben?

Moritz.

Hier iſt es ſo heimlich und ruhig, hier kann mein Herr ſeiner glühenden Phantaſie ſich hingeben, ohne fürchten zu müſſen, durch Wagengeraſſel aus ſeinen ſchönen Künſtlerträumen geweckt zu werden.

Wulſt.

Mein Sohn ſieht alſo keine Geſellſchaften?

Moritz.

Keine, wir ſind Philoſophen geworden.

Wulſt.

Die Reforme iſt mir ein wenig zu ſchnell. — Sag mir aufrichtig, Moritz, macht ihr nicht doch ſo ein wenig aus der Noth eine Tugend?

Moritz.

Wie? — gnädiger Herr! — Sie könnten glauben, bey allen den Wohlthaten, womit Sie Ihren Sohn überhäufen. —

Roſine.

Aber der Vetter kömmt ja nicht.

Wulſt.

Komm Schweſter, komm Roſine, wir wollen nach dem Gaſthofe zurückgehen. — Unſre Gäſte werden uns dort ſchon erwarten, und gewiß auch mein Sohn mit ihnen.

Moritz.

Gäſte? — Alſo wollen Ew. Gnaden nicht bey uns ſoupiren?

Wulſt (lächelnd.)

Ich fürchte, Eure Küche möchte etwa auch ſo eingerichtet ſeyn, wie Euer Attelier.

(er will ab.)

Moritz

(führt ihn zurück.)

Wollen Sie mir gütigſt folgen, ſo ſollen Sie ſich ſogleich ſelbſt von den Vorbereitungen überzeugen. Kaum erhielt mein Herr Nachricht von Ihrer Ankunft, ſo ordnete er ſogleich ein glänzendes Feſt an.

Wulſt.

Soupee, Spiel, Nicht wahr?

Roſine.

Und auch Tanz?

Moritz.

Alles, was Vergnügen ſchaffen kann. — Ich muß Ihnen ſagen, mein Herr iſt ſonſt ein wenig karg, aber heute hörte ich ihn mit Erſtaunen ausrufen! — Moritz, Alles was gut und theuer iſt, muß auf dem Tiſche ſeyn, ich kann den Tag, an welchem mich mein geliebter Vater beſucht, nicht feſtlich genug begehen, und ſollte es meinen letzten Heller koſten.

Wulſt.

Das kann Alles ein andermahl geſchehen. (will ab.)

Moritz

(zieht ihn noch einmahl zurück.)

Wie, Ew. Gnaden wollten Ihrem Herrn Sohne wirklich ſeine ganze Freude verderben?

Roſine.

Moritz hat recht. Das würde den Vetter kränken. Wiſſen Sie was, Onkelchen, Sie könnten ja die Geſellſchaft, welche Sie geladen haben, auch hieher bitten laſſen.

Thekla.

Freylich! freylich!

Wulſt (für ſich)

Wir wollen doch ſehen, ob der Spitzbube die Unverſchämtheit bis zum Äußerſten treibt. (laut zu Moritz.) Nun, in Gottesnahmen! ſo wollen wir hier ſoupiren!

Moritz.

(für ſich ſchnell.)

Jetzt gehts gut. (laut.) Welche Güte! — Welche Freude für uns — mein Herr — und ich —

Wulſt.

— Doch vorher gehen wir jetzt noch nach Hauſe, ich bitte meine Gäſte hieher, und ihr Weiber macht indeſſen Toilette, kommt! — (geht ab.)

Moritz (nachrufend.)

Belieben Ew. Gnaden acht zu haben, die Stiege iſt ein wenig finſter, mein Herr hat das gern ſeiner Augen wegen. — Punkt 9 Uhr Abends laſſe ich das Soupee richten, wenns gefällig iſt. — Habe die Ehre mich zu empfehlen.

Fünfter Auftritt.

Moritz. Erich,

(aus dem Kabinette.)

Erich.

Nun, Dummkopf, haſt du alles verderben — das fehlte noch, um unſere Verlegenheit aufs äußerſte zu bringen. — Konnteſt du denn nicht — —

Moritz (ihm einfallend.)

Die Wahrheit ſagen? Nein!

Erich.

Mußteſt du denn ſo darauf beſtehen, daß ſie zum Soupee kommen.

Moritz.

Iſts meine Schuld, wenn Ihr Herr Vater die

Sitten der Hauptſtadt nicht kennt. — Sie wiſſen, daß man hier meiſtens nur die zum Eſſen ladet, von denen man weiß, daß ſie ſchon geladen ſind, und daß man Einen nur dann bittet, noch zu bleiben, wenn man ihn ſchon gerne draußen haben möchte.

Erich.

Und ein ganzes Feſt hat der Spitzbube verſprochen, als ob wir nicht ſchon an einem Soupee genug hätten.

Moritz.

Für uns iſt das Eine nicht ſchwerer herzuſchaffen als das Andere. (Beyde ſchweigen einige Secunden.)

Erich.

Da ſteht er jetzt, der verſchmitzte Moritz, der pfiffigſte aller Bedienten, und weiß nicht mehr zu rathen und zu helfen — Schaffe nun Geld her, da du die Sache ſo hübſch eingefädelt haſt.

Moritz.

Ich habe eben ſo wenig als mein Herr.

Erich.

Was nun anfangen?

Moritz

(pathetiſch gegen Himmel rufend.)

Du Gott aller Bedienten und aller luſtigen Streiche — Höre, höre, höre mich! — auf dich vertraue ich, laß mein Vertrauen nicht zu Schanden werden, ſenke ein Flämmchen deiner Weisheit in meine Seele, auf daß es mir den Weg aus dieſem Labyrinth erhelle. (kleine Pauſe.)

Erich.

Nun, hat dich der Gott inſpirirt?

Moritz.

Er hat, er hat.

Erich.

Du gibſt mir das Leben wieder, ſprich! —

Moritz.

Ein heller Gedanke flammt mir da durch den Kopf, zünden wir das Haus an.

Erich.

Elender Spitzbube!

Moritz.

Es iſt das einzige und ſicherſte Mittel, uns die Geſellſchaft vom Halſe zu ſchaffen.

Erich.

Schweig, Unverſchämter! —

Moritz.

Ich halte das für einen Ehrentitel. Denn wir bedürfen der Unverſchämtheit jetzt recht ſehr.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Piller.

Piller.

Ich komme anzufragen, ob Sie mich heute zum Modelle brauchen wollen.

Moritz.

Ja, der Herr iſt jetzt gerade aufgelegt zum Mahlen.

Piller.

Nun gut, ſo nehm' ich meine Stellung ein, (er wirft ſich auf die Tragbahre, und wickelt ſeinen Fuß in eine Serviette ein.)

Erich (zu Moritzen.)

Lieber Moritz, — weißt du denn in dieſer Geldarmen Welt gar keinen Gulden mehr aufzutreiben? — Haben wir denn nichts mehr zu verkaufen?

Moritz

(ſieht im Zimmer umher, und zeigt dann auf die muſikaliſchen Inſtrumente.)

Dieſe Inſtrumente allenfalls.

Erich.

Ach Gott, die hab' ich ſelbſt noch nicht bezahlt. —

Moritz

(ſieht wieder im Zimmer herum.)

Ja — dann weiß ich nichts mehr als — Ihr Bett! —

Erich.

Du haſt recht, das ſoll, das muß fort. — Aber wie bringen wir's aus dem Haus hinaus? — Euſtach gibt ja am Thore Acht, wie ein Falke.

Moritz.

Laſſen Sie mich ein wenig nachſinnen!

Piller.

(ſteht von der Tragbahre auf.)

Ich ſehe ſchon, Herr Wulſt, Sie ſind heute wieder nicht geſtimmt, non est Deus in vobis! — Wann ſoll ich wieder kommen?

Moritz.

Wie, Herr Piller, Sie wollen ſchon fort?

Piller.

Ich muß, ich habe ja alle Glieder voll zu thun! — Herr Sporn mahlt einen Nero, der braucht meinen Kopf, Herr Rothſtein mahlt einen heiligen Florian, dem muß ich mit dem Feuereimer in der Hand Modell ſtehen. — Herr Wochmann hat eine Schlacht in der Arbeit, der braucht meinen Arm zum Dreinhauen, und der Mahler Spalt meinen Fuß zum heiligen Stilita, wie er auf der Säule ſteht. — Adieu, adieu! —

(will ab.)

Moritz (führt ihn zurück.)

Hören Sie einmahl, junger Mann, haben Sie niemahls Leute geſehn, die ſchon, was man ſo ſagt, zu verzweifelten Mitteln ihre Zuflucht nehmen.

Piller.

Das glaub ich, es iſt ja ſchon fünf Jahre, daß ich die Ehre habe, Künſtlern zu dienen.

Moritz.

Gut, Sie ſind unſer Mann. Legen Sie ſich nur gleich in Ihre gewöhnliche Attitude, und laſſen Sie mich machen. (er nimmt die Matratze und die Decke vom Bette, und wirft ſie auf die Tragbahre.)

Piller

(wickelt ſeinen Fuß neuerdings ein und legt ſich darauf.) Da bin ich.

Erich.

Wo ſoll das hinaus?

Moritz.

Werdens gleich ſehen! — (er öffnet das Fenſter und ruft hinaus.) Herr Euſtach zu Hilfe! — ach Gott, zu Hilfe!

Erich.

Was ſoll denn das Schreyen?

Moritz.

Wollen Sie Geld oder nicht?

Erich.

Schöne Frage!

Moritz.

Nun wohl, ſo ſchreyen Sie mit, was Sie aus der Kehle bringen. (zum Fenſter hinaus.) Zu Hilfe! zu Hilfe!

Moritz und Erich.

Kommt doch zu Hilfe! — Herr Euſtach, zu Hilfe!

Moritz.

Der Hausmeiſter kommt ſchon und der Hausknecht mit ihm, jetzt helfen Sie mir, und Sie Herr Piller, wiaſeln Sie recht, und reden Sie ſonſt kein Wort.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Euſtach. Hausknecht.

Euſtach.

Was iſt denn das für ein Lärmen? Wollt Ihr noch das ganze Haus rebelliren?

Moritz.

Ach Gott, der arme junge Menſch — das iſt ein Unglück! —

Euſtach (ſieht Piller)

Nun, was iſts denn mit dem jungen Menſchen?

Moritz.

Von der Leiter da iſt er herabgefallen, und hat ſich einen Fuß gebrochen.

Piller.

O weh! o weh! oh! oh! —

Euſtach.

Nun, da haben wirs — das iſt die Folge von den verfluchten Bataillengemählden. (tritt zu Piller.) Troſt' er ſich mein Freund, wir werden gleich um Hülfe ſehen. —

Piller.

Ach! — o weh! — o weh!

Euſtach.

Er antwortet gar nicht.

Moritz.

Der Schmerz benimmt ihm die Sprache.

Euſtach.

Zum Glück wohnt ein Wundarzt in unſerm Hauſe, den will ich rufen. (will ab.)

Moritz.

Vergebens! gerade wie Sie heraufſtiegen, ging er zum Thore hinaus, ich ſchrie, was ich konnte, aber er hörte mich nicht.

Euſtach.

Nun, da haben wirs, das Sprichwort bleibt wahr: Ein Unglück kommt nie allein.

Moritz

(zum Hausknecht) So hilf mir doch, wir wollen den Unglücklichen zu ſeinem Weibe nach Hauſe tragen.

Euſtach.

Ja, ja, Herr Moritz, das wird das Beſte ſeyn, ich packte ſelbſt gern an, aber ich darf vom Hauſe nicht weg.

Moritz

(zum Hausknecht.) Fort, fort — aber nur langſam, damit wir ihn nicht viel ſchütteln.

Euſtach.

Iſt er nicht zu kühl zugedeckt, es iſt ziemlich kalt draußen. —

Moritz.

Sie haben recht, Herr Euſtach, mich daran zu mahnen (er ſetzt die Tragbahre ab, nimmt den Polſter, die Bettvorhänge, und auch jene von dem Fenſter weg, und wirft ſie auf Piller.) So! ſo!

Euſtach.

'Hat doch ein gutes Herz der Moritz. (er läuft zum Fenſter, und ſchreit hinab.) Marianne, mach das große Thor auf, geſchwinde, geſchwinde! —

Moritz.

Sie ſind ein guter Mann, Herr Euſtach! — (Euſtach geht voraus, Moritz und der Hausknecht folgen ihm, indem ſie Pillern abtragen.)

Moritz (leiſe zu Erich.)

Nun! bin ich ein Kreutzkopf? (ab.)

Euſtach (ruft noch von außen.)

Nur langſam, damit ihr nirgends anſtoßt.

Moritz (eben von außen.)

Ich wollte, wir wären ſchon an Ort und Stelle.

Achter Auftritt.

Erich (allein.)

Nein, das iſt zu arg, das hätte ich nicht vermuthet (lacht laut auf. Ha, ha, ha! das iſt ein Streich, der es wohl werth wäre, in irgend einem Luſtſpiele zu paradiren. — Ich muß auch geſtehen, Moritz iſt ein ganzer Spitzbube, überall weiß er Rath und Hülfe — — (ein wenig auf und ab gehend, dann plötzlich ſtille ſtehend, und nachdenkend.) Aber höre, Erich! Du treibſt es doch ein wenig zu bunt, ey was, die Jugend will vertobt ſeyn, und ich ſammle mir für mein Alter Stoff zum Lachen. — Wenn ich einſt im Großvaterſtuhle ſitzen werde, mein Weib neben mir, mit einem Strickſtrumpf, und Kinder und Enkel um mich herum, und ich erzähle ihnen ſo bey einer Pfeife Knaſter, was ich in der Jugend für ein Vogel war, da wirds viel zu lachen geben — aber freylich nicht eben ſo viel, woran man ſich ſpiegeln ſoll. — Es gibt wohl Kopfhänger genug, die behaupten, wer ſo darauf los lebt, wie ich, der brächte es in ſeinem Leben gar nie zum Großvater. — Ach, meinetwegen, wenn ichs nur bis zum Gatten meiner Roſine bringe, das Übrige wird ſich, wills Gott, ſchon geben. — Aber halt! Wird mir dann auch Roſine ihre Hand noch geben wollen, wenn ſie ſieht, wie es mit meiner Wirthſchaft ausſieht? — Wenn ſie mich wahrhaft liebt, ſo ſieht ſie das gar nicht, wills nicht ſehen, darfs nicht ſehen, denn die wahre Liebe iſt blind. — Übrigens iſt das eben ein gutes Zeichen für die Zukunft. — Die Catone vor der Ehe werden nach der Trauung gewöhnlich erſt närriſch, aber die ſchon vorher alles probirt haben, die werden die gefälligſten, ſittſamſten, klügſten, kurz, die beſten Ehemänner.

Neunter Auftritt.

Erich. Moritz, dann zwey Tappeziergeſellen.

Moritz, (ſtürzt ohne Athem zur Thüre herein.) Glück auf, Herr Wulſt, alles iſt gut gegangen.

Erich.

Nun, ſo ſage, erzähle — —

Moritz.

Laſſen Sie mich nur erſt zu Athem kommen. — Sie haben geſehen, mit welcher Theilnahme der gute Herr Euſtach unſern Plan beförderte. Auf der Stiege rief er noch einmahl über das andere: »Nur langſam, langſam, der arme Menſch hat ja Weib und Kind.« — So trippelte er vor uns her, öffnete uns ſelbſt das große Thor, und fluchte nicht wenig auf ſein Weib, daß ſie ihn nicht rufen gehört habe. — Ich trug meinen Kranken ſammt dem Bette zu dem Tappezier in der nächſten Straſſe, der uns unſere Meubeln ſchon zehnmahl verkauft, und von dem wir zehnmahl wieder neue gekauft haben, ich verabſchiede den Hausknecht, indem ich ihm etwas — verſpreche, mein Piller eilt auf ſeinem gebrochenen Bein davon, ich bringe mit dem Tappezier den Handel ins Reine, und hier bin ich wieder.

Erich.

Nun, wo haſt du denn das Geld?

Moritz.

Geld! — — Hab ich keines — der Tappezier gab mir nur ein Glas Wein, und den Reſt wieder in Meubeln.

Erich.

Wie — Meubeln?

Moritz.

Er war gerade nicht bey Kaſſe, wie er ſagte — aber ich habs doch gut gemacht, die ſchönſten Strohſeſſel habe ich mir ausgewählt, die er nur im Magazin hatte. Sehen Sie, da bringt man ſie eben.

(2 Tappeziergeſellen bringen 6 Strohſeſſeln, welche Moritz in einen Halbzirkel ſtellt, und gehen dann wieder ab.)

Erich.

Was zum Henker ſollen uns denn die Seſſel helfen?

Moritz.

Jetzt haben wir wenigſtens ein Sitzzimmer. — Sitzend kann die Geſellſchaft doch leichter aufs Soupee warten, als ſtehend.

Erich.

Nun ja, wir werden *ſitzen*, und ich weiß dann nicht, wo ich *liege*.

Moritz.

Wenn man Ball gibt, ſchläft man ja nicht.

Erich.

Und Morgen?

Moritz.

An Morgen denken wir Morgen. Für ein Genie gibts nur immer *einen* Tag, den heutigen.

Erich.

Nun wohl, ſo denk an *heute*, — wo Speiſen hernehmen, wo Wein — wo? —

Moritz.

Wiſſen Sie was, ich gehe jetzt ins Gaſthaus, dort iſt alles das zu haben, vielleicht kommt mir dort ein guter Gedanke. — Euſtach erwartet mich ohnedieß dort bey einem Krug Wein, ich ſoll ihm die Geſchichte von dem armen Verwundeten erzählen. - Vertrauen Sie indeſſen auf den Zufall, der ein Paar große Geiſter, wie wir ſind, gewiß nicht in der Tinte ſtecken läßt. (geht ab.)

Erich (ruft ihm nach.)

Moritz! Moritz! So bleibe doch! — Was willſt du denn im Gaſthauſe? — Der Kerl iſt im Stande, und läßt mich jetzt allein. — — Horch, ich höre Getöſe — viele Leute ſteigen die Treppe herauf, —

was ſoll ich thun? — Die Thüre verſchließen? (er will die Thüre verſchließen, unter welcher ihm Thekla ſchon entgegen tritt.) Ah! es iſt zu ſpät!

Zehnter Auftritt.

Erich, Thekla, Roſine,
(Verwandte und Freunde beyderley Geſchlechts, alle Ballmäßig gekleidet, kommen zur Thüre herein.)

Thekla.

Sey tauſendmahl gegrüßt, lieber, lieber Neffe! Nicht wahr, wir ſind pünktlich?

Erich.

Liebe Tante! Die Freude — — (er küßt ihr die Hand.)

Roſine (tritt ſchüchtern zu ihm.)

Vetter! Mich freuts herzlich, Sie wohl wieder zu ſehen.

Erich.

Theure Roſine! —

Thekla.

Machts kurz, Kinder! Ihr werdet noch Zeit genug bekommen, Euch Schönheiten zu ſagen. — Lieber Neffe, hier ſtelle ich dir mehrere Verwandte und Freunde unſeres Hauſes vor. — Da du es ſchon einmahl ſo willſt, ſo habe ich alle geladen, die ich kenne. Die Geſellſchaft iſt zwar demohngeachtet noch nicht ſo groß, als du ſie wünſcheſt, aber ich hoffe, es ſollen noch mehrere nachkommen, denn ich habe zu Hauſe deine Adreſſe für Alle jene gelaſſen, die uns allenfalls noch Beſuch abſtatten wollen.

Erich.

Sie ſind ſo gütig, liebe Tante. (zu den Übrigen.) Meine Herren und Damen, es iſt mir ein außerordentliches Vergnügen. (er grüßt ſie höflich.)

Die Verwandten (untereinander.)

Weil Sie erlaubt haben! — Wir ſind ſo frey! — Sie pardoniren! Dero Herr Vater war ſo gütig.

Erich.

Ohne Umſtände, Sie ſind mir Alle willkommen. (B. S.) Hohl euch der Henker. (laut.) Ich fürchte nur, Sie nicht ſo gut unterhalten zu können, als ich es wünſchte. —

Thekla.

Zu viel Beſcheidenheit, lieber Neffe. — Ich kenne ſchon deinen Geſchmack in Anordnung von Feſten. Geben Sie acht, meine Herren und Damen, wir ſehen heute etwas ſehr Überraſchendes.

Erich (für ſich.)

Ja wohl etwas Überraſchendes.

Thekla.

Wie fein das ſchon angelegt iſt, daß er uns in ſeinem Attelier empfängt, wo die Meiſterwerke ſeiner Hand umher ſtehen. Er erklärt all' unſern Sinnen den

Krieg, und bey den Augen fängt er an. (Die Verwandten gruppiren ſich um die Gemählde, welche ſie beſehen.)

Erich.

Glauben Sie nicht etwa, liebe Tante, daß ich Sie aus Künſtlerſtolz hier empfange. — (B. S.) Verdammter Moritz!

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Wulſt.

Wulſt.

Endlich find' ich dich, lieber Sohn, komm in meine Arme. (er küßt ihn zärtlich.) Lies die Freude, dich wieder zu ſehen, in meinen Augen. — Aber was iſt denn das? — Du ſcheinſt ja ganz verſtört? —

Erich.

Der größte Grad der Freude iſt ſtumm, lieber Vater!

Wulſt.

Ich begreife ſchon, — als Hausherr, als Feſtgeber biſt du ein wenig embaraſſirt, wie das ſchon geht. Haben dir vielleicht einige deiner Gäſte abſagen laſſen? — Das thut nichts, wir werden doch Tänzer genug haben, ich habe meinem Neffen geſagt, er möchte einige Offiziere von ſeinem Regiment mit herbringen.

Erich (für ſich.)

Auch noch? (laut.) Sie werden mir ſehr willkommen ſeyn.

Wulſt.

Jetzt ſieh zu, lieber Sohn, daß wir weiter kommen, ich bin hungrig wie ein Wolf. Die Sehnſucht, dich wieder zu ſehen, ließ mich auf der Reiſe gar nicht einkehren. — Führe uns in das Speiſezimmer.

Thekla.

Ja, Erich, führe uns in den Saal. — Die jungen Leute können bis zum Souper noch ein wenig herumſpringen, und wir Übrigen machen noch ein Whiſt- oder ein Präferance-Parthiechen.

Erich.

Ich fürchte, die Spieltiſche möchten noch nicht bereitet ſeyn.

Thekla.

Da mußt du ſehr nachläßige Domeſtiquen haben.

Wulſt.

Wenn ſie nur die Tafel gut hergerichtet haben, das Übrige will ich ihnen verzeihen.

Erich.

Ich weiß nicht, wo der Schurke Moritz, mein Kammerdiener ſo lange bleibt?

Wulſt.

Warte mein Sohn. — Ich will das Ding ein wenig untereinander treiben. — Du kennſt mich ſchon

Erich (ihn zurückhaltend.)

Bleiben Sie doch, bleiben Sie —

Wulſt.

Sage mir nur, wo dein Speiſeſaal iſt —

Erich.

Mein Speiſeſaal? — Nimmermehr werd' ichs zugeben, daß Sie ſelbſt —

Wulſt.

Der Vater iſt ja bey ſeinem Sohne zu Hauſe — bleibe du bey deiner Geſellſchaft, und laß mich machen. (will ab.)

Erich (für ſich.)

Die Schweißtropfen ſtehen mir auf der Stirn.

Wulſt.

Nun ſo rede doch — wo iſt der Speiſeſaal?

Thekla.

Wenn auch nicht alles ſo noble iſt, wie du es wünſcheſt, das thut nichts, wir wiſſen ja, wie es in einer Junggeſellen-Wirthſchaft zugeht. (faßt ihn am Arme.) Komm nur, komm!

Wulſt

(faßt ihn am andern Arme.)

Komm! Komm! (zu den übrigen.) Meine Herren und Damen, wenns beliebt? —

Erich (ganz niedergedonnert.)

Theurer Vater, ich ſehe, ich muß Ihnen entdecken, was nicht länger zu verbergen iſt. — So hören Sie denn: — —

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen Moritz. 6 Bediente in Livree mit Fackeln in den Händen.

Moritz.

Ew. Gnaden, wenns gefällig iſt, die Geſellſchaft in den Saal zu führen. Alles iſt bereit.

Erich (leiſe zu Moritz.)

Haſt du den Verſtand verloren? —

Moritz.

Nein, die Spieltiſche ſind nicht vergeſſen, kommen Sie nur.

Wulſt.

Siehſt du, wie unrecht du dem guten Moritz gethan haſt.

Moritz.

Ja, mein Herr weiß gar nicht, was ich alles gethan habe.

Thekla

(nimmt Erichs Arm, den andern reicht er Roſinen, die übrigen Männer führen ihre Damen.)

Erich.

(will ſeine Damen in ſein Kabinet führen.)

Moritz (tritt dazwiſchen.)

Nicht da, Ew. Gnaden! (zeigt auf die Mittelthüre.) Hier, hier! (zu Wulſt.) Der gute Herr iſt vor Freude Sie wieder zu ſehen, ſo verwirrt, daß er kaum ſeinen Saal mehr findet.

Erich (für ſich.)

Ich weiß gar nicht mehr, was ich denken ſoll.

Wulſt (für ſich.)

Ich bin doch neugierig, was da heraus kommt.

(Die Bedienten leuchten mit den Fackeln vor, die Geſellſchaft folgt.)

Dreyzehnter Auftritt.

Moritz (allein.) dann Erich.

Moritz.

Ha, ha, ha! — Das iſt doch ein Genieſtreich! Was mein Herr für Augen machte, als er die Bedienten ſah — und wie er erſt jetzt ſtaunen wird, wenn er den Saal ſieht. — — Ich habe viel gewagt, aber für den jungen Mann thue ich alles gerne, denn er iſt mein Schüler, ich kann ſagen, ich hab ihn gebildet. Ich habe ihn gelehrt, daß man das ſchnöde Metall nicht achten müſſe, — und daß keine Summe zu groß ſey, uns auch das kleinſte Vergnügen zu erkaufen. Ich habe ihm den Grundſatz eingeprägt, daß man keine Schulden zu bezahlen brauche, wenn man kein Geld hat. — Freylich iſt er in Folge dieſes Grundſatzes auch mir meinen Lohn ſchuldig, aber das thut nichts, bey unſern Talenten kann es uns nicht fehlen, noch einmahl recht große Herren zu werden. — Ah, da kommt er.

Erich.

Moritz, was haſt du gethan?

Moritz.

Ich habe dem Hausherrn ſein Quartier aufgekündet, und es Ihnen auf kurze Zeit eingeräumt. Haben Sie denn den Saal nicht erkannt?

Erich.

Ich war nie in der Wohnung unſers Hausherrn.

Moritz.

Richtig! Sie haben ja nie einen Zins bezahlt.

Erich.

Eben darum iſt es noch abſcheulicher, daß ich, der ich ihm mein eigenes Quartier nicht bezahlt habe, ihm das ſeinige ſtehle.

Moritz.

Stehlen? — Pfuy! welch ein Wort. Sie nehmen es auf heute zu leihen, und der gute Mann, der Ihnen das Ihrige ſchon durch 9 Monathe leiht, wird gewiß nichts dagegen haben. — Überdieß hat mir der

Hausmeiſter, der in ſeiner Abweſenheit ſeine Stelle vertritt, ſelbſt aufgeſperrt.

Erich.

Wie, der grobe Euſtach?

Moritz.

Er kann auch höflich ſeyn, wenn man nur ſeine ſchwache Seite zu treffen weiß. Der gute Mann hängt wie eine Blume den Kopf ſo lange, bis er begoſſen wird. Ich habe ihn tüchtig mit ein paar Maaß Biſamberger begoſſen, und jetzt iſt er zu allem bereit.

Erich.

Moritz! Das iſt zu arg!

Moritz.

Wollen Sie vielleicht, daß ich alles wieder ungeſchehen mache — ich will ſogleich —

Erich.

Bleib, es iſt zu ſpät. — Und das Soupee? —

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Wulſt.

Wulſt,

(welcher das letzte Wort gehört hat.)

Ja, das Soupee — das iſt's gerade, weßwegen ich mit dir ſprechen wollte. (für ſich.) Roſtman hat meinen Sohn verläumdet.

Erich.

Nun Moritz, wie iſts mit dem Soupee?

Moritz.

Ich hoffe, es wird bald fertig ſeyn.

Wulſt.

Laß mir indeſſen ein wenig kalten Schinken, oder ſo etwas geben, denn ich kanns kaum mehr erwarten.

Moritz.

Ach, mein Herr Wulſt, nehmen Sie nichts mehr vor dem Soupee. Sie würden ſich den ganzen Appetit verderben, und die prächtigen Faſanen, Wildenten, Aſpiks und Gelees — Bedenken Sie nur —

Wulſt.

Nun, meinetwegen, ſo will ich noch ein wenig warten, aber ſieh zu, daß es bald kömmt. — (zu Erich.) Höre mein Sohn, deine Wohnung iſt prächtig.

Moritz.

Ja, für einen Junggeſellen nicht übel.

Wulſt.

Alles ſo reich, ſo luxurios. — Ich kann gar nicht begreifen, wie du mit der kleinen Summe, die ich dir gebe, ſolchen Aufwand machen kannſt. —

Erich

Wenn man auf Ordnung hält —

Moritz.

Und Talente beſitzt. (ein Tracteur und mehrere Aufwärter erſcheinen im Hintergrunde.) Hierher meine Lieben! — hierher! — Sehen Sie, Ihr Wunſch wird ſchon erfüllt, hier bringt man das Soupee.

Wulſt.

Ich eile der Überbringer dieſer angenehmen Neuigkeit zu ſeyn. — Komm mein Sohn! (er eilt ab.)

Erich (im Abgehen.)

Wie hat der Spitzbub'e denn das wieder zu Stande gebracht?

Fünfzehnter Auftritt.

Moritz. Der Traiteur und mehrere Aufwärter mit Körben.

Moritz.

Meine Freunde, tragt die Speiſen nur alle hinunter in den Saal, im erſten Stock, die Thüre rechts — ihr wißt ja ohnedieß, wo Herr von Roſtmann wohnt.

Traiteur.

Freylich wiſſen wir's. Es iſt ja nicht das erſtemahl, daß ich die Ehre habe, ihn zu bedienen.

Moritz (beziehungsweiſe.)

Das wußt' ich ſchon, er hält auch große Stücke auf Sie — Sie ſind ſo billig, ſagt er —

Traiteur.

Das bin ich gewiß. — Aber ſie ſind vermuthlich noch nicht lange bey ihm, denn ich habe noch nicht die Ehre gehabt —

Moritz.

Seit heute erſt, lieber Freund, ſeit heute! aber jetzt eilen Sie, beſorgen Sie die Tafel.

Traiteur.

Die ganze Geſellſchaft ſoll gewiß ſehr gut zufrieden ſeyn. (zu den Aufwärtern.) Kommt! (er geht mit ihnen ab.)

Sechszehnter Auftritt.

Moritz (allein.)

Nun alſo, jetzt haben wir ein Soupee auch! — (er geht zum Fenſter und ſieht hinab.) Der Traiteur iſt ſchon unten, er rangirt die Tafel, und recht geſchmackvoll, der Geruch dampft mir ordentlich durch die offenen Fenſter herauf. — Ich bin eigentlich derjenige, der die Geſellſchaft da unten traktirt, und ich bin verſichert, ſie trinken nicht einmahl meine Geſundheit, ſo geht es in der Welt überall. — Mancher tiſcht etwas auf, was nicht ſein gehört. — (er ſieht hinab.) Der alte Herr ſieht hübſch dazu, ſeine Backen glänzen ordentlich. – Wohl bekomms Herr Wulſt, Sie werden alles theuer zahlen müſſen! (er geht vom Fenſter.) Jetzt fehlt uns nichts mehr, als die Muſikanten, ſo iſt das ganze Feſt fertig. — Aber wo die hernehmen? — Ey, wer wird denn ſo weit hinaus denken, laß ſie nur erſt eſſen, hat der Himmel einen Saal und ein Soupee geſchickt, vielleicht ſchickt er auch Muſikanten.

Siebenzehnter Auftritt.

Moritz, der Tanzmeiſter, der Muſikmeiſter, der Schneider und der Schuſter treten ein.

Alle Zuſammen.

Wir kommen um unſer Geld — wir müſſen es haben, — wir gehen ſonſt nicht mehr von der Stelle — das iſt ja himmelſchreyend!

Moritz.

Die hat nicht der Himmel, die hat der Teufel geſandt (zu den Gläubigern.) Schreyt doch nicht ſo!

Der Schneider.

Ich will aber ſchreyen, und ich habe das Recht zu ſchreyen. Jetzt iſt's 3 Jahre, daß ich ſeinen Herrn umſonſt kleide; — wenn ich nur bedenke, was ich ſeit der Zeit ſchon am Curs verliere, ſo macht's ſchon eine paſſable Summe.

Der Schuſter.

Und ich beſchuhe und beſtifle ihn ſeit 2 Jahren, und habe für alle meine Arbeit noch keinen hellichten Groſchen geſehen. — Nun ja, das Leder koſtet ja nichts, und die Stiefel um lumpige 30 Gulden, da bleibt einem ohnedem viel dabey.

Der Tanzmeiſter.

Und ich lehr ihn ſeit einem ganzen Jahr tanzen, die Füße ſind ſchon hübſch gelenkig, aber mit den Händen bring ichs nicht vorwärts, die wollen nicht im Sack fahren.

Der Muſikmeiſter.

Und ich gebe ihm ſchon über 100 Muſiklectionen. Was hab' ich davon? — (er wirft viele Muſiklectionsbilletten auf die Erde.) Da, die Billetten, wozu ich auch noch das Kartenpapier ſelbſt habe kaufen müſſen. (er erblickt die Inſtrumenten an der Wand.) Ah! da ſind ja meine Inſtrumenten, die bleiben keinen Augenblick länger da. (er nimmt ſie von der Wand.)

Alle vier.

Geld heraus, Geld, oder wir laſſen keinen Nagel im Zimmer.

Moritz.

Nun ja, das iſt der wahre Zeitpunkt um Geld zu fordern.

Der Schneider.

Der Zeitpunkt zum Schulden machen iſt bey Euch freylich immer. —

Moritz.

Nun wohl, meine Herren, ſo ſchreyen Sie fort, und bringen Sie uns und ſich ſelbſt um die letzte Hoffnung, zu Geld zu gelangen. (er führt ſie zum Fenſter.) Da ſehen Sie hinab, da ſitzt mein Herr mit ſeinem Vater und ſeiner ganzen Familie, die heute eben aus der Provinz angekommen ſind — und gibt ihnen ein kleines Soupee, wobey eine ſehr reiche Heirath ins Reine gebracht wird.

Schneider.

Was Soupee?

Schuſter.

Was Vater?

Muſikmeiſter.

Was Heirath?

Tanzmeiſter.

Mit derley Lügen ſpeiſt man uns nicht ab. —

Moritz.

Wohlan, ſo bleiben Sie hier, und überzeugen Sie ſich ſelbſt. Sie werden eingeſtehen müſſen, daß Moritz nie lügt. Doch bedenken Sie, daß Sie durch die kleinſte Unbeſonnenheit uns alles verderben können, darum verhalten Sie ſich ruhig.

Schneider.

(zu den übrigen Gläubigern.)

Es wäre ja doch möglich. —

Schuſter.

Ja, es könnte wohl ſeyn, aber es iſt dem Menſchen nicht zu trauen.

Muſikmeiſter.

Wir bleiben einmahl hier, wir wollen unſerer Sache gewiß ſeyn.

Moritz.

Recht, meine Herren, und ich werde ſo frey ſeyn, Sie mit Wein zu bedienen. (er bringt eine Flaſche Wein und Gläſer.)

Schneider

(geht zum Tiſch und ſetzt ſich.)

Ja, ein Glas Wein kann nicht ſchaden.

Schuſter.

Da bin ich auch dabey.

Muſik- und Tanzmeiſter.

Wir auch!

(ſie ſetzen ſich alle, der Muſikmeiſter legt ſeine Inſtrumente auf den Tiſch.)

Moritz.

Das iſt zum erſten Mahle, das ich Sie höflich ſehe.

Achtzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Thekla.

Thekla.

Nun, Moritz? — Wie ſtehts denn mit dem Ball? Die jungen Leute wollen beym Tiſch nicht mehr ſitzen bleiben, das Tanzen ſteckt ihnen ſchon in den Füßen? (erblickt die Gläubiger.) Wer ſind denn dieſe Herren?

Moritz

(anfangs etwas verlegen.)

Dieſe Herren ſind die Muſikanten.

Schneider (ſteht auf.)

Wie, ich? —

Moritz

(beziehungsweiſe gegen die Gläubiger.)

Sie werden hören, gnädige Frau, ſie ſpielen ſehr hübſch — Sie werden ſie gewiß ſelbſt zur Hochzeit meines Herrn mit Ihrer Nichte beſtellen.

Thekla.

Nun, das iſt gut. —

(die Gläubiger geben ſich Zeichen zum Schweigen.)

Moritz

(auf den Schneider deutend.)

Der da war einmahl Vorgeiger auf dem Saale beym Bock, der ſchneidet die Saiten durch, daß es eine Luſt iſt. (auf den Schuſter deutend.) Der geigt auch ſeinen Stiefel mit. (auf den Muſikmeiſter deutend.) Der gibt ſogar Lectionen in der Muſik; weil aber die Lectionen nicht genug eintragen — —

Muſikmeiſter (fällt ein.)

Man wird nicht immer richtig bezahlt —

Moritz

(fällt eben ſo ſchnell ein.)

So macht er auch Tanzmuſik. (auf den Tanzmeiſter zeigend.) Und dieſer da hält ſie alle im Takt, er mißt ordentlich die Schritte auf ſeinem Inſtrumente. (er zeigt ihnen den Tiſch.) Allons, meine Herren, da iſt Ihr Orcheſter, ſteigen Sie hinauf. (Die Gläubiger ſteigen hinauf.) Und hier ſind Ihre Inſtrumente.

Neunzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Erich und die ganze Geſellſchaft, Herrn Wulſt ausgenommen.

Erich (erblickt ſeine Gläubiger.)
Moritz, was iſt das?

Moritz.

Verzeihen Ew. Gnaden, ich habe die Muſikanten indeſſen hier gelaſſen, bis der Tiſch im Saale weggeräumt iſt — Wenn es Ihnen gefällig wäre, einſtweilen hier einige Touren zu machen.

Thekla.

Schon recht! — Wer gerne tanzt, dem iſt leicht gepfiffen. Komm Neffe, walze mit mir. (ſie nimmt ihn am Arme.)

Erich (zu den Gläubigern.) Angefangen! —

Tanzmeiſter.

A place — ! a place — !

(man hört von außen Peitſchenknall.)

Erich.

Das ſind vermuthlich die Tänzer, die noch kommen ſollen?

Moritz (leiſe zu Erich.)

Je mehr Leute, deſto beſſer, ſo gehts recht durcheinander.

(Die Gläubiger ſpielen die erſten Tacte eines Walzers welche aber gar nicht harmoniren. Erich mit Thekla, und nach ihnen noch mehrere Paare wollen eben zu walzen anfangen, da tritt ein)

Zwanzigſter Auftritt.

Herr Wulſt mit Roſtmann und die Übrigen.

Wulſt

(zu Erich, ihm Herrn Roſtmann präſentirend.) Da bring ich dir einen Gaſt, den du dir nicht vermutheteſt.

Erich.

Deſto beſſer, lieber Vater — (er erblickt Roſtmann.) Himmel — Herr Roſtmann!

Wulſt (zornig.)

Ja, Betrüger! Herr Roſtmann iſt es.

Roſtmann (zu Wulſt)

Gelaſſen, Bruder, gelaſſen.

Wulſt.

Nein, da bleib ein anderer gelaſſen! — bricht wie ein Räuber in fremde Wohnung ein; — gibt dich für todt aus. —

Roſtmann (lachend)

Er mußte mich ja ſterben laſſen, um mein Eigenthum an ſich zu bringen.

Erich (zu Roſtmann.)

Können Sie mir verzeihen, mein Herr?

Moritz.

Ihnen verzeihen? — Sie haben ja nichts verbrochen. — (zu Roſtmann.) Ich allein, mein Herr, bin der Schuldige.

Wulſt.

Sie zanken ſich noch um die Ehre einer Spitzbüberey! — (zu Roſtmann.) Mein Bruder, verzeihe nicht, habe keine Nachſicht, ſende um die Wache, mir iſt alles recht; der Streich iſt zu arg. —

Roſtmann (leiſe zu Wulſt.)

Denkſt du nicht mehr daran, was für Streiche wir in unſerer Jugend machten?

Thekla (zu Erich.)

Wie? — Dieſer prächtige Saal, in dem du uns ſo herrlich bewirthet haſt —

Roſtmann.

Gehört mir, gnädige Frau, — dieſer junge Mann hat nur in meiner Abweſenheit für meinen alten Freund das gethan, was ich ſelbſt gethan hätte, wenn ich gegenwärtig geweſen wäre.

Wulſt.

Das ſoll dem Burſchen theuer zu ſtehen kommen, daß er ſich auf meine Koſten luſtig gemacht hat.

Roſtmann (lachend.)

Nicht auf deine — auf meine Koſten hat er ſich luſtig gemacht, und ſieh, ich bin darüber nicht ärgerlich. —

Erich (zu Wulſt.)

Ich ſehe ein, mein Vater, ich bin Ihrer Liebe unwerth — doch nur die Furcht, dieſe ganz zu verlieren, bewog mich, Moritzens Rath zu folgen.

Moritz (zu Erich.)

Tröſten Sie ſich, gnädiger Herr! Ihr Herr Vater muß uns unſre dummen Streiche verzeihen, da er die Haupturſache derſelben iſt.

Wulſt.

Ich? Spitzbube!

Moritz.

Ja Sie, und nur Sie! — (mit karrikirt rührendem Tone) Wir wollten unſere traurige Lage nur 24 Stunden lang verborgen halten, um Ihnen nicht die erſten Augenblicke des zärtlichſten Wiederſehens zu vergällen. — Es iſt uns gelungen, das verdient Dank. —

Roſtmann (zu Wulſt.)

Machs wie ich, Wulſt! verzeih!

Erich.

Beſter Vater!

Thekla.

Lieber Bruder! es geſchah ja doch nicht aus böſer Abſicht.

Roſine.

Onkel! — Sie ſind ja ſonſt ſo gut!

Moritz (kniet nieder.)

Herr von Wulſt, verzeihen iſt ſo göttlich!

Wulſt

(reicht ſeinem Sohne die Hand) Nun, in Gottesnahmen — aber keine Thorheiten mehr —

Thekla.

Du bezahlſt doch auch Erichs Schulden?

Moritz.

Wie können Sie zweifeln, gnädige Frau — Ein zärtlicher Vater verzeiht nie halb.

(Die Gläubiger ſpringen von dem Tiſche herab, nähern ſich Herrn Wulſt, und reichen ihm ihre Conti.)

Schneider.

Hier iſt mein Conto.

Schuſter.

Und hier der meinige.

Muſikmeiſter.

Wenn Ew. Gnaden ſo gütig ſeyn wollen.

Wulſt (erſtaunt.)

Wie, dieſe Herren wären? —

Moritz.

Unſere Gläubiger.

Wulſt.

Nein, das iſt zu arg (er bricht in lautes Lachen aus.)

Roſtmann.

Man muß geſtehen, der Spitzbube (auf Moritz deutend) weiß für jede Verlegenheit einen Ausweg.

Moritz.

Ew. Gnaden belieben mir zu ſchmeicheln.

Wulſt

(zu den Gläubigern.)

Hohlt morgen bey mir Euer Geld.

(Die Gläubiger verneigen ſich und gehen ab.)

Erich

(nimmt Roſinens Hand, und führt ſie zu Thekla.)

Tante, darf ich nach allem dieſem noch hoffen?

Thekla.

Roſine, was meinſt du?

Roſine.

Ich meine, der Vetter muß jemanden an ſeiner Seite haben, der ihn liebt, und der für ihn ſorgt, und der ihm abrathet — und der ihn auf beſſere Wege bringt, und der —

Thekla.

Ich verſtehe ſchon — nun, ſo ſey ſein Schutzengel (wirft ſie in ſeine Arme.)

Moritz (zu Erich.)

Sie ſehen nun, man muß über nichts verzweifeln. — Dieſen Morgen hatten wir keinen Kreutzer in der Taſche, und doch gaben wir Soupee und Ball.

Wulſt.

Es fehlte nichts mehr als eine Komödie.

Moritz.

Finden Ew. Gnaden nicht, daß wir auch d
und ich glaube, nicht ganz ſchlecht geſpielt hab
Sie heißt: Verlegenheiten und Ausweg

Grupe.

Ende.

* * *

Inhalt.

Seite

Die Schauſpielerinn. Ein Luſtſpiel in drey Aufzügen, nach dem Franzöſiſchen im Versmaß des Originals 1

Wahnſinn. Ein Drama in einem Aufzuge. Als Seitenſtück zu Nina. Nach dem Franzöſiſchen le delir frey bearbeitet. 101

Abneigung aus Liebe. Ein Luſtſpiel in freyen Verſen und einem Aufzuge. 141

Der alte Jüngling. Ein Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach dem Franzöſiſchen. 203

Verlegenheiten und Auswege. Eine Poſſe in einem Aufzuge, frey nach dem Franzöſiſchen. . 261

ramatiſches Sträußchen

42

für das Jahr

1818.

Von

J. F. Caſtelli.

KÖN. HOF THEATER

Dritter Jahrgang.

Wien,
edruckt und im Verlage bey J. B. Wallishauſſer.

WÜRTT. LANDESBIBLIOTHEK · STUTTGART ·

Seiner Excellenz

dem hochgebornen

Herrn

Ferdinand Grafen Palffy von Erdöd,

k. k. wirklichem geheimen Rath, Kämmerer,
Hofrath ꝛc. ꝛc. ꝛc.

in innigſter Hochachtung gewidmet.

Pflänzchen, die ich aus der Fern' auf heimiſchen Boden verpflanzte,
Haſt Du Erhabner gepflegt, zogeſt mit Liebe ſie groß;
So am Strahl deiner Huld entfalteten manche ſich würdig; —
Darum empfange den Strauß, Edler! als Zeichen des Danks.

J. F. Caſtelli.

Peter und Paul.

Ein Luſtſpiel in drey Aufzügen.

Als Seitenſtück zum Mädchen von Marienburg,
und dem Liefländiſchen Tiſchler.

Nach dem Franzöſiſchen des La marteliere.

Aufgeführt auf dem k. k. Hoftheater nächſt der Burg.

* * *

[illegible]

Perſonen.

Peter der Große, Kaiſer von Rußland.
Katharina, Kaiſerinn.
Lefort.
Menzikoff.
Gollovin.
Paul, Kapitän eines holländiſchen Schiffes.
Lisbeth, ſeine Schwägerinn.
Ein Page.
Frauen. Hofherren. Offiziere. Pagen. Soldaten.

Die Scene iſt in Petersburg, in der ſogenannten Petershütte.

Erſter Aufzug.

Die Bühne ſtellt einen Salon vor.

Erſter Auftritt.

(Peter ſitzt an einem Tiſche, auf welchem das Modell eines Schiffes liegt. Bey Eröffnung der Gardine iſt er damit beſchäftigt, mehrere Schriften zu unterſuchen. Hinter ſeinem Stuhle ſteht auf einer Seite Lefort, auf der andern Menzikoff, welche die Hüte in den Händen halten, und ſeine Befehle erwarten. Zwey Schildwachen gehen außer der Thüre des Hintergrundes auf und nieder; auch ſieht man von außen einen Pagen, welcher im Dienſte iſt.)

Peter.

Recht gut, ihr Herren! Ich bin mit den Rapporten zufrieden. (zu Menzikoff) Menzikoff! Wie ſteht's mit dem neuen Garde-Regiment, hat es die neuen Manövres, die ich aus Preußen mitbrachte, gut exequirt?

Menzikoff.

Mit einer Genauigkeit, Sire, die mich einen Augenblick glauben machte, ich ſey noch auf dem großen Platze in Berlin.

Peter (zu Lefort.)

Und die Schiffszimmerleute, die man mir aus Holland und England zuſandte, ſind ſie mit ihrem Looſe zufrieden?

Lefort.

Eben ſo ſehr, als ich es mit ihrer Arbeit bin. Alle Werfte ſind in voller Aktivität. In weniger als 6 Monathen ſtehen 50 Kauffartheyſchiffe zu Eurer Majeſtät Dispoſition.

Peter (~~ſteht auf.~~)

Das freut mich! — Man muß die guten Leute unterſtützen. Ueberhaupt will ich, daß jeder Mann von Talenten hier ſein Vaterland finde. Solche Leute ſind dem Staate nützlich, und zu meinen Planen nothwendig. Ich verlaſſe mich auf Euch in Rückſicht der Fortſetzung der übrigen Arbeiten. Ich will keinen Glanz um mich her, aber Alles, was den Nutzen meines guten Volkes befördern kann, ſey Euch an's Herz gelegt. Bedenket, es handelt ſich dabey um Eure und meine Ehre.

(Er grüßt ſie, ſie entfernen ſich.)

Menzikoff! noch ein Wort! Ich weiß, es klimmt noch hie und da in den Köpfen der Bojaren und Strelitzen ein Funke von Aufruhr; ich wünſche, daß du ſtrenge darüber wach'ſt. Ich kenne keinen ſehnlichern Wunſch als der Vater meiner Unterthanen zu ſeyn, aber beym Himmel! ſie ſollen mir auch nicht vergeſſen, daß ich ihr ~~Souverain~~ bin.

(Lefort und Menzikoff gehen ab.)

Zweyter Auftritt.

Peter, hernach der Page.

Peter (~~allein.~~)

Herrlich! — Rußland wird eine Marine haben! Bald flattern die Wimpel ſeiner Schiffe auf dem Nordmeere.

(Man ~~hört drey~~ Kanonenſchüſſe. ~~— Der Page tritt ein.~~)

Peter (zum Pagen.

Was haben dieſe Kanonenſchüſſe zu bedeuten?

Page.

Euer Majeſtät, man begrüßt ein Kauffarthеyſchiff, welches ſo eben in den Kanal einlauft. (geht ab.)

Peter (allein.)

Ein Kaufmannsſchiff! das iſt das erſte. Muth, Peter! deine Hoffnung fängt an, ſich zu erfüllen. (mit Enthuſiasmus) O Handel! Quelle des Reichthums und der Macht, breite deine Segenshände an den Ufern der Newa aus, und dieſes Volk, das vor Kurzem noch in der Barbarey lebte, das ich, kühn wag' ich es zu ſagen, erſt geſchaffen, wird bald eines der erſten auf dieſem Weltballe ſeyn.

Dritter Auftritt.

Peter. Lefort.

Peter
(geht ihm entgegen.)
Nun, Freund, gute Neuigkeiten?

Lefort.
~~Ja, Sire~~! — Ein reich beladenes Schiff; ~~und was Euer Majeſtät noch mehr Freude macht~~, unter holländiſcher Flagge, iſt ſo eben eingelaufen.

Peter.
Brave Nation, die Holländer!

Lefort.
Kapitän Paul von Sardam.

Peter.
Kapitän Paul? den ſoll ich ja kennen?

Lefort.
Eure Majeſtät erinnern ſich wohl noch des guten alten Kalf, in deſſen Hauſe Sie unter dem Nahmen Peterbas einige angenehme Tage zubrachten?

Peter.
Ah, den alten Kalf werde ich nie vergeſſen. Er

hatte zwey liebenswürdige Töchter, Lisbeth und Marianne.

Lefort.

In dieſem Hauſe werden Euer Majeſtät auch einen ~~jungen~~ Seemann bemerkt haben, der uns öfters beſuchte; er war Mariannens Bräutigam, und ſeine Eiferſucht gab uns manchmahl viel zu lachen.

Peter (lächelnd.)

O ja, ich erinnere mich ſeiner noch recht wohl; er ließ mich gar nicht aus den Augen.

Lefort.

Der ~~heute hier~~ angekommene Schiffskapitän iſt derſelbe ~~junge Mann~~.

Peter.

Man ſoll ihn auf das freundſchaftlichſte behandeln. Er iſt der Erſte, der ſich Bahn durch das Baltiſche Meer gebrochen hat, um mit Rußland Handel zu treiben. Ich will ihn ſehen, will ſelbſt mit ihm ſprechen.

Lefort.

Mit dem Seemann Paul?

Peter.

Er iſt ein Holländer, und eine Nation, die aus dem Grunde ihrer Sümpfe Europa ein Beyſpiel von Muth und Induſtrie gegeben hat, verdient es, von jedem Souverän zu Rathe gezogen zu werden. Uebrigens wünſchte ich wohl auch zu wiſſen, wie man in Holland von dem Zimmermann Peterbas denkt. Von ihm werde ich die Wahrheit erfahren, ein Seemann iſt kein Hofmann.

Lefort (lächelnd.)

Vielleicht, daß ſein freymüthiger Ton Eure Majeſtät beleidigen könnte.

Peter.

Beſorge nichts, Lefort. Ich weiß zu gut, was ich deiner Freymüthigkeit danke, als daß mir jemahls dieſe Tugend an irgend einem Menſchen unwillkommen ſeyn ſollte. — Aber wie, wenn er mich erkennte?

Lefort.

Nach drey Jahren! Dortzumahl in einfachen Kleidern; das iſt nicht wahrſcheinlich. Uebrigens ſieht auch ~~dieſes Haus~~ der Wohnung eines großen Kaiſers nicht ähnlich. Es handelt ſich nur darum, den Kapitän hier einzuführen.

Peter.

Aber unter welchem Vorwande?

Lefort.

Nach den Erkundigungen, welche ich eingezogen habe, ſoll Paul bey den Gebrüdern Barloff wohnen.

Peter (heftig.)

Bey den Söhnen des Bojaren Barloff, der in der Verſchwörung gegen mich eine der erſten Rollen ſpielte? Ha, das ſind meine Feinde.

Lefort.

Vielleicht Sire! Auf jeden Fall aber ſind ſie rechtſchaffene Männer, verſtändige Kaufleute und nützliche Unterthanen.

Peter

(faßt Leforts Hand.)

Gut, mein Freund! gut! meine verdammte Heftigkeit! — Aber rede, Lefort, wie ſollen wir das einleiten, den Kapitän hieher zu bringen?

Lefort.

Wenn Eure Majeſtät ihre Garden und Alles, was den Kaiſer verrathen könnte, entfernen, den Nahmen Barloff annehmen, und als Kaufmann ſich benehmen wollen, ſo nehm' ich das Uebrige auf mich.

Peter.

Vortrefflich! — Geh, und laß ihn herführen. Man ſoll ihm mit aller möglichen Achtung begegnen, aber ihn mit Niemanden reden laſſen. Du verſtehſt mich?

Lefort.

Und ~~Sie~~-Sire, bereiten ſich zur neuen Rolle vor.

Peter.

Ich war Zimmermann in Sardam, ich kann wohl auch Kaufmann in Petersburg ſeyn. — Er mag mit mir vom Handel, vom Seeweſen ſprechen, er ſoll ſeinen Mann finden.

Lefort.

Vergeſſen Eure Majeſtät nicht, daß die Barloffs gewiſſer Umſtände wegen —

Peter

(ihn unterbrechend.)

Nicht am beſten auf mich zu ſprechen ſind? Sorge nicht.

(Lefort mit einer Verbeugung ab.)

Peter (allein.)

Seltenes Loos der Fürſten! Mein höchſtes, einziges Ziel iſt, Alle meine Unterthanen glucklich zu machen, nnd wo ich hinſehe, mache ich mir nur Feinde. Ich bin ruhig, die Nachwelt wird richten.

Vierter Auftritt.

Peter. Katharina.

Katharina.

Einer Ihrer Lieblingswünſche wird erfüllt, mein Gemahl. Man ſagt mir, daß ein Schiff —

Peter.

Ja, Katharina! ein Schiff iſt eingelaufen. Seitdem beſchäftigen tauſend Träume von Segen und Macht meine Einbildungskraft. Ich ſehe ruſſiſche Flotten auf allen Meeren kreuzen, einen ausgebreiteten Handel treiben — den Tribut aller vier-Welttheile! Alles ſtimmt mich dazu, ein kleines Feſt zu veranſtalten.

Katharina.

Wenn ich dazu beytragen kann —

Peter.

Der Kapitän dieſes Schiffes iſt ein wackerer Seemann von Sardam. Der Schwiegerſohn meines Hauswirthes daſelbſt. Er iſt hier an die Kaufleute Brüder Barloff addreſſirt; ich bin Willens, ihren Nahmen anzunehmen, und den Kapitän hieherführen zu laſſen.

Katharina.

Aber wie, mein Gemahl, wenn er mir etwa von den Liebſchaften Peterbas in Sardam erzählt?

Peter.

Wie, Chatinka, du könnteſt glauben — ~~(bey Seite)~~ Daran hab ich wahrlich ſelbſt nicht gedacht.

Katharina.

Die beyden jungen Holländerinnen, welche Sie ſo liebreich aufnahmen —

Peter.

Sind die beyden Töchter eines reichen Schiffzimmermanns, der mir ſeine Werkſtätte öffnete, und mir Unterricht gab. Ich freue mich zu hören, wie es dieſer achtungswerthen Familie geht. Und wenn unſerm Schiffsmann auch manchmahl eine derbe Rede über mich entfährt, nun, ſo will ich darüber lachen, wenn ſie nicht gegründet, und ſie benützen, wenn ſie gerecht iſt.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Lefort.

Lefort.

~~Sire~~! der Kapitän iſt hier. Er hat ein junges Mädchen bey ſich, das er ſeine Schweſter nennt. Eure Majeſtät haben nu~~r~~ n mehr wenig Zeit —

Peter.

So komm, Chatinka, damit wir uns über unſere Rollen verſtehen. (~~zu Lefort~~) Du Lefort, läßt ihm ſein Zimmer bereiten, und empfängſt ihn dann. (geht mit ~~Katharina in ein Seitenzimmer,~~ Lefort ~~in das~~ andere ab.)

Sechster Auftritt.

Lisbeth, Paul, ein Offizier und zwey Trabanten von der Garde führen ſie herein.

Paul.

Element! das nenn' ich Ceremonien machen. Drey Menſchen führen uns hieher.

Lisbeth.

Und drey Menſchen, die gar nichts können, als mit den Köpfen nicken.

Paul.

Hahaha! Iſt vermuthlich ſo Sitte hier zu Lande.

Lisbeth.

Da ſind die armen Weiber zu beklagen. (~~lacht laut auf, da ſie die Trabanten anſieht~~) Was das für lächerliche Figuren ſind.

Paul.

Sey doch nicht ſo kindiſch, Schweſter! Bedenke, daß du jetzt heirathen ſollſt.

Lisbeth.

Sey doch nicht ſo unhöflich, Bruder, bedenke, daß du ſchon drey Jahre verheirathet biſt.

Paul.

Der Sohn dieſes Hauſes wird dein Mann.

Lisbeth.

Wenn er mir gefällt, ja. Sag mir ein wenig, Bruder, trägt mein Zukünftiger einen Schnurbart?

Paul.

Nein.

Lisbeth.

Schade!

Paul.

Warum das?

Lisbeth.

Weil ich ſonſt das Vergnügen haben würde, ihm denſelben auszureiſſen, wenn er mit Gewalt darauf beſteht, mein Mann zu werden.

Paul.

Hübſches Vornehmen, das.

Lisbeth.

Auf Heirathen, welche in ſo weiter Entfernung geſchloſſen werden, kann man ſich nicht verlaſſen.

Paul.

Warum haſt du denn alſo dieſe Reiſe mit mir gemacht?

Lisbeth.

Hm! Um Länder zu ſehen, um Luft zu verändern.

Paul.

In einer Entfernung von 400 Meilen iſt die Luft freylich ein wenig ſtark verändert.

Lisbeth.

Kurz und gut, ich laſſe mich nicht dem Nächſten, Beſten an den Hals werfen, der euch anſteht.

Paul.

Du wirſt ſehen, der junge Barloff wird dir gefallen.

Lisbeth.

Wenn er mir aber doch nicht gefiele?

Paul.

Mit 100,000 Rubeln? Das iſt unmöglich.

Lisbeth.

Auch müßt' ich ihn erſt näher kennen lernen.

Paul.

Wozu ſoll das nützen? Da nimm dir ein Beyſpiel von deiner Schweſter Marianne. Heute Abends ſahen wir uns zum erſten Mahle, und kurz darauf heiratheten wir uns.

Lisbeth.

Es kann nicht Jedermann ſo ſchnell ſeyn, als Ihr Beyde.

Paul.

Ich merke ſchon, dir ſteckt noch immer der ruſſiſche Burſche im Kopfe, der bey uns in Sardam war, aber den wirſt du wohl niemahls wieder ſehen.

Lisbeth.

Man muß an nichts verzweifeln.

Paul.

Nach der Hochzeit kann's meinetwegen geſchehen.

Lisbeth.

Beſſer ſpät als niemahls.

Paul (heftig.)

Iſt denn der Satan in den kleinen Trotzkopf gefahren? Weißt du auch, daß wir 400 Meilen von Holland entfernt ſind, und daß ich bey der mindeſten Unklugheit, die du begehſt, die Anker lichte, und dich hier zurücklaſſe?

Lisbeth
(mit verſtellter Traurigkeit.)

Wie, das könnteſt du?

Paul.

Ja, das werd' ich. (für ſich.) Aha, das wirkt!

Lisbeth
(laut lachend.)

Hahaha! Glückliche Reiſe!

Paul.

Du kannſt noch lachen?

Lisbeth.

Warum denn nicht? Weißt du auch, daß es keinen Kapitän auf der ganzen Welt gibt, und hätt' er auch nur ein Schiffchen, ſo groß wie meine Hand, der nicht einem achtzehnjährigen Mädchen gern einen Platz am Bord gäbe?

Paul

(~~bey Seite.~~)

Dieſe achtzehn Jahre werden dem zukünftigen Mann hübſch viel zu ſchaffen machen.

Siebenter Auftritt.

Vorige, Lefort und zwey Frauen, welche im Hintergrunde ſtehen bleiben.

Lefort.

~~Nur einen~~ Augenblick ~~noch~~, Herr Barloff wird ſogleich erſcheinen.

Paul.

Nach ſeinem Belieben.

Lefort.

Ich habe doch die Ehre, mit dem Kapitän Paul zu ſprechen?

Paul.

Ganz recht, der bin ich, und das iſt meine Schwägerinn, die beſtimmte Braut des jungen Barloff.

Lefort (~~erſtaunt.~~)

Die beſtimmte Braut des jungen Barloff? (~~er grüßt~~ Lisbeth, dann ~~bey Seite.~~) Das iſt ein Zufall, der uns ein wenig in Verlegenheit bringen kann.

Lisbeth.

Sie dürfen deßwegen gar nicht verlegen ſeyn, es iſt noch nicht geſchehen.

Paul.

Ich bitte Sie, mein Herr, das Mädchen auf ihr Zimmer führen zu laſſen, damit ſie ſich umziehen, und mit Anſtand erſcheinen kann.

Lefort.

Ich habe Ihren Wunſch vorhergeſehen. (~~zu Lisbeth.~~) Dieſe zwey Frauen, meine Liebe, ſind von nun an zu Ihrer Bedienung beſtimmt. (er gibt ihr den Arm, um ſie ~~in ihr Zimmer zu führen~~.)

Lisbeth

(leiſe zu Paul.)

Das wäre Alles noch ganz gut, aber muß doch erſt ſehen, wie's weiter kommt. (Sie geht mit Lefort ab. Die Frauen folgen. Die Garden gehen durch die Mittelthüre ab.)

Achter Auftritt.

Paul ~~(allein.)~~

Ein verfluchtes Geſchäft für einen Schiffskapitän, die Heirath eines ſolchen naſeweiſen Dings zu negoziren. Ja, wenn ſie noch ihrer Schweſter, meiner Marianne gliche; das iſt ein Weib! Keine einzige Bekanntſchaft hat ſie gehabt, iſt die Treue, die Sittſamkeit ſelbſt, über die kann ich ruhig ſeyn. (Er bleibt vor dem Schiffsmodelle ſtehen.) Oho! — ein Schiff? — Recht gut conſtruirt, gerade, als ob's aus unſerem Werft käme.

Neunter Auftritt.

Paul. Lefort.

Lefort.

Sie ſehen, mein Herr, daß ſchon Alles vorher bereitet war. Ihr Zimmer iſt neben jenem Ihrer Schwägerinn.

Paul.

Danke.

Lefort.

Das Mädchen iſt wirklich ſehr liebenswürdig.

Paul.

Nicht übel.

Lefort.

Uebrigens wundert mich das gar nicht. In Holland überhaupt, und vorzüglich in Sardam —

Paul.

Sind Sie in Sardam geweſen?

Lefort.

Ja, vor ~~beyläufig~~ drey Jahren.

Paul.

Ich war damahls gerade in Amerika. Nun, und wie haben Sie das Land gefunden?

Lefort.

Ganz vortrefflich. Beſonders reitzend ſind die Weiber. Ich erinnere mich noch immer einer gewiſſen Marianne —

Paul.

Marianne? — Doch nicht Marianne Kalf?

Lefort.

Ganz recht, dieſelbe.

Paul.

Oh! Oh!

Lefort.

Sie müſſen ſelbſt geſtehen, es iſt nicht möglich, einen ſchönern Wuchs, ſprechendere Augen, und überhaupt angenehmere Geſichtszüge zu finden.

Paul (bey Seite.)

Ich ſtehe auf Nadeln.

Lefort.

Und einen Mund — einen Ton —

Paul.

Ja, ja, das iſt wahr.

Lefort.

Und ihre liebenswürdige Fröhlichkeit, ihre Freundlichkeit gegen Fremde —

Paul.

So? (für ſich.) Da hör' ich ja ganz hübſche Neuigkeiten. (zu Lefort) Sie hat alſo die Fremden recht gut aufgenommen?

Lefort.

Mit einer Art, mit einer Grazie —

Paul

(für ſich.)

Der Teufel hohle die Grazie. — (laut und mit ironiſchem Tone.) Und Sie hat ſie vermuthlich mit einer ganz beſonderen Freundlichkeit aufgenommen?

Lefort.

Ich darf mir ſchmeicheln —

Paul.

Das iſt recht hübſch. Aber laſſen Sie uns davon abbrechen, und ſagen Sie mir, welche Stelle begleiten Sie denn hier im Hauſe?

Lefort (verlegen.)

Welche Stelle? — Ich bin — der Vertraute des Herrn Barloff.

Paul.

Deſto ſchlimmer! — Ich glaubte, Sie ſeyen Militär.

Lefort.

Sie haben ſich nicht geirrt, ich bin wirklich Soldat.

Paul.

So wiſſen Sie denn, mein Herr Vertrauter oder Soldat, wie Sie wollen, wiſſen Sie, daß ich dieſe Marianne kenne, und daß ich als Schiffskapitän die Ehre haben werde, Ihnen mit einer Kugel das Gehirn zu zerſchmettern, wenn Sie ſich unterſtehen, noch einmahl alle die ſchönen Sachen zu wiederhohlen.

Lefort

(bey Seite, lächelnd.)

Iſt noch immer der Alte.

Zehnter Auftritt.

Vorige, Peter und Katharina, ein Gardiſt im Hintergrunde.

Peter.

Vielmahl willkommen, Kapitän! Ich ließ Sie warten, allein die Geſchäfte —

Paul.

Gehen Allem vor. (er begrüßt Katharinen)

Peter.

Hat man Sie mit der gehörigen Achtung aufgenommen?

Paul.

Wie ich es nur wünſchen konnte! (faßt Peters Hand) Wenig Komplimente und viel Freundſchaft, das ſoll künftig unſere Loſung ſeyn.

Peter
(zu Katharinen.)

Ich ſtelle dir hier in dem Kapitän den erſten Seemann vor, deſſen Schiff in unſern Kanal einlief.

Katharina.

Wir wollen alles anwenden, ihm den Aufenthalt hier ſo angenehm zu machen, daß er ſeinen Landsleuten Luſt macht', ſeinem Beyſpiele zu folgen.

Peter.

Wie befindet ſich denn Vater Kalf und ſeine liebe Familie?

Paul.

Zuviel Ehre für ſie —

Peter.

Vor allem — wie geht's denn der liebenswürdigen Marianne?

Paul.

Recht gut. — Sie kennen ſie?

Peter.

Das will ich meinen.

Paul ~~(für ſich.)~~

Schon wieder eine Bekanntſchaft. ~~(laut.)~~ Sie ſehen in mir ihren Mann vor ſich. Als ſolchem hat mir auch Vater Kalf ſeine jüngere Tochter anvertraut, um ſie mit hieher zu führen, und eine Heirath zwiſchen Lisbeth und dem jüngern Herrn Barloff zu ſchließen, welche unſere beyden Familien enger verbinden ſoll.

Peter.

Das iſt ja vortrefflich! ~~(für ſich)~~ Nun bin ich gefangen.

Paul.

Der Wunſch, den Sie in ſo vielen Ihrer Briefe äußerten, war auch der Wunſch meines Schwiegervaters. Er will Ihnen an Großmuth nicht weichen, und ſeine Tochter nach ſeinen beſten Kräften ausſtatten.

Peter.

Ich kenne ja meinen Freund Kalf. — Nun, und die liebenswürdige Lisbeth?

Paul.

Ich will ſie ſogleich her führen. ~~(er geht einige Schritte.)~~

Peter.

Das iſt ein Negoziateur, der keine Zeit verliert.

Paul ~~(zurückkommend.)~~

Wollten Sie nicht ſo gütig ſeyn, und ſogleich auch den Bräutigam hieher rufen laſſen? Wenn ſich die Leutchen gegenüber ſtehn, ſo iſt die Sache geſchwinder abgethan. (geht ab.)

Eilfter Auftritt.

Vorige, ohne Paul.

Peter.

Wie ziehen wir uns aus dieſer Verlegenheit?

Lefort.

Ich ſehe nur Ein Mittel, [illegible] — wir müſſen einen Bruder ſuchen.

Peter.

Wo finden wir ihn?

Lefort.

Unter Ihren Höflingen.

Peter.

Lisbeth iſt ſchön und bekommt ein reiches Heirathsgut; es würden ſich gewiß viele glücklich ſchätzen, ſie zur Frau-zu bekommen.

Lefort.

Mir fällt [illegible] ~~da ein Gedanke~~ bey; Gollovin iſt ein junger Mann und ohne Vermögen, denn das kleine Erbtheil ſeines Vaters hat er durchgebracht, indem er Euer Majeſtät auf der Reiſe nach Holland und England folgte.

Peter.

Ja, ja, du haſt Recht! Da wäre ja der Bräutigam ſchon gefunden. Auch muß er das Mädchen kennen, da er mit mir in Sardam war. Ich höre den Kapitän. Laß Gollovin rufen.

~~(Lefort gibt dem Gardiſten, welcher im Hintergrunde ſteht, den Befehl, und dieſer geht ab.)~~

Zwölfter Auftritt.

Vorige, Paul und Lisbeth.

Paul.

Hier habe ich die Ehre Ihnen meine Schwägerinn vorzuſtellen.

Peter.

Vielmahl willkommen, liebes Mädchen! Ich hoffe, daß es Ihnen nicht unangenehm ſeyn wird, ein Mitglied unſerer Familie zu werden.

Lisbeth.

Wenn alle Ihre Verwandte Ihnen gleichen, mein Herr, ſo — (~~betrachtet ihn näher.~~) Doch, was ſeh ich?

Peter (für ſich.)

Sollte ſie mich erkennen?

Lisbeth.

Dieſe Züge —

Paul (für ſich.)

Da kommt gewiß wieder eine Dummheit heraus.

Lisbeth.

Waren Sie nie in Sardam?

Peter (verlegen.)

Verzeihen Sie, ich paſſirte Sardam auf meiner Reiſe durch Europa. Sie wiſſen wohl, ein Kaufmann —

Katharina (zu Lisbeth.)

Man ſagt mir, Sie haben dort eine liebenswürdige Schweſter zurückgelaſſen, wollen Sie mich in ihrer Abweſenheit dafür annehmen?

Lisbeth.

Von ganzem Herzen. (ſieht herum) Aber ich vermiſſe —

Katharina.

Ihren Bräutigam? Man hat ihn ſchon gerufen.

Peter.

Wenn er wüßte, daß Sie hier ſind, er würde gewiß nicht ſäumen — (zu Katharina) Da kommt er; ich muß ihn unterrichten.

Dreyzehnter Auftritt.

Vorige. Gollovin.

Peter.

Komm, lieber Bruder! (leiſe zu ihm) Ihr heißet —

Barloff! (~~laut~~) Schon lange war es dein Wunſch, dich mit der Familie Kalf zu verbinden; der gute alte Vater hat nun deinen Wunſch genehmigt, und ſender dir durch ſeinen Schwiegerſohn, den Kapitän Paul (~~er ſtellt ihm denſelben vor~~) — den köſtlichſten Schatz ſeines Hauſes, ſeine Tochter Lisbeth, welche ich dir in dieſem liebenswürdigen Mädchen vorſtelle. (~~leiſe zu ihm~~) — Zugegriffen.

Lisbeth
(~~Gollovin verwundernd~~ anſtarrend.)

Mein Gott, er iſt's!

Gollovin (~~eben ſo.~~)

Iſt's möglich? — Lisbeth!

Paul.

Es iſt gerade, als ob ſie ſich ſchon lange kennten.

Katharina (~~zu Paul.~~)

Wirkung der Sympathie.

Peter (zu Lisbeth.)

Nun, liebes Kind, was dürfen wir von dieſem Staunen hoffen?

Lisbeth.

Ich finde, daß der gute Mann ſehr in die Familie ſieht — und ich bin gewohnt, meinem Vater zu gehorchen.

Paul (leiſe)

Nun, das iſt das erſte kluge Wort, das ich heute aus ihrem Munde höre.

Peter (zu Gollovin.)

Weil Ihr einig ſeyd, Kinder, wohlan, ſo leg' ich, als älterer Bruder, dem die Ausſtattung zuſtehet, 100,000 Rubel zu jenem des alten Kalf —

Gollovin.

Eure Maj —

Peter

(gibt ihm ein Zeichen.)

St!

Gollovin (~~faßt ſich.~~)

Eure meiſte Sorge, lieber Bruder, war nur immer mein Glück.

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Mehrere **Höflinge**, unter welchen **Menzikoff** ſich befindet, treten ein.

Peter

(~~indem~~ er ſie bemerkt, für ſich.)

Heute Rath! Darauf hatt' ich vergeſſen. (~~laut.~~) Meine Herren, ich komme gleich.

(**Lefort** gibt den Räthen ein Zeichen, ſich in ein Seitenkabinet zu begeben, welches dieſe ſchnell thun.)

Paul.

Wer ſind denn dieſe Herren?

Peter (verlegen.)

Das ſind Hofherren.

Paul.

Der Herr Schwager behandeln ſie ein wenig familier.

Peter.

Ich liebe die Komplimente nicht.

AO

Paul.

Uebrigens ſcheinen mir die Höflinge in dieſem Lande auch viel modeſter zu ſeyn, als irgendwo.

Lc

Peter.

Das könnt' ich eben nicht ſagen. Sind nur ſo demüthig, weil ſie kommen —

Paul.

Um Geld zu borgen, nicht wahr? (~~im Vertrauen~~ zu ~~Peter und Katharinen.~~) Ich bitte euch recht ſchön, liebe Kinder, traut mir nur den Leuten vom Hofe nicht.

Katharina.

Das ſag ich meinem Mann auch immer.

Peter.

Unbeſorgt; ich traue ihnen auch nur halb.

Paul.

Iſt das ſchon zu viel. Die Leute ſehen uns Kaufleute immer über die Achſel an, ausgenommen, wenn ſie Geld brauchen, und da iſt's billig, daß wir Gleiches mit Gleichem vergelten.

Peter (lachend.)

~~Ganz recht,~~ lieber Paul! Ich will ſie nur geſchwind abfertigen.

Paul.

Thun Sie das, Schwager! Gehn Sie, ich habe ohnedieß auch noch einige Ordres am Bord zu geben.

Peter.

Auf Wiederſehn! (zu Gollovin) Folget mir! (Er biethet Katharinen den Arm, und geht mit ihr und Lefort ab.)

Fünfzehnter Auftritt.

Gollovin. Lisbeth. Paul.

Gollovin.

Weil ich nun einmahl zur Familie gehöre, ſo erlauben Sie mir, Herr Kapitän, Sie zu fragen, wie ſich die liebenswürdige Marianne befindet.

Paul (auffahrend.)

Sie iſt geſund.

Gollovin.

Immer noch ſo freundlich, ſo zuvorkommend?

Paul.

Immer. (für ſich.) Es iſt gerade, als ob ſie ſich das Wort gegeben hätten, mir Galle zu machen.

Gollovin.

Mademoiſelle Lisbeth iſt das einzige Frauenzimmer, welches ſich mit ihr vergleichen ließe. (zu Lisbeth.) Erlauben Sie — (Er reicht ihr den Arm, führt ſie bis an die Thüre ihres Zimmers, grüßt dann den Kapitän und geht dem Kaiſer nach.)

Lisbeth

(~~für ſich~~, im Abgehen.)

Das iſt doch wirklich ein ſonderbares Zuſammentreffen. (geht ab.)

Paul

(ſpricht das folgende kopfſchüttelnd, indem er langſam abgeht, wobey er alle Schritte ſtehen bleibt.)

Wenn mich Einer fragt, wie das Alles zuſammenhängt? — bey allen Sturmwinden, ich wüßte ihm nichts zu antworten. — Auf jeden Fall muß ich geſtehen, daß ich eine Frau habe, die während meinen Fahrten ein großes Haus gemacht hat. Ich bin kaum hier gelandet, ſo begrüßen mich auch ſchon ein halb Dutzend guter Freunde von ihr. Wenn ſich die Hausfreunde in dem Verhältniß ausgebreitet haben, ſo darf ich mir in allen Seehäfen der Welt eine ſchmeichelhafte Aufnahme verſprechen.

Ende des erſten Acts. Act

Zweyter Act.

Der vorige Salon.

Erſter Auftritt.

Paul
(~~tritt verdrüßlich~~ ein.)

Der Henker hole alle die tauſend Fragen, und die Frager dazu! Ich reiſe 400 Meilen, und komme in einem Lande an, wo ich keine Seele kenne, und wie Einer nur ein Wort an mich richtet, ſo redet er von meiner Frau. (zornig und ~~ſeine Stimme verändert.~~) »Wie befindet ſich die ſchöne Marianne?« — »Darf ich fragen, ob es der liebenswürdigen Marianne wohl geht?« — »Die gute Marianne werde ich nie vergeſſen!« — Wenn man ſie ſo reden hört, ſo ſollte man glauben, dieſe Marianne ſey eine der berühmteſten Banquiers in Holland. — Aber was ſoll ich von meinem Schwager denken? — »Die Barloffs haben fallirt, ſind ganz zu Grunde gerichtet« — ſo höre ich heute ſchon an allen

Ecken der Stadt. (Er erblickt den Pagen, welcher im Vorzimmer auf und abgeht.) Vielleicht, daß der junge Menſch dort, mir reinen Wein einſchenken kann. (Er gibt ihm Zeichen hereinzutreten.) Mein Freund!

Zweyter Auftritt.

Paul, der Page tritt herein.

Paul.

Sie ſind hier vom Hauſe, nicht wahr?

Page.

Zu dienen.

Paul.

Wollen Sie mir wohl einen Gefallen erweiſen?

Page.

Mit vielem Vergnügen.

Paul.

Sie kennen das Haus Barloff gewiß ganz genau.

Page.

Ganz genau.

Paul.

Sagen Sie mir, iſt's denn wahr, daß ſie ihre Zahlungen einzuſtellen gezwungen, und daß ſie, was man ſagt, ruinirt ſind.

Page.

Man verſichert es.

Paul.

Und weiß man nicht, was dieſes Unglück verurſacht hat?

Page.

Der Verluſt von zwey reichbeladenen Schiffen, welche bey ihrem Eintritt in den Belt geſcheitert ſind.

Paul (für ſich.)

Und der redet von 100,000 Rubeln Ausſtattung? (~~zum Pagen~~.) Ich danke, mein Freund, ich weiß genug.

Page (~~verlegen~~)

Verzeihen Sie auch mir eine Frage, mein Herr, Sie ſind der Kapitän des holländiſchen Schiffes, welches in unſerm Kanal vor Anker liegt?

Paul.

Der bin ich.

Page.

Paul von Sardam.

Paul.

So nenn' ich mich.

Page.

Und Sie kehren vermuthlich wieder nach Holland zurück!

Paul.

Binnen einem Monath hoffe ich ſchon dort zu ſeyn.

Page (furchtſam.)

So erlauben Sie, mein Herr — ich hätte eine große Bitte an Sie — wenn Sie ſo gefällig ſeyn wollten — es iſt freylich nur ein kleines Schächtelchen — ich habe es vorſetzlich zu mir geſteckt, in der Hoffnung, Sie zu finden.

Paul.

Nun, und was ſoll ich damit?

Page.

Es enthält nichts — Verbothenes — nur ein Portrait und eine Haarlocke von mir.

Paul.

Ah, ein Geſchenk der Zärtlichkeit? Ich verſtehe.

Page.

Wenn Sie ſo gütig ſeyn wollten, es an ſeine Addreſſe zu übergeben.

Paul.

Von Herzen gern.

Page.

Sie würden mich auf ewig zu Ihrem Schuldner machen.

Paul (lächelnd.)

Die Perſon iſt alſo —

Page.

Ein Engel! mein Herr, ein Engel! O wie beneide ich Sie, Sie werden ſie ſehen, mit ihr ſprechen.

Paul.

Alles ganz gut; aber der Engel wird doch einen Nahmen haben.

Page (~~zutraulich~~.)

Aber Sie müſſen ja keinem Menſchen etwaß davon ſagen; denn ſie hat einen eiſerſüchtigen Mann, einen grimmigen Menſchen.

Paul.

Schon recht. (~~er beſieht das Schächtelchen.~~) Wo iſt denn die Addreſſe?

Page.

Ich habe ſie von Ihnen geſchrieben, damit nicht etwa irgend ein Neugieriger —

Paul.

Das nenn' ich vorſichtig ſeyn.

Page.

Aber Ihnen will ich daraus kein Geheimniß machen, Sie dürfen das Käſtchen ſchon öffnen, und die Addreſſe leſen.

Paul (~~lachend~~.)

Das glaub ich gerne, daß ich das darf, wenn ich anders meine Kommiſſion verrichten ſoll. (~~öffnet und~~ lieſt.) »An Frau Marianne Kalf.« — An mein Weib? Alle Herrgotts Donnerwetter! (~~er wirft die Schachtel voll Zorn auf die Erde.~~)

Page.

Sein Weib? Mein Gott, was hab ich gethan! (er hebt die Schachtel ſchnell auf und entflieht.)

Dritter Auftritt.

Paul (~~allein.~~)

Soll man denn nicht gleich auf der Stelle die Seekrankheit auch zu Lande bekommen, wenn man ſo etwas hören muß? — Und mir ſelbſt gibt er die Schachtel mit dem ſchönen Präſent, ich ſelbſt ſoll ſie überbringen. Das geht über den Horizont meiner Geduld. — War denn ganz Petersburg in Sardam? — Arme Ehemänner! reiſet nur, ſchifft nur auf Entdeckungen aus, knüpft Handelsverbindungen an! Eure Weiber bleiben hübſch zu Hauſe, machen andere Bekanntſchaften, und knüpfen Verbindungen an, daß euch die Haare zu Berge ſtehen. (~~er ſchreit.~~) So wollte ich denn, daß alle Meerungeheuer auf einmahl über mich herfielen, damit ich die Galle, die uns dieſe Landungeheuer, die Weiber, verurſachen, doch an irgend jemanden auslaſſen könnte.

Vierter Auftritt.

Paul. Lisbeth.

Lisbeth.
Wer ſtürmt denn ſo? Ah, du biſt's, Bruder?

Paul.
Da kommt ſo ein angehendes Ungeheuerlein.

Lisbeth.

Immer noch zornig?

Paul.

Und ſoll's etwa nicht ſeyn, he? Und deine ſaubere Schweſter Marianne, die man überall ſo gut kennt, als ob ſie mit Kapitän Maggelan die Welt umſegelt hätte.

Lisbeth.

Deſto beſſer für einen Handelsmann.

Paul.

Welche alle Welt geſehen hat, ſchätzt, verehrt, anbethet —

Lisbeth.

Da find' ich gar nichts Sonderbares daran; ich war immer ſtolz auf meine Schweſter.

Paul.

So weit geht's ſogar, daß Einer dieſer Purſchen die Keckheit hat, ſich an mich ſelbſt zu wenden, und mich zu bitten, meiner Frau ſein verfluchtes Geſicht und einen Büſchel ſeiner Haare zu überbringen.

Lisbeth

(lacht laut auf.)

Hahaha! Dir ſelbſt? Hahaha! Das iſt herrlich!

Paul.

So?

Lisbeth.

Das beweiſt dir nur, daß ſie mehreren als die den Kopf verrückt hat.

Paul.

Das Kopf verrücken ließ ich gelten, aber den Kopf verlängern (~~macht die Zeichen der~~ Hörner) Br! da ſchaudert einem ehrlichen Menſchen die Haut.

Lisbeth.

Pfuy, Bruder! wer wird an der Treue einer Frau zweifeln, von welcher die ganze Welt Gutes ſpricht.

Paul.

Das iſt ja eben das Schlimme! das macht mein Unglück — ſchimpfen ſollen die Kerls auf mein Weib! — das iſt ein Beweis, daß ſie nicht glücklich waren.

Lisbeth.

Wenn wir in Frankreich oder England wären, mit Fingern würde man auf dich zeigen.

Paul.

Wir ſind aber jetzt in Rußland, wo mir Lichter aufgehn, wie Nordſcheine beym Heringsfange.

Lisbeth.

Glaubſt du etwa, daß nur die Holländer reiſen?

Paul.

Kein Menſch ſoll reiſen, als Kaufleute ihrer Geſchäfte wegen; aber wenn Weiber Bekanntſchaften bis an's Ende der Welt haben, das iſt doch zu arg.

Lisbeth.

Ey, über das große Unglück! Ja, lieber Bruder, dafür weiß ich nur ein einziges Mittel.

Paul.

Und dieſes iſt?

Lisbeth.

Sich hübſch darein zu fügen, das iſt das Mittel, welches alle klugen Leute wählen, und ſie befinden ſich gar nicht übel dabey.

Paul.

Laſſe die ſpitzfindigen Anmerkungen, und denke lieber an deine Hochzeit.

Lisbeth.

Habt Ihr den Tag ſchon beſtimmt?

Paul.

Nein, ich erwarte Herrn Barloff den ältern, welcher jetzt eben dringende Geſchäfte hat. Aber bevor wir das Ding ganz in's Reine bringen, muß ich dir noch ein wichtiges Geheimniß entdecken.

Lisbeth.

Ich bin ganz Ohr.

Paul.

Die Herren ſind, was man ſagt, zu Grunde gerichtet.

Lisbeth.

Die Barloffs?

Paul.

Zwey Schiffe ſind ihnen im Belt geſcheitert. (fixirt Lisbeth ſcharf.) Vielleicht — daß bey ſolchen Verhältniſſen dein Vater —

Lisbeth.

Ich kenne meinen Vater, der hält unter jeden Verhältniſſen ſein Wort.

Paul (~~für ſich.~~)

Aha! der Wind bläſt ſchon anders. (~~laut.~~) Und du ſelbſt — ?

Lisbeth.

Ich heirathe nicht aus Intereſſe.

Paul (~~für ſich.~~)

Steifer Südwind! Es iſt richtig, ſie kannten ſich ſchon früher. (~~laut.~~) Du ſchienſt doch vor Kurzem noch ſo ſehr gegen dieſe Verbindung eingenommen?

Lisbeth.

Ich habe ſeitdem beſſer darüber nachgedacht. Der Wille meines Vaters, die weite Reiſe, die Mühe, welche du dir gegeben haſt —

Paul.

Biſt doch eine gute Seele, Lisbeth! (~~für ſich~~) Jetzt brennt der Sirocco aus der Herzenskajüte.

Lisbeth.

Dann — hab' ich auch meine kleinen Geheimniſſe. — Stelle dir vor, Bruder, mein beſtimmter Bräutigam iſt —

Paul.

Nun?

Lisbeth.

Iſt derſelbe —

Paul.

Ja, wer derſelbe?

Lisbeth.

Derſelbe Reiſende, von dem ich dir erzählte.

Paul.

Der in Sardam war?

Lisbeth.

Ja, ja.

Paul.

Nun, ſo iſt's doch gleich um alle Sinne auf einmahl zu verlieren! Schließt ein junges Mädchen in das unterſte Kämmerlein des Schiffraumes, verwahrt ſie unter Schlöſſern und Riegeln, ſtellt doppelte Feuerwache vor die Thüre, ich ſtehe euch dafür, es kommt an den Tag, daß ſie eine Bekanntſchaft in der Pulverkammer gemacht hat.

Lisbeth.

Du ſiehſt nun wohl, Bruder, daß ich Recht hatte, als ich dir ſagte, man muß an nichts verzweifeln. (ab.)

Fünfter Auftritt.

Paul (allein.)

Bey meiner armen Seele, wenn ich nicht gewiß wüßte, daß ich 23 Tage auf der See zugebracht habe, ich käme in Verſuchung zu glauben, ich hätte nur einen Beſuch in der Nachbarſchaft gemacht, weil ich überall Bekannte treffe.

Sechster Auftritt.

Peter. Paul.
(Die Hofherren gehen durch den Saal ab.)

Peter (für ſich.)

Endlich bin ich frey! Ich glaubte wirklich, das Conſeil nähme kein Ende mehr.

Paul.

Wiſſen Sie, lieber Schwager, daß ein Fremder leicht glauben könnte, er ſey in dem Hauſe eines Staatsminiſters? Die Herren da mit ihren wichtigen Mienen, das Ding ſieht ja gerade aus, als wenn das Wohl von ganz Rußland auf Ihnen läge. Hahaha!

Peter.

Ein Handels-Conſeil, nichts weiter, ich habe die Herrn über einige wichtige Dinge zu Rathe gezogen.

Paul.

Sie haben Euch vermuthlich in tauſend ſchönen Redensarten geſagt, daß ſie nichts verſtehen, ich kenne das; Vertrauen allein iſt die wahre Baſis des Handels, das Uebrige gibt ſich von ſelbſt.

Peter.

In Ihrem Lande vielleicht, aber hier —

Paul

(zeigt auf das Modell des Schiffes auf dem Tiſche.)

Schwager, ſagen Sie mir doch, wer hat das Schiff gemacht? Ich glaube, daß der Mann im Stande wäre, Rußland eine Marine zu geben. Ja, das muß man Eurem Czaar laſſen, er kennt ſeine Leute, und weiß ſie aus der Menge hervorzuziehen.

Peter (für ſich.)

Ganz recht, daß du auf dieſes Kapitel kommſt. (laut) Das meint man wohl in Holland?

Paul.

In England, in Deutſchland, in ganz Europa.

Peter (leicht.)

Weil er einige Reiſen gemacht hat, nicht wahr?

Paul.

Weil er aus dieſen Reiſen Nutzen gezogen hat.

Peter.

Wir empfinden dieſen Nutzen nicht.

Paul

(ſich ereifernd, und nach und nach immer hitziger werdend)

Was ſagen Sie da, Schwager, keinen Nutzen? Kaum zwölf Jahre iſt es noch, daß man keinen Kiel eines Schiffes im ganzen ruſſiſchen Reiche fand / ſtatt deſſen ſah man eine Regierung ohne gute Geſetze, Soldaten ohne Disciplin, ein Volk ohne Sinn für's Gute und Schöne, mit welchem die Bojaren ein Spiel trieben, welches Factionen entzweyten, welches keine Künſte, keine Induſtrie, keinen Handel kannte, und 60 Millionen Tribut an den Chan der Tartarey bezahlte. Jetzt ſind die Tartaren beſiegt, die Feſtungen Azoff und Prekop ~~in Euren Händen, Eure Armeen regulirt~~, Eure Schiffe kreuzen auf dem baltiſchen Meere, die Künſte der Nachbarn ſind in Euer Land verpflanzt, Palläſte, Städte heben ſich aus Euren Wüſten empor, und Ihr ſagt, Ihr empfindet keinen Nutzen von Eures Czaars Reiſen? Das iſt erlogen! das iſt undankbar! das iſt – ich ereifre mich da, aber ich kann's nun einmahl nicht leiden, wenn Jemanden Unrecht geſchieht.

Peter (~~gerührt~~.)

Nun ja, wir haben Palläſte und Städte, aber ſie ſchließen nur Unglückliche in ſich.

Paul.

Sagt lieber Undankbare! — Ja, ja, das iſt das Loos guter Fürſten.

Peter.

Unzufriedene ohne Zahl —

Paul.

O des großen Wunders! Verſucht es einmahl, und ſchafft Mißbräuche ab, Ihr werdet alle gegen Euch haben, die davon Nutzen zogen.

Peter.

Faktionen, die ſich immer erneuern.

Paul.

Er wird ſie ſchon zum Schweigen bringen, ſeyd darüber ganz ruhig, er hat den Willen und die Kraft dazu. — Doch laſſen Sie uns davon abbrechen, lieber Schwager, weder ich noch Sie ſind im Stande zu beurtheilen. Sie ſehen eben ſo wenig in Ihrer finſtern Schreibſtube, als ich auf meinem hellen Verdecke das Ziel, wohin dieſer große Mann ſteuert. Die Zukunft wird es uns lehren.

Peter

(ſeine Rührung verbergend, bey Seite.)

Braver Mann!

Paul.

Sie müſſen mir ſchon verzeihen, ich dachte freylich nicht daran, daß Ihr Vater —

Peter.

Noch in Ketten ſchmachtet.

Paul.

Was für ein Teufel hieß ihn auch, ſich in Staatsgeſchäfte zu mengen? Er, ein Kaufmann! Doch wir kommen ſchon wieder auf die alte Sandbank; laſſen Sie uns lieber von unſern jungen Leuten ſprechen.

Peter.

Das iſt richtig. Ich nehme die Ausſtattung über mich, und gebe meinem Bruder 100,000 Rubel.

Paul

(ihn lächelnd anſehend.)

100,000! es geht nicht gut an.

Peter.

Iſt das etwa nicht genug?

Paul.

Zu viel! Alle Segel! zu viel! Ein Kaufmann darf ſein Vermögen nicht ſo ſchmälern, ein unvorgeſehener Umſtand — ein Schiff kann ſcheitern — (~~Er fixirt~~ ihn ſcharf.)

Peter (für ſich.)

Da ſteckt ein Geheimniß dahinter.

Paul.

Uebrigens kann der Herr Bruder ſchon auch mit Lisbeths Vermögen zufrieden ſeyn. Somit Punctum! — Jetzt auf Ihren Herrn Vater zu kommen — Wie Sie den ſchlichten Seemann hier ſehen, vielleicht kann er ihm doch nützlich ſeyn.

Peter.

Wie?

Paul.

Beym Czaar mein' ich.

Peter.

Sie kennen den Czaar?

Paul.

Wie ich Sie kenne. Er hat in den Werft meines Schwiegervaters unter dem Nahmen Peterbas gearbeitet. Ich hab ihn zwar wenig geſehen, weil ich immer auf Fahrten war, aber er muß ſich ja noch ſeines alten Wirthes erinnern, und da er den Handel ſo ſehr begünſtigt —

Siebenter Auftritt.

Vorige. Menzikoff von mehreren Pagen und Trabanten begleitet, welche Geſchenke tragen.

Ein Page (anmeldend.)

Ein Abgeſandter des Kaiſers. (~~geht ab.~~)

Paul (~~bey Seite.~~)

Ah, ſieh da mein junger Freund, der mir ſein Geſicht vertrauen wollte.

Menzikoff.

Wohnt hier der Kapitän des Schiffes, welches heute in unſern Kanal eingelaufen iſt?

Peter.

Er ſteht hier vor Ihnen. (auf Paul zeigend.)

Menzikoff (zu Paul.)

Seine Majeſtät haben auf dem erſten Kauffartheyſchiffe, welches hier einlief, mit Vergnügen die Flagge der vereinigten Provinzen erblickt, höchſt Dieſelben haben mir aufgetragen, Ihnen, mein Herr Kapitän, das allerhöchſte Wohlgefallen darüber zu erkennen zu geben, und Ihnen dieſe Doſe mit dem Portrait Sr. Majeſtät als ein Zeichen der beſondern Achtung für Ihre Nation zu überreichen. (er übergibt dem Kapitän die Doſe in kleinem Käſtchen) Mit inniger Rührung hat ſich der Kaiſer auch jener Freundſchaft erinnert, womit ihn Ihr Herr Schwiegervater Kalf und ſeine Töchter aufnahmen, und erſucht Sie, Herr Kapitän, jenen braven Leuten dieſe Geſchenke als einen Beweis ſeines Wohlwollens zu überbringen. ~~(ab.)~~

Achter Auftritt.

Peter. Paul.

Paul.

Nun, das iſt ein Beſuch, den ich mir doch wahrhaftig nicht vermuthete. Ich weiß jetzt noch nicht, wie mir geſchieht. — Aber iſt der Czaar auch ein Mann! Er weiß Alles, er denkt an Alles. Ich bin noch kaum angelangt, und ſchon — ~~(er öffnet das Käſtchen, und beſieht freudig das Porträt auf der Doſe)~~ Bey allem Tackelwerk, das iſt das Porträt eines großen Mannes.

Peter ~~(lächelnd.)~~

Ganz natürlich, weil er das Verdienſt belohnt.

Paul (für ſich.)

Wird ſchon eiferſüchtig, der da. ~~(laut.)~~ Aber jemehr ich das Bild betrachte, jemehr finde ich, daß dieſe Züge einige Aehnlichkeiten mit den Ihrigen haben.

Peter.

Man hat mir das ſchon öfters geſagt.

Paul
(vergleicht Peters Geſicht mit dem Bilde.)

Ja, wahrhaftig, der Umriß des Geſichtes — der Ernſt auf der Stirne — (auf das Porträt zeigend) Aber da iſt doch mehr Ausdruck, mehr Adel, die Züge, zuſammengenommen, bilden mehr Majeſtät.

Peter (kalt.)

Die Faſſung iſt ſehr ſchön.

Paul.

Darauf hab ich noch nicht geachtet.

Peter.

Herrliche, große Brillanten! Die Doſe iſt wenigſtens 2000 Rubel werth.

Paul.

Für einen Juwelier, ich gäbe ſie nicht für 3 Millionen.

Peter.

Ich habe keine Luſt ſie dafür zu nehmen.

Paul (verdrießlich.)

Ich auch gar nicht zu verkaufen. (ſteckt ſie in die Taſche.)

Peter.

Uebrigens iſt dieß allerdings ein artiges Geſchenk, und verdient ſchon, daß man den Geber ein Bischen lobt.

Paul.

Das Lob des Czaars liegt in ſeinen Handlungen, und nicht in meinen armen Worten. Uebrigens ſage ich nicht, daß er gar keine Fehler habe —

Peter.

Nun endlich!

Paul.

Er iſt heftig, aufbrauſend, manchmahl ſogar —

Peter.

Grauſam.

Paul.

Zugegeben.

Peter.

Seht einmahl, wie er die Bojaren behandelt hat.

Paul.

Strenge.

Peter.

Und die Strelitzen.

Paul.

Ohne Barmherzigkeit.

Peter.

Ihr ſeyd alſo gezwungen, mir einzugeſtehen —

Paul.

Nein, alle Segel! ich geſtehe nichts ein. Die Bojaren und Strelitzen waren Rebellen, er hat ſie ohne Gnade gerichtet, allein er war das ſeinem Lande, ſeinem Volke und ſich ſelbſt ſchuldig. Ich bin nur ein Schiffskapitän, aber wenn ſich einige Schurken auf meinem Schiffe befanden, die meine Manövres zu vereiteln ſuchen wollten, an den nächſten Maſtbaum ließ ich ſie aufknüpfen, um ungehindert nach meinen Planen fortſegeln zu können, und ſichrer ans Land zu kommen.

Peter.

Gerade ſo hat er's gemacht.

Paul.

Und er hatte Recht. Doch, ich gehe nun ihm zu danken, daß er ſich meiner und meiner Familie ſo gnädig erinnert hat, und ich glaubte, Schwager, daß bey dieſer Gelegenheit ein Wort für ihren Vater nicht am unrechten Orte wäre.

Peter.

Kapitän, gerührt erkenn' ich die Freundſchaft, welche Sie für mich haben, aber Sie wiſſen wohl, jeder Menſch hat ſein Bischen Stolz; ich nehme Ihr gütiges Anerbiethen eben ſo wenig an, als Sie für Ihre Schwägerinn die 100,000 Rubel von mir nehmen wollen. (er geht ab.)

Neunter Auftritt.

Paul (allein.)

Da kann man ſehen, was unſre Kaufleute für einen verdammten Stolz haben! Dadurch glaubt er mir ſeine ſchlimmen Umſtände zu verbergen.

Zehnter Auftritt.

Paul. Katharina.

Katharina.

Lieber Kapitän! Sagen Sie mir doch, was hier vorgegangen iſt? — Barloff —

Paul.

Iſt ein wenig eigenſinnig, Madam.

Katharina.

Das iſt ein Fehler, den beynahe alle Ehemänner haben.

Paul.

Nun, er macht wirklich keine Ausnahme von der Regel. Kam er nicht ordentlich in üble Laune, als ich die 100,000 Rubel anzunehmen mich weigerte.

Katharina.

Aber warum haben Sie ſich denn geweigert, Herr Kapitän?

Paul.

Sie wollen mir alſo auch noch ein Geheimniß daraus machen, Madame?

Katharina.

Woraus?

Paul.

Daß Ihnen zwey Schiffe zu Grunde gegangen ſind. —

Katharina.

Wahrhaftig, davon weiß ich nichts.

Paul.

Ein Beweis, daß man Ihnen das Unglück verſchweigen wollte. Ja, Madam, zwey Schiffe auf Rechnung der Brüder Barloff, reich beladen, ſind im Belt geſcheitert. — Kann ich nach dieſem Unglücksfalle noch die Summe annehmen? Uebrigens hätte dieſe Weigerung ihn vielleicht nicht ſo böſe gemacht, wenn wir nicht ſo verſchiedener Meinung über den Czaar geweſen wären.

Katharina.

Barloff läßt dem Kaiſer Gerechtigkeit widerfahren, aber ſein Vater —

Paul.

Ich habe ihm den Antrag gemacht, bey dem Kaiſer für den Unglücklichen um Gnade zu bitten.

Katharina (für ſich.)

Das könnt' ich benützen. (laut) Dieſer ausgezeichnete Freundſchaftsdienſt —

Paul.

Ich werde ihm denſelben leiſten, ſeyn Sie verſichert, auch wider ſeinen Willen. Uebrigens bin ich auch wirklich neugierig, den Peterbas zu ſehen, der einſt ein ſo geſchickter Zimmermann war, und jetzt ein ſo großer Regent geworden iſt.

Katharina.

Der Zufall iſt Ihnen günſtig, Herr Kapitän. Alle Tage beſucht der Czaar, begleitet von ſeinen Miniſtern, die Manufacturen, Fabriken, Atteliers der Künſtler und ſo weiter. Heute, vielleicht binnen einer Stunde ſchon, wird er hieher kommen.

Paul.

Wohl, Madam, ich will mit dem Kaiſer reden, und wenn es hintennach Ihrem Herrn Gemahl wirklich mißfallen ſollte —

Katharina.

Sie beurtheilen meinen Mann auch gar zu ſtrenge. Uebrigens ſeh ich wohl ein, daß Sie gerechte Urſachen haben, ihm nicht ganz gut zu ſeyn.

Paul.

Und welche Urſachen, wenn ich bitten darf?

Katharina.

Verſtellen Sie ſich nur nicht, Sie wiſſen ja ohne dieß —

Paul.

Der Fockmaſt ſoll mich erſchlagen, wenn ich —

Katharina.

Die ſchöne Marianne Kalf in Sardam iſt doch Ihre Frau, und —

Paul.

Und?

Katharina.

Und man ſagt, daß ſie und mein Gemahl einander eben nicht gram waren. Man mag auch ſo nachſichtig ſeyn, als man will, ein Rival bleibt doch immer ein Dorn im Auge.

Paul.

Ja, da haben Sie recht. Ich weiß, mein Weib hatte für Ihren Herrn Gemahl —

Katharina.

So viele Freundſchaft, ſo viel Achtung, ſo viel —

Paul.

Daß an einem geheimen Einverſtändniſſe gar nicht zu zweifeln iſt.

Katharina.

Ganz ſicher, aber verſteht ſich, alles in der größten Unſchuld.

Paul.

Ja, ja, man kennt den Teufel, er iſt ein Schelm. (ſtellt ſich vor Katharinen hin, und betrachtet ſie mit in einander geſchlagenen Armen.) Das Einzige, was ich nicht begreifen kann, iſt, daß ich Sie mit ſo kaltem Blute von einem Einverſtändniß ſprechen höre, welches Sie doch nicht minder kränken muß, als mich. (bey Seite, Katharinen betrachtend) Sie iſt nicht übel — meiner Seele, gar nicht übel — Madame, da wir beyde beleidiget ſind, ſo gäb's vielleicht ein Mittel, uns eine kleine Rache zu nehmen.

Eilfter Auftritt.

Vorige. Lisbeth.

Lisbeth.

Ah! find ich dich endlich, Bruder?

Paul (für ſich.)

Muß der böſe Wind die Meerſchwalbe gerade jetzt herführen.

Lisbeth.

Ich wünſche dir Glück, Bruder, zu den ſchönen Geſchenken, welche du ſo eben erhalten haſt. Geſchenke vom Kaiſer! Das muß ja gleich eine ganze Welt werth ſeyn? Zeige mir doch das meinige geſchwind.

Paul (kalt.)

Das Deinige?

Lisbeth.

Nun ja, er wird mich doch nicht vergeſſen haben?

Paul.

Es iſt jetzt 3 Jahre, daß er dich geſehen hat, und da warſt du noch ſo klein —

Lisbeth.

Nun ja, klein! mit 16 Jahren! und wenn ichs auch geweſen bin; es gibt Leute, welche man nicht ſo geſchwind wieder vergißt, wenn ſie auch klein ſind.

Paul.

Schwätze nicht ſo viel!

Lisbeth.

Daß er meiner Schweſter den Vorzug gegeben hat, das will ich wohl glauben, denn ſie ſteckten ja immer beyſammen, aber vergeſſen hat er mich doch nicht ganz.

Katharina.

Die Stunde rückt näher, wo der Kaiſer unſer Magazin beſehen wird. Der Herr Kapitän will ihn da um Gnade für den alten Barloff bitten. Vereinigen auch Sie, liebes Kind, Ihre Bitten mit den ſeinigen, denn die Schönheit wirkt ja auf jedes Herz.

Lisbeth.

Wenn die Schönheit auf des Kaiſers Herz wirkt, ſo haben Sie entweder nicht gebeten, Madam, oder der Mann müßte ſchon lange frey ſeyn. Uebrigens ſorgen Sie nicht, Madam, ich will ihm ſchon recht zu Leibe gehn; ich will ihm ſo einige kleine Späßchen ins Gedächtniß zurückrufen, die er mit meiner Schweſter gehabt hat. —

Paul.

Spä — Späßchen? was waren das für Späßchen?

Lisbeth.

Ah, Männer müſſen nicht alles wiſſen.

Paul.

Deinen Mann bedaure ich ſchon im Voraus.

Lisbeth.

Meine arme Schweſter habe ich ſchon lange bedauert.

Paul.

Mir ſcheint, du willſt in ihre Fußſtapfen treten.

Lisbeth.

Ich wills verſuchen.

Paul.

Nein, das kann ich nicht länger anhören! (zu Katharinen) Ich verlaſſe Sie einige Augenblicke, Madam, ~~um mich ein wenig in Staat zu werfen.~~ (zu Lisbeth) Was die gewiſſen Späßchen anbetrifft, ſo ſage ich dir, daß du ein naſeweiſes Ding biſt, das gar nicht verſteht, was ein Spaß iſt, und daß man recht ſpaßig ernſthaft ſeyn, und daß man auch ernſten Spaß — aber — (~~bey Seite~~) ich bin ganz verwirrt. (~~laut~~) Kurz, ich verbitte mir im Ernſte derley Späße, und bin überzeugt, daß ein Kaiſer an ernſthaftere Dinge zu denken hat, als an ſolche Späße.

Lisbeth.

Du nimmſt die Sache wirklich ernſthaft, hahaha! das macht mir Spaß. (~~Lacht~~)

Paul

(~~polternd.~~)

Ey ſo wollt ich, daß alle Tage ein Sturm — Nord — Oſt die Segel deines ehlichen Lebens zerreiße, daß Tackelage und Compaß über Bord fährt, damit du ſiehſt, was es heißt, einem ehrlichen Steuermann ſeinen heitern Himmel zu trüben.

Katharina.

Aber lieber Kapitän! wie kann man ſo eiferſüchtig auf eine brave Frau ſeyn, deren Tugend in der ganzen Welt bekannt iſt?

Paul.

Ihr Wort in Ehren, Madame! aber ich halte wenig auf eine Tugend, mit der ein ehrlicher Mann 400 Meilen in der Runde mit lauter Gratulationen zu Tode geängſtigt wird. (ab in ſein Kabinet.)

(Lisbeth geht ihm lachend nach.)

(Katharina auf der andern Seite ab.)

Ende des zweyten Acts.

Dritter Act.

Die vorige Decoration.

Erſter Auftritt.

Katharina. Peter. Lefort.

Peter.

Ich muß aufrichtig geſtehen, daß meine Rolle bereits anfängt, mich in Verlegenheit zu bringen.

Lefort.

Ew. Majeſtät werden zugeben, daß der letzte Act der meinigen eben nicht angenehm iſt.

Peter.

Wie ſo?

Lefort.

Der Kapitän hat geſchworen, mir den Kopf mit einer Kugel zu zerſchmettern, und ein Seemann hält Wort. —

Peter.

Und warum das?

Lefort.

Weil ich nach Eurer Majeſtät Befehl ſeine Frau gelobt habe.

Peter.

Still, da kommt Lisbeth. (~~zu Lefort.~~) Bewache du indeſſen den Bruder.

(Lefort verbeugt ſich und geht in Pauls Kabinet.)

Zweyter Auftritt.

Katharina. Peter. Lisbeth.

Katharina
(zu Lisbeth im Eintreten.)

Nun, meine liebe neue Schweſter, was macht der Kapitän?

Lisbeth
(laut auflachend.)

Er iſt entſetzlich aufgebracht.

Katharina.

Gegen wen denn?

Lisbeth.

Gegen Sie, gegen mich, gegen alle Welt! Er ſchwört, er flucht! Da reiſe ich 400 Meilen weit daher, ſchreyt er, und Jedermann ſpricht hier von meinem Weibe ſo, als ob er mit ihr einen Scheffel Salz gegeſſen hätte. — Aufrichtig zu geſtehen, begreif' ich ſelbſt nicht, wie meine Schweſter die vielen Bekanntſchaften gemacht hat.

Peter.

Das iſt ganz natürlich. Wir Ruſſen reiſen gerne.

Katharina.

Selbſt unſer Kaiſer war ja ſchon in Sardam. Erinnerſt du dich nicht mehr, ihn dort geſehen zu haben, Lisbeth?

Lisbeth.

Ach, auf den erinnere ich mich wohl noch recht gut. Er kam zu uns in einer ganz einfachen Kleidung, gerade ſo, wie wir hier angekommen ſind. Ich war faſt alle Tage die Erſte, die mit ihm ſprach. Guten Morgen, Peterbas! — Guten Morgen, ~~kleines~~ Schelmenauge! und bey dieſen Worten ~~kneipp~~ er mich in die Wangen, [illegible] grüßte meinen Vater, ſprach einige Worte mit ihm, und ſetzte ſich dann geſchwinde —

Katharina.

An Mariannens Seite, nicht wahr?

Lisbeth.

Ganz recht.

Peter.

Manchmahl auch zu dir oder deinem Vater, nicht wahr? —

Lisbeth.

Nein, nein, immer zu Mariannen.

Peter.

Du würdeſt ihn alſo wohl gleich wieder erkennen?

Lisbeth.

O auf der Stelle. Zwar ſeine Züge ſind in meinem Gedächtniß ein wenig verwirrt, allein ich weiß noch recht gut, daß er ein recht ſpitzbübiſches Geſicht machen konnte. Wie mein Vater nur den Rücken kehrte, huſch war er hinter meiner Schweſter her, und da hörte man ſie beyde ſchäckern und lachen, nun aber wie lachend?

Peter.

Nun, vermuthlich hat er ihr einige komiſche Anecdoten erzählt?

Lisbeth.

Nein, nein, das ging ziemlich in's Ernſthafte.

Katharina.

Aber wie weißt du denn das alles, Lisbeth?

Peter.

Liebe, frage doch das arme Kind nicht um Dinge —

Katharina.

Verzeihen Sie, Herr Gemahl, jede Kleinigkeit intereſſirt uns bey einem Souverän, den man liebt.

Lisbeth

(heimlich zu Katharinen.)

Mir ſcheint, Ihr Gemahl iſt auch eiferſüchtig, liebe Schweſter. (laut) Ich will Ihnen ſagen, wie ich darauf gekommen bin. Eines Abends, mein Vater war eben ausgegangen, und ich ſaß an Mariannens Platze, da hörte ich Jemanden ganz ſachte auf mich zuſchleichen —

Peter.

Und da ſchrieen Sie vermuthlich?

Lisbeth.

Im Gegentheile, ich war ſtille, wie eine Maus. Immer näher kam es zu mir, endlich ergriff's meine Hand, drückte ſie an ſein Herz, und ſprach mit einem Tone, ja, wer ihn nachahmen könnte dieſen Ton: Biſt du mir denn auch ein Bischen gut?

Katharina.

Nun, und du?

Lisbeth.

Ich ſeufzte nur ganz leiſe, um mich nicht zu verrathen — und als ich geſeufzet hatte, da ſeufzte der Jemand auch, und auf einmahl —

Peter.

Nun?

Lisbeth.

Trat der Vater mit dem Licht herein.

Peter (für ſich.)

Verdammte Aufklärung!

Katharina.

Und dieſer zärtliche Unbekannte war —

Lisbeth.

Wie, Sie errathen es nicht? (lachend) War Pe[illegible].

Katharina.

Unſer Kaiſer?

Lisbeth.

Ja, ja, der Kaiſer.

Katharina (~~zu Peter.~~)

Finden Sie die Geſchichte nicht recht ſpaßig?

Peter.

Sie iſt nicht neu. (~~für ſich.~~) Das Schwatzmaul!

Katharina (zu Lisbeth.)

Er war wohl recht verlegen?

Lisbeth.

Sie können ſich gar keinen Begriff davon machen. Er ſtand auf dieſer Seite, wo jetzt Ihr — (ihre Blicke fallen auf Petern, ſie ſieht ihn einige Augenblicke ſtarr an.) Aber es iſt doch wirklich eine erſtaunliche Aehnlichkeit zwiſchen Peterbas Zügen und jenen des Herrn Barloff.

Peter

(ſie unterbrechend, um ſie von dieſer Idee abzubringen.)

Und Sie benützten nun dieſe Verlegenheit, um —

Lisbeth.

Nein, ich benützte gar nichts, ſondern entwiſchte ſchnell. Ah, lieber Herr Barloff, mein Vater verſteht in ſolchen Sachen keinen Spaß.

Dritter Auftritt.

Vorige. Paul, ein Papier in der Hand haltend, tritt zornig ein.

Paul.

Nein, jetzt wollt' ich doch ſchon lieber auf eine wüſte Inſel verſchlagen, als in ein Land gekommen ſeyn, wo ich mehr Bekanntſchaften meiner Frau finde, als ich Ellen Tauwerk auf meinem Schiffe habe. — Vorhin kommt ein junger Menſch zu mir, und erwählt mich dazu, meiner Frau ſein Portrait zu überbringen, und jetzt finde ich ſogar einen Liebesbrief in den Geſchenken, welche ihr der Czaar überſendet. Ich glaube, beym Teufel, ganz Petersburg iſt in meine Frau verliebt.

Peter

(ihn unterbrechend.)

Nun, was finden Sie daran gar ſo Erſchreckliches?

Paul.

Ich glaube wohl, Herr Schwager, Sie mögen Urſachen haben, nur Gutes darin zu finden.

Peter.

Marianne iſt ſchön, und eine ſchöne Frau iſt überall Königinn.

Paul.

Eine brave Frau iſt's nur in ihrem Hauſe. Doch ich mag mich gar nicht mehr ärgern. Laſſen Sie uns an unſre jungen Leute denken. Ich habe den Bräutigam hieher bitten laſſen. — (er ſieht Gollovin eintreten.) Ah, da kommt er eben.

Vierter Auftritt.

Vorige. Gollovin.

Paul
(zu Gollovin und Lisbeth.)

Ihr ſeyd alſo einig?

Gollovin.

Ich halte es für mein höchſtes Glück, die Hand der liebenswürdigen Lisbeth —

Paul
(ihn unterbrechend.)

Und ſo weiter. Wir kennen ſchon die Gemeinſprüche der Verliebten. Zur Sache, zur Sache! (er nimmt Petern bey der Hand, zieht ihn in den Vordergrund, und ſpricht mit ſehr zutraulichem Tone zu ihm.) Schwager, jetzt ein geſcheites Wort. Man kann ein rechtſchaffner, kluger Mann ſeyn, und doch mit ſeinen Geſchäften nicht recht in's Reine kommen. Ich weiß, Sie ſind in Verlegenheit?

Peter.

Manchmahl, ich geſtehe es.

Paul.

Man kann gezwungen ſeyn, ſeine Verbindlichkeiten nicht erfüllen zu können. —

Peter.

Meine Verbindlichkeiten werde ich ſtets erfüllen.

Paul.

Noch mehr, es iſt ſogar möglich, daß man in die Nothwendigkeit kommen kann, Banquerott machen zu müſſen —

Peter (heftig.)

Banquerott? Ich? Wer wagt das zu ſagen?

Paul.

Ich, und auch alle diejenigen, welche Ihr Haus näher kennen. Die Höflinge, welche hier aus und eingehen, nennen das freylich anders, mora — Zahlung einſtellen, accordiren — aber ich bin ein Seemann, und nenne die Sache bey ihren rechten Nahmen.

Peter (für ſich.)

Mäßigung!

Paul.

Ich will Ihnen alſo einen Vorſchlag machen.

Peter.

Ich höre!

Paul.

Das Haus Kalf iſt wohl ſo gut, als das Ihrige.

Peter.

Das iſt möglich.

Paul.

Unſre jungen Leute gefallen ſich, ich will alſo —

Peter.

Laſſen Sie mich —

Paul.

Erlauben Sie! — Ich bin hier angekommen, um 300 Fäſſer Kaufmannswaaren, die ſchönſten, welche unſere Colonien erzielen, auszuſchiffen. Nach dem Amſterdamer Cours ſind dieſe wohl 200,000 fl. werth, dazu füge ich noch 20,000 Dukaten in guten Bankbilletten, und das ſey dann Lisbeths Ausſteuer. Auf dieſe Art wird der Verluſt der beyden Schiffe in der Kaſſe der Gebrüder Barloff wohl wieder erſetzt ſeyn, hoff' ich?

Peter.

Gott ſey Dank, es bleiben mir noch andere Schiffe.

Paul (~~für ſich.~~)

Da haben wir den Hochmuth. (laut) Und vermuthlich recht viele?

Peter.

Mindeſtens dreyßig bis vierzig.

Paul (~~für~~ ſich.)

Das nenn' ich ſchön lügen! (laut.) Und alle beladen?

Peter.

Reich beladen.

Paul (für ſich.)

Hör mal den Windmacher! ich ſegle um 6 Tage geſchwinder nach Haus. (laut) Recht brav.

Peter.

Und künftiges Frühjahr hoff' ich deren 60 zu haben.

Paul (für ſich.)

Nur zugeblaſen. (laut.) Sechzig? Die vermehren ſich ja wie die Seehunde.

Peter.

Und das nächſte Jahrhundert —

Paul.

Warum nicht lieber gar eine ganze Marine.

Peter.

Und eine tüchtige Marine.

Paul (für ſich.)

Es iſt kein Zweifel mehr, entweder hat ihn ſein Unglück, oder die Hofherren um den Verſtand gebracht. (laut zu Gollovin und Lisbeth.) Weil die Vermögensumſtände des Herrn Barloff ſo gut ſtehen, ſo ſehe ich gar nicht ein, was Euch hindern ſollte, die verſprochenen 100,000 Rubel anzunehmen?

Gollovin.

Ich ſträube mich gar nicht.

Lisbeth.

Ich auch nicht, ſo etwas kann man in einer Haushaltung ganz gut brauchen.

Peter.

So iſt's recht, Kapitän.

Paul.

Ja? — iſt's ſo recht? (~~für ſich~~) Ich bin doch neugierig, wie er ſich da heraushelfen wird.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Lefort (tritt ein.)

Peter (~~zu Lefort.~~)

Eben recht! Sie bezahlen den Neuverlobten ſogleich 100,000 Rubel aus meiner Privatkaſſe aus.

Paul

(lachend, aber zugleich erſtaunt.)

Eine Privatkaſſe auch noch? und ein Privatzahlmeiſter; man möchte darauf ſchwören, er ſey ein kleiner Souverän.

Lefort (~~zu Petern.~~)

In Bankbilletten oder in Gold?

Peter.

Der Kapitän mag wählen.

Paul (für ſich.)

Er hat ſeine Leute gut abgerichtet — der bläſt ſchön mit. — (~~ganz verwirrt~~) Marine? Privatkaſſe? Gold? Man könnte den Kopf darüber verlieren.

Lefort (~~zu Paul.~~)

Mein Herr! jetzt haben wir noch ein paar ernſte Worte zu ſprechen. Ich nehme Ihre Ausforderung von dieſen Morgen an.

Paul.

Ganz recht, ich ſtehe ſogleich zu Dienſten — Aber erſt laſſen Sie mich das Gold ſehen, Herr Privat-Caſſier.

Peter (zu Lefort.)

Was haben Sie mit dem Kapitän?

Lefort.

Erlauben Sie —

Peter.

Ich will es wiſſen.

Lefort.

Sie kennen die ſchöne Marianne Kalf, meine Herren.

Peter.

Ja, wir kennen ſie alle.

Paul (~~für ſich.~~)

Alle!

Lefort.

Ich ſprach von ihr mit dem Kapitän, und zwar mit aller Wärme, welche Schönheit und Liebenswürdigkeit in ein gefühlvolles ~~Herz ſtrömen~~; meine Sprache hat den Herrn beleidigt, und ein Verdacht —

Peter.

Verdacht? Ich bürge für Mariannens Tugend.

Gollovin.

Ich für ihre Klugheit, für ihre Sittſamkeit.

Lefort.

Ich für ihre reine Seele.

Paul.

Tugend, Klugheit, Sittſamkeit, reine Seele, alles haben ſie auf die Probe geſetzt. Das muß der Neid geſtehn, daß ich da eine ſchöne Rolle ſpiele.

Gollovin.

Wehe demjenigen, der ihren guten Ruf anzutaſten wagt.

Lefort.

Ich vertheidige ihn mit meinem Leben.

Lisbeth (zu Paul.)

Das kommt heraus, wenn man eiferſüchtig iſt.

Paul

(mit aller Wuth herausplatzend.)

Alle Hagel! Sturm! Wetter! Segel! Bomben und Kanonen! ſo ſagt mir doch nur, woran ich bin? — Sind wir Freunde oder Nebenbuhler?

Peter.

Ganz gewiß ſind wir Freunde.

Paul.

Nun, ſo poſaunt nicht aus allen vier Weltgegenden das Lob meines Weibes; ich allein muß wiſſen, was Gutes an meinem Weibe iſt, ich allein habe ſie zu loben.

Lefort

(welchem ein Page etwas in's Ohr geſagt hat.)
Stille, meine Herren, der Kaiſer kommt!

Peter (zu Paul.)

Vergeſſen Sie nicht auf meinen armen Vater, Kapitän.

Paul.

Ich hab's verſprochen, ich werd' es halten; aber entfernen müſſen Sie ſich jetzt. Sie wiſſen, Ihre Familie iſt in Ungnade, es macht böſes Blut, wenn der Czaar Sie ſieht, und um Ihnen die Wahrheit zu ſagen, ich will mich lieber mit 10 Korſaren herumbalgen, als mit einem Kaiſer reden.

(**Katharina**, **Peter**, **Lefort** und **Gollovin** gehen ab.)

Sechster Auftritt.

Paul. Lisbeth.

Lisbeth.

Wie wirſt du denn den Kaiſer anreden, Bruder? Ja, wenn Marianne hier wäre —

Paul.

Die hat freylich ein Züngelchen, das die Worte ſo recht herauszuſchnellen weiß.

Lisbeth.

Da kannſt du ſehen, Bruder, daß man die Weiber überall nöthig hat.

Paul.

Darum trifft man ſie auch überall, wo man ſie nicht ſuchte.

Lisbeth.

Aber ich weiß nicht, warum ich mich fürchten ſoll? Es iſt ja der nämliche Peterbas, der bey uns in Sardam war, und dem ich ſo viele Gefälligkeiten erwieſen habe.

Paul.

Du dem Kaiſer Gefälligkeiten?

Lisbeth.

Freylich! wenn er mit Mariannen allein war, ſtellte ich mich immer auf die Lauer und huſtete, wenn ich den Vater nur von weitem gewahr wurde.

Paul.

Hol' dich der Henker mit deinen Gefälligkeiten.

Lisbeth.

Es iſt freylich wenig, aber man thut, was man kann. —

Paul.

Iſt das ſchon zu viel! Du brauchſt gar nichts drein zu reden, machſt nur einen ſtummen, tiefen Knix, und damit holla. Ich werd' ihn anreden, wenn er nähmlich mich nicht anredet, denn er muß am beſten verſtehen, an wem das Anfangen iſt. Ich werde mit ihm vom Wind und Wetter reden, da kann ich ſattſam Auskunft geben, und vom Seehandel und meinem Schiffe. Das verſteh' ich am beſten; du ſchweigſt, das ſag' ich dir, ſonſt gibt's wieder dummes Zeug.

Lisbeth.

Damit kommt man am weiteſten.

Paul.

Ja, damit wird man ausgelacht.

Lisbeth.

Deſto beſſer, wenn ein Kaiſer lacht, ſo iſt er entwaffnet.

Paul.

Keine Unze Gehirn iſt in dem ſtörriſchen Kopfe.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Peter. Katharina. Lefort und Gollovin treten in Prachtanzügen durch die Mittelthüre ein. Vor und hinter ihnen gehen Trabanten, von Menzikoff, ebenfalls in Hoftracht, angeführt. Ein Page öffnet die Thüre.

Page.

Seine Majeſtät! (er bleibt mit Gollovin im Hintergrunde.)

17

Menzikoff.

Hier, ~~Sire~~! iſt der holländiſche Kapitän; dem ich Eurer Majeſtät Zufriedenheit bezeugt ~~habe.~~

Paul

(blickt Petern ſtarr an, reibt ſich dann ſeine Augen, und ſpricht mit den Zeichen des höchſten Staunens.)

Seh' ich, oder ſeh' ich nicht?

Lisbeth

(~~ebenfalls~~ ſtaunend, für ſich.)

Das iſt ja —

Peter.

Seyd mir in meinen Staaten willkommen, Kapitän! Ich hoffe Euch öfters hier zu ſehen.

Paul.

Wenn Eure Majeſtät die Gnade — und Wind und Wetter — und die Klippen im Belt, woran die Schiffe ſcheitern und — (~~für ſich~~) Der Teufel ſoll mich holen, wenn ich das begreife!

Peter

(~~auf Lisbeth~~ zeigend.)

Und dieſes liebenswürdige Mädchen? —

Menzikoff.

Iſt die Schweſter der ſchönen Marianne.

Lisbeth.

Lisbeth, Euer Majeſtät!

Peter (ſie in die Backe kneipend.)

Recht ein hübſches ~~kleines~~ Schelmenauge.

Lisbeth.

Ja, zu dienen. (~~für~~ ſich) Er iſt noch immer der Alte.

Peter.

Weil du nun einmal in meinem Lande biſt, ~~Kleine~~, ſo will ich dich ſobald nicht wieder fortlaſſen. Du wirſt doch einen Mann, den ich dir gebe, nicht ausſchlagen, hoffe ich?

Paul.

Ew. Majeſtät, das Mädchen iſt ſchon an einem Ihrer treueſten Diener verlobt, an den jungen Barloff.

Peter.

Ich kenne Einen, der ihr noch beſſer anſtehen wird; meinen Garde-Kapitän. — Näher Gollovin. (zu Paul) Dieß iſt der Mann, den ich ihr beſtimme.

Lisbeth.

Mein Gott, das iſt ja er ſelbſt, mein Alexis!

Paul.

Ihr Alexis? Garde-Kapitän? — Verzeihen Ew. Majeſtät, aber ich muß ein wenig friſche Luft ſchöpfen, ſonſt wird mir das Rad laufend.

Peter.

Ein einziges Wort wird Euch alles erklären, Kapitän. Ich wollte Euch ſehen, Eure Meinung über mich erforſchen, und ~~um jede Kluft zwiſchen uns verſchwinden zu machen~~, nahm ~~ich~~ den Nahmen Barloff an, für welchen Ihr bey mir Gnade erflehen wollet.

Paul.

Ach, Euer Majeſtät!

Lisbeth.

Zu Ihren Füßen, Sire! —

Peter

(hebt ſie auf.)

Ihr ſollet Gnade haben. Der Alte ſey frey, und ich übernehme es, dem geſunkenen Credit der Söhne wieder aufzuhelfen.

Paul.

Ja, jetzt begreife ich die Privatkaſſe. (bey Seite.) Das nenne ich kaiſerlich handeln.

Peter.

Uebrigens hat Euch das Lob, das jeder Mund Eurer Frau zollte, ein wenig eiferſüchtig gemacht —

Paul.

Verzeihung, Sire! — Aber —

Peter.

Auch dieſen Verdacht will ich zerſtreuen. So wiſſet denn, daß alle dieſe Herren mit mir in Sardam waren.

Paul.

Alle? deſto ſchlimmer! Das iſt nicht tröſtlicher, als vorher, dieſe Herren? —

Peter.

Waren ſämmtliche Zeugen der gaſtfreundlichen Aufnahme, welche ich in dem Hauſe Eures Schwiegervaters ſand, und den achtungswerthen Eigenſchaften Eurer Frau. —

Paul

(~~[illegible] verzweifelnd~~.)

Und das iſt Alles?

Peter.

Alles.

Lefort.

Alles.

Gollovin.

Alles.

Der Page.

Alles.

Paul.

Und das Portrait und die Haare? und —

Peter.

Nichts mehr, als ein Scherz.

Lisbeth.

Der dir beweiſt, Bruder, daß man auf ſeine Frau vertrauen ſoll.

Katharina.

Und daß man vorher ſeiner Sache gewiß ſeyn muß, ehe man auf Rache denkt.

Paul.

Ich geſtehe es ein, ich hatte Unrecht, tauſendmahl Unrecht, aber geſtehen Ew. Majeſtät ſelbſt, es iſt doch entſetzlich, wenn ein Kapitän eine Frau hat, die alle

Welt kennt, und für die er ſein Schiff auf der Rückfahrt mit einer Ladung Liebesbriefe, Portrait und Haarbüſcheln befrachten ſoll.

Peter.

Kapitän, es freut mich, Euch kennen gelernt zu haben. Ein Schiff, mit den beſten Producten meines Landes beladen, erwartet Euch im Hafen, kehret damit zu Euren Landsleuten zurücke, und ſaget ihnen, daß der Czaar die Freundſchaft dankbar erkennt, die man dem Zimmergeſellen Peterbas bezeigte.

(Gruppe. — Der Vorhang fällt.)

Der Raſttag.

Ein Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Nach dem Franzöſiſchen des Bouilly.

◆◆◆◆◆◆◆

Perſonen.

Baron von Saint-Eugene, Oberſt
Doricourt, Kapitän
Desparmont,)
Dorainval,) Lieutenants
Courville,) Unter-
Duvallon,) Lieutenants
des neunten Dragoner-Regiments.
Emma, Doricourts Gemahlinn.
Frau Polz, eine junge deutſche Wittwe, Wirthinn.
Florian, ihr Oberkellner.
Ein Poſtillon.
Mehrere Aufwärter.

Die Handlung geht in dem Städtchen Saverne, 10 Meilen von Straßburg vor.

Die Bühne ſtellt einen Wirthshaus-Saal vor, von welchem mehrere Thüren in Nebengemächer führen. Zur Linken des Zuſehers iſt eine Glasthüre mit einem ſeidenen Vorhang. Im Saale ſelbſt liegen mehrere Torniſter und Mantelſäcke, auf welchen man Nro. 9 erblickt; verſchiedene Inſtrumente-Futterale, Degen, Säbel, Mäntel, Rappire u. ſ. w. umher. In der Mitte des Saals ſteht ein halbrunder Tiſch, und auf demſelben Wein und verſchiedene kalte Speiſen.

Erſter Auftritt.

Doricourt, Dorainval, Courville, Desparmont, Duvallon ſitzen um den Tiſch. Doricourt in der Mitte, Dorainval und Duvallon an beyden Ecken. Frau Polz und Florian gehen ab und zu, und bedienen die Herren Offiziere.

Dorainval
(das Glas emporhebend.)

Auf's Wohl aller Schönen! Unſer Wahlſpruch ſey: Siegen, Lieben und Trinken.

Alle Uebrigen
(indem ſie mit den Gläſern zuſammen ſtoßen.)

Siegen, Lieben und Trinken.

Desparmont.

Garçon! Wein! Wein her!

Doricourt.

Da ſind wir nun endlich in dem Städtchen Saverne, fünfzehn Meilen von meiner Vaterſtadt Landau.

Desparmont.

Und nur einen Tagmarſch von Straßburg.

Duvallon.

Uebermorgen müſſen wir dort ſeyn, Brüder, es wird ein großes Feſt, ein brillanter Ball gegeben.

Desparmont.

Da bekommen wir alle hübſchen Mädchen und Weiber auf einmahl zu Geſicht.

Dorainval.

Gott ſey Dank, daß wir unſers vorigen Oberſten los geworden ſind. — Die Strenge ſo weit zu treiben, daß ſich keine Frau eines Offiziers beym Regiment zeigen durfte, das iſt doch zu arg.

Doricourt.

Ich gönn's dem Mann herzlich, daß er General geworden iſt. — Unter dem wären wir zuletzt heilig geworden.

Dorainval.

Da ſoll unſer neuer Oberſt, Baron Saint-Eugene, ganz ein anderer Mann ſeyn, wie ich höre.

Duvallon.

Eben ſo brav, als galant.

Courville.

Und gelehrt dabey.

Desparmont.

Wenn er den Becher eben ſo, wie den Säbel und die Feder zu führen weiß, dann iſt er mein Mann, und wir ſind unter ſeinen Befehlen die glücklichſten Offiziere der ganzen Armee.

Doricourt

(ſteht vom Tiſche auf, und mit ihm Dorainval.)

Aber hört Brüder, was machen wir denn mit dem Raſttag, den wir hier zubringen müſſen? — Wenn wir nicht etwas auffinden die Zeit zu tödten, ſo tödtet ſie uns.

Frau Polz.

O meine Herren, Sie werden hier gute Geſellſchaft finden, wir haben viele hübſche Mädchen in Saverne, die das Militär lieben.

Doricourt.

Wenn alle dir gleichen, liebes rundes Weibchen, ſo bleibt uns nicht viel Hoffnung, du ſchreiſt ja ſchon Feuer, wenn man dir auf zehn Schritte in die Nähe kommt. (er ſchlingt einen Arm um ſie.)

Dorainval

(ſchlingt ebenfalls einen Arm um ſie.)

Du geberdeſt dich ja gerade, als ob du von Glas wäreſt.

Florian (für ſich.)

Da hat der Teufel ſchon zwey auf einmahl über ſie.

Dorainval.

Gleich nimmt ſie die Flucht, wenn man auf ſie zugeht, als ob wir Feinde wären, und wir ſind doch die wärmſten Freunde aller hübſchen Weiber.

Frau Polz
(von Beyden eingeengt.)

Ich kann's nicht leiden, wenn man mich ſo blockirt.

Florian.

Iſt auch gar keine Lebensart.

Doricourt.

Nun, ſo laß uns kapituliren, einen Kuß, und ich ziehe ab.

Dorainval.

Ein einziges Küßchen, und ich ſtrecke die Waffen.

Frau Polz
(indem ſie ſich mit Gewalt loszureiſſen ſucht.)

O meine Herren! ich bin eine Deutſche, ich übergebe mich nicht, ohne gefochten zu haben.

Florian
(tritt zu den beyden Offiziers.)

Verzeihen Sie, meine Herren, nehmen Sie meine Grobheit für eine Höflichkeit auf, aber ein Frauenzimmer ſtürmt man ja nicht, wie eine Feſtung.

Doricourt

(der von Frau Polz auf einer Seite zurückgedrängt wird.)

Das war eine falſche Attaque.

Dorainval

(eben ſo von der andern Seite.)

Das heiß ich brav einen Angriff abſchlagen, man muß ſelbſt dem Feind Gerechtigkeit widerfahren laſſen.

Florian

(bey Seite zu Frau Polz.)

Die haben Sie ſchön expedirt. (mit einem dummzärtlichen Blicke) Es ſoll vergolten werden.

(Während dieſer Zeit ſind auch die andern Offiziers vom Tiſch aufgeſtanden, welchen die Aufwärter abräumen.)

Doricourt

(den Ton ändernd.)

Noch auf ein Wort, Frau Wirthinn! — Sagen Sie, iſt denn gar Niemand aus Landau gekommen, der um mich gefragt hätte?

Frau Polz.

Keine Seele, Herr Kapitän.

Doricourt.

Das iſt ſonderbar. Meine Frau weiß doch, daß wir heute hier Raſttag halten, ſie iſt nur 15 Meilen entfernt, und bekümmert ſich gar nicht um mich. — O Weiber! Weiber!

Dorainval.

Ja, ſo ſind ſie, die ſchönfärbigen Schlangen. Muſter von Liebe und Treue, ſo lang wir bey ihnen ſind, aber kaum drehen wir den Rücken, ſo iſt Alles vergeſſen.

Doricourt.

Nein, Brüderchen! da macht meine Frau eine Ausnahme, unter ihrer liebenswürdigen Fröhlichkeit birgt ſich ein liebendes Herz. — Sie hat auch ſtrenge Grundſätze —

Duvallon.

Ganz der Treue würdig, die du ihr hältſt, nicht wahr? Hahaha!

(Man hört von außen Peitſchengeknalle, und gleich darauf eine Weiberſtimme ſchreyn: He! Wirth! Garçon — Kommt denn Niemand?)

Doricourt (für ſich.)

Die Stimme ſoll ich kennen.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Emma (als Jokey gekleidet, mit ſtaubigen Stiefeln und einer Peitſche in der Hand, tritt herein, ohne ihren Gemahl zu bemerken.)

Emma.

Uf! — heißt das geritten! — 15 Meilen immer im Galopp und Trapp! — Ich bin ſo müde, daß ich mich kaum mehr tragen kann. (ſie trocknet ſich den Schweiß vom Geſichte.)

Doricourt (für ſich.)

So wahr ich lebe, das iſt meine Frau! Sie will vermuthlich unerkannt ſeyn. — Ich darf nichts merken laſſen.

Frau Polz

(Emma beſehend.)

Ein hübſcher Purſche, ſo gut gewachſen, ſo gewiß niedlich. —

Florian.

An mir hat ſie noch nie etwas Niedliches gefunden, und ich bin doch gewiß auch ein Purſche, den man gleich in jeden Gläſerkaſten ſtellen könnte.

Emma

(erblickt ihren Gemahl, und unterdrückt ihre aufwallende Freude.)

Doch, was ſehe ich? nein, ich irre nicht! — Ich habe die Ehre Herrn Doricourt zu grußen.

Doricourt.

Du ſelbſt, meine liebe — —

Emma

(ſchnell einfallend.)

Ja, Ihre liebe Frau hat mich geſandt. — Ich bin James, ihr Jokey; da ſie ſelbſt nicht kommen durfte, ſo mußte ich hieher eilen, Ihnen dieſen Brief zu überbringen. (ſie zieht einen Brief aus ihren Buſen, und gibt ihn Doricourt.)

Doricourt.

Ich wußte es ja wohl, meine liebe Emma würde mir gewiß Nachricht ſenden, ſobald ſie erfährt, daß ich ihr ſo nahe bin. (bey Seite) O dürfte ich ihr doch um den Hals fallen! — (er öffnet den Brief, uns ſtellt ſich an, als ob er ſelben läſe, ſchielt aber verſtohlen darüber weg auf Emma.) Himmliſche Seele — welch ein Herz! — welche Liebe! —

Desparmont.

Sie ſchreibt dir vermuthlich, daß ſie dich anbete?

Dorainval.

Daß ſie nach dir ſeufzet?

Courville.

Ja, wenn wir nicht bey ihnen ſind, da haben uns die Weiber recht lieb.

Emma.

Man merkt es wohl, daß die Herren meine Frau nicht kennen.

Doricourt.

Ich bin überzeugt, daß ihr die Trennung von mir ſehr viel Gram verurſachet, nicht wahr, James?

Emma.

Gewiß, Herr Kapitän, mehr, als ich auszudrücken im Stande bin — Sie denkt immer an Sie, — jedes Vergnügen genießet ſie nur halb, oft ſchon fand ich ſie mit Thränen in den Augen vor Ihrem Portrait ſtehen, und ſah, wie ſie es küßte, kurz, wenn ich einmahl heirathe, (lächelnd) ſo möchte ich wohl, daß meine Frau mich ſo liebte, wie Sie von der Ihrigen geliebt werden.

Desparmont.

Man hat dir deine Rolle recht gut eingelernt, Purſche!

Emma.

O Herr Offizier, da irren Sie ſich ſehr, wenn ich von meiner Frau ſpreche, da geht mir jedes Wort aus dem Herzen, ich kenne ſie genau, ich weiß, wie gut ſie iſt, kurz, ich fühle ſo, als ob ich ſie ſelbſt wäre.

Desparmont.

Nun, ſo kannſt du deine Frau verſichern, daß ihr auch gegenſeitig ihr Gemahl ganz unbarmherzig treu iſt; — allen Verſuchungen widerſteht er. —

Frau Polz (lächelnd.)

Ich habe ſo eben ein Beyſpiel davon gehabt; — hat mich der Herr Offizier nicht in ſeine Arme gedrückt, daß ich meinte, ich käme nicht lebend mehr heraus.

Emma

(ein wenig betroffen.)

So?

Frau Polz.

Ja, ja, einen Kuß wollte er mir mit Gewalt nehmen, aber was ich nicht gern gebe, das bekömmt kein Teufel von mir.

Florian

(leiſe zu Emma.)

Ja, ſag' er's nur ſeiner Frau, ihr Herr Gemahl ſcherwenzelt überall herum.

Duvallon

(zu Doricourt.)

Das mußt du geſtehen, Brüderchen, daß Keiner von uns ſo leicht Feuer fangt, als du.

Doricourt (betroffen.)

Nun ja, ich ſtelle mich ſo, aber im Herzen —

Dorainval.

Sey ruhig, — denkſt du noch an die junge Witwe in Monton?

Doricourt

(noch mehr verlegen.)

So ſchweige einmahl. Bedenke doch, vor dem Jokey meiner Frau —

Emma

(über die Verlegenheit ihres Gemahls lächelnd.)

Sie können ſich auf meine Diſcretion verlaſſen, Herr Kapitän, ich werde der gnädigen Frau davon nichts ſagen. — Aber wenn ſie es auch wüßte, ſie würde ſich darüber nicht aufhalten. — Wie oft ſagte ſie ſchon zu mir: Die Frau eines Offiziers, lieber James, muß ſich an ſolche kleine Streifzüge ihres Mannes gewöhnen, dieſe Herren nennen das den kleinen Krieg.

Desparmont.

Das heiß ich gute Grundſätze haben; du glücklicher Doricourt!

(Ein Aufwärter tritt ein, bringt der Frau Polz einen Brief, welchen dieſe entſiegelt, und lieſt.)

Doricourt.

Sage meiner Emma, daß ich dennoch nur ſie allein wahrhaft liebe, und daß ſie mir nur um ſo theurer wird, jemehr andere Weiber ich kennen lerne. Sag' ihr das ja gewiß, mein lieber, lieber James. (er ſchließt Emma recht zärtlich in ſeine Arme, nachdem er aber bemerkt, daß er ſich durch dieſe Umarmung vielleicht verrathen haben könnte, ſpricht er lächelnd zu den übrigen Offiziers) Ich weiß nicht, ich kann den kleinen Spitzbuben ſo gut leiden, als ob ich mit ihm verwandt wäre. Er iſt der Sohn eines alten Dieners meines Vaters.

Emma.

Und auch Euer Pathe, Herr Kapitän.

Doricourt (erſtaunt.)

Mein Pathe?

Emma.

Ich hoffe, mein guter Herr wird nie vergeſſen, daß er mir ſeinen Nahmen gegeben hat.

Doricourt
(ihr zärtlich die Hand drückend.)

Man kann unmöglich liebenswürdiger ſeyn.

Frau Polz
(nachdem ſie den Brief geleſen.)

Meine Herren, ich muß Sie alle zuſammen um eine Gefälligkeit erſuchen. Man benachrichtigt mich ſo eben, daß heute hier eine Zuſammenkunft Statt haben ſoll.

Doricourt (leiſe zu Emma.)

Dieſe hat ſchon Statt gehabt, und eine ziemlich unerwartete.

Frau Polz.

Ein Brautpaar ſolle hier zuſammenkommen. (zu Desparmont) Doch wenn's gefällig iſt, belieben Sie ſelbſt den Brief zu leſen. (ſie gibt ihm den Brief.)

Desparmont lieſt.)

»Ich melde Ihnen, daß Donnerstag den 15ten dieß« —

Frau Polz.

Das iſt heute.

Desparmont (lieſt weiter)

»ein ſicherer Herr Deſecants, Kaufmann aus dem kleinen Städtchen Landau, mit dem Poſtwagen bey Ihnen eintreffen wird.« — —

Doricourt.

Ich habe ſchon viel von ihm reden gehört. Ein lächerliches Stück von Menſchen ſo ein ſubjectum foppabile, das ſich damit abgibt, ſchlechte Verſe zu machen.

Emma.

Oh! ich kenne den Herrn auch, er wollte es verſuchen, meiner Frau den Hof zu machen, und da es ihm nicht glückte, ließ er ſeine Wuth in Sonnetten aus, die er in der Stadt herumlaufen ließ.

Doricourt.

Der Unverſchämte!

Desparmont

(lieſt weiter.)

»Er iſt mit einer gewiſſen Mlle. Benoiſt verſprochen, der Nichte eines Profeſſors in Straßburg. Ihre Verwandten werden das Mädchen bis nach Saverne begleiten, wo die Zuſammenkunft mit dem Bräutigam in Ihrem Gaſthofe Statt haben ſoll. Ich erſuche Sie alſo, ein großes und bequemes Zimmer für die Geſellſchaft bereit zu halten, und da Herr Deſecarts vermuthlich früher ankommen wird, als die Familie aus Straßburg, für ihn alle Sorgen zu tragen, die er ſeines Geldes und ſeiner Großmuth wegen, verdient, u. ſ. w.

Frau Polz.

Meine Bitte, ihr Herren, beſteht alſo darin, daß Sie die Güte haben, ſich mit dieſem Zimmer da nebenan zu begnügen, und dieſen Saal der Geſellſchaft zu überlaſſen.

Despar mont.

Recht gerne, wenn Ihnen ein Gefallen dadurch geſchieht.

Frau Polz.

Ich danke Ihnen. (zu Florian) Florian! Sieh zu, daß das Zimmer in Ordnung gebracht wird — Hochzeitgäſte muß man vor allen auszeichnen.

Florian

(mit tölpiſcher Zärtlichkeit leiſe zu Frau Polz.)

Wir könnten auch ſchon längſt Wirthe und Hochzeitgäſte zugleich ſeyn, wenn Sie wollten.

Doricourt.

So ſo? — Alſo Klanggedichte hat der Menſch auf meine Frau gemacht, darüber will ich ihm die Ohren zauſen, daß ſie ihm gewiß klingen ſollen.

Dorainval (zu Doricourt.)

Wie wär's, Brüderchen, wenn wir die Gelegenheit benützten, um dich bey der Perſonnage zu rächen: Teufel! die Idee könnte Spaß machen. (Man hört von außen die Trompette blaſen.)

Courville

(nimmt ſeinen Säbel, und ſteckt ihn ein.)

Meine Herren, man bläſt Appell.

Desparmont.

Daß alle Märzenkartharrs dem verfluchten Trompeter in den Hals führen! (Alle nehmen ihre Säbel bis auf Dorainval, welcher im Gedanken ſtehen bleibt.)

Desparmont
(zu Dorainval.)

Nun, kommſt du nicht mit?

Dorainval.

Ich habe da eine Idee, wie wir uns mit dieſem Herrn Deſecarts ſo recht gut die lange Weile vertreiben könnten.

Duvallon.

Und dieſe iſt? —

Dorainval
(nimmt auch ſeinen Säbel.)

Laßt mich nur erſt ganz damit im Reinen ſeyn, ich werde ſie euch hernach ſchon mittheilen.

Doricourt.

Folge mir, James! (Alle ab.)

Dritter Auftritt.

Frau Polz. Florian. Mehrere Aufwärter.

Frau Polz.

Geſchwind wiſchet die Meublen ab, bringt friſche Bettwäſche herauf. (Sie geht in das Zimmer zur Linken, zieht den Vorhang auf, und öffnet die Glasthüre, ſo daß man das Innere des reich meublirten Zimmers erblickt.)

Florian

(welcher den Aufwärtern Befehle gibt, und ihnen Felleiſen u. ſ. w. auf die Schultern ladet.)

Tragt dieſe Sachen alle da hinein! — Sey nicht ungeſchickt, Hanns, laß nichts fallen — — Nicht ſo langſam — Mein Gott! was man für Plage mit dem Dienſtbothenvolk hat.

Frau Polz

(welche aus dem Zimmer tritt.)

Du thuſt ja ordentlich ſchon, als ob du der Herr wäreſt.

Florian.

Ich werde es auch bald ſeyn, ich leſe es in dieſen beyden ſchelmiſchen Gucken, welche mich ſo liebreich anblitzen — Hören Sie, Frau Polz, nehmen Sie ſich einmal die Courage, und geben Sie mir Ihre Hand.

Frau Polz.

Damit hat's noch Zeit.

Florian.

Ja bey Ihnen vielleicht, Sie brennen nicht ſo ſtark wie ich, Sie ſeufzen nicht ſo oft wie ich — kurz, Sie ſind nicht ſo unbarmherzig verliebt wie ich — aber, ich kann nicht mehr länger warten, meiner Seele, ich kann nicht mehr länger warten.

Frau Polz.

Du machſt mich wider meinen Willen lachen.

Florian.

Sehen Sie, Frau Polz, Laſſen Sie uns einmal geſcheid raiſonniren. — Wittwe können Sie nicht bleiben, Sie haben gar die Jahre und das Geſicht nicht dazu. Wenn Sie nun nicht Wittwe bleiben können, ſo müſſen Sie natürlich heirathen, wenn Sie aber heirathen wollen, ſo können Sie dazu gewiß keinen beſſern, angenehmern, liebenswürdigern, arbeitſamern und geſcheitern Jüngling finden als mich. — Ich bin gewiß nicht eitel. Aber das muß ich ſagen, zu einem Wirth bin ich geboren. Als ein kleiner Bube hat mir's mein Vater ſchon immer prophezeiht, daß ich einſt Wirth werden würde, denn wenn ich ihm den Wein zum Mittagsmahl hohlen mußte, ſo trank ich immer die Hälfte davon, und goß die Flaſche dann voll Waſſer an. Ich habe zwar kein Vermögen, aber ein Herz — ein Herz — wie Butter.

Frau Polz.

Ich weiß, du biſt ein guter Junge, man kann dich um den Finger wickeln.

Florian.

Nun, ſo wickeln Sie in Gottesnahmen einmahl.

Frau Polz.

Und wenn ich mich einmahl dazu entſchließen werde, einen zweyten Mann zu nehmen —

Florian (ihr recht zärtlich ſchmeichelnd.)

Pfui, wer wird ſich da noch lange entſchließen? —

Wenn man recht verliebt iſt, ſo kann man gar nicht mehr überlegen — da kann man nicht widerſtehen; man muß —

(Eine Männerſtimme von außen:) Daß mein Wagen ſo ſchnell als möglich gemacht werde!

Florian.

Da hat der Teufel ſchon wieder einen ungebethenen Gaſt; ſo oft ich auf den Punct mit ihr zu ſprechen komme, ſo führt der Henker etwas dazwiſchen.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen, Baron von Saint-Eugene (in einem geſchmackvollen Reiſepelz und runden Hut) **ein Poſtillon** (die Peitſche in der Hand.)

Eugene

(zu dem Poſtillon, welcher ihm folgt.)

Ich gebe den Arbeitern drey Louisd'ors, wenn ich in einer Stunde weiter reiſen kann. — Muß das verfluchte Rad gerade 5 Poſten außer Straßburg brechen, und ich gezwungen ſeyn, vielleicht einen halben Tag in dieſem elenden Neſte — — (er blickt um ſich, ſieht Frau Polz, ſeine Miene wird bey dem Anblicke des hübſchen Weibchens heiterer, und er ſpricht mit freundlicherem Tone) Ach! ſo gar elend iſt's eben doch nicht, ich ſehe da eine Geſtalt, die nicht übel iſt. (zum Poſtillon) Man ſoll nichts übereilen, damit mir der Wagen nicht gleich wieder bricht. Geh, und melde mir, wenn alles bereitet iſt. (Der Poſtillon geht ab.) Von ſo niedlichen Händen könnte man ſich wohl allenfalls ein Mittagsmahl bereiten laſſen.

Florian (bey Seite.)

Wie er ſie anſieht, als wollte er ſie durch und durch bohren.

Frau Polz.

Womit kann ich dienen, mein Herr?

Eugene.

Könnten Sie mir nicht auf einige Stunden ein Zimmer einräumen, Madame?

Frau Polz.

Wenn's nur für einige Stunden iſt, und Ihnen dieſe Stube anſtändig wäre. (ſie öffnet die Thüre zur Rechten, und zeigt in das Zimmer.)

Eugene

(immer Frau Polz betrachtend.)

Ja, ſie gefällt mir recht gut.

Florian (für ſich.)

Die Stube, oder die Frau?

Frau Polz.

Sie war für den Herrn Oberſten des Regiments beſtimmt, welches heute hier Raſttag hält, allein dieſer wird wohl gleich nach Straßburg gefahren ſeyn.

Eugene.

Iſt das nicht das neunte Dragoner-Regiment, welches hier eingerückt iſt?

Frau Polz.

Ja, mein Herr, das neunte Dragoner-Regiment. Ich habe die Ehre, mehrere Offiziere bey mir im Quartier zu haben. — Sind recht luſtige, galante Herren, die Offiziere dieſes Regiments.

Eugene.

Wer ſollte gegen ſo ein hübſches Weibchen auch nicht galant ſeyn?

Florian (bey Seite.)

Der gibt auch ſchon wieder keine Ruhe!

Eugene.

Sie halten wohl noch nicht lange dieſen Gaſthof?

Frau Polz.

Seit zwey Jahren iſt mein Mann todt, und ſeit dieſer Zeit beſorge ich ganz allein die Wirthſchaft.

Eugene (ihr näher tretend.)

So? alſo Wittwe? (nimmt ſie bey der Hand.) Wirklich ein ſehr reſpectabler Stand. Ich habe die Wittwen immer allen Mädchen und Frauen vorgezogen, ſie erregen unſer Mitleid, und von jeher befiehlt die Menſchlichkeit, Wittwen und Waiſen zu unterſtützen —

Florian (tritt vor.)

Da haben Euer Gnaden recht, aber dieſe Wittwe da unterſtütze ich.

Eugene (lächelnd.)

So?

Florian.

Befehlen Sie vielleicht etwas zu ſpeiſen?

Eugene.

Ein Stück kalter Braten, und eine Bouteille Bordeaux konnte nicht ſchaden.

Frau Polz.

Will ſogleich damit aufwarten. (im Abgehen für ſich.) Das ſcheint ein recht guter Herr zu ſeyn. (ab.)

Florian

(bey Seite, ihr nachfolgend.)

Das ſind Augen! Auf den Herrn Wittwenunterſtützer und Waiſenvorſteher müſſen wir ein achtſames Auge haben. (geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Saint-Eugene (allein.)

Das Offizier-Corps meines neuen Regiments iſt alſo in dieſem Gaſthofe einquartirt. — Laß ſehen, vielleicht kann ich die Herren ein wenig näher kennen lernen, ohne daß ſie mich kennen. Der vorige Oberſt war nicht beliebt, weil er alles mit Strenge erzwecken wollte, ich will einen andern Weg einſchlagen. Franzoſen muß man nur lachend auf das Feld der Ehre führen.

Sechster Auftritt.

St. Eugene. Florian (welcher eine Bouteille Wein, und einen Korb mit Speiſen bringt.)

Florian.

Hier bring ich, was Sie befohlen haben.

Eugene.

Warum kömmt denn die Frau Wirthinn nicht ſelbſt?

Florian.

Sie hat keine Zeit, ſie iſt mit Vorbereitungen zu einer Hochzeit beſchäftigt. (bey Seite.) Sieh, ſieh! die Bedienung der Frau wäre ihm lieber, als die meinige.

Eugene.

Trage nur alles in mein Zimmer.

(Florian geht in's Kabinet zur Rechten.)

Eugene

(ihm folgend.)

Ich bin recht neugierig, meine neuen Waffenbrüder kennen zu lernen. (Man hört Getöſe in der Scene.) Das ſind ſie ohne Zweifel — der Augenblick iſt günſtig, ich will ihn benützen. (geht in das Kabinet zur Rechten.

Siebenter Auftritt.

St. Eugene, Florian (im Kabinet, ohne geſehen zu werden.) Doricourt, Emma (treten durch die Mittelthüre ein.)

Doricourt.

Endlich ſind wir einen Augenblick allein, komm an meine Bruſt, geliebtes Weib!

Emma.

Mäßige dich, man könnte uns bemerken.

Doricourt.

O wie ſehr liebe ich dich!

Emma.

Ich mußte dich ſehen, koſte es auch was es wolle. Bey dem Verboth, daß keine Frau ihrem Manne folgen dürfe, hielt das freylich ſchwer, aber was überwindet die Liebe nicht, ich kam auf den Einfall, mich in Männerkleider zu ſtecken, und (fliegt in ſeine Arme.) hier haſt du deinen Jokey!

(Hier geht Florian aus dem Kabinet zur Rechten über die Bühne.)

Doricourt

(leiſe zu Emma.)

Man hat uns geſehen. (laut, indem er einen gebieteriſchen Ton annimmt) Was fällt dir denn ein, Purſche, mir um den Hals zu fallen, du biſt brav, das muß ich dir nachſagen, ich habe dich auch recht lieb, aber ſolche Vertraulichkeiten muß ich mir doch verbiethen.

Emma.

Sey deinem Herrn ſtets getreu, ſprach meine Frau zu mir, als ich von ihr ging, und das will ich auch, ſo lang ich lebe.

Doricourt

(ſieht um ſich, bemerkt, daß Florian ſchon abgegangen, und ſchließt daher ſeine Frau wieder in ſeine Arme.)

O meine theure Emma! ich faſſe mich kaum vor Entzücken.

Emma.

Das Glück begünſtigte mich, ich drücke meinen Gatten an die Bruſt.

Eugene

(welcher aus dem Kabinete getreten iſt.)

Ihren Gatten? — Wie, eine Verkleidung? — Da winket mir ein herrlicher Scherz. (tritt ſchnell wieder zurück.)

Doricourt.

Still, man kömmt!

Achter Auftritt.

Die Vorigen, Duvallon, Dorainval, Desparmont, Courville (treten lachend durch die Mittelthüre ein.)

Desparmont.

Hahaha! das iſt eine närriſche Idee. So etwas kann nur in Dorainvals Kopf keimen.

Dorainval.

Ja, Kameraden! wir können uns nicht beſſer auf Koſten des Sonnettenmachers die Zeit verkürzen, als wenn wir alle die Perſonen vorſtellen, welche die reſpectable Familie ſeiner Frau ausmachen.

Doricourt.

Meiner armen Seele, der Spaß iſt nicht übel.

Duvallon.

Ganz göttlich iſt er.

Desparmont.

Laßt uns gleich Hand an's Werk legen.

Dorainval.

Hart an dieſem Gaſthof iſt eine Trödlerbude, dort wollen wir unſere Leichname umgeſtalten.

Doricourt.

Laßt uns die Rollen der Farce vertheilen.

Dorainval.

Duvallon muß den zärtlichen Vater vorſtellen, er hat ſo etwas ehrwürdiges, gutmüthiges in ſeiner visage.

Duvallon.

Ein zärtlicher, ein ſtrenger, oder ein komiſcher Vater iſt mir einerley, ich ſtelle alle Väter vor, die ihr wollt.

Doricourt.

Du Dorainval mit dem eingebogenen Leibe und mit dem glatten Geſichte machſt die Mutter.

Dorainval.

Gut, ich bin Mutter!

Doricourt.

Und mein Jokey ſtellet die Braut vor.

Emma (vor Freuden hüpfend.)

Ja, das iſt herrlich, ich bin die Braut.

Desparmont.

Laß uns ein wenig in unſern Rollen exerciren.

Eugene

(im Hintergrunde für ſich.)

Ein hübſches Exercitium für Militärs.

Doricourt (zu Duvallon.)

Nun — Herr Papa! Wie wirſt du dich benehmen? Wie wirſt du ſprechen?

Duvallon.

Ich nehme einen tiefen, Ehrfurcht einflößenden Ton an, gehe etwas gebückt auf meinem Stock geſtützt, und ſpreche beyläufig ſo: (er ſtellt ſich in Poſitur) Mein lieber Herr Schwiegerſohn! Aus Schätzen und Reichthümern mach' ich mir gar nichts, ich will meine Tochter nicht mit einem Geldſacke verbinden, aber ein braver, redlicher Mann muß der ſeyn, dem ich ihre Hand gebe; ſein Whiſt muß er mit mir ſpielen, und ſeine Flaſche Champagner mit mir austrinken können; einen ſolchen Schwiegerſohn will ich haben.

Alle Uebrigen (lachen.)

Ha! ha! ha! Bravo!

Duvallon (zu Dorainval.)

Nun, und du Mütterchen?

Dorainval.

Ich klebe mir ein Paar Schönpfläſterchen ins Geſicht, tripple mit kleinen Schritten daher, und ſpreche: (im hohen Ton.) Kind! Kind! vergiß die Lehren deiner Mutter nicht, ein Weib kann ihren Mann um den Finger wickeln, wenn ſie's nur darnach anzuſtellen weiß, aber ſeine Launen muß ſie abpaſſen, ſchweigen, wenn er ſchreyt, und dann erſt ſchreyen, wenn er ſchweigt; glaube mir Püppchen, darin bin ich ein Mann, der — (alle lachen.) Halt! da hab ich mich vergeſſen, eine *Frau* will ich ſagen, die ihres Gleichen ſucht.

Courville.

Vortrefflich! Dorainval, ſo gehts ſchon, nur vergiß dich bey der Vorſtellung nicht eben ſo, wie bey der Probe.

Dorainval (zu Emma.)

Nun, und du James?

Doricourt.

O für den Burſchen ſtehe ich, er wird ſeine Rolle ſo gut ſpielen, als wenn er wirklich ein Frauenzimmer wäre. — Ich bin der Onkel, werfe mit Ausdrücken herum, die kein Menſch verſteht, miſche lateiniſche und griechiſche Wörter hinein, mein Gang, mein Anzug, meine Gebärden, alles an mir iſt häßlich, ſo hält mich gewiß Jedermann für einen Profeſſor der Aeſthetik.

Desparmont.

Und ich bin ein junger Couſin, der ſelbſt bis zum Sterben in die Braut verliebt iſt; auf dieſe Art kann ich dem Herrn Nebenbuhler die Hölle recht heiß machen.

Dorainval.

Herrlich, herrlich! das gibt einen Spaß, wie wir noch keinen erlebt haben. Aber jetzt kommt, wir wollen uns ins Zeug werfen, denn der Bräutigam kann nicht lange mehr ausbleiben.

(Alle gehen lachend ab.)

Neunter Auftritt.

St. Eugene
(tritt aus ſeinem Zimmer, und ſieht ihnen nach.)

Meiner armen Seele, das ſind recht liebenswürdige Sauſewinde, bey dieſem Regiment bin ich in meinem Element. — Sie wollen ſich alſo auf Koſten eines lächerlichen Bräutigams ein wenig die Zeit vertreiben, meine Herren? und Sie, liebliche Madame Doricourt, die Sie ſich in dem Kleide ihres Jokey ganz unerkannt glauben, ſtellen die Braut vor, um bey dieſer Gelegenheit einige Tage bey ihrem Gemahl zuzubringen? Der Spaß iſt artig, ich muß geſtehen. — Laß ſehen, ob wir nicht auch eine Rolle dabey übernehmen können? (Er denkt einige Augenblicke nach.) Warum nicht? — ich habe ja mehr luſtige Streiche in meinem Leben mitgemacht, ich will den Herren helfen, ſich den Raſttag zu verkürzen, und zugleich ihnen im Scherz eine kleine Lection geben, die ſie allerdings verdienen. — Frohſinn würzt das kalte Leben, und nach einem heißen Kampf iſt es ja erlaubt, ſich auf dem Felde des Scherzes ein bischen herumzutummeln. — Wenn die Trompete wieder tönt, dann reichen wir einander die Hand, und fort in den Pulverdampf! (Er will abgehen, unter der Thüre kommt ihm:)

Zehnter Auftritt.

Frau Polz entgegen.

Frau Polz.

Befehlen Euer Gnaden etwas?

Eugene.

Dir, liebes Weibchen, hätte ich zwar recht viel zu befehlen, wenn du meinen Befehlen gehorchen wollteſt, allein, dieſes Geſchäft muß ich ſelbſt verrichten. Ich will die Arbeiter ein wenig anſpornen, daß mein Wagen bald fertig wird. Ich komme gleich wieder zurück.

(Geht ab.)

Eilfter Auftritt.

Frau Polz allein, gleich darauf Florian.

Frau Polz.

Er ſcheint Eile zu haben. — Der Herr Offizier hat vermuthlich in Straßburg auch eine Wittwe zu tröſten. Ja, das bleibt einmahl wahr, Troſt braucht eine Wittwe, und das ſtarken Troſt, denn es iſt gar ein erbärmlicher Zuſtand um die Wittwenſchaft. — Als ich meinen Mann verlor, da meint' ich freylich, ich müſſe ihm ſogleich nach in die Grube fahren, und es entfuhr meinem Munde wohl hundertmahl das Gelübde, ich wolle ewig Wittwe bleiben; allein, die Augen hat man nicht nur zum Weinen, ſondern auch zum Sehen, und es gibt ja noch mehr brave Männer auf der Welt. — Gewiß, himmelſchreyendes Unrecht begeht Jene an dem ganzen lebenden Männervolke, die ewig Wittwe bleiben wollte.

Florian (welcher gehorcht hat.)

Da haben Sie recht, Frau Polz, Sie handelten unrecht gegen ſich und mich, wenn Sie ſich noch länger ſträuben wollten, mir Ihre Hand zu reichen.

Frau Polz.

Haſt du ſchon wieder gehorcht, der Burſche verfolgt mich ja, wie mein Schatten.

Florian.

Iſt's meine Schuld, wenn ich ſchon faſt ein völliger Narr bin? — Hätten Sie mich nach dem Tode ihres Mannes nicht bey ſich gelaſſen, ſo wäre mein armes Herz nicht ganz zerſchmettert worden. Hätten Sie mich fort in meine Heimath geſchickt, ſo hätte ich dort vielleicht doch noch mein Bischen Verſtand retten können, aber nein, da mußte ich bleiben, in der Wirthſchaft mußte ich helfen, ſehen mußte ich das runde Apfelgeſichtchen und die zwey Feyerkugeln darin alle Tage, und mußte mich ſo durch und durch verbrennen laſſen; ohne daß es eine Spritze auf der Welt gibt, die da zu löſchen im Stande wäre.

Frau Polz.

Geh, du biſt ein Narr!

Florian.

Ja, das bin ich, und recht ein *armer* Narr bin ich — Desperat werd' ich noch, wenn ich nicht bald meinen Stand verändern kann, aber — ja das wird wohl das Beſte ſeyn — ich werde gar ſterben — o!

es gibt ſchon noch ein Waſſer, oder eine Piſtole, oder ein Pulver, und wenn man mich hernach fragt, warum ich das gethan habe, ſo werde ich ſagen: ſie iſt Schuld daran, ſie, — ſie, — die grauſame Wirthinn bey dem ſchwarzen Mohren in Saverne.

Frau Polz.

Aber ſage ſelbſt, habe ich dir denn je verſprochen, dich zu heirathen?

Florian.

Wie, nicht verſprochen? O! man verſpricht nicht mit Worten allein, man verſpricht oft auch etwas mit Blicken, mit Erlaubniſſen, mit Zulaſſungen! Haben Sie mich nicht in Sie verliebt werden laſſen?

Frau Polz.

Das konnte ich ja nicht hindern.

Florian.

O ja, als Sie ſahen, daß ich anfing den Appetit und den Schlaf zu verlieren, hätten Sie ſagen ſollen: Sey nicht ſo dumm, das nützt dir nichts.

Frau Polz.

Wer hätte auch daran gedacht? —

Florian.

Ja wohl; man hat ein ſchlechtes Gedächtniß, man erinnert ſich nicht mehr daran, daß ich die Herren, die ſich als Erben Ihres verſtorbenen Mannes meldeten, über die Stiege hinabwarf, und ſo Ihr Retter, Ihr Befreyer wurde. — Man denkt nicht mehr jenes Tages, wo ich von dem Paſſageur die ſchönen Prügel bekam, der ohne zu zahlen, abreiſen wollte. — Man weiß nichts mehr davon, daß ich für das Wirthshaus einen neuen Schild ausgeſonnen, und alle Bänke und Stühle einmal zu Ihrem Nahmenstage von meinem Gelde habe friſch anſtreichen laſſen? O Zeiten — o Sitten! o Vergeſſenheit, o Menſchen, o Weiber!

Frau Polz.

Daß du ein guter Burſche biſt, will ich gern geſtehen. —

Florian.

Das Geſtändniß hilft mir aber nichts. Man muß zu dem guten Burſchen ſagen: Florian, weil du ſo gut biſt, ſo will ich dich heirathen.

Frau Polz.

Kommt Zeit, kommt Rath!

Florian.

Nichts Zeit, nichts Rath, gleich muß man handeln; es ſind ja nur fünf Worte: Florian, ich will dich heirathen.

Frau Polz.

Nun alſo: Florian, ich — —

(Man hört in der Couliſſe zur Rechten des Zuſehers Peitſchengeknalle, und Stimmen mehrerer Reiſenden.)

Florian.

Da haben wir's, ich habe ja von Heirathen geſprochen, da muß der Teufel immer etwas zwiſchen mich und meine Frau führen.

Frau Polz

(macht das Fenſter auf, und ſieht hinaus.)

Es iſt ein Karren mit einem Pferd beſpannt, auf dem eine ganze Familie beyſammen ſitzt.

Florian

(geht zum Fenſter, und ſchreit voll Verdruß hinaus.)

Nur beym großen Thor herein, dort finden Sie die Hausknechte! (zu Frau Polz) Uns den ſüßen Augenblick zu verderben.

Frau Polz

(immer hinausſehend.)

Das iſt wohl gar die Familie aus Straßburg, die hier Hochzeit machen will.

Florian.

Wann werden wir denn die Unſerige machen?

Frau Polz.

Du ſiehſt ja, ich habe jetzt nicht Zeit.

Florian.

In dem verfluchten Gaſthof wird man uns am Ende nicht einmal ſo viel Zeit laſſen, uns zu heirathen. — Einen Tag müſſen wir doch beſtimmen. — Vielleicht Montags.

Frau Polz

(ohne ihn zu hören, immer beym Fenſter hinausſehend.)

Die Kleine dort iſt ohne Zweifel die Braut.

Florian.

Oder wollen Sie Dinstags?

Frau Polz.

Recht ein angenehmes Weſen —

Florian.

Alles was ich thun kann, iſt, daß ich bis Mittwoch warte.

Frau Polz.

Still, ſie kommen.

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen.

(**Doricourt** als alter Profeſſor, **Duvallon** als Bürger einer Provinzſtadt, **Emma** als Mädchen, **Dorainval** als alte Frau, **Desparmont** als junger Couſin, und **Courville** als ein alter Geometer gekleidet. **Zwey Aufwärter** mit Gepäcke.)

Duvallon (zu **Dorainval**.)

Sey nur getroſt, liebe Alte, wir ſind ja ſchon an Ort und Stelle.

Dorainval

(ſinkt in einen Stuhl.)

Ach, ach! ich kann nicht mehr, der ſchlechte Wagen, und meine zarten Nerven. Grube ein, Grube aus. Ich meinte, es ſtöſſe mir das Seelchen heraus.

Florian (bey Seite für ſich.)

Nun, wenn Sie auch noch von Mattigkeit redet, und ſieht doch aus, wie ein Dragoner.

Doricourt

(Dorainval ſeine Sorgfalt bezeugend.)

Frau Schweſter, die Müdigkeit des Körpers iſt ein leicht zu übertragendes Unglück, denn ſie dauert nicht lange, allein die Müdigkeit des Geiſtes, die Erſchlaffung der Phantaſie und des Producirungs-Vermögens der Ideen-Aſſoziation iſt eine ſchreckliche, unheilbare Krankheit.

Dorainval.

Du ſprichſt immer wie ein Büchelchen mon cher frere, allein ich ſage dir, ich bin ganz zerquetſcht.

Frau Polz.

Beliebt Ihnen vielleicht eine Erfriſchung zu nehmen?

Dorainval.

Was glaubſt du, mein Schätzchen, ich habe den ganzen Tag nichts über's Herzchen gebracht.

Desparmont

(leiſe zu den Uebrigen.)

Und hat für Drey gefrühſtückt.

Duvallon (greift ihr den Puls.)

Eine Schale gute Suppe, meine ich, könnte vor dem Eſſen nicht ſchaden.

Frau Polz.

Es ſind ſo eben Cottelets fertig geworden.

Dorainval.

Cotteletchen, hörſt du Blaſiuschen? Cotteletchen ſind fertig geworden! mein Lieblingsgerichtchen — (zu Frau Polz.) Ja, ja, Weibchen! bringen Sie uns ein Dutzend ſolche Cotteletchen, und auch ein gutes Weinchen dazu. Ihr ſeyd gewiß auch bey Appetit.

Frau Polz.

Sollen gleich bedient werden.

(Sie geht ab, Florian folgt ihr.)

Dorainval

(ſteht auf, geht mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, und ſpricht mit natürlicher Stimme.)

Man hat uns nicht erkannt.

(Alle Uebrigen nehmen ebenfalls ihr natürliches Benehmen wieder an.)

Duvallon.

Das glaub' ich, unter dieſer Vermummung.

Doricourt.

Nun könnt ihr doch auch denken, daß der Bräutigam keine Spur haben wird.

Emma.

Ich bitte meine Herren, mir zu ſagen, ob ich ein Frauenzimmer nicht recht natürlich vorſtelle? Sind meine Aeltern mit der Frucht ihrer zärtlichen Liebe zufrieden?

Duvallon.

Recht brav, James!

Dorainval (mit Weiberſtimme.)

Du biſt mein liebes Louisc̈hen — Komm' her zu mir, Küchelchen — und laß dir ein Küßchen geben. (Er nimmt ſie um den Leib, und will ſie küſſen, Emma ſträubt ſich.)

Dorainval (mit natürlicher Stimme.)

Nun? was ſoll denn das Sträuben, das iſt vermuthlich die weibliche Schamhaftigkeit, Burſche?

Emma.

Ich thue es nur, um nicht aus der Rolle zu fallen.

Dorainval.

Still, da bringt man das Eſſen.

(Sie nehmen alle ihre vorige Attitude wieder an.)

Frau Polz.

Hier ſind die Cotteletts und der Wein.

(Sie ſtellet alles auf den Tiſch.)

Dorainval (welcher gleich darüber herfällt.)

Recht geſchmackvoll, Weibchen! — Die Cotteletchen ſind gewiß in Papier gebacken? — Hören Sie, wie viel Sardellen haben Sie denn dazu genommen? — Sie müſſen mir aufſchreiben, wie ſie dieſe Cotteletchen machen, denn ſie ſind delikat.

Duvallon.

Ich kann wahrlich nicht begreifen, warum Descarts noch nicht angekommen iſt.

Dorainval.

Das Schwiegerſöhnchen könnte wohl auch früher eingetroffen ſeyn, als wir, wenn er anderſt eine Höflichkeit beſitzt, aber ſo iſt unſere heutige Welt, für Niemanden haben ſie mehr eine Aufmerkſamkeit, als für ſich ſelbſt. Wie ich heirathete — es war anno —

Dreyzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Florian, (welcher durch die Mittelthüre eintritt, und ein Felleiſen trägt; ſpäter **St. Eugene**, in dem Coſtüme eines lächerlichen ſchönen Geiſtes aus der Provinz. Er trägt auf dem friſirten Kopf einen grauen Hut, hat über einem apfelgrün bordirten Rock einen gelben Spencer an, die Weſte iſt geſtickt, die Hoſen blau, an dem Knöchel mit Bändern gebunden, er trägt Schuhe, und hat ein großes Jagdmeſſer anhängen, in einer Hand hält er einen Degen, eine Piſtole und einen Stock, in der andern ein Paraplui.)

Florian.

Nur hier herein, mein Herr!

Frau Polz.

Ich glaube, das wird der Herr ſeyn, den ſie erwarten.

Dorainval.

Wenn man das Wölfchen nennt, ſo kommt es gerennt.

Doricourt

(blickt in die Couliſſe, und kann ſich des Lachens kaum erwehren.)

Das iſt eine prächtige Karrikatur!

Desparmont (ſieht auch hinein.)

Gerade, als ob er für uns ſo geſchaffen wäre.

Florian

Kommen Sie nur herein, die ganze Familie erwartet ſie ſchon.

Eugene

(tritt mit vielen Complimenten ein, der Schauſpieler, welcher dieſe Rolle ſpielt, kann allenfalls mit der Zunge anſtoſſen, oder ſchnarren, um ſeine natürliche Sprache zu verſtellen, und deſto lächerlicher zu werden.)

Wie, die allerwertheſte Familie iſt vor mir angekommen, da bitte ich fünfzigtauſendmahl die ſchätzbarſte Familie um Verzeihung und um Vergebung! Sie ſehen mich in einer Alteration, in einer Konfuſion, in einer Konſternation und in einer Petrifikation, die ſich gar nicht beſchreiben laſſen. Allein, ich kann nichts dafür, die verfluchte Diligence frägt den Henker darum, ob in ihrem Kaſten ein Menſch vor Liebe brennt, vor Sehnſucht ſchwitzt, und vor Ungeduld ſeufzt, das geht den gewöhnlichen Trott fort. — Welchen aus dieſen Herren darf ich als meinen künftigen Schwiegerpapa grüſſen?

Duvallon.

An mein Herz, mein theurer Schwiegerſohn! (Er preßt Eugene ſo ſtark in ſeine Arme, daß dieſer ſchreyt, nimmt dann Dorainval bey der Hand, und präſentirt ihn. Dieſer macht eine affectirte weibliche Verbeugung.) Und hier habe ich die Ehre Ihnen meine Frau, Jakobine Benoiſt, geborne Dorainval, vorzuſtellen. (bezeichnet Doricourt.) Dieß iſt ihr Bruder, Horatius, Immanuel, Ildephons, Gotthold, Felix Doricourt, Profeſſor verſchiedener Wiſſenſchaften an dem Licäum zu Straßburg, mehrerer Rechte Doctor, auch öffentlicher Notar; Mitglied aller gelehrten Geſellſchaften, und Herausgeber mehrerer Werke.

Doricourt.

Salutem tibi dico!

Eugene.

Amen!

Duvallon

(präſentirt Courville.)

Dieſer iſt mein Bruder, Sebaſtian Benoiſt, ein berühmter Geometer, dieſer (bezeichnet Desparmont, welcher ſich aufbläſt) mein Neffe, ein junger Mann von groſſen Hoffnungen. Hier endlich (ſtellt ihm Emma vor, welche ein ſchüchternes Kompliment macht, und ihr Geſicht in ihre Schürze verbirgt.) Meine Tochter Louiſe Benoiſt, Ihre beſtimmte Braut.

Eugene

(nähert ſich Emma'n.)

Louiſe! ach Gott, der Nahme ſchon iſt zum Küſſen! — Wäre es mir wohl erlaubt, Herr Schwiegerpapa, meine Zukünftige zu embraſſiren, damit ſie gleich ſieht, wie liebenswürdig ich bin.

Duvallon.

Nichts iſt billiger, als das. (leiſe zu Desparmont) Nun, wie gefällt er dir?

Desparmont.

Er iſt rein göttlich!

(**Eugene** nähert ſich Emma, umfaßt ſie, und gibt ihr ein Paar derbe Küſſe.)

Emma

(ſchreyt verſchämt.)

Ach!

Doricourt

(zu Desparmont.)

Er iſt ziemlich maſſiv zärtlich.

Desparmont.

Wenn er wüßte, daß er einen Jokey küßte.

Dorainval (zu Emma.)

Sträube dich nicht, Närrchen! — Du mußt anfangen, dich an ſolche kleine Spielchen der Liebe zu gewöhnen.

Emma.

Ach Mama! ich bin ſo erſchrocken, es hat ſo geſchnalzt.

Eugene.

Jetzt könnte ich mich auf der Stelle niederſetzen, und ein Sonnett ſchreiben, betitelt: Der erſte Kuß. — Ach, was geht in der Welt über dieſe Himmelsſpeiſe, die man mit rothen Löffeln zu ſich nimmt. (er lacht.) Hahaha! Rothe Löffel — das iſt ein ungeheurer Gedanke, — nicht wahr?

Duvallon.

Liebe Kinder! Bevor wir eine Vereinigung ſchließen, welche wir alle ſo ſehr wünſchen, ſcheint es mir doch nöthig, uns zu überzeugen, ob unter den beyden künftigen Gatten auch jene Sympathie in Neigungen und Character obwaltet, welche allein das wahre Glück im Eheſtande ausmacht?

Dorainval.

Nicht wahr, Herzchen, wir Beyde kennen dieſes Glück, wir ſind ſeit 19 Jährchen ein Seelchen und ein Leibchen.

Eugene.

Ja, die Sympathie! die Sympathie! das iſt eigentlich das einzige ſympathetiſche im menſchlichen Leben.

Doricourt (zu Emma.)

Allons Nichte! Der wichtigſte Augenblick deines Seyns iſt erſchienen; — laß deine Worte von deinem

Herzen auf deine Zunge ſtrömen, und zeige deinem künftigen Gatten deine reine Individualität. (leiſe zu ihr.) Aengſtige ihn ein wenig.

Emma (zu Eugene.)

Ich will Ihnen reinen Wein einſchenken; da Sie mich einmahl heirathen, ſo müſſen Sie alles wiſſen. Sehen Sie, ich bin etwas launenhaft, wenn man mir nicht nach meinen Willen thut, ſo zerſchlag' und zerbrech' ich Alles, ich kann keinen Widerſpruch dulden. — Jede neue Mode muß ich auf der Stelle haben, ich würde mir die Augen aus dem Kopf weinen, wenn ich eine andere Frau in einem Hute ſehen müßte, den ich nicht habe. Kurz, ich bin Frau im Hauſe, thue was ich will, hingegen muß mein Gemahl auch alles thun, was ich will. — Steht Ihnen das an?

Eugene.

Herrlich, vortrefflich! So eine Frau habe ich mir ja gewünſcht, da geht's doch luſtig im Hauſe zu. Immer gibt's was zu zanken, das vertreibt das fade Einerley, und belebt meine poetiſche Ader.

Doricourt

(leiſe zu ſeiner Frau.)

Der hat die Gabe auch dem Schlechteſten eine gute Seite abzugewinnen.

Emma (zu Eugene.)

Damit ich mich die erſten Monathe an das neue Haus gewöhne, ſo wollen wir meinen Vater, meine

Mutter, meine zwey Onkeln und meine drey Tanten mit uns nehmen.

Eugene.

Ja, ja, die ganze werthe Familie ſoll mitkommen, iſt mir eine Ehre.

Emma.

Aber mein Vetter Karl, das mache ich im Voraus zur Bedingniß unſerer Vereinigung, der muß immer, immer bey mir bleiben, denn die Trennung von ihm wäre mein Tod.

Eugene.

Wer iſt denn der Vetter Karl?

Emma

(auf Desparmont zeigend.)

Der liebe Schwarzkopf dort.

Eugene.

Nun, er ſieht nicht übel aus.

Emma.

Wir ſind mit einander aufgewachſen, haben ſchon als Kinder mit einander geſpielt, und uns ſehr lieb gehabt.

Doricourt

(zu Eugene leiſe.)

O Sie glücklicher Mann, ſehen Sie, was das für eine Unſchuld iſt.

Eugene.

Ja, ſcharmant, ſcharmant!

Desparmont

(leiſe zu Doricourt.)

Den Dummkopf kann man gar nicht in Harniſch jagen.

Doricourt.

Da die beyden Brautleute nun einmahl ganz mit einander einverſtanden ſind, ſo bleibt uns nichts mehr übrig, als zu eruiren, ob Herr Deſcarts bey all den phyſiſchen und moraliſchen Eigenſchaften, welche ihn ſo ſehr auszeichnen, auch jene Superiorität der Talente beſitzt, welche eigentlich für einen Ehemann nothwendig iſt.

Eugene.

O, ich war durch ſechs Jahre Secretär der Leſegeſellſchaft in Landau, und habe auch dort ein Privattheater etablirt, auf dem wir ſogar den erſten Act vom Don Carlos gegeben haben — Man hat einen Ruf — man iſt bekannt. —

Doricourt (beziehungsweiſe.)

Ganz gewiß. — Man rühmt Sie vorzüglich als einen pikanten und furchtbaren Dichter.

Eugene.

Furchtbar? I nu! wenn man will, ich weiß meinen Mann mit der Feder zu packen.

Doricourt

(mit noch markirterem Tone.)

Man hat mir ſogar ein Abentheuer erzählt, über welches ich mit Ihnen noch eine höchſt wichtige Rückſprache zu nehmen habe.

Eugene.

So? (für ſich.) Teufel! Wo will das hinaus?

Doricourt.

Die werthe Familie laſſe uns auf einige Augenblicke allein, und beſorge indeſſen ein ſolides Mittagsmahl und einige gaumenkitzelnde Getränke. — (leiſe zu Desparmont) In einer Viertelſtunde kannſt du mich ablöſen.

Desparmont.

Ganz recht.

(Alle ab, bis auf Eugene und Doricourt.)

Vierzehnter Auftritt.

St. Eugene, Doricourt.

Doricourt (für ſich.)

Jetzt wollen wir den Herrn Landauer Dichter ein wenig in die Enge treiben, und ihm eine Lection leſen, wie er's verdient.

Eugene (für ſich.)

Warte, du ſollſt mir ſchwitzen, ich will ſeine Eiferſucht rege machen, und ihn auf Koſten ſeiner Frau ärgern. — Er ſoll einen ganz andern Menſchen vor ſich ſehen, als er zu finden glaubte.

Doricourt.

Mein Herr, Sie wiſſen vielleicht ſchon, daß ich es eigentlich bin, der ihre Braut, meine liebe Nichte, ausſtattet, und daß ich daher das Recht habe, mich ein wenig näher zu bekümmern, wie der Mann beſchaffen iſt, der ihre Hand, und mit dieſer mein ganzes Vermögen bekommen ſoll. Darum müſſen Sie mir vorerſt über einige Gerüchte Rede ſtehen, die mir gar nicht gefallen — Ich weiß von ſicherer Hand, daß in Landau eine gewiſſe Madame Doricourt ſich befindet, ein hübſches, junges Weibchen, der Sie, wie man ſagt, die Cour gemacht, und da ſie Sie nicht erhören wollte, mit Schmähgedichten attaquirt haben.

Eugene

(mit Würde und im natürlichen Tone.)

So kann nur ein Dummkopf oder ein Schurke handeln, ein Mann meines Gleichen rächt ſich nicht auf dieſe Art an einer ſpröden Schönen.

Doricourt (für ſich)

Was hör' ich? welch ſchnelle Veränderung im Ton und Benehmen? (laut) Fruchtloſe Ausflucht. Mein Herr, ich weiß dieſe Anecdote aus Madame Doricourts eigenem Munde.

Eugene.

Ich habe Ihnen ſchon geſagt, ſolche Zumuthung beleidigt mich, und um Sie vom Gegentheile zu überzeugen, ſo wiſſen Sie denn, mein Herr Profeſſor, daß ich nicht der Herr Deſecarts bin, den Sie in meiner Perſon zu ſehen glaubten.

Doricourt

(betroffen und erſtaunt.)

Wie? Sie wären nicht — ?

Eugene.

Nein, ich bin nicht jener lächerliche Sänger, auf deſſen Koſten Sie ſich recht ſatt lachen wollten.

Doricourt (für ſich.)

Dieſe Sprache, dieſe Würde — ich weiß wahrlich nicht — (laut.) Allein wie kommt es, daß Sie unter dieſem Nahmen, und in dieſer grotesken Maske hier erſcheinen?

Eugene.

Das ſollen Sie ſogleich erfahren. (für ſich.) Jetzt wollen wir uns revanchiren. (laut.) Sie ſehen in mir einen Kavallerie-Offizier, der vor zwey Monathen verwundet nach Landau gebracht wurde. Ich vernahm bald, daß ſich in dieſem Städtchen eine gewiſſe Madame Doricourt, ein äußerſt liebenswürdiges, junges Weibchen befinde, die es ſich zur angenehmſten Pflicht mache, verwundete Militärs bey ſich aufzunehmen und zu pflegen. — Ich ſuchte ihre Bekanntſchaft, wurde ihr vorgeſtellt, und fand ein ganz außerordentlich artiges Geſchöpf, das mich ſchon auf den erſten Anblick ſo für ſich einnahm, daß ich den feindlichen Huſaren gerne geküßt hätte, der mich unter das Pferd ſäbelte.

Doricourt
(äußerſt betroffen.)

Vermuthlich wurden Sie recht liebreich aufgenommen ?

Eugene.

Ueber alle Erwartung — Allein, je mehr die Sorgfalt der mitleidigen Dame zur Heilung meiner körperlichen Wunde beytrug, je tiefere Wunden ſchlugen die Augen dieſer reitzenden Wittwe meinem Herzen.

Doricourt.

Wittwe ſagen Sie? — Man hat mich doch verſichert, Herr von Doricourt lebe noch.

Eugene.

Nun ja, er kann wohl noch leben, allein das macht keinen Unterſchied, er iſt immer von ihr getrennt. Sie iſt, was wir Strohwittwe zu nennen pflegen. —

Doricourt (für ſich.)

Könnt ich doch aus dem Stroh einen Strick drehen, dich zu erwürgen.

Eugene.

Einen Monat verlebte ich bereits bey ihr die ſüßeſten Tage meines Lebens, und ward mit einer Güte, mit einer Zuvorkommung behandelt, die meine kühnſten Wünſche ubertrafen, als Frau von Doricourt vernahm, daß ihr Gemahl mit ſeinem Regimente Saverne paſſiren werde. Sie faßte den Entſchluß, ihn unerkannt zu ſehen, und ihn, als Jokey verkleidet, zu überraſchen. — (Doricourt weicht betroffen zurück.) Ich, der ich mich nicht mehr von ihr trennen konnte, nahm mir vor, ſie zu begleiten. Man ſprach damahls in Landau von der bevorſtehenden Heirath des Herrn Deſecarts, und daß er ſeiner Braut bis Saverne, wo ſie mit ihren Aeltern eintreffen ſolle, entgegen reiſen werde. — Ich, ein Freund von luſtigen Streichen, benützte dieſe Gelegenheit, verſchaffte mir ein Coſtume der lächerlichen Perſonnage quaestionis und kam auf dieſe Art zugleich mit meiner angebeteten Freundinn hier an.

Doricourt.

Wie? Sie ſind alſo mit Madame Doricourt hieher gereiſet.

Eugene.

Freylich? — Und wie gereiſet? Wie? — Alle Bäume ſchienen mir grüner — alle Blumen dufteten mir ſtärker — alle Himmel ſchienen mir näher. Das Spaßigſte bey dem ganzen Abentheuer aber iſt, daß Herr Doricourt, der an dem lächerlichen Deſecarts ſein Müthchen ein wenig kühlen wollte, ſeine Frau überredete, ſich als deſſen Braut zu verkleiden, und dadurch mir noch ſelbſt Gelegenheit verſchafft, mit der Angebeteten recht zärtlich ſeyn zu können, und ſo meine Rolle recht natürlich zu ſpielen — (er lacht hellaut auf.) Ha ha ha! Ich habe vielen Spaß in meinem Leben mitgemacht, aber das iſt der pikanteſte aus Allen.

Doricourt.
(in der lebhafteſten Bewegung.)

Ja, ſehr pikant — zum Teufelholen lächerlich.

Eugene
(ernſthaft und geheimnißvoll.)

Aber ich bitte Sie, hüthen Sie Ihre Zunge, laſſen Sie ſich ja kein Wort entſchlüpfen, woraus der allzugefällige Ehemann Verdacht ſchöpfen könnte. Man muß die dehors beobachten, man muß keine üble Ehe ſtiften.

Doricourt (grimmig lachend)

Ja, Sie ſcheinen mir darin ſehr gewiſſenhaft zu ſeyn.

Eugene (bey Seite.)

Er iſt ganz außer ſich.

Doricourt.

Allein, dieſer Herr Doricourt, mit dem Sie ſo ſpielen, iſt vermuthlich ein Mann von Ehre, und er wird es nicht dulden.

Eugene.

Erſt muß er es wiſſen, ehe er etwas dagegen hat.

Doricourt.

Aber er kanns doch erfahren, und dann wird er Genugthuung verlangen.

Eugene
(fröhlich, und ihn auf die Schulter klopfend.)

Dann ſind Sie mein Sekundant, Herr Profeſſor.

Doricourt
(bey Seite, in der heftigſten Bewegung.)
Wie, wenn Emma wirklich? — Nein — nein — es iſt nicht möglich! — Ich will ſogleich zu ihr, ſie muß mir das ganze Geheimniß erklären. — O Gott! laß mich ſie unſchuldig finden. (er eilt durch die Mittelthüre ab.)

Eugene (ihm nachrufend.)
Wohl bekomms.

Fünfzehnter Auftritt.

Saint-Eugene. Desparmont.

Desparmont
(tritt ein, will im Vorbeygehen mit Doricourt ſprechen, dieſer antwortet ihm aber nur mit einer wüthenden Miene, und ſchlägt die Thüre hinter ſich zu.)
Was Teufel iſt denn Dieſem?

Eugene (für ſich.)
Laß einmahl ſehen, was Der will.

Desparmont
(mit impoſantem Tone.)
Herr Deſecarts, ich habe mit Ihnen zu ſprechen.

Eugene (in Deſecarts Ton.)
Stehe ganz zu Dero Dienſten.

Desparmont.

Sie wiſſen vielleicht noch nicht, wer ich bin?

Eugene.

O ja! Sie ſind der liebe Schwarzkopf Karl, der Vetter meiner Braut, mit dem ſie in ihrer Jugend ſo oft geſpielt, und den ſie ſo lieb gehabt hat.

Desparmont.

Ja, der bin ich, und ich komme Ihnen zu ſagen, daß ich meine Couſine noch liebe, bis zum Wahnſinn liebe, ewig lieben werde, und daß Sie mir eher das Leben nehmen müſſen, ehe Sie ſie als Ihre Braut heimführen.

Eugene

(mit zitternder Stimme, Furcht affectirend.)

Aber du mein Gott! warum hat man mir denn das nicht früher geſagt, daß ich, um Mademoiſelle Louiſe Benoiſt zur Frau zu bekommen, Jemanden den Hals brechen muß.

Desparmont.

Kurz und gut; entweder Sie entſagen Ihrer Braut, oder ſchlagen ſich mit mir, wählen Sie.

Eugene.

Ich würde vom Herzen gern entſagen, allein ich bin von Natur aus geitzig, was ich einmahl habe, das geb' ich um alle Welt nicht mehr her.

Desparmont.

Nun wohl, ſo ſchlagen Sie ſich mit mir, und das auf der Stelle.

Eugene.

Aber lieber Himmel, ich habe ja keine Waffen bey mir.

Desparmont.

Das hindert nichts. (er nimmt zwey Degen, welche im Hintergrunde liegen geblieben ſind, und reicht ſie Eugenen) Hier ſind zwey Degen, welche entſcheiden ſollen, wer ſo glücklich iſt, Louiſen zu beſitzen. Nehmen Sie, welchen Sie wollen.

Eugene

(nimmt mit zitternder Hand einen Degen.)

Weil Sie es durchaus nicht anders thun, ſo nehme ich mir in Gottes Nahmen die Freyheit. (er ſtellt ſich ſehr linkiſch zum Gefecht.)

Desparmont

(bey Seite, lachend.)

Eine ſchöne Karrikatur. Ich will nur die Defenſive halten. (er ſtellt ſich auch in Poſitur) Aber was machen Sie denn, mein Herr; Sie zittern ja wie ein Espenlaub. Sie räumen mir ja zu viel Vortheil über Sie ein.

Eugene.

Ich zittern? — Ich verſichere Sie, ich verſtelle mich nur.

Desparmont.

Ach, Sie verſtellen ſich? —

(Sie machen einige Gänge. Desparmont vertheidigt ſich nur immer lachend, endlich ſchlägt ihm Eugene den Degen aus der Hand, hebt ihn aber ſchnell wieder auf, und überreicht ihm denſelben ganz furchtſam.)

Eugene.

Sie wollen mir Muth machen, Herr Offizier, das iſt recht delicat von Ihnen.

Desparmont
(ein wenig betroffen.)

Ein bloßer Zufall. — Wenn's Ihnen recht iſt, ſo wollen wir die Röcke ausziehen, es iſt bequemer, und den Duell-Vorſchriften angemeſſener.

Eugene.

Mir iſt alles recht.

(Desparmont dreht ſich um, und zieht ſeinen Rock aus, während dieſer Zeit entkleidet ſich auch Eugene, und erſcheint in Uniform mit mehreren Orden geziert. In dem Augenblicke, als Desparmont ſich wieder gegen ihn wendet, ſteht er ſchon in der nobelſten und impoſanteſten Fechtattitude vor ihm. Desparmont ſteht ſtarr vor Staunen.)

Eugene (ſehr heftig.)

Nun, mein Herr, beliebt's?

Desparmont

(nach einigen Augenblicken Stillſchweigen.)

Ich habe Sie gefordert, ich muß Ihnen Genugthuung geben.

(Sie ſtellen ſich, und machen einige Gänge.)

Sechszehnter Auftritt.

Die Vorigen, Doricourt, Dorainval, Duvallon, Courville, alle in Uniform. **Emma, Frau Polz, Florian,** ſpäter ein **Poſtillon.**

Florian

(welcher der Erſte hereinläuft.)

Eingehalten mit dem Todtſtechen.

Frau Polz

(läuft herzu und trennt die beyden Fechtenden.)

Hier iſt ja kein Schlachtfeld.

Duvallon.

Was ſeh ich? — Herr Deſecarts hat ſich metamorphoſirt.

Florian

(zu Frau Polz.)

Iſt das nicht der Fremde, der heute —

Frau Polz.

Der Wittwentröſter, ja, der iſt's.

Doricourt.

Dieſer Uniform und dieſen Ehrenzeichen nach zu ſchließen, dürfen wir nicht länger mehr zweifeln, daß wir die Ehre haben — —

Eugene.

Einen Mann in Ihrer Mitte zu ſehen, der eben ſo ſehr ein Freund von luſtigen Streichen iſt, als Sie, meine Herren. Ich hörte in meinem Zimmer den komiſchen Plan, welchen Sie, um ſich zu amuſiren, entwarfen, mit an, und beſchloß ſogleich, zur Verkürzung Ihres Raſttags mitzuwirken.

Duvallon.

Wir hoffen, Sie werden uns nicht länger das Vergnügen rauben, Sie näher kennen zu lernen.

Poſtillon

(tritt durch die Mittelthüre ein.)

Herr Baron von Saint-Eugene, der Wagen iſt bereit.

(Kaum haben die Offiziere den Nahmen ihres neuen Colonels gehört, als ſie ſich ſo ſchnell als möglich, ehrerbiethig in militäriſcher Haltung aufſtellen.)

Eugene.

Ja, meine Herren! Sie ſehen Ihren neuen Chef vor ſich, allein meine Ordre befiehlt mir, Ihnen denſelben erſt in Straßburg vorzuſtellen. Darum laſſen Sie uns den Zufall fröhlich feyern, der uns früher zuſammenführte. — Meine Freunde, meine Kameraden, im Ernſt wie im Scherz, werde ich nie der Letzte ſeyn.

Duvallon.

Man hatte wohl recht, Herr Oberſt, wenn man Sie uns als einen Freund des Scherzes ſchilderte.

Doricourt

(leiſe zu Eugene)

Herr Oberſt, ich danke für die Lehre von vorhin.

Eugene (lächelnd.)

Sie glauben mir nun wohl, daß ich nicht gerne gute Ehen ſtöre? (mit Würde) Meine Herren, wenn der Mann, der Sie bald auf das Feld der Ehre führen ſoll, ſich einige Augenblicke unter der Maske des Scherzes verbarg, ſo denken Sie, daß er dieß nur zu Ihrem Vergnügen that, und daß man nie nach dem äußeren Schein urtheilen ſoll, ſonſt geſchieht es leicht, daß man die Zielſcheibe ſeines eigenen Spottes wird. — Frau Wirthinn! Alle Herren Offiziers meines Regiments ſind heute meine Gäſte, und wenn der wirkliche Herr Deſecarts ankommen ſollte, ſo bitten Sie ihn auch zu uns. (zu Emma) Madame, um Ihnen zu beweiſen, wie ſehr ich treue Frauen ehre, ſo gebe ich Ihnen die Erlaubniß, Ihren Gemahl nach Straßburg zu begleiten, und ſo lange an ſeiner Seite zu bleiben, bis wir zur Armee ſtoßen.

Florian

(zu Frau Polz.)

Und wie iſt's mit uns, bleibt's am Montage noch dabey?

Frau Polz.

Montags hab' ich große Wäſche, aber Dienſtags in Gottes Nahmen!

(Gruppe. — Der Vorhang fällt.)

Die beyden Ehen.

Ein Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Nach dem Franzöſiſchen des Etienne.

* * *

Perſonen.

Drohm.
Sophie, ſeine Frau.
Meller.
Marie, ſeine Frau.
Ein Bedienter.

Die Scene ſpielt bey Drohm.

Erſter Auftritt.

Drohm. Sophie.

Sophie.

Wie, Lieber, du haſt unſere liebenswürdige Reiſende verlaſſen?

Drohm.

Ich komme ſo eben von ihr. Du wirſt ſie in einigen Augenblicken ſehen.

Sophie.

Ihre ganze Geſtalt iſt ſehr intereſſant, aber ihre Miene iſt kummervoll.

Drohm.

Sie hat auch Urſache ſich zu grämen.

Sophie.

Wie ſo?

Drohm

(faßt Sophien an der Hand.)

Nicht alle Verbindungen ſind ſo ſüß und ſo friedenbringend, als die unſrige, meine Gute.

Sophie.

Kaum kann ich es glauben, daß die ihrige zu den unglücklichen gehöre. Iſt ſie nicht die Frau deines Jugendfreundes, jenes Meller, von dem du immer mit ſo vieler Wärme ſprichſt?

Drohm.

Das iſt ſie.

Sophie.

Wie? — Sie wäre mit deinem beſten Freunde vermählt und nicht glücklich? das iſt unmöglich.

Drohm.

Und doch leider nur zu wahr. Ach! ich hab' es wohl voraus geſehen, daß es ſo kommen würde. — Als ich erfuhr, Meller werde ſich verheirathen, zitterte ich ſchon für das Mädchen, welches ſeine Frau würde. Er iſt allerdings einer der beſten Menſchen, aber heftig, gebieteriſch, eiferſüchtig.

Sophie.

Arme Frau! — Sie liebt ihn ohne Zweifel?

Drohm.

Sie lebt nur in ihm.

Sophie.

Gott! — wie ſie mich dauert.

Drohm.

Sie weiß, daß Meller und ich alte Freunde ſind, und darum kam ſie hieher, mir ihren Kummer zu entdecken, und bey mir Troſt zu ſuchen.

Sophie.

Ich will dazu beytragen, was in meinen Kräften ſteht; laß uns verſuchen, lieber Freund, ſie mit ihrem Manne wieder zu vereinigen. Ach, warum können wir ihnen nicht ein Bischen von unſerem Glücke mittheilen, wir haben deſſen ſo viel.

Drohm.

Theure Sophie! wie ſehr freut es mich, dich ſo ſprechen zu hören. Ja, laß uns Hand an das belohnende Werk legen. Suche für's Erſte die arme Marie zu tröſten.

Sophie.

Das will ich recht gerne, denn ich liebe ſie ſchon von ganzem Herzen. Hier kömmt ſie, ich eile in ihre Arme.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Marie.

Sophie
(umarmt Marien.)

Guten Morgen, Liebe! guten Morgen, ich und mein Mann ſprachen ſo eben von Ihnen. Wir bedauern Sie recht herzlich ob Ihres Grams.

Marie.

Wie? — Sie wiſſen ſchon?

Sophie.

Sey'n Sie darüber gar nicht verlegen. Drohm hat mir Alles geſagt, denn wir haben kein Geheimniß vor einander.

Marie.

Ach, wie glücklich Sie ſind.

Sophie.

Das ſind wir allerdings.

Drohm.

Auch Sie ſollen es werden. Sie ſollen ſich uns nicht vergebens in die Arme geworfen haben.

Sophie.

Sie dürfen auf unſere Freundſchaft rechnen.

Marie.

Wie gut Sie ſind.

Sophie.

Sie können gar nicht glauben, welchen Antheil ich an Ihrem Schickſale nehme, ich kenne zwar Ihren Gemahl nicht, aber ich haſſe ihn um Ihretwillen.

Marie.

O nein! Haſſen Sie ihn nicht, ich bitte Sie darum.

Sophie.

Verzeihen Sie, ich vergaß, daß Sie ihn lieben. — Ach mein Gott, was ſind wir Weiber doch gut. — Gewiß iſt alles Unrecht auf ſeiner Seite.

Marie.

Vielleicht kommt auch etwas davon auf meine Schultern. —

Sophie.

Nein, nein, das iſt unmöglich. Er hat ja einen böſen Character.

Marie.

Eben darum hätte ich noch ſanfter, noch geduldiger ſeyn ſollen, allein ich habe auch meine Fehler. Mißtrauen beleidigt mich, eine Unbilligkeit bringt mich auf.

Sophie.

Und das mit Recht, wenn mir mein Mann einmahl unrecht thäte, ich würd's auch nicht leiden.

Drohm.

Liebe Sophie! —

Sophie.

Beſſere dich, mein Freund! oder nein, beſſere dich nicht, bleibe lieber, wie du biſt.

Drohm.

Allein, Sie ſind ja jetzt vom Meller ganz getrennt? Wie kam's zu dieſem äußerſten Schritt? Machen Sie uns zum Vertrauten Ihres Unglücks.

Sophie.

Ja, liebe Freundinn, erzählen Sie uns Alles, man fühlt ſich erleichtert, wenn man ſeinen Kummer in dem Buſen eines Freundes niederlegen kann.

Marie.

Wohlan, ſo hören Sie. Wenn in der Ehe einmahl ein Mißverſtändniß Platz gefaßt hat, ſo drängen ſich hundert andere nach. Ein Zank führt einen zweyten herbey, und bald iſt der Himmel nie mehr ganz heiter.

Sophie
(lächelnd zu ihrem Manne.)

Merke dir das.

Marie.

So ging's auch bey uns. Eines Tages, da wir eben wieder gezankt haben, wurde mein Mann bitterer als jemahls, ſo zwar, daß ich den feſten Entſchluß gefaßt hatte, von der Seite desjenigen zu fliehen, der mein Peiniger geworden war. Ich entdeckte mich einem Freunde meines Mannes, einem redlichen, theilnehmenden Manne, der bey uns im Hauſe wohnte, dieſer ſuchte mich zu beſänftigen, vergebens, er halt mir alle Folgen vor Augen, welche aus dieſem Schritte entſtehen können, vergebens, ich beharre auf meinem Entſchluß. Endlich mahlt mir der redliche Freund alle guten Eigenſchaften meines Gatten mit den lebhafteſten Farben; und wirft ſich mit Thränen zu meinen Füſſen, mit der Bitte, ihn, der mich trotz ſeiner rauhen Auſſenſeite zärtlich liebt, nicht zu verlaſſen. Da tritt mein Gemahl gäh ins Zimmer, er ſieht den Mann vor mir knieen; wüthend ſchreyt er mir zu: Ha, Verrätherinn! und ſtürzt zum Zimmer hinaus, ohnmächtig ſank ich nieder.

Sophie.

Arme Freundinn.

Marie.

Als ich zu mir kam, war mein Gemahl verſchwunden, und mein Stubenmädchen gab mir einen Brief, worin er mir auf ewig Lebewohl ſagte, und dem eine Anweiſung auf eine jährliche Rente von 6000 Gulden beylag.

Sophie.

Muth! Muth! liebe Freundinn! Werfen Sie ſich uns in die Arme, vielleicht läßt ſich hier noch helfen.

Marie.

Gott gebe es. Glauben Sie wenigſtens, daß Sie Ihre Hülfe an keine Unwürdige verſchwenden.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Ein Bedienter.

Bedienter.

Ein Mann zu Pferde bringt ſo eben dieſen Brief.

(er gibt Drohm den Brief und geht ab.)

Vierter Auftritt.

Drohm. Sophie. Marie.

Drohm
(beſieht die Schrift.)
Ich irre mich nicht, das iſt Mellers Hand.

Marie.
Meines Gemahls?

Sophie.
Sieh geſchwinde, was der Brief enthält.

Marie.
Ich athme kaum.

Drohm (leſend.)
Er kommt, er kommt!

Marie.
Iſt's möglich?

Sophie.
So lies doch geſchwind, du machſt mich ungeduldig.

Drohm (lieſt.)
»Es iſt ſchon ſehr lange, daß ich dich nicht geſehen habe, mein lieber Drohm! Ich reiſe alſo zu dir, und werde auf deinem Schloſſe an demſelben Tage mit meinem Briefe eintreffen. Es ſoll mir ein wahres Feſt ſeyn, dich wieder zu ſehen, und meinen Jugendfreund wieder einmal in meine Arme zu ſchließen.« —

Marie.

Gott! was ſoll ich beginnen?

Drohm.

Beruhigen Sie ſich, Sie bedürfen der Ruhe jetzt mehr als jemals. Vielleicht dürfen wir dem Himmel für dieſen Zufall danken.

Sophie.

Laßt mich machen, ich will ihm die Nativität ſtellen, dem ſaubern Herrn.

Marie.

Sehen Sie ſich vor, liebe Freundinn!

Drohm.

Keine Unvorſichtigkeit, damit wäre alles verdorben.

Marie.

Aber was werden wir beginnen?

Drohm.

Es iſt für's Erſte nothwendig, daß Sie ſeinen Anblick vermeiden, ich will ihn empfangen, ihn vorerſt ausholen, und dann beſtimmen wir unſern Angriffsplan nach den Umſtänden.

Marie.

Ich will mich lieber verbergen, denn wenn er ankäme —

Drohm.

Thun Sie das, ich und meine Frau wollen die wenigen Augenblicke benützen, uns einen Plan zu entwerfen.

Sophie.

Seyen Sie ohne Sorge, liebe Freundinn! es wird alles gut gehen.

Marie

(wirft ſich in ihren Arm.)

In Eure Hände; theure Freunde, leg' ich mein Schickſal! (Sie geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Drohm. Sophie.

Sophie.

Nun laß einmal hören, was iſt zu thun?

Drohm.

Ich denke ſo eben nach — wir haben keine Zeit zu verlieren. Meller kann alle Augenblicke ankommen.

Sophie.

Schon der Gedanke: Ich werde ihn ſehen! — ergreift mich. Ich weiß gewiß, ich werde vor ihm erſchrecken.

Drohm (lächelnd.)

Sey nur ruhig, der unerträglichſte Mann für ſeine eigene Frau, iſt oft liebenswürdig für die Frauen Anderer. — Doch halt, da fliegt mir ein herrlicher Gedanke durch den Kopf. — Sophie! Haſt du Muth?

Sophie.

Muth? — Mein Gott! wozu denn?

Drohm.

Bis hieher haſt du in mir nur immer den zärtlichſten Gatten gefunden. — Nun ſoll ſich das ändern.

Sophie.

O du lieber Himmel!

Drohm.

Von dieſem Tag an, werd' ich nur dein Herr ſeyn.

Sophie.

Du machſt mich beben.

Drohm.

Dein Gemahl im ſtrengſten Sinne des Wortes.

Sophie.

Wie?

Drohm.

Ich werde kalt, mürriſch, zerſtreut, langweilig ſeyn, wenn du von einer Sache mit mir ſprichſt, werd' ich mich mit einer ganz Andern beſchäftigen, willſt du ausgehen, ſo will ich zu Hauſe bleiben, willſt du zu Hauſe bleiben, ſo drängt's mich in's Freye, und machen wir mit einander einen Spaziergang, ſo ziehſt du auf die rechte Seite, und ich auf die linke, ich werde den ganzen Tag gähnen, und die ganze Nacht ſchlafen, was du ſcharmant findeſt, find' ich abſcheulich, ich werde faſt gar nichts mit dir reden, und es auch nicht leiden, daß Andere ſich mit dir unterhalten. Du wirſt mir Vorwürfe machen, ich bin taub, du meinſt, deine Thränen rühren mich nicht, du beharreſt, ich werde ungeduldig, du kömmſt endlich in Aerger — nun dann gnade dir Gott! — Allein, Alles das ſoll nicht länger als 24 Stunden dauern.

Sophie.

Nein, nein, ich mag nicht! — Du könnteſt dir's angewohnen.

Drohm.

Sophie — Ich habe dir nur ein Wort zu ſagen — Dieſe Liſt kann vielleicht Mariens Glück gründen.

Sophie.

Wenn das iſt, ſo willige ich ein. — Aber was ſoll denn ich dabey thun!

Drohm.

Ganz etwas Leichtes! — Du mußt kokett, widerſtreitend, launenhaft ſeyn.

Sophie.

Ich will's verſuchen. — Wir ſpielen alſo alle beyde Komödie. Nun wohl, ſetzen wir, wir hätten dieſe Rollen darzuſtellen — Laß uns eine Scene verſuchen.

Drohm.

Meinetwegen! — Stellen wir uns vor, wir kommen jetzt von einem Spaziergange zurück.

Sophie.

Meinetwegen.

Drohm

(wirft ſich ermüdet in einen Stuhl.)

Ach!

Sophie.

Was iſt dir denn?

Drohm.

Ich bin verdrüßlich.

Sophie.

Das war doch ein herrlicher Spaziergang.

Drohm.

Habe in meinem Leben nicht ſo viel Langweile gehabt.

Sophie.

So? — Mit mir? Das iſt nicht ſehr artig.

Drohm.

Aber wahr! — Da ſpricht ſie in Einem mit dem Himmel, und mit den Blumen, und ſeufzt, und redet kein kluges Wort.

Sophie.

Ich ſchwelge in den Schönheiten der Natur, du aber biſt ein unempfindlicher Klotz, der ſchon beym Ausgehen von nichts andern redet, als wie ihm nach der Bewegung das Nachtmahl ſchmecken wird. Kurz! du biſt unerträglich.

Drohm.

Weißt du was, wir gehen künftig jedes allein ſpazieren, das wird das Beſte ſeyn.

Sophie (zärtlich.)

Nein lieber Mann! das —

Drohm.

Halte dich, falle nicht aus deiner Rolle. (er nimmt ein Buch.)

Sophie (tritt zu ihm.)

Höre mich! ich habe dir etwas Wichtiges zu ſagen.

Drohm.

Ein Andermal.

Sophie.

Aber ich bitte dich.

Drohm.

Still, jetzt will ich leſen.

Sophie

(thut als ob ſie weinte.)

Das iſt aber doch entſetzlich.

Drohm.

Weine immer mein Kind, die Thränen koſten nichts.

Drohm

(ſetzt ſich in eine Ecke der Bühne, Sophie in die andere, ſie wollen den Scherz, als ob ſie miteinander zankten, noch weiter fortſetzen, ſie vermögen es aber nicht über ſich, ſtehen alſo wieder auf, brechen in ein lautes Gelächter aus, und ſinken ſich in die Arme

Sophie.

Zu viel, ich kann mich nicht länger verſtellen.

Drohm.

Nie war dein Kuß mir ſüßer. — O liebe Sophie, laß es immer nur Scherz ſeyn, wenn wir uns zanken, doch Wirklichkeit ſey unſere Liebe. — Ich höre Getöſe. — Das iſt er vermuthlich ſchon ſelbſt. — Nun ſey auf deiner Huth, Sophie!

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Meller.

Meller
(tritt ein, und wirft ſich in Drohms Arme.)
Ach mein Freund, mein lieber Drohm!

Drohm.
Sey mir herzlich willkommen, Bruder!

Meller.
So lange waren wir getrennt.

Drohm.
Umarme mich noch einmal, lieber Freund!
(Nachdem ſie ſich noch einmal umarmt, erblickt Meller Sophien.)

Meller.
Verzeihen Sie, gnädige Frau!

Drohm.
Ich ſtelle dir hier Herrn Meller vor, ich hoffe, du wirſt ihn als meinen beſten Freund behandeln.

Meller.
Das bin ich auch in jedem Sinne des Wortes. —

Darf ich hoffen, daß mich dieſer Titel Ihres Wohlwollens würdig mache?

Sophie.

Ich wünſche, mein Herr, daß unſere kleine Einſamkeit einigen Reitz für Sie haben möge. Es iſt ein Bischen traurig hier.

Meller.

Solche Bewohner können auch eine Wüſte in ein Eden umſchaffen (zu Drohm.) Deine Frau iſt ſcharmant, Drohm!

Sophie (bey Seite.)

Er ſieht doch nicht ſo gar ſchrecklich aus. (leiſe zu Drohm.) Jetzt will ich loslegen. (laut.) Da nun dein Freund angekommen iſt, lieber Drohm, ſo hoffe ich, du wirſt mich damit verſchonen, bey jenem erbärmlichen Concert zu erſcheinen, welches heute der Verwalter gibt?

Drohm.

Warum denn? — Ich wiederhohl' es dir, du kannſt nicht wegbleiben. — Was Mellern betrifft, ſo macht man mit einem Freunde keine Complimente, auch wird er wohl froh ſeyn, heute früher zur Ruhe zu kommen.

Meller.

Ich wäre untröſtlich, gnädige Frau, wenn ich Urſache ſeyn ſollte, daß Sie ſich eines Vergnügens beraubten.

Sophie.

Im Gegentheile, mein Herr, ich wünſchte von dieſer langweiligen Geſellſchaft wegbleiben zu können. Wiſſen Sie wohl, worin das Concert beſteht, dem ich beywohnen ſoll? Stellen Sie ſich eine unbarmherzig quitſchende Clarinette, und zwey elende Violinen vor, welche die Ohren zerreiſſen, dazu ſpielt der alte Revierjäger auf dem Horn, und die 52jährige Verwalterinn tremulirt die Arie; »Ich bin kaum 16 Sommer alt.«

Meller.

Hahaha! das iſt ein grotteskes Bild!

Sophie.

Schönes Concert das, ha, ha, ha! (zu Drohm, welcher den Ernſthaften ſpielt.) Mach' ich's recht ſo?

Drohm (leiſe zu ihr.)

Vortrefflich! (laut mit ſtrengem Tone.) Das iſt wohl allerdings lächerlich; allein, wo iſt etwas unter der Sonne, was nicht eine lächerliche Seite hätte, und Madame hat ſo eben bewieſen, daß ſie dieſe ins Licht zu ſetzen wiſſe. — Wir ſind hier auf dem Lande. Man muß doch mit Jemanden geſellſchaftlich leben. — Ueberdieß hab' ich einmal mein Wort gegeben.

Sophie.

Das mag ſeyn — ich habe das Meinige nicht gegeben. — Wo denkſt du auch hin? Was ſoll dann die Fremde machen?

Drohm.

Die kann mit uns gehen.

Meller.

Du haſt eine Fremde im Schloſſe?

Drohm.

Das iſt ein ſeltſames Abentheuer, lieber Meller. — Eine junge Frau, welche von einem einzigen Diener begleitet, reiſte, ward einige Schritte von meinem Schloſſe umgeworfen, und wir nahmen ſie gaſtfreundlich bey uns auf. Ich werde dich ihr dieſen Abend vorſtellen. Geh jetzt, Sophie, und mache deine Toilette!

Sophie.

Weil Sie es denn durchaus ſo befehlen, mein ſtrenger Herr Gemahl, ſo muß ich mich ja wohl als gehorſame Gattinn Ihrem Willen fügen. — Allein, ich werde mich herrlich unterhalten. (ſie gähnt.) Sehn Sie nur, was der Gedanke daran ſchon für eine Wirkung hervorbringt. (Sie geht, nachdem ſie ſich vor Mellern verneigt hat, ab.)

Siebenter Auftritt.

Drohm. Meller.

Drohm.

Endlich ſind wir allein, mein Freund! Du glaubſt mir's doch auf's Wort, daß es mich herzlich freut, dich wieder zu umarmen?

Meller.

Weißt du wohl, daß es bereits 4 Jahre ſind, daß wir uns nicht ſahen?

Drohm.

Seit dieſer Zeit hat ſich viel verändert.

Meller.

Ja wohl!

Drohm.

Damals waren wir noch unverheirathet, alſo glücklich.

Meller.

Ach ja, ſehr glücklich. — Allein, ſo viel mir ſcheint, ſo haſt du es nicht aufgehört zu ſeyn.

Drohm (reicht ihm die Hand.)

Ach Freund!

Meller.

Was fehlt dir, du haſt ein anſehnliches Vermögen.

Drohm.

Das iſt wahr.

Meller.

Ein herrliches Schloß, ein liebenswürdiges Weibchen.

Drohm.

Rede mir nicht von meiner Frau.

Meller.

Wie ſo? — Du machſt mich ſtaunen — Ich dachte im Gegentheile —

Drohm.

Berühre dieſe Seite nicht, ich bitte dich; vergifte mir nicht das Vergnügen, welches mir deine Ankunft gewährt, es iſt ja das Einzige, welches ich ſeit langer Zeit genieße.

Meller.

Wärs möglich?

Drohm.

Ja, lieber Meller! Ich bin der unglücklichſte Mann auf Erden.

Meller.

Das bildeſt du dir nur ein. —

Drohm.

Wenn du wüßteſt! — Nein, ich will dir nichts verſchweigen, mein Herz iſt zu voll, und bedarf des Freundes Troſt. — Du haſt meine Frau geſehen?

Meller.

Wenns die Dame war, welche uns ſo eben verließ?

Drohm (mit einem Seufzer.)

Ach! die Dame war's. Haſt du nichts an ihr bemerkt?

Meller.

Nichts, als daß ſie ſehr liebenswürdig iſt.

Drohm.

Dieſer frivole Ton? — Dieſes leichte Benehmen.

Meller.

Beydes kam mir an einer jungen lebensluſtigen Frau ganz natürlich vor. Ach mein Freund, beklage dich ja nicht über dieſes lebhafte Benehmen, über dieſe gutmüthige Fröhlichkeit, wenn ſie auch ſelbſt an Unbeſonnenheit gränzt, ſie ſind gewöhnlich die kleinen Schwächen einer reinen Seele, aber jenen empfindſamen, ſchmachtenden Weibern vertraue nicht, o ich habe ſie kennen gelernt.

Drohm.

Und das Concert — du haſt doch gehört, es war ihr ſchon genug, daß ich den Wunſch äußerte, dahin zu gehen, um zu widerſprechen.

Meller.

Und das ärgert dich ſo ſehr?

Drohm.

Sie iſt voll Launen, voll Widerſprechungsgeiſt, und das alles haſt du nicht auf den erſten Blick bemerkt? — So ſeyd ihr Glücklichen, überall ſeht ihr Alles im ſchönſten Lichte.

Meller.

Glücklich? — Ich glücklich? — Lieber Freund! Ich bin Tauſendmahl mehr zu beklagen, als du. Deine Frau iſt nur jung, leichtſinnig, — aber die Meinige —

Drohm.

Nun?

Meller.

Ich bin von ihr getrennt, ich habe ſie verlaſſen.

Drohm.

Getrennt? — Siehſt du, daß ich recht hatte, du biſt glücklicher als ich. — Gut, ſo wollen wir uns miteinander tröſten, aber auch zugleich allen Weibern ewigen Haß ſchwören.

Meller.

Recht haſt du — Haß allen Weibern!

(Sie reichen ſich die Hände.)

Drohm.

Sie ſind uns zur Qual geboren.

Meller.

Wahre Irrlichter.

Drohm.

Die uns in ein Unglücksmeer locken.

Meller.

Mit Blicken, Seufzern und Küſſen.

Drohm.

Mit Verſprechungen, Schwüren und Liebkoſungen.

Meller.

Sie treiben mit unſern Herzen nur Spiel.

Drohm.

Und welch ein grauſames Spiel, wobey man gleich den ganzen Einſatz verliert.

Meller.

Schlangen ſind ſie.

Drohm.

Baſilisken.

Meller.

Engel von außen, und Teufel von innen.

Beyde.

Haß! ewigen Haß den Weibern!

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Sophie (ſehr geputzt.)

Drohm.

Was ſeh' ich, ſchon fertig?

Sophie.

Sie ſehen, wie ich mich beeile, Ihre Befehle zu vollziehen. — Ich bin bereit, Ihnen zu folgen. — Ohne Scherz, lieber Drohm, nachdem, was ich jetzt erfahren habe, zu urtheilen, wird das Concert ſehr unterhaltend werden.

Drohm.

Wie ſo?

Sophie.

Es ſind mehrere junge Leute aus der Hauptſtadt angekommen.

Drohm.

So!

Sophie.

Wie ich dir ſage — unter andern auch Fels.

Drohm

Wie, der Geck?

Sophie.

Was fällt dir ein? Man kann ja nicht liebenswürdiger ſeyn, als der junge Mann, und die Götterſtimme, die er hat.

Drohm.

Nun ſtaun' ich nicht mehr über ihre Eile, Madame. — Fels wird alſo im Concert ſeyn? Gut, ſo gehen wir nicht.

Meller.

Aber Drohm!

Sophie.

Wie? nicht gehen?

Drohm.

Nein, Madame!

Sophie.

Und meine Toilette?

Drohm.

Haben Sie umſonſt gemacht. — Das iſt viel Unglück, ich geſtehe.

Sophie.

Kann man unbilliger ſeyn? Ich gehorchte dir, ich brachte das größte Opfer.

Drohm.

Beeifre dich nicht, ich habe einmahl meinen Entſchluß gefaßt, und dabey bleibts.

Sophie.

Nein, das iſt zu arg! — Ich bin gewiß die geduldigſte und nachgiebigſte Frau von der Welt, aber das kann ich nicht mehr ertragen.

Drohm.

Was braucht's da noch viel zu reden, du weißt einmahl meinen Willen.

Sophie.

Den ich dießmahl nicht erfülle, und kurz, ich gehe in's Concert.

Drohm.

Das wollen wir doch ſehen.

Sophie.

Das ſollen Sie ſogleich ſehen. (ruft zum Fenſter hinaus) Anton! den Wagen!

Drohm

(ruft ebenfalls zum Fenſter hinaus.)

Nein, Anton! Es wird nicht angeſpannt.

Meller (zu Drohm.)

Aber Freund, mäßige dich doch!

Sophie

(mit weinendem Tone zu Meller.)

Sehen Sie, mein Herr! ſehen Sie, wie er iſt. Hätten Sie das von Ihrem Freunde geglaubt? Die ganze Woche ſitze ich wie angekettet zu Hauſe, und nun geſtattet er mir nicht dieſe einzige unſchuldige Freude.

Drohm.

Schöne Unſchuld, das. Kokettiren will die Madame mit dem jungen Laffen, ſich tauſend Schönheiten ſagen laſſen, zärtliche Blicke werfen und auffangen. Nein, das dulde ich nicht.

Sophie.

Ha, Tyrann! Tieger! Ungeheuer!

Drohm.

Nur fortgeſchrieen, Madame! aber zu Hauſe geblieben.

Meller.

Drohm, ich bitte dich, ſey klug, und gib doch nach.

Drohm

(bey Seite zu Meller.)

Ich bitte dich, lieber Freund, gehe jetzt auf dein Zimmer, denn jetzt kommt eine Scene — eine Scene, wovon du nicht Zeuge ſeyn darfſt.

Meller.

Ich fühle wohl ſelbſt, daß ich hier überflüßig bin, aber ich bitte dich, mein Freund, mäßige dich nur. (bey

Seite) Mein Gott, welch ein Mann. (er blickt Sophien theilnehmend an, und geht ab.)

Neunter Auftritt.

Drohm. Sophie.

Drohm
(in ein lautes Lachen ausbrechend.)

Hahaha! — ſchon konnt' ich mich nicht mehr zurückhalten.

Sophie.

Es war Zeit, daß er ging.

Drohm.

Mein Gott! was iſt eine üble Ehe doch für ein ſchreckliches Ding.

Sophie.

Die Wirklichkeit muß ganz entſetzlich ſeyn, da der bloße Schein ſchon ſo weh thut.

Drohm.

Der gute Meller iſt vollſtändig im Irrthum.

Sophie.

Da er fortging, ſah er mich ſo theilnehmend an —

Drohm.

Wie er vielleicht ſeine eigene Frau in ſeinem ganzen Leben nicht anſah.

Sophie.

Sag' mir, lieber Freund, werden wir noch lange bös auf einander ſeyn.

Drohm.

Jetzt laſſen wir erſt die größten Mienen ſpringen. — Aber Marie wird beſorgt ſeyn! Gehe zu ihr, erzähle ihr, was vorgefallen iſt, und ſuche ſie zu beruhigen.

Sophie.

Und wenn ich zurückkomme, mache ich wieder die Zänkerinn.

Drohm.

Mir ſcheint, du haſt herrliche Anlagen dazu.

Sophie.

Sey du unbeſorgt, ich ſpiele meine Rolle bis zu Ende. (geht ab.)

Zehnter Auftritt.

Drohm (allein.)

Das gute Weib! — Es iſt doch ſonderbar, ſeit ich gezwungen bin, mit ihr im Streite zu leben, lieb ich ſie noch ſtärker als zuvor. Ich ſehe ſchon, immer darf man nicht zärtlich ſeyn, kleine Zänkereyen, kleine Sorgen ſind erſt die wahre Würze des Eheſtandes. Wenn ein Donnerwetter vorbey iſt, ſtrahlt ja auch die Sonne im neuen Glanze; alſo donnern ſoll's, donnern und blitzen, aber vor dem Einſchlagen wollen wir uns doch ein bischen hüten, denn da könnte wohl leicht aller Friede mit einem Mahle zu Staub und Aſche brennen.

Eilfter Auftritt.

Drohm. Meller.

Meller.

Du biſt allein?

Drohm.

Ach Freund! du ſiehſt mich noch in der heftigſten Gemüthsbewegung. — Du haſt nun geſehen und gehört, zweifelſt du noch an meinem Unglücke?

Meller.

Willſt du, daß ich aufrichtig mit dir ſpreche?

Drohm.

Allerdings.

Meller.

Nun wohl, du hatteſt Unrecht.

Drohm.

Ich?

Meller.

Ohne Zweifel. — Du willſt jetzt eine Sache, und in einigen Augenblicken nachher willſt du ſie nicht mehr. Höre, lieber Freund, man kann allerdings ſtreng ſeyn gegen ſeine Frau, aber man muß ihr doch Gerechtigkeit widerfahren laſſen.

Drohm.

Wenn ich dich recht verſtehe, ſo hätte ich meine Frau alſo wohl ſelbſt dem jungen Fels, der ihr ſchon lange ſüße Blicke zuwirft, entgegen führen ſollen.

Meller.

Mein Gott! Es gibt überall junge Leute, welche hübſchen jungen Frauen ſüße Blicke zuwerfen, da muß man nicht gleich eiferſüchtig ſeyn.

Drohm.

Ich eiferſüchtig? Ich bin es eben ſo wenig, als du, aber man hat doch Ehrgefühl — —

Meller.

Und glaubt dieſes oft beleidigt, wenn es gar von keinem Hauche getrübt worden iſt. — Sey doch klug, Drohm, verbanne dieſe trübſelige, zänkiſche Miene, ſey liebenswürdig.

Drohm.

Lieber Freund, ich habe alles gethan, was mir möglich war, um dir ähnlich zu werden.

(Sophie erſcheint an der Thüre, und horcht.)

Drohm.

Was willſt du denn? — Meine Frau haßt mich.

Meller.

Setze dir nicht ſolche Ideen in den Kopf.

Drohm.

Eine gute, liebende Frau wäre ſchon längſt wieder hieher gekommen, und hätte die Verſöhnung eingeleitet, aber ſie — du wirſt ſchon ſehen, ſie grollt acht Tage fort.

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen, Sophie.

Sophie.

Lieber Mann, — ich komme — es iſt mir unmöglich, mit dir länger im Streite zu ſeyn.

Meller

(leiſe zu Drohm.)

Siehſt du nun?

Drohm

(eben ſo zu ihm.)

Da ſteckt irgend eine Bosheit dahinter.

Sophie.

Ich ſchlage die Vergeſſenheit des Vergangenen vor, lieber Drohm.

Meller (leiſe zu Drohm.)

Allons! reiche ihr die Hand.

Drohm.

Wie gut du doch mein Herz kennſt. — Wohlan, dießmahl verzeihe ich dir noch.

Sophie.

Wie? Du verzeihſt *mir*? — das iſt wirklich recht ſchön von dir. — Ich habe mich entſchloſſen, dein ungeſtümes Benehmen zu vergeſſen, *ich*, die Beleidigte, thue dir ſogar den erſten Schritt entgegen, und nun ſpielſt du den Großmuthigen, das iſt doch ein Bischen ſtark? —

Drohm
(leiſe zu Meller.)

Hörſt du? — Was habe ich dir geſagt. (laut) Ich bitte Sie, Madame, laſſen Sie uns enden. Wollen Sie die Scene vor Meller erneuern? — Das iſt der Lohn meiner Schwäche, meiner Nachgibigkeit.

Sophie.

Sie nachgibig? — Das Wort lautet gut in Ihrem Munde.

Drohm (zu Meller.)

Du wirſt gleich ſehen, daß ſie wieder Recht haben will.

Sophie.

Ich habe auch Recht. Zanken Sie, ſchelten Sie, erzürnen Sie ſich, wie Sie wollen, das Recht bleibt doch auf meiner Seite. (ſie drückt ihm zärtlich die Hand.)

Meller (für ſich.)

Nun fängt's wieder an.

Drohm.

Madame! — Madame! — Ich erſticke vor Zorn!

Ich will nur gehen, damit ich nicht auf's Aeußerſte getrieben werde, ich müßte ſonſt — (für ſich) ihr um den Hals fallen. (laut) Leben Sie wohl, Madame! Leben Sie wohl! (er geht ab.)

Dreyzehnter Auftritt.

Sophie. Meller.

Meller.

Der Mann hat ſich ganz verändert.

Sophie.

Mein Herr, ich muß Sie ſehr um Vergebung bitten —

Meller.

Glauben Sie mir, gnädige Frau, daß ich lebhaften Antheil an Ihrer unglücklichen Ehe nehme. — Ich beklage Sie.

Sophie.

O es gibt auch nichts Beklagenswürdigeres auf dieſer Erde, als eine Frau, welche ſich einen zärtlichen Freund zum Gefährten ihres Lebens zu wählen glaubte, und dann in ihm einen Tyrannen findet.

Meller.

Wirklich, gnädige Frau! — ich begreife kaum, wie Drehm ſo ſtrenge, ſo heftig geworden iſt.

Sophie.

O Sie kennen ihn noch nicht ganz. — Ich liebe ihn ſo herzlich, iſt er nur ein Bischen mißmuthig, er greift mich eine Unruhe, ich laufe, ich ſuche ihn aufzuheitern, ich liebkoſe ihm, und wiſſen Sie, was er mir antwortet? — Laß mich ruhig!

Meller.

Arme Frau! — und früher war er doch ein äußerſt fröhlicher, gutmüthiger, liebenswürdiger Jüngling.

Sophie.

Jetzt iſt er ein unerträglicher Mann. — Ich will Ihnen nur ein Bischen ſein Bild entwerfen. Er iſt nie ſanft, nie gefällig, gähnt, wenn er mit mir ſpricht, hört mich entweder gar nicht, oder nur halb; was ich wünſche, das will er gewiß nicht; was ich rede, iſt nicht recht, was ich thue, iſt unbeſonnen, kurz, ich kann ihn mit Recht ſo nennen, wie die Frauen in älteren Zeiten ihre Männer nannten, nähmlich mein *Gegentheil*. Aber glauben Sie ja nicht, daß er gegen Fremde ſich eben ſo beträgt, o nein, da iſt er artig, beſcheiden, zuvorkommend, und zeigt mir noch, wie glücklich ich mit ihm ſeyn konnte, wenn er wollte.

Meller.

Sey'n Sie verſichert, daß mir Ihr Schickſal nahe geht. —

Sophie.

Ich danke Ihnen! Ach Gott, Sie mein Herr, Sie müſſen ein recht guter Ehemann ſeyn, wie ſehr beneid' ich Ihre Frau um ihr Glück.

Meller.

Laſſen Sie uns davon ſchweigen.

Sophie.

Was mich betrifft, ſo ertrag' ich dieſe Hölle nicht länger, mein Entſchluß iſt gefaßt.

Meller.

Mäßigen Sie Ihren Schmerz, gnädige Frau, ich will mit Drohm ſprechen, ich will ihm ſein Unrecht vor Augen halten, und vielleicht gelingt mir's, Ihnen die Ruhe wieder zu geben.

Sophie.

Wie, mein Herr! Sie wollten? — O wie vielen Dank wär' ich Ihnen ſchuldig.

Meller.

Ich ſchmeichle mir, einige Macht über ihn zu haben, ein Tigerherz müßte der haben, den Ihre Lage nicht rührte.

Sophie.

Sie träufeln Hoffnung in mein wundes Herz. Ja, ich ſehe, Sie fühlen es, wie ſehr es ſchmerzt, ſich von dem Gegenſtande ſeiner Liebe trennen zu müſſen.

Meller.

Allerdings fühle ich das. — Gehen Sie jetzt, gnädige Frau, ich will Drohm hier erwarten.

Sophie.

Leben Sie wohl, mein Herr! Gott möge Ihren Worten Kraft verleihen, ich lege alle meine Hoffnung in Ihre Hände. Ach, daß Drohm Ihnen gliche. (geht lächelnd ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Meller (allein.)

Das iſt ein herrliches Weib! — Welche Unbefangenheit, welche Grazie! Ach, wie doch auf dieſer Welt alles verkehrt geht! — Mit dieſer wäre ich wohl recht glücklich geweſen — Glücklich? wer weiß — Ich bin dazu nicht geboren. — Als ich mein Schickſal an jenes der Treuloſen knüpfte, träumte ich auch von Glück, und ſiehe da, die Zukunft entfaltete ſich ſchrecklich vor meinen Augen; ſie betrog mich, raubte mir meine Ruhe, vergiftete mir mein Leben. (er zieht ein Portrait aus ſeinem Buſen) Wer hätte dieſes Antlitz je der Verrätherey fähig gehalten.

Fünfzehnter Auftritt.

Meller. Marie.

Marie (im Hintergrunde.)

Er iſt's! — Ich muß ihn ſprechen! — Wird er mich auch hören wollen? Gott, meine Kniee brechen. (ſie ſtützt ſich auf einen Lehnſtuhl.)

Meller.

Welch ein unſchuldsvoller Blick, und dennoch betrog er, dieſer herrliche Mund, er log mir Liebe, — ach Gott! Gott! und dennoch, wenn ich dieſes Bild betrachte, zieht es mich mit Allgewalt zu ihm hin, und ich fühle leider, daß ich die Treuloſe noch immer liebe. (bleibt im Anblicke verſunken ſtehen.)

Sechszehnter Auftritt.

Die Vorigen. Drohm.

Drohm

(hält Marien zurück, welche Mellern in die Arme ſtürzen will.)

Was wollen Sie thun? Alles wäre verdorben, aber der Augenblick erſcheint bald, bis dahin verbergen Sie ſich oder ich ſtehe für nichts.

Marie.

Erbarmen Sie ſich.

Drohm

(nöthigt ſie in ein Seitenzimmer.)

Hinein! hinein!

Siebenzehnter Auftritt.

Meller. Drohm.

Meller
(zu Drohm, welcher nun vorgetreten iſt.)

Eben recht, daß du kommſt, ich habe mit dir zu ſprechen.

Drohm.

So eile dich, denn die Fremde will ihre Reiſe fort ſetzen, und ich muß ſie dazu bereden, daß ſie wenigſtens noch ein Paar Tage bleibt.

Meller.

Was kümmert mich die Fremde.

Drohm.

Ich will dich mit ihr bekannt machen.

Meller.

Ich danke dir.

Drohm.

Ich weiß nicht wer ſie iſt, aber ich ſage dir, es iſt eine ſolche Sanftmuth und Melancholie über ihre Züge ausgegoſſen, daß ich muthmaße, ſie ſey ein Schachtopfer der Liebe.

Meller.

Vielleicht hat ſie einen Gemahl, der dir gleicht.

Drohm.

Was willſt du damit ſagen?

Meller.

Drohm, unſere alte Freundſchaft gibt mir das Recht, ohne Umſchweiſe mit dir zu reden. — Du beträgſt dich ſehr ſchlecht gegen deine Frau.

Drohm.

Wie?

Meller.

Es thut mir weh, das Wort gebrauchen zu müſſen, aber es muß heraus, du biſt ein Tyrann!

Drohm.

Ich ein Tyrann? Der ſanftmüthigſte, billigſte, nachgibigſte Mann von der Welt ein Tyrann?

Meller.

Du irrſt, mein Freund! — Der Menſch kennt ſich nie ſelbſt.

Drohm.

Darin haſt du recht. — Aber du nimmſt ja ganz außerordentlichen Antheil an meiner Frau?

Meller.

Ich ſchäme mich für dich. —

Drohm.

Ach, das iſt zu viel! — Die Freundſchaft hat ihre Rechte, aber ſie gehen nicht ſo weit, daß man ſich in Familienzwiſtigkeiten miſchen ſoll. Mein lieber Meller! Ehe du über Andere urtheileſt, greif erſt ein wenig in deinen eigenen Buſen. Es läßt dir, den von ſeiner Frau Getrennten, wirklich recht artig, wenn du einem andern

Manne den Stab bricht, der über die Seinige gerechte Klage zu führen hat.

Meller.

Wenn du ſo ſprichſt, dann hab' ich nichts mehr zu ſagen.

Drohm.

Wird auch beſſer ſeyn, wenn du ſchweigeſt, ich eile zu der Verläumderinn, der du ſo leicht dein Ohr geliehen haſt. (er geht ab.)

Neunzehnter Auftritt.

Sophie. Meller.

Sophie
(von der entgegengeſetzten Seite kommend.)

Nun, mein Herr! Sie haben ihn geſehen?

Meller.

Ja!

Sophie.

Und geſprochen?

Meller.

Leider!

Sophie.

Aber auf ſein verſtocktes Gemüth nicht gewirkt, ſo viel ich ſehe?

Meller.

Er hörte mich faſt gar nicht an.

Sophie.

O! das wußte ich voraus. Wer ſich meiner annimmt, der hat ſchon darum bey ihm verloren. — Nun wird er auch ſogar noch auf Sie eiferſüchtig ſeyn.

Meller.

Auf mich?

Sophie.

Ohne Zweifel! — Ach mein Herz! welche Zukunft grinſt mich an! — Helfen Sie mir, retten Sie mich!

Meller.

O daß ich Ihnen mit meinem Blute dienen könnte, liebe gute Seele! allein Sie ſehen wohl ein, nach dem, was zwiſchen uns vorgegangen iſt, bleibt nichts mehr übrig, als mich ſo ſchnell als möglich zu entfernen.

Sophie.

O mein Herr! Sie könnten mir einen großen, großen Dienſt leiſten.

Meller.

Erklären Sie ſich.

Sophie.

Ich will, ich kann den Undankbaren nicht mehr ſehen. Noch lebt mir eine Mutter, die ich zärtlich liebe. Bringen Sie mich zu ihr.

Meller.

Ich, gnädige Frau?

Sophie.

Ja, Sie mein Herr! Sie werden ihr ſagen, was Sie geſehen haben, Sie werden ihr meine Leiden mahlen.

Meller.

Ich bitte, bedenken Sie — Ich ein Fremder!

Sophie.

Ich höre nur die Verzweiflung!

Meller.

Wenn ich Sie von hier führte, ſo würde ich ja ſelbſt gegen Drohm, gegen die Freundſchaft mich ſchuldig machen.

Sophie.

O Himmel! Sie verweigern mir Ihren Beyſtand! Ach mein Herr! Sie haben ein gutes gefühlvolles Herz, retten Sie eine arme Frau aus den Klauen ihres Peinigers, ſoll ich Ihre Knie umfaſſen. (ſie ſtellt ſich an, als ob ſie vor ihm niederknien wollte.)

Meller.

Was beginnen Sie, gnädige Frau? (er kniet vor ihr nieder.) Ich ſelbſt werfe mich zu Ihren Füßen, und beſchwöre Sie, ſtehen Sie von Ihrem Vorhaben ab. Drohm wird ſich ändern, ich will dazu mein Möglichſtes thun.

Sophie.

Stehen Sie auf, mein Herr! Gott! mein Mann.

Zwanzigſter Auftritt.

Meller. Sophie. Drohm. Marie.

Drohm.

Was ſehe ich?

Meller.

Gott! meine Frau! — Was machen Sie hier, Madam! Antworten Sie.

Drohm (zu Meller.)

Antworten Sie ſelbſt, mein Herr! — Ich traf Sie zu den Füßen meiner Frau, ſo ehren Sie die Freundſchaft!

Meller.

Drohm! ... Du könnteſt glauben.....

Drohm (zu Sophie.)

Aus meinen Augen, Buhlerinn!

Sophie.

Höre mich!

Drohm.

Kein Wort mehr!

Marie (zu Drohm.)

Um Gotteswillen, urtheilen Sie nicht ſo vorſchnell. Lernen Sie durch mein Beyſpiel, daß man eine Frau und einen Freund nicht ſo leicht verdammen müſſe.

Drohm.

Was wollen Sie damit ſagen?

Marie.

Beleidigt durch die unbilligen Vorwürfe meines Gemahls, wollte auch ich mich in einem Augenblicke der Verzweiflung auf ewig von ihm trennen. — Einer meiner Freunde beſchwor mich, es nicht zu thun, er warf ſich ſogar zu meinen Fuſſen.

Meller.

Das war in dieſem Augenblicke gerade mein Fall.

Marie.

Wohlan, mein Herr! So ſprechen Sie jetzt Ihr und mein Urtheil.

Meller.

Was hör' ich — Wie, Marie! Iſt das aber auch gewiß?

Drohm

(zu Sophien.)

Was hör' ich — Wie, Sophie? — Iſt das aber auch gewiß?

Meller.

Ich bürge mit meiner Ehre.

Drohm.

Ich will nicht leichtgläubiger ſeyn, als du, meine Ehre iſt nicht minder delikat, als die deinige, alſo geſtehe, daß du deine Frau mit Unrecht verſtoſſen, oder daß du mich beleidiget haſt.

Sophie.

Umarmt Euch doch, meine Lieben. — Was mich betrifft, ſo kann ich mich nicht länger halten, ich muß meinem lieben Mann um den Hals fallen. (Sie umarmt Drohm.)

Meller.

Was ſeh' ich? — Das alles —

Drohm.

War nur eine Liſt. Du wollteſt nicht hören, man mußte dich alſo überzeugen. Nein, mein guter Meller! — Ich bin kein Tyrann. — Ich wollte nur einem guten Freunde von mir ähnlich ſeyn.

Marie

(in den Armen ihres Mannes.)

Meller! Laß uns alles vergeſſen!

Meller.

Ach Marie! — Drohm! aber ich bin doch nicht gar ſo lächerlich, als du mein Bild entwarfeſt.

Drohm.

Mein Freund! kein Menſch kennt ſich ſelbſt.

Sophie.

Er kann ſich noch beſſern. Im Grunde iſt ſein Herz nicht bös. — Bleibt jetzt einige Zeit bey uns, liebe Freunde! Das Schauſpiel der Wiedervereinigung zwiſchen mir und meinem Manne, hat auch die Eurige bewirkt. Gewiß wird der Anblick unſeres Glückes auch das Eurige vollenden.

Meller.

Wohlan! ich willige ein, mit der Bedingung, daß Sie mein Mentor ſind.

Sophie.

Es gilt — doch nehmen Sie ſich in Acht. Sie möchten nicht auf's glücklichſte behandelt werden.

Meller

Ich zweifle keineswegs an Ihrer Strenge. Wenn eine ſo ſanftmüthige gute Frau ſich ſo ſehr verſtellen kann, wie ich vor Kurzem geſehen habe, ſo kann man immer etwas bange ſeyn.

Drohm.

Was willſt du, lieber Freund? Sie ſind Alle ſo!

Ende des Luſtſpiels.

Der Wilddieb.

Ein Liederſpiel in einem Aufzuge.

* * *

Perſonen.

Wirbel.
Herr von Sorgen, ein Landedelmann, ſein Onkel.
Sophie, deſſen Tochter.
Firnſtein.
Theobald, Gärtner.
Käthchen, ſeine Tochter.
Iſack, ein Jude.
Florian, Revierjäger (einäugig.)
Bauern.

Die Handlung geht in dem Garten des Herrn von Sorgen auf deſſen Landgute vor.

Erſter Auftritt.

Theobald. Käthchen.

Duett.

Theobald.
So laß dir doch nur rathen,
Und hör' mich ruhig an.
Käthchen.
Ich nehme keinen Gatten,
Den ich nicht lieben kann.
Theobald.
Man wird dich dazu zwingen,
Gehorſam iſt dir Pflicht.
Käthchen.
Ich werd' ins Waſſer ſpringen,
Nein, nein, ihr zwingt mich nicht.

Theobald.

Kind! vernünftig muß man wählen,
Fort mit Lieb und Sympathie,
Nur die Thaler muß man zählen,
Dann herrſcht wahre Harmonie.

Käthchen.

Liebe läßt ſich nicht befehlen,
Sie entſteht, man weiß nicht wie,
Nur bey gleichgeſtimmten Seelen,
Durch des Herzens Harmonie.

Theobald.

Kein Wort mehr. Florian hat mir verſprochen, mir 4000 Gulden zu leihen, damit ich die große Meyerey kaufen kann, — wenn er deine Hand bekömmt, und er bekommt ſie auch.

Käthchen.

Alſo, um eine Meyerey zu kaufen, wollt Ihr Eure Tochter verkaufen? — Bedenkt, Vater! Ihr habt es dem Philipp verſprochen, ſo lange zu warten, bis er zurückkehrt. Der gute Junge ging mit ſeinem Bündel ſo fröhlich fort, um von ſeinem Vetter dieſe 4000 Gulden zu erbitten, er vertraut auf Euer Wort, und nun wollt Ihr es ſo ſchändlich brechen?

Theobald.

Ey was! — Wort halten iſt ſchon lange nicht mehr im Gebrauch.

Käthchen.

Aber was habt Ihr denn gegen den Philipp?

Theobald.

Er hat kein Geld.

Käthchen.

Er iſt fleißig, arbeitſam und redlich, dadurch wird er ſich eins erwerben.

Theobald.

Immer beſſer, ich *habe*, als, ich *hätte*.

Käthchen.

Er liebt mich ſo ſehr, und ich ihn wieder.

Theobald.

Von Euerer Liebe werdet Ihr nicht ſatt.

Käthchen.

Er iſt ſo ein ſchmucker Junge.

Theobald.

Hätt' er den Schmuck lieber in der Taſche, als im Geſichte.

Käthchen.

Aber was hab' ich denn vom Gelde, wenn ich nicht zufrieden ſeyn kann?

Theobald.

Nicht zufrieden? — Bey vielem Gelde nicht zufrieden, mache mich nicht lachen.

Die ſchönſte aller Erdengaben
Iſt Geld.

Was du nur wünſcheſt, kannſt du haben
Für Geld.
Du kannſt nur Durſt und Hunger laben
Mit Geld,
Zum Leben, ſo wie zum Begraben
Brauchts Geld.
Man trägt den Dummſten auf den Händen
Für Geld.
Selbſt Recht und Tugend kann man blenden
Mit Geld.
Man wird dir Achtung, Liebe ſpenden,
Haſt Geld.
Drum iſt nichts leichter zu verſchwenden,
Als Geld.

Käthchen.

Aber lieber Vater, bedenkt doch auch nur: Floria iſt einäugig.

Theobald.

Dummes Ding! — die meiſten Weiber wünſche ſich einen Mann, der auf beyden Augen blind iſt.

Käthchen.

Sogar ſein Nahme iſt ſo tölpiſch, als er ſelbſt Florian! — Florian! —

Theobald.

Wenn du einmahl mit ihm verheirathet biſt, kan du ihn dann: mein Schatz! nennen.

Käthchen.

Da hätt' ich den Schatz und den Drachen zugleich. Kurz, ich mag ihn nicht.

Theobald.

Kurz, du mußt ihn mögen. — Herr von Sorgen, deſſen Gärtner en chef ich zu ſeyn die Ehre habe, hat mir verſprochen, deine Hochzeit am nähmlichen Tage zu halten, an welchem ſeine Tochter mit Herrn von Firnſtein vermählt wird. Dann ſollſt du bey der jungen Frau in Dienſt treten. — Bedenke nur, Käthchen, ich Gärtner, dein Mann Oberjäger, und du Kammerfrau, das ganze Schloß dirigiren wir allein.

Käthchen.

Mademoiſelle Sophie iſt zum Glück noch nicht verheirathet.

Theobald.

Sperrt ſich auch ein wenig dagegen, weiß es wohl, hat einen gewiſſen Vetter im Herzen ſitzen — Wirbel, glaub' ich, iſt ſein Nahme, — iſt, glaub' ich, Lieutenant, und ein äußerſt liederliches Subjekt.

Käthchen.

Kennt Ihr ihn denn, Vater?

Theobald.

Iſt mir noch nie zu Geſichte gekommen.

Käthchen.

So müßt Ihr auch nichts Böſes von ihm ſprechen.

Vielleicht dichtet ihm die Verleumdung Fehler an, die er nicht hat.

Theobald.

Meinetwegen! — Sieh einmahl, da kommt dein Zukünftiger.

Käthchen.

Lebt wohl, Vater! (will ab.)

Theobald.

Da geblieben, ſag' ich, da geblieben, und ſey hübſch höflich mit ihm.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen, Florian.

Florian
(mit einem Jagdkorb auf dem Kopfe, eine Flinte und eine Jagdtaſche über den Rücken hängen, tritt ein.)

Guten Morgen, Schwiegerpapa! (zu Käthchen.) Guten Morgen, du — du — du liebes kleines Eichhörnchen! — Ihr ſeyd gewiß noch nicht lange aus der Sauce geſtiegen?

Theobald.

Wenn Ihr nur nicht immer in der Weidſprache ſprächet, mein lieber Florian.

Florian.

Iſt die ſchönſte Sprache von der Welt, — iſt ſo recht ſaftig, recht natürlich. — (legt Flinte und Jagdtaſche ab, und trocknet ſich den Schweiß von der Stirne) Ah! — heißt das herumgeklettert, daß mir ordentlich die Läufe weh thun — und wer iſt die Urſache, daß ich ſo herumgeſtiegen bin? (auf Käthchen deutend) da, das niedliche Rothkehlchen.

Käthchen.

O die artigen Nahmen.

Florian.

Ja, ich wollte ihr par force, wenn Sie erwachte, ſchon etwas in die Küche bringen. — Kaum graute der Tag, ſo ſaß ich ſchon auf dem Anſtand, und dachte ſo an Sie, und an mich, und an den Pfarrer, und — hihihi! an verſchiedene andere Kleinigkeiten; — und wie ich ſo denk', da hochlautet auf einmahl mein Skanderbeck im nahen Gebüſch, — ich ſteh' auf, ſpanne den Hahn, und ſeh' gleich darauf einen Haſen, der nicht weit von mir ſein Manderl macht; ohne mich zu beſinnen — — ſo geſchwind als möglich, ſchnupf' ich eine Priſe Tabak, die ich eben zwiſchen den Fingern hatte, druck dann los, und — —

Käthchen.

Habt den Haſen doch nicht erſchoſſen?

Florian.

Nein.

Käthchen.

Alſo gefehlt? — Hahaha!

Florian.

Wer ſagt das? — Wann hat Florian jemahls gefehlt? — Ich bin der Schrecken aller Haſen.

Käthchen.

Da habt Ihr recht, denn ſie laufen alle vor Euch davon.

Florian.

Das Teufelsbeſt macht es gerade ſo, wie die Wilddiebe; aber der erſte, der mir in die Fährte kommt, dem will ich gewiß den Fang geben, daß er an mich denken ſoll.

Theobald.

Aber was iſt denn mit dem Haſen geſchehen?

Käthchen (lächelnd).

Den Ihr nicht gefehlt und nicht getroffen habt?

Florian.

Ich habe ihm einen Lauf abgeſchoſſen, und mit den übrigen dreyen iſt er über Stock und Staude davon, — aber wenn er mir wieder in den Schuß kömmt, dann will ich ihn noch beſſer auf's Korn nehmen, und wenn ich ihm dann noch ein paar Läufe abſchieße, ſo wollen wir ſehen, ob er wieder davon kommt.

Käthchen.

Und darum ſeyd Ihr ſo ermattet?

Florian.

Verſteht ſich. — Meine Füße tragen mich ſchon ein wenig lang. Vor zwanzig Jahren, da war ich freylich flinker auf den Beinen, damahls hättet Ihr mich ſehen ſollen.

Terzett.

Florian.

Vor fünfzehn oder zwanzig Jahren,
Da war ich Euch ein ganzer Mann,
Das Weibsvolk lief mir nach zu Schaaren,
Und ſchrieen, wo ſie mich nur ſah'n,
Da geht der ſchöne Florian!

Theobald, Käthchen,
(letztere ſpöttiſch.)

Einſt war't Ihr wohl ein ſchöner Mann,
Man ſieht es Euch noch immer an.

Florian.

Mein Auge blitzte auf die Dirnen,
Und wo es blitzte, — brannt' es auch.

Käthchen.

Jetzt iſt die Kraft ſchon aus der Wolke,
Und von dem Feuer blieb der Rauch.

Florian.

Mein Mündchen wußt' ich eng zu ſpitzen,
Und alle Mädchen waren hin.

Käthchen.

Jetzt iſt das Mündchen breit geworden,
Und ſpitziger dafür das Kinn.

Florian.

Das Grüne paßte mir zum Leibe.

Käthchen.

Jetzt paßt Ihr zu dem Grün nicht mehr.

Florian.

Voll waren meine Rosenwangen.

Käthchen.

Jetzt iſt der ganze Kopf ſo leer.

Florian. Theobald.

Iſt der Frühling auch vergangen,
Fallen auch ſchon Blätter ab,
Gibt doch erſt der Herbſt die Früchte,
Mädchen, kommt, und pflückt ſie ab.

Käthchen (für ſich.)

Freund, der Frühling iſt vergangen,
Früchte hängen zwar herab,
Doch der Wurm hat ſie geſtochen,
Und die pflück' ich niemahls ab.

Theobald.

Seht, da kommt der gnädige Herr mit Fräulein Sophien, er ſieht ſehr verdrüßlich aus.

Dritter Auftritt.

Herr v. Sorgen, Sophie, die Vorigen.

Sorgen (aufgebracht, zu Sophien im Eintreten.)
Schweig! ich will nichts mehr hören.

Sophie.

Sie haben ihn doch ſo ſehr geliebt.

Sorgen.

Eben darum iſt er noch ſtrafbarer. — Genug, ich habe ihm verbothen, mein Schloß zu betreten, und dabey bleibt's. — (zu den Uebrigen) Guten Morgen, Kinder!

Theobald.

Guten Morgen, Euer Gnaden!

Käthchen

(macht dem Herrn v. Sorgen einen Knix, und küßt Sophien die Hand.)

Florian.

Euer Gnaden unterthänigſter Revierjäger macht ſein Kompliment.

Sorgen.

Wie geht's, mein Lieber? — Seyd Ihr vergnügt, zufrieden?

Theobald.

Sie machen uns ja ſo glücklich.

Florian.

Wir geben alle unſer Leben und unſern Schweiß für Ew. Gnaden.

Sorgen.

Bald, hoffe ich, ſollen wir alle noch vergnügter ſeyn. Es hängt nur von Sophien ab.

Von der Macht des Klima über die Größe und Geſtalt gibt es einen ſtreng geſchichtlichen Beweis. Hell, Hainovics und Pallas bemerken, daß die Wurzellaute in der Sprache der Lappen am Nordkap, eines Tartarſtammes am Ural, und der Magyaren an den Karpathen vollkommen übereinſtimmen. Die Lappen alſo, jene Tartaren, und dieſe Ungarn gehören zu einem und demſelben Stammvolke, welches in den kalten Gegenden klein und häßlich wurde, in den urſprünglichen Sitzen Aſiens von mittlerer Größe und Form blieb, in dem milden Klima Ungarn's aber jene ſchlanke und männliche Geſtalt bekam, welche jedes Auge als ſchön und kraftvoll bewundert.

So wie die Größe, wird auch die Stärke des Körpers durch das Klima hauptſächlich beſtimmt. Die Verminderung der Stärke geſchieht bey ganzen Völkern, wie bey einzelnen Menſchen durch Wolluſt, warme Bäder, thatloſe Ruhe, unmäßigen Gebrauch geiſtiger Getränke und die Betäubungen des Überreizes, z. B. durch Opium. Die Vermehrung geſchieht vorzüglich durch gymnaſtiſche Übung; die athletiſchen Kämpfe der Alten im Cirkus und bey Turnieren reichen an das Wunderbare; geübte Männer in England heben und tragen Laſten, welche Andere kaum zu rücken vermögen; dort, wo man durch übermäßige Nahrung große Fettheit erzeugt, erliegt die Kraft unter der Maſſe, und die Stärke verſinkt unter der eigenen Schwere. Dort, wo die Muskeln unbeſchwert ſich bewegen, äußern ſie ihr freyes Spiel und ihre urſprüngliche Kraft.

Sinne der Menſchen.

Unſer ſinnliches Leben drängt ſich zuſammen am Eyrunde des Hauptes; hier erſcheint eine Reihe phyſiſcher Unterſchiede, welche ſich aus Klima und Phantaſie erklären.

Die Sinne machen die Grundlage alles höheren und geiſtigen Lebens. Das Geſicht wird ſchwächer, wo der Menſch immer im Halbdunkel der Nacht, im dicken Nebel, oder in rauchigen Hütten verweilet. Das Gehör wird ſcharf, wo in einer reinen Luft kleine Schwingungen ſich erzeugen, und das Ohr ſich übt an leiſeren Tönen, als das Brauſen des Sturmwindes, als das Toben der Waſſerfälle, als der Lärm brandender Wellen und das Krachen des Donners. Der Geſchmack muß grob ſeyn, wo er auf wenige Speiſen beſchränkt, die Nervenende ſich abſtumpft durch den Genuß rauher Nahrung. Der Geruch verfeinert ſich dort, wo hundert Arten von Pflanzen ihre Arome dem leichten Hauche des Zephyrs ubergeben. Faſt gefühllos wird die Hand und die Haut, welche mit groben Pelzen umwickelt, oder von der rauhen Atmoſphäre angefallen in ihren Poren ſich verſtopft, und gleichſam ſelbſt zu Leder wird. Wildere beſitzen oft feinere Sinne, als die Gebildeten, weil ſie dieſelben üben, und zur Erhaltung brauchen, da dieſe ihr Daſeyn durch den Verſtand friſten.

Schon längſt wußte man, daß die Hirnſchädel der Neger, der Amerikaner und Indier ganz verſchieden gebildet ſeyen; aber Doktor Gall bewies unwiderſprechlich, daß in den entſcheidendſten Punkten die Köpfe der nahe wohnenden Europäer eben ſo verſchieden, als jene der entfernteſten Menſchen ſeyen. Es iſt einleuchtend, daß die Bildung des Hirnſchädels von innen durch den

Druck der Gehirn-Maſſe, welche der genialiſche Kraniologe wie ein zuſammen gewickeltes Tuch auszubreiten lehrte, ihre verſchiedene Strebekraft erhalte.

Der Bau der Naſe, welche das Geſicht ſo ſehr entſtellt oder verſchönt, entſtehet gewöhnlich durch Druck bey dem ſo empfindlichen und weichen Körper des Fötus und des Kindes. Ganze Völker gefallen ſich in Afrika, die Naſen abzuplatten, und andere lieben es, ſie in die Länge zu ziehen. Unſere Wehmütter können hier durch Ungeſchicklichkeit viel verderben; daher warf ein Mitglied der franzöſiſchen Akademie die Frage auf, ob es nicht allgemeine Geſetze gebe, nach welchen die Geſichtchen neugeborner Kinder zu drücken wären, um im reiferen Alter als ſchön zu erſcheinen.

Wir erblicken unter uns alle Arten von Augen; wir nehmen den verſchiedenſten Schnitt, alle Farben vom helleſten Blau bis zum dunkelſten Schwarz, das lebhafteſte Feuer bis zur nichtsſagenden Mattheit darin wahr. Es darf uns alſo nicht befremden, wenn Völker, die immer am nämlichen Orte wohnen, und jede Vermiſchung mit andern ſorglich vermeiden, Einen dieſer Schnitte, Eine dieſer Farben als charakteriſtiſches Merkmahl beſitzen.

Die großen Naſenlöcher, die dicken Lippen, die langen Ohren, die dünnen Füße kommen auch bey uns an Einzelnen vor; alle dieſe Eigenſchaften müſſen aber bey Völkern wachſen, wo man ſie für eine Schönheit hält, wo man die Naſenlöcher durch Kunſt erweitert, die Lippen durch Einreiben mit Säften ſchwellen macht, in die Ohren ſchweren Zierath hängt, und die Füße abſichtlich zuſammen ſchnürt.

In Rückſicht der Haare treffen wir die einen ſchlicht, lang und ſeidenartig; die andern ſtark, kurz und borſtig; die dritten kraus und wellicht. Krankheit und Wohlſeyn, Jugend und Alter äußern auch bey uns einen entſcheidenden Einfluß auf ſie; wie viel mehr muß es nicht das Klima thun, deſſen Wirkſamkeit gleichförmiger und anhaltender fortdauert? Die Bartloſigkeit vieler Völker entſteht, weil ſie ihre Haare am ganzen Körper entwurzeln, um ſie aus abergläubigen Anſichten den Göttern und Götzen zu opfern.

Man bemerkte ſchon lange, daß die Menſchen im Angeſichte und im Geſammtausdrucke der beweglichen Theile deſſelben, beſonders der Augen und des Mundes, mit gewiſſen Thieren des Landes und der See eine auffallende Ähnlichkeit haben. Eben ſo bemerkte man auf Gemählden, welche ſich Jahrtauſende lang erhielten, in den Kopfbildern eine ganz überraſchende Familienähnlichkeit. Man ſah bey Kriegsheeren ganze Reihen von Menſchen, welche Brüdern glichen; auch haben vielgereiſte Männer ſolch einen Takt erworben, daß ſie beym erſten Anblick das Vaterland mancher Menſchen zu beſtimmen im Stande ſind. Alles dieß beweiſet, daß die Geſichtszüge mit Haus, Stadt und Land im Zuſammenhange ſtehen. Die Phyſiognomien werden urſprünglich durch das Klima beſtimmt, nachträglich durch die Phantaſie entwickelt.

Nahrung der Menſchen.

Speiſe und Trank vereint findet das Kind an der Mutterbruſt überall und gleichförmig; hier iſt der Finger der Natur, welche die Nabelſchnur verläßt, und an die Zitze hinweiſet. Die Heranwachſenden ſcheinen beym öfteren aber ſtets mäßigen Genuß der Speiſen und Getränke am beſten zu gedeihen. Im Alter der Stärke pflegt man überall die Mahlzeiten abzuſondern, auch Eſſen und Trinken zu trennen. Greiſe bedürfen wenig, doch mehr Getränk als Nahrung. Es gab Genügſame, welche von einem Eyerdotter zwey Mahlzeiten beſtellten; es gab Freſſer, welche für Sechs aßen; Kranke im Bette konnten wochenlang ohne Speiſe leben. Hungersnoth zieht ſich bis in den achten oder neunten Tag, wo ſie mit großen Schmerzen endet. Arme eſſen einfach und hart, ſind aber geſund und ſtark; Reiche eſſen vielfach und fein, verlieren aber Hunger und Kraft. Bisweilen hungern, ſcheint nützlich, aber dürſten zeigt ſich immer gefährlich.

Viele Völker nähren ſich ganz allein von Animalien, welche ſie entweder roh verzehren, oder einſalzen, oder durchbeizen, oder dörren, oder ſieden, oder braten, oder verfault genießen. Mit den Fiſchen machte man den Anfang, dann kamen Lämmer, Kälber, Rinder, Schweine, auch Hunde, Kamehle, Mauleſel, Pferde und Heuſchrecken an die Reihe. Krebs und Auſter, und die Käſewürmer koſteten gewiß Überwindung. Die indiſchen Vogelneſter und die Geſchwulſt, woraus die Geweihe des Hirſches werden, ſind auffallend.

Mehrere Völker nähren ſich nur von Vegetabilien, von Blatt, Mark, Stängel, Wurzel, Zwiebel, Bluthe oder Frucht der Pflanzen. Da kommen vor: Kartoffeln, Mais, Eicheln, Kaſtanien, Baumrinden, Moos, Beeren, Reiß, Hirſe. Die Körner des Getreides genoß man zuerſt roh, dann wurden ſie geröſtet, ſpäter zermalmet, und das Mehl nahm man in verſchiedener Geſtalt, mit vielerley Zuſatz als Speiſe. Eine Indianerinn der höheren Volks-Caſten würde ſich mit ſolchem Abſcheu von unſeren mit Hühnern, Keulen und Köpfen beſetzten Tiſchen wenden, als eine Europäerinn von einem Mahle aus Menſchenfleiſch. Einige Völker ſind mäßig, und eſſen zu beſtimmten Stunden, andere freſſen übermäßig und zu allen Zeiten.

Die gefräßigen Völker verſchlingen mit viehiſcher Gierigkeit die unverdaulichſten und ekelhafteſten Dinge, an welche edlere Menſchen ſich nicht eher wagen, als bis der äußerſte Hunger alle Regungen von Ekel getödtet, und den Menſchen ſelbſt zu einem reißenden Thiere herabgewürdiget hat. Weil ſolche Nachrichten ſich mit geringerer Überwindung leſen, als hören laſſen, ſo will ich (ſagt Meiners) umſtändlicher ſeyn.

Dem Aſiaten hat die Natur den reichſten Tiſch freywillig gedeckt, aber der Europäer ſorgte dafür durch Zuſammenſchleppen aus allen Weltgegenden; er wagt das Leben für den Magen. Er brachte Kirſchen aus Pontus, Spargel aus Siberien, Aprikoſen und Pfirſiche aus Perſien, Birnen und Äpfel aus Kaukaſien, Pflaumen aus Syrien, Kern und Kohl aus Aſien, Reiß aus Indien, Zimmet aus Ceylon, Pfeffer von den Maldiven, Gewürze aus den Molukken, Kartoffeln aus Amerika, Zucker von den Antillen, Kaffee aus Arabien, Wein vom Kap, Klippfiſch von Terra Nova, Häringe vom Eismeer, Kaviar aus Rußland. — Jeden Stoff erhalten die Leckermäuler wenigſtens dreyfach, oft ſiebenfach, auch noch in viel mehreren Formen mit Sauer und Süß, in Dick und Dunn, als Hart und Weich bereitet; mit der Bereitung beſchäftigen ſich Tauſende von Menſchen lebenslang; anderswo weiß man davon nichts. Das muthwilligſte Gericht, welches die Weltgeſchichte kennt, war eine Platte voll Nachtigallzungen. Das Ey ſcheint am vielfältigſten und vielgeſtaltigſten benützt.

Waſſer galt faſt überall als ein gering geſchätztes Getränke, doch iſt es das geſündeſte und ſtärkendſte.

Der Hang der Völker, ſich zu betäuben und zu berauſchen, iſt allgemein. Opium und Betel werden in dieſer Abſicht verſchlungen, Blätter und Kräuter geraucht, gekauet und zerſtoßen. Wein und Branntwein ſaufen einige Völker in ſolcher Menge, daß andere davon ſterben würden. Alle Arten von Pflanzen, der Palmbaum, das Getreide, das Obſt, die Caſſave, die Kartoffeln werden künſtlich bereitet und zuſammengebrannt, um zu berauſchen. Selbſt die unſchuldige Pferdemilch und die Butter braucht man zu ähnlichen Zwecken. Blut wird roh und gekocht genoſſen. Um den Geiſt in allen Getränken noch mehr aufzuregen, pflegt man ſie an vielen Orten heiß zu machen; erhitzend ſind Kaffee, Kakao, Thee, Punſch. Kalte Schale macht Blut und Geiſt anders als Glühwein. Das Muthwilligſte zeigt die Geſchichte, als in den perlenden Wein eine unſchätzbare große Perle des Meerbodens gemiſcht und zerſtoßen getrunken wurde.

Die Natur bildet zum Tiſch die Erde, zur Gabel die Finger, zum Löffel die Fauſt, zum Glas den Mund, zum Meſſer die Zähne. Aber dieſe fünf Gegenſtände hat die geſchäftige Einbildungskraft für einen und denſelben Zweck in tauſendfacher Form nach dem Klima vorgeſtellt. Beym Gaſtmahle ſehen wir das Stehen, dann das Sitzen mit unter den Leib geſchlagenen Beinen, dann die Stühle mit herabhängenden Füßen, und das Liegen auf Polſtern.

Das vielerley Eſſen ſichert den Menſchen vor Hungersnoth, und eignet ihn für alle Himmelsſtriche. Es deutet auf eine weltgeſchichtliche Beſtimmung.

Bedeckung der Menſchen.

Einige Völker kennen keine Kleider, oder decken nur einen kleinen Theil ihres Körpers, etwa mit einer Schürze. Sie ſalben ſich dafür mit Öhl oder Schmer, welchem ſie durch Beymiſchung von Erdarten und Pflanzenſäften eine ſolche Feſtigkeit geben, daß ſie gleichſam grundirt erſcheinen. An andern Orten bedeckt man den Körper mit Vogelfedern, Muſcheln, Seekorallen, Flachs, Hanf, Baſt, Neſſeln, Gräten, Borſten, Haaren, Schafwolle, Baumwolle, Seide, Bälgen, Pelzen, Häuten, Leder, Metallen. Das Nothwendige biethet das Klima, das Übrige ſchafft die Phantaſie. Einerley Kleid wird in manchen Gegenden getragen; anderwärts iſt es nach den Wechſeln des Tages, des Jahres, der Freude, der Trauer, des Alters, des Standes weſentlich verſchieden. Alle Glieder einer Geſellſchaft ſtimmen hier in Tracht überein, dort hat jeder Beamte ſein Staatskleid, der Prieſter den Ornat, der Mönch die Kutte, der Soldat die Montur und der Bediente die Livree. Es gibt Kleiderordnungen.

Purpur aus Schnecken, und Hermelin aus Thierſchwänzchen macht Fürſten kenntlich.

Der Putz beſchäftigt Viele; Einige ſtechen und mahlen ſich Punkte auf den Körper; Andere machen wirkliche Linien mit Meſſern. Da kommen Federn, Blumen, Sträuße, Kränze, Bänder, Tücher in die Haare der Frauen; dort werden ſie geflochten, mit Gewalt aufwärts getrieben und mit Arten von Puder und Pomade, das iſt, Staub und Fett gefärbt.

Der Bart der Männer wird hier bis zu den Zehen herabgezogen, dort ganz entwurzelt, anderwärts wöchentlich abgeſchoren, oder zum Zwickelbart, Knebelbart, Schnurrbart und Backenbart künſtlich gebildet. Die Zähne ſieht man oft eingefaßt, gefeilt, und mit Farben geziert. Recht lange und auch bunte Nägel zu haben, gilt an einigen Orten für Schönheit. Naſen und Ohren werden hier durchbohret, dort Wangen und Lippen zerſtochen, und mit ſchimmernden Blechen, oder klingelnden Zierathen behängt. Ringe von allerley Stoffen, und ſogar von bedeutendem Gewicht kommen an Arm, Hand, Fuß, Finger, Zehen, Bein und Leib. An einigen Orten treiben die Männer, an andern die Weiber den Putz höher. Da iſt er Jüngern, dort Alten, hier nur den Unverheiratheten, dort bloß den Verehlichten erlaubt. Leichter iſt Kleider und Putz in heißen, ſchwerer und dichter in kalten Ländern. Lebhafte Farben ſind bey den Wilden beliebt; Gebildete ziehen die ſtillen vor. Himmelsſtrich und Einbildungskraft entſcheiden Alles.

Schmuck verſchönert hier, dort entſtellt er den Leib. Kahlköpfe ſcheinen die Perrücken erfunden zu haben, ſowie Rothhaarige den Puder, Bleichſüchtige das Rothſchminken, Schwarzhäutige das Weißtünchen, Kropfige das Halsband, Höckerige den Schnürleib, Zwergige die Schuhſtelzen und Stinkende die Wohlgerüche. Ihr Beyſpiel wurde Mode. Die Franzöſinnen trugen einſt die Schnürbruſt zur Einengung des Unterleibs, den Reifrock zur Umzinglung der Scham, die Schleppe zur Vergrößerung des Umfangs, ſtelzenartige Schuhe zur Erhöhung der Geſtalt und thurmähnliche Aufſätze am Kopfe, wo eigene und erborgte Locken, Wergpolſter und Roßhaar, Nadeln und Mehlkleiſter zur Aufrichtung ganze Stunden forderten; Europa ahmte ihnen nach. Die Franzöſinnen warfen endlich alle Laſten von ſich; ſie glaubten nicht nackt genug ſeyn zu können; kaum bewahrete man die zarteſten Formen gegen die Unbilden der Luft mit lüſternen Hüllen; auch hierin ahmte ihnen Europa nach. Eine europäiſche Dame beſuchte einſtens, ſagt man, eine afrikaniſche Sultaninn; dieſe über den weiten Umfang der Europäerinn ganz erſtaunt, befühlt und frägt ſie endlich: Sind Sie das alles ſelbſt? — Die nämliche Europäerinn könnte jetzt von der Afrikanerinn vielleicht die Frage hören: Wie, ſind Sie nur halb ſo viel geworden, als Ich? Phantaſie überwältigt das Klima.

(Schluß folgt.)

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Theater an der Wien. Den 16. September wurde zum Vortheil des Regiſſeurs Hr. Demmer aufgeführt: Ugolino, oder: Der Hungerthurm. Melodram in fünf Aufzügen, nach dem Franzöſiſchen. Muſik vom Opern-Direktor und erſten Kapellmeiſter Hrn. J. Ritter von Seyfried. Die neuen Dekorationen vom Hrn. Neefe.

Auf dem Theater des Franconi in Paris iſt dieſe Geſchichte als Ballet gegeben worden, jeder Akt begann aber mit einer Expoſition in Proſa. Daraus iſt nun ein Melodram entſtanden, wie wir es geſehen und vernommen haben. Es läßt ſich dieſem nach ſchwer begreifen, wie das dramatiſche Werk dort ſo viel Aufſehen machen konnte, da hier nichts Außerordentliches dargebothen wird. Das eigentliche tragiſche Intereſſe gründet ſich auf die Leiden des Ugolino mit ſeinen Kindern, das im zweyten Akt ſich langſam vor uns aufrollt und dieſer empörende Gegenſtand liefert keinen Stoff für eine ſceniſche Handlung. Das übrige nimmt weder Herz noch Verſtand, und ſelbſt nicht die Phantaſie in Anſpruch. Ein Böſewicht (Graf Roger) will die ganze Familie vertilgen, ohne daß man weiß, was ihn zu dieſem tyranniſchen Entſchluß bewegt. So viel erfährt man wohl, daß er dem älteſten Sohn des Verfolgten, der mit ſeinen jüngeren Kindern im Hungerthurm ſchmachtet, nach dem Leben trachten läßt, weil Angelina, Rogers Tochter, die er zu einem Bund mit dem jungen Grafen Sismondi zwingen will, den verhaßten Jüngling zärtlich liebt. Sismondi ſelbſt beſchützt die Liebenden. Eduardo ſchleicht ſich in die Burg und wird gefangen. Angelina, um ihn zu befreyen, willigt ſcheinbar ein, dem aufgedrungenen Bräutigam die Hand zu reichen. Das Hochzeitfeſt wird anberaumt. Während der Feyerlichkeit ſtürzt Ugolino, der ſich durch eine Öffnung des Thurmes, den ein Wetterſtrahl zerſpalten hat, geflüchtet, in Vereinigung mit Eduardo und ſeinen Vaſallen über den Tyrannen her, und tragen über ihn den Sieg davon; das Leben wird ihm jedoch geſchenkt.

Hierin und in dieſem Allen iſt nichts Ungewöhnliches; das Einzige, was dahin gerechnet werden konnte, wäre die ganz verſchobene Ordnung der Scenen und die Verworrenheit des Ganzen. Denken wir uns aber, daß hier eine pantomimiſche Handlung dialogiſirt iſt, ſo erregt es eben ſo wenig Erſtaunen, als ob wir eine unſerer alltäglichen Pantomimen luſtiger Art, Scene für Scene zu einem Luſtſpiel verarbeitet ſähen. Im Zwiſchenakt ſchlägt der Bliz in den Thurm und ſprengt die Mauer aus einander; zu Ende des dritten ſetzt ſich der Gefangne durch die Öffnung erſt in Freyheit. Zu Anfang des dritten Aufzugs gibt Roger ſeinem Burgvogt in verzweiflungsvoller Seelenangſt die Schlüſſel, um den Zugang aus ſeiner Burg in den Thurm vermauern zu laſſen, damit die Geiſter der Verhungerten des Nachts nicht an ſein Lager grauſenvoll emporſteigen; Uberto beſchließt, den Unglücklichen Labſal zu bringen, ſteigt ſogleich hinunter, und im vierten erſcheint er erſt im unterirdiſchen Gewölbe. So wechſelt Alles durch einander und die Leere, kann man ſagen, füllt die Zwiſchenräume aus. Auch die Hungerſcenen, ſo ſehr die Natur hier auch in ihrer Blöße dargeſtellt iſt, enthalten viel Verworrenes und Unwahrſcheinliches. Die Schlußſcenen ſind berechnet und elektriſiren die erſchöpfte Menge obenhin; doch iſt das Einzelne nicht neu, das Ganze ſtellt ſich nur in einer neuen Zuſammenſetzung dar. Das kunſtfertig ausgeführte Combattement, das Familientableau und die Begnadigung des knieenden Wütherichs bringen endlich Rührung und Jubel hervor, nachdem der Hunger ſchon genug gewaltet. hat.

Ugolino wurde ſowohl im Ausdruck des Jammers, als im begeiſterten Vertrauen auf die Allmacht mit ergreifenden Farben geſchildert. Graf Roger eignet ſich in mancher Hinſicht für den Darſteller, der dieſen Charakter durchzuführen hatte. In andern Rollen ſtehen ihm die ſcharfen, auf Wort für Wort fallenden Betonungen im Wege. Hier verfiel er zur Abwechſlung auch in Unverſtändlichkeit. Der biedere Uberto gewann Theilnahme.

Die Kompoſition iſt gediegen, wie ſich's erwarten ließ. Beſonders der zweyte Akt liefert ein erſchütterndes Tongemählde, und das Solo, welches der Künſtler auf dem Cello zart und ſchmelzend vortrug, eröffnet dieſen Theil der Handlung ſehr charakteriſtiſch. Die Chöre ſind kurz und kräftig, der Chor der Troubadours, mit Harfenbegleitung, ſpricht gefällig an, und der Tenoriſt wußte ihn in der Schlußverzierung der dritten Strophe durch ſeinen hellen, reinen Anſchlag der höchſten Corden noch beſonders intereſſant zu machen.

Die letzte perſpektiviſche Dekoration iſt impoſant.

Theatraliſcher Anzeiger. L'habit retourné (das umgewandte Kleid), Oper in einem Akt, in der opéra comique gegeben, iſt ein ganz erbärmliches Machwerk. — Nie war ein Stoff ſchlechter zugeſchnitten und geſtickt. Dieſes Kleid beſteht nur aus geſtohlenen Lappen und abgeſchoſſenen Lumpen. Es ſcheint, die Schneider der opéra comique haben ihr Handwerk ganz verlernt.

Eine italieniſche Sängerinn, Nahmens Gregoria Charivari (der Nahme verſpricht etwas im italieniſchen Geſange), hat neulich ein Konzert in Marſeille gegeben. Sie kommt von Neapel und reiſet nach Paris.

Ein Gentleman (ſagen engliſche Zeitungen) hat in Folge einer Wette in zehn Minuten ein Brot von drey Pfunden und ſechs und funfzig Häringe gegeſſen, wozu er vier Bouteillen Bier und ſechzehn Gläſer eau-de-vie trank. —

Die franzöſiſchen Blätter gefallen ſich in Erzählung von wunderbaren Begebenheiten. Vor Kurzem ſoll ein Hirte ſammt ſeiner ganzen Herde, beſtehend aus ſieben und vierzig Lämmern, vom Blitze erſchlagen, und gleich nachher ein Landmann ſammt ſeinen vier Pferden von Bienen aufgefreſſen worden ſeyn.

Bey der Eroberung von Konſtantinopel durch die Franken und Venetianer 1205, unter Anführung des Grafen Balduin, fiel einem Trieriſchen Ritter, Heinrich von Ulmena, eine höchſt merkwürdige Reliquienkapſel in die Hände; 1207 brachte ſie der Ritter in ſein Vaterland zurück, um ſie einem Nonnenkloſter zu verehren. Beym Einfall der Franzoſen in das Gebieth von Trier ließ der Churfürſt die Kapſel mit andern Schätzen über den Rhein ſchaffen; endlich gelangte ſie in den Beſitz des Fürſten von Naſſau-Weilburg. Browen hat die erſte, obgleich nachläſſig hingeworfene, Beſchreibung davon geliefert, J. P Krebs aber 1810 das Kunſtwerk kritiſch erläutert. Drey Steindrucktafeln mit Inſchriften ſind beygefügt. — rh —

Luccock erzählt in ſeinen 1820 in London erſchienenen Bemerkungen über Rio Janeiro, daß der Metzger Joao Antonio dos Anjos in einem Jahre 54,000 Ochſen ſchlachtete und das Fleiſch derſelben dörrte. Wahrlich, ein anderer Schlächter, als unſere europäiſchen! Das Fleiſch wird dort getrocknet, indem man es in Stücke ſchneidet, mit Salz beſtreut und an die Sonne legt. So iſt es die gewöhnliche Nahrung der Landleute. Es gibt mehrere Metzger, die es in außerordentlicher Menge zubereiten. Bey ihren Schlachtplätzen ſieht man außerordentliche Haufen von Knochen. Den Geyern, wilden Hunden und Panthern wird es überlaſſen, die Knochen zu reinigen. Zuletzt brennt man ſie gewöhnlich zu Kalk.

Das gemeine Volk in Slavonien ſtellt ſich die Peſt in der Geſtalt eines böſen Weibes vor und glaubt, es ſey irgendwo jenſeits des Meeres das Land dieſer Peſt-Amazonen. Wo am meiſten geſündigt werde, dorthin ſende dann Gott ein ſolches Weib, mit dem Befehle, eine Anzahl Menſchen umzubringen. Dieſes mache ſich dann auf den Weg, und laſſe ſich von Station zu Station von Männern auf dem Rücken tragen, die dann für dieſen Vorſpann peſtfrey bleiben. Das Weib ſelbſt aber ſey ſo leicht, daß die Träger gar keine Laſt fühlten. Man nennt ſie Kuga, und auf Rechnung dieſer Matrone wird manches Stück Speck oder andere Dinge entwendet.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625), wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 11 fl. W.W. halbj.— Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

81.

(Wien, Mittwoch den 10. Oktober.)

In Beziehung auf: »Mariä Krönung und die Wunder des heiligen Dominicus, nach Johann von Fieſole, in funfzehn Blättern, gezeichnet von Wilhelm Ternite. Nebſt einer Nachricht vom Leben des Mahlers und Erklärung des Gemähldes, von Auguſt Wilhelm von Schlegel. Paris, in der griechiſch-lateiniſch-deutſchen Buchhandlung, 1817.«

Einige Fragen von Friedrich Wähner.

Außer der oft geprieſenen Vortrefflichkeit des Mahlers hat ſicherlich auch den Nahme des berühmten Erklärers hier wie anderswo viele Kunſtfreunde zum Genuß des Dargebotenen angezogen. Die folgenden Bemerkungen, denen an Gewicht zu viel abgeht, als daß ſie Einwürfe heißen könnten, dürfen alſo um deſto eher in einer fragmentariſchen Geſtalt erſcheinen.

»Die Tafel, worauf das Bild gemahlt, iſt aus drey Stücken zuſammengefügt, und ganz vergoldet geweſen. Auf dieſem Goldgrunde ſind die mit Eyerweiß angefeuchteten Waſſerfarben aufgetragen; denn das Bild iſt vor Verbreitung der Öhlmahlerey in Italien verfertigt. Die Heiligenſcheine und die übrigen beträchtlichen goldenen Zierathen an den Gewändern ſind ausgeſpart, und auf dieſe Art kommt der Goldgrund vielfach zum Vorſchein. Der verſchwenderiſche Gebrauch des Goldes, welchen die alte Mahlerey von den Moſaiken der griechiſchen Kirche überkommen hatte, und wodurch der Mahler hier den Glanz des himmliſchen Lichtes vorzuſtellen gedachte, bewirkt auf den erſten Anblick, es iſt nicht zu läugnen, eine befremdende Störung. Der obere Raum zu beyden Seiten des Throns, wo allein die freye Luft zum Vorſchein kommt, iſt dunkelblau; alsdann folgen in dichtem Gedränge die Engel und Heiligen bis auf den Vordergrund hinunter. Jeder Kopf iſt aber durch den Heiligenſchein, welcher ihn rings umgibt, abgeſondert; dieſe Unterbrechung gönnt dem Auge nirgends Ruhe, und neben dieſem ſonnigen Glanze des Goldes erſcheinen die übrigen Farben, wie heiter ſie auch an den Geſichtern, wie prächtig an den Gewändern ſeyn mögen, gewiſſermaßen nur als Schatten. Die Heiligenſcheine ſind auf eigene Weiſe behandelt; die Zierathen daran ſind nämlich vermittelſt metallener zirkelrunder Formen dem Goldgrunde eingeprägt; man bemerkt deutlich die Vertiefungen in der Oberfläche des Holzes, und einige größere dergeſtalt eingedruckte Vertiefungen ſind wieder mit Farben ausgefüllt, um Sapphire, Rubinen und andere Edelgeſteine nachzuahmen, dergleichen man den irdiſchen Kronen einzufügen pflegte.« — So weit für jetzt das Wort des Erklärers, das aus zwey Gründen keine Abkürzung litt: einmahl, weil viele Leſer dieſelbe als einen Verluſt betrachten würden; dann auch, weil andere jede freye noch ſo unſchuldige Behandlungsweiſe vielleicht als Unredlichkeit gegen den Text deuten möchten.

Sollte jene befremdende Störung, von welcher die Erklärung redet, das iſt die erſte Frage, nicht ganz oder größtentheils darin liegen, daß unſer Auge, verwöhnt durch den Sinnenreiz irdiſcher Erſcheinungen, Forderungen macht, die auf dem entgegengeſetzten Gebiete des Überſinnlichen auf keine Weiſe gelten dürfen? Könnte der Eindruck auch nur einen Augenblick bis zur Störung wachſen, wenn er unmittelbar von dem richtigen Urtheil über das Ungleichartige, Außerweltliche des Dargeſtellten begleitet wäre? Warum heißt alſo jene angebliche Störung nicht eben ſowohl ein optiſcher Betrug, als jede andere ähnliche Täuſchung im Reiche der Sichtbarkeit? Und wenn der erſte flüchtige Sinneneindruck in der Wiſſenſchaft der Natur nicht über die Geſetze der letztern entſcheiden darf, aus welchem Grunde ſoll denn hier das Auge unter gleichen, vielleicht noch höhern Verhältniſſen ein Recht ausüben, das ihm dort als Anmaßung ſtreng unterſagt iſt? Ja, fänden wir bey dem gewagten Blick auf irgend eines von den jenſeitigen Heiligthümern der Kunſt jede Farbe gerade ſo wieder, wie ſie uns das gegenwärtige Tageslicht zeigt; müßten wir dann nicht am erſten irre werden an uns und dem vorgeſpiegelten fremden Aufenthalte, der beym nähern Anſchauen um nichts beſſer wäre, als eine von unſern vielen kleinen irdiſchen Einquartierungen, die ſich bequem genug ohne Flügelſchlag des Geiſtes aufſuchen und bewohnen laſſen? Da ferner das Gold auf dem Bilde nicht als eigentliches Gold, ſondern nur als der gediegenſte Auszug aller Köſtlichkeiten der Erde erſcheint, und die Sonne ſelbſt gleichſam zu dem Ende mit ihrem Glanze das Zeichen einer höhern Weiſung in unendliche Fernen darauf drückt: wer hat noch Luſt, in dem neuen und friſchen Elemente ſeines Lebens die Farbenharmonie zu ſtudieren, wie an dem ausgeſpannten Regenbogen, der zur Strafe ungeweihten Augen noch von jeher iſt zu Waſſer geworden? Es kommt hier mehr als irgendwo darauf an, mit welchem innern Auge die Farbe geſehen wird. Der Goldgrund, dünkt mich, deutet ſehr vernehmlich und paſſend die Grenzſcheide zwiſchen den zwey Welten an, auf die wir uns nun einmahl in Gedanken hinſtellen müſſen, ſoll uns anders die Kunſt etwas Beſſeres und Größeres geben, als wir ſonſt genießen. Weigert ſich Jemand, einen Berg zu erſteigen, wenn von dort herab das Meer majeſtätiſcher vor ihm liegt? Eine gleiche ruhige Erhöhung verleiht dem geiſtigen Auge jener ſonnige Boden; er will mehr ſeyn, als bloß höchſte Farbenpracht, er ſucht zu verſetzen in den lichten Äther, den neue Sonnen durchwandeln, in deren Lichte die Geſtalten anders und ſchöner glänzen. Wer ſieht nicht ein, daß die verſuchte Nachahmung der Sapphire, Rubinen und anderer Edelgeſteine auf dieſelbe Seite der Anſchauung hinweiſet? Es mag dem frommen Mahler in der liebevollen Entzundung ſeiner Seele ein Bild vorgeſchwebt haben von jener heiligen Stadt, die ein ihm verwandter prophetiſcher Geiſt auf dem Fels des Glaubens gleichſam aus funkelnden Kronen bis zur Blendung zuſammengefügt hat.

Diejenigen, die durchaus ihre Wohnung immer zu ebener Erde, oder auch zur Zeit der Noth mit den Bibern um die Wette eine Pfahlbürgerſchaft unter dem Waſſer aufſchlagen möchten, haben in ihrer Art ganz Recht, wenn ſie über Schwindel klagen bey ſolchen ungemeſſenen Ausſichten; ſie ſollten aber dabey bedenken, daß wenn die Profeſſion der Portraitmahlerey bey ihnen Gunſt findet, weil ſie ſich herbeyläßt, ſchöne Augen und Wangen aus bloßen Erdfarben zuſammen zu lügen, der Himmel für die Wahrheit ſeiner Darſtellungen vorzugsweiſe ein Recht auf das Gold hat. Würden ſie nicht dem Portraitmahler freundlich danken, wenn er die erhaltenen Dukaten als Preis des Gemähldes zu einem Goldgrunde verwendete, um die Nahmen ſeiner Gönner darauf zu ſchreiben? So mögen denn ſolche freydenkende Mediceer die Kunſt nur halb ſo ſehr lieben, als ihre Perſon, dann ſparen ſie aus Liebe zur guten Haushaltung zuletzt auch den Spott, beſonders wenn ſie ſehen, wie leicht einer den andern mit dieſer loſen Waare bedient.

Eine Erinnerung an die Kunſtweisheit der Griechen iſt hier nicht an unrechtem Ort, zumahl da die Gegner der chriſtlichen Mahlerey bey andern, nicht immer paſſenden Gelegenheiten gern auf dieſelbe zurückkommen. Es iſt bekannt, daß kein Bildhauer des Alterthums die Hoheit der Götter würdiger dargeſtellt hat, als Phidias, wie denn ſein Jupiter in Elis als der Gipfel der geſammten griechiſchen Kunſtwelt betrachtet wurde, und der Nahme des Olympiers dem Schöpfer deſſelben in der That nicht weniger zukommt, als ſeinem hohen Freunde Pericles, den das dankbare atheniſche Volk durch dieſe öffentlich zuerkannte Apotheoſe über ſich ſelbſt und damit über jede Zeit erheben zu müſſen glaubte. Jenes Götterwerk war in Verbindung mit Gold und Elfenbein zuſammengefügt, vor allen floß der künſtlich zuſammengelegte, hoheitverkündende Mantel in gediegenſtem Schimmer von der Mitte des göttlichen Leibes herab. Neuern Anſichten zufolge hat ſelbſt die Mahlerey auf gewiſſe, natürlich ſehr untergeordnete Weiſe zur ſchicklichen Ausſchmückung des Ganzen in einigen Nebendingen beytragen müſſen; ſo daß ſie dadurch auch von dieſer und mancher andern Seite gegen die Sculptur in die eigenthümlichſten Verhältniſſe geſetzt worden iſt. Jetzt erhalt die aufgeworfene Frage aus der alten Welt eine Verſtärkung, die ihr glückliches Fortkommen in der neuen hinlänglich ſichert. Denn hat das gebildetſte Volk der Erde keinen Anſtoß genommen an dem hellen, blendenden Kontraſt zwiſchen Gold und Elfenbein, und zwar in einem Werke der Sculptur, wo eine ſolche Entgegenſetzung viel ſchreyender wirkt, als auf einem Gemählde, das ſeiner Natur nach von der Wirklichkeit viel weiter abſteht, als die Statue; iſt außerdem das Anſehen der Religion wetteifernd mit dem Glanze des Gottes gewachſen, laut dem ausdrücklichen Zeugniſſe des Alterthums: aus welchem Teige ſind denn wir Chriſten geknetet, daß wir ſogleich über Augenſchmerzen klagen, wenn das Gold auf einem Gemählde uns ein höheres Medium der Anſchauung andeutet, noch dazu bey Darſtellungen, die ganz außer dem gewöhnlichen Geſichtskreiſe liegen? Ob Jemand die übrigen noch ſo heitern und prächtigen Farben wegen ihres Zurückbleibens gegen das Gold Schatten nennen will,

Sophie.

Lieber Vater, Sie haben mir Aufſchub verſprochen.

Sorgen.

Ich habe dir auch mein Wort gehalten, allein du erſtreckſt ihn immer länger. — Wozu ſoll das führen. Ich habe dir bereits geſagt, du ſollſt, du darfſt nicht an eine Verbindung mit Wirbel denken. Ich habe ihm ſeine unbeſonnenen Streiche zwanzigmahl verziehen, und zwanzigmahl hat er wieder neue gemacht. Dieſes Betragen hat mein Herz von ihm gewendet, und ich glaube nicht, daß meine Tochter ein Gefühl länger nähren wird, welches ihr Vater mißbilligt.

Sophie.

Haben Sie mich je eines Ungehorſams zu zeihen, lieber Vater?

Sorgen.

Warum alſo gerade in dieſem Falle? — Firnſtein liebt dich, du ſelbſt ſchienſt ihn vor allen Uebrigen auszuzeichnen. — Alter, Vermögen, Geburt, Erziehung, alles macht mir dieſe Verbindung wünſchenswerth, und überzeugt mich, daß ſie dein Glück machen werde. — Betrübe mich nicht länger durch Widerſtand, mache uns mit *einem* Worte Alle glücklich.

Florian (zu Sophien.)

Sprechen Sie das kleinwinzige Wörtchen, gnädiges Fräulein! — *Ja* — iſt ja gleich geſagt. — Wenn wie der vortreffliche Erklärer gethan hat, thut nichts zur Sache; ja der Tadel, wenn es einer ſeyn ſoll, kehrt bey genauer Prüfung zum Lobe um: denn ſind Himmel und Erde unterſchieden, wie Licht und Finſterniß, ſo redet dafür die Dämmerung als Zeichen der ſchwachen menſchlichen Kunſt und Kraft ihre eigene rührende Sprache. Der Menſch iſt der Schatten eines Schattens! ſingt Pindar mit tiefer Empfindung. Was Wunder, wenn die Spuren deſſelben auch im höchſten Aufſchwunge des Genius noch ſichtbar werden? Und was für ein Schade, wenn bey der Annäherung zum Göttlichen, dem Vaterlande der reinen urſprünglichen Formen, die ſogenannten Mitteltinten etwas auffallender fehlen, als auf einem Kartenblatt, das freylich ſchon als Bild der ſpielenden Geſellſchaft durch und durch harmoniſch ausſehen muß.

Übrigens iſt es außerordentlich ſchwer, über die Seele, den Charakter, die Bedeutung der Farbe zur allgemeinen Bequemlichkeit zu ſprechen, weil die Verſtändlichkeit auf der verſchiedenen Reizbarkeit des Organiſmus beruht. So iſt es ein ſehr gewöhnliches Vorurtheil, den Eindruck der Farbe lediglich von außen abzuleiten, da doch die Phantaſie überall verborgen ihre Farben mit hineinmiſcht, wo ein treues, lebendiges Bild zu Stande kommt.

Das Dunkelblau in dem obern Raume des Bildes zu beyden Seiten des Throns, wo allein die freye Luft durchbricht, diene hier als ein erlauterndes Beyſpiel. Niemand, der es mit dem Auge der Ahnung, der Sehnſucht, der Liebe anſchaut, wird über Mangel an Harmonie klagen. Damit die Freunde des witzigen Voltaire nicht wieder zur Unzeit laut werden, ſey ihnen Göthe's Lehre und Anſehen, der ſich bekanntlich auch auf guten klaſſiſchen Scherz verſteht, als Ägide entgegen gehalten. In derjenigen Abtheilung ſeines noch immer nicht genug von den Mahlern beachteten Werkes; wo er mit der ganzen Liebenswürdigkeit ſeines offenen und ſcharfen Naturſinnes von der ſinnlich-ſittlichen Wirkung der Farbe redet, gedenkt er unter andern auch des Blauen auf eine feine und anziehende Weiſe. »Dieſe Farbe macht — nach ſeiner Meinung — für das Auge eine ſonderbare und faſt unausſprechliche Wirkung. Sie iſt als Farbe eine Energie; allein ſie ſteht auf der negativen Seite, und iſt in ihrer höchſten Reinheit gleichſam ein reizendes Nichts. Es iſt etwas Widerſprechendes von Reiz und Ruhe im Anblick.« Das eben Angefuhrte hat er darauf mit dem Eindruck des hohen blauen Himmels, der fernen blauen Berge in eine ſchone Übereinſtimmung geſetzt, ſo daß unſer unſtetes Streben in geliebte Fernen, und das immerwährende Entweichen des geſuchten Genuſſes im Bilde dieſer Farbe wie in einem ſichtbaren Punkt zuſammenfällt, und der erkältende Schatten uns nicht trifft, ohne zugleich in milden Luftzügen Kunde eines warmen, ſättigenden Lichtes zu geben. Ein ſolches Blau übermahlt Italien auf ewige Zeiten als den würdigſten Wohnſitz eines weltbeherrſchenden Volkes, das, von der Erde hinweggenommen, mit offenem und ruhigem Auge aus dem klaren Dufte Elyſiums auf ſeine Schlachten, Triumphzüge, Spiele, Verſammlungen und Tempel herabſchaut; denn hat die Jahrhunderte lang gewachſene Verehrung einzelne Heroen unter die Sterne verſetzt, ſo darf auch der ſchönſte Himmel ein frey ſchwebender Schild heißen, auf dem das Geſchlecht des Mars die dunkeln, luftigen Wolkenkränze als ſtille Siegeszeichen ums Haupt ſchlingt. Dieſes Bild will ubrigens mehr ſeyn, als ein angeſchoſſenes Nebending; es drückt in ſeiner geſchichtlichen Bedeutung ungefähr, wiewohl viel zu ſchwach, dieſelbe Empfindung aus, die uns ergreift, wenn wir den Blick von dem unruhigen und mühevollen Leben aller Erdbewohner auf den blauen Schleyer über uns werfen, aus dem den rechten Augen jederzeit blaue Blumen herabfallen, geheimnißvoll, balſamiſch, gegenwärtig, wie die in Oſterdingen des Novalis, der es werth iſt, als Dichter neben unſerm Mahler zu ſtehen, und deſſen Geiſt geſchaffen war, Fragen, wie die vorliegende, eben ſo klar als tief zu beantworten. Er hätte nach ſeiner Weiſe das reizende Nichts, wie Göthe das reinſte Blau nennt, vielleicht in ein friedliches All verwandelt, in deſſen Tiefe und Weite das Ideale und Reale, der ewige Gedanke und die zugetheilte Materie, wie Zwillinge an der Bruſt der Mutter unter ätheriſcher Umhüllung ruhen. Mir genügt, wenn der Leſer zugibt, daß die Farben auf dem Bilde des Fieſole allerdings in einem andern und höhern Verhältniſſe ſtehen können und müſſen, als in irgend einem beliebigen Konterfey der Wirklichkeit. Noch iſt zu bemerken, daß auch die Natur bey plötzlichen Übergängen die Farben äußerſt ſchneidend an einander ſetzt, wodurch das oberflächliche Urtheil über die ſogenannte Natürlichkeit derſelben gleichfalls eine ſtarke Berichtigung erhält. Die Wendung des verehrten Erklärers, welcher die befremdende Störung auf den erſten Anblick beſchränkt, ſchließt ſich an die hier dargelegte Meinung ungezwungen an; denn ein Befremden, das der ſpäten Beſchauung Platz macht, hebt ſich dadurch ſelbſt auf, und gleicht ſehr einer Übereilung.

Ob die alte Mahlerey wirklich den verſchwenderiſchen Gebrauch des Goldes von den Moſaiken der griechiſchen Kirche überkommen hat, eignet ſich vielleicht auch zu einer Frage. Die Neigung des Menſchen, die höchſten Gegenſtände ſeiner Verehrung mit der edelſten Pracht, dem erſinnlichſten Glanze, dem koſtbarſten Werthe auszuſchmücken, mußte ſchon früh und ganz von ſelbſt auf den Gebrauch des Goldes führen Warum alſo bey einem fremden Volke ſuchen, was urſprünglich im Gemüth liegt? Der Sprachgebrauch der Dichter beſtätigt dieſe Vermuthung. So redet Pindar vom Golde ohne alle Strenge der wörtlichen Bedeutung, bloß um ſeinem Gegenſtande die ganze Fülle ſtrahlender Herrlichkeit beyzulegen. Die Mahler folgten ſicher demſelben Triebe des überraſchenden Schmückens, wenn ſie mahlend dichteten, und die Beſchauenden werden ſich allmählich auch an dieſe feſtliche Ordnung gewöhnen, nicht länger das Gaſtgeſchenk einer poetiſchen Anſchauung vorenthaltend, wenn ſie nicht konſequent ein bequemeres Unterkommen anderswo vorziehen. Die ſeligen Götter meinen dieß und jenes anders, als es in der Sprache der Menſchen heißt; ſo erzählt Homer in ſeiner Unſchuld. Die Anwendung ſpringt in die Augen.

Die Erklärung ſtößt ſich unter andern auch daran, daß jeder Kopf, rings umgeben von einem Heiligenſcheine, das Auge nirgends ruhig fortgleiten laſſe. Wenn indeſſen der Heiligenſchein einmahl irgend einem Individuum als ſichtbare Beglaubigung ſeiner gottgefälligen Geſinnung verliehen iſt, ſo darf er natürlich auch den Genoſſen nicht fehlen, die auf derſelben Stufe des Heils ſtehen; und wenn dieſe vereinigten Strahlenkreiſe ſich der Betrachtung ſo lebendig darſtellen, wie ſie der Mahler dem ſegnenden Auge der ewigen Liebe entfließen ſah: wodurch ſollte wohl eine Unterbrechung entſtehen? Die Sterne, die uns aus dem Spiegel des Waſſers entgegenblicken, ſtören weder durch ihre Menge noch Klarheit; und was verhindert uns, jeden Heiligenſchein als einen Stern über den ſchimmernden Fluthen einer gränzenloſen Gnade anzuſchauen, wenigſtens für einen erhöhten Kunſtgenuß, müßten wir dabey auch für den Augenblick von der Macht der Phantaſie borgen, was der Gehalt des eigenen Lebens nicht zu liefern vermag? Ein guter Theil der beklagten Unterbrechung mag wohl auch in dem Verbleichen der Farbe ſeinen Grund haben; ein Übel, das auch der Erklärer anderswo nachdrücklich hervorhebt.

(Fortſetzung folgt.)

◆

Betrachtungen über den Menſchen.

Von Julius Schneller, Profeſſor zu Grätz.

(Schluß von Nr. 80.)

Viele *Wohnungen* des Menſchen ſind nicht ſo künſtlich gefügt als die Neſter der Vögel, die Stöcke der Bienen und die Doppelbehauſung des Bibers; doch hat er die *St. Peterskirche* in *Rom* erbaut. Die Ruſſen ſchneiden Glas aus Eis, ſetzen die Scheiben ein, und gießen auswärts Waſſer an, daß ſie einfrieren, doch haben ſie *Petersburg* erbaut. Der Lappländer errichtet ſein Zelt aus Reiſern, wie einen Zuckerhut, oben mit der Öffnung als Rauchfang, und der Schnee ſtockt um ſeinen Topf. Der Hottentotte errichtet ſeine Hütte aus Raſen in Form eines Backofens, und macht den Eingang, wie ein Hundeloch. Die Grönländer haben Sommerhaus und Winterwohnung; alle Jahre wird alles neu; die Frauen machen den Baumeiſter; aber Saal und Schlafgemach und Kleiderkammer, Abtritt und Küche machen Eines aus. Dagegen ſehe man die Marmorſtädte Italiens mit ihren Prunkſälen, Wohnzimmern, Säulengängen, Gallerien, Portalen, Glasfenſtern. Der *Himmelſtrich* liefert die Stoffe; die *Einbildungskraft* verarbeitet ſie.

Einige Völker leben ganz *ohne* alle Wohnung, einige erbauen ſich leichte Hütten, die ſie mit Blättern und Reiſig, mit Fellen oder Baumrinden von allen Seiten behängen. Andere nehmen Balken und Steine als Gerüſt, und bekleiden es mit Erde. Wo Erdbeben gewöhnlich ſind, wagt man es nicht, unter einem ſchweren Hauſe zu ſchlafen. In heißen Ländern muß die Luft durch die Gebäude ziehen, in kalten wird ihr jeder Zugang verſperret. Wo reißende Thiere leben, verwahrt man ſorglich den Eingang, aber tauſend Ritzen bleiben im Gebäude; wo Inſekten den Menſchen verfolgen, wird jede Ritze verkleiſtert. In rohen Landen ſteht alles offen, nichts iſt des Diebſtahles werth. In gebildeten Staaten iſt überall Riegel, Schloß, Gitter und Wache; Wohnungen verwahrt man wie Kerker; das Reich des Reichthums gibt Mißtrauen.

Die Verſchiedenheit von Kleidung und Wohnung, wodurch der Menſch für jeden Erdſtrich ſich ſelbſt fähig macht, deutet wieder auf eine weltgeſchichtliche Beſtimmung. Er kann leben im Lande des Rennthieres und des Elephanten. Er kann Wallfiſche fangen im Eismeere, und Perlen fiſchen in der Südſee. Der Ruſſe ſpringt aus dem warmen Bade und wälzt ſich im Schnee.

Phyſiſches und Pſychiſches.

Das Haus umſchließt wenige, oder viele, rohe oder feine Geräthe, je nachdem das Klima ſie erheiſcht und die Phantaſie ſie liefert. Die Erzeugung und Bewahrung des Feuers für Licht und Wärme fordert vielerley, Herd, Ofen, Komin, Fußſäcke, Wärmflaſchen, Muffe, Lampen, Leuchter, Laternen, Zunder, Stahl und Zeug, Fackeln, Kerzen, lauter an andern Orten unbekannte Dinge. Die Aufbewahrungsörter von Keller und Boden, Ställen und Höfen, Kammern und Schuppen bilden Häuſer im Hauſe; anderwärts kennt man die Sonderung nicht. Wandernde Stämme, deren Leben ein Reiſen iſt, wiſſen nichts von den tauſend Mitteln, wodurch ſitzende Völker jede Reiſe ſich erleichtern in Kutſchen und Schlitten, mit Diligencen und Poſten; man reiſet zu Pferd in England, mit Maulthieren in Spanien, auf Eſeln über die Hochgebirge, mit Elephanten und Ochſen in Indien, auf Kamehlen und Dromedaren in Iran, auf Lama's oder Hammeln in Peru, mit Rennthieren in Lappland. Für die Ruhe gibt es Betten, Tiſche, Stühle, Lehnſtühle, Matratzen, Sofas, Divan's in tauſend Formen, klein und groß, hoch und nieder, breit und ſchmal. Jedes Bedürfniß heiſcht ein eignes Geräthe; dieſes entſteht und verſchwindet mit jenem. Bedürfniſſe ſchafft die Noth des Himmelsſtrichs und die Luſt der Einbildung.

In dem Innern des Hauſes halten die einen Völker Diener, welche frey den Dienſt verlaſſen können; bey andern gibt es nur Leibeigene, welche an die Erdſcholle geknupft, auf der ſie leben, mit derſelben gekauft und verkauft werden. In gemäßigten Monarchien und in Republiken, wo Freyheits-Anſichten im Schwunge ſind, finden wir die Leibeigenſchaft oft in der ſchrecklichſten Geſtalt; in Reichen, wo der grimmigſte Deſpotismus wüthet, wo alſo Alle Sklaven ſind, wird ſie bisweilen erträglicher. Die Spartaner, welche das Geld nicht ſchätzten und nicht brauchten, behandelten die Heloten unmenſchlich. Die europäiſchen Plantagen-Beſitzer, deren einziger Gott das Geld iſt, gehen aus andern Gründen mit den Negern eben ſo grauſam um. Viele Sklaven erſcheinen wieder als Gunſtlinge ihrer Herren, ſelbſt als Tyrannen derſelben; andere ſchlägt der Herr todt, wie einen Hund; noch andere müſſen ſich auf ſeinem Grabe ermorden, um ihn in der zweyten Welt zu bedienen.

Die Ergötzungen beſtehen bey rohen Völkern in viehiſchem Soff, in Schmäuſen, in üppigen Tänzen, in wüthenden Glücksſpielen, wo endlich ſogar die Freyheit auf's Spiel geſetzt wird. Andere Nationen veredeln dieß Alles; ſie gehen von der Poſſe zur Komödie, von dem Bocksſpiel zur Tragödie, vom Sprunge zum Chorus, und vom rohen Kampfe zur Gymnaſtik über. Wettlaufen, Wettfahren, Wettwerfen, Ringen, Fechten gegen Menſchen und

Thiere, Kämpfe von Thieren gegen einander werden zur Luſt gebraucht. Hier gefallen blutige Mordſpiele, indeß man an anderen Orten hinſchmilzt in Empfindeleyen. Im tiefen Ungarn ſchmauchen die Frauen ein Pfeifchen, in Deutſchland thun ſie ſich gütlich mit ihrem zärtlichen Lafontaine. Pohlinnen laſſen den Beglückten aus ihren Schuhen trinken.

Vergnügen finden nur Wenige in der Arbeit, die Meiſten in Nichtsthun. Laufen erfreut Knaben und Jünglinge, Männer und Greiſe vernachläſſigen es; rohe Völker thun es darin den Gebildeten zuvor, weil ſie es brauchen; Spaziergang dient den Sitzenden; — Gegenſatz gewährt Erhohlung. Jagd wird hier eine Schule des Muths und der Geduld, dort Gemetzel und Müßiggang. Tanz gibt Flinkheit und Geſchick dem Einen, dem Andern Krankheit und Tod; Hottentotte und Karaibe tanzen mit Sprung und Wuth, Gebildete in Pas und Poſition. Die Spiele, welche der Himmel im Freyen geſtattet, oder zur Einſchließung zwingt, werden durch die Einbildung auf Kraft oder Kunſt hingewandt. Die Kämpfe zu Olympia, die Fechterſpiele zu Rom, die Stiergefechte in Spanien, die Hahnenkämpfe in England unterſcheiden ſich weſentlich von den Bühnenſpielen, wo Witz, Gefühl, Geiſt angeregt werden. Für die Geſellſchaft haben die Morgenländer das Schach und die Abendländer das Billard erfunden; Karten ſtellen die Stände vor mit Kelch, Schwert, Geld, Stock; Ombre iſt vom Franzoſen für die Feinheit, Whiſt von dem Engländer für den Verſtand erſonnen. Der Scherz des Umganges, der Witz des Geſpräches und der Geiſt der Mittheilung über alle Angelegenheiten des Lebens bildet ein rein menſchliches geſelliges Vergnügen. Klima und Phantaſie haben es im milden Frankreich am mannigfaltigſten entwickelt. In kalten Landen ſcheint es zu erſtarren, in heißen zu verfliegen; in gemäßigten gewinnt es Halt und Gang.

Die Gewohnheiten ſind ſehr verſchieden. Einige Nationen leben ganz zwanglos dahin, bey andern ſind auch unbedeutende Handlungen an ſtrenge Regeln gebunden. In republikaniſchen Staaten herrſcht ein einfaches Ceremoniell, in deſpotiſchen findet jeder Schritt ſeine Beſtimmung. — Mehrere Völker kennen keine Scham, andere wiſſen ſich nicht ſorglich genug zu vermummen; hier darf man die Hand, dort den Fuß, hier den Buſen, dort das Geſicht nicht ſehen. — Menſchlichkeit und Liebe zu zeigen, gilt bey einigen für ein Verbrechen. Hier finden Fürſten und ihre Töchter ihrer Würde angemeſſen zu thun, was in andern Zonen und Zeiten nur die geringſten Menſchen verrichten. Homer's Prinzeſſinnen reinigen die Wäſche, und ſeine Heroen treiben den Bratenwender. — Gewohnheit hat ſogar eine Stimme bey der Ehre. Als entehrend betrachtete man an vielen Orten den Feldbau, die Handwerke. Als ehrlos ſah man Tänzer, Schauſpieler, Fechter, Barbier, Henker an. Die meiſten dieſer Stände fanden an andern Orten wieder großes Anſehen. Die Kaufleute läßt man in gewiſſen Gegenden ſchwer in eine höhere Geſellſchaft, indeß ſie in andern den angeſehenſten Stand ausmachen. Sonderbare Ehre ſuchten ganze Völker darin, nicht in einer Krankheit zu ſterben, dem Tode auch in einem niedern Stande tollkühn entgegen zu gehen, ein wildes Thier zu beſiegen, aus dem Schädel eines Feindes zu trinken, einen ſtarken Bart, und viele Kleider zu haben. Sonderbare Schande war es bey gewiſſen Nationen, zu Fuße zu gehen, ohne Spornen zu erſcheinen, vor dem reifen Alter mit einem Weibe Umgang zu pflegen, für eine Frau nicht fünf Männer zu haben. Schändlich halten die Türken das Tanzen, Muſiziren und Ungläubigen in Krankheiten beyzuſtehen. Geſchändet glauben ſich die Chineſen, wenn ſie kahlköpfig werden. Mehrere Nationen ſind am leichteſten durch eine Berührung ihrer Gemahlinnen an der Ehre angegriffen; andere gefallen ſich darin, ſie zu vertauſchen und auszuleihen.

Auch die Meinungen ſind eben ſo verſchieden. Manche Völker meinen, die Sterne gehen freywillig am Himmel, und würden auch von einander angegriffen; andere glauben, die Sterne können zürnen, erkranken und bezaubert werden. Einige freuen ſich bey Donner und Blitz, andere halten beydes für einen Beweis des Zornes der Götter, und eilen ſie zu verſöhnen; daß die Wirkung der Blitze durch herabgeſchleuderte Keile und Steine geſchehe, iſt eine ſehr verbreitete Meinung. Nur wenige Nationen waren ſo einbilderiſch, Götter, Heroen und Giganten zu ihren erſten Stammvätern zu machen; hundert andere laſſen den Menſchen von Thieren, Bäumen, aus der Erde, aus Eyern, Schaume, Zähnen oder Steinen entſtehen. Ein großes Wohlgefallen zeiget ſich faſt bey allen Völkern der Erde an Erzählungen von ungeheuren, unterirdiſchen Schätzen, von der Bannung der Geiſter, von koloſſalen Übereinanderthürmungen der Berge durch Rieſen, von großen jahrelangen Überſchwemmungen, wo Alles zu Grunde geht, bis auf ein Paar, um ein neues Menſchengeſchlecht anzupflanzen, von gewiſſen geheimnißvollen Zahlen. Nur einige Nationen ſetzen einen Stolz darein, von allen dieſem gar nichts, und überhaupt wenig zu glauben.

Ein- und Ausfälle.

(Von Ig. Jeitteles.)

40.

»Aus Auguſt von Kotzebue's hinterlaſſenen Papieren. Leipzig, 1821. Bey P. G. Kummer. 8. 371 S.«

Ein in vielfacher Beziehung intereſſantes Buch! denn es iſt der literariſche Nachlaß des bekannteſten deutſchen Schriftſtellers; des Mannes, den ſeine Freunde zu ſehr prieſen, ſeine Feinde zu ſehr tadelten; der, Romanenſchriftſteller, manche Momente in ſeinem eigenen Leben hatte, welche die Farbe des Romans tragen, und, Tragödiendichter, ſelbſt tragiſch endete. Man hat ihn mit Ariſtophan und Voltaire verglichen. Mit dem Griechen, weil er wie dieſer ein glücklicher ſarkaſtiſcher Luſtſpieldichter Sitten und Thorheiten ſeiner Zeit geißelte; mit dem Franzoſen, ſeiner Fruchtbarkeit und ſeines Witzes, ſeiner Grazie und ſeiner Vielſeitigkeit wegen. Wie Voltaire war er Dramatiker und Hiſtoriker; Hiſtoriker mit denſelben Fehlern. So viel Vorwürfe man auch den

Kindern ſeiner Muſe mit Recht gemacht, ſo wenig man widerſtreiten kann, daß es ihm an Gründlichkeit, an einer gewiſſen Höhe und nur zu oft an nöthiger Tiefe mangelte — anmuthig und reizend waren doch alle ſeine Schöpfungen, er mochte als Reiſebeſchreiber oder als Geſchichtſchreiber, als dramatiſcher oder als politiſcher Schriftſteller auftreten, Erzählungen oder Kritiken ſchreiben — und dieſen anziehenden Charakter trägt auch dieß Opus posthumum. Der erſte und zweyte Aufſatz: »Betrachtungen über mich ſelbſt —« und: »Woher kömmt es, daß ich ſo viel Feinde habe? —« ſind eine Art zeitiger und intellektueller Selbſtbiographie, nach der Weiſe der franzöſiſchen Memoiren, etwas geſchminkt, weil ſie mit der Abſicht geſchrieben ſind, nach dem Tode gedruckt zu werden. Kotzebue vertheidigt ſich in dieſen Abhandlungen gegen den ihm gemachten Vorwurf der Eitelkeit, und behauptet, ſich nie auf ſein Talent etwas eingebildet zu haben, indem er es ſtets für eine bloße Naturgabe gehalten — was heißt denn Eitelkeit, wenn es nicht dieſe Behauptung iſt? — Daß ſeine Eitelkeit ſpäterhin erloſch, kann ſeyn, daß er dieß aber dadurch beweiſen will, weil er ſeine Nebenbuhler immer hochgeſchätzt, iſt unrichtig; eitel iſt, nicht wer andere nicht hochſchätzt, ſondern wer ſich überſchätzt. Mit ſichtbarer Kränkung und Wärme vertheidigt ſich Kotzebue ferner über die Unſittlichkeit, der man ſeine Schriften (bloß die dramatiſchen) vielfach zeihte — ſie mag gelten, dieſe Vertheidigung, der gräßliche Tod des Verfaſſers hat manches geſühnt. Seinem Style galt übrigens dieſer Vorwurf nie, ſondern den verſchiedenen Charakteren ſeiner Dramen, und jener dem Zeitgeiſt huldigenden frivolen Moral — requiescat! —

41.

Leontine Fay heißt der weibliche Roscius, der gegenwärtig in Paris ſo viel Aufſehen macht. Ein zehnjähriges Mädchen und ſchon eine treffliche Schauſpielerinn, wie uns die Pariſer Journale verſichern, das iſt, bey allem angeborenen Schauſpielertalente des weiblichen Geſchlechts, doch erſtaunlich frühe Entwicklung, gehört aber zur Herſtellung des geiſtigen Gleichgewichts. Kinder müſſen Erwachſenen nachahmen, da es an Erwachſenen nicht gebricht, die Kinder ſind — Was wohl dieſe frühe Reife, dieſe Treibhauspflanze für Vortheile bringen wird? — Die Geſchichte hat uns in einem Beyſpiele früher Reife ein trauriges Horoscop geſtellt. Ludwig, Sohn des böhmiſchen Königs Wladislav IV., war ein ſolch übereiltes Naturprodukt. Er kam zur Welt ohne Haut (im J. 1506). Im zweyten Jahre ward er ſchon als König von Hungarn, im dritten als König von Böhmen gekrönt. Im zehnten Jahre trat er die Regierung an. Im vierzehnten war er mannbar und bekam einen Bart. Im funfzehnten Jahre vermählte er ſich mit Marien, Tochter des Königs Philipp von Spanien, mit der er jedoch keine Kinder zeugte. Im achtzehnten ward er ſchon Greis und ſein Haar ergraute. Im zwanzigſten Jahre ſtarb er.

◆

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Mehrere Journale erzählen, daß ein reicher Engländer der Mad. Catalani 70,000 Pf. Sterling vermacht habe.

Im Hafen von Marſeille zeigt man den Neugierigen einen ſehr großen Stein, der vom Himmel gefallen ſeyn ſoll.

Der Sommer war dieſes Jahr in Spanien außerordentlich ſchön; viele Wochen hindurch ſah man kein Wölkchen am Himmel, und das Thermometer ſtand um fünf Uhr Nachmittag, ſelbſt im Schatten, faſt immer auf dreyßig Grad.

Ein Menſch, der ſchon mehrere Jahre in Breſt auf den Galeeren angeſchmiedet geweſen, und ein neues Urtheil vernahm, das ihn abermahls dazu verdammte, ſagte zu einem ſeiner Genoſſen: »Was klagſt du denn? Iſt doch das Leben überhaupt nichts weiter, als ein Galeeren-Dienſt!«

Wenn man das Innere und das ganze Treiben und Weben einer großen Börſe, das Steigen- und Fallenmachen der Courſe u. ſ. w. kennen lernen will, muß man in Paris ein neues Theaterſtück ſehen: »Die Spieler.« Eine ganze Familie beſteht in dieſem Stücke aus Spielern. Der Vater ſpielt auf Renten, der Sohn ſpielt trente un, die Frau ſpielt Lotterie, der Bediente ſogar ſetzt ſeine letzten Sous auf eine Ambe. Alles ſtürzt ſich (wie im Leben) ins Verderben, bis endlich ein Bruder aus Indien zurückkehrt, und mit ſeinen Millionen — für die er mit dem Leben ſpielte — die ganze Familie vor dem Abgrund rettet.

Ein neunzigjähriger Prälat, der übrigens noch viel Frohſinn und Aufgewecktheit beſaß, empfand plötzlich heftige Gichtſchmerzen. Er ließ ſeinen Arzt kommen, und rief ihm entgegen: »Doktorchen, was geht es langſam mit meinem Sterben!« Der geſchickte, übrigens aber etwas taube Arzt verſtand ſtatt mourir, ſterben, guérir, heilen. »Hat nichts zu ſagen;« erwiederte er: »mit Gottes Hülfe und ein wenig Geduld wollen wir ſchon damit zu Stande kommen!« Der Prälat fing ſo an zu lachen, daß dieſe heftige Erſchütterung eine heilſame Kriſis bey ihm erregte, die ihn geſund machte.

In der »Gazette des Landes« ließt man die Aufforderung eines daſigen Departements-Einwohners, der, ein reicher Mann, auch ſein Scherflein zur Beförderung der — Wiſſenſchaften darbietet, und eine goldene Denkmünze von 500 Franken demjenigen ausſetzt, »der ein Viereck ſammt ſeinen Diagonalen ohne abzuſetzen in einem Zuge zu machen verſteht!«

Ein poetiſcher Liebhaber in Fez vergleicht ſeine Gebieterinn mit einer friſchen reifenden Dattel, ihre ſchwarze Haut mit dem Flügel des Raben, ihre Zähne mit Perlen, ihre Augen mit der Sonne, ihren Athem mit Roſeneſſenz, ihre Küſſe mit Honig oder egyptiſchem Zucker.

(Sauerſtoffgas auf eine leichte Art zu bereiten.) Man vermiſcht zwey Theile oxydirtſalzſaures Kali mit einen Theil Braunſteinoxyd, und erhitzt die Miſchung. Das Sauerſtoffgas entwickelt ſich ſehr leicht. Der Zuſatz des Braunſteins wirket hier als feſter Körper, und erleichtert die Ausſcheidung. Nach Profeſſor Döbereiners Beobachtung iſt dieß Verfahren dem bis jetzt gebräuchlichen weit vorzuziehen.

Howard in Baltimore hat einen Differenzial-Barometer angegeben, der ungleich empfindlicher als der bis jetzt gebräuchliche mit Luft iſt. Er beſteht aus zwey Kugeln von Glas, die durch eine Röhre verbunden ſind, und mit rothgefärbten Äther- oder Weingeiſtdämpfen angefüllt werden.

In Webers Bemerkungen über verſchiedene Gegenſtände der Landwirthſchaft, geſammelt auf ökonomiſchen Reiſen ꝛc., Leipzig bey Hartknoch, einem Werke, das ſich durch eine Menge nützlicher Angaben empfiehlt, wird bemerkt, daß Dreſchmaſchinen jetzt ſchon in mehreren Theilen Norddeutſchlands im Gebrauch ſind. Die erſten wurden zum Theil aus England, zum Theil aus der Eiſengießerey des Herrn Owen in Stockholm bezogen. Das Handelshaus Erdmann und Comp. in Wismar beſorgte die letzteren. Das Eiſenwerk Friedrichswerk in Seeland lieferte ſpäter auch welche, ſo wie jetzt die Maſchinenfabrik des Herrn Nathuſius in Althaldensleben bey Magdeburg. Dort koſtet eine für vier Pferde 560 Thaler. In Schleſien hat man anders eingerichtete zu 100 Thaler. In England gibt es auch wandernde Dreſchmaſchinen. Die Eigenthümer ziehen mit denſelben herum, und dreſchen gegen Lohn.

(Die Stadt Harmonie in Nordamerika.) Herr Ferdinand Ernſt erreichte am 18. July 1819 Harmonie, und wurde überraſcht durch die Thurmuhr, die acht Uhr ſchlug; ein erfreuliches Zeichen für ihn, da er achthundert Meilen zurückgelegt hatte, ohne einen Glockenſchlag gehört zu haben. Als er im Wirthshauſe anlangte, glaubte er mitten in Deutſchland zu ſeyn. Kleidung, Sprache, Sitten und Gebräuche, alles iſt bey dieſen Koloniſten unverändert geblieben. Man ſetzte ihm einen Krug Bier vor, und er erſtaunte nicht wenig, hier ein echtes Bamberger Bier zu finden. Es befindet ſich hier eine Wollenmanufaktur, mit einer Dampfmaſchine von der Kraft von dreyßig Pferden; auch eine Dreſchmaſchine, die in Zeit von einer Stunde zwanzig Büſchel Weitzen (1300 Pfund) ganz rein driſcht, und das Stroh nicht zerſchlägt, dabey ſogar feuchte Frucht — das Getreide vom Erntewagen — driſcht. Künftig ſoll auch dieſe Maſchine durch Dampf getrieben werden, jetzt beſchäftigt ſie acht Pferde und mit Einſchluß der Kinder zwanzig Perſonen, erſpart jedoch drey Viertheile der Arbeit. Branntweinbrennerey und Brauerey ſind hier gleichfalls ſehr gut eingerichtet, auch zeichnet ſich die Feldwirthſchaft vortheilhaft aus, und es liefern die hieſigen Weinberge — acht bis zehn Acres — einen guten Wein, der jedoch mit Spiritus und Zucker gemiſcht zu ſeyn ſchien.

Das ganze Beſitzthum der Harmonie beſteht etwa in 10,000 Acres. Die Stadt iſt im Viereck angelegt, und die öffentlichen Plätze vor der Kirche, dem Kaufhauſe, der Schule und dem Gaſthauſe ſind eingefaßt. Die ſehr breiten Straßen ſind ſämmtlich mit Pappeln bepflanzt, welches dem Ganzen ein liebliches und freundliches Anſehen gibt, auch iſt man jetzt mit dem Bau ſehr niedlicher Wohnhäuſer beſchäftigt. Wenn dieſe Arbeit beendigt iſt, muß Harmonie die ſchönſte Stadt des weſtlichen Amerika werden, indem alles in der vollkommenſten Symmetrie erbaut wird.

Im Gouvernement Tobolsk lebten 1803 nur 683,000 Menſchen. Jetzt zählt es eine Million. Auf gleiche Weiſe iſt das rauhe Irkuzk bis 700,000 geſtiegen, das damahls kaum halb ſo viel hatte.

(Dieſer Nr. liegt das Literatur- und Kunſtblatt XI bey.)

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625) wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k. k. Poſt 11 fl. W.W. halbj. Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Literatur- und Kunſt-Blatt.

XI.

(Zu Nr. 81 des Converſationblattes 1821.)

Verfaſſung der k. k. öſterreichiſchen Armee. Dargeſtellt von Ignaz Franz Bergmayer, k. k. Stabs-Auditor. Wien, 1821. 8. Bey J. G. Ritter v. Mösle ſel. Wittwe. Pränumeranten-Verzeichniß XXXI, Inhalt 654 S.

Wie ſehr der geehrte Herr Verfaſſer mit dieſem Werke dem Wunſche des militäriſchen Publikums entgegen kam, beweiſet ſchon das vorgedruckte Nahmen-Verzeichniß der Pränumeranten, deren Zahl ſich über tauſend beläuft. Gewiß in unſeren ſchreibſeligen Zeiten, wo beynahe für jedes Fach der Wiſſenskunde aus dem Ocean der Literatur ein neues Werk um das andere auftauchet, ein ſeltener Fall! — Indeſſen hat ſich der Verfaſſer ſchon früher im Gebiete der Militär-Literatur, und zwar in jenem der Geſetzkunde, durch ſein gediegenes Werk: »Handbuch zu dem peinlichen Verfahren bey der k. k. öſterreichiſchen Armee und in der Militär-Gränze. Wien, 1819. 8.« als Schriftſteller im vortheilhaften Lichte gezeigt, ſo daß man auch jetzt aus dieſer gewandten Feder um ſo mehr etwas Treffliches erwarten konnte, als er ſeit längerer Zeit in der für angehende Auditors eigens beſtehenden Unterrichts-Anſtalt die Militärverfaſſung und Militärgeſetze lehrt.

Derſelbe hat nun aber auch in dem vorliegenden Werke ſein früher gegebenes Wort: »eine allgemeine vollſtändige Ueberſicht der Verfaſſung aller den Militärkörper bildenden Hauptwaffengattungen, dann der beſondern Korps, Dienſt- und Verwaltungszweige; ſo wie eine ſyſtematiſche Darſtellung der für ſolche gewidmeten beſondern Anſtalten; der ſtufenweiſen Abhängigkeit der mindern von den höhern Befehlshabern und Behörden, und ihres Wirkungskreiſes aufzuſtellen, und die Reglements, Syſteme, Inſtruktionen, Verordnungen ꝛc., auf welche ſich das Geſagte gründet, mit Genauigkeit anzuführen, bis auf die von ihm ausgeſchiedene Verfaſſung der Militär-Gränzen und der Organiſation der Marine,« nicht nur allein genügend, ſondern vortrefflich gelöſt.

In einer lichtvollen, allgemein faßlichen und doch gedrängten Darſtellung umfaßt die Einleitung das Tableau der Armee und ſeiner Beſtandtheile; dann das erſte, zweyte und dritte Hauptſtück die Organiſation und Verwaltung der k. k. Infanterie, Kavallerie und Artillerie; das vierte Hauptſtück handelt von dem Stande eines Regiments, Bataillons oder Korps überhaupt, und den verſchiedenen Unterabtheilungen deſſelben, ſo wie von den hierin ſich ergebenden Veränderungen und auf dieſe Bezug nehmenden weſentlicheren Vorſchriften; das fünfte Hauptſtück von den außer den drey Haupt-Waffengattungen zur Armee gehörigen beſondern Korps, Dienſtzweigen und Verwaltungsbehörden; das ſechſte Hauptſtück von den militäriſchen Erziehungs- und Bildungs-Inſtituten, von den Anſtalten zur Verſorgung der dienſtunfähig gewordenen Individuen, der Wittwen und Kinder, und von den für Militär-Perſonen gewidmeten Belohnungen und Auszeichnungen; endlich das ſiebente Hauptſtück von den aus mehreren Regimentern oder Korps ſich bildenden größern Heeresabtheilungen, von dem Wirkungskreiſe ihrer Befehlshaber und der höhern Militär-Behörden. Hierauf folgen einige nöthige Formulare, und das ganze Werk ſchließt ein trefflich bearbeitetes, 164 Seiten ſtarkes Sach-Regiſter in alphabetiſcher Ordnung.

Sie heirathen, ſo heirathe ich auch, und ſo ſchießen wir zwey Vögel auf einen Schuß.

Sorgen (lächelnd.)

Du ſcheinſt preſſirt, Florian? —

Florian.

In meinem Alter iſt's wohl erlaubt.

Sorgen.

Und was ſagt denn Käthchen dazu?

Käthchen.

Ich kann ſchon noch warten, gnädiger Herr.

Theobald.

Haben ſchon viele ſo lange gewartet, bis ſie nichts mehr zu erwarten hatten.

Sorgen.

Nun, macht's kurz, Kinder! — In drey Tagen ſoll doppelte Hochzeit ſeyn.

Sophie und Käthchen
(bey Seite, traurig.)

O Gott, in drey Tagen!

Sorgen.

Du, Florian, ſorge für Wildpret auf dieſen Tag — und beſonders habe ein achtſames Auge auf die Wilddiebe.

Florian.

Das gute Auge wäre ſchon da, Ew. Gnaden! — Aber — aber ich habe noch etwas auf dem Herzen —

Manches erſcheint hier *zum erſten Mahle im Drucke*; z. B. S. 139 die Bildungsanſtalten der k. k. Artillerie; S. 144 die Befugniß des General-Artillerie-Direktors, dann der Regiments-Inhaber bey der k. k. Artillerie; S. 260 die Organiſation des Artillerie-Zeugamtes, und Mehreres, was auch die andern wiſſenſchaftlichen Branſchen der Armee betrifft. Mit einer ſeltenen Freymüthigkeit rügt der Verfaſſer Abweichungen von den beſtehenden Syſtemen, z. B. in der Note S. 260. Mit beſonderer Klarheit ſind unter andern die Vorſchriften über den Austritt aus der Dienſtleiſtung, über Karrenz, Beurlaubung, Reengagirung, Werbung, Reſerve-Anſtalten ꝛc., über die beſtehenden Leibgarden ꝛc., über den Wirkungskreis des Generalquartiermeiſterſtabes ꝛc., des Ingenieur-Korps ꝛc., über die Feuergewehr-Fabriken; über die militäriſchen Erziehungs- und Bildungs-Inſtitute; über die Verſorgung der Invaliden, über Penſionirungen der Offiziere und Parteyen, der Militär-Beamten, der Offizier- und Beamten-Wittwen ꝛc.; der Erziehungs-Beyträge der Kinder, über Gnadengehalte, Proviſionen und Reſervationen ꝛc.; dann über die Auszeichnungen und Belohnungen im Auszuge aufgeführet und nachgewieſen. Neu dürfte es für Manchen ſeyn, daß (S. 429) ſämmtliche in den Feldzügen 1813 und 1814 an die kaiſerl. öſterr. Soldaten vom Feldwebel oder Wachtmeiſter abwärts verliehenen *ruſſiſchen St. Georgskreuze fünfter Klaſſe* für ein beſtändiges Eigenthum der Armee mit dem Beyſatze erklärt worden ſind, daß den jeweiligen Hofkriegsraths-Präſidenten das Befugniß eingeräumt iſt, die durch Todesfälle erledigten Kreuze an andere Individuen zu verleihen, die ſich in den obbenannten Feldzügen ausgezeichnet, und dafür noch keine andere Belohnung erhalten haben. Auch die folgenden Darſtellungen ſind tief durchdacht in möglichſter Kürze gegeben: Der Wirkungskreis und die Befugniß des kommandirenden Generals einer Armee im Felde. Der Wirkungskreis eines Brigadiers, Diviſionärs, Feſtungs-Kommandanten; die Organiſation der Militär-Ober-Kommanden ꝛc.; der General-Militär-Kommanden, ihre Departements-Eintheilung; der Wirkungskreis des Artillerie-Haupt-Zeug-Amtes, des Haupt-Genie-Amtes, des allgemeinen Appellations-Gerichtes, des Hofkriegsrathes, und die Obliegenheiten des Univerſal-Kriegszahlamtes. Angedeutet iſt auch das Geſchäft der Hofkriegsbuchhaltung, mit der nähern Bezeichnung ihrer eilf Hauptabtheilungen oder Departements. Doch um alles Treffliche zu erwähnen, müßte man mehr als die Hälfte des Buches abſchreiben! —

Schade iſt es nur, daß es dem Verfaſſer nicht gefällig war, auch die *Verfaſſung der Militär-Gränzen*, ſo wie die *Organiſation der Marine*, in dieſem Werke aufzunehmen. Zwar entſchuldigt er ſich hierwegen in der Vorerinnerung ſowohl, als Seite 5 und 6; allein es wäre in der Folge, bey einer zweyten Auflage, doch mehr als wünſchenswerth, dieſe Auslaſſungen hier, und ſey es in noch ſo gedrängter Kürze, aufgenommen zu ſehen.

Übrigens zeichnet ſich dieſes Werk *durch eine ſeltene Korrektheit aus*. Außer den wenigen, bereits im Schlußblatt angedeuteten Druckfehlern hat Referent deren nur noch einige im Pränumeranten-Verzeichniſſe gefunden.

Indem Referent dieſes treffliche Werk ſowohl allen Jenen, die über die Verfaſſung der k. k. öſterreichiſchen Armee eine ausführliche Belehrung zu erhalten wünſchen, als allen Militärs mit Recht empfiehlt, glaubt derſelbe nur noch bemerken zu ſollen, daß wir nächſtens aus der gewandten Feder des Verfaſſers den »*Anhang zu dem*, im Eingange erwähnten, *Handbuche über das peinliche Verfahren bey der k. k. öſterreichiſchen Armee und in den Militär-Gränzen*,« zu erwarten haben.

A. Rittig v. Flammenſtern.

Lyratöne, von Theodor Hell.

Herrliche Töne! als habe der Gekrönte ſelbſt oft in die Saiten gegriffen! — Welch eine Harmonie! Welche Fülle der Gedanken, welcher Reichthum von Gefühl und hoher lebendiger Phantaſie ſpricht aus ihnen; ſie erheben das Herz, entzücken den Geiſt, und bezaubern das Ohr. Mögen ſie in' kraftvoller Gluth edler Liebe ertönen, leiſe in Wellenaccorden dahin gleiten, oder in fröhlichem Jubel und launigem Scherze erſchallen, immer ertönen ſie gleich lieblich, rein und ſchön, und ſchwer möchte es ſeyn, aus ihnen vorzugsweiſe welche herauszuheben, beſonders unter den Tönen der Andacht, die mir wie Sphärentöne erklangen; ſie ziehen das Gemüth vom leeren eiteln Erdentand ab, zum Himmel hin, ermuthigen das gedrückte Herz auszudauern im Kampfe, und ſänftigen in uns das quälende Weh. Vorzüglich möchte dieß dem Schlummerliede für's eigne Herz, und den Erwählten gelten. Welches tiefe Gefühl und beſeligendes frommes Ahnen des Hohern, Himmliſchen liegt in ihnen! Noch reihen ſich daran: Der Engel in unſerer Bruſt, der fromme Glaube, die Thräne der Andacht, Vertrauen auf Gott, der Blick ins Gotteshaus. Wie ſchön ſteigen in dieſem die Lyratöne von den Gegenſtänden der Natur, die ihren Schöpfer bald in ſeiner furchtbaren Macht, bald in ſeiner Güte und Milde verkunden, zu dem höchſten von ihm verliehenen Gute, zu dem Geiſte hinauf, der ſeiner gedenkt.

Dann das Abendmahl des Herrn, großes Altargemählde von Matthäi; in gleicher Schönheit hoher Vollendung, wie dieſes des Künſtlers Meiſterhand ſchuf, ertönt darüber, Geiſt und Gemüth bezaubernd, des Dichters Wort.

Die Töne durch das Harfenſpiel Thereſens von Winkel, der Lyra des Dichters entlockt *), wallen als treuer, ſchöner Nachhall des Spiels der Künſtlerinn, wie auf Aetherſchwingen getragen, leiſe ſchwebend dahin — O warum erklangen dieſe Aeolslaute nicht auch den harmoniſchen, entzückenden Farbentönen dieſer Corinna!? —

Unmöglich auch kann ich den zarten, gehaltreichen Ton des Gedichtes: die Sinnpflanze ohne nähere Berührung übergehen. Mir ſcheint, daß ſich an dieſer poetiſch duftigen Blume einer blüthenreichen Jugend des Dichters Genius am treueſten, ſeinen eigenthümlich hohen Werth verkündend, ausſpricht. Alles in dieſem Gedichte, Stoff, Gedanke und Form, bilden einen ſeltenen Schönheitsverein. Sinnig, zart und höchſt edel iſt die Tendenz des Ganzen; das nur wenig Geſchichtliche darin iſt ſo lebendig, ſchön, natürlich und anziehend erzählt, daß man es ſelbſt zu ſehen glaubt, es mit- und nachempfindet, und jeder Zeile mit dem innigſten Intereſſe folgt, um die Löſung des zart Verwebten zu erſehn; ſchon die zweyte Strophe erſchließt das Gemüth zu dieſer regen Erwartung, die auf das angenehmſte befriedigt wird. Wie treffend und wahr bezeichnet iſt in der zehnten Strophe, dritte und vierte Zeile, der Sehnſucht Schmerz nach einem Etwas, das nur wie Ahnung noch verſchleyert in der Seele liegt, und wo es heißt:

»Da war's, als ob ein neues Licht mir tagte,
Und untergeh' der Sehnſucht dunkler Schmerz.«

Wie klar und ſchön der darauffolgende Gedanke, in den wenigen Worten ausgedrückt:

»Wie lieblich doch Ihr Mund in Wort geſtaltet,
Was lautlos längſt in meiner Seele waltet.«

Dann wieder in der zwölften Strophe beyde letzte Zeilen:

»So leg' ich, was die Muſe mir gewährte,
Zu Füßen der, die mich mir ſelbſt erklärte.«

Höchſt zart und poetiſch, faſt nur wie geiſtiger Hauch ertönend, iſt das darauffolgende und dazu gehörende Gedicht: Entſtehung der Sinnpflanze. Nach dieſem dann wieder die dritte Strophe, dritte Zeile:

»Den regſten Fleiß, ein Blick konnt' ihn belohnen,
Der Zweifel ſchwand, wenn ich ſie wieder ſah.« u. ſ. w.

---

*) Seite 98, zweyte Tonreihe.

Dieſe ganze Strophe ſpricht aufs Schönſte die Wahrheit aus: »Am Edlen wird der edle Keim ſich nur entfalten.« Endlich welch ein reiner, zarter, hoher Tugendſinn liegt in dem ertheilten Geſchenk der Sinnpflanze, und in welcher lieblichen Klarheit ſtellt der Dichter ihn dar. Beſonders ſchön iſt noch hoher Liebe geiſtiges Empfinden in der funfzehnten und ſechzehnten Strophe ausgeſprochen:

»Doch bald erwacht in mir der Götterfunken,
Der in der Theuren Glück ſein eignes fand.« u. ſ. w.

Doch — genug wohl nicht von dieſem herrlichen Ganzen! aber für dieſen Augenblick nichts weiter davon, um nicht zu Vieles über Viel zu ſagen. Auch hielt ja ſchon ein Meiſter-Sänger *) all dieſen Tönen ihr würdiges Lob, und wie ſo ſchön es geſungen, ihnen, die alle zur Hymne des Dichters werden.

Mina Wahl.

Anleitung zur Kupferſtichkunde, von **Adam von Bartſch**, der k. k. Erbländer und des kaiſerlichen Leopoldordens Ritter, Hofrathe, erſtem Cuſtos der k. k. Hofbibliothek, und Mitgliede der k. k. Akademie der bildenden Künſte zu **Wien**. — Mit eilf Kupfertafeln in zwey Bänden. **Wien**, gedruckt und im Verlage bey J. V. **Walliſhauſſer**. 1821.

Ein früheres, ein und zwanzig Bände in ſich faſſendes Werk, das hinſichtlich ſeines zum Theile gleichen Gegenſtandes unter dem Titel: Le peintre graveur, von unſerm Verfaſſer kürzlich beendigt worden, hat ihn jenen Schriftſtellern zugeſellt, die man europäiſche nennen kann, ſowohl wegen ihres ausgebreiteten Wirkungskreiſes, als auch in Beziehung auf die glückliche Unbefangenheit des umfaſſenden Urtheils. Das ausgezeichnete Verdienſt jenes Werkes iſt von den verſchiedenſten Seiten her, bald durch wörtliche Entlehnungen, bald durch lautes Lob ſo oft und beſtimmt anerkannt worden, daß in dem gegenwärtigen Fall für die neueſte und leider auch letzte Arbeit des Verfaſſers nichts übrig bleibt, als eine bloße Anzeige, durchflochten mit einzelnen Bemerkungen, und dabey lediglich abgefaßt nach dem Geſichtspunkt des Gemeinnützigen. Nur Kennern, die vermöge lange und ernſtlich fortgeſetzter Studien der Sache hinlänglich gewachſen ſind, kommt darüber das Wort des Kunſtrichters zu.

Verſchiedenes iſt aus der Encyclopédie méthodique, aus **Sulzers** Theorie und dem peintre-graveur entnommen, wie der Verfaſſer ſelbſt bemerkt hat. Die eingeſtreuten franzöſiſchen Urtheile ſind geiſtreich, und beweiſen die Feinheit der prüfenden Auswahl. Das Rechte und Gelungene wirkſam weiter verbreiten, gränzt zunächſt an den Ruhm, ſolches aus eigener Kraft hervorgebracht zu haben **Sulzer** will freylich in Gegenſtänden des Geſchmacks bey manchen unverkennbaren Fortſchritten der neuern Zeit nicht mehr ausreichen; indeſſen ſind die mannigfaltigen Anſichten bis jetzt noch immer nicht zu jener klaren Einheit hindurchgedrungen, von welcher der **erſte** Verſuch eines Lehrbuchs der Kupferſtichkunde mit Sicherheit hätte ausgehen können. Auf jeden Fall war es weniger gefahrvoll und gemeinnütziger, den Weg eines gereinigten Eklekticismus einzuſchlagen.

In Beziehung auf die Kenntniß der Stichgattungen werden zuvörderſt eilf oder rückſichtlich dreyzehn angeführt: 1) die eigentliche Kupferſtecherkunſt mit dem Grabſtichel (la gravure au burin); 2) mit der trockenen oder kalten Nadel (à la pointe sèche); 3) die Aetzkunſt (la gravure à l'eau forte); 4) geätzt und mit dem Grabſtichel geendigt (gravé à l'eau forte et terminé au burin); 5) mit der Goldſchmidspunze (au maillet); 6) die Schabkunſt, Schwarzkunſt (la maniere noire, bey den Engländern: in mezzo tinto); 7) die Le Blonſche Stichgattung mit bunten Farben (la maniere de Le Blon); 8) der franzöſiſche Kreidenzeichnungsſtrich (la maniere de crayon); 9) die engliſche Punktir-Stichgattung (la maniere pointillée); 10) die Biſter- oder Tuſchgattung (la maniere de bistre); 11) die Farbentuſchgattung

---

*) **Friedrich Kuhn**, in einem Stück der Abendzeitung.

(à l'aqua-tinta oder la manière de lavis de différentes couleurs). Uneigentlich gehören noch dahin: 12) die Formenſchneidekunſt (la gravure en bois); 13) der Steinſtich, Steindruck.

Außer den allgemeinen Begriffen ſind die beſondern Merkmahle der einzelnen Stichgattungen mit ſteter Berückſichtigung der jedesmahligen verſchiedenen Behandlungsweiſe und ihres Zubehörs an Werkzeugen klar und ausführlich angegeben. Der eigentliche Kenner, für welchen der Verfaſſer, laut ſeiner ausdrücklichen Erklärung, nicht geſchrieben hat, und für den Zweck eines Lehrbuches auch nicht ſchreiben durfte, kann hier natürlich keinen Gewinn finden; dagegen wird der angehende Liebhaber überall auf die weſentlichen Punkte hingeführt und in Stand geſetzt, durch zweckmäßiges Fragen und Anſchauen in den Werkſtätten der Künſtler die nothwendigen Begriffe nach und nach bis zur genügenden Lebendigkeit zu erheben, worin zuletzt der Hauptvortheil jeder ſchriftlichen Kunſtunterweiſung liegt.

Die Abhandlung über den Steindruck iſt ein gedrängter Auszug aus Rapps und Senefelder's Schriften über denſelben Gegenſtand. Dem unermüdeten, fein beobachtenden, auch in mißlichen Lagen unerſchütterlichen Alois Senefelder gebührt bekanntlich der Ruhm, nach mehrern wohlverbundenen Anſtrengungen die Steindruckerey erfunden zu haben; ein Verdienſt, welches die baieriſche Regierung mit ihrer gewohnten Freygebigkeit gegen Kunſt und Wiſſenſchaft anerkannt und gefördert hat.

Für die unmittelbare Praxis dürfte der hier mitgetheilte Unterricht übrigens kaum hinreichen, ſo ſehr er für den beabſichtigten allgemeinen Begriff der Sache genug thut. Ein Hauptpunkt z. B., die Zubereitung der chemiſchen Tuſche, wird in Hinſicht auf das Miſchungsverhältniß zum Behufe beſonderer Abſichten nicht umſtändlich und deutlich genug auseinander geſetzt. Die freye, verſtändige Herrſchaft über das genannte Material hängt offenbar von der genauen Einſicht in den Zuſammenhang zwiſchen dem beſtimmten Zweck und den beſtimmten Mitteln ab. Der Grund des lückenhaften Unterrichts über dieſen Punkt iſt wohl nur in den ſchriftlichen Quellen zu ſuchen, aus welchen der Verfaſſer bey einem Gegenſtande ſchöpfen mußte, der ſeitwärts ſeines eigentlichen Weges lag. Nicht beſſer ſteht es mit der Prüfung, ob bey der Kreidenzeichnung die Miſchung von Waſſer und Scheidewaſſer zum Behufe der letzten Aetzung des Steines nicht zu ſtark iſt, in welchem Falle ſie die zarten Striche und Punkte vertilgen könnte. Das bloße Probiren ohne nähere Vorſchriften wird immer unſicher und für weitere gründliche Fortſchritte ungenügend bleiben. Hinlängliche Kenntniß der Chemie nebſt einem regen, vielfältig und methodiſch geübten Beobachtungsgeiſt ſcheint zum vollkommenen Gelingen unerläßlich. Dieſe Erforderniſſe, wovon das Größte ſich nicht einmahl lehren läßt, liegen ſo ziemlich außer der Sphäre der gewöhnlichen Lithographen. Mit den Bemerkungen über den Steindruck ſchließt der erſte Theil des erſten Bandes.

Der zweyte Theil behandelt die Fähigkeit, den Werth der Kupferſtiche zu erkennen. Hier kommen zuvörderſt die Haupteigenſchaften zur Sprache, die den innern Werth eines Kupferſtiches ausmachen, als: die Erfindung des Bildchens, die Uebertragung auf das Kupfer, die Frage über Originalität oder Nichtoriginalität, ſodann die zufälligen oder Nebeneigenſchaften nach den hier folgenden Geſichtspunkten: ob der Kupferſtich vom erſten Druck iſt oder ob er von einer aufgeſtochenen Platte herrührt; ob er eine Adreſſe (Nahmenangabe des Verlegers) führt, und was für eine; ob er gut erhalten iſt; welchen Geldwerth er hat, und ob er durch irgend einen bekannten oder unbekannten Umſtand ſelten iſt.

Die rein äſthetiſchen Erforderniſſe eines Kupferſtiches ſind bey dieſer Gelegenheit mit wünſchenswerther Einfachheit auseinandergeſetzt, wie das Bedürfniß des Anfängers ſolches verlangt. Dem Allgemeinen, was über das Portrait und die Landſchaft geſagt werden, ſind manche neuere Bemerkungen glücklich eingefügt. Eine durchgeführte Theorie des Portraits mit Angabe der gewöhnlichen Hauptirrwege ſteht noch zu erwarten. Friedrich Schlegel hat in der

Zeitſchrift Europa einzelne fruchtbare Ideen darüber aufgeſtellt. Möchte Derſelbe nur auch bald ſeine Gedanken über das Weſen der landſchaftlichen Darſtellung mittheilen, wozu eine gelegentliche Aeußerung in den Wiener Jahrbüchern Hoffnung gibt. Was Fernow in ſeinen Studien darüber geſagt hat, ſo ſchätzbar es auch in vielen Rückſichten iſt, läßt doch immer noch manchen dringenden Wunſch übrig. — Die gründliche und umfaſſende Kenntniß des Techniſchen jeder Art leuchtet beſonders um die Mitte und gegen das Ende dieſes Abſchnittes auf das lehrreichſte hervor.

Der dritte Theil redet von der Fertigkeit, aus den Kupferſtichen ſelbſt die Kupferſtecher zu erkennen. Die Anweiſung zu dieſem Zwecke iſt ſo intereſſant, als die Kennerſchaft des Verfaſſers in dieſer höchſten Gegend ſeiner Wiſſenſchaft vollgehaltig. Die Sicherheit des kundigen Blicks verräth ſich in Beſchreibung der mannigfaltigen Einzelnheiten ſo lebendig, daß auch der Anfänger die Hand des Meiſters erkennen muß, wenn ihm nicht aller Sinn abgeht; wie denn in jeder wahren Vollendung immer etwas liegt, das auch bey der erſten Annäherung ſchon wahrgenommen wird. Zu Erlangung der beſagten Fertigkeit gehört die Kenntniß der mancherley Hauptſtichmanieren nach ihren allgemeinen und beſondern Charakteren. Bey jeder Manier kommt es erſtlich auf den Ton der Färbung, zweytens auf die Behandlung der Striche und Punkte an. Es liegt in der Natur der Sache, daß die angegebenen Merkmahle bey aller Vortrefflichkeit der Lehrmethode allein noch nicht den rechten unterſcheidenden Takt geben können; aber ſie ſind und bleiben deſſen ungeachtet ein unſchätzbares Mittel, das zweckmäßig gebraucht, nach und nach ſicher zum Ziele führt.

Der vierte Theil betrifft die Erfindung der verſchiedenen Stichgattungen, die Meiſter, welche in jeder derſelben ſich vorzüglich ausgezeichnet haben, und die ſeltenſten Blätter, die jeder derſelben geliefert hat.

Im Eingange iſt umſtändlich die Rede davon, ob die Deutſchen oder die Italiener als Erfinder der Kupferſtecherkunſt zu betrachten ſind. Unſer Verfaſſer erklärt ſich für die Italiener, und zwar gilt ihm Maſo Finiguerra, Goldſchmied zu Florenz, nach Vaſari's Angabe, als Erfinder um's Jahr 1460. Die ganze ziemlich weitläufige Unterſuchung iſt eine Streitfrage, für die wohl noch nicht alle Momente beygebracht und erwogen ſind. Mich können wenigſtens die Gründe des Verfaſſers noch nicht ganz überzeugen. Immer bleibt es lobenswerth, daß die nationale, ſo ſchwer zu vermeidende Parteylichkeit keinen Einfluß auf die Unterſuchung ausgeübt hat.

Nächſtdem ſind die verſchiedenen Meiſter nach den verſchiedenen Stichgattungen und einzelnen Völkern in chronologiſcher Ordnung charakteriſirt. Dieſer Theil des Werkes iſt von dem größten praktiſchen Werthe; man kann ihn als den eigenſten Kern des peintre-graveur betrachten. Alles iſt für den Anfang und die weitern Fortſchritte um ſo brauchbarer, je weniger die Neigung zum Theoretiſiren irgendwo unfruchtbar vorherrſcht. Die Verſchiedenheit menſchlicher Anlagen und Neigungen wird zwar eine vollkommene Einſtimmung der Kenner, hier ſo wenig als anderswo zulaſſen. Der Ueberblik könnte vielleicht in dieſem Gebiete der Kunſtanſchauung einer gewiſſen geordneten Einheit näher kommen, wenn jeder Künſtler erſtlich mit ſich ſelbſt, oder ſein Werk mit der ſichtbaren Tendenz verglichen würde, um daraus zweytens, ſein Verhältniß zu dem Höchſten der Kunſt ſelbſt ſo genau als möglich zu beſtimmen. Nur dadurch wird in das Aggregat der Meinungen ein wahrer Zuſammenhang kommen, ohne den die Anführung des Einzelnen in der Technik, ſey ſie auch an ſich noch ſo richtig, für das Weſentliche immer unzureichend bleibt. Einer ſolchen Ausführung ſetzt ſich aber gleich wieder entgegen der herrſchende Zwieſpalt in den Grundanſichten, die ſchreyende Leidenſchaftlichkeit der Künſtler und die hergebrachte Bequemlichkeit des Publikums. Wer etwas Tüchtiges in aller der Vollkommenheit leiſtet, welche die Umſtände erlauben, iſt in ſeiner Art vortrefflich. Dieſes Lob wird Niemand unſerm Verfaſſer beſtreiten.

Der zweyte Band beſchreibt die betrüglichen Kopien und die Abdrücke mit Veränderungen in zwey Anhängen. Hier thut ſich das reiche Wiſſen des Verſaſſers, die ſtrengſten Anſprüche befriedigend, dergeſtalt hervor, daß jedem aufmerkſamen Leſer darin die Ausbeute eines ganzen, der Sache gewidmeten Lebens erſcheint. Mit Vergnügen ſchließt man beym Anblick dieſes Verzeichniſſes auf die großen und koſtbaren Schätze der hieſigen Hofbibliothek an Kupferſtichen zurück, die in dem Verfaſſer ſo viele Jahre einen würdigen Nachfolger Mariette's, des erſten ſchöpferiſchen Ordners, beſaß.

Der Vortrag iſt deutlich und einfach, wie die Sprache eines Mannes zu ſeyn pflegt, der durchdrungen von ſeinem Gegenſtande überall nur das Nothwendigſte beabſichtigt. Einzelne kleine Angewöhnungen aus dem Kreiſe der Lokalität verſchwinden dagegen, ſobald man die Anſpruchloſigkeit zu ſchätzen weiß, mit welcher der Verfaſſer von dieſer Seite ſein Werk der Welt in der Vorrede übergeben hat.

Dieſe Anleitung der Kupferſtichkunde ſollte keinem nur einigermaßen ernſtgeſinnten Liebhaber fehlen, und iſt den Beſitzern und Vorſtehern von Sammlungen, als das bequemſte Handbuch, unentbehrlich. Die Verlagshandlung des Hrn. B. Wallishauſſer hat mit bekannter Zuverläßigkeit für den typographiſchen Werth des Werkes geſorgt.

Unſer Verfaſſer iſt nicht mehr unter den Lebenden. Den Vorzug eines ſeltenen praktiſchen Wiſſens erhöhte er, wo die Gelegenheit war, durch die angenehmſte Gefälligkeit gegen die Wünſche der Kunſtfreunde. Was der Staat an ihm verloren, hat bereits der öſterreichiſche Beobachter bey der Anzeige ſeines letzten Werkes rühmend erwähnt. So viel kann man ſagen, ohne der Uebertreibung oder Schmeicheley verdächtig zu werden, er wird im Andenken fortleben mit Neumann und Eckhel, die, obwohl in verſchiedenen Kreiſen des Berufs, auch nach dem Tode durch den Glanz ihres Nahmens die öffentlichen Wohnſitze geliebter Muſen fortwährend verherrlichen, denen ſie einſt durch Wort und That ſo würdig und kraftvoll verſtanden.

Friedrich Wähner.

Einiges ganz Neue für Wien's Bewohner, zur beſſeren Kenntniß ihres Wohnortes.

(Ausgezogen aus einem eben erſchienenen geographiſchen Werke, unter dem Titel: Deutſchland, beſchrieben von Galletti, H. S. Hofrathe, Hiſtoriographen und Profeſſor, der Münchner Akademie der Wiſſenſchaften correſp. Mitgliede. Gotha, 1811.)

Es heißt dort wörtlich alſo:

S. 24. — »Zwiſchen der eigentlichen Stadt und den Vorſtädten findet man noch Getreidefelder.« —

S. 24. — »Die Kärnthnerſtraße durchſchneidet ſchlangenförmig die ganze Stadt.« —

S. 24. — »Das Gebäude — es iſt nämlich von der kaiſerlichen Burg die Rede — umfaßt außer den Wohnungen der kaiſerlichen Familie die ehemahlige prächtige Kanzley des Reichshofrathes, ingleichen drey Kirchen und Kapellen. — — Weſtlicher zeigt ſich die kaiſerliche Münze in dem Pallaſte des berühmten Prinzen Eugen, und die herrliche bedeckte Reitbahn 1). Hier 2) findet man auch den prächtigen Pallaſt oder das Majoratsgebäude der Fürſten Lichtenſtein, ingleichen den Schottenhof 3) und das Schottenkloſter, das kaiſerliche und das ſtädtiſche Zeughaus 4).« —

Anmerkungen für Nicht-Wiener.

1) Die kaiſerliche Reitbahn iſt wohl in dem Burggebäude, aber keineswegs die Münze. Dieſe liegt in der weit von der Burg entfernten, und in Beziehung auf die Burg nicht weſtlich, ſondern nordöſtlich liegenden Himmelportgaſſe.

2) Das heißt doch wohl an der Burg? Indeſſen liegen alle nun genannten Gebäude bedeutend von der Burg entfernt und in verſchiedenen Gegenden.

3) Dieſer liegt auf einem Platze, Freyung genannt, zwiſchen welchem und der Gegend der Burg eine der längſten Gaſſen Wiens, die Herrengaſſe, liegt.

4) Beyde Zeughäuſer liegen weder in der Nähe der Burg, noch auch einander nahe,

S. 25. — »Auf dem hohen Markte ſieht man die ſchöne, nach dem Vorbilde der römiſchen gebaute Peterskirche [5], ingleichen den Pallaſt des Erzbiſchofes [6] und die Gebäude der Hochſchule [7]; hier — (alſo auch auf dem hohen Markte?) erregt die große, 342 Ellen lange, 222 Ellen breite, und 79 Ellen hohe Stephanskirche, mit ihrem 425 Ellen hohen Thurme, auf welchem eine 354 Centner ſchwere Glocke hängt, ein lebhaftes Erſtaunen [8].« —

S. 25. — »Auf dem Neumarkte zeigen ſich die Kapuzinerkirche mit der Begräbnißgruft der öſterreichiſchen Landesfürſten, der Pallaſt der Fürſten von Schwarzenberg, das Theater an der Wien [9].« —

S. 25. — »Unter den vornehmſten Gebäuden der Altſtadt zeichnen ſich auch die öſterreichiſche und die böhmiſche Kanzley aus [10].« —

S. 26. — »In der Vorſtadt Landſtraße zieht Belvedere, ein Landhaus und Garten des Feldherrn Eugen, und der botaniſche Garten die Aufmerkſamkeit vorzüglich an ſich [11].« —

S. 26. — »Hier (es iſt nämlich vom Prater die Rede) iſt die Villa Gallitzin.« —

Zwey Fragen und eine Bemerkung.

Wenn in dieſem monographiſchen und deutſchen Werke über Deutſchland der erſten und größten Stadt Deutſchlands auf dieſe Weiſe mitgeſpielt wird: welche Behandlung läßt ſich billiger Weiſe für die andern Städte erwarten? — Anſtatt einen Ort ſo zu beſchreiben, wie hier mit Wien geſchehen iſt, wäre es wohl nicht weit beſſer, ihn bloß zu nennen?

In ein geographiſches Werk können allerdings, auch bey großem Fleiße des Verfaſſers, bedeutende Unrichtigkeiten ſich einſchleichen, wenn unter den benützten Quellen unglücklicher Weiſe auch ſchlechte ſind. Herr Galletti, der der literariſchen Welt von einer vortheilhaften Seite bekannt iſt, hätte indeſſen — eben deßhalb um ſo mehr — die gedruckten Quellen, die er bey ſeiner Beſchreibung Wien's etwa zu Grunde gelegt hat, kurz anzeigen, — oder (falls er ſich irgend eines Korreſpondenten bedient hat) einen zuverläßigen und keinen ſolchen wählen ſollen, der ihn in Gefahr ſetzt, von einem Orte etwas zu ſagen, das für die dort wohnenden Leſer durch eine drollige Untereinanderwerfung des Bekannten ſpaßhaft klingt, dabey aber nichts deſto weniger auch etwas ärgerlich iſt.

Ein Wiener.

ſondern das kaiſerliche in der Renngaſſe, das bürgerliche am Hof, einem Platze, von welchem in der hier angeführten Beſchreibung Wiens eigens geſprochen, aber dieſes Zeughauſes natürlicher Weiſe dort nicht erwähnt wird.

[5] Sie liegt keineswegs auf dem hohen Markte, ſondern auf einem eigenen Platze, der von dieſer Kirche den Nahmen hat.

[6] Dieſer liegt mit einer Seite in der Biſchofsgaſſe, mit der andern am Stephansplatze, aber nicht auf dem hohen Markte, der ein ganz anderer Platz iſt.

[7] Das Gebäude der Hochſchule liegt weder auf dem hohen Markte, noch in der Nähe des erzbiſchöflichen Pallaſtes, und weit entfernt von beyden.

[8] Dieſe hier — ſeltſam! — nach dem Ellenmaße gemeſſene Kirche liegt auf dem von ihr benannten Platze, und daher eben ſo weit entfernt von der Hochſchule, als von dem hohen Markte. Der hohe Markt, auf welchem die Peters- und Stephanskirche liegen ſollen, hat gar keine Kirche.

[9] Das Theater an der Wien liegt nicht auf dem Neumarkte, auf welchem überhaupt gar kein Theater ſich befindet, ſondern in einer Vorſtadt, und, wie ſchon der Nahme ausſagt, an dem Fluſſe Wien, welcher nicht durch die Stadt fließt.

[10] Es gibt nicht zwey Kanzleyen unter dieſem Nahmen.

[11] Das Belvedere, welches am Rennwege liegt, gehört dem kaiſerlichen Hofe, und keinem Feldherrn Eugen, wie man nach dieſer Stelle vermuthen ſollte. Es wurde freylich wohl von dem berühmten Eugen von Savoyen gebaut; dieſer aber ſtarb bekanntlich unter der Regierung Kaiſer Karl's VI.

Redacteur, Drucker und Verleger wie bey dem ganzen Blatte.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

82.

(Wien, Samstag den 13. Oktober.)

Venus im Staatskleide thronend.

Ein altgriechiſches Vaſengemählde.

Von Herrn Hofrath Böttiger.

Seit der größte griechiſche Marmorbildner die Göttinn der Liebe in ſeiner **Knidierin**, **Apelles** dieſelbe in ſeiner **Coerin** ganz entkleidete, gewöhnte man ſich faſt allgemein daran, ſich bey einem antiken Bildwerke der **Venus** immer nur eine ganz nackende Geſtalt zu denken *).

Es verdient daher doppelte Aufmerkſamkeit, wenn wir in einem altgriechiſchen Vaſengemählde dieſe Göttinn völlig bekleidet, ja, um mit der engliſchen Modephraſe es auszudrücken, in full dress erblicken, und ſo an dem Bilde der himmliſchen Königinn aller Schönheit und alles Liebesreizes ſelbſt ein vollendetes Muſterbild eines vollſtändigen Frauenanzuges in höchſter Herrlichkeit uns aufs Lebendigſte vergegenwärtigen können.

In der an ſeltenen und auserleſenen Vaſenzeichnungen vorzüglich reich ausgeſtatteten Sammlung, welche der ſcharfſinnige Kenner alter und neuer Kunſt, der brittiſche Archäolog **James Millingen**, zu **Rom** 1813 herausgegeben hat, befinden ſich zwey Vorſtellungen, welche beyde zuſammen zu gehören ſcheinen, und dort auch neben einander in einer Reihenfolge geſtellt ſind. Die eine zeigt uns die ſchöne **Helena**, wie ſie vom Abenteurer **Paris** mit allem Liebreiz der ſinnverwirrenden Minne beſtrickt wird. Dieſe iſt von mir an einer andern Stelle ausführlicher erläutert worden **).

Die dieſem Bilde gleich vorgehende Abbildung iſt die thronende **Venus**, wie ſie, aufs genaueſte dem Originalkupfer nachgezeichnet ***), auf beyliegender Kupfertafel der Schauluſt unſerer Leſer und Leſerinnen zu ſelbſtbeliebiger Beurtheilung vorgelegt wird.

---

*) Alles hieher Gehörige gab **Levezow** in ſeiner erſchöpfenden Abhandlung: **Ueber die Abbildung der knidiſchen Venus.**

) **Der Liebeszauber. Erklärung eines antiken Vaſengemäldes. In der **Urania** (**Leipzig bey Brockhaus**, 1820.) S. 475. ff.

***) Peintures antiques et inédites des vases grecs, tirées de diverses collections et expliquées par T. V. **Millingen**. Rome, de Romanis 1813, in Roy. Folio. Die hier in Frage ſtehende Vaſenzeichnung iſt Tafel XLI.

Zur linken Seite der Göttinn ſteht im Vaſenbilde ſelbſt eine hier nicht mit nachgebildete weibliche Figur mit einer Opferbinde um den Kopf, und eine Schale mit der Linken gegen die Bruſt haltend, indem ſie mit der Rechten Weihrauch in das Kohlenbecken ſtreut, welches man auch hier, auf unſerer Kopie, vorn an der Armlehne des Thrones, auf einem vielfach geſchmückten Geſtelle angebracht ſieht. Man nannte einen ſolchen kleinen Räucherungsapparat ein Thymiaterion. Dieß muß man ſich nun hier hinzudenken, um die auf dieſe Seite hin vorwärtsgebogene Neigung des Hauptes bey unſerer Göttinn für keine manierirte Attitude zu halten. *) Dieſe Haltung des Kopfes drückt ſehr deutlich Gewährung der Bitte, oder des Gelübdes aus, welches die holde Weihrauchſpenderinn zur Göttinn richtet. Auch ſteht der Göttinn zur Rechten im Urbilde ſchon der Vollſtrecker der Zuſage, ein geflügelter Genius da, in welchem niemand den Liebesgott ſelbſt verkennen wird, und welcher nur auf den Befehl ſeiner Mutter zu warten ſcheint. Die ganze Kompoſition iſt in ihrer hohen Einfachheit höchſt anmuthig und ausdrucksvoll, und würde, von einem modernen Mahler, mit einigen Zuſätzen und gehörigem Hintergrunde ausgeführt, gewiß Glück machen.

Der Hauptſchmuck der Göttinn beſteht aus zwey Theilen: in einem goldenen Diadem und einem darüber befeſtigten Schleyer. Man beobachte hier zuerſt das eigentliche Königsabzeichen, jenes um das Vorhaupt herumlaufende, die gelockten Haare faſſende Diadem, welches wir für einen metallenen, aus feinem Goldblech in Schmelz getriebenen Kopfſchmuck erkennen, wie ihn die Damen des Alterthums trugen. Homer nennt ihn ſchlechtweg das Stirnband, und eine andere Benennung verglich ihn mit dem Riemen einer Schleuder, da wo der Stein oder die Bleykugel, welche geſchleudert werden ſoll, aufliegt, und alſo eine breitere Fläche fordert **). Die Schmelzmahlerey auf Gold, und andere metalliſche Miſchungen gehörte in das weite, bey weitem noch nicht erſchöpfte Kapitel der antiken Enkauſtik, und eignete der Klaſſe plaſtiſcher Werke, die man nun allgemein Toreutik zu nennen angefangen hat ***). Gerade ſo wie hier, iſt auch das Diadem der koloſſalen Ludoviſiſchen Juno mit Blumenranken geſchmückt, und wenn von dem metallenen Stirnband der Polycletiſchen Juno in Argos die Rede iſt und geſagt wird, daß die Grazien und Horen darauf gebildet geweſen ****); ſo iſt dieß eben von Reliefs mit enkauſtiſcher Schmelzmahlerey zu verſtehen, die dieſer Metallfläche angebildet waren.

Unſer Damenputz hat die Sache meiſt umgekehrt, und was die Griechinnen und Römerinnen ſo bedeutend vorn über der Stirne trugen, auf dem Hintertheil des Kopfes vermittelſt prächtiger Kämme, deren Fläche gleichfalls oft goldene mit Edelſteinen erhöhte Verzierungen darbietet, nach dem Gebot der Mode verwieſen. Man erlaube uns hiebey nur zwey Bemerkungen. Auch das Alterthum bringt zuweilen auf dem Hinterkopfe breite zuſammenlaufende Bänder an, wir ſehen ſie auf vielen Vaſengemählden; allein dieſe Bänder laufen unterwärts am Nacken herum, und dienen dem zierlich zuſammengefaßten Haarknoten (dem Krobylus) zur zierlichſten Unterlage und Unterſtützung. Bey unſern Schmuckkämmen gilt das Gegentheil. Sie ſtehen oben auf, und unterbrechen das ſchöne Eyrund des Hauptes, welches gerade durch das ſich um die Stirn und Schläfe mahleriſch anſchmiegende, in die Mitte majeſtätiſch aufſteigende Diadem noch mehr gefördert und verherrlicht wird. Dann aber bleibt auch der köſtlichſte, mit Perlen und Edelſteinen verſchwenderiſch aufgeputzte Kamm, doch nur ſeiner eigentlichen Bedeutung nach, ein Haarkamm, erinnert an Kämmen, und an ſonſt nichts, und würde ſchwerlich an der Toilette einer geſchmackvollen Griechinn und Römerinn Gnade gefunden haben. Auch wiſſen wir uns durchaus keines echten antiken Bildwerks in geſchnittenen Steinen oder auf Vaſen zu erinnern, auf welchem eine mit dem Kamme geſchmückte Frau, oder gar die Handlung des Kämmens ſelbſt abgebildet zu ſehen wäre *).

---

*) Wie oft hören wir bey Horaz und andern römiſchen Dichtern das annue votis ausſprechen. Hier ſieht es vor uns. Das iſt das Numen der waltenden, d. h. ſich ab- und zuneigenden Gottheit, welches Wort eben dadurch gleichbedeutend für die Gottheit ſelbſt wird.

**) Das Homeriſche Wort iſt: ἄμπυξ (Ilias 22, 469.) Wegen der Aehnlichkeit mit dem Schleuderriemen heißt ſie auch σφενδόνη. S. den Euſtathius zum Dionyſius. Periegeta. V. 7.

***) Quatremère de Quincy, in ſeinem Jupiter Olympien, hat dieſe Schmelzmahlerey in Metall zuerſt ganz ins Klare geſetzt. Man ſehe z. B. S. 63, 306 bis 310.

****) S. die mediceiſche Münze in Eckhel's numi anecdoti, tab. IX, 2, und meine Andeutungen S. 113.

Über dem Diadem trägt **Venus** einen vom Gewand ganz verſchiedenen und abgeſonderten, zur Seite weit herabfließenden Schleyer **). Dieſer Schleyer zeigt deutlich, daß dieſe Figur nach einem ſehr alten Bilde von dem Vaſengemählde kopirt wurde; denn wie einer der gelehrteſten und geübteſten Alterthumsforſcher unſerer Tage ſehr ſcharfſinnig bemerkt hat, der ſpätere Frauenſchmuck vertrug dieſen vom Gewande ganz getrennten, als ein einzelnes Kleidungsſtück gerechneten Schleyer nicht mehr, ſondern die Verſchleyerung geſchah ſtets durch den, mit vieler Kunſt in Draperie geformten Überwurf des Obergewandes, welcher von hinten heraufgenommen, und bis auf den Scheitel heraufgezogen wurde ***).

Ohne ein Halsband kann eine ſchöne Frau im Alterthum gar nicht erſcheinen ****). Auch unſere Göttinn hat es. Es beſteht aus einem goldenen Ringe, an welchem große Perlen-Girandolen (Uniones in der Putzſprache des Alterthumes) herabhängen. Wir wetten, daß bloß die Nachläßigkeit des alten Vaſenmahlers einen andern, nicht weniger weſentlichen Theil des Schmuckes, die Ohrgehänge, hier weggelaſſen hat. Im **Homeriſchen Hymnus** an die **Venus** *****), wo gleich Anfangs die Göttinn von den Horen geſchmückt

---

*) In der **Sabina oder Toilette einer Römerinn** konnte daher auch davon kein Gebrauch gemacht werden. Die Abbildung aus einem unedirten Intaglio, wo **Omphale** dem **Herkules** die Haare kämmt, welche **Millin** in ſeiner Gallerie mythologique, pl. CXXIII, 453* abſtechen ließ, trägt offenbar Spuren der Unechtheit.

) Das **Homeriſche Wort dafür iſt: κρήδεμνον, **Ilias** XIV. 184. Ueber die vielfache, verſchiedene Sitte des Verſchleyerns hat v. **Köhler** die vollſtändigſte Sammlung beygebracht in ſeiner: Description d'une améthyste du Cabinet de l'Empereur de toutes les Russies. (**Petersburg** 1797.) S. 35. ff.

***) **Zoega** in dem gelehrten Commentar zu den Bassi Rilievi. T. I. p. 186.

****) Durch die Reſtauration der aldobrandiniſchen Hochzeit durch Domenico del Frate, nach **Canova's** Angabe, iſt auch der Zuſprecherinn der Braut, der **Pronuba**, ein goldenes Halsband, vorn mit einem Schlößchen, zum Vorſchein gekommen. Man ſehe den ſehr genauen Kupferſtich des Luigi del Medico zu **Rom**, 1818.

*****) Hymn. in Ven. 5 — 11.

Sorgen.

Was denn? — Sprich!

Florian.

Ew. Gnaden ſind viel zu gut. — Was nützt alle meine Wachſamkeit? wenn ich auch einen erwiſche, ſo laſſen ihn Ew. Gnaden, anſtatt ihm die Decke brav durchzugärben, wieder laufen.

Sorgen.

Lieber Florian, das macht, weil mir die Menſchen lieber ſind, als die Haſen.

Florian.

Ja, wenn ſie nur Haſen oder Füchſe ſchöſſen, da ging's noch mit, allein, ſie wagen ſich ſogar an größere Thiere, und ich brauche doch einen tüchtigen Hirſchen zu meiner Hochzeit. — So einen 16 Ender, das gibt zu lachen.

Sorgen.

Gewiß, gewiß; — alſo aufmerkſam, aber nicht zu ſtrenge! — Jetzt lebt wohl.

(Theobald, Käthchen und Florian verbeugen ſich, und gehen ab.)

wird, fehlt er eben ſo wenig, als in den Ohren der noch vorhandenen Venus-Statuen wenigſtens die Öffnung dazu.

Das Intereſſanteſte bleibt das einzige, ganz durchſichtige, gazeartige Gewand; die höchſt zart, und doch koſtbar geſtickte Tunika der Göttinn, unter deren kaum verhüllenden Falten alle Theile des ſchönen Körpers verrätheriſch hervorſchimmern. Es kann über den Stoff deſſelben kaum ein Zweifel ſeyn. Es iſt jener wie Flor, durchſichtige ſeidene Stoff, den das Alterthum unter der Benennung coiſche Gewänder, ſo oft, bald bewundernd, bald mit ſittenrichterlicher Strenge tadelnd anführet, und die außer der Inſel Cos auch auf Amorgos und zu Tarent verfertigt wurden*). Man durchwirkte dieſe Gaze mit Ranken und Akanthuszweigen von Goldlahn, wovon wir hier die zierlichſten Muſter ſehen. Ein einziger Blick auf unſere Venus gibt uns eine reinere Vorſtellung, wie die Stelle in den Elegien Tibulls zu verſtehen ſey:

»Nemeſis trage nur zartes Gewand, das die Koerin luftig
»Webete, das ſie mit goldblinkenden Fäden durchzog **).«

Irren wir nicht, ſo iſt, um das Gewand zur höchſten Pracht zu verklären, der Mahlerey auch noch die Stickerey zu Hülfe gekommen; denn außer der prachtvollen Akanthusranke, welche über die durchſchimmernden Knie wegläuft, finden ſich auf dem feinen Gewebe auch noch in abwechſelnden Reihen runde Flinkern (palettes) und Sternchen eingeſtreut ***). Beyde finden wir auch auf andern Vaſengemählden in ſceniſchen Frauengewändern, und die Erklärer dieſer Gemählde haben nicht ermangelt, dieß durch andere Beyſpiele zu erläutern. Eine Bemerkung ſey hiebey noch geſtattet. Kenner der römiſchen Sprache wiſſen, daß die bey den Alten ſo berühmte phrygiſche Stickerkunſt ſowohl, als ihr Produkt ihre Benennung von den Pfauenfedern, die man vorzugsweiſe plumas nannte, erhalten haben. Man hat allerley erdichtet, um dieſe gefiederte Kunſtſtickerey zu erklären. Uns ſcheint es aber am wahrſcheinlichſten, daß jene phrygiſchen Sticker auf den Gewändern beſonders die Pfauenaugen, das heißt, die glänzenden Kreiſe an den Pfauenfedern nachahmten, und daher dieſer Art von Stickerey den Nahmen gaben. Sollte ein Gewand eine recht vornehme und glänzende Einfaſſung erhalten, ſo geſchah es durch eine Art von Arabeske, die von dem in ſich ſelbſt ſich zurückſchlingenden Fluß Mäander auch die Benennung Mäander erhielt. Eine ſolche Bordüre hat das weiße Gewand der Göttinn auf unſerm Vaſengemählde. Doch läuft das Gewand ſelbſt noch über dieſe Einfaſſung herunter, und endet da mit einem ſchmalen bandartigen Beſatz. Der Mäander ſelbſt iſt übrigens eine zweyfach neben einander laufende Doppellinie in einer labyrinthiſchen Verſchlingung, oft ganz allein das Gewand umbertend, zuweilen auch noch mit einem andern Deſſein, wo dunkle und hellfarbige Vierecke mit einander ſchachförmig abwechſeln (en echiquier) durchflochten *).

---

*) Die Hauptſtelle über die Mahlerey der coiſchen Gewänder bleibt die beym Ariſtoteles Hist. Anim. V. 19. p. 221 ed. Schneid. Schon Saumaiſe, zu Tertullian de pallio, p. 180 f., ſah mit Klarheit, daß die rohe Seide (vielleicht ſelbſt in den Cocons, die man dann für eingeſchrumpfte Blätter hielt) durch den Karavanenhandel aus dem Lande der Seren bis auf die griechiſchen Inſeln kam, und dort in jene verrufenen durchſichtigen Florgewande gewebt wurde, von welchen unter andern Martial ſagt, wenn er von durchſchimmernden Körpern redet: (VIII. 68.)

»So pflegt weiblicher Wuchs durch ſeidene Flore zu leuchten,
»So wird der Kieſel gezählt durch die kryſtallene Fluth.«

J. H. Voß hat in ſeinen Anmerkungen zu Virgils Landgedichten, Th. III. S. 313, zum Tibull S. 177, und zuletzt auch zu Ariſtofanes Lyſiſtrata, Th. II. S. 256, die Sache kurz und bündig erklärt. Am vollſtändigſten hat Brotier davon gehandelt in einer Denkſchrift in den Mémoires de l'Académie des Inscriptions, T. XLVI. Nur können wir ihm darin nicht beypflichten, daß er die Kultur des Seidenwurmes ſelbſt, pag. 454, nach einer Stelle des Plinius, die offenbar auf Mißverſtändniſſen beruht, nach Cos verſetzen will. Am wenigſten darf dieß Gewebe mit Muſſelin, mit den Byssinis verwechſelt werden, welches doch auch v. Köhler that, in der angeführten Abhandlung S. 40.

**) Die auratae viae, bey Tibull II. 10, bezeichnen den goldenen Einſchlag, wodurch alle Ranken und Laubwerk ſich geſtalteten. Huſchke hat in ſeinem Commentar ſehr paſſend die Stelle aus Pindars Pyth. IX. 33, angeführt.

***) Dieſe runden Flinkern nannte man auch wohl Siegel oder Augen. Die letztere Benennung meint der Kirchenvater Tertullian, wenn er in ſeiner Abhandlung von der Keuſchheit im 8ten Kap. (ab init.) von vestibus purpura oculandis ſpricht. Die Beweiſe zu allen dieſem gibt Saumaiſe zu den Script. Hist. Aug. T. II. p. 850. ff., wo auch von den plumariis und dem opus plumatile der phrygiſchen Stickerey die Rede iſt.

Nicht weniger bemerkenswerth, als dieſe Robe, von deren Durchſichtigkeit man vollkommen die Worte des Horaz brauchen kann, wenn er von der verführeriſchen Kleidung der damahligen Venus-Prieſterinnen zu Rom ſpricht **),

»— — im coiſchen Flor ſie anſchauen
»Kannſt du, wie nackt, ob übel das Bein, unzierlich der Fuß ſey,
»Kannſt mit dem Aug' ausmeſſen den Wuchs — —«

iſt die Beſchuhung unſerer Göttinn. Sie trägt jene im Alterthum ſo berühmten Sandalen oder Schnürſohlen, in welchen die alten Griechinnen ſo großen Luxus trieben, und die ſie mit zierlich geſchnittenen Riemen und Stickereyen von Blumen darauf ſo mannigfach zu ſchmücken wußten, daß der ſchönſte Krönungſchuh, wie ihn einſt der Exkaiſer von Frankreich trug, dagegen verſchwinden müßte. Es ſind, um den wahren Kunſtausdruck der Alten zu gebrauchen, tyrrheniſche Sandalen, alſo urſprünglich aus Toskana abſtammend. Der Grammatiker und Lexikograph Pollux, der in einem eignen Abſchnitt ſeines Werkes, Onomaſtikon genannt, alles griechiſche Schuhwerk in Reih' und Gliedern aufgeſtellt hat, erwähnt dieſer köſtlich geſchmückten tyrrheniſchen Schnürſohlen ausführlich, und führt unter andern folgendes Bruchſtück aus einem verloren gegangenen Schauſpiel des Kephiſodorus, Trophonius benannt, an, wo eine Frau ihren vormahligen und jetzigen Zuſtand vergleicht:

» — — Tyrrhen'ſche Sohlen ſchmückte
»Einſt mein Fuß mit fein geſchnittener Riemen Pracht,
»Mit einer goldnen Blumenſtickerey darauf.
»Jetzt trag' ich, wie die Sclavinnen, Pantoffeln nur ***).

---

*) Beyſpiel dazu in Millin's Description des vases antiques. T. I. p. 26. T. II. p. 30. Die ganze Sage von dieſer Mäanderarabeske ſowohl auf Vaſen als auf Prachtgewändern, iſt genau von mir erläutert worden in den Vaſengemahlden. Th. I. S. [illegible] f.

**) Horaz Satyren I. 2, 101, nach Voß.

***) Pollux VII. 87. Die Beſchuhung des Apollo vom Belvedere gibt uns ein Muſter von der Zierlichkeit dieſer geſtickten Schnürriemen. S. Visconti zum Pio-Clementino T. I. p. 25. not 6. Die geſtickten Schuhe kommen häufig vor. So in Epictets Enchiridion, c. 39. p. 158, mit Heyne's Anmerkung. Vergl. Sabina, oder die Toilette einer Römerinn. Th. II. S. 112.

Was Wunder daß die vornehmen Frauen ſogar eigene Futterale hatten, in welchen die dazu beſtimmten Sclavinnen dieß prächtige Schuhwerk aufbewahren, und ihnen nachtragen mußten, wie aus einer der Stellen deſſelben Pollux ſich ſchließen läßt. Die beſondere Eigenthümlichkeit der auf unſerem Vaſenbilde ſich darſtellenden Beſchuhung beſteht darin, daß da ſonſt die Sandalen den Oberfuß nur in einzelnen fein geſchnittenen Riemen faßten, den ganzen Fuß aber nackt durchſchimmern ließen — denn an Strümpfe war nicht zu denken — hier ein großer Theil des Oberfußes ganz bedeckt iſt, und nur der vorderſte Theil mit den Fußzehen unverhüllt zu ſehen iſt; denn man hielt darauf, die Fußzehen ohne alle Einpreſſung und Zwang, ſo wie ſie waren, ſehen zu laſſen, wobey freylich der Umſtand mit in Anſchlag zu bringen ſeyn dürfte, daß die Pflege der Nägel und Zehen durch die täglichen Bäder, ſo wie noch jetzt im Orient, mit der größten Sorgfalt beobachtet wurde. Doch der Punkt, wodurch dieſe Sandalen ganz eigentlich zu tyrrheniſchen werden, bedarf noch einer beſondern Aufklärung. Derſelbe Pollux, den wir ſchon als Gewährsmann für die verſchiedenen Arten und Nahmen der alten Beſchuhung angeführt haben, ſagt deutlich: die tyrrheniſchen Schuhe haben Sohlen, die vier Finger hoch ſind, und vergoldete Oberriemen, denn ſie gehören zu der Art der Beſchuhung, die man Sandalen, Schnürſohlen nannte. Der große Bildner der koloſſalen Minerva-Statuen auf der Burg von Athen, Phidias, gab dergleichen ſeiner in Gold und Elfenbein gebildeten Pallas, und wenn ſie auch nicht in Tyrrhenien ſelbſt verfertigt wurden, ſo nannte man ſie doch Sandalen in tyrrheniſcher Façon (à la Tyrrhénienne *).

Das Befremdende dieſer gewaltig hohen Sohlen wird ſich mildern, wenn wir aus Stellen der alten Schriftſteller lernen, daß es ſchon damahls zu den Geheimniſſen der Frauentoilette gehörte, ihrer Höhe eine künſtliche Zugabe durch ſtarke Korkſohlen, die man zwiſchen das Leder legte, zu verleihen **); und daß ſich dieſe Sitte ſehr wohl mit den bekannten Galenſen oder ſtelzenartigen Pantoffeln vergleichen läßt, womit noch vor dreyßig Jahren die vornehmen Griechinnen in Konſtantinopel, die Fanariotinnen, und auch andere Frauen der dort wohnenden Europäer beym Ausgehen ſich eben ſo zu verſehen pflegten ***), wie die Brittinnen mit ihren Pattens. Es kommen dieſe hochſohligen Schuhe beſonders bey Statuen der Melpomene und einiger andern Muſen auf alten Sarkophagen häufig vor ****). Jetzt wird es aber auch deutlich, warum gerade dieſe

---

*) Τυῤῥηνικά Pollux VII. 92, 93. Bey der koloſſalen Minerva-Statue bot die Höhe dieſer Sohlen eine ſo breite Fläche dar, daß darauf Phidias einen Lapithen- und Centaurenkampf in Relief abbilden konnte. S. meine Anmerkungen S. 89, und Quatremere de Quincy Jupiter Olympien p. 244, wo auch auf der 8ten Kupfertafel dieß im reſtaurirten Minervenbilde deutlich wieder gegeben worden iſt.

**) S. den Oekonomikus des Xenophon, cap. X. p. 73. ed. Schneid. in den daſelbſt angeführten Vettori, ingleichen das alle Toilettenkünſte des Alterthums unbarmherzig aufdeckende Fragment des Alexis beym Athenäus, und dem Kirchenvater Clemens von Alexandria, welche Jakobs im attiſchen Muſeum, Th. II. S. 175, ſo gelehrt erläutert hat.

***) S. meine Abhandlung über die Stelzenſchuhe der alten Griechinnen im Weimariſchen Journal der Moden und des Luxus. Jahrgang 1800. Februar S. 53. ff.

****) Schon Visconti ſpricht davon im Museo Pio-Clementino T. I. p. 51, vergl. Fea, zu Winkelmanns Geſchichte der Kunſt, in der neuen Ausgabe hochbeſohlten Sandalen tyrrheniſche hießen, denn die Korkeiche befand ſich ſchon ſeit den älteſten Zeiten in großem Überfluß an der Küſte von Toskana, ohnweit der Maremnen und am Fuße der dortigen Berge *). Man kann alſo annehmen, daß gerade hier die feinſten Korkſohlen verfertigt, und durch die, damahls großen Seehandel treibenden Tyrrhenier auch nach Griechenland ausgeführt wurden. Auf jeden Fall ſind die mehrfach über einander liegenden Korkſohlen ſelbſt auf unſerem Vaſenbilde unverkennbar angedeutet. Aber ein artiges Geſchichtchen vom Gott Momus, der dem Hof- und Schalksnarren an den Höfen unſerer Fürſten in dem letzten Jahrhundert ähnlich, in dem Olympiſchen Hofſtaat des Vaters Jupiter allen Göttern und Göttinnen eine beißende Spottrede, einen Lachen erregenden Tadel an den Hals zu werfen pflegte, wird hiedurch auch erſt ganz verſtändlich. Denn dieſer wußte an der Venus in ihrer untadelhaften Schönheit und in ihrem ganzen durch alle Grazien vollendeten Anzug und Putz durchaus nichts auszuſetzen, als daß ihre Sandalen, wenn ſie in vollem Putz im Saale der Olympia eintrat, etwas knarrten. Über dieſe Redſeligkeit der Schuhe an den Füßen der Göttinn macht ſich der unerbittliche Spottvogel luſtig, und bemerkt dabey ſehr ſchalkhaft, daß es doch ganz unſicher ſey, bey ſo verrätheriſchem Schuhwerk zu einem heimlichen Stelldichein zu gehen, weil dadurch der geſtrenge Eheherr Vulkan wohl gar geweckt werden könnte **). Man lächle immer über dieſe Neckerey in den Converſationszimmern des Vaters Jupiter; verſtehen wird man ſie erſt dann, wenn man an die mehrfach über einander gefügten Korkſohlen bey den Sandalen der Venus denkt, wo allerdings bey einer klaffenden Fuge ſo ein Mißton möglich geweſen wäre.

Es wäre wohl noch manches an dieſem Vaſenbild zu erinnern. Man müßte z. B. die Frage zu beantworten ſuchen, warum die Hochgeſchmückte hier den berühmten Liebesgürtel, den Ceſtos nicht umgebunden habe ***). Auch wäre noch manches von dem ſchlangenförmigen Armbande, deſſen Form die beliebteſte war, und von der Pracht des Thrones ſelbſt, und dem mit einem gewürfelten Prachtteppich belegten Fußtritt deſſelben anzuführen; allein davon läßt ſich vielleicht bey einer andern Veranlaſſung ſprechen. Möge dieſer Verſuch, die griechiſche Venus in ihrer Staatskleidung, en grand costume, hervorzuzaubern, wenigſtens nicht zu den phantasmagoriſchen neuer Koſtümiers und Garderobenſchneider gerechnet werden.

Dresden.

ſeiner Werke, Th. V. S. 355, vor allen aber Baſt in ſeinen Bemerkungen zu dem oben angeführten Aufſatz im Modenjournal, bey der franzöſiſchen Ueberſetzung, die aus dem Magasin encyclopédique beſonders abgedruckt, und bey Didot gedruckt worden iſt. Sur les souliers à chasses des anciennes Grecques (Paris 1801. 31 S.) pag. 17. f.

*) S. Theophraſt de plantis III. 16. p. 134. 96. ed. Stapel, und vergl. damit Targione Tozzeti relazione d' alcuni viaggi, fatti in diverse parti della Toscana, T. IV. p. 134. Der Gebrauch des Korks (φελλὸς, suber) im Alterthum war ſo vielfach und kunſtreich, daß wir darüber erſtaunen, wie viel damit ausgerichtet wurde. Beckmann in ſeiner Abhandlung darüber, in der Geſchichte der Erfindungen, Th. II. S. 472 — 489, geſtattet noch eine große Nachleſe.

**) Dieß alles lernen wir aus einem Briefe des Sophiſten Philoſtratus an ſein Mädchen, die er lieber ganz unbeſchuht, als in köſtlichen Sandalen erblicken wolle, epist. XXI pag. 921. Opp. ed. Olear.

***) Weil ſie dieſen erſt umthut, wenn ſie auf Eroberungen und Siege ausgeht. S. Claudian de nupt. Hon. et Mar. 124 oder X. p. 140. Gesn.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Burgtheater. Am 3ten d. M. zur Feyer des allerhöchſten Nahmensfeſtes Sr. Majeſtät des Kaiſers und Königs wurde nach Anſtimmung des beliebten Volksliedes: Gott erhalte Franz, den Kaiſer! — zum erſten Mahl auf dieſer Bühne aufgeführt: Die Schlacht bey Fehrbellin. Schauſpiel in fünf Aufzügen, von Heinrich von Kleiſt. Die Muſik zu den Zwiſchenakten von der Kompoſition des Hrn. Kapellmeiſters Umlauf. Das Koſtüm nach der Angabe des Hrn. von Stubenrauch. Die neuen Dekorationen von den Herren Janitz, de Pian und Gail, k. k. Hoftheatermahlern.

Der Stoff iſt aus der brandenburgiſchen Geſchichte, dennoch gehört dieſes Drama, ſeinem Charakter nach, dem deutſchen Vaterlande überhaupt an, weil das Intereſſe nicht ſo in's Kleinliche, Provinzielle gezogen iſt, ſondern ſich mehr in's Allgemeine verbreitet. Der Churfürſt iſt ein großer Charakter, aus der Geſchichte hinlänglich bekannt, und hier mit einem dramatiſchen Talent geſchildert, wie wenig hiſtoriſche Charaktere, die auf der Bühne erſchienen ſind. Der Held des Stückes, Prinz Friedrich Arthur, iſt freylich auch eine ſeltene Erſcheinung, ſie befremdet aber, weil ſie nicht allein gegen die theatraliſche Konvenienz läuft, die nur Helden auftreten läßt, welche dem Tod mit unerſchrockner Stirn entgegen gehen, ſondern auch der militäriſchen Sitte, die ein Zagen vor dem Tode zu verrathen, entgegen iſt. Dieſer Arthur hingegen, der mit Heldenmuth in's Schlachtgewühl ſich ſtürzte und den Sieg erfocht, indem er den Befehl übertrat und das Geſetz verletzte, weßwegen er verurtheilt wird, ſein Leben durch das Bley zu verlieren, verliert auch plötzlich alle Standhaftigkeit, alles Gefühl von Mannheit und Ehre, will verzweifeln, fleht um Begnadigung, vergißt ſeine Liebe ſelbſt zu dem reizendſten und edelſten Geſchöpf, iſt ſogar bereit, ihr zu entſagen, um das Leben nur zu retten. Das macht freylich einen ſchneidenden Kontraſt mit unſern ordinären Bühnenhelden, und dergleichen in Gedichten und Romanen; unſre Ritter Adelungen und Konſorten poltern freylich anders, ſelbſt in Stricken noch und Banden, die Otto's würden ſich auf andre Weiſe zu benehmen wiſſen, und kein echter rechter Heldenſpieler läßt ſich mit Poltrons, wie unſer Held erſcheint, gutwillig ein, denn ſie verlieren ſelbſt bey dieſem Spiel. Doch fragen wir die menſchliche Natur, befragen wir die Kunſt des Dichters, wie er ſich mit ihr und dem dramatiſchen Geſetzbuch abgefunden, ſo werden wir die Sache wohl aus einem andern Licht betrachten, und mit dieſem Helden uns verſöhnen, wenigſtens ein bischen anſehn, bis wir ſo aus voller Kehle lachen, wie Jemand, der ſich ſelbſt im Spiegel ſieht, und einen Bart quer über das Geſicht erblickt, den ihm ein Schalk im tiefen Schlaf gemahlt. Denn grade ſo kam Mancher, ich ſage Mancher und Gewiſſe kamen uns ſo vor, die ſich recht ſtolz erhoben, um ihn zu verlachen, um Anderen gleichſam Hohn zu ſprechen, die das Ende ruhig abzuwarten ſich entſchloſſen hatten; doch in der That ſich ſelbſt nur und den beſſeren Geſchmack verhöhnten. Wir kommen bey gewiſſen Redensarten noch auf ſie zurück; denn unmöglich können ſie ſo wohlfeilen Preiſes dieß Mahl zu entgehen hoffen.

Eine bloße Anekdote gab dem Dichter Veranlaſſung zu dieſem Drama, das er nach freyer Willkür behandelte. Friedrich II. nämlich erzählt in ſeinen Mémoires de Brandenbourg, der große Churfürſt habe nach der Schlacht von Fehrbellin geäußert, man könne nach der Strenge den Prinzen Friedrich Arthur v. H. vor ein Kriegsgericht ſtellen, doch ſey er weit entfernt, dieſen Tapfern, der ſo rühmlich mit zum Siege beygetragen, auf ſolche Weiſe zu behandeln. Nach dieſer kurz hingeworfenen Kunde faßt der Dichter die Sache ſo auf, als wäre es wirklich ſo geſchehen und der Prinz vor ein Kriegsgericht gezogen, das ihn zum Tod verurtheilt habe. Und nun zeichnete er den Charakter mit einer Kühnheit, die uns überraſcht, legte in die Situation, worin wir ihn bald nach der Verurtheilung erblicken, eine Bedeutung, die uns mit Entſetzen überſchüttet, wenn wir uns auf den Standpunkt ſtellen können, ſie richtig und mit ihm im Einverſtändniß aufzufaſſen. Er hatte allerdings den doppelten Übergang, aus der verwegenſten Herzhaftigkeit in vernichtenden Kleinmuth, und wieder zurück in die heldenmüthigſte Faſſung mit leichten Zügen und ohne erklärende, zergliedernde Betrachtungen aufgeführt; hier iſt kein Aufwand von Diktion, von pathetiſchen Tiraden, oder moraliſchen Lehr- und Denkſprüchen. Die Churfürſtinn, in dem entſetzlichen Augenblick, wo er verzweifeln will, ruft mit ſchlichtem, frommen Sinn des edlen Weibes, das männlicher jetzt denkt, als dieſer Held, aus treuer Bruſt ihm zu:

»Mein Sohn! wenn's ſo des Himmels Wille iſt,
Wirſt du mit Muth dich und mit Faſſung rüſten!«

Dieſe Worte wird ſie freylich, wenn uns recht iſt, mit Nachdruck und Erhabenheit ſprechen, ja ſelbſt indem ſie ſich von ihrem Sitz erhebt; denn läßt ſie den Ton zu weiblich klagend ſinken, ſo klingt es leicht wie ein leerer gewöhnlicher Troſtſpruch, womit die guten alten Frauen immer wohl verſehen ſind. Der Prinz aber ſtürzt erſchüttert in das Zimmer, indem er auf ſein Ehrenwort Abends den Weg aus dem Gefängniß zu ihr, ſeiner Pflegerinn und Freundinn, nahm, und auf dem Hingang —

»Das Grab beym Schein der Fackeln öffnen ſah,
Das morgen ſein Gebein empfangen ſoll. —
Sieh, dieſe Augen, Tante, die dich anſchau'n,
Will man mit Nacht umſchatten, dieſen Buſen
Mit mörderiſchen Kugeln mir durchbohren! —
Und der die Zukunft und des Lebens Gipfel,
Heut, wie ein Feenreich, noch überſchaut,
Liegt in zwey engen Bretern modernd morgen,
Und ein Geſtein ſagt dir von ihm: er war.«

Ludwig Tieck, der dieſes Stück nachdrücklich empfiehlt, ſogar als ein würdiges Anfangsſtück zur Eröffnung der neuen Bühne in Berlin empfohlen hat, macht bey dieſer Gelegenheit die Bemerkung, daß Kleiſt wohl ein Mann war, der dem Tod unerſchrocken in's Auge geblickt und das Leben zu verachten gelernt hatte, folglich nicht für einen Feigen gelten konnte, der, weil er ſelbſt es war, der Feigheit das Wort reden wollte. Es muß alſo eine andere Bewandtniß mit dieſer plötzlichen Verwandlung haben, und ſie liegt in den Worten, in der Schilderung des Bittenden klar und deutlich ausgedrückt. Nach dieſen muß ſich der Darſtellende genau richten, er muß den Eindruck, den der ſchauderhafte Anblick des gähnenden Grabes auf ihn gemacht. mit ſtarken Zügen ausmahlen, und das ſchreckliche Phantom, das vor ſeiner Seele ſchwebt zur Anſchauung bringen, damit man ſo wie er davon ergriffen werde.

Wir gehen zu dem Anfang des Schauſpiels zurück, das mit einer ſehr romantiſchen Scene beginnt. Dieſe Expoſition iſt originell und verſetzt uns ſogleich in die Handlung, ohne weitern Vor- oder Nachbericht. Der Prinz zeigt ſich zuerſt als ein Nachtwandler, im Garten, einen Lorberkranz windend. Aus dem Schloſſe tritt der Churfürſt, ſeine Gemahlinn, die Prinzeſſinn Natalie, nebſt ihrer Umgebung. Um zu ſehen, wie weit der Träumende ſein Spiel noch treiben wird, nimmt ihm der Fürſt den Kranz aus der Hand, ſchlingt ſeine Halskette darum und gibt ihn der Prinzeſſinn, die den Kranz erhebend, mit den Übrigen zurück weicht. Arthur, mit ausgeſtreckten Armen, folgt ihr, greift nach dem Lorber, und erhaſcht einen Handſchuh von Nataliens Hand. Alle verſchwinden, Arthur bleibt, und ſein Freund Heinrich kehrt zu ihm zurück. Dieſer ruft ihn bey Nahmen, der Prinz ſinkt nieder und erwacht; ſchwebt aber auch noch wachend immer fort in dem Genuß des ſchönen Traumbilds, das ihn umglänzte, doch vermag er die einzelnen Gegenſtände und Geſtalten nicht mehr genau zu unterſcheiden. Die Schwadronen ſind indeſſen aufgebrochen, und der Prinz, als General der Reiterey, muß ihnen folgen.

Nach der Verwandlung verſammeln ſich im Beyſeyn des Churfürſten, ſeiner Emahlinn und der Prinzeſſinn die Generale, Oberſten und Offiziere im großen Saal des Schloſſes, um den Plan der Schlacht zu vernehmen und die Befehle aufzuſchreiben. Der Prinz, immer auf Natalie blickend, iſt ſo zerſtreut, daß er den ganzen Entwurf überhört, und die Ordre gar nicht faßt. Dieſe Scene iſt mit charakteriſtiſcher Wahrheit und mit lebendigen Farben ausgeführt. Die Prinzeſſinn will ſich zur Abreiſe anſchicken und vermißt ihren Handſchuh. Jetzt erinnert ſich Arthur an den im Traume erbeuteten, nimmt ihn aus dem Kollet, läßt ihn zur Probe, ob es derſelbe iſt, den die Prinzeſſinn ſucht, mit ſeinem Schnupftuch fallen, der Churfürſt wird ihn zuerſt gewahr, macht Natalie aufmerkſam, und der Prinz händigt ihr ihn voll Entzücken und Verwunderung ein. Dann tritt er triumphirend in den Kreis der Offiziere zurück und wiederhohlt was ſo eben diktirt worden:

»Dann wird er die Fanfare blaſen laſſen.« —

Bey aller Heiterkeit dieſer Scene, ſchaudert man vor dem Ausgang der Schlacht, oder vielmehr vor der Ausführung des Befehls, der dieſem Liebetrunkenen aufgetragen wurde. Gleich wie im Traume eilt er fort, indem er ausruft:

»Du haſt mir, Glück, die Locken ſchon geſtreift — —
Ich haſche dich im Feld der Schlacht und ſtürze
Ganz deinen Segen mir zu Füßen um:
Wärſt du auch ſiebenfach mit Eiſenketten,
Am ſchwed'ſchen Siegeswagen feſtgebunden!« —

Im zweyten Akt geht die Schlacht wirklich vor ſich. Der Prinz, von der glänzenden Verheißung des Traumes gelockt, ſtürzt ſich, ohne auf den Befehl zu achten, ohne den Rath ſeiner Freunde zu hören, wild in's Getümmel und erkämpft den Sieg. Die Schilderung der Schlacht iſt ein meiſterhaftes Gemählde, und man erkennt den Dichter darin, der ſeine Bilder aus der Natur ſelbſt geſchöpft hat. Die beyden Erzählungen, deren erſte Nachricht von des Churfürſten Tode, die andre von ſeiner Erhaltung bringt, ſcheinen überflüſſig, ſie ſind es aber nicht; denn nach dem Ableben des großen Helden fühlt ſich Arthur verpflichtet, zu Nataliens Beſchützer ſich zu weihen; in dieſem Augenblick wird der Bund der Liebenden geſchloſſen, und in der Wonne des Beſitzes bleibt er auch, nachdem der Held den Trauernden zurück gegeben iſt. Die Anekdote von dem wackren Froben, der mit des Fürſten Pferd das ſeinige vertauſchte und als ein Ziel der feindlichen Kugeln ſein Leben für ihn opferte, iſt glücklich benutzt und macht eine rührende Wirkung.

Bald nachher wendet ſich das Blatt. Der Herr ſchwört bey ſeinem fürſtlichen Wort, daß er den Übertreter des Befehls dem Geſetz unterwerfen wolle, obgleich der Erfolg glänzend war, und der Prinz wird von dem Kriegsgericht verurtheilt. Leichtſinnig und feſt vertrauend auf des Fürſten Liebe, geblendet von den Erſcheinungen der Nacht und den bisher eingetroffenen Erwartungen, glaubt er Anfangs nicht daran. Als er endlich nicht mehr zweifeln kann und einen Umſtand erfährt, der den Unwillen des Churfürſten verſtärken muß, nämlich, daß der Geſandte Schwedens im Nahmen ſeines Monarchen um die Hand der Prinzeſſinn von Oranien, als Preis des Friedens, geworben hat, und daß ihr Verſprechen, die Seinige zu werden, Schuld an ihrer Weigerung ſey, da wird ſein ganzes Weſen tief erſchüttert und von Grund aus umgekehrt. Er eilt zu ſeiner fürſtlichen Tante, und ſieht unter Wegs ſein Grab ſchon öffnen, er verſinkt in ſich ſelbſt und fleht ſchaudernd um Gnade u. ſ. w. Da wir dieſes bereits anticipirt haben, und da die Stimmung des Unglücklichen den Leſern nun vielleicht beſſer, als den meiſten Zuſchauern, einleuchten wird, ſo eilen wir zur folgenden Scene, wo Natalie bey dem Churfürſten als Flehende für ihn erſcheint und ſeine Rechtfertigung übernimmt. Auch ſie zeigt ſich hier größer, als er, und dieſer Kontraſt iſt bemerkenswerth; noch mehr aber die herzzerreißende Betrachtung über den Verfall menſchlicher Größe.

»Ach! welch ein Heldenherz haſt du zerknickt!«

ruft ſie gleich anfangs aus, und dann:

»O hätt'ſt du nimmer, nimmer ihn verdammt! —«

Er fleht um Gnade? —

fragt der Churfürſt —

Nun denn, beym Gott des Himmels und der Erde,
So faſſe Muth, mein Kind, ſo iſt er frey! —

Der entſchloſſene, weiſe Mann wankt aber nicht. Er faßt den geſunknen Helden bey dem angebornen Ehrgefühl. Den Begnadigungsbrief überbringt Natalie dem Gefangenen ſelbſt. Er lieſt, überlegt, fühlt den fein verſteckten Vorwurf, die zwiefache Demüthigung, ſein eignes Unrecht und die Größe ſeines gerechten Herrn. Die Heldenflamme lodert aus dem Dunkel des Grabes wieder auf, er verwirft die Gnade um ſolchen Preis, ruhig und beſonnen weiht er ſich dem Tode. Nun erſt bewundert ihn Natalie, nun iſt ſein Heroismus größer und edler als im Gewühl der wilden Schlacht. Und immer feſter und entſchloßner richtet er ſich auf, bis er im letzten Aufzug unter den verſammelten Offizieren wieder auftritt, die an der Spitze des zu ſeinen Gunſten eingerückten Regiments, das durch ſeine Wortführer Gnade für den allgeliebten Helden fleht, dem Churfürſten ihre Entſchuldigungsgründe, wie im weiſen Rath der Griechen vor Troja, darlegen. Mit majeſtätiſcher Würde weiſt Friedrich Wilhelm ſie zurück, nichts bringt ihn zum Wanken, als ſein eigner Entſchluß, der vorbereitet wird durch des Grafen Heinrich Erwähnung der Gartenſcene, deren Erſcheinungen Arthurs Gemüth in Verwirrung gebracht und ſeine Verwegenheit gereizt haben. Durch dieſe Wendung ſchließt nun das Ende dichteriſch an den Anfang ſich. Mit voller Hingebung tritt der Verurtheilte auf denſelben Platz, wo er unlängſt ſo lieblich träumte, mit verbundnen Augen, noch immer träumend, doch mit der Beruhigung, daß Natalie nicht als Preis des Friedens aufgeopfert wird.' Da nimmt man ihm die Binde ab und das Schattenbild der Nacht ſtellt ſich im Glanz der Wahrheit vor ihm dar, die ganze Handlung wird in das Reich der Wunder aufgerückt. Die Trompeten ſchmettern, das Kriegsgefild eröffnet ſich von neuem, und Arthur wird ſich als Held bewähren.

Das Schauſpiel iſt im höchſten Grade einfach, edel, reich an Sinn und im Styl der großen Tragöden geſchrieben. Die Sprache iſt natürlich, aber kräftig, die Verſe ſind aber zuweilen etwas rauh, dafür aber wieder ſchwülſtig noch geziert. Woher kam es denn, daß ſelbſt Leute, die ſonſt begierig nach ſüßen Floskeln haſchen, jetzt laut und recht prahleriſch überlaut bey Stellen, wie folgende, lachten:

»Hätt'ſt du zwey Flügel, Jungfrau, an den Schultern,
Für einen Engel, wahrlich, hielt' ich dich. —«

Und ferner:

»O dieſer Fehltritt, blond, mit blauen Augen. —«

Hat man denn ſchon ſonſt gelacht, wenn der große Held Rolla bey der Sonne ſchwört, mit Gefahr ſeines Lebens einer verwelkten Blume nachzuſpringen, die Cora ins Waſſer werfen würde? — Daß ſo etwas die Menge befremdet, kann uns nicht befremden; daß aber Tonangeber, die ſich zum Kunſtrichteramt berufen glauben, ſo wenig Beſonnenheit hatten, den weiſen Spruch Sirachs nicht erſt zu beherzigen, bevor ſie ſich dem Gelächter ſelbſt, wiewohl dem beſcheidenen, ſtillern, Preis gaben, das iſt ein Räthſel, deſſen Löſung wir ihrem eignen Nachdenken überlaſſen wollen.

Die Muſik, das Koſtüm und die Dekorationen, Alles vereinigte ſich, das Drama auf eine würdige Weiſe darzuſtellen.

Im Churfürſten ſahen wir zwey Schauſpieler mit einander wetteifern. Der eine hob die weichere Seite des Charakters mehr hervor, der zweyte die männliche. Wenn Beyder Leiſtungen vereinigt würden, ſo bliebe wenig oder nichts zu wünſchen übrig.

Der Churfürſtinn ſtand in ihrer vollen Würde nur etwas von der Manier der

Schauſpielerinn zuweilen noch im Wege. Sehr reizend erhob ſich **Natalia** ihr gegenüber; was ſie ſprach, klang jedoch mehr angenehm, als es ins Herz zu dringen vermochte. Daß die Schuld nicht größtentheils der Zuſchauer war, läßt ſich kaum bezweifeln. Die ſichere Haltung der Schauſpielerinn bey der geringen Theilnahme am erſten Abend erregte Verwunderung.

Der Prinz iſt ein ſehr gemiſchter Charakter. Anfang und Ende, auch die Monologen, gelangen glücklich. In den Hauptſituationen war Manches ſchwächer gehalten. In der erſten Vorſtellung wurde der Schauſpieler von einer merklichen Heiſerkeit gehindert.

Eine ganz gerundete, in ſich ſelbſt geſchloſſene Darſtellung war die des alten **Kottwitz**, der, obgleich nur untergeordnet in die Handlung greifend, doch ſo bedeutend hervortritt, und hier eben ſo ſehr in ſeiner militäriſchen Jovialität, wie durch die rührende, würdevolle Ergebenheit gegen den Fürſten hinriß.

Graf **Heinrich**, der Anfangs etwas zweydeutig erſcheint, wurde im rechten Ton gegriffen.

Die Zuſchauer waren in der zweyten Vorſtellung gefaßter und beſonnener, weil die Lermſchläger und Lautlacher, die ſich damit brüſten wollten, daß ſie bis an die höchſten Stücke ragten, das wunderliche Stück ſeinem Schickſal überlaſſen hatten — zum größten Glück!

Theatraliſcher Anzeiger. Drey theatraliſche Neuigkeiten, in **Paris** gegeben, haben ſämmtlich Beyfall gehabt. 1) Jean-sans-peur, Trauerſpiel in fünf Akten, von **Liadieres** (im second Théâtre-français). Der Mord des Herzogs von **Orleans** durch ſeinen Vetter, den Herzog von **Burgund**, iſt der Stoff desſelben. Die erſten beyden Akte hatten minder gefallen, allein die Schönheiten der letzten drey Akte verſichern dem Stücke viele zahlreich beſuchte Vorſtellungen. 2) l'Amour au village, eine Ballet-Pantomime (in der Porte-Saint-Martin.) Ein alter Amtmann, der mit dem kleinen Liebesgotte nichts mehr gemein haben kann, hat ſich unterſtanden, denſelben in die Acht zu erklären. **Amor** darüber erboßt, beſchließt ſich zu rächen. Er zieht **Zephyr** und **Flora** in ſein Vertrauen, und alle drey ſteigen vom **Olymp** in das Dörfchen herab, aus welchem die Liebe verbannt iſt. **Zephyr** und **Flora**, als Schäfer und Schäferinn, verrücken bald allen Dorfbewohnern die Köpfe. Endlich wird **Amor** erkannt und von dem Alten verfolgt, er voltigirt aber über das Dorf weg, welches Gelegenheit zu einer Jagd ganz neuer und lächerlicher Art gibt. 3) Le Temple de la mort, ou Ogier-le-Danois (im Panorama dramatique). Dieſes Prunkſtück zieht ganz **Paris** an. Dekorationen, Koſtüme, Schauſpieler und Tänzer, Alles iſt neu darin. Ein Gefecht, von Kindern aufgeführt, hat den ausgezeichnetſten Beyfall erhalten.

Roſſini's Gazza ladra hat auch in **Paris** Furore gemacht. Die Einnahme (zum Benefice der Madame **Fodor**) betrug 10,000 Franken.

Der Obriſt, Luſtſpiel in einem Akt von **Scribe**, welches in **Paris** noch immer ſo viel Glück macht, und auch in der deutſchen Bearbeitung auf den Bühnen von **Berlin** und **Dresden** gleichen Beyfall erhält, wird nächſtens auf dem k. k. Hoftheater erſcheinen. Mad. **Löwe** iſt im Beſitz der Hauptrolle, und wird darin gewiß neuerdings zu glänzen Gelegenheit finden.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der **Carl Gerold**'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625), wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 11 fl. W.W. halbj.— Beyträge beliebe man dem Redacteur (**J. F. Caſtelli**) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Conversationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

83.

(Wien, Mittwoch den 17. Oktober.)

Ontologiſche Neuigkeiten.

Von A. Rittig v. Flammenſtern.

XXXI.

Daß die Umgegend von Baden in N. Ö. dem Botaniker und Mineralogen und, was vorzugsweiſe das Gebieth der Reptilien und der Entomologie betrifft, auch dem Zoologen eine Ausbeute liefert, die, wenn ſie zu einer Naturalien-Sammlung benützt wird, dieſe ungemein reichhaltig machen muß, dürfte Jedem bekannt ſeyn, der in unſerm Kaiſerſtaate der Natur befreundet lebt. Nicht ſo allgemein bekannt iſt es aber, daß Baden einen Mann in ſich ſchließt, der mit einer glühenden Vorliebe für die Naturkunde und der nöthigen Sachkenntniß den ſeltenſten Fleiß, einen raſtloſen Eifer und die unermüdetſte Thätigkeit verbindet, um ein naturhiſtoriſches Muſeum aufzuſtellen, das alles umfaſſen ſoll, und großentheils ſchon umfaſſet, was vorzugsweiſe der öſterreichiſche Kaiſerſtaat, insbeſondere aber Baden und die herrliche Umgebung im Gebiethe der drey Reiche der Natur nur immer Bemerkenswerthes und Vorſpringendes liefert. Dieſer ſeltene Mann iſt der zu Baden etablirte Herr Anton Rollet, Wundarzt daſelbſt, und Mitglied der k. k. Landwirthſchaftsgeſellſchaft in Wien, auch dem literariſchen Publikum als Schriftſteller bereits vortheilhaft bekannt. Ein hoher Mäcen hatte die Gnade, mich auf dieſe merkwürdige Sammlung aufmerkſam zu machen; zugleich erfuhr ich aber auch, daß man Herrn Rollet, wegen ſeiner ausgebreiteten Praxis im Berufsfache, nur Abends gegen ſechs Uhr, umgeben von ſeinen Naturſchätzen, treffen könne. Ich wählte daher am 25. Auguſt d. J. in Geſellſchaft eines Verehrers der Natur und ihrer Wunder dieſe Stunde, und wurde gleich am Eintritt ſowohl durch das gefällige Entgegenkommen des Herrn Rollet, als durch den mir ins Auge ſpringenden Sachreichthum des Muſeums, ſo wie durch die zufällige Anweſenheit eines vieljährigen, lange nicht geſehenen Freundes, des Dr. Martini und ſeiner liebenswürdigen Gattinn, auf das Angenehmſte überraſcht. Rollet zeigte eben meinem alten Freunde ſeine reichhaltige Conchilien-Sammlung, unter

Vierter Auftritt.

Sorgen. Sophie.

Sophie.

Wie ſehr Sie von allen Ihren Unterthanen geliebt werden, mein Vater! — Sie ſind recht glücklich.

Sorgen.

Auch du verdienſt, dieſes Glück kennen zu lernen; auch du wirſt geliebt, freylich ein wenig anders, und ein wenig feuriger, als ich, von meinen Bauern.

Sophie.

Ich wünſche mir keine andere Liebe, als die Ihrige.

Sorgen.

So? du kennſt alſo noch keine andere Liebe, als die kindliche? — Ah da iſt es Zeit, daß du lerneſt (ſieht in die Scene.) und ſieh einmal, da ſeh' ich eben einen jungen Mann auf uns zukommen, der vor Begierde brennt, dir Lectionen zu geben.

Fünfter Auftritt.

Firnſtein. Die Vorigen.

Terzett.

Sorgen.

Du kömmſt gerade, wie gerufen,
Komm nur herbey,

der ich herrliche Exemplare der Venusmuſchel, Klaffmuſchel — auch unſere Mya margaritifera aus der Moldau findet ſich hier — Herzmuſchel, Bohrmuſchel, Klappermuſchel, der Arche, der Mondſchnecke, des Meerzahn u. dgl. m. erblickte; dann ging er zu ſeiner Petrefakten-Sammlung über, die um ſo bemerkenswerther iſt, da ſie im Weſentlichen nur aus ſolchen Verſteinerungen beſteht, die in der Umgegend von Baden aufgefunden wurden. Rollet gab uns in dieſer Hinſicht zur Schau mehrere Fragmente von Tetrapodolithen, als: Odontolithen, Oſteolithen und Ceratolithen, und an Conchiten, Cochlithen und Coraliolithen, mitunter manch wunderſchönes Exemplar von Ammoniten, Ammonshörner; Anomiten, Baſtardmuſcheln; Coni und Buccina, Kegelſchnecken und Kinkhörner, Dentaliten, Zahnmuſcheln; Echiniten, See-Jgel; Madreporiten, Sternkorale; Oſtraciten, Auſtern; Serpulen, Röhrenſchnecken; Turbiten, Schraubenſchnecken u. a. m. Dann mehrere verſteinerte Holzarten, und einige herrliche Dendroliten. Man würde es kaum glauben, daß ſich hier ſo viele Verſteinerungen vorfinden können, wenn man nicht wüßte, daß das ganze Gebirg um Baden aus Kalktuffſtein, Kalkbreccie, feſtem, grauen oder röthlichen Kalkſtein, Thonſchiefer und verwittertem lockeren Kalkſtein beſteht, in und unter welchen Steinarten oft ganze Neſter von Conchiten, Cochlithen ꝛc. ſtreifen. Das Beſchauen dieſer intereſſanten Petrefakten-Sammlung hielt mich zu lange auf, um auch deſſen eigentliche Mineralien-Sammlung — die aus 6000 Stück beſtehen ſoll, im Detail durchzugehen. Auch hierzu lieferte die Umgegend von Baden eine reiche Ausbeute, wie den Freunden der Mineralogie durch Stütz, Schenk, Schultes, Rollet und neuerlich durch den Grafen Raſumovsky im Wege der Publicität bekannt wurde. Eben ſo flüchtig, wie über die Mineralien-Sammlung, mußten wir auch, wollten wir ja noch alles, was zu ſchauen war, am Tage beſehen, über ſeine Präparaten-Sammlung der vergleichenden Anatomie, ſo wie über deſſen zoologiſche Sammlung hinwegeilen. Baden lieferte hier für die Abtheilung der Reptilien prächtige Exemplare, da ſich hier an Schlangen und Nattern folgende einheimiſch finden: Anguis fragilis; Coluber Aesculapii — (ein lebendes Exemplar der Äskulaps-Schlange, das beynahe ſechs Fuß lang iſt, befindet ſich ſeit zwölf Jahren in der Sammlung lebendiger Reptilien meines Freundes von Treuenſtein; Conv. Bl. Nr. 4, 1821); — Coluber Austriacus; C. natrix, C. tessalatus etc.; und an Eidechſen: Salamandra maculata, S. palustris, S. taeniata; Lacerta viridis, L. variabilis, L. agilis, L. montana etc. Nun kamen wir zu ſeiner Flora von Baden, die über 1600 Pflanzenarten umfaßt. Sie iſt nach Linnée klaſſificirt, und mit einem raiſonirenden Katalog verſehen. Schon fing es an, mächtig dunkel zu werden, als uns Herr Rollet mehrere Käſtchen verbrachte, die — incredibile sed verum! — im niedlichſten Format, ein Fabriks-Produkten-Kabinett, ſowohl rohe Stoffe als Fabrikate, in ſich ſchließen. Manche Abtheilung iſt hier ſehr reichhaltig beſetzt, ſo z. B. die Papier-Stoffe und deren Fabrikate. Hier fiel mir insbeſondere die Sammlung der öſterreichiſchen Papiergelder auf, ſie iſt vom 15. July 1762 an chronologiſch geordnet, und es fehlt blos ein ſogenannter Mantuaner-Zettel, wie ſelbe während meiner Anweſenheit in Mantua im Verlauf der Belagerung vom September 1796 bis 4. Februar 1797, zur Abhülfe des eingetretenen Geldmangels, von dem hierzu authoriſirten Gouvernement ausgegeben wurden. Schon glaubten wir alles geſehen zu haben, als noch die Reihe an ſeine Kupferſtich-Sammlung kam, die nach den verſchiedenen Methoden der Kupferſtecherey geordnet iſt, und manch ſeltenes und köſtliches Blatt enthält. Im Zurückgehen durch die Zimmer machte uns der brave Mann noch auf eine Tiſchplatte aufmerkſam, die en mosaique eine vollſtändige Sammlung aller um Baden wachſenden Holzgattungen enthält. Auch erwähnte er einer Sammlung römiſcher Münzen, die er beſitze, und in und um Baden aufgefunden habe, die er aber, da es ſchon zu dunkel war, für heute nicht mehr zeigen könne. Aus allem dieſen werden meine Leſer erſehen, daß, wenn ſie nach Baden kommen, und Sinn für die Natur und ihre Schätze haben, es ſich wohl der Mühe lohnt, das naturhiſtoriſche Muſeum des Herrn Rollet in Augenſchein zu nehmen. Sollte ich aber noch einmahl Gelegenheit finden, Baden zu betreten, dann werde ich ſuchen, mehr Zeit als dieſes Mahl — eine Stunde — zur Beſchauung dieſer Herrlichkeiten zu gewinnen, und dann folgt auch ein näheres, beſchreibenderes Wort hierüber.

Herr Vicat hat die intereſſante Entdeckung gemacht, daß fein geſtoßener Thon, wenn er fünf oder ſechs Minuten auf einer bis zum Dunkelrothglühen erhitzten Eiſenplatte kalzinirt wird, ſich mit Kalk wie die beſte italieniſche Puzzolanerde verhält. Wird er aber ſtärker geglüht, ſo verliert er dieſe Eigenſchaften wieder.

Eine kleine, neuerlich im Buchhandel erſchienene Schrift: »Kurze Anweiſung zum Anbau der vorzüglichſten Öhltragenden Gewächſe, Nürnberg, 1821, 8., 51 S.«, dürfte, da ſie in gedrängter Kürze alles enthält, was man dem Landmann, um ihn zum Anbau der Öhlgewächſe aufzumuntern, ſagen kann, auch für unſere Ökonomen hier und da von Intereſſe ſeyn.

Der unermüdet thätige J. L. Leuchs in Nürnberg hat neuerlich wieder manchen Zweig der Ontologie mit einer gemeinnützigen Schrift bereichert. So erſchienen von ihm im vorigen Monat auf ein Mahl folgende Schriften im Buchhandel: Vollſtändige Anleitung zum Waſchen und Bleichen ꝛc, Nürnberg, 1821. 8. Anleitung zur Eingewöhnung und zum Anbau ausländiſcher Pflanzen. Nürnberg, 1821, m. K., eine gekrönte Preisſchrift. Darſtellung der neueſten Verbeſſerungen in der Verfertigung des Papieres. Nürnberg, 1821. 8. m. K., enthält auch die Anweiſung, Papier ohne Ende zu verfertigen; und: neueſtes Handbuch für Fabrikanten, Künſtler, Handwerker und Ökonomen. Nürnberg, 1821. 8. 7ter Band, auf das ich, ſeiner Reichhaltigkeit wegen, noch ein Mahl zurückkommen werde.

Die Maſchinen, deren man ſich bis jetzt im Allgemeinen zur Scherung wollener Tücher bedient, ſind bekanntlich ſo eingerichtet, daß dadurch die Tücher in transverſaler Richtung von einer Leiſte zur andern geſchoren werden. Nun hat aber Lewis eine verbeſſerte Scheermaſchine für wollene Tücher bekannt gegeben, die ſo konſtruirt iſt, daß durch ihre Wirkung ein Stück Tuch der Länge nach mit großer Genauigkeit, Geſchwindigkeit, und ohne den mindeſten Stilleſtand der Maſchine bis zur Vollendung des ganzen Stückes von einem Ende zum andern geſchoren wird. Durch Walzen wird bey dieſer Maſchine dem Tuche eine fortſchreitende Bewegung gegeben, und das Bett oder die Unterlage, welche dazu dient, um das Tuch gegen die feſtſtehende und hervorragende Scheerklinge zu preſſen, iſt ſo eingerichtet, daß die Linie oder Fläche der Unterlage immer ſo lang, als die Breite des Tuches es verlangt, ſeyn kann. Die effektive Länge der Klinge ſteht hier im gleichen Verhältniſſe mit der aktuellen Länge der Unterſtützung, welche durch das Bett oder die Betten gegeben wird. Übrigens iſt der kreisförmige Umlauf der Lewis'ſchen beweglichen oder laufenden Klingen, wenn die Maſchine arbeitet, ſehr geſchwind. Jene, die es intereſſirt, eine nähere Beſchreibung und genaue Zeichnung dieſer Maſchine zu erhalten, finden dieſe in dem ſo eben erſchienenen neunten Heft von Poppe's, Kuhn's und Baumgartner's Magazin der neueſten Erfindungen. Leipzig, 1821. 4.

Unter dem Titel: Neueſte Entdeckungen beym Firnißſieden der Buchdrucker, oder die Firnißblaſe mit einer Ableitungsröhre, Bern, 1821, hat Herr L. A. Haller die von ihm ſeit fünf und zwanzig Jahren beym Firnißſieden gemachten Erfahrungen bekannt gegeben, die ſich im Weſentlichen darauf beſchränken, daß man mit der von ihm erprobten, mit einer Ableitungsröhre verſehenen Firnißblaſe bey gehöriger Vorſicht weder Gefahr noch Verluſt beym Firnißſieden mehr zu beſorgen habe. Da dieſem Büchelchen, das hier im Buchhandel nur 24 kr. C. M. koſtet, eine genaue lithographirte Abbildung der verbeſſerten Haller'ſchen Firnißblaſe mit der Ableitungsröhre und dem ganzen übrigen Apparat beygefüget iſt, ſo wäre es unnöthig, hier mehr hierüber zu ſagen. Nur ungerügt kann ich nicht laſſen, daß der Abbildung des Apparats der dazu gehörige Maßſtab fehlt. Halbe Mittheilungen haben auch nur halben Werth.

Von den Materialien zur Phytologie (der Wiſſenſchaft vom Pflanzenreichs-Organismus), herausgegeben von Dr. Ferdinand Runge; auch unter dem Titel: Neueſte Phytochemiſche Entdeckungen zur Begründung einer wiſſenſchaftlichen Phytochemie (Pflanzenſtoffwiſſenſchaft) iſt nun nach Verlauf eines Jahres endlich die zweyte Lieferung, Berlin, 1821, bey Reimer, erſchienen. Von dem Reichthum neuer Anſichten ꝛc., den auch dieſe Lieferung darbietet, hebe ich vorzugsweiſe die Reſultate aus, die ſich dem Herausgeber und ſeinen Mitarbeitern im Allgemeinen gegen die angenommene Exiſtenz des Extraktivſtoffes — ein Beſtandtheil der meiſten Pflanzen — ergaben. Hiernach wäre denn a) dasjenige, was man Extraktivſtoff nennt, und als einen Beſtandtheil der meiſten Pflanzen aufführt, nichts Einfaches, ſondern ein Gemiſch mehrerer, näherer Pflanzenbeſtandtheile (Pflanzenſalze), und zwar von an ſich im Waſſer löslichen und in demſelben unlöslichen, deren Vereinigung durch das primäre Ausziehen mit Waſſer zu Stande gebracht wird; b) ſein Unlöslichwerden durch öfteres Verdunſten der wäſſerigen Löſung und Wiederlöſen iſt keineswegs in allen Fällen die Folge einer ſtattfindenden Oxydirung, ſondern meiſtentheils eine durch dieſe Verfahrungsarten herbeygeführte Zerlegung dieſes Pflanzenſtoffgemiſches in lösliche und unlösliche Verbindungen; c) die Unterſcheidung bittrer, ſcharfer, narkotiſcher ꝛc. Extraktivſtoffe fällt, abgeſehen von anderweitig ſich ergebenden Gründen, darum ganz weg, weil das Bittre, Scharfe, Narkotiſche ſich in den allermeiſten Fällen im Äther und abſoluten Alkohol oder einem Gemiſch von beyden löſt, was bekanntlich als eine, dieſen Extraktivſtoffen mangelnde Eigenſchaft angegeben wird, die nur im Weingeiſt und Waſſer lösbar ſeyn ſollen. Es iſt zwar allerdings in dieſen bittern, ſcharfen und narkotiſchen Pflanzen ein Stoff vorhanden, der ſich nicht in Äther und Alkohol, wohl aber in Waſſer und Weingeiſt löſt, allein dieſer iſt weder bitter, ſcharf noch narkotiſch; d) Zerfallen die den ſogenannten Extraktivſtoff zuſammenſetzenden Stoffe (Pflanzenſalze) durch die Präcipitationsmethode in Baſe und Säure. Hier iſt nun dem Herausgeber und ſeinen Mitarbeitern, nach ihrer Angabe, ein großes Feld von Entdeckungen aufgegangen, und es hat ſich ihnen unter anderen ergeben, daß das Bittre der Quassia, Gentiana, Cent. min., Menyanth. trifol., Tumar, Polygala, Columbo, Angustura vera, Simaruba, Absinth., Colocynth., Scilla etc. dann das Scharfe des Pfeffers, des Senfs, des Helleborus, der Gratiola, Anagallis, Senna, Pulsatilla, des Chelidon., der Jacea, des Euphorbimus etc.; ſo wie das Kratzende der Senega, Saponaria, Arnica etc.; und endlich das Narkotiſche der Nicotiana, des Solanum, des Ledum, Digitalis, Lolium (temul.), Conium, Secale cornutum etc. abhängig ſey von eigenthümlichen, in ihnen enthalten ſeyenden Pflanzenbaſen, denen eine eigenthümliche Säure gegenüber ſteht, womit dieſelben zu einem natürlichen Pflanzenſalz vereinigt ſind. Demnach ſind dieſe Herren nun in der vollen Überzeugung, daß dieſe Thatſachen, die ſich mit der Annahme eines Extraktivſtoffes nicht mehr vertragen, nun ſeinen völligen Untergang bereiten. Was die Darſtellung dieſer Baſen betrifft, ſo ſind hier zwey Hauptregeln feſtgeſtellt, die ſich auf die vorläufige Erforſchung: ob die Baſe für ſich im Waſſer löslich oder unlöslich ſey, gründet; nämlich: a) wenn die Baſe auch im ſäurefreyen Zuſtande im Waſſer mit Leichtigkeit löslich iſt, ſo wende man doch zur Abſcheidung der ſie neutraliſirenden Pflanzenſäure ein (Mineral-) Salz an, das eine Säure enthält, welche mit andern (Mineral-) Baſen eine in Alkohol oder Äther unlösliche Verbindung gibt, ſo, daß die in dieſem Falle durch doppelte Wahlverwandtſchaft entſtehende mineralſaure Pflanzenbaſe durch Zuſatz einer andern Mineralbaſe abgeſchieden wird, und nun durch Alkohol oder Äther zu trennen iſt; und b) wenn dagegen die Pflanzenbaſe im ſäurefreyen Zuſtande im Waſſer ſchwer- oder unlöslich iſt: ſo ſcheide man auch erſt die ſie neutraliſirende Pflanzenſäure, und zwar durch ein Salz mit Mineralbaſe, das eine Säure enthält, welche mit der Pflanzenbaſe eine leicht lösliche Verbindung gibt, und durch eine Mineralbaſe, z. B. Natron, Baryt ꝛc., ganz von derſelben geſchieden werden kann, ſo daß beym Präcipitiren keine baſiſche Verbindung niederfällt. Hier ſind eſſigſaure Salze, nahmentlich das eſſigſaure Bley, ſehr zweckmäßig, indem die eſſigſaure Pflanzenbaſe durch ſtärkere Mineralbaſen leicht vollkommen zerlegt wird. Iſt die gefällte Pflanzenbaſe leicht in Äther löslich, ſo iſt man des Ausſüßens des Niederſchlags uberhoben, indem man ihn dann nur durch ſtarkes Preſſen zwiſchen Papier zu trocknen und mit Äther zu behandeln braucht. Die engen Gränzen, die ich mir hier vorgezeichnet habe, geſtatten mir nicht, auch noch hieruber die in dieſem intereſſanten Buche enthaltenen erläuternden Beyſpiele anzuführen. Den Wißbegierigen hinzudeuten auf alles Treffliche und Neue, dieß iſt bloß mein Zweck.

Heine's Orthopädiſches Inſtitut in Würzburg iſt beſonders in neueſter Zeit ſehr viel beſprochen worden, daher durfte es manchen meiner Leſer angenehm ſeyn, den eigentlichen Wirkungskreis dieſes für die leidende Menſchheit ſo wichtigen Inſtituts, ſo wie die Reſultate, die bis jetzt aus den im Inſtitute behandelten Fällen hervorgehen, hier näher bezeichnet zu finden. Bekanntlich entſprang dieſes Inſtitut aus der vortheilhaften Verbindung, welche die Kunſt des Mechanikers mit der Wiſſenſchaft des Wundarztes eingeht; die Behandlung aller Verkrümmungszuſtände iſt daher der eigentliche Wirkungskreis dieſes Inſtituts. Somit gehört zur Behandlung hieher: der ſchiefe Hals, wo der Kopf auf die Seite gedreht und geneigt iſt; die Seitenkrümmungen des Rückgrathes, wo die Krümmung in der Ebene der Querfortſätze liegt; die Rückwärtskrümmungen des Rückgrathes, oder eigentliche Buckel oder Höcker, wo die Krümmung in der Ebene der Dornfortſätze liegt, und die Convexität des Bogens an eben dieſen Fortſätzen hinläuft; die Vorwärtskrümmungen des Rückgrathes, wo die Krümmung in der Ebene der Dornfortſätze liegt, aber ihre Convexität an den Körpern der Wirbelbeine hinläuft; die Abweichung der Rippen und Schlüſſelbeine von ihrer normalen Lage und Verbindung; Verunſtaltungen, welche durch normwidrige Verkurzung der Muskeln um die Hüfte verurſacht werden; Deformität aus Schwäche des Rückgrathes. Dann an den obern Extremitäten: normwidrige Verziehungen des Oberarms in den Gelenken; normwidrige Lage und Verbindung der Handwurzelknochen — Klumphand — der Finger; Fehler in der Extenſion oder Flexion, Krümmungen des Oberarmbeines und der Vorderarmbeine. Ferner an den untern Extremitäten: Fehlerhafte Flexion des Oberſchenkels, wo der Oberſchenkel gegen den Rumpf gezogen erſcheint; fehlerhafte Abduktion der Oberſchenkel, wo der eine Oberſchenkel ſich dem andern nähert; Fehler in der Rotation des Schenkels, wo der ganze Schenkel eine ſolche Richtung erhält, daß die Fußſpitze widernatürlich ein- oder auswärts ſteht; fehlerhafte

Flexion des Unterſchenkels, wo die Wade ſich der hintern Fläche des Oberſchenkels nähert; widernatürlich gebogene Knie, in wie fern ſie ſich einander widernaturlich nähern oder von einander entfernen; Klumpfuß einwärts, Klumpfuß auswärts; Plattfuß; Pferdefuß — Hippopus — von verkürzter Achillesſehne; Krümmungen des Schenkel-, Schien- und Wadenbeins; und endlich Mißgeſtaltungen der Gelenke an den untern Extremitäten, in wie fern ſie von Schwäche verurſacht werden. Alle die hier verzeichneten Übel werden in dieſem Inſtitute nicht nur in ihrem reinen und getrennten Zuſtande, ſo wie ſie ſelten vorkommen, ſondern auch in ihren mannigfaltigſten Komplikationen und Verbindungen untereinander, welches die gemeinſten und häufigſten Fälle ſind, behandelt. Was die Reſultate betrifft, die aus den bis jetzt im Inſtitute behandelten Fällen hervorgehen, ſo ſind ſelbe folgende: Verkrümmungen des Rückgrathes werden viele ganz gehoben, andere viel gebeſſert oder ganz unmerklich gemacht. Nur in ſolchen Fällen iſt eine gänzliche Kur nicht zu erwarten, wo mangelnde, luxirende oder anchylotiſch verwachſene Knochenſtücke das Übel bewirken, oder wo das ſchon zu weit vorgerückte Alter die Theile ſchon ausgebildet, verhärtet, und zur Umformung ungeſchickt gemacht hat. Alle Verkrümmungen der Extremitäten, als Fehler in der Flexion, Extenſion, Adduction, Rotation, Pronation, Supination können gehoben werden; Klumpfüße aller Art, ſo wie Pferd- und Plattfüße können mit Zuverläßigkeit gehoben werden. Verkrümmungen der Röhrenknochen ſind jedoch nur dann zu heben, wenn der Knochen denjenigen Grad der Ausbildung noch nicht erreicht hat, wo er ganz verhärtet. Wer mehr über dieſes Inſtitut leſen will, beliebe Heine's Nachricht vom gegenwärtigen Stande des orthopädiſchen Inſtituts in Würzburg, 1821, 4., zu durchſehen.

Wie hier bekannt, hat am 8. Septb. d. J., am Tage Maria Geburt, das Gnadenbild zu Maria-Zell zwey goldene Kronen verehrt erhalten. Bevor nun dieſe beyden goldenen Kronen, welche der hochverehrte Fürſt Primas von Ungarn, Alexánder Rudnay von Rudno und Divek-Ujfalu, im religiöſen Sinne durch den hieſigen bürgerlichen Gold- und Silberarbeiter, Joſeph Kern, verfertigen ließ, dahin abgeſendet wurden, hatte ich — am 4. September — Gelegenheit, ſelbe hier zu ſehen, und ich glaube es dem inländiſchen Kunſtfleiße ſchuldig zu ſeyn, das Publikum auf die meiſterhafte Bearbeitung dieſer beyden Kronen aufmerkſam zu machen. Die größere dieſer Kronen — für die heilige Maria — iſt 83 Dukaten in Golde ſchwer; die kleinere — für das Jeſuskind — 30 Dukaten. Erſtere hat zur Höhe 6 Zoll, und im Durchmeſſer 5 Zoll; letztere zur Höhe 4 Zoll, und im Durchmeſſer 3 Zoll, Beyde Kronen ſind von getriebener Arbeit, und die Marienkrone aus acht — die andere aber aus ſechs mit Laubwerk, Muſcheln und Roſetten überſäeten Spangen gebildet. Als Schmuck ſind auf beyden Kronen 51 Diamanten — Rauten — und 115 Türkiſen, Amethyſten und Smaragden, ſo wie unter dem oberſten kleinen Kreuz jeder Krone eine Kugel von Lapis lazuli

— Laſurſtein — ſehr effektreich angebracht. Doch werden dieſe Edelſteine in der Nähe von der trefflichen Arbeit des Künſtlers weit überſtrahlet. Das an die Wölbung jeder Krone anſtoßende erſte Band, wird durch eine durchbrochene Guirlande gebildet; das nächſtfolgende iſt flach, reich mit Diamanten beſetzt, und das unterſte Band enthält die chronographiſche, die Jahreszahl 1821 in ſich faſſende Inſchrift, und zwar jene ad Coronam Magnae Matris: »regInae hVngarIae, fontI gratIarVM CeLLensI prInCeps à rVDna,« und jene ad Coronam Jesuli: »Verbo InCarnato, regIqVe, hoMInIqVe DeoqVe In pIgnVs perennIs serVItVtIs, gratIqVe sensVs arChI praesVL strIgonIensIs In hVngarIa.« Die Schrift iſt von dem Graveur Steindl ſehr rein geſtochen, was insbeſondere bey der kleinen Krone belobenswerth iſt, da hier der gedrängte Raum kaum Platz für die Schrift darbot, weßwegen ſie auch durch die Punzirung etwas gelitten hat. Da, wie mir Herr Kern ſagte, ihm zu dieſer Arbeit ſowohl der Entwurf als die Ausführung ganz allein überlaſſen wurde, ſo liefern dieſe beyden von ihm verfertigten Kronen den evidenten Beweis ſeiner Genialität im Kunſtſache, ſeines geläuterten Geſchmacks, und ſeiner theoretiſch-praktiſchen Kunſtfertigkeit.

◆

In Beziehung auf: »Mariä Krönung und die Wunder des heiligen Dominicus, nach Johann von Fieſole, in funfzehn Blättern, gezeichnet von Wilhelm Ternite. Nebſt einer Nachricht vom Leben des Mahlers und Erklärung des Gemähldes, von August Wilhelm von Schlegel. Paris, in der griechiſch-lateiniſch-deutſchen Buchhandlung, 1817.«

Einige Fragen von Friedrich Wähner.

(Fortſetzung von Nr. 81.)

Ferner heißt es: »Die Glorie erſcheint nicht als ein ſchmaler ätheriſcher Lichtkreis, der die Scheitel wagrecht oder ſchräg umgibt, ſich mit dem Haupte bewegt, und alſo auch den gleichen Verkürzungen, wie alles übrige ſichtbare, unterworfen iſt; ſondern wie auch die Köpfe vorwärts, rückwärts oder ſeitwärts geneigt ſeyn mögen, der Heiligenſchein ſteht immer ſenkrecht.« Möchte doch hier jede Frage ganz beſonders den Ton der Beſcheidenheit annehmen, den ich über ſämmtliche Zweifel verbreitet zu haben wünſche. Gegen pochendes Unverdienſt iſt dagegen der unbeſcheidene Ton eben der rechte.

Gilt die ſenkrechte Stellung nicht als ein Zeichen der feſten, unerſchütterlichen Ruhe? Warum legen wir ihr in den Heiligenſcheinen nicht dieſelbe Bedeutung bey, auf welche außerdem die ganze äußere Haltung der Theilnehmenden hinweiſt, denn alle Perſonen ſtehen in dem Hauptbilde gegen Maria und den ſie krönenden Erlöſer, wie Bäume des Paradieſes mit leiſe wehenden Wipfeln an den Strömen des Lebens. Eine veränderte, und nach Umſtänden verkürzte Form könnte leicht in die Feyer der gläubigen Hingebung einen Anſtrich kleiner, unruhiger Geſchäftigkeit bringen, indem die Glorie ſich hier und da mehr der Bewegung einer Flamme näherte, anſtatt wie jetzt im ſtehenden Kreiſe das Sinnbild jeder Vollendung auszudrücken.

Die angegebene ſenkrechte Richtung der Heiligenſcheine gibt noch zu einer andern Bemerkung Anlaß. Indem der Heiligenſchein auf dieſe Weiſe überall eine vollkommene Rundung zeigt, ſtellen die ausgehenden Strahlen die gleiche, ununterbrochene, nach allen Seiten ins Unendliche dringende Wirkſamkeit der göttlichen Segenskraft ſanft erinnernd dar. Dadurch entſteht eine Fülle und Gegenwart himmliſcher Mittheilungen, die ungeachtet der ſichtbaren Begrenzung das Ganze umfließt und durchſtrömt.

Für den vollkommenern Genuß der Darſtellung iſt noch ein letzter Punkt zu beachten. Es iſt bekannt, daß die Linie eines Bergrückens in ihren mannigfaltigen Biegungen mit einer beſonders angenehmen Deutlichkeit hervortritt, wenn irgend eine fortlaufende, feſte Richtung unterwärts einſchneidet. Das Auge bezieht die geringſten Abweichungen auf dieſe ſcheinbare Baſis, wie auf einen Maßſtab. Etwas Ähnliches geſchieht mit den kreisrunden Heiligenſcheinen, indem ſie gleichfalls durch den Gegenſatz der ſchärfſten Vollendung die eigenthümliche Form der Köpfe lebhafter ins Licht ſetzen. Es wäre lächerlich, behaupten zu wollen, Fieſole habe bey dieſer Darſtellungsweiſe den angegebenen Vortheil als Zweck verfolgt; aber daß die Wirkung deſſelben nicht in ſeine Empfindung mit geheimer Begünſtigung eingefloſſen ſey, wird aus Gründen nicht leicht Jemand läugnen.

Noch weiter hin: »Der Künſtler hat durchaus die Kraft der Wiederſcheine nicht gekannt, oder ſie wenigſtens nicht in ſeine Nachahmung aufgenommen. Die verſchiedenen Farben der Gewänder ſtehen neben einander, ohne von ihren Umgebungen Einflüſſe zu empfangen, oder ſie ihnen zurückzugeben. Sie behaupten ſich überall in ihrer Reinheit: die Schatten ſind nicht durch Trübung, durch Verſetzung mit Schwarz oder Braun hervorgebracht, ſondern bloß durch Verdickung deſſelben Pigments. Die ſtärkſten Lichter ſind mit Weiß aufgehöht, aber, um alle Härte zu vermeiden, iſt dieſes Weiß mit äußerſt feinen Pinſelſtrichen wie ſchraffirt aufgetragen.«

Kolorit und Helldunkel ſind in den Produktionen des großen Styls nicht ſo nothwendig, als in den kleinern Werken, die weniger den Geiſt als den Sinn anſprechen, ſage ich mit Fernow darauf zuerſt im Allgemeinen. Die Kraft der Wiederſcheine, als ein Theil der feinſten Technik, liegt darin mit eingeſchloſſen. Man wird dieſe Erklärung hoffentlich nicht ſo auslegen, als ſollte ſie den Mahler unſerer Tage von dieſer Pflicht der ſtrengern Ausübung frey ſprechen. Indeſſen geſchieht es oft in der Kunſt, daß eine glückliche Natur durch die allgemeine Gunſt der Zeit in ſich alle weſentlichen Dinge bey einander findet, die zu einer vorzüglichen Schöpfung gehören, wogegen die einzelnen kleinern Unvollkommenheiten, die auch eine mittelmäßige Nachkommenſchaft ohne beſondere Mühe vermeidet, völlig zu Nichts werden, und das Werk im geſchichtlichen Sinne eher heben als herabſetzen. Es verhält ſich ungefähr mit dieſen Arbeiten, wie mit den Anſtrengungen, die jugendliche Völker ohne die erleichternde Kenntniß mechaniſcher Hülfskräfte einzig und allein durch den tapfern Gebrauch ihres Lebens beſtehen. Man betrachte von dieſer Seite unſer Bild, und es gewähret eine neue Anſicht. Wir erblicken darauf den Kampf des Genius mit der äußern Beſchränktheit der Kunſt; der Mahler erſcheint als eine Art von Prometheus, der deſto tiefer aus dem innern Bildungstriebe ſchöpfen muß, je weniger er auf Vorgänger oder Bundesgenoſſen rechnen kann. Dieſe Stellung haucht jedem Werke der Art eine unwiderſtehlich reizende Originalität ein, die ſpäter bey der Ausbildung der verſchiedenen praktiſchen Methoden in dem Maße gar nicht möglich iſt; es ſey denn, daß der Nachkomme über das Vorgefundene ebenfalls, wie der Vorgänger, mit neuer, kühner Erfindſamkeit hinausgeht. Bey jener angegebenen Hülfloſigkeit von außen kann es ſehr wohl Mängel geben, die wegen ihrer ſchönen Menſchlichkeit auf der andern Seite wieder Tugenden heißen dürfen. Dieſer Fall tritt ein bey der vermißten Kraft der Wiederſcheine. Entſteht nicht dadurch der angenehmſte Schein einer ausgezeichnet tiefen Perſönlichkeit des Bildes? Bekommen die einzelnen Geſtalten, indem ſie durch die Farbe weder Einflüſſe empfangen noch zurückgeben, nicht das Anſehen einer Unabhängigkeit, wie wir ſie in dem Reiche des Lichts nirgends finden? Iſt dieſe Freyheit von den Geſetzen der irdiſchen Weltordnung unpaſſend zu der Gemeinſchaft des Ganzen? Ich ſage nicht, daß der Mahler dieß und Ähnliches bey ſeiner Arbeit gedacht hat; ich behaupte nur, daß ſeine ſchöpferiſche Selbſtſtändigkeit nicht walten konnte, ohne überall auch unbewußt ihr Daſeyn zu verbreiten; ich geſtehe aber zugleich, daß dieſer helle Wiederſchein der Menſchheit den fehlenden Wiederſchein der Farbe für einen empfindenden Beſchauer leicht aufwieget.

(Schluß folgt.)

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Korreſpondenz.

Verehrteſter Herr! Indem ich mich beehre, Ihnen für die gefällige öffentliche Erwähnung des durch das Königlich Preußiſche hohe Miniſterium der geiſtlichen-, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten an mich erlaſſenen Rufes an das Gymnaſium zu Poſen hiermit verbindlichſt zu danken, ſehe ich mich veranlaßt, dieſe Nachricht dahin zu berichtigen, daß mir nicht die Profeſſur der Literatur des deutſchen Mittelalters, wohl aber jene der deutſchen Sprache und Literatur von der erwähnten hohen Stelle zugedacht ward. Mit der größten Hochachtung Dero ganz ergebenſter

Wien, den 8. Oktober 1821. **Julius Max Schottky.**

(Nekrolog.) Am 25. September d. J. ſtarb Leopold Chimani, Schullehrer von Langen-Enzersdorf in Öſterreich V. U. M. B., in dem 81ſten Jahre ſeines Alters plötzlich am Schlagfluſſe. Sechzig Jahre hatte er in der nämlichen Dorfſchule gelehrt, und nur zwey ältere Greiſe und eine Greiſinn im Orte haben ihn überlebt, die nicht ſeinen Unterricht in der Schule genoſſen haben. Alle übrigen Eingebornen im Dorfe, vom Großvater bis zum Enkel ſind von ihm unterrichtet worden. Von ſeinen achtzehn Kindern haben ihn fünf Söhne und zwey Töchter überlebt. Bey den geringen Einkünften des Schuldienſtes immer von einer zahlreichen Familie umgeben, und von Nahrungsſorgen gequält, hat der ſorgfältige Vater alle Mühe auf den erſten Unterricht ſeiner Söhne verwendet, und ihnen den Weg gebahnet, daß zwey derſelben ohne alle Geldunterſtützung von Seite der Ältern die Doktors-Würde erlangten, und fünf zu Staatsämtern befördert wurden, von denen der noch lebende älteſte Sohn als Jugendſchriftſteller bekannt iſt. Die zwey jüngſten Söhne haben ſich dem Lehramte gewidmet. Schon vor ſechs Jahren wurde der Ehrenmann wegen ſeiner langen Dienſtjahre, ſeiner eifrigen Verwendung im Unterrichte, und ſeiner oft werkthätig geäußerten patriotiſchen Geſinnungen von Seiner Majeſtät mit der kleinen goldenen Verdienſt-Medaille belohnt. Bis in ſein hohes Alter war er bey ſeinen wenig geſchwächten geiſtigen und körperlichen Kräften thätig, und wirkte durch Lehre und Beyſpiel Gutes bis ans Grab. Wahre, ungeheuchelte Frömmigkeit, ſtrenge Redlichkeit, echt deutſcher Biederſinn, nachgiebige Friedensliebe und Verträglichkeit, unbedingter Gehorſam gegen Vorgeſetzte, rege Dienſtfertigkeit gegen alle Dorfbewohner, Gleichmuth in allen Zufällen, und ein gerader, kindlich froher Sinn waren die Eigenſchaften, welche den braven Schulmann allen, die in näherer Berührung mit ihm ſtanden, lieb und werth machten. Ruhe ſey ſeiner Aſche!

Paris. Bey einer der letzteren Vorſtellungen des »Othello« gab einer der Zuſchauer allein ſtets ſeinen vollkommenſten Beyfall, und zuletzt konnte er ſeine Bewunderung ſo wenig mehr zurückhalten, daß er aufſprang und laut rief: »Es lebe Roſſini! Weg mit allen andern Componiſten! Für immer Roſſini!« Die Verſammlung ward aufmerkſam, und es ergab ſich, daß der Menſch nicht recht bey Verſtande war. Die Umſtehenden wurden durch dieſen Vorfall in zwey Parteyen getheilt. Ein Roſſiniſt meinte mit Stolz: »Es ſey doch gewiß der größte Triumph, daß die Muſik des ausgezeichnetſten Componiſten einen Zuhörer bis zum Kopfverdrehen entzücken könnte!« — Ein Mozartiſt aber entgegnete: »Es wäre ein eigener Umſtand, daß es auch in Charenton (der Anſtalt für Wahnſinnige) Roſſiniſten gäbe!«

Ludwig XI. führte zuerſt die Poſten ein. 230 Kouriere brachten, auf ſeine Koſten, ſeine Befehle und Verordnungen Tag und Nacht von Ort zu Ort. Privatleute konnten ſich dieſer Kourier-Pferde zum Reiſen bedienen, wenn ſie auf jede vier Meilen 10 Sous für das Pferd entrichteten. Auch die Briefe wurden durch dieſe Kouriere von Stadt zu Stadt weiter befördert.

Auf der Inſel Madagaskar hat man eine Art Probe-Gericht, das mit der Tanguin-Nuß entſchieden wird. Wer nämlich an ihrem Genuß ſtirbt, iſt der Schuldige. Selbſt die Konvulſionen des Sterbenden werden beobachtet. Ballt er eine Fauſt, ſo hat er wenigſtens fünf Menſchen umgebracht; ballt er beyde, ſo hat er zehen umgebracht.

In Tours gibt es nicht weniger als 1200 Engländer. Ihre Equipagen und Pferde ſind die Bewunderung der ganzen Umgebung, und Abends pflegen ſie ſich in der Loire zu baden, wobey ſie ein ganz neues Sicherheits-Manöver ausführen. Jeder Schwimmende hat nämlich eine ſchwimmende Laterne an ſich befeſtigt, die er nach ſich zieht, und die im Fall der Gefahr den Rettenden zum Wegweiſer dient.

An den Ufern des Simetus in Sizilien hat man in Thonerde ein Bernſteinlager entdeckt. Es ſind in demſelben Überreſte von Mineralien, Pflanzen und beſonders ganz gut erhaltene Inſekten. Bis jetzt fand man dieſe ehedem mehr als Gold geſchätzte Waare bloß an der preußiſchen Küſte.

Mein Freund, du ſollſt Sophien lehren,
Was Liebe ſey.

Sophie. Firnſtein.

Die einz'ge Lehrerinn der Herzen
Iſt die Natur,
Die Liebe läßt ſich nicht ſtudieren,
Sie fühlt ſich nur.

Sorgen (zu Firnſtein.)

Pfui! — Schäme dich! in deinem Alter
Mit deiner Liebenswürdigkeit
Sophiens Herz nicht zu gewinnen
Iſt Sünde, die zu Amorn ſchreyt. —

Firnſtein.

Ich wage nicht —

Sorgen.

Du ſollteſt wagen.

Sophie (ihn bittend.)

Mein Vater! —

Sorgen.

Sollteſt ſeufzen, klagen.

Sophie (für ſich.)

Umſonſt!

Sorgen.

Oft zärtlich auf ſie blicken.

Firnſtein
(für ſich.)

Das thu' ich wohl.

Aus Tobolzk ſchreibt man vom 16. July a. St. daß das Wetter daſelbſt im dießjährigen Frühlinge und Sommer, für das dortige rauhe Klima, bis dahin ungewöhnlich ſchön geweſen iſt. Vom 1. May an bis Mitte des Monats war die Witterung bey ſehr heiterem Himmel ſehr warm. In der andern Hälfte jenes Monats trat zwar, bey Nordwind, eine ziemliche Kälte ein, doch dafür erfreute man ſich während des ganzen Juny des ſchönſten Wetters. Der Regen, an dem es gänzlich gemangelt hatte, trat erſt mit dem Anfang des July, dann aber auch in ſtarken Güſſen ein.

Die Geſchichte der däniſch-aſiatiſchen Kompagnie iſt meiſtens auch die Geſchichte des däniſchen Handels, jedoch nicht ſo, daß der Handel der Kompagnie der einzige blühende in Dänemark geweſen wäre, ſondern nur in ſo weit, daß die Blüthezeit der Kompagnie auch die des übrigen Handels war. So kann man wohl den eigentlichen Anfang des däniſchen Seehandels von der Zeit des großen Königs Chriſtian IV., der erſte Begründer der Kompagnie, rechnen. Er gab derſelben i. J. 1616 ihre erſten Privilegien. Das Territorium, welches die Dänen noch in Oſtindien beſitzen, wurde unter Chriſtian IV. für die Kompagnie erworben; bis zu 1777 war die Territorial-Verwaltung der Kompagnie übertragen, von dieſer Zeit an kam aber gedachte Verwaltung an die Regierung. Dieß war gewiß für den innern Zuſtand der Kolonien eine glückliche Veränderung, indem ſie dadurch von dem monopoliſtiſchen Handelszepter, welches die Kolonien der Engländer und Holländer drückt, befreyt wurden. Der Handel der Kompagnie iſt jetzt nur etwa der ſechſte oder achte Theil von dem, was er ehedem geweſen, und ſo auch der übrige Handel, die Fahrt auf Weſtindien vielleicht ausgenommen. In dieſen Tagen ſind wieder neue Weſtindienfahrer angekommen. Die ganze Zahl der jährlich von Kopenhagen ausgehenden Schiffe nach den däniſch-weſtindiſchen Inſeln dürfte wohl im Allgemeinen bis auf vierzig zu berechnen ſeyn. Es wird dieſer Handel theils mit dreymaſtigen Schiffen (Fregat-Schiffen), theils mit Briggs (zweymaſtigen Schiffen) getrieben. Von den Provinz-Städten gehen nur ſelten Schiffe nach Weſtindien, jedoch ſenden auch dieſe Städte (vorzüglich in Jütland und Fünen) Schiffe von bedeutender Größe nach den fernern Häfen Europas, ſogar bisweilen, jetzt aber weniger, nach den andern Welttheilen. So kam im Oktober des vorigen Jahres zu Aarhuus in Jütland ein Fregatſchiff, einem dortigen Handelshauſe gehörig, von Bahia in Braſilien an. Die Ladung, welche in Zucker beſtand, und einen Werth von 50,000 Speziës ausmachte, war die erſte, welche dort direkte von Braſilien angekommen iſt.

Herr August Ritter v. Gymnich, Regiſtrant der k. k. allgemeinen Hofkammer, iſt am 7ten dieſes Monats in einem Alter von 35 Jahren nach ein und zwanzigtägiger Krankheit geſtorben. Geachtet als vorzüglicher Muſiker, geliebt als Menſch, war er eine Freude und Zierde der Geſellſchaft. Sein Andenken lebt bey ſeinen Bekannten im tiefen Innern fort. Um ein äußeres Zeichen einer Neigung zu geben, welche über das Grab hinaus reicht, feyern ſie kirchlich ſein Gedächtniß morgen Donnerstag am 18ten Oktober in der Auguſtinerkirche um 10 Uhr Vormittags. Mozart's ſeelenergreifendes Requiem, worin des Verblichenen ſchmelzende Stimme in würdevoller Lieblichkeit oftmahls ertönte, wird dort von einer Reihe der ausgezeichnetſten Mitglieder des Vereins der Muſikfreunde des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates als ein ernſtes Todtenopfer dem Verſtorbenen nachklingen.

Wien, am 17ten Oktober 1821.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625) wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k. k. Poſt 21 fl. W.W. halbj. Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Conversationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

84.

(Wien, Samstag den 20. Oktober.)

Die Nationen.

1. Der Grieche.

Von den Höh'n des Olymps euch, ewige Götter, zu locken,
Daß ihr, uns liebend geſellt, gaſtlichen Segen verleiht,
Sey mein Streben. Die Stirn von duftenden Kränzen umblättert,
Dieſes Leben zum Feſt fröhlich, das kurze, zu weihn,
Sitz' ich am Mahle; mich führt niealternde Jugend zum Grabe,
Nahen mir Schmerzen, am Schmerz find' ich das Heitre mir aus.
Weisheit wähl' ich mir gern zur Führerinn; Freundinn des Herzens
Aber, wie innig verwandt, heißt mir die Tröſterinn Kunſt.
Wer mit göttlichem Adel den Stein beſeelt, ich erheb' ihn,
Farbiges Leben der Wand ſchenket, er gilt mir ein Fürſt.
Mit harmoniſcher Kraft hinſtröme der zaubriſche Rhythmus,
Feſſl', in pythiſchem Hain tönend, das lauſchende Volk.
Giftlos trete der Scherz, ein munterer Pilger, zum Ernſte;
Nur in der Schönheit Reiz ſpreche das Leben ſich aus.
Glanzhell lache die Sonne dem Glücklichen; nahet der Pulſe
Letzter, der ſchweigende Gott ſenke die Fackel gedampft.

2. Der Römer.

Neidenswerth iſt, denk' ich, allein der Gefürchtete; hältſt du
Waltend die Zügel der Macht, nenn' ich mit Recht dich beglückt.
Strebſt du mit ringender Kraft, ſo ſetz' auch ein würdiges Ziel dir;
Nur ein glänzendes Ziel lohnt dir mit würdigem Preis.
Ehre den Muſen! Ich gab großmüthig den Flücht'gen ein Obdach;
Von Kunſtwerken umringt, ſtimmt mein verſammeltes Volk.
Wüthende Panther erwürgt in gewaltiger Runde mein Ringer;
Wird mein Mime beklatſcht, dröhnt die gehügelte Stadt.
Mir, wer thut es mir gleich? Der Felſen Rippen zerbrech' ich,
Buchten füll' ich, und bau' Städt' ins entmuthigte Meer.
Bücher ſiehſt du bey mir in ſtolzen Palatien prangen,
Und mein Sklav aus Korinth ließ mich mit Verſen in Schlaf.
Denn es zieren, man ſagt's, die Künſte das irdiſche Leben;
Aber ſie ſollen dem Staat dienen, und nützen dem Mann.
Handl' und gebrauche die Kraft; nur wenn du im Leben gewirkt haſt,
Träume; es ſchwindet der Traum, aber die Handlung beſteht.
Frage, wo ſchlummert Homer? es weiß dir's keiner zu ſagen;
Über Scipios Haupt wölbt ſich der redende Stein.

3. Der Spanier.

Rauh iſt die Welt, unfreundlich des Lebens ſtürmiſche Laufbahn,
Wünſchebefried'gendes Glück blüht in der Dichtung allein;
Möge ſie leiſe darum, wie ein Bach durch Roſen und Veilchen
Lieblich liſpelnden Klangs rinnen durchs irdiſche Thal.
Ritterlich weiht' ich mich ihr mit des Jünglings ſtürmiſchen Flammen,
Und aus des Arabers Arm flog ſie verlangend mir zu.
Sinnvoll ſchloß ſich mein Lied an die Lieder klaſſiſcher Vorzeit,
Eine romantiſche Welt ſprach von der Bühne mich an.
Aber im Leben gebeut das Geſetz; die Würde des Ernſtes
Kleidet den Mann, und der Stolz reiht ſich an Tugenden auch.
Schweigen gebiethend im Rath der europäiſchen Fürſten
Sitz' ich nicht mehr, und das Haupt bild' ich nur auf dem Papier;
Zahm nicht neigt ſich mir heut, wie einſt, die atlantiſche Welle,
Kein entdeckendes Schiff liegt mir im Hafen bereit.
Einſam leb' ich drum, ein Fürſt im ſchweigenden Landhaus;
Laßt mich ſchweigen, Geräuſch macht euch mein Nachbar genug.
Stolz iſt mein Troſt; es beſteh' ehrwürdig die Scheide des Ranges,
Hat ſie der Himmel geſetzt, rüttle ſie nimmer der Menſch.

4. Der Franzoſe.

Leicht hinaus in die Ferne geſehn! denn eigentlich lebt nur
Luſtiger Sinn; der Ernſt kränkelt, man hört ihn ja kaum.
Sinnig tanz' ich voran, nachtanzt Europa mir folgſam;
Mod' und echte Manier ſchmied' ich, das Kind des Geſchmacks.
Meine Sprache, ſie klingt, die geſchmeid'ge, vom Don bis zum Niger,
Sagt ſie dir manchmahl auch Nichts, gibt ſie das Nichts doch mit Art.
Englands Nebel nicht, nicht des Deutſchen ſchleichendes Kaltblut
Stecken mich an, und es bleibt Enthuſiasmus mein Lar.
Bin ich auch mächtig gelehrt, doch deckt mich nimmer der Schule
Staub; den gefiederten Witz ſchnell' ich vom Bogen behend.
Raiſonniren, ich kann's, ich zeig' es in Verſen und Proſa;
Selbſt mein zweytes Geſchlecht wiche dem Gorgias nicht.
Auch ich liebe die Kunſt und der Kunſt prachtvolle Gebilde,
Garten ſchmückt ſie mir, Markt und Ceremonienſaal.
Aber zierlich, mein Freund, den Anſtand nimmer beleid'gend,
Leicht und gefällig allein ſpricht mich die Zauberinn an.
Merk! ſtreng halt' ich auf Regel, den Takt gibt Philoſophie mir,
Und was der Grieche begann, triffſt du vollendet bey mir.

5. Der Wälſche.

Über dem Enkel Quirins lacht heiter der mildere Himmel;
Einer ſchöpfriſchen Welt Wunder umſtehn mich gedrängt.
Drum iſt Schweiß und Müh mir verhaßt; nur in ſeligem Nichtsthun
Träum' ich entſchwundener Zeit gern mich bisweilen zurück.
Schönheitsſinn ward, traun! mir angeboren; ich ſchwatze
Gern von der göttlichen Kunſt, aber ich grübl' ihr nicht nach.
Starb das geiſtige Licht bey mir in dumpfer Erſtarrung,
Trage nicht ich, der Barbar trägt, mein Bezwinger, die Schuld;
Aber entflammt' es bey mir zum erquickenden Glanze ſich wieder,
Ich erweckt' es, den Ruhm ford'r' ich, den Dank mir mit Recht.

Lange ſteht mein Parnaß ſchon einſam, wenige Jahre
  Blüht' er; aber ſo ſchön blühte kein zweyter, ſo reich.
Manchmahl fällt's mir noch ein, mit Verſen zu klingeln; doch leider
  Iſt mir das Reimen zu leicht, ach! und das Dichten zu ſchwer.
Suchſt du Wohllaut der Sprach', ihn flötet die meine dir tonreich,
  Und drum iſt es nicht Noth, daß ich die andern verſteh.
Theſeus ſchreitet vor mir auf ſtolzem Kothurn; wenn das Fatum
  Aber ſein Opfer gewürgt, jubelt mir Policinell;
Ärmliches Puppenſpiel beſchloß die Römertragödie,
  Und ſo ſeh' ich den Tauſch auf dem Theater noch heut.

6. Der Britte.

Still dort unten, des Flickenſtaats äſthetiſcher Pöbel!
  Ich, der neptuniſche Mars, ſpreche; man hör' es mit Acht!
Seinen Pfuhl durchrudre der Froſch und quäcke ſein Selbſtlob;
  Über den winz'gen hinweg ſegelt der ſtattliche Schwan.
Welten entdeck' ich, zum Spaß, aus edelherziger Neugier,
  Und der erſchrockene Pol ſtaunt des verwegenen Gaſt's.
Werke der Kunſt, ihr trefft ſie bey mir, ich kaufe ſie theuer;
  Seht, die gehorchende See wogt Pyramiden mir her.
Mir iſt Gemeinheit zuwider; die Kunſt zählt viele Schmarotzer,
  Soll ich dem Schönen mich weihn, ſey's auf beſondere Art.
Wie durch Wogen des Meers mein Kiel ſtolzflaggend dahinſchwimmt,
  Durch der Dichtung Gebiet ſchreitet beherzt mein Poet.
Flüchtige Züge, die flach hingleiten am Bilde des Lebens,
  Laſſen mich kalt! Energie breche der Regel Gewalt.
Soll mich Melpomene rühren, ſie mache den Oſſa zur Warze,
  Nur wenn ihr Witz ein Skorpion, bin ich Thalien geneigt.
Starkes gefällt dem Starken; entgeht dem Leben der Firniß,
  Mit beſonnenem Muth lenkt er die Kugel durchs Hirn.

7. Der Deutſche.

Ungern ſprech' ich von mir, auch läßt ſich wenig nur ſagen;
  Spricht ſonſt keiner von mir, redet mir keiner was nach.
Forſchen iſt mir Natur und Grübeln; auf fremden Gefilden,
  Bienen gleichend an Fleiß, hohl' ich mir Schönes herbey,
Und ich verſteh' es allein, aus fremden Stoffen mir eignen
  Honig zu ziehen; es paßt allem die Sprache, der Sinn.
Fremdes empfang' ich und ſchätz' es, es komme von Weſten, von Süden;
  Was ich werth und vermag, hab' ich zu denken nicht Zeit.
Lange gängelte mich der Franke, dann folgt' ich dem Britten
  Staunend; nun ſteh' ich allein, aber ich ſtrauchle gar oft.
Ordnung lieb' ich und Recht, thron' ernſtvoll auf dem Katheder,
  Und mit Citaten geſpickt mundet vollends mir ein Buch.
Meiner Gelehrſamkeit Schweiß erkennt der Fremde mit Ehrfurcht,
  Meine kaſtaliſche Flut rauſcht ihm zu ſtürmiſch gewellt.
Arm bin ich, glaubet mir, nicht; mit der Neige des vor'gen Jahrhunderts
  Hat mein poetiſcher Stern kräftig und hell kulminirt.
Seitdem hüllt' er ſich wohl in myſtiſche Nebel; indeß dringt
  Manches Karfunkelſonnetts tröſtlich Geklingel hindurch.

Dan. Leßmann.

* * *

In Beziehung auf: »Mariä Krönung und die Wunder des heiligen Dominicus, nach Johann von Fieſole, in funfzehn Blättern, gezeichnet von Wilhelm Ternite. Nebſt einer Nachricht vom Leben des Mahlers und Erklärung des Gemähldes, von Auguſt Wilhelm von Schlegel. Paris, in der griechiſch-lateiniſch-deutſchen Buchhandlung, 1817.«

Einige Fragen von Friedrich Wähner.

(Schluß von Nr. 83.)

»Es iſt unverkennbar, daß einige von den Engeln ſowohl durch die dunklere Farbe und das krauſere Haar, als durch die geſchwollenen Lippen und die etwas eingedrückte Naſe als Mohrenknaben bezeichnet ſind. Dieſer ſeltſame Gedanke ſcheint durch eine Sitte des irdiſchen Lebens veranlaßt, da man bey öffentlichen Aufzügen die lärmende Muſik der Pauken und Trompeten, um ſie deſto auffallender zu machen, wohl durch Menſchen aus fremden Welttheilen ausüben läßt.«

In dem Falle, daß ein ſchwächerer Kunſtkenner als Auguſt Wilhelm von Schlegel dieſe Thatſache ausgeſprochen hätte, könnte man vielleicht an der Richtigkeit derſelben zweifeln, obſchon dieſe Behauptung auch durch jede andere Feder immer einiges Gewicht behalten würde, da allgemein bekannt iſt, welch ein ausgezeichneter Sinn für ſchöne Formen ſelbſt in den früheſten Erzeugniſſen der italieniſchen Schule vorwaltet. Die Bildergallerie unſeres Belvedere beweiſt dieſes Übergewicht jedem Unbefangenen, der die Liebe zum deutſchen Vaterlande nicht ſo weit treibt, ſich zu deſſen Ehre die Augen auszureißen. Zugegeben aber auch die Wahrheit der mitgetheilten Wahrnehmung, ſo iſt der Erklärungsgrund noch immer ſehr zweifelhaft. Warum nicht lieber annehmen, daß der Mahler in den abweichenden fremdartigen Phyſiognomien, nach der ſeltenen Menſchenfreundlichkeit ſeines Charakters, die Theilhaftigkeit aller Völker der Erde an der ewigen Seligkeit habe darſtellen wollen, und zwar mehr dazu getrieben durch den ſtillen Zug des Herzens, als durch das laute Bekenntniß des Mundes? Sein wohlverdienter Beynahme Angelico würde unter dieſer Vorausſetzung eine neue Beſtätigung erhalten, ohne irgend einem Syſteme wehe zu thun. Er, der die Kunſt als Gottesdienſt behandelte, der den Gehorſam des Mönchs einem angetragenen Erzbisthume vorzog, das unter ſeinen Händen entſtehende Bild des Heilandes nicht ſelten mit ſeinen Thränen benetzte, er ſollte, wie die Erklärung beſagt, eine Sitte des Weltceremoniels ſeinem tiefempfundenen Werke einverleibt haben? Für einen Hofmarſchall mag der Gedanke gut ſeyn, für Fieſole iſt er es nicht. Kleinliche Theologen, die ſich und ihre Zeit damit verderben, ihre Glaubensartikel, des beſſern Behaltens wegen, in einen Kirſchkern einzuſchneiden, dürfen hierbey nicht vergeſſen, daß auch die Mohrenknaben des Erklärers, da ſie die heilige Muſik der Auserwählten begleiten helfen, unmöglich dem Sitze der Verdammten bloß durch ein glückliches, unbewachtes Ungefähr entſprungen ſeyn können. Außerdem glaube ich von dieſem Punkt eine Anſicht zu haben, die keiner konſequenten Denkart Anſtoß gibt.

»Die Kunſt der Griechen ging vom Körper aus, die der Neuern von der Seele.« Hier kömmt denn wieder der ſchroffe Gegenſatz zur Sprache, von dem die Natur zu allen Zeiten weniger gewußt hat als die Theorie unſrer Tage. Der Sinn der Erklärung iſt mir in ſeiner Allgemeinheit nicht ganz deutlich. Vom Uranfange der griechiſchen bildenden Kunſt kann die Behauptung nicht wohl gelten. Unter Steinen und ſelbſt Balken, verehrte der Kindesſinn des Volks zuerſt die höhern waltenden Kräfte. Die rohen ſeltſamen Formeln, mit welchen mehr im heiligen Wahnſinn als in frommer Beſonnenheit der mächtige Einfluß überirdiſcher Weſen angerufen wurde, ſtand mit jenen früheſten Verſuchen der Kunſt im klarſten Zuſammenhange. Der nicht genug zu preiſende Creuzer, ein Hauptmitglied des deutſchen literariſchen Bundestages, legt über den Anfang des griechiſchen Volksglaubens für das Behauptete die einſtimmigſten Zeugniſſe ab. Die erſte, urſprüngliche Kunſtanſchauung, wenn man den unaufhaltſamen Durchbruch des Inſtinkts ſo nennen darf, ging demnach nicht von der Körperlichkeit der Dinge aus; ſie floß vielmehr aus dem Übergewichte der Phantaſie, die müde, im Leeren und Grenzenloſen herumzuſchwärmen, irgend einen, wenn auch ungeſchlachten Gegenſtand als feſtſtehendes Zeichen der Göttlichkeit hervorhob. Die Materie wirkte nur ſtellvertretend, ſie hatte einen höhern als den bloßen Naturgehalt, ſie war, wie man ſagt, ein Subſtrat des Göttlichen. Daß die Wahl ſo äußerſt unbeholfen und grob ausfiel, iſt im Grunde viel poetiſcher, als es ſcheint.

Der Gegenſatz zwiſchen Geiſt und Körper, zwiſchen der ſinnlichen und überſinnlichen Welt, ſoll bekanntlich nach einer neuern geltenden Anſicht überhaupt das verſchiedene Grundweſen des Antiken und Modernen in Poeſie, Kunſt, Philoſophie und den übrigen Beſtrebungen menſchlicher Thätigkeit ausdrücken. Es wird aber mit dieſem Gedanken wenig Zuverläßiges bezeichnet, ſobald man über das Allgemeine hinaus, zur Anwendung aufs Beſondere kommt. Die Schwierigkeit der ſtrengen Charakteriſtik fängt nämlich gerade da an, wo jener Grundſatz uns ſeine Hülfe verſagt, wenn er bloß als Abſtraktion vorhanden iſt. Denn die einzelnen beſtimmten Gefühle zweyer Perſonen, eines Heidniſchgeſinnten und eines Chriſtgläubigen, können äußerlich dieſelbe Farbe haben, dieſelbe Sprache reden, auf den Beobachter denſelben Eindruck machen, und ſie ſind doch innerlich weſentlich verſchieden durch allgemeinen Zuſammenhang, ihre beſondere Beziehung, ihren geheimen Ton. Wahrſcheinlich bilden eben dieſe meiſtens überſehene Punkte den wahren Unterſchied, der ſich am Ende auch wohl durch das Ordnen und Verbinden des Feinſten auf das angegebene Hauptmerkmahl zurück führen läßt. Was fruchtet aber ohne die Anwendung dieſer Methode das Hin- und Herwerfen der bloßen Formel?

Es iſt hier nicht der Ort, die angeregte Frage in Hinſicht auf Kunſt weiter zu führen. Auf beyden Seiten, ſcheint mir, iſt man zu weit gegangen. Wer in ſich ein Übergewicht des Geiſtes zu ſpüren glaubt, der bekennt ſich in der Regel für die heidniſche Seite der Kunſt. Wer dagegen in der Einbildung eines überſchwenglichen Gemüthes lebt, der treibt die Chriſtlichkeit leicht ſo weit, daß er die gottloſe mediceiſche Venus nur durch die Finger anſieht. Es iſt ein Wunder, daß ſolche Leute nur noch den Muth haben zu heirathen und Kinder zu zeugen. Eine ſolche verſchrobene Chriſtlichkeit herrſcht z. B. neben der unchriſtlichen Selbſtgefälligkeit in einer ſonſt leſenswerthen Schrift des verdienſtvollen D. Speth in München *). Göthe iſt in ſeiner Grundanſicht der Kunſt gewiß einſeitig und mitunter auch wohl hart; aber verdiente er den Hohn? Dieſer kommt nur dem gänzlichen Unvermögen, dem leeren Übermuthe, dem ausgemacht böſen Willen zu. Und iſt das eine Widerlegung, wenn der vorgeworfene Fehler nur in einer andern gerade entgegen geſetzten Richtung wiederhohlt wird? Laßt uns die heidniſche Kunſt ſo lieben, daß die verkehrten Chriſtlichkeitsjünger uns für verlorne Weltkinder halten. Laßt uns dabey die chriſtliche Darſtellungsweiſe ſo verehren, daß heidniſche Hellköpfe uns ſtille Schwärmer ſchelten. In der rechten Mitte iſt jetzt mehr als je auch das rechte Leben.

Die aufgeworfenen Fragen können dadurch nicht unſtatthaft werden, daß der unmittelbare Anblick des Bildes abging, da ſie ſich ſämmtlich nur auf allgemeine Bemerkungen beziehen, und nur in dieſer Hinſicht erwogen ſeyn wollen.

Fieſole, werden Viele ſagen, hat an Alles das nicht gedacht, was ihm hier iſt als Abſicht ſchuld gegeben worden. Dieſer Gemeinſpruch, den kritiſche Altgeſellen gern mit ihrem Anſehen unterſtützen, ſoll nächſtens in dieſem Blatte ſeine Abfertigung finden.

Aus und über Böhmen.

VI.

Die Schlöſſer Worlik und Klingenberg.

Unter die ſchönſten Gegenden Böhmens gehört unſtreitig die fürſtlich Schwarzenbergiſche Herrſchaft Worlik im Prachiner Kreiſe Böhmens, deren wildromantiſche Natur faſt überreich an den überraſchendſten Bildern iſt. Berge, mit dichter Waldung bedeckt, erheben ſich an den beyden Ufern der Moldau, die ſich hier einſt mit gewaltiger Strömung ein Bette gebahnt zu haben ſcheint, und was die Natur ſo freygebig dargeboten, iſt auch in der letzten Zeit mit Einſicht und Kunſt benutzt worden, ſo daß es faſt unmöglich iſt, in dem kurzen Zeitraum von achtzehn bis zwanzig Jahren (ſo lange iſt es, daß Worlik in den Beſitz des erhabenen Helden der letzten Freyheitskriege gelangte, der ſein Vaterland mit ſo hohem Ruhme bekränzt hat) eine Schöpfung herzuſtellen, die jeder mit Schönheitsſinn ausgeſtattete Menſch vielen berühmten ausländiſchen Parks vorziehen wird. Die wilde Natur iſt hier, ohne die Kühnheit ihrer Geſtaltungen zu verwiſchen, durch einen zarten Geiſt — den Geiſt der edlen Fürſtinn, welche ihren ganzen Kunſtſinn und Geſchmack, ihre ganze Sorgfalt den Umgebungen ihres Schloſſes weihte — beſiegt worden, die ungangbarſten Wege in bequeme Straßen, die dunkeln Nadelwälder, welche die Burg um-

---

*) Sie iſt in zwey Bänden erſchienen, unter dem Titel: Die Kunſt in Italien.

geben, in einen freundlichen Park, meiſt von Laubholz, verwandelt; Alleen durchſchneiden den dichten Forſt, mehrere Brücken — eine derſelben, wegen ihrer ſchwindelnden Höhe, die Teufelsbrücke genannt — verbinden die benachbarten Berge und Hügel, und ein eigner romantiſcher Zauber waltet über dem Ganzen, welches den Geſchmack ſeiner hohen Beſitzer deutlich ausſpricht.

Auf der Spitze des ſteilen Felſens am Moldauufer erhob ſich in ältern Zeiten ſchon eine Feſte, von deren Erbauung die Sage erzählte, es habe in den Gebirgen des Prachiner Kreiſes ein gefürchteter Räuberhauptmann gehauſt, in deſſen Eiſenbruſt kein anderes Gefühl zarterer Art wohnte, als die innigſte Liebe zu ſeinem Kinde; aber dieß lag noch an der Bruſt der Amme, als es eines Tages verſchwunden war — in wüthendem Schmerz ſandte er ſeine Knechte aus, während er Martern erſonnen, womit er die Achtloſigkeit der Amme zu beſtrafen gedachte. Zwey Tage lang waren alle Nachſuchungen fruchtlos, aber am dritten gelangte einer der Räuber auf die Spitze des ſchroffen Felſens, und fand das Knäblein wohlbehalten in dem Neſte eines Adlers, der es der Amme geraubt, als ſie eben entſchlummert war, worauf der entzückte Vater auf derſelben Stelle eine feſte Burg erbauen ließ, und ſelbe Worlik nannte.

Im Huſſitenkriege war Worlik in den Händen der Anhänger des Ziska, und als nach deſſen Tode ſchon Prokopius das Heer befehligte, war die Felſenburg eine der letzten, welche, durch Hunger bezwungen, ſich Kaiſer Sigmund ergab. Dreyzehn Huſſiten wurden an einem der Thürme (von welchem noch Ruinen ſichtbar ſind) des Schloſſes aufgehangen, während im Innern deſſelben ihnen die Todtenglocke geläutet wurde. Der Ort des ſogenannten ſtillen Gerichtes iſt noch zu ſehen, wo die Verurtheilten gewöhnlich in die Tiefe geſtürzt und zerſchmettert wurden. Auf den Überreſten jener alten Feſte erhebt ſich groß und erhaben das neue Schloß Worlik, welches, von dem Fürſten Karl von Schwarzenberg wahrhaft fürſtlich eingerichtet und dekorirt, nun der Witwe des Helden zum ſtillen Landaufenthalt dient. Die Schloßkapelle bewahrt jedoch einen Nationalſchatz Böhmens — das große Herz des Fürſten, deſſen Leichnam in der Familiengruft zu Wittingau beſtattet wurde. Eine herrliche Bibliothek, Gemählde und Kupferſtich-Sammlung ſind Beweiſe ſeiner Theilnahme an Künſten und Wiſſenſchaften, und ſelbſt das ausgeſtopfte Roß, daſſelbe, welches der Feldherr in der Schlacht von Leipzig ritt, hat ein welthiſtoriſches Intereſſe — ſo verherrlicht ein großer Mann alle ſeine Umgebungen.

Die alte Feſte Klingenberg, eine der ſchönſten und wichtigſten Ruinen Böhmens, liegt ungefähr eine Stunde von Worlik, am Einfluß der Wattawa in die Moldau, und der Weg führt meiſtens durch Wälder dahin. Unterhalb der Burg, — an welcher ſich verſchiedene Bauarten zeigen, weil ihre Beſtandtheile in verſchiedenen Zeiträumen entſtanden, in den Huſſiten- und dreyßigjährigen Kriegen belagert wurde, und daher oft ausgebeſſert werden mußte — liegt ein kleines Dorf, worin der Fährmann wohnt, der die Reiſenden über den Fluß ſetzt, und der Weg nach der Höhe führt an einer alten Kirche vorüber.

Die neuern Bauten ſind verfallen und nur die älteſten Theile der Burg ſind noch ziemlich erhalten, wozu theils die ſolide Bauart, theils die Sorgfalt, womit man das Alterthum zu bewahren ſucht, beytragen mag. In der Mitte des zweyten Hofes erhebt ſich ein viereckiger Thurm, deſſen eigenthümliche Bauart zu der Vermuthung Anlaß gegeben hat, er ſchreibe ſich von den Markomannen her, und Klingenberg ſey der ehemahlige Sitz des Marbod — das Marobudum des Ptolomäus — geweſen. Auf der Oberfläche der Mauerſteine ſind Schriftzeichen eingegraben, die in der That auf ein hohes Alterthum deuten; ſie haben zwar im Allgemeinen mit verſchiedenen alten Alphabeten Ähnlichkeit, doch mehrere derſelben ſind weder in dem phöniziſchen noch in einem der Uralphabete Aſiens enthalten, und ſie erinnern ſehr an die Geſtaltungen der nordiſchen Runenſchrift. Die Landleute meinen, wer dieſe Zeichen erkenne, würde erfahren, was der Thurm zu bauen gekoſtet habe. In einem Zimmer des Thurmes iſt ein Haken zu ſehen, an welchem die königliche Krone gehangen haben ſoll, welche eine Zeitlang hier verwahret worden iſt. An dieſen Thurm lehnt ſich auf einer Seite ein Gebäude mit einigen noch erhaltnen Gemächern, auf der andern eine Kapelle mit mehreren Fresko-Gemählden. Von hier kommt man längs einer Mauer zu einem zweyten Thurm von beträchtlicher Höhe, der auf einer Seite rund iſt, auf der andern aber in eine ſcharfe Spitze ausläuft. In dieſem Thurm wird das Verließ gezeigt, und das Gebälke zeigt die Zahl 1007. Die böhmiſchen Geſchichtſchreiber und Chroniſten geben auch nicht die leiſeſte Weiſung uber die Erbauung dieſer Feſte, ſie nehmen ſie immer als ſchon vorhanden an, melden nur, daß ſelbe königlich war, und Wenzel der I. eine Zeit ſich dort aufgehalten habe; in den neuern Zeiten wird ſelbe wenig mehr erwähnt, ſo ſehr auch ein ſo intereſſantes Denkmahl des Alterthums einer ernſten Forſchung würdig wäre.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Kärnthnerthor-Theater. Den 8ten d. M. zum Vortheil der Mad. Rozier, geborne Aumer, wurde gegeben: Eine muſikaliſch-deklamatoriſche Akademie.

Mit einer Ouvertüre wurde begonnen und beſchloſſen, nämlich der von Beethoven aus Prometheus, und Kreutzers Ouvertüre zu der Oper Lodoiska, die beyde vom Orcheſter mit der ihm eignen Virtuoſität zur allgemeinen Zufriedenheit ausgeführet wurden.

Ferner trug Hr. Krüger das artige Gedicht von Fr. Treitſchke: Lebenslauf eines Verdrießlichen, ungemein humoriſtiſch vor, und das Intereſſe gewann noch mehr, weil es ohne Buch oder Schrift rezitirt wurde. Es dreht ſich alles um den Refrain, der faſt durchgehends ſo geſtellt iſt, daß die Worte weniger ſagen, als es der Sinn erfordert, woraus ein komiſcher Kontraſt entſpringt. Erlkönig, von Göthe, mit Schuberts trefflicher Kompoſition, vom Hrn. Vogel mit deklamatoriſcher Kraft vorgetragen, brachte dennoch den erwarteten Eindruck nicht hervor, weil es an der Mitwirkung des begleitenden Flügels fehlte, den der ſonſt gewandte Klavierſpieler, Hr. K. Schunke, in dieſem Fall nicht zweckmäßig zu behandeln wußte.

Ein Gedicht von L. Brachmann: Feuer und Waſſer, wurde von Mad. Schröder mit beſſerm Erfolg vorgetragen.

Nach dieſem erſten Theil der Vorſtellung wurde ein neues Ballet in zwey Aufzügen gegeben: Das Schweizer-Milchmädchen. Von Hrn. Philipp Taglioni, Balletmeiſter der k. k. Hoftheater. Muſik vom Hrn. Hoftheater-Kapellmeiſter A. Gyrowetz.

Eine prachtvolle Gebirgsgegend, mit einer Pächterey im Vordergrunde und hohen emporragenden Gletſchern am fernen Horizont, breitet ſich zu Anfang der Handlung vor den Augen der entzückten Zuſchauer aus, die ſich durch einen Zauberſchlag in eine der reizendſten Gegenden der Schweiz verſetzt glauben. Der Morgen ladet die Arbeiter an ihr Tagewerk, die Herden auf die Weide, und dieſe ziehen über die Brücke im Hintergrunde optiſch täuſchend vorüber, der Hirt auf dem letzten Stück dem Zuge folgend, und kehren zu Ende der Vorſtellung in derſelben Ordnung zurück.

Natalie (Mad. Rozier), eine der Töchter des Pächters, eilt mit ihrem leichten Rollwagen ebenfalls vorüber. Bald nachher flüchtet ſie, verfolgt von einem Offizier (Hr. Taglioni) wieder in die Wohnung ihrer Ältern; der Verfolger erſcheint ſelbſt mit ſeinem Diener, der ihm den Plan zu einer Entführung an die Hand gibt. Nach dieſem tritt die Gutsherrſchaft (Hr. Rozier und Mlle. Milliere) unter den verſammelten Landleuten auf. Die Hochzeit der Schweſter Nataliens, Henriette mit ihrem Verlobten (Hr. und Mad. Bretel), wird feſtgeſetzt und die Gegenwart des edlen Paares mit mannigfaltigen Tänzen gefeyert. Mad. Rozier und Mlle. Milliere bothen hier mit charakteriſtiſcher Anmuth, einfacher Grazie und Hoheit ihre Kunſttalente wechſelnd auf, von Mad. Bretel und Mlle. Heberle erfreulich unterſtützt. Die Entrees griffen ſehr belebend in die einzelnen Tanzſtücke ein, und das Corps de Ballet zeichnete ſich durch glückliche Ausführungen in ganzen Gruppen und Tableaux an dieſem Abend ganz vorzüglich aus, wofür dem Enſemble lauter Beyfall wurde.

Nach einem in dem nebenanſtoßenden Flügel genoſſenen Frühſtück geht die Herrſchaft auf die Jagd, die übrigen verlieren ſich; Natalie mit ihrer Schweſter beſchäftigen ſich im Salon, wo geſpeiſt wurde. Als erſtere einige Augenblicke im Freyen allein bleibt, wird ſie plötzlich überfallen; ſie will um Hülfe rufen, aber man verbindet ihr den Mund, ſie ſinkt in Ohnmacht und wird fortgeſchleppt. Der Vorfall bleibt nicht lange unentdeckt; man findet den verlornen Halsſchmuck der Unglücklichen, die Ältern gerathen in Verzweiflung und Alles wird in Bewegung geſetzt, ſie aufzuſuchen und zu retten.

So ſchließt die erſte Abtheilung, äußerſt lebendig und zuſammenhangend, beſonders ſehr verſtändlich, ohne daß es eines Programmes bedürfte, hier eben ſo wenig wie im zweyten Akt; der Tanz iſt ganz natürlich herbey geführt und die ſchöne Dekoration, von den Herren Janitz und Gail, biethet einen bezaubernden Anblick dar.

Die Muſik iſt dem Charakter der Handlung und der ländlichen Umgebung angemeſſen, auch die Tanzbegleitung liefert hier viel Angenehmes und iſt im Ganzen gelungener, als zum Schluß-Divertiſſement.

Die zweyte Abtheilung geht auf dem Schloſſe des Alexis vor, der das ſchöne Milchmädchen entführen ließ. Durch eine Art von Erkerfenſter zeigt ſich ſein reizendes Landſchaftsgemählde, ungefähr, wie es vorher im offnen Hintergrund zu ſehen war. Dieſe Dekoration iſt vom Hrn. de Pian. Die Ankunft Nataliens wird gemeldet und ſie ſelbſt auf einem Ruhebett, noch immer im Zuſtande der Ohnmacht, herein gebracht. Alexis hält ihr riechendes Waſſer vor und entfernt ſich. Sie kommt wieder zu ſich, erwacht wie aus dem Schlummer, und fällt durch eine zufällige Bewegung auf den Boden, richtet ſich aber voll Erſtaunen und Überraſchung ſchnell wieder auf. Alles, was ſie erblickt, ſetzt ſie in Verwirrung. Zuerſt das ſchöne Sopha, dann ihr eignes Bild im Spiegel, dann eine Figur, die einen Offizier vorſtellt, und ſich hinter einem großen Vorhang zeigt, den ſie öffnet, um einen Ausgang zu finden. Dieß iſt die Geſtalt des Alexis, in Wachs geformt. Er ſelbſt lauert in der Nähe, um Zeuge von dem Eindruck zu ſeyn, den dieſes Bild auf das unbefangne Mädchen machen wird, und ihr Herz allmählich für ſich einzunehmen, indem er ihre Schüchternheit beſiegt. Endlich wird die Figur weggenommen, und der Liebhaber, wie er leibt und lebt, ſtellt ſich an die Stelle. Jetzt beginnt das vorige Spiel. Alexis aber wird oft von ſeinem Gefühl hingeriſſen

Sorgen.

Die Hand ihr drücken.

Sophie.

O Gott —

Sorgen.

Ihr zu erkennen geben,
Du könneſt ohne ſie nicht leben.
Ihr mit Gewalt ein Küßchen rauben.

Sophie.

Das würd' ich nimmermehr erlauben.

Sorgen.

Ihr könnt das gut, ihr jungen Herrn,
Und junge Mädchen haben's gern.

Sophie.

All dieſe kecken jungen Herrn
Halt ich mir immer hübſch von fern.

Firaſtein.

Zudringlich bin ich niemahls gern,
Ich bleibe lieber hübſch von fern.

Firnſtein.

Ich liebe Ihre Tochter, Herr von Sorgen, aber eben darum, weil ich ſie liebe, werde ich ein Gefühl nie von ihr zu erſchleichen oder zu erzwingen ſuchen, welches mich nur dann ganz unausſprechlich glücklich macht, wenn es ihr auch nicht eine Thräne, nicht einen Seufzer koſtet.

und will das Mädchen in die Arme ſchließen; nachdem er lange genug mit ſich gerungen, widerſteht er der Verſuchung nicht. Nun beginnt ein neuer Kampf. Sie will ſich mit Gewalt entreißen; er kniet, er fleht, ſucht ſie von ſeinem aufrichtigſten Gefühl zu überzeugen, und ſie ergibt ſich ſeiner Liebe. Ein Geräuſch von außen ſetzt beyde in Beſtürzung; die Thüre wird geſprengt, herein dringen die Angehörigen des geraubten Mädchens, der Pächter und der Gutsbeſitzer, Hr. von Sernange. Der Vater droht, Natalie fleht und gibt zu verſtehen, daß ſie durch das Bild hingeriſſen wurde. Sernange fordert den Entführer zum Zweykampf; Alexis gibt ſein Wort, erklärt ſich aber bereit, das Mädchen zu heirathen — und der Bund wird geſchloſſen. Nun wird die Scene wieder in die Gegend des erſten Akts verlegt, und ein Tanz beſchließt den Akt.

In der vorher ſkizzirten Scene zwiſchen Natalie und der Wachsfigur findet die Künſtlerinn die ſchönſte Gelegenheit, ihr Genie zu verwenden, und dieſes geſchieht in ſo tief gegriffenen Zügen, die ſo leicht und natürlich mit einander verbunden ſind, ſo mannigfaltig durch einander ſpielen und zwanglos auf einander folgen, daß man nichts anders erwartete und dennoch angenehm überraſcht wird. Dabey ſchreitet ſie über die Individualität des Landmädchens nie hinaus, läßt ſich zu keiner Überſpannung verleiten, und Scherz mit Ernſt, Rührendes mit dem Poſſierlichen wechſelt in friſchen Farben. Zu dieſem unterhaltenden Spiel kommt das intereſſante Gegenſpiel des wirklichen Alexis, und die raſche, kräftige Final-Scene, die ſo reich an Entwicklung iſt, gewährt volle Befriedigung.

Kunſtreiche Tänze folgen dieſer Kataſtrophe. Hr. und Mad. Bretel tanzten ein ſehr graziöſes Pas de Deux, das ihnen wiederhohlten Beyfall erwarb. Die drey Schweſtern zeigten ſich in anmuthigen Tanzfiguren, und das glänzende Pas de Deux der Mlle. Milliere mit Hrn. Rozier war ein Triumph für beyde und ein doppelter Triumph für die Tänzerinn, die hier ihre Leiſtung im erſten Akt überboth und ſich auf Zephyrſchwingen zu erheben ſchien. Eine ſchöne Gruppe, deren Wiederhohlung verlangt wurde, ſchloß das Ganze.

Die Muſik hat auch in dieſem Akt manches Anziehende, und die Begleitung des Waldhorns in den erſten Scenen, das die ſtille Sehnſucht des Landmädchens und das herzliche Verlangen des lauſchenden Liebhabers ausdrückt, macht beſonders gute Wirkung.

Dieſes Ballet befriedigte allgemein und wird dem Publikum durch eine lange Reihe von Darſtellungen angenehme Unterhaltung gewähren.

In demſelben Theater. Den 11ten d. M. die Hochzeit des Figaro, in zwey Aufzügen, Muſik von Mozart.

Madame Krüger-Aſchenbrenner, großherzoglich Darmſtädtiſche Kammerſängerinn und Mitglied des Hoftheaters, gab als Suſanne ihre letzte Gaſtrolle. Überhaupt iſt ſie, dieſe mit eingerechnet, zehn Mahl aufgetreten; im Othello zwey, im Tankred eben ſo, und im Barbier von Sevilla drey Mahl. Das Theaterpublikum hat ſich immer mehr und mehr an die Sängerinn gewöhnt, und dieſe in jeder neuen Leiſtung ſich dem hieſigen Geſchmack und der geltenden Methode des Geſanges zu bequemen bemüht. Wie ſehr beyde Theile hierbey gewannen, zeigte ſich recht eigentlich noch in dieſer letzten Gaſtrolle. In jeder Nummer, zu deren Ausführung ſie beytrug, war etwas Gelungenes beſonders auszuzeichnen; allgemeine Anerkennung wurde dem von Suſanne und der Gräfinn mit großer Präziſion und Energie vorgetragenen Duett, deſſen Wiederhohlung mit anhaltenden lauten Beyfallsäußerungen gefordert wurde. Durch den Vortrag der Arie im letzten Akt, die ſie ganz ſang, ſowohl das Adagio, das auch Madame Metzger-Veſpermann geſungen hatte, als das Allegro, bewährte ſich die Gaſtſpielerinn als eine vorzügliche Künſtlerinn in voller Bedeutung des Worts; Geiſt und Seele verband und belebte alle Theile des melodiſchen Ausdrucks, wie in dem harmoniſchen Gewebe des Meiſters, und der beträchtliche Umfang der Stimme entwickelte ſich in beſonderer Reinheit. Aber auch die Kunſtfertigkeit des Orcheſters zeigte ſich hier nicht weniger in vollem Glanze, und theilte den rauſchenden Beyfall mit der Sängerinn, die nach der Vorſtellung hervorgerufen wurde.

Die Verſammlung war ſehr zahlreich, und bewies, daß unſer Publikum Meiſterwerke der Tonkunſt hochzuſchätzen weiß.

Am 15ten wurde dieſe Oper auf Begehren wiederhohlt, und Mad. Krüger-Aſchenbrenner, die ſchon in der früheren Vorſtellung Abſchied genommen hatte, trat noch einmahl als Suſanne auf, alſo in ihrer eilften Gaſtrolle, wodurch unſer Urtheil über dieſe Leiſtung im Allgemeinen beſtätigt wird.

Theater an der Wien. Den 11ten d. M. zum erſten Mahl: Liebe kann Alles, oder: Die bezähmte Widerſpenſtige. Luſtſpiel in vier Aufzügen, frey nach Shakeſpeare und Schink, von F. v. Holbein.

Das engliſche Stück führt den Titel: Die Zähmung eines böſen Weibes; die Bearbeitung von Schink iſt ungefähr etwas über dreyßig Jahre alt — Die bezähmte Widerbellerinn, oder: Gaßner der Zweyte. (Auch kennt man die Bearbeitung unter dem Titel: Gaßner der Zweyte, oder: So treibt man Teufel aus.) Dieſer Titel hatte auf den, zu damahliger Zeit noch im friſchen Andenken lebenden Unfug jenes Exorciſten Bezug, und paßt beſſer als man glauben ſollte, auf die Bearbeitung ſelbſt, denn wirklich wird darin ſo viel Lärm gemacht, um dieſes böſe Weib zu bändigen, als ob es wenigſtens ein Dutzend Asmodi auszutreiben gelten ſollte. Man hat lange Zeit gezweifelt, daß jenes Stück von Shakeſpeare wirklich, wenigſtens durchgängig von ihm bearbeitet ſey. Man kannte nämlich ein älteres und ähnliches unter dieſem Titel. Einer der berühmten Kunſtrichter über die Werke des Dichters urtheilte, ſein Genie ſey faſt in keiner Scene zu verkennen; von dem alten Stücke habe er bloß den Plan beybehalten, vielleicht auch die Folge der Scenen, den Dialog aber völlig umgearbeitet. Dieſe Vermuthung iſt zur Gewißheit geworden, ſeitdem das alte Stück wieder aufgefunden wurde. Das Ganze iſt von der Arbeit des unſterblichen Meiſters ſo ſehr verſchieden und ſteht ihm dergeſtalt an Werthe nach, daß ſein Verdienſt noch immer groß genug erſcheint. Ein beſonderer Umſtand bey dieſem Luſtſpiel iſt die dem Original vorgeſetzte Einleitung, die eine Art von Prolog bildet, aus einer wahren Anekdote, aus der Lebensgeſchichte Philipps des Guten, Herzogs von Burgund, entlehnt. Von dieſem und der Verwebung der Geſchichte Katharinas und Petruchio's (ſo heißen in dem Werke des Urhebers die in der Bearbeitung Franziska und Obriſt von Kraft genannten Perſonen) mit der Geſchichte jener drey Nebenbuhler, die um Bianka, ihre Schweſter, freyen, findet ſich weder in der bezähmten Widerbellerinn, noch in der bezähmten Widerſpenſtigen irgend eine Spur. Das Motiv der Liebe iſt zur Bezähmung hinzu gekommen aber dieſes Motiv iſt ohne Glück verwendet worden. So wie ſie von Seiten des kühnen Bewerbers vorausgeht, mußten ſich auch Regungen davon bey Franziska vorher finden. Bey der barbariſchen Behandlung des Mannes im Laufe der Handlung kann ſie nicht mehr aufkeimen. Vergebens beruft ſich die Leidende in der Schlußrede des dritten Aufzugs darauf, daß ein Mann, der ſich als Mann zeigt, immer Achtung und Zuneigung gebiethe; dieſer zeigt ſich als ein Wüthrich; durch Furcht erzwingt man keine Liebe. In der Rede Katharinens (im Engliſchen) an Bianka und die Witwe ſpricht die Bezähmte nur von Folgſamkeit und Gehorſam, überhaupt von den Pflichten des Weibes gegen den Mann, der für alle Sorge, Aufmerkſamkeit, und Aufopferung, nur Liebe fordre; eine kleine Bezahlung für ſo große Schuld! Und dennoch hat das Originalſtück mehr das Anſehen einer bloß beluſtigenden Komödie, als einer Fabel mit Moral, wie in der Bearbeitung. Denn der Himmel bewahre unſre Ehemänner, daß ſie daraus lernen ſollten, ihren Frauen Liebe einzuflößen, ſo wie die lieben eigenſinnigen Frauen, noch mehr Eigenſinn daraus zu ſchöpfen! Als Mädchen mögen ſie immerhin ein bischen eigenſinnig ſeyn; ſie werden darum nur deſto reizender erſcheinen. Aber mit Taſſen, Gläſern und Servicen um ſich her zu kanoniren, iſt die Meinung nicht.

Der Obriſt Kraft verliebt ſich bey einer ähnlichen Gelegenheit in Franziska auf dem Balle; wer aber führt ein Mädchen auf den Ball, das ſolche Unarten, oder ſolche *Reize* an ſich hat? — So geht's nun zu im ganzen Stück. Nichts als Werfen, Stoßen, Schlagen und Zerſchmettern, Maulſchelliren und Maſſakriren. In der *engliſchen* Bezähmung heirathet ein geldſüchtiger Abenteurer das boshafte Ding, und gewinnt eine Wette, weil die Nebenbuhler ihn dazu anfeuern, die gern das ältere Mädchen an den Mann bringen wollen, um *Bianka* zu erhalten, die der Vater nur unter dieſer Bedingung losſchlagen will. Dieſe Herren ſind bloß Freunde um dieſen Plan auszuführen, ſonſt überall die bitterſten Feinde, und werden ihrerſeits von einem Dritten hinter's Licht geführt. Trefflich! und welche Reichhaltigkeit an Handlung und Intrigue! Wer könnte noch zweifeln, wenn er den witzigen Dialog lieſt — hier iſt wahrer Witzſprudel! hier ein Springquell des Humors! das *Schinkiſche* iſt abgeſchäumt und wäſſrig — daß es von *William Shakeſpeare* ſey?!

Aber Liebe macht Alles iſt dennoch ſehr komiſch, und die komiſche Ader lauft in vielfältigen Verzweigungen durch alle Scenen der äußerſt einfachen Handlung. Dieſe iſt bey allem Lärm und Spektakel, und trotz der grellen, ziemlich uncivilisirten Außenſeite, ſorgſam und ſicher durchgeführt, auch wurde nicht vergeſſen, den Kampf der Liebe und Grauſamkeit im Herzen des Bezwingers offenbar zu machen; was die Bruſt ein wenig hier und da erleichtert. Hr. v. *Holbein*, der das Theater mit manchem wirkſamen Stück beſchenkte, hat ſich durch die Auffriſchung dieſes alten echt komiſchen Luſtſpiels und deſſen Wiedereinführung, bey dem Mangel an neuern Erzeugniſſen der komiſchen Muſe, gewiß von einem großen Theil der deutſchen Bühnen *Dank* erworben. Dieſe neueſte Gabe wurde günſtig aufgenommen. *Der Bezähmer* der Widerſpenſtigen ſchien auf die Kunſtfertigkeit der Liebe nicht beſonders viel zu bauen; er ließ die *Gewalt* zu viel vorherrſchen; gefiel aber den Männern deſto mehr, welche vielleicht die Macht der Liebe noch nicht gefühlt haben.

Franziska dagegen rührte in ihrer Unterwürfigkeit die Männer um ſo mehr, die nur halb ſo viele Ergebenheit von einer ſchönen Frau verlangen.

Die St. *Petersburger* Zeitung meldet aus dem Pskowſchen Gouvernement vom 17. Auguſt, wie nachtheilig die *naſſe Witterung* dieſes ganze Jahr gewirkt habe, indem das Sommergetreide und Heu völlig weggeſchwemmt wurde. Zur Ernte des Winterkorns hatte man, theils wegen des unaufhörlich fortdauernden Regens, theils auch, weil es zum Theil noch nicht vollkommen reif war, faſt noch nirgends ſchreiten können, und beſorgte, daß beym Anhalten dieſes Regenwetters das Winterkorn anfangen werde auszuwachſen.

In *Laaland* in Dänemark hat der Roggen an einigen Stellen das 100ſte Korn gegeben, welches daſelbſt eine ungewöhnlich ergiebige Ernte iſt.

Einige Meilen von der Stadt *Illinois* in Nordamerika, iſt eine Mühle, welche Waſſerräder hat, die liegend im Waſſer laufen, und ſo die aufwärts ſtehende Welle drehen; ſelbſt bey 7 — 10 Fuß Stauwaſſer ſoll die Bewegung eines ſolchen Rades nicht gehemmt werden.

Berichtigung.

In Nro. 81. p. 983. Z. 30 l. m. die Verſe ſind zuweilen etwas ꝛc. ſt. ſind *aber* u. ſ. w. p. 984. Z. 13 l. m. bis an die höchſten *Stöcke*, ſt. Stücke ꝛc.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der *Carl Gerold*'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625), wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 11 fl. W.W. halbj.— Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. *Caſtelli*) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

85.

(Wien, Mittwoch den 24. Oktober.)

Kunſtanſichten.

Von Herrn Hofrath Böttiger.

II.

Krönungsmedaille auf Georg IV.

Sie wird für den übertriebenen Preis von 20 Schilling in Silber, oder 10 Sh. in Bronze, auf Rechnung der Münze verkauft, und hat einen unendlichen Abſatz. Sie liegt vor uns, und wird ohnſtreitig jetzt ſchon auch in Deutſchland allen Münzfreunden erſchienen ſeyn.

Der Kopf des Königs iſt ſehr brav und ſcharf gearbeitet. Die ſtarken Züge haben etwas ſehr Charakteriſtiſches. Er ſcheint zu lächeln. Iſt das auf einem ſtehenden Typus erlaubt? Auf der Rückſeite ſitzt der König im altrömiſchen Koſtüm — nur das Paludamentum fehlt — auf dem kuruliſchen Stuhle, wie die Imperatoren in den bekannten alten römiſchen Allocutiv und Largition-Münzen. Eine etwas ſehr hochbeinige überſchlanke Viktoria hält die Krone über ſein Haupt. Dem ſo Thronenden gegenüber treten drey Göttinnen hervor; alle drey die Rechte herabſenkend, um Weihrauch in die Opferflamme zu ſtreuen, die auf einem beyſtehenden Altar auflodert. Alle drey ſind behelmt, in doriſcher Tracht, alſo mit bloßen Armen. Das ſind alſo drey Minerven. Man dachte wohl anfangs auf die drey Reiche des brittiſchen Inſelreiches; aber dann müßten ſie alle drey Mauerkronen haben. Wohl hat auch die alte Dea Roma, als eine romaniſirte Schutzgöttinn der Siebenhügelſtadt, den Minervenhelm; aber drey Deae Romae ſind etwas Unerhörtes. Es ſind alſo drey Pallas- oder Minervenbilder. Sinnreich iſt der vorderſten dieſer Minerven ſtatt jenes Speeres, deſſen vergoldete Spitze auf der Akropolis man ſchon erblickte, wenn man um das Vorgebirge von Sunium herumkam, ein Dreyzack in die Linke gegeben denn:

»Le trident du Neptune est le sceptre du monde.«

Auch wird es dieſe Minerva ſchon bey Neptun, mit dem ſie ſonſt wohl manchen Strauß hatte, verantworten; allein warum haben die andern

Minerven — die wir gern als Irene und Nike, Friedens- und Siegesgöttinn, urſprünglich nur Modifikationen der großen Atheniſchen Pallas ſelbſt, begrüßen möchten — nicht auch ein Abzeichen in den Händen? Warum hat die Irene nicht das Scepter mit dem Adler oben, die Nike nicht das Scepter mit der Viktoria oben in der Hand? Man ſage nicht, es würde bey der Kleinheit der Münze zu viel Gewirre und ſtörendes Spitzwerk über den Köpfen der weiblichen Figuren entſtanden ſeyn. Der erſte Münzkenner, Cattaneo in Mailand, entſcheide, ob dieß nicht ſehr ſchicklich zu machen geweſen wäre? Der kuruliſche Stuhl ſteht auf einer Art Geſtelle oder Eſtrade, von welcher hinten eine Lehne emporſteigt, die mit Feſtons umwunden, unten den Merkuriusſtab, der doch wohl auf einer brittiſchen Münze nie fehlen darf, als Relief an ſich trägt. Die Lehne ſieht eher einem ſchiefen Obeliſken ähnlich, und das Ganze hat die ſonderbare Abweichung vom Herkömmlichen, daß zwiſchen der Lehne und dem Stuhle nun erſt die krönende Siegesgöttinn ihren Platz erhalten hat!! Das Alterthum ließ keine leere Fläche ohne angemeſſenes Bildwerk. Warum erhielt die uns zugekehrte Fläche des Altars nicht als Relief zwey ſich überkreuzende Füllhörner, mit dem Merkuriusſtabe in der Mitte? Der brittiſche Leopard wäre am ſchicklichſten am Fuße der Lehne anzubringen geweſen. Jetzt fehlt er ganz, und wir vermiſſen ihn ungern, da er ein ſo ſprechender Schildhalter iſt.

Man vergleiche mit dieſer Krönungsmedaille die nächſte vorhergehende auf die Krönung Königs Georg III., am 22ſten September 1761. Die Parallele fällt ſehr zu Gunſten der jetzt ausgegebenen aus. Nichts kann unbedeutender und nichtsſagender ſeyn, als die jedes Abzeichens entbehrende weibliche Figur, mit der auf dem Unterleib wunderſam gefalteten Tunika, welche dem, auf einem gemeinen Seſſel, der nicht einmahl einen Fußtritt hat, hingelehnten Krönungskandidaten die Krone über das Haupt hält. Da liegt allerdings der Leopard hinter dem Stuhl, und hält den liegenden Reichsapfel gerade ſo in der Tatze, wie der Hund den Knochen. Hinter dem Cippus oder kleinen Spitzkegel, worauf die weibliche Figur ſich zwar lehnen ſoll, aber durchaus keine Neigung dazu hat, ragt eine dreyzackige Gabel (der Kürze wegen kann man es durchaus für kein Scepter mit dem Dreyzacke halten) in ſchiefer Richtung, wie denn alles hier ſchief iſt, hervor. Die Umſchrift heißt auf der Krönungsmünze Georgs III.: PATRIAE OVANTI. Wie viel läßt ſich auch hier kritteln! Iſt denn die Münze dem jubelnden Vaterlande geweiht, oder dem Krönungsakt und dem Könige ſelbſt? Und dann das ſonderbare, in der Münzſprache ganz ungekannte Ovans? Warum nicht die auf hundert Krönungsmünzen uns begegnende Hilaritas Publica? Gewiß auch in Beziehung auf die Schrift iſt die Medaille auf Georgs IV. Krönung weit richtiger gedacht und ausgedrückt. Der Vers im ſapphiſchen Sylbenmaße: PROPRIO IAM IVRE ANIMO PATERNO, drückt in ſeiner erſten Hälfte mit echt brittiſchem und konſtitutionellem Freyheitsſinn das Königkrecht aus, wie es erſt durch das bey der Krönung gegebene Verſprechen des Königs gegeben wird. Und den Vaterſinn mag man einem Monarchen nicht abſprechen, der auf ſeinem Spazierritt ſelbſt mit ganz unbekannten Kindern, die ihm in den Weg laufen, zu ſcherzen pflegt, und jedem der Pagen, die zur Tragung des königlichen Mantels bey der Krönungsproceſſion ganz parteylos gewählt worden waren, mit huldreicher Herablaſſung die Hand ſchüttelte. Das Inauguratus auf der Exergue iſt hier doch auch beſſer, als das Coronatus auf der Münze ſeines Vaters. Viel beſſer und bezeichnender iſt auf der Kopfſeite hier das BRITANNIARVM REX. Georg III. heißt auf der Münze noch König von Großbritannien und Irland. So mußte es wohl nach dem Curialſtyl ſeyn, da Irland damahls noch ſein eigenes Parlament hatte. Allein auch damahls würde Niemand an der Mehrzahl der brittiſchen Inſeln ein Ärgerniß genommen, und die Münzſprache ſich beſſer dabey befunden haben. In einer einzigen Rückſicht ſind die metalliſchen Jahrbücher der Krönung Georgs III. weit, weit über die ſeines Sohnes erhaben; dort wurde auch die tugendhafte Königinn mit gekrönt, und auf ihrer Krönungsmünze konnte mit vollem Rechte in ſehr paſſender Anſpielung auf das bekannte Horaziſche Wort:

sume superbiam quaesitam meritis,

der Aufruf in der Legende ſtehen: Quaesitam meritis (sc. coronam). Das war aber die wahrhaft linke Seite der Krönung Georgs IV., daß hier die Königinn nicht mit gekrönt, ja, auf eine, jedes unbefangene Gefühl wahrhaft beklemmende Art zurückgewieſen werden mußte.

Es mag bey Gelegenheit dieſer Krönungsmünzen wohl an ſeinem Orte ſtehen, wenn man bemerkt, daß vor kurzem im Verlage des thätigen Herrn Colburn die ganze vollſtändige Sammlung des bekannten Stempelſchneiders James Mudie erſchienen iſt *), woraus ſich wohl am ſicherſten beſtimmen läßt, wie weit die Stempelſchneiderkunſt jetzt in England gebracht wurde.

Möchte doch das preiswürdige Unternehmen, welches unter der Anleitung des trefflichen Kunſt- und Münzenkenners, Profeſſors Levezow in Berlin, von dem dortigen Hofmedailleur angefangen worden iſt, die wichtigſten Staatsmänner und Gelehrten der preußiſchen Monarchie, ſo wie die merkwürdigſten Begebenheiten der neueſten Zeit durch eine Reihe ſinnreich erſonnener, kunſtreich ausgeführter Denkmünzen in bleibendes Metall zu graben, recht bald zur Ausführung kommen. Es iſt davon eine Aufmerkſamkeit erregende Ankündigung in dem beym Morgenblatte erſcheinenden Kunſtblatte zu leſen geweſen.

Endlich dürfte hier wohl auch die Nachricht ſtehen, daß der durch Anſchauung und Forſchung vielfach geübte Kenner alter und neuer Kunſt, der Britte James Millingen, ſo eben bedeutende Supplemente zu ſeinen: Médailles de l'Empire de Napoléon, welche auch die neueſten Denkmünzen der ganzen Zeitgeſchichte mit umfaſſen, laut Briefen, die wir neulich von ihm aus Rom erhielten, gänzlich vollendet hat.

---

*) An historical and critical account of a grand series of national medals, published under the direction of J. Mudie, Esq. embellished with Outlines of the entire series. London, Colburn, 1820. 1 Pf. 12 Sh.

* * *

Warnung.

Willſt auf neuen Liebeswogen
Steuern du nach neuer Qual,
Mehr denn zwanzigmahl betrogen,
Schwand ja ſchon dein Ideal. —
Eine folgt dem Sinnentriebe,'
Die des Glanzes goldner Spur,
Dieſe ſchmeichelt Schwärmerliebe,
Jede liebt ſich ſelber nur.

„Jeder Roſenmund verblühet,
Müde jagt ſich eitle Sucht:
Und der Liebe Flamm' entſprühet
Nur Betrug und Eiferſucht.
In der Freuden Blumenlaube
Spendet ſie zwar ſüßen Lohn,
Doch nach dem weit größern Raube
Lauert bey der Gab' ſie ſchon.

Nicht in ihren Blüthenwäldern,
Wo ihr Grab verborgen liegt,
In des Geiſtes freyen Feldern,
Wo Vernunft den Wahn beſiegt;
Dort, entfernt vom Weltgewimmel,
Wenn von Stürmen auch bedroht,
Schaffe dir den eignen Himmel,
Dort entſchwindet jede Noth.

Aus der Denkkraft tiefen Gründen,
Die uns der Verſtand entrollt,
Hohl' aus des Gehirnes Schlünden
Du der Überzeugung Gold;
Und die freye Seele hebet
Durch der Schlüſſe raſchen Lauf,
Dann von Glorien umſchwebet
Dich zum Sternenthron hinauf.

[illegible]

* * *

Girolamo Fracaſtoro.

Nachdem die römiſche Sprache längſt aufgehört hatte, eine lebendige zu ſeyn, haben verſchiedene Männer, beſonders in den Staaten Italiens, ſie durch mancherley Schriften zu einem zweyten Leben auferſtehen laſſen, und Werke in ihr geliefert, deren ſich zum Theil das Zeitalter des Auguſt kaum ſchämen dürfte. Unter dieſen ſteht Fracaſtoro als einer der geachtetſten und muſterhafteſten da. Er war zu Verona im Jahre 1483 geboren. Sein Vater, Paolo Filippi, entſtammte einem alten und edlen Geſchlechte; ſeine Mutter, Camilla Mascarella, eine Vicentinerinn, leitete ſeine früheſten Kinderjahre. Bevor er noch das Knabenalter verlaſſen, leuchtete ſchon aus der Weiſe, wie er ſeine Studien trieb, eine feurige Genialität, aus allen ſeinen Schritten und Thaten jene Würde und Feſtigkeit hervor, welche ihn ſpäter zum Wegweiſer Aller machten, die nach Bildung ſtrebten, zum Rathgeber eines Jeden, der ſich in mißliche Lage verſetzt ſah. Kaum war er zu Padua angelangt, um daſelbſt ſeine Studien zu vollenden, ſo ſchloſſen ſich alſobald, wie an jeden Jüngling von Nachdruck und innerem Reichthum, eine Menge Univerſitätsfreunde an ihn an; bedeutende Männer zogen ihn zu ſich empor. Gern folgte er dieſem Wink der Verhältniſſe; denn wie er überhaupt die Vorſicht zu ſeiner Göttinn erwählt hatte, waren alle ſeine freundſchaftlichen Verbindungen ein Emporſtreben, nie ein Niederſteigen. Nachdem er in Padua den Lorber der ſchönen Künſte ſich errungen, wurde er in einem Alter von 19 Jahren zum Profeſſor der Logik ernannt. Als ſolcher, ſcheint es, ſchrieb er ſeine Abhandlung degli Omocentrici, in welcher er alle Epizyklen vom Himmel entfernte, und, die Maſchinerien der alten Aſtrologen über den Haufen werfend, den Planeten einen neuen, mit weniger Schwierigkeiten verbundenen Weg anwies. Als eine Zugabe ſatyriſcher Natur erſchien ſodann ſeine Schrift: de Sympathia et Antipathia; ſie ſpottet der früheren Ärzte und Philoſophen, welche alles ihnen Unerklärliche dieſen beyden großen Staatskanzlern der Natur zuſchrieben, und mit ihren Kunſtausdrücken Felder der Philoſophie überſchwemmten, in welche ſie eigentlich nie einen bleibenden Fuß geſetzt hatten, ungefähr wie Auguſt, aus Ärger, die römiſchen Adler nie auf deutſchen Boden verpflanzt ſehen zu können, bey der Eintheilung Galliens die Rheingegenden deſſelben in die erſte und zweyte Germania ſchied — konnte er doch nun unter ſeinem Titel ſich Beherrſcher der Deutſchen grüßen hören! Fracaſtoros durchdringender Blick, urſprünglich von der Natur ihm geſchenkt, dann durch ſeine Art, die Wiſſenſchaften zu ergründen, geübt und geſchärft, ließ ihn ſehr bald die Unfruchtbarkeit und Barbarey der ſcholaſtiſchen Philoſophie wahrnehmen, und ſein unbeſtechliches Gefühl, nachdem er ſie wahrgenommen, verabſcheuen; in einem trefflichen Dialog widerlegte er die Meinungen, welche Pomponazzi, Profeſſor an der Univerſität zu Padua, in Hinſicht der menſchlichen Seele aufgeſtellt, und mit den ſpitzen Waffen der Dialektik vertheidigt und angeprieſen hatte. Kolliſionen dieſer Art konnten einem Manne wie Fracaſtoro, in einem Zeitalter wie das ſeinige, nicht fehlen; daß er den Sieg davontragen würde, verbürgten ihm ſeine Kenntniſſe und ſeine Geiſteskraft; zum Glücke für ihn, zum Nachtheil für ſein Zeitalter gebrach ihm der polemiſche Sporn, der unſern Leſſing gleich einem gefürchteten irrenden Ritter durch die Felder menſchlichen Wiſſens trieb.

Wenige Jahre darauf verließ Fracaſtoro ſeinen Lehrſtuhl, um ſich ungeſtört ſeinen literariſchen Neigungen dahingeben zu können. Nun ſchrieb er ſeinen Alkon, ein idylliſches Lehrgedicht über die Pflege der Jagdhunde *). Schon dieſes kleine Produkt ſeiner Muſe, mit allgemeinem Beyfall aufgenommen, zeigte, wie gründlich der Verfaſſer die klaſſiſchen Dichter der Römer geleſen habe, und mit welch einer glücklichen Meiſterhand er den Hexameter zu behandeln verſtehe. Die folgenden Jahre widmete er vorzüglich der Medizin, befliß ſich aber zugleich mit beharrlichem Eifer der mathematiſchen Wiſſenſchaften und der Naturgeſchichte. Manche ſeiner Freunde, ſo wie verſchiedene angeſehene Herren in Italien riefen ihn, von bedenklichen Krankheiten ergriffen, als ihre letzte, ſicherſte Stütze zur Hülfe; ſo Flaminius, ſein Nachbar auf dem Parnaß, welcher ſeine zärtlichbittenden Hendekaſyllaben mit den Worten beginnt: Verehrter Fracaſtoro, dem Apoll des Heilens Wiſſenſchaft, die Kunſt des Liedes in gleichem Maße, ſeinem Liebling, lieh — — — — Alle Schriften, welche er in dieſen Zweigen menſchlicher Kultur der Mitwelt ſchenkte, gewinnen den Leſer durch muſterhafte Schreibart, und tragen das Gepräge der reifen Überlegung.

---

*) Alcon sive de cura canum venaticorum. Man muß dieſes didaktiſche Gedicht nicht mit der höchſt gefühlvollen und zarten Idylle des Baltaſar Caſtiglione verwechſeln, welche ebenfalls den Nahmen Alcon führt, und den Tod eines trefflichen, geliebten Jünglings betrauert.

eines hoch ausgebildeten kritiſchen Scharfſinnes. Allerdings wurden die Fortſchritte, die er ſogleich in jedem neuen Gebiete machte, durch die ſüße und ehrenvolle Muße, deren er ſich den größten Theil ſeines Lebens hindurch erfreute, bedeutend erleichtert.

Einige Zeit verlebte er zu Pordenone, einem ſchönen und großen Flecken in Friaul, beym General Bartolemmeo Aviani, einem vielſeitig gebildeten Herrn, welcher, der Wiſſenſchaften und ihrer Prieſter Beſchirmer und Verehrer, eine rühmliche Akademie eröffnet hatte. Von dort ſcheidend, kehrte er nach Verona zurück, ſeine meiſten Tage am Gardaſee, etwa zwölf Miglien von der Stadt, in ſeiner anmuthigen Hügelvilla Incaffi zuzubringen. Hier lebte er einzig und allein ſeinen geliebten Studien; hier entwarf er ſein Meiſterſtück, das Lehrgedicht: die Syphilide; hier beſuchte ihn ein fröhlicher Kreis von gelehrten Freunden, die ſich an ſeinen bereichernden Geſprächen ergötzten. Antonius Marius ſagt daher in ſeiner Epiſtel an ihn: »Glücklich, wen fern von des Volks unruhvollwühlenden Stürmen Ihren reineren Höh'n zuführte die göttliche Weisheit.« Indeſſen wurde er Arzt des tridentiniſchen Conciliums, welches auf ſeinen Rath, wie Thouan erzählt, nach Bologna verlegt wurde, weil man die Peſt fürchtete.

Der Ruf des ſeltenen Mannes war bereits allgemein anerkannt. Eben jener Thouan, der ſeinen richtigen Geſchmack ſo wenig verläugnete, daß er zu ſeiner Zeit das Werk des Rabelais ein höchſt ſcharfſinniges Produkt zu nennen wagte, worin alle Stände der Menſchen auf die erbaulichſte Weiſe durchgezogen wurden, geſteht im zwölften Bande ſeiner Geſchichte, unſer Fracaſtoro habe die Poeſie ſo glücklich getrieben, daß ſelbſt ſeine Nebenbuhler behaupten, er komme der Virgiliſchen Majeſtät erſtaunlich nahe; unter dieſen habe Jakob Sannazar, mit ſeinem Lobe gegen fremde Verdienſte ſonſt ſo ziemlich ſparſam, nachdem er die Syphilide geleſen, nicht bloß den Johann Pontanus *), ſondern auch ſich ſelbſt in einem Werke, woran er zwey und zwanzig Jahre mit mühevoller Genauigkeit gefeilt, für überwunden erklärt **).

---

*) Johann Pontanus reiht ſich an die vorzüglichen Dichter des ſechzehnten Jahrhunderts in Italien. Nebſt ſeinen geiſtlichen Liedern zeichnet ſich beſonders ſeine detestatio militiae hujus aevi, und eine ſapphiſche Ode: De Orpheo navigante, aus.

**) Hierauf beziehen ſich zwey artige Sonnette, die wir ihres gemeſſenen Styles wegen hieherſetzen:

1.

Ritrovasi in Parnasso un Campanile,
Dove son molte e diverse campane,
E suonarle tentan la sera e mane,
Che quel suonar non è mestier servile.

Ma evvi un campanon più signorile,
Dove le braccia di ciascun son vane,
Perchè 'l suonar non posson genti umane,
Ma solo Apollo, o altro a lui simile.

Entrò nel Campanile un di Marone
E motteggiando si pose a tirare
Quella funaccia, e il Campanon si mosse.

Allor disse Virgilio, est mihi posse,
Ed alla distesa seguitò a suonare.
Disse Apollo: Chi è quel Poetone?

2.

Morto Virgilio il Campanon si tacque
Per mille e cinquecento e cinquant' anni;
Un tempo tal gli avea fatto gran danni,
E la barbarie più che i venti e l'acque.

Quando in Verona un cotal uom ci nacque,
Che medicava a' Papi e Rè i meloni;
Costui con grande ardir sciorinò i panni,
Tentar quel grave bronzo si compiacque.

Nol suonò già disteso netto e bello,
Ma lo fè botteggiar sì chiaramente,
Ch' ognuno n'ebbe a dir, bravo, egli è quello!

Piangeva il Sannazar amaramente,
Perchè in ventidue anni di martello
Conobbe allor non aver fatto niente.

Bey der Brücke San Benedetto zu Padua ließ Ramnuſius ihm und dem Andreas Navagerus, welcher wegen ſeiner lusus rhythmici beliebt war, ein metallenes Bruſtbild aufſtellen. Julius Scaliger ließ ſich herab, ein Buch enkomiaſtiſcher Epigramme über ihn zu ſchreiben. Fracaſtoro ſtarb in einem Alter von 71 Jahren auf ſeinem Landhauſe Incaffi; ſeine Reſte empfing die Kirche St. Eufemia zu Verona. Man wollte ihm ſogleich ein Denkmahl errichten, ließ aber die Erfüllung dieſer ſchönen Pflicht, ich weiß nicht warum, in Vergeſſenheit gerathen. Erſt ſpäter wurde ihm auf der piazza de' Signori zu Verona eine Statua togata errichtet, mit der Inſchrift von Panvinius: Hieronymo Fracastoro Paulli Philippi F. ex publ. auct. anno MDIX. Kurz vor ſeinem Tode hatte er ein Heldengedicht im Vorſatz, welches die Zerſtörung Jeruſalems durch die Römer zum Gegenſtand haben ſollte; wenigſtens gaben das einige Verſe des Matteo Bandello (in einem Sonnett unter den Briefen des Julius Scaliger) zu verſtehen: Ach, Fracaſtoro, welch ein grauſamer, boßhafter Tod entreißt dich mir; und erſtickt den ſchönen Geſang, welchen deine Muſe von den Qualen der Hebräer durch das Schwert des Titus ſo erhaben begann *).

Fracaſtoros Briefe finden ſich in verſchiedenen Sammlungen; unter den metriſchen Zuſchriften entſpricht des Leſers Erwartungen beſonders die Nänie über den Tod des Veroneſers Turriano, ein Gedicht, deſſen gedankenreiche Wendungen mit ſeiner klaſſiſchen Sprache wetteifern; neben dieſer unverdunkelt ſteht der Klagebrief über den Tod ſeiner beyden Söhne, welchen kein ähnlicherweiſe vom Schickſal geſchlagener Vater ohne tröſtliche Stärkung leſen wird; ein prachtvoller Lobgeſang iſt die Epiſtel an Papſt Julius III. Wir kommen aber vor allem andern auf ſeine Syphilis zurück, und bemerken, daß ſeit die Originalquelle der römiſchen Poeſie zu fließen aufgehört, kein ſpäteres Gedicht in Hinſicht der Sprache und des Versbaues, in Hinſicht der Denkweiſe und Gedankenverbindung den Werken aus dem beſſeren Zeitalter ſo nahe ſteht. Freylich ein Lehrgedicht: De morbo gallico! Sollte man nicht glauben, das Werk müſſe keinen anſtändigen Leſer gefunden haben? Bey den bloßen Lauten des Titels ſchon entſteht eine Menge unpoetiſcher Nebenideen, wie viele widerwärtige Bilder müſſen nicht im Verlauf des Gedichtes ſich einſtellen, und die Phantaſie entadeln? Fracaſtoro hat ſelbſt dieſe gegründeten Bedenklichkeiten niedergeſchlagen; mit einem glücklichen Zartgefühl des Schicklichen hat er auf ſo gefahrvoller Fahrt die Steuerruder zu regieren gewußt, um weder an den Klippen des Ekels ſein Fahrzeug zu zerſchmettern, noch auf den Sandbänken der Gemeinheit ſich dem Gelächter der Zuſchauer preiszugeben. Faſt nie ſtreift er die Grenzen, welche der Wahrheit und Schönheit ewige Geſetze zwiſchen der Kunſt und allem denjenigen gezogen, an deſſen Darſtellung ſie ihre Kräfte nimmer vergeuden ſoll; wohl ſchildert er, und muß hin und wieder Schreckliches ſchildern, aber höchſt ſelten erregt er Abſcheu, Ekel nie. Wie viele prachtvolle

---

*) Ob aus den Händen des ſcharfdenkenden Fracaſtoro, dem überall nüchterne Überlegung und ruhige Umſicht zur Seite gingen, ein verdienſtvolles Heldengedicht hervorgegangen wäre, bezweifeln wir; nur auf die didaktiſche Sphäre der Poeſie ſcheint ihn ſein Genius hingewieſen zu haben.

Sorgen.

Dieſe Geſinnungen ſind ſehr delikat. Allein, ich begreife dein Benehmen dennoch ganz und gar nicht. Du liebſt Sophien, ich ziehe dich allen übrigen Freyern vor, und doch vereinigeſt du dich immer mit meiner Tochter, um von mir Aufſchub der Hochzeit zu bewirken. (ſpöttiſch.) Sollten Sie vielleicht dieſe Verbindung Ihrer nicht würdig halten, mein Herr?

Firnſtein.

Wie können Sie glauben —

Sorgen.

Nun wohl, ſo will ich dieſe kindiſche Ziererey einmahl enden, und Euch wider Euern Willen glücklich machen. Du, Firnſtein, ſollſt in meinem Herzen den Platz meines Neffen einnehmen.

Firnſtein.

Ich werde alles thun, dieſen ſchönen Platz zu verdienen; allein, ich will ihn nicht uſurpiren. Darf ich je vergeſſen, daß Eduard ihr Neffe iſt, daß er ihr Sohn ſeyn ſollte, daß er mein Freund iſt?

Sorgen.

Du wirſt ihn doch nicht gar vertheidigen wollen?

Firnſtein.

Das nicht, — aber entſchuldigen will ich ihn, wo ich kann.

Sorgen.

Auch das iſt unmöglich. — Seine Aufführung in der Reſidenz —

Blumen, wie manches liebliche Blatt hat er dagegen in dieſe ſcheinbar dürre Dornenkrone zu flechten gewußt! Es ſind der Epiſoden und Beſchreibungen mehrere darin, welche einem ſchlechten Gedichte den Nahmen eines trefflichen erwerben könnten; aber nicht einmahl mittelmäßig kann man die Syphilis an irgend einer Stelle nennen. Nichts deſto weniger bleibt die Wahl des Dichters eine ſehr gewagte, und es gehörte die entſchloſſene Kräftigkeit eines Fracaſtoro dazu, einen ſolchen Vorſatz zur Vollendung zu führen. Doch müſſen wir zwey Dinge berückſichtigen. Das ſchreckliche Übel, deſſen Bild er zeichnet, war zu ſeiner Zeit eine neue, jedes Herz mit Angſt erfüllende Erſcheinung; als in etwas Neuem ſah man darin nur das Furchtbare, Verderbenbringende, nicht aber die gemeine Unſittlichkeit, durch welche es der Leidende ſich zuzieht, und wir heute ſchon bey dem bloßen Worte uns zurückgeſtoßen fühlen; es galt für eine Strafe Gottes, welche jeden Redlichen und Gläubigen mit ängſtlichen Beſorgniſſen erfüllen mußte, nicht aber die zweydeutige, halblächerliche Krankheit, wie ſie uns erſcheint; Fracaſtoro ſelbſt würde in unſern Tagen ſeine Thema unſtatthaft und lächerlich finden. Ferner bediente er ſich einer längſt aus der Geſellſchaft des gemeinen Lebens verſchwundenen Sprache; was die lebendige ſich auszudrücken ſcheut, darf oft die todte ohne Zögern und Bedenklichkeit ſagen; ihre Wangen ſind bleich, ſie erröthet nicht mehr, und was in einer heutigen Sprache den Leſer zu unwürdigen Nebenideen herabzieht, darüber geht er in der alten ohne Anſtoß hinweg. Aber, wie geſagt, dieſer Anſtoß findet kaum in der Syphilis ſtatt. Wir geben als eine Probe der Schreibart folgendes rührende Gemählde aus dem erſten Geſange:

Wo die üppigen Auen der Cänomaniſchen Männer
Mit ſebiniſcher Flut reichwogend der Oglio durchſchneidet,
War ein Jüngling mir Freund, ein trefflicher; keiner berühmter,
Keiner des Glücks geliebterer Sohn im italiſchen Lande,
Kaum mit dem Lenze geſchmückt der fröhlichſproſſenden Jugend,
Holder Geſtalt und mächt'gen Geſchlechts, mit Schätzen geſegnet;
Seine Freud', im geflügelten Lauf den Renner zu zügeln,
Oder ſtattlich behelmt in bunten Waffen zu prangen,
Rüſtig mit Rüſt'gen gepaart ſich zu meſſen auf ſtaubendem Ringplatz,
Oder die flüchtigen Hirſch' auf Waidmanns Fährte zu jagen.
Oglios Göttinnen all' und alle Töchter des Padus
Waren ihm hold, die Nymphen der Hain' und die Mädchen des Landes,
Alle vom Wunſche beſeelt, des Lieblichen Wünſche zu feſſeln.
Eine Verſchmähte vielleicht erhob zu rächenden Göttern,
Nicht umſonſt, ihr Gebet, und gewann der Himmliſchen Mitleid.
Fröhlichen Muth im Buſen, der Furcht kaltrieſelnden Schauern
Fremd, erkrankt' er, der Arme, dem Weh, wie es ſchrecklicher nimmer
Wüthete, wüthender nicht die künftigen Jahr' es erblicken.
Schmachtend welkte der lachende Lenz, die Blüthe der Jugend
Schmachtend dahin, die Kraft des Gemüths; trübeiternder Ausſatz
Deckt', ein Grauen dem Blick, die ſchwindenden Glieder, und beulend
Ragten die Bein' hervor, von harten Geſchwülſten getrieben.
Unheilbare Geſchwür' — Erbarmen, ihr Götter! — verdeckten,
Nagend die Sterne des Lichts, die liebefunkelnden Augen,
Nagten mit gierigem Gift an des Mundes erbleichenden Roſen.

Unglückſel'ger! ihn ließ nicht lange die ſpinnende Göttinn
Jammern, da ſank er zur Gruft, dem verhaßten Äther entſchwunden.
Thränen zollt' ihm der Alpen Gebirg' und die ſchweifenden Flüſſe,
Oglios Göttinnen all', und alle Töchter des Padus
Zollten ihm Thränen, die Nymphen der Hain' und die Töchter des Landes;
Vom ſebiniſchen See kam's klagend in nächtlichen Lauten.

Dan. Leßmann.

* * *

Ein- und Ausfälle.

(Von Ig. Jeitteles.)

42.

Morgenländiſche Sprüche.

Es erprobt ſich im Unglück die Weisheit, die Demuth im Glück, in der Noth die Geduld, im Tode der Reichthum.

Dein Geheimniß iſt dein Gefangener; läſſeſt du es frey, wirſt du ſein Gefangener.

Kein Schlafender kann einen Schlafenden erwecken, kein Ungelehrter einen Ungelehrten unterrichten.

Wer den Tod nicht ſcheut, iſt Herr über das Leben Anderer.

Herr! Erbarme dich der Böſen, denn der Frommen haſt du dich ſchon erbarmt, als du ſie fromm gemacht.

Ein Reicher ohne Freygebigkeit, iſt ein Baum ohne Frucht; ein Armer ohne Geduld, eine Lampe ohne Öhl; eine Jungfrau ohne Zucht, ein Haus ohne Dach; ein Weib ohne Scham, eine Speiſe ohne Salz; ein Fürſt ohne Gerechtigkeit, ein Fluß ohne Waſſer (?); ein Gelehrter ohne gute Werke, eine Wolke ohne Regen.

Anmerkung. Unter guten Werken verſteht der ehrliche alte Araber, dem dieſe Weisheit entquollen, nur gute Handlungen, beyleibe nicht gute Bücher — die Bücher der Gelehrten ſind oft Wolken mit ſtarkem Regen. Dieſe Art Gleichniſſe ließen ſich übrigens freylich bis ins Unendliche fortſetzen.

Sey dem Leben
Nicht ergeben;
So macht der Tod
Dir keine Noth.

43.

Ein ehrlicher Schweizer ſchlug einmahl vor, die deutſchen Schriftſteller nach Art der Indier in Kaſten einzutheilen — die Idee iſt nicht ſo übel!

Bekanntlich wurden aus Brama's Haupt die Braminen (Geſetzgeber und Prieſter), aus den Armen Brama's die Tſchetteries (Fürſten und Miniſter, auch Krieger), aus dem Unterleibe die Bey's (Handelsleute), aus den Füßen die Suders (Handwerker) erſchaffen.

So die Rangordnung auf dem deutſchen Parnaß! die Braminen deutſcher

Dichtkunſt — wie Minerva aus Jupiters Haupt entſprungen, Emblem der Weisheit — aus dem Haupte Brama's hervorgegangen, ſind ein gar kleines Häuflein, denn ſie ſind die höchſten Meiſter, wie des Schönen höchſte Muſter. Ihnen blüht ewige Unſterblichkeit. Göthe und Schiller, Klopſtock und Herder, und vielleicht noch Wenige gehören hieher. Dieſen Hohenprieſtern der Kunſt, dieſen Sternen erſter Größe zunächſt ſtehen die Tſchetteries — Fürſten und Krieger. Produktive Genies und tüchtige Kunſtrichter — ſie bilden ihr Jahrhundert und leben für Jahrhunderte. Manches ihrer Werke trägt das Siegel der Vollendung an der Stirn, und macht ſie würdig, aufzuſteigen in die Reihe der Braminen, wie dieſen auch manchmahl etwas entſchlüpft, wodurch ſie herunterſteigen ſollten. Hieher gehören: Leſſing und Jean Paul, Tiek und Voß, die Dioskuren Schlegel und Stolberg, Klinger und Bürger, Heinſe und Hamann, und noch einige Geweihte. Immer noch ausgezeichnet und berufen ſind die Beys oder Handelsleute, doch machen ſie nur vorübergehende Epochen, wiewohl ſich Manche dieſer geiſtreichen Schriftſteller in den Rang der Klaſſiker einreihen könnten, wenn ſie nicht aus Brama's Magen erſchaffen nur allzuoft für den Magen arbeiteten, als Lieblingsſchriftſteller zu viel ſchrieben. Die vorzüglichſten Häupter dieſer Kaſte wären ohngefähr: Kotzebue und Lafontaine, Feßler und Meißner, Thümmel und Hofmann, und noch viele andere.

Was aber ohne Geiſt und ohne Grazie, ohne Kenntniß und ohne Geſchmack ſich in der deutſchen Literatur herumtreibt; was da lebet das Leben der Eintagsfliege in den Almanachen, und webet und ſchwebet in Verſen und Proſa, in platten Dramen und Romanen — in die Kaſte der Suders mit ihnen, wenn ſie auch Bibliotheken kompilirt hätten, ſie ſind Handwerker!

44.

Es hat unter den Autoren von jeher ſonderbare Käuze gegeben. Nichts iſt ſo wichtig und nichts ſo nichtig, worüber nicht — geſchrieben wurde. Die erhabenſten wie die albernſten Themen fanden ſtets ihre Vertreter und ihre Widerſacher. Die Deutſchen behaupten hierin einen vorzüglichen Rang, denn mit gleicher breiter Gründlichkeit muß ja alles, ſelbſt die entſchiedenſte Nullität, unterſucht und abgeſponnen werden. Hufelands das Wohl der Menſchheit umfaſſende Makrobiotik hat vielleicht nicht mehr Federn in Bewegung geſetzt, als das berüchtigte närriſche Buch: »Über die Kunſt, geiſtreiche Kinder zu erzeugen.« — Dieſe Kunſt ſchien dem Vater des Verfaſſers noch ganz unbekannt geweſen zu ſeyn, ſo wie ihm ſelbſt unbekannt geblieben die Kunſt, geiſtreiche Bücher zu erzeugen. Ein Franzoſe hat auch einmahl den Schleyer der Natur lüften wollen, und ſchrieb gar eine Megalopotropogeneſie. Thörichte Skribenten gab es übrigens zu allen Zeiten. Im Jahre 1530 erſchien von H. K. Agrippa ein Werk, betitelt: »Von der Eitelkeit und Unzuverläſſigkeit der Wiſſenſchaften.« — Das wäre nun freylich noch nicht ſo arg geweſen, aber der Verfaſſer verwirft alles und empfiehlt — die Magie. Der Verehrer der Magie hat auch noch ein ſeltſames Buch geſchrieben: »Über den Vorzug des weiblichen Geſchlechts vor dem männlichen.«

— Es iſt nicht ſchmeichelhaft für das ſchöne Geſchlecht, und wir berichten es mit tiefer Wehmuth, aber wahr iſt es: daß Agrippa wahnſinnig und elend im Hoſpitale zu Grenoble ſtarb.

Über die Rubrik der närriſchen Bücher könnten wir leicht ein Buch ſchreiben — würden wir aber nicht die Zahl vermehren? —

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Burgtheater. Den 15ten. Das Intermezzo, oder: Der Landjunker zum erſten Mahl in der Reſidenz. Von A. v. Kotzebue. Hr. Wallbach, Mitglied des königl. preußiſchen Theaters in Breslau — als Gaſt den Junker Hans von Birken.

Die Individualität des Gaſtſpielers iſt ſehr glücklich für dieſe Rolle, die er mit Ungezwungenheit und Lebhaftigkeit durchführte. Es war keine Lücke merkbar und Alles fügte ſich in einander. Was noch ſeltner iſt, jede Scene gewann ein eignes fortſchreitendes Intereſſe. In der mit dem Rektor ſprach beſonders der gutmüthige Unwille in einzelnen Stellen behaglich an; in der mit dem Fräulein die Miſchung unbeſonnener Aufwallung und plötzlich erwachendem Zartgefühl. Die Unbefangenheit in Reden und Betragen war übrigens nicht gemacht, und blieb ſich durchgehends gleich. Die Selbſtgeſpräche konnten freylich mehr für ſich ſelbſt geſprochen werden. In den Schlußſcenen, während des Intermezzo's, war der Gaſt nicht zu laut und nicht mehr, als ſeine Stellung es erlaubte, doch ließ er hier und im Ganzen nirgends einen wichtigen Moment entſchlüpfen. Der Beyfall konnte zwar erſt im dritten Aufzug recht hervorbrechen, nahm aber dann auch immer zu und endigte mit dem Hervorrufen des Gaſtſpielers.

(**Konzert.**) Sonntags den 15ten d. M. wurde im k. k. kleinen Redouten-Saale, um die Mittags-Stunde, zum Beſten der durch Feuer verunglückten Einwohner St. Lorenz, Tolnenſer Comitats in Ungarn, ein großes Konzert gehalten.

Dieſes begann mit einer Ouvertüre von Roſſini, die von dem Orcheſter, unter Leitung des Hrn. Orcheſter-Direktors Clement noch ziemlich aufrecht erhalten wurde. Hierauf folgte der erſte Satz ſammt dem folgenden Adagio, aus dem großen Pianoforte-Konzert in A mol, von J. N. Hummel, vorgetragen von Hrn. C. Georg Lickl, dem Unternehmer der Veranſtaltung. Die Blasinſtrumente waren Anfangs ſehr uneins. Der Vortrag des Kunſtfreundes zeichnete ſich durch Leichtigkeit, Klarheit und gewandte Behandlung des Inſtruments bey Überwindung nicht unbedeutender Schwierigkeiten aus. Den Geiſt vermißte man.

Nun wurde von einer jungen Sängerinn Scena e Rondo: Io non chiedo, ei ciel pietoso, für eine Alt-Stimme, mit Chor, von Nicolini, geſungen. Ein ſchöner markiger Alt! ſtark in der Tiefe, voll und weich; in der Höhe angenehm mit natürlichem Ausdruck. Kenntniß der Verwendung und weitere Ausbildung müſſen etwas Bedeutendes hervor bringen. Der Chor, von ausgezeichneten Dilettanten vorgetragen, unterſtützte ſie vortheilhaft, und das Horn-Solo wurde mit Virtuoſität geblaſen von dem k. k. Hofwaldhorniſten Hrn. Hradezky.

Ein Kunſtfreund ſpielte Variationen für die Violine von Herrn J. Mayſeder. Das Thema wurde ſehr einfach vorgetragen, in Ausführung der Variationen zeigte ſich bedeutende Fertigkeit und Sicherheit. Der Ton iſt angenehm, nur in einigen Sprung-Paſſagen wurde er etwas kreiſchend. Die Doppelgriffe waren leicht, die Intonation zeigte ſich nicht immer rein. Die lobenswerthen Eigenſchaften und der kräftige Strich, mit einem ungezwungenen Benehmen verbunden, ſind Zeugen eines vielverſprechenden Talents. Wenn auch die Variationen nicht völlig im Geiſte des Tonſetzers ausgeführt wurden, ſo verdienten und erhielten ſie doch groſſen Beyfall.

Zum Beſchluß folgte ein Divertiſſement von J. Field, für die kleine Windharmonika (Physharmonika), neu erfunden von Herrn Häckel, mit Begleitung des Pianoforte, eingerichtet und vorgetragen von Herrn G. L., und von deſſen Bruder begleitet. Die Übereinſtimmung beyder Inſtrumente war vorzüglich. Zu dieſer Begleitung nimmt ſich die Harmonika überhaupt gut aus, mit Begleitung der Guitarre nicht minder. Sie hat etwas von einer gedämpften Violine, etwas von einer Oboe, und in der Tiefe vom Baſſethorn. Auch Muſikſtücke mit laufenden Sätzen laſſen ſich glücklich darauf ausführen. Hier hörten wir ein gut vorgetragenes in gehaltenen Tönen. Überhaupt gereicht die Lieblichkeit des Geſanges und der ſeelenvolle Ausdruck dieſem Inſtrument zur allgemeinen Empfehlung.

Die von Herrn L. geſpielte Physharmonika war übrigens nur die kleine, mit drey Oktaven. Die von ſechs Oktaven wird nächſtens in einem der hieſigen Theater von dem Kompoſiteur, Herrn Hieronymus Payer, geſpielt werden. Da dieſe Inſtrumente beſonders guten Abſatz finden, ſo fügen wir bey dieſer Gelegenheit noch hinzu, daß ſie bey dem Erfinder, Herrn Anton Häckel (Landſtraße, Ungergaſſe, Nr. 330) um die billigſten Preiſe beſtellt werden können.

Die Auswahl der Konzertſtücke war lobenswerth. Wo etwas Angenehmes aus Polyhymniens Gebiet dargebracht wird, dient Roſſini gern als Cavaliere servente. Es wurde übrigens weder deklamirt, noch vorgeleſen, und die Unterhaltung verlor nichts dabey. Der Saal war ziemlich beſetzt, wie ſichs nicht anders erwarten läßt, ſo oft Gelegenheit zur Beförderung edler Zwecke dargebothen wird.

Die Akademie der ſchönen Künſte in Paris hat am erſten September die Preiſe für die beſten Werke der Architektur im Jahre 1821 vertheilt. Den erſten Preis erhielt Herr Blouet, Schüler des Herrn Delespine, und den zweyten Herr Labrouſe, Schüler der Herren Vaudoyer und Lebas.

Ein engliſches Journal erzählt folgende abenteuerliche Geſchichte: Eine alte Jungfrau bewohnte ganz allein mit ihrer Katze ein Haus bey Cambridge-Heath auf der Straße von Hackney. Sie wollte Niemanden ſehen, und ſtand nur mit einem jungen Mädchen, welche ihr das Waſſer brachte, und mit ihrer Milchfrau in Verkehr. Mit dieſen war ein Signal verabredet, nach welchem die Alte bey ihrem Fenſter erſchien, und das übernahm, was ihr die beyden Weiber brachten. Eines Tages, als die Alte nach dem gegebenen Signal nicht erſchien, ſchlug die Waſſerbringerinn eine Fenſtertafel ein, ſtieg in das Haus, und fand die alte Jungfrau ganz angezogen, todt in einem Seſſel, indem ſie ihrer Katze ein Stück Fleiſch reichte. Ihre Verlaſſenſchaft ſoll ſich auf 100,000 Pfund Sterling belaufen, und keine Erben vorfindig ſeyn.

(Dieſer Nr. liegt die novell. Beylage XIV bey.)

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625) wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k. k. Poſt 11 fl. W.W. halbj. Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Beylage zur allgemeinen Novelliſtik.

XIV.

(Zu Nr. 85 des Converſationblattes 1821.)

Theater an der Wien. Den 16ten d. M. zum Vortheile der Sängerinn Mlle. **Joh. Hornick**, zum erſten Mahle: **Eduard und Chriſtina.** Oper in zwey Aufzügen, aus dem Italieniſchen von Herrn **Joſeph Ritter von Seyfried.** Muſik von **J. Roſſini.**

Wenn es die Leſer intereſſiren ſollte, den Plan dieſer ernſthaften Oper zu erfahren, ſo diene folgende Notiz zur Befriedigung ihres Wunſches. **Chriſtina**, Tochter des **Herzogs Karl** (die Handlung geht in Schweden vor), iſt heimlich vermählt mit **Eduard**, Anführer der herzoglichen Truppen, und ſoll ſich mit **Jakob**, Prinzen von Schottland, vermählen, worüber ſie in tiefer Bekümmerniß iſt. **Eduard** kehrt als glorreicher Beſieger der Feinde in die Reſidenz zurück. Durch einen Sprößling dieſer Verbindung wird die heimliche Ehe verrathen. Der Herzog beſteht darauf, des Kindes Aeltern zu erfahren. Da er Verdacht ſchöpft, und nichts zur Sprache kommt, befiehlt er, über des geheimnißvollen Kindes Haupt das Schwert zu zücken. Die Mutter alſobald verräth ſich ſelbſt; der Vater bald nachher, als die Verbrecherinn zur Strafe ſoll gezogen werden. Beyde werden nun verurtheilt. Unter dieſen Umſtänden bricht eine Rebellion der Gefangenen aus. **Eduard** eilt, ſie zu bekämpfen, und ſtellt die Ruhe wieder her, worauf der Herzog ſich mit ſeinem Schwiegerſohne verſöhnt. Wenn dieſer Inhalt auch nur in einer ziemlich leichten Skizze angegeben iſt, ſo liegt nicht viel daran, da wir die Handlung weder loben noch tadeln wollen.

Die Herzoge, Prinzen und Heerführer bewegten ſich übrigens in ihren Würden ziemlich unbequem, und die Sprache war ihnen nicht ſehr geläufig. Der Held **Eduard** ſteht in tiefem Sopran; dieſen Helden, den ein Frauenzimmer machte, wie es auch auf italieniſchen Bühnen gehalten wird, fand niemand anſtößig, und der Sieger in der Schlacht bey **Fehrbellin** hätte ſich ihn demnach zum Muſter nehmen ſollen. Die andern Helden waren ziemlich ernſthaft, und brachten doch zuweilen, je mehr ſie ſich bemühten, es zu ſeyn, eine entgegengeſetzte Wirkung hervor. Die Sprache der heroiſchen Welt, die ſie hier zu reden genöthigt waren, kam aber auch mit dem Akzent des gewöhnlichen Lebens, der ihnen angeboren iſt, in einen ſolchen Konflikt, daß man eine allgemeine Sprachverwirrung zu befürchten hatte. Gehen wir über das hinaus, und halten uns an den Komponiſten, der ſeiner gewöhnlichen Manier im eigentlichen Sinne getreu blieb.

Zuerſt hörten wir eine ſehr alltägliche und gezierte Ouverture, worin ſogleich die Gazza ladra ihr Geſchwätz begann. Recht auffallend war es, wie ihr Sprach-, oder beſſer geſagt, ihr Singmeiſter ſich bemühte, das Gezwitſcher zu verdrehen und verkehren, um die diebiſche Natur des armen Thierchens zu maskiren und bemänteln; es gelang ihm ungefähr ſo, wie den Kindern, die, um ſich zu verbergen, die Augen zudrücken; oder wie dem Vogel Straus, der den Kopf verſteckt, und das Hintertheil nur zeiget, um den Jägern zu entſchlüpfen. Überall, und vorzugsweiſe durch die ganze liebe, **lange** Oper, und das iſt einer ihrer Vorzüge, läßt dieſe Älſter ihre Stimme hören, wiewohl auch andere bekannte Vögel da und dort ein Liedchen zwitſchern. Gleich in der Introduktion ſchwebt die Prinzeſſinn in wunderlieblichen und ſeltſamen Figuren und Tiradenfirlefanz daher, worin die Sängerinn ſich ziemliche Geläufigkeit erwerden hatte. Das Ganze läßt aber kalt, und ſetzt die Hände höchſtens etwas in Bewegung, um nicht die Mühe unbelohnt zu laſſen. Der König muß ſich im Geſang ordentlich für's Vaterland aufopfern, obgleich der Anführer ſchon den Sieg erfochten hat. Es wurde ihm bey dem erforderlichen Aufgeboth des Umfangs ſeiner Stimme, der zwar bedeutend, aber nicht in allen Regionen gleich ſicher und gebildet iſt, und bey dem ſchnell auszuſprechenden Text verzweifelt ſauer; erſt im zweyten Akt erhohlte er ſich wieder. Eduard iſt, wie ſchon geſagt, erſter Sopran, und für die Stimme der Sängerinn recht geeignet, die zuweilen etwas noch zu ſehr ins Grandioſe ſtrebt. Das wahre, eigentliche Fundament muß erſt kommen. Hier war Anfangs durch die Schuld des Komponiſten alles ſo mit Flitterbändern und mit Zindelwerk umwunden und umſponnen, daß weder Stimme noch Geſang recht wirken konnten. Das erſte Duett zwiſchen den heimlich Vermählten hat einige ſogenannte liebliche Sätzchen, aber einer reibt den andern auf, und es bildet ſich nichts Ganzes. Das erſte Finale effektuirte am meiſten, einzelne Theile ſind gehörig zugeſtutzt, und der Schluß geht aus dem ff. Dieſes ganze Final mit allen ſeinen harmoniſchen Verkehrtheiten bietet ein Meiſterſtück des Unſinns und der tragikomiſchen Wirkung dar. Die Begeiſterung wurde dennoch ſo ſehr dadurch erweckt, daß es wiederhohlt werden ſollte.

Im zweyten Aufzuge hat ſich der Tonſetzer von einem Chor mit Poſaunen-Begleitung einen ſeltſamen Effekt verſprochen, der wirklich ſeltſam genug iſt. Das erſte Duett zwiſchen Vater und Tochter, mit Fleiß vorgetragen, worin die Leidenſchaft in ſcherzhaften Bewegungen ſich ausdrückt, doch das Thema den Reiz der Neuheit bietet, wurde mit rauſchendem Beyfall da capo verlangt. Eduards Arie wirkte ebenfalls, und die Sängerinn verdiente den erhaltenen Beyfall.

Der Schluß kommt ziemlich ſchnell, und das iſt ein anderer Vorzug dieſes Werks, worin ſo ziemlich Alles ſich vereinigt, was im Stande wäre, den Rauſch der größten Enthuſiaſten zu dämpfen, die wenigſtens dießmahl, mit allem Zauber der Illuſion und Vorliebe gerüſtet, zu keinem entſcheidenden Triumph gelangen konnten. So viel iſt gewiß, daß Sänger und Sängerinnen mit den beſten Anlagen, wenn ſie eine Zeitlang ſich in dieſem Roſſiniſchen Wirbel umhertreiben laſſen, die Herrſchaft über ſich und ihr Talent verlieren, und der höhern Beſtimmung ganz entrückt werden.

Theatraliſcher Anzeiger. Im Theater du Vaudeville hat ein Stück von Theaulon — einem der mit Recht beliebteſten dramatiſchen Schriftſteller Frankreichs — mißfallen. Es heißt: les déesses à l'enchère. Dieſe Götter des Hrn. Theaulon (ſagt der Miroir) ſind ganz gemeine Sterbliche, ihre Converſation iſt eben ſo platt als ihre Empfindungen verächtlich.

In Langres ward vor Kurzem das Drama Thérèse (bey uns: die Waiſe aus Genf) gegeben. Im Augenblick der Feuersbrunſt ſchrie die Schauſpielerinn, welche die Thereſe vorſtellte, mit ſo vieler Wahrheit und ſolch ſchaudererregendem Tone: »Feuer! Feuer!« daß die anweſenden Pompier's wirklich glaubten, daß Feuer im Theater ſey. Alsbald rennen ſie nach den Feuerſpritzen, ſie gießen die Fäſſer aus, richten die Röhren nach allen Seiten, überſchütten die Muſiker im Orcheſter, tränken den Souffleur aus und zwingen Schauſpieler und Zuſeher das Haus zu verlaſſen, wozu die, bis zu dieſem Momente geweinten Thränen auch noch das Ihrige beytrugen.

Das hiſtoriſche Drama Faliero, nach Lord Byrons Doge von Venedig bearbeitet und am 1. Oktober im premier Théâtre français gegeben, hat eine ſtarke Oppoſition zu bekämpfen gehabt. — Es biethet mehrere wirkungsvolle Situationen, allein der ganze zweyte Akt, viele Längen im vierten und viele unglückliche Verſe ſchadeten dem Stücke. Wenn der Autor die kritiſche Scheere anlegen will, ſo wird dieß ſeinem Werke ſehr zu Statten kommen.

Mlle. Georges iſt endlich als Merope wieder aufgetreten, und mit Enthuſiasmus aufgenommen worden.

Roſſini ſoll gegenwärtig damit beſchäftigt ſeyn, die Oper Athalia zu komponiren.

Die kleine Leontine Fay erhält von der Direktion des Gymnase dramatique monatlich 6000 Fr. Gage.

(Aus Italien.) Die Skulptur prangt jetzt zu Rom mit dem Modell einer Gruppe, vom akademiſchen Bildhauer Ritter Joſeph Fabris ausgeführt, deren Figur die Koloſſen des Quirinals um drey Palmen übertrifft. Von allen den Liebhabern und Künſtlern, welche in jener Stadt verſammelt ſind, iſt kein einziger, der es nicht bewundert, wie eine Maſſe von ſiebenzig Fuhren Lehm durch neuen und ſtudirten Mechanismus ſo ſicher geſtellt iſt, daß, nachdem die Gruppe ſchon einen Monat ausgeſtellt, ſie jetzt einen Gypsabdruck erleidet; ein Experiment, für welches keine Erfahrung des Tages, weder alte noch moderne Kunſtgeſchichte einen Beleg hat. Der Gegenſtand iſt der Athlet Milo, ſeine im Eichenſtamm eingeklemmte Hand herauszuziehen bemüht, während ihn ſchon ein Löwe in die Hüften gepackt. Milo kehrt ſich entſetzt um, und ſucht den Feind durch das Geheul der furchtbaren Stimme zu ſchrecken. Indeſſen drückt ſein linker Arm mit der heftigſten Anſtrengung die Eiche, aber umſonſt. Der Löwe faßt ſchon ſeine Beute, und trefflich iſt in dem Blicke des Thieres die eiferſüchtige Beſorgniß ausgedrückt, ihm möchte ein anderes Thier ſeine Beute zu nehmen kommen. Der Athlet ſucht ſich auf dem rechten Fuß in die Höhe zu heben, ſchmiegt ſich und ſenkt die rechte Schulter. Die Haare ſtehen ihm zu Berge, durch die ſchwellenden Muskeln zucken Konvulſionen. Der Eichenſtamm iſt mit einer Stierhaut bedeckt; ſie hängt mit der Figur zuſammen und dient zur Unterſtützung; einen beſonders ſchönen Kontraſt macht der todte Stierkopf mit dem lebendigen des Löwen.

Vier junge Chineſen gingen jüngſt durch Rom nach Neapel, um hier im Kollegium ihrer Nation ſich unterrichten, dann zu Prieſtern ſich ordiniren zu laſſen, und in ihr Vaterland zurückzukehren. Kardinal Maria Pedicini, Sekretär der Sacr. Congreg. di propag. fide, hat ſie geführt, um Sr. Heiligkeit den Fuß zu küſſen; ſie wurden von dieſer mit der gewöhnlichen Freundlichkeit empfangen, erhielten jeder eine Krone und den apoſtoliſchen Segen. Sie ſind aus der Provinz Xanhi, ſanft, talentvoll. Viele Menſchen begeben ſich ins Kollegium urbanum, wo ſie wohnen; ſie antworten auf jede Frage in gutem Latein.

Dan. Leßmann.

Croyez-vous qu'elle m'aime encore? iſt der Titel einer neuen Romanze voll Ausdruck und Anmuth, welche Hr. Zimmermann auf die Worte des Hrn. Caſimir Bonjour komponirt hat und welche in Paris auf allen Klavieren zu finden iſt.

In Belgien auf einem Felde nahe bey Tournay, hat man ein wildes Mädchen gefunden. Die Kleine iſt acht Jahre alt, ſpricht nicht, aber verſteht Alles was man ihr ſagt, iſt ſehr gefräßig und führt Alles zum Munde was ſie in die Hände bekommt. Ihre Glieder ſind ſo beweglich, daß ſie die Füße um den Hals ſchlingen kann; ſie iſt ganz nackt, und wenn man ihr Kleider anlegen will, reißt ſie dieſelben alſogleich wieder vom Leibe.

Wenn einem Journal aus Bordeaux zu glauben iſt, ſo iſt Wolle ein gutes Mittel für Brandſchäden. Wir wollten dann vielen Herren mit verbranntem Gehirne rathen, wollene Mützen zu tragen.

Mit dem Schreiben deutſcher Nahmen kommen die Franzoſen nie in's Reine. So nennt der Miroir bey Gelegenheit, da er von der koloſſalen Statue Seiner Majeſtät unſeres Kaiſers ſpricht, den Fürſten von Sinzendorf prince de Linderdorff, und das Schloß Ernſtbrunn château d'Ernotbierun.

Herr Eleman-Alleſſon, Zeichnungslehrer an der königl. lithographiſchen Unterrichtsanſtalt in Stuttgart, und rühmlich bekannt durch ſeine mit Kreide lithographirten Nachbildungen von Landſchaftgemählden, hat eine neue Methode erfunden, durch welche die größten Schwierigkeiten, welche dem Gelingen der Abdrücke bisher häufig entgegenſtanden, gänzlich gehoben werden ſollen. Die Abdrücke ſollen in den allerfeinſten Tönen ganz unverletzt, ſo wie in den dunkelſten Schattirungen kräftig und rein erſcheinen; durch eine ſichere und zuverläſſige Behandlung ſoll man nicht nur auf eine große Gleichheit der Abdrücke, ſondern auch auf eine bedeutendere Anzahl derſelben als bisher rechnen können. — Der Erfinder bezweckt dieß hauptſächlich durch eine neue Zuſammenſetzung der Kreide und Tuſche, welche, ſo wie ſie auf den Stein aufgetragen iſt, abgedruckt wird, ohne vorher geätzt zu werden. Unſtreitig ein großer Vorzug vor der bisherigen Behandlungsweiſe, bey welcher bekanntlich oft durch das Ätzen die feinſten Nuancirungen verloren gehen. Auch die Tonplatte erhält eine ganz andere Behandlung als gewöhnlich, wobey die Lichter ſanft und ohne Schraffirung in den Hauptton verſchmelzen.

Man kennt nur wenige Beyſpiele von Thieren, zumahl aus der Klaſſe der Vögel, welche Aelternſtelle verſehen und Junge pflegen mochten, die ſie nicht gebrütet hatten, oder die ihre Geſchwiſter waren. Ein neues Beyſpiel dieſer Art (meldet Hr. de Blainville im Journal de Physique, Nov. 1820), hat mir Hr. de France, ein ſorgfältiger und nach dem Zeugniß Aller, die ihn kennen, durchaus glaubwürdiger Beobachter erzählt. Ein Kanarienweibchen brütete drey Eyer; von zwey derſelben ſchlüpften die Jungen bey acht Tagen früher aus, als vom dritten, ohne daß die Urſache hievon eigentlich gekannt war; Hr. de France vermuthet, dieſelbe liege darin, daß dieſes Ey einmahl weggenommen und eine Weile außer dem Neſt geblieben war. Wie dem auch ſeyn mag, die beyden ausgeſchlüpften Vögelchen wurden von den Aeltern geſpeiſet, während das dritte Ey noch ferner gebrütet ward, bis auch dieſes ausſchlüpfte. Da geſchah dann aber, daß der kleine Spätling länger genährt werden mußte, als die zwey andern. Das Aelternpaar ward des Geſchäftes müde, und bey dem Männchen zumahl verwandelte ſich die Liebe in Haß, und es ſuchte die Jungen mit dem Schnabel zu picken und zu vertreiben. Um ſie gegen dieſe Verfolgung zu ſchützen, brachte Hr. de France die drey Kleinen in einen andern Käfig; mit den zweyen, welche allein fraßen, ging es nun recht gut; der dritte aber, welcher dieß nicht konnte, litt Hunger, ſchrie und verlangte mit aufgeſperrtem Schnabel, wie junge Sperlinge thun, nach Speiſe. Die beyden Geſchwiſter hatten anfangs wenig darauf geachtet, etwas ſpäter aber wurden ſie willig, ihm die benöthigte Nahrung zu reichen, und ſie erfüllten nun mit vieler Gefliſſenheit dieſe Aelternpflicht gegen ihr Geſchwiſter alſo, daß dieß in Kurzem dann für ſich ſelbſt zu freſſen im Stande war.

Man ſollte es kaum glauben, aber dennoch gibt es noch Leute, welche gediegene Muſik aufführen, unterſtützen und anhören. Wir erfreuen uns ſehr, ankündigen zu können, daß die, ſeit einigen Jahren beſtehende Geſellſchaft vorzüglicher Kunſtfreunde und Künſtler, auch in dieſem Jahre ihre Concerts spirituels unter der Leitung des verdienſtvollen Kapellmeiſters J. X. Gebauer, fortſetzen wird. Dieſe Konzerts werden dießmahl in dem, für die Muſik ſo vortheilhaft gebauten landſtändiſchen Saale Statt finden. Der geringe Preis für ſechzehn Konzerte iſt auf 20 fl. W. W. angeſetzt. Wir laden Alle, welche den erhabenen Styl ſchätzen, ein, denſelben beyzuwohnen, und bitten alle diejenigen, welche nur muſikaliſchen Firlefanz lieben, nicht ungehalten zu ſeyn, daß man hier nur Kirchenkompoſitionen, Oratorien und große Symphonien ſich zur beſtmöglichſten Ausführung beſtimmt hat.

Die Redaktion.

Redacteur, Drucker und Verleger wie bey dem ganzen Blatte.

Conversationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

86.

(Wien, Samstag den 27. Oktober.)

Die Ebbe und Flut.

Aus dem Engliſchen, von Moore.

Ich ſah von dem Ufer am ſcheinenden Morgen
Ein Schifflein von Fluten getragen ſo hehr,
Ich kam als die Sonn' in dem Meer ſich geborgen,
Das Schifflein war da, doch das Waſſer nicht mehr.

Ach! ſo iſt's mit dem was die Jugend verheißet
So flüchtig die Springflut genoſſener Luſt,
Die ſchaukelnden Wogen die Ebb' uns entreißet
Und läßt uns des Abends am Ufer voll Wuſt.

O ſprich nicht von Ehren, von Kränzen der Tugend,
Die heiter erhellen die ſinkende Nacht,
O gib mir die Wildheit, die Friſche der Jugend,
Den weinenden Morgen, ſtatt des Abends, der lacht.

Wem waren die Zeiten der Jugend nicht theuer,
Wo Leidenſchaft brachte das Leben in Fluß,
Wo das Herz wie das Holz, das erſt duftet im Feuer,
Sein Süßeſtes hauchte im Liebesgenuß! —

Joſeph v. Hammer.

* * *

Fontenelle.

Bernard le Bouvier de Fontenelle war einer jener ſeltenen Menſchen, die drey Geſchlechter vorüber wandeln ſahen, denn am 11. Februar 1657 geboren, ſtarb er am 9. Jänner 1757 wenige Wochen vor der Zeit, zu welcher er ſein hundertſtes Jahr erreicht hätte. Ihm ſchreibt man das Verdienſt zu, der erſte die Philoſophie in Frankreich zur Popularität erhoben zu haben. Ein eifriger Anhänger des Descartes herrſchte auch in ſeinen Schriften Klarheit, genaue Kürze und Deutlichkeit. Dieſe ſeltenen Eigenſchaften verband er mit einer gewiß glänzenden Schreibart, voll blühenden Witzes, und mehrere ſeiner Werke, als die Geſchichte der Orakel, die Welten, wurden für klaſſiſch ge-

Firnſtein.

Iſt ein wenig luſtig, nach Soldatenmanier, ich weiß es, — er macht einige Schulden, allein, Beyſpiele und Gelegenheit —

Sorgen.

Dieſe ſollte er vermeiden.

Firnſtein.

Er macht aber auch recht artige Verſe, ſogar Komödien.

Sophie.

Die er Ihnen dedicirt, lieber Vater!

Sorgen.

Ja, aber mit der Dedication ſchickt er mir immer zugleich das Verzeichniß ſeiner Schulden mit. — Künftig mag er ſeine Komödien ſeinen Gläubigern dediciren. — Doch, obſchon dieſes Schuldenmachen, da er ein ordentliches Auskommen hat, von ſeiner Liederlichkeit zeigt, ſo iſt es doch noch einer ſeiner kleinſten Fehler. — Aber was treibt er nicht ſonſt noch für Spektakel. — Entweder ſitzt er im Arreſt, oder er arbeitet dahin, um hinein zu kommen. — Der hitzigſte Kopf —

Sophie.

Und das beſte Herz.

Sorgen.

Ich höre ja einen Burſchenſtreich nach dem andern. — Neulich — es iſt zum raſend werden —

halten. Aber andere Zeiten kamen, Geſtirn auf Geſtirn erſchien am Horizont der franzöſiſchen Literatur. Die Newtoniſche Philoſophie verdrängte jene, welche Fontenelle umfaßte, ein anderer Geſchmack begann zu herrſchen, und der gealterte Schriftſteller war nur mehr geehrt als Reliquie vergangener Zeiten. Er hatte alle großen Männer des Zeitalters Ludwigs XIV. gekannt, war ihr Zeitgenoſſe, ihr Nebenbuhler geweſen. Aber er ſprach wenig von ihnen. Aus Moliere und Racine ſchien er ſich nicht viel zu machen. Von Fontaine ſprach er nur, um ihm Übles nachzuſagen. Was dieſe Männer auszeichnet, Einfachheit, Natürlichkeit, erhabene Gedanken, hinreißende Schilderungen, waren keine Schönheiten, welche Fontenelle rührten. Was ihm gefallen ſollte, mußte witzig ſeyn. Was des Epigrammus entbehrte, war nach ſeinem Geſchmacke nicht. Daher ſprach er den Alten alle Verdienſte ab. Man muß wirklich, ſo wie es Fontenelle war, bloß Verſtand, nie Gefühl ſeyn, um die Nahmen Homer und Sophokles nicht zu ehren, dieſe heiligen Enträthſeler des inneren Wirkens der Menſchenwelt. Aber der ſogenannte große Corneille war ſein Mann, den erhob er über Alles. Er war ja aus ſeiner Provinz, war ſein Onkel, und zu dem, welch ein Vernünftler! Überhaupt hatte Fontenelle kein gefühlvolles Herz. Man ſagt von ihm, er habe nie gelacht noch geweint. Er kannte das Gewühl der Leidenſchaften nicht, ihn quälten keine heftigen Affekte, jene höheren Gewalten riſſen ihn nicht in ihren Strom hinein, wie ſo viele große Männer; aber dafür war auch ſein Herz kalt, unempfänglich für die zauberiſche Macht der Schönheit, für die lebhaften Eindrücke der Tugend und der Freundſchaft. Er ſagte, wenn er die Wahrheit ſo wie einen Vogel zwiſchen beyden Händen halten könnte, ſo würde er ſie erdrücken. Seine Gleichgültigkeit rückſichtlich der Religion bewahrte er ſein ganzes Leben, ſie kümmerte ihn ſo wenig, daß er nie an ſie dachte, über ſie auch nicht die mindeſte Meinung hatte. Mahlerey, Muſik, die Wunderwerke der Kunſt machten auf ihn keinen Eindruck. Als ihn Diderot zum erſten Mahle ſah, konnte er ſich nicht erwehren, über die Eitelkeit des Schriftſtellerruhmes und über die Vergänglichkeit aller irdiſchen Dinge Thränen zu vergießen. Fontenelle bemerkte es und fragte ihn um deren Grund. Ich erfahre eine ganz eigene Rührung, ſagte Diderot. Bey dem Worte Rührung unterbrach ihn Fontenelle lächelnd: Mein Herr, es ſind achtzig Jahre, daß ich die Rührung in das Schäfergedicht verwies. Fontenelle rühmte ſich, nie jemanden um eine Gefälligkeit angeſprochen zu haben. Er hätte hinzuſetzen dürfen: und nie erwieſen zu haben. Aber nichts beweiſt Fontenelles herzloſes Gemüth mehr, als die Spargelgeſchichte, die in ganz Paris Aufſehen erregte. Fontenelle liebte den Spargel mit Öhl zubereitet. Einer ſeiner Freunde, der eben Gaſt war und ihn lieber in Butter hatte, bat ihn, ihm die Hälfte deſſelben abzutreten, um ihn nach ſeinem Geſchmacke zurichten zu laſſen. Kurz, bevor man ſich zu Tiſche ſetzen will, wird der Freund vom Schlage gerührt. Fontenelle ſpringt haſtig auf — und läuft in die Küche, wo er ſchrie: Allen mit Öhl, Allen mit Öhl! Wenige Zeit darnach ſpeiſte er bey Mylord Hyde. Es kam Spargel; da entblödete ſich Fontenelle nicht, zu bemerken, daß ſein Ausruf ihn in Mode gebracht habe. Auf dieſe Art hatte er wenige Freunde gehabe, wenn nicht die Eitelkeit, mit einem berühmten Manne Umgang zu haben, welche an ihn gefeſſelt hätte. Und in der That, ſeine Taubheit abgerechnet, beſaß er noch immer ſo viel Witz als in früheren Zeiten. Kurz vor ſeinem Tode ſagte er einer ſchönen Frau: Ach, wenn ich nur erſt achtzig Jahre alt wäre! Wiewohl er ſagte: wenn er in ſeinem Portefeuille eine ſchreckliche Schrift hätte, die ihn vor den Augen der Nachwelt entehren würde, ſo möchte er ſich nicht die Mühe geben, ſie zu verbrennen, wenn ſie nur nicht bekannt wird, ſo lang er lebt — war er doch ſehr empfänglich für Lobeserhebungen. Jemand ſagte zu ihm: ich möchte Sie wohl loben, aber ich bedürfte dazu die Feinheit ihres Geiſtes. Thut nichts, antwortete Fontenelle, loben Sie nur zu. Er beklagte ſich, daß die Fremden und vor Allen die Engländer ihn weit höher ſchätzen, als ſeine eigenen Landsleute. Die berühmte Geoffrin bemerkte ihm hierauf ſehr artig: dieß kömmt daher, weil wir Sie zu nahe ſehen. Sie wiſſen ja, kein Heros iſt ein großer Mann für ſeinen Kammerdiener. — Ihm fehlte, um ein bewundernswerther Menſch zu ſeyn, eine lebhafte Phantaſie und ein gefühlvolles Herz, ohne welche beyden wahre ſittliche Größe unmöglich iſt.

Johann Sporſchill.

* * *

Sätze über den Tanz und das Ballet.

Aus

Noverres Lettres sur la Danse et sur les Ballets.

1.

Ein Ballet iſt ein Tableau oder vielmehr eine Folgereihe von Tableaux, verbunden durch die Handlung, welche der Stoff des Ballets iſt. Die Scene iſt, um bildlich zu reden, die Leinwand, auf welcher der Kompoſiteur ſeine Idee aufzeichnet; die Wahl der Muſikſtücke, Dekoration, Koſtüme iſt das Kolorit. Der Kompoſiteur iſt der Mahler.

2.

Es iſt ſchwer, um nicht zu ſagen unmöglich, Genie im Plane, Eleganz in den Formen, Leichtigkeit in den Gruppen, Präziſion und Nette in den Bewegungen zu finden, die zu den verſchiedenen Figuren führen; man kennt kaum die Kunſt, die alten Dinge zu maskiren, und ihnen ein neues Ausſehen zu geben.

Es wäre nothwendig, daß die Balletmeiſter die Gemählde großer Mahler zu Rathe ziehen; dieſe Unterſuchung würde ſie ohne Zweifel der Natur näher bringen, ſie würden alſo, ſo oft es ihnen möglich, der Symmetrie in den Figuren ausweichen, die als Wiederhohlungen zwey Tableaux auf der nämlichen Leinwand geben.

3.

Ein gut komponirtes Ballet iſt ein lebendes Gemählde der Leidenſchaften, Sitten, Gebräuche, Ceremonien und Koſtüms aller Völker der Erde; es muß daher in allem Fache pantomimiſch ſeyn, und zu der Seele durch die Augen ſprechen.

4.

Nachdem die Ballets dramatiſche Repräſentationen ſind, müſſen ſie auch die Bedingungen eines Drama erfüllen. Die Gegenſtände, die man zu Balletten wählt, ſind meiſtens ohne Sinn, und ſind nur ein wirrer Haufe ſchlecht zuſammen gerichteter, unangenehm gehaltner Scenen; und doch iſt es im Allgemeinen unausweichlich, ſich gewiſſen Regeln zu unterwerfen. Jeder Balletſtoff erheiſcht eine Expoſition, Verwicklung und Auflöſung. Der Erfolg eines Ballets hängt zum Theil von der guten Wahl des Stoffes; und der Eintheilung ab.

5.

Jede Geſtalt, welche auftritt, kann und muß tanzend handeln; es verletzt weder die Wahrheit noch die Wahrſcheinlichkeit, wenn der Balletmeiſter die Kunſt beſitzt, ihr eine Gattung Tanz anzuweiſen, deren Ausdruck, dem Charakter, Alter und Würde angemeſſen.

6.

Es iſt ein Hauptfehler, entgegen geſetzte Gattungen mengen zu wollen, und ohne Unterſchied, das Ernſte mit dem Komiſchen, das Edle mit dem Gemeinen, das Galante mit dem Burlesken zu vermiſchen. Dieſe groben Fehler, vielen Meiſtern gemein, verkünden die Mittelmäßigkeit des Geiſtes, den ſchlechten Geſchmack, und die Unwiſſenheit des Kompoſiteurs; der Charakter und die Gattung eines Ballets darf nicht entſtellt werden durch Epiſoden entgegen geſetzten Charakters und Gattung.

7.

Eines der weſentlichſten Erforderniſſe eines Ballets iſt ohne Widerrede der Wechſel. Die Ereigniſſe und die daraus folgenden Tableaux müſſen ſich ſchnell folgen.

8.

Jedes verworrene und breite Ballet, welches nicht die Handlung klar darſtellt, deſſen Verwicklung ich ohne Programm nicht verſtehen kann, iſt nicht beſſer als ein einfaches Tanz-Divertiſſement.

9.

Die Schritte, die Sicherheit und das Brillante der Verſchlingungen, das A-plomb, die Feſtigkeit, Schnelligkeit, Leichtigkeit, Genauigkeit, und die Oppoſition der Hände und Füße, dieß nenne ich den Mechanismus des Tanzes.

10.

Das Ballet unterliegt gewiſſermaßen den Regeln der Perſpektive, die kleinen Details verlieren ſich in der Ferne. In den Ballet-Tableaux ſind ſcharfe

Züge, große Partien, kräftige Charaktere, kühne Maſſen, Gegenſätze und Kontraſte, ſo frappant als künſtleriſch benützt, erforderlich.

11.

Das Tragiſche ſagt dem Ballet am meiſten zu; es gewährt große Tableaux, edle Situationen, glückliche Theater-Coups; die Leidenſchaften der Helden ſind leichter nachzuahmen, weil ſie ſtärker und ausgeſprochener. Dadurch wird die Pantomime wärmer, wahrer, verſtändlicher.

12.

Nicht nur das Ballet ſelbſt, jeder Akt, jede Scene erheiſcht eine Expoſition, Verwicklung, Auflöſung.

13.

Es iſt nicht ſchwer, dem Helden einen entſchiedenen Charakter zu geben, z. B. Ajax, oder Ulyſſes; die Kunſt beſtehet in Einführung der Figuranten und Weiber, und den Rollen, die man ihnen zutheilt.

14.

Es gibt wenig raiſonirte Ballets; man tanzt um zu tanzen, und glaubt Alles gethan zu haben, wenn man viele Perſonen auftreten läßt, die nichts ausführen, ſich verwirren, wechſelſeitig hindern, kalte Tableaux geben, gezeichnet ohne Geſchmack, gruppirt ohne Grazie, aller Harmonie beraubt, und jenes Ausdrucks, der, ein Kind des Gefühls, allein die Kunſt verſchönert, indem er ihr Leben gibt.

15.

Ein Ballet iſt ſchläfrig, iſt die Handlung nicht allgemein; aber die Haupt-Rollen müſſen die Umgebung beherrſchen.

16.

Jeder Tänzer muß eine andere Handlung, Ausdruck und Charakter haben.

17.

Wenn ein Ballet keine Verſchiedenheit des Ausdrucks, der Formen, Stellungen und Charaktere darbietet, wie ſie die Natur weiſt, wenn jene zarten aber wahren Schattirungen, durch welche dieſelben Leidenſchaften ſich verſchieden ausſprechen, nicht mit Kunſt, Verſtand und Geſchmack angebracht ſind, iſt das Tableau kaum eine mittelmäßige Kopie eines vortrefflichen Originals.

18.

In den Alexander-Schlachten von Lebrun, in denen Ludwigs XIV. von Vandermeulen, fixiren die Haupt-Helden das Auge nicht allein. Dieß ſollen die Balletmeiſter ſtudiren.

19.

Ein ſchönes Ballet iſt bis jetzt ein Weſen der Einbildung; es iſt der Phönix, er wird nicht gefunden.

20.

Lucian gibt die Kennzeichen eines großen Balletmeiſters: er muß Geſchichte, Fabel, Dichter und die Zeit ſtudiren; er muß das Genie des Poeten mit dem des Mahlers vereinen, das erſte, um zu erfinden, das andere, um auszuführen.

21.

Die Miſchung und Abſtufung der Farben, ihre Wirkung beym Licht, erheiſcht die Aufmerkſamkeit des Balletmeiſters.

22.

Die Farben der Kleider und Draperien müſſen im Einklang ſeyn mit der *Dekoration, letztere iſt der Grund des Gemähldes.*

23.

Den meiſten Tänzern und Balletmeiſtern thät es noth, dem Beyſpiel der alten Mahler zu folgen, die aus dem Munde der Gemahlten Zettel ausgehen ließen, auf welchen ihre Verhältniſſe aufgeſchrieben waren.

24.

Alles wollte dem komiſchen Tänzer Foſſan nachahmen, ohne ihn je geſehen zu haben; man opferte das Schöne dem Gemeinen, ſchüttelte das Joch der Grundſätze ab, verſchmähte und verwarf alle Regeln, machte Sprünge und Gewaltſchritte, man hörte auf zu tanzen und glaubte ſich Pantomimiſt.

25.

Die Wuth nachzuahmen was unnachahmbar, verdirbt, und wird noch unzählige Tänzer und Balletmeiſter verderben. Die vollkommene Nachahmung erheiſcht denſelben Geſchmack, Anlagen, Bildung, Einſicht und dieſelben Organe, die das Original beſitzt.

26.

Der heil. Auguſtinus erzählt, daß während des Ballets ein Mann von der Bühne herab mit lauter Stimme verkündete, was vorgeſtellt werden ſollte; unter Ludwig XIV. dienten die Erzählungen, Selbſtgeſpräche und Unterredungen ebenfalls zur Erklärung des Tanzes.

27.

Das Ballet iſt nur in ſo fern der Bruder der übrigen Künſte, als es ihre Vorzüge in ſich vereinet.

28.

Ein Ballet iſt nach Plutarch eine ſtumme Unterredung, eine ſprechende belebte Mahlerey.

29.

Tanz ohne Muſik iſt nicht ausdrucksvoller, als Geſang ohne Worte, es iſt eine Gattung Narrheit. Alle Bewegungen ſind extravagant und ohne Bedeutung. Kühne und brillante Schritte machen das Theater ſchnell und leicht durchfliegen, indeß die Muſik kalt und eintönig, nenne ich Tanzen ohne Muſik.

30.

Der Dichter glaubt ſich über den Mahler erhaben; dieſer fürchtet ſich etwas zu vergeben, wenn er ſich mit dem Balletmeiſter berathet; dieſer ſpricht nicht mit dem Zeichner, der Dekorationsmahler redet nur zu ſeinen untergeordneten Mahlern; der Maſchiniſt endlich, oft vom Mahler verachtet, herrſcht unumſchränkt über das Theater-Maneuvre.

31.

Nicht die große Zahl der Lampen, zufällig oder ſymmetriſch aufgeſtellt, beleuchtet das Theater gut, oder erhebt die Scene; die Kunſt beſtehet darin, die Lichter theilweiſe, oder in ungleichen Maſſen aufzuſtellen, je nachdem es die Scene erheiſcht.

32.

Der Tonſetzer ſollte tanzen können, oder wenigſtens mit der Zeit und der Möglichkeit der Bewegungen bekannt ſeyn, um die Muſik darnach einzurichten.

33.

Es iſt nicht gut wenn das Ballet zu viel ideelle Charaktere, chimäriſche Perſonen und Gebilde der Phantaſie zu geben hat; es fehlen zur Darſtellung die Verſchiedenheiten der Züge und der Farben. Weniger Zauberey, weniger Wunder; mehr Natur, mehr Wahrheit, und das Ballet gewinnt.

34.

Jeder Tänzer, deſſen Züge ſeine Anſtrengung verkünden, deſſen Geſicht immer konvulſiviſch bewegt wird, iſt ein ſchlechter Tänzer, dem die erſten Elemente ſeiner Kunſt fremd ſind, der ſich nur an den gröbern Theil des Tanzes hält, der deſſen Geiſt nie aufgefaßt hat.

35.

Die Schwierigkeiten gefallen nur, wenn man ſie nicht bemerkt, wenn ſie jenes noble und ſichere Anſehen haben, welches die Anſtrengung verbirgt, und nur die Leichtigkeit ſehen läßt.

36.

Die Mädchen, obgleich an Nerven-, Muskelſtärke und Kraft den Männern nachſtehend, ſind ihnen hierin dennoch überlegen. Sie verwenden mehr Aufmerkſamkeit hierauf, ſie wiſſen, daß es ſie verſtellt und den Charakter der Phyſiognomie ändert.

37.

Die Schönheit iſt weit weniger nothwendig, als eine geiſtreiche Phyſiognomie.

38.

Der Tanzmeiſter muß ſeinem Schüler nicht nur die Bewegung der Hände und Füße, die Haltung des Körpers und die Richtung des Kopfes lehren, er muß ihn auch im Ausdruck der Phyſiognomie unterrichten.

39.

Wenn der Tanz der Wahrheit näher gebracht werden ſoll, müſſen wir weniger Aufmerkſamkeit den Füßen, und mehr Sorgfalt den Händen ſchenken, weniger ſchwere Scheitte machen, und mehr mit der Phyſiognomie ſpielen, weniger Kraft, aber mehr Verſtand bey der Ausführung anwenden. Wir müſſen uns mit Grazie von den engen Regeln der Schule entfernen, um dem Eindruck der Natur zu folgen, um dem Tanz jene Seele, jene Handlung zu geben, die er haben muß, um anzuziehen. Unter dem Wort Handlung verſtehe ich übrigens jene nicht, die nur in einer gewiſſen Rührigkeit beſtehet, in einem Abmühen in Sprüngen, oder um eine Seele zu zeigen, die man nicht hat.

Die Handlung im Tanz iſt die Kunſt, durch den wahren Ausdruck unſerer Bewegungen, Geberden und Phyſiognomie unſerer Gefühle, unſerer Leidenſchaften, in die Seele der Zuſeher übergehen zu machen. Die Handlung iſt alſo nichts anders, als die Pantomime; bey einem Tänzer muß alles mahlen, alles ſprechen, jede Geberde, jede Stellung, jede Haltung der Hände muß einen verſchiedenen Ausdruck haben.

40.

Nachdem das Tragen der Hände ſo vielfach ſeyn muß, als es vielfache Gefühle gibt, die der Tanz auszudrücken vermag, werden die empfangenen Regeln beynahe unnütz. Die Leidenſchaften wechſeln, und theilen ſich ins Unendliche; die Bewegungen der Seele laſſen ſich durch eine beſtimmte Zahl Geberden nicht beſchränken.

41.

Die Geberde entſpringt aus der Seele, ſie muß ſchnell wirken, und ihr Ziel erreichen, wenn ſie wahr iſt.

42.

Unter Geberden verſteh ich die ausdrucksvolle Bewegung der Arme, unterſtützt durch den frappanten und wechſelnden Charakter der Phyſiognomie.

43.

Die gehäuften Schwierigkeiten in der Muſik und im Tanz ſind ein ihnen durchaus fremder Jargon.

44.

Die ganze Welt weiß, daß es fünf oder ſechs Poſitionen gibt, ſonderbar genug in gute und ſchlechte, falſche und wahre getheilt. Es iſt gut, ſie zu wiſſen, beſſer ſie zu vergeſſen, und des großen Tänzers Kunſt iſt, ſich gefällig von ihnen zu entfernen. Übrigens ſind alle Poſitionen gut, in welchem der Körper feſt iſt, und ſich gut zeichnet. Schlecht nenne ich ſie, wenn der Körper ſchlecht gruppirt iſt, ſchwankt, und ihn die Beine nicht tragen.

45.

Die Wahrheit, der Enthuſiasmus, welcher den großen Schauſpieler charakteriſirt, und die Seele der ſchönen Künſte iſt, gleicht einem elektriſchen Schlag; es iſt ein ſich ſchnell mittheilendes Feuer, das in einem Augenblick die Phantaſie der Zuſchauer entzündet, ihre Seele erſchüttert, ihr Herz den Empfindungen öffnet.

46.

Wird ſich der Zuſeher in die Lage des Darſtellers verſetzen, wenn ſich dieſer nicht in die Lage des Helden verſetzt, den er darſtellet?

47.

Meiſter, die im Stande ſind, zu unterrichten, geben keine Lektionen, und jene, die welche nehmen ſollten, haben immer die Wuth, ſie andern zu geben.

48.

Wenig Tänzer haben jene Genauigkeit des Ohres, ſeltner aber angeborner Vortheil, welcher den Tanz charakteriſirt, Geiſt und Kraft den Schritten gibt, und alle Bewegungen belebt.

49.

Ein Tänzer ohne Ohr gibt das Bild eines Narren, der ohne Ende ſpricht, alles nach dem Zufall ſagt, im Geſpräch keiner Ideen-Reihe folgt, und nur ſchlecht verbundne verſtandloſe Worte ſagt.

50.

Alle Schilderungen der Ballets haben gewöhnlich zwey Fehler: ſie ſind unter dem Original, wenn dieſes gut, oder über demſelben, wenn es mittelmäßig iſt.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Burgtheater. Den 16ten d. M. zum erſten Mahle: **Der Oberſt.** Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach Le Colonel des Hrn. **Scribe** bearbeitet.

Die Majorinn **Dirvile** verläßt **Paris**, um ſich mit ihrem Manne zu vereinigen, der unterwegs die Nachricht erhält, daß ſeine Angelegenheiten ganz zu ſeinem Vortheil ſich geändert haben. Er iſt nämlich unter andern, wie er ſpäterhin auf der Station, wo er wegen Mangel an Poſtpferden aufgehalten wird, erfährt, zum Oberſten des Regiments ernannt, deſſen eine Eskadron in dem Städtchen einquartirt liegt, wo er zu verweilen ſich genöthigt ſieht. Hier macht er Bekanntſchaft mit einem Huſaren-Lieutenant, der ihm von ſeinem letzten Abenteuer in der Hauptſtadt erzählt, wo er auf einem Ball mit einem liebenswürdigen Mädchen bekannt wurde, von welchem er ſich, ohne beſtimmte Erklärung weder geben, noch empfangen zu können, über Hals und Kopf trennen mußte, weil das Regiment ſein Standquartier veränderte. Jenny von Luſal hat die Majorinn, ihre Verwandte, begleitet, und den Vorſatz gefaßt, den Baron Dirvile, der ſie noch nicht kennt, aber ſich ſehr für ſie intereſſirt, in Uniform zu überraſchen. Auch die Damen wurden unterwegs ſchon aufgehalten und werden's auch auf dieſer Station. Jenny kommt auf den Gedanken, um ſich mehr Reſpekt zu verſchaffen und die Reiſe eiliger zu fordern, gleich jetzt die Uniform anzulegen, und erſcheint als Offizier in dem Augenblick, da ihre Freundinn mit dem geſchwätzigen und aufgeweckten Lieutenant Adolph von Valcourt konverſirt. Die Eskadron erwartet nächſtens ihren neuen Oberſten zu ſehen, und Adolph hält Anfangs die Verkleidete dafür, wird aber ſeine Schöne, die ihn auf dem Ball ſo ſehr in Flammen ſetzte, unter der Verkleidung bald gewahr. Auch ſie erkennt gar leicht den intereſſanten Offizier, und dieß bewegt ſie nur noch mehr, das Inkognito nicht abzulegen. Allein mit ihm gelaſſen, ſetzt der Lieutenant, der ſie nöthigen will, ſich zu entdecken, ſie in tauſend Verlegenheiten, und zwingt ſie endlich, den Offizieren der Garniſon eine Tafel zu geben. Während deſſen fordert auch der Major, der noch immer nicht die Reiſe fortſetzen kann, Bewirthung. Der Aufwärter ſchlägt es aber ab, weil alle Speiſen auf der Offiziers- und auf der Hochzeitstafel wären, die im Hauſe jetzt gehalten würden. So erfährt er auch, daß ein Oberſt mit ſeiner Frau angekommen ſey, die Dirvile dem Nahmen nach für ſeine eigne Gattinn erkennt. Der Pſeudo-Oberſt tritt ihm bald darauf entgegen und der eiferſüchtige Gatte fordert ihn. Jenny erzählt dem Lieutenant was ihr von dem Unbekannten widerfahren; Adolph will ihr Sekundant ſeyn und zeigt ein Paar treffliche Piſtolen, worüber ſie in Furcht geräth; ihr zu beweiſen, daß ſie nicht geladen ſind, drückt er eine ab, und der Schuß geht los. Der Oberſt fällt in Ohnmacht. Alles eilt herbey, und Scherz und Verkleidung haben alſobald ein Ende.

Dieſe Komödie hat wenig Werth und neigt ſich mehr dem Charakter einer Poſſe als eines Luſtſpiels zu; gegen die Unwahrſcheinlichkeiten kann ſelbſt der eigentliche komiſche Theil, der in der Verlegenheit des weiblichen Oberſten liegt, nicht wohl in voller Kraft hervortreten. Die Lage der Verkleideten iſt in der Länge peinlich und ſtreitet mit der weiblichen Delikateſſe, wenn ſie ſich zur Tafel mit hinſetzt um zuzutrinken und ſich antrinken zu laſſen, da ſie durch nichts zur Fortſetzung der Maskerade gezwungen wird, und es eigentlich bloß geſchieht, um ſich vor dem Lieutenant, ihrem erklärten Verehrer, nicht zu demaskiren. Der Spaß dieſes luſtigen Vogels überſchreitet die Grenzen der Galanterie. Die Idee der Verkleidung ſelbſt iſt abgenutzt und hergeholt zugleich; der Schluß ein Theatercoup, der den lockern Knoten in allem Ernſt, zwar nicht zerhaut, doch mit Gewalt zerſprengt. Indeſſen iſt der Ausgang ziemlich komiſch. Außerdem iſt viel auf die Darſtellung des maskirten Oberſten gerechnet, und die Rechnung allerdings nicht ohne Wirth gemacht. Das Stück hat alſo erſtens etwas komiſchen Werth und kann dann auch durch die Darſtellung Werth gewinnen, ſonſt wird es wohl auf keinen Anſpruch machen. Wir kennen das Original nicht, und ſind alſo außer Stand, über den Werth der Bearbeitung zu entſcheiden. Die Melodie der Arie aus Roſſini's Alſter und die Worte des an die Darſtellerinn gerichteten Schluß-Kompliments mögen deutſchen Urſprungs ſeyn.

Der Lieutenant iſt eine vortheilhafte Rolle und wurde mit der eignen Gewandtheit des Darſtellers in dieſem Fache durchgeführt.

Der verſtellte Oberſt (? oder Oberſte ?! oder Obriſt ?! — Welches von dreyen ?) war in weiblicher Kleidung intereſſanter, als in der Uniform. Die Darſtellerinn wußte in letzterer zwar Zartheit mit Komik glücklich zu vereinigen; aber die Verlegenheit wurde ein wenig allzu ſtark ausgedrückt und der weibliche Ton klang zuweilen ſo hindurch, als ſey das Fräulein in der Unbefangenheit des Herzens zu der Verkleidung gezwungen worden, — zum Beyſpiel in den Worten: »Ey ich will nicht länger Oberſt ſeyn!« — da ſie doch aus freyer Entſchloſſenheit die Uniform angelegt. Übrigens erhielt die liebenswürdige Künſtlerinn verdienten Beyfall. Das Stück gefiel nicht ſehr.

Leopoldſtädter Theater. Den 17ten d. M. zum erſten Mahl: Moderne Wirthſchaft, und Don Juans-Streiche. Poſſe mit Geſang in zwey Aufzügen, vom Hrn. A. Bäuerle. Muſik vom Hrn. W. Müller.

Auf den Inhalt kann es in dieſem luſtigen Spiel nicht ankommen, und er möchte höchſtens dann nur intereſſant ſeyn, wenn man eine Beziehung darin ſuchen wollte. Die Handlung, die zu der ganzen Poſſe Veranlaſſung gibt, geht größtentheils hinter der Scene vor, und nur die Verſöhnung und Ausgleichung des betriegeriſchen Wildfangs mit ſeinen Kreditoren ſtellt ſich in der Kürze dar. Die Unterhaltung entſpringt aus einer Reihe von Scenen, die eine Handlung für ſich bilden, aber mit ſo kräftigen Angriffen auf die Thorheiten und Mißbräuche der Geſellſchaft und des geſelligen Verkehrs, zugleich mit ſo ſtark komiſcher Würze ausgeſtattet ſind, daß man ſich ihnen gern auf Koſten des Haupttheils, der nur nebenher zur Sprache kommt, dahin gibt. Außerdem iſt ihre Wirkung auf drey Charaktere, und dieſe auf die drey Darſtellenden mit vielem Glück berechnet. Dieſe treiben ihr luſtiges und mannigfach ergetzliches Spiel mit der höchſten Wahrheit und der möglichſt komiſchen Kraft gegen einander, daß ſich kaum entſcheiden läßt, welchem der Vorzug gebührt. Die Darſtellung der Rolle des Schuß möchte man der beſten von allen übrigen des beliebten Komikers gleich ſtellen, da er dieſen einfachen Charakter durch feſte Haltung und geſteigertes Leben ſo intereſſant zu machen weiß, wie eine Reihe von Charakterſchilderungen, die er ſonſt mit ſeltner Gewandtheit vorüberführt, durch die Abwechslung unterſtützt. — Unerſchöpflich an humoriſtiſchen und treu aufgegriffnen Zügen aus der lokalen Welt erſchien Fanny, wenn man ihr auch das beliebte Verrenken franzöſiſcher Redensarten hier wieder zu Gute halten mußte. — Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß man dem dummklugen Bräutigam Longinus eine größere komiſche Kraft geben könne, als der jetzige Darſteller, durch die echt originelle Art vom überraſchenden und charakteriſchen Tonwechſel und Geberdenſpiel in den verſchiednen Scenen. Auch das muntre Müllermädchen, Roſine, brachte noch zuletzt neues Leben auf die Bühne. Sehr durchgreifend wirkte zum Schluß das allerneueſte Volkslied, das eigentlich zum Feſt der Weinleſe beſtimmt iſt, und durch die jeder Strophe mehrmahls angehängte Redensart vielfach ſich verwenden läßt. Die Melodie iſt anziehend.

Dieſe moderne Wirthſchaft wurde vor einigen Jahren auf dem Theater an der Wien bereits gegeben, mit einem etwas abweichenden Titel; erſchien aber auf dem Volkstheater zum erſten Mahl, und zwar mit mancherley Veränderungen.

In der Menagerie des königl. Pflanzengartens in Paris befindet ſich gegenwärtig eine Gymnote, oder elektriſche Schlange; mehrere Neugierige haben bereits ihre elektriſche Kraft verſucht, und es wird in einer Pariſer Zeitung erzählt, daß ein Arzt, welcher die Schlange in ſeine Hände gefaßt, ſo heftige Schläge empfangen habe, daß er davon ohnmächtig geworden ſey, und daß er auf dem Punkt geſtanden, umzukommen, da ſich die Schlange krampfartig um ſeine Hände feſtgezogen habe, ſo daß er dieſelben nicht mehr habe rühren können; man habe ihm unaufhörlich zugerufen, er ſolle das Thier loslaſſen, weil man geglaubt, dieß hänge nur von ihm ab. Endlich habe er den glücklichen Einfall gehabt, die Hände mit der Schlange wieder ins Waſſer zu tauchen, wodurch das Thier plötzlich wieder ſeine Lebhaftigkeit bekommen und ſich losgemacht habe; dadurch ſey der Arzt gerettet worden. Auch eine Ziege mit Seidenhaar, das ſich zum Verfertigen der Shawls zu eignen ſcheint, befindet ſich ſeit einem Jahre in jenem Thier- und Pflanzengarten. Sie kommt vom Kaukaſus her. Die thibetaniſchen Ziegen und Schafe, welche der reiche Kaufmann Ternaux, in Verbindung mit der Regierung, hat kommen laſſen, haben ſchon ſo viel Junge abgeworfen, daß Hr. Ternaux eine beträchtliche Verſteigerung alter und junger Thiere dieſer Abkunft hat halten können; die neu eingeführte Thierart wird ſich alſo eben ſo leicht, als die Merinos-Schafe in Frankreich fortpflanzen laſſen. Hr. Jaubert, welcher den Ziegenankauf ſelbſt in Aſien beſorgt hat, läßt nun ſeine Reiſebeſchreibung drucken, die wahrſcheinlich ſehr anziehende Nachrichten über das Innere Aſiens enthalten wird. Hr. Ternaux duellirte er ſich ſogar wegen einer Bavaroiſe mit Obers, und bekam einen Stich in die Seite.

Firnſtein.

Da mußte er ihn theuer bezahlen.

Sophie.

Großer Gott!

Sorgen.

Man zitterte ſogar lange für ſein Leben, aber Unkraut verdirbt nicht, durch die Geduld der Aerzte kam er glücklich davon.

Firnſtein.

Und ſein Onkel wollte nicht ſo viel Geduld mit ihm haben, als ſein Arzt?

Sorgen.

Seine letzte Antwort auf meinen Brief werd' ich ihm nie, nie verzeihen.

Firnſtein.

Was hat er Ihnen denn geſchrieben?

Sorgen.

Ich ſandte ihm die Hälfte der Summe, um welche er mich bath, und kündete ihm zugleich an, daß er ſich nicht unterfangen dürfe, mein Schloß zu betreten, bis nach Sophiens Hochzeit. — Was glaubſt du, was mir der kecke Bube antwortete? — daß er wider meinen Willen, und trotz aller meiner Wachſamkeit mich doch noch früher beſuchen wolle.

hat ſich durch ſeine Unternehmung, wovon er hoffentlich die verdienten Früchte einernten wird, ein dauerndes Verdienſt um das franzöſiſche Induſtrieweſen geſtiftet.

Walpole ſchrieb im Juny 1768 an einen Freund: »Seit drey Tagen heitze ich ein. Wir leben in einem ſchwierigen, in einem Rebellions-Stand gegen die Natur; ich habe die Urſache dazu entdeckt; wir wollen nämlich einen Sommer haben, ohne das geringſte Recht, ihn zu fordern. Unſre Dichter lernten ihre Kunſt von den Römern und borgten ihre Kunſtausdrücke von ihnen; da ſprachen ſie von dunkeln Hainen, murmelnden Bächen, ſüßem Wehen des **Zephyrs**, und wir hohlen uns, um dieſer Hirngeſpinſte willen, Schnupfen und Kopfweh. Junker **Damon** lädt in ſeinen Verſen Fräulein **Chloe** zum Genuß des ſchönen Abends ein; allein ich will ſterben, wenn wir dergleichen je zu genießen haben. Unſer ſüßer **Zephyr** iſt ein derber Nordoſt, gegen den Herr **Damon** ſich bis ans Kinn zuknöpft, und von dem Fräulein **Chloe** eine rothe Naſe bekommt — und dann ſchreyt man über den ſchlechten Sommer, als hätten wir je einen guten gehabt. Unſre beſte Sonne iſt aus **Newkaſtler** Steinkohlen gemacht, und ich, meines Theils, will keiner andern mehr trauen. Wir richten uns mit Herbeyſchaffung fremder Pflanzen zu Grunde, und bauen unſre Häuſer auf Hügel hinauf, um eine ſchöne Ausſicht zu haben. Wahrlich, unſre Vorfahren würden uns auslachen: — Die wußten beſſer, wie wohl es thut, einen Hügel vor, und einen tüchtigen, warmen Wald hinter ſeinem Wohnhauſe zu haben. Der Geſchmack iſt eine Eigenſchaft, bey der uns die Zähne klappern; — ich denke, wir werden von dieſer Mode zurückkommen.«

Die fleißigen Künſtler, Gebrüder **Henſchel**, haben nun das, längſt angekündigte Kupferſtich-Blatt: »Der König an **Blüchers** Krankenbette,« den Subſcribenten ausgeliefert und dürfen hoffen, daß, um eine langwierige und gut gelungene Arbeit belohnt zu ſehen, noch mehrere Liebhaber der Kunſt ſich ein Blatt anſchaffen, das auch als Seitenſtück zu **Friedrich des Großen** Beſuch bey **Ziethen** intereſſant iſt. Recht ſinnig wird daran erinnert, indem über dem Sterbelager **Blüchers** jener Kupferſtich im Rahmen angebracht wurde. — Die Portrait-Ähnlichkeit aller Perſonen darf gerühmt werden. Der König ſelbſt, ſo wie **Blücher** und ſeine Gemahlinn, ferner der Prinz **Karl** (Sohn des Königs), die Militärs im Gefolge, die Ärzte u. ſ. w., Alle ſind von den Künſtlern zu dieſem Zweck nach dem Leben gezeichnet. Außerdem ſind die nächſten Verwandten des Fürſten **Blücher**, welche nicht zugegen ſeyn konnten, in mehreren, an den Wänden hängenden Rahmen angebracht, und durch das Fenſter hat man eine Ausſicht nach dem Berge, auf welchem der Fürſt, nach eigener Verfügung, begraben wurde. Auf der Rückſeite des Blattes iſt eine kurze, zweckmäßige Andeutung über die hier bildlich vorgeſtellte Begebenheit in leichten Schriftzügen abgedruckt.

Die Stadt **St. Louis** am Miſſiſippi ruht auf einer hohen Bank, deren Unterlage **Kalkfelſen** iſt. In dieſem findet man höchſt merkwürdige **Eindrücke** von Füßen, Händen, Bogen und Pfeilen der Indianer, ſo daß man glauben muß, der Kalkfelſen ſey vormahls weich geweſen, um dieſe Eindrücke annehmen zu können. Ein ſolcher Stein befindet ſich auch zu **Harmonie**, wohin ihn die Kolonie mit großen Koſten hundert achtzig Meilen weit bringen ließ.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der **Carl Gerold**'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625), wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 11 fl. W.W. halbj.— Beyträge beliebe man dem Redacteur (**J. F. Caſtelli**) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

87.

(Wien, Mittwoch den 31. Oktober.)

Das gelehrte Bedlam.

Rückblicke auf das gelehrte Unweſen, mit Seitenblicken auf das Weſen der Gelehrſamkeit.

> Τὸ μέγα βιβλίον ἶσον τῷ μεγάλῳ κακῷ.
>
> Callimach, in Fragment, à Bentleio collect.

Erſte Lieferung.

Eine Sternſchanze.

Schelling als Naturphiloſoph verſchiebt die Definition des Wortes Philoſophie an das Ende ſeines Buches, vielleicht darum, weil der Blinde nicht eher von den Farben ſprechen ſoll, als bis ihm der Quell des Lichtes aufgeſchloſſen, vielleicht, weil philoſophiren ein Rückblicken ſeyn mag, welches jede Art von Vorblicken dem Dichter überläßt, und den magnetiſch-hellſehenden Heſychaſten *). Auf dieſe zwey »vielleicht« laſſe ich zum Troſte meiner Leſer die Verſicherung folgen, daß ich, obſchon nicht im Stande, meine Rückblicke hier ſchon zu definiren, in dem dunkeln Walde des gelehrten Unweſens nicht ohne die Laterne des Diogenes (vielleicht auch nicht ohne ſeinen Stock **) zu wandeln gedenke, und daß ich, weit entfernt, mir das Anſehen der modernen Jünger des Splitterrichters von Samos ***) zu geben, meine Seitenblicke in die Gegenwart nicht auf die Perſonen, ſondern auf die Sachen (oder beſſer Sächelchen) richten werde.

Wäre ein gewiſſes Geſetz ****) des Imperators Caligula, welches befiehlt, alle ſchlechten Schriftſteller in der Rhone zu erſäufen, und ſo alle jene

---

*) Heſychaſten hieſſen jene ſchwärmeriſchen Mönche auf dem Berge Athos, welche, die Augen unverwandt auf den Nabel gerichtet, nach langem Beharren das göttliche Licht ſinnlich ſehen, und ſo der Wonne des Anſchauens Gottes genieſſen zu können vorgaben. Ihr Erſcheinen fällt in die erſte Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts.

**) Vide Chamfortiana.

***) Ariſtarch's.

****) Sueton, in Caligul. C. 30. Caligula war überdieß ein ſtrenger Rezenſent, er wollte Virgils Werke wegen Mangel an Geiſt und Wiſſen, und des Livius Geſchichte wegen kalter und nachläßiger Schreibart vernichtet wiſſen.

Autoren, die es nicht verdienen ſollten, anderthalbtauſend Jahre ſpäter in usum delphini herausgegeben zu werden, in usum delphinorum [1] Preis zu geben, wäre ſolches Geſetz je zur Ausführung gekommen, ſo würde man gegenwärtig nicht hoffnungslos einem ähnlichen Geſetze entgegenharren; ich ſage hoffnungslos, weil die Schriftſtellerwelt ob jenem Ausſpruche des Imperators fortwährend harte Rache und Vergeltungsrecht an der blos leſenden Welt übt, und die Schriftſteller uns zu erſäufen drohen mit einem Waſſer, das jenem der Rhone in nichts nachſteht. Hätteſt du, weiſe das Künftige ahnender Caligula, dein Geſetz zur Ausführung gebracht, es wären keine Encyklopädiſten, keine unberufenen Staatsrechtslehrer an das Licht getreten, um durch ihre Nachbeter ſchuldloſe Bürger, wie es in Frankreich in der Schreckenszeit der noyades geſchehen, ſcharenweiſe in die Fluth zu verſenken, die du ihnen zugedacht hatteſt. Aber auch dein Geſetz, kluger Imperator! iſt untergangen im Strome der Zeit und — der Bücher. Umſonſt hat man in Spanien [2] fünftauſendmahl mit Mohamed's Koran die rothe Kuh [3] verbrannt, umſonſt ſtanden die Bücherſtürmer Omar, Hoam-Ti [4] und Cromwell [5] auf, — die Fluth der Bücher ſtieg der Wiſſenſchaft und der Kunſt, und der Möglichkeit, die neun echten Muſen aus dem bunten Maskengewühle der tauſend und aber tauſend Pieros-Töchter [6] herauszufinden, über den Kopf, — doch Niemand verfiel auf dein Geſetz, du, mit Unrecht der Grauſamkeit angeklagter Caligula. Wenn nun aber einmahl, von Hermes dem Ägypter angefangen, der nach Manetho 36,525, nach Jamblichus [7] aber nur 7000 Bücher geſchrieben haben ſoll, bis auf Auguſtinus von Tagaſt, deſſen Werke zu leſen, dem heiligen Iſidor [8] zu Folge, die Lebenszeit eines Menſchen (die Nächte mit eingerechnet) erforderlich iſt, die Weisheit der Menſchen nicht um eine Haarbreite über des beſcheidenen Sokrates Selbſtgeſtändniß der Unwiſſenheit hinausgekommen iſt; ſollte all der übergelehrte Bücherkram, als ſolcher, wohl noch zu etwas Nützlicherem dienen können, als zu einer Luſtreiſe durch das gelehrte Bedlam [9], wo ſo viele Narren ſich für weiſe halten, wenn gleich einige die ſtolze Beſcheidenheit ſo weit trieben, ſich ſelbſt, wie die gelehrte Geſellſchaft von Perugia, eine Geſellſchaft von Narren *) zu nennen, neben welchen die Geſellſchaft der Ausſchweifenden zu Piſa, jene der Naſſen zu Florenz, die einen Gefrornen, einen Triefenden und einen Schwan zu Mitgliedern hatte, die Geſellſchaft der Eingeſchlafenen zu Genua (das Vorbild vieler heutigen gelehrten Abendgeſellſchaften), der Unbeweglichen zu Alexandrien, der Eigenſinnigen zu Viterbo, und endlich jene der Wüthenden zu Neapel, und der Angeketteten zu Macerata als würdige Brüdervereine glänzen. Dieſe Geſellſchaften ſind zwar als ſolche größtentheils bereits erloſchen, aber ſie haben ſich als eben ſo viele gelehrte Sekten noch erhalten; da man aber heut zu Tage das geheime liebt, ſo nennen ſich die Mitglieder nicht mehr wie ihre Vorgänger, ſondern ſie ſind in geheim das in vollem Ernſte, wofür ſich jene öffentlich, und zwar, wie man behauptet, blos zum Scherze ausgaben. Die Geſellſchaft der Narren iſt ohnehin Jedermann bekannt genug, und ſie umfaßt alle übrigen; die Geſellſchaft der Eingeſchlafenen ſchreibt antiquariſch-artiſtiſch-politiſch-philantropiſche Romane im Schlafe, und ſie vermehrt ſich, da ſie durch glänzende Titel das Morpheum **) ihrer Opiate mit dem aufreizenden Meconium zu verſetzen ſucht, mit jeder Stunde; die Geſellſchaft der Wüthenden ſchreibt über Staatsreformen, und vermehrt ſo die ehrenwerthe Bruderſchaft der Angeketteten. Papſt Paul der Zweyte verboth den Gelehrten, falſche Nahmen anzunehmen, und da dieſes Verboth auch die Geſellſchaften treffen muß, ſo iſt es nicht ausgemacht, ob die Geſellſchaft der Narren von heute oder jene von damahls auch eine Geſellſchaft von Lügnern ſey. Wer aber den Schreiber dieſer Zeilen hier und bey dem Folgenden für einen Lügner zu nehmen verſucht wird, iſt gerade der Leſer, den ich ſuche, ein Nüchterner, dem der Rauſch zu fremd iſt, als daß er eine Art Mitleiden mit einem Betrunkenen fühlen ſollte, ein reines Jungfräulein, das die Liebe an Andern für Heucheley hält, — welche kraſſe Herzensignoranz Lord Byron ***) mit der Finſterniß vergleicht, welche leuchtenden Wetterſchlägen vorangeht.

---

[1] Als man in Frankreich das Continentalſyſtem durch Lizenzen zur Einfuhr von Colonialwaaren aus engliſchen Häfen gegen die Bedingniß der Ausfuhr von franzöſiſchen Fabrikaten zu mildern ſuchte, wurden letztere, da ſie in die engliſchen Häfen nicht eingeführt werden durften, größtentheils über Bord geworfen; und da eine ungeheure Menge wohlfeiler Bücher auf dieſe Art in den Handel kam, nannte man die dazu beſtimmten Auflagen ſpottweiſe: »in usum delphinorum.« —

[2] Unter Ximenez.

[3] Eine Sura des Korans.

[4] König in China, 200 Jahre vor Chr. Geb.

[5] Cromwell opferte die Bibliothek von Oxford den Flammen. —

[6] Dem endloſen Geſchwätze unſerer gedankenloſen Scribenten nach zu urtheilen, ſollte man glauben, ſie hätten ſämmtlich die Strafe überſtanden, welche Apoll über die verwegenen neun Töchter des Pieros verhängte, die er um eines lächerlichen Wettſtreites mit den Muſen — in Älſtern verwandelte; — es heißt hier wie dort:

> Nunc quoque in alitibus facundia prisca remansit,
> Raucaque garrulitas, studiumque immane loquendi.
>
> Ovid. Met. V in fine.

[7] S. I. G. Graevii Cohors musarum, Traject. ad Rhen. 1715, pag. 10.

[8] S. Isidor. orig. libr. 6. c. 6.

[9] Bedlam, ein Hoſpital für zweyhundert Wahnſinnige in London, eigentlich

Der Zuſammenhang bleibt das Schwierigſte für einen Schriftſteller, wie jeder berühmte dichtende und nichtdichtende Autor fühlt, der ſich durch Excerpte zum Genie emporgearbeitet, und in Rezenſionen, die gelehrter ſeyn müſſen als das gelehrteſte Werk, die Schleuße ſeines geiſtigen Mühlkaſtens bereits gehoben hat, — hier iſt er leicht zu finden, obgleich Leute meiner Art,

---

Bethlehems-Hoſpital. Lichtenberg trug ſich lange mit der Idee, ein Bedlam der Meinungen zu liefern, er hat in Legendre (Traite de l'opinion) einen Vorgänger gehabt.

*) Über die ſonderbaren Benennungen der erſten gelehrten Geſellſchaften und ihrer Mitglieder. S. Memoires pour servir à l'histoire de l'esprit humain par Le Gendre. Paris, 1735. 4. T. I. pag. 13.

**) Den neueſten chemiſchen Analyſen zu Folge beſteht das Opium keineswegs blos aus einem die Irritabilität abſpannenden Stoffe (dem Morpheum), ſondern dieſer iſt an eine als das heftigſte Reizmittel wirkende Säure (Mecon-Säure) als Baſis gebunden.

***) „Even innocence itself has many a wile,
And will not dare to trust itself with truth,
And love is thought hypocrisy by youth.“
Don Juan by L. Byron. London, 1819.

gern in Hieroglyphen ſprechen, damit ein Jeder darin finde, was er ſucht und brauchen kann, wenn auch etwas Beſtimmtes angedeutet werden wollte. Las man doch, nachdem Columbus Amerika bereits entdeckt hatte, auf einem Steine unter jener myſteriöſen Reiter-Statue auf den Azoren, die mit der Rechten nach Sonnenuntergang wies, eine phöniziſche Ermahnung — die verſunkene Atlantis aufzuſuchen, wie geſagt, nachdem das atlantiſche Ey bereits auf der Spitze ſtand, welches Kunſtſtück dem großen Manne, wie man nach dreyhundert Jahren uns beweiſt *), lediglich durch den Commentar des Archimedes über den 47ſten Satz des Euklides, in den Sinn gekommen und gelungen ſeyn ſoll; — es geht nichts über die Scharfſichtigkeit der Gelehrten! — ſie dürften, um wieder auf den Zuſammenhang des Geſagten zu kommen, gar bald ahnen, daß ich, wo nicht ihnen, ſo doch vielen ihrer Vorgänger eine Schlacht zu liefern geſonnen bin; — doch dießmahl irren ſie ſich, meine Herren! Friedfertiger als die Taube, ohne die gefährliche Gabe des neiderweckenden Fluges zu beſitzen, verkrieche ich mich hinter den Wall eines Herſchel'ſchen Fernrohres, und ſchicke furchtſame Blicke in die Tiefen des gelehrten Himmels. Sterne jeder Größe, von der erſten bis zur letzten, Milchſtraßen-Sternembryone (vielleicht die Donatbrüſte, aus denen die Milch der Schulbücher träuft), auch Nebelſterne, deren Zahl ſich gar ſehr zu vermehren ſtrebt, ziehen als »neblig trüber Himmel an mir vorüber!« — ich vergeſſe aber auch nicht, einen Kometenſucher aufzuſtellen, ſeitdem es im Himmel wie auf Erden bedeutende excentriſche Schwanzſterne gibt, und ſeitdem ich in der allgemeinen Halliſchen Literaturzeitung (Oktober 1819) geleſen: »daß das Vermittelnde, wodurch ein Magnetiſirter des Herrn Van Gheert, dieſen, auch wenn er abweſend war, ſah und hörte, Herrn Van Gheerts Lichtſchweif (sic!) geweſen;« — alſo handgreiflich ein Komet, und wo nicht der Komet vom Jahre 1811, und wie dieſer guten Wein ſtatt des Whiſton'ſchen Waſſers **) auf der Erde verbreitend, doch wahrſcheinlich im Dunſte echten Kometenweins entſtanden. Und ſomit keinen Krieg, ihr apotheoſirten und erdenwallenden Sterne, ihr Leuchtkugeln dieſer Erdennacht (nicht der Raupach'ſchen Tragödie, denn der Titel Erdennacht iſt nur eine beſcheidene Blende für den hellbrennenden Wachsſtock der neueſten äſthetiſchen Schule), denn zum Kriege fühle ich mich zu ſchwach, nur Blicke, Rück- und Seitenblicke will ich mir erlauben. Ich will eine Luſtfahrt nach Bedlam machen, ohne mich vom Platze zu rühren, ungefähr wie Thümmel das mittägige Frankreich, und Chriſtian Damberger ***) das Innere von Afrika durchreiſten. Wundere ſich jedoch Niemand über eine derley Reiſe; ich bin diskreter, als Miß Avoy in Liverpool, und Doktor Kieſer ****), deren Erſtere von ſich ſelbſt, Letzterer aber aus Erfahrung an einem

---

*) John Quincy Adams Briefe über Schleſien. S. 300.

**) Whiſtons Komet, der die Sündfluth auf die Erde herabgegoſſen haben ſoll, iſt bekannt genug. —

***) Chriſt. Dambergers Landreiſe in das Innere von Afrika in den Jahren 1781 — 1797. 2 Thle. Leipzig, 1801. Allgem. Lit. Zeit. 1801, Nr. 7.

****) Allgem. Hall. Lit. Zeit. Oktober 1819. —

Knaben, in vollem Ernſte behauptete, daß man mit den Fingern, mit dem Fuße, ja mit der Naſenſpitze ſehen könne, als wodurch man zu dem Begriffe einer möglichen wahren Naſenweisheit gelangt, — — deſſen ungeachtet will ich meine Augen behalten, und getroſt in den Guckkaſten ſchauen, wo man eben das gelehrte Bedlam aufrollt. »Das eben wird dir Feinde zuziehen« — höre ich eine wohlmeinende Stimme mir zurufen, in der ich einen Rezenſenten erkenne, der durch die überhandnehmende Mode, in Ermanglung von Gegengründen, zweydeutige Calembourgs *) auf die Nahmen der Kritiker zu Markte zu bringen, und ſo dem Pasquino zur Ehre des Muſageten zu verhelfen, der Literatur gram geworden, weil er ſich an ſeinem Gegner, deſſen Nahme zum Unglück nichts bedeutete, nicht durch Gleiches mit Gleichem rächen konnte; — ich danke ſchönſtens, mein Herr, für ihre Theilnahme; aber glauben ſie nicht, daß ich ſo nackt mich den Pfeilen der Gegner, die ſich zu jeder Sache, alſo auch zu einer Luſtfahrt nach Bedlam einfinden, bloßſtellen will! — Denn, ohne erſt von den Magnetiſeurs belehrt worden zu ſeyn, daß zwiſchen den Brennpunkten der Lebensatmoſphäre: dem Gehirne als dem Denk-, und den Ganglien (Nervenknoten) als Gefühls-Organe, das Herz der Indifferenzpunkt **), der Magen ***) aber der Urquell und der Wiedervereinigungspunkt aller geiſtigen Funktionen ſey, habe ich von jeher die Überzeugung gehegt, daß, durch eine wunderſame Sympathie und magnetiſche Vermittelung, mit dem Geiſte einer Schrift gewöhnlich auch der Magen des Verfaſſers angegriffen werde, und ich habe darum, weil aus Antikritiken und rechtfertigenden Broſchüren ein beleidigter Magen, nicht aber das indifferente Herz in die Welt hinausdonnerte, die Sorge, ihn zu beruhigen, dem Verleger und der Leſewelt überlaſſen. Inzwiſchen wurde ſchon in den alten Zeiten der Magen des Helden, gleich wie deſſen Herz ****), gefürchtet, und es iſt darum kein Zeichen von Feigheit, wenn ich mich vorſichtig verſchanze; und ſomit etwas von gelehrten Schanzen! —

Wenn in der »höchſt merkwürdigen Geſchichte der magnetiſch-hellſehenden Auguſte Müller *****) in Carlsruhe, von Dr. Meyer vorhinein der Satz aufgeſtellt wird, daß diejenigen, welche dergleichen Geſchichten nicht glauben, Nullmenſchen ſeyen, ſo iſt ein derley Satz eine Schanze. Wenn Quirin Kuhlmann, der Theolog, in ſeinem »Neubegeiſterten Böhm, Leyden, 1674,« ſich vorhinein rühmt, mehr als tauſend mahl tauſend, oder wie er in dem 22ſten Kapitel pag. 274 erklärt: »unzähligemahl hunderttauſend« theoſophiſche Fragen den Theologen und andern Gelehrten vorgelegt zu haben, ſo iſt das ein Bollwerk, vor welchem die Kritik erſchrickt, ohne daß ihr auch nur entfernt das alte Sprichwort: »plus quaerit stultus quam solvere possit Homerus,« in den Sinn käme. Zu den gewöhnlichen Bollwerken und Schanzen, hinter die ſich ſo mancher Schriftſteller verkriecht, gehören die Meduſenhäupter auf dem Titelſchilde vieler Bücher, von denen Minerva keine Kenntniß hat, die goldenen Hauptſchlüſſel, Parnaßſtufen, große und kleine Weltmeere, Weisheitſchanzen, enthüllte Geheimniſſe, der Vortrab aller Künſte und Wiſſenſchaften (von Claudius Clemens, Venedig, 1651), und der Titel des ungeheuren Werkes, welches P. Savanarola verſprochen hat: »Der ganze Begriff der Gelehrſamkeit worin alle Materien und Scribenten in ſämmtlichen Wiſſenſchaften und Künſten überhaupt, und in allen Sprachen von dem Anfange der Gelehrſamkeit, bis auf die gegenwärtige Zeit erzählet, auch das Jahr, der Ort und die Größe von verſchiedenen Auflagen der Bücher, und der darüber erſchienenen Erklärungen verzeichnet ſind &c.; ein Werk, welches aus den vornehmſten Bibliotheken der ganzen Welt zuſammengebracht, und nach Ordnung eines allgemeinen Materialregiſters eingerichtet, auch mit hebräiſchen, chaldäiſchen, ſyriſchen, griechiſchen, arabiſchen, perſiſchen, armeniſchen, deutſchen, äthiopiſchen und ägyptiſchen Schriften verſehen, und aus den beſten italieniſchen, franzöſiſchen, ſpaniſchen, böhmiſchen, ungariſchen, engliſchen, holländiſchen und andern Scribenten der übrigen Völker meiſtentheils in lateiniſcher Sprache gezogen iſt. — Doch genug! — ſchon neigen ſich die ſinnverwandten Häupter der Zeidler, Diderots, D'Alemberts und Brockhauſe, für deren unter der alphabetiſchen Ägide geborgenes Kleinod ein boßhafter Florentiner*) das wohlklingende Wort encyclopedica ignoranza erfunden hat. Wer hier eine Satyre auf vielverſprechende Büchertitel ſucht, der irrt ſich; ich könnte, wäre es mir darum zu thun, den Tractatus de sutoribus eruditis, von gelehrten Schuſtern, oder jenen de doctis Nicolais, id est: von gelehrten Nickeln — und mehrere Romane aus der neueſten Zeit citiren; da es aber blos in meinem Plane liegt, mich ſelbſt zu verſchanzen, wie die Überſchrift des Kapitels verräth, ſo fällt jeder Verdacht der Satyre von ſelbſt weg, da mich doch Niemand zu den Geißelſchwingern rechnen wird, welche ſelbſt die Geißel vor allen Andern verdienen.

---

*) Sehr ſinnreich iſt, was Göthe (Biographie) über das Wortſpiel bemerkt, das ſich Herder mit ſeinem Nahmen erlaubte.

**) Archiv für den thieriſchen Magnetismus, von Eſchenmayer, Kieſer, Naſſe u. ſ. f.

***) Ibidem.

****) Saevus Pelidae stomachus bey Horaz.

*****) Das Fräulein verſchluckte beym excitirenden Reiben mit einem Katzenfelle drey Katzenhaare, und verordnete ſich nachher drey friſche Feigen dagegen. Sie verläßt mit ihrem geiſtigen Ich bey Nacht das Bett, und geht außer Haus (o Wunder!!); dieß geiſtige Ich erſcheint an einem andern Bette, verſchämt genug, mit dem Nachttuche; woraus folgt, daß auch das Nachttuch als Geiſt ſeinen Platz unter dem körperlichen Ich des Fräuleins verlaſſen haben muß. Anmerkung eines Nullmenſchen. —

Allein was ſoll die Sternſchanze? — Wir haben oben die Bekanntſchaft eines chineſiſchen Königs und Bücherſtürmers Hoam-Ti gemacht, dieſer fing nach Verbrennung der Bücher in ſeinem Reiche die große Mauer

---

*) »Lo stuol, che in più chiotta stanza
Studia l' encyclopedica ignoranza.«
Satire di Angelo D' Elci. Firenze 1817.

zu bauen an, wahrſcheinlich um der Wuth der Schriftſteller zu entgehen, welche die Unſterblichkeit in ihren zu Aſche gewordenen Schriften geſucht hatten; wenn nun ein König von China — doch jeder Leſer hat Logik genug, um den Syllogismus zu vollenden, der beweiſen ſoll, daß auch dieſe Zeilen einer chineſiſchen Schutzmauer bedürfen. Im Titel iſt ſie nicht zu ſuchen, im Inhalte ſelbſt noch weniger — — man erräth, wo ſie zu finden, wenn man erwägt, daß Democritus, von dem ein ungeſchicktes Anagramm »docet risum« ſagt, nur in zwey Umſtänden Schutz und Zuflucht gegen Verfolgung fand, als ob er bey Vauban darum angeſucht hätte, in der Unmöglichkeit nämlich, alle Thorheiten zu belächeln, und in der Eigenliebe der Thoren, welche das Horaziſche »mutato nomine de te fabula narratur« — nie verſtehen lernen.

Und ſo zünde ich denn getroſt meine Laterne an, und hohle meinen Stock aus dem Winkel zur Reiſe nach Bedlam, überzeugt, daß erſtere einſt nicht ſo theuer bezahlt werden wird, als die eiſerne Lampe des Epiktet *), und letzterer nicht ſo geſucht werden dürfte, als der Spazierſtock Voltaires; da ich aber am Tiſche reiſe, und gut verſchanzt bin, fürchte ich weder Straßenräuber noch Korſaren, und dünke mich ſo ſicher, als der Graf von Bückeburg in ſeiner Inſelfeſtung Wilhelmsſtein **) im Steinhuder Meere, die bekanntlich auch eine Sternſchanze iſt, und eine Geiſterfeſtung zu ſeyn ſcheint, da ihr einziger Proviant in — Büchern beſteht.

* * *

Die Mameluken.

Vom berühmten Stamme der Mameluken erzählt Legh ***): »Während unſeres Aufenthaltes in Eſſouan und in Nubien lernten wir folgende Einzelnheiten über die Lebensweiſe und die gegenwärtige Lage der Mameluken. Zuletzt hielten die Mameluken Stand gegen die Truppen des Paſcha von Egypten ****) zu Ibrim *****); von da wurden ſie gezwungen, ſich nach Dongola zurückzuziehen, wo ſie ſich mit Gewalt einſetzten, nachdem ſie vorher die unabhängigen Könige dieſes Volkes entthront und vertrieben hatten.

---

*) Die Lampe Epiktets wurde nach Lucian (de scribend. histor.) für 3000 Drachmen verkauft.

**) Der portugieſiſche Feldmarſchall, Wilhelm Graf von Lippe-Bückeburg, ließ im Jahre 1765 im Steinhuder Meere (bey Steinhude in Weſtphalen) die wegen des See's und der Moräſte für unüberwindlich gehaltene Feſtung Wilhelmsſtein anlegen, welche eine große Bibliothek einſchließet.

***) Narrative of a Journey in Egypt and the country beyond the Cataracts. By Thomas Legh. Esq. London, 1817. 2d. edit. p. 166 — 168.

****) Des einzigen Mahomedaners, der gegen die Peſt Vorkehrungen trifft.

*****) Nach Ibrim gelangten Legh und ſeine Begleiter aus den Europäern zuerſt. Die Stadt hat einen herrlichen Fels, auf dem das Kaſtell war, nahe am Nil. Die Mameluken haben die Stadt und Umgegend ſo zerſtört, daß alles Leben davon verſchwunden; kein Menſch wohnt oder wandert da, kein Vogel und kein Baum iſt ſichtbar, unermeßliche Stille überall, nur manchmahl vom ſtarken Donner und den Wellen des Nils unterbrochen. Monumente einer größern Vorzeit ſieht man auch in Nubien allenthalben.

Dongola, die Hauptſtadt des großen Königreiches dieſes Nahmens, iſt bey zwölf bis vierzehn Tagereiſen von dem zweyten Waſſerfalle des Nil entfernt. Dieſes Land iſt ſeiner ausgezeichneten Pferde wegen berühmt, von denen eines ſo viel als acht, zehn bis zwölf Sclaven werth iſt. In Cairo wurde mir erzählt, daß zur Zeit der Mamelukken ein dongoliſiſches Pferd für tauſend Pfund Sterling verkauft wurde. Die Mamelukken ſollen ſeit ihrer Vertreibung ihre alten Gewohnheiten des äußeren Prunkes abgelegt haben, ſich dem Ackerbau widmen, und im Beſitze großer Heerden ſeyn. Auch ſagt man, ſie hätten einige Handelsſchiffe auf dem Nil. Es wurde uns auch erzählt, ſie hätten die Angriffe eines arabiſchen Stammes, der im Weſten liegt, mit Erfolg zurückgeſchlagen, die ſich oft bemüht haben, ſie zu überfallen. Ihr furchtbarſter Nachbar iſt ein ſchwarzes Volk, welches im Weſten von Dongola wohnt.

Die Anzahl der alten Mamelukken ſchätzt man nicht höher als fünfhundert; aber ſie haben bey vier bis fünftauſend Negerſclaven mit Speeren und Schwertern bewaffnet. Sie haben einen großen Wall um oder in der Nähe der Stadt aufgeworfen, vorzüglich gegen die Wüſte hin, zur Beſchützung ihrer Heerden gegen die Einfälle der Araber; und einige der reichern Bey's ſollen ſich in abgeſondert befeſtigte Plätze eingeſchloſſen haben. Im Allgemeinen ſind ſie ſehr arm, da die wenigen Schätze, die ſie aus Egypten mitgenommen haben, ſchon faſt erſchöpft ſind. So viel ich erfahren konnte, iſt die Stadt Dongola größer als irgend eine in Oberegypten, ſie liegt in einer großen Ebene an beyden Seiten des Nils.

Osman Bey Bardiſſi ſteht an der Spitze der Mamelukken, und zu Dehr wurde uns erzählt, er habe geſchworen, nie ſeinen Bart oder ſeine Haare zu ſchneiden, bis er nicht im Triumph in Cairo eingezogen ſey; und daß bey den Einfällen, die er zuweilen in Nubien macht, um Contributionen zu erheben, ſein fliegendes Haar, ſein langer, buſchiger Bart, und ſeine ſchlanke, braune Geſtalt ein ungemein furchtbares Ausſehen geben.« A.

* * *

Die Goldbergwerke und das Goldwaſchen in Südafrika.

Südafrikas Reichthum an Gold iſt bekannt genug; es übertrifft hieran alle anderen Länder der Erde, und würde noch ungleich mehr im Handel liefern, wenn man es künſtlich gewänne. Der engliſche Reiſende Mungo Park, welcher Gelegenheit hatte, die Goldgruben zu Schrondo in Begleitung einer Negerinn zu ſehen, ſagt über ſeinen Beſuch derſelben Folgendes: Wir gingen ungefähr eine halbe Meile weſtwärts von der Stadt, wo wir auf einen Wieſenfleck, gegen vier bis fünf Acker groß, kamen, in welchem mehrere brunnenähnliche Löcher gegraben waren. Die meiſten waren ungefähr zehen bis zwölf Fuß tief; gegen die Mitte des Wieſenflecks waren die Löcher am tiefſten, und nach den Seiten zu flächer. Es waren ihrer ungefähr dreyßig, außer vielen alten, welche eingefallen waren. Nahe an der Mündung dieſer Gruben waren wieder mehrere andere flache Gruben, mit Ton bekleidet und voll Regenwaſſer; zwiſchen den Goldgruben und dieſen Waſchgruben lagen mehrere Haufen ſandigen Kieſes. Auf einem jeden dieſer Haufen lag ein Stein; von dieſen waren einige weiß, andere roth, andere ſchwarz u. ſ. w. Dieſe dienen, um das Eigenthum der Menſchen zu unterſcheiden. Ich konnte an dieſem Sande nichts Eigenthümliches gewahr werden; einige kieſelartige Steine, von der Größe eines Tauben-Eyes, Stücken weißen und röthlichen Quarzes, Eiſenſtein, ſchwarze Erde, und ein leicht zerreiblicher gelber Stein, welcher ſich zwiſchen den Fingern in Stückchen zerkrümelte, waren die Hauptbeſtandtheile, welche ich unterſcheiden konnte. Außer den obigen war noch eine große Menge Sand und eine gelbe Erde darin.

Die Frau nahm mit einer Hand ungefähr ein halb Pfund Kies von dem Haufen, der, wie ich glaube, ihr gehörte, that ihn in eine große Kalabaſſe, und ſchöpfte mit einer kleinern etwas Waſſer dazu; dieſe beyden Kalabaſſen ſind Alles, was zum Goldwaſchen nöthig iſt. Das Waſſer reichte eben hin, den Sand ungefähr einen Zoll hoch zu bedecken. Dann zerrieb ſie den Sand, und vermiſchte ihn mit dem Waſſer, was ſie jedoch nicht durch Umrühren bewerkſtelligte, ſondern indem ſie die Hände gegen ſich anzog. Dann warf ſie alle großen Steine heraus, ſah aber immer nach, damit ſie nicht etwas Gold mit wegwerfen möchte. Als dieß geſchehen war, gab ſie dem Sand und Waſſer eine drehende Bewegung, ſo, daß ein Theil von beyden über den Rand der Kalabaſſe herausflog. Während ſie dieß mit der rechten Hand that, warf ſie mit der linken bey jeder Umdrehung eine Portion Sand und Waſſer heraus. Dann that ſie wieder etwas friſches Waſſer hinzu, und weil es jetzt viel weniger Sand war, ſo hielt ſie die Kalabaſſe in ſchiefer Richtung, und ließ den Sand langſam in einer Linie herumlaufen, während ſie dieſelbe immerfort behend nach einer andern Richtung bewegte. Ich bemerkte nun etwas von einer ſchwarzen Materie darin, ungefähr wie Schießpulver, wovon ſie mir ſagte, es ſey Goldoxyd; und ehe ſie mit der Kalabaſſe noch eine Viertelswendung gemacht hatte, zeigte ſie auf einen gelben Fleck, und rief: Sanu affilli, ſiehe da Gold! Als ich aufmerkſam hinſah, bemerkte ich etwas reines Gold, und nahm es heraus. Es würde ungefähr einen Gran gewogen haben. Die ganze Wäſche, von da an, wo ſie den Sand in die Kalabaſſe that, bis dahin, wo ſie mir das Gold zeigte, dauerte kaum zwey Minuten. Ich verlangte nun, daß ſie eine größere Portion nehmen möchte. Sie that nun, ſo viel ich ſchätzen konnte, ungefähr zwey Pf. Sand hinein; und nachdem ſie ihn auf dieſelbe Art und faſt in gleicher Zeit gewaſchen hatte, fanden ſich nicht weniger als drey und zwanzig Goldtheilchen, von denen einige ſehr klein waren. In beyden Fällen bemerkte ich, daß die Menge von Sanu mira oder Goldoxyd wenigſtens vierzigmahl größer war, als das gefundene Gold. Sie verſicherte mich, daß ſie zuweilen Stucke Gold fänden, ſo groß, wie ihre Fauſt. Ich konnte nicht ausfindig machen, wie viel Gold in einem Jahr hier gewaſchen wird; aber ich glaube, daß die Quantität beträchtlich iſt, obgleich ſie nur zu Anfang und Ende der Regenzeit Gold waſchen. Gold wird hier, ſo wie auf unſerm ganzen Wege nach Mi-

Sophie.

Wie unbeſonnen!

Sorgen.

Und daß er Sophien entführen werde.

Firnſtein.

Das ſieht ihm ähnlich.

Sorgen.

Nun, was ſagt Ihr zu einer ſolchen Kühnheit?

Sophie.

Daß ich ſie ihm verarge. (bey Seite) Wie er mich liebt! —

Sorgen.

Aber wir wollen ſehen, mein junger Abentheurer! Wir wollen ſehen! — Ich habe auf allen Wegen, auf allen Meiereyen Leute ausgeſtellt, die ihn kennen, und die ihm den Weg zu meinem Schloſſe wohl verleiden ſollen. — Jetzt lebt wohl, Kinder, ich will mich von einem traurigen Gedanken zu einem fröhlichen wenden, und Alles ~~zu~~ Eurer Hochzeit beſchleunigen. (ab.)

Sechster Auftritt.

Sophie. Firnſtein.

Firnſtein.

Haben Sie gehört, Sophie?

kalli's, verkauft; ſechs Tilikiſſi (eine Art Bohnen, die Frucht eines großen Baumes) machen eine Minkalli; ſechs Tili kiſſi wiegen genau eine Drachme und einen Skrupel. In Kaarta gebrauchte man eine kleine Bohne, Rahmens Dſchabikiſſi, von denen vier und zwanzig auf einen Minkalli gehen; ein Dſchabikiſſi wiegt genau vier Gran. In Kaſſon machen zwölf kleine Tamarindenkerne einen Minkalli, welches, wie ich glaube, der ſchwerſte Minkalli in dieſem Theile von Afrika iſt. Wird Gold für Bernſtein gekauft, ſo erhält man allemahl für eine Perle von Nr. 4 einen Tilikiſſi; es kann aber vortheilhafter für Perlen oder Scharlach, und noch beſſer für Schießpulver eingekauft werden.

Bey dem nahe gelegenen Dündikid ſind ebenfalls Goldgruben, wo das Gold auf gleiche Weiſe gewonnen wird. Die Gruben haben ungefähr zwey Fuß im Durchmeſſer, und ſind zwölf Fuß tief, und auf den Seiten mit Einſchnitten verſehen, welche als Leiter dienen. Es ſind hier gegen zwanzig Gruben. An dem Ufer des Fluſſes, wo man wäſcht, konnte Mungo Park eine ungefähr zehn Fuß dicke Lage von Erde und großen Steinen unterſcheiden, unter welchem zwey Fuß dick eiſenhaltiger Kieſel, von der Große eines Taubeneyes, mit gelbem, roſtfarbigen Sand und Erde liegt. Unter dieſen kommt eine Lage von zähem weißen Thon. In dem roſtfarbigen Sande wird das Gold gefunden.

Später hatte Mungo Park auch Gelegenheit, das Schmelzen und Bearbeiten des Goldes zu ſehen, indem einer der Reiſegeſellſchafter ſich aus dem gekauften Golde einen großen Ring machen ließ. Der Schmied machte von gemeinem rothen Thon einen Schmelztiegel, und trocknete ihn an der Sonne; hierein that er das Gold, ohne irgend einen Fluß oder andere Beymiſchung; dann legte er Holzkohlen darunter und darüber, und blies das Feuer mit dem hier gewöhnlichen doppelten Blaſebalge an; welches bald eine ſolche Hitze hervorbrachte, daß das Gold in Fluß kam. Er machte dann eine kleine Furche in die Erde, in welche er das geſchmolzene Gold ſchüttete; als es kalt war, nahm er es heraus, machte es wieder heiß, und hämmerte es in kurzer Zeit zu einem viereckigen Stabe. Dann erhitzte er es wieder, und drehete es mittelſt zweyer Zangen zu einer Art von Schraube, trieb die Enden noch etwas aus, und bog ſie ſo zuſammen, daß das Ganze einen koſtbaren Ring bildete.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Theater nächſt der Burg. Den Gaſtſpieler, Herrn Wallbach, vom königlichen Theater in Breslau, der in der erſten Gaſtrolle mit glücklichem Erfolg auftrat, ſahen wir bisher in drey andern. Als Lieutenant Werthen, in beſchämte Eiferſucht, war er weniger an ſeinem Platz, und hatte, wie ſich's gleich im Anfang zeigte, den Charakter nur oberflächlich aufgegriffen; er gab uns alſo eigentlich den Charakter gar nicht, in welchem Laune und Frohſinn durchſchlagen müſſen. Man konnte aus ſeinem Ton nicht wahrnehmen, daß es hier auf eine muthwillige Fopperey, auf eine Komödie mit den Frauen und den Eiferſüchtigen abgeſehen ſey; daher wirkten auch die kleinen Übereilungen und die Beziehungen auf gegenſeitige Verhältniſſe nicht, und erregten kaum ein Lächeln. Im zweyten Theil lag es ihm bequemer, weil in der Scene mit den argwöhniſchen Liebhabern alles beſtimmter ausgeſprochen, und ihm der Ernſt mehr angemeſſen iſt, als Munterkeit und Laune. In der Folge wurde die Darſtellung etwas wärmer, ohne daß darum der eigentliche Charakter beſtimmter hervortrat, auch mangelte dem Ganzen Gewandtheit, und der Anſtrich war etwas zu grell; doch erhielt der Gaſtſpieler Auszeichnung.

Dieß war auch in der nächſten Gaſtrolle, als Philipp in Johanna von Montfaucon, der Fall. Sein Äußeres präſentirte ſich gefällig, und der Ton in den erſten Scenen war natürlich, auch nicht ohne Herzlichkeit. In den bedeutenderen Verhältniſſen aber trat zu viel leere Deklamation an die Stelle der Leidenſchaft, und Inkonſequenzen ſtörten die Verbindung. Größere Bewegung des Gemüths mußte in der Scene mit Eſtavajel herrſchen — dieſen Nahmen betonte der Gaſtſpieler auffallend unrichtig — und die Worte zu dem Ritter, z. B.: »Sagt, daß ihr allein ſeyn wollt!« durften nicht mit flehender, ſondern ängſtlich gedämpfter Stimme geſprochen werden. Übrigens gab dieſe Darſtellung manches Gelungene und Anſprechende, auch war ſie der nächſt vorhergehenden vorzuziehen.

Die mißlungenſte von dieſen dreyen war unſtreitig in Sappho, worin der Gaſt als Phaon auftrat. Hier wäre wirklich in der erſten Scene gleich, mehr Deklamation zu wünſchen geweſen, zum Erſatz für die verfehlte Stimmung, oder ſagen wir lieber gerade zu, für den poetiſchen Sinn und die mangelnde Begeiſterung. Dieſe Diktion ſteht dem Gaſtſpieler zu hoch; alles fiel auseinander, oder zerrann und ward verſchwemmt. Man konnte das Gemählde nicht zur Anſchauung bringen. Gar keine Kraft im Ganzen, die Darſtellung ſchwankte überall hin und her; mit Melitta drückte der Ton mehr Mitleid als Liebe aus, und einen ſonderbaren Charakter nahm der Ausdruck der Verlegenheit in der Scene mit Sappho an, nachdem ſie Beyde überraſcht hat, gerade als ob Phaon etwas Unheimliches verbergen, und zugleich die tief Gekränkte ausforſchen wollte. Verſchloſſener Ernſt, unterdrücktes Gefühl werden hier hinreichend ſeyn. Aber der Gaſt verwechſelte überall den Ausdruck, und verfehlte, wenig Stellen ausgenommen, die nur auf geradehin geriethen, immerfort den rechten. In der letzten Scene mit Sappho ſoll dieſelbe Stimmung, wie in der erſten, nämlich in der Beſchreibung des Eindrucks, den ihr Nahme und ihr Genius auf ihn gemacht, zurückklingen; das Vertrauen zu ihr, und die hohe Meinung von ihrer Größe zeigt ſich wieder; doch die Erklärung lautete vielmehr wie ein demüthiges Bekenntniß der Reue, oder ſprach ſich als kleinmüthige Verzagtheit aus. Es iſt auffallend, daß der Gaſtſpieler immer mehr das Gleichgewicht verlor, und auf die Zuſchauer immer weniger zu wirken vermochte, wenn gleich Situationen und Diktion ihm ihren Vortheil hier und da zu Gunſten kommen ließen. Auch nicht feſt genug ſchien er memorirt zu haben; das Schwankende kam aber wohl hauptſächlich daher, weil er den Gegenſtand weder in ſich aufgenommen, noch durchdrungen hatte. Dieſes Gaſtſpiel war auf alle Fälle das am wenigſten gelungene zu nennen. — Sappho und Melitta entſchädigten für Alles.

Herr Böhm, ermuntert durch den ungetheilten Beyfall, welchen die im vergangenen Sommer von ihm gegebenen Quartetten erhielten, und aufgefordert durch den allgemeinen Wunſch, dieſelben wieder fortgeſetzt zu ſehen, hat ein neues Abonnement für vier Konzerte eröffnet. In jedem derſelben werden drey Quartetten, und zwar immer nur von Haydn, Mozart und Beethoven, aufgeführt; auf dieſe Art werden ſich die Kenner und Liebhaber wahrhaft klaſſiſcher Muſik eines ſeltenen Genuſſes zu erfreuen haben.

Ein Herr Dabo ſagt in ſeinem »Repertorium des franzöſiſchen Theaters«: »Selbſt ohne Moliere ſind die Franzoſen unter allen Völkern die erſten Schauſpieldichter. Wo ſind die Regnards, Dufresny, Leſage, Deſtouches der Engländer, Deutſchen und Italiener? In welchem Lande möchte ſich wohl ein ſolcher dramatiſcher Verein zuſammenfinden, als: der naive Dancourt, der geiſtvolle Boiſſy, der anmuthige Fagan, der ſatiriſche Greſſet, der zierliche Piron, der kräftige Fabre d'Eglantine, der anmuthige Colin-d'Harleville, der originelle und kühne Beaumarchais, ohne ſelbſt den zarten (subtil) Marivaux zu vergeſſen und aller ihrer Nachfolger: Andrieux, Duval, Etienne, Picard, wodurch unſere komiſche Bühne unſtreitig über Alle hervorragt. — Die Italiener verſtehen nur Bilder ihrer Einbildungskraft auszumahlen, wo ſie den Ausdruck des Moraliſch-Lächerlichen überladen. Die Deutſchen haben ihre Romane ſceniſirt. Die Engländer ſuchen das Komiſche in der Ausſchweifung; ſie ſtellen nicht das menſchliche Geſchlecht dar, ſondern ſeine Ausnahmen. Die Spanier geben nichts als Begebenheiten und Umſtände, nicht Sittengemählde. Nur die Franzoſen verſtehen es, die Natur und den Menſchen, wie er iſt, zu zeichnen; ihre Bühne iſt eine wahrhafte camera obscura, wo Tugend und Laſter, Unfälle, Gedanken und Sitten aller Jahrhunderte in ihrer ganzen Einfalt geſchildert ſind.

Was ein guter Geſundbrunnen eintragen kann, davon gibt der, freylich ganz vortreffliche, Selterſbrunnen zu Niederſelters, im ehemahligen trieriſchen, jetzt naſſau-weilburgiſchen Amte Limburg, einen merkwürdigen Beweis. Noch in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gab dieſer Brunnen 1 fl. 10 kr., und nachher 5 fl. jährlichen Pacht. In den ſiebziger Jahren war dieſer Pacht ſchon auf 14,000 fl. geſtiegen, und, als die kurtrierſche Kammer ihn ſelbſt übernahm, betrug der jährliche Ertrag 60,000 fl. rhein. Seit 1803 gehört dieſer Brunnen zu dem naſſauiſchen Kameralgute, und gibt einen oft noch viel höheren Gewinn. Im Jahre 1811 wurden eine Million Krüge gefüllt und verſendet. Das Füllen kann nur fünf Monate lang geſchehen; und ſo betrug dieß täglich 8000 Krüge. Für 110 St. gefüllte und verpichte Krüge zahlt man, am Ort und Stelle, 11 fl. rhein.

Über die Gas-Erleuchtungen wird in Paris ſehr geklagt. Sie erfüllen die Boulevards mit unerträglichem Geruche. Alle Verſuche, dem Übel abzuhelfen, haben bisher nur dazu gedient, den widerlichen Dünſten alle Abende einen neuen, eben ſo unausſtehlichen Beygeruch zu geben.

Wilde Weinreben wachſen faſt in ganz Nordamerika, oft zu einer rieſenhaften Stärke. Man ſieht 1 ½ Fuß dicke Reben die Gipfel der höchſten Eichen mit ihren Ranken bedecken. Die Wälder enthalten Platanen, Wallnuß, Tulpenbäume, Buchen, Eichen, Ahorn, Pappeln, Akazien, Linden, Fichten, Weiden, Birken, Ulmen, Wachholder, Ginſter, Annonen, Saſſafras, Cornelkirſchen, Magnolien und andere, mehrere ſelbſt in verſchiedenen Arten.

Der Sycamore-Baum oder die Platane (Platanus occidentalis) ſetzt in Nordamerika durch ſeine Größe in Erſtaunen. Ihr Durchmeſſer iſt vier Fuß, oft ſelbſt zwanzig Fuß, und in einer hohlen konnten am 26ſten Juny 1808 dreyzehn Reiter herumreiten; ſelbſt der vierzehnte Reiter hätte noch Platz gehabt, wäre ſein Pferd nicht ſcheu geworden.

(Dieſer Nr. liegt die novell. Beylage XV bey.)

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625) wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k. k. Poſt 11 fl. W.W. halbj. Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Beylage zur allgemeinen Novelliſtik.

XV.

(Zu Nr. 87 des Converſationblattes 1821.)

(Aus Italien.) Das bekannte alte Bild der Maria Sanctissima, welches mit ſo vieler Sorgfalt in der Markuskirche zu Venedig bewahret und bewacht wird, haben die Venezianer im Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts erhalten, da Anno 1204 Konſtantinopel belagert wurde. Der Uſurpator Marzuflus nämlich führte es, dem Gebrauch der griechiſchen Kaiſer gemäß, mit ſich ins Feld, und ließ es ſich vortragen, büßte es aber in einer Schlacht gegen das franzöſiſche Heer ein, welches Heinrich, Graf von Flandern, befehligte. Indem nun die Venezianer keinen Antheil an jenem Treffen gehabt, ſo widerlegt ſich von ſelbſt, was einige Schriftſteller erzählen, als hätten die Venezianer den Griechen das Bild genommen; nicht weniger falſch aber iſt es, daß es ihnen als ihr Antheil bey der Theilung der Beute zugefallen, da die Stadt ſogleich nach der Einnahme von den Kreuzzüglern geplündert worden. Daß indeſſen das Gemählde, von welchem die Rede, daſſelbe iſt, welches dem Marzuflus genommen wurde, beweiſt die ausdrückliche Behauptung des Paulus Ramuſius; und dieſer entlehnte ſeine Geſchichte nicht nur vom Godefroy de Villarduin, welcher einer der bedeutendſten Feldherren in jenem Kriege geweſen, ihm ſtanden auch zu Gebot die Annalen der Venezianiſchen Republik, da ihm mittelſt eines öffentlichen Befehls die Archive geöffnet wurden. Eine Frage iſt es freylich, auf welche Weiſe die Venezianer das Bild von den Franzoſen erhalten. Daß dieſe es ihnen aus reiner Gefälligkeit abgetreten, läßt ſich nicht denken. Balduin hatte es in der That für die Ciſterzienſermönche beſtimmt, hat es ihnen aber dennoch nicht geſchickt; daher möchten es wohl die Venezianer entweder für bares Geld gekauft oder für ein anderes Gemählde eingetauſcht haben. Unter den vielen Bildern, welche ſich in Konſtantinopel nächſt der Bewunderung des Kunſtfreundes auch einer ausgezeichneten religiöſen Verehrung erfreuten, war dieſes vorzüglich für den Krieg beſtimmt, die Bewegungen des Haupttruppen-Körpers zu begleiten. Demnach könnte man leicht bewogen werden zu glauben, es ſey dasjenige, welches die Griechen Oδηγητρια, Wegweiſerinn, nannten, und Lukas, der Evangeliſt, gemahlt haben ſollte. Doch dieſes verließ die Ringmauern der Stadt nie, und hatte ſeinen Nahmen wahrſcheinlich von den feyerlichen Aufzügen durch die Gaſſen erhalten, wo es voran getragen wurde; übrigens wurde es im Jahre 1453 durch die Janitſcharen verbrannt, als die Stadt durch Mahomet II. der Plünderung Preis gegeben wurde. Unſer Bild iſt weit wahrſcheinlicher, wie Abbate Querini meint, dasjenige, welches Νικοποια, die Siegerwerbende, hieß. Freylich laſſen ſich hierüber nur Vermuthungen aufſtellen; doch im Fall Querini die Wahrheit getroffen, ſo iſt es dasjenige Marienbild, das in der kaiſerlichen Pharoskapelle aufgeſtellt, durch viele Gnaden, die es erzeugt, berühmt war, mehr noch durch die Ehrfurcht und das Vertrauen, welches die Könige von Konſtantinopel darein ſetzten. Die Pharoskapelle aber iſt dieſelbe, die unter den Paläologen Kapelle der Nikopäa hieß, und man kann annehmen, daß ſie dieſen Nahmen von eben jenem Bilde erhalten. Genug, das Zeugniß griechiſcher Schriftſteller, beſonders eines Anonymen aus dem zwölften Jahrhundert, der in Verſen geſchrieben, zeigen, daß unſer Bild in jener Kapelle ſich befunden. Wann aber gelangte das Gemälde zu der Verehrung, die es in Konſtantinopel verherrlichte? Geht man mehrere Jahrhunderte zurück, ſo findet man, daß eben dieſes Bild im Jahre 971 durch Johannes Zemiſſe auf einem Triumphwagen in den Straßen von Konſtantinopel geführet worden; ein Jahrhundert früher begleitete es den Andreas Scytha in den Krieg gegen den Sultan von Tarſus. Stützt man ſich auf einen Ausdruck des Constantinus Porphyrogeneta, ſagt Auguſtinus Molin, ein Venezianer Theolog, der über unſer Gemählde eine leſenswerthe Diſſertation geſchrieben, ſo könnte man vermuthen, daß 717 Leo Iſaurikus, bevor er noch ein Bilderzerſtörer geworden, unſer Bild zur Vertheidigung auf eines der Thore geſtellt habe, da die Stadt von den Sarazenen belagert wurde. Zu dieſer Vermuthung geſellt ſich eine noch kühnere: die Maria in der Markuskirche ſey eine und dieſelbe mit derjenigen, welche im Jahre 610 Heraklius nach Europa brachte, nachdem er den Tyrannen Phocas bekämpft hatte, und welche ſechzehn Jahre darauf der Stadt zum heiligen Schilde diente, da dieſe von Avaren, Bulgaren und Slaven angegriffen wurde. Begünſtigt wird dieſe Hypotheſe gewiſſermaßen durch die Art und Weiſe, wie die Mahlerey ausgeführt, durch die ſinnbildlichen Verzierungen, mit welchen ſie verſehen, ſo wie durch verſchiedene andere Zeichen, aus welchen hervor zu gehen ſcheint, daß ihre Entſtehung in das ſechste Jahrhundert geſetzt werden müſſe.

Auf einer Spazierfahrt von Vicenza nach einem etwa anderthalb deutſche Meilen von der Stadt entfernten Dorfe, wohin eine geräumige Felſenhöhle die Fremden zieht, ließen wir die Rotunde des Palladio zur Rechten, um ſie bey unſerer Rückkehr zu beſuchen, da man ſich nicht rühmen darf, die Rotunde beſichtigt, ohne zugleich von derſelben den Untergang der Sonne betrachtet zu haben. Nicht ſowohl durch die Fahrt als durch die gekrümmte Stellung, in welcher man größtentheils der Höhlendecke ſeine unterthänigſte Ehrfurcht erzeigen muß, ermüdet, gelangten wir etwa gegen 6 Uhr zum Gaſthauſe an der Landſtraße, von welchem die Rotunde nur wenige Büchſenſchüſſe entfernt liegt. Der Fußſteig führte freylich ziemlich unverſchämt bergauf; der größere Theil der Geſellſchaft fühlte ſeinen etwas hartherzig behandelten Schädel noch zu lebhaft, um ſo unverdroſſen, als Kaiſer Maximilian bey Gemsjagden die ſteilſten Felſen erkletterte, ſich an einen Spaziergang in die Höhe zu machen. Indeſſen verſicherte man ſie, das Gebäude, von dem die Rede, habe ſo hohe Zimmer, daß ſelbſt der übermäßigſte unter den Söhnen des Enak nicht einmahl nöthig habe, ſeinen Hut abzunehmen; auch ſollte und mußte die Merkwürdigkeit nun einmahl in Augenſchein genommen werden, und ſo gings. Zwiſchen Gartenmauern, über welche die reichhaltigſten Trauben herübernickten, ſtiegen wir empor, und ehe eine halbe Stunde verfloſſen, ſtanden wir vorm Eingang. Dieſe Rotunde oder der ſuburbane Pallaſt der Marcheſen Capra iſt kaum das Achtel einer deutſchen Meile von Vicenza entfernt, und wird daher mit Recht zur Stadt ſelbſt gerechnet. Man tritt in einen länglichen Vorhof, und erblickt eine der vier Façaden, welche, wie die übrigen, denn alle gleichen einander durchaus, den Fremden angenehm überraſcht. Die Anlage derſelben zeigt einen Zug von bewundernswerther Weisheit in der Ausführung des Erfinders. Wirklich, wäre das Gebäude mit ſeinen vier Seiten gegen die vier Hauptwinde ſo geſtellt, daß dieſe in vertikaler Richtung darauf einwirken konnten; ſo wurden hieraus, da die Höhe bedeutend, und ringsum kein Haus noch ſonſt ein ſchützender Gegenſtand, widrige Unannehmlichkeiten für das Gebäude und deſſen Bewohner ſich ergeben; ſo aber geht die Mittagslinie von einem Winkel zum gegenüberſtehenden andern, und dieſe theilen mit ihrer Schärfe den Luftzug, ſchwächen ſeine Gewalt, indem ſie ihn an den Façaden vorbeyleiten. Zuerſt einige Worte über den Plan des Werkes, in welchem manches Eigenthümliche die Bemerkung jedes wißbegierigen Betrachters verdient und auf ſich zieht. Im Ganzen, mag ſeyn, entdeckt man nur wenige Abweichungen von den übrigen Arbeiten deſſelben Meiſters; in den einzelnen Theilen aber, in der Größe der Zimmer, der Gänge und der Kabinette wechſelt das Maß ſo geſchickt, daß der einen Seite gegeben wird, was der andern fehlt. Die Säulengänge, in joniſcher Ordnung aufgeführt, und der Saal, welcher um einige Zoll ſich im Maße von den übrigen unterſcheidet, befolgen dieſelbe Zeichnung; die vier Gänge hingegen, welche zum Saal führen, ſind nicht ſo übereinſtimmend, eben ſo die Kabinette. Aber ungeachtet dieſer Verſchiedenheit bemerkt jeder Aufmerkſame ſehr bald, daß weder die Bequemlichkeit, noch die Schönheit des Gebäudes darunter leidet; vielmehr vereinigen ſich alle Theile, ein vollkommenes Ganzes zu bilden, und ſcheint der eine zu kurz gekommen zu ſeyn, ſo erſetzt es ſein gegenüberliegender Nachbar auf eine neue, überraſchende Weiſe. Aber der wichtigſte Theil des ganzen Werkes iſt der große Saal in deſſen Mitte. In einer ziemlichen Höhe zieht ſich im Umkreis eine Gallerie, auf welcher bequem zwey Menſchen neben einander hinſchreiten können, um von jeder Seite aus die Freskogemählde an der gegenüberſtehenden Wand betrachten zu können; die zweyte Abtheilung der Umwand bildet der Raum von der Gallerie bis zum Geſimſe, etwas kürzer als der untere; über dieſer ſteht dann die Kuppel, auf eine würdige Weiſe das ganze Gebäude bedachend. Das unterirdiſche Gelaß, zu welchem man auf vier inneren Treppen gelangt, iſt ſehr bequem, und für ein ſolches Gebäude von großem Nutzen. Es beſteht aus einem Speiſezimmer, zweyen Küchen, Vorrathskammern, und andern in der Haushaltung nothwendigen Gemächern, und entfaltet eine Geräumigkeit, von welcher man beym erſten Anblick des Gebäudes ſich gewiß nichts träumen laſſen. Auf Treppen, welche halb ſo hoch als die Säulen über die Kabinette zu einem höheren Boden führen, gelangt man zu demjenigen Raume, welchen der Meiſter in ſeiner Beſchreibung des Planes Spazierplatz nennt, der vom Beſitzer aber in eine den untern entſprechende Anzahl kleiner Zimmer, zur Unterkunft der Familie beſtimmt, verwandelt worden. Eine dieſer Treppen iſt oval, eine neuere Erfindung des Architekten Mattoni. Palladio machte den Plan der Rotonda für Paolo Almerico, unter welchem ſie auch angefangen wurde; ſpäter gelangte ſie in den Beſitz der Familie Capra, welche die oberſte Leitung des Baues dem Vincenzio Scamozzi übertrug (S. Architettura universale di Vinc. Scamozzi. Libr. III. Cap. 2.). Da unter der Hand des Vollenders ſelten ein Werk dem Willen des Beginners gemäß ſich geſtaltet, ſo weicht auch dieſes Gebäude bedeutend von der urſprünglichen Zeichnung des Palladio ab, worüber die Schriftwerke des Meiſters ſelbſt die belehrendſte Auskunft geben. Nachdem wir von jedem Merkwürdigen uns überzeugt, auch die Freskogemählde, welche meiſt aus der reichhaltigen Vorrathskammer der Ovidiſchen Mythologie entlehnt, einiger Aufmerkſamkeit gewürdigt hatten, traten wir auf die Altane vor das Gebäude, um an der untergehenden Sonne uns zu ergötzen. Zur Linken bey uns der Monte Berico, deſſen beyde Kirchen, der wallfahrenden Gemeinde heilig, ſich romantiſch zwiſchen dichtem Kleingebüſch und ſchlanken Cypreſſen emporhoben; vor uns in der Tiefe entfaltete ſich die Stadt mit ihren zahlreichen Kirchen und Palläſten in mannigfaltiger Gruppirung; zwiſchen ſie und den Berg ſenkte ſich die goldene Sonnenſcheibe, majeſtätiſch durch einen lichtblauen Spiegel ziehend, nieder, und verklärte mit blaſſem Abendgolde die Spitzen des Montebaldo, die im fernen Nordweſten feyerlichſchweigend hinter weiten, mit Rebengewinden bedeckten Flächen ſich neben einander reiheten. Wir ſchieden befriedigt, die kleine Mühe keineswegs bereuend.

Die Statue, welche den General Potosky vorſtellt, und zu deſſen Denkmahl in der Kethedrale von Warſchau beſtimmt iſt, trat kürzlich unter Thorwaldſons Händen vollendet hervor. Sie mißt zehn Palmen Höhe, und läßt, wie Kenner verſichern und des Meiſters Nahmen verſpricht, kaum etwas zu wünſchen übrig. Die Stellung des jungen Helden entſpricht ſeinem Charakter; die Draperie mit dem Helm neben dem Fuße ſetzt der Wirkung eines ſo erhabenen Produktes die Krone auf. Der Kopf iſt eines Heroen würdig, aus allen Zügen des Angeſichts ſpricht der kriegeriſche Geiſt; dabey iſt die Ähnlichkeit ſorgfältig gehalten und vortrefflich gelungen. In Armen, Bruſt und Beinen drückt ſich voll Wahrheit die Geſtalt und das Alter des Geſchiedenen aus. Während die Falten die weniger intereſſanten Theile des Körpers decken, laſſen ſie ungehindert die ſchöneren ſehen und erkennen. Wenige antike Statuen, ſagen römiſche Blätter, können ſich dieſer vergleichen; ſie verdient neben jener zu ſtehen, die Lyſippus auf Befehl des Alexander gearbeitet, um einen erfahrenen Feldherrn in der Schlacht am Granicus zu verherrlichen. — Der Heiland, welchen derſelbe Künſtler, 16½ Palmen hoch, für die Kathedrale von Koppenhagen ausarbeitet, zeigt, daß er auch in dieſer von der griechiſchen ſo ſehr verſchiedenen Bildnerweiſe das ſchöne Antike mit dem Einfachen der Religion in muſterhafte Harmonie zu bringen verſteht.

Aus Scandiano im Modeneſiſchen wird folgendes traurige Ereigniß erzählt: Luigia Baldoni begab ſich nach dem Kirchhofe der nahgelegenen Villa di Borzano, ein Kind daſelbſt zu begraben, und beging die Unvorſichtigkeit, in eine Gruft hinabzuſteigen, welche ſeit verſchiedenen Wochen nicht geöffnet, mehrere Leichname enthielt; ſie fiel ſogleich ohnmächtig zu Boden, und da ſich keiner gegenwärtig fand, der das Herz gehabt hätte, ihr hülfreiche Hand zu leiſten, kam ſie darin jämmerlich ums Leben. Nachdem man ſie mit gehöriger Vorſicht herausgezogen, unterſuchte ſie der Arzt, und entdeckte keinen Funken des Lebens mehr in ihr. Darauf wurde ſie nach der Kirche gebracht, und dem Todtengräber Pelati und deſſen Frau Agnes überliefert, um in dem für Frauen beſtimmten Gewölbe beygeſetzt zu werden. Seit fünf Jahren war dieſes geſchloſſen, und enthielt vier bis fünf Leichen; Pelati ſenkte die Leiche hinein, ſein Unglück wollte, daß ihm dabey ſein Strick hinabfiel. Weder Gründe, noch Verſprechungen, noch das traurige Beyſpiel, welches er vor Augen hatte, waren im Stande, ihn vom Hinabſteigen zurückzuhalten, um ſich ſeinen Strick wieder zu verſchaffen. Er that es wirklich; aber kaum bückte er ſich, um den Strick aufzuheben, ſo ſank er halb todt zu Boden. Da die verlaſſene Agnes dieſen Zuſtand ihres Mannes erfahren, ſtieg ſie, ihm Hülfe zu leiſten, ebenfalls hinab, und fiel auf ihn. Bey dieſem Anblick wagte es keiner der Umſtehenden, auf Gefahr ſeines Lebens die beyden Unglücklichen retten zu wollen; als plötzlich Carlo Baldoni, der in einiger Entfernung den Verluſt ſeiner Gattinn beweinte, näher trat, und die Rettung muthig beſchloß. Einen Strick um den Leib geſchlungen, ließ er ſich hinab; es glückte ihm, einen zweyten Strick unter die Achſeln des Todtengräbers anzubringen, und ſchon bereitete er ſich, daſſelbe mit deſſen Frau zu thun, als ihn Kraft und Sinne verließen; ſo hing er ſich ans Seil, und halb lebend, faſt ohne Athem wurde er hervorgezogen. Nach ihm zog man den Todtengräber und endlich deſſen Weib heraus, zu welcher letztern man ſich der Angelhaken bedienen mußte, die glücklicherweiſe nur in die Kleider eingebiſſen. Die thätige Sorgfalt des Arztes, Carlo Groſſi, rief nach vielen Anſtrengungen den Baldoni und die Agnes ins Leben zurück; nicht ſo den Todtengräber, der, bereits ein kalter Leichnam, ſeinen jämmerlichen Geiz mit einem jähen, unzeitigen Tode bezahlte.

Dan. Leßmann.

Ein Mahler in Lyon, Nahmens Richard, hat ein Bild gemahlt, das dort allgemeine Bewunderung erregt. Es ſtellt den Beſuch vor, den Michel Montaigne dem Taſſo im Kerker macht.

An Theater-Direktionen.

Da es mir gelungen iſt, Kleiſts Schauſpiel: »Das Käthchen von Heilbronn,« ſo bühnenrecht einzurichten, daß die Theater-Direktionen ein ſogenanntes Kaſſenſtück dadurch erhielten; ſo habe ich eine ähnliche Bearbeitung mit deſſen Schauſpiel: »Die Schlacht bey Fehrbellin,« unternommen, und biete dieſelbe ſämmtlichen deutſchen Bühnen an.

Franz von Holbein,
Direktor des ſtändiſchen Theaters in Prag.

Redacteur, Drucker und Verleger wie bey dem ganzen Blatte.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

88.

(Wien, Samſtag den 3. November.)

Die letzten Lehren der Frau von *** an ihre Töchter; in Cöslin, aufbewahrt im Jahre 1615 *).

Mine leewen Döchter, Ane Sibbel, un Sibbel Catrin; diewel ick nu ſehr krank bin, un wol weit dat ick von diſſem Lager nik werd wedder obſtohn; ju nu bi mi ſind dat ick ju mündlick ſeggen un lehren kan wo ju ju holten ſchölt, wen ju bi Lüden ſind, ſo heb' ick ju dat ſchriftlick nalaten, un befehl, dat ju ju darna richten ſchölt.

1) Schölt ju vor allen Dingen Gottesfürchtig ſein, flietick in die Kirche gohn, un Gottes Wort hören. Wenn ju awerſt wegen Krankheit oder Unredden nik in die Kirche gohn könt, ſchölt ju flietick leſen in de heelge Böcker, awerſt de lichtfertige Böcker ſchölt ju nik leſen, inſonderlick wo vom Frien darin ſteht, dat wil ick durchut nik hebben; denn ut ſolken leſen kommen bös Gedanken, un ut bös Gedanken kommen bös Daten; denn der ju vom leewen Gott todacht is, werd ju wol werren.

2) Wen ju mit juer Fru up Hochtiden un Kinddopen geht, ſo holl ju ſin ardig u hebt en ſtief Gallond an, ſeit ja keen Junggeſellen an, un regt juen Kopf bi liewe nik, un ſeht vor ju dal, ätet nik fel, un drinkt bi liewe nik, ju können wohl ut juer Junker kommen, wotäten un drinken ach ju to Diſch geht.

3) Wenn awerſt Fründ bi juer Fru kommen, ſo lat ju nik ſehn bidden dat ju bi Diſch goht, wenn ſei ju de Hand gewen, ſo ſeiht ſe nik an, ſchnakt ok nik mit ehn; wenn ju vom Diſch obſtoht ſo goht glick in juer Junkerkamen, un ſchlutet ſeh dicht echter ju tau.

4) Wen de Junggeſellen ju taudrinken, ſo ſegt: ick mak nik drinken; wen ſei et aberſt durchut hebben willen dat ju drinken ſchölt, ſo ſegt: ju hört ja wol dat ick nik drinken mag; Wenn ſei dat Glas bi ju dal ſetten willen, ſo lat et ſtohn un drinkt nik drut, kömt ju awerſt Dörſt an, ſo ſegt tau de Junker de bi ju ſit: liegt mi juer Glas, un drinkt man in Leewen ja nik alles ut.

5) Wen de Junggeſellen mit ju ſchnacken willen, ſo antwerdet nik u. regt juen Kopf nik, wenn ſe denn glick nik obhören willen, ſo antwordet ſe ſin Wort:

---

*) Dieſes Teſtament befindet ſich noch in dem Archive der ſehr geachteten Familie v. *** zu Colberg in Pommern.

Ja, ja, Nee, nee, dat mag wohl weſen; oder: ick weit nik, un holt ju dat Mul tau.

6) Wen ju en Junggeſell en Appel oder Beer ſchält, un ſe ju gewen will, ſo lat ſe liegen, un ätet ſe nik. Wenn ſei ju vom Frien vorſchnaken, ſo antwordet nik; wenn ſei dan glick willen fortfahren, un ſeggen dat hei ju leif hätt, ſo ſeggt: lat mi to freden, dat hör ju wol, ick hör nik na juen Schnacken, denn de Kerls leigen uns de Hut vull, un ſin arge Schelms, un hol ju dat Mul tau.

7) Wenn de Junggeſellen bi ju ſitten, un willen mit ju wat to dohn hebben, un willen ju bi de Hand krigen ſo ſegt: wat heb ju im Sinn? kann ick hier nik mit Freden ſitten? wen ſei ju nakommen, ſo dreiht ſei den Rüggen tau.

8) Wenn ju von Diſch ubſtoht, un dat danzen losgeht, un dann einer kümt der mit ju danzen will, ſo makt en ſinen artigen Kniks, ſeiht en aberſt nik an un holt juen Kopf ſtill, ſo ſeggen de Lüde, dat is noch en ehrbar Junfer.

9) Wenn juer Frau vom Diſch upſteht un to Bett gohn will, ſo ſteht ok glick ub un goht mit ehr. Wenn de Junggeſellen ju ut dem Bett abholen willen um mit ju to danzen ſo ſegt: lat mi gohn in mine Kammer, ick mag nik danzen, noch länger ub bliewen, ju hört ja dat wol. Wenn ſe ju noch länger nödigen un bidden willen, ſo ſagt: lat mi to freden, goht den juen Weg un lat ſei ſtohn.

10) Wenn de Junggeſellen ju wat gewen willen, als Handſchu, ſiden Dauk, ſiden Band, Twerrn, Nadlen un desglicken mehr, ſo nehmt es bi liew un Lewen nik an, u. ſegt: warum ſchölt ju mi wat gewen? behölt et för ju ſölfſt, min Mum kann mi wol wat kopen, ick heb de Donner von juen gewen, Hör ju dat wol?

11) Wenn des Nachts de Junggeſellen Prelüd bringen, oder ſülfſt dahl kopen as ſe to dohn flegen, un ub juer Junferkammer kommen, ſo begeitet ſei mit dem Piſpot un ſchmietet juen Pelz oder Bettlaken oder dem Kopf u. lopt achter dat Bett u. gaht drub ſitten. Wenn ſei dann glick willen achter ju kommen, un willen ju nik to freden loten oder willen ju ketteln, wenn ſei dann glick mit Gewalt ju puſſen willen ſo ſegt: lot mi to freden oder ick ſchlag ju up de Schnut dat et klapt, klaut ſei bi dei Ohren un ſegt: ju unverſchämte Eſels ju, wat heb ju ub de Junferkammer to daun? goht hin ju Stockrekels wo ju dat gewont ſind, un kömt nik wedder, oder dat werd öbel aflopen.

12. Wenn aberſt einer käm der ju in Ehren begehrt ſo ſegt: da kann ick nik drub antworden, da mütet ju min Mum na fragen, denn ick weit nick wat ju damit meinen, dat verſtoh ick nik, in der Saak bin ick noch en Kind.

13) Wenn ju Freund ju einen tauſagt, ſo hebt friſchen Mauth denkt dabei: dat hei ju von unſerm leewen Herr Gott toſagt, oder beſcheert is, ju ſchölt aberſt ja nik mit ihm ſchnaken, noch an em ſchriewen, un mötet ju Tied loten.

14) Wen de Lüd bi ju komen un ſeggen: guden Dag Junfer Brut, ſo ſegt: ick bin keine Brut, un wenn ick ok eine wär, ſo geht ju dat niſcht an, ick hob nik nödig mi brüden to laten, un wenn de Lüd ju brüden dat ju verlowt ſind, un dafür hollen dat hei ju leef hät, ſo ſegt: goht mit juen ſchnacken, dartau bin ick nik obrähmt, un wenn ju ſünſt nik wat weitet, ſo holt juen Hals to.

15) Wenn juer Brutmann bi juer Fru kümt, un hei ju de Hand gifft, ſo ſeiht en ja nik an un goth ſtraks weg als wenn ju noch fehl to daun hättet.

16) Wenn hei ju wat ſegt ſo ſchwiegt ſtill, wenn hei aberſt wedder ſchnaken will, ſo ſegt: geht hen, wo ju herkomen ſind, min Gebüe is nik mit ju to ſchnaken, un wedder Schnack to hollen, as wen wir all to hob gaſt wären, wenn dat is den will ik ju alles bringen as ſick dat gebürt, un dann wat ju leef, un laten wat ju leed is.

17) Wenn de Hochtied is un ju ſchöllen vor de Tru föhrt werren, ſo ſtellt ju ſin ehrbar dat de Lüd keen bös Gedanken krigen un ſeht vor ju dal as wenn es ju leed wär, un ſeufzt dabi en beetken.

18) In Summa mine leewen Döchter dat ſchölt ju dohn un laten, ehrbar un artig ſind, un nochmal ja keinen Junggeſellen puſſen, un wenn ſei ju puſſen willen, ſo dreht en den Rüggen to.

19) Nun ju beeden Süſtern, verdragt ju to hob, wat de ene will, dat mut de andere ok willen, un lat kein Striet uner ju weſen, ſondern leewt ſo as ſick dat gebürt, dat de Lüd niks böſes von ju ſeggen können. Dat is kein gröter Scham ub der Welt as wenn Süſtern ſik nik vergliken können.

20) Nun mine leewen Döchter richtet ju in allen na diſſen lezten Willen, un holt mine Lehre ſo lange ju lewt. Ik bin de jüngſt weſt von alle mine Süſtern un Bröder un hob alles dohn muſt wat ſe hebben willen, denn de jüngſt ſall alltied Respekt för de Alſt hebben. Das is eine Lehr von mine Mutter, un de gew ik ju wider, un da heb ju Ehr davon, u. alle Lüd de ſo lewen un nehmen mine Vermahnung an de betern ſick.

Hiermit will ik ju dem leewen Herr Gott befehlen, wenn ju darna lewen, ſeh ick ju im Himmel wedder to hob Amen.

* * *

Der Sturm.

Schauerlich tobt durch die finſt're Nacht
Des gewaltigen Sturmes Macht,
Und er miſchet Himmel und Flut,
Meereswoge und Blitzesglut,
Und in's geoffnete Brandungsgrab
Rauſchet der Regen von oben herab.

Und wie ein Blatt voll roſigem Duft
Treibet in leiſe bewegter Luft,
Schwanket das Schiff und hält ſich nicht,
Sieht die Klippe, an der es bricht,
Und auf Geſichter voll Todespein
Leuchtet der Blitz in's Schiff hinein.

Und wie der Stern an die Sonne ſich hält,
Die liebend ihn führet in der Welt,
So an des Jünglings Bruſt, ſo reich,
Hält ſich das Mädchen geiſterbleich,
Und doppelt quälet ſie Angſt und Schmerz,
Für ſich und für ihn ja fürchtet ihr Herz.

Und jetzt mit vernichtend gewaltiger Haſt
Von Neuem der Sturm das Fahrzeug faßt, —
Verzweiflung ſtöhnet im Schiffe drin,
Das Mädchen ſinket erbleichend hin —
Der Jüngling donnert ein mächtiges Halt ! ! ! —
Gebrochen iſt des Sturmes Gewalt.

Die Wolken ſinken, die Sonne ſteigt,
Die Wellen tragen das Schiff ſo leicht,
Und an die gefürchteten Ufer hin
Sieht man die Geretteten freudig ziehn,
Und wo ſie den Tod ſchon harren ſahn,
Da lachen ſie Blumen und Früchte an. —

J. C. Hermann von Hermannsthal.

* * *

Sophie.

Mein Freund! ich vertraue ganz auf Sie.

Firnſtein.

Ich will dieſe Ihre Freundſchaft verdienen, da ich mir Ihre Liebe nicht erringen kann. — Ja, gewiß, ich werde alle meine Kräfte anwenden, mich ſelbſt recht unglücklich zu machen. Ich gehe jetzt zu Ihrem Vater, um Ihnen zu beweiſen, daß ich werth ſey, Ihr Freund zu ſeyn. (ab.)

Siebenter Auftritt.

Sophie (allein.)

Es iſt doch ſonderbar. Firnſtein iſt jung, artig, beſcheiden, an Körper und Seele gut gebildet, er liebt mich mit allem Feuer einer ernſten Leidenſchaft, und dennoch wendet ſich mein Herz zu Eduarden, der unbeſonnen in die Welt hineinlebt, nur luſtige Streiche zu machen weiß, und vielleicht einſt ſich und mich unglücklich machen wird.

Romanze.

Die Liebe iſt ein Wetterſtrahl,
Der gäh' des Menſchen Herz entzündet,
Und zwey Getrennte eng verbindet,
Hier gilt kein Wille, keine Wahl.

Die Sulioten.

Als Aly Paſchas Glückſtern ihn, zwar manchmahl im Wolkenſchleyer, doch immer treu, vom Räuberhauptmanne bis zur Würde eines Paſcha von Trikala geleitet hatte, da glich ſein Gemüth dem Ozeane, der alle Quellen und Ströme der Erde in ſich verſchlingt. So friedlich und hell wie dieſer bey ſtiller ſanfter Luft, war ſein Äußeres, indeſſen unbezähmte Begierden in dem Innern ſturmend, wie empörte Wogen ſich auf alles Menſchenglück wälzten, das mit ihrer Wuth zu ringen ſich erkühnt.

In dieſem, ihn raſtlos treibenden Drange hatte er ſeine ſiegreichen Waffen durch das ganze Beet des Celiduns, mit Ausnahme von Argivo Caſtro, bis an die Thore von Janina getragen, und drohte ſchon ganz Epirus zu überſchwemmen, wenn die Sulioten, eine kleine Zahl tapferer Krieger, von ihrer Hauptſtadt Souli ſo genannt, ſich nicht mit feſtem Muthe ſeinen fernern Eingriffen entgegen geſtellt, und ſeiner Wuth Grenzen geſetzt hätten. Er verwendete im Jahre 1789, als er aus dem ruſſiſchen Feldzuge zurückkehrete, ſeine ganze Macht zu ihrer Bezwingung — doch an der Begeiſterung, Entſchloſſenheit und Beharrlichkeit der tapfern Gebirgsbewohner ſcheiterte der kühne Muth ſeiner zahlreichen Arnauten, deren Leichen in den Engpäſſen des Caſſiopäiſchen Gebirgs aufgethürmt, den Aly Paſcha zur Rückkehr und Aufſchiebung ſeiner Entwürfe zwangen. Vierzehn Jahre hindurch mußte er das Gefühl unbefriedigter Rache in ſeiner Bruſt verſchließen, und jede an dieſen Kriegern von Meſſenens verübte Grauſamkeit ward ihm oft unter den Mauern Janina's reichlich vergolten. So hatte eine junge Amazone, Cheita genannt, die ihren Mann im Treffen verloren, und ihre zwey Kinder vor ihren Augen ermorden ſah, ihm ewige Rache geſchworen. Von der Macht ihrer Schönheit und Beredſamkeit hingeriſſen, wagten ſich ihre Landsleute oftmahls unter ihrer Anführung aus den ſichern Schluchten, und trugen Feuer und Schwert in die Ebene bis an die Wälle von Janina, wo ſie, dem Aly Paſcha zum Hohne, der aus den Fenſtern ſeins Schloſſes dieſe Unbilden mit anſehen mußte, die Gegend verheerten.

Dieſe Heldinn, die der ſpäteren Unterjochung ihres Vaterlandes entkommen war, befehligte ſonach im Jahre 1806 zu Korfu, im Dienſte der Ruſſen, ein Bataillon Sulioten mit Majors Rang. Nach geendigtem Kriege kehrte ſie nach Leſchino, noch in dem blühenden Alter von dreyßig Jahren, zurück, und heirathete daſelbſt zum zweyten Mahle.

Von innerer Wuth verzehret, doch äußerlich kalt ſcheinend, brachte er es durch unermüdeten Aufwand von Kunſtgriffen im Jahre 1796 dahin, einige Dörfer in dem Thale, welches außerhalb der unzugänglichen Schlucht weſtwärts von Tichas, wie ein Vorwerk ihres Landes, in einem abgeſonderten Keſſel liegt, zu nehmen, und im Jahre 1800 beſchloß er, es koſte was es wolle, den ganzen Stamm auszurotten. Er ließ demnach zu dieſem Endzwecke alle Engpäſſe und Schluchten, die in ihr Land führten, mit Thürmen ſchließen, deren vier und ſechzig in einer Nacht von Steinen erbaut wurden. Dieſe Thürme waren in der kurzeſten Zeit durch ſechzig kleine Redouten, welche vier hundert Mann faſſen konnten, gedeckt. Durch dieſes Mittel war das Heer des Aly vor Ausfällen geſichert, und er in Stand geſetzt, jeden Poſten mit weit größerer Macht anzugreifen, als die ganze Streitkraft der Gebirgsbewohner betrug, welche bey vier tauſend an der Zahl, von einem Poſten zu dem andern getrieben, ſich in die mit Lebensmitteln ſchlecht verſehenen Forts Mega Souli, Laka und Agia Paraſkevi mit dem Entſchluſſe warfen, ſich darin bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Der Kaluger (griechiſcher Mönch), Samuel genannt, welcher mit den Waffen in der Hand als ihr Feldherr an dem Kriege den lebhafteſten Antheil nahm, und Agia Paraſkevi mit fünf hundert Mann vertheidigte, ſchlug nach einer achtmonatlichen Belagerung, wobey die Hälfte des Sulioten-Stammes, und 20,000 Arnauten den Tod fanden, eine Übergabe von Mega Souli unter der Bedingung dem Aly Paſcha vor, daß er die, in dieſer Feſtung belagerten zwey Tauſend, nebſt Weib und Kindern, abziehen laſſen ſollte, welches auch zugeſtanden wurde; allein der treuloſe, wortbrüchige Aly griff die ſich nach Parga mit Weib und Kindern ziehende Kolonne auf dem Wege dahin an, welche ſogleich ein Viereck bildete, ihre Familien in daſſelbe einſchloſſen, und einſtimmig einander den Schwur leiſteten, ehe mit eigener Hand ſich ſelbſt und ihre Angehörigen zu opfern, als unter dem Racheſchwert des Wütherichs beſiegt zu fallen. Mit einem Kugelregen begann der Angriff der Arnauten, von allen Seiten umſchwärmten ſie die Heldenſchaar, doch mit unerſchütterlichem Ruhe und Beſonnenheit unterhielten ſie ein Gliederfeuer. Wie angeſäet lagen die Leichen der Albaneſer um die kaſſiopäiſche Phalanx, welche immer feſter ſich ſchloß, und die gedrungene Kraft bis zu ihrer gänzlichen Auflöſung zu erhalten ſchien. Die ſonſt ſo kühnen Soldaten des Aly Paſcha waren erſchüttert, eine gänzliche Verwirrung herrſchte unter ihnen, ſie wandten ſich zur Flucht, und die Sulioten ſetzten enggereiht den weitern Marſch nach Parga fort.

Als Samuel zu Aga Paraſkievi dieſe Treu- und Wortbrüchigkeit des Aly erfuhr, ſchwur er ihm Rache, und ſchloß mit ihm einen Übergabsvertrag unter der Bedingung, daß ſeiner Beſatzung eben auch der freye Abzug geſtattet werden ſolle. Er ſelbſt aber wolle mit vier Mann zurückbleiben, und alle Mundvorräthe, Kriegsgeräthe und Munizion, welche in den unterirdiſchen Gemächern aufbewahrt waren, an denſelben übergeben — welches auch zugeſtanden wurde. Samuel ſuchte, nachdem ſeine Schaar ausgezogen war, die Übergabe ſo lange zu verzögern, bis er ſie in Sicherheit wußte; dann ſprengte er ſich in die Luft, und zwey hundert Albaneſer mußten die Gefährten bey ſeinem heroiſchen Tode ſeyn. Vor Wuth außer ſich, eilte Aly, die Ausgezogenen noch vor Parga zu erreichen; allein auch dieſe ſchlugen ihn heldenmüthig zurück, ſchloſſen ſich daſelbſt an ihre Brüder an, und bildeten im Verein mit andern Griechen die bekannte albaneſiſche Legion.

Glücklicher waren die Chimariotten, welche zwar frey ſind, doch dem Vezier von Berat einen jährlichen Tribut entrichten müſſen. Ihre geographiſche Lage, die Unterſtützung von Neapel und den ſieben Inſeln, deren Politik es erheiſchte, immer zu ihrer Hülfe Truppen zu unterhalten, endlich die Furcht des Aly vor dem Vezier von Berat, ſeinem heimlichen Feind und Nebenbuhler, ſchützten ſie vor einer gänzlichen Unterjochung. Überdieß zerſtörten ſie alle zu ihnen führenden Wege von der Nord- und Südſeite, und verſchanzten das Defilee, durch welches es allein nur möglich war, das Thal des Celidnus, indem man die acroceroniſchen Gebirge durchkreuzt, zu umgehen — folglich konnte ſie Aly nur zur See angreifen, dazu brauchte er aber eine ſtarke Flotte, und die Chimariotten kannten die möglichen Landungspunkte zu gut, um nicht ihre ſchärfſte Aufmerkſamkeit auf ſie zu richten. Es bot ſich demnach eine gänzliche Unmöglichkeit des Erfolgs dar. Doch lag es nicht in Alys Charakter, etwas ganz unverſucht zu laſſen. Er unternahm im Jahre 1807 einen Überfall durch das Gebiet des Veziers von Berat, und ließ zu dieſem Behufe nach Elbaſſan unbewaffnete Leute mit Eſeln, welche Waffen trugen, verrücken; allein dieſes Vorhaben wurde verrathen, und der ganze Transport von der Beſatzung in Stücke gehauen. Dadurch noch nicht abgeſchreckt, verſuchte er eine Umgehung rückwärts von Chimara, und ſtürmte mit ſechs tauſend Mann die Engpäſſe des acroceroniſchen Gebirgs; allein der äußerſte, drey hundert Mann ſtarke Poſten der Chimariotten ſchlug die Angreifenden mit einem Verluſte von funfzehn hundert Mann zurück, welche größtentheils durch viele zu dieſem Zwecke bereitete herabgeſtürzte Stämme und Felſen erſchlagen wurden.

So endigte ſich eine Unternehmung, welche nicht durch die vorzügliche Tapferkeit und Kriegserfahrenheit dieſer Gebirgsbewohner vor jener der Sulioten, ſondern größtentheils durch den Umſtand geſcheitert hatte, daß Aly Paſcha nicht ſo wie bey Letztern alle ſeine Macht zur Unterwerfung anwenden konnte.

Wend.

* * *

Reiſefrüchte.

Nichts iſt gewöhnlicher, als daß Ältern ihre Söhne reiſen laſſen, und auch nichts vernünftiger, indem ſie den löblichen Zweck im Auge haben, daß ihr Liebling dadurch vielſeitige Bildung erlange; dieß kann, und muß auch unfehlbar geſchehen, wenn dem, mit den nöthigen Vorbereitungen ausgerüſteten Jüngling die Geſellſchaft eines, für ſein Wohl Sorge tragenden, vernünftigen Freundes beygegeben wird, der ſeinem Geiſte bey jeder Gelegenheit eine, dem Zwecke entſprechende Richtung zu geben weiß. Dieß geſchah wohl ehemahls; wie reiſen aber junge Leute jetzt? Entweder allein, oder in Begleitung eines andern jungen, oder auch älteren Mannes, der ſich um verſtändige Benützung der Vortheile, welche dieſe koſtſpielige Schule darbietet, wenig oder nichts bekümmert.

Das Ziel der Reiſe iſt natürlich Paris. — Der Sohn nimmt von Ältern und Verwandten Abſchied, wirft ſich, mit Geld beladen, in den Poſtwagen, und kann den Augenblick kaum erwarten, wenn er ſein langweiliges Vaterland hinter dem Rücken haben wird. — Nach ein Paar langen Tagen hat er endlich die fremde Grenze erreicht, und bemerkt nebenbey mit Hülfe der Lorgnette, daß Straßburg einen Thurm habe. — Jetzt breitet ſich der majeſtätiſche Rhein vor ihm aus; dergleichen hat er aber ſchon längſt, und oft genug geſehen, er hat nur Augen für Frankreichs Gefilde, welche ſich bereits unüberſehbar vor ihm ergießen, und ſchwelgend in der Seligkeit, das Land der Kultur mit dem barbariſchen Deutſchland vertauſcht zu haben, erreicht er die erſehnten Thore von Paris. — Schon berührt ſein Fuß das klaſſiſche Pflaſter, und faſt wandelt ihn eine Luſt an, den Boden einer Stadt zu küſſen, in welcher er, voll den Kopf von Gehörtem und Geleſenem, ſo viele Paradieſe träumt, als ſie Fenſter beſitzt. — Er durchlebt eine ſchlafloſe Nacht, im Vorgeſchmacke der Wonnen, die ihn erwarten. — Doch, wir verlaſſen ihn jetzt, und finden ihn erſt in ſeiner Vaterſtadt wieder, wo wir das Reſultat ſeiner Reiſe beleuchten wollen.

Drey Monate ſind vergangen; er iſt wieder unter den Seinigen, und ſein nächſtes Geſchäft iſt, ſich auf der öffentlichen Promenade zu zeigen. — Seine Kleidung iſt von der unſrigen ganz verſchieden; ſo kleidet man ſich gegenwärtig zu Paris. — Indem er ſich von vielen ſeiner Bekannten anſtaunen läßt, die er nicht mehr zu kennen ſcheint, ſchwebt er, umgeben von einem Schwarm Neugieriger nach Hauſe; auf ihre unausgeſetzten Fragen antwortet er lakoniſch, in halbgebrochenem Deutſch, ſchaut um ſich herum, als ob er die Gegend in ſeinem Leben nicht geſehen hätte, und frägt auch gelegentlich nach den Nahmen der Straßen, die er durchwandelt.

Wir erblicken ihn des andern Tages in einem glänzenden Zirkel. — »Wie gefällt Ihnen Paris?« — »Himmliſch, göttlich! ein wahres Paradies, die Hauptſtadt der Welt!« — Man erkundigt ſich um öffentliche Gebäude; er lobt den Mechanismus bey der Einrichtung des palais royal; die Kaffehhäuſer wären prachtvoll, die Theater unausſtehlich voll, aber die beſten unter der Sonne. Man wünſcht ſeine Meinung über den Charakter der Pariſer zu vernehmen; er verſichert, derſelbe ſey ſcharmant, beſonders jener der Frauenzimmer; erhebt ihr feines Benehmen und ihre Lebhaftigkeit bis in den Himmel, zeigt eine braune Locke als Siegeszeichen deſſen, dem kein weibliches Weſen widerſtehn kann, und weiß Gott was noch für Angedenken! —

Wir ſehen hieraus, was er an Bildung gewann. — Was hat er nun aber mit dem vielen Gelde angefangen? — Es iſt weg, rein weg: »In Paris lebt man nicht umſonſt, wie in euren deutſchen Städten!« Kurz, in Paris hat er nichts geſehn, als Paris, und für die verlornen Summen nichts eingetauſcht, als ein Paar anziehende (?) Kupferſtiche und ein Pappkäſtchen mit Wohlgerüchen aus der Straße Feydeau.

Das die Früchte einer modernen Reiſe.

F . . . r.

Anekdoten von Voltaire.

1.

Voltair's »Zaire« ward gleich bey der erſten Aufführung mit auszeichnendem Beyfalle aufgenommen. Aber es fanden ſich dennoch Sachen darin, die das dazu geeignete und damahls ſehr richtig denkende Publikum des Ganzen nicht würdig fand. Der Dichter erfuhr dieß, und nahm mit den in der Kritik gerügten Stellen die Veränderungen vor, die er jetzt ſelbſt nöthig glaubte. Den Schauſpielern aber behagte dieß nicht. Man weiß, daß ſie ſchon gewöhnlich ihre Rolle ziemlich ungern lernen. Sie haben nun einmahl ihre drey bis vier hundert Verſe mühſam einſtudirt, und ſollen nun da wieder in ihr Gedächtniß hinein korrigiren. Dufresne war am meiſten unzufrieden mit dieſen Variationen, und wollte ſich durchaus nicht dazu bequemen. Täglich klopfte Voltaire an ſeiner Thüre an, um ihn zu bitten, ein wenig mehr gefällig zu ſeyn; aber Dufresne war für Voltairen nie zu Hauſe. Der Dichter ließ ſich dadurch nicht irre machen. Er nahm dann ſeine Verbeſſerungen, und ſchob ſie unter die Thüre ins Zimmer. Der Schauſpieler aber las ſie nicht, oder that, als hätte er ſie nicht zu Geſicht bekommen. So mußte jener oft zu allerley Liſt ſeine Zuflucht nehmen, um nur ſeinen Zweck zu erreichen. Eines Tages, da er wußte, daß Dufresne ein großes Diner gab, ließ er eine Repphuhner-Paſtete machen, und ſchickte ſie ihm, ohne daß jener wußte, von wem ſie kam. Die Paſtete, der man es ſo wenig als dem Pferde vor Troja anſah, daß ſie Verräther und Feindesvolk im Leibe habe, ward ſehr willkommen geheißen, und da die Reihe an ſie kam, mit großen Feyerlichkeiten eröffnet. Man denke ſich das Erſtaunen und Gelächter der ganzen Geſellſchaft, als man unter dem aufgehobnen Deckel zwölf Rerphühner ihre Schnäbel in die Höhe ſtrecken, und in jedem Schnabel ein Billet halten ſah, worauf die in Dufresne's Rolle veränderten Verſe ſtanden.

4.

Die berühmte Freundinn Voltaires, Madame Duchatelet, ſtarb im Jahre 1749 an den Folgen eines Wochenbettes. Voltaire glaubte, ſie hätte ein Miniatur-Portrait von ihm in einem Ringe unſichtbar getragen, und ſuchte nebſt Herrn Duchatelet dieſen Ring mit großer Sorgfalt auf; doch wollte er dieſen gern von genauen Nachforſchungen abhalten. Der Ring fand ſich; Voltaire beſtand darauf, ihn zu ſich zu nehmen; aber der Gatte hielt ihn feſt. Zufällig traf er auf die Feder; das Portrait erſchien. Voltaire, ein wenig verlegen, nähert ſich, und ſieht — ſtatt ſeines Portraits, das von St. Lambert (dem berühmten Verfaſſer der Saiſons).

»Unter uns — ſagte er zu Herrn Duchatelet, — wir wollen uns beyde dieſes Vorganges nicht rühmen!«

J. W. S.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Theater an der Wien. Den 13ten Oktober zum erſten Mahl und zum Vortheil des Regiſſeurs und Schauſpielers Hrn. Heurteur: Knabenraub. Romantiſches Schauſpiel in fünf Aufzugen. Vor Anfang des Stücks wurde ein Prolog geſprochen von dem Benefizhaber.

Der alte Graf von Adorno hatte keinen Erben, und erzog daher mit väterlicher Liebe einen Pflegeſohn, Alphons. Als ihm ſpäterhin in einer zweyten Ehe ein Sohn geboren wurde, Carlo genannt, warf der Pflegling ſeinen Haß auf dieſen, zog ſich in der Folge des Erziehers Mißgunſt zu und wurde von ihm enterbt. Der Sohn erfreute den Vater durch einen Enkel, und als dieſer, nachdem er Theil an der Feyer der Geburt genommen, auf die Heimkehr ſich begab, und, von Carlo begleitet, in Schutz und Sicherheit ſich wähnte, überfiel eine Rotte Böſewichter plötzlich beyde, und der Alte fand den Tod durch Mörderhände. Ein Teſtament wurde noch zu Gunſten des verſtoßenen Pflegeſohnes aufgefunden, von dem die Kunde ſpäter ging, er ſey durch eigne Miſſethat gefallen. Einſt wurde in der Nacht das Kind des Grafen Carlo durch eine unbegreifliche Erſcheinung der Wärterinn entriſſen, und niemand entdeckte wieder eine Spur von ihm. Die Ältern leben abgeſchieden und in tiefer Trauer, von dem Grafen Moroſini, einem Bruder des ermordeten Adorno, nur umgeben, auf ihrem Schloſſe in der Schweiz. Hier wird Carlo durch den Beſuch ſeines lang getrennten Freundes Adolph von Wallenried überraſcht, dem er ſeine Leiden und die Furcht, auch den zweyten Sprößling zu verlieren, mittheilt. In der Umgegend vermuthet man, die Erſcheinung, die den erſten Knaben raubte, ſey der Geiſt des alten Grafen geweſen, dem, ſeiner Härte wegen, als Buße die Vertilgung ſeines eignen Stammes auferlegt worden. Während Adolphs Anweſenheit wird ſein Freund, angeklagt, den Mord des Vaters ſelbſt verübt zu haben, vor den großen Rath nach Bern beſchieden. Mit Schmerz verläßt er Kind und Gattinn. In der Nacht, nach ſeiner Entfernung, ereignet ſich ein zweyter Knabenraub, indem eine Geſtalt, der erſten ähnlich, der Wärterinn das jüngſte Kind entreißt, und der begegnenden Mutter vorüber, die kaum einen Schreckensruf um Hülfe ſtammeln kann, damit hinaus zum Saale ſchreitet. Den zurück kehrenden Grafen, der gegen Bürgſchaft auf weitere Unterſuchung entlaſſen iſt, ergreift Verzweiflung, wie die Mutter. Bald darauf händigt man ihm einige Zeilen von ſeinem Freunde Adolph ein, worin dieſer ihm bedeutet, die letzten Worte ſeines durch einen Sturz mit dem Pferde ſchwer verwundeten Kammerdieners Romarelli anzuhören. Letztern erkannten wir muthmaßlich in der Maske des räuberiſchen Greiſes, wiſſen, daß er früher bey Alphons gedient, und ahnen ungefähr das Weitere. Auf einer Bahre wurde der Sterbende herein gebracht, geſteht die That, nennt noch den Grafen Adolph von Wallenried, und haucht ſein Leben aus. In der qualvollen Ungewißheit, worin Carlo ſchwebt, tritt plötzlich ein Greis mit Silberhaaren, den wir in der Handlung öfter ſchon geſehen, doch für ein wohlthätiges Weſen zu halten uns berechtigt fühlten, zu ihm herein, wirft die Maske ab, und gibt ſich als ſeinen unverſöhnlichen Verfolger Alphonſo zu erkennen, auf deſſen Veranlaſſung der Vater ermordet und die Kinder geraubt, auch er ſelbſt der erſten That beſchuldigt worden, um ihn zu entfernen; jenes aber um zu dem Beſitz des Erbtheils zu gelangen, indem auch der Dolchſtoß, der den Alten traf, nur auf den Sohn gerichtet war. Dem Grafen Adolph habe Romarelli Alles ſchon verrathen, fügt er noch hinzu, drum bliebe nichts ihm übrig mehr, als ſich an ſeines Feindes Schmerz zu weiden. Wenige Augenblicke nachher bringt Adolph die geraubten Kinder zurück, die bey einer Sennerinn verborgen waren; die Ältern jubeln vor Entzücken und die Zuſchauer ziehen befriedigt aus dem Schauſpielhaus.

Dieſer Befriedigung hat die plötzliche Rückkehr der Kinder ohne Zweifel ihren Urſprung zu verdanken. Es kommt uns ungefähr ſo vor, als habe jemand die Bemerkung gemacht, das Stück müſſe noch einen eklatanten Ausgang haben. Die Kinder nur, die Kinder laßt erſcheinen! Sie waren da und da verſteckt, als weiß gekleidete Englein werden ſie den verzweiflungsvollen Ältern unverſehens in die Arme gelegt, und das Glück des Schauſpiels iſt gemacht. So war es auch gewiſſermaßen. Das Drama nahm, nach langer Trauer, ein erfreuliches Ende, und die Scene, wo Laura zwi ſchen den Kleinen ſich niederbückt und den Erſtgebornen im Tone der **Eulalia** ſchmeichelnd anredet: »Du warſt ſo groß nur noch« u. ſ. w. bringt einen wirkungsreichen Schluß hervor. Dergleichen überraſchende und wirkſame Punkte ſind in dieſem Schauſpiel mehrere, zum Beyſpiel am Ende des erſten Aufzugs, wenn **Adolph** den erhaltenen Brief entfaltet, und die Anſchuldigung ſeines Freundes, den eignen Vater umgebracht zu haben, erfährt. Die Erſcheinung der beyden Greiſe gehöret ebenfalls hierher, der letzteren erwähnten wir in der Inhalts-Anzeige; wirklich macht dieſe Schluß-Scene des vierten Aufzugs den kräftigſten Effekt, und es iſt gut berechnet, daß die erſtarrende Mutter kaum einen Athemzug zum Hülferufen findet, bevor ſie ohnmächtig niederſinkt, wenn man ſich erinnert, was in der Expoſition geſagt wird, daß Manche die zuerſt erſchienene Geſtalt für den Geiſt des alten Grafen hielten. Das übrige in dieſer Handlung iſt eigentlich nur um auszufüllen da: lang ausgeſponnene Scenen und Geſpräche, Hinhaltungen, um die Überraſchung zu befördern, Klagen und ſentimentale Betrachtungen, nebſt mancherley wohl angebrachtem Scenenaufputz. Die Sprache zeigt ſich verſtändlich mit herkömmlichen Metaphern ausgeſchmückt, zuweilen in ihrer natürlichen Bequemlichkeit fortſchreitend. Die Jamben ſind fleißig mit Reimen durchflochten. Daß der Nahme **Alphons** immer als Trochäus gebraucht wird, nebſt einigen andern Eigenheiten, muß man auf Rechnung des Metrums, oder wie unſre jungen Dichter ſagen, der poetiſchen Licenzen bringen, und um dieſe iſt es allerdings eine recht ſchöne Sache. Warum der Titel als Abſtraktum gebraucht wird, läßt ſich eben ſo wenig ſagen, als ob der Stoff aus einer Erzählung oder Sage entlehnt ſey. Zum Lobe gereicht es dieſem Schauſpiel noch, daß ein gewiſſer Ernſt und Anſtand über das Ganze ausgebreitet iſt, und zum beſondern Vortheil, daß die Erwartung, den Räuber zu entdecken, immerfort gereizt wird. Das Stück hat alſo manches Lobenswerthe, und wenn wir nun den Verfaſſer auch nicht abſchrecken wollen, ſo möchten wir deswegen doch nicht gern mit den gewöhnlichen Aufmunterungs-Galanterien, die ein protektionsmäßiges Anſehen haben, zu voreilig ſeyn, ſondern in Geduld erwarten, was noch kommen wird.

Die Darſtellung war ſehr fleißig, und die Schauſpieler, beſonders die Darſtellenden des **Grafen** und der **Gräfinn**, trugen ſicher recht Vieles zu der guten Aufnahme dieſes Schauſpiels bey. Der **Darſteller** des Böſewichts **Alphons** verſucht ſich erſt in dieſem Fach; man darf alſo um ſo eher die allzu ausdrucksvollen Mienen und Geberden, wodurch ſich der Charakter an den Tag zu fördern ſtrebte, vor der Hand noch überſehen.

Theater in der Leopoldſtadt. Den 25ſten Okt. zum erſten Mahl: **Der goldene Fächer, oder: Arlequin als Schmetterling.** Große komiſche Zauberpantomime mit Maſchinen, Flugwerken und Tänzen, in zwey Aufzügen, von der Erfindung und Ausführung des Hrn. Pantomimenmeiſters, **Paul Rainoldi.** Muſik vom Hrn. Kapellmeiſter **Volkert.**

Wenn es in jeder pantomimiſchen Darſtellung ſchwer iſt, den Zuſammenhang zu errathen, um ſo ſchwerer muß es hier nothwendig ſeyn, wo es ſich ganz und gar darum nicht handelt. Auf einem goldnen Fächer, wo **Venus**, **Amor** und **Arlequin** als Schmetterling paradieren, auch einen langweiligen Geizhals zu finden, gibt freylich einen ſeltſamen Kontraſt. Das Intermezzo des Papillons iſt luſtig genug. Von **Pierot** wird er bey den Flügeln angenagelt, macht ſich aber unverſehens los, und tanzt in ſeiner eigenthümlichen Geſtalt mit Columbine ein Duettchen. Der Geizhals macht ſich ſelbſt Verdruß und andern Überdruß. Auf einen Tiſch, am Fenſter zu ebner Erde, ſetzt er Geldſäckchen, dieſe werden ihm von außen weggenommen. Der Dieb bringt endlich das Geſtohlene wieder, und bekommt ein Trinkgeld. Nun aber fällt's dem Geizhals ein, zu wiſſen, wie er es angefangen, um ihn zu beſtehlen. Er geht darauf ins Haus zurück, der Dieb hebt eine Fenſterſcheibe aus, zieht die wieder hingeſtellten Säckchen durch die Öffnung, und ſpaziert damit zum Thor hinaus. Der Geizhals gafft ihm voll Verwunderung nach. Solche Scenen nehmen den größten Raum auf dieſem goldnen Fächer ein und machen wenig Spaß. Tanzende Geldſäcke endlich, ſind tanzenden Perrücken nachgeahmt; die Verwandlung des Zimmers in ein unterirdiſches Behältniß, wo Pierrot, nachdem er kaum hinabgeſtiegen, auf der Treppe, hinunterſteigend wieder zum Vorſchein kommt, iſt aus dem Ballet Lodoiska entlehnt, endlich die Schluß-Scene enthält ebenfalls ein Plagiat, das aber der Pantomime beſondern Vortheil bringt. Die Dekoration zeigt nämlich einen großen Sonnenſchirm, Karikaturen in altfränkiſcher Tracht, Junge und Alte, mit kleinern buntfarbigen Schirmen, ſitzen reihenweis umher. Auf einmahl wird die beliebte Polonaiſe aus dem vorher genannten Ballet angeſtimmt, und ein Tanz macht den Beſchluß. Zuletzt verwandelt ſich der Sonnenſchirm in einen Haupt- und Staats-Paradefächer mit der transparenten Inſchrift: »Ihr Beyfall unſer Glück!« — und der kann Arlequin und ſeinen Mitgenoſſen auch ſo fort nicht fehlen. Das früher ausgeführte Pas de Deux und der Tartarentanz machten ſich ebenfalls recht artig und wurden günſtig aufgenommen. Dieſe Pantomime gehört folglich unter die gelungeneren.

(Konzert.) Am 28ſten Oktober war das erſte, der in unſerem vorletzten Blatte erwähnten Concerts spirituels, unter der Leitung des Hrn. F. X. Gebauer, im ſtändiſchen Saale. Schon der Anblick dieſes, ſelbſt in akuſtiſcher Hinſicht ſo zweckmäßigen, von einer großen Anzahl Argantiſcher Lampen beleuchteten Saales war überraſchend. Haydns feyerliche Symphonie in B öffnete die Bahn, und wurde mit ſeltener Genauigkeit aufgeführt. Dann folgte Beethovens inhaltſchwere Meſſe, deren Schwierigkeiten ſowohl von Seite des Orcheſters als des Chores und der Soloparthien mit rühmlicher Anſtrengung beſiegt wurden. Mit nicht weniger Eifer und Gediegenheit wurde das vortreffliche Te Deum des Hrn. Ritters v. Seyfried vorgetragen, und die Bemühungen der Geſellſchaft im Ganzen mit ungetheiltem Beyfalle erkannt.

Theatraliſcher Anzeiger. Einnahme der verſchiedenen Theater in Paris im Monat September.

Académie royale de Musique	61,141 fr. 40 c.
Premier théâtre français	47,764 » 40 »
Opéra comique	49,354 » 80 »
Second théâtre français	20,419 » 55 »
Théâtre italien	24,474 » 15 »
Vaudeville	28,003 » 90 »
Gymnase dramatique	69,360 » 85 »
Variétés	71,026 » 00 »
Gaîté	39,213 » 75 »
Ambigu-comique	30,703 » 50 »
Porte-Saint-Martin	34,814 » 95 »
Panorama dramatique	16,713 » 00 »
	607,190 fr. 75 c.

Der beliebte franzöſiſche Dichter Scribe hat drey Opern für das Feydeau geſchrieben. Die Herren Boieldieu, Kreube und Auber ſind beauftragt, ſie zu komponiren.

Das kleine Wunder, Leontine Fay, hat an einem Knaben, Nahmens Adolphe Lefevre, einen Nebenbuhler erhalten, welcher in dem petit enfant prodigue und im Solliciteur bereits aufgetreten iſt und die Erwartungen übertroffen hat. Auch aus London ſoll ein Mädchen von zehn Jahren, Louiſe Court, welche tragiſche und komiſche Rollen mit gleicher Vorzüglichkeit ſpielt, nach Paris kommen. Der Miroir bemerkt bey dieſer Gelegenheit, man könne mit Pourceaugnac ausrufen: »Es regnet Kinder!«

Eine Taube, welche ſich auf den Thurm eines Dorfes bey Furnes (in Belgien) geſetzt hatte, wurde durch einen Flintenſchuß getödtet. Auf den Flügeln des unglücklichen Reiſenden fand man die Worte: Antwerpen, London geſchrieben.

Herr Ives hat kürzlich mehrere Verſuche über das Hopfenmehl angeſtellt, welche ſo gut ausfielen, daß er vorſchlägt, es anſtatt des Hopfens zum Bierbrauen zu nehmen. In England iſt die Anwendung deſſelben ſo wenig bekannt, daß mehrere Brauer es als unnütz wegwerfen; bey uns kennt man zwar ſeinen Nutzen ſchon, aber doch werden Ives Verſuche einige Belehrungen darüber geben. Das Hopfenmehl iſt der Staub der weiblichen Blüthen der Hopfenpflanze, und darf daher mit dem Blumenſtaube anderer Gewächſe, der von den männlichen Geſchlechtstheilen oder den Staubfaden kommt, nicht verwechſelt werden. Er fällt theils von ſelbſt aus, theils erhält man ihn durch Schlagen des Hopfens. Von dieſem Hopfenmehl enthalten 100 Gewichtstheile nach Ives Zerlegung: 5 Gerbſtoff, 10 Extraktivſtoff, 11 Bitterſtoff, 12 Wachs, 36 Harz, 46 Faſerſtoff. Flüchtiges Öhl konnte er weder in dem Hopfenmehl noch in dem Hopfen finden; da Andere es aber daraus erhielten, iſt vielleicht die geringe Menge Hopfens, welche er der Deſtillation unterwarf, die Urſache hievon. Das Hopfenmehl löst ſich im Waſſer, noch beſſer aber im Weingeiſt, und in beyden mehr bey Erwärmung als bey Kälte auf. Die Auflöſung im Waſſer iſt undurchſichtig, blaßgelb, von dem gewürzhaften Geſchmack und der eigenen Bitterkeit des Hopfens.

Nachricht.

So eben hat die Preſſe verlaſſen, und iſt bey **Tendler** und von **Manſtein**, am Graben im Trattnerhof, für 6 fl. W. W. zu haben:

Taſchenbuch für Schauſpieler und Schauſpielfreunde, auf das Jahr 1821; herausgegeben vom k. k. Hofſchauſpieler Hrn. Lembert. Mit dem Portrait Sr. Exzellenz des Herrn Grafen **Moritz von Dietrichſtein.**

Wir wollen indeſſen nur den Inhalt angeben, bis wir ſpäter darauf zurückkommen werden, denſelben auch zu würdigen.

Monolog, von **Franz Grillparzer.**
Scenen aus dem Trauerſpiele: **Johanna Gray**, von Dr. **Sommer.**
Einſchiebſcene zu **Kotzebues** Unglücklichen, von Fr. **Haug.**
Kurze Andeutung über Muſik, mit beſonderer Rückſicht auf **Wien**, vom Freyherrn von **Lannoy.**
Sinngedichte, von **Haug.**
Biographiſche Skizzen: **Florian Gaßmann, Thereſe Roſenbaum** und **Fr. Wilhelm Ziegler.**
Charakteriſtiſche Entwicklung, die Rolle der **Donna Diana**, von **Berling.**
Impromptu, vom k. k. Hofſchauſpieler **Weidmann.**
Anekdoten.
Charade, von **Weidmann.**
Erſter Akt des dramatiſchen Gedichts: **Die Brautwerber**, von Ch. **Kuffner.**
Die Reiſe zur Hochzeit; Luſtſpiel in drey Aufzügen, frey nach dem Franzöſiſchen, von **Lembert.**
Das Winzerfeſt, Feſtſpiel zum 18ten Oktober, von **Carl von Holtey.**
Die beyden Duennen, dramatiſche Bagatelle in einem Aufzuge, von **Caſtelli.**
Verzeichniß der dramatiſchen Schriftſteller.
Verzeichniß der deutſchen Bühnen, ihrer Mitglieder und des zeitigen Repertoirs.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der **Carl Gerold**'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 626), wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 21 fl. W.W. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (**J. F. Caſtelli**) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

89.

(Wien, Mittwoch den 7. November.)

Kenntniß und Wiſſenſchaft im Urſprung.

Von Julius Schneller, Profeſſor zu Grätz.

Sprache. Sanskrit.

Empfindungen haben Statt ohne Worte. Gedanken können derſelben nicht entbehren. Verſtand hielt gleichen Schritt mit der Sprache. Sprache war überall älter als Schrift. Beyde erhielten in der Urwelt ſchon einen hohen Grad der Bildung.

Die Sprachen hatten drey Hauptformen, aus denen ſich dann die Miſchlinge bildeten. Sie waren erſtens ſolche, welche gar keine grammatikaliſche Veränderung erleiden, gleich der chineſiſchen: zweytens ſolche, welche die grammatikaliſchen Veränderungen durch Anhäufen der Partikeln bezeichnen, gleich der tartariſchen; endlich ſolche, welche die grammatikaliſchen Veränderungen durch Biegung der Wurzellaute bewirken, wie der Sanskrit.

Der Sanskrit, das iſt, die Vollkommene, ſo wie der Prakrit, oder die Gemeine, war die lebendige Sprache der urweltlichen Hindus, und wurde nach dem Abſterben das todte Erbgut der Braminen, welche ihn mit Sorgfalt vor allen unheiligen Ohren und Augen verbargen. Dieſe geweihte Sprache, die Stammmutter faſt aller Mundarten vom perſiſchen Buſen bis an die chineſiſche See war von unergründlichem Alterthume. Zwar bleibt ſie jetzt verſchloſſen in den Bücherſammlungen der Braminen, und nur geweiht den Ausſprüchen ihrer Religion; ſie war aber einſt verbreitet über den größten Theil der morgenländiſchen Welt. Spuren ihrer urſprünglichen Ausdehnung entdeckt man noch faſt in jeder Gegend von Aſien, wo Nahmen der Perſonen und Plätze, wo Titel und Würden, welche Jedermann kennt, ſanskritiſch lauten. In keiner Sprache Aſiens wurde mehr geſchrieben.

Die Laute des Sanskrit haben Ähnlichkeit mit dem Perſiſchen und Arabiſchen, mit dem Griechiſchen und Latein, ſogar mit dem Deutſchen und Slawiſchen. Die Ähnlichkeit bezieht ſich nicht auf techniſche oder allegoriſche Worte, welche der Austauſch verfeinerter Künſte und veredelter Sitten zufällig möchte eingeführt haben. Sie bezieht ſich auf die Grundlaute der Sprache, auf ein-

Kaum ſchlägt Euch eine leichte Wunde
Das böſe kleine Götterkind,
So ſeyd ihr auch von dieſer Stunde
Für euer ganzes Leben blind.

Doch dieß gereicht zu euerm Heil,
Von Amors allerſchönſten Gaben
Möcht' ich wohl keine andre haben,
Nicht ſeinen Köcher, ſeinen Pfeil,
Nicht ſeine Fackel, nur die Binde
Macht einzig euch den Göttern gleich,
Denn glücklich iſt allein der Blinde
In Amors unermeßnem Reich.

Achter Auftritt.

Sophie, Käthchen (läuft herbey.)

Käthchen.
Gnädiges Fräulein! gnädiges Fräulein!

Sophie.
Nun, was haſt du denn, Käthchen?

Käthchen.
O wenn Sie wüßten — Er iſt völlig raſend.

Sophie.
Wer denn?

ſelbige Töne, auf Zahlworte, und die Benennung ſolcher Dinge, welche man unterſcheiden muß ſchon beym erſten Dämmerlicht der Bildung.

Belege aus dem Griechiſchen. Oſmi, Oſi, Oſti als ειμι, εσσι, εστι, ich bin, du biſt, er iſt. Dodami, Dodaſi, Dodati, als διδωμι, διδως, διδωσι, ich gebe, du gibſt, er gibt. Oſthi als οστεον, der Knochen. Prethemo als πρωτος, der Erſte. Etoron als ἑτερον, das Andere. Druh als δρυς, der Baum. Labho als λαβω, das Empfangen. Pipoti als πιει, er trinkt. Sevipoti als σεβει, er ehrt.

Belege aus dem Latein. Wohoti als vehit, er fährt. Womoti als vomit, er erbricht ſich. Vortute als vertitur, er wendet ſich. Svonoh als Sonus, der Klang. Nidhih als nidus, das Neſt. Serpoh als serpens, das Kriechende. Navyon als navis, das Schiff. Danon als donum, das Geſchenk. Dinon als dies, der Tag. Vidhova als vidua, die Wittwe. Yauvonoh als juvenis, der Jüngling. Modhieh als medius, der Mittlere. Yugon als jugum, das Joch. Yunkte als jungit, er verbindet. Roſoh als ros, der Saft. Viroh als vir, der Held. Donteh als dentes, die Zähne. Seroh als series, die Reihe. Ognih als ignis, das Feuer. Schuſchyoti als sugit, er ſaugt. Mormoroh als murmur, das Gemurmel. Tumuloh als tumultus, das Gelärm.

Belege aus dem Deutſchen. Shritpoti, er ſchreitet. Bindoti, er findet. Chlißyoti, er umſchließet. Onto, das Ende. Monuſchyo, der Menſch. Svoſtri, die Schweſter. Rotho, das Rad. Bhruvo, die Braune. Torſcho, der Durſt. Tandovon, der Tanz. Ondani, die Enten. Noko, der Nagel. Sthiro, unbeweglich, ſtier. Lokote, er lugt oder ſchaut.

Belege aus dem Slawiſchen. Vetſi als vedaisch, du weißt. Meſoh als mesats, der Mond. Eti als itti, er geht. Monyote als mnit, er denkt. Eſchoh, Eſcha, Etot, als eto, eta, etot, dieſer, dieſe, dieſes. Kakoe als kakoe, welcher. Chotur als Chetire, viere. Tomo als Tomno, dunkel.

Der Sanskrit iſt in der Urwelt die Sprache der Götter, und in unſern Tagen die wohlklingendſte, reichſte und gebildetſte der Erde genannt worden. Er übertraf durch das richtige Verhältniß der Selbſtlaute und Mitlaute ſogar die ſpaniſche, und beſaß ſowohl den Reiz des Versmaßes, als den Klang des Reimes. Er wurde durch Wortforſcher ſchon in den erſten Jahrtauſenden unterſucht, und bekam einen Überfluß an Ausdrücken für die Urbegriffe und Urbilder. Er hatte drey Zahlformen, drey Geſchlechtsarten, drey Zeitwortsgattungen, zehn Abwandlungen. Er geſtattete ungeheuer viele Zuſammenſetzungen.

Die Schriftzüge des Sanskrit werden bemerkt auf den Schaumünzen und Inſiegeln der verſchiedenen Gegenden Aſiens. Sie leihen einander wechſelſeitig Licht, und beweiſen dadurch eine allgemeine Beziehung auf ein einziges großes Urbild, wofür man den Sanskrit hält. Die Münzen von Aſchem, Napal, Kaſchmir und vielen andern Königreichen, ſo wie die Siegel von Butan bis Thibet tragen ſammt und ſonders ſeine Schriftzüge, und enthalten meiſtens Anſpielungen auf ſeine Götterlehre. Die ſeltſame Art der Zuſammenſetzung des Sanskrit-Alphabets, worin eine beſondere Eigenthümlichkeit herrſcht, beſtehet noch im größten Theile des Morgenlandes, wo übrigens auch ganz abweichende Mundarten, und ganz verſchiedene Schriftzüge ſich zeigen.

Man hat bis jetzt vier Alphabete der Indier kennen gelernt. Das vorzüglichſte derſelben heißt Deva Nagari, oder die heilige Schrift. Es wurden nicht Worte, nicht Sylben, ſondern Buchſtaben geſchrieben. Man las von der Linken zur Rechten, wie bey uns. Es gab Zeichen für die Selbſtlaute, wie für die Mitlaute, was ſelten in der Urwelt vorkommt. Die Züge der Schrift waren ſämmtlich rund, mit vielen kleinen Schnörkeln.

Sprache und Schreibekunſt.

In Mittelaſien gab es zwey urweltliche Hauptſprachen, Zend und Pehlvi. Zend ſcheint in Medien, Pehlvi in Aſſyrien geherrſcht zu haben. Beyde wurden von Parſi in Perſien verdrängt. Alle drey ſind ausgeſtorben; doch leben ſie in Bibeln und Steinſchriften.

Zend hatte alle Eigenſchaften einer alten unausgebildeten Naturſprache, nämlich ſinnliche Urkraft, Härte des Styles, Schärfe des Accents, und ganze Gruppen von Ideen, zuſammengeſetzt in Worten. Es ſtand wenig mit dem Aramäiſchen, viel mit dem Skytiſchen und Keltiſchen in Verbindung, mag man auf das Lexikaliſche, das iſt, den Grundton, oder auf das Grammatikaliſche, das iſt, die Sprachform, ſehen. Darin war Zoroaſters lebendiges Wort urſprünglich geſprochen und geſchrieben.

Pehlvi war eine gerundetere, fließendere, regelmäßigere Sprache, welche manche Wurzellaute und Biegungsformen der Nachbarn annahm. Lange Zeit diente es als herrſchende Sprache nicht nur den Piſchtadiern und Keanen, das iſt, Königen und Helden, ſondern auch den Gelehrten und Sängern.

Eine merkwürdige Erfindung der Babylonier war die Keilſchrift, welche wir auf Backſteinen in Babylon, auf den Felſen von Perſepolis und auf Cylindern finden, die wahrſcheinlich als Amulette oder Zaubermittel dienten. Wir kennen bis jetzt drey Alphabete dieſer keilförmigen Buchſtaben. Sie wurden eingegraben, nicht hervorſpringend ausgehauen.

Wir ſehen bereits im Sanskrit, Zend und Pehlvi drey urweltliche Sprachen, welche ausſtarben; das nämliche geſchah mit dem Koptiſchen, welches nur noch einige Nachkommen der alten Ägyptier kennen. Es konnte ſich leichter verlieren, da die eigentliche Schrift der Prieſter, wenigſtens auf Denkmahlen, nicht aus Buchſtaben, ſondern Hieroglyphen beſtand. Die Männer, welche die Hieroglyphen verſtanden, hießen Hebräiſch Chartümim, Griechiſch Grammateis, Deutſch Schriftdeuter.

Die Hieroglyphen, welche vieldeutig waren, die Symbolik und Allegorie nothwendig brauchten, und die Verbindung der Hauptbegriffe ins Gedächtniß legten, beſchäftigten den Gelehrten für den größten Theil ſeines Lebens, um dasjenige leſen zu lernen, was die Vorfahren hinterließen; Zeit zum Selbſtdenken und Weiterſchreiten blieb wenig. Z. B. eine Gruppe von Hieroglyphen ſtellte ein Wickelkind, einen Greis am Stabe, einen Habicht, einen Fiſch und ein Krokodill vor. Es genügte nicht, zu wiſſen, daß das Kind die Geburt, der Greis den Tod, der Habicht Gott, der Fiſch den Haß, das Krokodill die

Unverſchämtheit bedeute. Trotz dieſer Kenntniß konnte man die Figuren auf mehrere Arten deuten. Z. B. o Ihr, die Ihr geboren werdet und ſterbt, Gott haßt die Unverſchämtheit. Oder: der Menſch wird geboren und ſtirbt, nur Gott, der Haſſer der Bosheit, nicht. Oder: ohne Anfang und Ende iſt Gott; Niemand haßt ihn, als der Unverſchämte. Bey dieſer Hieroglyphik blieben die Chartümim, um das Volk von den Wiſſenſchaften auszuſchließen, und ſich den Alleinbeſitz zu erhalten.

Der Semitiſche Sprachgeiſt zerfiel in drey Hauptformen, die Hebräiſche in Canaan, die Aramäiſche in Syrien, die Chaldäiſche in Babylon. Die Erklärung des Zuſammenhangs iſt leicht, da Hebräer, Syrer und Chaldäer entweder aus Meſopotamien ſtammten, oder ſich lange daſelbſt aufhielten.

Moſeh ſagt von ſich ſelbſt: »Er ſtieg vom Berge, und hatte zwo Tafeln des Zeugniſſes in ſeiner Hand, die waren beſchrieben auf beyden Seiten, und Gott hatte ſie ſelbſt gemacht, und ſelber die Schrift drein gegraben. Als aber Moſeh ſah, wie das Volk um das goldene Kalb tanzete im Reigen, ergrimmte er im Zorn, und warf die Tafeln aus ſeiner Hand, und zerbrach ſie unten am Berge.«

Hiob redet von Büchern, die geſchrieben wurden; von Klagen, die ſchriftlich abgefaßt waren; von einem Aktenſtoß, den man verſiegelte; von eiſernen Schreibgriffeln, womit man Buchſtaben in Felſen grub, um mit Bley ſie auszufüllen. Schon Salomo konnte ſagen: »Des Büchermachens iſt kein Ende, und viel verführeriſcher Dunſt, daß man ſich daran krank leſen kann.«

Jeremia, der Prophet, enthält die älteſte diplomatiſche Stelle aus der Zeit der Belagerung Jeruſalems von Nebukadnezar. Er kaufte von ſeinem Vetter einen Acker. Erſt ließ er ſich die Sache von ihm ſchriftlich geben, beſiegeln, und Zeugen ihre Nahmen darunter ſetzen, und dann wog er ihm das Geld auf der Wage zu. Im Kaufbrief ſtand der Vertrag ſammt allen Bedingungen; es gab davon zwey Abſchriften, eine verſiegelte und eine offene; beyde wurden in ein irdenes Gefäß gelegt zur Aufbewahrung bis zur Rückkehr aus der babyloniſchen Gefangenſchaft.

Homer's Sprache hatte einen außerordentlichen Reichthum und eine ungemeine Ausbildung. Die Perioden ſind oft künſtlich verſchränkt, wunderſam gefügt, doch leicht verſtändlich. Der Versbau, hexametriſch, iſt immer nach dem nämlichen Geſetze gehalten, und das Sylbenmaß ſtreng beobachtet. Dabey fällt auf, daß ſehr viele Endſylben vorkommen, welche an ſich kurz ſind, und bloß durch zwey folgende Mitlaute lang werden. Daraus bilden Einige den tuchtigſten Grund, daß Ilias und Odyſſee ſchon urſprünglich niedergeſchrieben wurden, weil die Bemerkung der kommenden Mitlaute nicht durch's Gehör, nur durch's Geſicht ſich machen ließ.

Die Griechen der Urwelt ſchrieben auf drey Hauptarten, erſtens Kadmeiſch, zweytens Buſtrophedon, drittens Joniſch. Das Kadmeiſche ging von der Rechten zur Linken. Das Buſtrophedon gab die Zeilen von der Rechten zur Linken abwechſelnd mit Zeilen von der Linken zur Rechten. Das Joniſche ſchrieb immer von der Linken zur Rechten.

Arten der Schrift.

Die Urwelt zeigte die Schreibekunſt in zwey Hauptformen, durch Bilder und Buchſtaben.

Die vollſtändigen Gemählde der Begebenheiten und die förmlichen Umriſſe der Gegenſtände gaben wirkliche Vorſtellungen; doch trotz ihres Umfanges blieben dem Gedächtniſſe die Eigennahmen, die Zahlworte und Verbindungen überlaſſen. Die Hieroglyphen oder abgekürzten Bilder bedurften zur Erklärung einen beſtändig mitredenden und genau unterrichteten Erzähler; ſie waren paſſend für Braminen, Magier, Chaldäer, Chartümim und Leviten, um den ausſchließenden Beſitz der Kenntniſſe und Wiſſenſchaften in ihrer Kaſte zu verewigen. Die Symbole oder Sinnbilder, das iſt, Vorſtellungen geiſtiger Dinge durch leibliche Zeichen, gab dem Auge das Abbild und Sinnbild zu unterſcheiden, ſo wie das Ohr den eigentlichen und verblümten Sinn abſonderte.

Die Wortſchrift entſtand aus der Kunſt, das Überſinnliche bildlich zu geben, wodurch man auch das Hörbare ſichtlich darzuſtellen vermochte. Hier wurde das Reich der größten Willkür eröffnet, und das Gedächtniß wie bey der Sprache für die Klänge, ſo bey der Schrift für die Züge aufgebothen. Das Schwerſte und Erfolgreichſte beſtand endlich in Zerlegung der Worte nach den weſentlichen Tönen oder Sylben, woraus Sylbenſchrift entſtand. Das Allereinfachſte, aber Allerſchwierigſte, war die Zerſetzung der Sylben oder Töne in die Laute, wo ſich Selbſtlaute und Mitlaute zeigten. Dieſe waren viel ſchwieriger als jene aufzufaſſen und feſtzuhalten, daher manche urweltliche Schriftformen nur die Mitlaute bezeichneten, und die Einmiſchung der Selbſtlaute dem Leſer überließen.

Die Erfindung der Buchſtabenſchrift machte, nach abendländiſchen Sagen, der Phöniker Taaut, welcher ſie nach Ägypten, ſo wie der Phöniker Kadmos nach Griechenland brachte. Dieſe wichtige Entdeckung hatte ſich ſchon weit auf der urweltlichen Erde ausgebreitet.

Mit Buchſtaben ſchrieben in Aſien die Phöniker, die Hebräer wenigſtens ſeit den Tagen des Moſeh, vermuthlich auch mehrere Stämme der Araber, gewiß die Babylonier, Aſſyrer, Perſer, Meder, Indier, wahrſcheinlich die Meſopotamier und Armenier, unſtreitig die Syrer und mehrere Anatolier. Steintafeln und Metallplatten und Ziegelſteine wurden gebraucht, um Geſetze, Bündniſſe, Abſtammungen, Landkarten, Königsnahmen, Tempelereigniſſe zu verewigen. Tinte wurde ſchon abgewaſchen von einer Art Papier zu Moſeh Zeit. Aus einem Buche wurden Blätter mit dem Meſſer ausgeſchnitten in den Tagen Jeremias und Nebukadnezars.

Mit Buchſtaben ſchrieben in Afrika außer den Ägyptern erweislich nur noch allein die Karthager. In Europa ſchrieben mit Buchſtaben ſeit Kadmos die Griechen, ſeit der Ankunft der Pelaſgiſchen Tyrrhenen die Hetruſker, ſeit der Ankunft des Helleniſchen Evander die Lateiner, ſeit Erbauung Roms die Römer, ſeit Ankunft der Anatoliſchen Phokäer die Maſſilier; weiter als zu den Macedoniern gegen Norden ſcheint die Buchſtabenſchrift nicht gedrungen.

Die allerälteſte europäiſche Buchſtabenſchrift in Stein, welche wir beſitzen, iſt die Amykläiſche, ſie wurde zu Amyklä, nächſt Sparta, gefunden, und enthält ein Verzeichniß der Prieſterinnen des zertrümmerten Apollotempels. Solon in Athen ließ ſeine Geſetze auf hölzerne Walzen, Axones, in Buſtrophedon eingraben, und als Denkmähler aufſtellen.

(Fortſetzung folgt.)

* * *

Einiges aus Deutſchland's Vorzeit.

Von Julius Max Schottky.

IX.

Kernſprüche des dreyzehnten Jahrhunderts.

1. Kunſt hat Gottes Gunſt.
   (Hermann Damen, V. 304. Myller'ſche Samml. II.)

2. Thu' das Gute und laß' das ihm entgegenſteht, ſo wirſt du herrlich leben.
   (Titurel, V. 610.)

3. Die wahre Mild' bedenke erſt: was, wie, wo, wenn und wem ſie Gabe beut. (Der Kanzler, Maneſſiſche Samml. II. 247.)

4. Was ſoll der Mann, der nie ein ehrlich Gut gewann, und dennoch ſpricht: er hab' es redlich nur?
   (Der Meiſner, V. 731—32. Myller'ſche Samml. II.)

5. Die gleiche Laſt bricht nicht den Rücken.
   (Markolf II. 365.)

6. Gar Vielen kann ich nicht behagen, doch geht's auch mir wie ihnen oft.
   (Freidank, 1331—52.)

7. Ein kleines Stehlen macht oft großen Dieb.
   (Wiener Handſchrift Ambr. 428.)

8. Wenn jede Glock' in Einem Tone ſchellt, dann ſtimmen auch die Ärzte überein. (Freidank, 1491—92.)

* * *

Der Zeitgeiſt an ſeine Beſchuldiger.

Sollte man in Betrachtung alles deſſen, was dem Zeitgeiſte zugeſchrieben wird, nicht glauben, daß ich eine unwillkürliche Lufterſcheinung ſey, oder wie ein Regen aus den Wolken falle? Die Ehre der Perſonifizirung oder Abſtraktion, die man mir erweiſet, unterliegt wahrlich dem ſonderbareſten Gemiſche: fünf, ſechsmahl zum Lob, gegen hundertmahl zum Tadel. So gehet das ſchriftlich und mündlich fort; und ſonderbar: gerade die, welche durch tiefere Einſicht, Wiſſenſchaften und Aufklärung meine Weſenheit vorzüglich zu beſtimmen fähig ſind, verkennen und vermengen mich am meiſten. Der Zeitgeiſt muß einmahl hiernach alles thun und gethan haben, was immer Gutes und Böſes in der heutigen Welt geſchieht: hier muthet man mir die Autorſchaft der prächtigſten Werke, zunehmende Wiſſenſchaft und Kunſt, Induſtrie, Verfeinerung und eine Menge Schönes zu; dort macht man mich zum Brandleger des Unheils, 'zum Stifter aller Ausſchweifungen, Fehlgriffe, Übelthaten und Unordnungen, nicht anders, als ob ich der allvermögende Univerſalgenius oder Vertheiler aller irdiſchen Schickſale und Ereigniſſe wäre. Dieß iſt aber ſo mit mir nicht beſtellt, und ich kann ſolche unrichtige Zuſchreibungen oder Abwälzungen als eine neue Erfindung in ihrer Art um ſo mehr nicht längerhin auf mir laſſen, da die Abkömmlinge dieſer Verwechslung immer bedenklicher werden, andererſeits aber an einem richtigen Begriff von mir in jeder Hinſicht zu viel gelegen iſt.

Niemand wird doch beſſer als ich ſelbſt wiſſen können, was ich eigentlich auf Gottes Erde bin, und welchen Antheil ich an den Fügungen unter den Menſchenkindern nehme. Ich bin alſo, kurz und gut geſagt, entweder der erquickende freundliche Glanz des Lichts, das man anzündet, oder das Herbe der Finſterniß bey des Lichtes Verlöſchung. Selbſtſtändigkeit und Eigenkraft ſind bey mir nicht zu ſuchen: ich veranlaſſe demnach nichts in der Welt, ſondern empfange alles von den Menſchen, denen ich angehöre, die mich bilden und nähren, ändern oder befeſtigen, zieren oder beflecken; je nachdem ſie es durch ihr Benehmen mit Geſchäften aller Art treiben wollen. Und ſo proteſtire ich denn auch feyerlichſt gegen alle Zumuthungen, die anders lauten, und die Menſchheit in einen irrigen Wahn darüber verſetzen können: ich proteſtire gegen alles Entleeren eigener Schuld, Reinſchreiben oder ſprechen auf meine Rechnung. Wo wäre auch das Recht der Vernunft, ſich meiner zum Deckmantel ſeiner Handlungen zu bedienen; das, was einzeln geſchmiedet, eingeleitet, und ſo in die Welt gefördert wird, dem Zeitgeiſte wie einem ſelbſtwirkenden Weſen anzudichten? Nein, es iſt Zeit, dieſe ſonderbare Neuerung auf unſerem Planeten zu berichtigen, damit man nicht glauben könne, daß etwas Unwiderſtehliches den Gang der Dinge beherrſche und bezwinge. Alles iſt und wird, wie ſich's die Menſchen nach dem Gebrauch ihrer Vernunft einrichten wollen. Ich meines Orts bin ja nur der Widerhall dieſes Ganzen: mir ſind die Stifter, Mitmacher oder Dulder deſſen, was geſchieht, einerley: jeder trägt in ſeiner Weiſe zu dem bey, was ich bin: das Mehr und Weniger gehet mich nicht an: jeder wird oder ſoll ſeinen Beytrag zu beurtheilen wiſſen, und ohne Ausflucht auf den Zeitgeiſt dafür auch gelten. Denn, wie ſich die Schlüſſel zu den allgemeinen und einzelnen Schickſalen in ihren Händen befinden, eben ſo war es verhältnißmäßig von jeher beſchaffen. Von mir, der hinter Allem erſt darein kömmt, kann, meiner Natur gemäß, nichts ausgehen. Ich würde wehl, hätte ich Verſtand und Organe, die Antheile unterſcheiden; vielleicht oft an befördernden Zugebungen und Mitmachungen mehr, als an den erſten Veranlaſſungen ſelbſt finden. Ich könnte dann zum reellen Wohl der Menſchheit wünſchen, daß die Wahrheit, dieſer Vereinigungspunkt alles Strebens der Weisheit und alles Guten, deſſen die Menſchen fähig ſind, wie den Vorſitz unter ihnen verlaſſe: allein, wie geſagt, das ſtehet mir nicht zu; ich kann weder mit dem Menſchengeſchlecht das Verdienſt des Guten theilen, noch irgend eine Beſchuldigung des Böſen tragen; ſie machen ſich alles ſelbſt, und die Erfindung, den Lauf der Dinge auf mich zu wälzen, beweiſet weiter nichts, als das Gefühl von Mißgriffen und Irrungen, oder aber einen Grad der Verblendung, welcher das Subjekt mit dem Objekt, den Ausgang mit dem Eingang, die Form mit der Sache ſelbſt vermiſcht.

Ich möchte noch mehr ſagen. So manchmahl dürfte die beklagende Anführung des Zeitgeiſtes eine Art Verzweiflung andeuten, das Verdorbene je wieder gut gemacht zu ſehen. — Warum das? Solche Beurtheiler müſſen mich für einen reißenden Strom anſehen, deſſen Fortwälzungen nichts widerſtehen kann. Dieß iſt aber eben ſo falſch, als niederſchlagend. Warum ſollten ſich Menſchenwerke nicht wieder durch Menſchenthun gutmachen laſſen? wozu würde die Erfahrung nützen, wenn es unthunlich wäre, auf das verlaſſene Beſſere zurückzukehren? Wer vermag es, der Vergangenheit allen und jeden Vorzug abzuſprechen? Daß es nicht immer ſchnell geſchehen könne, iſt natürlich, auch für vernünftige Weſen nicht nöthig, um ſie bey ernſtlichem Rath und That der Verbeſſerung feſtzuhalten.

Geduld, Vernunft und Zeit ſind drey ſehr edle Sachen,
Die, was unmöglich ſcheint, oft können möglich machen.

Man hat in der That mit dieſen Dreyen und einer männlichen Entſchloſſenheit zuweilen Wirkungen geſehen, die bis an Wunderdinge grenzten. Dieß beweiſet die Geſchichte aller Zeiten im Großen, wie im Kleinen. Nun aber: Potuerunt hi et alii, cur non et nos? Warum ſollte bey ſo viel mehreren Hülfsmitteln, als ehedeſſen, eine gleiche Möglichkeit des Erhohlens nicht Statt finden? Das Argument -- a facto ad potentiam, iſt unumſtößlich.

Alſo nicht Muth verlieren, meine Herren Beſchuldiger! ſondern beherztes, redliches Zuſammenwirken, wahre, ungetrübte Philoſophie (die keinen Wechſel ihrer Grundſätze annimmt), Würdigung der Erfahrungslehre, und abwendende Rückſicht auf das Mindere, aus welchem das Mehrere folgt, dieſes ſind die ſicheren Mitteln, meine dermahlige, ſo vielen Menſchen nicht behagen wollende Geſtalt zu verändern; dieſe werden fähig ſeyn, meine Atmoſphäre und ihre Einwirkung auf die Mehrzahl der Gemüther ſo auszuheitern, daß dann Niemand mehr über mich zu klagen finden ſoll: durch ſie kann auch fremdes Unweſen ohne Kummer für die Anſteckung ruhig beſchaut und bedauert werden; denn:

Wer aufwärts ſchaut mit Zuverſicht,
Der fürchtet den Wechſel der Tiefe nicht;

oder wie Böthius ſpricht:

Es ſchwöre die Hölle zuſammen;
Sie ſpeye nur Schwefel und Flammen:
...... Es liegt mir ſehr wenig daran.
Mein reines Gewiſſen,
Macht alles zerfließen;

Dieß ſagt mir in's Herz.
Mit freudigem Scherz:
Du haſt nichts gethan
Auf irdiſcher Bahn,
Was nicht die beſcheidene Welt
Für ehrlich und rechtſchaffen hält.

Und nun, meine Herren Bemängler, erlauben Sie mir zu meiner vollkommenen Beruhigung und Herſtellung nur noch einen drolligen Gedanken aus dem Alterthum, deſſen Deutung ich Ihnen überlaſſe. Er lautet, wie folgt: Der Hund ſchafft mit dem Knaben, der Knab mit der Mutter, die Mutter mit dem Themiſtokles, Themiſtokles mit der Republik, alſo ſchafft der Hund mit der Republik. — Muß man hier nicht die eigene Kraft der alten Gleichnißſprache bewundern, womit die zu beachtende Wichtigkeit des Geringſcheinenden in ſeinen Folgen bezeichnet wird?

Wien, am 24ſten Oktober 1821. L.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Leopoldſtädter Theater. Den 18ten Oktober zum erſten Mahle: **Die Irrungen**, Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach dem Franzöſiſchen von **Fink**.

Auf Irrungen iſt es freylich von Hauſe aus in dieſem Luſtſpiel angelegt; denn der Eigenthümer eines Hauſes vermiethet in der Abweſenheit eines jungen, luſtigen Studenten, den ſein Vater längſt Advokat glaubt, deſſen Logis, da er in einigen Tagen ohnehin ausziehen muß, an eine Dame, die mit ihrer Nichte, Geſchäfte halber, in der Stadt ſich aufzuhalten genöthigt iſt. Dieſe erhält von einem jungen Manne, der mit ihr in ehelichem Verhältniß lebt, deſſen Kundmachung nur durch das noch fortdauernde Wittwenjahr der Dame verhindert wird, fleißige Beſuche; bey ſeinem jetzigen hinterläßt er ihr hundert Stück Dukaten, und verſpricht ihr beſſere Koſt zu ſchicken, als ſie in ihrer Nachbarſchaft haben kann. Beyde gehen aus einander, und die Wittwe zieht ſich in das Seitenzimmer zurück. Nun langt auch der frühere Beſitzer der Wohnung an, ziemlich erſchöpft von ſeiner Exkurſion, und ohne Geld. Das Eſſen und etliche Flaſchen Wein werden gebracht, und von ihm in Empfang genommen, worauf er ſich gütlich thut. Gläubiger treten unvermuthet herein; ihnen bietet er ſein großes Trauerſpiel **Cicero** an. Der Hauptkreditor nähert ſich dem Schreibetiſch, findet die hundert Stück Dukaten, glaubt der Schuldner habe Spaß gemacht, und iſt mit **Cicero's** Beredſamkeit zufrieden. Beyde Theile mißverſtehen ſich aus guten Gründen. Nach einer Unterredung mit dem Mädchen, die nachher einen Irrthum zwiſchen Tante und Nichte herbeyführt, verläßt der junge Herr das Zimmer, kehrt aber mit dem Freund und Geſchäftsträger der Dame zurück, der in einer entlegenen Gegend angefallen wurde, und den er durch das Hinterpförtchen in Sicherheit brachte. Es wird Licht angezündet, und jener traut ſeinen Augen nicht, als er ſich in der Nähe der beyden Frauenzimmer findet. Dieſe wollen hereintreten, jener verſteckt ſich in ein andres Kabinet, und wird unverſehens eingeſchloſſen; die bekannten Stimmen ziehen ihn hervor, mit Ungeduld fordert er den Andern auf, die Thür zu öffnen, und nun kommt Alles und noch mehr ans Licht. Der junge Menſch hat der Nichte unbekannter Weiſe die Cour gemacht, beyde ſind einander ſehr geneigt, die Tante hatte einen Mann für das Mädchen im Vorſchlag, den Sohn eines reichen Mannes — es iſt derſelbe luſtige Herr, der nun ein geſetzter Ehemann werden will.

Wenn man den Inhalt in Betrachtung zieht, ſo paßt der Titel der Verdeutſchung beſſer, als der franzöſiſche: Ménage de Garçon. Vaudeville von **Scribe** und **Dupin**. Denn zur Wirthſchaft eines Junggeſellen — wir haben unter dieſem Titel außerdem ſchon eine Operette — iſt es nicht durchaus nothwendig, daß die Zimmer eines Abweſenden vermiethet werden, bis er mit dem Wirth darüber einig wird; eben ſo wenig aber auch, daß der Hauseigenthümer zugleich die Rolle des Hausmeiſters übernimmt; um Irrungen zu veranlaſſen, wie ſie hier Statt haben, ſcheint es aber unvermeidlich. Alles iſt nun ſo geſtellt, daß Jeder in ſeinem Irrthum bleiben muß, ſo lange, bis die Herren Verfaſſer — wir reden von den franzöſiſchen, doch ſollen auch bey der Überſetzung zwey Autoren werkthätig geweſen ſeyn — es für gut finden, die Irrenden zu belehren. Wenn das friſche, lebendige Stückchen, bey aller Leichtfertigkeit, die zum Weſen eines ſolchen Vaudeville's gehört, weniger Wirkung machte, als es konnte, denn die Mißverſtändniſſe geben Stoff genug zum Lachen, ſo liegt dieſes theils in der ziemlich übereilten und unbeſtimmten Appretur; denn man weiß nicht recht, iſt es Überſetzung oder Lokaliſirung, es ſchmeckt nach Beyden, und der Geſchmack iſt beyderſeits nicht gar ſo appetitlich — theils aber auch in der Ausführung, die auch von einer Seite nach der andern ſchwankte. Es kommen Ausdrücke und Redensarten vor, die ganz franzöſiſch klingen, ohne daß ſie wörtliche Überſetzung ſind. Bald iſt vom blauen Igel, bald von Thalern die Rede, die, wenn jener auf Lokalität hinzeigt, wenigſtens dort keine kurrente Münze ſind. Doch das iſt unbedeutend, trüge nur das Ganze nicht ein ähnliches Gepräge.

Die Schauſpieler zeigten vielen guten Willen; die luſtige Hauptperſon paradirte wieder mit dem beliebten, aber ganz widerſinnigen violettnen Hut, den er als moderner **Don Juan** trug, und ſcheint ihn als einen Talisman der Kunſt, die jungen Wildfänge zu charakteriſiren, anzuſehen.

Korreſpondenz-Nachricht.

Berlin, am 24. Oktober 1821.

Wie Sie aus dieſem Schreiben erſehen, hat mich die Neugierde auch nach dieſer herrlichen Stadt des Nordens getrieben, und ich ſteige nun hier Straße auf und ab, bewundre das ſchlechte Pflaſter und die ſchönen Gebäude, die Merkwürdigkeiten der Kunſt und das Treiben des menſchlichen Lebens. Bey dieſer Gelegenheit hat mir **Fama** mehrere intereſſante Novitäten zugeblaſen, die ich Ihnen hier mittheile; Sie werden gut thun, wenn Sie dieſelben noch warm abdrucken laſſen.

Halb **Berlin** erwartet den 31ſten Oktober mit Sehnſucht, eine Luſtreiſe nach **Wittenberg** zu machen, um der Aufdeckung der dort neu errichteten koloſſalen Erzſtatue **Luthers**, von **Schadov**, beyzuwohnen. Es wird mit großer Feyerlichkeit geſchehn, und Se. Majeſtät der König ſelbſt, in Begleitung mehrerer hohen Häupter, dabey erſcheinen.

Der König hatte der hieſigen Porzellanmanufaktur aufgetragen, den durch die Zeitungen bereits bekannt gewordenen prächtigen Maskenzug, der auf dem Schloſſe nach dem Vorbilde Lalla rookh, dem Romane von **Moore**, abgehalten wurde, auf zwey Vaſen in Gemählden darzuſtellen. Dieſe ſind nun vollendet, und vortrefflich ausgefallen. —

Die hier befindliche patentirte Papier-Fabrik iſt ſehenswerth; ſie wird durch eine Dampfmaſchine bewegt, und verfertigt Papier von jeder beliebigen Länge und Form; gewöhnlich wird es mit achtzehn Ellen abgeſchnitten.

Der Bildhauer **Rauche**, der Schöpfer des berühmten Mauſoleums der Königinn **Louiſe**, beſchäftigt ſich eben in ſeinem Atelier mit den koloſſalen Statuen von **Bülow** und **Scharenborſt**, die vor der neuen Hauptwache aufgeſtellt werden. Eine ähnliche Statue **Blüchers** wird den Opernplatz zieren.

Der König hat die **Saloſche** Kunſtſammlung für eine halbe Million Thaler gekauft; ſie beſteht aus vorzüglichen Gemählden der altdeutſchen und italieniſchen Schule. Um nach Art anderer großer Reſidenzen eine bedeutende Gallerie zu beſitzen, wird obgenannter Bilderſchatz mit der giuſtinianiſchen Sammlung und jenen, in den vielen königlichen Schlöſſern zerſtreuten Gemählder in einem Apartemente aufgeſtellt werden.

Die neue Brücke, die vom Domplatze nach dem Zeughauſe zu über die Spree führen wird, iſt bereits angefangen; ſie wird eine der prachtvollſten Werke neueſter Zeit; der Bau iſt für 300,000 Thaler accordirt worden.

Von dem bekannten Schriftſteller, Freyherrn von Seckendorf, ſind hier ſo eben die erſten Briefe eingelaufen, die ſeine glückliche Überſchiffung nach Nordamerika in dreyßig Tagen berichten. Er erfreut ſich ſammt ſeiner Familie des beſten Wohlſeyns. Seiner Äußerung nach wird er daſelbſt eine deutſche Buchhandlung gründen, und ſein Hauptſtreben dahin gerichtet ſeyn, die deutſche Literatur in jenem Welttheile in Flor zu bringen.

Novitäten im Gebiethe Thaliens ſind folgende: Eine k. Kabinetsordre beſtimmt den Kapellmeiſter Herrn Spontini zum Oberdirektor der Oper, jedoch dem Generalintendanten untergeordnet. Man will wiſſen, daß Graf Brühl eine andere Hofcharge erhalten ſoll. Es ſcheint mit dieſer neuen Einrichtung nicht Jedermann zufrieden zu ſeyn, und es haben ſich Parteyen für und gegen Spontini erklärt.

Was das Repertoir betrifft, iſt ein artiges Stückchen: »der Hagelſchlag,« an der Ordnung und gern geſehn. Herr Stich und Herr Krüger geben die Hauptrollen ſehr ausgezeichnet. Als den Verfaſſer nennt man Adalbert von Thale. Ein neues Ballet: »Aſchenbrödl,« geht ebenfalls in die Scene. — Clauren hat ſo eben ein neues Luſtſpiel fertig; einſtudiert wird Raupach's »Erdennacht,« und eine neue Lokalpoſſe von Julius von Voß: »Der Strahlauer Fiſchzug,« dem ein Volksfeſt, das jährlich am 24ſten Auguſt in Strahlau, einem Fiſcherdörfchen unweit der Stadt, gefeyert wird, und das die Berliner zahlreich beſuchen, zum Grunde liegt. Dieſer Ort nämlich iſt eine Filiale der Hauptſtadt, und zur Erhaltung des Prieſters in frühern Zeiten ein allgemeiner Fiſchzug der dort befindlichen Fiſcher an einem Tage, und zwar am 24ſten Auguſt, verordnet worden. Man iſt zwar längſt über eine beſtimmte Abgabe zu dieſem Zwecke einig geworden, jedoch findet die Feyer des Fiſchzuges noch immer Statt, und die Berliner verſäumen nicht, ſie mit ihrer Gegenwart zu verherrlichen, und einige Thaler dran zu wenden. Ungefähr wie die Wiener am Leopoldstage nach Kloſterneuburg pilgern; ein Sujet, dem wir Bäuerle's luſtigen »Leopoldstag« zu danken haben. — Grüßen Sie mir die Wiener.

Ihr Freund Johann Langer.

Wir machen das Publikum aufmerkſam auf eine vollſtändige Beſchreibung der königlichen freyen Hauptſtadt Ofen, die bis Ende Jänner 1822 in Ofen gedruckt erſcheinen wird.

Die Überzeugung, daß über dieſe Stadt in der deutſchen Sprache nichts Weſentliches, hauptſächlich nichts Vollſtändiges bis jetzt im Drucke erſchienen iſt, brachte den Verfaſſer zu dem ernſten Entſchluß, dieſem längſt gefühlten Bedürfniſſe durch eine eigene Beſchreibung abzuhelfen, die in Betracht der Alles erörternden Umſtändlichkeit, vom Urſprung dieſer Stadt bis auf die gegenwärtige Zeit, eben ſo vollſtändig werden ſoll, als die im laufenden Jahre in Hartleben's Buchhandlung zu Peſth erſchienene Beſchreibung von Peſth, von demſelben Verfaſſer.

Dieſes Werk wird mit drey Anſichten von Ofen, wie dieſe Stadt unter Königs Mathias Corvinus Zeiten, wie ſie in einer ganz andern Geſtalt unter den Türken ausſah, und welchen Anblick ſie in der gegenwärtigen Zeit gewährt, erſcheinen. Der Pränumerationspreis iſt 6 fl. W. W. Die P. T. Herren Pränumeranten werden gebeten, Nahmen und Charakter genau anzugeben, weil ihr allgemeines Verzeichniß dem Buche vorgedruckt wird.

Bis Ende Dezember d. J. wird in Wien, in der Buchhandlung der Herren Tendler und von Manſtein, Pränumeration auf dieſes Werk angenommen.

Käthchen.

Der Herr, welcher im Park iſt.

Sophie.

Ich verſtehe dich nicht.

Käthchen.

Ich will Ihnen Alles erzählen. — Ich ging zuvor in die Mühle, und ſchlenderte ſo recht traurig durch den Park. Ich dachte auf meinen Philipp, und die Thränen liefen mir dabey über die Backen. Auf einmahl tritt mir ein fremder Mann in den Weg, und fragt mich ſo recht zutraulich: Warum weinſt du, liebes Kind? Ich erzählte ihm Alles, denn es tröſtet immer, wenn man ſich Jemanden mittheilen kann. — Er hört mich und ſpricht dann: Sey ruhig, Kleine! Ich werde dich mit deinem Philipp verheirathen. — Wie, wär's möglich? — Sie? — Ja, aber du mußt mir einen Dienſt erweiſen. — Vom Herzen gern, ſprechen Sie nur. — Du biſt doch von dem Schloſſe des Herrn von Sorgen? Ja, mein Herr, ich bin die Tochter des Schloßgärtners Theobald. — Auf dieſe Worte umarmte mich der Fremde heftig — Du kennſt alſo Fräulein Sophien? — Das glaub' ich, ſehr gut. — Auf dieſe Worte umarmte er mich noch heftiger, und ich ſchloß daraus, daß er entweder in das Schloß, oder in Sie, Fräulein, verliebt ſeyn müſſe.

Sophie.

Das war Eduard! es iſt kein Zweifel.

(**Tanquin-Nuß.** Conv. Bl. Nr. 83.) Ich hatte, zufolge der, an einem Kaufladen in **London** (City, Fleet-street) angehefteten Aufſchrift: »Just arrived, the remarkable Tonquin beans, one shilling a piece,« bloß in naturhiſtoriſcher Beziehung für meine kleine Samenſammlung ein Exemplar dieſer Frucht gekauft.

Da nun dieſelbe unter dem Nahmen **Tanquin-Nuß**, nach der, im Converſationsblatte Nr. 83 vom 17ten Oktober d. J. S. 995 mitgetheilten, während meinem Aufenthalte in England, im Frühjahre 1821, mir jedoch unbekannten merkwürdigen Anwendung auf der Inſel **Madagaskar**, ein um ſo größeres Intereſſe erregt hat: ſo mache ich mir das Vergnügen, ſie für die Freunde der Naturgeſchichte auf einige Tage in der **Carl Gerold**'ſchen Buchhandlung am Stephansplatze zur Beſichtigung niederzulegen, in der Vorausſetzung, daß ſie Manchem neu ſeyn dürfte.

Wenn ich nicht irre, ſo iſt ſie die Frucht der **Tannenpalme** oder **Pflaumenpalme** (Elate sylvestris Linn.); und wird, ſo wie die **Araka**, in Indien zum Kauen als Betel gebraucht.

Wien, am 25. Oktober 1821. **Carl Mayer.**

Unter dem Serail des türkiſchen Kaiſers ſtelle man ſich ja kein prächtiges fürſtliches Schloß vor, es gleicht eher einem Hoſpital, welches groß, weitläuftig, und mit kleinen Häuſern für die Janitſcharen und andre Hofbediente beſetzt iſt. Weil die Türken weder Läuſe, noch Flöhe und Spinnen tödten dürfen, ſo iſt der Divan oder Audienzſaal ſo voll von Spinnengeweben, als bey uns die Kühſtälle. Wenn der Türke einen Floh gegriffen hat, ſo tödtet er ihn nicht, ſondern läßt ihn mit viel Höflichkeit auf die Erde ſpringen.

Der Groſſirer **Owen** hat in **Kopenhagen** eine Knochenpulver-Fabrik angelegt, wo man ſowohl verkohltes Knochenpulver zur Zucker-Clariſikation, als unverkohltes zum Gebrauch des Ackerbaues erhalten kann. Die Zuckerſiederey in **Aarhuus** iſt diejenige, welche zuerſt in Dänemark Knochenpulver anwendete.

Ein engliſcher Kaufmann gibt folgende Berechnung vom jährlichen Verbrauch des **Tabaks** in Europa: England 105,000 Centner; Irland 35,000; Hamburg 16,000; Bremen 78,000; Holland 140,000; Spanien und Gibraltar 65,000; Flandern 20,000; Frankreich 71,000; das übrige Europa 20,000; zuſammen 646,000 engliſche Centner.

Theater-Anzeige.

Künftigen Freytag den 9ten November wird zum Vortheil der Mlle. **Luiſe Benda** auf dem Theater in der Leopoldſtadt zum erſten Mahl gegeben: »**Des Herzogs Befehl, oder die flüchtigen Freyer.** Luſtſpiel in vier Akten, von **Carl Töpfer**. Um die Schauſpielerinn gefälligſt zu unterſtützen, hat mit Genehmigung der Direktion des Theaters an der Wien Herr **Demmer** die Rolle des Majors von **Lindeneck**, und außerdem der Schauſpieler **Sandner** die des Herzogs übernommen. Da das ſonſt beliebte Luſtſpiel nur an dem beſtimmten Abend aufgeführt wird, ſo wird die Schauſpielerinn um ſo mehr ſich eines zahlreichen Zuſpruchs zu erfreuen haben.

(Dieſer Nr. liegt das Literatur- und Kunſtblatt XII bey.)

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der **Carl Gerold**'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625) wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k. k. Poſt 11 fl. W.W. halbj. Beyträge beliebe man dem Redacteur (**J. F. Caſtelli**) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Literatur- und Kunſt-Blatt.

XII.

(Zu Nr. 89 des Converſationblattes 1821.)

Dramatiſche Wälder, von Wilhelm v. Schütz. Leipzig, bey F. A. Brockhaus. 1821. Enthaltend: Gismunda und Evadne.

Dieſe dramatiſchen Wälder ſind von ſo ſchlechtem Wuchs, daß nichts mit ihnen zu thun iſt, als ſie ſchnell umzuhauen. Wir wollen denn auch einen Axtſchlag dazu beytragen.

Dieſe beyden dramatiſch ſeyn ſollenden Werke ſind die Ausgeburt einer ſo verſchrobenen Phantaſie, eines ſo krankhaften Strebens, mit Gewalt poetiſch ſeyn zu wollen, daß kaum zu begreifen iſt, wie dergleichen durch die Brockhaus'ſche Offizin zu Tage gefördert werden kann.

Gismunda zeichnet ſich hinſichtlich des Unſinnes beſonders aus. Der Inhalt läßt ſich in zehn Worten erzählen; Guiscardo liebt die Königstochter Gismunda; Gismunda dito den Guiscardo. Der alte König, dem dieſes Verhältniß entdeckt wird, läßt Guiscardo ermorden, und überreicht Gismunden ſein Herz in einem goldenen Gefäß. Gismunda nimmt Gift, und die Sache iſt aus. Dieſer hundertmahl dageweſene Stoff, ohne durch die mindeſten Verwicklungen zu einem höhern Intereſſe geſpannt zu werden, iſt nun mit den langweiligſten, ſinnloſeſten Reimereyen in fünf lange Aufzüge ausgeſponnen. Die Charakterzeichnung iſt nicht minder erbärmlich. Gismunda iſt bald Gurli, bald Gabriele von Vergy u. ſ. w. Guiscardo iſt vollkommen der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Kavalier. Von der Sprache wird es am beſten ſeyn, einige Proben zu geben:

Pag. 15 ſagt Guiscardo:

Wendet ſie mir die hohen Augen zu,
Ich ſage nichts von deren goldnem Lichte —
Das wollt' ich wie die Sonn' am Himmel ehren —
Allein die See von Schmerz und Drang und Gluth,
Das Meer von Wohlthun und von Huld des Durſtes??
Die Qual von Überfülle des Verlangens,
Den ſüßen Quell im Herzen auszuſtrömen
Der noch geliebtern Bruſt; deß denkt kein Nehmen,
Trägt ſich nicht ohne Sehnſucht nach Erwiedrung. —

Pag. 40 ſagt Gismunda:

Du ziehſt ein beglückter Schiffer,
Durch der roth ergrünten Thäler
Spiegelfluth; ich folge dir! —

Von den über alle Beſchreibung abgeſchmackten Bildern, welche der Herr Verfaſſer zum Beſten gibt, dürfte dieſes eine als Maßſtab dienen: Guiscardo ſieht, pag. 16, den König mit ſeiner Tochter kommen, und bricht in die Worte aus:

— — Dort bringt ſie mit ſich her der König,
Der alte Weinſtock ſeine goldne Traube!!! u. ſ. f.

Wir wagen es nicht, die Leſer dieſer Blätter mit Auszügen dieſer Art aus der zweyten Piece zu moleſtiren. Es iſt genug, zu ſagen, daß es ein in jeder Hinſicht würdiges Seitenſtück des erſten iſt. In einem Anhang zu dem Buche, worinnen die Verlagshandlung einige ihrer neueſten Erzeugniſſe ankündigt, leſen wir, daß auch »das Narrenbüchlein« daſelbſt zu haben ſey; davon waren wir bey Durchleſung dieſer dramatiſchen Wälder bereits ſattſam überzeugt.

—bm—

Taſchenbuch für die vaterländiſche Geſchichte. Herausgegeben durch die Freyherren von Hormayr und von Mednyansky. Dritter Jahrgang, 1822. Wien, im Verlage der Franz Härterſchen Buchhandlung. Gedruckt bey Franz Ludwig.

Auch der gegenwärtige Jahrgang dieſes in vieler Beziehung höchſt intereſſanten Taſchenbuches zeichnet ſich vortheilhaft aus. Es iſt unſtreitig für alle jene, welche in der Lektüre mehr als die Verſcheuchung der langen Weile ſuchen, ein ſehr erfreuliches Geſchenk. Die verdienſtvollen Herausgeber ſchreiten auf der betretenen Bahn mit dem rühmlichſten Eifer fort, und können auf dieſe Weiſe die Erreichung ihres ſchönen, löblichen Zweckes: Vaterlandsliebe durch Vaterlandskunde zu erwecken und zu nähren, nicht verfehlen. In der That könnte nur ein gänzlich in die Gemeinheit herabgeſunkenes Gemüth ungerührt bleiben bey den großen, glänzenden Erinnerungen, an denen unſere vaterländiſche Geſchichte ſo überreich iſt. Jene Anhänglichkeit und Liebe, — ja warum ſollen wir nicht ſagen, jene Vorliebe für den heimiſchen Boden, welche den Öſterreichern von ganz Europa zugeſtanden, ja von manchem ſcheelſüchtigen Tadler des Auslandes, als zu weit getrieben, ſogar getadelt wird, wird ſie nicht ganz begreiflich, wenn man die Geſchichte dieſes Staates, dieſe ſchöne Kette der erhabenſten Züge, der innigſten Hingebung gegenſeitiger Liebe zwiſchen Fürſt und Volk, welche ſie bildet, kennt? Dieſe Kenntniß von jeher, unter den glänzendſten, wie unter den dunkelſten Verhältniſſen, mit überſtrömender Liebe gefördert zu haben, iſt ein unbeſtreitbares Verdienſt des Freyherrn von Hormayr. Sein öſterreichiſcher Plutarch iſt ein Werk, welches auf die Maſſe des Volkes eingewirkt hat, wie wenige. Seine Beyträge zur Löſung der Preisaufgabe Sr. kaiſerl. Hoheit, des Erzherzogs Johann ſind der höchſten Aufmerkſamkeit würdig. Als Geſchichtſchreiber von manchem andern, z. B. von dem verdienſtvollen Chorherrn Kurz (unbeſtreitbar einem der erſten Geſchichtſchreiber unſerer Zeit) hoch überbothen, weicht er als Geſchichtforſcher keinem der jetzt lebenden Gelehrten. In dieſer Hinſicht ſind ſeine Verdienſte um die vaterländiſche Geſchichte unvergänglich. Die Geſchichte des Mittelalters, dieſes nur den Geweihten dieſer ernſten Wiſſenſchaft in ſeiner ganzen Größe bekannte Labyrinth, dankt ihm Aufklärungen, wie keinem zuvor. Seine ſämmtlichen Werke, ſein Archiv, und ſelbſt die Jahrgänge dieſes Taſchenbuches ſind ſprechende Beweiſe dafür. Durch die Vereinigung mit dem verdienſtvollen Freyherrn von Mednyansky, einem, im Fache der für Öſterreich in ſo vielfacher Beziehung ſo wichtigen Geſchichte der Magyaren, bewährten Gelehrten, hat dieſes Taſchenbuch eine ſehr erfreuliche Ausdehnung gewonnen, und wir dürfen daher jeden neuen Jahrgang deſſelben als eine wirkliche Bereicherung der hiſtoriſchen Literatur im Voraus begrüßen.

Dieſer dritte Jahrgang beginnt mit den Ahnentafeln. Hier werden die Geſchichten der Häuſer Lichtenſtein, Trautmannsdorf und Forgáts beſprochen. Mit beſonderer Liebe und Umſicht ſind die erſten und letzten erläutert. In der Geſchichte der Lichtenſteine ſind beſonders die Bemerkungen und Berichtigungen der genealogiſchen Träumereyen von hohem Intereſſe, und ein neuer Beweis der hiſtoriſch-kritiſchen Kenntniſſe des Herrn Verfaſſers.

An die Ahnentafeln reihen ſich die Beſchreibungen der Burgen. Für dieſen Jahrgang wurden das berühmte Zipſerhaus und das Schloß Neutra gewählt. Beyde ſind mit den Abbildungen der beſprochenen Feſten verſehen. Ref. hat ſchon in dem Berichte über den vorigen Jahrgang dieſes Taſchenbuchs bemerkt, daß in dieſer Hinſicht der ungariſche Theil deſſelben ein wenig zu viel beachtet werde. Wir hätten vermeint, daß auch öſterreichiſche, ſteyermärkiſche, böhmiſche, überhaupt die merkwürdigſten Burgen der geſammten Monarchie nach und nach abwechſelnd beſprochen und abgebildet werden ſollen; wir vermutheten dieß um ſo gewiſſer, da auch der vorige Jahrgang nur mit Abbildungen ungariſcher Feſten verſehen war, und ſahen uns ungern getäuſcht, da in dieſer Hinſicht Oeſterreich und Steyermark unſerm magyariſchen Nachbarlande gewiß nicht nachſteht. Die Beſchreibungen ſelbſt, ſo wie die Abbildungen, ſind indeſſen ſehr gelungen.

Die Legende von der heiligen Eliſabeth und Hedwig ſind anſprechende Ausarbeitungen des verdienſtvollen Herren Grafen von Mailáth. Der Willitanz iſt eine ſlaviſche Volksſage, von Thereſen von Artner mit Kenntniß und Leben in poetiſche Form gebracht.

Die intereſſante Rubrik: Sagen und Legenden, Zeichen und Wunder, liefert dieſesmahl eilf intereſſante Skizzen, reiche Fundgruben für Dichter und Mahler. Die gläſerne Kugel; die bereits im Morgenblatte dem Publikum bekannt gemachte: Felskapelle an der Waag, Sankt Georgs Felſenſprung, und der Abt zu Seitenſtetten — ſind Ref. als beſonders intereſſant erſchienen.

Niklas Iſthvánffy, durch ſeine Geſchichte von Ungarn, die den Zeitraum von Mathias Corvinus bis zur Krönung Mathias II. in klaſſiſchem Latein enthält, der gelehrten Welt rühmlich bekannt, hat hier ebenfalls ein wohlverdientes Ehrendenkmahl erhalten.

Herr Aloys Primiſſer, dieſer mit den ſeiner Aufſicht untergebenen Schätzen des Ambraſer Kabinets ſo innig vertraute Gelehrte, gibt die Fortſetzung der im vorigen Jahrgange abgebrochenen Nachrichten über Max I. Sammlung altdeutſcher Gedichte in einer Pergament-Handſchrift des erwähnten Kabinettes. Ref. erkennt gern die hiſtoriſche Wichtigkeit dieſer Dichtungen. Sie iſt in vielfacher Beziehung unbeſtreitbar; über ſeine Anſicht der Schönheit dieſer Gedichte aber hat er ſich ſchon oft genug ausgeſprochen. Dieſe barbariſchen Laute ſchön zu finden, wird ihn keine Autorität bewegen.

Der Aufſatz: die tyroliſchen Kanzler, iſt ein ſchätzenswerther Beytrag zum gelehrten Oeſterreich. Die lange Reihe verdienſtvoller Männer von Cyprian von Särentheim zu Nordheim (1503) bis auf den Freyherrn Joſeph von Hormayr zu Hortemburg (1759) wird hier, mit Kenntniß und Liebe geſchildert, uns vorüber geführt.

Eine gedrängte Skizze des thaten- und ſegenreichen Lebens des unſterblichen Grafen Franz Széchényi fand hier eine würdige Stelle. Dieſer wahrhaft große und edle Mann, die Zierde ſeines Vaterlandes und der Stolz deſſelben, iſt noch zu lebendig in dem Andenken ſeiner Zeitgenoſſen (er ward unſerer Verehrung erſt am 20ſten Dezember 1820 entriſſen), als daß nicht ein Gefühl von tiefer Wehmuth über ſeinen Verluſt ſich mit dem Intereſſe vereinigen ſollte, mit welchem wir hier die Andeutungen ſeiner unvergänglichen Verdienſte um Fürſten, Vaterland und Wiſſenſchaft der dankbaren Nachwelt aufbewahrt ſehen. Aber er weilt jetzt in einem beſſeren Leben, und unſer Schmerz wird geſtillt durch den Stolz, daß auch dieſer Mann uns angehörte, daß auch ſein Nahme ein heller Strahl iſt in dem Sternenkranze erlauchter Nahmen, welche den Ruhm des Vaterlandes den ſpäteſten Enkeln verkünden.

Den Beſchluß des Taſchenbuches macht die Bearbeitung eines altungariſchen Gedichtes: die Kaiſertochter.

Von Seite der Verlagshandlung iſt nichts geſpart worden, das Werk auf eine würdevolle Weiſe auszuſtatten. Der Druck iſt ausgezeichnet ſchön und rein. Die Kupfer: das Portrait des Fürſten Johann von Lichtenſtein, der Magyaren Franz Weſſelenyi, Nikolaus Iſthvánffy und des Grafen Szécſenyi (beſonders letzteres mit der ſprechendſten Ähnlichkeit), und die Burgen Zipſerhaus und Neutra, von Axmann und Stöber, ſind ausgezeichnet ſchön, unſtreitig die gelungenſten aller bisher erſchienenen Jahrgänge. Aufgefallen iſt Ref., daß die Unterſchriften der Portraite (jenes des Fürſten von Lichtenſtein abgerechnet) ſämmtlich nicht gleichlautend mit dem Texte abgefaßt ſind. Weſſelenyi wird im Text Weſſelenyi, Iſthvanffyi Iſthvanfyi, und Szécſényi Széchényi geſchrieben. Welches iſt nun das Wahre? Auch der Umſchlag iſt äußerſt geſchmackvoll, und die Idee der darauf dargeſtellten Ahnentafeln und Legenden, von den Wappenſchildern des Kaiſerſtaates umgeben, iſt ſinnig und anſprechend.

Man wird aus dieſer Inhaltsanzeige erſehen haben, wie viel Gutes und Schönes uns auch der dritte Jahrgang dieſes Taſchenbuchs bringt, und wie ſehr er die Theilnahme des gebildeten Publikums verdient. Seine Eleganz ſowohl, als der Reichthum und die Wichtigkeit ſeines Inhalts eignen ihn zum Toilettengeſchenk, wie zum nützlichen Leſebuch, und ſeine allgemeine Verbreitung iſt wünſchenswerth und nicht zu bezweifeln. **J. G. Weidmann.**

Gemeinnütziger und erheiternder Hauskalender für das öſterreichiſche Kaiſerthum, vorzüglich für Freunde des Vaterlandes; oder Geſchäfts-, Unterhaltungs- und Leſebuch auf das gemeine Jahr (von 365 Tagen) 1822, für alle Klaſſen des Adels, der Geiſtlichkeit, des Militärs, der Honoratioren und Bürger der geſammten öſterreichiſchen Monarchie. Wien, gedruckt und im Verlage bey Anton Strauß. In Kommiſſion bey Anton Doll.

Dieſes nützliche und belehrende Volksbuch, welches ſich ſeit ſeiner Entſtehung einer nicht gewöhnlichen Aufmerkſamkeit und Theilnahme zu erfreuen hat, umfaßt auch in dieſem Jahrgange alles nur immer mögliche, was in einem Werke dieſer Art dem Volke zum Nutzen und zur Belehrung mitgetheilt werden kann.

Ein vollſtändiger Kalender (für Katholiken, Proteſtanten, Griechen und Juden) mit allen Erklärungen, den Zeit- und Feſtrechnungen, den Jahres- und Tageszeiten, den Mondesvierteln und der Geneologie des Kaiſerhauſes, macht den Anfang des Werkes aus.

Dieſem Kalender folgt nun der unterhaltende und unterrichtende Theil des Buches. Dieſer beginnt mit einem aſtronomiſch-chronologiſch-meteorologiſchen Jahrbuche; mit Überſichtstabellen von Europa und dem deutſchen Bunde; einer Parallele: Aſien und Amerika, einem geſchichtlichen Überblick Deutſchlands, und dem Verzeichniſſe aller öſterreichiſchen Geſandten und Konſuln, ſo wie aller Geſandten und Konſuln der auswärtigen Mächte in den öſterreichiſchen Staaten (pag. 1—24).

Der zweyte Abſchnitt führt den Titel: Pantheon des Nationalruhms der Länder und Völker des öſterreichiſchen Kaiſerthums. Die in dieſer Rubrik erſcheinenden biographiſchen Skizzen führen uns in dieſem Jahrgang die unſterbliche, unvergeßliche Maria Thereſia, den Erzbiſchof Hohenwarth, den Feldmarſchall Laudon, Direktor Fiſcher und Kapellmeiſter Gaßmann vor das Auge; dieſe, wenn ſchon aus andern Werken nur entlehnten Darſtellungen ſtehen hier ganz an ihrem Platze (pag. 25—47).

Nun folgt aber ein durchaus origineller, die höchſte Aufmerkſamkeit erregender Abſchnitt, unter dem Titel: Jahrbuch der neueſten Ereigniſſe in Natur, Kunſt, Leben, Staat, Kirche und Wiſſenſchaft, in Rückſicht auf die öſterreichiſche Monarchie. Er enthält in ſechs und ſechzig Abtheilungen einen mit Sachkenntniß und Umſicht verfaßten Anzeiger der merkwürdigſten Erſcheinungen der Natur, des Menſchenlebens, der Wiſſenſchaften und Künſte, einen Ueberblick des Staatszuſtandes, der Verhältniſſe einzelner Menſchen (d. h. Geburten, Todesfälle ꝛc.) des Jahres 1821. Dieſe höchſt glückliche Idee gewährt in ihrer gelungenen Verwirklichung dieſem Buche einen ganz eigenen Reiz, und wird, immer vollſtändiger und zweckmäßiger eingerichtet, wie ſich dieß bey den Kenntniſſen des geſchätzten Herrn Verfaſſers und den Quellen, welche ihm (und vielleicht nur ihm allein) zu Gebothe ſtehen, mit Zuverſicht erwarten läßt, eine wahre Zierde der künftigen Jahrgänge dieſes Hauskalenders ſeyn (pag. 47—66).

iſt nicht denkbar, da es in vier Bänden vollendet iſt, und bey gehöriger Unterſtützung und Theilnahme des Publikums daher in Jahresfriſt vollſtändig erſchienen ſeyn kann.

Künftige Nachträge werden nicht etwa in einer verbeſſerten Auflage, wodurch die gegenwärtigen Unterſtützer des Werkes beeinträchtigt würden, ſondern in einem eignen Supplement-Bande nachgeliefert werden.

Für die Subſcription werden eigene Cirkularien im Lande rolliren.

Es iſt kaum zu bezweifeln, daß das Publikum dieſes Werk, deſſen Nützlichkeit einleuchtend iſt, nicht ſeiner Theilnahme würdigen ſollte. Verglichen mit Kindermanns und Lichtenſterns Arbeiten, mit ähnlichen Elaboraten über Schleſien, Mähren, Niederöſterreich, Oberöſterreich, Salzburg u. ſ. w., von Kneiſſl, Schwoy, Weißkern, Gielge und Hübner, ſteht Schmutzens Arbeit auf einer höchſt ehrenvollen Höhe. Er hat mit Aufopferungen aller Art Materialien geſammelt, wo ſie nur immer zu erhalten waren, hat mehr als dritthalb hundert Werke mit dem unermüdetſten Fleiße durchgearbeitet, um das Brauchbare und Wahre für ſeinen Zweck zu benutzen, und auf dieſe Weiſe das Werk vollendet, welches ihm zweifelsohne eine ehrenvolle Stelle unter den vaterländiſchen Topographen, und den vollen Dank ſeiner Zeitgenoſſen für die Ausfüllung einer in der Topographie des Vaterlandes oft und tief gefühlten Lücke verſichert.
J. C. Weidmann.

Brunhild, Trauerſpiel in fünf Aufzügen, von Ferdinand Wachter. Jena, in der Bran'ſchen Buchhandlung. 1821.

Wenn uns in den oben beſprochenen dramatiſchen Wäldern die Abgeſchmacktheit in ihrer größten Vollendung erſchienen iſt, ſo iſt dieſe Brunhild eine nicht minder glänzende Ausgeburt des Unſinnes. Wir geſtehen, noch nichts Ähnliches geleſen zu haben, und dürfen es in dieſer Hinſicht als ein wirkliches Curioſum dem Publikum empfehlen.

Zuvörderſt iſt zu bemerken, daß von den vier und zwanzig redenden Perſonen, welche in dieſem komiſchen Trauerſpiel auftreten, folgende abgeſchlachtet werden: im erſten Akt einer; im zweyten Akt drey; im dritten Akt zwey; im vierten Akt fünf; im fünften Akt ſechs; Summa ſiebenzehn Perſonen von vier und zwanzig. Die Todesarten ſind verſchieden. Eine Hauptrolle unter den Mordinſtrumenten ſpielen die Schramaſaxen (eine Art Dolch). Alle Augenblicke wird einer mit einem Schramaſaxen abgethan. Doch werden zur beliebigen Abwechslung auch einige vergiftet, zuſammengehauen (und zwar ſo, daß ſie ſtückweiſe weggeſchafft werden, man glaube nicht daß wir ſcherzen, und leſe pag. 52), und von Pferden zerriſſen.

Eine andere Merkwürdigkeit dieſer merkwürdigen Tragödie beſteht darinnen, daß in allen fünf Akten bey jedem Auftritt die Bühne verwandelt wird.

Der merkwürdigſte Theil dieſes dramatiſchen Ungethüms iſt aber die Sprache. Man urtheile aus folgendem Bruchſtück; Niger, ein Mörder, ſtürzt aus dem Gemache Galswindens, welche er eben erwürgte, und äußert ſich mit folgenden Redensarten (pag. 31 — 32):

»O daß ich brüllen könnte wie ein Löwe!
Abſcheu! Wuth! Tiegerklau'n mir in der Seele!
Wie's ſticht! gräbt! wühlt! nagt! reißt! zerrt! zittert! bebt:
Entſetzen aufgerüttelt! Schaudern! Knirſchen!
Los Weh! Pein! Qual! Furcht! Bangheit! Angſt! Verzweiflung!
Das Grau'n geboren! umgewälzt mein Weſen!
Schlürf ein das Weltmeer! löſch' es der den Bran
Der Hölle! Scheidewaſſer meine Hände! u. ſ. w.

Auf dieſe rührende Weiſe äußert ſich die Extaſe. Die Formeln des ruhigen Geſpräches ſind nicht minder reizend. Pag. 109 macht Guntram dem Biſchof eine Erzählung, welche dieſer mit den Worten unterbricht:

»Erzähle doch nicht alles ſo genau,
Es wird das Zopfband mir vor Aerger grau!«

und gleich darauf:

»Von Leudaſt nicht, von Guntram will ich hören,
Thu' mich doch nicht zu Gift und Gall empören!
Ich ſterbe! Quittengelb iſt meine Naſe,
Mein Leib zerplazt wie eine Seifenblaſe!«

Auf dieſe Weiſe geht es durch 190 Seiten fort.

Es iſt uns leider in unſern Tagen begreiflich geworden, daß man ſolches Zeug ſchreibt. Wie man es aber drucken kann, iſt etwas unbegreiflich.

Das Drolligſte iſt, daß der Hr. Verfaſſer glaubt, dieſes Trauerſpiel könne wirklich irgendwo aufgeführet werden, wie die verſchiedenen Anmerkungen beweiſen.
— bm —

Penelope. Taſchenbuch für das Jahr 1822. Herausgegeben von Theodor Hell. Zweyter Jahrgang. Leipzig, J. C. Hinrichs'ſche Buchhandlung.

Dieſer zweyte Jahrgang der **Penelope** hat Vorzüge über den erſten, welche ein erfreuliches Vorwärtsſchreiten des Unternehmens verbürgen. Er nimmt einen Platz unter den beſſern Erſcheinungen dieſer Art auf eine ehrenvolle Weiſe ein, und wir wünſchen dem verdienſtvollen Herausgeber herzlich Glück zu dem Gedeihen ſeines Werkes. Die Beyträge zu dieſem Jahrgange lieferten die Damen **Louiſe Brachmann**, **H. v. Chezy** und **Agnes Franz**, und die Herren **Van der Velde**, **Richard Roos**, **K. G. Prätzel**, **Guſtav Schilling**, **C. Lebrün**, **K. B. von Miltitz**, **Ernſt v. Houwald**, **F. Kind** und der Herausgeber.

Der bey weitem größte Theil der Beyträge iſt proſaiſch. Die Gedichte nehmen nur fünf Seiten ein. Unter den Erzählungen haben Ref. beſonders van der **Veldens Guido**, und **Roos's** Geſangbuch angeſprochen. Dieſe ſind unbeſtreitbar vortrefflich zu nennen. Aeußerſt zart, beynahe zu zart, iſt **Louiſe Brachmanns Knapp von Burgund**, doch dürfte er beſonders dem weiblichen Theile der Leſer ſehr anziehend erſcheinen. Des Verdienſtes eigener Erfindung entbehrend, aber als ſehr gelungene Ueberſetzung alles Lob verdienend, iſt **Hells** Marquiſe von **Gange** (aus Pitavals Causes célèbres. Tom. V. pag. 249); an und für ſich, zwar grauenvoll, aber von höchſtem Intereſſe, kann ſie, ſo nacherzählt, nur die aufgeregteſte Theilnahme erwecken. Unter den Gedichten iſt Ref. **Houwalds** Charade (der Spreewald) am intereſſanteſten erſchienen.

Das Titelkupfer zeigt uns das Portrait der lieblichen **Doris von Kaniß**. **F. Kind** ſpricht ſich in einem Aufſatze: über die Einwirkung des weiblichen Geſchlechts auf die Dichtkunſt, mit ſinnigen, treffenden Bemerkungen über den Gegenſtand überhaupt, als auch beziehungsweiſe auf die dargeſtellte herrliche Frau aus. Die übrigen Kupfer, ſämmtlich zu Gedichten **Schillers** (vier zum Gang nach dem Eiſenhammer, eines zu **Hero** und **Leander**, eines zum Mädchen aus der Fremde) ſind gelungen zu nennen. Das achte Kupfer ſtellt eine Anſicht des großen Theaters von **Pompeji** dar. **Th. Hell** gab die Erklärung dazu. Sie iſt intereſſant und unterrichtend. Aeußeres und Inneres des Taſchenbuches eignen es zu einem angenehmen Toilettengeſchenk.

F. C. Weidmann.

Die Mahlerinn Louiſe la Vigne.

Dieſe junge, in **Braunſchweig** geborne Künſtlerinn, welche ſich früher bloß mit Miniatur- und Paſtellmahlerey beſchäftigte, begann vor zwey Jahren in **Dresden**, unter Anleitung des berühmten Profeſſors **Rößler** ſich mit Oehlmahlen zu verſuchen. Sie machte ſchnelle Fortſchritte, welche ein ſchönes Talent beurkunden. Ihre Portraite werden von Kennern, ſowohl rückſichtlich des Pinſels als der Aehnlichkeit, ſehr gelobt.

Sie gedenkt ſich nunmehr nach **Wien** zu begeben, um daſelbſt ihr Talent, im Anſchauen der großen Meiſterwerke unſerer Gallerien, und durch Rath und Anleitung hieſiger Künſtler, möglichſt zu entwickeln. Man beſitzt gegenwärtig bereits hier eines ihrer Gemählde, **Madonna** mit dem Kinde, und der heil.

Joſeph, nach Raphael. Ref. hat es geſehen, und kann nur günſtig davon urtheilen. Die Behandlung des Fleiſches iſt zwar noch etwas rauh (ſie hat indeſſen das Bild ſchon vor zwey Jahren gemahlt), aber den Geiſt des unſterblichen Künſtlers hat ſie unſtreitig richtig aufgefaßt, und dieß iſt im Grunde doch die Hauptſache. Das Techniſche der Kunſt findet ſich leicht, wenn der göttliche Funke in der Bruſt glüht; und der geheimnißvolle Schooß der Pallette öffnet ſich gerne den Berufenen zur Kunſt. Wenn Mad. la Vigne Fleiß und aufrichtiges Streben mitbringt, ſo glauben wir verſichern zu können, daß ſie eine bedeutende Stufe der Kunſt erklimmen werde. An Aufmunterung, Belehrung und Theilnahme wird es ihr nicht fehlen. — bin —

Rheinblüthen. Karlsruhe, bey Gottlieb Braun,

Dieſer zweyte Jahrgang der Rheinblüthen bringt recht ſinnige, erfreuliche Gaben zum Geſchenk. Theodora, eine Erzählung von dem Herausgeber, Hrn. A. Schreiber, zeichnet ſich durch einfachen Gang und gediegene Sprache vortheilhaft aus. Doch wird ſie noch überbothen durch Fr. v. Chezy's vortrefflichen »Oberrichter von Moskau;« dieſe Erzählung reiht Ref. unbedenklich den gelungenſten Schöpfungen dieſer Gattung an. Das Kolorit iſt zwar äußerſt düſter, aber die Art und Weiſe, wie die Frau Verfaſſerinn in den Geiſt der von ihr dargeſtellten Zeit einzugehen verſtand, die Gewandtheit, mit welcher ſie mit ſtarken kräftigen Zügen die Charaktere der handelnden Perſonen durchführt, und das Intereſſe von der erſten bis zur letzten Seite feſtzuhalten und zu ſteigern wußte, verdienen das größte Lob; dieſe Erzählung iſt unſtreitig die Zierde des Taſchenbuches. Schreibers »Adolph von Naſſau« iſt anziehend vorgetragen.

Unter den Gedichten ſcheinen Ref. jene Guſt. Schwab's den Vorzug vor allen übrigen zu behaupten. Ludwig Robert gab deren ſechs, welche ſämmtlich, mit Ausnahme des neu-alten Liedes, welches beſſer weggeblieben wäre, Lob verdienen. Beſonders ſinnig iſt Ref. die Wahrheit zu Sais erſchienen. Grillparzers Werbung iſt eine niedliche Kleinigkeit. Der unerſchöpfliche Haug erſcheint auch hier wieder mit einigen Epigrammen, und Juſtinus Kerner gibt Probeſcenen aus ſeiner Poſſe (oder vielmehr Operette, denn was ſollen ſonſt die eingeſchalteten Poeſieen?): Die Bärenritter, denen wir Laune und komiſche Kraft zugeſtehen müſſen. Hrn. Lembkes: Schweizerheimweh, hat Ref. ſehr freundlich angeſprochen. Weniger Caſtellis »Lehre für junge Mädchen« und Bührlens, Biedenfelds und Eccards Gedichte. Gelb's idylliſcher Hymnus hat ihn durchaus kalt gelaſſen. Die von einem Ungenannten mitgetheilten Gedichte in niederſchwäbiſcher Mundart ſind unbedeutend, und reichen in keiner Hinſicht an Hebels vortreffliche alemanniſche Lieder, Grübels und Caſtelli's Dichtungen dieſer Gattung. (Wir ergreifen dieſe Gelegenheit, Hrn. Caſtelli an die Herausgabe dieſer Lieder in öſterreichiſcher Mundart zu erinnern. Die Bruchſtücke, welche er davon mittheilte, laſſen uns etwas Vorzügliches hoffen, und er wird ſeinen Nahmen dadurch ſicher auf eine rühmlichere Weiſe verewigen, als durch den Hund des Aubri, für deſſen Verpflanzung auf die deutſche Bühne er dem guten Geſchmack noch eine Satisfaktion ſchuldig ſeyn dürfte.) Millauers: Sängers Rückkehr, Schweighauſers Theophanie und Weſſenbergs Gedichte verdienen rühmliche Erwähnung.

Die Kupfer des Taſchenbuches ſind ſchön. Ausgezeichnet ſind die beyden von Frommel nach der Natur gezeichneten Blätter, Scylla und Charybdis, und Stift Salem von Heldenwang. Druck und Papier (aus der Engelmann'ſchen Offizin in Heidelberg) ſind gut.

J. C. Weidmann.

Redacteur, Drucker und Verleger wie bey dem ganzen Blatte.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

90.

(Wien, Samstag den 10. November.)

Das gelehrte Bedlam.

Rückblicke auf das gelehrte Unweſen, mit Seitenblicken auf das Weſen der Gelehrſamkeit.

Zweyte Lieferung.

B. Bedlam.

Kaum abgereiſt, ſind wir ſchon am Ziele, und doch ſind wir im Buchſtaben B eigentlich zu Hauſe *); aber wenn gleich Bedlam nur ein Narrenhaus iſt, ſo präſentirt es ſich noch immer architektoniſch genug, um von welchem für ein gelehrtes Inſtitut gehalten zu werden, und mancher Profeſſor der Metaphyſik oder juris gentium glaubt ſich im Ernſte in einem Seminario, wo Antrittsreden für Lehrſtühle einſtudirt werden, wenn er Bedlam betritt. Das Deſtillat dieſer uralten Anſtalt heißt Bibliothek, und Oſimandias, der Ägypter-König, der nach Diodor zuerſt **) den Helm auf den gährenden Kolben der Meinungen und Anſichten ſetzte, überſchrieb die Tropfen, die er ſolcher Geſtalt abzog, ſehr mit Unrecht: »Heilmittel für kranke Seelen«, es ſey denn, daß er Ironie genug beſeſſen, um viele ſeiner Papyrusrollen für Krebsbüchlein anzuſehen. Allein wenn auch eher Gift als heilende Tropfen in den Bibliotheken zu Hauſe ſeyn ſollte: ſo ſorgt doch der ſchützende Genius der Menſchheit, Indolenz genannt, dafür, daß kein Mißbrauch geſchehe mit dem gifthaltenden Heilmittel der Seelen. Wie überflüſſig erſcheint uns daher die Sorge eines pedantiſchen Baumeiſters ***), welcher den Rath gibt, den Bibliotheken Fenſter gegen den Aufgang der Sonne zu geben, damit

---

*) B, der zweyte Buchſtabe des hebräiſchen Alphabets hieß Beth, Haus, von der Aehnlichkeit des hebräiſchen Schriftzeichens Beth mit einem Hauſe; der Linguiſt Volney ſetzt aber voraus, daß dieſe Aehnlichkeit daher entſtanden ſey, daß man die Buchſtaben nach Gegenſtänden genannt habe, deren Benennungen mit eben dem Buchſtaben anfingen, den man damit bezeichnen wollte, die Geſtalt dieſer Gegenſtände wurde dann jene der Buchſtaben. —

**) Oſimandias legte die älteſte Bibliothek in Aegypten an, und verſah ſie mit der Inſchrift: »Ψυχης Ιατρειον.«

***) Bibliothecae in orientem spectare debent, usus enim matutinum postulat lumen. Vitruvius, Lib. VI. cap. 7. —

Käthchen.

Geh — lauf — fuhr er fort, ſuche das Fräulein auf, und ſage in meinem Nahmen dem herrlichen Mädchen, dem Engel, — und wie er das ſagte, machte er ein Paar Augen — ein Paar Augen, nun, man muß ſie geſehen haben, wie ich; — Anfangs hatte ich ein wenig Furcht vor dem fremden Manne, aber als er dieſe Augen machte, da war ſie auf einmahl verſchwunden, denn es waren eben die Augen, wie ſie mein Philipp immer machte, wenn er zu mir ſprach: Käthchen, ich liebe dich.

Sophie.

Nun, und was ſollteſt du denn in ſeinem Nahmen ſagen?

Käthchen.

Nichts, gar nichts.

Sophie.

Wie?

Käthchen.

Er gab mir einen Brief an Sie, der ſoll Ihnen viel ſagen.

Sophie.

Wo haſt du ihn, Käthchen, o gib, gib —

Käthchen.

Da iſt er. — Sollte man doch darauf ſchwören, Sie kennen den Mann, der ihn ſendet.

die Leſenden das Morgenlicht benützen können; — die Sonne unſerer Morgen beleuchtet ganz andere Dinge als aufgeſchlagene Bücher, und die unſchuldigſten Augen, die es erhellt, ſind gewiß die noch ſchlafenden. Richtet man aber auch noch heut zu Tage die Fenſter der Bücher-Repoſitorien gegen Aufgang, ſo geſchieht es nur, um ihre Ähnlichkeit mit den Grabſtätten (ein gewiſſer Lichtenberg leitet repositorium ohnehin nicht von reponere, ſondern vom Franzöſiſchen repos her) zu ſteigern, — laſſen doch die Ägypter gegen Oſten auch ein Loch in den Gräbern ihrer Todten offen. Wie ſehr aber Bibliotheken herzſtärkend in das Leben einzuwirken vermögen, lehrt uns das Beyſpiel der lebensweiſen Kleopatra; wer weiß, ob die Schlange nicht früher einer Unglücklicheren den Todesbiß verſetzt, oder die lezte Königinn Ägyptens gar nicht gebiſſen haben würde, hätte ihr nicht Antonius *) in der ſchönſten Zeit ihres und ſeines Lebens die zweymahlhunderttauſend Bände (Rollen) der berühmten Bibliothek von Pergamus geſchenkt, — wahrlich ein Geſchenk, bey deſſen Erwähnung unſre heutigen liebenden und geliebten Großen doch ein wenig erröthen ſollten; — Kleopatra kaufte Weisheit um Liebe — wir zahlen die Liebe baar und geben höchſtens einen Almanach in den Kauf; ob wir hierbey, wo nicht Weisheit, ſo doch geſunden Menſchenverſtand um Liebe hingeben — doch nein! — könnte wahre Liebe auf irgend eine Art, um irgend einen Preis, Gegenſtand des Schachers werden; wir wüßten, wo wir ſie zu ſuchen hätten — aber ſo! — Geſchwind auf dieß hors-d'oeuvre einen zur Sache gehörigen Beleg, daß die gelehrte Welt nicht minder als die ungelehrten Herzen Trug und Täuſchung in den Grundfeſten ihres Seyns zu entdecken glauben — leichtgläubige Mädchen in der Liebe, hartgläubige Gelehrte in — den Büchern. Steh' denn auf, zweifelſüchtiger Hardouin! Homer, Anakreon, Virgil, Horaz erſchienen dir ſammt ihren Dichtungen als Dichtungen witziger Kloſterleute aus dem zwölften Jahrhunderte, als Werke von Männern, deren Beſcheidenheit und Genie vereint gewiß mehr Bewunderung einernten würde, als das einzeln glänzende Genie des wahren Homer! Dem Großen raubt keines Zweifels Macht die feſt daran geknüpfte Luſt an der Größe des Menſchengeiſtes — daß es da iſt, beweiſt genug zum Vortheile deſſen, der es geleiſtet; — ob ein ſolcher aber die Toga oder den Bußrock getragen, gilt gleich, und ſomit père Hardouin — doch ſie verſtehen mich, und ſie werden verſtanden, denn ſie ſtehen nur zu ſehr hier an ihrem Platze. — Wer vor einer Verſammlung von Menſchen ſteht, deren jeder das Wort führen will, und laut genug auch führt, iſt mit ſeinem Gehirne nicht weniger in Ordnung, als ein junger Encyklopädiſt, ein moderner Vielerleywiſſer (das Vielwiſſen hat man als unbequem und Kopfweh erzeugend verſchrieen), den man in eine Bibliothek exilirt. In Schlachtordnung ſtehen da die Manen **) nie geleſener Autoren, und eine einzige Kolonne enthält in der mindeſten unſerer Bücherſammlungen mehr Worte (den

---

*) Plutarch. in vita M. Antonii.

**) Ein zweydeutiges Mittelding zwiſchen Geiſt und Körper, — etwa ſo wie unſere Geſpenſter, im Grunde aber gewöhnlich noch weniger zu fürchten als dieſe.

Geiſt hat man noch nirgend nachgerechnet) als jene des Ptolomäus Philadelphus in Alexandrien 1); — wem aber vor Gräbern grauet, deren Ähnlichkeit mit Bibliotheken ich bereits berührt habe, der betrete ja keine derſelben; denn wenn auch heut zu Tage mit dem Glauben an Geiſter, die wandelnden Geiſter aus den Kirchhöfen und Bibliotheken verſchwunden ſind (und ſich vielleicht nur noch auf der Schaubühne, jedoch mit einer großen Portion des bekannten Typus Leibnitzianus verſehen, der einige ſogar an ihrer Geiſterſchaft zweifeln macht, erhalten haben): ſo erwachen doch in jedem Bibliotheksbeſucher bey dem Anblicke der tauſend und abermahl tauſend Bücher-Rücken-Schildchen mit den goldenen Nahmenszügen der Verfaſſer leicht Erinnerungen, wie ſie den Spitzkopf des Japaners durchkreuzen, wenn er den Nahmen ſeines Vaters, auf ein zierliches Bretchen 2) geſchrieben, in der Nahmen-Sammlung ſeiner Väter und Verwandten erblickt, und dabey nicht minder gerührt wird, als ein reiſender Gelehrter, der ſein eignes Werk in einer ausländiſchen Bibliothek erblickt; — der Japaner fühlt die Schmerzen eines guten Sohnes um den verblichenen Vater, aber dieſe Schmerzen haben etwas Erhebendes, weil der Volksglaube die Geiſter der Abgeſchiedenen an jene Bretchen bannt, — etwas Ähnliches fühlt der reiſende Gelehrte; ſeine Freuden ſind aber Vaterfreuden, auch er glaubt einen Geiſt zu ſehen, ſein Kind iſt zwar im Grabe, aber das Rückenſchildlein ſichert demſelben eine Unſterblichkeit, die ein Japaner durch ein Iſay-Bretchen nur halb erreicht.

Sind nun aber Bibliotheken keine Seltenheiten mehr, weil eines jeden Worte in der nächſten Stunde ſchon gedruckt vorliegen können: und iſt es jedem Hans ſchon ein Leichtes geworden, den Ehrenbeynahmen des gelehrten Harius 3): »Bücherhans« zu verdienen: ſo wäre es kein undankbares Unternehmen, wenn die Bibliothekare Banquerott anſagten, und ihre zahlreichen Papiere auf deren eigentlichen Werth reducirten, was durch Auszüge 4), vielleicht auch durch Feuersbrünſte am leichteſten erzielt würde. Aber was würde dann aus den bibliographiſchen Seltenheiten werden? rufen mir Naigeon 5) und Renouard zu. Die ganze Welt iſt nach der Anſicht eines gewiſſen italieniſchen Abbate 6) älter als

---

1) La Croix du Maine berechnet, daß die 700,000 Manuſcripte der Alexandriniſchen Bibliothek, gedruckt, nur beyläufig 7000 Bände geliefert haben würden.

2) Die Nahmen der Verſtorbenen in Japan werden auf Bretchen geſchrieben, die Iſay's heißen, und in den Familien, oft Jahrhunderte lang ſorgſam aufbehalten, als Stammregiſter dienen; dieſen Iſays, umſchwebt von den Seelen der Abgeſchiedenen, ſtellen dankbare Enkel zu gewiſſen Zeiten Feſte mit Opfern an. S. Cerémonies usitées au Japon pour les mariages et les funérailles, par feu M. Titsingh. Paris.

3) Harius, der eine große Bibliothek nach dem Haag gebracht hatte, erhielt davon den Beynahmen Johannes de libris.

4) Die Kompilation der Digeſten (Salmas prol. in Jul.), die Auszüge, welche Konſtantin Porphyrogenetes im zehnten Jahrhunderte aus vielen Autoren machen ließ, (Vossius de histor. graec. L. 2, c. 26), die Arbeiten Juſtins des Abkürzers, waren ähnliche heilſame Reduktionen; mit Unrecht bedauern Einige den Verluſt der abgekürzten Urſchriften, während Andere in den beſten erhaltenen Klaſſikern nur Auszüge erblicken wollen.

5) Naigeon war bis zum Jahre 1811 der größte Biblioman in Paris.

6) Se il mondo non è eterno, ſagte ein Abbate auf dem monte Bolca, per Dio è molto vecchio! —

man glaubt, was ſoll nun ein altes Buch vor einem alten Steine voraus haben? und der jüngſte Stein iſt denn doch älter als das älteſte Buch, und in manchem Steine mehr zu leſen als in vielen Büchern. Zudem, damit ich wieder nach Bedlam einlenke, worin beſtehen die Seltenheiten der nicht mehr ſeltenen Bibliotheken? O, es gehört nur die Bosheit eines Valens Acidalius *) dazu, der die Weiber nicht für Menſchen gelten laſſen will, damit deſſen anonymer Traktat, der die Beweiſe dazu liefern ſoll, eine Seltenheit werde, oder das erfinderiſche Genie der Frau von Monteſſon **), welche von ihren ſchlechten Théâtres und Mélanges nur zwölf Exemplare drucken läßt, damit die Originalauflage der Werke dieſer originellen Frau kaum mit Golde aufgewogen werden könne; wahrlich Madame Monteſſon widerlegt den Acidalius! — die Frauen verſtehen ſich darauf, die Thorheiten Anderer zum Gedeihen ihrer eigenen zu benutzen, und ſie gleichen hierin ganz den Gelehrten; ſind dieſe aber Menſchen: ſo gebührt dieſer Ehrennahme gewiß auch den Damen. Nun merkt doch gewiß jeder Leſer, daß wir wieder in Bedlam ſind, und zwar ſo ziemlich dort, von wo wir ausgegangen, denn Bethlehem-house iſt ein rundes Haus, das wiſſen auch die Kinder, und wir laſſen es Gelehrteren über, zu entſcheiden, ob das artige Erdenrund nicht ein Vorbild jenem Hauſe geweſen? iſt es ſo, dann wird uns begreiflich, wie ein großer Dichter ***) behaupten kann: nicht das Betrachtenswerthe wohl aber die Albernheit ſey unendlich, und das Unendliche iſt ja, nach Albrecht Haller, »ein Zirkel, deſſen Umkreis aller Orten, deſſen Mittel nirgend iſt« und ſomit iſt es das Runde der Albernheiten, was ſie unendlich macht. Exempla sunt odiosa! — Und nun Glück auf! ſchriebe ich, gleich Lord Byron, die Zeile für zwey Guineen: wie herzſtärkend müßte die Göthe'ſche Unendlichkeitserklärung der Albernheit auf mich einwirken: da es aber mein Ziel ſeyn muß, ſo zu ſchreiben, daß mir Mancher gerne zwey Guineen gäbe, wenn ich dieſe oder jene Zeile nicht geſchrieben hätte: ſo beunruhiget mich dieſe unendliche Albernheit gar ſehr; — die Wahl wird ſchwer unter ſo Vielem, und das Horaziſche »cui lecta potenter erit res illum nec copia deseret nec lucidus ordo,« darf ich nicht einmahl vor Augen haben; bey ſo tiefem Eindringen in meinen Gegenſtand könnte ich leicht in Gefahr gerathen, darin zu untergehen; — wie das Leſen großer Dichter minderen Dichtern Daſeyn gibt und Aufgeblaſenheit, weil dieſe ihr Wollen ſo hoch anſchlagen als die Leiſtungen jener (eine Gegenrechnung, die wohl in der Kritik der praktiſchen Vernunft eines Kant, von dem man nicht genug loben konnte, daß er keine eigentliche Logik geſchrieben, nicht aber in deſſen Betrachtungen über das Schöne Platz und Gnade finden konnte), ſo könnte mich leicht bey Durchſtreifung der närriſchen Wälder (ich erlaube mir dieſes Wort mit dem Rechte, mit dem man kritiſche und andere Wälder, Baco — ſogar eine silvam silvarum ſchrieb) die Nachahmungsſucht, an der die Menſchen ſeit ihren Urältern leiden, zu närriſchen Anſichten und Streichen verleiten, die mich nicht weniger koſten würden, als das Naſchen vom Deſſert der Schlange. Stürzte ſich der weiſe Ariſtoteles in den Waſſerſchlund des Euripus *), weil er deſſen Ebbe und Flut nicht erklären konnte, und endete ſo der Weiſe mit einer Thorheit: ſo will ich das Geſetz der Weisheit nicht auf die ewige Flut des Albernen anwenden, und bleibe ich fragmentariſch und unvollſtändig; ſo wirft mir höchſtens Dieſer oder Jener vor, daß ich ſeine Werke nur oberflächlich ſtudirt habe, nicht bedenkend, daß ich ſie eigentlich ungeleſen hätte laſſen ſollen. Aber für wen ſchreibſt du denn alſo? — ruft man mir ungeduldig zu; ich antworte: es iſt ein Fehler der meiſten Schriften von der Art der gegenwärtigen, daß ſie jene beym Nahmen herbey rufen, die ſie durch Lockſpeiſen in die Falle ziehen ſollten, und daß es den Verfaſſern dann geht, wie den Spaßvögeln, die dermaßen über ihre guten Einfälle entzückt ſind, daß ſie dieſe vor Lachen gar nicht an Mann bringen können. Übrigens möchte ich, im Vorbeygehen geſagt, lieber magister in partibus **), als ein wirklicher Magiſter (und ſey es in Leipzig) ſeyn, der mit dem Ernſte der Wiſſenſchaft Hoccus-poccus-Künſte macht, und wie ein Taſchenſpieler aus der Taſche ſpielt, das Geld nämlich aus der Taſche ſeiner Leſer und Zuhörer in die ſeinige zu ſpielen; worüber in dem folgenden Kapitelchen ſo mancher den nöthigen Aufſchluß bekommen ſoll, um wenn er einſt ſtirbt, aufgeklärt über das Weſen ſeiner Kunſt mit dem verſcheidenden Nero ***) ausrufen zu können: »Ach, welch' ein Künſtler ſtirbt in mir!«

---

*) Dieſer berühmte Kommentator des Plautus († 1595 zu Breslau) ſoll den anonymen Traktat der Frage geſchrieben haben. Greßler Dissert. de mutat. nomin. Decas; Placcius theatrum anonym. p. 373, und Bayle rechtfertigten den natürlich heiß verfolgten Autor. — Vergl. Schroederi dissert. de mysogynia eruditor. Lipsiae 1717.

**) Dieſe eitle Frau ließ 1782 — 1783, acht Bände mit Oeuvres anonymes, Théâtres und Mélanges mit großer typographiſcher Eleganz, und zwar nur zwölf Exemplare, bey Didot drucken; da die Hälfte dieſer Ausgabe verunglückte, ſo gehören die geretteten ſechs Exemplare zu den größten bibliographiſchen Seltenheiten, kaum übertroffen vom zweyten Theile der Hevel'ſchen Machina coelestis! —

***) In Meiſters Wanderjahren, Stuttgart 1821, pag. 81, heißt es nämlich: »So lange wir allein ſind, bilden wir uns ein, das Betrachtenswerthe ſey unendlich; hat man aber eine Weile geſprochen, ſo ſieht man, wie bald ſich das Alles erſchöpft. Nichts iſt unendlich als die Albernheit.« Jeder bemerkt das fatale Dilemma cornutum für Vielſchreiber, das in dieſen Zeilen ſteckt! —

---

*) Ariſtoteles ſoll ſich, zu Folge den Nachrichten Juſtins des Heiligen und des Gregorius von Nazianz, in den Euripus (eine Meerenge zwiſchen Hellas und Negropont) aus Verdruß, weil er die Ebbe und Flut derſelben nicht erklären konnte, geſtürzt haben. Andere behaupten, er habe ſich (Eumel. ap. Diog. Laert. in Aristot.), aus Furcht vor der Rache einer Prieſterinn der Ceres, die ihn wegen abgöttiſcher Liebe zu ſeiner Frau (Pythias) verfolgte, vergiftet. Solche Züge aus dem Leben (hier Sterben) berühmter Gelehrten gehören eigentlich in den Text: ſind ſie wahr, um dieſer Männer ſelbſt, im Gegenfalle um der Geſchichtſchreiber willen; da man aber nur ein Mahl ſtirbt, ſo verdient der zweyfache Tod des Ariſtoteles in beyder Hinſicht hier einen Platz.

**) Dem Naudaus zu Folge, lieſt man in Rom folgende Grabſchrift eines Doctors in partibus:

> Hic jacet [illegible],
> Qui fuit Romae coquus,
> Magister in artibus
> Et Doctor in partibus
> De gratia speciali,
> Mortuus in hospitali.

***) Qualis artifex pereo! Suet. in Neron. Cap. 49.

C. Ein Paar Geburtshelfer.

Bedlam iſt ein Hoſpital; — natürlich kommen daſelbſt viele Fälle von Niederkunften vor. Die geſchwächten Faſern unſers Jahrhunderts machen die geiſtigen Geburten oft ſchwieriger, als jene reinphyſiſchen unſerer Damen. Die Ephemeren unter den Kindern des Menſchengeiſtes, die witzigen Gedanken, ſprudeln nicht mehr, wie ehedem, ſie kommen tropfenweiſe, und man kann ſelbſt bey dem gewandteſten Witzbolde des Tages, wie bey der nach Vorſchrift der pharmazeutiſchen Kunſt verbereiteten Deſtillation des ätzenden Salmiakgeiſtes, zwiſchen dem Fallen zweyer Tropfen bequem bis auf Sechſe zählen, ob aber auch in beyden Fällen die Tropfen gleich ſtechend in die Naſe ſteigen, gehört nicht zum Gleichniſſe; genug der Witz will nunmehr ſeine Kinder mit der Zange zu Tage fördern, und, um völlig modern zu erſcheinen, bey Waſſer auferziehen. Umſonſt ſtellt ſich dieſer Anwendung der obſtetriziſchen Kunſt (in Kunſtwörtern hat man es ſehr weit gebracht) ein natürlich witziger Sacombe *) entgegen — umſonſt! man zwickt ihn mit der Zange, gegen die er eifert, wohl erkennend, daß ihn die Zähne des Kindes nicht zum Schweigen bringen dürften. Kotzebue gibt irgendwo in einer Vorrede förmlichen Unterricht, wie man ſich gewöhnen müſſe, die ungereimteſten Dinge durch des Witzes Band zu reimen; gewiß, der Witzige beweiſt durch dieſe Anleitung zum Witze, daß ſein eigener nicht Folge des Studiums geweſen, — er vergaß ſogar, was Cheſterfield vom Witze behauptete »Suchet, und ihr werdet — nicht finden.« —

Wie beym Gedröhne der großen Glocke in China die Weiber ins Kreiſen gerathen, ſo kommen auch viele Gelehrte alſobald mit ihren Neunjahr-Geburten **) nieder, wenn die Sturmglocke des Beyfalls einen ihrer Genoſſen beglückt. Wie beym Schalle der kupfernen Becken von Dodona ***) die Stimme des Orakels erwachte; ſo hebt ſich die Stimme von Schriftſtellern, die bisher ſo obſcur waren, als die Sprüche jenes Orakels es in einem andern Sinne geweſen, ſobald die Stimme des Volks ****) einen aus ihrer Mitte vergöttert; in ihrem Innern geht eine Bewegung vor ſich, jener ähnlich, mit der zu Aarons Zeit das goldne Kalb von gewöhnlichen Kälbern angeblickt worden wäre, hätten dieſe Schriftſtellereitelkeit beſeſſen.

Glockengeläute (auch das verwandte Schellengeklingel, perſiſch höchſt onomatopöiſch: »Dſcheladſchel;« Etymologie iſt ein verführeriſches Studium!) hat von Alters her als Zeichen des Auf- und Zuſammenrufens gegolten. Ariſtoteles, ein großer Philoſoph und Parfümeur *) (ſagte ich Rauchmacher, könnte man's leicht für Satyre halten), pflegte ſich ſelbſt dadurch aus dem Schlaſe zu wecken, in den er oft wegen allzu großer Anſtrengung verfiel, daß er ſtets eine ſilberne Kugel in der Hand mit ausgeſtrecktem Arme über ein ehernes Gefäß hielt, — ſchlief er ein, ſo erweckte ihn das Geräuſch der fallenden Kugel. Dieß Geheimniß theilte er ſeinem Schüler, dem großen Alexander **) mit, — wie gut Letzterem die Lektion bekam, erhellt daraus, daß er, ein Feind unnützer Ruhe, den ganzen Erdkreis in Unruhe brachte. — Von der Wunderkraft der Schellen kann man in Flögels Geſchichte der Hofnarren (Liegnitz 1789) viele erbauliche Beyſpiele nachſehen; mich erbaut das ganze Buch, denn ich lerne daraus, daß die winzige Narrenſpecies der Hofnarren einen Geſchichtſchreiber verdient, und dieſe Lehre dient mir zum Troſte, der ich ein viel aufgeblaſeneres Narrenvolk beſuche.

---

*) Sacombe ſtrebte der Brown der Geburtshelfer zu werden, und die ſeit Chamberlaine bis Oſiander durch verſchiedengeſtalte Marterwerkzeuge verdrängte Natur wieder als Hebamme anzuſtellen, das Wochenbette aber nicht weiter dem Escalero (Schnürtroge) der ſpaniſchen Inquiſition gleichen zu laſſen.

**) Das nonum prematur in annum des Horaz wird oft mißverſtanden, und Schiller in den Briefen über ſeinen Don Carlos will es, und zwar mit Recht, den poetiſchen Hervorbringungen nicht auf die Zeugung, ſondern nur auf die Ausbildung eines Werkes angewendet wiſſen. Schildkröten zeugen langſam, aber nur wieder Schildkröten.

***) Aes Dodonaeum hieß bey den Alten ein Plauderer, gleichviel, ob gelehrt oder ungelehrt.

****) Seneca (epistol. 29.) ſagt ein beherzigungwerthes Wort über die Stimme des Volks: nunquam volui placere populo, nam quae ego scio, populus non probat, et quae populus probat — ego nescio! —

Von der Ruhmſucht, Titelſucht, von Doktorhüten, Lorberkränzen und Honorarien will ich hier gar nicht reden, bey der zunehmenden Sittenloſigkeit hat das ſtets willfährige Genie dieſe allegoriſchen Perſonen, nichts weniger als allegoriſch zu der Ehre der Vaterſchaft ſo mancher ſeiner Kinder erhoben. Es bleiben mir daher, ſonderbar genug, zwey ſich ſehr widerſprechende Helfershelfer der gebärenden Berge, Schriftſteller genannt, aufzuführen übrig, Schimpf und Schmeicheley.

Es gibt nämlich Schriftſteller, welche nichts mehr ärgert, als daß ſich Niemand über ſie ärgern will. Sie ſuchen ſich Gegner, an deren Berühmtheit ſie ihre eigene knüpfen möchten, und finden ſie Niemand aufgelegt, ſich mit ihnen zu balgen; ſo treten ſie anonym gegen ſich ſelbſt auf, und widerlegen in der Folge ihre eigenen Angriffe auf das Glänzendſte. So hat ein Poet, Garopolus, ſein Gedicht auf Karl den Großen öffentlich ſehr ſcharf durchgezogen, dann aber gerechtfertiget, und ſich ſo eine Art Berühmtheit erworben, deren Mutter nun einmahl gewiß die Thorheit iſt, ob aber ſeine eigene, oder jene der Nachwelt und die meinige, mit der ich ſeinen Nahmen hier nenne, iſt hart zu entſcheiden.

Das Beſchimpfen großer Werke und Männer iſt ein zwar ſehr gemeiner, aber nichts deſto weniger ſtets mit Erfolg gekrönter Kunſtgriff, zur Berühmtheit zu gelangen, und Caſpar Schoppius ***), der die beyden Scaliger, den Lipſius, Thuanus, Voſſius, Caſaubonus und andere Gelehrte verläſterte, und den Phädrus und den Cicero latein lehren wollte, hat ſich doch einen Platz in Bayle's gelehrtem Pantheon (Sciopius not. K. in Bayl. Lex.) und den Beynahmen Canis grammaticus erworben.

---

*) Nachdem Ariſtoteles ſein Vermögen vorzüglich in Geſellſchaft von Leckermäulern durchgebracht hatte, ward er Philoſoph, Parfümeur und Quackſalber in Athen, Athenaeus, Deipnos. Lib. 8. cap. 6.

**) Alexander aeneâ conchâ suppositâ, brachio extra cubile porrecto, pilam tenebat argenteam, ut cum nervorum vigorem sopor laxasset infusus, tinnitus somnum abrumperet. Ammian. Marcell. libr. 16.

***) Dieſer Schoppius war der Urheber deutſcher moderner Anonymität und Pſeudonymität. Den Journaliſten ſey dieß geſagt, damit auch ſie ihrem Ahnherren ein Monument ſtiften mögen.

Poggius, der Florentiner, den der ſanfte Erasmus ſelbſt einen gottloſen, unwiſſenden und ſchändlichen Zänker nennt, hat mit Lorenzo Valla, dem Römer, über den grammatikaliſchen Gebrauch einiger Wörter einen Streit angefangen, in deſſen Fortſetzung er dieſen (Gaddius von Skribent. II. Thl. pag. 215.) ein unvernünftiges raſendes Ungeheuer, eine gottloſe wilde Beſtie, einen Verleumder, einen Narren und am Ende einen allgemeinen römiſchen H—balg nennt, und doch war Valla dermaßen verſchämter Gemüthsart, daß er in der Erklärung eines alten Grammatikers ein unanſtändiges Wort umging, weil er die Nichtkenntniß deſſelben bey ſeinen Schülern der Kenntniß vorzog. Doch wozu noch ein Mehreres? Meinen Leſern ſind dieſe Dinge aus den tauſend Zeitungen und Journalen bis zum Ekel bekannt, und darum raſch zum Schluſſe des Kapitelchens. Ich ende es, wie ich es begonnen, mit einem ſyllogiſtiſch-zerriſſenen und wieder zuſammengeſtickten Gleichniſſe.

Schlangen galten von jeher für Symbole der Schmeicheley, Würmer bedeuten kriechende Schmeichler *); wenn nun ſelbſt die Auſtern ſo bequem geworden ſind, daß ſie ſich gewiſſer Würmer zur Ausſcheidung ihrer koſtbaren Perlen bedienen **): darf es uns wundern, wenn geiſtige Auſtern ſich geiſtiger Würmer zu gleichem Zwecke bedienen? Mancher Autor zum Beyſpiel, der ſich ſelbſt nicht ſchmeichelt, indem er ſich einer Auſter vergleicht, ſtellt ſeine Werke den Perlen an die Seite, als worin etwas mehr Selbſtgefühl liegt; wäre es nun nicht erlaubt, ſich durch eigenes oder fremdes Lob zur Höhe des Parnaſſes emportragen zu laſſen, oder was einerley iſt, fänden ſich nicht auch bey den geiſtigen Auſtern Würmer als Geburtshelfer beeidet; ſo müßten wir jene Perlen für ſimple Exkremente halten, mit denen wir, da die neue Poeſie, wie die tatariſche Theologie nur Einen Dalai-Lama ***) erkennt, der aber noch wohlbehalten gegenwärtig in einer fünften Weltgegend, Weſtoſten genannt, reſidirt, eben keine beſondern Umſtände machen dürften. —

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Theater an der Wien. Den 30. Oktober zum erſten Mahl: Das Zauberglöckchen. Komiſche Zauberpantomime in zwey Abtheilungen, von der Erfindung des Balletmeiſters und Regiſſeurs Herrn Fr. Horſchelt. Muſik vom Kapellmeiſter Hrn. Riotte. Die ſämmtlichen neuen Dekorationen vom Herrn Neefe. Maſchinerie vom Herrn Roller. Das Coſtum vom Herrn Lucca Piazza.

---

*) Wer kennt nicht den Zögling Daubentons und Buffons, den Verfaſſer der »histoire des reptiles,« aus andern Gründen Ver[illegible] genannt? —

**) Man hat bemerkt, daß ſich nur jene Auſtern [illegible] welche gewiſſe rothe Würmer enthalten, — alſo wahre Gebur[illegible]ungs-) Helfer! — Andere halten dieſe Würmer für die Entſtehungs[illegible] der Perlen. S. Bibliothek für das Merkwürdigſte aus der Natur- und Völkergeſchichte. Leipzig 1796. 7 Thl. pag. 65.

***) Man hat gewöhnlich einen unrichtigen Begriff vom Dalai-Lama; man verehrt nicht etwas Einzelnes an ihm vorzugsweiſe, man iſt über Alles an ihm und von ihm ertaſet, wie man z. B. bey uns vom Schnepfen Alles genießt.

Schon aus den, auf dem Zettel angezeigt ſtehenden Charakteren, die zum Weſen einer Pantomime gehören, ſieht man, daß hier nicht von jenem orientaliſchen Zauberglöckchen die Rede ſeyn kann, das wir vor einiger Zeit zum erſten Mahl als Oper ſahen. Arlequin macht vielmehr ſeine Hokus pokus mit einem Talisman, den ihm eine Dryade verehrt, die aus einem, ſeinen Wipfel öffnenden Baum erſcheint, der zuletzt mit ihr verſchwindet. Dieſe Erſcheinung bildet die Einleitung und erſten Scenen. Wer aber weiterhin den Gang der zauberhaften Poſſe verfolgen wollte, müßte ſelbſt mit einem ſolchen Glöckchen ausgerüſtet ſeyn. Glänzendes hat dieſe Pantomime genug aufzuweiſen, unter die feinſten gehört ſie darum nicht; Komiſches iſt auch darin enthalten; doch nicht alles bringt die erwünſchte Wirkung hervor, theils weil manches überladen, manches gedehnt, und anderes zu abgeriſſen von dem übrigen daſteht; ja auch ſogar das Glänzende wird durch den Charakter des Ganzen verdunkelt. Wir wollen die einzelnen Theile die Muſterung paſſiren laſſen, als ob's an einem Flugſeile im Vorübergehen, oder in dem Luftſchiff, worin Arlequin in der zweyten Abtheilung Columbinen entführt, geſchähe. Diejenigen, die es geſehen haben, werden ſich zugleich die Hauptereigniſſe gern oder ungern zurückrufen, Andre einen Vorgeſchmack davon erhalten. Nach dem Verſchwinden der Dryade erſcheint ein gewöhnlicher Theaterbock; aus ſeinem offnen Schlunde ſtreckt ein Schneider mit der Scheere ſich Arlequin entgegen, und geht endlich ganz hervor. Dieſe Geburt macht viel zu lachen, wie es ſeit undenklichen Zeiten unter ſolchen Umſtänden Brauch und Sitte war. Eine Schneiderwerkſtatt wird hierauf nur von außen ſichtbar, und ein halbes Dutzend Geſellen etwa, lauter karikirte Perſonagen, führen einen grotesken Tanz aus, der um die Hälfte kürzer ſeyn konnte. Die kleinen Figuren benehmen ſich dabey recht biegſam und gewandt, und das nährt die Unterhaltung. Die Muſik iſt charakteriſtiſch, ohne in das Triviale auszuſchweifen. Endlich reitet nun der Meiſter auf einem natürlichen Bock durch die Luft davon. Das Gelächter kommt dem Reiter von oben ſchon entgegen. Die nachfolgende Garten-Dekoration iſt reizend, und ſcheint dazu beſtimmt, nun auch die Phantaſie für das Vorhergehende zu entſchädigen. Eine Schaar von Gärtnern und Gärtnerinnen divertiren ſich. Der beſtimmte Bräutigam Columbinens, eine moderne Karikatur, worin der kleine Sig. Luppi durchgehends ſich recht drollig ausnimmt, tritt auf, unter der Muſik zur erſten Arie des Roſſiniſchen Barbiers von Sevilla. Ein glücklicher Einfall des Komponiſten! Columbinen macht er nachher ſeine Declaration d'amour, unter Begleitung des Thema der Arie Tamino's, die er zu parodiren ſcheint, und hierin ſind wir ſeiner Meinung nicht. Arlequin macht die ganze Geſellſchaft erſtarren, und amüſirt ſich mit Columbinen. Das entzückte Pärchen wird endlich auseinander getrieben, und die ehrenwerthe Familie Pantalon macht eine Promenade zum Stubenthor hinaus. Dieſes erſcheint nun in Natura, durch Neefe's Pinſel auf das Treffendſte vergegenwärtigt, und die Zuſchauer begrüßen theils den heimathlichen Boden, theils die wohlbekannte Gegend. Ein Harfner ladet zum Tanze ein. Zu den übrigen geſellt ſich ein luſtiger Chevalier, in eleganter Tracht, worin Katharina Wirdiſch ſich recht intereſſant benahm, und nun beginnt ein Pas de deux mit Columbinen. Die Muſik iſt durch Verwendung der Oboe, Clarinette und Flöte ſehr gefällig, und der Tanz gewährte Unterhaltung, obgleich der Platz nicht der bequemſte war. Der geckenhafte Bräutigam wird bald wieder eiferſüchtig, und läßt die Wache hohlen, ſeinen Nebenbuhler fortzuſchaffen. Kleine Grenadiere in nuce marſchiren auf, und verſinken. Dann erſcheint ein wahrer Patagon von Grenadier; der ſetzt dem Eiferſüchtigen ſeine Mütze auf, die dieſem bis an die Hüften geht; ein Haufe Volks eilt herbey, das Schauſpiel zu begaffen; der Kleine ſteigt plötzlich in die Luft, die ganze Maſſe mit, ſo daß die Grenadiermütze auf der Spitze einer Menſchenſäule zu ſitzen ſcheint, und hiermit ſchließt, verſteht ſich unter jauchzendem Gelächter der übrigen Zuſchauer, die erſte Abtheilung. Man ſieht, wer lachen will, für den iſt Stoff genug vorhanden; zu ſehen und zu hören gibt es mancherley, und außer den zwey Böcken paradirt Pierot als Lakey auch noch mit einem Möpschen.

In der zweyten Abtheilung finden wir Folgendes. Zwey Pierot's, die einander

Furcht einjagen, ſo ungefähr, wie Papageno und der Mohr. Hierzu wieder eine neue Dekoration. Dann läßt ſich eine andre ſehen, ein Zimmer repräſentirend, worin die Familie und der Beſtimmte das Frühſtück einnehmen. Arlequin tritt auf als Poſtillion, und ſchnell bekommt Pantalon wie auch ſein Schwiegerſohn Pferdeköpfe, Pierot desgleichen, ein Tiſch verwandelt ſich in einen Pirutſch, Columbine ſitzt ein, der Poſtillion kutſchirt, die erſten zwey Halbpferde ziehen, das andre ſchiebt den Wagen, und ſo geht die Entführung vorwärts. Ob dieſe Scene eigentlich beluſtigte, oder nur überraſchte, läßt ſich nicht wohl ſagen. Eine recht lieblich gemahlte Gebirgsgegend brachte jene Schelmereyen des Arlequin bald in Vergeſſenheit. Hier bildet ſich ein ländliches Enſemble, die kleinen Bauernburſche mit ihren bebänderten Stöcken; anmuthige Gruppirungen und ein reichhaltiges Tableau beſchließt den Tanz. Der beſte Theil in dieſem Akt. Arlequin miſcht ſich abermahls darein, und fährt in einem Luftſchiff mit ſeiner Holden ſchnell davon. Die übrigen foppend ſchwebt er eine Zeitlang hin und her, zuletzt fliegt Pierot, mit einem Reif umgürtet, woran ein halbes Dutzend lebendige Gänſe flattern, dem flüchtigen Paare nach. Er erwiſcht ſie richtig, und zieht den Ballon in der Folge zum Fenſter hinter ſich herein; nachdem der troſtloſe Bräutigam in ſeiner Verzweiflung nach der gut angebrachten Melodie aus Nina einen ganzen Vorrath von Taſchentüchern von ſich hervorgezogen, eins nach dem andern auf die Erde geworfen, dann alle zuſammen an ſein Herz gedrückt hat. Die rechte Erklärung dieſer Scene getrauen wir uns nicht zu geben. Wieder eine neue Dekoration, die uns von dieſem Gegenſtande abbringt. Ein großes Gewölbe, das mit allerhand Lebensmitteln verſehen iſt. Arlequin ſteckt in einem Schranke, wie es ſpäterhin ſich zeigt. Pierot hält Wache, und beſchließt zum Zeitvertreib eine menſchliche Figur zu drechſeln. Dazu nimmt er zwey große Laib Brot, die er mit dem Meſſer zu enormen Stiefeln verarbeitet; dann einen rieſenhaften Kürbis, darin ſcheint etwas Lebendiges verborgen, dieſem ſetzt er Rüben ſtatt der Arme ein, die Fußbekleidung fügt er gleichfalls an, noch wird ein Kohlkopf ſaufgeſchraubt, und kaum ſteht dieſe Fratze auf den Beinen, ſo bewegt ſie ſich, fängt an zu gehen, und marſchirt zum größten Schrecken des Verfertigers hinaus. Nun naht der Schluß. Columbine fleht Pierot, vermuthlich ſie zum Arlequin zu laſſen; dieſer tritt aus dem Schrank hervor, nimmt die Geliebte mit hinein, und ſie verſchwinden Beyde; ſtatt ihrer findet man zwey Puppen nur, die ihnen ähnlich ſind. Das beglückte Paar erſcheint in einem Zaubertempel, der den Gipfel eines Feenpallaſtes ſchmückt, den alle Reize der Mahlerey, die lieblichſten Gruppen, der prachtvollſte Licht- und Farbenſchimmer, und überdieß blendende Glanzſpiegel noch verherrlichen. Die zweyte Abtheilung brachte übrigens die ſchwächſte Wirkung hervor, obgleich die beyden Hauptdekorationen und das Divertiſſement mit ſeinen Figuren und Gruppen vielen Beyfall ernteten. Die Muſik enthält auch in dieſem Theil manches Anſprechende und gut Verwandte, die Inſtrumentirung iſt durchaus mit Fleiß behandelt.

Maſchinerie und Coſtumirung war mannigfaltig und gelungen; die Ausſtattung zeugte von der Bereitwilligkeit der Unternehmung, den Wünſchen des Publikums zu entſprechen, und den Erwartungen zuvor zu kommen. Auf große Auszeichnung wird die Pantomime an ſich ſelbſt nicht Anſpruch machen, doch als Kaſſenſtück ohne Zweifel eine Zeitlang ſich erhalten.

Den 3. November wurde auf demſelben Theater zum erſten Mahl gegeben: Die Unſchuldigen. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nach dem Franzöſiſchen frey bearbeitet.

Ein leichtfertiger Schuldenmacher, Sorgenfrey, lebt auf dem Lande, um ſich ſeinen Kreditoren zu entziehen. Die Tochter der alten Bäuerinn, bey der er wohnt, ſoll einen jungen Burſchen heirathen, der jetzt in Angelegenheiten abweſend iſt, und vermuthlich auch denſelben Tag noch nicht zurückkehren wird, da die Hitze ſchon zu groß iſt. Hieher verirrt ſich auch ein Freund des Schuldenmachers, Rittmeiſter Frank, der den Häſchern zu entlaufen ſucht, nachdem er den Major Dorn, der ſeine Verlobte, Frau von Roſen, perſiflirte, im Zweykampf umgebracht hat. Sorgenfrey kommt auf den Einfall, ihn in Bauernkleidern zu verbergen und die Rolle des Bräutigams der jungen Dirne übernehmen zu laſſen, um ſo mehr, da die Gutsbeſitzerinn erwartet wird, die Röschen eine Ausſteuer verſprochen hat, wenn ſie mit ihrem Bräutigam zufrieden iſt. Wider Vermuthen aber kommt der Verlobte eben jetzt zurück. Sorgenfrey ſucht ihn durch Eiferſucht vom Hauſe fern zu halten. Er muß des Freundes Kleider anziehen, und eine Probe ihrer Braut- und Bräutigams-Komödie belauſchen. Während deſſen kommt der Dorfrichter mit ſeinen Wächtern anmarſchirt, um ein Examen anzuſtellen. Der Schuldige entgeht den Nachforſchungen; der eiferſüchtige Burſche aber, in deſſen Oberrock des Flüchtlings Brieftaſche gefunden wird, muß in's Gefängniß wandern. Nun erſcheint die Gutsbeſitzerinn, und Frank trifft unerwartet hier mit ſeiner Angebeteten zuſammen. Bald darauf ſtellt ſich auch der Major Dorn zu den Füßen der Beleidigten ein; er iſt nicht getödtet, nur verwundet. Stephen läßt ſich überreden, es ſey Alles Scherz geweſen, und Frank verbürgt dem Sorgenfrey die Zahlung ſeiner Schulden. —

Dieſes Stückchen iſt, wenn auch loſe zuſammenhaltend, doch unterhaltend. Der Dialog iſt leicht, es macht nicht größere Anſprüche, als es erfüllen kann, und wird vermuthlich durch längere Zeit eine nicht ungern geſehene Beygabe zu Kinderballetten ſeyn.

Leopoldſtädter Theater. Den 30ſten Okt. zum erſten Mahl: Das Schloß meines Onkels. Luſtſpiel in einem Akt, nach dem Franzöſiſchen der Herren Desaugieres und Armand. Von dem Verfaſſer des Geſpenſtes auf der Baſtey.

Schnell hinter einander ein zweytes Vaudeville. Im Franzöſiſchen: Le château de mon Oncle, ou le mort par hazard.

Ein Huſaren-Offizier kommt mit ſeinem Diener in ein altes Schloß. Des zerbrochenen Wagens halber, muß er ſich hier verweilen. An zehn Jahre war er vom Hauſe entfernt, man hält ihn für todt, und herzlich ſehnt er ſich nach ſeiner Heimath. Der Beſitzer des Schloſſes hat geſchrieben, es ſey ein Rendezvous zwiſchen ſeiner Tochter und ſeinem Neffen veranſtaltet, die Mann und Frau werden ſollen, wenn ſie einander konveniren. Die Kaſtellaninn ſpielt den Herrn im Hauſe und zeigt dem Reiſenden die Thür, der ſeinen Spaß mit ihr treibt und feſten Poſto faßt. Nun gibt es einen Kampf auf Scherz und Ernſt. Der Kaſtellan und die antiken Offizianten werden herbeygerufen mit ihren angemeßnen Waffen. Der Kapitän aber ſtreckt ſie durch einen blinden Schuß zu Boden. Mann und Frau werden eingeſperrt, letztere in's Taubenhaus. Jetzt erſcheint die Braut mit ihrer Gefährtinn, die ſie aus der Penſion gehohlt. Sie erſtaunt, einen aufgeweckten und galanten Bräutigam zu finden, da ſie einen unbeholfenen, langweiligen erwartet hatte; denn für ihren Beſtimmten hält ſie ihn, und nöthigt ihn ſogar, ſich für den Neffen ihres Vaters zu erklären, der ſeinerſeits an ihr nicht minder Wohlgefallen findet. Endlich kommt der Vater — welche Freude! es iſt der Neffe wirklich, doch der zweyte, todt geglaubte — der die Braut nach Hauſe führt.

Wenn man einmahl dem Zufall die Entwicklung überlaſſen hat, ſo kann der Schluß zu jeder Stunde kommen. Zur Expoſition bedarf es hier auch nicht viel, alſo mußte nur für ein ſchickliches Intermezzo geſorgt werden. Das finden wir in der beſagten Fehde. An Karikaturen zu dieſem Froſch- und Mäuſekriege gibt es in einem verwitterten alten Schloſſe keinen Mangel, und ſo geht es luſtig drauf und drunter. Die Streitenden ſchienen recht in ihrem Element zu ſeyn, und ſchrieen ſo, als ob das Fatum mit drey Roßſchweifen über ihnen ſchwebte. Die Hauptſache zeigt ſich als ein bloßes Nachſpiel und manche Rekapitulation in der letzten Scene nach dem Heirathsſchluſſe, währt oft länger. Mit Recht kann es heißen: viel Geſchrey und wenig Wolle; doch zu Klopfen und zu Kämmen gibt's nicht viel, und Jeder weiß ſogleich, woran er iſt. Auch die Charaktere ſind verbraucht; aber die ſtrenge Hausregentinn und der ſchüchterne Pantoffelbruder ſtehen hier an ihrem Platz.

Obwohl der Verfaſſer im Laufe der Begebenheiten und in der ganzen Scenenfolge dem Urſtück Schritt für Schritt gefolgt iſt, ſo hat das Stück dennoch eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit erhalten, weil er den Dialog nach freyer Willkür behandelt hat. Die Wirkung war nicht ſtark, und wurde Anfangs von dem Lärm der Kämpfenden bey weitem überboten.

Sophie

(hat den Brief erbrochen, und lieſt.)

»Innig Geliebte! Vergebens ſucht man mich zu hindern, Dich zu ſehen; ich habe ein Mittel gefunden, in's Schloß zu kommen, es iſt zwar originell, aber eben darum hab' ich es gewählt. In welcher Geſtalt ich auch immer vor Dir erſcheinen mag, ſo ſieh in mir nur Deinen treuen, Dich zärtlich liebenden

Eduard.«

Enſemble-Stück.

(ſehr piano gehalten.)

Sophie.

Was will mir dieſes Schreiben ſagen?
Ich werde wohl daraus nicht klug ,
Doch, was es ſey, ich darf nicht klagen,
Er kömmt, und das iſt mir genug.

Käthchen.

Was will wohl dieſes Briefchen ſagen,
Ich werde daraus nicht recht klug. —
Doch, was es ſey, ich darf nicht klagen,
Mein Philipp kömmt, das iſt genug.

(Man hört einen Flintenſchuß ganz nahe.)

Sophie.

Ha! was iſt das?

Theatraliſcher Anzeiger. Im Theater der opéra comique iſt eine neue Oper in drey Akten gegeben worden, unter dem Titel: le Negociant d'Hambourg. Dem Buche fehlt es an Manchem, vor Allem iſt es ein Übelſtand, daß das Intereſſe erſt ſpät anfängt. Indeſſen hat die lebhafte, mit glücklichen Motiven und vielem dramatiſchen Effekt ausgeſtattete Muſik des Hrn. Kreutzer die Mängel des Buches gedeckt, und die Künſtler haben das Matte durch gutes Spiel gehoben.

Im Second Théâtre français iſt ein politiſch ſatyriſches Luſtſpiel in drey Akten: la fausse modestie, erſchienen. Der Verfaſſer iſt Hr. Leroi. Es handelt ſich um eine Wahl in einer Stadt, welche nicht benannt iſt. Das Treiben der ſtolzen, ſelbſtſüchtigen Kandidaten, ihre krummen Wege im Gegenſatze mit dem Benehmen des wahren Verdienſtes, ſind das Sujet deſſelben. Der einzige Fehler dieſes Luſtſpiels iſt, daß es zu wenig Handlung hat, das Meiſte geht hinter der Couliſſe vor. Die fausse modestie iſt ein ſehr unterhaltender dialogirter Aufſatz, eine Broſchüre voll Scherz und Satyre, aber darum noch kein gutes Luſtſpiel.

Ein einziger, im Theater zu Straßburg ſehr beklatſchter Vers in der Merope hat ein Duell zwiſchen zwey Offizieren daſelbſt veranlaßt.

Der berühmte Improvisatore Pistrucci hat am 10ten v. M. in Paris zum erſten Mahl ſein Talent vor einer großen Verſammlung glänzen laſſen, und ſehr großen Beyfall erhalten. Nachdem er ein Schreckenbild der Peſt in Barcellona poetiſch entworfen, und den Tod Cicero's und Alfieri's ins Gedächtniß zurückgerufen hatte, beantwortete er die Frage: Iſt die italieniſche Sprache für Poeſie vortheilhafter als die übrigen europäiſchen Sprachen? bejahend, und unterſtützte ſeine Meinung mit Beyſpielen, hergenommen von den berühmteſten Dichtern aller Nationen. Zum Beſchluſſe diktirte er ſechs verſchiedene Aufſätze, wozu ihm die Zuhörer den Inhalt gaben. Es waren folgende: 1) Orpheus findet Euridicen wieder; 2) der erſte Schiffer; 3) der Telegraphe; 4) die Sündflut; 5) Definition der Mahlerey; 6) die Löſung der Frage: Iſt die Hoffnung ein Übel? Dieſe ſechsfache Improviſation hat großes Vergnügen gewährt.

Eine ſiebenzigjährige Frau in Frankreich hat ſich aus Verzweiflung über den Tod ihrer Katze in einen Brunnen geſtürzt, wurde aber lebend wieder herausgezogen.

Moſcheles hat in Paris mehrere neue Werke erſcheinen laſſen, die vorzüglichſten ſind: ein Rondeau für das Pianoforte über ein Lieblingslied der venetianiſchen Gondolieren; eine Phantaſie über das Volkslied, Au clair de la lune, und eine melancholiſche Sonate.

Im Wäldchen von Boulogne ſollen ſich zwey Damen aus Eiferſucht mit Piſtolen geſchlagen haben, nachdem ſie aber ein Paar Kugeln abgeſchoſſen hatten, welche nicht trafen, frühſtückten ſie mit einander bey dem Reſtaurateur der Porte-Maillot.

Der Äronaute Margat hat ein Mittel erfunden, den Luftballon mittelſt Ruder zu dirigiren. Er wird nächſtens in Paris eine öffentliche Probe ablegen.

Ein Unbekannter hat in ein Lyoner Journal einrücken laſſen: Daß das Kanonenpulver ein Präſervativ gegen Peſtkrankheiten ſey. Er ſagt, man dürfe ſich nur mit Pulverrauch die Wäſche und Kleider ausräuchern, um vor jeder Anſteckung ſicher zu ſeyn.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625), wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 11 fl. W.W. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

91.

(Wien, Mittwoch den 14. November.)

Dramatiſch-hiſtoriſche Denkwürdigkeiten.

II.

Lekain's Debüts.

Heinrich Ludwig Lekain ward geboren zu Paris am 14. April 1729. Es ſchien, als ob dieſes Jahr, welches den berühmten Schauſpieler Baron der Welt entnahm, dieſen Verluſt durch die Geburt eines Mannes wieder gut machen wollte, der einen nicht minder ehrenvollen Rang in der Bühnenwelt einnehmen ſollte. Lekain war der Sohn eines Goldſchmiedes an der Pointe Saint-Eustache. Er erhielt eine ſorgfältige Erziehung, welche aber hauptſächlich dahin bezweckt war, daß er ſeinem Vater in deſſen Geſchäft folgen ſollte. Beſonders hielt man ihm die beſten Zeichnungslehrer, welche damahls zu erhalten waren. Dieſer Umſtand iſt nicht unwichtig für die Geſchichte ſeines Lebens, da dieſe Kunſt, in welcher der Knabe bedeutende Fortſchritte machte, ihm als Schauſpieler die Mittel an die Hand gab, das lächerliche Coſtüme des damahligen Theaters zu verbeſſern.

Lekain fühlte von ſeiner zarteſten Jugend an den entſchiedenſten Beruf zur Schauſpielkunſt. Sie war überdieß die vorherrſchende Neigung ſeiner Zeit. Überall in Paris bildeten ſich nach dem Frieden von 1748 Liebhaberbühnen. Auch Lekain wußte bald eine ſolche Anzahl junger Kunſtliebhaber um ſich zu verſammeln, daß ſie das Hotel Jabak, in der Straße Saint-Merry, miethen, und daſelbſt ihre Darſtellungen beginnen konnten.

Dieß dauerte indeſſen nicht lange. Der Eigenthümer des Hotels Jabak nahm verſchiedene Bauten in dieſem Hauſe vor, welche auch den Saal umſchloſſen, in welchem dieſe Dilettanten ihr Unweſen trieben. Sie ſahen ſich alſo, da ſie es unmöglich fanden, ihre Liebhaberey aufzugeben, genöthigt, ſich mit einer andern Dilettantengeſellſchaft, welche in einem Saale des Hotels Clermont-Tonneres, au Marais ſpielte, zu vereinigen, um dieſe Unterhaltung fortſetzen zu können.

Die Schauſpieler des Theâtre Français begannen indeſſen bey den Gentilshommes de la Chambre über die vielen Privattheater Klage zu führen. Es ward daher beſchloſſen, dieſelben nach und nach aufzuheben. Bey dem ſchlechteſten ward der Anfang gemacht, und dieß war jenes im Hotel Clermont-Tonnerre. Die Geſellſchaft erhielt daher Befehl, ihre Darſtellungen zu ſchließen. Sie beſaß indeſſen einen nicht unbedeutenden Gönner in dem Rath Chauvelin. Er verwendete ſich für ſie, und es gelang ihm, als einem ausgezeichneten Parlamentsgliede einen Widerruf des Befehles für dieſe Geſellſchaft zu erhalten.

Am 14ten Februar 1750 ſpielten ſie den Mauvais Riche, von d'Arnaud Baculard. Der Verfaſſer wohnte dieſer erſten Vorſtellung ſeines Werkes bey, und ward ganz bezaubert über Lekain, der den erſten Liebhaber ſpielte. Er ſprach mit Voltaire darüber, und erzählte ihm ſo viel Außerordentliches von dem jungen Manne, daß ſich dieſer, obſchon er die Geſellſchaft des Hotels Clermont-Tonnerre ſehr gering ſchätzte, entſchloß, der nächſten Vorſtellung des Mauvais Riche beyzuwohnen. Er that es, und Lekain erregte auch ſeine Aufmerkſamkeit ſo ſehr, daß er ihn perſönlich kennen zu lernen wünſchte. Der entzückte Arnaud übernahm es, Lekain davon zu benachrichtigen, und dieſer war natürlich über eine ſolche Auszeichnung ſo erfreut, daß er ſich ſogleich am nächſten Morgen zu Voltaire verfügte.

Was bey Voltaire vorging, hat uns Lekain ſelbſt in ſeinen Memoiren erzählt, und ich glaube daher am Beſten zu thun, die betreffende Stelle daraus hier zu überſetzen.

So erzählt Lekain:

»Das Vergnügen, welches mir dieſe Einladung verurſachte, übertraf noch mein Erſtaunen. Ich kann nicht beſchreiben, was in meiner Seele vorging, als ich dieſen berühmten Mann ſelbſt ſah. Seine Augen funkelten voll Feuer und Geiſt. Ich fühlte mich ganz von Ehrfurcht, Bewunderung, Begeiſterung und Furcht durchdrungen, als ich ihn anſprach. Herr von Voltaire ſetzte endlich der Verwirrung, in welche mich dieſe Empfindungen, welche mich zugleich beſtürmten, verſetzt hatten, ein Ziel, indem er mich väterlich, und Gott dankend, daß er ein Geſchöpf geſchaffen habe, welches im Stande geweſen, ihn zu rühren, indem es ſchlechte Verſe recitirt hätte, in ſeine Arme ſchloß. Er that ſodann verſchiedene Fragen über meinen und meines Vaters Stand, über die Art meiner Erziehung, und über meine Ideen des Glückes an mich. Nachdem ich alle dieſe Fragen beantwortet, und wenigſtens ein Dutzend Schalen Schokolade und Kaffee hatte zu mir nehmen müſſen, eröffnete ich ihm mit Feſtigkeit, daß ich kein höheres Glück auf der Welt kennte, als Komodie zu ſpielen; daß ich Herr meiner Handlungen, und im Beſitze eines kleinen väterlichen Vermögens von ohngefähr 750 Liv. Renten, hoffen dürfte, nicht dabey zu verlieren, wenn ich das Geſchäft meines Vaters aufgäbe, um mich der Bühne zu widmen, indem es mir einſt gelingen könnte, in der Geſellſchaft der königlichen Schauſpieler aufgenommen zu werden.

»Ach, mein Freund, rief Herr von Voltaire aus, thun Sie das doch nie! Glauben Sie mir, widmen Sie ſich dem Theater zu Ihrem Vergnügen, aber erwählen Sie es nie zu ihrem Berufsgeſchäfte! Es iſt wahr, dieß iſt das ſchönſte, das ſeltenſte, das ſchwierigſte aller Talente; aber es iſt entwürdigt durch Barbaren, und verſchrieen durch Heuchler; einſt wird wohl Frankreich dieſe Kunſt ſchätzen, aber es wird dann keinen Baron, keine Lecouvreur, keinen Dangeville mehr beſitzen. Wenn Sie auf Ihr Vorhaben Verzicht leiſten wollen, ſo leihe ich Ihnen 10,000 Franken, um ſich zu etabliren. Sie werden mir dieſe Summe zurückzahlen, wenn Sie es im Stande ſeyn werden. Gehen Sie, mein Freund, kommen Sie Ende dieſer Woche wieder; überlegen Sie es wohl, und bringen Sie mir eine beſtimmte Antwort.

»Betäubt, verwirrt, und bis zu Thränen gerühret durch die Güte und großmüthigen Anerbietungen dieſes großen Mannes, den man als geizig, hart und mitleidslos verſchrieen hatte, beſtrebte ich mich vergebens, ihm meine Dankgefühle auszudrücken. Ich fing vier Phraſen an, ohne eine einzige zu Ende bringen zu können. Endlich wollte ich mich aus der Verlegenheit ziehen, indem ich ſtotternd meine Verbeugungen machte, um mich zu empfehlen; aber er hieß mich bleiben, und bath mich, ihm einige Stellen aus den von mir geſpielten Rollen zu recitiren. Ohne viel über dieſes Anſinnen nachzudenken, ſchlug ich ihm, ſehr ungeſchickter Weiſe, vor, ob er erlauben wolle, daß ich ihm die großen Strophen (les grands couplets) Guſtav's, aus dem zweyten Akte dieſes Stückes, vordeklamirte. Nichts, nichts von Piron! rief er da mit donnernder Stimme, ich liebe die ſchlechten Verſe nicht. Sagen Sie mir lieber alles, was Sie von Racine auswendig wiſſen.

»Ich erinnerte mich glücklicher Weiſe, daß ich noch im Collège Mazarin das ganze Trauerſpiel Athalie auswendig gelernt hatte, indem ich es tauſendmahl von den Schülern repetiren hörte, welche es ſpielen ſollten. Ich fing alſo bey der erſten Scene an, indem ich abwechſelnd die Rollen Abner's und Joad's ſpielte. Ich hatte meine Aufgabe noch nicht ganz vollendet, als Herr von Voltaire in der ſchönſten Begeiſterung ausrief: Gott, welche ſchöne Verſe! Und das ganze Stück mit demſelben Feuer, mit derſelben Reinheit gehalten, von der erſten bis zur letzten Scene! Dieſe Poeſie iſt unnachahmlich! Leben Sie wohl, mein Freund! ſetzte er, mich umarmend, hinzu; wahrlich, ich ſage Ihnen, Sie werden einſt noch das Entzücken von Paris ſeyn, aber um Gottes willen, gehen Sie dennoch nie auf das große Theater!

»Dieß iſt die treue Erzählung meiner erſten Zuſammenkunft mit Herrn von Voltaire; die zweyte war entſcheidender. Nachdem er meinen feſten Willen und Entſchluß erkannte, mich dem Theater zu widmen, ſo erbath er ſich, mich als Penſionair zu ſich zu nehmen. Er ging noch weiter; da er mit dem größten Mißvergnügen vernahm, wie viel Geld uns unſer Liebhabertheater gekoſtet hatte ſo verſprach er mir ein Theater in ſeiner Wohnung zu errichten, wo ich mit ſeiner Nichte und ſeiner ganzen Geſellſchaft ſpielen ſollte. Er hielt auch wirklich Wort; die bedeutenden Koſten dieſes momentanen Etabliſſements, und das großmüthige Anerbieten, welches er mir in unſerer erſten Unterredung gemacht hatte, bewieſen mir übrigens auf die rührendſte Art, daß er eben ſo freygebig und edel in ſeinen Handlungen war, als ſeine Feinde ungerecht, welche ihn einer ſchmutzigen Sparſamkeit beſchuldigten.«

Man begreift übrigens leicht, daß Voltaires Verfahren Lekains Entſchluß, ſich der Bühne zu widmen, eher befeſtigte, als wankend machte. Er behandelte ihn mit der größten Auszeichnung, unterrichtete ihn durch volle ſechs Monate, verwendete ſich mit dem raſtloſeſten Eifer, ihn zum Debüt zu verhelfen, und erwirkte endlich von dem Duc d'Aumont die Ordre, durch welche ihm dieſes Debüt geſtattet ward (am 9. September 1750).

In dieſer Zwiſchenzeit hatte er ihn fleißig ſtudiren laſſen, und, um das Praktiſche nicht über dem Theoretiſchen zu verſäumen, ihn bey dem Geſellſchaftstheater der Herzoginn von Maine in Sceaux untergebracht. Sein Talent erregte die höchſte Theilnahme dieſer geiſtreichen Prinzeſſinn. Beſonders gelang ihm die Rolle des Lentulus in dem »geretteten Rom,« welche er am 20. Auguſt 1750 daſelbſt zuerſt ſpielte. Außerdem gingen die Darſtellungen auf dem Haustheater Voltaires immer regelmäßig fort, und ſo glaubte denn endlich Voltaire ſeinen Schützling gewandt genug, vor dem großen Publikum erſcheinen zu können.

Dieß geſchah endlich Montags den 14. September 1750 in Voltaire's Brutus, als Titus. Nicht bald waren die Meinungen und Urtheile getheilter und widerſprechender geweſen, als über dieſen Künſtler. Der eine Theil des Publikums, beſonders die eleganten Pariſerinnen, wurden durch die Häßlichkeit Lekains empört. Daß ſie eben nicht ganz Unrecht hatten, wird den Leſern begreiflich werden, wenn ich ihnen folgende, von einem unparteyiſchen gleichzeitigen Schriftſteller uns aufbewahrte Schilderung, welche auch mit ſeinen, auf uns gekommenen Bildniſſen vollkommen übereinſtimmt, mitgetheilt haben werde: Lekain, ſagt unſer Berichterſtatter, war von mittlerer Größe, er hatte dicke, kurze, krumme Beine, die Haut des Geſichtes war roth und lederartig (rouge et tannée), er hatte ſehr dicke Lippen, und einen breiten Mund; nur ſein Auge war feurig und ſprechend.

Man muß geſtehen, daß, nach dieſer Schilderung zu urtheilen, die Pariſer Damen, denen noch die Schauſpieler Baron und Dufresne, zwey der ſchönſten Männer, welche je die Bühne betreten hatten, im Gedächtniß ſchwebten, wohl etwas Recht hatten, über die Häßlichkeit des jungen Künſtlers zu ſchreyen. Ihrer Meinung waren auch eine große Anzahl Männer, welche laut äußerten, ihrem Erachten nach ſey ein ſchönes Äußeres, eine edle Geſtalt ein unerläßliches Poſtulat für einen Bühnenhelden; und Lekain, dem ſie überdieß Stimme, Feuer, ja ſelbſt Verſtand abläugnen wollten, würde daher ſtets ein ſchlechter Schauſpieler bleiben. Der andere Theil des Publikums, ohne ſich an das abſtoßende Äußere zu kehren, und die geringen Mängel Lekains, welche übrigens auch ſie ſelbſt eingeſtehen mußten, der natürlichen Befangenheit eines jungen Mannes, welcher zum erſten Mahle ein ſo großes Theater betritt, beymeſſend, erkannten in ihm ein wahrhaft tragiſches Gemüth; ſie prophezeyten ſeine künftige Größe, und vertheidigten ihn mit dem größten Feuer. Dieſer Theil des Publikums beſtand aus den Beſuchern des Parterres, den alten, echten Theaterfreunden und Kunſtrichtern; die Logen hingegen, die ſogenannten Talons rouges, die Femmes de bel air u. ſ. w., waren die erklärten Gegner Lekains, und erniedrigten ihn, ſo tief ſie konnten, indeſſen die übrigen ihn bis zum Himmel erhoben. Der Beyfall war natürlich bey ſolchen Umſtänden getheilt.

Voltaire ſetzte es übrigens durch, daß Lekain als Penſionair des Théâtre Français mit einem Gehalte von 1200 Franken am 4. Januar 1751 angeſtellt ward (die Penſionairs genoſſen damahls keiner dauernden Anſtellung, ſondern konnten, wenn der König oder die Gentilshommes de la Chambre, als obere Theaterbehörde, nicht ihre Anſtellung als wirkliche Schauſpieler des Théâtre Français dekretirten, wieder entlaſſen werden. Auch entbehrten ſie aller übrigen Rechte und Vortheile dieſer Schauſpieler, welche hier zu erörtern zu weitläufig wäre). Der Kampf der Meinungen über Lekain dauerte indeſſen fort. Es gehörte bald zum guten Ton, über ſeine unerhörte Häßlichkeit zu ſchmähen. Beſonders verharrten die Frauen auf ihrem entſchiedenen Widerwillen gegen ſeine Perſon. Sie konnten nicht aufhören, ihr Erſtaunen zu äußern, daß dieſes »Monstre« an Dufresnes Stelle treten wollte, welcher mit der reizendſten Geſtalt die wohlklingendſte Stimme, und einen ungewöhnlichen Adel der Bewegungen verband.

Lekains Lage war nicht die angenehmſte; er traf in ſeinem Rollenfache den vom Publikum vergötterten Grandval, einen Schauſpieler von ausgezeichneter Schönheit. Und überdieß, als wenn ein feindliches Geſchick alles, was ihm ſchaden konnte, vereinigen wollte, ſo debütirte mit ihm zu gleicher Zeit der Schauſpieler Bellecourt, welcher zwar ohne Talent für die Tragödie, doch von einer zahlreichen Menge Freunde und mächtiger Gönner unterſtützt ward, und welchen man eigens von Bordeaux hatte kommen laſſen, um eine deſto mächtigere Oppoſition gegen Lekain zu bilden.

Der größere Theil des Publikums ließ ſich indeſſen durch dieſe Umtriebe gegen Lekain in ſeiner einmahl gefaßten Vorliebe für denſelben nicht beirren. Die Debüts Bellecourts waren wenig beſucht, und hatten ſehr lauen Erfolg. So oft hingegen Lekain auftrat, war das Parterre überfüllt, und er wußte ſogar ſeinen erklärten Gegnern Beyfall abzuzwingen. Il a du talent, ſagten ſie, mais il est pourtant trop laid.

Seine Partey ward übrigens ſtets zahlreicher, und der Wunſch des Publikums für ſeine endliche Aufnahme unter die Schauſpieler des Théâtre Français ſprach ſich immer lauter und unzweydeutiger aus. Am 27. Februar 1751 ſpielte er den Oedip. Er ward mit Enthuſiasmus beklatſcht. Endlich erſchien er nach geendigtem Stück, um zu annonciren; nachdem er lärmend empfangen worden war, begann er: Messieurs, demain *on* aura l'honneur — (dieß war die Formel, deren ſich die Penſionairs bey dem Annonciren bedienen mußten; annoncirte ein wirklicher Schauſpieler, ſo mußte er ſagen: *nous* aurons l'honneur); das ganze Parterre unterbrach ihn lärmend, ſchreyend: Dites, nous aurons l'honneur! — Er verbeugte ſich; der Lärm verhallte; er begann zum zweyten Mahle: on aura l'honneur — neue Unterbrechung: nous aurons l'honneur! — Da trat er vor bis an den Rand der Bühne, und ſprach: Comme je ne suis point reçu, Messieurs, je ne peux pas encore me servir de ce terme; mais par pure obeissance, je dirai donc, Messieurs que demain nous aurons l'honneur de vous donner etc. etc. (Da ich noch nicht wirklich aufgenommen bin, meine Herren, ſo darf ich mich dieſes Ausdrucks noch nicht bedienen; indeſſen werde ich aus Gehorſam gegen Sie ſagen: Morgen werden wir die Ehre haben aufzuführen u. ſ. w.) Der Beyfall ſtieg bey dieſen Worten auf den höchſten Gipfel, und ſprach auf dieſe Weiſe den allgemeinen Wunſch ſeiner Aufnahme auf das Deutlichſte aus.

Die Kabale gegen ihn wirkte übrigens noch ſo ſtark, daß dieſer Wunſch nicht erfüllt ward. Im Gegentheil begegnete man ihm von Seite der Gentilshommes de la Chambre und der Schauſpieler ſelbſt ſo kalt, daß ſowohl er als Voltaire dieſe Hoffnung ganz aufgaben. Lekain war beynahe ſchon entſchloſſen, Frankreich zu verlaſſen, und ein Engagement in Berlin anzunehmen, wozu ihm Voltaire durch ſeine Verwendung bey dem König Friedrich II. zu verhelfen gedachte. Er theilte dieſen Vorſatz der Prinzeſſinn von Robecq mit, einer ſeiner entſchiedenſten Gönnerinnen. Dieſe ſuchte ihn davon zurück zu halten, und verwendete ſich nachdrücklichſt bey dem Herzoge d'Aumont für ihn. Man geſtattete ihm ſodann wieder mehrmahls zu ſpielen, welches nun ſchon ſechs Wochen nicht der Fall geweſen war, jedoch immer nur noch als Penſionair. Er trat zum erſten Mahl wieder auf am 25. April 1751, und fand im Parterre dieſelben Gönner, bey ſeinen Feinden dieſelbe Abneigung, und in ſeinem theatraliſchen Vorgeſetzten, dem obenerwähnten Grandval, dieſelbe Verblendung, welche ihn und ſeine Gefährten blind machte für die Vorzüge Lekains, indem ſie nur Augen für ſeine Fehler hatten.

So hatte er nun ein Jahr und vier Monate als Penſionair verlebt, eine Zielſcheibe des Neides und der Kabale. Unfähig, länger dieſen peinlichen Zuſtand der Ungewißheit und der Erwartung zu ertragen, faßte er einen raſchen Entſchluß. Er begibt ſich zu Grandval. Der kalte, faſt unartige Empfang deſſelben macht ihn nicht irre. Ich komme, mein Herr, ſprach er, Sie zu bitten, mir zu erlauben, künftige Woche den Orosmann vor dem Könige ſpielen zu dürfen. Wie, mein Herr, unterbrach ihn der ſtolze und erſtaunte Regiſſeur: Sie wollen den Orosmann vor dem Hofe ſpielen? Haben Sie auch bedacht, was Sie da verlangen? Wollen Sie ſich ſelbſt verderben? — Ich habe alles bedacht, Herr Grandval, entgegnete Lekain feſt, und beſtehe darauf; es iſt Zeit, daß mein Schickſal ſich entſcheide. Wohlan, ſprach mit Achſelzucken, faſt höhniſch, Grandval: es ſey; wenn aber dieſes Unternehmen nicht nach Ihrem Wunſche ausſchlägt, ſo erinnern Sie ſich, daß Sie es ſelbſt ſo gewollt haben.

Mit dieſem Beſcheid entfernte ſich Lekain. Er beſchäftigte ſich nun ganz mit ſeiner Rolle, verſchloß ſich in ſeine Wohnung, und ward nicht eher ſichtbar, als zu dieſem entſcheidenden Schritte ſich nach dem Theater fahren zu laſſen.

Es war am 19. Februar 1752, als dieſes Schauſpiel Statt fand. Als der Hof verſammelt war, begann das Schauſpiel. Lekain erſchien. Seine Geſtalt fiel auch hier unangenehm auf. Die Hofdamen, gewohnt an Grandvals ſchöne Geſtalt (Grandval hatte ſonſt den Orosmann gemacht), ließen ein leiſes Murren vernehmen. Einigen entſchlüpfte ſogar der halblaute Ausruf: Ah! quil est laid! Lekain hatte dieß vorausgeſehen, es brachte ihn daher nicht aus der Faſſung; aber der Verdruß, den er heimlich darüber empfand, ſpornte ihn an ſeine Anſtrengung zu verdoppeln, dieſen Fehler der

Natur zu beſiegen. Er gab ſich ganz ſeiner Begeiſterung für ſeine Kunſt hin; ſo wie das Intereſſe des Stückes ſich allmählich entfaltete, ſo entwickelte er auch mit einem alles hinreißenden Feuer ſeine ſeltenen Kräfte, ſein herrliches Talent. Seine Seele trat in ſeine Blicke, in den Ton ſeiner Stimme, und bald verhinderten die Thränen, welche ſein meiſterhaftes Spiel in Aller Augen mit unwiderſtehlicher Kraft herausrief, ſelbſt ſeine Feinde, zu ſehen, ob der Künſtler, welcher ſo allmächtig auf ihre Herzen wirkte, ſchön oder häßlich ſey. Bald ließ er in den Herzen ſeiner Zuhörer für kein anderes Gefühl Raum, als für jene Empfindungen, welche ſeine Kunſt in ihnen aufgeregt hatte. Er errang den möglichſt glänzendſten Triumph. Alle ſeine Widerſacher waren beſiegt durch den Sturm der Gefühle, welche er erweckt hatte.

Nach geendigter Vorſtellung begab ſich der erſte Gentilhomme de la Chambre zum König, um ſeinen Willen zu vernehmen. Mad. de Pompadour und Marſchall Richelieu befanden ſich bey ihm, beyde erklärte Gegner Lekains und Gönner Bellecours. Sie verſuchten, einige leiſe Andeutungen gegen Lekain anzubringen. Aber in Ludwigs XV. Augen glänzten noch die Thränen, welche Lekains Spiel herausgerufen hatte; il m'a fait pleurer, ſagte der König, je le reçois (er hat mich weinen gemacht, er ſey angenommen).

So war denn Lekains Schickſal entſchieden. Niemand wagte eine Einwendung. Sein Anſtellungsbrevet datirte vom 24. Februar 1752. Sein Verdienſt war übrigens, wenigſtens theilweiſe, ſelbſt von den Mitgliedern des Théâtre Français anerkannt worden. Als man ohngefähr drey Wochen vor dieſer Darſtellung, welche ſein Loos entſchied, in der Comité der Schauſpieler über die Annahme einiger Penſionairs zu wirklichen Schauſpielern debattirte, brachten einige Mitglieder auch Lekain zum Vorſchlage, welcher nun doch ſchon länger als ein Jahr darum anſuche. Sie wurden ſogleich überſtimmt; da ſprang der feurige Deſchamps auf und rief: Si vous ne voulez pas le recevoir comme votre égal, recevez-le donc comme votre maître! — (Wenn ihr ihn nicht als Euresgleichen aufnehmen wollt, ſo nehmt ihn als euren Meiſter auf!) — Deſchamps Wort erfüllte ſich. Bald war Lekain als der erſte Tragiker, welchen die franzöſiſche Bühne bisher beſeſſen hatte, anerkannt. Raſtlos mit ſeiner Ausbildung beſchäftigt, beſiegte er alle ſeine Neider und Widerſacher. Grandval ſelbſt mußte ihn nach und nach in Beſitz ſeiner ſämmtlichen Rollen ſehen. Er ward der Liebling Frankreichs, und blieb es bis an ſeinen Tod, welcher am 8. Februar 1778 erfolgte. Frankreich hat ſeines Gleichen nicht wieder geſehen.

Das übrige Wirken ſeines theatraliſchen Lebens gehört nicht in den Bereich dieſes Aufſatzes. Es wird indeſſen ausführlich beſprochen werden in einer Geſchichte des franzöſiſchen Theaters, an welcher ich ſeit einigen Jahren arbeite, und von welcher die Geſchichte Molieres, welche ich in kurzer Zeit in einem eigenen Bande herauszugeben gedenke, die Einleitung machen wird.

F. C. Weidmann,
k. k. Hofſchauſpieler.

* * *

Kenntniß und Wiſſenſchaft im Urſprung.

Von Julius Schneller, Profeſſor zu Grätz.

(Fortſetzung von Nr. 89.)

Geſchichte.

Man kann nicht ſagen, daß die Monarchen und Hierarchen der Urwelt unbekümmert waren, ihre Nahmen, Thaten und Vergötterungen den Nachkommen zu überliefern; aber die rieſenhaften Denkmahle mit den räthſelhaften Inſchriften haben den Dienſt nur halb geleiſtet, ſie haben die Thaten gezeigt, aber die Nahmen nicht verewigt.

Eine andere Art Ungewißheit kam in die urweltlichen Geſchichten durch die Schriftform und Sprechart, welche eine Verſchiedenheit der morgenländiſchen Nahmen aus dreyerley Urſache bewirkten. Erſtens waren ſie meiſtens Beywörter, welche von dem Verdienſt oder Laſter des Königs genommen wurden; dieſe überſetzte dann jede Nation nach dem Sinn in ihrer Mundart, ohne ſie buchſtäblich in ihre Sprache zu übertragen; ſo konnte z. B. der Unüberwindliche im Aſſyriſchen anders als im Hebräiſchen, im Hebräiſchen anders als im Syriſchen, und im Syriſchen anders als im Griechiſchen heißen, dennoch bezeichnete es immer den nämlichen Mann. — Zweytens ſchrieb man in Mittelaſien, wie in vielen Ländern des Orients, nur die Mitlaute, und überließ die Selbſtlaute dem Gedächtniß des Leſers, daher kam es, daß z. B. das im Aramäiſchen ſo bedeutungsvolle Königszeichen Aſſar auch als Aſſer, als Iſſor, und Oſſar, und Eſſar geleſen wurde. — Drittens ſprach man die Mitlaute verſchieden aus; das ſ, z. B., wurde als ſſ geſchärft, oder als z geziſcht; ſo konnte das nämliche Königszeichen auch als Azar, als Ezar, als Eſar und Oſſr erſcheinen. Den Beleg dazu findet man in den Worten Aſſarhaddon, Aſſuerus, Belſazar, Nabonaſſar, Tiglath-Pileſar, Nerigliſſor und Nebukadnezar, welchen Andere Nabuchodonoſor nennen.

Eine dritte Art Ungewißheit kam in die urweltlichen Geſchichten durch Einmiſchung von Mährchen, welche zum Wunderglauben des unwiſſenden Volkes, und zum Übernatürlichen vorgeſpiegelter Götzenwerke bey den Heiden paßten. Die Götzenprieſter begünſtigten dieß alles, und die Volksdichter gaben ihm durch hiſtoriſche Geſänge den Glanz. Der Schuking der Chineſen, die Vedam's der Indier, das Zend-Aveſta in Mittelaſien enthielten ihre geſchichtlichen Nachrichten als Glaubensſache in Dichterſprache.

Eine vierte Art Ungewißheit kam in die urweltlichen Geſchichten durch die Unkenntniß der Länder. Die Erdkunde machte langſame Fortſchritte durch Kriegeszüge und Handelsreiſen. Nomaden ſahen bey ihren Wanderungen viel, aber bewahrten wenig; ſie brauchten große Merkzeichen, z. B. Terebinthen-Bäume, welche ein Jahrtauſend ausdauern, oder Herderwarten, wo man ungeheure Flächen überſah. Die Ägypter lehrten das Geſchlecht Iſrael die Züge in Arabien bezeichnen, und die Landestheile in Canaan begränzen; ihr König Necho ließ vom arabiſchen Buſen um das Cap durch die Straße des Herkules forſchend ſchiffen. Die Mittelaſiaten bekamen durch ihre Weltſtürmereyen Länderkenntniß, aber Babylon zeigte durch Berechnung der Mondesfinſterniſſe, daß ſeine Gelehrten die runde Geſtalt der Erde kannten. Homer dachte die Erde als Scheibe, Thales als Cylinder, Pythagoras als Kugel; dieſer lehrte fünf Zonen, und auch die heiße bewohnbar. Man maß die Abſtände nach Tagereiſen, in Babylon nach Stathmen und Paraſangen, in Hellas nach dem Stadion, oder der Rennbahn zu Olympia. Anaximander entwarf die erſte uns bekannte Landkarte, in Erz gegraben; ſie erhielt ſich ſo lange, daß (495 vor Chriſto) Ariſtagoras, der Regent von Miletus, den Spartaaern und Athenern darauf die Landſchaften von Miletus bis Suſa mit dem Finger vorwies, um ſie zum Bündniß gegen den König der Könige zu ſtimmen. Man fand darauf, daß von Miletus bis Suſa neunzig Tagereiſen waren, nämlich 13,500 griechiſche Stadien, was als 295 geographiſche Meilen, und täglich 3¼ Meile ziemlich genau mit der Wahrheit zuſammentrifft. Die Gelehrteſten vor Cyrus kannten etwa zwanzig Grade der Breite, und neunzig Grade der Länge. Bis in die mittleren Stände drang die Erdkunde nicht.

Eine fünfte Art von Ungewißheit kam in die urweltliche Geſchichte durch die Unſicherheit der Zeitbeſtimmung. Den Tag beſtimmte man nach dem Hahnengeſchrey, nach den ſich erhebenden Winden, nach dem Wachſen der Hitze, nach der Abenddämmerung. Landleute rechneten nach der ſteigenden und ſinkenden Sonne, nach dem Schatten der Bäume und Berge. Städter lieſen wohl auf den Markt oder auf eine Freyung, um den Schatten eines hohen Gebäudes zu ſehen; ein zehnfüßiger Schatten rief zur Abendmahlzeit, und Reiche hielten einen Sclaven zur Beobachtung des Schattens. Das chaldäiſche Schaatha, ſo wie das helleniſche Hora bezeichnete die Zeiten des Jahres wie des Tages. Spät erſt bezeichneten Sonnenuhren im Licht, und Waſſeruhren in Nacht die Stunden, doch Schlaguhren gab es nirgend. Die meiſten Völker brauchten nur den Mond, die Babylonier nahmen auch die Sonne dazu, die Ägypter verbanden damit den Thot oder Sirius, das iſt, Hundsſtern. Attica bekam die Jahresrechnung durch Cerrops aus Ägypten, Solon verbeſſerte ſie, indem er ſich auf Reiſen belehrte, aber in Hellas war keine Übereinſtimmung. Vor Cyrus (550 vor Chriſto) hatte man nirgend eine allgemeine ſtehende Äre, in Deſpotien rechnete man nach den Lebensjahren der Herren, in Republiken nach dem Eintritt von Prieſtern bey berühmten Tempeln.

(Fortſetzung folgt.)

Allgemeine Novelliſtik.

Kärnthnerthor-Theater. Den 3ten d. M. zur allerhöchſten Nahmensfeyer Ihrer Majeſtät der Kaiſerinn Caroline, nach Anſtimmung des beliebten Volksliedes: „Gott erhalte Franz den Kaiſer!“ zum erſten Mahl: Der Freyſchütze. Romantiſche Oper in drey Aufzügen von Friedrich Kind. Muſik vom Hrn. Carl Maria v. Weber, königlich ſächſiſchem Kapellmeiſter.

Die Erzählung, die den Stoff zu dieſer Oper lieferte, wird Vielen aus Apel's „Geſpenſterbuch“ bekannt ſeyn; die dramatiſche Behandlung iſt von jener etwas verſchieden; wir geben den Inhalt, wie wir ihn hier geſehen haben. In kurzer Zeit wird das Original erſcheinen, von dem Verfaſſer ſelbſt herausgegeben.

Käthchen.

Woher das Schießen?

(Man hört noch einen Schuß.)

Sophie.

Noch einmahl?

Käthchen.

Gott! — Was ſoll das ſeyn?

Sophie.

Der Schall ſchien aus dem Park zu kommen.

Beyde.

Das kann des Räthſels Löſung ſeyn.

Neunter Auftritt.

Florian, die Vorigen.

Florian

(welcher, ſein Gewehr auf der Schulter, ganz erſchrocken, in größter Eile aus dem Schloſſe kömmt.)

Ein Schuß iſt hier gefallen,
Ein Wilddieb muß das ſeyn.
Hier ruft mich meine Pflicht,
Auf! Auf! ihn ſchnell zu fangen,
Er wird noch heut' gehangen,
Entwiſchen ſoll er nicht.
(läuft ſchnell, hält aber wieder inne.)

Die Zeit der Handlung iſt der Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts. Das Stück beginnt mit einem Sternſchießen. Kilian, ein reicher Bauer, hat den Königsſchuß gethan; Max, ein geſchickter Jägerburſche, wird von ihm und den Landleuten jetzt verſpottet und gehänſelt, weil er ganz und gar nichts treffen konnte, worüber er in Zorn geräth, ſo daß der Erbförſter Cuno, der zur rechten Zeit erſcheint, den Zwiſt noch ſchlichten muß. Dieſer ſtellt dem Aufgebrachten vor, daß er ſeit einiger Zeit vom Unglück ſtets verfolgt wurde, und muntert ihn auf, am nächſten Tage ſich gut zu halten, weil von dem alsdann zu leiſtenden Probeſchuß der Beſitz ſeiner Tochter und der Erbförſterey abhängig ſey. Die Umſtehenden wünſchen nun zu wiſſen, was es urſprünglich mit dieſem Probeſchuß für eine Bewandtniß habe. Sein Urältervater, erzählt der Erbförſter, diente bey einem Ahnherrn des Ritters Hugo von Weidenhorſt. Einſt auf der Jagd wurde ein Hirſch geſehen, an den ein Menſch mit Ketten angeſchloſſen war; eine Strafe damahliger Zeit für Waldverbrechen. Hugo ſetzte als Preis für den, der dieſen Hirſch erlegen würde, ohne den Miſſethäter zu verletzen, die Erbförſterey ſammt einem nahe gelegnen Waldſchlößchen. Der Leibſchütze Cuno ſchoß und erhielt den Preis. In der Folge ſtreute man aus, es ſey durch einen Freyſchuß, oder Zauberey gelungen; daher wurde ausgemacht, daß künftig der Entſcheidung allemahl ein Probeſchuß vorher gehen ſolle. — Die Bauern verfügen ſich ſpäter in die Schenke, Max bleibt mit ſeinem Kummer in der Dämmerung allein. Zu ihm geſellt ſich Kaſpar, ein andrer Jägerburſche, der einſt im Kriege an ein wildes Leben ſich gewöhnt hat. Er liebte Maxens Verſprochne, Agathe, und ſchnaubt nach Rache, weil ſie ihn verwarf. Maxen will er ins Verderben locken, und wendet Alles an, um ihn zu einem Bunde mit böſen Geiſtern zu bereden. Die Sonne, ſagt er, ſtehe jetzt drey Tage in dem Schützen, um Mitternacht erfolge eine Mondverfinſterung; dann ſolle er mit ihm zur Wolfsſchlucht gehen, Freybolzen einzuſammeln, das heißt ſolche, die nie das Ziel verfehlen.

Das Haar ſträubt ſich dem armen Burſchen; Kaſpar aber reicht ihm den geſpannten Bogen, und heißt ihn, in der Dämmerung, auf einen großen Raubvogel abdrücken, der auch ſogleich und gut getroffen niederfällt. Jetzt wird der Bund geſchloſſen, und um Mitternacht, bey gräßlichen Beſchwörungen, im Aufruhr aller Elemente, werden ſieben Bolzen, wovon Max vier erhält, in jener Schlucht errungen. Agathe hat indeſſen viel gelitten, gekämpft mit finſtern Vorbedeutungen und Träumen. Als man ihr den Brautkranz bringt, findet ſich ſtatt deſſen nur ein Todtenkranz. Endlich naht die Entſcheidungsſtunde. Max hat bereits am frühen Morgen drey Mahl mit ſeinen Bolzen gut getroffen, nun ſoll der Probeſchuß geſchehen; auf eine weiße Taube gebietet Hugo ihm zu zielen. In dieſem Augenblick erſcheint Agathe an demſelben Ort, und ruft ihm zu, ja nicht auf ſie zu ſchießen; die Taube flattert auf und Max richtet ſeinen Schuß nach einem Baum, wo Kaſpar lauert, um den Ausgang abzuwarten. Dieſer ſtürzt ſogleich getroffen nieder, auch das Mädchen fällt in Ohnmacht, kommt aber wieder zur Beſinnung. Jener haucht die ſchwarze Seele aus. Dem Ritter Cuno klärt ſich bald der ganze Vorfall auf. Verzeihung wird dem Verführten, und die Hand Agathe's ſoll ihm werden, wenn er ein Probejahr beſtanden.

Gegen dieſen Ausgang wäre Manches einzuwenden: wir wollen es mit Stillſchweigen übergehen, da außerdem noch manches Andre zu berühren wäre, was nicht hieher gehört. Zu jenem aber iſt der Auftritt der Brautjungfern mit zu rechnen, die vor dem Probeſchuß nicht wohl erſcheinen können, denen wir aber freylich jetzt den unvergleichlich ſchönen Chor:

»Wir winden dir den Jungfernkranz«

mit herzlichem Gefühl verdanken. Gelungne Verſe darf man einem ſo gewandten und mit Recht beliebten Dichter, wie Friedrich Kind, nicht einmahl gar zu hoch in Anſchlag bringen. Aber dieſer dramatiſchen Dichtung wird die Gegenwart und Zukunft für eine der meiſterhafteſten Kompoſitionen dankbar ſeyn, die im Gebiet der Tonkunſt je erſchienen ſind. Mit dem Titel: Meiſter, ehrt der deutſche Kunſtverſtändige den Tondichter, und der unbefangne italieniſche Meiſter ſelbſt glaubt durch die Benennung Maestro ihm wohlverdiente Ehre zu erzeigen. Die Kunſtrichter ſetzen Webers neueſtes

Werk zwiſchen Mozarts Werke und Beethoven's Fidelio. Geniale Erzeugniſſe ſoll man nicht vergleichen, deñ ſie können durch ſich ſelbſt beſtehen; will man aber, der ſinnlichen Anſchauung wegen, ſie klaſſifiziren, ſo darf hinzu gefügt werden, daß ſich dieſe Tondichtung den Cherubiniſchen an die Seite ſetzen läßt. Man pflegt gewöhnlich dem erſten Akt des Freyſchützen den Vorzug zu ertheilen. Er ſpricht am meiſten an, oder beſſer geſagt, er wirkt am kräftigſten und mannigfaltigſten; das liegt in der Handlung, und hierin auch vielleicht der ganze Grund des Vorzugs. Ferner will man da und dort Reminiſcenzen wahrgenommen haben, theils aus Maria von Webers eignen, früheren Werken, theils aus den Produktionen anderer Tonſetzer. Man ſollte dieſe, wo ſie ins Gehör fallen, nur bekannte Anklänge nennen, und wie ergeht es uns damit? — Sie gleichen Irrlichtern, die plötzlich vor uns aufflackern, uns hinter ſich dahin ziehen, und in eine unbekannte, zauberiſche Gegend führen, die uns völlig fremd iſt, und wo wir ſelbſt uns nicht mehr wieder finden. Man weiß nicht, ſoll man in dieſer Kompoſition die Phantaſie, oder die Tiefe; Kraft und Feuer, Lieblichkeit und Zartheit, oder Gefühl und Gründlichkeit mehr bewundern. Wir erſtaunen über die Kühnheit der harmoniſchen Verwicklungen in der Ouvertüre, über die pſychologiſche Wahrheit des erſten Terzetts zwiſchen Kuno, Max und Kaſpar, mit dem doppelten Chor:

»O dieſe Sonne! furchtbarer ſteigt ihr Strahl!« —

und werden wieder hingeriſſen von dem ganz originellen Spottchor, das der Bauer mit den Worten anfängt:

»Schau der Herr mich an als König —«

und gleichſam in einen unwiderſtehlichen Taumel verſetzt durch den aus dem alltäglichſten Leben gegriffnen Walzer, den wir überall gehört zu haben meinen — wenigſtens werden wir ihn oft noch hören, auf dem neuen Markt und auf dem alten Markt — ohne daß er den Stempel der Alltäglichkeit an ſich trägt. Der Kampf der Leidenſchaften, Wehmuth und Sehnſucht, Schmerz und Liebe erſchüttern uns das Herz während Maxens Geſang ertönt:

»Durch die Wälder, durch die Auen —«

Das Echo ferner Harmonien iſt ſehr gewöhnlich; aber jene dumpf und immer dumpfer hin verhallenden Hörnertone, die ihn weckend in düſtre Seele klingen, ſind eine glückliche Idee des genialen Meiſters. Nun nach der Arie das wilde Trinklied, durch welches das Piccolo ſchneidend hindurch pfeift, wie das böſe Gewiſſen, und uns Grauſen mitten in der Luſt erweckt; zuletzt das Rachegeheul und Hohngelächter der Hölle, das aus Kaſpars Schlußgeſang hervorbricht — es läßt ſich kaum im zweyten Aufzug etwas Beſſeres erwarten. Der Schluß dieſes erſten ſcheint uns theatraliſch und dramatiſch genug. Die Stimmen der Dämonen gehören dorthin, wo man ihres Meiſters erſt bedarf.

Ein Duett Agathens und Annchens eröffnet den zweyten Akt, das mit tiefem Gefühl und reizendem Humor ausgeſtattet iſt. Eine gewiſſe Ähnlichkeit will hier hervorklingen, worauf wir das ſchon über dieſen Gegenſtand Geſagte jetzt beziehen wollen. Was den Vortrag betrifft, wird Sicherheit und Übereinſtimmung unbedingt erfordert. Ein reichhaltiges Tongemählde entfaltet ſich in der Scene und Arie Agathe's, wo Talent und Gemüth der Sängerinn zugleich in Anſpruch genommen werden. Mit dieſem Geſangſtück wetteifert durch inneres Leben ſtürmiſcher Affekten das folgende Terzett:

»Wie? was? Entſetzen! —«

mit dem wehmuthsvollen Nachruf des Zurückkehrenden vor dem Schluſſe:

»Doch haſt du auch vergeben?«

Nun verwandelt ſich das Theater in die grauerfüllte Waldſchlucht, und das Uniſono der unterirdiſchen Geiſter bereitet uns auf die Beſchwörung vor. Grad für Grad ſteigt der Komponiſt bis zum erſchütternden Gemahlde des wilden Heeres, wo die Gewalt der in Diſſonanzen zuſammenſchlagenden Harmonien die Schrecken des Abgrunds zu verſinnlichen ſcheint.

Im dritten Akte ſeufzt uns die beklommene Agathe ihre elegiſch-liebliche Cavatine (as-dur) entgegen:

»Und ob die Wolke ſie verhülle ꝛc.«

Schmerzliches Zagen und fromme Hoffnung bieten einander hier die Hand, wie Komponiſt und Dichter dieſes Lied gleichmäßig ausgeſtattet haben. Annchens Romanze:

»Einſt träumte meiner ſel'gen Baſe — «

will nicht ganz an dieſer Stelle wirken, wiewohl die Kompoſition von ihrem Werthe nichts dadurch verliert. Nun aber ertönt der unübertrefflich einfache, anmuthige Mädchenchor, der dem Lächeln der Unſchuld durch die Thränen der Wehmuth gleicht. Der Tonſetzer zeigt darin ſein ausgezeichnetes Talent für die Liederkompoſition, wie früher für das Erhabene, Schauerliche, Groteske, und den Ausbruch der wildeſten Freude. In jener Gattung übrigens hatte er ſich ohnehin ſchon längſt bewährt. Welch ein Übergang von dieſem Liede zu dem jauchzenden Chor der jagdluſtigen Schützen und Jäger! Alles möchte mit einſtimmen, als ob Jeder mit der Melodie vertraut wäre; und ſo geſchieht es öfter, weil es wenigen Tonſetzern gelungen iſt, überall das Rechte ſo zu treffen, und es mit ſolcher Wahrheit auszuführen, wie es hier gelang. Im Schluß-Final beginnt der Meiſter einen neuen Flug, von dem er nicht herniederſinkt, auf dem er ſich vielmehr in unſichtbaren Räumen hin verliert.

Der Beyfall war in der erſten Vorſtellung groß, und wuchs in der zweyten, wie er mit jeder folgenden ohne Zweifel immer höher ſteigen wird.

Das Orcheſter zeigte ſich hier wieder, unter Leitung ſeines verdienſtvollen Meiſters, Herrn Kapellmeiſter Weigl, auf der glänzendſten Höhe der Virtuoſität. Die Inſtrumentirung iſt eine Aufgabe für jedes, wie faſt für jedes einzelne Inſtrument. Alle haben hier ein Wörtchen mitzureden, das nicht allen ſo geläufig iſt.

Die Sänger leiſteten mit Liebe und Beſtreben das Ihrige. Mlle. Wilhelmine Schröder erntete durch den Ausdruck des lebendigſten Gefühls ausgezeichneten Beyfall. Der Tenor ſang mit voller Kraft; ſein dem ruhigen Geſang mehr entſprechendes Gemüth widerſtrebt der Gewalt leidenſchaftlicher Bewegungen. Bey der Darſtellung ſolcher Scenen ſtößt auch ein geübter Schauſpieler noch auf manche Klippe.

Kaſpar griff in Spiel und Geſang mit groſſer Energie durch, und erhielt nach der Schlußarie des erſten Aufzugs rauſchenden Beyfall. Annchen war angenehm, doch verwechſelte ſie den leichten Humor, der ſich dem tragiſchen Ernſte beygeſellt, mit dem gewöhnlichen Luſtigſeyn ländlicher Vertrauten. Kilian, der Bauer, drückte mit ſehr gelungenen Zügen die ſelbſtgefällige Behaglichkeit der Einfalt aus. Ritter und Förſter ſtanden feſt auf ihrem Platze. Der Chor verdiente die erhaltnen Auszeichnungen in vollem Maße. Auch die Anführerinn der Kranzwinderinnen darf nicht übergangen werden.

Das Coſtüm vereinigte Simplicität mit Zierlichkeit. Die fünf neuen Dekorationen bewährten abermahls das Kunſttalent, wie den ſorgſamen Fleiß ihrer Urheber. Die Maſchinerie zu Ende des zweyten Aufzugs machte ergreifende Wirkung; im Einzelnen waren die Erſcheinungen jedoch nicht einleuchtend genug, wie z. B. die funkelnden Augen der Nachteule, das Herbeyflattern des ſcheuen Nachtgeflügels, und das Auflodern der unterirdiſchen Flammen, mit welchen des Bergſtromes ſchäumende Fluten ſich vermiſchen. In ſchauerlichen Bildern rauſchte der Zug des wüthenden Heeres, Nebelgeſtalten gleich, vorüber. In der tief umlagernden Nacht kommt es freylich nur auf den Totaleffekt an. Die Tonkunſt feyerte an dieſem Abend einen Sieg, der dem wilden Heer des Unſinns und charakterloſer Üppigkeit, ſchneller, als man glauben möchte, auf einem Theil der Hemiſphäre wenigſtens, den Untergang bereiten wird.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625) wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k. k. Poſt 11 fl. W.W. halbj. Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

92.

(Wien, Samstag den 17. November.)

Ontologiſche Neuigkeiten.

Von A. Rittig v. Flammenſtern.

XXXII.

Eine der intereſſanteſten Sehenswürdigkeiten, die Wien gegenwärtig im Gebiete Euterpens darbietet, iſt vorzugsweiſe die hier beſtehende Manuſcript-Sammlung von Beethoven's Tonwerken, die, ſo wie ſie in Hinſicht der Vollſtändigkeit und Eleganz daſteht, die einzige ihrer Art iſt, und auch wohl für immer bleiben wird. Dieſe herrliche Sammlung dankt ihr Entſtehen, ſo wie ihre Vollendung, dem als Tonſetzer vortheilhaft bekannten Hrn. Tobias Haslinger, Associé der Muſikhandlung des S. A. Steiner, der, durch mehr als vier Jahre, weder Zeit, Mühe noch Geld ſcheute, um alles, was nur immer im Notenſatz Beethoven's Seele entfloß, zu ſammeln, und als ein Ganzes, auch in der Ausſtattung ſeiner würdig, der Nachwelt aufzubewahren. Nun iſt ſie vollendet und umfaßt in ein und funfzig groß Folio-Bänden auf circa 4000 Muſikbogen wirklich alles, was Beethoven, dem ſeine Zeitgenoſſen bereits die Palme der Unſterblichkeit gereicht haben, vom erſten flüchtigen Notenſatz an bis zum 1. Oktober d. J. nur immer der Tonwelt überlieferte. Man findet ſonach hier die Partitur der Oper Fidelio, das Ballet Prometheus, die Ouvertüren zu Coriolan, Egmont, Leonore; das Schlachtgemählde von Vittoria; das Oratorium: Chriſtus am Öhlberge; eine Meſſe; dann eine Menge Sinfonien, Konzerto's, Septetten, Sextetten, Quintetten, Quartetten, Terzetten, Duetten, Sonaten, Serenaden, Märſche, Rondo's, Fantaſien, Variationen, Präluden, Arien, Lieder, Geſänge, Romanzen, Bagatellen u. ſ. w.; ſo wie ſelbſt jene Tonſtücke, die v. Beethoven als Beylagen zu Almanachen und Zeitſchriften ꝛc. komponirte, z. B. das Gedicht: der Bardengeiſt, 1814, Tonart Em; Merkenſtein 1816, Es; an die Geliebte, 1816, D; Ruf vom Berge, 1817, A; das Geheimniß 1817, G; So und So! 1817, F; das Schweigen, Canon. 1818, F; Reſignation 1819, D; Abendlied 1820, E; u. ſ. w. Sämmtliche Tonſtücke ſind mit einer bewundernswerthen Reinheit und Korrektheit, was die Notenſchrift betrifft, von Hrn. Schwarz, der volle vier Jahre daran ſchrieb, die Aufſchriften, Überſchriften und Titelblätter aber von der Meiſterhand eines unſerer geſchickteſten Kalligraphen, Hrn. Warſow, geſchrieben. Ein ſyſtematiſch-thematiſch-chronologiſch geordneter Regiſter-Band ſchließt das Ganze, und die beygebundene Original-Handſchrift Beethoven's enthält die Beſtätigung: »Daß ſämmtliche in dieſer vollſtändigen Sammlung ſeiner Tonwerke aufgenommene Stücke wirklich von ihm ſelbſt komponirt ſind.« Dieſe Sammlung eignet ſich ganz, um in dem Muſeo eines hohen Gönners der Kunſt den würdigſten Platz einzunehmen.

Wenn man von dem richtigen Grundſatz ausgehet; daß für eine jede zu bewegende Laſt, eine gleich große bewegende Kraft, nebſt einem Überflyſſe zur Überwindung der Bewegung, im Gebiete der Mechanik aufgefunden werden könne, ſo wird es klar, warum ſo viele, mitunter ſehr kluge Menſchen ſich entetiren, eine Maſchine zu erfinden, die ſolange ſich ſelbſt beweget, als keine Abnützung ihrer weſentlicheren Beſtandtheile Statt findet, welche Maſchine ſie gewöhnlich, wiewohl irrig, mit dem Nahmen: Mobile perpetuum (Perpetuum mobile) belegen. Gegenwärtig ſind mir hier vier Individuen bekannt, die ſich mit der Ausführung einer ſolchen Maſchine beſchäftigen, und zwar: Hr. Giuliani, deſſen Maſchine, ohne jedoch anhaltend im Gang erhalten werden zu können, bereits auf der Landſtraße, in der Ungergaſſe, Nro. 349, aufgeſtellet iſt; dann Hr. Löberſorger, der bekannte Mechaniker; ferner Hr. von Farkas, durch ſeine Tauchermaſchine bekannt, und endlich Hr. Joh. Miklovich, deſſen Maſchine ich bereits im Conv. Bl. Nro. 36. 1820. S. 338—339 erwähnte, von der aber ſeit Jahr und Tag nichts mehr verlautbaret. Nach allen meinen Anſichten, die ich über derley Maſchinen theils in mehreren Jahrgängen des Heſperus, theils hier im Conv. Bl. ausſprach, iſt die Idee des Hrn. Giuliani — im Eyform das überwindende Princip zu ſuchen — nicht allein die originellſte, ſondern auch vielleicht die einzige, die zu dem vorgeſetzten Zweck führen kann.

Unter dem vielen Bemerkenswerthen in Dr. Karſten's ſo eben erſchienenem gehaltreichen Werke: Metallurgiſche Reiſe durch einen Theil von Baiern und durch die ſüddeutſchen Provinzen Öſterreichs. Halle, 1821. 8., dürften folgende zwey Anſichten des Verfaſſers insbeſondere für unſere vaterländiſchen Metallurgen und Geognoſten einen vorſpringenden Werth haben. Die erſte betrifft das räthſelhafte Verhalten der Eiſenerzniederlage im Knappenberge oſtſüdöſtlich vom Orte Hüttenberg im Gortſchützer Thale, in Kärnthen. Dieſer Knappenberg, welcher ſchon ſeit vielen Jahrhunderten das Material zu dem noriſchen Eiſen hergegeben hat, beſteht bis zu einer Höhe von 700 Fuß über dem Thal der Gortſchütz aus Glimmerſchiefer, der an manchen Stellen durch die eingeſprengten vielen Granaten ſehr dickflaſerig wird. Dann folgt der Urkalk, von einer ausgezeichnet ſchönen himmelblauen Farbe und von blätterigem Gefüge; und in dieſem Kalklager befindet ſich die reiche

Eiſenerzniederlage, welche faſt die ganze Mächtigkeit des Bergrückens, in einer Seigerhöhe von 6 — 700 Fuß, und in dem größten Theile der ſtreichenden Erſtreckung des Berges einnimmt. Oben iſt dieſe Eiſenerzniederlage mit einem gelblich weißen *Kalkſtein* bedeckt, der durch die vielen Glimmertheilchen oft ein ſchiefriges Gefüge zu erhalten ſcheint. Auf allen Seiten von Kalkſtein eingeſchloſſen, kann man die Eiſenerzniederlage kaum für etwas anderes, als *für ein mächtiges Lager in Kalkſtein*, oder eigentlich für einen *Erzſtock* anſehen, welcher aber keinesweges bloß aus *Eiſenerz* beſteht, indem die Erze ſehr häufig von ſogenannten tauben Mitteln, *nämlich von großen Keilen aus Urkalk*, unterbrochen werden. Dieſe Kalkmaſſen haben theils eine ſchöne himmelblaue, theils eine gelblich weiße Farbe. Ob ſie ſämmtlich mit dem Dach und mit der Sohle zuſammenhängen, oder ob ſie als ganz iſolirte Maſſen in der Erzniederlage vorkommen, folglich überall von Erzen umgeben ſeyn mögen, läßt ſich bey der Unregelmäßigkeit, mit welcher hier der Bergbau betrieben worden iſt, und noch jetzt betrieben wird, ſchwerlich ausmitteln. Von einigen kleineren Wänden weiß man, daß ſie mit dem umgebenden anſtehenden Kalk keinen Zuſammenhang haben, weil man ſie von allen Seiten umfahren hat; die größeren Maſſen dürften aber vielleicht als Fortſetzung des, die ganze Erzlage umſchließenden und durch dieſelbe hindurchgehenden *Kalkſteins* betrachtet werden müſſen. Das Verhalten der Erzniederlage und die Beſchaffenheit der Erze ſelbſt geben über dieſes räthſelhafte Vorkommen derſelben keinen Aufſchluß. Nirgends zeigt ſich in dem Erzſtock ein beſtimmtes Streichen und Fallen; und daraus ſowohl, als aus der Beſchaffenheit der Erze ſelbſt, geht hinlänglich hervor, *daß ſie keiner ruhigen und ungeſtörten Bildung ihr Entſtehen zu verdanken gehabt haben*. Der weiße unveränderte Pflinz kommt ſehr ſelten, und mehrentheils nur in den unterſten Gruben vor. Die Hauptmaſſe beſteht aus mehr oder weniger Spatheiſenſtein, welcher theils rothlichbraun, theils ſchwarzbraun gefärbt, ſeine ſpathige Struktur mehr oder weniger beybehalten hat, und aus Brauneiſenſtein, welcher ſelten aus einer ganz gleichartigen Maſſe zuſammengeſetzt iſt, und mehrentheils ein Conglomerat von Quarzkörnchen und Glimmerblättchen, die durch eine Maſſe von Brauneiſenſtein zuſammengefüget ſind, zu ſeyn ſcheint. Auch ſelbſt da, wo das Erz noch die Spathſtruktur behalten hat, kommen häufig Quarzkörner und Glimmerblättchen in der Maſſe vor, und dieſe *Glimmerblättchen* ſind es vorzüglich, welche die *Hüttenberger Erze ſo ſehr auszeichnen*, daß ſie ſich von allen ähnlichen Eiſengattungen ſogleich unterſcheiden laſſen. Nachdem der Verfaſſer ſich nun weiter über die hier vorwaltenden Geſteinarten ausſpricht, ſagt er : die ganze *Eiſenerzniederlage des Knappenberges* iſt nun ein ſolches Gemenge von theils reinen Brauneiſenſteinmaſſen, mit und ohne Spathſtruktur, und von größeren, theils mit Glimmer, oder mit Quarzkörnern, oder mit Glimmer und Quarzkörnern gemengten Brauneiſenſteinmaſſen, welche durch den Glimmergehalt häufig eine ſchiefrige Struktur und eine graue Farbe, und durch den Quarzgehalt das Anſehen eines wahren Conglomerats erhalten hat, ſobald man ſie aufmerkſamer betrachtet. Aus dieſem Gemenge, welches ohne Regel und

Ordnung durcheinander zu liegen ſcheint, beſteht das ganze ungeheure Lager von 6 — 700 Fuß Höhe, von wenigſtens 5000 Fuß Feldeserſtreckung, und von faſt der Mächtigkeit und Dicke, welche dem Knappenberge ſelbſt, in dem vertikalen Durchſchnitt mit ſeiner ſtreichenden Erſtreckung, zukommt. Zwar nimmt dieſe Mächtigkeit, oder eigentlich dieſe Breite und Dicke des Lagers, mit der größeren Höhe ab, indeß iſt der Bergrücken oben ziemlich breit, ſo daß man die Entfernung von einem Gehänge zum andern im mittleren Durchſchnitt wohl zu 1500 Fuß annehmen kann. Dieſe ungeheure Erzmaſſe von vielen Millionen Kubikfußen wird nur durch größere oder kleinere keilförmig geſtaltete Kalkfelſen zuweilen unterbrochen, und dieſe tauben Mittel ſind es zugleich, welche die Gewinnung oder den Anbau erleichtern. Bey dieſem ſonderbaren Vorkommen des Erzſtockes, bey dem eben ſo auffallenden Hervortreten der Kalkkeile in dem Erzlager, und bey der Beſchaffenheit der Erzmaſſe ſelbſt, meint nun Dr. Karſten, wird es mehr als wahrſcheinlich: daß die ganze Maſſe aus dem Inneren der Erde empor gehoben worden ſey, und daß ſie den Glimmerſchiefer durchbrochen habe. Nicht minder intereſſant iſt die Anſicht des Dr. K. über das Schiefergebirge, in welchem in der Idrianer Grube — bey Idria — die Queckſilbererze vorkommen, indem auch hier derſelbe die Meinung äußert: daß ſchon aus den großen Kalkſteinmaſſen, die ſich mitten im Schiefergebirge befinden, und welche von allen Seiten von demſelben eingeſchloſſen werden, hervorgehe, daß dieſes Schiefergebirge wirklich jünger iſt; als der daſſelbe umgebende Kalkſtein, oder daß es wenigſtens erſt nach dem Vorhandenſeyn des Kalkgebirges, wahrſcheinlich von unten, nämlich aus dem Inneren der Erde empor gehoben worden ſeyn müſſe.

Von Rödlich's »Praktiſcher Anweiſung zur Verfertigung der venezianiſchen Eſtriche. Berlin, 1821. 4. iſt ſo eben eine wohlfeilere Ausgabe, oder wenn ich nicht irre: die Ausgabe von 1810 im herabgeſetzten Preiſe, hier im Buchhandel erſchienen. Daß die ſchönen venezianiſchen Eſtriche — i pavimenti terrazati alla Veneziana — den getäfelten Fußboden, in mehr als einer Hinſicht vorzuziehen ſind, iſt allen Jenen bekannt, die derley Eſtriche an Ort und Stelle geſehen haben, und man muß ſich billig wundern, ſie nicht ſchon lange auch hier in unſern Prachtgebäuden in größerer Zahl zu finden. Indeſſen mag wohl das Schwierige in ihrer Herſtellung, mitunter auch die Unkenntniß, wie ſie herzuſtellen ſind, bis nun zu ihrer Entfernthaltung das Meiſte beygetragen haben. Der k. preuß. Oberſtlieut. Rödlich hat jedoch in obiger Schrift ſolch eine faßliche Belehrung über die Verfertigung dieſer Eſtriche geliefert, und dieſe Belehrung durch Darſtellungen in zwey und zwanzig farbigen Zeichnungen, mit beſonderer Rückſicht auf die hiebey in Anwendung kommenden mechaniſchen Vorrichtungen, ſo verſinnlicht, daß es jedem Bauverſtändigen nur ein Leichtes ſeyn wird, hiernach derley Eſtriche herzuſtellen. Jenen, die noch keinen ſolchen Eſtrich geſehen haben, dient zur Nachricht, daß derſelbe aus folgenden Lagen gebildet wird: 1) der Grundlage, alter

Bauſchutt mit Kalkwaſſer befeuchtet und feſtgeſtampft; 2te Lage, zerſtampftes altes Mauerwerk und Ziegelſchutt; 3te Lage, zerſtoßene alte oder neu gebrannte Ziegeln, nämlich $^{2}/_{3}$ Ziegelmaſſe und $^{1}/_{6}$ Kalk; 4te Lage, zermalmter weißer oder auch graulichter Marmorſtein mit $^{1}/_{3}$ Kalk gemengt, und endlich 5te Lage, die wirkliche Einlage der verſchiedenen Marmorgattungen, wornach dann durch das Abſchleifen des auf der Oberfläche gequilten Marmormörtels der Eſtrich vollendet wird.

Profeſſor Hr. F. Link, dem wir das treffliche Werk: »Die Urwelt und das Alterthum, erläutert durch die Naturkunde. Berlin, 1821, gr. 8. 1 Thl.« verdanken, tritt in demſelben Blumenbach's Meinung: daß alle verſteinerten oder foſſilen Arten organiſcher Körper verſchieden ſind von den noch lebenden Arten,« im Weſentlichen, S. 8., mit den Worten bey: »Eine ganz organiſche Schöpfung iſt untergegangen, und in ihr eine Menge von höchſt ſonderbaren, der jetzigen Welt fremden Geſtalten.« Merkwürdig iſt es, wie ſich Hr. L. über die aufgefundenen Verſteinerungen ausſpricht. Ich wage es, »ſind ſeine Worte,« die Kreide als die Grenze zu beſtimmen, über welche hinaus ſich die Verſteinerungen von bekannten organiſchen Körpern, wie ſie noch jetzt in der Natur lebend vorkommen, nicht erſtrecken, ſo daß alſo die Verſteinerungen in den ältern bis jetzt genannten Lagern zu einer gänzlich untergegangenen Schöpfung zu rechnen ſind. In den jüngern Schichten, als die Kreide, kommen aber hier und da Verſteinerungen vor, welche ſich von den jetzt lebenden gar nicht unterſcheiden laſſen. Hingegen ſind alle der Kreide gleichzeitige Verſteinerungen, ſo wie alle ältern als dieſelben, ſo weit ich ſie kenne, bey genauer Unterſuchung von den jetzt lebenden allerdings verſchieden.« Man ſieht hieraus, daß der gelehrte Hr. Verfaſſer die Kreidebildung als den Punkt annimmt, wo zwey organiſche Welten ſich trennen, nämlich eine frühere, deren letzte organiſche Körper mit der Kreide und andern gleichzeitigen Lagerungen zu Grunde gingen, und eine jüngere, die von dem Zeitpunkt anhebt, wo nach der Kreidebildung wieder Ruhe eintrat, und die demnach durchaus eine neue Schöpfung iſt; erſtere begrenzt des Verfaſſers Urwelt, letztere iſt deſſen Vorwelt. Da dieſes inhaltreiche Werk bereits hier im Buchhandel iſt, ſo wäre eine weitere Anführung der übrigen ſcharfſinnigen Anſichten, die es enthält, überflüſſig.

Bekanntlich war es der Italiener Barigozzi, der uns das einfache Mittel an die Hand gab: geſprungene Glocken durch Einſägen der geriſſenen Stelle — oder durch die Ausbohrung eines Loches am Ende des Sprunges — wieder brauchbar und klangfähig zu machen. Auffallend war es mir daher, in des umſichtigen Leuch's Handbuch für Fabrikanten ꝛc. Nürnberg, 1821. 7. Bd. S. 741, dieſe Ehre dem Pfarrer Dewora zu Trier zugeſchrieben zu ſehen. Zwar bohrt Dewora, um geſprungene Glocken klangfähig zu machen, das Loch, nicht wie Barigozzi, vom untern, ſondern vom obern Ende des Sprunges, indeſſen hätte doch immer Barigozzi, deſſen Entdeckung ſchon im Eingange des Jahres 1819 alle öffentlichen Blätter anführten, wenigſtens erwähnt werden ſollen. Dem ſey aber nun wie ihm wolle, ſo iſt die hiebey angeführte Verſicherung: daß nunmehr der Klang der von Dewora hergeſtellten Glocke wieder ſo ſchön und rein ſey, als wäre ſie neu gegoſſen, zu beachtenswerth, und für alle Jene, die im Beſitze geſprungener Glocken ſind, und durch dieſes einfache Mittel ohne viele Auslagen die Herſtellung derſelben bewirken können, zu bedeutend, als daß ich hier nicht, der Gemeinnützigkeit wegen, den ganzen Fall, wie er erzählet wird, herſetzen ſollte. »Der Pfarrer Dewora zu Trier hat ein einfaches Mittel, zerſprungenen Glocken ihren vorigen Klang wieder zu geben, an einer ſechs und dreyßig Centner ſchweren Glocke daſelbſt, die durch einen ſieben Zoll langen Sprung unbrauchbar geworden war, mit beſtem Erfolg ausgeführt. Es fiel ihm nämlich ein, daß ein am obern Ende des Sprunges gebohrtes rundes Loch die Schwingungen wieder gleichformig machen, und die Glocke ihren reinen Ton wieder erhalten müßte, ſobald der Sprung mit einer feinen Stahlſäge ſo weit durchgeſchnitten würde, daß keine Berührungen des getrennten Metalls mehr Statt finden können. In zwey Tagen war das vierthalb Zoll tiefe, runde und glatte Loch gebohrt, und in drey Tagen war der ſieben Zoll lange Sprung durch die Mitte des Kranzes bis in das runde Loch mit Stahlſägen ſo durchſchnitten, daß nun keine Berührungen vom getrennten Metall mehr Statt fanden. Im Ganzen waren 19 ½ Quadratzoll durchgeſägt worden. Jetzt wurde die Glocke regelmäßig umgehängt, das Loch mit dem Schnitt an die Seite, daß der Klöpfel daſſelbe nicht treffen kann, und der Klang der Glocke iſt jetzt, wie vorgeſagt, ſo ſchön und rein, als wäre ſie neu gegoſſen.« Die Beſitzer des Conv. Bl. erinnere ich bey dieſer Gelegenheit auf den Aufſatz des Bürgermeiſters zu Baden, Herrn M. J. Mayer, in Nro. 80. 1820, S. 741 — 742, der damahls den Schloſſermeiſter Johann Kaiſer aus Neuſchloß in Böhmen, wegen ſeiner Geſchicklichkeit: geſprungene Glocken durch Einſchmelzung einer Metall-Miſchung wieder klangfähig zu machen, und dieß auch an einer in Baden geſprungenen Glocke bewirkte, dem Publikum vorführte. Kaiſers Herſtellung der Badner Glocke bewirkte eine Auslage von 600 fl. C. M. und der Ton der Glocke iſt doch nicht rein. Schade daß ich während meines letzten dreytägigen Aufenthaltes zu Baden nicht Gelegenheit fand, den würdigen Hrn. Bürgermeiſter Mayer ſelbſt hierüber zu ſprechen.

Von der für Geognoſten und Geologen gleich intereſſanten Zeitſchrift: »Deutſchland, geognoſtiſch-geologiſch dargeſtellt, und mit Karten und Durchſchnittszeichnungen erläutert. Weimar, 1821, 8. Herausgegeben von Ch. Keferſtein, Aſſeſſor der mineralogiſchen Geſellſchaft zu Jena ꝛc., iſt bereits das erſte Heft mir zu Geſicht gekommen. Hr. Keferſtein verwirft hierin die von Werner aufgeſtellte Eintheilung der Gebirge in Ur-, Übergangs-, Flötz- und aufgeſchwemmte Gebirge, als nicht befriedigend, und legt ſeiner geognoſtiſchen Darſtellung von Deutſchland folgende Formations-Eintheilung zu Grunde: I. Erſte Formations-Reihe. Neptuniſche Gebilde. 1) Gneuß-

Granit-Formation; 2) Schiefer-Formation; 3) Porphyr-Steinkohlen-Formation; 4) rothe Sandſtein-Formation; 5) Alpenkalkſtein-Formation; 6) bunte Sandſtein-Formation; 7) Muſchelkalk-Formation; 8) Die Jurakalk-Formation; 9) Quader- und Mergelſandſtein-Formation; 10) Kreide-Formation; 11) Braunkohlen-Formation. II. Zweyte Formations-Reihe. Vulkaniſche Gebilde. Dieſe wird in Deutſchland durch die Baſalt-Formation gebildet, da Laven brennender Vulkane fehlen. Jede dieſer Formationen iſt aus mehrfachen Geſteinen — Gebilden und Lagern — zuſammengeſetzt, und enthält Foſſilien aus der Kieſelreihe, aus der Kalkreihe, meiſtens auch aus der Kohlen- und Metallreihe, die aber alle in jeder Formation ihren eigenthümlichen Charakter tragen. Der Plan dieſes Werkes, welches vorzugsweiſe der allgemeinen deutſchen Geognoſie gewidmet iſt, geht dahin, daß jedes Heft wenigſtens zwey geognoſtiſche Karten oder Durchſchnitte enthalten ſoll. Das gegenwärtige Heft beginnt mit der General-Karte von Deutſchland, nebſt ein Paar ideellen Durchſchnitten, um eine allgemeine Anſicht der Gebirge in Deutſchland zu geben, und umfaßt den Verſuch einer Darſtellung der allgemeinen geognoſtiſchen Verhältniſſe von Deutſchland. Möge der ſachkundige Verfaſſer in der Folge nicht den Muth verlieren, alle die Schwierigkeiten zu überwinden, die ſich ihm im Laufe ſeines vorgezeichneten Unternehmens entgegenthürmen werden! — Die dieſem Hefte beygegebene Farbentafel, zur Bezeichnung der verſchiedenen Formationen, hat der berühmte geheime Rath v. Goethe angegeben. Was die ebenfalls dieſem Hefte beygegebene General-Karte von Deutſchland, geognoſtiſch begrenzt, vom Herausgeber, betrifft, ſo iſt ſelbe zu grell ausgeführt, um dem Verlage des geographiſchen Inſtituts zu Weimar, deſſen Firma ſie trägt, zur Ehre zu gereichen. So eben erhalte ich auch das zweyte Heft dieſer gehaltreichen Zeitſchrift. Im Verfolge der allgemeinen Anſicht der Gebirge in Deutſchland, umfaßt daſſelbe die öſtliche Urgebirgs-Maſſe, nämlich den großen gebirgigen Diſtrikt, der Böhmen, Mähren, Schleſien, Sachſen und einen Theil von Baiern begreift, dann eine geognoſtiſche Karte von Tyrol und Vorarlberg, nicht ſo grell wie jene im erſten Heft ausgeführt, und zwey Durchſchnitte von Deutſchland von Weſt nach Oſt.

Ein Gutsbeſitzer zu Freyenwalde an der Oder, Nahmens von Reichenbach, macht in einem kleinen Werkchen, unter dem Titel: »Churmärkiſche Alterthums-Merkwürdigkeiten. Berlin, 1821. 8.« bekannt, daß er in ſeinem Garten daſelbſt eine große Anzahl von Urnen, deren Inhalt Menſchen-Reſte — Knochen und Aſche — waren, wie auch den Stein aufgefunden habe, auf dem die uralten deutſchen Vorfahren in daſiger Gegend ihre Todten verbrannten. Außerdem behauptet er auch, auf einer Bergſpitze hinter dem Dorfe Alt-Kiez, unweit Freyenwalde, und zwar vier Fuß unter dem natürlichen Boden, die Souterrains des Tempels der Göttinn Freja oder Fria entdeckt zu haben, die nun in einer Länge von 139 Fuß aufgegraben ſeyen. Bey dieſer Gelegenheit hat Hr. v. R. ein Hirſch-

Doch halt — nicht blind gegangen.
Ein kluger General
Bedenket jeden Fall. —
Vielleicht ſind's zwey, auch drey,
Da könnt' ich ſie nicht fangen.
(ſchreyt aus Leibeskräften.)
Ihr Bauern! kommt herbey!
Helft mir die Schurken fangen.
Und iſt es uns gelungen,
Habt ihr den Feind bezwungen,
Dann zieh' ich ganz allein
Hier im Triumphe ein.
Herbey! herbey! herbey!
(will ſchnell ab.)

Käthchen

(tritt ihm in den Weg.)
Was gibt es denn, Herr Florian?

Florian.

Das geht die Weiber gar nichts an. —
Halt' mich in meinem Sieg nicht auf.
Fort, fort, fort in den Park hinauf.
(ſchnell ab.)

Geweih gefunden, woran zwar der obere Theil fehlt, das aber, ſeiner Meinung nach, hundert und mehr Enden gehabt haben muß, und dem Hirſch gehörte, der im Tempel der **Freja** als Opferthier ſeine Beſtimmung hatte.

Dr. J. W. **Döbereiner** behauptet in ſeiner für Chemiker ſehr intereſſanten Schrift: »**Zur pneumatiſchen Chemie** (auch unter dem Titel: **Zur mikrochemiſchen Experimentirkunſt**). **Jena**, 1821. 8. 1. Thl. daß er ſich auf experimentalem Wege überzeugt habe: 1) **daß die Oxalſäure aus gleichen ſtöchiometriſchen Antheilen Kohlenſäure und Kohlenoxyd zuſammengeſetzt iſt**, und 2) **daß ſie keine Spur Waſſerſtoff enthält**. Wäre letzterer in ihr vorhanden, fährt er fort, ſo müßte ſich bey Einwirkung des **Vitriolöhls** — welche Subſtanz er zu dem Verſuche wählte — da ſie das Waſſer mächtig anzieht —, entweder ſchwefelige Säure bilden, oder es müßten, wenn derſelbe Sauerſtoff aus der Oxalſäure ſelbſt aufnähme, um Waſſer zu bilden, Kohlenſäure und Kohlenoxydgas in einem andern Verhältniſſe auftreten als wirklich geſchieht, da die abgeführten Experimente gerade das Gegentheil zeigen, indem gleich bey dem erſten Verſuch, wo **verwitterte Oxalſäure** mit **rauchendem Vitriolöhl** in Berührung geſetzt ward, die **Oxalſäure** nach und nach unter **tumultuariſcher Gasentwicklung** verſchwand und das **Vitriolöhl** wieder rauchend, übrigens **unverändert** und **oxalſäurefrey** zurückblieb. D. iſt daher der Meinung, daß dieſes Reſultat abermahls ſeine Anſichten von der chemiſchen Konſtitution der organiſchen Subſtanzen, nach welchen dieſe ſalzartigen Zuſammenſetzungen einfacher Verbindungen des Carbons mit Sauerſtoff, Waſſerſtoff, oder Stickſtoff **in verſchiedenen aber beſtimmten Verhältniſſen ſind**, rechtfertiget.

Freunden von **Baden** in N. Ö. wird es bekannt ſeyn, daß man daſelbſt im Jahre 1811 die daſige **Frauenkirche** — ein herrliches Denkmahl der grauen Vorzeit — die nach den vorhandenen Urkunden ſchon im Jahre 1297 als Kapelle mit eigenem Geläute beſtanden hatte, weil ſie einzuſtürzen drohte, abtrug. Als man nun im Herbſte v. J. bey dem neuen Bau des **Frauen- und Caroliuen-Bades** die **Abzugs-Kanäle** dieſer Bäder durch den Platz führte, welcher die ehemahlige Frauenkirche einſchloß, ſtieß man unter der Grundfeſte derſelben, in der Richtung von Oſten gegen Süden, auf **unterirdiſche Mauern**, die der Länge nach beſagten Platz durchſchnitten und aus ungemein **großen Quaderſteinen** zuſammengeſetzt waren. Dieſe Mauern hatten eine Tiefe von 7 — 8 Fuß, und eine Dicke von 5 — 7 ½ Fuß. Rechtwinkelig an ſelbe ſchloß ſich eine andere Mauer aus rauhen Sandſteinen, in der Dicke von 7 ½ Fuß an. Zwiſchen dieſen Mauerwerken fand man **mehrere römiſche Ziegel**, welche die **Vermuthung** zur **Gewißheit** erheben, daß auch zu **Baden** lange vor dem Jahre 1297 ſchon **Römer** gehauſet haben. Hr. M. J. **Mayer** — wie vorerwähnt, Bürgermeiſter daſelbſt — führt dieſes Faktum in ſeiner ſo eben erſchienenen Beſchreibung: »**des neu erbauten Frauen- und Carolinen-Bades in Baden. Wien**, 1821. 8. S. 25 an; auf welche Beſchreibung ich meine Leſer um ſo mehr aufmerkſam mache, als ſie alles enthält, was ſich über dieſes herrliche Badgebäude nur immer Vortheilhaftes ſagen läßt. Hr. Mayer hat dieſes Werkchen Sr. kaiſerlichen Hoheit dem allverehrten E. H. Anton — dem Baden ſo manche wunderſchöne Schöpfung verdanket — dedicirt. Für meine Leſer des Auslandes muß ich hier beyfügen, daß dieſes nunmehrige Frauen- und Carolinen-Bad früher daſelbſt als Frauenbad und Neubad beſtand, welche beyde Bäder, nachdem mittelſt Actien die zum Bau nöthigen Gelder herbeygeſchafft waren, nach dem Entwurfe des rühmlichſt bekannten Architekten und akademiſchen Rathes Ritter v. Moreau, und des Baumeiſters Hantl, nunmehr in einem Gebäude vereinigt ſind, das ſowohl ſeinem äußern Anſehen nach, als noch mehr durch ſeine zweckmäßige innere Einrichtung — 23 Abtheilungen, worunter 7 Bäder — jeder gerechten Forderung entſpricht. Das Vollbad des Frauenbades — auf 80 — 90 Perſonen — füllt ſich nun in einer Stunde und 15 Minuten, jenes des Carolinen-Bades — auf 40 — 50 Perſonen — in etwas über zwey Stunden, und die für einzelne Perſonen neu eingeſtellten vier Bäder in 15 — 20 Minuten. Was das ſiebente oder Fußbad betrifft, ſo hat es, gleich den vier einzelnen Bädern, ein bequemes Aus- und Ankleidezimmer, die beyden großen Bäder haben aber jedes zwey Auskleidezimmer, eines für die Herren, das andere für die Frauen. Die Legung des Grundſteines, durch Se. k. k. Hoheit den allverehrten E. H. Anton, fand am 7. April 1821 Statt, nachdem der Magiſtrat Se. kaiſ. Hoheit, wegen der vielen Gnaden, die Baden dieſem erhabenen Freunde des Nützlichen und Schönen verdanket, hierum gebeten hatte. Der Nahme Carolinen-Bad ward aber am Tage der Eröffnung dieſer Bäder — 12. Juny l. J. — dem ehemahligen Neubade, als Zeichen der innigſten Verehrung gegen unſere erhabene, allgeliebte und allverehrte Monarchinn, beygelegt, und auch als Aufſchrift über dieſem Bade angebracht.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Theater an der Wien. Den 6ten d. M. zum erſten Mahl: Baron Dolsheim, oder: Huſarenſtreiche. Komiſche Oper in zwey Aufzügen, aus dem Italieniſchen von J. Ritter v. Seyfried. Muſik von Paccini.

Die Hauptſache, wenn von dem Inhalt die Rede iſt, läßt ſich in der Kürze faſſen: Dolsheim iſt ein Bruder Luſtig, der ſeiner Spielſucht wegen in Arreſt geſchickt wird. Hier findet er in Mathilde, des Gouverneurs älterer Tochter, ſeine geliebte, bisher bloß vom Sehen ihm bekannte Schöne. Er ſpringt aus dem Gefängniß in den Garten, und wird nachher in einen andern Arreſt auf Lebenslang geſchickt. Die Geliebte zu ſehen, entſpringt er abermahls, und wundert ſich, als man ihm nachſetzt, daß er für einen Deſerteur gehalten wird. Ohne Ausweg, in einem Walde, und verfolgt, verurtheilt, ſingt er eine Arie, dann kommen flüchtige Krieger aus dem Heere ſeines Fürſten; dieſe treibt er zum Kampfe an, ſtürzt ſich mit ihnen raſch dem Feind entgegen, wirft dieſen mit kühnem Heldenmuth, und erhält zum Lohn Pardon und eine Frau. Das geht noch Alles an, darin liegt aber gar nichts Komiſches, wenn nicht Einer allenfalls aus andern Gründen lachen will. Aber jenes Poſſenſpiel, das der Bauſke — Wachtmeiſter theils mit dem Gouverneur, theils mit dem Oberhaupte zu treiben ſich erkühnt, und das die ſcherzhafte Seite dieſes Stückchens bilden ſoll, — dieß laßt uns übergehen, weil weder die Erzählung, noch die Wiederhohlung zum Vergnügen dienen kann. Der Darſteller und Sänger des Wachtmeiſters machte Zuſätze und Abſätze — (Späßchen durch Gedankenſtriche) die nicht komiſcher, wohl aber verdrießlicher waren, als die Bouffonnerie an ſich. — Nun zur Muſik:

Vor etwa drey Jahren wurde dieſe Oper zuerſt auf dem Teatro della Scala zu Mailand produzirt, ohne beſondere Auszeichnung zu genieſſen. Man wollte nur einem einzigen Duett einiges Intereſſe abgewonnen haben. Sollte dieſes etwa das vom Herzog und dem Wachtmeiſter Brand im erſten Akt geſungene ſeyn? — Es iſt wie Mehres mit Fleiß und Zierlichkeit gearbeitet, der Schluß geht aber in einer ſehr gewöhnlichen Liedeley aus, und das Ganze iſt charakterlos. Vom Charakteriſtiſchen iſt überhaupt die Rede nicht, aber auch Effektſtücke finden ſich ſparſam oder gar nicht, obgleich Geräuſch und Lärm, Knall und Schall und Janitſcharen-Muſik, wozu die militäriſche Handlung, die im Lager anfangt, und nach einem ſiegreichen Treffen ſchließt, Gelegenheit genug darbietet. Die Situationen ſind bey dem allen weder kalt noch warm, das Ernſte iſt nicht ernſt, das Luſtige nicht luſtig genug, Firlefanz und Gurgeleyen fehlen nicht, Ähnlichkeiten bieten überall ſich dar, und auch zuweilen ganz bekannte Stellen in Natura, wie zum Beyſpiel aus Tankred, für den der Komponiſt beſondre Vorliebe haben mag. Wenn man auch hier und dort etwas geſpannt wird, Befriedigung darf man nicht erwarten, denn es iſt faſt überall nur Stückwerk. Das erſte Terzett, von den beyden jungen Offiziers und dem alten Wachtmeiſter geſungen, erregte einige Theilnahme; eben ſo Mathildens Arie, die der Sängerinn zwar etwas Anſtrengung koſtete, aber doch mit Glück geſungen wurde. Noch mehr Beyfall erhielt Amaliens Cavatine, die jedoch eingelegt war. Dieſer Part iſt übrigens unbedeutend. In dem nächſten Quintett und im Anfange des Finals wurde noch Einiges für den hohlen Zahn geboten; dennoch aber ging der erſte Akt von Seiten der Zuhörer ohne Sang und Klang vorüber. Der zweyte fängt mit einem Chor an, um deſſentwillen die Bäuerinnen, die überall dabey ſeyn müſſen, mit Soldaten Hand in Hand luſtig über die Bühne ziehen. In dieſem Theil intereſſirte nur die große Arie des Rittmeiſters Dolsheim, die der beliebte Tenoriſt mit Kraft und Anmuth ſang, und wobey ihn das lieblich vorgetragne Flöten-Solo beſtens unterſtützte.

Herr Mehlich, der ſeinen erſten theatraliſchen Verſuch machte, ſang im zweyten Akt auch ein eingeſchobnes Ariettchen mit einem ziemlich langen Ritornell, deſſen rührender Text alſo begann: »Holdes Mädchen, dir entſagen, wäre mehr als Höllenpein.« Was den Sinn betrifft, ſo ſchien er ihn, trotz der Gewöhnlichkeit, nicht einmahl recht gefaßt zu haben, denn Mienen und Geberden ſtanden mit den Worten ſehr im Widerſpruch. Der Geſang war höchſt mittelmäßig. Die Höhe iſt beſchränkt, ſonſt aber greift der Ton durch und gewinnt durch Deutlichkeit der Ausſprache. Im erſten Terzett mit Dolsheim und Brand trug er eine Stelle beſonders nachdrücklich und beſtimmt vor, wodurch die Verſammlung zu größern Erwartungen angeregt wurde, als ſie in der Folge ſich berechtigt fand. Die Haltung des Körpers iſt bey aller Beweglichkeit der Augen ungemein gezwungen. Hr. Mehlich hat übrigens bereits auf einem auswärtigen Theater kleine Partien geſungen, und wird für ähnliche, vorzüglich im muntern Fach, hier ebenfalls mit Vortheil zu verwenden ſeyn.

Der zweyte Aufzug wurde mit noch geringerem Beyfall aufgenommen, als der erſte. Am folgenden Abend geſchah die Wiederhohlung vor einem nicht zahlreichen Auditorium. Indeſſen iſt den Mitgliedern des Theaters zur erſten Einnahme Glück zu wünſchen, da dieſe durch die Güte der Direktion zur Unterſtützung des errichteten Penſionsfonds beſtimmt war.

Theater in der Leopoldſtadt. Den 9ten d. M. zum erſten Mahl und zum Vortheil der Mlle. Louiſe Benda: Des Herzogs Befehl, oder: Die flüchtigen Freyer. Luſtſpiel in vier Akten von Karl Töpfer.

Dieſes Luſtſpiel war bisher nur auf dem Theater a. d. Wien gegeben worden. Der großmüthige Unternehmer dieſes letztern hatte es der genannten Schauſpielerinn für ihre Beneſiz‑Vorſtellung überlaſſen, und zugleich trat Hr. Friedrich De[illegible] in der Rolle des aufbrauſenden Majors von Lin[illegible], wie auch Hr. [illegible] vom Theater in der Joſephſtadt, im Cha[illegible] des Herzogs, beyde als Gaſt auf.

Der Herzog verfolgte mit jener Ängſtlichkeit die [illegible] ſeines [illegible], die wir früher ſchon an ihm bemerkten, und wodurch dieſ[illegible] zu einer [illegible] Manier wird, in eine ſehr langweilige Monotonie ausartet und die [illegible] Konverſations‑Sprache ſammt der richtigen Akzentirung ganz verloren geht. Eine Maske muß Leben und Wahrheit hier erſetzen, und auch dießmahl gelang es [illegible] Beyfall zu erringen. Der Major wurde vorzüglich in der erſten [illegible] Julie recht intereſſant nuancirt, übrigens durchgehends, wie es ſchon [illegible] Haltung gegeben, als wir in den erſten Darſtellungen bemerkt hatten. Dieß mußte dem Gaſtſpieler ein ſchmeichelhafter Beweis der Theilnahme ſeyn.

Die Beneſiziantinn zeigte als Julie eine friſche, anſtändige Heiterkeit. Auch Frau Ordentlich hielt ihre Komik dießmahl recht ordentlich in Schranken. Mißlungen war das Spiel des franzöſirenden de Follis des ältern — im Grunde gleiche Brüder, gleiche Kappen — und mit einer zügelloſen Übertreibung behandelte der Baron Wendel — nicht als Baron, ſondern als wer weiß was — die Scene kurz vor dem zweyten Aktſchluß, wenn der Garten beſetzt und er zum Herzog beſchieden wird. Das heißt wohl den Applaus mit der Tortur herauspreſſen.

Im Ganzen ging das Stück munter und die Einnahme kann beträchtlich geweſen ſeyn.

Theater in der Joſephſtadt. Auch einmahl etwas über dieſe Bühne, wozu uns die jetzt oft wiederhohlten theatraliſchen Spaziergänge einladen, nämlich: Rigilibigili's humoriſtiſche Spaziergänge durch die Welt. Lokale Zauberpoſſe mit Geſang ꝛc. in zwey Aufzügen, nebſt einem damit verbundenen Vorſpiel in Knittelverſen, vom Verfaſſer des traurigen Fritz. Muſik vom Kapellmeiſter Gläſer. Tableaux und Gruppirungen vom Hrn. Seligmann geordnet u. ſ. w.

Das Vorſpiel geht in der Unterwelt vor. Pluto ſchickt den Rigilibigili, einen Luftgeiſt, auf die Oberwelt, von den dortigen Ereigniſſen Bericht zu erſtatten. Das iſt der Hebel dieſes, dem Ydor und dem Eheſtandsteufel auf Reiſen nachgemachten Quodlibets. Unter andern erſcheint auch ein Dichter, der ſich über die Recenſenten expektorirt, jedoch mit lobenswerther Diskretion, denn der Verfaſſer und noch Jemand ſtehen ja dahinter. Soll's nicht umſonſt gethan haben, und wir erklären, daß dieſe hierin vorkommenden Knittelverſe mit manchen ſogenannten regelmäßigen vertauſcht werden könnten, die unter dem Vorwande von Lizenzen mit Knitteleyen überladen ſind. Das Hauptſtück zerfällt in ſechs Spaziergänge, zu drey und drey auf einen Akt. Hier erſcheint der Luftgeiſt in verſchiedenen Geſtalten, aber — o verkehrte Welt! ſich ſelbſt zur Qual und Strafe. Der Schauſpieler, dem dieſe herkuliſche Arbeit aufgegeben worden, trägt ganz allein die Koſten der Unterhaltung. Als böhmiſcher Sprachmeiſter hat er ſeine komiſche Originalität ſchon bewieſen, und man muß geſtehen, daß er Mannigfaltigkeit in dieſem Fach beſitzt. Das rührende Lied von der Schnitzelbank machte den Schluß dieſer Scene. Die Kritiker der Nachwelt werden über den Urſprung dieſes erhabenen Gedichts die Köpfe ſich zerbrechen. Es iſt uns aber lieber, als manches Thränenlied. Auf dem vorhergehenden Spaziergange erſchien er als dummer Bauernjunge in einer höchſt beluſtigenden Eigenthümlichkeit. Überraſchend war der Ausdruck der Worte, nachdem der Offizier ihm gezeigt hat, wie er das Gewehr halten ſolle: »Ah — ſo! — ſiehſt du! a ſo!« Als Geiziger war die Maske das Beſte. Dem Verfaſſer muß das Verdienſt zugeſtanden werden, alle Karikaturen dieſer Art in einigen Zügen übertroffen zu haben. Die zweyte Hälfte der Spaziergänge ermüdet endlich dergeſtalt, daß man ſich überall nach Ruhebänken umſieht. Der Schwa roher, der Banditenhauptmann und die reiſende Tänzerinn geben zwar dem Schauſpieler Gelegenheit, ſeine vielſeitige Brauchbarkeit zu zeigen, allein ſie ſelbſt, ſuſammt dem Einfaltspinſel von Dorfrichter, werden nachgrade überläſtige Begleiter. Die gymnaſtiſchen Gruppen oder Groteſk-Pyramiden ſind frappant genug und halsbrecheriſch dazu. Recht wunderſam iſt das Tableau der Paſſagiers, nachdem das Fahrzeug in die Luft geſprengt. Die Schauſpieler laſſen ſich's angelegen ſeyn, in ihrer beſchränkten Lage, die Gäſte beſtens zu bewirthen und zu unterhalten; für echte Speiſen und Getränke, wie für die prompteſte Bedienung wird geſorgt. Wer in Taſſo die Würde und Anmuth der Poeſie, in Figaro's Hochzeit und im Freyſchützen die Allmacht der Tonkunſt, und in Lodoiska den Zauber der Tanzkunſt bewundert, wer im Berggeiſt an der phantaſtiſchen Naivität, in dem Geſpenſt auf der Baſtey an der Heiterkeit der komiſchen Muſe ſich erluſtigt hat, der mag wohl auch einmahl auf Rigitibigiti's Spaziergängen ſich in den behaglichen Zuſtand des glorreichen Schach Wampums wiegen laſſen.

Theatraliſcher Anzeiger. Das Gymnase dramatique war im Vergleich mit den andern Pariſer Theatern mit ſeinen neuen Produktionen immer vorzugsweiſe glücklich. Endlich hat auch hier ein neues Vaudeville in einem Akt, unter dem Titel: Les petites misères de la vie humaine, fehlgeſchlagen. Der Hauptcharakter iſt ein reicher Lord, zu deſſen Glück Frau, Kinder und Freunde alles Mögliche beytragen, und der ſich doch für den Unglücklichſten aller Menſchen hält, weil allenfalls ſeine Chocolade zu heiß iſt, oder weil die Butter zu hart iſt, um ſich auf's Brot ſtreichen zu laſſen. Das ſind Lächerlichkeiten, welche nicht Lachen, ſondern Mitleid erregen. Die Autoren, deren Nahmen unter einem Wirbelwinde von Pfiffen verlangt wurden, blieben anonym.

Im Théâtre de la Gaite iſt l'Armure, ein neues Melodram in drey Akten, ebenfalls ohne Beyfall gegeben worden.

In Paris iſt ein ſehr ſchönes Theater ſammt allen Schauſpielern zu verkaufen — nämlich ein mechaniſches.

L'amant bossu, Vaudeville in einem Akt, von de Vandiere, hat im Gymnase dramatique vielen Beyfall gehabt, hingegen iſt le Concert d'amateurs im Vaudeville-Theater mit Pfeifen begleitet worden.

Es verbreitete ſich das Gerücht: Roſſini gehe nach Amerika. Andere behaupteten, daß er mit den Direktoren der Oper zu London Verbindlichkeiten eingegangen habe. Das Wahre an der Sache iſt, daß ſich der berühmte Melodiſt noch immer in Neapel befindet und dort bleiben wird bis zum Aprill, wo er geſonnen iſt, ſich nach Frankreich zu begeben.

Ein neuer Roman von dem unerſchöpflichen Walter Scott, unter dem Titel: Der Seeräuber, iſt in London unter der Preſſe. Man ſpricht davon, der berühmte Dichter werde künftigen Sommer nach Steyermark kommen, um die dortigen Gebirgsbewohner kennen zu lernen, und in Folge deſſen ein Werk erſcheinen zu laſſen, worin die ſchottiſchen und ſteyriſchen Hochländer einander entgegen geſtellt werden.

Im Jahre 1814 hatte England 19,885 Fahrzeuge von allen Größen, 2,329,780 Laſten tragend. Im Jahre 1820 waren es 20,158 Fahrzeuge, deren Laſtengehalt 2,341,710 Tonnen betrug.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625), wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 4 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 11 fl. W.W. halbj.— Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Conversationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

93.

(Wien, Mittwoch den 21. November.)

Nekrolog.

Dem öſterreichiſchen Dichtervereine iſt abermahls eines ſeiner ausgezeichnetſten Mitglieder durch einen zu frühen Tod entriſſen worden. Am 26. Oktober ſtarb in Salzburg Herr Aloys Weiſſenbach, k. k. Rath, Profeſſor der Chirurgie, und Oberwundarzt des St. Johannisſpitales in Salzburg. Noch hatte der Verewigte ſein ſechs und funfzigſtes Lebensjahr nicht zurückgelegt. Er ſtarb an den Folgen einer ſchweren Krankheit, welche ihn gänzlich erſchöpft hatte, und endlich in eine Abzehrung überging.

In einer dürftigen Bauernhütte Tyrols (zu Telfs im Oberinnthale) erblickte Weiſſenbach das Licht der Welt. Derſelbe Geiſt, der in den Alpen dieſes romantiſchen Landes ſo viele große Männer erzeugte, von dem Weiſſenbach ſelbſt in dem herrlichen »Lied von Tyrol« ſo ſchön ſang:

> Es muß hier ein hoher Bildungsgeiſt
> Den Fittig ins Leben breiten,
> Er iſt's, der unſeren Grödner heiße
> Die Holzgebilde bereiten:
> Bis dann ſeine Flamme höher ſich ſchwingt,
> Hervor unter Zauners Meißelſtreich ſpringt
> Der Erzkoloſſe der Zeiten.

Derſelbe Geiſt, der einen Mumelter vom Dorfe nach Wien führte, um dort die Weltgeſchichte zu lehren, der einen Anich die Sterne meſſen lehrte, einen Jordan bildete, einen Knoller, Schöpf und Kapeller erweckte, dieſer Geiſt wohnte auch in der Bruſt des armen Knaben Weiſſenbach. Glücklicher Weiſe ward das edle Feuer, was in ſeinem Buſen loderte, nicht verkannt, und ſeine Ältern fanden Mittel, den vielverſprechenden Knaben nach Innsbruck zu bringen, allwo er ſeine Gymnaſialſtudien vollendete. Er entſchied ſich für das chirurgiſche Studium, und trat ſchon mit achtzehn bis zwanzig Jahren als Unterarzt in kaiſerliche Militärdienſte. Damahls (1788) brach eben der Krieg gegen die Osmannen aus; dieß war ſein erſter Feldzug. Später machte er den ganzen Revolutionskrieg mit, und verließ erſt 1804 die Militärdienſte. Se. kaiſerl. Hoheit Erzherzog Ferdinand, welcher damahls als Churfürſt den alten ehrwürdigen geiſtlichen Thron Salzburgs beſaß, bildete daſelbſt an der Univerſität eine mediciniſche Fakultät, zu welcher der Oberarzt **Weiſſenbach** den Ruf als Profeſſor der Wundarzneykunde erhielt. Zu gleicher Zeit ward er zum Medicinalrath bey dem neuerrichteten Medicinalkollegium ernannt. In dieſen Eigenſchaften, zu welchen ſpäter durch die Gnade Sr. Maj., unſers kaiſerlichen Herrn, als Belohnung der patriotiſchen Geſinnungen und vielſeitigen Verdienſte dem Biedermanne Titel und Würde eines k. k. Rathes verliehen ward, blieb **Weiſſenbach** bis an ſein Lebensende in jener ihm ſo lieb gewordenen Stadt.

Als Menſch, Bürger und Gatte folgte ihm ein tadelloſer Ruf in das Grab. Die Thränen ſeiner gebeugten Gattinn, die Achtung und Gnade ſeines Monarchen und ſeiner Vorgeſetzten, die innige Theilnahme aller guten Menſchen, welche ihn kannten, verbürgen es. Er trug die Reinheit ſeiner Geſinnung unbefleckt durch die Stürme einer beyſpielloſen Zeit. Er war Patriot im reichſten, edelſten Sinne des Wortes. Die Liebe für ſein Vaterland, für das Fürſtenhaus, welchem daſſelbe durch eine Reihe von Jahrhunderten ſein Glück verdankte, ſprach ſich bis zu ſeinem letzten Pulsſchlage lebendig aus. Theilnehmend, bieder, gefällig und wohlwollend gegen alle Menſchen, kannte er den Haß nicht. Er war witzig, ohne Bosheit, freundlich, ohne Heucheley, lebhaft und empfänglich für alles Gute, Große und Schöne, vielſeitig gebildet, ohne Anmaßung. Konnten ihm bey dieſen Eigenſchaften allgemeine Achtung und Liebe entgehen?

Noch erübrigt uns, von ſeinem Dichtertalente zu ſprechen. Daß es bedeutend war, verbürgen ſeine poetiſchen Schöpfungen, deren einige unſtreitig vortrefflich genannt werden können. Leider verhinderte der Gang ſeines bürgerlichen Lebens die vollſtändige Ausbildung und Kultur dieſes Talentes, welches ſich bereits ſehr früh in ihm entwickelte. Unter günſtigeren Umſtänden hätte es nicht fehlen können, daß es ihn zu den ausgezeichnetſten Dichtern Deutſchlands gereihet hätte; die Fächer, in denen er am meiſten arbeitete, waren lyriſche und dramatiſche Poeſie. In der erſten verſuchte er ſich ſchon in den Gymnaſialſtudien. Je mehr ſich ſpäter ſeine Kenntniſſe und Anſichten mehrten, je heller ſich ſein innerer Sinn durch neue Bekanntſchaften und Umgang mit berühmten Männern aus allen Ständen, durch ſeine Reiſen nach Frankreich und Italien, wohin er in ſeiner Anſtellung als Oberarzt die öſterreichiſchen Heere auf ihren Feldzügen begleitete, entwickelte, deſto lebhafter wurde ſeine Neigung zur Poeſie. Er opferte den Muſen mitten unter dem Geräuſche der Waffen, in den wenigen von ſeinem Dienſte in den Spitälern erübrigten Stunden. Viele ſeiner beſten lyriſchen Gedichte, unter andern auch das obenerwähnte herrliche Lied an Tyrol, entſtanden in dieſer Zeit.

Die herrlichſten ſeiner lyriſchen Gedichte aber ſchuf die Begeiſterung, in welche den für den alten Waffenruhm ſeines Vaterlandes hoch entglühten Patrioten die glorreichen Tage des heiligen Krieges in den Jahren 1812 — 1814 verſetzt hatte. Da entſtand ſein »heiliger Augenblick, Germania's Wort und Gruß, der Einzug des Kaiſers in Wien« u. ſ. w., welche unbeſtreitbar als echte Perlen eines wahrhaft poetiſchen Gemüthes, vielleicht die erſte Stelle unter den zahlloſen Gedichten verdienen, welche jene Zeit erzeugte. Wenigſtens darf dem Sänger, welcher Stellen wie die folgende ſchuf:

Und es ruft der Urenide
Alle Jahre, wie ſie ſind;
Und des Jüngſten Nahm' iſt Friede,
Und es iſt ſein Buſenkind;
Von den Horen iſt's umgaukelt,
Roſen trägt's im Lockenhaar,
Und der alte Chronos ſchaukelt
Selbſt den Liebling aus der Schaar! —
(Germanias Wort und Gruß.)

einem ſolchen Sänger dürfte ein Ehrenplatz am deutſchen Parnaſſe ſchwerlich verweigert werden. —

Weniger bedeutend iſt ſeine Teutonia. Das Hauptgedicht dieſes Taſchenbuches, welches die dramatiſirte Volksſage des im Untersberge verſchloſſenen Kaiſers iſt, leidet an einer geſuchten ſchwülſtigen Sprache, ein Übelſtand, welchen dieſes Gedicht auch mit Weiſſenbachs übrigen dramatiſchen Dichtungen theilt, und welches den Eindruck mächtig ſtört und vermindert.

Was die dramatiſchen Dichtungen betrifft, ſo ſind uns deren drey bekannt geworden: Die Barmeciden, der Brautkranz, und Glaube und Liebe. Schwülſtige Sprache iſt ein Hauptgebrechen an allen dreyen. Doch iſt der Brautkranz und Glaube und Liebe reich an Schönheiten, und dürfen unbedenklich den beſſeren dramatiſchen Schöpfungen der neuern Zeit angereiht werden, ohne eben an Vortrefflichkeit Anſpruch machen zu dürfen. Die Charakteriſtik iſt beſonders im Brautkranze ausgezeichnet zu nennen. Auch die Geſchicklichkeit und Gewandtheit, womit Weiſſenbach das Eigenthümliche venetianiſcher Sitte und Geiſtes ſeinem Werke einzuhauchen wußte, verdient rühmliche Erwähnung. In dieſer Hinſicht ſteht der Brautkranz hoch über der, weil über die Gebühr erhobenen »Erdennacht des Herrn Raupach, welcher der Geiſt des alten Venedigs ſo ſehr mangelt, daß man nur die Nahmen Contarini, Falieri u. ſ. w. in Tſia-o und Kien-fu verändern dürfte, um zu glauben, es ſprächen Chineſen, ſtatt Venetianer.

Weiſſenbach iſt auch als beſchreibender Dichter und als Humoriſtiker aufgetreten. Seine Lieblingsgegend in der Umgebung des herrlichen Salzburgs war der Park zu Aigen; dieſe reizende Schöpfung des ebenfalls der Welt zu früh entriſſenen würdigen Fürſten Ernſt von Schwarzenberg. Weiſſenbach hat viel Schönes und Herrliches an Naturſcenen geſehen. Sein eigenes Vaterland iſt überreich an ſolchen. Er hatte Italien und Frankreich bereiſet, aber nichts hatte ihn ſo ſehr angeſprochen, als Aigen. Dort verweilte er, ſo oft er konnte, und es war ſein liebſter Aufenthalt. Dieſes Aigen nun und alle ſeine Reize beſang er in einer eigenen, großen, ſehr lieblichen Dichtung, welche zu einer der ſchönſten Blüthen ſeines Dichterkranzes gezählt werden kann.

Wir erwähnten abſichtlich ſeines Werkes: Meine Reiſe zum Congreß, Wahrheit und Dichtung, zuletzt, weil es leider zu ſeinen verunglückteſten Schöpfungen gehört. Es vermengt ſich in dieſem Buche ein ſo ſichtliches Haſchen nach Humor und Gemüthlichkeit, ein ſo buntes, geſtaltloſes Gemiſch von

Empfindſamkeit, Scherz und Ernſt, daß es bey aller Vorliebe, welche wir für den geſchätzten Verfaſſer hegen, dennoch durchaus nicht anſprach.

Deſto vortrefflicher erſchienen uns aber die Bruchſtücke ſeiner Reiſe in ſein Heimathland Tyrol, die letzte Gabe, womit der Verewigte dieſe Blätter beſchenkte; Niemand wird dieſelben wohl ohne die innigſte Theilnahme und Rührung geleſen haben.

Dieſer vortreffliche Aufſatz, in welchem ſein ſchönes, reines Gemüth ſo freundlich ſich ausſprach, welcher durch den Ausdruck der Gefühle, welche ſo wahr und fromm aus dem Herzen ſtrömten, auch unwiderſtehlich zum Herzen ſprach, war ſein ſchöner Schwanengeſang.

Seit ſeiner letzten Abreiſe von Wien (1819) war er mit dem Aufſuchen eines hiſtoriſchen Stoffes für ein neues Trauerſpiel beſchäftigt. Wir wiſſen indeſſen nicht, ob er einen ſolchen fand. In einem Schreiben vom 28. November 1819 ſpricht er ſich folgendergeſtalt darüber aus: »Ich ſuche, ſeitdem ich von Wien zurück bin, nach einem hiſtoriſchen Stoffe für meine dramatiſche Zeugungsluſt. Ich bekenne zwar meine Stümperhaftigkeit in dem hiſtoriſchen Wiſſen, aber ich überzeuge mich täglich mehr, je weiter ich forſche, von den Schwierigkeiten, die der dramatiſchen Belebung eines ſolchen Stoffes entgegenſtehen« u. ſ. w. Seine ſpätern Schreiben übergehen dieſen Punkt mit Stillſchweigen.

Eine ausführlichere Beleuchtung des Lebens und Wirkens Weiſſenbachs bleibe ſeinem künftigen Biographen überlaſſen. Sie würde Raum und Zweck dieſer Blätter überſteigen. Wir hielten es indeſſen für unſere Pflicht, dieſen kurzen Aufſatz dem Andenken eines Sängers zu weihen, welcher uns ſo vielfach vergnügt und erfreuet hat. Vergeſſen wird der Nahme Weiſſenbach in Öſterreich nicht werden. Er ſetzte ſich ſelbſt das ſchönſte Monument in ſeinen Werken, deren ſämmtliche, vereinigte Herausgabe kein unverdienſtliches Werk ſeyn dürfte. Die Erde ſeines Grabes ruhe leicht auf ihm, ſie deckt einen Biedermann. Daß ſeine Zeitgenoſſen mit Liebe, die Nachkommen mit Achtung ſeiner gedenken, iſt ein ſchöner Kranz auf dem Grabe des Sängers. Dem Hügel, welcher Weiſſenbachs Gebeine deckt, wird dieſer Kranz nicht fehlen.

J. C. Weidmann.

* * *

Der alte Thürmer.

Da ſteh' ich nun manch liebes Jahr
Auf altem Geiſterthurm,
Schau in die weite Welt hinaus
Im Sonnenſchein und Sturm;

Der Lenz, der Sommer und der Herbſt,
Sie ziehn an mir vorbey,
Mir iſt's, wenn's unten grün und ſchön,
Als ob's hier Winter ſey.

Um mich wogt nur ein luſtig Meer,
Die Krähe iſt mein Gaſt,
Die Wind'sbraut nennt mich Bräutigam,
Und hält hier ihre Raſt.

Was unten euer Leben ziert,
Das kennt der Thürmer nicht,
Und als die Mutter ihn gebar
That er ſchon drauf Verzicht.

Wohl ſchaut' ich als ein Bube noch
Neugierig da hinab,
Der Vater aber rief mir zu:
»Es iſt ein weites Grab!«

»Hier biſt dem lieben Himmel nah,
Und aller ſeiner Luſt,
Dort unten in dem Häuſerthal
Vereiſet Herz und Bruſt!«

Da ſtand's in meinem Geiſte feſt:
Laß ſeyn die Todesgruft,
Und baue dir, dem Adler gleich,
Dein Haus in blauer Luft!

Wohl ſehnte ich im Frühlingsſchein,
Wenn alle Bäume grün,
Und alle Berge blank und hell,
Mich nach der Erde hin;

Doch als der liebe Vater ſtarb,
Und d'rauf die Mutter auch,
Und, ach! die grüne Erde ſie
Verſchlang in ihren Bauch:

Da ſah ich's erſt recht klar und wahr,
Dort unten wohnt die Nacht,
Hier oben echtes Lebenslicht,
Vom Himmel angefacht!

Zwar hat der Sturm mein Haar gereift,
Und einſam iſt mein Platz;
Doch iſt er mir ſo lieb und werth,
Als wär' er längſt mein Schatz!

Noch nähret mich die hohe Luft,
Noch ſtarkt die Knochen Mark —
Schwach iſt der Greis im Erdpallaſt,
Im Thurmhaus iſt er ſtark!

Ludwig Halirſch.

* * *

Kenntniß und Wiſſenſchaft im Urſprung.

Von Julius Schneller, Profeſſor zu Grätz.

(Fortſetzung von Nr. 91.)

Sternkunde.

Erweislich waren die Babylonier und Ägypter die größten Aſtronomen der Urwelt. Wahrſcheinlich ſtanden ihnen die Phöniker wenig nach, aber die Hellenen verhielten ſich zu denſelben wie Schüler.

Die Babylonier hatten Himmelsbeobachtungen, welche auf 2,080 Jahre vor Chriſtus, auf funfzehn Jahrhunderte vor Cyrus, und auf ein halbes Jahrtauſend vor Moſeh zurückgehen. Die erſte von ihnen genau beſtimmte Finſterniß war 721 v. Chr., beobachtet durch Chaldäer. Von dieſen lernten die Hellenen den Pol, den Sonnenzeiger und die Doppelſtunden kennen. Die Planeten hießen Dollmetſcher, weil man aus ihnen Erdveränderungen, Luftereigniſſe, Verfinſterungen und Menſchenſchickſale vorherzuſagen wähnte. Den zwölf Zeichen des Thierkreiſes eigneten ſie eine gleiche Zahl von Hauptgöttern und Monaten zu. Im Norden kannten ſie zwölf Sternbilder, eben ſo viele im Süden. Die Chaldäer behaupteten folgende Sätze: der Mond iſt der kleinſte aller Planeten, er läuft nicht geſchwinder, als die übrigen, hat aber eine kürzere Bahn, das Licht iſt ihm erborgt, und ſeine Verfinſterung kommt von dem zwiſchen ihm und der Sonne eintretenden Erdſchatten. Sonnenfinſterniſſe getrauten ſie ſich nicht zu berechnen, und die Erde hielten ſie hohl, wie einen Kahn. Den Belusthurm brauchten ſie als Sternwarte.

Die Ägypter kannten den Lauf des Mondes und der Sonne genau, doch hatten ſie kein tropiſches Jahr, ſondern ein ſideriſches, das iſt, ſie begannen das Jahr mit dem Heliakaliſchen Aufgang des Thot oder Sirius, wo er nämlich

Zehnter Auftritt.

Sophie. Käthchen.

Sophie.

Ich zittre, — wenn ihm ein Unglück widerführe.

Käthchen.

Seyn Sie ruhig, gnädiges Fräulein! — Florian iſt ein vortrefflicher Schütze, und auch noch ein handfeſter Mann, der packt ihrer drey auf einmahl.

Sophie.

Schon recht, aber Eduard —

Käthchen.

Was ſagen Sie? — Der Fremde im Park wäre Herr Eduard, der Neffe Ihres Herrn Vaters?

Sophie.

Ja, er iſt's!

Käthchen.

Ach! nun wundert's mich nicht mehr, nun begreiſe ich Alles.

(Man hört von innen verwirrtes Geſchrey: Wir haben ſie! wir haben ſie!)

Käthchen.

Hören Sie?

Sophie.

Das Klügſte iſt, wir entfernen uns; komm, Käthchen. (Beyde ab.)

aus den Sonnenſtrahlen tritt. Ihre Gottheiten und Tempelbaue enthielten häufig Kalenderbeſtimmungen; die Seiten der Pyramiden entſprachen genau den Weltgegenden, ſie wußten alſo Pole, Achſe und Horizont zu berechnen. Von den Kometen muthmaßten ſie die periodiſche Wiederkunft. Sie brauchten Sonnen- und Waſſeruhren. Auch beſaßen ſie Quadranten mit Dioptern.

Die Griechen erhielten Aſtronomie, das iſt, wiſſenſchaftliche Kenntniß vom Himmelsgebäude, erſt durch Thales von Miletus. In Anatolien wurde die Lehre gegründet, allmählich den Inſeln, dann Hellas, endlich Großgriechenland mitgetheilt. Thales war kein Selbſtgelehrter, ſondern ein Schüler uralter Kenner, darum ſchwang ſich die Aſtronomie ſeit ihm nicht von den unterſten Stufen auf, ſondern ſtellte ſich auf den höhern Standpunkt der Vorgänger ſchnell. Thales, ein Schüler der Ägypter, kannte das Jahr zu 365 ¼ Tag; er berechnete eine große Sonnenfinſterniß, etwa nach mitgebrachten Tafeln, genau vor Cyrus, ſo daß er ſie voraus ſagte; er kannte die Nachtgleichen und Sonnenwenden. Pythagoras von Samos, ebenfalls ein Schüler der Ägypter, beobachtete die Venus, und offenbarte, daß der helleſte Stern des Himmels bald am Morgen, bald am Abend erſcheine, aber immer der nämliche ſey. Thales und Pythagoras, als Stifter der Joniſchen und Pythagoräiſchen Schule, beobachteten nach Art ihrer ägyptiſchen Meiſter das Geheimnißvolle, aber ihre Schüler traten ohne Ruckhalt auf; darunter zeichnete ſich aus Anaximander. Er machte die Schiefe der Ekliptik kennen, errichtete in Sparta die erſte Sonnenuhr; doch ſoll er noch ſo tief geſtanden ſeyn, um zu glauben, die Sonne ſey nicht größer, als der Peloponneſos.

Moſeh kannte das genaue Mondſonnenjahr, und die Leviten machten die Feſttage durch öffentlichen Ausruf kund. Er warnt, wie vor Menſchenopfern, auch vor dem Wahrſagen aus den Wolken, und vor dem Machen der Mondfinſterniſſe. Der Mecaſchſchef ſtand in dem Rufe, oder gab ſich das Anſehen, die Finſterniß des Mondes herzuzaubern.

Homer fand in den Mythen einen reichen Stoff aſtronomiſchen Aberglaubens, welcher ſich in Jo, Calliſto, Kaſtor, Pollux, Herakles, Lyra und vielen Sternbildern poetiſch ausbildete. Er nennt die Venus noch als zwey Sterne. Von den Zodiakalfixſternen ſind ihm die Hyaden und Plejaden im Stierbilde bekannt. Ohne den kleinen Bär zu erwähnen, nennt er den großen Wagen, den Bootes und Arkturus. Vom ſüdlichen Himmel führt er an den Orion und den großen Hund mit dem Sirius, als den hellſten Fixſtern.

Rechnen. Feldmeſſen.

In dem alltäglichen Leben wirkten tauſendfältig einige Zweige der Mathematik, nämlich Arithmetik, Geometrie, Mechanik. Sie erſchienen anfangs in leichten Erfahrungsſätzen, allmählich näherten ſie ſich den wiſſenſchaftlichen Formen, nirgend bildeten ſie ſich in der Urwelt vor Cyrus zu vollkommenen Syſtemen aus. Das nämliche geſchah mit allen Zweigen des Denkens; Erfahrungen machten den Anfang, Kenntniſſe folgten durch Ordnung, Wiſſenſchaft ſchloß das Ganze in Eins. Alles begann in Aſien; dann geſchah durch Ägypten der Übergang nach Afrika; am Ende öffnete Hellas die Pforte nach Europa.

Als Erfinder der Rechenkunſt nennt man den Phöniker Taaut; er iſt deſto merkwürdiger, da man ihm die Zahlzeichen wie die Buchſtaben zuſchreibt. Alle handelnden Völker der Urwelt konnten dieſe Kenntniſſe nicht entbehren, und ſogar das Menſchengeſchlecht vor der Fluth wußte ungeheure Zahlen aufzuzeichnen und zu behandeln. Man brauchte beym Zählen die Finger, daher zwey höchſt wichtige Dinge, nämlich eine geheimnißvolle Vorliebe für die Zahl fünf und die allerfrüheſte Grundlage des zehntheiligen Maßes. Zur Aushülfe beym Rechnen nahm man Steinchen, Obſtkerne, Knotenſchnüre, endlich Rechentafeln von Erz.

Die Ägypter hatten zweyerley, nämlich gemeine und geheime Zahlen, wie eine alltägliche und prieſterliche Schrift. Die gemeinen Zahlen beſtanden in bloßen Strichen, welche durch eine, zwey, drey darüber gezogene Linien zu Zehnern, Hundertern und Tauſendern wurden. Die geheimen Zahlen finden wir noch auf Mumien; ſie waren zehn, von den Buchſtaben des Alphabeth's, oder von den Anfangsbuchſtaben der Zahlworte genommen, auch nicht unähnlich den arabiſchen Ziffern ſammt dem Nullzeichen. Kekrops brachte ſie nach Attika, Pythagoras nach Großgriechenland, doch in Hellas und Italien kamen andere Zahlzeichen in Schwung. Der Letzte erfand einen eigenen Rechentiſch.

Die Feldmeßkunſt ward den Ägyptern als Entdeckern zugeſchrieben. Die jährlichen Überſchwemmungen des Nils machten ein genaues Ausmaß des Eigenthums für immer nothwendig. Den Prieſtern und Kriegern war ein gewiſſes Verhältniß von Grundſtücken angewieſen, als Eigenthum ihrer Caſten, deren Urſprung in die mythyiſche und ſogar genetiſche Zeit zurückreicht. Der Jahreszins, welchen Seſoſtris von den Eroberten forderte, ſtand im Verhältniß mit der Größe der Ländereyen, welche ſie beſaßen. Die Formen der Gebäude zeugten von den beſtimmten geometriſchen Figuren. Die vielerley Leitungen der Waſſer ſetzte jene genauen Meſſungen voraus, welche das Nivelliren begründeten. Thales verweilte viele Jahre in Ägypten; Pythagoras ließ ſich einweihen zu Ägypten; dorther brachten ſie ihre große Verehrung der Geometrie; dorther hohlten ſie ihre ausgezeichneten Kenntniſſe darin. Thales entdeckte oder er lehrte in Jonien zuerſt den Satz: ein Dreyeck, welches den Diameter eines Zirkels zur Baſis, und den Vereinigungspunkt ſeiner beyden Seiten an der Peripherie hat, muß rechtwinkelig ſeyn. Pythagoras entdeckte oder er lehrte in Italien zuerſt den Satz: das Quadrat der Hypothenuſe iſt gleich dem Quadrate der beyden Katheten.

Von der Mechanik der Ägypter gibt ein leichter Vernunftſchluß eine große Vorſtellung. Sie heben ungeheure Maſſen von vielen tauſend Centnern aus den Gebirgen, ſie brachten die Koloſſe auf Maſchinen über große Strecken Weges an die Kanäle, ſie luden und entluden die Fahrzeuge des Tranſports, ſie richteten das Ganze ſenkrecht nach berechneten Winkeln in die Höhe. Solche außerordentliche Wirkung konnte durch bloße Kunſtgriffe nicht hervorgebracht werden; ſie forderte als Leiter der vielen tauſend Kräfte und Menſchen ſolche Meiſter, welche bis zur tiefſten Einſicht, zur eigentlichen Wiſſenſchaft gekommen waren. **Memnon's** Bildſäule bey **Theben** in Ägypten war ein Koloß, und Bild eines ſitzenden Menſchen, welcher am Morgen einen fröhlichen, am Abend einen traurigen Klang von ſich gab; dieſe Maſchine ſoll Thränen vergoſſen, und Orakel in ſieben Verſen ausgeſprochen haben.

Wir haben keine beſtimmte, gleichzeitige Beſchreibung, woraus ſich im Einzelnen nachweiſen ließe, was Jndier, Babylonier, Phöniker und Ägypter in der **Mathematik** geleiſtet; aber ihre beſchriebenen oder noch vorhandenen Denkmahle deuten auf eine außerordentliche Ausbildung im Ganzen der Erkenntniß. Aus dem Satze, daß die Babylonier die Aſtronomie, die Phöniker die Arithmetik, die Ägypter die Geometrie erfanden, wollen einige auf den Vorrang ſchließen, welchen jedes dieſer Völker in der benannten Wiſſenſchaft verdiente. Die urweltlichen Griechen und Römer vor **Cyrus** waren ihre Schüler, und nicht Autodidaktoi (Selbſterfinder).

Kunde der Natur und Arzeney.

Moſeh erzählt von den **Ägyptern**, daß ſie durch ihr Beſchwören allerley Wunderwerke vollbrachten. Sie verwandelten ihre Stäbe in Schlangen. Sie verwandelten alles trinkbare Waſſer in Blut. Sie ließen Fröſche über das Land kommen.

Moſeh kannte vielerley Naturkörper und Zuſammenſetzungen. Balſam und Laudanum zum Einbalſamiren. Alraun oder Mandragora zu Liebestränken. Das heilige Salböhl, apothekermäßig bereitet, aus 500 Theilen Myrrhen, 500 Theilen Caſſien, 250 Theilen Zimmt, und 250 Theilen Calmus. Das heilige Räucherwerk, zuſammengeſetzt aus Stakte oder von ſelbſt ausfließender Myrrhe, dann aus Seenagel oder einem meerſchaumartigen Deckel von Schnecken mit Wohlgeruch, endlich Galban, Weihrauch und Salpeter. Derley Kenntniſſe ſtiegen ſo ſehr, daß **Salomo** vom Kräutchen im Thalgrunde bis zur Zeder des Libanon alles zu benennen wußte.

Moſeh nennt ſchon Ärzte und Hebammen. Ein Theil der Leviten übernahm die Ausſätzigen; es läßt ſich nicht denken, daß dieſe bloß kirchlich abgeſondert, nicht auch kliniſch behandelt wurden. Ein **Fluch** drückt ſich alſo aus: Jeova wird euch die Sterbedrüſe anhängen; er wird euch ſchlagen mit Schwulſt, Schwindſucht, Fieber, Hitze, Brunſt, Dürre, Stickfluß, böſen Geſchwüren, Gelbſucht, Feigwarzen, unheilbarem Grind und Krätze, Wahnwitz, Blindheit, Blödſinn. Peſt und Ausſatz ſpielten als Strafe der Böſen in der Geſchichte des Volkes Gottes ſtets eine Hauptrolle.

Die **Ägypter** überließen, ſo wie viele morgenländiſche Völker, die Arzneykunde den Prieſtern, theils weil ſie die Krankheiten als Strafen der Götzen anſahen, theils weil die Prieſter allein alle Kenntniſſe beſaßen. Aber gegen die Sitte urweltlicher Völker trennten die Ägypter den Arzt, den Wundarzt, den Apotheker in drey Perſonen. Sogar jede Krankheit bekam bey ihnen einen Mann, welcher ſich ausſchließend mit ihrer Heilung beſchäftigte. Die Belohnung der Ärzte wurde vom Staate geleiſtet für Jene, welche auf Reiſen oder Kriegszügen erkrankten.

Die Ägypter ſcheinen Zergliederungskunſt gekannt zu haben; indem ſie die verweslichſten Theile aus dem Menſchenkörper nahmen, und den entleerten Raum mit Spezerey erfüllten. Sie beſaßen unter den heiligen Büchern ſechs ärztliche, darin war beſchrieben der innere Bau des Körpers, der Zuſammenhang der Theile, die Wechſelwirkung der Glieder, die Heilform der Krankheiten, und der beſondere Zuſtand der Frauen. Sie ſollen das Aderlaſſen vom Selbſtaufritzen des Flußpferdes, das Klyſtieren vom Vogel Ibis gelernt haben. Brechmittel galten als Hauptſache, da ſie die Krankheiten von Magen und Speiſen ableiteten.

Die Peſt, welche in Ägyptens Luft zu ſchlummern ſcheint, wußten die urweltlichen Bewohner von ſich abzuhalten durch außerordentliche Reinlichkeit mit Bädern, durch planmäßige Mäßigkeit im Eſſen und Trinken, durch Verwahrungsmittel mit Einreibung des erfundenen Mandelöhls, durch Einbalſamiren der Leichname, durch Verſcharren der gefallenen Thiere. Fremde, welche dieſe Vorſichten in Ägypten vernachläßigten, hohlten ſich ſammt ganzen Kriegsheeren den Tod. Das andächtig ſchwärmeriſche Weſen, verbunden mit dem tiefſinnigſten Ernſte, und Verliebtheit in die gemachten Entdeckungen (wodurch die Ägypter den Chineſen und Indiern glichen), ſtimmte ſie, den Trank der Unſterblichkeit, den Stein der Weiſen, die Beſchwörung der Geiſter, Wahrſagerey und Zauberkraft zu ſuchen. Überall hielt man den wunderbaren Einfluß der Iſis für gewöhnlich und nothwendig.

(Fortſetzung folgt.)

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Theater mechaniſcher Kunſtfiguren.

Wir nennen es ſo, obgleich der Inhaber ihm auch die Benennung: Zoophutiſches Kunſttheater zu geben pflegt. Durch welche Ableitung das Beywort entſtanden ſey, iſt ſchwer auszumitteln. Iſt vielleicht ein Fehler in der Rechtſchreibung vorgegangen, und ſoll es etwa von dem Worte Soffiten (Theaterdecke) derivirt ſeyn? — In der That ſcheinen die Figuren im Ganzen von oben her durch Schnüre oder Drähte gelenkt zu werden — hier iſt übrigens von dem bewundernswürdigen Mechanismus ſelbſt die Rede nicht, der einem unmechaniſchen Verſtand genug zu ſchaffen macht. Dieſe Benennung wäre wenigſtens eben auch nicht ſehr gelungen. Die ſchicklichſte Beziehung wird demnach die oben gebrauchte, oder die folgende: Theater der Automaten, ſeyn. Dieſes Kunſtwerk verdient allerdings Aufmerkſamkeit. Schon vor längerer Zeit befand ſich ein ähnliches hier, welches der Verfertiger des neuen, ohne die Geheimniſſe der mechaniſchen Konſtruktion zu kennen, mit ſo vieler Geſchicklichkeit und einem ſo glücklichen Erfolge nachgebildet hat, daß es noch in einigen Stücken übertroffen iſt. Nicht nur die gewöhnlichen Manoeuvre's der Seiltänzer und Kunſtbereiter, ſondern auch mehrere der auffallendſten und ſeltne Kunſtfertigkeit erfordernde, ſieht man in der größten Ordnung und mit aller Genauigkeit von den lebloſen Figuren nachgemacht. Anfangs ſcheint es, daß zum Beyſpiel der zwey Schuh hohe Knabe, der, nachdem er ſeinen Kopf recht freundlich gegen die Zuſchauer hin und her gedreht, ſich vor- und rückwärts ſchwingt, Burzelbäume macht und ſich bald an den linken, bald an den rechten Fuß anhängt, mit der Hand feſt an das Seil ſich halte, und hierdurch etwa in Bewegung geſetzt werde; bey näherer Betrachtung leuchtet aber ein, daß die Hand nur ſcheinbar darauf ruht, daß ſie nicht einmahl geſchloſſen iſt, und wenn endlich Bajazzo, der ſeine Kunſtſtückchen mit Zittern und Zähnklappern, ſo linkiſch und dämiſch, wie immer nur der wirkliche verſucht hat, von dem Seil herunter fällt und wie ein Plumpſack liegen bleibt, ſo wird die Meinung vollends widerlegt. Ein anderer kleiner Equilibriſt ſtellt ſich auf den Kopf, ſchlägt die Füße aus einander, dreht den oben ſtehenden Theil des Leibes um und um, während der untere unbeweglich bleibt. Das Gehen wird den Duodez-Artiſten am beſchwerlichſten, und die Arme heben ſie nach dem Takt in mehreren Tempo's, wie man an gegliederten Figuren zu bemerken pflegt.

Die Kunſtbereiter ziehen mehrmahls über die Bühne hin und her, ſitzend, ſtehend, einen Fuß um den andern ausgeſtreckt oder mit der Hand einen Stuhl feſt auf dem Sattel haltend, auf deſſen Lehne die Figur in umgekehrter Stellung balancirt. Das vorzüglichſte Kunſtſtück iſt das Spiel mit den Äpfeln, ziemlich geſchwind und immer geſchwinder, während der Equilibriſt aus einer Couliſſe in die andere flankirt.

Im hierauf folgenden Carouſſel werden Ringe, Mohrenköpfe abgeſtochen, und zuletzt fällt ein Kopf beym Knalle einer Piſtole, deren Blitz man wirklich ſieht, wenn ſie auch nur blind geladen wäre. Recht unterhaltend iſt die letzte Scene zwiſchen Bajazzo und dem Trunkenbold von Wirth, der mit einer echt charakteriſtiſch liederlichen Formalität aus einer halben Maßflaſche ein Glas Bier um's andre einſchenkt und es mit Behaglichkeit hinunter ſchlingt, bis er kaum noch auf den Füßen ſtehen kann.

Eine ganz artige Harmonie von Blasinſtrumenten begleitet dieſe Repräſentationen; der Schauplatz iſt nett und freundlich eingerichtet, mit geſperrten Sitzen und einer Gallerie verſehen, wo ein recht anſtändiges Publikum ſich verſammelt. Der Recenſent dieſer todten Kunſtfiguren fand an ihren Produktionen nur den Titel noch zu tadeln, alles Übrige des Lobes werth, und die einzigen Thiere, die in dieſes Bühnenſpiel ſich miſchten, nämlich hölzerne Pferde, machten ihre Sachen nach der Schnur im eigentlichen Sinne, denn des ungeſchickten Pächters Roſſinante maulſchellirte den Bajazzo mit dem Hinterfuß nach Noten.

Der ſo eben hier erſchienene kalligraphiſch-lithographirte Wandkalender für das Jahr 1821, ein Blatt in gr. Folio, in Stein geſtochen vom Lithographen Erneſt Carl Frühwirth — bekannter unter dem Nahmen Höllenſtein — und gedruckt bey Phil. v. Philisdorf, dürfte mehr als in einer Hinſicht die Aufmerkſamkeit des kunſtſinnigen Publikums verdienen. Dieſer Wandkalender trägt die Aufſchrift Tableaux — ſoll heiſſen Tableau, da hier nur von Einem Gemählde: nämlich dem Wandkalender, und nicht von mehreren die Rede iſt — und gibt im inneren Raum den Plan der Stadt Wien ohne Vorſtädte mit ihren, auf den ſie umgebenden Glacien, ſo wie vor der k. k. Burg bereits angebrachten, theils noch im Werke begriffenen Verſchönerungen. Als Verzierung iſt hier das Wapen der Stadt, ſo wie die Attribute des Wohlſtandes und des Dankes, dann als Begränzung der Stadt ſehr ſinnig ein Kreisbogen angebracht, der in folgenden Worten: Erhoben aVf DIe sChönste StVfe DVrCh Des Kaisers HöChste GVnst. als Chronographicon die Jahrzahl 1821 in ſich ſchließt. Die Umgebungen dieſes eigentlichen Gemähldes bilden: Der katholiſche und proteſtantiſche Kalender, die Angabe der vier Jahreszeiten, der Finſterniſſe, der Feſtrechnung, der Mondesviertel, der Evangelien ꝛc., ſo wie eine Auswahl der hiſtoriſchen Denkwürdigkeiten, vorzugsweiſe aus der neuern Geſchichte Öſterreichs, dann die Verzeichnungen der Briefpoſten, Poſtwagen, Meſſen und Jahrmärkte, Staats-Lotterien, Verloſung der Serien, Stempelgebühren, Norma-Tage, Gerichtsferien, als eigentliche Kalender-Aggregate.

Der Stich in Stein iſt um ſo bemerkenswerther, da alle, ſelbſt die feinſten Striche hier mit Beſtimmtheit vertreten und durchaus nichts nebelartig erſcheint, der Druck rein, nett, von einer ſeltenen Schwärze, die ſelbſt von den Watt'ſchen Stereotyp-Ausgaben zu Peſth nicht übertroffen wird; die hier gewählten Schriftarten ſind, mit Ausnahme des Wortes Tableau(x), ohne mit Schnörkeleyen überladen zu ſeyn, ſehr ſchön, korrekt und lesbar, und das Ganze, in Hinſicht ſeiner trefflichen Ausführung, bis jetzt noch von keinem der beſtehenden Wandkalender übertroffen. Bringt man daher den Kunſtwerth dieſes Blattes nur einiger Maßen in Antrag, ſo iſt auch der Preis von 1 fl. 36 kr. C. M. pr. Stück nicht überſpannt.

A. R. v. Fl.

(Ontolog. Neuigk. Liefer. IV. Conv. Bl. Nr. 97, 1820, dann Lief. XXII. Conv. Bl. Nr. 6, 1821.) Vor einigen Tagen erhielt ich über die Wirkſamkeit der von dem hieſigen Mechaniker Wolffſohn erfundenen Maſchine Rachiorte — Spann- oder Streckmaſchine — deren gemeinnützige Anwendung zur Herſtellung der Beſeitigung der Verkrümmungen des Rückgrathes ich in den vorbezeichneten Lieferungen der ontologiſchen Neuigkeiten ausführlich beleuchtet habe, von dem hieſigen Doktor der Medizin und Chirurgie und Fakultäts-Mitgliede, G. C. Brants, folgendes Schreiben:

Wien, am 22. Oktober 1821.

Euer Wohlgeboren:

Vor funfzehn Monathen wurde ich von einem hieſigen Edelmann, deſſen beyde Fräulein Töchter, wovon die eine ſechzehn, die jüngere aber zehn Jahr damahls alt, erſtere beſonders ſtark, die andere minder ſchief, gewachſen waren, um meine Meinung über die vom Herrn Bruchärzte Sigmund Wolffſohn angegebene Art und Weiſe durch eigne von ihm verfertigte Maſchinen, das Rückgrath zu redreſſiren, zu äußern erſucht.

Aus anatomiſchen ſowohl, als auch aus phyſiologiſchen Gründen mußte ich a priori an die Möglichkeit, dieſe Verunſtaltungen in den Normal-Zuſtand zurück zu bringen, allerdings mächtig zweifeln: nichts deſtoweniger wurde auf Dafürhalten des Herrn Wolffſohn dieſe Maſchine, ohne den mindeſten Nachtheil für die übrige Geſundheit, angewendet, und in Zeit von zwölf Monaten die älteſte, die jüngere aber innerhalb neun Monaten vollkommen und wirklich zu unſer Aller Erſtaunen ganz hergeſtellt.

Da nun dieſe Begebenheit nicht nur in Hinſicht auf äußere Form, ſondern und vorzüglich auf die Geſundheit beſonders wichtig iſt, ſo glaube ich es allerdings meiner Pflicht gemäß, dieſen herrlichen Erfolg Euer Wohlgebern eröffnen zu müſſen, damit ſelbe zum Wohle der Menſchheit, für den Fall ſie zur Aufnahme im Converſationsblatte geeignet wäre, zur Publicität gelangen möge.

Ich habe die Ehre, mich mit wahrer Achtung zu zeichnen Euer Wohlgeborn ergebener Diener

G. C. Brants,
der Medizin u. Chirurgie Doktor u. Facultäts-Mitglied.

Da Viele, die an Verkrümmungszuſtänden leiden, von hier aus Rettung bey Heine in Würzburg (Conv. Bl. Nr. 83, 1821, S. 990) ſuchen, die ihnen nach obiger Angabe doch hier viel näher iſt, ſo halte ich es ſchon in dieſer Hinſicht für Pflicht, dieſes Schreiben der Publicität nicht zu entziehen.

A. Rittig v. Flammenſtern.

In Philadelphia ſoll ein Mann geſtorben ſeyn, der Kugeln, Steine und Federmeſſer verſchlang. Bey ſeiner Eröffnung ſoll man in ſeinem Magen dreyzehn Federmeſſer gefunden haben. Der Miroir hat dieſe Wundergeſchichte wohl nur darum erzählt, um das Bonmot anzubringen: die Urſache ſeines Todes ſey geweſen, daß er gewiſſe Zeitungsartikel nicht verdauen konnte.

Ein engliſcher Kaufmann verkauft in Brüſſel Spazierſtöcke, welche Kompaſſe, Theaterlorgnetten, ein Behältniß für Oblaten und Petſchaft, ein anderes für Federn, Bleyſtift, Papier und Tinte, ein Wachslicht, Feuerzeug, Barbiermeſſer, Seife und Tabakspfeife in ſich ſchließen.

Eine Mad. *** hat Reiſebemerkungen aus dem Orient herausgegeben, worin mehreres über die Türken vorkommt. — Wehe dem, welcher am letzten Februar im Jahr gegen neun Uhr Abends durch die Straße geht; da fallen ihm die Scherben von den Töpfen, Tiegeln, Krügen u. ſ. w. auf den Kopf, welche im ganzen Jahr entzwey gegangen, und die von der älteſten Tochter des Hauſes aus dem Fenſter geworfen werden, welche überhaupt an dieſem Tage das ganze Haus von Ungeziefer und Schmutz reinigt, und dabey die gebräuchliche griechiſche Formel herſagt: Ohso psili kai chori, mesa nymphous, gambri (hinaus, Wanzen und Flöhe! herein Schwiegertochter und Schwiegerſohn)!

In Frontignan (einer Stadt in Frankreich) iſt ein Haus, auf deſſen Wand mit ungeheuren Buchſtaben geſchrieben iſt: Quelle heure est-il? und darunter: C'est l'heure de boire. Der Poſtillion, der an dieſem Hauſe hielt, ſagte: dieſe Stunde darf man nie verſäumen, zumahl wenn man in Frontignan iſt. In dieſer Gegend wächſt der beſte Muskatwein in Europa, und dieſe Überſchrift zeigt ſehr deutlich das Beſtreben zu gewinnen, das auch dort zu Hauſe iſt.

Ein Franzoſe hat die wichtige Erfindung der Anfertigung eines vollkommen echten Damaſcener-Stahls gemacht, mit allen den Eigenthümlichkeiten, wie man ſie ſonſt nur an den ſyriſchen Damaſcener-Klingen rühmte; das heißt: hart, biegſam, rein, hellklingend, und ſchwerer als jeder andere Stahl. Der Bruch hat ein ſo feines Korn, daß man es kaum durch ein Vergrößerungsglas ſehen kann. Eine ſolche Klinge, wenn ſie auch noch ſo ſchwach iſt, zerſchneidet die härteſten Metalle, ſelbſt andern Stahl.

Im Staat Maſſachuſſet hat man eine Kettenbrücke über den Strom Marrimack, drey Meilen jenſeits Newburg-Port, geſchlagen. Sie beſteht aus einem einzigen Bogen von 244 Fuß Länge. Die beyden Ruhepfeiler ſind von Stein, 47 Fuß lang und 37 Fuß hoch; auf ihnen erhebt ſich ein Gerüſt von 30 Fuß Höhe, über welches zehn Ketten gehängt, deren beyde Enden aber zu beyden Seiten tief in die Erde eingegraben, und mit den ſchwerſten Steinlagen belaſtet ſind. Jede Kette hat 516 Fuß Länge; wo ſie auf dem Gerüſt ruhen, und wo ſie das meiſte zu halten haben, ſind ſie dreyfach und ganz kurzgliederig. Die Brücke hat zwey Fahrbreiten, jede von 15 Fuß. Man kann, ſo raſch man will, darüber hinfahren, ohne daß der belaſtete Theil ſich bedeutend ſenkte oder erſchüttert wird.

Bey Pau geben jetzt junge Bauerburſche, wie es heißt mit Bewilligung ihrer Prediger, alle Sonntage auf offener Wieſe tragiſche Vorſtellungen geheiligter Gegenſtände; die bizarre Ausputzung bringt mitunter den drolligſten Effekt hervor.

Nachricht.

Der rühmlich bekannte Landſchaftmahler, Herr Wigand, findet ſich durch einige höchſt unangenehme Bemerkungen veranlaßt, einen hohen Adel und das kunſtliebende Publikum zu bitten, Gemählde nur dann als ſeine Arbeit anzuerkennen, wenn ſelbe mit ſeinem Nahmen bezeichnet ſind.

(Dieſer Nr. liegt das Literatur- und Kunſtblatt XIII bey.)

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625) wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k. k. Poſt 11 fl. W.W. halbj. Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Literatur- und Kunſt-Blatt.

XIII.

(Zu Nr. 93 des Converſationblattes 1821.)

Revue Encyclopédique, ou Analyse raisonné des Productions les plus remarquables dans la Littérature, les Sciences et les Arts. Paris. Au Bureau central de la Revue Encyclopédique. Rue d'Enfer, St. Michel, Nro. 18.

Das Junius- und Juliusheft dieſer intereſſanten Zeitſchrift liegt vor uns. Wir begnügen uns, einen Auszug des Beachtenswertheſten, was ſie bringen, zu geben.

Junius.

Unter den Memoires, Notices u. ſ. w zeichnet ſich der Auszug aus der Korreſpondenz der oſtindiſchen Reiſenden, H. H. **Diard** und **Duvancel** (Naturforſcher), welcher durch den würdigen Baron **Cuvier**, Mitglied des Inſtitutes, in der Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften vom 14. May d. J. vorgeleſen ward, aus. Die Bemerkungen über die Abſchaffung des Sclavenhandels, und über den vortrefflichen, von allen Parteyen in Frankreich gleich bedauerten **Camille Jordan** (geſtorben am 19. May d. J.) erregen Theilnahme. Unter den Kritiken hat beſonders jenes über **Grattani's**: Museo Chiamonti (**Mailand**, 1820, bey **Momini** und **Rivolta**), ihrer Gründlichkeit wegen unſere Aufmerkſamkeit angezogen. Das Bulletin bibliographique enthält flüchtige Anzeigen ein und neunzig theils franzöſiſcher, theils ausländiſcher Werke. Unter den Nouvelles scientifiques et littéraires, welche Nachrichten aus vier Welttheilen enthalten, befindet ſich unter andern auch eine aus **Wien**, welche Bericht über die hier erſcheinenden Zeitſchriften gibt. Da leſen wir wieder, daß Herr von **Hermeyr** (**Hormayr**) das Archiv für Geographie u. ſ. w. herausgibt. Daß die muſikaliſche Zeitung derjenigen, welche die H. H. **Breetkopf** und **Hörtl** (**Breitkopf** und **Härtel**) in **Leipzig** herausgeben, weit nachſtehe. Daß eine Zeitſchrift, der **Samniter**!! (Sammler), hier erſcheine, und eine andere, Lettres du jeune Eipeldauer au **jeune Vetter**!! welche Herr **Ritter** (**Richter**) begonnen habe u. ſ. w. — Daß doch Herr **Galbery** gar nicht aufhört, deutſche Werke zu kritiſiren, ohne deutſch leſen zu können!

Julius.

Die Memoires ꝛc. zeichnen ſich ſämmtlich vortheilhaft aus. Sie beſprechen erſtens die im Jahre 1819 in **Marſeille** und **Toulon** gelandeten Thibetaniſchen Ziegen, und das Gedeihen und Fortpflanzen dieſer merkwürdigen Thiere auf franzöſiſchem Boden. Zweytens einen Auszug der von Herren **Buchon** im Athenäum zu **Paris** gehaltenen Vorleſungen über die dramatiſche Literatur Englands, **Shakespeare** und ſeine Werke betreffend. Wir bekennen, in Frankreich, wo ſich ſelbſt **Voltaire** durch ſein oberflächliches Urtheil über den unſterblichen Britten bemakelte, noch keine beſſere Anſicht über **Shakespeare** ausgeſprochen gehört zu haben, als die gegenwärtige, obſchon auch dieſe an manchen echt franzöſiſchen Gebrechen leidet; wie denn überhaupt der franzöſiſche Geiſt ſich nicht ſo leicht mit jenem **Shakespeares** befreunden wird. Drittens die Sculpturen des Parthenons zu **Athen**, durch **Elgin** nach England geſchafft. Dieſer letzten Abhandlung ſind noch Betrachtungen über die Nothwendigkeit, ein beſonderes Muſeum von Abgüſſen der vorzüglichſten antiken Bildnerwerke, welche **Paris** ſeit dem letzten Kriege verloren hat, anzulegen, beygefügt. Dieſe Bemerkungen ſprechen vielen Ingrimm darüber aus, daß dieſe — eroberten — Schätze durch unſere ſiegreichen Waffen wieder an ihre rechtmäſigen Beſitzer zurückgebracht worden. Der Verfaſſer ſpricht nur immer von der »odieuse spoliation« u. ſ. w. —

Unter den Analyses d'Ouvrages hat Ref. jene über die Histoire d'Italie von Boſſi (Mailand, 1819—1820, bey Ziegler und Bianchi), und jene der Histoire de la Vie et des Ouvrages de J. J. Rousseau (Paris, 1821, bey Parſchoud), beſonders intereſſant geſchienen. Das Bulletin bibliographique zeigt hundert und eilf franzöſiſche und ausländiſche Werke an. Den unwürdigen Ausfall auf die öſterreichiſchen Schriftſteller, bey Gelegenheit einiger Bemerkungen aus Herrn Deppings in Galle getauchter Feder über die vortrefflichen Jahrbücher der Literatur, können wir nur belächeln. Ils (die öſterreichiſchen Schriftſteller) sont à un demi-siecle en arriere du reste de l'Europe, pour les idées civiles et religieuses, meint Herr Depping. Je nun, wir können uns über ſein Mißfallen tröſten. Die Nouvelles scientifiques et littéraires wie im Juniusheft. —dm—

Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen, auf das Jahr 1822.
Leipzig, bey J. F. Gleditſch. Wien, bey C. Gerold.

Die Beyträge zu dieſem Jahrgange des Taſchenbuches zum geſelligen Vergnügen lieferten die H. H. E. T. A. Hoffmann, Ludwig Achim von Arnim, Ludwig Tiek, E. Beer, A. Bercht, J. F. Caſtelli, E. Deinhardſtein, H. Doering, J. Falk, Otto Gr. v. Haugwitz, J. P. Hebel, F. R. Herrmann, E. v. Houwald, K. Kapf, F. Laun, Richard Roos, F. Rukert, F. J. Hadatſch, L. Hold, L. Schefer, A. Wendt, F. G. Wetzel, und Frau v. Chezy.

Hoffmann, Ludwig Tiek, Achim von Arnim und Frau von Chezy gaben Erzählungen. Den Vorzug unter dieſen glaubt Ref. Tieks »Gemählden« geben zu müſſen. Eine innige Bekanntſchaft mit der Kunſt und ihren vorzüglichſten Schöpfungen vereinigt ſich in dieſer intereſſanten Ausarbeitung auf eine leichte und anziehende Weiſe mit einer gut erſonnenen Fabel, und das Ganze wird ohne Zweifel auch den gebildetſten Leſer unterhalten. Weniger angeſprochen hat Ref. Hoffmanns »Elementargeiſt.« Der geniale Verfaſſer ſcheint nun doch etwas gar zu kühn mit dem Phantaſtiſchen zu handthieren. Beſonders dürfte der Spuck mit den »Doppelgängern« uns doch zur Genüge von ihm aufgetiſcht worden ſeyn. Man kann indeſſen nicht läugnen, daß auch dieſe Erzählung Vorzügliches enthalte. Die Novelle der Fr. v. Chezy: »Die Zeit iſt hin, wo Bertha ſpann,« iſt eine, einer paduaniſchen Chronik anmuthig nacherzählte Sage, und dürfte dem weiblichen Leſepublikum beſonders anziehend erſcheinen. Die Sage ſelbſt hat ſich, wie Ref. als Ohrenzeuge beſtätigen kann, in der Gegend von Padua noch bis auf dieſen Tag erhalten, und das Sprüchwort: Non è piu il tempo (nicht tiempo, wie pag. 270 zu leſen iſt) che Berta filava, lebt noch im Munde der Paduaner. Als durchaus gehaltlos iſt Ref. Achim von Arnim's »Kirchenordnung« erſchienen. Es iſt ein loſes, fade-ſüßelndes Gewäſch in der bekannten Manier der neueſten gemüthlich-romantiſchen Schule. Veilchen, Blumenſeelchen, Mondnächte, Sehnen und Thränen bilden den Brey, aus dem das geſchmackloſe Gericht zuſammengeknetet iſt.

An denſelben Uebelſtänden leidet ein großer Theil der Poeſien des Taſchenbuches. Unter dieſen ſtehen in erwähnter Hinſicht Rückert's Gedichte oben an. Unter ſeinen »Sprüchen« kommen entſetzliche Albernheiten zum Vorſchein. Sprüche ſollen, wie Ref. glaubt, doch ſinnreich oder belehrend ſeyn; wo ſteckt aber das Sinnreiche und Belehrende in Sprüchen, wie folgende:

Was müſſen da für Bäume ſteh'n
Im Lande, wo die großen
Elephanten darunter geh'n,
Ohn' eben anzuſtoßen. (Pag. 203.

oder:

Der Elephant iſt ein Weiſer,
Es gibt nur wenige ſeines Geſchlechts;
Hat aufzuweiſen ein Kaiſer
Ein Paar davon, ſo iſt's ſchon was rechts.? (ibid.)

Der zurückſtoßenden Sünden gegen den Rhythmus, z. B. Elephanten ◡ — ◡ — ſkandiren zu müſſen, nicht zu gedenken. Etwas beſſer iſt das Romanzen-Bruchſtück: »Medſchnur,« deſſelben Verfaſſers, doch leidet es ebenfalls an vielen Verrenkungen der Sprache. Der Raum geſtattet nicht, uns darüber weiter auszuſprechen, aber die Leſung des Gedichtes ſelbſt wird unſern Ausſpruch ſicher rechtfertigen.

Als ſehr gelungen zeichnet Ref. hingegen die Gedichte von Roos, Schefers Gaſt, Caſtelli's Gretchen in der Stadt und Lebensklugheit, Herrmanns Diſtichen, und Houwald's ungemein zartes Lied: an Fiona, aus. Das übrige tritt eben nicht bedeutend hervor.

Was die typographiſche Ausſtattung des Taſchenbuchs betrifft, ſo iſt ſie tadellos. Die Kupfer, beſonders Correggio's Madonna und Franz I. auf dem Schloſſe Chambord, von Schwerdtgeburth, ſind ausgezeichnet zu nennen. Das erſte iſt von dem Künſtler nach Longhi, das zweyte nach Desnoyers Stichen gearbeitet. In beyden hat er ſeine Vorbilder faſt überbothen. Das Kupfer zu Arnim's Erzählung aber iſt ihm mißlungen. Die Stellung des ſchlafenden Ruthengängers iſt durchaus unnatürlich; vielleicht liegt aber die Schuld mehr an dem Zeichner, Herrn Ruhl. Die übrigen Kupfer ſind von Ramberg gezeichnet, und von Pauquet in Paris geſtochen. Auch ſie verdienen Lob.

J. C. Weidmann.

Taſchenbuch für Schauſpieler und Schauſpielfreunde, auf das Jahr 1822. Herausgegeben von Lembert. Wien, bey Tendler und von Manſtein.

Vorliegender Jahrgang dieſes Taſchenbuches, bedeutend umfangreicher, als ſein Vorgänger (491 klein gedruckte Seiten), beweiſet, wie ſehr der Herausgeber es ſich angelegen ſeyn läßt, für die möglichſte Vollſtändigkeit und daraus herbeygeführte Brauchbarkeit zu ſorgen.

Beyträge zu dem Taſchenbuche lieferten die HH. Berling, Caſtelli, Grillparzer, Haug, v. Holtey, Kuffner, v. Lannoy, Sommer und der Unterzeichnete.

Ein Monolog Bertha's, aus Grillparzers Ahnfrau, mit welchem, nach der urſprünglichen Anlage, Bertha den dritten Aufzug eröffnen ſollte, beginnt das Buch. Er enthält ſehr ſchöne Stellen, worunter Ref. vorzüglich dieſe aushebt:

»Wie das Herz ſich ſchwellend regte,
Schien der Kummer abzuſinken,
Gleich der rauhen, dunklen Hülle,
Die des Frühlings warmer Finger
Von dem zarten Keime ſtreift.
Und die Hoffnung ſproßte grünend
Aus der durchgeſprengten Gruft
Siegestrunken in die Luft!« u. ſ. w.

Die Scenen aus dem Trauerſpiele: Johanne Gray, welche Hr. Dr. Sommer mittheilt, ſind in ſchönen Verſen geſchrieben; mehr läßt ſich darüber nicht ſagen, da dieſelben eben nicht zu den intereſſanteſten dieſes Trauerſpieles gezählt werden dürften. Der Grund der Handlungen wird uns aus dieſen Bruchſtücken nicht klar. Die Auswahl dieſer Scenen ſcheint daher nicht die glücklichſte geweſen zu ſeyn; doch ſey dieß unbeſchadet des Ganzen geſagt, worüber uns noch kein Urtheil zuſteht.

Sehr drollig, und vielen Bühnen eine gewiß willkommene Gabe iſt Haug's Einſchiebſcene zu Kotzebue's Unglücklichen. Die Epigramme deſſelben Verfaſſers laſſen aufs neue ſeine unerſchöpfliche Quelle von Witz bewundern.

Die Andeutung über Muſik, mit beſonderer Rückſicht auf Wien, vom Freyherrn v. Lannoy, ſind, leider! nur allzuwahre Worte, über die Richtung, welche in unſern Tagen dieſe Kunſt genommen. Möchten ſie beherziget werden! —

Eilfter Auftritt.

Florian, mehrere **Bauern** mit Dreſchflegeln bewaffnet, welche **Wirbel** und **Iſak** in ihrer Mitte führen.

Florian.

Triumph! — der Sieg iſt mein. Die ganze Armee iſt gefangen! — (zu Wirbel und Iſak) Fort mit Euch in's Schloß, dort ſollt Ihr Euren Lohn empfangen.

Wirbel (für ſich.)

Der Sieg iſt mein, ich bin im Schloſſe.

Florian

(zu den Bauern im Diktatortone.)

Soldaten! — ich bin mit Euch zufrieden. — Ihr ſollt Euern Lohn erhalten, jetzt geht aus in alle vier Ecken des Dorfes, und verkündet meinen Ruhm.

Ein Bauer.

Kann nicht ſeyn.

Florian.

Wer widerſpricht da?

Ein Bauer.

Das Dorf iſt nur ein Dreyeck.

Florian.

Ihr habt vergeſſen, daß das vierte Eck jetzt dazu gebaut wird. Geht! — (die Bauern ab. — Florian

An biographiſchen Skizzen liefert dieſer Jahrgang des Taſchenbuches zwey (eigentlich drey; denn mit jener des Kapellmeiſters F. Gaßmann, welche aus dem Wanderer entlehnt iſt, ward eine biographiſche Andeutung über ſeine Tochter Thereſe, verehlichte Roſenbaum, verbunden), F. Gaßmann und F. W. Ziegler. Dieſe fortgeſetzte Gallerie berühmter Künſtler wird einſt ein anziehendes Ganzes bilden. —

Die charakteriſtiſche Entwicklung der Rolle der Donna Diana, von Berling, iſt ein wenig breit, aber mit Kenntniß und Scharfſinn entworfen. Sie verdient es, von allen Darſtellerinnen dieſer äußerſt ſchwierigen Rolle geleſen und beachtet zu werden. Auch dieſen Artikel wünſchen wir in den folgenden Jahrgängen fortgeſetzt zu ſehen. Es kann nur zum Gedeihen der Kunſt dienen, nach und nach die bedeutendſten Charaktere unſerer Schaubühne auf dieſe Weiſe bearbeitet und analyſiert zu finden.

Kuffner gibt den erſten Akt ſeines dramatiſchen Gedichtes: Die Brautwerber. Er verdient alles Lob, und erweckt große Luſt, das Ganze kennen zu lernen.

Der Herausgeber theilt ſein, im Theater an der Wien und mehreren deutſchen Bühnen mit Beyfall aufgeführtes, dem Franzöſiſchen nachgebildetes Luſtſpiel: Die Reiſe zur Hochzeit, mit. Die Kritik hat ſich bereits bey der Aufführung deſſelben beyfällig ausgeſprochen. Den Provinzialbühnen dürfte die Erſcheinung dieſes artigen Luſtſpieles im Drucke ſehr willkommen ſeyn.

Holtey's Feſtſpiel zum 18. Oktober: Die Winzer, iſt eine unbedeutende Kleinigkeit. Es iſt freylich mit Gelegenheitsgedichten eine ſehr ſchwierige Sache; aber dieſes gehört gewiß zu den ſchwächſten.

Caſtelli's, dem Franzöſiſchen des Brazier nachgebildete Bagatelle: Die beyden Duennen, iſt recht drollig, und kann, gut dargeſtellt, ihre Wirkung nicht verfehlen.

Ref. lieferte zwey poetiſche Kleinigkeiten, eine Charade über das Wort Pagenſtreiche, und ein Impromtu auf den Wiederauftritt des würdigen Schauſpielers Koch, nach einer lebensgefährlichen Krankheit.

Daß Verzeichniß der lebenden dramatiſchen Schriftſteller enthält 145 Nahmen. Die Nachſchrift erklärt, daß dieſes Verzeichniß alljährig fortgeſetzt und vermehrt wird, und alſo nicht für geſchloſſen und vollſtändig angeſehen werden muß. Das iſt es auch bey weitem nicht. Ref. will hier nur für den künftigen Jahrgang folgende Verfaſſer gedruckter Schauſpiele, welche ihm eben beyfallen, und hier noch nicht angezeigt ſind, in Erinnerung bringen: L. Wurkert (die Prüfung, der Schwur); F. Wachter (Brunhild); S. Schier (Johannes Huß); M. Beer (Clytemneſtra, noch ungedruckt); D. Jung (Odmar); W. Smets (die Blutbraut, Taſſo's Tod).

Das Verzeichniß der deutſchen Theater und ihrer Mitglieder umfaßt 47 Bühnen. Bey jedem iſt ein Verzeichniß der im Laufe des Jahres aufgeführten Schauſpiele und Opern angefügt.

Man wird aus dieſer Anzeige erſehen, daß der Herausgeber wirklich ein ſehr brauchbares Handbuch für Schauſpieler und Schauſpielfreunde lieferte. Die Mühe der Herbeyſchaffung und Ordnung der Materialien zu einem ſolchen Werke iſt nicht gering. Daß Herr Lembert Kenntniß und Gewandtheit zu dieſem Geſchäfte beſitzt, bezeugen die beyden Jahrgänge dieſes Taſchenbuchs auf genügendſte Weiſe.

Die Verlagshandlung hat nichts geſpart, das Taſchenbuch anſtändig auszuſtatten. Das Papier iſt gut, der Druck, beſonders der kleine, welcher von pag. 83 beginnt, ausgezeichnet ſchön. Es iſt ſchade, daß nicht die erſten 83 Seiten in demſelben Drucke erſchienen. Das Buch hätte ſehr dabey gewonnen.

F. C. Weidmann.

Redacteur, Drucker und Verleger wie bey dem ganzen Blatte.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

94.

(Wien, Samſtag den 24. November.)

Schödlbergers Darſtellung des Traunfalles bey Reitham in Öſterreich ob der Enns.

Se. Majeſtät der Kaiſer, ſtets gewohnt, Kunſt und Wiſſenſchaft mit wahrhaft kaiſerlicher Muniſicenz aufzumuntern und zu beleben, beehrten den wackern Landſchaftmahler Schödlberger mit dem Auftrage, ein großes Gemählde für die k. k. Gallerie im Belvedere zu verfertigen. Der Monarch ließ dem Künſtler völlige Freyheit der Wahl ſeines Gegenſtandes, nur machte er zur Bedingung, daß eine vaterländiſche Gegend zur Darſtellung gewählt werden müſſe.

Schödlberger erwählte den Traunfall für ſein Bild. Er hatte dieſen Gegenſtand von jeher mit beſonderer Vorliebe umfaßt; ſeit dem Jahre 1803 hatte er bereits Studien zu dieſem Werke geſammelt. Er ſchritt alſo raſch zum Beginne, und nach einer nochmahligen Reiſe dahin ſehen wir nun das ſchöne Kunſtwerk vollendet.

Ref. glaubt in dieſer Sache ein gültiges Wort ausſprechen zu können. Durch eine eilfmahlige Bereiſung des Traunfluſſes, mehr als funfzehn Mahl an den majeſtätiſchen Waſſerfall geführt, kennt er die Anſichten deſſelben von allen nur möglichen Standpunkten. Sechs Mahl hat er ihn ſelbſt befahren, ſelbſt einige leichte Skizzen davon in ſeinem Reiſejournal aufgezeichnet und bewahrt, und glaubt daher über die Art und Weiſe, wie Schödlberger ſeine ſchwierige Aufgabe löste, ein nicht ungewichtiges Urtheil fällen zu können.

Was nun erſtens die Wahl des Gegenſtandes betrifft, ſo iſt ſie ſehr glücklich zu nennen. Außer dem Rheinfall bey Schaffhauſen, dürfte die Schweiz und Deutſchland kein zweytes Schauſpiel dieſer Art bieten, als den Traunfall. Die Höhe des Falles iſt zwar unbedeutend, aber es iſt kein Bächlein, welches ſich hier über die Felſen ſtürzt, wie etwa die Laſing u. a. m. Es iſt ein beträchtlicher, ſchiffbarer Fluß, welcher brüllend ſeine gewaltigen Fluten herabrauſchen läßt, und die Größe des Anblickes dürfte daher, wie geſagt, nur mit dem Rheinfalle verglichen werden. Von dieſem erhabenen Schauſpiele nun beſitzen wir noch keine genügende Abbildung (die Stöklſchen Proſpekte wird man hoffentlich nicht dafür gelten laſſen wollen). Schönberger hat zwar ein Paar Mahl den Traunfall im Kleinen gemahlt, aber dieſe Piezen ſind verloren. Ein Paar Dekorationen, worauf er ihn ebenfalls darſtellte (aber noch überdieß mit einem dazu komponirten idealen Vorgrunde), ſind auch längſt vernichtet. In einer Gallerie iſt unſers Wiſſens noch keine Darſtellung dieſer herrlichen Naturſcene aufgeſtellt. Wo fände alſo dieſe herrliche vaterländiſche Darſtellung (denn das iſt ſie durch Gegenſtand und Künſtler) eine würdigere Stelle, als in den kaiſerlichen Gemähldeſälen?

Die Größe des Bildes iſt bedeutend. (9 Schuh, 3 Zoll breit, 7 Schuh hoch.) Der Standpunkt ſehr glücklich gewählt. Er iſt unterhalb der ſogenannten Klauſe, wo man den herrlichen Fall in ſeiner ganzen Breite überſieht. Dieſer Standpunkt gab dem Künſtler nicht nur Gelegenheit, die Charakteriſtik dieſes Waſſerfalles ganz aufzufaſſen (man verzeihe dieſen ſonderbar klingenden Ausdruck, aber jeder, der viele Waſſerfälle geſehen hat, wird gerne zugeſtehen, daß der Charakter derſelben, ſo wie die Wirkung, welche ſie auf den Beſchauer machen, ſehr verſchiedenartig, und wirklich auffallend ſey. Einige ſtimmen zur Schwermuth, andere zur Fröhlichkeit): ſondern auch zu der verſchiedenartigſten Behandlung des Gewäſſers ſelbſt. Ganz zur Linken ſtürzt ſich die bedeutendſte Waſſermaſſe in der üppigſten Fülle herab; ein großes Felſenſtück in der Mitte theilt den Strom. Dort gleiten nur einzelne Waſſerſtrahlen über das Geſtein. Im Bette des Stromes ſelbſt brauſen die Schaumwolken theils mächtig auf, theils ſtrömen die ruhiger gewordenen Wellen leicht über die kaum benetzten durchſchimmernden Steine weg. Ganz zur Rechten, im Hintergrunde, iſt das Gewäſſer durchaus ruhig, und verkündet große Tiefe. Alle dieſe verſchiedenen Abſtufungen im Farbenſpiele des dargeſtellten Elementes gewährte dem Künſtler dieſer glückliche Standpunkt. Der die Fluten theilende Fels iſt zwar gegenwärtig nicht mehr vorhanden; Schödlberger benützte hier Studien, welche ſich noch aus dem Jahre 1803 datiren. Seitdem hat der Fluß das morſche Geſtein unterwaſchen, und dieſes Felsſtück ſtürzte in das Strombett ſelbſt hinab, wo es bis dieſen Sommer liegen blieb, aber nun auch weggeſchafft iſt. Es bedarf durchaus keine Entſchuldigung, daß der Künſtler dieſes Felſenſtück, als noch beſtehend, in ſein Gemählde aufnahm. Die mahleriſche Wirkung würde bedeutend verloren haben, wenn er es unterlaſſen hätte. Alles übrige iſt durchaus der Natur und dem gegenwärtigen Zuſtande getreu wieder gegeben.

Was nun die Behandlung und künſtleriſche Darſtellung des Gewäſſers, als Haupttheil des Gemähldes, anlangt, ſo hat, nach Überzeugung des Ref., Schödlberger Vorzügliches geleiſtet. Bey einer Freyheit und Fertigkeit der Hand, welche ihn leicht zum Manierirten führen könnte, iſt überall Beſonnenheit und Kenntniß des Effektes vorherrſchend. Das Gemählde wird in dieſer Hinſicht ſelbſt neben Hackerts und Schönbergers Schöpfungen nicht im Schatten ſtehen. Der Ton, in welchem die Waldpartien des oberen Ufers gehalten ſind, ſo wie die wolkenumſchleyerte Luft, wirken ebenfalls ſehr glücklich mit, die Wirkung des Waſſerfalles zu erhöhen. Überhaupt ſcheint Ref. die Kraft und Transparenz der Schattenpartien des Bildes eine ſehr bemerkenswerthe Eigenſchaft deſſelben zu ſeyn.

Die Staſſage iſt auch ſinnig gewählt. Ganz im Vordergrunde, links, ſitzen zwey Mädchen (die Töchter des ſogenannten Fallwirthes, deren eine ſogar ziemlich Portrait iſt. Dieſe Mädchen ſind in der dortigen Gegend ihres ausgezeichneten Alpengeſanges wegen bekannt); ein Holzhauer ſteht, auf ſeine Hacke geſtützt, neben ihnen; ein kleiner Junge ſpielt auf dem Raſen. Von beſonderer Wirkung iſt das, über dem Waſſerfall, ruhig dahingleitende Schiff, deſſen Ruderer ſo ruhig in den Wellenſturm hinab ſchaut; dieſe Epiſode iſt in Haltung und Charakter ganz der Natur abgeborgt. (Für die Leſer dieſes Blattes, denen das Örtliche des Gemähldes etwa unbekannt ſeyn dürfte, hier die Bemerkung, daß der Traunfall befahren werden kann. Eines der wichtigſten hydrotechniſchen Kunſtwerke, ein fahrbarer hölzerner Kanal, führt die Salzſchiffe gefahrlos neben dem hinabbrauſenden ſogenannten *wilden Fall* über dieſe Stelle. Die Einſenkung in dieſen Kanal iſt die einzige Schwierigkeit dieſer Fahrt, welche aber mit einer bewundernswerthen Geſchicklichkeit der daſigen Schiffer bewerkſtelligt wird.)

So viel zur vorläufigen Anzeige eines Kunſtwerkes, dem es nicht fehlen wird, nach ſeinem Erſcheinen und der Aufſtellung an dem ihm beſtimmten Ehrenplatze, von Künſtlern ſelbſt ausführlich beſprochen und kritiſch beleuchtet zu werden. So viel iſt entſchieden, daß *Schödlberger* dieſe Beleuchtung nicht zu ſcheuen hat. Unſer wackerer Landsmann hat unſtreitig durch dieſes ſein neueſtes Werk dem Ehrenſpiegel vaterländiſcher Kunſt einen nicht unwürdigen Beytrag geliefert, und es gereicht Ref. zum Vergnügen, der Erſte zu ſeyn, dem Publikum die Vollendung dieſes ſchönen Werkes eines Mannes anzuzeigen, deſſen moraliſche und künſtleriſche Eigenſchaften es wohl verdienen, daß wir ihn mit Liebe und Achtung den Unſrigen nennen.

J. C. Weidmann.

Carlsbad.

Es ſchaut aus tiefem Thale
Ein heller Ort hervor,
Und blickt ſo ſtill und freundlich
Zum Wandersmann empor.

Der ſteht auf rieſ'gen Höhen
Mit hoch entzücktem Geiſt,
Und kann mit ihm nicht faſſen,
Was Alles ſich ihm weiſt:

Die altergrauen Wälder,
Die Bäche, klar und mild,
Die Wieſen, grün und heiter,
Die Felſen ſtarr und wild,

Und all' das geiſt'ge Walten
Des Wunderweib's *Natur*,
Das hier mit tauſend Zügen
Gezeichnet ſeine Spur! —

Er meint, er müſſe kennen,
Was ſo bekannt ihm winkt,
Und kann es doch nicht nennen,
Was ſo verwandt ihm dünkt! —

Es ſind die blauen Berge,
Im himmelfarbnen Kleid,
Mit roſenrothen Decken
Und Gürteln groß und weit,

Es ſind die Sternenbilder,
Der Mond in ihrem Chor,
Die wie mit Himmelsſtimmen
Dir liſpeln an dein Ohr:

„Mein Wandrer, wirſt geſunden
An dieſem Lebensquell,
Der durch die Nacht der Schmerzen
Dir ſprudelt licht und hell! —“

Da treibt es ihn allmächtig:
Hinab in's ſtille Thal,
Und in dem Arm der Nymphe
Verſchwindet ſeine Qual.

Ludwig Halirſch.

* * *

Kenntniß und Wiſſenſchaft im Urſprung.

Von Julius Schneller, Profeſſor zu Grätz.

(Fortſetzung von Nr. 93.)

Homer ſchildert die **Peſt** im Lager vor **Ilion** als eine Folge der tödlichen Pfeile des **Apollon**; Thiere wurden zuerſt davon befallen; allerwärts lagen Haufen von Leichnamen auf den brennenden Scheiterhaufen. **Homer's** Beſchreibung der Todesarten zeigt von nicht bloß oberflächiger Kenntniß des inneren Körperbaues. Seine Helden ſchlugen und heilten Wunden; ſie ſogen das Blut aus den Wunden, wuſchen dieſe mit lauem Waſſer, legten allerley gelinde Kräuter zur Stillung der Schmerzen auf, tröpfelten auch wohl den Saft bitterer Wurzeln ein, und verbanden das Ganze. Der Wunderknoten des **Herakles** ſcheint eine Art von beſonders ſicherem, feſthaltendem Verbande geweſen zu ſeyn. **Asklepias** oder **Äſculapius** galt als Erfinder der Heilkunſt, und ſeine Nachkommen, gleichſam in einen erblichen Orden vereint, trieben die Erfindung des Halbgottes kunſtreich. **Philoktetes** wurde wegen einer ſtinkenden Fußwunde auf einer wüſten Inſel ausgeſetzt. **Achilleus** heilte mit der Spitze ſeiner ehernen Lanze den **Telephus**, vermuthlich durch den Kupferroſt oder Grünſpan, welcher ſich angeſetzt hatte. **Helena** verfertigte das **Nepenthes**, ein dem Opium ähnliches Aufheiterungsmittel wider Trauer und Kummer.

Der Anfang der **Zergliederungskunſt** kam vermuthlich vom Schlachten und Genießen der Thiere. Aufmerkſamer wurde der innere Bau derſelben betrachtet, als man die Eingeweide des Aberglaubens wegen durchſuchte und erforſchte. Noch weiter ging man bey Hinrichtungen, wodurch das Innere der Menſchenkörper zur Schau kam. Die Liebe zum Einbalſamiren mußte das Seciren unendlich befördern. Caſtengeiſt und Prieſtermonopol ſchloſſen die Menge und die Fremden von der Theilnahme an den Kenntniſſen, auch der Anatomie aus. Aber die handelnden Phöniker und die reiſenden Hellenen verbreiteten Einiges in die Weite. Sogar **Pythagoras** verſchloß ſein Cönobium in Italien wie eine Celle in Ägypten. Grypten verſchloſſen die Leichname und die Lebenden.

Eine ziemlich rohe, in der Urwelt entſtandene, von **Babel**, **Memphis** und **Epidaurus** genau angeführte Sitte galt als **Klinik**. Sie beſtand darin, daß man die Kranken an die Straßen hinſetzte, damit ſie von den Vorübergehenden Rath und Mittel für ihren Zuſtand erhielten. Wenn ſie genaſen, ſo gingen ſie mit Dankopfern zu den Göttern, ſagten den Prieſtern die gebrauchte Arzney, und hingen die Heilart, auf Täfelchen eingeſchrieben, in den

Tempelvorhöfen, an Pfeilern, Säulen oder Altären auf. Die Hiera oder Heiligthümer des Aſklepias in Anatolien, im Archipel, in Hellas und in Großgriechenland enthielten tauſende dieſer Täfelchen. Eines lautete alſo: »dem Julian, welcher ſo ein heftiges Blutſpeyen hatte, daß jedermann an ſeinem Aufkommen verzweifelte, offenbarte der Gott durch einen Orakelſpruch ein Heilmittel: er ſollte kommen, und vom Altar Samenkörner von Fichtenwipfeln nehmen, und ſie mit Honig drey Tage hindurch eſſen; er wurde geſund, kam, und dankte öffentlich vor allem Volk.«

Götterlehre.

Eine Anregung zum Höheren lag in der lächelnden und zürnenden Natur. Daraus entſprangen Religionen, Theologieen, Philoſophieen; ſie ſtanden ſtets in Zuſammenhang. Aber wie?

Fetiſchm ſcheint im Allgemeinen die älteſte Form der Religion geweſen zu ſeyn. Fetiſch (in Afrika Okki, Manitu in Amerika) heißt jeder Gegenſtand aus der lebloſen oder lebendigen Natur, welcher als Gott oder göttlich angebetet wird. Solche Gegenſtände fand jedes Land in ſeinem Innern, doch wurden ſie auch von einem Volke dem andern mitgetheilt. Unter allen Gegenſtänden wurde das Feuer am früheſten und allgemeinſten in Aſien und Europa angebetet. Der Dienſt der Thiere, beſonders der Schlangen, hatte in Afrika ſeinen Hauptſitz. Die Vergötterung der Geſchlechtstheile, beſonders als Lingam und Phallos, gewann weiten Umfang, und verleitete zur Schamloſigkeit. Die grobe Sinnlichkeit der Fetiſche blieb lange in den gemeinſten Formen, veredelte ſich zwar an einigen Orten zu einem Naturdienſt, konnte aber ſchwer zu moraliſchen Ideen leiten.

Idolatrie, oder Bilderdienſt, entſtand, indem man die Fetiſche künſtlich verfeinerte, oder durch Einbildungskraft neue Zuſammenſetzungen machte, oder Naturerſcheinungen und Ideen ſinnbildlich ausdrückte, das iſt, ſymboliſirte. Die erſten Idole waren Steine und Klötze, wo die Menſchenhand eine geringe Nachhülfe unternahm. Dahin gehören die Bätylien, die Teraphim's, die vom Himmel gefallenen Götzenbilder, die geſalbten Steine. Dieſe Bilder waren entweder geſchmacklos und ungeheuer, oder geſchmackvoll und niedlich. Man ſah ſie entweder als ganze Götter oder wenigſtens als Wohnungen derſelben an. Sie wirkten wenig für Sittlichkeit, da der Menſch ſeiner Natur nach höher ſtand als ſie.

Sabäiſm, oder Anbetung der Geſtirne, iſt von Vielen für den älteſten Götterdienſt gehalten worden, weil man ihn bey allen Nomaden, Skythen, Sauromaten, Pelasgern trifft. Doch war natürlich, daß der Sinnenmenſch von den näheren Fetiſchen des Erdbodens anfing, und allmählich zu den höheren Geſtalten des Himmelsbogens überging. Auf herumziehende Horden, welche ſtets unter freyem Himmel lebten, und Nachts weideten, machten die glänzenden Geſtirne den größten Eindruck. Am verbreitetſten und früheſten treffen wir die Anbetung der Sonne und des Mondes, da die erquickende Wärme der erſten und das freundliche Licht des zweyten den roheſten Sinn erfreute. Dieſe Formen ließen ihrer Natur nach eine größere Veredlung zu, konnten aber ſchwer zum ſittlichen Hebel dienen, da die ungeheure Kugel eines Fixſternes nicht ſo frey iſt als der kleine Menſchenkopf.

Anthropolatrie, oder Menſchenvergötterung, mußte ſpäter kommen. Die Vergötterung eines Lebendigen ſchien von den gleichzeitigen Gliedern eines Stammes ſchwer zu erreichen; die Vergötterung eines Todten ſchien die feſte Begründung der Lehre von Unſterblichkeit zu erheiſchen. Als Stellvertreter oder Söhne, oder Gewaltsträger der Götzen, gaben ſich die Einen durch Einſicht und Verdienſt, die Andern durch Gewalt und Schlauheit. Die Vergötterung verſtorbener Vorfahren wurde durch das Gefühl ihres Verdienſtes, durch Empfindung der Dankbarkeit, durch Gewalt der Sehnſucht, durch Begeiſterung der Volksgeſänge, vorzüglich aber durch die Lebhaftigkeit der Träume bewirkt. Die Vergötterung der Lebendigen erzwangen die Übermächtigen und Eroberer durch Gewaltthätigkeit, indem ſie mit Feuerofen und Todesmartern Jeden bedrohten, welcher ihnen nicht Ehre wie Fetiſchen und Idolen erwies. Dieſer Wahnſinn der Mächtigen (ſelbſt eines Alexander!) ward durch die Schmeicheley der Schwachen reichlich befriedigt. Hier zeigte ſich nun große Unſittlichkeit, da der Laſterhafte und Böſewicht eine Ehre genoß, welche ſelbſt für den Weiſen und Tugendhaften zu groß iſt.

Anthropomorphiſm, oder Vermenſchlichung der Götzen, beförderte den Geſchmack merklich, und führte zur Sittlichkeit auffallend, wenn auch im Einzelnen eine Mißgeſtalt erſchien, oder eine Untugend vorkam. Man gab höhere Kräfte und reinere Geiſter in Menſchenform; dadurch wurde dieſe geadelt. Man gab den Götzen menſchliche Handlungsweiſen und Lieblingsorte zum Aufenthalt; bey den Indiern nimmt eine Erſcheinung, Verwandlung, Menſchwerdung die andere auf, und von allen iſt kein Ende abzuſehen. Der Götzenſtaat bekam eine patriarchaliſche und meiſtens monarchiſche Verfaſſung, bisweilen auch einen großen und kleinen Rath. Über allen oder neben allen Gliedern ſteht und ſchwebt das Schickſal, ebenfalls perſonifizirt.

Polytheiſm, oder die Vielgötterey, entſtand, als benachbarte Geſchlechter oder Stämme ſich vereinten. Bey Wanderungen, Reiſen, Siegen lernte man fremde Götzen kennen, und nahm ſie auf. Eine Gemeinde faßte die Hausgötter und Schutzgötter der einzelnen Familien zuſammen; das Nämliche that ein Staat mit ſeinen Landſchaften. Natürlich war es, daß im Laufe der Zeit, dieſer oder jener Götze an Anſehen die andern überflügelte und zum Volksgott wurde, neben welchem die übrigen als kleinere ſtanden. So bildeten ſich Jagdgötter, Hirtengötter, Kriegsgötter, Götter der Gewerbe und Stände; endlich Familien verwandter Götter und Theogonieen. Der Werth des Polytheiſm's für die Sittlichkeit hing von den Theilen ab, aus denen er zuſammengeſetzt war.

Die Götterlehren waren urſprüngliche, wenn ſie ganz bey einem Volke entſtanden, und mit den Eigenthümlichkeiten deſſelben ſich ausbildeten. Sie waren abgeleitete, wenn ſie von einem Volke einem andern ſo mitgetheilt wurden, daß ſie ganz in die Sinnesart deſſelben übergingen. Sie waren gemiſchte, wenn unter urſprüngliche Anſichten und Gebräuche noch fremde Formen und Formeln eingewebt wurden. Man kann noch die durch Prieſter ausgebildeten, durch

Dichter ausgeſchmückten, durch Geſetzgeber feſtgeſtellten, durch Staatsmänner veränderten, durch Weltweiſe geläuterten Götterlehren unterſcheiden. Die Läuterung geſchah bisweilen durch trügliche Vorſpiegelungen, bisweilen durch verſtändigen Vernunftgebrauch. Die höchſte Läuterung gab der ſeltene Monotheiſm, das iſt, die Idee einer einzigen, alle Räume und Zeiten beherrſchenden Gottheit. Damit muß man den einzigen Fetiſch einer Gemeinde, oder den Nationalgötzen eines Volkes nicht verwechſeln.

Götzendienſte.

Ceremonien galten mehr als Sittenlehre überall. Die ſtärkſten Eindrücke des Götzendienſtes wurden am höchſten geachtet. Dazu gehörten Gaſtmahle, Tänze, Geſänge, heftige Bewegungen des Körpers, wuthähnliche Sprünge. Feinere Formen bewirkte die zunehmende Bildung, aber das alte Grundweſen blieb.

Prieſter wurden nicht überall gefunden; Familienhäupter und Könige vertraten anfänglich ihre Stelle. Anderwärts wurden ſie gewählt, und nicht von allen Bürgergeſchäften ausgeſchloſſen. Wo ihr Recht in Familien oder Caſten ſich vererbte, genoſſen ſie am meiſten Anſehen und Reichthum, welche ſie zu vermehren wußten durch Kenntniß und Kunſtgriff. Sie waren nicht nur der Hofſtaat der Götzen, ſondern auch Wahrſager.

Wahrſagerey geſchah aus den Geſtirnen, aus einer Himmelserſcheinung, aus einer Wolkenſtellung, aus Flug und Geſang der Vögel, aus den Eingeweiden der Opferthiere, aus künſtlichen Stäben und Loſen, aus den Träumen der Kranken, aus den Entzückungen bey Orakeln. Die Orakel kamen aus Lebenden, wie in Delphi; aus Todten, wie bey Endor; aus Thieren, wie beym Apis; aus Bäumen, wie bey Dodona. Propheten und Sybillen ertheilten Ausſprüche und Rathſchläge, meiſt kurz und poetiſch, nicht ſelten vieldeutig und myſtificirend. Ihr Aufenthalt wurde berühmt durch geſchichtliche Überlieferung, durch eine ungewöhnliche Naturerſcheinung, durch eine auffallende Merkwürdigkeit, durch einen ausgezeichneten Tempel. Einzelne befragten ein eigenes, die Staaten aber ein allgemeines Orakel, welches oft für das Wohl des Ganzen, für Einführung neuer Geſetze und Verfaſſungen, oder für Ausführung großer Entſchlüſſe wichtig wurde. Liſt und Betrug gründete ſie, Irrthum und Vortheil machte ſie beſtehen, Einſicht und Erfahrung mußte ſie ſtürzen. Für die Orakel kämpſten überall die Götzenprieſter gegen die Weltweiſen.

Die Mandarinen in China hatten die Hauptform des Fetiſchm, und zwey ſtreitende Reformationen des Confutſee und des Laokiun, wovon die erſte mehr auf Vernunft, die andere mehr auf Wunder ſich gründete. Ihre heiligen Bücher waren fünf; ſie hießen King's. I-King, in vieldeutigen Charakteren, war vermuthlich eine rhabdomantiſche Tafel, um durch Wurf der Stäbe zu wahrſagen. Schu-King enthielt Geſchichte und Geſetz. Schii-King gab geſchichtliche Lieder. Tſchun-Tſiu war ein Geſchichtbuch. Li-ki enthielt eine Geſetzſammlung und Vorſchriften für das bürgerliche Leben. Dieſen fünf Hauptwerken wurden noch ſechs heilige Bücher, als vom zweyten Range, angereihet.

Die Braminen in Indien verbreiteten als Theologen eine Symbolik und einen Anthropomorphiſm. Sie trennten ſich in zwey Theile, jene vom Ganges und jene von Malabar. Nach den erſten hat ein Götze, welcher Menſch geworden, perſönlich verfaßt: Tſcharta Bhade Schaſta Brama, das iſt, vier Schriften göttlicher Worte des mächtigen Geiſtes; dazu kamen nach tauſend Jahren ſechs Erklärungen, nach fünf hundert Jahren wieder eine ſiebente, und nun wuchs allmählich im Laufe der Zeit ihre Zahl auf achtzehn. Die ſüdlichen Braminen hatten achtzehn andere Glaubensbücher ſammt Erklärungen; ſie heißen: Aughtorrah Bhada Schaſta, oder achtzehn Werke göttlicher Worte. Von den mehreren feindſeligen Parteyen erhielt die Budda, eine der unreinſten in der Sittenlehre, einen bedeutenden Vorzug.

Die Magier in Bactrien bearbeiteten als Götzenprieſter den Feuerdienſt, und bildeten wie Mandarinen und Braminen einen eigenen, erblichen, geſchloſſenen Stand. Der Abweichung von der reinen Urform wurde abgeholfen durch eine oder zwey Reformationen, welche Zoroaſter bewirkte. Sein lebendiges Wort, oder Zend-Aveſta, ward in fünf Bücher geſammelt. Zend-Aveſta enthielt neben Theologie auch Politik und Hiſtorie. Dſchemſchid zur Zeit der Piſchtadier oder Gerechtigkeitspfleger, und Guſtaſp zur Zeit der Keanen oder Helden, leuchten als Glanzbilder der Sitten und Tugenden, welche eine Reihe von Formeln in Izeſchne, Viſpered, Vendidad, Jeſchts und Siruze erhielten.

Die Chaldäer in Babel, welche als Theologen den Sterndienſt bearbeiteten, ſchienen ſchon dadurch geſpalten, daß die einen keine, die andern aber ſehr prächtige Tempel hatten. Sie verfaßten heilige Bücher, worin die Berechnungen über den Himmel weit in die Urwelt zurück gingen, was um ſo nöthiger war, da Baal als Sonne, und Mylitta als Mond die höchſte Ehre genoſſen. Sie bildeten eine geſchloſſene Caſte.

Die Chartümim in Ägypten ſcheinen als Götzenprieſter Fetiſchm, Sabäiſm, Anthropomorphiſm und Idolatrie in allen Formen vereinigt zu haben. Die ungeheuren Steine mit Hieroglyphen waren die heiligen Bücher. Die Parteyen haßten und verfolgten ſich. Die Koptiten ſchlugen den Tentyriten zum Trotze Habichte an's Kreuz. Nun fraßen die Künopoliten die heiligen Fiſche ihrer Nachbarn, und dieſe ſchlugen, um ſich zu rächen, die Götter der Künopoliten todt. Der Groll brach in blutige Kriege aus; Ägypter zuckten die Schwerter gegen Ägypter, ſie mordeten, würgten, und fraßen einander auf.

Die Orphiker in Hellas waren Götzenprieſter, welche Weihgeſänge mit der Cither abſangen, dem Volke eine Reihe von Mythen als Glaubensſache gaben, und den Denkern allerley Philoſopheme in den Myſterien oder Geheimniſſen mittheilten. Die Orpheoteleſten hatten eine Reihe heiliger Bücher; eines iſt unter dem Nahmen Orpheus der Argonaut auf uns gekommen. Die Orgien des Dionyſos kamen dadurch in Schwung; die Anhänger derſelben beſiegten durch Enthuſiasmus den Widerſtand einiger Regenten. Mirakel mit Bezauberung der Steine durch die Tonkunſt, und die Palingeneſie mit Hervorrufung Eurydike's aus der Unterwelt gehörten zum Glauben.

Jede dieſer ſechs Götterlehren hielt ſich für untrüglich. Jede betrachtete alle andern als fehlerhaft. Jede bewahrte ihre Lehren mit einer Art Geheimniß. Jede blieb frey von der Wuth, ſich der ganzen Welt mit Gewalt aufzuzwingen. Jede brachte vielleicht einige Philoſophen hervor, welche das Ganze des Götzendienſtes als Täuſchung, das Einzelne als Irrthum anſahen, aber aus Klugheit, oder Wohlwollen, oder Furcht, oder Zwang ſchwiegen.

(Fortſetzung folgt.)

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Theater nächſt der Burg. Den 13ten d. M. zum erſten Mahl: **Stille Größe.** Dramatiſches Charaktergemählde in drey Aufzügen, in Alexandrinern.

Der Inhalt, in ſo fern er ſich auf der Bühne, vor den Augen der Zuſchauer, entwickelt, iſt folgender:

Ritter Arthur, Sohn des Sir Moyne, liebt die ſchöne, unbefangene Liddy, Tochter des Baumeiſters Richard Harald, und wird von ihr geliebt. Vormahls ein luſtiger, lockrer Geſell, iſt er jetzt zahm und weich wie Wachs. Der Vater hat dem Mädchen allen Umgang mit dem Ritter unterſagt; der junge Menſch darf von dem ſeinigen die Einwilligung nicht hoffen, weil er zu ſtolz auf ſein Geſchlecht iſt, um es durch eine ſolche Mißheirath zu erniedrigen. Hannah läßt gegen Richard, der Liddy zur Überwindung ihrer Leidenſchaft ermahnt, ein Paar Worte von ihrer Ahnung fallen, daß der Vater ſich dem ſtolzen Thomas vielleicht noch an die Seite ſtellen könne; da entbrennt ſein Zorn, und er befiehlt ihr, dieſem thörichten Gedanken zu entſagen. Den Ritter tröſtet Hannah, und verſichert ihm, das Hinderniß ſey doch wohl aus dem Wege zu räumen. Auch Arthur macht ſeinen Vater auf die hohe, ritterliche Art, die überall aus Richards Thun und Weſen leuchte, aufmerkſam, und Thomas Moyne glaubt das nämliche bemerkt zu haben. Hannah hat entdeckt, daß Richard Harald eine Urkunde ſehr verborgen halte, die leicht helleres Licht in dieſer Sache geben dürfte. Den Schlüſſel trägt er zwar in ſeiner Taſche, vergißt ihn aber doch zuweilen, wenn er ein anderes Kleid anzieht. Um nun ihre Nachricht zu beſtätigen, und den Sir Thomas zu überzeugen, forſcht ſie nach dieſer Schrift, und gelangt zu ihrem Beſitz. Moyne rollt das Blatt auseinander, lieſt, und findet einen Brief des in der Schlacht bey Bosworth erſchlagenen Richards III. an ſeinen kurz vorher auf einem Jagdſchloß in der Verborgenheit lebenden Sohn Von dieſem Brief hatte ſich durch den Waffenknecht des Sir Stafford, der ein eifriger Anhänger des Hauſes York iſt, aus welchem dieſer rechtmäßige Erbe des Thrones ſtammt, ſchon längſt etwas verlauten laſſen, denn der Knecht diente damahls bey dem jungen Herrn auf jenem Schloſſe. König Richard berief ſeinen Sohn kurz vor der Schlacht zu ſich ins Lager, in der Folge verſchwand jener wieder, und Stafford, der den jetzigen Beherrſcher Englands, aus Rache, weil er ſeines Bruders Blut vergießen ließ, vom Throne ſtoßen möchte, forſcht unermüdlich nach des Prinzen Aufenthalt, und trachtet überall den Bürgerkrieg im Lande zu entflammen, um dem beraubten Richard IV. die Krone aufzuſetzen. Stafford kommt in dieſer Angelegenheit zu ſeinem Freunde, Sir Thomas Moyne, und erfährt des Schreibens Inhalt; John, der Waffenknecht, iſt auch mit ihm, und erkennt daſſelbe Blatt, das aus dem Lager auf das Schloß an ſeinen jungen Herrn geſendet wurde. Nun wird es klar: Richard, der Baumeiſter, iſt Richard, der Kronprinz. John erblickt ihn zue[illegible], dieſen ſucht er ungeſtüm von ſich zu entfernen; die Andern werfen ſich vor ihm ni[illegible], er aber ſpottet ihres Irrthums. Als ſie ihm dennoch ihre ſetzt ſich auf eine Bank.) Ich ruhe hier aus auf meinen Lorbeern, und gebe acht auf die Gefangenen. (er ſpannt den Hahn ſeiner Flinte) Der Erſte, welcher Miene macht zu entwiſchen, wird niedergebrennt.

Wirbel.

Nun, mein vortrefflichſter Herr Iſak, mein Gläubiger und Bedienter zugleich, was ſagen Sie nun? —

Iſak.

Weih geſchrien! — hab ich doch mein Lebetag kan Pulver und Bley riechen können, und muß doch da als ein Wildſchütze paſſiren.

Wirbel.

Die Sachen ſtehen vortrefflich.

Iſak.

Bedank mich. — Mein Buckel fangt an zu jucken.

Wirbel.

Sage ſelbſt, Iſak, iſt das nicht der herrlichſte Plan, der je aus einem verſchmitzten Kopfe gekommen iſt? Du forderſt von mir 6000 Gulden, die ich dir ſchuldig ſeyn ſoll —

Iſak.

Hab ach ja das Wechſelchen bey mir in der Taſche.

Wirbel.

Du biſt ſogar ſo impertinent, den Arreſt gegen mich zu bewirken.

Iſak.

Bin an armer Jüd, brauche mei Geld.

Bereitwilligkeit zeigen, ihn durch Gewalt der Waffen auf den Thron zu ſetzen, verwirft er dieſes frevelnde Beginnen. Stafford ſchildert ihm die Herrlichkeit, der geſegnete Beherrſcher ſeines Volks zu ſeyn; von dieſem Bild entglüht die Phantaſie des Fürſtenſohnes, er faßt das Schwert ſeines Vaters — jenes grauſamen Richard III, den die Rachegöttinn ſtreng verfolgte — mit Blut iſt es benetzt — er ſchaudert zurück, und entſagt der Krone, die durch Bürgerkrieg und Mord nur zu erringen iſt. Die Anhänger ſehen ihr Unrecht ein, und nachdem dieſer bedeutendſte Theil der Handlung vorüber, Richard wieder in ſeine Verborgenheit zurückgekehrt iſt, werden endlich beyde Väter einig, ihre Kinder zu verbinden, und Arthur, der troſtlos das Vaterland verlaſſen wollte, bleibt nun im Kreiſe der Familie.

Man wird leicht gewahr daß derjenige Theil der Handlung, der allein auf dieſe Benennung Anſpruch machen kann, wenn dieſes anders aus unſerer Relation hervorgeht, in die wilden Zwiſtigkeiten der beyden Roſen greift, oder eigentlich ſie nur berühret. Es iſt in dieſem Charaktergemählde mehrmahls die Rede von den Häuſern York und Lancaſter, von Richard und Richmond, Tudor und Plantagenet und Andern mehr. Der Moment, worauf es vorzüglich ankommt, iſt mit den hier erwähnten Verhältniſſen nicht ſo tief verſchlungen, und nicht ſo reichhaltig überhaupt, daß es nöthig wäre, die gemachten Andeutungen noch weiter auszuführen. Eine Anekdote mag den Stoff geliefert haben; geſchichtliche Begründung hat der Verfall nicht, ſteht übrigens ganz einzeln da, und bildet eine Handlung für ſich ſelbſt, ſo daß es nach der Beſchwichtigung der für den Sprößling der Plantagenets enthuſiasmirten Anhänger, und der feſten Reſignation des Prinzen, der fernerhin dem angenommenen Stande unabänderlich ergeben bleibt, das Anſehen hat, als ob ein neues Spiel beginnen wollte. Doch iſt es nur die Fortſetzung des erſten Theils, der mit der Liebe Arthurs und der Tochter Richard Haralds anfängt. Das Mitleid der Mutter und die Überlieferung der geheimnißvollen Schrift knüpft dieſen Theil zwar leicht und dürftig an den zweyten, führt ihn aber in der That nicht fort, ſondern ein andres Motiv muß hier noch wirkſam ſeyn, den Bund der Liebenden zu knüpfen. Dieß ſcheint der dramatiſchen Befriedigung wegen nothwendig zu ſeyn; doch, aufrichtig geſagt, man intereſſirt ſich ſchon nicht mehr für ſie, wiewohl man's gern geſchehen läßt, daß ein getreues Paar zum langerſehnten Ziel gelangt. Der Verfaſſer hat ſein vorzüglichſtes Augenmerk auf die vorhergehende große Scene gerichtet, ſeine Phantaſie entwarf ſich ein lebendiges Bild von ihr, ſo denken wir es uns, ſie entflammte ſich ſelbſt daran, ſein Herz floß über, und die Ungeduld ergriff ihn oft, eh er an die Ausführung kam. Man ſieht, mit welcher Luſt und Liebe er die Hand ans Werk gelegt. Er hat dieſe Begebenheit mit poetiſchem und dramatiſchen Werth ausgeſtattet, und ohne daß wir vor und rückwärts blicken dürfen, nimmt dieſer Lichtpunkt unſre volle Aufmerkſamkeit und Theilnahme in Anſpruch. Mit dem Übrigen iſt es nicht der Fall; hier und dort liegt Vieles noch im Dunkel; von dem Helden dieſer ſtillen Größe wiſſen wir wenig oder nichts, als wie er vor uns daſteht, und ſich in dem bedeutendſten Augenblick benimmt. Es zeigen ſich zwar überall auch ſonſt noch anziehende Momente, heitre Punkte, und glücklich aufgefaßte Züge aus dem äußern und innern Leben; aber es fehlt das lebendige Intereſſe, es mangelt vor allem die Einheit der Handlung, ſo ſehr auch für die anderen beyden Einheiten, der Zeit und des Orts, geſorgt worden iſt. Die Charaktere ſcheinen uns das Wenigſte, und wenn das Gemählde auch nicht wirklich aus einer Anekdote geſchöpft wurde, ſo hat es doch auf gewiſſe Weiſe ganz den Charakter einer Anekdote, die indeſſen vor vielen andern auszuzeichnen iſt.

Die Sprache iſt ungleich in Anſehung der Diktion, ſonſt aber edel und beſonnen. Durch die Wahl des Metrums hat ſich der Verfaſſer die Aufgabe um ein Bedeutendes erſchwert. Die Vorliebe für das Alexandriniſche Sylbenmaß, Anklänge und Konſtruktionsformen aus älteren Werken dieſer Art, ſtehen in gegenſeitiger Beziehung. Zuweilen läßt ſich von den Perſonen des Schauſpiels ſagen, daß ſie zu lyriſch, ein anderes Mahl daß ſie zu pathetiſch ſind; als ſehr proſaiſche Naturen zeigen ſie ſich niemahls, davor bewahrt ſie ſchon der Reim und die Stanzen.

Die Darſtellung des Richard Harald ragte hervor, wie es der Gegenſtand erfordert. Dichter und Künſtler vereinigten ſich und wirkten Einer durch den Andern.

Thomas Moyne bewegte ſich mit Feſtigkeit und Ruhe; die Trockenheit durfte hier nicht fehlen. Hannah hatte zu viele Farben auf einmahl, und Stafford wechſelte die ſeinige zu oft; ſie irrten auf verſchiednem Wege, die erſtere mit beſſerem Erfolg. Die Liebenden wollen wir nach vielen Thränen glücklich preiſen.

Abendunterhaltung im k. k. Hoftheater nächſt dem Kärnthnerthor, den 15ten d. M. zum Vortheile der öffentlichen Wohlthätigkeits-Anſtalten, in zwey Abtheilungen.

Die Ouvertüre der Oper: Fidelio, von Beethoven, begann die erſte Abtheilung mit einer dieſes Tonſtücks würdigen Ausführung. Hierauf wie folgt:

Recitativ und Arie mit Chor, aus der Oper: Cenerentola, von Roſſini, geſungen von der k. k. Hofſängerinn Mlle. Joſephine Fröhlich. Nach überwundner Befangenheit, die nur im Recitativ ihren Einfluß äußerte, trug die Sängerinn dieſe nicht leichte Aufgabe mit überraſchender Fertigkeit vor. Beſonders gelangen ihr die hohen Tonſprünge und die darauf folgenden Rouladen mit halber Stimme, und immer ſchien nach einem kaum merklichen Schwanken die Sicherheit zu wachſen. Anhaltende Beyfallsbezeigungen nöthigten die Sängerinn, wieder hervor zu treten, und der ſtille Ausdruck ihres Dankes war eben ſo ungezwungen als herzlich.

Variationen für die Guitarre, über ein Thema von Roſſini, komponirt und vorgetragen von dem Hrn. Onorato de Costa. Leichtes, angenehmes Spiel! doch mißglückte Einiges und die Haltung des Inſtruments mochte auch die Stärke des Klangs etwas mindern.

Duett aus der Oper: Bianca e Falliero, von Roſſini, mit Glück vorgetragen von den Sängern des k. k. priv. Theaters an der Wien, Mad. Schütz und Hrn. Haitzinger, wiewohl der Tenoriſt ſich nicht genug in ſeiner vortheilhafteſten Sphäre bewegen konnte.

Erſter Satz aus dem zweyten Konzert für die Violine, von Lafont, vorgetragen von dem Hrn. Carl Maria von Bocklet, aus Prag. Eine ausgezeichnete Erſcheinung! Den Vortrag charakteriſirte vorzüglich der einfach edle Styl, ein kräftiger Strich und die reinſte Intonation bey den gewagteſten Sprüngen. Die Theilnahme während der Ausführung war ſo groß, daß der immer hervor dringende Beyfall dadurch lange Zeit zurück gehalten wurde. Wir wiſſen, daß die Kunſtfertigkeit dieſes Virtuoſen auf dem Pianoforte nicht weniger bedeutend iſt.

Das Mitgefühl, ein Gedicht von F. v. Matthiſſon, für zwey Tenor- und zwey Baß-Stimmen, geſetzt von dem Hrn. Ignaz Aßmeyer, ohne Begleitung, mit der größten Reinheit und Beſtimmtheit vorgetragen, begeiſterte die Zuhörer zu dem einſtimmigen Wunſch, es wiederhohlt zu hören.

Ein Tableau nach du Jardin, einen Marktſchreyer vorſtellend, der eine von Erſtaunen gefeſſelte Verſammlung zu haranguiren ſchien, wirkte durch den lebendigen und zugleich edlen Ausdruck der Attituden, wie durch die glückliche Beleuchtung.

Die Ouvertüre der Oper von Cherubini: Der Bernhardsberg, machte den Anfang der zweyten Abtheilung. Dieſer folgten:

Variationen über das beliebte Thema von Caraffa, komponirt von dem königl. baieriſchen Hof-Kapellmeiſter Peter Ritter von Winter, und geſungen von Mad. Schütz. So viele Gelegenheit ſich hier auch zu Vergleichungen darbietet, ſo beſchränken wir uns doch auf die Bemerkung, daß der Vortrag viel Gelungenes enthielt; Ausdruck und Geläufigkeit erwarben der Sängerinn Beyfall.

Die Harmonie, ein Gedicht von Weidmann, für vier Tenor- und vier Baß-Stimmen, geſetzt vom Hrn. Ignaz Ritter von Seyfried. Eine gediegene Kompoſition, deren zweyter Theil beſonders wirkſam iſt. Dieſer wurde wiederhohlt, und die gute Ausführung im Ganzen, bey nicht unbedeutenden Schwierigkeiten, trug zu dem erhaltenen Beyfall das Ihrige bey.

Hierauf hörten wir **Variationen** für die vom Hrn. **Anton Häckel** erfundene und zum erſten Mahl dieſen Abend öffentlich geſpielte **Physharmonika** von ſechs Oktaven, komponirt und vorgetragen von dem Hrn. **Hieronymus Payer**, mit Klavier-Begleitung vom Hrn. **Ferdinand Stegmayer**. Wir haben auf den um die Hälfte vergrößerten Umfang dieſer **Physharmonika** die Kunſtfreunde ſchon vor einiger Zeit aufmerkſam gemacht. Sie wird mit beyden Händen geſpielt, und der Wind durch das Pedal erregt, und hatten jetzt Gelegenheit, uns zu überzeugen, daß auch Stücke in **geſchwindem** Tempo darauf vorgetragen, von guter Wirkung ſind. Der Wechſel ſo verſchiedener Inſtrumententöne, die alle aus dem Einen hervorgehen, iſt beſonders intereſſant. Die glückliche Nachahmung der Flöte und des Cello ſetzt in Erſtaunen. Die Wirkung des Spiels und des Inſtruments, die durch das ungemein ſchöne Klavier vortheilhaft unterſtützt wurden, erhielt eine doppelt günſtige Aufnahme.

Hiernächſt der Schlußchor aus der Oper: **Fidelio**. Die Schwierigkeit dieſes Enſemble-Stücks wurde im Geſang deutlich genug wahrgenommen. Aber das darauf folgende Tableau: **Venus**, einem vorgehaltenen Spiegel gegen über ſitzend, ſeitwärts die Gruppe der Grazien, Genien mit Guirlanden in der Höhe ſchwebend, Alles von einem reitzenden Licht erhellt, machte einen bezaubernden Eindruck, und das zahlreiche Publikum verließ das Schauſpielhaus mit dem Gefühl der lebhafteſten Zufriedenheit.

Theatraliſcher Anzeiger. Der Miroir glaubt, das neue im Ambigu comique gegebene Stück, André, ou la maison des bois, nicht beſſer recenſiren zu können, als durch ein Geſpräch, welches er am Abende nach der erſten Vorſtellung erlauſchte. Wir ſetzen es hieher: — A) Iſt das Werk, welches man ſo eben gegeben hat, neu? — B) Der Autor glaubt es. — A) Iſt's ein Vaudeville? — B) Nein, denn es wird ein einziges Mahl darin geſungen. A) Alſo iſt's ein Luſtſpiel? — B) Auch nicht; denn die Rede wird durch Muſik unterbrochen. A) Nun begreif' ich, es iſt alſo ein Melodram? — B) Ein Melodram in **einem** Akte ohne Rettung, wo denken Sie hin? — A) Ja was iſt's denn alſo? B) Ein Stück (pièce), ſehen Sie nur den Zettel an, es ſteht ja darauf: pièce en un acte, das verbindet zu nichts und jeder kann das Werk zu einer Gattung zählen, welche ihm eben beliebt, ich zähle es zur **langweiligen**.

Die Herren **Franconi** in **Paris** haben einen jungen Elephanten gekauft, der eben ſo außerordentlich zahm als gelehrig iſt. Er wird im Cirque-Olympique erſcheinen, ſo bald die theatraliſche Erziehung dieſes intereſſanten Schauſpielers vollendet ſeyn wird.

Außerordentlichen Beyfall hat im Théâtre français ein Luſtſpiel in drey Akten: les Plaideurs sans procès gehabt. Eine Menge von pikanten geiſtreichen Verſen, ſehr komiſche Situationen und viele feine und witzige Anſpielungen verurſachten, daß man den Nahmen des Verfaſſers am Schluſſe mit Ungeſtüm verlangte, allein der Beſcheidene blieb anonym.

Berichtigung.

Nro. 93. p. 1113. Z. 11 von unten, l. m. **Bezeichnung**, ſtatt Beziehung. p. 1114. Z. 10 von oben: **Jovialität**, ſtatt Formalität.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der **Carl Gerold**'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625), wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 11 fl. W.W. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (**J. F. Caſtelli**) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

95.

(Wien, Mittwoch den 28. November.)

Zuſammenſtellung der gelehrten Geſellſchaften in einigen Ländern.

Amerika.

Vereinigte Staaten.

Sie enthalten ſieben gelehrte Geſellſchaften:

1) Die amerikaniſche Societät von Philadelphia. Sie hat ſchon ſieben Bände in 4to herausgegeben, von 1771 bis 1778.

2) Amerikaniſche Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften in Boſton. 1780 geſtiftet. Vier Bände in 4to, bis 1818, ſind von ihr vorhanden.

3) Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften des Staates Connecticut, geſtiftet 1799. Der erſte Theil ihrer Schriften iſt 1810 erſchienen.

4) Literariſche und philoſophiſche Geſellſchaft zu Charlestown in Süd-Carolina, 1814 geſtiftet.

5) Die literariſche und philoſophiſche Geſellſchaft zu New York, ward 1815 errichtet. In demſelben Jahre kam der erſte Band ihrer Arbeiten heraus.

6) Das Inſtitut von Columbia, zu Washington gegründet.

7) Die mediziniſche Societät in Neu Orleans.

Außerdem gibt es noch Geſellſchaften zur Erhaltung eines ewigen und allgemeinen Friedens, deren vorzüglichſte ſich zu Maſſachuſeſſels, New York, Rhede Island und Ohio befinden. Die erſte beſteht aus 700 Mitgliedern, worunter 96 Geiſtliche.

Aſien.

Batavia. Die literariſche und wiſſenſchaftliche Geſellſchaft daſelbſt organiſirte ſich 1778, und ihre Memoiren erſchienen zuerſt 1781 in holländiſcher Sprache. Jetzt ſind neun Bände in 8vo vorhanden, deren vier letztere die Engländer während ihrer Beſitznahme herausgaben.

Bombay. 1804 vereinte ſich dort eine literariſche Geſellſchaft, die den erſten Theil ihrer Memoiren in eben dem Jahre herausgab.

Calcutta. Die aſiatiſche Geſellſchaft daſelbſt ward am 15. Januar 1784 geſtiftet. Sir W. Jones war ihr erſter Präſident. Der erſte Band ihrer Asiatic researches kam 1788 heraus. Bis jetzt ſind zwölf Bände erſchienen.

Europa.

England.

Faſt jede beträchtliche Stadt dieſes Reichs hat ihre gelehrte Geſellſchaft. Unter allen zeichnen ſich vorzüglich aus:

1) Die königliche Societät in London. Ein Verein von Gelehrten, die ſich in Oxford mit Gegenſtänden beſchäftigten, die gerade zu ihrem Fache gehörten, und ſie gemeinſchaftlich beriethen, war der Keim dieſer Geſellſchaft, welche 1662 geſtiftet ward. Ein Präſident und ein Rath von 22 Perſonen leitet ſie. Jeder Candidat muß zwanzig Pfund in die gemeinſchaftliche Kaſſe legen, oder ſich zu ſechs Pfund für's ganze Jahr verſtehen. Newton war Präſident von 1702 bis 1727. Ihre Bibliothek iſt die einzige öffentliche in London. Die Sammlung ihrer Memoiren, deren erſter Theil 1665 in gr. 4to herauskam, beträgt jetzt mehr als hundert Bände.

2) Die königliche Societät in Edinburg. Sie ſchreibt ſich erſt von 1782 her. Bis jetzt ſind neun Bände ihrer Schriften erſchienen.

3) Die königliche Societät in Dublin. 1749 ward ſie gegründet. Ihre Mitglieder kauften den prächtigen Pallaſt des Herzogs von Leiceſter, und errichteten darin ein Muſeum der Naturgeſchichte, das dreymahl die Woche geöffnet wird; auch haben ſie einen trefflichen botaniſchen Garten dem Publikum geöffnet; endlich auch Lehrſtühle der Chemie und Mineralogie gegründet, an welchem letztern der berühmte Carl Gieſecke angeſtellt iſt, der ſie mit grönländiſchen Naturprodukten ungemein bereichert hat. Noch gibt es in Dublin eine königlich irländiſche Akademie, die aber jetzt faſt ganz unthätig iſt. Sie ward 1787 gegründet, und gab früher zehn Bände guter Memoiren heraus.

In London findet ſich noch:

Die Societät der Antiquare, 1751 geſtiftet. — Die Societät der Künſte, Manufakturen und des Handels, 1753 geſtiftet. Sie theilt Preiſe für die nützlichſten Entdeckungen aus. Schon betragen dieſe mehr als 400,000 Thaler. Jedes Jahr erſcheint ein Band ihrer Memoiren.

Das königliche Inſtitut zur Erleichterung der Einführung mechaniſcher Erfindungen und Anwendung der dahin gehörigen Kenntniſſe auf das bürgerliche Leben, 1800 gegründet. Sie gibt ſeit 1817 von drey zu drey Monaten ein Journal heraus, dem jedes Jahr eine Überſicht der Arbeiten vorgeſetzt iſt.

Das Londoner Inſtitut, ward 1805 nach demſelben Plane geſtiftet.

Das Inſtitut von Surrey, 1808. Hazzlitt ſchrieb dafür ſein Werk über Shakespeare und die engliſche Dichtkunſt überhaupt.

Noch andre in London ſind: Das Ruſſel-Inſtitut. Das Grethams-Collegium. Das Collegium von Zion. Die Geſellſchaften des Ackerbaues — der Mineralogie — der Entomologie — die Linneeiſche — geologiſche — philoſophiſche — mathematiſche — gartenbauende — mediziniſche — die der Ärzte — der Chirurgen — der Apotheker u. ſ. w.

In Edinburg gibt es noch eine philologiſche — mediziniſche — antiquariſche — gartenbauende Geſellſchaft, und die der Bergſchotten.

Unter den Geſellſchaften in Provinzialſtädten zeichnet ſich die von Liverpool beſonders aus, wo W. Rescar, bey der Eröffnung derſelben 1818 über den Urſprung und die Umwälzungen in der Literatur, der Wiſſenſchaften und der Künſte, und den Einfluß, den ſie in ihrem gegenwärtigen Zuſtande auf die menſchliche Geſellſchaft haben, ſprach.

Dänemark.

Man zählt hier funfzehn gelehrte Geſellſchaften:

1) Die königlich däniſche Societät der Wiſſenſchaften, 1743 geſtiftet. Ihr Sitz iſt Koppenhagen. Sie iſt auch mit der Oberaufſicht über die Kataſtrirung, die Herausgabe der Landcharten von Dänemark und der Verfaſſung eines däniſchen Wörterbuches beſchäftigt.

2) Die königlich däniſche Societät für Geſchichte und Landesſprache. Sie verdankt ihre Entſtehung am 21. Dezember 1810 der Vereinigung einer 1744 geſtifteten Geſellſchaft, deren Gegenſtand das Studium der Sprachen und Geſchichte des Norden war, und einer zweyten, 1778 errichteten, die ſich mit genealogiſchen und heraldiſchen Unterſuchungen beſchäftigte.

3) Die königl. mediziniſche Societät. Am 11. Oktober 1772 geſtiftet.

4) Die königliche Veterinair-Geſellſchaft. Am 5. Januar 1807 geſtiftet.

5) Die königliche Geſellſchaft des Ackerbaues und der Landwirthſchaft, 1769 geſtiftet. Sie theilt jährlich eine große Anzahl von Preiſen aus, ſowohl für praktiſche als theoretiſche Bemühungen. Die gekrönten Preisſchriften werden gedruckt, und meiſt auf Koſten der Geſellſchaft verſchenkt.

6) Die Geſellſchaft der Literatur und ſchönen Künſte zur Bildung des Geſchmacks. Eine freye Geſellſchaft, die 1763 gegründet ward. Der König hat ihr eine jährliche Summe bewilligt, die zu den Koſten und der Ausgabe einiger Preiſe ausreicht. Sie hat verſchiedene Bände Schriften herausgegeben.

7) Die Geſellſchaft der ſcandinaviſchen Literatur. Eine andere freye, 1797 gegründete Societät. Die Mitglieder derſelben beſtehen nur aus Dänen, Norwegern, Schweden und Isländern. Die erſten Bände ihrer Memoiren waren in einem Gemiſch dieſer verſchiedenen ſcandinaviſchen Dialekte geſchrieben; jetzt werden nur Aufſätze in däniſcher Sprache zugelaſſen.

8) Die literariſche Geſellſchaft. Am 1. Januar 1809 auf Koſten des verſtorbenen Ritter Claſſen, deſſen Nahmen ſie auch führt, gegründet. Er hat der Nation eine herrliche Bibliothek und eine auf ſeinen Gütern geſtiftete Landbauſchule vermacht. Die Geſellſchaft ſoll ſich bloß mit Ackerbau, Nationalinduſtrie, den Künſten und Wiſſenſchaften beſchäftigen. 1814 iſt der erſte Band ihrer Schriften, mediziniſchen Inhalts, erſchienen.

9) Die Geſellſchaft zur Aufmunterung der National-Induſtrie. Geſtiftet am 22. März 1808. Sie dankt ihr Entſtehen der Continentalſperre und dem damahligen gänzlichen Ruine alles Handels. Der Friede ſcheint in die Beſtrebungen dieſer patriotiſchen Geſellſchaft einige Kälte gebracht zu haben.

10) Die Bibelgeſellſchaft. Am 22. May 1814 geſtiftet.

11) Die patriotiſche Geſellſchaft für die Herzogthümer Schleswig und Hollſtein, am 29. September 1812 geſtiftet. Der Prinz Carl, Landgraf von Heſſen, iſt ihr Präſident.

12) Die Geſellſchaft zur Verbreitung des Unterrichts in Island, am 18. July 1794 geſtiftet. Seit dem 20. Juny 1810 hat ſie den Nahmen einer königlichen Geſellſchaft.

13) Die isländiſche literariſche Geſellſchaft, 1816 geſtiftet. Sie iſt in zwey Abtheilungen geſondert, die eine zu Reisciarick in Island, die andere zu Koppenhagen. Beyde kommuniciren mit einander.

14) Die Kommiſſion zur Unterſuchung und Erhaltung nordiſcher Alterthümer. Ein königlicher Befehl ſtiftete ſie am 22. May 1807. Willin war eines ihrer Mitglieder.

15) Die königliche Kommiſſion zur Aufſicht über die Alterthümer und Herausgabe der alten Manuſcripte, die von M. Arnas Magnäus der Koppenhagner Univerſität vermacht worden ſind. Am 18. Januar 1760 gegründet. Sie hat mehrere isländiſche Manuſcripte von großem Werthe für die ältere Geſchichte des Nordens herausgegeben.

Norwegen.

1) Die königliche Societät der Wiſſenſchaften zu Drontheim, 1760 geſtiftet. Ihr neues Reglement iſt vom 6. Dezember 1805.

2) Die königliche Societät für Norwegens Wohl. Am 29. Dezember 1819 geſtiftet. Ihr Sitz iſt Chriſtiania. Sie iſt in ſieben Sektionen getheilt: 1. der Naturgeſchichte; 2. der Topographie und Statiſtik; 3. der Geſchichte und Philoſophie; 4. der Jagden, der Fiſcherey und der Viehzucht; 5. des Ackerbaues, der Bergwerke und Forſte; 6. der National- und häuslichen Betriebſamkeit; 7) des Handels und der Proviantirung des Landes. Außerdem hat ſie noch einen Commité für den Buchhandel, einen für die Landesalterthümer, und einen zum Wohl des Ertrags der häuslichen Betriebſamkeit.

3) Die Stadt Burgen beſitzt auch ſeit länger als einem halben Jahrhundert eine patriotiſche Geſellſchaft, die für Verbeſſerungen in Landbau, Fiſchfang u. ſ. w. jährliche Preiſe austheilt.

Spanien.

1) Königl. Akademie der ſpaniſchen Sprache zu Madrid, von König Philipp V. am 3. November 1718 nach dem Muſter der Académie française zu Paris geſtiftet. Sie hat ein großes Wörterbuch in ſpaniſcher Sprache in ſechs Foliobänden herausgegeben, deren letzter 1793 erſchien.

Seitdem hat ſie auch die Herausgabe eines kleinen Wörterbuchs in einem Bande, und eine Abhandlung über die Orthographie, ſo wie eine Grammatik befördert. Sie theilt Preiſe aus.

2) **Königliche Akademie der Geſchichte.** Auch von **Philipp V.** 1738 zu **Madrid**, nach dem Muſter der Akademie der Inſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften in **Paris**, geſtiftet. Fünf Bände ihrer Schriften in 4to ſind erſchienen. So auch zwey Bände eines geographiſchen und hiſtoriſchen Wörterbuchs von Spanien, und andere nützliche, beſonders auf Landesgeſchichte ſich beziehende Werke.

3) **Die königliche Akademie der edlen Künſte.** Von **Carl III.** zu **Madrid** geſtiftet. Hier lehrt man die Zeichenkunſt, die Mahlerey, Bildhauerey, Architektur und Kupferſtechen. Jedes Bauwerk muß ihr erſt zur Billigung vorgelegt werden.

4) **Die königliche Akademie der Medizin zu Madrid.** Es darf kein mediziniſches Werk ohne ihre Zuſtimmung gedruckt werden.

5) **Die mediziniſche Akademie zu Sevilla.**

6) **Die mediziniſche Akademie zu Barcellona.**

7) **Akademie der Jurisprudenz zu Madrid.** Ihre Mitglieder müſſen mindeſtens Baccalaurei des römiſchen Rechts ſeyn. Sie hat wöchentlich eine Sitzung.

8) **Akademie der ſpaniſchen Jurisprudenz zu Madrid.**

9) **Akademie der ſpaniſchen praktiſchen Jurisprudenz zu Madrid.**

10) **Akademie der nationellen Jurisprudenz zu Madrid.**

11) **Akademie der bürgerlichen romaniſchen und nationellen Jurisprudenz zu Madrid.**

12) **Akademie der kanoniſchen Jurisprudenz, der Lithurgie und Kirchenzucht zu Madrid.**

13) **Akademie der ſcholaſtiſchen und dogmatiſchen Theologie zu Madrid.** Die Mitglieder müſſen Baccalaurei der Theologie ſeyn.

14) **Akademie der lateiniſchen Sprache.**

15) **Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften zu Barcellona.**

16) **Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften zu Sevilla.** Beyde haben Memoiren herausgegeben, die letztere beſonders intereſſante Sachen für die ſpaniſche Geſchichte.

17) **Königliche Societät der Ökonomie und Freunde des Landes, zu Madrid,** von **Carl III.** geſtiftet. Um Mitglied derſelben zu werden, muß man eine Schrift einreichen, welche Kenntniſſe in der politiſchen Ökonomie an den Tag legt, oder eine Arbeit von beſonderer Nützlichkeit ausgeführt haben. Es werden hier Gegenſtände des Ackerbaues, der Schiffahrt im Innern, des Handels, der Induſtrie, der Künſte u. ſ. w. unterſucht. Sieben Zweige davon befinden ſich unterm Schutze der Regierung in Alara, Quipuscoa und Biscaya, in Rioza-Caſtillana und Cantabria, in Arragonien und Valencia, Majorka, den Canaren, Teneriffa und Gomera, und in ſechzig Städten Spa-

niens. Mehrere dieſer Geſellſchaften haben für das Land ſehr nützliche Schriften herausgegeben, auch werden faſt bey allen Preiſe ausgetheilt.

Vorgedachte Verbindungen alle ſind von der Regierung anerkannt, an einigen Orten, beſonders wo Univerſitäten ſind, beſtehen aber auch noch Privatverbindungen von Gelehrten unter ſich zu ähnlichen Zwecken.

Außer denen hatte man ſeit Vertreibung der Jeſuiten in Spanien angefangen, eine große Anzahl patriotiſcher Societäten, unter dem Nahmen: Geſellſchaft der Vaterlandsfreunde, zu ſtiften, die ſich mit Verbreitung aller und jeder Kenntniſſe, die dem Vaterlande überhaupt und der Gegend, welcher ſie angehören, insbeſondere nützlich ſeyn können. 73 Städte zeichnen ſich dadurch aus. Die Regierung hat ſie gebilligt; ſie nehmen Ehrenmitglieder aus allen Ständen an, und theilen Preiſe und Medaillen aus. Bey einigen ſind auch Schulen angelegt. Durch öffentliche Bekanntmachung ihrer Schriften haben ſie viel zu Verbreitung heilſamer Kenntniſſe und Anſichten in Spanien beygetragen.

Königreich der Niederlande.

1) Königl. Inſtitut der Wiſſenſchaften und Künſte in Amſterdam, geſtiftet am 4. May 1808. Es enthält vier Klaſſen, die der phyſikaliſchen und mathematiſchen Wiſſenſchaften, die der holländiſchen Literatur, der niederländiſchen Geſchichte, und der National-Alterthümer, die der lateiniſchen, griechiſchen und orientaliſchen Literatur, Philoſophie, alter und neuer Völkergeſchichte und der Alterthümer, und die der ſchönen Künſte. Alle zwey Jahre werden in jeder Klaſſe Preiſe vertheilt.

2) Societät der Phyſik und Literatur im Haag, 1793 geſtiftet.

3) Societät der holländiſchen Literatur zu Leyden, 1766 geſtiftet.

4) Societät der Experimental-Philoſophie in Rotterdam, 1769 geſtiftet.

5) Societät für das öffentliche Wohl zu Edem, von ſieben Nieuwenhuizen, dem mennonitiſchen Geiſtlichen zu Monikendam geſtiftet. Der Zweck dieſer Geſellſchaft, deren Zweige ſich durch die meiſten Städte Hollands ziehen, iſt der, in allen Ständen die Lehren der Moral, Religion, des Ackerbaues, der Haushaltung, kurz, alles, was dem Menſchen Nutzen bringen kann, zu verbreiten. Sie beſchäftigt ſich beſonders mit Erziehung und Unterricht der Jugend.

6) Holländiſche Societät der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften. Ihre Leitung geht abwechſelnd von Amſterdam, Rotterdam und Leyden aus.

7) Holländiſche Societät der Wiſſenſchaften, 1752 in Harlem gegründet. Sie beſchäftigt ſich vorzüglich mit Naturgeſchichte und Chemie.

8) Seeländiſche Societät der Wiſſenſchaften.

9) Provinzial-Societät der Künſte und Wiſſenſchaften zu Utrecht, 1773 geſtiftet.

10) Königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Brüſſel, durch Vorſorge des Miniſters, Grafen Cobenzl, 1769 errichtet, und zur königlichen

Akademie 1772 von Maria Thereſia befördert. Mathematik und Phyſik, alte Literatur und bürgerliche Literatur und Naturgeſchichte der Niederlande beſchäftigen ſie vorzüglich. Sie theilt jährlich vier goldene Medaillen und mehrere ſilberne aus.

11) Literariſche Societät in Brüſſel, am 10. Januar 1800 gegründet. Sie gibt jährlich eine Sammlung franzöſiſcher Gedichte heraus.

12) Königl. Societät zur Beförderung der ſchönen Künſte zu Brüſſel, 1811 geſtiftet.

13) Akademie der Zeichenkunſt zu Brüſſel.

14) Königl. Akademie der ſchönen Künſte zu Antwerpen. Gegen die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts bereits bildete ſie ſich.

15) Königl. Societät zur Ermunterung der ſchönen Künſte in Antwerpen. Alle drey Jahre vertheilt ſie Preiſe für Mahlerey, Bildhauerkunſt und Baukunſt.

16) Societät der ſchönen Künſte und Literatur zu Gent, am 22. September 1808 geſtiftet.

17) Königl. Akademie der Zeichenkunſt, Mahlerey, Bildhauerkunſt und Architektur zu Gent.

18) Akademie der Zeichenkunſt zu Brügge.

19) Geſellſchaft zum Wetteifer in Wiſſenſchaften und Künſten zu Lüttich, 1779 errichtet.

* * *

Neue Erfindung

In Nr. 29 dieſer Zeitſchrift, den 11. April 1821, habe ich Nachricht gegeben von der koloſſalen Büſte Sr. Majeſtät des Kaiſers Franz von Öſterreich, welche der kunſtſinnige Fürſt Prosper von Sinzendorf der Nachwelt zu überliefern gedenkt. Gar viele mögen wohl die Ausführung einer ſolchen rieſenhaften Idee bezweifelt haben, theils weil ſie nicht im Charakter der Zeit lag, theils mit faſt unüberwindlichen Schwierigkeiten verbunden ſchien. Unbekümmert um Urtheile dieſer Art hat unterdeſſen der Schöpfer derſelben das Gyps-Model in Ernſtbrunn aufſtellen, den geeigneten Block im Marmorbruche von Gfäll brechen, und die erſte Bearbeitung beginnen laſſen. Das Werk iſt alſo im Werden, und das Haupthinderniß vorzüglich nur noch auf den Transport verwieſen. Aber auch dem ſcheint bereits abgeholfen; denn der Bruder des Bildhauers Leopold Kießling, welchem die Verfertigung der in Rede ſtehenden Büſte übertragen wurde, der zur Erzeugung von Maſchinen und mechaniſchen Kunſtwerken befugte Tiſchlermeiſter Joſeph Kießling, am Schottenfelde Nr. 146, hat eine Maſchine erfunden, auf welcher eine Laſt von tauſend Centnern von vier Menſchen bergauf und abwärts bewegt, und, ohne einzuſperren, auf jeden Punkt feſtgehalten werden kann. Sie wird durch vier Räder in Bewegung geſetzt, und zu ihrer Verſtärkung, gleichſam als Vorſpann bey

Wirbel.

In dieſem Gedränge blieb mir nun nichts übrig, als Zuflucht zu meinem Onkel zu nehmen; ich will ihn auf ſeinem Landſchloſſe beſuchen, allein du willſt mich nicht aus den Augen laſſen, das kürzeſte Mittel iſt alſo, ich nehme dich mit mir. Ich habe gerade die Livree von einem Schuft von Bedienten zu Hauſe, der mich verließ, obſchon ich ihm durch zwey ganze Jahre 500 fl. Lohn verſprach, die ziehſt du an, und ſiehſt dem Schuft wirklich frappant ähnlich, wir reiſen mitſammen ab, und ich bin wahrlich auf der ganzen Reiſe vortreflich von dir bedient worden.

Iſak.

Sie haben mich ja ach bedient, (mit einem Seufzer) entſetzlich haben Sie mich bedient.

Wirbel.

Ich liebe aufmerkſame Domeſtiken, die an ihre Herrſchaft attachirt ſind, die ſie keinen Augenblick aus dem Geſichte laſſen, und da habe ich mir an dir den rechten Mann gewählt.

Iſak.

Ja, lachen Se nur, lachen Se nur. Jach möchte heulen um mein ſchönes Geld, denn der gnädige Herr Onkel ſcheint nicht geſonnen zu ſeyn, Se aus der Affaire zu ziehen.

Wirbel.

Bloße Caprice, lieber Iſak, dergleichen bin ich von ſteilen Bergen, dient eine Nebenmaſchine, deren Wirkung ſo groß iſt, daß mit Hülfe derſelben zwey Menſchen die geſammte Laſt weiter zu ziehen im Stande ſind. Dadurch erledigt ſich auch der Einwand, daß die Kraft, welche die erfundene Maſchine in ebenem Geleiſe äußert, auf der Straße durch Ungleichheiten u. ſ. w. geſchwächt werde, zumahl eine tauſend Centner ſchwere Laſt außerdem nur auf gepflaſtertem Wege oder auf untergelegten Pfoſten, wozu man hier die erforderliche Zeit gewinnt, fortzubewegen iſt. Da man nun täglich mit derſelben 7—800 Klafter fortſchreiten kann, ſo iſt der Transport des rohen Marmorblockes von Gfäll nach Ernſtbrunn, welche Örter 14 — 16 Stunden von einander entfernt liegen, in 2—3 Monaten zu bewirken, wobey es wahrlich nicht in Betracht kommt, ob ſtatt vier oder ſechs Menſchen, zwanzig oder dreyßig beſchäftigt werden.

Dieſe wichtige, in ihren Folgen nicht zu berechnende Erfindung iſt zunächſt aus der Idee des Fürſten Sinzendorf, jene koloſſale Büſte zu ſchaffen, hervorgegangen, und durch die Bemühungen des Bildhauers, Herrn Leopold Kießling, in deſſen Werkſtätte an der Favoritenlinie das Model aufgeſtellt iſt, gefördert worden. Großes erzeugt Großes, und mit Vertrauen darf man die Vollendung eines Werks erwarten, das im eigentlichſten Sinne vaterländiſch iſt, und die Bewunderung und das Staunen der Nachwelt feſſeln wird.

Hebenſtreit.

Kenntniß und Wiſſenſchaft im Urſprung.

Von Julius Schneller, Profeſſor zu Grätz.

(Fortſetzung von Nr. 94.)

Weisheit Salomonis.

Salomo ſaß auf dem Throne, und erwarb ſolch einen Ruf von Weisheit, daß in Aſien und Europa ſein **Nahme** bis zu den unterſten Volksklaſſen hinabdrang. Wir beſitzen von ihm die Sprichwörter, den Prediger, das hohe Lied. Noch ſchreibt man ihm zu das Buch der Weisheit, und in **Jeſu Schirach's** Werk ſcheint Manches aus ihm geſchöpft. Hier folgen Beyſpiele ſeiner philoſophiſchen Anſicht:

Jetzt, ſagt er, iſt ein Geſchlecht, das ſeiner Väter flucht, und ſeine Mutter nicht ſegnet; ein Geſchlecht, das ſich rein dünkt, und von ſeinem Unflath nicht gewaſchen iſt; ein Geſchlecht, deſſen Augen wer weiß wie hoch, und deſſen Augenlieder wie ſtolz ſind; ein Geſchlecht, deſſen Zähne wie Schwert und Meſſer ſind, die Armen zu verzehren, daß ſie nicht im Lande, und die Dürftigen, daß ſie unter Menſchen nicht bleiben.

Der Blutegel hat zwey Tochter, gib her! gib her! Drey Dinge ſind unerſättlich, und viere ſagen nie, es iſt genug: Das Reich der Todten; die Unfruchtbare; die Erde, die nie vom Waſſer ſatt wird; und das Feuer, das nie ſagt, es iſt genug.

Ein Auge, das den Vater ſpottet, und das graue Haar ſeiner Mutter verachtet, werden die Raben am Bach aushacken, und die jungen Adler freſſen.

Dieſe drey Dinge ſind mir unerforſchlich, dieſe viere weiß ich nicht: Den Weg des Adlers durch die Lüfte; den Weg der Schlange über den Felſen; den Weg des Schiffes durch das Meer; und den Weg der Männer zu der Jungfrauen Herz.

Drey Dinge ſind, darunter die Erde bebet; viere, die ſie nicht tragen kann: ein Knecht, wenn er König wird; ein Narr, wenn er zu ſatt zu eſſen hat; eine Verſchmähte, wenn ſie einen Mann bekommt; eine Magd, wenn ſie Erbinn ihrer Frau wird.

Dieſe vier Thiere gehören zu den Kleinſten auf Erden, und ſind ſo klug, als wenn ſie mit Kunſt unterrichtet wären: Ameiſen, ein ſchwaches Volk, das ſeine Speiſe im Sommer ſammelt; die Bergmaus, ein nicht ſtarkes Volk, das ſeine Wohnung in Felſen macht; die Heuſchrecke, die keinen König hat, und doch in Schlachtordnung ziehet; die Eidechſe, die mit den Händen greift, und in den Palläſten der Könige iſt.

Dieſe Drey und dieſe Vier haben den prächtigſten Gang: der Löwe, der muthigſte unter den Thieren, der vor nichts zurückweicht; das gerüſtete Pferd; der Bock; und ein König, gegen den Niemand ſtehen kann.

Haſt du dich thöricht erhoben, haſt du es auch nur in Gedanken vorgehabt, ſo lege die Hand auf den Mund; denn das Drücken der Melkenden gibt Milch, das Drücken der Naſe Blut, und zwey Naſen, die zuſammenſtoßen, Streit.

Schönheit iſt vergänglich, und eine flüchtige Schminke; aber die gottesfürchtige Frau wird gerühmt immerdar. Sie iſt für ihr Haus wegen des Schnees unbeſorgt, denn alle ihre Leute haben doppelte Kleidung.

Gib deine Kräfte nicht dem Frauenzimmer; laß dich nicht von denen regieren, die der Zunder der Könige ſind. Wer Huren nährt, zerſtreut den Reichthum.

Ein armer Tyrann, und der, der Arme unterdrückt, iſt dem Regen gleich, der die Erde abſchwemmt und kein Brot gibt. Ein Fürſt, dem es an Verſtande mangelt, übt viel Gewalt und Unrecht; wer Unrecht haſſet, wird lange regieren.

Wie Waſſer mit Waſſer zuſammenfließt, ſo ſehnt ſich das Herz des Menſchen nach Menſchen.

Wenn du den Narren im Mörſer mit dem Stempel wie Grütze klein ſtießeſt, würdeſt du doch die Narrheit nicht von ihm abſondern können.

Wie der Vogel herumflattert, wie der Zugvogel flieget, ſo iſt der unverdiente Fluch; er kehrt an den Ort zurück, wo er herkam.

Wenn kein Holz weiter da iſt, ſo löſcht das Feuer aus, und der Streit, wenn kein Plauderer iſt.

Güldene Äpfel mit ſilbernen Figuren ſind weiſe Worte zu rechter Zeit geredet; ein güldener Ohrring iſt die Warnung des Weiſen dem Ohr des Hörenden.

Wer fällt in den Koth? Wer hat Wunden ohne Urſache? Wer trübe Augen? Die, die ſpät beym Weine ſitzen, und zuſammenkommen, gewürzte Weine zu probiren. Der Wein iſt ein Spötter, das Bier fängt Lärm an; wer ſich zu ihnen verirrt, der iſt nicht weiſe.

Das Schrecken des Königs iſt wie das Brüllen eines Löwen; wer ihn zum Zorne reizt, verſündigt ſich am eigenen Leben. Biſt du an der Tafel eines Königs, ſo denke an den, den du vor dir haſt. Sey nicht lüſtern auf ſeine Leckerbiſſen; ſie ſind betrüglich.

Anſichten Homer's und Heſiod's.

Homer ſprach in ſeinen ewig denkwürdigen Geſängen mehr den Geiſt, als die Sätze urweltlicher Weisheit aus. Er führt den Odyſſeus zum Reich des Aides, um den Teireſias zu befragen, den blinden Seher, dem auch in der Unterwelt ungeſchwächt der Verſtand blieb, indeß die andern zu flatternden Schatten wurden.

Der Eingang der Unterwelt lag im Okeanos, an einem Felſen, wo ſich miſchen die zwey lautbrauſenden Ströme Pyriflegeton und Kokytos mit dem Acheron. Odyſſeus gelangte dahin vorüberfahrend dem Lande der Kimmerier, die von Nebel umwölkt ſind und Finſterniß. Da grub er eine Vierung, und füllte ſie mit Weihguß für die ſämmtlichen Todten, welche ſich nahten, um Blut zu koſten.

Unter den vielen Frauen der Urwelt ſah Odyſſeus die eigene Mutter. Durchbebt von inniger Sehnſucht, wollt' er umarmen die Seele der Abgeſchiedenen; dreymahl ſtrebt' er hinan voll heißer Begier der Umarmung: dreymahl hinweg aus den Händen, wie nichtiger Schatten und Traumbild flog ſie. Dem Staunenden und Sehnenden ſagte die würdige Mutter: »So will's der Gebrauch der Sterblichen, wenn ſie verblüht ſind. Denn nicht mehr wird Fleiſch und Gebein durch Sehnen verbunden; ſondern die große Gewalt der brennenden Flamme verzehrt dieß alles, ſobald aus dem weißen Gebeine das Leben hinwegfloh; aber die Seele verfliegt, wie ein luftiger Traum, und entſchwebet.«

Unter den vielen Helden der Urwelt ſah Odyſſeus auch den Schatten des Achilleus. Alle Gebilde der ausruhenden Menſchen waren beſinnungslos, bis ſie vom Blute gekoſtet. Achilleus ſprach: »Nicht mir rede vom Tod' ein Troſtwort! Lieber ja wollt' ich das Feld als Tagelöhner beſtellen einem dürftigen Mann, ohn' Erb' und eigenen Wohlſtand, als die ſämmtliche Schaar der geſchwundenen Todten beherrſchen.« Die Unterwelt Homer's verdient die Bearbeitung eines Philoſophen.

(Schluß folgt.)

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Die Revue encyclopédique theilt Folgendes über das zu Mandeure, im Departement Doubs, ausgegrabene römiſche Theater mit:

»Was man jetzt von dem Theater ſieht, heißt es daſelbſt (Livr. 31, p. 216), gewährt einen impoſanten Anblick; es iſt an einen kleinen Hügel, ſüdlich von Mandeure, angelehnt, oder vielmehr in denſelben hineingehauen. Die Mauertrümmer vom oberſten Stockwerk, welche 14 Mètres über der Ebene emporragen, überſteigen noch den Gipfel des Hügels, welcher eine geräumige Platte bildet, an deren Ende der ſie bekränzende Berg ſich erhebt. Die Wahl dieſer Lage mag durch die Concavität des Hügels beſtimmt worden ſeyn, welche die natürliche Halbkreisform eines Amphitheaters bildete. Dadurch mußten die Arbeiten bey der Ausgrabung und bey Aufſchichtung der Conſtructionen ſehr erleichtert werden.

Durch die Ungleichheit und Größe der Diſtanzen zwiſchen den concentriſchen Mauern des Amphitheaters, ſo wie durch die Dicke und Höhe aller Stufen, welche ſie bilden, wird die Idee zurückgewieſen, welche man anfänglich gefaßt hatte, dieß ſeyen Bänke für die Zuſchauer. Die Höhe dieſer halbzirkelförmigen Mauern an drey Orten, wo ſie einander am nächſten ſind, läßt ſchließen, daß ſie an dieſen Punkten Trennungsgänge zwiſchen den verſchiedenen Amphitheatern bildeten; an allen übrigen Orten ſind dieſe Mauern von gleicher Höhe mit dem Boden, welchen ſie tragen, und deſſen Abſtufungen ſie zur Lehne dienen. —

So wären es alſo vier Stockwerke von Logen oder Amphitheatern geweſen; das erſte 41 Mètres im Durchmeſſer innerhalb des Halbkreiſes, unter- oder innerhalb welchem das Orcheſter und die beyden erſten aufſteigenden Halbzirkel, welche einen Corridor bildeten, ſich befanden; das zweyte erſtreckte ſich von dieſem Corridor bis zu dem höher liegenden, 13 Mètres hoch; das dritte enthielt die drey Mauern, welche unmittelbar darüber ſtehen und drey Terraſſen bilden, zuſammen 9 bis 10 Mètres breit; endlich das vierte machte die zwey oberſten Gallerien aus, deren eine zugleich als Durchgang dienen konnte.

Nach dem Flächeninhalt dieſer verſchiedenen Logenreihen, welche für die erſte ungefähr 8,500, für die zweyte 16,100, für die dritte 14,600, und für die vierte 5,800 Quadratfuß betrug, kann man berechnen, wie viel Zuſchauer jede enthalten konnte, je nachdem man ſie ſtehend oder ſitzend annimmt, und ihnen den nöthigen Raum für dieſe verſchiedenen Fälle zutheilt. Ob das obere Stockwerk ſich in Portiken endigte, worin die Frauen bedeckt ſitzen konnten, läßt ſich bis jetzt an keinem Merkmahl erkennen.

Einige Bruchſtücke von Corniſchen ausgenommen, findet man unter den Trümmern keine groben Baumaterialien. Die Regelmäßigkeit der kleinen, 3 bis 4 Zoll dicken Steine, welche zu dieſem Mauerwerk angewendet ſind, beweiſt, daß es mit der größten Sorgfalt gearbeitet wurde. Es iſt glaublich, daß alle koncentriſchen Mauern mit großen Steinplatten bedeckt waren, zur Verhinderung des ſchnellen Abfalls, und wahrſcheinlich waren auch die Treppen, welche in die verſchiedenen Stockwerke führten, von denen jedoch noch keine aufgedeckt worden iſt, ebenfalls aus groben Steinen, welche man vielleicht zum Gebrauch für ſpätere Gebäude hinweggeholt hat.

Wenn dieß Theater für die Einwohner einer Stadt erbaut wurde, welche, der Sage zu Folge, und nach früheren Aufgrabungen, ſo wie nach den in der Ebene zwiſchen dem Theater und dem Fluß zerſtreuten Ruinen zu urtheilen, beträchtlich geweſen ſeyn muß, warum findet man keine Baumaterialien von ſtarkem Umfang, welche die Dauer des Gebäudes ſichern konnten? War aber das Monument nur in Eile errichtet, um die hier ſtationirenden Truppen während der Zwiſchenzeit ihrer Kriegszüge zu unterhalten und zu neuen Unternehmungen zu ermuntern, indem man ihnen ſchöne Waffenthaten vor Augen ſtellte, warum hätte man es mit Corniſchen und verſchiedenen Ornamenten verziert, wovon ſich Bruchſtücke finden? Wie viele Fragen könnte man über die Beſtimmung der verſchiedenen Theile dieſes Monumentes aufwerfen, welches ein weites Feld für Conjecturen darbietet, und noch die Erläuterung der Gelehrten erwartet.«

In den drey vereinigten Reichen Großbritannien und Irland gibt es 6500 Leſe-Anſtalten. 260 derſelben ſind fortbeſtehend, ſo daß die neu angekauften Bücher ſie jährlich vermehren; in 600 andern cirkuliren ſie bey den Theilhabern, und werden jährlich verkauft, um das Kapital der Anſtalt zu vermehren. Von dieſen Inſtituten ſind die großen öffentlichen Bibliotheken ganz getrennt, man hält ſie zur Verbreitung allgemeiner Kenntniſſe nicht für ſo nützlich, weil ſie nicht das beſondere Bedürfniß einzelner Leſer beabſichtigen können, noch ſollen. Man rechnet, daß die 260 fortbeſtehenden Bibliotheken 8000 Familien Lektüre verſchaffen, die 600 cirkulirenden aber 14,000 Familien. Außerdem gibt es 150 Journalgeſellſchaften, an denen über 900 Familien Antheil haben, woraus man ſchließt, daß es in England über 50,000 durch Lektüre unterrichtete Familien gibt. Der Geldbeytrag für dieſe Anſtalten ſteigt von einer halben zu zwey Guineen.

Dieſe Inſtitute ſtehen unter der Leitung ihrer Theilnehmer, und ſind von den öffentlichen Leihbibliotheken ganz verſchieden. Dieſer ſoll es 1500 geben, die regelmäßig 100,000 Leſer mit Büchern verſehen, welche Zahl aber durch die zufälligen Leſer verdoppelt werden ſoll. Außerdem gibt es in jedem Städtchen, Dorfe, Weiler, kleine Journalgeſellſchaften, deren Zahl man zu 5000, ihre Leſer aber zu 50,000 anſchlägt. Hierbey ſind nun die Pfarr-, Schul-, Kapellen- und frommen oder politiſchen Geſellſchafts-Bibliotheken nicht gezählt, welche meiſtens nur einen beſtimmten Zweck haben. Auch gibt es noch 150 Privat-Geſellſchaften zur Ausbildung phyſiſcher Wiſſenſchaften, welche ſich mit den ihnen nützlichen Büchern und Inſtrumenten verſehen.

Herr G. Belzoni, der in Egypten und Nubien reiſte, ſah bey der Heirath eines Arabers unter andern auch ein Schauſpiel aufführen, welches den Charakter dieſes Volks ſehr gut bezeichnet. Die Hauptperſon darin war ein Hadſchi, der nach Mekka gehen will, und ſich an einen Kameeltreiber wendet, ein Kameel zu haben. Dieſer betrügt ihn, indem er ihn mit dem Verkäufer gar nicht bekannt macht, ihn einen höheren Preis bezahlen läßt, als dieſer gefordert hat, und das übrige für ſich behält. Endlich kommt das Kameel (das zwey Leute, die mit einem Tuche bedeckt waren, darſtellten): der Hadſchi ſteigt auf, findet es aber ſo ſchlecht, daß er ſich weigert, es zu nehmen, und ſein Geld zurück verlangt. Es kommt zu Thätlichkeiten: zufällig erſcheint aber der Verkäufer des Kameels, der ſogleich ſieht, daß das in Rede ſtehende Kameel keineswegs das ſey, welches er dem Treiber, für den Hadſchi, verkauft; der doppelte Betrug wird nun klar, der Treiber bekommt eine tüchtige Pracht Prügel, und läuft davon. — So einfach auch der Plan des Stücks war, ſo ſchien es doch den Zuſchauern ſo ſehr zu gefallen, daß ſie alles Andere darüber vergaßen. — Das Nachſpiel ſtellte einen europäiſchen Reiſenden dar, der zu einer Art von Bajazzo diente. Er trägt Frankenkleidung, und kommt, auf ſeinen Reiſen, in das Haus eines Arabers, der, obgleich ein armer Mann, ſich doch das Anſehn geben will, als ob er reich ſey. Dem zu Folge befiehlt er ſeinem Weibe, ſogleich ein Schaf zu ſchlachten. Sie ſtellt ſich, als ob ſie gehorche, kommt aber, nach wenigen Minuten, mit der Nachricht zurück, daß die Heerde ſich zerſtreut habe, und daß es zu großer Zeitverluſt ſeyn würde, eines zu hohlen. Hierauf befiehlt der Wirth, daß vier Hühner geſchlachtet werden ſollen, dieſe laſſen ſich aber nicht fangen. Nun ſchickt er ſein Weib nach Tauben aus, dieſe ſind aber alle ausgeflogen; und ſo muß der Reiſende endlich mit ſaurer Milch und Dhurrabrot *) vorlieb nehmen.

---

*) Das aus der Getreideart Holcus dhurra verfertigt iſt.

(Dieſer Nr. liegt das Literatur- und Kunſtblatt XIV bey.)

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625) wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k. k. Poſt 11 fl. W.W. halbj.
Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Literatur- und Kunſt-Blatt.

XIV.

(Zu Nr. 95 des Converſationblattes 1821.)

W. G. Becker's Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen, herausgegeben von Friedrich Kind. Auf das Jahr 1822. Leipzig, bey G. J. Göſchen. Wien, in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung.

Dieſes Taſchenbuch enthält zwey Theaterſtücke (die **Truhe**, von **Kind**, und: **Seinem Schickſal kann niemand entgehen**, von **Houwald**). Vier Erzählungen (**Agathonika**, von **Lindau**; **Bruchſtücke aus dem Tagebuch des abgedankten Rittmeiſters**, von **Arthur von Nordſtern**; **das Militär**, von **Louiſe Brachmann**, und **der Ehrenfold**, von **Guſtav Schilling**) und 38 größere und kleinere Gedichte von **Louiſe Brachmann**, **J. F. Caſtelli**, **K. Förſter**, **Haug**, **Hell**, **Eliſe v. Hohenhauſen**, **Gr. v. Kalkreuth**, **F. Kind**, **Klotilde**, **Fr. Kuhn**, **Gr. v. Loeben**, **Frhrn. v. d. Malsburg**, **Fr. Meyer**, **Krug von Nidda**, **Arthur von Nordſtern**, **St. Schütze**, **C. A. Semler**, **C. A. Tiedge** und **Wilhelmine Rall**.

Was nun die Theaterſtücke betrifft, ſo iſt Ref. **Kind's Truhe** als ein recht liebliches leichtes Spiel erſchienen, welches gewiß freundlich anſprechen wird. Die Verſe ſind, wie wir es von dieſem wackern Dichter ſtets gewohnt ſind, flüſſig und wohlklingend. **Houwalds** Schwank hat Ref. weniger angeſprochen, ſo große Vorliebe er auch für die Schöpfungen dieſes Dichters hat; das Luſtſpiel, oder vollends die Poſſe, ſcheint, nach dieſem Stücke zu urtheilen, dem Hrn. Verfaſſer nicht zuzuſagen. Daß er im Trauerſpiel und Drama hingegen zu den ausgezeichneten Dichtern gezählt werden darf, haben glänzende Proben bewieſen. Dem Sänger des »**Bildes**, der **Heimkehr** und des **Leuchtthurmes**« iſt ein Ehrenplatz am deutſchen Parnaſſe gewiß.

Die Erzählungen ſind, **Lindau's Agathonika** ausgenommen, ſämmtlich gelungen zu nennen. Dieſe aber entbehrt faſt aller Haltung, und bewegt ſich bloß in ſchwankenden frommen Schwärmereyen. Geſtalten, welche intereſſant zu werden verſprechen, erſcheinen viele, z. B. der Statthalter, **Lucian**, u. ſ. w., aber ſie verſchwinden auch wieder, und der Opfertod **Agathonika's**, ſo motivirt wie hier, läßt durchaus kalt. Selbſt über das Schickſal **Metrodor's**, des Haupthelden der Erzählung, bleiben wir in Ungewißheit. —

Unter den Gedichten ſchienen Ref. beſonderer Auszeichnung würdig: **Louiſe Brachmanns** Schwan, **Förſter's** Schneeglöckchen, **Loebens** Löwenkranz, die Gedichte **Arthurs v. Nordſtern** und **Tied'ges**, Liebe und Muth, von **Eliſe v. Hohenhauſen**, und die Gedichte **Krug v. Nidda's**. Unter den übrigen befinden ſich ſo manche, welche beſſer ungedruckt geblieben wären; wir wollen ſie jedoch nicht näher bezeichnen.

Was die äußere Ausſtattung betrifft, ſo iſt dieſelbe alles Lobes würdig. Kupfer, Druck und Papier ſind ſchön. Einen Druckfehler, entweder auf dem Titelkupfer oder im Text, müſſen wir hier rügen. Auf dem Titelkupfer ſteht nämlich: **Mutterempfindung**, von **Fr. Kind**. Im Text aber finden wir dieſes Gedicht von **Tiedge** verzeichnet. **F. C. Weidmann.**

Taſchenbuch für das Jahr 1822. Der Liebe und Freundſchaft gewidmet. Herausgegeben von Dr. St. Schütze. Frankfurt am Main, bey den Gebrüdern Wilmanns.

Sechs Erzählungen (die **Lotteriedeviſe**, von **Fr. Laun**; der

Fliederbaum, von Lina Reinhardt; der Sturz, von Guſtav Schilling; der rächende Strom, von Heyden; Theodelinde, von A. Schoppe, und Liebe und Freundſchaft, nach Maleſpini, von Beauregard Pandin), ein erzählendes Gedicht in zwölf Balladen (die verheimlichte Schöne, vom Herausgeber); Gedichte von H. Doering, A. F. E. Langbein, A. G. Eberhard, Sylvio Romano, Louiſe Brachmann, A. Schoppe, Tiedge, Kannegießer, Helmina, Eliſe von Hohenhauſen und Fr. Raßmann, dann »Anſichten und Bemerkungen von L — — bilden den Inhalt dieſes Taſchenbuches.

Der gelungenſte Aufſatz des Büchleins, vielleicht die gelungenſte Erzählung in allen dießjährigen uns bis jetzt zu Geſicht gekommenen Taſchenbüchern, iſt Heydens »rächender Strom.« Der romantiſche Gang der Handlung ausgeſchmückt mit einer reichen, Ort und Zeit ganz paſſend angefügten Sprache, erregt das höchſte Intereſſe. Ref. will nicht tiefer in Zergliederung dieſer höchſt anziehenden Erzählung eindringen, um den Leſern das Intereſſe an derſelben nicht zu ſchwächen. Anſprechen wird ſie wohl allgemein. Dieſer Erzählung zunächſt dürfte nach Anſicht des Ref. wohl Launs Lotteriedeviſe ſtehen. Schillings »Sturz« iſt etwas gar zu leicht und loſe gehalten, Reinhardts Fliederbaum unbedeutend, und Schoppe's Theodelinde langweilig. Pandin's: Liebe und Freundſchaft iſt gut erzählt, aber der Stoff von geringem Intereſſe.

Das erzählende Gedicht: die verheimlichte Schöne, vom Hrn. Herausgeber, iſt leicht und flüſſig verſifizirt, und erhält einen eigenen Reiz durch die zwölf von Ramberg und Jury vortrefflich ausgeführten Kupferchen. Durch ein ziemlich auffallendes Verſehen iſt in der dritten Ballade, Strophe 5, Zeile 1, das letzte Wort ausgelaſſen, was äußerſt ſtörend erſcheint.

Unter den übrigen Gedichten findet Ref. die frommen Lieder Amaliens Schoppe, Helmina's »Lied« pag. 298*), und vor allen Louiſe Brachmanns »Erſatz,« der beſondern Bezeichnung würdig. Beſonders letzteres iſt vortrefflich zu nennen. —

Die Anſichten und Bemerkungen von L — enthalten manches Treffende, Wahre und Schöne, aber auch viel Abgeſchmackes und Fades. —

Die typographiſche Ausſtattung des Taſchenbuches iſt gefällig. Die Kupfer zu den Erzählungen und Legenden ſind nicht ausgezeichnet. Sie gehören zu den ſchwächſten der in dieſem Jahre bisher erſchienenen Taſchenbücher.

F. C. Weidmann.

Klio. Ein Taſchenbuch hiſtoriſcher Aufſätze und heiterer Dichtungen, von J. Carl Unger, und J. Peter Gr. v. Cermage. Wien 1822, bey Joſ. Riedl.

Dieſes ſich durch mehrere Jahre bereits erhaltende Taſchenbuch hat von dem Zeitpunkte an, als die obbenannten Herren die Redaktion deſſelben übernahmen, an ſeinem eigenthümlichen Werthe, das iſt in Hinſicht des Inhaltes, bedeutend gewonnen. Eine kurze, mit kritiſchen Umriſſen begleitete Angabe der in dieſem Werkchen vorgeführten bedeutenderen Erſcheinungen in der Almanachswelt wird dem Leſer dieſer Zeilen, wie wir es zu hoffen wagen, nicht ermüdend werden. Unter den Gedichten tritt, im ſtrengen Sinne genommen, keines mit gewichtiger Bedeutung hervor. Friedrich von Hentl hat Mehreres, aber auch ſehr Mangelhaftes geliefert. Hie und da blicken wohl Lichtfunken aus dem Halbdunkel der Ideen heraus, aber eine poetiſche Lizenz, die ſelbſt an Göthe und Schiller mehr auf Liberalität Anſpruch zu machen hätte, verwidert manche ſchöne Wendung, manchen kräftigen Gedanken. Die unter der Ueberſchrift: Gedanken, von F. J. Hadatſch, gegebenen poetiſchen Launenſprößlinge ſind das Vorzüglichſte unter dem Gelieferten, und bey weitem beſſer, als ſeine Ballade, der Fuhrmannsſtein. Was die proſaiſchen Aufſätze betrifft, ſo gebührt dem Charaktergemählde: Zierbengeley, Weltton, Gediegenheit überſchrieben, von

---

*) Ein zweytes Lied, von derſelben Verfaſſerinn, pag. 303, iſt unbedeutend.

Graf von Germage, der Preis. Es hält die Aufmerkſamkeit des Leſers bis an das Ende geſpannt, und hält die vorkommenden Charaktere bis zum Schluſſe mit Beſonnenheit und Wahrheit, dürfte jedoch minder gedehnt ſeyn. Zunächſt reiht ſich die Erzählung von F. J. Hadatſch: Morelly, oder die Folgen der Eiferſucht, an. Intereſſe und inneres Leben iſt ihr keinesweges abzuſprechen, aber der ängſtliche Drang nach Bildern und ſonſtigen Sturm- und Mondſcheingemählden herrſcht ebenfalls darin unverkennbar. Hrn. Ungers hiſtoriſche Miszellen umſchließen viel Anziehendes, der in ihnen waltende Styl zeigt von dem früher erprobten und allgemein anerkannten Talente des Verfaſſers im Fache des Weltgeſchichtlichen. Die, dem übrigens in Hinſicht der Außenſeite ſehr eleganten, und rückſichtlich des Inhaltes, wie aus den flüchtig hingeworfnen Andeutungen erſichtlich, gleich zu empfehlenden Taſchenbuche beygebundenen Kupfer, ſind eben ſo ärmlich gedacht als ausgeführt

Ph. M. — n.

Dramatiſcher Almanach für das Jahr 1822, von F. A. von Kurländer. Zwölfter Jahrgang. Mit ſechs Kupfern. Leipzig. Baumgärtneriſche Buchhandlung.

Dieſer Jahrgang des dramatiſchen Almanaches enthält vier Luſtſpiele: die Liebeserklärung, Studentenwirthſchaft (eigentlich Junggeſellenwirthſchaft, Le Menage de Garçon heißt das Original), der junge Huſarenoberſte, und: die Fahrt zum Seehafen von Dieppe, ſämmtlich aus dem Franzöſiſchen.

Hrn. v. Kurländers Fleiß, die deutſchen Bühnen mit Ueberſetzungen zu bereichern, iſt bekannt. Bey dem Mangel guter neuer deutſcher Luſtſpiele iſt dieſer Fleiß deſto verdienſtlicher. Die Stücke, welche ſich in den Kreiſen der großen Welt bewegen, weiß Hr. v. Kurländer mit allen den feinen Schattirungen zu bekleiden welche dieſer Welt, in welcher er ſelbſt ſehr heimiſch iſt, eigenthümlich ſind. Laune und Humor aber wird häufig vermißt. Es dürfte kaum einen ſprechenderen Beweis dieſer Behauptung geben, als die Ueberſetzung der Junggeſellenwirthſchaft. Man leſe das wirklich von Humor überſtrömende Stückchen in der Urſprache und vergleiche damit die Ueberſetzung. Die Umſtaltung des Mr. Dubocage in einen pedantiſchen, mit lateiniſchen Flokkeln um ſich werfenden Profeſſor Glim (einem durchaus erſchöpften und hundert Mahl dageweſenen Charakter), deſſen Zuſammenſtellung mit dem Studenten die komiſche Wirkung vermehren ſoll (wie Hr. v. K. in der Vorrede meint), bewirkt gerade das Gegentheil.

In eben dieſer Vorrede äußert Hr. v. K. ſein Befremden über die Recenſionen der Ueberſetzung des Luſtſpieles: Die Liebeserklärung, welche ſich geäußert hätten, dieſes einaktige Luſtſpiel Vials ſey in zwey Akte ausgeſponnen, und dadurch der Sache nicht genützt worden. Er führt dagegen an, dieſe Behauptung müſſe nothwendig falſch ſeyn, da Vials einziger Akt ſieben und dreyßig Scenen, ſeine Ueberſetzung in zwey Akten aber nur ſieben und zwanzig Scenen habe, und folglich kürzer ſey. Dem iſt aber wirklich nicht alſo. Denn abgerechnet, daß die Mehr- oder Minderzahl der Scenen hier nicht entſcheiden kann, maßen eine Scene ſo lang ſeyn kann als ſieben und dreyßig kurze, ſo enthält Vials Luſtſpiel wirklich ſammt den angefügten Varianten auf ſiebenzig großgedruckten Seiten nur 1379 Zeilen, indeſſen die Kurländerſche Ueberſetzung auf hundert kleingedruckten Seiten 1637 Zeilen zählt. Der Vorwurf der Ausſpinnung des Sujets dürfte alſo wohl ſchwerlich ungerecht geweſen ſeyn.

Gelungener als dieſe beyden erſchienen Ref. die Ueberſetzungen des Oberſten, und der Fahrt zum Seehafen von Dieppe. Das erſtere, welches bereits zur Aufführung gebracht und mit Beyfall aufgenommen ward, iſt bereits beſprochen. Auch das letzte enthält viele gelungene Scenen, obſchon es an theilweiſe verunglückten auch nicht fehlt. Dahin zählt Ref. vorzüglich die neunte Scene des dritten Aktes (in der Ueberſetzung die zehnte Scene deſſelden Aktes), welche in der Ueberſetzung mit verſchiedenen Redensarten bereichert iſt, welche nichts weniger als komiſch ſind. Warum in der achten Scene des zweyten Aktes, welche auch in der Ueberſetzung mit verſchiedenen Verlängerungen verſehen ward, die Fregatte la Majestueuse, in die Fregatte die Monarchie, und Kapitän Gabert, in Gabertinacelo? verwandelt ward, iſt nicht abzuſehen.

Bey allen dieſen erwähnten Mängeln und Gebrechen iſt die Herausgabe dieſes Taſchenbuches, bey der Sucht eines großen Theiles des deutſchen Publikums nur nach neuen Darſtellungen, ein verdienſtliches Unternehmen. Die allgemein bekannte Beſcheidenheit des Hrn. Ueberſetzers, welcher mit ſo viel Anſpruchloſigkeit dieſe Erzeugniſſe ſeiner Muſeſtunden anbietet, läßt ſie ihm zweifelsohne für das erkennen, was ſie wirklich ſind, nämlich für Kinder des Augenblicks, deren Beſtimmung iſt, einem momentanen Bühnenbedürfniſſe abzuhelfen.

Das Aeußere des Taſchenbuches iſt gefällig. Druck und Papier ſind ſchön, korrekt und gut. Die Kupfer ſind artig, das Titelkupfer (den jungen Oberſten) abgerechnet, welches verunglückt iſt.

J. C. Weidmann.

Vergißmeinnicht. Taſchenbuch für 1822, von H. Clauren. Leipzig, bey J. A. Leo.

Die Gewandtheit des Hrn. Clauren im Fache der Erzählungen iſt anerkannt. Die Wahl ſeiner Gegenſtände, die Art des Vortrages machte ihn beſonders zu einem Lieblingsſchriftſteller der Frauenwelt. Es iſt daher nicht zu zweifeln, daß auch die drey Erzählungen, welche den Inhalt des gegenwärtigen Jahrganges dieſes Taſchenbuches bilden, ihr Publikum und ihren Beyfall finden werden.

Die Hauptperſonen der Clauren'ſchen Erzählungen bleiben ſich übrigens ſo ziemlich gleich, wenn ſie auch verſchiedene Nahmen führen. Junge Männer, ſehr verliebter Complexion, alte Gourmands, und junge Mädchen von höchſtens ſechzehn Jahren, Muſter aller Vorzüge, wahre Vortrefflichkeitsungeheuer.

Die erſte der Erzählungen: die Fraueninſel, zeigt uns ein ganzes Schock der reizendſten Mädchen und Frauen; die Hauptheldinn, eine andere Mimili, welche aber hier Wally heißt, iſt zum Todtwerden naiv.

Sie iſt zum Beyſpiel bewandert in allen Künſten und Wiſſenſchaften, ſpricht alle Sprachen, lieſt Bradley's Briefe über das Oscilliren der Erdachſe in der Urſprache, weiß aber nicht wie ein Mann ausſieht, ſpringt bey allen Fenſtern herein (pag. 63 — 79. ꝛc.), ladet den Kriegsrath um Mitternacht ein, mit ihr baden zu gehen!! u. d. gl. Eine andere, Donintilla genannt, erbietet ſich friſchweg, den Kriegsrath auszukleiden, u. ſ. w. So geht es in der ganzen Erzählung fort.

In der zweyten Geſchichte: der Blutſchatz, zeigt ſich eine dito Mimili, heißt aber hier Clotilde. Auch dieſes ſechzehnjährige Mädchen hat ein wunderbares Geſchick zu allen Dingen, läßt ſich mit gleichem Erfolg als Apothekerlehrling und als Negociateur, oder vielmehr Negociatrice in Kriegsangelegenheiten verwenden, u. d. gl. Uebrigens iſt dieſe Erzählung wirklich werthvoll und anziehend.

Die dritte Erzählung: das Dijon-Röschen, hat Ref. am meiſten angeſprochen. Es ſind natürliche Menſchen darin geſchildert (Sonderlinge wie der Graf, mögen wohl nimmer exiſtiren), die Charaktere ſind lebendig und mit der dem Hrn. Verfaſſer eigenen Laune geſchildert; der Gang der Erzählung bewegt ſich leicht, und das Ganze gewährt eine recht unterhaltende Lektüre.

Die Kupfer des Taſchenbuches, beſonders die zur Erzählung: die Fraueninſel, gehörigen (von Stöber), ſind ſehr ſchön. Der Druck iſt ſehr rein.

J. C. Weidmann.

Redacteur, Drucker und Verleger wie bey dem ganzen Blatte.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

96.

(Wien, Samſtag den 1. Dezember.)

Marmorwerke aus Phigalia.

Unter den vielen Werken griechiſcher Kunſt, mit denen das mächtige Carthago unſerer Tage, das ſtolze England, ſeine Muſeen ſchmückt, zeichnen ſich die Phigaliſchen Marmore beſonders aus. Bekannt iſt, daß im Jahre 1812 von einer Geſellſchaft deutſcher und engländiſcher Reiſenden in Arkadien, unweit Phigalia (heute Paulizza), auf dem Berge Cotylion, bey den Trümmern vom alten Tempel Apollon Epicurios (des Retters), Bas-Reliefs entdeckt wurden, die die Blüthezeit griechiſcher Kunſt unter jenem großen Pericles abermahls ins Gedächtniß rufen.

Der Tempel bey Phigalia hat das Unterſcheidende von den übrigen, daß ſeine Fronten ſich nicht wie gewöhnlich gegen Oſten und Weſten, ſondern gegen Süden und Norden richten; ſie ruhten auf ſechs, und jede Längenſeite auf funfzehn Säulen.

Die Bas-Reliefs, von denen hier die Rede, ſind vom Fries des Innern der Cella genommen; ſie wurden von England um 15,000 Pf. St. (was durch Wechſel ſich auf 19,000 belief) gekauft, 1814 nach Zante gebracht, 1815 langten ſie in England an, wo ſie im brittiſchen Muſeum, fragmentirt, wie ſie waren, und nach ihrer wahrſcheinlichen urſprünglichen Ordnung, aufgeſtellt wurden.

Die Phigaliſchen Marmorwerke haben nächſt den Elgin-Marbles das bedeutende Verdienſt, daß die Zeit ihrer Entſtehung bekannt iſt, welches von ſo vielen Antiken nicht der Fall, wie vom Apollo des Belvedere, der, wie Flaxmann *) nicht ohne Geiſt vermuthet, eine Kopie einer Bronce-Statue des Apollon Alexikakos ;(Übelvertreiber) von Calamis zu Athen ſeyn dürfte.

Pauſanias **) bezeichnet genau die Zeit der Erbauung des Tempels und nennt den nämlichen Künſtler Ictinus als Urheber, der zu Athen unter Pericles das wunderhafte Parthenon gebaut; Pauſanias hält ihn auch für den ſchönſten Tempel im Peloponnes, den (der Pallas) zu Tegea ausgenommen.

---

*) S. Elgin-Marbles etc. report of the sel. commit. p. 19.

**) In Arcad. c. 41.

ihm gewohnt. Stelle dir vor, er hat mir ſogar verbothen, ſein Schloß zu betreten, (lächelnd) allein das glaubte ich nicht, daß ſich der gute Onkel ſogar verſchanzen würde. — Doch, ein kluger General läßt ſich nicht abſchrecken. Wir ſchießen in der Nähe ſeines Parks ein paarmahl, die Schloßbeſatzung erſcheint, und wir ziehen als Gefangene, oder vielmehr als Sieger in dem Schloſſe ein. Sieh nur einmahl, was wir alles meiner Liſt und jenem Dummkopf dort verdanken.

Florian.

Ich glaube, ſie ſprechen von mir.

Wirbel.

Welche Karrikatur! — Hahaha!

Florian.

Ruhig! ich kann's nicht leiden, wenn man mir in's Geſicht lacht.

Wirbel.

Dann mußt du dich auch nicht anſehen laſſen.

Florian.

Nicht grob, oder — (bey Seite) Verflucht! die Gefangenen könnten revoltiren, man muß ſie trennen. (zu Wirbel.) Ihr bleibt hier, (auf Iſak deutend) und der geht in jenes Gartenhaus.

Wirbel (zu Iſak.)

Geh, geh, mein lieber Iſak.

Die Gegenſtände dieſer Reliefs ſind nur zwey, auf drey und zwanzig Marmorplatten: die bekannten Kämpfe der Centauren und Lapithen auf eilf, und die der Griechen und Amazonen auf zwölf Tafeln.

Die Fabel von den Centauren iſt bekannter Maßen theſſaliſchen Urſprungs, und hat unſtreitig der Pferdebändigung ihr Entſtehen zu verdanken; niemand kann bezweifeln, daß die Griechen ſie nicht für das nahmen, was ſie war, für Fabel; aber durch alte Überlieferung beym Volke in Ehren, und die Sache erklärt ſich auf gleiche Weiſe, wie den Amerikanern die europäiſchen Reiter als übermenſchliche Weſen erſchienen.

Die Fabel ſagt nun, die Centauren (alſo ein theſſaliſches, roſſebändigendes, wildes gefürchtetes Volk) ſeyen vom Lapithen-Könige Pirithous zu ſeiner Hochzeit mit Hippodamia geladen worden; der Centauren einer, Eurytion *), vom Weine und roher Begier entflammt, wollte der Braut Gewalt anthun, hierauf kam das ganze Haus in Aufruhr und Mord; dieſe Gewaltthaten eines rohen unbändigen Haufens wählte der griechiſche Künſtler ſo gern, um ſein geſittetes Volk deſto mehr zu erheben, um den Sieg des gebildeten Verſtandes über rohe Kraft im Bilde zu zeigen. Selten erſcheinen die Centauren ordentlich bewaffnet; Baumſtämme, Felſenſtücke ſind ihre Wehr; ihr Charakter hat immer etwas Wildes (wenige ausgenommen, als Chiron) mit Thieriſchem gemiſcht; in der Liebe ſind ſie brutal, im Kampfe raſen ſie; der Grieche verliert nie den Gleichmuth der Seele; er würde mit kaum anderer Miene im Tanze erſcheinen als im Schlachten-Gewühl; der Heros nähert ſich dem Gotte, und Phidias hat in den Canon ſeiner Götter-Naturen nie den Ausdruk menſchlicher Leidenſchaften gebracht; denn Homers erhabenes Bild von Jupiter **),

»Alſo ſprach, und winkte mit ſchwärzlichen Braunen Kronion;
»Und die ambroſiſchen Locken wallten ihm vorwärts
»Von dem unſterblichen Haupt'; es erbebten die Höh'n des Olympos.«

hat ihn bey allen geleitet.

So auf den vorliegenden Reliefs; die Centauren wüthen und ſtrengen ſich an, und alle Muskeln ſind auf's höchſte geſpannt, ihre Geſichter werden oft Zerrbilder; nie der Grieche, mit dem Gleichmuthe, mit dem er ficht, ſtirbt er; in allen beſſern Körpern iſt jene intenſive Schnellkraft, die kaum im Äußern ſich verſpürt.

Die Beurtheilung der Phigaliſchen Marmore iſt bey Betrachtung der Kupfertafeln entſtanden, die der Verfaſſer in der Description of the collection of ancient marbles in the British Museum with engravings, part. IV. London 1820 vor ſich liegen hat.

Die 3te, 4te und 10te Tafel ſind die ausgezeichneteſten. Die 3te, ein furchtbares Familienbild, unterliegend der Gewalt, der Übermacht. Es erſcheinen darauf fünf Figuren. Ein Centaur will ein ſchönes Weib rauben; mit der rechten Hand wehrt ſie dem Unhold, über dem Kampfe iſt die Schleife des

---

*) Hom. Odyss. c. XXI. v. 298.
**) Ilias c. I. v. 528.

Gewandes auf der Schulter gebrochen, und entblößt iſt die ſchöne rechte Bruſt; mit der Linken hält ſie ein zartes Kind, das ſich am Halſe der Mutter anſchmiegt, und das Köpfchen in ihren reichen Locken birgt. Ein Lapithe, vielleicht der Gemahl des ſchönen Weibes, mit einem Knie auf die Erde geſtützt, wehrt ſich mit aller Kraft gegen den überwältigenden Centauren, und ſcheint noch, bevor er erliegt, den Blick des Weibes und Kindes zu ſuchen.

Auf der 4ten unterliegt der unverwundbare Cäneus, zwey Centauren werfen ungeheure Felſen auf ihn, er bedeckt ſein Haupt mit dem Schilde, und ſchon iſt er faſt bis an die Mitte in einem Haufen geworfener Steine begraben. Die Dichter laſſen auf Cäneus immer Bäume werfen, ſo Apollonius*):

— — »Den Cäneus erſchlugen,
»Alſo ſingen die Sänger, im Felde die wilden Centauren,
»Als er für ſich allein und ohne Gehülfen ſie jagte;
»Dann ſie ſich wandten, und da ſie ihn nicht vermochten zu fällen
»Noch zu verwunden, auf ihn herab viele ſtämmige Tannen
»Warfen; ſo ging er unverwundet und ſtehend zu Pluto.«

nicht ſo der Bildhauer, der den Fels paſſender findet**). Mit Macht ſucht ein Lapithe einen Centauren bey den Haaren zurück zu reißen; und eilig entflieht eine ganz gekleidete Frau, deren Gewand die Formen des Körpers bergen und zeigen, einen ſchönen runden Arm biegend in die Höhe gehoben, dieſer Schreckensſcene.

Zehnte Tafel. Theſeus ereilt den Centauren, der die Hippodamia bis zu Dianens Statue verfolgt, und ihr mit einer Hand das Gewand vom prächtigen Körper reißt, der wie eine Lichtgeſtalt aus der Nacht der Umhüllung heraustritt. Theſeus ſitzt mit einem Knie auf dem Centauren, und iſt im Begriff, ihn rücklings zu ſtürzen; welcher Rücken! (nur der iſt ſichtbar) welches Profil!

Neben Dianens Statue die Begleiterinn Hippodamiens, die die Arme ausbreitet; wie gedacht alles, alles wie edel! Wie groß die Wirkung des Bildes! Ein junges, ſchönes Weib das Bild der Göttinn umfaſſend, der ſie eben Gelübde gethan, von einem Unhold, halb Menſch, halb Thier verfolgt; dieſen Theſeus, eines der vollkommenſten Ideale der alten Plaſtik, beſingend.

Auch auf griechiſchen Vaſen erſcheinen oft die Centauren- und Lapithen-Vorſtellungen, wie auf einer der ſchönſten, die das k. k. Antiken-Kabinet durch den Kauf der Sammlung von Sr. Exzellenz dem Grafen Lamberg, dieſem ehrwürdigen und großen Kenner der Kunſt, erhalten. Im obern Felde tritt aus dem Hauſe (höchſt ſeltene Vorſtellung!) ein ältlicher Held, das Gewand auf den linken Arm geworfen mit gezogenem Schwerte, über ihm ſteht ΠΕΡΙΘΟΣ, man erkennt deutlich, obſchon er noch nicht in Handlung, daß er der Hauptheld; er allein iſt mit dem kurzen griechiſchen Schwerte bewaffnet; die andern mit Kolben, Gabeln, u. d. gl.

Die zweyte Abtheilung, die zwölf Tafeln, der Kampf der Griechen mit den Amazonen.

---

*) Argon. c. I. v. 60.
**) Ein Beleg zu Leſſings Laokoon.

Über die Amazonen, die, wie bekannt, zuerſt am Tanais wohnten, hernach an Thermodon zogen (nach Salluſt bey Serv. ad Virg. (Dein campi Threissi (Themyscirii) quos habuere Amazones ab Tanai flumine incertum, quam ob causam digressae) haben ſelbſt die erleuchteſten Männer ſo viel fabelhaftes erzählt, daß es ſchwer ſeyn wird, je ganz auf die Wahrheit zu kommen. So führen Hippokrates, Diodor von Sicilien, Curtius, Juſtinus und andere an, den Amazonen wäre in der Jugend die rechte Bruſt ausgebrannt worden, um deſto ungehinderter und kräftiger den Bogen zu ſpannen. Wie dieß nun immer ſey, Fabel oder Wahrheit, dem Dichter und ſelbſt Geſchichtſchreiber konnte ein ſolcher Zug heldenmüthig erſcheinen; anders dachte der zeichnende Künſtler; denn auf keinem vorhandenen Monumente, ſo viel deren in allen Kunſtfächern auch ſind, iſt noch keines gefunden, auf dem eine Amazone mit nur Einer Bruſt vorkäme; häufig haben ſie eine Bruſt entblößt, die andere bedeckt. Im brittiſchen Muſeum iſt ein Bas-Relief, auf dem eine Schaar gefangener Amazonen mit unbedeckter rechten Bruſt vorkömmt. Die Dichter kennen beydes. Virgil [*]):

»Ducit Amazonidum lunatis agmina peltis
»Penthesilea furens, mediisque in millibus ardet
»Aurea subnectens exsertae cingula mammae
»Bellatrix, audetque viris concurrere virgo.«

Propertius [**]):

»Qualis Amazonidum nudatis bellica mammis
»Thermodontiacis turma lavatur aquis.«

Für den Künſtler und Dichter welch ſinnreiche Erfindungen gaben ſie ihnen nicht ein, von der Poikile zu Athen bis zu den Särgen aus der Zeit Septimius Severus!

Auf der zwölften Tafel der Phigaliſchen Marmore (der erſten, der Amazonen-Kämpfe), drey Amazonen, ein Grieche, der eine überwundene Amazone bey den Haaren nach ſich zu ziehen ſucht; dann zwey Amazonen, von denen eine verwundet ſcheint, über die die andere den ſchützenden Schild ausbreitet; auf der dreyzehnten ein Grieche, der mit dem rechten Arme aushohlt, wahrſcheinlich auf obige Amazone. An der Mitte des Reliefs eine Amazone en face mit einem Griechen kämpfend; der Grieche iſt herrlich vom Rucken anzuſehen, nicht leicht bildet ſich ein ſchöneres Ganze, als dieſe kräftig jugendliche Mannsgeſtalt im Ausfall, die Wölbung des Schildes vorhaltend, den griechiſchen Helm auf dem Haupte, mit ſcharfem Auge der Kriegerinn Blöße erſpähend, und neben ihm welch köſtliches Bild! eine Amazone im Jugendprangen, ſinkt in die Knie, den Geiſt aushauchend; das Fallenlaſſen der Arme, die Neigung des Hauptes iſt unnachahmlich ſchön; wie lieblich die ſtirbt!

Eine ganze Geſchichte menſchlicher Empfindungen ſiehſt du entzückt in dieſen Reliefs; auf der vierzehnten Tafel z. B. in der Mitte eine Amazone durch

---

[*]) Aeneis, L. I. v. 490.
[**]) L. III. El. XII. v. 15.

Siegen ſtolz; auf beyden Seiten vor ihr tragen Griechen ſterbende und verwundete Freunde vom Kampfplatze; und deine Seele füllt ſich mit den Bildern jener ſtarken Freundſchaft, die Gefahren binden; jene drey hundert Thebaner erwachen vor dir; es wird Achill's Raſen begreiflich und du wiederhohlſt die Verſe Homers *):

»Dennoch werd' ich (Patroklos) nimmer dich (Eurypylos) hier verlaſſen im Schmerze.
»Sprach's, und unter der Bruſt den Völkerhirten umfaſſend
»Führt' er in's Zelt ꝛc. ꝛc.«

Ein Bild dieſer Freundſchaft gibt der nie genug zu rühmende Sarg des k. k. Münz- und Antikenkabinets; er kömmt den Elgin- und Phigalian-Marbles an Kraft, Schönheit, Kühnheit der Arbeit, an Vortrefflichkeit des Reliefs, das hie und da faſt rund, die Grenze des Erhabenen und ſchlechten Styls **) bezeichnet, gleich, und übertrifft beyde an Erhaltung, am Detail der Waffen und Kleidung; in der Mitte zieht den Blick jedes Beſchauers eine Gruppe zweyer Freunde auf ſich, einer liegt zu Boden von tödtender Waffe getroffen, ſein Freund ſtreckt den Schild ſchützend über ihn hin und vertheidigt ihn gegen die Wuth der zu Fuß andringenden Amazone; auf beyden Seiten zwey Amazonen zu Pferde, die der kämpfenden zu Hülfe eilen; mit dieſen ſtreiten Griechen, ſie abwehrend, beyde Helden zu Fuß. Selten haben griechiſche Künſtler den Sieg zu auffallend bezeichnet, ſo hier nur durch die Mehrzahl gefallener Amazonen. Künſtler ſtaunen ob der Vollendung dieſes Sarges, und Thorwaldſon hat ihn für das ſchönſte Relief erklärt.

Auf der achtzehnten Tafel, der längſten von allen, erſcheinet zuerſt eine Amazone zu Pferd, die einen Griechen niedergeritten, auf die die männliche Mittelfigur mit der Löwenhaut, die am meiſten hervortritt und gut erhalten iſt, (ohne Zweifel Theſeus) eine Kugel ſchleudert ***), zwiſchen die Kämpfenden ſtürzt ſich eine andere Amazone mit ihrem Schilde; neben Theſeus fällt ein Pferd getödtet zuſammen, über dem eine Amazone ſterbend hinſtürzt, und im Fallen von einem Griechen mitleidvoll aufgehalten wird; ſo läßt der freylich ſpäte Tzetzes Pentheſilea von Achill beſiegt werden, und wie ſie verwundet vor ihn fällt, er vor Mitleid und Liebe, ſeine That bereuend, ſie betrachtet.

Auf der drey und zwanzigſten Platte liegt ein Grieche verwundet zu den Füßen einer Amazone, die ihm den Todesſtreich verſetzen will; aber mit ausgebreiteten Händen und bittendem Blick ſpricht eine andere für ihn; daneben iſt eine Gruppe von zwey Amazonen, von denen eine die ſtark Verwundete unterſtützt. Dieſe fünf Geſtalten, beſonders der Jüngling, gehören zu den ausgezeichnetſten.

Den vierten Theil des brittiſchen Muſeums, der bloß dieſen Phig. Marbles gewidmet, beſchließen die Vermeſſungen des Tempels, und zwey Landſchaften, in denen der Tempel, von ferne und nahe geſehen, die ſchöne Gegend verherrlichet.

Arneth.

---

*) Il. 11 Geſ. am Ende.
**) Göthe Propyl. S. XVI.
***) Die italieniſchen und deutſchen frühern Abbildungen dieſer Marmore haben eine Keule.

……

Kenntniß und Wiſſenſchaft im Urſprung.

Von Julius Schneller, Profeſſor zu Grätz.

(Schluß von Nr. 93.)

Heſiod gab Hauslehren urweltlicher Weisheit. Gemüth, Verſtand, und Vernunft ſtehen da in freundlichem Bunde. Beyſpiele davon!

Siehe, das Böſe vermagſt du auch ſcharweis dir zu gewinnen ohne Bemühn; denn kurz iſt der Weg, und nahe dir wohnt es. Vor die Trefflichkeit ſetzten den Schweiß die unſterblichen Götter. Lang auch windet und ſteil die Bahn zur Tugend ſich aufwärts, und ſehr rauh im Beginn; doch wenn du zur' Höhe gelangt biſt, leicht dann wird ſie hinfort und bequem, wie ſchwer ſie auch zuvor war. Der iſt gut vor Allen, der ſelbſt Jedwedes erkennet, ſinnend im Geiſt, was künftig ihm Beſſerung ſchaffe zum End' aus. Gut iſt jener zunächſt, der den wohl Zuredenden anhört. Wer jedoch nicht ſelber erkennt, noch des Andern Rede ſich in das Herz einprägt, der Mann iſt nichtig und unnütz.

Arbeit treibe! Arbeit ſegnet mit Hab' und wimmelnden Herden die Männer; und durch fleißiges Thun wirſt du den unſterblichen Göttern angenehm und den Menſchen, doch Müßige ſehn ſie mit Abſcheu. Scham iſt immer bey Mangel, Entſchloſſenheit aber beym Wohlſtand. Nicht auch die Habe gerafft, nur die Gottverliehne gedeiht wohl. Wer mit der Hände Gewalt ein mächtiges Gut ſich hinwegnahm, oder wer mit der Zung' es erbeutete, dem hält nur wenige Dauer der Reichthum. Gleich, wer den Schutzanflehet, und gleich, wer den Fremdling beleidigt; auch wer ohne Bedacht mißthut an verwaiſeten Kindern, und wer dem Vater, dem Greis, an der traurigen Schwelle des Alters Schmähungen ſagt, in Worten des Ungeſtüms ſich vergehend; ihm iſt traun Zeus ſelber ein Eiferer, welcher am Ende für ſein freveles Thun ihm ſchwer auflegt die Vergeltung.

Kein Weib bethöre den Geiſt dir, das Liebkoſungen ſchwatzet, und hold in die Hütte hereingeht. Wer dem Weibe vertraut, der vertraut auch loſen Entwendern.

Philoſophie.

An jeder der zwey äußerſten Grenzen der geſchichtlich bekannten Urwelt vor Cyrus, ſtand ein Philoſoph, welcher Weltweiſer genug war, die Religion oder den Volksglauben zu ſchonen, und die Theologie oder Offenbarungslehre nicht anzugreifen, nämlich Con-fu-tſee in China, und Pythagoras in Italien.

Con-fu-tſee, von mehreren Höfen flüchtig, lehrte die Völker die Unſterblichkeit. Seine Grundſätze von Tugend und Recht ſtützten ſich auf die älterliche Gewalt, indem vom Hauſe aus und durch Erziehung alles wahrhaft Gute, eingeführet werden müſſe. Die Vatergewalt galt ihm als uneingeſchränkt; keines Gegengewichts bedürftig; mit ihr ſtand die Verehrung der Ahnherren und die Liebe der Kinder im engſten Zuſammenhang; nach ihr müſſe Stadt und

Staat geregelt werden, was zur Alleinherrſchaft führte. Seelenerhebend war, was er vortrug von der Liebe gegen alle Menſchen, von dem Glücke der Freundſchaft, von der Heiligkeit der Ehe, und von dem Adel des Landbaues. Für jedes Verhältniß des Lebens fand und ſprach er ein allgemein gültiges Gebot.

Pythagoras lehrte von den Sitten, aber auch von dem Staate; und forderte auf zur Vernichtung des geſetzloſen und geſetzwidrigen Zuſtandes. Deßwegen aus mehreren Orten vertrieben, floh er endlich in einen Tempel der Muſen, wo er als achtzigjähriger Greis aus Mangel der Nahrung ſtarb. Er hatte eine exoteriſche und eſoteriſche, das iſt, öffentliche und geheime Lehre.

Das Pythagoräiſche Stillſchweigen der Schüler dauerte zwey oder fünf Jahre; es übte und ſtärkte den Geiſt der Zöglinge; es ſicherte den Meiſter vor zudringlicher Neugierde. Die Pythagoräiſche Rechentafel war ein ins Viereck geſtelltes Einmahleins; ſie diente zum Studium der Zahlen, worin der erſte Haupttheil der Erziehung beſtand. Das Studium der Größen, welches den zweyten Haupttheil ausmachte, führte zur Höhe des Pythagoräiſchen Lehrſatzes. Die Pythagoräiſche Lyra entſprang aus der Betrachtung der Töne, nicht bloß in der Wirkung auf das Ohr, ſondern in dem Verhältniß ihrer Leiter. Die Behauptung, daß die Himmelskörper in ihrer Bewegung nach beſtimmtem Geſetz auch beſtimmte Klänge hervorbrächten, erſchien als Pythagoräiſcher Sphärengeſang. Die Lehre, daß in der Mitte des Weltalls eine Kugel der Einheit als Grundſtoff von Wärme und Leben ſich befinde, hieß das Pythagoräiſche Centralfeuer.

Die Pythagoräiſche Philoſophie zielte dahin, den Geiſt von den Hinderniſſen der Vollkommenheit zu befreyen, und empor zu heben zur Erkenntniß unwandelbarer Wahrheit. Sie wurde nicht als Syſtem, ſondern als Aphoriſm vorgetragen. Beyſpiele davon: Tugend beſteht in dem Siege der Vernunft über Leidenſchaft. Leidenſchaft wird gereinigt durch Contemplation oder Betrachtung, und Moral oder Übung. Recht iſt Wiedervergeltung. Jugend gewöhne ſich an Gehorſam gegen die Ältern; dann wird der Mann leicht dem Anſehen der Vernunft folgen. Man führe die Jugend auf die beſte Lebensbahn; zur angenehmſten wird ſie die Gewohnheit machen. Der Weiſe bereitet ſich zu Allem, was nicht in ſeiner Macht ſteht. Thue, was du für Recht hältſt, ohne Rückſicht auf Tadel oder Lob des Volkes. Es iſt feig, den vom höchſten Gott angewieſenen Poſten eher zu verlaſſen, als er es erlaubt. Auf Nüchternheit beruht die Stärke des Geiſtes, denn ſie erhält die Vernunft unumwölkt von Leidenſchaften. Niemand iſt frey, der ſich nicht vollkommen beherrſcht. Verlangen nach Überflüſſigem iſt thöricht, denn es iſt grenzenlos.

Die Pythagoräiſche Schule, welche auch die Italiſche genannt wurde, behandelte mit Sorgfalt die Lehren des Umgangs, der Freundſchaft, der Ehe, des Gottesdienſtes. Hinleitung zur Nachahmung Gottes galt als ein oberſter Zweck. Reinigung des Leibes und Reinheit des Geiſtes waren die erſten Mittel. Symbole und Myſterien ſtanden zunächſt.

Hellas brachte eine Reihe von Männern hervor, welche die Sittenlehre in kurzen Denkſprüchen ausdrückten, und gewöhnlich die ſieben Weiſen von Griechenland heißen. Thales von Milet ward der Stifter der Joniſchen Schule. Solon gab den Athenern Geſetze. Periander war Sohn und Nachfolger des Regenten Kypſelos zu Korinth. Kleobolos von Lindos, auf der Inſel Rhodon, war der Sohn des Gelehrten und Schriftſtellers Evagoras. Chilon gehörte zu den Ephoren in Sparta. Pittakos, Regent zu Mitylene auf Lesbos, war ſelbſt tapfer und gerecht, wie er es lehrte. Bias war ein Rathgeber des Herrſchers in Priene. Dieſe Männer, οἱ ἑπτα σοφοι, ſollen Zuſammenkünfte gehalten, und dem Apollo Pythius ihre Ehrfurcht gemeinſchaftlich bezeugt haben.

Rechtslehre.

Die beſondern und öffentlichen Rechte wurden Anfangs nach dem augenblicklichen Gefühle, dann nach dem jahrelangen Herkommen, ſpäter nach dem verabredeten Vertrage, endlich durch das geſchriebene Geſetz geregelt. Die beſondern Rechte über das Eigenthum, über die Verbrechen, über die Verletzungen kamen zur Sprache und zur Schrift ſelbſt dort, wo man die öffentlichen Rechte über Geſetzgebung, Richteramt und Vollziehungsgewalt gar nicht unterſuchte. Die Trennung der beſondern und öffentlichen Rechte geſchah nicht förmlich und planmäßig: alles blieb vermiſcht. Auch die Vermiſchung des Weltlichen und Geiſtlichen beſtand an den meiſten Orten; Verbrechen war Sünde, und umgekehrt. Der Krieger, der Staatsmann, der Prieſter wirkten als Körperſchaften auch dort, wo ſie die Alleinherrſchaft anerkannten; in dem Gemeinweſen verſchmolzen ſie ſich ſogar in einer Perſon, ſo daß der nämliche Mann Heerführer und Oberprieſter, und Staatshaupt wurde.

Geſetze wurden als Sprüche im Andenken bewahrt, oder als Verſe dem Gedächtniſſe tief eingeprägt, oder als Kirchenverordnungen wie Heiligthümer erlernt, oder in Tempeln auf Tafeln aufgehängt, oder zuletzt förmlich niedergeſchrieben. Sie waren einfach und wenig bey wandernden Stämmen und kaum beginnenden Völkern; ſie wurden vielfach und zahlreich bey ſtehenden, ganz entwickelten Nationen. Ihre Menge machte Gelehrſamkeit nöthig; daher wurden Gelehrte Richter; an den meiſten Orten beſaßen daher die Prieſter das Richteramt; ein Gott gab die Geſetze, ein Krieger als König vollſtreckte ſie.

Die Urwelt brachte vor Cyrus menſchliche Geſetzgeber hervor, welche in ihren Anſichten von Staatsverfaſſung und Bürgerrecht weſentlich abwichen, aber gemeinſchaftlich dahin ſtrebten, die Gewalt durch Vernunft zu regeln, den Krieg für das Recht zu führen, und die Unterwerfung der Gemeinen unter das Geſetz, ſo wie die Achtung der Staatsmänner vor der Verfaſſung zu bewirken. Es war Menu in Indien, Con-fu-tſee in China, Sommona-Kodom in Oſtaſien, Zerduſch im inneren Aſien, Oſiris in Ägypten, Minos in Kreta, Lykurgos in Sparta, Drako und Solon in Athen, Pittakos in Lesbos, Zaleukos bey den Lokrenſern, Charondas bey den Thuriern, Numa bey den Römern, Zamolxis bey den Geten. — Die verſchiedenen Anſichten dieſer außerordentlichen und einflußreichen Männer über Staatsgrundverfaſſung und Bürgerrecht erfordern eine eigene Abhandlung.

* * *

Ameiſeneyer.

Mitgetheilt von Bockſchicker.

Schon oft hat man die Welt einem Ameiſenhaufen verglichen, warum nicht auch die Welt- und Kunſtgeſchichte? Die mühſamen Forſchungen der Antiquare und Wortgrübler, welche nichts lehren, und höchſtens durch hundert Citate den Nahmen eines verſchollenen Dorfes herausbringen, ſollten ſie nicht dem dürren Sande gleichgeſtellt werden, den das emſige Thierchen zu Erbauung ſeiner Wohnung zuſammenträgt? Ähneln die meiſten Syſteme der Hiſtoriker nicht den Fichtennadeln, die auf dieſem Sande ruhen? Sind die Reſultate der Forſchungen nicht den fleißigen Inſekten ſelbſt zu vergleichen, welche den, der zu nahe tritt, verwunden? Kann man endlich jene Worte, die einen ganzen Menſchen mahlen, jene Züge, die, dem Blitze gleich, ein ganzes Jahrhundert erhellen und ſchildern, nicht den Ameiſeneyern an die Seite ſtellen, welche die künftige Fortpflanzung ihrer Gattung vergewiſſern, den Nachtigallen, hier den Dichtern, zur Nahrung dienen; und ſoll man nicht, indem man im Sande der Vergangenheit wühlt, wie die Ameiſe mit ihren Eyern, auch mit den wahrhaft menſchlichen, Helle verbreitenden Zügen verfahren, welche uns die Annalen der Zeiten aufbewahren? Ich habe vieles geleſen, aus der Spreu manches Korn gerettet. Hier ſtehe die Frucht meiner Arbeit. Ich habe nicht nach Zeiten und Ländern klaſſifizirt; zu allen Zeiten, in allen Ländern gab es einige Menſchen, und viele — menſchenähnliche Affen. Ich werde meine Ameiſeneyer nur nummeriren.

1. Ludwig XI., König von Frankreich, pflegte ausgezeichnete Fremde an ſeine Tafel zu ziehen, und ladete auch die aufgeklärteſten Männer aus dem Kaufmannsſtande oft ein, weil er von ihnen Belehrung erwartete. Einer dieſer letztern, Meiſter Johann mit Nahmen, durch die Güte des Monarchen kühn gemacht, hatte den Einfall, ſich einen Adelsbrief von ihm zu erbitten. Er wurde ihm gewährt; doch als der neue Edelmann bey Hofe erſchien, vermied es der König, ihn anzuſehen. Meiſter Johann, an einen beſſern Empfang gewohnt, beklagte ſich darüber. Gebt euch zufrieden, Herr Edelmann, erwiederte Ludwig; als ich euch zu meiner Tafel bat, ſah ich euch für den erſten eures Standes an; jetzt ſeyd ihr der letzte eures jetzigen, und ich würde die Andern beleidigen, gewährte ich euch dieſelbe Gunſt.

2. Dieſer König liebte ſehr witzige Antworten. Einſt kam er in die Hofküche und fragte einen Jungen, der eben den Braten wendete, wer er denn ſey? Das Kind, das den König nicht kannte, ſagte: er heiße Berruyer, ſtehe zwar in geringer Anſtellung, gewinne jedoch eben ſo viel, als der König. Und was gewinnt denn der König? fuhr Ludwig fort. Seinen Unterhalt, verſetzte der Junge, den er von Gott empfängt, wie ich den meinigen vom König. Ludwig gab um dieſes Wortes willen Berruyer eine Anſtellung, und der ehemahlige Küchenjunge machte in der Folge ein glänzendes Glück.

3. Derſelbe König begegnete einſt dem Biſchofe von Chartres, der ein reich geſchmücktes Pferd ritt. Dieſen Staat, ſagte er, führten einſt die Biſchofe

nicht. Nein, Sire! erwiederte der Biſchof; zur Zeit, wo die Könige noch Hirten waren, gewiß nicht. Dieſe Antwort gefiel dem Monarchen.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Burgtheater. Den 19ten d. M. **Das Käthchen von Heilbronn, oder: Die Feuerprobe.** Romantiſches Ritterſchauſpiel in fünf Aufzügen, von **Heinrich von Kleiſt.**

Alle Werke dieſes Dichters zeichnen ſich durch kühne Ideen, originelle Charakteriſtik, und eine gewiſſe Vorliebe für das Geheimnißvolle aus, aber auch zugleich durch poetiſchen Geiſt und tiefe Gemüthlichkeit. Es iſt nicht zu läugnen, daß er oft den Irrthümern ſeiner Zeit huldigte; er ſteht aber um Vieles höher, als die große Menge ſeiner Vorgänger und Nachfolger in der nämlichen Beziehung. **Käthchen von Heilbronn** ſchildert die unbegreifliche Anziehungskraft der Liebe mit einer Wärme der Phantaſie, mit einer Zartheit des Gefühls, und einer Naivetät des Ausdrucks, die man unübertrefflich nennen kann. Bisher ſahen wir das Stück in verſchiedenen Bearbeitungen; da es auf dem k. k. Hoftheater größtentheils in ſeiner urſprünglichen Form gegeben wurde, ſo erhielt es hierdurch ſchon den Reiz der Neuheit, den die Darſtellung noch erhöht. In den beyden Hauptrollen (**Käthchens** und des **Grafen**) zeigten ſich Natur und Kunſt mit einander wetteifernd. In Worten und Benehmen des liebenden Mädchens ſprach ſich durchgehends zartes inniges Gefühl und fromme Einfalt des Herzens aus. Nur in der erſten Scene klang der Ton etwas zu feyerlich. Selten findet der Künſtler, dem die Rolle des Grafen zugetheilt war, eine ſchönere Gelegenheit, ſeine Kunſtgewandtheit von ſo verſchiedenen Seiten darzuthun, und man mußte dem Ausdruck ſchmelzender Zärtlichkeit eben die Bewunderung zollen, wie dem Ausbruch der höchſten Kraft in andern Rollen. Vorzüglich bemerkenswerth war das Einverſtändniß und das glückliche Zuſammenwirken Beyder, in den Scenen, wo ſie einander nahe ſtanden. **Kunigunde** trat zweckmäßig hervor, und durfte ſich immer noch etwas weiter vom Pathos entfernt halten, der dem Charakter allerdings ſehr nahe liegt. Der Darſteller des Alten gab dieſe Rolle einfach und kräftig. **Brigittens** Erzählung und **Gottſchalks** Gemüthlichkeit, verdienten Beyfall. Die Zuſchauer begleiteten die Darſtellung des Schauſpiels mit geſpannter Aufmerkſamkeit vom Anfang bis zu Ende; eine ſchöne Rechtfertigung für den Dichter, der oft genug verkannt wurde.

Theater an der Wien. Den 20ten zum erſten Mahl: **Kaſſius und Phantaſus, oder: Der Paradiesvogel.** Ein erzromantiſches Schau- und Luſtſpiel mit Schickſal und Muſik ꝛc. In drey kleinen und drey großen Aufzügen, von **Ludwig Robert.**

Ein Labyrinth öffnet der Verfaſſer dieſes ſatyriſchen Spiels in ſeiner muthwilligen Laune den Zuſchauern, die ſich auch guten Theils darin verirren. Unſern Leſern, die ſich nicht in's Innere wagen, diene Folgendes zum Leitfaden.

Ein Theater-Director, der ſich **Kaſſius** nennt, und ein Dichter, **Phantaſus** mit Nahmen, ſtreiten ſich der Aufführung eines Stücks wegen, des beſagten nämlich, das in den drey großen Aufzügen produzirt wird, indem der Eine das Schauſpiel zum Vortheil ſeiner Kaſſe eingerichtet wiſſen will, der Verfaſſer aber, dem ſein Nachruhm näher liegt, ſich der profanirenden Abänderung widerſetzt. Das Stück wird doch zur Probe in die Scene geſetzt, und die Zuſchauer ſollen Richter ſeyn. Ein Recenſent, **Anonymus** genannt, ſpielt unſichtbarer Weiſe mit. Dieſer Nahme wird, im Vorbeygehen geſagt, bald unter den Dichtern ſo gebräuchlich, daß die Konſorten des Erſtern ihm leicht entſagen können. Das erwähnte Zwiegeſpräch nun des **Kaſſius** und

Phantaſus, geht in den drey kleineren Aufzügen vor, die immer mit den größern wechſeln. Hierin liegt ungefähr die Expoſition, und ſie iſt beſſer, als in vielen andern Stücken, man wird ſo ziemlich klug daraus; wie ſich die menſchliche Klugheit aber ſelten auf ſich ſelbſt verlaſſen darf, ſo geht es auch hier, und die Ausführung ſteht den andern gleich, man weiß am Ende nicht, wer Kellner oder Koch iſt. Zuletzt muß der Anonymus doch oft ein Wörtchen drein reden, um den Wirrwarr zu entwirren. Darauf thut der unſrige nun gern Verzicht; wie er ſich aber im Vorbeygehen über den Paradiesvogel vernehmen ließ, ſoll jetzt in wenigen Worten mitgetheilt werden. Dieſe Bemerkung muß auch die Erzählung des Inhalts und ſelbſt die Handlung erſetzen, denn die Handlung des Schauſpiels beſteht eben darin, daß es keine hat. Es iſt eine wahre Maskerade, wo anſchaulich und in buntem Gemiſch vorüberziehen: die Schickſals-Tragödie und das romantiſche Drama, das räſonnirende Luſtſpiel und die weinerliche Komödie, ꝛc. ꝛc. wie der Titel ſagt. Kräftige Komik, Witz und Humor tummeln ſich mit ihnen luſtig herum, doch wird den Zuſchauern von dem vielen Drehen etwas ſchwindlich, und wenn ſie dann wieder die lange Reihe von Erſcheinungen, die ihre Bedeutung ſelbſt ausſprechen und ſogar die Leere und die Langeweile verſinnlichen ſollen, Schritt für Schritt verfolgen, ſo fängt ihnen der Kopf an zu ſinken. Hier hat der Verfaſſer ſich ſeinen Ideen zu ſehr hingegeben. Die Figuren ſind alle Karikaturen; eine der glücklichſten iſt der Jude, der den Schutzgeiſt repräſentirt; man möchte faſt mehr hinter ihm ſuchen, als vielleicht dahinter ſteckt. Die parodirende Erzählung dieſes Genius iſt vorzüglich gelungen. Der Verfaſſer hat eine eigne Gabe, alten Einfällen den Reiz der Neuheit zu geben. Der erſte Akt regt immerwährend die Aufmerkſamkeit an; der zweyte ſpannt ſie wieder ab, und der Dichter hat vielleicht durch den unvortheilhaften Eindruck, den dieſer hinterläßt, gewiſſermaßen ſeinen Zweck erreicht; der dritte iſt der lebendigſte, und die komiſche Wirkung ſchreitet vorwärts bis zum Schluß. Übrigens ſehen wir aus dieſem ſinnreichen Poſſenſpiel, daß der Autor glücklich im Parodiren, glücklicher vielleicht, als im Produziren iſt.

Mehrere Rollen wurden mit vielem Glück gegeben.

Leopoldſtädter Theater. Den 28ſten zum Vortheile des Regiſſeurs, **Ferdinand Raimund**, und zum erſten Mahl: **Die Fee aus Frankreich**, oder: **Liebesqualen eines Hageſtolzen.** Original-Feenmährchen neuerer Zeit in zwey Aufzügen, vom Verfaſſer des Geſpenſtes auf der Baſtey. Muſik vom Hrn. Kapellmeiſter **W. Müller.**

Die **Fee Roſa**, deren Zweck es iſt, unempfindliche Herzen zu bekehren und Hageſtolze zu beſtrafen, nachdem ihr in Frankreich manches Werkchen dieſer Art gelungen, kommt auch nach Deutſchland, wird als Unbekannte von dem Weiberhaſſer **Spindelbein** verächtlich abgewieſen, und verurtheilt ihn, in vier Prüfungen, als ſchmachtender Jüngling, als eiferſüchtiger Mann, als geprellter Pächter, und als [illegible] Geiſt deſſelben, die Qualen der Liebe zu beſtehen. Nachdem die Prüfungszeit vollendet iſt, vermählt ſie ihn mit einer ihrer Dienerinnen. Alles, was die Mächtige umgibt, iſt roſenfarb, ſelbſt der Geiſt erſcheint in roſenfarbener Geſtalt und verbreitet Roſendüfte um ſich her. Auch die **Fee** zeigt ſich in verſchiedenen Charakteren: als Wäſchermädchen, Italienerinn und junge Bäuerinn.

Die Einrichtung und Anordnung dieſes Feenmährchens erinnert an den »Eheſtandsteufel auf Reiſen,« man kann jenes ein Seitenſtück zu dieſem nennen. Die Verwandlungen ſind aber anderer Art. Es zeigt ſich überall viel Bekanntes, auch viel Beliebtes, das der guten Aufnahme gewiß iſt, in den Vorfällen und in den Einfällen, in der Proſa und im Geſang. Dieſe Miſchung aus alten und neuen Ingredienzien bildet eine Art von Potpourri, der nicht zu ſtark und nicht zu ſchwach iſt, aber ſeine Wirkung nicht verfehlt, und in öfteren Repriſen mit Behaglichkeit genoſſen werden kann. Noch einen beſonderen Vorzug hat dieſes Mährchen: der zweyte Theil iſt lebender und wirkſamer, als der erſte, da ſonſt oft der umgekehrte Fall ſich einſtellt. — Die Epiſoden ziehen ſich etwas in die Länge. Warum die Fee aus Frankreich kommt, das frage nie-

Florian.

Fort! fort!

Iſak.

Was will ich machen. (Er geht in's Gartenhaus, deſſen Thüre Florian hinter ihm abſchließt.)

Florian.

Einer wäre in meiner Gewalt. (zu Wirbel) Und Ihr da, nicht mehr gemuckſt, oder — (ſchlägt ſein Gewehr gegen ihn an.)

Wirbel

(tritt unerſchrocken gegen ihn.)

Was ſoll's?

Florian.

Gebt acht! gebt acht! — ein Unglück iſt bald geſchehen. (blickt in die Scene) Ah, da kömmt Verſtärkung! —

Zwölfter Auftritt.

Theobald, die Vorigen.

Florian.

Vater Theobald, kommt und ſtellt Euch hier ein wenig auf meinen Anſtand, ich bin zu heftig. Ich will indeſſen dem gnädigen Herrn Nachricht geben. Nehmt meine Büchſe, und habt ein wachſames Auge auf dieſen Wildſchützen da.

mand; ſie brauchen keinen Paſſport auf ihren Reiſen. Die Roſenfarbe kann für ein charakteriſtiſches Kolorit dieſes Singſpiels gelten, darum trägt auch der Geiſt dieſe Farbe, ob ihn gleich niemand ſieht und ſehen ſoll, als die Zuſchauer, auf deren Beluſtigung es, wie recht und billig, überhaupt mehr abgeſehen iſt, als auf die Bekehrung des Hageſtolzen. Auch ſind die Prüfungen nicht ſo hart und ſtreng; der Büßende ergetzt ſich ſelbſt mitunter, wie die Andern. Frappant iſt es, wenn die Bauern den Geiſt, der ſich in der Scheuer ſchlafen gelegt hat, mit der Heugabel auf den Wagen werfen, und er ſich ſchnell wieder auf die Füße ſtellt. Die Zuſchauer lachen herzlich, und keiner fragt, wie man einen Geiſt mit der Heugabel aufſpießen kann, denn es ſind ihrer zwey. Das gehört zum luſtigen Volksleben. Die Erſcheinungen ſind zahlreich, die Dekorationen heiter, die Muſik enthält viel Gelungenes, und der Benefiziant hatte Gelegenheit vollauf, ſeine Vielgeſtaltigkeit zu zeigen Sollte ein oder das andre Charakterbild beſonders ausgezeichnet werden, ſo möchte leicht die Wahl zugleich den empfindſamen Liebhaber und den eiferſüchtigen und verliebten Friſeur treffen. Frau von Flinſerl und Herr von Freudumm wetteiferten in ihrer komiſchen Eigenthümlichkeit. Eine willkommne Erſcheinung war die Fee Roſa. Auf den unterhaltenden Schlußchor folgte ein Danklied, als Parodie des neueſten Volksliedes, deſſen letzte Strophe eine recht pikante, glückliche Pointe macht.

Theatraliſcher Anzeiger. Pierre, Paul et Jean, ein Vaudeville in zwey Akten, von den Herren Ourri und Sewrin, wurde im Théâtre du Vaudeville ſehr beyfällig aufgenommen.

La capriciosa corretta, von Martini, wurde im Théâtre italien zwar nicht mit Enthuſiasmus, aber mit Vergnügen gehört.

Die Schauſpieler des königlichen Theaters in Brüſſel, welche die Ehre hatten, vor Sr. Majeſtät dem Könige von England zu ſpielen, erhielten Gratifikationen von 60 bis 150 Franken für die erſtern Mitglieder. Auf die Choriſten und Figuranten kamen 20 Fr. 50 Cent.

Die Geſchichte eines Affen, welcher Buonaparten angehörte, und welcher ſich nun in London befindet, iſt in Paris gedruckt erſchienen.

Ein neuer Roman von Madame S. P.: la vieille fille, macht daſelbſt viel Aufſehen.

Caſtellan erklärt einige türkiſche Ausdrücke auf folgende Art: Das Wort »erhabene Pforte« kommt her von dem Haupteingang des Serails, welches mit einer ſtarken Mauer von der Stadt getrennt, deren Eingang ein ſtarkbefeſtigter großer Bogen iſt. Dieſer heißt die erhabene (hohe) Pforte. — Früher, als das Volk noch nomadiſirte, durfte Niemand das Zelt des Oberhaupts betreten, ſondern Alles verſammelte ſich rund umher, und der Fürſt, in dem Eingang ſtehend, diktirte ſeine Verfügungen; auch dieß gab ſchon Gelegenheit zum Nahmen »Pforte.« Eben ſo wurden früher die Befehle des Souveräns immer nur zu Pferde von ihm ertheilt; daher noch jetzt der Gebrauch, ſie »vom kaiſerlichen Steigbügel« zu datiren. — Das zweyte Portal des Serails heißt die »Märtyrer-Schwelle,« weil unter demſelben die Mächtigen in der Regel umgebracht werden. Das dritte Portal führt zu dem Innern des Serails, und heißt »Glücksthor.« Es wird vom capidig-bachy (Ober-Portier) bewacht. — Die kirchliche Formel, wenn ein Kaiſer ſtirbt, heißt: die Seele Sr. Hoheit hat, mit ſeiner eigenen Übereinſtimmung und aus freyem Willen, die Welt — welche nur die Pforte der Eitelkeit iſt — verlaſſen, um in den Beſitz aller unverſiegbaren Güter zu kommen.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625), wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 11 fl. W.W. halbj.— Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Conversationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

97.

(Wien, Mittwoch den 5. Dezember.)

Das gelehrte Bedlam.

Rückblicke auf das gelehrte Unweſen, mit Seitenblicken auf das Weſen der Gelehrſamkeit.

Dritte Lieferung.

D. Ein Labetrunk für Theorien-Schmiede.

Wenn gleich viele Schriftſteller aus dem myſtiſchen Brunnen des Rebenſaftes geſchöpft haben mögen, und das Heidelberger literariſche Faß deſſen ungeachtet beym Anklopfen nicht heller tönen will: ſo vermuthe ich wenigſtens noch ein wohlriechendes Lager vorzufinden, über welches ich meinen Sprudelmoſt laufen laſſen will, die Dichter nachahmend, die ihrem Waſſer auf dem klaſſiſchen Lager zu der Ehre echten poetiſchen Ausbruches verhelfen. Die Löcher in den Schreibtiſch ſind einmahl gebohrt, und die Pfropfen vorgerichtet; wer die letzteren in Erwartung edlen Weines herauszieht, entſcheide ſelbſt, ob des Mephiſtopheles Feuer mit der Tinte zu vergleichen, die aus meinem Tiſche neugierigen Theorienſchmieden entgegenfährt.

Wie überall, will ich auch hier nicht parador erſcheinen, obſchon ich bekenne, daß mich Tractätlein, wie jener des Fuſilius *), welcher beweiſen ſollte, daß der auf dem Holzſtoße gemarterte Atheiſt, Julius Cäſar Vaninus, mehr vom Rauche erſtickt, als vom Feuer verzehrt worden, immer beſonders angezogen haben, weil im Grunde dem Philoſophen doch alles darauf ankommt, wie eine Sache geſchieht. Darum halte ich auch, gewiß ohne Paradoxie, das Waſſer weit unter dem Weine, womit ich den Gelehrten und den Dichtern, inſonderheit den deutſchen, welche, dem methyologiſchen Synonymikon Lichtenbergs **) zu Folge, nicht weniger als 103 hochdeutſche und 55 plattdeutſche Ausdrücke haben, womit ſie den Rauſch bezeichnen, ſehr willkommen ſeyn dürfte; wahrlich! ſo viele Wörter hat der Italiener nicht für die Liebe, und der Ruſſe nicht für den Branntwein erfunden. Das Waſſer iſt zwar älter als der Wein, denn die Weinfluth kam erſt nach der Sündfluth auf die Erde, um das wieder zu verderben, was dieſe kaum gut gemacht hatte, wie wir an Cham ſehen, der ſeinen Vater verſpottete, weil dieſer ſeiner Erfindung zu ſehr nachhing; allein gibt das Alter dem Waſſer die Vorzüge auch nur des geringſten Weines? Thales von Milet meinte zwar, alle Dinge ſeyen aus dem Waſſer hervorgegangen, und von manchen Dingen, vorzüglich von den Gedichten und Dramen der neueſten kindlich-einfach (vielleicht kindiſch-einfältig?) ſeyn wollenden Schule ſollte man wohl daſſelbe vermuthen. Allein man belehrt uns, daß dieſe Schule Nüchternheit prediget, und doch den Thyrſus nicht haſſet, — wer erklärt ſolches Räthſel? — Den Dichtern gehörte von Alters her der Weinberg insbeſondere, und gleichſam von Amtswegen an, und der liebenswürdige Anakreon, der in einer Ode bewies, daß alle Dinge trinken *), woraus natürlicher Weiſe die Dichterlogik folgerte, daß das Getrunkene Wein ſeyn müſſe, wollte ſogar keinen andern Tod ſterben, als jenen des Erſtickens an einem Traubenkerne. Da nun die heutige Poeſie ſo nüchtern bleibt, und die Poeten doch, wie ich bey der Verlaſſenſchaftsabhandlung nach ſo manchem derſelben aus dem ſauer verzogenen Munde des Erben, den kein beneficium legis et inventarii ſchützt, im Vertrauen erfahren habe, dem Weine nicht abhold ſind, da ſie das Horaziſche

---

*) Menken de Charlataneria eruditorum. Lips. 1716, pag. 204.

**) Vermiſchte Schriften. Wien, 1817, bey Kaulfuß. Band 3, pag. 41.

Nulla placere diu, nec vivere carmina possunt,
Quae scribuntur aquae potoribus,

fleißig vor Augen haben, und ſich dem Äſchylus dadurch an die Seite ſetzen wollen, daß ſie gleich ihm (Vide Plutarch in Sympos.) ihre Tragödien in einem Zuſtande ſchreiben, der den Gelehrten Baudius, einen eifrigen Bacchusprieſter, und darum, ſonderbar genug, »die Schande der Leydner Akademie genannt **), faſt gar nie verlaſſen haben ſoll; ja, da manche ſich zu den bacchanaliſchen Großthaten des Camillus Quernus ***) erheben, ohne ſich dadurch, wie dieſer, zu der Würde und zu dem Ehren-Nahmen eines Erz-Poeten emporſchwingen zu können: ſo gerathe ich auf eine eigene Vermuthung, welche dieſes wunderſame Phänomen erklären ſoll.

Anzunehmen, daß unſere heutigen Poeten das Trinken oder gar das Dichten nicht mehr ſo recht verſtehen, wie ihre Vorgänger, wäre vermeſſen. Der Grund obiger Erſcheinung liegt tiefer, er liegt, man erſchrecke nicht! — im Mittelpunkte der Erde! — Wer nicht durch die großen Hypotheſenſchmiede unſers Jahrhunderts, unter welchen Allix ****) mit ſeinem Hammer ſogar an die Mondſcheibe angeklopft hat, um am Klange zu erkennen, in welchem Verhältniſſe er aus Licht-, Waſſer- und Sauerſtoff gemiſcht ſey, aus dem geſunden Schlafe der Natur-Anſchauung innerhalb der Sphäre ſeiner Augen, und allenfalls eines Lieberkühn'ſchen Sonnen-Mikroſkops oder Herſchelſchen Sternrohrs erweckt, oder durch Odilo Wolfs *) Theorie eines ewigen Falles aller Körper, der auch Newtons Theorie, obſchon ſie kein Körper iſt, zum Falle bringen ſoll, zum magnetiſchen Hellblicke in das Innerſte der Natur, folglich auch in den Mittelpunkt der Erde, eingeſchläfert worden iſt, der lege dieſe ketzeriſchen Blätter nur augenblicklich weg, und leſe andere belehrende Werke dieſer Art, z. B. die Abhandlung des gelehrten Patrin **) über die Art und Weiſe, wie in Sibirien unter der Erde die ungeheuren Maulwürfe, Mammouth genannt, leben, deren Knochen man, närriſch genug, für Überreſte einer antediluvianiſchen Thierwelt hielt, oder die Beweiſe ***), daß die Elephantenzähne, die man am Ohio in Nordamerika ausgräbt, eigentlich den gefallenen Engeln angehört haben. Doch treten wir übrigen nun mit Meiſter Klimm unſere Reiſe nach dem Mittelpunkte der Erde an! — Aber wie hängt das mit dem Weine und mit den Poeten zuſammen? — Auf die natürlichſte Weiſe, wie nämlich in unſern Köpfen Alles zuſammenhängt, durch eine Theorie! Man höre! Die Alten (wir glauben, es waren die Griechen) bemerkten an einem violetten Edelſteine die edle Eigenſchaft, daß er als Ringſtein oder ſonſt als Amulet getragen, den Beſitzer vor den Folgen des Weines bewahrte, und nannten ihn daher Amethyſt, das heißt etymologiſch: Feind des Rauſches (a privativum und μεθῦ Rauſch ****). Natürlich kam dieſer Stein ſehr in Anſehen; Senatoren und Leute, deren Amt gewiſſe ernſthafte dehors erforderte, drückten ihn bey Gelagen unter ihrer Chlamys oder Toga nach jedem Becher heimlich an das aufthauende Herz. Nur die Dichter achteten dieſes Steines nicht, und da die heutigen Poeten den Wein auch höher achten, als den Stein, und die Beyden nur im Steinweine vereint leiden wollen, ohne doch, wie einſt Amphion, Steine, ja kaum Herzen bewegen zu können: ſo ſcheint der Stein ihnen Rache geſchworen zu haben. Ich vermuthe nämlich, daß, da uns die gelehrteſten Mineralogen und Geologen die Übergänge einer Steinart in die andere durch die ſprechendſten Beyſpiele dargethan, und genaue Experimente am Berge Shehallien in Schottland zum Troſte aller Optimiſten bewieſen haben *****), daß der Erde mittlere Dichtigkeit gerade jene eines Edelſteins, und ſie ſelbſt alſo auch in dieſer Hinſicht ein Edelſtein ſey; daß, vermuthe ich, die Erde von innen nach außen zu nach und nach, um mich eines geologiſchen Ausdrucks zu bedienen, in Amethyſt übergehe. Nun iſt alles erklärt, und die Abgeſchmacktheiten Jakob Böhme's, der den Kern der Erde für Eiſen, und die Sterne für Löcher im ſchwarzen Himmelsgewölbe hielt, durch welche das ewige Lichtmeer herabſchimmert, wären widerlegt. Wer meine Theorie, der manche andere an richtigen Prämiſſen und kluger Syllogiſtik nicht weicht, für unhaltbar erklärt, der befriedige das Urſachenthier [1]), Menſch genannt, über die herrſchende Nüchternheit in Poeſie und Liebe, trotz Wein und Cantharіden, mit der allgemeinen Sentenz, es ſey nun einmahl gegenwärtig nicht die Zeit, welche großen Dichtern Begeiſterung einflößen könne, der Amethyſt des Jahrhunderts liege in Über- und Abſpannung, und wie dergleichen Gemeinſprüche ſonſt noch lauten. Bevor aber, als nicht das Projekt eines berühmten Präſidenten [2]) einer berühmten gelehrten Akademie ausgeführt, und ein Loch bis zu ihrem Mittelpunkte in die Erde gegraben wird, bin ich, gleich den Metaphyſikern, deren Wahrheiten den Lernenden erſt nach dem Tode klar werden ſollen, geradezu unwiderlegbar. —

---

*) In der bekannten Ode: ἡ γη μελαινα πινει.

**) Baudius ſoll gar nie nüchtern geweſen ſeyn. S. Arends polit. Herald. Bibliothek. p. 133.

***) Von dieſem als Dichter und Trinker gleich hochberühmten Manne und Tafelpoeten Papſt's Leo des X. erzählt Paul Jovius (Elog. II. Th. p. 156) folgende Anekdote: Es wurde ihm, der ſich den Ehrennahmen Erzpoet erworben hatte, über Tafel bey dem Papſte aufgetragen, über jeden gegebenen Gegenſtand zwey lateiniſche Verſe aus dem Stegreife zu recitiren; im Falle er aber nicht weiter könnte, zur Strafe einen übergroßen Humpen zu leeren. Da ihm nun aufgegeben wurde, ein Diſtichon auf ſich ſelbſt zu machen, und er nach dem erſten [illegible] Verſe: »Archipoeta facit versus pro mille poetis,« nicht weiter konnte, reichte ihm ſein Gönner den Humpen, indem er das Diſtichon vollendete, ihm zurufend: »Et pro mille aliis archipoeta bibit!« —

****) Allix, J. A. F., neueſtes Syſtem des Weltalls. Frankfurt a. M. 8. 1817.

---

*) Widerſtands-Syſtem, von Odilo Wolf. 2 Theile. Wien, 1819. 8.

**) Nouveau dictionnaire d'histoire naturelle. Tom. XIV. pag. 15.

***) Essay sur la population de l'Amérique. Amsterdam, 1767. T. II. pag. 298.

****) Merkwürdig iſt, daß die perſiſche Benennung des Amethyſt's, Dſchemeſth, etymologiſch daſſelbe bedeutet, mit dem Griechiſchen Amethyſtos, denn mesth (مست) heißt im Perſiſchen betrunken, und mesthi (مستی) die Trunkenheit. Wahrſcheinlich iſt aus dem Vaterlande der Talismane und Edelſteine auch die Benennung derſelben zu den Griechen gekommen, wie durch die in den Fundgruben des Orients, Band VI, Heft II, pag. 111 enthaltenen Notizen über des Mohammed Ben Mansur Buch der Edelſteine (aus dem dreyzehnten Jahrhundert nach Chr.), von mehreren derſelben etymologiſch nachgewieſen wird.

*****) Philosophical Transactions for the year 1811, pag. 2.

So ſähen wir denn den edlen Leichnam der Dichtkunſt wie den todten Japaner[3]) in das ohne Erfolg geleerte Weinfaß gedrückt, und wir ſehen der Erfindung eines Doſia-Pulvers entgegen, das den Erſtarrten wieder ſchmiegſam machen und auferſtehen laſſen wird; vielleicht erweckt dieſelbe Poſaune erſt die ſchlafende Sirene und den ſchnarchenden Juriſten, Tiſchrath und Freyherrn Jakob Paul Gundling [4]), der zu Bornſtädt in einem Weinfaſſe einer ſeligen Auferſtehung entgegenharret. Ich bin indeſſen meines Ortes überzeugt, daß, weil Bacchus heut zu Tage nicht mehr verſiegelte leere Krüge bey den ihm heiligen Feſten unverſehens voll macht [5]), wohl aber ſich dennoch ſtets Liebhaber finden, die das Gegentheil ins Werk ſetzen, die Periode der gänzlichen Umwandlung der Erde in Amethyſt noch ziemlich ferne liegen dürfte. Wäre ſie ſchon nahe, ſo wäre es unmöglich, daß man Trauerſpiele leſen könnte, die, ohne des Äſchylus Geiſt zu athmen, beſtimmt nur im Rauſche geſchrieben werden können, und ein gewiſſer Krug [6]), dem das Schickſal aus dem Munde eines ſeiner poetiſchen Liktoren das endliche Schickſal der Krüge vorherſagte, die zum Waſſer gehen, könnte nicht der Prophezeyung lachen, und vorgeben, er gehe nicht zu Waſſer und nicht zum Weine von Weiſſenfels, deſſen Unſchuld man ſo ſehr lobt; gäbe es nicht noch alten guten Wein, dem kein Amethyſt die Kraft benommen.

---

[1]) So nennt Lichtenberg irgendwo das ewig fragende Geſchlecht der Menſchen.

[2]) Maupertuis; am Ende konnte er jedoch nicht tiefer in die Erde gelangen, als andere Neugierige, die man in das Grab verſenket.

[3]) Die Leichname werden in Japan in nur drey Fuß hohe Tonnen geſetzt, und, um ſie hineindrücken zu können, werden ſie mittelſt eines gewiſſen Pulvers, Doſia genannt, erſt biegſam gemacht. Siehe Cérémonies usitées au Japon pour les mariages et funérailles, par feu M. Titsingh. Paris. — Charpentier und Coſigny laugnen jedoch in Folge von eigenen Verſuchen die Kraft der Doſia.

[4]) Jak. Paul, Freyh. v. Gundling, Tiſchrath Friedrich Wilhelms I., ſtarb 1731 zu Potsdam, und wurde, ſeinem letzten Willen gemäß, zu Bornſtädt in einem Weinfaſſe begraben.

[5]) Bey den Bacchusfeſten, Thyia genannt, füllten ſich verſiegelte Krüge von ſelbſt mit Wein. Pausan. Lib. 6. Eliac. 2. Huet. Alnet. Quaest. l. 2. c. 18.

[6]) S. Hermes. 1819. Band IV. Anhang. Pag. 84.

Wenn man bedenkt, daß ein Geſetz des Zaleucus *) den Kranken den Wein bey Todesſtrafe unterſagte, ſo weiß man wahrlich nicht, ob unſere Dichter, falls dieſes Geſetz wieder auflebte, Wein trinken dürften oder nicht, da ſie ſich häufig ſelbſt für gemüthskrank, einige für magnetiſch-hellſehend, alſo für nervenkrank erklären. Letztere ſind es vorzüglich, die, wenn ſie ſchreiben, ſich zugleich für die Magnetiſeurs ihres Publikums halten; da nun aber die Anſichten des Magnetiſeurs, ja ſeine Empfindungen und Gefühle alſobald jene der Magnetiſirten werden, ſobald ſie in Rapport mit den erſteren kommen, ſo ſetzen ſie ſich durch ein gewiſſes Streicheln und Schmeicheln mit dem lieben Publikum in Rapport, und dieſes wird natürlich über die Anſichten und Gefühle des Dichters ganz entzückt, weil es ſie für die eigenen hält (und eigene Gefühle ſchätzt jeder hoch). Im Grunde gleichen alſo die Leſer unſerer neueſten Romane den Gäſten an einer magnetiſchen Tafel, wo der Hausherr allein ſpeiſet, und alle Gäſte durch den magnetiſchen Rapport glauben macht, ſie hätten alle, und zwar recht gut gegeſſen, weil ihm ſeine eigene Koſt gar ſehr behagte. — O! die Magnetiſeurs verlaſſen das geſunkene Menſchengeſchlecht nicht. Hellſehen iſt auch ein Rauſch, — unſern Dichtern kommen ſie mit Streicheln zu Hülfe; — dieſe reden dann im Schlafe, klüger als die Inkubanten in Aesculaps Tempeln **), und das große Publikum, überzeugt durch einen großen Dichter, das Leben ſey ein Traum, glaubt natürlich, daß alle Dichter nur im Schlafe ſchön reden können, und ſchläft ſympathiſch bey den Werken der meiſten ein; was man ſonſt Langeweile nannte, wird nun magnetiſcher Rapport, — die Seele, halberwacht, träumt endlich, und das Leben zeigt ſich abermahls als ein Traum.

Doch genug, wer nicht begreift, in welchem engen Zuſammenhange Wein, Dichtkunſt, der Mittelpunkt der Erde, Maupertuis, Magnetiſiren und Träumen ſtehen, vergißt, daß unſere Straße uns durch die närriſchen Wälder führt, deren Wipfel weit über den Firniß des großen Globus über die Luftſchiffer-Linie (wir ſchlagen den Phyſikern dieſes Wort als Nachbildung ihrer Schneelinie vor) zu den Sternen hinaufreichen, aus deren Reiche nächſtens einige an Zeit und Ort nicht gebundene Magnetiſeurs nach einer Luſtreiſe in den Nebelſtern des Orion einen Kourier mit mehreren eleganten philoſophiſch-poetiſchen Nebelmuſtern, für Herrn und Damen, nach Bedlam abſenden werden. Wahrlich, ein goldener Regen ſteht dann den Journaliſten bevor, welche gleich keuſch als Danae, in Ermanglung des Donnerers auch den Diis minorum gentium ſich gefällig beweiſen wollen.

---

*) Cl. Aelian. var. historiar. Lib. 2. c. 37.

**) Aesculap hieß bey den Alten der Traumgeber, weil er jenen Kranken, die in ſeinen Tempeln ſchliefen (den Inkubanten), im Traume die Arzneyen vorſchrieb. Plaut. Curcul. II. 2. Aristophan. Plutus 660 etc. Unſere Magnetiſeurs ſind daher theils Traumgeber, theils Träumende.

* * *

Der Freywillige.

Wie? Du Haſenfuß! Nicht Schneider mehr?
Du — Soldat? — »Bey Gott! Es fiel mir ſchwer;
Als jedoch nach blutigem Verluſte
Alles die Muskete tragen mußte,
Zog ich mit als Volontär.

Haug.

* * *

Eliſabeths Ankunft in Frankreich.

Als die ſechzehnjährige Eliſabeth von Öſterreich, Gemahlinn Carls IX., Königs von Frankreich, ſich von ihrem geliebten Vater Maximilian II. trennte, ſagte dieſer weiſe Fürſt zu ihr *): Du ſtehſt nun im Begriffe, meine Tochter, die Beherrſcherinn des ſchönſten und mächtigſten Landes zu werden. Dazu kann ich dir aufrichtig Glück wünſchen; aber weit glücklicher müßte ich dich preiſen, wenn du es in jener Blüthe ſäheſt, welche es in früherer Zeit ſchmückte. Es hat Glanz und Kraft verloren; es iſt in ſich zerſpalten und uneins, über einen Theil verfügt dein Gemahl, der König, über den andern die Großen; auch wüthen überall Religionskriege.

Der Herzog von Anjou, Bruder des Königs, der ſich bereits durch die Siege von Jarnac und Moncontour einen Nahmen gemacht hatte, ging voraus zur Übernahme der neuen Königinn. Er traf ſie den 24. November 1570 zwiſchen zwey unbedeutenden Ortſchaften, Ballan und Bazeille. Dem Herzoge ging die Leibwache zu Pferde, gefolgt von Pagen und Dienern zu Fuße, voraus. Darauf folgten die Edelleute der Häuſer Anjou, Alençon und Lothringen, und mit ihnen ſolche aus dem Hauſe des Königes, welche bey dem feſtlichen Empfange gegenwärtig ſeyn wollten. Die Ordensritter befanden ſich vor dem Herzoge von Anjou, den die Herzoge von Alençon und Lothringen begleiteten, und den Zug beſchloſſen Herren aus ihrer Umgebung.

Vor der Königinn ritten mehrere Abtheilungen Reiter, darauf kamen deutſche Edelleute, nach ihnen der Churfürſt von Mainz, der Biſchof von Straßburg und der Markgraf von Baden. Sie begleiteten den Wagen, worin ſich die Königinn und die Gräfinn von Aremberg befanden. Der Wagen war vergoldet und mit grauem Sammt, von weißer und hochrother Stickerey, bedeckt, und von vier weißen Pferden gezogen. Drey andere Wagen fuhren nach. In dem erſten war die Gräfinn Fiesko, aus dem Hauſe Strozzi, in den zwey anderen die Hofdamen der Königinn. Beym Zuſammentreffen mit der Kutſche ſtiegen die Herzoge Anjou, Alençon, Lothringen und die Ausgezeichneteren ihrer Begleitung ab; daſſelbe geſchah vom Erzbiſchofe von Mainz, Biſchofe von Straßburg und den deutſchen Herren. Nach einer ſehr kurzen Bewillkom-

---

*) Brantome, dames galantes etc.

mung ſetzte man den Weg fort, und gelangte nach Sedan, wo die Königinn mit den Herzogen von Anjou, Alençon und Lothringen im Schloſſe wohnte. Der König war dahin mit Poſt, unerkannt, vorausgeeilt, indem ihn die Sehnſucht, Eliſabeth anſichtig zu werden, überwältigte. So hatte er ſich unter die Menge geſtellt, jede Auszeichnung vermeidend, um ſie nach Muſe betrachten zu können, wenn ſie aus dem Wagen ſtieg. Anjou, welchem dieſes hinterbracht wurde, ergriff den Vorwand, die Königinn auf die Bauart des Schloſſes nach jener Seite, wo der König war, aufmerkſam zu machen. Ihr Antlitz war unverhüllt, auf dem Haupte trug ſie ein Häubchen *) und darüber einen Hut mit einer weißen Feder. Der König verſicherte ſeiner Mutter nachher das Vergnügen, welches ihm Eliſabeths Anblick gewähret hatte.

—rh—

Ameiſeneyer.

Mitgetheilt von Bockſchicker.

4. **Ludwig XI.** legte auf die Weiſſagungen der Aſtrologen einen beſondern Werth. Einer derſelben hatte den Tod eines vom Könige geliebten Weibes prophezeyt, und der Zufall die Prophezeyung gerechtfertigt. Der König ließ den Sterndeuter kommen und ſagte: du, der du alles vorherſiehſt, wenn wirſt du ſterben? Der kluge Sternkundige, der die Schlinge bemerkte, antwortete: ich werde drey Tage vor Euer Majeſtät ſterben. Furcht und Aberglaube überwanden des Königs Zorn; er ſorgte auf's Beſte für den kühnen Betrüger.

5. Je mehr dieſer Fürſt muthige Männer ſchätzte, je beſorgter war er um ihre Erhaltung. Bey der Belagerung von Quesnoy war ein Ritter, Raul von Lannoy mit Nahmen, trotz des heftigen Widerſtandes der Feinde, Sturm gelaufen, und hatte den Wall erſtiegen. Der König, Zeuge ſeines Muthes, hing ihm eine goldene, 500 Thaler ſchwere Kette um den Hals, und ſagte: bey Gott (par la pâque Dieu, Ludwigs gewöhnlicher Schwur)! mein Freund, ihr ſeyd im Kampfe zu hitzig, man muß euch anketten; denn da ich euch noch öfter brauchen will, will ich euch nicht verlieren.

6. Einſt muſterte Ludwig die Edelleute in ſeinem Gefolge, und da er keinen gewaffnet fand, ließ er Schreibzeuge unter ſie austheilen, mit dem Bedeuten, daß ſie ſich der Federn bedienen ſollen, da ſie der Waffen nicht mächtig ſeyen.

7. Während dieſer König in der Kirche betete, kam ein armer Mann zu ihm, der ihm vorſtellte, daß er wegen einer Schuld von 1500 Franken ſchon im Gefängniſſe geſchmachtet habe, und nun auf Anſangen ſeines Gläubigers neuerdings dahin gebracht werden ſollte. Der König zahlte die Schuld alſo-

---

*) Scoffion oder Eſcoffion hieß eine Haube von Leinwand oder Zeug, die wie eine Plattmütze (calotte) ausſah. Die Damen hielten es damahls für unſchicklich, den bloßen Kopf nach Weglegung des Hutes zu zeigen.

gleich und ſagte: du biſt zu rechter Zeit gekommen, es iſt billig, daß ich mit Unglücklichen Mitleid habe, da ich eben Gott bat, ſich meiner zu erbarmen. So war dieſer König, dem man Manches vorwirft, den das Volk liebte und der Adel haßte, der aber durch weiſe Einrichtungen Frankreichs Macht begründete.

8. Man weiß, wie Cortez Mexiko eroberte; weniger bekannt iſt es, daß der Held Moritz von Naſſau, als er eben im Begriffe war, die Schlacht von Nieuport gegen den Erzherzog Albert zu liefern, alle ſeine Schiffe zurück ſchickte und den Soldaten verkündete, ſie müßten entweder ſiegen oder das ganze Meer austrinken; er für ſich ſey entſchloſſen, das weit ſtärkere Heer des Feindes zu ſchlagen oder zu ſterben, wenn ſich ſeine Soldaten durch Leute überwinden ließen, die, obwohl zahlreicher, nicht ſo viel werth ſeyen als ſie ſelbſt.

9. Der Kanzler d'Agueſſeau war in jeder Hinſicht ein vortrefflicher Mann. Unermüdet in Geſchäften, nahm er ſich der Unterdrückten beſonders an. Eines Tages rieth ihm ein Freund, nicht ſo angeſtrengt zu arbeiten. Kann ich ruhen, erwiederte er, wenn ich weiß, daß Menſchen leiden? Man ſuchte ihn zu bewegen, eine beſſere Anſtellung vom damahligen Regenten für ſich zu begehren, und das Gelingen war gewiß. Gott bewahre mich, ſprach d'Agueſſeau, je die Stelle eines lebenden Mannes einzunehmen. Als ſeine geliebte Gattinn ſtarb, drückte ihn der Kummer ſchwer, dennoch ließ ſein Fleiß nicht nach. Ich bin ein Mann des Volkes, ſagte er, und dieſes ſoll unter meinen häuslichen Unglücksfällen nicht leiden. Er beſſerte ſtets an ſeinen Werken. Einſt fragte er ſeinen Vater über eine Rede, die er ſchon überarbeitet und noch feilen wollte, um Rath. Letzterer erwiederte ihm mit Feinheit und Geſchmack zugleich: Der Fehler deiner Rede iſt, zu ſchön zu ſeyn; ſie würde es minder werden, wenn du noch daran beſſerteſt.

10. In der erſten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts haben die Romane des Fräuleins von Scudery in Frankreich viel Glück gemacht; man bewunderte beſonders in ihrer Clélie, einem faden Gekritzel, was eilf Bände guten Druckpapieres verdarb, die Karte des Landes Zärtlichkeit, welches folgende Städte enthielt: Zärtlichkeit am Fluſſe der Neigung, Zärtlichkeit am Bache der Achtung, Zärtlichkeit am Strome der Dankbarkeit. Die Verfaſſerinn war ſehr häßlich, und ſtarb 94 Jahre alt, folglich viel zu ſpät. Sie erlebte mit ihrem Bruder auf einer Reiſe in die Provence ein ſanderbares Abenteuer. Beyde ſchlieſen in Einem Zimmer, und unterhielten ſich vor dem Schlafengehen von Cyrus, einem Romane in zehn Bänden, den das Fräulein eben damahls in der Mache hatte. Sie war verlegen, was ſie mit einem ihrer Helden, dem Prinzen Maſard, machen ſollte, und kam endlich mit ihrem Bruder darin überein, ihn ermorden zu laſſen. Dieß Geſpräch belauſchten daneben wohnende Kaufleute, gaben das Dichterpaar bey Gericht an, und nur mit Mühe gelang es ihnen, ſich zu rechtfertigen. In der Oper: Die wandernden Komödianten, kommt etwas Ähnliches vor.

11. Das erſte hiſtoriſche Wörterbuch hat ein gewiſſer Herrmann Torrentinus, Schüler des berühmten Agricolo, herausgegeben. Es führt

den Titel: Elucidarius carminum et historiarum, und erſchien zuerſt 1510 zu Hagenau. Robert Stephan und ſein Bruder Carl gaben erweiterte Auflagen deſſelben Werkes heraus, was über dreyßig Mahle aufgelegt wurde. Endlich erſchien Hoffmanns Lexicon universale, Basileae, 1677, Moreri's und Iſelins Werke folgten, und bis zum Converſationslexikon und der Bibliothèque universelle haben Arbeiten dieſer Art in eben dem Maße zugenommen, als wahre Gelehrſamkeit und tüchtige Beleſenheit in Abnahme gerathen ſind.

12. Der Nahme Vauban iſt in den Kriegsannalen bekannt. Weniger mag es folgender Zug dieſes trefflichen Feldherrn ſeyn. Ludwig XIV. hatte ihn zum Marſchall ernannt, was ihn aber eben um das Kommando brachte, da es ältere Marſchälle gab, die noch dazu aus größeren Familien ſtammten, als er. Einer derſelben, der Herzog de la Feuillade, dem Rang und Titel das Talent doch nicht verliehen, war beauftragt worden, Turin zu belagern, ließ ſich verlauten, er wolle die Feſtung nach Caheorns Weiſe einnehmen, und weigerte ſich, Vauban, der ſich dazu erbot, als Freywilligen in ſeinem Heere dienen zu laſſen. Der König zog den wohlverdienten, 73jährigen Krieger nochmahls über das Unternehmen zu Rathe, und Vauban erbot ſich zum zweyten Mahle, die Arbeiten zu leiten. Herr Marſchall, verſetzte der König, bedenken Sie, daß dieſes Amt unter Ihrer Würde iſt! Sire, erwiederte Vauban, meine Würde iſt, dem Staate zu dienen. Ich lehne meinen Marſchallſtab an der Thüre an, und werde vielleicht dem Herzog de la Feuillade die Stadt erobern helfen. Der König wollte aber dem jungen Marſchall nicht zu nahe treten, und ſchlug Vaubans Anerbieten ab; Turin ward nicht eingenommen.

13. Der Dichter Danchet gab ein merkwürdiges Beyſpiel von Mäßigung. Einer ſeiner Kollegen hatte ihn, wie dieſes oft zu gehen pflegt, in einer bittern Satyre heftig angegriffen. Danchet verfaßte darauf ein beißendes Spottgedicht, was ſeinen Feind auf immer lächerlich gemacht hätte, wäre es bekannt geworden, begnügte ſich aber damit, ihm das Epigramm mit dem Bedeuten zuzufertigen, daß er es nie der Öffentlichkeit übergeben würde, und ihn bloß fühlen laſſen wolle, wie leicht es ſey, ſich auf dieſe Art zu rächen.

14. Der Herzog von Luxemburg ſagte auf ſeinem Todtenbette: es wäre ihm lieber, ſich eines Glaſes Waſſer zu erinnern, was er einem armen Verſchmachtenden gereicht hätte, als durch den Gedanken an alle die Siege, die ihm den Ruhm eines Helden erworben, gequält zu werden.

Nachtgedanken

Wie ſchauen die Sterne mit lieblichem Schein
So tröſtend zum ſtrahlenden Fenſter herein,
Wie iſt es ſo ſtille auf Gaſſen und Flur,
Wie ſchlummert ſo friedlich die ganze Natur!

Theobald.

Schon recht, er ſoll nicht entwiſchen.

Florian (im Abgehen.)

Geprellt, wie ein Fuchs, muß mir der Kerl werden.

Wirbel (für ſich.)

Ihr Alle ſeyd ſchon geprellt.

Dreyzehnter Auftritt.

Wirbel. Theobald (als Schildwache.)

Wirbel.

Das Abentheuer fängt gut an, Muth! Muth! — Von meinem Gläubiger bin ich für's Erſte befreyt, er iſt nun eingeſperrt, weil er mich wollte einſperren laſſen. Nun bleibt mir nichts mehr übrig, als meinen Onkel zu beſänftigen, meinen Nebenbuhler zu züchtigen, und Sophiens Hand zu erhalten. — Wer iſt wohl der Kühne, der es wagt, mir in den Weg zu treten? ich will ihm beweiſen, daß ein braver Soldat ſein Mädchen eben ſo zu vertheidigen weiß, als ſein Vaterland.

Rondeau.

Im Felde des Mars und im Feld der Cythere
Sinkt niemahls des braven Kriegers Muth,

Kein Zwiſt ſcheint zu walten im irdiſchen Leben,
Kein Kummer ein menſchliches Herz zu durchbeben;
Verſchmolzen im ſeligſten, ſchönſten Verein,
Scheint Erde und Himmel auf ewig zu ſeyn.
Iſt Friede und Glück
Wohl der Menſchheit Geſchick? —

Nur täuſchender Traum iſt der liebliche Schein:
Im Herzen tief innen da wohnet die Pein,
Da naget die Sorge, da drohet das Grab,
Da ſtrahlt oft kein Sternchen vom Himmel herab,
Da ſtillet kein Gott das unendliche Sehnen,
Da liegen verborgen die Quellen der Thränen;
Wo nimmer die Welle der Sehnſucht ſich legt,
Da ſtürmt es, wenn draußen kein Lüftchen ſich regt.
Denn hier nicht, erſt dort
Iſt zum Ruhen der Ort.

Friederike Suſan, geb. Salzer.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Weiblichkeit. Ein Weihnachtsgeſchenk. Von Julius Franz Schneller, Profeſſor zu Grätz. Wien, bey Walliſhauſſer, 1801. 12. Preis 1 fl. 30 kr. W. W.

Der Herr Verfaſſer hat in dieſem Lehrgedichte den dreyfachen Entwicklungsgang einer weiblichen Seele in Jungfrauſchaft, Eheſtand und Mütterlichkeit auf eine neue, dichteriſche und geiſtreiche Weiſe geſchildert. Da er der Mutter einen Sohn zur Erziehung übergab, ſo ſind auch alle Hauptzüge der männlichen Entwicklung mit gleicher Treue und Wahrheit in einer Reihe von Gebilden ausgeführt. Dieſe Dichtung, welche die Würde der Jungfrau und Gattinn in ihrer eigenthümlichen Schönheit und Stärke zeigt, erſcheint hier in einem gefälligen Gewande, und eignet ſich als Weihnachtsgeſchenk für alle Jene, welche den reinſten Geſchmack im Vereine der Sitte mit der Kirche ſehen und ſuchen.

Die Gefahr der Anſteckung vom gelben Fieber iſt ſo groß nicht, als man gewöhnlich glaubt, und für kältere Länder gar nicht vorhanden. In Amerika, wo es faſt jährlich irgendwo herrſcht, nimmt man keine beſondern Vorſichtsmaßregeln, da man überzeugt iſt, daß es nur heiße Gegenden trifft, vornämlich ſolche, die an der See oder an großen Flüſſen liegen, und ſich in die kältern nicht verbreitet. Herrſcht es in Vera Crux, ſo gehen die Karavanen ungeſtört ins Innere des Landes ab.

Die beſte Heilart, die man in Cadix befolgt hat, iſt nachſtehende: So wie der Kranke den Anfall ſpürt, trinkt er 4 Unzen Weineſſig, mit Waſſer vermiſcht, und mit einer Handvoll Salz verſetzt, wäſcht ſich dann 3 Minuten lang mit warmen Eſſig, deckt ſich mit warmen Decken zu, ſchwitzt, trocknet den Schweiß mit einem warmen Tuch ab und fährt ſo fort, bis er 1 Pfund Eſſig getrunken hat, trinkt dann wieder ſo viel Eſſig mit Waſſer und Salz, als das erſte Mahl, und ſetzt einen Löffel Weinſteinrahm dazu (dieß geſchieht 3 Stunden nach dem erſten Einnehmen). Während dem wäſcht man ſich häufig mit Eibiſchwaſſer, Öhl, Eſſig und Salz. Läßt das Fieber nach 24 Stunden nicht nach, ſo gibt man China und Kampher.

Der Miroir erzählt unter andern in ſeinem ſehr kurioſen aber unterhaltenden Artikel: »Variétés« überſchrieben, daß der Mechaniker Comte ſich gegenwärtig in Nismes befinde, und daß er bey ſeinen Abendunterhaltungen auch ein ſehr intereſſantes und ergötzendes Tableau, nämlich die Peſt in Barcellona zeige.

Ein neues Werk, welches in Paris erſcheinen wird, führt einen ſehr empfehlungswerthen Titel für Damen. Es heißt: Die Kunſt zu gefallen und feſt zu halten, oder der Frauen Rathgeber. Es ſoll alles enthalten, was Weiber zur Ausübung dieſer ſchweren Kunſt — — ohnedieß ſchon wiſſen.

Amerikaniſche Blätter erzählen von der Erfindung eines Feuerſchildes zu Neu-York, das leicht und tragbar, und der Hitze unzugänglich iſt. Es iſt ſo eingerichtet, daß es auf einem kleinen Rollwagen bis dicht vor das Feuer gebracht werden kann, wo ſich dann der Feuermann, ohne irgend eine Unbequemlichkeit von der Hitze zu ſpüren, dahinter ſtellen, und die Spritze regieren kann. Dieſe Schilder ſollen auch oben auf den Häuſern mit Vortheil zu gebrauchen ſeyn, und ſie werden beſonders darum empfohlen, weil man ſich mit denſelben dem Feuer ganz nahe begeben, und durch die Richtung der Schläuche die weitere Verbreitung deſſelben verhindern kann.

Ungefähr dreyßig Meilen nördlich von Nuahewah, eine der Marquesas-Inſeln, fand Kapitän Powel, von dem Schiffe Königinn Charlotte, auf der Spitze eines Felſens einen Mann, welcher, wie Robinſon Cruſoe, drey Jahre auf demſelben gelebt hatte, und den er mit hinwegnahm. Dieſer Mann hatte ſich im Jahre 1814 mit vier andern von Nuahewah dahin begeben; ſie gehörten zu einem amerikaniſchen Schiffe, und waren abgeſchickt worden, um gewiſſe Federn zu ſammeln, welche von den Eingebornen der obigen Inſeln ſehr geſchätzt werden. Ihr Boot wurde an dem Felſen zertrümmert, und drey ſeiner Gefährten ſtarben bald nachher vor Hunger, oder vielmehr vor Durſt, da es auf dem Felſen kein anderes Waſſer gab, als Regenwaſſer. Der vierte blieb einige Wochen bey ihm, worauf er ſich entſchloß, auf einem Stück vom Boote, welches noch übrig war, nach der Inſel zu ſchwimmen zu ſuchen; ohne Zweifel aber ertrank er auf dem Wege. Er ſelbſt ſuchte ſich ſeiner traurigen Lage mittelſt einer Flöße, die er verfertigte, zu entziehen, aber der Verſuch mißlang, und er verlor die Mittel zu einem zweyten. Sie hatten Feuer von Nuahewah mitgebracht, und ſeine größte Sorge war, es immerwährend zu erhalten. Eines Tages aber, als er ſich ein wenig zu weit davon entfernt hatte, ging ſein Feuer aus, und er würde es nicht haben wieder anzünden können, wären ihm nicht noch einige Pulverkörner und die Fragmente einer Flinte, die er beym Bau ſeiner Flöße zerbrochen hatte, übrig geblieben. Seine einzige Nahrung beſtand in dem Fleiſch und Blute des wilden Geflügels; mit dem Blute ſtillte er ſeinen Durſt, und die Schädel ſeiner geſtorbenen Kameraden dienten ihm zu Trinkgeſchirren. Ein bloßer Zufall entdeckte ihn der Königinn Charlotte, da der Felſen als unbewohnt und unfruchtbar bekannt war; da man aber während der Nacht ein Feuer auf demſelben bemerkte, ſo ward ein Boot ausgeſandt, und der Felſenbewohner aufs Schiff gebracht. Kapitän Powel brachte ihn nach Nuahewa, wo er ihn der Sorgfalt eines Europäers übergab, der ihn früher gekannt hatte.

Aus den Berichten über die Seereiſe des engliſchen Kapitäns Parry nach dem Nordpole erſieht man, in welche unangenehme Lage, in welche Gefahren eine große Kälte uns verſetzt, und wie man ſich dagegen ſichern kann: In dem Lande, wo die Engländer überwinterten, war die Kälte gewöhnlich 14°, 36 und ſelbſt 49° unter Null, nach Fahrenheits Wärmemeſſer. Bey ſolcher Kälte wurde es ſehr peinlich, irgend eine metalliſche Subſtanz in freyer Luft mit bloßer Hand zu berühren, indem das Gefühl gerade dem der größten Hitze glich, und die Haut ſogleich von dem berührenden Theile ſich ablöſte. Wir fanden es deßwegen rathſam, die möglichſte Vorſicht bey dem Gebrauche der Sextanten und anderer Inſtrumente zu beobachten, vorzüglich bey den

Augenöffnungen der Teleſcope, die, wenn ſie das Geſicht berührten, eine heftig brennende Empfindung hervorbrachten, dem wir dadurch abhalfen, daß wir ſie mit weichem Leder überzogen. Sobald ein Inſtrument, welches einige Zeit lang der Atmoſphäre ausgeſetzt geweſen war, plötzlich in die Kajüten gebracht wurde, ſo verdichtete ſich der Dunſt ſogleich um daſſelbe, ſo, daß es zu rauchen ſchien. Die Gläſer überzogen ſich, beynahe augenblicklich, mit einer dünnen Eisrinde, und wenn man ein Licht in einer kleinen Entfernung von dem Inſtrumente hinſtellte, ſo konnte man, in einem Abſtande von 2 bis 3 Zoll von demſelben, eine Menge kleiner Schneeſpitzen (spicula) bemerken, welche durch die Verbreitung der kalten Temperatur des Inſtruments entſtanden, indem die zuſammengefrorenen Dünſte, die ſich in ſeiner Nähe bewegten, eine ſolche Geſtalt annahmen.

Von allen bisher bekannten Blumen erreichte keine einen ſolchen Umfang, wie die von Humboldt in ſ. Tableaux de la nature, Tom. II. pag. 62 erwähnte Aristolochia cordiflora, welche an den Ufern des Magdalenenfluſſes wächſt, wo ſie den Kindern zum Spielzeuge nutzt, indem ſie ſich derſelben als Haube oder Hut bedienen, und die zuweilen einen Durchmeſſer von 16 Zoll beſitzt. Sie wird jedoch nunmehr von einer andern Blume an Größe übertroffen, von welcher Hr. Robert Brown am 20. Februar 1820 der Linneiſchen Geſellſchaft zu London Nachricht mittheilte, und die zwey Jahre früher der verſtorbene Dr. Joſeph Arnold auf der Inſel Sumatra entdeckt hat. Zu Ehren des Sir Stamford Raffles nannte er ſie Raffleſia, deren Blume unmittelbar aus einer perpendikulairen Wurzel hervortritt, und mit runden, dunkelbraunen Blumenblättern verſehen iſt, welche die Geſtalt der Dachziegeln beſitzen. Die Blume hat übrigens eine dem Kohlkopfe ähnliche Form, wog 15 Pfund, und ihr Rohr mochte 12 Pinten einer Flüſſigkeit aufnehmen können. Nachdem ſie ſich völlig geöffnet hatte, betrug ihr Durchmeſſer drey Fuß.

Die Erfindungen nehmen kein Ende. Wer hätte je geglaubt, daß man zufällig einen Walzer komponiren könnte? Und dem iſt doch alſo. Man nimmt eine Anzahl Karten, auf deren jede ein Takt von einer Melodie nach einem gewiſſen Schlüſſel und Rhythmus gezeichnet iſt. Vier Spiele ſolcher Karten, die mit A. B. C. D. bezeichnet ſind, werden durch einander gemiſcht, und ſo wie man die Karten zieht und nach dieſen Buchſtaben neben einander reiht, bilden ſie immer eine Original-Melodie. Bis jetzt hat man die Karten nur auf Walzer eingerichtet, und das Spiel, ſehr uneigentlich, muſikaliſches Kaleidoſcop genannt.

Gasbeleuchtung. In Stockholm hat man jetzt angefangen, Pechöhl dazu zu gebrauchen, welches eine treffliche helle Flamme gibt, und ſehr wohlfeil iſt.

Theater-Anzeige.

Morgen Donnerſtag den 6. Dezember wird die fleißige und geſchätzte Schauſpielerinn des Theaters an der Wien, Madame Gottdank, eine Vorſtellung zu ihrem Vortheile geben. Sie hat dazu ein Ritterſchauſpiel in vier Akten von Töpfer, dem Verfaſſer des Tags- und des Herzogs-Befehl: **Der Köhler Adam Wiederbauer**, gewählt.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625) wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k. k. Poſt 11 fl. W.W. halbj.
Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

98.

(Wien, Samstag den 8. Dezember.)

Ontologiſche Neuigkeiten.

Von A. Rittig v. Flammenſtern.

XXXIII.

Mehrere meiner Freunde und Bekannte, die im Beſitze von bedeutenden Weinlagern ſind, haben die vom Hrn. Ludwig Edlen v. Hönigsberg erfundene Wein-, Branntwein-, Eſſig-, Zufüll- und Conſervations-Maſchine, auf die er ein ausſchließendes Privilegium erhalten hat, in Anwendung gebracht, und nach der an mich abgegebenen Äußerung die Anwendung dieſes Zufüll-Apparates ungemein vortheilhaft gefunden. Sämmtlichen gewährt die Anwendung die Überzeugung, daß, indem man dieſe Maſchine — im Weſentlichen eine mit einer ſinnreichen, jedoch ſehr einfachen Vorrichtung verſehene umgeſtürzte, beym Gebrauch gefüllte Flaſche — auf die Fäſſer ſetzt, die Zufüllung, die ſonſt immer alle acht Tage nöthig iſt, nur erſt nach drey Monaten Statt finden darf, indem ſich damit genau ausmitteln läßt, wie viel Maß oder Eimer jeder Keller alle drey Monate an Zufüllung benöthigt. Woraus der weitere Vortheil entſpringet, daß man nach der Erprobung des auf drey Monate nöthigen Zufüll-Quantums, ſchon genau immer vorhinein die Zahl der Eimer beſtimmen kann, die man an Zufülle auf das ganze Jahr benöthiget. Der zweyte bedeutende Vortheil, den die Anwendung dieſes Apparats herbeyführet, beſteht darin, daß, wenn einmahl das Siegel auf dem Schnürchen der Maſchine liegt, nichts abgenommen noch zugegoſſen werden kann, ohne daß es nicht gleich an der Vorrichtung eben ſo bemerket wird, als wenn das Faß zu rinnen beginnen ſollte. Hiedurch wird jede Vergeudung, Verfälſchung oder ſonſtiger Betrug gänzlich beſeitiget. Der dritte Vortheil, den dieſer Apparat leiſtet, ergibt ſich, wenn der Wein trübe wird. Ohne Anwendung deſſelben kann man ſich von dem Trübewerden des Weines nur überzeugen, wenn man von demſelben heraushebt, wodurch gewöhnlich der Wein noch trüber wird. Durch die Anwendung dieſer hermetiſch geſchloſſenen Vorrichtung aber, wird es gleich von außen bemerkbar: ob der Wein trübe ſey oder nicht, ohne daß es die Öffnung des Spundes bedarf. Den vierten Vortheil gewährt dieſer Apparat, wenn man bey Lizitationen Wein kauft, den man erſt, nach den gewöhnlichen Bedingniſſen, nach mehreren Wochen oder Monaten abzuhohlen nöthig hat, denn man braucht den erkauften Wein, auf die ganze Zeit daß er liegen bleibt, nur das erſte Mahl mittelſt dieſem Apparat zu füllen und den Apparat am Faſſe zu ſiegeln, ſo iſt man durch dieſe Siegelung gegen alle in ſolchen Fällen gewöhnlich eintretenden Beeinträchtigungen geſichert. Was endlich den Vortheil betrifft, den die Anwendung dieſes Apparats dem Branntwein-Erzeuger gewährt, ſo beſteht dieſer darin, daß er damit beſtimmt angeben kann, wie viel ſein Produkt auf die natürlichſte Weiſe an Geiſt und Quantität verliert, und den Eſſigſieder ſchützt dieſer Apparat gegen das Umſchlagen des Eſſigs, da durch deſſen Anwendung das öftere Zufüllen unnöthig gemacht wird, welches Zufüllen gewöhnlich die neu gebildete Oberhaut, als eine ſchon in Fäulniß übergegangene Subſtanz untermiſcht, und ſo das Umſchlagen des Eſſigs herbeyführt. Wenn man nun alle dieſe Vortheile nur einiger Maßen in Anſchlag bringet, ſo wird jeder Unparteyiſche gewiß den Preis von 5 fl. W. W. pr. Stück, um welchen dieſe Maſchine ſowohl bey dem Erfinder, Hrn. Ludwig Edlen v. Hönigsberg, Riemerſtraße, Nro. 813, im erſten Stock, als in der k. k. landesbefugten Blechlackier-Fabriks-Niederlage in der Plankengaſſe, Nr. 1063, zu haben iſt, ſehr billig finden.

Die unglücklichen Vorfälle, welche durch das Scheuwerden, Durchgehen oder Ausreißen der Pferde für Fahrende ſchon ſo häufig eingetreten ſind, und ſich leider mit jedem Tage wiederhohlen, haben eine Menge von Erfindungen ins Leben treten gemacht, die alle den Zweck hatten, dieſen Unfällen vorzubeugen, oder ſie möglichſt unſchädlich zu machen. Unter dieſen Erfindungen ſprachen bis jetzt, ſo viel mir bekannt, die allgemeine Aufmerkſamkeit an meiſten an: 1) jene des Cornet's Bratt zu Stockholm, 1768. Hier darf man bey dem Durchgehen der Pferde nur an einer Nebenleine ziehen, um das Geſchirr ſogleich vom Pferde los zu machen, und jede weitere nachtheilige Einwirkung des ſcheuen Pferdes auf den Wagen hört ſogleich auf; 2) jene des J. G. Bruggemann in Hamburg, 1817, die in einer Vorrichtung beſteht: wodurch die Abſträngung flüchtig gewordener Pferde von den in den Fuhrwerken befindlichen Perſonen ſchnell bewirkt werden kann, dergeſtalt, daß die flüchtigen Pferde mit Zurücklaſſung der Deichſel und Trittel vom Wagen abgelöſt werden, und womit zugleich eine zweyte Vorrichtung verbunden iſt, um die davon gehenden Pferde im Laufe möglichſt aufzuhalten. Da hierwegen eine Preisaufgabe Statt fand, und unter den eingegangenen ſechs und zwanzig verſchiedenen Vorſchlägen jener des Bruggemann als der beſte und ausführbarſte erkannt wurde, ſo erhielt er dafür die größere goldene Ehrenmunze; 3) jene des Engländers Robert Wilſon, ſie iſt im Magazin all. neuen Erfindungen III. S. 254, beſchrieben; 4) die von J. G. Herklotz zu Pirna angegebene Vorrichtung — ein Kopfgeſtell, um mittelſt eines einfachen Mechanismus die ſcheuen Pferde augenblicklich zu blenden, und ſo das Durchgehen der Reit- und Wagenpferde zu hindern; 5) die Erſindung eines nicht nahmentlich bekannten Engländers, wo bey dem Durchgehen der Pferde auf das Herausziehen einer Feder die Deichſel mit der Wage im Augenblick, da man es verlangt, abſpringt, die Pferde mit der Deichſel und Wage wohl fortſtürzen, jedoch die im Wagen ſitzenden Perſonen hiedurch nicht gefährdet ſind; 6) die vor einigen Jahren zu Peſth bekannt gemachte Erfindung, das Durchgehen der Pferde für die Fahrenden unſchädlich zu machen, worüber mir aber, durch Zufall, kein genaueres Detail bekannt wurde, endlich 7) die von mir im Conv. Bl. Nr. 46, 1820 aufgeführte möglichſt einfache Erfindung, das Scheuwerden der Pferde, indem man ihnen Blendungen vor die Augen bringt, augenblicklich unſchädlich zu machen. Warum ſämmtlich dieſe Erfindungen theils bald wieder in Vergeſſenheit geriethen, oder wenn ſie auch hie und da angewendet wurden, nie zu einer allgemeinen Anwendung kamen, iſt hier nicht am Platze, näher zu unterſuchen. Beweiſen ſollen jedoch obige Angaben, daß bis jetzt die Tendenz dieſer Erfindung unter die unaufgelöſten Aufgaben gehörte. Nun hat aber vor Kurzem der hieſige bürgerliche Sattlermeiſter und Wagen-Fabrikant Gottfried Liebelt, — der ſich ſchon im Jahre 1812 durch die Erfindung beweglicher Achſen bemerkbar machte — ein ausſchließendes Privilegium auf fünf Jahre auf ſeine Erfindung erhalten: »In jeder Lage, ſelbſt wenn die Sperrketten brechen, ſitzend im Wagen, denſelben überall und augenblicklich aufzuhalten, zugleich die ſcheu gewordenen Pferde, ohne deren Verwickelung in die Stränge beſorgen zu müſſen, abzulöſen, und ſie dennoch am Ausreißen zu hindern.« Ich habe einen Liebeltſchen Wagen mit dieſer Vorrichtung geſehen. Der hier angebrachte Mechanismus iſt eben ſo einfach als kraftwirkend. Der im Wagen Sitzende kann im Augenblicke der Gefahr mit dem nämlichen Zuge, der die Räder ſperrt, zugleich auch die Pferde mit ihren vier Strängen von den beweglichen Beſpannungsscheiteln, und die zwey Wiederhalten von der Stange ablöſen, damit ſie mit den bloßen Geſchirren davon können; bey der Beſpannung von vier Pferden löst ſich auch die Vorwage mit ab, damit die vordern Pferde die hintern nicht hindern, und durch eine weitere ſinnreiche Vorrichtung wird der Fahrende auch in Stand geſetzt, die ſchon abgelösten Pferde wieder haltend zu machen, damit ſie eingeſpannt werden können. Die mit dem im Inneren des Wagens befindlichen Mechanismus in Verbindung gebrachten Schnüre bewirken das Ablöſen der ſcheu gewordenen Pferde. Eine nähere Bezeichnung würde das Geheimniß des Erfinders gefährden. Es wäre zu wünſchen, daß dieſe Erfindung, durch eine vielſeitige Anwendung, Reſultate der Erfahrung liefern möchte, denn nur dieſe und nicht Wahrſcheinlichkeiten können ihr allgemeinen Eingang verſchaffen. Was den Preis betrifft: ſo koſtet ein Wagen, ſowohl mit der angebrachten vordetaillirten Erfindung als auch mit den von Liebelt erfundenen patentirten Büchſen mit geſchloſſenen Schmiergefäßen, mit denen man eine Reiſe von mehr als zweyhundert deutſchen Meilen, ohne unter Weges zu ſchmieren, fortſetzen kann; ſo wie mit dem von ihm erfundenen, ebenfalls patentirten mechaniſchen Kutſcher-Bocke, den man, um Ausſicht zu gewinnen, in zwey Minuten verbergen, und dann nach Belieben als Kutſcher-Bock wieder gebrauchen kann, und endlich mit den von ihm erfundenen Jalouſien, die das ganze Zurücklegen des Wagendaches geſtatten und außerdem vor den gewöhnlichen den Vorzug haben, daß ſie mehr für Luft und Regen ſchützen, mehr Helle im Wagen einlaſſen und weniger bemerkbar und gebrechlich ſind, um 1200 fl. mehr, als ein anderer gewöhnlich konſtruirter Wagen.

Es wäre Parteylichkeit, die mir fremd iſt, wenn ich nicht auch — da ich, früher mehrere unſerer erſten Künſtler im Gebiete der chirurgiſchen Mechanik mit ihren vorſpringendſten Leiſtungen in dieſen Blättern (Conv. Bl. Nr. 25, 27, 36, 77, 122, 131; dann Induſtrie-Beylage XVI, 1820, und Conv. Bl. Nr. 5, 23, 93. 1821) vorgeführt habe — des hieſigen, in dieſer Hinſicht ſehr geſchickten Büchſenmachermeiſters Chriſtian Laugart, vom Wiener Garniſons-Artillerie-Diſtrikt erwähnen ſollte, der neuerlich drey Heiniſche Apparate zur Herſtellung von Rückgraths-Verkrümmungen nach den Verbeſſerungen und individuellen Anpaſſungen, die ihm der um die leidende Menſchheit ſo hoch verdiente k. k. Rath und dirigirende Stabs-Feldarzt Dr. Gerhard v. Vering, und Dr. Malfatti an die Hand gab, ſo kunſtgerecht verfertiget hat, daß er ſich des Beyfalls aller Sachverſtändigen erfreuet. Gegenwärtig ſteht ein bereits in Beſtellung gebrachter derley Apparat in ſeinem Quartier, im untern Zeughauſe, aufgeſtellet, wo ſich Jeder von dem Obgeſagten ſelbſt überzeugen kann.

Aus Ofen erhielt ich dieſer Tagen den von W. Watt's (Conv. Bl. Nr. 127, 140. 1820, und Nr. 4. 1821) nun auch für das nächſtfolgende Jahr ſtereotypirten Brieftaſchen-Kalender, ein Blättchen in 12. Die bewundernswerthe Reinheit der Lettern, ihre zarten und doch ſo ſcharfen Umriſſe, dann die dem Auge ſo angenehme Form derſelben, verbunden mit einer ſeltenen Schwärze des Druckes, erheben dieſes Blättchen zu einem wahren Meiſterſtück der Stereotypie. Ich wünſche nur, daß Hr. Watt's zu dieſem wunderniedlichen Kalenderchen recht viel Abnehmer finden möge! —

Man hat eine mechaniſche Vorrichtung, die aus einem Federhalter und einem Lineal beſteht, für Jene erfunden, die auf irgend eine Art eine Hand verloren haben. Der Mechanismus iſt hier eben ſo einfach als ſinnreich, weßwegen auch dieſe Erfindung allen Jenen zu empfehlen iſt, die in der unglücklichen Lage ſind, davon Gebrauch machen zu können. Was die Konſtruktion dieſer Vorrichtungen betrifft, ſo paſſen beyde Inſtrumente vermittelſt einer Kerbe oder Einſchnitten in eine Höhlung, welche ſich in einer an dem Gelenke der fehlenden Hand angebrachten Vorrichtung befindet. Der Federhalter beſteht aus zwey Stahlfedern mit Backen, einer Stellſchraube, dann einer auswärts gebogenen Stahlfeder als Hebel. Wie man nun letztern auf dem Schreibepult oder Tiſche niederdrückt, öffnen ſich die Backen, um die Feder einzunehmen, ſchließen ſich nach geſchehenem Drucke wieder, und halten die Feder von nun an ſo feſt, daß man ſelbe nach Belieben entweder ſchneiden oder damit ſchreiben kann. Das Lineal, welches wie vorgeſagt mit ſeiner vorſpringenden Kerbe in die nämliche Öffnung der Vorrichtung am Gelenke paßt, wie der Federhalter, beſteht aus einer Rahme von Stahl mit einer Schraube, um ſie nach Umſtänden hoch oder nieder zu ſtellen, in dieſer Rahme iſt ein beweglicher Cylinder als Lineal angebracht. Die ganze Vorrichtung ruht auf dem Papier, welches durch das Lineal, während man die Linien zieht, feſtgehalten wird. Das Gelenk der fehlenden Hand gibt übrigens ſowohl dem Lineal als der Feder im Federhalter die nöthige Richtung. Eine genaue Zeichnung beyder Inſtrumente liegt bey mir vor.

Eine gewiß für Haushaltungen ſehr gemeinnützige Erfindung iſt der: Tragbare Brau-Apparat Needham's, der zum Brauen der Malzgetränke im Kleinen ſo bequem eingerichtet iſt, daß man denſelben in jeder Haushaltung, wo man gerne gutes Bier trinkt, mit Leichtigkeit in Anwendung bringen kann. Dieſer Brau-Apparat iſt von verzinntem Eiſenblech und beſteht aus drey koncentriſch hohlen Cylindern und einem beweglichen Feuerbecken, welches den untern Theil der Maſchine ausmacht, dann einigen Kühlgefäßen, ebenfalls von verzinntem Eiſenblech. Der äußere — erſte — Cylinder dienet als Keſſel, darin befindet ſich das zweyte cylindriſche Gefäß, deſſen Seitenfläche und Boden fein durchlöchert ſind. Dieſes Gefäß iſt für das Schrot beſtimmt, daher es auch der Maiſch- oder Extrahir-Cylinder heißt. Der dritte — innerſte — Cylinder — welcher das Waſſer dem Schrot zuführt, iſt in dem Mittelpunkte des Maiſch-Cylinders angebracht. Vermittelſt dieſer Maſchine können aus $^1/_2$ Metze Malz und $^3/_4$ bis 1 Pf. Hopfen, neun Gallon — 72 Pinten — Ale (eine der beſſern engliſchen Biergattungen) und eine gleiche Quantität Tiſchbier gebraut werden. Jene, die dieſe Erfindung intereſſirt, finden die Zeichnung dieſer tragbaren Brau-Maſchine, ſo wie eine detaillirte Beſchreibung über deren Anwendung in: Accum's Abhandlung über die Kunſt zu brauen ꝛc. Hamm, 1821. 8.; welches Werk eigentlich die vollſtändige Anweiſung enthält, wie Porter, Braun-Stout, Ale, Tiſchbier und verſchiedene andere in England gebräuchliche Malzgetränke auf die in London übliche Weiſe zu brauen ſind.

Die altenburgiſche pomologiſche Geſellſchaft, von der auch unſer ſachkundige k. k. Hofgärtner Bredemeyer Mitglied iſt, hat nach zehnjährigem Stillſchweigen alle Freunde der Pomologie wieder mit einem neuen Hefte der: Annalen der Obſtkunde (Altenburg, 1821. 8. mit Kupfern) erfreut. Da der Raum hier nicht geſtattet, alles Erwähnenswerthe dieſes Heftes anzuführen, ſo möge nur Folgendes hier Platz finden. Der Paſtor Agricola in Göllnitz iſt im Beſitz eines Probebaumes, auf dem ſich gegen dreyhundert verſchiedene Äpfelſorten befinden. Geinitz belegt ſeine intereſſanten Beobachtungen über die Cirkulation des Saftes in den Bäumen, insbeſondere: über das Einſtrömen des Saftes von den Blättern und Knoſpen durch die zarten Baumzweige, mit einer noch üppig grünenden Linde, die doch ſchon im Jahre 1813 von der Erde an, auf 5 ½ Fuß hoch, nicht nur gänzlich von der Rinde entblößt, ſondern beym Abſchälen auch noch gegen einen Zoll tief rund herum in das Holz eingehauen worden war. Nur ein bläſſeres Grün der Blätter zeichnet ſie gegenwärtig vor den übrigen Linden aus. Noch muß ich bemerken, daß man ſich irren würde, wenn man die Beobachtungen des Paſtors Hempel zu Zedlitz, über das Inſekt: Coccinella septem punctata, nämlich »daß ſelbes in ſeiner erſten, noch nicht verwandelten (S. 47. Z. 1 edlern, Z. 8 unedlern) Geſtalt der grimmigſte Feind der Blattlaus — Aphis — ſey, indem es furchtlos eine Menge derſelben vom Blatte weg verzehrt,« da keine Nachweiſung folgt, als eine neue Entdeckung nehmen wollte. Schon Röſel führet in ſeiner Inſekten-Beluſtigung, Nürnberg, 1749. 4. mit Kupfern, unter der Rubrik: Scarabaeorum Terrestrium Classis III. den Siebenpunkt — Coccinella septem punctata — in ſeiner erſten noch nicht verwandelten Geſtalt — als Wurm — mit folgenden Worten an: (S. 8.) »Dieſer Wurm wird nicht nur allein im Frühjahr, ſondern auch den ganzen Sommer hindurch, auf den Blättern verſchiedener Pflanzen und Gewächſe angetroffen. Man findet ihn daſelbſt mit Aufſuchung und Verzehrung der Blattläuſe beſchäftigt. Rösler liefert übrigens dieſes Inſekt in ſeinen drey Geſtalten: als Wurm, als Puppe und als Käfer abgebildet. In der letzten Geſtalt iſt es hier unter dem Nahmen: Marien-Käfer am bekannteſten. Somit suum cuique! —

Bekanntlich verfertigt man ſeit einiger Zeit in England herrliche Spiegel von außerordentlicher Politur und die niemahls Flecken erhalten ſollen. Die trefflichſten Chemiker haben ſich über die Kompoſition dieſer Spiegel vergeblich die Köpfe zerbrochen, nun weiß man aber mit Beſtimmtheit: daß ſie durch einen gleichen Zuſatz von Stahl und Platina entſtehen.

Unter den vielen Vorrichtungen, die man bey Koch-Apparaten zu Erſparung des Brennſtoffes erfunden hat, glaube ich Jene, die es intereſſirt, auf den, vom großherzoglich-heſſiſchen Rathe Hrn. Carl Wunderlich, in der von ihm herausgegebenen: »Beſchreibung und Abbildung einer neuen Kocheinrichtung und eines neu erfundenen Stubenofens. Darmſtadt, 1821. 8. angegebenen Koch-Apparat, der in einem tragbaren ausgemauerten Öfchen angebracht iſt, aufmerkſam machen zu ſollen. Da dieſes Werkchen bereits im Buchhandel zu haben iſt, ſo wäre hier jedes weitere Detail hierüber uberfluſſig.

Aus den Höhen-Vergleichungen der höchſten Berg-Gipfel und des höchſten Schwunges eines Luftballes ergibt ſich: daß ſelbſt Gay-Luſſac, der im Jahre 1814 mit ſeinem Luftballe eine Höhe von 21,386 Fuß erreichte, noch um 3435 Fuß unter dem Gipfel des Himalaya — bekanntlich der höchſte Berg der bekannten Erde, 24,821 Fuß hoch — blieb, und daß es ſomit noch keinem Sterblichen gelungen iſt, ſich über die Grenzen des Erdbereichs mit ſeiner Körperhülle hinauszuheben. Der höchſte Punkt, den ein Menſch *erſtieg*, betrug 18,172 Fuß, und *Alexander von Humboldt* war dieſer ſeltene Menſch.

Das wichtigſte *Neue* für Freunde der *Bienenzucht* ſind die von dem Engländer *Andr. Jameſon, Pfarrer*, vorgeſchlagenen *hölzernen Bienenkörbe, die der Kälte des ſtrengſten Winters widerſtehen.* Da letzteres nur durch die Anwendung eines guten *Nicht-Leiters der Wärme* Statt finden kann, ſo beſteht die Vorrichtung im Weſentlichen in Folgendem: Man ſetzt über einen *hölzernen Bienenkorb*, z. B. 12 Zoll im Durchmeſſer, einen andern von demſelben Holze, der 2 bis 2 $^1/_2$ Zoll größer iſt, *und füllt den Zwiſchenraum mit ſehr trockenen gepulverten Holzkohlen, die feſt geſtampft werden.* Unten werden beyde Bienenkörbe durch eine feſtgenagelte hölzerne Leiſte verbunden, damit nichts von der Kohle herausfalle und keine Feuchtigkeit in dieſer Ausfütterung hinaufſteige, wodurch die nichtleitende Kraft einiger Maßen zerſtört werden müßte, auch muß die Öffnung des Bienenkorbes gehörig verwahret werden. Damit man jedoch im Sommer jede nachtheilig einwirkende Hitze im Bienenkorbe beſeitige, muß man den ganzen Bienenkorb auf der einen Seite oben unter der Decke durchbohren, und damit der Kohlenſtaub in den Zwiſchenräumen nicht aus ſeiner Lage komme, ein Rohr durchführen, das mit einem Pfropf verſchloſſen wird. Tritt der Fall ein, daß Luftzug nöthig wird, ſo muß man, um durch das ſonſt einfallende Licht die Bienen nicht zu ſtören, entweder den Pfropf nur unmerklich herausziehen, oder man hänget vor das Loch des Bienenkorbes in einiger Entfernung von der Außenſeite ein ſchwarzes Tuch. Da man dieſe ausgefütterten Bienenkörbe auch nach Belieben über die gewöhnlichen ſetzen, und wieder wegnehmen kann, wenn irgend eine Arbeit im Bienenkorbe vorzunehmen iſt, ſo dürfte ihre Anwendung um ſo leichter Eingang finden.

Profeſſor *Gmelin* zu *Heidelberg* hat unlängſt die wichtige Beobachtung gemacht, daß die *rothe Materie*, die ſich beym Verdünnen manchen *rauchenden Vitriolöhls*, nahmentlich des *Kreslizer*, abſetzt, das von *Berzelius* neu entdeckte *Selenium* iſt, und daß dieſe Subſtanz ſomit in *Deutſchland* häufig vorkommt, und nur von unſern Chemikern gar zu lange überſehen worden iſt.

Die Grundzüge von *Örſtedt's* intereſſanter Entdeckung, *hinſichtlich der Verbindung zwiſchen Magnetismus und Galvanismus* (Ontol. Neuigk. Nr. XVIII. und XXV.) finden ſich bereits in dem: Traité sur le Galvanisme, publié par le Prof. *Aldini*. Paris, 1807, pag. 191, verzeichnet. Es iſt der Profeſſor *der Chemie, Mojon*, zu *Genua*, und der Phyſiker *Romaneſi*, die uns in dieſem Werke, dreyzehn Jahre vor *Örſtedts* bekannt gegebenen Verſuchen, die Reſultate ihrer dießfallſigen Verſuche mittheilen. Zweifler belieben das vorcitirte Werk nachzuſchlagen.

Bereits in Nr. 65 des Conv. Bl. 1820, habe ich über die bedeutenden *Fortſchritte des Bergbaues in Böhmen* einige Worte geſagt. Den neueſten, aus den richtigſten Quellen mir zugekommenen Daten zu Folge geht es mit dem Bergbau daſelbſt raſch vorwärts, insbeſondere verſpricht der im Jahre 1817 neu eröffnete: *Rudolphſtädter k. k. und gewerk-*

Er kämpft für die Liebe, er kämpft für die Ehre,
Und wagt für ſein Land und ſein Mädchen das Blut.
Es wechſeln mit rauhen die ſanfteren Triebe,
Er ſieget, und Lorbeer und Myrthe ſind ſein,
Er iſt geboren zum Kampf und zur Liebe,
Und theilet ſein ganzes Leben darein.

Theobald.

Der Gefangene iſt eben nicht gar traurig.

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Sophie. Firnſtein.

Sophie
(auf ihn zueilend.)

Er iſt's! mein Eduard!

Wirbel.

Geliebte Sophie!

Theobald.

Wie? — Herr Eduard ſelbſt? Da bin ich eine verlorne Schildwache, ich deſertire alſo von meinem Poſten. (geht ab.)

Firnſtein.

Du hier, mein Freund?

Wirbel.

Wie du ſiehſt, und zwar in der Galla eines Wilddiebes.

ſchaftliche Bergbau im Strutzer und Hodowitzer Gebirge nächſt Böhmiſch-Budweis, ſowohl nach der mir neuerlich zu Geſichte gekommenen Gangesfüllung mit ſichtbar angeflogenem Silber, als der Stufen mit gediegenem Silber, eine ſtets ſich vermehrende ungemeinreiche Ausbeute. Auch iſt bey Rudolphſtadt mit Gewältigung der uralten ſogenannten Eliaſer Erbſtolle, der über 1400 Klafter meiſtens in ganzem Geſtein ſtehet, angefangen worden. Was den Bergbau bey Sablath betrifft; ſo hat man von da ſchon vor längerer Zeit an das k. k. Bergamt in Guttwaſſer Gangarten gebracht, die ſchöne Schliche geſichert haben und in der Feuerprobe ſilberhältig ausgefallen ſind.

* * *

Gegenwärtige 33ſte Lieferung ſchließt nun im Converſationblatte den Cyklus meiner Darſtellungen des Neuen und Wiſſenswürdigſten aus dem Gebiete der Ontologie, nachdem dieſes Blatt mit Ende dieſes Jahres aufhöret.

Da ich mir aber über mehrere, ſowohl in dieſen drey und dreyßig Lieferungen als ſonſt hier vorgeführten Gegenſtände, wo erſt die Reſultate der Erfahrung, die Wichtigkeit der Entdeckung oder Erfindung, oder die Begründung des in Anregung gebrachten Etabliſſements, bewähren können, ein nachträgliches Wort vorbehalten habe, ſo wird daſſelbe ſeiner Zeit in anderem Wege folgen. So viel als Schlußwort für jene Leſer, die der Vorbehalt intereſſirt.

Nun aber auch noch ein Wort an jene Künſtler, Erfinder und ſonſt der Kunſt Befreundete, von denen mir neuerlich Modelle, Zeichnungen, Entwürfe ꝛc. ihrer Erfindungen zugekommen ſind, und deren Einſendungen noch nicht öffentlich beſprochen wurden: Was hievon belobenswerth und durch Neuheit der Erfindung, dann Gemeinnützigkeit der Anwendung vorſpringend iſt, wird von mir, je nachdem meine Berufsgeſchäfte die nöthige Muße zu deren Prüfung gewähren, in den hieſigen Blättern jeweilig der Publicität überliefert werden. Nichts ſoll untergehen, was der Kunſt und dem Vaterlande nützt und frommt! —

A. Rittig v. Flammenſtern,
k. k. Artillerie-Hauptmann.

* * *

Aemilius Magnus Arborius
an ein zu viel geputztes Mädchen.

Schon', ich bitte, verſchon' mich mit oftmahligem Putze,
Mich, der ich dein gehör', richte du ſelbſt nicht zu Grund!
Spare die Glieder zu ſchmücken mit überflüſſigem Schmucke,
Solche Schönheit gewinnt nimmer durch Sorgfalt und Fleiß.

Haupt und Haar ſey dir mit ſolchem Fleiß nicht gekämmet,
Schön für ſich iſt das Haupt, ſchön auch zerrüttet das Haar.
Nicht umgittere funkelndes Haar mit ſeidenem Netze,
Da das funkelnde Haar ſchöner als Seiden erglänzt.
Drehe das Haar nicht auf in viel verſchlungenen Wirbel,
Denn es gefällt das Haar ohne gekräuſelt zu ſeyn.
Weder weiß ich warum du trägſt den goldenen Schleyer,
Denn dein bloßes Genick ſtrahlet in goldenem Glanz.
Beyde Ohren ſchmücket das Gold und beyde Juwelen,
Beyde zieh ich ertblößt Roſen den friſcheſten vor.
Deinen Wangen legſt du den Glanz der kryſtallenen Schmink' auf,
Während dein Geſicht heller erglänzt als Kryſtall.
Schneeigen Hals entflammt das mondenförmige Halsband,
Doch es ſtehet der Hals wenn er auch bloß iſt, dir wohl.
Du verhüllſt die ſtrahlende Bruſt in bergende Schleyer,
Doch verhüllet will ſtrahlender Buſen nicht ſeyn.
Daß nicht entfalle der Rock, engt dir der Gürtel den Leib ein;
O ich verehre den Leib, immer entfalle der Rock.
Sage, warum die Finger, die glatten, der Ring und der Stein ſchmückt,
Da dem Stein der Werth wird von den Fingern verliehn.
Aller Schmuck ſchmückt dich nicht mehr, als du ſchon geſchmückt biſt,
Und du ſchmückeſt dich mich zu verderben zu viel.
Äußeren Flitterſtaat erborge nicht mehr als es recht iſt,
Da du ſchon für dich ſchön biſt und mehr als es recht.
Meinethalben darfſt du nimmer zuſammen dich richten,
Denn es bedarf bey mir um dich zu lieben nicht Zwang.
Gerne lieb' ich und widerſtreite nicht Amor dem zarten,
Liebe dich, brauchſt nicht erſt roſigte Göttinn zu ſeyn.
Mit den Strahlen des Zevs vermöchten zu ſtreiten die Augen,
Und errängen den Sieg wider die Zeichen des Zevs.
Beſſeres glänzet Nichts in der ganzen Welt als die Sonne,
Beſſer als die Sonn' glänzeſt und ſtrahleſt nur du.
Weißer iſt der Nacken als Schnee, der friſch erſt gefallen,
Aber Schnee der nie ſchmilzet in ſonnigem Strahl'.
Lauer Milch vergleichen ſich ſchicklich die Stirne der Buſen
Lauer Milch entmelkt Ziegen geſättiget kaum.
Deinem Dufte weicht der Ruhm des Waldes im Frühjahr
Und der Garten hat Nichts was dir ginge bevor.
Nicht von weitem gleicht das Antlitz der farbigen Flur dir,
Noch das Saatenfeld ſtehend in blühender Pracht.
Weiße Roſe vermag niemahls dein Lob zu erſchwingen
Und es drückt dein Lob, Lilien im Raſen zu Grund,
Deinem Geſichte kann kein Roſenbett ſich vergleichen,
Deine Roſe iſt noch nicht von Dornen umhägt.
Grazie der Veilchen, die durch frühe Blüthen gefallen,
Hat gar keinen Werth, wenn ſie ſich meſſet mit dir.
Mehr als Mutter Helenens und mehr als Tochter der Leda,
Wenn gleich dieſe dem Zevs, jene dem Paris gefiel.
Jene bewog den Zevs, ſich mit Flügeln des Schwanes zu decken.
Dieſe trieb zur Schlacht Fürſten des phrygiſchen Heers.
Leda mit wogendem Haar, das weißen Schultern entſtrömte,
Las den Blumenkranz in dem argiviſchen Hain.
Als ſie Zevs hoch ober den Sternen den Wolken entſchwebend
Schaute, verwandelt er ſich in den gefiederten Schwan.

Wenn du in der Schaar der Mädchen führeſt den Reigen,
Als ein lichter Stern in dem jungfräulichen Chor,
Hätte der große Zevs dich dann aus den Wolken erblicket,
Hätt' er nimmermehr ſich zu entgöttern geſchämt.
Doch Helenens Geſtalt und allgewaltige Schönheit
Fiel als Meeresbeut' Paris dem Dardaner heim.
Hellas verſchwört ſich dieſelbe mit tauſend Waffen zu hohlen,
Tauſend Schiffe ziehn um ſie zu hohlen ſogleich.
Hätte dich ſo ſchön ein phrygiſcher Räuber geſehen,
Wäreſt du zu Schiff oder zu Pferde geraubt.
Während Troja's Krieg zehn lange Jahre gedauert,
Hätte derſelbe um dich höchſtens ein Monat gewährt.
Würdiger biſt du, ſo däucht es mir, als die Tochter der Leda,
Daß die Flamme fräß' jenes trojaniſche Reich.
Für den Priamus wärſt hinlängliche Urſach geweſen,
Daß des Reichs Ruin nimmer ihm Kummer gemacht.
Wenn mit geſchürztem Kleid nach Brauch der Diana mit Köcher
Du als Jägerinn gingſt, ganz mit entfeſſeltem Haar,
Wenn begleitet vom Chor der Dryaden, entblößet die Arme
Du des Ebers Wuth höhnteſt mit Bogen und Pfeil.
Würd' ein jeder Gott, der dich ſäh in den waldigen Höhlen,
Glauben alſogleich dich als die Göttinn fürwahr!
Als drey Göttinnen ſich um den Preis der Schönheit geſtritten,
Und als Richter des Streits Paris erwählt ward durch ſie,
Zog des Paris Spruch die Venus den anderen zwey'n vor,
Und von dreyen traf zwey als beſiegte das Loos.
Wenn mit den dreyen du zu Paris die vierte gekommen,
Hätt' aus vieren dich Paris die einz'ge gewählt.
Wenn der Apfel als Preis der Schönheitsſiegenden ziemte,
Wird der Apfel fürwahr Keiner als dir zuerkannt.
Eiſernen Herzens iſt, wen das Bild ſo himmliſcher Schönheit
Oder der Wangen Flor nimmer mit Liebe bewegt.
Überwieſen wäre des Stamms von Stöcken und Felſen
Wen ſo hehre Geſtalt rühren mit Liebe nicht kann.

Joſ. v. Hammer.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Konzert. Am 1. Dezember 1821 gab die eilfjährige Schülerinn des Hrn. Joſeph Czerny, Fanny Sallamon, eine muſikaliſche Privatunterhaltung im Konzertſaale der Muſikfreunde des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates.

Sie beſtand in der Ausführung folgender Stücke:

1. Quintett für das Pianoforte aus H moll* von Fr. Ries, geſpielt von der Konzertgeberinn. Ein Tonſtück voll kräftigen Lebens, wie ſie alle ſind von dieſem berühmten Meiſter, welcher ſich rühmen darf, von unſerem Beethoven auf der Kunſtbahn angeleitet worden zu ſeyn. Aber eben die glühheiße Phantaſie, welche dieß Produkt erſchaffen hat, muß auch in dem Künſtler liegen, der es vorzutragen auf ſich nimmt, es muß ihn gewiſſermaßen auf den gleich hohen Standpunkt ſtellen, auf welchem der Ge-

nius des Tondichters ſein Füllhorn ausſchüttete. Daß nun dieß richtige Auffaſſen und Eindringen in den Geiſt der Kompoſition von einem eilfjährigen Mädchen noch nicht gefordert werden kann, leuchtet wohl ein, und wenn in dieſer Hinſicht viel geleiſtet wurde, ſo fällt ein großer Theil des Lobes auf den verdienſtvollen Hrn. Czerny, unter deſſen zweckmäßiger Anleitung viele aufkeimende Talente zur Reife gedeihen.

2. Arie mit Chor: Pensa alla patria, aus der Oper: L' Italiana in Algeri, von Roſſini, vorgetragen von Dlle. Unger, k. k. Hofopern-Sängerinn. Schade, daß die ſchöne klangvolle Stimme ſich in einer Arie hören ließ, die durch ihre unendlichen Rouladen und nichtsſagenden Firlefanzereyen bis zur Ungeduld langweilt.

3. Das Unglück der Frauen, von C. F. Gellert, geſprochen von Hrn. Moreau, k. k. Hofſchauſpieler. Recht launig, der Dichter wie der Deklamator.

4. Potpourri für das Violoncello, von B. Romberg, vorgetragen von Hrn. Friedrich Groß.

Hr. Groß iſt einer von den viel verſprechenden Konzertiſten auf dem Violoncello, deren Wien nicht gar viele aufzuweiſen hat; er iſt erſt ſeit Kurzem in der muſikaliſchen Welt hervorgetreten, und hat ſich ſchon des einſtimmigen Beyfalls der Kenner zu erfreuen; eine richtige Bogenführung und Feuer im Vortrage bedeutender Schwierigkeiten zeichnen ſein Spiel vorzüglich aus. Sein Ton iſt voll und groß, und wenn er es über ſich gewinnen wird, Geſangſtellen mit mehr Ruhe vorzutragen, ſo wird er bey ſeinen entſchiedenen Anlagen bald in den Kreis der vorzüglichſten Virtuoſen treten können.

5. Adelaide, von L. van Beethoven, vorgetragen von Hrn. Gottfried. Wieder ein neuer Tenoriſt: leider haben Stimme und Vortrag viel durch eine ſichtbare Befangenheit gelitten; die Begleitung auf dem Pianoforte war zu ſtark, auch hörte man öfters Verzierungen, die Beethoven nicht geſchrieben hat.

6. Neue Variationen für das Pianoforte und die Flöte, komponirt von Hrn. Joſeph Czerny, geſpielt von Fanny Sallamon und Hrn. Sedlazek. Hier entwickelte die kleine Konzertgeberinn ganz die Nettigkeit und Präziſion ihres Spiels; Hr. Sedlazek unterſtützte ſie aber nicht am vortheilhafteſten. Seine Töne hörte man faſt ſo, als ob ſie der Wind am Ohre verbeytrüge. Die Variationen ſelbſt, über das für alle Blas- und Saiteninſtrumente ſchon hundert Mahl variirte Thema von Caraffa geſchrieben, haben keinen beſondern Werth.

Theatraliſcher Anzeiger. Am 11ten wird zum Vortheil der beliebten Schauſpielerinn Mad. Raimund die erſte Vorſtellung eines neuen Zauberſpiels von J. A. Gleich: Die drey Abenteurer, mit Muſik von Ignaz Schuſter, im Leopoldſtädter Theater Statt finden.

Auf dieſer Bühne füllt Meisl's Fee aus Frankreich das Haus fortwährend. Dieſes Stück kann unter die gelungenſten Arbeiten des beliebten Verfaſſers, und unter die einträglichſten dieſer Bühne gerechnet werden.

Le Doge de Venise, ein neues Melodram in der porte St. Martin, iſt ganz durchgefallen. Das Einzige, was darin applaudirt wurde, war eine neue Dekoration.

Die kleine Leontine Fay ſoll von dem Gymnase dramatique abgehen, und in Bordeaux für große Liebhaberinnen engagirt ſeyn.

Von dem neuen Vaudeville: le Marchand de peaux de lapins, ſagt der Miroir: ein halbes Dutzend Schauſpieler und Schauſpielerinnen haben ſich darin umſonſt bemüht. Das Publikum ließ ſie auf- und abtreten, ſprechen und ſingen durch eine Glockenſtunde, endlich aber war ſeine Geduld zu Ende, der Vorhang fiel und mit ihm das Stück.

Man ſchreibt aus Italien, daß Roſſini ſeine Oper Mahomet vollendet habe, und nun damit beſchäftigt ſey, einen Don Juan zu komponiren.

Im Theater des Variétés haben les deux Soeurs kein Glück gemacht.

Lord Byron ſoll drey neue Tragödien verfaßt haben. Die erſte heißt Foſcari, die zweyte Cain. Der Titel der dritten iſt noch nicht bekannt.

Ein belgiſches Journal ſagt: Mlle. **Beffin**, in **London** ohne Arme geboren, befinde ſich gegenwärtig in **Brüſſel**, wo ſie ſich für 2 Fr. 50 Cent. ſehen läßt. Sie ſtrickt, ſtickt und mahlt Miniatur. — Vor einigen Monaten ſahen die Pariſer dieſelbe Mademoiſelle für einen halben Frank, damahls war ſie eine Amerikanerinn.

Der Morning-Chronicle vom 7. November erzählt, daß ſich auf dem Geflügelmarkte zu **London** ein Kochkeſſel befinde, unter welchem ſeit 87 Jahren ein immerwährendes Feuer erhalten worden ſey. Er iſt ausſchließend für Kapaune beſtimmt. Mehr als 800,000 Stück ſind darin gebrüht worden. Zu jeder Stunde des Tages und der Nacht kann man aus dieſem nährenden Keſſel einen ſaftigen Vogel erhalten.

Von des Conſiſtorial-Rathes **Glatz** allgemein bekanntem **Andachtsbuch für gebildete Familien** hat die **Heubner**ſche Buchhandlung in **Wien** im Laufe dieſes Jahres abermahls eine neue, und zwar ſchon die **vierte** Auflage veranſtaltet. Sie iſt gut ausgeſtattet, mit einem ſinnvollen Kupfer geziert, ſtark vermehrt, und hat in jeder Hinſicht entſchiedene Vorzüge vor den frühern Ausgaben. Übrigens bedarf ein Werk, welches nach allen Seiten hin und in allen Ständen ſo außerordentlich ſtark verbreitet iſt, daß es binnen wenigen Jahren **vier Mahl** neu gedruckt werden mußte, keiner weitern Empfehlung und näheren Charakteriſirung.

Der Buchhändler **Delaunay** in **Paris** kündigt die Herausgabe eines nachgelaſſenen, bisher noch ungedruckten Werkes von **Diderot**: le Neveu de Rameau, an.

Ein Journal erzählt folgende Begebenheit, welche ſich in Amerika zugetragen haben ſoll: Wandernde Komödianten ſpielten den **Othello** in einer Scheuer. Eine Schildwache ſtand am Eingange derſelben, um die Neugierigen zurückzuhalten. In dem Augenblicke, als der Mohr auf **Desdemona** zuſtürzt, um ihr den Dolch ins Herz zu ſtoßen, ſchießt die Schildwache ihr Gewehr auf ihn ab und ſtreckt ihn zu den Füßen **Desdemona's** mit den Worten hin: »Niemahls ſoll ein Neger in meiner Gegenwart eine Weiße umbringen, wenn ich es hindern kann.«

Die Freunde der höhern Wiſſenſchaften werden mit Vergnügen vernehmen, daß der berühmte **Zodiakus von Tentyra**, 40,000 Pfund wiegend, zu **Marſeille** angekommen iſt, und nach **Paris** gebracht werden wird. Dieſe ſchöne Erwerbung, welche Epoche in der Geſchichte machen wird, verdankt man dem patriotiſchen und gelehrten Eifer des Hrn. **Saulnier**, Sohn, ehemahligem Präfekt, und des Hrn. N., Kriegs-Kommiſſär auf halbem Sold. Ehe ſie zu dieſer denkwürdigen Unternehmung abreiſten, hatten ſie ſich zu **Paris** für mehr als 6000 Franks Sägen und andere Werkzeuge verfertigen laſſen. Als dieß ungeheure Monument von der Baſis abgelöst war, worauf ſo viele Jahrhunderte es befeſtigt ſahen, behauptete der engliſche Konſul, er könne ſich deſſen im Nahmen ſeiner Regierung bemächtigen, weil es in dem Diſtrikt gefunden worden war, welchen er, um Ausgrabungen zu machen, gekauft hatte. Die Sache kam vor den Paſcha, welcher den **Zodiakus** den Franzoſen zuſprach, nachdem er beyde Parteyen gehört hatte.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der **Carl Gerold**'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625), wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 21 fl. W.W. halbj.— Beyträge beliebe man dem Redacteur (**J. F. Caſtelli**) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

99.

(Wien, Mittwoch den 12. Dezember.)

Das Palais Sr. Excellenz des Herrn Grafen Ferdinand Palfy von Erdöd in Herrnals.

Einer der dießjährigen herrlichen Herbſtmorgen lockte mich unwiderſtehlich ins Freye. Ich wanderte zur Herrnalſerlinie hinaus, und hatte bald das freundliche Dorf erreicht. Die geſchmackvolle Bauart des gräflich Palfyſchen Palais zog zuvörderſt meine Aufmerkſamkeit an. Ich beſann mich, daß ich das Innere dieſer herrlichen Villa noch gar nicht kannte, und mein Entſchluß war ſogleich gefaßt, dem Beſchauen derſelben ein Paar Stunden zu widmen.

Der geläuterte feine Geſchmack des Beſitzers war mir lange bekannt. Ich wußte, daß dieſe ländliche Beſitzung das Schooßkind ſeiner Vorliebe war, daß er große Summen auf die Ausſchmückung und Verſchönerung derſelben verwendet hatte; ich erwartete daher viel, ſehr viel, und dennoch ward meine Erwartung übertroffen.

Ich habe auf meinen Wanderungen von der Theiſſe bis an die Loire, und von der Donau bis zum Arno viele Villen und Edelſitze geſehen. Reichere Schlöſſer ſah ich wohl, geſchmackvollere hab ich nicht gefunden. Eine geſchäftige Pförtnerinn trabte vor mir her, mit den Schlüſſeln raſſelnd, und Thüren und Thürchen weit eröffnend. Durch einen Portikus von gefälliger Architektur gelangte ich über die mit zierlichen Teppichen belegte Treppe in das erſte Stockwerk, und betrat den Eingangsſaal. Die Enfilade der hellen, freundlichen, geſchmackvoll drapirten und verzierten Zimmer macht einen ſehr wohlthätigen Eindruck. Zur Rechten überſieht man fünf Zimmer, zur Linken deren drey, und den Saal, welcher das Gebäude ſchließt.

Bey meiner Vorliebe für die bildenden und zeichnenden Künſte waren die Gemählde, Statuen und Vaſen der erſte Gegenſtand meiner Aufmerkſamkeit. Die in dieſen Sälen aufgeſtellten Gemählde bilden eine zwar nicht große, aber aus ſehr gewählten Stücken beſtehende Gallerie von 56 Piecen, welche ich der Ordnung nach, wie ſie die Zimmer ſchmücken, andeuten werde. Eine kleine Anzahl ausgeſuchter Meiſterſtücke von Salvator Roſa, Canaletto, Joh. Roos u. a. m. zieret auch die Wohnung des Herrn Grafen in dem Theatergebäude an der Wien.

Den erwähnten Eingangsſaal ſchmücken ſechs bedeutend große Landſchaften von Schödlberger. Eine Felſengegend, eine Waldgegend, eine Landſchaft mit Ruinen, eine Landſchaft mit einer antiken Brücke, ein Sonnenaufgang, und eine zweyte düſtere Felſengegend. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der wackere Schödlberger zu unſern ausgezeichnetſten vaterländiſchen Künſtlern im Fache der Landſchaftsmahlerey gezählt werden kann. Dieſe ſechs Landſchaften gehören zu ſeinen beſten Schöpfungen. Zwey ausgezeichnet ſchöne Vaſen zogen ebenfalls im Eingangsſaale meine Aufmerkſamkeit an.

Das nächſte Zimmer oder vielmehr Kabinett iſt ſehr geſchmackvoll braun drapirt, und mit den niedlichen Schweizerkoſtümen von Reichard und Hegy geſchmückt. Man betritt ſodann den Schlafſaal, welcher beſonders reizend verziert iſt. Die Draperie iſt gelbe Seide, mit grauen Überwürfen. Das Bett befindet ſich auf einer Erhöhung. Über demſelben befindet ſich ein vortreffliches kleines Gemählde von A. R. Mengs, Maria mit dem ſchlafenden Jeſuskindlein. Es iſt zwar, ich weiß nicht wie, an die Tagesordnung gekommen, zu behaupten, Mengs ſey kein großer Mahler geweſen; ich aber werde dieſes Urtheil nie unterſchreiben. Mag er Manieriſt geweſen ſeyn, die Carracci's waren es nicht minder, aber wer wollte wohl behaupten, ſie wären keine ausgezeichneten Künſtler geweſen? Diejenigen zwar, welche am bitterſten über ihn ſchmähen, welche in jedem ſeiner Madonnenköpfe eine Nachahmung Raphaels oder Correggios finden wollen, gehören meiſtentheils zu den faden Anhängern jener Schule, welche ſelbſt in jeder ihrer Schöpfungen die verrenkten Gliedmaßen der alten deutſchen Mahler nachahmen; und, wenn nun ſchon einmahl nachgeahmt werden muß, ſo ſehe ich lieber Anklänge von Raphaels und Correggios Himmelsgeſtalten, als Iſrael von Mechelns ſteife Heiligen. Daß übrigens Mengs vollendeter Meiſter in der Technik ſeiner Kunſt war, getrauen ſich ſelbſt dieſe ſtrengen Herren nicht zu läugnen. Mir erwecken die Bilder von Mengs immer angenehme Gefühle, und ſo war es auch mit dieſer Madonna der Fall, welche gewiß zu ſeinen lieblichſten Gebilden gehört. Auch befinden ſich noch in dem Schlafſaal die Portraits J. J. K. K. Majeſtäten, unſers Kaiſers und der verewigten Kaiſerinn Maria Ludovika, von Donat, zwey durchaus vortreffliche Porzellangemählde (ein Blumenſtück, nach Rachel Ruyſch, von Nigg, und die heilige Katharina, nach Carlo Dolce, von C. Herr), ein ſchönes Öhlgemählde (die Religion, Knieſtück) von A. Romberg, und ſehr ſchöne Bronzen.

Das nächſte Zimmer iſt unterſchlagen, und in zwey Kabinette abgetheilt, zwiſchen welchen ein Gang durchführt. Dieſer ſowohl als die Kabinette ſind weiß drapirt. Das Gemach rechts dient zum Toiletten-Kabinett, jenes links zum Schreibe-Kabinett. Über dem Schreibtiſche befindet ſich ein Gemählde (vielmehr eine Skizze) von Goga, eine Verſammlung arbeitender Frauen vorſtellend. Auch einige ſchöne Kupferſtiche ſind daſelbſt bemerkenswerth. Das Portrait J. M. der Kaiſerinn Caroline, gemahlt von Stieler, geſtochen von Höfel; eine heilige Familie, nach Raphael, von Frey, Chriſtus am Öhlberg, nach Tiepolo, von Richter, und ein weiblicher Kopf von einem Ungenannten. Im Toiletten-Zimmer iſt ein herrliches Bild in Sepia von Seydlmann, Venus und Adonis, nach Guido

Reni, befindlich. Es iſt bekannt, daß Seydlmanns Bilder dieſer Gattung an Kraft, Schmelz und Zartheit faſt nichts zu wünſchen übrig laſſen; ſeine Meiſterſchaft bewährt ſich auch an dieſem vortrefflichen Gemählde. Er iſt eigentlich der Schöpfer dieſer Art von Gemählden. Vorher bediente man ſich der Sepia bloß, um nach Antiken zu tuſchen. Er ſelbſt betrieb dieß noch unter Mengs, und wandte dieſe Gattung dann ſpäterhin mit dem glänzendſten Erfolg zur Nachbildung von Gemählden an. Die beyden Wände des zwiſchen den Gemächern durchführenden Ganges ſchmücken ausgezeichnet ſchöne, kräftige Männer- und Frauenportraite von P. P. Rubens und T. P. Mayer. Auch zwey herrliche Apoſtelköpfe von Carlo Cignani erregten meine höchſte Aufmerkſamkeit.

Als Supraporten des anſtoßenden Zimmers glänzen zwey ſehr ſchöne Engelsköpfe nach Raphael von Seydlmann, in der obenerwähnten Manier. An den Wänden des Zimmers ſelbſt befinden ſich hier wieder ſehr ſchöne Kunſtwerke; zuvörderſt fällt das ſprechend ähnliche Portrait des Herrn Grafen Ferdinand von Palfy, in Miniatur von Stubenrauch gemahlt, auf. Es iſt in ganzer Figur, in prächtiger ungariſcher Tracht dargeſtellt. Zwey Porzellangemählde von C. Herr, ein Seeſturm nach Loutherbourg, und ein Seeſtück mit Sonnenuntergang nach Vernet ſind in jeder Hinſicht ausgezeichnet zu nennen. Ein Thierſtük von Berghem iſt ebenfalls ſehr beachtenswerth. Ein anderes Miniaturgemählde, ſpielende Kinder, nach Rubens, von Ferd. Ehrich, iſt ebenfalls ſehr wacker gearbeitet, und beweiſet, daß dieſer unſer talentvoller Landsmann bey weitem nicht ſo bekannt iſt, als er es zu ſeyn verdient. Dieſe ſpielenden Kinder ſind aus dem großen, einen Theil jener Ehrenpforte, welche zum Empfange des Infanten Carl Ferdinands, als Generalgouverneur der ſpaniſchen Niederlande in Antwerpen errichtet ward, und deren Errichtung und Ausſchmückung man dem großen Rubens als Mahler und Architekten ertheilte, zierenden Gemählde entlehnt, welches ſich gegenwärtig in der k. k. Gemähldegallerie im Belvedere im ſogenannten Rubensſaale, gegenüber des rieſenhaften Bildes der Erweckung eines Todten durch den heil. Franz Xaver, befindet. Ich behalte mir vor, das Publikum noch öfter und ausführlicher mit dem wackern Ehrich bekannt zu machen, deſſen Fleiß und Talent alles Lob verdienen. Ich habe Gemählde von ihm geſehen, welche ſich dem vorzüglichſten, was man in Miniatur leiſten kann, anreihen dürfen. Darunter gehört das treffliche Gemählde Pordenones, die heilige Juſtina, die bekannte Helene Formans, ein Thierſtück von du Jardin (ſämmtlich nach Meiſterſtücken der k. k. Gemähldegallerie), und noch einige andere vorzügliche Stücke.

In dem letzten Kabinette zur rechten Seite des Eingangsſaales befindet ſich das Portrait der verſtorbenen Tänzerinn Angiolini, von Fügers Meiſterhand, eine ſehr ſchöne Landſchaft von Kierings, und ein ſehr ſchönes Schirmgemählde, Orpheus und Euridice, wie ſie dem Orkus enteilen. An Skulpturen ſieht man hier die Büſte Sr. kaiſerl. Hoheit des Erzherzogs Carl, und zwey ſehr ſchöne Alabaſtergebilde, eine liegende weibliche Figur, und die bekannte hockende Venus, ſämmtlich von Piſani. Auch befindet ſich noch in dieſem Kabinette eine ausgezeichnet ſchöne, große Uhr. Sie iſt von Alabaſter, und die Arbeit der daran befindlichen Basreliefs wirklich aller Aufmerkſamkeit würdig.

Ich beſah ſofort die Zimmer, welche ſich an der linken Seite dem Eingangsſaale anſchließen. Auch dieſe enthalten ausgezeichnete Kunſtwerke. In dem erſten, welches ſehr geſchmackvoll gelb drapirt iſt, befinden ſich ſehr ſchöne männliche und weibliche Portraits, von Hanns Holbein und de Vriees. Auch ein vortreffliches kleines Frauenportrait, ein Knieſtück, welches ich für den ſchönſten Van der Helſt halte, den ich kenne. Eine heilige Familie von Andrea del Sarto, und ein ſehr ſchöner Ecce homo von Titian ſind ebenfalls Zierden dieſes Zimmers.

Im zweyten, grün drapirten Zimmer zeigen ſich vier große Gemählde Sebaſtiano's del Piombo, in ſeiner beſten Manier. Sie ſtellen die heilige Agatha, die heilige Apollonia, und die Heiligen Auguſtin und Hieronymus vor. Man wird in nicht viel deutſchen Gallerien vier ſo wohlerhaltene Meiſterſtücke dieſes wackern Mahlers finden. Selbſt diejenigen, welche ich in Italien, beſonders in Bologna, im Palazzo Zampieri ſah, ſind größtentheils ſchadhafter, oder ungeſchickt reſtaurirt. Doch hat auch hier die heilige Apollonia durch Reſtauration, beſonders auf dem untern Theile des Gemähldes, etwas gelitten. Die auf den Tiſchen dieſes Zimmers aufgeſtellten Weezdwouths, Bronzen, Leuchter, Schalen u. ſ. w., ſind von auffallender Schönheit. Überhaupt gehört daſſelbe zu den freundlichſten, reichſten des ganzen Hauſes.

Die Wände des anſtoßenden Kabinettes ſchmücken ebenfalls vier ſehr bemerkenswerthe Gemählde. Ein ausgezeichnet ſchöner Caſanova, Reiſende in einer Landſchaft, ein Fruchtſtück von Cornelius de Heem, und zwey Inſektengemählde mit Diſtelgewächſen von Otto Marcellis.

Ein ungemein freundlicher Saal, durchaus weiß, mit korinthiſchen Säulen, ſchließt auf dieſer Seite das Gebäude.

Nachdem ich noch auf die Ausſicht hinaufgeſtiegen war, zu welcher eine ſehr geſchmackvolle Treppe führt, an deren Vollendung und Ausſchmückung noch eben gearbeitet ward, erfreute ich mich des reichen Überblickes der Stadt und umliegenden Gegend, und begab mich ſodann nach dem Garten.

Die Anlagen deſſelben ſind mit dem geläuterten Geſchmacke angelegt, den der Herr Eigenthümer in dieſes ganze Beſitzthum zu legen wußte. Schatten- und Raſenpartien wechſeln auf die angenehmſte Weiſe. Auch im Garten wird übrigens fortwährend auf das Thätigſte an fortſchreitender Verſchönerung gearbeitet. So iſt jetzt eben ein herrliches Glashaus im Bau, welches, wenn es vollendet ſeyn wird, eine neue Zierde dieſes reizenden Aufenthaltes ausmachen dürfte.

Von dieſem Glashauſe führt eine ſchöne Allee zu einem Tempel am andern Ende des Gartens. Der Tempel iſt ganz von Stein, in einem freundlichen, edlen Styl erbaut. Sechs Stufen führen hinauf. Eine ſchöne Venusbildſäule von Piſani ſchmückt das Innere. Längs den Wänden der Zelle befinden ſich Sitze. Die Statue iſt, wie geſagt, ausgezeichnet zu nennen; nur ſchade, [illegible]ß der Marmorblok nicht rein war. An der Rückſeite der Bildſäule ziehen ſich bedeutende ſchwarzblaue Streifen hinab.

Eines der reizendſten Plätzchen dieſes Gartens iſt jenes am Teiche. Neeſe hat dieſen ſchönen Punkt zu einer ſeiner ſchönſten Dekorationen in dem Zauberſpiele: Die Reiſe durch die Luft, benützt. Das Publikum nahm die gelungene Darſtellung mit lautem Beyfalle auf. Überhaupt iſt es ein ſehr glücklicher Gedanke dieſes ausgezeichneten Künſtlers, nach der Natur aufgenommene Gegenden zu ſeinen Arbeiten zu benützen. Er hat wirklich bereits Herrliches in dieſer Art geliefert. Seine Dekorationen zu Horſchelt's Ballet: Die Wildſchützen, und der Eiſenhammer in der Pantomime: Das Zauberglöckchen, gehören unbeſtreitbar zu den vorzüglichſten Dekorationen im Landſchaftsfache, welche ich wenigſtens auf allen deutſchen, italieniſchen und franzöſiſchen Bühnen geſehen habe. Sie ſind ſämmtlich, mit umſichtiger Beachtung der zur Bühnenaufſtellung nothwendigen Modificationen, nach der Natur entworfen, und eine Ausbeute der Streifzüge des Künſtlers in die Alpenländer Öſterreichs. Auch ſeine Darſtellungen Wiens, vom Glacis vor dem Stubenthor, in der Pantomime: Das Zauberglöckchen, und von dem Curtiſchen Kaffeehaus im Geſpenſt auf der Baſtey, ſind von höchſter Wirkung, und errangen allgemeinen, wohlverdienten Beyfall.

Um nach dieſem Abſprung wieder auf unſern Gegenſtand zu kommen, ſo iſt an dem obenerwähnten Teich beſonders der Reichthum an Blumentöpfen auffallend, welcher um ihn her ausgebreitet iſt. Die lieblichſten Kinder Florens prangen hier in der reichſten Fülle ihrer Schönheit. Ein Detail würde Raum und Zweck dieſer Blätter weit überſteigen. Es ſey genug, anzuführen, daß die Zahl der Blumentöpfe des Gartens gewiß an 10,000 hinanſteigt, worunter ſich ſeltene und koſtbare Gewächſe befinden. Hier iſt auch auf einem ſehr reichen, lieblichen Blumenhügel eine äußerſt niedliche Bildſäule von Kißling, die Kunſt vorſtellend, zu ſehen. Sie gehört zu den reizendſten Schöpfungen dieſes Künſtlers. Die Ausſicht von einem andern, höheren Hügel, auf welchen ſehr bequem angelegte, terraſſenartig ſich erhebende Windungen führen, iſt ungemein reizend.

Noch beſah ich auch die merkwürdige lithographiſche Arbeitsſtätte, welche ſich in dem anſtoßenden Hauſe befindet. Sie iſt in jeder Hinſicht der Beachtung und Aufmerkſamkeit werth. Der Direktor, Herr Kühn, ein ſehr gebildeter, artiger Mann, empfing mich ungemein freundlich, und zeigte mir alles, was meine Wißbegierde anziehen konnte. Dieſes erſt ſeit ohngefähr vier Jahren beſtehende Inſtitut hat bereits ſo Vorzügliches geleiſtet, daß es ſich kühn an die vorzüglichſten Anſtalten dieſer Art reihen darf. Bey der Liberalität und dem feinen Geſchmack des Herrn Grafen von Palfy, der ſich dieſer Anſtalt mit beſonderer Vorliebe annimmt, kann es nicht fehlen, daß es dieſen ehrenvollen Rang immer feſter und dauernder behaupten wird. Der Gebrauch der Tonplatten, dieſer anfangs ſo ſehr bekrittelten Procedur, wird hier mit einer Geſchicklichkeit und einem Erfolge betrieben, welcher wirklich Staunen erregen muß. In dem weiblichen Kopf eines nach Duſard gezeichneten Blattes dürfte die Tonplatte das höchſte geleiſtet haben, was bisher für möglich gehalten ward. Die Ab-

Sophie.

Nach deinem letzten Briefe vermuthete ich dich noch in der Reſidenz. — Wie kömmſt du ſo ſchnell hieher?

Firnſtein.

Gewiß auf der Poſt?

Wirbel.

Schöne Frage! — Ich bin Soldat und verliebt, wie konnt' ich anders reiſen? Wenn in unſerm Herzen der kleine Gott einmahl Poſto gefaßt hat, ſo möchten wir lieber auf den Poſten fliegen, wo die Geliebte unſeres Herzens poſtirt iſt, und wenn wir gar keine beruhigende Poſt mehr von ihr erhalten, ſo bedienen wir uns ſelbſt der Poſt, um in ihre Arme zu eilen. — Ja, ich bin gewiß, die Poſt hat ein Verliebter erfunden.

Sophie.

Laß uns jetzt die Vernunft zu Rathe ziehen, lieber Eduard.

Wirbel.

Die Liebe allein ſoll uns leiten.

Sophie.

Bedenke, welchen Verlegenheiten uns deine Unbeſonnenheit ausſetzt.

Wirbel.

Ich ſegne dieſe Unbeſonnenheit, die mir das Glück gewährt, dich jetzt in meine Arme ſchließen zu können.

bildung des berühmten Onyxes aus dem k. k. Antiken-Kabinett iſt, nach meiner Meinung, ein bisher noch unerreichtes Meiſterwerk dieſes Inſtitutes. Ich habe das Vorzüglichſte geſehen, was Frankreichs und Baierns Lithographie erzeugte, aber dieſe Abbildung hat noch keine erreicht. Die mannigfaltigen Farben, und deren äußerſt zarte Übergänge, das genaue Paſſen der Platten, welche, wie ich glaube, der Vielfärbigkeit wegen leicht bis zehen hinaufſteigen dürfte, alles iſt mit der größten Vollendung behandelt.

Der berühmte Holzplafond aus einem der Zimmer des k. k. Ritterſchloſſes im Laxenburger Park ward ebenfalls vortrefflich abgebildet. Die Arbeit iſt ſehr gelungen. Während meiner Anweſenheit verließen eben zwey neue Produkte des Inſtituts die Preſſe. Grillparzers Portrait, und Herrn von Scheffers vortreffliche heilige Cäcilia. Grillparzers Portrait iſt zwar ſehr ſchön gezeichnet, aber Ähnlichkeit konnte ich nicht auffinden; wenigſtens ſteht es in dieſer Hinſicht weit unter einem andern (wie ich glaube von Daffinger), welches ich bey dem Buchhändler Herrn Wallishauſſer kürzlich ſah. Durchaus vortrefflich aber iſt die heilige Cäcilia. Das Bild ſelbſt, welches ich leider noch nicht ſah, muß vortrefflich ſeyn; gedacht iſt die Compoſition wahrhaft mit raphaeliſchem Geiſt. Mit Bedauern vernahm ich, daß dieſes vortreffliche Blatt, ein neuer ſprechender Beweis des regen Vorwärtsſchreitens des Inſtitutes, nicht zur Öffentlichkeit kommen ſoll. Es iſt für eine Privatbeſtimmung beſtellt. Ein Zeichenlehrbuch, welches alle Fächer der Kunſt umſchließen wird, und an welchem thätig gearbeitet wird, zog ebenfalls meine Aufmerkſamkeit auf ſich.

Ich verließ die Anſtalt mit der angenehmen Überzeugung, daß der vaterländiſche Kunſtfleiß auch hier bewies, daß er mit jedem andern in die Schranken treten könne.

In dem Hauſe, in welchem ſich gegenwärtig das lithographiſche Inſtitut befindet, war ehedem die merkwürdige Mineralienſammlung des Herrn Grafen aufgeſtellt. Sie war in vieler Hinſicht höchſt merkwürdig, reich und intereſſant. Der verſtorbene berühmte Bergrath Werner ſchätzte ſie auf 100,000 Thaler. Der Graf trat ſie ſpäter für 100,000 fl. und dem Vorbehalt, ſie lebenslänglich benützen zu können, an den Fürſten Eſterhazy ab.

So verließ ich endlich nach einigen genußreichen Stunden die reizende Villa. Ich theile die Bemerkungen, welche ich daſelbſt machte, der Publicität mit, weil dieſer herrliche Landſitz weit weniger bekannt iſt, als er es zu ſeyn verdient. Die Liberalität und wahrhaft adelige Geſinnung des Beſitzers geizt nicht mit dem Genuſſe, welcher daſelbſt zu finden iſt. Er freut ſich der Theilnahme des gebildeten Publikums an dieſer ſeiner ſchönen Schöpfung, welche Niemand, der ſie ſah, verlaſſen wird, ohne an einer ſehr heitern und angenehmen Erinnerung reicher geworden zu ſeyn.

F. C. Weidmann.

* * *

Die Ruinen Askalons.

Aus Forbin, Voyage dans le Levant.

Unſer Auszug aus Jafa war ſehr feyerlich; die Kanonen donnerten, und eine Menge Menſchen begleitete uns zu Pferd einen Theil des Tages. Wir ſchliefen auf offenem Felde, unter einem ziemlich ſchlechten Zelte, zu Jabena, dem alten Jamnia, das nur durch einige Heerden hütende Araber bewohnt iſt. Dieß ganze Land könnte von einer bewundernswürdigen Fruchtbarkeit ſeyn; aber die Hand des Despotismus zerſtöret während des Tages, was der Thau des Himmels blühen macht.

Lange vor Tagesanbruch verließ ich die Karavane, die ihre Richtung über Gaza nahm. Von einem Dregoman (Dolmetſch), meinem Diener und einem Mameluken begleitet, ging ich, die Ruinen von Askalon aufzuſuchen; bald dämmerte der Tag. Nahe bey den Ruinen von Azoth, einſt ſo blühend unter der Herrſchaft der Philiſter, geſellte ſich ein Araber zu uns. Dieſer Beduine, ohne Zweck herumirrend, war entzückt, eine Gelegenheit gefunden zu haben, die Schönheit und Behendigkeit ſeiner prächtigen Stute mit den Gazellen-Augen loben zu hören; er neigte ſich beſtändig über den Hals des herrlichen Thieres, ſprach mit ihm, wie mit einem geliebten Kinde, und bedeckte es mit Küſſen. Als wir bey einer Schlucht angelangt waren, zeigte mir unſer Reiſegefährte el-Tell, Hauptort des Stammes der Ouahydyeh (beſte Freunde des Aga von Jafa), zu dem er ſelbſt gehörte; er breitet ſich ſehr über den Ruhm und die Macht ſeines Stammes aus. Leider überſetzte man mir auf eine ſehr lakoniſche Weiſe, was der Beduine ſo belebt geſprochen.

Wir durcheilten wie der Blitz den Raum von 18 franzöſiſchen Meilen, der Jabena von el-Madjedal trennt. Dieſer Flecken liegt zwey Meilen von den Ruinen von Askalon (im Arabiſchen Azqualân) und vom Meere, in einer ſchönen Ebene, von einem Walle von Palmen und großen Aloen umgeben. Alle Hecken ſind dort von hohen Hagebuchen mit Feigenbäumen durchflochten, und ſie ſind undurchdringlicher als die dickſte Mauer. An dieſem Orte, in dieſen Ebenen Askalons erfochten die Kreuzfahrer den berühmten Sieg gegen den Sultan von Egypten, deſſen Verluſt unermeſſen war. Dieſe denkwürdige Schlacht flößte Jean Baptiſte Rouſſeau folgende ſchöne Worte ein:

»Paläſtina endlich nach ſolcher Verwüſtung ſah ſeine Feinde fliehen; wie in den unbegrenzten Räumen der Lüfte du die Gewölke fliehen ſiehſt vor dem Winde des Nordens; und der brennende Odem der Winde des Mittags hat kaum verzehrt die weißen Gebeine in den Feldern von Askalon.«

Wie gerne wiederhohlte ich ſie an den Orten, wo vor wenigen Jahren andere Franzoſen ihre Lager aufſchlugen, um das wechſelnde Glück zu verſuchen. Eine Ebene führt bis zu den Ruinen von Askalon. Dieſe Stadt, die nicht Einen Einwohner mehr zählt, liegt auf einem unermeßlichen Abhange, der einen Halbzirkel bildet; dem Lande zu iſt die Abdachung faſt unmerklich; aber ſehr ſtark über dem Meere, das die Sehne dieſes Bogens bildet. Die Wälle, die Thore ſtehen; der Wartthurm harret der aufmerkſamen Wache. Die Straſen führen zu Plätzen; die Gazelle läuft über die inneren Stiegen eines Palaſtes, und der Widerhall prächtiger Kirchen ertönet nur vom Geſchrey des Schakals; ganze Heerden dieſer Thiere verſammeln ſich auf öffentlichem Platze, und ſind jetzt die einigen Herren von Askalon.

Der Araber, der ſie Djaurah nennt, ohne Zweifel betroffen von ihrer erſchütternden Traurigkeit, macht ſie zum Aufenthaltsorte böſer Geiſter; er behauptet, die Stadt ſey bey Nacht oft beleuchtet, man höre den Lärm unzähliger Stimmen, das Wiehern der Roſſe, das Geklirre der Waffen, und das Schlachtengetöſe.

Nicht weit von gothiſchen Denkmahlen ſtehen ungeheure Trümmer eines Venustempels, vierzig Säulen rothen Granits von den größten Verhältniſſen, Kapitäler, Frieſe vom ſchönſten Marmor erheben ſich über einem tiefen, halb geöffneten Gewölbe. Ein Brunnen von ungeheurer Mündung ſteigt hinunter in die Eingeweide der Erde; Feigenbäume, Palmen, Sykomoren verhüllen theilweiſe dieſe große Verheerung. Welch mahleriſcher und philoſophiſcher Kontraſt! griechiſche Ruinen wetteifern in Zierlichkeit mit den ſpitzen Bogen und zuſammengefügten Säulen, die die Kuppel einer Kapelle der Jungfrau tragen! Sie beherrſchte dieſes Ufer, und ward ohne Zweifel mehr als einmahl in Mitte der Gefahren dieſer ſtürmiſchen Küſte angerufen. Man lieſt noch auf dem Blau dieſes Gewölbes die Worte in gothiſchen Buchſtaben geſchrieben: Stella matutina, advocata navigantium, ora pro nobis! (Morgenſtern, Du von Schiffern angefleht, bitt für uns!)

Die Arbeiten des Hafens ſind das Spiel der Wogen geworden; ſie brechen ſich mit Wuth und in beträchtlicher Höhe an den Felſen, den unerſchütterlichen Säulen jener unnützen Thürme dieſer verlaſſenen Zinnen. Ich konnte mich von dieſem Orte nicht losreißen; ich hätte gewünſcht, die Finſterniß zu erwarten, die, wie ich wähnte, dieſen düſtern und furchtbaren Ort wieder bevölkern ſollte.

Hier wohnte einſt Muth und glänzende Tapferkeit: in dieſem Askalon vereinten ſich die Zier der ritterlichen Zeit, europäiſche Bildung, dem wollüſtigen Prunke und all den ſchwelgeriſchen Genüſſen des Morgenlandes. Hier in Askalon entzündeten Religion, Liebe und Ruhm die Einbildungskraft auf den höchſten Grad, und erzeugten jene Wunder, die der Geſchichte dieſer Zeiten allen Glanz und allen Reiz der erhabenſten Dichtungen leihen.

Der Araber von el-Madjedal, durch die Noth gezwungen, verſucht oft, in dem Sande von Askalon zu wühlen; er betrachtet blöde den Panzer, den, einſt vergoldet, er durch Zufall findet; ſein Sohn verſucht den Helm, den der Roſt zerfreſſen, und müht ſich, das Schwert des Chriſtenritters zu heben.

Agricola, incurvo terram molitus aratro,
Exesa inveniet scabra rubigine pila,
Aut gravibus rastris galeas pulsabit inanes
Grandiaque effossis mirabitur ossa sepulcris.
Virg. Georg. Lib. I., v. 494.

Man findet alle Augenblicke Panzerhemde, Lanzen oder Stücke von Schildern. Lady Eſther Stanhope wollte zu Askalon Nachgrabungen anſtellen, aber die Koſten ſchreckten ſie ab. P. 138 — 143.

Zu den Platten 41 u. 42 p. 447 ſetzte G. Forbin hinzu:

Ich hätte einen ganzen Monat in der Mitte dieſer ſo rührenden und maleriſchen Ruinen zeichnen können. Die Dicke, der Umfang der Mauern Askalons, die Tiefe der Gräben, alles beweiſet, daß dieß einer der wichtigſten Punkte Syriens war. Eine europäiſche Kolonie, die ſich da anſiedeln wollte, fände eine Stadt, ganz bereitet, ſie aufzunehmen, eine fruchtbare Ebene, den ſchönſten Himmel, und alle Mittel, einen bedeutenden Hafen herzuſtellen.

A.

Das Kind in der Fremde.

»Ach Gott! Ach Gott! mir iſt ſo bang,
Lieb' Mütterlein wo weilſt du?
Ich harre dein ſo lang — ſo lang —
Bin ſchon ſo matt und müde!«

»Ich klopfte bittend hier und dort,
Und klagte meine Nöthen —
All' üb'rall trieb man hart mich fort,
Und ſchalt mit böſen Worten!«

»Ich ſprach zu manchem alten Mann:
Du Guter, ſey mein Vater!
Doch jeder ſah mich höhniſch an,
Und hieß mich weiter gehen!«

»Ich bat auch manches Kindlein ſüß:
Lieb' Kindlein, ſey mein Bruder!
Ach, ſchnell das Kindlein mich verließ,
Rief: Hab' ſchon einen Bruder!«

»Ich wollt' auch manche ſchöne Frau
Zur Mutter mir erflehen,
Doch da ſah ich ins Himmelblau,
Und ſah dich drinnen ſtehen!«

»Und dachte, Mutter iſt nicht fern,
Und ſtreckte aus die Händchen,
Doch Mutter — Mutter bleibt ſtets fern,
Wie könnt' ich ſie erlangen!« —

»Ach Gott! Ach Gott! mir iſt ſo bang,
Lieb' Mütterlein, wo weilſt du?
Ich harre dein ſo lang — ſo lang —
Bin ſchon ſo matt und müde!«

Da kommt die ſtille Nacht herbey
Mit ihren hellen Sternen,
Und wiegt das bange Kindlein treu
In freudenreiche Träume;

Und wiegt es ein zu langer Kuß,
Und bringt es ſeiner Mutter,
Die legt es an die weiche Bruſt,
Und will von ihm nicht laſſen! —

Wohl glüht das rothe Morgengold,
Und wecket alle Schläfer,
Das Kindlein aber ſchläft ſo hold —
Es läßt es ewig ſchlafen!

Carl E. Walter.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Burgtheater. Den 30. November: **Die heimliche Heirath.** Luſtſpiel in fünf Aufzügen, nach Colmann und Garrik neu bearbeitet von J. F. Schink, Neu in die Scene geſetzt.

Die heimlich Verheiratheten ſind Fanny, Tochter des Kaufmanns Sterling, und Lovwel, deſſen Buchhalter, der als Verwandter des Lord Ogleby in Haus und Dienſt ſich eingefunden. Kaufmannsſtolz und Geldſucht beherrſchen den Vater, der ſeine ältere Tochter Sara an einen andern Verwandten des Lords, den Sir John Melvil, zu verheirathen hofft, unter Bedingung einer guten Ausſteuer. Als aber Seine Herrlichkeit mit ihrem Neffen anlangte, findet dieſer kein Behagen an der affektirten Dame, und erbietet ſich, von der Mitgift dreyßigtauſend Pfund nachzulaſſen, wenn er Fanny's Hand erhalten kann. Der Kaufmann nimmt den Vorſchlag an. Mistriß Heidelberg, ſeine Schweſter, iſt dagegen, und Sara ſucht Rache gegen ihre Schweſter. Die heimlich Vermählten befürchten eine unzeitige Entdeckung ihres Geheimniſſes, und es wird beſchloſſen, daß Fanny den edlen Lord für ihre Angelegenheit gewinnen ſoll. Dieſer mißverſteht das ſchüchterne Weſen, und hält ſich ſelbſt für den Gegenſtand ihrer Zuneigung. So verzögert ſich das Bekenntniß immerfort, bis endlich die eiferſüchtige Sara, die weder Schlaf noch Ruhe findet, im Hauſe ſpioniren geht, und da ſie in dem Zimmer ihrer Schweſter einen Mann entdeckt zu haben meint, der kein anderer ſeyn kann, als Sir Melvil, alles in Aufruhr bringt, wodurch die jungen Eheleute, die eine ſpäte Unterredung hatten, aus dem verſchloſſenen Zimmer hervorgenöthigt werden, und die heimliche Verbindung an den Tag kommt. Heftiger Widerſpruch von des Vaters, Verzeihung und großmüthige Protektion von des Lords Seite — endlich Befolgung des guten Beyſpiels, und Sanktion des heimlichen Vertrags.

Es iſt auch unter den engliſchen Schauſpieldichtern nichts Ungewöhnliches, daß zwey zugleich an einem Stück arbeiten, eben ſo wie die franzöſiſchen Vaudeville-Schreiber. Schröder, als Schriftſteller und Künſtler bekannt und berühmt, hat mehrere dergleichen überſetzt und bearbeitet. Die ältere Bearbeitung des hier genannten rührt ebenfalls von ihm her. Es läßt ſich übrigens nicht ſo leicht ausmitteln, welcher Theil der Arbeit auf Colmann's, und welcher auf Garrik's Rechnung zu ſetzen ſey. Glauben möchte man faſt, dieſer habe die Charaktere angegeben, und jener die Anordnung des Ganzen beſorgt. Garrik ſtellte gern karrikirte, jedoch aus dem Leben genommene Perſonen auf die Scene. Colmann eröffnete im Frühlinge des Jahres 1777 das Sommertheater zu London mit einem Prolog von ihm ſelbſt, der viele witzige Anſpielungen enthielt. Hierauf folgte ſein engliſcher Kaufmann, und zum Beſchluß: Die Lilliput, eine ſehr groteske und ſatyriſche Farce von Garrik. Colmann hat auch franzöſiſche Stücke, z. B. Das Kaffeehaus, oder die Schottländerinn, von Voltaire, ſehr glücklich für die engliſche Bühne bearbeitet.

Was die heimliche Heirath betrifft, ſo hat dieſes Luſtſpiel, ganz gegen die Art anderer dramatiſchen Werke der Engländer, eine ſehr einfache Handlung, und Colmann ſcheint für dieſe Einfachheit der Fabel eine Vorliebe gehabt zu haben, denn ſchon an dem engliſchen Kaufmann tadelten die Kunſtrichter dieſe Eigenſchaft; mit Unrecht, denn die beſten Stücke des Congreve und Wicherly müſſen vielmehr von den zerſtreuenden Epiſoden erſt gelichtet werden, um ſie genießbarer zu finden. Die Charaktere in dem hier beſprochenen Luſtſpiel ſind ſehr gut ausgeführt, mit Genauigkeit und Fleiß. Es iſt, ſelbſt den Kammerdiener des Lords nicht ausgenommen, der als Franzos ſeinem eleganten Herrn recht wohl zu Statten kommt, kein müßiger darin, und wenn ſie auch nicht alle zur Entwicklung beytragen, ſo ſind ſie doch an ſich intereſſant, ſo greifen ſie doch leicht und ungezwungen in die Handlung ein, und verdecken zum Theil die Leere. Anfangs bewegt ſich das Stück freylich gar zu langſam, und der neue Bearbeiter hätte dieſem Nachtheil ein wenig abhelfen können. Die zwey letzten Aufzüge ſchreiten aber deſto raſcher fort, und ſo wie über das Ganze eine große Heiterkeit verbreitet iſt, ſo zeichnet ſich der letzte Akt durch eine Reihe von komiſchen Scenen aus, ſo daß man ſagen kann: Ende gut, Alles gut! Der Dialog iſt leicht und natürlich, beſteht nicht aus geſuchten Witzworten oder ſpaßmacheriſchen Redensarten, ſondern entſpringt den Geſinnungen und dem Weſen der Handelnden. Der Charakter des Stücks überhaupt iſt nicht mehr ganz nach dem Geſchmack unſerer Zeit; aber was iſt denn eigentlich nach dem Geſchmack unſerer Zeit? — Ich glaube faſt am meiſten noch das Quodlibet.

Die Beſetzung der Rollen war durchaus glücklich, und die Ausführung verdient vieles Lob. Der Lord ſchien in ſeinem Charakter zu Hauſe, die Affektation ſelbſt war nicht affektirt, und dennoch wirkten die auffallendſten Stellen, was ſie wirken ſollen, wie die im vierten Aufzug mit Lovwel. An dem Kaufmann und an ſeiner vernehm-ſtumden Tochter traten die Hauptzüge ſehr gut hervor, und wenn auch beyde hier und da die Farben ſtärker auftrugen, ſo ſprach ſich doch in dieſen Zügen ſelbſt die mimiſche Gewandtheit aus, und die Handlung gewann dadurch an Leben. Auch die Darſtellerinn der Miſtriß Heidelberg war mit ihrer Rolle einverſtanden.

Theater an der Wien. Den 1. Dezember wurden die Vorſtellungen auf dieſer Bühne unter der neuen Verwaltung eröffnet, mit dem Schauſpiel: Die verſtoßne Tochter. Drama in drey Aufzügen, nach dem Franzöſiſchen des Boirie. Der Held dieſes Werks iſt der Dichter der Luſiade, Camoens, der die Tochter des Vice-Admirals Alvarez heimlich zur Frau genommen hat. In dem Hauſe eines befreundeten Mahlers halten beyde Gatten ſich in beſchränkter Lage auf, werden hier entdeckt, und nach mancherley Schickſalstücken und tragiſchen Zufällen mit der Familie ausgeſöhnt. Aus dem Leben des unglücklichen Dichters wiſſen wir, daß Katharina von Attayde, Dame des Palaſtes, ihm glühende Liebe einflößte, weßhalb er in Streitigkeit verwickelt und nach Santarem verwieſen wurde. Dieſes Begebniß mag dem Drama zum Grunde liegen. An theatraliſchem Effekt und Theatercoups fehlt es nicht, aber der Mangel an dramatiſchem Werth iſt allzu fühlbar, als daß jene untergeordnete Vorzüge einen bleibenden Eindruck hinterlaſſen könnten. Das Stück fand ſchon bey ſeinem früheren Erſcheinen wenig Theilnahme.

Hierauf folgte zum erſten Mahl: Die Puppe. Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach dem Franzöſiſchen der Herren Scribe und Melesville, von J. F. Caſtelli.

Die aus franzöſiſchen und deutſchen Blättern bekannte kleine Actrice, Leontine Fay, zeigte in dieſem für ſie gearbeiteten Stück, daß im Original den Titel: La petite soeur, führt, auf dem Gymnase dramatique zuerſt ihr bewunderungswürdiges Kunſttalent. Man kann es folglich als ein Gelegenheits-Stück anſehen, das aber nichts deſto weniger äußerſt unterhaltend iſt. Von allen Seiten darf man es freylich nicht und eben ſo wenig mit einer ſtrengen kunſtrichterlichen Stirn betrachten; aber ſo grade in's Geſicht — alsdann gewinnt man dieſer Kleinigkeit eine recht freundliche, gutartige Miene ab. Die Puppe des kindiſch verſtändigen Mädchens von neun Jahren dient zur Auflöſung, zwar nicht ſo gradezu, aber es hat doch das Anſehen; ſie nimmt ſie auch deßwegen zur Hand, wiewohl ſie nur damit zu ſpielen ſcheint, und ſo wird dieſe Puppe ſehr gewichtig, indem ſie für ein Orakel gelten kann, das durch die kleine Prieſterinn Geheimniſſe verkündigt. Dieſe Scene iſt allerliebſt, und eben ſo wie die Zuhörer auf der Bühne, richten die Zuſchauer in der Ferne ihre ganze Aufmerkſamkeit auf das altkluge Kinderſpiel. Es iſt manches Neue und manches Alte durch einander gemiſcht, aber Letzteres macht neuerdings eine gute Wirkung. Amalie heißt die kleine Puppenſpielerinn, und die kleine Schauſpielerinn, welche die Amalie ſpielte, Karoline Kupfer. Beyde vertrugen ſich recht gut, obgleich die Actrice ſchon ein ſo verſtändiges Weſen hat, daß man ihr es verdenken könnte, wenn ſie wirklich mit der Puppe ſpielte. Es war grade nicht das, was wir uns in der Darſtellung der petite Actrice française vorſtellen, aber es war etwas Anders, das auf der deutſchen Bühne immer wohlgefällt; eine gewiſſe Ruhe und Diskretion. Hierzu kommen noch andere Eigenſchaften, als ein ſehr verſtändliches Organ, natürliches Benehmen und gar keine kindiſchen Manieren, die ſonſt auf der Bühne nur zu oft demjenigen, was der Dichter den jungen Künſtlern in den Mund legt, der in geſchriebner Sprache nicht immer ſo genau den Kinderton treffen kann, widerſpricht. Der Überſetzer hat aber auch ſeiner kleinen Schauſpielerinn die Aufgabe ſehr mundrecht und bequem gemacht. Amalie gefiel außerordentlich, und verdiente zu gefallen. Die junge Tänzerinn, die in dieſem Stück den vierzehnjährigen Studenten ſpielte, benahm ſich mit einer Agilität, die nichts Studiertes hatte.

Den 3. wurde das Luſtſpiel wiederhohlt; vorher aber der Eſſighändler gegeben. Schauſpiel in drey Aufzügen, neu bearbeitet nach Mercier, von W. Vogel.

Man hat mehrere Überſetzungen dieſes Drama, das auch den Titel führt: Der Schubkarren des Eſſighändlers, und: der Eſſigmann mit ſeinem Schubkarren. Auf den Titel kommt es wenig an, auf den Schubkarren aber am meiſten. Alles, was dieſen und den Eſſighändler betrifft, feſſelt die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer; das Andere iſt ziemlich langweilig. Von jeher machte auch der alte Dominique, der ſeinem Sohn, ſtatt Eſſig, ein Fäßchen Gold und Silber als ein ſchönes Heirathsgut in ſeiner ſchlichten Kleidung überbringt, ſein Glück auf deutſchen, wie auf den franzöſiſchen Bühnen, man lachte und man weinte wechſelweiſe über den biedern Schlag von launigen Menſchen, und begehrte keinen Vortheil von den Andern, als das Stück im Ganzen fordert und gewährt. Der neue Bearbeiter hat gefunden, daß die erſten Scenen und der ganze zweyte Aufzug, wo der Eſſigmann noch nicht erſchienen iſt, und wo er ſich nicht wieder ſehen läßt, an zu großer Leere kränkeln; um dieſem Übel abzuhelfen, verwandelte er den Liebhaber der Julie in die beluſtigende Perſon eines Chevaliers, der zwar hier den wirklichen Titel führt, in der That aber nichts weiter, als einer aus der Zunft jener verſchollenen Petits-Mätres iſt, die wir heut zu Tage gern vermiſſen auf der Bühne, lieber als den alten, ehrlichen Eſſighändler, der ſich immer beſſer noch in unſre moderne Welt zu ſchicken weiß. Die Chevalierſpieler geben gewöhnlich dieſer Art von Leuten einen ſo ſüßlichen, gezierten Ton, daß ſie ungenießbar werden.

Der alte Dominique, auf den es wohl auch hier hauptſächlich mit berechnet war, erregte in dieſer neuen Bearbeitung ebenfalls beſondere Theilnahme, und gab die Rolle ſelbſt mit der allerſicherſten Berechnung des glücklichen Erfolgs.

Bey einer neulich gehaltenen Verſammlung mehrerer Freunde der Wiſſenſchaften wurde beſchloſſen, dem verewigten Sir Joſephs Banks eine Bildſäule im brittiſchen Muſeum zu errichten (wozu die Erlaubniß gegeben worden). Der Auftrag zur Verfertigung der Bildſäule wurde dem Bildhauer Chantery ertheilt; zur Ausführung des Planes ernannte man einen Ausſchuß, an deſſen Spitze ſich die Präſidenten aller gelehrten Anſtalten in England befinden — 1200 Pf. Sterling wurden auf der Stelle dazu ſubſcribirt.

Mit dem Bau der prächtigen Kirche, welche der auch der Mahlerey keineswegs fremde Bildhauer Canova auf eigene große Koſten in ſeinem Geburtsorte Poſſagno, im Venezianiſchen, errichten läßt, geht es mit ſchnellen Schritten vorwärts. Das marmorne, ſich rings um das Gebäude herumziehende Stiegenwerk iſt längſt vollendet, und die Mauern ſind bereits zu einer ſolchen Höhe aufgeführt, daß man nächſtens an das Hauptgeſimſe gelangen wird.

Der Thee gedeiht am beſten in den nördlichen Provinzen China's, und wird nach Canton, wo die Europäer ihn allein kaufen dürfen, zum Theil 120 Meilen weit zu Lande durch Träger oder auf den Binnen-Canälen transportirt, und dadurch um ein Drittel vertheuert. Man wird ihn daher in Java bald wohlfeiler als in Canton kaufen können, weil die in Java häufigen Chineſen und Malayen gerade nach den nördlichen Theeprovinzen, Fokien und Kiangnan, fahren, und aus der erſten Hand kaufen dürfen; auch können ſie ihre kleinen Fahrzeuge befrachten, wogegen die europäiſchen Theeſchiffe Ballaſt einnehmen müſſen. Ein Pfund Thee, aus Nord-China geholt, koſtet etwa 6 Pence (4 Gr.), zu Batavia aus Canton aber herübergebracht 8 3/4.

In Paris ſind dieſen Sommer über tauſend neue Gebäude entſtanden, worunter das Opernhaus und zwey kleinere Theater.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625) wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k. k. Poſt 21 fl. W.W. halbj. Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Conversationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

100.

(Wien, Samstag den 15. Dezember.)

Über die Muſik und insbeſondere den Geſang bey den Arabern.

Von Ferdinand Wolf.

Mohammed, der aus ſeinen thatenluſtigen Arabern eine kriegeriſche Nation von Eroberern bilden wollte, damit ſie in alle Welttheile das Licht des Islâms verbreite, und die Völker der Erde entweder zur Annahme der Lehren des Korans bewege, oder ſie dem Schwerte des Glaubens zinsbar mache, fürchtete für ſein leicht erregbares Volk nichts mehr, als daß es in Schwelgereyen und Genüſſen der Sinnlichkeit verweichliche, und ſo ſeine angeſtammte Heldenkraft vergeude.

Muſik iſt das Sprachorgan einer beſſern Welt, Muſik iſt die Sirenenſtimme der Sinnlichkeit. Durch die Macht des Tons erbebt das Herz in heiligen Schauern der Ahnung überirdiſcher Gefühle; durch die Macht des Tons ſchleicht ſich die Wolluſt mit geiſtertödtendem Sinnenkitzel in die begierdenreiche Bruſt des Menſchen. Je nachdem Harmonie oder Melodie ihr vorherrſchender Charakter iſt, erhebt ſie den Menſchen zum Gott, oder zieht ihn zum Thiere herab. Erſtere iſt die Seele und der entſchiedene Vorzug der abendländiſchen Tonkunſt; letztere das Weſen, und, wie wir in der Folge ſehen werden, der einzige Beſtandtheil der morgenländiſchen. Daher die weiſe Verbindung der Muſik mit dem Gottesdienſte der Chriſtus-Religion bey den Abendländern; daher aber auch das eben ſo weiſe Verboth Mohammeds, ſich weder bey dem Gottesdienſte derſelben zu bedienen, noch überhaupt ſie auszuüben.

Auch war dieſes ſein Verboth hinlänglich durch die Erfahrung begründet: denn da die Perſer die einfachen Sitten ihrer Väter vergaßen, von den von ihnen unterjochten Medern Sitten und Gebräuche annahmen, und von ihnen Muſik (denn die Tonkunſt war eine Lieblingsbeſchäftigung der Meder) und ihre Schweſterkünſte erlernten, wurden ſie weichlich und ſchwelgeriſch wie dieſe *). Und dieſe wollüſtig-klagende, weichlich-ſchmelzende Muſik der Perſer war

---

*) Heeren, Ideen über die Politik ꝛc. Vol. 2. pag. 366 u. f.

es auch, welche ſchon die Ägypter mit Recht als den Sitten gefährlich verwarfen *).

Aus dieſen Gründen wird es daher minder auffallend ſeyn, wenn man den Stifter des Islams mit beſonderer Strenge gegen jede Ausübung der Muſik, ja ſogar gegen die Anhörung derſelben eifern ſieht; denn er ſagt: »Muſik anhören, iſt Sünde gegen das Geſetz; Muſik machen, iſt Sünde gegen die Religion; wer aber vollends daran Vergnügen findet, ſündiget gegen den Glauben, und macht ſich des Verbrechens der Abtrünnigkeit ſchuldig.« **)

Allein kein Geboth Mohammeds wurde ſo wenig gehalten, und ſo häufig übertreten, wie dieſes; denn der angeborne Hang der Orientalen zu allem was die Phantaſie erregt und den Sinnen ſchmeichelt, fand eine ſo reichliche Nahrung in den Genüſſen der Tonkunſt, daß ſie nicht nur ſtillſchweigend und allgemein das Geboth ihres Propheten, als dem Weſen ihrer Natur zuwiderlaufend, übertraten, ſondern ſogar dagegen ſchrieben ***).

»Die Anwendung der Muſik,« ſagen die arabiſchen Apologiſten dieſer Kunſt, »bewährt die Vortrefflichkeit derſelben. Unſere Imams, die Gefährten himmliſcher Geiſter, bedienen ſich derſelben in unſeren Moſcheen bey der heiligen Leſung des Korans, nach dem Beyſpiele Dawud's (David), welcher ſelbſt ſeine Pſalmen zur Harfe ſang.«

»Der Steuermann, das Auge auf dem Kompaß, die Hand am Steuerruder, ſingt in der Nacht, um ſich die Leere einer langen Wache zu verſüßen; während der Matroſe, auf dem Tauwerke kletternd, oder beſchäftiget die Segel einzuziehen, unbekümmert um die Gefahr, der er ausgeſetzt, ſein Liedchen ſummt.«

»Die gottloſe Zauberinn murmelt ihre geheimnißvollen Worte mit einer Art von Geſang. Nur durch Hülfe einer, obgleich barbariſchen und unbekannten Muſik gelingt es ihr, den Todtwunden, von den Ärzten Aufgegebenen ins Leben zurückzurufen. Ihre magiſchen Töne haben die Kraft, die kalte Aſche der Verſtorbenen zuſammenzufügen, zu erwärmen, und wieder zu beleben; und ſetzen unſere Augen durch das Erſcheinen von tauſend phantaſtiſchen Gegenſtänden in Erſtaunen. Der abgehärtete Kamehltreiber, der die Mühen einer gefahrvollen Reiſe für Nichts achtet, unterhält ſich mit Singen; ſeine einfache ungekünſtelte Muſik ergetzt die Karawane, und beſchleunigt den langſamen Schritt ſeiner Kamehle.«

»Der liſtige Vogelſteller bedient ſich einer Muſik, welche den verſchiedenartigen Geſang der Vögel nachahmt; getäuſcht und verführt durch das Locken, welches ſich durch das Schweigen der Nacht hören läßt, gehen das flüchtige Haſelhuhn und das ſcheue Repphuhn in die Netze, die ihnen ſeine Hand geſtellet.«

»Der Hirte, gemächlich unter dem Schatten der Palme hingeſtreckt, ſpielt auf ſeiner ländlichen Schalmey, und ergetzt ſeine Lämmer durch ſüße Melodieen. Er haucht ihnen Liebe und den Trieb, ihr Geſchlecht zu vermehren, ein.«

---

*) Apul. Florid. l. I. Plato de republ. l. III.

**) Mouradgea d'Ohsson, tableau gén. de l'emp. Othom. 8vo. Vol. IV. pag. [illegible]

***) Casiri, Bibl. arab. hisp. I, p. 483. c. 1. — et p. 527. c. 2.

»Ja ſelbſt die zärtliche Mutter beſchwichtiget durch Geſang den ſchreyenden Säugling, und wiegt ihn in ſüßen Schlummer 1).«

„Schon unter den erſten Nachfolgern des Propheten verbreitete ſich unter den Bekennern des Jslams die Muſik immer mehr und mehr; vorzüglich durch die Eroberung Perſiens unter Omar. Die Kalifen von Bagdad und Cordova eiferten in die Wette, die Muſik empor zu bringen, bemühten ſich, berühmte Künſtler an ihre Höfe zu ziehen, überhäuften ſie mit Geſchenken, und machten ſie zu ihren Freunden und Vertrauten. Unter Abdurrahman II. gründete Ali-Zeriab die berühmte Muſikſchule zu Cordova 2); Muſſali, ſein Schüler, wurde der Liebling Harun er-Raſchid's. Dieſer Kalife hatte ſich einſt mit einer ſeiner Favoritinnen überworfen, und verfiel in eine düſtre Melancholie, welche für ſein Leben fürchten machte. Da bat Dſchafer der Barmeghide den Poeten Abbas-ben-Ahnaf, Verſe auf dieſe Trennung zu machen; dieſe ſang Muſſali in Gegenwart des Kalifen, welcher ſo davon gerührt wurde, daß er zu den Füßen ſeiner Herrinn eilte, und ſich mit ihr verſöhnte. Die Favoritinn, aus Erkenntlichkeit gegen den Poeten und den Tonkünſtler, ließ jedem von ihnen 10,000 Drachmen auszahlen, Harun aber gab jedem das Doppelte dieſer Summe 3). Abu-Dſchafer der Abbaſſide komponirte ſelbſt einige Arien, welche noch heutiges Tags unter den orientaliſchen Tonkünſtlern in großem Anſehen ſtehen 4). Die Araber trieben die Muſik mit ſolcher Leidenſchaft, daß alle ihre Gelehrten den Titel eines Muſikverſtändigen dem eines Arztes, Geometers, Aſtronomen beyzugeſellen ſuchten 5). Farabi, dieſer berühmte Weiſe des Morgenlandes, der zugleich Dichter, Sprachforſcher, Weltweiſer und Phyſiker war, erwarb ſich in der theoretiſchen ſowohl als praktiſchen Muſik einen ſolchen Ruf, daß er den Beynahmen des arabiſchen Orpheus erhielt 6). Häufig trifft man in den Schriften der Araber Lobeserhebungen dieſer Kunſt, und geheime Wirkungen und Zauberkräfte werden ihr von dieſem wunderſüchtigen Volke beygelegt, wie wir aus dem oben angeführten Beyſpiele ſahen.

Auch bey den Türken, die als Sunniten die orthodoxe Partey der Moslims bilden, fand dieſe Kunſt dennoch Eingang. Kantemir 7) erzählt folgendes Ereigniß als die Urſache ihrer Einführung bey den Osmanen: »Murad IV. befahl nach der Erſtürmung von Bagdad, durch den heftigen Widerſtand aufs äußerſte erbittert, alle gefangenen Perſer niederzuhauen. Da bat ein Muſikverſtändiger die Befehlshaber, ſeine Strafe etwas aufzuſchieben, und ihm zu verſtatten, nur ein Wort mit dem Kaiſer zu reden. Als dieſer ihn nun fragte, was er vorzubringen habe, antwortete er ihm: Laſſe nicht geſchehen, allergnädigſter Kaiſer, das mit mir Schachkuli (d. h. Knecht des Kaiſers, welchen Nahmen er in der Folge behielt) die ganze Muſikkunſt verlo-

---

1) De la Borde, essai sur la musique, Vol. I, p. 176 et 177.
2) Murphy, hist. of the arab. emp. in Spain. p. 293.
3) Herbelot, bibl. orient. art. Mousali. — Cardonne, hist. d'Afrique, liv. II.
4) De la Borde. Vol. I. p. 176.
5) Volney, voyage en Syrie et en Égypte, Paris, 1807. Tom. II. p. 198.
6) Herbelot, art. Farabi. — de la Borde. l. c. — Casiri. I. p. 347. c. 1.
7) Geſchichte des osmaniſchen Reiches, aus dem Engl. Hamburg, 1745. 4to. Vol. I. p. 375. Anmerk.

Firnſtein.

Wenn dich aber dein Onkel verſtößt?

Wirbel.

Das Herz meiner Sophie bleibt mir.

Firnſtein.

Aber die Zukunft! die Zukunft!

Wirbel.

Aber die Gegenwart! die Gegenwart! Ich überlaſſe es düſtern Vernünftlern, mit ſchwarzen Gläſern in die Zukunft zu ſehen, und künftige Uebel voraus zu genießen; ich ſchwelge in der Gegenwart.

Sophie.

Lieber Eduard, ſuche dir die Liebe deines Onkels wieder zu gewinnen.

Firnſtein.

Vor allem hüte dich, deiner Liebe zu Sophien zu erwähnen, über dieſen Punkt iſt er unerbittlich.

Wirbel.

Und Alles Uebrige kümmert mich nicht.

Sophie.

Sey nur nicht heftig — es wird ſich alles geben.

Wirbel

(zu Firnſtein.)

Sage mir doch, kennſt du denjenigen, welchem mein Onkel Sophiens Hand verſprochen hat?

Firnſtein.

Ja, ich kenne ihn.

ren gehe. Denn hat man gleich keine Urſache, mir als Menſchen das Leben zu gönnen, ſo bitte ich doch als Befliſſener der Muſik, deren verborgne Tiefen ich noch nicht ergründet habe, meine Strafe noch aufzuſchieben, damit ich dieſe Kunſt zur Vollendung bringen könne. Und als ihm hierauf der Kaiſer befahl, eine Probe ſeiner Kunſt abzulegen, ergriff er ein Scheſchta (eine Gattung Harfe), und ſang ein Klaglied von der Eroberung Bagdads und Murads Lob mit ſo anmuthiger Stimme und ſo vieler Geſchicklichkeit, daß Murad ſelbſt dadurch zu Thränen gerührt wurde, und befahl, die Gefangenen, die noch am Leben wären, zu verſchonen, und ihnen die Freyheit zu ſchenken. Den Muſiker aber nahm er mit ſich nach Konſtantinopel, wo dieſer die Muſik einführte.« Auch hat ſich Schachkuli's Lied unter dem Nahmen des »Sanges von der Einnahme von Bagdad« noch immer erhalten, und ſoll ſehr rührend und herzergreifend ſeyn *).

In früherer Zeit verlegten ſich Männer von Anſehen, und ſelbſt Prinzen von Geblüt auf das Studium der Vokal-Muſik. Alle osmaniſchen Geſchichtſchreiber ſprechen von den Talenten und der Vorliebe für dieſe Kunſt des Prinzen Korkud, welchen Selim I., ſein Bruder, hinrichten ließ, da er verſuchte, ihm den Thron ſtreitig zu machen **).

Kantemir ſelbſt, aus einer vornehmen tartariſchen Familie entſproſſen, verlegte ſich während ſeines Aufenthaltes in Konſtantinopel mit vielem Eifer auf das Studium der Muſik. Er erfand eine Art von Noten, und verfaßte ein Paar Werke über die Muſik bey den Türken ***). Und obgleich ihre ſtrengere Rechtgläubigkeit jede Art von Muſik von ihren Moſcheen und den öffentlichen Religionsübungen ausſchließt; ſo tragen ſie doch kein Bedenken, ihrer angebornen Neigung für die Genüſſe der Tonkunſt zu folgen. Sie ermuntern durch Lobſprüche und Freygebigkeit Künſtler von Profeſſion, und in Konſtantinopel wie in allen übrigen größeren Städten des Reiches gibt es immer eine große Anzahl Leute, vorzüglich unter den Derwiſchen vom Orden Mewlewi, welche dieſe Kunſt mit Leidenſchaft treiben, und zu allen Zeiten haben ſich mehrere darin hervorgethan. Die Ulema und einige der andächtigſten unter den Türken ausgenommen, machen ſie ſich kein Gewiſſen daraus, Muſik bey ſich zu haben. In den abgelegenſten Winkel des Hauſes zurückgezogen, in Geſellſchaft ihrer Verwandten und vertrauteſten Freunde bequem anf dem Sopha hingeſtreckt, ſchmauchend und von Zeit zu Zeit einige Tropfen Kaffeh zu ſich nehmend, überlaſſen ſie ſich ganz dieſem Vergnügen, und nichts vermag ſie davon abzuziehen. Einige laſſen ſich von zwey oder drey Muſikern auf ihren Spaziergängen in einer gewiſſen Entfernung von der Stadt begleiten, und wählen dazu gemeiniglich erhabene Plätze, welche dem Auge eine angenehme Fernſicht darbieten. Da, auf dem Raſen oder auf ausgebreiteten Teppichen unter dem Schatten der Bäume gelagert, rauchen und genießen ſie Erfriſchungen bey dem Klang der Inſtrumente. Ihre leidenſchaftliche Liebe zur Muſik offenbart ſich überdieß durch ihren beſonderen Geſchmack am Geſang der Vögel: mehrere ziehen ſich Zeiſige, Nachtigallen oder Grasmücken auf, welche ihnen ausnehmendes Vergnügen gewähren [1]).

---

*) Toderini, letterat. turchesca. Tom. I. p. 241.

**) Mouradgea d' Ohsson. Vol. IV. pag. 415.

***) Kantemir. Vol. I. p. 116 — 17. Anmerk. — Toderini. Vol. I. p. 224 et 225.

Bey den Mauren, die von Natur viel lebhafter ſind, und bey weitem leichteres Blut haben, als die Türken, äußert ſich die Vorliebe für die Tonkunſt noch viel ungebundener. Muſikverſtändige werden von ihnen als Leute angeſehen, »die einen feineren Geſchmack, und mehr Begriffe als andere haben, und die von Gott beſonders geliebt worden, weil er ihnen die Gabe, muſiziren zu können, beygelegt hat, als etwas, wovon ſie hoffen, daß ſie es auch künftig im Paradieſe werden zu hören bekommen [2]).« Auch ſie, nicht weniger wunderſüchtig als die Araber, ſchreiben der Macht des Tons geheime Wirkungen zu; ſo z. B. erzählen ſie, daß, wenn ſie die Mizmune (eine Art mohriſcher Arien) ſpielen, gewiſſe Blumen vom Stiele fallen [3]).

In Perſien wurde durch die Unterjochung Mediens die Muſik allgemeiner verbreitet. Durch die Reize der Tonkunſt wurden die Freuden der Tafel erhöht [4]); Nizami beſchreibt mit orientaliſchem Wortprunk die muſikaliſchen Vergnügungen unter der Regierung des Koſru Parwiz [5]). Der Islamiſmus vermochte dieſe Neigung keinesweges bey den Perſern zu unterdrücken, im Gegentheile theilten ſie dieſelbe ihren ohnedieß dafür geſtimmten Siegern, und noch mehr mit. Selbſt die gemeineren Klaſſen lieben den Geſang ſo leidenſchaftlich, daß manche Handwerker den ganzen Tag ſingen, um ſich zu ermuntern und rege zu erhalten [6]).

Auch die Ägyptier, ſonſt eifrige Moslims, ſingen faſt immer bey ihren Arbeiten und Verrichtungen des häuslichen Lebens. Trotz des ausdrücklichen und [illegible]engen Verbothes des Propheten, pſalmodiren und ſingen ſie faſt alle ihre Gebete, manchmahl begleiten ſie ſie mit dem Klang der Inſtrumente; ja ſie haben ſogar Hymnen, welche ſie zu Ehren Mohammed's und ihrer Heiligen abſingen. Selbſt bey den Leichenbegängniſſen bedienen ſie ſich des Geſanges, welches ihnen doch insbeſondere durch die Geſetze der Religion unterſagt iſt [7]).

Was die Schickſale der Tonkunſt bey den Arabern insbeſondere betrifft, ſo war dieſes ſchau-, hör- und thatenluſtige Volk, wie Mohammed ſelbſt ſie nennt, ſeit den älteſten Zeiten für die Reize der Muſik wie der Poeſie ſehr empfänglich. Doch mögen ſie die Ausübung der Muſik in den erſten Zeiten nur auf ein ungekünſteltes, melodienartiges Abſingen ihrer Elegien und Liebeslieder beſchränkt haben, und ihre Inſtrumente wohl noch ſehr einfach geweſen ſeyn. Denn, ob ſie gleich, nach ihren eigenen Berichten bereits Nahmen für die verſchiedenen Töne hatten, ſo fehlte es ihnen doch noch an einem beſtimmten Tonſyſteme und feſten Regeln für die Ausübung [8]).

---

1) Mouradgea d'Ohsson, Vol. IV. p. 415 et 419.

2) Höſt, Nachrichten von Marokko und Feß; aus dem Dän. p. 263. — Lempriere, tour from Gibraltar to Tangier. 2d. edit. p. 306.

3) Shaw, voyag. dans plus. prov. de la Barbarie et du Levant; trad. de l'anglais, à la Haye. 1743. 4to. Vol. I. p. 340.

4) Goguet, Unterſuchungen über den Urſprung der Geſetze, Künſte und Wiſſenſchaften, deutſch, von Hamberger. Vol. III. p. 176.

5) Jones, über die Muſik der Indier, deutſch, von Dalberg. p. 15.

6) Chardin, voyage en Perse, Amsterdam, 1735. 4to. Vol. III. p. 159.

7) Descript. de l'Egypte, E. M. mém. Tom. I. 2de livr. p. 704 et seqq.

8) Jones, discourse on the Arabs; asiat. Research. Calcutta. Vol. II. p. 15.

Und ſo iſt es noch bey den Beduin-Arabern, die als echte Söhne der Wüſte, unverfälſcht und rein von fremder Beymiſchung, die einfachen Sitten ihrer Urahnen ſeit Jahrtauſenden erhalten. Der Geſang iſt allgemein unter ihnen, obwohl einfach bis zur Monotonie; daher ſie auch ſehr melodienarm ſind. Das eigentliche Verdienſt deſſelben beſteht in der Zierlichkeit der Verſe, in dem Wohlklang und Reinheit der Worte, in der Auswahl und Genauigkeit des Reimes. Man ſieht hieraus, welch eine untergeordnete Rolle die Muſik hiebey hat, und wie alles auf den Inhalt und die Form der Dichtung ankömmt. Und ſo wurden auch die Melodieen, gleichſam nur als Zugabe, mit den Dichtungen und Sagen traditionsweiſe fortgepflanzt; der Sohn ſingt die Lieder, ſo wie er ſie vom Vater gehört, ohne daß Jemand ſich damit beſchäftigte, förmlichen Unterricht darin zu ertheilen oder zu nehmen. Gewöhnlich ſind es Liebeslieder oder Nationalgeſänge; am meiſten lieben ſie aber eine Art von hiſtoriſchen Kantaten, wozu ſie auf der Laute präludiren, und die Erzählung mit einigen ſanften Griffen auf der Flöte begleiten. Wie die ἀοιδοι oder Rhapſoden der Griechen, verſammeln ihre Erzähler die Hörluſtigen um ſich, und in der Mitte des dichtgedrängten, geſpannt aufhorchenden Kreiſes beginnen ſie die Großthaten des Propheten zu beſingen, oder mit glühenden Farben die Herrlichkeiten der heiligen Städte Mekhkheh und Medineh zu beſchreiben. Eben ſo einfach ſind ihre Inſtrumente; und ohne daß Jemand ſich damit abgäbe, ihre Einrichtung zu vervollkommnen, ja kaum die Eigenthümlichkeit des Inſtrumentes, auf dem er ſpielt, gehörig zu entwickeln verſteht; theilt Einer dem Anderen mit, was er gerade ſelbſt überkommen hat *).

Die ſtädtebewohnenden Araber hingegen kamen durch die Lage ihrer Wohnplätze an den Küſten des Landes und als ein handeltreibendes Volk bald in nähere Berührung mit den angrenzenden Nationen, und wurden eben dadurch auch empfänglicher für die Eindrücke fremder Sitten und Gewohnheiten. Noch mehr aber, als ſie unter den Fahnen des Glaubens die Lehren ihres Propheten von den Geſtaden des Ganges bis an die Ufer des Ebro verbreiteten; von den Beſiegten lernte ihr leicht erregbarer Geiſt neue Künſte und Wiſſenſchaften kennen, und die bereits gekannten vervollkommnen. Vorzüglich durch die Eroberung Perſiens und die Kriege mit den Griechen erweiterte ſich das Gebiet ihres Wiſſens. Und ſo bekamen ſie auch eine ſyſtematiſchere Kenntniß der Muſik eigentlich erſt durch dieſe beyden Völker. Zur Zeit der Kalifen war es, als aus den Trümmern der altgriechiſchen und altaſiatiſchen (perſiſchen und indiſchen) Muſik, die weniger in ihren Principien, als in der Art ihrer Melodie von einander abwichen, ſich die arabiſche bildete **). Schon durch eine bloße Sprachvergleichung wird dieß auffallend; denn die arabiſchen Worte muſikeh, lireh, kithareh, kanun u. ſ. w. bezeichnen die nämlichen Begriffe und Gegenſtände wie im Griechiſchen μουσικη, λυρα, κιθαρα, κανων; ſo wie die arabiſchen Tonarten ihre Nahmen von perſiſchen Städten und Gegenden haben, und die Benennung ihrer Intervallen khah, und die Zahlen, welche die Ordnung ihrer Folge bezeichnen, ſind nebſt vielen anderen Kunſtwörtern und Inſtrumenten-Nahmen aus dem Perſiſchen entlehnt [1]). Noch mehr aber zeigt ſich die Entwickelung des arabiſchen Tonſyſtems aus dem griechiſchen durch die beyden gemeinſchaftlichen vielfachen Abtheilungen und Unterabtheilungen der Töne in die möglichſt kleinſten Intervallen, und die Menge von Tonarten, die daraus entſtehen; ſo wie die Verwandtſchaft der arabiſchen Tonkunſt mit der indiſchen und perſiſchen durch die Art ihrer Ausübung; derſelbe Vorwurf, den ſchon die lateiniſchen Dichter und ihre Nachfolger der altaſiatiſchen Muſik gemacht, trifft auch die arabiſche, auch ſie hat dieſen wollüſtig-melancholiſchen, zum Sinnengenuß anregenden Charakter, wie die übrige orientaliſche Muſik. Auch läugnen dieß die arabiſchen Schriftſteller über Tonkunſt keineswegs; ſie bekennen vielmehr, daß ſie ihr Tonſyſtem, ſo wie den größten Theil ihrer Inſtrumente nebſt den Nahmen derſelben von Griechen und Perſern überkommen haben. Ptolomäus, der dem Ariſtoxenus ſein 'Αρμονικῶν nachbildete, hat wahrſcheinlich den Arabern in ihren theoretiſchen Abhandlungen über Muſik zum Muſter gedient; denn es iſt nicht zu zweifeln, daß er, von Peluſium gebürtig, folglich ein ſo naher Nachbar, ihnen nicht lange unbekannt geblieben iſt [2]).

---

*) Shaw. Vol. I. p. 346 et 347. — Mayeux, les Bédouins, ou Arabes du desert. Vol. III. p. 13 — 15.

**) Descript. de l'Égypte. E. M. mém. Tom. I. 2de livr. p. 618. — Volney. Tom. II. p. 196.

Sie ſelber haben mehrere Schriftſteller, welche ſich in dieſem Fache auszeichneten, und die Muſik nicht nur nach mathematiſchen Grundſätzen abhandelten, ſondern auch Regeln des Geſchmackes für den praktiſchen Theil der Tonkunſt, für den Geſang und die Behandlung der Inſtrumente aufſtellten. So iſt eines der vorzüglichſten und bekannteſten Werke über arabiſche Tonkunſt des berühmten Farabi »Elemente der Muſik [3]); ſo hat Pigeon de Saint-Paterne in de la Borde's »Verſuch über ältere und neuere Muſik,« den die arabiſche Tonkunſt betreffenden Theil aus einem arabiſchen Manuſcript der königlichen Bibliothek zu Paris von Schemſeddin eſ-Seidewi ed-Dimeſchki geſchöpft [4]); von Kadaji befindet ſich eine »Einleitung in die Muſik« in der Bibliothek des Serai zu Konſtantinopel [5]); und die Bibliotheken zu Paris und im Eſcurial beſitzen nebſt vielen anderen arabiſchen Manuſcripten über dieſen Gegenſtand die große »Liederſammlung« von Abûl-Faradſch Ali Ben Haſſan Ben Mohammed, welcher ſelbſt ein berühmter Tonſetzer war; der erſte Band dieſes Werkes, welcher ſich im Eſcurial befindet, enthält hundert funfzig Lieder, das Leben von vierzehn berühmten Muſikern und vier vorzüglichen Sängerinnen, die unter dem beſonderen Schutze der Kalifen lebten [6]). Andres [7]) behauptet ſogar, daß die Araber in dem mechaniſchen Theile der Tonkunſt villeicht richtigere Kenntniſſe hatten als die Griechen, ihre Lehrmeiſter, deren Theorieen ſie nicht ohne Prüfung annahmen; und daß ſie in verſchiedenen Punkten die Fehler derſelben verbeſſerten, und die Lücken ausfüllten.

---

[1]) Jones, über die Muſik der Indier. p. 110 et seqq. — Richardſon, über Sprachen, Lit. u. Gebräuche morgenl. Völker, deutſch, von Federau. p. 313. Caſiri I. p. 527. c. 2.

[2]) Descript. de l'Égypte. p. 612 et 613.

[3]) Casiri. I. p. 347. c. 1. — Andres, dell' origine, progressi e stato attuale d'ogni letterat. Parma, 1782. 4to. Tom. IV. p. 259 et 260.

[4]) Encyclop. method. Musique. I. p. 90. — de la Borde. Vol. I. p. 198. suiv.

[5]) Toderini. Tom. I. p. 233.

[6]) Casiri. I. p. 347. c. 2. — Murphy. p. 293.

[7]) Tom. IV. p. 259.

Die Tonkunſt (ilm muſiki) macht bey ihnen einen Zweig der mathematiſchen Wiſſenſchaften aus.

Nach dem Verfaſſer des Werkes Fethije iſt die Tonkunſt eine Kunſt, die von dem Wohllaute, der aus der Harmonie oder Disharmonie *) einzelner Töne entſteht (Melodie), von der zwiſchen denſelben verfließenden Zeit (Rhythmus) und ihrem Maße (Takt) handelt.

Sie halten allgemein Pythagoras, einen Schüler Salomons, für den Erfinder dieſer Kunſt, und erzählen die Art, wie er zu dieſer Erfindung gekommen, auf folgende Weiſe: »Drey Nächte hinter einander ſah er im Traume eine ſchöne Geſtalt, die ihn ans Geſtade des Meeres gehen hieß, wo er eine wunderbare Kunſt erlernen würde; und er ging drey Mahl dahin, ohne etwas anders als Schmiede zu finden, die mit ihren Hämmern auf Amboßen hämmerten. Darüber ſann er nach, und richtete ſeine Aufmerkſamkeit auf den Schall der Hämmer. Er verfertigte ein Inſtrument **), an das er Seidenfäden band, die, wenn ſie bewegt wurden, einen lieblichen Ton geben. Dazu ſang er anmuthige Lieder zum Lobe der Gottheit. Er verſammelte viele der Welt Überdrüßige um ſich. Das Inſtrument und ſein Erfinder wurden bald berühmt. Er machte ſich einen großen Nahmen durch ſeine Reinigkeit, Enthaltſamkeit und geiſtige Lehrweiſe, wodurch er die Seelen bis in ihr Innerſtes erſchütterte. Er ſagte, daß er die Melodie der Bewegungen der Sphären vernehme, und daß ihm die Kraft gegeben ſey, dieſe Melodieen aus ſeinem Innerſten durch die Töne der Saiten wieder herauszugeben. Dieſen innern Harmonieen zufolge, ſtellte er Geſetze auf, welche von ſpätern Künſtlern, und beſonders vom Ariſtoteles, dem Erfinder des Organons, mit neuen Entdeckungen bereichert wurden.«

Über den urſprünglichen Zweck der Muſik äußert ſich Hadſchi Chalfa folgender Geſtalt: »Die Hauptabſicht bey dieſer Kunſt war, den Geiſt zu ſtimmen, und die vernünftige Seele für die Kenntniß heiliger Dinge empfänglich zu machen, nicht aber damit zu ſpielen und zu tändeln. Die Seele, wenn ſie durch ſchöne Melodieen entzückt wird, ſehnt ſich nach der Anſchauung höherer Weſen und Geiſter, und nach der Mittheilung einer reineren Welt. Durch die Tonkunſt werden die von der Dichtheit der Körper verdunkelten Seelen zum Umgange mit höheren Geiſtern und Lichtweſen, welche in den heiligſten Wohnorten um den Sitz des Allmächtigen ſchweben, vorbereitet und empfänglich gemacht.« Als Zweige der Tonkunſt betrachten die Araber die muſikaliſche Inſtrumentenlehre, die Tanzkunſt und die Gebärdenkunſt ***).

---

*) Offenbar iſt hier nur von der harmoniſchen oder disharmoniſchen Tonfolge, nicht aber Töneverbindung in konſonirenden oder diſſonirenden Akkorden die Rede; der Ausdruck Harmonie iſt daher keineswegs in unſerem Sinne zu nehmen, ſondern im Sinne der griechiſchen Muſik. (Plato. Ficin. de leg. VII. p. 637.)

**) Nach mehreren arabiſchen und perſiſchen Schriftſtellern über Muſik, ſoll dieſes Inſtrument das Aud (Laute) geweſen ſeyn, welches in der orientaliſchen Tonkunſt eine ſo bedeutende Rolle ſpielt, wie in der altägyptiſchen und griechiſchen die Lyra des Hermes. (Descr. de l'Égypte p. 848 et 849. Diod. Sicul. Rhodom. I. p. 15 et 16.)

***) (von Hammer) Encyklop. Ueberſicht der Wiſſenſchaften des Orients. p. 895 — 899

Die Tonkunſt ſelbſt zerfällt nach Ibn-Sina (Avicenna) in die Kunſt, Melodieen hervorzubringen (et-tellif, Kompoſition), und in die Kunſt, die Melodieen taktgemäß zu begleiten (ikaa, Tonfall, welcher Theil nur die Inſtrumental-Muſik angeht) *).

Als Gegenſtand dieſer Kunſt erklärt Ebun-Naſſar veinen durch eine gewiſſe Zeit gezogenen Schall, der entweder in dem Körper, in welchem er ſich befindet, fühlbar iſt, oder deſſen Zeitmaß ſeiner Kleinheit wegen ſo unfühlbar iſt, daß es gar nicht in Betracht gezogen wird. Einige rechnen auch den fühlbaren Schall, der zwiſchen zwey ausgeſprochene tönende Buchſtaben fällt, hieher, und dann handelt die Tonkunſt nicht nur von der Melodie der Töne (Melpöie), ſondern auch der Rede (Metrik). Was nun die Töne ſelbſt betrifft, ſo gibt es verſchiedene Arten des Ausdruckes. Denn es können erſtens bloß Töne, die an Stärke und Schwere ungleich ſind, auf eine dem Ohre wohlgefällige Art zuſammengeordnet werden (rein-muſikaliſcher Geſang), oder es werden zweytens Wörter hinzugefügt, welche einen die Seele aufregenden Sinn auf eine angenehme Weiſe ausdrücken, wie z. B. die Deklamatoren und Koransleſer thun (deklamatoriſcher Geſang), oder es werden endlich gereimte metriſche Zeilen hinzugeſetzt, d. i. eigentlicher Geſang (poetiſcher Geſang) **).«

(Fortſetzung folgt.)

Zuruf.

Säume nicht,
Gilt es Gutes zu vollbringen,
Denn es hängt der That Gelingen
Oft am raſchen Augenblick,
Flieht der, bringt ihn Nichts zurück,
Und ſtatt hehrer Himmelsluſt
Wogt dir Unmuth in der Bruſt.
D'rum willſt lindern du die Schmerzen
Mancher wund gedrückten Herzen,
Säume nicht.

Traue nicht
Jedem, der dich mit Entzücken
Scheint an ſeine Bruſt zu drücken,
Und bevor ihr euch noch kennt
Dich ſchon Freund und Bruder nennt;
Naht die Stunde der Gefahr,
Wirſt mit Schrecken du's gewahr;
Daß der Bube dich betrogen,
Freundſchaft, Treue die gelogen —
Traue nicht.

Zage nicht,
Tritt dir auf des Lebens Wegen
Haß, Verleumdung wild entgegen,
Wird dir ſtatt gehofftem Lohn
Kälte nur und frecher Hohn.
Denk' nicht an die Spanne Zeit,
Denke an die Ewigkeit,
Dort muß Recht und Wahrheit ſiegen,
D'rum, magſt du auch unterliegen,
Zage nicht.

Weine nicht,
Naht das Schickſal dir, mit Wüthen,
Reißt es dir den Kranz von Blüthen
Frommer Freude aus dem Haar.
Bleibt es ja doch ewig wahr,
Nicht des Schickſals grauſe Macht
Herrſcht in wild verwirrter Nacht;
Über unermeßnen Welten
Lebt ein Gott, der wird vergelten,
Weine nicht.

---

*) De la Borde. Vol. I. p. 177.

**) Encyklop. Ueberſ. p. 896. — Descript. de l'Égypte. p. 718 et seqq.

Zittre nicht,
Wenn der Tod dich ohn' Erbarmen
Reißt aus deiner Lieben Armen,
Wenn dein Auge ſterbend bricht
Und der Sonne herrlich Licht
Jene Nacht nicht mehr erhellt,
Die auf dich dann niederfällt,
Schöner wirſt du auferſtehen,
Sie dort Alle wiederſehen —
Zittre nicht.

Carl St — r.

Allgemein'e Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Theater an der Wien. Den 6ten d. M. zum Vortheile der Mad. Gottdank, und zum erſten Mahl: Der Köhler Adam Wiederbauer. Ritterſchauſpiel in vier Aufzügen, für dieſe Bühne verfaßt, vom Hrn. Carl Töpfer, Verfaſſer des Tags- und Herzogsbefehl.

Den nämlichen Titel führt auch die Erzählung, die im ſechsten Jahrgange des Frauentaſchenbuchs enthalten iſt. Der Herausgeber, dem die Leſer dieſe Erzählung verdanken, ſagt, daß der Inhalt ganz der Dichtung angehöre. Die Hauptcharaktere haben hiſtoriſche Wahrheit und die Handlung fällt in die Zeit des dreyßigjährigen Krieges. In einer andern Benutzung des Stoffes (zu einem Drama in einem Akt) wird das Jahr 1608 beſtimmt angegeben. Außerdem iſt noch eine andere dramatiſche Bearbeitung erſchienen. Wir bleiben bey der zuerſt genannten ſtehen. Das Stück fängt mit dem Eintritt des Gaugrafen Chriſtian in die Wohnung des Magiſter Lobius an. Albrecht von Falkenburg, der Kriegsoberſte (nachher unter dem Nahmen Adam Wiederbauer), folgt ihm in das Nebenzimmer zur Berathſchlagung. Während deſſen entſpinnt ſich eine höchſt ermüdende Konverſation zwiſchen dem Hausherren, dem Feldhauptmann Euſebius Kollerman und Andern, die weder Licht verbreitet, nach Theilnahme im geringſten einflößt. Man hört im Seitenzimmer einen Wortwechſel, einige Schläge auf des Falkenburgs Rüſtung fallen, und dieſer ſtürzt mit geſchloſſenem Viſire, um die Geiſtererſcheinung in der Folge deſto geheimnißvoller zu machen, wie ein Verzweiflungsvoller durch das Zimmer. Dann folgt eine verdrießliche Explikation zwiſchen Heinrich und dem Feldhauptmann, und dieſer Akt macht eben nicht begierig auf den folgenden, der ſich in der nämlichen Bewegung fortſchleppt. Hier lernen wir Hildegarde von Elbingen, die Pflegetochter des Gaugrafen kennen, die Veranlaſſung zu dem Streit zwiſchen ihm und dem Kriegsoberſten gab, unter deſſen Koller der fürſtliche Herr das Bildniß ſeiner Dame an einer güldnen Kette erblickte. Junker Herrmann, Sohn des Gaugrafen, wird von ſeinem Aufſeher mitten in die von feindlichen Schaaren umgebne Waldgegend geführt, wo verkappte Kriegsleute ihm auflauern und entführen Dieſe Aktion nahm ſich übel aus, hatte aber ein ziemlich luſtiges Ende. Nun erſcheint der Vater, klagt über den verlornen Erben, und plötzlich ſtellt ſich oben auf der Anhöhe eine ſchwarze Geſtalt dar, den Knaben im Arm, nach deſſen Überlieferung ſie ſogleich verſchwindet.

In dieſem Allen iſt nirgends ein Anhaltspunkt, nirgends ein Zuſammenhang, kein Leben und keine Ordnung. Im dritten verräth Hildegarde ihre Leidenſchaft für den Falkenburger, Heinrich tobt und wüthet über ihren Undank — als ob Liebe und Dankbarkeit Eins und Daſſelbe wäre! vergißt ſeinen Gram um den verlornen Helden und überläßt ſich den Furien der Eiferſucht. Gegen Ende dieſes Aufzugs erſcheint der Gaugraf vor der öden und verlaßnen Falkenburg, hält mit dem Thurmwart ein trauriges Zwеygeſpräch, bald nachher ſtellt ſich wieder die ſchwarze Geſtalt rechts auf einem Hügel dar und deutet mit der Hand nach der linken Seite hin, worauf der Vorhang fällt. Da Heinrich einmahl ſo weit war, ſo konnte er auch in das Innere der Burg treten; und jene anziehende Erſcheinung benutzt werden, die in der Erzählung den hervorragendſten Punkt bildet, aber der Verfaſſer hat ſich aller Ausſchmückung, aller Berechnung des Effekts enthalten, als ob er ſich auf die Güte ſeines Stoffes ganz allein verlaſſen, oder ſein Werk und ſich dem guten Glück anvertrauen wollte. Im letzten Akt iſt der Gaugraf im heftigſten Gedränge, er rettet ſich mit Lebensgefahr in die Wohnung des Magiſters, verwegne Krieger dringen ein, poltern und drohen, wollen kämpfen, und kämpfen nicht, ſchlagen an und ſetzen wieder ab, erſt mit Kollermann und dann mit Heinrich. Dieſe wirkliche Spektakel-Scene fällt ins Komiſche. Draußen geht es ſtürmiſch zu, doch mitten im heftigſten Sturm und Schlachtenwetter tritt die ſchwarzvermummte Geſtalt wieder hervor, die ſo viele Wunder bewirkt hat, der Fürſt und Land Abwendung des Verderbens und Schutz in drohender Gefahr verdankt; ſtatt alles Lohns begehrt ſie nur den Ritterſchlag, wirft dann Gewand und Bart von ſich, und ſteht als Albrecht von Falkenburg da, dem die Hand der ſchönen Hildegard zu Theil wird.

Wie ſich nun die Handlung in dieſer Relation ausnimmt, ſo ungefähr nimmt ſie ſich auf der Bühne aus, nur mit dem Unterſchied, daß ſie auf dem Papier etwas kurzweiliger iſt. Dieſes Stück ſcheint das Werk der größten Flüchtigkeit zu ſeyn; die Charaktere haben kein Intereſſe, die Situationen machen keinen Eindruck, und der Dialog iſt matt und ungefeilt. Wenige Stücke, von denen man ſich Einiges verſprochen, haben weniger gefallen, und wir können zum Troſt für den Verfaſſer nur noch wiederhohlen, was früher irgendwo ſchon angedeutet worden: daß ihn die komiſche Maske beſſer kleidet, als die tragiſche. Er mochte dießmahl zweifelhaft geweſen ſeyn, zu welcher Muſe er ſich neigen ſollte, und beyde kehrten unhold ihm den Rücken zu.

Unter den Darſtellenden konnte ſich nur Heinrich auszeichnen, und er bot in der Entrüſtung gegen Hildegarde, den ganzen Umfang ſeiner Kraft auf. Der kleine Junker Herrmann konnte nicht ohne Theilnahme bleiben.

Theatraliſcher Anzeiger. Die Gazza ladra pfeift ihr Stückchen in Paris immerfort bey vollem Hauſe, der Miroir bringt bey dieſer Gelegenheit zwey Verſe in Anwendung, welche recht artig ſind:

Les professeurs en corps ont beau le censurer,
Le public révolté s'obstine à l'admirer.

Wir ſetzten hinzu: c'est tout comme chez nous.

Ein neues Luſtſpiel in Verſen und einem Aufzuge, betitelt: les deux Etudians, ou le Portrait de mon Oncle, von den Herren Amédée und Jouslin, hat im Gymnase dramatique ſehr gefallen. Zwey junge Leute, welche nach Paris geſchickt werden, um ihre Studien dort zu vollenden, welche aber dagegen in der Hauptſtadt in Saus und Braus leben, ſind die Hauptperſonen. Sie kommen endlich ſo weit herab, daß ſie das Letzte, was ſie haben, eine Bibliothek von zwanzig Bänden und eine Sammlung alter Portraits, einem Juden anbieten. Der mäkelt und mäkelt, bis er endlich auf ein altes Portrait kömmt, welches Valcour um keinen Preis hergeben will, da es das Bild ſeines Onkels iſt; er beſchließt, lieber in den Schuldthurm zu wandern. Dieſe Liebe rührt den verkappten Juden, der die Maske wegwirft, ſich in die Arme ſeines Neffen wirft und — bezahlt.

Im Vaudeville iſt das Panorama d'Athènes ausgepfiffen worden.

Mit vollem Rechte wurden im Théâtre de la porte Saint-Martin die Paratonnères ausgepfiffen, worin es ſich darum handelt, einem kleinen Kind einen Zahn auszureißen. —

Im Gymnase dramatique hingegen hat eine kleine pièce à tiroir, betitelt: l'artiste, gefallen. Zwey Perlets haben einander unter die Arme gegriffen, der Verfaſſer nämlich nennt ſich Perlet und auch der Schauſpieler des Hauptcharakters. Letzterer erſcheint als italieniſcher Singmeiſter, Kunſthändler und Deklamator, und wußte in alle dieſe Charaktere Leben und Eigenthümlichkeit zu bringen.

Ein Modenjournal erzählt: man habe einen jungen Elegant bemerkt mit einem Schnupftuch, deſſen vier Enden mit Haaren geſtickt waren, und zwar mit Haaren von verſchiedenen Farben.

Roſſini ſchrieb an einen Freund, daß er nächſten May gewiß nach Paris kommen werde, um daſelbſt die Meiſterwerke franzöſiſcher Komponiſten zu ſtudiren — und das war gut!! —

Mit Unrecht behauptet man, daß es in Paris die beſten Ehemänner der Welt gebe. Die Ehemänner Londons haben auch ihre Verdienſte; folgende Begebenheit gebe den Beweis: Einem Bürgersmann fielen Briefe in die Hände, welche bis zur Gewißheit die Untreue ſeiner Gattinn bewieſen. Was thut der gute Mann? Er geht zu dem Störer ſeiner häuslichen Ruhe, der ein reicher Kaufmann iſt, und ſprach: Nach den Geſetzen kann ich auf eine Strafe von wenigſtens 10,000 Pf. St. klagen, ich bin aber ein guter Kerl, geben Sie mir die Hälfte und ich ſchweige. Alſogleich zieht der Kaufmann ſein Portefeuille, gibt 5000 Pf. St. und der Ehemann — ſchwieg.

Nachdem die Herren Lafont und Moſcheles, Rouen durch ihre Kunſt entzückt haben, hat nun auch Caen das Vergnügen, ſie zu hören.

In Paris hat man jetzt eine neue Maſchine erfunden, welche vollkommen den Schall von mehr als zwanzig Klatſchenden nachahmt, und mithin alle die Miethlinge unnöthig macht, welche nur mitunter einſchlafen und dann den Effekt verfehlen. Dieſe Maſchine wird dicht über dem Kronleuchter angebracht und der Zugfaden führt in das Loch des Souffleurs.

Ein Hr. Pigoreau hat ein Roman-Regiſter der Franzoſen heraus gegeben, ſeit den älteſten Zeiten bis auf die jetzigen. Merkwürdig genug geht daraus hervor, daß bey 100 Romanen 99 (?) von Frauen herſtammen.

John Hague, von Spitalfields in Middleſex, hat am 2. Juny 1820 ein Patent für eine Maſchine, um Thon von Steinen, Wurzeln und andern fremden Theilen zu reinigen, erhalten. Sie beſteht hauptſächlich aus einer Preſſe, welche den Thon durch die Löcher einer Metallplatte, am Boden einer Büchſe, zwingt. Von Zeit zu Zeit öffnet man letztere, um die zurückgebliebenen Unreinigkeiten heraus, und neuen Thon hineinzuthun. Die Preſſe iſt eine gezähnte Stange, bewegt von einem Trilling, den eine Dampfmaſchine, Pferde oder Waſſer treiben. Damit die Dampfmaſchine nicht ohne Aufhören preßt, beſteht die Trillings-Achſe aus zwey in einander greifenden Stücken, und ein Arm an der gezähnten Stange und dem Theil, welchen die Dampfmaſchine bewegt, angebracht, entfernt dieſen, ſo bald die Stange ſtark genug gepreßt hat, und macht alſo der Wirkung der Dampfmaſchine ein Ende.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625), wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 21 fl. W.W. halbj.— Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

101.

(Wien, Mittwoch den 19. Dezember.)

Der Geyer mit ſeinen Heilkräften.

In dem Geier iſt manch macht der ercztie (Arzney), als Sanctus Jeronimus an im fanth, vnd ſprach: als wer den geier habin wolle czu ercztie, der ſal yn on eiſen, alz das hers nicht innen werde (der ſoll ihn aneiſen, d. h. ergreifen und an Eiſen legen, ohne daß er es inne wird), wenn (denn) vorſteht her ſich des, das er nicht mag geneſen, ſo verflieget her das gehirne. So (wenn) der geier gefangin wirth, ſo ſal man in allir erſte gliden (zergliedern, das (auf daß) die ercztie icht dorre (nicht eindorre). Zu welchir ercztie des geiers gehirne kommt, die hat ſo groſſe crafft, das ſy nymir mag miſſegerathen. Wo der menſch geſwillit, halbit er die geſwulſt mit dem gehirnne, is vorgeht balde. Wer den ſtachin (die Strauche, den Schnupfen?) hat, tringk her des gehirnnes in warmen waſſir, er wirt geſunth. Wenn der frawin ir ſucht (Monſtruation) nicht kommt, die ſuſen (trinken) des geiers gehirnis in warmen waſſir ader wine, ſy kommt zuhanth (alsbald); wil ſy (die Frau), das ſy ir vorſtehe (daß ſie ſich ſtille), ſo borne (brenne) das gehirne czu puluer, vnd eſſe das mit gerſtembrote, es vorſteht uff der ſtath (augenblicklich). Des geiers vleiſch ſal man nemen, vnd ſal es derren (dorren) vnd als behaldin (und alles aufbewahren); wen der hunt gebiſſit (beißt), iſſit her das vleiſch, er geſwillit nymmer, vnd hilfft als balde, das das vngenante nymmir dorczu kommt. — Wem die czene we thun, der neme des geiers augin vnd den ſnabil, vnd borne (brenne) das czu puluer vnd czulaſz (zerlaſſe) das puluer in warmem waſſir vnd thu das in den munt vnd waſche dy czene domit, adir als getrunckin, geſwern nymmer (oder wird das Pulver auch auf dieſelbe Art getrunken, ſo hört das Zahnweh auf). — Dv ſalt (ſollſt) des geiers adern in bowmole (Baumöhl) ſiden, vnd halt (bewahre) das. Wer (wäre) ein ryſe bettelege (bettlägrig) adir gar vorgifftet ſy (ſey), wird her gebechirt (durchwärmt, auspachern) by dem fuer (Feuer), vnd mit demſelbin ole geſalbith wol vnd vaſt, er wirth in ſibin tagin geſunth. Wem dy adern dorren, ader — wer — in einem glide lam iſt, wirt her geſalbit mit der ſalbin vaſt, her wirt geſunth. — Wem die ougin we thun, der ſal nemen des geiers gallin, vnd ſal ſy ſidin in honige ane rouch (ohne Rauch); ſo er ſlaffin geth, ſo ſitze czu einem fuer, vnd thu die ougin czu

Wirbel.

Sein Nahme?

Firnſtein.

Du ſollſt ihn erfahren, wenn es Zeit ſeyn wird.

Sophie.

Indeſſen genüge dir, zu wiſſen, daß er der großmüthigſte, achtungswürdigſte Mann ſey.

Wirbel.

Sie ſprechen mit einem Feuer von ihm, Fräulein —

Firnſtein (lächelnd.)

Halt! Halt! raucht dir ſchon wieder der Kopf?

Wirbel.

Nein, ich bin ſchon ruhig.

Sophie.

Sie haben es auch nöthig zu ſeyn, denn da ſeh' ich eben meinen Vater durch die Allee herauf kommen.

Wirbel.

Geht, geht, ich will als wahrer Soldat das erſte Feuer aushalten.

Sophie.

Vor Allem, ja kein Wort von unſerer Heirath.

Firnſtein.

Ich bitte dich, ja kein Wort davon.

(Beyde ab.)

Wirbel (allein.)

Was iſt das? — Sophie ſelbſt — will ſie meivnd ſalbe ſich domite, vnd lege ſich alsbolde ſlaffen; ſo er des morgens uffſtehit, ſo hat er luter ougin (lautere, klare Augen). Yppocras wolde kein ougin ſalbin machin, er hette denn geiers gallen dorczu. — Sein lebir mit dem blute vnd mit aldem honige vnd mit aldem ynſleth (Inſelt, Unſchlitt) gereynt, dienet dem, der das fallinde obil had; wirt her ſibin tage mite beſtrichin des abindes vnd des morgins, er wirt geſunth. — Sein milcz getreuzit (getrocknet) mit alande (Alaun) vnd mit honige czurebin (zerrieben, abgerieben), generet (errettet) den vorgifftigin, wirt her domit geſalbit. — Wer nicht mag ſein wip gekattern, adir geſogiln adir gehelffzen, der ſol ſein nyren vnd geilen czu ſammene vnd treuge (trocken) gepuluirt trincken. — Wer vorſerit (verſehrt) iſt an den lendin ader an den beinen, der ſal des geiers beine czu puluer bornen (brennen) vnd miſch das mit clarem (Waſſer), vnd lege es do ym we iſt, czuhant wird ym baß. — Wen is in den ſeiten ader in dem rucke ſchiſſit (wer das Gliederreißen hat), der ſal nemen den rechten fus des geiers mit allen hufen (Krallen?), vnd den ſiden mit bowmole, vnd ſalbe ſich domit by einem fure ſyn hüff (Hüfte), eine ſeite adir ſeinen rucke wo ym we iſt, her wirt geſunth an derſelbin ſtundt. — Wer gern lutſelig (gern geſehen, beliebt) welle ſein, der trag das linck ouge des geiers in der lincken hant, adir binde es an den lincken arm, ſo her vor herrn get, — die ſein ym holt, dieweil ers by ym treith. Wer ſorge had einerley ding, der trag das ouge by ym, er ſcheidit mit eren von dannen. — Die fraw, dy nicht geberen mack, binth ſy des geiers federn an den fus, ſy gebirt alczuhant; ſy ſal abir die federn noch der geburth czu hant abe nemen, das dy bermuter icht folge. — Wer ſeine clawen hat in ſeinem huſe, der endarff kein czoubirniß forchten in dem huſe. — Mengiſtu (Mengſt du) ſein ſmer (Schmeer, Fett) mit vngenucztem wachſſe vnd mit ole, was du vorkouffen wilt, beſtreich es domit — deſſelbin tagis nymſtu das gelt. — Ein könig hys Oreſtes, der hat czwene luchter, dy waren von geiers clawen (Klauen) gemacht; der könig wolde vorſuchin der clawen crafft, vnd hiß zwey bornde lichte (brennende Lichter) ſtecken uff den luchter, vnd liß ſy ſetczin uff einen tiſch und vorgifft (Gift) uff den tiſch tragen, alczuhant vorloſchen dy licht von der groſſin crafft des gebeines; dorvmb, wer geiers clawen hat uff ſeinem tiſch, der darff kein vorgifft forchten.

Des heiligen Geiſtes wurcz (Wurzel) iſt gar guth vnd hot vil togunth (Tugenden) vnd toug (taugt, nutzt) wol vor (gegen) das czoubirn dem, der ſy bey im treith (trägt).

(Man ſehe »das buch der cruthir vnd der wurcz,« auch, wie die Alexandreis, von Johannes Noremberga geſchrieben, »am ſonnabint vor dem criſte abinth, in dem lxiiij (1464) Jore, czu Kneſina (Gneſen in Polen?) im Beſitze des Herrn Prof. Meinert.)

* * *

Curioſa.

Cardinal Camertes ließ über ſein Gartenthor, das immer offen ſtand, einhauen: Praebent, non prohibent (nicht verboten, angeboten).

Ein Anagrammatiſt hat aus Carolus quintus — Qui clarus notus, aus Sigismundus — Musis dignus, und aus Emanuel — Levamen herausgewörtelt.

Die Kathedralkirche in Salisburi hat ſo viele Fenſter, als das Jahr Tage; ſo viele Marmorſäulen, als das Jahr Stunden, und ſo viele Thore, als das Jahr Monde. (Froelich Viatorium.)

Nach Herodot war in Egypten ein aus einem einzigen viereckigen ausgehöhlten Stein erbauter Tempel vorhanden.

Der Kaiſer Geta ließ koſtbare Gaſtmähler nach dem A. B. C., d. h. je nach einzelnen Buchſtaben, abwechſelnd zurichten. So z. B. aß man eines Tages nur pullos, perdices, pavones, porcellos, pisces, pernas etc.

Nicetos ſagt vom griechiſchen Kaiſer J. Angelus: Ein Gaſtmahl von ihm war ein Brothügel, ein Wildbretwald, ein Fiſchmeer, ein Weinozean.

Marquis de Puiſegûr glaubte, daß der Menſch nur eine elektriſch-animaliſche Maſchine, und ſein gemeinſchaftliches Loos mit Allem, was exiſtire, ſey, erſt in Aſche und dann in Glas verwandelt zu werden.

Piron gab dem bekannten la Chauſſée ein Viſiten-Billet ab, mit folgenden, aus einem ausgepfiffenen Luſtſpiele dieſes Reimers genommenen zwey ſchlechten Verſen:

> En passant par ici, j'ai crû de mon devoir
> De joindre le plaisir à l'honneur de vous voir.

Segrais geſtand aufrichtig: Nos auteurs n'ont pas seulement frappé à la porte de l'Eglogue.

Aſtydamas von Milet wurde vom Ariobarzanes zum Gaſtmahle geladen, und fraß allein auf, was den Gäſten ſammt und ſonders beſtimmt war.

Hippamons todtes Pferd, Lethargus, wurde mit ſeinem todten Herrn begraben.

Eglas, ein ſonniſcher Athlet, war ſtumm. Aus Entrüſtung über ſeine Gefährten, die unredlich theilten, hob er an zu ſprechen.

Anaxagoras, Cato und M. Craſſus ſollen nie gelacht, Antonia nie ausgeſpuckt, L. Pomponius nie geklückſt haben, Xenophantus konnte, trotz aller Anſtrengung, das Lachen nicht halten.

Solon befahl, ſeinen Tod zu betrauern. **Ennius** verbot jede Klage nach ſeinem Tode.

Haug.

◆

Der Schreiner.

Es hobelte an einem Schrank
Der Schreiner für ſein liebes Mädchen;
Da ſetzt ſich **Amor** auf die Hobelbank,
Und ſieh! es wird zum Wiegenbettchen. **Pfeiffer.**

◆

Diogenes Jünger.

Diogenes getreuſten Würdiger
Müßt ihr in dieſem Trinker ſchauen;
Er gab ſogar ſein eignes Wohnhaus her,
Um eins dem Cyniker zu bauen. **Pfeiffer.**

◆

Der langſame Leſer.

Nach ſieben Jahren ſtellt auf dringendes Verlangen
Herr **Flink** dem Freund ein Buch zurück;
Verſichernd, daß er es mit flücht'gem Blick
Für dieſes Mahl nur durchgegangen;
Doch käm es ihm einſt wiederum nach Haus,
So bät er ſichs auf länger aus. **Pfeiffer.**

◆

Über die Muſik und insbeſondere den Geſang bey den Arabern.

Von Ferdinand Wolf.

(Fortſetzung von Nr. 94.)

Es ſcheint, daß das Tonſyſtem der **Araber** nicht immer dieſelbe Form erhalten habe, und daß ihre Schriftſteller über die Art der Zuſammenſetzung uneins geworden. Die Einen theilten die Oktave in ganze, halbe und Viertel-Töne, wonach die ganze Scala 24 verſchiedene Töne zählte; Andere theilten ſie in ganze und Drittel-Töne, und dann enthält die Grundtonleiter 18 Töne; noch Andere zertheilten die Oktave in Achtel-Töne, welches 48 verſchiedene Klänge gibt; Einige endlich behaupten, daß das vollſtändige Diagramma 40 Töne in ſich faſſe; die am Allgemeinſten angenommene Eintheilung war aber jene in ganze und Drittel-Töne, woraus alſo folgen würde, daß der ganze Tonumfang ihres Syſtems von 40 Klängen zwey Oktaven und einen Drittel-Ton enthielte.

Die Töne in ihrer natürlichen, d. i. diatoniſchen Folge ſind in dem Syſtem der Araber, wie in dem der Griechen, nach Tetrachorden geordnet, welche ſie Buhur (Meere) nennen [1].

Dieſe ſieben Töne (welche die Circulation oder Tonleiter [2]) Raſt, im Perſiſchen, gerade oder direkt, bilden, und deren achter Ton die Oktave des erſten iſt) heißen nach dem Perſiſchen Bordah, d. i. Ton, und jeder derſelben hat ſeinen beſonderen Nahmen nach dem Intervall, das er vorſtellt, ſo z. B. wird der erſte Jekhkhah genannt, vom perſiſchen Jekh, eins, und Khah, Ort, Stelle, alſo erſte Stufe oder erſtes Intervall u. ſ. w.

Von den drey Intervallen, welche in dem erſten dieſer Meere oder Tetrachorde enthalten ſind, entſtehen drey Hauptmoden, die ſie nebſt der Grundtonleiter Raſt Uſul, Wurzeln, nennen, indem ſie der Typus aller übrigen ſind [3]).

Aber nicht, wie bey uns, entſteht der Unterſchied der Tonarten durch die Stufe, welche die Tonika unter den Intervallen einnimmt; ſondern die verſchiedenartige Folge der Intervallen unter ſich iſt es, welche den eigenthümlichen Charakter jeder Tonart ausmacht. Der Grundton mag daher eine noch ſo hohe oder niedrige Stelle einnehmen, ſo bleibt es doch immer dieſelbe Tonart, wenn die Folge der Intervallen unter ſich die nämliche iſt. Ihre Tonarten ſind daher eigentlich weiter nichts, als muſikaliſche Phraſen [4]). Die Araber zählen auf dieſe Weiſe nahe an die hundert verſchiedene Tonarten, doch werden nur zwölf allgemein ausgeübt [5]).

Jeder dieſer Tonarten, oder beſſer Tonweiſen, wird eine eigenthümliche Wirkung zugeſchrieben, ſo z. B. ſoll Ziraſkend vorzüglich das Feuer der Liebe erwecken, eben ſo Uſchak, Irak Kummer und Betrübniß, Hidſchaz hingegen Fröhlichkeit und eine ſanfte Heiterkeit u. ſ. w. [6]).

Ja ſie gehen noch weiter: ſelbſt den einzelnen Tönen ſchreiben ſie beſondere Wirkungen zu: »Die tiefſten Töne ſind ernſthaft, und kommen den Ulema und den Gelehrten zu; ſie flößen Ruhe und Sammlung des Gemüthes ein; die weniger tiefen drücken Glück aus, und gehören den glücklichen Leuten. Die, welche auf dieſe folgen, ſind für ausſchweifende Weiber und lebensluſtige Menſchen« [7]).

---

[1]) Sie haben dieſen Nahmen daher erhalten, weil die Schwierigkeit, die daraus entſtehenden Tonarten inne zu haben, der gleich kommt, in einem ſturmbewegten Meere ſchwimmen zu können (De la Borde p. 179).

[2]) Daher die Tonkunſt im Arabiſchen auch Ilmul-Edwar, d. i. die Wiſſenſchaft der Kreiſe (Circulationen, Tonleiter), heißt. (Golius p 881.) Irrig hat dieſen Ausdruck De la Borde p. 177 von der muſikaliſchen Schreibekunſt der Araber hergeleitet, wie wir in der Folge ſehen werden.

[3]) Descript. de l'Égypte p. 613—616 et 636—639. Vergl. überhaupt über das Tonſyſtem der Araber p. 613—668; welche von Villoteau mitgetheilten Nachrichten wohl die gründlichſten und umfaſſendſten über dieſen Gegenſtand ſind.

[4]) Ibidem p. 630. — De la Borde p. 179 et 184.

[5]) Ibidem p. 627 et 630. Vergleiche auch über die Nahmen der Tonarten p. 619; und De la Borde p. 178 et 179.

[6]) De la Borde p. 175 et 179. Auf eine ähnliche Art hat der geniale Schubart »in ſeinen Ideen zu einer Aeſthetik der Muſik, Wien 1806,« p. 377 unſere Tonarten zu charakteriſiren verſucht; ſo wie auch die Griechen jeder Tonart einen eigenthümlichen Charakter beylegten (Athenäus Schweigh. XIV c. XIX et XX).

[7]) Villoteau, Abhandl. über die Muſik des alten Ägypt., aus der Descript. de l'Égypte überſetzt. Leipzig, 1821. p. 1.

Nicht minder übte der, allen Orientalen eigenthümliche Geiſt, welcher ſich in wunderbaren Beziehungen und phantaſtiſchen Analogien zwiſchen den verſchiedenartigſten Naturerſcheinungen erſchöpft, und den wir ſchon bey den alten Ägyptern und Griechen finden, ſeinen Einfluß auch auf die Theorie der Muſik bey den Arabern. So träumen ſie von Beziehungen zwiſchen den vier Tönen jedes Tetrachords, den vier Elementen, und den vier Temperamenten; indem ſie den höchſten Ton auf das Feuer und das choleriſche Temperament, den zweyten tiefern auf die Luft und das ſanguiniſche, den dritten auf das Waſſer und phlegmatiſche, und endlich den vierten und tiefſten auf die Erde und das melancholiſche Temperament bezogen. So ließ ſie dieſe arithmetiſche Myſtifications-Sucht, unter dem heißen Himmel des Oſts erzeugt, und von glühender Phantaſie und contemplativer Grübeley genährt, Analogien zwiſchen den ſieben diatoniſchen Tönen und den ſieben Planeten, den zwölf vorzüglichſten Tonarten und den zwölf Zeichen des Thierkreiſes, und zwiſchen den mehrmahls wiederhohlten ſieben Tönen und den Stunden des Tages und der Nacht finden [1]).

Selbſt eine eigenthümliche Heilkraft legen ſie den verſchiedenen Tönen und Tonweiſen bey, und ahmen auch hierin den Griechen nach. So haben die Töne jeder der vier Saiten ihres Lieblingsinſtrumentes, des Aud, eine beſondere Kraft; die Töne der erſten Saite (Zir) ſind ein Heilmittel gegen das Phlegma, die der zweyten (Metsni) gegen Melancholie und Schwarzgalligkeit, die Klänge der dritten (Motſellets) befreyen junge Leute beyderley Geſchlechts von der Gelb- und Bleichſucht, und die der vierten (Bem) beſänftigen allzu heißes Blut [2]).

Die Kunſt, dieſe Töne und Tonweiſen durch Zeichen zu verſinnlichen und feſtzuhalten, oder, wie wir es nennen, in Noten auszudrücken, iſt den Arabern und übrigen Orientalen faſt ganz fremd, oder doch nie zur Allgemeingültigkeit unter ihnen gekommen. Noch vor zweyhundert Jahren findet man keine Spur davon unter ihnen; und in den muſikaliſchen Abhandlungen der Araber, ſie mögen aus was immer für einer Epoche ſeyn, wird nirgends des Gebrauches der Noten erwähnt [3]). Denn die von Einigen, vorzüglich von den Perſern und Türken, dafür gebrauchten Bezeichnungen, welche bald in Ziffern, bald in den Buchſtaben des Alphabets, bald in ganz willkürlichen Zeichen beſtanden, kann man unmöglich für Noten im eigentlichen Sinne, wie die unſrigen, gelten laſſen, ſie waren nur Nothbehelfe einzelner Tonſetzer für ſich und ihre Schüler, und blieben immer höchſt unvollkommene Verſuche, welche nie zur Allgemeinheit gelangten [4]). Zwar hat Kantemir vor ungefähr 130 Jahren eine Art von

---

[1]) Villoteau, Abhandl. über die Muſik des alten Ägypt. p. 106 et 107; wie auch in der Descript. de l'Égypte E. M. Tom. I. 2de livr. p. 618 — 622. So beſtimmen auch die Indier nach der Zahl ihrer Jahreszeiten (ſechs) die Zahl der Tonarten; und der Hermes der Aegypter bezog die Lyra mit drey Saiten, um dadurch die drey verſchiedenen Jahreszeiten, nämlich durch die höchſte den Sommer, durch die tiefſte den Winter, und durch die mittlere den Frühling anzuzeigen (Morgenl. Alterthümer, herausgegeben von Dorow. Wiesbaden, 1821. Hft. II, p. 109. — Diod. Sic. Rhodom. I. p. 16).

[2]) De la Borde p. 191 et 195. Theophraſtus, in ſeinem Buche de enthusiasmo beym Athenäus Schweigh. XIV c. XVIII.

[3]) Descript. de l'Égypte p. 617 et 618. — Toderini Tom. I. p. 227. Es irren daher Meninski und Andere, welche dieſes behaupten.

[4]) Mouradgea d'Ohsson. Vol. IV. p. 416 et 417. — De la Borde p. 183. So

Noten erfunden, deren man ſich in einigen Gegenden des Orients, beſonders in der Türkey, bediente 1); doch iſt auch davon keine Spur mehr im ganzen türkiſchen Reiche, und die orientaliſchen Tonkünſtler komponiren und exſequiren wie früher alles auswendig, oder gebrauchen höchſtens einige willkürliche Zeichen, um dem Gedächtniſſe zu Hülfe zu kommen 2).

Es iſt daher kein Wunder, daß bey der Menge müßiger Grübeleyen und tändelnder Analogien, welche ſich in ihre Theorien einſchlichen, einerſeits, anderſeits aber bey dem Mangel beſtimmter, allgemeingültiger Zeichen, wodurch der praktiſche Theil nur traditionsweiſe und auf mündlichen Unterricht beſchränkt, fortgepflanzt werden konnte, die arabiſche, ſo wie die orientaliſche Muſik überhaupt, raſch ihrem Verfalle entgegeneilte.

Zwar haben, wie wir im Eingange ſchon bemerkt, durch die allen Orientalen gemeinſame leidenſchaftliche Vorliebe für die Muſik aufgeregt, ſich die moslimitiſchen Fürſten in die Wette bemüht, Tonkunſt und Tonkünſtler emporzubringen; die Abbaſſiden zu Bagdad, die Ommiaden zu Cordova, die Ajubiten zu Kahireh rechneten die Genüſſe der Tonkunſt unter die vorzüglichſten Freuden ihres Hofes, ſie eiferten Gelehrte an, das Syſtem der Muſik auszubilden, und nach dem Muſter des griechiſchen zu vervollkommnen; ſie überhäuften mit Gunſtbezeugungen und den großmüthigſten Geſchenken geſchickte Tonkünſtler, und ſuchten einen Ruhm darin, ſie an ihren Hof zu feſſeln; ja ſie verſuchten ſich ſelbſt in der Theorie und Ausübung dieſer Kunſt. Sie trugen auf dieſe Weiſe unſtreitig zur allgemeineren Verbreitung muſikaliſcher Kenntniſſe bey; ja wir müſſen bekennen, daß wir von ihnen, vorzüglich von den ſpaniſchen und ſicilianiſchen Arabern, Vieles in unſer heutiges Tonſyſtem aufgenommen, und mehrere Inſtrumente durch ſie erhalten haben 3).

---

war die von letzterem angeführte Art, die Tonſtücke durch von Kreiſen eingeſchloſſene Linien, und durch Abkürzungen der Nahmen der Intervallen und der Worte, welche die Art und Weiſe ihrer Folge andeuten ſollten, zu bezeichnen, wobei nur ein ſpecieller und äußerſt unvollkommener Verſuch des Schemſeddin eſ-Seidewi, da ſich ſonſt nirgends eine Spur davon findet.

1) Descript. de l'Égypte p. 627 et 628 — Toderini, Tom. I. p. 225. Dieſe Noten waren nichts anderes, als die Buchſtaben des türkiſchen Alphabets, welches nur ſehr wenig von dem arabiſchen abweicht; der numeriſche Werth derſelben war die Norm, welche er befolgte, um dadurch die Tonfolge der Scala auszudrücken, welche er in Dritteltone eintheilte. (Mills, in ſeiner »History of Muhammedanism,« London, 1818 p. 412, durch eine mißverſtandene Stelle im Toderini, Tom. I. p. 226. verleitet, ſtellt die komiſche Behauptung auf, als habe Kantemir ſich unſerer Noten »European notes« bedient.)

2) Mouradgea d'Ohsson l. c. — Toderini, Tom. I. p. 226 et 227. — Niebuhr, in ſeiner Reiſebeſchreibung nach Arabien, Vol. I. p. 175, verſichert, daß er ſelbſt unter den Derwiſchen vom Orden Mewlewi, die bekanntermaßen die größten Tonkünſtler der Türken ſind, keine habe antreffen können, die von Noten gewußt hätten, noch in Ägypten, Arabien oder Indien habe bemerken können, daß man verſtanden hätte, eine Melodie zu Papier zu bringen. Daſſelbe verſichern Höſt, p. 258, und Shaw, Vol. I. p. 348, von den Mauren, ſo wie Ruſſell in ſeiner Naturgeſchichte von Aleppo, überſ. von Gmelin, Vol. I. p. 202, von den Einwohnern von Haleb.

3) So iſt die Behauptung Villoteau's, daß Guido von Arezzo, der zu einer Zeit lebte, wo die Araber durch den Beſitz von beynahe ganz Sicilien mit den Italienern in häufige Wechſelwirkung kamen, ſein Tonſyſtem größtentheils nach dem Muſter des arabiſchen gebildet habe, nicht ganz unwahrſcheinlich, welches auch die auffallende Aehnlichkeit der arabiſchen mit der italieniſchen Gamme zu beſtätigen ſcheint, beſonders wenn man bemerkt, daß die Araber gleich den Italienern die Tonleiter vorzüglich von den drey Haupt-Stufen: Grundton, Quinten und Oktave, charakteriſiren, die ſie Durri mufeſſel,

Allein, außer den beyden erſt angeführten Urſachen war der Verfall der Muſik bey den Orientalen in ihren Tonſyſtemen ſelbſt begründet. Schon die Zertheilung des Tons in die möglichſt kleinſten Intervallen, welche ohne alle Anwendbarkeit in bloße mathematiſche Subtilitäten ausartete, und worin ſie die Griechen bey weitem übertrafen; die daraus entſtehende Menge von Tönen und Tonarten, welche der kleinen Abweichungen wegen kaum zu unterſcheiden, und im Grunde doch nichts anderes, als eine Unzahl muſikaliſcher Phraſen ohne feſte Regel und natürlichen Eintheilungsgrund waren, über deren Nahmen nicht einmahl ihre Tonlehrer übereinkamen, brachten Verwirrung und Schwanken in ihre Theorien, und machten die Ausübung ungemein ſchwer und komplicirt [1]. Der entſchiedenſte Fehler aber, und Hauptgrund des ſchnellen Sinkens der morgenländiſchen Tonkunſt iſt der gänzliche Mangel an dem, was wir Harmonie nennen. Die Kenntniß der Akkorde iſt ihnen, wie den Griechen, immer fremd geblieben, und weder in ihren Schriften über Tonkunſt, noch in der Ausübung findet ſich die mindeſte Spur davon. »Wenn verſchiedene Inſtrumente zuſammengeſpielt werden,« ſagt Niebuhr [2]), »und noch dazu geſungen wird: ſo hört man von allen faſt dieſelbe Melodie (Homophonie), wenn nicht etwa einer einen beſtändigen Baß, nämlich durchgehends denſelben Ton dazu ſingt oder ſpielt.« Daſſelbe verſichern alle übrigen Reiſenden im Morgenlande, die dieſes Gegenſtandes erwähnen, und fügen nur noch hinzu, daß ihre Inſtrumente höchſtens oktavenweiſe (Antiphonie) zuſammengehen, und darin ihr ganzes Akkompagnement beſtehe [3]). Zwar pflegen einige arabiſche Muſiker, beſonders beym Schluß eines Stücks, alle Saiten ihres Inſtrumentes zuſammenerklingen zu laſſen, ohne aber dabey auf die Proportion der Töne, noch auf eine Regelmäßigkeit des Zuſammenklangs zu achten [4]). Ja ſie haben gar keinen Sinn für Harmonie, denn wenn ſie je in die Gelegenheit kommen, europäiſche Muſik zu hören, ſo finden ſie durchaus keinen Geſchmack daran, und ſie dünkt ihnen »wildes und unangenehmes Geſchrey, woran kein ernſthafter Mann Vergnügen finden könne« [5]).

---

d. i. zerſtreute Perlen, nennen; woher auch, wie Richardſon glaubt, die alte Art, Vokalmuſik zu lehren, welche man Solfeggiren oder Solmiſiren hieß, herſtammen ſoll (Descript. de l'Egypte p. 859. — De la Borde p. 182 et 183. — Richardſon, über Sprachen, Lit. und Gebräuche morgenl. Völker p. 314; und deſſen Dictionary edit. by Ch. Wilkins p. 418). Von Inſtrumenten iſt z. B. die Guitarre (Kithareh) perſiſchen, die Laute (Aud, Loutheh, woraus die Spanier laud, die Italiener aber liuto machten) arabiſchen Urſprungs. Mit dieſen beyden Inſtrumenten ſcheinen die ſpaniſchen Araber zugleich die Gewohnheit, den Schönen Serenaden zu bringen, eingeführt zu haben; bey welchen ſie nicht nur durch ihre Lieder und Geberden, ſondern auch durch die Farbe der Kleidung den Triumph eines glücklichen, oder die Verzweiflung eines verworfenen Liebhabers ausdrückten (Richardſon, über Sprache ꝛc. morgenl. Völker p. 311. — Descript. de l'Egypte p. 849. — Historia de los guerras civiles de Granada. Gotha, 1805. Tom. I. pag. 188; wie auch an mehreren anderen Stellen).

[1]) Descript. de l'Egypte p. 640.

[2]) Reiſebeſchreibung nach Arabien. Vol. I. p. 176.

[3]) De la Borde p. 184. — Volney Tom. II. p. 199. — Richardson p. 310. — Höst p. 262. Russell Vol. 1. p. 153. — Mouradgea d'Ohsson Vol. IV. p. 417. — Malcolm history of Persia. London, 1815. Vol. II. p. 543. — Chardin Vol. III. p. 159.

[4]) De la Borde l. c.

[5]) Niebuhr l. c.

Melodie iſt daher der einzige und ausſchließende Beſtandtheil der orientaliſchen Muſik. Der Charakter ihrer Melodieen iſt einfach bis zur Eintönigkeit, ernſthaft-rührend, ſehnſüchtig-ſchmachtend, eine ganz eigenthümliche wollüſtig-ſchmelzende Weichheit, wie z. B. bey uns die meiſten Nationallieder der ſlaviſchen Völker haben, welche ſich vorzüglich in ſanft-klagenden, wehmüthigen Molltönen bewegen, und ſich für den Ausdruck einer ſich hingebenden Sinnlichkeit, eines wollüſtigen Schmerzes ganz beſonders eignen [1]. »Wenn man einen **Araber** ſieht,« ſagt **Volney** [2], »mit geſenktem Haupte, die Hand in Form einer Muſchel ans Ohr gedrückt, mit gerunzelter Stirne und ſehnſüchtig-ſchmachtenden Augen; wenn man ſeine klagenden Töne hört, dieſes lange, ſchwellende Aushalten, ſeine durch Schluchzen unterbrochenen Seufzer, ſo iſt es unmöglich, ſich der Thränen zu enthalten, Thränen, die, wie ſie ſelber ſagen, nicht bitter ſind: und wohl müſſen ſie einen ſüßen Reiz für ſie haben, da ſie **die** Melodieen allen übrigen vorziehen, die ihnen ſolche Thränen entlocken.«

Alſo auch hierin beurkundet die morgenländiſche Muſik ihre Verwandtſchaft mit jener der Griechen, deren Tonarten mit unſeren Molltonarten übereinkommen, und wodurch auch ihre Melodieen meiſt einen melancholiſchen Charakter erhalten haben mußten. Vorzüglich ſagt den Orientalen jene Art von Melodie zu, welche die **Griechen** die **doriſche Harmonie** (Δωριος ἁρμονια) nannten, und die **Heraklides** von **Pontus** [3] alſo beſchreibt: »Sie iſt voll männlichen Ernſtes und Großartigkeit; nicht Freude und Heiterkeit, nicht Mannigfaltigkeit und Abwechslung, ſondern Trauer und Heftigkeit ſind ihr eigen.« Daher pflegen auch ſie, wie die **Griechen**, ſich in der Ausübung beſonders des enharmoniſchen Klanggeſchlechtes zu bedienen [4], und dieſes Beben der Stimme, dieſes ſanfte Auf- und Abſchweben des Tones, iſt einer der weſentlichſten Reize des arabiſchen Geſanges [5].

Aus dieſer Beſchränkung der orientaliſchen Muſik bloß auf Melodie, und aus dem Charakter dieſer Melodie geht von ſelbſt hervor, daß ihre Hauptwirkung auf das Gefühl, oder vielmehr auf den Kitzel der Nerven und Sinne berechnet iſt; und dieſe Muſik mochte wohl **Clemens Alexandrinus** [6] im Sinne gehabt haben, indem er ſagte: »**Jene** verkünſtelte Muſik iſt aber unnöthig und zu verwerfen, welche das Gemüth beunruhiget und zu verſchiedenen Leidenſchaften aufregt, bald zur Trauer, bald zur Wolluſt, ja manchmahl ſelbſt zu Tollheit und Wahnſinn führt.« Die Beyſpiele, welche die Orientalen ſelbſt, wie die **Griechen** von **Timotheus** und der **pythago-**

---

[1] **Niebuhr** l. c. — **Malcolm** p. 542. — **Lempriere** p. 326. — **Mouradgea d'Ohsson** p. 418. — **Ouseley**, travels in various countries of the East, London, 1819. Vol. I. p. 244. — **Lyon** a narrative of travels in northern Africa. London, 1821 p. 173. — **Arvieux**, Sitten der Beduinen-Araber, deutſch von **Roſenmüller** p. 140. — **Tournefort**, voyage du Levant. Lyon, 1717. 8. Tom. III. p. 89. — **Descript de l'Égypte** p. 679.

[2] Tom. II. p. 299.

[3] Beym **Athenäus Schweigh.** XIV. c. XIX.

[4] Doricae autem harmoniae maxime convenit genus ἐναρμόνιον, id est concinnum. (**Clem. Alex. Potter.** Oxonii 1715. Vol. II. p. 784.)

[5] **Encyclop. méthod.** Musique I. p. 92. — **Mouradgea d'Ohsson.** Vol. IV. p. 418. — **Descript. de l'Égypte** p. 677.

[6] p. 785.

riſchen Muſik, von den außerordentlichen Wirkungen der Tonkunſt erzählen, beſtätigen dieß. So ſagen ſie von Plato, daß er auf dem Aud eine ſolche Kunſtfertigkeit erworben hatte, daß er nach Gefallen das Herz ſeiner Zuhörer bewegen konnte, daß es in ſeiner Macht war, in ihnen die verſchiedenartigſten Leidenſchaften zu erregen, und ihre Sinne aufregte oder beſänftigte, je nachdem es ihm gefiel, und er die Modulationen der Melodie wechſelte; wenn er z. B. in einem gewiſſen Ton ſpielte, fielen alle Zuhörer, auch wider ihren Willen, in Schlaf, veränderte er aber die Weiſe, ſo mußten ſie erwachen. Ariſtoteles, fügen ſie hinzu, als er davon Kenntniß bekam, wollte ſich auch auf dieſem Inſtrumente verſuchen; er brachte es auch bald dahin, ſeine Zuhörer einſchlafen zu machen, doch konnte er ſie nicht wieder erwecken; er wurde daher ein Schüler Plato's *).

(Schluß folgt.)

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Von dem klaſſiſchen Werk für Artilleriſten: »Morla's Lehrbuch der Artillerie-Wiſſenſchaft. Aus dem Spaniſchen überſetzt von dem k. preuß. Generalmajor J. G. von Hoyer,« dem fruchtbarſten militäriſchen Schriftſteller unſerer Zeit, iſt in einer zweyten durchaus umgearbeiteten und vermehrten Ausgabe der erſte Theil, Leipzig, 1821, 8., 690 S., bereits hier im Buchhandel zu haben. Hoyers Zuſätze umfaſſen beynahe alles, was ſeit Morla im Gebiethe der Artillerie-Wiſſenſchaft Neues und Anwendbares zur Publicität gelangte, insbeſondere iſt hier der Abſchnitt von Congreve's neuer Waffe, ſowohl nach des Erfinders, als jener von Dupin in England geſammelten Verlautbarungen, mit einer dem Gegenſtande für Laien umfaſſenden Umſicht dargeſtellet.

A. Rittig v. Flammenſtern.

Zu dem 1819 hier erſchienenen trefflichen »Handbuche über das peinliche Verfahren bey der k. k. öſterreichiſchen Armee und in den Militär-Gränzen, von dem nunmehrigen k. k. Stabs-Auditor Ign. Fr. Bergmayer,« hat ſo eben der Anhang, aus der Feder des nämlichen Herrn Verfaſſers, die Preſſe verlaſſen. Dieſer Anhang enthält alle ſeit dem Jahre 1819 erfloſſenen Verordnungen und Inſtruktionen ꝛc., die auf das peinliche Verfahren in der k. k. Armee Bezug haben, ſo wie ein vollſtändiges alphabetiſches Regiſter über beyde Abtheilungen dieſes Werkes, wodurch nunmehr beſagtes Handbuch, wie es von dem ſachverſtändigen Herrn Verfaſſer zu erwarten war, möglichſt vollſtändig ergänzet iſt. A. R. v. Fl.

Von unſerm trefflichen Hiſtorienmahler, Peter Paul Kraft, haben wir Zriny's Heldentod zu erwarten. Wenn die reiche Phantaſie, die Kühnheit im Entwurfe, die Kraft in der Ausführung, die lebendige Charakterzeichnung, die Meiſterſchaft in der Chromatik und der blendende Farbenſchmelz, wenn mit einem Worte all der Reichthum, der mich ſchon in der Skizze in Erſtaunen ſetzte, wie nicht zu zweifeln, mit vorwaltender Meiſterſchaft auf das Hauptgemählde

---

*) Descript. de l'Égypte p. 858.

übergeht, ſo dürfte es leicht die Krone ſeiner bis jetzt vollendeten Schöpfungen werden.

A. Rittig v. Flammenſtern.

Von der gehaltreichen Zeitſchrift: »Neue Jahrbücher der Berg- und Hüttenkunde. Herausgegeben von C. E. Freyherrn von Moll. Nürnberg, 1821. 8.,« iſt ſo eben die erſte Lieferung des fünften Bandes erſchienen. Wie die vorhergehenden, zeichnet ſich auch dieſe Lieferung durch Reichhaltigkeit, Gediegenheit und dem Zwecke angemeſſene Mannigfaltigkeit des Inhaltes aus. Die Nachrichten über die Flötzeiſenſteinformation in der Oberpfalz, vom Bergrath v. Voith; dann jene von den ſpaniſchen Bleywerken im Königreiche Granada, ſo wie Arndt's Aufſatz über die Aufbereitung der Eiſenfoſſilien, dürften vielſeitiges Intereſſe anſprechen. Die angereihte Auswahl von Correſpondenz-Nachrichten und Anzeigen umfaßt viel Bemerkenswerthes. Ein niedlich lithographirtes Kärtchen der Umgegend von Bodenwöhl in der Oberpfalz erhöht den Werth dieſer Lieferung.

A. R. v. Fl.

Zu dem, von dem Publikum mit ausgezeichnetem Beyfall aufgenommenen Werke des Herrn Böckh: »Bücher-, Kunſt- und Naturſchätze, dann andere Sehenswürdigkeiten der Haupt- und Reſidenzſtadt Wien. Nebſt den Verzeichniſſen der Schriftſteller, bildenden und Tonkünſtler, dann Dilettanten im Kunſtfache ꝛc. Wien 1821,« wird nächſtens ein Supplementband von eben demſelben Verfaſſer erſcheinen. Ein Werk dieſer Art läßt ſich nicht aus einem Guſſe formen. Es wäre daher wünſchenswerth, daß jene hier befindlichen Individuen, die im obigen Werke mit ihren Kunſt-Sammlungen noch nicht aufgenommen ſind, ſo wie alle der Literatur und Kunſt Befreundete, die ein Recht haben, in dieſem Werke ſich aufgeführet zu ſehen, und als dem Verfaſſer unbekannt es doch nicht ſind, Herrn Böckh das dießfalls Nöthige an die Hand geben möchten. Nur auf dieſe Art iſt es möglich, ſolch einem Werke die gehörige Vollſtändigkeit zu geben.

Die beynahe täglich eintretenden Unglücksfälle durch Biſſe wüthender Hunde machen den vom Dr. N. H. Julius herausgegebenen »Kurzen Unterricht von der Hundswuth. Hamburg, 1821. 8. 28 S.« um ſo mehr empfehlenswerth, als die hierin enthaltenen Bemerkungen eigentlich das Reſultat der vieljährigen genauen Unterſuchung dieſes Gegenſtandes des bekannten englischen Thierarztes Delabere Blaine's zu London ſind, der als ſcharfſinniger Beobachter in dieſer Hinſicht zu bekannt iſt, als daß es hier mehr als der Erwähnung ſeines Nahmens bedarf.

Rauchfänge. Mehrere Manufakturiſten von Leeds wenden jetzt die rauchverzehrenden Rauchfänge für ihre Dampfmaſchinen und Öfen an, wodurch ſie bedeutend an Brennſtoff gewinnen.

Veſtris nannte ſich ſelbſt den Dieu de la danse. Eine ſeiner künſtlichſten Stellungen war das Stehen auf einem Fuße, während er den andern ſchwebend und die Arme ausgeſtreckt hielt. Einſt machte ſich ein Karrikaturiſt in London über ihn luſtig, ſtellte ihn in dieſer Lieblings-Stellung vor, neben ihm eine Gans, nur auf einer Pfote ſtehend, die andere ſammt dem Flügel hinterwärts ausſtreckend, und darunter las man die Unterſchrift: »Die Gans macht's beſſer.«

Ein Krämer in der City (London) war allgemein unter dem Nahmen der »kleine Schelm« bekannt. Einem Fremden, der ihn ziemlich unbeſcheiden nach dem Grunde und Urſprung dieſes Spottnahmens fragte, gab er zur Antwort: »Da alle meine Nachbarn große Schelme ſind, iſt mir nur der Beynahme des kleinen Schelms geblieben.«

ner ſpotten? So wär' ich dennoch betrogen? — O! es wird, es muß ſich aufklären, und wehe dann dem Betrüger! —

Fünfzehnter Auftritt.

Wirbel, Sorgen, Florian.

Florian
(zu Sorgen im Eintreten.)

Es iſt ein wahrer Teufelskerl, ſag ich, Ew. Gnaden, und mein Rath wäre, ihm je eher je lieber den Fang zu geben.

Sorgen
(tritt zu Wirbel, welcher ihm den Rücken zugewendet hat.)

Ihr hattet alſo die Kühnheit — ?

Wirbel.

In Ihrem Park zu jagen? Ja, lieber Onkel.

Florian.

Onkel — Onkel?

Sorgen.

Iſt's möglich? — Du biſt's?

Wirbel.

Wie Sie ſehen.

Bey der neulichen Illumination in Hannover, am Abend des Einzugs Königs org IV. in dieſer Reſidenz, hatte ein Schneider nachſtehenden Vers über die Haust[illegible]s in Transparent angebracht:

Ich hab' ein kleines Haus, und wenig
An Geld und Gute nenn' ich mein;
Doch hilft der Himmel und mein König,
So wird mir bald geholfen ſeyn.

In Paris hat man jetzt Noten-Pulte erfunden, die das Blatt, vermittelſt eines leiſen Druckes mit dem Fuße, umſchlagen, ohne daß der Spieler die Hand dazu bedarf.

Ein Herr Porre zu Paris hat folgendes Heiraths-Regiſter angeſchlagen: Es ſind zu haben 100 junge Mädchen von 10,000 bis 100,000 Franken Ausſteuer; 30 Wittwen mit 6000 bis 15,000 Franken Einkünfte; auch einige Partieen zu 200,000 bis 600,000 Franken. Der Unternehmer will dabey nicht einmahl Prozente haben, ſondern fühlt ſich durch die mündliche Dankbarkeit und ſeine gute That belohnt genug.

Bey dem Kredit, in welchen der bürgerliche Zuſtand Englands im Auslande ſteht, ſollte es auffallen, daß — unter andern — auch noch daſelbſt mehr wie 18,000 Zigeuner umher irren. Auch der unwiſſenſchaftliche Leſer muß ſich von ihrem Daſeyn daſelbſt durch ältere wie neuere, das Volk ſchildernde engliſche Romane unterrichtet haben. Zu unſerer Zeit hat Walter Scott ſie durch ſeine meiſterhafte Schilderung im Aſtrologen aufs neue ins Gedächtniß gerufen. Jetzt übernimmt der Ausſchuß für die Miſſionen im Innern, in England an der Sittigung dieſes wunderbaren Volkes zu arbeiten. Er bemerkt ſehr vernünftig, daß aufgeklärte Chriſten bisher ihre Bekehrer auf den ganzen Erdball ausgeſendet, dabey aber ein indiſches Volk, welches unter ihnen wohnt, vergeſſen haben. Dieſer Ausſchuß nimmt nämlich die Meinung vieler Gelehrten als ausgemachte Wahrheit an, daß die Zigeuner zu dem Stamm der Suder, einer der indiſchen Kaſten gehören, die 1408 bey Timurs Kriegszügen zerſprengt, und zum Theil ausgerottet worden ſeyn. Ihre Sprache iſt mit wenigen kleinen Verſchiedenheiten in allen Ländern Europas, in denen noch mehr wie 700,000 dieſer Fremdlinge zerſtreut ſind, dieſelbe, und mit der gegenwärtigen Sprache ihrer ehemahligen Landsleute ganz übereinſtimmend. Man gedenkt zu ihrer Bildung Schulen zu ſtiften, und verſpricht ſich beſonders, ſie einſt ihrer Sprache wegen mit großem Vortheil bey dem Bekehrungswerke in Aſien brauchen zu können. Alle Chriſten werden zur Beyſteuer für dieſes lobenswürdige Vorhaben aufgerufen.

Im Jahr 1819 fuhren auf dem Miſſiſippi und ſeinen Nebenflüſſen 36 Dampfboote. Die Fahrt von Neu-Orleans bis St. Louis, 1200 (engl.) Meilen, legen ſie bey hohem Waſſer in 10 bis 20 Tagen, und ſtromabwärts oft in 6 Tagen zurück. Die Fracht beträgt für Güter ſtromaufwärts 3 Dollars (7 fl. 36 kr.) für 100 Pfund. Reiſende in der Cajütte zahlen 100 Dollars, haben aber auch alle mögliche Bequemlichkeit und einen ſehr guten Tiſch. Stromabwärts iſt der Preis für die Reiſenden nur halb ſo hoch.

(Dieſer Nr. liegt das Literatur- und Kunſtblatt XV bey.)

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen [illegible]ten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 6[illegible]5) wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W. W., durch die k. k. Poſt 21 fl. W.W. halbj. Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Literatur- und Kunſt-Blatt.

XV.

(Zu Nr. 101 des Converſationblattes 1821.)

So eben erſchien bey Herrn **Anton Strauß** in **Wien** ein Werk in lateiniſcher Sprache, unter folgendem Titel:

»Lingua universalis, communi omnium Nationum usui accommodata, per *Andream Réthy*, in Regia Academia Jaurinensi Linguae Graecae Professorem, Archidioecesis Strigoniensis Presbyterum.«

welches die Aufmerkſamkeit Aller, die es bisher geleſen haben und leſen, auf ſich zieht.

Der **Inhalt** wäre demnach, wie ſchon der Titel zeigt (um auch dem, der lateiniſchen Sprache unkundigen Leſer verſtändlich zu ſeyn):

»Univerſal-Sprache zum gemeinnützigen Gebrauche aller Nationen, von Prof. Andreas Réthy.«

Die ganze Abhandlung, welche 144 Oktavſeiten enthält, wird in **acht Theſen** abgetheilt.

Die erſte Theſe lautet: Einleitung in die Univerſal-Sprache. Seite 9 — 10.
Die zweyte » » : Erklärung der menſchlichen Stimme und ihre Eintheilung. S. 11 — 12.
Die dritte » » : Urſprung der Univerſal-Sprache. S. 12 — 13.
Die vierte » » : Umbildung der Univerſal-Sprache in Partikular-Sprachen. S. 14 — 15.
Die fünfte » » : Zurückführung der Partikular-Sprachen auf die Univerſal-Sprache. S. 16 — 17.
Die ſechste » » : Auseinanderſetzung der Eigenſchaften oder Grundſätze (dotium) der Univerſal-Sprache. S. 18 — 21.
Die ſiebente » » : Claſſification der Wörter der Univerſal-Sprache und ihrer Gegenſtände. S. 21 — 24.
Die achte » » : Bedeutung der Wörter der Univerſal-Sprache. S. 25 — 144.

Vom gelehrten Verfaſſer, dem Herren Profeſſor **Réthy**, und von mehreren Männern aufgefordert, lege ich die Hauptgrundſätze dieſer Univerſal-Sprache mit einem paſſenden Beyſpiele dem Publikum in **deutſcher** Sprache vor, daß es den Geiſt und das Weſen dieſer ſo ſcharfſinnig und mit zehnjähriger Mühe gebildeten Univerſal-Sprache, welche **gar keine Ausnahmen und Abweichungen** hat, einſehen, verſtehen und würdigen möge.

Zuerſt will ich die in der ſechsten Theſe befindlichen **ſechs Eigenſchaften** (dotes) oder **Lehrſätze** aus einander ſetzen (S. 19, 20, 21).

I. Lehrſatz.

Ein und derſelbe Gegenſtand kann in der menſchlichen Sprache zehn verſchiedene Beziehungen haben, als:

1) ein mittleres Zeitwort (verbum neutrum), z. B. ich gehe, eo;
2) ein thätiges Zeitwort (v. activum), ich thue, ago;
3) ein leidendes Zeitwort (v. passivum) — ich werde (an — auf — zu — etc.), gethan, agor;
4) ein abſtraktes Hauptwort (substantivum abstractum) — das Thun, actio;

5) ein concretes thätiges Hauptwort (subst. concretum activum) — der Thäter, actor;
6) ein concretes leidendes Hauptwort (subst. concretum passivum) — die That, actum;
7) ein Beywort (adjectivum), der, die, das thätige, activus, a — um;
8) ein Nebenwort (adverbium), thätig, active;
9) ein Mittelwort thätiger Form (participium activum) — thuend, agens;
10) ein Mittelwort leidender Form (participium passivum) — gethan, actus — a — um.

Alle dieſe verſchiedenen Beziehungen eines Gegenſtandes werden in der Univerſal-Sprache durch Vocale allein, welche an die beziehungsfähigen Wurzelwörter angehängt werden, auf folgende Art kenntlich gemacht und bezeichnet:

a ſey immer eigen den mittlern und thätigen Zeitwörtern, z. B. die Wurzel heißt thuzh — welche den Grundbegriff von Thun (agere) und den Ableitungen in ſich enthält, und nach Anhängung des a, thuzh — a, oder zuſammengeſchrieben thuzha, thun, agere.
ä » » » den Zeitwörtern in der leidenden Form, thuzh-ä — thuzhä, gethan werden, agi.
o » » » dem Mittelworte thätiger Form, als: thuzh-o — thuzho, thuend, agens.
ö » » » den concreten thätigen Hauptwörtern, als: thuzh-ö — thuzhö, Thäter, actor.
e » » » den abſtrakten Hauptwörtern, als: thuzh e — thuzhe — (das) Thun, actio. (So iſt das e auch im Deutſchen bey den abſtrakten Hauptwörtern, z. B. die Lieb-e, die Seel-e u. ſ. f.)
ë » » » den Nebenwörtern, als: thuzh-ë — thuzhë, thätig, active. (So auch beyläufig im Latein, z. B. activ-e, valid-e, ben-e, mal-e.)
i » » » den Beywörtern, als: thuzh-i — thuzhi (der, die, das) thätige, activus — a — um.
ü » » » den concreten paſſiven Hauptwörtern, als: thuzh-ü — thuzhü, (die) That, actum.
u » » » den Mittelwörtern leidender Form, als: thuzh-u — thuzhu, gethan, actus — a — um.

II. Lehrſatz.

Alle Haupt-, Bey-, Für- und Mittelwörter bleiben durch alle Geſchlechter, Zahlen und Endungen unverändert, und der ihnen vorgeſetzte Artikel bezeichnet ſowohl den Unterſchied der Endungen als der Zahlen, und zwar der Artikel heißt in der

I. u. V. Endung der einf. Zahl — ta;	I. u. V. Endung der vielf. Zahl — at;
II. » » » » — te;	II. » » » » — et;
III. » » » » — ti;	III. » » » » — it;
IV. » » » » — to;	IV. » » » » — ot;
VI. » » » » — tu;	VI. » » » » — ut.

Die mehrfache Zahl wird alſo dadurch gebildet, daß man die Buchſtaben der einfachen Zahl verſetzt. Das weibliche Geſchlecht wird von dem männlichen durch die Anhängungs-Sylbe in, wie im Deutſchen, unterſchieden, z. B. tit, Herr, dominus, tit-in — titin, Herrinn (Frau), domina; tot, Sclave, servus, tot-in — totin, Sclavinn, serva.

III. Lehrſatz.

Der zweyte Vergleichungsgrad wird durch er, und der dritte durch es, welche Sylben ich dem zu ſteigernden Beyworte anhänge, gebildet, z. B.

Räsi — (der, die, das) ähnliche;
Räsi-or — Räsior (der, die, das) ähnlich — er, — ere;
Räsi-es — Räsies (der, die, das) ähnlich-ſte.

Ganz ähnlich mit der deutſchen Steigerung durch er, ſte.

Die Verkleinerungswörter (Diminutiva) werden durch Anſetzung der Sylbe khen, wie im Deutſchen — chen, ausgedrückt, z. B.

tit, Herr, dominus, tit-khen — titkhen, Herrchen, dominulus (Scaevola in Pandect. XXXII. 39);

titin, Herrinn (Frau), titin-khen — titinkhen — gleichſam Herrinnchen (!) d. i. Fräulein, im Lat. nach der Analogie dominula, was wohl nirgends vorkommen mag;

tot, Sclave, tot-khen — totkhen, kleiner, elender Sclave, servulus;

totin, Sclavinn, totin-khen — totinkhen, kleine, elende Sclavinn, servula.

IV. Lehrſatz.

Die Grundzahlen — eins, zwey, drey, vier u. ſ. f. — werden am leichteſten und kürzeſten die neun Vocale, auf dreyfache Art verändert, in nachſtehender Ordnung bezeichnen:

A. Die weichen Vocale (Vocales lenes), als:
a, ä, o, ö, e, ë, i, ü, u,
1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, } als Einheiten.

B. Die geſchärften Vocale (Vocales aspiratae), als:
ha, hä, ho, hö, he, hë, hi, hü, hu,
10, 20, 30, 40, 50, 60, 70, 80, 90, } als Zehner.

C. Dieſelben Vocale, nur mit verſetzter Aſpiration, als:
ah, äh, oh, öh, eh, ëh, ih, üh, uh,
100, 200, 300, 400, 500, 600, 700, 800, 900. } als Hunderter.

D. Wenn dieſe Vocale mit dem darüber geſetzten Accentzeichen ´ bezeichnet werden, als: á, ä́, ó, ö́ u. ſ. w., und wieder nach obiger Art dreyfach verändert, ſo bedeuten ſie Tauſender, Zehntauſender, Hunderttauſender, bis zu den Millionen, welche durch das Wörtlein mil zu bezeichnen ſind.

Die Grundzahlen, je nachdem ſie das deutſche vervielfältigende Wörtchen »phakh« (d. i. unſer fach), oder das Wiederhohlende »mal« (d. i. mahl),
oder das Zeitwort bildende a,
oder das Hauptwort bildende e,
oder das Nebenwort bildende ë,
oder das Beywort bildende i, annehmen,

gehen über theils in die Vervielfältigungszahlen, als:
aphakh, haphakh, áphakh.
1fach, 10fach, 1,000fach.

» » theils in die Wiederhohlungszahlen, als:
a mal, ha mal, á mal u. ſ. f.
1mahl, 10mahl, 1,000mahl.

» » theils in die Zahlverben, als:
aa, einen, wie, unire, Franz. unir.
äa, zweyen (noch in ent-zweyen), secundare, Franz. seconder, doubler.
haa, zehnen (!), decimare, Franz. decimer.
aha, hunderten (!), centuriare.

» » theils in die Zahlnennwörter, als:
(ta) ae, (die) Einheit, unitas, monas.
(ta) hae, (das) Zehn, decas.
(ta) ahe, (das) Hundert, numerus centenarius, centuria.
(ta) áe, (das) Tauſend, chilias.
(ta) háe, (das) Zehntauſend, myrias.
(ta) a mile, (die) Million, millio (!) —

gehen über theils in Zahlnebenwörter, als:
aö, erſtens, primo,
äö, zweytens, secundo,
haö, zehntens, decimo,
äö, tauſendſtens, millesimo.
» » theils in Zahlbeywörter, als:
ai, der, die, das erſte, primus — a —
äi, der, die, das zweyte, secundus — a —
hai, der, die, das zehnte, decimus — a —
ahi, der, die, das hundertſte, centesimus — a —
äi, der, die, das tauſendſte, millesimus — a —

V. Lehrſatz.

Alle Zeitwörter bleiben durch alle Arten, Zeiten, Zahlen und Perſonen unverändert, und umfaſſen ein thätiges und mittleres Zeitwort in Einer Form, wie im Engliſchen.

Die verbindende Art wird von der anzeigenden durch die dem Zeitworte vorgeſetzten Bindewörter kenntlich gemacht; der Optativ durch das Wörtchen an, welches dem Zeitworte nachgeſetzt wird, wie im Griechiſchen αν; die unbeſtimmte Art aber wird durch das Zeitwort ohne Beyfügung irgend einer Perſon ausgedrückt; die gebiethende Art bildet man dadurch, daß man die Perſon in beyden Zahlen dem Zeitworte nachſetzet, wie z. B. im Deutſchen: geh du, geht ihr.

Die verſchiedenen Zeiten wird die verſchieden veränderte Quantität ſo darſtellen, daß die gegenwärtige Zeit beyde Sylben kurz, die vergangene die vorletzte lang (welches man mit dem Accente ʹ über dem Vocale ausdruckt), und die letzte kurz, und die künftige Zeit die vorletzte kurz und die letzte lang braucht, z. B.

thuzha, thun, agere, iſt die gegenwärtige Zeit thätiger Form.
thúzha, gethan haben, egisse — die vergangene Zeit thätiger Form.
thuzhá, werden (an — zu — weg u. ſ. f.), gethan werden, actum iri — iſt die künftige Zeit leidender Form.

Die Perſonen beyder Zahlen werden durch die Fürwörter bezeichnet, als:

en bezeichnet die erſte Perſon »ich«;
ed » » zweyte » »du«;
es » » dritte » »er«;

Durch Verſetzung des Vorigen wird die Mehrzahl gebildet, als:

ne in der erſten Perſon »wir«;
de » » zweyten » »ihr«;
se » » dritten » »ſie.«

Dieſelben perſönlichen Fürwörter geben durch Beyſetzung des i die zueignenden (Possessiva), z. B.

en — eni, mein;
ed — edi, dein;
es — esi, ſein;
ne — nei, unſer;
de — dei, euer;
se — sei, ihr.

VI. Lehrſatz.

Da die Vorwörter die verſchiedenen Beziehungen der Gegenſtände durch ſich ſchon hinlänglich ausdrücken, ſo kennen dieſe jeder Endung der Nennwörter, ſelbſt auch mit Weglaſſung des Artikels, unbeſchadet des Sinnes, vorgeſetzet werden.

Herr Profeſſor Réthy bildet eigene Wörter für ſeine Univerſal-Sprache, die er auf die verſchiedenen Organe der menſchlichen Sprache gründet. Er nimmt die neun einfachen Laute a, ä, o, ö, e, ë, i, ü, u als

Urelemente an, mit welchen er die ſtummen Buchſtaben (literas mutas) und die flüſſigen (liquidas) verbindet.

I. Die Gaumenbuchſtaben (lit. palatinae) j, g, k, kh (γ, κ, χ);

II. Die Zungenbuchſtaben (lit. linguales) d, t, th, l, n, r. (δ, τ, ϑ, λ, ν, ρ);

III. Die Zahnlaute, (lit. dentales) z, zh aſpirirt, und s, sh ebenfalls aſpirirt;

IV. Die Lippenbuchſtaben (lit. labiales), m, das weiche v, b, p, ph (β, π, φ).

Da die 9 Stammlaute durch die 4 ſo eben benannten Sprachorgane auf dreyfache Art (man vergl. oben die Zahlwörter) verändert werden können, ſo führt der Herr Verfaſſer alle Wörter der Univerſal-Sprache auf 3 Klaſſen zurück; deren erſte die mit einem gelinden und dann einem geſchärften Vocale anfangenden, die zweyte die auf einen gelinden, dann geſchärften Vocal ſich endenden, und die dritte die auf beyden Seiten einen Conſonanten habenden Wörter in ſich faßt.

Die erſte Klaſſe hat daher zwey Ordnungen (ordines), deren jede 21 Reihen (series) und 189 Wörter hat; beyde zuſammen genommen 42 Reihen und 378 Wörter (von Seite 25 — 36 bis Ja).

Die zweyte Klaſſe hat zwey Ordnungen, deren jede 19 Reihen mit 171 Wörtern zählt, alſo beyde zuſammen 38 Reihen mit 342 (von Ja — Seite 36 — 44. Jaj).

Die dritte Klaſſe hat 19 Ordnungen nach den 19 Mitlauten, nämlich: j, g, k, kh; l, n, r, d, t, th; z, zh; s, sh; m, v, b, p, ph; deren jeder ſowohl mit ſich ſelbſt als mit jedem andern verbunden wird (von S. 44 bis zu Ende). —

Jede Ordnung zählt 19 Reihen, jede mit 171 Wörtern, alſo zuſammen 361 Reihen mit 3249 Wörtern. Daher wird die ganze Univerſal-Sprache mit 441 Reihen und 3969 Wörtern geſchloſſen ſeyn, die jeder beym erſten Anblicke lernen kann, wenn er nur jene natürliche Buchſtabenordnung, nach welcher die 9 Grundtöne zu verändern ſind, vor Augen hat.

Im Wörterbuche werden die Gegenſtände nach ihren Begriffen der natürlichen Verwandtſchaft, der Aehnlichkeit, der gegenſeitigen Beziehung u. ſ. f. in IX. Klaſſen eingetheilt (m. ſ. Seite 23). Und die zu jeder dieſer einzelnen Klaſſen gehörigen Wörter werden wieder ſo geordnet, daß zuerſt die Hauptwörter, dann die Zeitwörter, und zuletzt die unveränderlichen Redetheile, die Neben-, Vor-, Binde- und Empfindungswörter folgen, wie es deutlich bey jeder Klaſſe zu erſehen iſt.

Ferner werden die Unterabtheilungen in gewiſſe Species durch Vorſetzungen kenntlich gemacht und unterſchieden, wie in andern Sprachen, z. B. ἄβατος, δύςβατος, εὔβατος; amitto, emitto; an-machen, ab-machen, los-machen, u. ſ. w. und ſo entſtehen aus einſylbigen zweyſylbige Wörter; denn die Wortſtämme dieſer Univerſal-Sprache ſind alle einſylbig.

Der Wortſtamm wird gefunden, wenn man die Vor- und Anhängungsſylben wegläßt, z. B. ätukha, verſchwören conjurare, — tukh — Schwur juramentum, oder titinkhen, von titin, und dieſes von tit, Herr, dominus.

Da der Herr Verfaſſer ſeinem Werke keine Uebungsſtücke beygefügt hat, was doch ſo nothwendig wäre, ſo werde ich ein Muſter in dieſer Sprache vorlegen.

Zäzies Tumö!

En zuzba, zhok to ed at aej phozhi phuz paph tu nepe bëzh duje te phubi ävezh lotë äzëvà. Zhug en pisa pup ed, zhok ed pam a iphapi phüg to zhus, bëzh pam tu auj to dës et eej dökë odesä. Ed tëpa bës ot ä toj pham oshäda, aï to juph, ta ej to maphe bëzh phözh to phoz te viz söra, äë to pam bab te a vüth püso vüthi, ta ej ti aseli esh to a rëri sel züna, aphög ta aej päph oej to a vüz bos viz, bëzh zhukh phäj, thösha.

Die Stammwörter dieſes vorſtehenden Beyſpiels ſind:

Zäs — Schätzen.
Tum — Leſen.
En — Ich.
Zush — Hoffen.
Bösh — Und.
Duj — Brauchbar.
Te — Des, der, des.
Phuh — All.
Ävesh — Sprache.
Lot — Voll.
Äzëv — Ueberzeugen.
Zhug — Denn.
En — Ich.
Pis — Erwarten.
Pop — Von.
Ed — Du.
Zhoh — Daß.
Ed — Du.
Pam — In.
A — Ein.
Iphap — Halb.
Phüg — Stunde.
To — Den, die, das.
Zhus — Schlüſſel.
Bësh — Und.
Pam — In.
Tu — Dem, der, dem.
Auj — Ander.
To — Den, die, das.
Zhoh — Daß.
Ed — Du.
Aej — Dieß.
Phozh — Wenig.
Dës — Sinn.
Eej — Der, die, daſſelb.
Dök — Vollkommen.
Odes — Verſtand.
Ed — Du.
Tëp — Müſſen.
Bës — Aber.
Ä — Zwey.
Toj — Ding.
Pham — Vorzüglich.
Oshäd — Merkmahl.
A — Ein.
To — Den, die das.
Juph — Artikel.
Ej — Welch.
To — Den, die, das.
Maph — Fallen.
Bësh — Und.
Phözh — Zugleich.
To — Den, die, das.
Phos — Zahl.
Te — Des, der, des.
Viz — Nennwort.
Bür — Zeiger.
Ä — Zwey.
To — Den, die, das.
Phuz — Zeile.
Paph — Von.
Tu — Dem, der, dem.
Nep — Leicht.
Pam — An.
Bah — Ende.
A — Ein.
Vüth — Wort.
Püs — Stehen.
Vüthi — Selbſtlaut.
Ej — Welch.
Ti — Dem, der, dem.
Asel — Formlos.
Esh — Wurzel.
A — Vier.
Bër — Gewiß.
Sel — Geſtalt.
Zün — Geben.
Aphög — Sofern.
Aej — Dieß.
Päph — Aus.
Oej — Er, ſie, es.
A — Ein.
Vün — Zeitwort.
Bos — Oder.
Viz — Nennwort.
Bësh — Und.
Zhukh — So.
Phäj — Weiter.
Thösh — Machen.

Verdeutſcht lautet dieſer Aufſatz alſo:

Schätzbarſter Leſer!

Ich hoffe, daß Dich dieſe wenigen Zeilen von der Leichtigkeit und Brauchbarkeit der allgemeinen Sprache vollkommen überzeugen werden; denn ich erwarte von Dir, daß Du in einer halben Stunde den Schlüſſel, und in der andern den Sinn derſelben vollkommen verſtehen werdeſt. Du mußt aber zwey Dinge vorzüglich bemerken; erſtens den Artikel, welcher den Fall (d. i. die Endung) und zugleich die Zahl der Nennwörter anzeiget; zweytens den am Ende eines Wortes ſtehenden Selbſtlaut, welcher der formloſen Wurzel eine gewiſſe Geſtalt gibt, ſo fern dieſer aus ihr ein Zeitwort oder Nennwort und ſo weiter, machet. Joſ. Bergmann.

Mögen gelehrte und ſprachkundige Männer über die vieljährige Bemühung und ſyſtematiſche Darſtellung dieſer vom Herrn Profeſſor Réthy herausgegebenen Univerſal- oder vielmehr Idealſprache urtheilen und ſie würdigen.

Da das Grammatiſche dieſer Sprache in einer leichten Stunde zu erlernen iſt, ſo verdiente es doch alle Aufmerkſamkeit und einige müßige Augenblicke, das Weſen einer durchaus regelmäßig gebildeten Sprache — wenigſtens der Idee nach — einzuſehen.

Zum Sprechen wäre ſie zu monoton, und gegen unſere modulirten Sprachen für das Ohr widerlich und abſtoßend, aber zum Schreiben ſehr einladend, und da in ihr die Hülfszeitwörter wegfallen, bündig und kurz.

Joſ. Max. Bergmann.

Aglaja. Taſchenbuch für das Jahr 1822. Achter Jahrgang. Wien. Gedruckt, und im Verlage bey J. B. Wallishauſſer.

Auch der vorliegende Jahrgang dieſes ſchönen Taſchenbuches bietet, wie ſeine Vorgänger, manche ſchätzenswerthe poetiſche und proſaiſche Blüthe. Die Erzählungen: Die Walpurgisnacht, von Frau v. Pichler, und die Rückkehr, von Frau v. Perin, ſind Ref. als der vorzüglichen Beachtung würdig erſchienen; weniger, die beyden andern: Druſamonde, von Friedrich Gleich, und der Maurenritter, von Louiſe Brachmann.

Unter den Gedichten nennt Ref. als beſonders ausgezeichnet ſämmtliche Beyträge des Baron von Zedlitz, Bernards Zuruf, und Grillparzers vortreffliches Gedicht: An der Wiege eines Kindes. Auch Kind, Deinhardſtein, v. Houwald, und Louiſe Brachmann lieferten einige ſehr anziehende Dichtungen. Von Hrn. Werners Gedicht: Jäger Herz, und die Elemente, welches er am Kreuzerfindungstag, den 3ten May 1821, im Augarten geſchrieben hat, weiß Ref. nichts zu ſagen, als daß es ihm ein vollkommenes Seitenſtück zu dem vielbeſprochenen Oſtermontag in Seefeld deſſelben Verfaſſers zu ſeyn ſcheint. Ein Mehreres darüber mögen diejenigen ſagen, welche dieſe Gedichte verſtehen. Ref. bekennt aufrichtig, nicht zu dieſer Zahl zu gehören und nicht zu begreifen, was das im Feuer, im Waſſer, in der Erde, und in der Luft ausgeronnene oder ausgerennte Herz (mein Herz rann aus, heißt es pag. 253) eigentlich zu bedeuten haben ſoll.

In typographiſcher und bildlicher Ausſtattung, worin bekanntlich die Aglaja unbeſtreitbar einen der erſten Plätze unter den deutſchen Taſchenbüchern behauptet, iſt auch dieſer Jahrgang ſeinem alten Rufe gemäß erſchienen. Die ſechs Kupfer, ſämmtlich von Johns Meiſterhand geſtochen, ſind herrlich. Druck und Papier ſehr ſchön.

F. C. Weidmann.

Almanach dramatiſcher Spiele, zur geſelligen Unterhaltung auf dem Lande. Angefangen von Auguſt v. Kotzebue, fortgeſetzt von Mehreren. Zwanzigſter Jahrgang. Leipzig, bey J. G. Kummer, 1822.

Dieſer Almanach, ungeachtet er, wie der Titel beſagt, ſeit Kotzebues Tode von Mehreren fortgeſetzt wird, kann nach Meinung des Ref. das Intereſſe nicht mehr erwecken, welches ihm jener Eine durch die unerſchöpfliche Ader von Witz und Humor, welche ihm verliehen war, zu geben wußte. Ein Paar anziehende Kleinigkeiten enthält indeſſen der gegenwärtige Jahrgang doch.

Den erſten Rang behauptet nach Anſicht des Ref. Deinhardſteins Florette. Es gehört indeſſen nicht der komiſchen ſondern der ernſten Gattung an. Die Anekdote einer Liebſchaft des ritterlichen Königs Heinrich IV., mit der reizenden Tochter eines verarmten provençaliſchen Edelmannes, iſt hier auf eine höchſt einfache, und doch ſehr intereſſante Weiſe zur Anſchauung gebracht. Die Sprache iſt gediegen und klar, die Charaktere mit hiſtoriſcher Wahrheit gezeichnet, und gut dargeſtellt dürfte die artige Kleinigkeit ihre Wirkung nicht verfehlen.

Den nächſten Platz nach dieſem dramatiſchen Gedicht nimmt Lebrüns dem Franzöſiſchen nachgebildete Poſſe: Nr. 777, ein. Sie iſt wirklich mit reichem Humor ausgeſtattet, und der Notar Vortheil, Schreiber Pfeffer und Frau Putzig bilden eine ungemein drollige Geſellſchaft. Uebrigens haben wir in dieſem Taſchenbuche, welches bisher gewöhnlich nur Originale bot, etwas ungern eine Ueberſetzung geſehen. Soll denn in Deutſchland gar kein dramatiſches Buch, oder Büchlein erſcheinen, in welchem wir nicht mit franzöſiſchen Speiſen geſättigt werden? Kotzebue überſetzte wohl auch, aber ſolche Ueberſetzungen wie ſein Abbé de l'Epée kann man ſich wohl gefallen laſſen. Es gibt auch wohl noch Ueberſetzer, welche ſich einbilden, zweyte Kotzebue's zu ſeyn, ſich auch nicht entblöden, dergleichen Meinung laut werden zu laſſen; es will es aber kein Menſch glauben als ſie ſelbſt. Noch dürfte in dieſem Taſchenbuche die Bagatelle: Der Witwer und die Witwe, oder Treue bis — in den Tod, der Erwähnung zu verdienen. Sie iſt von Holbein nach Gellert bearbeitet, und ward auch bereits hier auf der Hofbühne zur Darſtellung gebracht. Die übrigen Gaben dieſes Taſchenbuches: Die vier Tanten, das Erntefeſt, der Bruder und die Schweſter, ſämmtlich von ungenannten Verfaſſern, und die Macht der Zeit, von Dr. Wetterſtrand, ſind unbedeutend, und nicht geeignet, länger bey ihrer Auseinanderſetzung zu verweilen.

Das Aeußere des Taſchenbuches iſt gänzlich den früheren Jahrgängen gleich. Der Druck etwas klein und die Augen ermüdend, aber rein und ſchön, die Kupfer mittelmäßig. Für Liebhaberbühnen, und hinſichtlich der drey oben erwähnten Stücke auch für größere, dürfte dieſer Jahrgang des Taſchenbuches eine eben ſo angenehme Erſcheinung ſeyn, als die früheren.

F. C. Weidmann.

Die Muſe. Monatſchrift für Freunde der Poeſie und der mit ihr verſchwiſterten Künſte. Herausgegeben von Friedrich Kind. July 1821. Leipzig, bey Göſchen.

Dieſes Heft enthält: erſtens einige Proben einer ſehr wackeren Bearbeitung der Klaggeſänge Jeremiä, von K. M. Juſti, unter dem Titel: Sionitiſche Harfentöne. Sie verdienen alles Lob; zweytens den erſten Akt des Gehe'ſchen Trauerſpieles: Peter der Große und Alexis. Ref. hat ihn mit der höchſten Theilnahme geleſen. Wenn das Ganze dieſem erſten Akte gleich gehalten iſt; ſo gereicht das Werk dem Verfaſſer ſehr zur Ehre. Es iſt ein ſeltenes Leben in dieſem Gedichte, und eine poetiſche Kraft, wie wir ſie an den ſüßlich-faden Erzeugniſſen der neueſten dramatiſchen Literatur nicht oft entdecken. Den Beſchluß des Heftes macht eine ſehr lange und langweilige Erzählung von Seyfried: Röschen und Roſa, welch Ref. ſehr mittelmäßig erſchienen iſt.

— bm —

Nekrolog Ludwig Kohls, herausgegeben von J. R. Wilfling, k. k. Gubernialſekretär. Prag, 1821, in der k. k. Hofbuchdruckerey.

Dieſes Büchlein, welches ſchon als Nekrolog des verdienten Lehrers der Zeichnungskunde an der Hauptmuſterſchule zu Prag, eines wirklich ausgezeichneten Künſtlers, Aufmerkſamkeit erregen würde, verdient noch um ſo mehr die öffentliche Erwähnung, da der biedere Herr Herausgeber noch den patriotiſchen Zweck damit verband, den Betrag des Buches dem k. böhmiſchen Schulfond zu übergeben, um denſelben fruchtbringend anzulegen, und die Intereſſen als Geldprämien den vorzüglichſten Zeichnungsſchülern der Prager k. k. Hauptmuſterſchule alljährlich verabreichen zu laſſen. Wir machen alſo das Publikum aus dieſer doppelten Rückſicht gerne auf das Werkchen aufmerkſam, welches überdieß wirklich alles Lob verdient. Außer den biographiſchen Andeutungen über Kohl, enthält daſſelbe auch eine Anzeige ſeiner ſämmtlichen Werke und deren gegenwärtiger Beſitzer. Wie wünſchenswerth ſolche Verzeichniſſe zum Behufe künftiger Kunſtgeſchichten ſind, iſt wohl einleuchtend. Daß Kohl unter den vaterländiſchen Künſtlern einen ehrenvollen Platz einnimmt, unterliegt keinem Zweifel. Die Kunſtgeſchichte Böhmens wird ſeiner ſtets rühmlich neben Skreta, Liſſka und Wenzel Reiner gedenken. Ref., welcher Kohl ſelbſt kannte und ſich oft an ſeinen Werken erfreute, ſtimmt mit der innigſten Ueberzeugung dem warmen Lobe bey, welches Herr Wilfling dem verewigten Freunde, ſowohl als Künſtler, wie als Menſch weiht.

Das ſprechend ähnliche Bildniß Kohls, von Machek, iſt eine erfreuliche Beygabe des Werkchens. Möchte es recht viel Theilnahme finden, und auf dieſe Weiſe die patriotiſche Abſicht des Hrn. Herausgebers möglichſt gefördert werden. Dieß iſt unſer herzlichſter Wunſch.

F. C. Weidmann.

Redacteur, Drucker und Verleger wie bey dem ganzen Blatte.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

◆

102.

(Wien, Samstag den 22. Dezember.)

Der Philolog auf dem Lande.

Hum! 's iſt ja doch kein Skandalum
Das Land zu kontempliren!
Hier will ich — dulce otium! —
Den Cicero ſtudiren.

Ein Suburbanum denk' ich mir
Dort unter jenen Linden;
Nicht ſchlecht iſt's hier, ich denke ſchier
Ein Tuskulum zu finden.

Da groß ein Schaf, von πρόβατος
Pflegt man's brebis zu nennen,
Hier dieſe Flur wär grade groß
Zu einem Bigarennen.

Ein Phasianus colchicus
Lauſcht dort verſteckt im Grünen,
Dort zieh'n die vom Virgilius
So ſchön beſungnen Bienen.

Im Quinkunx ſtehn hier Bäume gar
Recht zierlich ordiniret,
Wer die gepflanzt, der hat fürwahr
Den Xenophon ſtudiret.

Hier würde ein Triklinium
Den Hügel ſtattlich zieren,
Der Fußpfad könnt' in's Balneum
Den Philoſophen führen.

Dort ſteht ein grünes Erbſenfeld,
Das mahnt an die Piſonen;
Hier ſchreiten Gänſe hochgeſchwellt
Wie römiſche Matronen.

Ein Phalanx ſcheint die Schnitterſchar,
Die Rechen ſind Trophäen,
Der Schnitterkranz ſcheint wie der Aar
Der Legion zu wehen.

Vah Jupiter! ein deutſches Lied!
Ich kann es nimmer hören;
Warum man es doch ſtets vermied
Das Volk Latein zu lehren!

Wär ich Diktator nur im Land,
Ganz anders müßt' es klingen:
Der Gänſehirt am Uferſand,
Müßt' mir lateiniſch ſingen.

Genug für jetzt, die Stund' iſt aus,
Viel dürft' die Welt verlieren;
Drum eil' ich leſend friſch nach Haus
Erasmum zu ſtudiren.

Und wenn ich damit fertig bin,
Dann huldig' ich der Mode,
Dann ſchreib' ich ganz in Flaccus Sinn
In rus, die ſchönſte Ode!

Haimchen.

◆

Über die Muſik und insbeſondere den Geſang bey den Arabern.

Von Ferdinand Wolf.

(Schluß von Nr. 101.)

Eben ſo muß es ein geſchickter Tonkünſtler in ſeiner Macht haben, ſeine Zuhörer nach Gefallen weinen und lachen zu machen *). Als der ſchon mehr-

---

*) Chardin, Vol. III, p. 159.

Sorgen.

Wie? — Gegen meinen ausdrücklichen Befehl? Wer hat dich hierher gebracht?

Wirbel.

Ein Detachement der Schloß-Garniſon unter dem Commando dieſes Mannes, dem ich ein Löſegeld werde abtragen müſſen.

Sorgen.

An dir iſt's nicht jetzt zu ſcherzen. Antworte mir, was willſt du hier machen?

Wirbel.

Friede mit Ihnen, lieber Onkel!

Sorgen.

Da hätteſt du dir die Reiſe zum Congreß erſparen können.

Wirbel.

Wie aber, wenn ich es Ihnen überlaſſe, die Bedingungen zu ſtellen.

Sorgen (bey ſich)

Verdammter Burſche! (zu Florian.) Geh!

Florian

(im Abgehen.)

Ich bin in einem unglücklichen Zeichen geboren, ich kann's nun einmahl nicht ſo weit bringen, daß einer mir zu Ehren gehangen wird.

mahls erwähnte Farabi auf ſeiner Rückkehr von einer Pilgerfahrt nach Mekhkheh an den Hof des Sultans von Syrien Saad ed-Dewleh kam, und dieſer eben ſeine Muſiker um ſich verſammelte, miſchte er ſich unter dieſelben, und begleitete ſie mit der Laute. Der Sultan bewunderte ſeine Geſchicklichkeit, und verlangte ein Stück von ſeiner eigenen Kompoſition zu hören. Sogleich zog er Eines aus der Taſche, vertheilte die Stimmen unter die Muſiker, und indem er fortfuhr ſie mit ſeiner Laute zu dirigiren, brachte er die Geſellſchaft in ſo gute Laune, daß alle aus vollem Halſe zu lachen anfingen; hierauf legte er ein anderes Stück auf, und Niemand konnte ſich der Thränen enthalten; als er aber zuletzt noch ein Drittes aufführen ließ, verfielen Alle in den angenehmſten Schlaf *).

Vorzüglich ſcheinen um der letzteren Wirkung willen, die Orientalen der Muſik ſo hold zu ſeyn. Denn in jenem heißen Klima, wo die Sinne immerwährend von der unerträglichſten Hitze abgeſpannt werden, iſt die Ruhe etwas ſo Wünſchenswerthes, daß der Schlaf als ein ſehr glücklicher Zuſtand angeſehen wird; ja der glücklichſte den man kennt, iſt, von jeder Sorge und Arbeit frey, gewiſſermaßen zu vegetiren, ohne an irgend Etwas zu denken. Daher halten die Morgenländer es bey einem Muſiker für ein großes Verdienſt, ihre Melancholie zu zerſtreuen, ſie lachen zu machen, ſie in ſanften Schlaf zu wiegen, und ſie durch die Reize der Tonkunſt auf angenehme Weiſe wieder zu erwecken **).

Die morgenländiſche und mit ihr die arabiſche Muſik, auf dieſe Weiſe, ſo wie es Mohammed vorher geſehen, bloß zu einem Mittel, den Sinnen zu ſchmeicheln, Sinnlichkeit und Leidenſchaften aufzuregen, oder, gleich einem Opiat, die höheren Seelenkräfte einzuſchläfern, erniedriget, ſank daher immer tiefer, und jetzt wird ſie nur mehr von öffentlichen Tänzern und Tänzerinnen, und Muſikanten von Profeſſion, oder Leuten aus den gemeineren Volksklaſſen ausgeübt ***). Und auch unter dieſen bequemen ſich nur ſolche, denen kein anderer Erwerb mehr übrig geblieben, zu der allgemein verachteten Profeſſion eines Muſikanten oder Tänzers (denn ſie ſind immer beydes zugleich). Dieſe Tänzer und Tänzerinnen, Moslims, Chriſten oder Juden, welche in Truppen von 8 — 10 Perſonen herumziehen, und zu Jedem kommen, der ſie zu hören wünſcht, ſind Leute ohne die geringſte Erziehung, und ſelbſt ihre Kenntniß in der Muſik beſchränkt ſich nur auf eine gewiſſe Fertigkeit des täglich Wiederhohlten, welche ſie weder den Willen noch die Mittel haben zu vervollkommen; denn da ſie weder leſen noch ſchreiben können, ſind ihnen die ohnehin ſehr ſeltenen handſchriftlichen Abhandlungen über Muſik ihrer wiſſenſchaftlich gebildeten Vorfahren unzugänglich ****). Eben ſo ſchlecht ſteht es um ihren muſikaliſchen

---

*) Herbelot. art. Farabi.

**) Descript. de l'Egypte. p. 640.

***) Niebuhr, Reiſebeſchreib. nach Arab. Vol. I. p. 176. — Descript. de l'Egypte. p. 610. — Chardin. Vol. III. p. 169.

****) Descript. de l'Egypte. p. 610. — Mouradgea d'Ohsson. Vol. IV. p. 419. — Selbſt unter den Perſern, welche gegenwärtig noch die meiſte Kultur unter den Orientalen beſitzen, gibt es nur wenige Lehrer der Tonkunſt, welche mit den älteren Tonſyſtemen näher bekannt ſind; und Kahireh iſt vielleicht der einzige Ort in ganz Syrien und Aegypten, wo es einige Scheichs gibt, die eine wiſſenſchaftlichere Kenntniß der Muſik beſitzen. (Ouseley Vol. I. p. 644. — Volney. Vol. II. p. 198.)

Vortrag; denn obgleich ſie mitunter, vorzüglich die Männer, ſtarke und klare Stimmen haben, ſo wiſſen ſie ſie doch keineswegs zu gebrauchen. Ihre Intonirung iſt unſicher, und häufig durch die Naſe; ſie überladen den Vortrag mit Trillern, bizarren Schnörkeleyen, Mordanten, Rouladen und immer wiederkehrenden, ohne alles Verhältniß gedehnten Ritornellen; ſteigen zu einer, den natürlichen Umfang der Stimme bey weitem überſchreitenden Höhe auf, bis ſie faſt keine Luft mehr haben, daher unterbrechen ſie ſich oft mitten im Geſange durch lange Pauſen, um nur wieder zu Athem zu kommen; ihre Übergänge, obgleich minder raſch wie bey uns, ſind hart, gezwungen und meiſt barok; der zu häufige Gebrauch des enharmoniſch-chromatiſchen Klanggeſchlechts verwiſcht oft ganz den eigentlichen Geſang ihrer Melodieen; und ihr Vortrag, worin die Orientalen gerade ein Hauptverdienſt ihres Geſanges ſuchen, iſt gemeiniglich zu laut, ja gellend, und artet nicht ſelten in verworrenes Geſchrey aus; das Tempo aber, welches mit einem gedehnten Largo beginnt, wächſt gegen das Ende bis zu einem nicht weiter ausführbaren, Gehör und Sinne betäubenden Preſto [1].

Gewöhnlich begleiten ſich dieſe Sänger und Sängerinnen ſelbſt mit den Inſtrumenten; ſie haben Solos, Duos und Trios [2], immer aber ſind die Inſtrumente der Singſtimme untergeordnet. Die Muſik iſt auch bey ihnen enge mit der Poeſie verbunden, ſie folgt ihr Schritt vor Schritt, und hält ſich faſt immer genau an die Zahl, das Maß und den Fall der Verſe [3], und den Ausdruck der Empfindungen; die Morgenländer verlangen daher von ihren Sängern, ſie ſollen ſo deutlich ſingen, daß man jedes Wort verſtehen kann [4]. Faſt alle dieſe Geſänge ſind epiſchen [5] oder erotiſchen Inhalts; im letzteren Falle mahlen ſie nach orientaliſcher Weiſe mit kühnen glühenden Farben die Freuden und Leiden der Liebe, und ſchildern bald in zarten, bald in allzu geſuchten Metaphern und Allegorieen ihre Wirkungen auf Geiſt und Herz. Sie erſchöpfen ſich in Vergleichungen der Angebeteten mit den verſchiedenartigſten Gegenſtänden; bald vergleichen ſie ſie mit der Sonne oder dem Vollmond, bald mit einer friſchen ſo eben gereiften Dattel, oder wohl gar mit den Gurken von Dimaſchk; ihren Wuchs mit der Cypreſſe; ihre großen ſchwarzen Augen mit den Augen einer Ghazel; ihren Athem mit Roſenduft; ihr Wort mit Moſchus, und ihre Stimme mit dem Ton der Laute u. ſ. w. Unglückliche, verkannte oder verfolgte Liebe iſt am häufigſten der Gegenſtand dieſer Lieder, da eine ſolche dem natürlichen Hange der Orientalen zur Schwermuth und Melancholie mehr zuſagt, und ſich ihre Muſik, wie wir bereits gezeigt, ganz vorzüglich zum Ausdruck der Sehnſucht und Wehmuth eignet *).

---

[1] Descript. de l' Égypte, p. 669, 677 et 678. — Volney, Vol. II, p. 199. — Russell, Vol. I, p. 206. — Chardin, Vol. III, p. 189. — Ouseley, Vol. I, p. 144. — Morier, a journey through Persia, Armenia and Asia minor, London, 1812. p. 143 et 144. — Ejusdem a second journey etc. London, 1818, p. 92.

[2] Wenn man anders ein bloß verſtärktes Uniſono alſo nennen kann.

[3] Außer daß ſie am Ende der Sätze und Strophen willkürlich Worte von ihrer eigenen Erfindung hinzufügen, und dieſelben ſo oft wiederhohlen, als es ihnen gefällt, um ihre häufig angebrachten Ritornelle zu verlängern. (Descript. de l' Égypte. p. 677.)

[4] Mouradgea d' Ohsson, Vol. IV. p. 428. — Niebuhr, Reiſebeſchreibung. Vol. I. p. 176.

[5] Sie beſingen die ägyptiſchen Improviſatoren (Mohabbetſin) die Thaten Antar's, Ruſtan's, der Ajubiten und anderer gefeyerten Helden des Morgenlandes. (Descript. de l' Égypte. p. 703 et 704.)

So wie aber den Orientalen jene höhere edlere Liebe, jene Sympathie des Geiſtes, jene Verwandtſchaft der Seelen, jene zarte, reine Sehnſucht, von den moraliſchen und intellektuellen Vorzügen des geliebten Gegenſtandes erzeugt, faſt gänzlich fremd iſt; ſich bey ihnen die Liebe bloß als Leidenſchaft, als Streben nach Beſitz und Befriedigung des ſinnlichen Triebes äußert; welches theils von der erhöhten Reizbarkeit ihrer Sinne, theils von der Beſchränkung und dem gänzlichen Mangel an Bildung des weiblichen Geſchlechts herrührt; ſo haben auch dieſe Lieder und die mit ihnen verbundenen pantomimiſchen Tänze eine höchſt ſinnliche, und nach unſeren Begriffen, höchſt verwerfliche Liebe zum Gegenſtande, und erniedrigen ſo eines der edelſten Gefühle zur ſchmutzigen Gierde nach Befriedigung thieriſcher Luſt. Beſonders überſchreiten ihre Tänzerinnen, welche immer zugleich auch öffentliche Perſonen ſind, in ihren Darſtellungen jede Grenze von Scham und Schicklichkeit, und ſind hierin ganz die würdigen Nachfolgerinnen der berüchtigten Gaditanerinnen bey den Alten **). Wie ſehr daher Gebärde, Wort und Melodie ſich gegenſeitig unterſtützen, um jenen allen Orientalen ſo tief eingewurzelten Hang, jenes melancholiſch-wollüſtige Sehnen, auf das Vollkommenſte darzuſtellen, wird aus dem bisher Geſagten hinlänglich erhellen. Allein trotz des Vergnügens, welches auch die vornehmeren Morgenländer an ähnlichen Darſtellungen und an der Muſik überhaupt finden, ſo halten ſie es doch für unanſtändig, ja ſogar für ſchändlich und entehrend, ſelbſt Muſik zu treiben, oder wohl gar ſich öffentlich hören zu laſſen, um ja nichts mit der allgemein verachteten Klaſſe eines Tänzers oder Muſikanten gemein zu haben ***); denn ob ſie es ſich gleich gerne gefallen laſſen, daß ihren Leidenſchaften und Sinnen geſchmeichelt werde, ſo verachten ſie doch jene mit Recht, welche ſich zu ſolch einem niedrigen Zwecke gebrauchen laſſen. Wie ſchlecht muß es daher um eine Kunſt, wenn ſie anders dieſen Nahmen noch verdient, bey ihnen ſtehen, die nur mehr in den Händen verächtlicher feiler Sklaven und liederlicher Weibsperſonen iſt? wie verwerflich iſt der Charakter einer ſolchen Muſik, die bloß zum Sinnen- und Ohren-Kitzel dient, Geiſt und Gemüth aber leer läßt, ſtatt ſie zu erheben, und Höheres ahnen zu laſſen? — wie weiſe daher das Verboth Mohammeds, dieſe ſittenverderbende, geiſtertödtende Muſik nicht nur nie und nirgends auszuüben, ſondern überhaupt auch nur anzuhören? Beſſer keine als eine ſolche Muſik. —

---

*) Mouradgea d'Ohsson. Vol. IV. pag. 419. — Niebuhr l. c. — Russell. Vol. I. p. 206. — Lyon p. 173. — Höst p. 159. So ſind in der Descript. de l'Egypte. p. 680 et seqq. mehrere ſolcher Lieder der ägyptiſchen Sänger (Alatiieh) angeführt.

**) Descript. de l'Egypte p. 679 et 695 — 699. — Volney. Vol. II. p. 300 et 301. — Juvenal, Satyra XI. v. 160 — 170. — J. C. Scaliger, Poetices lib. I. cap. 18. Der ſpaniſche Fandango iſt ein durch die Araber erneutes Ueberbleibſel jenes Tanzes der Gaditanerinnen. Die bey den Orientalen berühmteſten Tanzerinnen dieſer Art ſind zu Kahireh, ſie unterſcheiden ſich in die Awalem, die noch einige Zucht und Scheu haben, und in die Ghawazi, die öffentlich und mit unverſchleyertem Geſichte, was nach morgenländiſchen Begriffen vorzüglich ſchändlich iſt, ihr Unweſen treiben.

***) Niebuhr, Reiſebeſchreib. Vol. I. p. 175. — Mouradgea d'Ohsson. Vol. IV. p. 414. — Toderini. Tom. I. p. 209. — Russell. Vol. I. p. 207. — Volney. Vol. II. p. 300. — Chardin. Vol. III. p. 159. — Descript. de l'Egypte. p. 610.

* * *

Geſetze für das Kriegsheer, mit welchem Kaiſer Friedrich I. im Jahre 1158 nach Wälſchland zog.

Da dieſes Heer aus Reichstruppen von allen Theilen Deutſchlands, und überdieß aus Ungarn, Böhmen, Kärnthnern u. ſ. w. beſtand, folglich ohne Strenge keine beſondere Mannszucht zu erwarten war; da ferner dem Kaiſer ſehr viel daran lag, die verbündeten und unterwürfigen Wälſchen durch milde Behandlung an ſich zu ketten, fand er ſich bewogen, im Lager vor Brescia folgende Kriegsgeſetze bekannt zu machen, darauf jeder Hauptmann ſchwören mußte:

Ritter und Knappen ſollen bey ſchwerer Strafe allen Zank meiden.

So jemand ſeinen Lagergefährten verwundet, und wird überwieſen, verliert er die Hand. Fehlen aber Zeugen und der Beklagte ſchwört, ſo mag der Kläger ums Recht kämpfen.

Der Krieger, ſo einen friedlichen Kaufmann beraubt, ſoll doppelt erſetzen und ſchwören, daß er den Beraubten für einen feindlichen Dienſtmann gehalten, ſonſt iſt er des Todes ſchuldig.

Wer dabey iſt, wo Knecht oder Ritter eine Kirche berauben, ſoll es mit dem Schwerte wehren, ſo er aber zu ſchwach, zeige er die Thäter bey dem Marſchall an.

Wer ein Weibsbild im Lager hält, verliert Ehre und Waffen, der Dirne wird die Naſe abgeſchnitten.

Ein Knappe, der ſtiehlt, wird geſchoren, mit Stöcken geſchlagen, gebrandmarkt, oder ſein Herr zahlt einen Harniſch für den Erlaß der Strafe. Wiederhohlter Diebſtahl wird mit Henken geſtraft; doch kann der Beſchuldigte die Feuerprobe wählen, oder ſein Herr für ihn ſchwören.

Der ein Roß im Felde findet, ſoll es nicht unkenntlich machen, ſondern dem Marſchall vorführen. Findet ſich vor Aufbruch des Lagers kein Herr, ſo mag er es zu eigen haben.

Für Schimpf und ſchlechte Nachrede ſoll ein Ritter 10 Mark büßen.

So jemand Wein findet, ſoll er das Geſchirr nicht zerſchlagen noch ſchädigen, daß er nicht unnütz verkaufe.

Wer ein Haus verbrennt, wird geſchoren, mit Ruthen geſtrichen und am Kinn gebrandmarkt.

Kein Ritter (außer den Bundesvölkern) darf einen Knappen haben, der des Deutſchen unkündig iſt, bey Verluſt ſeines fahrenden Gutes.

Deutſche Kaufleute, die die Waaren übertheuern, ſollen dieſelben verlieren, geſchoren, mit Stöcken geſchlagen und gebrandmarkt werden.

J. G. A. S . . . . r.

Über den Preis der Waffen im ſechzehnten Jahrhundert.

Ein Fähnlein Knechte beſtand damahls (1560), nach ſächſiſcher Kriegsordnung, aus 300 Mann, die aber verſchiedene Waffen führten.

82 Mann waren Doppelſöldner mit Harniſch und langen Spießen; 18 Hellebartierer mit Harniſch und Hellebarten; 14 Doppelſöldner mit Harniſch und Schlachtſchwertern; 42 Musketiere oder Gabelſchützen mit ſchweren Musketen, endlich 144 gemeine Schützen mit langen Flinten, Perſch- oder Herrenröhre genannt.

Bey Anwerbung eines ſolchen Fähnleins bekam die Mannſchaft 500 Gulden Laufgeld. Die Koſten für die Waffen betrugen:

82 Harniſche und lange Spieße zu 9 fl. . . .	738 fl.
18 Harniſche und Hellebarten zu 10 fl. . . .	180 »
14 Harniſche und Schlachtſchwerter zu 10 fl. . .	140 »
42 Musketen und Gabeln zu 7 fl.	294 »
144 Herrenröhre zu 5 fl.	720 »
Summa .	2072 fl.

Dazu kommen noch 100 oder wenigſtens 80 fl. dem Fähnrich für eine neue Fahne, dagegen er aber dem Kriegsvolk zwey Faß Bier oder Wein verehren muß.

Die Ausgaben für die Waffen wurden aber den Kriegsleuten an ihrem Sold in monatlichen Raten abgezogen. J. C. A. S . . . r.

* * *

Status, wie viel in Europa dermahlen Kriegsvolk zu Felde liegt.

(Aus einer Handſchrift v. 1674.)

Die Kaiſerlichen unter Montecuculi . . .	33,000.
Franzoſen unter Turenne	26,000.
Spanier, ſo beym Prinz von Oranien . .	40,000.
Franzoſen unter Condé	40,000.
Brandenburger	18,000.
Baiern	16,000.
Hanöveriſches Volk	18,000.
Niederländer unter Rabenhaupt . . .	14,000.
Schweden	20,000.
Dänen	20,000.
Lüneburger, Münſteriſches Volk und Lothringer .	18,000.
Kaiſerliche in Ungarn und Brandenburg . . .	19,000.
Polen	25,000.
Polniſche und Littauiſche von Adel	80,000.
Ruſſen	60,000.
Spanier in Catalonien	10,000.
Franzoſen daſelbſt	14,000.
Franzöſiſcher Ban und Arrierban	20,000.
Hauptſumma	501,000.

J. C. A. S . . . r.

* * *

Ein Nürnberger Schwank.

Da im Jahre 1650 zu Nürnberg die Sanction des weſtphäliſchen Friedens publizirt ward, zeigte ſich die Freude des Volks über das Ende des 30jährigen blutigen Kampfes auf mancherley Weiſe. Feyerliche Aufzüge, Volksbeluſtigungen, Sprüche und Geſänge der damahls noch blühenden oder vielmehr gerade welkenden Meiſterſänger wechſelten ab. Einem luſtigen Kopf zu Nürnberg (die Sage nennt einen Rothgießer) genügten die Feſte nicht. Er beredete alle Kinder, die er traf, am folgenden Sonntag mit Steckenpferden vor des kaiſerlichen Rath Ottavio Piccolominis Haus zu erſcheinen, dort würden ihnen Kuchen und Obſt ausgetheilt werden. Es erhob ſich alſo an demſelben Tag ein großer Lärm vor dem beſagten Hauſe, von vielen hundert Kindern, welche auf Steckenpferden ritten und wie Pferde zu wiehern ſuchten. — Als Piccolomini die Urſache ihrer Zuſammenkunft erfuhr, ſchickte er ſie betrübt nach Hauſe, hieß ſie aber in acht Tagen in demſelben Aufzuge wieder kommen. — Dieß geſchah, und nun bekam jedes der Kinder eine viereckige Silbermünze auf deren Hauptſeite das Bild eines auf dem Steckenpferd reitenden Knaben war, mit der Unterſchrift: Fridensgedechtnus in Nurnb. 1650.

Der Revers zeigte den kaiſerlichen Adler mit den Worten: Vivat Ferdinand III. Rom. Imp. Vivat. J. E. A. S . . . r.

* * *

Geographiſch-ſtatiſtiſche Curioſa.

Wer ſein Zwerchfell erſchüttern will, der nehme — wenn er es nicht etwa mit zu ernſtem und grämlichen Blick anſieht — die Beſchreibungen Böhmens zur Hand, welche ausländiſche Geographen und Statiſtiker liefern; für diejenigen aber, welche nicht gleich Gelegenheit dazu haben, wollen wir ein Paar Pröbchen ausheben.

In der »Méthode pour étudier la Géographie ou l'on donne une Description exacte de l'univers, formée sur les observations de l'académie des sciences et sur les auteurs originaux, par l'Abbé Lenglet du Fresnoy. 4me Edition. Paris 1768,« heißt es im dritten Theile:

»Die böhmiſche Luft iſt ziemlich ungeſund, beſonders in dem eigentlichen Böhmen, wo ſich manchmahl die Peſt erzeugt, obſchon ſie nicht heiß iſt. Der Boden iſt fruchtbar an Saaten, und hat viele Weiden — Getreide wächſt da wenig; aber Ungarn und Öſterreich helfen aus, und mittelſt der Flüſſe wird das benöthigte Salz zugeführt. — Der König hat nur als Churfürſt auf den Wahltagen eine Stimme, auf den Reichstagen erſcheint er ſchon lange nicht mehr. Die Einkünfte aus dem eigentlichen Böhmen ſind gewöhnlich 7,500,000 Livres. Seit Glatz weg iſt, ſind noch ſiebenzehn Kreiſe: der Prager, Moldauer, Podiebrader, Slaner, Egerer, Elbogner, Kaurzimer, Königgrätzer, Chrudimer, Czaslauer, Bechiner, Prachiner, Pilsner, Rakonitzer, Saatzer, Leitmeritzer und Bunzlauer. — Prag hat drey Theile: die Altſtadt, oder auch die hohe genannt, die niedere oder Neuſtadt auf der rechten Seite der Moldau und das kleine Prag auf der linken. Die kleine Stadt iſt faſt bloß von Juden bewohnt!?! ſie ſind da ſehr zahlreich, mithin die meiſten ſehr elend. Der Verdienſt iſt ſelten wegen des geringen Handels, und ſie müſſen ſich überall zudrängen, wodurch ſie den Einwohnern zur Laſt fallen; vorzüglich aber belagern ſie die Fremden in den Wirthshäuſern, wo ſie ihnen alle Gattungen von Dienſten leiſten. Man bemerkt leicht, daß der Mangel an Verkehr weder Juden noch Chriſten im Wohlſtand leben läßt. Wenn Prag in Anſehung ſeiner Kirchen, Palläſte, Plätze und Straßen für eine ſchöne Stadt gelten kann, ſo herrſcht dagegen viel Elend in den Familien, und die Gewölber der Kaufleute ſind ſo arm, daß die Stadt nicht angenehm ausſieht. Außerdem möchte man ſagen, die Einwohner haben dergeſtalt all ihr Vermögen angewandt, ſich Häuſer zu erbauen, daß ſie nichts übrig behalten haben, um die Stadt zu ſäubern, ſo unrein ſind Plätze und Straßen. — Prag iſt nicht befeſtigt. — Die Artikel des böhmiſchen Activhandels ſind (Summa Summarum) das egerſche Waſſer und die böhmiſchen Kryſtalle!!!!«

Wollen wir ſehen, welche Fortſchritte die galliſchen Geographen in einem Zeitraum von fünf und vierzig Jahren gemacht haben, ſo bietet uns das Werk: »Précis élémentaire de Géographie moderne des cinq parties du monde, précédé des notions sur la sphère, à l'usage de la Jeunesse, par Mad. Tardieu de Nerle, à Paris 1813« die beſte Gelegenheit dar: worin erzählt wird:

»Böhmen wird durch die Moldau in zwey Theile getheilt. Das ſchöne, große und feſte Prag iſt die Hauptſtadt, und weiſet mehrere ſchöne Gebäude auf. Seine vornehmſten Flüſſe ſind die Morawa (vor Kurzem hieß ſie Moldau) und Elbe.« Hiemit iſt das Land abgefertigt (wobey jedoch zu bemerken iſt, daß vorher bey Böhmen die Grenzen angegeben wurden, was bey den andern Ländern ſelten geſchieht), und über die Bewohner läßt ſich Mad. Tardien folgendermaßen vernehmen:

Die Böhmen ſind ein außerordentlich ſtarker Menſchenſchlag. Sie ſind ſchön, gut gebaut, thätig und ſcheinen von den Kroaten, einem der ſchönſten Völkerſtämme, abzuſtammen. Ihr Kopf iſt etwas dick; aber ihre breiten Schultern und ihr ſtarker Körperbau laſſen dieſe Disproportion weniger bemerklich werden. Unwiderſprechlich ſind ſie die beſten Soldaten des Kaiſers von Öſterreich; ſie ertragen die Beſchwerlichkeiten des Krieges länger als andre, und können ſelbſt eine ziemliche Zeit Hunger leiden (?). Sie haben artige Weiber. Luſtigkeit iſt ein Hauptzug dieſes Volkes. Zur Freyheit geboren, liegt es in Feſſeln und beſitzt kein Eigenthum. Die Böhmen ſind Sklaven des Adels, der in Müßiggang von ihren mühſeligen Arbeiten lebt. (? ?) Dieß ſchöne Land iſt bey weitem nicht ſo kultivirt als es ſeyn könnte. Ohne ſeine natürliche große Fruchtbarkeit wäre es ein elendes Land. Indeſſen lieben es ſeine Bewohner, unerachtet es die Heimath ihrer Sklaverey iſt. Obſchon ſie aus Neigung viel reiſen, ſo kehren ſie doch immer wieder zu ihren Bergen zurück. Man trifft ſie oft in kleinen Karavanen an, mit allerhand Waaren, beſonders mit Glas handelnd. Sie gehen ſogar nach Italien und England (!) So lange ſie ſich in der Fremde befinden, leben ſie in Gemeinſchaft wie Brüder. — Rock und Weſte der Männer ſind allemahl mit Pelz verbrämt; eben ſo auch die ſpitzig zulaufende Mütze. Die Hoſen tragen ſie ſehr weit und an den Beinen Stiefeln. Das iſt aber nur die Tracht der Wohlhabenden, denn alle übrigen decken ihre Blöße kaum mit Lumpen !?! Die Weiber tragen einen etwas kurzen Rock. Ihr Kopfzeug beſteht aus einem umgebundnen Muſſelintuch. Pelzwerk faßt den Rand des Kleides in der Magengegend ein, und umgibt den Hals !!«

Doch das ſind Franzoſen, bey welchen Böhmen tout bas und ganz außer dem Bereich ihrer Beobachtungen liegt, da ſie nicht einmahl die vieljährigen Kriege der letztern dreyßig Jahre in deſſen Herz geführt haben; aber was ſoll man dazu ſagen, wenn ſelbſt Deutſche das ungereimteſte Zeug von dieſem ihnen benachbarten Lande ausſprechen, und z. B. Hr. Dr. Chr. Gottfr. Dan. Stein, Profeſſor am berliniſch-kölniſchen Gymnaſium zum grauen Kloſter, Mitglied der Akademie nützlicher Wiſſenſchaften zu Erfurt, der allgemeinen kameraliſtiſch-ökonomiſchen Societät zu Erlangen u. ſ. w. in ſeiner neueſten europäiſchen Geographie von unſerm Böhmen ſagt: Das Klima iſt nur im Norden etwas rauh, in Süden aber ſehr gemäßigt, und überall geſund.« Unter den natürlichen Reichthum rechnet er Ingwer und unter das Wildpret die Kapaunen und Truthühner!!! »Die Bewohner,« ſagt er ferner, »theilen ſich mit großer Abneigung von einander in Deutſchböhmen (in den Grenzgegenden) und in die Czechen (d. i. Voranziehende) oder ſlaviſchen Böhmen im Innern, wovon erſtere eine ſchlechte deutſche Sprache, und dieſe einen ſlaviſchen Dialekt ſprechen, der aber härter klingt, als die Mundart der benachbarten ſlaviſchen Völker. Beyde ſind der Mehrzahl nach Katholiken, und ſtehen in geiſtlichen Sachen unter dem Erzbiſchof von Prag und mehreren Biſchöfen; ſie haben ſtarke Körper. Die meiſten Landleute tragen auch im rauheſten Winter nur ein grobes Hemde von Hanf, einen ungebleichten, leinenen oder hanfnen Kittel und dergleichen Beinkleider, einen ſchlechten Hut oder Mütze und ein Paar Stiefeln, in denen oft das Stroh die Stelle der Strümpfe vertritt. Fleiſchſpeiſen ſind ſelten. Ihre Häuſer ſind ſelten von Stein oder Erde, ſondern meiſtens aus übereinander gefügten, und mit Thon verſchmierten hölzernen Balken erbaut, und mit Stroh oder Raſen, ſelten mit Schindeln bedeckt. Der Fußboden iſt von geſtampfter Erde, wie auf einer Tenne oder auch mit Ziegelſteinen gepflaſtert. »In Prag iſt die Oberfläche der St. Wenzeſlaus-Kapelle mit Gold bedeckt und mit ſehr koſtbaren Edelſteinen geziert, und der Chrudimer Kreis liegt längs des Rieſengebirges«!!! Auch das Converſations-Lexikon enthält noch in ſeiner fünften Auflage Notizen über Prag, welche aus einer alten Auflage des Hübnerſchen Staats- und Zeitungs-Lexikons geſchöpft zu ſeyn ſcheinen; ſo erzählt es z. B. »Man zeigt noch die Stelle (auf der Brücke), wo der heilige Nepomuk ins Waſſer geſtürzt ſeyn ſoll. Sie iſt von den Küſſen der Andacht ſo ausgehöhlt worden, daß der obere Sandſtein einer Rinne gleicht!!!« Die Kreuzherrnkirche ſteht nach dieſer Beſchreibung auf dem — Hradſchin, und der ſpaniſche Saal in der Kaiſerburg — der einfach-edelſte, den ich je ſah — zeichnet ſich durch ſeine Verzierungen aus!?! — Exempla sunt odiosa.

* * *

Allgemeine-Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorrathig, oder konnen durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Theater an der Wien., Den 11ten d. M. zum erſten Mahl und zum Vortheil für Hrn. und Mad. Schütz. Armida. Große romantiſche Zauberoper in drey Aufzügen mit Tanz. Nach dem Italieniſchen des Herrn Johann Schmidt, frey und metriſch bearbeitet von Herrn Joſeph Ritter von Seyfried. Muſik von Joachim Roſſini.

Jeder, der im Reiche der Tonkunſt nicht ganz ein Fremdling iſt, kennt wenigſtens dem Nahmen nach Glucks unſterbliche Armida, die noch immer für ein Muſter und ein Meiſterwerk der Tondichtung gilt. Der einzige Vorzug, deſſen ſich die neueſte, von Roſſini uns geſchenkte rühmen mag, iſt ihre Neuheit, oder wenn es beſſer klingt, ihre jugendliche Friſche, die aber ſchnell genug verblühen wird.

Da es hier indeſſen mehr auf die Wirkung des Augenblicks, als auf die Dauer abgeſehen iſt, ſo halten wir uns bloß an jene. Die Zeit iſt ſchon gekommen, wie es ſcheint, wo man dieſen Neuigkeiten mit ſehr gemäßigten Erwartungen entgegen geht; dennoch blieb, beſonders im Anfang, Manches hinter der Erwartung noch zuruck, und die Ouvertüre iſt ein ziemlich disharmoniſches Mixtum Compoſitum, das eben nicht anlocken kann, in das Zauberreich Armidens tiefer einzudringen. Was hierauf folgt iſt matt und gewöhnlich und bringt nur durch den Vortrag der Sänger einige Wirkung hervor, bis zu dem Quartett, geſungen von Armida, Gottfried, Gernand und Ubald, deſſen erſter Theil durch harmoniſche Fülle imponiert. Gernand konnte in der Arie die Reinheit ſeiner Höhe und ſeine Geläufigkeit zeigen, und er that es auch; der Vortrag des Rezitativs macht ihm aber viel zu ſchaffen. Das Duett zwiſchen Armida und Rinaldo wurde von beyden mit ſchöner Übereinſtimmung durchgeführt, der zweyte Theil ſcheint die Liebenden mehr zum Tanze einzuladen, doch eben dieſer wirkt bezaubernd; denn es laſſen ſich Töne der Älſter darin hören. Dieſer wurde wiederhohlt. Im Final hören wir allerley, nicht nur aus des Tonſetzers eigenem Vorrath, ſondern auch aus den Zauberſchätzen andrer Meiſter.

Zwey Chöre, mit welchen die zweyte Abtheilung beginnt, verdienten mehr Auszeichnung, als ihnen zu Theil wurde. Sehr ſchwärmeriſch eröffnet das Cello die Scene zwiſchen Armida und Rinaldo, die durch ein angenehmes, der Situation entſprechendes Duett gefeyert wird. Hr. Linke gab dieſem Geſangſtück durch ſeinen ſchönen Vortrag auf dem obligaten Inſtrumente neue Reize. Die von Armida zum Schluſſe dieſes Aktes geſungnen Variationen, indem ſie die Lyra ſpielt und die kleinen luſtigen Nymphen und Geiſter mit Tänzen und Gruppen das Feſt verherrlichen, rührten die Zuhörer wie den gefeyerten Helden, und erwarben der Sängerinn Auszeichnung.

Ein mit Begleitung der Violine im dritten Aufzug, gleichfalls von Armida und ihrem Auserwählten, vorgetragenes Duett iſt ſehr einförmig; durch die Virtuoſität des Hrn. Clement wird es bedeutend. Für das ſchönſte Geſangſtück in der ganzen Oper wurde das Terzett erklärt, worin die drey Tenoriſten, als Rinaldo, Gernand und Ubaldo, in einem harmoniſchen Wettkampf mit Ruhm und Ehre ſich bedeckten. Rinaldo ſang überhaupt an dieſem Abend mit einer Überlegenheit, die zum Helden des Geſanges unter ſeinen Mitbewerbern ihn erhob. — Die Darſtellung im Allgemeinen war ſo unbedeutend wie das Textbuch, an welches der Bearbeiter vielen Fleiß verwendet hat. Die Konverſation geht in gereimten Verſen fort, die oft ſogar noch Stanzen bilden. Den Sängern wurde aber dieſe Form der Rede etwas drückend.

Die Dekorationen verdienen auszeichnende Erwähnung. Einen ganz neuen Charakter hat die letzte, wo Armida, verlaſſen von ihrem Heldenliebling, in grauſer Wolkennacht, von düſterer Glut und Furienfackeln ſchauerlich beleuchtet, ſich zur Vernichtung des Chriſtenheeres rüſtet.

Die Verſtellung erhielt Beyfall, wurde aber doch vor einer merklich kleinern Verſammlung am nächſten Abend wiederhohlt.

Theater in der Leopoldſtadt. Den 14ten d. zum Vortheil der Mad. **Raymund** und zum erſten Mahl: **Die drey Abenteurer im Zauberreiche.** Poſſe mit Geſang in zwey Aufzügen, vom Hrn. J. A. **Gleich.** Muſik vom Hrn. Regiſſeur und Sänger des Theaters, **Ignaz Schuſter.**

Zu dieſer Poſſe hat der Verfaſſer eine Anekdote benützt, die ihm aber wenig Nutzen brachte. Drey wandernde Burſche kommen durch ein Sprichwort, das jeder im Munde führt, in Lebensgefahr. Hier laſſen ſich die drey Abenteurer darauf ein, die Feenköniginn **Elios** zu erlöſen, weßwegen ſie ſich ſchweren Proben unterwerfen müſſen; am Ende finden ſie ſich von der Zauberinn gefoppt. Die Zuſchauer glaubten in denſelben Fall verſetzt zu ſeyn. Nachdem die königliche Fee in mancherley Geſtalten ſich zeigt, geht ſie zur Ruhe ein, und das Stück that es mit ihr, ſehr vermuthlich auf ewige Zeit. Das Publikum behandelte dieſes Produkt mit ungewöhnlicher Strenge; wirklich bietet ſich auch zu ſeiner Rettung oder Rechtfertigung kein Mittel dar, ſo gern man immer wollte; denn es muß nicht immer mit dem Strome gehen, wenn man ſchwimmen kann. Die Zuſchauer waren, ihrer Strenge ungeachtet, ziemlich luſtig, ja weit luſtiger als das Stück. Einige ließen ſich vernehmen, ſie wären doch darauf begierig, was über dieſes Stück die Rezenſionen ſagen würden? — Das Beſte möchte ſeyn: daß über ein ſo ganz mißlungenes Stück, es nicht der Mühe werth ſey, viel zu ſagen. Wenn man übrigens von dem ungewöhnlich ſtrengen Tadel auf den Unwerth dieſer Poſſe ſchließen muß, ſo ſollte man auch von dem Beyfall, oder vielmehr Zulauf ſchließen können auf den großen Werth ſo manches andern Geiſterwerks (nicht Geiſteswerk), allein man würde irren; das Verhältniß zwiſchen Lob und Tadel zu den Gegenſtänden iſt hier gar zu ungleich.

Theatraliſcher Anzeiger. Nachdem der Comédien d'Etampes im Gymnase ſo viel Beyfall hatte, ſo hat jetzt auch das Vaudeville einen Comédien par excellence, nämlich den Comédien de Bruxelles, auf die Bühne gebracht, der eben auch Glück macht.

La Bataille de Bovines im Cirque olympique gegeben, iſt nichts anderes als ein langer Kampf zwiſchen der Unſchuld und dem Laſter, wobey der Unſinn über den Verſtand den Sieg davon trug.

Eine neue Operette in der Opéra comique, betitelt: Félix et Léonore, hat zwar keine neue, aber eine gut geführte Intrigue und eine Muſik voll Anmuth und Friſche. Die Letztere iſt von **Pradher.** Die Operette gefiel ſehr und die Hauptperſon, Mad. **Pradher**, welche den **Felix** und die **Leonore** zugleich ſpielt, wurde vorgerufen.

Allen Ökonomen, die eine praktiſche Anleitung zur Fabrikation eines guten Lagerbiers wünſchen, iſt das zu **Berlin** bey **Peter** erſchienene Werkchen: »**Der deutſche Porterbrauer, oder Anweiſung, ein dem engliſchen Porter gleichkommendes Bier zu brauen**, 1821. 8. zu empfehlen. Entfernt von jeder hier gewiß lächerlichen Geheimnißkrämerey bringt in dieſem Werkchen der ehemahlige Vorſteher der **Porterbierbrauerey** des Rittergutbeſitzers, Hrn. **Nathuſius** zu **Althaldensleben, das ganze daſelbſt übliche Verfahren beym Brauen**, klar und umſtändlich zur öffentlichen Kenntniß. Insbeſondere dürfte die **Darſtellung** (S. 69 — 71) **des Brauprozeſſes eines Gebräudes Porterbier** auch alle unſere Bräuer intereſſiren.

Für Zeichner, Kupferſtecher, Lithographen, Modellſchneider, Graveure und Kalligraphen dürfte auch die bereits hier in Buchhandel gekommene: »**Beſchreibung und Abbildung dreyer neuen Anagraphen, oder für den Abdruck verkehrt nachbildenden Inſtrumente, Leipzig**, 1821. 8., der mit dieſen mechaniſchen Vorrichtungen ſowohl **gezeichnet** als auch unmittelbar auf die

Sechszehnter Auftritt.

Wirbel. Herr von Sorgen.

Duett.

Sorgen.

Ha! ſo mißbrauchſt du meine Güte,
Iſt das der Dank, den ich gewann? —
Wirbel ſich ſehr ſanft ſtellend.)
O hören Sie, mein lieber Onkel
Nur eine kleine Bitte an.

Sorgen.

Was ſoll's?

Wirbel.

In kurzer Zeit marſchiren
Die Kameraden fort in's Feld,
Und ich, des reichſten Mannes Neffe,
Ich hab' nicht einmahl ſo viel Geld,
Um mich dazu zu equipiren.
Bedenken Sie, wenn man's erfährt,
Wie ſehr dieß unſer Haus entehrt.

Sorgen.

Noch mehr entehrt uns dein Betragen.

Wirbel.

Wie ſo? —

Sorgen.

Wie? ſoll ich dir's noch ſagen?
Du macheſt Schulden —

Kupferplatte und den Stein des Steindrucks radirt und punktirt auch verkleinert und vergrößert werden kann, um ſo mehr von beſonderem Intereſſe ſeyn, als hier der Bau des Anagraphen möglichſt vereinfacht und hiemit noch der bedeutende Vortheil vereint iſt, daß man den Druck der nachzeichnenden Hand dem verkehrt zeichnenden Stifte mittheilt.

A. R. v. Fl.

Der k. k. Ober Kriegs-Kommiſſär und ökonomiſche Referent des n. ö. General-Commando, Hr. Fr. Hübler, als gewandter Schriftſteller im Gebiete der Militär-Ökonomie vortheilhaft bekannt, hat uns ſchon wieder mit einem neuen Werke beſchenkt, das den Titel führet: »Handbuch über die Militär-Ökonomie-Obliegenheiten der Ober-Offiziere der k. k. öſterr. Armee. Wien, 1820. 8. 251 S.« Daſſelbe iſt dem würdigen kommandirenden General in Niederöſterreich, dem General der Kavallerie, Hannibal Marquis v. Sommariva, dedicirt, und umfaßt Alles, was dem Ober-Offizier, wenn er in einem ökonomiſchen Verwaltungszweige der k. k. Armee verwendet wird, zu wiſſen nöthig iſt. Die Geſetze ſind zwar hier, ſo wie bey den übrigen kleinen Werken des Verfaſſers, zur Erſparung des Raumes nicht nachgewieſen, doch wird hie und da auf das ſechzehn Bände ſtarke Werk deſſelben (das milit. Ökonomie-Syſtem der k. k. Armee) hingedeutet. Wahrſcheinlich hat der geehrte Hr. Verfaſſer auch, zur Erſparung des Raumes, die hier eingeſchalteten Formulare nicht tabellariſch, ſondern nur mit Bezeichnung ihrer Haupt-Rubriken gegeben. Übrigens iſt dieſes Handbuch jedem Offizier als Kompendium für den vorbezeichneten Zweck beſtens zu empfehlen.

A. R. v. Fl.

Hr. Pechatſcheck, berühmter deutſcher Violiniſt und Orcheſterdirektor des Theaters an der Wien (heißt es in einem franzöſiſchen Journale), hat ſich vor dem Pariſer Publikum noch nicht öffentlich hören laſſen, allein am 9. Dezember wird er im Théâtre Louvois ein Konzert geben. Die Künſtler, welche das Talent dieſes Virtuoſen kennen, ſtimmen darin überein, daß er einer der fertigſten Spieler unſerer Zeit iſt. Der Miniſter des königlichen Hauſes hat ihm den Saal Louvois zugeſtanden.

Eine engliſche Zeitſchrift gibt die folgende Berechnung von dem Gewinn, den der Verfaſſer der Walter Scottiſchen Romane (von welchem ſo eben wieder ein neues Werk, »der Seeräuber,« angekündigt iſt) von ſeinen Werken ziehe: »Seine erſte Auflage iſt 20,000 (Einige wollen 30,000) Exemplare ſtark, wozu nachher gewöhnlich noch 10,000 kommen. Folgendes mag ungefähr die Rechnung zwiſchen ihm und ſeinem Drucker (in der Vorausſetzung, daß Hr. Ballantyne und Komp. die Werke bloß auf ſeine Rechnung drucken, wie man allgemein behauptet) für einen Roman in drey Bänden, jeder von 15 Bogen, ſeyn: 18 Rieß Papier à 16 Schilling — 1,340 Pf. St. Druck: 45 Bogen à 21 Pf. — 945 Pf. Ankündigung 100 Pf. Kommiſſion und andere Ausgaben 600 Pf. Total: 3,985 Pf. Nimmt man nun die Einnahme bloß zu einer Guinee an, indem der Ladenpreis anderthalb Guineen beträgt, ſo haben wir einen reinen Betrag von 21,000 Pf., und nach Abzug obiger Koſten bleibt ein reiner Gewinn von 17,016 Pf. für die erſte Auflage. Nimmt man hierzu noch 8,000 Pf. als den Gewinn von der zweyten Auflage, ſo zeigt es ſich, daß ein jeder dieſer Romane von drey Bänden den ungeheuern Gewinn von 25,015 Pf. abwirft. Und würden auch die Exemplare dem Publikum zu dem gewöhnlichen Preiſe von 21 Schilling verkauft, ſo bliebe dem Verfaſſer doch noch ein Gewinn von 15,000 Pf. Wie es jetzt iſt, erhält er für zwey Romane des Jahrs 60,000 Pf. Sterling.« — Welcher Schriftſteller, alter oder neuer Zeit, hat ein ſolches Glück gehabt? — Der größte Gewinn eines Schriftſtellers, deſſen man ſich in England erinnert, war 6,000 Pf., welchen Pope von ſeiner Überſetzung des Homer zog.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Conversationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

103.

(Wien, Mittwoch den 16. Dezember.)

Steinmüllers neues Beſtreben, ſich um die Naturkunde verdient zu machen.

Gewiß fehlt in keiner bedeutenden Bibliothek der Naturgeſchichte die mit dem Jahre 1809 unterbrochene Alpina. Eine Schrift, der genauen Kenntniß der Alpen gewidmet, von der bis dahin, unter der Redaktion des C. Ul. von Salis, in Marſchlins, und J. R. Steinmüller, vier Bände (1806—1809) zu Winterthur in der Steineriſchen Buchhandlung erſchienen waren. Gegenwärtig iſt nun die Fortſetzung dieſer Alpina unter dem Titel: »Neue Alpina. Eine Schrift, der ſchweizeriſchen Naturgeſchichte, Alpen- und Landwirthſchaft gewidmet. Herausgegeben von Joh. Rudolf Steinmüller, Pfarrer in Rheineck ꝛc., Mitglied mehrerer naturwiſſenſchaftl. und landwirthſchaftl. Vereine. Winterthur, 1821. 8. 1ſter Band. 530 S., m. 5 Kupf.« erſchienen. Da jedoch Salis ſeitdem verſtorben iſt, ſo hat Pfarrer Steinmüller allein die Redaktion übernommen, und den frühern Plan der Alpina, der ſich auch auf die Alpenkette von ganz Europa und ihre Beſtandtheile und Produkte ausdehnte, vorzüglich auf die Schweiz beſchränkt, dagegen das Alpen- und Landwirthſchaftliche mit dem naturhiſtoriſchen Fache verbunden.

Herr Steinmüller, bekannt durch ſeine tiefe, gründliche Gelehrſamkeit, beſonders im naturhiſtoriſchen Fache, hat auch hier, ſo wie in den vier frühern Bänden der Alpina, das Intereſſante, Nützliche, Gehaltvolle, Neue und Mannigfaltige ſo an einander zu reihen gewußt, daß er des Beyfalls des naturhiſtoriſchen Publikums ſchon in dieſer Hinſicht gewiß ſeyn darf. Was jedoch die Reichhaltigkeit des vorliegenden Bandes insbeſondere betrifft, ſo mag dieſe folgende Angabe der Aufſätze und eine gedrängte Überſicht ihres gediegenen Gehaltes am Beſten erweiſen: I. H. C. Eſcher's Beyträge zur Naturgeſchichte der freyliegenden Felsblöcke in der Nähe des Alpengebirges. Für den Geologen bemerkenswerth iſt hier die Äußerung: »Das bis jetzt allgemein beobachtete Verhältniß der Felsblöck-Ablagerung, daß die Alp-Felsblöcke nie im Innern der Sandſtein-, Märgel- und Nagelfluh-Formation vorkommen, welche das Hauptthal zwiſchen den Alpen und dem Jura einnimmt, beweiſt wohl unverkennbar, daß diejenige Revolution unſerer Erdoberfläche, durch welche dieſe Felsblöcke verbreitet und abgelagert wurden, nach der Bildung dieſer neueſten horizontalliegenden Sandſtein-, Märgel- und Nagelfluh-Formation ſtatt gehabt habe, und alſo wohl die letzte Revolution war, durch welche unſre Erdoberfläche ihre jetzige Beſchaffenheit erhielt.« II. G. C. Hartmann's Beyträge zur Geſchichte der Fadenwürmer ſcheidet eine Art von Regenwurm, der ſeiner äußern Geſtalt nach viel Ähnlichkeit mit dem wahren Waſſer-Fadenwurm hat, von dieſer Klaſſe aus, indem er ihm den Nahmen Fadenwurm, ähnlicher Regenwurm, Lumbricus Gordioides, gibt. III. Profeſſor Scheitlins: Einiges über die Thierſeelenkunde. Nach S. Hypotheſe haben die Würmer nur Unterſcheidungsgabe um Nahrung und Nichtnahrung von einander zu unterſcheiden. Die Inſekten, ſind auch noch dem Trieb unterworfen, aber ihr Trieb iſt ſchon Kunſttrieb. Schon finden ſich Spuren der Empfindung bey ihnen. Die Spinne hat ſchon Gedächtniß, denn ſie läßt ſich zähmen ꝛc. Die Fiſche ſind ſchon weniger dem bodenlos ſcheinenden Trieb unterworfen, und die Empfindung ſpricht ſich aus ihnen deutlich heraus, Spuren von Gedächtniß zeigen ſich ꝛc. Die Amphibien zeigen in den Schlangen viel Gedächtniß, Einbildungskraft, Verſtand, den wir Liſt nennen ꝛc. Höher ſtehen die Vögel. Ihr Nahrungstrieb iſt ſchon geordnet, ihre Kunſttriebe ſtehen nicht mehr iſolirt, wie bey den Inſekten, ſondern ſind mit dem Verſtande gepaart, denn ſie richten ſich nach Zeit und Ort und Umſtänden, ihr Gedächtniß iſt vortrefflich, ihre Einbildungskraft groß ꝛc. Den Säugethieren kommen, die Vernunft abgerechnet, alle Seelenfähigkeiten zu. Im Säugethier wird als Reſultat von zahlloſen Beobachtungen »dunkler Sinn für die Geſellſchaft, und die Pflicht, die mit der Liebe zu den Jungen anfängt, gefunden. Höher ſteigt es nicht, doch ſteht es auch nicht tiefer« ꝛc. Intereſſant ſind auch die nun folgenden Notizen über den Lämmergeyer und das Murmelthier. Hr. S. verſpricht uns übrigens in der Folge ein Syſtem der Thierſeelenkunde vom Zoophyten bis zum Homo sapiens hinauf, zu liefern. IV. Dr. Cuſter: Phänerogamiſche Gewächſe des Rheinthals und der daſſelbe begränzenden Gebirge. Ein herrlicher Beytrag zu dem Studium der botaniſchen Geographie. V. Steinmüller: Über die Verdienſte Dr. C. Gesner's und des Pfarrers Sprungli's um die ſchweizeriſche Ornithologie ꝛc. Mit Klarheit und Umſicht durchgeführt. VI. G. Hartmann: Naturgeſchichte der gemeinen Viper, der Ringelnatter und der Blindſchleiche. Man vergleiche hiermit meine Beſchreibung des von Trauenſteiniſchen Kabinets lebendiger Amphibien, im Hesperus 1814, 4tes Heft, und 1818, 1ſtes Heft, und die hierin aufgenommenen Beobachtungen Treuenſteins über Leben, Fortpflanzung, Nahrung und Geſelligkeit der Coluber aesculapii, — austriacus, — tessalatus etc., der Natrix; Coluber fragilis; Lacerta viridis, — lacustris, — alpestris etc.; dann mancher andern Reptilien. VII. B. Hartmann: Syſtem der Erd- und Flußſchnecken der Schweiz. Ein Auszug aus einem größern Werke des Verfaſſers, nämlich: einer neuen Eintheilung der Erd- und Süßwaſſerkonchylien, der hier diejenigen Gattungen umfaßt, welche die Schweiz bewohnen, mit 2 Kupfert., wovon die erſte zur Analyſe des Syſtems gehört, die zweyte aber die ſchweizeriſchen Arten enthält. VIII. Dr. Schläpfer: Über die Verſteinerungen bey St. Gallen. Sowohl für Petrefakten-Sammler, als insbeſondere für Geologen, wegen den Folgerungen, die Hr. S. aus der Lage und Beſchaffenheit der vorgefundenen Verſteinerungen ableitet, von bedeutendem Werthe. IX. Mayer: Wanderungen in die Appenzeller-Alpen. Für Botaniker intereſſant. X. D. Mayer: Barometriſche Meſſungen des hohen Säntis. Als Mittelzahl zweyer Meſſungen gibt M. die Höhe des Säntis über das Meer mit 7669 Fuß an, Wahlenberg hat ſie nach ſeiner frühern Meſſung mit 7671 Fuß beſtimmt. XI. Steinmüller: Über Thierärzte, Viehkrankheiten und Schlangenbiſſe im Glarnerlande. Für Veterinärs vom Werthe. Unter andern wird hier ein Fall erzählt, wo ein bösartiges Scharlachfieber — Febris erysipelatosa maligna — unter den Schweinen auf den Alpen bedeutende Verheerungen anrichtete. XII. Dr. Aepli: Über St. Gallens neue Anpflanzungen. Umfaßt die zweckmäßige Benützung des Gemeindsboden vor den Thoren von St. Gallen. XIII. H. C. Zellweger: Über Acclimatiſirung fremder Holzarten im Bremgarter-Walde; über Vermehrung der Steinböcke in Canton Bern; über die Alpenwirthſchaft im Canton Schwyz ꝛc. Was die Acclimatiſirung fremder Holzarten im Bremgartner Walde — unweit Bern — betrifft, ſo iſt dieſer Wald gegen der Enge mit einer Allee ausländiſcher Waldhölzer begränzt, die hier herrlich gedeihen. Es ſind mehrentheils nordamerikaniſche Eſchen und Ahorne, rothblätterige Buchen, verſchiedene von der europäiſchen Spielart der Blutbuchen, nordamerikaniſche Fichten und ſibiriſche Lärchen. Im Walde ſelbſt ſind ſchon ſeit funfzehn Jahren alljährlich Pflanzungen angelegt worden im Großen, ſowohl von dieſen ausländiſchen Holzarten, als auch von den gewöhnlichen inländiſchen Nadel- und Laubhölzern, ſo wie auch von der inländiſchen Lärche und dem ſo nützlichen Arvenbaum. Auch finden ſich hier acclimatiſirt mehrere ſchon ſehr hoch gewachſene amerikaniſche Wachholderbäume und eine kleine Zeder von Libanon, die etwa drey Fuß hoch, ihre Äſte eben ſo weit ausbreitet, als der Stamm hoch iſt. Für Freunde der Waldkultur dürfte auch Folgendes von Intereſſe ſeyn: »Die Anpflanzung der Holzarten geſchieht hier auf folgende Art: Man ſäet ſie in ſechs Zoll breiten Furchen, die drey Fuß weit von einander entfernt ſind; in dieſen Zwiſchenräumen pflanzt man die erſten zwey Jahre Erdäpfel, in dem dritten Jahre Roggen, ſpäter nichts mehr, um nicht Gefahr zu laufen, die Wurzeln zu verderben. Meiſtens wird abwechſelnd in einer Furche Nadelholz und in der andern Laubholz geſäet. Aus Zellwegers zweytem Aufſatz, die Vermehrung der Steinböcke betreffend, entnimmt man, daß man ſchon ſeit geraumer Zeit im Canton Bern die nöthigen Anſtalten getroffen habe, die daſelbſt beynahe ausgerotteten Steinböcke wieder mehr fortzupflanzen, um die hohen Alpenfirſte damit wieder zu bevölkern. Bekanntlich hat man neuerlich auch im Piemonteſiſchen hierzu die angemeſſenen Schritte gemacht. XIV. Steinmüller: Über gemachte Verſuche im Canton St. Gallen mit chineſiſchem Bergreiß- und Hirſegras-Samen im Sommer des Jahres 1820. Die Leſer des Converſationblattes haben bereits in Nr. 73 d. J., und zwar in der dreyßigſten Lieferung meiner ontologiſchen Neuigkeiten, entnommen, welche ſchlechten Reſultate der Anbau des chineſiſchen Bergreißes im Preußiſchen lieferte; nicht minder ungünſtig ſind die Reſultate in dieſer Hinſicht auch in der Schweiz ausgefallen. Doch man höre Hrn. St. ſelbſt: Ein Schreiben von der Regierung des Cantons St. Gallen vom 25. Jänner 1820, begleitet von der Copie der Zuſchrift an dieſelbe vom Vorort Luzern und einem Schreiben vom ſchweizeriſchen Geſchäftsträger in Wien vom 3. Jänner 1820 machte die St. Galliſch-landwirthſchaftliche Geſellſchaft mit den Verſuchen des öſterreichiſchen Freyherrn (k. k. Raths) Ritter von Lewenau, mit chineſiſchem Bergreiß- und Hirſegras-Samen bekannt, und anerbot derſelben, auf Begehren hin, Originalſamen zu verſchaffen. — Auf obigem Wege erhielt unſre Geſellſchaft 126 Körner Bergreiß-, und 25 Körner Hirſegras-Samen; dieſer wurde an achtzehn Mitglieder des Vereins in den verſchiedenen Bezirken des Cantons vertheilt, welche denſelben, nach gegebener Anleitung, ſorgfältig ausſäeten. — Ich will hier (S. 333) die völlig ungünſtigen Ergebniſſe aller unſerer Verſuche mittheilen, und anerbiete mich zugleich, es ebenfalls durch die Alpina bekannt zu machen, wenn mir Jemand vortheilhaftere Nachrichten über dieſen Gegenſtand zuſenden würde. — Man wird mich übrigens entſchuldigen, wenn ich gegen den günſtigen Erfolg des Anbaues jener Pflanzen in öſterreichiſchen Provinzen, in Tyrol und im Würtembergiſchen argwöhniſch bin, da dieſelben in den Diſtrikten des Rheinthals, Sargans und Utznach, nicht gediehen, wo man türkiſches Korn und Weintrauben erhält. Mit welcher Vorſicht übrigens dieſe Verſuche gemacht wurden, ergibt ſich aus folgendem weitern Detail (S. 341). Regierungsrath Mesmer von Rheinek im Rheinthale ſenkte die ihm überſandten acht Körner Bergreiß im Anfange Aprils, bey angehender Frühlingswitterung, auf vorgeſchriebene Weiſe, in lockere Erde, wo die Mittagſonne mit aller Kraft auf gedeihlichen Wachsthum einwirken konnte. — Erſt mit Ende May's entkeimten dieſelben; als die jungen Pflanzen einige Zoll hoch gewachſen waren, gebot ihrem Wachsthum die unfreundliche Witterung des Brachmonats Stillſtand, und bekleidete ſie mit der Farbe nahen Abſterbens. Die erſten warmen Tage des Heumonats hauchten den erſtarrten Fremdlingen neues Leben ein, und beförderten allmählich ihren ſchwachen Wachsthum. — Im Auguſt entwickelten ſich, bey eingefallener großer Hitze, zutrauensvoll auf die ihnen entgegenkommende Sonne, ihre Ährenbüſchel bis auf ſieben von einem einzigen Korn; doch die herbſtlich-kühlen Nächte waren dem Reifwerden dieſer Pflanzen nicht zuträglich, und ſie ſtanden, ohne ſich weiters zu entwickeln, trauernd da — allmählich verblich ihr friſches Grün, und mit Anfang des Weinmonats waren ſie — wie leeres Stroh — welches die ans Präſidium eingeſandten Überbleibſel beweiſen. Kreisamman Heer in Rheinek legte die Körner in gute Erde in ſeinem Garten; von ſieben Stück keimten nur drey erſt nach 48 Tagen, die bis im Weinmonat höchſtens 15 bis 18 Zoll hoch in Geſtalt eines Haferhalms wuchſen, ohne Ähren zu treiben. Dekan Schmid in Balgach im Rheinthal ſäete ſechs Körner in ſonnigen, wohlgedüngten Boden, und pflegte ſie mit möglichſter Sorgfalt. — Nur zwey keimten — eines verſchwand wieder — das andere trieb fünf Stengel, wovon der höchſte 1½ Fuß hoch wurde, und die ganz leeren und unreifen Ähren (welche dem Präſidenten beygelegt ſind) wegen der Kälte im Oktober eingenommen werden mußten — Er vermuthet, dieſe Pflanze tauge auf keinen Fall für unſer Klima, weil er ſich genöthiget ſah, ſie anfangs wenigſtens alle Tage zweymahl zu begießen. Auch käme ſie bey günſtigem Erfolg im Ertrage unſerer Gerſte und dem Türkiſchkorn nach nicht gleich. Auf dieſe Art fährt nun Hr. St. fort, auch die verunglückten Verſuche des Hrn. Sekretärs Künzler in St. Margrethen im Rheinthale, des Appellationsrichters Müller in Azmos, Diſtrikt Sargans, des Alt-Statthalters Gallatin in Sargans, des Brändli Näf in Rapperſchweil zu beſchreiben, und indem er ferner bemerkt: daß auch in den rauhern Diſtrikten des Cantons mehrere, z. E. der Regierungsrath Bernet und Staatsſchreiber Zollikofer in St. Gallen, Major Egli in Flahweil im Untertoggenburg, und Doktor Forrer im Obertoggenburg, ſo ungünſtige Verſuche machten, daß ihnen die Samenkörner in der Erde verfaulten, und gar nicht emporkeimten, fügt er noch bey: »Da öffentliche Blätter ſich auch auf den Tiroler Bothen beriefen, ſo erkundigte ich mich in Botzen über die Anpflanzung jenes Bergreißes daſelbſt, und erhielt von dorther den ſchriftlichen Bericht: daß man zwar mit einigen Körnern, welche von Seite des dortigen Kreisamtes ausgetheilt worden ſeyen, Proben gemacht habe; aber ohne den gewünſchten Erfolg. Die erhaltenen und hin und wieder vertheilten 25 Körner von chineſiſchem Hirſegras-Samen keimten nirgends, ſondern blieben überall todt in der Erde liegen.« Als Note zu dieſem Aufſatz finden ſich noch die Worte: »Es befremdete mich ungemein, daß das Käpſelchen, worin der chineſiſche Hirſegras-Same enthalten war, die Aufſchrift erhielt: Aplenii Scolopendrii orig. chin. gr. 25! XV. Steinmüller: Über die Chriſtian'ſche Hanf- und Flachsbrechmaſchine. Umfaßt eigentlich des ruſſiſchen Hofraths Dr. Hamel bekanntes ungünſtiges Urtheil hierüber. XVI. Steinmüller und Hartmann: Anmerkungen und Zuſätze zu Römers und Schinzens Naturgeſchichte der in der Schweiz einheimiſchen Säugethiere. Verbreitet ſich insbeſondere über die vorzüglichſten in der Schweiz vorkommenden Hunderaſſen, und enthält manche intereſſante Notiz über die Eigenheiten dieſer Hunde, die ſich trefflich an jene ein und zwanzig Skizzen anreihet, die ich als Proben aus meinem Manuſcript: »Skizzen aus dem Leben der merkwürdigſten Hunde aller Raſſen und Zeiten,« im Heſperus 1813, 11. Heft, 1815, 4., 7, 10. Heft, und 1816, 2. u. 7. Heft abdrucken ließ, von wo ſie in die geleſenſten Blätter des In- und Auslandes übergingen, ohne jedoch mich als Verfaſſer derſelben zu erwähnen, oder die Quelle zu nennen. XVII. Steinmüller und Conradi: Anmerkungen und Zuſätze über Meisners und Schinzens Vögel der Schweiz. Viel Intereſſantes über die Alpenvögel, dann mehrere Arten Sumpf- oder Waſſervögel der Schweiz. Auch der von unſerm Naturforſcher Natterer als deutſcher Vogel aufgeſtellte Röthel-Falke findet ſich hier, wiewohl ſelten, vor. Hr. St. erklärt die im Jahrg. 1810 des St. Galliſchen Erzählers mitgetheilte Nachricht von dem Raube eines zweyjährigen Kindes in der Gegend von Chur in Graubündten durch einen Adler, der es ergriff und forttrug, für eine erdichtete Jäger-Ausſage, ungeachtet Meisner, Naumann, Ziegler und Schinz, ſomit bekannte Naturforſcher, dieſe Nachrichten für nicht ganz grundlos halten. Dießmahl irrt ſich Hr. St. Als ich mich im Jahre 1799, nach der Erſtürmung des Lucien-Steiges, mit dem öſterreichiſchen Armee-Corps des F. M. L. Hotze in Graubündten befand, machte ich von Mayenfeld aus, in Begleitung eines Mayenfelders und zweyer Artilleriſten, Samos und Jarroſch, eine Excurſion auf den Lucien-Steig. Wir hatten beynahe die Crete der Straßenhöhe betreten, als wir an der gegenüber ſtehenden Felſenwand einen Geyeradler auf ein vor einer Hütte ſich befindliches Kind herabſtürzen ſahen, der daſſelbe in ſeine Felſenhöhle trug. Wir hörten wohl der Mutter fürchterliches Geſchrey, ohne jedoch Hülfe leiſten zu können, da ſowohl die Hütte als die Felſenhöhle auf einer für uns zu ſteilen Höhe lag. Die zu dieſem Aufſatze gehörigen drey Kupfer ſind: erſtens der bärtige Geyeradler — Gypaëtus barbatus —; zweytens das Kopfſkelett eines Gypaëtus barbatus; und drittens das Kopfſkelett eines Aquila fulva. XVIII. Literatur. Dieſe Rubrik iſt den kritiſchen Anſichten aller neuen Werke gewidmet, die über ſchweizeriſche Naturgeſchichte, Alpen- und Landwirthſchaft ſeit der Herausgabe der Bibliothek von Haller erſchienen ſind. XIX. Noch ein Beytrag über die Felſenſchwalbe — Hirundo rupestris — vom Herausgeber. Umfaßt die Beſchreibung eines Pärchens dieſer ſeltenen Schwalbe. Mögen dieſe Auszüge dem naturhiſtoriſchen Publikum die Überzeugung gewähren, daß das im Eingange dieſes Aufſatzes dieſer Zeitſchrift ertheilte Lob wohl motivirt ſey! —

A. Rittig v. Flammenſtern.

* * *

Vom ſilbernen Ritter.

Erſtes Lied: Plan und Inhalt der Geſchichte vom ſilbernen Ritter.

(1. Lied.) Wie Herr Azzo gegen Aggspach *) zog.

Es lebt ein guter Degen, Azzo war er genannt,
Kühn und unverwegen, beſſer, denn alle im Land.

---

*) Kein Schloß dieſes Nahmens kömmt in Öſterreich vor, doch ſtiftete Haderich v. Meiſſau 1386 bey Aggsbach eine Karthauſe.

Er ſaß zu Greiffenſteine 1) auf der Veſte ſein,
Da war er ganz alleine mit ſeinem Töchterlein.

Ein Vogt, zwölf treue Knechte, ein Pfaff, ein Fideler 2),
Mit denen lebt er rechte in Lieb und großer Ehr.

Er zog nicht mehr zu Felde, dazu war er zu alt,
Jung war er wohl ein Helde, macht viele Feinde kalt.

Er dient mit großem Muthe Liepold dem Herren ſein,
Mit ſeinem rothen Blute kauft er viel Ehre ein.

Zu Aggisbach am Strande ein böſer Grave war,
Der in das Oſterlande 3) brachte viel Gefahr.

Bey Azzo in der Veſte kann man wohl Pilgrim' ſeh'n,
Es waren arme Gäſte, denen viel leid's beſcheh'n.

Von Aggisbach der harte, Herr Degenſcharff genannt,
Hat ſie auf ihrer Fahrte viel böſe angerannt.

Zu Waſſer und zu Lande ließ er ſie böslich fah'n,
Sie mußten ihm zu Pfande die gute Beute lan 4).

Die Pilgrime mit Klagen, ob ihrer großen Noth,
Herrn Azzo bitter plagen und flehen ihn um Gott.

»So helf mir Gott in Hulden, als ich es will beſtah'n 5)
Degenſcharf den Wilden, geh ich mit Kampfe an.«

Von Hildeprand dem Knaben 6), die Waffen er begehrt,
Schild, Brunne 7) und Schappen, Wülfing das gute Schwert.

Da ſpricht die Mayd ſo holde, mit ihrem roten Mund,
Mit ihrem Haar von Golde: »Herr Vater! gebt mir kund!«

»Ich ſeh euch unwirſch reiten von eurem feſten Stein;
Wollt ihr im jachen Streiten ſetzen das Leben ein?«

»Wüßt ich von eurem Blute die ſchwarze Erde roth,
Ich ging mit ſchlimmen Muthe in den viel bittern Tod.«

»Schlug euch der böſe Grave 9) zu tod in dieſem Strauß,
Mein Äugelein ſo blaue, die weinet' ich mir aus.«

---

1) Die bekannte Veſte an der Donau.
2) Spielmann v. Nibelungen V. 5643 videläre, Spielmann, auch Sänger.
3) Öſterreich. Nibelung V. 5330.
4) Laſſen.
5) Beſtehen.
6) Schildknappen.
7) Panzerhemd. Nibel. 275. 1718.
8) Nibel. Schapel 1363, 7451 ein Sturmhut oder Helm.
9) Muß hier, wie auch aus mehreren alten Gedichten erhellt, Grave, nicht Grafe geſprochen werden.

»Laß dir es nicht ant 1) werden, viel liebe Tochter mein,
Mein Blut auf ſchwarze Erde für Ehren ſetz ich ein.«

»Ich komm wohl aus dem Streite von Wunden frey nach Haus,
Drum ſey nur ohne Leide, Ehre gewinn ich draus.«

Herr Azzo war gezogen nach Kulne 2) vor die Stadt,
Wo Helmnot unterwegen ein feines Schlößlein hat.

Der war ein guter Degen, verhieße ihm zur Stund,
Er wollt mit ihme pflegen gen Degenſcharff den Bund.

Zu Kulne auf dem Felde ſchaut er die Mannen ſein,
Azzo, der gute Helde, und kann ſich drob nicht freu'n.

Es waren in dem Troſſe Schilde wohl ausgeziert
Gar lützel 3), keine Roſſe mit Zeuge wohl ziemirt.

(II. Lied.) Deſſen ungeachtet hofft er auf Gottes Hülfe, und zieht förder gen Aggispach. Seine und Helmnots Knappen legt er in einen Hinterhalt, und zieht mit dem Schwert Wülfing unter dem Mantel an der Spitze der Pilgrime und Leyen (Laienbrüder) gegen die Burg. Degenſcharff fällt ihn an; der Hinterhalt kömmt zu Hülfe, es wird ſcharf geſtritten.

(II. Lied.) Unterdeß bangt der guten Tochter Irmgild für des Vaters Leben. Sie ruft Meiſter Alanus, der ein weiſer Mann war. Er kündet ihr aus dem Spiegel ihres Vaters Gefahr, und räth ihr, ſich ganz weiß zu rüſten. Sie verlaſſen die Burg, und eilen zu Radhalt, Azzo's Dienſtmann in Zeiſemauer, der ihnen zwey Knechte gibt. Wie ſie vor Aggispach ankommen, iſt Degenſcharff von Azzo zu Boden geworfen, rafft ſich aber wieder auf, und wird nur durch Irmgild's Tapferkeit bezwungen. — (III. Lied.) Sie gibt ſich zu erkennen, und der gefangene Degenſcharff entbrennt in Liebe gegen ſie. (IV. Lied.) Alle ziehen nach Kuln zu Helmnot, der ſie bewirthet, wobey der ſilberne Ritter (Irmgild) oben anſitzt, aber auch Degenſcharff zugegen iſt, der klagt:

»Das iſt mein bitter Klage, daß meinen ſtarken Leib
Bezwang an einem Tage, ein Alter und ein Weib.«

(V. Lied.) Alanus tröſtet ihn, heißt ihn Urphede ſchwören, und das heilige Ort (?) ſuchen, und verſpricht bey ſeiner Rückkunft für ihn um Irmgild zu werben. Zum Zeichen der Verſöhnung tauſcht Azzo mit Degenſcharff die Schwerter, und Irmgild ſchenkt ihm den ſilbernen Schild. —

---

1) Dieſer uralte gute Ausdruck, der in der Wiener Volksſprache fortlebt, kömmt ſchon im Heldenbuch Fol. 140, und in Eccard, poem. germ. tom. II. colum. 1562 vor.

2) Kuln, eine halbe Tagereiſe von Wien, in den Nibelungen öfters erwähnt, z. B. 5878. 6458.

3) Wenig. v. Nibelungen, V. 169.

(VI. Lied.) Nachdem er viele Fahrten gethan, und manche wackere That verrichtet (VII. VIII. Lied), ſendet ihm Alanus einen Bothen (IX. Lied). Er kehret in größter Haſt zurück (X. Lied), und die Beſchreibung der Hochzeit in Kuln bey dem greiſen Helmnot beſchließt die Geſchichte. Der Dichter nennt ſich zum Schluß: »Die Geſchicht hat gedicht' von ſand Michel der Fideler.«

Inhalt.

I. Wie Herr Azzo gegen Aggispach zog.
II. Wie Irmgild mit dem Pfaffen Rat pflog.
III. Wie Degenſcharff vom ſilbern' Ritter geſchlagen ward.
IV. Von dem Mahle bey Helmnot, und wie Degenſcharff liebte.
V. Wie Alanus dem Degenſcharff die Buß aufgelegt.
VI. Wie Degenſcharff in Spanien den Wurm erſchlagt.
VII. Wie Degenſcharff am heiligen Ort die Pilgrime loſt.
VIII. Degenſcharffs treue Klage.
IX. Wie Alanus einen Boten ſandt gen Catalony.
X. Von Degenſcharffs Heimkunft und der Hochzeit zu Kulne.

* * *

Frühlingsmorgenfeyer.

Vöglein ſingen,
Quellen ſpringen,
Blüthen lächeln,
Weſte fächeln,
Alles Wonne,
Alles Sonne!
Süßer Morgen,
Nimm die Sorgen
All vom Herzen,
Tauch der Schmerzen
Rege Gluthen
In die Fluthen,
Daß im feuchten
Strahl ſie leuchten
Roſig blühend,
Selig glühend!
Herz, auf Düften
Schweb' in Lüften —
Was noch bangſt du?
Was verlangſt du?
Gibts noch Qualen,
Wo die Strahlen
Frühlingsmilde
Die im Bilde
Sagen: Stunden,
Bald entſchwunden,
Sind im Ahnen,
Sind im Mahnen
Jener Kränze,
Jener Lenze,
Ewigprangend!
O, du bangend
Herz, ſo ſchweige!
Liebend neige
Dich zum Quelle,
Auch ſo helle!
Selig tauſche
Klängen, tauſche
Lied um Lieder,
Immer wieder
Neugeboren,
Unverloren
Deine Lenze,
Deine Kränze!

Helmina.

* * *

Wirbel.
Das bezeugt,
Daß mein Credit noch immer ſteigt.
Sorgen.
Du ſchwärmſt des Nachts.
Wirbel.
Und ſchlaf' am Tage,
Damit mich keine Hitze plage.
Sorgen.
Du läufſt die Straßen auf und nieder.
Wirbel.
Bewegung nur erfriſcht die Glieder.
Sorgen.
Du lebſt in ſteten Schwärmerey'n.
Wirbel.
Ein Kriegsmann muß in Uebung ſeyn.
Sorgen.
Du änderſt nimmer dein Betragen,
Lebſt locker in die Welt hinein,
Du magſt auch ſelbſt die Folgen tragen,
Ich will nicht mehr dein Onkel ſeyn.
Wirbel.
Gewiß, es rühret Sie mein Klagen,
O ja, Sie werden mir verzeihn,
Den letzten Wunſch mir nicht verſagen,
In dieſer Noth mein Retter ſeyn.

Der Wirth.

Ja, lieber Herr, gar ſauer iſt mein Brot! —
Klagt jüngſt der Wirth dem Gaſte ſeine Noth; —
Ich glaub's, ſpricht der, und doppelt muß es ſeyn,
Taucht ihr's in euren Wein. Pfeiffer.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Burgtheater. Den 15. d. M. ſahen wir auf dieſer Bühne das alte bekannte und beliebte Luſtſpiel: Der Juriſt und der Bauer, in zwey Aufzügen, von einem entſchlafenen vaterländiſchen Verfaſſer, Johann Rautenſtrauch — neu in die Scene geſetzt.

Das Stück hat ſeine Dienſte auf den deutſchen Bühnen redlich gethan, und kann auch jetzt noch Hülfe in der Noth thun, die um ſo höher anzuſchlagen iſt, als ſie bey der wirklich großen Noth an Produkten der komiſchen Muſe, aus eigner Kraft, und nicht durch Unterſtützung ausländiſcher Werkmeiſter geleiſtet wird. Die Sprache der vergangenen Zeit redet dieſes Luſtſpiel zwar in mehr als einer Hinſicht. Manches würde heut zu Tage etwas feiner und gedämpfter lauten müſſen — con sordino — aber die alten, kräftigen Töne, laſſet uns ſie nicht verſchmähen! ſie ſind wie das alte, kräftige Hausbrot, das den Gaumen, die der ſchalen Wecken und des Zweygebäcks nach gerade überdrüßig werden, auch einmahl behagt. Die Charakteriſtik iſt natürlich und gut durchgeführt, die Perſonen ſind markirt und treten ſcharf hervor, ſie bilden wirkſame Partieen. Die Hauptſache iſt, das Vorurtheil gegen die Juriſten und den Stand der Advokaten zu berichtigen, und die Sache von beyden Seiten zu beleuchten. Um dieſen Zweck zu erreichen und die Allgemeinheit des Vorurtheils zu beſchränken, iſt die Wendung, daß der brave Advokat die beyden Parteyen verſöhnt und den Beſitzer des ungerechten Gutes zur Rückgabe deſſelben überredet, wozu die Geſetze ihn nicht zwingen konnten, überraſchend und geſchickt herbeygeführt. Dieſer Moment iſt auch zu den wenigen zu rechnen, die das Weſentliche der Handlung bilden, woran das Stück keinen Überfluß hat, und folglich eben ſo wenig an Verwicklungen. Alles geht ſo ziemlich gerade zu, wie die ehrlichen Landleute, die wir mit ihrem natürlichen Weſen und ihren ſcherzhaften oder treuherzigen Einfällen wohl eben ſo gern verſtändig mit einander konverſiren hören, als die Verliebten und Vertrauten in den älteren franzöſiſchen Komödien.

Aufgeführt wurde das Luſtſpiel im Ganzen vorzüglich gut. Der Pachter von Lembach und Rechenmeiſter Grübler wurden von zwey Darſtellern gegeben die nicht nur zu den Veteranen der Bühne, ſondern auch der deutſchen Kunſt gehören, Roſine war ſo anmuthig, munter und unbefangen, als ſie ſeyn kann, und auf dem Theater ſeyn muß, wenn ſie nicht dem verliebten Advokaten allein gefallen ſoll. Dieſer wurde mit dem gehörigen Ernſt und Nachdruck gegeben, und der Kontraſt zwiſchen dem rechtlichen Prozeſſführer und dem Rabuliſten kann nicht wohl beſſer in die Augen fallen, als es hier geſchah. Kunz ſprach im ächt biederherzigen Tone der Wahrheit. Auch der Schreiber hat ſeinen Theil des Beyfalls verdient.

Den 18. d. M. wurde auf demſelben Theater die Entführung gegeben. Luſtſpiel in drey Aufzügen von Jünger. Ebenfalls neu in die Scene geſetzt.

Dieſes heitere, feinkomiſche Luſtſpiel iſt trotz ſeiner Verjährung, — wie man es heut zu Tage wohl zu nennen pflegt, wenn ein Stück ſchon einige Dezennien erlebt hat, die ihm faſt nicht minder ſtreng, als einer Schönen, die bereits das zwanzigſte Jahr paſſirte, nachgerechnet werden, — iſt bey ſeiner neuen Einführung auf der Bühne ein wahrer Gewinn; und ſtatt ihm die Jahre anzurechnen, muß man vielmehr die freundlichen Abendſtunden zuſammenzählen, die das deutſche Publikum ſeit ſeiner erſten Erſcheinung ihm verdankt. Es hat für die Bewohner der Hauptſtadt ein Intereſſe mehr, nämlich daß die Handlung in ihre Mitte verlegt, und durch eine leicht ſkizzirte Charakteriſtik des geſelligen Lebens bezeichnet iſt, wozu die Originalzüge ſich hier und dort mit leichter Mühe wieder finden laſſen, ohne daß man in die Tiefe der Trivialität herabzuſteigen braucht, und ohne daß die Beziehungen des Einzelnen verletzend treffen. Nicht nur mit komiſchen Situationen iſt der kleine Umfang dieſer Begebenheiten wohl verſehen, ſondern die handelnden Perſonen ſind mehr oder weniger mit ächt komiſchen Zügen ausgeſtattet, die beyden Liebenden abgerechnet, deren bevorſtehende Trennung eigentlich die Grundlage des Luſtſpiels ausmacht, und die hier, wie in den meiſten Fällen dieſer Art, im Hintergrunde ſtehen, um durch Paſſivität und Ernſt die vordern Figuren deſto mehr zu heben; ſo daß der bekannte Satz auf ſie ganz füglich anzuwenden iſt: aus kleinen Urſachen wichtige Begebenheiten — hier luſtige, die wirklich bis zum Schluſſe immer noch beluſtigender werden.

Beyde Hauptperſonen, Roſenthal und Wilhelmine, die zwey Künſtlern im Fache launiger Charaktere einen ſo reichhaltigen Stoff zur Verwendung ihres Talents darbieten, wurden mit vorzüglichem Glück gegeben, und beyde wirkten in gleichem Sinne. Auch die übrigen Rollen waren gut beſetzt, und das Stück gewann die freundlichſte Theilnahme. Schade, daß Roſenthals Diener, Johann, etwas verſuchte, das nur ganz gelingen kann, wenn es angeboren iſt, auch überhaupt nicht von dieſem Johann gefordert wird, nämlich, im Volksdialekt zu ſprechen, was vielmehr dem redenden Seſſelträger zugekommen wäre, der ſich aber in dem umgekehrten Fall befand.

Theater-Anzeiger. Der junge franzöſiſche Dichter Caſimir Delavigne hat auf dem second Théâtre français einen neuen Triumph gefeyert. Sein Trauerſpiel le Paria iſt am 1. Dezember mit außerordentlichem [illegible]all gegeben worden. Selbſt der Miroir, der ſonſt mit Lobeserhebungen nicht freygebig iſt, ſagt: »Dieſer junge Dichter iſt die Hoffnung und der Ruhm unſeres Parnaſſes geworden.« Die Handlung ſpielt in Indien, und die Hauptperſonen gehören zu dem, von den Braminen verworfenen Stamme der Parias. Einfachheit, Intereſſe, ſchöne Verſe, Neuheit des Stoffes und der Sitten der handelnden Perſonen ſind die Eigenthümlichkeiten dieſes philoſophiſch-dramatiſchen Gemähldes, welchem eine groſe Anzahl von Vorſtellungen prophezeyt wird.

Die Herren Lafont und Moſcheles habe ihre Kunſtreiſe von Caen nach Havre fortgeſetzt.

Nach Hay und Cullochs Verſuchen gibt das Kartoffelkraut nicht ſo viel Pottaſche, daß die Arbeitskoſten bezahlt werden, und die franzöſiſche Entdeckung von dem großen Pottaſchengehalt derſelben iſt daher nichtig. Taylor erhielt von den Stengeln auf 1 Acres erbauten Kartoffeln 113 Pf. Aſche, die nur 36 Pf. auflösliche Körper (größtentheils ſalz- und ſchwefelſaures Kali) enthielt.

Nachrichten aus Boſton zufolge, ſollte zu Abwehrung der vielen gegen nordamerikaniſche Handelsſchiffe begangenen Seeräubereyen auch ein Dampfſchiff ſo eingerichtet werden, daß es aus ſeinem Keſſel einen außerordentlichen Vorrath ſiedenden Waſſers, welcher immer wieder erſetzt wird, beynahe auf Flintenſchußweite werfen kann.

Nach einem an die Redaktion gelangten Schreiben des Herrn M. J. **Mayer**, Bürgermeiſters zu **Baden** in N. Ö., dtto. 14. d. M., hat die Herſtellung der daſigen Glocke durch den Schloſſermeiſter **Johann Kaiſer** nicht, wie in dem Converſ. Bl. Nr. 9, l. J. ſteht, 600 fl. C. M., ſondern nur 600 fl. W. W. gekoſtet. Der weitere Inhalt dieſes Schreibens berichtigt ſich dadurch, daß die angeregten Worte: »lange vor,« da ſie hier der Kapelle zur Motivirung des Beſtandes dienen, ſynonym mit »grauer Vorzeit« ſind.

Zu **Turin** ſteht der Advokat **Albert Nota**, der für Italiens erſten komiſchen Schriftſteller unſerer Tage gehalten wird, im Begriffe, ſeine dramatiſchen Werke neu auflegen zu laſſen. Mehrere, früherhin zu **Mailand** und **Parma** davon veranſtaltete Ausgaben, hat derſelbe für unächt erklärt, und hingegen einzig die von **Turin** in vier Oktav-Bänden für gültig anerkannt. An dieſe ſoll ſich nun ein fünfter Band als Fortſetzung anſchließen. Übrigens ſcheint dieſer Herr **Nota** an dem Herrn **Genoino** zu **Neapel** einen Nebenbuhler in ſeiner Kunſt gefunden zu haben. Letzterer hat ſchon mehrere ſeiner Stücke mit dem beſten Erfolge auf die Bühne gebracht. Das erſte ſeiner Luſtſpiele führet den Titel: Nozze dello Zingaro, pittore, und iſt ein Nationalſtück, zu welchem das Leben des genannten berühmten Künſtlers und das Leben des **Niccol' Antonio del Fiore** — beydes Mahler aus der neapolitaniſchen Schule — dem Dichter den Stoff an die Hand gegeben hat. Wie das Giornale encyclopedico di Napoli, Nr. IX, 1820, meldet, ſo fehlt es jenem Stücke nicht an Situationen von großer Wahrheit und rührendem Intereſſe. Es hat aber Herr **Genoino** ſeine vaterländiſche Bühne auch noch mit andern dramatiſchen Arbeiten beſchenkt, als da ſind: Le Nozze in testamento, und la Lettera anonima. Ein viertes Stück führt, für die Neapolitaner ſonderbar und pikant genug, den Titel: Gio Battista Vico, welches die Hauptperſon deſſelben ausmacht. Noch ein anderes Stück: Il vero Cittadino e l' Ipocrita, welches vermuthlich auf die neueſten politiſchen Ereigniſſe im Königreich Neapel Bezug hat, hatte er ſchon vor einiger Zeit in Bereitſchaft gehabt. Alle dieſe fünf Stücke ſoll Herr **Genoino** in Zeit von **einem Jahre** zu Tage gefördert haben. Wenn dem alſo iſt, ſo ſteht zu beſorgen, daß es in jenen Arbeiten keineswegs an Spuren einer ſolchen allzu großen, und nur allzu oft an Nachläßigkeit grenzenden Leichtigkeit im Schreiben fehlen möchte.

Der Fiſchfang auf den Lafodden in Norwegen. Längs der Küſte von Lafodden laufen zahlloſe Inſelgruppen hin, die die Schiffahrt äußerſt gefahrvoll machen. Auf Lafodden wird kein Korn geſäet; die Einwohner behaupten, ihre zu weit ins Meer vorgerückte Lage verhindere das Reifen deſſelben. Nur Fiſcherey beſchäftigt und nährt die Bewohner; dieſe fängt gewöhnlich mit dem 8ten Januar an, und dauert bis zum Anfange des May. Der Pfarrer erhält von dem Fange den Zehnten, Ehedem war die Fiſcherey äußerſt ergiebig, und dadurch entſtand hier ein Luxus, beſonders im Kaffee- und Branntweintrinken, wodurch die Fiſcher bald den Kaufleuten in Bergen verpflichtet wurden, und dadurch geringe Preiſe für ihre Waare erhielten. Hierdurch hat ſich ihr Zuſtand um ſo mehr verſchlimmert, als der Fiſchfang ſeit einiger Zeit nicht mehr ſo ergiebig iſt, und an den Ufern faſt gar nichts mehr gefangen wird, die ſo unbeſtändige Witterung aber nicht erlaubt, entfernte Gegenden zu beſuchen.

(Dieſer Nr. liegt das Literatur- und Kunſtblatt XVI bey.)

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der **Carl Gerold**'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625) wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W. W., durch die k. k. Poſt 11 fl. W. W. halbj. Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. **Caſtelli**) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Literatur- und Kunſt-Blatt.

XVI.

(Zu Nr. 103 des Converſationblattes 1821.)

Wiſſenſchaftliche Reiſe.

Der k. k. außerordentliche Profeſſor der Pflanzenkunde an der Lembergiſchen Hochſchule, Herr E. Witmann, hat den Entſchluß gefaßt, die Länder Europens zwiſchen dem 48. bis 53ſten Grade der nördlichen Breite zu bereiſen, um nach der Weiſe des berühmten Humboldt phyto-topographiſche Karten zu entwerfen. Er hat deßhalb am 29. Julius ſeine Vorleſungen über Botanik mit einer öffentlichen Prüfung ſeiner Schüler geſchloſſen, welche die zahlreich verſammelten Zuhörer von den eben ſo ſchnellen als gründlichen Fortſchritten dieſer Schüler auf das Befriedigendſte überzeugten (wie die Lemberger Zeitung, Nr. 94., vom 6. Auguſt berichtete). Daß Herr Witmann die ſeltenen Eigenſchaften, welche zu einem ſo rieſenmäßigen Unternehmen, als ſeine vorhabende Reiſe und deren Zweck iſt, wirklich in ſich vereinige, hat ſein beynahe zwanzigjähriges rühmliches Wirken in ſeiner Wiſſenſchaft wohl beurkundet. Die königl. gelehrte Geſellſchaft der Freunde der Wiſſenſchaften zu Warſchau würdigte dieſes in ihrer dießjährigen öffentlichen Sitzung vom 3. May ſehr vortheilhaft, und ſicherte hierauf dem Herrn Profeſſor ihre werkthätige Unterſtützung zu. Es iſt ſehr zu wünſchen, daß andere vermögende Freunde der Wiſſenſchaften dieſes höchſt nützliche Unternehmen fördern und begünſtigen möchten; daß beſonders die gelehrten Vereine es nicht außer ihrem Wirkungskreiſe halten mögen, dem Beyſpiele der Warſchauer Geſellſchaft zu folgen, und durch werkthätige Unterſtützung zu dieſem ſchönen Zwecke mitzuwirken. Daß bey nur einigermaßen günſtigen Umſtänden der rühmliche Eifer des Herrn Witmann nicht erkalten, ſondern derſelbe mit immer reger Thätigkeit, mit derſelben hingebenden Liebe, mit welcher er der Wiſſenſchaft bisher in größter Uneigennützigkeit ſein Vermögen, ſo wie ſeine ganze Thatkraft widmete, ſich der Ausführung dieſer ſchönen Idee hingeben wird, iſt nicht zu bezweifeln.

Perlen der heiligen Vorzeit. Geſammelt durch Johann Ladislav Pyrker. Ofen, 1821. Gedruckt auf Koſten des Ofner wohlthätigen Frauenvereines, in der königl. ungar. Univerſitäts-Buchdruckerey.

Die Frau Gräfinn von Brunsvik-Marthényi hatte den Wunſch geäußert, der Herr Verfaſſer möchte eines ſeiner Geiſteserzeugniſſe dem Beſten des Ofner wohlthätigen Frauenvereines widmen. Dieſe Bitte ward von dem würdigen Manne gerne erfüllt, und ſo entſtand dieſes Buch, ganz des Verfaſſers der herrlichen Tuniſias würdig. Er wählte ſeinen Gegenſtand aus den heiligen Büchern, und führt uns in ernſten, ganz der Würde des Gegenſtandes angemeſſen behandelten poetiſchen Bildern die Geſtalten des Thesbiten Helias, Eliſa's und der gewaltigen Makkabäer vor. Es thut Ref. leid, daß der Raum dieſes Blattes keinen Auszug der vielen Schönheiten geſtattet, welche das Buch enthält. Beſonders enthält der erſte Geſang der Makkabäer (Mathathias) meiſterhafte Stellen, wozu Ref. hauptſächlich die Beſchreibung der Schlacht rechnet, welche er zu dem Beſten zählt, was er in dieſer Art kennt. Auch im Helias ſind große Schönheiten zu finden.

Das Ganze gereicht dem Herrn Verfaſſer zu neuem, ſchriftſtelleriſchen

Ruhme. Es hat uns deſto inniger erfreut, da es den Beweis gibt, daß derſelbe auch in ſeinen neuen, wichtigen Verhältniſſen geſonnen ſey, uns durch ſein ausgezeichnetes Dichtertalent erfreuen zu wollen. Mögen ſeine ernſten Geſchäfte ihm recht oft geſtatten, in heiligen Geſängen die goldenen Saiten zu rühren!

Die typographiſche Ausſtattung des Buches iſt anſtändig. Die Vignette, von **Joh. Höſel** gezeichnet, von **Berkowetz** geſtochen, iſt ſehr ſchön.

J. C. Weidmann.

Dramatiſches Sträußchen für das Jahr 1822, von J. F. Caſtelli. Siebenter Jahrgang. Wien, 1822. Gedruckt und im Verlage bey J. B. Wallishauſſer.

Dieſer ſiebente Jahrgang des dramatiſchen Sträußchens enthält vier Luſtſpiele. Wir wollen ſie der Reihe nach durchgehen.

Erſtens: **Gleiche Schuld**, Gemählde unſerer Zeit in drey Aufzügen. Dieſes Stück ward in **Prag** mit ungetheiltem Beyfalle aufgeführt, und hat daher die Feuerprobe ſchon beſtanden. Es iſt auch wirklich nur Gutes davon zu ſagen. Die Intrigue iſt intereſſant, der Dialog leicht und gefällig.

Die ſeltſame Lotterie, Luſtſpiel in einem Aufzuge, ward im Theater an der Wien ebenfalls mit Beyfall dargeſtellt. Auch dieſes Stückchen theilt die Vorzüge des obigen Luſtſpieles, und die Rollen **Alberts** und **Juliens** geben gewandten Schauſpielern reiche Gelegenheit, Beyfall zu ernten. Dieß iſt in unſern Tagen ſchon kein unbedeutendes Verdienſt eines Stückes.

Die Tauben, Schwank in einem Akte (Seitenſtück zu den **Papageyen**, im fünften Jahrgange des dram. Sträußchens), möchte das ſchwächſte unter den vier in dieſem Jahrgange enthaltenen Stücken ſeyn. Der junge Herr Graf iſt etwas viel naiv. Gut dargeſtellt dürfte der Schwank indeſſen doch ſeinen Zweck, lachen zu machen, erreichen.

Die Puppe, oder die kleine Schweſter der Geliebten, Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach **Scribe** und **Melesville**, iſt ebenfalls ſchon mit großem Beyfall im Theater an der Wien aufgeführt worden. Es iſt dieß daſſelbe Luſtſpiel, in welchem das Wunderkind **Leontine Fay** ganz **Paris** entzückte. Wir haben denn auch ein ſolches Wunderkind in der Perſon der kleinen Dlle. **Kupfer** aufgefunden, welche die ſchwierige Rolle des altklugen **Malchens** mit aller Gewandtheit einer erwachſenen Künſtlerinn darſtellte. Das Schickſal des Stückes, welches einzig auf dieſer Rolle ruht, konnte daher bey ſo guter Beſetzung derſelben nicht zweifelhaft ſeyn.

Der Beyfall, den dieſes Taſchenbuch nun ſeit einer Reihe von Jahren erhielt, beweiſet, welche angenehme Erſcheinung es, beſonders für die Provinzbühnen, ſey Auch dieſer Jahrgang, welcher ſich noch überdieß in mancher Hinſicht vor einigen ſeiner Vorgänger vortheilhaft auszeichnet, dürfte ſich daher freundlicher Aufnahme erfreuen. Das Büchlein iſt Herrn **Grillparzer** gewidmet.

Das Aeußere des Taſchenbuches iſt gänzlich den früheren Jahrgängen gleich.

J. C. Weidmann.

Biblioteca italiana. Monate Auguſt und September.

Wir begnügen uns, hier einen Auszug desjenigen zu geben, was dieſe beyden Monatshefte jener werthvollen, mit raſtloſer Thätigkeit vorwärts ſchreitenden Zeitſchrift biethen.

Auguſt.

Parte I. Literatur und freye Künſte. Dieſe Abtheilung bringt Andeutungen über die von **Levati** herausgegebenen Reiſen **Petrarks** in Frankreich, Deutſchland ꝛc. — Ueber die kufiſchen Münzen im k. k. Muſeum in **Mayland**, nebſt einigen andern über dieſen Gegenſtand erſchienenen Schriften; über einen Verſuch über die Synonymen der italieniſchen Sprache, von **Graſſi**, und über die Verhandlungen der königl. Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften in **Lucia**.

Parte II. Wiſſenſchaften und mechaniſche Künſte. Hier wird zuerſt ein Memoire des Hrn. Antonio Crivelli, über die Art und Weiſe, Damascenerklingen zu verfertigen, beſprochen. Hierauf folgt die Geſchichte eines ſonderbaren krankhaften Schlafes; und endlich Andeutungen über Hrn. Prof. Bismara's Abhandlung über die Gasbeleuchtung.

Der Anhang beſpricht das erſte Heft von Boettigers Amalthea, und den Précis de la Litérature historique du Magh-Rib-el-Aksa, von Jakob Graberg de Hemſo; die literariſchen Ephemeriden von Rom, Faſc. 9. u. ſ. w. Den Beſchluß machen bibliographiſche Nachrichten und Korreſpondenzen aus dem lombardiſch-venetianiſchen Königreich, aus Piemont, Toskana, u. ſ. w.

September.

Parte I. Literatur und freye Künſte. Hier werden zuerſt beſprochen: die Elemente der Poeſie, zum Schulgebrauch, von Joh. Gherardini. Hierauf folgen Andeutungen über das Werk des Cav. Inghirami: über die hetruriſchen Monumente; über Sebaſtiani's Univerſalhiſtorie Indoſtans und über die Einleitung zum Studium der zeichnenden Künſte.

Parte II. Wiſſenſchaften und mechaniſche Künſte. Hier wird Brocchis intereſſante Abhandlung über die Felsformationen Siciliens kritiſch beleuchtet; dann Prof. Tomaſinis pathologiſch-praktiſche Betrachtungen, über Entzündungen und Fieber; des Cav. Mantovani noſologiſcher Unterricht über Entzündungen wird ebenfalls beſprochen. Notizen über ein neu entdecktes Mineralbad im Vicentiniſchen ſchließen dieſe Abtheilung.

Der Anhang enthält Andeutungen über eine in Oxford gehaltene Inauguralrede; über die Jahrbücher des k. k. polytechniſchen Inſtitutes zu Wien; und über ein geognoſtiſch-botaniſches Werk des Grafen von Sternberg. Der Schluß iſt wie im vorigen Hefte. J. C. Weidmann.

Hundert vierverſige Fabeln, von J. F. Caſtelli. Wien, 1822, bey Carl Armbruſter.

Hr. Caſtelli berichtet in dem Vorworte zu dieſem Werkchen ſelbſt, daß daſſelbe einem ähnlichen franzöſiſchen: Cent Fables, de quatre vers chacune, par C. L. Mollevaut. Paris, 1821, ſeine Entſtehung zu verdanken habe; indeſſen, fährt er fort, hätte er nur ohngefähr die Hälfte der Fabeln des franzöſiſchen Werkes in das ſeinige aufgenommen, und die andere Hälfte neu hinzugefügt. Alles dieß hat ſeine vollkommene Richtigkeit. Ref. hat beyde Werke geleſen, und ſorgfaltig mit einander verglichen. Es kann nicht geläugnet werden, daß Hr. Caſtelli eine ſehr gute Auswahl getroffen hat. Die vorzüglichſten der Fabeln des Hrn. Mollevaut ſind in gelungenen Ueberſetzungen (was bey der Beſchränktheit der Form kein unbedeutendes Verdienſt iſt) wiedergegeben, und die neu gedichteten halten jeden Vergleich rühmlich aus; daß unter ſo Vielem Einiges weniger gelungen erſcheint, iſt natürlich; ſo möchte Ref. z. B. der Fabel 53 (im franzöſiſchen Werke XVII., Livre III.) unbedingt im Franzöſiſchen den Vorrang zuerkennen; es iſt nicht abzuſehen warum Hr. Caſtelli den Windhund (Lévrier) in einen Renner (Coursier) verwandelt hat. Indeſſen wird dieſer, und noch einige andere Mißgriffe, welche hier zu berühren wohl etwas zu weitläufig werden dürfte, durch ſehr viel Gelungenes und Schönes aufgewogen. So erſcheinet, um auch des Guten hier zu erwähnen, die Fabel 65 (im Franzöſiſchen VI. Livre IV.), die beyden Mahler, in der Ueberſetzung ungleich gelungener als ſelbſt im Original. Die von Hrn. Caſtelli neu gedichteten Fabeln ſind, wie ſchon oben erwähnt ward, ſehr wacker und verdienen alles Lob. Seine Gewandtheit im Fache launiger und pikanter Gedichte iſt längſt erprobt. Leider ſcheint er dieſes ſein wirklich ausgezeichnetes Talent (im Epigramme dürfte ihm außer Haug nicht leicht ein lebender deutſcher Dichter an die Seite geſetzt werden können) öfters zu verkennen und ſich in Bahnen zu werfen, wo er nothwendig weniger bedeutend erſcheinen muß. Ref. ergreift dieſe Gelegenheit nochmohls, ihn auf die Wellendung ſeiner Lieder in öſterreichiſcher Mundart zu erinnern, wozu er alle Eigenſchaften beſitzt, unter welchen der echte öſterreichiſche Humor eine der weſentlichſten iſt.

Noch kann Ref. eine Rüge hinſichtlich der Zueignung dieſes Werkchens nicht unterdrücken; dieſe Zueignung lautet:

Ihr und Ihm.

Mancher Wunſch war eine Fabel,
Manche Hoffnung ein Gedicht! —
Sey es! — ſind's nur Ihre Liebe —
Ach! — und ſeine Freundſchaft nicht! —

Man muß geſtehen, nicht bald ein Ach! verkehrter placirt geſehen zu haben. Wozu denn dieſer Schmerzensruf bey der Erinnerung an den Freund? Man wird faſt verſucht parodirend auszurufen:

Bald vollbracht iſt nun die Widmung,
Nur ein einz'ger Fuß gebricht! —
Muſen, ſchickt mir Rath! Da hab' ich's!
Noch ein Ach! — ſonſt geht es nicht! —

Uebrigens muß man geſtehen, daß Hr. Caſtelli der deutſchen Leſewelt mit dieſem Werkchen eine recht erfreuliche Gabe dargebracht hat, welcher Theilnahme und Würdigung bey dem gebildeten Theile derſelben nicht entgehen wird.

Der Hr. Verleger hat das Büchlein mit ſeltener Eleganz ausgeſtattet. Der Druck iſt vortrefflich. Das Velinpapier abgerechnet, auf welchem das franzöſiſche Werk des Hrn. Mollevaut abgedruckt iſt, und welches natürlich den Druck ſehr erhebt (welcher übrigens ebenfalls ſehr ſchön iſt), kann ſich das Büchlein im deutſchen Gewande kühn dem Franzoſen gegenüber ſtellen. Die Vignette, ſo wie das ganze Titelblatt, iſt unſtreitig an der Armbruſterſchen Ausgabe zierlicher und gelungener als an der Bertrand'ſchen. Alles vereinigt ſich an dieſem niedlichen Büchlein, daſſelbe zu einem ſehr zierlichen Weihnachts- oder Neujahrgeſchenk zu eignen, und es dürfte in typographiſcher, wie in poetiſcher Hinſicht eine Zierde jedes Bücherſchrankes ſeyn.

J. C. Weidmann.

Geſchichte der Herrſchaft der Araber in Spanien. Madrid, 1820.

Don J. A. Condé hat in verſchiedenen Bibliotheken des Königreiches, beſonders aber in jener des Eskurial, Notizen geſchöpft, die über Politik, Regierung, Taktik, Verwaltung, Finanzſyſtem der Araber, welche ſiegreich in Spanien auftraten; ferner über ihre Polizey, öffentlichen Unterricht, ihre Sitten und Gebräuche, Literatur und das Leben großer Männer dieſer Nation helles Licht verbreiten. Der Verfaſſer hat ſein Werk in vier Bücher eingetheilt, das erſte iſt eine einleitende Darſtellung des Zuſtandes der Araber ſeit ihren erſten Einfällen in Afrika. Der Verfaſſer verfolgt die weiteren Einfälle, verbreitet ſich über die Herrſchaft der Omire, über ihre Politik, ihr Betragen gegen die Eingebornen Spaniens, und über die Begebenheiten, welche Spaniens Unterwerfung unter die Kalifen von Damaskus herbeyführten; endlich entwirft er ein Gemählde der Unternehmungen und der Eigenthümlichkeit der erſten Araber, die Spanien beherrſchten. Das zweyte Buch beginnt mit der Begründung der arabiſchen Monarchie, die unabhängig vom Kalifate war. Dieſe Begebenheit war, wie Condé erweiſet, eine Wirkung des Gemeinſinnes der Araber, welche ſich für Beni Omega erklärten. Der Verfaſſer erzählt die Geſchichte der Fürſten dieſes Stammes und ihrer Eroberungen in Spanien und Afrika. Er ſchließt mit der Schilderung des Zuſtandes der Regierung, der Künſte und Wiſſenſchaften bey den Mauren in dieſer Periode, bis zum Bürgerkriege 1030. Hiermit endigt ſich auch der erſte Band. Die zwey anderen Bände, die gegenwärtig unter der Preſſe ſind, werden das dritte und vierte Buch enthalten. Es wäre zu wünſchen, daß ein Gelehrter, vertraut mit arabiſcher Literatur, eine Erklärung der arabiſchen Wörter, eine Vergleichung der Geographie und eine Karte des arabiſchen Spaniens beyfügte, indem der Verfaſſer dieſem Geſchäfte, ſo wie ſeinen hiſtoriſchen Forſchungen durch zu frühen Tod entriſſen wurde. Rev. encyclop. II. V. 31 Livr.

—rh—

Redacteur, Drucker und Verleger wie bey dem ganzen Blatte.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

104.

(Wien, Samſtag den 29. Dezember.)

Zum Jahresſchluſſe 1821.

Mag auch Reiz und Jugend
Mit den Jahren fliehn,
Wenn nur Lieb' und Tugend
Im Gemüthe glühn.
Dort blüh'n neue Lenze
Über Grab und Zeit,
Welken nie die Kränze
Für die Ewigkeit.

Chor.

Laßt muthig uns hienieden
Die Prüfungszeit beſtehn,
Bis wir zum ſüßen Frieden
Ins Land der Heimath gehn.
Das höchſte Gut in Luſt und in Leid,
Bleibt treuer Freundſchaft Seligkeit.

Brauſen auch die Wellen
Um den Lebenskahn,
Droht er zu zerſchellen
Auf gewagter Bahn:
Hoch aus blauem Dome
Eine Lichte fällt,
Die auf dunklem Strome
Glanz und Farben ſtrahlt.

Chor.

Aus wunderreichen Hallen
Zieht ein ins fromme Herz,
Ein Himmel ſteht ihm offen,
Wo endet Sorg' und Schmerz.
Was auch zerſtört die flüchtige Zeit,
Der Geiſt gehört der Ewigkeit.

Alles kehret wieder
Im gemeßnen Lauf;
Sonnen ſinken nieder,
Sonnen gehen auf.
Was wir ahnend träumen,
Wird nicht Todesraub,
Himmelsfrüchte keimen
Aus Verweſungsſtaub.

Chor.

Die Hülle mag zerfallen,
Das Leben altert nie,
Winkt neu aus lichten Hallen
Ins Reich der Harmonie.
Was auch zerſtört die flüchtige Zeit,
Der Geiſt gehört der Ewigkeit.

Friderike Suſan, geb. Salzer.

* * *

Die Seele im menſchlichen Körper, als gefangener Prinz betrachtet.

Eine Allegorie.

Ein eben ſo guter als weiſer König verhängte über ſeinen geliebten Sohn, ohne deſſen Vorwiſſen, ohne daß ſich dieſer je eines Verbrechens ſchuldig gemacht, enge Kerkerſtrafe. Dem hohen Gefangenen wurde weder ſein Urtheil noch die Dauer ſeiner Haft bekannt gemacht, jedoch aber folgende Weiſung ins Geheim zugeflüſtert: »Als ſouveräner Herr ſeines Hauſes ſtehe es dem Prinzen frey, jede Gegend des ganzen Erdenrunds zu ſeinem beliebigen Aufenthalte zu wählen, dürfe aber ſein Gefängniß ſchlechterdings nie verlaſſen; ſondern müſſe ſeinen Kerker, wie die Schnecke ihre Schale, immer mit ſich ſchleppen. Alle Zu- und Ausgänge zu ihm bleiben von Schildwachen zwar unbeſetzt; aber nichts deſto weniger iſt er der unſichtbaren Aufſicht eines Gouverneurs — Selbſterhaltung — anvertraut, der ihn allenthalben begleite und jeden Gedanken von Befreyung entferne. Es iſt ihm ferner verſagt, ſeinen liebreichen Vater, während der ganzen Zeit ſeiner Gefangenſchaft, auch noch ſo entfernt, anſichtig zu werden, ihm ſey es höchſtens vergönnt, durch einen Blick in ſein eigenes Gefängniß, oder deſſen Umgebung, die Güte und Weisheit ſeines großen Vaters anzuſtaunen. Der Urſache und dem Zwecke ſeiner, zum Schein ſo ungerechten als unerklärlichen, Verbannung nachzutrachten — mit Evidenz hat und wird es niemand erforſchen — iſt ihm nicht benommen; aber deren allzu ängſtliche Ergrüblung würde ſeine Umſtände nur deſto mehr verſchlimmern, Empörung wider ſein Verhängniß, ſeine Lage vollends unglücklich machen, da doch alles Raiſoniren hierüber, ſo triftig und gründlich es auch ſeyn mag, vergebens iſt, und von Seiten des Vaters nicht beachtet wird. Im Gegentheil hingegen würde ein ruhiges Ergeben in den unabänderlichen Willen ſeines gerechten und weiſen Vaters ſein Exil nicht nur erträglich, ſondern höchſt angenehm machen, ſo zwar, daß der Exulant noch um Verlängerung ſeiner Haft recht flehentlichſt bitten ſoll!« Seiner hohen Abkunft ſich bewußt, unternimmt und führt der Prinz auch Thaten aus, die ſeiner und ſeines Vaters Majeſtät entſprechen, und er würde ſich noch weit wichtiger bezeigen, ſo ihn nicht ſein Schneckenhaus daran verhinderte. Dem Range eines ſo hohen Prinzen gemäß, ward ihm auch eine ſtarke Suite von hoher Dienerſchaft zur Begleitung gegeben, nämlich: ein Miniſterium aus fünf Mitgliedern — fünf Sinne — wovon das erſte — Gehör — Miniſter der innern Angelegenheiten iſt. Das zweyte — Geſicht — iſt Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, bey Abſterbung deſſen übernimmt das dritte Mitglied — Gefühl — welches den Polizeyminiſter vorſtellt, freylich ſehr mangelhaft, ſein Geſchäft. Die Funktionen des vierten — Geruch — welches Staats-Sekretär iſt, ſind unbeſtimmt und bringt dem Prinzen mehr Schaden als Nutzen. Das fünfte Mitglied — Geſchmack — iſt Thürſteher bey ſeiner königlichen Hoheit, und alle diejenigen, die in den innern Gemächern des Gefängniſſes eingelaſſen werden wollen, müſſen in ſeinem Saal — Mund — zuerſt unterſucht werden. Iſt die Eintracht im Kerker durch irgend eine Urſache geſtört; ſo iſt dieſer Beamte ſo wunderlich, daß er gerade denen, die er ſonſt am liebſten einführte, die Einlaſſung verweigert; ihm iſt auch der wichtigſte Poſten anvertrauet, denn wenn dieſer nicht Nüchternheit genug beſitzt, oder gar gern geſchmeichelt ſeyn will, ſo führt er den Ruin des ganzen Hauſes zuverläßig herbey. Ferner befindet ſich unter dem Gefolge des Verbannten, ein Geheimrath — Vernunft —, ein Kanzler — Gedächtniß —, ein Beichtvater — Gewiſſen —, ein Doktor — Glaube —, Almoſenier — Güte —, ein Hofmahler — Phantaſie — und noch mehrere Räthe und Diener — übrige Seelenkräfte. — Sonderbar genug gefiel es dem Vater des Verhafteten, ſeinem Sohne, ſelbſt als Gefangenen, ein Kommando über ein kleines Korps tapferer Krieger — die guten Eigenſchaften, als Tugend, Redlichkeit u. ſ. w. — zu verleihen, mit denen er es gegen eine weit größere feindliche Macht — Begierden und Leidenſchaften — aufzunehmen hat. Das Geniale ſeines Sohnes kennend, gab er ihm auch Gelegenheit Lorbeern zu ſammlen, indem er ſeinen Feinden nicht nur große Streitkräfte verlieh; ſondern auch einen unüberwindlichen Chef — Neid — und liſtigen Adjutanten — Wolluſt — an deren Spitze ſtellte. Selbſt die Gemeinen — ein jeder beſonders trägt das Kreuz der Menſchheit! — ſind grauſame und hitzige Veteranen, die mit Wuth für ihre Freyheit kämpfen. Was Wunder, wenn er, bey einer ſolchen Übermacht und einem moraſtigen Terrain, den hartnäckigen und unaufhörlich ermüdenden Kampf verlöre und unterläge! aber großes Heil ihm, wenn er mit ſeinen wenigen Getreuen dieſen mächtigen Feind beſiegend als glorreicher Held den Wahlplatz verläßt! —

Sein läſtig-angenehmer Kerker iſt zwar nur aus Lehm, aber dennoch ſehr künſtlich erbauet. Dieß prächtig artiſtiſche Gebäude erhält ſein Licht nur mittelſt zweyer Fenſter; befinden ſich ſeine königliche Hoheit in übler Laune und Betrübniß, ſo überziehet ein Dunſt die Fenſterſcheiben und nicht ſelten häufen ſich deſſen Theilchen dermaßen an, daß ſie in Waſſertropfen hinunter rollen. Aus dem hinaus ragenden Schorſtein — Naſe — raucht es unaufhörlich, und nur mit dem Einſturz des ganzen Hauſes hört auch dieſer auf. Die Küche — Magen — iſt aufs Möglichſte gut eingerichtet. Der Koch — Verdauung — hat großen Einfluß auf das ganze Gefolge und ſelbſt auf den Prinzen. Durch Gas und chemiſche Öhle wird das Feuer in der Küche unterhalten.

Leon Stark.

* * *

Die Sage von der Welfen Geſchlecht.

Um das Jahr 770 erging ſich einſt Irmtraut, des Grafen Iſenhart von Altdorf Gemahl, in den grünen Auen am Bodenſee, und es geſchah, daß ein armes Weib um Almoſen flehte für ihre drey Kinder, ſo ſie vor wenig Wochen geboren. — Und Irmtraut, eine hoffärtige Frau, ſchimpfte ſie hart, als eine Ehebrecherinn, denn es ſey nicht möglich, drey Kinder zur Welt zu bringen, von einem Manne gezeuget. — Die arme Frau aber rief Gott zum Zeugen auf und weisſagte der Rittersfrau, ſie werde in Kurzem ſo viele Knaben gebären als Monden im Jahre ſeyen. — Da lachte Irmtraut

Wirbel.

Ach, lieber Onkel, alle dieſe — Ausſchweifungen — wie Sie ſie zu nennen belieben, haben einen ſehr guten moraliſchen Bewegrund. Sehen Sie, ich bin Willens, ein Buch zu ſchreiben, worin ich die Verführungen der Hauptſtadt beſchreibe, und unerfahrene Jünglinge davor warne, und um ſie zu beſchreiben, muß man ſie doch erſt genau kennen. Ueberdieß treibe ich auch ſehr nützliche Geſchäfte, haben Sie meine Liebeslieder im letzten Muſenalmanach nicht geleſen? Schreibe ich nicht ſogar Komödien?

Sorgen.

Vielleicht ſchreibt man einſt eine Komödie auf dich.

Wirbel.

Das muß ich mir gefallen laſſen, es iſt das Loos aller großen Männer.

Sorgen (bey Seite.)

Ich muß mich ſchon zu etwas verſtehn, um ihn vom Halſe zu bringen. (laut.) Nun wohl, wenn ich alſo einwilligte, dich zu equipiren?

Wirbel (ihn umarmend.)

So wären Sie der liebenswürdigſte aller Onkeln, und ich hätte nur mehr eine Gnade von Ihnen zu erflehn.

Sorgen.

Und dieſe wäre? —

Wirbel.

Daß mein Onkel nicht ſo grauſam ſeyn möchte, der eiteln Wahrſagerinn und eilte heim, ihrem Herrn den Vorfall zu berichten. — Der aber war ein gewaltiger Jäger, und eben wieder in die Gebirge gezogen mit großem Troſſe, von dannen er lange nicht zurückzukehren gedachte.

Und es geſchah nach einigen Monden, daß Frau Irmtraut zwölf Knaben gebar, wie das Weib verheißen. — —

Da zergrämte ſie ſich ob der vermeintlichen Schande und eine untreue Dienerinn, Urſula geheißen, gab ihr ſchlechten Rath. So ſchickte ſie die Magd mit eilf von den Knaben zu dem Waſſer, daß ſie ſelbe ertränken möchte *).

In ſelber Zeit hatte aber Herr Iſenbart ſeine Jagd geendet und ritt durch die Furt des Fluſſes, als die Magd mit dem Korbe einherſchritt. Als er ihr Zagen gewahrte, ging er ſie mit barſcher Frage an, und als ſie ſcheu geantwortet, es ſeyen Welfen (junge Hündlein), befahl er, den Korb zu öffnen. Da geſtand das Weib ihre Schuld, er aber hieß ſie unter ſchwerer Drohung ihrer Frau berichten, es ſey die That nach ihrem Willen geſchehen. —

Die Kinder nahm er und gab ſie einem Jäger, der im tiefen Forſt hauſete, zu erziehen. — Es begab ſich auch am eilften Tage, nach ſeiner Rückkehr, daß die falſche Urſula eines jähen Todes verblich, worüber Frau Irmtraut ſehr erſchrak und viele Jahre in heimlichem Kummer zubrachte. —

Als die Kleinen zu rüſtigen Jungen herangewachſen waren, da führte ſie Herr Iſenbart herrlich geſchmückt nach Altdorf ins Schloß, und bey ihrer Erblickung fiel ihm Irmtraut zu Füßen und geſtand vor vielen Herren ihre That. — Es waren da viel Leute im Schloß, weil Herr Iſenbart zu Gerichte ſaß, die prieſen Gottes Macht. — Den Knaben, den Irmtraut erhalten wollen, nannte Iſenbart: Welf, zum ewigen Andenken, und Irmtraut ſtiftete ein ſilbernes Bild eines Hundes in eine Kirche.

J. E. A. E . . . r.

* * *

Alte Sprichwörter in einem neuen Gewande.

Von J. F. Caſtelli.

30.

Viele können die Schuhe nicht leiden
Wozu ſie das Leder nicht ſelber ſchneiden.

31.

Wer die Wahrheit wollt begraben,
Müßt dazu viel Schaufeln haben.

32.

Aus allem, was er hat im Haus,
Schnitzt ſich Mancher ein Kreuz heraus.

33.

Pillen mußt verſchlucken,
Nicht im Maul zerdrucken.

---

*) Den zwölften erzog ſie ſorglich und gewann ihn ſehr lieb.

34.

Duck dich, und laſ's vorüber gan,
Das Wetter will ſeinen Willen han.

35.

Wenn Gott Jemanden ein Stück Fleiſch beſcheert,
So iſt gleich jemand da, der ihm's Eſſen wehet.

36.

Es ſcheint darum doch das Licht
Sieht's gleich der Blinde nicht.

37.

Brechen kannſt ein Holz, das krumm,
Aber ſchwerlich biegſt du's um.

38.

Sie grübeln oft ſo lang herum in Sachen,
Bis ſie, wie die Mäuſe, ein Loch drein machen.

39.

Was lieget hinter'm Ofen hinten,
Das kann ſich erſt beym Auskehr'n finden.

40.

Nach dem Spiel wollen Alle wiſſen,
Wie man eigentlich hätt' ausſpielen müſſen.

Miscellen.

Im Jahre 1751 wurden in dem Keller eines Hauſes zu **Tabor** in Böhmen mehrere Flaſchen, zum Theil zerbrochen, alle mit einer ſalzigen Maſſe halb gefüllt, in einem kleinen Gewölbe vermauert gefunden. — Vielleicht könnte eine Sage zur Erklärung dieſes Faktums dienen. — Als nämlich die Huſſiten im Jahre 1433 nach Norden vordrangen, und ſogar **Danzig**, wiewohl ohne Erfolg, belagerten, ſollen ſie, zum Zeichen ihrer Siege, Flaſchen mit Meerwaſſer gefüllt mit nach Hauſe genommen haben.

Eben ſo findet man in Lithauen viele Bauern, die einen breiten ledernen Gürtel über den Kleidern tragen, zum Zeichen, daß ihre Voraltern bey **Splitter** wider die Schweden gefochten, und dort dieſe Gürtel erbeutet haben.

Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts trieb im Schloſſe **Reinſtein** (**Regenſtein**) bey **Quedlinburg** ein Raubgraf ſein Unweſen. Er beſaß auch das Schloß **Gerſtorf** und ließ zwiſchen dieſen beyden Schlöſſern Stricke auf der Erde ausſpannen, an denen Glocken hingen, die ihm das Zeichen gaben, wenn Wanderer daran ſtießen. — Aber im Jahre 1336, am Tage von St. **Kilian**, erfochten die Bürger von **Quedlinburg** einen Sieg über ihn und nahmen ihn gefangen. — Lange zeigte man im Rathhauſe zu **Quedlinburg** ſeine Streitaxt, Sporne, ſeinen Becher und ſeine ungeheure Armbruſt. — Auch der Käfig, worin er bey Waſſer und Brot gefangen lag, einem Schweinſtall ähnlich, wird noch gezeigt.

Schon in mehreren militäriſchen Werken wurden die Blockhäuſer für eine preußiſche Erfindung im ſiebenjährigen Kriege und das bey Habelſchwert damahls errichtete als das erſte angegeben. Im Weißkunig ſehen wir pag. 76, 91, 96 u. ſ. w. Blockhäuſer mit Schleppverhauen umgeben.

In Oxford, im Theater Anatomico, zeigt man das Skelett und die ausgeſtopfte Haut eines Weibes, die achtzehn Männer gehabt, und weil ſie vier davon umgebracht, im Jahre 1673 gehängt wurde.

Als im Jahre 1594 der Paſcha Sinan dem Oberſten Braun in Komorn einen Brief zuſchicken wollte, antwortete dieſer: Er brauche keine Korreſpondenz, er verſtünde weder ſlavoniſch noch griechiſch, wolle ſich aber auf deutſch wehren.

Über die Etymologie des Wortes: Verbalhornen, habe ich bisher noch keine Erläuterung gefunden. In Seb. Münſters Chronik kömmt die Stelle vor: undt in der wieder heimſegelung durch Sturm undt ungewitter unüberwindtlichen Schaden gelitten (die Lübecker nämlich) an Schiffen, ſonderlich mit einem großen Schiff, Balhorn genannt. — Da das Wort ſelbſt norddeutſchen Urſprungs iſt, und eine, dem Schaden leiden analoge Bedeutung hat, ſo könnte dieſe Stelle wenigſtens einen Fingerzeug geben, wo man die Erklärung des Wortes zu ſuchen habe.

Als die italieniſchen Truppen unter Herzog Alba gegen die Niederlande zogen, machten die Bauern in einem Dorfe, die dieſe Gäſte fürchteten, ſchwarze Kreuze an die Häuſer und hingen alte Lumpen hin und wieder auf, wie es bey herrſchender Peſt gewöhnlich war. Die Italiener ließen ſich abſchrecken und zogen in einem weiten Umwege vorüber.

Als Nikolaus Baraterio, ein lombardiſcher Baumeiſter, die beyden Säulen auf dem Markusplatz zu Venedig mit großer Kunſt aufgerichtet hatte, und ihm vom Senat die Wahl einer Belohnung freygeſtellt ward, bat er um die Gnade — daß Würfelſpieler und Marktſchreyer zwiſchen dieſen Säulen ungeſtört ihr Weſen treiben dürften! —

Aus den Volksbeluſtigungen und Nationalſpielen ließe ſich wohl auf den Nationalcharakter ſchließen. — Aber in welchem Widerſpruch ſtehen die zwar ausgelaſſenen, aber doch harmloſen Karnevalsbeluſtigungen der Italiener mit ihren grauſamen Brückenfeſten (z. B. in Florenz, Venedig u. a. m.), wo zwey Parteyen mit Keulen und eiſernen Handſchuhen verſehen, eine Brücke zu erringen ſuchten, und wo es, der Schutzwaffen ungeachtet, oft Verwundete und Todte gab! — Und wie niedrig erſcheint uns bey den ſo gebildeten Engländern die noch immer fortwährende Boxwuth! —

Der Graf von Eſſex führte im ſiebenzehnten Jahrhundert 800 engliſche Doggen mit ſich wider die Irländer, um das Lager zu bewachen und die flüchtigen Feinde aufzuſpüren.

Von der Herrlichkeit der Stadt Padua gibt es einen alten Spruch in Italien: Bologna grassa, ma Padova la passa! —

* * *

Wie die erſten Roſen haben blühet in Campoflorido.

(Aus einer alten Handſchrift, die aber hier durch eine ſpätere Hand, wahrſcheinlich 1540, verbeſſert iſt.)

Vor der ſtatt zu Betlehm und der kirchen ſand Salvater lygt ein feld heiſſet compo floridus (campus floridus) eze dutſch blüent Plan. Do geſchach ein wunder. Ein junkfrow Lintana genannt (in keiner andern Handſchrift findet man ihren Nahmen und auch in dieſer heißt ſie ſpäter anders) wurd gezeugt, als hätt ſie yr Keuſchheyt verlorn mit eim (einem) Heiden, do ward ſie verdammt, zerbrannt zu ſien an eim Dornenhauſen. Undt als das fuer ſchon dran geſtoßen was, bat ſy Got ſere, daß er yr hulfe ezeugen für jr unſchult. Und zur ſtand verlaſch daſz fuer, ſamb (als ob) Waſſer goßen wer drinne, undt die Dornen wurden rote Roſen, und die grun zweiglyn weiße Roſen. dy erſten, dy man ye geſiehn. Undt kam yeen der namen v. der junkfrow die (hier folgt ein unleſerliches Wort, ich glaube: ouch oder auch leſen zu müſſen) Roſa geheizzen was undt das Feldt hizz 'campus floridus. Und die Junkfraw ward in eren zuruk pracht in die Statt u. yr Verleumbder in ein Oſen geſtoßen.

J. C. A. S . . . . r.

* * *

Max vor Kufſtein 1504.

(Ein lateiniſcher Brief ſchildert uns hier den kaiſerlichen Helden in einer merkwürdigen Lage, und lernt uns hier auch den ſtrengen Richter an ihm kennen. Ich gebe ihn lieber deutſch, weil das lateiniſche Original zerriſſen und mangelhaft iſt, ich alſo die fehlenden Stellen aus Fugger erſehen mußte.)

»Johannes Weihniger, des Ordens St. Franziſci, grüßt ſeinen geliebten Schutzherrn (Patronus; der hier nicht genannt wird.)

Endlich: haben uns die himmliſchen Gewalten den Sieg verliehen, und die böſen Geſellen ſind heut demüthig zu uns ins Lager gegangen. Unſer geliebter Führer (Maximilian) wandte ſich zornig zu Herrn Erich; der ſprach: da ſind die Hunde, die ſo höhniſch hinter den Mauern gebellt. — Der Kaiſer antwortete nichts, aber am andern Morgen waren zwey Henker ins Lager gekommen und die Gefangenen wurden in den Kreis geführt. Der Pinznauer war ein langer ſchöner Mann mit langem Bart, aber ſtolz von Weſen. Der Kaiſer hielt in einer grünen Schauben (Schauba) auf ſeinem Leibroſſe und hatte das Schwert gezückt zur Hand. Und als viel Herren zu ihm traten, ſprach er mit ſtrenger Miene (severissimo ac torvo vultu): daß mir keiner für dieſe Verleher unſrer Majeſtät und alles Rechts bitte, ſonſt will ich ihm einen Backenſtreich geben.«

Nun trat Pinzenauer trotzig hervor und ſein Haupt fiel auf einen Streich. Nach ihm wurden noch achtzehn enthauptet (deren Hinrichtung im Latein etwas weitläufig beſchrieben iſt). Endlich ſchleppten die Knechte einen hervor, der gleich einem Rieſen war und mit Händen und Füßen herumſchlug, auch dazu böhmiſch heulte (boemice ejulavit). Daß machte den Kriegern große Kurzweil und es geſchah ein allgemeines Gelächter, ſo daß Max ſich wandte, um ſein Lächeln zu bergen (ne subridens videretur). Da trat Herzog Erich zu ihm und ſprach:" Um des Narren willen, laſſet die armen Hunde laufen; — der Kaiſer gab dem Herzog einen ſanften Backenſtreich (levem colaphum) und ſprach: So mögt ihr frey ſeyn. Da zerſchnitten die Soldaten ihre Bande und ſie liefen alleſamt gegen den Wald zu.

* * *

Eine merkwürdige Grabſchrift.

In Oviedo, in der Provinz Aſturien, befindet ſich die von einem alten Fürſten, Nahmens Silo, erbaute Kirche: San Salvador. Sein Grabſtein hat die Inſchrift:

T I C E F S P E C N C E P S F E C I T
I C E F S P E C N I N C E P S F F C I
C E F S P E C N I R I N C E P S F E C
E F S P E C N I R P R I N C E P S F E
F S P E C N I R P O P R I N C E P S F
S P E C N I R P O L O P R I N C E P S
P E C N I R P O L I L O P R I N C E P
E C N I R P O L I S I L O P R I N C E
P E C N I R P O L I L O P R I N C E P
S P E C N I R P O L O P R I N C E P S
F S P E C N I R P O P R I N C E P S F
E F S P E C N I R P R I N C E P S F E
C E F S P E C N I R I N C E P S F E C
I C E F S P E C N I N C E F S F E C I
T I C E F S P E C N C E F S F E C I T

In dieſer Schrift findet man die Worte: Silo princeps fecit, zwey hundert ſiebenzig Mahl. Man darf z. B. nur vom Mittelpunkt aus rechts und dann am Ende der Zeile auf oder abwärts gehen. Ein Franzoſe, de Noirée, der dieſe Inſchrift abſchrieb, berichtete, der Buchſtabe S ſey nur einmahl in der ganzen Schrift zu finden.

Die délices d'Espagne, Vol. I. ſchrieben ihm dieſen Schnitzer treulich nach. — Am Rande des Grabſteins ſtehen noch die Buchſtaben:

H. S. E. S. S. S. T. L. (Hic situs est Silo, sit sibi terra levis.)

* * *

Ein Beytrag zur Geſchichte der Nahmen.

Wenn man Schematiſmen, Staats- und Kriegsalmanache, Regiſter und derley Schriften durchgeht, in denen viele Nahmen enthalten ſind, ſo ſtößt man oft auf äußerſt lächerliche und ſonderbare. — Es möchte ſich wohl von ſolchen Nahmen eine hübſche Sammlung machen laſſen, die noch dazu, von Notizen über die Entſtehung begleitet, Werth für die Geſchichte hätte. — Aber ohne mich zu dieſer Unternehmung geneigt zu fühlen, theile ich eine Sammlung Nahmen aus dem funfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert mit.

I. Aus einer Kompagnie-Liſte von 1549.

Man findet hier die Nahmen mehrerer ſächſiſcher Landsknechte, die größtentheils ihrer Nahmen von körperlichen Eigenheiten, von Werkzeugen oder Waffen haben:

Jakob Streithammer, Jur Beißzang, Wilhelmb Spieß, Klotze Langfuß, Jakob Rothhaar u. ſ. w.

Einige findet man ohne Taufnahmen, andre ohne Zunahmen, z. B. der Langroth, der Tiroler, der große Michel.

Einige haben gar abenteuerliche und ſeltſame Nahmen, z. B. Drachenfutter, Meyer Obenaus, Steffen Werwill, Baſtel Umrikel u. ſ. w.

II. Aus einer Muſterrolle von Pavia 1612.

Hier ſind die Taufnahmen ganz ausgelaſſen und es kommen bloß die Zunahmen, die aber beynahe alle Sinn haben:

Albardi, Spadacorta, Lanzavecbia, Coltellari, Stiletto, Bombardi, Moschetti, Braga (von Waffenſtücken), Tortonese, Gadnana, Milani, Bergami, Valleta, Narneso (von Städten), Fortinguerra, Birbante, Rosso, Veloci, Gaorosi, Animato, Crudeli, Vechio, Surdo (von perſönlichen Eigenſchaften). —

Als eine Sonderbarkeit führe ich an, daß der Kapitän dieſer Kompagnie ein Irländer Nahmens Obello war, und der Lieutenant Brutto hieß. —

III. Nahmen franzöſiſcher Bauern, die im Jahre 1650 in Charleville als Schanzgräber arbeiteten.

Hier haben wir einen Jean Sourd, einen Jaque Aveugle, einen Henri Trouvé, einen Henri Perdu, einen Alman (?) Mort und einen Philippe Vive! Ferners einen Painetvin, einen Moutarde, zwey Saucisses, einen Berthier und einen Alba. Auch an lächerlichen Nahmen fehlt es nicht: Jaques Pardevant, Henri Agauche, Michel Corcon, Jean Luili!

Zum Schluß mache ich auf die vielen Nahmen aus der römiſchen Geſchichte aufmerkſam. So traf ich, der Cajus, Cäſar, Curius, Nävius und anderer nicht zu gedenken, deren in Deutſchland viele leben, in Schleſien einen Krämer: Fabian Pompejus, und in Baiern einen Michael Curtius.

J. C. A. S . . . r.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Kärnthnerthor-Theater. Den 10ten d. M. zum erſten Mahl: **Zemire und Azor**, romantiſche Oper in zwey Aufzügen, neu bearbeitet. Muſik von **Spohr**.

Die neue Adminiſtration hat ihr Wort gehalten, und uns im Laufe dieſes Monats eine neue Oper, und zwar das Werk eines talentvollen, rühmlichſt bekannten deutſchen Tonſetzers vorgeführt. Es iſt nicht an der Zeit, nach einer erſten und einzigen Aufführung ein ſolches, mit Verſtand und Fleiß ſorgfältig ausgearbeitetes Werk ausführlich zu beurtheilen, daher auch dieſer Bericht für nichts anders gelten ſoll, als der Ausdruck zu erkennen gibt. Nicht läugnen läßt es ſich, daß dieſe Compoſition eine Fülle und einen Reichthum von harmoniſchen Schönheiten entfaltet, daß nicht nur die Kunſt, ſondern auch die Anmuth dieſes Kind der Harmonie bey ſeiner Geburt mit ihren Gaben auf das freundlichſte bedacht haben. Es beſitzt einzelne Schönheiten genug, iſt im Ganzen der größten Aufmerkſamkeit werth; dennoch mangelt ihm noch eins: der dramatiſche Geiſt und die Gabe der theatraliſchen Wirkſamkeit. Das Werk iſt mehr künſtlich, als kraftvoll, mehr durchdacht, als belebt. Es enthält viel Gelehrtes, viel Wiederholungen, und der Geſang ſteht im Allgemeinen der Inſtrumentirung nach. Deſſen ungeachtet enthält auch jener Theil viel Angenehmes und Gelungenes. Überhaupt mag das Gefühl im Allgemeinen unbefriedigt bleiben, aber der Verſtand kann dieſes Tonwerk nicht verwerfen.

Die Ausführung bietet ſowohl dem Orcheſter als den Sängern große Schwierigkeiten dar. Die Wahl des Stoffes war ein Mißgriff. Das Vorurtheil iſt dem verbrauchten Text bereits entgegen. Außerdem konnte die Fabel wohl vor Zeiten als ein gemüthliches Kindermährchen mit Moral ſeinen Werth haben, und auch auf der Bühne gern geſehen werden, als man ſich noch mit einer leichten Feerey begnügte; jetzt iſt das nicht der Fall. Bey dem Allen, und wiewohl **Spohr** die rührende Einfachheit der **Gretry**'ſchen Muſik oftmahls vor Augen gehabt hat, ſcheint dieſe doch der alten Fabel angemeſſener zu ſeyn. Wie Viele erinnern ſich nicht heute noch der lieben Arie **Zemirens**: »Schönſte der Roſen« — des rührenden Spiegel-Terzetts, und des Chorus im Walde, wenn **Zemire** »**Azor**! — **Azor**! —« ruft.

Andere Blätter werden mehr über dieſes Tonwerk ſagen, wenn es zum zweyten Mahl, mit einigen Abkürzungen und nöthigen Veränderungen auf die Bühne gebracht wird.

Die Sänger leiſteten nach ihren beſten Kräften, obgleich in dieſer Hinſicht Manches den Anforderungen zu wenig noch entſprach. Das erſte, von einem großen Theil des Publikums nach Verdienſt gewürdigte Terzett der drey Schweſtern, wurde von dem andern, weniger wohlmeinenden Theil mit Unbilligkeit behandelt; die junge Sängerinn aber, die den erſten Part auszuführen hatte, verdient, ihrer Entſchloſſenheit und ſichern Haltung wegen, vorzüglich ausgezeichnet zu werden.

Die Verwaltung hatte dieſe erſte unter ihrer Leitung aufgeführte deutſche Oper mit beſonderer Sorgfalt ausgeſtattet.

Theater an der Wien. Den 11ten zum erſten Mahl: **Johann Berner**, Drama in drey Aufzügen, nach dem Franzöſiſchen des **Victor**, vom Freyherrn von **Biedenfeld**.

Es iſt die Geſchichte jenes Unglücklichen, deſſen Sache **Voltaire** ſo warm vertheidigte, nachdem er leider ſchon ein Opfer der Verfolgung ſeiner Feinde war geworden. Den Nahmen des unſchuldig Gemordeten führt auch das franzöſiſche Original. Der Bearbeiter hat ſich veranlaßt gefunden, die inneren Bewegungsgründe dieſer Handlung abzuändern und in der Anlage manches andere zu begründen. Die nähere Dar heit hat dadurch einiger Maßen gelitten. Dieſe iſt es eben, die man im ganzen erſten Akt vermißt, wo der Zuſchauer zu keinem ſichern Standpunkt und keiner richtigen Anſicht der Verhältniſſe gelangen kann, bis der unglückliche Sohn des Johann Wernet, aus Verzweiflung und Gewiſſensangſt, wegen Schriftverfälſchungen und Veruntreuungen, in einem Pavillon des Gartens ſich ermordet, wo dann der donnernde Knall der Piſtole eigentlich unſerer Aufmerkſamkeit erſt eine Richtung gibt. Ambroſius, der Bruder ſeiner Geliebten, haßt die Familie, und will dennoch zu ſeinem eignen Vortheil die ſchwierige Verbindung des jungen Mannes mit Arabella durch heimliche Flucht befördern.

Der Capitul (Oberrichter) iſt Wernet's Feind ebenfalls. Ein Geſetz verordnet, daß der Leichnam eines Selbſtmörders dem Scharfrichter und den Mißhandlungen des Pöbels preis gegeben werden ſollen. Dieſerhalb läßt der verzweiflungsvolle Vater die Leiche ſeines Sohnes auf die Seite ſchaffen, und befiehlt, den Vorfall unterdeſſen auf das Sorgfältigſte geheim zu halten. Die Sache wird aber nur zu bald bekannt. Der Capitul, und Ambroſius in ſeinem Gefolge, erſcheinen, um Verhör und Unterſuchung anzuſtellen, und der Verdacht, daß der Vater ſelbſt die Hand an ſeinen Sohn gelegt, weil er als einen Widerſpenſtigen und Verbrecher ihn zugleich erkannte, wird durch die Bosheit angeregt, und durch mehrere Umſtände zum Theil beſtätigt. Gründe genug für die Verfolger Wernet's, ihr rachſüchtiges Gemüth durch ſeinen Tod zu kühlen. Das Urtheil wird geſprochen, und der Beſchuldigte zum Richtplatz hingeführt. Da erſt werden auch durch Briefe Irrthum und Betrug entdeckt; die Geliebte des jungen Wernet erſcheint ſelbſt, und überzeugt die Richter von des Vaters Unſchuld; dieſer wird noch eingeholt, zurück gebracht, und dem Reſt ſeiner leidenden Familie zurück gegeben.

Der Bearbeiter hat es für nöthig erhalten, auch den Ausgang dieſer tragiſchen Begebenheit abzuändern; ein Theil des Publikums wird ihm dafür ohne Zweifel Dank wiſſen, und da die Handlung unter verändertem Nahmen der Hauptperſon vorgeht, ſo kann ihm niemand eine hiſtoriſche Untreue zur Laſt legen; der Grund aller dieſer Umſtände und Ereigniſſe iſt aber ſo unſicher und ſo ſchwankend, daß man ſich nur an das hohe Tribunal halten kann, das durch die feyerliche Prozedur im erſten und zweyten Aufzuge dem Drama einen gewiſſen Pomp verleiht. Die zwey letzten Akte folgen überhaupt dem Original Schritt für Schritt, Kleinigkeiten und den Schluß abgerechnet. Die Leiden einer unſchuldigen Familie erregen immer einige Theilnahme, und obgleich dieſes Drama hundert und etlichen ähnlich iſt, ſo beſchäftigen doch Erſcheinungen, wie die hierin vorkommenden, nämlich gerichtliche Formalitäten, der herannahende furchtbare Augenblick der Hinrichtung des unſchuldigen Opfers, ſchauerliche Glockenſchläge, ein zweyfach triumphirender Böſewicht, der im letzten Moment ſeine Entlarvung noch vereitelt, und als er dennoch verrathen wird, die Angſt vor der Unmöglichkeit, den Gerechtfertigten jetzt noch zu retten, die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer, und da dieſes Stück ſonſt einen ordentlichen ruhigen Gang hat, ſo folgen ſie in geſpannter Erwartung bis ans Ende, und bereuen den übrigen nicht.

Mad. Kupfer trat zum zweyten Mahl auf, und zeigte ſich als eine brauchbare Schauſpielerinn in bürgerlichen Mutterrollen. Der Sohn des alten Wernet erſcheint nur im erſten Aufzuge. Die innere Verzweiflung wurde von dem Darſteller mit ſehr gut getroffenen Zügen und mit ergreifender Wirkung geſchildert. Der Capitul zeigte den erforderlichen Anſtand von Anfang bis zu Ende, und mit väterlich ruhiger Würde benahm ſich der mißhandelte Wernet vor ſeinen ungerechten Richtern. Das Stück und die Ausführung hätten ein zahlreicheres Publikum verdient, als in den beyden erſten Vorſtellungen zugegen war.

Der Referent hat nun über alle Neuigkeiten von einigem Belang, die in dieſem letzten Monat, ja im ganzen Jahre ſich ereigneten, den Leſern dieſes Blattes treulichen Bericht erſtattet, und nimmt ſofort von ihnen Abſchied.

Ein Einwohner von **Cork** ſchlägt vor, die Luftbälle durch Verminderung ihrer eigenthümlichen Schwere zum Fallen oder Steigen zu bringen. Soll der Ballon ſinken, ſo verdichtet man mittelſt einer Pumpe einen Theil des Waſſerſtoffgaſes in einem kupfernen Gefäß; ſoll er höher gehen, ſo läßt man es wieder in den Ballon. Bey langen Reiſen wäre es gut, ein zweytes Gefäß mit zuſammengedrücktem Gas zu haben, um das bey dem Ein- und Auspumpen entwichene zu erſetzen.

Man muß ſeinen Brüdern auch noch im Tode nützen. Wir kündigen daher den verehrten Leſern an, daß — mit Ausnahme dieſer Blätter — alle übrigen Zeitſchriften auch im künftigen Jahre fortdauern werden, und daß ihre Redaktoren mit dem beſten Willen auch die Kraft verbinden, ihre Inſtitute noch zu verbeſſern. — Nahmentlich wird das **Archiv für Geſchichte** ꝛc. nach einem umfaſſendern Plane erſcheinen. — Der **Sammler** wird von Zeit zu Zeit auch die neueſten Schöpfungen der inländiſchen Literatur würdigen. — Die **muſikaliſche Zeitung** wird mit feſtem Schritte fortwandeln. — Die **Wiener Zeitſchrift für Literatur, Mode** ꝛc. wird ſich des Beytritts mehrerer geachteten Schriftſteller erfreuen. — Die **Theaterzeitung** wird alle Bühnenneuigkeiten des In- und Auslandes ſchnell anzeigen. — Wir aber — werden uns über den guten Fortgang der übrigen Blätter erfreuen.

⁂

Die Redaktion an die Leſer.

Mit dieſer Nummer iſt das **Conversationblatt** geſchloſſen. Dieſes Aufhören macht ein Schlußwort nothwendig.

Der ſteigende Beyfall, mit welchem das gebildete Publikum dieſes Blatt ſeit der neuen Redaktion beehrte; dann die kräftige Unterſtützung, deren ſich daſſelbe in intellektueller Hinſicht durch die gehaltvollſten Beyträge ſo vieler achtbaren Gelehrten des In- und Auslandes zu erfreuen hatte, geben der Redaktion den unzweydeutigen Beweis, wie ſehr ihr Beſtreben allgemeine theilnehmende Würdigung fand.

Sie ſieht es daher für ihre Pflicht an, ſowohl dem geehrten Publikum, als auch allen Gelehrten, denen ſie Beyträge verdankt, für die ihr zu Theil gewordene Unterſtützung hiermit den verbindlichſten Dank abzuſtatten.

Jene Aufſätze, welche für das Blatt abgegeben worden ſind, aber noch nicht abgedruckt werden konnten, beliebe man unter Angabe des Nahmens oder Chiffers des Verfaſſers bey dem Redakteur (Ballgäßchen, im Blumenſtock), Morgens zwiſchen 8 und 9 Uhr, gefälligſt abhohlen zu laſſen.

Wien, am 29. Dezember 1821.

J. F. Caſtelli.

(Dieſer Nr. liegt das Literatur- und Kunſtblatt XVII., dann Titel, Inhalt, Umſchlag und die Pränumerations-Ankündigung des literariſchen Anzeigers für das Jahr 1822 bey.)

Gedruckt bey Carl Gerold.

Literatur- und Kunſtblatt.

XVII.

(Zu Nr. 104 des Converſationblattes 1821.)

Öſterreichiſches Adels-Lexikon des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, enthaltend alle von 1701 bis 1820 von den Souverainen Oeſterreichs wegen ihrer Verdienſte um den Kaiſerſtaat in die verſchiedenen Grade des deutſch-erbländiſchen oder Reichs-Adels erhobenen Perſonen; von Johann Georg Megerle von Mühlfeld, k. k. Rathe und Archivs-Direktor der k. k. allgemeinen Hofkammer. Wien, 1822, bey Mörſchner und Jasper, am Kohlmarkt Nr. 257, 8., 292 Seiten, Ladenpreis 2 fl. 24 kr. C. M.

Der durch die frühere Herausgabe eines Handbuches für Beamte, durch eine Abhandlung über die dem Getreide und Weinſtocke im Erzherzogthume Öſterreich unter der Enns, ſchädlichen Inſekten und durch die Sammlung der öſterreichiſchen Färbepflanzen in der literären Welt rühmlich bekannte Verfaſſer des vorliegenden, dem erſten Oberſthofmeiſter Sr. Majeſtät des Kaiſers, Herrn Fürſten von Trautmannsdorf, zugeeigneten Werkes, hat hierdurch im eigentlichſten Sinne des Wortes eine Fortſetzung und Ergänzung zu Wißgrills und Leupolds allbekannten öſterreichiſchen Adelswerken geliefert.

Er ſammelte nämlich die Nahmen aller jener Perſonen, die während eines Zeitraums von 120 Jahren, d. i. vom Jahre 1701 bis einſchließig 1820, entweder in der Eigenſchaft als öſterreichiſche Staatsbürger, oder aber auch als Ausländer, jedoch wegen ihrer unmittelbar um den öſterreichiſchen Kaiſerſtaat erworbenen Verdienſte in die verſchiedenen Grade des deutſch-erbländiſchen oder Reichsadels erhoben worden ſind.

Er gab überdieß nicht nur die verſchiedenen Zeitpunkte, in welchen dieſe einzelnen Adelserhebungen Statt fanden, ſondern auch die zur Zeit derſelben bekleideten Charaktere, und die verſchiedenen Verdienſte, durch welche dieſelben herbeygeführet wurden, zwar kurz, aber deutlich an, und lieferte ſomit alles dasjenige, was in Bezug auf ein Adelsarchiv zu wiſſen am nothwendigſten iſt.

Nachdem derſelbe ferner nach ſeiner, ſowohl auf dem Titelblatte als auch in der Vorerinnerung deutlich ausgeſprochenen Tendenz, Jene, welche in den ungariſchen, ſiebenbürgiſchen oder italieniſchen Adelſtand, ſo wie das große Heer derjenigen, welche zur Zeit der Adelsbetheilung keine öſterreichiſchen Staatsbürger waren, und nicht ſowohl aus Rückſicht für die um den öſterreichiſchen Kaiſerſtaat erworbenen Verdienſte, ſondern vielmehr aus andern Anläſſen in die verſchiedenen Grade des unüberſehbaren heiligen römiſchen Reichsadels, erhoben wurden, nicht mit aufgenommen hat; ſo hat er hierdurch ſein Werk gewiſſermaßen zu einem ausſchließenden öſterreichiſchen Nationalwerke gemacht; und es bleibt nichts zu wünſchen übrig, als daß die von ihm, im Selbſtgefühle der noch nicht erreichten Vollſtändigkeit, am Schluſſe ſeiner Vorerinnerung geſtellte Aufforderung um Mittheilung der noch fehlenden weiteren Ergänzungen, gewürdiget und beherziget werden möge, damit es durch die in dieſem Falle zugeſicherten Supplemente zum wirklichen Hülfsbuche für den geſammten öſterreichiſchen Adel und für das Geſchäftsleben gebildeter Stände werde.

Übrigens können wir dieſe Anzeige nicht ohne die Bemerkung ſchließen, daß ſich die beyden Herren Buchhändler, Mörſchner und Jasper, durch ſeinen Neffen, welcher eilt, ſein Blut und ſein Leben für ſein Vaterland zu opfern, den Mißhandlungen einiger elenden Wucherſeelen auszuſetzen.

Sorgen.

Wie? — noch Schulden, — nein, nein, davon will ich nichts wiſſen. — Hat man je ſolchen Leichtſinn geſehen?

Wirbel.

Ja, ja, lieber Onkel, man *hat* ihn geſehen, man ſpricht noch immer in der ganzen Reſidenz von Ihnen, als den luſtigſten Jüngling Ihrer Zeit, ſehen Sie, ich würde der undankbarſte Menſch von der Welt ſeyn, wenn ich beſſer ſeyn wollte, als Sie.

Sorgen (für ſich.)

Der Spitzbube hat Recht. (laut) Nein, nein, ich war immer ſehr haushälteriſch.

Wirbel.

Wohlan, machen wir einen Vertrag, ich will einſt alle Ihre Schulden bezahlen, bezahlen Sie jetzt die meinigen.

Sorgen.

Nimmermehr!

Wirbel.

Sie ſind taub bey meinem Flehen? wohlan, ſo faſſe du mich denn, Verzweiflung!

Sorgen.

Was willſt du thun?

A 59

Die Hugenotten.

Grosse Oper in fünf Akten.

Nach dem Franzöſiſchen des Eugen Scribe,

von

J. F. Caſtelli.

Musik von Giacomo Meyerbeer.

Im Einverſtändniß mit den Verlegern der Oper und des Textes,
Breitkopf & Härdtel in Leipzig,

für das k. k. Hofoperntheater in Wien eingerichtet.

Wien.
Wallishausser'sche Buchhandlung (Joſef Klemm).
Hoher Markt Nr. 1.

Perſonen.

Margaretha von Valois, Schweſter des Königs von Frankreich.
Heinrich IV., König von Navarra, ihr Verlobter.
Graf von Saint Bris, Gouverneur des Louvre.
Valentine, ſeine Tochter.
Graf von **Nevers**,
Tavannes,
Coſſé,
de **Rétz**, königlich geſinnte Edelleute.
Méru,
Thoré,
Maurevert,
Raoul von **Nangis**, ein Edelmann der Gegenpartei.
Marcel, ſein Diener.
Urban, Page der Margaretha.
Eine Ehrendame der Königin.
Bois-Roſé, ein junger Soldat.
Ein Wächter.
Drei Mönche.
Edelleute der beiden Parteien.
Hofdamen. Pagen der Margaretha.
Ballgäſte. Magiſtratsperſonen.
Viertelsmeiſter. Mönche.
Soldaten.
Pagen des Grafen von Nevers.
Zigeuner. Muſikanten. Schiffer Aufwärter.
Bürger und Bürgerinnen. Volk.

Die Handlung ſpielt in und vor Paris im Jahre 1572.

WIENER STADTBIBLIOTHEK

J.N.
101.254

Erſter Akt.

(Reicher Saal im Schloſſe des Grafen von Nevers; im Hintergrunde eine Terraſſe, die in den Garten führt.)

Erſte Scene.

Graf von Nevers, Tavannes, Coſſé, Thoré, de Rétz, Edelleute, Pagen, Diener.

Nevers und Chor.

Chor.

Oeffnet, Freunde, Eure Herzen
Heiterm Sinn und frohen Scherzen,
Kurz nur ſind die ſchönen Stunden,
Die das Leben, das eilig verrauſchet, gewährt!
Laßt Freude uns genießen,
Wo ihre Blumen ſprießen;
Die Sorge ſei entſchwunden,
Ihr ew'ger Krieg erklärt!

Tavannes.

Pracht und Glanz herrſchen hier,
Doch erlaubt mir die Frage:
Warum zögern wir ſo lang mit dem Gelage?

Chor.

Warum ſo lang mit dem Gelage?

Nevers.

Wir müſſen einen Gaſt noch erwarten!

Chor.

Und der iſt?

Nevers.

Ein junger Kavalier, ein neuer Kamerade,
Der durch des Admirals und unſers Königs Gnade
Feldhauptmann erſt geworden iſt.

Chor.

Ha! Der! Der iſt ja Hugenott!

Nevers.

So iſt's! Doch muß ich bitten,
Behandelt ihn als Bruder und als Freund!
Auf dem Thron gab ein Beiſpiel man uns,
Wir müſſen folgen ſchon,

Um den Glauben wird nicht länger mehr geſtritten.
Coligny, Medicis legten ab ihren Haß
Und ſchwuren Frieden ſich.

Tavannes.

Wie lange dauert das?

Chor.

Wie lang?

Nevers.

Was kümmert das wohl uns?

Coſſé.

Sehet doch, Ihr Freunde! wer nahet dort?

Nevers.

Es iſt Raoul de Nangis,
Von dem ich eben ſprach!

Zweite Scene.

Vorige. Raoul und drei andere Edelleute, darunter Méru, kommen von rückwärts über die Terraſſe.

Coſſé.

Scheint der Mann doch ſo düſter!

Tavannes.

Viel Zweifel ihn beſchweren.

Coſſé.

Das iſt die Wirkung wohl
Der proteſtant'ſchen Lehren!

Méru.

Erklären ſoll er ſie!

Nevers.

Und ich bekehre ihn.

Tavannes.

Wie? du bekehreſt ihn?

Nevers.

Die wahren Götter will ich kennen lehren ihn,
Bald geb' er ſich der Luſt und Liebe hin!

Raoul.

An dieſem Ort mich hier zu finden,
In dieſer Edlen Kreis,
In dieſem luſtbewegten Haus,
Ich, Raoul, ganz unbekannt,
Den keine Heldenthaten künden,
Die Ehre dank' ich Euch!

Nevers und Chor.

Er drückt nicht ſchlecht ſich aus!

(4 Trompeter erſcheinen rückwärts auf der Terraſſe, eine Fanfare blaſend.)

Chor.

Zur Tafel!
Unter frohem Schalle
Ladet dieſe Halle
Zum leckern Male
Freundlich Alle ein;
Unerſchrock'ne Zecher
Füllt die gold'nen Becher
Mit dem Sorgenbrecher,
Mit dem edlen Wein!
Glühendes Entzücken
Im Sonnenſtrahl
Lacht unſern Blicken
Aus dem Pokal.
Sorgen entſchweben
Im Wein, im Wein!

(Die Diener haben im Vordergrunde eine reich beſetzte Tafel aufgeſtellt, an welcher ſich die Ritter niederlaſſen. Diener und Pagen ſerviren.)

Nevers.

Schenkt andern Wein uns ein,
Nichts ſoll die Freude trüben!

Stoßt an, Herr Raoul! Es lebe, was wir lieben!
Mir ſagt Euer Blick, der Stimme ſanfter Ton,
Ja ja, ich wette drauf, Ihr kennt die Liebe ſchon!

Raoul.

Wie? Ich?

Nevers.

Man verzeiht uns dieſe Sünde;
Wißt, daß ich morgen ſelbſt mich ehelich verbinde.
Ich gab mein Wort, lege Ketten mir an.
Nur die Damen bei Hof, die dürfen ſich beklagen,
Die ſchon ſo viel auf mich zu Gute ſich gethan!

Coſſé.

Sag' Alles uns! Dann folge Jeder deinem Beiſpiel,
Erzähle ſeine Liebe!

Nevers.

Ja herzlich gern, doch wer fängt an?
Der Letztgekomm'ne ſei's! Herr Raoul fängt an!

Alle.

Es ſei!

Raoul.

Unmöglich wird es ſein,
Daß Euren Wunſch ich kröne;
Die mein Herz ſich erkor —

Nevers.

Nun, wer iſt die Schöne?

Raoul.

Ich weiß es nicht.

Nevers.

Ihr Name?

Raoul.

Iſt mir unbekannt!

Nevers.

Fürwahr, das klingt ſehr räthſelhaft
Und romantiſch ſogar!

Raoul.

Ich ging ſpazieren einſt, am Wall der Stadt, im Freien,
Als eine Sänfte ich nicht ferne ward gewahr,
Umgeben war ſie von einer tollen Schaar,
Studenten waren es, ich hörte laut ſie ſchreien.
Das Schwert in meiner Hand, trat ich der Sänfte nah,
Zu üben Ritterpflicht ſogleich; jedoch zur Stelle
Faßt Schrecken jene Schaar, ſie fliehen Alle;
Ha! welch' ein reizendes Bild erſchaut mein trunk'nes Auge da!
Ihr Wangenpaar, wie zwei blühende Roſen,
Ihr Augenpaar, wie Sterne am Himmel ſo mild;

Wirbel.

Meine Compagnie, mein ganzes Regiment will ich her auf Ihr Schloß bringen, ſie ſollen ſich mit mir zu Ihren Füßen werfen, Ihre Kniee umklammern, und Sie wiſſen wohl, dieſe Herren bitten auf eine eindringende Art.

Sorgen.

Du biſt ein Narr, Neffe! —

Wirbel

(ſich verzweifelnd anſtellend und grimmig lachend.)

Hahaha! ſchon ſeh' ich, wie ſie ſich im Schloſſe gütlich thun, alle Fenſter einſchlagen, den Pferde- Küh- und Hühnerſtall entvölkern, Ihre Wieſen, Aecker und Gärten auffreſſen, die Scheuern in Brand ſtecken, um das Feuer mit dem Wein aus Ihrem Keller wieder zu löſchen, die Käſten erbrechen, und die Dukaten in ihre Gewehre laden, um damit die Tauben aus dem Fenſter zu ſchießen. — Element, das ſoll ein höllisch-himmliſcher Tag werden. — Alles ſoll verloren ſeyn, da Sie mir, der aus Ihrem Blute ſproßt, nicht einmahl eine Broſame zuwerfen wollen. (ſtellt ſich ganz erſchöpft.)

Sorgen.

Biſt du des Teufels, Burſche? — Du ſagteſt ja, du wolleſt mir die Friedensbedingungen dictiren laſſen, und nun ſchreibſt du mir ſogar Contribution vor? —

Nie hab' ich geſchaut noch im Leben
Ein ſo göttliches Frauenbild!
Schönſte der Frauen!
Könnt' ich ſtets ſchauen
Den Reiz, der mich erfüllt mit Beben und mit Luſt!
Ich ſprach zu ihr, mir kaum bewußt:
Engel! Alles gäb' ich für die Luſt,
Zu ruh'n an deiner Götterbruſt!

Chor.

Fürwahr, es haben zwei freundliche Augen
Entbrannt in dem Armen zärtliche Glut!

Dritte Scene.

Vorige, Marcel (erſcheint auf der Terraſſe).

Coſſé.

Seht, welche Geſtalt nahet dort eben?

Raoul.

Mein Diener iſt's, Ihr Herrn, mir als Kind ſchon ergeben!

Marcel (zu einem Ritter).

Ritter Raoul! (Man deutet auf dieſen.)
Großer Gott! Gefahr drohet ihm!

(Sich Raoul nähernd, leiſe.)

O, des Dieners Bitte bewege den Herrn:
Vom Gelage der gottloſen Schlemmer bleibet fern!

Thoré.

s' iſt ein chriſtlicher Held!

Marcel.

Ein Philiſter im Feld!

Chor.

Höret Ihr, was er ſagt!

Raoul.

Verzeiht! Er kennt Schwert nur und Bibel.
Streng erzog ihn mein Ahn nach Luthers Geſetz,
Flößt' ihm Haß gegen Rom und Eure Lehre ein.

Marcel.

Ja, ſo iſt's!

Raoul.

Doch er liebt mich, iſt treu mir, und bieder,
Ein ungeſchliff'ner Demant iſt der Greis.
(Zu **Marcel**.) Komm und ſchweig, wenn du kannſt,
Und diene uns bei Tiſche!

Marcel.

Wohl, es ſei!
(Leiſe.) Ach, wie rett' ich den Herrn vor Gefahr!

Nevers und Méru.

Auf, laſſet die Becher uns heben!

Raoul.

Die Eine, die Reine ſoll leben!

Coſſé und Tavannes.

Die freundlichen Schönen laßt leben!

Marcel.

O Gott, ſteh' jetzt mir bei in der Gefahren Drang!
O komm', und wirf dein Donnerwort in der Gottloſen Sang!
O höre mich, du ſtarker Gott,
Zu Dir mein Ruf ergehet!
Kein Chriſt hat noch in ſeiner Noth
Umſonſt zu Dir geflehet!

Thoré

(zu Raoul, der, das Haupt entblößend, aufgeſtanden iſt).

Was iſt das?

Raoul.

Das iſt Luthers geheiligtes Lied,
Das wir anſtimmen dann,
Wenn Gefahr uns umzieht.

Marcel.

Es waffnet gegen mich
Der Verſucher ſich;
O Herr erbarme Dich!
Die Höll' iſt fürchterlich!
Laß uns ihr widerſtehen,
Herr Gott, ſteh' uns bei!

Tavannes.

Fürwahr, ich irre nicht,
Gib Antwort mir zur Stell':
Warſt du nicht der Soldat,
Der einſt bei La Rochelle —

Marcel.

Wie? Kennt Ihr mich noch?

Tavannes.

Ja bei Gott! Denn von Dir
Trag' ich noch dieſe Narbe!

Marcel.

Ja, ja, ſie kam von mir!

Raoul.

O Gott, Marcel!

Tavannes.

Du wußteſt Dich zu wehren,
Drum will ich ohne Groll
Den Becher mit Dir leeren!

Marcel.

Schön Dank; ich trinke nicht.

Tavannes (lachend).

Mit einem Höllenſohn!

Raoul.

Ach, entſchuldigt ihn.

Nevers.

Wohlan, wenn er nicht trinkt, ſo ſing' er!

Raoul.

Meine Herren —

Alle.

Ja, ganz recht; er ſinge!

Marcel.

Ja, recht gern!
Will ein herrliches Lied,
Das die Bruſt mir durchglüht,

Singen gleich zur Stell';
Ihr kennt es wohl ſchon lang,
's war unſer Schlachtgeſang,
Wir ſangen's bei La Rochelle!
Ja damals hat der Tambour den Takt angegeben
Und es erſcholl ein donnernd: Piff! paff! puff!

Ihr Brüder, das Schwert heraus,
Geſchwungen die Speere,
Es ſinken in Nacht und Graus
Die feindlichen Heere;
Stürzt ſie hinab
In's finſtere Grab!
Erwürget ſie,
Mordet ſie,
Schlaget ſie,
Brennet ſie!
Laßt heulen die Feinde, gebt keinen Pardon!

Alle (lachend).

Ha, ha, ha! Schenkt das Leben uns doch!
Ach Erbarmen
Habt mit uns Armen!
Gnade!

Marcel.

Selbſt Weiber verſchonet nicht,
Vertilgt ſie in Eile!
Ein weinendes Frauengeſicht
Entfernt Euch vom Heile;
Vergießet mit Kraft und Muth

Ihr treuloſes Blut!
Die Weiberſchaar
Würget ſie,
Mordet ſie,
Tödtet ſie!
Laßt heulen die Feinde, gebt keinen Pardon!

Vierte Scene.

Vorige. Ein Diener erſcheint auf der Terraſſe, eine verſchleierte Frauengeſtalt geleitend. Nachdem dieſe ſich entfernt hat, ſagt der Diener leiſe einige Worte zu dem in der Nähe ſtehenden Coſſé, und folgt dann der verſchleierten Geſtalt.

Coſſé.

Mit dieſes Schloſſes Herrn, dem Grafen von Nevers,
Wird zu ſprechen verlangt!

Nevers.

Und wenn's der König wäre —
Ich bin nicht hier.
Was kümmert mich die ganze Welt,
Wenn der Becher lacht!

Coſſé.

Doch, ein ſchönes Weib wünſcht ein Wort!

Nevers.

Das lohnt die Mühe mir.
Sie zu ſehen will ich eilen
Und wär's aus bloßer Wißbegier!
Entſchuldigt mich, liebe Freunde, ich bitte;
Setzt Eure Luſt immer fort,
Entfern' ich mich auch jetzt
Aus Eurer frohen Mitte.
Liebe ruft mich von hier,
Doch wünſche ich nicht,
Daß ſie der Freunde Mahl,
Ihre Luſt unterbricht!

(Nevers geht ab.)

Fünfte Scene.

Vorige ohne Nevers.

Chor der Gäſte.

Allen Frauen, allen, allen,
Weiß er ſchnelle zu gefallen,
Und ihm winket ſüßer Lohn.
Schweiget! Solch ein Abenteuer
Wünſchet keine lauten Schreier.
Ach, wär' ich der Held davon!

de Retz.

Doch wer iſt denn dieſe Schöne?

Coſſé.

Möcht' es wiſſen, muß geſteh'n!

Thoré.

Kann man denn ſich ihr nicht nähern?

Coſſé.

Kann man ſie denn gar nicht ſeh'n?

Tavannes.

Ja, ich wüßte wohl ein Mittel:
Dort zu jenem Fenſter geh'n,
Und den Vorhang etwas lüften.
Dorten können wir ſie ſeh'n!

Alle.

Das iſt recht ſchön! Kommt, ſpähen wir!

Tavannes.

Die Entdeckung kommt von mir,
D'rum will ich zuerſt ſie ſeh'n!

(Tritt zur Glasthüre, und blickt, den Vorhang etwas weghebend, hinein.)

de Rétz.

Erblickſt du ſie?

Tavannes.

Ja, ſie iſt hier!

Coſſé.
Und iſt ſie hübſch?

Tavannes.
Ein herrlich Weibchen!

Coſſé
(Tavannes Platz einnehmend).
Nun iſt's an mir.
(Ebenfalls hineinſehend.)
Ich ſeh' ſie auch!

Méru (ebenſo).
Ein Engelsbild!

de Rétz.
Ein zartes Täubchen!

Tavannes.
Und kennſt Du ſie?

de Rétz.
Ich nicht.

Coſſé.
Und Du?

Méru.
Ich nicht.

Wirbel.

Nicht Contribution will ich erzwingen, nur ein Darlehen flehe ich von Ihnen, welches Sie von der jährlichen Zulage, die Sie mir ſo gütig ausgeworfen haben, abziehen können.

Sorgen.

So? — Weißt du wohl, daß du ſchon mehr bekommen haſt, als deine Zulage für zwey Jahre beträgt?

Wirbel.

Pfuy, Herr Onkel, es ſchickt ſich nicht für mich, mit Ihnen zu rechnen.

Sorgen.

Aber ich rechne. — Kurz und gut, wenn ich mich entſchließen könnte, noch einmahl deine Sottiſen zu repariren, ſo geſchähe es nur unter einer Bedingung.

Wirbel.

Und dieſe Bedingung iſt? — O reden Sie, befehlen Sie —

Sorgen.

Ich würde fordern, daß du morgen wieder abreiſeſt.

Wirbel.

Noch heute Abends, wenn es Ihr Wunſch iſt.

Sorgen (bey Seite.)

Wohl, dann ſieht er Sophien nicht.

Tavannes.

Und Du?

Coſſé.

Ich nicht.

Alle.

Sie iſt die ſchönſte aller Frauen!
Beneidenswerther Nevers!
Er kann ſie in der Nähe ſchauen,
Wie glücklich iſt er!

Méru

(zu Raoul, der mit Marcel abſeits geſtanden, und an der Scene nicht theilgenommen hat).

Und Ihr, verlangt Ihr nicht auch, ſie zu ſeh'n!
Soll dieß vielleicht mit Luther's ſtrenger Lehre?
Die Ihr ſo eifrig übt, im Widerſpruche ſteh'n,

Raoul.

Es iſt nicht gar ſo arg. Laßt mich ſchauen.
(Hineinſehend.) O Gott!

Alle.

Was iſt das?

Raoul.

Jenes Mädchen, an das mein Herz gekettet,
Das mein Arm hat gerettet,
Von dem ich ſprach mit Euch,
Sie iſt es!

Alle.

Dieſe?

Raoul.

Sie iſt es, ich kannte ſie gleich.

(Stürzt wüthend gegen die Thür; die Andern halten ihn zurück.)

Alle.

Nur ſtille! Sie kommen!
Zieht Euch zurück!

(Alle ziehen ſich in Gruppen zurück.)

Sechſte Scene.

Vorige. Nevers

(geleitet die Dame über die Terraſſe, grüßt ſie achtungsvoll, worauf ſie ſich entfernt).

Nevers (kommt nachdenkend in den Vordergrund).

Trennen ſoll ich das Band, das ſo froh mich gemacht;
Die Königin ſelbſt räth mir zu dieſem Schritte,
Und meine Braut hat ſogar die Bitte,
Ihr Wort ihr zu erlaſſen, bei mir ſelbſt angebracht.

Die hellen Thränen ſind von ihrem Aug' gefloſſen,
Weil dieſen Ehebund ihr Vater nur beſchloſſen.
Zwar als großmüth'ger Mann trat ſchnell ich zurück,
Doch hat es mich, ich muß geſtehen, tief verdroſſen!

Die Gäſte
(die nach und nach vorgekommen ſind).

Chor.

Dem Helden Ehr' und Preis,
Der in der Schönen Kreis
So ſchnell zu ſiegen weiß
Mit holdem Minnekoſen;
Der jedes Herz regiert,
Die Lieb' in Feſſeln führt,
Mit Sieg'strophäen geziert,
Und bekränzet mit Roſen!

Siebente Scene.

Vorige. Urban (kommt mit 2 Vermummten, die rückwärts ſtehen bleiben, über die Terraſſe).

Nevers.

In dieſem Schloß was ſuchſt du, ſchöner Page?

Urban.

Ihr edlen Herrn allhier,
Nehmt erſt den Gruß von mir!
Eine holde edle Dame,
Aller Frauen ſchönſte Zier,
(Zeigt einen Brief.)
Hat mich abgeſandt an Einen
Unter Euch im Kreiſe hier.
Iſt, ſie zu nennen,
Mir gleich nicht erlaubt,
Preiſ' ich doch Jenen,
Der an ſie glaubt;
Dem Helden, auch noch ſo groß,
Lachte noch nie ein ſo glücklich Loos.
Fürchtet etwa keine Falle,
Davon bin ich wahrlich fern;
Gott behüt' und ſchütz' Euch Alle,
Und bewahr' Euch', Ihr Herrn!

Nevers.

Zwar manchmal läſtig wird uns auch die Gunſt der Frauen,
Denn oft zu viel begehren ſie,
Doch will ich dieſer Unbekannten noch vertrauen;
Geb' den Brief!

Urban.

Ach verzeiht, nennt Ihr Euch Ritter Raoul?

Nevers.

Was ſagſt Du?

Urban.

Denn an ihn nur lautet die Adreſſe!

Alle.

Wie? An ihn?

Marcel.

Ritter Raoul iſt mein Herr!
Seht ihn hier! Dieſer iſt's!

Raoul.

Wie? An mich?

Urban.

Ja, an Euch! (Gibt ihm den Brief.)

Raoul (leſend).

„Nach fünf Uhr allſogleich
„Wird eine Kutſche Euch
„Vom Hofe abgeſandt, bei Eurem Hauſe finden;
„Die Augen laßt Euch immerhin verbinden.
„Werdet Ihr es wohl wagen?"

Ich ſeh', es wird ein Scherz mit mir getrieben;
Doch mag es auch d'rum ſein!
Ich verſuch's, willige ein.

(Zu Nevers, der ſich ihm neugierig naht.)

Wollt' ſelbſt Ihr leſen?

Alle.

Nur fort, wollet nicht länger mehr weilen,
Zu des Glückes reizenden Gaben zu eilen!
Nicht nur herrlich dünkt Allen, für ſie zu leben,
Wahrlich, auch ſchön, ſein Alles für ſie zu geben!

(Während des Chores hat einer der Vermummten eine Binde über die Augen Raoul's gelegt. Marcel bemüht ſich vergebens, ihn zurückzuhalten. Der Page zieht ihn fort.)

Der Vorhang fällt.

Zweiter Akt.

(Garten mit der Ausſicht auf ein von Waſſer umgebenes Schloß. Links eine Marmortreppe die vom Schloſſe herabführt.)

Erſte Scene.

Margarethe, Damen, Urban, Pagen.

(Margarethe, von ihren Damen umgeben, iſt beſchäftigt, ihre Toilette zu vollenden. Urban kniet vor ihr, einen Spiegel haltend.)

Margarethe.

O glücklich Land im Blüthenkleide,
Du Blätterdach auf grüner Weide,
Silberbach, Bild der ſchuldloſen Freude,
Wie träum' ich gern in Eurem Schoß!

Fern von hier ſchlag' die Welt im thörichten Wahne
Um ihre Vorurtheile ſich;

Die Natur entfaltet hier nur ihre Friedensfahne,
Beſeelt mit Ruhe und mit Wonne mich!

Fort, eitles Träumen,
Aus dieſen Räumen,
Luſt nur darf keimen
Und Freude hier;
Liebe nur waltet,
Die nie erkaltet,
Liebe entfaltet
Hier ihr Panier!

Chor.

Fort, eitles Träumen ꝛc.

Margarethe.

Ja täglich widerhall'
Des Echo ſüßer Schall,
Der Liebeslieder reiche Zahl;
Hört Ihr nur den Schall
Ueber Berg und Thal?
Vom Minnegeſang iſt's der Widerhall!
Hört, der Nachtigallen Klänge
Tönen Liebesgeſänge,
Am Baume jedes Blatt
Säuſelt dort freundlich nach
Seinen zärtlichen Gruß
Jeder Welle im Bach.

Chor.

Fort, eitles Träumen ꝛc.

Margarethe.

Es ſchwillt von Luſt die Seele,
Natur treibt neues Leben,
Die Blume welk und matt,
Wird erfriſcht ſich erheben;
Des Baches ſanfte Wellen
Im leichten Tanze ſchweben,
Die Erde, der Himmel, die ganze Natur,
Sie ſprechen, ſie athmen ja Liebe nur!

Urban.

Wie ſchön iſt unſ're Herrin!

Zweite Scene.

Vorige. Valentine, gefolgt von einem Pagen (kommt über die Treppe).

Margarethe.

Wer kommt dort? Sieh!

Urban.

Das ſchönſte der Fräulein in Eurem Dienſt!

Margarethe.

Valentine! Sie nahe ohne Scheu!

Urban (für ſich).

Wär' dem Pagen ſie doch auch ſo gewogen!

Margarethe.

Ihr Aug' ſcheint thränenfeucht,
Ich kann nicht Weinen ſeh'n, ohne daß Mitleid mein Herz erweicht!

Urban.

Auch mich bewegt das ſehr,
Nun lach' ich ſelbſt nicht mehr!

(Die Damen und Pagen ziehen ſich zurück.)

Margarethe (zu Valentine).

Nur näher! Du darfſt es wagen,
Deines Beſuch's Erfolg ſollſt ohne Scheu Du ſagen!

Valentine.

Der Graf gab mir ſein Wort, Verzicht zu leiſten
Auf meine Hand.

Margarethe.

Wohlan, ſo laß' mich ſorgen,
Denn ich ſchließe für Dich ein and'res Band.

Valentine.

Was höre ich?

Wirbel.

Sie dürfen nur vorher den Heirathskontrakt zwiſchen mir und Sophien unterzeichnen.

Sorgen.

Nein, das geht zu weit. — Hab' ich dir nicht meinen unveränderlichen Entſchluß geſchrieben, und glaubſt du, ich habe deine impertinente Antwort ſchon vergeſſen?

Wirbel (bey Seite.)

Ich muß mich verſtellen; um den Nahmen meines Nebenbuhlers zu erfahren. (laut) Ich will Ihnen zugeben, daß ich vielleicht nicht fähig bin, Sophien glücklich zu machen, allein, ich kann nur dann auf ihre Hand Verzicht leiſten, nur dann ruhig ſeyn, wenn ich überzeugt bin, daß der Mann, welchen Sie ihr gewählt haben, Ihrer ganz würdig ſey.

Sorgen.

Das nenn' ich gut geſprochen. — Sieh einmahl, im Vertrauen, du biſt nicht zur Ehe geſchaffen.

Wirbel.

Um Verzeihung, lieber Onkel, man hat mich manchmahl des Gegentheils verſichert.

Sorgen.

Nein, nein, ſag' ich dir. — An Sophiens Glück darfſt du nicht zweifeln, denn wiſſe: Firnſtein wird ihr Gemahl.

Margarethe.

Du erröthest, mein Kind?
Du liebſt ihn wohl ſehr?

Valentine.

Nein, nein! Nicht darf ich lieben ihn!
Mein Vater —

Margarethe.

Tröſte Dich, ſprechen will ich ihn.

Valentine.

Doch wird auch Raoul —?

Margarethe.

Wohlan, ſo wiſſe — er kommt hieher!

Valentine.

O Gott! Vor Angſt würd' ich vergeh'n!

Margarethe.

Vor Angſt willſt Du vergeh'n?
So iſt's an mir: ich will ihn ſeh'n.

(Urban und die Pagen gehen über die Treppe ab.)

Dritte Scene.

Margarethe. Die Ehrendamen treten wieder vor.

(Auf Schiffen kommen weißgekleidete Mädchen die während des folgenden Chores einen Tanz und Gruppirungen ausführen.)

Chor.

Ihr Mädchen kommt
Zu frohem Tanze
Der Tag erſtrahlt
Im gold'nen Glanze,
Beſeelt die lebensfrohe Bruſt!
Im kühlen Schatten auf den Wogen,
Dem Schwane ruhig nachgezogen
Ertönt das Lied in heit'rer Luſt!

Vierte Scene.

Vorige. Urban (kommt über die Treppe.)

Margarethe.

Noch einmal, kühner Knabe, Du hier?

Urban.

Ich bin nicht allein, ein Ritter folget mir!

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Castelli, I.V.F.

3-598-50426-8
FNr. 22656 / 087

Die Damen.

Ein Fremder hier?

Urban.

Erſchrecket nicht;
Ein Tuch umſchlinget feſt ſein Geſicht.

Margarethe.

Er komm'! Es iſt Raoul!

Urban.

Er vermuthet wohl nicht, was er findet!
(Er geht über die Treppe ab.)

Margarethe.

Er iſt's! Alles geht nach Wunſch!

Valentine.

Ach erlaubt mir zu gehen —

Margarethe.

Nein; Du bleibſt in meiner Nähe!

(Valentine mit den Damen rechts ab. Die Mädchen fahren auf den Schiffen fort. Raoul kommt mit verbundenen Augen über die Treppe, von zwei Mädchen geführt, die ſich dann ebenfalls entfernen.)

Fünfte Scene.

Margarethe, Raoul.

Margarethe.

Wer Vertrauen uns gab,
Verdient auch den Lohn;
An dem Orte ſeid Ihr ſchon.
Erlöſen will ich Euch —
Nehmt ab die Binde!

Raoul

(die Binde abreißend und umherblickend).

O Gott, wo bin ich?
Dem geblendeten Aug' ſcheint dieß Alles ein Wunder!
Wer biſt Du, himmliſch holdes Weſen,
Die Du hier herrſcheſt ſanft und mild?
Biſt Du der Erde, dem Himmel entſtiegen,
Biſt Du ein ſchönes Traumgebild?
O ſprich ein Wort, das meines Herzens Sehnen ſtillt!

Margarethe (für ſich).

Wie ich ihn hier vor mir ſehe,
Wird ihre Liebesgluth mir klar;
Sein edles Weſen — ja ich geſtehe,
Daß ihre Wahl vortrefflich war.

Raoul.

Als Ritter weih' ich Euch, ſchöne Frau, Blut und Leben!

Margarethe.

Ihr müßt von Eurer Treu zuvor ein Pfand mir geben!

Raoul.

Ha, ſo vernehmet den heiligen Eid:
Euch allein ſei fortan mein ganzes Sein geweiht;
Zum Tod für Euch bin ich bereit!

Margarethe (für ſich).

Ihn in meinem Netz zu ſehen —
Ich muß geſtehen —
Ach, leicht wär es geſchehen —
Doch nein, nein, das darf nicht ſein!
Ihr liebendes Sehnen
Erfüllen zu können,
Darf er ja entbrennen
Für ſie nur allein!

Raoul.

Nur Euch weih' ich Blut nun und Leben,
Nur Euch dieſen Arm, dieſes Schwert!
Für die Schönheit, für Gott und die Ehre
Iſt dem Ritter der Tod ſüß und werth!

Margarethe (für ſich.)

Wie ſchön iſt der Muth, der ihn durchglüht!

(Zu Raoul.)

Doch glaubet mir, mein Streben geht nur dahin,
Daß ich Euch glücklich ſeh'!

Sechste Scene.

Vorige. Urban.

Urban.

Erlaubet!

Margarethe.

Was iſt's? Was willſt Du wieder?

Urban.

Alle Edlen des Landes
Wollen ihre Knie beugen
Vor Eurer Majeſtät!

Raoul.

Gott!

Margarethe.

Fürchtet nichts, mein Freund.
Verſprochen habt Gehorſam Ihr, ſo hört!

Ein Band will ich für Euch ſchließen, Eurer werth;
Daß der unſel'ge Zwiſt dieſes Landes ende,
Ein' durch Ehre ich zweier Feinde Hände.
Meine Wahl iſt getroffen; Euch beſtimmt zur Gattin
Iſt die reichſte Erbin, die liebenswerthe Tochter
Des Grafen von Saint Bris; von Eurem Feind
Aller Haß iſt vergeſſen, da er ſeine Tochter mit Euch vereint.

Raoul.

Wie, Er? Euer Wunſch iſt Befehl —

Margarethe.

Gut. Dieſer Bund feſſelt Euch in meine Nähe.

Raoul.

Zu gnädig ſeid Ihr!

Siebente Scene.

Vorige. Saint Bris, Nevers, Marcel, Edelleute, Soldaten (kommen unter Vortritt von Pagen und eines Ceremonienmeiſters über die Treppe). Später ein Bote.

Margarethe.

Ein ſchönes Band zu knüpfen, ſteht Raoul hier bereit,
Es iſt mein Wunſch, Ihr Herren, daß Ihr deß Zeuge ſeid!

Chor.

Heil Dir, der Frauen Zierde,
In Eile nahen wir,
Huldigend, Hohe, Dir!

(Ein Bote überreicht Margarethe einen Brief.)

Margarethe
(zu Nevers und Saint Bris).

Mein Bruder ſchätzt Euch hoch, Eures Eifers willen,
Eilt nach Paris zu ihm, Hohes iſt zu erfüllen;
Dort erſt wird er Euch es enthüllen.

Nevers und Saint Bris.

Sein Befehl ſei ſogleich erfüllt.

Margarethe.

Gut; doch zuvor noch der meine:
Schwört ab den Haß, bei dem ſchönen Vereine!
Schwöret alle Drei, ja ſchwört,
Gott iſt's, der Euch hört!
Ewiger feſter Friede begründe ſich neu,
Dieſen Schwur haltet treu!
(Zu den übrigen Rittern.)
Ihr Alle auch, Ihr Herren,
Sollt ein Gleiches mir ſchwören!

Raoul, Saint Bris, Nevers.

Bei des Königs theurem Haupt, und bei unſerer Ehre
Schwören wir!

Bei dem Schwert, bei dem Schild, die dem Rechte wir weihen,
Schwören wir!
Ja bei Gott, welcher ſieht und beſtrafet den Meineid,
Schwören wir!
Hier vor Euch ſchwören wir, ewig Freunde zu ſein!

Chor (wiederholt).

Marcel (für ſich).

Bei der Ehr', bei dem Krieg, ſeinen blutigen Fahnen,
Schwöre ich!
Bei dem Schwert, bei dem Schild, das dem Rechte wir weihen,
Schwöre ich!
Ja bei Gott, der dort thront auf den ewigen Bahnen
Schwöre ich!
Nimmer will Jenen freundlich ich ſein!

Raoul, Saint Bris, Nevers.

Süße Eintracht ſchirm' uns wieder,
Steig von deinem Thron hernieder,
Laſſe alle Menſchen Brüder,
Alle Eines Herzens ſein!

Marcel (für ſich).

Nein, der Friede kehrt nicht wieder,
Das Gewitter ſenkt ſich nieder,

Wirbel.

Firnſtein?

Sorgen.

Haſt du etwas gegen ihn einzuwenden, er iſt ja dein beſter Freund.

Wirbel.

O gar nichts. (bey Seite) Der Betrüger! Nun begreif' ich, warum er mir ſo angelegentlich zu ſchweigen empfahl.

Sorgen.

Nicht wahr, du billigſt meine Wahl ganz?

Wirbel.

O gewiß, gewiß. (bey Seite) Er ſoll mir's büßen.

Sorgen.

So recht, Neffe, ſo recht. — Du ſtehſt alſo ab, Sophiens Hand zu erhalten? — Wohlan, ſo will auch ich Alles, was vorüber iſt, vergeſſen; komm, umarme mich. (er ſchließt ihn in ſeine Arme.)

Siebenzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Firnſtein.

Firnſtein.

Bravo! Bravo! die feindlichen Mächte haben ſich verglichen, ſo viel ich ſehe.

{Brüder morden bald die Brüder,
{Ihre Eintracht iſt nur Schein!

(Auf einen Wink Margarethens iſt Saint Bris abgegangen, Valentine zu holen.)

Achte Scene.

Vorige. Valentine. Hofdamen.

Margarethe.

Wohlan, Herr Raoul, erblicket nun das holde Weſen,
Das ich zu Eurer Braut erleſen;
Gewiß, es fällt Euch leicht: daß Ihr den Schwur erfüllt!

Raoul.

Großer Gott! Seh' ich recht?

Margarethe.

Was iſt Euch?

Raoul.

Wie? Sie wäre es?
Dieſe wäre meine Braut?

Margarethe.

Sie wird Euch angetraut!

Raoul.

Ha, Verrath! Und ſie wagt es?
Ihr Gatte werd' ich nie!

Alle.

Ha!

Margarethe, Urban, Damen.

Welche Schmach! Wahnſinn nur kann ſo frevelnd es wagen,
Mit frecher Hand dieſes Band ſeines Glücks zu zerſchlagen,
Ein Dämon iſt fürwahr, iſt ungeſtüm in ihm erwacht,
Der die Glut wilder Rache ſo frech angefacht!

Valentine.

Welche Schmach! Dieſen Schimpf kann ich nimmer ertragen!
Dieſe Qual, dieſen Schmerz, nicht vermag ich's zu ſagen,
Lieb' und Ehr' iſt dahin, und es ſinkt mir der Muth.
Er entgeht ſicher nicht ihrer rächenden Wuth!

Raoul.

Welche Schmach! Dieſen Schimpf kann ich nimmer ertragen!
Will dieß Band ſchnöder Liebe verachtend zerſchlagen!

Treu der Ehre, treu dem Bund, iſt der Muth nun erwacht,
Der die Wuth feiger Feinde, ihr Drohen verlacht!

Saint Bris, Nevers, die Ritter.

Welche Schmach! Unerhört, ſolche Frechheit zu wagen!
Wer auf Ehre noch hält, darf den Schimpf nicht ertragen!
Fließen ſoll ſchnell ſein Blut, meine Wuth iſt erwacht,
Ehre will, daß er ſtirbt; die Rache iſt angefacht!

Marcel.

Juble, Herz, denn fürwahr, männlich iſt ſein Betragen!
Treu der Ehr', treu dem Bund, trotzen wir ihrer Macht,
Wie mein Muth, oft erprobt, ihre Wuth nur verlacht!

Valentine.

Hab' ich wohl je verdient ſolch ein ſchändlich Betragen?

Marcel.

O Gott, du unſer Schirm und Hort!
Erhöre unſer Flehen!

Margarethe.

Dieſe Weig'rung fürwahr —

Raoul.

Hat mein Herz wohl zerriſſen —

Margarethe.

Doch warum? Sagt es frei!

Raoul.

Fordert nie ſie zu wiſſen!
Doch dieſes Band — nie — nie!

Alle (die Schwerter ziehend).

Welche Schmach ꝛc.

(Nevers und Saint Bris ziehen die halb ohnmächtige Valentine fort, indem ſie Raoul drohen, welcher folgen will. Alles trennt ſich in der größten Verwirrung.)

Der Vorhang fällt.

Dritter Akt.

(Die Bühne ſtellt den pré aux clercs [Schreiberwieſe] dar. Im Hintergrunde die Ufer der Seine mit der Ausſicht auf Paris. Im Vordergrunde links eine Schenke, vor welcher Soldaten zechen. Weiter rückwärts der Eingang in eine Kapelle. Vorne, rechts, eine zweite Schenke, vor welcher Studenten mit ihren Mädchen ſitzen; rückwärts das Stadtthor.)

Erſte Scene.

Bois-Roſé, Bürger, Studenten, Bürgersfrauen und Mädchen.

Allgemeiner Chor.

Luſtig! Sonntag iſt heute,
Legt die Hände in den Schooß!
Wohlgemuth, liebe Leute,
Laßt die Fröhlichkeit los!
Tralala!

Chor der Soldaten.

(**Bois-Rosé** ſingt vor, der Chor wiederholt.)

Rataplan! Rataplan!
Allons, Ihr braven Kalviniſten,
Zieht muthig gegen die Papiſten!
Ihr Reichthum ſoll bald unſer ſein,
Und ihr Wein!
Dem Tapfern kann nichts widerſtehen,
Wir wollen ihre Keller ſehen,
Und was des Trinkens werth,
Wird geleert!
Rataplan! Rataplan!

(Ein Hochzeitszug. **Nevers** und **Saint Bris** führen **Valentine**, die mit einem Schleier bedeckt iſt. Maurevert, Hofherren, Hofdamen, Geiſtliche mit Fahnen, Novizen, Nonnen und andere Frauen folgen dem Zuge, der ſich von rechts über die Bühne in die Kapelle bewegt.)

Chor der Frauen.

Heil'ge Maria,
Sei mir gegrüßet,
Dein Fürwort erſchließet
Gnade und Heil!
Mutter der Gnade,
Wend' ab die Streiche,
Vom Himmelreiche
Schenk' uns ein Theil!

Marcel (mit einem Briefe).

Wo iſt Ritter Saint Bris?

Die Katholiken.

Sprechen kannſt du ihn nicht.

Marcel.

Und warum?

Katholiken.

Beuge dein Knie.

Marcel.

Und warum ſoll ich's thun?
Gott iſt hier nicht zugegen.

Katholiken.

Verwegener!

Bois-Roſé.

Ja, er hat Recht!

Die Soldaten.

Rataplan! Rataplan! ꝛc.

Die Frauen.

Heil'ge Maria! ꝛc.

Die Katholiken.

Ha, die Frevler zur Strafe erkoren,
Deren Seele ewig verloren,
Sicher noch, ſpäter oder früh,
Erreichet das Gericht des Herren ſie!

(Tumult. Drohendes Handgemenge. Zigeuner erſcheinen, trennen die Streitenden und führen einen Tanz aus, in welchen ſich ſpäter die Soldaten miſchen. **Marcel** zieht ſich während des Tanzes zurück. Es iſt Nacht geworden.)

Zweite Scene.

(Vorige. **Saint Bris**, **Maurevert**, **Nevers** und die **Edelleute** kommen aus der Kapelle und gehen rechts ab. **Saint Bris** und **Maurevert** bleiben zurück; ſpäter **Marcel**.)

Saint Bris.

So iſt durch der Vermählung ehrenvolle Bande
Raoul's Weigerung geſühnt und ausgetilgt die Schande;
Doch vergeſſ' ich ſie nie und erreicht ihn mein Arm —

Marcel (kommend).

Gib dem edlen Saint Bris dieſes Schreiben ſogleich!
So ſprach mein Ritter! — Hier alſo!

Saint Bris.

Gib her! Von Raoul? Von ihm?
Kommt endlich er hierher?

Marcel.

Mit ihm die Königin.
Alle drei haben wir die Touraine verlaſſen,
Ziehen ein in Paris.

Saint Bris

(nachdem er den Brief geleſen).

Der Himmel ſei gelobt!
Verwegen ſchickt er hier
Eine Ausforderung mir!

Marcel.

O Gott! Welch' Wort hab' ich vernommen!

Saint Bris.

An dieſen Ort, wenn Alles ruht im Schatten der Nacht,
Kommt er hierher!

Maurevert.

Alſo hier verſprach er zu erſcheinen?
Die Rache bringt ihn uns, er geht nicht mehr von hier!

Saint Bris (zu Marcel).

Wir harren ſein. (Marcel ab.)

(Zu Maurevert.)

Mein Eidam ſoll dieß nicht erfahren;
Sein Hochzeitstag darf nicht ein Tag des Kampfes
Und der Gefahren ſein!

Maurevert.

Auch nicht für Euch!
Einen Ketzer zu beſtrafen, gibt's andere Mittel,
Die der Himmel uns zeiget.

Saint Bris.

Dieſe ſind?

Maurevert.

Was Gott will! O kommt! Klar wird es Euch,
Denn bereit iſt für ihn ſchon der Streich!
(Beide in die Kapelle ab.)

Dritte Scene.

Vorige. Ein **Nachtwächter** kommt von Wachen begleitet aus dem Stadtthore.

(Man hört die Vesperglocke.)

Nachtwächter.

Bewohner der Stadt allzumal,
Hört Ihr der Abendglocke Schall,
Endet die Spiele,
Laßt Saus und Braus,
Ruhig und ſtille geht Alle nun nach Haus!
(Ab.)

Wirbel (zu Firnſtein.)

Du hier, Elender!

Firnſtein (für ſich.)

Was ſoll das?

Sorgen.

Ich bin mit ihm zufrieden.

Wirbel (wie oben.)

Entweder Sie, oder ich, einer von uns erlebt den morgigen Tag nicht mehr.

Firnſtein

(eben ſo zu ihm.)

Biſt du toll? — Was haſt du denn?

Sorgen.

Was habt Ihr denn heimlich mit einander?

Wirbel.

Nichts, lieber Onkel.

Sorgen.

Du verſprichſt mir alſo, vernünftig zu ſeyn?

Wirbel.

Ich verſpreche es. (zu Firnſtein.) Finden Sie ſich hier ein.

Sorgen.

Vor allem keine Unbeſonnenheit mehr.

Wirbel.

Keine mehr. (zu Firnſtein) Längſtens in zehn Minuten.

Chor.

Bewohner der Stadt ꝛc.

(Alle zu verſchiedenen Seiten ab. Die Soldaten in die Schenke rechts, die Studenten mit ihren Mädchen in die Schenke links.)

Vierte Scene.

Saint Bris, Maurevert (aus der Kapelle).

Saint Bris.

Beſchloſſen iſt's, vereint ſind wir.
In einer Stunde finden wir unſere Freunde hier.

(Beide ab.)

Fünfte Scene.

Valentine (vorſichtig aus der Kapelle kommend, ſpäter **Marcel.**)

Valentine.

Welch' ein Schreck! Ach, ich halte mich aufrecht kaum!
Was hört' ich? Iſt es Wahrheit? Iſt's ein Traum?

Verborgen ſtand ich dort und hielt den Athem an,
Und ſo vernahm ich den verruchten Plan.
Sein Leben in Gefahr? Ja ich muß ihn befreien;
Und thu' ich's nicht für ihn, doch für des Vaters Ehre!
Doch, o Gott, wie warn' ich ihn?

Marcel (kommend, ohne Valentine zu bemerken).

Ich warte hier.
Wenn du fällſt, theurer Herr,
Fall' ich dann mit Dir.
In der Nacht allein und ſtille —
Horch! Geräuſch dringt an mein Ohr!
Vorſicht räth' mir ſchweigend harren,
Und von fern gewärtig ſein!

Valentine.

Großer Gott, ſieh mein Leiden,
Bald muß ſich ſein Los entſcheiden.
Doch, wie ſoll ich ihm verkünden
Die Gefahr, die hier ihm droht.

Marcel.

Wer iſt hier?

Valentine.

O welch' Glück!
Ich irre nicht, das iſt Marcel!
Still, Marcel —

Marcel.

Ha! wer ſpricht zu dieſer Stunde hier mit mir?
Wer iſt hier?

Valentine.

Näher komm'!

Marcel.

Gebt zuvor mir die Loſung,
Oder Ihr ſeid verloren!

Valentine.

Raoul!

Marcel.

Raoul! Ja ganz Recht. Näher denn!
Ha, ein Mädchen — und verſchleiert!

Valentine.

Haſt Du Furcht?

Marcel.

Wer? Ich? Furcht? Nein! Ich bin Marcel,
Treu dem alten Israel,
Und meinem Herrn mit Leib und Seel'!

Valentine.

Nun ſo höre mich!
Dein Herr wird hierher ſich begeben —

Marcel.

So iſt's!

Valentine.

Zu einem Kampf —

Marcel.

Er kommt für Ehr' und Recht,
Und dazu wird auch Gott ſeinen Segen ihm geben.

Valentine.

Nur mit ſtarkem Geleit
Komm' er zu dem Gefecht!

(Marcel entfernt ſich, um ſeinen Herrn zu warnen.)

Ach, dieß Herz, das ihn hat erwählet,
Gekränkt hat es der Verräther und ſo endlos gequälet,
Und doch iſt es noch immer erfüllt
Von heftiger Liebe und Treue für ihn!

Valentine.

Ja, ich will über ihm ſchützend walten,
Will am Leben ihn erhalten:
Gib, o Gott, für ihn mir den Tod!

Marcel (kommt zurück).

Fort von hier wollt' ich eilen, ſein Leben zu wahren,
Doch wie kann ich errathen, wo er nun weilt?

Hier am Ort nur, befahl er mir, ſeiner zu harren.
Was beginne ich nun? Wehe mir! Wie die Zeit ſchnell enteilt!
Großer Gott, ich vergaß, wenn von hier ich entfliehe,
Iſt vielleicht für ihn auch ſchon Alles verloren!
Wenn die Schar etwa käm', ihm die Bruſt zu durchbohren
Und er riefe nach mir, dann wär' es geſchehen,
Es gäbe kein Entgehen!
Nein, ich erwarte ihn!
Doch allein, ach, wie kann ich ihn retten?
Getreu meiner Pflicht, kann ich mit ihm
An ſeiner Seite fallen, mit ihm dem Tod mich weih'n.
Herr, mein Gott, laß die Schuld der Treue bezahlen!
Gib Kraft meiner Seele, ſie erliegt den bangen Qualen!

Valentine.

Du weißt es nun. Leb' wohl!

Marcel.

Doch, wer Du biſt, ſag' erſt!

Valentine.

Ich bin — ein Mädchen — o Marcel! das ihn liebt,
Und das ſein Leben willig für ihn gibt!

Marcel.

Wär' es wahr?

Valentine.

Ach, Du kannſt nicht erfaſſen, nicht fühlen,
Welche Qualen die Bruſt mir durchwühlen,
Die Flammen, die nicht mehr zu kühlen,
Dieſen Kampf zwiſchen Liebe und Pflicht.
Daß von ihm die Gefahren ich kehre,
Und dem Dolche der Mörder wehre,
Hab' verrathen ich Vater und Ehre,
Ja den Tod ſelbſt ſcheute ich nicht!
Doch gewiß, es verzeihet mir Armen
Der Gott, der die Herzen erkennt.

Marcel.

Dein Opfer darfſt Du nicht bereuen,
Der Himmel ſegnet ja die Treuen;
Er wird Dir Kraft und Muth verleihen.
Meine Tochter, bau auf Gott!
Segnend leg' ich meine Hände
Auf Dein Haupt, daß er Dir ſende
Seinen Strahl und gnädig wende
Von Deinem Haupte den Tod!
Liebes Kind, o weine nicht,
Sieh, Du thateſt Deine Pflicht!

(Valentine in die Kapelle ab.)

Marcel.

Sie ſprach von Gefahr,
Doch welche, weiß ich nicht;

So ſei es! ich will wachen,
Und Benjamin ſorgſam bewahren!
Ha — er kommt — und Judas mit ihm

---

echſte Scene.

Raoul, **de Rétz**, **Meru** (kommen von rechts).
Saint Bris, **Coſſé**, **Tavannes** (von links),
Marcel.

Saint Bris.

Wie pünktlich findet Ihr
Zum Kampfe hier Euch ein! Recht gut!

Raoul.

Wie? Zweifelt Ihr, daß ich Verſprechen halte?

Marcel.

Wie komme ich dem Plane der Verräther wohl zuvor?

Raoul (Marcel die Hand reichend).

Du hier, mein alter Freund?

Marcel.

Ja!
Ein Engel iſt erſchienen,
Den Abgrund mir zu zeigen,
Der ſich Euch öffnet, theurer Herr!

Raoul.

Was ſprichſt Du, Alter? Schweige ſtill!
(zu den Secundanten:)
So theilet nun, Ihr Herrn, da die Zeugen Ihr ſeid,
Sonne und Wind — ich bin zum Kampfe bereit!

Raoul, Saint Bris und die Zeugen.

Will meinem guten Recht vertrauen,
Auf Gott und meinen Muth nur bauen,
Das Schwert entſcheid' allein.
Das Wort, die That zu deutlich ſprechen,
Nur Blut kann ſolchen Frevel rächen;
Die Waffe nur kann Richter ſein!

Marcel.

Ach welcher Schmerz! kann kaum mich faſſen,
Uns hat der Himmel ganz verlaſſen;
Die Hölle frohlockt, öffnet ſich ſchon,
Hab' Mitleid, Gott, mit Deinem Sohn!

(Raoul und Saint Bris ſtellen ſich an die beiden Ecken der Bühne, der Eine rechts, der Andere links. Die vier Zeugen treten in die Mitte und ſingen mit unterdrückter Stimme.)

Coſſé, Tavanne, de Retz, Méru.

Wie es auch komme, im blut'gen Streite
Zugleich zieh'n wir Stahl gegen Stahl,
Drei gegen drei in gleicher Zahl,
Bis einer ſinkt des Todes Beute!

Raoul, de Rétz, Méru.

Wir ſtimmen ein!

Saint Bris, Coſſé, Tavannes.

So ſoll es ſein.

Die Zeugen.

Uns allein bleibt das Recht
Zu theilen mit Euch das ernſte Gefecht.

Alle.

Wir ſtimmen ein!
So ſoll es ſein!

Saint Bris, Coſſé, Tavannes.

Sie zittern für ihr armes Leben,
Das Wort voll Muth, die That voll Beben!

Raoul, de Rétz, Méru.

Uns zu reizen iſt ihr Streben,
Das Schwert ſoll ihnen Antwort geben!

Alle.

Auf! Stellet Euch!
Auf zur Rache!
Nur Gott allein
Wird Richter ſein!

(Sie treten gegen einander und beginnen zu kämpfen.)

Siebente Scene.

Vorige, Maurevert, 3 Cavaliere (kommen von links) **Marcel** (ſie erblickend).

Haltet ein! Hier iſt Verrath im Spiel!
Frevler! Gott wird Euch ſtrafen!

(Raoul, Marcel und die Secundanten ſtellen ſich Rücken an Rücken, um ſich gegen die Uebermacht zu vertheidigen. In dieſem Augenblicke hört man aus der Schenke rechts folgenden)

Chor der Soldaten.

Rataplan! Rataplan!
Bringet den Siegern ein Lebehoch!

Marcel

(ſchlägt mit dem Schwerte an die verſchloſſene Thür der Schenke).

Coligny! Auf, herbei, brave Schar!
Ganz Israel iſt in Gefahr!
Verleih' uns Sieg, o großer Gott!
Wenn ſich die Hölle rüſtet!

Saint Bris

(zieht eine Glocke an der Schenke links).

Herbei! Herbei! Studenten kommt!
Schnell Freunde greift zu den Waffen!

(Die Soldaten erſcheinen und reihen ſich an Marcels Seite. Im ſelben Augenblicke kommen Männer aus der Schenke links.)

Firnſtein.

Aber ſo erkläre mir doch.

Wirbel.

Stille!

Sorgen.

Und ja kein Duell mehr.

Wirbel.

Nie mehr. (zu Firnſtein) Vergeſſen Sie Ihren Degen nicht.

Sorgen.

Ich rechne auf dein Wort.

Wirbel.

Ich werd' es halten. (zu Firnſtein) Auf Tod und Leben.

Sorgen.

Nun, komm mit mir, ich will meinem Caſſier einige Aufträge ertheilen, die dir nicht mißfallen werden.

Wirbel.

Ich folge Ihnen. (im Abgehen zu Firnſtein) Wenn Sie noch einen Funken Ehre haben, ſo werden Sie erſcheinen. (ab.)

Achtzehnter Auftritt.

Firnſtein (allein.)

Ich ſtehe da wie aus den Wolken gefallen. Was

Alle.

Wir ſind da! Packt Euch von hinnen!
Schnell verlaſſet dieſen Ort!

(Weiber und Mädchen ſind auf das Geſchrei ebenfalls herbeigekommen. Allgemeiner Tumult.)

Katholiken.

Schweiget ſtill! Weicht zurück,
Du Hugenottenbrut!
Wehe Euch verirrten Heiden,
Bezähmet Eure Wuth!
Legt Euch lieber ſchnell zur Ruh'
Und decket warm Euch zu!

Soldaten.

Der Magiſter wird beſtrafen,
Junge Herren, Euch im Nu!

Proteſtanten.

Satan komm'! Für ſie rauf'!
Nimm die Brut, Hölle auf!

Die katholiſchen Frauen.

Geht doch in die Caſerne,
Ein Ketzermahl Euch winkt!

Die Andern.

Geht mit in die Taverne,
Mit Schülern eßt und trinkt!

Alle Weiber.

Nicht länger iſt's zu tragen,
Hier iſt nur d'reinzuſchlagen.

Alle.

Schweiget ſtill, packt Euch fort,
Schweiget ſtill, nicht ein Wort,
Tod dem, der nicht ſchweiget!

(In dem Augenblicke, wo der Kampf beginnt, ertönt ein Trommelwirbel.)

Achte Scene.

Vorige. Urban, hinter ihm Margarethe in einer Sänfte mit einem Gefolge von Damen, Leibwachen und Pagen mit Fackeln, aus dem Stadtthore.

Urban

(ſich durch die Kämpfenden drängend).

Haltet ein!
Gebt Raum der Königin von Navarra!

(Alle weichen ehrfurchtsvoll zurück.)

Margarethe.

Wie? Hier auch in Paris iſt nicht Ruh' zu gewinnen?
Parteiwuth dieſe Raſenden faßt,

Und Abends ſeh' ich ſelbſt am eigenen Palaſt
Schwert entblößt gegen Schwert,
Und das Blut ſeh' ich fließen!

Saint Bris.

Mich klagt hier nicht an!
Die haben zum Gefecht
Schändlich uns durch Verrath gezwungen.

Raoul.

Ich klage dieſen an!
Ganz ohne Fug und Recht
Iſt gegen uns er eingedrungen!

Margarethe.

O Gott, wem ſoll ich glauben?
Wer gibt von dem Verdacht mir Beweiſe?

Marcel.

Beweiſe kann ich nur Euch geben;
Dieſe hier trachten meinem Ritter nach dem Leben!

Saint Bris.

Verleumdung!

Marcel.

Eine Frau, engelsmild,
Hat mir an dieſem Ort die Verräther enthüllt!
Hier kommt ſie ſelber! Dieſe iſt's!

Neunte Scene.

Vorige. Valentine (kommt verſchleiert aus der Kapelle und will, da ſie die Menge erblickt, ſchnell entfliehen).

Saint Bris

(erfaßt ſie und entreißt ihr den Schleier).

Meine Tochter!

Alle.

Großer Gott!

Saint Bris.

Welche Kühnheit! Darf ich's glauben?
Pflichtvergeſſ'ne!

Raoul.

Seh' ich recht? Und ſie ſelbſt?

Margarethe.

Hört Raoul, bald wird Euch klar —

Valentine.

O ſchweigt, erhab'ne Frau!

Raoul.

Und jener Treuebruch, von dem ich Zeuge war,
Als bei Nevers ich ſie fand —

Margarethe.

Sie kam zu ihm, um ſchnell zu zerreißen das Band.

Saint Bris.

Und mein Kind iſt mit ihm als Gattin nun verſprochen!

Alle.

Vermählt!

(Man hört Muſik aus der Ferne.)

Saint Bris.

Dort horchet hin!
Dort hör' ich ſchon die feſtlichen Klänge!

(Im Hintergrunde erſcheinen auf dem Fluſſe zwei reichverzierte und beleuchtete Barken mit Hochzeitsgäſten, Pagen und Muſikern.)

Zehnte Scene.

Vorige. Nevers. Gäſte.

Nevers

(ſteigt aus der Barke und nähert ſich Valentinen).

Edle Dame! Holde Schöne!
Kommt zum Altar, daß mein [illegible] ch kröne,

Und meine Hand den Ring der ew'gen Treu' Euch reicht!
Es winken mir durch Euch die ſeligſten der Stunden;
Ein Sklave folg' ich Euch, den Ihr feſt gebunden,
Ja es erfüllt mich mit Stolz, Euer Sklave zu ſein!

(Er reicht Valentinen die Hand und führt ſie zur Barke, gefolgt von dem Hochzeitszuge. Zigeuner ſind mit Fackeln erſchienen und leuchten vor.)

Chor.

An dem Tag hoher Luſt ſtreue Roſen
Auf die Bahn; Heiterkeit, froher Sinn!
Liebe lacht glückumſtrahlt, unter Koſen,
Nimmermehr ſchwinde ſie Euch dahin!

Der Vorhang fällt.

Vierter Akt.

Ein Gemach im Hauſe des Grafen Saint Bris. Mittelthüre, Seitenthüren. Rechts vorne ein hohes Bogenfenſter. Gegenüber ein Alkoven mit einem Vorhange geſchloſſen.

Erſte Scene.

Valentine

(auf einem Ruhebette ſitzend).

Ach, allein bin ich nun, allein mit meinem Schmerz!
Zu ſteter Qual haſt Du verdammt mein Leben,
O Vater! Nur Raoul beſitzt mein Herz,
Und Nevers mußte die Hand ich geben!
Und Du, zu dem ich rief umſonſt in meinem Schmerz,
Der das verhaßte Band dennoch hat zugegeben,
Mein Gott, erhöre mich! ich flehe nun zu Dir!
O nimm, zu meiner Ruhe, die Erinnrung mir!

Zweite Scene.

Vorige. Raoul (kommt durch die Mittelthüre).

Valentine.

Heil'ger Gott! Iſt es Raoul, den überall ich ſehe?
Wie? oder iſt's ein Traum,
Der mir ein Blendwerk zeigt?

Raoul.

Ja, ich bin's, der kommt im Dunkel dieſer Nacht,
Wie ein Verbrecher ſchleicht, der um Gnade will flehen;
Doch vergebens fleht, er muß zu Grunde gehen!

Valentine.

Was wollt Ihr noch von mir?

Raoul.

Nichts! Wollte nur Euch ſehen,
Bevor ich ſterbe, noch!

Valentine.

Was hör' ich? Wie wird ſich's wenden?
Mein Vater, mein Gemal —

Raoul.

Ja, treffen konnt' ich ſie in dieſem Saal,
Ich weiß es wohl!

Valentine.

Ach, wenn ſie hier Euch fänden!
Euer Tod wär' gewiß!

Raoul.

Nein, ich will ſteh'n dem Streich!

Valentine.

Schon hör' ich Schritte nah'n! Entflieht!

Raoul.

Nein, nein, ich bleibe!
Mir bleibt keine Wahl!

Valentine.

Mein Vater — mein Gemal! Schont mich!
Schont meine Ehre! O verbergt Euch dort!

(Sie nöthigt Raoul in das Gemach rechts. Während der folgenden Scene erſcheint er öfters lauſchend an der Thüre.)

Dritte Scene.

Vorige. Saint Bris, Nevers, Maurevert, Coſſé und mehrere Edelleute, Diener (durch die Mitte).

Saint Bris.

Ja, uns verſammelt hier unſerer Königin Wille!
Vernehmet meinen Plan,

Kühn und groß, den ich mit Vorſicht erſann,
Und den auch gut geheißen Medicis.

Valentine.

O Himmel!

Saint Bris.

Laß, mein Kind, uns allein!

Valentine.

Mein Vater —

Nevers.

Doch warum?
Ihr Eifer für die heilige Sache
Erlaubt, daß wir auch vor ihr überlegen die Rache,
Und dem Bunde vereint möge ſie ſein!

(Auf einen Wink Saint Bris ſtellen die Diener Stühle. Alle ſetzen ſich.)

Saint Bris.

Vom Krieg, der uns bedroht,
Der Alles bald verheeret,
Wollet Ihr, ſo wie ich,
Euer Land ſchnell befreien?

Alle.

Das wollen wir!

hat denn der Brauſekopf ſchon wieder? — Hat man mich bey ihm verleumdet, ſo hätte ſein Herz mich vertheidigen ſollen. — Wie beſchämt wird er da ſtehen, wenn es ſich aufklären wird, wie ungerecht er gegen mich handelte. — Der verdammte Hitzkopf. — Doch die zehn Minuten werden bald vorüber ſeyn, er forderte es, ich will alſo meinen Degen hohlen, ich hoffe, er ſoll mir unnütz ſeyn. (ab.)

Neunzehnter Auftritt.

(Es wird dunkel.)

Iſak
(öffnet das Fenſter des Gartenhauſes.)

Nu — fangt's doch ſchon an, dünkel zu werden, und muß ach da drinn ſitzen, und mit mir ſelber ſchmüſen. — Der junge Herr treibt ſeine Affairen, und kei Seel denkt auf den armen Jüden, der ach a Maul hat zum eſſen und zum trinken. — Nu glaub ach doch, ach müßte ganeſen, wann ach mir nicht ſelbſt hälfe. — Das Fenſter iſt nicht hoch, will's einmahl probiren, hinabzuſpringen. (er ſteigt hinaus.) Schau auf, Iſak, ſchau auf, daß de dir nicht den Hals brichſt, deine Schüldner würden ſich die Aeugle aus dem Kopfe weinen. (er ſpringt herab) Es iſt glücklich gelungen. —

Saint Bris.

Des Thrones und des Gott's,
Des Gott's, den Ihr verehret,
Wollet Ihr, ſo wie ich,
Die muth'gen Rächer ſein?

Alle.

Wir ſind bereit!
Zu jeder Zeit!

Saint Bris.

Wohlan! Vertrauet Eurem Gotte,
Der über ihrem Haupt ſchon zückt das Racheſchwert;
Heute wird noch der Hugenotten Rotte
Von uns vernichtet ſein und vertilgt von der Erd'.

Nevers.

Sagt, wer verdammet ſie?

Alle.

Gott!

Nevers.

Doch, ſtraft er ſelber ſie?

Alle.

Wir!

Saint Bris.

Gerecht iſt unſ're Rache,
Gehorcht der heil'gen Sache,
Es gilt Ehr' und Land!
Wie ſich die Sache wende,
Ich führe ſie zu Ende,
Ich ſchwör's bei meinem Blut!

Valentine.

Wie ſich die Sache wende,
Güt'ger Himmel, ſende
Ruhe und Frieden dem Land!

Nevers.

Mit Gott und meinem Muthe,
Ich ſchwör's bei meinem Blute
Kämpf' ich für Ehre und Land!

Die Uebrigen.

Ich ſchwör's in Eure Hand:
Kampf für die Ehre und Land!

Saint Bris.

So kann der König Euch vertrau'n?

Alle (außer Nevers).

Wir ſchwören es!

Saint Bris.

Ich werde Euer Führer ſein!

Alle (außer Nevers).

Wir folgen Dir!

Saint Bris.

Wie, Nevers? Ihr brecht nicht Euer Schweigen?

Valentine.

Was wird er ſagen? Es bebt mein Herz!

Nevers.

Auch ich will mich dem Feind, doch im offenen Kampfe zeigen;
Der Dolch iſt für die Hand des Braven nicht gemacht!

Saint Bris.

Doch des Königs Befehle?

Nevers.

Ich nehm' ſie nicht in Acht!
Nie hab' ich mein Geſchlecht durch feigen Mord geſchändet,
Und wenn ſich Euer Blick auf meine Ahnen wendet,
Zähl' ich der Helden viel, doch einen Mörder nicht!

Saint Bris.

Wie? Du reihſt Dich nicht in unſ're tapfern Schaaren?

Nevers.

Nein! Meinen Degen will vor Schande ich bewahren!
(zerbricht ſeinen Degen und wirft ihn hin)
Sieh! Hier iſt das Schwert! Zum Mord brauch' ich es nicht!

Valentine (halblaut zu Nevers).

Ha, braver Mann! Du erkennſt Deine Pflicht!
All' mein Blut immerdar für Dich ſpricht!
Ja, Euch vertrau' ich Alles an —
O kommt, o kommt! Ihr ſollet erfahren!
(Saint Bris hat die Mittelthüre geöffnet, durch welche 12 Schöppen eintreten. Wachen werden außen ſichtbar.)

Saint Bris
(auf Nevers zeigend zu den Wachen).

Bemächtigt ſeiner Euch, uns vor Verrath zu wahren,
Bis morgen früh bewacht mit Vorſicht ihn!

Valentine.

O güt'ger Gott nehm' ihn in Deine Huth!
Ha, Alles iſt verloren,
Großer Gott, ſchütze ihn!

Nevers.

Nur für gerechte Sache,
Doch nicht für ſchnöde Rache
Leg' ich an's Schwert die Hand!

Saint Bris und die Uebrigen.

Gerecht iſt unſ're Rache,
Gehorcht der heil'gen Sache
Für die Ehr' und das Land!

(Nevers wird von den Wachen abgeführt.)

Vierte Scene.

Vorige. Mönche, Studenten, Bürger (durch die Mitte). Aus der Seitenthüre links kommen Hofdamen und Pagen, welche Körbchen mit weißen Schärpen tragen. (Valentine iſt hinter dem Vorhange des Alkovens verborgen, wo ſie von Zeit zu Zeit ſichtbar wird.)

Saint Bris.

Ihr, die Ihr wollt verfechten Gottes Rache,
Streiter für Gott und ſeine heil'ge Sache,
Führer des Volkes, hört nun mein Wort an Euch:
Ruhig, ohne Lärm, wie ſonſt, ganz ſtill und gelaſſen
Vertheilet Alle Euch, an alle Plätze und Gaſſen,
Und ertönt das Signal, dann brecht Alle hervor zugleich!

Chor.

Dann trifft ſie der Rache Streich!

Saint Bris.

Du Coſſé und Dein Corps, umringet ſtill die Hallen
Des Admirals, er ſoll der Erſte fallen!

Chor.

Er ſoll der Erſte fallen!

Saint Bris.

Ihr zum Hotel von Nesle, wo unſer Aller Feind
Die Häupter ſeines Corps am Abend heut vereint,
Sich bereitend zum Feſte
Für Margarethen, umringt dort die Gäſte!

Alle.

Wir eilen zu dem Feſte!

Saint Bris.

Hört nur, hört, ſchweiget ſtill!
Wenn von Sanct Theobald
Zum erſten Male dann die Abendglock' erſchallt,
Muſtert heimlich und ſtumm die Waffen und die Leute,
Bereitet ſtill Euch vor zu dem heiligen Streite!
Wenn ertönt das Signal,
Dann brecht hervor, kündet Schrecken überall;
Damit der Muth der Feinde ſchwinde.
Und wenn vom Thurm zum zweiten Mal

Ertönt das Zeichen, verſammelt dann der Brüder Schaar;
Es iſt der Todesruf! Das Verderben erwache,
Dann brecht hervor und führt den Todesſtreich,
Und ſtreckt dahin, was widerſtrebet Euch!
Der Gott, der Euch vernimmt und Euch im voraus ſegnet,
Hört unſer Fleh'n, er wird vor Euch hergeh'n!

Valentine (für ſich).

Mein Gott, mein Gott! Wie kann ich retten ihn?
Es iſt umſonſt, er kann nicht mehr entflieh'n;
Wie wollt' ich, ach ſo gern und kann nicht retten ihn!
O laß, mein Gott, ſein Leben nicht gefährden,
Beſchütze ihn, laß mich das Opfer werden!

Die Mönche.

Ehre dem allgerechten Gott!
Ehre des Herrn muthigem Krieger!
Ihr werdet ſein die Sieger,
Verbreiten Schrecken und Tod!

(Die Waffen ſegnend, die ihnen von Allen entgegengeſtreckt werden.)

Waffen, für Gott muthig gebraucht,
Und in der Ketzer ſchändlich Blut recht bald getaucht,
Ihr, durch die unſer Herr führt den rächenden Streich,
Waffen, wir ſegnen, heilige Waffen, Euch!

Alle.

Ja, Ehre dem allgerechten Gott ꝛc.

Saint Bris

(den Pagen winkend, welche mit Hilfe der Damen die Schärpen vertheilen).

Hier dieſe weiße Schärpe
Sei unſ'res Bundes Zeichen,
Sie ziere die Streiter des Herrn!

Chor.

Gottes Fluch über ſie!

Saint Bris.

Gott will es ſo!

Chor.

Racheſchaar, Todesbrüder!
Ja, ja, ſtrecket ſie nieder!
Wachſet ſchnell, eine Hyder,
Wohlan, entfeſſelt die Wuth!
Todesruf laßt erſchallen,
Alle müſſen ſie fallen!
Der Friede wird erſtrahlen
Nur aus Strömen von Blut!
Racheſchaar, nur heran
Auf die blut'ge Bahn!

Saint Bris und die Mönche.

Ihr Freunde, Vorſicht noch!
Daß Keiner uns entrinne,
Entfernet Euch ganz ſtill!

Chor.

Geheiligt ſei die Rache,
Gehorcht der guten Sache,
Ja, es ruft Ehr' und Land!
Sachte und ſtill, daß Verrath nicht Raum gewinnt,
Die Feindesſchaar zu warnen, daß kein Opfer uns entrinnt!
Habet Acht,
Mit Bedacht
Sei's vollbracht
Um Mitternacht!
(Alle entfernen ſich leiſe durch die Mitte.)

Fünfte Scene.

Valentine, **Raoul** (kommen aus ihrem Verſteck hervor).

Valentine.

O Gott, wo wollt Ihr hin?
Raoul! Steht Rede mir!

Raoul.

Und Ihr fragt?
Retten meine Brüder vor dem blutigen Streich,
Der ſchon fällt auf ſie nieder!
Bewaffnen ſie, an ihrer Seite ſteh'n,
Und dem ſchändlichen Feind, der uns droht, widerſteh'n!

Valentine.

Doch wer iſt der Feind?
'S iſt mein Vater und mein Gemal, den ich hoch jetzt verehre!
Habt ſie zu morden Ihr den Muth?

Raoul.

Ja! Blut verlanget wieder Blut!

Valentine.

Sie führen Gottes Schwert!

Raoul.

Dieß wäre Gottes Schwert?
Wäre dieß der Gott, den ſo hoch ihr verehret,
Und der in ſeinem Grimm die Brüder morden lehret?

Valentine.

Ach, läſt're nicht den Gott, denn er verläßt Dich nicht;
Er hat mein Herz für Deine Rettung ja entzündet!
Geh' nicht von hier!

Raoul.

Ich muß!

Valentine.

Suchſt den Tod, der Dich findet!

Das muß wahr ſeyn, ein Spekulant iſt ein geplagter Mann. Will er ein paar Gülden gewinnen, ſo muß er ſich's ſauer genug werden laſſen.

Arie.

Ein Spekulant muß rennen, lafen,
  Riskirt doch ohne End',
Muß immer kafen und verkafen,
  Für wenige Perzent.
Er wird betrogen um und um,
Und er betrügt dann wiederum,
Au weih geſchrien, die ganze Welt iſt krumm.

Leiht er ein Geld den jungen Herren,
  Auf ihres Vaters Tod,
So muß er viel Perzent begehren,
  Weil viel Verluſt ihm droht,
Denn meiſt ziehn ſie die Erbſchaft ein,
Und laſſen Schulden Schulden ſeyn,
Au weih geſchrien, 's iſt alles gar zu fein.

Und meiſtens geht jetzt alles ſchief,
  Iſt alles lauter Schein,
Und ein ſolider, guter Kniff
  Schlägt jetzt gar nicht mehr ein.

Raoul.

Blieb' ich hier, ſo verrieth' die Ehre ich und Pflicht!
Nein! Nie!
Zur Rettung Aller bin ich erkoren,
O laß mich fort!

Valentine.

Laß Dich erweichen! Du biſt verloren!
Hör' mein warnend Wort!
Mein Raoul!

Raoul.

Bedenk!

Valentine.

Soll ich mein Liebſtes ſehen ſterben?

Raoul.

Es droht den Brüdern das Verderben!

Valentine.

Willſt Du die Qual mir bereiten?

Raoul.

O laß mich fort von hier!

Valentine.

O folge mir und bleib' zurück!

Raoul.

Umſonſt! Mich ruft mein Mißgeſchick!
O laß mich fort, die Pflicht gebeut!

Valentine.

Höre mich! Noch iſt es Zeit!
Deinen Plan, ich muß ihn zerſtören!
Nein, Du darfſt nicht von hier,
Feſt an Dich klamm're ich mich!

Raoul.

Hab' Mitleid doch! Ich darf Dich nicht hören!

Valentine.

Und ich, mein Freund, ach, ich höre nur Dich!
Sieh'. o ſieh' meinen Schmerz!
Soll ich ſterben Dich ſehen?
Iſt, erhalten ſich ſelbſt, denn nicht auch eine Pflicht?
O bleib', mein Raoul! denn wenn Dein Auge bricht,
Bricht auch dieſes Herz! Derſelbe Streich trifft Beide uns!
Bleibe! Bleibe! —
Ich liebe Dich!

Raoul.

Ach, welch' ein Glück!
Dieß Himmelswort aus Deinem Munde
Aendert mein Herz und mein Geſchick!
O Wonnetag, o ſel'ge Stunde!
Komme nun, Tod, nun komm heran!
Dieß Wort, es wird Dich mir verſüßen,
Denn ſterben kann ich nun zu Deinen Füßen!

Valentine.

Wie? Ich ſprach es, dieſes Wort?

Raoul.

Ja, ich hör's fort und fort!
Himmelswort treuer Liebe
Leuchtet nun mir hell durch die Nacht,
Und die gleichen ſüßen Triebe
Sind in mir erwacht.
Nimm von mir nun Lieb' um Liebe!

Valentine (für ſich).

Die Gefahr nahet ſich! o mein Gott!

Raoul.

O wiederhole! Nicht zerſtöre
Dieſer Stunde unausſprechlich Glück;
Iſt's ein Traum, was ich jetzt höre,
Dann, o Gott, ende mein Geſchick!

Valentine.

Die Gefahr, o mein Gott — dieſe Stunde!
Und erfüllet wird bald ſein Geſchick!
Ach, vor Zagen bebt für ihn meine Bruſt!
O Nacht des Schreckens!

Raoul.

Nacht der Wonne! Götternacht!
Du liebſt mich — o Wonne, o Luſt!
Spende Liebe um Liebe! Laß uns fliehen!

Valentine.

Nein, nein! bleibe!

Raoul.

Ach, komm' Geliebte! komm', laß uns fliehen!
(Von außen Glockengeläute und Lärm.)

Raoul.

Hörſt Du dort die Glocken hallen?

Valentine.

Keine Rettung gibt es mehr!

Raoul.

Durch mächtig Dunkel ſchallen
Der Rache Stimmen daher!
O Gott, wo war ich?

Valentine.

Hier, bei mir, theurer Freund!

Raoul.

Nun beſinne ich mich!
Meine Brüder will man morden —
Das Signal höre ich!
Nein, ich darf nicht länger zaudern!
Schon erblick' ich dort mit Schaudern,
Wie ſie trifft der Todesſtreich.
Ja, ich höre ſchon die Treuen,
Voll von Schrecken nach mir ſchreien. —
Brüder, ich will euch befreien,
Oder ſterben auch mit Euch!

Valentine.

Wie, mein Raoul, dieſer Schmerz,
Er bewegt nicht Dein Herz?
Du vernimmſt nicht mein Wort,
Hörſt nicht, eileſt fort?
Siehſt die Gefahr nicht, die Dir droht,
Eileſt fort in den ſichern Tod?
Kannſt Du dieß? Rührt mein Flehen Dich nicht mehr?
Nun wohlan! Stoß mich nieder vorher!

Raoul.

Nein, ich darf nicht mehr zaudern!

Valentine.

Ha, wohl ſeh' ich es mit Schaudern,
Daß Du nicht willſt länger zaudern;
In den Tod willſt Du gehen!
Höreſt nicht mehr mein Flehen,
Und mein Schmerz gilt Dir gleich!
O, Du wirſt es bereuen,
Selbſt dem Tode Dich zu weihen;
Du kannſt nicht ſie befreien,
Und auch Dich trifft der Streich!
(Wieder Glockengeläute und Lärm.)

Raoul.

Hörſt Du wieder Glocken ſchallen?
Gott verlangt, ich ſolle fallen!

Valentine.

Nein, nein!

Raoul.

Ja, ich höre die Treuen,
Fort — ich will Euch befreien!

Valentine.

Nein, nein!

Raoul.

Umſonſt! Entferne Dich!

Valentine.

Nein, nein! Durchbohre mich!
Nur ſchnell! Du mußt mein Mörder ſein!

Raoul.

O Gott, Du wirſt mir Kraft verleihen!
(ſich dem Fenſter nähernd)
Sieh, dort in ihrem Blute
Fallen die Armen ſchon hin!

Valentine.

Ach, nimmer kann ich's ſchauen,
Es erfüllt mich mit Grauen!
Ach, Raoul! Sie tödten Dich!
Zu viel! Ich ſterbe! Ach!
(Sie ſinkt in Ohnmacht.)

Raoul.

Erhole Dich! Was thu' ich?
Ach der Qual, die ich leide —!

Und ſo verlaſſen ſie?
Theure, hör' nur ein Wort!

(Verſtärktes Glockengeläute und Lärm.)

Nein, nur fort! nur fort!

(über Valentine gebeugt)

Gott, Dir empfehl' ich dieſes theure Leben!

(Er ſteigt durch das Fenſter und verſchwindet. Valentine, die zu ſich gekommen iſt und dieß geſehen hat, ſtößt einen Schrei des Entſetzens aus, und ſinkt neuerdings bewußtlos zuſammen.)

Der Vorhang fällt.

Fünfter Akt.

(Eine Kloſterhalle.)

Erſte Scene.

Raoul, **Marcel** (letzterer verwundet, kommen von rechts), **Valentine** (tritt ihnen entgegen.)

Valentine.

Wo eilt ihr hin?

Raoul.

Zum Kampfe!

Marcel.

Zum Tode!

Valentine.

Nein, ſterben darfſt Du nicht!
Wer wagt, dieß zu ſagen?
Ich rette Dich, vertrauſt Du mir!

Raoul.

Wär' es wahr?

Valentine (ihm eine weiße Schärpe reichend).

Nimm dieſe Schärpe an den Arm,
Sie führt Dich ſicher zum Louvre,
Wo dann, wie ſie's verſprach,
Die Königin Dich retten wird,
Wenn Du nur willſt —

Raoul.

Sprich, was verlanget man?

Valentine.

Meinen Glauben anzunehmen!

Raoul.

Nie! Wenn ich meineidig wär',
Sag — liebteſt Du mich mehr?
Ach, Alles trennt uns!

Valentine.

O nein, dann könnt' ich lieben
Dich ohne Scheu!

Raoul.

Und Nevers?

Marcel.

Der wack're Held! Er war's, der mir das Leben erhielt;
Doch, ein Opfer ſeines Eifers, fiel auch er,
Von ihnen hingeſtreckt!

Raoul.

Nevers todt?

Valentine.

So komm', entflieh!

Raoul.

Die Pflicht — mein Herz — o ſchwerer Kampf!

Marcel (warnend).

O Raoul!

Raoul.

Siehſt Du denn nicht, mir kommt die Lieb' entgegen.

Marcel.

O Raoul, die Hand des Himmels zeigt nach andern Wegen!

Valentine.

Komm', komm'!

Raoul
(ſich feſt an Marcel ſchmiegend).

Nein, hier bei ihm erwarte ich den Tod!

Kaum, daß ein rechter feiner Mann,
Sich Pferd und Wagen halten kann.
Au weih geſchrien, ach ruinirter Mann!

Aber jetzt komm zu gehn, Iſak, renn und laf, und ſuch einen Gerichtsdiener auf, der den jungen Herrn ein wenig bang macht, ſonſt kriegſt du keinen Heller mehr von deinen ſchönen Dukaten. (ſchnell ab.)

Zwanzigſter Auftritt.

Firnſtein, gleich darauf Wirbel.

Firnſtein.
Ich glaube, man kann nicht pünctlicher ſeyn.

Wirbel (in Uniform.)
Sind Sie es, mein Herr?

Firnſtein.
Ich bin's.

Wirbel.
Gut, ich liebe die Schnelligkeit.

Firnſtein.
Nun werden Sie wohl ſo gefällig ſeyn, mir zu erklären —

Wirbel.
Es bedarf deſſen nicht. Wir haben Beyde unſere Degen, dieſe ſollen für uns ſprechen.

Valentine.

O komm', bedenke, was Dir droht!
Glaubſt Du, daß ich ohne Dich könnte ferner leben
Auf dieſer Erde, wo Alles dann mir fehlt?
O nein, das glaubſt Du nicht!
Dein Blick iſt meine Sonne,
Dich lieben iſt mein Ziel, Dein Herz iſt meine Welt.
Wohlan! beweiſen will ich ganz Dir meine Liebe:
Trifft Dich der Todesſtreich, iſt auch mein Tod gewiß,
Und ſtände meine Seele auf dem Spiele,
Ich theile gern mit Dir die Höll', das Paradies;
Dich ſoll mir nichts auf Erden rauben,
Nicht Wahrheit und nicht eitler Wahn —
Du willſt nicht meinen Glauben —
Ich nehm' den Deinen an!

Raoul.

Welches Glück!

Marcel.

Gottes Flamme hat nun ihre Seele erleuchtet!

Valentine.

Auf Dich will ich hoffen, mein Gott!
Doch ſie verfluchen mich!
Ach, mein Marcel, mein Vater,
Gib Deinen Segen uns,
Und ſtärk' im Glauben mich!

Raoul.

Da kein Diener des Herrn hier iſt zur Hand,
Marcel, ſegne Du unſern Schwur, unſer Band!

Marcel.

Ja, dieß heil'ge Amt des Herrn,
Ich verwalt' es mit Freuden,
Und will ſegnen den Bund,
Will Dein Prieſter heut' ſein!
Werdet Ihr Flamm' und Schwert
Sehen blitzen ohne Zagen,
Fallt vom Glauben nicht ab,
Den ihr heute beſchwört,
Wenn Martern auch Euch plagen?

Raoul und Valentine.

Ja, wir ſchwören hier zu Gott
Treu' dem Bund bis zum Tod!

Marcel.

Seht, der Himmel öffnet ſich, Poſaunen dröhnen,
Ehre Gott! Hört Himmelschöre tönen!
Und die Engel, ſie ſchreiten hernieder,
Und ſingen ſo frohe, ſo himmliſche Lieder!
Herr, mein Gott, nimm die Sünder in Gnaden nun auf,
Laß dein Reich mich erblicken!

Valentine und Raoul.

Seht von Himmelsglanz ſein Antlitz ſich verſchönen!
Himmelsruh' ſtrahlt vom Auge ihm wieder,

Und er höret die frohen, die himmliſchen Lieder,
Seine Seele, ſie ſchwingt ſich zum Himmel hinauf,
Fühlt der Sel'gen Entzücken.

Alle Drei.

Ich ſtaune und höre
Die himmliſchen Chöre;
Sie klingen von ferne.
O ende mein Leben,
Laß ſüß mich entſchweben!

(Alle drei ab.)

Verwandlung.

Straße, rückwärts ein Kloſter.

Zweite Scene.

(Greiſe. Weiber und Kinder flüchten über die Bühne, von Bewaffneten verfolgt.)

Raoul, **Valentine** und **Marcel** kommen aus dem Kloſter.

Saint Bris mit einer Abtheilung Soldaten von rechts.

Saint Bris.

Wer da?

Valentine.

Schweig' Geliebter und laß uns fliehen!

Raoul.

Hugenott'!

Valentine und Marcel.

Und auch wir!

Saint Bris (zu den Soldaten).

Feuer!

(Die Soldaten ſchießen, Raoul, Valentine und Marcel ſinken nieder.)

Valentine.

O Gott, mein Vater!

Saint Bris

(zu ihr auf die Kniee ſtürzend).

Himmel, meine Tochter!

Valentine.

Ja, ich bin's — mich traf Euer Todesſtreich,
Bitten will ich dort für Euch!

(Gruppe.)

Der Vorhang fällt.

Ende.

Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei.

A 91040
3

Die
Verſchworenen
(Der häusliche Krieg).

Singſpiel in einem Act

von

J. F. Caſtelli.

Muſik von Franz Schubert.

Adolph W. Künaſt
(Wallishauſſer'ſche k. u. k. Hofbuchhandlung)
Wien
I. Hoher Markt 1.

Der häusliche Krieg.

Oper in einem Act

von

J. F. Caſtelli.

Muſik von Franz Schubert.

Wien, 1862.
Verlag der Wallishauſſer'ſchen Buchhandlung (Joſ. Klemm).
Stadt, hoher Markt 541, gegenüber vom Galvagnihof.

Perſonen:

Graf **Heribert** von **Lüdenſtein,** Bannerherr.

Aſtolf von **Reiſenberg,**
Garold von **Nummen,**
Friedrich von **Trausdorf,**
Ritter und ſeine Lehensmänner.

Mehrere Ritter, Heribert's Lehensmänner.

Ludmilla, Heribert's
Helene, Aſtolf's
Luitgarde, Garold's
Helene, Friedrich's
Hausfrauen.

Die Hausfrauen der übrigen Ritter.

Iſella, Ludmillens Zofe.

Udolin, Heribert's Page.

Die Handlung geht in den Zeiten der Kreuzzüge vor.

WIENER STADT
A n. 120773

Firnſtein.

Aber —

Wirbel.

Kein Wort mehr, Betrüger!

Firnſtein

(ein wenig hitzig.)

Eduard! dieſe Sprache —

Wirbel.

Verdienen Sie. — Haben Sie um Sophiens Hand bey meinem Onkel angehalten?

Firnſtein.

Ja, allein —

Wirbel.

Stellen Sie ſich.

Firnſtein.

Mein Ziel war —

Wirbel.

Stellen Sie ſich, oder ich halte Sie Sophiens Liebe und der Achtung jedes ehrlichen Mannes unwürdig.

Firnſtein.

Nein, das iſt zu viel, meine Ehre muß ich retten. — (er zieht, ſie fechten, nach einigen Gängen iſt Wirbel entwaffnet.)

Wirbel.

Ich bin entwaffnet — (ſtellt ſich ihm muthig entgegen.) Hier iſt meine Bruſt, ſtoßen Sie zu.)

Die Bühne ſtellt einen gothiſchen, aber reich verzierten, mit Armaturen und Ritterbildern behangenen Vorſaal in Heribert's Burg vor. Im Hintergrunde ein großes Thor, welches in den Burghof führt. Thüren zu beiden Seiten führen in die Gemächer. In der Mitte der Bühne ein großer ovaler Tiſch mit einem Tuche überdeckt und herum Stühle mit hohen vergoldeten Lehnen, deren einer für den Vorſitz erhabener geſtellt iſt.

Erſte Scene.

Iſella und Udolin.

Iſella (kommt aus der Seitenthür, um noch etwas auf dem Tiſche zu bereiten; Udolin tritt durch das Thor im Hintergrunde ein, ſpäht geheimnißvoll umher, tritt endlich vor und bekommt gerade in der Mitte der Bühne Iſella zu Geſicht).

Eingangs-Duett.

Udolin.

Sie iſt's!

Iſella.

Er iſt's!

Beide.

O welch' Entzücken!

Iſella.

Du wieder hier, mein Udolin?

Udolin.

Die Zeit der Trennung liegt im Rücken,
Die Zeit des Wiederſeh'ns erſchien.

Iſella.

Es iſt nun ſchon ein ganzes Jahr,
Da zog des Herrn gebietend Wort
Dich von dem treuen Liebchen fort
In Schwerterſaus, Krieg und Gefahr.

Udolin.

Nun aber zieht mein gutes Glück,
Und meine Liebe und mein Herz,
Nach überſtand'nem Trennungsſchmerz,
Zum Liebchen wieder mich zurück.

Iſella.

Haſt Du meiner oft gedacht?

Udolin.

Das verſteht ſich.

Iſella.

Mir dein Herz zurückgebracht?

Udolin.

Das verſteht ſich.

Iſella.

Nie gewankt in deiner Treue,
Nach der Männer böſem Brauch?

Udolin.

Nie gewankt? — Iſt viel gefordert; —
Nun? — Und Du? — warſt auch ſtets gut?

Iſella.

Das verſteht ſich.

Udolin.

Widerſtand'ſt Du keckem Muth?

Iſella.

Das verſteht ſich.

Udolin.

Ward die Reinheit deiner Liebe
Nie getrübt durch einen Hauch?

Iſella.

Nie getrübt? — Iſt viel gefordert; —
Aber ja — verſteht ſich auch.

Beide (ſich umſchlungen haltend).

Wir finden uns wieder,
Wie wir uns verlaſſen,
Jetzt wollen wir liebend
Uns feſter umfaſſen,
Nichts trennet uns mehr,
Denn Scheiden fällt uns ſchwer!

Proſa.

Udolin.

O, wie glücklich bin ich jetzt!

Iſella.

Iſt es Dir recht ſchlimm ergangen, lieber Udolin?

Udolin.

Ja, ſo mitunter; manchmal haben wir ein bischen heiß gehabt, und manchmal ein wenig gehungert und gedürſtet; aber die Saracenen haben's entgelten müſſen.

Iſella (lächelnd).

Du wirſt ihnen nicht viel Leides gethan haben, kleiner Prahler?

Udolin.

Viel hab' ich ihnen gethan. — Mehr als hundert Todte verkünden laut meinen Ruhm.

Iſella.

Aber was führt Dich zurück? Biſt Du vielleicht aus Furcht vor den Todten davongelaufen? Oder kommſt Du als des Grafen Bote?

Udolin.

Der Graf braucht keinen Boten mehr, er kommt ſelbſt zurück und mit ihm ſeine Vaſallen.

Iſella.

Iſt's wahr? Das muß ich gleich den Frauen verkünden. (Will ſchnell ab.)

Udolin.

Halt! — Die Ritter wollen ihre Hausfrauen überraſchen.

Iſella.

Ja ſo? — Nun und werden ſie lange auf ihren Burgen bleiben?

Udolin.

Einige Tage.

Iſella.

Das iſt häßlich; da kommen ſie ja nur darum, um wieder Abſchied zu nehmen. Alſo, alle Ritter kommen mit dem Grafen zurück?

Udolin.

Alle.

Iſella.

Deſto beſſer; ſie treffen ihre Hausfrauen heute hier in der Burg.

Udolin.

Hier?

Iſella.

Ja, ja, — blicke nur ein bischen um Dich.

Udolin.

Wozu dieſe Zubereitung? Da ſieht's ja aus, als ob man in die Hände der heiligen Vehme gerathen wäre.

Iſella.

Es wird auch ein Gericht gehalten. Die Gräfin hat alle Burgfrauen, — alle, hierher entbieten laſſen, ſie will mit ihnen eine ſehr wichtige Angelegenheit in Berathung ziehen.

Udolin.

Ein Rath? — Worüber?

Iſella.

Mir ſcheint, es geht über die Männer los.

Udolin.

Was wäre das?

Iſella.

Man will einen Bund ſchließen.

Udolin.

Der Rathſitzung muß ich beiwohnen.

Iſella

Du ſcherzeſt.

Udolin.

Voller Ernſt.

Iſella.

Aber wie?

Udolin.

Du mußt mich verſtecken.

Iſella.

Aber wo?

Udolin.

Das muß ſich finden.

Iſella.

Wenn Du mir Verſchwiegenheit gelobſt, ſo will ich's wagen.

Udolin.

Bei den hundert Saracenen, die ich erſchlagen habe!

Iſella.

So komm; ich will Dich hier in dieſer Niſche verſtecken; da kannſt Du Alles hören, aber Verſchwiegenheit, das ſage ich Dir. (Beide ab.)

Zweite Scene.

Helene (allein; ſie kommt trübſinnig mit geſenktem Haupte, tritt während des Ritornells der folgenden Arie zum Fenſter, öffnet es, ſtarrt hinaus, ſeufzt, ſchließt es wieder und ſingt).

Romanze.

1. Strofe.

Ich ſchleiche bang' und ſtill herum,
Das Herz pocht mir ſo ſchwer,
Das Leben däucht mich öd' und ſtumm,
Und Flur und Burg ſo leer.
Und jede Freude ſpricht mir Hohn
Und jeder Ton iſt Klageton,
Iſt der Geliebte fern,
Trübt ſich des Auges Stern.

2. Strofe.

Ach! was die Liebe einmal band,
Soll nie ſich trennen mehr,
Was ſuchſt Du in dem fremden Land,
Und weit dort über'm Meer?
Wenn dort auch bunt're Blumen blüh'n,
Kein Herz wird heißer für Dich glüh'n,
Du meines Lebens Stern!

Dritte Scene.

Gräfin, Helene.

Gräfin.

Schon wieder ſo traurig, liebe Nichte.

Helene.

Soll ich's nicht ſein? Einen Tag nur war ich mit meinem lieben Aſtolf vereinigt; am folgenden ſchon mußte er mit dem Banner fortziehen gegen die Ungläubigen.

Gräfin.

Nun, und bin ich beſſer daran? Iſt mein Gemal nicht auch mitgezogen? Seufze ich nicht auch nach dem Geliebten, wie eine halbwelke Blume nach dem Thau?

Helene.

Verzeiht, edle Gräfin, aber ich und Ihr — da iſt doch ein großer Unterſchied.

Gräfin.

Gar keiner. — Aber nur Geduld! — Sie ſollen's bereuen, daß ſie die Ehre höher halten als die Liebe. Ich habe ein Mittel gefunden, wodurch ich ſie für die Zukunft hier feſthalten will, wenn ſie erſt wieder da ſind.

Helene (ſeufzend).

Ja, — wenn ſie erſt wieder da ſind.

Gräfin.

Ach! — Ich habe ſchon Nachricht, daß ſie ihre Rückkehr bereits angetreten haben. Darum habe ich die Frauen des ganzen Gau's hierherberufen laſſen. Ein Gericht ſoll gehalten werden, ein fürchterliches Gericht! — Ich hoffe, mein Plan wird durchgehen.

Helene.

Ich wenigſtens will ihn aus allen Kräften unterſtützen, wenn er zum Ziele führt.

Gräfin.

Still, die Frauen verſammeln ſich ſchon zum Rathe.

Vierte Scene.

Die Vorigen, Luitgarde, Camilla, viele alte und junge Frauen kommen unter folgendem Chor durch das mittlere Thor. Iſella und Udolin, ohne Verkleidung hinter einem Vorhange, befinden ſich unter ihnen.

Chor.

Ihr habt auf eure Burg entboten
Die Frauen von dem ganzen Gau,
Wir ſind gekommen und erwarten,
Was Ihr gebietet, hohe Frau.

Gräfin.

Seid mir willkommen, edle Frauen!
Ein wicht'ger Plan beſchäftigt mich,
Darüber wollen Rath wir halten;
Man ſchweige, — höre, — ſetze ſich!

(Während welchem ſich die Frauen ſetzen, nämlich die Gräfin auf den erhabenen Stuhl, Helene an ihre Seite, Iſella am rechten Ende des Tiſches. Udolin hinter dem Vorhange.)

Chor.

Wir hören was die Weisheit ſpricht,
Schweigt Alle, unterbricht ſie nicht.

Gräfin
(nimmt eine Pergamentrolle vom Tiſche und öffnet ſie).

Hier iſt die Liſte der Berufenen. Sind alle hier? — Ich wünſche ſehr, daß keine fehle.

Chor.

Alle, alle!

Gräfin.

Ich hoffe, daß ſich kein Verräther hieher in unſ're Mitte ſchlich.

Chor.

Nein, keiner.

Udolin (betroffen zu Iſella).

Bin ich gut verborgen?

Iſella.

Vortrefflich, Niemand kann Dich ſeh'n.

Gräfin.

Entfernt von Jenen, die Ihr liebt,
Seid Ihr nicht auch, wie ich, betrübt?

Chor.

Wir weinen und klagen,
Wir zittern und zagen,
Und keine Freude mehr uns lacht,
Wenn's anfängt zu tagen,
Fängt's Herz an zu ſagen
Und ſchlägt auch fort die ganze Nacht.

Gräfin.

Das muß ſich ändern!

Chor.

Muß ſich ändern!

Gräfin.

Wir zwingen ſie.

Chor.

Wir zwingen ſie —

Gräfin.

Sie müſſen bleiben —

Chor.

Müſſen bleiben.

Gräfin.

Und nie mehr uns verlaſſen — nie!

Chor.

Und nie mehr uns verlaſſen — nie!

Gräfin und Chor.

Eifrig wollen wir berathen
Unſern vorgeſteckten Plan,
Von des Krieges blut'gen Thaten
Führen ſie auf ſüß're Bahn.

Udolin (bei Seite).

Rüſtet Euch zum Kampf, Ihr Gatten,
Gegen eurer Frauen Plan;
Alles will ich Ihnen ſagen,
Da ich's nicht verſchweigen kann.

Proſa.

Gräfin (mit ſalbungsreichem Tone).

Dies iſt der Gegenſtand, edle Frauen, den wir in Berathung ziehen müſſen. Wir müſſen Sie dazu zu bringen ſuchen, daß Sie auf ferneren Kampf Verzicht leiſten, und künftig nur uns und der Liebe leben.

Alle Frauen.

Zugeſtanden, zugeſtanden!

Helene.

Ganz recht, aber wie wollen wir ſie dazu bringen?

Firnſtein (kalt.)

Nicht ſo, nehmen Sie Ihren Degen wieder, nur fordre ich, daß Sie mich einen Augenblick ruhig anhören.

Wirbel.

Womit können Sie dieſe ſchwarze Verrätherey entſchuldigen?

Firnſtein.

Sie beſchuldigen mich, ich wollte Ihnen Sophiens Hand ſtreitig machen, ich ſage Ihnen aber, daß ich ſie nur darum von ihrem Vater begehrte, um ſie Ihnen zu bewahren. Dadurch, daß ich um ſie warb, wurden vielleicht mehr als 20 Freyer entfernt, unter denen Ihr Onkel, um Ihnen jede Hoffnung zu benehmen, gewiß einen gewählt haben würde.

Wirbel.

Wär's möglich?

Firnſtein.

Ungerechter, voreiliger Menſch! ich kam nicht hieher, um Sie zu überwinden, wohl aber, um Ihnen 15,000 Gulden anzubiethen, wenn Sie ſie von Ihrem Freunde annehmen, und Ihre Schulden damit bezahlen wollen. (ſtellt ſich zum Duell in Poſitur.) Jetzt laſſen Sie uns fortfahren, wenn's beliebt.

Gräfin.

Das iſt nun die Hauptfrage, welche erörtert werden ſoll.

Alle Frauen.

Sprecht, edle Frau!

Gräfin.

Wodurch zieht man einen Mann mehr an ſich, als durch Widerſtand?

Udolin.

Das iſt eine Frau von Erfahrung.

Gräfin.

Ich denke alſo, meine Freundinnen, wir müſſen bei der Zurückkunft unſerer Eheherren uns feſt verhalten, ihrer Zärtlichkeit Strenge und Kaltblütigkeit entgegenſetzen. — Was meint Ihr davon?

(Anhaltendes allgemeines Schweigen.)

Eine Frau.

Ich meine —

Eine Andere.

Ich denke —

Udolin (bei Seite).

Ja, ſo etwas verdient Ueberlegung.

Helene.

Nein, edle Frau, das heißt das Unmögliche verlangen. Ich kann meinen Aſtolf nicht ſtrenge behandeln, ich muß ihm um den Hals fallen, wenn er kommt.

Camilla.

Auch ich kann nichts verſprechen.

Udolin.

Die rechte Seite macht Einwendungen.

Gräfin.

Verſteht mich recht, edle Frauen; ich meine ja nicht, daß wir die Strenge auf's Aeußerſte treiben wollen; nur ſo lange, bis ſie einen Friedensſchluß unterzeichnet und verſprochen haben, uns nicht mehr zu verlaſſen.

(Ein Trompetenſtoß von außen.)

Eine Frau (tritt ein).

Edle Frau! Der Wächter hat ſoeben vom Thurme aus bemerkt, daß ein ganzer Zug von Rittern gegen die Burg einſchlägt. Er will an dem Banner die Farbe des Grafen erkannt haben.

Gräfin.

Sie ſind's!

Alle Frauen (ſtehen ſchnell auf und wollen gehen).

Entgegen ihnen! — Entgegen!

Gräfin (laut ſchreiend).

Halt! (Alle bleiben in größter Verwirrung ſtehen.) Keine rührt ſich von der Stelle, wenn anders unſer Plan ausgeführt werden ſoll. Alle gehen mit mir. Sie dürfen unſere Freude über ihre Wiederkehr nicht gewahr werden. Erſt wenn ſie eine halbe Stunde in der Burg ſind, zeigen wir uns.

Helene.

Aber —

Luitgarde.

Bedenkt, erhabene Frau!

Gräfin.

Keine Einrede, keine Zweifel! — Wollt Ihr, oder wollt Ihr nicht? Euer eigenes Glück hängt davon ab, daß Ihr mir gehorcht.

Alle Frauen (trübſelig).

In's Himmels Namen!

Gräfin (ihre Hand emporhebend).

So ſchwöret Alle!

Chor der Frauen (indem ſie alle ihre Hände emporheben).

Ja, wir ſchwören!

Gräfin.

Der Liebe Stimme nicht zu hören.

Chor.

Der Liebe Stimme nicht zu hören.

Gräfin.

Kalt eure Männer zu behandeln.

Chor der Frauen.

Kalt unſ're Männer zu behandeln.

Gräfin.

Die Lieb' in Gleichmuth zu verwandeln.

Chor der Frauen.

Die Lieb' in Gleichmuth zu verwandeln.

Gräfin.

Den Fleh'nden keinen Kuß zu ſchenken.

Chor der Frauen (indem ſie die Hände ſinken laſſen).

Das iſt zu viel, Ihr wollt bedenken.

Gräfin (mit ſtärkerer Stimme).

Den Fleh'nden keinen Kuß zu ſchenken.

Chor der Frauen (indem ſie langſam die Hände wieder zum Schwur erheben).

Den Fleh'nden keinen Kuß zu ſchenken.

Gräfin.

Bis wir nach unſerm Plan ſie lenken.

Chor der Frauen.

Bis wir nach unſerm Plan ſie lenken.

Gräfin.

Dies ſchwören wir und wollen's halten,
Wenn auch, von ihrem Fleh'n bewegt,
Das Herz mit Macht dagegen ſchlägt.

Chor der Frauen.

Dies ſchwören wir und wollen's halten,
Wenn auch, von ihrem Fleh'n bewegt,
Das Herz mit Macht dagegen ſchlägt.

(Bis hieher haben Trompeten und Hörner den Schwur begleitet, um ihn ſo carrikirt als möglich zu machen; nun fällt eine ſanfte Melodie ein.)

Gräfin.

Nur Muth! Dann harret ſüßer Lohn,
Wir ſchleichen jetzt ſtill davon.

(Alle ab bis auf)

Fünfte Scene.

Iſella und Adolin.

Proſa.

Adolin.

Hu! das war ein gräßlicher Schwur, die Haare ſtehen mir zu Berge. (In lautes Lachen ausplatzend.) Ha, ha, ha, ha!

Iſella.

Ich hab's gar nicht recht verſtanden, was ich da Alles ſchwören mußte.

Udolin.

Deſto beſſer, ſo brauchſt Du auch nichts zu halten. Dir darf der Schwur in keinem Fall Kummer verurſachen. Der Schwur lautete: »Strenge und Kälte gegen die Ehemänner!« Ich bin ja dein Mann nicht, — alſo?

Iſella.

Ja — da haſt Du Recht.

Udolin.

Alſo darf ich dein ſanftes weißes Händchen faſſen? (Er thut es.)

Iſella.

Allerdings, weil Du nicht mein Mann biſt.

Udolin.

Und darf Dich beim Kinn nehmen? (Er thut es.)

Iſella.

Das darfſt Du auch, weil Du nicht mein Mann biſt.

Udolin.

Darf Dir auch ein Küßchen aufdrücken? (Er thut es ſehr ſchnell.)

Iſella.

Pfui, Udolin, das iſt zu keck!

Udolin.

Für einen Ehemann allerdings, aber für einen Liebhaber nicht. (Man hört Trompetenton und Glockengeläute.) Horch! — Die Ritter ziehen ein. — Ich empfange ſie.

Iſella.

Und ich begebe mich zu den Frauen. (Sie geht ab.)

Sechſte Scene.

Udolin, Graf Aſtolf, Garold, Friedrich und alle Ritter, geharniſcht, mit Schild und Speer ziehen ein. Der Graf, das Banner in der Hand, an ihrer Spitze.

Marſch und Chor.

Vorüber iſt die Zeit
Voll Unruh', Kampf und Streit,
Erfüllt die ritterliche Pflicht,
Wir ſiegten für des Glaubens Licht,
Nun ruh', mein gutes Schwert!
Es weicht das krieg'riſche Gewühl
Dem ſanftern ſüßern Minneſpiel!
Das eiſerne Gewand,
Wir hängen's an die Wand,
Es iſt der wack're Rittersmann,
Wenn er ſein Tagewerk gethan,
Wohl auch der Ruhe werth.

Proſa.

Graf.

Edle Ritter und Lehensmänner! Dank ſei Gott und eurem Muthe, wir haben den Heereszug ehrenvoll beſtanden. Wir kehren mit Ruhm bedeckt in unſere Heimat zurück. Zieht hin auf Eure Burgen und empfangt von Euren holden Hausfrauen den Minnelohn für Eure Thaten.

Ritter.

Preis und Dank unſerm Anführer!

Udolin (tritt vor).

Gnädigſter Herr! Da dürfen die Ritter nicht weit ziehen.

Graf.

Wie, Burſche, Du ſchon hier? Ich dachte, Du hinkeſt uns mit deinem Braunen langſam nach.

Udolin.

Herr! diesmal iſt der Braune den Schwarzen und Weißen vorgeeilt, und das zwar zu Eurem Beſten.

Graf.

Zu unſ'rem Beſten? — Ha, ha, ha! Bei allen Türkenſchädeln, das iſt luſtig!

Udolin.

Gnädigſter Herr! Die Frauen aller dieſer Ritter ſind hier auf Eurer Burg verſammelt.

Graf.

Hier?

Die Ritter.

Unſere Hausfrauen?

Graf.

Alle?

Udolin.

Ja, alle, ich habe ſie ſelbſt geſehen.

Aſtolf.

Deſto beſſer!

Graf.

Auf, Ritter, vertauſcht den ſchweren Eiſenharniſch mit dem leichten Wams, nehmt ſtatt der Lanze die Laute in den Arm, und eilt zu Euren Hausfrauen.

Udolin.

Wams und Laute werden Euch wenig nützen.

Graf.

Warum? — Jetzt rede, Burſche, oder, bei Friedrichs gebiſſener Wange, ich —

Udolin.

Haltet nur an Euch und vernehmt; aber leiſe, damit man uns nicht höre.

(Das ganze folgende Muſikſtück muß bis auf die Aufwallungen des Grafen und der Ritter, welche aber nur gleich Blitzen gäh' aufflackern und wieder verlöſchen müſſen, ſehr piano gehalten werden.)

Udolin (um den die Ritter einen engen Kreis gezogen haben).

Verrätherei hab' ich entdeckt.

Graf und die Ritter (auffahrend).

Verrätherei?!

Muſik.

Udolin.

Man hat ein Plänchen ausgeheckt —

Graf und Ritter.

Sprich, was es ſei?

Udolin.

Man hat Euch hier den Krieg erklärt.

Graf und Ritter (heftig).

Wie? Uns den Krieg?

Udolin.

Doch ſiegt Ihr hier nicht mit dem Schwert.

Graf und Ritter.

Wie wird der Sieg?

Udolin.

Durch Liſt allein könnt Ihr Euch rächen.

Graf und Ritter (heftig).

Unwürd'ge Rach'!

Udolin.

Man will benützen Eure Schwächen.

Graf und Ritter.

Wir ſind nicht ſchwach.

Udolin.

Und wißt Ihr, wer Euch Fehde ſchwört?

Graf und Ritter.

Wir wiſſen's nicht.

Udolin.

Die Frau'n ſind gegen Euch empört!

Graf und Ritter.

Wie? Sie vergeſſen ihre Pflicht?

Udolin.

Die Jungen und die Alten,
Sie haben Rath gehalten;
Sie wollen, Eure Lieb' zu ſteigern,
Euch jeden Liebesdienſt verweigern.
Geſchworen haben ſie zum Schluß,
Euch nicht zu geben einen Kuß.
Bis Ihr's beſchwört und unterſchreibt,
Und nicht mehr zieht von Hof und Haus
In's Sturmgeſaus
Hinaus.

Graf und Chor.

Ha! Sie ſollen's büßen,
Und von ihrer Liſt
Keine Frucht genießen;
Laſſt uns, Brüder, nun
Auch ein Bündniß ſchließen,
Männerklugheit iſt
Ueber Weiberliſt!

Udolin (für ſich).

Sollen ſie es büßen,
Und von ihrer Liſt
Keine Frucht genießen,
Müßt ihr Herren nun
Auch ein Bündniß ſchließen,
Männerklugheit iſt
Ueber Weiberliſt.

Proſa.

Graf.

Ah! Das iſt ſtark! — Eine Verſchwörung! Gegen uns? — und meine Hausfrau die Rädelsführerin! Wir haben die Ungläubigen beſiegt, wir werden auch mit unſeren Hausfrauen fertig werden.

Garold.

Das ſind die fürchterlichſten Ungläubigen, lieber zwanzigtauſend Muſelmänner als eine Frau.

Graf.

Wir müſſen ſie beſtrafen.

Aſtolf.

Dadurch ſind wir aber auch beſtraft.

Graf.

Keineswegs. (Lebhaft.) Habt Ihr Vertrauen zu Eurem Anführer, ſo folgt meiner Anleitung. — Und ich ſchwöre Euch, eh' die Sonne untergeht, ſollen ſich Eure Hausfrauen demüthig Euch nähern und Alles eingehen, was Ihr wünſcht!

Ritter.

Wir wollen. Sprecht, was ſollen wir thun?

Graf.

Gleiches mit Gleichem vergelten. — Sind

Enſemble-Stück.

Wirbel
(ſtürzt in ſeinen Arm.)
Kannſt du mir verzeihen,
Treuer, ſeltner Freund?

Firnſtein
(ihm die Hand reichend.)
Was uns trennen ſollte,
Hat uns eng vereint.

Wirbel.
Dich konnt ich verkennen?

Firnſtein.
Nun erkennſt du mich.

Wirbel.
Leidenſchaft verblendet.

Firnſtein.
Sie verführte dich.

Beyde.
Alles ſoll vergeben
Und vergeſſen ſeyn,
Nur der Freundſchaft leben
Künftig wir allein.

ſie ſpröde, ſo ſind wir noch ſpröder. Kalt wie Stein, feſt wie Eiſen, wir ſiegen und zeigen uns als Herren der Schöpfung. — Stille, ſie kommen. — Muth! — Alle zu mir her! (Die Ritter reihen ſich auf einer Seite um den Grafen.)

Siebente Scene.

Die Vorigen. Die Gräfin und alle Frauen.
(Die Frauen treten ein und wenden ſich an die Männer, welche ihnen den Rücken kehren.)

Die Frauen.

Willkommen, ſchön willkommen
Hier in dem Heimatland!

Die Ritter (ſich von den Frauen abwendend. Einer zu dem Andern).

Zuſammen ſich genommen,
Wir haben harten Stand.

Gräfin (für ſich, den Grafen betrachtend).

Gut ſieht er aus.

Luitgarde (für ſich, ihren Mann betrachtend).

Ich möcht' ihm ſagen —

Helene (für ſich, ihren Mann betrachtend).

Er iſt noch ſchöner, als er war.

Camilla (für ſich, ihren Mann betrachtend).

Der Krieg hat wohl ihm angeſchlagen.

Alle Frauen (abgewendet, jede für ſich).

Ich möchte ſo gerne
Ihn koſen und herzen,
Mit Sehnſucht und Schmerzen
Bleib' ich von ihm ferne;
Schweig', tobende Bruſt,
Ich muß Dich bezwingen,

Nur ſo kann's gelingen,
Den Sieg zu erringen.
(Die Frauen bleiben auf der entgegengeſetzten Seite, ſich bemeiſternd, ſtehen; nun fängt ſich an die Sehnſucht bei den Männern zu regen.)

Der Graf (für ſich, ſeine Hausfrau betrachtend).
Bei Carl dem Dicken, wie hübſch ſie iſt.

Aſtolf (wie eben).
Wie ſtrahlt ihr Auge mir in's Herz.

Friedrich (ebenſo).
So lang hab' ich ſie nicht geküßt.

Garold (ebenſo).
Das iſt ein unbequemer Scherz.

Die Ritter (für ſich).
Ich möchte ſo gerne
Sie koſen und herzen,
Mit Sehnſucht und Schmerzen
Bleib' von ihr ich ferne;
Schweig', tobende Bruſt,
Ich muß Dich bezwingen,
Nur ſo kann's gelingen,
Den Sieg zu erringen.

Graf und **Gräfin** (der Erſtere zu den Rittern, die Zweite zu den Frauen).
Nur Kraft und Muth!
Verläugnet Euch
Und Alles geht gut.
Feſter noch knüpft ſich das Band,
Liebe wächſt durch Widerſtand.

Die Ritter (mit erzwungener Fröhlichkeit).
In den Prunkſaal laßt uns zieh'n,
Wo die Becher winken;
Wo nur Perlen des Weines ſprüh'n,
Sieht man die Freude blinken;

Minneſpiel
Iſt erbärmliches Ziel.
Nur im Krieg, — beim Wein, — auf dem Pferd
Zeigt ſich des Rittersmannes echter Werth.

Die Frauen (ganz verblüfft darunter).

Iſt's möglich? — Ich ſtaune,
Sie ſprechen kein Wort,
Und ohn' uns zu grüßen
Eilen ſie fort.
Verweigern iſt hier leichte Pflicht,
Sie wünſchen nicht und fordern nicht.

(Die Ritter ziehen ab, ohne die Damen anzuſehen, die Letzteren blicken ihnen erſtaunt nach.)

Achte Scene.

Proſa.

Die Gräfin und Frauen.

Gräfin.

Fort ſind ſie!

Helene (ſtutzend).

Ach ja, ſie ſind fort!

Gräfin.

Was iſt mit ihnen vorgegangen? — Dieſe Kälte! — Kein Wort, kein Blick!

Camilla.

Sie betrugen ſich gerade ſo, als ob wir gar nicht dageweſen wären.

Helene.

Und wir hatten doch ſo viel Mühe, unſ're Zärtlichkeit zurückzuhalten.

Luitgarde.

Ja, weiß Gott, entſetzlich viel Mühe.

Camilla.

Das iſt himmelſchreiend!

Gräfin.

Geduld, Geduld! — Nur nicht verzagt; ſie werden nicht ewig ſtumm ſein; ſie müſſen am Ende doch zu unſern Füßen liegen.

Helene.

Und wir heben ſie dann geſchwinde auf, nicht wahr?

Gräfin.

Nein, — nur ſtandhaft geblieben.

Helene.

Ihr ſeid doch gar hartherzig.

Neunte Scene.

Die Vorigen. Iſella.

Iſella (läuft herbei).

Edle Frau, edle Frau!

Gräfin.

Was haſt Du? Du biſt ja ganz außer Athem.

Iſella.

O was hab' ich gehört?

Gräfin.

Nun, was denn?

Iſella.

Ich weiß nicht, wie Ihr Eure Eheherren aufgenommen habt, aber ſie zogen mit brennrothen Geſichtern nach dem Prunkſaale, der Graf erhob den Humpen und rief: „Der Krieg ſoll leben! Nur kurze Zeit wollen wir hier ausruhen, dann ziehen wir wieder hin auf's Feld der Ehre. Bis dahin laßt uns keine Gemeinſchaft mit unſern Ehefrauen pflegen, die Minne macht ſchwach, und wir wollen ſtark ſein!«

Alle Frauen.

Himmel!

Iſella (bei Seite).

Der Blitz hat eingeſchlagen.

Gräfin.

Nun, was haben die Anderen geantwortet?

Iſella.

Sie ſchrie'n durch einander, daß man kein Wort verſtand. Es klang aber faſt wie Zuſtimmung.

Gräfin.

Schöne Beſcheerung!

Helene.

Ihr habt mir meines Aſtolf's Herz geraubt.

Luitgarde.

Wir müſſen uns anders benehmen.

Camilla.

Der Schwur gilt nichts.

Helene.

Ich ſuche meinen Aſtolf auf.

Luitgarde.

Ich fliege zu meinem Garold.

Alle Frauen.

Ja, ja, — fort, fort zu unſeren Männern!

Gräfin.

Ha! — welche Uneinigkeit unter den Verſchwornen. Halt, keine Unvorſichtigkeit! Ich glaube nicht an dieſe plötzliche Veränderung. — Darunter ſteckt ein Geheimniß. welches wir erforſchen müſſen. Iſella! Dir ſoll es übertragen ſein, genau die Ritter zu beobachten, und uns von Allem Nachricht zu geben, was Du bemerkſt.

Iſella.

Ich übernehme das ehrenvolle Amt eines Spions.

Gräfin.

Um auf der Stelle Aufklärung und Gewißheit zu erlangen, will ich noch mehr thun. Iſella! geh hin und ſage dem Grafen, ich wünſchte eine Unterredung mit ihm. (Alle Frauen drängen ſich um Iſella.)

Helene.

Sag' es meinen Aſtolf auch, ich wünſchte ebenfalls eine Unterredung mit ihm.

Alle Frauen.

Ich auch, ich auch!

Gräfin.

Wo denkt Ihr hin? Das hieße ihnen ja entgegenkommen.

Helene.

Nun, geht Ihr doch die Erſte entgegen! —

Gräfin.

Ich opfere mich für das allgemeine Wohl. — Kommt! Freundinnen, wir ziehen uns in unſere Gemächer zurück. Iſella, geh, vollführe, was ich Dir aufgetragen, und wenn der Graf kommt, ſo melde es mir. (Sie geht, die Frauen folgen ihr trübſelig.)

Zehnte Scene.

(Die Bühne bleibt einige Augenblicke leer, dann erſcheint Aſtolf bei dem großen Thor und blickt ſpähend umher).

Aſtolf.

Ich muß ſie finden,
Die Liebe binden
Nicht Wort und Schwur;
Der Stolz mag kriegen,
Ihn wird beſiegen
Herz und Natur!

(Er geht nach dem Hintergrunde.)

Helene (tritt aus der Seitenthür und ſpäht umher).

Ich muß ihn finden,
Die Liebe binden
Nicht Wort und Schwur;
Der Stolz mag kriegen,
Ihn wird beſiegen
Herz und Natur!

(Beide erblicken einander.)

Helene.

Aſtolf, Aſtolf!

Aſtolf.

Ach, Helene!

Helene (für ſich).

Soll ich bleiben, ſoll ich geh'n?

Aſtolf.

Ach, wie ich nach Dir mich ſeh'n!

Helene.

Nein, ich kann nicht widerſteh'n.

Beide (Jedes für ſich).

Es will die Pflicht
Ich ſollte fort; —
Doch läßt's mich nicht
Von dieſem Ort.
Rückwärts ruft die Klugheit:
Flieh', entſag' der Luſt!
Vorwärts ruft die Liebe:
Stürz' an {ſeine / ihre} Bruſt!

Proſa.

Aſtolf.

Ach! Weil ich nur wieder allein Aug' im Auge mit Dir ſprechen kann, meine theure, innig geliebte Helene! (Er will ſie umfaſſen.)

Helene.

Laß mich! (Entwindet ſich ſeinen Armen.)

Aſtolf.

Warum Dich meiner Zärtlichkeit entziehen? Wir haben uns ſo lange nicht geſehen. Liebſt Du mich denn gar nicht mehr?

Helene (ſchnell).

Ja! — (gezogen) aber —

Aſtolf.

Du ſiehſt mich gar nicht an?

Helene.

Ach, wenn nur der unglückliche Schwur nicht wäre!

Aſtolf.

Was haſt Du geſchworen?

Helene.

Ganz kalt gegen Dich zu ſein.

Aſtolf.

Kannſt Du den Schwur halten?

Helene.

Ich kann nicht, aber ich muß.

Aſtolf.

Haſt Du nicht auch mir am Altare Liebe und Treu' geſchworen?

Helene.

Ja, freilich, aber —

Aſtolf.

Der frühere Schwur macht den ſpätern ungiltig.

Helene (ſehr freudig).

Iſt das wahr?

Aſtolf.

Ganz gewiß. — Dieſen ſchönen, verbrecheriſchen Mund will ich auch ſtrafen und ihn ſo lange küſſen — (Er will ſie umfaſſen.)

Helene.

O Gott, nur hier nicht, wenn uns Jemand bemerkte. Sieh' doch ein bißchen herum, ob uns Niemand belauſche.

Aſtolf.

Ich will ſogleich ſehen. (Er geht zur rechten Seitenthür, um hineinzuſehen.)

Helene.

Will er ein Küßchen haben, ſo ſoll er mir nachlaufen. (Sie läuft durch die linke Seitenthür ab.)

Eilfte Scene.

Aſtolf. Gräfin und **Iſella** (kommen von der mittleren Thür).

Gräfin.

Komm hieher, treuer Spion!

Aſtolf (tritt von der Thür zurück und mit ausgebreiteten Armen auf die Gräfin zu, da er glaubt Helenen noch zu finden).

Es belauſcht uns Niemand. — Nun komm in meine Arme, ſchöne, theure Geliebte! (Er erblickt die Gräfin.) Was ſeh' ich? Verzeihung, edle Frau! (Er eilt ab.)

Zwölfte Scene.

Die Gräfin. Iſella.

Gräfin.

Was hat der Ritter Aſtolf? Schöne, theure Geliebte! ſagte er. Sprach er zu mir?

Iſella.

Nein, gnädigſte Frau, es war ein Irrthum.

Gräfin.

Auch das iſt wieder verdächtig. — Ueberhaupt ſtehen die Sachen ſchlimm. Die Verſchwornen fangen ſchon an zu murren. Ich ſelbſt — ich kann's nicht läugnen, — zwinge mich zu einer äußerlichen Ruhe, die ich innerlich nicht fühle. Iſella, jetzt rede, wie fandeſt Du die Ritter? — Was thaten und was ſprachen ſie?

Iſella.

Sie ſaßen beim Mahle, als ich vorgelaſſen wurde, und aßen und tranken und lachten, daß es eine Luſt war.

Ein und zwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Sorgen, Sophie, Käthchen, Theobald, einige Bediente mit Fackeln.

Käthchen
(noch von innen.)
Eilt nur, eilt! auf dieſer Seite.
Sophie
(von innen rufend.)
Eduard, o höre mich!
(Alle treten auf.)
Käthchen.
Großer Gott! mit bloßen Degen.
Sorgen.
Was beginnt ihr? Neffe! ſprich!
Wirbel.
Onkel! ich allein bin ſchuldig,
Wüthend, meiner kaum bewußt,
Wollt' ich ungerecht durchbohren
Meines treuſten Freundes Bruſt.
Firnſtein
(wiederhohlt dieſelbe Melodie.)
Liebe nur iſt ſein Verbrechen;
Wer verwahrt ſich wohl vor ihr? —
Nur den falſchen Nebenbuhler
Sah der Wüthende in mir.

Gräfin.

Die Undankbaren! Und mein Eheherr?

Iſella.

Ah, was den Grafen anbelangt, ſo ſchien er mir an der allgemeinen Fröhlichkeit eben nicht Antheil zu nehmen.

Gräfin.

Ah', ich wußte es ja, er liebt mich noch.

Iſella.

Er aß gar nichts!

Gräfin.

Der liebe Heribert!

Iſella.

Aber er trank deſto mehr.

Gräfin.

Pure Verzweiflung!

Iſella.

Als ich ihm ſagte, daß Ihr eine Unterredung wünſcht, — rief er: Ich komme! — ſprang auf, trank ſeinen Waffenbrüdern noch Eines zu, und folgte mir auf dem Fuße. — Horch, ich glaube, ich höre ihn ſchon kommen.

Gräfin.

Er iſt's, entferne Dich!

Iſella (im Abgehen für ſich).

Ich will indeſſen auch eine geheime Unterredung mit meinem Udolin halten. (Sie geht ab.)

Dreizehnte Scene.

Die Gräfin. Der Graf.

Graf (im Eintreten die Gräfin erblickend, bei Seite).

Da iſt der Feind!

Gräfin (bei Seite).

Ich will erwarten, was er ſagt.

Graf (ebenſo).

Will ſehen, wie ſie mir entgegenkommt.

(Beide nähern ſich einander ſchweigend. Pauſe.)

Gräfin (laut mit ſanftem Tone).

Mein Herr und Gemal!

Graf (bei Seite).

Welche ſanfte Stimme! Bei allen Pechkränzen, das iſt nicht meine Hausfrau, oder ſie hat ſich ganz erſtaunlich geändert.

Gräfin.

Ein volles Jahr iſt es nun, daß wir getrennt ſind, welchen Schmerz hat mir dieſe Trennung verurſacht! Was hat es mir genützt, daß Ihr gegen die Ungläubigen ſtrittet?

Graf (ſtolz).

Die Strahlen, welche den Mann umglänzen, beleuchten auch ſeine Hausfrau. (Singt.)

Ich habe gewagt und habe geſtritten für Dich.
Ich habe entſagt und habe gelitten für Dich.
Ich habe Hunger und Durſt ertragen für Dich.
Ich habe wohl hundert Türken erſchlagen für Dich.
Ich ſetzte auf's Spiel mein Blut und Leben für Dich.
Nun kehr' ich zurück mit Lorbeern umgeben für Dich.

(Bei Seite.)

Nun das wird ihr doch ein bischen ſchmeicheln.

Gräfin.

Ganz recht, mein ſiegreicher Herr Gemal! aber hört auch mich. (Sie ſingt ihn parodirend.)

Geſetzt, Ihr habt wirklich gewagt, geſtritten für mich!

Gehungert, gedurſtet, entſagt, gelitten für mich!
So tauget doch nicht dieſes kriegeriſche Weſen für mich!
Der Friede wäre viel beſſer geweſen für mich!
Und da Du der Ehr' ihr Recht gegeben für mich!
So ſollſt Du jetzt fürder der, Liebe leben für mich! —

Proſa.

Graf.

Ihr habt nicht ganz Unrecht, theure Gemalin, allein es iſt — es hat — (bei Seite.) Bei dem Grabe zu Jeruſalem, ſie ſetzt mir ſtark zu!

Gräfin.

Iſt das deine ganze Antwort, Heribert?

Graf.

Was willſt Du denn, lieb . . . (an ſich haltend.) Was wollt Ihr denn eigentlich von mir, Frau Ludmilla?

Gräfin.

Daß Du derſelbe ſein ſollſt, der Du einſt warſt.

Graf (ſchnell).

Das iſt unmöglich — Man wird älter und kälter — Seid denn Ihr die Nämliche?

Gräfin.

Mein Herz iſt immer dasſelbe. — Heribert! Haſt Du denn ganz vergeſſen, was Du mir einſt ſchwurſt?

Graf.

Glaubt das nicht, Ludmilla! — Aber ein Gelübde, ein fürchterliches Gelübde — Udolin wird Euch Alles erklären. — Ich kann nicht. — Lebt wohl. —

Gräfin.

Höre mich, Grauſamer!

Graf.

Ich höre, und muß doch fort. Fragt nur Udolin. — Denkt mein und gehabt Euch wohl! (Für ſich im Abgehen.) Bei den Königen aus dem Morgenlande, ich bin ein ganzer Mann! (Eilt ab.)

Vierzehnte Scene.

Die Gräfin (allein). Dann Udolin und Iſella.

Gräfin (wirft ſich in einen Stuhl).

Alles iſt verloren! — Mein Plan hat fehlgeſchlagen, ich traute den weiblichen Reizen große Kraft zu. — Ich kann Euch nicht mehr helfen, meine Freundinnen. — O der Schande! (ſie ſieht Udolin mit Iſella eintreten und eilt auf ſie zu.) Udolin! Iſt das Schreckliche wahr?

Udolin.

Leider, gnädigſte Frau!

Gräfin.

Mein Gemal —

Udolin.

Hat ein Gelübde gethan.

Iſella.

Ein ſchauderhaftes.

Udolin.

Und mit ihm alle übrigen Ritter.

Gräfin.

Welches? — Rede!

Udolin.

Eines Tages ſahen ſie ſich von Feinden umrungen, ſo daß es eine Unmöglichkeit ſchien, zu entkommen. Da thaten die Ritter ein feierliches Gelübde. Sie ſchwuren — Sie wollten ihren Ehefrauen nicht eher den kleinſten Beweis von Liebe geben, außer wenn dieſe, aus Liebe zu ihnen, ſich mit Harniſch, Schild und Lanze bewaffnen, und ſich entſchließen würden, mit ihnen hinauszuziehen, und für den Glauben zu fechten.

Gräfin (ſinkt in einen Stuhl).

Herr, in deinem Himmelreich! Dies Gelübde haben ſie gethan?

Udolin.

Ja, und alle.

Gräfin.

Das iſt mein Todesſtreich.

Udolin.

Auch den übrigen Frauen hab' ich's ſchon angekündet.

Gräfin (ſchnell).

Und was ſagten ſie?

Iſella.

Die Jüngern wollten auf der Stelle in die Rüſtkammer eilen, um ſich Harniſch, Schild und Lanze zu holen.

Gräfin.

Ha, die Schwurvergeſſenen!

Iſella.

Aber die Aeltern hielten ſie zurück, und meinten, man müßte doch abwarten, bis Ihr, gnädigſte Frau, ein Beiſpiel gegeben habt.

Gräfin.

Ich? — Niemals!

Iſella (leiſe zu Udolin).

Das nenn' ich Charakter. — Hörſt Du? Niemals!

Udolin (ebenſo zu Iſella).

Das will manchmal ſo viel heißen als: Bald!

Gräfin.

Die Unſinnigen! Ein ſolches Gelübde zu thun!

Udolin.

Sie haben's ſelbſt ſchon hundertmal bereut, aber im Augenblicke der Gefahr iſt Niemand klug, und (die Achſeln zuckend) geſchehen iſt geſchehen.

Iſella (hat von der Wand einen glänzenden Harniſch herabgenommen, und ſich ihn über die Bruſt gelegt).

Seht her, gnädigſte Frau, wie hübſch das ſteht.

Gräfin (ſieht ſie an, und dreht alſogleich das Geſicht wieder von ihr).

Fort von mir! — (Dreht das Geſicht wieder nach ihr und ſpricht, gezwungen lächelnd.) Aber halt! — zum Scherz, laß Dich doch betrachten, es kleidet Dich wahrhaftig nicht ganz übel.

Iſella.

Und ich verſichere Euch, das Ding iſt auch gar nicht ſo ſchwer, als es ausſieht.— Verſucht's doch auch, edle Frau! (Sie hält ihr den Harniſch hin.) Blos zum Scherz!

Gräfin.

Nimmermehr! (Laut lachend.) Ha, ha, ha! zum Scherze ja, — blos zum Scherze!

Iſella (indem ſie ihr den Harniſch anſchnallt, auch lachend).

Ha, ha, ha, ha! Ja blos zum Scherze! Das verſteht ſich.

Udolin.

Vortrefflich kleidet Euch das, gnädigſte Frau!

Gräfin.

Meinſt Du?

Iſella.

Nun auch noch den Helm, die Lanze und den Schild. (Sie gibt ihr die benannten Rüſtungsſtücke.) O ſchön, ſchön!

Udolin (beugt ein Knie vor der Gräfin).

Ich beuge mich in Ehrfurcht vor der Göttin Minerva! (Den Grafen erblickend, welcher eintritt.) Herbei, herbei, gnädigſter Herr. Das Gelübde iſt erfüllt. Eure edle Hausfrau tritt Euch gewappnet entgegen.

Fünfzehnte Scene.

Die Vorigen. Der Graf, dann alle Ritter.

Finale.

Graf.

Wie, darf ich meinen Augen trauen?
Gewaffnet? — Herrlichſte der Frauen!
(Ruft laut.)
Herbei, Ihr Ritter, all' herbei,
Bewundert unſerer Frauen Treu'!

Die Ritter (hereinkommend).

Es iſt der Stolz bezwungen,
Der Sieg, er iſt errungen,
Das höchſte, ſchönſte Erdenglück
Die Minne kehrt zurück.

Gräfin (betroffen und verwirrt).

Ihr Ritter wollt erlauben —
Müßt' nicht dem Anſchein trauen,
Und nimmer müßt Ihr glauben,
Daß ſo ſich eure Frauen
Schnell fügen eurem Wunſche —
Aus Scherz, ja blos aus Scherz
Verſucht' ich dieſes Kleid von Erz.
Das iſt nicht Frauenzier,
Ich werf' es nun von mir.

(Sie will Schild und Lanze weglegen. Graf und die Ritter halten ſie bittend zurück.)

Graf und Ritter.

O, werft nicht von Euch dieſe Zierde,
Sie zeigt Euch in der ſchönſten Würde.

Gräfin.

Vor Scham müßt ich vergeh'n,
Wenn mich die andern Frauen ſeh'n,
Sie haben all' mir geſchworen —

(Man hört einen kriegeriſchen Marſch.)

Was hör' ich, ich bin verloren,
Sie hielten ſicher ihren Schwur,
Und ich allein, — ich brach ihn nur.

Sechzehnte Scene.

Die Vorigen, alle Frauen (bewaffnet mit Bruſtharniſch, Helm, Schild und Speer. **Helene** führt ſie an).

Chor der Frauen.

Kampf und Krieg!
Sturm und Sieg!
Hin, wo man mit Schwertern blitzt!
Das iſt unſ're Loſung itzt.

(Sie ſchlagen mit den Schildern zuſammen.)

Helene, Luitgarde und Camilla.

Alle Furcht und alle Schwächen,
Die Natur dem Weib als Erbtheil gab,
Alle legen wir ſie ab,
Nur das Schwert ſoll Bahn uns brechen!

Chor der Frauen.

Hinaus, hinaus
In's Sturmgeſauſ'.
Wir folgen, wenn Gefahr auch droht,
Euch überall in Noth und Tod!

Gräfin (vergeſſend, daß ſie ſelbſt bewaffnet ſei).

In Waffen Ihr? — Beſinnt Euch nur!
So denkt Ihr an Eu'ren Schwur.

Chor der Frauen.

Ihr ward uns ſtets ein Vorgebild,
Ihr haltet ſelbſt ja Speer und Schild.

Gräfin (für ſich).

Ich bin beſchämt, das Recht hab' ich verloren,
Den Meineid zu beſtrafen,
Ich hab' ja auch wie ſie geſchworen,
Und bin doch auch in Waffen.

Chor der Frauen.

Sie ſteht beſchämt, das Recht hat ſie verloren,
Den Meineid zu beſtrafen.
Sie hat ja auch wie wir geſchworen,
Und iſt doch auch in Waffen.

Chor der Männer.

Sie ſind beſchämt, es iſt gelungen,
Sie für die Liſt zu ſtrafen,
Ablegen ſollen wir die Waffen,
Nun ſind ſie ſelbſt in Waffen.

Helene (zu den Rittern).
Was Ihr gewünſcht, es iſt geſcheh'n,
D'raus ſollt der Liebe Macht Ihr ſeh'n.
Graf.
Bei allen Cedern vom Libanon!
Das ſind die gefährlichſten Krieger,
Wer wäre da gerne der Sieger?
Es winkt dem Beſiegten noch größerer Lohn.
(Aſtolf, Garold und Friedrich treten vor.)
Wenn Muth und Schönheit ſich vereinen,
Wer könnte da noch widerſteh'n?
Zu ſiegen. dürft Ihr nur erſcheinen,
Beſiegt ſind alle, die Euch ſeh'n;
Folgt unſ'rem Beiſpiel, Waffenbrüder!
Legt vor der ſchönſten Kriegerſchaar
Gefangen eure Waffen nieder.
Und bringt ihr Eure Huld'gung dar.
(Sie legen Schild und Speere, jeder zu den Füßen ſeiner Dame nieder.)
Alle Ritter (indem ſie dasſelbe thun).
Gebt Euch gefangen, Waffenbrüder!
Legt vor der ſchönſten Kriegerſchaar
Im Staube Eure Waffen nieder,
Und bringt ihr Eure Huld'gung dar.
Graf (zu ſeiner Frau).
Und Ihr?
Gräfin.
Auch mich macht Liebe ſchwach,
Ich füge mich und gebe nach,
Heut fei're dieſe ihren Sieg
Und morgen fort in Sturm und Sieg.
Graf und Chor.
Wohlauf! Errungen iſt der Sieg.

Sophie.

Lieber Vater! ſelbſt ſein Leben
Gäb' er willig für mich hin.
Sprich nun ſelbſt, ob ich dem Guten,
Herz und Hand nicht ſchuldig bin? –

Sorgen.

Alle ſind ſie einverſtanden,
Blaſen All' aus einem Horn,
Nachzugeben iſt das klügſte,
Vor der Liebe weicht der Zorn.

Sorgen.

Was hör' ich? — Selbſt du, Firnſtein, ſprichſt für ihn. — Habt Ihr Euch Alle verbunden, mich zu betrügen?

Firnſtein.

Herr von Sorgen, (Sophiens Hand faſſend.) dieſer Schatz gehörte meinem Freunde, ich ſtreckte nur aus der Urſache die Hand darnach aus, um ihm denſelben zu bewahren.

Sorgen.

Und auch du, Sophie?

Sophie.

Ich kann, ich werde nie einen Andern lieben.

Sorgen.

Eduard! Was für eine Geliebte, was für einen Freund beſitzeſt du?

Graf (lächelnd, indem er der Gräfin die Hand reicht).
Kein Krieg mehr! Reich mir deine Hand
Wir bleiben in dem Heimatland.
Von meinem Pagen unterrichtet,
Daß ihr entworfen einen Plan,
Zu zwingen uns auf and're Bahn,
Hab' ich denſelben nun vernichtet
Durch gleiche Liſt.
Ihr Frauen wißt:
Wir wollten nie uns mehr entfernen,
Doch ſolltet Ihr von uns lernen:
Den Frauen gezieme nicht
Durch Widerſetzlichkeit zu kriegen,
Durch Bitte nur, durch Zärtlichkeit
Geziemt dem ſchwächeren Geſchlecht zu ſiegen.
(Zum Pagen.)
Dir, Udolin, geb' ich zum Lohn
Iſella's Hand.

Iſella (auf ihre Hand deutend, mit welcher Udolin ſchon lange getändelt hat).
Er hat ſie ſchon.

Allgemeiner Chor.

Suchet keine ſtärker'n Waffen,
Frauen, Euch zum Eheſtreit,
Eure angebornen ſiegen
Immer, Lieb' und Zärtlichkeit!
(Allgemeine Gruppe.)

Ende der Oper.

Druck und Papier von Leopold Sommer in Wien.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Castelli, I.V.F.

3-598-50426-8
FNr. 22657 / 088

E 96946

Die
öſterreichiſchen Wehrmänner.

1.

Hinaus! hinaus mit frohem Muth!
Hinaus ins Feld der Ehre!
Damit der Feinde Uebermuth
Nicht unſ'rer Brüder Hab und Gut,
Nicht unſer Land verheere.

2.

Wehrmänner! laßt uns zieh'n mit Gott,
Wohin die Fähnen winken,
Sie nicht verlaſſen, wenn auch Tod
Durch tauſend Feuerſchlünde droht;
Wir ſiegen, oder ſinken.

3.

Einſt hatte auch der Römer Heer
Die halbe Welt verſchlungen;
Da tratten unſ're Väter her,
Und ſtellten muthig ſich zur Wehr,
Und Roma war bezwungen.

4.

Noch erbte euer Sinn ſich fort
Von Vätern auf die Söhne;
Wir dulden auch kein ſchimpflich Wort;
Ein Schuft nur leidet es hinfort,
Daß man uns Deutſche höhne.

5.

Was Franken! euer Stolz entwarf,
Das ſollt mit Blut ihr büſſen.
Beweiſen wollen wirs euch ſcharf,
Daß man nicht Jahre lernen darf,
Um auf den Feind zu ſchüſſen.

6.

Dem Vaterland bleibt jeder treu
Im Tode, wie im Leben;
Und ſchleichet ihr mit Geld herbei,
So wollen mir mit unſerm Blei
Euch kräftig Antwort geben.

7.

Was Franz befiehlt, das thun wir gern,
Und keiner wird da weilen;
Doch laſſen wir, (Nein! das ſeye fern)
Von keinem andern fremden Herrn
Befehle uns ertheilen.

8.

Was ihr uns einſt in Schlachten nahmt,
Damit müßt ihr nicht prahlen.
Wir handlen um das Rächeramt;
Ihr müßt uns alles insgeſammt,
Und die Intereſſen zahlen.

9.

Vertrauet nicht der Völker Liſt,
Die ſich euch überlieſſen;
Denn wie ihr euren Freund begrüßt,
Wenn er euch nicht mehr nöthig iſt,
Das habt ihr ja bewieſen.

10.

Baut nicht auf eure Siegerſchaar,
Auf jene leichten Kinder.
Oft dreht das Glück ſich wunderbar;
Sie laufen ſchnelle vorwärts zwar,
Doch rückwärts viel geſchwinder.

11.

Hoch lebe Unſer Kaiſer=Paar!
Es enden, Franz! die Leiden.
Du fühlteſt viele Jahre zwar
Der Krone Laſt nur immerdar,
Nun fühle auch die Freuden.

12.

Es lebe Karl der deutſche Held,
Dem neue Lorbeer grünen.
Er führt uns ſelber hin ins Feld;
Auf Kameraden! zeigt der Welt,
Daß wir es auch verdienen.

13.

Ihr Lieben! reicht uns noch die Hand,
Und weinet keine Zähre.
Ihr wollt ja nicht der Kinder Schand;
Es gilt für Fürſt und Vaterland,
Für Eigenthum und Ehre.

14.

Nun auf ihr Brüder! was auch droht,
Hinaus, hinaus zur Rache!
Scheut keine Laſten, keine Noth,
Wir ſiegen! denn mit uns iſt Gott
Und die gerechte Sache!

Wiener Stadtbibliothek

J.-N. 105286

ZERRBILDER
MENSCHLICHER
THORHEITEN UND SCHWÄCHEN.

ERFUNDEN UND GEZEICHNET
VON
LODER.

GESTOCHEN VON STÖBER.

MIT
EPIGRAMMATISCHEN ERKLÄRUNGEN
BEGLEITET VON
J. F. CASTELLI.

WIEN,
IN COMMISSION BEY FRANZ HÄRTER.

GEDRUCKT BEY ANTON STRAUSS.
1818.

VORERINNERUNG.

Indem wir dem Publicum diese Zerrbilder menschlicher Thorheiten und Schwächen übergeben, wollen wir nicht, — wie es die Engländer und Franzosen meisten Theils mit ihren Karrikaturen halten, — einzelne, bestimmte Personen dadurch zur Schau stellen und lächerlich machen. Es sollen nicht Gestalten zum Vorschein kommen, auf welche Jeder aus dem Publicum sogleich mit Fingern hindeuten und sagen kann: „Seht, dieses Zerrbild stellt diesen oder jenen bekannten Mann vor, es sind ganz seine Züge, nur etwas mehr in die Länge oder Breite gezogen!" — Nein! — während Jene selbst die heiligsten Personen zum Ziele des Spottes herabwürdigen, soll uns auch selbst die unbedeutendste Person zum Hohne zu heilig seyn. Wir bringen also im gegenwärtigen Werkchen nur eine Thorheit oder Schwäche im Allgemeinen durch eine ideale Person, nicht aber eine einzelne Person durch ihre bekannte Schwäche oder Thorheit zur belustigenden Anschauung. Diesem Plane gemäss hat der Erfinder und Zeichner gegenwärtiger Karrikaturen, Hr. Loder, alle diese Bilder einzig und allein aus seiner Phantasie gegriffen, und wünscht, indem er sich bemühte, menschliche Thorheiten und Schwächen durch seinen Pinsel noch lächerlicher darzustellen, als sie ohnediess schon wirklich sind, dadurch eines Theils zu belustigen, andern Theils zu bewirken, dass man vor beyden sich möglichst hüthe. Diese und keine andere ist die Tendenz des Erfinders.

Hr. Castelli, welcher die Erklärung dieser Bilder übernahm, hat die meisten derselben bereits gestochen vorgefunden, und seine Erklärungen also nach denselben verfertigen müssen. Er hat dieses in epigrammatischer Form gethan, und wünscht sich Glück, wenn es ihm gelang auch nur das kleinste Fünkchen von Lichtenbergs Strahlengeist zu erhaschen. Zudem schien es ihm nothwendig die Erklärungen gegenwärtiger Karrikaturen populärer halten zu müs-

Wirbel

(zu ſeinen Füßen ſinkend.)

Und was für einen Onkel? der mir gewiß verzeihen und mich glücklich machen wird.

Sorgen.

Halt, halt, ſo ſchnelle machen wir's nicht. — Ich muß erſt überzeugt ſeyn, daß du dich gebeſſert haſt, und daß mein Kind glücklich wird. —

Wirbel.

Ich will alle meine Fehler gut machen.

Sorgen.

Dazu wäre dein ganzes Leben nicht hinreichend. Ich ſetze dir alſo nur ein Probejahr. —

Wirbel.

Ich will mich Sophiens werth machen.

Sorgen.

Halte dein Wort, und ſie iſt dein. (bey Seite.) Ich muß wohl einwilligen, ſonſt bringt der Tollkopf mich und mein ganzes Haus um.

Zwey und zwanzigſter Auftritt.

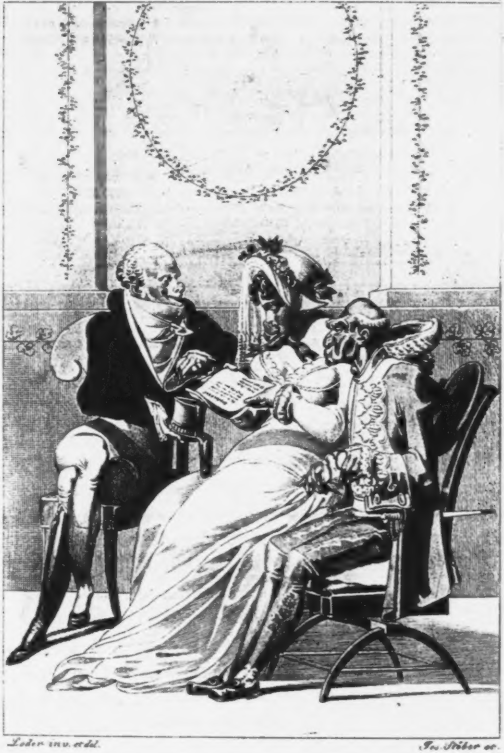
Die Vorigen. Florian, welcher Iſak am Genick hereinführt.

Florian.

Nur herein da, Spitzbube, du biſt doch gewiß kein Neffe des gnädigen Herrn. — Da bring' ich den sen, als dieses bey Hogarths Meisterwerken der Fall war.

Der Kupferstecher, Hr. Stöber, und die Verlagshandlung werden keine Mühe und Kosten scheuen, Bilder und Druck in möglichster Reinheit und Zierlichkeit, und stets zur gehörigen Zeitfrist erscheinen zu lassen, und so dürfte dieses Werkchen in manchen gesellschaftlichen Zirkeln wohl Vergnügen gewähren.

1.



Loder inv. et del.

Jos. Stöber sc.

Die Zerstreuten.

1.

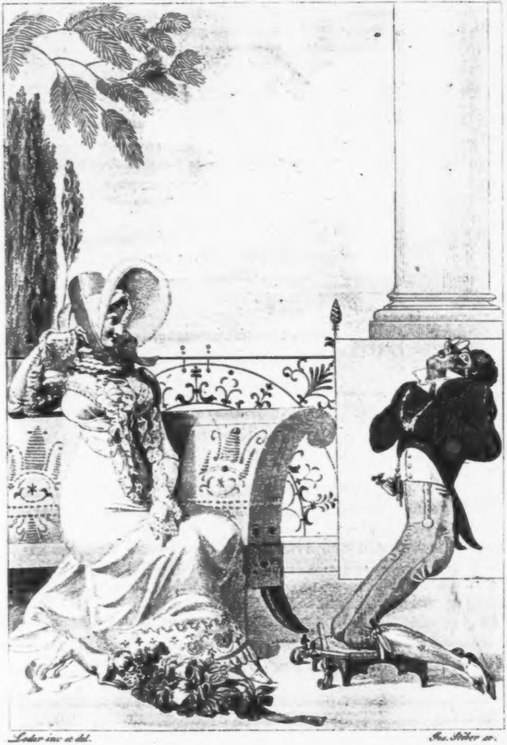
Die Zerstreuten.

Aus Dummheit entstehen gar viele Sachen,
Die uns zum Gespötte der Menschen machen,
Mit ihr ist die Übereilung im Bunde,
Sie bringt uns unreifes Obst zu dem Munde.
Die Einbildung machet viel falschen Rauch,
Die Lauheit fördert viel Böses auch,
Und kurz, um alle Triebräder zu nennen,
Die als Urheber dummer Streiche wir kennen,
Dazu brauchte man wohl viel Riesse Papier,
Wir handeln nur von der Zerstreuung hier,
Das Bild hier befiehlt es uns nähmlich so:
Zerstreuung schafft schreckliches Qui pro quo
Und manches, was wir in unserem Leben
Mit Zucker uns süss zu machen bestreben,
Wird uns gar erbärmlich bitter vorkommen,
Weil wir selber Salz statt Zucker genommen,
Ein Beyspiel soll Euch des Satzes belehren,
Drum will ich Euch dieses Bildniss erklären.

Da sitzt ein Ehmann, wer kennt ihn nicht
An der hohen Stirne, die deutlich spricht,
Die sich gar so sehr in die Höhe treibet,
Dass ihm seine Perücke nicht sitzen mehr bleibet;

Der gute Mann sitzt ganz ruhig zu Haus,
(Der Degen steht ihm hinten hinaus)
Er hört wie die Frau ihm die Zeitung liest,
Und neugierig, was denn die Kammer beschliesst,
Die Unruh'n zu tödten, die's neulich gab,
Wischt er seine Brille, die schmutzig ist,
Am Kleide seiner Gemahlinn ab. —
Der Mann mit dem wüthenden Angesicht
Ist vielleicht der Galan, vielleicht ist er's auch nicht,
Doch sind wir das Erste zu glauben bereit,
Denn nur ein Verliebter ist so zerstreut,
Dass er einen Fuss in den Stiefel steckt,
Indessen den andern ein Schuh bedeckt;
Er hält einen Becher, welchen er beugt,
Drum ist Ciocolade daraus geflossen,
Und — sieh! — die Frau wird von ihm begossen —
Der Mann bemerkt's nicht, und sie — sie schweigt.

2.



Loder inv et del.

Jos. Stöber sc.

Die brennende Liebe.

2.

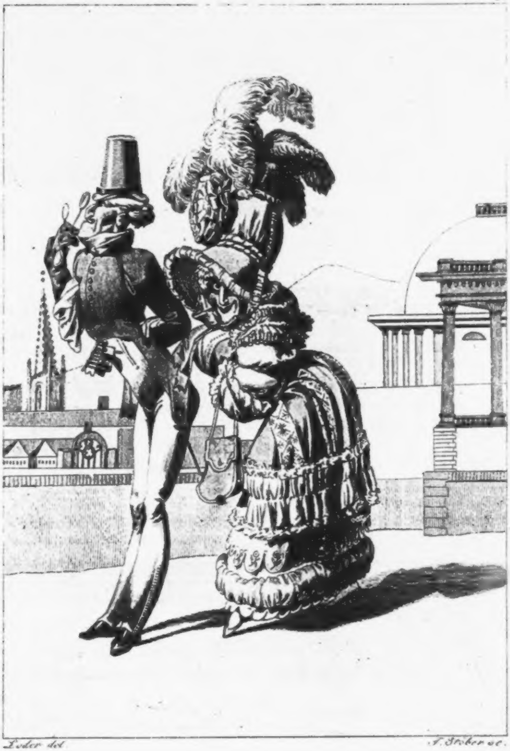
Die brennende Liebe.

Ihr Frost'gen! die ihr schon zu lieben wähnt,
Wenn einem Mädchen ihr verstohlen nickt,
Um einmahl mehr auf sie, als auf die Andern blickt,
Und zweymahl ihr das Händchen drückt,
Wenn Eure Geig' an ihrem Fenster tönt,
Wenn ihr einmahl an ihrem Nahmensfeste
Zu einem Mahl ihr bittet ein'ge Gäste,
Mit ihr ein Mahl im Prater hinkutschirt,
Und dann sie in's Theater führt,
Wohl gar, wenn's hoch kömmt, in 'ne Bude lauft,
Dort eine Nuss, die Handschuh in sich schliesst,
Ein Leuchterchen von Bronz', und was dergleichen ist,
Um ein'ge lump'ge Gulden für sie kauft: —
O kommt zurück von Euerm Wahn,
Diess Bildniss seht mit Forscherblicken an,
Und ist Euch ein'ge Röthe noch geblieben,
So werdet roth, und lernt von diesem Mann,
Der hier vor seiner Schönen knieet, — lieben! —

Seht, wie's ihm alle Glieder streckt,
Die Hände presst er krampfhaft auf die Brust,
Die seine Qual verschliesst und seine Lust,
Indem sein Mund ihr sein Gefühl entdeckt;

Zum Himmel blickt er auf, ruft ihn zum Zeugen an,
(Mit Brillen zwar, so wie ihr seht,
Weil er, so wie sich's selbst versteht,
So weit mit freyem Aug nicht sehen kann)
Vor seinem Schemel liegen zwey Pistolen,
Sie sind dazu bestimmt:
Dass er sich gleich das Leben nimmt,
Will sie sein Seufzen nicht erhören;
Er will mit Seel' und Leibe
Entweder einem Weibe —
Wo nicht — dem Teufel angehören. —
Und ach — wie lohnt das Mädchen seine Triebe?
Zum spött'schen Lächeln ziehet sich ihr Mund,
Und — sieh! ihr kleiner Hund
Zerbeutelt das Symbol der brennend heissen Liebe.

3



Loder del. J. Stöber sc.

Modenarren.

3.

Modenarren.

Du allein Tyranninn Mode,
Thronest auf der Menschheit Höh'n,
Nur was Du gebeutst und sendest
Nennt man wirklich gut und schön.

Einen Hut, wohl zu vergleichen
Einem Becher auf dem Kopf,
Und ein Halstuch, so gebunden
Als verberg' es einen Kropf.

Einen Rock, von dem man zweifelt,
Ob er nicht ein Jäckchen ist,
Welcher sich an dürre Lenden,
Die zu brechen scheinen, schliesst.

Dann ein Beinkleid schlecht geformet,
Welches gleich zur Schau es trägt,
Dass das Herz bey solchen Herren
Immer in der Hose schlägt.

Viel Berloken an dem Uhrband,
Welche läuten, und sodann
Noch zwey Gläser vor den Augen; —
So ein Zerrbild nennt sich Mann!!!? —

Von den Frauen will ich schweigen,
Sind noch mehr an Unsinn reich,
Will auf dieses Bild nur zeigen,
Blicket hin, und schämet Euch!

Nach der allerneu'sten Mode
Ist das Kleid, der Hut ganz echt;
Doch wenn ihr Euch so verkrüppelt,
Seyd ihr dann ein schön Geschlecht?

andern Buſchklepper, Ew. Gnaden, ich ertappte ihn, als er eben über die Gartenmauer ſteigen wollte.

Iſak

(ſucht ſich loszuwinden.)

Weih, weih! — nehmen Se ſich meiner an, Herr Wirbel, ſonſt erdroſſelt er mich, wie den Haman!

Wirbel.

Ah, das iſt mein Bedienter, der verdammte Jude!

Sorgen.

Ich wette, das iſt eine von den Wucherſeelen, welche junge Leute zu Grunde richten, die ſich an ſie wenden.

Wirbel.

Ja, ja, lieber Onkel, ſo iſt's.

Sorgen.

Ich fordere alſo, daß du den Spitzbuben ſogleich fortjagſt.

Wirbel.

Ihr Wille iſt mir Befehl. — Auf der Stelle mir aus den Augen, ich bedarf deiner Dienſte nicht mehr. Geh. — die Livree laſſe ich dir.

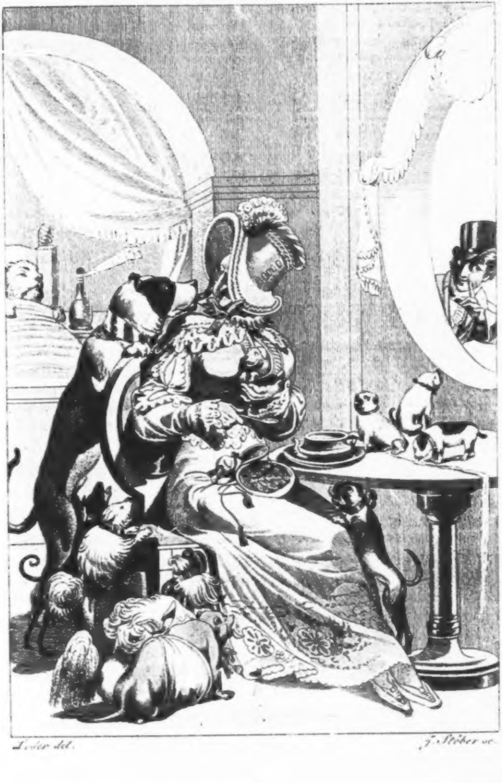
Iſak.

Erlauben zu ſagen. Ehe man die Leute fortjagt, muß man ſie erſt bezahlen.

Sorgen.

Wie viel biſt du ihm ſchuldig?

4



Loder del. J. Stöber sc.

Die Hundenärrin.

4.

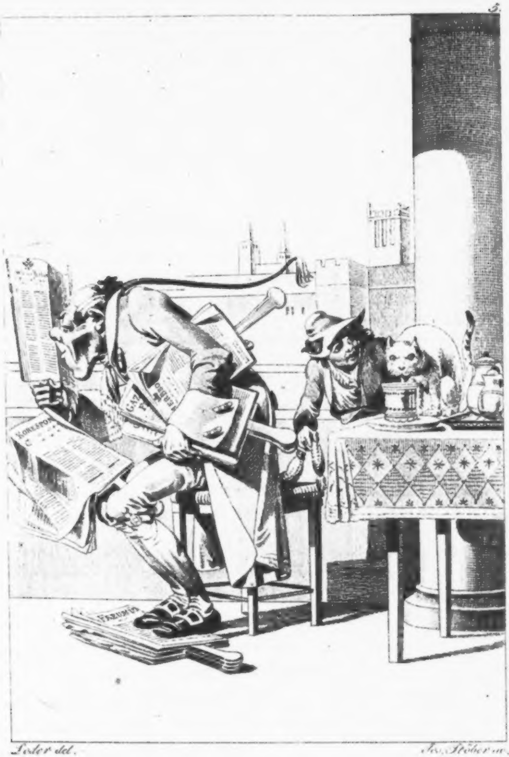
Die Hundenärrinn.

O Liebe, himmlisches Gefühl!
Du lassest dich bey unsern Frauen
In jeder Art und Äuss'rung schauen,
Du bist ihr einz'ges höchstes Ziel! —
Ist ihre Blüthe schon verflogen,
Ist ihre Schönheit schon davon gezogen
Und will kein Mann sich jetzt mehr finden,
Mit ihnen liebend sich zu binden,
Sind auch nicht Sprösslinge vorhanden,
Die sie umfah'n mit Liebesbanden;
Sie müssen dennoch lieben; — immer lodert
Die Flamme, die stets Nahrung fodert.
Sie lieben dann — — die Klätscherey,
Sie lieben den Kaffeh — dabey
Stehn sie mit Satan auch im Bunde,
Wahrsagen, — lieben Katzen, Hunde. —

So eine Hundenärrinn sitzt
Vor Euch in diesem Bilde hier; —
Seht, wie sie ihre Kleinen schützt,
Drey sitzen auf den Tisch vor ihr,
So eben haben sie, — o Lust! —
Mit ihr aus einem Topf gegessen,
Den Jüngsten, der noch nicht kann fressen,
Den ätzet sie an ihrer Brust. —

Der wahre Vater dieser Kleinen,
Von Dank erfüllt, steht auf zwey Beinen,
Liebkost ihr mit der rothen Zunge. —
Am Stuhle stehn zwey andre Junge
Und Einer vorn an ihren Knie'n;
Auf ihre Brüder eifersüchtig,
Beklagen sie sich, bellen tüchtig; —
Zwey andere, (Anticken schon von Hunden)
Die sitzen vor ihr da und lechzen,
Vor Fett kann Einer nicht mehr schreyen-kann nur ächzen,
Den hat sie auch mit ihrem schönsten Tuch gebunden; —
Die Mutter liegt im Bette dort --
Der Hundedoctor hat dem Lieben
Die theuerste Arzney verschrieben
Und will auch die noch nicht curiren,
So will er ihn magnetisiren.
Das war nun schon die dritte Nacht,
Die bey dem Armen sie verwacht! —
Doch fort von diesem Bild, es schändet
Den hohen Trieb, der sich zu nieder'm Ziele wendet.

5.


KORESPON
GAZ
FAMA

Loder del. Jos. Stöber sc.

Der Zeitungsnarr.

5.

Der Zeitungsnarr.

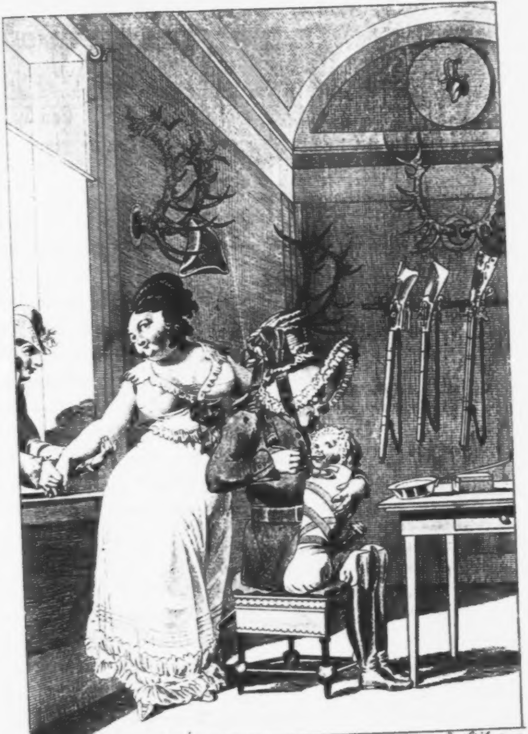
Es ist die edle Wissbegierde
Wohl eines Menschen Zierde;
Doch ach! wie wird sie lächerlich,
Verwandelt sie zur Neugier sich.

Da gibt es Narren auf allen Seiten,
Die leben nur von Neuigkeiten;
Sie laufen und suchen, sie frieren und schwitzen,
Um nur etwas Neues sich zu erspitzen;
O saget, ob es wohl wunderbar ist,
Wenn Zeitungsschreiber gewaltig betrügen,
Sie sehen ja täglich, dass man ihre Lügen
Mit Sehnsucht begehrt und mit Heisshunger frisst.

Ihr könnt im Bilde nebenan
Solch einen Zeitungsnarren schauen,
Er ist schon ein bejahrter Mann;
(Denn junge sehen lieber nach Frauen).
Mit Zeitungen ist er bepackt,
Man könnte — „wie ein Esel" — sagen;
An seiner eignen Narrheit hat
Der Mann mit Recht sehr schwer zu tragen. —
Seht hin. — Zuerst nahm er zur Hand
Die Wienerzeitung, — das ist gut,

Er zieht nicht, wie's so Mancher thut,
Das Fremde vor dem eignen Land.
Aus seinem Blick wird wahrgenommen,
Er lese auf dem ersten Blatt,
Ein Andrer hab' einen Titel bekommen,
Um den er selbst sich beworben hat.
Zwischen den Knieen und unter dem Arme
Hat er — Aufschauer und — Correspondenten!
Herkul! wohin wirst zuerst du dich wenden?
Es lüget ein Jeder dass Gott erbarme. —
Welche Blätter er tritt mit Füssen,
Das mag der Leser sich selber erklären;
Jeder wird sicher auch Zeitungen wissen,
Die ihm zum Fusstritt willkommen wären.
Das Sinnigste doch auf dem Bilde hier
Scheinet die Katz' und der Knabe mir.
Der Künstler wollte die Zeitungsschreiber
Hier repräsentiren als arge Räuber,
Ganz deutlich gibt zu entnehmen das Bild:
Dass diese Zunft sich durch Falschheit nährt,
Und durch ihre Blätter, mit Lügen beschwert,
So Manchem das Geld aus dem Sacke stiehlt.

6.



Loder del.

Jos. Stöber sc.

Der gute Narr.

6.

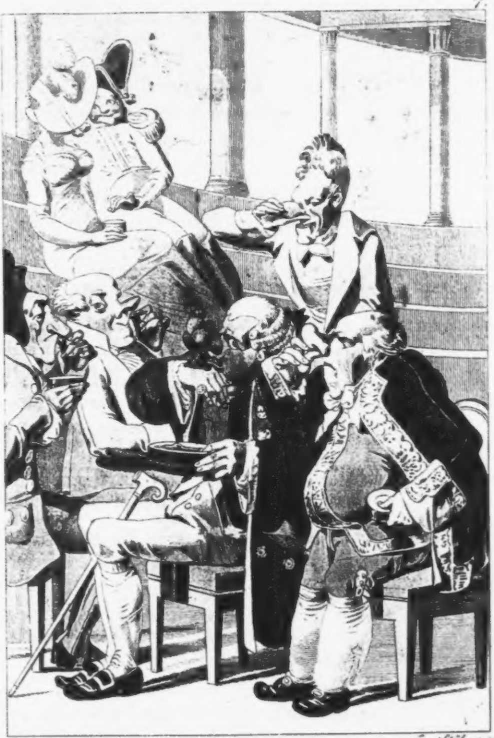
Der gute Narr.

Des Menschen Pflicht ist gut zu seyn;
Ganz recht! — doch was trägt Güte ein? —
Dass Andre nützen unsre Schwächen,
Im Rücken uns den Narren stechen,
Uns überlisten, höhnen, necken,
Als Mittel brauchen zu ihren Zwecken. —
Darum hat auch das Sprichwort Recht,
Das sagt: Es sey zu gut seyn, — schlecht. —
Besonders ist zu gut sehr schlecht im Ehebunde,
Weil gleich das Weib die Herrschaft an sich reisst,
Und so ein gutes Thier von Ehmann heisst
Ein guter Narr mit gutem Grunde.

Der Künstler hat in diesem Bilde
Euch einen Solchen dargestellt,
Damit Ihr ja um alle Welt
Euch hüten mögt vor der gehörnten Gilde. —
Seht diesen guten Narren an,
Sein Anzug zeigt, er sey ein Jägersmann.
Von allen Böcken, die er schoss,
War sicher keiner noch so gross,
Als der: dass er ein Weib genommen. —
Er hält ein Kind auf seinem Schooss,

Das er zu nähren ist bemüht,
Und das dem Jägerjungen ähnlich sieht,
Der an das Fenster ist gekommen,
Und dem die Frau den Arm hinreicht,
Den er mit Liebesblicken streicht. —
Das liebe Weib hat — ausser andern Sachen —
Dem Mann auch ihren Hut noch aufgesetzt,
Um diesen, — wie sie vorgibt — jetzt
Auf seinem Kopf zurecht zu machen;
Doch eigentlich dass er nicht sieht,
Was hinter ihm geschieht. —
Je mehr du Armer warst beflissen
Im Walde Hirschen zu erschiessen,
Je mehr Geweihe brachtest du nach Haus
Und damit schmückt dein Weib dich und dein Zimmer aus.

7.



Loder del.

Jos. Stöber sc.

Die Tabackschnupfer.

Wirbel.

O lieber Onkel, er iſt ſchon doppelt durch die Percenten bezahlt, welche ich ihm geben mußte.

Iſak.

Der Herr Neffe iſt mir 12,000 Gulden ſchuldig.

Sorgen.

12,000 Gulden einem Bedienten?

Iſak.

Bin ach ja kein Bedienter, bin ach an ehrlicher Jüd! —

Sorgen.

So? — (öffnet ſeine Brieftaſche) Nun, da haſt du dein Geld, Jude, jetzt lauf aber, was du kannſt. (hält ihm die Banknoten hin.)

Wirbel

(nimmt ſie ihm aus der Hand.)

Erlauben Sie, ich habe noch eine Schuld abzutragen, welche Sie aber keinen Heller koſten ſoll. Mein ehrlicher Herr Iſak, legen Sie doch die Hand auf Ihr Gewiſſen.

Iſak.

Waß ach doch nicht, wo ach ſie hinlegen ſoll?

Wirbel.

Von dieſen 12,000 Gulden, welche ich Ihnen verſchreiben mußte, habe ich kaum 5000 erhalten. — Ich bezahle Sie alſo reichlich, wenn ich Ihnen 6000 Gulden gebe. — Da, nehmen Sie.

7.

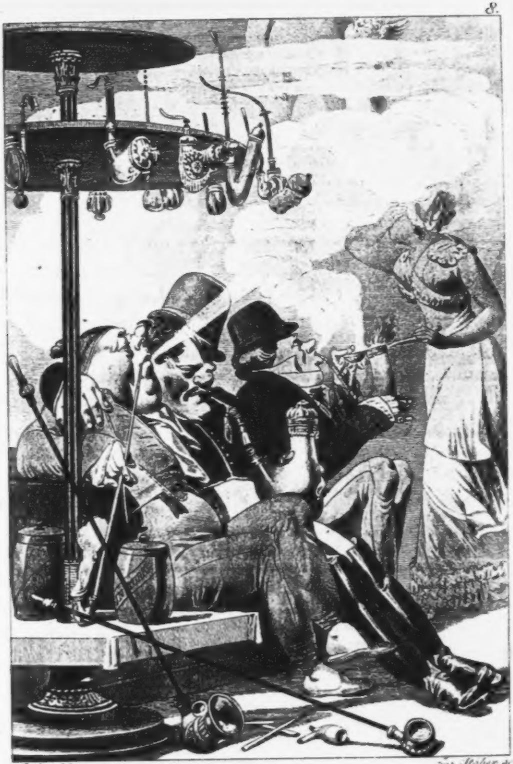
Die Tabakschnupfer.

Es müssen in der jetz'gen Zeit
Die armen Nasen gar viel Übles leiden,
Schwer büssen für die kleinen Freuden,
Die ihnen manche Blume beut.
So viele Menschen könnt ihr sehen,
Die führt man an der Nase stets herum,
Und Andre wieder sind so dumm
Und lassen Nase sich auf Nase drehen.
Ein Dritter wird so unvorsichtig seyn
Und steckt die Nase überall hinein,
Ein Vierter muss trotz Arbeit und Bemühn
Von dem ersehnten Ziel mit langer Nase ziehn;
Ein Fünfter glaubt sich gut zu betten,
Versieht mit Fleiss und Eifer einen Dienst,
Doch ach für Lohn und für Gewinnst
Gibt man dem Manne von Verdienst
Bald mündlich eine Nas', bald in Decreten. —
Drum Ehr' und Preis dem Herrn Nicot,
Der für so viele arge Leiden
Durch jenes Kraut, das er der Nase both,
Sie hat entschädigt auch durch grosse Freuden.

Ihr seht hier ein'ge grosse Männer,
Die gar nichts denken, sondern sich bestreben
Nur ihrer Nas' allein zu leben. —
Beym Tabackschnupfer kann ein Menschenkenner
Aus jener Art, wie er ein Prischen nimmt,
Meist unfehlbar und ganz bestimmt
Entnehmen, was er sey für eines Geistes Kind.
Verschieden schnupfen auch verschiedne Charaktere.
Beweisen will ich diess, indem ich Euch erkläre,
Wer jene Herren auf dem Bilde sind.

Ganz mitten sitzt ein dicker Alter,
Der war, — so scheint's, — einst ein Verwalter:
Die Nasen, die den Bauern er gedreht
Und jene, die er höhern Orts bekommen,
Hat er sich aufbewahrt, — und seht,
Sie haben alle Platz auf seiner Nas' genommen;
Ein halbes Pfund Tabak nimmt er auf einmahl gleich,
Ja, wenig nahm er nie, sonst wär' er nicht so reich.
Der im gestickten Kleide gleich darneben
Wird wohl von seinen Mitteln leben,
Ist nichts und thut nichts, darum eben
Trägt er die Nas' so hoch. — Seht an,
Ganz hinten steht ein hagrer Mann,
Bey dem wir keine Dose sehen,
Drum halt' ich ihn, ich muss gestehen,
Für Einen, der da nur schmarotzen will;
Vielleicht hat er noch andre Gründe
Den Tabak zu versuchen, ja ich finde
Den Mann ganz tauglich zum — — doch still!
Wir wenden uns zu jenem gelben Herrn,
Dess Nase keck hinaus sieht in die Welt.
Der hat wohl noch die Mädchen gern,
Obschon er jetzt schon sechzig zählt,
Es zeigt sein delicates Schnupfen an,
Er sey in allen Körben noch der Hahn.
Der Grüne endlich mit dem giftigen Gesicht
Ist ein Gelehrter. — Oder ist er's nicht,
So ist er doch ein Recensent,
Bestät'gen muss es, wer die Herren kennt.
Seht nur, die Andern blickt er forschend an,
Er will vermuthlich in den nächsten Tagen
Ein Wörtchen über's Tabakschnupfen sagen,
Da schimpft er über alle Andern dann,
Und dennoch will mir unter Allen
Sein Schnupfen noch am wenigsten gefallen. —

8.



Loder del. Jos. Stober sc.

Die Tabackraucher

8.

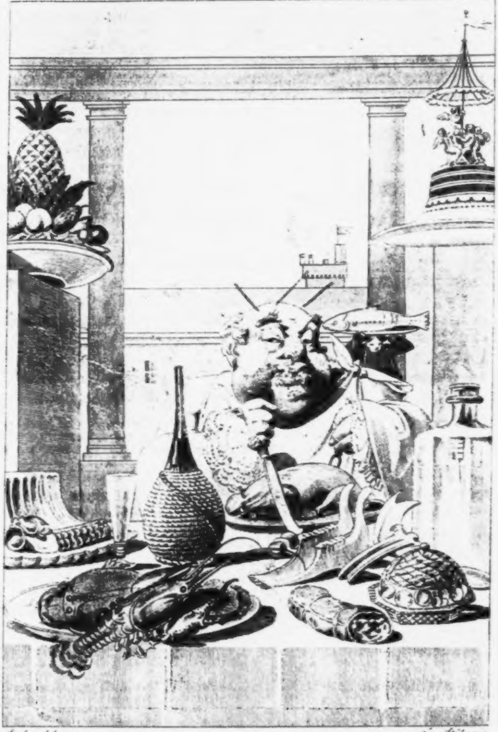
Die Tabakraucher.

Wohl dem Mann, der um sich her
Alles kann in Wolken hüllen,
Manches wird ihn dann nicht mehr
Ärgern, und mit Abscheu füllen.
O wie lieb' ich dich so sehr
Du Verscheucher aller Grillen,
Kraut, das Kummer, noch so schwer,
Plage, noch so hart, kann stillen.

Doch ob ich gleich den Tabak liebe,
So überseh' ich es doch nicht,
Dass man davon abscheulich riecht,
Und dass man, — huld'gend diesem Triebe,
Sich eigentlich zum Rauchfang macht;
Darum hab' ich's auch über mich gebracht
Die schlimme Seite aufzufassen,
Und nun erklär' ich Euch diess Bildchen ganz gelassen.

Drey Rauchkünstler sitzen hier in der Nacht
Des Nebels, den sie sich selber geschaffen,
Daneben steht die Trophä' ihrer Waffen:
Der Pfeifenthron in voller Pracht.
Selbst Schwarz hat nie so viel Rauch gemacht
Als sie. — Er, der Feuer im Erze entzunden,
Ich meine den Schwarz, der das Pulver erfunden. —

Der Vorderste, — wenn wir auf's Äussere schauen
Und dem wohlgemästeten Körper vertrauen, —
Ist Einer von jener Vampirenclasse,
Die auf ant sich endet, sich Bauch füllt und Casse:
Speculant, Lieferant oder Negotiant.
Er bläs't mit dem Rauch alles das in die Luft,
Was ihm allenfalls sein Gewissen zuruft,
Sich beziehend darauf, wie sein Reichthum entstand. —
Ein alter Bramarbas scheint der Zweyte,
So Einer von denen, die rauchen müssen,
Weil sie nie etwas Bessres zu thuen wissen.
Am Tabakskopf halten sich solche Leute,
Damit man ihnen den Kopf nicht abstreite.
Behalten mögen die Zwey ihre Pfeifen;
Doch wer kann es wohl bey dem Dritten begreifen
Warum er rauchet? — Anscheinender Massen
Will er auch noch die Beine in Rauch aufgehn lassen,
Denn Fleisch hat er ohnediess keines mehr.
Die Magd bringt ihm Feuer, und sieht er dem Weibe
Auch gleich in's Gesicht, als hätt' er im Leibe
Noch selber viel Feuer, Wir glauben's ihm schwer,
Ein echter Raucher hält höher in Ehren
Die Pfeif', als alle Mädchen der Welt,
Und wenn's nur dieser an Luft nicht fehlt,
Mag alles Andre der Luft entbehren.
Drum fliehen auch Venus und Amor immer
Die Raucher und ihr verpestetes Zimmer,
Wie's hier auch in diesem Bild' ist zu sehen,
Wollt ihr es ein Bisschen genauer durchspähen.



Loder del.

Jos. Stöber sc.

Der Nimmersatt.

9.

Der Nimmersatt.

Essen muss man um zu leben,
Daran kann kein Zweifel seyn,
Aber leben um zu essen
Kann ein Narr nur ganz allein.

Seht nur hin, da sitzt so Einer,
Dessen Gott der Magen ist,
Dessen höchster Zweck auf Erden
Der nur ist, dass er geniesst.

Als ihn unter ihrem Herzen
Einst die Mutter trug zur Qual,
Sehnte sie nach einer Kirsche
Gierig sich beym Mittagsmahl.

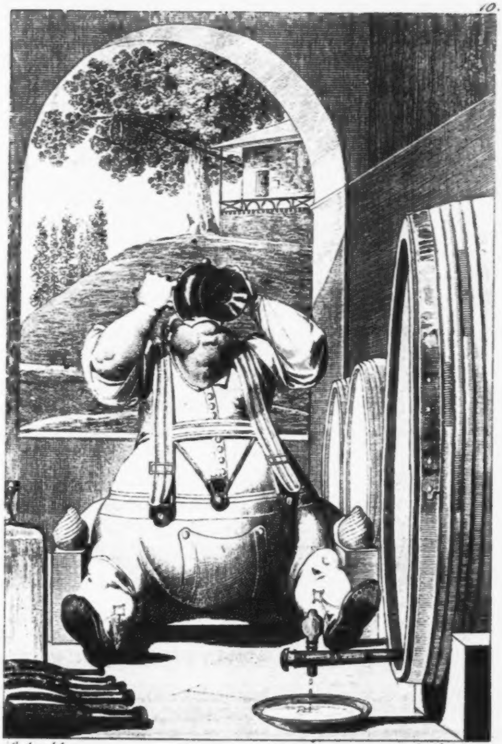
Und dem lieben Söhnlein theilte
Mit sich ihr gefräss'ger Hang,
Und er ward zur Welt geboren
Mit der Kirsche auf der Wang'.

Welch ein Kopf! — Ganz ungeheuer
Sind da Wangen, Maul und Kinn;
Doch der ob're Theil ist kleiner;
Denn da ist nicht viel darin.

Vor ihm auf dem Tische stehen
Alle Arten Speis' und Wein,
Dennoch scheint damit die Mahlzeit
Noch zu Ende nicht zu seyn.

Einen grossen Fisch noch traget
Sein Bedienter keuchend her,
Und der Küche Schornstein raucht noch,
Sicher deutet das auf mehr.

Fresst ihr Nimmersatten! — opfert
Alles für ein einz'ges Loch·
Euer Altar ist der Magen,
Euer Priester ist der Koch.



Loder del.

Jos. Stöber sc.

Der Saeufer.

10.

Der Säufer.

Es trinken die Sänger der Lüfte
Die Morgen- und Abenddüfte,
Es trinken den perlenden Thau
Die Blümelein in der Au,
Sogar der leblose Stein
Saugt gierig den Segen ein,
Der von dem Himmel träuft;
Der Mensch nur ganz allein
Missbraucht den edlen Wein,
Den er nicht trinkt, sondern säuft.

Seht hier solch' ein lebend'ges Fass,
Wie es der Reben geist'ges Nass
In sich hinein lässt rinnen,
Da sitzt der menschengleiche Schlauch
Mit seinem ungeheuern Bauch;
Nur zwey von den fünf Sinnen
Besitzt er: Riechen nur und Schmecken,
Mehr braucht er nicht zu seinen Zwecken.

Iſak.

Gottes Wunder, gnädiger Herr! — Das iſt Verrath! — Der arme Iſak iſt ruinirt.

Wirbel.

Für die andern 6000 Gulden will ich Ihnen das Vergnügen machen, die erſte gute Handlung in Ihrem Leben zu thun. — (gibt Käthchen das Geld.) Nimm Käthchen, und heirathe deinen Philipp.

Käthchen

(küßt ihm die Hand.)

O mein Gott! — Dieſes Glück!

Florian (ganz erſtaunt.)

Erlauben Ew. Gnaden, das Reh gehört in mein Revier.

Wirbel.

Willſt du dich um ſie mit mir ſchießen?

Florian

(zieht ſich zurück.)

Ich — ich will gar nichts.

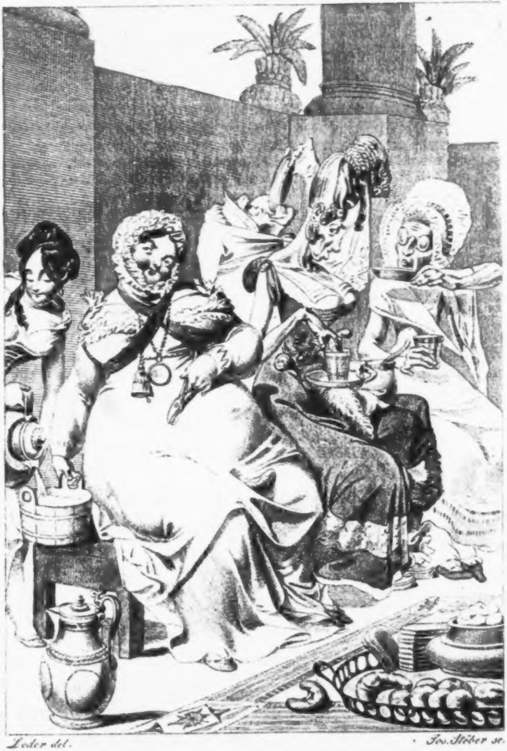
Wirbel.

So recht. — Aber ſeht nur einmahl den Iſak an, welch ein vortreſſliches Herz! Er iſt ſo gerührt, die Thränen ſtehen ihm in den Augen.

Iſak.

Vor Wuth!

Er ist ein Winzer, wie es scheint,
Vermuthlich glaubt der gute Freund,
Es muss, was er gepflanzt, durch seine Gurgel gehen.
Das muss man ihm doch eher noch erlauben,
Als vielen Andern, die da glauben,
Sie müssen ernten, ohne dass sie säen.



Loder del. · Jos. Stöber sc.

Die=Kaffeh=Schwestern.

11.

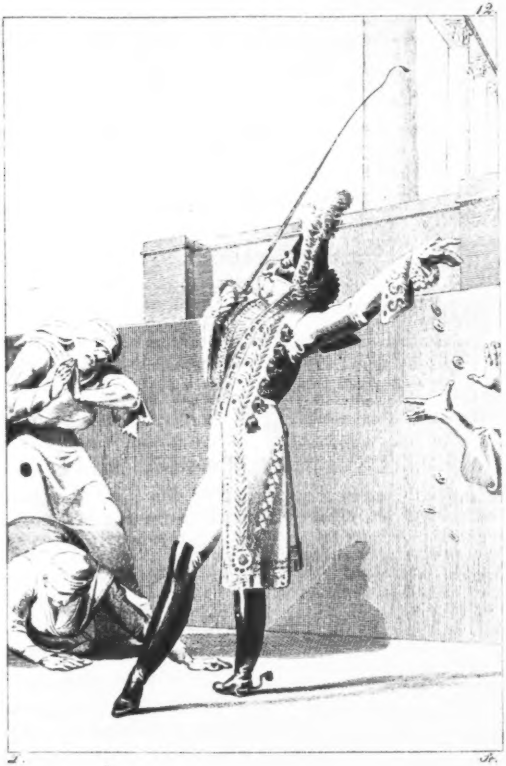
Die Kaffehschwestern.

Wie die Herrn der Wein verbindet,
Also der Kaffeh die Frauen; —
Wenn sie diese Bohnen brauen,
Und die vollen Tassen schauen,
Herz sich leicht zum Herzen findet. —
Es löset sich die Zunge,
Und flüssig wird die Rede,
Die Alte und die Junge
Bereiten sich zur Fehde,
Sie schwätzen, schmählen, lästern
Und werden durch den Trank zu Schwestern.

Diess Bild ist sinnreich ausgedacht.
Ich will's erklären, habet Acht! —

Jene wohlbeleibte Frau,
Die im Vordergrund' ich schau',
Ist gewiss die Frau vom Hause; —
Mit Vergnügen gibt sie diese Jause;
Denn es beut dadurch sich die Gelegenheit
Über ihre Feindinnen zu schmählen,
Dies' und jene Lüge zu erzählen,
Drob ist sie, — ihr Antlitz zeigt's, — erfreut,

Und recht gerne gibt für den Genuss
Sie den süssen Trank im Überfluss. —
Um den Hals hat der Erfinder ihr
Sinnreich ein Verklein'rungsglas gegeben.
Eine Quaste hängt daneben,
Gleichend einer Glocke schier,
Die Geschwätzigkeit wohl anzudeuten.
Eben so zeigt auch die Schere,
Dass die Frau sich will bereiten,
Abzuschneiden ihres Nächsten Ehre. —
Hinter ihr sitzt eine gelbe Dame,
Neid, — bedünkt mich, — ist ihr Nahme,
Gierig schlürft sie noch den letzten Tropfen ein
Von dem Trank, gebraut ihr zum Gedeihn. —
Vor dem grüngekleideten Skelette
Ekelt Allen, — so wie mir, — ich wette,
Aber schmäht den Künstler darum nicht,
Denn er hielt's für seine Pflicht
Euch durch diess Gerippʼ symbolisch anzudeuten,
Dass in der Gesellschaft solcher Damen
Sterben müssen viele gute Nahmen;
Ferners dacht er auch an jene Zeiten,
Wo erobrungsgierig ein Despot
Liess die Meinung überall verbreiten,
Der Kaffeh sey Gift und bringe Tod.
Noch muss ich auf jene Alte achten,
Welche blasend sitzt im Hintergrund,
Müsst auch sie symbolisch nur betrachten;
Denn der Bildner thut dadurch euch kund:
Dass die Weiber — läugn' es, wer sie kennt, —
Alles blasen, was sie auch nicht brennt.



Der hochmüthige Narr.

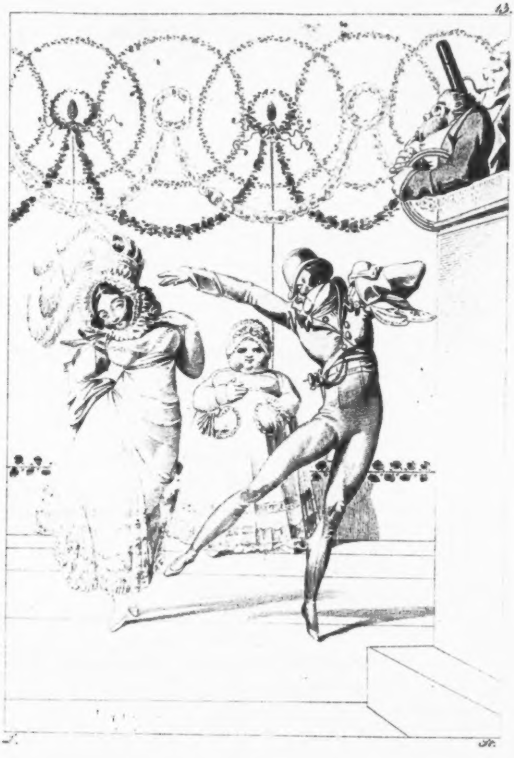
12.

Der hochmüthige Narr.

Edler Stolz! Du bist des Menschen Zierde,
Denn du gründest auf die inn're Würde
Auf's Bewusstseyn seiner Tugend dich; —
Aber dünkt er ob des Zufalls Gaben
Über seine Brüder sich erhaben,
Dann verwandelt Stolz in Hochmuth sich,
Wird zur Thorheit und ist lächerlich.

Wollt den Blick auf dieses Bildchen wenden,
Seht den Narren dort ein wenig an,
Steht er denn nicht da in seinem Wahn
Als wär' ihm das Weltall unterthan,
Streuet Gold dahin mit vollen Händen. —
Dieser Blick, der nur verächtlich misst
Alles, was nicht seines Gleichen ist;
Diese Nase, hoch emporgereckt,
Der all' andern Nasen müssen weichen,
Einem Habichtsschnabel zu vergleichen,
Mit der Purpurfarbe überdeckt;
Dieser Mund, gelegt in spött'sche Falten,
Und das Kinn, so herrisch vorgehalten;
Kurz, sein Antlitz muss den Zorn erregen
Und gedränget fühlt gewiss sich Jedermann
Seine Finger unsanft, ihm zu legen

Ins Gesicht dem prahlerischen Mann.
Aus dem Kleide lässt sich wohl nicht sagen,
Wer der Prahlhans eigentlich wohl sey,
Doch es will mir scheinen:
Kleider, welche sonst verschied'ne Menschen tragen,
Wollte unser Bildner hier vereinen,
Um in einem Manne uns zu mahlen
Alle jene, die gewöhnlich prahlen.
Stiefel, Sporn und Beinkleid lassen rathen,
Er gehöre unter die Soldaten;
Doch der Federhut, der Beutel an den Haaren
Lassen einen Hofmann uns gewahren,
Und die Peitsche in der Hand sodann — —?
Nun die zeiget, dass ein solcher Mann,
Der sich pflegt hochmüthig aufzublähen,
Sey als Geissel Gottes anzusehen.



Tanz=Narren!

13.

Tanz-Narren.

Ach leider ist die Tanzwuth eingerissen,
Das Leben gleichet einem grossen Balle,
Die Menschen tanzen unaufhörlich alle,
Als hätte die Tarantel sie gebissen.

Es weiss das Mädchen nach der Geigen Schalle
Die Schritte abzumessen mit den Füssen;
Doch wie man Leinwand misst, wird sie nicht wissen. —
Wer immer springt, der zittre vor dem Falle!! —

Seht an die Narren, wie sie sich verenken:
Die Grazie, die sie zu haschen denken,
Wird schamroth ob des Tanzes, und erbebt; —

Die Mutter aber, inniglichst zufrieden,
Dankt Gott, der ihr ein Töchterlein beschieden,
Das seinen Fuss so hoch und leicht erhebt.

Theobald.

Mein Dank, Ew. Gnaden.

Wirbel.

Nicht mir, Herrn Iſak dankt.

Käthchen (zu Iſak.)

Tauſend, tauſend Dank, lieber Herr.

Iſak.

Geht zum Teufel! — Ades — ades! allerſeits! Gott ſoll mach 99 Klafter tief in die Erde ſchlagen, wann ach je mehr einem Soldaten einen Heller leihe. (läuft ab.)

Sorgen.

Nun kommt, Kinder ins Schloß. Laßt uns ein fröhliches Mahl verzehren. Morgen, Eduard, beginnt dein Probejahr, ich hoffe, du wirſt, bis dieſes zu Ende iſt, nie mehr als Wilddieb in fremdem Revier jagen.

Wirbel.

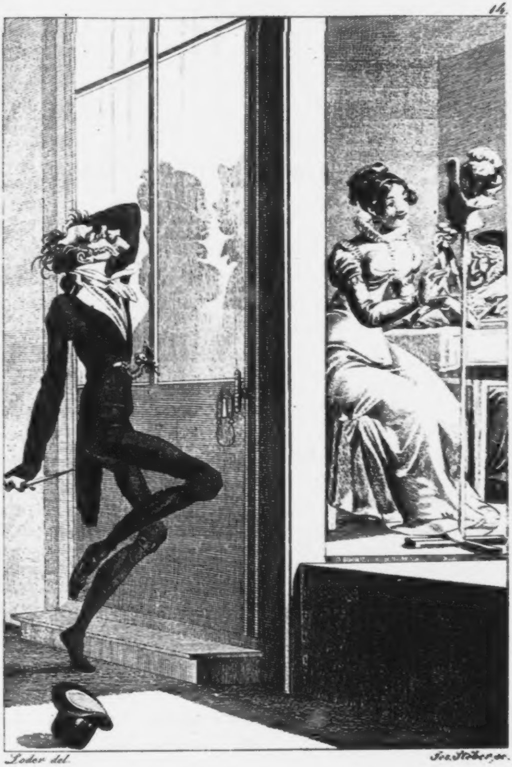
Aber auch in dem meinigen nicht jagen laſſen.

Schlußgeſang.

Wirbel, Sophie und Firnſtein.

Amor iſt ein guter Jäger,
Wo er ſchießt, da trifft er auch,

14.



Loder del.

Jos. Stöber sc.

Der eifersüchtige Narr.

14.

Der eifersüchtige Narr.

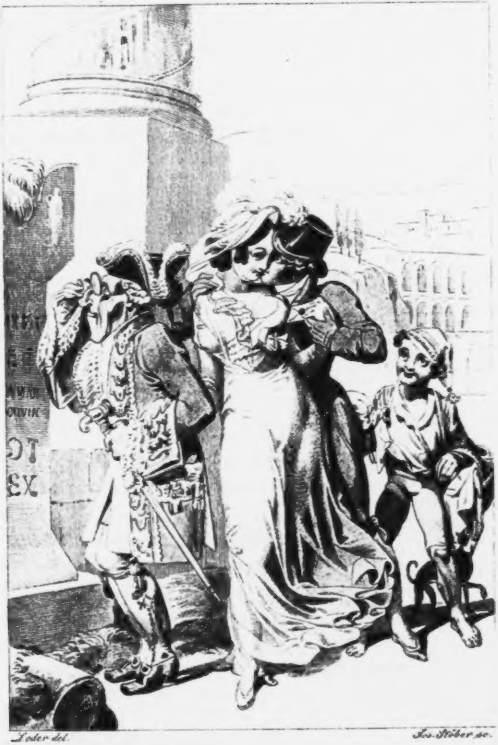
In dem bunten Erdenspiele
Gibt es zwar der Narren viele,
Die theils in verbrämten Röcken —
Theils in Bauernkitteln stecken — —
Narren ohne Mass und Ziel
Treiben hier ihr buntes Spiel.
Doch die häufigsten aus allen,
Die hier unterm Monde wallen,
Führt — kein Stand verbürgt ein Heil —
Eifersucht am Narrenseil.

Zum Skelette abgezehrt —
Eifert Kleon mit dem Schatten;
Und Klorinde hasst den Gatten,
Der nur mit Verdacht sich nährt.
Grün vor Galle das Gesicht —
Schleicht er, wie ein Geist der Hölle
Um die Fenster — um die Schwelle —
Was er sucht — ertappt er nicht:
Denn die junge, schöne Frau
Ist für Kleon all zu schlau.

Heute führt sein gut's Geschick
Schleichend ihn zum Haus zurück.

Eine Glasthür zeiget ihm
Wie Klorinde, hochentzücket,
Den geliebten Buhlen schmücket.
Endlich beut sich seinem Grimm,
Der so lang gefesselt war,
Ein willkomm'nes Opfer dar.
Nach dem Dolche fährt die Hand —
„Wohl" — rief er von Wuth entbrannt;
„Wohl mir, dass ich längst dich führe!"
Hastig reisst er auf die Thüre,
Und durchbohrt — kalt, wie ein Block —
Seiner Gattinn — — — Haubenstock!!

15



Loder del. Jos. Stöber sc.

Die betrogenen Betrüger.

15.

Die betrogenen Betrüger.

Betrug! du grosses Losungswort auf Erden!
Du Achse, um den der Planet sich dreht!
Betrogen will hienieden Niemand werden —
Doch selbst betrügen Jeder, wenn es geht.
Darum geschieht es, dass im Wechselkreise
Der kaum Betrog'ne — andere betrügt,
Und so — nach dem Gesetz der Ordnung, weise,
Die Strafe stets zu dem Betrug sich fügt.

Der alte Herr, wie hier Figura zeigt —
Der, wie ein Pfau, auf plumpen Füssen steigt —
War einst, — noch denkt daran das Land —
Bei der Armee vor Zeiten — Lieferant.
Und Lina, reitzend, wie der junge Morgen —
Doch ohne Geld — gedrückt von Nahrungssorgen —
Verschenkte flugs — Millionen sind kein Scherz —
Den blinkenden Ducaten Hand und Herz:
Gelobend sich am Traualtar:
Dem frühern Freund zu seyn — was sie ihm längst schon
war.

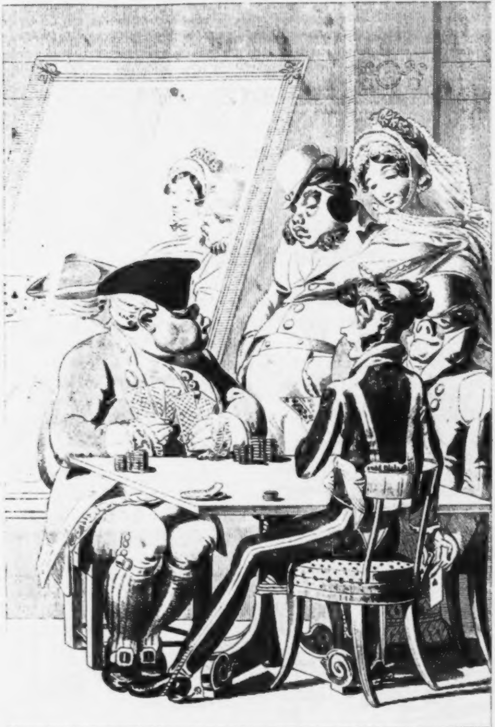
Da wandelt nun der alte Wicht mit ihr,
Entfernet von der Stadt — im einsamen Revier —
Und während ihn ein Monument entzückt,

Das er im Geiste schon auf seinem Grab' erblickt —
Hat sich die schlaue links gebogen
Und reicht den Buhlen ihre Hand entzückt,
Der ihr ein Briefchen schlau in's kleine Händchen drückt.

Ein Junge wird das lose Spiel gewahr,
Und denkt: der Augenblick ist günstig offenbar —
Und so zieht er, so leise, wie 'ne Maus,
Dem Cicisbeo schnell das Schnopftuch dort heraus.
Doch während er das Schnopftuch wegstipizt,
Hat die Gelegenheit ein schlauer Hund benützt,
Und stiehlt — zum wohlverdienten Lohn —
Dem Jungen eine Wurst, und macht sich still davon.

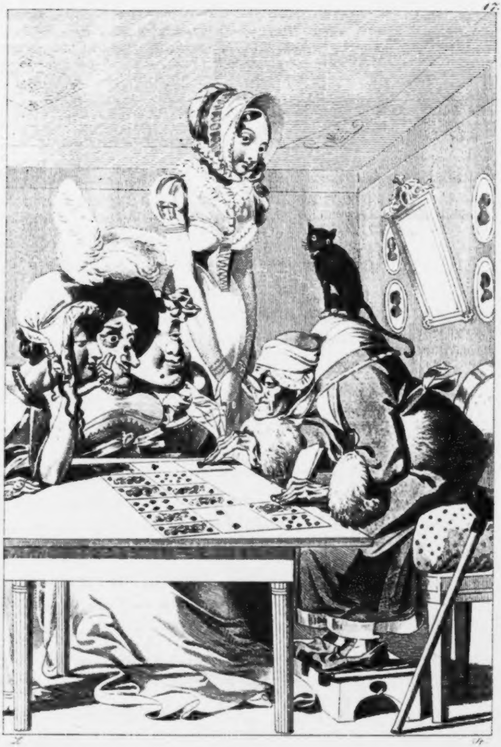
So reiht sich Trug an Trug — doch, wenn wir uns nicht irren:
So wird der Alte wohl das Meisste da verlieren.

16.



Die Spieler.

17.



Die Kartenschlægerinn.

17.

Die Kartenaufschlägerinn.

Es liebt der Mann mit Wahn sich selbst zu täuschen —
Und eine Zukunft sich zu schaffen, die ihm lacht —
Der Schwächling hört Prophetenstimmen kreischen,
Und will in Sternen lesen bei der Nacht —
Und soll die Wirklichkeit ihm auch das Herz zerfleischen —
So hat er doch was Schön'res sich gedacht.
Die Weiber lassen sich — gewohnt an Tändeleyen —
Aus Karten und Kafehsatz prophezeyen.

Frau Gertrud mit Brille und Krücke —
Der Hexe von Endor Portrait —
Weissaget die künft'gen Geschicke
Aus Karten, die sie nur versteht.
Da sitzt sie, und ihr auf dem Höcker
Des Satans Symbol — eine Katz —
Es sitzt in der Hölle nicht kecker
Des Teufels Gesponsinn und Schatz.
Und Damen, verschiedener Sorten —
Begierig nach luftiger Kost —
Erhaschen aus einzelnen Worten
Der Hexe Vergnügen und Trost —
Die Alte, verschmitzt und verschlagen —
Kennt jede der Weiber genau
Und lockt mit verfänglichen Fragen

Die einzelnen Wünsche gar schlau
Dann legt mit den knöchernen Händen
Sie fertig die Karten zu recht —
Und weiss schon die Sache zu wenden
Nach Alter und Stand und Geschlecht.
Die Untreu des Mannes enthüllen
Wird eifernden Weibern sie schlau —
Die Sehnsucht nach Liebe wird stillen
Sie dort bei der schmachtenden Frau —
Der kupfrigen, alten verkündet
Sie grossen Gewinn der Lott'rie —
Wer Übung mit Schlauheit verbindet,
Verrechnet, wie diese, sich nie.
Dem Mädchen in üppiger Fülle
Das gerne sich Trost hätt' gehohlt —
Weissagt sie, mit sicherer Brille —
Ein Kindlein — gar lieblich und hold.
So mehren sich täglich die Kunden
Und füllen der Hexe das Haus —
Sie heilet die Schmerzen und Wunden —
Mit leeren Verheissungen aus.
Wir wollen zwar Karten nicht deuten,
Der Hexe doch auch prophezey'n —
Ihr Ende wird doch noch bei Zeiten —
Der Pranger und's Zuchthaus wohl seyn. —

Herz und Kopf nimmt er zum Ziele,
Nach dem wahren Weidmannsbrauch.

Dieſe ganze weite Erde
Iſt ſein ſchönes Jagdrevier,
Will ein Wilddieb keck ihm trotzen,
Schießt er ſelber ihn dafür.

Sorgen. Theobald. Käthchen.

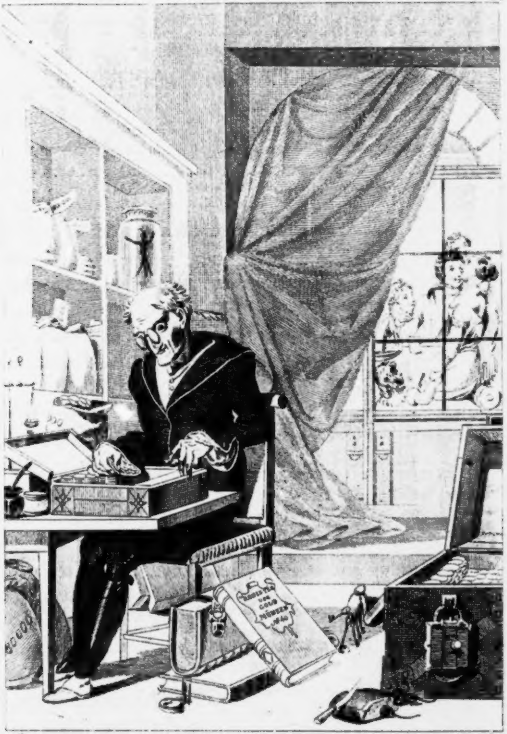
Hymen ſchließt mit Netz und Mauern
Seine vielen Wälder ein;
Doch ſo viele Schelme lauern,
Schlüpfen durch das Garn hinein;

Amor ſpottet ſeiner Rechte,
Geht ihm immer in's Geheg',
Schnappt ihm oft die ſchönſten Rehe
Als ein wahrer Wilddieb weg.

Florian

(an's Publikum.)

In Thaliens ſchönen Hallen
Lauert mancher Wilddieb auf,
Findet er ein armes Häslein,
Schießt er ſeine Pfeile drauf.


REGISTER
VON
GOLD
MÜNZEN

L. Sc.

Die Habsucht.

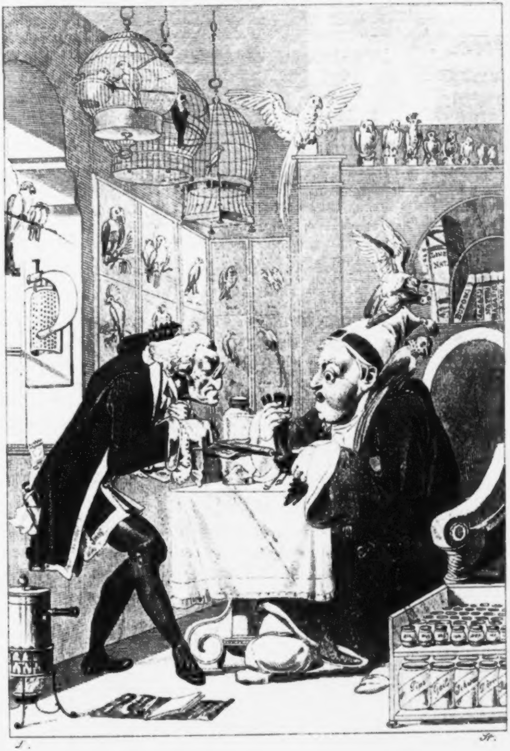
18.

Die Habsucht.

Wer schliesst oft Ehen, und Tractaten?
Ducaten!
Wer dingt den Dichter, und den Mahler?
die Thaler!
Wer gibt uns Muth zu tragen, und zu dulden?
die Gulden!
Wer ist der Herr, und wer regiert die Welt?
das Geld!

Was Wunder, wenn auch Harpagon
Das Geld verehrt, wie einen Schutzpatron?
Tief vergraben unter Säcken,
Die voll Waisenthränen stecken,
Sitzet da der alte Thor,
Wie in einem Blumenflor.
Mag die Catalani singen,
Wenn ihm nur Ducaten klingen,
Einen solchen Ohrenschmaus
Biethet ihm kein Opernhaus.
Alle Sinne kann er weiden;
Hat das Auge gröss're Freuden,
Als wenn es auf jenen Säcken,
Die voll harten Thalern stecken,
Auf den Küsten, auf dem Gut
Eines Krösus, lachend ruht?

Seine Finger, dürr und lüstern,
Wühlen in den Münzregistern;
Andre Menschen mögen essen,
Er berechnet die Int'ressen,
Die ihm bringt das Morgenroth;
Und so schwelgt er, wie ein Gott,
Der gar kein Bedürfniss fühlet.
Rettig und ein schwarzes Brot
Seinen seltnen Hunger stillet
Weh ihm, wenn an jenem Tage
Man dereinst auf jene Wage,
Mit der er Ducaten wägt,
Alle seine Thaten legt!
Hinter seinem dürren Rücken
Ist der Teufel zu erblicken,
Der, bewahrt im Spiritus,
Seinem Meister helfen muss.
Lachend harren schon die Erben,
Auf sein Gut bey seinem Sterben,
Um in allen Lebensfreuden
Das Ersparte zu vergeuden;
Und wenn einst sein Auge brach,
Schallt's ihm in die Grube nach:
Dass der geldbegier'ge Narr
Seiner Erben Scheusal war!



J. St.

Vögel-Liebhaberei.

19.

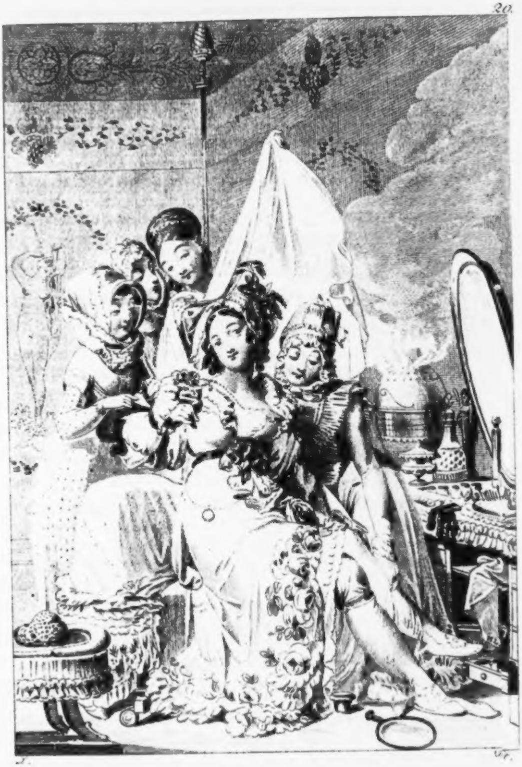
Vögel - Liebhaberey.

Wenn die Kräfte den Menschen verlassen,
Wenn die rothen Wangen erblassen,
Wenn das Alter die Sünde verscheut —
Sucht sich die Sinnlichkeit andre Objecte,
Hüllt sie in Titel gelehrter Subjecte —
Macht seine Schwäche gewichtig und breit.
Der sammelt Münzen, und jener Kamäen,
Der will die Kräfte der Pflanzen erspähen —
Jener weiht Hunden den ganzen Verstand;
Dieser zieht Katzen nach eigener Weise —
Jener ernähret in Gläsern die Mäuse;
Jeder liebhabert auf eigene Hand.

Unser Held bringt hier in Regel
Das gesammte Reich der Vögel —
Und vom Colibri zum Geyer
Ist kein Vogel ihm zu theuer
Für das seltne Cabinet,
Das dem alten Podagristen
Über alle Schätze geht.
Ob die guten Thiere nisten —
Ob ein hundertfach Geschrey
Jedem Ohr unleidlich sey —

Ihn — geplagt von Schmerz und Gicht —
Ihn genirt das alles nicht.
Willig leiht er seine Mütze
Oft zum stillen Liebessitze —
Und ein kecker Papagey,
Macht sich's gar bequem und frey.
Zur Verzweiflung bringt ihn nur
Jede ferne Krankheitsspur;
Eine Apotheke führt
Er im Haus — gut componirt —
Pips und Geile zu curiren —
Schwatz und Dörre zu sistiren,
Und schlägt keins der Mittel an —
So erscheint ein Charlatan,
Der im Geiste des Patrons,
Sicher eines höhern Lohn's —
Als gält es ein Menschenleben —
Sich der Heilung will bestreben,
Der das arme Thier purgirt;
Auch mit unter gar klystirt;
Wie es hier Figura zeigt,
Wenn die näh're Schildrung schweigt.
Ist das Thierchen nicht zu retten —
Wird er weinen, heulen, bethen,
Und der todte Liebling wird
Ausgestopft auf lange Dauer —
Wie dort oben auf der Mauer
Schon ein Dutzend paradirt.
Sein Vermögen — faselt man —
Falle, geht er einst zur Ruh —
Seinen lieben Vögeln zu —

20.



Die Puzsucht.

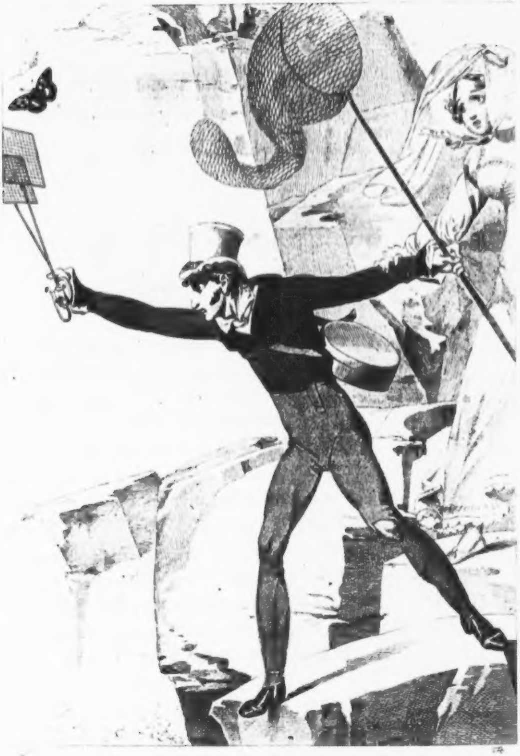
20.

Putzsucht.

Wie heisst das bodenlose Fass,
Das Renten ganzer Länderey'n verschlinget?
Dem manche Ehre sich zum Opfer bringet?
Das Unthier mit dem nimmersatten Frass?
Das gierig oft das Lebensglück verzehrt,
Und sich mit eignen Kindern nährt?
Der Drache, der mit Herzensblut sich füttert?
Vor dem das kräftige Geschlecht der Männer zittert —
Dess Wärter Marchandmode, Modist, und Schneider sind —
Oft sieht es sittsam aus, und züchtig wie ein Kind —
Es schimmert hell und blank — und hasset jeden Schmutz —
Wie heisst das Unthier wohl — es ist die Sucht nach Putz! —

Die moderne Lais sitzt
Hier an ihrer Toilette,
Und ein Heer von Zofen schwitzt —
Sie zu schmücken — in die Wette.
Tausend Tiegel, gross und klein,
Wässer wohl von hundert Sorten,
Ausgebrannt an fernen Orten,
Schliesst das enge Zimmer ein.
Reitzend scheint sie jetzt zu seyn —
Doch wer sie am Morgen sähe,
Würde wohl in ihrer Nähe
Vor Bewunderung zu Stein.

Eine falsche Schminke macht
Das sonst trübe Auge strahlen,
Und wo weiss die Farbe lacht,
War es früh, wie gelb gemahlen;
Kleine Runzeln sind verschwunden,
Denn man klebt auch Runzeln aus —
Glätten kann man, wölben, runden
Alles heut zu Tag im Haus.
Daher auch die hübschen Hüften,
Die das schöne Kleid umfliesst —
Dürften wir den Vorhang lüften,
Wüssten wir wohl, wie es ist.
Falsch sind jene Engelslocken,
Falsch ein Theil auch vom Gebiss —
Ist der Lippe Farbe trocken,
O so schmeckt ein Kuss wohl süss.
Ein verführisch's Strumpfband zeigt
Unseren bestrickten Blicken,
Dass, wer kühn sich ja versteigt —
Nichts zu fürchten hat vor Stricken,
Alle Wohlgerüche hat
Sie auf sich, so wahr ich lebe —
So ein Künstler - Apparat
Macht Xantippen auch zur Hebe.
Doch gilt's keinen Nasenstüber,
O so wär', ich sag' es dir —
Mir die blonde Zofe lieber
Ohne aller Coeffure.



Der Schmetterlingsfänger.

Doch, das werden Sie nicht dulden; —
Dieſes Haus iſt Ihr Revier,
Ihre Nachſicht, Ihre Güte
Leidet keinen Wilddieb hier.

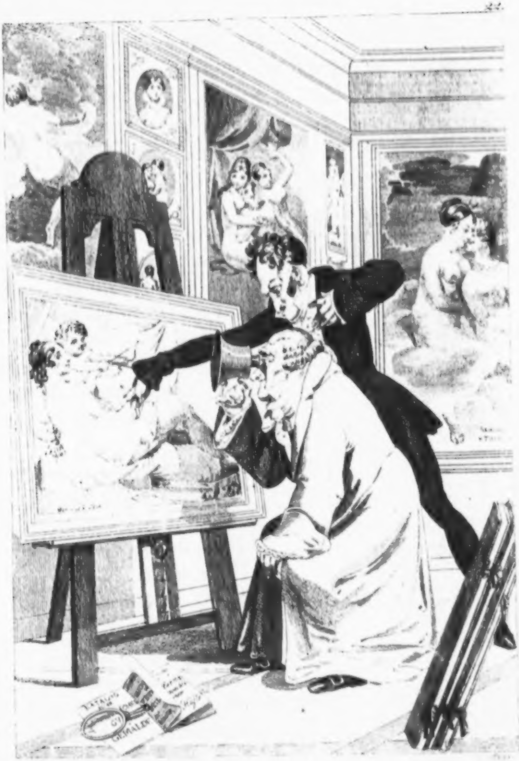
Ende des Liederſpiels.

21.

Der Schmetterlingsfänger.

Suchest vergebens, betrogenes Mädchen,
Suchest vergebens zu halten den Mann —
Liebe spinnt immer nur seidene Fädchen,
Die man mit Leichtigkeit brechen auch kann.
Winkt ihm nicht dorten ein buntes Geflügel?
Schwirrt es nicht golden ihm dort vor'm Blick?
Kühn übersteigt er den steilesten Hügel —
Denn nur die Neuheit verspricht ihm ein Glück;
Ob auch der Wildbach sich tobend ergiesse,
Ob auch ein Abgrund dem Tollkühnen droht —
Hin übern Abgrund, und hin über Flüsse
Zieht ihn das Blau, und das Weiss, und das Roth —
Bleiben die Kleider an Felsen auch hängen,
Solch einem Ungestüm ist es gering —
Mag auch die Sonne den Wildfang versengen,
Hascht er doch endlich das schäckige Ding.
Liebliches Mädchen, musst dich nicht härmen,
's ist ja bekannt so von nah, wie von fern —
Männer und Schmetterling' sind es, die schwärmen

Immer von Blume zu Blume gar gern;
Haben sie satt sich am Honig getrunken,
Kehren sie immer doch wieder nach Haus;
Und in dem Anblick des Liebchens versunken,
Ruhen ermüdet die Nascher dann aus!


22
KATALOG
GEMALDE

Bilderliebhaberei.

22.

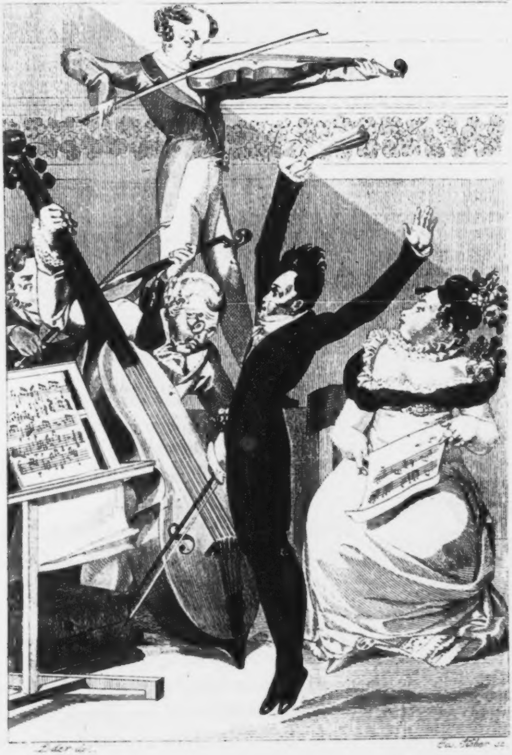
Bilderliebhaberey.

Unter schönen Titeln wohnen
Oft die kleinlichsten Passionen;
Männer, die nach Dirnen rennen,
Wollen, sagt man, Menschen kennen,
Münzensammler sind oft Filze,
Stufenjäger — dumme Pilze,
Denen die Gelehrsamkeit
Einen dunkeln Anstrich leiht.

Unser ausgedörrte Held,
Ist, wie ihn die Leute schildern,
Ein erklärter Freund von Bildern,
Wendet drauf ein schönes Geld —
Liebt er also wohl die Kunst?
Ey ja wohl — ich bitt' um Gunst —
Lüstern ist der graue Sünder,
Was man sagt, ein alter Bock.
Naschhaft, wie die kleinen Kinder —
Schielt er nach dem Opferstock;
Schlüpfrig sind die Gegenstände,
Die hier zieren seine Wände —
Nur Ovids Metamorphosen
Sind für ihn die schönsten Rosen —

Graukopf Zevs, das ist sein Mann,
Sey's als Ochs und sey's als Schwan; —
Venus mit dem Götterleibe.
So sitzt er zum Zeitvertreibe
Vor den Bildern — sieht das an,
Was er nicht mehr haben kann.
Und damit er's ja erspähe,
Dass kein Fleckchen ihm entgehe,
Hat der Held — ganz ohne Kraft,
Einen Tubus sich verschafft,
Der sogar ihm jenes zeigt,
Was der Pinsel schlau verschweigt.
Eine Art von Grecourt macht —
Längst bekannt — mit reichem Lohne
Ihm, beredt, den Cicerone —
Und der alte Sünder lacht —
Wenn er ihm Figuren zeigt,
Die ein keuscher Mund verschweigt.

24.



Loder del.

Ed. Stöber sc.

Musikalische Narrheit.

24.

Musikalische Narrheit.

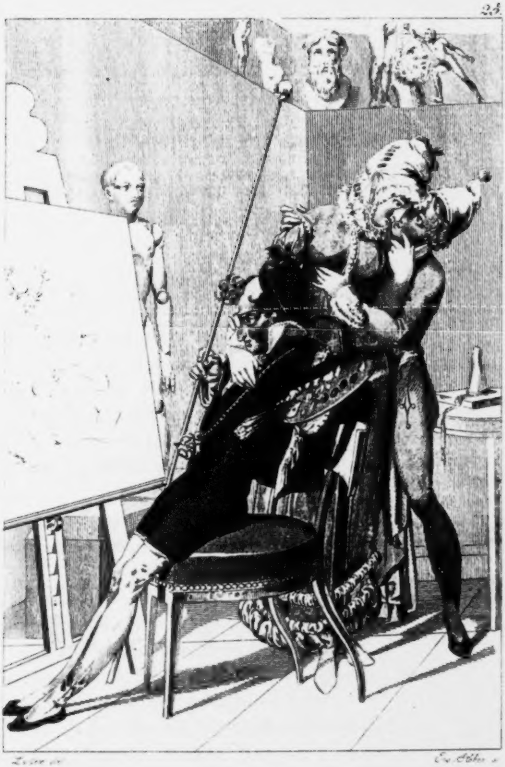
Wohl ist die Welt ein herrliches Orchester,
Wir sind die Instrumente — gut gestimmt,
Aus denen Harmonie, der Gottheit holde Schwester,
Die schönsten Töne lockt, — um die der Wohllaut schwimmt. —

Wohl ist Musik der freundlichste Begleiter
Auf dieses Lebens rauher Bahn —
Und ihr Accord verhallet auf der Leiter,
Auf der wir steigen himmelan!

Und hochgeehrt sey jeder, dem's gelungen,
Ein Meister in der schönen Kunst zu seyn,
Und Menschen aller Zonen, aller Zungen
Durch Harmonie des Tones zu erfreu'n.

Doch schnell verbannt soll jeder Stümper werden,
Der Misslaut aus den Instrumenten zieht —
Ein wahrer Plaggeist ist ein solcher Mensch auf Erden,
Den jedes Ohr — so schnell es seyn kann — flieht.
Und ziehet so ein Stümper in ein Haus,
So wandern oft die Mäus' und Ratten aus.

Hier sehen wir vereint fünf solche Stümper
Zu dem erbärmlichsten Geklimper.
Sie haben, wie man allgemein es sagt —
Die ganze Nachbarschaft verjagt;
Sie sprechen diesem Pöbel Hohn. —
Der Teufel der Composition
Ist in den Herrn mit aufgesträubten Haaren
Mit seiner Höllenwuth gefahren,
Und eben gibt er seinen Gästen
Ein neues Werk der Raserey zum Besten —
Und die Confraters — gleich mit ihm gesinnt —
Vollführen es, dass Schweiss wie Wasser — rinnt.
Die Dame dort — sie ist nicht eben dünn —
Ist — glaubt es ja — ist eine Sängerinn —
Sie schreyt mit Fertigkeit nach Noten,
Und prima Donna wär' sie bey den Hottentoten.
Sie will, das Ding ist nicht zum Spassen,
Sich, wie die Catalani hören lassen,
Und hofft von ihrer Vaterstadt,
Dass, wie man Catalani-Busserln hat —
Man ihr zu Ehren, wie sie's meritirt —
Die böhm'schen Dalken anders taufen wird.
Doch alles wäre zu verzeih'n,
Denn fliehen kann man ja vor solcher Ohrenpein —
Wenn sich die Leutchen da — nur nicht für Meister hielten,
Und ernstlich die Virtuosen spielten —
Das ist der Fluch der Stümperey —
So wenig Wolle — so viel Geschrey!"



Lesser del. Ew. Stöber sc.

Künstler = Exultation.

25.

Künstler - Exaltation.

Mancher, der die Sterne kennet,
Und beschreibt den Himmelsplan,
Trägt den Blick gar hoch, und rennet
Oft an einen Schlagbaum an.
Mancher unsrer Philosophen,
Der Unmögliches beweist —
Weiss nicht, dass mit jungen Zofen
In die Brühl sein Söhnlein reis't.
Künstler und Gelehrte schweben
In der höhern Region
Doch wie Weib und Kinder leben —
Selten wissen sie davon.

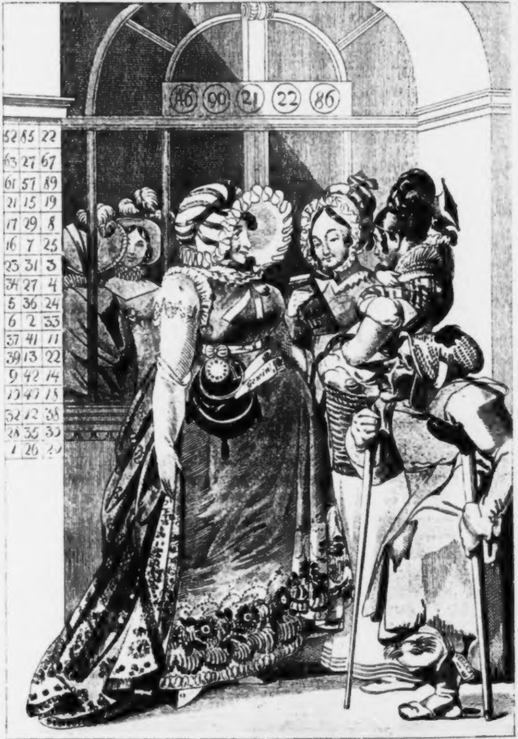
Hier sehen wir in der Natur
So einen Liebling keuscher Musen —
Er weidet sich an dem gemahlten Busen,
Er weilet nur in der gemahlten Flur.
Und doch hat ihn ein feindliches Geschick
Mit Liebe für die Mündel hart bestraffet,
Ins schöne Auge hat er sich vergaffet,
Und träumt recht sanft vom wahren Ehstandsglück.

Der Sie.

Ein Luſtſpiel in einem Aufzuge.

* * *

Doch stets mit Farben und Paletten
Beschäftigt — fühlt das gute Kind,
Dass mit so überirdischen Cadetten
Die Weiber gar nicht glücklich sind.
Zum Unglück kam noch in das Haus
Der allerliebste Farbenreiber —
Jung, feurig, kurz ein Held der Weiber,
Wie ein Adonis sieht er aus! —
Der Meister schwelgt in seinem Bilde —
Er mahlt Actäons Missgeschick,
Der für den allzufrechen Blick
Verwandelt wurde einst zum Wilde.
Der gute Meister ahnet nicht,
Dass, während ihn sein Werk entzücket,
Und er der Mündel Händchen drücket,
Ein Ähnliches auch ihn geschicht.
Der Farbenreiber — schlau und fein —
Verwirklicht hinter seinem Rücken,
Was wir im Bilde schon erblicken:
Den Kopf mit mächtigen Geweih'n!


46 90 21 22 86
52 85 22
63 27 67
61 57 89
21 15 19
17 29 8
16 7 25
23 31 3
34 27 4
5 36 24
6 2 33
37 41 11
39 13 22
9 42 14
32 12 38
1 26

Loder del. Jos. Stöber sc.

Lotterie-Sucht.

26.

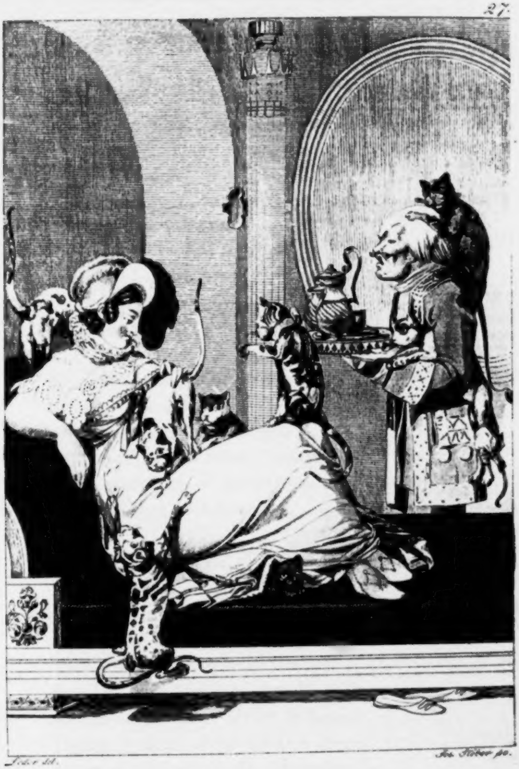
Lotterie-Sucht.

Nieten zieht so mancher — nichts als Nieten
Aus des Lebens Glückstopf sich heraus;
Denn das Glück hat wenig Favoriten —
Seine Freyer jagt es meistens nackt vom Haus —
Eine Metze ist die launige Kokette —
Treffer wirft sie oft dem Unverdienste zu —
Und doch drängen sich die Menschen in die Wette
Zu dem falschen Spiele ohne Ruh.
Hundertmal um Hoffnungen betrogen —
Wird verpfändet auch das Letzte dort —
Und die trügerische Zahl gezogen —
Die Verzweiflung wankt am Ende fort.

In der Zauberhalle sehn
Wir die Lottospieler stehn.
Selbst die dicke, gnäd'ge Frau
Nimmt es hier nicht so genau;
Macht sie keinen Terno auch,
Hat sie doch Gewinn am Bauch.
Ihre Kleider zeigen euch,
Dass sie vornehm ist und reich —
Doch bringt sie die Lottowuth,
Fährt sie fort, um Hab und Gut.

Jene Alte, auf den Krücken,
Die im Elend wir erblicken —
War einst reich: sie ruhte nie —
Alles nahm die Lotterie.
Bettelnd schleppt sie sich umher
Und trägt schnell zum Collecteur,
Was ihr gute Menschen spenden —
Um verhungernd zu vollenden.
Jene Köchinn mit den Locken
Fischet auch nach einem Brocken,
Und was von dem Einkaufsgeld
Hie und da zur Seite fällt,
Wird — um auch ein Spiel zu wagen,
Schnell zur Lotterie getragen.
Denn der Lohn reicht einmal nicht
Für das artige Gesicht,
Das am Sonntag, ausstaffirt,
Für ein Fräulein g'halten wird.
Das Traumbüchlein in der Hand —
Steht, im niedlichen Gewand,
Dort noch eine blonde Magd —
Denn es träumt' ihr diese Nacht
Von Verfolgern ihrer Tugend —
Und da liest die liebe Jugend,
Dass die Nummer 9 es ist,
Wenn man liebelt, tändelt, küsst —
  Auf die Nummer 9 wird jetzt
  Allgemein das Geld gesetzt,
  Und das End' ist, wie bewusst,
  Oft ein doppelter Verlust.

27.



Loder del.

Jos. Stöber sc.

Kazen-Närrin.

27.

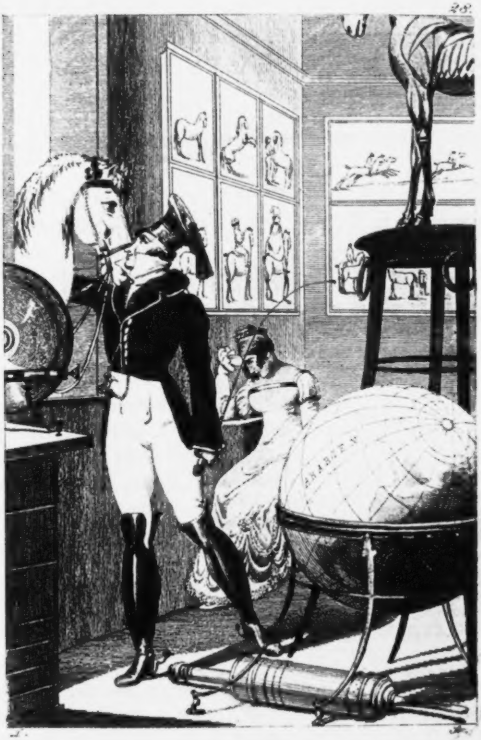
Die Katzennärrinn.

Wenn wir etwas boshaft wären
Und das zartere Geschlecht
Nicht so hielten hoch in Ehren —
Und nicht wären ganz sein Knecht —
Müssten wir gar seltsam schwatzen
Von der Neigung für die Katzen —
Nennen müsst' man's Sympathie
Für das falsche, böse Vieh:
Aber von den Lästerungen
Und vom Frevel böser Zungen
Ganz entfernet — nennt man's frey —
Unschuldige Liebhaberey.

Hat das liebe, gute Weib
Nicht den schönsten Zeitvertreib?
Wie die Königinn der Katzen
Liegt sie auf dem Canapee.
Thun mit ihren spitzen Tatzen
Ihr die Thierlein manchmahl weh,
Seufzt sie: Dieser kleine Schmerz
Dringt ja doch nicht bis an's Herz;
Männer schlagen tiefre Wunden —
Treu ist mir zu allen Stunden

Mein miauendes Geschlecht —
Und im Grunde hat sie Recht —
Sie regiert sie nur mit Güte —
Mit dem zärtlichsten Gemüthe.
Nur den alten Kater dort,
Der sich kauert unterm Rocke,
Jagt sie öfters mit dem Stocke
Von dem Lieblingsplätzchen fort.
Welch harmonisches Geheul
Wird den Ohren jetzt zu Theil?
Ah — ihr alter Urian
Kommt mit dem Kaffeh jetzt an —
Auf dem Kopf ein Lieblingskätzchen —
Eine unterm Arm — trägt
Er zur Frau die theuern Schätzchen,
Die mit Zuckerwerk sie pflegt —
Freylich haben es die Thiere
Besser, als der arme Mann —
Die Gewohnheit macht ihn kirre,
Was fängt so ein Greis noch an?
Stirbt die Katzenmutter einst,
Werden wohl die Katzen, traun —
Ihr ein Todtenlied miaun —
Sie lässt noch im Testamente
Ihren Kindern eine Rente.

28.



Pferde - Liebhaberei.

28.

Pferdeliebhaberey.

Im Umgang mit Thieren
Kann man nur verlieren,
Es hänget dem Kutscher der Stallgeruch an —
Wer Peitsche nur führet
Und Pferde regieret,
Der trabt auch mit Menschen auf offener Bahn. —

Es werden zum Spiele
Die bessern Gefühle
Dem, der an ein Thier seine Seligkeit hängt,
Das menschliche Triebe,
Ja oft selbst die Liebe
Durch Thorheit aus menschlichen Herzen verdrängt.

Herr von Fax, ein Engelländer
Nach Geschmack und Kleiderschnitt,
Kennt auf dieser schönen Erde
Keine Lust als einen Ritt.
Wirft ihn auch sein wilder Schimmel
Oft recht derb hinab in Sand:
Denkt er, so geht's manchem Lümmel
Auch im fernen britt'schen Land!

Seine Wände schmücken Pferde,
Hippogryph und Pegasus —
Alle Raçen dieser Erde
Ihm sein Mahler zeichnen muss. —
Pferde stehen auf Gestellen
Rings in seinem Saal umher —
Und vôn Formen und Modellen
Wird es bey ihm niemahls leer.
Auf dem Globus sucht er immer
Holstein und Arabien.
Untersucht man seine Bücher,
Ist nur Pferdezucht zu sehn;
Nur der Thierarzt ist im Hause
Auch sein Ordinarius.
Wer ihn sucht, sey's auch zum Schmause —
Ihn im Stalle suchen muss.
Seiner Gattinn, hold und theuer,
Ist vor einer Ohnmacht bang,
Doch der Britte ist im Feuer —
Denn sein Leibross ist ja krank;
Sie mag immer halb vergehen,
Er elektrisirt das Ross —
Könnte es nur immer gehen,
Er nähm's gerne auf den Schooss.
Für die Pferde hat er immer
Medicinen ohne Zahl. —
Sagt mir's, liebe Frauenzimmer!
Ist's ein Mann von eurer Wahl?

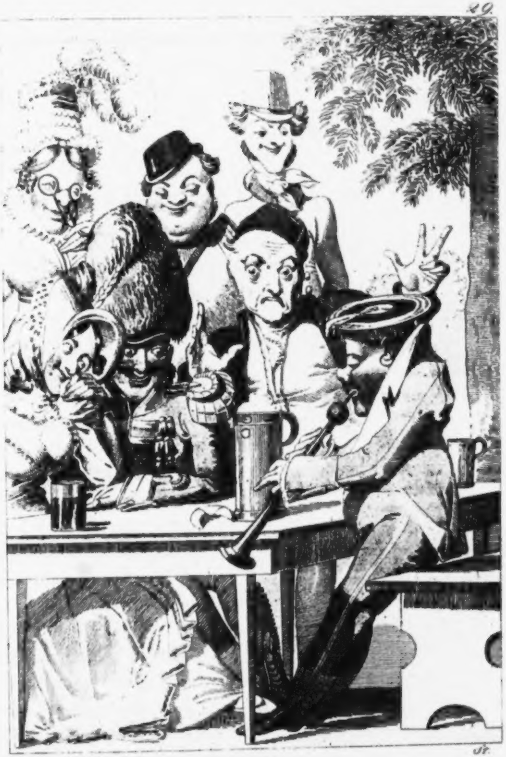
Perſonen.

Frau v. Lahn.
Brigitte, ihre Tochter.
Herr v. Anker.
Julius, ſein Sohn. *)
Spitz, deſſen Diener.
Johann.

Die Handlung ſpielt in einem Gaſthofe in der Hauptſtadt.

---

*) Die Rolle des Julius fordert einen Schauſpieler von jugendlichem Ausſehen und ſchlanker Taille. Er erſcheint in Uniform, welche ſehr knapp anliegen muß.



Groſse Narren in kleinen Sphären.

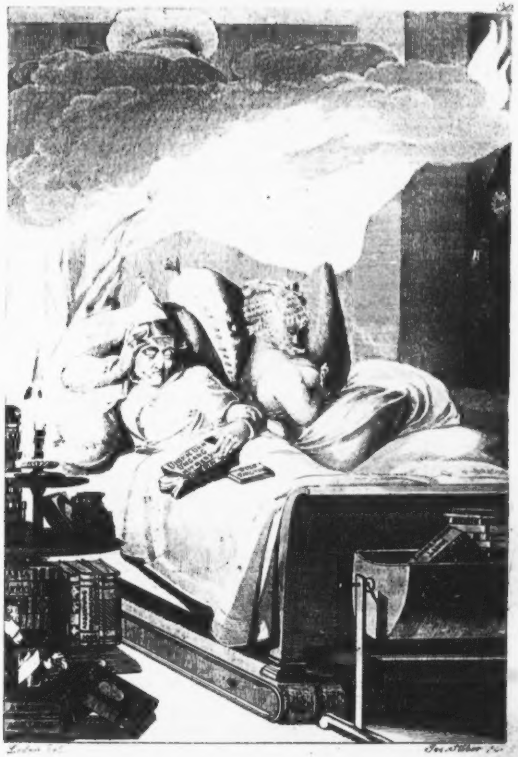
29.

Grosse Narren in kleinen Sphären.

Wie die Narren sich vermehren,
Zeigt uns jeder kleine Kreis;
Grosse Narr'n in kleinen Sphären
Gibt es — glaubt mir's — hundertweis! —

Hier in diesem Bierhausgarten,
Wo man so ein Porter schänkt,
Das den rohen, wie den zarten
Magen ganz gewaltig kränkt,
Hat sich in den Abendstunden
So ein Zirkel eingefunden.
Der Herr Wirth mit grüner Mütze —
Seines hohen Standes Zier —
Steht mit Ehren an der Spitze; —
Hier tractirt mit sauerm Bier
Seine wohlbeleibte Schöne —
Eine Köchinn — sagt man mir —
Der beleibte Grenadier —
Dieses Herz hat er gepachtet.
Wie so hold der Trampel schmachtet,
Zeigt das treue Bildniss hier;
Denn es wiegen unsre Schöne
Die vermaledeyten Töne

Einer schlechten Clarinette,
Schnarrend — gellend in die Wette,
In die süssen Träumerey'n
Ihrer heissen Liebe ein. —
Welch' ein Glück für unser Ohr,
Dass wir dieses Glück entbehren
Und die Dissonanz nicht hören,
Die aus seinem hohlen Rohr —
Der gewes'ne Tambour lockt,
Der dort auf dem Bänklein hockt. —
Die Familie Ungleich hat
Auch der Amphion hergezogen —
Der Papa gleicht in der That
Einem Vollmond wohl gewogen,
Der, wenn's der Verdauung glückt —
Einst im eignen Fett erstickt.
Die Mama, mit falschem Haar,
Stellt das junge Alter dar —
Sie beneid't die Köchinn hier
Um den theuern Grenadier;
Nur der Sohn, Herr Spindelbein,
Lächelt schelmisch hintendrein —
Denn das ist ein Kritikus,
Der sein Göschlein leeren muss! —
Wenn er auch, wie's manchem geht —
Nicht das mindeste versteht!



Lieder del. Jos. Stöber sc.

Der gelehrte Narr.

30.

Der gelehrte Narr.

Da in der Welt doch alles enden muss,
So end'gen wir nun auch mit diesen bunten Bildern,
Und geben hier noch zum Beschluss,
Um einen grossen Narren noch zu schildern,
Ein Pärchen, welches schläft. Er schnarcht, man kann's fast hören,
Und sie — doch still davon, wir wollen sie nicht stören.

— — —

Ein junges Weibchen und ein alter Mann,
Ein heisser Sommer und ein kalter Winter.
Hier — Lieb' und Sehnsucht, und dort — höchstens Kinder
Der Laune Kotzebu's, man seh die Wiege an.
Nur Bücher, nichts als Bücher sieht man liegen,
Und etwa — augenstärkende Mixtur,
Jedoch von Zärtlichkeit nicht eine Spur.
So lernet man die Leidenschaft besiegen.

'S ist ewig Schade, wenn ein schönes Weib
So einem Bücherwurm zum Raub muss werden.
Er sucht in Knigge's Umgang Zeitvertreib,
Ein Buch ist ihm das grösste Glück auf Erden.
Er kennet Alles, nur sein Weibchen nicht,
Den Purpurmund nicht, nicht die Rosenwangen,

Nicht dieser schönen Augen Sonnenlicht; —
Ein Buch nur ist sein innigstes Verlangen.
Er ruhet, wie ein Held, auf Lorbern aus,
Die Weltgeschichte dient ihm zum Gestelle,
Und alle Wissenschaften zier'n sein Haus,
Herr Knigge ist sein steter Schlafgeselle.
Er ist bekannt in jedem Theil der Welt,
Er kennet Theorien und Systeme,
Setzt Hypothesen, schafft sich selbst Embleme,
Nur weiss er nicht, was einem Weib gefällt.

D'rum schnarcht er so, und hält den Busenfreund
Im Schlaf noch fest; indess zusammgeschmieget
Und schmollend dort das schöne Weibchen lieget,
Und andre Dinge sich zu träumen scheint. —
Wenn, gleichsam rachevoll, die Flammen schon
Dort über seinem Haupt zusammenschlagen,
Ihn rühret nichts. — Wir wüssten viel davon
Und könnten auch, doch dürfen wir nichts sagen.

— — —

Und wie gesagt, da alles end'gen muss,
So sey's mit diesen Bildern auch am Ziele.
Nimm denn, geneigter Leser, unsern Gruss,
Und zürne nicht ob diesem Jokus-Spiele.
Wir haben oft im Scherz, oft mit Bedacht
Gezeigt der Menschen Schwächen, ihre Mängel,
Jedoch — geboren ward ja noch kein Engel —
Wir allesammt sind Sünder. — Gute Nacht!

Huldigung dem Verdienste.

Eine Cantate

zur ſeyerlichen Gelegenheit

als am 19. März 1822 im Gräflich Löwenburgischen Convicte das
Brustbild des Hochverehrten Curators desselben:

Seiner Excellenz des Herrn

Joseph Carl Grafen von Dietrichstein

aufgestellt wurde.

Gedichtet
von J. F. Castelli,
in Musik gesetzt
vom
Herrn Capellmeister Riotte.

Gedruckt bey Anton Strauss.

Clio.
Die Bildhauerkunst.
Chor von Jünglingen.

Chor der Jünglinge.

Nicht alles soll vergeh'n,
Was hier auf Erden lebet;
Was sich zum Edlern hebet
Und nicht am Staube klebet,
Soll bleiben und besteh'n!
Der du in Wolken lenkest
Das menschliche Geschick,
O, sieh mit gnäd'gem Blick'
Auf jenen Edlen nieder,
Der nur dem Wohl der Brüder
Sein ganzes Leben weiht;
Gib, dass des Guten Same,
Den überall Er streut,
Fruchtbringend auch gedeiht,
Gepriesen sey Sein Nahme!
An Seinem Edelmuth erlähme
Sogar die Macht der Zeit;
Er leb' vom Glücke auserwählt,
Er, unser Vater, unser Hort,
Selbst wenn die ird'sche Hülle fällt,
Leb' Er im Angedenken fort.

Clio.

Recitativ.

Vernommen hab' ich Euer Fleh'n,
Ich sah in Eurem Aug' des Dankes Zähren,
Die Stimmen Vieler noch, die Ihn verehren,
Sie steigen preisend auf zu des Olympo's Höh'n.

Die Edelsten von Austria's Söhnen,
An deren Spitz' Er wirkt und schafft,
Mit nie ermüdend reger Kraft,
Sie lassen laut Sein Lob ertönen *).

Ich sehe Sterne an des Edlen Brust,
Womit Sein Fürst Ihn ausgeschmücket, prangen,
Sie glänzen herrlicher bey Ihm, der sich bewusst,
Dass Treue und Verdienst sie Ihm errangen **).

Die Nation hat ihren Schatz Ihm anvertraut.
Von Ihm geleitet sucht die edle Schar,
Die dazu auserwählet war,
Den Handel bald auf festern Grund zu bauen ***).

---

*) Seine Excellenz begleitet die Landmarschallswürde.

**) Der Erhabene ist Ritter des goldenen Vliesses, Grosskreuz des Leopolds-Ordens und Inhaber des goldenen Civil-Ehrenkreuzes.

***) Die Würde eines Gouverneurs der k. k. Österreichischen Nationalbank ist ihm anvertraut.

Erſter Auftritt.

Julius. Spitz.

Julius.

Nun, bin ich gut verſtellt? — Wie findeſt du mich?

Spitz.

Vortrefflich, doch wollen Sie, daß man Sie gar nicht kennen ſoll, ſo wüßt' ich noch ein beſſeres Mittel.

Julius.

Heraus damit!

Spitz.

Werden Sie klüger.

Julius.

Spitzbube!

Spitz.

Ich bin gewiß Ihr beſter Freund auf dieſer ſchnöden Welt, bin auch kein Menſch, der gern hinter dem Ofen hockt, aber nach gerade bin ich Ihrer tollen Streiche doch ſchon müde.

Julius.

Was nennſt du tolle Streiche?

Der auserwählte Kreis, der unermüdlich strebt,
Dass sich des Landes Wohlfahrt höher stets erhebt,
Durch Sorge für die vaterländ'sche Erde,
Ihn wählt' er, dass Er sein Vertreter werde *).

Und ob auch all' die Mühen auf Ihm liegen,
So blickt Sein Auge doch noch väterlich
Auf Jünglinge und Mädchen, welche sich
Mit Dank und mit Vertrau'n um Seine Kniee schmiegen **).

Und Tausende in niedern Bauernhütten,
Die ihren Herrn in Ihm erkennen,
Doch lieber noch Ihn Vater nennen,
Hör' ich für Ihn um Segen bitten ***).
Ihm soll auch werden dieser Segen,
Es kommt mein Griffel Euch entgegen!

Arie.

Nicht nur jene kühnen Thaten,
Wo die Kriegstrommeten schallen,
Tausende zum Opfer fallen,
Dürfen nicht vergessen seyn;

---

*) Der Gefeyerte ist Präses der k. k. Landwirthschaftsgesellschaft in Wien.

**) Curator der beyden Convicte und des k. k. Civil-Mädchen-Pensionats.

***) Herr mehrerer Herrschaften.

Jeden Schritt zum Wohl der Brüder,
Jede Thräne, gut gemeinet,
Die der Mensch dem Menschen weinet,
Zeichn' ich zur Erinn'rung ein;
Ihm, der Segen spendend wandelt,
Für der Brüder Wohl nur handelt,
Darf die Sens' der Zeit nicht dräu'n,
Seine edlen Züge sollen
Noch der späten, dankesvollen
Nachwelt aufbewahret seyn!

Die Bildhauerkunst.

Vernommen hab' ich deinen Willen;
Er war Gesetz für deine Priesterinn,
Hab' ihn vollführt mit zugewandtem Sinn,
D'rum glückte auch, — ich hoff' es, — das Erfüllen.

Duett.

Clio.

Ist auch würdig, was du schufst,
Um der Nachwelt es zu weihen?

Die Bildhauerkunst.

Ich versucht's das theure Bild
Ganz getreu zu conterfeyen:
Sanft, theilnehmend blickt das Auge
Und der Mund, er lächelt mild,
Alle Züge sprechen Güte.

Clio.

Ja, das ist, — das ist Sein Bild.

Beyde.

(Indem sie das bisher verdeckte Bild enthüllen.)

Blicket auf, die Ihr Ihn liebet,
Seht, wir stellen treu und wahr
Eures Freundes, Eures Schützers,
Eures Vaters Bild Euch dar!

Chor der Jünglinge.

Er ist's! — Er ist's!
Dank dem Guten! — Heil dem Edlen,
Der zum Wohlthun stetst bereit,
Dieses Bild und uns're Liebe,
Sie vernichtet keine Zeit.

3 112650

Der
Aufmerkſame.
Dienſtag den (84) 15. July 1823.
Verlegt von Andreas Leykam. Redacteur Ignaz Kollmann.

Im Schooß ſo vieles Schönen fand
Sein Herz ſein zweytes Vaterland.

An Grätz und ſeine Bewohner,
als ich im Jahre 1823 von Ihnen ſcheiden mußte.

Viel Länder und Städte hab' ich geſehen,
Viel Thäler und Hügel durchzog ich ſchon,
Sah überall Gottes Machtwerke ſtehen,
Und fand als Wanderer überall Lohn:
Des ſtolzen Italiens azurner Himmel,
Und ſeiner Palläſte unendliche Pracht,
Sein großes, lebendiges Volksgetümmel
Sein heitres Gefilde, das immer lacht.
Das artige Frankreich das Sprache und Sitte
Zur feinſten Feinheit geglättet hat,
Und wo aus jeder ländlichen Hütte
Ein durchaus gerundetes Herrlein trat,
Die göttliche Schweiz! — Wer kann ſie beſchreiben?
Mit ihren Bergen und ihren See'n,
Mit ihren Menſchen, die immer bleiben
Wie man ſie auch immer mag gerne ſeh'n,
Wo Jeder die volle Freyheit genießet,
Zu thun, was das Allgemeine nicht ſtört
Und dennoch bey Nacht man kein Hausthor ſchließet,
Weil Niemand berühret, was ihm nicht gehört.

Das liebe Tyrol, wo Land und Leute,
Recht, Sitt' und Treue Modell könnten ſteh'n,
Wo der Gemſenjäger um ſeine Beute
Auf einem handgroßen Riffe muß ſtehn.
Das breite Ungarn, wo mit dem Stolze
Die wahre Manneskraft ſich vermählt
Und was oft ähnlich ſieht dürrem Holze
Noch zehn grüne Augen, die treiben, zählt.
Und dann die geſegneten Länder am Rheine,
Wo jeder wie er ſich zeiget, auch denkt,
Die Gott nicht nur mit dem herrlichſten Weine,
Nein, auch mit dem herrlichſten Waſſer beſchenkt,
Die Länder hab ich alle durchzogen
Und war für ihre Freuden nicht blind, —
Wohl weiß ich, ſchnell rauſchen des Lebens Wogen,
Drum pflück' ich ein Blümlein auch wo ich es find' —
Allüberall zählt' ich manch ſchöne Stunden
Und Einbildung, Sinne, Herz und Verſtand
Sie haben überall manches gefunden,
Oft Vieles, was an den Ort ſie band;
Doch wenn das Rauſchen dann war vorüber
Und langſam ich fuhr zum Thore hinaus,
Und ich mich ſo fragte; »Sag aufrichtig Lieber,
»Willſt du in dem Städtchen dir bauen ein Haus?«
Da — ſchwieg ich — und ließ meinen Kutſcher fahren,
Es fiel nebſt dem Guten mir manches auch ein,
Was mir nicht paßte zu meinen Jahren,
Und nicht zu dem einmahl gewohnten Seyn.
Hier war mir's zu lärmend und dort zu ſtille,
Hier ging mir's zu arm und dort zu reich,
Hier laſen ſie nichts als die Hauspoſtille
Und dort wieder nichts als verrenktes Zeug,
Hier trug man die Naſe zu hoch, dort zu nieder,
Hier aß man zu wenig, dort wieder zu viel,
Hier wuchſen nur Lorbeer und dorten nur Flieder,
Hier war mir's zu heiß, dort wieder zu kühl.
Kurz, nichts konnte ganz meinen Beyfall erwerben,
Ein Uebelſtand war ohne Mühe erdacht,
Zu Freuden und Schmerzen, zum Leben und Sterben
Schien keiner der Orte für mich ganz gemacht.

In dir nur, mein Grätz! ja in dir nur alleine
Fand Alles ich, was meine Sehnſucht begehrt,
Der Seine, der Iſar, der Donau, dem Rheine
Ich laß' ihnen gern' ihren eigenen Werth;
Doch nur an der Mur,
Da möcht' ich wohnen,
Auf ihrer Flur,
Ein König, thronen,
In dieſem Kreis,
Den Berge ſchlieſſen,
Des Lebens Preis,
Der Ruh genieſſen,
In dieſem Garten,
Den Gott gepflanzt
Möcht' ich erwarten,
Vor Sturm verſchanzt,
Des Lebens Ende. —

Wohin ich wende
Den trunknen Blick,
Ich ſinde Alles,
Was ich mir wünſche
Zu meinem Glück:
Berg, Thal und Au
Und Himmelsblau.
Die Wieſen grüner,
Und gar ſo rein
Man meint, ſie müßten
Gefeget ſeyn.
Die Pflanzen üpp'ger,
Als ob ſie Regen
Und Sonnenſtrahlen
Hier beſſer pflegen.
Und würz'ger die Düfte,
Und reiner die Lüfte,
Und Wein und Brod
In Füll' und Fülle,
Ein frohes Leben
Und frohe Stille,

Geſundheitsroth
Auf allen Backen,
Und Reinlichkeit
Selbſt in Baracken.
Ein herzlich Grüßen
Von allen Seiten,
Ein fröhlich Genieſſen
Und wenig Streiten,
Nicht groß Bekümmern
Um Andrer Schimmern,
Dazu ein Herz
In jeder Bruſt,
Das theilet Schmerz
Und theilet Luſt,
Und bey dem Allen
Noch Eins dabey
Das nicht erkläret, —
Gefühlt nur ſey!
Soll ich dir's nennen?
Du wirſt's nicht kennen,
Liegt's nicht in dir. —
's iſt — heimlich hier!! —

Zum ſechsten Mahle ſah' ich all dieß Schöne
Und ſcheid' zum ſechsten Mahl mit Schmerz davon,
Damit der Sterbliche ſich nicht gewöhne,
An's Beſte, das ihm dort erſt winkt als Lohn,
Erſchallen ihm des ſtrengen Schickſals Töne
Und rufen von dem Mahle weg den Sohn;
Auch mich ruft Pflicht, — mein Wünſchen wärs zu bleiben,
Doch dieſe beyden ſtets im Streit ſich reiben.

Lebt wohl — Euch wiederſehen iſt mein Streben,
Dein Bild, mein Grätz, wohl nimmer von mir weicht,
Iſt einſt die Pflicht erfüllt, der ich ergeben,
Dann kann der Wunſch das Seine thun vielleicht,
Doch wär' mir's nie vergönnt bey Euch zu leben,
Der Tod oft Manchen viel zu früh erreicht,
O ſo erlaubt mir, daß einſt meine Hülle
Bey Euch hier ruhe; — denn hier ruht ſich's ſtille! —

J. F. Caſtelli.

N 17395

63500

Prolog

zu einer
im k. k. Hoftheater nächſt dem Kärnthnerthore
gegebenen Vorſtellung

zum Beſten der durch die gegenwärtigen Verhältniſſe Bedrängten und Hilfsbedürftigen in Wien.

Gedichtet
von J. F. Caſtelli,
vorgetragen
von Herrn Anſchütz,
Regiſſeur des k. k. Hofburgtheaters.

(Preis 8 Kr. C. M.)

Wien, 1831.
Gedruckt bey J. B. Walliſhauſſer.

Z d 94667

's iſt eine böſe Zeit! — Bey allem Drange
Der Noth das Maß des Uebels noch ſich füllt;
Es wälzt ſich eine giftgeſchwollne Schlange
Aus Aſien her, die uns Verderben brüllt,
Und Schrecken folget ihr auf ihrem Gange,
Und Länder ſind in's Trauerkleid gehüllt,
Und wie wir ringen auch und wie wir ſtreben —
's iſt eine böſe Zeit, in der wir leben.

Doch iſt's ein glücklich Land, in dem wir leben,
Das glücklichſte von allen weit und breit;
Heil Oeſterreich! dein Vorzug zeigt ſich eben
Noch glänzender in unheilſchwangrer Zeit;
Dein Herr iſt dir, du deinem Herrn ergeben,
Er hat ſich dir, du haſt dich Ihm geweiht,
Und ob Euch auch die Schlange will erfaſſen,
Ihr wollt nicht eines von dem andern laſſen.

Und Alles iſt von einem Geiſt beſeelet,
Und Alle reichen ſich die Bruderhand;
Ein Jeder bietet an, was etwa fehlet,
Fürſorge heißt das allgemeine Band;
Ein Jeder iſt zum Führer hier erwählet,
Weil Jeder ſtehet an des Abgrunds Rand,
Und wo der Arme ſelbſt ſich nicht kann ſchützen,
Ihn reich're Brüder liebreich unterſtützen.

Spitz.

Erlauben Sie nur, daß ich ein bischen Ihre Lebensart recapitulire, und die Definition wird ſich von ſelbſt ſogleich ergeben. — Sie kommen nach der Hauptſtadt, um einen Stand zu erwählen.

Julius.

Der Beweggrund iſt doch lobenswerth, denk' ich.

Spitz.

Sie wollen Advokat werden.

Julius.

Ein Stand, den ich allen übrigen vorziehe.

Spitz.

Ihr erſtes Studium aber iſt —

Julius.

Zu gefallen. — Allerdings ein ſchweres Studium, das uns aber reichlich lohnt.

Spitz.

Ganz recht; aber Ihr Herr Vater iſt leider nicht derſelben Meinung. Wir haben aus ſeiner Zärtlichkeit und aus ſeiner Börſe ſo lang geſchöpft, als es nur immer gehen wollte, und jetzt wär's zur Beſſerung Zeit geweſen, allein mit nichten! — ohne Geld, und ohne den Stab Moſes zu beſitzen, der alle Quellen aufſchließt, wollten Sie doch alle Ihre Wünſche befriedigen, Alles ſehen, Alles kennen lernen.

Julius.

Lobenswerthe Wißbegierde!

Ich ſehe ſelbſt in dieſen Muſenhallen
Das edle Bild des Wohlthuns heut' vor mir;
Wo ſonſt nur Töne zum Vergnügen ſchallen,
Da ſammelt Vorſicht heut' ihr Schärflein hier;
Fruchtbringend wird das Körnlein nieder fallen,
Das Jeder ſtreut mit löblicher Begier;
Vereinte Kraft, ſie trotzet auch der Hyder,
Gerettet danken viele arme Brüder.

Ja, 's iſt ein glücklich Land, in dem wir leben,
Die böſe Schlange mag ſich wälzen her,
Dem Volk, das and're Nattern nicht umgeben,
Wird dieſe zu bekämpfen nicht ſo ſchwer;
Vertrauensvoll laßt uns den Blick erheben,
Es lebt ein Gott, und mit dem Muth iſt Er!
Stets feſt ſtand Oeſterreich in Sturm und Ungewittern,
Dieß theure Land ſoll — darf — kann nichts erſchüttern.

C 50834

Gehſt denn nit dani von Wagen?

Ein wieneriſches Sprichwort mit Variationen.

Von

J. F. Caſtelli.

Ein jedes Land auf der Welt
Iſt ziemlich gleich einem Wagen,
Der Oeſtreicher-Wagen iſt gut
Wir können uns gar nicht beklagen,
Es iſt Alles drin was wir eben
Nothwendig haben zum Leben;
Nur finſter iſt's g'weſen, gut g'ſehn hab'n wir nicht
Und wollten wir bitten um etwas mehr Licht,
So hörten wir unſere Kutſcher gleich ſagen:
Geht's denn nit glei dani von Wagen?

Jetzt endlich war's uns zu viel,
Es hat uns entſetzlich verdroſſen
Daß wir in dem Wagen darin
Gewaltig ſind worden geſtoſſen
Und daß wir ſtets ſtill ſitzen ſollen
Und hinfahren dort wo ſie wollen,
Wir haben geſehn daß Gefahr uns auch droht
Und daß wir zuletzt werden ſtecken im Koth,
Da war'n wir ſo frei zu den Kutſchern zu ſagen:
Geht's den nit glei dani von Wagen?

Der Wag'n wird jetzt neu fabrizirt,
Kriegt Räder die ungeſchmiert gehen,
Ich hoff' auch man wird künftighin
Kein fünftes Rad dabei ſehen,
Sie werden viel Fenſter auch machen
Daß's Licht kann recht ſtark hinein lachen;
Gäb's aber dann Leut' die zufrieden nicht wär'n
Und immer noch mehr als was billig begehr'n:
So wird d'Nationalgard zu denen ſchon ſagen:
Geht's denn nit glei dani von Wagen?

Wollt' Einer mit fremden Wag'n
Auf unſerer Straße kutſchiren
Und fahret vielleicht an uns an
Und fing etwa an z' disputiren,
So darf' uns wohl werden nicht bange
Der Streit dauert ſicher nicht lange,
Wir ruf'n unſre braven Soldaten herbei
Die unſern Wagen umgeben ſo treu,
Die werden dem kecken Fuhrmann ſchon ſagen:
Gehſt denn nit glei dani von Wagen?

Doch von unſerm Wagen den Herrn
Den möge der Himmel bewahren,
Es haben ihn alle ſo gern
Die jetzt ganz zufrieden d'rin fahren
Er hat uns ja Alles gewähret
Was wir Paſſagier nur begehret,
Wir können vertrauen auf ihn ganz feſt
Daß er uns nimmer ſtoßen und umwerfen läßt,
D'rum hoch ſoll er leben, zu ihm woll'n wir ſagen,
Geh du nur nit dani von Wagen?

Bibliothek Nikola

Gedruckt und zu haben bei Leopold Grund, im Stephansplatz im Zwettelhofe.

1146 2.Ex
G0519

C 50834

Was ih jetzt ſein möcht?

Populäres Lied in Wiener Mundart

von

J. F. Caſtelli.

Ih möcht' jetzt vor Allen der Kaiſer ſein!
Denn wer ſo g'ſchwind, faſt über Nacht,
Wie er ſein Land hat glücklich g'macht,
Um den glanzt jetzt a Heiligenſchein,
Aus allen Augen blitzt ihm Dank,
Daß er's nit g'ſchob'n auf d'lange Bank,
Und alle Herzen flieg'n ihm zu
Jetzt ſtört ihm g'wiß kan Menſch mehr d'Ruh',
Ja, ja, jetzt möcht' ih der Kaiſer ſein!

Und a Student möcht' ih ah jetzt ſein!
Der Medizin gebührt der Preis,
Die gleich das rechte Mittel weiß
Wie's Land vom Krankheitsſtoff wird rein;
Und das is ah das rechte Recht,
Das ſein' Prozeß ſo gut verfecht',
Kurz, das is d'rechte Wiſſenſchaft
Die gut benutzt Kopf, Herz und Kraft
Ja, ja, ih möcht' a Student jetzt ſein!

A Landſtand möcht' ih ah jetzt ſein!
   Jetzt krieget' ih ganz g'wiß mehr Macht,
   Das hat m'r a beſſ're Ausſicht g'macht,
Daß ſ'mir ham g'worfen d'Fenſter ein.
   Jetzt wer'n, wie eh', die ſtänd'ſchen Herrn
   Die erſten Räth' von Kaiſer wer'n,
D'Ständ' wer'n nit ſtehn für ſich allan,
Sie wer'n jetzt ſtehn für d'ganze Gman
   Ja, ja, jetzt möcht' ih Landſtand ſein.

A Burger möcht' ih ah gern ſein,
   Die Braven hab'n zu aller Zeit
   Zeigt' ihre Treu' und Redlichkeit,
Doh durften ſ'eh nix reden d'rein,
   Jetzt derfen ſ'ſicher ah was ſag'n,
   Auch rathen, helfen, nit nur klag'n,
Der Burger wird jetzt mehr geſchätzt,
Weil Jeder is a Burger jetzt,
   Ja, ja, jetzt möcht' ih a Burger ſein!

Wo aber möcht' i all das ſein?
   Nur da, wo jetzt das ſtärkſte Band
   Vereint hat Fürſt und Vaterland,
In Oeſterreich nur möcht' ich's ſein!
   Was lang verſchmäht vom Ausland war,
   Und wo's jetzt worn is hell und klar
Indeß draußt' dort und da a Licht
Erſt freundlich durch die Dämm'rung bricht
   Ein Oeſterreicher nur allein
   Sonſt möcht' i nix, nein gar nix ſein!

STADTBIBLIOTHEK

Ra 1145 2.Ex.
G0588

E 144849

Zu

Haspinger's
Fünfzigjähriger Jubelmesse

IN SALZBURG,

am 9. September 1855.

Von

Dr. J. F. Castelli.

Zaunrith'sche Buchdruckerei.

7 kr.

E 144.849

JN 199660

Sammlung
FRITZ BRUKNER

Der Mann, der seinem Streben, seinen Pflichten
Ein halb Jahrhundert hat genug gethan,
Und der, wenn seine Haare jetzt sich lichten,
Gelangt an's Ziel von seiner Lebensbahn,
Ein Vorbild steht er da vor uns auf Erden
Und aller Menschen Achtung muss ihm werden.

DIR aber, DIR gebührt um DICH zu ehren
Zweifach Bewund'rung und ein Doppelkranz:
DU brachtest Opfer ja an zwei Altären,
An jenen Gottes und des Vaterlands.
Mit einer Hand hobst DU das Kreuz zum Himmel,
Die and're trug das Schwert im Schlachtgetümmel.

Begeisterung für Deines Kaisers Sache
Von Jugend auf erfüllte DEINE Brust.
Ein Zauber lag bei DIR in Ton und Sprache,
DU riefst, die Streiter folgten Dir mit Lust.
Und selbst als einst DEIN Bart im Kampf verbrannte,
DEIN Fuss noch gen den Feind, nicht rückwärts rannte.

Der grosse Bauer Hofer ward zum Krieger,
Und schüttelte das Joch des Feindes ab,
DU grosser Mönch, DU folgtest ihm; — als Sieger
Grubt Ihr den Eingedrungenen ihr Grab,
Er fiel; — doch kann die Nachwelt Euch nicht trennen,
Wird Eure Namen stets zusammen nennen.

Als DU einst Gott Dein erstes Opfer brachtest,
Als Priester mit den Brüdern sangst den Chor;
DU wohl noch nicht des heut'gen Tags gedachtest,
Wo wieder steigt DEIN Opferrauch empor;
Und wo DEIN Vaterland neu blüht und grünet,
Und Hofer's Enkel DIR zur Messe dienet.

Gott schütze DICH, und in der Zeiten Ferne
Leucht' uns noch lang als Vorbild Ehrenreich,
Damit von DIR die jetz'ge Jugend lerne
Wie man Gott dient und handelt auch zugleich.
Den Kaiser aber schliesse am Altare
In Dein Gebet, dass Gott ihn schirme, wahre!

ZURUF

AN DIE IM SEPTEMBER 1856 IN WIEN VERSAMMELTEN

NATURFORSCHER UND ÄRZTE

IM NAMEN SEINER MITBÜRGER

von

DR. J. F. CASTELLI.

Wenn aller Länder Würdigste sich einen
Und halten über's Höchste weisen Rath,
Wenn alle die verbunden uns erscheinen,
Die einzeln schon geglänzt durch Wort und That,
Wenn sie da tauschen Wissen, Hoffen, Meinen,
Dann Heil dir glücklich Land! Heil dir o Stadt!
Wo sie versammelt sind zu edlem Streiten,
Denn Segen strömt aus dir für alle Zeiten.

Aus solchem Streite keimt der schönste Frieden,
Aus solchem Schwanken ringt sich Wahrheit los,
Die Wissenschaft kann wachsen nur hienieden
Wenn Überzeugung sie gesäuget gross,
Und Überzeugung ist nur dem beschieden,
Dem aus dem Zweifel die Gewissheit floss,
Die Zweifel aber können dann nur schwinden
Wenn viele Sinne wahren Sinn ergründen.

So seid Ihr also Tage hier verbunden,
Nur Tage — aber doch so Segenreich,
Dass, wenn darüber Jahre sind verschwunden
Noch immer Stoff zum Denken bleibt für Euch;
Wer solche Tag' im Leben hat gefunden,
Ergraut bald in der Kenntnisse Bereich,
Sie sind die Sterne in der Nacht des Lebens,
Impulse alles Wissens, Handelns, Strebens.

O himmlische Erfindung! mit den Zeichen
Der Schrift zu künden weit und breit sein Wort,
Damit die fernsten Freunde zu erreichen,
Sich hin zu zaubern selbst an jeden Ort,
Doch all die schwarzen Züge sind nur Leichen
Und wie du hier bist kennt man nie dich dort,
Die todte Schrift ist kalt, wenn auch verständig,
Lebend'ger Mund nur macht das Wort lebendig.

Nun aber habt Ihr Euch gesehn, gesprochen,
Und was vielleicht ein irrig Wort gefehlt,
Und was ein Ausdruck früher hat verbrochen,
Der Mund, der Blick hat andre jetzt gewählt;
Mehr wisst Ihr jetzt von Euch in einer Wochen
Als Euch die ganze früh're Zeit erzählt,
Ach ja! um sich zu würd'gen, zu verstehen,
Muss man sich lesen nicht, man muss sich sehen!

Und uns're Stadt ist's, die des Glücks sich freute
Dass sich in ihr geknüpfet neu das Band,
Dass Jene, die Natur zu Priestern weihte,
Man hier im schönen Kreis vereinigt fand;
Hier theilten sie des Wissens reiche Beute,
Sie aus zu tragen nun von Land zu Land,
Die erste deutsche Stadt hat nun die Grossen,
Die Ersten deutschen Volks vereint umschlossen.

Ihr war't vereint, bald trennet Ihr Euch wieder
Und ziehet fort von uns nach Nord und Süd,
Im Namen meines Volks, das treu und bieder,
Geb' ich ein herzlich Lebewohl Euch mit;
Der Himmel sei mit Euch, Ihr Geistesbrüder,
Und führ' zurück Euch wo die Donau zieht,
Ihr werdet stets an ihres Ufers Gründen
Natürlichen Willkomm und Liebe finden.

Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien.

Spitz.

Doch unbeſtändig, wie Sie ſind, brachte Ihnen jeder Tag eine neue Schöne.

Julius.

Das heißt, *einem* Vergnügen entſagen, um ein anderes Süßeres aufzuſuchen.

Spitz.

O Süßigkeit! bey der mir die Haare zu Berge ſtehen, die Freyheit koſten kann, Ehre und Leben. Am Ende Ihrer Heldenbahn, ſtoſſen Sie auf einen eiferſüchtigen Ehemann, der Ihnen einige Küſſe, welche Sie ſeiner Frau appliciren, übel nimmt.

Julius.

Das war dumm von ihm.

Spitz.

Er fordert Sie — ſie ſchlagen ſich.

Julius.

Das war unerläßlich.

Spitz.

Um Ihre Ehre zu retten, bringen Sie ihn um.

Julius.

Das war ein Unglück.

Spitz.

Die Sippſchaft des Ermordeten ſchreit nun Zeter — Mordio, und fordert gegen Sie den Schutz der Gerechtigkeit.

E 69359

Zu meinem
82ſten Geburtstage
am 6. März 1862.

(Gedruckt für meine Freunde.)

Da mir mein Geburtstag in jedem Jahr
Der Stoff zu einem Gedichte war,
Das ich an meine Freunde geſandt,
Und ihnen ſagte, was ich empfand;
So will ich's auch heut nicht verſäumen,
Dieß Brieflein zu ſchreiben in Reimen.

* * *

Das Alter drückt mich ſchon allzuſchwer,
Die Füße wollen nicht gehen mehr,
Es doktert ein ganzes Conſilium
Geſchickter Aerzte an mir herum,
Doch will ſich trotz all' ihrem Leimen,
Geſundheit auf Achtzig nicht reimen.

* * *

Auch geht's mit dem Dichten nicht vorwärts mehr,
Was früher mir Spiel, wird jetzt Arbeit ſchwer,
Mein Pegaſus iſt ſchon ein lahmes Pferd,
Vergebens brauche ich Spornen und Gärt',
Er pflegt ſich nur immer zu bäumen,
Es fehlt mir an Stoffen und Reimen.

* * *

Die hübſchen Mädchen ſeh' ich noch gern,
Sie ſind auch recht freundlich mit mir altem Herrn,
Doch bild' ich mir nicht etwa gar noch ein
Sie könnten in mich auch verliebet ſein,
Nichts laß' ich von Liebe mir träumen,
Sie läßt ſich auf achtzig nicht reimen.

Nur in einem fröhlichen Freundeskreis
Da bin ich kein trüber, mürriſcher Greis;
Wo frei das Wort aus dem Herzen klingt
Und der frohe Sinn ſeine Flügel ſchwingt,
In den Gläſern die Weintropfen ſchäumen,
Da kann ich noch dichten und reimen.

Der Freiheit Wort erſcholl von dem Thron,
O möchte doch jeder Vaterlandsſohn
Nur ſtehen für's große Geſammtreich ein,
Nicht wollen nur Böhm' oder Ungar ſein,
Dann könnte die Kaiſerſaat keimen
Und Glück auf Oeſt'reich ſich reimen.

O könnt' ich miſchen mit Haß und Gall
Die Strophen, die Reime, die Worte all',
Ich ſendete gerne ſie nach Turin
Und auch an Einen noch Mächtigern hin,
Da wollt ich mein Pferd nochmal zäumen
Und reimen, nur immerfort reimen.

Den Fährman Charon, den haß' ich auch ſehr,
Der Kerl fährt auf dem Stix hin und her,
Und ſchifft um ein kleines Viatikum
Die Schatten in das Eliſium;
Die Ueberfuhr möcht ich verſäumen
Und länger auf Erden noch reimen.

Dr. J. F. Caſtelli.

574

Druck von Karl Goriſchek, vorm. Leopold Grund.

Julius.

Die Undankbaren! Ich habe ihnen doch zu einer ſo ſchönen Erbſchaft geholfen.

Spitz.

Sie müſſen die Flucht ergreifen. Von dieſem Tage an ändern Sie immer Namen, Kleidung und ſogar Geſchlecht, ſind heute Jud, morgen Chriſt, heute Capitain, morgen Dame, und Spitz iſt immer Ihr getreuer Sancho-Panſa.

Julius.

Das iſt, mein' ich, doch ein gewaltig luſtiges Leben.

Spitz.

Gewaltig luſtig, allerdings, man muß ſich Mühe geben, zu lachen.

Julius.

Als ein neuer Faublas ziehe ich durch die Welt, und betrüge ſie, weil ſie betrogen werden will.

Spitz.

Herr Julius macht als Fräulein Julie die ſchönſten Eroberungen, die Hand, welche eigentlich dazu beſtimmt war, Satzſchriften zu ſchreiben, wurde ſchon hundertmahl geküßt. (laut auflachend.) Es iſt doch bey meiner armen Seele höchſt komiſch.

Julius.

Nur eins macht mir Sorgen, woran ich ſo eben denke.

Spitz.

Sie denken? Ach, das iſt etwas Außerordentliches, das hab' ich ſonſt allein für uns Beyde gethan.

Julius.

Ich erwarte einen Brief von meinem Freunde Krichten, und vergaß doch, ihm Nachricht zu geben, daß ich ſeit der Zeit, als ich dieſen Gaſthof bezog, wieder mein Geſchlecht und Männerkleidung annahm. Daraus könnte leicht ein Irrthum entſtehen. — Dem will ich doch lieber zuvorkommen, Spitz! ſuche mir unter jenen Papieren ſeinen letzten Brief heraus. (er deutet auf ſein Portefeuille, welches auf dem Tiſche liegt.)

Spitz (gibt ihm einen Brief.)

Hier iſt er ſchon!

Julius

(ſetzt ſich an den Tiſch und legt ſich Papier zurecht.)

Ich will ihm ſogleich antworten.

Spitz

(durchſucht das offene Portefeuille.)

Ach, wie reich Sie ſind! — Epiſteln, Madrigeaux, Sonnette, Lieder, Romanzen zu Dutzenden, welche Ihre Reitze in hunderterley Formen beſingen. — Hier Ihr Portrait als Weib, und da Briefe nach der Menge, aus denen Einem die Seufzer ordentlich entgegen ſpringen. Davon darf kein Schnitzelchen verloren gehen Das gibt einmahl einen herrlichen Beytrag zu Ihrer Biographie.

Julius (ſchreibt.)

Ich wohne im goldnen Hahn. (zu Spitz.) Was hältſt du von Brigitten?

Spitz.

Das Mädchen iſt ein wahrer Schatz.

Julius (ſchreibend.)

Habe hier den Weiberrock abgeworfen — (zu Spitz.) Ich bin zum raſend werden in ſie verliebt. — Dieſer Saal ſcheidet unſere beyden Gemächer, und dieſem Zufall danke ich das Glück, ſie öfters ſehen und ſprechen zu können.

Spitz.

Was ſoll aber da herauskommen?

Julius (ſchreibend.)

Ich erwarte dich noch dieſen Abend.
(zu Spitz.) Was denkſt du von ihrer Mutter?

Spitz.

Sie iſt ein bischen ſtreng, und überhaupt keine Mutter, die in unſern Kram paßt.

Julius

(hat den Brief gefaltet, und übergibt ihn Spitz)

Da lauf, und beſtelle den Brief.

Spitz.

Ganz gut.

Julius.

Vergiß auch nicht, dich zu erkundigen, ob kein Brief von meinem Vater angekommen iſt.

Spitz.

Ich hoffe, der gute alte Herr wird Ihre Geſchäfte ſchon zu Ihrem Beſten geſchlichtet haben.

Julius.

Dafür will ich mir aber auch ſeine Zärtlichkeit zu verdienen ſuchen, ich will mich herausreißen aus dem Strudel des Vergnügens, keine Karte mehr anrühren, kein Mädchen mehr anſehen. — Ach, da kömmt Brigitte, geh, geh, ich kann dich jetzt hier nicht brauchen.

Spitz

(im Abgehen.)

Das iſt ſchon der Anfang zur Beſſerung.

Zweyter Auftritt.

Julius. Brigitte.

Julius (bey Seite.)

Welch eine Geſtalt! — So oft ich ſie ſehe, ſcheint ſie mir ſchöner.

Brigitte

(bey Seite.)

Wenn ich ihn nur erblicke, ſo pocht mir ſchon das Herz.

Julius.

Ich fühl' es, dießmahl lieb' ich wirklich.

Brigitte

(tritt vor, und ſieht im Zimmer herum, kommt endlich vor Julius zu ſtehen.)

Sie hier? Verzeihen Sie, ich glaubte mein Nähzeug hier vergeſſen zu haben. (ſie will ab.)

Julius.

Brigitte! Sie wollen ſich ſchon wieder entfernen, und wiſſen doch, daß einige Worte aus Ihrem ſchönen Munde die einzige Gunſt ſind, die meine heiße Liebe zu erflehen wagt.

Brigitte.

Aber lieber Gott! (indem ſie ihm näher tritt.) Ich ſoll ja mit Ihnen gar nicht ſprechen, meine Mutter hat's mir ſtreng verbothen.

Julius.

Wie? — Hätt' ich mich verrathen? — Sollte ſie mein Geheimniß entdeckt haben?

Brigitte.

Alles weiß ſie, Alles — o Sie kennen die Frau noch gar nicht. Augen hat ſie, die bis in das Innerſte des Herzens dringen, Gedanken weiß ſie zu errathen, und aus der Röthe auf den Wangen zu leſen, ſo kam's denn auch, daß ich mich umſonſt vor ihr zu verſtellen bemüht war, — ſie weiß Alles.

Julius.

O Himmel!

Brigitte.

Ich habe nichts geſagt, wirklich nicht.

Julius.

Was iſt nun zu thun?

Brigitte.

Ach, ich weiß es nicht. Dieſen Morgen hat ſie mir eine lange, lange Strafpredigt gehalten, welche mit dem Verbothe ſchloß, Sie wieder zu ſehen.

Julius.

So grauſam konnte ſie ſeyn, und weßwegen?

Brigitte.

Was weiß ich, ſie ſagte, daß ſie es wohl bemerkt habe, daß meine Augen mit Wohlgefallen auf den Ihrigen ruhten, daß ich die Farbe verändere, wenn Sie mich anſehen, daß ich manchmahl ganz verkehrte Antworten gebe, — und aus alle dem zog ſie den Schluß, daß ich Sie liebe. — Ich kann nicht lügen, ſonſt hätt' ich ihr wohl widerſprochen.

Julius (küßt ihr die Hand.)

Himmliſches Weſen!

Brigitte.

Ein Zufall geſtern Abends gab endlich ganz den Ausſchlag, ich ſaß an meiner Stickrahme, und war ſo zerſtreut, daß ich ſtatt einer Roſe einen Vogel hinſtickte, das iſt nun freylich ein bischen arg, aber —

Julius.

Nein, nein, ich kann meinem Glücke nicht entſagen.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Frau von Lahn.

Fr. v. Lahn
(im Hintergrunde.)

Da ſind ſie ſchon wieder beyſammen, ich vermuthete es wohl.

Brigitte.

O Gott! meine Mutter!

Fr. v. Lahn (tritt vor.)

Brigitte, was machſt du hier im Saale? hab' ich dir nicht deutlich genug befohlen, heute auf deiner Kammer zu bleiben.

Julius.

Verzeihen Sie, gnädige Frau! —

Fr. v. Lahn.

Für Sie, mein Herr, will ich nicht gnädig ſeyn. (zu Brigitten.) Antworte, was ſucheſt du hier?

Brigitte.

Ich langweile mich, wenn ich allein bin.

Fr. v. Lahn.

Ein braves Mädchen weiß ſich die Zeit immer zu vertreiben, es gibt Beſchäftigungen genug.

Brigitte (ſchnell.)

Die wollt' ich eben hier ſuchen, ich glaubte, ich habe mein Nähzeug hier liegen laſſen.

Fr. v. Lahn.

So — ſo? — und da fand man ſtatt des Nähzeugs den jungen Herrn hier, und lief nicht auf der Stelle davon, ſondern blieb hübſch da, und ließ ſich Schönheiten ſagen, fort auf dein Zimmer. —

Brigitte.

Ich gehorche Ihnen, liebe Mutter, und gehe, aber ich begreife wahrlich nicht —

Fr. v. Lahn.

Sieh, ſieh! will das Küchlein ſchon klüger ſeyn, als die Henne — auf der Stelle fort, ſag' ich.

Brigitte.

Ich gehe, ja ich gehe, aber das ſage ich Ihnen aufrichtig, Mutter, meinen Gedanken kann ich nicht gebieten, und wenn Sie mich auch einſperren, ich werde doch nicht vergeſſen, was ſich ſo tief in mein Herz geprägt hat. (geht ab.)

Vierter Auftritt.

Frau von Lahn. Julius.

Fr. v. Lahn.

Und nun ein Paar Worte mit Ihnen, junger Herr! — Es gibt gewiſſe Blicke, die überall durchdringen, es gibt erfahrne Frauen, die man nicht ſo leicht hintergeht. — Ich habe Ihre geheimen Empfindungen erforſcht, kann ſie aber leider nicht billigen, daher erkläre ich Ihnen hiermit, daß ich noch heute dieſen Gaſthof verlaſſe, wenn Sie mir nicht Ihr Wort geben, daß Sie meine Tochter von nun an nicht mehr ſehen noch ſprechen wollen.

Julius.

Ihre Worte, gnädige Frau, befremden und beleidigen mich zugleich. — Glauben Sie ja nicht — —

Fr. v. Lahn.

O ich weiß recht wohl, was ich hier zu glauben und zu befürchten habe; kurz und gut, entweder ich oder Sie räumen dieſen Gaſthof. Sie haben die Wahl.

Julius.

Gnädige Frau, ich bitte!

Fr. v. Lahn.

Mein Herr! ich bitte, entſchließen Sie ſich.

Julius (für ſich.)

Ich muß ihr nachgeben. (laut) Wohlan! Ich weiche, erkennen Sie daraus meine Achtung für Sie, und die Reinheit meiner Empfindungen. Noch heute verlaſſe ich dieſen Gaſthof, doch das theure Bild Ihre liebenswürdigen Tochter wird mir überall folgen, un mich daher auch ſtets an Ihre Züge erinnern, welch aus jenem wiederſtrahlen, leben Sie wohl. (geht mi einer Verbeugung ab.)

Fünfter Auftritt.

Frau v. Lahn allein.

Den hätt' ich mir vom Halſe geſchaffet! — Iſt mir doch leid, daß ich ihm ſo ſtreng begegnen mußte, denn im Grunde iſt er ein recht artiger, liebenswürdiger junger Mann. Hat einen ſo ſanften Charakter, eine einnehmende Geſtalt, und ein Etwas, — daß man ihm gut ſeyn muß, man mag wollen oder nicht. — Wie fein er mir zu verſtehen gab, daß auch meine Geſtalt auf ihn einen nicht geringen Eindruck machte. — Ja, wenn man nur wüßte — wer der junge Herr iſt, was für ein Amt er begleitet, ob er ein Vermögen hat. — Ach, da liegt ein Portrait und einige Schriften auf dem Tiſche, vielleicht gibt das Aufſchluß — (ſie nimmt das Portrait.) Ha, was ſeh ich? das iſt er ſelbſt, Zug für Zug. Doch als Frauenzimmer — — Was ſoll das bedeuten? (ſie nimmt einige Papiere.) Und hier mehrere Billetts doux mit der Adreße an Julien — Gedichte mit demſelben Nahmen überſchrieben. — Ha, welch ein Blitzſtrahl fährt mir da durch den Kopf? Seine Stimme, ſeine Haltung, ſein Gang, der zarte Teint, — wie, wenn er ſelbſt — ſie ſelbſt — aber er kann ia auch eine Schweſter haben, die ihm ſehr ähnlich ſieht, und dieß Portrait kann das ihrige ſeyn? — Wenn ich auf der andern Seite bedenke, wie er ſich hier benimmt, wie er ſich zurückzieht, die Menſchen flieht, und Niemanden bey ſich empfängt! — Da muß ein Geheimniß zum Grunde liegen, und möglich wär's ja doch, daß ſie ſich als Mann verkleidet hätte, — ja, ja, dieß Portrait, dieſe Briefe — Ach, wer erklärt mir dieſes Räthſel?

Sechster Auftritt.

Fr. v. Lahn. Johann.

Johann
(einen Brief in der Hand.)

Verzeihen Sie, gnädige Frau, daß ich ſo frey hereintrete — allein, ich ſuche hier ein Frauenzimmer, dem ich einen Brief zu übergeben habe. — Könnten Sie mir wohl ſagen, wo ich die Perſon finde? Sie nennt ſich Julie.

Fr. v. Lahn.

Was höre ich? Julie?

Johann.

Sie kennen den Namen, wie es ſcheint.

Fr. v. Lahn.

O ja! (ihn bey Seite ziehend.) Sagen Sie mir doch, guter Freund, iſt die Perſon wirklich ein Frauenzimmer, oder iſt's ein junger Herr?

Johann.

Ein junger Herr? — davon weiß ich nichts. (bey Seite.) Sollte er ſich verrathen haben?

Fr. v. Lahn (bey Seite.)

Der Menſch ſcheint verlegen, o, meine weiſſagende Seele! Ich muß der Wahrheit auf die Spur kommen. (laut.) Mein Freund! die Perſon, welche Sie ſuchen, ſeit wie lange ſoll ſie in dieſem Gaſthofe wohnen?

Johann.

Seit einem Monate.

Fr. v. Lahn.

Ihr Alter beyläufig 20 Jahre?

Johann.

Ganz recht. (bey Seite.) Wo ſoll das hinaus?

Fr. v. Lahn.

Sie ſucht ihr Geſchlecht und ihren Aufenthalt ſorgfältig zu verbergen, nicht wahr? — — Ach, Sie ſchweigen, mein Freund! Sie wiſſen nicht, was Sie antworten ſollen? (bey Seite.) Es bleibt kein Zweifel, der Offizier iſt ein Frauenzimmer.

Johann.

Sie wiſſen das ganze Geheimniß, ſo viel ich merke.

Fr. v. Lahn.

Freylich, Freylich!

Johann (geheimnißvoll.)

St, ſo laſſen Sie uns leiſe ſprechen. Ach, verrathen Sie ja nichts davon, gnädige Frau, denn Sie wiſſen wohl, es handelt ſich hier um Freyheit und Leben.

Fr. v. Lahn.

Ganz gewiß. (für ſich.) Was werd' ich da noch erfahren?

Johann (zeigt ihr den Brief.)

Ich vermuthe leider, daß auch dieß Billet des Herrn v. Krichten nicht viel Gutes enthalten werde.

Fr. v. Lahn.

Wen nennen Sie da? Herrn v. Krichten?

Johann.

Nun ja, ſo nennt ſich mein Herr. — Nach dem was Sie mir ſagten, müſſen Sie ihn wohl kennen.

Fr. v. Lahn.

Allerdings.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Spitz.

Spitz.

Ach, biſt du ſchon da, Johann?

Johann.

So eben kam ich.

Spitz.

Ich ſuchte dich ſchon im Gaſthofe auf. (leiſe zu ihm.) Du bringſt doch den Brief, den mein Herr erwartet?

Johann.

Ja, da iſt er.

Spitz
(lieſt die Adreſſe.)

»An Julien.« (und gibt ſchnell dem Johann ein Zeichen, ſich vor Fr. v. Lahn nicht zu verrathen.)

Johann (laut.)

Ach, vor der gnädigen Frau brauchen wir uns nicht zu geniren, die weiß ohnedem um das ganze Geheimniß.

Spitz (für ſich.)

Was ſoll das heißen?

Johann.

Leb wohl, und ſieh zu, daß dein Herr bald antwortet. — (zu Frau v. Lahn.) Gnädige Frau, ich empfehle mich Ihnen, und danke für die gütige Auskunft. (er geht ab.)

Achter Auftritt.

Fr. v. Lahn und Spitz.

Fr. v. Lahn.

Sage mir aufrichtig, Spitz, an wen iſt denn dieſer Brief?

Spitz.

An meinen Herrn, gnädige Frau!

Fr. v. Lahn.

So — nennt ſich dein Herr etwa Julie? — Ich dachte doch, er ſey ein Mann, und kein Frauenzimmer.

Spitz.

Ich verſichere Sie, gnädige Frau — Der Freund meines Herrn — ein Scherz —

Fr. v. Lahn.

Bemühe dich nicht, eine Lüge aufzufinden, mir macht man nicht leicht ein X für ein U, ich weiß alles, dein Herr iſt verkleidet.

Spitz.

Ich weiß nicht.

Fr. v. Lahn.

Läugne nicht. — Er hat aus dem E ein Us gemacht, und nennt ſich Julius.

Spitz.

Wahrhaftig, ich begreife Ihre Worte nicht, gnädige Frau.

Fr. v. Lahn (geheimnißvoll.)

Sey klug, Spitzchen! und halte nicht hinterm Berge. — Was iſt denn die Urſache dieſer Vermummung? — Iſt eine unglückliche Liebe hier im Spiele? — Will ein treuloſer Geliebter etwa die Bande brechen, die ihn an ſie ketten? oder iſt ſonſt ein Unglück geſchehen? ſprich nur!

Spitz.

Sprechen Sie denn wirklich von meinem Herrn?

Fr. v. Lahn.

Von deinem Herrn nicht, ſondern von deiner Frau.

Spitz.

Von meiner Frau?

Fr. v. Lahn.

Stelle dich nur nicht ſo erſtaunt, du darfſt vor mir alle Diskretion auf die Seite ſetzen.

Spitz.

Wie? verſtehe ich recht? Sie glauben doch nicht, mein Herr ſey — (platzt in ein lautes Lachen aus.)

Fr. v. Lahn.

Ein Weib — ja, lache, wie du willſt, ich ſag' es noch einmahl, ein Weib iſt er — Ich habe euer Geheimniß durchdrungen, und wenn ihr Beweiſe haben wollt, (auf den Tiſch zeigend.) dort liegen ſie. — Kennſt du jenes Portrait — es iſt das Bild deiner Frau, Zug für Zug, — und die Liebesbriefe alle an Sie, und die Gedichte alle auf Sie — Willſt du noch läugnen? — Uebrigens freut es mich, dieſe Entdeckung noch zur rechten Zeit gemacht zu haben. So eben verlangte ich, daß eine von uns Beyden dieſes Haus verlaſſen ſoll, doch nun ich alles weiß, nun mag der jungfräuliche Monſieur ohne Hinderniß mit meiner Tochter ſprechen, und mit ihr umgehen, es hat ja keine Gefahr, und ich werde mich ſehr freuen, wenn die beyden Mädchen recht eine dicke Freundſchaft mit einander ſchließen.

Spitz.

Sie wünſchen alſo ſelbſt, gnädige Frau, daß wir bleiben?

Fr. v. Lahn.

Allerdings! Es wird mich freuen.

Spitz

(bey Seite.)

Da hab' ich einen herrlichen Gedanken! Es iſt zwar viel gewagt, aber was iſt zu machen?

Fr. v. Lahn.

Nun? — Suchſt du noch immer Ausflüchte?

Spitz.

Nein, gnädige Frau! Wer könnte auch vor Ihnen etwas verborgen halten? Sie leſen im Innerſten der menſchlichen Seele, umſonſt würd' ich länger zu läugnen ſuchen. Sie ſollen unſer ganzes Geheimniß erfahren.

Fr. v. Lahn.

Vor Allem ſage mir, was beſtimmte deine Frau, ihr Geſchlecht vor der ganzen Welt zu verbergen?

Spitz.

Erlauben Sie, ich muß die ganze ſeltſame Geſchichte in meinem Kopfe erſt ordnen, um ſie Euer Gnaden zuſammenhängend zu erzählen. (für ſich) Jetzt, Gott der Lüge, ſteh mir bey!

Fr. v. Lahn (ſehr neugierig.)

Nun nun? erzähle!

Spitz.

Wohlan, ſo hören Sie. (ſehr langſam erzählend, damit man bemerkt, daß er erſt alles erſinne, was er ſpricht.) Meine Frau iſt in Amerika geboren, und die einzige Tochter eines — eines ſehr reichen Pflanzers daſelbſt. Dieſer, um — um ſeinen Namen fortzupflanzen, gab dieſe Tochter für einen Sohn aus — — Sie verſtehen mich doch?

Fr. v. Lahn.

O vollkommen.

Spitz.

Auf dieſe Art nahm denn ſeine ganze Verwandtſchaft die kleine Julie für einen kleinen Julius — verſtehen Sie mich? —

Fr. v. Lahn.

Ja ja, nur weiter.

Spitz.

Mehrere mir unbekannte Urſachen beſtimmten endlich den Vater meiner Frau, Amerika zu verlaſſen, und nach Deutſchland zu gehen.

Fr. v. Lahn.

Gut.

Spitz.

Er nahm, wie natürlich, ſeine Tochter mit ſich, allein, hier verbarg ſie ihr eigentliches Geſchlecht nicht mehr, denn in Deutſchland iſt es recht angenehm ein Frauenzimmer zu ſeyn.

Fr. v. Lahn.

O ja, wir: das ſchöne Geſchlecht — haben hier viele Vorrechte.

Spitz.

Allein, kurze Zeit nachher — das war nicht lange nachher — ach, ſtarb der Vater, denken Sie ſich den Schmerz des jungen Mädchens ohne Leiter, ohne Stütze ſah ſie ſich nun allein in der großen Welt!

Fr. v. Lahn.

O Himmel, ich zittere für ſie, denn ich kenne die Gefahren, welche uns von allen Seiten drohn.

Spitz.

Da faßte ſie den Entſchluß, wieder Mann zu werden, und in dem Kleide der Klugheit allen Nachſtellungen zu entgehen, und allen ſüßen Schwächen auszuweichen.

Fr. v. Lahn.

Hat das Fräulein Vermögen?

Spitz.

Wenigſtens zwey Millionen Thaler.

Fr. v. Lahn.

Oh, oh!

Spitz.

Allein, noch reicher iſt ſie an Tugenden. — Sie iſt ſanft, aufrichtig, natürlich, kurz, kein gewöhnliches Frauenzimmer.

Fr. v. Lahn.

Ach, da kommt ſie eben.

Spitz (bey Seite.)

Mein Herr! Jetzt wird's gut gehen, wenn ich ihn nur mit ein Paar Worten unterrichten könnte.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Julius.

Fr. v. Lahn (ihn prüfend.)

Nur näher, mein Lieber. (bey Seite) Wenn ich auch bis jetzt gezweifelt hätte, dieſe Züge, der Gang, die Schüchternheit, alles überzeugt mich.

Spitz (leiſe zu Julius.)

Ich habe Ihnen etwas ſehr Wichtiges zu ſagen, hören Sie mich.

Julius (eben ſo zu Spitz.)

Spottet man meiner, oder was geht hier vor?

Spitz.

Still!

Fr. v. Lahn.

Wiſſen Sie, daß Ihnen dieſe Kleidung vortrefflich anſteht — Aber einen Vorwurf muß ich Ihnen machen, warum verſtellten Sie ſich ſo lange, warum vertrauten Sie mir nicht Ihr Geheimniß, ich würde Ihren Kummer mit Ihnen getheilt, und mich ſo Ihrer Freundſchaft würdig gemacht haben.

Julius (erſtaunt.)

Geheimniß? — das müſſen Sie mir entdecken, gnädige Frau, denn ich weiß von keinem.

Fr. v. Lahn.

Ach Gott! wie ſehr bedaure ich Sie, einen Vater zu verlieren iſt ein ſchreckliches Unglück.

Julius.

Was ſagen Sie da, mein Vater wäre —

Spitz (leiſe zu ihm.)

Todt — ich habe ihn umgebracht.

Fr. v. Lahn.

Ich kann mir Ihre traurige Lage denken, ohne Verwandte, ohne Stütze, welche Gefahren drohen einem jungen Mädchen.

Julius (für ſich.)

Ich glaube, ſie hat den Verſtand verloren.

Fr. v. Lahn (faßt Julius bey der Hand.)

Alſo kein Geheimniß mehr zwiſchen uns, meine Liebe!

Julius.

Aber erlauben Sie —

Fr. v. Lahn.

Spitz hat mir Alles entdeckt. — Ich bin von Allem unterrichtet, daher mögen Sie künftig auch mit meiner Tochter ſprechen, und Umgang pflegen, wie es Ihnen gefällt, ja ich bitte Sie ſogar darum.

Spitz (leiſe zu ihm.)

Sie nehmen doch den Antrag an?

Julius.

Sie erfüllen meine kühnſten Wünſche, gnädige Frau. Ich darf alſo Brigitten ſehen, ſo oft ich will.

Fr. v. Lahn.

Sie ſehen, mit ihr ſpaziren gehen, Alles was Sie wollen (lächelnd.) Ha ha! von einem *Manne Ihres Gleichen* iſt nichts zu befürchten.

Spitz (bey Seite.)

Ach warum darf ich nicht lachen.

Julius.

Sie billigen alſo meine Liebe?

Fr. v. Lahn.

Verſteht ſich! Liebt Euch Kinder! —

Julius.

Und ich darf hoffen, einſt ihre Hand zu erhalten?

Fr. v. Lahn.

Schon wieder ſcherzen? — Ey ey! das würde eine hübſche Ehe geben.

Ein Bedienter

(tritt ein, und übergibt der **Fr. v. Lahn** ein Billet.)

Fr. v. Lahn

(indem ſie das Billet entfaltet, zu Julius.)

Sie erlauben! (lieſt bey Seite.) »So eben bin ich angekommen, und kann den Augenblick nicht erwarten, meine theure Freundinn zu ſehen und zu ſprechen. Wenn Sie alſo erlauben, ſo wird Ihnen auf der Stelle ſeinen Beſuch abſtatten«

»Ihr Diener v. Anker.«

Solche Freunde ſind immer willkommen. (zu Julius) Verzeihen Sie, ich muß jetzt einige Zeilen auf dieſes Billet antworten, dann bin ich wieder bey Ihnen, und nie wollen wir uns mehr trennen. — Ein ſchönes Kleeblatt wollen wir bilden, Sie, ich und meine Tochter — aber mit der Heirath, (lächelnd, und ihn in die Wangen kneipend.) mit der Heirath iſt es durchaus nichts.

(ſie geht ab.)

Zehnter Auftritt.

Julius und Spitz.

Julius

(ſteht einige Augenblicke wie verſtummt und ſieht ihr nach.)

Spitz! ich verſtehe kein Wort.

Spitz.

Ich verſtehe Alles.

Julius.

Was ſoll das heißen, du lachſt?

Spitz.

Bald werden auch Sie lachen. — Geſtehen Sie mir fürs Erſte, daß es ſüß iſt, ein Frauenzimmer zu ſeyn, und vernehmen Sie, daß ich der Ovid bin, von dem dieſe Verwandlung herrührt.

Julius.

Wie? — hör' ich recht?

Spitz.

Nun begreifen Sie endlich?

Julius.

Wär's möglich, man hält mich —

Spitz.

Für ein Weib.

(Beyde platzen in ein lautes Gelächter aus.)

Julius.

Aber wie kömmts?

Spitz

(auf den Tiſch deutend.)

Belieben Sie Ihre Blicke auf jenen Tiſch zu werfen. Das Portrait, jene Briefe und Gedichte, die Documente Ihres luſtigen Lebens ſind Urſache daran.

Julius.

Ha! ha! ha! Das iſt freylich zum Lachen. — Allein, du, Spitzbube, haſt die Frau vermuthlich in ihrem Irrthum beſtärkt?

Spitz.

Spitzbube? Pfuy! was bedienen Sie ſich da für eines Ausdruckes. Iſt man ein Spitzbube, wenn man das Glück ſeines Herrn auf jede mögliche Art befördert? Ja, ich habe aus dem Herrn Julius, ein Fräulein Julie gemacht, ich habe Ihren Herrn Vater ſterben laſſen, allein, hätt' ich das nicht thun, hätt' ich lieber die wahre Urſache unſerer Flucht und unſers Inkognito verrathen ſollen? — Nein, meine Liſt war meiner vollkommen würdig, und ich glaube nicht, daß Sie jetzt zum erſtenmal in Ihrem Leben über einen tollen Streich nachdenken, und ſo meiner Heldenlüge ihre nützlichen Folgen rauben werden.

Julius.

Nun, nun, ich ſehe, ich muß mich dir ſchon ergeben.

Spitz.

Sie fühlen mein Uebergewicht, das iſt ſchön.

Julius.

Sage, ſollen wir Brigitten mit in's Geheimniß ziehen?

Spitz.

Wozu ſoll das nützen? — Das Mädchen mit ihrer naiven Offenherzigkeit würde alles auf der Stelle verrathen. Aber nun von etwas Anderm. (er übergibt ihm einen Brief.) Hier iſt ein Brief an Sie.

Julius (beſieht die Adreſſe.

Von meinem Vater. (nachdem er geleſen.) Spitz, er kömmt noch dieſen Abend an.

Spitz.

Und der Zweck dieſer unvermutheten Reiſe?

Julius.

Krichten weiß nicht mehr davon, als daß er mir wichtige Geheimniſſe zu entdecken habe. — Ich will alſogleich eilen, und nachfragen, ob er vielleicht ſchon angekommen iſt.

Spitz.

Der Empfang, fürchte ich, wird eben nicht der zärtlichſte werden. — Ich kenne zwar den Herrn Papa nicht, aber mir ſcheint, er liebt das Geld ſehr. Sie lieben es zwar noch mehr, allein, im Gebrauch deſſelben weichen die beyden Herren ein bischen von einander ab, und darüber ſcheint der Papa einigermaſſen ungehalten zu ſeyn. (Julius nimmt ſeinen Hut und entfernt ſich, ohne von Spitz bemerkt zu werden, welcher im Predigertone fortfährt.) Sie ſind freylich darin aufgeklärter als der Papa, denn was iſt das Geld wohl anders, als ein ſchnödes Metall, die traurige Geiſel der ganzen Welt, die Quelle aller Uebel und Laſter. Friede und Glück fliehen dieſe klingenden Dämonen, welche die beſten Freunde entzweyen, das Herz verhärten, und uns auf den Weg unſers Lebens die Fackel der Zwietracht ſchleudern. Sie haben alſo vollkommen recht, ſich dieſes ſchnöden Metalls ſo ſchnell als möglich zu entäußern, und — aber wo iſt er denn? — wahrhaftig, er iſt fort. Schade, daß er mich nicht hörte, ich habe wirklich ſchön geſprochen.

Eilfter Auftritt.

Spitz. Fr. v. Lahn.

Fr. v. Lahn.

Spitz, haſt du meine Tochter nicht geſehen?

Spitz.

Nein, gnädige Frau.

Fr. v. Lahn.

Ich wollte Sie ein bischen von der Sache unterrichten, denn ſie muß doch auch wiſſen, daß —

Spitz.

Im Gegentheile, gnädige Frau, ich dächte, wir thäten beſſer daran, ihr für's Erſte nichts davon zu ſagen.

Fr. v. Lahn.

Warum das?

Spitz.

Sehen Sie, es hängt wohl die ganze Ruhe der Frau davon ab, daß die Sache ein Geheimniß bleibe, und Sie kennen doch die unbeſonnene Jugend. Wie leicht könnte ſich Ihre Tochter verrathen.

Fr. v. Lahn.

Ja, du haſt recht. Meine Tochter ſoll alſo Juliens Geheimniß nicht erfahren. Uebrigens wird ſich das Ganze, wie ich hoffe, bald von ſelbſt aufklären, denn ich muß dir nur im Vertrauen geſtehen, ich habe ein Plänchen mit deiner Frau, ein Plänchen, daß ihr auf einmahl aus aller Verlegenheit hilft, ich will jetzt Mutterſtelle an dem guten Mädchen vertreten, und — nun du wirſt ſchon ſehen. —

Spitz.

Ach wie gut ſind Sie, gnädige Frau. — Ich eile meiner Gebieterinn Ihre gütigen Geſinnungen mitzutheilen (geht ab.)

Zwölfter Auftritt.

Fr. v. Lahn allein.

Ja ja, ein junges Mädchen darf nicht ſo ganz allein in der Welt herumziehen, das Beſte iſt, man gibt ihr je eher je lieber einen Mann, und dafür will ich ſorgen. Wie eine zärtliche Mutter will ich mich ihrer annehmen, und ihr künftiges Glück begründen. — Ach was ſehe ich, da kommt ſchon Herr v. Anker.

Dreyzehnter Auftritt.

Herr v. Anker. Frau v. Lahn.

Fr. v. Lahn.

Willkommen, alter Freund!

Hr. v. Anker.

Ach, wie freue ich mich, Sie wieder zu ſehen.

Fr. v. Lahn.

Sie haben ſich ja da ein herrliches Bäuchelchen angeehrlicht.

Anker (lächelnd.)

Ja, es iſt mir immer gut gegangen, darum lehne ich mich auch ein bischen breit in die Welt hinein.

Fr. v. Lahn.

Sie ſehen aus wie das Leben, aber ein wenig älter ſind Sie doch geworden, lieber Anker.

Anker.

Die Roſen blühen noch immer auf Ihren Wangen, aber ein paar Fältelchens erblickt man doch ſchon darin.

Fr. v. Lahn.

Mein Gott, die Zeit ändert alles.

Anker.

Was will man thun, ſoll man ſich darüber grämen?

Fr. v. Lahn.

Das würde nichts nützen. — Aber was führt Sie denn nach der Hauptſtadt?

Anker.

Mein Spitzbube von Sohn iſt Urſache an dieſer Reiſe. Der Tollkopf bringt mich noch ins Grab.

Fr. v. Lahn.

Was hat er denn gethan?

Anker.

Ein unbeſonnener Streich zwingt ihn ſchon ſeit ſechs Monathen ſich verborgen zu halten.

Fr. v. Lahn.

Vermuthlich ein Duell?

Anker.

Ja ja! Sie haben's errathen. — Hundertmähl hab ich ſchon für ſein Leben gezittert, hundert der ſchönſten Lehren hab ich ihm ſchon in meinen Briefen gegeben, und dennoch ändert ſich der Bube nicht, und macht mir immer neuen Gram. Jetzt bin ich endlich feſt entſchloſſen, meine Hand von ihm abzuziehen, und ihn ſeinem Schickſale zu überlaſſen. — Das letzte, was ich als Vater für ihn thun konnte, war, daß ich ihm Gnade für ſeinen letzten tollen Streich erwirkte, und ich bin hier, um ihm dieſe frohe Nachricht zu überbringen.

Fr. v. Lahn.

Haben Sie ihn ſchon geſprochen?

Anker.

Nein, ich weiß ja gar nicht, wo er wohnt, und unter welchem Nahmen er ſich herumtreibt, denn er iſt alle Tage ein Anderer. — Aber ich find ihn, ich find ihn gewiß, und dann will ich ihm eine derbe Lection leſen — will ihm ſagen, daß er von mir nichts weiter zu hoffen habe. — Der Burſche freut ſich vermuthlich ſchon auf meine blanken Thaler, und wünſcht mir im Gedanken eine ſanfte Ruheſtätte — aber da hat er die Rechnung ohne den Wirth gemacht, keinen

Kreuzer ſoll er haben, und damit ich deſſen gewiß bin, ſo hab' ich mich entſchloſſen, zu heirathen.

Fr. v. Lahn.

Wie, Sie wollten heirathen?

Anker.

Ja! — Ich bin zwanzig Jahre mit dem Gedanken herumgegangen, und hab ihn doch nie ausgeführt, aber jetzt treibt mich der Bub aufs Aeußerſte.

Fr. v. Lahn.

Aber bedenken Sie nur, in Ihrem Alter — das hieße ja die tollen Streiche Ihres Sohnes nachahmen.

Anker.

Ach!

Fr. v. Lahn.

Die ganze Welt wird darüber lachen.

Anker.

Sollen lachen! der ganzen Welt zum Trotz ſchwöre ich, ich will in Zeit von einem Jahr ſchon einen zweiten Sohn haben, dem ich dann mein ganzes Vermögen zuwende.

Fr. v. Lahn (lacht.)

Ha! ha! ha!

Anker.

Der Schwur ſcheint Ihnen lächerlich, aber ich verſichere Sie, ich will ihn halten, und ſollt ich das Unmögliche möglich machen müſſen.

Fr. v. Lahn.

Aber bedenken Sie doch —

Anker.

Ich bedenke nur meine gerechte Rache. Frau v. Lahn, wollen Sie, ſo heirathe ich Sie vom Flecke weg, denn ich bin zu Allem fähig.

Fr. v. Lahn.

Ich danke. —

Anker.

Nun ſo werden Sie mir wenigſtens mit Ihrer Erfahrung zu Hülfe kommen.

Fr. v. Lahn.

Womit kann ich dienen?

Anker.

Sie haben viele Bekanntſchaften. — Unter dieſen befindet ſich nun gewiß ein junges, wohlerzogenes, ſchönes, reiches Mädchen, das da gern unter die Haube zu kommen wünſcht.

Fr. v. Lahn.

Sie begehren ein wenig viel von dem Mädchen, das Sie zu Ihrer Frau machen wollen.

Anker.

Nicht mehr, als ich ſelbſt leiſten kann. Ich bin doch auch noch in meinen beſten Jahren, eben nicht häßlich, habe ein ſchönes Gütchen und einige tauſend Thaler im Kaſten, alſo gewiß eine annehmbare Partie.

Fr. v. Lahn.

Allerdings! (bey Seite) Wie? wenn ich — — ? Ja, das konnte gehen. (laut) Um Sie zu überzeugen, wie ſehr ich Ihre Freundinn bin, ſo will ich mich für Sie intereſſiren. Sehen Sie, ich habe gerade ein Mädchen bey mir im Hauſe, das ich recht gerne am Mann zu bringen wünſchte.

Anker.

Ach, ich verſtehe. Sie ſprechen von Ihrer Tochter?

Fr. v. Lahn.

Von Brigitten? — Nein!

Anker.

Man verſichert, ſie ſey ſehr liebenswürdig.

Fr. v. Lahn.

Allerdings, aber ſie iſt noch ein Kind.

Anker.

Nun, und ich? — bin ich etwa ein Greis?

Fr. v. Lahn.

Jene, von welcher ich ſpreche, ſteht Ihnen gewiß noch beſſer an — Ich ſage Ihnen, es kann keine beſſere Frau für Sie geben. Sie werden das Frauenzimmer gewiß auf den erſten Anblick lieb gewinnen, denn — ſie hat ſogar in ihren Geſichtszügen einige Aehnlichkeit mit Ihnen.

Anker.

Ach, das muß ein liebes Mädchen ſeyn, ich brenne vor Begierde, ſie zu ſehen.

Fr. v. Lahn.

Die Natur hat euch beyde für einander geſchaffen, übrigens muß ich Ihnen ein Geheimniß entdecken, lieber Freund! und rechne dabey auf Ihre Verſchwiegenheit.

Anker.

Sie kennen mich.

Fr. v. Lahn.

Dieſes Frauenzimmer iſt —

Anker.

Vermuthlich Wittwe?

Fr. v. Lahn.

Nein.

Anker.

Nun, was iſt ſie denn?

Fr. v. Lahn.

Officier.

Anker.

Ha! ha! ha! Wollen Sie meiner ſpotten?

Fr. v. Lahn.

Keineswegs — Sie hat zwar keine Compagnie, aber eine Uniform. — Sie iſt nämlich als Officier verkleidet.

Anker.

Tauſend! die Verkleidung muß ihr ein bischen unbequem ſeyn.

Fr. v. Lahn.

Wenn Sie, wie ich, die Gründe wüßten, welche ſie beſtimmen, ihren Nahmen und Stand geheim zu halten, Sie würden nicht den geringſten Argwohn ſchöpfen.

Anker.

Wohl möglich. Nun, das Anſehen koſtet ja nichts, wir wollen ſehen, was zu thun iſt. — Hat ſie Vermögen?

Fr. v. Lahn.

Mindeſtens zwey Millionen.

Anker.

Millionen! — Millionen! — Ach, das iſt ja ein prächtiges Geſchäft. — Wann kann ich das Glück haben, mich dem Engel vorzuſtellen? — Ach Gott, wenn ich dem holden Weſen nur auch gefalle.

Fr. v. Lahn.

Sie ſind zu beſcheiden. — Sehen Sie ſie nur, und für das Uebrige laſſen Sie mich ſorgen.

Anker.

Ich eile in meinen Gaſthof, um mich ſogleich im Staat zu werfen, das himmelblaue Kleid will ich anziehen, welches ich am erſten Hochzeitstage anhatte, das ſteht mir prächtig. Suchen Sie mir indeß eine Zuſammenkunft mit der Göttlichen zu erwirken. Beſchreiben Sie ihr meine Ungeduld, ſie kennen zu lernen, ſagen Sie ihr, daß ich auch einiges Vermögen beſitze ſchildern Sie ihr meine guten Eigenſchaften, mahlen Sie ihr meine Perſon, geben Sie mir allenfalls 45 Jahre, das iſt das ſchönſte Alter, und vor Allem bereiten Sie ſie darauf vor, daß mein Huſten nur ein kleiner vorübergehender Kartharr ſey, den mir die Märzluft zuzog, weil ich immer a l'enfant ohne Halstuch herumgehe.

Fr. v. Lahn.

Schon recht, ich werde mein Möglichſtes thun.

Anker.

Ich verlaſſe mich ganz auf Sie, theure Freundinn! (im Abgehen) Das iſt ein Fang, ich bin zur glücklichen Stunde hier angekommen. Ha! die Rache an meinem ungerathenen Sohne ſoll ſüß ſeyn.

Vierzehnter Auftritt.

Frau v. Lahn allein.

Julie wird wohl einigen Widerſtand leiſten, das iſt gewiß — aber ich werde ſie überzeugen, daß dieſe Verbindung ihr Glück mache, und ſo wird am Ende wohl die Vernunft ihre Rechte behaupten. — Ach, da kommt ſie, wie gerufen.

Fünfzehnter Auftritt.

Frau v. Lahn, Julius, Spitz.

Fr. v. Lahn.

Eben recht, liebe Freundinn. — Ich wollte Sie gerade aufſuchen. — Ich habe ſchon ſehr viel für Sie gethan, und will Ihnen einen Vorſchlag thun, der Sie von meiner Sorgfalt überzeugen wird. — Sehen Sie, die Welt iſt bös, und der Ruf eines jungen Mädchens hängt an einem Haar. — Ich ſelbſt habe traurige Erfahrungen über dieſen Satz gemacht. — Wenn man Ihre Verkleidung erführe, wie leicht könnte man ſtatt des wahren Grundes derſelben eine andere unreine Urſache unterlegen, vielleicht irgend ein geheimes Liebesverſtändniß oder ſo etwas dergleichen. — Um nun jedem ſolchen Verdacht auszuweichen, ſeh' ich nur ein einziges Mittel, und dieß iſt, ſich ſo ſchnell als möglich zu verheirathen.

Julius.

Wie? — Sie wollen —

Fr. v. Lahn.

Daß Sie ſich je eher je lieber einen Schützer und Leiter auf der Dornenbahn des Lebens erwerben. Sie ſind doch nicht dagegen?

Julius.

Ich geſtehe, es kommt mir ſo unerwartet. (leiſe zu Spitz) da ſieh die Folgen deiner Liſt.

Fr. v. Lahn.

Ich liebe dieſe Schüchternheit — und ich kann es wohl begreifen, daß ein Mädchen Ihres Alters bey dem Worte Heirath erröthet, allein, das Schickſal zwingt Sie dazu, es hat Ihnen einen Vater geraubt, es will jetzt ſeine Grauſamkeit wieder gut machen, indem es Ihnen an meiner Hand einen Gatten entgegen führet, der Sie als Ihr zweyter Vater ſchätzen und vertheidigen wird. Er beſitzet zwar nicht jene liebenswürdige Tollheit, welche auf den erſten Blick einnimmt, allein, er iſt ein guter, redlicher, geſetzter Mann, mit einem anſehnlichen Vermögen. — Dieſen Abend noch werde ich eine Zuſammenkunft zwiſchen euch Beyden veranſtalten, Sie können ihn ſehen, prüfen, und wenn Ihnen anders unſere neuen Romane nicht ſchon den Kopf verrückt haben, ſo werden Sie meine Wahl billigen.

Spitz.

Erlauben Sie, gnädige Frau, ich habe bisher geſchwiegen, aber nun fühle ich mich gezwungen, meine Stimme zu erheben. Ich hab' es meinem ſeligen Herrn noch auf dem Todtbette verſprochen, ſeine Tochter nie zu verlaſſen, als Mentor über ſie zu wachen, und ſie vor allen Nachſtellungen zu ſchützen. — Wie? ein tete-a-tete wollten Sie veranſtalten? Ein Fremder ſollte mit meinem Fräulein allein — des Abends in einem Zimmer Zweyſprache halten? — Nimmermehr!

das gäb' ich um alle Welt nicht zu. — Madam, das hätt' ich von Ihnen nicht geglaubt.

Fr. v. Lahn.

Und doch iſt es zu ihrem Glücke nothwendig. — Wenn das Fräulein will, ſo kannſt du ja dabey gegenwärtig ſeyn.

Spitz.

Ach — wenn es ſo iſt, dann läuft es weder gegen meine Ehre, noch gegen meine Pflicht.

Fr. v. Lohn (zu Julius.)

Nun, Sie willigen doch ein!

Spitz

(leiſe zu Fr. v. Lahn.)

Schonen Sie doch ihre Schamhaftigkeit, Sie ſehen, wie bey dem Gedanken einer Heirath ſich ſchon das Blut in ihre Wangen drängt.

Fr. v. Lahn.

Das Glück, liebe Julie, pocht an Ihre Thüre, öffnen Sie ihm dieſelbe geſchwinde, der Mann iſt ganz für Sie geſchaffen, ich ſage es Ihnen. Ich laſſe Sie nun einige Augenblicke allein, um dem ungeduldig Irrenden ſüße Hofnung zu bringen, dann komm' ich wieder, und ſtelle Ihnen Ihren künftigen Gemahl vor — Adieu, liebes Kind. — Adieu — Ich freue mich, zu Ihrem künftigen Glücke etwas beytragen zu können. (ſie geht ab.)

Sechszehnter Auftritt.

Julius. Spitz.

Julius.

Nun, Spitz?

Spitz.

Nun, gnädiges Fräulein?

Julius.

Ich ſollte zürnen, allein, ich muß lachen, die Situation iſt doch gar zu komiſch.

Spitz.

Bereiten Sie ſich, Ihren künftigen Gemahl zu empfangen, nehmen Sie eine modeſte, unſchuldige Miene an — — die Rolle iſt freylich neu, und ſchwer für Sie, das muß ich geſtehen. ha ha ha!

Julius.

Laß uns ſtatt des Lachens jetzt lieber darauf denken, wie wir uns aus der Verlegenheit ziehen.

Spitz.

Nichts leichter als das. Verlaſſen Sie dieſes Haus, und werden Sie wieder Mann.

Julius.

Wie, dieſes Haus, und Brigitten verlaſſen? — Nimmermehr! — Eher wag' ich das Aeußerſte, und bin entſchloſſen, die angenommene Rolle bis an's Ende fortzuſpielen.

Spitz.

Meinetwegen, aber in dieſem Falle müſſen Sie ſich doch auch vorher hübſch hineinſtudiren, und von dem ganzen Weſen eines Weibes durchdrungen ſeyn. Ein gewiſſer Dichter ſagt, das Weib ſey ein Gemengſel von allem Guten und allem Uebel, ein Engel und ein Teufel, die Quelle aller unſerer Leiden und Freuden, man verwünſcht ſie, und liebt ſie doch immer. — Sie müſſen daher Gefühl mit Leichtſinn, Liebe mit Kokketterie, Witz mit Oberflächlichkeit, und Grazie mit Eitelkeit zu vereinigen wiſſen, dann ſind Sie ein Weib. Doch ſtill, man kommt.

Siebenzehnter Auftritt.

Die Vorigen, Brigitte.

Brigitte
(im Hintergrunde für ſich.)

Ach Gott! da iſt er.

Julius.

Brigitte! was fehlt Ihnen denn?

Brigitte.

Mir? gar nichts.

Julius.

Sie ſcheinen ſo nachdenkend, ſo traurig.

Brigitte.

Ach, wie unglücklich bin ich (bey Seite.) Wenn ich nur recht weinen dürfte, aber es ſchickt ſich nicht.

Julius (umfaßt ſie.)

Da ſchleicht ſich eine Thräne aus Ihrem Auge — Gott behüte mich, daß ich ſie erpreßt haben ſollte.

Brigitte (lächelnd.)

Eine Thräne? Ey, was fällt Ihnen ein?

Julius.

Ich beſchwöre Sie, theilen Sie mir den Grund Ihres Kummers mit.

Brigitte.

Sie ſtellen ſich noch an, als ob Sie ihn nicht wüßten, gehen Sie, — gehen Sie mir aus den Augen, es iſt grauſam, es iſt entſetzlich, ein unſchuldiges Herz ſo zu hintergehen.

Julius.

Was hab ich denn gethan?

Brigitte.

Was Sie gethan haben? — Sie werden ſich verheirathen — und ich — (Thränen erſticken ihre Worte.)

Julius.

Das iſt es alſo? (er lacht.)

Brigitte.

Sie lachen noch? — O ſchön; — Sie ſpotten auch noch meiner? — Leben Sie wohl. (ſie will ab.)

Julius.

Nur einen Augenblick, theure Brigitte. (er hält ſie zurück.)

Brigitte.

Laſſen Sie mich.

Julius.

Wer hat Ihnen denn geſagt? —

Brigitte.

Ich habe Alles ſelbſt gehört. Meine Mutter ſprach im Nebenzimmer mit einem alten Herrn über die ganze Sache. Ich höre gut; kein Wort entging mir. — Ich kann nicht länger an Ihrer Treuloſigkeit zweifeln — die Tochter, oder Anverwandte des alten Herrn, Ihre künftige Braut, wird freylich viel hübſcher ſeyn, als ich. —

Spitz.

Wir kennen unſer Gegentheil noch gar nicht, doch hören wir, es ſey ein außerordentlich liebenswürdiges Geſchöpf zwiſchen 20 und 60 Jahren, mit einer tiefen Baßſtimme, und einem Bart um das Kinn.

Brigitte.

Pfuy! und dieſe könnten Sie mir vorziehen?

Spitz.

Ja, wir haben einen ſeltſamen Geſchmack. —

Julius.

Ich kann Ihnen das Geheimniß nicht länger verborgen halten, ſo erfahren Sie denn mit zwey Worten —

Brigitte.

Still, es kommt Jemand — ach Gott! es iſt meine Mutter, und ich erfahre nicht, was mich aus dieſer ängſtlichen Ungewißheit reißen könnte.

Achtzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Frau von Lahn.

Fr. v. Lahn.

Brigitte! — verlaß uns jetzt. (zu Julius) Ihr Zukünftiger, meine Liebe, harret hier im Kabinette Ihres Winkes.

Brigitte.

Ich gehe ſchon, liebe Mutter. (ſie geht bis zur Thüre, kehrt aber wieder um, während Frau v. Lahn mit Julius ſpricht.)

Fr. v. Lahn.

Sie wollen ihn doch ſogleich empfangen, nicht wahr? — Nun, ich rufe ihn (erblickt Brigitten) Biſt du noch da?

Brigitte.

So eben wollt' ich gehen (im Vorbeygehen zu Julius) Julius, wenn Sie wirklich heirathen, ſo — ſo — ſo heirathe ich auch (ab.)

Neunzehnter Auftritt.

Die Vorigen ohne Brigitten.

Fr. v. Lahn.

Nun, darf ich ihn rufen?

Julius.

Ach Spitz!

Spitz.

Muth, Muth, gnädiges Fräulein!

Fr. v. Lahn.

Alſo?

Julius.

Ach, gönnen Sie mir nur Zeit, mich ein biſchen zu ſammeln.

Fr. v. Lahn.

Nur nicht kindiſch, es koſtet ja nicht den Kopf, — und der Mann iſt kein zudringlicher Sauſewind, wie Sie vielleicht denken, doch ſtill, er konnt' es gar nicht mehr erwarten, da iſt er ſchon.

Julius.

Wer?

Fr. v. Lahn.

Nun er, er öffnet die Thüre.

(Herr v. Anker öffnet vorſichtig die Thüre, und tritt geheimnißvoll ein.)

Fr. v. Lahn
(tritt zu ihm, und ſpricht leiſe.)
Warten Sie nur noch einen Augenblick.

Julius (leiſe, für ſich.)
Ich zittre.

Spitz (eben ſo.)
Das gibt mir Stoff zum lachen auf meine Lebenszeit.

Fr. v. Lahn (zu Anker.)
Nun mögen Sie ſich nähern, hier geht der Stern Ihres Glücks auf. (auf Julius deutend.)

Anker.
Ach, was für eine göttliche Geſtalt!

Fr. v. Lahn.
Um euch Beyde nicht zu geniren, ſo verlaſſe ich Euch. Möge Gott Amor nun das Seinige thun. (ſie geht ab.)

Zwanzigſter Auftritt.

Herr von Anker. Julius. Spitz.

Anker.
Ich bin ganz petrifizirt, ich weiß gar nicht, wie ich meine Anrede ſetzen ſoll. (blickt auf Julius, der ihm den Rücken zuwendet.) Sie iſt doch auch gar zu ſchamhaft, könnte mir doch auch einen Schritt entgegen thun.

Spitz
(leiſe zu Julius.)

Geſchwind die Augen niedergeſchlagen, er rückt an.

Anker (für ſich.)

Ich will's nur kurz machen — (laut.) Mein Fräulein! —

Julius (für ſich.)

Gott! welche Stimme?

Anker.

Ich bin in dieſem Augenblicke der glücklichſte Sterbliche.

Julius (leiſe.)

Spitz, das iſt mein Vater.

Spitz (leiſe.)

Jetzt ſtehen wir friſch!

Anker.

Wenn es mir gelänge, Ihnen zu gefallen — Glauben Sie, daß mein Herz, meine Liebe (für ſich) Ich glaube gar ſie zittert (laut) Belieben Sie doch nur einen einzigen Blick mit Ihren ſchönen ungeheuern Augen auf mich zu werfen (Pauſe, dann für ſich) Noch immer nicht? das iſt doch zu viel, das iſt eine wahre Agnes im Uniform (laut, indem er ſich immer mehr nähert; endlich Julius am Arm faßt, und ihn gegen ſich dreht) Sie werden mir doch mindeſtens geſtatten, dieſe Reitze bewundern, und das Meiſterſtück der Schöpfung anſtaunen zu dürfen? Gott, was ſeh' ich? —

Iſt's möglich — Du — Sie, gnädiges Fräulein! — Spitzbube! — (er bleibt unbeweglich ſtehen.)

Spitz.

Das iſt doch prächtig. (lacht laut auf.)

Julius.

Ich kann mich nicht länger halten.

Anker.

Wer hat mir den Streich geſpielt? — Himmel und Erde, ich platze vor Zorn.

Julius.

Hören Sie mich doch nur, lieber Vater!

Anker.

Wenn du ein Wort ſprichſt, ſo bring' ich dich auf der Stelle um.

Ein und zwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Frau v. Lahn. Brigitte.

Fr. v. Lahn.

Welch ein Lärmen? — Was geht hier vor?

Anker (zu **Julius.**)

Nun antworte, erkläre dich?

Fr. v. Lahn.

Welch ein Betragen — Herr v. Anker?

Anker.

Laſſen Sie mich — Spitzbube!

Fr. v. Lahn.

Sind Sie von Sinnen?

Anker.

Was hält mich ab, daß ich dich nicht zum Haus hinauswerfe?

Fr. v. Lahn.

So kommen Sie nur zu ſich — dieſes Fräulein —

Anker.

Iſt mein Sohn. —

Fr. v. Lahn.

Ihr Sohn?

Anker.

Ja ja — der Tollkopf iſt's — Alle neun Millionen Tauſend Donnerwetter ſollen dem Buben auf den Kopf fahren, ich komme hieher um mich zu verheirathen, und ihn zu enterben, und nun ſtellen Sie, Fr. v. Lahn, mir ihn ſelbſt als meine Braut vor. Sie ſind alſo auch gegen mich im Complot?

Spitz.

Wenn Sie mich anhören wollen, ſo will ich Ihnen Alles erklären.

Anker.

Was kannſt du zu ſagen haben? Ich kenne dich ſchon, du biſt das Futterall über alle Spitzbuben.

Spitz.

Mein Herr, meine guten Eigenſchaften gehören nicht zur Sache — Hören Sie — die gnädige Frau verdient Ihren Zorn nicht, die Augen meines Herrn, ſeine Geſtalt, ſein zarter Teint ſind daran Schuld, daß Sie ihn für ein Frauenzimmer hielt, wir hätten zwar den Irrthum vernichten können, allein zwey Urſachen zwangen uns zu ſchweigen, die eine kennen Sie, und die andere iſt jetzt gehoben.

Anker.

Ich weiß nicht mehr, was ich ſagen ſoll.

Fr. v. Lahn.

Nein, ſo was iſt mir in meinem Leben noch nicht geſchehen.

Anker.

Was ſoll ich thun?

Julius.

Vergeſſen, mein Vater, und verzeihen. Ich weiß, Sie hatten ſich bis itzt mit Recht über mich zu beklagen, allein, der heutige Tag ſoll auch der erſte zu meiner wahren Beſſerung ſeyn, ich verſprech' es Ihnen bey meiner Ehre — (zu Fr. v. Lahn) Gnädige Frau! kann meine Liebe zu Brigitten meinen letzten tollen Streich bey Ihnen entſchuldigen, bey dem der Zufall das Meiſte that?

Anker.

Wie, du liebſt Brigitten?

Julius.

Unausſprechlich, mein Vater!

Anker (zu Brigitten.)

Und Sie?

Brigitte.

Vom ganzen Herzen.

Anker.

Nun, ich ſeh' es ſchon, da muß ich's wohl machen, wie die Kemödienväter, und am Ende verzeihen— Vielleicht macht die Liebe, die ſchon ſo viele toll gemacht hat, doch einmahl Einen klug.—Auf die Gefahr will ich's wagen, und dir verzeihen, und Sie, gnädige Frau?

Fr. v. Lahn.

Er mag das Madchen nehmen, denn ich ſehe ſchon, wenn es ſo fortginge, ſo würde ich am Ende noch meine Tochter mit mir ſelbſt verheirathen wollen, da ich ſchon den Vater mit ſeinem Sohne verheirathen wollte.

(Gruppe.)

Ende des Luſtſpiels.

* * *

Inhalt.

Erſter Jahrgang.

Haß allen Weibern. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Frey nach dem Franzöſiſchen des Bouilly. In Alexandrinern bearbeitet.

Der kurze Roman, oder: die närriſche Wette. Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Der Ehenſtifter, oder: die beyden Officiere. Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Die ſpaniſche Wand. Dramatiſche Kleinigkeit in einem Aufzuge. Frey nach dem Franzöſiſchen.

Die Ehemänner als Junggeſellen. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Frey nach dem Franzöſiſchen.

Zweyter Jahrgang.

Die Schauſpielerinn. Luſtſpiel in drey Aufzügen. Nach dem Franzöſiſchen, im Versmaß des Originals.

Wahnſinn. Drama in einem Aufzuge. Als Seitenſtück zu **Nina.** Nach dem Franzöſiſchen le delir frey bearbeitet.

Abneigung aus Liebe. Luſtſpiel in freyen Verſen und einem Aufzuge.

Der alte Jüngling. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nach dem Franzöſiſchen.

Verlegenheiten und Auswege. Poſſe in einem Aufzuge. Frey nach dem Franzöſiſchen.

Dritter Jahrgang.

Peter und Paul. Luſtſpiel in drey Aufzügen. Als Seitenſtück zum Mädchen von Marienburg, und dem liefländiſchen Tiſchler. Nach dem Franzöſiſchen des La marteliere.

Der Raſttag. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nach dem Franzöſiſchen des Bouilly.

Die beyden Ehen. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nach dem Franzöſiſchen des Etienne.

Der Wilddieb. Liederſpiel in einem Aufzuge.

Der Sie. Luſtſpiel in einem Aufzuge.

36

Dramatiſches Sträußchen

für das Jahr

1819.

Von

J. F. Caſtelli.

Vierter Jahrgang.

KÖN. HOF THEATER

Wien,
gedruckt und im Verlage bey J. B. Wallishauſſer.

WÜRTT. LANDESBIBLIOTHEK
STUTTGART

Meinem
theuren Freunde
dem Herrn
Profeſſor Julius Schneller
in Grätz
zugeeignet.

Schreib' was in vergangner Zeit geſchehen,
Ich wähl' mir die Gegenwart zum Ziel,
Laß du Bilder der Heroen ſehen,
Ich treib mit den Kleinen ſo mein Spiel.
Laß den Geiſt durch alle Länder gehen,
Auch im Monde gibt's der Länder viel; —
Schaffen Gutes die verſchiednen Flammen,
Kommen wir am Ende doch zuſammen.

J. F. Caſtelli.

Verkannte Treue.

Ein

Drama in drey Acten,

nach

Pelletier Volmeranges.

Perſonen.

Graf von Strehle.
Louiſe, ſeine Gattinn.
Herr von Spalta, Louiſens Vater.
Frau von Drönner, Witwe, des Grafen von Strehle Schweſter.
Baron Ernold, ihr Neffe.
Ritter Randhorſt.
Salding, Sekretär des Miniſters.
Frau Mollbach, Haushälterinn im Strehle'ſchen Hauſe.
Anton, Bedienter daſelbſt.
Ein anderer Bedienter.

Die Handlung ſpielt im Hauſe des Grafen Strehle in der Reſidenz, und die Bühne ſtellt durch alle drey Acte einen reich verzierten Salon mit einer Mittel- und zwey Seitenthüren vor. Tiſche und Stühle auf beyden Seiten des Vordergrundes.

Erſter Act.

Erſte Scene.

Louiſe, Ritter Randhorſt,
(beyde ſitzen.)

Louiſe.

Ich habe Befehl gegeben, Niemanden einzulaſſen, und wir dürfen daher nicht beſorgen, unterbrochen zu werden. — Alles erwarte ich von dem klugen Rathe meines Freundes.

Randhorſt.

Zu viel Vertrauen, Gräfinn! — Doch ich will es zu verdienen ſuchen, will es nicht bey dem Rathe allein bewenden laſſen, ſondern handeln; Alles, was ich thun kann, will ich aufbiethen, um den unglücklichen Grafen Spalta in ſeine Rechte wieder einzuſetzen.

Hoffen Sie Alles, Gräſinn, was ſich von dem Eifer eines Freundes erwarten läßt.

Louiſe.

O Gott! nicht ohne Thränen kann ich an das Schickſal meines unglücklichen Vaters denken. — Ich liebe ihn ſo ſehr, und zittre vor der Gefahr, welche ihm droht.

Randhorſt.

Auch Ihr Gemahl, Gräſinn, wird ſich gewiß mit mir vereinigen, Ihre Thränen zu trocknen und Ihre Wünſche zu erfüllen.

Louiſe.

Aber wie geſchah es, daß wir auf einmahl wieder alle Hoffnung verloren haben? — Sie verſicherten mich doch ſelbſt, daß der Fürſt ſchon ganz geneigt war, ihn zu begnadigen.

Randhorſt.

So iſt es auch; allein, Sie haben wohl gehört, daß unſer würdiger Freund, der Miniſter, in Ungnade gefallen iſt. Der Nachfolger dieſes großmüthigen Mannes iſt ſtrenger, obſchon nicht weniger mitleidig. Alle Briefe, welche Sie mir geſchrieben haben, ſind in ſeinen Händen, er ſcheint davon gerührt, allein er handelt nicht. Zudem muß es ſich auch gerade jetzt zu unſerm Unglücke ereignen, daß unruhige Köpfe in den nächſten Provinzen ſich wieder erheben, man beſchäftigt ſich angelegentlich damit, die Gluth bey ihrem er-

und Mahlen; hier bring' ich oft Monathe lang kein Buch in meine Hand, und meine Staffeley lehnt ruhig in einem Winkel, ich werde von Beſuchen täglich belagert, die mich langweilen, und die ich doch aus Höflichkeit nicht abweiſen kann; alle Augen ſind auf mich gerichtet. Frau von Drönner beobachtet jeden meiner Schritte, Ernold verfolgt mich wie mein Schatten, und Sie wiſſen wohl, lieber Freund, der Haß meiner Schwägerinn und die Boßheit ihres Neffen ſind zu fürchten.

Randhorſt.

Leider weiß ich das.

Zweyte Scene.

Die Vorigen. Anton.

Anton.

Gnädige Gräfinn!

Louiſe.

Was willſt du? —

Anton.

Der Baron Ernold wünſcht —

Louiſe.

Hab' ich Euch nicht geſagt, daß ich jetzt Niemanden empfange.

Anton.

Das hab' ich dem Baron auch geſagt, allein er will ſich nicht abweiſen laſſen.

Louiſe.

Melde ihm, ich ließe mich entſchuldigen, allein ich könnte heute ſeinen Beſuch nicht annehmen.

Anton.

Sehr wohl. (Er will abgehen, unter der Thüre tritt ihm Ernold entgegen.) Ah! — da iſt er ſchon! (ab.)

Dritte Scene.

Louiſe, Randhorſt, Ernold.

Ernold.

Liebe Gräfinn, ich brannte vor Ungeduld, Ihnen meine Achtung zu bezeugen. Das Vieh vom Bedienten hat Ihnen wohl nicht geſagt, daß ich ſchon eine Viertelſtunde antichambrire.

Louiſe (mit Würde.)

Wenn Sie die Güte gehabt hätten, noch einen Augenblick länger zu verziehen, ſo würde er Ihnen geſagt haben, daß ich mir die Ehre Ihres Beſuches für dieſen Morgen verbitten muß.

Ernold.

Nun ſo hab' ich ja recht wohl gethan, ſeiner Antwort zuvorzukommen, ſie würde mich um das Vergnügen gebracht haben, Sie zu ſehen.

Louiſe.

Herr Baron! —

Ernold.

Auf meinen Reiſen habe ich mir die nützliche Erfahrung geſammelt, daß die Damen mit ihren Gunſtbezeugungen etwas haushälteriſch ſind, und daß man oft die kleinſte ſich rauben oder ertrotzen muß.

Louiſe

(mit Adel und Feſtigkeit.)

Ich geſtatte weder Raub noch Trotz, Herr Baron. Wenn man mir einen Beſuch abſtattet, ſo erkenne ich die Mühe mit Dank, die man ſich gibt, allein, mich zwingen wollen, einen Beſuch anzunehmen, dieß iſt — dünkt mich, — nicht ein Zeichen der Achtung, ſondern der Geringſchätzung. — — Doch ich will keine Auslegung Ihres Benehmens machen, und mit derſelben Freymüthigkeit, womit Sie ohne meinem Willen hier eingetreten ſind, nehm' ich mir auch die Freyheit Sie zu verlaſſen. — (zu Randhorſt.) Herr Ritter! Ich empfehle mich Ihnen. (geht ab.)

Vierte Scene.

Randhorſt, Ernold.

Ernold
(mit höhniſchem Lächeln.)

Ich bin doch weit in der Welt herumgekommen, aber eine ſolche Frau hab' ich doch nirgend getroffen, das wäre ein Charakter für die Comödie.

Randhorſt.

Der Ihrige, mein Herr Baron, iſt eigentlich ganz originell, wie mich dünkt.

Ernold.

Ich verzeih's Ihnen gerne, lieber Randhorſt, daß Sie ihre Vertheidigung übernehmen. — Sie müſſen ja wohl böſe auf mich ſeyn, da ich Sie in einem ſo ſüßen tête à tête ſtörte.

Randhorſt (aufgebracht.)

Herr Baron! —

Ernold.

Ereifern Sie ſich nicht, ich weiß ja wie weh das thut, war in Liſſabon einmahl in einem ganz ähnlichen Falle. — Ich machte einem jungen Weibchen, das kaum zwey Monathe vermählt war, die Cour: da fällt eines Abends ein verdammter Portugieſe, wie von der Decke herab, ins Zimmer, und raubt mir den Augenblick, der mir eine Eroberung verſichert hätte. —

Ich war in einer Wuth, in einer Wuth, daß ich ihm meinen Degen gerne durch's Herz gebohrt hätte. — Ihnen iſt jetzt auch ſo zu Muthe, nicht wahr, mein Lieber?

Randhorſt.

Ihre Worte beleidigen eine vorwurfsfreye Frau, und einen Mann von Ehre.

Ernold.

Seyn Sie doch klug. — Wer wollte ſich denn gleich beleidigt fühlen, wenn man ihm zutraut, daß er Augen und ein Herz habe. — — Louiſe iſt eine reitzende Frau, und wenn ich Ihnen Alles ſagen wollte, was mir über dieſe liaison bekannt iſt —

Randhorſt.

Es kann Ihnen nichts bekannt ſeyn, was Sie zu dem elenden, galanten Worte liaison berechtigt.

Ernold.

Verzeihen Sie, Herr Ritter. — Ich treffe Sie beyde *allein* in dieſem Kabinete, deſſen Thüre geheimnißvoll für alle Welt verſchloſſen iſt, — Louiſe zürnt, weil man ſie — derangirt. — Sie gerathen in Wuth, weil man Sie — überraſcht, und mir ſollte gar nichts bekannt ſeyn, ich ſollte gar keinen Gedanken feſt halten, der ſich mir aufdrängt. — Gehen Sie doch, lieber Randhorſt, und geben Sie ſich nicht die Mühe, einem Mann von Welt ſolche Mährchen aufbürden zu wollen. — Man iſt gereiſt. —

Randhorſt.

Und hat von ſeinen Reiſen nur die Lächerlichkeiten fremder Völker in ſein Vaterland zurückgebracht.

Ernold.

Glauben Sie, mein Herr Ritter, daß ich Lächerlichkeit und Unhöflichkeit von einander zu unterſcheiden weiß.

Randhorſt.

Sie ſind eines falſchen Verdachtes fähig, und haben nicht gelernt ſich gegen Damen zu benehmen.

Ernold.

Und Sie nicht gegen Männer.

Randhorſt.

Darüber will ich Ihnen an einem andern Orte antworten.

Ernold.

Wie es Ihnen gefällig iſt, ich ſtehe bereit zu hören.
(beyde wollen ab.)

Fünfte Scene.

Die Vorigen. Graf von Strehle.

Strehle.

Wohin ſo ſchnell, meine Herren?

Randhorſt.

Erlauben Sie, Herr Graf.

Ernold.

Ein unvorgeſehenes Geſchäft.

Strehle.

Verweilen Sie doch! — Sie ſcheinen Beyde erhitzt — Darf ich die Urſache wiſſen? —

Randhorſt.

Sie dürfen und ſollen Alles wiſſen — aber für dieſen Augenblick entſchuldigen Sie.

Ernold (ironiſch.)

Der Herr Ritter hat den Muth nicht zu geſtehen, was hier vorfiel.

Strehle.

So ſprechen Sie, Ernold.

Ernold.

Nun wohl! — Der Herr Ritter nahm es übel, daß ich ihn hier in einem tête à tête mit Ihrer Frau Gemahlinn überraſchte.

Strehle

(zu Randhorſt ſehr betroffen.)

Herr Ritter!

Randhorſt (gelaſſen.)

Sie kennen mich.

Strehle.

Allerdings, — dennoch — —

Ernold

(mit beleidigender Ironie.)

Randhorſt iſt zwar ein Philoſoph; allein ich halte ihn doch für keinen Feind der Menſchheit, und auf die Gefahr möcht' ich es nicht wagen ihn mit meiner Frau allein zu wiſſen.

Strehle.

Randhorſt — — reden Sie.

Randhorſt.

Freund, der kleinſte Verdacht von Ihrer Seite würde mich mehr kränken, als alle Grobheiten dieſes Herrn. Wer an meiner Ehre, und an meinem Zartgefühl zweifeln kann, iſt meiner Freundſchaft nicht würdig. — Leben Sie wohl. — Baron, wir ſprechen uns wieder.

Ernold (will ab.)

Ich begleite Sie auf der Stelle.

Sechste Scene.

Ernold. Strehle.

Strehle (hält ihn zurück.)

Bleiben Sie.

Ernold.

Laſſen Sie mich, der Herr ſchreckt mich nicht.

Strehle.

Neffe, ich befehle Ihnen mich anzuhören.

Ernold.

O ich habe Muth, und weiß meinen Degen zu führen.

Strehle.

Antworten Sie mir!

Ernold.

Ich bin gereiſt.

Strehle (zornig.)

Antworten Sie mir, ſag' ich?

Ernold.

Worauf ſoll ich denn antworten?

Strehle.

Auf alle Fragen, die ich Ihnen ſtellen werde, und das wahr und ohne Rückhalt.

Ernold.

Fragen Sie.

Strehle.

Wie kam's, daß Sie Randhorſt und meine Gattinn beyſammen trafen?

Ernold.

Das kam daher, weil ſie beyſammen waren.

Strehle.

Wo? —

Ernold.

In dieſem Zimmer.

Strehle.

Wann? —

Ernold.

Vor einigen Minuten.

Strehle.

Wie kamen Sie dazu?

Ernold.

Natürlicherweiſe durch die Thür.

Strehle.

Drehen Sie das, was ich ſage, nicht zum Lächerlichen, ich bitte. — Ließen Sie ſich anmelden?

Ernold.

Ja, allein die Gräfinn ließ mir ſagen, es ſey ihr in dieſem Augenblick unmöglich, mich zu empfangen.

Strehle.

Und Sie traten dennoch ein?

Ernold.

Allerdings.

Strehle.

Weswegen?

Ernold.

Nur — — aus Neugierde.

Strehle.

Dieſe Neugierde iſt ſehr tadelnswürdig; — Sie haben gegen die Gräfinn eine Unhöflichkeit begangen, Sie müſſen ſich bey ihr entſchuldigen. —

Ernold.

Verzeihen Sie, das find' ich ein bischen ſtark.

Strehle.

Ich hoffe, ich werde Sie nicht zum zweytenmahl daran erinnern müſſen.

Ernold.

Wohlan, es ſey — aber, was den Ritter betrifft —

Strehle.

Suchen Sie ſeinen Anblick zu vermeiden, Sie ſind nicht der Einzige, der bey dieſem Fall intereſſirt iſt, und Euer Zwiſt könnte leicht meinem guten Rufe ſchaden. — — Ich werde die Sache genau unterſuchen, darauf geb' ich Ihnen mein Ehrenwort.

Ernold.

Gut denn. Ich will mein beleidigtes Ehrgefühl, Ihres Glückes wegen, bezähmen. — Allein, wenn Sie der Sache auf die Spur gekommen ſind, dann ſprechen Sie nur *ein* Wort, und der Ritter iſt nicht mehr. (er geht ab.)

Siebente Scene.

Strehle (allein.)

Was ſoll ich denken? — Randhorſt ein tête à tête mit Louiſen? — Nun ja, was iſt denn Böſes darin zu ſehen? — Doch — warum verweigerte ſie Ernolds Beſuch? — Ich begreife, Louiſe liebt des Barons Geſellſchaft nicht, und darum wollte ſie ihn nicht empfangen. — Aber Randhorſt, war ſo aufgebracht, er wollte ſich ja gar mit Ernold ſchlagen, das thut man doch keiner Kleinigkeit wegen? Warum rechtfertigte er ſich nicht vor mir auf der Stelle? — Ah! — Ernold iſt ein Sauſewind — Nein, nein, Randhorſt kann mich nicht hintergehen, Louiſe iſt die Tugend ſelbſt, darum fort du quälender Verdacht, der das reinſte Weſen läſtert. — Ah, ſieh da, meine Schweſter.

Achte Scene.

Strehle. Frau von Drönner.

Fr. v. Drönner (an der Thür.)
Darf ich eintreten?

Strehle.
Welche Frage?

Fr. v. Drönner.
Sind der Herr Bruder heute in der Stimmung mit mir zu ſprechen?

Strehle.
Im Gegentheil, ich habe Manches mit dir zu **überlegen.**

Fr. v. Drönner.
Du ſcheinſt ja ganz verſtimmt.

Strehle.
Ich habe wohl Urſache dazu.

Fr. v. Drönner.
Schöne Sachen, die mir Ernold erzählt. Ich beklage dich Bruder. — Louiſe hat ſich ziemlich ſchnell geändert. —

Strehle.

Warum geändert? Was haſt du ihr denn vorzuwerfen?

Fr. v. Drönner.

Ernold ſagte mir —

Strehle.

Ernold iſt ein Narr.

Fr. v. Drönner.

Ich fodre Achtung für meinen Neffen.

Strehle (beſtimmt.)

Und ich für meine Frau.

Fr. v. Drönner.

Die geheimen Zuſammenkünfte mit fremden Männern ſind eben nicht dazu gemacht, meine Achtung für ſie zu erhöhen.

Strehle.

Randhorſt iſt mein Freund.

Fr. v. Drönner.

Freunde ſind in dieſem Punct gefährlicher als Feinde.

Strehle.

Willſt du dem Frieden meiner Seele Krieg ankünden?

Fr. v. Drönner.

Ich bin deine Schweſter, und daher iſt deine Ehre die meinige. — Ferdinand! darf ich dir einen Gedanken mittheilen?

Strehle.

Rede.

Fr. v. Drönner.

Erinnerſt du dich noch, wie eifrig Randhorſt dir zuredete, wie er Alles anwandte, um dich von dem Entſchluß abzubringen, Louiſen zu heirathen?

Strehle.

Allerdings erinnere ich mich deſſen, und der Rath dieſes vortrefflichen Freundes war allerdings auf Vernunft gegründet.

Fr. v. Drönner.

Und auf Liebe! — Glaube mir, darin ſehen wir Weiber ſchärfer. Louiſens Stolz entging mir nicht, obſchon ſie ihn unter einer verſtellten Schüchternheit zu verbergen ſuchte. — Jetzt erſt entfaltet ſich ihre Koketterie immer mehr, und ſie nimmt den Mann allmählich wieder zu Gnaden auf, den ſie nicht hörte, als ihr ein größeres Glück winkte.

Strehle.

Deine Einbildungskraft führt dich zu weit.

Fr. v. Drönner.

Glaube mir Bruder, ich irre mich ſelten.

Strehle.

Dießmahl doch.

Fr. v. Drönner.

Ich wünſche es um Deinetwillen.

Strehle.

Wie? du glaubſt alſo zwiſchen Randhorſt und Louiſen ſey Liebe im Spiele?

Fr. v. Drönner.

Ich halte mich davon überzeugt.

Strehle.

Schweſter, Schweſter! welche ſchreckliche, mir bisher unbekannte Gefühle weckſt du in meinem Innern. — Doch genug davon! — Ich werde darüber nachdenken — ich will mir Licht verſchaffen, und ſollte es auch mein Unglück beleuchten. (er geht zum Tiſche und klingelt, ein Bedienter tritt ein.) Die Gräfinn möchte ſich hieher bemühen. (der Bediente geht ab.) Ich will ſogleich in ihrem Herzen leſen, und dir, liebe Schweſter, dann meine Beobachtungen mittheilen.

Fr. v. Drönner.

Thue das. Ich erwarte dich. — Sey ruhig Bruder, und feſt, nur das führt dich zur Wahrheit.

(ſie geht ab.)

Neunte Scene.

Strehle (allein.)

Ich werde Louiſen ſehn, mit ihr ſprechen! — Hüthe dich, Ferdinand, dem Schein zu trauen und nach falſchen Anklagen zu urtheilen. — Tugend hat Feinde! — Ach, wie viele glückliche Ehen wurden ſchon durch falſchen Schein, Bosheit und Verleumdung getrennt! Ueberzeugung nur ſoll mich leiten.

Zehnte Scene.

Strehle. Louiſe.

Louiſe.

Was wünſchen Sie, Herr Graf?

Strehle.

Louiſe, dieſer Titel klingt nicht gut in dem Munde eines geliebten Weibes.

Louiſe.

Wohlan! Lieber Ferdinand, was haſt du mir zu befehlen?

Strehle.

Louiſe, ich habe nie Befehle für dich — allein dein Wunſch war mir Befehl, und darum will ich dir jetzt geſtatten, was du ſchon lange wünſchteſt. — In zwey Stunden reiſen wir nach Mähren auf mein Gut.

Louiſe (bey Seite.)

Er denkt nicht mehr an meinen Vater.

Strehle (für ſich.)

Sie beſinnt ſich — ſie ſcheint darüber betroffen. — (laut.) Verläſſeſt du die Stadt nicht gerne, Louiſe?

Louiſe (betrübt.)

Ich bin bereit, dir zu gehorchen.

Strehle.

Louiſe, woher dieſe ſchnelle Veränderung? —

Deine Traurigkeit ſetzt mich in Verwunderung. — Du fandeſt doch ſonſt die Hauptſtadt unerträglich, und nun verläßt du ſie mit Schmerz.

Louiſe.

Wenn du es wünſcheſt, ſo reiſen wir.

Strehle.

Ich wünſche nur das, was dir angenehm iſt.

Louiſe.

Ich danke dir für ſo viele Güte.

Strehle.

Louiſe, deine Kälte ſetzt mich in Erſtaunen.

Louiſe.

Verzeih, der Schmerz nimmt in dieſem Augenblicke meine ganze Seele ein.

Strehle (lebhaft.)

Schmerz? — Worüber?

Louiſe.

Ueber die traurige Lage meines unglücklichen Vaters — Ich geſtehe dir, es wird mir viele Thränen koſten, ihn zu verlaſſen.

Strehle.

Was kann ihm bey mir mangeln?

Louiſe.

Das erſte aller Güter, ſeine Freyheit!

Strehle.

In dieſem Augenblicke iſt ſie nicht zu erlauben. —

Louiſe.

Das weiß ich leider.

Strehle.

Wer ſagte es dir?

Louiſe.

Ritter Randhorſt.

Strehle.

Du haſt alſo den Ritter geſehn?

Louiſe.

Ja.

Strehle.

Wann?

Louiſe.

Dieſen Morgen.

Strehle.

Wo?

Louiſe.

Hier.

Strehle.

War Jemand mit Euch?

Louiſe.

Nemand.

Strehle (heftig.)

Nienand?

Louiſe.

Solle es meinem Gemahl mißfallen, wenn ich den Ritter empfange?

Strehle (ſehr betroffen.)

O nein, nicht im Geringſten.

Louiſe.

Randhorſt iſt ein Mann, den ich ſehr achte.

Strehle (bey Seite.)

Was hör' ich?

Louiſe.

Der auch dich ſehr liebt.

Strehle.

Ja — ach! — er iſt ein braver Mann.

Louiſe.

Und deiner Freundſchaft ganz werth.

Strehle.

Ich bin davon überzeugt.

Louiſe.

Er intereſſirt ſich lebhaft für meinen Vater.

Strehle.

Ich weiß es.

Louiſe.

Und dennoch iſt er nicht im Stande etwas für ihn zu erwirken.

Strehle (ironiſch.)

O! er wird ja all ſeinen Eifer, allen ſeinen Einfluß aufbiethen. — Sorge nicht, er bringt die Sache ſchon noch in's Reine.

Louiſe (für ſich.)

Welcher Ton!

Strehle.

Wie geſagt, wir gehn auf's Gut, ſchicke dich zur Reiſe an.

Louiſe.

Ich werde bereit ſeyn, wann du es wünſcheſt.

Strehle.

Sage der Frau Mollbach, ſie möchte hieher kommen, ich habe einige Anordnungen zu treffen.

Louiſe.

Sogleich! (ſie will ab.)

Strehle.

Höre, Louiſe! — wenn du es aber durchaus wünſcheſt, ſo kannſt du hier zurückbleiben.

Louiſe.

Ich kann nur bey dir glücklich ſeyn.

Strehle.

Um der langen Weile zu entgehen, die in jener einſamen Gebirgsgegend herrſcht, könnten wir aber doch Geſellſchaft mit dahin nehmen, was meinſt du?

Louiſe.

Du weißt, ich liebe die Geſellſchaft nicht.

Strehle.

Wie wär's, wenn wir den Ritter engagirten uns zu begleiten.

Louiſe.

Des Ritters Geſellſchaft würde mir weniger mißfallen, als die eines Andern.

Strehle (gefühlvoll.)

Nein Louiſe, nein, wir gehen allein, ganz allein. Mit dir find' ich in meiner Einſamkeit Alles, was mein Herz wünſcht, Schönheit, Talente, Liebe!

Louiſe.

Ach, auch ich kennte keinen Wunſch mehr, wenn mein Vater frey wäre.

Strehle.

Geh zu ihm Louiſe, ſogleich! Verſichere ihn, daß dein und ſein Glück mir zu ſehr am Herzen liegt, als daß ich es auch nur einen Augenblick vergeſſen könnte.

Louiſe.

Ferdinand! wenn ich dir auch noch die Freyheit meines Vaters danken kann, ſo iſt das die größte von allen deinen Wohlthaten gegen mich. (ſie geht ab.)

Eilfte Scene.

Strehle (allein.)

Sie iſt unſchuldig, ihre Offenherzigkeit beweiſt die Reinheit ihrer Seele. — Unglücklicher! bald hätte ſich dein Herz dem Gifte der Verleumdung geöffnet, und du wärſt der Ungerechteſte der Menſchen geworden. — Frau Mollbach wird kommen, dieſe ſoll mir noch den Reſt der Zweifel von der Seele nehmen. — Ah! hier iſt ſie ſchon.

Zwölfte Scene.

Strehle. Frau Mollbach.

Fr. Mollb.

Was befehlen der Herr Graf?

Strehle.

Wo iſt Ihre Gebietherinn, Frau Mollbach?

Fr. Mollb.

Auf ihrem Zimmer.

Strehle.

Allein?

Fr. Mollb.

Seltſame Frage! Wer ſollte denn bey ihr ſeyn?

Strehle.

Was weiß ich? Es gehen ja immer Viſiten bey Euch ein und aus.

Fr. Mollb.

Ja, die ſie aber nur mit Widerwillen empfängt, und ſo ſchnell abfertigt als möglich.

Strehle.

Ja, wenn's anders Niemand iſt, mit dem ſie gern allein iſt.

Fr. Mollb. (lächelnd.)

Ah! — was das betrifft.....

Strehle.

Hatte die Gräfinn noch niemahls geheime Unterredungen mit Jemanden?

Fr. Mollbach.

Nein, gewiß nicht. (für ſich.) Von dem Ritter will ich lieber nichts ſagen.

Strehle.

Frau Mollbach, ich bin gewohnt die Wahrheit von Ihnen zu hören.

Fr. Mollb.

Ich würde mich auch, um alles Gold der Welt, nicht zum Lügen herablaſſen.

Strehle.

Sie wiſſen alſo nicht, daß Ritter Randhorſt eine lange geheime Unterredung mit meiner Gemahlinn hatte?

Fr. Mollb. (für ſich.)

Die verdammten Spionen.

Strehle.

Antworten Sie. — Wußten Sie das nicht?

Fr. Mollb.

Ich wundere mich wahrhaftig, daß man Ihnen, Herr Graf, ſolche Kleinigkeiten nur ſagen mag — können Sie denn glauben —

Strehle (heftig.)

Antwort — war der Ritter nicht hier?

Fr. Mollb.

Verzeihen Sie!

Strehle.

Warum ſpielen Sie denn die Erſtaunte?

Fr. Mollbach.

Ich? — ich bin nur darüber erſtaunt, daß man Ihnen ſagte, die Gräſinn und der Ritter hätten ſich geheim beſprochen.

Strehle.

Wer war denn alſo bey ihrer Unterredung gegenwärtig?

Fr. Mollb.

Wer?

Strehle.

Ja.

Fr. Mollb.

Ich.

Strehle.

Ah! — Sie haben alſo gehört, was ſie ſagten?

Fr. Mollb.

Alles.

Strehle.

Wovon ſprachen ſie?

Fr. Mollb.

Sie ſprachen — von — von — wirklich, ich erinnere mich nicht mehr.

Strehle (zornig.)

Nichts haben Sie gehört, gelogen haben Sie.

Fr. Mollb.

Aber Sie machen Einen auch immer irre, Herr

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Castelli, I.V.F.

3-598-50426-8
FNr. 22640 / 071

Graf, mit Ihren Fragen. — Sie ſprachen von — von unbedeutenden Dingen.

Strehle.

Zum Beyſpiel.

Fr. Mollb.

Was weiß ich, von Moden, Kleidern, Equipagen —

Strehle.

Das iſt ſonſt nicht des Ritters Art zu ſprechen. — Und wer ſah es, daß Sie, Frau Mollbach, bey ihnen waren?

Fr. Mollb.

Die Bedienten, welche ein- und ausgingen.

Strehle.

Können Sie mir Einen von den Bedienten nennen?

Fr. Mollb.

O ja — Anton kann Ihnen bezeugen, Herr Graf!

(Anton tritt ein.)

Strehle.

Da kömmt er eben, wir werden ſogleich hören.

Fr. Mollb. (für ſich.)

Heute kömmt mir Alles in die Quere. Wie wind' ich mich da heraus?

Dreyzehnte Scene.

Die Vorigen, Anton.

Anton.

Die Frau Gräfinn verlangt nach Euer gräflichen Gnaden.

Strehle.

Anton! Haſt du dieſen Morgen den Ritter Randhorſt geſehen?

Anton.

Ja, Herr Graf!

Strehle.

Wo?

Anton.

Hier.

Strehle.

Mit wem ſprach er?

Anton.

Mit der gnädigen Gräfinn.

Strehle.

In dieſem Zimmer?

Anton.

Ja, in dieſem Zimmer.

Strehle.

War Frau Mollbach auch dabey? —

Fr. Mollbach.

Schöne Frage! ich —

Strehle.

Schweigen Sie! — (zu Anton.) Antworte, haſt du die Frau Mollbach hier geſehen?

Anton.

Nein, ich habe die Frau Mollbach nicht geſehn.

Strehle (zu Fr. Mollb.)

Was haben Sie hierauf zu antworten?

Fr. Mollb.

Daß der Menſch nie weiß, was er ſagt, und daß er gar nichts ſieht!

Anton.

Wenn nichts zugegen iſt, da haben Sie recht.

Fr. Mollb.

Daß er dumm iſt wie die Nacht.

Anton.

Das kann ſeyn, aber nicht blind wie die Nacht.

Fr. Mollb.

Glauben der Herr Graf doch nicht —

Strehle.

Gehen Sie, Frau Mollbach, ich weiß, was ich künftig zu glauben habe, und welches Zutrauen ich Ihnen ſchenken darf.

Fr. Mollb.

Wie es auch immer ſeyn mag, Herr Graf, das Zutrauen, welches man auf mich ſetzt, iſt nie am unrechten Platze. (Sie geht ab. Der Graf wirft ſich nachdenkend in einen Stuhl.)

Vierzehnte Scene.

Strehle. Anton.

Anton

(nach einigen Augenblicken des Stillſchweigens.)

Wenn der Herr Graf mir nichts mehr zu befehlen haben, ſo will ich gehen, meinen Brief zu beſtellen.

Strehle

(aus ſeinem Nachdenken aufgeſchreckt, und ſchnell aufſtehend.)

Einen Brief — von wem? an wen? Wer hat ihn geſchrieben? wer hat ihn dir gegeben? wohin ſollſt du ihn tragen?

Anton.

Die Frau Gräfinn hat mir befohlen, ihn dem Herrn Ritter von Randhorſt ſelbſt zu übergeben.

Strehle.

An Randhorſt? — Gib mir den Brief!

Anton.

Verzeihung — aber —

Strehle (heftig.)

Her, ſag' ich, den Brief!

Anton
(gibt ihm zitternd den Brief.)

Da iſt er.

Strehle.

Iſt das der erſte, den dir die Gräfinn an den Ritter zu beſtellen übergeben hat?

Anton.

Nein, Euer gräflichen Gnaden.

Strehle.

Nicht? — O Gott! — Genug, geh!

Anton.

Aber ich kann ja auf dieſe Art der Frau Gräfinn keine Antwort zurückbringen.

Strehle

Sag' ihr nur, die Antwort werd' ich ihr ſelbſt bringen.

Anton (im Abgehen.)

Das Ding geht mir nicht ſo recht zuſammen, dieſen Auftrag hab' ich gewiß nicht gut beſtellt.

Fünfzehnte Scene.

Strehle (allein.)

Louiſe ſchreibt an den Ritter! — Großer Gott! was enthält dieſer Brief? — — Ich kann es ja ſogleich erfahren! — Ich muß es erfahren, meine Ehre, mein Glück und meine Ruhe hängen davon ab. — Ach! ich brenne, den Inhalt zu wiſſen, und fürchte ihn doch — Keine Ungewißheit! (indem er ihn erbricht.) Oeffne dich, du Vorbothe meiner Zukunft. (er lieſt.) Nein, der Himmel geſtattete nicht, daß ſolche Schändlichkeit länger verborgen bleibe! — (er lieſt wieder.) Es brennt in meinem Innern. (er fällt in einen Stuhl.) Unglücklicher! dein Weib hat dich betrogen, dein Freund dich verrathen! (er ſteht wieder auf.) Ha, Undankbare! — Nicht länger darf ich zweifeln, mein Unglück iſt gewiß! — Ich wollte Ernold und meiner Schweſter nicht glauben, nun ſteht Alles klar vor meinen Augen, die umſonſt nach lindernden Thränen ſchmachten. Louiſe! Randhorſt! ihr ſollt Euern Verrath ſchrecklich büßen. — Ich werde die Heucheley zu entlarven, und Treuloſigkeit zu beſtrafen wiſſen. — Zittert, zittert vor dem beleidigten Freund, vor dem entehrten Gatten!

(er ſtürzt ab.)

Ende des erſten Acts.

Zweyter Act.

Erſte Scene.

Graf Strehle und Frau von Drönner.

Strehle.

Laß mich, liebe Schweſter, laß mich!

Fr. v. Drönner.

Ich dich laſſen? kann ich es in dieſer Lage? — Du bedarfſt des Troſtes.

Strehle.

Es gibt keinen Troſt mehr für mich.

Fr. v. Drönner.

Beruhige dich!

Strehle.

Wo findet der Verzweifelnde Ruhe? Hier iſt der Schreckensbrief, in dem jede Zeile mir das Herz zerreißt.

Fr. v. Drönner.

Das ſind die Folgen unſchicklicher Verbindungen.

Strehle.

Louiſe ſchien mir das Höchſte auf dieſer Welt.

Fr. v. Drönner.

Und was brachte ſie dir in die Brautkammer? Stolz und Armuth.

Strehle.

Sie beſaß Tugenden! Das ſchönſte Geſchenk, welches ſie mir mitbringen konnte.

Fr. v. Drönner.

Elend iſt der Lohn deiner Wohlthaten.

Strehle.

Und wer konnte wohl dieſer reinen Seele ſolche Treuloſigkeit zutrauen. Als ich mich mit ihr verband, glaubt' ich den feſteſten Grundſtein zu meinem Glücke gelegt zu haben. Geiſt, Talent, Schönheit, Liebenswürdigkeit, das waren die Schätze, welche ich durch ſie in mein Haus einziehen ſah. — Alles iſt verſchwunden, alles mit einem Mahle verloren! — Nein, das kann ich nicht faſſen, es iſt unmöglich. Die Tugend iſt ja kein Hirngeſpinnſt, und wer kann ſie entheiligen durch den Glauben, daß ſie mit dem Laſter ſo nahe verwandt ſey?

Fr. v. Drönner.

Wenn nicht ſo überzeugende Beweiſe vor uns lägen, ſo würd' ich dich gerne in deinem ſüßen Irrthum laſſen, Bruder!

Strehle.

Und auch Randhorſt! — er, mein beſter Freund! der mein unbegränztes Vertrauen beſaß! — Und jetzt erſt muß ich ſo fürchterlich erwachen.

Fr. v Drönner.

Du warſt es auch nur ganz allein, der ihr Einverſtändniß ſo lange nicht bemerkte. Sie ſchließen ſich ja ſchon durch längere Zeit faſt alle Tage mit einander ein. Louiſe verbiethet allen Zutritt. Das wußt' ich ſchon lange, nur wollt' ich es dir nicht ſagen, um dein geträumtes Glück nicht zu ſtören. Hab' ich es dir nicht vorher geſagt, du werdeſt einſt deine Großmuth bereuen? Du glaubteſt eine außerordentliche Handlung zu begehen, indem du Louiſen den Titel deiner Gemahlinn gabſt, da ſieh die Früchte deiner Uebereilung! du folgteſt nur den Rathſchlägen der Liebe, die Liebe ſtraft dich nun.

Strehle.

O ja! — und ſehr grauſam.

Fr. v. Drönner.

Was wirſt du jetzt thun?

Strehle.

Ich weiß es nicht.

Fr. v. Drönner.

Wie! — du biſt unentſchloſſen, wenn deine Ehre auf dem Spiele ſteht?

Strehle.

Halte ein! — Berühre nicht alle Saiten meines Elends! — Tröſte mich lieber, Schweſter, ſtatt meine Wuth anzufachen! Ja, ich athme nur Rache! Rache! — doch an wem ſoll ich mich rächen, an ihr, die ich ſo unausſprechlich liebe! — Gott, in welcher Lage bin ich, die Pflicht reicht mir die Fackel der Rache, und mein Herz löſcht ſie aus und ruft mir zu: Verzeihe!

Fr. v. Drönner.

Verzeihen? — Wie? ſo gilt dir deine eigene Achtung und die Achtung der Deinigen gar nichts mehr? Bruder, bedenke die Vorurtheile der Welt.

Strehle.

Ich kenne dieſe Tyrannen.

Fr. v. Drönner.

Die Ehre.

Strehle.

Sie nur will ich hören.

Fr. v. Drönner.

Wohlan! ſo müſſen alle Bande, welche dich an Louiſen feſſeln, von dieſem Augenblicke an zerriſſen ſeyn, und die Verrätherinn falle wieder in jenen niedern Stand zurück, aus dem du ſie nie hätteſt hervorziehen ſollen.

Strehle.

O Gott!

Fr. v. Drönner.

Der Nahme Gräſinn Strehle gebührt ihr nicht mehr, ſie hat ſich deſſen unwerth gemacht, eine öffentliche Trennung muß ihr das Recht benehmen, ihn zu tragen.

Strehle.

Sie wird mir meinen Nahmen zurückgeben, aber mein Herz behalten.

Fr. v. Drönner.

Es gibt ſichere Mittel, welche dich von einer unſinnigen Leidenſchaft heilen werden.

Strehle.

Welche?

Fr. v. Drönner.

Zeit und Vernunft.

Strehle.

Vernunft! — Ja, ſie will ich mir erhalten. — Louiſe iſt meiner nicht mehr werth, ſie hat meine Achtung verloren, ich muß ſie verlaſſen, — ich werde ſie nie wieder ſehen, — — ich werde die Kette ſprengen, welche ſie an mich feſſelt, — ſie ſelbſt aus meinem Hauſe verjagen, — ihr Bild aus meinem Herzen reißen. — Sie ſoll mir nichts mehr ſeyn, gar nichts — — ach Gott, ihre Lage iſt ſehr ſchrecklich! dieſe Trennung koſtet mir das Leben.

Fr. v. Drönner.

Noch dieſen Abend muß der Miniſter —

Strehle.

Genug, Schweſter! — Laß mich jetzt allein, damit ich überlege, und mir Kraft und Muth ſammle.

Fr. v. Drönner.

Wirſt du ihn haben?

Strehle.

Ich verſprech' es dir.

Fr. v. Drönner.

Louiſens Blicke ſind gefährlich.

Strehle.

Ich werde mich vor ihrem Gift zu bewahren wiſſen.

Fr. v. Drönner.

Wodurch?

Strehle.

Indem ich mir ihr Verbrechen ins Gedächtniß rufe.

Fr. v. Drönner.

Ja, Bruder! dieß iſt der einzige Beweggrund, welcher dich von jetzt an leiten muß. Handle, befreye deine Familie von einem Weſen, das ihr verhaßt iſt, und ſie ſchändet; ſuche dir jene Achtung wieder zu gewinnen, welche dir dieſe Verbindung raubte. — Ein Graf heirathet eine — — ha! das Beyſpiel iſt ſchrecklich, doch noch ſchrecklicher die Folgen. — Noch einmahl, Bruder, höre die Pflicht, welche dir die Ehre auferlegt, und zeige dich deiner würdig. (ſie geht ab.)

Zweyte Scene.

Strehle (allein.)

Bin ich nicht zu beklagen? — Ich ziehe Louiſen den reichſten und vornehmſten Mädchen vor, — ich überſteige alle Berge, welche mir Adel und Vorurtheile in den Weg ſtellen, ich erhebe das Weib meines Herzens, ungeachtet aller Einwendungen meiner Familie, zu mir, ich theile Hoheit, Reichthum, Würde, Ehren, Alles mit ihr, und dennoch, dennoch lohnt ſie mich mit Untreue und Verrath! — Was muß man denn alſo opfern, um geliebt zu werden, und was blieb mir noch zu geben übrig?

Dritte Scene.

Strehle. Frau Mollbach.

Fr. Mollbach.

Herr Graf!

Strehle.

Wer hat Sie hieher beſchieden?

Fr. Mollb.

Darf ich nicht ungerufen eintreten?

Strehle.

Nein.

Fr. Mollb.

Und die Urſache, wenn ich bitten darf?

Strehle.

Sie müſſen ſie wiſſen

Fr. Mollb.

Die Frau Gräſinn ſendet mich, Ihnen zu ſagen —

Strehle.

Ich will nichts hören.

Fr. Mollb.

Verzeihen Sie, Herr Graf, aber in dem Hauſe iſt ja kaum mehr zu leben.

Strehle.

Ich halte Sie nicht auf, Sie können es verlaſſen, wenn es Ihnen beliebt.

Fr. Mollb.

Nun ja, das würde gut gehen, wenn ich in dieſer Lage auch noch ginge.

Strehle (ironiſch.)

Ja freylich, Frau Mollbach wäre ſchwer zu erſetzen.

Fr. Mollb. (mit Gefühl.)

Gewiß, gewiß!

Strehle.

Die Dienſte, welche Sie mir geleiſtet haben —

Fr. Mollb. (mit Selbſtgefühl.)

Sind größer, als der Lohn, den ich dafür erhielt.

Strehle (ſtolz.)

Was ſagen Sie da, hab' ich ſie nicht bezahlt?

Fr. Mollb. (wehmüthig.)

Herr Graf, ich habe Sie erzogen.

Strehle (betroffen.)

Ja, ja, — aber —

Fr. Mollb.

Und Gott weiß, wie viel Kummer Sie mir verurſacht haben. — Volle dreyßig Jahre diente ich bey Ihrer braven Frau Mutter, Gott habe ſie ſelig, und ich darf ſagen, daß ſie mich wie eine Freundinn, nicht wie eine Dienerinn behandelte, und, beym Himmel, das war eine Frau, die brave Leute von ſchlechten zu unterſcheiden wußte.

Strehle.

Eine brave Frau, die ſich aus Lügen ein Spiel macht.

Fr. Mollb.

Lügen, um Gutes zu bewirken, iſt eben nicht das Schlechteſte.

Strehle.

Lügen iſt immer ſchlecht, der Beweggrund dazu möge auch ſeyn, welcher er wolle. — Doch, man kennt ja die übeln Gewohnheiten der Leute Ihres Standes.

Fr. Mollb.

Immer ſpricht man nur von den böſen Gewohnheiten der Diener, nie von jenen der Herren.

Strehle (ſtrenge.)

Schweigen Sie!

Fr. Mollb. (etwas heftig.)

Mir Schweigen gebiethen? Der Herr Graf mögen ſich erinnern, daß ich Sie reden gelehrt habe.

Strehle.

Ihre Betrügerey entledigt mich aller Verpflichtungen, die ich noch gegen Sie haben könnte.

Fr. Mollb.

Es gibt ſo viele Leute in dieſem Hauſe, die lügen und betrügen, daß man es wohl auch zu thun ſchuldig iſt, um ihre ſchlechten Plane zu vereiteln, und den Frieden wieder einzuführen.

Strehle.

Wen meint Sie?

Fr. Mollb.

Einſt werden Sie ſie kennen lernen, und meiner Vorſicht Gerechtigkeit wiederfahren laſſen.

Strehle.

Daran zweifle ich.

Fr. Mollb.

Ja, ich wette meinen Kopf, die gute Gräſinn iſt die Tugend ſelbſt.

Strehle (bitter.)

Wirklich?

Fr. Mollb.

Wenn eine Frau meines Gleichen etwas behauptet, ſo iſt es auch gewiß.

Strehle.

Sie wagen es, die Parthie der Gräſinn zu nehmen?

Fr. Mollb.

Die arme Frau wird verleumdet, die Unſchuld wird unterdrückt, ich will ſie vertheidigen, das halt' ich für meine Pflicht.

Strehle.

Eine verrätheriſche Gattinn vertheidigen?

Fr. Mollb.

Es gibt hier keine Verräther, als ihre Feinde.

Strehle

Frau Mollbach, Sie ſuchen alles Mögliche hervor, um Louiſens Treuloſigkeit zu verſchleyern, da ich doch von Ihnen gehofft hätte, ſie würden mir ihre Verbrechen entdecken.

Fr. Mollb.

Do müßte ſie erſt welche begangen haben.

Strehle.

Frau Mollbach, Sie haben mich von Jugend an geliebt, ſeyn Sie aufrichtig, geſtehen Sie mir Alles, ich bin darauf gefaßt.

Fr. Mollb.

Wollen Sie, daß ich eine Lüge durch eine andere wieder gut machen ſoll? O lieber Herr Graf, ich weiß wohl, daß Sie Andere glücklich machen, wenn Sie dieſe arme Frau verfolgen. — Zu dem Ende ſucht man Ihre leidige Eiferſucht aufzuregen.

Strehle.

Dieſe kann mich auf's Aeußerſte bringen, das fühl' ich. — Frau Mollbach, — kann ich noch auf Sie rechnen?

Fr. Mollb.

Wie immer.

Strehle.

Wollen Sie mir einen Dienſt erweiſen?

Fr. Mollb.

Ich habe nichts anderes gethan, ſeit Sie auf der Welt ſind.

Strehle.

Alles, was hier vorgeht, quält mich, gißt Verdacht in meine Seele. Ihnen ſchenkt meine Gattinn ihr volles Vertrauen, wollen Sie mir die Wahrheit ſagen?

Fr. Mollb.

Wenn Sie ſie glauben wollen, ja.

Strehle.

Ich will ſie glauben, wenn Sie ſie ſagen wollen.

Fr. Mollb.

Sie ſollen ſie hören.

Strehle (hingeriſſen.)

Tauſend Dukaten, wenn Sie —

Fr. Mollb.

Kein Geld, Ihr Vertrauen.

Strehle.

So reden Sie.

Fr. Mollb.

Hören Sie mich alſo. (langſam und jedes Wort betonend.) Ritter Randhorſt iſt Ihr Freund, — Ihre Gemahlinn iſt rein, treu und tugendhaft, — aber ihre Ankläger ſind Ungeheuer.

Strehle.

Und dieſe Ungeheuer ſind?

Vierte Scene

Die Vorigen. Ein Bedienter.

Bedienter.

Frau von Drönner und Baron Ernold.

Fr. Mollb.

Sie ſind genannt.

Strehle.

Was wünſchen ſie?

Bedienter.

Euer gräflichen Gnaden einige Augenblicke in Ihrem Kabinette zu ſprechen.

Strehle.

Ich komme gleich.

(**Bedienter** ab.)

Fr. Mollb.

Darf ich jetzt ſagen, was mir die Frau Gräfinn —

Strehle.

Iſt unnütz.

Fr. Mollb.

Wie, noch immer ungehalten?

Strehle.

O nein! Sie haben mir ja die Wahrheit geſagt.

Fr. Mollb.

Auf meine Ehre!

Strehle.

Nun ja, ſo wie Sie ſie gewöhnlich zu ſagen pflegen.

Fr. Mollb.

Ich ſchwöre.

Strehle.

Geben Sie ſich keine Mühe. — Sie lieben Ihre Gebietherinn?

Fr. Mollb.

Beynahe ſo ſehr wie ich Sie liebe.

Strehle.

Wohlan! ſo mögen Sie ihr noch heute folgen, wohin ſie ziehen wird. Ich werde mich darüber nicht beklagen, wenn Sie ihr den Vorzug geben. (er geht ab.)

Fünfte Scene.

Fr. Mollb. (allein.)

Ich glaube gar, das iſt ſo viel, als ein Abſchied. — Wohlan, man muß ſich darein zu fügen wiſſen. — Ich will ein Haus verlaſſen, in dem ich durch acht und dreyßig Jahre treu und redlich diente, — dem ich meine Jugend, meine Kräfte, ja ſelbſt das Glück der Ehe geopfert habe. — Ja, ja, ſage mir Einer mehr, daß es noch Dankbarkeit auf der Welt gebe. — Stille! da kommt die arme Frau.

Sechste Scene.

Louiſe. Frau Mollbach.

Louiſe

(bleibt an der Thürſchwelle ſtehen, und ſieht mit unruhigen Blicken herum.)

Fr. Mollb.

Kommen Sie nur, liebe Frau Gräfinn, kommen Sie.

Louiſe.

Ich bin ſo ängſtlich, — ſo bewegt, daß ich kaum athmen kann.

Fr. Mollb.

Setzen Sie ſich.

Louiſe (ſetzt ſich.)

Nun, liebe Sabine! mein Gemahl —

Fr. Mollb.

Er ging ſo eben von hier.

Louiſe.

Haſt du ihn geſprochen?

Fr. Mollb. (mit einem tiefen Seufzer.)

Mein Gott, ja!

Louiſe.

Was darf ich hoffen?

Fr. Mollb.

Ich weiß es nicht. Er wollte nichts von Allem dem hören, was Sie mir zu ſagen auftrugen.

Louiſe.

Sabine! du ſiehſt mich in Verzweiflung! — Mein Gemahl glaubt mich treulos. — Mein Elend ſteht auf der höchſten Stufe. — Ernold und Frau v. Drönner reizen ihn immer mehr gegen mich auf — Er glaubt ihnen. — O, ich Unglückliche! was ſoll ich beginnen?

Fr. Mollb.

Sich vom Schmerz nicht überwältigen laſſen. — Sammeln Sie ſich Muth, Sie bedürfen deſſen.

Louiſe.

Alle Welt iſt gegen mich. —

Fr. Mollb.

Sie werden doch nicht unterliegen. Ein Weib iſt ſtark, wenn ihm die Tugend zur Seite ſteht.

Louiſe.

Manchmahl wird ſie doch von der Verleumdung beſiegt, — man hat Beyſpiele.

Fr. Mollb.

Der Herr Graf iſt leichtgläubig und heftig, aber gerecht.

Louiſe (ſteht auf.)

Er verdammt mich, ohne mich zu hören.

Fr. Mollb.

Er liebt Sie noch.

Louiſe.

Aber er achtet mich nicht mehr, da er ſolch' einen Verdacht gegen mich faſſen konnte.

Fr. Mollb.

Ihr Glück hat viele Neider.

Louiſe.

Ich kannte das Glück nur einen Augenblick, aber mein Schmerz wird ewig währen.

Fr. Mollb.

Faſſen Sie ſich.

Louiſe (weinend.)

Ich habe das Herz meines Gatten verloren.

Fr. Mollb.

Man will es Ihnen rauben, aber man wird's nicht dahin bringen. — Die ſtolze Madam, und ihr Geck von Neffen ſind die einzige Urſache Ihres Unglückes. — Die erſte möchte gerne den Herrn Bruder allein beerben, Ernold kann es Ihnen nicht verzeihen, daß Sie ſeine kecke Zudringlichkeit zurückweiſen, und beyde rächen ſich nun dadurch, daß ſie eine Scheidung zu bewirken ſuchen.

Louiſe.

Scheidung?

Fr. Mollb.

Man ſpricht wirklich ſchon davon.

Louiſe.

Mich von meinem Gatten trennen heißt mich zum Tode führen.

Fr. Mollb.

Es wird noch dahin kommen, Sie werden's ſchon ſehen.

Louiſe.

Louiſe entehrt, von einem Gatten beſchuldigt, den ſie anbethet.

Fr. Mollb.

Das vermögen böſe Menſchen.

Louiſe.

Nein, dieſe Schmach überleb' ich nicht!

Fr. Mollb.

Sie wird nicht lange dauern; — doch — Sie haben keine Zeit zu verlieren, Sie müſſen mit Ihrem Gemahl ſprechen.

Louiſe.

Dreymahl ſtand ich ſchon an ſeiner Thüre.

Fr. Mollb.

Und er empfing Sie nicht?

Louiſe (weinend.)

Nein.

Fr. Mollb.

Sie müſſen Ihre Zuflucht zu Ihrem Vater nehmen, Entdecken Sie ihm —

Louiſe.

Mein Vater! — Du machſt mich zittern!

Fr. Mollb.

Weßwegen?

Louiſe.

Ich kenne ſein Zartgefühl, jedes Wort würde ihm das Herz durchbohren.

Fr. Mollb.

Wollen Sie, daß ich mit ihm ſpreche?

Louiſe.

Nein, es iſt beſſer, wenn er gar nichts davon erfährt.

Fr. Mollb.

Aber bedenken Sie doch. Das Vorgefallene kann ihm unmöglich ganz verborgen bleiben, und es iſt doch immer gefährlicher, wenn er es aus fremdem Munde erfährt; wenn Sie alſo nicht ſelbſt ihm Alles entdecken wollen, ſo erlauben Sie, daß ich mit ihm ſpreche, ich will es gewiß mit einer Art thun — —

Louiſe.

Wohlan, thue, was dir nöthig ſcheint.

Fr. Mollb.

Gut! — Ich habe da einen Gedanken, der mir ganz vortrefflich ſcheint. —

Louiſe.

Erkläre dich.

Fr. Mollb.

Schreiben Sie an Ihren Herrn Gemahl, wenn er auch Sie ſelbſt nicht ſehen will, aus Furcht, die ſchönen Augen möchten ihre beſten Advokaten ſeyn, ſo wird er doch Ihren Brief nicht zurückweiſen.

Louiſe.

Nein, ich muß ihn ſelbſt ſehen und ſprechen, ich fühle mich zwar durch die Nothwendigkeit, mich vor ihm vertheidigen zu müſſen, genug erniedrigt; dennoch will ich nichts unterlaſſen, was den Verirrten wieder zu mir zurückführen kann. Er ſoll meine Thränen ſehn, ich will mich zu ſeinen Füßen werfen, und ihn anflehen, mich zu hören.

Fr. Mollb.

Ich an Ihrer Stelle wäre gewiß nicht ſo gut, doch würd' ich's durch meinen Trotz vielleicht nur ſchlimmer machen. Es iſt möglich, daß Sie durch Sanftmuth eher zum Ziele gelangen.

Louiſe.

Ich zweifle daran; ach! ich bin zum Leiden geboren, und ich ſehe keine Gränze meines Kummers (Ernold ſingt in der Couliſſe.) Was hör' ich?

Fr. Mollb.

Das iſt des faden Ernolds Stimme.

Louiſe.

Fort, ich will ihn nicht ſehn. — Sabine, geh zu meinem Vater, und bleibe meine Freundinn, das Unglück bedarf des Mitleids.

Siebente Scene.

Die Vorigen. Ernold.

Ernold.

Ach ſchöne Gräfinn! — Ich ſuchte Sie.

Louiſe

(grüßt ihn, und will langſam abgehen.)

Ernold.

Sie wollen fort? — Erlauben Sie, daß ich Sie begleiten darf, ich habe Ihnen ſo viel zu ſagen.

Louiſe

(hält an, wendet ſich um, wirft ihm einen verächtlichen Blick zu, und bedeutet ihm durch ein Zeichen, hier zu bleiben.)

Ernold.

Ihr Wink, ſchöne Frau, iſt mir Befehl, ich gehorche und bleibe.

Achte Scene.

Ernold. Frau Mollbach (will ebenfalls ab.)

Ernold.

Hören Sie doch, Frau Mollbach!

Fr. Mollb.

(macht ihm eine ſtillſchweigende Verbeugung, wie Louiſe.)

Ernold.

Einen Augenblick.

Fr. Mollb.

Was wünſchen Sie?

Ernold.

Wohin eilt Louiſe?

Fr. Mollb.

Auf ihr Zimmer, um dort Thränen über die Ungerechtigkeit zu vergießen, womit man ſie verfolgt.

Ernold.

Warum das? — Sie hat ja ſo viele Gründe ſich zu tröſten.

Fr. Mollb.

Wollten Sie ihr vielleicht Troſt bringen?

Ernold.

Nein. — Sie hat ſich immer geweigert, welchen von mir anzunehmen. —

Fr. Mollb.

Wirklich?

Ernold.

Wie ich Ihnen ſage.

Fr. Mollb.

Das iſt doch kaum glaublich.

Ernold.

Auf Cavaliersparole.

Fr. Mollb.

Nun, ſo begreif ich meine Gebietherinn nicht.

Ernold.

Ich befinde mich in demſelben Falle.

Fr. Mollb.

Sie kamen hieher, um mit ihr zu ſprechen?

Ernold.

Allerdings, — ich kam — ich kam um ihr mitzutheilen, was über ihre Angelegenheiten in dem Kabinette des Grafen ſo eben beſchloſſen worden iſt.

Fr. Mollb.

Da waren Sie vermuthlich ihr Vertheidiger?

Ernold.

Mit nichten.

Fr. Mollb.

Das iſt ſonderbar. — Und Ihre Tante?

Ernold.

Auch nicht.

Fr. Mollb.

Aber weßwegen?

Ernold.

Louiſe war keine Frau für den Grafen.

Fr. Mollb.

Aber Sie ſelbſt fanden ſie doch ſehr hübſch, ja, Sie legten ihr ſogar Schlingen.

Ernold.

Nun ja, es gab eine Zeit, wo ich ſie nicht übel fand, allein, das iſt vorbey. — Sie wollte nicht weniger als Gräſinn werden.

Fr. Mollb.

Das wäre verzeihlich, dächt' ich. — Wenn man die Wahl hat, ſo nimmt man das Beſſere.

Ernold.

Ich bin doch auch ein Mann, der —

Fr. Mollb.

O allerdings, die ganze Stadt kennt Ihre Verdienſte!

Ernold.

Ich hoff' es!

Fr. Mollb.

Man ſpricht nur von Ihnen.

Ernold.

Man weiß die öffentliche Meinung zu feſſeln.

Fr. Mollb.

Selbſt in Zeitungen.....

Ernold.

Wirklich?

Fr. Mollb.

Sie zweifeln? — Sie leſen alſo nicht?

Ernold.

Ich bin jetzt mit Verfaſſung meiner Reiſebeſchreibung beſchäftigt.

Fr. Mollb.

Sie wird ſehr intereſſant ſeyn.

Ernold.

Gewiß, aber was ſagt man denn von mir in den Blättern?

Fr. Mollb.

Daß Sie ein ſehr liebenswürdiger Mann ſeyen.

Ernold (deprecirend.)

Ah!

Fr. Mollb.

Ein Mann voll Geiſt.

Ernold.

Man hat etwas gelernt.

Fr. Mollb.

Voll Witz!

Ernold.

O ja!

Fr. Mollb.

Voll Empfindſamkeit.

Ernold.

Nach Umſtänden.

Fr. Mollb.

Der Beſchützer der Tugend.

Ernold.

J'aime la vertu.

Fr. Mollb.

Die Blüthe des deutſchen Adels.

Ernold.

Sie ſind ſehr artig — (er reicht ihr eine Börſe.) Nehmen Sie.

Fr. Mollb.

Erlauben Sie mir eher ganz auszuſprechen.

Ernold.

Nur weiter, das hört ſich nicht unangenehm.

Fr. Mollb.

Man ſagt weiter, Sie ſeyen ein Mann, der überall herumgereiſt iſt, alles geſehn hat.

Ernold.

Natürlich.

Fr. Mollb.

Alles gelernt!

Ernold.

Alles.

Fr. Mollb.

Dem es eben ſo leicht iſt, ein Glas Waſſer auszuleeren, als die Ruhe einer Familie zu vergiften.

Ernold (betroffen.)

Ha! Was ſagen Sie da?

Fr. Mollb.

Der ſich prächtig an einer jungen Frau zu rächen weiß, die ihn verſchmähte, indem er ſie bey ihrem Gemahl verleumdet. — Das nenn' ich doch Genie!

Ernold.

Ich glaube gar, boshafte Perſonage!

Fr. Mollb.

Der immer und überall ſpionirt, nichts ſieht und nichts hört, aber doch Alles geſehn und gehört zu haben vorgibt, — das nenn' ich doch Kunſtſtücke!

Ernold (ſehr zornig.)

Frau Mollbach!

Fr. Mollb.

Wenn man das auf einer Reiſe um die Welt lernt, ſo wäre es wohl beſſer, zu Hauſe zu bleiben. — Was glauben Sie, mein Herr?

Ernold.

Höre Sie, Sie iſt —

Fr. Mollb.

Das Echo der öffentlichen Stimme.

Ernold.

So eine Creatur erkühnt ſich, mir Grobheiten in's Geſicht zu ſagen?

Fr. Mollb.

Sie verſtehn ſich freylich nur darauf, Jemanden Etwas hinter dem Rücken nachzuſagen. — Leben Sie wohl, Herr Baron! — Nicht wahr, die Geſchichte der unglücklichen Gattinn iſt eine intereſſante Anecdote. Sie ſpielen eine wichtige Rolle darin; vergeſſen Sie ja nicht, ſie in ihre Reiſebeſchreibung aufzunehmen.

Ernold.

Ich weiß nicht, woher ich die Geduld nehme. —

Neunte Scene.

Die Vorigen. Graf Strehle.

Strehle.

Frau Mollbach! (er gibt ihr ein Zeichen ſich zu entfernen.)

Fr. Mollb.

Ja, Herr Graf. (im Abgehen für ſich.) Es iſt mir jetzt völlig leicht, daß ich's dem Böſewicht ſo recht in den Bart hineinſagen konnte. — Jetzt ſuch' ich den Vater der Gräfinn auf. (ab.)

Strehle.

Neffe! Erwarten Sie mich im Garten.

Ernold.

Ich erwarte Sie — (er geht ab.)

Zehnte Scene.

Srehle (allein.)

Ja, meine Schweſter hat mir den Weg der Pflicht bezeichnet, ich will ihn wandeln. — Ich will, ich muß mich von Louiſen trennen! — Aber Randhorſt! — der Böſewicht — er ſoll mir Genugthuung für die Qualen geben, die er mir bereitet hat, noch heute, entweder gibt er mir die Ruhe, oder er iſt das Opfer meiner Rache. (er ruft) Anton!

Eilfte Scene.

Strehle. Anton.

Anton.

Sie befehlen?

Strehle.

In meinem Kabinette, ganz hinten in meinem Sekretär, wird mein Piſtolenkäſtchen ſtehen, hol' es mir.

Anton (erſchrocken.)

Das Piſtolenkäſtchen?

Strehle.

Hier iſt der Schlüſſel.

Anton.

Aber was wollen Sie denn —?

Strehle.

Frage nicht, gehorche!

Anton.

Mein Gott, ich gehe ſchon.

Zwölfte Scene.

Srehle (allein.)

(Er geht mit großen Schritten auf und nieder.)

Grauſamer Freund! — mußt' ich gerade von dir den tödtlichſten Streich, die tiefſte Wunde empfangen? — Das Blut ſiedet in meinen Adern, und das Gefühl der Rache verdrängt alle übrigen Empfindungen. — Ruhig, ruhig, gereiztes Ehrgefühl! — in einer Stunde iſt's ja vorbey für den Einen oder für den Andern.

Dreyzehnte Scene.

Strehle und **Anton**, (welcher das Piſtolenkäſtchen bringt.)

Anton.

Hier iſt das Käſtchen!

Strehle.

Dorthin, auf den Tiſch.

Anton.

Haben Sie nichts mehr zu befehlen?

Strehle.

Nein.

Anton

(geht langſam und traurig ab.)

Graf (ſich beſinnend.)

Anton.

Anton (ſich ſchnell umwendend.)

Da bin ich.

Strehle.

Geh zu Ritter Randhorſt, und ſage ihm, ich ließe ihn erſuchen, entweder hieher zu kommen, oder einen Ort zu beſtimmen, wo ich ihn ohne Zeugen ſprechen kann.

Anton.

Aber du lieber Gott! Sie laſſen ihn doch nicht etwa rufen, um — (er macht die Action des Losſchießens einer Piſtole.)

Strehle.

Frage nicht und geh!

Anton.

Nun ja, ja. — (er geht.)

Vierzehnte Scene.

Strehle (allein.)

Ich will Alles bereiten! (er öffnet das Käſtchen, nimmt eine Piſtole heraus, und ladet ſie.) Wenige Minuten werden hinreichend ſeyn, um meinen letzten Willen niederzuſchreiben. — Treuloſe! ich will dich dazu zwingen, deinen Gemahl zu bedauern und deine Treuloſigkeit zu bereuen.

Fünfzehnte Scene.

Strehle. Louiſe.

Louiſe

(zitternd, und an der Thüre ſtehen bleibend.)

Gott! da iſt er — Wenn es möglich wäre?

Strehle (ſehr bewegt.)

Wenn ich zu Grunde gehe, ſo iſt es die Schuld eines angebetheten Weibes, und ich falle durch die Hand eines Freundes.

Louiſe.

Er ſpricht mit ſich ſelbſt. — Ich kann nicht hören, was er ſagt. (ſie beugt den Kopf vor, um zu horchen.)

Strehle (die zweyte Piſtole ladend.)

Welche Gewiſſensbiſſe für ſie.

Louiſe.

Ich will es wagen, ihn anzureden.

Strehle.

Wohl mir, mein Schmerz hat bald geendet.

Louiſe.

Herr Graf!

Strehle.

Wer iſt da?

Louiſe (zitternd.)

Das Weib, das Ihnen einſt ſo theuer war.

Strehle (zornig.)

Wie? — Sie wagen es.

Louiſe.

Ihre Heftigkeit beunruhigt mich.

Strehle (mit bitterm Spott.)

Ah! — Ich danke Ihnen für die Theilnahme, die Sie an meinem Schickſale zu nehmen ſich würdigen.

Louiſe.

Darf ich Sie fragen, wozu dieſe Waffen beſtimmt ſind?

Strehle.

Wozu? — Wozu? — ich bedarf ihrer.

Louiſe.

Wollen Sie eine Reiſe unternehmen?

Strehle (ſehr bewegt.)

Ja, — — ja! —

Louiſe.

Weit? —

Strehle.

Wohl möglich.

Louiſe.

Darf ich Sie begleiten?

Strehle.

Nein,..... nein!

Louiſe.

Gehen Sie nach Ihrem Gute?

Strehle.

Was kümmert das Sie?

Louiſe.

Was es mich kümmert, zweifeln Sie wohl gar — ?

Strehle.

O nein! — ich zweifle jetzt an nichts mehr.

Louiſe (in Thränen ausbrechend.)

Ferdinand! Du hältſt mich für ſchuldig, und willſt mich verlaſſen — Ungerechter Gatte!

Strehle.

Ungerecht, — ich?

Louiſe.

Wenn du es nicht wäreſt, würdeſt du mir wohl verweigern mich zu rechtfertigen?

Strehle.

Geben Sie ſich keine Mühe.

Louiſe.

Höre mich, — wiſſe, daß Randhorſt —

Strehle (wüthend.)

Wie? — Sie wagen es noch dieſen Nahmen in meiner Gegenwart zu nennen, ſie ſpielen alſo noch mit meiner Verzweiflung? — Sie wähnen vielleicht — da Sie meinen heftigen Character kennen, — mich zu einem übereilten Schritt anzureitzen. — Doch nein, — Sie irren ſich, die Verachtung, womit mich Ihre Niedrigkeit erfüllt, — macht mich zum Herrn meiner Empfindungen. — Ich bin meiner ganz mächtig.

(er will ab.)

Louiſe.

Ferdinand! — ſo willſt du mich verlaſſen.

Strehle.

Ja, und vielleicht auf lange Zeit. — (ſchmerzhaft.) Vergeſſen Sie mich, — vergeſſen Sie meine Liebe, — vergeſſen Sie Alles, was ich Ihnen geopfert habe, Sie haben mir ja Alles vergolten, Alles, wir ſind quitt. — Leben Sie wohl.

Louiſe.

Um Gotteswillen, Ferdinand!

Strehle
(alle mögliche Faſſung zuſammennehmend.)
Gehen Sie, es iſt das letzte Lebewohl, das Sie aus meinem Munde hören.

Sechzehnte Scene.

Die Vorigen. Anton, gleich darauf Ritter Randhorſt.

Anton.
Ritter Randhorſt.

Strehle. (heftig.)
Herein!

Randhorſt.
Ich ſtelle mich auf Ihre Einladung.

Louiſe.
Ach Randhorſt, helfen Sie mir.....

Strehle (ſie unterbrechend.)
Gräſinn, begeben Sie ſich auf Ihr Zimmer.

Louiſe.
Ich bin verloren. (ſie geht ab.)

Siebenzehnte Scene.

Graf Strehle. Ritter Randhorſt.

Strehle (wüthend.)
Wir ſind allein.

Randhorſt (gelaſſen.)

Was haben Sie mir zu ſagen?

Strehle.

Was? — was? — Errathen Sie es nicht?

Randhorſt.

Sie ſcheinen aufgereizt, die Gräfinn verließ mit Thränen das Zimmer. — Was iſt die Urſache dieſer ſeltſamen Veränderung?

Strehle.

Sie fragen um die Urſache?

Randhorſt.

Selbſt Ihre Züge ſind ganz entſtellt. — Iſt Ihnen ein Unglück begegnet?

Strehle.

Das größte von Allen.

Randhorſt.

Sprechen Sie, mein Vermögen —

Strehle.

Deſſen bedarf ich nicht.

Randhorſt.

Mein Blut, — mein Leben —

Strehle.

Das will ich.

Randhorſt.

Wie? — welche Sprache?

Strehle.

Die Sprache des Unglücklichſten der Menſchen.

Randhorſt

Und wer iſt Schuld an Ihrer Qual?

Strehle.

Ein Freund.

Randhorſt.

Sein Nahme?

Strehle.

Der Ihrige.

Randhorſt.

Ich weiß nicht was ich denken ſoll. — Ferdinand!

Strehle.

Es iſt nicht mehr Zeit ſich zu verſtellen, Alles iſt bekannt, Ihre Schändlichkeit iſt entlarvt, ich habe Beweiſe, und Sie ſind ſchuldig, mir Genugthuung zu geben.

Randhorſt.

Ich bitte Sie, Graf, foltern Sie mich nicht, und erklären Sie mir.....

Strehle.

Treuloſer Freund!

Randhorſt.

Keine Worte, — Beweiſe.

Strehle.

Wohlan, — Louiſe war das Vorbild aller Frauen, — Sie haben ſie verführt.

Randhorſt.

Ich?

Strehle.

Ja Sie.

Randhorſt (mit Würde.)

Graf, glauben Sie an Freundſchaft?

Strehle.

Ja, ſo lange ſie mit der Liebe nicht in Colliſion kömmt.

Randhorſt.

Und an die Ehre?

Strehle.

O ja, das beweiſt Ihnen dieſer Augenblick.

Randhorſt

Kennen Sie ſeit meiner Kindheit, — denn wir haben uns nie verlaſſen, — am Hofe, bey der Armee, — im Leben eine Handlung von mir, welche gegen die Ehre läuft?

Strehle.

Nein, — ich kannte Sie bisher als einen guten Menſchen, — aber blind in der Leidenſchaft. — Sie haben ſich geändert?

Randhorſt.

Hören Sie mich, bevor Sie mich beleidigen. — Als Sie ſich mit Louiſen verbanden, glaubten Sie Ihr Glück zu gründen, und ich — bey Gott, — habe keinen Schritt gethan, dieſes zu zerſtören. — Wer würde das auch wagen dürfen? — Louiſens Tugend müßte auch den niederträchtigſten Menſchen in dem Augenblicke zur Achtung zurückführen, als er ſchon entſchloſſen iſt, ſie von der Tugend abzulenken. — Ich weiß wohl, es gibt Ungeheuer, welche ſich ein Spiel daraus machen, die Fackel der Zwietracht in die Mitte einer achtungswerthen Familie zu werfen, die die Kunſt zu betrügen und zu verleumden zu ihrem Lieblingsſtudium wählen, allein, dieſe ſollen gezüchtigt werden, keine Gnade dieſen Feinden des Rechts, der Tugend, der Freundſchaft und der guten Sitten. — Sie ſollen entlarvt und auf den Pranger geſtellt werden, die öffentliche Meinung ſoll über ſie richten, da man keine Geſetze hat, welche ſolche Elende verdammen und beſtrafen.

Strehle.

Ach! warum handeln ſo Viele ganz anders, als ſie ſprechen?

Randhorſt.

Sie werden mich doch nicht zu dieſen Geißeln der Geſellſchaft zählen?

Strehle.

Indem Sie Ihre Stimme gegen dieſe erhoben, haben Sie ſich ſelbſt verurtheilt.

Randhorſt.

Himmel und Erde! Graf, das geht zu weit.

Strehle.

Nicht weiter als Ihre Beleidigung.

Randhorſt.

Ich habe Sie nie beleidigt.

Strehle.

Sie wollen noch läugnen? — Ihr Briefwechſel mit Louiſen, — Ihre geheimen Zuſammenkünfte.

Randhorſt.

Wollen Sie die Urſache derſelben wiſſen?

Strehle.

Sie iſt mir bekannt.

Randhorſt.

Wollen Sie die Wahrheit vernehmen?

Strehle.

Die Wahrheit aus dem Munde eines elenden Verführers.

Randhorſt.

Graf!

Strehle

(biethet ihm die zwey Piſtolen an.)

Wählen Sie.

Randhorſt (nimmt eine.)

Ich nehme die Ausforderung an.

Strehle.

So kommen Sie auf der Stelle.

(Beyde wollen ab, in dieſem Augenblick erſcheint Frau von Drönner an der Thüre.)

Achtzehnte Scene.

Die Vorigen. Frau von Drönner.

Fr. v. Drönner (zu Randhorſt.)
Sie hier, Herr Ritter?

Randhorſt.
Seyn Sie ruhig, Sie ſehen mich vermuthlich zum Letztenmahl.

Strehle (betroffen.)
Schweſter! Verkünde Louiſen meinen Entſchluß, ich ſende ſie dir. (beyde ab.)

Neunzehnte Scene.

Frau v. Drönner (allein.)

Endlich folgt er meinem Rathe. — Dieſe Begebenheit hat ihm die Augen geöffnet! — Ohne dieſen Brief wäre es mir wohl nie gelungen, die Verhaßte zu ſtürzen! — Selbſt der Miniſter erſtaunte, fügte ſich aber endlich doch den ſchriftlichen Beweiſen. — — Sie wird ſogleich kommen, ich will ſehen, ſie dahin zu bringen, daß die Sache ohne Lärmen und Oeffentlichkeit zu Ende geht.

Zwanzigſte Scene.

Louiſe. Frau Mollbach. Fr. v. Drönner.

Fr. Mollb.

Hier iſt ſie! — Feſtigkeit und Muth! — Zeigen Sie ihr durch dieſe das Uebergewicht der Unſchuld!

Fr. v. Drönner.

Nähern Sie ſich, Louiſe — Frau Mollbach wird ſich entfernen.

(Frau Mollbach geht ab.)

Louiſe.

O meine Schweſter!

Fr. v. Drönner

(mit ſtolzem Tone, welchen ſie die ganze Scene hindurch behält.)

Ich bin Frau von Drönner.

Louiſe.

Verzeihen Sie, ich habe mich geirrt.

Fr. v. Drönner.

Ich habe Sie rufen laſſen; doch hab' ich Ihnen nur Unangenehmes zu verkünden.

Louiſe.

Daran zweifle ich nicht.

Fr. v. Drönner.

Nach dem, was vorgefallen iſt, werden Sie wohl auch nicht zweifeln, welches Loos Sie erwartet.

Louiſe.

Ich erwarte es geduldig.

Fr. v. Drönner.

Sie haben volles Recht, zu fürchten.

Louiſe.

Nein, Madame! ich fürchte nichts.

Fr. v. Drönner.

Welche Ruhe!

Louiſe.

Die Begleiterinn der Unſchuld.

Fr. v. Drönner.

So wiſſen Sie denn, daß Graf Strehle —

Louiſe.

Mein Gemahl —

Fr. v. Drönner.

Bald werden Sie ihn nicht mehr ſo nennen dürfen.

Louiſe.

O immer! — immer! — bis zu meinem letzten Hauch.

Fr. v. Drönner.

Er gab mir den Auftrag, Ihnen ſeinen Entſchluß mitzutheilen.

Louiſe.

Sprechen Sie.

Fr. v. Drönner.

Er hat die Pflicht erkannt, ſich von ihnen trennen zu müſſen.

Louiſe.

O Gott!

Fr. v. Drönner.

Er muß ſo handeln, und will es auch.

Louiſe (ganz vernichtet.)

Er will?

Fr. v. Drönner.

Sie müſſen ſich bereiten, noch heute dieſes Haus zu verlaſſen.

Louiſe.

Das will mein Gemahl?

Fr. v. Drönner.

Sie werden noch dieſen Abend die Scheidungsacte unterzeichnen.

(Von hier an müſſen die Schauſpielerinnen den Dialog mehr beleben, und die Scene ſo fort bis zu Ende ſteigern.)

Louiſe.

Ich?

Fr. v. Drönner.

Er fordert es.

Louiſe.

Nimmermehr! — ſelbſt nicht am Rande des Grabes.

Fr. v. Drönner.

Mein Bruder hat das Recht, Sie dazu zu zwingen.

Louiſe.

Wer kann ihm dieſes Recht geben?

Fr. v. Drönner.

Ihr unverzeihliches Verbrechen.

Louiſe.

Man hat es mir angeſchuldet.

Fr. v. Drönner.

Und hat Beweiſe davon.

Louiſe.

Eingebildete.

Fr. v. Drönner.

Wirkliche.

Louiſe.

Unmöglich!

Fr. v. Drönner.

Sie ſind beſchuldigt! —

Louiſe (mit Würde.)

Aber nicht überwieſen.

Fr. v. Drönner.

Fürchten Sie, es zu werden.

Louiſe.

Weit entfernt, eine Unterſuchung zu fürchten, fordr' ich ſie vielmehr.

Fr. v. Drönner.

Glauben Sie mir, und ſuchen Sie eine Oeffentlichkeit zu vermeiden, welche Sie allein mit Schande bedecken wird.

Louiſe.

Die Schande wird auf meine Ankläger fallen.

Fr. v. Drönner.

Dieſe werden wohl zu Ende zu führen wiſſen, was ſie einmal begonnen haben.

Louiſe.

Sie machen ſich ein Vergnügen daraus, Madam, ihr Schlachtopfer langſam zu morden.

Fr. v. Drönner (in verweiſendem Tone.) Louiſe!

Louiſe.

Sie freuen ſich meiner Qualen. — In Ihnen ſollt' ich eine Schweſter, eine Freundinn finden, doch ſtatt meinen Kummer mit mir zu theilen, mich zu tröſten, und mir die Hand hilfreich entgegen zu ſtrecken, mahlen ſie mir vorher mit den lebhafteſten Farben den Abgrund, der mich angähnt, und ſtürzen mich dann ſelbſt unbarmherzig hinein.

Fr. v. Drönner.

Freche! weißt du, mit wem du ſprichſt?

Louiſe (feſt)

Mit derjenigen, die ich ſo gern geliebt hätte, und die mich zwingt, ſie zu haſſen. (wehmüthig.) Sie haben es mir wohl mit Recht prophezeyt, meine Ehe werde nicht glücklich ſeyn. Ich ſchloß ſie ja wider Ihren Willen, und Sie haben ſich dafür gerächt. — Sie ſcheuen nichts, um zu Ihrem ſchändlichen Ziele zu gelangen. Nichts iſt Ihnen zu heilig, nichts hält Sie zurück. Doch ich werde Alles anwenden, um mich zu rechtfertigen, man kann mich dem Stolze opfern, mich hinabſtürzen vom Gipfel des Glücks in den gränzenloſen Abgrund des Elends, man kann mir das Herz meines Gemahls entreiſſen, aber ſeine Achtung werd' ich mir zu erzwingen wiſſen. — Nie, nie wird es Euch gelingen, mich mit der Schande einer entehrenden Scheidung zu bedecken. — Nie — nie! — Ich werde Gerechtigkeit fordern, und ſie erhalten.

Fr. v. Drönner (höhniſch.)

Wiſſen Sie das ſo gewiß?

Louiſe (mit Feuer.)

So gewiß als ein Gott lebt, der die Unſchuld nicht ganz ſinken läßt. — Ich kann Vermögen und einen erhabenen Rang verlieren, ohne darüber zu klagen, aber die Ehre laſſe ich mir nicht entreiſſen, ich werde mich vertheidigen, und meine Stimme bey allen Tribunalen gegen die Verleumdung erheben, meine Sache wird die Sache aller unglücklichen Gattinnen ſeyn, ich werde mit jener Zuverſicht ſprechen, welche die Tugend gibt, ſtark durch meine Unſchuld werd' ich meine Ankläger bekämpfen, auf ihren Stirnen wird man den Vorwurf ihres Gewiſſens leſen, ſie werden erbleichen vor der Fackel der Wahrheit. — Sie klagen mich nur auf Vermuthungen an, ich werde Beweiſe lieſern, alle Herzen rühren, und jenes meines Gemahls mir wieder gewinnen. — O ja, ja, ich werde, ich muß ſiegen, und dann — dann — verzeihen — dieß ſey meine einzige Rache!

Fr. Mollb. (von auſſen.)

Frau Gräfinn, ach Gott, Frau Gräfinn!

Louiſe.

Welch Geſchrey?

Ein und zwanzigſte Scene.

Die Vorigen. Frau Mollbach.

Fr. Mollb.

(ſtürzt herein, und kann kaum athmen.)

Ach zu Hülfe! zu Hülfe!

Fr. v. Drönner.

Was gibts?

Fr. Mollb.

Ihr Gemahl —

Louiſe in größter Angſt.)

Gott! mein Gemahl?

Fr. Mollb.

Und Ritter Randhorſt —

Fr. v. Drönner.

Schlagen ſich im Garten auf Piſtolen.

Louiſe.

Heiliger Gott!

Fr. v. Drönner

(zu Louiſen.)

Sie ſind Schuld daran, wenn das Blut meines Bruders fließt.

Louiſe (in Verzweiflung.)

Ich fliege, mich zwiſchen ihre Waffen zu werfen. (ſie läuft gegen den Hintergrund, in demſelben Augenblicke hört man zwey Piſtolenſchüſſe auf einmal fallen, ſie ſchreyt laut auf:) Ah!

(ſie bleibt unbeweglich und zitternd einige Augenblicke ſtehn, dann fällt ſie in Frau Mollbachs Arme, ſprechend: »Ich ſterbe!« Frau Mollbach geleitet ſie zu einem Lehnſtuhl.)

Fr. v. Drönner (wüthend.)

Elende! — Verflucht ſey der Augenblick, in dem mein Bruder dich zum erſtenmale ſah.

Louiſe

(ganz vernichtet vor Schmerz.)

O Gott!

Fr. v. Drönner.

Nicht genug, daß du ihm ſeine Ruhe raubteſt, du raubſt ihm auch ſein Leben.

Fr. Mollb.

Gnädige Frau, ſehen Sie doch den Zuſtand der Armen, und verdoppeln Sie nicht noch ihre Qualen.

Fr. v. Drönner.

Fort! fort! meinem Bruder zu Hülfe!

(ſie will ab.)

Zwey und zwanzigſte Scene.

Die Vorigen. Ernold, dann der Graf.

Ernold.

Wo wollen Sie hin, Tante?

Fr. v. Drönner.

Neffe, was iſt vorgegangen?

Ernold.

Ach! das iſt eines der ſeltſamſten Abentheuer, welches die Welt noch erlebt hat. Ich habe auf allen meinen Reiſen kein ähnliches geſehn.

Fr. v. Drönner.

Waren Sie Zeuge des Duells?

Ernold.

Nur Zeuge? — Ich war Secundant.

Fr. v. Drönner.

So ſprechen Sie, Sie ſpannen meine Unruhe aufs Aeußerſte.

Ernold.

Sie ſollen ſogleich Alles hören. Dieſer Randhorſt iſt ein Satan mit ſeiner Kaltblütigkeit

Fr. v. Drönner.

Zur Sache.

Louiſe.

Ich bebe.

Ernold.

Ich ging in dem Garten ſpazieren und erwartete den Grafen, endlich ſah ich ihn mit Randhorſt ſchnell den Laubengang herabkommen, er wurde mich gewahr und ſagte zu mir: Gut daß Sie hier ſind, Sie können uns einen Dienſt leiſten. — Der Herr — ſetzte Randhorſt hinzu, kann mir eben auch Genugthuung für ſeine Spötteleyen dieſen Morgen, und für ſeine ſchändlichen Verläumdungen geben. — Mit dieſen Worten wandte er ſich zum Grafen, noch eh' ich etwas darauf antworten konnte, und ſprach: Ich bin bereit, Sie haben den erſten Schuß. — Der Graf wollte keinen Vortheil über ſeinen Gegner, und man kam überein, zugleich zu ſchießen. Man mißt 6 Schritte ab, ſtellt ſich, zielt, ich gebe das Signal —

Fr. v. Drönner.

Welcher von Beyden wurde verwundet?

Ernold.

Verwundet? — ah bah!

Fr. v. Drönner.

Oder gar getödtet?

Louiſe.

Gerechter Himmel!

Ernold.

Alle Beyde ſind friſch und geſund.

Louiſe

(auf ihren Knieen, unterſtützt von Frau Mollbach.)

O, mein Gott! ich danke dir.

Ernold.

Jetzt kommt das Intereſſanteſte, das betrifft mich! — Nachdem beyde geſchoſſen und gefehlt hatten, gab Randhorſt dem Grafen ein neues Rendezvous, wandte ſich zu mir und ſprach: Nun iſt's an Ihnen, mein Herr! — Sie kennen meinen Muth, ich nahm es auf der Stelle an und erwiederte: Welche Waffen wählen Sie? — Sie haben Ihren Degen, verſetzte der Ritter, und wiſſen denſelben vermuthlich zu führen? — Wie ein Franzoſe, war meine Antwort. — — Vertheidigen Sie ſich, rief er nun wüthend. Geſagt, gethan! wir ſtellen uns, ziehen, er attackirt mich, ich parire, bringe den Gegenſtoß an, er dringt auf mich ein, ich biege aus, er marquirt eins, zwey, ich ſchlage die Quart herab, und ſein Degen fliegt zur Erde. — Das nenn' ich doch fechten, nicht wahr, Frau Tante?

Fr. v. Drönner.

Nun, und dann?

Ernold.

Nun dann hatte man der Ehre genug gethan und alle Welt befand ſich wohl.

Fr. v. Drönner.

Wo iſt denn mein Bruder jetzt?

Ernold.

In ſeinem Kabinette, wo er ſich dem Schmerz überläßt.

Fr. v. Drönner.

Wir ſind ſchuldig ihn zu tröſten, ich eile zu ihm.

(Hier erſcheint Herr von Spalta an der Thüre.)

Sie ſehn nun, Madame, wie viel Unglück ein Fehltritt nach ſich ziehen kann.

Spalta (zu Frau von Drönner.)

Was hör' ich? — Gnädige Frau, ſprechen Sie zu meiner Tochter?

Fr. v. Drönner (ſtolz.)

Ich habe Ihnen nichts zu ſagen, fragen Sie Ihre Tochter ſelbſt. — (zu Ernold.) Neffe! folgen Sie mir! (beyde ab.)

Drey und zwanzigſte Scene.

Louiſe. Spalta.

(Louiſe ſteht auf, Spalta betrachtet ſie einen Augenblick ſtillſchweigend.)

Spalta (ſtrenge.)

Biſt du ſchuldig?

Louiſe.

Nein!

Spalta

(gütig und ihre Hand faſſend.)

Louiſe, ich glaube dir!

Louiſe

(in die Arme ihres Vaters ſtürzend.)

Ach! das iſt mein einziger Troſt.

Spalta.

Geliebtes Kind, warum verbargſt du deinen Kummer vor mir?

Louiſe.

Theurer Vater, hatten Sie nicht an Ihrem eigenen Kummer ſchon ſehr ſchwer zu tragen, ſollte ich Ihnen auch den meinigen noch aufbürden? O, mein Vater, man behandelt mich ſehr grauſam.

Spalta.

Ich weiß es. — Die gute Mollbach hat mir Alles geſagt. Willſt du meinem Rathe folgen?

Louiſe.

Zweifeln Sie nicht.

Spalta.

So verlaſſe Reichthum und Hoheit, und flieh deine Verfolger.

Louiſe.

Ich fliehen, da ich unſchuldig bin?

Spalta.

Du mußt dich der Ungerechtigkeit entziehen.

Louiſe.

Nein, ich muß über ſie triumphiren.

Spalta

(drückt Louiſen an ſein Herz.)

O ich glücklicher Vater! das iſt die Sprache der Tugend! — Doch es iſt kein Augenblick zu verlieren; deine Ehe kann ohne Einwilligung des Miniſters nicht getrennt werden, du mußt zu ihm eilen, bey ihm deine Klage anbringen, den Irrthum entſchleyern und Gerechtigkeit fodern.

Louiſe.

Dazu bin ich auch entſchloſſen, aber — o Gott! mein Gegner iſt mein Gemahl, Ritter Randhorſt iſt ungerechter Weiſe beſchuldigt. Wer wird mein Schützer, mein Vertheidiger ſeyn?

Spalta.

Ich, meine Tochter! — ich will mich zu den Füſſen des Miniſters werfen. —

Louiſe.

O, mein Vater, Sie vergeſſen in dieſem Augenblicke, daß man Sie ſelbſt als Aufrührer verfolgt, und daß Sie dem Tode entgegen gehen, da Sie mir das Leben geben wollen.

Spalta.

Es handelt ſich hier um die Ehre, was kümmert mich das Leben. — O meine Tochter! die ganze Welt verläßt und verfolgt dich, allein dein Vater bleibt dir, er iſt ein Freund, der nicht rechnet, was ihm deine Rettung koſten kann. Die Gefahr, welche mir droht, ſoll mich weder ſchrecken noch zurückhalten. Mit meinem Blute will ich deine Unſchuld beſigeln, wenn mir das gelingt, ſo ſterb ich zufrieden. Meine Louiſe ſoll glücklich ſeyn, das iſt der Ruf meines Herzens, und ohne Reue opfre ich mich als Vertheidiger der Natur und der Tugend.

Louiſe.

O mein Vater, erhalten Sie Ihr theures Leben.

Spalta.

Wärſt du ſchuldig, ich würde dich ſelbſt beſtrafen, da du aber tugendhaft biſt, ſo muß ich dich vertheidigen, das iſt die Pflicht eines Vaters, und ich eile ſie zu erfüllen. (er will ab.)

Louiſe.

Mein Vater! ich umfaſſe ihre Kniee, bey meiner Angſt beſchwör' ich Sie, bleiben Sie — —

Spalta.

Meine Tochter! widerſetze dich nicht dem einzigen Mittel, welches mir übrig bleibt, dir deine Ehre zu erhalten. — Steh auf und halte mich nicht zurück.

(thut einige Schritte.)

Louiſe (läuft ihm nach und ergreift ſeinen Arm.)

Nein, beym Himmel, ich laſſe Sie nicht!

Spalta.

Louiſe! umarme mich! (er thut es.) Empfange den Segen deines Vaters, er möge dich ſtärken und tröſten. — Wenn du auch mich verlieren ſollteſt, ſo wird der Himmel, der die Unſchuld nicht verläßt, dein Schützer ſeyn. — Leb' wohl, leb' wohl, Louiſe! —

Louiſe.

Vater! — Vater! wenn ich Sie verliere, ſo hat auch meine letzte Stunde geſchlagen.

Spalta.

Wohlan, ſo ſtirbſt du nicht entehrt.

(er eilt ab.)

Louiſe

(knieet im Vordergrunde der Bühne nieder, ihre Hände zum Himmel empor hebend.)

Allbarmherziger! Wache über meinen Vater, und gib mir das Herz meines Gatten zurück!

(Sie neigt ihr Haupt, und bethet in der Stille weiter.)

(Der Vorhang fällt ohne Zeichen.)

Ende des zweyten Acts.

Dritter Act.

Erſte Scene.

Strehle (allein.)
(In der größten Bewegung auf und nieder gehend.)

Nein! niemahls hab' ich ſolche Qualen gefühlt! — Sie zerreiſſen mir das Herz! — O daß Randhorſt durch eine wohlthätige Kugel dieſem Schreckensleben ein Ende gemacht hätte! — Ich bin entſchloſſen, Rache an derjenigen zu nehmen, die ich mehr liebte als mein Leben, — und die ich - leider fühl ich es — noch immer liebe. — Dem Miniſter iſt die Klage übergeben, und ſein Sekretär wird kommen, die Sache zu unterſuchen! — Gott! welch ein Augenblick! — Louiſe, welch ein Schmerz für deinen ohnedieß unglücklichen Vater! — Indem ich mich von dir trenne, will ich wenigſtens Alles anwenden, dieſem ſeine Freyheit zu verſchaffen. Ich fühle es nur zu ſehr, welchen Streich ich dem Herzen dieſes ehrwürdigen Alten verſetze, wenn ich ihm das Schickſal ſeiner Tochter verkünde.

Zweyte Scene.

Strehle. Anton.

Anton.

Der Herr von Spalta.

Strehle.

Himmel! — (laut.) Laß ihn eintreten, und geh!

(Anton gibt dem Herrn von Spalta ein Zeichen einzutreten, und geht ab.)

Dritte Scene.

Strehle. Herr v. Spalta.

Strehle.

Mein Vater!

Spalta
(mit leiſem, aber durchdringenden Tone.)

Geben Sie mir dieſen Titel nicht mehr, ich darf ihn ja ferner nicht mehr tragen.

Strehle (ſchmerzhaft.)

Mein Herz gab Ihnen denſelben.

Spalta.

Und Ihre Grauſamkeit entzog ihn mir.

Strehle.

Sagen Sie lieber Louiſens Grauſamkeit.

Spalta.

Nein, Louiſe hat ſich meiner nicht unwürdig gemacht.

Strehle.

Aber die Beweiſe —

Spalta.

Beſtehen nur in Ihrer Eiferſucht und in dem Haſſe ihrer Feinde.

Strehle.

Ihre Feinde? — Wo wären dieſe?

Spalta.

In ihrer Familie. Sie haben es Ihnen noch nicht verziehen, daß Sie die Unglückliche zu ſich erhoben.

Strehle
(mit leiſer Stimme, die Augen niederſchlagend)

Sie wiſſen meinen Entſchluß.

Spalta.

Ich weiß, welche Maßregeln man Sie zu ergreifen gezwungen hat.

Strehle.

Wie, — gezwungen?

Spalta.

Sie wollen Jene verderben, die Sie lieben, — das kömmt nicht aus Ihrer Seele.

Strehle.

Doch, — ich —

Spalta.

Nein, das kömmt nicht aus Ihrer Seele, ich wiederhol' es, und bin davon überzeugt.

Strehle.

Beſchuldigen Sie mich keiner Schwäche und Leichtgläubigkeit. — Sie ſehen wohl, nichts kann mich von dem Entſchluß abbringen, den ich einmahl zu faſſen gezwungen war.

Spalta

(mit dem lebhafteſten Ausdrucke.)

Wie? Sie verdammen Louiſen auf eine Anklage, die Sie mit Verachtung hätten zurückweiſen ſollen, wenn Sie anders Ihre Gattinn und Ihren Freund achten? Wie viele Beyſpiele liegen Ihnen nicht vor Augen, daß habſüchtige, ſtolze Menſchen die beſten Ehen trennten? Nehmen Sie ſich in Acht, Herr Graf, Sie ſind von ſolchen treuloſen Ungeheuern umgeben, und Sie führen Sie an den Abgrund, ohne daß Sie deſſen gewahr werden. Halten Sie ein, noch iſt es Zeit. Louiſe liebt Sie, Louiſe gäbe willig Ihr Leben hin, um das Ihrige zu erhalten, noch immer ſieht ſie in Ihnen den Freund, ihren Wohlthäter. Ihr Benehmen iſt vorwurfsfrey, man findet keinen Makel an ihr, und dennoch ſchuldigt man ihr Verbrechen an. Sie, Herr Graf, glauben dieſen verhaßten Einſtreuungen, und rufen die Geſetze zu Hülfe, um einen eingebildeten Fehltritt zu beſtrafen. (mit der größten Stärke.) Soll Laune, Haß und Eiferſucht die heiligſten Bande der Geſellſchaft zerreiſſen? — Jenen Gatten mag das Geſetz der Scheidung zu Hülfe kommen, welche Habſucht zuſammenführt, und Laſter trennt; allein es unterſtütze nicht ungerechte Rache, Verleumdung und Unterdrückung der Unſchuld, das hieße die Rechtswohlthat mißbrauchen, und ſich als einen Verfolger der Tugend erklären.

Strehle

(nimmt ſein Tuch vor die Augen.)

O mein Vater, mein Vater!

Spalta (mit Gefühl.)

Sie weinen, Graf! — Iſt die Wahrheit in Ihr Herz gedrungen? — O ſo ergreifen Sie dieſen heiligen Augenblick, laſſen Sie ſich bewegen, hören Sie die Stimme eines Freundes, der Sie um Gnade für ſein Kind anfleht. Wenn Louiſe ſchuldig iſt, ſo ſtrafen

Sie ſie, aber nicht ohne überzeugende Beweiſe. Ihre Ungerechtigkeit würde der Unglücklichen das Leben koſten. (ihn in ſeine Arme ſchließend.) Mein Freund, mein Sohn! haben Sie Mitleid mit meinem Alter, ſeit 40 Jahren bleicht das Unglück dieſen Kopf, auf dem die Acht haftet. — Ich habe nur noch wenige Stunden zu leben, vergiften Sie mir dieſe nicht, indem Sie mich mit Schande bedecken. Wenn Louiſe Ihrer unwürdig iſt, ſo verlaſſen Sie ſie, beſtimmen Sie ſelbſt den Ort ihres Exils. Ich verlaſſe auf der Stelle mit ihr mein Vaterland, und geleite ſie, wenn es nöthig iſt, an die Gränze der Welt, ſie ſoll Ihren Namen nicht mehr tragen, wenn Ihr Herz es ihr verbiethet, aber wozu iſt es nöthig, daß die Geſetze es ihr auferlegen? Graf! ſehen Sie die Thränen eines Vaters, hören Sie die Stimme des Mitleids — geben Sie mir mein Kind unentehrt wieder!

(er wirft ſich zu ſeinen Füſſen.)

Strehle (bey Seite.)

Ich kann nicht länger widerſtehen. (laut.) Ehrwürdiger Greis, ſtehen Sie auf. — Ich kann Ihnen nichts verſprechen, denn die Klage — —

Spalta (ſteht auf.)

Iſt ſchon beym Miniſter angebracht? Ich zweifelte bis jetzt noch daran, ich wollte das von Ihnen ſelbſt hören. — Wohlan, Sie haben das Ihrige gethan, ich thue nun das meinige. Ihr Herz ſpricht nicht mehr für Ihre achtungswerthe unglückliche Gattinn, die Verleumdung hat mehr Gewalt über Sie, als die Tugend. — Sie überlaſſen ſich dem Irrthum ganz. — Fürchten Sie die Wahrheit, Herr Graf, ſie bereitet Ihnen viele Gewiſſensbiſſe. Sie wollen Louiſen opfern, und was wäre auch leichter, als die Tochter eines verurtheilten geächteten Vaters zu opfern, der kein Vermögen, keinen Schützer hat? — Gegen ſie darf man ſich ja Alles erlauben. Die ganze Welt vereinigt ſich ja zu ihrem Unglück, ſelbſt ihr Gemahl! Allein wiſſen Sie, ein Vater kann ſein Leben für ſeine Tochter geben, ich eile — Leben Sie wohl, Herr Graf!

Strehle.

Wohin wollen Sie?

Spalta.

Wohin die Ehre mich ruft!

Strehle.

Vater!

Spalta.

Nicht mehr dieſen Nahmen, bis Sie Louiſens Gemahl wieder ſind. (er ſtürzt ab.)

Vierte Scene.

Strehle (allein.)

Was will er thun? — Unglücklicher Vater! — Er will ſein Vaterland verlaſſen! — — Auch ich werd' es. — Ich könnte nicht länger an einem Orte leben, wo Alles mir die höchſten, doch verſchwundenen Freuden ins Gedächtniß zurückruft! — Doch Louiſe entehrt, verlaſſen? — Was wird ihr Los ſeyn? — Ferdinand! kannſt du Jene, die deine Gattinn war, dem Mangel Preis geben? — O nein, nein! Sie gibt mir den Tod, ich will ihr Leben ſichern. Auf der Stelle will ich das Inſtrument aufſetzen. (Hier erſcheint Louiſe.)

Fünfte Scene.

Strehle. Louiſe.

Strehle.

Was ſeh' ich?

Louiſe.

Eine unglückliche Gattinn, welche kömmt, um Ihre Gerechtigkeit und Ihr Mitleiden anzuflehen.

Strehle.

Zählen Sie auf meine Gerechtigkeit.

Louiſe.

So eben kündigte mir Frau von Drönner an, dieß Haus zu verlaſſen.

Strehle

(mit unterdrückter Stimme.)

Ja — ja — das müſſen Sie. — Man wird

Ihnen Ihren künftigen Aufenthaltsort bekannt machen.

Louiſe
(mit unterdrückter Stimme, langſam und in einer Art von Wahnſinn ſprechend.)

Meinen Aufenthaltsort? O den will ich ſchon ſuchen, den will ich ſchon finden; — einen Ort — wohin weder Verleumdung noch Kummer dringt, — wo ich ruhig ſchlumm're, — und alle Qualen ſchweigen.

Strehle (für ſich.)

Die meinigen ſchreien laut.

Louiſe (fortfahrend.)

Dieſen Abend noch verlaß ich dieſes Haus — begleitet von meines Gatten Haß, — bedeckt mit Schande — aber der Himmel weiß, ob ich ſie verdiene. — Ich werde Ihren Befehlen gehorchen — ich werde Ihr Antlitz meiden, ich werde ſehr unglücklich ſeyn — aber mein Gewiſſen wird ruhig ſeyn. — Verachtet von Allen, die mir theuer ſind, kann ich doch noch mich ſelbſt achten. — Das iſt das einzige Gut, welches man mir nicht rauben konnte. Alle Herzen ſind für mich verſchloſſen, — es bleibt mir nur noch das Herz meines Vaters.

Strehle.

Und das Herz — — Genug!

Louiſe.

Herr Graf, Sie verweigern mir alſo alle Mittel zu meiner Vertheidigung?

Strehle

(mit einem ſchrecklichen Blick auf Louiſen.)

Sie wagen es noch, von Vertheidigung zu ſprechen?

Louiſe.

Ihr Blick macht mich beben.

Strehle.

Meineidige!

Louiſe.

Mein Blut ſtarrt zu Eis!

Strehle.

Laſſen Sie uns ein Geſpräch abbrechen, das mir das Herz zerreißt! — Ich gebe Ihnen alle Ihre Schwüre zurück. — Wir müſſen die Bande auflöſen, welche uns bisher vereinigten. Ich wollte Ihr Glück machen, und Sie haben das meinige zerſtört. — Doch alle Vorwürfe ſind jetzt wohl überflüſſig. — Wir müſſen uns trennen.

Louiſe.

Trennen?

Strehle.

Ich bitte, gehen Sie, — fliehen Sie einen Unglücklichen auf ewig, dem Sie nur die Verzweiflung zurück laſſen. (er wirft ſich in einen Stuhl.)

Louiſe.

Unſere Trennung ſoll alſo ewig dauern?

Strehle.

Ewig!

Louiſe.

Es wird ein Tag kommen, wo ſie die arme Louiſe bedauern werden.

Strehle.

Laſſen Sie mich — laſſen Sie mich!

Louiſe.

Ferdinand! ich ſoll dich nie wieder ſehen?

Strehle.

Nie — nie!

Louiſe.

Doch werd' ich dich immer, immer in meinem Herzen finden.

Strehle (für ſich.)

Ach, warum kann ich ſie nicht aus dem meinigen reiſſen?

Louiſe.

Thränen laufen über deine Wangen! (ſie wirft ſich vor ihm auf ihre Kniee) Ferdinand! Ferdinand! Höre mich, ich bin unſchuldig!

Strehle.

Groſſer Gott!

Louiſe (ſtreckt die Hand nach ihm aus.)

Mein Gemahl!

Strehle (auſſer ſich.)

Ich, Ihr Gemahl? — Fort, fort aus meinen Augen, Unwürdige!

Louiſe.

Verzeih, ich habe jetzt nicht die Kraft!

Strehle

(nimmt ſie bey dem Arm, und hebt ſie, ohne ſie anzuſehen, auf. Louiſe drückt ihre Lippen auf ſeine Hand. Ein Beben verbreitet ſich durch ſeinen ganzen Körper.)

Louiſe, was thun Sie?

Louiſe.

Es iſt mein letztes Lebewohl. — Ich gehe — ich gehorche. — Leben Sie glücklich. — Seyn Sie ruhig über mein Schickſal. — Meine Leiden werden nicht lange währen. (Sie wankt, indem ſie ſich an mehreren Stühlen hält, bis zur Thüre, dort blickt ſie noch einmahl nach dem Grafen um, bricht dann in einen Thränenſtrom aus und geht ab.)

Sechste Scene.

Strehle (allein.)

(Der Kampf in ſeinem Innern drückt ſich in ſeinem Aeußern aus, er will ihr nach, ſammelt aber alle ſeine Kraft, hält ſich feſt an dem Stuhl, auf deſſen Lehne er ſeinen Kopf legt.)

Siebente Scene.

Anton. Strehle.

Anton (weinend.)
Herr von Saling.

Strehle (ohne ihn zu hören.)
Ich darf nicht wanken.

Anton.
Herr Graf!

Strehle.
Was iſts?

Anton.
Der Sekretär des Miniſters.

Strehle.
Nun?

Anton (noch ſtärker weinend.)
Er iſt da.

Strehle.
Willkommen. — Was iſt dir?

Anton.
Ach, unſere gute Frau! —

Strehle.
Still! — geh!

Anton (im Abgehen.)
Ach, ſein Herz muß von Marmor ſeyn!

Achte Scene.

Strehle. Herr von Saling.

Saling.

Herr Graf, Seine Excellenz der Miniſter ſendet mich zu Ihnen.

Strehle.

Was haben Sie mir in ſeinem Nahmen zu befehlen?

Saling

(mit Anſtand und Würde.)

Benachrichtigt von Allem, was hier zwiſchen Ihnen und Ihrer Gemahlinn vorgefallen iſt, weiß er, daß Sie ſelbe für ſchuldig halten, eine Scheidung bewirken wollen, und daß Louiſe dennoch auf ihrer Unſchuld beſteht. Der Miniſter, welcher Ihr Haus achtet, und vor Allem Ihre Ehre zu ſchützen wünſcht, rathet Ihnen, ſich meiner Hülfe zu bedienen, und durch mich die Sache unterſuchen zu laſſen, da ſie öffentlich anhängig gemacht wird. Er hat mir die Macht gegeben, ein ordentliches Verhör aufzunehmen. Darum laſſen Sie, wenn es gefällig iſt, Ihre Frau rufen, auch Frau von Drönner und der Baron Ernold ſollen erſcheinen. Man weiß, daß dieſe zuerſt Verdacht in Ihrer Seele erweckt haben. Vertrauen Sie mir, Herr

Graf, ich will Alles anwenden, um Ihnen Klarheit in dieſer Sache zu geben, und die Wahrheit vom Irrthum zu ſcheiden. Iſt Ihre Gemahlinn ſchuldig, dann ſoll ihr Verbrechen, ſo wie ihre Strafe öffentlich bekannt werden, iſt ſie aber unſchuldig, dann wird die Ruhe in Ihre Seele zurückkehren, ohne daß Sie Ihren guten Ruf aufs Spiel geſetzt haben. Sehen Sie, Herr Graf, ſo handelt ein weiſer Verwalter der Geſetze und Ihr Freund, der Miniſter, und ſo muß auch ein Edelmann handeln wie Sie.

(Der Graf läutet, Anton tritt ein.)

Strehle.

Bitte Frau von Drönner und den Baron Ernold in meinem Namen hieher, auch meine Frau und Frau Mollbach möchten ſogleich erſcheinen.

(Anton geht ab.)

Saling.

Herr Graf, Sie nähren doch keinen Haß gegen Ihre Gemahlinn?

Strehle.

Ich! — O! ich liebte ſie ſo gränzenlos, und nur ihre Treuloſigkeit —

Saling.

Dieſe iſt noch nicht erwieſen.

Neunte Scene.

Die Vorigen. Dann Frau von Drönner. Ernold. Louiſe und Frau Mollbach. Anton iſt eingetreten, um Stühle zu ſetzen.

Fr. v. Drönner.

Du ließeſt mich hieher bitten, Bruder!

Ernold.

Was ſollen wir hier? (lorgnettirt Saling.) Wer iſt dieſer Herr?

Strehle.

Dieſer Herr repräſentirt hier Seine Excellenz den Herrn Miniſter.

Louiſe

(von Frau Mollbach unterſtützt,)

Herr Graf, ich erſcheine auf Ihren Befehl.

Strehle (zu Louiſen.)

Setzen Sie ſich, Sie ſind ſchwach. — Schweſter, meine Herren, ich bitte! —

(Alle ſetzen ſich. Der Tiſch iſt zur Rechten der Schauſpieler. Frau von Drönner und Baron Ernold ſitzen zur Rechten Salings — der Graf zu deſſen Linken. Auf derſelben Seite, aber etwas weiter entfernt, Louiſe. Anton und Frau Mollbach ſtehen an ihrer Seite.)

Saling.

Ich bin beauftragt, die Anklage, welche gegen die Frau Gräfinn ſich erhoben hat, zu unterſuchen.

Luiſe.

Mein Herr, die Verleumdung wagt einen Angriff gegen mich, aber ich bin unſchuldig.

Saling (ſanftmüthig.)

Verzeihen Sie, noch darf ich Ihnen nicht geſtatten, ſich zu rechtfertigen.

Ernold.

Hüthen Sie ſich, mein Herr, ihren zuckerſüſſen Worten zu trauen.

Saling (ſtrenge.)

Halten Sie die Ihrigen im Zaume, mein Herr! — Bis jetzt hat die Gräfinn das Recht, Achtung zu verlangen, und Niemand darf in meiner Gegenwart dieſe verletzen. (nach einer Pauſe zum Grafen.) Herr Graf, wer iſt derjenige, den Sie eines ſträflichen Umgangs oder des Einverſtändniſſes mit Ihrer Gattinn zeihen?

Strehle.

Ritter Randhorſt.

Saling.

Und worauf ſtützen Sie Ihre Vermuthung?

Strehle.

Auf tauſend Gründe.

Saling.

Ich bitte um den erſten.

Strehle.

Ernold! reden Sie.

Ernold

(mit wichtiger Miene.)

Hören Sie, mein Herr, und wägen Sie meine Worte genau ab: Ein Rendezvous — ein tete a tete in dieſem Saale, — dazu eine verſchloſſene Thür.

Saling.

Ein Geſellſchafts-Salon iſt kein verdächtiger Ort — Und wer hat ſie beyſammen getroffen?

Ernold.

Ich.

Saling.

Was ſagten ſie?

Ernold.

Wirklich, ich beſinne mich deſſen nicht mehr recht.

Saling.

Verzeihen Sie, wenn man die Unbeſcheidenheit hat, zu horchen, ſo muß man genau hören, und wenn man von Jemanden etwas behaupten will, ſo muß man nicht zweifelhaft ſeyn.

Ernold.

Alles, was ich weiß, iſt: daß man mich eine halbe Stunde im Vorgemach warten ließ, daß man mich auch dann noch nicht empfangen wollte, und daß ſich die Madame ſehr erzürnte, als ich gegen ihre Erlaubniß eintrat. Auch der Ritter war gegen mich aufgebracht, und Beyder Zorn ſah ich mit Recht als einen Beweis des Verbrechens an, deſſen man ſie anklagt.

Saling.

Die Ungeduld, beleidigter Stolz und Aergerniß über den unfreundlichen Empfang können wohl etwas verblenden. (zu Frau von Drönner.) Und Sie, gnädige Frau, was haben Sie vorzubringen?

Fr. v. Drönner.

Ich behaupte, daß der Ritter ſchon ſeit längerer Zeit Louiſens ganzes Vertrauen beſitzt, daß ſie öfters geheime Zuſammenkünfte hatten, und daß es ganz nach Beyder Willen geſchieht, wenn die Scheidung vollzogen wird, damit ſie nicht mehr gehindert ſind, ſich mit einander zu vereinigen.

Saling.

All dieſer Verdacht gründet noch keinen halben Beweis. — Nähere dich, Anton, und auch Sie, Frau Mollbach, ſagt mir, was wißt Ihr von der Gräfinn?

Anton.

Nichts als Gutes.

Fr. Mollb.

Ich kenne weder einen Fehler noch ein Unrecht von der guten Frau.

Strehle.

Mein Herr! belieben Sie dieſen Brief zu leſen.

Saling (nachdem er geleſen.)

Gräfinn! dieſes Schreiben enthält wirklich Beweiſe gegen Sie.

Louiſe.

Es wird nicht ſchwer ſeyn, ſie zu entkräften.

Saling.

Wer wird das können?

Louiſe.

Ich ſelbſt, wenn Sie erlauben wollen.

Saling (gibt ihr den Brief.)

Hier iſt die Anklage, vertheidigen Sie ſich, wenn Sie es im Stande ſind.

(Louiſe ſteht auf, tritt zu dem Tiſche, nimmt das Billet und bleibt ſtehen. Alle Uebrigen ſitzen. Frau v. Drönner ſpricht leiſe mit Ernold.)

Louiſe.

Mein Herr, ich bin ſehr ſchwach. Geſtatten Sie mir zu ſprechen, ohne unterbrochen zu werden.

Saling.

Ich fordre Stille im Nahmen des Miniſters.

(bey dieſen Worten ſchweigen Ernold u. Fr. v. Drönner.)

Louiſe.

Mein Herr! mein Schickſal kennt die ganze Stadt. Man weiß, daß ich nicht vom Adel bin, und daß der Graf Strehle mich aus der Niedrigkeit zu ſeiner Gattinn emporgehoben hat. — Ach! damahls liebte er mich! (ſie weint.)

Saling.

Gräfinn, Thränen beweiſen nichts. — Enthalten Sie ſich derſelben und fahren Sie fort.

Louiſe.

Das Glück, welches ich gemacht habe, erregte Neid bey vielen Menſchen, Frau von Drönner ſchwur mir unverſöhnlichen Haß, und Baron Ernold muthete mir Schändlichkeiten zu — — doch ſtille, ich bin hier, um mich ſelbſt zu vertheidigen, und nicht um Andere anzuklagen.

Saling.

Sie haben Recht, Gräfinn.

Louiſe.

In dem Augenblicke, als ich mit meinem Gatten die Hauptſtadt verlaſſen ſollte, gab ich dem Ritter hievon Nachricht durch dieſen Brief, den ich keineswegs läugne. — Dieß alſo iſt das Schreiben, welches mich anklagen ſoll, dieß der Grund all jenes ſchrecklichen Verdachtes? — Wohlan, ich will verſuchen, es zu erklären, hören Sie Alle! — Ich ſchrieb an Ritter Randhorſt: (ſie lieſt.)

»Herr Ritter!«

»Ich werde mit meinem Gemahl nach ſeinem Gute abreiſen. Ich verlaſſe Sie mit Schmerz, und laſſe den liebſten Theil meiner ſelbſt hier zurück!«

(ſie ſpricht)

Dieſe Worte, übel ausgelegt, empörten vielleicht meinen Gemahl, — allein ich ſprach hier von meinem Vater. Er hat mir das Leben gegeben; iſt er nicht der theuerſte Theil meiner ſelbſt?

(ſie lieſt.)

»Denken Sie ſich den Zuſtand meines Herzens während meiner Abweſenheit, und was es mich koſtet, mich von jenem Weſen zu trennen, das ich am meiſten auf dieſer Welt liebe.«

(ſie ſpricht.)

Einen geliebten Vater verlaſſen, einen Vater, der zwiſchen Leben und Tod ſchwebte, das war es, was meinen Schmerz erweckt.

(ſie lieſt.)

»Ihre Güte allein tröſtet mich, und auf Sie hab' ich all mein Vertrauen geſetzt. Ich erkläre mich nicht deutlicher, weil ich dem Papier kein ſo wichtiges Geheimniß anvertrauen will, als das Unſerige iſt.«

(ſie ſpricht.)

O ja wohl, ſehr wichtig! — Niemand wußte ja von dem verborgenen Aufenthalte meines Vaters, und Niemand durfte auch darum wiſſen, denn die kleinſte Unbeſonnenheit konnte ihn auf die Schlachtbank führen.

(ſie lieſt.)

»Sie wiſſen, was wir dieſen Morgen verabredet und beſchloſſen haben, und werden — ich zweifle nicht daran — mit Klugheit und Vorſicht zu Werke gehn.«

(ſie ſpricht.)

Konnt' ich ihm dieſe wohl zu ſehr anempfehlen?

(ſie lieſt.)

»Ich reiſe. — Vergeſſen Sie nicht, was Sie mir verſprochen haben, kommen Sie ja nach dem Gute meines Gemahls, und bringen Sie mir dahin Troſt und das Ende meines Kummers.«

(ſie ſpricht.)

Ach, wenn mir der Ritter die Begnadigung meines Vaters gebracht hätte, wohl würde er dadurch all meinen Kummer geendet haben! — Dieß iſt die Erklärung des mißverſtandenen Schreibens, dieß der einzige wahre Sinn, in welchem ich ihm ſchrieb, — und der Himmel ſtrafe mich, wenn ich dabey eine andere Abſicht hatte. — (zum Grafen.) Herr Graf, Sie dürfen meinem Schwur glauben, und wenn ich auch Ihre Liebe verloren habe, ſo bin ich doch Ihrer Achtung werth. (mit Nachdruck und Gefühl.) Louiſe ihren Gatten verlaſſen, Louiſe gegen ihren Wohlthäter undankbar werden? o nein! nein! — den Schwur der Treue, den ich Ihnen vor dem Altar des Ewigen geſchworen, ich habe ihn redlich gehalten, und werde ihn halten bis an das Ende meines Lebens. Wenn Sie aufgehört haben, mich zu lieben, ſo verſtoſſen Sie mich, nehmen Sie Ihre Wohlthaten zurück — aber laſſen Sie mir meine Ehre! — (nach einem kurzen Stillſchweigen.) Mein Herr, ein Irrthum veranlaßte das Elend, in welches ich mich nun geſtürzt ſehe, man hielt mich für ſchuldig, indem ich die heiligſte der Pflichten erfüllte. (ſehr heftig.) Was ich für meinen Vater that, wer würde es für den ſeinigen nicht gethan haben? — Sie haben mich verdammt, Herr Graf, ohne mich zu hören. — Nun appellire ich an die Gerechtigkeit, ſeyn Sie mein Richter.

Saling.

Herr Graf, Sie haben die Rechtfertigung Ihrer Gemahlinn gehört, ſind Sie nun überzeugt?

Strehle (ſteht auf.)

Nein, ich bin es nicht, nein, ich kann ihren betrügeriſchen Worten keinen Glauben beymeſſen, ich beſtehe auf Scheidung.

Zehnte Scene.

Die Vorigen. Anton, dann Ritter Randhorſt.

Anton.

Ritter Randhorſt!

Alle (erſtaunt.)

Randhorſt!

(Randhorſt tritt ein, Alle ſtehen auf.)

Strehle (heftig.)

Herr Ritter, was führt Sie hierher?

Randhorſt (kalt, aber mit Würde.)

Die Ehre!

Strehle.

Wer gibt Ihnen das Recht, in meinem Hauſe zu erſcheinen?

Randhorſt.

Der Befehl des Miniſters.

Strehle.

Und welche ſind die Beweggründe?

Randhorſt.

Ich komme, ihren ungerechten Verdacht zu zerſtreuen, und die Verleumder zu entlarven.

Fr. v. Drönner.

Und wer ſind denn dieſe Verleumder?

Randhorſt.

Sie kennen ſie recht gut.

Strehle.

Wie, Ritter?

Randhorſt.

Graf! man hat Sie ſchändlich hintergangen, die Betrüger haben über Liebe und Freundſchaft geſiegt. Sie hätten verdient, daß ich Sie in Ihrem Irrthum laſſe. (auf Louiſen deutend.) Allein, die Unſchuld leidet, ſie iſt angeklagt, und es iſt die Pflicht jedes ehrlichen Mannes und die doppelte Pflicht des Ritters, die Unſchuld zu vertheidigen, und ihr den Triumph zu bereiten.

Strehle.

Sie ſind der Mitſchuldige dieſer Frau, Sie können ihre Vertheidigung nicht übernehmen.

Randhorſt.

Ich Mitſchuldiger? — Nein, ich bin Ankläger.

Strehle.

Wen wollen Sie anklagen?

Randhorſt.

Sie.

Strehle.

Was für Unrecht hab' ich begangen?

Randhorſt
(mit Würde und Feuer.)

Sie wollen es wiſſen? — Wohlan, ſo hören Sie. Als Sie Louiſen ehlichten, mußten Sie all Ihr Anſehen, allen Ihren Einfluß anwenden, um dem Vater Ihrer Gemahlinn ſein Recht zu verſchaffen, Sie verſprachen es auch. — Haben Sie Ihr Verſprechen gehalten? — Nein, Louiſe ſah, daß Sie dieſe ihre heiligſte Angelegenheit vernachläſſigten, daher wandte ſie ſich an mich, und bat mich, ihr Theuerſtes auf dieſer Welt zu beſchützen, zu retten, ich verpflichtete mich dazu, und habe mein Wort gehalten. Eine geheime, — aber nothwendige Zuſammenkunft erregte Ihren Zorn, Ihre Eiferſucht, und machte Sie zum ungerechteſten Menſchen. — So in Ihrer blinden Wuth wollten Sie eine Tochter entehren, für deren Vater Sie nichts gethan haben, Sie wollten einen Freund durchbohren, der es auf ſich nahm, Ihren Fehler wieder gut zu machen. Das ſind die Folgen Ihrer Leichtgläubigkeit, Ihrer Eiferſucht. Nun kennen Sie Ihr Unrecht, erröthen Sie darüber und ſuchen Sie es wieder gut zu machen.

Saling.

Herr Ritter, Ihre Erklärung ſtimmt mit jener Louiſens ganz überein.

Randhorſt (fortfahrend.)

Was ſag ich gut machen? — Können Sie das noch? Wiſſen Sie, wie weit es Ihre Grauſamkeit gebracht hat? — Hören und zittern Sie! — Der unglückliche Spalta hat, um ſeine Tochter zu vertheidigen, ſeine verborgene Zufluchtsſtätte verlaſſen, iſt erkannt, arretirt und den Gerichten übergeben worden!

Louiſe.

Jeſus! —

Strehle.

Ich eile zu ſeiner Rettung.

Randhorſt.

Einen Augenblick noch.

Louiſe.

O kommen Sie Ritter, führen Sie mich zu meinem unglücklichen Vater.

Randhorſt.

Erlauben Sie. (zu Strehle.) Graf, ich hab' Ihnen Wahrheit verſprochen, ich bin ſie Ihnen ſchuldig.

Ich komme die Elenden zu entlarven, die durch ihre böſen Rathſchläge aus Haß und Habſucht Ihr Glück zerſtörten. Dieſer Augenblick ſoll ſchrecklich ſeyn; denn die Beweiſe ſind überzeugend. — (zu Louiſen.) Gräfinn, erholen Sie ſich, ich bin im Stande, Ihnen Troſt zu bringen, ich habe mein Verſprechen erfüllt, hier — hier leg ich die Begnadigung ihres Vaters in Ihre Hände. (er übergibt ihr ein Papier.) Graf! hier iſt die Rechtfertigung Ihrer Gemahlinn. (er übergibt ihm ein Päckchen mit Briefen, und ein abgeſondertes Billet.)

Strehle.

Ein Billet vom Miniſter!

Randhorſt.

Leſen Sie, was er Ihnen ſchreibt.

Strehle

(nachdem er geleſen.)

Wie Ritter! Ihr Briefwechſel mit Louiſen befand ſich in des Miniſters Händen?

Randhorſt.

Wie natürlich; denn die Gräfinn ſchrieb mir nur in der Angelegenheit ihres Vaters!

Strehle.

Gerechter Gott, was hör' ich?

Randhorſt.

Dieß war das Verbrechen, welches Sie ſo ſtrenge beſtrafen wollten.

Louiſe.

Ritter, mein Dank — — und mein theurer Vater, — wo iſt er? —

Randhorſt.

Sie ſollen ihn ſehen, (zur Thüre hinaus.) Herr von Spalta, kommen Sie Ihre Tochter zu umarmen und zu tröſten.

Eilfte Scene.

Die Vorigen. Spalta.

Louiſe.
(ſtürzt ihrem Vater entgegen, und ſchließt ihn in ihre Arme.)

Mein Vater!

Spalta
(ſie an ſein Herz drückend.)

O, meine liebe Louiſe! (zeigt auf Randhorſt.) Hier ſteht mein und dein Retter. (mit Abſcheu auf den Grafen zeigend.) Und dort —

Louiſe (ihn unterbrechend.)

Mein Gemahl. — Schweigen Sie, mein Vater, ſagen Sie dem Verblendeten nichts Unangenehmes, ich habe Sie ja wieder, nun fühl' ich mein Unglück nur halb.

Spalta.

Komm, meine Tochter, laß uns dieſes Haus verlaſſen. Dank ſey es dieſem edelmüthigen Manne, (auf Randhorſt zeigend.) man hat mir meine Ehre und meine Güter wieder gegeben — dahin laß uns fliehen. Laß uns dem Herrn Grafen danken für das Gute, welches er uns erwies, und das Ueble vergeſſen, welches er wider ſeinen Willen über uns brachte. Komm!

Louiſe.

Was fordern Sie, mein Vater?

Spalta.

Der Herr Graf hat dich mir zurückgegeben, ich habe wieder alle Rechte eines Vaters über dich; du mußt mir gehorchen.

Louiſe.

Sie wollen es, mein Vater? (ſie nähert ſich dem Grafen und fragt ihn mit Thränen.) Soll ich künftig Louiſe Spalta oder Gräfinn Strehle ſeyn?

(Der Graf läßt das Tuch ſinken, welches er vor ſeine Augen gehalten hat, er blickt Louiſen wehmüthig an, wirft ſich dann zu ihren Füſſen, und ſtreckt ihr ſeine Arme entgegen. Louiſe ſtürzt ſich hinein, ſie umarmen ſich heftig, und bleiben einige Augenblicke in dieſer Attitude.)

Louiſe
(mit ſeelenvollem Ausruf.)

Vater! er liebt mich noch, — er ward hintergangen, er bereut!

Strehle
(hält Spalta ſeinen Arm entgegen.)

Auch mein Vater!

Louiſe (zärtlich.)

Verzeihen Sie ihm!

Spalta (mit Gefühl.)

Iſt er nicht dein Gemahl?

Strehle
(ſteht auf, wirft ſich in Spalta's Arme, faßt dann Louiſens Hand.)

Ja, ihr Gemahl, und kein Verleumder ſoll dieſe neu geknüpften Bande zerreiſſen können.

Saling.

Herr Graf! dieſe Wiedervereinigung erfreut mich, und ehrt Sie. — Der Miniſter hat ſich in ſeiner Erwartung nicht getäuſcht, doch Ihre tugendhafte Gemahlinn kann Genugthuung fordern: — (zu Louiſen.) Gräfinn, führen Sie Klage gegen Ihre Verleumder, ich nehme Sie an!

Louiſe.

Mein Herr, nennen Sie ſie nicht, ich verlange ſie gar nicht zu kennen.

Strehle

(gibt ihr den Brief des Miniſters.)

In dieſem Brief des Miniſters ſind ſie genannt, entſcheide du über ihr Schickſal.

Louiſe

(nimmt den Brief, wirft einen Blick darauf und zerreißt ihn dann.)

Saling.

Dieſe Rache, Gräfinn, iſt ein neuer Beweis Ihrer edlen Seele. — Frau von Drönner, Baron Ernold, der Miniſter hat mich beauftragt, Sie zu ihm zu begleiten, gewiſſer wichtiger Eröffnungen wegen, die er Ihnen zu machen hat.

Fr. v. Drönner.

Ich erwarte ſie. Ihren Arm, Baron. (mit einem höhniſchen Seitenblick auf ihren Bruder ab.)

Saling.

Leben Sie wohl, Herr Graf, hören Sie nie mehr böſe Rathgeber, trauen Sie nicht dem falſchen Schein, und glauben Sie an die Tugend.

(er geht ab.)

Strehle.

Randhorſt, Freund! Engel! wie ſoll ich dir danken? —

Randhorſt.

Keinen Dank. — Ich bin in mir ſelbſt belohnt! — Graf! wenn Sie mich ſehen wollen, ſteht mein

Haus und meine Arme Ihnen offen, aber Ihr Pallaſt iſt von nun an auf immer für mich geſchloſſen. Lebt wohl!

Strehle.

Freund! bleibe!

Randhorſt.

Umſonſt! — Ihr ſeyd glücklich. — Mir bleibt kein Wunſch mehr. — Lebt wohl! (ab.)

Strehle

(in einem Arm ſeine Frau, in dem andern Spalka haltend. Anton und Frau Mollbach ſtehen, dem Himmel dankend, hinter ihnen.)

O! daß mein Beiſpiel der menſchlichen Geſellſchaft nützen möge! — Ehemänner! ſeyd nicht leichtgläubig, traut nicht dem Scheine, damit tugendhafte Frauen nicht das Opfer der Verleumdung werden.

Gruppe.

(Der Vorhang fällt.)

Ende.

Die Zeche,

oder:

Gaſtwirth und Bürgermeiſter
in einer Perſon.

Eine

Krähwinkliade in einem Acte,

nach

einer wahren Anecdote.

(Aufgeführt auf dem k. k. priv. Theater an der Wien.)

Perſonen.

Herr Caſimir Buxer, Bürgermeiſter und Gaſtwirth.
Käthchen, ſeine Tochter.
Herr Quirin Kupfer, Barbier und Winkelſchreiber.
Joſeph, deſſen Sohn, Poſtillon.
Van der Böhlen, ein junger niederländiſcher Mahler.
Der Gerichtsdiener.
Brunner, ein Fleiſcher.
Steibel, ein Handſchuhmacher.
Mohr, ein Rauchfangkehrer.
Schleifer, ein Schloſſer.
Pumer, ein Tiſchler.
Schmal, ein Schneider.
Magiſtrats-Räthe.
Männer und Weiber.
Aufwärter.

(Die Handlung geht in einer kleinen Stadt in Deutſchland vor.)

(Die Bühne ſtellt einen Wirthshausſaal vor, auf einer Seite ſteht ein großer länglichrunder Tiſch mit einem alten durchlöcherten Teppich bedeckt, rund herum hohe alte Stühle, auf dem Tiſch liegen mehrere Schriften, ein Tintenfaß ſteht daneben. Ueber einen Stuhl neben dem Tiſche hängt ein ſehr abgetragener ſchwarzer Rock, darauf liegt ein kleiner dreyeckigter Hut, und darangelehnt iſt ein Stock mit einem meſſingenen Knopfe. — Auf der andern Seite ſteht ein kleiner Tiſch, darauf Kannen, Teller und mehrere Wirthshausgeräthſchaften, daneben Wirthshausſtühle.)

Erſte Scene.

(Buxer in einer kurzen Jacke, ein grünes Käppchen auf dem Kopfe, und einen Pack Schriften unter dem Arm, tritt ein, ihm folgt Käthchen nebſt mehreren Aufwärtern.)

Buxer (geſchäftig.)

Keine Ordnung iſt in meinem Hauſe — Alles muß ich ſelbſt thun, am Ende wär's auch noch nöthig, daß ich die Porzionen in der Küche ſelbſt ſchneide, denn (zu Käthchen) du machſt ſie ja ſo groß, daß die Leute davon erſticken möchten, und vor lauter Eſſen auf's Trinken vergeſſen. — Und, du lieber Gott, ich habe ein bischen mehr zu thun, als Porzionen zuzuſchneiden, ich muß unſere gute Stadt zuſchneiden, ich habe mit andern Kalbsköpfen zu thun, als mit denen in der Küche. — Ich bin nicht nur Wirth, ich bin auch Bürgermeiſter, das will ſo viel ſagen, als derjenige der die Bürger meiſtert. Die hellen Schweißtropfen ſtehen mir auf der Stirne. — (ſieht im Saal herum) Wie's da wieder ausſieht. Auf dem Rathstiſche liegen noch alle Acten vom letzten Rath, nichts von alle dem iſt noch geſchehen, was da ausgemacht worden iſt, und da unter dem Arm trag' ich ſchon wieder das Wohl der ganzen Stadt für die heutige Sitzung. — Und dort ſtehen Teller und Kannen herum von der geſtrigen Sitzung der Bauern. (zu ſeinen Leuten.) Ich ſag's Euch, wenn das Ding nicht beſſer untereinander geht, ſo trifft mich einmahl der Schlag vor Aergerniß. (zu einem Aufwärter) Michel! geſchwind trag die Teller und Kannen in die Küche, daß ſie rein gemacht werden.

Ein Aufwärter.

Gleich, Herr Bürgermeiſter.

Buxer (zu einem zweyten Aufwärter.)

Du Hanns, gehſt zum Rathsdiener und fragſt, ob die Anna Grobmayer eingeſperrt iſt, die geſtern ihren Eſel Herr Bürgermeiſter geheißen hat.

Zweyter Aufwärter.

Gleich! Herr Wirth.

Buxer (zu einem Andern.)

Veit! du laufſt, und tragſt Waſſer in den Keller hinab.

Dritter Aufwärter.

Iſt denn Feuer im Keller?

Buxer.

Nein, — aber das fünf Eimerfaß vom Nußberger iſt ſchon halb leer, das muß heut mit Waſſer wieder vollgefüllt werden.

Dritter Aufwärter.

Schon recht, Herr Bürgermeiſter.

Buxer (zu einem Andern.)

Martin! du gehſt zur Fleiſchhauerinn und ſagſt ihr, ſie werde vielleicht ihren Prozeß wegen ihres Pelzes gegen den Kürſchner gewinnen, ſie möchte aber nicht vergeſſen, wegen des ~~jung~~ſchweine~~[illegible]~~ Bratens den ſie mir hat ſchicken wollen.

Vierter Aufwärter.

Soll gleich geſchehen, Herr Wirth!

Buxer.

Ihr Uebrigen nehmt die Füße in die Hände, räumt alles auf, klopft die Stühle aus, treibt die Katzen hinaus und bringt ein paar alte Speiszettel zum votum separatum. Es iſt heut Rathsſitzung — ſeht zu, ob der Fremde, der bey uns einlogirt iſt, nichts zu befehlen hat; geht, lauft, rührt Euch und ſeyd keine Eſel. (Alle Aufwärter ab.)

Zweyte Scene.

Buxer. Käthchen.

Buxer
(fällt in einen Stuhl.)

Ja, ja! ich muß zu Grund gehen, ich opfere mich für das allgemeine Wohl auf, ich ziehe am Wagen des Staats wie der beſte Ochs — und was hab' ich am Ende davon? daß ich gegen meine eigenen Gäſte ungerecht ſeyn muß, während ich im Rath Gerechtigkeit ſpreche, daß meine eigne Wirthſchaft zu Grunde geht, während ich der Staatswirthſchaft auf die Beine helfe.

Käthchen.

Mein armer geplagter Vater!

Buxer.

Arm? — nein! die Ehre macht reich — geplagt? — ja, ſo zu ſagen mortificirt.

Dritte Scene.

Die Vorigen. Joſeph.

Joſeph.

Guten Morgen, Herr Bürgermeiſter.

Buxer.

Guten Morgen, Joſeph! Biſt du ſchon zurück, von deinem Ritt? — Sag mir, Goldburſche! wer war denn der dicke Herr, den du geführt haſt? ich habe unter ſeinem Ueberrock etwas funkeln geſehen, das war gewiß ein Orden?

Joſeph.

Ich habe ihm nichts abmerken können, er hat den ganzen Weg hindurch geſchlafen.

Buxer.

Dann war er gewiß ein Straßenkommiſſär.

Joſeph.

Manchmahl hat er geſeufzt.

Buxer.

Schon recht. — Willſt dir jetzt ein wenig gütlich thun, lieber Joſeph! Ein Schweinfleiſchchen iſt fertig, ein Schweinfleiſchchen, daß mans gar nicht glauben ſollte, daß es von einer Sau herkömmt.

Joſeph.

Ich danke, Herr Buxer, ich komme —

Buxer.

Hat's ein ſchlechtes Trinkgeld geſetzt? Nun, ich borge dir ja.

Joſeph.

Nein, Herr Buxer — ich bitte Sie —

Buxer.

Haſt du ſonſt über etwas zu klagen? — Haben dir die Köhler am Wald nicht vorſpannen wollen? Iſt dir ein Bauer etwa nicht ausgewichen, und hat dich geſchlagen, da du ihn ſchlagen wollteſt? — Sag's nur, du ſollſt Satisfaction erhalten. Teufel noch einmahl! ich bin Bürgermeiſter!

Joſeph.

Nein, ich habe über gar nichts zu klagen, ich komme wegen Ihrer Tochter zu ſprechen.

Buxer.

Tochter! — was Tochter? — Iſt das ein Gegenſtand für die hohen Ohren eines Bürgermeiſters? Ich bin heut nicht Vater, ich bin nur Richter!

Joſeph.

Aber Herr Buxer — Käthchen iſt doch ſchon heirathmäßig, und ich bin bereits ſeit ſechs Monathen ganz unbarmherzig in ſie verliebt.

Buxer.

Meinetwegen, was geht es mich an?

Käthchen.

Mich gehts ein wenig ſtark an, lieber Vater!

Buxer.

Nichts gehts dich an, du biſt jung, und haſt noch Zeit genug aufs Heirathen zu denken.

Käthchen.

Ach, Vater! ich glaube, man kann gar nicht früh genug zu lieben anfangen, und wenn Joſeph mich jetzt ſchon zur Frau haben will, ſo thut er's gewiß nur darum, um deſto länger mit mir glücklich zu ſeyn.

Buxer.

Verliebte Dummheiten, laßt mich zufrieden.

Joſeph

(beym Fenſter hinausſehend.)

Da kommt mein Vater. Herr Buxer! Ich bitte, reden Sie mit ihm über die Sache.

Buxer.

Wir haben viel wichtigere Sachen miteinander zu reden, und jetzt, junger Herr, Marſch! und laß er ſich bey mir nicht mehr blicken. Wer bey mir nicht meinen Wein trinken will, und ſtatt ins Glas in die Augen meiner Tochter guckt, dem bleibt meine Thüre verſchloſſen. — Alſo leb' er wohl auf Nimmerſehen. (zu Käthchen.) Und Sie, Jungfer Naſeweis, ſehe Sie lieber zum Feuer in die Küche, als daß Sie ein Feuer in ihrem unverſchämten Herzen nährt, das ich gewiß löſchen werde.

(Beyde Liebenden gehen traurig ab.)

Vierte Scene.

Buxer und Kupfer (letzterer im Barbier-Anzug.)

Buxer.

Ach, guten Morgen, Herr Kupfer!

Rupfer (mit ehrfurchtsvoller Verbeugung.) Es lebe der Herr Bürgermeiſter! — Wie ſtehts mit dem Wirthshaus?

Buxer.

Nicht übel; es kommt jetzt wieder die durſtige Zeit. — Nun, und wie gehen Ihre Geſchäfte?

Rupfer.

Ein Advokat kann ſich bey dieſer Zeit nicht beklagen, wo kein Menſch mehr recht weiß, was recht oder unrecht iſt.

Buxer.

Nun, und die Bärte? —

Rupfer.

Wachſen brav. — Die Jahrszeit iſt günſtig, und die Vegetation üppig.

Buxer.

Sie müſſen doch geſtehen, Herr Rupfer, daß Sie ein ſehr einträgliches Amt haben;

Rupfer.

Ich murre nicht. — Die beyden ſchönſten Vorrechte, welche der Menſch haben kann, ſind: wenn er ſeine Mitbrüder vertheidigen und barbieren darf. — Ich erkenne das Erhabene und Heilige meines Amtes, überall bin ich bey der Hand, den Einen friſir ich, dem Andern ſchreib ich eine Klagſchrift, dieſen mach' ich rein mit dem Barbiermeſſer, auf Jenen laß ich das Schwert der Gerechtigkeit fallen.

Buxer.

Es will verlautbaren, mein lieber Herr Rupfer, daß Sie ſich auch öfters irren, und auf einer Seite diejenigen vertheidigen, die Sie barbieren ſollen, auf der andern die barbieren, die Sie vertheidigen ſollen.

Rupfer.

In der Zerſtreuung wäre es wohl nicht unmöglich. — Apropos, Sie haben ja einen Fremden bey ſich?

Buxer.

Ja, einen jungen Menſchen, den ich für eine hohe Perſon halte, welche incognito reiſet.

Rupfer.

Hat er einen Kammerdiener bey ſich?

Buxer.

Nein!

Rupfer.

Ach, dann hat er meiner Dienſte nöthig. Ich eile, mein Barbier- und Friſier-Zeug zu holen, und bin gleich wieder hier.

Buxer.

Noch ein Wort, Herr Rupfer, unſere beyden Kinder haben an einander Gefallen gefunden. Sie bombardiren mich ordentlich mit ihrer Liebe. Laſſen Sie uns aufrichtig mit einander reden. Was geben Sie Ihrem Sohne?

Kupfer.

Geben? — ich gebe ihm, was er will.

Buxer.

Er will meine Tochter heirathen.

Kupfer.

Nun gut, ſo geb' ich ihm in Gottesnahmen Ihre Tochter.

Buxer.

Und ſonſt geben Sie ihm nichts?

Kupfer.

Mein Gott, ein armer Barbier. — Der Bart koſtet 4 Kreutzer und da tragen ihn die Bauern noch 14 Tage mit ſich herum, daß man ſtatt des Barbiermeſſers lieber die Sichel nehmen möchte.

Buxer.

Meine Tochter iſt ein ſchönes Mädchen, iſt mir wie aus dem Geſicht geſchnitten, die kann heute oder morgen eine reiche Parthie machen.

Kupfer.

Mein Sohn hat ein wichtiges Amt. — Er iſt Poſtillon. Er iſt auf dem beſten Weg.

Buxer.

Vor der Stadt drauſſen iſt eine Strecke, die iſt verflucht ſteinig. — Uebrigens bedenke man, weſſen Tochter der Burſche heirathen will. Ich bin der einzige Bürgermeiſter auf 6 Meilen in der Runde.

Rupfer.

Natürlich, weil ſo weit kein andres Städtchen exiſtirt.

Buxer.

Ich bin auch einer der berühmteſten Gaſtwirthe auf der ganzen Straſſe bis zur Hauptſtadt. In dieſem Saale hat die Gerechtigkeit mit Herrn Bachus Freundſchaft geſchloſſen. Hier iſt es, wo die Partheyen Vormittags weinen, und Abends lachen.

Rupfer.

Ich erkenne es allerdings, welche Ehre es für meinen Sohn ſeyn würde, der Sohn eines Bürgermeiſters zu heißen; allein, ich kann dieſe Ehre nicht erkaufen, ich bin ein armer Mann, habe kaum genug, meinen eigenen Leichnam zu bedecken.

Buxer.

Wie? ein Advokat, der Einen nach dem Andern auszieht, ſollte ſelbſt nichts anzulegen haben? Das machen Sie einem Andern weiß.

Rupfer.

Herr Bürgermeiſter! Ich bitte, ſich zu moderiren. — Sie ſagen mir da Impertinentia.

Buxer.

Ach, man kennt Euch ſchon, Ihr Raubvögel!

Rupfer.

Raubvögel? — Ich werde Sie propter injurias belangen. — Sie haben mir nichts vorzuwerfen. — Sie ſind ſelbſt um kein Haar beſſer.

Buxer (zornig.)

Wer kann mir Etwas nachſagen?

Kupfer.

Gutes? — kein Menſch, — Schlimmes? — die ganze Stadt. Wo iſt denn die Feuerſpritze, wozu die Bürgerſchaft das Geld zuſammengeſchoſſen hat?

Buxer.

Wir brauchen gar keine Feuerſpritze, denn ich habe befohlen, daß gar kein Feuer auskommen darf.

Kupfer.

Warum hat denn die Bräuerinn die Erbſchaft ihres Mannes noch nicht herausbekommen?

Buxer.

Weil — weil der löbliche Magiſtrat das Geld gebraucht hat — und kurz, ich habe ihm keine Rechenſchaft zu geben, er Winkelſchreiber!

Kupfer (wüthend.)

Winkelſchreiber? Ich? — Iſt meine Barbierſtube, wo ich ſchreibe, ein Winkel?

Buxer.

Sein Sohn bekommt jetzt meine Tochter auf keinen Fall, und damit Punctum.

Kupfer.

Er braucht ſie gar nicht — Und damit der Herr nur weiß, ich trinke bey dem Herrn keinen Tropfen Wein mehr, von meiner Hand wird ihm kein Haar mehr aus dem Geſicht genommen, und wenn ſein

Bart ſo lang werden ſollte, daß er ihn im Knopfloch tragen kann. — Gehen will ich, die ganze Bürgerſchaft will ich aufhetzen, alle Prozeſſe will ich gegen ihn führen, und — und — Sapienti pauca — das heißt auf deutſch: es iſt beſſer ſchweigen, als Dummheiten ſagen. Servus! (geht ab.)

Fünfte Scene.

Buxer (allein.)

Ich habe mich über den Menſchen faſt geärgert. — Pfuy Bürgermeiſter! Kann dich ein dummer Barbier aufbringen? — Du haſt weinende Witwen und Waiſen geſehen, und dein Herz hat ſich nicht gerührt. — Der Amtsſchreiber hat dir einen papiernen Haarbeutel aufgenadelt, und du haſt darüber gelächelt. — Sie haben dir ein Pasquill an's Haus geſchlagen, worauf das Bonmot geſchrieben ſtand: *Unſer Bürgermeiſter, Caſimir Buxer heißt er, iſt ein Wirth auch nebenbey, — dumme Kerls ſind alle zwey;* — und du haſt auch gelächelt, und jetzt willſt du dich über dieſen Menſchen, der nicht werth iſt, dir die Schuhriemen aufzulöſen, ärgern? — Nein, ſtill, ſtill! Gib dich zur Ruhe, mein hohes Blut! ſteige nicht in den Kopf, welchen dir dieſe Elenden ganz und gar abſtreiten wollen. Ruhig — ruhig!

Sechste Scene.

Buxer. Van der Böhlen.

Buxer.

Ah mein Fremder! (ihn grüſſend.) Euer Gnaden! ich entbiethe Hochdenenſelben meinen unterthänigſten allerbeſten guten Morgen.

Böhlen.

Guten Tag, lieber Herr Wirth.

Buxer.

Haben vermuthlich eine recht gute Nacht gehabt? Ja, meine Betten ſind vortrefflich, zwey Strohſäcke, ſechs Matratzen, Polſter zum Wegblaſen.

Böhlen.

Ich ſchlafe überall gut.

Buxer (mit wichtiger Miene.)

Es iſt doch immer angenehm, wenn man ſagen kann: ich habe in einem Bette gelegen, worin ein Baſſa mit vier Roßſchweifen geſchlafen hat.

Böhlen (lächelnd.)

Tauſend Sapperment!

Buxer.

Ja, das iſt ein Zimmer, das ich nicht jedem Reiſenden gebe, und, wenn ich nicht vermuthet hätte, daß Hochdieſelben eine ſehr wichtige Perſonnage wären —

Böhlen.

Sie irren ſich, mein lieber Herr Wirth. Ich bin nichts mehr, als ein niederländiſcher Mahler.

Buxer

(lächelnd und mit vielen Kratzfüßen.)

Machen Eure Excellenz das andern dummen Menſchen weiß, aber mir nicht.

Böhlen.

Ich reiſe nach Rußland.

Buxer.

Eine geheime Sendung, nun ja — ja!

Böhlen.

Um dort Portraits zu mahlen.

Buxer.

Portraits? — Ganz recht — Seelen-Portraits — die Neigungen und Leidenſchaften dieſes oder jenes großen Mannes zu belauſchen, aufzufaſſen, und dann das Reſultat dem Kabinette mitzutheilen.

Böhlen.

Sie ſind ein Narr, Herr — Hören Sie mich doch nur. —

Buxer.

Ich höre ja, reden Eure Durchlaucht nur.

Böhlen.

Erſt Euer Gnaden, dann Excellenz, dann Durchlaucht, — wenn Sie ſo fortfahren, ſo bin ich in einer halben Stunde ſchon eine Majeſtät! —

Buxer.

Auch möglich, von außen Pfuy, von innen Huy! —

Böhlen.

Fürs Erſte würden Sie mich ganz glücklich machen, wenn Sie mir ein Frühſtück beſorgten, denn ich bin noch ganz nüchtern.

Buxer.

Ich erwarte Dero allerhöchſte Befehle. Was wünſchen mein gnädigſter Patron?

Böhlen.

Ich überlaſſe es ganz dem Geſchmacke des Mannes, bey dem ein Baſſa von vier Roßſchweifen geſchlafen hat — Vor Allem guten Wein und ſchnell, denn ich bin Willens, längſtens in einer halben Stunde weiter zu reiſen.

Buxer.

Wie? — ſchon? — Wollen Dieſelben denn nicht die Merkwürdigkeiten unſerer beſten Stadt beſehen? Das eiſerne Männchen auf dem Thurm, welches immer heraustritt, wenn die Stunde ſchlägt. Das Monument im Walde, wo unſer Gutsherr den großen Bock geſchoſſen hat. — Unſer Thierſpital, wo zugleich auch andere Menſchen unentgeldlich curirt werden. Die Börſe, die wir kluger Maſſen zu ebener Erde im Rathhausſaale angebracht haben, damit der Cours nicht zu hoch ſteigt.

Böhlen.

Genug, genug! Alle dieſe Schönheiten anzuſehen, mangelt mir die Zeit. Beſorgen Sie mir nur geſchwind das Frühſtück, und ſchreiben Sie mir dann die Zeche.

Buxer.

Bin wahrlich in Verzweiflung, Dero liebreitzendes Angeſicht ſobald entbehren zu müſſen, allein, wie Eure Excellenz befehlen, eine kleine Minute, und Alles ſteht auf dem Tiſch.

(geht mit vielen Bücklingen ab.)

Siebente Scene.

Van der Böhlen (allein.)

Ein lächerliches Original, der Herr Wirth — dumm, neugierig und ſchwatzhaft. — Nun, nun, wenn er mindeſtens ehrlich iſt, ſo ſind dieſe Schwachheiten wohl alle noch zu überſehen.

Achte Scene.

Voriger und Käthchen.

Käthchen

(tritt ſchluchzend auf.)

Ach, ach, ach!

Böhlen.

Wie, du weinſt liebes Kind?

Käthchen.

Ach, ich habe wohl Urſache dazu. — Wenn Sie wüßten warum ich weine, gnädiger Herr.

Böhlen.

So würd' ich Mittel ſuchen, dich zu tröſten.

Käthchen.

Ach nein, das können Sie nicht.

Böhlen.

Vielleicht doch, entdecke mir deinen Kummer.

Käthchen.

Ich — — — aber Sie müſſen mich nicht auslachen — ich bin verliebt, ſo — ſo recht türkiſch verliebt, in den ſchönſten Burſchen in der ganzen Gegend, und er in mich auch.

Böhlen.

Nun, da find' ich keine Urſache zu Thränen.

Käthchen.

Er will mich heirathen (weint ſtärker.)

Böhlen.

Nun, und du willſt das nicht?

Käthchen.

O ja, ich will's — ich wills ganz erſchrecklich, aber mein Vater will nicht.

Böhlen.

Nun, und was hat denn der Vater für Urſachen?

Käthchen.

Tauſend für eine, aber ſie halten alle nicht Stich. Erſtens iſt ihm nicht recht, daß Joſeph ein Poſtillon iſt — aber, was ſchadet denn das einem Ehemann? — dann meint er, wir wären zu jung — Mein Gott! muß man denn ein gewiſſes Alter haben um glücklich werden zu dürfen? — Dann hält der Vater meinen Joſeph für dumm. — Ja, hört' er ihn nur einmahl ſprechen, wenn wir allein ſind, wie geſchickt er ſeine Reden zu ſetzen weiß, und wie er Einem bis in's Innerſte reden kann; er würde das gewiß auch nicht ſagen. — Und kurz und gut, Joſeph muß mein Mann werden, oder ich lege mich in den Tod.

Böhlen.

Deine Liebe rühret mich. Muth, liebes Kind! — Muth! Es wird ſich alles geben, ich werde mit deinem Vater ſprechen, ich werde ihn ſchon zur Vernunft bringen.

Käthchen.

Das wird wohl ſchwer werden. Aber wenn Sie's dahin brächten, ewig, ewig wollt' ich Ihnen dankbar ſeyn.

Böhlen.

Iſt mein Frühſtück fertig?

Käthchen.

So eben hat man es auf Ihr Zimmer getragen. —

Böhlen.

Ich gehe — Leb' wohl Mädchen, leb' wohl — und ſey unbeſorgt, es wäre ja ewig ſchade, wenn ein ſo liebes Röslein ungepflückt verwelken ſollte. (ab.)

Käthchen.

Ja, ja! es wäre gewiß ſchade.

Neunte Scene.

Käthchen (allein.)

Das iſt ein recht lieber Mann, der Fremde. — Er wird mit dem Vater reden — und vornehme Herren haben über ihn viel Gewalt. — Ja, noch ſchöpf' ich Hoffnung, und wenn's nur allein bey dem Fremden ſtünde, ſo blieb ich gewiß nicht lange mehr ledig.

Zehnte Scene.

Käthchen. Buxer.

Buxer.

Ah, da ſteht ſie ja wieder und hängt den Kopf. Komm her, ſetz' dich nieder, und ſchreibe die Zeche für den Fremden, der leider nicht lange hier bleiben will.

Käthchen (ſetzt ſich an den Tiſch.)

Ich ſitze, Vater!

Buxer.

Wär's ein Landskind, nun da wollt ich honett mit ihm umgehen, aber ausländiſche Vögel muß man rupfen — (dictirend.) Ein Zimmer durch zwey Tage und zwey Nächte — ein Zimmer, worin ein Baſſa von vier Roßſchweifen gewohnt hat, iſt auch viermahl ſo viel werth, als ein anderes. Alſo ſchreib fünf und zwanzig Gulden.

Käthchen (erſtaunt.)

Wie? — fünf und zwanzig Gulden?

Buxer.

Keinen Kreuzer weniger. — Weiter — Frühſtück, Mittags und Nachtmahl, durch zwey Tage macht fünfzig Gulden. — Das iſt wohl zu wenig?

Käthchen

(ſieht ihren Vater an.)

Fünfzig Gulden — zu wenig?

Buxer.

Schreib du, und ſtecke dein Näschen nicht überall hinein (dictirt.) Ferners noch heute zum Frühſtück einen veritabel ſteyriſchen Kappaun, zwölf Gulden dreyßig Kreuzer. — Was für Wein hat man ihm gegeben, und wie viel?

Käthchen.

Er bekam den rothen Wein, den Euch der Verwalter überlaſſen hat, weil er ihm zu ſauer war. Geſtern zwey Bouteillen, und vorgeſtern auch zwey.

Buxer.

Alſo ſchreib 4 Bouteillen Burgunder à zwölf Gulden, macht acht und vierzig Gulden.

Käthchen.

Aber Vater, der Fremde iſt ja nur ein Mahler.

Buxer.

Ja, ja! aber was für ein Mahler? — ſchreib du nur acht und vierzig Gulden. — Jetzt ſage mir, wie viel macht das Ganze zuſammen?

Käthchen

(nachdem ſie leiſe zuſammengerechnet.)

Hundert fünf und dreyßig Gulden, und dreyßig Kreuzer.

Buxer.

Gut, mein Kind, gib du ihm den Zettel, mit hübſchen Mädchen handelt man nicht. Du erhältſt von ihm Hundert fünf und dreyßig Gulden. Da wird er dir vermuthlich einen Schein pr. Hundert, und zwey pr. zwanzig Gulden, alſo in Allem ein Hundert vierzig Gulden geben, da machſt du ihm dann einen Knix, und gibſt ihm nichts heraus, verſtehſt du mich? —

Käthchen.

Aber Vater, wenn —

Buxer.

Kein Wenn! — was er genoſſen, koſtet hundert fünf und dreyßig Gulden, dreyßig Kreuzer. Da kommt er eben. Mache deine Sache klug, ich gehe indeſſen Alles zur heutigen Sitzung vorzubereiten. (ab.)

Eilfte Scene.

Käthchen. Böhlen, dann Buxer.

Käthchen.

Gnädiger Herr, Sie haben Ihre Zeche verlangt, hier iſt ſie.

Böhlen

(lieſt das Blatt.)

Was ſeh ich? Hundert fünf und dreyßig Gulden, dreyßig Kreuzer — Mädchen, iſt dein Vater ein Narr? Entweder er hat ſich geirrt, oder er will mich betrügen. —

Käthchen.

Der Vater irrt ſich nie.

Böhlen.

Zu ſeinem eigenen Nachtheil, das will ich glauben. (ſieht noch einmahl in die Karte.) Nein, das iſt zu arg — he, Herr Wirth, Herr Wirth!

Buxer.

Was befehlen Hochdieſelben?

Böhlen.

Herr! Sehen Sie dieß Papier an, hab' ich das wirklich zu bezahlen, oder haben Sie ſich vielleicht geirrt?

Buxer.

Geirrt? — Nicht wahrſcheinlich, aber doch möglich. (er durchſieht die Karte und murmelt Zahlen zwiſchen den Zähnen, als ob er rechnete.)

Böhlen.

Sie haben mir hundert fünf und dreyßig Gulden, dreyßig Kreuzer berechnet; iſt das rechtlich?

Buxer

(gibt ihm die Karte zurück.)

Finden Hochdieſelben etwa die Summa zu groß?

Böhlen.

Unchriſtlich, himmelſchreyend find ich ſie.

Buxer.

Nun ſehen Euer Excellenz, ich will nicht disputiren, es iſt wegen eines andern Mahls, wenn Euer Excellenz wieder die Straße reiſen, ſo ſtreichen wir denn in Gottes Nahmen die dreyßig Kreuzer weg.

Böhlen (ganz erſtaunt.)

Herr Wirth! höre ich recht?

Buxer.

Ganz recht, die hundert fünf und dreyßig Gulden müſſen bleiben, das iſt die gewiſſenhafteſte Summe, die man fordern kann, davon kann ich auch nicht mehr einen Heller nachlaſſen.

Böhlen.

Herr! das iſt zu arg. Ich dachte, auf einer Reiſe ſeyen nur Räuber und Diebe zu fürchten, allein, ich ſehe wohl, vor dieſen iſt man ſicher, aber von den Wirthen wird man jämmerlich beſtohlen.

Buxer.

Hochdieſelben inſultiren mich, ſo viel mir ſcheint.

Böhlen.

Auf dieſe Art einen Reiſenden zu prellen, das iſt unerlaubt, man muß ein elender —

Buxer.

Halten Euer Excellenz ein — Sie verfallen da in Ausdrücke —

Böhlen.

Schurkerey iſt es, ich ſag' es geradezu.

Buxer.

Noch einmal, ich bitte um Mäſſigung, ſonſt ſoll man mir dieſe Sottiſen theuer bezahlen.

Böhlen.

Gewiß nicht ſo theuer, als Ihre Speiſen, — aber es muß doch ein Gericht in der Stadt ſeyn.

Buxer.

Allerdings, und noch dazu eine eiſerne Gerechtigkeit.

Käthchen (zu Böhlen.)

Gnädiger Herr!

Böhlen.

Vergebens, ich laſſe mich nicht betrügen.

Käthchen,

Lieber Vater!

Buxer.

Halt's Maul, ich laſſe mich nicht beſchimpfen.

Böhlen.

Auf der Stelle geh' ich zum Bürgermeiſter.

Buxer.

Da brauchen Sie nicht weit zu gehen.

Böhlen.

Der wird Ihm ſchon Mores lehren, Herr Wirth.

Buxer.

O ich fürchte mich nicht vor dem Bürgermeiſter. Er iſt die Redlichkeit, die Gewiſſenhaftigkeit ſelbſt, der verhilft Jedem zu ſeinem Recht, gehen Sie nur hin, mein Herr! gehen Sie nur hin, wir wollen ſehen, wer das Kürzere zieht. (Geht mit Käthchen ab.)

Dreyzehnte Scene.

Böhlen und **Rupfer**, dieſer ſein Barbierzeug unter dem einen, ſeinen Advokaten-Rock und Hut unter dem andern Arm.

Rupfer.

Was für ein Lärmen? — War hier Zank, Streit? — Hat einer den andern einen Eſel geheiſſen, brav, das iſt Waſſer auf meine Mühle.

Böhlen

(ſchnell auf- und abgehend.)

Das iſt ſchändlich!

Rupfer

(ihm von hinten folgend.)

Euer Gnaden!

Böhlen.

Gewiſſenlos.

Rupfer.

Gnädiger Herr!

Böhlen.

Aber ich will mir gewiß Recht verſchaffen.

Rupfer.

Recht! — das iſt mein Wort; hier ſteht der Mann vor Ihnen, der das Recht bey den Haaren faßt, aus welchem Schlupfwinkel es auch immer hervorzuziehen ſeyn mag.

Böhlen.

Wer iſt die Figur?

Rupfer.

Figura praesens est Zacharias Anastasius Casimirus Rupferus, der hieher gekommen iſt, Euer Gnaden zu ra- und zu friſiren.

Böhlen.

Ich bin ſchon barbiert, mein Freund! Es hat ihm jemand ins Handwerk gepfuſcht. Man will mich beſtehlen.

Rupfer.

Beſtehlen? — Das gehört in mein Departement. Prächtige Causa litis das. — Euer Gnaden ſollen nicht beſtohlen werden, dürfen nicht beſtohlen werden, und wenn der Dieb das Geld ſchon im Rachen hätte, ſo muß ers doch wieder herausgeben. Es exiſtirt gar nirgends in der Welt eine ſo durchtriebene Gerechtigkeit, wie bey uns. Unſer Bürgermeiſter —

Böhlen.

Nun, wenn er nicht redlicher iſt, als Euer Wirth.

Rupfer (erſtaunt.)

Der Wirth? (faßt ſich gleich wieder.) Seyn Hochdieſelben unbeſorgt, der Wirth konnte Sie betrügen, aber der Bürgermeiſter wird den Betrüger beſtrafen. — Uebergeben mir Euer Hochedeln den ganzen Prozeß, und ich bürge dafür, Sie ſollen ihn mit Trompeten und Paucken gewinnen.

Böhlen.

Ha, ha, ha! Sind bey Ihnen die Barbiere die Advokaten?

Rupfer (mit Würde.)

Ja, das ſind ſie, und ich ſehe auch nicht ein, warum ſie es nicht ſeyn ſollten. Darf ein Advokat barbieren, warum ſoll ein Barbier nicht advociren dürfen. — Sehen Sie hier dieſen Rock, er iſt im Gerichtshofe ergraut. Hätten Sie mich nur einmal bey Gericht ſchreyen gehört, Sie würden nicht mehr zweifeln, daß ich würdig ſey, der Cicero unter den Barbieren genannt zu werden.

Böhlen.

Wohlan! ich übergebe Ihnen meine Sache!

Rupfer.

Sollens nicht bereuen, ich will Ihnen heute zeigen, daß ich meine Tagſatzung nicht ſo oft erſtrecke, wie meine Herren Collegen, und daß bey mir jeder Streit mit dem erſten Maulkrieg abgethan iſt.

Böhlen.

Wohlan! ſo folgen Sie mir zum Bürgermeiſter.

Rupfer.

Nichts folgen, wir ſind ſchon da, der Bürgermeiſter wohnt hier. — Binnen einigen Minuten beginnt die Rathsſitzung, und zwar in dieſer Stube.

Böhlen.

Hier?

Rupfer.

Ja hier! Folgen Sie mir in's Vorzimmer, dort ſollen Sie mich von den Nebenumſtänden unterrichten, denn ich will die Sache in succum et sanquinem vertiren; dann will ich Sie geſchwind raſiren, hierauf mich in das Gewand der Gerechtigkeit ſtecken, mit Ihnen hereintreten, reden wie ein Buch, ſchreyen wie ein Zahnbrecher, keinen andern zum Wort kommen laſſen, bis ich die Schlacht gewonnen habe, und den gemilderten Speiszettel als Sieges-Trophäe zu Ihren Füſſen legen kann. Fort, fort! ad arma, ad arma!

(Beyde ab.)

Vierzehnte Scene.

Buxer (im Bürgermeiſterkleide.) Käthchen und mehrere Aufwärter.

Buxer.

Kinder! geſchwind alles in Ordnung gebracht. — Die Gaſtſtube muß verſchwinden und daraus ein Rathsſaal hervorgehen. — Den Rathstiſch hieher in die Mitte, die Stühle rund herum, den Bürgermeiſter-Stuhl mit den langen Ohren, obenan — vor ihm die Akten und die Glocke, das weiſſe Papier alles auf den Platz des Gerichtſchreibers. Die Magiſtratsräthe brauchen kein Papier, ſie können ohnedieß nicht ſchreiben. (Alles, was Buxer befohlen hat, iſt geſchehen.) So! (er klingelt, der Gerichtsdiener tritt ein.) Sag er den Magiſtratsräthen, ſie ſollen heraufkommen, ſie ſtehen unten beym Ochſenſtall. (der Gerichtsdiener ab.) Das wird heute wieder Kopfbrechen koſten. (er durchſieht die Schriften.) Lauter wichtige Dinge. (lieſt ein Rubrum) Der Sailermeiſter Knopf contra den Bauernknecht Stöpſel! der ſich beſoſſener Weiſe in ſeine geſpannten Stricke verſchlungen, und ſie zerriſſen hat, — das iſt gar ein verwickelter Fall.

Fünfzehnte Scene.

Die Magiſtratsräthe. Der Gerichtsſchreiber. Der Gerichtsdiener und die Vorigen.

Die Magiſtratsräthe.

Guten Tag, Herr Bürgermeiſter.

Buxer.

Willkommen, willkommen! — Setzen Sie ſich, meine Herren.

(Alle ſetzen ſich.)

Steibel (zu Buxer.)

Nun? Sind die gelbledernen Hoſen recht, die ich geſtern geſchickt habe?

Buxer.

Ueber die Kniee ſind ſie mir etwas zu eng.

Brunner (zu Pummer.)

Will mir der Herr Gevatter ſein Kalb um 25 fl. geben oder nicht?

Pummer.

Nein, Herr Gevatter, das kann nicht ſeyn, da eſſ' ich's lieber ſelber.

Schmal (zu Mohr, mit dem er ſchon früher leiſe geſprochen hat.)

Zwey und eine halbe Elle muß der Herr haben. (er nimmt eine Maß heraus, und mißt ihm einen Rock an.)

Schleifer.

Ich komme eben von meinem Ackerfeld herein, da ſind mir die Bauern wieder ſchön hineingefahren, wenigſtens eine Klafter breit liegt die ganze Frucht am Boden.

Buxer.

Laß der Herr eine Tafel hinſtellen, und darauf ſchreiben: *Niemand wird gebeten über dieſen Acker zu fahren.*

Schleifer.

Das werd' ich auch thun.

Gerichtsſchreiber.

Meine Herren, wollen wir nicht zur Sitzung ſchreiten.

Buxer.

Meinetwegen. (er klingelt) Die Sitzung fängt an. Gerichtsdiener, man laſſe das Volk herein.

Gerichtsdiener

(öffnet die Thüren, mehrere Bauern und Bäuerinnen treten herein, und reihen ſich auf beyden Seiten.

Sechzehnte Scene.

Die Vorigen. Landleute.

Buxer
(leiſe zu den Magiſtratsräthen.)

Meine Herren! wenn Einer von Ihnen während der Sitzung ſchlafen will, ſo bitt' ich nur nicht laut zu ſchnarchen. (laut.) Gerichtsſchreiber! man verleſe die Partheyen.

Gerichtsſchreiber
(nimmt ein Actenſtück und lieſt.)

Peter Bullmann, contra Catharina Uxor, wegen 5 Ohrfeigen, welche ſie ihm am letzten Sonntag beym Nachhauſegehen aus dem Gemeindwirthshaus applizirt hat.

Buxer.

Häuslicher Kampf — gehört nicht hieher. Wird angeordnet: es haben ſich beyde Partheyen am künftigen Sonntag im Wirthshaus des Herrn Buxer wieder mit einander zu vergleichen. Ein Anderes!

Gerichtsſchreiber (lieſt.)

Hans Stürzenbecher beklagt ſich, daß die Dachrinne ſeines Nachbars Willibald Spatz zu weit heraus ſtehe, und ihm, Supplikanten, das Waſſer gerade beym Thor hineinrinne.

Buxer.

Iſt auch kurz abgethan. Willibald Spatz hat ſeine Röhre weiter einzuziehen, widrigen Falls ſie ihm ex officio kaſſirt werden wird. Weiter!

Gerichtsſchreiber (lieſt.)

Gertraud Spitznagl, contra Anna Maria Bamhackel, wegen eines jungen Gänschens, welches ihr letztere diebiſcher Weiſe entwendet haben ſoll.

Buxer.

War das junge Gänschen ſchon in der Einmachſauce, oder noch lebendig?

Gerichtsſchreiber.

Iſt aus den Acten nicht zu erſehen.

Buxer.

Klägerinn hat alſo vorläufig dieſe Frage noch umſtändlich zu erörtern.

Gerichtsſchreiber (lieſt.)

Der Mahler van der Böhlen gegen den Gaſtwirth Caſimir Buxer, wegen Betrug.

Buxer.

Ich kenne die Geſchichte. — Gerichtsdiener, man laſſe die Partheyen herein.

Siebenzehnte Scene.

Die Vorigen. Böhlen, und Rupfer im Advokatenkleide.

Buxer (für ſich.)

Aha, der Barbier vertritt meine Gegenparthey.

Böhlen (um ſich ſehend.)

Der Spitzbube vom Wirth iſt noch nicht da.

Buxer.

Silentium! hier iſt nicht der Ort zu Grobheiten, ſondern zu Feinheiten. — Wer unterſteht ſich vor mir Böſes von dieſem Manne zu ſagen?

Böhlen.

Was ſeh' ich? — Das iſt er ja ſelbſt. — Wie? Sie, Herr Wirth, ſind auch zugleich der Bürgermeiſter dieſes Städtchens?

Buxer.

Sum!

Böhlen.

Nun jetzt ſteht mein Prozeß gut. — Meine Herren, ich nehme meine Klage zurück, die Sache iſt abgethan — es iſt mir ſchon genug von einem Wirth beſtohlen zu ſeyn, ich will es nicht auch noch darauf ankommen laſſen, daß das löbl. Gericht —

Rupfer.

Nein, nein, mein Herr! die Gerechtigkeit darf in ihrem Gange nicht gehemmt werden, die Klage iſt eingereicht, die Debatten fangen an, es muß ein Urtheil geſchöpft werden, und wenn's auch nur darum wäre, daß wir eine Nummer mehr in der Regiſtratur haben.

Böhlen.

Natürlich, das hohe Gericht muß ja auch ſeine Sporteln dabey haben. — Nun, in Gottes Nahmen, ſo will ich für mein Geld wenigſtens lachen.

Buxer.

Advokat! man rede!

Rupfer.

(huſtet, räuſpert ſich und fängt dann zu peroriren an.)

Hochwohlgeborner Herr Bürgermeiſter! löbliche Herren Räthe, meine Herrn Herren! — Wenn jemahls ein wichtiger Fall vor Gericht gebracht worden iſt, ſo iſt es jener, den ich hier zu vertheidigen gerufen bin. — Die Ehre unſerer guten Stadt, was ſage ich Stadt, die Ehre ganz Deutſchlands — was Deutſchland — die Ehre der Welt — was Welt — die Ehre von ganz Europa iſt hier compromittirt. Die Rechte der Gaſtwirthlichkeit ſind verletzt, ein Fremder iſt beraubt, in der Mitte eines civiliſirten Volkes, beraubt durch die ſträfliche Betrügerey eines Gaſtwirths.

Buxer.

Kläger, keine Injurien.

Rupfer.

Ich muß meinen Klienten auf jede Art vertheidigen. — (ſtellt ſich in Poſitur.) Wer bin ich denn, meine Herren? wer bin ich Kläger? Ich bin ein junger Mahler von höchſtens — (leiſe zu Böhlen.) Wie alt ſind wir?

Böhlen.

26 Jahre.

Rupfer (fährt fort.)

Von höchſtens 26 Jahren, ich habe eine angenehme Geſtalt — ich reiſe, um mich in meiner Kunſt zu vervollkommnen, obſchon ich jetzt ſchon ein ausgezeichneter Künſtler bin. — Allein, alles dieſes berechtigt Niemanden, mich zu betrügen, zu beſtehlen. — Dieß iſt kein Grund, warum ich mehr bezahlen ſoll, als ich genoſſen habe.

Buxer.

Kläger hat Alles genoſſrn, was auf der Zahlungskarte ſteht.

Rupfer.

Alles? — Nein! hab' ich nicht vom Kappaun ein Flügelchen, und von dem Fiſche den Kopf übrig gelaſſen? und dann, wenn ich auch Alles verzehrt hätte, wäre es wohl die ungeheure Summe werth, welche Beklagter aufgerechnet hat? Wir wollen gleich in Detalium gehen. (er zieht die Karte hervor und lieſt.) Ein veritabel ſteyer'ſcher Kappaun 12 fl. 30 kr. Quousque tandem —

Buxer.

Nun iſt das etwa theuer für einen ſteyeriſchen Kappaun?

Kupfer.

Ja, war es denn aber auch ein Kappaun überhaupt, und war es weiters ein ſteyeriſcher Kappaun insbeſondere? — Hoc nego et dico, es war ein Hahn, und noch dazu ein alter Hahn.

Alle (erſtaunt.)

Ein Hahn?

Buxer.

Nicht wahr iſt's, es war ein Kappaun.

Alle.

Beweiſe! Beweiſe! —

Kupfer.

Alſogleich will ich ſie geben. Pro primo werden ſich die Herren erinnern, daß ſchon ſeit einem halben Jahre unter den Hühnern des Gaſtwirths Buxer ein Hahn herum ſtolzirt, welcher ſeiner abſonderlich ſchönen rothen Federn wegen vorzugsweiſe der Rothe benamſet wird. — Gedachter Hahn iſt nun ſeit geſtern Morgens nicht mehr vorhanden, wo iſt er hingekommen? pro secundo, Gerichtsdiener! man gebe mir die Schüſſel ſammt dem übriggebliebenen Flügelchen, welches ich mitgebracht habe.

Gerichtsdiener

(bringt die Schüſſel.)

Rupfer.

Man beſehe dieſes Flügelchen, das Fleiſch deſſelben iſt nicht weiß, ſondern braun zu nennen. Man verſuche das Fleiſch, es iſt ſo zäh, daß man glauben ſollte, ſelbſt der Alles verzehrende Zahn der Zeit könne es nicht zernagen. (er gibt die Schüſſel bey den Magiſtratsräthen herum.)

Mohr (welcher koſtet.)

Iſt zäh, ſehr zäh!

Die Uebrigen
(nach der Reihe.)

Ja, das iſt wahr!

Rupfer
(nimmt die Schüſſel wieder und betrachtet das übriggebliebene Stück genau.)

Ha! was ſeh ich? — Heil dem nachläſſigen Küchenmädchen, welches das Thier nicht genau gerupft hat. Heil ihr, ſie fördert die Wahrheit ganz zu Tage. — Hier, hier iſt noch eine von den ſchönen rothen Federn beſagten Hahnes zu erblicken. Ich glaube alſo nun bewieſen zu haben, daß das vom Kläger gegeſſene Thier kein Kappaun, kein ſteyeriſcher Kappaun, ſondern ein Hahn, ein alter Hahn, und nominaliter jener rothe Hahn geweſen ſey, den wir alle kennen, und daß dieſer nicht 2 fl., geſchweige erſt 12 fl. 30 kr. werth ſey. (er lieſt weiter in der Karte.) Artikel 2. Eine Bouteille Burgunder 12 fl. —

Buxer.

Iſt die Bouteille Burgunder um zwölf Gulden etwa auch zu theuer? wäre da auch etwas einzuwenden?

Rupfer.

Es wäre viel einzuwenden, wenn's wirklich Burgunder wäre, allein es iſt gewiß, daß in den Keller des Gaſtwirths Buxer niemahls, ſehr niemahls auch nur eine einzige Bouteille Burgunder eingegangen iſt. Ich wenigſtens habe nie einen Tropfen bey ihm getrunken.

Magiſtratsräthe.

Wir auch nicht.

Buxer

(ſpringt zornig auf, geht zu einem Seitentiſchchen, nimmt eine Flaſche, und hält ſie in die Höhe.)

Meine Herren, ſind das Burgunder Flaſchen, oder nicht?

Rupfer.

Sie haben Recht, in Hinſicht auf die Form — die Flaſchen ſind Burgunder Flaſchen, aber wir ſprechen hier vom Inhalt. (er hält die Flaſche gegen das Licht.) Zum Glück iſt noch ein Glas voll darin. (er ſchenkt den Reſt in ein Glas.) Meine Herren, ſehen Sie nur die Farbe an; (er koſtet auf mehrere Züge.) kein Feuer, keinen Geruch, kein Bouquet! (er gibt das geleerte Glas den Magiſtratsräthen.) Urtheilen Sie ſelbſt, meine Herren, zieht ein Burgunder den Hals ſo zuſammen? (Die Magiſtratsräthe raufen ſich um das Reſtchen Wein.)

Schmal.

Nein! das iſt von dem Wein, der beym Wald wächſt, und den wir den rothen Krampenſteiner nennen.

Rupfer.

Wohlan, das was ich vom Kappaun und dem Wein bewieſen habe, hat auch bey den übrigen Artikeln Statt, und ich mache nun den Schluß: das Verbrechen des Diebſtahls, Betrugs, Raubes, und der Verletzung über die Hälfte iſt erwieſen. — Was hat Beklagter darauf zu antworten?

Buxer (ſteht auf.)

Meine Herren! der Gaſtwirth Buxer glaubte mindeſtens einen Prinzen bey ſich zu beherbergen, wie er es noch immer glaubt, und wollte nur darum ſich eine ſplendide Zahlung verſchaffen, um einen Grund zu haben, ſich ewig an die Ehre erinnern zu können, einen ſo großmüthigen Fremden bey ſich beherbergt zu haben.

Böhlen.

Schöne Wendung!

Rupfer.

Sie ſuchen ſich vergebens zu rechtfertigen, Sie unterliegen dem Gewichte meiner Beweiſe; doch ich ſtehe nicht an zu glauben, daß noch nicht alle Gefühle von Ehre in Ihrem Herzen erloſchen ſind. Wenn auf einer Seite das Verbrechen des Gaſtwirths Buxer ungeheuer iſt, (Buxer macht ein Zeichen ſeines Zorns) ſo iſt auf der andern Seite auch die Gerechtigkeitsliebe des Bürgermeiſters unbegränzt. (Buxer macht eine Verbeugung.) Wenn ich eines Theils erbebe, ſo hoffe ich andern Theils, wenn einerſeits der Gaſtwirth Buxer — wie es denn gar kein Zweifel iſt — ein ausgemachter Spitzbube iſt — (Buxer befiehlt ihm durch Zeichen zu ſchweigen.) ſo kennt doch andererſeits ganz Deutſchland die Redlichkeit des Bürgermeiſters. (Buxer dankt.) So wollen wir den ſchamloſen Wirth beſtrafen, und den gerechten Richter ſegnen, der Eine hat eine arme Waiſe beraubt (ſchnell und leiſe zu Böhlen.) Haben wir noch Papa und Mama?

Böhlen.

Gott ſey Dank, meine Eltern leben noch.

Rupfer (leiſe.)

Thut nichts, nur ſchweigen. (laut.) Der Eine hat eine arme Waiſe beraubt, der Andere beſchützt die Witwe und die Eltern dieſer Waiſe. Daher, wenn auch eine ſo ſchwarze Handlung den ohnehin ſchlechten Ruf des Gaſtwirths Buxer verſchlimmert, ſo krümmt ſie dennoch auch nicht ein weißes Haar des Bürgermeiſters, der nicht aufhören wird zu ſtehlen — (Buxer ärgert ſich.) um den Armen Gutes thun zu können. (Buxer beſänftigt ſich, und wird bey den folgenden Worten immer mehr gerührt.) Jenes Bürgermeiſters, der nicht aufhören wird, zu vergiften — ſein eigenes Leben mit Kummer und Sorgen zu dem Wohle Anderer — jenes Bürgermeiſters endlich, der würdig iſt, der erſte jener Dummköpfe zu ſeyn, die nicht erkennen, was ſie an ihm haben, und die einſt, wenn ihn ſchon lang die Würmer gefreſſen haben werden, ihn gern mit ihren Nägeln herauskratzen würden, wenn es möglich wäre. — Ha, was ſeh' ich? Meine Rede iſt durch die Ohren des Erhabenen in ſein Herz gedrungen, iſt das nicht eine Thräne, die ſeinem Auge entrollt? Ja, mein Richter iſt bewegt, ich darf Alles hoffen, er bereut Scelerum conscientia exagitatur, welches auf deutſch ſo viel ſagen will, als er wird die Zeche wenigſtens um die Hälfte herabſetzen: dixi!

Buxer.

Ja, Advokat! — Sie haben mich beym rechten Fleck gepackt, bey der Ehre. Ich will ein ſchlechter Wirth ſeyn, aber ein großer Bürgermeiſter. — Her mit der Zeche, her damit! (Man reicht ihm die Karte.) So nehm' ich denn dieſes Papier und rufe laut: der Gaſtwirth Buxer war ein Spitzbube, ich Bürgermeiſter Buxer dulde aber nicht, daß Jemand in meinem Territorium betrogen wird, ſtreiche hiemit — hört und ſtaunt, mit eigener Hand die hundert fünf und dreyßig Gulden dreyßig Kreuzer aus, und ſchreibe den eigentlichen Werth mit fünfzehn Gulden dafür hin.

(er thut's.) Ha, es iſt geſchehen, ich habe den größten Sieg erkämpft, den Sieg über mich ſelbſt.

Alle.

Es lebe der große Buxer!

Buxer.

Ich danke, ſo viel Ruhm verdiene ich nicht.

Siebzehnte Scene.

Die Vorigen. Käthchen. Joſeph. (Beyde laufen ſchnell herein.)

Käthchen.

Vater! — Vater!

Buxer.

Was gibts?

Käthchen.

Zwey vierſpännige Kutſchen halten ſo eben vor unſerm Thor, aus einer ſind vier ſchön gekleidete Herren, und aus der andern vier Damen ausgeſtiegen.

Buxer.

Der Himmel vergilt jede gute That auf der Stelle. (er zieht ſeinen Bürgermeiſterrock aus, und zieht ſeine Jacke an.) Die Sitzung iſt zu Ende. (Alle Räthe ſtehen auf.) Geſchwind in die Küche — fragen, was die hohen Herrſchaften eſſen wollen.

Joſeph.

Vater! Vater!

Rupfer.

Was gibts?

Joſeph.

Die Fremden, welche ſo eben angekommen ſind, wollen ſich raſiren laſſen.

Rupfer

(zieht ſeinen Rock aus.)

Den Rock trägſt du nach Hauſe. Ich hohle mein Barbierzeug und eile zu den Fremden.

Böhlen

(Buxer und Rupfer zurückhaltend.)

Meine Herren, nur noch einen Augenblick — Herr Buxer! Sie ſehen mich in Erſtaunen ob Ihrer außerordentlichen Gerechtigkeitsliebe, und ich hoffe, daß Sie noch einen Fall eben ſo gut und gerecht ſchlichten werden, als den vorhergegangenen, und ich will dann Ihren Ruhm in alle Länder tragen (auf Joſeph und Käthchen zeigend.) Dieſe beyden jungen Leute haben ſich unterfangen, ſich zu lieben, was fällen Sie für ein Urtheil über ſie.

Buxer.

Ich, — ich verurtheile ſie, ſich zu verheirathen.

(Käthchen und Joſeph küſſen Buxern die Hand.)

Buxer.

Schon gut. — Jetzt bin ich wieder Wirth.

Böhlen.

Aber ein Großmüthigerer als vorher.

Rupfer.

Halt! noch einen Augenblick! — Die große That unſers Bürgermeiſters, pro tempore Wirth, muß auch auf die Nachwelt übergehen: Bey der nächſten Sitzung will ich die Motion machen, daß ihm auf Koſten der Stadt ein Monument errichtet werde. Seine Statue ſoll mitten auf den neuen Brunnen geſtellt werden, wie er als Wirth mit einer Hand in das Waſſerbecken zeigt und ſpricht: Das iſt Wein, die andere aber als Bürgermeiſter zum Himmel emporhebt, und ruft: Nein, nein, es iſt Waſſer!

Alle.

Ja, ja, das ſoll geſchehen!

Buxer.

Ach! — ich erliege der Ehre!

Gruppe.

Ende.

Narrheit und Narredey.

Lustſpiel in einem Act,

nach

Desaugiers.

Perſonen.

Doktor Groll (hält eine Narrenanſtalt.) 3½
Lorchen, ſeine Tochter. 2½
Eduard Flaus. 3½
Ocularius, Profeſſor der Phyſik (närriſch.) 2
Peter, des Doktors Diener. 2 3
Mehrere Diener und Mägde. 4

Die Scene iſt in der Hauptſtadt.

Ein Salon mit einer vergitterten Kabinetsthüre zur Linken.

Erſte Scene.

Der Doktor (allein.)
(Er hält einen offenen Brief in der Hand und ruft zur Mittelthüre hinaus.)

Peter! ſage meiner Tochter, ſie ſoll herabkommen, wenn ſie eine gute Neuigkeit hören will — (tritt vor und reibt ſich fröhlich die Hände.) — Gut geht's! vortrefflich! — Die Nacht ging ganz ruhig vorüber, und meine Kranken ſchlafen alle noch. — Ja, ich bin ein Mann, dem ſich die geheimſten Wunder des menſchlichen Organismus aufgeſchloſſen haben, und täglich erwerb' ich mir mehr Rechte auf den Dank der Menſchheit. — Mein Nahme wird auch ſchon in allen Winkeln der Erde genannt, und mein Haus wird nicht leer von Patienten. — Alle Kranken wollen ſich nur von dem berühmten Groll heilen laſſen. Da kommt ein Blinder, dort ein Gichtbrüchiger, hier ein Lahmer, dort ein Tauber, aber die ſchick' ich alle wieder fort, ſolche Krankheiten ſind mir viel zu unwichtig, wer zu meinen Talenten Zuflucht nehmen will, muß den Verſtand verloren haben.

Zweyte Scene

Lorchen. Der Doktor.

Lorchen.

Vater! — Peter ſagte mir, Sie hätten mir eine angenehme Nachricht mitzutheilen.

Doktor.

Allerdings! — (er kneipt ſie in die Wange.) Hör' einmahl, Lorchen, du ſiehſt mir heut ſo ſchelmiſch aus, wie eine Braut.

Lorchen.

Braut? — Ja, Vater, es kann wohl möglich ſeyn; denn drey Nächte nacheinander habe ich gar ſonderbare Träume gehabt, in der erſten Nacht träumte mir, ein junger hübſcher Mann habe bey Ihnen um mich angehalten, in der zweyten träumte mir, Sie hätten ja geſagt, in der letztvergangenen dritten träumte mir von der Hochzeit, und wie wir dabey tanzten und ſchmauſten, jetzt bin ich nur neugierig, was mir in der vierten träumen wird. —

Doktor.

Nun, und was glaubſt du denn, wer der Bräutigam ſey?

Lorchen.

Ja, das kann ich nicht errathen.

Doktor.

Du kennſt ihn recht gut.

Lorchen.

So?

Doktor.

Ihr habt Euch einmal recht ſehr geliebt.

Lorchen.

Geliebt? — Ich erinnere mich doch nicht.

Doktor.

Freylich zählteſt du erſt 5, und er 9 Jahre, als Euer kleines Einverſtändniß zerſtört wurde.

Lorchen.

Ah — in Prag?

Doktor.

Richtig!

Lorchen.

Eduard, der mich immer ſeine kleine Frau nannte. — O ja, den hatt' ich recht lieb. Ich ſeh ihn noch vor mir mit ſeinen blauen Augen und blondgelockten Haaren, auch hatte er ſo eine ſchmelzende Stimme, daß ſeine Mutter oft ſagte: Schade, daß der Junge kein Mädchen iſt. — Aber Vater, nicht wahr — es iſt jetzt doch beſſer, daß er ein Bube iſt?

Doktor

Allerdings. — Seit 13 Jahren wird ſich übrigens das kleine Blondköpfchen wohl ziemlich geändert haben, und ich wette darauf, wir kennen ihn gar nicht mehr, wenn er kommt.

Lorchen.

Kömmt er denn?

Doktor.

Freylich. Ein Brief ſeines Vaters meldet mir ſeine Ankunft. — Ja, Lorchen, mein guter alter Freund Flaus wars, der die ganze Ehe ſtiftete.

Lorchen.

Das iſt recht hübſch von dem alten Herrn. O er dachte ſchon lange daran.

Doktor.

Wirklich? — Woher weißt du denn das?

Lorchen.

Mein Gott, wenn man zwey junge Leute ſchon mit 5 und 9 Jahren ſich Mann und Frau nennen läßt, und ihnen nach ihrer Trennung erlaubt, ſich zu ſchreiben, da muß ja doch etwas dahinter ſtecken.

Doktor (lächelnd.)

Freylich, freylich! — Darum meldet er mir auch jetzt in ſeinem Briefe, es ſey wohl zu erwägen, daß meine Tochter jetzt 18 und ſein Sohn 22 Jahre alt ſey, und —

Lorchen.

Ich errathe das Uebrige. Nun wohl, lieber Vater, Sie müſſen ihm noch heute antworten, daß Ihre Tochter gewohnt iſt, den Willen ihres Vaters als den ihrigen zu erkennen, und daß ſie ihren Bräutigam mit offenen Armen erwartet.

Doktor.

Nun, das heiß' ich doch keine Umſchweife machen. — Wer kommt? —

Dritte Scene.

Die Vorigen. Peter.

Doktor.

Ah, biſt du's, Peter?

Peter.

Nein, Herr Doktor, ich bins nicht, ein Brief iſt's.

Doktor.

Von wem?

Peter.

Ich habe nicht hinein geſchaut.

Doktor.

Gib her! (er nimmt den Brief, entſiegelt und durchſieht ihn.) Schon wieder ein Narr. — Bald wird mir mein Haus zu klein werden. (er lieſt laut.) »Mein Herr Doktor! erlauben Sie, daß ich Ihrer Pflege einen meiner Verwandten, Nahmens Hillrath, anempfehle, deſſen Zuſtand erbarmungswürdig iſt, wenn Sie ſich ſeiner nicht annehmen. — Von Natur aus mit einem gefühlvollen Herzen und lebhaften Temperamente begabt, verliebte er ſich in ein Mädchen, welches ſeine Neigung erwiederte. — Schon ſtand er auf dem Punkte, ſie zum Altare zu führen, als ſie ihm durch den Tod entriſſen wurde.«

Lorchen.

Gott! der arme junge Menſch!

Peter.

Das Mädchen iſt noch bedauerungswerther, denn die iſt gar geſtorben.

Doktor (lieſt weiter.)

»Dieſer unglückliche Zuſtand hat ſeinen Verſtand ſo verwirrt, daß er in jedem Frauenzimmer, welches er ſieht, ſeine Geliebte zu erblicken glaubt.«

Peter.

Ha, ha, ha! das iſt komiſch! (zu Lorchen.) Nehmen Sie ſich in Acht, Mamſell!

Doktor.

Stille! (fährt fort.) »Er wird gleich nach meinem Brief bey Ihnen ankommen.« (zu Peter.) Merk dir's, denn du wirſt ihn empfangen.

Peter.

Schöne Viſite das!

Doktor

(endet den Brief.)

»Er iſt manchmahl wüthend.« —

Peter.

Brav, brav!

Doktor.

»Um ihn in Ihr Haus zu locken, ſagte ich ihm, ſeine Geliebte wohne bey Ihnen. — Kaum hatt' er dieß gehört, ſo war er auch ſchon beym Zimmer drauſſen. Ich ſandte ihm einen vertrauten Menſchen auf dem Fuſſe nach, der ihm ſo lange folgt, bis er ihn bey Ihnen hat eintreten geſehen. — Geben Sie dieſem Unglücklichen die ſchönſte Gabe des Menſchen wieder, und ich werde keinen Augenblick anſtehen, Sie für dieſe Wohlthat mit einem Theil meines Vermögens dankbar zu lohnen.«

»Moosheim.«

Moosheim! — Tauſend! — Das iſt ja der ungeheuer reiche Kaufmann. Gutes Haus das! — Und er verſpricht einen Theil ſeines Vermögens! — Lorchen, lauf geſchwinde, und ſieh zu, daß das Kämmerchen Nro. 2 zubereitet werde, deſſen Fenſter in den Garten geht.

Lorchen.

Aber Vater, das iſt das ſchönſte im ganzen Hauſe.

Doktor.

Ganz recht, er bezahlt auch ſchön.

Lorchen.

Aber wo ſoll denn mein Bräutigam wohnen, wenn er ankömmt?

Doktor.

Für den wird ſich ſchon noch ein Zimmerchen finden, geh nur mein Kind, geh!

(Lorchen ab.)

Vierte Scene.

Doktor. Peter.

Peter.

Apropos, Herr Doktor, daß ich Ihnen ſage — als ich dieſen Morgen meine Runde machte, war der vertrackte alte Herr, der Phyſicus, ſchon wieder aus ſeinem Zimmer entwiſcht. — Ich fand ihn gerade bey der Küche, wie er zu unſerer Köchin ſagte: »Meine Tochter, du mußt den General heirathen.« — Sie kennen ihn ja, wie er iſt.

Doktor.

Freylich, er hat die Narrheit, alle Welt verheirathen zu wollen.

Peter.

Richtig.

Doktor.

Nun, und du haſt dich wohl nicht etwa gar vor ihm gefürchtet?

Peter.

Ach nein, den fürcht' ich nicht, er iſt nicht ſo böſe. — Und wenn er ſich nicht für den Vater eines jeden heirathmäßigen Mädels anſähe, und wenn er nicht alle Augenblicke mit einer Gas in der Luft angeſtochen käme, ſo wäre manchmahl recht geſcheidt mit ihm zu reden.

Doktor.

Nun, und was thut er denn ſonſt?

Peter.

Er wollte mir mit Gewalt meinen Lohn auszahlen.

Doktor.

Nun, und du haſt ihn doch nicht genommen?

Peter.

Freylich hab' ich ihn genommen.

Doktor.

Eſel! (gibt ihm eine Ohrfeige.)

Peter.

Herr Doktor! Sie haben mir ja doch hundertmahl befohlen, ich ſoll den Narren nicht widerſprechen.

Doktor.

Auf der Stelle gib das Geld her!

Peter.

Da iſt's! (gibt ihm eine Börſe.) Ich ſehe ſchon, Sie wiſſen mit einer Hand zu nehmen, und mit der andern (ſeine Wange fühlend) zu geben

Doktor.

Ein andermahl unterſteh' dich nicht mehr, von einem Narren etwas anzunehmen. (er geht ab.)

Peter.

Ja, aber geſcheide Leute geben bey der Zeit nichts her.

Fünfte Scene.

Peter (allein.)

Hohle der Henker das Amt eines Narrenwächters. Jahr aus, Jahr ein kann man kein vernünftiges Wort reden. Den darf man nicht anrühren, weil er glaubt, er ſey von Glas, den andern ſoll man Euer Majeſtät ſchelten, weil er ſich einbildet, er iſt ein König, und was weiß ich, was noch für andere Narrheiten. — Es iſt doch wirklich entſetzlich, was ſich der Menſch alles im Kopf ſetzen kann; da haben wir Einen, der frägt den ganzen Tag um gar nichts anderes, als:

Wie ſteht der Cours! — Ein Anderer ſchreibt lauter dummes Zeug zuſammen, dann gibt er mir's, und befiehlt mir, ich ſoll's zum Buchdrucker tragen. — Dann haben wir einen Doktor, der will gar nichts thun, als ein Grab nach dem andern graben. — Am wüthendſten aber iſt ein junger Herr, der den Mörtel von den Wänden herabſchlägt, brüllt, daß es im ganzen Hauſe widerhallt, und glaubt, das heiße Komödieſpielen. —

Sechste Scene.

Peter. Eduard.

Eduard (im Eintreten.)

Die Elenden, ſie wagten es ſogar Hand an mich zu legen.

Peter.

Ah, da iſt ſchon wieder ein Anderer. — Laß ſehen, was der für eine fixe Idee hat!

Eduard.

Ich werde Euch fragen lernen, wem Ihr vor Euch habt, Ihr Schlingels Ihr! —

Peter (bey Seite.)

Ah, das iſt gewiß der junge Herr, den uns der Brief angeſagt hat. — Ich muß ihn nur ruhig zu machen ſuchen. (er ſchreyt hinaus.) Ihr Eſel, muß man denn ſo einen Fremden behandeln, der uns beſucht. Wie oft hat man Euch geſagt: *hinaus* dürft Ihr keinen Narren laſſen, aber *herein* darf ein Jeder. (zu Eduard.) Halten zu Guten, man muß mit den Leuten ſchon ſo ſprechen, ſie verſtehn es nicht anders.

Eduard.

Die Beſtien wollten mich gar an die Kette legen.

Peter.

Ah, das iſt zu arg, ich jage ſie alle fort,

Eduard

(ihm Geld gebend.)

Da haſt du etwas für deine Mühe.

Peter.

Ah, er hat auch ſeine vernünftigen Augenblicke.

Eduard.

Melde mich Herrn Groll. — Der wird ſich wundern, mich ſo bald zu ſehen.

Peter.

Wundern? — Nein, er erwartete Sie ja ſchon.

Eduard.

Nun ja, ein Brief —

Peter (für ſich.)

Er weiß Alles.

Eduard.

Ihr habt hier ein recht hübſches Mädchen im Hauſe, nicht wahr?

Peter (bey Seite.)

Aha! jetzt fängt das Mädchen zu laufen an. (ein bischen lauter.) Er vergißt ſchon wieder darauf, daß ſie todt iſt.

Eduard.

Todt! — (er packt ihn.) Todt, ſagſt du?

Peter.

Nein, nein — Gott behüthe, ich ſagte, ſie ſey ſchön weiß und roth.

Eduard.

Nun alſo, das Mädchen —

Peter.

Iſt ganz unvergleichlich ſchön — — blonde Haare —

Eduard.

Wie? blond?

Peter.

Ja, und blaue Augen.

Eduard.

Blau? — da muß ſie ſich ſehr verändert haben, doch nein, es iſt nicht möglich. (bey Seite.) Mir ſcheint, der Burſche hat auch ſchon von der Luft angezogen, die in dieſem Hauſe weht.

Peter.

Uebrigens kennen Sie das Mädchen ja beſſer, als ich, wie es ſcheint, warum fragen Sie mich alſo?

Eduard.

Ich — ach es iſt ja ſchon dreyzehn Jahre, daß wir uns nicht geſehen haben.

Peter.

Hu hu! — es iſt doch erſt kurze Zeit, daß die Arme —

Eduard

(ohne darauf acht zu haben.)

Aber was thut das? — Ich liebe ſie jetzt noch viel heftiger als damahls; gerade zum närriſch werden.

Peter.

Da haben Sie recht, das iſt das rechte Wort.

Eduard.

Ich brenne vor Begierde ſie zu ſehen.

Peter (bey Seite.)

Der arme junge Menſch, ja, ja! das Lied hat recht, welches meine Mutter oft geſungen hat:

So geht es in der Welt,
Wenn man verliebet iſt,
Muß mancher ſeinen Geiſt aufgeben.

(zu Eduard.)

Wenn Sie wollen, junger Herr, ſo will ich Sie auf Ihre Kammer führen, da können Sie ſich's bequem machen.

Eduard (dringend.)

Nein, nein, führe mich zuerſt zu meiner Braut.

Peter.

Ah, jetzt kömmt ihm die Wuth, was fang' ich denn an? — Zur Mamſell kann ich ihn nicht führen, da könnte leicht ein Unglück geſchehen.

Eduard.

Nun, was zauderſt du denn noch?

Peter.

Ihm ſagen, daß ſie ſchon todt iſt, das kann ich auch nicht, ſonſt thut er ſich ein Leides an.

(Man hört Ocularius in der Scene rufen.)

Allons, Allons, heirathet Euch, heirathet Euch! —

Peter.

Nun, jetzt geht's gut, jetzt kommt der Andere auch noch. — Nein, zwiſchen zwey Narren bleib' ich nicht, ſie mögen's allein mit einander ausmachen, ich rufe den Herrn Doktor. (geht ab.)

Siebente Scene.

Eduard und Ocularius.

Ocularius

(kömmt mit einer Menge Fläſchchen und Tiegelchen, welche er in der Hand hält und freundlich betrachtet.)

Nur heirathen, — dazu iſt der Menſch auf der Welt, ich ſtatt' Euch Alle aus. — In dieſem Fläſchchen hab' ich einen Spiritus, der hält die Weiber getreu. — Dieſer Balſam bewirkt, daß man gegenſeitige Schwächen für Vorzüge anſieht. — Heirathet nur, ich verſorg' Euch mit Allem.

Eduard (bey Seite.)

Wer iſt dieß Original?

Ocularius (ruft.)

Lorchen! Lorchen!

Eduard.

Mein Herr! welchen theuern Nahmen nennen Sie da?

Ocularius.

Jenen meiner Tochter.

Eduard.

Sie wären alſo? —

Ocularius.

Doktor, Phyſiker, Pharmazevt, Alchimiſt, und wie neidig man mir auch darum iſt, Herr von dieſem Hauſe.

Eduard.

Nun denn, lieber Schwiegervater, ſo umarmen Sie mich.

Ocularius.

Schwiegervater?

Eduard.

Ja ja, ſehn Sie mich nur recht an, der Sohn des Kaufmanns Flaus in Prag.

Ocularius
(als ob er ſich beſänne.)

Aha!

Eduard.

Der größte Bewunderer Ihres Genies.

Ocularius.

So? — Nun, ſo umarme mich, lieber Schwiegerſohn, und — — gib mir eine Priſe Taback.

Eduard.

Ich ſchnupfe nicht.

Ocularius.

Ah — ſchnupfen mußt du, das wird als Clauſel in den Heirathscontract geſetzt.

Eduard (für ſich.)

Man hat mir wohl geſagt, er ſey etwas ſonderbar, aber was ich ſehe, übertrifft noch meine Erwartung.

Ocularius.

Ich werde tanzen auf deiner Hochzeit noch eben ſo ſchön, und ſo flink, als ich auf meiner eignen tanzte. — Du wunderſt dich? — Ja ich bin für mein Alter noch recht ſehr luſtig.

Eduard.

Das freut mich ſehr. Fröhlichkeit iſt die Gefährtinn eines guten Herzens. — Aber darf ich denn Lorchen nicht ſehen? Ich brenne vor Sehnſucht ihr meine Gefühle zu entdecken, welche die Zeit nur noch heftiger machte.

Ocularius.

Da wird dir mein Sauerſtoffgas ſehr gut thun, das kühlt ab, davon mußt du nehmen.

Eduard.

Ich bitte Sie, laſſen Sie jetzt den Arzt und Phyſiker bey Seite, und ſeyn Sie jetzt nur Vater, um das Glück meines ganzen Lebens zu machen.

Ocularius.

Nun wohlan, ſo höre! — Dieſes Etabliſſement hab' ich allein mit großer Mühe und Koſten zu Stande gebracht. Es iſt vortrefflich, hier behandle ich gegenwärtig vierzig Narren, aber unter allen dieſen ~~Vierzig~~ iſt Einer gar zu lächerlich, der nimmt meinen Nahmen an, läßt ſich Doktor Groll nennen, und will mit aller Gewalt Herr dieſes Hauſes und Vater meiner Tochter ſeyn; iſt das nicht ſpaſſig?

Eduard (bey Seite.)

Ich weiß nicht, was ich denken ſoll.

Ocularius.

Ah! — dort ſeh' ich ihn eben auf uns zukommen, bleibe hier und ſprich mit ihm, es wird dir viel Spaß machen, ich gehe unterdeſſen zu meiner Tochter und melde ihr deine Ankunft, ſie ſoll Toilette machen, und dann ſich dir zeigen. — Du wirſt von Sinnen kommen, wenn du ſie ſiehſt, dieſe Weiße der Haut, dieſe Schwärze der Augen, dieſe Röthe der Wangen und

Lippen, wenn ich von ihr ſpreche, bin ich faſt ſelbſt ein Narr, (er geht ab.)

Eduard.

Ich will ihm folgen und den Narren nicht erwarten, wie müſſen in dieſem Hauſe erſt die Narren ſeyn, wenn die Klugen ſchon ſo närriſch ſind?

Achte Scene.

Eduard. Der Doktor.

Doktor.

Halt, junger Mann!

Eduard.

Da haben wir's!

Doktor.

Sind Sie derjenige, der erſt angekommen iſt?

Eduard.

Ja — ich —

Doktor.

Sehen Sie mir feſt ins Auge.

Eduard (für ſich.)

Welch ein ſtierer Blick.

Doktor.

Sein Blick iſt egarirt. — Laſſen Sie ſich den Puls fühlen.

Eduard.

Den Puls? — Ich bin ja nicht krank.

Doktor.

Nein, nein, Sie ſind nicht krank, ich weiß es wohl. Aber dennoch — (er will ſeine Hand nehmen.)

Eduard.

Laſſen Sie mich. (für ſich.) Ich muß nur fortzukommen ſuchen, ſonſt nimmt das Ding kein Ende. (will ab.)

Doktor
(hält ihn zurück.)

Einen Augenblick noch.

Eduard (für ſich.)

Ich muß ihm doch nachgeben, ſonſt mach' ich ihn vollends wüthend.

Doktor (für ſich)

Um mich von dem statu morbi ganz zu überzeugen, muß ich ſchon ſeine empfindlichſte Seite berühren. (zu Eduard.) Junger Mann — Sterben iſt eine Verbindlichkeit, die wir ſchon beym erſten Blick des Tageslichts eingehen müſſen.

Eduard (für ſich.)

Was will er denn mit dieſem Leichen-Sermon.

Doktor.

Ich weiß, daß Ihnen ein Frauenzimmer, welches der Himmel mit Talenten, Tugend, Schönheit und Liebenswürdigkeit begabt hat, die Hand reichen, und

Sie dadurch zum glücklichſten Menſchen machen wollte, aber leider hatte es der Himmel anders mit dieſem ſeinen Geſchöpfe verfügt, und da nun einmahl Alles enden muß —

Eduard.

So bitte ich Sie, ebenfalls zu enden, und Ihre Jeremiade nicht noch weiter zu treiben. (bey Seite.) Ich muß Lorchen aufſuchen, die wird doch noch die einzige Vernünftige in dieſem Hauſe ſeyn. (will ab.)

Doktor.

Noch ein Wort, mein Freund!

Eduard.

Bin ich ſchon verdammt, heute der Ball von Narren zu ſeyn?

Doktor.

Ihre Familie muß darüber in Verzweiflung ſeyn.

Eduard.

Worüber?

Doktor (bey Seite.)

Er iſt ſich ſeines Zuſtandes gar nicht bewußt, der arme Jüngling.

Eduard.

Etwa meiner Heirath wegen.

Doktor (bey Seite.)

Immer ſeine Geliebte im Kopfe! — (laut.) Beſonders nimmt Herr Moosheim ſo lebhaften Antheil.

Eduard.

Wie? — Wer iſt denn der Moosheim?

Doktor (für ſich.)

Das hat ſchon weit um ſich gegriffen; er kennt nicht einmahl ſeine nächſten Anverwandten. (laut.) Aber ich hoffe, Sie ihm bald wieder ganz geheilt in die Arme zu führen, und einige Gießbäder werden hinreichen —

Eduard.

Gießbäder! — Ah, das iſt ein ſchönes Abentheuer, der Narr hält mich für närriſch.

Doktor.

Ich glaube wahrhaftig, er meint, es ſey bey mir auch ein bischen übergeſchnappt, nun, das iſt luſtig.

Neunte Scene.

Die Vorigen. Lorchen.

Lorchen

(bey Seite im Eintreten.)

Ich muß doch ſehen, ob der arme junge Menſch wirklich ſo hübſch iſt, als Peter mir ſagte.

Eduard

(welcher zum Tiſche gegangen iſt, auf welchem Muſikalien liegen, und woran eine Harfe lehnt.)

Was ſeh' ich, eine Harfe, Muſikalien, mein Lerchen iſt alſo auch muſikaliſch, vortrefflich! (er durchblättert die Muſikalien.)

Doktor (leiſe zu Lorchen.)

Eben recht, daß du kömmſt, liebes Lorchen; der Zuſtand, in welchem der arme Narr ſich befindet, iſt ſchrecklich. Vielleicht gelingt es dir, ihn auf ſanftere Gefühle zurückzubringen, rede mit ihm, aber ſanft, hörſt du, recht ſanft! (er entfernt ſich.)

Lorchen.

Wie, Vater? Sie wollen mich allein laſſen, mit —

Doktor.

Ich verliere Euch nicht aus dem Geſichte. (geht ab.)

Zehnte Scene.

Lorchen. Eduard.

Eduard
(die Muſikalien durchblätternd.)

Gluck — Haydn — Mozart — Beethoven — ~~kein italieniſches Geklimper~~! — das zeigt von gutem Geſchmack — und welch' ein ſchönes Inſtrument! (er nimmt die Harfe in die Hand.)

Lorchen.

Mein Gott! er wird mir die Harfe zerbrechen. (ſie läuft zu ihm und ~~nimmt~~ ihm die Harfe aus ~~der Hand~~.) Laſſen Sie das, mein Herr!

Eduard.

Ha! — welch' ein liebliches Mädchen. — Mein Fräulein, habe ich vielleicht die Ehre, in Ihnen die Tochter des Herrn Doktor Groll zu ſehen?

Lorchen (bebend.)

Ja, die bin ich.

Eduard.

Ach, liebes, liebes Lorchen! endlich ſeh' ich Sie wieder.

Lorchen (bey Seite.)

Er weiß meinen Nahmen.

Eduard,

Ach, wie lange iſt es ſchon, daß wir uns nicht mehr ſahen.

Lorchen.

Ja, ja, ſehr lange. (bey Seite.) Ich darf ſeinen Ideengang nicht ſtören.

Eduard.

Aber jetzt trennen wir uns nicht mehr, nicht wahr?

Lorchen.

Nein — nein — nicht mehr. (bey Seite.) Wenn ich nur ſchon fort wäre!

Eduard.

Du willigſt alſo ein, mich zu heirathen?

Lorchen.

Du? —

Eduard.

Du wirſt mir doch dieſes vertrauliche Wort erlauben, ich habe dich ja ſchon von Jugend auf ſo genannt.

Lorchen.

Er ſpricht gerade ſo, als ob er Eduard wäre.

Eduard.

Aber du antworteſt mir ja nicht? — Freut es dich denn nicht ſo wie mich, daß der Tag ſo nahe iſt, der uns beyde auf ewig verbindet?

Lorchen.

Können Sie noch fragen?

Eduard

(ſtürzt zu ihren Füßen.)

Ach, ich bin außer mir vor Freuden.

Lorchen (ſchreyt.)

Ah — jetzt wird er wüthend.

Eduard.

Was beginnſt du, bin ich denn in dieſer Stellung ſo ſchrecklich?

Lorchen.

Nein, aber es könnte noch kommen! — Stehen Sie auf.

Eduard.

Du willſt es und ich gehorche.

Lorchen (bey Seite.)

Ah, er iſt gehorſam.

Eduard.

Ich ſchwöre, dich ewig zu lieben.

Lorchen.

Das wäre nicht übel.

Eduard.

Und dir die Bahn deines Lebens ſtets mit Blumen zu beſtreuen

Lorchen (bey Seite.)

Er drückt ſich recht artig aus.

Eduard.

Jedem deiner Wünſche will ich zuvorkommen.

Lorchen (bey Seite.)

Das iſt gar nicht närriſch geſprochen.

Eduard.

Jedes neue Kleid, jedes Buch, alles, was du wünſcheſt, ſollſt du haben.

Lorchen (bey Seite.)

Ach, wenn ihm Eduard nur gliche!

Eduard.

Gib mir zur Bekräftigung, daß du mir gut ſeyn kannſt, einen Kuß!

Lorchen.

Was verlangen Sie, mein Herr?

Eduard.

Was du bald nicht mehr verweigern darfſt.

Lorchen (bey Seite und ſich ſchwächer ſträubend.)

Soll ich denn?

Eduard.

Widerſtehe doch den Bitten deines Bräutigams nicht.

Lorchen (bey Seite.)

Wenn man einen ſolchen Menſchen widerſpricht, ſo kann das größte Unglück geſchehen.

Eduard.

Verweigere mir nicht dieſes Pfand deiner Liebe!

Lorchen.

Nun, in Gottesnahmen! — Da! —

(ſie küßt ihn und läuft ab.)

Eilfte Scene.

Eduard (allein.)

Ueberglücklicher Eduard! — Verdienſt du ein ſolches Mädchen? O das liebe, liebe Kind! — Sie war recht hübſch, wie ſie noch fünf Jahre alt war, aber jetzt iſt ſie doch noch viel — viel hübſcher.

Zwölfte Scene.

Eduard. Peter.

Peter (für ſich.)

Mit ihm geſcheidt reden wollen, iſt freylich vergebliche Mühe; aber was will ich thun, wenn's der Herr ſo haben will. — (nähert ſich Eduard.) Sie, junger Herr!

Eduard.

Ah, biſt du's, Dummkopf!

Peter (für ſich.)

Er erkennt mich, das iſt ſchon ein gutes Zeichen. (laut.) Ich wollte Sie nur fragen, ob Sie gar keine Bagage bey ſich haben.

Eduard.

Das will ich wohl meinen. — Du erinnerſt mich eben recht daran.

Peter (für ſich.)

Ich habe den beſten Augenblick gewählt.

Eduard.

Komm mit mir, wir wollen ſie hohlen.

Peter.

Mit Ihnen? — wohin?

Eduard.

Auf das Mauthamt, dort hat der Prager Poſtwagen abgeladen.

Peter (dumm lachend.)

Ah! — Sie wiſſen ja wohl, daß man aus dieſem Hauſe nicht ſo bald wieder hinausgeht, wenn man einmahl darin iſt.

Eduard.

Was ſchwätzeſt du da?

Peter.

Nun ja, wenigſtens nicht ohne ausdrücklicher Erlaubniß des Herrn Doktors.

Eduard.

Du biſt ein Narr.

Peter (ſpöttiſch.)

Ja, ja, Sie haben Recht. — Ich bin ein Narr, und Sie ſind blos aus Unterhaltung hier.

Eduard.

Genug des Scherzes. — Du gehſt jetzt mit mir. Es iſt bald Mittag, ich muß mich zum Speiſen doch umkleiden.

Peter.

Er glaubt, er ſpeiſt mit uns.

Eduard.

Mach mich nicht ungeduldig, und öffne.

Peter.

So kommen Sie gar nicht hinaus.

Eduard

(faßt ihn an den Ohren.)

Wirſt du öffnen? —

Peter.

Ah — oh — o weh! — Nun ja, ich will Sie fortbringen (für ſich.) in Sicherheit — (er öffnet das Gitter zum Seitenkabinet, läßt Eduarden den Erſten hineingehen, und ſchließt ſchnell hinter ihm zu.) So! —

Eduard.

Wie — mich einſperren? — Schurke! he heraus! — aufgemacht! aufgemacht!

Peter.

Jetzt ſchrey, wie du magſt!

Dreyzehnte Scene.

Die Vorigen. Der Doktor.

Doktor.

Was gibt's denn hier für Lärmen?

Peter.

Eingeſperrt hab' ich den jungen Menſchen, weil er wüthend wurde.

Eduard

(zieht eine Piſtole.)

Mach auf, Spitzbube, oder es iſt um dich geſchehn.

Doktor und Peter.

Ein Mordgewehr! — (ſie entfliehen beyde.)

Vierzehnte Scene.

Eduard (allein.)

Da haben wir's, jetzt laufen ſie beyde fort, und laſſen mich eingeſchloſſen. — Ich glaube wahrhaftig, ſie halten mich für närriſch. Ja, ja, es kann wohl ſeyn, Lorchen ſelbſt ſchien ſich vor mir zu fürchten. — Uebrigens willigte ſie doch ein, mir ihre Hand zu reichen, und gab mir ſogar einen Kuß. Es geht hier etwas Unbegreifliches vor, und das muß ſich auf jeden Fall aufklären. — Aber ſoll ich für's Erſte ſchon hier ſo eingeſchloſſen bleiben?

Fünfzehnte Scene.

Eduard. Lorchen.

Lorchen.

Der arme junge Menſch. — Da hab' ich den Schlüſſel zu ſeinem Gitter, Peter hat ihn mir gegeben. —

Eduard.

Ich höre Jemanden.

Lorchen (tritt auf.)

Er iſt ſo unglücklich!

Eduard.

Lorchen, liebes Lorchen, öffnen Sie mir.

Lorchen.

Ja, wenn ich ſicher wäre —

Eduard.

Halten auch Sie mich für wahnſinnig? — Ach, wenn ich den Verſtand wirklich verloren hätte, ſo ſollten wenigſtens Sie mich dafür nicht beſtrafen.

Lorchen (für ſich.)

Die Criſis ſcheint ſchon vorübergegangen zu ſeyn.

Eduard.

Nun Lorchen?

Lorchen.

Wohlan, ich will Ihnen öffnen, aber bevor ich Sie befreye, müſſen Sie mir die Waffen geben, welche Sie bey ſich führen.

Eduard.

Recht gerne! der Beſiegte muß dem Sieger ja immer ſeine Waffen ausliefern. (er gibt ihr die Piſtole.)

Lorchen (öffnet.)

Sie ſind frey. (ſie will ablaufen.)

Eduard

(hält ſie zurück und ſtürzt zu ihren Füſſen.)

Erlauben Sie mir die Hand zu küſſen, welche meinen Kerker öffnete.

Sechzehnte Scene.

Die Vorigen. Ocularius.

Ocularius.

Zu den Füſſen meiner Tochter liegt er — bravo!

Heute Abends iſt Hochzeit. (zu Lorchen, welche fort will.) Bleib nur und ſchäme dich nicht, ich nehme dir's ja gar nicht übel. (zu Eduard.) Du haſt gewiß von meinem ſympathetiſchen Elixir getrunken? — Es hat gewirkt.

Eduard.

Ihre Augen —

Ocularius.

Kommt gleich mit mir zum Notar, Kinder — gib mir deinen Arm, Lorchen.

Lorchen (blickt in die Scene.)

Ach Gott! mein Vater!

Ocularius.

Nun, was ſträubſt du dich denn, meine Tochter? — Liebſt du den jungen Mann nicht? — liebt er dich nicht auch, und iſt nicht Alles ſchon abgemacht? — komm! komm! (er zieht ſie mit Gewalt fort.)

Siebenzehnte Scene.

Die Vorigen. Der Doktor.

Doktor.

Halt! wohin? — Wer hat dieſem wüthenden Menſchen das Gitter geöffnet? (auf Eduard zeigend.)

Eduard.

Ich wüthend? — Sie ſind's, mein Herr, Sie!

Ocularius.

Ja, Sie ſind's! — He Peter, Thomas, Johann — herbey! ſperrt mir den Narren ein!

Achtzehnte Scene.

Die Vorigen. Peter.

Peter.

Was gibts denn ſchon wieder?

Ocularius.

Ich will zum Notar gehen, und der Menſch will mich daran hindern, halt' ihn feſt und [illegible] ~~gurte~~ ihn an, morgen laß ich ihn trepaniren — (nimmt Lorchen beym Arm.) Kommt, Kinder!

Doktor

(nimmt Lorchen bey dem andern Arm.)

Sie wird nicht gehn.

Ocularius.

Sie wird gehn.

Eduard.

(auf den Doktor zeigend.)

Aber, wie kann man auch Narren von ſolcher Ar frey herum gehen laſſen?

Doktor

(zieht Lorchen am Arm.)

Komm, meine Tochter!

Ocularius (am andern.)

Komm, meine Tochter!

Peter

(will Ocularius wegziehen.)

So gehn Sie doch auf Ihre Kammer.

Eduard

(ſucht Petern wegzuziehn.)

Vergißt du den Reſpect gegen den Herrn vom Hauſe, Schlingel!

Lorchen

(ſich losreißend und auf die Seite ihres Vaters ſpringend.)

Das iſt ja entſetzlich!

Doktor.

Fort jetzt, oder ich gebrauche die Knute, — fort.

Ocularius.

Wohlan, der Klügere gibt nach. — (zu Eduard.) Komm, Schwiegerſohn, wir ſuchen den Notar allein auf, der wird uns ſchon zu unſerm Rechte verhelfen.

Eduard.

Aber iſt's denn rathſam Lorchen ſo allein bey dieſem Menſchen zu laſſen?

Ocularius.

Fürchte, dich nicht, er thut ihr nichts zu Leide, ~~und~~ komm! (beyde ab.)

Neunzehnte Scene.

Der Doktor. Lorchen und Peter.

Doktor.

Den Notar wollen ſie holen — Hu! da hab' ich einen luminöſen Gedanken! — Wenn das ginge, das machte auf's Neue Lärmen in der Welt. — Wie, wenn ich Ocularius Idee auffaßte, und den jungen Menſchen zum Spaß wirklich mit meiner Tochter verlobte, vielleicht könnte ihn das heilen. — Ja, ja, es iſt kein Zweifel, dieſe Täuſchung wird wohlthätig auf ſeinen Verſtand wirken, und er wird von ſeinem Liebesfieber geneſen, denn darin beſteht ſeine Narrheit — du bietheſt mir doch die Hand, Mädchen, zu einer der bewundernswertheſten Kuren!

Lorchen.

Wenn Sie befehlen, mein Vater!

Doktor.

So erwarte mich hier. — Du, Peter, komm und hilf mir geſchwinde umkleiden, ich will als Notar erſcheinen.

Peter (lachend.)

Ha! ha! ha! als ein geſcheiter Notar werden Sie ſich ſpaſſig ausnehmen, Herr Doktor!

Doktor.

In zwey Minuten bin ich wieder bey dir.

(Doktor und Peter ab.)

Zwanzigſte Scene.

Lorchen (allein)

Es iſt doch ſonderbar — der junge Menſch entſpricht ganz der Idee, welche ich mir von Eduarden machte — ſchlank gewachſen — ein offenes Auge — einen ſanften Ton — eine lebhafte Einbildungskraft — ach leider zu lebhaft, da er — (ſie zeigt auf die Stirne und ſeufzt.) Er hat übrigens Momente, wo ich mich gar nicht überreden kann, daß er wirklich närriſch ſey. Er kommt zwar wüthend hier an, aber einige Worte aus meinem Munde beſänftigen ihn ganz, und er küßt mir mit unbeſchreiblicher Liebenswürdigkeit die Hand, ſagt mir, daß ich hübſch ſey, daß er ſich nie mehr von mir trennen und bis zum Grabe mein bleiben wolle — iſt das närriſch geſprochen? Er verſpricht ferner, alle meine Wünſche zu erfüllen, mir treu zu bleiben, mich zu lieben, wie noch kein Mann liebte, und das iſt nicht nur nicht närriſch, ſondern ſogar recht klug geſprochen.

Ein und zwanzigſte Scene.

Lorchen. Der Doktor (als Notar, Brillen auf der Naſe.) Mehrere Diener und Mägde. Peter.

Doktor (zu der Dienerſchaft.)

Ihr habt mich alſo verſtanden? Ihr hört für einen Augenblick auf Dienſtbothen zu ſeyn, und ſtellt meine Anverwandten vor.

Ein Diener.

Wir werden's ſchon recht machen.

Lorchen.

Der arme junge Menſch, wie man mit ihm ſpielt!

Doktor.

Alles zu ſeinem Beſten. — Glaubſt du, daß er mich in dieſem Kleide erkennen werde?

Lorchen.

Dieſes ſchwarze Kleid, die Brillen und die große Perücke verſtellen Sie ganz außerordentlich, lieber Vater!

Doktor

(zu einzelnen Mägden und Dienern.)

Du Roſalia, biſt die Großmutter meiner Tochter, du Käthe die Tante, der Michael der Onkel, der Hans der Vetter, ihr unterzeichnet alle den Contract.

Peter.

Nun, und was bin ich?

Doktor.

Du bleibſt der dumme Peter.

Peter.

Pfuy!

Lorchen.

Wenn ihn das heilte, o wie freute mich das!

Doktor.

Still! da kommen ſie ſchon. (Peter geht ab.)

Zwey und zwanzigſte Scene.

Die Vorigen. Eduard und Ocularius.

Eduard.

Man hat uns gar nicht aus dem Hauſe gelaſſen.

Doktor.

Man hat mich von Eurer Wohlgeboren intention benachrichtiget, und ich eile hieher mit einem bereits in forma juris verfaßten und auf alle Fälle paſſenden Heiraths-Contrakt.

Ocularius.

Vortrefflich, Herr Notar. Alſo, meine Kinder, ſeyd glücklich und hört nie auf Euch zu lieben.

Eduard.

O mein beſter Vater, Sie erfüllen den höchſten Wunſch meines Herzens. — Lorchen fühlſt du denn die Seligkeit dieſer Stunde eben ſo ſehr, wie ich?

Lorchen (für ſich.)

Wie ſanft und gemüthlich er ſpricht.

Ocularius.

Wer ſind denn dieſe Leute?

Doktor.

Nun, Sie werden ja doch Ihre Verwandten erkennen. 2

Ocularius.

Ja richtig, das ſind meine Verwandten.

Doktor.

7 Es fehlt nichts mehr, als die Unterſchriften.

Ocularius.

Wohlan! ſo laßt uns unterſchreiben. (er thut es.) Jetzt du, meine Tochter!

Lorchen (zögert.)

Doktor (leiſe zu ihr.)

Unterſchreibe du nur!

Eduard.

Nun iſt's an mir — nie in meinem Leben habe ich freudiger meinen Nahmen unterzeichnet. (er thut es.)

Doktor

(nachdem er geleſen, zurückfahrend.)

Himmel! was leſe ich — Eduard Flaus!

Lorchen.

Eduard?

Eduard.

Nun ja, ich bin Eduard Flaus — weßhalb erſtaunen Sie ſo ſehr?

Doktor

(fängt helllaut an zu lachen.)

Nun, ein ſolcher Irrthum iſt mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen. Dießmahl hat ein Narr (auf Ocularius deutend.) klüger gehandelt, als alle Klugen.

Eduard.

Aber für wen hielten Sie mich denn?

Doktor.

Für einen Wahnſinnigen aus Liebe, den ich dieſen Morgen erwartete, und den ich durch dieſe fingirte Verlobung zu heilen hoffte. (er wirft Perücke und Brillen weg.) Eduard! umarme deinen wirklichen Schwiegervater!

Eduard.

Wie — Sie wären?

Doktor.

Doktor Groll.

Eduard.

Und ich hielt Sie —

Doktor

Für das, was Jener (auf Ocularius zeigend) wirklich iſt.

Ocularius.

Nun, endlich läßt man mir Gerechtigkeit widerfahren — ja, ich bin der Doktor.

Drey und zwanzigſte Scene.

Peter. Die Vorigen.

Peter.

Herr Doktor, Herr Doktor!

Doktor und Ocularius.

Was gibt's?

Peter.

Der Herr da (auf Eduarden zeigend) iſt der unrechte Narr, der rechte iſt ſo eben angekommen. — Er hat mich gleich beym Eintritt ſeine Frau genannt, und mich ſo zärtlich umarmt, daß ich geſchrien habe.

Doktor.

Kinder, möge die Klugheit in Zukunft eine Verbindung billigen, welche die Narrheit geſchloſſen hat. (er gibt ihre Hände zuſammen.) Es kann wohl auch einmahl ſo kommen, da das Gegentheil ſo oft der Fall iſt.

Ocularius.

So hab' ich doch wieder eine Ehe geſtiftet!

Gruppe.

Der Vorhang fällt.

13

Die hölzerne Uhr.

* * *

Drama in einem Act,

nach

Bernard-Valville.

Perſonen.

Laramee, ein alter invalider Soldat.
Eloi, ein Schmid, hinkend und einäugig.
Thomas, Laramee's Knecht.
Diego, ein junger ſpaniſcher Soldat.
Marzelline, Laramee's zweytes Weib.
Nikoline, Eloi's Weib.
Ein franzöſiſcher Korporal.
Vier franzöſiſche Soldaten.

Die Scene ſpielt in einem Dorfe an der Granze von Frankreich gegen Spanien.

(Die Bühne ſtellt ein Bauernzimmer vor. Gegen den Hintergrund zu iſt ein Fenſter. Zur Rechten des Schauſpielers ſteht eine Wanduhr mit einem Guguck auf einem hölzernen Kaſten, in welchem die Uhrgewichte eingeſperrt ſind. Dieſer Uhrkaſten muß ſo hoch ſeyn, daß er einen Menſchen einſchließen kann. In der Mitte dieſes Uhrkaſtens iſt ein rundes Loch, ſo groß, daß man eine Hand durchſtecken kann. Ein Speiſeſchrank ſteht gegenüber, im Vordergrunde ein Tiſch und Stühle.)

Erſte Scene.

Laramee und Thomas.

(Beyde ſitzen bey der Eröffnung der Gardine an dem Tiſche, rauchen Taback und trinken.)

Thomas
(das Glas emporhebend.)

Es lebe das Geld, den diejenigen, die es haben, können leben.

Laramee
(ebenfalls das Glas hebend.)

Es lebe die Fröhlichkeit, ohne ſie nützt aller Reichthum nichts.

Thomas.

Nun, noch eine Geſundheit, Herr! auf baldigen Frieden!

Laramee (anſtoßend.)

Mit vollem Herzen! (trinkt, und ſetzt das Glas weg.) Geſtern war wieder ein heißer Tag.

Thomas.

Ja, ſo heiß, daß mich ordentlich gefroren hat. — Endlich kann ich mich doch rühmen, daß ich den Feind in der Nähe geſehen habe. Ich nahm Eure lange Brille, Herr! die zum Auseinanderſchieben gemacht iſt, ging damit an's Dachfenſter unſers Kornbodens, da hab' ich die ganze Bataille mit angeſehen. — Die haben gegen einander gefeuert, das war ſchon prächtig.

Laramee.

Welcher Muth! welche Bravour! die Spanier werden's wohl bereuen, unſere Gränzen überſchritten zu haben.

Thomas.

Und Ihr, Herr — verzeihet mir den Ausdruck — aber Ihr ſeyd ein Satan. — Ich hab' es recht gut ausgenommen, wie Ihr den Fliehenden nachſetztet, als ob Ihr noch Eure Füße vom zwanzigſten Jahre hättet. —

Ja, das läßt ſich nicht nehmen, Ihr habt gefochten, aber gefochten — wie — wie ich in meinem Leben nie fechten werde.

Laramee.

Pönhaſe! (ſie ſtehen vom Tiſche auf.)

Thomas.

Jeder hat ſo ſeine eigene Art, eine Sache anzuſehen. — Sagt mir nur, was habt Ihr denn am Ende von all' Eurer Bravour?

Laramee.

Ehre!

Thomas.

Schöne Münze!

Laramee (enthuſiaſtiſch.)

Die ſchönſte! ein vortrefflicher Wechſel, den die Nachwelt gewiß honorirt.

Thomas.

Danke ſchön, warum ſoll ich mich denn für die Nachwelt in Gefahr geben, hat doch die Nachwelt auch nichts für mich gethan.

Laramee.

Dummkopf!

Thomas.

Sagt mir, ſeyd Ihr darum reicher?

Laramee.

Ein Soldat geht nicht nach Geld.

Thomas.

Seht, ich möchte wohl auch bey der Armee ſeyn, aber wißt Ihr, was ich dabey ſeyn möchte? — Ein Liferant. Herr! das iſt ein ſchöner Dienſt, ſechs Monath ſind genug, um ſo einen Menſchen zum reichen Mann zu machen, während Ihr nach dreyßigjährigen Dienſt, und beynahe eben ſo vielen Bleſſuren in — —

Laramee (rauchend.)

Schweig! ich bin mit meinem Loſe zufrieden, dieſe kleine Hütte ſchützt mich vor Kälte, mein Invalidengehalt reicht hin meine Bedürfniſſe zu befriedigen, und obſchon ich dem Tambour nicht mehr ſo recht nachſpatzieren kann, ſo ergreife ich doch jede Gelegenheit freudig meinem Vaterlande meine letzten Kräfte zu opfern.

Thomas.

Ja, Herr! Ihr ſeyd brav, das muß man Euch laſſen, ich werde in meinem Leben gewiß nicht ſo brav werden als Ihr, denn ich habe ſchon ganz andere Grundſätze. —

Zweyte Scene.

Die Vorigen. Marzelline.

Marzelline.

Wie lange werdet Ihr denn noch trinken?

Laramee.

So lang's uns ſchmeckt. Geh Marzelline, gib uns noch Wein.

Marzelline.

Was fällt dir denn ein, da ſtehen ja ſchon drey Bouteillen?

Laramee.

So bring' die vierte, ich liebe die ungleiche Zahl nicht.

Marzelline

(geht zum Schrank um eine neue Bouteille zu hohlen, und hält inne als ſie von außen einen Trommelwirbel ſchlagen hört.)

Was iſt das? —

Laramee (horchend.)

Still!

Eine Stimme

(läßt ſich von außen hören, folgende Erklärung laut und vernehmlich proklamirend:)

»Im Nahmen der Republik!«

»Der Commandant der Gränzarmee, unterrichtet, »daß mehrere feindliche Soldaten, welche der allgemeinen Niederlage entkommen ſind, in der Gegend »umherſtreifen, befiehlt hiemit: daß auf der Stelle »überall ſtrenge Hausunterſuchung angeſtellet werde. »Jeder feindliche Soldat, der verſteckt gefunden wird,

»ſoll als Spion behandelt, und auf der Stelle fuſe»lirt; diejenigen aber, welche ihm Zuflucht gegeben ha»ben, nach aller Strenge der Militärgeſetze beſtrafet »werden.«

(Ein neuer Trommelwirbel folgt, dann wird alles ſtille.)

Marzelline.

Das iſt ein ſtrenger Befehl.

Thomas.

Zum Henker auch, da iſt nicht zu ſpaßen.

Laramee.

Komm Thomas! wir wollen ein wenig auf die Straße hinausgehen, um zu ſehen, was vorgeht, dann hilfſt du mir einen Theil der Beute hereinſchaffen.

Thomas.

Schon recht, Herr! ich mache unter Einem zugleich einen Sprung zum Gevatter Eloi, um zu ſehen, ob der neue Schlüſſel zu der hölzernen Uhr ſchon fertig iſt? ich habe den alten geſtern verlegt.

Laramee.

So komm nur, komm!

Marzelline
(zu ihrem Manne.)

Nun, lieber Mann, willſt du denn gehen, ohne mir einen Kuß zu geben? das unterlaßt du doch ſonſt nie.

Laramee.

Wenn ich wieder komme, geb' ich dir zwey.

Thomas.

Ja ja, wenn wir wieder kommen, ſo geben wir zwey.

(Beyde ab.)

Dritte Scene.

Marzelline (allein.)

Ja, ja, ſo ſind die Soldaten. Sie leben nur für die Ehre! — Mein Gott! — wann wird denn der Gräul einmal enden, wann werden die Menſchen aufhören ſich zu verfolgen, und einſehen lernen, daß ein Bürger mehr am Leben, zwey gewonnene Schlachten aufwiegt? (ſieht auf den Tiſch.) Ich muß nur da ein bischen zuſammenräumen. Da haben ſie eine zweyte Schlacht mit den Bouteillen geliefert, und vier Todte ſind auf dem Platze geblieben. (ſie trägt alles, was auf dem Tiſch ſteht, zu den Speiſeſchrank, um es darin zu verſchließen, und erblickt daſelbſt auf einer der Stellen den Schlüſſel zur Wanduhr.) Das iſt ja — wenn ich nicht irre — ja, ja, es iſt der Schlüſſel zur Wanduhr, ich will ſie gleich aufziehen. (ſie öffnet die Uhrkaſtenthür, und läßt ſie, nachdem ſie die Uhr aufgezogen hat, offen ſtehen.)

Vierte Scene.

Marzelline. Nikoline.

Nikoline (eintretend.)

Guten Morgen, Nachbarinn! — ſo ganz allein?

Marzelline.

Leider, wie gewöhnlich!

Nikoline.

Mein Mann iſt auch in Geſchäften ausgegangen, meine vier Würmchen ſchlafen, und da kam ich her, einige Augenblicke mit der Frau Nachbarinn zu ſchwätzen.

Marzelline.

Sie machen mir eine Freude, Frau Nachbarinn, ich bin ohnedieß nicht am beſten geſtimmt.

Nikoline.

Ja ja, der Krieg iſt eine entſetzliche Sache. Gott ſey Dank, daß die Spanier nicht geſiegt haben, ſonſt wäre alles Unglück auf einmahl in unſer armes Dorf eingezogen, Mord, Verheerung und Raub. — —

Marzelline.

Ja, und nichts iſt dieſen Menſchen heilig.

Nikoline.

Wahr iſt's, ſo ein ſiegender Soldat iſt ſchrecklich unternehmend.

Marzelline.

Und man kann ſich doch nicht widerſetzen.

Nikoline.

Richtig, man muß ihm geben, was er haben will.

Marzelline.

Setzen ſie ſich doch ein bischen nieder, Frau Nachbarinn!

Nikoline.

Recht gern, ich bin ohnedieß heute entſetzlich müde, hab' auch wieder eine kleine Bataille mit meinem Manne gehabt.

Marzelline.

Weßwegen denn?

Nikoline.

Ja, weßwegen? das weiß man oft ſelbſt nicht. Es gibt in einer Ehe wohl öfters ein Donnerwetter, ohne daß man ſieht, wo die ſchwarzen Wolken herkommen.

Marzelline.

Laſſen Sie es immer blitzen und dennern, Frau Nachbarinn, wenn's nur nicht einſchlägt. —

Nikoline.

Hat aber dießmal eingeſchlagen, (auf ihren Rücken zeigend) da iſt der Streich herabgegangen, (lächelnd) aber das thut nichts.

Marzelline.

Wie, Frau Nachbarinn? Ihr Mann hat Sie geſchlagen? Das iſt ja entſetzlich. Wenn mir der meinige das thäte, ich liefe ihm auf der Stelle davon.

Nikoline.

Ach Gott behüte! Jetzt weiß ich erſt, daß er mich gern hat. — Sehen Sie, Frau Nachbarinn, wer liebt, muß eiferſüchtig ſeyn, Eiferſucht verurſacht Streit, Streit verurſacht Schläge. Ja ja, ich verſichere Sie, Frau Nachbarinn! ein Mann, der ſeine Frau nicht ſchlägt, liebt ſie gar nicht — gar nicht —

Marzelline.

Ich meines Theiles danke für eine ſo heftige Liebe — aber wie kam's denn? —

Nikoline.

Nun warten Sie, ich wills Ihnen ein wenig erzählen: — Sie kennen unſern Bader, der vorher Todtengräber war. — Der Menſch hat Ihnen eine ſo liebenswürdige einſchmeichelnde Art, daß er alle Mädel im ganzen Dorfe verrückt macht. — Der Bader nun geht alle Tag wenigſtens einmal bey meinem Hauſe vorüber, und ſo oft er mich ſieht, zieht er den Hut tief ab, oder, wenn ich eben unter der Hausthür ſtehe, (und ich ſtehe oft unter der Hausthüre, wenn er vorbey geht) ſo bleibt er gar ſtehen und ſpricht mit mir. Das hat nun mein Mann bemerkt und ſagte zu mir: Nikoline, rede mir nicht mehr mit dem Bader, ich kann den Scherwenzl nicht leiden. Ich aber antwortete ihm: Du weißt, daß ich den Krämpfen unterworfen bin und da muß ich mich doch mit ihm beſprechen. Da wurde mein Mann zornig und ſagte: Kurz und gut, du behältſt deine Krämpfe, und nimmſt mir von dem Doktor nichts ein. — Nun, heute Morgens geht mein Bader wieder vorüber, ich trete unverſehens zum Fenſter, und wie ich ſo hintrete — (ſie tritt zum Fenſter, In dieſem Augenblick erſcheint Diego vor demſelben, und ſpringt durch dasſelbe in das Zimmer, Nikoline entflieht mit lautem Geſchrey.)

Fünfte Scene.

Marzelline. Diego.

(Dieſe Scene fordert ein ſehr lebhaftes Spiel.)

Diego
(zur erſchrocknen Marzelline.)

Um aller Barmherzigkeit willen, rettet mich — rettet mich! —

Marzelline (halblaut ſchreyend.)

Zu Hülfe! zu Hülfe!

Diego.

Um Gotteswillen! keinen Laut, ich bin verlohren, wenn man Euch hört.

Marzelline.

Was wollt Ihr, was verlangt Ihr von mir?

Diego.

Das Leben, das Leben!

Marzelline (immer zitternd.)

Wer ſeyd Ihr?

Diego.

Ein unglücklicher Spanier, der dem allgemeinen Blutbade entkam. Es iſt um mich geſchehen, wenn Ihr mir keine Zufluchtsſtätte gewähret.

Marzelline.

Wo denkt Ihr hin — das iſt unmöglich. Habt Ihr denn die Proklamazion nicht gehört? Verlaßt meine Hütte, flieht, ich würde mich verderben, ohne Euch retten zu können.

Diego (verzweifelnd.)

Seht mich zu Euren Füßen, ſeyd nicht unempfindlich für mein Unglück. Wenn Ihr mich nicht aufnehmt, ſo finde ich keine Hülfe mehr als bey dieſem —

(Er zieht ein Piſtol aus ſeinem Gürtel, und ſetzt ſich dasſelbe an die Bruſt.)

Marzelline.

Haltet ein! Ach mein Gott! mein Gott! wozu verleitet Ihr mich? — Ich darf nicht — und doch ich muß ja — ſonſt nimmt ſich der arme Menſch das Leben. — Wir ſind alle verloren, wenn man Euch hier entdeckt. — Aber der Unglückliche iſt verloren, wie ich ihn aus dem Haus laſſe. — Ich liebe mein Vaterland gewiß ſo ſehr als Eine. — Aber verzeih mir's Gott! Freund oder Feind, Menſch bleibt Menſch, ich kann ihn nicht zu Grunde gehen laſſen. (ſie geht um die Thüre abzuſchließen, und kömmt dann wieder zurück.) Aber wohin ſoll ich Euch verbergen?

Diego.

Wohin Ihr wollt; jeder ſtille ſichere Winkel iſt für den Unglücklichen ein Pallaſt.

Marzelline.

Da kommt mir ein Gedanke in den Sinn. — Ja wirklich — es wäre thunlich — Ich will ihn hier in den Uhrkaſten verbergen. — Niemand muthmaßt, daß ich den Schlüſſel dazu habe, und Nachbar Eloi bringt den neuen wohl erſt morgen, und bis morgen gelingt's vielleicht — (zu Diego.) Kommt geſchwinde da hinein, wir haben keine Zeit zu verlieren.

Diego.

O meine Wohlthäterinn! meine Lebensretterinn!

Marzelline.

Dankt mir ein andermahl, und ſteigt nur geſchwinde hinein.

Diego.

O fügt doch zu dieſer Wohlthat noch eine zweyte hinzu. Gebt mir nur ein Stück Brod, ſeit vier und zwanzig Stunden hab' ich nichts gegeſſen.

Marzelline.

Mein Gott! ſeit vier und zwanzig Stunden! — Wartet, gleich will ich Euch Brod und Wein geben.

(ſie geht gegen den Schrank, in dieſem Augenblick wird ſehr ſtark an der Thür geklopft.) Um Gotteswillen! verbergt Euch nur geſchwinde, man kömmt. (ſie ſchließt das Thürlein des Uhrkaſtens zu, und ſtellt den Tiſch davor.) O himmliſche Vorſicht! verlaß mich nicht. (ſie öffnet die Zimmerthür.)

Sechste Scene.

Marzelline. Thomas. Diego (im Uhrkaſten.)

Thomas

(iſt mit einem Bündel beladen, worin ſich die dem Feinde abgenommene Beute befindet, unter andern trägt er auch einige ſpaniſche Uniformen.)

Frau Marzelline, Ihr ſchließt ja ſo gut zu, daß es ausſieht, als ob Ihr Euch fürchtetet.

Marzelline (verlegen.)

Ich? — fürchten? — und warum denn? he? — Iſt der Uhrſchlüſſel fertig?

Thomas.

Nein, ich bekomm' ihn erſt morgen.

Marzelline (für ſich.)

Gut! (laut.) Du biſt ja bepackt —

Thomas (ſchnell einfallend.)

Wie ein Eſel! — Ganz richtig — Es iſt ein

Theil der Beute, die wir dem Feinde auf der Flucht abgenommen haben.

Marzelline.

Wir? — gehörſt du denn auch zu dem Wir? — Ich glaube, der Feind wäre wohl noch immer hier, wenn's lauter ſolche Haſenfüße gäbe, wie du —

Thomas.

Streiten wir uns nicht darüber — Es iſt auf jeden Fall gut, daß er fort iſt. (er legt ab, was er trägt.) Uebrigens glaube ich, die Gegend iſt noch immer nicht ganz rein, es ſind gewiß noch einzelne Feinde hier, die ſich verſteckt halten.

Marzelline (bey Seite.)

Ich zittre.

Thomas.

Uebrigens, Gott ſey Dank! wir werden bald ganz ruhig ſeyn können, denn man unterſucht alle Häuſer bis auf die Tiſchladen, und findet man Einen, ſo hat er ohne Gnade ein paar Kugeln im Leibe. — Wenn nur ich einen ſolchen Kerl entdecken könnte, dann wäre mein Glück gemacht!

Marzelline.

Dein Glück? — Schäme dich, Thomas, wollteſt du dich auf ſolche Art bereichern? — Denke dir nur, wenn du nun einen ſolchen Unglücklichen fändeſt, und ihn auslieferteſt, dann würde er erſchoſſen.

Thomas.

Freylich, ganz und gar erſchoſſen.

Marzelline.

Nun, und du?

Thomas.

Und ich bekäme Geld, und würde von dem General belobt, und — —

Marzelline.

Du hätteſt vielleicht keine ruhige Stunde mehr in deinem Leben.

Thomas.

Ach, warum denn nicht?

Marzelline.

Wer Schuld an dem Tode eines Andern iſt, der kann nie mehr ſchlafen.

Thomas.

O du lieber Gott! da gibt es große Leute, die in ihrem Leben kein Auge mehr zumachen müßten. — Aber Frau Marzelline, Ihr ereifert Euch ja ſo ſehr, daß man glauben ſollte, Ihr hättet ſelbſt Einen unter der Schürze ſtecken.

Marzelline (bey Seite.)

Mein Gott! er ſchöpft Verdacht! (laut, ſich zuſammennehmend.) Nun, und wenn es ſo wäre?

Thomas.

Ach, da würdet Ihr nicht ſo ruhig ſeyn. Uebrigens ſeyd Ihr auch eine viel zu gute Patriotinn.

Marzelline.

Ja, das bin ich auch, wenn anders Jene die beſten Patrioten ſind, welche die Menſchlichkeit ehren.

Thomas.

Menſchlichkeit! — Nu ja meinetwegen, geht mich nichts an.

Marzelline (bey Seite.)

Gott ſey Dank! er ahnet nichts, ich will nur ſchnell zur Nachbarinn hinüber laufen, um mich ihres Stillſchweigens zu verſichern, denn wenn dieſe ausplauderte, daß ſie den fremden Soldaten hier hereinſteigen ſah, ſo wär's um mich geſchehen. (laut.) Bleib indeſſen da, Thomas, ich komme bald wieder.

(ſie geht ſchnell ab.)

Siebente Scene.

Thomas (allein.)

Schon recht, ich will das Haus ſchon hüthen, es ſoll mir's Keiner davon tragen. — Weil ich jetzt ſo allein bin, ſo will ich meinem Magen eine kleine Unterhaltung machen. Ich habe da noch ein Stück Schinken und einen Kuchen in der Taſche, den ich geſtern im Wirthshaus zu mir ſteckte, als alles drunter und drüber ging; den wollen wir uns jetzt zu Gemüthe ziehen. (er zieht die benannten Eßwaaren aus der Taſche und legt ſie auf den Tiſch, der am Uhrkaſten ſteht.) Wenn nur auch etwas zum Anfeuchten da wäre. (Er geht zum Speiſeſchrank und ſucht.) Laß ſehen, ob ich keine alten Reſtchen finde.

(Während Thomas ſucht, ſtreckt Diego die Hand beym Uhrkaſtenloch heraus, und nimmt die Eßwaaren vom Tiſch.)

Thomas.

Ach, da iſt noch etwas darin. — (er nimmt eine Bouteille vom Schrank, und kehrt damit zum Tiſch zurück.) Jetzt will ich mir's recht ſchmecken laſſen. — Der Schinken iſt — Ha! was ſeh ich? — der Schinken! — der Kuchen! Nichts mehr da? — wo können ſie denn hingekommen ſeyn, ich habe ſie doch eben dahergelegt. (er unterſucht den Tiſch.) Der Tiſch hat kein Loch! — im Zimmer iſt auch Niemand! — vielleicht eine Katze? — Wir haben keine im ganzen Hauſe — alſo ein Geiſt? ein Geiſt — aber ein Geiſt ißt und trinkt ja nichts. — Ich begreif's meiner armen Seele nicht, und eben *weil* ich's nicht begreife, ſo wird mir außerordentlich unheimlich zu Muthe! — (ängſtlich.) was thu' ich denn? — bleib ich da? — oder geh ich fort? — (er ſieht auf den Pack, den er mitgebracht hat.) Ach, ich weiß ſchon was ich thu, ich lege eine von den Uniformen an, die ich da mitgebracht habe. (er nimmt eine Uniform hervor, welche ganz gleich mit jener Diego's iſt.) Da bekömmt man ein martialiſches Anſehen, und die Courage ſteckt auch in den Röcken. (er zieht ſie an, und beſieht ſich.) Gerade als ob er für mich gemacht wäre, und wie entſetzlich ich ausſehe, ich fürchte mich faſt vor mir ſelbſt. — Jetzt ſetz' ich auch den Helm auf, und hänge den großen Säbel um. (er thut es.) So! Jetzt komm nur du Katze, die mir den Schinken geſtohlen hat, wir wollen ſehn! —

Achte Scene.

Thomas. Marzelline.

Marzelline.

Ich habe die Nachbarinn vorbereitet, jetzt bin ich ruhiger. (erblickt Thomas, den ſie für Diego hält.) Was ſeh' ich, wie? Ihr wagt es — (erkennt Thomas, welcher ſich umwendet.) Ach!

Thomas.

Was iſt denn da für ein Wageſtück dabey — Glaubt Ihr, Frau Marzelline, der Todte werde wieder kommen, und ſein Kleid zurückfordern?

Marzelline.

Wer weiß?

Thomas.

Ach, den hab ich zu gut getroffen. Mitten hab' ich ihn Euch auseinander gehauen, daß auf beyden Seiten ein halber Soldat auf die Erde gefallen iſt.

Marzelline.

Das muß ein langer Säbel geweſen ſeyn, der vom Dachfenſter unſers Kornbodens bis auf das Schlachtfeld reichte.

Thomas.

Ja, ja, ich merke ſchon, Ihr glaubt an keine Bravour!

Neunte Scene.

Die Vorigen. Nikoline.

Nikoline
(ſchnell eintretend.)

Ach mein Gott! mein Gott! Frau Nachbarinn!

Marzelline.

Was gibt's denn?

Nikoline.

Bewaffnete Männer — Patrouillen — ſie folgen mir auf dem Fuße.

Marzelline.

Wir ſind verloren!

Thomas
(erſchrocken, für ſich.)

Wenn's der Feind wäre. (laut.) Seyd ruhig, ich verlaſſe Euch nicht.

Nikoline.

Aber du zitterſt ja ſelbſt wie ein Espenlaub.

Thomas.

Das iſt eine angeborne Schwäche.

Zehnte Scene.

Die Vorigen. Ein franzöſiſcher Korporal und vier Soldaten.

Korporal.

Nur hier herein, Kameraden — hier muß er ſeyn.

Marzelline
(zum Soldaten, welcher eintritt.)

Ja, Herr Korporal! Ihr irrt Euch nicht — ich wollte ſo eben hingehen, um anzuzeigen, daß ſich ein Spion in mein Haus geſchlichen habe, dort ſteht er. (auf Thomas zeigend.)

Thomas.

Ein Spion — wer? — wo? — Frau Marzelline, macht keinen Spaß.

Marzelline.

Ergreift ihn!

Korporal.

Fort mit ihm! —

Thomas (wehrt ſich.)

Nun, nur nicht keck — ich bin's ja. —

Korporal.

Haltet ihn feſt, und führt ihn auf der Stelle zum General. (zu Marzelline) Bürgerinn! ich danke Euch im Nahmen des Vaterlandes.

Thomas
(welcher fortgeführt wird.)

Zu Hülfe! zu Hülfe! ach, das iſt ja erſchrecklich, jetzt muß ich ein Feind ſeyn, und bin der beſte Freund von der Welt — Zu Hülfe! zu Hülfe! —

Eilfte Scene.

Marzelline. Nikoline.

Marzelline.

Dem Himmel ſey Dank, wir ſind der Gefahr glücklich entkommen.

Nikoline.

Aber ſagt mir, wo iſt denn der Spanier?

Marzelline.

Dort in dem Uhrkaſten.

Nikoline
(laut aufſchreyend.)

Was? in dem Uhrkaſten?

Marzelline.

Stille, Frau Nachbarinn — ſtill um Gotteswillen, ein einziges unvorſichtiges Wort überliefert ihn dem Tode. Bedenkt — vielleicht iſt dieſer Jüngling die einzige Stütze einer armen Mutter, und wir — wir können ihr dieſe Stütze erhalten — bedenkt es — Ihr ſeyd ja auch Mutter — Still, man kömmt.

Zwölfte Scene.

Die Vorigen. Laramee.

Laramee
(lebhaft eintretend.)

Was hab' ich hören müſſen? — Ein Feind wurde bey mir gefangen. Ein Spanier — tauſend Element! — ein Spanier! —

Marzelline.

Aber, lieber Mann, ſey nur nicht ſo heftig — kann ich dafür, daß der Menſch beym Fenſter hereinſtieg, und ſollſt du mir nicht vielmehr danken, daß ich ihn auf der Stelle auslieferte?

Laramee.

Das danke dir der Teufel — angeben — ausliefern — Pfuy, ſchäme dich — Man muß einem ſolchen Menſchen keine Zuflucht geſtatten, man muß ihn nicht bey ſich aufnehmen, aber wenn man ihn einmahl aufgenommen hat, ihn verrathen, und ihn dem gewiſſen Tode ausliefern, das verlangt die Pflicht nicht, das iſt nur das Werk eines elenden unbarmherzigen Spitzbuben, und nie hätt' ich dich deſſen fähig gehalten.

Marzelline (bey Seite.)

Vortrefflich, er nimmt die Sache, wie ich es wünſche.

Nikoline.

Aber Nachbar! Ihr habt unrecht Eure Frau zu ſchmählen. Befiehlt denn nicht die letzte Proklamation jeden feindlichen Nachzügler auszuliefern? — Haben wir ſie nicht alle gehört?

Laramee.

Die Ohren hättet Ihr Euch verhalten ſollen, beſonders das Weibsvolk, welches in der Regel doch mitleidiger ſeyn ſollte. — Nein — alle tauſend Millionen Granaten! einen beſiegten, entwaffneten Feind dem Tode hinzuliefern? Laramee, wird man ſprechen, hat ihn ausgeliefert — Laramee, den er für menſchenfreundlich, für mitleidig hielt, bey dem er eine Zufluchtsſtätte ſuchte? — Was werden meine Kameraden dazu ſagen? — Einen Verräther werden ſie mich nennen — gebrandmarkt werde ich ſeyn, nachdem ich dreyßig Jahre nur der Stimme der Ehre gefolgt bin.

Marzelline (bey Seite.)

O der brave, edle Mann!

Laramee

(ſehr zornig zu Marzelline.)

Ich glaube gar du freuſt dich noch deiner ſchönen That — Geh mir aus den Augen, oder ich vergreife mich an dir. (er ſtößt ſie ſehr unſanft von ſich, ſo, daß ſie auf einen Stuhl fällt.)

Dreyzehnte Scene.

Die Vorigen. Eloi.

Eloi.

Was ſeh' ich? Nachbar! — Was fällt Euch denn ein? haltet Euch doch zurück. Es iſt ſchon recht, wenn man ſein Weib ſchlägt, das ſchadet gar niemahls, und nützt ſehr oft — aber nur nicht todt ſchlagen, pfuy, das iſt nicht ſchön. Seht nur, die arme Frau Marzelline liegt ja dort im Stuhl, als ob ſie den Geiſt aufgeben wollte.

Marzelline
(ſchnell aufſpringend.)

Was geht das Ihn an, Herr Nachbar?

Eloi.

Ja freylich, mich geht's nichts an.

Marzelline.

Mich freut's, das mein Mann mich geſchlagen hat.

Eloi.

Nun in Gottesnahmen, wenn's Ihnen recht iſt.

Marzelline.

Und vom ganzen Herzen verzeihe ich ihm ſeine Heftigkeit in *dieſem* Falle.

Eloi.

Nun alſo, Herr Nachbar — zugeſchlagen, — zugeſchlagen — (zu ſeiner Frau.) Tragſt du vielleicht auch Verlangen, ſo darfſt du nur vom Bader reden.

Thomas (von außen.)

Da bin ich ſchon, da bin ich ſchon!

Marzelline.

Was hör' ich? — Thomas?

Vierzehnte Scene.

Die Vorigen. Thomas.

Thomas (hereinſtürzend.)

Gott ſey Dank! da bin ich — Nun das wäre nicht übel, wenn ſie mich armen Narren für einen Andern erſchoſſen hätten (er zieht die Uniform aus, und wirft ſie auf die Erde.) Da lieg — in meinem Leben will ich keinen rothen Rock mehr anlegen, das iſt eine verfluchte Farbe!

Laramee.

Was ſoll denn dieſe Verkleidung, Thomas?

Nikoline (lachend.)

Man wirds Euch ſchon erzählen Nachbar! ha, ha, ha!

Thomas.

Ja lacht nur über den ſchönen Streich, den ihr mir geſpielt habt, Frau Marzelline! (in dummhohen Tone.) Dieſe That kann ich Euch, ſelbſt am Rande des Grabes nicht verzeihen.

Laramee.

Erkläre mir deutlicher.

Thomas.

Nun: ich habe den Rock angezogen, da iſt die Patrouille gekommen, um das Haus zu durchſuchen. —

Laramee.

Nun?

Thomas.

Nun, und da hat mich Frau Marzelline für einen Spion ausgegeben.

Laramee.

Und warum das?

Thomas.

Warum? das weiß ich nicht, ich glaube aber, wenn die Weiber ihre Männer betrügen wollen, ſo entfernen ſie alle überflüſſigen Zeugen.

Diego

(hat im Uhrkaſten unvorſichtiger Weiſe die Unruhe berührt, die Uhr ſchlägt 8 Uhr, und der Gukuck ſchreyt eben ſo oft.)

Thomas.

Hört Ihr, der Gukuck gibt mir recht.

Marzelline und **Nikoline** (bey Seite.)

O Gott!

Laramee.

Wie kann die Uhr ſchlagen? Vor zwey Tagen hat Thomas ſchon den Schlüſſel verloren, und ſeitdem iſt ſie nicht aufgezogen worden — Das iſt ja ein Wunder!

Nikoline.

Schönes Wunder! vielleicht, daß eine Maus an die Unruhe geſtoßen hat.

Eloi.

Das können wir ja gleich ſehen. Ich habe eben den Schlüſſel mitgebracht. (er tritt ſchnell zur Uhr, öffnet das Thürchen, Diego erſcheint.)

Eloi (zurückprallend.)

Alle guten Geiſter!

Thomas.

Schon wieder etwas Rothes?

Laramee.

Was ſeh' ich?

Diego.

Erbarmt Euch eines Unglücklichen. Seyd nicht grauſam, und ſchonet mein. Im Beſiegten ſoll der Sieger nur ſeinen Bruder ſehen.

Laramee.

Fürchte nichts, unglücklicher Fremdling! ich nehme dich in meinen Schutz. Ich kämpfte mit dir dieſen Morgen, am Abend muß ich den Beſiegten beſchützen.

Thomas.

Nichts da — Herr! fort mit ihm.

Eloi.

Berechnet Nachbar, was Ihr wagt. —

Laramee.

Wer wird rechnen, wenn es auf eine gute That ankömmt? — Sollte auch die ganze Schwere der Geſetze auf mich fallen — Großmüthige werden mich bedauern. Wenn ein Rechtſchaffner unterliegt, ſo trauert die Menſchlichkeit.

Diego.

Großmüthiger Franzoſe! wie kann ich dir danken?

Laramee.

Keinen Dank, mein Freund! du wirſt dieſelben Gefühle bey allen meinen Kameraden finden.

Marzelline.

Laramee! ich bin ſtolz darauf dir anzugehören.

Laramee.

Verzeih', Marzelline, meine vorige Heftigkeit, ich danke dir, daß du ihm das Leben gerettet, und mir den Glauben an dich erhalten haſt.

Thomas.

Ja, Frau Marzelline, das wäre ſehr ſchön, wenn es nicht auf Koſten eines andern armen Menſchen geſchehen wäre.

Marzelline.

Tröſte dich Thomas, es iſt dir ja nichts geſchehen.

Thomas.

Nun ja, hätten ſie mich nicht auch noch ein wenig erſchießen ſollen. (man hört von außen eine Trommel wirbeln.) Herr! was iſt denn das ſchon wieder?

Laramee.

Ich will ſogleich ſehen. (er geht zur Thür, ein Korporal tritt ihm entgegen.)

Fünfzehnte Scene.

Die Vorigen. Der Korporal.

Laramee.

Was Neues, Kamerad!

Korporal.

Die beſte Neuigkeit von der Welt, eine Depeſche, welche ſo eben aus dem Hauptquartier eingetroffen iſt, verkündet uns, daß ein Waffenſtillſtand geſchloſſen ſey: und von dieſem Augenblicke an alle Feindſeligkeiten aufzuhören haben. (er erblickt Diego.) Aber, was ſehe ich, ein Feind?

Laramee.

Ein Unglücklicher, welcher in dieſem Augenblicke unſer Freund wird. — Kommt Alle. — Marzelline, den beſten Wein trage aus dem Keller herauf — wir wollen feſtlich den Tag begehen, in welchen Gott es uns vergönnen wollte, der ſchönſten Pflicht des Menſchen Genüge zu leiſten: Der Menſchlichkeit!

Gruppe.

Der Vorhang fällt.

Ende des Drama's.

Raphael.

Luſtſpiel in Alexandrinern und einem Aufzuge.

Von dieſem Luſtſpiele, welches im Jahre 1810 auf dem k. k. Hoftheater in Wien, und im Jahre 1812 auf dem k. Hoftheater in Berlin mit ausgezeichnetem Beifalle gegeben wurde, exiſtirten urſprünglich nur 200 gedruckte Exemplare, wovon ich den größten Theil unter meine Freunde vertheilte. — Häufige Nachfragen darum beſtimmten mich, es hier zum zweytenmahle abdrucken zu laſſen, und ſo dem großen Publikum zu übergeben. Jene, welche es ſchon kennen, mögen es als eine Zugabe anſehen.

J. F. Caſtelli.

Perſonen.

Fürſt Auguſtin Chigi.
Raphael.
Cäcilie.

Die Scene iſt das Palais des Fürſten, das kleine Farneſe genannt.

Die Bühne ſtellt das Attelier eines Mahlers vor.

* * *

Das Coſtüme Cäciliens im ſechsten Auftritte beſteht in einem weißen Unterkleide, darüber eine goldſtoffene Tunica, die Haare ſind am Scheitel abgetheilt, und auf beiden Seiten glatt herabgekämmt.

Erſte Scene.

Raphael (allein.)

(Er ſitzt an einer Staffeley, und mahlt an einem weiblichen Gemählde. Endlich hält er inne, und betrachtet ſeine Arbeit.)

Du ſchwacher Pinſel! — nein, nie wird es dir gelingen
Auf todter Leinewand ihr Bild hervorzubringen,
Ihr ewig theures Bild! — Und quälet ſich auch dein
Gedächtniß noch ſo ſehr, die Formen noch ſo klein
Zurückzurufen, und mit Fleiß hier nachzuahmen,
Die größte Kunſt muß doch an ſolchem Reitz erlahmen. —
(Er legt Pinſel und Pallete weg, und ſteht auf.)
So lang' iſt's ſchon, daß ich Cäcilien nicht ſah,
Und lebend ſteht ſie doch vor meinen Blicken da. —
Gedächtniß! du nur biſt des Himmels ſchönſte Gabe,
Wenn alles uns entſchwand, Gunſt, Reichthum, Glück und Habe,

Rufſt du Vergangenheit zur Gegenwart zurück.
(Er ſieht wieder auf das Gemählde.)
O ja, es ſieht ihr gleich; — der unſchuldsvolle Blick,
Die Wangen rund und voll, mit Purpur übergoſſen,
Die Lippen ſchwellend, mit ſo ſeltnem Reitz umfloſſen,
Du biſt's Cäcilie! — Du biſt's! — — Doch halt; — wohin
Führt mich dieß Werk, wovon ich ſelbſt der Schöpfer bin? —
Nicht wie Pygmalion, kann ich dem Bilde Leben,
Das meine Hand erſchuf, durch meine Liebe geben! —
In jeder ſchönen Form ſeh' ich nur ſie vor mir,
Wie kann es anders ſeyn? — Sie herrſchet hier, — und hier.
(auf Kopf und Herz deutend.)
Horch! — welch Geraſſel hier ganz nah?
(er tritt ans Fenſter.)
Ein Wagen fährt
Durch's Schloßthor; — Iſt der Fürſt vielleicht zurück gekehrt
Von ſeiner Reiſ'? — (blickt noch einmahl hinaus.) Er iſt's!
(indem er das Bild verbirgt.)
Geſchwinde fort mit dir!
Selbſt die Copie, ſo ſchwach ſie iſt, ſie könnte mir
Zum Nebenbuhler leicht ihn machen.

Zweyte Scene.

Der Fürſt. Raphael.

Fürſt (auf Raphaelen zueilend.)
Seh' ich dich
Nun wieder Raphael? — Komm Freund, umarme mich! —
(Er ſchließt ihn in ſeine Arme.)

Raphael (ehrfurchtsvoll.)
Mein Fürſt! — Wohlthäter! — —

Fürſt.
Schon genug, was fällt dir ein?
Willſt du mir ſo die Luſt des Wiederſehens ſtören?
Wohlthaten mag ich wohl im Stillen gerne ſtreu'n,
Doch dieſen Nahmen nie von einem Freunde hören. —

Raphael.
Was hier mich ſtets umgibt, erinnert mich daran,
Ja dieſe Wohnung ſelbſt, die Sie mir, edler Mann!
So gütig eingeräumt! — Vergißt ſich das ſo leicht?

Fürſt.
Du ſollſt's vergeſſen, und nicht immer das Vergnügen
Das *mir* dadurch geſchieht, des Tages zehn Mahl rügen.

Raphael.
Nur Ihnen danke ich mein Glück!

Fürſt.

Hab' ich's erreicht,
Seh' ich zufrieden dich, — wohl mir, es war mein Ziel.

Raphael.

Der Schutz am Hof zu Rom —?

Fürſt.

Wie? — Iſt denn das ſo viel?
Wenn wir, die Herrn der Welt, die Künſtler nicht beſchützen,
Wer möchte dann wohl gern auf dem Parnaße ſitzen?

Raphael.

Kurz, Alles, was ich bin, ich dank' es Ihnen nur.

Fürſt.

Die Dankbarkeit führt dich zu weit, mein Freund! — die Spur
Des Göttlichen in dir, den größten Reichthum hier:
Dein herrliches Talent, dank'ſt du auch dieſes mir?
Doch ſtill einmahl davon. — Seit wir uns nicht mehr ſah'n,
Was haſt du für die Kunſt, für deinen Ruhm gethan?

Raphael.

Vollendet habe ich *Die Schule von Athen.*

Fürſt.

Vortrefflich, Raphael! dieß Bild hat mir vor Allen,
Die deine Kunſt entwarf, vorzüglich ſtets gefallen,
Man ſieht die Lehrer da vereint beyſammen ſtehn,

Ein jeder Kopf ſo wahr, ſo ſprechend, jedem Mann
Sieht man die Wiſſenſchaft, der er ſich widmet, an;
Ja, dieß Gemählde wird, wenn auch die Zeiten ſchwinden,
Dein herrliches Genie der Nachwelt noch verkünden.

Raphael.

Selbſt Michel Angelo, der ſtets den Stab mir bricht,
Und ſeine Jünger tadeln dieß Gemählde nicht.

Fürſt.

Was haſt du, lieber Freund! noch außer dem gemacht?

Raphael.

Die Galathe, das Abendmahl und auch die Schlacht
Des großen Conſtantins hab' ich geendet, — dann
Legt' eine Skizze ich von dem Parnaße an.

Fürſt (lächelnd.)

Ha, ha! die muß ich ſeh'n, da werden wir uns zanken,
Vom Künſtlerberg hab' ich ganz eigene Gedanken:
Sehr hoch, ganz oben ſteht, von Felſen rings umgeben,
Der Tempel des Apolls, der Menſchen viele ſtreben
Ihn zu erſteigen kühn, die meiſten doch verfehlen
Den einz'gen rechten Weg, (die Thoren, ſie erwählen
Meiſt den bequemſten ſich,) und eh' ſie ſich's verſeh'n,
So kommen ſie auf einen fremden Fels zu ſtehn;

Ein jeder ſteigt allein, und ſtatt ſich zu vereinen,
Bewerfen jene, die ſich nahe ſind, mit Steinen.
Nur wen der Genius führt, gelangt in's Heiligthum,
Die Andern kehren müd' auf halbem Wege um.
Raphael (lächelnd.)
Ein witzig Bild!
Fürſt.
Sag an, iſt ſonſt noch was zu ſchauen?
Raphael.
Zwey Jungfrau'nbilder noch.
Fürſt
(mit dem Finger drohend.)
Ihr mahlt ſo gern Jungfrauen?
Raphael.
Weil ſie was Seltnes ſind, Gemahlten darf man trauen.
Fürſt.
Auch Götter laßt Ihr gern aus Euerm Pinſel geh'n.
Raphael.
Damit man an ſie glaubt.
Fürſt.
Haſt du Cäcilien,
Das Bild, das Julius mit Ungeduld verlangt,
Noch nicht ſkizzirt?
Raphael.
O nein, ich wag' es nicht, mir bangt
Vor dieſem Bilde ſehr, — Noch kein Modell, auf Ehre,
Fand ich, das dieſem Bild zu ſitzen würdig wäre.

Fürſt.
So? — Nun ich weiß da Rath. (nach einer Pauſe.)
Ja Freund, es iſt gefunden,
Ich geb dir das Modell.

Raphael.
Wie?

Fürſt.
Ja, du wirſt ſchon ſehn,
Der majeſtät'ſche Bau, das ſanfte Roth der Wangen,
Die blauen Aeugelein, wenn ſie am Himmel hangen;
Kurz, die Geſtalt paßt ganz zu deiner Heiligen;
Ja, meine Frau ſey das Modell.

Raphael (ſtaunend.)
Sie ſind vermählt?

Fürſt (luſtig.)
Wie, Lieber! Hab' ich dir denn das noch nicht erzählt?
In Florenz nahm ich mir ein Weibchen.

Raphael (für ſich, ſeufzend.)
Süße Stadt!

Fürſt.
Ein junges Mädchen, dem die Aeltern früh geſtorben,
Und das durch Tugend ſich mein ganzes Herz erworben.

Raphael.
Wie kam's, daß ſich dieß Band ſo ſchnell gekettet hat?

Fürſt.
Wer ſich ein Mädchen fand, das ihm das Herz entzündet,

Dem rath ich, daß er ſich recht ſchnell mit ihr verbindet;
Das lange Zaudern, und das viele Ueberlegen
Bringt ihn vom Ziele ab, das Feuer wird ſich legen;
Fragt unſrer alten Junggeſellen große Horden,
Aus Ueberlegung nur ſind ſie es meiſt geworden. —
Doch warum denn ſo ſtill auf einmahl? — Nun, gefällt
Es dir nicht Raphael, daß ich mich dort vermählt?

Raphael.

Ich wünſche Ihnen Glück, verzeihen Sie, ich kannte,
Als ich in Florenz war, und mich Alberti nannte,
Auch einſt ein Mädchen dort, für das mein Herz entbrannte;
An das ich all mein Glück mit einer Roſenkette
Auf ewig, ach ſo gern, wie Sie, gebunden hätte.

Fürſt.

Was hör' ich? — Raphael!

Raphael.

Vor meinen Blicken ſchwebt
Noch jetzt ihr theures Bild, wer weiß ob ſie noch lebt?

Fürſt.

Vernehm' ich recht? — Wie? Du, der ſtets nur flatternd ſchwärmte,
Ob deſſen kalten Sinn ſich manches Mädchen härmte,
Du jetzt verliebt?

Raphael.

Ich fühl's, mein Herz ſpricht nur für ſie,
Vergeſſen kann ich mich, doch dieſes Mädchen nie.
Urtheilen Sie nun ſelbſt, was meine Seele fühlt,
Aus dem Gedächtniß bloß entwarf ich heut ihr Bild.

Fürſt.

Aus dem Gedächtniß bloß? Bey Gott! ich muß geſtehn
Das iſt ein wenig viel; — Geſchwinde laß mich's ſehn.

Raphael.

Verzeihen Sie, es hat noch ſo verſchied'ne Mängel.

Fürſt.

Wer liebt, der machet ſtets ſein Liebchen ſich zum Engel,
Das weiß ich ſchon, auch gleicht in des Verliebten Sinn
Nichts auf der Erde mehr der Herzens-Königinn.
Doch hohl's nur, ein Entwurf von Raphaels Künſtlerhand,
Wird ſchon mit allem Recht ein Meiſterſtück genannt.

Raphael (zögernd.)

Mein Fürſt! —

Fürſt.

Willſt du es nicht? — Gut, ich will nichts mehr ſagen,
Der Künſtler Launen muß man willig übertragen;

Jedoch damit du ſiehſt, daß ich gefäll'ger bin,
So hängt man eben jetzt ein neues Bild dir hin
In dein Gemach, daß ich dir eben mitgebracht,
Das Michel Angelo, der ſtets dich haßt, gemacht.

Raphael.

Von Michel Angelo?

Fürſt.

Geh nur, und ſieh' es an,
Doch komme bald zurück, ich ſtelle dich ſodann
Auch meiner Gattinn vor; vielleicht kann ſie dir eben
Aus Florenz, wo auch ſie geboren, Nachricht geben.

Raphael.

Ich komme, meiner harrt ein herrliches Vergnügen,
Denn Lieb' und Güte ſpricht gewiß aus deren Zügen,
Die Sie auf ewig zur Gefährtinn ſich erwählt.

Fürſt.

Nun, nun, — es iſt ſchon gut, mich wirſt du nicht bethören
Mit ſolchen Schmeicheley'n; denn eigentlich beſeelt
Dich doch nur die Begier, von ihr etwas zu hören,
Von der Geliebten.

(Raphael verneigt ſich, und geht ab.)

Dritte Scene.

Fürſt (allein.)

Wie? Freund Raphael verliebt?

Nun ja, ſo ſeyd ihr All', ihr großen Erdengeiſter,
Am Ende iſt ein Weib doch eures Herzens Meiſter,
Die dann mit euch beginnt, was immer ihr beliebt. —
In's Heiligthum der Kunſt zu dringen iſt beſchwerlich,
Wenn Amor euch nicht führt, er iſt euch unentbehrlich. —
Dort ſpielt ein Muſiker, die größte Schwierigkeit,
Mit Kraft, Präciſion, und ſeltner Leichtigkeit;
Doch merkt man recht genau, daß ihm noch etwas fehle,
Da hört doch Jenen an, — er liebt, — ſein Inſtrument
Klingt einfach nur, doch ſpricht aus jedem Ton die Seele. —
Ein Meiſter ſeiner Kunſt iſt Raphael, er kennt
Der Farben Wirkungen, weiß ſchön ſie zu verbinden,
Die todte Leinewand belebet ſich durch ihn;
Doch ſeine Bilder fand man noch bis jetzt zu kühn, —
Er liebt, — bald wird man ſie auch liebenswürdig finden.

Vierte Scene.

Fürſt. Cäcilie.

Cäcilie (tritt ein.)
Mein Fürſt! ich gab Befehl, für jene Seltenheiten,

Die Sie aus fernem Land hieher gebracht, ſogleich
Den angemeßnen Platz im Schloſſe zu bereiten.

Fürſt
(faßt ſie am Kinn.)
Das ziemt der Hausfrau allerdings, ich danke Euch.

Cäcilie (blickt um ſich.)
Was ſeh' ich? — Pinſel hier? — Ein jedes Fleckchen trägt
An dieſer Wand ein Bild, wohnt denn ein Mahler da
Auf Eurem Schloß, mein Fürſt?

Fürſt.
Ein ſehr berühmter, ja.
Ein Meiſter, Liebe!

Cäcilie (für ſich.)
Der, für den mein Herze ſchlägt.
Iſt nur ein Schüler.

Fürſt.
Ja, ein großer Mahler, Kind!
Um deſſen bartlos Haupt der Lorbeerkranz ſchon grünt,
Der dieſe ſchöne Kunſt zur Sclavinn ſich gebannt
Durch ſein Genie.

Cäcilie (ſchnell.)
Sie haben Raphael genannt.

Fürſt.
Getroffen Kind; — Haſt du in Florenz ihn gekannt?

Cäcilie.
Ich hab' ihn nie geſehn.

Fürſt.

Ah! das iſt wahrlich Schade,
Dein kleines Herzchen wäre fort ohn' alle Gnade,
Ein junger ſchöner Mann, mit Augen die da blitzen,
Als hätte Amor ſie gewählt darin zu ſitzen,
In denen Schelmerey und Zärtlichkeit ſich einen.

Cäcilie (für ſich.)

So ſchön ſie immer ſind, es ſind doch nicht die ſeinen. —

Fürſt.

Kurz, würdeſt du ihn ſehn, ſchon in der nächſten Stunde
Hört' ich ein Oh! und Ach! aus deinem ſchönen Munde.

Cäcilie (lächelnd.)

Und ſtünd' er jetzt vor mir, den Ihr ſo ſeltſam preiſt,
Bewundern würd' ich ſein Talent, und ſeinen Geiſt,
Manch Schönes würd' ich ihm von ſeinen Bildern ſagen,
Doch ſchwerlich möchte wohl mein Herz geſchwinder ſchlagen,
Ich kenne dieſe Herrn, ſie legen ſo viel Liebe
In ihre Bilder, daß von dieſem ſchönen Triebe
In ihrem Herzen nichts mehr übrig bleibt.

Fürſt (lächelnd.)

Nur nicht

So ſtolz geſprochen, Kind, wer gegen Amorn ficht,
Der unterliegt zuerſt.

Cäcilie.

Mein Herz iſt ſchon geſtählt. —
Zudem wer ſich die Kunſt zum Studium gewählt,
Der nimmt ein Mädchen meiſtens darum nur zum Weibe,
Damit er ungeſtört auf ſeinem Sitze bleibe. —
Kurz, lieber will ich einem Marmor Liebe ſchwören,
Als einem Sohn Apolls auf ewig angehören.
Kaum tönt beym Morgenſtrahl der erſte Hahnenſchrey,
So ſitzt der Mahler ſchon an ſeiner Staffeley,
Die Farben, die vor ihm auf der Pallette prangen,
Sie ſind ihm werther, als die Röthe auf den Wangen
Der jungen Frau; — wenn ſie im weißen Negligee
Zum Frühſtück ihn beruft, ſo muß ſie drey Mahl mahnen,
Denn er ſtudirt die Tracht der alten Markomannen.
Ihn kümmert nicht der Gattinn Wohl und Weh,
Er weiß nicht was er trinkt, er weiß nicht was er ißt,
Nur ob die Haupt-Figur die rechte Höhe mißt.
Setzt ſich ſein Weib zu ihm mit glühendem Geſicht,
So ſchreyt er: Geh, du nimmſt mir ja das rechte Licht;
Geſcholten wird ſein Kind, das nah am Stuhle ſpielt,
Wenn es den Mahlerſtab zum Steckenpferd ihm ſtiehlt;
Und wenn einmahl ein Strahl von Liebe aus ihm ſpricht,
So heißt es: Weib! du haſt ein griechiſches Geſicht,

Mit Schlangenlinien vergleicht er ihren Bau,
Zu Allem macht er ſie, nur nicht zu ſeiner Frau.
Kurz jene Künſtler, die ſchon Lorbeern ſich erworben,
Die leben für die Kunſt, ſonſt ſind ſie ganz geſtorben.

Fürſt.

Nicht alle.

Cäcilie.

Ja, ganz recht, ich mein' auch nur die Meiſter,
Es gibt noch and're junge ſchwärmeriſche Geiſter,
Die ſich der Kunſt aus Drang zum wahren Schönen weih'n,
Bey denen iſt ſie nur des Herzens Widerſchein.

Fürſt.

So viel mir alſo ſcheint, liebſt du die Schüler mehr
Als alle Meiſter?

Cäcilie (verſchämt.)

Ja.

Fürſt.

Das glaub' ich wohl recht ſehr,
Sie ſind auch jünger meiſt, als jene, haben immer
Mehr Artigkeit, und mehr Credit bey'm Frauenzimmer.
Doch laſſen wir das jetzt; — Mein Kind es bleibt bey'm Alten
Die Rolle, die ich dir betheilt, mußt du behalten;
Du gilſt für meine Frau.

Cäcilie.
Man muß geehrt ſich fühlen,
Die ſchöne Rolle bis an's Ende fortzuſpielen.
Fürſt.
Nicht raſch, ich möchte ſonſt dich gleich bey'm Worte nehmen:
Cäcilie (verlegen.)
Mein Fürſt! ich weiß nicht —
Fürſt.
Nun, du brauchſt dich nicht zu ſchämen,
Ich will mit dir, mein Kind, ohn' allen Rückhalt ſprechen:
Bey deines Vaters Tod ſah ich ſein Auge brechen,
Er ſuchte meine Hand mit Thränen noch zu faſſen,
Und ſprach: Ihr werdet meine Tochter nicht verlaſſen,
Und iſt ſie wirklich Euch ſo lieb, als mir es ſchien,
So ſey ſie Eure Frau, dann ſchwind ich froh dahin.
Cäcilie (bey Seite.)
Was hör' ich?
Fürſt.
Dieſer Antrag war mir ſehr willkommen,
Doch ward er nur Bedingungsweiſe angenommen; —
Cäcilie.
Und die Bedingung war?
Fürſt.
Daß du nicht nur die Hand
Mir gibſt, das Herz allein nur ſchließt ein ewig Band.
Cäcilie.
Fürſt! meine Dankbarkeit —

Fürſt.

Dieß Wort, ach nenn' es nicht,
Hier wählt die Liebe nur, und nicht die kalte Pflicht.

Cäcilie.

So viel habt Ihr für meine Aeltern einſt gethan. ––

Fürſt.

Die mußt du jetzt nicht ſehn, mein Kind, nur mich ſieh an;
Vorbey iſt nun bey mir die ſchöne Blüthenzeit,
Mir mangelt jene freye Liebenswürdigkeit;
Drum magſt du vor dem Ja dich noch genau bedenken,
Denn glaub' Cäcilie! es würde ſehr mich kränken,
Wollt' ich an deiner Hand recht froh durch's Leben gehn,
Und müßt ich ſtatt dem Weib' in dir die Sclavinn ſehn.

Cäcilie.

Wie könnt Ihr glauben, guter Fürſt! —

Fürſt.

Nein, ſieh mich an —

Cäcilie.

Der Edelmuth verjüngt das Herz.

Fürſt.

Doch nicht den Mann.

Cäcilie.

Mein Herz wird nicht den Wunſch des Vaters widerlegen.

Fürſt.
Nun gut, — genung davon, — du ſollſt erſt überlegen;
Nur eine Bitte noch. —
Cäcilie.
Befehlt, es ſey erfüllt.
Fürſt.
Es wünſchet Julius, von Raphael ein Bild
Der heiligen Cäcilie, — er fand noch kein
Modell, das ihm dazu genügt, — willſt du es ſeyn?
Cäcilie.
Wie? — ich?
Fürſt.
Er fordert eine herrliche Geſtalt,
In deren Antlitz ſich der Tugend Feuer mahlt,
Zwey Augen, die wie Strahlen aus den Wimpern blitzen,
Ja ja, du mußt es ſeyn, du mußt dem Künſtler ſitzen.
Cäcilie.
Wenn Ihr es wünſcht, es ſey!
Fürſt.
So tritt nur hier hinein,
Die Kleider werden ſchon dazu bereitet ſeyn; —
Ich hör' ihn, — geh, und unterzieh dich der Beſchwerde,

Vergiß nicht, jetzt bin ich nur noch dein Mann im Scherz,
Wer weiß, ob ich's nicht bald im vollen Ernſte werde?

Cäcilie.

An beydes, theurer Fürſt! erinnert mich mein Herz.
(Sie geht in's Cabinet.)

Fünfte Scene.

Der Fürſt. Raphael.

Raphael
(welcher mit einem Briefe in der Hand kömmt.)

Das iſt ein Sauſewind der Arioſt.

Fürſt.

Wie ſo?

Raphael.

Ich ſchrieb ihm voll Begier, ich war ſo herzlich froh,
Mir ſchien ein kleiner Strahl von Hoffnung jetzt zu ſchimmern,
Um jenes Mädchen ſich in Florenz zu bekümmern,
Bat ich ihn dringend, das ſo theuer meinem Herzen,
Und nun antwortet er mit Spott mir und mit Scherzen;
Ach hört nur, theurer Fürſt: (er lieſt)
»Das Mädchen das du zärtlich liebſt,
»Und welches du ſo treu beſchriebſt,

»Sucht' ich nach Freundespflicht,
»An jedem Hauſe blieb ich ſtehn,
»In jedes Fenſter ward geſehn,
»Doch glückt' es immer nicht;
»Doch endlich als ich nichts geſchont,
»Ward meine Mühe reich belohnt,
»Ich melde dir in Eile:
»Das ſchöne Frauenbild erſcheint,
»In meinem Roland, lieber Freund,
»Und zwar im zweyten Theile.

Fürſt.

Ha, ha! Das iſt zum Lachen,
Die darfſt du wenigſtens nicht allzuſtreng bewachen.

Raphael.

Ach Gott! nun iſt ſie auch auf ewig mir entſchwunden.

Fürſt.

Sey ruhig. — Sag, wie haſt du denn mein Bild gefunden?

Raphael.

Ganz mittelmäßig iſt's.

Fürſt.

Nur mittelmäßig? — So?
Es ſey ein Meiſterſtück, ſagt Michel Angelo.

Raphael.

Sagt' er es wirklich? — Seyd Ihr deſſen ganz gewiß?

Fürſt.

Das Bild gefiel mir ſehr, als er mir's ſehen ließ.

Ich fragt' ihn um den Preis, doch er gab zögernd vor:
Er liebe dieſes Bild vor allen Andern ſehr,
Und gäbe vor der Hand um keinen Preis es her;
Doch wurden wir dann ein's für hundert Louisd'or.

Raphael.

So läßt mein Feind Gerechtigkeit mir widerfahren;
Dieß Bild, es iſt von mir.

Fürſt (erſtaunt.)

Von dir?

Raphael.

Als vor ſechs Jahren
Ich als Alberti in Florenz am Schönen hing,
Doch vorwärts nur mein Geiſt, der Beutel rückwärts ging;
Da mahlt' ich dieſes Kind, und both es zum Verkaufe,
Doch Angelo verwarf's, ihm nach ſchrie auch der Haufe,
Man tadelte bald da, bald dort, auf jede Weiſe,
Und ſo ſchlug ich es los zu ſehr geringem Preiſe.

Fürſt.

Doch nun biſt du belohnt, ſein Werth iſt ganz erprobt,
Das Bild muß trefflich ſeyn, dein Feind hat es gelobt;
Das gibt zur Arbeit Muth, — laß keine Zeit vergehn.

Raphael.

Was mahl' ich wohl zuerſt?

Fürſt.

Zuerſt Cäcilien.

Raphael.

Doch das Modell dazu?

Fürſt.

Es ſitzt dir meine Frau.

Raphael (betroffen.)

Ganz recht, ich glaube wohl, daß jeder Reitz ſie ſchmückt,
Daß Alles ſie vereint, was uns am Weib' entzückt,
Doch dieß Gemählde, Fürſt! bedenket es genau,
Es ſoll nicht eigentlich des Weibes Glanz verkünden,
Vielmehr durch Unſchuld-Reitz uns an den Himmel binden;
Das Auge ſoll verklärt nach oben ſich erheben;
(für ſich, ganz enthuſiaſtiſch.)
Sie könnte das Modell allein dazu mir geben.

Fürſt.

Du weißt, ein jedes Weib kann uns mit allen Mienen,
Die wir verlangen, auf das Prompteſte bedienen.
Du wirſt zufrieden ſeyn. (ſpöttiſch.) Zudem, mein Freund, ſieht man
Die Jungfrau'nbilder, die du ſchon gemahlet, an,
So denkt man auch dabey mehr auf die Menſchlichkeit,
Als auf den Himmel, kurz, mein Weibchen iſt bereit.
Auch glaub' ich, triffſt du nicht viel Ehemänner an,
Die ſich beeifern noch, um einem jungen Mann
Ihr Weibchen zum Modell zu überlaſſen.

Raphael.
Fürſt!
Die Güt' —
Fürſt.
Ich weiß, daß du ſie nicht mißbrauchen wirſt.
Doch Raphael, nimm dich ein wenig doch in acht,
Daß wider Willen dir das Herz nicht Streiche macht.
Raphael.
Die Frau des Freundes —
Fürſt.
Ach! das kenn' ich zu genau,
Der Freund des Mannes wird auch gern der Freund der Frau.
Raphael.
Ihr wißt, ich liebe ſchon, und hoffnungslos —
Fürſt.
Schon recht,
Du braucheſt Troſt, und Weiber tröſten gar nicht ſchlecht.
Raphael.
Wollt Ihr auf Liebe nicht, auf Freundſchaft nicht vertrauen,
So ſollt Ihr wenigſtens auf meine Klugheit bauen.
Fürſt.
Nun nun, da haſt du erſt das wahre Wort genannt,
Wo Amors Flügel weht, wird die Vernunft verbannt.

Der weiſe Cato ließ ſich von Xantippen quälen,
Minerva konnte ſelbſt vor Amorn ſich nicht ſtählen,
Und ſchimpft ein Weiſer dieſen ſchönſten aller Triebe,
Und brüſtet ſich ganz frey, ſo fand's der Gott der Liebe
Gewiß der Müh' nicht werth, ihn mit dem Pfeil zu ritzen,
Sonſt würd' er nimmermehr bey ſeinen Büchern ſitzen.
Doch ſtill, — ich höre ſie, — ja richtig, ſie erſcheint
Im anbefohl'nen Schmuck. — Ich weiß, du ſtaunſt, mein Freund!

Sechste Scene.

Die Vorigen. Cäcilie (im vorne beſchriebenen Coſtüme.)

Fürſt
(tritt ihr entgegen, und faßt ſie an der Hand.)
Komm Kind! (zu Raphael.) Ich ſtelle dir hier meine Gattinn vor.

Raphael (verneigt ſich.)
Ich bin erfreut —

Cäcilie (für ſich.)
Gott! welch ein Ton dringt an mein Ohr?

Raphael (blickt ſie an, dann für ſich.)
Sie iſt's! — Cäcilie!

Fürſt (leiſe zu Raphael.)
Nicht wahr, ſie wird dir taugen?
Ich ſeh' es, du verſchlingſt ſie faſt mit deinen Augen.
(zu Cäcilien.)
Sieh, das iſt Raphael, den ich ſo ſehr dir pries,
Du ſiehſt ihn ja nicht an, — nur näher.

Cäcilie
(in der äußerſten Zerſtreuung zu Raphael, dem ſie eine Verbeugung macht.)
Ja gewiß
Ich — (für ſich.) Raphael? — Das iſt Alberti.

Fürſt (zu Cäcilien.)
Liebe! ſprich,
Was haſt du denn?

Cäcilie (leiſe zu ihm.)
Er ſieht ſo unverwandt auf mich.

Fürſt.
Das iſt der Kennerblick, er wühlt in deinen Zügen,
Ob ſie zur Heiligen ihm wohl auch ganz genügen;
Ein Künſtler tritt ſehr oft ganz aus ſich ſelbſt heraus,
Wenn *der* Moment ihn faßt, dann ſieht's wie Wahnſinn aus.
(er rüttelt Raphael.)
Nun Raphael! gefällt dir meine Frau?

Raphael.
Es fehlen
Die Worte mir. (bey Seite.) Und ſeine Frau!

Fürſt.
Nicht beſſer wählen
Konnt' ich, nicht wahr? — O ja, ich ſeh's in deinen Blicken. —

Raphael (außer ſich.)
Sein Weib!

Fürſt.
Bey dem Modell muß dir die Arbeit glücken.

Cäcilie (bey Seite.)
Er leidet ſehr

Raphael (für ſich.)
O Gott! entſetzlich iſt die Lage!

Cäcilie (für ſich.)
Mein Muth verläßt mich ganz.

Fürſt (zu Raphael.)
Verweile nicht und trage
Die Staffeley hieher, und Pinſel und Pallette.

Raphael (leiſe zu Cäcilien.)
Seyd Ihr ſein Weib?

Cäcilie.
O Gott! —

Fürſt (tritt zwiſchen Beyde.)
Was gibt es da? — ich wette
Er gibt dir Unterricht vom ſchönen wahren Licht.

Raphael (für ſich in der äußerſten Verwirrung.)
Fort Raphael! — entflieh! die Thränen darf er nicht
Erblicken. (er will ab.)

Fürſt (tritt ihm in den Weg.)
Halt! — Wohin?

Raphael.
Das Nöthige zu hohlen.

Fürſt.
Doch ſey die größte Schnelligkeit dir anempfohlen.
(Raphael geht ab.)

Siebente Scene.

Der Fürſt. Cäcilie.

Fürſt.
Die Künſtler haben doch, das mußt du mir geſteh'n,
Ein zündbar Herz.

Cäcilie.
O ja!

Fürſt.
Ich hab' ihn nie geſehn,
Wie heut'; — Er war ſo ganz verblüfft, als er dich ſah,
Wie eine Marmorſäule ſtand er ſprachlos da.
Dein Anblick wirkt' auf ihn.

Cäcilie.
Mir ſelbſt ſchien er bewegt.

Fürſt.

Und wüßt' ich nicht gewiß, daß Raphaels Herz ſchon lange
Für eine Andre ſchlägt, es würde mir wohl bange,
Er ſey in dich verliebt.

Cäcilie.

Für eine Andre ſchlägt
Sein Herz, ſagt Ihr?

Fürſt.

Er liebt ja bis zur Raſerey;
In Florenz lernt' er einſt ein junges Mädchen kennen,
Da war's mit ihm geſcheh'n.

Cäcilie.

Wißt Ihr ſie nicht zu nennen?

Fürſt.

Nein.

Cäcilie.

Schade! wüßte ich, wer die Geliebte ſey,
So könnt' ich ihm vielleicht von ihr auch Nachricht geben:

Fürſt.

Sein ganzes Unglück machte dieſe Leidenſchaft,
Einſt war er ſo voll Geiſt, voll Frohſinn und voll Leben,
Und nun erſtirbt in ihm die ſchöne Jugendkraft; —
O hätteſt du geſeh'n der Mädchen emſig Mühen,
Den ſchönen Jüngling mit Gewalt an ſich zu ziehen,

Er war der Weiber Gott, der Männer ſtäte Plage,
Und wo er kam und ſah, gab's eine Niederlage;
Und wo er ging, da folgten Thränen ſeinem Scheiden.

Cäcilie.

So Viele mußten einſt durch ſeine Liebe leiden,
Ganz billig iſt's, daß nun die Liebe ihm vergelte.

Fürſt.

Ich fürchte, jene, die er zum Idol erwählte,
Sey leichte Waare, etwa eine von den Vielen,
Die mit der Männer Ruh ganz ohn' Erbarmen ſpielen.

Cäcilie (heftig.)

Nein, nein, das iſt ſie nicht!

Fürſt.

Wie? kennſt du ſie?

Cäcilie (betroffen.)

Ich glaube —

Fürſt.

So läß ihn länger nicht dem bangen Schmerz zum Raube,
Und ſag ihm, wo ſie weilt.

Cäcilie.

Verſteht mich recht: — ich weiß
Ein Mädchen in Florenz, das einen Mahler heiß
Und innig liebte, doch der hieß Alberti.

Fürſt.

Schön!
Das war ja Raphael, er nahm den Nahmen an,

Um Michel Angelo, der immer auf der Bahn
Des Ruhmes ihn verfolgt, gewiſſer zu entgehn. —
Doch ſag mir, glaubſt du wohl, daß ſie ihm treu geblieben?

Cäcilie (mit Wärme.)

Sie liebt ihn gränzenlos, ſie wird ihn ewig lieben.

Fürſt.

Wie? — Konnte dieß Gefühl die Zeit nicht unterdrücken?

Cäcilie.

Er ſtand ja immer, — auch entfernt, — vor ihren Blicken.

Fürſt.

Und iſt das Mädchen reich?

Cäcilie.

Ein äußerſt edler Mann,
Mit welchem ſie verwandt, hat viel für ſie gethan.

Fürſt.

Du glaubeſt alſo Kind! daß nie das Band ihn reut,
Das er zu knüpfen denkt?

Cäcilie.

Wenn reine Zärtlichkeit
Und ew'ge Liebe glücklich macht, ſo darf ich's hoffen,

Fürſt.

Wenn's ſo iſt, hat er ja die beſte Wahl getroffen. —
Noch eines: Iſt ſie ſchön?

Cäcilie (zögernd.)
Mein Fürſt —
Fürſt.
Ich glaub' es dir,
Die Frag' iſt nicht galant.
Cäcilie.
Man ſagt, ſie gleiche mir.
Fürſt.
Wie? — dir? — Ach Raphael! nun kann ich all die Zähren
Der Lieb' und Sehnſucht mir mit einem Mahl erklären,
Bey ſolchen Reitzen wäre Niemand kalt geblieben,
Wenn dir das Mädchen gleicht, ſo mußt' er ſie ja lieben.
Ich eile nun zu ihm, dem Armen neues Leben,
Durch dieſe Nachricht, daß ſie ihn noch liebt, zu geben;
Vor Wonne ſeh' ich ſchon ſein Auge feurig glühen,
Der Freude Roſen auf den blaſſen Wangen blühen,
Er ſtürzt mir an die Bruſt mit ſüßbethräntem Blicke,
Und ſo find' ich mein Glück in meines Freundes Glücke.
(Er eilt ab.)

Achte Scene.

Cäcilie (allein.)

So iſt es Raphael, — für den ich Lieb' empfand,
Den ich ſo lang geſucht, und nur im Herzen fand? —
Er ſelbſt, vor dem die Künſtler ihre Kniee beugen? —
Doch was bewog ihn, mir den Nahmen zu verſchweigen? —
Ach! ich errath' es wohl; — Nicht ſeines Nahmens Ruhm
Nicht ſein Genie, ſein Herz allein wollt' er mir zeigen,
Darum ſprach nur ſein Blick, ſein Mund blieb immer ſtumm.
Er zieht die Myrthe vor den ſchönſten Lorbeerkränzen. —
Ihr Männer merkt es Euch, — wenn ihr um Liebe buhlt,
So ſucht bey Mädchen nicht durch Wiſſenſchaft zu glänzen,
Verfehlt ihr ſonſt das Ziel, — iſt's Eure eigne Schuld;
Ein ſolcher Mann, — glaubt mir! — er iſt uns viel zu weiſe,
Und paßt nicht in der Liebe froh geſchlung'ne Kreiſe,
Vom Manne voll Genie wird man mit Staunen ſprechen,
Doch lieben werden wir ihn nur mit ſeinen Schwächen.

Neunte Scene.

Raphael. Cäcilie.

Raphael
(welcher eintritt ohne Cäcilien zu ſehen.
Umſonſt! — Ich kann nicht fort, eh ich ſie noch ein Mahl
Geſehn —
(er tritt auf Cäcilien zu, und mit ſchwankender Stimme.)
Cäcilie! — Ihr noch in dieſem Zimmer,
Das nur des Mahlers Hand beſcheiden ausgeſchmückt?
Indeſſen in dem reich gezierten großen Saal
Der Diener Schaar ſich reiht —

Cäcilie (für ſich)
Hätt' ich ihn nie erblickt!
(zärtlich.)
Alberti!

Raphael.
Schweigt! — o ſchweigt! — Nennt dieſen Nahmen nimmer.

Cäcilie.
Was ſagſt du? — Großer Gott! — Wie? — ſoll ich ihn nicht nennen?
Ich lernte dich ja unter dieſem Nahmen kennen;

Seitdem ſchwebt er allein auf dem beſtoch'nen Munde,
Bey Tag, bey Nacht, zu jeder Zeit, zu jeder Stunde;
Wenn manchmahl düſtrer Gram in meine Seele
ſchlich,
Alberti liſpelt' ich, und ſieh' der Kummer wich,
Kaum daß mein Mund den ewig theuren Nahmen
ſprach,
So mahlt' ihm auch mein Herz dein Bild geſchäftig
nach;
Ich ſah dich ſo vor mir, wie einſt in jener ſchönen
Mir unvergeßnen Zeit, wo ich mit Freudenthränen
An deinem Halſe hing, und zögernd dir geſtand,
Was dieſes Herz für dich, und nur für dich empfand;
O ja, Alberti iſt das einz'ge Zauberwort,
Das mir mein Herz geheilt, und mir es einſt durchbohrt,
Der Nahme bleibt allein von meinem Glücke mir,
Willſt du auch dieſen noch mir rauben?

Raphael
(mit thränenden Augen.)
Ach verzeiht
Dem armen Mahler, der ſich Eures Glückes freut; —
Als Fürſtinn grüßt er Euch auf Eurem Schloſſe hier.
(Bey Seite.)
Mein Herz zerſpringt.

Cäcilie.
O Gott!

Raphael

(mit immer ſteigendem Schmerz, den er zu verbergen ſucht.)

Ja, Euch erwartet Wonne;
Denn Euer iſt der Beſte unter dieſer Sonne,
Den alle Tugenden als ihren Liebling krönen
Dem Wohlthun ſtets die größte Freude iſt. — Gewiß
Er ſchafft Euch dieſe Welt zu einem Paradies,
Ihr werdet glücklich ſeyn, (mit Thränen) recht glücklich! — Freudenthränen
Entſtürzen meinem Aug' — Verzeiht, ich kann nicht ſprechen,
Ich fühle Euer Glück, — (bey Seite.) Es will das Herz mir brechen.

Cäcilie.

Nein! länger ſchweig' ich nicht! — Alberti!

Raphael.

Lebet wohl!

Cäcilie.

Noch bin ich nicht ſein Weib.

Raphael.

Was hör' ich?

Cäcilie.

Doch ich ſoll
Es werden.

Raphael.

Wie?

Cäcilie.

Sein Herz ſcheint nur für mich zu glühn,
Und mich, mich ketten Pflicht und Dankbarkeit an ihn.
O höre Raphael! was dieſer edle Mann
Für meine Aeltern einſt, und auch für mich gethan: —
Durch eines Hauſes unerwarteten Bancrutt
Stürzt meines Vaters Glück und jede Hoffnung nieder,
Im Unglück floh der Schmeichler Schaar, und keiner both
Dem Armen ſeine Hand, das düſtere Gefieder
Der Schwermuth drückte ihn, und raubt' ihm jede Kraft,
Die uns den feſten Muth emporzuſtreben ſchafft,
Auf's Krankenlager ſank mein armer Vater hin,
Bald ſchwang der Senſenmann die Hippe über ihn;
Noch wen'ge Stunden, eh der Redliche verblich,
Rief er zum Bette uns, die Mutter und auch mich;
Er faßte meine Hand: Wem ſoll ich dich vertrauen?
Sprach er mit matter Zung' — auf wen kann ich wohl bauen?
Wenn dir der Vater ſtirbt, ſo ſtehſt du einſam da,
Die Bosheit jubelt auf, Verführung iſt dir nah; —
Da trat der Fürſt herein: — Mein ſey die Tochter, mein!
Rief er begeiſtert aus, ich will ihr Vater ſeyn,
Ihr Wohl ſey meine Pflicht, ich ſchwör's dem Sterbenden.
Verſäume ich es je, ſoll mir's nicht wohl ergeh'n.

Noch ein Mahl flimmert auf das ſchwache Lebenslicht,
Zufriedenheit umſtrahlt das blaße Angeſicht,
Er ſtammelt matt: Mein Freund! drückt krampfhaft ſeine Hand,
Ich ſchluchzte laut, und ach! — das theure Leben ſchwand.

Raphael.

Halt ein! — Mehr als genug, das Pflichtgefühl zu wecken,
Mich ſoll das Opfer nicht durch ſeine Größe ſchrecken,
Auch ich verdanke ihm ja alles was ich bin.
Mein Vater war nicht reich genug mich zu erziehn,
Wie er ſo gern gewollt, von ſeinem kleinen Lohn,
Konnt' er ſehr wenig nur verwenden auf den Sohn,
Nichts konnt' er mir wohl mehr, als ſeine Liebe geben,
Da fand mich einſt der Fürſt, erkannte ſchnell das Streben
Nach höh'rer Kunſt in mir, nahm väterlich mich auf,
Gab meinen Wünſchen Schwung, und meinen Kräften Lauf,
Belebte meinen Fleiß, und in den heil'gen Hain
Der Muſen führte er den blöden Jüngling ein,
Durch ihn ſah ich die Kunſt im Alterthum entflammen,
Er gab mir Wohlſtand, Ruhm, Vergnügen, Künſtlernahmen,

Und ſoll die Nachwelt noch den ſchwachen Pinſel kennen,
So wird ſie ihn vor mir, als deſſen Schöpfer nennen.
Und wenn das Herz auch bricht, es weiche dieſe Liebe,
Da ſie den Freund verräth, des Dankes edler'm Triebe.

Cäcilie.

Grauſame Lage! — ach! ich kann es mir nicht denken!
Ihm will ich Dankbarkeit, dir muß ich Liebe ſchenken,
Gewiß wenn er es wüßt' —

Raphael.

Er würde uns beglücken;
Doch könnt ich jemahls mehr ihm in das Auge blicken?
Wär' nicht ſein Leiden auch bey dem Verluſte groß,
Wie meines iſt? und ich, ich gäb' ihn dieſem bloß?
Die Selbſtverläugnung, die wir von ihm hoffen können,
Muß uns nicht fremder ſeyn. — Wir müſſen uns jetzt trennen.

Cäcilie.

Die Worte ſind ſo wahr, doch ſind ſie auch ſo kalt.

Raphael.

Doch meine Seele glüht — Des Schmerzens Allgewalt
Zerreißt mein Herz, und bringt mir unnennbare Leiden.
Beglückt ihn, reichet ihm die wohlverdienten Freuden,
Denkt manchmahl meiner nur, — vergeßt, was ich Euch war.

Cäcilie.

Vergeſſen ſoll ich das?

Raphael.

Ich werd' Euch immerdar
Als einen Genius aus höh'rer Sphäre ehren,
Und ſollte mich mein Schmerz in früher Zeit verzehren,
So wird mich nimmermehr das ſchuld'ge Opfer reu'n;
Iſt er nur glücklich, ſo werd' ich nicht elend ſeyn.
Lebt wohl, lebt ewig wohl, und wenn das Herz auch bricht,
Die Liebe iſt Gefühl, die Dankbarkeit iſt Pflicht.
(will fort.)

Cäcilie.

O bleib! Ein ſchwaches Weib kann nicht das Herz bezwingen;
Zu lieben weiß es wohl, doch ſich empor zu ſchwingen
Zur Größe, die Euch ziert, vermag es nicht ſo leicht.

Raphael.

Es iſt die Freundeshand, die Euch den Becher reicht.
(Nach einer Pauſe.)
Ich will Euch mahlen, — ja, ich hab Euch ſchon gemahlt!
(Er nimmt ſchnell ihr Bild hervor.)
Da ſeht dieß Meiſterſtück. — Ich habe nie geprahlt;
Doch dieſes Bild allein muß mich unſterblich machen.

Cäcilie (erſtaunt.)

Mein Bild? — Ich ſaß Euch nie.

Raphael.

Ach! Herz und Augen ſprachen!
Ihr war't ja ſtets mir nah, das Urbild lag in mir,
Ich übertrug es nur mit todten Farben hier;
Den Pinſel hatte ich in Liebesfluth getaucht,
Auf dieſe Leinwand ganz die Seele hingehaucht.
Jetzt bin ich auch erſchöpft. — Was iſt die todte Kunſt,
Wenn Liebe ſie verläßt? — Ein eitler leerer Dunſt,
Ein Leben ohne Geiſt, ein Geiſt erarmt an Kraft,
Nur Liebe iſt's allein, die Kunſt und Leben ſchafft.

Cäcilie.

Weh mir! Wie ſoll ich wohl in dieſem Kampf beſtehn?
Den edlen Fürſten ſoll ich täglich hintergehn,
Ihm Liebe häucheln? — Ihm, der wahr und offen iſt,
Zufrieden ſcheinen, wenn der Gram mein Herz zerfrißt,
An ſeiner Seite ſoll ich Ruh' und Freude lügen?
Den zweyten Vater und mich ſelbſt durch ihn betrügen?
O nein! Das will kein Gott, das kann die Pflicht nicht wollen.

Raphael.

Das ſchwache Herz glaubt leicht, was wir nicht glauben ſollen.

(indem er das Bild verbirgt.)

Dieß theure Bild ſoll nie ein fremdes Aug' erblicken,
Bis Myrthen meinen Sarg, und welke Roſen ſchmücken.

Der Enkel ſage einſt, es iſt ein Meiſterſtück,
Es war des Mahlers Ruhm, doch auch ſein letztes
Glück.
Doch ſtill, mich däucht er kömmt, ich höre durch die
Hallen
Den Tritt des Freundes, mir — wie fernen Donner
ſchallen.
Seyd mein Modell, o ſeyd ganz die Cäcilia,
Die dieſem Staub entrückt die Himmel offen ſah.
Die Leyer in der Hand, Begeiſtrung in den Blicken;
Ein überird'ſcher Reitz muß heil'ge Frauen ſchmücken;
Den Blick hinauf! — So recht! — Nehmt mir die
letzte Kraft;
Wenn mich die Kunſt verläßt, ſo ſoll die Leidenſchaft
Mit ſtarker Hand den einſt gewohnten Pinſel führen.
Und der Verzweiflung Gluth in meinem Herzen ſchüren.
(Er zeichnet.)

Zehnte Scene.

Die Vorigen. Der Fürſt.

Fürſt
(bleibt an der Thüre ſtehen, und ſieht mit innigem Vergnügen zu.)
Schon an der Arbeit? — Schön, — ha welche Haltung! — Ja,

So war die Heilige, ſo war Cäcilia;
O Raphael! faß' recht den Anblick zum Entzücken,
Das Meiſterwerk der Kunſt muß deinem Pinſel glücken.
Laß keinen Zug, mein Freund, dem Forſcherblick entgehn,
An Gottes Throne ſieht ſie ſchon die Cherubs ſtehn;
Ihr Ohr hört wonnevoll der Sphären Harmonien,
Man ſieht das Vorgefühl der Seligkeit entglühen,
Es iſt als ob ſie ſchon die Glorie umſtrahlt,
Nach herrlicherm Modell hat keiner je gemahlt. —
Dein Auge iſt nicht feſt.

Raphael (für ſich.)

Wo ſoll ich Kräfte finden?

Cäcilia (für ſich.)

Zu viel — ich kann nicht mehr, die ſchwachen Sinne ſchwinden.

Fürſt.

Nur ruhig, liebes Kind, du zeigſt zu vielen Schmerz,
Nur lautre Wonne füllt der Heiligen das Herz.
Es darf kein Schmerzgefühl ſich in die Freude mengen,
Wenn man den Himmel ſieht, was kann uns da bedrängen?
Nicht wahr mein Raphael?

Raphael.

Sehr wahr, mein edler Fürſt!
(für ſich.)
Du ahneſt ſorglos nichts! — Betrogener! Du wirſt

An denen, die dir einſt ſo werth, ſo theuer waren,
Des Undanks ſchwarze That noch früh genug erfahren.

Fürſt.

So fahre fort, mein Freund! laß dich durch mich nicht
ſtören.

Raphael

(indem er zeichnet.)

Wird gegen Herzen ſtets ſich die Vernunft empören?
Wo nehm' ich Feſtigkeit, wo nehm' ich Kunſtſinn her?
Wie wird der leichte Riß der matten Hand ſo ſchwer,
Ha welch ein Blick! So können nur verklärte Frauen
In eine beßre Welt entzückt hinüberſchauen.

Fürſt (für ſich.)

Er iſt verwirrt. — Ja wohl, wer kann die Holde
ſehn,
Wer kann ihr ungerührt und kalt entgegen ſtehn?
Ein Künſtler iſt er ja, ſein Herz iſt warm und weich,
Und Schönheit herrſchet in der Künſte weitem Reich.

(Die Leyer entſinkt Cäcilien.)

Was ſeh ich? — Es entſinkt die Leyer ihrer Hand.

Raphael (für ſich.)

Ich bin vernichtet. (gefaßter.) Ja, wahrhaftig, recht
gewandt!

(zum Fürſten.)

Das war ſo abgemacht: — Von Wonne hingeriſſen,
Entſchwebt ſie dieſer Welt, ſieht ſie in Rauch zer-
fließen;

Der Leib wird leblos wenn die Seele ſich entſchwingt,
Und ſie der Vorgeſchmack der Seligkeit durchdringt.

Fürſt.

Ein Hochgenuß mag das für Künſtleraugen ſeyn,
Doch Freund, vergiß es nicht, das Urbild da iſt mein;
So viel Erſchöpfung kann die zarten Nerven ſchwächen.

Cäcilie
(indem ſie aufſteht.)

Nein, länger duld' ich's nicht, und gält' es ein Verbrechen.

Raphael
(ſteht gleichfalls auf.)

Für's erſte Mahl genug, ich dank' Euch für das Streben,
Mir Stoff zu hoher Kunſt und Ewigkeit zu geben.

Fürſt.

Ein Heil'genbild, und mehr darf Julius nicht wollen,
Du mußt dich, Liebe! jetzt erheitern und erholen.
Nach Muße wird dann ſchon mit kunſtgewohnten Händen
Freund Raphael das Bild der Heiligen vollenden.
Ihr opfert Euch für mich, ſo viel verlang' ich nicht.

Cäcilie (für ſich.)

So zwiſchen Hochgefühl und heil'ger Dankespflicht
Hat nie ein Weib geſchwankt.

Fürſt.

Er bleibt uns ja noch länger.

Raphael (für ſich.)

Mit jedem Pulsſchlag iſt's mir drückender und bänger.

Fürſt (zu Raphael.)

Nun magſt du ungeſcheut die Herzensleiden klagen,
Mein Weibchen wird dir mancherley von Florenz ſagen;
Sie kennet recht genau den theuern Gegenſtand,
Der ſo wie einſt die Kunſt, den Weg zum Herzen fand;
O ſchäme dich nur nicht, du biſt ein Künſtler nur,
Und Götter huldigen ſelbſt gerne der Natur,

(zu Cäcilien.)

Er iſt verliebt, — ja, ja! An Arno's Ufern wohnt
Das Mädchen, das ſein Herz mit Liebe einſt belohnt.

Cäcilie.

Ich kenne ſie genau, ſie liebt ihn bis zum Grabe.

Raphael.

Ihr weih' ich Herz und Ruhm, und Alles was ich habe.

Cäcilie.

Sie opferte ihm gern ihr Glück, um froh zu ſeyn,
Will ſie in Dürftigkeit ihm ſtille Blumen ſtreu'n.

Raphael

(faßt ſchnell eine Idee auf.)

D'rum will ich fort, — ſogleich, — ſie ſuchen, um ſie weinen,
Wenn es die Pflicht verſagt, uns jemals zu vereinen.
Entlaſſet mich, mein Fürſt!

Fürſt.

Die Kunſt iſt immer frey,

Entlaſſen biſt du ſchon, mein Raphael! — Doch ſey
Beſonnen, denke wohl, die Liebe wird vergehen,
Wenn Treu' und Freundſchaft noch voll Jugend aufrecht ſtehen;
Es iſt ſehr troſtlos, die Gefilde zu betrachten,
In denen einſtens uns Genüſſe glücklich machten.
Kann Liebe nicht dein Glück, wie du's verdienſt vollenden,
Wohlan, empfange es aus treuen Freundeshänden:
Mich und Cäcilien. — Auch ſie wird ſo dich lieben,
Wie ich, wenn ſie dich kennt. — Uns wollteſt du betrüben?
Dem Kleeblatt wollteſt du ſo ſchnelle dich entzieh'n?

Raphael.

Ein trübes Schickſal ruft, ich muß, ich muß dahin,
Wo man nicht Undank kennt, nicht Freunde je verrathet,
Wo Liebe ſich mit Pflicht, und Pflicht mit Frohſinn gattet.
Erkennt den böſen Geiſt, erkennt mein Mißgeſchick;
Mich, — ich bekenn' es Euch, — mich würde Euer Glück,
Das Liebe Euch verheißt, bis zu dem Neide treiben,
Ich kann nicht länger hier, — o Fürſt! — ich kann nicht bleiben.

Cäcilie (mit Würde.)

Ich ehre Euren Muth, laßt mich Euch hoch verehren,
Die Liebe wird der Zahn der Zeiten einſt verzehren,

Doch Seelengröße wird noch dort hinüber dauern,
Wo Liebende nicht mehr die Trennungen betrauern.
Fürſt. (für ſich.)
Sie beyde ſind bewegt, das muß ich unterſuchen.
Cäcilie. (zum Fürſten.)
Ehrt ſeinen Schmerz, laßt ihn verlorne Ruhe ſuchen,
Und kein verrathnes Herz wird ſeines Nahmens fluchen.
(Tritt zu Raphael und mit der höchſten Wehmuth.)
Lebt wohl! — Denkt unſer oft, — ich werd' Euch hier vertreten,
Und hier für unſern Freund ſtets Sorg' an Sorge ketten,
Um ſeine Tage nur mit Heiterkeit zu ſchmücken,
Durch die Erinnerung an Euch wird es mir glücken.
Fürſt.
Du wirſt doch nicht ſo bald und ohne Abſchied gehn?
(für ſich.)
Ich muß das Bildniß der Geliebten vorher ſehn,
Vielleicht entdecke ich, was Aufſchluß geben kann.
Raphael.
Nur ſo ein edler und ſo hoch erhab'ner Mann
Kann dieſen hohen Grad von Leidenſchaft vergeben,
Die Trennung hier von Euch, ſie koſtet mir das Leben.
Cäcilie.
Ach laßt uns gehen, Fürſt! ich bin zu ſehr bewegt;
Ich fühle wie mein Herz für ſeine Leiden ſchlägt;
Ich kann Unglückliche nicht ungerührt erblicken;

Mit ihm beweine ich des Schickſals arge Tücken,
Das ſolche Liebe trennt; der Jugend Frühling trübt,
Und ſtatt Gewährung nur die tiefſten Qualen gibt,
O führt mich fort, ich kann den Anblick nicht ertragen.

Fürſt.

Wohlan! ſo kommt. (für ſich.) Ich muß die kleine Argliſt wagen,
Vielleicht ſagt mir das Bild, was mir ſein Mund verſchweigt.
(laut.) Ich ſeh' dich noch, nicht wahr?

Raphael.

Gewiß! — Auch tief gebeugt
Werd' ich die heil'ge Pflicht des Dankes nicht verletzen.
(Der Fürſt und Cäcilie entfernen ſich langſam.)
Wer mich nicht lieben darf, der ſoll mich dennoch ſchätzen.
(Im höchſten Ausbruche des Schmerzens.)
Sie geht, für mich iſt ſie nun todt, — ich muß vergehn!
Hienieden werd' ich ſie wohl nie mehr wieder ſehn.
(Der Fürſt ſtößt im Abgehen abſichtlich auf die übereinander lehnenden Bilder, die Vorderen fallen um, Cäciliens Porträt ſteht vor ihm.)

Fürſt.

Ha! — was iſt das? — ja wahrlich, wenn ich mich nicht trüge,
Cäcilie! — dieß ſind — ja, es ſind deine Züge.
Woher? — ſagt an?

Cäcilie.
Weh uns, wir ſind entdeckt, verloren!
Raphael.
Warum, Verhängniß, ward der Undank je geboren?
Fürſt (für ſich.)
Ermanne dich, ſey ſtark, laß keine Thränen fließen,
Die deine Menſchlichkeit ſonſt zu verrathen wiſſen.
Cäcilie.
Fürſt! Vater! höre mich, ich konnte es nicht ahnden,
Daß Raphael es ſey, geknüpft mit gleichen Banden
Der Dankbarkeit an dich, den ich in Florenz fand;
Alberti hieß er dort. Der Liebe ſtarke Hand
Ergriff mit Allgewalt die jugendlichen Herzen,
Gab kurze Freuden uns, und nachher lange Schmerzen,
Da dieſe Leidenſchaft, die ſanft die Menſchheit ziert,
Am Vater und am Freund nun zum Verräther wird,
Verbann' uns, denn wir ſind nicht werth mehr deiner Sorgen,
Mich nehm' ein Kloſter auf, und ſchon der nächſte Morgen
Seh' mich am Hochaltar im Schleyer weinend knie'n.
Fürſt.
Ihr Undankbaren ſollt mir ferner nicht entfliehn. —
So lohnt ihr meine Gunſt?
Raphael.
Ich bin mir ſelbſt verächtlich,
Des Abſcheu's Gegenſtand.

Fürſt.

Ihr ſchwiegt ſo unbedächtlich;
Und hättet bald, — weh euch! — Des Jammers ew'ge Nacht
Verzweiflung über euch und über mich gebracht.
Sie wäre hingewelkt, verdorrt an meiner Seite,
Des unheilbaren Grams der Liebe ſich're Beute;
Und nur zu bald ſtünd' ich an meiner Gattinn Gruft,
Und füllte mit Geſchrey umſonſt die weite Luft;
Für Liebe hätte ich die Koſungen gehalten,
Die nur der Dankbarkeit, den Kindespflichten galten,
Und du mein Raphael, an dem ich es verſucht,
Was Freundſchaft wirken kann, du hätteſt mir geflucht.
Verzweiflung hätte dich von Land zu Land getrieben,
Die Kunſt, die dich beſeelt, wär unterdrückt geblieben;
Den Raſenden vielleicht nähm' irgendwo ein Fluß
In ſeinem Schooße auf, das war der ſchöne Schluß
Des Truggewebes. — O ein ſchönes Bild zum Mahlen,
Daran verſuche dich, ich werd' es theuer zahlen.

Cäcilie.

O Fürſt! vernichte mich.

Raphael.

Es mußte uns empören,
Die ſchönſten Hoffnungen des Freundes zu zerſtören;
Nun waren wir gefaßt.

Fürſt.

Ich ſah's.

Raphael.

Ich ſlieh von hier
Dich ſegnend, und ſie bleibt die treue Gattinn dir.
Beglücken wird ſie dich, das Hochgefühl der Pflicht
Hält kräftig uns empor, wenn auch das Leben bricht.

Fürſt.

Das Bildniß dort iſt mein.

Raphael.

So wollt ihr mich denn haſſen?
Mir nicht das Einzige, was mir noch bliebe, laſſen?

Fürſt.

Ich will es, ſag' ich dir, der Gattinn treues Bild.

Raphael.

Mein Leben, nimm es hin, doch dieſes ſtarke Schild,
Das mich vor Raſerey durch ſeinen Anblick ſchützt,
Nur dieſes laß mir, Fürſt!

Fürſt.

Ich zahle jeden Preis,
Und daß ich ſeinen Werth recht wohl zu ſchätzen weiß,
So — (er vereinigt Cäcilien mit Raphael.)
nimm das Urbild ſelbſt, und hab' es wohl in acht;
(für ſich.)
Die Freundſchaft hat geſiegt, das Opfer iſt gebracht.

Cäcilie und Raphael.

Fürſt! — Vater!

Cäcilie.

Ja ich ſeh's, die Freude kann nicht tödten,

Raphael.
Die Dankbarkeit umſchlingt uns mit demantnen Ketten,
Kein Vater hat wohl je, was Ihr für uns gethan.
Fürſt.
Still! ſag' ich, keinen Dank, ich nehme ihn nicht an,
Ich habe nur allein bey dieſem Tauſch gewonnen,
Mein Blüthenalter iſt beynahe ſchon verronnen,
Die Gattinn geb' ich auf, zwey Kinder ſind der Preis,
Ein Vater iſt ja mehr, als ein verliebter Greis.
Ich glaubte, daß ihr Herz noch frey von Liebe wäre,
Drum both ich ihr die Hand, damit nicht ihre Ehre
Vom Schlangenbiſſe der verleumderiſchen Brut
Beſudelt werden ſoll, ſie iſt das höchſte Gut
Der Weiblichkeit. — Und nun vergeßt nicht, daß von heut'
Ich Euer Vater bin, Ihr meine Kinder ſeyd. —
(lächelnd.)
Nur werd' ich, Raphael, dir kein Modell mehr ſchicken. —
Umarmt Euch, Kinder, ſeht, Ihr müßt mich nun beglücken,
Du mahlſt die Gruppe dann, Ihr knieet ſo vor mir,
Die treue Hand reicht nun dein Freund, Cäcilie dir.
(Alles was der Fürſt beſchreibt geſchieht.)
Ich ſtehe hoch entzückt, als Schöpfer in der Mitte,
Betrachte ſtolz mein Werk, das iſt ſo Künſtlerſitte,

Und ſegnend weihe ich Euch ein zum höhern Leben,
Ich habe Raphaeln der Welt, der Kunſt gegeben,
Wenn er ſo groß ſchon war, eh' ihn die Liebe fand,
Was wird er künftig ſeyn? Heil dir o Vaterland!

(Sie bleiben in einer rührenden Gruppe ſtehen.)

Ende.

Inhalt.

Erſter Jahrgang.

Haß allen Weibern. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Frey nach dem Franzöſiſchen des Bouilly. In Alexandrinern bearbeitet.

Der kurze Roman, oder: die närriſche Wette. Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Der Ehenſtifter, oder: die beyden Officiere. Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Die ſpaniſche Wand. Dramatiſche Kleinigkeit in einem Aufzuge. Frey nach dem Franzöſiſchen.

Die Ehemänner als Junggeſellen. Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Zweyter Jahrgang.

Die Schauſpielerinn. Ein Luſtſpiel in drey Aufzügen, nach dem Franzöſiſchen im Versmaß des Originals.

Wahnſinn. Ein Drama in einem Aufzuge. Als Seitenſtück zu Nina. Nach dem Franzöſiſchen le delir frey bearbeitet.

Abneigung aus Liebe. Ein Luſtſpiel in freyen Verſen und einem Aufzuge.

Der alte Jüngling. Ein Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach dem Franzöſiſchen.

Verlegenheiten und Auswege. Eine Poſſe in einem Aufzuge, frey nach dem Franzöſiſchen.

Dritter Jahrgang.

Peter und Paul. Luſtſpiel in drey Aufzügen. Als Seitenſtück zum Mädchen v. Marienburg, und dem liefländiſchen Tiſchler. Nach dem Franzöſiſchen des Lamarteliere.

Der Raſttag. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nach dem Franzöſiſchen des Bouilly.

Die beyden Ehen. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nach dem Franzöſiſchen des Etienne.

Der Wilddieb. Liederſpiel in einem Aufzuge.

Der Sic. Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Vierter Jahrgang.

Verkannte Treue. Ein Drama in drey Acten, nach Pelletier Volmeranges.

Die Zeche, oder: Gaſtwirth und Bürgermeiſter in einer Perſon. Eine Krähwinkliade in einem Act, nach einer wahren Anecdote.

Narrheit und Narredey. Luſtſpiel in einem Act, nach Desaugiers.

Die hölzerne Uhr. Drama in einem Act, nach Bernard-Valville.

Raphael. Luſtſpiel in Alexandrinern und einem Aufzuge.

Dramatiſches
Sträußchen
für das Jahr
1820.

KÖN. HOF THEATER

Von

J. F. Caſtelli.

Fünfter Jahrgang.

Wien,
gedruckt und im Verlage bey J. B. Wallishauſſer.

WÜRTT. LANDESBIBLIOTHEK STUTTGART

Der

Familie: Weniger

zu St. Gallen

in dankbarer Erinnerung

gewidmet.

Als mich mein gut Geſchick dahin geleitet,
Wo Gott die Erd' empor zum Himmel zieht,
Wo unter'm Schnee die Alpenroſe blüht,
Und ſich der See, ein hehrer Spiegel, breitet,

Da habt Ihr — freundlich für mein Wohl bemüht —
In Euerm Kreis ein Plätzchen mir bereitet,
Dort lernt' ich, wie man durch das Leben ſchreitet
Im Frieden mit dem eigenen Gemüth.

Nehmt meinen Dank für jene ſüßen Stunden
Und zum Beweis, daß deren ich gedenke,
Hab' ich Euch dieſen kleinen Strauß gewunden.

Zwar Treibhausblumen ſind ein ſchlecht Geſchenke
Für Jene, die in Gottes Garten ſtehen,
Doch werdet Ihr vom Freund' ſie nicht verſchmähen.

Wien, im October 1819.

J. F. Caſtelli.

Czar Iwan.

Dramatiſirte Anecdote

in zwey Acten.

Aufgeführt auf dem k. k. Hoftheater in Wien, und auf dem
königl. Hoftheater in Dresden.

Perſonen.

Czar Iwan.
Petrowitſch, ein Holzhauer.
Eudoxia, ſeine Baſe.
Maria, ſeine Mutter.
Rigoroff, Steuereinnehmer.
Alexis, deſſen Sohn.
Landleute. Gefolge des Czars.

Zeit der Handlung: Das Jahr 1550. — Ort: Ein Dorf außer
Moskau.

Erſter Act.

Die Bühne ſtellt das Innere einer ärmlichen Hütte vor. Ein alter Tiſch, fünf Stühle, ein Schrank und eine zuſammengerollte Strohmatte (Flechte) ſind darin ſichtbar. Eine Kabinettsthüre zur Linken, im Hintergrunde der Haupteingang.

Erſte Scene.

Maria (allein, fröhlich auf- und abtrippelnd.)

Ich ſoll alſo jetzt wieder Großmutter werden?
Vor Freuden bin ich faſt außer mir!
Es gibt keinen herrlichern Segen auf Erden,
Als viele Kinder, der Eltern Zier;
Schon ſeh' ich, wie jede Frau mich beneidet,
Trag' ich den Enkel im Arme zur Schau,
Schneeweiß iſt der prächtige Junge gekleidet,
Mit Schleifen am Kopf, und am Arm himmelblau,

Schon hör' ich die immer geſchäftigen Zungen
Der Nachbarinnen rund um mich ſchrey'n:
»Die hat ein Glück, ſeht den herrlichen Jungen!«
(auf einmal ſtill ſtehend und nachdenkend.)
Doch halt! wird's denn ſicher ein Knabe auch ſeyn?
Der Himmel kann eben ein Mädchen auch ſchenken,
Er hat ſo ſeine Grillen manchmahl,
Je nun, da muß man ſich gar nicht kränken
Und überläßt dem Himmel die Wahl.
Ich werd' einmahl Großmutter, das iſt richtig
Und darauf kömmt es doch eigentlich an,
Ach Gott! das Wort iſt entſetzlich gewichtig,
Ich weine vor Freuden, denk' ich nur d'ran.
(ſie geht an die Kabinettsthüre und horcht.)
Was macht denn die Tochter? — Sie legte ſich nieder
Und ſchläft vermuthlich. (horcht.) Nein, nein, ſie wacht.
Mein Gott! wo iſt denn Eudoxia wieder?
Das junge Blut hat auf gar nichts doch acht.
Eudoxia! he! wo biſt du?

Zweyte Scene.

Maria. Eudoxia.

Eudoxia.

Großtante!

Da bin ich.

Maria.
Wo warſt du denn wieder jetzt?
Eudoxia.
Vor unſerer Hütt' an dem Bachesrande
Hab' ich mich ein bischen niedergeſetzt.
Maria.
Nun, nun, — und warſt du denn dort ganz alleine?
Saß etwa Alexis nicht neben dir?
Eudoxia (verlegen).
Ja! — nein! —
Maria (drohend).
Nicht lügen!
Eudoxia.
Großtante! — ich meine —
Wahrhaftig, Alexis ſaß doch neben mir.
Maria.
Ward dir's nicht befohlen, den Burſchen zu meiden?
Wo ſoll das hinaus?
Eudoxia.
Ja, das wiſſen wir nicht,
Allein, ich verſichr' Euch, er iſt ſo beſcheiden —
Maria.
Was ſpricht er denn Gutes mit dir?
Eudoxia (zögernd).
Was er ſpricht?
Ich hör' ihn immer das Nämliche fragen:
Ob ich ihn liebe?

Maria.
Und du?
Eudoxia.
Im Geſicht
Feuerroth, ſag' ich: Ja!
Maria.
Nein ſollteſt du ſagen.
Eudoxia.
Ihr ſagtet erſt ſelbſt, lügen dürfe man nicht.
Maria.
So ſteckt dir die Liebe im Köpfchen?
Eudoxia.
Sie ſcherzen,
Bey mir kann da nicht ihre Wohnung ſeyn;
Bey den jungen Leuten zieht ſie im *Herzen*,
Bey den alten erſt im *Gedächtniß* ein.
Maria.
O ſchön! — das ſollteſt du gar noch nicht wiſſen.
Eudoxia.
Ich weiß es denn doch.
Maria
(die Hände zuſammenſchlagend).
Gott! mit achtzehn Jahr'
Da hätt' ich zu Tode mich ſchämen müſſen,
Gott Dank! daß ich damals ganz anders war;
Sey verſichert, auch ich hatte rothe Wangen
Und Augen, blau, wie man ſie jetzt nicht mehr ſieht,

Die Burſche ſind haufenweis nach mir gegangen,
Auch bey mir hat's von Außen und Innen geglüht,
Doch Keiner von allen den Ehrenraben
Kann rühmen ſich, daß er's weiter gebracht,
Als höchſtens die Worte vernommen zu haben:
Guten Morgen, guten Abend und gute Nacht. —
Ich bitte dich, bleib von den Burſchen entfernet,
Trau meinem Rathe, ich ſage dir's, Kind,
Ich habe die Männer kennen gelernet,
Doch du weißt leider noch nicht wie ſie ſind. —
Ich will jetzt geſchwind in die Küche ſehen,
Und halte ein kräftiges Süppchen bereit,
Du unterfängſt dich nicht fortzugehen,
Und habe fein acht, wenn die Wöchnerinn ſchreyt.

(ab.)

Dritte Scene.

Eudoxia allein, dann Alexis.

Eudoxia.

Die Großtante iſt doch wahrlich zu ſtrenge,
Und falſch ſind die Lehren, die ſie mir gibt,
Der Pfarrer beweiſt's in die Breite und Länge
Der Menſch ſey darum auf der Welt, daß er liebt.

Alexis
(ſich vorſichtig an der Thüre zeigend).
Eudoxia! — iſt ſie ſchon fort?
Eudoxia (traurig).
Ja!
Alexis.
Die Böſe!
Sie ſtöret mir immer mein Glück.
Eudoxia.
Und daran
Thut ſie auch ganz recht.
Alexis (auffahrend).
Was?
Eudoxia.
Mach nur kein Getöſe,
Die Wöchnerinn ligt ja da neben an. —
Mein Mann kannſt du nun auf keinen Fall werden.
Alexis.
So liebſt du mich nimmer, du Heuchlerinn?
Eudoxia.
Ich liebe dich mehr, als Alles auf Erden;
Doch iſt meine Lieb' nicht nach Jedermanns Sinn.
Alexis.
Erkläre dich näher.
Eudoxia.
Braucht's da noch Erklärung?
Da leider ſchon Alles in's Auge ſpringt,

Hoffſt etwa von deinem Vater Gewährung,
Der gierig nur nach Vermögen ringt?

Alexis (trübſelig).

Ach, leider nein!

Eudoxia.

Was alſo zu machen?

Alexis.

Hübſch mit der Hoffnung zufrieden ſeyn,
Bis der liebe Herrgott ändert die Sachen
Und ich in des Vaters Amt trete ein,
Da bin ich dann Steuereinnehmer! — Man ſaget,
Dieß Amt nähre reichlich ſeinen Mann;
Ich bin ſchon zufrieden, wenn's ſo viel traget,
Daß ein liebendes Paar davon leben kann.

Eudoxia (ſeufzend).

Ein ſchöner Traum! — aus den fernſten Räumen
Ein Hoffnungsſtrahl iſt's, in welchem du ſchwimmſt.

Alexis.

So laß mich in Gottesnahmen fortträumen,
Nicht ſchön iſt's, wenn die Hoffnung mir nimmſt.

Petrowitſch (ſingt von außen:)

Mag des Reichen Schornſtein rauchen,
Deßhalb trübt ſich nicht mein Blick;
Wenig wünſchen, wenig brauchen
Gibt Zufriedenheit und Glück.

Eudoxia.

Hörſt du, es kömmt aus dem Walde der Vetter.

Alexis.
Er ſingt ſchon wieder.

Eudoxia.
Ja, ihm iſt nie bang,
Er verſcheuchet Kummer, und Sturm und Wetter
Und was ihn ärgern kann, durch Geſang.

Vierte Scene.

Die Vorigen. Petrowitſch (mit Holz beladen).

Petrowitſch.
Heut ſpart mir der Regen wieder das Baden,
Und der Wind pfeiſt aus allen Löchern heraus.
Eudoxia! hilf mir das Holz abladen.
(es geſchieht, und er erblickt Alexis.)
Alexis! — Was macht Ihr in meinem Haus?
(ſich lächelnd vor die Stirne ſchlagend.)
Ja ſo! Wie kann ich ſo dumm denn fragen,
(auf Eudoxien zeigend.)
Da ſteht ja ein rothbewangter Magnet,
Den Schmetterling ſieht man nach Blumen jagen,
Und der Jüngling nach den Dirnen ſich dreht;
Für Euer Alter gehöret die Liebe,
Ein gutes Glas Wein für meine Zeit;
Für uns alle beyde der Freundſchaft Triebe,
Und für jedes Alter die Fröhlichkeit.

Alexis.
Die Fröhlichkeit, ach! die folgt nur dem Glücke.
Petrowitſch.
Und glücklich iſt man, wenn man's ſeyn will.
Alexis.
Das Wollen ſtreitet oft mit dem Geſchicke.
Petrowitſch.
Geſchick? — Was nennſt du Geſchick?
Alexis.
Seyd nur ſtill,
Ihr ſolltet ſchon gar nicht vom Glücke ſprechen,
Ihr ſeyd ja ſo arm —
Petrowitſch (ſich ereifernd).
Ich arm? ſprich nicht aus!
Glaubſt du nur dort, wo man täglich kann zechen,
Nur dort ſey der Reichthum alleine zu Haus?
Sieh Freund! um meine Familie zu nähren,
Beſitz' ich zwey kräftige Arme und Muth,
Ich weiß zu genießen und weiß zu entbehren,
Und halte den Frohſinn für's herrlichſte Gut,
Thu' Andern wohl, ſo viel es mag leiden
Mein magerer Beutel, und haſſe was ſchlecht,
Mich könnten um meinen Reichthum beneiden
Viel reiche Leute mit vollem Recht.
Eudoxia.
Und Vetter, Eines habt Ihr vergeſſen,
Ihr ſeyd auch von allen Leuten geehrt.

Petrowitſch.

Solch' Münze weiß Jeder nicht zu ermeſſen,
Bey Steuereinnehmern iſt ſie nichts werth.

(zu Alexis.)

Das zeigt dein Vater, um Geld mich zu quälen
Erſcheint er tagtäglich beym Abendlicht.

Alexis.

Verzeiht, er folget nur höhern Befehlen.

Petrowitſch

(ihn auf die Schultern klopfend).

Du vertheidigſt ihn? — freut mich! — iſt auch deine Pflicht.
Doch wer nichts hat, der kann auch nichts geben,
Die Regel kein Weiſer zu läugnen gedenkt.
Sieh Freund, ich habe fünf Kinder bey Leben
Und ein Weib, das mir heut noch das ſechſte ſchenkt.

(ſich beſinnend.)

Ja — Tauſend! — Ihr brächtet mich da in das Plaudern,
Und Kathrinchen wartet auf ihren Mann,
Wie konnt' ich die Gute zu ſehen noch zaudern?
Eudoxia! zünde die Lampe an,
Dann ſollſt du für Morgen was Gutes uns kochen,
Ein herrlicher Tag geht ja morgen mir auf.

(ſie in's Kinn kneipend.)

Da hältſt du — ich hab es dir lang ſchon verſprochen —
Den Neugebornen über die Tauf'.

(Er geht ins Kabinett.)

Fünfte Scene.

Eudoxia und Alexis.

Alexis.
Wie? — du hältſt das Kindlein?
Eudoxia.
Ja freylich.
Alexis.
Doch ſage,
Wer iſt denn der männliche Pathe mit dir?
Eudoxia (ſcherzend).
Ein bildſchöner Burſch aus der Nachbarſchaft.
Alexis (aufgebracht).
Wage
Es nicht!
Eudoxia.
Was wäre zu wagen hier?
Alexis.
Ich ſehe, du legſt es d'rauf an, mich zu quälen,
Nicht einen Augenblick läßt ſie mir Ruh',
Doch wart', ich will auch eine Pathe mir wählen, —
Eine Pathe — ja — und ein Kind dazu.
Eudoxia.
Geh, ſchließe die Balken.
Alexis. (indem er zum Fenſter geht).
O Weiber! o Schlangen!

Das kleine Kind — und ein And'rer mit ihr.
(ſpringt ſchnell vom Fenſter zurück.)
Ach Gott! da kömmt mein Vater gegangen,
Wo berg' ich mich?
Eudoxia (umherblickend).
Unter das Reiſig hier.
(Alexis verſteckt ſich unter das Reiſig, welches Petrowitſch mitgebracht hat.)

Sechste Scene.

Die Vorigen. Rigoroff. Ein Schreiber. Ein Gerichsdiener.

Rigoroff (zum Gerichtsdiener).
Er bleibt draußen vor der Thüre ſtehen.
(tritt vor, und zu Eudoxia.)
Wo iſt er? — Geſchwind mit der Sprache heraus.
Eudoxia (verlegen).
Mein Herr! (für ſich.) So hat er wohl gar ihn geſehen!
Rigoroff.
Verläugnet ihn ja nicht, er ging erſt ins Haus.
Eudoxia.
So ſchreyt nur nicht ſo!
Rigoroff.
Wer will mir das wehren?
Mit Güte geht keine Kopecke ein,

Bin dafür bezahlt, um nur ſtets zu begehren,
Und liebenswürdig darf ich nicht ſeyn.

Eudoxia.

Dann ſeyd Ihr zu Eurem Amt ganz geſchaffen.

Rigoroff.

Mordtauſend! — wo iſt er?

Eudoxia.

So flucht nicht ſo arg,
Wollt Ihr mir verſprechen, ihn nicht zu ſtrafen,
Dann will ich Euch ſagen, wohin er ſich barg.

Rigoroff.

Geld muß ich ſehen, dann fluch' ich nimmer.

Eudoxia.

Ja, Geld hab' ich nicht, Gott ſey es geklagt,
Doch bin ich jung, ſittſam, und fleißig immer,
Auch ein bischen hübſch — hat der Vetter geſagt, —
Dann beſitz' ich noch manche häusliche Tugend.

Rigoroff.

Sag mir, was der Czar damit machen ſoll?
Mit deiner Schönheit und deiner Jugend
Wird in Ewigkeit ſeine Kaſſa nicht voll,
Damit bezahlt er nicht ſeine Soldaten.

Eudoxia (erſtaunt).

Der Czar? — was wollt Ihr denn jetzt mit dem Czar?
Seyd ruhig, den wünſch' ich mir gar nicht zum Gatten.

Rigoroff.

Was ſprichſt du denn da, biſt du toll ganz und gar?
Heirathe, wen du willſt meinetwegen!

Eudoxia (haſtig einfallend).

So will ich Alexis.

Rigoroff.

Das laß dir vergeh'n!

Eudoxia.

Er liebt mich.

Rigoroff.

Und dann?

Eudoxia.

Nun; Ihr gebt Euern Segen.

Rigoroff.

Dazu möcht' ich wohl mich ſchwerlich verſteh'n.

Eudoxia
(ihm ſchmeichelnd).

Ihr laßt Euch von unſerer Liebe wohl rühren.

Rigoroff.

Lieb'? — Rühren? — ha! was es für Worte gibt!
So lange die Rigoroffs exiſtiren,
War keiner gerührt noch, und keiner verliebt;
Und iſt es Alexis, ſo wie Mamſell ſaget,
So fällt von der Henne ſehr weit das Ey. —
Genug! — Euer Vetter?

Eudoxia.

So habt Ihr gefraget

Um dieſen?

(ruft laut ins Kabinett.)

He Vetter! kommt ſchnelle herbey!

Siebente Scene.

Die Vorigen. Petrowitſch.

Petrowitſch (zu Eudoxien).

So ſchrey' nur nicht ſo, bedenke die Kranke.

Eudoxia (zeigt auf Rigoroff).

Verzeiht lieber Vetter! — der Herr —

Petrowitſch

(ſeine Mütze abziehend).

Ey ſieh da!

Herr Rigoroff!

(zu Eudoxien.)

Schnell einen Seſſel!

Rigoroff.

Ich danke,

Den ganzen Tag ſitz' ich im Amte ja.

Petrowitſch

(nöthigt ihn auf einen Stuhl).

Nein, Nein, Ihr dürft mir den Schlaf nicht nehmen.

Rigoroff.

Den brauch' ich auch nicht.

Petrowitſch.
So kommt Ihr wohl her
Um — wie's meinem Weibe geht — zu vernehmen?
Rigoroff.
Nein, Nein.
Petrowitſch.
Herr Nachbar, ich dank' Euch ſehr.
(zu Eudoxia.)
Leg Holz in den Ofen.
Eudoxia (bey Seite).
Wie kann er entfliehen?
(zu Petrowitſch.)
Das Holz iſt zu naß noch.
(leiſe zu Alexis.)
Kriech' unter den Tiſch.
(Alexis thut es.)
Rigoroff (zu Eudoxien).
Nein, laß nur, Ihr dürft Euch gar nicht bemühen.
Petrowitſch (ſich die Hände reibend).
Ey wohl, es iſt heute abſcheulich friſch!
Und dann muß ich Euern Beſuch ja feyern.
Rigoroff.
Mordtauſend, ſo laßt mich doch einmahl zu Wort.
Gebt Geld mir, Geld, bezahlt Eure Steuern,
Dann geh' ich im Augenblick wieder fort.
Petrowitſch.
Dieß alſo der Grund, warum Ihr gekommen?

Rigoroff (auf ein Papier zeigend).
Hier iſt die Quittung.

Petrowitſch
(auf ſeine Taſche zeigend).
Und hier kein Geld.

Rigoroff.
Ausflüchte werden nicht angenommen!

Petrowitſch.
Nicht geben kann ich Euch das, was mir fehlt;
Doch rechn' ich darauf, welches bald zu erhalten.

Rigoroff.
Gleich, gleich! — das *bald* bringt in große Gefahr,
Ich kann mit der Kaſſe des Staates nicht ſchalten.
(nimmt gravitätiſch den Hut ab.)
Ich ſtehe vor Euch im Nahmen des Czar.

Petrowitſch
(nimmt auch ſeine Mütze ab).
Der liebe Fürſt iſt von Güte beſeelet,
Leiht jedem Armen ſein Herz und ſein Ohr,
Und wenn Ihr die Leute ſo grauſam quälet,
So ſtellt Ihr den Czar ganz erbärmlich vor,
Ach hört' er meine gerechte Klage,
Und ſtünd' er an Euerer Stelle jetzt hier,
Er hätte Mitleid mit meiner Lage,
Und ſchenkte Credit noch recht lange mir.

Rigoroff.
He Uskoff! — ſetz' dich!

(Der Schreiber tritt gegen den Tiſch und holt Schreibgeräthe und Papier aus ſeinem Sacke hervor.)

Petrowitſch (welcher das bemerkt).

Was wollt Ihr treiben?

Rigoroff (zum Schreiber).

Nimm Feder und Tint', ich diktire dir an.

(zu Petrowitſch.)

Wir wollen die Meubels ein wenig beſchreiben,
Veräußert werden ſie Morgen dann.

Eudoxia (läuft ängſtlich zum Tiſche).

Ach wartet, ich will Euch den Tiſch abräumen.

(ſie thut es, und ſpricht leiſe zu Alexis.)

Entflieh, jetzt kann er gewiß dich nicht ſeh'n.

(ſie ſtellt ſich ganz vor den Tiſch, und ſchiebt den Schreiber auf die Seite. Alexis kriecht hinten heraus, und läuft ſchnell durch die Thüre ab.)

Rigoroff.

Nun wird's? ich kann meine Zeit nicht verſäumen.

Eudoxia (zum Schreiber).

Nehmt immer jetzt Platz, es iſt ſchon geſcheh'n!

Rigoroff
(umherſehend und diktirend).

Ein alter Tiſch, und fünf ſchlechte Stühle.

Schreiber (nachſprechend).

Fünf ſchlechte Stühle.

Rigoroff.

Dann eine Bank.

Schreiber.

Bank.

Petrowitſch.

Kennt Ihr denn gar nicht des Mitleids Gefühle?

Rigoroff (weiter diktirend).

Dann weiters ein Schrank.

(zu Petrowitſch.)

Sagt, was iſt in dem Schrank?

Petrowitſch.

Verſchiedenes Pelzwerk.

Rigoroff.

Ha Pelzwerk! — Geſchrieben!

Petrowitſch.

Ich bitt' Euch Herr, erbarmet Euch mein,
Hab' ein Weib und fünf Kinder, bedenkt!

Rigoroff.

Nach Belieben.

Petrowitſch (auf die Thüre blickend).

Ach ſieh! da tritt ja ein Fremder ein.

Achte Scene.

Die Vorigen. Iwan (in ärmlichem Anzuge).

Iwan.

Ihr werdet mich nicht von der Thüre ſtoßen,
Ich ſterbe vor Hunger und Mattigkeit ſchier,

Die Thore von Moskau ſind ſchon geſchloſſen,
Und im Dorfe hier öffnet man nirgend mir;
Bey allen Häuſern wagt' ich meine Bitte,
Die zeigten von einiger Zierlichkeit,
Doch fruchtlos — da trat ich zu Eurer Hütte,
Vielleicht wohnt bey Armuth die Menſchlichkeit.

Petrowitſch
(hält ihm die Hand entgegen).

Herein, herein! willkommen! — Ich danke
Für Euere gute Meinung von mir.

Eudoxia.

Kommt her und ſetzt Euch da neben dem Schranke,
Da iſt es hübſch warm.

Iwan (geht gegen den Ofen).

Kind! Gott lohn' es dir.

Petrowitſch.

Viel Gutes werdet Ihr freylich nicht finden.
Seht um Euch, es ſieht auch darnach hier nicht aus.
Mein Weib will des ſechſten Kind's ſich entbinden,
Und Überflüſſiges iſt nicht im Haus;
Doch was man Euch gibt, kommt aus gutem Herzen.

Iwan.

Die ſchönſte Würze!

Rigoroff.

Was werd' ich gewahr,
Ihr wollt mit der Gaſtfreundſchaft wohl nur ſcherzen?
Ihr habt ja ſelbſt nichts.

Petrowitſch.
Sehr wenig, 's iſt wahr,
Allein, da auch Weniges ſich läßt theilen,
So habe der Arme die Hälfte davon.
Rigoroff (für ſich).
Das nenn' ich dumm ſeyn.
Iwan.
Ach fünfzehn Meilen
Macht' ich, ohne etwas zu eſſen, ſchon.
(Rigoroff näher betrachtend.)
Herr! Euch ſoll ich kennen; — 'ne Viertelſtunde
Mag's ſeyn, da klopft' ich an Euere Thür',
Ihr wieſet mich ab, und drohtet die Hunde,
Wenn ich nicht gleich ginge, zu hetzen nach mir.
Rigoroff.
Der Czar kann ſo Vagabunden nicht leiden.
Petrowitſch (etwas unwirſch).
Der Czar und der Czar! — habt vor *dem* mehr Reſpekt,
Und leiht ihm nicht all' Eure Grauſamkeiten,
Der Mantel iſt Er, hinter den Ihr Euch ſteckt.
Iwan.
Recht Freund, laßt ja das Gefühl Euch nicht rauben,
Reicht jedem Armen die hilfreiche Hand,
Oft ſtecket, — wenn wir's am wenigſten glauben,
Ein achtbarer Mann unter grobem Gewand;
Es gibt zwar Manche, die Ungarwein ſchlürfen,

Von jener Zahl, die an Thüren ſich bückt,
Doch wenn auch nur fünf von zehn es bedürfen,
So lohnt ſich's der Müh', daß man alle erquickt.

Petrowitſch.

Das iſt auch mein Grundſatz.

Rigoroff.

Wer hörte im Leben
So Etwas? (zu Iwan.) kennt Ihr die Vorſchrift nicht?
Bey uns darf's gar keine Bettler geben,
Ein Jeder muß reich ſeyn, das iſt ſeine Pflicht,
Doch — 's wird ſchon ſpät. — Ich komme in's Feuer
Und 's nützet nicht, darum entfern' ich mich jetzt.
(zu Petrowitſch.)
Bezahlt Ihr Morgen nicht ganz Eure Steuer,
So werdet Ihr in das Gefängniß geſetzt,
Und damit Punktum, mein Braten erkaltet,
Laßt ſehen ob Euere Menſchlichkeit,
Auf die Ihr ſo große Stücke haltet,
Euch eine Kopecke zum zahlen leiht.
Glaubt mir, das Gutſeyn will nicht viel bedeuten,
Man iſt da nur ſtets ſeines Herzens Knecht,
Und wird betrogen auf allen Seiten.
Kurzum das Gutſeyn iſt immer ſchlecht. —
(er geht mit dem Schreiber ab.)

Neunte Scene.

Die Vorigen, ohne Rigoroff.

Iwan.

Wer iſt denn der Mann?

Petrowitſch.

Ein hartherziger Alter.

Iwan.

Ihr ſeyd ihm wohl ſchuldig, wie's ſcheinet?

Eudoxia.

O Nein,
Der Rigoroff iſt nur Steuerverwalter.
Dem Czar iſt mein Vetter ſchuldig allein;
Der braucht nicht die wenigen Rubel — ich meyne —
Der hat Geld genug.

Iwan.

So ſcheint es dir,
Doch ſpräche Jedermann ſo, liebe Kleine!
So würde der Czar bald ſo arm ſeyn als Ihr.

Petrowitſch.

Seht Herr! dem Fürſten die Steuer zu zahlen,
Iſt wohl — ich erkenn's — meine erſte Pflicht;
Allein, ich kann mir ja Geld nicht mahlen,
Und verdienen — wahrhaftig! — kann ich mir's nicht,
Ihr wüßt ja das ſelbſt, wie es pflegt zu gehen,
Ihr ſeyd ja ſelber nicht reicher als ich; —

Doch ſtill, noch muß ich Euch hungrig ſehen.
(zu Eudoxia.)
Ruf' meine Mutter, geh' ſpude dich!
(Eudoxia will abgehen, Maria tritt ihr aus dem Kabinett entgegen.)

Zehnte Scene.

Die Vorigen. Maria.

Maria (pathetiſch).
Lobe den Herrn, lieber Sohn!
Petrowitſch.
O ſage
Mutter, was iſts? —
Maria.
Um ein Kindlein mehr
Schenkt dir der Himmel.
Petrowitſch.
O Gott! ich wage
Zu fragen kaum — iſt's eine Sie, iſt's ein Er?
Maria.
'S iſt ein Knabe.
Petrowitſch (in höchſter Freude).
Ein Knabe, ein Knabe!
Das iſt mein vierter, ich danke dir Gott!
Nun ſage einer mir, daß ich nichts habe,

Hab' ich nicht Kinder 'ne ganze Rott'?
(vor Freude herumhüpfend.)
O welch' ein Glück! Mutter, laß dich umarmen!
(er thut es, dann zu Eudoxia).
Muhme, was ſtehſt du ſo ruhig hier?
(zu Iwan.)
Freund! möge Gott ſich auch deiner erbarmen,
Und ſchenke doch ja viele Kinder dir,
Das iſt des Himmels herrlichſter Segen;
(ſich brüſtend.)
Ordentlich fühlt man in ſich einen Rauch,
Näher tritt man dem Herrgott entgegen:
Er hat Menſchen erſchaffen — ich auch!
Ach, alle Schätze des Czars und Orden
Sie wären mir dieſen Jungen nicht werth.

Iwan.
Der Czar iſt ja auch dadurch reicher geworden,
Auch ſeine Familie hat ſich vermehrt.

Eudoxia (freudig).
Ich bin alſo Pathe! — Der Junge ſoll haben
Den ſchönſten Namen.

Petrowitſch.
Wie nennſt du ihn wohl?

Eudoxia (verlegen).
Ich weiß es noch nicht. (für ſich.) Ich heiße den Knaben
Alexis.

Iwan.
Ein Nahm' iſt bedeutungsvoll,
Er kann auf die Zukunft viel Einfluß haben.
Maria.
O freylich, viel Beyſpiele kenn' ich da,
Viel traurige Beyſpiele; doch einen Knaben
Benennet der männliche Taufpathe ja.
Petrowitſch.
Ja richtig, — ach leider! hab' ich noch keinen,
Wo nehm' ich ihn her, da Alles ſchon ſchläft?
Eudoxia.
Ach lieber Vetter, ich weiß Euch ſchon Einen,
O überlaßt nur mir dieß Geſchäft;
Schlaft wohl, ich will jetzt zur Wöchnerinn gehen,
Und morgen früh ſollt ihr ganz in Zier
In meinem ſchönſten Kleide mich ſehen,
Den männlichen Pathen bring' ich mit mir.
(zu Iwan.)
Schlaft wohl, lieber Herr! (ſie geht ab.)
Petrowitſch (zu Iwan).
Auch ich muß Euch verlaſſen,
Die Mutter leiſtet Geſellſchaft Euch;
Muß den Buben ja in die Arme faſſen,
(zu Maria.)
Nicht wahr, er ſieht mir ganz gleich, ganz gleich?
Maria.
Ja.

Petrowitſch.

Mutter! Ihr müßt Euch eifrig beſtreben,
Daß Ihr unſerm Gaſt Unterhaltung macht,
Der unſerer Hütte den Vorzug gegeben,
Hier zuzubringen dieſe Nacht.
(er geht in das Kabinett.)

Eilfte Scene.

Iwan. Maria.

Maria.

Ach Herr! der beſte von allen Söhnen
Iſt dieſer mein Petrowitſch in der That,
Ich danke dem Himmel mit Freudenthränen
Dafür, daß er mir ihn gegeben hat.

Iwan.

Gut iſt er, gemüthlich, und innig zufrieden,
Obſchon das Glück ſchlecht bedacht war für ihn.

Maria.

Doch auch von dem Wenigen, was ihm beſchieden,
Gibt er doch noch etwas den Aermeren hin.

Iwan.

Bin ich doch ein Beyſpiel davon. — Dem Geſchicke
Dank' ich, das hieher mich geleitet hat,
Ach Mutter! vielleicht daß zu Eurem Glücke
Ich heute in Eure Hütte trat.

Es lohnet die Guten — Ihr werdet ſchon ſehen —
Bald früher, bald ſpäter, doch ſicher der Herr.

Maria.

Es wär' uns nicht unlieb, wir müſſen's geſtehen,
Wenn's dießmal ein biſchen früher wär'! —

Iwan.

Nicht kann Euer Sohn ſeine Steuern abtragen,
Wie kommt das?

Maria.

Weil täglich die Laſt ſich vermehrt.
Man hört ja nicht auf uns zu quälen und plagen
Im Nahmen des Czars: — ob er das wohl begehrt?

Iwan (heftig).

Nein, das will der Czar nicht, gewiß nicht.
(als er bemerkt, daß Maria ihn ob ſeiner Heftigkeit fixirt, ſchnell einlenkend.)
Ich glaube
Der väterlich auf ſeine Kinder blickt,
Will, daß man bey Böſen ſich Strenge erlaube
Und daß man bey Guten die Augen zudrückt.

Maria (lächelnd).

Wenn das iſt ſein Wille, dann, bey meiner Seele,
Dann nimmt die Sache ganz recht ihren Lauf,
Sie drücken die Augen zu nach Befehle,
Und machen dafür hübſch die Hände auf.

Iwan.

Erführ' es der Czar — —

Maria.
Ja, dann würd' er es ändern;
Doch wie erfährt das ein großer Herr?
Iwan.
Je nun, man ſagt ja, in fremden Gewändern
Zieh' er gar oft in dem Lande umher.
Maria.
Wie Herr? der Czar trüge manchesmal Kleider
Wie wir ſie tragen, und ſo wie Ihr?
Iwan.
Ja freylich — da hat er dann gar keine Neider,
Man öffnet willig ihm jede Thür,
Er kann von Allem ſich ſelbſt überzeugen,
Und ihn zu hintergehen wird ſchwer.
Maria.
Gott ſegne den Czar! — o möcht' er ſich zeigen
Auch uns, — o käm' er zu uns einmal her!
Iwan.
Wer weiß? — vielleicht iſt er ſchon hier geweſen.
Maria.
Gewiß nicht, wir ſind ja noch unglücklich, Freund
Iwan.
Ihr müſſet weder was hören noch leſen,
Was außer dem Dorf ſich ereignet, wie's ſcheint.
Maria.
Das Leſen, wo ſollten wir's lernen, ich bitte,
Auch achten wir nicht, was man ſchreibet und ſpricht,

Seht, unſere Welt iſt die kleine Hütte,
Was außer ihr vorgeht, das kümmert uns nicht; —
Mein Sohn kann freylich ein Liedchen ſingen,
Das handelt vom Czar, und hat hohen Sinn,
Das läßt er ſo meiſtens des Abends erklingen,
Wann beyſammen wir ſitzen am warmen Kamin.

Iwan.

Das muß ich hören!

Zwölfte Scene.

Die Vorigen. Petrowitſch.

(Er trägt ſein Kind, in Tücher eingehüllt, ſo, daß es dem Zuſeher nicht ſichtbar wird, auf den Armen, und legt es in eine Art von Wiege, welche aus hölzernen Reifen gemacht, und an zwey Stühlen hängend befeſtigt iſt.)

Petrowitſch
(Iwan zur Wiege führend).

Da iſt der Kleine,
Seht mir den lieben Buben nur an,
Hat blaue Augen gerade wie meine,
Und ein Mäulchen, das immer nur lächeln kann.

Iwan.
(das Kind betrachtend).

O welch ein lieblich Geſichtchen! — die freye

Erhabene Stirne, der feſte Blick,
Freut Euch, lieber Hauswirth, ich prophezeie
Dem lieblichen Knaben ein großes Glück.

Petrowitſch.

Wie Herr? — Seyd Ihr etwa gar ein Zigeuner,
Der aus Geſichtszügen wahrſagt?

Iwan (lächelnd).

O nein!

Maria
(welche beſchäftigt iſt, den Tiſch zu decken).

Vor etwelchen Jahren kam auch einmal Einer
Und ſagt' uns viel Gutes, doch gar nichts traf ein.

Iwan.

Was ich prophezeie, — ihr werdet ſchon ſehen —
Das kann gar nicht fehlen, d'rum glaubet mir:
Noch eh' der morgige Tag wird vergehen,
Iſt Euer Kindlein ſchon reicher als Ihr.

Petrowitſch (lächelnd).

Dazu braucht's nicht viel.

Maria
(welche indeſſen den Tiſch gedeckt, vorgerückt, und Brot, Butter und Meth darauf geſetzt hat).

Nun, Gott woll es lenken,
Wie's ihm gefällt, gut iſt doch beſſer als reich.
Laßt jetzt einmal uns an's Eſſen denken,
Kommt her, lieber Gaſt, und ſetzet Euch.

(Sie ſetzen ſich und eſſen.)

Petrowitſch (zu Iwan.)
Das Brot iſt hübſch ſchwarz,
Iwan.
Aber gut.
Maria (reicht ihm Butter).
Dieſe Butter
Darf ich Euch empfehlen. — Ihr lächelt? — Die Wahl
Iſt freilich nicht groß.
Iwan.
Ich wette d'rauf Mutter,
Der Czar hält kein beſſeres Abendmahl.
Petrowitſch.
Ho, Ho!
Maria (ſchenkt ein).
Nun trinkt auch! — — Nur Auserkohrnen
Geb' ich dieſen Meth, den ich ſelber ſott.
Iwan
(hebt ſein Glas).
Auf's glückliche Loos Eures Neugebornen!
Petrowitſch.
Wahrſagt Ihr ſchon wieder? — Treibt doch keinen Spott.
Iwan.
Und nun eine Bitt'! — Laßt ein Liedchen erklingen,
Ihr könnt ja gar ein hübſches vom Czar,
Das weiß ich. — Wir ſind jetzt ſo fröhlich — —

Petrowitſch.

Ich ſingen?
Mit meiner Stimme, warum denn nicht gar?

Iwan.

Ey, macht mir die Freude!

Petrowitſch.

Ihr wollt mit mir ſcherzen,
Und lacht mich dann aus.

Maria.

Sing' nur immerhin.

Petrowitſch.

Mein'twegen! — Ich liebe den Czar ja vom Herzen,
Obſchon ich ſein Schuldner eigentlich bin: —
So hört denn! Ich ſag' Euch, 's wird jämmerlich klingen,
Müßt's nehmen, wie's kommt. — Ey was liegt denn daran,
Zum mindeſten will ich den Czar doch beſingen,
Da ich ihn leider nicht zahlen kann.
(er nimmt eine Palalaika*) aus dem Schrank, ſpielt darauf, und ſingt dazu folgendes)

Lied.

Czar Iwan ſieht mit Vaterliebe
Auf ſeine Kinder von dem Thron,

---

*) Eine Art Mandoline mit zwey Saiten.

Sein Wunſch iſt Alle zu beglücken,
Und Aller Liebe iſt ſein Lohn.
Sein Wahlſpruch heißt: — d'rauf hält er ſehr, —
Groß ſeyn iſt viel, doch gut iſt mehr.

2.

Czar Iwan hört den letzten Ruſſen
So wie den Erſten gütig an,
Straft überall wo Strafe nöthig,
Und hilft auch wo er helfen kann.
Sein Wahlſpruch heißt: — d'rauf hält er ſehr, —
Groß ſeyn iſt viel, doch gut iſt mehr.

3.

Czar Iwan ſucht nicht zu erweitern
Sein Land mit ſeiner Kinder Blut,
Doch das, was er beſitzt, vertheidigt
Er bis zum Tode auch voll Muth.
Sein Wahlſpruch heißt: — d'rauf hält er ſehr, —
Groß ſeyn iſt viel, doch gut iſt mehr.

Iwan
(ſpricht gerührt die letzten beyden Verſe nach).

Sein Wahlſpruch heißt: d'rauf hält er ſehr, —
Groß ſeyn iſt viel, doch gut iſt mehr.

(zu Petrowitſch.)

O herrliches Lied! Deine Worte trafen
Mir tief in das Herz — Freund, ich danke dir!

Petrowitſch.

Nun Mutter, nun geht ein Paar Stunden ſchlafen,
Schon ſpät iſt's.

Maria.

Ich bleibe beym Kinde hier;
Geh du, lieber Sohn, du biſt gewiß müder,
Haſt den ganzen Tag über Holz gehau'n.
(ſie ſetzt ſich zur Wiege.)

Petrowitſch.

Nun, wie Ihr wollt!
(er rollt die Strohmatte auf und ſagt dann zu Iwan:)
Kommt, leget Euch nieder,
Wir müſſen uns ſchon zu behelfen ſchaun;
Wer ſchläfrig iſt, dem iſt bald gebettet.

Iwan.

Hört, Petrowitſch, früher habt Ihr Euch beklagt,
Daß Ihr keinen männlichen Pathen noch hättet,
Ich ſchaff' Euch Einen.

Petrowitſch (erſtaunt).

Ihr?

Iwan.

Ja, wie geſagt!
Ich kenn' einen Mann in Moskau, der eben
So reich als großmüthig iſt; — dieſer Mann
Wird Euch das Kind ſicher zur Taufe heben,
Wenn ich Euch empfehl'.

Petrowitſch
(indem er ſich auf die Strohmatte legt, ſpöttiſch lächelnd).
Ja, empfehlt uns doch an,
Dann ſind wir ſchon glücklich.

Iwan.
Ich darf es wohl ſagen,
Er iſt mein Freund.

Petrowitſch.
Euer Freund, und reich?
(gähnend.)
Nun ja, es kann ſich auch Seltnes zutragen.

Iwan.
Hört Freund, ich verlang' Euer Wort von Euch:
Daß Ihr wollt die Taufe nicht früher begehen,
Als bis ich hier wieder erſcheine.

Petrowitſch
(mit immer ſchwächerer Stimme).
Ja, ja,
Wenn's nur nicht zu lang wird.

Iwan.
Ihr werdet ſchon ſehen,
Bis längſtens früh neun Uhr bin ich wieder da.

Petrowitſch.
(nach und nach einſchlafend).
Nun — Alles iſt möglich — jetzt legt Euch mal nieder,
Hier iſt — ja Platz.

Iwan (ſich zu ihm legend).

Nun, ich hab' Euer Wort?

Ihr wartet mein?

Petrowitſch (ganz entſchlafend).

Ja!

Iwan.

Ganz gewiß komm' ich wieder.

(er blickt Petrowitſch genau an.)

Da ſchläft er auch ſchon.

(ſteht behutſam und leiſe auf.)

Schlummr' in Frieden fort.

(mit übereinander geſchlagenen Armen vor der Strohmatte ſtehen bleibend.)

So ruhet der Arm' in der Dunkelheit Schoße
Feſt, ununterbrochen die ganze Nacht,
Indeſſen der Reiche, der Mächt'ge, der Große
Nicht ruhen kann in Fülle und Pracht. —

(ſich ſelbſt betrachtend.)

Hier ſteht der Herrſcher an ſeiner Stelle,
Vollführt ſein heiligſtes, ſchönſtes Geſchäft:
Er wachet beſorgt an des Bettes Schwelle,
Bey einem ſeiner Kinder, das ſchläft.

Petrowitſch

(im Traume ſingend).

Sein Wahlſpruch heißt: — d'rauf hält er ſehr, —
Groß ſeyn iſt viel, doch gut iſt mehr.

Iwan.

Horch! — Er träumt! — Segnet auch mich im Schlafe,
O wie das jegliche Wunde heilt;
Ja glücklich ſoll er werden, der Brave,
Der mit mir Brot und Lager getheilt.

Maria
(auch ſchon vor Schlaf nickend, ſingt, indem ſie das Kind einwiegt).

Schlafe mein Kindlein — ſchlaf ein,
Noch iſt dein Herze ganz rein,
Noch trübt kein Kummer
Dir deinen Schlummer,
Und deine Welt iſt dein Bettelein klein.

Iwan (das Ganze überblickend).

Freundliches Bild! — Ja in dieſer Hütte
Iſt des Friedens heilig Aſyl,
Nie, nie! auch in des Glanzes Mitte,
Nie vergeß' ich mein jetz'ges Gefühl.

Maria.

Schlafe mein Kindlein, ſchlaf ein,
Ar — beit — und Müh — harren — dein.
(ſie entſchläft ganz.)

Iwan.

Auch die Mutter entſchlief nun.

Petrowitſch (träumend).

Ich meine
Iwan —

Iwan.

Er hat meinen Namen genannt. (horcht.)

Petrowitſch (wie oben).

Iwan, — ja, Iwan heiße der Kleine.

Iwan

(nähert ſich der Wiege und hält die linke Hand ſegnend über das Kind, die rechte gegen den Himmel).

Knabe! von dir ſey die Sorge verbannt!
Vaters Großmuth ſoll Freude dir bauen,
Pathens Name verkünde dir Glück!

(er tritt zurück.)

Doch der Tag fängt bald an zu grauen,
Fort muß ich und nach Moskau zurück,
Nah' iſt dieß Häuschen — in zwanzig Minuten
Bin ich ſchon, ohne bemerkt zu ſeyn, dort. —

(er nimmt ſeine Mütze und ſeinen Stock, und bleibt dann zögernd ſtehen.)

Soll ich ſie wecken? — Nein, ſchlafet ihr Guten!
Schnelle ſchleich' ich und leiſe mich fort.

(er ſchleicht, noch immer auf die Schlafenden zurückblickend, leiſe zur Thüre hinaus. — Die Bühne bleibt einige Minuten leer, während welchen Petrowitſch im Traume noch ein paarmahl den Namen Iwan nennt, dann fällt langſam und ohne Geräuſch die Gardine.)

Ende des erſten Acts.

(Den Zwiſchenact muß eine ſehr ſanfte und piano gehaltene Muſik ausfüllen.)

Zweyter Act.

Die Decoration des erſten Actes, der Tag blickt durch's Fenſter.

Erſte Scene.

Petrowitſch und **Maria**
(ſchlafen beide noch in derſelben Stellung, wie am Schluſſe des erſten Actes).

Petrowitſch
(erwachend und ſich die Augen reibend).
Das heiß' ich doch lange im Bette ſich ſtrecken,
(ſieht gegen das Fenſter.)
Schon Tag iſt's!
(neben ſich auf der Strohmatte umhergreifend.)
He, Freundchen! ſeyd Ihr nicht bey mir?
(er ſetzt ſich auf, und blickt in der Stube herum.)

Fort iſt er! — Er wollt' mich vermuthlich nicht wecken,
(er ſteht ganz auf.)
Nun glückliche Reiſ'.
Maria (erwachend).
Ach!
Petrowitſch (erblickt ſie).
Die Mutter ſchon hier?
Maria.
Ich blieb hier die ganze Nacht bey dem Kinde.
Petrowitſch.
Habt ihr unſern Gaſt nicht fortgehn geſehn?
Maria.
Nein; denn ich entſchlief.
Petrowitſch.
Der empfahl ſich geſchwinde.
Maria.
Mein Sohn, laß jetzt gleich uns die Taufe begehn.
Eudoxia iſt noch nicht hier?
Petrowitſch.
Wird ſchon kommen;
Es iſt ja noch früh.
Maria.
Doch bereitet muß ſeyn
Vorher doch ſchon Alles, ſonſt bin ich beklommen.
Petrowitſch.
Ich hole ſie. (gehend und wieder kehrend.)
Mutter! da fällt mir was ein!

Dem Fremden verſprach ich mit Hand und mit Munde,
Das Feſt der Taufe woll' ich begehn
Nicht früher als bis um die neunte Stunde,
Bis dahin will er uns wieder ſehn.
Maria (ſpöttiſch).
Nun ja, der wird kommen?
Petrowitſch.
Auch will mir's erklingen
Im Kopfe, als hätt' er in dieſer Nacht
Geſagt, er woll' einen Pathen mir bringen,
Der reich iſt, und ſicher uns glücklich macht.
Maria (lächelnd).
Ha, ha, ha! beim Himmel, das wird immer bunter.
Petrowitſch
(ſich beſinnend).
Vielleicht, daß ſolch Glück nur im Traume mich traf!
Maria.
Mir ſcheint, mein Sohn, du biſt noch nicht recht munter.
Petrowitſch.
Je nun, man ſagt ja: das Glück kömmt im Schlaf,
Deß weiß ich mich aber genau zu beſinnen:
Daß ich ihm verſprochen, zu warten auf ihn.
Maria.
Vielleicht liegt doch etwas Verborgenes d'rinnen,
Das Kind iſt geſund, alſo immerhin! —
Es ſendet der Himmel auf ſeltſamen Wegen
Uns manchmal das Glück.

Petrowitſch.

Ich halte nichts d'rauf,
Doch können wir warten, ich hab' nichts dagegen,
Doch mit dem Schlag neun Uhr beginne die Tauf!

Maria.

Ganz recht, lieber Sohn! — Ich geh' zu Kath'rinen,
Erzähl' ihr brühwarm die ſeltſame Mähr' —
Doch hörſt du, ſobald der Fremde erſchienen
So rufet mich ja auf der Stelle gleich her.
(ſie nimmt das Kind, und trägt es in das Kabinett.)

Zweyte Scene.

Petrowitſch
(allein nachdenkend auf- und abgehend).

Ich weiß nicht, auch mir iſt ganz ſeltſam zu Muthe;
Wenn ich dem Kinde in's Antlitz ſchau',
Da iſt mir's, als wär' es aus höherem Blute
Entſproſſen. — Die Aeuglein ſo hell und blau,
Die ſchauen ſo herriſch herum in der Wiege,
Das Näschen guckt ſtolz in die Höhe empor,
Sehr ernſt ſind jetzt ſchon des Kleinen Züge,
Die Unterlippe ſteht ſpöttiſch hervor,
Die Backen ſind voll, und die Stirne erhaben,
Anſtatt zu weinen, ſchreyt er vielmehr,
Und was man ihm zeigt, das will er gleich haben,
Das iſt ein geborener großer Herr.

Dritte Scene.

Die Vorigen. Eudoxia. Alexis.
(Die beiden letzteren geputzt.)

Eudoxia.
Da bin ich ſchon Vetter, — gefällt euch die Pathe?

Petrowitſch.
Der Tauſend, du haſt dich zuſammengeſtutzt.

Alexis (ärgerlich).
Um heut zu erſcheinen im herrlichſten Staate
Hat ſie ſicher die ganze Nacht ſich geputzt;
Damit ſie die Burſche ja alle beſehen
Erwählte ſie *roth*, eine Farbe, die ſchreyt,
Sie will im Triumphe zur Kirche gehen,
Das iſt eine ſchreckliche Eitelkeit.

Eudoxia.
Sey ſtill, ſonſt werd' ich empfindlich dich ſtrafen,
Du wirſt mir kein Pathe.

Petrowitſch (erſtaunt).
Er — Pathe?

Eudoxia.
Ja, ja,
Verſprach ich euch nicht einen Pathen zu ſchaffen?
Ich halte mein Wort, vor Euch ſteht er nun da.

Alexis.
Zu braver Leute Verwandtſchaft gehören
Iſt ehrenvoll.

Eudoxia
(leiſe zu Petrowitſch).

Gebt ihm das Jawort geſchwind.

Petrowitſch.

Zu ſchätzen weiß ich die Ehr', ich kann ſchwören,
Doch muß ich ſie ſparen für's ſiebente Kind!

Alexis.

Was hör' ich?

Eudoxia.

Wie Vetter, Ihr wollt ihm verſagen,
Was ihm ſo unendliche Freude gewährt?

Petrowitſch.

Ja, kann ich denn anders?

Eudoxia.

Und darf ich auch fragen,
Wen ihr denn ſonſt wohl zum Pathen begehrt?
Vermuthlich von unſern Nachbarn ſo Einen,
Alt, häßlich, krumm, ſchielend, behaftet mit Gicht?
Mit dem werd' ich nie am Altare erſcheinen,
Nun ſagt mir, wer iſt es?

Petrowitſch,

Das weiß ich noch nicht.

Eudoxia.

Ihr wüßt's nicht und woll't doch Alexis verſtoßen?
Beſinnt Euch.

Petrowitſch.

Sein Wort hält ein braver Ruß'.

Eudoxia.
Ihr wißt nicht, was für Euch zu thun er beſchloſſen.
Alexis (leiſe zu ihr).
Das ſollſt du nicht ſagen.
Eudoxia.
Ich muß, ich muß.
(zu Petrowitſch.)
Alexis legt ſchon ſeit mehreren Jahren
Zuſammen, was er entbehren kann,
So gelang's ihm hundert Rubel zu ſparen,
Die Summe biethet er jetzt euch an,
Damit Ihr die Steuern bezahlen könnt.
Petrowitſch.
Lieber
Iſt's möglich?— Das wollteſt du opfern für mich?
Alexis.
Was Opfer? wer wird ſich denn wundern darüber,
(er reicht ihm einen Beutel.)
Ich brauch's nicht, und Ihr habt es nöthig.
Petrowitſch (ihm um den Hals fallend).
Laß dich
Umarmen Goldjunge, hellaut möcht' ich ſchreyen
Vor Freude. — Du biſt ein vortrefflich Gemüth,
Es muß ja ein redlicher Menſch ſich erfreuen,
Wenn er wieder ein gutes Menſchenkind ſieht;
Doch ob ich gleich gerne voll Freude und Jubel
Dich führte in meine Familie ein,

So kann ich doch nehmen von dir keinen Rubel,
Und auch mit der Pathenſchaft wird es nichts ſeyn.

Alexis (traurig).

Warum nicht?

Petrowitſch.

Nun höret, das will ich Euch ſagen:
Es war dieſe Nacht ein Fremder bey mir,
Der hat zum Pathen mir angetragen — —

Eudoxia
(ſchnell einfallend).

Sich ſelber?

Petrowitſch.

Nein, nein! — In der Nähe hier
Da ſoll ein gar braver und reicher Mann wohnen,
Den will er mir bringen.

Eudoxia.

Und Ihr nahmt es an?

Petrowitſch.

Der werde mein Kind ſehr reichlich belohnen,
Verſprach er; — da gab ich mein Wort ihm ſodann:
Ich wolle bis neun mit der Taufe verziehen.

Eudoxia (fröhlich).

Bis neun Uhr, nicht länger?

Petrowitſch.

Nein, länger nicht.

Eudoxia.

Und wenn er nicht kömmt?

Petrowitſch
(zu Alexis, ſein Mützchen abnehmend).
Wollt Ihr dann Euch bemühen? —

Alexis (reicht ihm die Hand).
Mit Freuden.

Eudoxia (ſehr fröhlich).
Ach, was ſo ein Fremder verſpricht
Das hält er ſelten, er ſucht zu vergelten
Mit ſchönem Wort Eure Gaſtfreundlichkeit;
Ein dummes Ding, Vetter, könnt Ihr mich ſchelten,
Wenn der wieder kommt zur beſtimmten Zeit.
Getroſt Alexis! kein Menſch wird dir rauben
Die Freude.

Alexis.
Wahrlich, ſie iſt nicht gering,
Doch wär's mir noch lieber, das kannſt du mir glauben,
Wenn's ſtatt zu der Tauf' zur Vermählung ging! —
(er blickt gegen die Thüre.)
Ach Gott! mein Vater —

Vierte Scene.

Die Vorigen. Rigoroff. Zwey Gerichtsdiener.

Rigoroff.
Da bin ich ſchon wieder,

Und gröber als geſtern, das ſag' ich vorher,
Ich reiß' Euch die Hütt' über'm Kopfe nieder.
(erblickt Alexis.)
Sieh da, junger Springinsfeld, was will denn Er?
Dank' Er's meinem Amte, das hier ich handle,
Daß ich den Steuereinnehmer jetzt nicht
In einen ſtrengen Vater verwandle.
(zu Petrowitſch.)
Nun, habt Ihr jetzt Geld, und könnt Ihr nach Pflicht
Die Steuern bezahlen?

Petrowitſch.

So wenig als geſtern,
Doch habt Erbarmen und Menſchlichkeit.

Rigoroff.

Mir ſcheint, Ihr wollt die Gerechtigkeit läſtern,
Die iſt eine Göttin, und hat keine Zeit
Um menſchlich zu ſeyn. (zu den Gerichtsdienern.)
Packt ein, das erlaub' ich.
(Die Gerichtsdiener ziehen ihre Röcke aus, um die Meubeln dann fortzutragen.)

Alexis

(leiſe zu Eudoxien, indem er ihr heimlich einen Beutel zuſteckt).

Hier haſt Du.

Rigoroff

(welcher es bemerkt hat, bey Seite.)

Was ſeh' ich?

Eudoxia
(ihm den Beutel reichend).
Hier iſt, was Euch fehlt;
Nehmt hin!

Petrowitſch.
Nein, nehmt's nicht!

Rigoroff (indem er den Beutel nimmt).
Das Jüngferchen, glaub' ich,
Weiß gut Verſteckens zu ſpielen mit Geld.
(zu Alexis.)
Weil dir, mein Söhnlein, der Beutel zu ſchwer iſt
Will ich ihn behalten.
(zu den Gerichtsdienern.)
Packt an, und tragt fort,
Nehmt Alles, bis die Hütte ganz leer iſt,
Dann wird ſie verkauft.

Alexis (tritt vor).
Mein Vater! ein Wort:
Das Geld iſt mein, und ich kann es verwenden
Wie ich will.

Rigoroff.
Jetzt ſchweig', ungerathener Drach'!
Wirfſt Geld hin den Armen mit beyden Händen.
Ich ſeh' du gerathſt deinem Vater nicht nach.
(zu den Gerichtsdienern.)
Nun wird's? Nur fort mit den Stühlen und Schränken.
(Die Gerichtsdiener ergreifen den Schrank.)

Eudoxia.

Seyd gnädig!

Rigoroff.

Der Himmel iſt gnädig, mein Kind!

Petrowitſch.

Ach ſchenkt mir noch Friſt!

Rigoroff.

Freund! das Amt kann nichts ſchenken
(zu den Gerichtsdienern.)
Was macht ihr ſo lange? — geſchwinde, geſchwind!

Alexis.

Ha Vater! nicht duld' ich —

Rigoroff
(ſchiebt ihn auf die Seite).

Ihn wird man erſt fragen.

Eudoxia.

Ihr ſeyd ein Tiger.

Rigoroff.

Meinetwegen, mir recht.

Petrowitſch.

Ich werd' bey dem Czar mich beklagen.

Rigoroff.

Seyd ruhig, was ſoll denn das Maulgefecht?

Fünfte Scene.

Maria (ſtürzt herein). Die Vorigen.

Maria.

Mein Gott! was ſoll denn das Lärmen machen?
Habt Ihr nichts gehört? Habt Ihr nichts geſeh'n?
Trompeten und Pauken, — viel tauſend Wachen,
Und Einer der fährt, und Viele, die geh'n,
Eine Menge Pferde, eine Menge Leute,
Geſtickte Herrn, eine ganze Schar,
Mit Orden und Sternen auf jeder Seite,
Und unter ihnen — o Herrgott! — der Czar.

Alle Anweſenden.

Der Czar, der Czar? — Eilet fort, ihm entgegen!

(Sie laufen gegen die Thüre, da treten ihnen viele Garden und Hofherren entgegen, welche ſich auf beyden Seiten der Bühne reihen. Nach ihnen der Czar in kaiſerlicher Pracht, ihm folgen Landleute beyderley Geſchlechts. Die Anweſenden fallen auf ihre Knie. Trompeten und Pauken von außen.)

Volk.

Heil unſerm Vater! wo er erſcheint
Folgt ſeinen Schritten des Himmels Segen.

Petrowitſch (nicht aufzuſehen wagend).

Mein Fürſt bey mir?

Iwan.

Er beſucht ſeinen Freund.

Petrowitſch (wie oben).

Ein Freund von dem Czar hier in meiner Hütte.

Iwan.

Steht auf! was verſtummt und erſtaunet ihr?
Ich bin jetzt in meiner Kinder Mitte
Und folglich an meinem Platze hier.
Nun Petrowitſch!

Petrowitſch.

Ach! er weiß gar meinen Nahmen.

Iwan.

Erkennſt Du mich nicht?

Petrowitſch (blickt ihn an).

Gnädiger Czar! nein — doch ja!

Iwan.

Beſinne Dich, ſchliefen wir niemals beyſammen?

Petrowitſch.

So ein armer Teufel war heute Nacht da —

Iwan.

Der Dir verſprach einen Pathen zu ſchaffen?

Petrowitſch (verwundert).

So iſt es.

Iwan.

Dann ging er, noch eh Du warſt wach?

Petrowitſch (wie oben).

Ja ja, er mochte kein Freund ſeyn vom Schlafen.

Iwan.

Nun ſieh, ich will halten, was er verſprach.

Petrowitſch.

Was hör' ich? — Ihr gnädigſter Herr? — Kann ich's
faſſen?

Iwan.

So wiſſe, daß ich dein Gaſt heute war.

(Allgemeine Verwunderung, Petrowitſch ſtürzt in ſeine
Knie).

Rigoroff (bey Seite).

Und ich wollt' mit Hunden ihn forthetzen laſſen,
Ach, hätt' ich's gewußt nur, der Menſch ſey der Czar.

Petrowitſch.

Ach, meine Bewirthung war ſchlecht, muß mich ſchämen.

Iwan.

Ich ſage Dir, daß ich ſie köſtlich fand,
Ich will Dir Deine Ruhe nicht nehmen,
Drum laß ich Dich in Deinem niedern Stand;
Doch ſollſt Du in Armuth künftig nicht leben,
Fünfhundert Rubel des Jahres ſind Dein.
(gibt ihm eine Schrift.)
Du mußt — was Du gern thuſt, — den Armen zu geben
In Zukunft immer im Stande ſeyn.
Dein Kind, wie geſagt, halt' ich über die Taufe,
Und lege ihm auch meinen Nahmen bey.

Petrowitſch (auf ſeinen Kopf deutend).

Mir iſt als ob Alles herum mit mir laufe.

Iwan (nachdem er Petrowitſch aufgehoben).
He Rigoroff!
Rigoroff (ſich furchtſam nähernd).
Nun kommt an mich auch die Reih'.
Iwan (ſtrenge).
Du haſt Dich nicht, — wie ich's wünſche — betragen
Und grauſam war Deine Gerechtigkeit;
Muß ich ſchon verhängen ſo manche Plagen
So müßt ihr ſie nicht noch erhöhen. — Gönnt Zeit
Den Armen. — Ihr ſollet nur mahnen
Mit Liebe den unſchuldig armen Mann,
Sonſt macht ihr mir unter den Unterthanen
Viel Feinde, ohne daß ich dafür kann;
Merkt's Euch für die Zukunft: — Wenn mein Intereſſe
Im Streit mit dem Glück meines Volkes liegt,
So will ich verlieren alle Prozeſſe,
Wenn nur die gedrückte Armuth ſtets ſiegt.
(zu Alexis.)
Du junger Menſch wirſt die Lehre behalten,
Denke fein fleißig auch immer daran,
Sollſt künftig des Vaters Amt hier verwalten.
(Alexis küßt ihm das Kleid.)
Iwan
(zu Eudoxien).
He Kleine! Du nimmſt mich zum Pathen doch an?
Eudoxia.
Ach Gott! Herr Czar! — die Ehr' — das Vergnügen.

Iwan.

Nun, Mutter Maria, jetzt ſtimmt Ihr doch ein
Nicht alle Prophezeihungen lügen?

Marie (ſchnell).

Nein, alle, gnädigſter Herr, treffen ein.

Petrowitſch.

Ach Gott! Auf alle die Kleinigkeiten
Beſinnt ſich der Czar.

Iwan.

Lieber Petrowitſch, wißt:
Es gibt ſo manche Scenen und Zeiten,
Die man im Leben nicht wieder vergißt.

Petrowitſch.

Gott ſegne den Czar, ſein Wahlſpruch iſt:
Groß ſeyn iſt viel, doch *gut* ſeyn iſt mehr.

Gruppe.

Anmerk. Könnte der Schauſpieler, welcher den Petrowitſch ſpielt, das Liedchen, welches in der zwölften Scene des 1ten Actes vorkömmt, nicht ſingen. ſo wäre nach den Worten:

Maria.

Sing nur immerhin.

(Folgendes zu ſprechen:)

Gewiß ich liebe den Czar von Herzen,
Obſchon ich ſein Schuldner eigentlich bin,
Doch würd' es gar zu jämmerlich klingen,
Denn meine Stimm iſt wie verhext;
Drum, ſtatt das Liedchen Euch vorzuſingen.
Sag' ich Euch lieber nur ſo den Text.

Die Papageye.

Luſtſpiel in einem Act.

Nach dem Franzöſiſchen Vaudeville les Perroquets
de la mere Philippe.

Aufgeführt auf dem k. k. priv. Theater an der Wien.

Perſonen.

Die Baronin v. Steinberg.
Frau v. Arden.
Marie, ihre Tochter.
Roſe, ein Landmädchen.
Robert Grell, Major.
Hermann, ſein Neffe, Rittmeiſter bey den Dragonern.
Niklas, ein Bauernburſch.

Die Handlung iſt auf dem Lande.

Die Bühne ſtellt einen ſehr abgelegenen Theil eines Parks vor. Der Hintergrund iſt durch eine Mauer geſchloſſen, woran drey Bäume ſtehen. Im Vordergrunde auf jeder Seite eine Laube. Hinten eine Thür, welche in den daranſtoßenden Wald führt.

Erſte Scene.

Baronin v. Steinberg, und Frau v. Arden (letztere hält einen offenen Brief in der Hand).

Baronin.

Um Alles in der Welt, Nichte! was fällt dir ein? So lange leben wir in dieſer Einſamkeit ſtille und zufrieden, und du wollteſt wieder in die Welt zurückkehren, über welche wir uns ſo ſehr zu beklagen haben? Du wollteſt dich wieder mit jenen Ungeheuern meliren, welche uns ſehen, zu lieben vorgeben, und dann betrügen? — Haſt du denn noch nicht vergeſſen, daß es Männer auf der Welt gibt?

Fr. v. Arden.

Kann man das vergeſſen, liebe Tante?

Baronin.

Ja man *kann es*, wenn man *muß*. — Ich erinnere mich kaum mehr daran. — Aber laß doch ſehen, was denn der Brief ſo Außerordentliches enthält. — Deine Freundin, Frau von Selben, iſt manchmal ein wenig vorſchnell.

Fr. v. Arden.

Hören Sie! (ſie lieſt). »Ich benachrichtige dich, »liebe Freundin, daß Major Grell vor zwey Tagen »hier eingetroffen iſt.«

Baronin.

Grell? der Ueber und Ueber, der aus Verzweifſung darüber, daß er dich nicht zur Frau bekam, vor zwanzig Jahren nach Amerika ging?

Fr. v. Arden.

Derſelbe. (lieſt weiter) »Er kommt mit großen »Reichthümern zurück, hat erfahren, daß du Witwe »biſt, ſchwört bey allen Teufeln, daß er entdecken wolle, »wohin du dich verborgen haſt, daß er dich heirathen, »glücklich machen, und auf dieſe Art an dir vergüten »wolle, was du durch die Heirath mit deinem erſten »Gatten unverſchuldeter Weiſe gelitten haſt. Du kannſt »wohl denken, daß ich mich hüthete, ihm deinen Aufenthaltsort zu entdecken; — allein, unterrichten mußt' »ich dich davon, damit du auf deiner Huth ſeyn kannſt.

» — Zwanzig Jahre haben an Grell's Charakter nicht »das Mindeſte geändert. Geradezu und heftig, wie »er iſt, wird er Alles verſuchen, dich zu beſitzen. — »Meine Meinung iſt: daß dieſer Mann das Glück einer Frau machen könne, und ich an deiner Stelle würde die Gelegenheit benützen, und in die Welt wieder »zurückkehren, welche deiner Gegenwart ſchon viel zu »lang beraubt war.«

Baronin.

Und *meine* Meinung iſt, daß Grell nicht mehr werth iſt, als alle übrigen Männer. Um nicht in Verſuchung zu kommen, zum zweyten Male zu heirathen, ſo bedenke, was du in deiner erſten Ehe gelitten haſt, und nimm dir mich zum Exempel. Mit ſiebenzehn Jahren heirathete ich zum erſten Male, und war ſehr unglücklich; allein mein Mann ſtarb bald, und ich beging die Thorheit zum zweyten Male, und war noch unglücklicher, als mir auch dieſen der Satan nahm, verſuchte ich's zum dritten Male, aber ich ſchwör's zum vierten Male geh' ich nicht mehr in die Falle.

Fr. v. Arden.

Ihrer Erfahrung in dieſem Puncte darf man ſchon trauen.

Baronin.

Bedenke, daß ich die Erziehung deiner Tochter übernommen habe, ſieh, mit welchem Eifer und mit welcher Klugheit ich das ſchwere Geſchäft betreibe.

Hier, mitten im Walde, wuchs ſie unter meiner Pflege empor, und ſorgfältig hab'ich ihr zu verbergen gewußt, daß es Männer auf der Welt gebe.

Fr. v. Arden.

Aber einmal muß ſie es doch erfahren, liebe Tante.

Baronin.

Wenigſtens ſo ſpät als möglich, und zu einer Zeit, wo ihr die Vernunft zu Hülfe kommt; in meinem Alter zum Beyſpiele. — Maria hat zur Geſellſchafterin ein junges Bauernmädchen, welches ihre Unſchuld und ihre Unwiſſenheit theilt. — Kurz, die beyden Mädchen ſind ganz ſo, wie ich ſie wünſche, und ſollen meiner Erziehung Ehre machen. — — Doch jetzt komm, liebe Nichte, laß uns wieder ins Schloß zurückkehren, ich laſſe die Mädchen nicht gern allein, denn da ſtellen ſie Betrachtungen an, und ſetzen einander Fragen, welche gefährlich werden können. — Neulich, zum Beyſpiele, als ich ſie belauſchte, fragte zuerſt Maria ganz naiv (Mariens Stimme nachahmend): Sag mir doch, liebe Roſe, warum ſich dort das Epheu ſo inbrünſtig um die Ulme ſchlingt? — Dann fragte wieder Roſe (Röschens Stimme nachahmend): Mein Täubchen iſt immer ſo traurig, wenn der große Kropftauber wegfliegt — ich möchte doch wiſſen warum? Und ſo gehts in Einem fort: warum denn dieß — und warum denn jenes? Da muß man dazwiſchen treten.

Fr. v. Arden.

Sie ſind gar zu beſorgt, liebe Tante.

Baronin.

Nein, nein! das iſt nothwendig. Verlaß dich nur auf mich, hier ſoll ſich kein Mannsgeſicht blicken laſſen, das ſchwör' ich dir.

(In dieſem Augenblicke erſcheinen **Grell**, **Hermann** und **Niklas** auf den 3 Bäumen im Hintergrunde.)

Zweyte Scene.

Die Vorigen. Grell, Hermann, und Niklas.

Grell.

Da ſind wir endlich.

Hermann

(erblickt die beyden Damen, und gibt den Andern ein Zeichen keinen Lärm zu machen).

Stille!

Grell (zu Hermann).

Das iſt Frau von Arden.

Fr. v. Arden.

Ja, liebe Tante, je mehr ich es überlege, je mehr muß ich Ihrer Meinung beypſtimmen. Ich will hier bleiben, wo ſich kein Mann unterſteht zu erſcheinen.

Baronin.

Das nenn' ich vernünftig ſprechen; fliehen mußt du die Verführer, die Ungeheuer, die — ich finde gar keinen Nahmen, der ausdrückt, wie abſcheulich ſie ſind.

Fr. v. Arden.

Es gibt ja aber doch gute unter ihnen.

Baronin.

Kann ſeyn, im Munde.

(Beyde gehen ab.)

Dritte Scene.

Grell. Hermann. Niklas.

Niklas.

Hab' ich's Ihnen nicht vorher geſagt, meine Herren, die Frau Baronin iſt ein wahrer Drache.

Grell.

Man muß den Drachen einzuſchläfern ſuchen. Laß uns für's Erſte hinabſteigen in den Garten der Hesperiden. (er ſteigt hinab.)

Hermann (auf der Mauer).

Ich bilde das Obſervationscorps, obſchon ich vor Begierde brenne die goldenen Aepfel zu pflücken.

Grell.

Das Terrain iſt einmal gewonnen, jetzt, meine Damen, wollen wir ſehen, ob Sie mich mehr zurückſchlagen. Du ſagſt alſo, Niklas, daß auch zwey junge Mädchen auf dem Schloſſe ſind?

Niklas.

Ja, Herr Offizier. — Ich habe ſie einmal geſehen, als ich im daranſtoßenden Walde auf einen Baum geſtiegen war.

Hermann.

Niklas! ſind ſie hübſch?

Niklas.

Zum anbeißen hübſch. — Außer mir hat ſie noch Niemand geſehen. Man erzählt im Dorfe: die Frau Baronin habe ihnen weiß gemacht, es gäbe nichts als Frauenzimmer auf der Welt.

Grell.

Zum Teufel auch! das dürfen wir nicht leiden, wir müſſen ihnen zeigen, daß wir exiſtiren.

Hermann.

Ich will ſie mit Sanftmuth belehren.

Niklas.

Und wir werden ihnen gewiß recht gefallen, denn wir ſind die ſchönſten Männer, die ſie noch geſehen haben.

Hermann.

Onkel! Onkel! da kommen zwey Mädchen vom Schloſſe her. Sie haben Gewehre unter dem Arm.

Grell.

Noch dürfen ſie uns nicht gewahr werden. Ich verberge mich in dieſe Laube; du, Niklas, in jene.

Niklas.

Danke ſchön! Sie haben Gewehre in der Hand, und kennen kein Mannsbild, wenn ſie mich nun ſo für ein Kaninchen anſähen?

Grell.

Sorge nicht, der Inſtinkt wird das Seinige thun, ich ſtehe dir dafür, ſie thun dir nichts zu leide. (**Grell** und **Niklas** verbergen ſich in die beyden Lauben, **Hermann** zwiſchen die Zweige des Baumes.)

Vierte Scene.

Die Vorigen. Marie und **Röſe** (als Amazonen gekleidet, mit kleinen Jagdgewehren in der Hand, treten, eine nach der andern, langſam und gähnend auf).

Marie.

Röschen! unterhaltet dich die Jagd?

Röſe.

Könnt's nicht ſagen — heute zum Beyſpiel jag' ich nur ſo — ich weiß nicht warum, und denke auf etwas Anderes.

Marie.

Und woran denkſt du denn, Röſe?

Röſe.

Je nun, — an Alles und an Nichts.

Marie.

Sieh, da geht's dir eben ſo wie mir; ich denke auch immer an Nichts und an Alles, und — Röschen, mir wird ordentlich bange um meine Geſundheit, denn ſeit die Bäume zu blühen angefangen haben, iſt mir ſo ſchwer um die Bruſt, und ich muß immer und immer ſeufzen.

Röſe.

Kurios! — das muß ich auch —

Marie (ſeufzend).

Das iſt doch ſonderbar.

Röſe (eben ſo).

Da ſteckt Etwas dahinter.

Marie.

Ich glaube, liebe Röſe, wir Beyde wiſſen noch recht Vieles nicht.

Hermann (für ſich).

Ich will euch inſtruiren, liebe Kinder!

Marie.

Warum erlaubt uns meine Tante auch nicht ein einziges Mahl außer dem Park zu jagen?

Röſe.

Ja, das weiß ich ſchon nicht! — und warum führt ſie uns nie in's Dorf?

Marie.

Das weiß ich auch nicht. — Und warum?

Röſe (zu gleicher Zeit).

Und warum?

Marie.

Eine nach der Andern. Höre zuerſt meine Frage: — Warum iſt denn meine Mutter meine Mutter, und warum iſt denn meine Großmutter meiner Mutter Mutter?

Röſe.

Ja — das — daß weiß ich ſchon wieder nicht.

Hermann (bey Seite.)

Die Kleinen ſind neugierig.

Marie (ſeufzend).

Komm und laß uns die Jagd fortſetzen.

Röſe.

Vielleicht ſind wir heute glücklicher als geſtern. Dieſer Theil des Parks iſt ſehr dicht, da gibts immer ſehr viele Vögel auf den Bäumen.

Hermann (bey Seite).

Der Teufel, da iſt nicht zu ſpaßen, da könnte einer für einen Vogel angeſehen werden, man weiß ſelbſt nicht wie. (er verbirgt ſich unter das Laub.)

Marie.

Ich bin ſo zornig, der Erſte, den ich treffe —

Röſe.

St!

Marie.

Was ſiehſt du denn?

Röſe (in die Scene ſehend).

Da ſitzt ein Diſtelfinke auf dem Baume. (ſie legt das Gewehr an.)

Marie.

Halt, drück nicht los, er iſt nicht allein.

Röſe.

Ja, wahrhaftig! Sehen Sie, Mamſell, wie ſie ſchnäbeln.

Marie.

Laß uns ſie belauſchen, und ihre unſchuldigen Spiele nicht ſtören.

Röſe.

Sie haben recht, es wäre Schade ſie zu tödten, ſie ſcheinen ſo glücklich.

Marie.

Warum denn immer mindeſtens ihrer Zwey beyſammen ſind, was ſie denn antreiben mag, einander aufzuſuchen?

Hermann (laut).

Die Liebe. (er verbirgt ſich gleich wieder hinter die Zweige.)

Röſe.

Was ſagen Sie?

Marie.

Ich? — Nichts! — du ſprachſt ja, Röschen.

Röſe.

Ich? — Gott bewahre! — Sonderbar! mir war's, als hörte ich ein Wort, was ich bisher noch nie hörte, und doch kommt es mir vor, als ob ich's verſtünde.

Marie.

Ich kann mir's gar nicht erklären, wie mir jetzt wieder zu Muthe iſt.

Röſe.

Ich fühle zugleich Vergnügen und Sehnſucht, Schmerz und Qual.

Marie.

Ja, was iſt wohl die Urſache daran?

Hermann (laut).

Die Liebe! (er will ſich verbergen, allein die Mädchen wenden ſich zu ſchnell um, und erblicken ihn.)

Röſe.

Ach, mein lieber Herrgott! was iſt denn das?

Marie.

Laß uns entfliehen, Röſe. (ſchreyend.) Mutter! Mutter!

Röſe.

Zu Hülfe! zu Hülfe!

Hermann

(mit ſanfter Stimme ſie rufend).

Marie! Röſe! hört doch!

(Die Mädchen entfliehen.)

Fünfte Scene.

Hermann. Grell und Niklas (treten aus der Laube hervor.)

Hermann.

Sie entfliehen, werden Alles entdecken, was iſt nun zu thun?

Niklas.

Sich ſo ſchnell als möglich aus dem Staube machen. (er verſucht es, die Mauer zu erklettern.)

Grell (hält ihn zurück).

Halt, Haſenfuß! jetzt iſt's nicht mehr Zeit, ſich zu retiriren.

Hermann.

Warten Sie ein wenig, lieber Onkel, ich komme ſchon, wir wollen einen Kriegsrath halten.

Grell.

Was willſt du thun, Unvorſichtiger?

Hermann

(ſpringt in den Garten herab).

Die Gefahr mit Ihnen theilen — Sie ſind hier allein gegen vier, ich ſtelle mich Ihnen zur Seite, und hier meine Hand, wir wollen mit einander ſiegen — oder — nicht ſterben. — Sie, Onkel, übernehmen die beyden ältern Damen, ich die beyden jungen.

Niklas (auf der Mauer).

Halt, Herr Offizier! eine von den beyden Jüngern bitte ich auf meine Rechnung zu ſtellen.

Hermann.

Ich verſichere Sie, Onkel, die Mädchen ſind allerliebſt, ſo wißbegierig —

Niklas

(zwiſchen die Scene blickend).

Da kommen ſie, die alte Baronin iſt bey ihnen.

Hermann.

Onkel, ſtellen wir uns in Schlachtordnung und erwarten wir den Angriff.

Grell.

Dazu iſt's noch nicht Zeit. Ich will vor Allem mit Frau von Arden allein ſprechen. Niklas! nimm den Platz meines Neffen auf dem Baume ein.

Niklas.

Nein, ich darf mich nicht blicken laſſen, die alte Frau Baronin kennt mich, ſie hat mich oft im Dorfe geſehen, wenn ſie Vorrath einkaufte.

Grell.

Du bleibſt, und mag auch kommen was da wolle, ſo hüthe dich, uns zu verrathen oder deinen Poſten zu verlaſſen.

Niklas

(welcher auf den Baum geſtiegen iſt).

Das iſt eine verdammt unbequeme Wache, man kann nicht einmal auf- und abſpatzieren. Sorgen Sie wenigſtens, daß ich bald abgelöſt werde.

(Grell und Hermann verbergen ſich im Park.)

Sechste Scene.

Niklas auf dem Baume. Die Baronin, Marie und Röſe.

Röſe.

Sie werden ſchon ſehen, gnädige Frau, daß ich wahr rede. Er iſt ſehr groß, hat Augen, eine Naſe, einen Mund, Arme und Beine, ganz ſo wie wir. (erblickt Niklas und ſchreyt laut auf.) Ha! da iſt er.

Baronin (ſieht ihn und bey Seite).

Himmel! das iſt ein Mann.

Marie (traurig).

Ach, das iſt nicht der nämliche.

Röſe.

Was iſt denn das, gnädige Frau?

Baronin.

Das — liebe Kinder — (für ſich.) Wie helf' ich mir da heraus? (laut.) Es iſt nichts, meine Kinder, ganz und gar nichts. (für ſich.) Was ſag' ich ihnen?

Röſe.

Wie es mich anſieht.

Baronin (für ſich).

Ha, vortrefflicher Gedanke! (laut.) Erſchreckt nicht

Kinder, das, was ihr da ſeht, iſt ein Thier, welches in dieſer Gegend ganz gewöhnlich iſt; ein bösartiges, liſtiges Thier, das uns zwar durch ſein Geſchwätz und Geſang anzuziehen ſucht, das aber beißt, wenn man ihm zu nahe kommt. — Kurz, es iſt ein Papagey.

Marie und Röſe.

Ein Papagey?

Baronin.

Ja, meine Kinder, ein Papagey von der größten Gattung.

Niklas (für ſich).

Was Teufel erzählt denn die alte Frau da unten?

Baronin (für ſich).

Ich irre nicht, es iſt ein Bauernburſche aus dem nächſten Dorfe.

Marie.

Machen Sie doch, daß er ſpricht, ich bitte.

Röſe.

Ja, ja, er ſoll ſprechen.

Baronin (für ſich).

Ich will ſuchen ihn zu entfernen. (laut.) Ihr ſollt ihn ſogleich hören. (zu Niklas.) Was machſt du denn da, Niklas?

Niklas.

Ich, Euer Gnaden? — ich ſchöpfe friſche Luft.

Baronin.

Du biſt ja da oben ſehr unbequem.

Niklas.

Ja wohl, ich komme mir vor, wie ein Gimpel auf einem Zweige.

Marie.

Er ſpricht wie wir.

Röſe.

Haſt du ſchon gefrühſtückt?

Niklas.

Noch nicht.

Röſe.

Willſt du frühſtücken?

Niklas.

Recht gerne, wenn Sie mir eine Schöpſenkeule und eine Flaſche Wein geben wollen.

Röſe.

Er antwortet auf Alles.

Marie.

Ach, Großtante, wir müſſen ihn fangen.

Baronin.

Nichts da, ſolches Ungeziefer muß man ausrotten. Röſe, nimm dein Gewehr und ſchieß ihn herab.

Röſe.

Ach nein, er iſt ſo hübſch.

Baronin

(nimmt ihr das Gewehr aus der Hand).

Wenn du nicht willſt, ſo werd' ich es ſelbſt thun. (ſie legt das Gewehr an die Wange.)

Niklas.

Halt! halt! nicht ſchießen, ich bitte um Gotteswillen!

Baronin.

So fliege ſchnell fort.

Niklas.

Nun ja, ich will ja fortfliegen, laſſen Sie mir nur erſt Zeit herab zu ſteigen. (er ſteigt hinter der Mauer herab und verſchwindet.)

Siebente Scene.

Die Vorigen, ohne Niklas.

Röſe.

Nun iſt er fort, das iſt Schade.

Marie.

Ach laß ihn gehen, der iſt ohnedieß nicht von der ſchönſten Gattung.

Baronin.

Was willſt du damit ſagen?

Marie.

Erſt vor einigen Minuten ſah' ich einen andern Papagey auf dieſem Baume, der war ſchön, Groſstante, ganz grün, und mit ſilbernen Federn.

Baronin.

Hat er geſprochen?

Marie.

Er ſagte nur das einzige Wort: Liebe.

Baronin.

Wie?

Marie.

Ja, ja, nur das einzige Wort, wir haben ihn erſchreckt als wir um Hülfe riefen, und da flog er davon. Großtante, ſo einen Papagey muß ich haben, ich kann ſonſt nicht mehr ruhig ſeyn, er gefiel mir gar zu ſehr.

Baronin (bey Seite).

Mein Gott, das iſt ein fataler Streich, wenn ich das Ding nicht wieder in's rechte Geleis bringe, ſo verliere ich die ſchönſte Frucht meiner Erziehung. (laut.) Geht hineln, Kinder, in's Schloß, hier iſt Gefahr für Euch.

Marie.

Gefahr? — — wie ſo?

Baronin.

Ja ſeht, ſo wie die wälliſchen Hähne auf etwas Rothes losfahren, ſo fahren dieſe Papageye auf die Mädchen los, wenn ſie jung und ſchön ſind.

Röſe.

Nun, und was thut denn das?

Baronin.

Das thut viel, denn ſie ſind gar böſe, dieſe Papageye, d'rum nur hinein, hinein mit Euch.

Marie

(im Abgehen leiſe zu Röſe).

Höre Röſe, wir wollen doch ſehen, daß wir einen fangen. (Alle ab.)

Achte Scene.

Grell. Hermann, dann Niklas.

Grell.

Sie ſind fort. (ruft.) Niklas, Niklas!

Niklas

(ſteigt langſam über die Mauer).

Ja Niklas! — Laſſen Sie mir doch Zeit. — Man ſieht es wohl, daß Sie keine ſolche Angſt ausgeſtanden haben, wie ich. Die alte Baronin iſt ja ein Teufelsweib.

Grell.

Was hat ſie dir denn gethan?

Niklas.

Was ſie mir gethan hat? Das eine Mädchen wollte ſie zwingen, auf mich zu ſchießen.

Grell.

Haſenfuß, da war nichts zu fürchten.

Hermann.

Die Mädchen ſind ſo liebenswürdig.

Niklas.

Ganz recht, aber auch ſo unſchuldig, daß das kleine Ding einen Mann Knall und Fall über den Haufen ſchießt, ohne auch nur zu ahnen, was ſie gethan hat.

Grell.

Poltron! Bey dir wär' auch ſo viel Schade nicht geweſen.

Niklas.

Danke, ich bin mir immer noch der Liebſte. — Apropos, wiſſen die Herrn wer ich bin?

Grell.

Du biſt ein Vieh.

Niklas.

Ach, Sie wiſſen's alſo ſchon!

Grell.

Natürlich.

Niklas.

Ganz recht — Sie ſind auch ein's.

Grell.

Wie?

Niklas

(zu Hermann).

Und Sie auch.

Hermann.

Grobian!

Niklas.

Nun ja, wir ſind ja alle drey Papageye.

Hermann.

Was Papageye?

Niklas.

Allerdings, die alte Baronin hat uns bey den beyden Kleinen dafür ausgegeben.

Grell.

Horch, es rauſcht im Gebüſch. (blickt hinein.) Es iſt Frau v. Arden. — Laßt mich mit ihr allein, ich will als Commandant das Terrain ein biſchen recognoſciren.

Niklas.

Mit der können Sie leicht allein bleiben, die ſieht mir ſchon ſo aus, als ob ſie Männer von Papageyen zu unterſcheiden wüßte, auch hat ſie keine Flinte bey ſich.

Hermann.

Komm! — Onkel machen Sie Ihre Sachen gut, ſonſt werden Sie abgeſetzt, und ich übernehme das Commando.

(Er geht mit Niklas ab, Grell zieht ſich in den Hintergrund zurück.)

Neunte Scene.

Grell. Fr. v. Arden (tritt ein, einen Brief leſend, und ohne Grellen zu bemerken).

Fr. v. Arden.

Die Tante wird mit mir zufrieden ſeyn. Dieſer Brief an meine Freundin, Frau von Selben, läßt keinen Zweifel über meine Geſinnungen. Ich habe ihr geſchrieben, daß an keine Wiedervereinigung zu denken ſey, und der arme Grell kann wieder nach Amerika zurückkehren.

Grell (bey Seite).

Das wollen wir ſehen. (laut) Louiſe! Theure Louiſe! ſo ſeh' ich dich endlich wieder.

Fr. v. Arden.

Welche Stimme? (erblickt ihn.) Was ſeh' ich?

Grell

(ſtürzt vor, und zu ihren Füßen).

Sie ſehen den zärtlichſten Liebhaber zu Ihren Füſſen. — Sie gaben mir Ihr Herz, und wenn Sie es mir wieder nehmen, ſo iſt es nicht meine Schuld — die innigſte Liebe führte mich hieher, ich reklamire mein Eigenthum, und verlaſſe Sie von nun an nie mehr.

Fr. v. Arden.

Grell! Sind Sie närriſch geworden?

Grell.

Ich bin noch immer derſelbe, wie vor zwanzig Jahren. Das Glück folgte mir auf dem Fuße, nichts ſchlug mir fehl, ich ſammelte große Reichthümer, und als ich hieher zurückkam, ſah' ich auch meinen letzten Wunſch erfüllt, Sie ſind Witwe, und alſo in den Stand geſetzt, mein Vermögen mit mir zu theilen.

Fr. v Arden.

Wie konnten Sie in dieſes Aſyl dringen?

Grell.

Auf die leichteſte Art von der Welt, da ich keine Thüre offen fand, ſtieg ich über die Mauer.

Fr. v. Arden.

Und welchen Zweck haben Sie, da Sie es wagen vor mir zu erſcheinen?

Grell.

Sie zu ſehen, zu ſprechen, zu beſiegen, und zu heirathen.

Fr. v. Arden.

Sie ſind ſchnell, wie es ſcheint.

Grell.

Ich muß es ſeyn, theure Freundin! mit zwanzig Jahren kann man zum Tempel Hymens ſchleichen; man kömmt doch noch immer zu früh; aber mit vierzig Jahren muß man den kürzeſten Weg dahin einſchlagen, ſonſt ſperrt man uns die Thüre vor der Naſe zu.

Fr. v. Arden.

Ich habe meiner Tante verſprochen, Sie nie mehr zu ſehen, Sie ſogar zu haſſen.

Grell.

Solch ein Verſprechen gilt nicht, es iſt wider die Natur. — Ja Louiſe, ich leſe es in deinen Augen, du biſt mir noch immer gut. (er umfaßt ſie.)

Fr. v. Arden
(entwindet ſich ſeinen Armen).

Laſſen Sie mich, da kömmt meine Tochter.

Grell.

Nicht eher entkömmſt du dieſen Armen, Louiſe, bis ich weiß, wann ſie dich wieder umfaſſen dürfen.

Fr. v. Arden.

Ungeſtümmer Menſch! hier haben Sie den Schlüſſel zur kleinen Thür, entfernen Sie ſich nur.

Grell.

Wann Louiſe? wann?

Fr. v. Arden.

In einer halben Stunde.

Grell.

Wo?

Fr. v. Arden.

Hier. — Leben Sie wohl. (ſchnell durch die letzte Couliſſe ab.)

Grell
(den Schlüſſel hoch emporhebend).

Bravo Commandant, hier der Schlüſſel zur Feſtung! (er geht durch die Thür im Hintergrunde ab.)

Zehnte Scene.

Marie und Röſe (treten, vorſichtig umherblickend, aus dem Gebüſch).

Marie.

Biſt du auch ganz ſicher, daß uns die Großtante nicht bemerkt hat?

Röſe.

Ganz ſicher, ſie glaubt uns noch immer auf unſerer Kammer. — Da ſind wir nun allein, ach, wenn die Papageye doch wieder kämen.

Marie.

Wenn ich nur wüßte, wie man ſie lockt.

Röſe.

Vielleicht eben ſo, wie die andern Vögel. Ich will's verſuchen (ſie lockt mit dem Munde:) ſiwui! ſiwui! ach ach! ſehen Sie, da gehen zwey Papageye in der Allee ſpaziren, es iſt *der* dabey, den die Frau Baronin Niklas genannt hat.

Marie.

Ja, und der Andere iſt der gar ſchöne Papagey, den ich heute ſah.

Röſe.

Laſſen Sie uns noch ein bischen locken, vielleicht fliegen ſie hieher.

(Beyde locken.)

Röſe.

Kommt daher, ſchöne Papageye, daher!

Marie.

Sie horchen, ich glaube ſie verſtehen uns.

Röſe.

Nun lächeln ſie auf uns.

Marie.

Der ſchöne kömmt hieher.

Röſe.

Der Andere winkt mir. Papchen! Papchen!

(ſie lockt und geht ab.)

Eilfte Scene.

Marie und Hermann.

(Hermann tritt ein, und bleibt achtungsvoll in einiger Entfernung vor Marien ſtehen.)

Marie (für ſich).

Da iſt er. — Sollte man doch meinen, er wage es nicht, ſich mir zu nähern. (zu Hermann.) Schöner Papagey! fürchteſt du dich vor mir?

Hermann.

Vor dir nicht, aber vor deiner alten Großtante.

Marie.

Wenn ſie nur jetzt nicht kommt, ſonſt fliegt er wieder davon.

Hermann.

Wenn ſie mich ſähe, ſo wäre es wohl zum letzten Mahle, daß ich mit dir ſpreche.

Marie.

So flieg lieber fort.

Hermann.

Ich kann nicht, ich muß dir ſagen, wie lieb ich dich habe.

Marie.

Nun ſo flieg nicht fort, und ſage mir, daß du mich lieb haſt.

Hermann.

Schöne, gute Marie!

Marie (freudig).

Er weiß meinen Namen.

Hermann.

Ich hab ihn nur einmal gehört, aber ich vergeß ihn nimmer wieder.

Marie.

Das iſt ein Gedächtniß für einen Papagey.

Hermann (bey Seite ſtehend).

Das iſt doch wirklich eine ganz neue Situation für einen Dragoneroffizier.

Marie (für ſich).

Ich will ſehen ob er gelehrig iſt.

Hermann (für ſich).

Das iſt der Zeitpunkt, ſie ein bischen zu inſtruiren.

Marie.

Papagey — verſuch' es, ob du mir nachſprechen kannſt, was ich dir vorſagen werde.

Hermann (für ſich).

Sie will mich ſprechen lehren.

Marie.

Sag' einmal: Marie! ich habe dich lieb.

Hermann

(ſehr ausdrucksvoll und zärtlich).

Marie! ich habe dich lieb.

Marie.

Ach mein Gott, wie ſchön und ausdrucksvoll er ſpricht. — Nun gib gut acht, das, was ich dir jetzt vorſagen werde, iſt länger und ſchwerer, als das Vorhergegangene. »Marie, ich werde dich immer nur ganz allein lieb haben.«

Hermann (wie oben).

Marie, ich werde dich immer lieb haben, ganz allein lieb haben, nie eine Andere.

Marie.

Ach! ach wie ſchön! — Und die Papageye lügen gewiß nicht.

Hermann (bey Seite).

Sie iſt ganz allerliebſt!

Marie.

Für heute iſt's genug. Morgen will ich dich ein Mehreres lehren. — Aber es iſt doch ſonderbar, je mehr ich dich anſehe, mein lieber Papagey, je mehr Aehnlichkeit finde ich zwiſchen uns beyden. Ich ſehe dich lächeln, gehen und ſprechen, ſo wie ich.

Hermann.

Natürlich, der Himmel hat Euch hübſche Mädchen ja auch zu unſern Geſellſchafterinnen geſchaffen.

Marie.

Ey warum nicht gar, Herr Vogel! — Die Großtante ſagt, dazu wären die Papageyweibchen auf der Welt.

Hermann.

Die Großtante hintergeht Euch, liebe Kinder! dieſe Augen, dieſes holde Lächeln ſind dazu gemacht, uns zu entzücken, dieſer Roſenmund, um uns zu küſſen, dieſes Herz, um für uns zu ſchlagen, dieſes herrliche Füßchen, um uns in Feuer und Flammen zu ſetzen.

Marie.

Ey der Tauſend! So hätte uns die Natur alſo vom Kopf bis zu den Füßen nur für die Papagepe geſchaffen?

Baronin (von außen).

Marie! Röſe!

Marie.

Ach Gott, die Großtante!

Hermann.

Ich fliege davon.

Marie.

Du kommſt aber doch wieder?

Hermann.

Ja, in jene Laube.

Marie.

Aber ja gewiß. (Hermann ab.)

Zwölfte Scene.

Marie. Die Baronin, dann Röſe.

Baronin.

Marie! — Röſe! — Wo ſind denn die Mädels?

Röſe (herbeylaufend).

Da bin ich ja, gnädige Frau!

Baronin.

Was macht ihr hier?

Marie (etwas betroffen).

Wir — wir wollten Vögel fangen.

Baronin.

Etwa ſolche — wie die von heute Morgen ?

Marie.

Nein, Großtante.

Röſe.

Es waren Baumhacker.

Baronin.

Nun, die beiſſen nicht, das will ich erlauben. — Aber jetzt geht wieder ins Schloß zu eurer Arbeit.

Marie.

Ach Großtante — liebe Großtante, laſſen Sie mich noch hier.

Röſe

(bey Seite)

Er hat mir geſagt, er habe mir noch etwas ſehr Wichtiges zu vertrauen.

Baronin.

Keine Widerrede, ihr kennt mich.

Marie

(bey Seite).

Wenn er nur indeſſen nicht wo anders gefangen wird.

Röſe

(zu Marien leiſe).

Thun Sie nur ihren Willen, wir werden ſchon zu entwiſchen ſuchen. (Beyde ab).

Dreyzehnte Scene.

Die Baronin, dann Grell.

Baronin.

Seit ihnen der verdammte Bauernburſche zu Geſicht gekommen iſt, bin ich nicht mehr ruhig.

Grell

(das Gartenthürchen im Hintergrunde behutſam öffnend und hereinguckend).

Das iſt die Tante.

Baronin.

Wer weiß, ob er nicht etwa gar von Grell auf Kundſchaft geſandt worden iſt.

Grell.

Sie ſpricht von mir.

Baronin.

Er brennt noch lichterloh für meine Nichte, der alte Narr iſt Alles im Stande.

Grell.

Alter Narr! Schönen Dank! das will ich vergelten.

(er ſchreibt etwas in ſein Taſchenbuch.)

Baronin.

Ich fand meine Nichte erſt ſelbſt auf dieſem Platze, und als ſie mich bemerkte, verſteckte ſie ſich geſchwinde unter die Bäume, auch Marien und Röſen finde ich immer an dieſem Platze. — Ich fürchte, da ſteckt Etwas dahinter, genau will ich daher Wache halten.

Grell (bey Seite).

Sollſt uns doch keinen Strich durch die Rechnung machen. (er verſchließt die Thür.)

Baronin.

Mich hintergeht ihr nicht, dafür ſteh' ich euch. (es fliegt ein Taſchenbuch über die Mauer, und gerade zu ihren Füßen.) Was iſt das? Ein Souvenir, laß ſehen. (ſie lieſt:) »Theure Freundin! finden Sie ſich ſo »bald als möglich am andern Ende des Parks bey dem »Teiche ein, ich habe Alles zu unſerer Flucht vorberei»tet. Beſonders hüthen Sie ſich, daß Ihre Tante »Nichts bemerkt, das iſt eine alte Närrin — Grell.« Ich, eine alte Närrin? — Es iſt kein Zweifel, dieſe Worte ſind an meine Nichte gerichtet, und Alles iſt ſchon heimlich unter ihnen abgemacht. So können ſie ſich verſtellen, Frau Nichte? aber die alte Närrin iſt doch unter ihre Schliche gekommen, und hat auch die Mittel in der Hand, ſie zu vereiteln. Und ſie mein Herr Grell, der ſie ſchon vor Begierde brennen, ihre ſchöne Geliebte in die Arme zu ſchließen. Sie ſollen ſich gewaltig betrügen, ſie ſollen mich dafür umarmen. (ſie ſieht noch einmal in den Brief.) Alſo beym kleinen Teich. — Ich will ſogleich hin. Wir wollen ſehen, ob er den Muth hat, die alte Närrin zu entführen.

(geht ab.)

Vierzehnte Scene.

Marie
(kömmt mit einem Körbchen voll Früchte, und ſetzt ſich in die Laube rechts).

Mein Herz ſchlägt gewaltig, ach Gott, wie freue ich mich, meinen lieben Papagey wieder zu ſehen, es ſind doch gar liebe Vögel.

Fünfzehnte Scene.

Marie. Röſe.
(tritt auch mit einem Früchten-Körbchen ein, und ſetzt ſich in die andere Laube).

Er wird alſo hieher kommen, der allerliebſte Vogel, das Herz hüpft mir im Leibe vor Freude, wie will ich ihn ſtreicheln und ihm liebkoſen, er ſoll mir ſo zahm werden, daß er mir aus der Hand ißt.

Sechszehnte Scene.

Die Vorigen. Frau v. Arden
(mitten auf der Scene).

Hieher wird er kommen. Ich fühle mein Herz ihm entgegen ſchlagen, ja, ja ich lieb' ihn noch immer.

Marie.

Auf welchen Baum mag er jetzt ſitzen?

Röſe.

Er wird vielleicht Hunger haben.

Marie.

Ich will ihn locken. Pſt! Pſt!

Röſe.

Er kennt wohl meine Stimme ſchon. Pſt! Pſt!

Fr. v. Arden.

Ich muß ihm doch ein Zeichen geben. Pſt! Pſt!

Siebenzehnte Scene.

Die Vorigen. Hermann (erſcheint bey der Laube zur Rechten.) Niklas (bey der Laube zur Linken). Grell (öffnet die Gartenthür).

Marie.

Er iſt's!

Röſe.

Er iſt's!

Fr. v. Arden.

Er iſt's!

Hermann.

Theure Marie!

(er ſetzt ſich zu ihr in die Laube.)

Grell.

Geliebte Louiſe!

(ſie ſetzen ſich mitten auf eine Raſenbank.)

Niklas.

Du appetitliche Röſe! (er ſetzt ſich zu ihr.)

Röſe.

Niklas hat auf dem Baume geſagt, daß er noch nicht gefrühſtückt habe, da habe ich auf ihn gedacht, und ihm Etwas mitgebracht.

Grell (zu Fr. v. Arden).

Wollen Sie mein Herz und meine Hand annehmen? — Wann iſt Hochzeit?

Fr. v. Arden.

Lieber Grell, laſſen Sie mir doch nur Zeit!

Marie (zu Hermann).

Du haſt alſo dein Wort gehalten, lieber Papagey! und biſt wieder gekommen?

Hermann.

Um nie mehr fortzufliegen.

Röſe.

Wird mein Papchen hübſch bey mir bleiben?

Niklas (mit vollem Munde).

Immer, ſo lang du mich hübſch fütterſt.

Grell (zu Frau v. Arden).

Entſcheiden Sie mein Glück, Louiſe!

Marie (zu Hermann).

Vielleicht haſt du Hunger?

Fr. v. Arden (zu Grell).

Ich habe eine Tochter.

Hermann
(für ſich, Marien anblickend).

Sie iſt ſehr liebenswürdig.

Fr. v. Arden.

Ich habe ihr bisher verborgen gehalten, daß es Männer gebe.

Grell.

Wie? Sie konnten ſo grauſam ſeyn?

Fr. v. Arden.

Sie hat noch nie einen Mann geſehen.

Marie.

Wenn er mich ſo anblickt mit ſeinen ſchwarzen Augen, ſo geht mir das durch Leib und Seele.

(Hermann und Niklas umarmen die Mädchen.)

Grell.

Ich höre Geräuſch, wir ſind nicht allein hier.

Fr. v. Arden.

Das iſt meine Tochter und Röschen, ſie unterhalten ſich hier oft.

Grell
(beugt die Zweige der Laube zurück, und erblickt die ſich Umarmenden).

Blicken Sie doch ein bischen her, Louiſe, der loſe Vogel iſt mein Neffe.

Fr. v. Arden.

Ihr Neffe?

Grell

(tritt zur andern Laube).

Und hier Röschen mit einem Gimpel.

Fr. v. Arden.

Wie Marie — du?

Marie.

Liebe Mutter! (zu Hermann.) Komm nur, lieber Papagey, meine Mutter iſt gut, ſie wird dich nicht verſcheuchen.

Röſe (zu Niklas).

Komm Niklas — dieſe Frau ſchießt nicht auf dich.

Hermann.

Lieber Onkel, nehmen Sie mich unter Ihre Flügel.

Marie.

Wie? — Meine Mutter hat den Onkel von meinem Papagey bey ſich?

Hermann.

Gnädige Frau, erlauben Sie, daß ich Ihre Tochter nie mehr verlaſſen darf.

Niklas.

Gnädige Frau, ſperren Sie mich und Röschen in *einen* Käfig.

Marie.

Mutter! — er hat mir geſagt, daß die Natur mich für ihn geſchaffen hat.

Röſe.

Er will mich nicht beißen, er hat's mir verſprochen.

Fr. v. Arden.

Seyd ruhig, Kinder, ſtatt euch zu trennen, will ich euch mit jenen, die ihr liebt, durch die Ehe auf ewig vereinigen.

Marie.

Ehe — was iſt das?

Grell.

Das iſt ein Käfigt, woraus man nicht mehr entkommen kann.

Röſe.

Deſto beſſer.

Grell.

Und ich, Louiſe, ſoll ich der Einzige ſeyn, der keine Gnade findet?

Fr. v. Arden
(reicht ihm lächelnd die Hand).

Eine Mutter muß immer mit gutem Beyſpiele vorangehen.

Achtzehnte Scene.

Die Baronin. Die Vorigen.

Baronin
(in der Couliſſe ſchreyend).

Das iſt entſetzlich, himmelſchreyend!

Die Männer.

Wo ſollen wir uns verbergen?

Fr. v. Arden.

Bleibt wo ihr ſeyd.

(Jeder Mann ſtellt ſich hinter ſeine Geliebte, ſo, daß die Baronin ſie bey ihrem Eintritte nicht bemerkt.)

Baronin.

Mich umſonſt warten zu laſſen — Kinder! ihr wißt gar nicht, was mir paſſirt iſt.

Marie.

Stille!

Baronin.

Warum ſtille?

Röſe.

So ſchreyen Sie doch nicht ſo ſtark, ſonſt fliegen ſie wieder davon.

Baronin.

Wer fliegt davon?

Marie.

Die Papageye.

Baronin.

Die Papageye?

Röſe.

Wir haben Sie gefangen, da ſehen Sie nur.

(Marie und Röſe treten zurück, und laſſen Hermann und Niklas ſehen, welche auf ihren Knieen liegen.)

Baronin.

Entſetzlich! — Wie, Ihr habt Euch unterſtanden? Und du Nichte, du leideſt es?

Fr. v. Arden.

Ich kann nicht anders.

Marie.

Ich glaub's gern, die Mutter hat auch einen Papagey.

Röſe.

Ein bischen älter iſt er als die Unſrigen, aber nicht übel.

Grell (zeigt ſich).

Baronin.

Iſt es möglich?

Grell.

Es iſt der Papagey Grell, welcher Sie grüßt, Frau Baronin.

Baronin.

Wo bin ich denn? Männer! eins — zwey — drey —

Niklas.

Sie möchte vermuthlich, daß auch noch ein vierter da wäre.

Hermann.

Tröſten Sie ſich, Frau Baronin, mein ganzes Regiment lade ich zur Hochzeit ein.

Röſe.

Ein ganzes Regiment von Papageyen, ach das wird ſchön ſeyn.

Hermann.

Sie müſſen aus Ihrem Irrthum geriſſen werden, liebe Marie. Ihre Tante hat Sie hintergangen, wir ſind Männer.

Marie.

Männer?

Röſe
(zu Niklas).

Und du biſt auch ein Mann?

Niklas.

Gerade ſo, wie ein Anderer.

Baronin.

Nun wohlan, Ihr glaubt mich zu ärgern, aber nein — (mit den Füßen ſtampfend.) nein, nein! Ihr ärgert mich nicht — heirathet Euch — Strafe genug für Euch. (ſie eilt ab.)

Grell
(zu den Mädchen).

Liebe Kinder! die alte Großtante hat Euch doch nicht ſo ganz hintergangen, wenn ſie Euch ſagte, wir ſeyen Papageye; denn eigentlich iſt die ganze Erde nur ein großes Papageyenhaus, wo Einer dem Andern nachplappert. — Glücklich die Ehen, in welchen beyde Theile nur Papageye ſind.

(Die Liebenden umarmen ſich.)

Ende.

Die Bittſteller.

Luſtſpiel in einem Act.

Nach Melesville.

Perſonen.

Graf Balbados, Gouverneur von Valenzia.
Erneſtine, ſeine Tochter.
Alpheas, ein berühmter Arzt.
Alonzo de Lara, Obriſt.
Don Joſeph Cartado de las Toreſillas.
Die Marquiſe Aurora de Stella.
Inigo Balbuena, Arzt.
Fabrizio, Diener des Grafen.
Bediente. Bittſteller.

Die Scene geht in Valenzia, im Pallaſte des Gouverneurs vor.

(Die Bühne ſtellt einen Saal im Pallaſte des Gouverneurs vor.)

Erſte Scene.

Der Graf. Erneſtine. Bediente.

(Der Graf und Erneſtine ſitzen beym Frühſtück, zwey Diener ſerviren.)

Graf
(zu einem dritten Diener).

Ich hab's Euch ſchon geſagt, ich kann dieſen Morgen Niemand hören. (der Bediente ab.) Seit der neue Vizekönig hier iſt, werden meine Vorzimmer von Bittſtellern gar nicht leer. Die Leute ſcheinen ſich das Wort gegeben zu haben, mich mit lächerlichen Geſuchen zu Tode zu ärgern.

Erneſtine (fröhlich).

Wenn Sie glauben, lieber Vater, ſo will *ich* indeſſen den Leuten Audienz geben, während Sie zum Vizekönig gehen.

Graf.

Du, Mädchen?

Erneſtine.

Freylich. — Iſt denn das ſo ein ſchweres Amt? man wirft dem Einen einen gnädigen Blick, dem Andern ein hoffnungsvolles Wort zu, tröſtet Dieſen, und verſpricht Jenem etwas, und Alle gehen befriedigt davon, ohne daß man mehr als *Worte* verſchwendet hat, die doch großen Herrn wenig koſten.

Graf (lächelnd).

Mir ſcheint, du würdeſt es mit den Bittſtellern eben ſo machen, wie mit deinen Anbetern, dem Einen einen gnädigen Blick, dem Andern ein hoffnungsvolles Wort —

Erneſtine (ſteht auf).

Ey Väterchen, ſollte man doch glauben ich wäre noch ſo kokett, wenn man Sie ſo ſprechen hörte.

(die Bedienten tragen den Tiſch ab.)

Graf (ſteht auch auf).

Nein, mein Kind, das biſt du nicht — allein, dieſer Leichtſinn, womit du Alles behandelſt, dieſe muthwillige Fröhlichkeit in deinem Benehmen, welche faſt an Ausgelaſſenheit gränzt, machen mich doch fürchten, du werdeſt über die ſchwierigſten Stellen des Lebens unbeſonnen hinüberhüpfen. Ich bin weit entfernt, die ſtrengen Sitten der Caſtillianer zu billigen, welche den Weibern alle Freyheit rauben; ich werde dir immer freye Wahl laſſen, du kannſt dir unter jener Schar von Anbetern, welche dich umſchwärmt, zum Gatten wählen, wen du immer willſt, allein ich wünſchte zu ſehen, daß du dich einmahl entſchiedeſt, ich möchte den glücklichen Sterblichen kennen, der dich feſſelte.

Erneſtine.

Glauben Sie, man kann eben ſo ſchnell einen Gatten wählen, als man einen Alkade oder einen Corregidor ernennt?

Graf.

Das nicht, eine Wahl für's ganze Leben fordert wohl etwas mehr Ueberlegung, allein, es ſchien mir doch immer, als ob du Alonzo de Lara vor allen Uebrigen auszeichneteſt. Er iſt auch einer der liebenswürdigſten jungen Cavaliere, beſitzt Ehrgeitz, Muth und ein gutes Herz, der Vizekönig liebt ihn ſehr.

Erneſtine.

Aber er iſt eiferſüchtig, Vater, eiferſüchtig, wie ein Türke. Man kann ihm gar nichts recht machen. — Lach' ich, ſo meint er, ich ſpotte ſeiner, — hör' ich die faden Komplimente ſeiner Nebenbuhler ohne Aerger an, ſo ſpricht er von Koketterie. — Können Sie ſich wohl vorſtellen, lieber Vater, neulich ſah er mich einige Augenblicke mit dem alten lächerlichen Hidalgo Don Joſeph de las Toreſillas ſprechen, da wurde er ganz roth vor Zorn, machte mir Vorwürfe, und ſchwur, nie mehr dieſes Haus zu betreten. Das Schlimmſte bey der Sache iſt, daß er bis heute wirklich Wort hält.

Graf.

Wie, alſo ein ernſthafter Bruch?

Erneſtine.

Ganz ernſthaft. — Das wär' mir ein Mann? Nein, lieber Vater, eh' ich eine Wahl thue, muß ich von der Gelehrigkeit und blinden Unterwerfung eines Mannes überzeugt ſeyn.

Graf.

Ho, ho! verlange nicht zu viel, Mädchen!

Zweyte Scene.

Die Vorigen. Fabrizio.

Fabrizio.

Der Vizekönig läßt Ew. Excellenz erſuchen, zu ihm zu kommen.

Graf.

Sogleich.

Fabrizio.

Hier iſt auch ein Brief. (übergibt ihm denſelben.)

Graf (öffnet ihn).

Ach! — Alpheas kömmt!

Erneſtine.

Alpheas, das iſt der berühmte Arzt, der, wie man ſagt, alle Narren heilen kann?

Graf.

Derſelbe. — Er hat meinen Bitten nachgegeben und will unſer Narrenhoſpital unterſuchen. — Wenn ihm auf der Reiſe kein Unfall begegnet iſt, ſo kann er noch heute hier eintreffen. Erneſtine! wenn er während meiner Abweſenheit ankommen ſollte, ſo empfange ihn mit der ausgezeichnetſten Achtung. Es iſt ein bewundernswerther Mann, ich habe ihn auf meinen Reiſen kennen gelernt. — Es iſt ſchon ſpät, ich muß zum Conſeil. Erneſtine, überdenke auch das bischen, was ich dir vor einigen Augenblicken ſagte, ich laſſe deinem Herzen freye Wahl, aber ich will Enkel auf meinem Schoße wiegen.

Erneſtine.

Leben Sie wohl, lieber Vater! (küßt ihm die Hand.)

Dritte Scene.

Erneſtine. Fabrizio.

Fabrizio.

Sennora! Sennora!

Erneſtine.

Was willſt du denn mit deinem geheimnißvollen Tone?

Fabrizio.

Schon den ganzen Morgen ſchleicht er um das Haus herum.

Erneſtine.

Wer?

Fabrizio.

Alonzo.

Erneſtine.

Nun, was folgt daraus?

Fabrizio.

Daraus folgt vermuthlich, daß er gern herein möchte. Dieſer Brief lag bey dem Thorſteher. Er iſt von ihm. (er gibt ihr einen Brief und will ab.)

Erneſtine.

Aber ſag mir nur —

Fabrizio.

Verzeihen Sie, Sennora, ich muß Ihrem Vater nach —

Erneſtine.

Du wirſt doch —?

Fabrizio.

Eine Antwort beſtellen? — das will ich, aber ſpäter. (er eilt ab.)

Vierte Scene.

Erneſtine (allein).

Ein Brief von Alonzo? (fröhlich und haſtig ihn erbrechend.) Aha! kriecht der junge Herr endlich zum Kreuze, wirft er ſich zu meinen Füßen? — Was ſeh' ich? eine unbekannte Hand! (lieſt die Unterſchrift.) Don Joſeph de las Toreſillas. — Sollte der alte Geck es wirklich ernſtlich meinen? — Dann würde ich — ja, ich würde ihn anhören, und wäre es auch bloß nur darum, um meinem Eiferſüchtigen eine Lehre zu geben. — Er ſchreibt nicht, gewiß nicht, er würde es ja ſeiner Ehre nachtheilig erachten, wenn er mir einen Schritt entgegen thäte. Laß einmahl ſehen, was Toreſillas ſchreibt. (ſie lieſt.)

Fünfte Scene.

Erneſtine und Alonzo (welcher, ohne bemerkt zu werden, eintritt).

Alonzo.

Ich kanns nicht mehr ertragen, — ich will es wiſſen, ob — (Erneſtinen erblickend.) Ach! da iſt ſie!

Erneſtine.

Das iſt ja außerordentlich galant: »Schatz der Klugheit! Wunder der Schönheit!« —

Alonzo (bey Seite).

Ein Brief! ein Liebesbrief! ſo iſt's alſo gewiß, ich werde aufgeopfert.

Erneſtine.

Es kommt immer beſſer: »Ewige Zärtlichkeit! Treue, über alle Verführung erhaben!« — Das iſt ein Mann aus dem vorigen Jahrhunderte. (ſie erblickt Alonzo und verbirgt den Brief ſchnell in ihren Buſen.) Alonzo!

Alonzo.

Verzeihen Sie, Sennora, ich ſuchte —

Erneſtine.

Meinen Vater vermuthlich?

Alonzo.

Ja, Sennora!

Erneſtine.

Recht ſchön, Sie werden alle Tage liebenswürdiger.

Alonzo.

Und alle Tage weniger geliebt, leider muß ich es ſehen.

Erneſtine (ſpöttiſch).

Wer ſollte auch Sie nicht lieben, man müßte wohl ganz blind ſeyn, ließe man der Feſtigkeit Ihrer Geſinnungen, Ihrer galanten Aufmerkſamkeit, und beſonders Ihrer entgegenkommenden Zärtlichkeit nicht Gerechtigkeit widerfahren — ha — ha — ha!

Alonzo.

Es ſcheint, Sie wollen mich für meine unausſprechliche Liebe zu Ihnen, für meine Treue, welche Ihnen nur läſtig iſt, beſtrafen. O, daß ich Ihren Betheurungen nie geglaubt hätte! Sie machen ſich ja nur einen Scherz daraus Schwüre zu brechen. Mich zeihen Sie der Unbeſtändigkeit, des Leichtſinnes, — o ſchön — herrlich! — Sennora, geben Sie ſich keine Mühe mich noch einmal hintergehen zu wollen, der Schleyer iſt von meinem Auge gefallen, ich ſehe klar, ganz klar, darum ſeyn Sie aufrichtig.

Erneſtine.

Ich verſtehe Sie nicht.

Alonzo.

Iſt jener Liebesbrief, den Sie bey meinem Eintritt ſo haſtig verbargen, nicht Beweis genug gegen Sie!

Erneſtine.

Wer ſagt Ihnen, daß es ein Liebesbrief war?

Alonzo.

Ihre Verwirrung — Ihr Rothwerden — ja, ja, Sie ſind roth. — O ich hab's wohl geſehen, wie Sie ſich der zärtlichen Ausdrücke erfreuten, welche darin vorkamen, Ihr Lächeln, Ihre Blicke, alles überzeugt mich von meinem Unglücke und von Ihrer Falſchheit. — Aber von nun an hab' ich Sie aus meinem Herzen geriſſen.

Erneſtine.

Nein, Alonzo, Sie lieben mich noch, denn Sie ſind eiferſüchtig.

Alonzo.

Eiferſüchtig? — — Ja, ja, ich war's — aber jetzt bin ich's nicht mehr.

Erneſtine.

Sie waren es — Sie geſtehen alſo Ihren Fehler ein? — Wohlan! (reicht ihm die Hand.) Ich verzeihe Ihnen.

Alonzo

(ſchwankend, ob er die Hand faſſen ſoll oder nicht).

Nein, ich — o Gott! — dieſe Hand will ich nie mehr. (er faßt die Hand und drückt ſie heftig an ſein Herz.) Erneſtine!

Erneſtine.

Glauben Sie mir, Alonzo, Sie haben keine Nebenbuhler zu fürchten.

Alonzo.

Erneſtine, ſcherzen Sie nicht mit mir.

Erneſtine.

Ich kann nur Sie allein lieben, ich wiederhol' es Ihnen, aber Freund, nur nicht eiferſüchtig, ich will ja herzlich gern kein Geheimniß vor Ihnen haben.

Alonzo.

O Gott! Sie geben mir das Leben wieder. — Recht, liebe Erneſtine, keine Mißverſtändniſſe, keine Geheimniſſe ſollen ſich künftig mehr zwiſchen uns drängen, ich will Ihnen auch das unbegränzteſte Zutrauen ſchenken.

Erneſtine.

Sie verſprechen mir das?

Alonzo.

Ich ſchwör's Ihnen!

Erneſtine.

Nun, endlich ſind wir einverſtanden.

Alonzo.

Theure, geliebte Erneſtine — (er hält inne und blickt unruhig dorthin, wo der Brief verborgen iſt.)

Erneſtine.

Nun?

Alonzo.

Jener Brief —

Erneſtine.

Darf Sie nicht beunruhigen.

Alonzo (zwingt ſich zum Lächeln).

Er iſt von einem Frauenzimmer, nicht wahr?

Erneſtine.

Nein — aber —

Alonzo.

Alſo von einem Manne, von einem jungen Manne? So werden Sie erlauben, daß ich ihn leſe.

Erneſtine.

Schon wieder?

Alonzo.

Das iſt nicht Eiferſucht.

Erneſtine.

Nein, ganz und gar nicht —

Alonzo.

Nur eine ganz verzeihliche Neugierde.

Erneſtine.

Ich bin untröſtlich, dieſe Neugierde nicht befriedigen zu können.

Alonzo.

Aber unſere Uebereinkunft?

Erneſtine.

Gilt nur für die Zukunft, nicht für das Vergangene.

Alonzo.

So halten Sie alſo Ihr Verſprechen, kein Geheimniß vor mir zu haben?

Erneſtine.

So halten Sie Ihren Schwur, mir unbedingt zu vertrauen?

Alonzo (ſich ereifernd).

Wohlan, nennen Sie mich ungerecht, lächerlich, aber laſſen Sie mich den Brief leſen.

Erneſtine (ſehr kalt).

Nein.

Alonzo.

Erneſtine! Sie machen mich wüthend. (er will ſie anfaſſen.)

Erneſtine.

Alonzo!

Alonzo.

Ich höre nicht.

Erneſtine.

Mein Herr! ſo hoffe ich, daß Sie nach ſolchen Ausbrüchen Ihres ungeſtümmen Temperaments, es nie mehr wagen werden, vor mir zu erſcheinen.

Alonzo.

Lieber ſterben, als mich betrogen ſehen.

Erneſtine.

Wie es Ihnen gefällig iſt.

Alonzo.

Ich will Valenzia auf immer verlaſſen.

Erneſtine.

Je eher deſto beſſer.

Alonzo.

Gleich, gleich, in dieſem Augenblicke. — Ich preiſe mich noch glücklich, daß ich einer unwürdigen

Leidenſchaft und den Fallſtricken einer Kokette noch glücklich entronnen bin. (er ſtürzt ab.)

Sechste Scene.

Erneſtine (allein).

Kokette! — Ich eine Kokette? — Das iſt zu viel. — Mein Herr! wir Beyde haben nichts mehr mit einander zu ſprechen. (ſie ruft.) Fabrizio! Fabrizio!

Siebente Scene.

Erneſtine und Fabrizio.

Fabrizio.

Sennora!

Erneſtine.

Iſt er fort?

Fabrizio.

Sennor Alonzo? Ja — aber ich weiß nicht, was er hat, ſonſt begegnete er mir ſo gütig, heute ſtürzte er mit den Worten: »Geh zum Teufel!« wie ein Wüthender an mir vorüber.

Erneſtine.

Er iſt ein Ungeheuer.

Fabrizio (bey Seite).

Ich wette darauf, ich werde das Ungeheuer bald wieder aufſuchen müſſen.

Erneſtine.

Mich der Koketterie zu beſchuldigen? Ich will ihn nie mehr ſehen. — Fabrizio, wenn er ja wieder kommen ſollte, wird er gleich abgewieſen. Du wachſt ſelbſt an der Thüre.

Fabrizio.

Das kann ich nicht, Sennora. Ich habe genug zu thun, wenn ich über alle die Supplikanten wachen ſoll, die unten im Corridor verſammelt ſind.

Erneſtine.

Aber der Vater iſt ja heute nicht zu ſprechen.

Fabrizio.

Das hab' ich ihnen auch ſchon hundertmal geſagt, aber wenn man ſie nicht hinauswerfen darf, ſo kommen ſie nicht fort. — Hören Sie den Lärmen, den ſie machen?

Erneſtine.

Du irrſt, dieß Getöſe kömmt von der Straße. (ſie geht zum Fenſter.) Was bedeutet das? ein ganzer Haufe von Menſchen hat ſich um einen Fremden verſammelt.

Ein Diener (tritt ein).

Sennora! der weiſe Alpheas tritt ſo eben in den Pallaſt.

Erneſtine.

Sogleich hieher.

(Der Diener ab.)

Fabrizio.

Das iſt der Arzt, der die Narren ſo glücklich curirt. — Hm! der wird in unſerer Stadt viel zu thun haben.

Achte Scene.

Die Vorigen. Bediente. Alpheas.

(Bediente öffnen die Thüre, Alpheas tritt ein.)

Alpheas (zu den Bedienten).

Ich bitte um Achtſamkeit für meine Bücher und Inſtrumente.

Erneſtine.

Mein Herr! —

Alpheas.

Verzeihen Sie, Sennora! ich genieße vermuthlich die Ehre, mit der liebenswürdigen Tochter des Herrn Gouverneurs zu ſprechen?

Erneſtine.

Mein Vater wurde zum Vizekönig berufen, und hat mir aufgetragen, den weiſen Alpheas in ſeinem Nahmen zu empfangen.

Alpheas.

Weiſe? — ich bitte, Sennora! — Wer könnte dieſes Wort rechtfertigen? — Ich wünſchte das Irrenhaus dieſer Stadt zu beſuchen, und, nach Ihres Vaters Wunſch, auch zu unterſuchen, allein, leider drängt mich die Zeit, ich kann mich nur einen Tag in Valenzia aufhalten.

Erneſtine.

Nur einen Tag?

Alpheas.

Man erwartet mich in Madrid! — Eine ſehr hohe Standesperſon bedarf dort meiner Hülfe. Darum haben Sie die Güte, mich alſogleich in das Irrenhaus geleiten zu laſſen.

Erneſtine.

Fabrizio, eile ſogleich dahin, und verkündige dem Director, was für einen Beſuch er zu erwarten habe. Indeſſen werden Sie wohl ſo gütig ſeyn, einige Erfriſchungen anzunehmen. (zu den Dienern.) Früchte! Wein!

(Die Diener und Fabrizio ab.)

Neunte Scene.

Erneſtine und Alpheas.

Alpheas.

Sie ſetzen mich durch ſo viel Güte in Verlegenheit, ſchöne Sennora.

Erneſtine.

Ein Mann, der ſeinen Nebenmenſchen ſo nützlich iſt, ja gleichſam wie ein Gott, ſie zum zweytenmale mit Vernunft begabt, verdient die höchſte Achtung. (zutraulicher.) Aber — ich bin ein bischen neugierig — ſagen Sie mir doch, mein Herr, iſt es wahr, daß Sie durch das Studium des menſchlichen Geiſtes es ſo weit gebracht haben, daß Sie den Character und die Leidenſchaften eines Menſchen aus ſeinem Geſichte leſen?

Alpheas.

Ich ſchmeichle mir, ſehr ſelten darin zu irren. Der Anblick der Züge entdeckt mir die geheimen Bewegungen der Seele, eh' ich einen Kranken frage, leſe ich ſchon in ſeinen Blicken. — Sie lächeln, Sennora?

Erneſtine.

Ja, weil ich fürchte, Sie möchten auch in den Meinigen leſen.

Alpheas.

Es iſt wirklich ſchon geſchehen.

Erneſtine.

So! (lächelnd.) Sie kennen alſo ſchon meinen ganzen Character?

Alpheas.

Ich glaube —

Erneſtine.

Sie ſind ja ein fürchterlicher Menſch, bey Ihnen kann man ſich alſo nicht einen Augenblick verſtellen? —

Laſſen Sie ein bißchen hören, was leſen Sie denn in meinen Augen?

Alpheas.

Sie wollen es wiſſen?

Erneſtine.

Allerdings, und wenn es auch nur darum wäre, um einer gewiſſen Perſon ihr falſches Urtheil, ihre Ungerechtigkeit und ihre Verblendung zu beweiſen.

Alpheas.

Ich ſage Ihnen voraus, daß ich ſelten irre.

Erneſtine.

Das iſt die Sprache aller Ihrer Collegen. — Nun, was leſen Sie?

Alpheas.

Viel Güte und viel Klugheit, ein gefühlvolles liebevolles Herz.

Erneſtine.

Schön, ſchön! (für ſich.) Sehen Sie, Sennor Alonzo, der Mann verſteht mehr als Sie.

Alpheas.

Viel Witz mit einer leichten Doſis von Schalkhaftigkeit vermiſcht.

Erneſtine (bey Seite).

Leichte Doſis! — Sollte man doch meinen, er dictire ein Rezept.

Alpheas.

Etwas Sanftmuth, aber viel leichten Sinn.

Erneſtine.

So — warum nicht gar Leichtſinn.

Alpheas.

Etwas launenhaft, ſatyriſch, veränderlich, manchmal ſogar ein wenig beißend.

Erneſtine (betroffen).

Sie ſagen mir da charmante Sachen.

Alpheas.

Soll ich enden, Sennora?

Erneſtine.

Warum nicht?

Alpheas.

Endlich — verzeihen Sie — eine Koketterie.

Erneſtine.

Wie? Koketterie?

Alpheas.

Ja, eine Koketterie, zwar von der naivſten unſchuldigſten Gattung, aber ſchon ziemlich vorgerückt. — Nun, Sennora, hab' ich's errathen?

Erneſtine (kalt).

Dießmal irren Sie.

Alpheas.

So wäre es zum erſtenmale. (ſie mit den Augen verfolgend.) Aber ich glaube kaum.

Erneſtine.

Verzeihen Sie, Sennor, daß ich Ihre Kunſt in

Anſpruch nahm, man wird Ihnen Ihr Zimmer zeigen, wenn's gefällig iſt.

Alpheas.

Ich würde untröſtlich ſeyn, wenn Ihnen meine Aufrichtigkeit mißfallen ſollte. Ich empfehle mich. (Erneſtine grüßt ihn, ohne ein Wort zu ſprechen, und Alpheas geht ab.)

Zehnte Scene.

Erneſtine (allein).

Alſo der auch. — Es iſt gerade ſo, als ob ſich die Herren das Wort gegeben hätten. — Koketterie! — ich weiß nicht, was ſie damit ſagen wollen? — Ich glaubte der Menſch verſtehe etwas, aber gar nichts verſteht er, ein Ignorant iſt er. — Ich kokett? — ich? — Er hätt' es wohl bey der leichten Doſis von Schalkhaftigkeit bewenden laſſen können, ſelbſt die Launenhaftigkeit und Veränderlichkeit hätt' ich ihm noch verziehen, aber Koketterie — Koketterie? — das iſt zu arg. — Ach, wenn ich nur ein Mittel fände, mich an dem Charlatan zu rächen! —

Eilfte Scene.

Erneſtine. Fabrizio.

Fabrizio.

Sennora, der Director ſagt, die Narren könnten dem großen Doctor heute unmöglich vorgeſtellt werden, der ungeheure Wind, welcher die vergangene Nacht ſtürmte, hat ſie alle wüthend gemacht.

Erneſtine.

Das thut nichts, Sennor Alpheas wird doch in ihren Geſichtern leſen.

Fabrizio.

Der Director ſchwört darauf, es ſey die größte Gefahr dabey, ſie wüthen ſo ſtark, daß er ſie nicht einmal anketten laſſen kann, ſie ſind faſt ſo arg, als unſere Supplikanten drunten im Corridor.

Erneſtine.

Wie? ſind die noch immer nicht fort?

Fabrizio.

Sie laſſen ſich nicht abweiſen, das iſt ein Geſurre und ein Lärm, daß ich's im Narrenhauſe noch viel ſtiller gefunden habe, Sennor Alpheas könnte indeſſen wohl eine kleine Berathung mit ihnen vornehmen.

Erneſtine.

Was ſagſt du? — halt! (ſie lacht.) Vortrefflicher Gedanke. — Ja, ja, die Rache wäre luſtig und ſüß zugleich. — Fabrizio! — Wie wär's, wenn wir den Doctor im Namen meines Vaters Audienz geben ließen.

Fabrizio.

Wie Sennora?

Erneſtine.

Du verſtehſt mich nicht? — Du ſagſt den Bittſtellern, daß der neue Secretär meines Vaters in deſſen Namen ihre Geſuche anhören wird. Ich hingegen ſage dem Doctor, das ſeyen die Narren, welche —

Fabrizio.

Ach Sennora! das wäre zu arg, Se. Excellenz würden es mißfällig aufnehmen.

Erneſtine.

Ich nehme alles auf mich. — In dieſes Cabinett will ich mich verbergen, und auf Alpheas Koſten lachen. — Alſo kokett bin ich, mein Herr Doctor! — Sie ſollen ſehen, was ihnen die Kokette für einen Streich ſpielen wird.

Fabrizio.

Aber erlauben Sie —

Erneſtine.

Kein Wort mehr, ich befehle es. — Gehe geſchwind die Bittſteller zu benachrichtigen. Hier kommt ſchon der Doctor.

Zwölfte Scene.

Erneſtine. Alpheas, und deſſen Secretär, (welcher ein groſſes Buch trägt.)

Alpheas.

Sennora, ich bin bereit, wollen Sie jetzt die Güte haben, mich hingeleiten zu laſſen?

Erneſtine.

Bleiben Sie nur, Sennor, man hat jene Narren hieher gebracht, welche ſich in dem Zuſtande befinden, geſehen zu werden. Ich dachte Sie ſind hier bequemer.

Alpheas.

Ich danke Ihnen. (zum Secretär.) Setzen Sie ſich an dieſen Tiſch.

Erneſtine.

Ich empfehle Ihnen dieſe Unglücklichen, Sennor. Wie mir der Director ſagen ließ, ſind es meiſtens ſolche, denen Ehrſucht, Habſucht u. ſ w. den Kopf verrückten.

Alpheas.

Dieſe Art von Narrheit iſt heut zu Tag ſehr gewöhnlich, ſeyn Sie ganz ruhig, ich werde ihrer fixen Idee zu ſchmeicheln wiſſen.

Dreyzehnte Scene.

Fabrizio. Die Vorigen.

Fabrizio.

Darf ich ſie eintreten laſſen, Sennor?

Alpheas.

Immerhin.

Erneſtine.

Ich gehe — Gott gebe, daß Sie Ihnen die Vernunft wieder ſchenken. (geht heimlich lachend in ihr Cabinett.)

Vierzehnte Scene.

Fabrizio. Alpheas.

Alpheas.

Oeffne Er dieſe Thüre, mein Freund, und laſſe Er Einen nach dem Andern eintreten. Er kann mir dabey ihren Namen und ihr Alter ſagen.

(Man öffnet die Thüren, ein großer Lärm wird von Außen hörbar.)

Alpheas.

Das ſurrt und tobt, man merkt gleich, mit wem man es zu thun hat. — Arme Sterbliche!

Fabrizio (anſagend).

Don Joſeph Cortado de las Toreſillas, Cataloniſcher Edelmann, (leiſe) 59 Jahr alt.

Fünfzehnte Scene.

Die Vorigen. Don Joſeph.

Don Joſeph
(verbeugt ſich mehrere Mahle).

Ich habe die Ehre mit dem Herrn Secretär Seiner Excellenz zu ſprechen?

Alpheas.

Secretär? — Ja, ja — (bey Seite.) Jetzt bin ich Secretär, das fängt nicht übel an.

Don Joſeph.

Sennor, Sie ſehen den unglücklichſten Edelmann von ganz Spanien vor ſich, ich will mich nicht rühmen, aber ich beſitze Muth, Verdienſte und weiche an altem Adel Niemanden auf der ganzen Welt, ich habe alle Kriege mitgemacht, ich war bey dem Sieg bey Palamos, bey dem Rückzuge von Barzellona, ich ſtand dabey, als man Carthagena nahm, die Schlachten von Almenza, Morella und Villa Vicioſa hab' ich angeſehen. — Ich war überall, — was iſt mein Lohn? Der Hof denkt meiner ſo wenig, als ob ich gar nicht exiſtirte.

Alpheas.

Haben Sie Ihre Anſprüche nicht geltend zu machen geſucht?

Don Joſeph.

Allerdings, ich habe ſeit dreyſig Jahren gar nichts Anderes gethan. — Ich war bey allen Miniſtern, bey allen Räthen, bey allen Secretären, den unbedeutendſten Schreibern habe ich meine Aufwartung gemacht.

Alpheas.

Was könnte man aber ſo glänzenden Verdienſten entgegenſetzen?

Don Joſeph.

Bah —! Gründe, die keinen Menſchenverſtand haben — bloßer Vorwand. — Sie ſagen, bey Palamos hätt' ich die Bagage nicht verlaſſen. — Nun ja doch, ich war bey der Bagage, ich blieb auch dabey! — Bey Lerida hab' ich Verſtärkungstruppen angeführt, und kam mit ihnen erſt eine Stunde nach der Schlacht an, da hätten Sie das Volk ſchreyen hören ſollen. — Man hat mir eine falſche Route bezeichnet, ich verirrte mich auf dem Weg, das iſt das ganze Wunder. — Sie wollen mir es ſogar zur Laſt legen, daß ich gerade zu Anfang der Schlacht bey Villa Viciosa krank wurde, meine Augen wurden auf einmal ſo ſchwach, daß ich kaum mehr etwas ſah. — Jetzt bitt' ich Sie, Sennor Secretario, wie kann ein halb Blinder fechten?

Alpheas.

Ach ich ſehe, daß man Sie verläumdet hat.

Don Joſeph.

Verläumdet, ſo iſt's. — Hören Sie nur ein einziges Beyſpiel meiner Liebe für's Vaterland, meines Eifers zum Beſten deſſelben. — Stellen Sie ſich vor, ich lag am Fieber zu Bette, und troß Hitze und Kälte —

Alpheas.

Zogen Sie doch ins Feld?

Don Joſeph.

Nein, aber keine Viertelſtunde vergieng, ohne daß ich auf die Landkarte ſah, ich verfolgte die Bewegungen der Armee auf allen Punkten, und ſo oft ſie Vortheile erfocht, bekam ich Krämpfe und Zuckungen vor Freude, als dann der entſcheidende Sieg erkämpft war, der den Frieden herbeyführte, da konnt' ich mich nicht mehr halten, ich mußte hinaus, und wenn es mir das Leben gekoſtet hätte, ich muſterte ſelbſt mein Regiment. — Sehen Sie, ſo ein Mann bin ich.

Alpheas (bey Seite).

Seine Narrheit iſt ſehr naiv.

Don Joſeph.

Dabey verſäumte ich nie, mich bey öffentlichen Hoffeſten zu zeigen. Bey der Krönung Philipps, bey der Vermählung des Infanten, bey den Obſequien der Königin Mutter, ſtand ich immer neben meinem König.

Alpheas.

Sie müſſen Ihre Rechte mit Beharrlichkeit geltend machen.

Don Joſeph.

Mein Gott, thu' ich denn das nicht ohnehin? — Seit der Friede geſchloſſen iſt, ſchreye ich ja in Einem fort: »Da bin ich, in der vollen Kraft meiner Jahre, gebt mir eine Citadelle zu kommandiren, verwendet mich zu einer Hofcharge, gebt mir den Alcantara-Orden. Nichts bekomm' ich, junge Leute kommen zu den ſchönſten Poſten.

Alpheas.

Junge Leute?

Don Joſeph.

Ja, ſag' ich Ihnen, ja, Sie mögen ſtaunen wie Sie wollen, junge Leute, welche ſich einbilden, etwas Muth, ein Paar erfochtene Siege, und einige Bleſſuren, erſetzen Alles.

Alpheas (lächelnd).

Das iſt unerhört.

Don Joſeph.

Schweigen Sie davon, ich ärgere mich zu ſtark. Jetzt wäre die Gelegenheit da, mir Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Die Commandantenſtelle von Valenzia iſt vacant. — Ich wette darauf, der Vizekönig gibt ſie mir nicht.

Alpheas (bey Seite).

Das glaub' ich auch.

Don Joſeph.

Sehen Sie, der Platz wäre für mich wie gemacht. — Schöne Einkünfte — und dann meine Heirath.

Alpheas.

Ihre Heirath?

Don Joſeph.

Ja, mit der Tochter des Gouverneurs, mit der liebenswürdigen Erneſtine ſteh' ich in Verhältniſſen. — Ich liebe ſie ganz närriſch.

Alpheas.

Das glaub' ich.

Don Joſeph.

Wenn ich nun den Poſten bekomme. — Sie ſehen ein —

Alpheas.

Ja, ja, ich ſehe ein, was Sie ſagen wollen. Ich werde mich dafür intereſſiren. — Seyn Sie verſichert, Sie ſollen das erhalten, was Ihnen zukömmt.

Don Joſeph.

Recht ſo! Sprechen Sie mit dem Gouverneur, Rühmen Sie ihm meine Herkunft. (gibt ihm ein Papier.) Hier ſind alle meine Verdienſte aufgezeichnet. Wollen Sie noch einige Bleſſuren dazufügen, ſo thun

Sie es, das kann nicht ſchaden. Sie ſind ja Secretär, und wiſſen wohl, wie man das zu machen hat.

Alpheas (bey Seite).

Jetzt wird er heftiger, — das Gehirn erhitzt ſich — ſeine Augen flammen.

Don Joſeph.

Uebrigens, wenn man für dieſen Platz ſchon einen Andern beſtimmt hätte, und mir vielleicht den königlichen Marſtall, oder die Finanzen, das Schulweſen oder die Viehzucht anvertrauen wollte, ich nehme Alles an; denn ich bin überall zu Hauſe. — Ich verlaſſe Sie nun, Sennor, enchantirt von den angenehmen Hoffnungen, welche Sie mir gegeben haben. (bey Seite.) Ein charmanter Mann, der Secretär, er iſt der Erſte, der mich bis an's Ende angehört hat. (abgehend.) Derangiren Sie ſich nicht, Sennor, bleiben Sie, in einigen Tagen komme ich wieder, um von Ihnen die Erfüllung meiner Wünſche zu vernehmen. Rechnen Sie dann auf meine volle Erkenntlichkeit. Adieu! Adieu! — (geht ab.)

Alpheas
(zu Fabrizio.)

Laßt ihn mit aller Vorſicht, welche ſein Zuſtand verlangt, wieder zurück führen.

Fabrizio (lächelnd).

Schon gut. (geht ab.)

Alpheas
(zu ſeinem Secretär).

Schwaches Gehirn, viel Adelſtolz mit etwas Dummheit vermiſcht — den wollen wir vielleicht noch zurecht bringen.

Sechszehnte Scene.

Alpheas. Fabrizio, dann die Marquiſe.

Fabrizio (anmeldend).

Die Marquiſe Aurora de Stella, (leiſe.) Witwe des Sennor Nugnez, des Don Manuel und des Marquis Stella.

Alpheas.

Oho!

Fabrizio.

Ungewiſſes Alter.

Marquiſe (eintretend).

Welch ein Lärmen, man kann's kaum aushalten. (zu Fabrizio.) Er ſagt, mein Freund, der Herr Graf ſey nicht zu Hauſe? Sonderbar! und er war doch von meinem Beſuche prävenirt. (erblickt Alpheas.) Ach, ſieh da, — mein Herr Secretär, ich grüße Sie! Sie nehmen alſo die Stelle Seiner Excellenz ein, das iſt gut, ich habe Ihnen nur zwey Worte zu ſagen; Sie werden mich vielleicht für ſehr närriſch halten.

Alpheas (bey Seite.)

Die fühlet ihre Krankheit, die Heilung wird leichter ſeyn.

Marquiſe.

Verſteht ſich, närriſch nach gewiſſer Leute Meinung, im Grunde aber ſehr klug.

Alpheas

(bey Seite).

Aha, da ſind wir ſchon wieder auf dem rechten Punkt, ſie ſind ſich alle gleich.

Marquiſe.

Ja, ſehr klug, da ich es verſtehe, Vergnügen und Geſchäfte mit einander in Einklang zu bringen. Haben Sie ſchon eine Frau gekannt, mein Herr, welche mit einer Hand die Stricknadel, mit der andern den Scepter und den Commandoſtab regiert, welche mit der Anmuth und dem Leichtſinne ihres Geſchlechtes, zugleich die tiefſten Kenntniſſe des Mannes verbindet?

Alpheas.

Wie Sennora — Wären Sie?

Marquiſe.

Ja, mein Herr! verwundern Sie ſich, wie Sie wollen, ich bin ſolch ein Phänomen. Es wird Ihnen zwar ſo vorkommen, als ob ich ſo etwas phantaſtiſch, excentriſch, etwas verwirrt wäre.

Alpheas.

Ja, faſt kommt es mir ſo vor.

Marquiſe.

Mit nichten, mein Herr, mit nichten, unter dieſem anſcheinenden Leichtſinn birgt ſich die tiefſte Einſicht, das reifſte Beurtheilungsvermögen, der bewunderungswürdigſte Scharfblick. Nichts iſt mir fremd; — Die Geheimniſſe der Souverains und ihrer Cabinette, das Getriebe der Politik, die Spitzfindigkeiten der Diplomaten — ich durchſchaue ſie klar. — Ich ſehe voraus, was da kommen wird, und Vielen hab' ich's ſchon vorhergeſagt: ſtellt euch auf gute Füße; denn ihr werdet hinabrutſchen über den Schemmel, den ihr beſtiegen habt. — Ereignet ſich ein Unglück, ich weiß immer das ſicherſte Mittel, es wieder gut zu machen — braucht man ein großes Talent für einen wichtigen Platz — nur an mich ſich gewandt, ich ſtelle die Perſon vor, die allein dazu tauglich iſt, und das alles ohne Anſtrengung, nur ſo durch's Leben hüpfend. — Ich laſſe eine Armee marſchiren, indem ich einen Bolleros tanze, ich verändere das Miniſterium, indem ich eine Ariette trillere, und regiere den Staat, indem ich einen Seſſelüberzug netze.

Alpheas (bey Seite).

Das iſt wahrhaftig eine neue Gattung von Narrheit. (laut.) Aber — vergeben Sie mir, Sennora! von wem haben Sie denn das Alles gelernt?

Marquiſe.

Von Niemanden. — Ich hatte drey Männer, das iſt Alles.

Alpheas.

Drey Männer?

Marquiſe.

Ja! Der Erſte war ein gemeiner Kopf. — Keine Ambition, ſah nie weiter, als ſeine Naſe reichte, ich wäre gewiß vor langer Weile geſtorben, hätte ihn der liebe Himmel nicht früher zu ſich genommen. — Der Zweyte hätte ſich gewiß zu den erſten Würden im Staate emporgeſchwungen; denn er that nichts, ohne mich zu Rathe zu ziehen. Allein leider überraſchte auch ihn der frühe Tod. — Keinen aber von dieſen Beyden habe ich ſo innig beweint, ſo ſchwer verloren, als den Marquis von Stella.

Alpheas.

Das war der Dritte?

Marquiſe

Ja der Dritte. Was für ein Mann — das Genie ſah ihm bey den ſchwarzen Feueraugen heraus, die ſchönſte Geſtalt, welche Sie ſich nur denken können, Geiſt, Anmuth, Talent, Wiſſenſchaft, Alles, Alles war in ihm vereint. Er war der erſte Caſtagnettenſpieler bey Hof, und ohne eine empörende Ungerechtigkeit hätte ihm die erſte Miniſtersſtelle nicht entgehen können.

Alpheas.

Eine Ungerechtigkeit, ſagen Sie.

Marquiſe.

Allerdings. Mein Gemahl war mit der Ausarbeitung mehrerer Promotionen beſchäftigt, und gab auf meine Empfehlung ein Regiment einem kleinen Abbee, und eine Pfründe einem Dragoner-Offizier, ein Verſehen, worüber die ganze Stadt ſchrie. — Sie verſtehen mich, der Marquis verlor ſeine Stelle, und der Gram darüber tödtete ihn. (mit einem Seufzer.) Armes Schlachtopfer der Finſterniß!

Alpheas.

Aber Sennora, was wünſchen Sie denn von mir?

Marquiſe.

Darauf vergaß ich. — Oh eine Kleinigkeit, die Stelle eines Commandanten in Valenzia iſt vacant, ich habe einen Mann dafür, einen jungen charmanten Mann.

Alpheas.

Hat er gedient, und wo?

Marquiſe.

Gedient? — Ich weiß es nicht — kömmt auch meines Bedünkens nach, darauf gar nicht an. — Warum muß man denn eben gedient haben, um Commandant zu ſeyn. — Und wenn es nothwendig iſt — nun ja, er hat gedient, unter meiner Fahne hat er gedient, ich kann für ihn haften, denn ich kenne ihn durch und durch. — Wenn er die Gouverneurs-ſtelle erhält, ſo könnte es leicht geſchehen —

Alpheas (einfallend.)

Daß er der Vierte würde.

Marquiſe.

Allerdings — Was wollen Sie, mein Herr, ohne Mann hat eine Frau ſo wenig Kredit, man muß doch einen Nahmen haben und einen Rang — bin ich nur einmal am Brete, dann ſollen Sie ſchon ſehen, wie ich Alles umkehren werde, der Großinquiſitor muß mir fort. — Der General Alkade muß mir eine neue Gerichtsprocedur entwerfen — Die Straßenbeleuchtung heb' ich auf. — Ich führe das Verfinſterungs-Syſtem ein. — Das Theater — fort damit, ich will keine Comödie — Eine allgemeine Reform nehm' ich vor. Aber, mein Gott, ich vergeſſe mich ganz, ich muß zu meiner Putzmacherin, dann hab' ich Tanzſtunde, um 7 Uhr in die neue Oper — Verzeihen Sie, ich muß jetzt fort, aber morgen komm' ich wieder, da wollen wir das Weitere beſprechen. — (ruft.) Wagen vor! — Ich bin ihre Dienerin, mein Herr! (ſie geht ab.)

Alpheas.

Wie verwirrt ihre Ideen ſind. (zu ſeinem Secretär.) Schreiben Sie: Vollſtändige Geiſtes-Verrücktheit, viel gefährlicher, als ich anfangs dachte.

Fabrizio (anmeldend).

Sennor Inigo Valbuena.

(geht ab.)

Siebenzehnte Scene.

Alpheas. Inigo.

Inigo.
(noch in der Couliſſe).

Das iſt ja entſetzlich, wie man Talente hier verfolgt. — Nun, wir wollen ſehen, ob ich ein Eſel bin.

Alpheas.

Der ſcheint erhitzt.

Inigo
(tritt ein).

Ach Sennor, ich habe keine Hoffnung mehr, als Ihre Güte, Ihre empfindſame, Wahrheit liebende Seele.

Alpheas.

Ich bitte, verſchwenden Sie keine Complimente, ich habe über keine Stelle zu disponiren.

Inigo.

Ach, mein Gott, ich wünſche ja auch nur die meinige zu behalten.

Alpheas.

Wo ſind Sie angeſtellt?

Inigo.

Im Narrenſpital.

Alpheas (bey Seite).

Nun, der weiß doch wenigſtens wo er iſt. — (laut.) Nun, will man Sie dort nicht behalten?

Inigo.

Nein, mein Herr! man will mich fort haben. — Mein Plätzchen iſt etwas einträglich, und da finden ſich denn viele Neider.

Alpheas.

Wer ſind Sie denn eigentlich?

Inigo.

Doctor Inigo Balbuena, Ihnen zu dienen.

Alpheas.

Ah! — Doctor der Philoſophie, oder der Rechte?

Inigo.

Nein, Doctor der Medicin.

Alpheas.

Wie? (bey Seite.) Das iſt neu.

Inigo.

Ja, Eure Excellenz, und was für Einer? — nicht etwa ſo ein gemeiner Quackſalber, der der Natur folgt, weil er ſich keinen eigenen Weg zu bahnen weiß, ich bin ein Genie, ich habe ein Remedium erfunden, welches keinem andern gleicht, und weßwegen mir alle Leute zulaufen.

Alpheas.

Nun, und dieſes Mittel?

Inigo.

Iſt eine Eingebung des Aeskulap, eine Erfindung, wodurch ich mehr Ruhm einerndten werde, als die Gallenen und Hypokraten aller Zeiten. Sehen Sie da — da — da ſitzt es, (er zeigt auf ſeine Fingerſpitzen, und macht einige magnetiſche Zeichen.) damit mach' ich ſie Alle todt.

Alpheas.

Wen, Ihre Kranken?

Inigo.

Nein, die Mediciner.

Alpheas.

Verzeihen Sie, aber was wollen Sie denn mit dieſen Zeichen?

Inigo.

Sie verſtehen mich nicht? — Zu Ihnen iſt alſo noch kein Strahl des neu anbrechenden Tages gelangt? — Ich bedaure Sie. Blicken Sie mich an, ſehen Sie in meine Augen, folgen Sie meinen Händen. (er wiederholt die Zeichen.) Darin liegt die ganze Medicin.

Alpheas.

In Ihren Händen?

Inigo.

Nicht anders. — Man bringt mir einen Kranken, Ich bekümmere mich nicht, was ihm fehlt, ich greife ihm nicht nach den Puls, ſey's eine Paralyſis, ein Typhus, mir gleichviel, ich wende mein Remedium an (er macht magnetiſche Zeichen.) ſo, ſo — das Gleichgewicht. — Das Fluidum — die Lebensgeiſter — die Cirkulation des Geblütes. —

Alpheas.

Und der Kranke geneſt?

Inigo.

Wenn er nicht geneſt, ſo iſt böſer Wille von ſeiner Seite vorhanden. Uebrigens bey ſehr hartnäckigen Uebeln gibt's auch noch andere Mitteln, zum Beyſpiele dieſes: (er macht befehlende Zeichen.) Mit dieſen Zeichen ſchläfr' ich meinen Kranken ein.

Alpheas.

Wenn er aber nicht ſchlafen will?

Inigo
(mitleidig lächelnd).

Um Vergebung, er muß ſchlafen.

Alpheas.

Ja, aber —

Inigo.

Es gibt kein Aber, ſag' ich Ihnen, er muß ſchlaſen, und im Schlafe reden, — das leidet keinen Widerſtand. — Mit ſolchen Zeichen ſchläfr' ich Ihnen ein ganzes Cavallerie-Regiment ein.

Alpheas.

Das wäre im Kriege nicht übel.

Inigo.

Menſchen und Thiere ſchläfr' ich Ihnen ein, warum? weil ich den Willen, den feſten Willen dazu habe. Sic volo, sic jubeo, sit pro ratione voluntas, davon geh' ich nicht ab. Meine Herren Collegen ſchreyen, aber das ficht mich nicht an. — Keine ärztlichen Conſilien, keine Medikamenten, keine Apotheker-Conto's mehr! das einfachſte, öconomiſchſte Syſtem der Medicin hab' ich erfunden, die ganze Univerſalmedicin hab' ich in den Händen.

Alpheas.

Das iſt unerhört.

Inigo.

Beſonders iſt mein Syſtem unfehlbar, wenn es auf Heilung der Narren ankömmt. — Erinnerung an große Freude oder großes Leid, der Anblick von Objecten, welche ihre Einbildungskraft exaltiren, ſind die nächſten Urſachen der Geiſtesverwirrtheit. — Ich ſchläfre ſie ein, und Alles iſt vorbey.

Alpheas.

Sie ſchläfern ſie ein?

Inigo.

Ja, auf ſechs Monate, auch auf ein ganzes Jahr. Wenn ſie dann wieder erwachen, haben ſie Alles vergeſſen, ihr Blut fließt ruhig, der Verſtand findet ſich bey einer ganz neuen Exiſtenz wieder ein. Sie werden mir vielleicht einwenden, daß bey alten Leuten mein Syſtem nicht anwendbar ſey, weil dieſe, wenn ſie nach einem langen Schlafe wieder erwachen, kaum mehr ſo viel Lebenszeit übrig haben werden, um ihren Bündel zu ſchnüren, und ihr Teſtament zu unterſchreiben, aber zum Henker auch, das kann ich nicht hindern.

Alpheas.

Ich ſehe wohl ein, daß Ihnen die Entdeckung eines ſo wunderbaren Geheimniſſes viele Feinde zugezogen hat.

Inigo.

O davon haben Sie keine Idee, mein Herr! Man hat mich für einen Narren ausgeſchrien, hat geſagt, ich habe mein ganzes Talent in meinen Fingerſpitzen, ich ſchlage die Medicin mit Fäuſten, und dergleichen Sottiſen mehr. — Allein ich bin über alle dieſe Verleumdungen erhaben, ich werde ſie ſchweigen machen, dieſe Läſterzungen, und ſelbſt der berüchtigte Alpheas. —

Alpheas.

Alpheas?

Inigo.

Ja, der Doctor, den man für ein Genie ausſchreyt, der aber, unter uns geſagt, nichts iſt, als ein Charlatan. —

Alpheas.

Herr, ich? —

Inigo.

Hat er auch nur den kleinſten Begriff von meinem göttlichen Syſtem? — Nichts weiß er, nichts.

Alpheas (bey Seite).

Bald wär' ich in Eifer gerathen. (laut.) Sie haben alſo keinen andern Wunſch, Sennor Inigo, als Ihre Stelle zu behalten, und dort zu bleiben, wo Sie ſind?

Inigo.

Bey den Narren, richtig, dort iſt mein Platz.

Alpheas.

Nun wohlan, ich kann Ihnen verſprechen, Sie ſollen dort bleiben, und recht lange.

Inigo (entzückt).

Mein ganzes Leben hindurch?

Alpheas (lächelnd).

Ja, ja!

Inigo.

Sie überhäufen mich mit Wohlthaten. — Sie ſollen keinen Undankbaren an mir finden. Möge mir der Himmel bald Gelegenheit geben, Ihnen meine Dankbarkeit beweiſen zu können. (er geht ab.)

Alpheas.

Vielmahl verbunden für dieſen Wunſch. (zum Secretär.) Schreiben Sie: — unheilbar.

Achtzehnte Scene.

Die Vorigen. Alonzo, (welcher Fabrizio bey den Ohren hält).

Alonzo (zornig).

Elender Spitzbube!

Fabrizio.

O Weh!

Erneſtine (öffnet die Cabinettsthür).

Das iſt Alonzo.

Alpheas.

Oh! der iſt wüthend.

Alonzo.

Deinen Herrn will ich ſprechen, ſag' ich dir.

Fabrizio (leiſe).

Er iſt nicht zu Hauſe.

Erneſtine.

Was will er von meinem Vater?

Alonzo.

Aber Erneſtine, wo iſt ſie, was macht ſie?

Fabrizio.

Beruhigen Sie ſich doch.

Alonzo.

Ich will ſie ſehen — ſprechen — ihr Vorwürfe machen; — doch nein, ſie könnte glauben, ich könne ohne ſie nicht leben.

Alpheas.

Der junge Menſch intereſſirt mich. (zu Fabrizio.) Verlaß er uns!

Fabrizio (zu Alonzo).

Der Herr Graf hat befohlen, ich ſoll Alle, welche mit ihm zu ſprechen wünſchen, an den Herrn dort weiſen, alſo wenden Sie ſich an ihn. (bey Seite im Abgehen.) Der Doctor hält den auch für einen Narren, und ganz unrecht hat er nicht, denn ein Verliebter iſt nie ganz klug.

Neunzehnte Scene.

Alpheas. Alonzo. Erneſtine (verborgen).

Alonzo.

Wenn Sie im Nahmen Seiner Excellenz hier ſind, ſo bitte ich Sie, ihm zu melden, daß ich den Entſchluß gefaßt habe, noch heute Valenzia zu verlaſſen, ich quittire meinen Dienſt, thue auf alles Verzicht, und ſuche die Ruhe.

Alpheas.

Mein Freund! Nehmen Sie Ihren Verſtand ein wenig zuſammen.

Alonzo.

Verſtand? — Ich habe ihn auf immer verloren.

Alpheas.

Das ſeh' ich wohl, aber vielleicht findet ſich noch ein Mittel. Sagen Sie mir vor Allem, was iſt die Urſache Ihrer Geiſtesverwirrung?

Alonzo.

Ach Gott! ſie hat ihre Schwüre gebrochen, mir Liebe gelogen, und mich verrathen.

Alpheas
(bey Seite).

Ah! Wahnſinn aus Liebe.

Alonzo.

Und wen hat ſie mir vorgezogen? — Einen lächerlichen Menſchen. — Sie liebt ihn, oder gibt vielmehr vor, ihn zu lieben, um mich zu erniedrigen.

Alpheas.

Wer iſt Ihr Nebenbuhler?

Alonzo.

Sie haben ihn geſehen, denn er ging vor Kurzem von hier, Don Joſeph de las Toreſillas.

Alpheas.

Wer? der Narr?

Alonzo (wüthend).

Ja, der Narr. — Er wagte es, ſich vor mir zu rühmen, daß er in einigen Tagen ſeine Hochzeit mit ihr begehen werde. — Meinen Degen hätte ich ihm in's Herz gebohrt, wenn man mich nicht zurückgehalten hätte.

Alpheas.

Seyn Sie nur ruhig. (bey Seite.) Der wüthet. (laut.) Ich ſehe wohl, daß eine unglückliche Leidenſchaft Ihre Sinne verwirrt hat, und die Erinnerung an überſtandenen Gram.

Alonzo.

Ueberſtandenen Gram — was wollen Sie damit ſagen?

Alpheas

(faßt ihn bey der Hand).

Mein Freund, ſehen Sie ein bischen um ſich, wo Sie ſind.

Alonzo.

Nun, ich bin in dem Hauſe der Treuloſen.

Alpheas

(aufmerkſam gemacht).

In dem Hauſe Ihrer Geliebten?

Alonzo.

Allerdings, ich will ihrem Vater dieſes Oberſten-Brevet zurückgeben, welches ich durch ſeine Güte erhielt, und nicht behalten kann. (er gibt ihm ein Papier.)

Alpheas.

Armer, junger Mann! — Aber, was ſeh' ich, das iſt wirklich ein Brevet. (er lieſt.) Alonzo de Lara. — Wie hängt das zuſammen?

Alonzo.

Auch wollt' ich der Ungetreuen ihr Portrait und die Briefe zurückgeben, in welchen ſie mich ſo ſchändlich hinterging.

Alpheas.

Ein Portrait? (er beſieht es.) So wahr ich lebe, das iſt die Tochter des Gouverneurs — Wie? — Sollte — (er erblickt Erneſtinen in der Thüre des Cabinetts ſtehn, und lächeln.) Was ſeh' ich, dort ſteht ſie lächelnd, ich glaube, hier hat man *mich* zum Narren.

Alonzo.

Wollen Sie ſich damit beſchweren?

Alpheas.

Recht gern. (bey Seite.) Es bleibt kein Zweifel.

Erneſtine
(bey Seite).

Der arme Doctor!

Alpheas (bey Seite).

Ich will ſogleich in's Klare kommen. (laut, indem er Erneſtinen beobachtet.) Nur Muth, lieber Freund! ich kann Ihre Qualen lindern.

Alonzo.

Wie?

Alpheas.

Ja, indem ich Ihnen beweiſen kann, daß das Mädchen Ihrer Liebe unwürdig iſt. Erneſtine iſt eine leichtſinnige Kokette, die mit Leidenſchaften nur ſpielt, eine Närrin, welche nicht werth iſt, daß man ſich ihretwegen quält.

Erneſtine.

Verdammter Doctor.

Alpheas.

Binnen einer Stunde ſollen Sie die Falſche ſo ſehr haſſen, als Sie ſie jetzt lieben, wenn Sie ſich mir ganz überlaſſen wollen. — Geben Sie mir Ihre Hand darauf, und Sie ſollen geheilt ſeyn.

Zwanzigſte Scene.

Die Vorigen Erneſtine.

Erneſtine (tritt vor).

Nein, mein Herr, ich will nicht, daß er geheilt werde.

Alpheas.

Sennora, was wollen Sie hier?

Erneſtine.

Alonzo, lieber Alonzo! Können Sie mir meinen Muthwillen verzeihen? Mein Herz liebte Sie ſtets.

Alpheas.

Sennora! Nähern Sie ſich ihm nicht, wenn er wüthend wird, ſo —

Erneſtine.

Sie ſollen ſich ihm nicht nähern; denn Sie gehen damit um, Liebende zu entzweyen, indem Sie ihnen den Verſtand wiedergeben wollen.

Einundzwanzigſte Scene.

Die Vorigen. Fabrizio.

Fabrizio.

Sennora — Seine Excellenz kommen ſo eben aus dem Rathe. (leiſe zu ihr.) Jetzt wird's uns gut gehen.

Alpheas.

Sie ſind alle verwirrt.

Fabrizio.

Sennor Alpheas, verzeihen Sie mir, ich bin ja nur der Diener, und mußte thun, was man mir befahl. (zu Erneſtinen.) Der Herr Papa hat alle die Herrn begegnet. Sie können ſich ſeinen Zorn vorſtellen.

Alonzo

(zu Fabrizio).

Was haſt du denn?

Fabrizio
(wirft ſich zu Alpheas Füßen).

Uebernehmen Sie meine Entſchuldigung, ich bitte Sie auf meinen Knieen, ich habe Sie beleidigt, aber die Umſtände — die Befehle —

Alpheas.

Du biſt ja auch närriſch, Burſche! ich glaube die Krankheit iſt hier zur Epidemie geworden.

Fabrizio.

Ach Gott! nichts Epidemie, nichts Krankheit — kein Menſch iſt närriſch — Gott! man kömmt ſchon, ich verberge mich. (er geht ab.)

Zweyundzwanzigſte Scene.

Die Vorigen. Der Graf. Don Joſeph. Die Marquiſe. Inigo, und mehrere Bittſteller.

Die Bittſteller.

Hören mich, Eure Excellenz, ich bitte, mich — mich hören Sie!

Graf.

So laſſen Sie mich nur Athem ſchöpfen. — Was ſeh' ich? Alpheas.

Alonzo (erſtaunt).

Alpheas!

Graf
(reicht ihm die Hand).

Ich freue mich, den Wohlthäter der Menſchheit in meinem Hauſe zu ſehen.

Alpſſeas (verbeugt ſich).

Eure Excellenz!

Inigo (betroffen).

Alpheas —

Marquiſe.

Wie, der Herr Secretär wäre —

Alpheas (lächelnd).

Ach ſieh, da ſind ja auch meine arme Narren.

Graf.

Narren? — Verſteh' ich recht? — Hätten Sie, lieber Doctor, wohl gar ihre Bittſchriften in meinem Nahmen angenommen?

Alpheas.

So iſt's, Herr Graf!

Don Joſeph.

Doctor! — Secretär? ich verſtehe kein Wort. — Nur ſo viel iſt gewiß, daß mir der Herr ein Amt verſprochen hat.

Marquiſe.

Sie irren, mir hat er es verſprochen.

Inigo.

Mich will er bey dem Meinigen laſſen, und das iſt mir genug.

Graf.

Was ſoll das Alles heißen?

Erneſtine.

Ich will es nur bekennen. — Ich, lieber Vater! bin Urſache an allen dieſen Mißverſtändniſſen. — Ich wollte an dem Doctor meine kleine Rache nehmen.

Alpheas.

Rache? — Was hätt' ich verbrochen?

Erneſtine.

Erinnern Sie ſich ein wenig, Herr Doctor. — Sie entwarfen mein Bild eben nicht auf die liebenswürdigſte Weiſe, und meinten, Sie könnten ſich in der Kenntniß des menſchlichen Charakters gar nicht irren. — Ich wollte Sie ein bischen dafür necken, und Sie auch nebenbey überzeugen, daß auch der Klügſte ſich darin irren kann. — Darum ließ ich Ihnen dieſe Leute vorſtellen, und Sie nahmen ſie für das, was ſie nicht ſind.

Alpheas.

Wie — das wären keine Narren?

Inigo.

Wir — Narren? — Sie ſelbſt.

Graf (laut lachend).

Nein, das iſt doch zu arg.

Alpheas
(zu Erneſtinen).

Was Alonzo'n betrifft, ſo will ich es noch glauben, aber jener Edelmann, dieſe Dame, und der eingebildete Doctor, die ſind doch im Narrenhauſe?

Erneſtine.

Keineswegs, ich verſichere Sie.

Alpheas.

Nun, ſo iſt es wahrhaftig nicht Ihre Schuld.

Don Joſeph.

Das Wichtigſte von allem iſt, jetzt zu wiſſen, wer von uns die Commandanten-Stelle erhält. Seine Excellenz werden entſcheiden.

Graf.

Der Vicekönig hat zu dieſer wichtigen Stelle ſchon ſeinen Mann ernannt.

Don Joſeph.

Und darf man wiſſen?

Graf.

Es iſt ein Mann, deſſen Dienſte zum erſten Rang im Staate qualifiziren.

Don Joſeph.

Ach, ſo läßt man mir doch endlich Gerechtigkeit widerfahren.

Graf.

Verzeihen Sie, es iſt ein junger Mann.

Marquiſe.

Ach, alſo mein Protegé.

Graf.

Mit einem Wort, es iſt Alonzo de Lara.

Alle.

Alonzo?

Alonzo.

Ich?

Erneſtine.

Iſt's möglich?

Graf.

Ja, mein Freund, es bedurfte nicht mehr, als den Prinzen in Kenntniß zu ſetzen, was Sie bereits geleiſtet haben, und er entſchied ſogleich für Sie.

Alonzo.

Eure Excellenz! —

Don Joſeph.

Nun ſo wird doch wenigſtens durch den Uebertritt des Don Alonzo eine Regiments-Inhabersſtelle vacant, und dieſe wird man mir doch geben, denk' ich.

Marquiſe.

Ein Regiment? — Das muß mein Günſtling haben, ich eile ſogleich zum Vicekönig, mein Wagen ſteht unten. — Meine Herren, ich grüße Sie. (ſie geht ab.)

Don Joſeph.

Ich habe keinen Wagen, das iſt verdammt. — Eine gute Polizey ſollte es gar nicht erlauben, daß man fährt, wenn man etwas anzuſuchen hat, denn dann iſt's gar kein Wunder, wenn man verdienſtvolleren Männern Aemter und Würden vom Munde wegſchnappt. Ach ich bin noch gut auf den Füßen, laufe durch alle Nebengaſſen, das Regiment muß mein ſeyn. (läuft ab.)

Dreyundzwanzigſte Scene.

Inigo.

Was mich betrifft, Sennor Alpheas, ſo wiſſen Sie wohl, daß Sie mir verſprochen haben?

Alpheas.

Sie im Narrenhauſe zu belaſſen. — Seine Excellenz, hoffe ich, werde in dieſem Punkte mein Verſprechen zu Ehren bringen — aber mit der Bedingung, nichts mehr einſchläfern — keine Zeichen mehr machen.

Inigo

(bey Seite).

Aha, er iſt eiferſüchtig auf mein Syſtem. (leiſe zu Alpheas.) Ich will Sie alles lehren, ſeyn Sie ruhig. Sie ſollen in Kurzem den magnetiſchen Imperativ ſo gut kennen, als ich.

Graf.

Nun kommen Sie mit mir, lieber Alpheas, Sie ſollen jetzt wirkliche Narren ſehen.

Alpheas.

Ich hoffe, es ſoll mir gelingen, Manche derſelben zu heilen.

Erneſtine (lächelnd).

Ich zweifle nicht daran. Unheilbar ſind nur diejenigen Narren, welche nicht eingeſperrt ſind.

Ende.

Das Kammermädchen.

Luſtſpiel in einem Act.

Frey nach Longchamps.

Perſonen.

Herr v. Brank, Onkel und Vormund der
Julie und) Schweſtern.
Jenny)
Brauſe.
Waller.
Max, Brank's Pathe und Brauſe's Diener.

Die Handlung ſpielt auf Brank's Landgute, eine eile von der Hauptſtadt.)

(Die Bühne ſtellt einen Theil eines Parks vor. Im Hintergrunde ein Schloß. Zur Linken, im Vordergrunde, ein dichtes Bosquett, zur Rechten eine Gruppe von Bäumen.)

Erſte Scene.

Waller
(allein, ſieht auf ſeine Sackuhr).

Sechs Uhr, und Max kömmt noch nicht. Er hat mir doch verſprochen, um dieſe Stunde hier zu ſeyn, und ich darf es nicht wagen, mich dem Schloſſe zu nähern. — Einen herrlichen Einfall hab' ich da gehabt. — Ich werde mich als Juliens Kammermädchen nicht übel ausnehmen, nur auf dieſe Art gelingt es mir, mich dem himmliſchen Weſen zu nähern. (nachdenkend.) Aber der Spaß könnte auch übel ausſchlagen. — Ey was, wer wird in die Zukunft blicken. —

Für's Erſte gibt's ein Abentheuer, das ſehr luſtig ſeyn wird, das Uebrige mag der Zufall thun, er macht ſeine Sachen oft klüger, als die Vernunft.

Zweyte Scene.

Waller. Max.

Waller.

Biſt du endlich da? — Schon eine Stunde erwart' ich dich.

Max.

Sie ſind ungeduldig. — Ich konnte ja doch nicht eher kommen, als ich erwachte.

Waller.

Sage nur geſchwinde, iſt Liſette fortgeſchickt?

Max.

Leider ja!

Waller.

Bin ich aufgenommen?

Max.

Sie? nun ja — doch nein! Sie nicht, aber Mamſell Catharine, die iſt aufgenommen. — Mamſell Catharine! ich bitte Sie, machen Sie mir keine Schande, denn ich habe Sie für meine Couſine ausgegeben.

Waller.

Lieber Max, wie vielen Dank bin ich dir ſchuldig?

Max.

Mehr als Sie glauben. Ich verſichere Sie, zwanzig Kammermädchen Ihres Gleichen erſetzen mir meine liebe Liſette nicht, welche Ihres Briefchens wegen das Haus verlaſſen mußte.

Waller.

Du mußt aber doch geſtehen, es iſt ein ſehr luſtiger Streich, daß ich ſelbſt den Platz derjenigen einnehme, welche Julie darum fortjagte, weil ſie ihr ein Briefchen von mir brachte. — Wann ſtellſt du mich vor?

Max.

Noch dieſen Morgen, ſobald Mamſell Julie erwacht ſeyn wird. Sie haben gerade noch Zeit, Ihre Toilette zu machen. Gehen Sie nur, gehen Sie, denn wenn Sie Jemand hier in Ihrer wirklichen Geſtalt erblickte, ſo würde er Sie ſpäter erkennen, und Alles wäre verloren.

Waller.

Wir haben nichts zu beſorgen, im Schloſſe hebt ſich Niemand aus dem Bette, bis ihn die Sonne beſcheint.

Max.

Ach! Mamſell Jenny kömmt oft ſehr früh in den Garten herab, und wenn Sie der nur einmahl zu Geſichte kämen, dann hälfe keine Verkleidung mehr. Das Mädchen hat Augen wie ein Falke, und läßt ſich kein X für ein U machen.

Waller.

Wer iſt denn die furchtbare Mamſell Jenny?

Max.

Wie, Sie kennen Sie nicht? — — die jüngere Schweſter Juliens iſt ſie. — Sie hätten wohl auch beſſer gethan, ſich mit Ihren verliebten Geſchichten an dieſe zu wenden, denn die iſt noch ganz frey.

Waller.

Wie? — ſo wäre Julie vielleicht ſchon verbunden?

Max.

Freylich iſt ſie's, und noch dazu mit dem Herrn, dem ich diene.

Waller.

Du dienſt ihm vortrefflich, das muß man dir laſſen.

Max.

Ey, Sie bezahlen mich beſſer als er, und ich hatte noch nicht Zeit, mich recht an ihn zu attachiren. — Vor drey Monaten erſt kam er hier an aus einem Lande, welches auf der andern Seite des Meeres ligt, ich weiß nicht wie ſie es nennen das Land, iſt auch einerley. Er hatte keinen Diener, und da hat mich mein Pathe, Herr v. Brank, ihm geliehen. Ich dachte, Liſette hätte Ihnen das Alles ſchon geſagt.

Waller.

Kein Wort hat ſie mir geſagt. — Und wer iſt denn der Verſprochene?

Max.

Das iſt der unerträglichſte Liebhaber, den ich noch in meinem Leben geſehen habe. Er disputirt in Einem fort, und geräth über die kleinſte Kleinigkeit in Hitze. Ich habe meiner armen Seele oft gefürchtet, er ſchlage ſeine Angebethete. — Aber iſt ſie nur einmal ſeine Frau, ſo wird's ihr gewiß nicht fehlen.

Waller.

Sie zanken ſich alſo oft?

Max.

Mein Gott, ſo oft ſie beyſammen ſind. Sie iſt wohl ſanft und gut, aber ihr Köpfchen hat ſie auch, ſie gibt kein Haar breit nach, er mag poltern und ſchreyen wie er will. Es iſt ein wahrer Spaß, beyde zu beobachten.

Waller.

Nach dem Bilde, welches du mir da von dem Herrn entwirfſt, komm' ich faſt in Verſuchung, zu glauben, es ſey ein gewiſſer Brauſe.

Max.

Richtig, ſo nennt er ſich, kennen Sie ihn?

Waller.

Ein wenig von Perſon und viel vom Rufe.

Max.

So könnte er Sie vielleicht erkennen.

Waller.

O nein, er hat mich nur als Knabe bey meinem Vater geſehen. Und Uebrigens, was kann *dich* das kümmern; ich nehme alle ſchlimmen Folgen auf mich, ich habe ſo viel Vermögen, um dich erhalten zu können, und halte mein Wort.

Max.

Aber warum wenden Sie ſich mit allen dieſen vortheilhaften Eigenſchaften nicht geradezu an Herrn von Brank, den Onkel und Vormund, der Sie mit Vergnügen empfangen wird, iſt ja gar ein guter Herr das. — Sie halten bey ihm um Mlle. Julie an, er gibt ſie Ihnen mit Freuden, meine arme Liſette wird wieder zurück berufen, und Alle ſind zufrieden.

Waller.

Mich ausgenommen. — Ich kann die breiten Wege nicht leiden. — Was nicht einigermaßen abentheuerlich ausſieht, macht mir gar kein Vergnügen. — Ich habe Julien im Theater geſehen, und bey dem erſten Blicke loderte ich auch in hellen Flammen für ſie auf, ich folgte ihr, gewann das Kammermädchen, und dieſe entdeckt mir, daß ihr Fräulein ſchon am folgenden Morgen nach dieſem Landgute abreiſen werde. Auch hieher begab ich mich heimlich. Ich ſchreibe ein zuckerſüßes Liebesbriefchen, und bringe Liſetten dahin, daß ſie es ihrem Fräulein übergeben will, allein zum Lohn dafür wird das arme Mädchen fortgejagt. Alles dieſes erfahre ich von dir, Ihr glaubt es ſey Alles jetzt verloren, aber ich — anſtatt mich darüber zu grämen — ziehe daraus Vortheil, indem ich Liſettens Platz einnehme. Du ſchlägſt mich zum Kammermädchen vor, man nimmt mich auf, ich trete noch dieſen Morgen, unter dem Namen Catharine, in meiner Geliebten Dienſte, und — das Uebrige wird ſich ſchon finden.

Max.

Ja, aber das Uebrige iſt gerade das Schwerſte. — Was wollen Sie denn jetzt thun?

Waller.

Lieber Freund, ich will nichts voraus berechnen — der glücklichſte Ausgang würde mir nicht genügen, wenn er mich nicht ein wenig überraſchte. Muth, Liebe und Zufall ſind meine Götter

Max.

Sie haben da eine komiſche Religion. — Aber eilen Sie nur jetzt, um ſich Ihrem künftigen Geſchlechte gemäß zu traveſtiren, denn Sie haben wenig Zeit.

Waller.

Ich bin bald fertig, meine Garderobe iſt im Gaſthofe neben an. Schon geſtern Abends habe ich mich als Frauenzimmer angekleidet, um mich an die Kleider ein bischen zu gewöhnen — und habe auch wirklich ſchon eine Eroberung an dem alten blinden Wirth gemacht. — In einer halben Stunde ſehen wir uns wieder — da komme ich doch recht?

Max.

Ja, ja. (ihm nachrufend.) He! Vergeſſen Sie ja nicht, ſich zu raſiren.

(Waller ab.)

Dritte Scene.

Max (allein).

Der hatte Zeit daß er fortkam, da hüpft ſchon Mlle. Jenny daher.

Vierte Scene.

Max. Jenny.

Jenny

(blickt neugierig nach jener Seite, wo Waller abgegangen iſt.)

Max.

Schon ſo früh im Garten, Fräulein Jenny?

Jenny.

Ja, ich ſchlafe ſeit einiger Zeit ſehr unruhig.

Max (lächelnd).

So, ſo? das kömmt vom Blute.

Jenny.

Wohl möglich. — Sag' mir Max — war der junge Mann bey dir, der mir ſo eben begegnet iſt?

Max.

Nein, Fräulein! — Haben Sie ihn im Geſicht geſehen?

Jenny.

Nein, er hatte den Hut ſo tief in die Augen gedrückt.

Max (bey Seite).

Das iſt ein Glück.

Jenny.

Aber ſeine Geſtalt war ſehr hübſch.

Max.

Ach ja, er iſt gut gewachſen.

Jenny.

Du kennſt ihn alſo?

Max.

Freylich, er iſt der Sohn eines Gutsbeſitzers aus der Nachbarſchaft.

Jenny.

Aus der Nachbarſchaft? — Warum kömmt er denn nicht zu uns?

Max (bey Seite lächelnd).

Das könnte bald geſchehen.

Jenny.

Ich kann dir's wohl geſtehen, lieber Max, die

Zeit wird mir hier entſetzlich lang, denn man ſieht ja keinen Menſchen, als den Onkel und den Herrn v. Brauſe, ſie ſind Beyde recht brave Leute, aber der Onkel iſt denn doch ein wenig alt, und der andere wird's am Ende durch ſeine ewigen Zänkereyen noch ſo weit bringen, daß ich eben ſo heftig werde, wie er.

Max.

Ja, Sie zanken hübſch oft mit einander.

Jenny.

Das unterhält mich; aber, was mich verdrüßt, iſt, daß, wenn er ſich mit mir gezankt hat, er ſich dann mit meiner Schweſter wieder verſöhnt.

Brauſe

(ruft in der Couliſſe).

Max! Max!

Max.

Aha! da kömmt er ſchon. — Hören Sie, wie ſanft er ſchreyt.

Fünfte Scene.

Die Vorigen. Brauſe.

Brauſe (noch ſtärker ſchreyend).

Max! Max! Max!

Max.

Euer Gnaden!

Brauſe.

Was machſt du hier?

Max.

Nun — ich — ſchöpfe friſche Luft! —

Brauſe (ihm nachſpottend).

Ich ſchöpfe friſche Luft! — Dummkopf! — ſollen ſich die Aufträge ſelbſt verrichten, die ich dir gegeben habe? — Hab' ich dir nicht befohlen, heute nach der Stadt zu gehen!

Max.

Freylich haben mir Euer Gnaden das befohlen, aber die Stunde haben Sie mir nicht beſtimmt, wann ich gehen ſoll, und es iſt doch noch ein bischen gar zu früh.

Brauſe.

Schweige, und geh in dieſem Augenblick. — Du holſt beym Notar den Ehekontrakt, — beym Juwelier den Schmuck, den ich beſtellt habe — beym Schneider die Kleider. — Nun, worauf warteſt du denn noch?

Max.

Ew. Gnaden werden ja doch erlauben, daß ich vorher noch frühſtücke.

Brauſe.

Frühſtücke oder frühſtücke nicht, das gilt mir gleich, aber mache dich nur auf der Stelle fort, und komme bald wieder zurück.

Max.

Ich will mich ſchon eilen. (bey Seite.) Vorher muß ich noch meine Mlle. Katharine aufführen.

(er geht ab.)

Sechste Scene.

Brauſe. Jenny.

Brauſe.

Unerträgliches Volk, die Dienſtbothen! — Ach! ſieh da, meine liebenswürdige Jenny — wie befinden Sie ſich?

Jenny.

Aus der Schnelligkeit, womit Sie ſich darnach erkundigen, kann ich erkennen, wie viel Ihnen daran gelegen iſt. — Nun nun, tröſten Sie ſich nur, ich befinde mich wohl.

Brauſe.

Verzeihen Sie — allein, die Roſenwangen gaben mir ja ſchon früher den Beweis, und ich mußte den Max doch an ſeine Schuldigkeit erinnern, hätt' ich gleich bey meinem Eintritt mit Ihnen zu ſprechen angefangen, ſo hätte ich gewiß alles Uebrige darüber vergeſſen.

Jenny.

Ey, wie galant Sie ſind. — Sie haben gewiß wieder eine angenehme Stunde verlebt, das will heiſen, ſich mit Jemanden eine Stunde herumgezankt? — Ja, wenn das Gewitter vorüber iſt, dann leuchtet die Sonne noch einmal ſo ſchön. Meine arme Schweſter wird das Bad wieder haben ausgießen müſſen.

Brauſe.

Nichts hat ſie ausgegoſſen. — Spottvogel! — Ihre Schweſter iſt bey weitem beſſer als Sie.

Jenny.

Laſſen wir das jetzt. — Sie brauchen alſo den Schmuck, den Contrakt und die Hochzeitskleider recht nothwendig, wie es ſcheint?

Brauſe.

Natürlich, Morgen ſoll ja Hochzeit ſeyn.

Jenny.

Ha, ha, ha! — vielleicht — vielleicht auch nicht. Seit zwey Monathen ſollte ſchon alle Tage der Morgen eintreffen, und noch immer iſt er nicht gekommen. — Sehen Sie, Brauſe, wenn die Hochzeitsgäſte ſchon verſammelt wären, der Prieſter ſchon am Altare ſtünde, und Sie ſchon auf dem Wege zur Kirche begriffen wären, ich würde noch immer daran zweifeln, und Sie werden ſehen, das Hochzeitskleid, welches Sie ſich jetzt machen ließen, kömmt eh' aus der Mode, eh' Sie es brauchen.

Brauſe.

Nun ſehen Sie — jetzt fangen Sie ſchon wieder an.

Jenny.

Nein, ich fange nicht an, aber Sie haben mich einen Spottvogel genannt, ich werfe nie den Handſchuh hin, aber ich heb' ihn auf.

Brauſe.

Ach Gott! Sie fangen ihn noch im Fallen. — Wenn Sie nur an mir etwas zu tadeln finden können, dann ſind Sie glücklich auf 14 Tage. —

Jenny.

Finden ſetzt Suchen voraus, und bey Ihnen braucht man nicht zu ſuchen.

Brauſe.

Geſetzt auch, Sie hätten recht, und ich wäre wirklich ein bischen lebhaft, ſo ſind doch nur Sie es, Sie allein, die meine Schwächen den Leuten bemerkbar macht; Sie reitzen mich wo und wie Sie immer können, Sie machen ſich ein Spiel daraus, mich aufzubringen, und bald werden Sie Ihr grauſames Ziel erreicht haben, mich in den Augen Juliens als den unerträglichſten Menſchen dargeſtellt zu haben. Pfui, das iſt häßlich.

Jenny.

Was wollen Sie denn? Ich bin ja überzeugt, daß das Alles zu Ihrer Geſundheit nothwendig iſt, hätten Sie nichts zu zanken, könnten Sie ſich nicht ein bischen ärgern, Sie wären verloren, lieber Freund. —

Alſo morgen ſoll Hochzeit ſeyn, und auch Tanz, nicht wahr? Tanz bis am andern Morgen?

Brauſe.

Ich wünſchte den wichtigſten Schritt meines Lebens in aller Stille zu thun.

Jenny.

Nichts Stille! — Gegeigt, geblaſen, gepauckt und getrompetet muß werden, das müſſen Sie mir verſprechen, — oder — Sie werden ſehen — ich ſpinne einen Streit zwiſchen Ihnen und meiner Schweſter an, der die Hochzeit wieder vierzehn Tage verſchieben ſoll.

Brauſe.

Sie ſind doch gar zu boshaft.

Siebente Scene.

Max. Die Vorigen.

Max.

Fräulein Jenny, Sie möchten in's Schloß kommen, das neue Kammermädchen zu beſehen, ſie iſt ſo eben angekommen.

Jenny.

Ich komme. — Wie ſieht ſie aus, iſt ſie hübſch, — lebhaft?

Max.

Ein bischen nervigt, aber ſonſt kein übles Brünnetchen. (er geht ab.)

Jenny (zu Brauſe).

Allanz! Reichen Sie mir die Hand! Ich will Ihnen meine Schweſter ſenden, damit ſie von der liebenswürdigen Laune Nutzen ziehe, in welche ich Sie verſetzt habe. (läuft ab.)

Achte Scene.

Brauſe (allein).

Was ärgere ich mich denn aber auch ſo ſehr über die Kleine? Sie iſt luſtig und leichtſinnig, das iſt Alles! — Nein, es iſt wirklich Zeit, daß ich mich einmal ändere, und mehr Herrſchaft über mich gewinne. — Ich will nicht mehr hitzig werden, — und wenn ſie es auch darauf anlegen, mich zu ärgern, kalt will ich bleiben. (mit den Füßen ſtampfend.) Mordtauſendelement! kalt, ganz kalt, — und morgen will ich den Anfang machen, morgen werd' ich ja glücklich, und einem Glücklichen wird's nicht ſchwer liebenswürdig zu ſeyn.

Neunte Scene.

Julie. Brauſe.

Julie.

Jenny ſendet mich zu Ihnen. Sie ſagte mir, ich würde Sie in der heiterſten Laune treffen.

Brauſe.

Die Boshafte ſcherzt wie gewöhnlich. — Sie behauptet, ich wäre immer in beſſerer Laune, wenn ich mich ein bischen geärgert habe, dazu hat ſie mir nun weidlich Stoff gegeben, und ihre Schuld iſt's wahrhaftig nicht, wenn ich nicht immer guter Laune bin.

Julie.

Vielleicht iſt's Ihre eigene Schuld, lieber Brauſe

Brauſe.

Nein, es iſt jene des Schickſals. Hätte man mir Ihre Hand nicht verweigert, als ich zum erſtenmal darum anhielt, hätte dazumal das leidige Metall nicht eine Scheidewand zwiſchen mir und Ihnen gezogen, ſo wär' ich auch nicht gezwungen geweſen, Seedienſte zu nehmen, um mir ein Vermögen zu erwerben, und mein Charakter würde nicht durch die Furcht, Sie zu verlieren, durch die Sehnſucht Sie zu gewinnen, durch die Gewohnheit rohe Menſchen zu befehligen, und durch die Entfernung von dem zarten ſanften Geſchlechte ſo ſchroff und unbeugſam geworden ſeyn. Sie kannten mich einſt nur etwas lebhaft und haſtig, jetzt bin ich hitzig und aufbrauſend, ja ſogar ſehr eiferſüchtig geworden, ich geſteh' es.

Julie.

Und auf wen ſind Sie denn eiferſüchtig, wenn ich bitten darf?

Brauſe.

Weiß ich's ſelbſt? Wenn ich auf Jemand eiferſüchtig wäre, ſo wär' ich es bald auf Niemand mehr. — Ich bin auf mich ſelbſt eiferſüchtig, weil ich Ihnen früher beſſer gefallen mußte, als jetzt. — Brauſe von ehedem galt für erträglich, manchmal ſogar für liebenswürdig, Brauſe von heute —

Julie.

Iſt es ſehr oft, und wird es — wie ich hoffe, bald immer ſeyn, wenn er ſich nur ein bischen gegen ſeine Hitze waffnen will. — Geſtern zum Beyſpiel, was haben Sie wieder für Scenen veranlaßt?

Brauſe.

Die Frau iſt aber auch ein Ungeheuer.

Julie.

Hu, hu!

Brauſe.

Ja, und wird's in meinen Augen ewig bleiben; denn, wie ſoll ich eine treuloſe Kokette anders nennen, die meinen Freund in den feſteſten Banden hält, während ſie mir, — mir ſelbſt verbuhlte Blicke zuwirft, und verſtohlen die Hand drückt?

Julie (lächelnd).

Je nun, nennen Sie ſie ein Weib, wie ſo viele andere.

Brauſe.

Hätte ich vielleicht auch über den elenden Prozeßkrämer nicht aufgebracht werden ſollen, der meinen Gegner zu vertheidigen hat, und dennoch zu mir ſchleicht, und mir zu verſtehen gibt, um eine gewiſſe Summe wolle er mir den Prozeß gewinnen machen? Ich finde keinen Nahmen für einen ſolchen Schändlichen.

Julie.

Nun, er iſt ein Advocat.

Brauſe.

O ja, Sie wiſſen überall Nahmen, nur mit dem Unterſchiede, daß die ihrigen die Bosheit, die meinigen nur der Zorn eingibt. (zärtlich.) Aber ich will mich beſſern, Sie werden ſehen, wie bald, und wie ſchnell; — Heute noch, am Vorabende des ſchönſten Tages meines Lebens. — Befehlen Sie nur, was ſoll ich thun, um ſo viel Glück zu verdienen, was ſoll ich ablegen?

Julie.

Ablegen? gar nichts, aber alles mildern — vor allem Ihre Laune.

Brauſe.

Ach Gott! ich bin ja ſchon viel beſſer geworden, ich kenne mich ſelbſt kaum mehr. Nur Ihre muthwillige Schweſter bringt es noch manchmal dahin, daß die alte Flamme emporflackert — aber ich vergeſſe mich doch mindeſtens nie mehr — das müſſen Sie ſelbſt eingeſtehen — Sie lächeln? — Weil wir eben von Jenny reden, hören Sie doch nur, ſie will, daß wir morgen tanzen ſollen. Was ſagen Sie dazu?

Julie.

Nun, ſo laſſen Sie uns tanzen.

Brauſe.

Ich weiß nicht, ſo ein Hochzeitstanz kömmt mir vor, wie ein Raub, den man an ſeinem Glücke begeht, da gehen ein paar Stunden im Tumulte dahin, welche Liebe und Sehnſucht in Anſpruch nehmen.

Julie.

Nun, ſo tanzen wir nicht, ich werde mich darin ganz nach Ihrem Wunſche richten.

Brauſe.

Ich wünſchte aber Ihren Wunſch zu erfahren.

Julie.

Ich habe keinen.

Brauſe (etwas heftig).

Aber mein Gott, der Menſch muß doch etwas wollen.

Julie.

Ganz recht, ich will das, was Sie wollen.

Brauſe.

Sie rechnen ſtark auf meine Geduld. — Sie wollen mich prüfen Julie, ich ſehe es wohl. — (zornig, aber ſich zum Lachen zwingend.) Ha, ha, ha! Aber ich bitte Sie, laſſen Sie das Papageyenartige, und ſagen Sie mir, wie *Sie* es gehalten wiſſen wollen.

Julie

(immer im vorigen Tone).

Tanzen — nicht tanzen, ich lebe nicht vom Erſten, und ſterbe nicht vom Zweyten.

Brauſe

(immer mehr aufgebracht, aber ſich immer zurückhaltend).

Sehen Sie Julie, eine ſolche Halsſtärrigkeit iſt bey weitem unerträglicher, als jene Heftigkeit, welche man mir vorwirft. Mein Fehler, wenn es anders einer iſt, rührt mindeſtens von Leidenſchaftlichkeit her, die unbegränzte Empfindlichkeit, welche ihn erzeugt, dient ihm zugleich zur Rechtfertigung, aber was ſoll man von Ihrer ironiſchen Gleichgültigkeit und berechneten Kälte denken? —

Julie.

Denken Sie, was Sie wollen.

Brauſe.

Vortrefflich! — O, ich ſehe Sie ganz und gar durch, Sie wollen mich dazu zwingen, daß ich aufhöre mich zu mäßigen, mich vergeſſe, in der Hitze ein

Band zerreiße, welches Sie ſchon drückt, und dadurch alle Vorwürfe auf mich — auf mich allein lade.

Julie.

Alles, wie es Ihnen gefällt.

Zehnte Scene.

Die Vorigen, und Brank, (welcher, ohne bemerkt zu werden, eintritt und horcht.)

Brauſe.

Sie wollen es mit Gewalt ſo weit bringen, daß ich Ihnen Ihre treuloſen Schwüre zurückgebe?

Julie.

Nach Belieben.

Brauſe.

Wohlan, ich gebe ſie Ihnen zurück. Ich thue Verzicht auf Ihre Hand, auf Ihre Liebe, auf mein Glück, auf Alles, Alles. — Um einen Tag ſpäter wär's leider ſchon zu ſpät geweſen, Ihre Kälte hätte mein Leben vergiftet, meine ſogenannte Hitze hätte Sie unglücklich gemacht, laſſen Sie uns das Schickſal preiſen, das uns noch zu rechter Zeit die Augen öffnete. Leben Sie wohl, Mademoiſelle, leben Sie wohl. (indem er ſich wendet, erblickt er Brank, und ſpricht zu ihm:) O mein Freund, ich bin der unglückſeligſte Menſch auf Erden.

Brank.

Nun, nun, was gibt's denn ſchon wieder Neues?

Julie (lächelnd).

Gar nichts Neues, immer das Alte, lieber Onkel.

Brauſe.

So? — hörſt du Freund, hörſt du?

Brank.

Mache dir keine Mühe, ich habe ſchon gehört. — Du Julie, gibſt Herrn Brauſe ſeine Schwüre zurück, er dir die deinigen, ich ſtimme mit ein, und ſo ſeyd ihr Beyde wieder frey.

Brauſe.

Wie? — Brank, du willſt alſo meinen Tod?

Brank.

Gott behüte, aber ich will auch Juliens Tod nicht, und wenn du ihr Gemahl würdeſt, ſo müßte ich wohl befürchten — —

Brauſe.

Wie, du könnteſt das von mir glauben? Ich dachte der Freund ſollte mich beſſer kennen.

Brank

Er kennt dich ganz genau, und darum gibt er dir den guten Rath, gar nicht zu heirathen, und am allerwenigſten Jene, welche du liebſt. — Deine Heftigkeit —

Brauſe.

Nun ja, ja, ich ſehe es ein, das wallende Blut überſtrömt mich manchmal, aber ich will mich ja beſſern, mäßigen.

Brank.

Unmöglich!

Brauſe. (aufbrauſend).

Unmöglich? (ſich zurückhaltend.) Ich ſehe meine Fehler ein, und das iſt ja der erſte Schritt zur Beſſerung. Selbſt in dieſem Augenblicke bin ich ja ganz kalt, da ich doch! — — die Liebe, das Glück, die Freundſchaft, werden meine Heilung vollends zu Stande bringen. Wenn ich auf ewig an Jene gekettet ſeyn werde, die ich ſo unausſprechlich liebe, wenn nur die ſanfteſten Gefühle meine ganze Seele einnehmen werden, ja dann wird der Dämon weichen, der mich umgarnt hält. — (reicht ihm die Hand.) Brank, mein Freund!

Brank

(ergreift ſeine Hand, und ſchüttelt ſie.)

Ich beklage dich, aber du biſt unheilbar.

Brauſe.

Du irrſt.

Brank.

Ich bin deſſen gewiß.

Brauſe (ſich ereifernd).

Nun ja, ja! Du weißt vermuthlich beſſer, was in mir vorgeht, als ich ſelbſt?

Brank (lachend.)

Ha, ha, ha! weißt du was, lieber Brauſe, gerathe ein bischen in Zorn, um mir zu beweiſen, daß du dich gebeſſert haſt.

Brauſe

(ohne die Zeichen zu bemerken, welche ihm Julie gibt).

Element, wer ſollte auch nicht in Zorn gerathen, wenn man ſieht, wie Halsſtärrigkeit und Ungerechtigkeit ſich vereinigen, um einen Menſchen ganz elend zu machen. Behaltet immerhin eure unerſchütterliche Kälte, welche ihr Klugheit nennt, lächelt, wo ein Anderer lacht, lispelt, wo ein Anderer ſchreyt, ſeufzet, wo ein Anderer heult, ich nenne ſie Indolenz und Unempfindſamkeit; aber ich mache Euch deßwegen keine Vorwürfe, aber laßt mir auch meine Weiſe. Meine glühende Seele kann nun einmal nicht ſchwach fühlen. Alles ergreift mich mächtiger, und darum liegt auch mehr Wärme in meinen Reden, Bewegungen und Handlungen. — Theure, angebetete Julie! ſagen Sie ſelbſt, kann denn Derjenige fühlen, wie andere Menſchen, der das Glück genießt, von Ihnen geliebt zu werden?

Brank.

Das iſt alles recht ſchön geſagt, mein Lieber! aber mahle den Satan ſo ſchön du willſt, ſo bleibt er doch der Satan.

Julie.

Er wird ſich gewiß ändern, lieber Onkel!

Brauſe.

Ja, ich werd' es, — ich ſchwör' es bey Allem, was mir das Heiligſte iſt. —

Brank.

Höre! — Ich wette um jede beliebige Summe, daß nicht 24 Stunden verfließen, ohne daß du auf's Neue zornig, oder eiferſüchtig wirſt, du magſt dich auch zuſammen nehmen, wie du willſt!

Julie.

Nehmen Sie die Wette an?

Brauſe.

Können Sie daran zweifeln, ſchöne Julie? Ja, ich nehme ſie an, und wünſche, daß ſie ſehr hoch ſey.

Brank.

Höre, ich will dir einen Vorſchlag thun. — Wenn du gewinnſt, ſo iſt morgen Hochzeit.

Brauſe.

Morgen iſt gewiß Hochzeit. (Pauſe.)

Julie.

Nun, und wenn er verliert, was haben Sie denn davon, lieber Onkel?

Brank.

Das Vergnügen, dich gerettet, ihn überführt, und meine Meinung gerechtfertiget zu ſehen. — Sieh, liebe Julie, du biſt dabey am meiſten im Intereſſe, du mußt mir alſo helfen, die Wette zu gewinnen.

Brauſe.

Nein, meine theure Julie, Sie müſſen neutral bleiben.

Brank.

Alſo es bleibt dabey. (er zieht ſeine Uhr.) Es iſt 11 Uhr. — Wenn du dich bis morgen 11 Uhr gar nicht erzürnſt, oder auch nur deinen Zorn nicht laut werden laſſeſt, ſondern ihn in dich verſchließeſt, ohne daß er losbricht, ſo haſt du gewonnen. — Bedenke, die Zeit iſt nicht lange, und die Hälfte davon wird noch dazu verſchlafen.

Brauſe.

Wenn der Termin auch länger dauerte, der Preis iſt zu groß, als daß ich nicht Alles anwenden ſollte, ihn zu gewinnen. (er küßt Julien die Hand.)

Brank.

Verſtehe mich recht, bey dem erſten heftigen Wort, das dir entfährt, haſt du verloren; du mußt die ganzen 24 Stunden hindurch ſo kaltblütig bleiben, als ein Vertrauter in einer italieniſchen Oper.

Brauſe.

Schon recht, ſchon recht!

Brank.

Aber daß du dich nicht etwa auf dein Zimmer verſchließeſt — das gilt nicht.

Brauſe.

Sorge nicht — ich bin in einigen Minuten wieder bey Euch — ſtellt alle Euere Truppen vom Regiment: Muthwille in Schlachtordnung — laßt ſie anrücken, ich ſtehe feſt. — Mordtau — nein, ich will nicht einmal fluchen — ich ſtehe feſt. (geht ab.)

Eilfte Scene.

Brank. Julie.

Brank
(nachdem er Julien einige Augenblicke beobachtet hat).

Nun, meine arme Julie, du ſcheinſt unruhig?

Julie.

Ich bin's auch, — wie wird das enden?

Brank.

Nun, er wird verlieren.

Julie (ſeufzend).

Und ich mit ihm.

Brank.

Nun, nun, es ſteht ja dann noch immer bey dir, Gnade für Recht ergehen zu laſſen.

Julie.

Wenn ich ihm dann noch Gnade gebe, ſo fürchte ich, lieber Onkel, mir ſelbſt dadurch unrecht zu thun.

Brank.

Das könnte wohl ſeyn. — Wenn du mir beyſteheſt —

Julie.

Das kann ich nicht, Onkel, er könnte dann glauben, daß es mir wohl gar lieb wäre, wenn er verliert.

Brank (lächelnd).

Ja ſo? — Sey nur ruhig, wir wollen ihn ja nur prüfen, um ihn zu heilen.

Julie.

Ja, wenn das gelänge. —

Brank.

Es wird. — Recht bitter muß die Arzney ſeyn, wenn ſie wirken ſoll, denn das Uebel ſitzt tief.

Julie (auf ihr Herz deutend).

Bey mir auch. — Machen Sie, was Sie wollen, lieber Onkel, aber quälen Sie mir ihn nicht zu arg, er iſt im Grunde doch Herzensgut.

Brank.

Da kömmt Jenny, mit der wollen wir Kriegsrath halten, wie wir dem Feinde am geſchickteſten beykommen.

Julie (ſeufzend).

Ach Gott!

Zwölfte Scene.

Die Vorigen. Jenny.

Brank.

Jenny! komm geſchwinde, ein Tag iſt erſchienen, wo du dir die ſchönſten Lorbeern ſammeln kannſt; es handelt ſich darum, Brauſe'n in Zorn zu bringen.

Jenny.

Ach Gott, ſtellen Sie meine Talente doch auf eine ſchwerere Probe, lieber Onkel! — Dieſen Morgen habe ich ihn ſchon vor Aerger ſpringen gemacht. — Nun, Schweſter — wie waren die Folgen dieſes Gewitters?

Julie.

Einige Minuten blieb's hell, aber gleich kamen wieder ſchwarze Wolken.

Brank.

Ohne Scherz — du mußt uns helfen, Jenny. — Wiſſe, Brauſe hat eine Wette eingegangen, daß er ſich einen ganzen Tag hindurch nicht erzürnen wolle. — Du ſiehſt alſo, daß er die Defenſive ergreifen wird.

Jenny.

Das könnte den Sieg allerdings ein bischen ſchwieriger machen. — Und mir traut er ſchon gar nicht, wenn ich an deiner Stelle wäre, Schweſter, ſo ſollte er mir in einigen Minuten vor Wuth berſten.

Julie.

Durch welche Mittel?

Jenny.

Ich ſoll dir's wohl ſagen, daß du mich dann verräthſt?

Brank.

Nein, nein, Julie iſt von den Unſrigen. —

Jenny.

Wohlan — die *Eiferſucht* bringt uns an's Ziel.

Julie.

Das gäbe zugleich Gelegenheit, ihn auch von *dieſem* abſcheulichen Fehler zu heilen.

Jenny (nachdenkend).

Wie? — Ja — das Kammermädchen, das Max heute gebracht hat — ſie —

Julie.

Nun?

Jenny.

Sie iſt groß, braun, hat eine ſtarke Stimme — iſt Brauſe'n durchaus unbekannt. — Die Kleider des Bruders werden ihr wohl paſſen, dieſe ſoll ſie anziehen, und ein Tete a Tete mit Julien in dieſem Bosquet haben. Unſern Eiferſüchtigen führ' ich dazu, er ſieht Euch, zärtliche Fragen, noch zärtlichere Antworten, ein Paar Händeküſſe, und ich ſtehe dafür, Catharine wird ſchnell ſich nennen müſſen, damit wir nicht eine blutige Scene erleben.

Brank.

Gut ausgedacht. — Unſere Jenny wird ihrem Manne einmal ſchon zu ſchaffen geben. Was ſagſt du dazu, Julie?

Julie.

Sollen wir ein Mädchen in's Vertrauen ziehen, das wir kaum noch kennen?

Jenny.

Wenn du dich deinem Kammermädchen nicht anvertrauen willſt, wem willſt du denn dein Vertrauen ſchenken? — Sie thut gerade ſo, lieber Onkel, als ob ſie noch gar kein franzöſiſches Luſtſpiel geleſen hätte. — Zudem dürfen wir ihr ja auch nur ſo viel ſagen, als ſie wiſſen ſoll. — Ueberlaß das nur mir.

Julie.

Ja, wird ſie die Rolle aber auch ſo durchführen können, daß Brauſe glaubt —

Jenny.

Ein Eiferſüchtiger glaubt, was man will. — Ah — da kömmt eben Max, der kennt das Mädchen genau, wir können ihn fragen, ob er's ihr zutraut.

Dreyzehnte Scene.

Die Vorigen. Max.

Max.

Ich komme um Erlaubniß zu bitten, daß ich in Geſchäften des Herrn von Brauſe nach der Hauptſtadt gehen darf.

Jenny.

Hör' einmal, Max, was glaubſt du, würde ſich Catharine als Mann gut ausnehmen?

Max (für ſich).

Element! — was ſoll das heißen? (laut.) Ich glaube nicht, Mamſell, ich glaube ganz und gar nicht.

Brank.

Warum zweifelſt du daran?

Max (verlegen).

Ja, — ſehen Euer Gnaden, wenn man ſo lang ein Frauenzimmer geweſen iſt, ſo kann man ſo auf einmal —

Jenny.

Geh', geh', und ruf' ſie hieher. — Sie ſoll uns ſelbſt über dieſe Verkleidung Rede ſtehen.

Max (bey Seite).

Verkleidung? — es iſt gewiß, ſie haben etwas gemerkt. (laut.) Ich glaube, ſie iſt eben in den Gaſthof gegangen, um ihren Coffer dort abzuholen.

Jenny.

So gib genau acht, was ich dir ſage. — Du holſt ſie auf der Stelle dort ab, führſt ſie hieher in das Zimmer meines Bruders, dort ſoll ſie ſeine Kleider anziehen, und meine Schweſter hier aufſuchen. — Noch eins, wenn Brauſe dich heute auszankt, ſo nimm dir kein Blatt vor's Maul, antworte ihm, was du willſt, du haſt völlige Freyheit, 24 Stunden hindurch zu reden, was du willſt. Es ſind 15 Stück Ducaten als Preis für Denjenigen ausgeſetzt, der ihn am meiſten ärgern wird.

Max.

Ach, ach! — die wollt' ich ſchon verdienen, aber es iſt doch gefährlich.

Jenny.

Ich nehme Alles auf mich.

Julie.

Bedenke, Schweſter, iſt es auch ſchicklich, einen Mann zum Spielball der Domeſtiken zu machen, dem ich morgen meine Hand reichen ſoll?

Jenny.

Sey nicht ſo ängſtlich, Max gehört ſo zu ſagen zur Familie.

Max.

Ja freylich, ich habe die Ehre des Herrn Onkels Taufpathe zu ſeyn.

Julie.

Mindeſtens ſoll Max das Vertrauen, das man in ihn ſetzt, dadurch zu verdienen ſuchen, daß er nicht plaudert; dem Kammermädchen muß man aber auf keinen Fall mehr ſagen, als ſie zu wiſſen braucht.

Jenny (lächelnd).

Sey nur ruhig, deinem Gemahl ſoll nicht zu weh geſchehen — Max wird ſchweigen, Catharinen will ich unterrichten, und du mache jetzt ſchnell Toilette.

Julie.

Da das Kammermädchen jetzt ſelbſt ihre Toilette machen muß, ſo wirſt du mir ſchon helfen müſſen, Schweſter.

Jenny.

Ja, ja, ich komme ſchon. (ſie gehen ab.)

Brank

(zu Max, den Finger auf den Mund legend).
Max, du verſtehſt mich —

Max.

Ich verſtehe, Herr Pathe. (Brank ab.)

Vierzehnte Scene.

Max (allein).

Ah — Jetzt kann ich einmal friſchen Athem ſchöpfen. — Ich dachte ſchon, das ganze Geheimniß ſey verrathen, aber Gott ſey Dank, ſie wiſſen nichts. — Mir ſcheint, man will die Mamſell Catharine dazu gebrauchen, dem Herrn v. Brauſe einen Streich zu ſpielen, ha, ha, ha! da haben ſie ſchon die rechte Wahl getroffen. Du lieber Himmel! wie wird das enden? — Kommt der Herr v. Brauſe auf die Spur, was unter dem Weiberrock ſteckt, ſo ſpringt er deckenhoch, fordert Genugthuung, Waller iſt nicht feig, er ſtellt ſich, und Einer von Beyden fällt. — Je nun, wenn aber Einer fällt, ſo muß ſich auch der Andere ſo bald als möglich aus dem Staube machen, und hat nicht mehr Zeit, den armen Max ſeinen Zorn fühlen zu laſſen. — Da käm' ich freylich aus der Geſchichte. — Allein den Tod des Einen hätt' ich denn doch auf meinem Gewiſſen. — Nein, nein, das will ich nicht, das Beſte wird ſeyn, ich unterrichte meinen Herrn, daß derjenige, den man ihm für Juliens Liebhaber unterſchieben will, nur ihr Kammermädchen ſey. — Ja, aber zum Henker, er iſt ja kein Kammermädchen, er iſt ja ein wirklicher Liebhaber, — die Leute werden mich am Ende noch ſo verwirrt machen, daß ich ſelbſt nicht mehr wiſſen werde, welchen Geſchlechts er iſt. — Sagen muß ich Herrn Brauſe auf jeden Fall, wie ſich die Sache verhält — da kömmt er eben.

Fünfzehnte Scene.

Max und Brauſe.

Brauſe.

Biſt du ſchon wieder zurück, Max?

Max.

Nein, gnädiger Herr.

Brauſe.

Wie Schlingel?

Max.

Ereifern Sie ſich nicht, wenn man noch nicht fort war, ſo kann man auch noch nicht zurück gekommen ſeyn. — Und warum war ich nicht fort, weil ich Ihnen etwas Wichtiges zu entdecken habe.

Brauſe.

Ich brauche deine Wichtigkeiten nicht, auf der Stelle mache dich auf den Weg.

Max.

So hören Sie mich doch nur.

Brauſe.

Ich will nichts hören.

Max.

Sie wiſſen nicht, was Sie von ſich weiſen.

Brauſe.

Wirſt du gehen?

Max.

Aber ich —

Brauſe

(ſich zurückhaltend).

Da muß man wohl ein Lamm ſeyn, um nicht hitzig zu werden. — Ich bitte dich Max, geh, und komme bald wieder zurück.

Max.

Nun, in Gottes Nahmen, ſo geh' ich, aber Sie werden es bedauern, mich nicht angehört zu haben. (er erblickt Jenny, welche ihm Zeichen macht, Brauſe'n aufzubringen.) Ja in zwey Stunden längſtens bin ich zurück.

Sechszehnte Scene.

Die Vorigen und Jenny
(welche ſich hinter einen Baum verſteckt, und horcht).

Brauſe.

Zwey Stunden, was fällt dir ein? eine halbe Stunde hin, und eine halbe Stunde zurück, iſt genug.

Max.

Ja, ſchon recht, aber ich möchte gern meine Liſette beſuchen.

Brauſe.

So? — und meine Geſchäfte?

Max.

Nun, die werd' ich ſchon auch verrichten. Sehen Euer Gnaden, es iſt ja noch gar nicht ausgemacht, ob morgen Ihre Hochzeit gefeyert wird, oder nicht, da haben wir noch Zeit. — Erlauben Sie mir doch, daß ich Liſetten aufſuchen darf.

Brauſe (heftig).

Nein — du — (er erblickt Jenny, und mäßigt ſich ſchnell.) Meinetwegen, ſuche deine Liſette auf.

Jenny
(bey Seite).

Er hat mich bemerkt.

Brauſe (bey Seite).

Mir ſcheint, der Spitzbub iſt auch mit im Complott, das will ich ihm gedenken.

Jenny (tritt vor).

Ey ſieh da, lieber Brauſe, Sie ſind ja ganz auſſerordentlich gütig, ärgern ſich gar nicht, geben Alles zu, ich bin beſorgt für Ihre Geſundheit.

Brauſe.

Fürchten Sie nichts. — Uebrigens, mein Fräulein, ſind ſolche Hilfstruppen (auf Max deutend.) eben nicht die ehrenvollſten, auch hätten Sie ſie entbehren können, da Sie auf Ihren Muthwillen ganz allein ſchon rechnen dürfen.

Jenny.

Der Sieg iſt zu groß, als daß man nicht alle Mittel anwenden ſollte, ihn zu erkämpfen. — Einen ſo kaltblütigen, phlegmatiſchen Mann zum Zorn zu reizen, das will was heißen. Max möchte denn auch gern Theil daran nehmen, das iſt natürlich. —

Max (herzlich).

Ja, mein Seele, um den gnädigen Herrn von ſeiner Heftigkeit und üblen Laune zu heilen, thu' ich gern Alles in der Welt. (Brauſe wirft ihm einen grimmigen Blick zu, er tritt erſchrocken zurück.)

Jenny.

Sie ſcheinen etwas beleidiget.

Brauſe.

Nicht im geringſten, der Kerl da mag ſagen, was ihm beliebt, ich lache. (gezwungen lachend.) Ha, ha, ha! ſehen Sie, ich lache wirklich, und auch Sie, mein Fräulein, reden Sie, thun Sie, was Ihnen beliebt, das kann mich nicht aufbringen.

Jenny.

Pfui, Herr v. Brauſe, wer wird ſo eine Fiſchnatur haben, wie Sie. — Man ſollte faſt glauben, es fließe gar kein Blut in Ihren Adern. — So ſind Sie ganz unerträglich; wenn Sie ſich ſo recht nach Guſto zürnen, ſo ſagen Sie doch manchmal etwas Witziges, aber in dieſer Stimmung gefallen Sie mir gar nicht. — Uebrigens iſt's ja auch nicht nöthig, daß Sie gar ſo ſtreng auf Ihrer Huth ſind. — Aergern Sie ſich, aber laſſen Sie es nur nicht merken. — Strömen Sie nur nicht über, — Ich glaube faſt, Ihr voriger Charakter war nur Verſtellung, und erſt jetzt zeigen Sie ſich uns, wie Sie wirklich ſind, denn unmöglich wär' es ja für einen Zornigen, auf einmal ſo ganz unzugänglich und kaltblütig zu ſeyn.

Brauſe

(kann kaum mehr an ſich halten, läuft aber ſchnell, ohne etwas zu ſprechen, davon).

Jenny.

Der Feind ſucht ſein Heil in der Flucht, aber nur Geduld, wir ſind ihm gleich wieder auf der Ferſe.

Siebenzehnte Scene.

Jenny. Max.

Jenny.

Nun höre Max! Catharine hat ſich in dem Zimmer meines Bruders verkleidet, und wird mit meiner Schweſter hier zuſammen kommen. Sobald du bemerkſt, daß ſie hier ſind, ſo gehſt du alſogleich zu deinem Herrn, und entdeckſt ihm hübſch geheimnißvoll, daß ein junger Mann hier im Bosquet zu Juliens Füßen liege. — Ach, da kommt Catharine ſchon; geh', geh'.

Max (fein).

Seyn Sie unbeſorgt, ich werde ihm Alles ſagen, was er wiſſen ſoll.

Achtzehnte Scene.

Jenny. Waller.

Jenny.

Ach, du nimmſt dich ja als Mann vortrefflich aus. — Haſt du nichts vergeſſen?

Waller.

Nichts, gnädiges Fräulein. Aber dürft' ich nicht wiſſen, was die Scene vorſtellen ſoll, zu welcher Sie mich gebrauchen wollen?

Jenny.

Einen Scherz. — Wir wollen zur Hochzeit meiner Schweſter eine kleine Komödie aufführen, und dazu brauchen wir einen Liebhaber. Er war Anfangs für Liſetten beſtimmt, deren Rolle du nun übernehmen mußt. Ich hohle den Onkel, und bin mit ihm ſogleich wieder hier, denn die Komödie ſpielt hier im Garten. Mache deine Sachen gut, liebes Mädchen, und vergiß ja nicht, daß du ein leidenſchaftlicher und glücklicher Liebhaber biſt.

Waller.

Ich werde mein Möglichſtes thun.

Jenny.

Wenn ich dich ſo anſehe, ſo zweifle ich am Gelingen nicht im Geringſten.

Waller.

Ich wünſche es von Herzen.

Jenny.

Man kann wahrhaftig in Verſuchung kommen, dich für einen Mann anzuſehen.

Waller.

Das freut mich.

Jenny.

Es iſt gar kein Zweifel, Brauſe wird geprellt.

Waller.

Ich hoff' es.

Jenny.

Der Anzug kleidet dich allerlieb

Waller.

Gefall' ich Ihnen, Fräulein?

Jenny.

O, viel beſſer, als vorher, es iſt Schade, daß du nicht immer ſo bleiben kannſt.

Waller.

Nun, das könnte ja geſchehen, wenn's der Herr Onkel erlaubte. Ich könnte Ihnen ja auch in dieſem Kleide die Aufwartung machen.

Jenny

Ach — (lacht.) nein, das wäre gar zu drollig. Aber höre, es iſt nicht genug, daß man ſich in's Kleid zu ſchicken weiß, wir wollen auch ſehen, wie du dich in der Liebhaberrolle benehmen wirſt.

Waller.

Sie könnten mich wohl ein bischen unterrichten, mein Fräulein, — wir wollen die Rolle probiren.

Jenny.

Närriſches Ding! ich weiß ja das ſelbſt nicht.

Waller.

Wir wollen's verſuchen, was Eine nicht weiß, weiß vielleicht die Andere.

Jenny.

Nun gut! — Verſuch's einmal, und ſage recht leidenſchaftlich: Ich liebe Sie!

Waller.

Theure Jenny! ich liebe Sie.

Jenny.

Das iſt recht gut geſagt, aber du mußt nicht ſprechen: theure Jenny, ſondern theure Julie.

Waller.

Wenn man Sie ſieht, kann man dann wohl noch eine Andere nennen?

Jenny.

Brav geantwortet. — Aber jetzt kommt etwas Schwereres: — »Ich bete Sie an!« — Wenn dieſe vier Worte nicht ganz vortrefflich ausgeſprochen werden, ſo erregen ſie Lachen — alſo verſuche ſie.

Waller
(ſehr zärtlich).

Ach — ich bete Sie an. —

Jenny (verwundert).

Nein, wie du ſie ſagſt, erregen ſie wirklich nicht Lachen, vielmehr gehen ſie bis in's Innerſte der Seele. — Wenn mir einſt mein Liebhaber dieſe Worte ſo ſagen wird, wie du, ſo bin ich ſehr zufrieden.

Waller.

In Ihrem ſchönen Munde, Fräulein, müßten ſie noch bey Weitem angenehmer klingen.

Jenny.

Ich werde ſie nie über die Lippen bringen.

Waller.

Wie? — ſoll der Glückliche, welchen Sie Ihre Liebe ſchenken, nie dieſes ſüße Geſtändniß hören?

Jenny.

Geſtehen werde ich meine Liebe nie — aber bemerken wird er's wohl.

Waller.

Haben Sie noch nie geliebt?

Jenny.

Geliebt? — Nein. — Verheirathen wollten ſie mich ſchon, allein der Mann, den ſie mir aufdringen wollten, gefiel mir nicht.

Waller.

Es dürfte wohl ſchwer halten, Ihnen zu gefallen?

Jenny.

Das weiß ich nicht.

Waller.

Haben Sie ſich denn nie ein Bild entworfen, wie der Mann ausſehen muß, den Sie allen Andern vorziehen würden.

Jenny.

Niemals.

Waller.

Ich will Ihnen ein Bild ausmahlen, vielleicht kommen Sie dadurch zur Selbſtkenntniß.

Jenny.

Meinetwegen.

Waller.

Sanfte blaue Augen.

Jenny.

Nein. — Schwarze Augen haben mehr Ausdruck und Feuer; (ihn näher anblickend.) die Deinigen ſind ja ſchwarz.

Waller.

Ich glaube ja.

Jenny.

Du haſt einen durchdringenden Blick. — Nicht wahr Catharine, das haben dir ſchon viele Männer geſagt?

Waller.

Ich kann Ihnen ſchwören, daß mir's noch kein Einziger geſagt hat.

Jenny.

Nun, ſo haſt du ſie gewiß nicht ſo angeſehen, wie du mich jetzt anſiehſt — Aber laß' uns jetzt enden, Catharine, deine Blicke ſind ja kaum zu ertragen, — bleib hier und erwarte meine Schweſter, — ich gehe, ſonſt könnte Brauſe mich hier treffen, und Alles wäre verloren. — Blicke meine Schweſter nur ſo an, wie du mich angeſehen haſt, und der Sieg iſt unſer. (ſie läuft ab.)

Neunzehnte Scene.

Waller (allein).

Ein liebliches Weſen, dieſe Jenny, ſo ungezwungen heiter. — Meiner armen Seele, ſie gefällt mir beſſer, als ihre Schweſter. — Juliens wegen kam ich her, aber Jenny's wegen bleib ich da. Indeſſen will ich die Rolle, die man mir einmahl aufgetragen hat, bis zu Ende ſpielen, das gibt Spaß.

Zwanzigſte Scene.

Waller. Julie.

Waller (declamirend).

Endlich kann ich ohne Zeugen ſprechen, angebethete Julie! endlich darf ich Ihnen das Gefühl geſtehen, welches Sie mir eingeflößt haben, und welches mein Herz mit Allgewalt durchſtrömt.

Julie (blickt um ſich).

Halt! Es iſt ja noch nicht Zeit, die Scene anzufangen.

Waller.

Warum antworten Sie mir ſo kalt? Ach Gott, ich ſehe keinen Wiederſchein in Ihren Augen von jener Flamme, die in meinem Innern brennt. — Julie! himmliſches Weſen, ſo theilen Sie meine Gefühle nicht?

Ein und zwanzigſte Scene.

Die Vorigen, Brank, Jenny, Brauſe und Max.

(Während der letzten Rede Wallers kömmt Brauſe, von Max hereingeführt, welcher ihm auf Waller und Julien zeigt. Beyde verbergen ſich hinter einer Baumgruppe. Zu gleicher Zeit ſind auch Brank und Jenny eingetreten, welche ſich in ein Bosquet zur Rechten verbergen, um von da die ganze Scene mit anzuſehen, und Brauſen zu beobachten.)

Julie (für ſich).

Er iſt ſchon da. (laut zu Waller.) Ach Gott! — Sie wiſſen wohl, daß ich Ihre Gefühle theile, aber Sie wiſſen auch, daß ich meinem Herzen nicht folgen darf, daß man mich auf ewig an einen andern Mann ketten will.

Waller.

Sie werden nie die Seinige, nie, eher geb' ich ihm und mir den Tod.

Julie.

Halten Sie ein, ſchrecklicher Menſch! was wollen Sie thun? (bey Seite, indem ſie nach Brauſe hinüber ſchielt.) Er bleibt ganz ruhig, er ſetzt doch viel Vertrauen auf mich.

Brauſe
(leiſe zu Max, indem er lacht).

Ha, ha, ha! ſie machen's gar zu ungeſchickt, — auf dieſe Art hintergeht man mich nicht. Sieh nur einmal den Wuchs des ſeyn ſollenden Liebhabers an; Wenn du mir's auch nicht geſagt hätteſt, ich hätte es doch auf den erſten Blick bemerkt, daß das ein Mädchen iſt.

Brank (zu Jenny).

Der Teufel, er hält ſich feſt.

Jenny
(ſpricht aus dem Bosquet zu Waller).

Weniger Worte, — küß' ihr die Hand, Catharine.

Waller.

Julie! können Sie noch wanken? — Mir, mir reichen Sie die Lilienhand, die einem Andern gehören ſoll. (Julie reicht ihm die Hand) O ich Glücklicher! (er küßt ihr mehrmalen die Hand.)

Julie (für ſich).

Nun, wenn das auch nicht wirkt.

Brauſe (leiſe zu Max).

Nur zugeküßt, charmant, charmant!

Jenny (leiſe zu Julien).

Sprich zärtlicher!

Julie (laut zu Waller).

Sie haben geſiegt, ich bin die Ihrige. (ſie ſtürzt in ſeine Arme.)

Brauſe
(lachend zu Max).

Das iſt ja eine ſuperbe Komödie, welche ſie mir da vorſpielen.

Waller.

So viel Glück darf ich nicht mißbrauchen. — Ich will — ich muß Ihnen Alles geſtehen, — wiſſen Sie alſo, daß dieſes Kleid wirklich einen Mann bedeckt, den Ihre Reize zu Ihren Füßen führen.

Julie.

Ich weiß es ſchon.

Brank.

Was redet denn das Mädchen untereinander?

Waller.

Und Sie verzeihen?

Julie.

Leicht verzeiht man demjenigen, den man liebt.

Waller
(wirft ſich zu ihren Füßen).

Glücklicher Waller!

Brauſe
(hat bey dieſer Gelegenheit Waller'n in's Geſicht geſehen, und ſtürzt vor).

Waller? — Beym Teufel, er iſt's! — Elender! Was wollen Sie hier?

Brank und Jenny

(treten vor, und ſchreyen eben ſo wie Julie).

Verloren! Verloren!

Max (ſich verbergend).

Für mich wird die ganze Komödie am Ende ein Trauerſpiel werden.

Brauſe.

Nein, ich habe nichts verloren, ich habe gewonnen, (zu Julien.) denn es gelang mir, Sie ganz kennen zu lernen. Leben Sie wohl.

Julie.

So ſchämen Sie ſich, knieen Sie auf der Stelle nieder, und bitten Sie mich um Vergebung, denn Sie ſollen wiſſen, der verkleidete Liebhaber iſt Niemand Anderer, als mein neues Kammermädchen, Catharine.

Brank.

Ja, ſo iſt's, krieche zum Kreuz, ich gebe dir mein Ehrenwort, es iſt Catharine!

Julie.

Nun, werden Sie noch nicht roth?

Brauſe.

Ja ich werde roth, aber für Sie, mein Fräulein, denn ſo viel Unverſchämtheit traut' ich Ihnen nicht zu.

Brank.

Mein Herr! das geht zu weit. — Ich werde es nicht dulden, daß man mein Ehrenwort in Zweifel zieht, widerrufen Sie, oder geben Sie mir Genugthuung.

Brauſe.

Ich kenne Herrn Waller ſchon lange, und mit ihm werd' ich mich zuerſt verſtändigen, dann ſteh' ich zu Dienſten.

Julie.

Wie, was ſagen Sie?

Jenny.

Wär's möglich?

Brank.

Zum Henker, was iſt das?

Waller.

Die Zeit iſt da, ich werfe mein Inkognito ab, Waller erſcheint, wenn ihn die Ehre ruft.

Jenny.

Alſo wirklich ein Mann?

Waller (zu Brauſe).

Mein Herr! es ligt mir vor Allem ob, Ihnen den Wahn zu benehmen, der einen Schleyer über Ihre Blicke zieht. — Nicht mich, wohl aber Ihre treue Geliebte will und muß ich rechtfertigen. Hören Sie mich: Von Juliens Reizen ergriffen, ſuchte ich ein Mittel, mich ihr nähern zu können, und wählte eines, welches vielleicht nicht ganz klug, aber mir um ſo willkommner war, da es meinen Hang zu luſtigen Abentheuern befriedigte. Julien gänzlich unbekannt, trat ich dieſen Morgen als ihr neues Kammermädchen, unter dem Nahmen Catharine, in ihre Dienſte, einem Weibe alſo glaubte ſie die Rolle des Liebhabers zuzutheilen, der ihnen bang machen ſollte. — Die Schuld alſo ligt ganz allein auf mir, und ich bin bereit, Ihnen Genugthuung zu geben.

Brauſe.

Waller! — Julie! — theure Julie! Sie wußten alſo nicht? — iſt's möglich? Werden Sie mich für meinen Verdacht nicht grauſam beſtrafen, der doch verzeihlich iſt?

Julie.

Der Anſchein war gegen mich, er entſchuldigt Sie ganz.

Brank (ernſthaft zu Waller).

Mein Herr! derley luſtige Streiche und galante Abentheuer ſind in meinem Hauſe nicht an ihrem Platze — darum bitte ich — (er zeigt ihm auf die Gartenthüre.)

Waller (mit Würde).

Ich würde mich ſchon entfernt haben, wenn ich nicht Herrn Brauſe's Antwort erwartete.

Brauſe.

Ich verzeihe dem Nebenbuhler, der es eigentlich gar nicht iſt. — Ich kenne Ihren Vater und achte ihn zu ſehr, um —

Waller.

Herr von Brank, Julie verrückte mir den Kopf, und die Hinderniſſe, welche mir im Wege ſtanden, erhöhten meine Leidenſchaft. — Als ich ſie aber überwunden hatte, hier ankam und die liebenswürdige Jenny ſah, verlor Julie — verzeihen Sie, mein Fräulein — etwas von ihrem Strahlenſchein, und Jenny bemächtigte ſich meines Herzens, ihr leg' ich dieſes und mein Vermögen zu Füſſen.

Brank.

Hollah! das geht geſchwind, wenn's Eine nicht iſt, ſo iſt's die Andere.

Brauſe.

Ich kenne Wallers Familie, lieber Brank!

Brank.

Das iſt ganz gut, aber ich habe jetzt die Ehre gehabt, ihn ſelbſt kennen zu lernen, er iſt ein Sauſewind, und ſolche Winde blaſen die häusliche Glückſeligkeit aus dem Eheſtand hinaus. Alles, was ich ihm erlauben kann, iſt der Eintritt in mein Haus, damit er im Stande ſey, ſeinen tollen Streich wieder gut zu machen.

Waller.

Ich danke Ihnen. — He! Max! Max!

Max (ſchleicht hervor).

Haben mir Euer Gnaden etwas zu befehlen?

Waller.

Ja, daß du künftig nur einem Herrn dienen ſollſt.

Max.

Ich danke für den guten Rath.

Brauſe.

Sie haben ja heute ſchon Toilette gemacht, liebe Julie? — hat ſich das neue Kammermädchen geſchickt dabey benommen?

Julie.

Meine Schweſter half mir.

Brank.

Hör' Brauſe, ich weiß jetzt ſelbſt nicht, ob du die Wette verloren haſt, oder nicht. — Du haſt dich zwar erzürnt, aber ich ſeh's wohl ein, in einem ſolchen Falle kann ein Mann von Ehre nicht gleichgültig bleiben.

Julie

(ihm die Hand reichend).

Er hat nicht verloren.

Jenny.

Aber auch noch nicht gewonnen, denn die 24 Stunden ſind noch nicht vorüber.

Brauſe.

Meinetwegen ſetzt 24 Jahre feſt. Ich will mich nicht mehr erzürnen.

Julie.

Ich will ihm keine Gelegenheit mehr dazu geben.

Max.

Ich will nicht mehr lügen.

Waller.

Ich will keine tollen Streiche mehr machen.

Jenny (zu Waller).

Ich will Sie künftig für kein Mädchen mehr anſehen.

Brank.

Und ich will Euerm Glücke keine Hinderniſſe mehr in den Weg ſtellen, dann bleibt auch kein Zweifel mehr über das meinige.

(er gibt ihre Hände zuſammen, der Vorhang fällt.)

Ende des Luſtſpiels.

Der Diener ſeines Nebenbuhlers.

Luſtſpiel in einem Act.

Perſonen.

Baron v. Bornſtorf.
Roſalie, ſeine Tochter.
Oberſt v. Pfahlen.
Rittmeiſter v. Horſtig.
Franz, Diener bey Bornſtorf.
Ein Gerichtskommiſſär.

Die Scene iſt in einer Provinzſtadt.

(Die Bühne ſtellt einen Saal mit einer Mittel- und zwey Seitenthüren vor. Durch die Mittelthüre ſieht man in den Garten.)

Erſte Scene.

Franz
(allein, hält ein Papier in der Hand).

Ich muß doch meine Aufträge ein bischen durchgehen: »Einladungskarten zum Bürgermeiſter und zum Stadt-Phyſikus tragen. — Die Regimentsmuſik zum Balle beſtellen. — Vermählungsankündigungen drucken laſſen.« Herr Baron von Bornſtorf gibt ſich die Ehre ſeinen Freunden anzuzeigen; daß er ſeine Tochter Roſalie mit dem Herrn Rittmeiſter von Horſtig vermähle. — (er legt das Papier zuſammen) Der Herr Papa iſt ſchnell, und verliert keine Zeit. — Uebrigens iſt auch Alles in Richtigkeit, es fehlt gar nichts mehr —

als der Bräutigam. — Man erwartete ihn geſtern, — man erwartet ihn heute. Warum muß er aber gerade aus der Hauptſtadt verſchrieben werden, es gäbe hier auch hübſche junge Männer genug.

Zweyte Scene.

Franz. Roſalie.

Roſalie (herbeylaufend).

Franz, Franz! haſt du nicht gehört? ein Wagen iſt angefahren, man hat bey der Gitterthüre des Parks angeläutet, ſo ſteh' doch nicht ſo ruhig da.

Franz.

Ich höre freylich nicht ſo gut, wie ſie, Mamſell, ich habe auch keinen Bräutigam zu erwarten. Es wird gewiß der erſehnte Herr Rittmeiſter ſeyn.

Roſalie.

Ob er's iſt, oder ein Anderer, genug, man hat geläutet, und es iſt unhöflich, Jemanden ſo lange warten zu laſſen. — Geh', ſag' ich, oder du machſt mich böſe.

Franz.

Nun ja, ja, (lachend.) kann's auch nicht erwarten in's Joch zu kommen. (geht ab.)

Dritte Scene.

Roſalie (allein).

O ja! — er iſt's — er iſt's gewiß — und nun fängt auch mein Zittern wieder an. — Ich kenn' ihn gar nicht, ich hab' ihn nie geſehn, und fürchte und freue mich, ihn zu ſehen. — Wie mir das Herz ſchlägt. — Man ſagt, er ſey jung und geiſtreich, ſanft, zärtlich und liebenswürdig. — Wenn er aber das Alles iſt, werd' ich ihm auch gefallen? — Sie verlangen ſo viel, die jungen Herrn in der Hauptſtadt. — — Wenn er lieber gar nicht käme. — Wenn er dem jungen Offizier gliche, der — — mein Gott! ich dummes Ding weiß gar nicht, was ich will, (geht zur Thüre.) Wenn ich ihn nur ein bischen ſehen könnte, nur ein bischen — ach Gott! da kommt er ſchon, ich muß fort. (ſie geht durch die Seitenthür ab, indem ſie ſich noch immer ſehr neugierig umſieht.)

Vierte Scene.

Franz, v. Pfahlen.

(Mehrere Bediente bringen einen Coffre, einen Mantelſack, und mehrere Packete.)

Pfahlen.

Ich danke, meine Freunde! (er gibt ihnen Geld.) Trinkt auf meine Geſundheit! (die Bedienten ab.)

Franz (bey Seite).

Nun, der läßt ſich gut an.

Pfahlen (zu Franz).

Meld' er dem Herrn Baron v. Bornſtorf, daß ſein Schwiegerſohn Horſtig —

Franz
(ihn näher betrachtend).

Wie? — Irr' ich mich nicht? — Sie Herr Obriſt v. Pfahlen?

Pfahlen.
(ſchnell, und mit leiſer Stimme).

Schweig, Unglücklicher! Woher kennſt du mich?

Franz.

Erinnern ſich der Herr Obriſt meiner Züge gar nicht mehr? Ich war ja Portier bey der jungen Frau v. Helder, zu welcher Sie faſt täglich Nachmittags kamen, und erſt ſpät des Nachts wieder fortgingen.

Pfahlen.

Ach ja, ich beſinne mich. Nennſt du dich nicht Franz?

Franz.

Ganz recht, mein Herr Obriſt, ich öffnete Ihnen immer ſelbſt das Thor, und Sie belohnten mich dafür großmüthig.

Pfahlen.

Ich will dich jetzt noch großmüthiger belohnen, wenn du mir einen Dienſt leiſteſt.

Franz.

Mit Leib und Seele der Ihrige.

Pfahlen.

Ich ſah Roſalien mit ihrer Tante in der Hauptſtadt auf einem Balle, es mag jetzt drey Monathe ſeyn. — Lebhaft, liebenswürdig, beſcheiden und ſchön, wie ſie iſt, bezauberte ſie Alles. Ich ſprach mit ihr, und von jenem Augenblicke an ſchwur ich mir ſelbſt, dieſe ſoll meine Gattin werden.

Franz.

Und warum wanden Sie ſich nicht ſogleich an den Vater? Zwölftauſend Gulden jährliche Einkünfte, Obriſt und Neffe des Miniſters, welches Titels bedurften Sie noch — ?

Pfahlen.

Als ich um vier Uhr Morgens nach Hauſe kam, fand ich einen Befehl meines Onkels, alſogleich abzureiſen. Seit dieſer Zeit durchreiſe ich das Land, und bin endlich hieher beſchieden worden. — Mein Wirth, ein geſchwätziger Mann, erzählte mir die Neuigkeiten der ganzen Stadt, unter andern auch, daß der Baron v. Bornſtorf ſeine Tochter verheirathen wolle an einen Herrn v. Horſtig, den man noch nicht einmal von Perſon kenne, den aber alte Freundſchaft, Convenienz, und was weiß ich, zum Schwiegerſohn beſtimmt haben, kurz, daß Alles in Richtigkeit ſey, und man nur den Bräutigam erwarte. — Ich laſſe meinen Wirth mitten in der Erzählung ſtehn, ſteige wieder in den Wagen, fahre hier an, nenne mich Horſtig, und trete als ſolcher ein.

Franz.

Verzeihen Sie, Herr Obriſt, aber der Streich iſt gar zu arg. Der Herr Rittmeiſter v. Horſtig kann alle Augenblicke ankommen, man erwartete ihn ſchon geſtern.

Pfahlen.

Deſto beſſer, ſo muß ihn ein Zufall zurück gehalten haben. — Ich ſelbſt hatte die vorletzte Nacht ein verzweifeltes Abentheuer. Das paßte ſo recht für einen Romanſchreiber. — Es war Mitternacht, ein ſchreckliches Wetter, ſtockfinſter, ich ſchlief — auf einmal wird meine Kalleſche durch den Wagen eines andern Reiſenden umgeworfen, der noch dazu ganz entſetzlich auf meinen Poſtillion flucht, ihm Schuld gibt, daß er ihn aufhalte, ſelbſt mich inſultirt, und endlich ſogar den Degen zieht. Ich thue daſſelbe. Wir fechten — die Nacht war ſchwarz, wie der Teufel, ich glitſche aus, und falle. Mein Gegner glaubt mich getödtet zu haben, ſteigt wieder in den Wagen, und eilt davon. — Aber er ſoll mir gewiß nicht entlaufen. — In dem nächſten Städtchen gab ich im Nahmen des Miniſters den Befehl, ihn auszuforſchen, und zu arretiren. Wenn man mir melden wird, daß man ihn gefangen hat, dann erſt werd' ich von ihm Genugthuung verlangen.

Franz.

Wiſſen Sie ſeinen Nahmen?

Pfahlen.

Nein, aber es iſt ein Mann, der ſich hieher begeben wollte, die Polizey wird ihn ſchon auskundſchaften.

Franz.

Ach, warum gaben Sie nicht auch zugleich im Nahmen des Miniſters Befehl, den Herrn Rittmeiſter v. Horſtig zu arretiren? denn wenn der uns über den Hals kömmt, ſo iſt Alles verloren.

Pfahlen.

Bah! — Laß' ihn kommen, bis dahin hab' ich das Spiel ſchon gewonnen. Ich werde Roſalien ſagen, daß ich ſie ſchon ſeit drey Monathen liebe, anbethe, daß ich ohne ſie nicht leben kann. — Da ſie mich für den ihr beſtimmten Bräutigam hält, ſo wird ſie dieß Geſtändniß gern anhören, und — vorausgeſetzt, daß ihr Herz noch für keinen Andern ſchlägt, — auch gern erwidern. — Dann mag ſich Alles entdecken, und Horſtig immerhin ankommen, ich habe ihm Roſaliens Liebe ſchon weggeſchnappt.

Franz.

Ganz recht — aber glauben Sie, daß er ſich ſo ruhig Alles wird wegſchnappen laſſen? er wird wohl den Degen ziehen. — Kennen Sie den Rittmeiſter Horſtig?

Pfahlen.

Ja, ich habe in der letzten Campagne einen Horſtig kennen gelernt. Ich ſelbſt habe mich mit ihm in einer ſonderbaren Lage befunden. Wir waren Nebenbuhler ohne es zu wiſſen, und der Liſtige zwang mich einmal wider meinen Willen, ihm als Bedienter zu dienen, und ihm das Pferd zu halten, während er bey meiner Geliebten war.

Franz.

Darüber waren Sie wohl ſehr aufgebracht?

Pfahlen.

Nicht im Geringſten, ich mußte über das Abentheuer lachen, und ſandte ihm ſein Pferd mit dem Bedeuten zurück: Ich würde nicht ermangeln, bey Gelegenheit das Vergeltungsrecht auszuüben.

Franz.

Nun, eine beſſere Gelegenheit könnte ſich wohl nimmer darbiethen, als die jetzige. — Da kömmt Fräulein Roſalie mit ihrem Vater. (geht ab.)

Fünfte Scene.

Pfahlen. Baron Bornſtorf. Roſalie.

Bornſtorf

(tritt der Erſte ein).

Nun, mein lieber guter Schwiegerſohn, ſeyn Sie mir tauſendmal willkommen! (er reicht ihm die Hand, und betrachtet ihn.) Ja, gerade ſo hab' ich Sie mir vorgeſtellt, dieſes lebhafte, feurige Auge, dieſe erhabene Stirn, ſo muß ein muthiger Kriegsmann ausſehen. — Nun brav, brav, daß Sie einmal da ſind. (er nimmt Roſalien bey der Hand.) Komm Salchen! — Nun, was zitterſt du denn ſo? ha! ha! ha! wird ſich ſchon geben das Zittern. —

Roſalie
(ſchlägt die Augen auf, und ſpricht mit einem tiefen Seufzer).

Was ſeh' ich? — er iſt's!

Bornſtorf.

Wie? Haſt du den Herrn Rittmeiſter ſchon geſehen?

Roſalie (verwirrt).

Nein — Ja Vater, oft, nur ein einzigesmal — vor drey Monathen auf dem Balle.

Bornſtorf.

So wär's etwa gar der Offizier, von dem du mir bey deiner Zurückkunft aus der Hauptſtadt ſo viel erzählteſt.

Pfahlen.

Darf ich's glauben, mein Fräulein, Sie hätten ſich meiner erinnert?

Bornſtorf.

Ja, Sie mahlte Sie mir als einen jungen Mann, der ſehr liebenswürdig wär', aber ſich bey dem Eccoſſais nie in die Figuren finden konnte. — Pfui, Horſtig, da hat Ihnen Ihr Vater den Tanzmeiſter umſonſt gehalten. — Nun weil ihr ſchon mit einander getanzt habt, ſo iſt morgen Hochzeit. Sonſt mußte man, um ſeine künftige Frau kennen zu lernen, drey Jahre das Haus ihrer Aeltern beſuchen, und wer weiß, ob ſie die ganzen drey Jahre hindurch zweymal die Augen aufſchlagen durfte, jetzt iſt ein einziger Eccoſſais hinreichend.

Roſalie.

Die jetzige Art iſt bey weitem weniger langweilig.

Pfahlen.

Sie haben Recht, mein Fräulein, Dank ſey es den Fortſchritten, welche man in der Aufklärung macht, die Töchter werden nicht mehr in Mädcheninſtitute eingeſchloſſen, ſondern auf den Ball geführt, hier wird ſich auch der Mann bald zeigen, der ihr convenirt; die ungezwungene Fröhlichkeit, welche hier herrſcht, macht die Liebe weniger blöde, und die Aufſicht weniger ſtrenge. Man fodert ein Mädchen zum Tanze, ſchwebt mit der Holden durch die Reihen, und ein Blick, ein Druck der Hand hat das künftige Schickſal unſers Lebens entſchieden. O ſo ein Ball iſt die Würze der Geſellſchaft, die Schule der Sitten, das Band, welches Amor unter die Menſchen warf.

Rosalie

(leiſe zu ihrem Vater).

Nicht wahr, Väterchen, er iſt außerordentlich liebenswürdig?

Bornſtorf.

Ja, ja, wenn er auch ſchlecht tanzt, er raiſonnirt gut. — Alſo, wie geſagt: Morgen Hochzeit und ein großer Ball. (zu Pfahlen.) Aber Apropos, Schwiegerſohn, du haſt ja deine erſte Idee aufgegeben?

Pfahlen.

Meine erſte Idee? Wie meinen Sie das?

Bornſtorf.

Ja, deine Verkleidung, Schelm! — Ich weiß Alles — Meiner Tochter hab' ich aber nichts davon geſagt — dein Vater hat mir Alles geſchrieben. Es ſcheint, das ſteckt ſchon in der Familie, der alte Horſtig war ſeiner Zeit auch ein großer Liebhaber von Maskeraden.

Pfahlen.

Wie? Mein Vater hätte Ihnen geſchrieben? —

Bornſtorf.

Warte, da habe ich ja ſeinen Brief. (er zieht mehrere Briefe heraus.) Der iſt's, da ſieh ſeine Schrift, (er ſetzt ſeine Brille auf, und lieſt.) »Alter Kamerad! »mein Sohn wird ſich unverzüglich nach der Haupt»ſtadt begeben, um deine Tochter zu heirathen. Er iſt »aber ganz ein eigner Kerl, wie ich — und will nun

»einmal kein Weib nehmen, von dem er nicht überzeugt iſt, daß es ihn liebt. — Er geht immer in die Komödie, da iſt nun der Verkleidungen kein Ende, und ſomit hat er den Entſchluß gefaßt, ſich ſeiner Zukünftigen als ſein eigener Bedienter vorzuſtellen, und auf dieſe Art ihren Charakter zu prüfen. Ich glaubte dich von dieſer Narrheit im voraus unterrichten zu müſſen. Lebe wohl, bald ſind wir durch engere Bande vereinigt.« (er ſteckt den Brief ein.) Ha! ha! ha! da wären Sie zu ſpät gekommen, junger Herr!

Roſalie.

Der Herr Rittmeiſter lieben die Prüfungen, wie es ſcheint.

Pfahlen.

Sie haben ſie nicht zu fürchten, mein Fräulein.

Roſalie.

Mag ſeyn, aber ich find's doch klüger, mich denſelben gar nicht auszuſetzen, und ich danke Ihnen, daß Sie die Idee wieder aufgegeben haben. Ich, meines Theils, liebe das Freymüthige, Offenherzige, und ich würde meine Hand demjenigen gewiß nie reichen, der mich durch eine Verkleidung zu gewinnen ſuchen würde.

Sechste Scene.

Die Vorigen. Franz.

Franz (zu Bornſtorf).

Euer Gnaden, ein Bedienter iſt vor unſerm Hauſe von der Poſtkutſche abgeſtiegen, und wünſcht mit Ihnen zu ſprechen.

Bornſtorf.

Laßt ihn herein.

Franz.

Da herein, Kamerad! (abgehend.) Was die Laqueyen aus der Hauptſtadt den Kopf hoch tragen.

Siebente Scene.

Die Vorigen. Horſtig
(in eleganter Livrée).

Horſtig.

Euer Gnaden, Herr Baron, ich bin der Vorläufer meines Herrn, des Herrn Rittmeiſters v. Horſtig, der ſich Ihnen empfehlen, und um Vergebung bitten läßt, daß er erſt in einigen Tagen hier anlangen kann, da er bey dem Grafen Billfeld zurückgehalten wurde.

Bornſtorf.

Was ſagſt du da, Burſche? Er iſt ja hier.

Horſtig (erſtaunt).

Mein Herr? der Herr Rittmeiſter v. Horſtig?

Roſalie.

Ja freylich.

Bornſtorf
(auf Pfahlen deutend).

Da ſteht er ja.

Horſtig
(tritt zu Pfahlen, und ſieht ihm in's Geſicht).

Wie? — Ich — Sie — Wahrhaftig! ich vermuthete nicht — (bey Seite.) Nun der nahm ſich eine hübſche Revanche dafür, daß er mir einſt das Pferd halten mußte.

Pfahlen
(den Herrn ſpielend).

Nicht wahr Johann, du glaubteſt mich nicht hier zu finden? Ich habe dem Grafen Billfeld eine Naſe gedreht, und bin dieſen Morgen (ſpitzig.) und zwar noch vor dir angekommen.

Horſtig.

Das ſollen Sie mir künftig nicht mehr vorzuwerfen haben. (bey Seite zu Pfahlen.) Ein fein ausgedachter Streich, aber noch gebe ich mich nicht für beſiegt.

Bornſtorf (zu Pfahlen).

Nun, nun, ſchmälen Sie mir den Jungen nicht aus, wer weiß, wo er unterwegs ein hübſches Mädchen getroffen hat. — Scheint ſonſt ein recht netter Junge! — Iſt er ſchon lange bey Ihnen in Dienſten?

Pfahlen.

Nein, erſt ſeit kurzer Zeit; aber ich würde ihn ungern wieder verlieren. Er verſteht ſich vorzüglich gut auf Pferde — und iſt geſchickt und fleißig, auch war er nicht immer gezwungen zu dienen, darum bitte ich, ihm mit einiger Achtung zu begegnen.

Horſtig.

Leider war ich Bedienter, eh' ich mich's verſah.

Bornſtorf.

Durch welchen Zufall?

Horſtig.

O Herr Baron, es gibt Zufälle im menſchlichen Leben, die man ſich gar nicht träumen laſſen ſollte.

Pfahlen.

Ich ſuche ſo viel möglich ihm ſein jetziges Los zu erleichtern.

Bornſtorf.

Brav, Schwiegerſohn!

Roſalie.

Wie gut er mit ſeinen Domeſtiken iſt. Der arme junge Menſch hat aber auch wirklich eine ſehr intereſſante Phyſiognomie.

Horſtig.

Mein Fräulein, Sie ſind ſo gut.

Bornſtorf (zu Pfahlen).

Allons, geben ſie meiner Tochter den Arm. Wir wollen einen Spaziergang durch den Garten machen, indeſſen wird das Frühſtück fertig. — (zu Horſtig.) Du, mein Junge, mach dir's indeſſen bequem, geh' in die Küche. (ab mit Pfahlen und Roſalien.)

Achte Scene.

Horſtig (allein).

In die Küche ſoll ich gehen, während mein Nebenbuhler mit meiner Braut einen Spaziergang macht, (zornig.) das iſt doch — (auf einmal in ein lautes Lachen ausbrechend.) Ha! ha! ha! Es iſt einmal gar zu luſtig. — Als ich dieſes Kleid anzog, dacht' ich nicht ſo geſchwinde einen Dienſt zu bekommen. Uebrigens geht ja im Grunde Alles, wie ich es nur wünſchen kann. Ich wollte meine Zukünftige auf die Probe ſtellen, das gelingt mir ja auf dieſe Art am beſten. — Ein furchtbarer Nebenbuhler, der mir das Terrain abgewann, und es auch zu benützen weiß. — Welch ein Ruhm für mich, wenn ich dennoch ſiege und mein Verdienſt ſich Bahn durch die Livree bricht. — Ihr ſüßen Ideen von Seelen, die ſich ihrer ſelbſt wegen lieben, ich werd' euch endlich realiſiren können; denn wenn ich triumphire, ſo dank' ich dieſen Triumph gewiß nicht meinem Kleide. — Nur Eines beunruhigt mich, ich muß geſtehen: ich bin dort und da noch mit einigen Gulden im Reſte, und es gibt Leute, welche ſo unartig ſind, ihr Geld wieder haben zu wollen, ich gewahrte wirklich einige Geſichter auf der Straße, die mir ſo nach dem Gerichte rochen, wenn mich die Kerls aufſpürten. — Je nun, ſo lauf' ich über die Brücke und bin im fremden Lande. Indeſſen will ich meinem neuen Herrn mit allem Eifer dienen.

Neunte Scene.

Horſtig. Baron Bornſtorf.

Baron (im Eintreten).

Horſtig wollte meine Tochter verkleidet kennen lernen, ich möchte doch dem Herrn Schwiegerſohn auch ein bischen in die Seele ſchaun. — Wenn mit ſeinem Bedienten etwas anzufangen wäre, aber der ſcheint mir ein feiner Vogel, man muß ſich ſchlau benehmen, um etwas herauszubringen. — (laut.) Nun, mein lieber Johann, Er ſcheint ſich in den Dienſten des Herrn Rittmeiſters recht wohl zu befinden?

Horſtig.

Ja freylich, Herr Baron. — Er iſt ja der liebenswürdigſte, geiſtreichſte Herr, und dabey luſtig, luſtig, daß man keinen Augenblick lange Weile hat.

Baron.

Ha, ha! Ich liebe auch die luſtigen jungen Leute, — war immer auf ihrer Seite — habe in meiner Jugend auch mehr tolle Streiche gemacht, als ich Haare auf dem Haupte hatte — ha! ha! ha! nun das freut mich, da will ich an der Seite meines Schwiegerſohnes wieder neu zu leben anfangen, wir wollen das Unterſte zu oberſt kehren. (er affectirt die ganze Scene hindurch eine große Munterkeit, und lacht über das, was Horſtig ihm ſagt, obſchon man ihm anmerken muß, daß es ihn im Grunde verdrießt.)

Horſtig.

Nun, da haben der Herr Baron an meinem Herrn ſchon Ihren Mann gefunden. Ich diene ihm zwar erſt kurze Zeit, aber ſeit der Zeit hab' ich ſchon mein Wunder geſehen. — Vor einigen Tagen gab's eine Scene mit ſeinen Gläubigern, ha! ha! ich muß noch lachen, wenn ich daran denke. —

Baron.

Gläubiger? ha! ha! ha! — das iſt brav, das lieb' ich beſonders, darin hab' ich auch meinen Spectakel betrieben. — Er hat alſo Schulden ſein Herr? ha! ha! ha!

Horſtig.

Freylich. — Halten Sie denn meinen Herrn für einen Mann ohne Erziehung? —

Baron.

Nein, nein — ha! ha! ha! es freut mich recht ſehr — aber erzähl er mir doch die Scene, mein lieber Johann, ha! ha! ha! —

Horſtig.

Nun ſo hören Sie. — Er kam vom Spiele zurück, und hatte all ſein Geld verloren. — Nein, nein, ich irre mich, das war ein andermahl, diesmal hatte er gewonnen.

Baron.

Er ſpielt alſo auch?

Horſtig.

Natürlich, und ſehr hoch.

Baron.

Schön, ſchön, (er lacht gezwungen.) ha! ha! ha!

Horſtig.

Aber wenn er verliert, da muß man hören, wie er flucht, wie er alles im Hauſe zuſammenſchlägt, als ob der jüngſte Tag gekommen wäre. — Nun, dießmal aber war er im Zuge, ich erinnere mich mit Vergnügen daran, denn damals geſchah es zum erſten- und einzigenmale, daß er mir meinen Lohn bezahlte. — Ich habe vergeſſen, Ihnen zu ſagen, daß er mir an demſelben Morgen ein Billet doux an die Baronin Walm übergab, welches ich leider im Irrthum zur Gräfin Kummelberg trug.

Baron.

Baronin? Gräfin? Was erzählt er mir da? (bey Seite.) Tauſendelement, was muß ich hören?

Horſtig.

Schweigen Sie, Papachen, Sie haben's in Ihrer Jugend gewiß um kein Haar beſſer gemacht.

Baron.

Freylich, ha! ha! ha!

Horſtig.

Sie ſollen gar nicht glauben, wie ſich die Weiber um meinen Herrn reißen, es iſt unglaublich, und die Männer — verſteht ſich — da gibts alle Augenblicks Händel. — Da hab ich einen Brief von einer Frau, die brennt für ihn, wie der Veſuv, den hat er mir zur Beantwortung übergeben; denn, du lieber Gott, er kann nicht alles ſelbſt thun. (er zieht einen Brief heraus, und zeigt dem Baron die Addreſſe.) Sehen Sie, »An den Herrn Rittmeiſter v. Horſtig,« da gibts Seufzer, Schwüre, Thränen, Betheurungen, Beſchwören, hu! — Sie kennen ja das, Herr Baron? ha! ha! ha!

Baron.

Ha! ha! ha! Habe ja ſelbſt mehrere dergleichen bekommen.

Horſtig.

Aber am meiſten bruit machte doch der loſe Streich, den er letzthin beging — da werden Sie lachen. — Stellen Sie ſich vor: Einer ſeiner Freunde ſollte ſich verehelichen. Mein Herr kömmt als Bräutigam an, den man nicht kennt, und verführt die Tochter mit Einwilligung des Vaters. — Sie kennen den Vater recht gut, wie heißt er denn nur geſchwind? ein ſehr guter, ein ſehr reicher Mann — Baron von — — Sein Name ſchwebt mir auf der Zunge.

Zehnte Scene.

Die Vorigen. Roſalie.

Roſalie.

Lieber Vater — ein Beſuch —

Baron (ärgerlich).

Gerade jetzt — und der Menſch war ſo ſchön im Zuge. (zu Horſtig.) Erwart' Er mich hier, lieber Johann, ich komme gleich wieder, dann ſprechen wir weiter, der Spaß hat mich vortrefflich unterhalten.

Horſtig.

Euer Gnaden haben zu befehlen, (leiſe zu ihm.) aber — nicht wahr? — das Fräulein darf doch nichts davon erfahren?

Baron (leiſe zu ihm).

Kein Wort, kein Wort! (zu Roſalien.) Bleib du indeſſen hier, Roſalie, ſo gehen die Fremden früher wieder fort. (geht ab.)

Eilfte Scene.

Horſtig. Roſalie.

Horſtig (für ſich).

Der Herr Obriſt mag ſich nun herauswinden, wie er kann. (zu Roſalien, welche abgehen will.) Mein Fräulein!

Roſalie.

Was will Er, Johann?

Horſtig.

Es iſt wohl ein wenig kühn von mir, daß ich es wage, Sie um eine kleine Unterredung zu bitten, allein, ich bin dieſer Gunſt nicht ſo unwürdig, als es wohl ſcheinen mag.

Roſalie.

Sein Herr lobt Ihn ſehr.

Horſtig.

Thut er das wirklich? (bey Seite.) Ich an ſeiner Stelle hätt's nicht gethan. (laut.) Ach, wenn mich Euer Gnaden eines Ihrer Strahlenblicke würdigen, ſo iſt das ein großer Troſt in meinem Gram.

Roſalie.

Gram? Ach ich verſtehe — ſein Herr hat ihn vermuthlich ein bischen ausgezankt, und da ſoll ich ihm die Verzeihung ſeines Herrn wieder erwirken. — Nun, ſey er nur ohne Sorgen, das will ich ſchon machen.

Horſtig.

Verzeihung? — Nein, mein Fräulein (bey Seite) Zum Teufel! wir ſind weit entfernt, uns zu verſtehen. (laut.) Sie müſſen wiſſen, gnädiges Fräulein, das grauſame Schickſal hat mich in eine mir ganz fremde Lage geworfen; denn ich war nicht geboren für das Kleid, welches ich jetzt trage.

Roſalie (für ſich).

Derley Leute reden alle ſo, ſie wären alle große Herren, wenn das Schickſal nicht wäre. (zu Horſtig.) Nun, und iſt das ſein ganzer Gram?

Horſtig.

Ach, mein Fräulein! — Wie ſoll ich Ihnen geſtehen? — Was werden Sie von mir denken? — Als ich in dieſes Haus trat, ſah ich ein Mädchen —

Roſalie.

Nun — iſt Herr Johann etwa gar verliebt?

Horſtig.

Ach ja wohl, mein Fräulein.

Zwölfte Scene.

Die Vorigen. Pfahlen.

Pfahlen (für ſich).

Ein Zweygeſpräch? da komm' ich eben recht. — Johann! Was machſt du da? ich ſuchte dich.

Roſalie.

O laſſen Sie ihn doch — Eine Minute ſpäter und ich wäre ſchon ſeine Vertraute.

Pfahlen.

Wie, er hat ſich erlaubt? —

Roſalie.

Ich muß ihn vertheidigen, er iſt verliebt, und Liebe kennt keine Etiquette.

Pfahlen (unruhig).

Er ſprach alſo von Liebe?

Horſtig.

Ja, ich ſprach von Liebe.

Pfahlen.

Ich errathe ſchon — eine Küchenflamme. — Ihr Kammermädchen, mein Fräulein, — ſie iſt hübſch — warum haſt du dich denn mir nicht entdeckt, armer Johann, du konnteſt meines Vorwortes gewiß ſeyn.

Horſtig.

Sie ſind gar zu gütig, gnädiger Herr!

Pfahlen (zu Roſalien).

Er hat vermuthlich bey Ihnen um die Hand ſeiner Geliebten angehalten? Sie haben ſie ihm doch nicht verweigert?

Horſtig.

Sehen Euer Gnaden, wenn ich mich dazu entſchließen könnte, das Mädchen zu heirathen, ſo ſeh' ich nur das Mittel darin, immer bey Ihnen zu bleiben, gnädiges Fräulein. — Uebrigens würd' ich die Ehe auch nicht anders betrachten, als mein Herr ſie betrachtet. Noch geſtern ſagte er zu mir: »in unſern aufgeklärten Zeiten iſt die Ehe kein Sclavenjoch mehr. Iſt man des luſtigen Junggeſellenſtandes müde, je nun, ſo macht man eine Heirathsſpeculation, ob man ſich liebt oder nicht, ob Neigungen und Abneigungen zu einander paſſen, das iſt einerley, man verbindet ſich, weil das Intereſſe beyder Theile es ſo fodert — der Contrakt iſt unterſchrieben, der Prieſter hat ſeinen Segen geſprochen, und nun kehren wieder beyde Theile zu ihren alten Gewohnheiten zurück, jedes lebt nach ſeiner Weiſe, er läuft Bällen, Spectakeln nach, Madame beſucht ihre Freundinnen, und wenn ſie ſich einmal aus Zufall begegnen, ſo kennen ſie ſich kaum, und ihr Wiederſehen hat alles Pikante einer neuen Bekanntſchaft, ja es kömmt faſt ſo weit, daß ſie ſich liebten, wenn es das Decorum zuließe.

Roſalie (erſtaunt zu Pfahlen).

Wie, mein Herr, ſo ſprachen Sie?

Pfahlen.

Ich will auf der Stelle ſterben, wenn ich ein einziges Wort von alle dem geſagt habe. (zu Horſtig.) Auf der Stelle geſtehe, hab' ich das geſagt?

Horſtig (thut, als ob er erſchrecke).

Nein, nein, Euer Gnaden haben nichts davon geſagt. Nein, mein Fräulein, mein Herr hat nichts davon geſagt, ich habe Alles erfunden. — Ach, wie dumm ich war, das Alles ſo auszuplaudern.

Roſalie

So ſehr alſo hab' ich mich in Ihnen betrogen?

Pfahlen.

Sie werden doch nicht glauben, mein Fräulein. —

Dreyzehnte Scene.

Die Vorigen, der Baron (mit einem Brief, welchen er zornig zerknittert).

Pfahlen.

Eben recht, daß Sie kommen, Herr Baron, übernehmen Sie meine Vertheidigung.

Baron.

Gott behüthe mich, und es iſt viel, wenn ich Sie nicht dazu verhalte, ſich vor mir zu vertheidigen.

Pfahlen.

Herr Baron!

Roſalie.

Wie, mein Vater, Sie wiſſen ſchon?

Baron.

Zum Glücke für dich, mein Kind, Alles, Alles. (zu Pfahlen.) Ich laſſe mich ſo leicht nicht hintergehen.

Pfahlen (für ſich).

Sollt' ich erkannt ſeyn?

Baron.

Ich kenne Sie nun ganz, Ihre Intriguen, Ihre tollen Streiche, Ihre Spielſucht, Ihre Schulden, Ihre Gläubiger.

Pfahlen (erſtaunt).

Gläubiger?

Baron.

Ihre Liebſchaften, Baroninnen, Gräfinnen —

Roſalie.

Ach, mein Gott!

Pfahlen.

Wer hat mich ſo bey Ihnen verläumdet? Gewiß Johann.

Roſalie.

Nun ſind Sie gegen den armen Menſchen aufgebracht, aber die gute ehrliche Haut hatte recht, daß er meinem Vater Alles entdeckte.

Pfahlen.

Sie vertheidigen den Domeſtiken mit einer Wärme, mein Fräulein — o was war ich thöricht, ſolchem Menſchen zu vertrauen

Horſtig.

Ich habe Sie nicht gezwungen, mich in Ihre Dienſte zu nehmen, gnädiger Herr.

Pfahlen.

Wohlan, ich kann dich nicht länger brauchen, — du gehſt, und das auf der Stelle.

Horſtig.

Verzeihen Sie, gnädiger Herr, man gibt einem Dienſtbothen, der nichts geſtohlen hat, mindeſtens 14 Tage.

Baron.

Richtig, und wenn ſie dir dein Herr verſagt, ſo kannſt du bey mir bleiben.

Roſalie.

Vater! Ihretwegen hat er den Dienſt verlohren, ich dächte Sie ſollten ihn ganz aufnehmen.

Baron.

Du haſt Recht. — Ja Johann, bey mir, bey mir iſt Er aufgenommen.

Pfahlen.

Wir bleiben alſo in der Nähe. Herr Johann, wohlan, wir haben nach Etwas mit einander abzumachen.

Horſtig.

Wenn Sie befehlen, Herr Rittmeiſter.

Baron.

Komm du nur, Johann, und fürchte dich nicht, ich nehme dich ganz in meinen Schutz.

(Alle ab, bis auf Pfahlen.)

Vierzehnte Scene.

Pfahlen
(allein, zornig auf- und abgehend).

Alſo Er bleibt, und ich werde fortgeſchickt! — O ſchön, ſchön! — Sie liebt mich nicht, ſie hat mich nie geliebt! — und wie ſie mich behandelt — und wie ſie ihn in Schutz nimmt, man müßte blind ſeyn, wenn man das nicht einſähe! — Aber warum zürn' ich mich denn auch — anſtatt meinem Nebenbuhler durch Feinheit den Sieg aus den Händen zu winden. — Ich nehme ihm ſeinen Nahmen, ſeinen Charakter, ja ſogar ſeine Braut, und halte mich noch von ihm beleidigt. — (ſich vor die Stirne ſchlagend.) Verdammt! verdammt!

Fünfzehnte Scene.

Pfahlen. Franz.

Franz (lächelnd).

Herr Obriſt, ich mache Ihnen meine Gratulation, ſo viel ich ſehe, geht ja Alles vortrefflich.

Pfahlen.

Ja, zum Teufelholen vortrefflich. Laß meinen Wagen anſpannen, — oder nein, man ſoll mir nur *ein* Pferd ſatteln, das geht geſchwinder.

Franz.

Wie? Sie wollten verreiſen?

Pfahlen.

Nein, ich reiſe nicht, ich entferne mich nur, ich komme wieder. — (mit den Füßen ſtampfend.) Hab' ich dir Rechenſchaft abzulegen? geh' und gehorche.

Franz.

Nun, ich gehe, und ſage Ihrem Bedienten, daß er ein Pferd für Sie ſattle.

Pfahlen.

Nein, nichts haſt du meinem Bedienten zu ſagen, du ſelbſt ſollſt es thun.

Franz.

Aber wenn man einen Bedienten hat.

Pfahlen.

Ich hab' ihn fortgejagt.

Franz.

So? nun deſto beſſer, der Kerl hat ſich ohnedieß eher wie ein Herr betragen, als wie ein Diener. Erſt vorher hab' ich ihn mit Fräulein Roſalien gehen geſehen, und da machte er ihr Careſſen und Geſchichten, Sie hätten's nur ſehen ſollen, das iſt ein kecker Menſch. — Nun, ich gehe und ſattle das Pferd.

Sechszehnte Scene.

Pfahlen (allein).

Alſo den Hof hat er ihr gemacht? — Er zweifelt gar nicht mehr über ſeinen Sieg, — er hält mich ſchon für überwunden. — Das wollen wir ſehen! — Nein, nein, jetzt entfern' ich mich nicht, ich gehe auf der Stelle zum Baron, nenne mich ihm, entdecke ihm alles, und wir wollen ſehen, ob der Obriſt, der Neffe des Miniſters, nicht dem Lieutenant, der überall lauernde Gerichtsdiener um ſich hat, vorgezogen wird. — Doch halt — das hieße mit ungleichen Waffen gegen ihn kämpfen, ſoll ich meinen Sieg ſolchen Mitteln verdanken? — Gott! was ſoll ich thun! Roſalie! ich fühl' es in dieſem Augenblicke, daß ich dich mehr liebe, als ich ſollte.

Siebenzehnte Scene.

Pfahlen. Roſalie.

Roſalie.

Ach mein Gott, welch eine Begebenheit, wer hätte das denken ſollen?

Pfahlen.

Ja, ich muß fort.

Roſalie.

Freylich müſſen Sie fort und das auf der Stelle, es iſt das beſte Mittel, welches Sie ergreifen können. — Nur geſchwinde, geſchwinde! — Aber worüber erſtaunen Sie?

Pfahlen.

Ueber die Schnelligkeit, womit Sie mich fort haben wollen.

Roſalie.

Mein' ich's denn nicht zu Ihrem Beſten? — Ein Augenblick Verzögerung und es iſt Alles verloren. In der nächſten Minute ſind Sie arretirt.

Pfahlen.

Ich arretirt?

Roſalie.

Wie? Sie wiſſen's noch nicht? — Ich ging an unſerer Gartenmauer ſpaziren, ich war recht traurig, und nicht viel hätte gefehlt, ſo hätte ich gar geweint — doch das iſt's ja nicht, was ich Ihnen ſagen wollte; kurz, auf einmal hörte ich mehrere Stimmen vor der Mauer. — Eine nannte den Nahmen Horſtig, und da zitterte ich an Leib und Seele, als ſollt' ich wieder etwas neues Böſes von Ihnen hören. Da ſagte die andere Stimme darauf: ja, Horſtig heißt er und in dieſem Hauſe muß er ſeyn — ihr Uebrigen bleibt hier und ſchließt den ganzen Garten ein, und wir drey gehen in's Haus.

Pfahlen (für ſich).

Mich für Horſtig arretiren, nun, das fehlte noch.

Roſalie.

Mehr hab' ich nicht gehört, ich lief gleich hieher. — Aber um des Himmels Willen, ſo gehen Sie doch, Sie haben keine Zeit zu verlieren.

Pfahlen.

Roſalie! Sie verlaſſen, — auf Ihre Hand Verzicht leiſten?

Roſalie.

Es muß ſeyn. — Und ich ſag's Ihnen, einen Menſchen, der arretirt wird, der ſo tolle Streiche begeht, heirathe ich in meinem Leben nicht, ich will überhaupt gar nicht heirathen. — Sie ſind ein böſer Menſch, Sie haben ſich in mein Herz geſchlichen.

Pfahlen (freudig).

Roſalie, iſt das wahr?

Roſalie.

Freylich; — Ich muß es Ihnen nur zum ewigen Lebewohl ſagen, ich werde Sie in meinem Leben nicht vergeſſen. — Aber das ſind die Folgen böſer Geſellſchaften. — Aber ſo gehen Sie nur, gehen Sie, ſoll ich Sie darum bitten?

Pfahlen.

Nun ich weiß, daß Roſalie mich liebt, nun geh' ich nicht, ich bleibe hier. — O wenn ſie wüßten, wie unausſprechlich glücklich ich bin, morgen gehen wir nach der Hauptſtadt, ich führe Sie nach Hofe, ich ſtelle Sie dem Miniſter vor — meinem Oheim.

Roſalie.

Hof, — Hauptſtadt — Miniſter? — Mein Gott, der Schrecken hat ihn ganz verwirrt.

Achtzehnte Scene.

Die Vorigen. Horſtig.

Roſalie (zu Horſtig).

Ach Johann, Johann! Er kömmt eben recht, erſind' Er doch ein Mittel, wie ich ſeinen Herrn fortbringe. — Nehm' Er dieſe Börſe, und trag' Er ihn aus dem Hauſe, wenn er nicht gutwillig gehen will.

Horſtig.

Das wünſchen Sie ſelbſt, mein Fräulein?

Roſalie.

Ja freylich, muß ich denn nicht? Ich gehe indeſſen zu meinem Vater, damit er verhindert, daß die Leute nicht in's Haus kommen. — Wenn wir nicht in dieſem Augenblicke für den Armen handeln, der ganz verwirrt iſt, ſo iſt er ja verloren. — Ach der arme Menſch! (ſie geht ab.)

Neunzehnte Scene.

Horſtig. Pfahlen.

Horſtig

(nähert ſich Pfahlen, und grüßt ihn ſehr ehrerbietig).

Pfahlen

(ihn lächelnd anblickend).

Du biſt traurig, lieber Johann! Ja, ich kann dir nicht helfen, ich kann dich nicht länger in meinen Dienſten behalten.

Horſtig.

Sie irren ſich, mein Herr Obriſt, ich habe ganz andere Urſachen traurig zu ſeyn. — Ich nähmlich bin in die Nothwendigkeit verſetzt, meinen Herrn nicht länger behalten zu können, ich muß ihn verabſchieden. —

Pfahlen.

(nimmt den Hut ab, und grüßt ihn ſehr höflich).

Mein Herr, ich werde nie die Ehre vergeſſen, welche Sie mir anthaten, indem Sie in meine Dienſte traten, allein ich will dieſe Ehre nicht mißbrauchen. Man muß ein Monarch ſeyn, um ſolche Diener, wie Sie ſind, zu halten.

Horſtig.

Ich bin erfreut, auf dieſe Art die alte Bekanntſchaft erneuert zu haben, allein verzeihen Sie, wenn ich Sie darauf aufmerkſam mache, daß es mir wirklich dießmal gelungen iſt Sie zu überliſten. Da Sie ſich nun vor Roſalien und ihrem Vater nicht als überwunden werden bekennen wollen, ſo würden Sie wohl am beſten thun, den Kampfplatz ſo ſchnell als möglich zu verlaſſen.

Pfahlen (lächelnd).

Das iſt gerade der Rath, den ich Ihnen geben wollte.

Horſtig.

Wie, Sie hoffen noch hier bleiben zu können?

Pfahlen.

Ich bin deſſen gewiß. Bedenken Sie nur, daß Sie gezwungen ſind, mir zu gehorchen, und daß ich Sie in dieſem Augenblick um den Notar ſenden könnte, der meinen Heirathskontrakt aufſetzt, wenn ich wollte.

Horſtig.

Sie denken alſo auch meinen Nahmen zu behalten?

Pfahlen.

Allerdings, er iſt zu ſchön, um ihn abzulegen. Zu dem leiſte ich Ihnen ja einen Gefallen, wenn ich ihn behalte, und ich werde Sie ſogar zwingen, ihn mir zu laſſen.

Horſtig.

Das iſt viel geſagt.

Pfahlen.

Gehen Sie die Bedingung ein, daß derjenige, welcher von dem Andern gezwungen wird, den Platz zu räumen, auch allen ſeinen Anſprüchen entſage?

Horſtig.

Das geh' ich ein, um ſo viel mehr, da ich nur ein einziges Wort zu ſagen brauche, um Sie aus dem Hauſe zu bringen.

Pfahlen.

Dieſes Wort werden Sie aber nicht ſagen.

Horſtig.

Wer wird mich daran hindern?

Pfahlen.

Ich.

Horſtig.

Sie werden mich hindern, mich zu nennen?

Pfahlen.

Allerdings.

Zwanzigſte Scene.

Die Vorigen. Roſalie.

Roſalie.

Ach mein Gott! iſt er noch nicht fort?

Horſtig (leiſe zu Pfahlen).

Nun werden wir gleich ſehen, ob ich mich nicht nenne

Roſalie.

Sie ſind ſchon im Garten.

Horſtig.

Wer denn?

Roſalie.

Die Häſcher, die Herrn v. Horſtig aufſuchen.

Pfahlen
(leiſe zu Horſtig).

Nun, mein Herr, nennen Sie ſich doch.

Horſtig (leiſe).

Teufel, das ändert die Sache, wenn ich mich nenne, muß ich auch das Weite ſuchen.

Roſalie,
(welche indeſſen zum Fenſter getreten iſt).

Sie kommen, — ſie ſind ſchon am Ende der Allee — Ach! da hab' ich einen glücklichen Einfall — Johann! wenn er ſeinen Herrn liebt, wenn er ihn retten will — Sie kennen ihn nicht, — Er verſteht mich.

Horſtig.

Meiner armen Seele kein Wort verſteh' ich.

Roſalie.

Gib' Er ſich für den Herrn v. Horſtig aus, ſag' Er, Er habe ſich als Bedienter verkleidet, dann wird man Ihn arretiren.

Pfahlen.

Und ich bleibe hier bey Ihnen zurück, theure Roſalie — die Erfindung iſt vortrefflich.

Roſalie.

Nicht wahr? Ich bin auch recht froh, daß mir das eingefallen iſt.

Horſtig.

Einen Augenblick noch — erlauben Sie mir nachzudenken.

Roſalie.

Wie, er denkt noch nach, wo es ſeines Herrn Rettung gilt, oh! er war ihm nie zugethan.

Horſtig.

Nicht doch, — aber —

Einundzwanzigſte Scene.

Die Vorigen. Der Baron. Ein Gerichtskommiſſär.

Gerichtskommiſſär.

Er iſt hier. — Alle Ausgänge werden ſtreng bewacht, und keine Seele hinausgelaſſen.

Horſtig.

Verdammt!

Gerichtskommiſſär.

Es war Zeit, daß wir ihm auf die Spur kamen, — Auf der Brücke zwey Schritte von hier iſt die Gränze, wenn er da drüben iſt, ſo haben wir das leere Nachſehen.

Baron.

Sagen Sie mir doch endlich, mein Herr! was ſoll das Alles bedeuten?

Gerichtskommiſſär.

Erlauben Sie mir, Herr Baron, die Procedur in optima forma juris vorzunehmen. (zu Horſtig.) Bey ihm will ich den Anfang machen. Wie heißt Er? —

Pfahlen
(leiſe und lächelnd zu Horſtig).

Nun, das wäre ja die ſchönſte Gelegenheit ſich zu nennen.

Roſalie
(Horſtig am Rocke zupfend).

Nun, ſo ſag' Er ſeinen Nahmen.

Gerichtskommiſär.

Wie oft ſoll ich noch fragen, hat er etwa gar keinen Nahmen?

Horſtig.

Ich heiße — Johann.

Roſalie
(ſich ärgerlich wegwendend).

Ja, erwarte Einer nur ein Opfer von den Dienſtbothen.

Pfahlen
(leiſe zu Horſtig).

Ich habe gewonnen.

Zweyundzwanzigſte Scene.

Die Vorigen (ohne Horſtig).

Pfahlen
(zum Gerichtskommiſſär).

Mein Herr, wie ſehr dank' ich Ihnen für dieſen kleinen Dienſt, wenn Sie mich noch mehr verbinden wollen, ſo bitte ich Sie, mir zu ſagen, warum ich arretirt bin?

Gerichtskommiſſär.

Das wiſſen Sie wohl ſehr gut, Herr Rittmeiſter.

Pfahlen.

Ganz recht, ich weiß es, aber ich wünſchte, daß Sie es auch meiner Braut, und meinem Schwiegervater ſagten, damit ſie ſehen, daß nichts Entehrendes. —

Gerichtskommiſſär.

Nun wohl, mein Herr, Sie ſind auf Befehl des Miniſters arretirt.

Pfahlen (erſtaunt).

Des Miniſters?

Gerichtskommiſſär.

Ja, oder was Alles eins iſt, ſeines Neffen.

Pfahlen (bey Seite).

Verdammt, das iſt ein ſchöner Irrthum. (laut.) Franz! Franz! (Franz tritt zu ihm, und er ſagt ihm

Etwas ins Ohr.) Geh, lauf! (Franz geht ab.) Sie erlauben ſchon, handelt es ſich nicht um einen verwundeten, um einen getödteten Menſchen auf der Straße? — (zum Baron und Roſalien.) Sie werden ſogleich Alles erfahren, es iſt nichts, gar nichts.

Roſalie.

Wie, ein Getödteter iſt nichts?

Pfahlen.

Ermannen Sie ſich nur, mein Fräulein, der Getödtete bin ich.

Gerichtskommiſſär.

Er iſt närriſch.

Pfahlen.

Sie ſehen mich im äußerſten Entzücken, nichts ſteht meinem Glücke mehr im Wege, und wir Alle unterzeichnen den Contrakt.

Baron.

Wie, Sie hoffen, daß ich Ihnen meine Tochter geben werde?

Pfahlen.

Allerdings.

Gerichtskommiſſär.

Dem Herrn v. Horſtig, den ich ſogleich ins Gefängniß führen werde?

Pfahlen.

Den Sie nicht führen werden; denn ich ließ ihn entwiſchen. Jetzt kann er ſchon über der Brücke ſeyn.

Gerichtskommiſſär.

Wie? Sie hätten es gewagt?

Pfahlen.

Seyn Sie ruhig, ich liefere ihn Ihnen ja wieder aus.

Gerichtskommiſſär.

Ja, aber wer ſind denn Sie hernach?

Drey und zwanzigſte Scene.

Die Vorigen. Horſtig und Franz.

Horſtig

Obriſt v. Pfahlen.

Franz.

Der Neffe des Miniſters.

Pfahlen

(gibt dem Commiſſär Papiere aus ſeiner Brieftaſche).

Der Alles auf ſich nimmt, und Sie rechtfertigen wird.

Horſtig.

Sie ſehen, Herr Obriſt, ich halte Wort. — Sie ſind geliebt, ich habe verloren, und ich bringe Ihnen ſelbſt den Notar, entzückt darüber, daß Sie der Mann ſind, den ich vorgeſtern auf der Straße hieher tödtete. Ich hoffe übrigens, Ihr Tod wird die Unterzeichnung des Ehecontrakts nicht hindern, den ich als Zeuge mit unterſchreiben will.

Pfahlen.

Zu großmüthig und ich verzeihe Ihnen meinen Tod, da er mir Ihre Freundſchaft verſchaffte. (zum Baron.) Sie ſollen Alles erfahren, Herr Baron.

Baron.

Nun, es wäre Zeit; denn mir geht der Kopf ſchon herum.

Pfahlen.

Wenn ich Horſtigs Anſprüche nicht mehr habe, ſo habe ich doch auch nicht die Schwächen, welche man ihm zur Laſt legt, und ich glaube Sie werden mir eine Liſt vergeben, welche mir die Liebe eingab. Ich erwarte nun von Ihnen mein Urtheil, denn Roſaliens Mund hat mein Glück ſchon ausgeſprochen.

Baron.

Wie? meine Tochter hätte —

Roſalie.

Vater, er war unglücklich, ich gab ihm Troſt.

Baron.

Nein, — aber Spaß und Ernſt, — welcher iſt denn nun der wahre Horſtig?

Horſtig.

Jener, der den Notar zu holen gezwungen war.

Ende des Luſtſpiels.

Inhalt.

Erſter Jahrgang.

Haß allen Weibern. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Frey nach dem Franzöſiſchen des Bouilly. In Alexandrinern bearbeitet.

Der kurze Roman, oder: die närriſche Wette. Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Der Ehenſtifter, oder: die beyden Offiziere. Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Die ſpaniſche Wand. Dramatiſche Kleinigkeit in einem Aufzuge. Frey nach dem Franzöſiſchen.

Die Ehemänner als Junggeſellen. Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Zweyter Jahrgang.

Die Schauſpielerinn. Luſtſpiel in drey Aufzügen, nach dem Franzöſiſchen im Versmaß des Originals.

Wahnſinn. Drama in einem Aufzuge. Als Seitenſtück zu Nina. Nach dem Franzöſiſchen le delir frey bearbeitet.

Abneigung aus Liebe. Luſtſpiel in freyen Verſen und einem Aufzuge.

Der alte Jüngling. Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach dem Franzöſiſchen.

Verlegenheiten und Auswege. Poſſe in einem Aufzuge, frey nach dem Franzöſiſchen

Dritter Jahrgang.

Peter und Paul. Luſtſpiel in drey Aufzügen. Als Seitenſtück zum Mädchen v. Marienburg, und dem liefländiſchen Tiſchler. Nach dem Franzöſiſchen des Lamarteliere.

Der Raſttag. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nach dem Franzöſiſchen des Bouilly.

Die beyden Ehen. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nach dem Franzöſiſchen des Etienne.

Der Wilddieb. Liederſpiel in einem Aufzuge.

Der Sie. Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Vierter Jahrgang.

Verkannte Treue. Drama in drey Aufzügen, nach Pelletier Volmeranges.

Die Zeche, oder: Gaſtwirth und Bürgermeiſter in einer Perſon. Krähwinkliade in einem Acte, nach einer wahren Anecdote.

Narrheit und Narrethey. Luſtſpiel in einem Act, nach Desaugiers.

Die hölzerne Uhr, Drama in einem Act, nach Bernard-Valville.

Raphael. Luſtſpiel in Alexandrinern und einem Aufzuge.

Fünfter Jahrgang.

Czar Iwan. Dramatiſirte Anecdote in zwey Acten.

Die Papageye. Luſtſpiel in einem Act. Nach dem Franzöſiſchen Vaudeville: les Perroquets de la mere Philippe.

Die Bittſteller. Luſtſpiel in einem Act. Nach Melesville.

Das Kammermädchen. Luſtſpiel in einem Act. Frey nach Longchamps.

Der Diener ſeines Nebenbuhlers. Luſtſpiel in einem Act.

Dramatiſches
Sträußchen
für das Jahr
1821.

* * *

Von
J. F. Caſtelli.

Sechster Jahrgang.

KÖN. HOF THEATER

Wien,
gedruckt und im Verlage bey J. B. Wallishauſſer.

Meiner lieben Schweſter

Thereſe, verehlichten **Weyringer**

gewidmet.

Du biſt entfernt vom bunten Stadtgewühle,
Und wie ſie da des Lebens ſich erfreuen
Durch Schellenton und tolle Mummereyen,
Das lieget nicht in deines Lebens Ziele.

Die Heerde, welche ſpringet froh im Freyen,
Der Duft der Blumen und des Waldes Kühle,
Und deines Kindes ſchuldlos heitre Spiele,
Sind deiner Spiele ſchön're Zaubereyen;

Darum, was dir in dieſem Büchlein ſendet
Der Bruder, liebend ſtets zu dir gewendet,
Es wird, wie Spreu, vor deinem Korn verfliegen.

Und ſeltſam wirſt du finden das Vergnügen:
Zu ſchreiben, was mit jedem Abend ſchwindet
Und an dem Tage nur noch — Tadler findet.

Wien, im Herbſte 1820.

J. F. Caſtelli.

[illegible]

Der Prinz kommt!

Luſtſpiel in einem Acte.

Nach dem Franzöſiſchen des Rougemont.

Aufgeführt auf dem k. k. priv. Theater an der Wien.

Perſonen.

Chriſtian Durmann, Kaufmann.) Brüder.
Peter Durmann, penſionirter Lieutenant.)
Eliſe, Tochter Chriſtians.
Robert, Sohn Peters.
Der Mautheinnehmer des Städtchens.
Cäcilie, ſeine Frau.
Der Syndicus.
Clariſſe, ſeine Frau.
Anton, Gärtner)
Laurent, Koch) bey Chriſtian.
Joſeph,) Bediente.)
Veit,))
Ein Jäger des Prinzen.
Einwohner des Städtchens.

Die Scene ſpielt in einem kleinen Städtchen Deutſchlands,
im Schloſſe des Kaufmanns Durmann.

Die Bühne ſtellt einen Salon vor, mit zwey Seiten- und einer Mittelthüre. Die letztere hat Glasfenſter, und führt in den Garten.

Erſte Scene.

Chriſtian (im Hauskleide), Peter (in Uniform.)

Peter.

Aber ſo höre mich doch an, lieber Bruder!

Chriſtian.

Mein Gott, ich habe dich jetzt eine ganze Stunde angehört, und ſehe ein, daß wir uns am Ende doch nicht verſtehen.

Peter.

Wir ſind Beyde Söhne eines redlichen Landmannes —

Chriſtian.

Nun, und dann? — Ich weiß nicht, was du für ein Vergnügen daran findeſt, mir immer in's Gedächtniß zurück zu rufen, wer der Vater war.

Peter.

Ich muß es ja wohl thun, da du es oft zu vergeſſen ſcheinſt. Unſere Wiegen waren nicht vergoldet, und wir aßen unſere Milchſuppe aus irdenen Schüſſeln und mit hölzernen Löffeln.

Chriſtian.

Nun ja, ja, das haben wir gethan; mir ekelt noch davor, wenn ich daran denke. Aber was folgt daraus?

Peter.

Höre mich weiter. Wir erhielten Beyde keine glänzende Erziehung, aber Vater und Mutter ließen es nicht mangeln, uns den Samen des Guten durch Wort und Beyſpiel in's Herz zu ſtreuen. Wir betraten dann verſchiedene Wege. —

Chriſtian.

Jeder nach ſeinem Geſchmacke. Du wählteſt den Soldatenſtand, brachteſt es bis zum geſtrengen Herrn Lieutenant, nahmſt dir ein Weib, im letzten Kriege wurde dir das Bein weggeſchoſſen, da erhielteſt du deinen Abſchied und eine kleine Penſion; deine Frau iſt geſtorben, nun, du lebſt jetzt glücklich und zufrieden in einer kleinen Hütte, welche du am Ende des Städtchens beſitzeſt. Willſt du mir das Alles zum hundertſten Mahle wiederholen?

Peter

(etwas beleidigt.)

Nein, das will ich nicht.

Chriſtian.

Ich ging nach der Hauptſtadt, lernte dort die Handlung, heirathete dort die zwar etwas häßliche aber reiche Tochter meines Prinzipalen, die den Grund zu meinem Glücke legte. Später übernahm ich Lieferungen für die Armee, und jeder Laib Brot brachte ein Stück Geld mehr in meine Caſſe. Jetzt bin ich Witwer, habe mich von allen Geſchäften zurückgezogen, bin reich, — ſehr reich, und beſitze das erſte Haus in jenem Städtchen, wo du das letzte bewohnſt. — Du ſiehſt, ich weiß Alles, was du mir ſagen willſt.

Peter.

Was kümmert mich dein Reichthum.

Chriſtian (wohlgefällig lächelnd.)

Hätteſt du es auch ſo gemacht, wie ich, ſo wärſt du nicht in ſo ſchlimmen Umſtänden. Hehehe! — ich habe meine Schäfchen im Trockenen. Noch jetzt laß ich meine Thaler nicht in Ruhe, immer kehr' ich ſie um, wie die Tauben müſſen ſie ſeyn. Wenn hundert ſolcher ſilberner Vögel in eine fremde Taſche fliegen, ſo müſſen ſie mir binnen Monatsfriſt fünfzig Fremde in meinen Taubenſchlag mit zurückbringen; ſo wächſt mein Schatz mit jedem Augenblicke, und ich darf mir in meinem Alter nichts verſagen. Sage mir, Bruder, hab' ich's nicht gut gemacht?

Peter.

Ich diente meinem Vaterlande, und half ſeine Feinde ſchlagen, ich vergoß mein Blut für meinen Fürſten, für Recht und Freyheit; der Ehre folgt' ich, ihr opferte ich Alles, ihr allein war mein Arm geweiht; das trug mir freylich nur eine einzige Münze ein, dieſe (deutet auf ſeine Bruſt, wo er eine Tapferkeitsmedaille trägt) aber ich fühle mich unendlich reich dadurch. In Kiſten und Kaſten hab' ich keine Schätze aufzuweiſen, wie du, aber ehrenvolle Erinnerungen hab' ich mir für mein Alter geſammelt. — Sage mir, Bruder, hab' ich's nicht noch beſſer gemacht?

Chriſtian.

Eine Münze und Erinnerungen, ein ſchönes Erbtheil für deinen Sohn.

Peter.

Mein Robert wird, Gott ſey Dank, ſelbſt im Stande ſeyn, ſich durch die Welt zu bringen.

Chriſtian (ihn verhöhnend.)

Ja freilich! Er iſt ja ein großer Herr — ein Mahler! hahaha! kann ſich ſein Glück auf Leinwand pinſeln. — Du hätteſt es ihm gar nie geſtatten ſollen, ſo ein erbärmliches Handwerk zu lernen.

Peter.

Bruder! — Lieber Chriſtian, es hängt nur von dir ab, meinen Sohn zum glücklichſten Menſchen zu machen.

Chriſtian.

Von mir?

Peter.

Ja. — Mein Robert hat in der Reſidenz den erſten Preis erhalten, welcher von der Academie für das beſte Gemählde ausgeſetzt war, er verſteht alſo ſeine Kunſt, und will jetzt, um ſich in derſelben noch zu vervollkommnen, nach Italien reiſen.

Chriſtian.

So? — glückliche Reiſe!

Peter.

Du weißt, er liebt deine Tochter. Gib ihm Hoffnung, daß er einſt ihre Hand erhalten werde, und du gibſt ihm zugleich Muth, ſeine ſchöne Laufbahn unermüdet zu verfolgen.

Chriſtian.

Gehorſamer Diener, das laß ich wohl bleiben.

Peter.

Du verweigerſt es mir?

Chriſtian.

Nun, ſoll ich etwa nicht? Dein Sohn —

Peter.

Iſt ein braver, redlicher Junge.

Chriſtian.

Das laß ich gelten; aber meine Tochter bekommt zehntauſend Ducaten Ausſteuer, und Robert —

Peter.

Wird ein berühmter Künſtler, vielleicht ein großer Mann.

Chriſtian.

Solche Leute kennt man auf der Börſe nicht, ſie werden nicht einmal hinein gelaſſen. Sieh, Bruder, ich würde mir ſogar ſelbſt im Lichte ſtehen. Bey allem meinem Gelde fehlt mir doch noch Etwas; ich kann noch höher ſteigen, als ich ſchon ſtehe, und dazu kann mir die Hand meiner Tochter verhelfen. Wer weiß, findet ſich nicht irgend ein ruinirter Graf oder Fürſt, der mir die Ehre anthut, meinem Stamme ſeinen Namen und ſeinen Adel aufzupelzen.

Peter.

Alſo einen Fremden wollteſt du vorziehn? Iſt das brüderlich gehandelt?

Chriſtian.

Das weiß ich nicht; aber klug iſt's, ſehr klug. Ich will ja auch deinen Sohn unterſtützen, meinetwegen, ich will etwas für ihn thun, ich werde ihm Empfehlungsbriefe nach Mailand und Venedig geben, da kann er ſich vielleicht durch Portraitmahlen viel verdienen; aber mit meiner Tochter iſt's nichts, dabey bleibt's.

Peter.

Sorge nicht, er ſoll dir auch darin nicht zur Laſt fallen.

Zweyte Scene.

Vorige. Ein Jäger in der Livree des Prinzen, von Durmanns Bedienten Joſeph hereingeführt.

Joſeph
(auf Chriſtian zeigend.)

Dort ſteht mein Herr, ~~der Herr von Durmann~~. (ab.)

Jäger
(wendet ſich zu Chriſtian.)

Ich habe Befehl erhalten, Ihnen dieſen Brief zu übergeben, mein Herr.

Chriſtian.

Von wem?

Jäger.

Er iſt von dem Secretär des Prinzen.

Chriſtian.

Ah! — vom Prinzen! — Seine Durchlaucht thun mir die Ehre an. (Oeffnet den Brief, und lieſt halblaut.) »Wohlgeborner Herr! Ich gebe mir die Ehre, Sie zu benachrichtigen, daß des Prinzen Reiſeroute über Schnellbach führt, und daß ſich Höchſtderſelbe vorgenommen, bey Ihnen einzuſprechen.« — Bey mir! — Bruder! — der Prinz! — Ach, die Freude, die Ergebenheit — mein Blut und Alles, was ich im Hauſe habe, ſteht Seiner Durchlaucht zu Dienſten! — Peter! Peter! wenn du wüßteſt, was in dieſem Briefe ſteht!

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Castelli, I.V.F.

3-598-50426-8
FNr. 22641 / 072

Ich kenne mich vor Freuden kaum. (Gibt dem Jäger Geld.) Da, Herr Jäger! Nehmen Sie dieſe Kleinigkeit für die angenehme Nachricht, welche Sie mir überbracht haben. — der helle Angſtſchweis des Entzückens ſteht mir auf der Stirne. — Ich bin ein glücklicher Mann auf Zeitlebens! (leert eine ſeiner Taſchen aus, und gibt alles Geld, was darin iſt, dem Jäger.) Beſter Herr Jäger! nehmen Sie auch das noch, — und das auch, — ich kann Sie gar nicht genug belohnen.

Jäger.

Ich danke. (mit Verbeugung ab.)

Dritte Scene.

Chriſtian. Peter.

Chriſtian

(das Sacktuch in der Hand, und ſich von Zeit zu Zeit den Schweiß von der Stirne trocknend, geht mit großen Schritten, den Kopf in die Höhe werfend, auf und ab, er lächelt ſelbſtzufrieden, und ein ſtolzes »aha!« — »je nun« — »ohhh!« — ein fröhliches Händereiben u. ſ. w. ſind Ausdrücke ſeines Entzückens, welches er pantomimiſch zu verſtehen geben muß.)

Peter (nachdem er ihm eine Weile mit verſchränkten Armen zugeſehen.)

Chriſtian! Was iſt dir denn? Biſt du von Sinnen?

Chriſtian.

Wär's ein Wunder, wenn ich in dieſem überglücklichen Augenblicke närriſch würde? — Da lies, lies! (den Brief, welchen er ihm vorhält, wieder zurückziehend.) Doch nein, nein! Du würdeſt das Ding herabplaudern, wie den Rapport eines Feldwebels, und das muß mit Salbung geleſen werden; drum will ich ſelbſt. — Höre! (er lieſt, indem er jedes Wort betont) »Wohlgeborner Herr!« — *Wohlgeborner!* — (ſich die Augen trocknend.) Ach Gott! und *wer* ſchreibt ſie? — Der Secretär des Prinzen!

Peter.

Nun, das iſt ja die gewöhnliche Formel.

Chriſtian.

Das verſtehſt du nicht. — Und wie iſt das »Wohlgeboren« geſchrieben? — Da ſieh her, mit Fracturbuchſtaben.

Peter (lächelnd.)

Meinetwegen mit goldenen Lettern; fahre nur fort!

Chriſtian (lieſt.)

»Ich gebe mir die Ehre, Sie zu benachrichtigen« — die Ehre! — Und er *gibt* ſich die Ehre; ein Anderer würde ſie ſich *nehmen*, aber der *gibt* ſich die Ehre. (lieſt) »daß des Prinzen« — verſtehſt du, Bruder? — »des *Prinzen* Reiſeroute durch Schnellbach führt.« — Gott ſegne den braven Mann, der dieſe Reiſeroute entworfen hat! (lieſt) »und daß ſich Höchſtderſelbe vorgenommen hat, bey Ihnen einzuſprechen.« — Hörſt du? der Prinz hat ſich vorgenommen, bey mir einzuſprechen. Da hat er alſo bey Hofe an mich gedacht, von mir geſprochen, vielleicht gar geſagt: Bey dem guten Durmann muß ich übernachten. — (fällt in einen Stuhl.) Zu viel! Zu viel!

Peter.

Das iſt allerdings ſchmeichelhaft.

Chriſtian.

Schmeichelhaft? Iſt das auch ein Wort für ſo Etwas? Eine ungeheuere, unmenſchliche Ehre, eine vom Himmel gefallene Gnade iſt es! — (ſpringt auf.) Aber wo fang' ich jetzt nur zuerſt an, um Alles zum Empfange des hohen Gaſtes zu bereiten? (läuft von einem Glockenzuge zum andern, und reißt ſie in der Heftigkeit, womit er ſchellt, ab.) Laurent! Anton! — Joſeph! — Veit! — Koch! Gärtner! Bediente! Herbey! Herbey!

Vierte Scene.

Vorige. Anton, Joſeph, Veit und noch zwei andere Bediente laufen von verſchiedenen Seiten herbey. Der Letzte iſt Laurent, welcher langſam geht.

Chriſtian (zu Laurent.)

Was ſchleicht denn die Schnecke ſo? Ueberall iſt er der Letzte.

Laurent.

J'ai servi votre dejeuner, Monsieur.

Chriſtian.

Was Frühſtück! Auf mich habt Ihr jetzt gar nicht mehr zu denken, ſondern ganz allein auf den Prinzen, welcher bey mir wohnen wird.

Alle.

Der Prinz?

Chriſtian.

Ja, ja, der Prinz, Seine Hoheit, der Prinz, er ſelbſt, zu Pferde und zu Fuß. Gebt genau Acht, was ich Euch jetzt befehle, und wer mir das Mindeſte verfehlt oder vergißt, wird auf der Stelle zum Teufel gejagt! — Anton!

Anton.

Gnädiger Herr?

Chriſtian.

Hinab in den Garten, alle Blumen abſchneiden, und auf den Weg Seiner Hoheit ſtreuen; daß ich morgen keine Blumen mehr im Garten ſehe; das rath' ich Ihm! Die Obſtbäume werden umgehauen, und vor dem Schloſſe eingegraben, ſo, daß ſie eine Allee bilden, und der alte hölzerne Tempel muß am Ende des Städtchens aufgeſtellt, und in eine Triumphpforte umgewandelt werden.

Anton.

Aber, Euer Gnaden, da verderben wir ja Alles.

Chriſtian.

Soll verderben werden, muß Alles verdorben werden zur Ehre des hohen Gaſtes.

Anton.

Aber, Euer Gnaden, ich bitte um Gnade für die Hortenſien.

Chriſtian.

Keine Barmherzigkeit! Hinabgegangen, abgeſchnitten und auf den Weg geſtreut. Ehre genug für ſie, wenn ſie von Sr. Hoheit mit Füßen getreten werden.

Anton.

In Gottes Namen! (geht ab.)

Fünfte Scene.

Vorige, ohne Anton.

Chriſtian.

Laurent! — Er biethet alle ſeine Kunſt auf, um die Tafel auf das Prächtigſte zu ſerviren. Laß er ſich geben, was Gutes und Theures zu finden iſt, und von Allem ſo viel, als ob hundert Perſonen an der Tafel wären. Arbeit' Er in's Geflügel hinein, daß kein Kapaunenkopf mehr auf ſeinem Rumpfe ſtehen bleibt. — Verſchreibe Er Paſteten aus Straßburg.

Laurent.

Monsieur, die paté gemm ſu ſpat.

Chriſtian.

Thut nichts, ſo hat man wenigſtens gezeigt, daß man ſie haben wollte; nichts darf geſpart werden.

Laurent.

Ça suffit Monsieur, vous naurez jamais êté si bien servi.. (geht ab.)

Sechste Scene.

Vorige, ohne Laurent.

Chriſtian.

Ihr Uebrigen lauft im ganzen Städtchen herum, und verbreitet überall die Nachricht, daß der Prinz bey mir einſprechen wird. — Alle Zimmer müſſen rein gefegt, alle Möbel polirt werden; ein Stäubchen Staub auf einem Kaſten oder Stuhl koſtet Euch das Leben! — Alle Katzen werden umgebracht, denn die Beſtien machen zur Nachtzeit ein Getöſe, daß Seine Hoheit gewiß nicht ſchlafen könnten. Lauter pfündige Wachskerzen werden in alle Lüſters und Leuchter geſteckt. — Die Stiege muß mit Teppichen belegt werden. — Alles zieht die neuen Livreen an, wer kein Chabothemd hat, kommt zu mir, ich geb' ihm eines. — Die zwey Söhne des Meiers ſollen ſich mit Säbeln und Spießen bewaffnen, und die Ehrenwache bey dem Zimmer des Prinzen verſehen. — Auch dem Gefolge des erhabenen Gaſtes muß die größte Aufmerkſamkeit bezeugt werden, ja keinen Disput, das ſag' ich Euch! Wenn ein Lakey des Prinzen ſagt: Dieß oder Jenes ſey ſchwarz, wenn's auch weiß iſt, es muß ſchwarz ſeyn, das bind' ich Euch auf die Seele! — Nun geht, macht Eure Sachen gut, ich werd' Euch reichlich belohnen.

(Alle Diener mit Verbeugungen ab.)

Siebente Scene.

Chriſtian. Peter.

Chriſtian

(Petern verabſchiedend.)

Du mußt mir's nicht übel nehmen, Bruder, aber du ſiehſt —

Peter.

Ja, ich ſehe, daß dir dieſer Beſuch den Kopf verrückt.

Chriſtian.

Das iſt ganz natürlich. Wenn dir die hohe Ehre widerführe, den Prinzen zu ſehn?

Peter.

O du lieber Gott, ich habe ihn ſchon oft geſehn. Ich diente unter ſeinem Leibregimente, er war, ſo zu ſagen, mein Kamerad. Alle Strapazen hat er mit mir getheilt, und manchmal hat er mit mir aus einem Bocher getrunken. In der Schlacht bey Mühlbach focht' ich an ſeiner Seite, ich und der Feind ſahen ihn gleich nahe. — Da war es auch, wo er ſich im Feuer ſeines Muthes zu weit wagte, und ſchon von einem Haufen Feinde umringt war; da hatt' ich das Glück ihn mit einer Compagnie Grenadiere wieder zu retten. Als die Schlacht entſchieden war, drückte er mich auf dem Kampfplatze an ſeine Bruſt. So nahe ſiehſt du ihn wohl nie, lieber Bruder.

Chriſtian.

Und doch ſcheint er deiner ſchon vergeſſen zu haben, indeſſen er mir die Ehre ſeines Beſuches zugedacht hat. — Ich würde dich bitten, hier zu bleiben, allein, du wirſt wohl zu Hauſe zu thun haben?

Peter.

Allerdings hab' ich zu thun, denn ich erwarte noch heute meinen Sohn.

Chriſtian.

Du mußt mir's alſo nicht übel nehmen, daß ich nicht länger mit dir ſprechen kann.

Peter.

Nicht im Geringſten. Ich werde ſchon wiederkommen, wenn der Wirbel vorüber iſt. — Lebe indeſſen wohl, Chriſtian! Kehre du in deinem Schloſſe das Unterſte zu oberſt; ich gehe, um in meiner Hütte ein kleines Familienfeſt anzuordnen. Empfange du den Prinzen mit allen Ehren, ich drücke meinen Sohn an das Herz. (geht ab.)

Achte Scene.

Chriſtian (allein.)

Iſt ein recht guter Menſch, der Peter, aber wenn er mir nur nicht immer mit dem alten Liede von der Liebe ſeines Sohnes zu meiner Tochter angeſtochen käme; — das thut's nicht, — thut's ein für allemal nicht! — Er weiß doch, daß ich rechnen kann, und daß ich mein einziges Kind glücklich machen will.

Neunte Scene.

Chriſtian. Eliſe.

Eliſe
(herbeyſpringend.)

Ach, liebes, liebes Väterchen! ich muß Sie küſſen! Ich ging eben durch den Garten, durch den Saal, — überall bereitet man Alles zu einem Feſte.

Chriſtian.

Ah! ſind ſie ſchon daran? — das iſt gut!

Eliſe.

O, das wird herrlich werden! Blumen auf ſeinem

Wege — Kränze an den Bäumen — ein Triumphbogen —

Chriſtian.

Ja, das wird freilich ſchön ſeyn.

Eliſe.

Er verdient es aber auch.

Chriſtian.

Nun, ob er's verdient?!

Eliſe.

Den erſten Preis zu erhalten, das iſt keine Kleinigkeit, da muß man ſchon recht geſchickt ſeyn.

Chriſtian.

Von wem ſprichſt du denn?

Eliſe.

Von wem anders, als von dem Vetter, der heute mit Ruhm gekrönt aus der Reſidenz zurückkehrt?

Chriſtian.

Bleib' mir mit ſolchen Albernheiten vom Halſe! Der, welcher heute kommt, ſagt zu allen Kaiſern und Königen Herr Vetter. Ja, wiſſe es, Eliſe, und freue dich: der Prinz hat mich um die Erlaubniß gebethen, bey mir abſteigen zu dürfen, der Prinz kehrt in deines Vaters Schloſſe ein.

Eliſe (kalt.)

So? — Es iſt doch Schade, Vater, daß Sie alle Blumen im ganzen Garten haben abmähen laſſen.

Chriſtian.

Mädchen, du ſprichſt entſetzlich! Um gar nichts iſt Schade! Und wenn ich meine eigenen Haare müßte abmähen laſſen, um dem Prinzen eine Freude zu machen, herab damit!

Eliſe.

Was mich betrifft, lieber Vater, ſo dachte ich, es ginge ſchon darauf los, mich auf ewig mit meinem lieben Robert zu verbinden.

Chriſtian.

Darauf wird's niemals losgehen.

Eliſe.

Aber Vater, ich liebe ihn.

Chriſtian.

Aber Kind, ich beſitze eine Million.

Eliſe.

Ja; aber das ließe ſich ja gerade recht ſchön vereinigen.

Chriſtian.

So? — Und noch dazu recht *ſchön* vereinigen?

Eliſe.

Freilich. Ein biſchen mehr Glück, und ein biſchen weniger Geld — Liebe von beyden Seiten gleich — ſein Herz mein einziger Schatz, ein kleines Häuschen, worin Robert ſeiner Kunſt und mir lebt, und nur ſo viel Vermögen, als man zum genügſamen Leben braucht, das, dächt' ich, wäre doch genug.

Chriſtian.

Genug? — Genug? — Schweig! du beſchimpfeſt das ganze Finanzweſen. — Wiſſe, daß ich ganz andere Ausſichten und Plane mit dir habe. Das Gefolge des Prinzen iſt zahlreich, die Cavaliere ſind galant — wer weiß? — Mach' deine hübſchen Gucken recht weit auf, laß Blicke ſchießen links und rechts; wer weiß, was dir noch für ein Glück bevorſteht. Ja, der Prinz ſelbſt iſt noch Junggeſelle, und die Liebe iſt allmächtig, ſagt man. — Mädel! Herzensmädel! wenn du den Prinzen fingſt, mich träfe der Schlag vor Freuden! — Ich gehe jetzt, um noch mehrere Befehle zu ertheilen, und mich dann ſelbſt in den größten Staat zu werfen. Mach' auch du Toilette, Eliſe, ſchnüre dich zuſammen, daß du ſchreien möchteſt! Ich bitte dich, Kind, fang' mir den Prinzen, und ich erdrücke dich vor Liebe! (geht ab.)

Zehnte Scene.

Eliſe (allein.)

Alſo den Prinzen ſoll ich fangen? — Gott bewahre mich! das wäre mir ein zu koſtbarer Vogel, der mir alle Augenblicke davon flöge. — Der Vater beſitzt eine Million, und ich bin doch ein armes Mädchen, das nicht einmal ſeinem Herzen folgen darf. — Nein, und wenn der Kaiſer von Marokko um mich anhielte, mein nen lieben Robert laß ich nun und nimmermehr! — Ausſchmücken ſoll ich mich recht ſchön zum Empfang des Prinzen? nein, Väterchen, das thu' ich nicht. Mein abſcheulichſtes Kleid will ich anlegen, das, welches mir der Schneider hier im Städtchen gemacht hat, und worin ich ausſehen ſoll, als ob ich einen Buckel hätte; und die Haube will ich aufſetzen, welche mir die Pathe zum Namenstage geſchenkt hat, mit zwey Seitenflügeln, wie eine Fledermaus, und ungeſchickt will ich gehn, und dummes Zeug will ich reden. Nein, nein, den Prinzen nehm' ich nicht, und wenn er auch auf ſeine Kniee vor mir niederfiele und mich bäthe. — O mein Robert, mein lieber, guter Robert! ſeitdem mir der Vater verbothen hat, dich zu lieben, lieb ich dich noch einmal ſo ſtark, und wenn du nicht mein Mann wirſt, ſo — ſo — ſo ſterb' ich — mag mir's unſer Herrgott verzeihen, — als eine alte Jungfer.

Eilfte Scene.

Eliſe. Chriſtian (im Gallarocke.)

Chriſtian.

So ſeh' ich ſtattlich aus! — Biſt du noch da, Liſe? — Woran denkſt du?

Eliſe.

An den Schmerz, den der arme Robert haben wird, wenn er erfährt —

Christian.

Du ſollſt heute aber weder an ihn, noch an ſeinen Schmerz denken, das rath' ich dir.

Eliſe.

Das kann ich nicht verſprechen, Vater.

Christian.

Ich werde dir den Burſchen ſchon aus dem Kopfe treiben.

Eliſe.

So lange Sie mir ihn nicht aus dem Herzen treiben können, muß ich an ihn denken, und das gelingt Ihnen niemals, niemals!

Christian.

Und daß du mir hübſch luſtig biſt, wenn Seine Hoheit ankommt, das ſag' ich dir.

Eliſe.

Aber, mein Gott, wie kann man luſtig ſeyn, wenn man traurig iſt?

Christian.

Wärſt du jemals auf der Börſe geweſen, du würdeſt es ſchon gelernt haben. — Wenn dich der Prinz bey der Hand nimmt, ſo drückſt du ihm die ſeinige, aber ſo leiſe und ſanft, als möglich.

Eliſe

(bey Seite.)

Ich werde es ſo leiſe thun, daß er's gar nicht merkt.

Chriſtian.

Wenn wir in's grüne Zimmer treten, wo das Fortepiano ſteht, und der Prinz fragt: »wer ſpielt denn hier Clavier?« ſo machſt du einen Knix, ſetzeſt dich hin und ſpielſt und ſingſt dazu das ſchöne Duett aus dem Othello, aber mit all dem Firfax, wie es dir unſer Schulmeiſter einſtudirt hat.

Eliſe.

Wie ſoll ich denn ganz allein ein Duett ſingen?

Chriſtian.

Der Prinz wird ſchon mitſingen.

Eliſe.

Wenn er aber nicht ſingen kann?

Chriſtian.

Prinzen können Alles. — Der Prinz wird vermuthlich Tabak rauchen, wenn du das bemerkſt, ſo gibſt du ihm auf der Stelle den ſchönen Tabaksbeutel von Perlen, den du mir zum Namenstage geſtrickt haſt. — Kurz, du laurſt Seiner Hoheit alle Wünſche aus den Augen ab, und erfüllſt ſie auf's ſchnellſte.

Eliſe.

Aber, Vater —

Chriſtian.

Kein Aber! —. Du weißt meinen Willen.

Eliſe

(halbweinend.)

Nun, in Gottes Namen! Aber, Vater, wenn Ihr

Wunſch in Erfüllung ginge, und mich der Prinz zur Prinzeſſin machte, Sie würden ſehen, ich weinte mir in den goldenen Zimmern die Augen aus, und kurz und gut, mein Robert iſt mir lieber, als alle Prinzen der Welt. (geht ab.)

Chriſtian
(ihr nachrufend.)

Hahaha! das wird ſich Alles geben.

Zwölfte Scene.

Chriſtian, der Mautheinnehmer.

Chriſtian.

Was ſeh' ich? — Der Herr Einnehmer geben mir die Ehre? — Sollt' ich wider mein Wiſſen noch mit einer Summe im Rückſtande ſeyn?

Einnehmer.

Mit nichten, Herr von Durmann! Ihr — Ding da — iſt Alles ganz in der Ordnung. Wir plagen auch niemals ſolche Leute, welche ſich im Stande befinden, bezahlen zu können; nur den Unvermöglichen gehen wir zu Leibe. Ich habe mir ſagen laſſen, daß Seine Hoheit, der — Ding da — der Prinz vierzehn Tage bey Ihnen zubringen will.

Chriſtian.

Ja, Seine Hoheit haben mir dieſe Ehre zugedacht.

Einnehmer.

Und Seine Hoheit waren Ihnen dieſe Auszeichnung ſchuldig, denn Sie bezahlen ja am meiſten im ganzen Städtchen. — Da ich nun gehört habe, daß Euer Wohlgeboren alle öffentlichen — Dinge da — alle Beamten des Städtchens in Ihrem Schloſſe zum Empfang des Prinzen verſammeln wollen, ſo finde auch ich mich hier ein, und ich hoffe, daß derjenige, welcher ſchon durch zehn Jahre für den Prinzen *einnimmt*, auch gut von ihm werde *aufgenommen* werden.

Chriſtian.

Kennen Sie ihn?

Einnehmer.

Nein, ich habe keine Idee von ihm. Ich weiß nur, daß er gut, großmüthig, gefühlvoll, muthig und — Ding da iſt, wie alle Prinzen. — Aber Er, — Er hat gewiß ſchon von mir gehört, das kann gar nicht anders möglich ſeyn, und wär's auch nur durch mehrere Beſchwerden, welche unruhige — Dinge da — ſchon gegen mich nach Hofe geſchickt haben.

Chriſtian
(lachend.)

Ah ja! — Hahaha!

Einnehmer.

Euer Wohlgeboren könnten mich auch unterſtützen, daß ich mein — Ding da — meine Bitte bey Seiner Hoheit anbringen kann.

Christian.

Wie, Herr Einnehmer? Sie verwalten ein recht einträgliches kleines Aemtchen; was können Sie wünſchen? —

Einnehmer.

Ein größeres, das iſt doch immer beſſer.

Chriſtian

(mit einer Protectionsmiene.)

Nun, wir wollen ſehen, was zu thun iſt.

Dreyzehnte Scene.

Vorige, der Syndicus.

Syndicus.

Eh bona dies, Herr Nachbar! — Was ſpricht man im Städtchen? — Der Prinz wird einen ganzen Monat in Ihrem Schloſſe zubringen?

Chriſtian.

Nun, und wo ſollte der Herr ſonſt inkehren

Syndicus.

Recte habet! Wenn er inkognito kommt, ſo kann er freilich nicht bey den Authoritäten abſteigen. Mein Haus iſt klein, aber beherbergen hätt' ich ihn doch gekonnt, mit allen ſeinen Leuten; ich hätte nur die aufgeſchütteten Erdäpfel hinausräumen dürfen. Und meine Frau iſt eine vortreffliche Köchin; was das Eſſen und

Trinken anbelangt, ſo wär' er bey mir ſo gut bewirthet worden, als bey einem Andern.

Chriſtian.

Ohne Zweifel, Herr Nachbar; aber Reichthum verdient doch immer einigen Vorzug.

Syndicus.

Nun, und verdient der Rang keinen? Ich bin der erſte Mann in der Stadt, bin Syndicus ad interim.

Einnehmer.

Ja, und ich bin — Ding da — bin Einnehmer, alſo auch faſt die erſte Perſon in — Ding da.

Chriſtian.

Beeifern Sie ſich nicht ſo, meine Herren, es nützt Ihnen nichts; der Prinz ſteigt einmal in meinem Schloſſe ab, das iſt nicht mehr zu ändern, und ſeyn Sie übrigens verſichert, daß ich für Sie bey Seiner Hoheit thun werde, was ich kann. Die Gegenwart von zwey Männern, welche die erſten Stellen in der Stadt bekleiden, wird die Ceremonie des Empfangs noch verherrlichen; daher bitte ich mir die Ehre aus —

Syndicus.

Servus! Servus! — Ich werde auch meine Frau bringen, Prinzen lieben die Damen.

Einnehmer.

Ja, und ich werde auch meine — Ding da — bringen, meine Frau.

(Lärmen von Außen, woraus die Stimmen Cä-

ciliens und **Clariſſens** hörbar herausſchallen.)

Chriſtian.

Ich glaube, die beyden Frauen werden Sie des Bringens überheben, denn da hör' ich ſchon ihre Stimmen.

Vierzehnte Scene.

Vorige. Cäcilie. Clariſſe. Nachbarn und **Nachbarinnen** (lächerlich aufgedonnert, treten ein und umringen Chriſtian.)

Cäcilie.

Unterthänige Dienerin, mein werther Herr Nachbar! —

Clariſſe.

Der Herr von Durmann werden verzeihen, daß ich mir die Freiheit nehme —

Ein Nachbar.

Wir haben gehört —

Ein Anderer.

Wir haben vernommen —

Ein Dritter.

Es will verlauten —

Cäcilie.

Iſt es denn auch gewiß, daß Seine Hoheit, der

Prinz, ein ganzes halbes Jahr bey uns verweilen, und in Ihrem Schloſſe wohnen wird?

Chriſtian.

Noch in dieſer Stunde werden Seine Hoheit ankommen.

Cäcilie.

Ich gratulire zu der großen Ehre!

Ein Nachbar.

Und ich zur goldenen Doſe mit ~~einem~~ brillantenen Namenszug.

Der Zweyte.

Und ich zum Orden.

Clariſſe.

Ich freue mich ſehr, mit dem lieben Prinzen Bekanntſchaft zu machen. Er ſoll gar ein charmanter Herr ſeyn, und mit Damen ſo umzugehen wiſſen, daß er ihnen, was man ſagt, das Herz aus dem Leibe ſtiehlt. (mit einem hämiſchen Seitenblicke auf Cäcilien.) Da wollen wir einmal ſehen, wer es beſſer verſteht, mit Prinzen umzugehen. Man hat alle neuen Romane geleſen, man weiß ſich zu benehmen.

Cäcilie (höhniſch.)

O Gott, die Frau Syndicuſſin wird's ihm geben! Hahaha!

Einnehmer

(zu ſeiner Frau.)

Schweig' jetzt mit dem — Ding da. —

Clariſſe (zu Durmann.)

Ich mache mir wirklich Vorwürfe, daß ich Sie nicht früher beſucht habe, mein lieber Herr von Durmann. Ihr Schloß iſt ſuperb.

Chriſtian.

Meine Herren und Damen, wollen Sie bis zur Ankunft des Prinzen ſich einſtweilen in den Garten begeben? Ich werde Wein und Schinken in die Laube bringen laſſen.

Syndicus.

Mit Vergnügen, wir wollen da in Ihrem Namen die Arbeiten zum Empfange leiten.

Chriſtian.

Sie werden mich dadurch ſehr verbinden. Ich habe indeſſen im Schloſſe noch Einiges zu beſtellen.

Einnehmer.

Ja, wir gehen in den — Ding da — und werden das — Ding da — ſchon machen. (ſeiner Frau den Arm reichend.) Komm, Cäcilie.

Cäcilie.

Bleib mir nur mit deinem Ding da vom Leibe!

(Alle ab.)

Fünfzehnte Scene.

Chriſtian, gleich darauf **Robert**.

Chriſtian.

Die Leute machten mir den Kopf noch wärmer.

Robert

(fröhlich eintretend, und Chriſtian die Hand entgegen haltend.)

Willkommen, willkommen, lieber Oheim! — Sie ſehen in mir einen Triumphator. Es gelang mir, den Preis in meiner Kunſt zu erringen, ich leg' ihn zu Ihren Füßen. Geben Sie mir die Hand, ich habe mich Ihrer würdig gezeigt.

Chriſtian.

Recht ſchön, mein Herr Triumphator; aber bey mir können Sie Ihren Triumpheinzug leider nicht feiern, Sie kommen zur unrechten Zeit.

Robert.

Zur unrechten Zeit? — Wie ſoll ich das verſtehn? Sie wiſſen doch, lieber Oheim —?

Chriſtian.

Ich weiß Alles: daß du den Preis erhalten haſt, daß du jetzt nach Italien reiſen willſt. — Brauchſt du Geld, ſo geh zu meinem Caſſier, er wird dir gegen Quittung dreyhundert Gulden auszahlen; aber dann entferne dich, denn ich habe jetzt keine Zeit, mit dir zu ſchwatzen.

Robert.

Das ſchmerzt mich recht ſehr, Oheim!

Chriſtian.

Ja, das kann ich nicht ändern. Man hat jetzt nothwendigere Dinge zu thun.

Robert.

Den Sohn Ihres Bruders, der Sie ehrt und liebt, freundlich zu empfangen, wäre doch auch nicht überflüſſig, dächt' ich.

Chriſtian.

Nun ja, ich empfange dich ja freundlich, ich gebe dir ſogar Geld.

Robert.

Liebe ſollen Sie mir geben, lieber Oheim.

Chriſtian.

Laß' mich ungeſchoren mit ſolchen empfindſamen Redensarten!

Robert.

Aber Sie werden mir doch erlauben, Oheim, daß ich Eliſen bewillkommen darf?

Chriſtian.

Nein, gerade das verbieth' ich dir.

Robert.

Ich begreife wahrhaftig nicht —

Chriſtian.

Nicht? — Nun, ſo wiſſe, der Prinz wird hierher kommen, vielleicht in der nächſten Minute — bey mir wird er abſtei — (man hört ein Poſthorn blaſen) Herr Gott in deinem Reich! da iſt er ſchon! (reißt das Fenſter auf.) Richtig, eine Caleſche mit ſechs Pferden fliegt dem Hügel herab (er ſchreit aus Leibeskräften.) Er kommt! — Er kommt! (und ſtürzt ab.)

Sechszehnte Scene.

Robert allein.

Ein ſchöner Empfang! — Aus dem Hauſe weiſ't er mich, — nicht einmal mit meiner lieben Eliſe ſoll ich ſprechen dürfen. Iſt das die Achtung, die man der Kunſt und dem Künſtler zollt? — Der Oheim iſt noch immer derſelbe; er war ſtets darüber ungehalten, daß ich mich der Mahlerei widmete. — In einem Comptoir hätt' ich ſitzen ſollen und lernen, wie hoch der Cours ſteht, und wie man den Thaler zwanzigmal umzukehren hat, bis er noch einen Thaler gebärt. Hätt' ich's gethan, ſo trüg' ich vermuthlich jetzt meine Taſchen voll Gold, und der Weg zu Eliſens Hand wäre mir offen. Doch nein! nein! ich bereue es nicht. (in Enthuſiasmus) Heilige Kunſt! wer dir in's Auge geblickt hat, wem deine holden Strahlen die Seele erleuchtet und erwärmt haben, der läßt nicht mehr von dir. — Wenn ich die Natur nachahme auf der todten Leinwand, da bin ich ſelbſt Schöpfer; ein Häuschen, von Bäumen umſchattet, das mein Pinſel gelungen hinzauberte, gilt mir mehr, als dein Schloß, mein Oheim, mit all den Schätzen, die es in ſich ſchließt; und der Kranz, den man mir als Preis überreichte, macht mich glückſeliger, als eine Diamantenkrone.

Siebenzehnte Scene.

Robert, Chriſtian (ganz bleich, mit einem herabgeriſſenen Rockſchoß, die Hände ſinken laſſend, tritt langſam ein.

Chriſtian.

Aus iſt's! aus für immer! — Ich bin der unglücklichſte Mann auf Gottes Erdboden! (fällt in einen Stuhl. — Nach einer Pauſe erblickt er Robert, und ſpricht gütig zu ihm.) Biſt du noch da, Robert?

Robert.

Ich gehe ſchon, Onkel; ich will Ihnen nicht länger beſchwerlich fallen.

Chriſtian.

Nein, bleib nur. — Du ſiehſt einen zerſchmetterten Menſchen vor dir, der es kaum mehr wagt, einem Huhn ein Haferkörnlein zu reichen. Ich bin zu Grunde gerichtet!

Robert.

Wie? Sie hätten in einem Augenblick Ihr ganzes Vermögen verloren?

Chriſtian.

Keinen Kreuzer hab' ich verloren; aber ich wollte, es wäre die Hälfte davon fort, gerne gäb' ich ſie hin, wenn mir nur das nicht geſchehen wäre.

Robert.

Ihr Vermögen war doch immer das, was Sie am meiſten liebten, Onkel. — Wenn Sie alſo daran keinen Verluſt erlitten haben, worüber können Sie klagen?

Chriſtian.

Meine Ehre, mein Ruf — (ſchnalzt mit den Fingern in die Luft.)

Robert.

Sie erſchrecken mich, Onkel! die Ehre des Kaufmannes beſteht doch nur in der richtigen Bezahlung ſeiner Wechſel — Alſo hätten Sie doch bankerott gemacht?

Chriſtian.

Nein. — Der Prinz, der Prinz —

Robert.

Nun? der Prinz —?

Chriſtian.

Er iſt ein Undankbarer.

Robert.

Was hat er Ihnen denn gethan?

Chriſtian.

Die größte Schande hat er mir angethan, die ein

Menſch nur erleiden kann; der ſchwärzeſte Verrath muß dabey im Spiele ſeyn.

Robert.

Hat er Ihnen etwas Unangenehmes geſagt?

Chriſtian.

Ach Gott! hätt' er mir nur was geſagt, wenn es auch die größten Sottiſen geweſen wären, ich hätte ihm dankbar dafür die hohen Hände geküßt.

Robert.

Sie machen mir wirklich bange, Oheim! Was iſt geſchehen? Erklären Sie ſich deutlicher.

Chriſtian.

So höre und ſchaudere! — Du ſelbſt hörteſt das Poſthorn, welches die Ankunft des Prinzen verkündete, du ſaheſt die Freude aus meinen Augen blitzen. — Ich eile hinaus vor's Schloß, da ſteht ſchon die ganze Schuljugend des Städtchens, ſchneeweiß gekleidet, die Landleute bilden ein Spalier, und die Honoratioren reihen ſich hinter mir. Jetzt kommt der Wagen immer näher und näher und näher, jetzt iſt er am Thore, ich eile zum Wagenſchlage, um dem Prinzen den Arm zu biethen, — und er —

Robert.

Stützt ſich auf den Arm eines Andern?

Chriſtian.

Nein, er fährt ganz vorbey. Zum größten Unglück verwickelt ſich mein Rock in das hintere Wagenrad, reißt mich nieder, und das Vivat, was ich eben mit ſonorer Stimme von mir geben wollte, und worein alles Volk einſtimmen ſollte, erſtarb auf unſern Lippen, und ein allgemeines Gelächter nahm deſſen Stelle ein.

Robert.

Armer Onkel!

Chriſtian.

Ich raffe mich auf und ſchreie, was ich aus dem Leibe bringe: Eure Hoheit! Mein gnädigſter Prinz! Sie fahren zu weit! — Kutſcher! Kutſcher! Hier iſt das Thor! — Umſonſt, der prinzliche Wagen rollt fort. Ein Jäger zu Pferde hält an und fragt, was ich wolle? Ich ſag' es ihm, er aber ſieht mich an und lacht mir in's Geſicht, gibt ſeinem Pferde die Spornen und fort iſt er!

Robert.

Der grobe Menſch!

Chriſtian.

So hab' ich ihn auch geheißen, aber er war doch fort. — Ich habe den Leuten geſagt, das ſey der Prinz gar nicht geweſen, und ſie glaubten mir's auch. Aber, lieber Robert, das iſt ein Streich, der mich das Leben koſtet! — Im Land kann ich ſchon nicht länger mehr bleiben. Morgen bieth' ich mein Schloß zum Verkauf aus, ich geb' es um jeden Preis, den man mir dafür nur geben will.

Robert.

Wenn das iſt, lieber Onkel, ſo kauf' ich es Ihnen ab. — Aber was ſchadet denn das, wenn der Prinz vorbey gefahren iſt?

Chriſtian.

Was es ſchadet? Die ganze Gegend weiß, daß er bey mir hat abſteigen wollen. Ich ſelbſt hab' es durch meine eigenen Leute im ganzen Städtchen auspoſaunen laſſen. Alles hat ſich bey mir verſammelt, um den Prinzen zu empfangen —

Robert.

Nun, ſo ſollen ſie wieder nach Hauſe gehen.

Chriſtian.

Meinen Garten hab' ich aller Blumen berauben laſſen.

Robert.

Es werden ſchon wieder neue wachſen.

Chriſtian.

Das prächtige Mittagsmahl wird unangerührt ſtehen bleiben.

Robert.

Das dürfen Sie nicht beſorgen. Setzen Sie es den Leuten nur vor, ſie eſſen's gewiß auf.

Chriſtian.

Zum Geſpötte der ganzen Stadt wird man mich machen, mit Fingern wird man auf mich deuten und rufen: »Seht den reichen Herrn ~~von~~ Durmann, der

Prinz hat ihm eine Viſite gemacht, darum trägt er die Naſe ſo hoch.« — Ach, ich vergehe vor Schaam.

Robert

(ſchnell, als ob er eben eine Idee faßte.)

Welch ein Einfall! — Onkel! Onkel! Sie ſind gerettet!

Chriſtian.

Spaße nicht mit mir in meiner traurigen Lage.

Robert.

Ohne Scherz. Ich kenne Jemanden, der Ihnen einen Prinzen ſchafft, und wenn er ſich ſelbſt dazu machen müßte.

Chriſtian.

Ach Gott! ich gebe ihm ja gern Alles, was er verlangt. —

Robert.

Er iſt nicht eigennützig.

Chriſtian.

Aber wo wird der ſeyn? und ich brauche noch in dieſer Minute einen Prinzen, ſonſt bin ich gebrandmarkt.

Robert.

Sie ſollen ihn auch noch in dieſer Minute haben.

Chriſtian.

Wo iſt er, der Retter, der Engel?

Robert.

Vor Ihren Augen.

Chriſtian.

Du?

Robert.

Nun, Oheim, vom Triumphator zum Prinzen iſt doch nur ein kleiner Schritt.

Chriſtian.

Du glaubſt —? (etwas nachdenkend.) Ja, meiner armen Seele, es ginge, es ginge wahrhaftig! — O du mein Goldburſch, mein lieber, lieber Neffe! Wie bin ich ſo froh, daß dich noch Niemand bey mir geſehen hat. — Das iſt eine Eingebung des Himmels! — (ihn betrachtend.) Hä! — Hä! — Du haſt eine erhabene, impoſante Figur; — ein anderes Kleid, einige Ordensbänder, einen Federhut und der Prinz iſt fertig. Dazu meinen neuen Wagen, den ich erſt aus der Reſidenz bekommen habe und den noch kein Menſch kennt, vier Schimmel vor — die Schimmel ſind alle weiß, ſehn ſich alle gleich; — aber eine prinzliche Gallalivree — O — o! — wo nehmen wir die her?

Robert.

Wir brauchen das Alles nicht. — Ich reiſe incognito. Sie ſagen allen Leuten heimlich in's Ohr, daß ich nicht erkannt ſeyn wolle, und daß ſie mich nur ſchlechtweg Euer Gnaden nennen ſollen.

Chriſtian.

Ja, (ihm die Wange tätſchelnd) ja, Herzens-Robertchen, ſo geht es! — Umarme mich. — Du kannſt dir ſchmeicheln, daß du mehr Verſtand beſitzeſt, als dein Onkel. — Aber jetzt geh! — Ich geh' nur in mein Cabinett, um mich zu arrangiren. — Aber wirſt du auch die impoſanten Stellungen, das gnädige Kopfnicken und alle die äußern Nobilitäten, welche gewöhnlich einen Prinzen auszeichnen, nachahmen können?

Robert.

Dafür laſſen Sie den Mahler ſorgen.

Chriſtian.

'S iſt wahr, du biſt ein Mahler.

Robert.

Ich gehe mich umzukleiden, und liefere Ihnen einen vollſtändigen Prinzen, lieber Onkel! (ab in ein Seitencabinett.)

Chriſtian (allein.)

O mein Gott, ich danke dir, daß du mir dieſen Engel geſandt haſt, um mich von der Schande zu befreyen! — Aha, da kommen ſie ſchon; nun darf ich nicht zittern.

Achtzehnte Scene.

Chriſtian, der Einnehmer, der Syndicus, Cäcilie, Clariſſe, Nachbarn und Nachbarinnen.

Clariſſe.

Der Prinz zögert lange. Wenn's denn doch der geweſen wäre, welcher vor einer Viertelſtunde vorbeyfuhr? —

Chriſtian.

Ey Gott behüthe! Er kommt, ſchöne Frau, er kommt gewiß. Große Herren laſſen immer gerne auf ſich warten, das iſt in der Ordnung.

Einnehmer.

Herr ~~von~~ Durmann, wir haben jetzt Alle gearbeitet, wie die — Dinge da — aber hingegen ſieht's auch aus — ſchon prächtig!

Syndicus.

Im Garten iſt kein Baum und keine Blume mehr, Alles vor dem Schloſſe, auf dem Wege, wo der Prinz herkommen muß. — Guirlanden ſind gehängt von einem Baume zum andern, der Weg iſt ſo voll von Blumen, daß man darin bis über die Knöchel waten muß, und die Pferde des Prinzen werden zu ziehen haben.

Einnehmer.

Ich hätte mir bald den — Ding da — gebrochen, den Fuß, als ich von der Leiter fiel.

Syndicus.

Und alle Arbeiten gingen bey unſerer Leitung in der ſchönſten Ordnung. Wenn ſie nicht hätten einen Lüſter fallen laſſen —

Einnehmer.

Und zwey — Dinge da — zwey Vaſen —

Syndicus.

So wäre gar nichts beſchädigt worden.

Chriſtian.

Ein Lüſter? Und meine ſchönen Vaſen?! — Meine Herren, ich erkenne Ihre Hülfe mit gebührendem Danke; aber ich muß doch ein Bischen Acht haben, daß mich der Beſuch nicht gar ſo theuer zu ſtehen kommt. Darum erlauben Sie, daß ich nachſehe. — Bleiben Sie nur indeſſen hier, ich werde es ~~Ihnen~~ ſchon ~~zu~~ wiſſen ~~machen~~ laſſen, wenn der Prinz daher fährt. (geht ab.)

Neunzehnte Scene.

Vorige, ohne Chriſtian.

Clariſſe.

Er geht? —

Cäcilie.

Er läßt uns allein? —

Syndicus.

Man hat ja geſehen, wie übellaunig er wurde, als wir ihm ſagten, daß ein dummer Luſter und zwey einfältige Vaſen zerbrochen ſeyen.

Einnehmer.

Wenn es ſich um eine ſo große Ehre handelt, ſo ſoll man ſolche — Dinge da — gar nicht achten.

Syndicus
(ſieht nach ſeiner Uhr.)

Schon bald ein Uhr, und um zwölf Uhr war der Prinz angeſagt. — Ich weiß nicht, dieſe Verzögerung und die üble Laune Durmanns gebären in mir ſeltſame Vermuthungen.

Einnehmer.

Ja, da kann wirklich ein — Ding — dahinter ſtecken. Es iſt wahr, ein — Ding — bey Herrn — Ding — bey Herrn Durmann, es paßt nicht recht zuſammen.

Syndicus.

Wenn der Prinz wirklich in unſerm Städtchen abſteigen und bleiben wollte, ſo würde er ſich Leute ausgewählt haben, welche dieſer Ehre würdiger ſind.

Cäcilie.

Allerdings.

Clariſſe.

Ganz richtig.

Einnehmer.

Das — Ding — iſt klar.

Clariſſe.

Man ſagt, der Prinz ſey ein ſehr galanter Herr, und ſteigt bey einem Witwer ab.

Syndicus.

Eine gute Bemerkung.

Einnehmer.

Herr Durmann hat ja aber ein — Ding — eine Tochter.

Cäcilie.

Ein bloßes Kind.

Clariſſe.

Ohne Anmuth.

Cäcilie.

Ohne Geiſt.

Clariſſe.

Die nichts geleſen hat, als ihren Robinſon.

(Beyde Frauen lachen.)

Einnehmer.

Ja, aber man bedenke, er iſt ſehr reich und ſein — Ding — ſein Schloß iſt doch das ſchönſte Haus in der ganzen — Ding —

Syndicus.

Ja, das iſt wahr, das könnte auch allenfalls der einzige Grund ſeyn.

Einnehmer.

Das Beſte iſt, wir warten's ab.

Alle.

Ja, ja.

Zwanzigſte Scene.

Vorige. Eliſe (herbeylaufend.)

Eliſe.

Er iſt da! Er iſt da!

Alle.

Er iſt da?

(Die Weiber bringen ihren Putz in Ordnung.)

Eliſe.

Er iſt bey dem kleinen Gartenthürchen hereingekommen, ohne Gefolge, ganz allein.

Clariſſe (entzückt.)

Bey der kleinen Thür! O charmant!

Syndicus.

Er kommt incognito, hab's ja geſagt.

Clariſſe.

Iſt er groß? — ſchön gebaut?

Cäcilie.

Spricht er gut?

Syndicus.

Iſt er herablaſſend?

Einnehmer.

Iſt er — Ding da —?

Eliſe.

Ich hab' ihn noch nicht geſehen, aber der Papa ſagt, er ſey ein herrlicher junger Mann.

Clariſſe.

Nun, nun, wir wollen ſehen.

(Man ſieht durch die Glasthüre Robert mit Chriſtian durch die Gartenpforte hereinkommen.

Eliſe.

Da kommt er ſchon!

Syndicus.

Keine Confuſion jetzt! Nehmt all' Eure Geiſtesgegenwart zuſammen. — Die Frauen zur rechten Seite der Thüre, die Blumenſträußer in der Hand haltend; wir Männer rechts, mit den Bittſchriften in den Händen.

Ein und zwanzigſte Scene.

Vorige. Chriſtian. Robert (mit mehreren Orden geziert) und ein **Bedienter** (treten ein.)

Alle.

Heil! Heil dem Prinzen, der von ſeinen erlauchten Ahnen abſtammt.

(Die Frauen biethen Robert ihre Sträußer, dieſer nimmt ſie mit einem gnädigen Kopfnicken und gibt ſie dem Bedienten.)

Robert.

Ich danke Euch, meine Kinder, ich danke! — Ey Herr Durmann, das iſt ja ein ſehr feſtlicher Empfang.

Chriſtian
(mit tiefer Verbeugung.)

Eure Hoheit! — (leiſe zu ihm.) Nimm dich in Acht, daß du nicht aus deiner Rolle fällſt.

Eliſe
(Roberten ſtarr anblickend, dann ſchnell herausplatzend.)

Aber, Vater! das iſt ja —

Robert.

Ich bin der Prinz, ja, ich bin's. (mit Beziehung gegen Eliſen.) Ich wollte zwar unerkannt mich einige Stunden in Eurer Mitte aufhalten, allein ich kann Eurer Liebe nicht widerſtehen.

Eliſe
(bey Seite.)

Er iſt damit einverſtanden? Was ſoll ich davon denken?

Syndicus.

Da Eure Hoheit incognito zu bleiben gedenken, ſo erlauben Höchſtdieſelben, daß ich, der Erſte des Städtchens, Sie im Namen aller Ihrer getreuen Unterthanen begrüße. — Alle Häuſer denken ſo wie ich, alle Herzen ſchlagen für ihren geliebten Prinzen.

Robert.

Danke!

Einnehmer.

Und auch mir erlauben Eure — Ding — Hoheit, daß ich in der Qualität eines — Ding —

Robert.

Schon gut. Schweigen Sie nur.

Einnehmer.

Wenn es Eurer Hoheit Vergnügen macht —

Robert.

Allerdings.

Einnehmer
(zu ſeiner Frau.)

Nun, ſo rede du.

Clariſſe (trift vor.)

Erlauben Eure Hoheit, daß eine Frau, welcher man im Städtchen die Ehre anthut, ſie für die Artigſte und Vernünftigſte zu erkennen, Ihnen die Achtung, ja die Liebe aller ihrer Schweſtern darbringe. — Möge der ſchöne Stamm, welchen unſer Fürſt uns zum Gedeihen gepflanzt hat, lange grünen und blühen, möge er die ſchönſten Früchte tragen, und er dieſelben, wohlthätig und großmüthig, wie er iſt, in unſern Schooß ausſchütten. (verneigt ſich.)

Robert
(leiſe zu Chriſtian.)

Onkel, man hat von Wohlthaten und Großmuth geſprochen, leihen Sie mir Ihre Börſe.

Chriſtian
(ebenfalls leiſe zu ihm.)

Wo denkſt du hin?

Robert (leiſe.)

Sie wollen nicht? (laut.) Meine Kinder! Ihr werdet wohl viele Arme in Euerm Städtchen haben?

Syndicus.)

Eure Hoheit, der Magiſtrat hat den ſtrengſten Befehl ergehen laſſen, es darf Niemand arm ſeyn.

Robert.

Ihr habt gewiß welche; es gibt deren ja überall.

Einnehmer
(mit tiefen Bücklingen.)

Wenn's Eurer — Ding — Vergnügen macht, ſo haben wir welche.

Robert.

Herr Durmann, theilen Sie fünfzig Ducaten unter die Armen aus.

Chriſtian.

Aber — Eure Hoheit belieben zu bedenken —

Robert.

Daß die Summe nicht hinreicht? — Gut, ſo geben Sie ihnen hundert, als einen kleinen Beweis meiner Wohlthätigkeit.

Chriſtian (laut.)

Wie Eure Hoheit befehlen. (leiſe zu ihm.) Der Teufel hole dich mit deiner Wohlthätigkeit!

Einnehmer (für ſich.)

Er gibt hundert Ducaten ſo hin, als ob's ihm gar nichts koſtete.

Robert
(zu Clariſſen.)

Wer iſt dieſe ſchöne Frau?

Syndicus.

Eure Hoheit! es iſt mein eheliches Geſpons.

Robert.

Sehr ſchön, ſehr liebenswürdig. (küßt ihr die Hand.)

Eliſe (für ſich.)

Ach, das geht zu weit! (leiſe.) Vater, er küßt ihr die Hand!

Chriſtian
(leiſe zu Eliſen.)

Schweig! Siehſt du denn nicht, daß er mir zu Liebe ein Prinz geworden iſt?

Eliſe (für ſich.)

Ich begreife gar nicht —

Clariſſe
(mit Freudenthränen.)

Ach, gnädigſter Prinz! Dieſe Ehre — meine Hand von Eurer Hoheit geküßt! — Von nun an ſoll ſie kein Mann mehr berühren, nicht einmal der Meinige.

Robert.

Lieber Durmann, Sie werden uns doch heute einen Ball geben?

Chriſtian.

Wenn Eure Hoheit es wünſchen —

Robert.

Sie werden mir eine Freude machen. Alle Authoritäten des Städtchens ſind dazu gebethen.

(Alle verbeugen ſich.)

Robert

(zu Clariſſen.)

Sie tanzen doch, ſchöne Frau?

Clariſſe.

Alle Tänze, mein gnädigſter Prinz.

Syndicus.

Sie war die Prima Donna bey unſern Hausballeten.

Robert.

Heute ſoll Niemand zu klagen haben, Aller Wünſche ſollen erfüllt werden.

Einnehmer

(bey Seite zum Syndicus.)

Jetzt iſt der günſtigſte Zeitpunct. (er zieht ſeine Bittſchrift heraus, und ſpricht leiſe zu Robert.) Gnädigſter Herr! wenn mir Höchſtdieſelben ein gnädigſtes — Ding da — ſchenken wollten, — nur zwey Worte.

Robert.

Was wünſchen Sie? Iſt die Sache wichtig.?

Einnehmer.

Es handelt ſich um das — Ding — um das Wohl des Staates. Geben mir Eure Hoheit die Ober-Einnehmersſtelle in der Kreisſtadt.

Robert.

Iſt ſie vacant?

Einnehmer.

Nein, Eure Hoheit; wenn ſie vacant wäre, käme ich gewiß ſchon zu ſpät. Aber der — Ding — iſt ſehr alt —

Robert.

Sie ſind ſehr vorſichtig. (nimmt die Bittſchrift und ſteckt ſie ein.) Nun, wir wollen ſchon ſehen.

Syndicus

(tritt auf der andern Seite zu ihm.)

Mein erhabner Prinz!

Robert.

Was wollen Sie?

Syndicus.

Ich bin der Mann von der Frau, die Eure Hoheit —

Robert.

Ah! — Nun?

Syndicus.

Der Antheil, den Eure Hoheit an dem nehmen, was mich touchirt, gibt mir den Muth, Ihnen dieſe Bittſchrift zu überreichen.

Robert.

Was enthält ſie?

Syndicus.

Die unterthänigſte Bitte, um den Adel und um einen Orden.

Robert.

(nimmt die Bittſchrift, und ſteckt ſie ein.)

Ja, ja, ja, recht gern, recht gern! (laut.) Würſcht noch Jemand Etwas?

Alle.

Eure Hoheit! — Gnädigſter Prinz! — Ich! — Ich! — Ich! (Alle überreichen ihm Bittſchriften.)

Robert

(nimmt ſie ab, und übergibt ſie dem Bedienten.)

Ich werde alle Bittſchriften leſen, Abends, vor dem Einſchlafen. — Aber jetzt will ich mich bloß dem Vergnügen überlaſſen. — Wer iſt jene junge Perſon, welcher die Staatsgeſchäfte lange Weile zu machen ſcheinen.

Chriſtian.

Es iſt meine Tochter, Eure Hoheit!

Robert.

Sehr niedlich. — Kommen Sie näher, Mademoiſelle.

Eliſe.

Der Vater hat mir verbothen —

Chriſtian.

Ich? — Wirſt du hingehen zu Seiner Hoheit.

Eliſe.

Darf ich, Vater?

Chriſtian.

Welche Frage!

Robert.

Wie heiſſen Sie, ſchönes Kind?

Eliſe.

Aber, du weißt's ja ohnehin.

Chriſtian.

Dummes Ding! Du biſt ja ganz verwirrt. — Eliſe heißt ſie, Hoheit!

Robert

(faßt ſie bey der Hand.)

Schöne Eliſe, fürchten Sie ſich nicht vor mir; zu den Füßen der Schönheit lege ich gern meine Würde und Hoheit nieder, und preiſen würd' ich das Geſchick, wenn es alle Hinderniſſe, welche ſich zwiſchen uns Beiden erheben, aus dem Wege räumen wollte. — Sehen Sie mich doch an. — Laſſen Sie mir Ihr kleines, weiches Händchen.

Chriſtian

(für ſich.)

Der macht ſich ſeine Prinzenſchaft zu Nutzen, das muß man ihm laſſen.

Robert.

Sie verſammeln wohl einen großen Hof von Anbethern um ſich? — Haben Sie ſchon eine Wahl gethan?

Eliſe.

O ja, das hab' ich, und eine Wahl für's ganze Leben.

Chriſtian
(leiſe zu Eliſen.)

Wirſt du ſchweigen?

Eliſe.

Aber, lieber Vater! Bald ſoll ich reden, bald ſchweigen; ich weiß wahrhaftig nicht, was ich thun ſoll.

Robert.

Laſſen Sie das Mädchen immer reden, lieber Durmann. Ich wünſchte, daß ſie mich zu ihrem Vertrauten machte. Ihre Wahl iſt gewiß ihrer würdig, und ich wünſchte in dieſem Falle Etwas für ſie thun zu können. (zu Eliſen.) Reden Sie immer, mein Kind, Ihr Vater wird Sie nicht unterbrechen.

Chriſtian (für ſich.

Verdammter Neffe!

Robert.

Alſo — Sie lieben?

Eliſe.

Ja — vom Herzen.

Robert.

Und wer iſt der Glückliche?

Eliſe.

Mein Vetter, Eure Hoheit. O wir ſind einander ſchon von Kindheit an gut. Aber nun iſt er ein großer Künſtler geworden, er hat ſogar den Preiß erhalten, und will nach Italien ziehen. O Gott, da fürcht' ich, daß er mich wohl vergeſſen wird.

Robert.

Iſt' mir's doch, als kenne ich den jungen Menſchen. Heißt er nicht Robert?

Eliſe.

Ja, Eure Hoheit.

Robert.

Ich hab' ihm ja ſelbſt den Preis in der Academie übergeben. Von dem fürchten Sie nichts, liebe Eliſe, der bleibt Ihnen treu, ich bürge für ihn.

Eliſe.

O das iſt ſchön!

Robert.

Herr Durmann, die Liebe der beiden jungen Leute intereſſirt mich, und ich wünſche, daß Sie die Liebenden vereinigen.

Chriſtian.

Ja, Eure Hoheit, der Burſche hat nichts.

Robert.

Er hat Talent, Fleiß, und Liebe für Ihre Tochter, das iſt genug; das Uebrige mögen Sie hinzugeben. Kurz und gut, ich will, daß morgen Hochzeit ſey, und damit dieſe feyerlich begangen werde, ſo will ich ſelbſt den Contract unterzeichnen.

Chriſtian (für ſich.)

O Spitzbube! — Vor den Leuten muß ich mich ſchon darein fügen, denn er hat mich in ſeinen Händen. (laut.) Wie Eure Hoheit befehlen.

Peter Durmann (von außen.)

Bruder! Bruder!

Robert (für ſich.)

Das iſt die Stimme meines Vaters. Jetzt erfolgt die Auflöſung der Komödie.

Zwey und zwanzigſte Scene.

Vorige. Peter (tritt ein.)

Peter.

Lieber Bruder, denke dir meine Freude!

Einnehmer (leiſe zu ihm.)

Nicht ſo ſchreien, Herr Lieutenant! der — Ding da — der Prinz —

Peter.

Nun ja freilich der Prinz;

Syndicus.

Da ſteht er ja. (deutet auf Robert.)

Peter.

Wo? (wendet ſich um, und erblickt Robert.) Wie, du ſchon da, mein Sohn? (umarmt ihn heftig.) Mein lieber, lieber Robert!

Robert.

Mein theurer Vater!

Alle (erſtaunt.)

Sein Sohn?!

Christian.

Jetzt haſt du Alles verdorben.

Syndicus (zu Robert.)

Mein Herr, das iſt zu arg! Sie wollten die Obrigkeit hintergehen? Das ſoll Ihnen übel bekommen!

Einnehmer (ſehr zornig.)

Hören Sie, das — Ding — iſt zu keck!

Robert.

Schreien Sie nur nicht ſo, meine Herren! (indem er ſeine Orden abnimmt.) Sie ſehen ja, ich abdicire, ſobald Sie es verlangen.

Einnehmer.

Das iſt nicht genug, es muß uns — Ding da — werden, Genugthuung!

Alle

(ſchreien.)

Ja, Genugthuung!

Robert.

Wohlan! — Wenn Sie ein Wort von der ganzen Geſchichte ſprechen, ſo laß ich Ihre Bittſchriften drucken, und in die Zeitung ſetzen; dann ſind die Lacher auf meiner Seite.

Syndicus.

Mein werther Herr Robert, nicht wahr, Sie haben nur ſo einen unſchuldigen Scherz machen wollen? Nun, das iſt ja eben nichts Böſes, und Sie können auf unſere Verſchwiegenheit rechnen.

Peter

(der in ein lautes Gelächter ausgebrochen iſt.)
Hahaha! Das iſt doch zum todtlachen!

Chriſtian.

Was lachſt du denn? du, der du Alles verdorben.

Peter.

Nun, ſoll ich nicht lachen? Während mein Sohn hier den Prinzen vorſtellte, war der wirkliche Prinz bey mir.

Alle.

Bey ihm?

Chriſtian.

Bey dir?

Peter.

Ja, Bruder. Der Prinz hat ſich meiner erinnert, mich beſucht, und mich mit dieſem Zeichen ſeiner Gnade beſchenkt. (zeigt auf einen Orden in ſeinem Knopfloche.)

Chriſtian.

Gott! — Hat der Menſch ein Glück!

Peter.

Ich habe in meinem Glücke deiner nicht vergeſſen, Bruder, und wohl bedacht, daß dich ein ſolcher Beſuch ſelig machen würde. Auch wollte ich nicht, daß alle deine Vorbereitungen fruchtlos ſeyn ſollten; darum hab' ich den Prinzen gebethen, er möchte dieſen Tag auf deinem Schloſſe zubringen; der gnädige Herr hat es mir zugeſagt, und folgt mir auf dem Fuße.

Chriſtian.

Bruder, du gibſt mir das Leben wieder! Herzensbruder!

Alle (zu Chriſtian.)

Wir gratuliren!

Robert.

Wollt Ihr Eure Bittſchriften wieder, um ſie an den rechten Mann zu bringen?

Einnehmer.

Danke; ich habe noch drey ſolche — Ding da — bey mir in der Taſche.

Alle.

Wir auch.

Robert.

Onkel, ich bin jetzt nur mehr Robert, Ihr liebender Neffe; Sie haben aber dem Prinzen verſprochen, Ihrem Neffen Eliſens Hand nicht zu verſagen.

Chriſtian.

Ja, da haſt du mich ſchön gefangen. — Wohlan, es bleibt dabey! Eliſe iſt dein. Was könnt' ich auch dem Sohne meines Bruders verſagen, der mich heute ſo glücklich macht! Kinder, jetzt kommt dem Prinzen entgegen. Bey mir wird er wohnen, bey mir! Jetzt wird doch Niemand mehr daran zweifeln?

Der Vorhang fällt.

Thömi,

oder:

Die Stimme der Natur.

Drama in zwey Aufzügen, dem Franzöſiſchen nachgebildet.

Perſonen.

Der Graf von Attliberg.
Adolphine, deſſen Tochter.
Junker Belſenbach.
Leonhard, Förſter, hält zugleich eine Herberge.
Bäsli, Jägerburſche und Aufwärter.
Konrad Willimann, ein Bauer.
Thomi, ſein Sohn, unter dem Namen Theodor.
Thomi, ein Bauernburſche.
Suſe, ſeine Geliebte.
Ihr Vater.
Der Richter.
Bauern. Bäuerinnen. Schützen. Domeſtiquen des Grafen. Aufwärter.

Die Handlung ſpielt in der Schweiz.

Erſter Act.

(Die Bühne ſtellt ein Zimmer bey Leonhard vor. Mehrere Gewehre und Jagdtaſchen hängen herum. Vier Seitenthüren führen in Nebenzimmer, welche für Reiſende beſtimmt ſind. Im Hintergrunde ſehr hohe Fenſter, durch welche man auf die Straße ſieht.)

Erſte Scene.

Bäsli. Einige Jäger und **Aufwärter**, welche ihn umgeben.

Bäsli.

Nein, mit unſerm Herrn iſt's faſt nicht mehr auszuhalten! Heute iſt er wieder in einer ſo üblen Laune —

Ein Aufwärter.

Wie alle Tage.

Bäsli.

Viel ärger, ſag' ich dir, viel ärger! (ſeine Stimme tiefer machend, um dadurch jene ſeines Herrn nachzuahmen.) »Was iſt heute für die Reiſenden bereitet?« — fragt' er mich dieſen Morgen mit gellender Stimme: Ich antwortete ihm mit ſanfter Stimme: Rehfleiſch von acht Tagen, Haſen von vierzehn, und ein wildes Schwein von einem Monat. »Gut!« ſagte er, und ich antwortete lächelnd: Gut? Ja für den, denn's ſchmeckt. — »Geh' zum Teufel!« — Aber — »Zum Teufel geh!« — Ich ging zum Teufel. — »Hör' einmal!« — Ich hörte mit beyden Ohren. — »Wir werden heute viel Gäſte haben, der ganze Adel der Umgegend begibt ſich heute nach dem Schloſſe Kunigenberg, wo die Hochzeit unſers Gutsherrn, des jungen Marquis mit ſeiner ſchönen Couſine gefeyert wird.« — Was? ſchrie ich, Junker Theodor, der Sohn des ſeligen Herrn Marquis, verheirathet ſich? — »Ja!« — Aber als ich in Bern bey dem Grafen von Attliberg diente, hörte ich ja, daß der Junker auf ſeiner Reiſe nach Italien geſtorben ſey? — »Schweig', Dummkopf!« ſchrie der Herr. — Aber mein Gott, ein Todter kann ja nicht heirathen, mag ich auch ein wenig laut geſprochen haben; da faßte er mich mit einer Hand beym linken Ohr, und gab mir auf die rechte Backe eine Ohrfeige — eine Ohrfeige — ich kann Euch keinen rechten Begriff davon geben, als wenn ich Euch auch eine ſolche in's Geſicht lege.

Ein Aufwärter.

Schönen Dank!

Bäsli.

Pfuy, Ihr ſeyd gar nicht wißbegierig.

Zweyte Scene.

Vorige. Leonhard.

Leonhard

(ſpricht immer ſehr barſch und kurz abgeſtoßen.)

Was ſteht Ihr da wieder? — Faullenzer! Nichts zu thun?

Bäsli.

Herr! — ich wollt's ihnen nur zeigen, wie Ihr mir's dieſen Morgen gemacht habt. (macht eine Handbewegung wie zu einer Ohrfeige.)

Leonhard.

Werd's wiederholen, ſo oft du ſo neugierig biſt. — Was dich nicht brennt, blaſe nicht.

Bäsli

(auf ſeine Wange zeigend.)

Und was mich brennt, das kann ich nicht blaſen.

Leonhard.

Junker Belſenbach nicht hier geweſen?

Bäsli (näher tretend.)

Nicht wahr, das iſt der Oheim und Vormund des jungen Marquis? — Er war Euer Herr, da Ihr noch auf dem Schloſſe Jäger war't.

Leonhard
(hebt die Hand.)

Schon wieder neugierig?

Bäsli.

Das iſt ja nicht Neugierde, das iſt bloß eine Bemerkung.

Leonhard.

Iſt übel angebracht.

Bäsli.

Nun, nun, ſo wollen wir's nicht anbringen. — Der Junker war nicht da. (für ſich.) Iſt das ein Mann!

Leonhard (zu Allen.)

Geht! — Alles in Ordnung gebracht! — Werden heute viel Leute haben. — Fort!

Bäsli
(bey Seite, aber nicht zu leiſe.)

Ich will heute die Ohren ſpitzen, wie ein lauernder Hund.

Leonhard
(faßt ihn bey einem Ohr.)

Will dir die Mühe erſparen, und dir die Ohren ein Bischen ſpitzen.

Bäsli.

Ah! — Ihr reißt ſie mir ja ganz ab.
(läuft ab mit den Uebrigen.)

Dritte Scene.

Leonhard allein.

(ſtellt ſich ganz in den Vordergrund, legt die Hände in einander, und ſpricht.) Heute alſo wird's zu Ende gehen! — Heute erheben wir den Bauer zum Marquis. Der Burſche hat die Rolle ſchon durch ſechs Monate nicht ſchlecht geſpielt, obſchon ihm ſein dummes Gewiſſen dort und da einen Klecks hinein gemacht hat. — Gibt fade Naturen, die nichts thun können, was nicht ſchneeweiß iſt. — Bin ſtärkerer Natur, ich. — Der Junker verſichert ſich dadurch der Verwaltung aller Güter und des ungeheuern Vermögens von Kunigenberg. — Hat Recht, daß er das thut. (einige Secunden Schweigen, legt die Hände auf den Rücken, und geht auf und ab.) Ich habe das Meinige redlich dazu gethan; (lachend) oder auch unredlich, deſto beſſer, muß mehr belohnt werden, als das Redliche, das ſich ſelbſt belohnen ſoll, wie man ſagt. — Der Junker hat mich freilich zum Förſter gemacht, und mir das Haus gegeben, das zugleich ein Gaſthaus iſt. — Nicht genug! — Er hat mir dreytauſend Thaler gegeben, die ich dem alten Vater des vermeinten Marquis bringen ſollte, damit er ſchweigt, und ihm keinen Strich in die Rechnung macht; die dreytauſend Thaler hab' ich dem Bauer aber nicht hingetragen, ſondern ſelbſt behalten. — Auch noch nicht genug. — Muß mir noch mehr von ſeinem Gewinnſte ablaſſen, will begehren, recht unverſchämt begehren, — kann's thun, hab' ihn in Händen. — Die Gelegenheit, ein reicher Spitzbube zu werden, kommt nicht alle Tage; (lacht) hahaha! will ſie beym Schopf faſſen.

Vierte Scene.

Leonhard. Junker Belſenbach.

Leonhard.

Willkommen, Herr Junker. — Ganz allein?

Belſenbach.

Nein; mein Neffe, der Marquis, iſt bey mir.

Leonhard (boshaft lächelnd.)

Nun ja, der Marquis aus unſerer Fabrik.

Belſenbach

(furchtſam um ſich blickend.)

Nicht ſo laut, Leonhard! — Wie oft ſoll ich dir's noch ſagen: wir können nicht zu vorſichtig ſeyn. Warum immer dieſen boshaften Ton, wenn du von Theodor ſprichſt? Bedenke, daß *ein* Wort Verdacht erregen; und uns in's Verderben ſtürzen kann.

Leonhard.

Ah bah! iſt Alles zu gut abgeknetet.

Belſenbach.

Thomi muß nun einmal Marquis bleiben. — Daher wär' es beſſer, wenn wir uns ſelbſt zu überreden ſuchten, daß er das wirklich ſey, was er ſcheint.

Leonhard.

Ich kann mich von Allem überreden, kommt nur darauf an, wie — und warum. —

Belſenbach.

Du haſt etwas auf dem Herzen. — Rede!

Leonhard.

Ich? — Ne! — Ich will Sie bloß daran erinnern, daß nun alle Ihre Wünſche erfüllt ſind.

Belſenbach.

Noch nicht.

Leonhard.

Werden's aber noch heute ſeyn.

Belſenbach.

Ich hoff' es.

Leonhard (ſehr keck.)

Das danken Sie mir. Ich habe den jungen Bauer aufgefunden, der das nämliche Alter, und faſt auch dieſelben Züge hat, wie der verſtorbene Theodor.

Belſenbach.

Ich hab' es nicht vergeſſen.

Leonhard.

Man muß bedenken, daß durch den ſchnellen Tod Ihres wirklichen Neffen das ganze Vermögen auf eine andere Familie gekommen wäre, und der Herr Junker hätten ſich mit leeren Händen weiter trollen können.

Belſenbach (ſehr ängſtlich.)

Das hab' ich bedacht.

Leonhard.

Aber da hat unſer Einer durch einen glücklichen Zufall auf den Bergen einen alten Bauer entdeckt, der ein Söhnlein hatte, das man aus ſeiner Niedrigkeit hervorzog.

Belſenbach.

Wozu erinnerſt du mich daran?

Leonhard.

Erlauben Sie mir. — Ich muß noch mehr ſagen. — Sie waren damals noch in Italien, und faſt in Verzweiflung über den Tod des jungen Marquis, der in Ihren Armen verſchied. Ihre Schweſter, die Frau Marquiſe wurde in Bern ſchwer krank, und ſchrieb Ihnen, ſie möchte ihren Sohn noch einmal vor ihrem Tode umarmen. — Was zu antworten? — Alles ſtand auf dem Spiele. — Da erſchien ich mit dem Thomi. Wir führen ihn an's Bette der Marquiſe, — ſie erkennt in ihm ihren Sohn, ſegnet ihn und ſtirbt, indem kein Zweifel mehr obwaltet, wem ihr hinterlaſſenes Vermögen gehöre. — Das nenn' ich doch ſich aus der Verlegenheit ziehen.

Belſenbach.

Ganz recht; alle dieſe Umſtände —

Leonhard.

Kommen auf *meine* Rechnung, die ich mit Ihnen gern jetzt abſchließen möchte, denn noch ſind wir nicht quitt. Die Frau Marquiſe hat Sie in ihrem Teſtamente zum Vormund und Vermögensverwalter ihres Sohnes ernannt, — Sie können mit ſeinem Gelde ſchalten, wie es Ihnen beliebt, — Sie ſind alſo im Trocknen; — *ich* nicht, — alſo —

Belſenbach.

Ich habe dich ſchon belohnt?

Leonhard.

Richtig! Aber der Lohn muß auch den Dienſten angemeſſen ſeyn. Dieſe kleine Herberge da — glauben Sie, das ſey ſchon genug?

Belſenbach.

Weil wir denn ſchon einmal auf dieſem Puncte ſind, ſo muß auch *ich* dich fragen: glaubſt du denn in dieſer Sache *Alles* allein gethan zu haben? War es ſchon genug, daß *Thomi* unſerm Theodor glich, und ein ſterbendes Weib ihn als ihren Sohn erkannte? — Damit er die Rolle, welche wir ihm anvertrauten, zu Ende ſpielen konnte, mußten die glücklichen Anlagen des Jünglings erſt entwickelt, er ſelbſt mußte durch ein unauflösliches Band an die Lüge gebunden werden, und das hab' ich bezweckt: *ich* war es, der ihn mit jener Familie zu vereinigen wußte, an welche das Vermögen der Marquiſe hätte kommen ſollen, ich habe in den Herzen unſers falſchen Marquis und der Tochter des Grafen von Attliberg eine Flamme entzündet und genährt, welche meinen Planen ſo ſehr zu Statten kommt; daher ſchlage deine Dienſte nicht gar ſo hoch an, und vergiß nicht, daß du nur das Werkzeug eines gewagten Unternehmen warſt, wozu du zwar die Idee gegeben, aber deſſen guten Erfolg ich allein herbeygeführt habe.

Leonhard.

Hehehe! — Wollen uns nicht ſtreiten; ich habe nur einen kleinen Antheil an der — ich muß das Kind beym gelindeſten Namen nennen — Schelmerey, ich will auch nur einen kleinen Antheil an den Früchten derſelben, — einen kleinen Antheil, aber einen guten.

Belſenbach.

Sollſt ihn haben.

Leonhard.

Zum Beyſpiel: ſechstauſend Gulden, die mir fehlen, daß ich mir die Meierei kaufen kann, welche an meine Herberge ſtößt.

Belſenbach.

Du haſt mein Wort; ich werde ſie dir auszahlen.

Leonhard.

Ah! jetzt ſind wir wieder gut, und ich bin Ihr Diener mit Leib und Seele. — Thomi alſo hat ſeine Gewiſſensſcrupel endlich einmal überwunden, und widerſetzt ſich nicht mehr unſern Planen?

Belſenbach.

Nein. — Für den Glanz der Hoheit blieb er unempfindlich, aber dem ſüßen Gifte der Liebe konnt' er nicht widerſtehen. Adolphinens Reize haben ihn zu meinem Sclaven gemacht.

Leonhard.

Verlangt alſo auch gar nicht mehr ſeinen Vater zu ſehen?

Belſenbach.

Alle Tage ſpricht er von ihm mit mir; aber er weiß ihn glücklich. Ich habe ihm geſagt, daß ich durch dich dem Alten dreytauſend Thaler zuſtellen ließ, das beruhigt ihn über deſſen Schickſal, und hat die Stimme der Natur in ihm zum Schweigen gebracht.

Leonhard.

Gibt ſchon ſo empfindſame Seelen, die glauben, man könne dieſe Stimme gar nicht betäuben.

Belſenbach.

Aber du haſt mir noch gar nicht geſagt, Leonhard, wie der arme Mann dieſe beträchtliche Summe aufnahm?

Leonhard

(iſt einen Augenblick verlegen, faßt ſich aber gleich wieder.)

So? — Hab' ich Ihnen das noch nicht erzählt? — Nun, der Alte wollt' es Anfangs gar nicht glauben, als ich ihm aber das Geld aufzählte, da fiel er mir zu

Füßen, und küßte meine Hände, ſo, daß er mich bis zu Thränen gerührt hätte, wenn ich überhaupt weinen könnte.

Belſenbach.

Gut. — Es iſt mir nur nicht angenehm, daß der Alte meinen Namen weiß, daß ihm ſogar der Name Kunigenberg bekannt iſt.

Leonhard.

Was thut das? — War doch kein anderes Mittel vorhanden, den Burſchen aus ſeinem Dorfe wegzubringen, als daß wir ihm vorſpiegelten: man laſſe ihn nach Italien reiſen, wo er als Secretär bey dem jungen Marquis in den Dienſt trete. — Was kann der alte Mann auch für Nutzen aus den Namen ziehen, die er weiß? — Kommt er und will Nachrichten von ſeinem Sohne haben — gut! — Der Junge iſt nicht mehr bey uns, — er iſt entwichen, wir wiſſen nicht wohin.

Belſenbach.

Du haſt Recht! — Nach Theodors Vermählung mußt du nochmal zu dem Alten zurückkehren und ihn zu vermögen ſuchen, daß er aus dem Lande zieht, es koſte auch, was es wolle. Bedenke, wie wichtig es iſt, daß dieſer Bauer niemals auf Kunigenberg erſcheine, und daß er im Leben und im Tode keine Spur hinterlaſſe, welche unſer gewagtes Spiel verrathen würde.

Leonhard.

Nun freylich, die Gerechtigkeit würd' es etwas übel nehmen, und wir könnten leicht ein Bischen zur Rechenſchaft gezogen werden; hehehe! das wäre luſtig.

Belſenbach.

Still, da kommt Thomi. (bey Seite.) Ach! warum war ich gezwungen, den Schurken in meine Karte blicken zu laſſen.

Fünfte Scene.

Vorige. Thomi, unter dem Namen Theodor.

Thomi
(geht haſtig auf Belſenbach zu, ohne Leonhard zu erblicken.)

Ach, lieber Junker! der Graf von Attliberg und ſeine liebenswürdige Tochter werden bald in dieſer Herberge eintreffen. — Ein Vorreiter hat die Nachricht gebracht.

Belſenbach.

Nun, mein junger Freund, ſo dürfen Sie auch an Ihrem nahen Glücke nicht mehr zweifeln.

Thomi.

O, ich bin außer mir vor Entzücken! (demüthig bittend.) Aber Herr Junker, wollen wir dem Grafen nicht entgegen eilen?

Belſenbach.

Nein, lieber Theodor! Im Gegentheil, wir müſſen ſogleich nach Kunigenberg eilen, um vor ihnen dort anzulangen, und alle Anſtalten zu Ihrer Vermählung zu treffen.

Thomi (entzückt.)

Zu meiner Vermählung mit Adolphinen? O Gott!

Belſenbach.

Noch dieſen Abend werden Sie mit ihr vereinigt ſeyn, um ſie nie mehr zu verlaſſen. Auf dem Schloſſe Kunigenberg, — auf Ihrem Gute, mein Theodor, — wird die Verlobung gefeyert. Ihre Unterthanen erwarten freudig den glücklichen Augenblick, um ihrem neuen Herrn zu huldigen.

Thomi.

Ach, Junker! das Glück betäubt mich, die Liebe nimmt mein ganzes Weſen ein, allein dennoch hab' ich nicht vergeſſen, was ich war, was ich noch ſeyn ſollte. Wenn Sie von meinem Gute, von meinen Unterthanen und von ihrer Huldigung ſprechen, ſo kommt es mir vor, als wollten Sie meiner ſpotten, mich erniedrigen und mir mein Verbrechen in's Gedächtniß zurückrufen.

Leonhard.

Verbrechen? Hehehe! Was für ein Verbrechen?

Thomi.

Ah! Biſt du da, Leonhard? Und du fragſt, was für ein Verbrechen? — Hab' ich nicht einen Namen angenommen, der mir nicht angehört? ſteh' ich nicht auf dem Puncte, mir ein Vermögen zuzueignen, worauf ich kein Recht habe? — O geh, du warſt die erſte Urſache meiner Verirrung, du haſt mich in meinem ſtillen Dörfchen aufgeſucht, mich aus den Armen der Ruhe und des reinen Bewußtſeyns geriſſen; das kann ich dir nie vergeſſen. Und mein armer, alter Vater — o Gott!

Leonhard.

Der alte Mann freut ſich über das Glück ſeines Sohnes.

Thomi.

Iſt das wahr?

Leonhard.

Gewiß!

Thomi.

Haſt du ihn geſehen?

Leonhard.

Erſt vor Kurzem.

Thomi.

Wie ſah' er aus? — Was ſprach er? — Er verlangte mich wohl zu ſehen, nicht wahr? — O, mein guter, guter Vater!

Velſenbach.

Ich habe dem alten Manne ein glückliches Los bereitet, und er weiß, daß auch ſeinem Sohne nichts zu wünſchen übrig bleibt.

Thomi.

Nichts zu wünſchen? da ich ihn nicht mehr an mein Herz drücken kann? — O, der ehrliche alte Mann kennt den Beweggrund nicht, der mich von ihm entfernt, ſonſt wär' er *auch über ſeines* Sohnes Schickſal nicht ruhig. — Er lebt unter einem Strohdache, ernährt ſich im Schweiße ſeines Angeſichtes, und dennoch iſt er achtungswerther, als ſein Sohn, denn er ſtreckte nie die Hand nach fremdem Gute aus, und hat nie nach einem andern Glanze verlangt, als nach jenem, den Tugenden und Ehre geben.

Belſenbach.

Noch immer dieſe Vorwürfe? — Was haben Sie denn verbrochen, Theodor? worin beſteht Ihre Schuld? Daß Sie einer Mutter, welche troſtlos geſtorben wäre, hätte ſie den Tod ihres Sohnes erfahren, die letzten Augenblicke verſüßten? Daß dieſe Mutter noch an den Pforten des Grabes, Sie an Sohnes Statt annahm? Sind das Verbrechen?

Thomi.

O ja! — Die Marquiſe, Ihre Schweſter, hat mich öffentlich ihren Sohn genannt, ich nannte Sie meine Mutter. — Unter dieſem heiligen Titel erhielt ich ihre Liebkoſungen, ihren Segen; (zurückſchaudernd) indeſſen hat mein wirklicher Vater ſeinem undankbaren Sohne, der ihn verließ, vielleicht geflucht!

Belſenbach.

Welche düſtern Ideen! — Theodor, faſſen Sie ſich! —

Thomi.

O Junker, dieſe Ideen verlaſſen mich nie; ſie quälen mich, wenn ich wache, ſie ſtören meinen Schlummer. Wenn ich Alles um mich, ja mich ſelbſt betrachte, die Kleider betrachte, die mich bedecken, ſo ſchaudere ich zurück, und oft ſteh' ich auf dem Puncte, meinem erborgten Stand und Vermögen ein ewiges Lebewohl zu ſagen, und in meine niedere Hütte, zu meinem guten alten Vater zurückzukehren.

Belſenbach.

Recht ſchön! Dieß iſt wohl der Dank für die Wohlthaten, die ich Ihnen erwies? — Wohlan, junger Mann, wenn Sie durch ungegründete und lächerliche Beſorgniſſe ſo ſehr gefoltert werden, — noch iſt es Zeit — 'nennen Sie ſich; ich eile ſelbſt zum Grafen, entdecke ihm Alles, er mag die Reiſe einſtellen, die er nur Ihretwegen unternommen, er mag Adolphinen wieder zurückführen, welche Sie liebt, aber deren Liebe Sie ſich unwerth bezeigen.

Thomi.

Halten Sie ein, Junker! — Adolphinen verlieren? — Nein, das kann ich nicht! — Gott, du biſt mein Zeuge, daß mich nicht Ehrgeiz, nicht Geldgierde reizen; nimm mir Alles, Alles, nur Adolphinen laß mir, ſie, die ich ſo unausſprechlich liebe, und die mich durch ihre Gegenliebe zum glücklichſten aller Menſchen macht! — Junker! (reicht ihm die Hand.) ich bin der Ihrige. Der Gedanke: nur ſo kann ich Diejenige beſitzen, ohne die ich nicht leben kann, heißt mich Alles wagen. Ich werde meine Kühnheit zu rechtfertigen, oder wenigſtens zu vergeſſen ſuchen, indem ich mich beſtreben werde, Adolphinen glücklich zu machen.

Leonhard.

Bah! — Warum ſo viel Worte? — Man thut, was man nicht laſſen kann.

Belſenbach.

Recht, junger Freund! (umarmt ihn.) An dieſer Sprache erkenn' ich meinen Neffen wieder. — Halten Sie ſich bereit, in wenigen Augenblicken reiſen wir nach Kunigenberg. Leonhard, folge mir, ich habe dir noch einige Aufträge zu ertheilen.

Leonhard

(leiſe zu Belſenbach.)

Hat ſich wacker geſträubt, die Natur, die Liebe hat ſie doch zu Schanden gemacht, hehehe! der Junge iſt unſer! (Beyde ab.)

Sechste Scene.

Thomi (allein.)

(geht nachdenkend auf und ab, ſcheint mit ſich ſelbſt zu kämpfen, ſetzt ſich endlich auf einen Stuhl, und verhüllt mit einem Schnupftuch ſein Geſicht. Endlich erhebt er ſich wieder.) Mein Los iſt geworfen, ich kann nicht mehr zurück! — Schweige endlich einmal, du Stimme in meinem Innern, rufe mir nicht immer zu: »Thomi, du begehſt ein Unrecht!« — O, daß ich Adolphinen nie geſehen hätte! Warum mußte dieſe Blume in dem Garten eines Reichen ſtehen, zu dem man nur mit Rang und Vermögen Zutritt erhalten kann? Hätt' ich ſie in meinem kleinen Dörfchen gefunden, wäre ſie die Tochter des ärmſten Bauers, ich dürfte nicht hinanklettern zu Stand und Rang, dürfte nicht einem Andern ſtehlen, was ich nicht habe. Ich wäre ein glücklicher Gatte geworden, und ein dankbarer Sohn geblieben. — Jetzt ſteh' ich, ſtreitend mit mir ſelbſt, zwiſchen Vater und Geliebten, keines dieſer beyden Weſen, gleich nahe meinem Herzen, kann ich an die Bruſt drücken, ohne das Andere von mir zu ſtoßen! — O Gott! Gott! zu viel haſt du mir Schwachen auferlegt, ich kann aus dieſem Streite nicht ſiegreich hervorgehen. — Umſonſt ſtell' ich mir ſelbſt mein Unrecht vor, umſonſt ſuch' ich mich loszureißen aus den

Schlingen, die mir der Junker geſtellt; kaum haben Gewiſſen und Vernunft ſie etwas gelöst, ſo zieht die allmächtige Liebe ſie wieder feſter zuſammen. — Adolphinen entſagen überſteigt meine Kräfte! (ſinkt auf ſeine Knie.) Theurer Vater! verzeih' mir, ich liebe dich, ich bin dir dankbar, ich will Alles, was ich beſitze, gern hingeben, um dein Alter zu erleichtern! — Und du, Adolphine! ich hoffe, daß meine Liebe zu dir meine Verirrung gut machen wird; wenn ich dir dann einſt mein Geheimniß entdecken werde, ſo lächle mir Verzeihung zu, um deinen Beſitz that ich ja, was ich nicht laſſen konnte. — Vater! Adolphine! Verzeihung — Gnade! Gnade! (ſinkt ſchluchzend mit dem Geſicht au das Knie.)

Siebente Scene.

Thomi. Bäsli.

Bäsli.

Herr Marquis, da bring' ich Ihnen einige Erfriſchungen.

Thomi

(ſpringt auf und faßt ſich ſchnell.)

Ich danke dir mein Freund!

Bäsli

(erblickt kaum Thomi's Züge, als er das Brot fallen läßt, und ihn ſtarr betrachtet.) Ach, mein Gott

Thomi

(welcher es bemerkt hat.)

Stelle nur Alles dorthin auf den Tiſch.

Bäsli

(läßt auch die Schüſſel mit Früchten fallen.)

Man ſollte ſchwören — Seh' ich denn recht?

Thomi.

Was iſt dir denn? — Mein Anblick ſcheint einen ſeltſamen Eindruck auf dich zu machen.

Bäsli

(wiſcht ſich die Augen aus)

Er iſt's, bey meiner Seele, er iſt's! Ich hab' ihn zwar nur ein paarmal in ſeinem Dorfe geſehen, aber ich will darauf wetten, daß er's iſt! (läßt auch die Bouteille fallen.)

Thomi.

Aber was machſt du denn?

Bäsli

(hebt Alles wieder ſchnell auf.)

Mit dem Frühſtück will ich Sie bedienen, Herr Marquis.

Thomi

(lächelnd auf den Boden deutend.)

Eine ſchöne Bedienung.

Bäsli.

Verzeihen Sie, gnädiger Herr, aber es iſt noch nicht lange her, daß ich vom Dorfe gekommen bin, und da weiß ich mich noch nicht recht drein zu ſchicken. Wir Bauern, mein Gott, wir lernen die Stadtmanieren nicht ſo geſchwind.

Thomi

(faßt ihn bey der Hand.)

Freund, warum haſt du dein ſtilles Dorf und den Stand, wozu die Natur dich beſtimmt, verlaſſen?

Bäsli.

Man muß doch ein Bischen höher trachten.

Thomi.

Höher trachten? — Ach! — Aus welchem Dorfe biſt du?

Bäsli.

Aus Heidenfeld, nahe bey Bürgli.

Thomi.

Bey Bürgli? (bey Seite.) O theurer Name! — (laut.) Kennſt du Jemanden in Bürgli?

Bäsli.

Nun, das glaub' ich! den Herrn Pfarrer und den krummen Meßner, den Leuenwirth und ſeine Käthe, den Bäcker und ſeine Sepheli. —

Thomi.

Sonſt Niemand?

Bäsli.

Ach — ja, — ja. (bey Seite.) Jetzt wird ſich's gleich zeigen, ob er's iſt. (laut.) Den guten alten Konrad Willimann hab' ich vergeſſen.

Thomi.

Konrad Willimann?

Bäsli (bey Seite.)

Seine Augen funkeln. (laut.) Ja, Herr Marquis. Kennen Sie ihn vielleicht auch? Er iſt ein ſehr verehrter Mann in der ganzen Gegend.

Thomi.

Ich habe von ihm ſprechen gehört. — Weißt du mehr von ihm, ſo erzähle mir; ich nehme an ſolchen braven Männern großen Antheil.

Bäsli (bey Seite.)

Das glaub' ich gern. (laut.) O, das iſt ein herzensguter Alter! den Abend vor meiner Abreiſe — es ſind jetzt drey Monate — hab' ich ihn noch geſehen. Er war ſo traurig, daß mir faſt ſelbſt die Thränen in die Augen ſtiegen. »Bäsli,« ſagte er zu mir, »Bäsli, du verläſſeſt deine Familie, dein Dorf, und gehſt in ein fernes Land. O, lieber Junge! vergiß ja nie, daß dir hier ein Vater lebt, der dich gepflegt hat, dem du alles verdankſt. — O, Bäsli, werde nicht ſo undankbar, wie manche Söhne, welche — welche —« bey dieſen Worten ſchluchzte er ſo heftig, daß er nicht mehr reden konnte, mir die Hand drückte, und in ſeine Hütte wankte.

Thomi

(bey Seite, indem er ſeine Thränen ſchnell zu trocknen ſucht.) Vater! Vater!

Bäsli.

Um das zu begreifen, müſſen Sie wiſſen, Herr Marquis, daß der alte Mann einen Sohn hatte, von dem er nicht weiß, was aus ihm geworden ſey. Nun können Sie denken, wie das dem Alten weh thut, der den Sohn außerordentlich liebte. — Ach, ich ſehe, Herr Marquis, daß Sie das ſelbſt bis zu Thränen rührt; Sie haben ein gutes Herz, Sie ſind gewiß ein recht guter Sohn. (bey Seite.) Ich ſetze ihm doch recht derb zu.

Thomi.

Sage mir, Freund, wirſt du wieder in dein Dorf zurückkehren?

Bäsli.

Kann wohl ſeyn; ich befinde mich hier nicht zum Beſten. Bey unſerm geizigen Herrn kann man ſich ja kaum ſatt eſſen.

Thomi.

Kehre zurück, ich bitte dich, kehre zurück! Bedarfſt du Geld dazu? ich will dir's geben. Du wirſt dann den guten, alten Konrad ſehen und ihm ſagen, daß ich auf meiner Reiſe ſeinen Sohn geſehen habe.

Bäsli.

Sie haben ihn geſehen? Wo denn?

Thomi.

Weit von hier. In Italien.

Bäsli.

Welche Urſache konnt' ihn ſo weit von ſeinem Vater entfernen?

Thomi (mit Kraft.)

Die Liebe, die allmächtige, unbezwingliche Liebe und gebietheriſche Verhältniſſe. Du wirſt Konrad ſehen, wirſt ihm ſagen, daß ich ihn liebe —

Bäsli.

Daß Sie ihn lieben?

Thomi

(ſich faſſend.)

Ja, daß ich ihn liebe — ſeinen Sohn nämlich, weil er nicht böſe iſt; er denkt ſeines alten Vaters, gewiß, er denkt ſeiner. Wie viele Thränen hab' ich geweint — (ſich wieder faſſend.) wenn er mir ſeine Liebe zu ſeinem Vater beſchrieb, und über die grauſame Nothwendigkeit klagte, die ihn von dieſem entfernt hielt. (vom Gefühle fortgeriſſen.) O Gott, Freund! du kannſt nicht glauben, was mein Herz leidet, wenn ich mir den guten, alten Vater denke, wie er die Hände nach mir ausſtreckt, wie er meinen Namen ruft, mich überall ſucht und nirgend findet, und wenn endlich gar der unbarmherzige Tod käme und ſeinem Leben ein Ende machte, ohne daß ich ihn noch einmal geſehen, ohne daß er mich geſegnet hätte, ich würde nie mehr eine ruhige Stunde haben. (er bemerkt, daß ihn der Eifer zu weit fortgeriſſen hat, hält plötzlich inne, faßt Bäsli bey der Hand, und ſpricht mit weniger gefühlvollem Tone.) So ſprach Thomi oft zu mir, und dieſe Worte werden ewig in meinem Herzen nachklingen.

Bäsli.

Sie ſprechen das mit ſo vieler Empfindung nach, Herr Marquis, daß mir's iſt, als ob ich ihn ſelbſt hörte. (für ſich.) Iſt er's? — iſt er's nicht? — Jetzt weiß ich wieder eben ſo viel, als zuvor; aber ich bring's ſchon noch heraus, nur Geduld! (laut.) Laſſen wir das jetzt, Herr Marquis, denn ich ſehe wohl, dieſer Gegenſtand macht ſie traurig, und mein Herr ſandte mich her, ſie zu beluſtigen. Er würde mich auszanken, wenn ich Sie nicht unterhielte. O, der iſt gar böſe! Wenn er Einem Ohrfeigen gibt, muß man lachen, wenn er Einem in die Ohren zwickt, muß man ſingen, und wenn er Einem ſeine Büchſe zwiſchen die Füße wirft, muß man tanzen. Darum reden wir von etwas Angenehmen: von Ihren Reichthümern, Herr Marquis, von Ihrem Stande. — das iſt wohl ein rechtes Glück, daß ſie dem Tode entkommen ſind; denn Sie ſind in Italien recht ſchwer krank geweſen, wie man erzählte. Und ſo ſchnell wieder ſo friſch, ſo roth und vollwangig. — Ich wünſche Ihnen Glück dazu.

Thomi

(ausweichend.)

Ich danke. Geh jetzt, und ſieh zu, ob Alles zu unſerer Abreiſe bereit iſt, auch erkundige dich, ob nicht der Graf von Attliberg mit ſeiner Tochter angekommen ſey.

Bäsli.

Ich eile, Herr Marquis, Ihre Befehle zu vollziehen. (bey Seite) Ich hab's ihm tüchtig geſagt. Iſt er's nicht, ſo kann's ihm nicht weh thun, iſt er's aber, ſo thut's mir wohl, daß ich, ein gemeiner Bauer, einem ſchlechten Marquis einmal ſo recht die Wahrheit in den Bart hinein ſagen konnte.

Achte Scene.

Vorige. Leonhard, dann Belſenbach.

Leonhard.

Herr Marquis, der Wagen iſt bereit. (erblickt Bäsli.) Was ſtehſt du wieder da, Müßiggänger, und gaffſt? Wo iſt das Frühſtück, das ich dir herzutragen befahl?

Bäsli

(zeigt auf den Stuhl.)

Hier iſt der Wein. (zeigt auf einen andern.) Hier das Brot — (zeigt auf den Boden) und hier die Früchte.

Leonhard.

Dummkopf! — Ich werde dich wohl fortjagen müſſen, wenn du zu gar nichts zu brauchen biſt.

Bäsli.

Der gnädige Herr hatte keinen Hunger. (leiſe zu ihm.) Er lebt von Traurigkeit, wie es ſcheint.

Leonhard.

Wirklich, Herr Marquis, Sie ſcheinen etwas betroffen, unruhig, betrübt. (leiſe zu ihm.) Muth, oder Sie verlieren Adolphinen.

Belſenbach

(tritt ein.)

Neffe, kommen Sie, es iſt angeſpannt, und wir müſſen nach Kunigenberg.

Thomi.

Wohlan! — Es ſey! — (zu Bäsli leiſe) Komm' auf's Schloß, ich habe noch mit dir zu ſprechen.

Leonhard (bey Seite.)

Geheimniſſe mit dem Burſchen? Hm! Hm!

Belſenbach.

Adieu, Leonhard! (mit Thomi ab.)

Neunte Scene.

Leonhard.

Bäsli!

Bäsli.

Da bin ich.

Leonhard.

Was hat dir der junge Marquis in's Ohr geſagt?

Bäsli
(ihm lächelnd mit dem Finger drohend.)

Ihr zankt mich immer wegen der Neugierde aus, und ſeyd doch ſelbſt neugierig.

Leonhard (heftig.)

Wirſt du?

Bäsli.

Nun, er ſagte zu mir — er ſagte — »Lebewohl, Bäsli, mein liebenswürdiger Freund!«

Leonhard.

Du lügſt.

Bäsli.

Nun, was hätt' er mir denn ſonſt ſagen ſollen?

Leonhard.

Ihr war't hier lange beyſammen.

Bäsli.

Ich habe ihm das Frühſtück ſervirt.

Leonhard.

Ja, und recht artig, wie ich ſehe.

Bäsli.

Er war damit zufrieden.

Leonhard.

Hat er viel mit dir geſprochen?

Bäsli.

Viel? — Nun ja, — wie man's nimmt.

Leonhard.

Was ſprach er? — Was?

Bäsli.

Ja, — bald das — bald wieder etwas Anderes; die Hälfte hab' ich nicht verſtanden, und die Hälfte weiß ich nicht mehr. Aber 's war ſehr intereſſant, ſehr! —

Zehnte Scene.

Vorige. Ein Aufwärter.

Aufwärter.

Herr! ein armer Mann, ganz ermüdet und erſchöpft, ſteht im Hofe draußen; er kann ſich kaum mehr aufrecht halten, und bittet um Aufnahme.

Leonhard.

Ein Bettler alſo? will um Gottes Willen zu eſſen und zu trinken haben?

Aufwärter.

Er ſagt: der Himmel werd's Euch vergelten.

Leonhard.

Bleibt etwas lange aus, die Vergeltung. Meinetwegen, laßt ihn herein und weiſ't ihm einen Winkel an, wo er Niemanden zur Laſt fällt.

Bäsli.

Ich werd's gleich machen, Herr. (geht ab.)

Aufwärter.

Dann muß ich Euch noch ſagen, Herr, daß man auf dem Hügel beym Wäldchen eine große Kutſche gewahr wird; das könnten wohl die Reiſenden ſeyn, die Ihr erwartet?

Leonhard.

Ja, das iſt der Graf von Attliberg. Geht, bereitet Alles zu ſeinem Empfange. — Der Graf iſt der beſte Mann von der Welt, aber ungeduldig, will gut bedient ſeyn für ſeine Bezahlung.

(Der Aufwärter entfernt ſich, Leonhard will ihm folgen, da läuft ihm Bäsli athemlos entgegen.)

Eilfte Scene.

Leonhard. Bäsli.

Bäsli.

Herr Leonhard! Herr Leonhard!

Leonhard.

Nun, was bringt dich denn ſo außer Athem?

Bäsli.

Ich kenne den armen alten Mann, der ſo eben angekommen iſt.

Leonhard.

Was kümmert mich deine Bauernbekanntſchaft.

Bäsli.

Er iſt ein Bauer aus dem Canton Uri, wo ich zu Hauſe bin.

Leonhard (aufmerkſam.)

Aus Uri, ſagſt du? (ſchlägt ſich vor die Stirne, und ſagt lächelnd.) Ah bah! der kommt nicht.

Bäsli.

Ja, und zwar aus dem Dorfe Bürgli.

Leonhard.

Wie? Aus Bürgli? (ängſtlich.) Wie heißt der Alte?

Bäsli.

Konrad Willimann.

Leonhard.

Konrad? (für ſich.) Er iſt's! — Und der Graf von Attliberg mit Adelphinen, die ſo eben ankommen. — Verfluchtes Ungefähr!

Bäsli.

Er folgt mir, — da iſt er ſchon.

Zwölfte Scene.

Vorige. Konrad Willimann.

Konrad

(mit ſchneeweißen Haaren, den Hut unter dem einen Arm, in der andern Hand einen Wanderſtab haltend, auf welchen er ſich ſtützt, tritt ganz erſchöpft ein.)

Gelobt ſey der Herr!

Leonhard (bey Seite.)

Wahrhaftig, er iſt's!

Bäsli.

Kommt nur, kommt, Vater Konrad, unſer Herr nimmt Euch ſchon auf. — Ihr ſeyd müde, ſetzt Euch.

Leonhard (bey Seite.)

Und Bäsli kennt ihn! Verfluchte Verlegenheit!

Konrad.

Lieber Bäsli, ich bin ſo froh, daß ich dich getroffen habe. Sechs Tage bin ich in einem fortgegangen, ohne mir Ruhe zu gönnen, und ich würde der Müdigkeit unterliegen, wenn dein Herr nicht ſo mitleidig wäre, und mich aufnähme.

Bäsli.

- Ah, da ſeyd ohne Sorge, Vater Konrad; iſt gar ein guter Mann, der Herr Leonhard.

Konrad. (zurückſchaudernd.)

Leonhard?!

Leonhard (bey Seite.)

Der Alte erinnert ſich meines Namens noch.

Konrad.

Ich kannte einen Mann, der hieß auch Leonhard, er war es, der mir Alles raubte, was mich glücklich machte.

Bäsli.

Ah, das iſt nicht mein Herr. Seht ihn nur an, da ſteht er.

Konrad

(nähert ſich Leonharden, indem ihn Bäsli führt.)

Leonhard

(bemerkt ihr Nähertreten nicht, da er eben nachdenkt.)

Konrad

(ſchaut ihm in's Geſicht und ruft, ſich abwendend.)

Er iſt's! es iſt der Räuber meines Glückes! der, der hat mich von meinem Sohne, von meinem lieben Thomi getrennt.

Bäsli (bey Seite.)

Hu! — Jetzt geht mir ein Licht auf!

Konrad

(nimmt alle Kraft zuſammen, faßt Leonhard am Arme und ruft ihm zu.)

Mann! wo iſt mein Sohn?

Leonhard

(leiſe zu Konrad.)

Verloren! wenn du nicht ſchweigſt, unbeſonnener Alter!

Konrad

(wirft ſich auf ſeine Kniee.)

Gib mir mein Kind, mein Kind!

Leonhard

(wie zuvor.)

Sein Leben liegt in meinen Händen.

Konrad.

Heiliger Gott!

Leonhard (wie zuvor.)

Stille! und ſteh auf!

Konrad

(ſteht auf und ſteht ſtarr.)

Thomi!

Leonhard (leiſe.)

Geſteht, daß Ihr mich nicht kennt, und Ihr ſollt Euren Thomi wiederſehen. (laut.) Nun, Alter? — Bin ich der Leonhard, den Ihr meint? bin ich's?

Konrad (bey Seite.)

Ich ſoll ihn wiederſehen! (laut.) Nein, nein, Ihr ſeyd es nicht, Herr! — Die ähnliche Geſtalt — meine ſchwachen Augen, — verzeiht — ich habe mich geirrt. Ihr ſeyd nicht der Leonhard, Ihr ſeyd's nicht. (für ſich.) O mein Sohn! mein Thomi!

Bäsli.

Was iſt denn das wieder? — Soll ich denn gar nicht auf's Klare kommen?

(Man hört von Außen einen Wagen rollen.)

Leonhard

(leiſe zu Konrad.)

Tritt in jene Kammer. Man wird dir Alles geben, was du forderſt, aber ſchweige, ſchweige, ſonſt bringſt du dich um jede Hoffnung.

Konrad (leiſe)

Meine einzige Hoffnung iſt, meinen Sohn zu ſehen.

Leonhard (leiſe.)

Geh nur; bald ſoll er bey dir ſeyn.

Bäsli

(im Hintergrunde beym Fenſter hinausſehend.)

Eine ſchöne Dame und ein Herr ſteigen aus dem Wagen.

Leonhard.

Führe den Alten in jene Kammer. (geht in den Hintergrund.)

Bäsli

(leiſe zu Konrad, den er unterſtützt.)

Euer Thomi iſt vor einigen Augenblicken nach Kunigenberg abgereiſt, wenn ich nicht irre.

Konrad.

Ach Gott!

Leonhard

(wendet ſich um.)

Was?

Bäsli.

Der Alte ſagt, daß ihm die Füße weh thun. — (leiſe.) Kommt nur, Vater Konrad; ich will Euch ſpäter Alles ſagen, was ich weiß und was ich nicht weiß, was ich aber vermuthe, und es ſoll Euch kein Leid geſchehen, verlaßt Euch auf Bäsli. (führt ihn in die Seitenthüre rechts, und tritt gleich wieder heraus.)

Dreyzehnte Scene.

Leonhard. Bäsli. Der Graf von Attliberg und Adolphine (in Reiſekleidern.)

Graf
(übellaunig.)

Schlechter Weg, ſchlechte Pferde, ſchlechte Poſtillons! es fehlt nichts mehr, als eine ſchlechte Herberge.

Bäsli (bey Seite)

Iſt ſchon gefunden.

Leonhard.

Ich hoffe, Euer gräflichen Gnaden werden zufrieden ſeyn; man wird alle Aufmerkſamkeit haben —

Graf.

Ey was Aufmerkſamkeit! Guter Wein, gutes Eſſen, reinliche Zimmer, das iſt's, was man in einem Wirthshauſe ſucht. Habt Ihr das?

Leonhard.

Wir hoffen Genüge zu thun.

Graf.

Nun, ſo komm, Adolphine, wir wollen den Platz recognosciren.

Adolphine.

Recognosciren? Sie ſind ja hier nicht General, mein Vater. Ein Blick links, ein Blick rechts, und wir haben Alles geſehen.

Graf.

Man braucht doch Zeit. —

Adolphine.

Zeit? — dieß Wort mißfällt mir heute, mein Vater; es zeigt von Ruhe und Langſamkeit, und ich möchte fort, fort über Stock und Stein.

Graf (lächelnd.)

Nun alſo? — Was ſoll ich? — Wollen wir hier ein Bischen ausruhen, oder gleich weiter fahren?

Adolphine.

Ausruhen für Sie, wenn Sie müde ſind, nicht für mich, lieber Vater; denn ich fühle mich kräftiger, als jemals.

Graf.

Die Ungeduld der Liebe. Möchteſt ſchon gerne in Kunigenberg bey dem Geliebten ſeyn.

Adolphine.

Sie haben Recht, Vater! — Sie ſelbſt haben mir ja Theodor zum Gatten erwählt, und ich befolge nur Ihren Willen, wenn ich ihn recht zärtlich liebe.

Graf.

'S iſt wahr, Ihr Weiber thut Alles, was wir wollen, wenn wir anders wollen, was Ihr wollt.

Adolphine.

Alſo — liebes Väterchen! Wozu haben Sie ſich entſchloſſen? werden wir uns lange hier verweilen, oder recht bald wieder in den Wagen ſteigen?

Graf.

Sie hören, Herr Wirth, es hat Eile. Alſo geben Sie uns nur geſchwind einige Erfriſchungen.

Leonhard.

Sollen ſogleich bedient werden. (zu Bäsli.) Folge mir! (Beide ab.)

Vierzehnte Scene.

Der Graf. Adolphine.

Graf.

Du kannſt gar nicht glauben, Adolphine, wie glücklich dieſe Verbindung, welche du ſo ſehr wünſcheſt, auch mich macht; denn deine Zufriedenheit, mein Kind, liegt mir ſehr am Herzen. Es iſt wahr, ich würd' es nur mit Betrübniß geſehen haben, wenn das ſchöne Gut Kunigenberg auf eine andere Familie übergegangen wäre; aber wenn dir Theodor nicht gefallen hätte, in Gottes Namen, ich hätte dich gewiß nicht gezwungen. Dießmal war die Liebe ein Bischen vernünftiger, als ſie gewöhnlich zu ſeyn pflegt; Ihr ſaht Euch und luſtig loderte das Feuer in Euren Herzen auf! — Hurrah! das wird ein Leben werden! Auch mir hat er gefallen, der Theodor; nicht weil er Marquis und Erbe eines großen Vermögens iſt, nein, weil er ein guter Junge iſt, dem die Seele in den Augen ſchwimmt und das Herz auf der Zunge ſitzt. Mädchen, Mädchen! Ihr werdet recht glücklich mit einander ſeyn, und ich mit Euch!

Adolphine.

Mein guter Vater! Ja, wahrlich, Theodor beſitzt alle Eigenſchaften, welche mein künftiges Glück verbürgen; aber dieß iſt es nicht allein, was mich ſo ſehr an ihn feſſelt. Er hat Ihnen das Leben gerettet, mein Vater, und dieſe edle Handlung geſellt noch die innigſte Dankbarkeit zur wärmſten Liebe.

Graf.

Ja, ich ſeh' ihn noch, den guten Jungen, wie er das Gewehr von ſich wirft, und ſich in den Fluß ſtürzt, worein ich wegen zu haſtiger Verfolgung eines Rehes gefallen war. — Ich werd' es ihm nie vergeſſen, und ſeit dieſem Augenblick nenn' ich ihn meinen Sohn.

Adolphine.

Die Schweſter war nicht eiferſüchtig auf den vom Himmel gefallenen Bruder.

Graf.

Ah ja, das kennen wir ſchon. (ihr mit dem Finger drohend.)

Adolphine.

Nur Eines beunruhigt mich. Theodor iſt öfters ſo verſtört, eine ſanfte Wehmuth verbreitet ſich über ſein ganzes Weſen; er ſucht Seufzer zu verbergen, welche ihm wider Willen entſchlüpfen. — Hat er Ihnen nie die Urſache dieſes ſeltſamen Trübſinnes entdeckt?

Graf.

Ey! — Verliebte Melancholie, — Beſorgniß, nicht an's Ziel ſeiner Wünſche zu gelangen, das iſt es Alles.

Fünfzehnte Scene.

Vorige. Leonhard.

Leonhard.

Alles iſt bereit, ich erwarte die Befehle Eurer gräflichen Gnaden.

Graf.

Nun, wir wollen einmal ſehen, wie's ausſieht, Herr Wirth. — Ich bin ein Leckermaul, Herr! — Mir macht man, was Eſſen und Trinken betrifft, kein X für ein U. — Zahlen will ich, aber nicht umſonſt. Alſo vorwärts, marſch! Adolphine, du kommſt bald nach. —

Adolphine.

Gleich lieber Vater.

(Der Graf und Leonhard gehen ab.)

Sechszehnte Scene.

Adolphine (allein.)

So rückt er denn immer näher, der ſüße Augenblick, der mich auf ewig an den Geliebten meiner Seele knüpft! — O mein Theodor! könnteſt du in meiner Seele leſen, du würdeſt nicht mehr beſorgt für die Erfüllung deiner Wünſche ſeyn! — Und ich? verdien' ich wohl dieſes Glück? Er, der beſte, liebenswürdigſte Jüngling mein, — mein! — Seltſam iſt es doch, wie ſehr Theodor ſich zu ſeinem Vortheile geändert hat. Als er nach Italien zog, ſoll er ſtolz und gebietheriſch geweſen ſeyn, und nun iſt er die Güte, die Sanftmuth ſelbſt. Wenn mir der Vater manchmal von ſeinem Neffen, dem jungen Marquis, erzählte, und der Wunſch hervorblickte, daß wir einſt ein Paar werden ſollten, da ſträubte ich mich immer gewaltig dagegen, und betheuerte, ich werde ihn nie lieben können. — Wunderliches Schickſal! — Jetzt kann ich den Augenblick nicht erwarten, wo ich am Altare das freudige Ja ausſprechen werde. — Sollte es denn wahr ſeyn, was man unſerm Geſchlechte zur Laſt legt? Man ſagt: um einen Mann recht zu lieben, müßten wir damit anfangen, ihn zu haſſen.

Siebenzehnte Scene.

Adolphine. Konrad (tritt aus der Kammer.)

Konrad.

Bäsli hat mir verſprochen, bald wieder zu kommen — (erblickt Adolphinen, und nimmt ſein Mützchen ab.) Ach, verzeihen Sie mir, ſchöne Mamſell!

Adolphine.

Was wünſchet Ihr, guter Alter?

Konrad

(zieht ſich zurück)

Ich? — nichts, gar nichts. — Vergeben Sie nur. —

Adolphine.

Bleibt nur, Ihr ſtört mich nicht. — Euer Alter — Eure Kraftloſigkeit — Habt Ihr Kummer, guter Mann? Sucht Ihr Jemanden?

Konrad.

Ja, Mamſell, den Aufwärter hier vom Gaſthofe.

Adolphine.

Ihr haltet Euch nur mit Mühe aufrecht, ſo viel ich ſehe; Ihr ſeyd wohl ſehr ermüdet?

Konrad.

Ja freilich bin ich ſehr müde, und ich weiß nicht, wie ich den Weg zurücklegen werde, den ich noch zu machen habe.

Adolphine

(reicht ihm einen Stuhl, und unterſtützt ihn.).
So, ſetzt Euch, armer Alter, ſetzt Euch!

Konrad.

Ach, Sie ſind gar zu gut.

Adolphine.

Kommt Ihr weit her?

Konrad.

O ja, recht weit, fünfzig Meilen.

Adolphine.

Und zu Fuß?

Konrad.

Ja wohl. Ich bin ein ſehr armer Mann, und kann kein Pferd bezahlen.

Adolphine.

Ach Gott, ich bemitleide Euch! In dieſem Alter zu Fuße auf der Straße, wo die heißen Sonnenſtrahlen auf Euren weißen Scheitel brennen, vielleicht von hartherzigen Menſchen zurückgeſtoßen, welche Ihr um Mitleid anfleht. — Ach, warum hab' ich Euch nicht auf dem Wege begegnet. — Und wo denkt Ihr hinzugehen?

Konrad.

Nach Kunigenberg, liebe Mamſell.

Adolphine.

Nach Kunigenberg?

Konrad.

Der Name fällt Euch auf, wie es ſcheint.

Adolphine.

Auch ich reiſe nach Kunigenberg, um mich dort zu vermählen. Was wollt Ihr denn dort, guter Mann?

Konrad.

Ach Gott, ich ſuche meinen Sohn.

Adolphine.

Euren Sohn?

Konrad.

Der Undankbare hat mich vergeſſen.

Adolphine.

Aber was macht denn Euer Sohn auf Kunigenberg?

Konrad.

Meine gute Mamſell, das weiß ich nicht. — Ja, ſehen Sie mich nur an. Der Vater weiß nicht, was ſein Sohn macht.

Adolphine.

Iſt er vielleicht in meines Theodors Dienſten?

Konrad

(ſich beſinnend.)

Theodor —?

Adolphine.

So heißt der junge Marquis von Kunigenberg, der mein Gatte wird.

Konrad.

Ja, ja, Mamſell, der junge Herr wird ihn wohl kennen.

Adolphine.

Das iſt gut. — Lieber alter Mann, erzählt mir Alles; der Himmel ſcheint mich doppelt beglücken zu wollen. Theodors Frau zu werden und einem Vater ſeinen verlornen Sohn wiedergeben zu können; o welche Freude! — Geſchwinde, entdeckt mir Eure Leiden ganz, und gebt mir Gelegenheit, Euch zu helfen.

Konrad.

O du liebes, liebes Kind! du wollteſt mir meinen Sohn wiedergeben? — Ja, vielleicht ſteht es in Ihrer Gewalt. — Hören Sie, — hören Sie Alles. Ich bin ein armer Bauer, und heiße Konrad Willimann. — Ich lebte in einer kleinen Hütte, weit, weit von hier, hatte weder Geld noch Gut, aber einen Sohn, den ich unausſprechlich liebte, und der meine einzige Hoffnung war. Ein kleines Gärtchen, das mein Thomi beſorgte, und ein Acker, den er pflügte, genügten zur Stillung unſrer wenigen Bedürfniſſe. — Aber leider änderte ſich das Alles nur zu bald. Der Pathe meines Sohnes, ein reicher Pachter in der Nachbarſchaft, glaubte dem Jungen etwas Gutes zu thun, indem er ihm dieſelbe Erziehung geben ließ, wie ſeinem eigenen Sohn. Das hat mir meinen Thomi verdorben. — Die Feldarbeit ſchmeckte ihm nicht mehr, er träumte immer von der Stadt, von Büchern, von — was weiß ich, und ſehnte ſich immer hinaus in die Welt. Ach! ſein Wunſch wurde nur zu bald erfüllt. Ein Fremder kam in unſer Dorf, mein Thomi gefiel ihm, er ſagte, es wäre Schade, daß ſo viele Talente hier verborgen bleiben ſollten, und both ihm an, er wolle ihn bey einem jungen reichen Herrn in Dienſt bringen. Thomi, angetrieben durch ſeinen eigenen Wunſch, durch Stolz — und vielleicht auch durch die Hoffnung, einſt ſeinem alten Vater ein beſſeres Los bereiten zu können, bath mich um die Erlaubniß, dem Fremden folgen zu dürfen. — Ich weinte — widerſtand — und gab endlich doch meine Einwilligung. Er reiſte ab — und ich — ach Gott! — verzeihen Sie, Mamſell, ich kann nicht weiter reden.

Adolphine.

Armer — armer Vater! — Faßt Euch! — Wie lange iſt es, daß Euer Sohn jetzt ſchon von Euch entfernt iſt?

Konrad.

Auf Himmelfahrt wird's zwey Jahre.

Adolphine.

Aber Ihr habt doch ſeit der Zeit von ihm Nachricht erhalten?

Konrad.

Ein einziges Mahl. Einige Wochen nach ſeiner Entfernung ſandte er mir ein Sümmchen Geld, die

Frucht ſeiner Sparſamkeit, und ließ mir ſagen, daß er nach Italien reiſe, um dort den jungen Marquis von Kunigenberg aufzuſuchen, in deſſen Dienſte er trete. — Ich tröſtete mich, ſo gut es gehen wollte; aber als dann Tage, Wochen, Monden vergingen, ohne daß ich etwas von meinem Thomi hörte, da ergriff mich die väterliche Liebe und Angſt auf's Neue, ſo, daß ich zu ſterben meinte. Ich ließ Erkundigungen einziehn, und hörte endlich, daß der junge Marquis von ſeiner Reiſe zurückgekehrt ſey. — Nun konnt' ich in meiner Hütte nicht mehr bleiben. Ich nahm meinen Wanderſtab in die Hand, und machte mich, ungeachtet meines Alters und meiner Schwäche, auf den Weg. — Bis hierher hat mich Gott und die Hoffnung, meinen Sohn wieder zu ſehen, nicht ſinken laſſen, und — ja, ja, ich werde mich ſchon noch bis Kunigenberg ſchleppen, — ich muß ja, — dort iſt ja mein Thomi, — dort — und wenn nicht? — ſo iſt er dort oben, wohin ich ihm bald folgen werde.

Adolphine.

Wir werden in Kunigenberg von ihm hören, Ihr werdet ſehen, guter, armer Vater. — Auch ſollt Ihr nicht zu Fuße Euern Weg fortſetzen, nein, — Eure Erzählung hat mein Innerſtes bewegt. In unſerm Wagen iſt ein leerer Platz, den ſollt Ihr einnehmen; auf dieſe Weiſe kommt Ihr mit uns zugleich nach Kunigen=

berg, und wenn Euer Sohn dort gegenwärtig iſt, ſo führ' ich ſelbſt, — ja, ich ſelbſt ihn in Eure Arme.

Konrad

(ſinkt zu ihren Füßen.)

Engel des Himmels!

Achtzehnte Scene.

Vorige. Bäsli (erſchien am Ende der vorigen Scene, er horchte, als er vernahm, daß Adolphine dem Alten einen Platz in ihrem Wagen anboth, jetzt ſturzt er vor, und wirft ſich zu ihren Füßen.)

Bäsli.

Großmüthige Mamſell! ſeyn Sie gnädig, geben Sie auch mir ein Plätzchen auf Ihrem Wagen, auf dem Bock, hinten, oben auf dem Wagen, unter dem Wagen, wo es immer ſeyn mag; ich will den guten, alten Konrad nicht verlaſſen, und unſer Einer hat auch mit dem Herrn Marquiß zu reden.

Adolphine.

Recht gern. (hebt Konrad auf.) So ſteht doch auf, guter Vater! — Ihr, — in meinem Alter — zu meinen Füßen! —

Konrad.

Warum nicht; da ich Euch das Glück meines Lebens danken ſoll?

Adolphine.

Es iſt keine Zeit zu verlieren. Wartet! (ſie nimmt ihr Souvenir hervor, und ſchreibt mit Bleiſtift auf ein Blatt Papier. — Zu Bäsli.) Nimm dieß, führe den alten Mann zu meiner Kammerfrau, und übergib ihr den Zettel.

Bäsli.

Gleich, Mamſell. (er gibt Konrad den Arm) Kommt, kommt, Vater Konrad. Die Wagen ſind ſchon alle eingeſpannt, ich hab's ſelbſt geſehen. Sehen wir zu, daß wir fortkommen, ohne daß uns Leonhard ſieht.

Konrad.

O, mein Thomi! dich werd' ich wiederſehen! Mamſell! ſehen Sie die Freudenthränen eines alten Mannes fließen; Gott wird's vergelten!

Bäsli.

So kommt nur, folgt mir; Gott danken könnt Ihr auf dem Wege, da haben wir Zeit. (zieht ihn mit ſich in die Thüre links ab.)

Neunzehnte Scene.

Adolphine, der Graf (aus der Mitte). Dann Leonhard mit Bedienten.

Graf.

Wo bleibſt du denn, Adolphine? Ich habe auf dich mit dem Eſſen gewartet. — Was machteſt du hier?

Adolphine.

Ich ſchrieb.

Graf.

An wen?

Adolphine.

Komm her, Väterchen. (ſie führt ihn zum Fenſter.) Siehſt du dort den Bauerburſchen, der einen armen, alten Mann führt? Der übergibt den Zettel, den ich ſchrieb, meiner Kammerfrau.

Graf.

Aha! ich begreife. Ein Paar neue Hüte werden der Kammerfrau noch ganz beſonders an's Herz gelegt, damit ſie auf der Reiſe nicht zerdrückt werden.

Adolphine.

Pfuy, Väterchen! was denken Sie von mir? Halten Sie mich für eine Kokette? — Nein, der Brief iſt einer guten Handlung wegen geſchrieben.

Leonhard (tritt ein.)

Es iſt aufgetragen, Euer gräflichen Gnaden. Will ſelbſt das Glück genießen, Sie zu bedienen.

Graf.

Wir kommen. (zu ſeiner Tochter.) Sage mir nur, um was es ſich handelt?

Adolphine.

O Vater! Vater! wie froh bin ich, daß wir in dieſer Herberge angehalten haben; ich fand hier einen armen, alten Mann, Namens Konrad.

Leonhard (tritt näher.)

Was hör' ich ?

Adolphine.

Er iſt ſo elend, ſo arm, ſo ermüdet; er will auch nach Kunigenberg, um ſeinen Sohn dort zu ſehen. Ich habe ihm einen Platz in einem unſerer Wagen zugeſagt. Sie ſind doch nicht böſe darüber, lieber Vater?

Leonhard (bey Seite.)

Alles iſt verloren!

Graf.

Böſe? (küßt ſie.) Küſſen muß ich dich, Mädchen, und Gott danken, daß er mir ſolch ein Kind gegeben hat.

Adolphine.

Sehen Sie, lieber Vater, dort ſitzen Sie ſchon im Wagen. (ſie öffnet die hohen Fenſter im Hintergrunde, durch welche man einen Theil des Wagens erblickt. Bäsli ſitzt hinten auf der Bagage.)

Bäsli (von Außen.)

Auf Wiederſehen, Herr Leonhard! Ich begleite den guten Konrad nach Kunigenberg.

Leonhard

(bey Seite, indem der Graf den Wagen betrachtet.)

Nur Ein Ausweg iſt mehr offen! — Schnell zu Pferde — den Poſtillon gewonnen — ein Seitenweg — ein Zufall — der Wagen ſtürzt um, bricht, und ſie kommen nicht nach Kunigenberg.

Adolphine

(ihrem Vater den Arm biethend.)

Jetzt bin ich froh, Väterchen, recht froh und vergnügt, und du ſollſt mich eſſen ſehen, daß du dich verwundern wirſt.

Graf.

Brav, Mädchen! — Herr Wirth, begleiten Sie uns.

(Leonhard geht voraus und öffnet die Thür im Hintergrunde, durch welche man eine ſervirte Tafel erblickt. Während der Graf und Adolphine an derſelben Platz nehmen, fährt der Wagen ab. Leonhard befiehlt den Aufwärtern, ſtatt ſeiner zu bedienen, und geht ſchnell in die Seitenthüre links ab. Der Vorhang fällt.)

Ende des erſten Acts.

Zweyter Act.

Die Bühne ſtellt einen prächtigen Garten vor. Statuen zieren die Alleen. Zur Linken ein Flügel des Schloſſes, welcher ebenfalls von ſehr zierlicher Bauart zeugen muß. Zur Rechten eine Laube mit einer Raſenbank und einem Tiſchchen, worauf ſich Schreibegeräthe befindet. Der Hintergrund iſt mit einem nicht ſehr hohen Gitter geſchloſſen. Außer dieſem Gitter erblickt man eine ſehr anmuthige Gegend: Hügel mit Reben bepflanzt, deren Einer die Mitte des Hintergrundes beherrſcht und practikabel iſt. Ganz in der Ferne erblickt man ein Dörfchen mit einer Kirche. Der Garten iſt zu einem Feſte geziert.)

Erſte Scene

Belſenbach (kommt aus dem Schloſſe mit einem großen Portefeuille, welches er auf das Tiſchchen in der Laube legt.)

Theodor iſt in den Garten gegangen; hier will ich ihn erwarten. Alles geht nach Wunſche. Ha! launenhaftes Glück! endlich gelingt es mir, dich an meine Ferſen zu ketten. (nach einem Augenblicke des Schweigens) Was es doch für Mühe braucht, den jungen Grübler zu ſeinem Glücke zu bewegen! Bis jetzt hat er ſich noch immer geweigert, irgend ein Inſtrument mit dem Namen Kunigenberg zu unterzeichnen. — Und dennoch iſt mir dieſe Unterſchrift unentbehrlich. — Er muß unterzeichnen, er muß! — Ah, da kommt er! (er verändert Mienen und Ton, als er Thomi erblickt, tritt ihm entgegen, faßt ihn bey der Hand und führt ihn vor.)

Zweyte Scene.

Belſenbach. Thomi.

Belſenbach.

Kommen Sie, lieber Theodor, und beſehen Sie, wie man den Garten zu Ihrem Vermählungsfeſte geſchmückt hat. — Alles athmet hier Freude.

Thomi.

Noch fehlt die Gegenwart derjenigen, die mir Alles verſchönern kann.

Belſenbach.

Adolphine wird bald erſcheinen. Vor ihrer Ankunft aber, mein lieber Neſſe, haben wir noch ein ſehr wichtiges Geſchäft miteinander abzuthun.

Thomi.

Worin beſteht es?

Belſenbach.

Heute hören Sie auf, mein Mündel zu ſeyn. Der junge Marquis von Kunigenberg wird heute großjährig und Herr ſeines Vermögens. Bis hierher verwaltete ich als ſein Onkel und Vormund ſeine Güter und ſein Vermögen; doch jetzt iſt es mir nothwendig, daß ein authentiſches Inſtrument, von ſeiner Hand unterzeichnet, dieſe meine Verwaltung billige, und ich auf dieſe Art enthoben werde, eine verwickelte und bekrittelte Vormundſchaftsrechnung abzulegen.

Thomi (verlegen.)

Sie haben Recht, Herr Junker. —

Belſenbach

(zieht ein Papier aus ſeiner Brieftaſche.)

Hier iſt das Document, wollen Sie es unterzeichnen?

Thomi.

Unterzeichnen?

Belſenbach.

Ja, mit dem Namen Kunigenberg.

Thomi.

Mit dem Namen Kunigenberg?

Belſenbach (bey Seite.)

Er zögert. (laut.) Jener, der dieſen Namen trug, liebte mich ſehr.

Thomi.

Ich zweifle nicht.

Belſenbach.

Oft hat er mich bedauert, daß das Glück mir ſeine Gaben verweigerte. »Lieber Onkel«, ſprach er oft zu mir: »meine Freude ſoll es ſeyn, die Ungerechtigkeit des Schickſals gut zu machen, und werd' ich einſt Herr meines Vermögens ſeyn, ſo ſollen Sie Alles, was ich habe, mit mir theilen.«

Thomi.

Glauben Sie, daß ich minder dankbar gegen Sie ſeyn werde?

Belſenbach

(ſich anſtellend, als ob er eine Thräne der Rührung aus ſeinen Augen wiſchte, und Thomi die Hand drückend.)

O nein, mein Freund, ich kenne Ihr vortreffliches Herz. (blättert in ſeinen Papieren.) Sehen Sie, der gute Theodor hat mir im edlen Eifer ſeiner Dankbarkeit den großmüthigen Willen ſogar ſchriftlich gegeben. (reicht ihm ein Papier.) Leſen Sie.

Thomi.

Ja — wahrhaftig. — Herr Junker, ich werde Alles halten, was Theodor verſprach; — ich danke Ihnen ja noch mehr, als er.

Belſenbach.

Ihr Glück, mein Lieber, ſoll mir der ſüßeſte Lohn ſeyn. (auf das Papier zeigend.) Sie ſehen wohl, es mangelt der Schrift noch —

Thomi

(ſich der Laube nähernd.)

Die Unterſchrift?

Belſenbach.

Ja.

Thomi.

Sie wiſſen, ich will und kann den Namen Kunigenberg nicht unterzeichnen.

Belſenbach

(mit Beziehung.)

Und doch wird es mein Freund heute noch thun müſſen, wenn er anders den Ehecontract unterzeichnen will.

Thomi.

Ach Gott! — Nun, wohlan, nachher; nachher will ich auch dieſe Schrift unterzeichnen.

Belſenbach.

Hat die Dankbarkeit weniger Gewalt über Ihr Herz, als die Liebe?

Thomi.

Ich verſtehe dieſen Vorwurf. — Wohlan! (er faßt ſchnell die Feder, unterſchreibt und gibt das Papier wieder an Belſenbach.) Ein Schritt führt zum andern.

Belſenbach.

Der letzte Schritt in Adolphinens Arme. (bey Seite, indem er die Brieftaſche wieder einſteckt.) Er iſt in meiner Gewalt.

Thomi.

Nun aber, Herr Junker, muß auch ich Ihnen den heftigſten Wunſch meines Herzens entdecken.

Belſenbach.

Der Herr dieſes Gutes hat zu befehlen.

Thomi.

Wenn die Ehe geſchloſſen iſt, kann ich dann meinen Vater ſehen?

Belſenbach.

Allerdings, mein Freund! Dieſes kindliche Gefühl ehrt Sie zu ſehr, als daß ich es zu unterdrücken ſuchen ſollte. Aber nur mit Klugheit und Vorſicht muß es geſchehen. Wir müſſen ein Mittel finden, den Vater Ihnen näher zu bringen, ohne daß Jemand Argwohn ſchöpft. Man könnte ihm ein kleines Dienſtchen im Schloſſe geben.

Thomi.

Ein Vater dienen im Hauſe ſeines Sohnes? — O, ich würde vor mir ſelbſt erröthen, ſo oft ich ihn ſähe. Nein, ſo tief will ich meinen Vater und mich ſelbſt nicht herabwürdigen.

Belſenbach.

Nun, es gibt ja noch andere Mittel. Jetzt laſſen

Sie uns für's Erſte an nichts denken, lieber Theodor, als Adolphinens Hand in die Ihrige zu legen.

Dritte Scene.

Vorige. Leonhard (ſehr ermüdet, mit Staub bedeckt, erſcheint im Hintergrunde, und iſt ſehr verlegen, da er den Junker nicht allein findet.

Leonhard
(dem Junker winkend.)

Herr Junker!

Belſenbach.

Was ſeh' ich! du hier, Leonhard?

Leonhard.

Seyn Sie verſichert, ich komme nicht bloß zum Spaße.

Thomi.

Was haſt du, Leonhard? Du ſcheinſt ſehr unruhig?

Leonhard.

Ah! — meine Geſchäfte, — der Teufel führt Alles zuſammen, was mir nicht gefällt. (leiſe zu Belſenbach.) Ich muß Sie auf der Stelle allein ſprechen.

Belſenbach
(gibt Leonhard ein Zeichen.)

Der Graf hat alſo deine Herberge ſchon verlaſſen?

Leonhard.

O freilich, ſchon vor einigen Stunden. Wenn mir recht iſt, ſo hab' ich die Wagen ſchon dort oben beym Lerchenwäldchen erblickt.

(Man hört Pöllerſchüſſe in der Entfernung.)

Leonhard.

Hören Sie? die Bauern ſchießen ſchon die Pöller ab, ſie haben ſchon das Weichbild von Kunigenberg betreten.

Thomi.

Ich eile Adolphinen entgegen. — Kommen Sie nicht mit, Herr Junker?

Belſenbach.

Ich habe noch einige Anſtalten zum Empfange zu machen; auch erwartet man mich nicht mit ſo großer Sehnſucht, als Sie, mein Theodor. Eilen Sie, Glücklicher, Ihrer ſchönen, jungen Frau entgegen.

Thomi (eilt ab.)

Vierte Scene.

Belſenbach. Leonhard.

Belſenbach.

Rede, Leonhard, was iſt's?

Leonhard.

Alles beym Teufel!

Belſenbach.

Wie?

Leonhard.

Der alte Konrad —

Belſenbach.

Konrad? Thomi's Vater —?

Leonhard.

Wer anders?

Belſenbach.

Nun?

Leonhard.

Iſt hier.

Belſenbach.

Du haſt ihn geſehen?

Leonhard.

In meiner Herberge.

Belſenbach.

Und ihn geſprochen?

Leonhard.

Ja, ja, ja.

Belſenbach.

Was will er?

Leonhard.

Seinen Sohn ſehen.

Belſenbach.

Himmel!

Leonhard.

Ja, der Himmel hilft jetzt nicht, müſſen uns ſelbſt helfen. Ich habe geglaubt, mich ſeines Schweigens zu verſichern, wenn ich ihm Furcht einjage; ſcheint aber, es hat nichts geholfen. Vermuthlich hat er ſein dummes Unglück Adolphinen geklagt, weil ihm das Fräulein ſogar einen Platz im Wagen gegeben hat.

Belſenbach.

Himmel und Erde! Er kommt alſo mit dem Grafen?

Leonhard.

Nein, er iſt mit der Kammerfrau eine Stunde früher abgefahren und würde ſchon hier ſeyn, wenn nicht ein alter Freund von mir, ein geſchickter Poſtillon, den Wagen auf einem Seitenwege, den ich ihm zu nehmen befahl, umgeworfen hätte. Das war das einzige Mittel, das mir in der Geſchwindigkeit einfiel, ſeine Ankunft zu hindern, bis ich mit Ihnen darüber geſprochen habe.

Belſenbach (unruhig nachdenkend.)

Was nun zu thun?

Leonhard.

Das frag' ich Sie.

Belſenbach.

Was konnte Konrad Adolphinen ſagen?

Leonhard.

Hm! nichts Bedeutendes, weil er ſelbſt nichts gewiß weiß; aber wenn er ſeinen Sohn hier erblickt —

Belſenbach.

Er wird ihn nicht erblicken. Wann kann der Alte hier eintreffen?

Leonhard.

Einige Stunden haben wir wohl vor. Der voraus verabredete Zufall iſt ihnen weit von dieſem Schloſſe begegnet, und wenn ſie den Weg zu Fuße machen —

Belſenbach.

Schon gut. — Du erwarteſt den Alten, führſt ihn heimlich zu mir, und durch Geld und Verſprechungen werden wir ihn wohl dazu bringen, daß er das Schloß auf der Stelle wieder verläßt.

Leonhard.

Glaube kaum, Herr Junker; denn eine lächerliche Empfindſamkeit hat die Oberhand erhalten.

Belſenbach.

Widerſteht er, ſo werd' ich ihn zum Schweigen zu zwingen wiſſen. — Das Nöthigſte iſt, zu verhindern, daß Thomi den Alten nicht ſehe, ſein Anblick würde einen tiefen Eindruck mehr auf das Herz des Jünglings machen, der ungeachtet meines Zuredens noch immer zwiſchen Natur und Liebe ſchwankt.

Leonhard.

Ueber derley redliche Dummköpfe haben Natur und Gefühl mehr Macht, als Rang und Reichthümer.

Belſenbach.

Iſt nur die Ehe einmal geſchloſſen, dann fürcht' ich nichts mehr. Höre mich, Leonhard; während ich hier den Grafen und ſeine Tochter empfangen werde, eilſt du ſogleich zum Notar, damit dieſer auf der Stelle den Ehecontract überbringe, den er ſchon früher entworfen hat. — Der Graf liebt das Zaudern nicht; man wird unterſchreiben und Alles iſt gewonnen.

Leonhard.

Nun, es ſoll gut ſeyn, wenn wir uns mit Ehre aus der Schlinge ziehen.

(Man hört näher ſchießen.)

Leonhard.

Aha! Sie kommen ſchon! Ich eile zum Notar.

(er geht ab.)

Belſenbach

(tritt den Ankommenden entgegen.)

Fünfte Scene.

Belſenbach. Der Graf. Adolphine. Thomi. Schützen. Bauern. Bäuerinnen. Kinder. Bediente des Grafen. Kammermädchen Adolphinens.

(Glänzender Eintritt. Die Schützen, in Bauerntracht, marſchiren zuerſt auf, und reihen ſich auf die Hügel außer dem Gitter, dann kommen Bauern und Bauernmädchen paarweiſe, ſie tragen Bogen von Tannenreiſig, womit ſie vom Gitter bis in den Vordergrund eine Art Bogengang bilden, durch welche die Herrſchaften gehen. Kinder folgen, Blumen ſtreuend. Nach dieſen Thomi und Adolphine, in traulichem Geſpräche, hinter ihnen der Graf. Den Schluß machen die Domeſtiquen des Grafen und Landleute. Alle reihen ſich.)

Alle.

Es lebe der Graf von Attliberg! Es lebe der Marquis, unſer guter Herr, und ſeine ſchöne junge Frau!

Graf.

Gut, meine Freunde, gut! (er drückt mehreren um ihn ſtehenden Bauern die Hände) Wir danken Euch. Euer Ruf kommt vom Herzen, und Eure Freude iſt weder bezahlt, noch erzwungen; das hab' ich gerne. Ich hoffe, mein lieber Schwiegerſohn wird Euch Eure Liebe vergelten. (zu Thomi.) Nicht wahr, Theodor, du wirſt mir die guten Leute mit Güte behandeln, ihre Noth lindern, wo du kannſt, ſie nicht drücken, und ihnen Vater ſeyn?

Thomi.

Gewiß, Herr Graf!

Graf.

Bedenke nur immer: das Kleid und der Rang machen den Menſchen nicht, und unter einem gemeinen Bauernkittel ſchlägt oft ein geſunderes, reineres Herz, als unter einem goldgeſtickten Kleide.

Thomk
(mit tiefem Gefühle.)
O ja! das will ich bedenken.

Alle.
Hoch! Hoch lebe der Graf von Attliberg!

Graf.
Schon gut, ſchon gut! — (reicht Belſenbach die Hand.) Willkommen, Junker! — Nun endlich iſt der ſchöne Tag gekommen, an dem unſere Familienzwiſtigkeiten durch eine glückliche Heirath zu Ende gebracht werden.

Belſenbach
(auf Adolphinen zeigend.)
Hier ſteht der Friedensengel. (er gibt den Landleuten ein Zeichen.)

Alle.
Es lebe die Frau Marquiſe!

Adolphine.
Frau Marquiſe? — Noch bin ich es nicht.

Graf.
Sollſt es noch heute werden. — Warum Euer Glück verzugern, Kinder? Junker, Sie haben mir verſprochen —

Belſenbach.
Der Notar wird mit dem Ehecontract gleich erſcheinen. (bey Seite.) Er kommt mir ſelbſt entgegen.

Graf.

Schön! (betrachtet Thomi und Adolphinen.) Nun, Ihr Beyde, warum ſteht Ihr denn ſo ſtumm?

Thomi.

Hab' ich Worte für das, was ich fühle?

Graf.

Und du, Adolphine? — Biſt ja ſonſt ein kleines Plappermaul. Auf der Reiſe hatte ſie ſolche Eile, tauſend Dinge wollte ſie ihrem Theodor ſagen, und jetzt —

Adolphine.

Das innere Glück äußert ſich ſelten in Worten, ein Blick, ein Druck der Hand ſagen mehr, als alle Worte, mein Vater.

Graf.

Allons! Theodor! ſchließ' ihr den Mund auf. (er deutet ihm lächelnd, ihr einen Kuß zu geben.)

Thomi.

Ich wag' es nicht.

Graf.

Blöder Menſch! Was iſt da zu wagen? Allons!

Thomi

(nähert ſich Adolphinen, ſie küſſen ſich ſeelenvoll.)

Graf (zu den Schützen.)

Gebt eine Salve, Kinder!

(Die Schützen geben eine Salve, die Bauern ſchreien ein Vivat.)

Belſenbach.

Was für eine glückliche Ehe wird das ſeyn! Der Himmel ſelbſt hat ſie für einander beſtimmt.

Graf.

Sie haben Recht, Junker. Der Himmel ließ Theodor'n zum Glück meiner Tochter von ſeiner ſchweren Krankheit in Italien geneſen. — Schon erhielten wir die falſche Nachricht von ſeinem Tode.

Thomi.

Die falſche Nachricht? —

(Ein ſtrafender Seitenblick Belſenbachs macht ihn ſchweigen.)

Belſenbach.

Herr Graf, die Landleute haben ein kleines Feſt veranſtaltet; wollten Sie ihnen erlauben, es darzubringen?

Graf.

Recht! Bringt Euer Feſt, Kinder! Singt, tanzt, thut was Ihr wollt. An dem heutigen glücklichen Tag wollen wir keine Minute unbenützt laſſen. Sagt nur, was ich dabey thun ſoll? Mittanzen kann ich nicht, das müßt Ihr mir erlaſſen, aber ſonſt —

Belſenbach.

Belieben Sie ſich nur dort auf jene Raſenbank zu ſetzen.

Graf.

Niederſetzen? ah, das kann ich ſchon thun.

Thomi (leiſe.)

Adolphine, nach dem Feſte wünſchte ich Sie allein zu ſprechen.

Adolphine.

Allein? — Recht gern. (bey Seite.) Geheimniſſe vor der Verlobung, das geht an, ſonſt haben ſie die Männer meiſtens nach derſelben.

(Alle ſetzen ſich. Die Kinder tanzen. Während dieſes Tanzes bilden die Bauern mit ihren Reiſigbogen Gruppen um und über die Kinder. Die Schlußgruppe ſchließt die Herrſchaften mit ein, ſo, daß alle Bogen über die Verlobten gehalten werden, und die Kinder ihnen Blumenſträußchen reichen.)

Adolphine.

Wir danken Euch, Ihr guten Leute! — Lieber Theodor, ich glaube, wir ſollten an unſerm Glücke noch ein Pärchen Antheil nehmen laſſen, und zwey Liebende, welche das ganze Dorf als die bravſten erkennt, ausſtatten.

Thomi.

Ihr Wille, verehrte Adolphine, iſt der Meinige.

Graf.

Nun, Kinder! Ich weiß wohl, Ihr ſeyd Alle brav, aber wen haltet Ihr für das bravſte Paar?

Der Richter des Dorfes (tritt vor.)

Euer gräflichen Gnaden, des Wagners Suſe und des armen Gemeindehüthers Thomi —

Thomi (heftig.)

Was?

Alle.

Ja, Suſe und Thomi.

Graf.

Nun, wo ſind ſie denn?

Suſe

(tritt mit einem Knix vor.)

Ich bin die Suſe, Euer Gnaden.

Adolphine.

Und wo iſt denn dein Thomi?

Suſe.

Der iſt zu Hauſe, bey ſeinem alten Vater, gnädige Frau. Er hätte das Feſt wohl auch gerne mitgemacht, aber der Vater iſt alt und ſchwach, und blind, und da hat er die Pflicht dem Vergnügen vorgezogen.

Graf.

Brav! Brav!

Thomi

(bedeckt ſich bey Seite das Geſicht mit beiden Händen.)

Oh!

Sechste Scene.

Vorige. Leonhard.

Leonhard.

Euer gräflichen Gnaden, der Notar wünſcht Sie zu ſprechen.

Graf.

Ah! er will mir den Contract zeigen. Ich komme. Junker, begleiten Sie mich, wir wollen die Puncte durchſehen. — Du, meine Tochter, bleibe indeſſen bey deinem Theodor, und ſieh zu, daß du ihm einmal ein Lächeln abgewinnſt; das Glück macht ihn nachdenkend und traurig, mach' ihn ein bischen unglücklich, vielleicht wird er dann luſtig.

Belſenbach

(leiſe zu Leonhard.)

Ich muß fort. Bleibe du hier, und ſuche zu verhindern, daß Theodor nichts verräth.

Graf

(zu den Bauern.)

Auf Wiederſehen, meine Freunde! Holt den braven Thomi, und begleitet uns dann Alle zur Kirche. (geht mit Belſenbach in's Schloß ab. Die Landleute entfernen ſich auf der andern Seite.)

Siebente Scene

Adolphine. Thomi. Leonhard.

Thomi (bey Seite.)

Ich kann dieſes Geheimniß nicht mehr tragen, zu ſchwer belaſtet es meine Seele.

Adolphine.

Nicht wahr, lieber Theodor, dich hat die kindliche Liebe des jungen Thomi auch bis zu Thränen gerührt?

Thomi.

O ja! Es iſt herrlich von dem Jungen, daß er ſeinen Vater nie verläßt und ihm Alles opfert. Gott wird ihn dafür belohnen.

Leonhard (bey Seite.)

Teufel, das Geſpräch kommt auf den gefährlichſten Punct!

Adolphine.

Nun ſind wir allein, Theodor! Du wollteſt mir ja ein Geheimniß vertrauen?

Thomi.

Adolphine! Göttliche Seele! — Ich verdiene deine Liebe nicht.

Adolphine.

Sey ein bischen weniger beſcheiden, mein Freund.

Thomi.

Ich bin deiner nicht würdig.

Adolphine.

Du biſt gut, redlich, treu und ohne Falſch; ſo biſt du mir ganz recht.

Thomi.

O, du kennſt mich noch nicht ganz.

Adolphine.

Liebende ſtudieren ſich nicht; ſie ahnden ſich, ſo zu ſagen; der erſte Blick gilt für Jahre der Erfahrung, und das erſte: »Ich liebe dich!« iſt beredter, als ſtundenlange Geſpräche. (drückt ihm die Hand.) Ich kenne meinen Theodor.

Leonhard (für ſich.)

Wie unterbrech' ich ſie?

Thomi.

Wenn ich aber nun nicht wäre, was ich ſcheine?

Adolphine.

Deſto beſſer! Du ſcheinſt betrübt, nachdenkend, in dich gekehrt; wenn du ſtatt dem fröhlich, lebhaft, ſpaßig wäreſt, ſo würd' ich mich deſſen freuen.

Thomi.

Du verſtehſt mich nicht, Adolphine! das Geheimniß, welches ich dir entdecken will, wird dich vielleicht von mir abwenden, mir deine Liebe entziehen.

Adolphine

(in ernſterem Tone.)

Theodor! — Bedenke, was du ſprichſt! — Liebſt du vielleicht eine Andere?

Thomi.

Dich, nur dich allein, unausſprechlich, ewig.

Adolphine.

So rede! Ich fürchte dann kein Geheimniß, und nie wird mein Herz ſich ändern.

Thomi

Du biſt mein, es mag kommen, was da wolle?

Adolphine.

Dein!

Thomi

Schwör' es mir!

Adolphine.

Bey dem Andenken an meine theure Mutter!

Thomi.

So höre! — Ich —

Leonhard
(tritt ſchnell vor.)

Der Herr Graf und der Junker kommen ſo eben aus dem Schloſſe.

Adolphine.

Nun, ſo magſt du mir ſpäter ſagen, was du auf dem Herzen haſt. Unruhig macht es mich nicht; denn da ich deiner Liebe ſicher bin, ſo bin ich auch ſicher meines Glückes.

Achte Scene.

Vorige. Der Graf und Belſenbach.

Graf.

Kinder! kommt zur Unterſchrift.

Thomi

(für ſich.)

So iſt denn der lang' erſehnte und zugleich gefürchtete Augenblick erſchienen!

Belſenbach

(leiſe.)

Theodor! Muth! Aller Augen ſind auf Sie gerichtet.

Graf.

Jetzt zur Unterſchrift, und von da gleich zum Altar.

Belſenbach.

Die Schloßkapelle hat bey dem letzten Brand gelitten; die Ceremonie muß alſo in der Dorfkirche geſchehen.

Graf.

Einerlei! Gott iſt überall Gott. Ich ſehe ihn überall und bethe ihn überall an. Nicht wahr, Theodor, das Band, in der kleinen Dorfkirche geknüpft, wird eben ſo feſt halten, als wär' es in dem großen Dom der Hauptſtadt um Eure Hände geſchlungen worden.

Ja, du ſollſt in der Dorfkirche zugleich mit dem jungen Bauernpaar verbunden werden.

Thomi (fröhlich.)

Ja, Vater, ja, in der Dorfkirche.

Graf.

Fort, fort, zur Unterſchrift!

(Alle in's Schloß ab, bis auf Leonhard.)

Neunte Scene.

Leonhard allein.

Wohl gut, daß das Ding ſo ſchnell geht; im Rauſche des Entzückens hat Adolphine auf den Alten ganz und gar vergeſſen, und wenn ſie ſich an ihn erinnert, iſt er ſchon wieder über alle Berge. Wird ſich ſchon ein Mährlein erfinden laſſen, das wir ihr erzählen. — Halloh! da iſt der Himmel jetzt voller Geigen, wer ihnen drauf die Wahrheit in die Ohren geigte, dem würden ſie den Fidelbogen hübſch um den Kopf ſchlagen. — Wenn's aber herauskommt — Leonhard! — wie ſteht's mit dir? — Gut! — recht gut! — Weiß gar nichts davon, kenne keinen Menſchen, bin ein guter Kerl, der gar nichts gemerkt hat, ſchwör' einen Eid drauf, wenn's ſeyn muß, und behalte das Geld im Sack. — Was haben wir denn auch Böſes gethan? Einer Mutter im Todtenbette den Schmerz über den

Tod ihres Sohnes erſpart, und zwey Liebende glücklich gemacht. — Verdient Dank und Lohn. — Die Gerichte ſind oft undankbar — Hm! wollen's abwarten. (blickt in die Scene.) Es war Zeit, daß ſie gingen; da kommt ſchon der Alte mit dem Bäsli, dem der Sturz den Fuß verrenkt hat. Geſchieht ihm recht, muß überall dabey ſeyn, der neugierige Burſch. (zieht ſich ein Bischen in den Hintergrund.)

Zehnte Scene.

Leonhard. Konrad. Bäsli.

Bäsli

(hinkend und Konrad unterſtützend.)

Nur Muth, Vater! nur Muth! Seht, ich marſchire auch noch, obſchon ich die Ehre gehabt, mir beym Umſturz des gräflichen Wagens den Fuß zu verrenken.

Konrad.

Armer Bäsli! ich bin Urſache an dieſem Unglück.

Bäsli.

Ah was! Wird ſchon wieder gut werden.

Konrad.

Jetzt ſind wir alſo in Kunigenberg? Wenn ich nur die gute Mamſell ſprechen könnte. — In's Schloß kann ich doch nicht hineingehen, das wird ſich für mich gemeinen Bauer nicht ſchicken. — Sey ſo gut, Bäsli, und ſuche Erkundigung einzuziehen, wo mein Thomi iſt. Wenn du ihn ſiehſt, ſo ſage ihm, ſein Vater iſt zu Fuß aus ſeinen Bergen hergekommen, um ihn zu ſehen, zu umarmen, und dann getroſt zu ſterben.

Bäsli.

Werd's ihm ſchon ſagen, wenn ich ihn anders finde, und ich find' ihn ſchon, wenn er anders da iſt. Wartet nur hier auf mich, ſetzt Euch indeſſen auf jene Raſenbank, ich komme bald wieder zurück. (läuft in's Schloß ab.)

Leonhard

(ſieht ihm nach.)

Was kann er entdecken? — Nichts! Aber warte, Burſch, du ſollſt mir die Unruhe bezahlen!

Eilfte Scene.

Konrad. Leonhard.

Konrad

(welcher ſich allein glaubt, blickt mit peinlichem Gefühle um ſich.)

Was für ein prächtiges Schloß! — was für ein ſchöner Garten! — Ach Gott, alle dieſe Herrlichkeit hat mir meinen Sohn entzogen; ich konnt' ihm ja nur eine ärmliche Hütte biethen.

Leonhard
(tritt vor, und affectirt Verwunderung.)

Was ſeh' ich? — Ihr hier, Konrad?

Konrad (bey Seite.)

Ach Gott, da iſt der böſe Mann wieder!

Leonhard.

Warum habt Ihr denn meine Herberge verlaſſen, ohne mir etwas zu ſagen? Ich hätt' Euch ja ſelbſt hergeführt nach Kunigenberg.

Konrad (zweifelnd.)

Sie ſelbſt?

Leonhard.

Um Euch dem Junker Belſenbach vorzuſtellen.

Konrad
(über den Namen ſinnend.)

Belſenbach? — Iſt das nicht der Oheim des jungen Marquis von Kunigenberg? — Derjenige, der meinen Sohn begehrte, um ihn bey ſeinem Neffen in Dienſt zu bringen?

Leonhard.

Derſelbe.

Konrad.

Wo iſt er? Ich bitte, führen Sie mich zu ihm.

Leonhard.

Da kommt er eben; (bey Seite.) um mich aus der Verlegenheit zu ziehen.

Zwölfte Scene.

Vorige. Belſenbach.

Belſenbach
(ſehr fröhlich.)
Der Ehecontract iſt unterzeichnet.

Konrad.
Sie ſind der gnädige Herr Junker Belſenbach? O laſſen Sie mich Ihre Kniee umfaſſen —

Belſenbach
(kalt, Erſtaunen affectirend.)
Was wollt Ihr von mir, guter Alter?

Konrad.
Meinen Sohn, er muß bey Ihnen ſeyn.

Belſenbach.
Euer Sohn? — Wer iſt Euer Sohn?

Konrad.
Thomi, gnädiger Herr!

Belſenbach
(als wenn er ſich an etwas erinnern wollte.)
Thomi? — Ah, Ihr ſeyd alſo der Vater des jungen, talentvollen Bauers?

Konrad.
Ja, ja. — Wo iſt mein Thomi?

Belſenbach.
Er iſt nicht hier.

Konrad

(durch den kalten, ruhigen Ton Belſenbachs erſchreckt.)

Wo iſt er denn?

Belſenbach.

Ich weiß nicht, wo er ſich gegenwärtig befindet.

Konrad.

O mein Gott! — (heftig zu Leonhard.) Herr Leonhard! Von Ihnen fordr' ich meinen Sohn, Ihnen hab' ich ihn anvertraut; Sie haben mir geſchworen, der Oheim des Marquis wolle ſein Glück machen. — Wo iſt er? Sie müſſen mir ihn wiedergeben.

Leonhard.

Ich? — A bah!

Belſenbach.

Beruhigt Euch, guter Mann! Leonhard hat wahr geſprochen; ich wollte Euerm Sohne einen guten Platz bey dem jungen Marquis geben, allein da er ſich in Theodor's Launen nicht zu finden wußte, ſo placirte ich ihn bey einem reichen Kaufmanne und — es wird ſchon faſt ein Jahr ſeyn, — daß ihn dieſer Kaufmann mit einem Schiffe nach America ſandte.

Konrad.

Herrgott! — Wenn alſo mein Sohn noch lebt, ſo lebt er in einem andern Welttheile, als ſein armer, alter Vater! Grauſame Menſchen! Habt Ihr ihn darum aus meinen Armen geriſſen, daß ich ihn niemals mehr ſehen ſoll?

Belſenbach.

Danken ſollt Ihr mir, unbeſonnener Alter, daß ich Euern Sohn glücklich gemacht habe.

Konrad.

Glücklich? — Kann er es ſeyn, entfernt von ſeinem Vater?

Belſenbach.

Ihr werdet ihn einſt wiederſehen, ein reicher, mächtiger Kaufmann.

Konrad.

O nein, ich werd' ihn nicht wiederſehen; er iſt todt, ja, todt, oder er hat mich vergeſſen. — Vergeſſen? — Nein, lieber will ich ihn todt glauben.

Belſenbach

(affectirt Mitleiden.)

So ſeyd nur ruhig. — Bedenkt, Meere trennen ihn von Euch, er kann Euch keine Nachricht von ſich geben. Aber bald ſollt Ihr welche erhalten, ich verſprech' es Euch. Bis dahin will ich Euch unterſtützen, als ob Ihr mein Vater wäret.

Konrad.

Ich will keinen Sohn, als meinen Thomi.

Belſenbach.

Schwer mit Gold beladen, ſollt Ihr nach Euerm Dorfe zurückkehren.

Konrad.

Ohne meinen Thomi?

Belſenbach.

Leonhard, führe den guten alten Mann indeſſen in das kleine Luſthäuschen am Ende des Parkes, dort laß ihm zu eſſen und zu trinken geben, bis ich einen Wagen für ihn beſtellt habe.

Leonhard.

Folgt mir, Konrad.

Konrad.

Bevor ich dieſes Schloß verlaſſe, möcht' ich wohl noch der guten Mamſell danken, die ſich ſo großmüthig meiner angenommen hat.

Belſenbach.

Das kann jetzt nicht ſeyn. Die junge Gräfin iſt von dem Adel der ganzen Nachbarſchaft umgeben, an der Seite ihres Bräutigams.

Konrad.

So erlaubt mir wenigſtens, Bäsli hier zu erwarten.

Leonhard.

Kann auch nicht ſeyn; die Geſellſchaft wird bald in den Garten herabkommen, und wenn ſie Euch hier treffen —

Konrad.

Ja freilich, der Anblick des Alters und der Armuth würde ihr Glück ſtören. — Herr! da iſt mir meine ärmliche Hütte lieber, als Euer Schloß. Kommt ein Armer und klopft an, ſo führ' ich ihn hinein, und weiſ' ihm ein Strohlager an. — Nun, nun, — ein Unterſchied muß ja ſeyn auf Erden. Ich gehe ſchon, ich gehe ſchon.

Dreyzehnte Scene.

Vorige. Bäsli (läuft herbey.)

Bäsli.

Da bin ich ſchon, Vater Konrad.

(Belſenbach und Leonhard ziehen ſich zurück.)

Konrad.

Weißt du was, Bäsli, bleibe du bey mir; du haſt keinen Vater und ich keinen Sohn.

Bäsli.

Keinen Sohn? Hat Euch denn der Junker keine Nachricht von ihm gegeben?

Konrad.

O ja. Er hat mir geſagt, daß Meere und Länder mich von ihm trennen.

Bäsli.

Er iſt nicht ſo weit, ich verſichere Euch.

Belſenbach (bey Seite.)

Verfluchter Burſch!

Leonhard (leiſe.)

Laſſen Sie ihn ausreden; wir wollen ſehen, was er weiß.

Bäsli.

Verlangt nur den jungen Herrn Marquis zu ſehen.

Konrad.

Den Herrn Marquis?

Bäsli.

Der wird Euch ſchon ſagen, wo Euer Sohn iſt.

Konrad.

Erkläre dich deutlicher.

Bäsli.

Ich hab' ihn ja eben geſehen.

Konrad
(laut ſchreyend.)

Meinen Sohn?

Bäsli.

Ja!

Konrad.

Wo?

Bäsli.

Im Schloſſe.

Konrad.

O mein Gott! (zu Belſenbach und Leonhard.) Zu ihm! zu ihm!

Bäsli.

Ah, Herr Leonhard! Euch hab' ich nicht geſehen.

Leonhard
(leiſe zu ihm.)

Elender Burſch! wenn du nicht ſchweigſt, ſo —

Bäsli (heftig.)

Was? *So!* Nichts ſo! Und der Bäsli wird *nicht* ſchweigen; thut, was Ihr wollt. Ich kündige Euch den Dienſt ohnedieß auf; Euer Haus ſieht mich nicht wieder!

Leonhard.

Dummkopf!

Bäsli.

Dummkopf? Weil man klar ſieht? — Schon recht! — (zu Konrad.) Er iſt's, es iſt Euer Thomi, glaubt mir. Er kommt ſo eben von dem Unterſchreiben des Ehecontractes.

Konrad.

Weſſen Ehecontract hat er unterſchrieben?

Bäsli.

Den Contract des jungen Marquis, Eures Sohnes.

Konrad.

Was fabelſt du denn? der junge Marquis mein Sohn?

Leonhard.

Ihr ſeht wohl, Konrad, daß der Burſch den Verſtand verloren hat.

Bäsli.

Ey ja wohl; nichts verloren. Gefunden, den Marquis gefunden, den Thomi.

Leonhard (zu Konrad.)

Kommt jetzt!

Konrad.

Nein, ich weiche keinen Schritt von hier, bis ich im Klaren bin. — Gnädiger Herr, wenn mein Sohn hier iſt, ſo führen Sie mich zu ihm, oder mein Geſchrey ſoll durch das ganze Schloß ertönen, ich will des Fräuleins, des Herrn Grafen Hülfe anrufen, ſie werden mich zu meinem Kinde laſſen.

Belſenbach.

Beſinnt Euch doch!

Konrad.

Wer iſt der junge Marquis, den ich nicht ſehen darf? Bäsli ſagt, der ſey mein Sohn, Wohlan, ich laſſe mich nicht länger zurückhalten, ich trete in's Schloß, mitten in die Geſellſchaft —

Belſenbach.

Zurück!

Konrad.

Nein! ich muß, ich muß!

Belſenbach.

Zurück, ſag' ich! Ihr ſollt Alles wiſſen. (zu Leonhard,) Hab' Acht, daß uns Niemand überraſche. (Er gibt Leonhard und Bäsli ein Zeichen, ſich zu entfernen. Erſterer geht ab, der Letztere bleibt im Hintergrunde.)

Vierzehnte Scene.

Belſenbach. Konrad. Bäbli.

Konrad (zitternd.)

Was werd' ich vernehmen?

Belſenbach

(nachdem er ſich überzeugt hat, daß ſie allein ſind.)

Hört mich, Konrad, hört mich gut, denn in Eure Hände leg' ich das Schickſal Eures Sohnes.

Konrad.

In meine Hände? — O Gott! — Ich höre, gnädiger Herr, ich höre.

Belſenbach.

Liebt Ihr Thomi?

Konrad.

Sind Sie Vater, gnädiger Herr?

Belſenbach.

Nein.

Konrad.

Dann ſey Ihnen dieſe Frage verziehen.

Belſenbach.

Ihr ſeyd Herr ſeines Schickſals, könnt ihn retten, oder vernichten.

Konrad.

Die Wahl iſt nicht zweifelhaft.

Belſenbach.

Die Marquiſe von Kunigenberg, meine Schweſter, hat ihren einzigen Sohn, ihre einzige Hoffnung verloren.

Konrad.

O, ich kann den Schmerz begreifen, ich bin ja ſelbſt in demſelben Falle.

Belſenbach.

Nun wohlan! — in Thomi hat ſie ihren Sohn wiedergefunden.

Konrad.

In meinem Thomi?

Belſenbach.

Wenn ſein Glück Euch theuer iſt, ſo nennt ihn nicht mehr ſo. — Mein Neffe iſt er jetzt, der Sohn meiner Schweſter.

Konrad.

Thomi wäre der Sohn einer Andern geworden? Es gäbe Jemanden auf Erden, der mir dieſen ſüßen, heiligen Namen ſtreitig machte? — Iſt das möglich, gnädiger Herr?

Belſenbach.

Unſere Geſetze erlauben die Annahme an Kindes Statt; allein bey dieſer Lage der Dinge handelt es ſich darum, daß dieſes nicht offenbar werde.

Konrad.

Ich verſtehe Sie nicht, Herr Junker.

Belſenbach.

Ich will mich deutlicher erklären. Indem Thomi aufhört, Euer Sohn zu ſeyn —

Konrad.

Das wird er niemals, niemals!

Belſenbach.

Hört mich zu Ende. Indem Thomi aufhört, Euer Sohn zu ſeyn, wird er der Sohn der Marquiſe. Unter dieſem Titel iſt er der einzige Erbe ihres Ranges und ihres Vermögens.

Konrad.

Gott im Himmel! Und wenn er das würde, ſo beginge er ja ein Verbrechen.

Belſenbach.

Welchen ſchwarzen Namen leiht Ihr der verſtändigen Nachgiebigkeit. Die Marquiſe konnte über ihr Vermögen ſchalten.

Konrad.

Aber mein Sohn durft' es durch eine Betrügerey nicht erkaufen.

Belſenbach.

Der gute Sohn that es, um Euch dadurch ein frohes Alter zu bereiten, und Ihr, Ihr wolltet ſein Glück durch eine übelverſtandene Zärtlichkeit zerſtören?

Konrad.

Gnädiger Herr, alle dieſe Worte verſteh' ich nicht; aber hier (auf ſeinen Buſen deutend.) ſteht deutlich geſchrieben, was Recht oder Unrecht iſt, und darnach halt' ich mich.

Belſenbach.

Bedenkt, daß Thomi die junge Gräfin von Attlisberg anbethet und auf dem Puncte ſteht, ihr Gemahl zu werden.

Konrad.

Unter welchem Namen? mit welchem Namen? mit welchem Rechte? — Durch Betrug, den er an einer redlichen Familie begeht? Nein, gnädiger Herr; ich will meinen Thomi dieſer Gefahr entreißen, ihm den Flor vom Auge ziehn, dem Herrn Grafen ſagen, wen er mit ſeiner Tochter verbinden will.

Belſenbach.

Und Euern Sohn in's Verderben ſtürzen?

Konrad.

Im Gegentheil; ich will ihn vom Abgrund des Verderbens zurückreißen, und ihn auf den Weg der Tugend führen.

Belſenbach.

Es iſt zu ſpät.

Konrad.

Es iſt immer Zeit, ein redlicher Mann zu werden, wenn man nur verirrt, — verleitet war.

Belſenbach.

Ein Schritt — ein Wort, und Euer Sohn wird als Betrieger den Gerichten übergeben, und von dieſen vielleicht zur Feſtungsſtrafe verurtheilt.

Konrad (ſtarr vor Entſetzen.)

Herr Gott!

Belſenbach.

Seit ſechs Monaten hat er unter dem Namen Marquis von Kunigenberg Alles unterzeichnet; wenn Ihr ihn als Euern Sohn erkennt, ſo wird er als ein Menſch, der fremden Namen, fremde Würden angenommen, als ein Verfälſcher öffentlich gebrandmarkt. — Bedenke das, Vater, du ſtürzeſt deinen Sohn in Elend und Schande.

Konrad.

Ich bedenke es, — o ja, ich bedenke es! (für ſich.) Gott, du wirſt mir Kraft geben, zu handeln, wie ich ſoll. — Hat mein Sohn bis hierher, durch falſche Freunde geleitet, unrecht gehandelt, ſo will ich ihn wenigſtens von der letzten ſchlechten Handlung zurückhalten. Ich bin entſchloſſen! — Doch Verſtellung iſt hier nothwendig, ſonſt dringt mein Wort nie mehr zu ſeinen Ohren. (zu Belſenbach.) Gnädiger Herr! ich erkenne Alles, was Sie mir hier ſagen. Mag mein Sohn im Glücke leben, ich kehre nach meinem Dörfchen zurück. Nur Eines mach' ich zur Bedingung: ſehen will ich ihn, ſehen muß ich ihn.

Belſenbach.

Werdet Ihr ſeinen Anblick auch ertragen können?

Konrad.

O ja, gewiß.

Belſenbach.

Wohlan, der Zug wird bald bald hier vorbey zur Kirche gehen; miſcht Euch unter die Bauern, und ſeht ihn mit liebeglühenden Augen an der Seite derjenigen, die er mehr liebt als ſein Leben, zur Kirche ziehen. Ihr werdet wiſſen, wie Ihr Euch betragen müßt, um ihn nicht von dem Gipfel ſeines Glückes in den bodenloſen Jammer zu ſtürzen.

Konrad.

O ja, ich weiß es!

Fünfzehnte Scene.

Vorige. Bäsli. Dann der Zug.

Bäsli.

Sie kommen! Sie kommen!

Konrad.

Bäsli, unterſtütze mich!

(Der Hochzeitzug. Zuerſt kommen mehrere Bauern, welche ſich reihen, um den Zug anzuſehen. Unter dieſe miſcht ſich Konrad. Dann kommt der Zug aus dem Schloſſe. Die Schützen, dann die Landleute, hierauf Kinder mit Blumen, dann Thomi, nachdenkend und den Kopf ſinken laſſend, mit Adolphinen, hinter ihnen der Graf. Dann Suſe mit Thomi, ihrem Bräutigam; ihnen folgt, von einem Kinde geführt, der blinde Vater des Letztern, Belſenbach und Leonhard reihen ſich hinter dieſe. Muſikanten ſpielen einen ſanften ländlichen Marſch. Wenn der Zug in der Mitte der Bühne iſt, knieen Thomi und Adolphine nieder, der Graf ſegnet ſie, die Muſik ſchweigt. Der Zug geht weiter, nun iſt Thomi im Angeſichte Konrads, welcher ſtarr vorblickt Er ſieht Thomi.)

Konrad

(ſchreyt.)

Mein Sohn! mein Thomi! Halt ein! (ſinkt bewußtlos nieder.)

Thomi

(reißt ſich von Adolphinen los, und ſtürzt ſich auf ſeinen Vater.)

Mein Vater!

(Allgemeines Erſtaunen. Tableau.)

Belſenbach (bey Seite.)

iſt verloren!

Leonhard.

Hm! — wer weiß!

Graf.

Theodors Vater?

Adolphine.

Gott!

Thomi.

Vater! Vater! Kehre zum Leben zurück! dein Sohn, dein Thomi ruft!

Konrad.

Wo bin ich?

Thomi.

In den Armen deines Sohnes.

Konrad.

Du? — Gott! — Thomi! — Darf ich's glauben? Hab' ich noch einen Sohn?

Thomi.

Meine Reue gebe dir die Antwort, Vater.

Konrad.

Nein, nein, — du biſt nicht Sohn; dieſer Name machte ja dein Unglück. — Ich bin ein ſchwacher, alter Greis, der nicht weiß, was er ſpricht, — wie käm' ich zu einem ſo vornehmen Sohn? — O nein, er iſt nicht mein Thomi.

Thomi (aufſtehend.)

Ja, ich bin's, bin Konrad's Sohn! bin der arme Bauer Thomi, und nicht der Marquis von Kunigenberg; ich berufe mich auf des Junkers Zeugniß. Er hat mich dazu bewogen, mein Dorf und meinen Vater zu verlaſſen. Er war es, der mich an's Bette der ſterbenden Marquiſe führte, und mich als ihren Sohn vorſtellte, der in Italien ſchon geſtorben war. Er war es — doch nein, nicht er, die Liebe zu Adolphinen allein war es, die mich dazu bewog, in ſeine Plane zu willigen und ein Verbrechen zu begehen, das ich verabſcheue!

Konrad.

Gnade! Gnade für meinen Sohn!

Adolphine.

Vater!

Graf.

Ich ſehe wohl, Theodor war nur der Verführte. (auf Velſenbach deutend.) Hier ſteht der Verbrecher.

Velſenbach.

Herr Graf! —

Graf.

Kein Wort, Elender! danken Sie Gott und dem Guten, das Sie ohne Ihren Willen geſtiftet haben, daß ich Sie ungeſtraft laufen laſſe. Entfernen Sie ſich auf immer aus den Augen einer Familie, die ſie betrogen haben.

Velſenbach (geht ab.)

Leonhard

(leiſe zu Velſenbach.)

Es iſt noch gut ausgegangen, wir können uns tröſten. (folgt ihm.)

Graf.

Theodor, ich habe in deinem Herzen geleſen. Dir dank' ich mein Leben, du bleibſt bey mir, und biſt von nun an wirklich, was du ſcheinen wollteſt: der

Marquis von Kunigenberg. Ich adoptire dich, und Adolphine iſt dein! — Konrad, Ihr bleibt bey uns. — Wohl demjenigen, der die Stimme der Natur nicht überhört!

(Allgemeine Gruppe.)

Der Verhang fällt.

Der Weibertauſch.

Luſtſpiel in einem Acte.

Nach dem Franzöſiſchen der Herren
Dartois und Achille.

Perſonen.

Der Gutsherr.
Etienne,) Bauern.
Robert,)
Tiennette, Etienne's Weib.
Catharine, Roberts Weib.
Fanchette, Etienne's und Tiennettens Pathe.
Paul, ein Gärtnerburſch.
Landleute.

Die Scene iſt auf einem Dorfe.

Die Bühne ſtellt einen Platz im Dorfe vor. Links Robert's, rechts Etienne's Haus. An der Seite des Letzteren eine Art Laube, welche durch eine Treillage gebildet wird. Im Hintergrunde ein altes Schloß.

Erſte Scene.

(Bey Eröffnung der Gardine bereitet Fanchette auf einem Tiſche unter der Laube ein Frühſtück.)

Fanchette (allein.)

Nun iſt Alles bereitet, der Nachbar Robert kann kommen, wann er will, mein Pathe Etienne kann ihn empfangen. — Robert und Etienne ſind die beſten Freunde und die gutmüthigſten Männer im ganzen Dorfe, darum hat ſie auch unſer gnädiger Herr an Einem Tage und mit den beyden hübſcheſten Mädchen im Dorfe verheirathet. Der gnädige Herr kennt überhaupt kein größeres Vergnügen, als Heirathen zu ſtiften. — Ach, Catharine und Tiennette ſind ſo glücklich; ihre Männer müſſen thun, was ſie wollen. — Ich möchte wohl auch heirathen, ich bin doch ſchon groß genug dazu. Ich zähle ſechszehn Jahre, und weiß die Hauswirthſchaft gut zu führen. Unſer Herrgott ſetzte den Eheſtand für alle Menſchen ein, und ich — ich hab' ihm noch nicht gehorſam ſeyn können. — Freylich gibt's manchmal auch ein kleines Zänkchen, aber das thut nichts; wenn man ſich am Tage auch noch ſo ſehr ſtreitet, ſo verſöhnt man ſich am Abend immer wieder.

Zweyte Scene.

Fanchette. Robert (aus ſeinem Hauſe links tretend.

Robert
(ſpricht in's Haus.)

Wirſt du ſchweigen? — Ich duld' es nicht! Kein Wort mehr!

Fanchette (bey Seite.)

Der Nachbar Robert zürnt ſchon wieder auf ſeine Frau.

Robert.

So fängt's am Morgen an, und dauert bis zum Abend. (auf Etienne's Haus zeigend.) Ach Gott! Nachbar Etienne iſt viel beſſer dran.

Dritte Scene.

Vorige. **Etienne** (aus ſeinem Hauſe rechts tretend.)

Etienne

(in die Thüre ſprechend.)

Still! Still! Iſt denn keine Ruhe mehr in meinem Hauſe? Ich werde dich Gehorſam lehren.

Fanchette (bey Seite.)

Schön! da gibt's auch ein kleines Gewitter.

Etienne.

Ich bin ein unglückſeliger Menſch! (auf Roberts Haus deutend.) Lieber Gott, wie glücklich iſt dagegen mein Nachbar Robert.

Robert

(in's Haus ſchreyend.)

Ich werde dir dein Köpfchen gewiß noch brechen!

Etienne (eben ſo.)

Ich war bisher ein Lamm, aber warte nur, ich will ein Tieger werden!

Fanchette (bey Seite.)

Sie ſind Beyde ſehr erzürnt; was muß es denn wieder gegeben haben? (in Roberts Haus ab.)

Vierte Scene.

Etienne. Robert.

Etienne.

Guten Morgen, Robert!

Robert.

Auch ſo viel.

Etienne.

Komm' her, und ſetz' dich zu mir, laß und frühſtücken. (Sie ſetzen ſich.) Vielleicht vergeht mir der Aerger.

Robert
(ſchenkt ſich ein.)

Der Wein verſcheucht ja den Verdruß.

Etienne.

Ach, mein lieber Robert, du biſt doch recht glücklich! Du haſt ein Weib — wie ein Lamm.

Robert.

Ich? — Wirſt du gleich ſtille ſeyn? — Ein ſchönes Lamm das, welches mir vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht die Ohren voll blökt. — Laß uns davon ſchweigen, ſonſt wird meine Galle noch einmal rege. (trinkt.)

Etienne.

Wie? du wärſt alſo unglücklich?

Robert.

Ob ich's bin? Ich bin's noch um deſto mehr, je öfter ich ſehe, wie glücklich du mit deinem Weibe biſt, wie ſanft, wie liebenswürdig, wie zuvorkommend ſie iſt.

Etienne.

Nein, da könnt' Einem der Schlag auf der Stelle treffen! — Sie ſanft? — Iſt der Satan ſanft? — Ich ſage dir, ich kenne gar nicht mehr, was Ruhe iſt.

Robert.

Was ſagſt du mir da?

Etienne.

Leider die Wahrheit. Ich kann mit ihr nie draus kommen.

Robert.

Da wird die Schuld wohl an dir liegen. Ich ſehe ſie alle Tage und ſie macht nie ein böſes Geſicht. Wenn ich ſie höflich grüße, ſo dankt ſie mir noch einmal ſo höflich, wenn ich mit ihr rede, ſo iſt es nicht anders, als ob lauter Honig von ihrem Munde flöſſe. Die Meinige hingegen ſchreyt und keift in Einem fort, und ich darf ihr nur etwas befehlen, um gewiß zu ſeyn, daß ſie das Gegentheil thut.

Etienne.

Das kommt daher, weil du dich nicht gegen ſie zu benehmen weißt. Gegen mich iſt ſie ſo freundlich, als möglich. Sie kann keinem Menſchen etwas verweigern, das hab' ich ſchon oft bemerkt, wenn ich ſie um Dieſes oder Jenes anſprach, und kurz, du ſiehſt dein Glück gar nicht ein. Mein Weib iſt viel böſer!

Robert.

Nein, die Meinige iſt böſer!

Fünfte Scene.

Vorige. Fanchette (iſt früher aus Roberts Haus getreten, und hat die letzten Worte mit angehör..)

Fanchette (bey Seite.)

Sie ſtreiten darüber, weſſen Weib böſer iſt? Ein edler Wettſtreit zwiſchen zwey Ehemännern; da muß ich ein bischen horchen.

Etienne.

Mein Weib gleicht einem Drachen mit hundert Köpfen. Wenn ich glaube, es ſey mir gelungen, einen Kopf zu brechen, ſo ſchaut ſchon wieder ein neuer hervor.

Robert.

Ach, ſchweige, du weißt dein Glück gar nicht zu ſchätzen. Meine Catharine hat eine Stimme — nun, ich habe viele Stimmen gehört, aber eine ſolche noch nicht.

Etienne.

Ach Gott! Wär' ich nur Catharinens Mann.

Robert
(den Gedanken auffaſſend.)

Du Catharinens Mann?

Etienne.

Ja, ich. Wir wollten leben, wie ein Paar Turteltäubchen.

Robert
(hebt lächelnd das volle Glas.)

Auf deine Geſundheit, Nachbar! Stoß an! (ſie trinken.) Du findeſt alſo an meiner Ehehälfte Behagen?

Etienne.

Allerdings.

Robert.

Nun ſieh, da iſt uns ja Beyden auf einmal geholfen; was mir mißfällt, gefällt dir, was mir Kummer macht, macht dir Freude — Nachbar, wie wär's, wenn wir unſere Weiber vertauſchten?

Etienne.

Tauſchen? — Unſere Weiber tauſchen? Bruder, iſt das dein Ernſt?

Robert.

Mein vollkommener Ernſt?

Etienne.

Du biſt ein Goldmenſch!

Fanchette (bey Seite.)

Geht denn das Weibertauſchen an?

Robert.

Du willigſt alſo ein?

Etienne.

Mit Freuden!

Fänchette (bey Seite.)

Das muß ich gleich der Frau Pathe erzählen. (geht in's Haus rechts ab.)

Etienne

(Roberten die Hand hinhaltend.

Alſo eingeſchlagen, es gilt!

Robert.

Keiner tritt mehr zurück?

Etienne.

Keiner. (er will einſchlagen, zieht aber die Hand wieder zurück.) Aber halt! Du haſt mir geſagt, dein Weib ſey viel ſchlechter, als das meine, drum wär's billig, du gäbeſt mir deine Mühle noch auf.

Robert.

Aufgeben? Nein, Nachbar, da wird nichts draus. Es iſt wahr, mein Weib iſt ziemlich ſchlecht, aber im Grunde betrachtet, iſt ſie doch ziemlich brav; — verſteh' mich recht; mir ſteht ſie freilich nicht an, aber für dich iſt ſie wie geſchaffen.

Etienne.

Das iſt auch bey meiner Tiennette der Fall. Manchmal iſt ſie ſehr böſe, aber es gibt wieder Stunden, da iſt ſie ſehr gut, und du kannſt vielleicht mit ihr ein Leben führen, wie im Himmel.

Fanchette

(die wieder heraus getreten iſt, und gehorcht hat, für ſich.)

Auch Catharinen melde ich dieſe Neuigkeit. (geht in's Haus links ab.)

Etienne.

Mein Weib iſt ein bischen größer.

Robert.

Das meine ein bischen runder.

Etienne.

Einen Blick hat die Meinige —

Robert.

Freund, einen Zahn hat die Meinige —

Etienne.

Nun, entſchließe dich.

Robert.

Wie geſagt, gleichauf, Weib gegen Weib, ſonſt thu' ich's nicht.

Etienne.

Nun, wohlan, es bleibt dabey! der Tauſch gilt!

Beyde

(ſchlagen ein.)

Er gilt! (ſie trinken.) Auf das Wohl unſerer neuen Weiber!

Etienne.

Aber, Robert, was wird der gnädige Herr dazu ſagen? Er, der uns ſelbſt zuſammengebracht und ausgeſtattet hat?

Robeet.

Wir müſſen uns auf jeden Fall eher an ihn wenden, ehe wir unſern Ehehälften etwas davon ſagen. — Sieh einmal, da kommt er eben.

Sechste Scene.

Vorige. Der Gutsherr

Gutsherr.

Ah, meine Freunde, ſeyd Ihr da beyſammen in guter Eintracht? das freut mich.

Etienne.

Ja, gnädiger Herr, wir ſprachen ſo eben von unſern Weibern.

Gutsherr.

Natürlich; wovon das Herz voll iſt, geht der Mund über.

Etienne

(bey Seite, ſeufzend zu Robert.)

Voll? — Ja freilich!

Robert (eben ſo zu Etienne.)

Uebervoll!

Gutsherr.

Ihr ſeyd recht glücklich! Ihr beſitzet die beyden ſchönſten Weiber im ganzen Dorfe.

Robert.

Ja, Euer Gnaden haben Recht, Etienne's Weib iſt gar ein liebes Weſen.

Etienne.

Man kann nicht hübſcher ſeyn, als Roberts Weib iſt.

Gutsherr

(für ſich.)

Die guten Leute! wie ſie einander lieben, was für glückliche Ehen das ſind! Mit Stolz kann ich ausrufen: Das iſt mein Werk!

Etienne.

Sie, gnädiger Herr, haben Tiennetten für mich ausgeſucht —

Robert.

Ihnen, gnädiger Herr, hab' ich's zu danken, daß ich Catharinens Mann bin —

Gutsherr.

Ich verlange keinen Dank, laßt das nur; ich bin durch den Anblick Eures Glückes belohnt.

Robert.

Glück? — das wäre ſchon recht, aber —

Etienne.

Wir — ich —

Gutsherr.

Seyd nur nicht ſo verlegen; ſprecht!

Robert.

Gnädiger Herr — ich — halten zu Gnaden, aber — ich möchte gern — mein Weib vertauſchen.

Gutsherr.

Dein Weib vertauſchen?!

Etienne.

Ja, gegen das meinige.

Gutsherr.

Wie, und du auch? — Wollt Ihr ſcherzen?

Robert.

Nein, halten zu Gnaden, es iſt der ernſthafteſte Ernſt. Müßt' ich länger mit meiner Catharine leben, ich verſichere, man würde mich bald dort hinaustragen, von wo noch keiner wieder zurückgekommen iſt.

Gutsherr (bey Seite.)

Beym Himmel, das iſt neu! (laut.) Aber glaubſt du denn, Etienne —

Robert

(leiſe.)

Reden Sie ihm nicht zu, gnädiger Herr, und verderben Sie mir den Handel nicht; ſein Weib iſt bey Weitem mehr werth, als das meinige, ich gewinne offenbar dabey.

Gutsherr.

Aber Robert —

Etienne
(leiſe.)

Sagen Sie nichts, gnädiger Herr; auf meiner Seite iſt der Gewinn.

Gutsherr (bey Seite.)

Sie haben den Verſtand verloren! (laut.) Ihr wolltet alſo wirklich —?

Robert.

Wir ſind ganz entſchloſſen. Wir haben einander ſchon die Hand darauf gegeben.

Gutsherr (für ſich.)

Ihre Einfalt iſt wirklich einzig; ich will mich ein wenig mit ihnen beluſtigen. (laut.) Wenn Ihr denn ſchon mit einander übereingekommen ſeyd und durchaus nicht mehr zurücktreten wollt, ſo bin ich's zufrieden.

Robert.

Ja? Und Euer Gnaden nehmen auch die Scheidung über ſich?

Gutsherr.

Ja, ja, warum denn nicht.

Etienne.

Ach, gnädiger Herr, wie ſind Sie ſo gütig!

Robert.

Tauſend Dank!

Gutsherr.

Verſteht ſich, unter der Bedingung, daß Eure Weiber ſich nicht widerſetzen.

Robert.

Ja, das wird wohl ein wenig ſchwer gehn; denn ſehen Sie — meine Catharine hat wohl viele Unarten, aber lieben thut ſie mich doch.

Etienne.

Das kann ich auch von meiner Tiennette ſagen.

Robert.

Sie wird ſich nicht von mir trennen wollen.

Gutsherr.

Das fürcht' ich auch.

Etienne.

Wenn ich's ihr ſagen werde, wird ſie einen honnetten Lärm ſchlagen.

Robert.

Sie liebt mich ſo ſehr, daß ſie mir die Augen wird auskratzen wollen, wenn ſie es hört.

Gutsherr (bey Seite.)

Tiennette und Catharine ſind vernünftig, ſie werden's wohl gleich merken, daß der närriſche Plan ihrer Männer nicht in Ausführung gehen kann. Aber wenn die Weiber ein Unrecht gegen ihre Männer begangen haben, ſo gibt mir das Gelegenheit, ſie zu beſtrafen, und auch den Täuſchlern eine kleine Lehre zu geben.

Siebente Scene.

Vorige. **Tiennette** und **Catharine** (kommen jede aus ihrem Hauſe, und geben ſich Zeichen des Einverſtändniſſes.)

Tiennette.
Ihre Dienerinn, gnädiger Herr!

Catharine.
Schön willkommen, gnädiger Herr!

Tiennette (freundlich.)
Guten Morgen, Robert! (übellaunig zu ihrem Manne.) Biſt du auch da, Schreymaul?

Catharine (freundlich.)
Guten Morgen, Etienne! (übellaunig zu Robert.) Könnteſt auch ſchon auf dem Felde ſeyn, und den Schnittern nachſehen.

Robert
(mit Tiennetten freundliche Blicke wechſelnd.)
Tiennette iſt gar ein liebes Weib!

Etienne
(eben ſo mit Catharinen.)
Wie ſchön Catharine gewachſen iſt!

Gutsherr.
Tiennette! Catharine! hört mich einmal an.

Etienne (bey Seite.)
Die werden ſpringen vor Galle!

Gutsherr.

Als ich Euch an Etienne und Robert verheirathete, glaubt' ich Euch Alle glücklich zu machen. —

Etienne (bey Seite.)

Er bringt's ihnen nach und nach bey, da hat er ſehr Recht.

Gutsherr.

Eure Männer aber ſagen, ich hätte mich geirrt.

Tiennette.

Sie lügen. Ich, gnädiger Herr, bin ganz glücklich.

Catharine.

Und ich auch.

Gutsherr.

Sie beklagen ſich —

Catharine.

Sie haben Unrecht; ich kann mich nicht beklagen.

Tiennette.

Ich auch nicht.

Etienne.

Das glaub' ich gerne, wir ſind auch die bravſten Männer auf zehn Meilen in der Runde.

Robert (zu Etienne.)

Siehſt du? ſie wollen nicht dran.

Gutsherr.

Sie haben beſchloſſen, Euch zu vertauſchen.

Tiennette und Catharine.

Uns zu vertauſchen?!

Robert (bey Seite.)

Jetzt wird's losgehen!

Catharina.

Und Sie geben Ihre Einwilligung, gnädiger Herr?

Gutsherr (lächelnd.)

Ja, wenn Ihr auch damit einverſtanden ſeyd.

Tiennette

(küßt ihm freudig die Hand.)

Ach, gnädiger Herr, wie ſehr dank' ich Ihnen!

Catharine.

Welch ein Glück für uns!

Gutsherr

(erſtaunt.)

Wie? — Auch Ihr?!

Catharine.

Ja freilich! Wir haben ſchon lange gleichen Wunſch gehegt, aber wir wagten es nur nicht, Euer Gnaden darum anzuſprechen.

Etienne

(bey Seite.)

Das hätt' ich doch nicht geglaubt, daß ſie mich ſo leicht aufgibt.

Robert (eben ſo.)

Das iſt das erſtemahl, daß mein Wille auch zugleich der Ihrige iſt. (zu Etienne, auf Catharinen zeigend.) Sieh dorthin, Etienne, das iſt nun dein Weib.

Etienne

(zu Robert, auf Tiennetten zeigend.)

Dort ſteht deine zärtliche Hälfte.

(Etienne tritt zu Catharinen und Robert zu Tiennetten.)

Gutsherr (bey Seite.)

Die ſchnelle Einwilligung der Weiber ſcheint mir etwas gezwungen, dem muß ich auf die Spur kommen. (zu den Männern.) Vor Allem muß der Scheidungsact ausgefertigt werden. Etienne, Robert, geht ſogleich zum Verwalter auf's Schloß, und erwartet mich dort.

Etienne.

Ich laufe! (zu Tiennetten.) Nimm dir's nicht zu Herzen, Kind.

Tiennette.

Ganz und gar nicht. Wir werden recht gute Freunde ſeyn, denn wir ſind ja nicht mehr Weib und Mann.

Robert.

(im Abgehen zu Catharinen.)

Leb' wohl, meine Vormalige!

Catharine.

Adieu, mein Geweſener!

(Beyde Männer gehen ab.)

Achte Scene.

Der Gutsherr. Tiennette. Catharine.

Tiennette

(leiſe zu Catharinen, während der Gutsherr in den Hintergrund tritt, um zu ſehen, ob die Männer ſchon fort ſind.)

Der gnädige Herr will uns ausforſchen, nimm dich in Acht.

Catharine.

Sorge nicht.

Gutsherr

(vortretend, für ſich.)

Jetzt will ich die Weiber ausholen. (laut.) Aufrichtig, liebe Kinder, ſeyd Ihr wirklich mit dem Tauſch zufrieden?

Tiennette.

O ja, gnädiger Herr! Sehr!

Catharine.

Es iſt mein ſehnlichſter Wunſch.

Gutsherr (zu Tiennetten.)

Bedenke, Tiennette, dein Mann iſt gut, klug, beſcheiden —

Tiennette.

Hm! — er iſt nicht ſchlecht; — aber es gibt noch viel Beſſere.

Gutsherr (für ſich.)

Dieſe Sprache hofft' ich auf dem Lande nicht zu hören. (zu Catharinen.) Catharine, beſinne dich: Robert iſt hübſch, er liebt dich ſo innig —

Catharine.

Ja, ja, er iſt nicht ganz zu verachten; aber gnädiger Herr, das ewige Einerley ekelt an, und — wie die Nachbarinn ganz wahr geſagt hat, es gibt noch viel Beſſere.

Gutsherr.

Alſo zum letztenmahle: Ihr findet den Tauſch, den Eure Männer beſchloſſen haben, nach Euerm Wunſche?

Tiennette.

Allerdings! ganz aus unſerer Seele genommen.

Catharine

Euer Gnaden ſehen ja wohl ein, daß man eine ſolche Gelegenheit nicht wird entwiſchen laſſen?

Neunte Scene.

Vorige. Fanchette (tritt aus Roberts Haus und lauſcht.)

Tiennette.

Die Ehe iſt ſo was Gutes, und man kann des Guten nie zu viel thun. — Aber, verzeihen Sie, gnädiger Herr, da wird's wohl auch ein Hochzeitfeſt geben, und dazu muß man ſich doch ein bischen putzen; meinſt du nicht auch, Catharine?

Catharine.

Ja freilich! Euer Gnaden geben uns doch auch die Ehre, und kommen?

Tiennette
(küßt ihm die Hand.)

Noch einmal tauſend Dank, gnädiger Herr, daß Sie uns aus der Hölle befreyt haben, und uns neuerdings einen Himmel aufſchließen.

Catharine.

Der gnädige Herr freut ſich gewiß unſers Glückes und kann mit Stolz ausrufen: das iſt mein Werk! (Sie verbeugen ſich Beyde, und gehen zu verſchiedenen Seiten ab.)

Gutsherr (für ſich.)

Es iſt gerade, als ob mich die Wetterhexen zum Beſten haben wollten!

Zehnte Scene.

Der Gutsherr. Fanchette.

Fanchette
(für ſich.)

Da iſt ja, ſo viel mir ſcheint, ſchon wieder eine Hochzeit im Werke?

Gutsherr (für ſich.)

Bravo! Bravo! die Ehen, die ich ſtifte, ſind doch ganz glücklich.

Fanchette (bey Seite.)

Wie wär's, wenn ich ihn bäthe, auch für mich bedacht zu ſeyn?

Gutsherr (für ſich.)

Zum Henker auch, ſo will ich mich künftig gar nicht mehr drein miſchen, ſie ſollen ſich ſelbſt zuſammenfinden.

Fanchette.

Ja, jetzt iſt der beſte Augenblick dazu. (ſie tritt langſam näher und huſtet, um ſich bemerkbar zu machen.)

Gutsherr.

Wer iſt da? — Ah, du biſt es, Fanchette?

Fanchette.

Ja, ich bin's, gnädiger Herr, und zwar mit ſchwerem Herzen. Es war da wieder von einer Hochzeit die Rede, und wenn ich das Wort nur höre, ſo läuft mir's durch alle Glieder.

Gutsherr.

So?

Fanchette.

Sie wollen gewiß wieder ein Paar glücklich machen.

Gutsherr. (ironiſch.)

Ja, ſo glücklich, wie die Andern.

Fanchette.

Euer Gnaden — ſehen Sie — ich bin auch ein Mädchen, das doch einmahl unter die Haube kommen muß, und das keinen Menſchen hat, der ſich ſeiner annimmt. — Gnädiger Herr, ſorgen Sie für mich.

Gutsherr.

Du kommſt gerade recht mit deiner Bitte.

Fanchette.

Ja? deſto beſſer, gnädiger Herr! Geben Sie mir einen Mann, ich bitte recht ſchön!

Gutsherr.

Es iſt mir leid, mein liebes Kind, aber ich habe mir ſelbſt verſprochen, keine Ehen mehr zu ſtiften.

Fanchette.

Das iſt recht Schade, gnädiger Herr! Sie können's doch ſo gut.

Gutsherr.

Iſt das etwa ein Beweis davon, daß Etienne und Robert ihre Weiber gegen einander austauſchen wollen.

Fanchette.

Ja, das iſt nicht ſchön.

Gutsherr.

Und daß die beyden Weiber auch damit einverſtanden ſind?

Fanchette.

Ah! das iſt ſpaßig! Ich wußte wohl, daß die beyden Männer den Tauſch beſchloſſen haben, aber daß ihre Weiber einwilligen, das wußt' ich nicht.

Gutsherr (aufmerkſam.)

Wie verſtehſt du das? Erkläre dich deutlicher.

Fanchette.

Ja, ſehen Sie, gnädiger Herr, ich behorchte dieſen Morgen das abſcheuliche Complott der Männer, und hab's den Frauen ſogleich entdeckt.

Gutsherr.

So? — Alſo wußten ſie es früher, als ich? (für ſich.) Nun begreif' ich!

Fanchette.

Ach, mein Gott, gnädiger Herr! hab' ich das nicht gut gemacht? Es geſchah wirklich nicht mit Vorbedacht.

Gutsherr.

Sey nur ruhig, mein Kind und höre mich an: Wenn Robert und Etienne ſich mit ihren Weibern wieder vereinigen, ſo verſprech' ich dir, dich zu verheirathen, und gebe dir hundert Thaler Ausſteuer.

Fanchette.

Hundert Thaler?!

Gutsherr.

Du liebſt vermuthlich ſchon einen jungen Burſchen?

Fanchette.

O nein, gnädiger Herr: ich hätt's nicht gewagt, mich zu verlieben, bevor ich ein Heirathsgut habe.

Gutsherr.

Nun aber darfſt du's wagen?

Fanchette.

Das werd' ich auch, und heute noch.

Gutsherr.

Du mußt mir aber einen kleinen Gefallen erweiſen.

Fanchette.

Alles, was Sie befehlen.

Gutsherr.

Beobachte Tiennetten und Catharinen genau, und wenn ſie eine Zuſammenkunft mit ihren Männern haben, ſo komm gleich auf's Schloß und melde mir's.

Fanchette.

Vertrauen Sie ganz auf meine Neugierde, gnädiger Herr.

Gutsherr.

Du weißt ſchon — hundert Thaler.

Fanchette.

O, das vergeß' ich nicht mehr; ich bitte Euer Gnaden, nur auch nicht darauf zu vergeſſen.

Gutsherr.

Gewiß nicht. Leb' wohl. (geht ab.)

Eilfte Scene.

Fanchette allein.

O mein Gott, wie bin ich glücklich! Einen Mann und ein Heirathsgut von hundert Thalern! Da können zwey genügſame Menſchen ja zeitlebens davon zehren. — Aber wenn Tiennette und Catharine ſich mit ihren Männern nicht vergleichen, ſo iſt's mit dem Allen nichts? — Ach, das hat keine Gefahr! Es iſt gerade ſo viel, als wenn ich die hundert Thaler ſchon im Sack hätte. Ich will mir nur gleich einen recht hübſchen Burſchen im Dorfe ſuchen, mich in ihn verlieben, und ihn dann dem gnädigen Herrn vorſtellen. — Laß einmal ſehen, wen ſoll ich denn wählen? — Ein guter Tänzer muß er vor Allem ſeyn, denn ich will im Eheſtand mit ihm herumſpringen, daß es eine Luſt iſt! — Wenn ich den großen Thomas nähme? — Nein, der bläſ't gleich, wenn er nur ein paarmal ſich im Kreiſe herum dreht. — Des Schulzen Veit? — Wo denk' ich hin! der iſt mir zu gelehrt, ſchreibt ſogar im Oberamt und macht immer ein Geſicht zum Schrecken! — Des Müllers Chriſtian? — Iſt auch nichts. Von Außen iſt er immer weiß, aber von Innen hat er eine ſchwarze Seele. — Des Revierjägers Paul? — Ja, ja, den nehm' ich! — Er iſt zwar klein und etwas ſchief gewachſen, aber ein guter Tänzer, ein guter

Gärtner und ein Menſch, der immer lacht. Erſt neulich hat er mich ganz jämmerlich auf den Fuß getreten und dabey geſagt: Fanchette, du biſt hübſch. Ja, den Paul nehm' ich, es bleibt dabey!

Zwölfte Scene.

Fanchette. Tiennette.

Tiennette.

Haſt du Roberten nicht geſehen, Fanchette?

Fanchette.

Nein. Aber iſt's denn wahr, Pathe, daß Ihr eingewilligt habt, Euch vertauſchen zu laſſen?

Tiennette.

Muß ich denn nicht?

Fanchette.

Liebt Ihr denn Etienne nicht mehr?

Tiennette.

Was für alberne Fragen! Iſt's denn nicht ſchon vier Jahre, daß wir verheirathet ſind.

Fanchette.

Nun, ich dächte, da müßtet Ihr ihn gerade ſchon ſo gewöhnt ſeyn, daß Ihr ihn gar nicht mehr laſſen könnt?

Tiennette.

Gewöhnt? So etwas gewöhnt ſich nicht ſo leicht.

Er iſt unerträglich. Will ich lachen, ſo will er traurig ſeyn, und mach' ich ein trübes Geſicht, ſo lacht er; kein Menſch ſoll ſich mir nahen, ohne daß der Brummbär Geſichter ſchneidet. Neulich hat mich der Verwaltersſohn nur ein klein bischen beym Kinn gefaßt, und mir ſchöne Sachen geſagt, da war gleich Feuer im Dache. Und kurz und gut, es iſt nicht mit ihm auszukommen.

Fanchette.

Nicht doch, Frau Pathe; Etienne iſt nicht ſo arg, er iſt gut und brav, ich kenne ihn, und wenn Ihr auch jetzt noch lacht, Frau Pathe, ſo werdet Ihr doch den Tauſch bald beweinen.

Tiennette.

Was redeſt du da, Fanchette? Heute Morgen ſprachſt du doch ganz anders.

Fanchette.

Ja, heute Morgen! (bey Seite.) Da wußt' ich noch nicht, was ich jetzt weiß. (laut.) Seinen Mann vertauſchen, das iſt himmelſchreyend! Das hätt' ich nimmermehr von Euch geglaubt, Frau Pathe. (halbweinend.) Ich hab' Euch Beyde ſo lieb gehabt — und jetzt muß ich ſehen, wie Ihr Euch trennt.

Tiennette

(für ſich.)

Das arme Kind, ſie hat Recht, es iſt ein bischen ſtark.

Fanchette (bey Seite.)

Ach Gott, meine hundert Thaler und mein kleiner Paul! ich bekomme ſie gewiß nicht. (geht traurig ab.)

Dreyzehnte Scene.

Tiennette. Catharine (kommt von der entgegengeſetzten Seite.)

Catharine.

Tiennette, unſere Männer kommen ſchon vom Schloſſe. Siehſt du? dort läuft Etienne durch die Allee daher.

Tiennette.

Robert kann auch nicht weit ſeyn; ich werd' ihm entgegen gehen. Alſo es bleibt dabey: wir begegnen ihnen ſo grauſam als möglich, und wenn ſich's thun läßt — (ſie macht mit der Hand eine Bewegung des Ohrfeigengebens.) Du verſtehſt mich ſchon.

Catharina.

Verlaß dich darauf, ich bringe meine Ohrfeige gewiß an Mann.

Tiennette.

Bey mir ſoll's auch nicht fehlen. Leb' wohl
(eilt ab.)

Vierzehnte Scene.

Catharine. Etienne.

Etienne
(erblickt Catharinen.)
Ah, da iſt Roberts Weib, das jetzt mein Weib iſt.

Catharine.
Nun, lieber Nachbar?

Etienne.
Nichts Nachbar; dein Mann, dein lieber Mann bin ich jetzt.

Catharine.
Alſo iſt ſchon Alles in Ordnung.

Etienne.
Alles. Anfangs wollte der Verwalter nicht dran, er ſagte, das ginge gar nicht; aber als der gnädige Herr kam und ihm einige Worte in's Ohr ſagte, da ſetzte er gleich die ganze Sache auf's Papier, und ich und Robert machten unſere drey Kreuze darunter.

Catharine.
Wo iſt denn Robert jetzt?

Etienne.
Vermuthlich auch bey ſeiner neuen Hälfte. — Alſo meine liebe Catharine, von nun an wirſt du mir hübſch ſchmeicheln, mich lieb haben —

Catharine.

Das kommt darauf an, wie Er ſich beträgt.

Etienne.

Unſere Ehe wird recht ruhig und zufrieden ſeyn.

Catharine.

Ruhe und Frieden lieb' ich nicht, das iſt mir zu langweilig; bey mir muß Alles durcheinander gehen, das iſt luſtig.

Etienne (erſtaunt.)

Hä? — Wie iſt das?

Catharine.

Ja, höre mich, was ich von dir verlange, und richte dich genau darnach, das bitt' ich mir aus, ſonſt geht's nicht gut! Ich bin Frau im Hauſe, das verſteht ſich; was ich befehle, das geſchieht, und der Herr Etienne wird ſich willig in Alles fügen. Ich leide nicht den kleinſten Widerſpruch, und unterſteht Er ſich, ein Wort drein zu reden, ſo haben alle Hafen und Töpfe am längſten gelebt. Ja, da bin ich heftig, und was mir am nächſten ſteht, das werf' ich dem Widerſprecher zum Kopfe. — Des Morgens ſchlaf' ich gerne bis neun Uhr, da darf ſich im Hauſe nichts regen; kein Menſch darf mir Verdruß machen, ſonſt bekomm' ich Kopfſchmerzen, die immer acht Tage fortdauern. — Das Tanzen iſt das einzige Mittel dafür. Das Tanzen lieb' ich auch ſehr. Auf alle Kirchtage muß mich mein Mann führen, das verſteht ſich, und keine ſchönere Spitzenhaube darf in der ganzen Gegend zu ſehen ſeyn, als die meinige. Daß fremde, hübſche Burſche mit mir reden und mir ſchön thun, das laß ich mir einmal nicht nehmen; wir ſind Alle Geſchöpfe Gottes, und dazu beſtimmt, einander lieb zu haben.

Etienne
(ſtarr ſtehend.)

Catharine! hab' ich recht gehört? — Nein, nicht wahr, Liebe, es iſt nur Scherz, was du da geſagt haſt? —

Catharine (heftig.)

Ich ſcherze nie!

Etienne.

Und ſo ein Schafskopf von Mann werd' ich nie ſeyn, wie du ihn haben willſt.

Catharine.

Nie? Nie? (ſpöttiſch lachend.) Das wollen wir ſehen.

Etienne
(tritt näher zu ihr.)

Höre, Catharinchen, du warſt doch ſonſt immer ſo ſanft und gut, es wird der Satan doch nicht auf einmal in dich gefahren ſeyn?

Catharine.

Der Satan?! Grobian! Da haſt du deinen Lohn! (gibt ihm eine Ohrfeige und läuft ab.)

Fünfzehnte Scene.

Etienne (allein.)

Träum' ich? — Nein, ich träume nicht; (befühlt ſeinen Backen.) ſie hat mich ziemlich fühlbar aus meinem Traum geweckt. (Man hört in der Couliſſe das Klatſchen einer zweyten Ohrfeige.) Holla! Was iſt das für ein Echo, das meine Ohrfeige wiederholt?

Sechszehnte Scene.

Etienne. Tiennette (kommt lachend.)

Tiennette.

Ah! Ah! der arme Robert! er hat ſie glücklich bekommen. (erblickt Etienne.) Ah, da iſt mein Täuſchler; laß ſehen, wie ihn Catharine behandelt hat.

Etienne (für ſich.)

Da iſt meine Vertauſchte. Die iſt mit Roberten gewiß beſſer umgegangen.

Tiennette

(mit ſanfter Stimme.)

Etienne!

Etienne.

Ah, biſt du's, Tiennette? (bey Seite.) Sie ſieht heute viel ſanfter aus, als ſonſt.

Tiennette
(immer ſanfter.)

Du biſt alſo zufrieden mit dem Tauſch, und ich bin dir gar nichts mehr? — Haſt du dein neues Weibchen geſehen?

Etienne.

Geſehn, geſprochen — (bey Seite.) und gefühlt.

Tiennette.

Robert iſt eben von mir gegangen; er hüpft und ſpringt vor Freuden.

Etienne (bey Seite.)

Der iſt beſſer draus gekommen. — Ach, im Grunde iſt Tiennette doch nicht böſe. (blickt ſie lange an.) Ich weiß nicht — ſie kommt mir auch ſogar viel hübſcher vor als ſonſt, — das muß vielleicht darum ſeyn, weil ſie mein Weib nicht mehr iſt.

Tiennette (bey Seite.)

Er macht ein ſehr betrübtes Geſicht. (laut.) Sag' mir, Etienne, wirſt du mich jetzt ganz fliehen? kein Wort mehr mit mir reden? gar keine Freundſchaft mehr für mich fühlen?

Etienne.

Im Gegentheil, ich werde mehr mit dir reden, als vorher.

Tiennette.

Robert iſt doch dein Freund, und wir ſind Nachbarsleute.

Etienne.

Ja freilich. (bey Seite.) Sie iſt heute gar liebenswürdig!

Tiennette.

Gib mir die Hand.

Etienne.

Recht gern. (reicht ſie ihr, bey Seite.) Sie drückt! — Das geht mir durch Mark und Bein! Ich glaube, Robert muß das Geheimniß wiſſen, wie man die Weiber ändert.

Tiennette
(bey Seite.)

Wie er mich anſieht.

Etienne.

Magſt mir's nun glauben, Tiennette, oder nicht, aber dieſen Blick hab' ich bey dir noch nie wahrgenommen.

Tiennette.

So?

Etienne.

Ja, wahrhaftig! Du ſiehſt mich jetzt wieder einmal an, wie du mich einſt angeſehen haſt, als ich zum erſtenmale bey deines Vaters Haus vorüber ging, du auf der Bank ſaßeſt, und grüne Erbſen aus den Schoten löſteſt.

Tiennette.

So hab' ich dich immer angeſehen.

Etienne.

Nein, Tiennette, das iſt nicht wahr. Als ich noch dein Mann war, da verzog ſich der kleine Mund immer ſo ſpöttiſch, und jetzt, wie er ſo lieblich lächelt.

Tiennette.

Du irrſt dich, Etienne; ich war immer, wie ich jetzt bin. Aber die Ehe machte es, daß du etwas ganz Anderes geſehen haſt.

Etienne.

Es iſt doch wirklich Schade, daß wir getrennt ſind.

Tiennette.

Ja, — freylich; — aber —

Etienne.

Das iſt leider jetzt nicht mehr zu ändern. — Liebe Tiennette, Eins mußt du mir noch gewähren, — gib mir einen Abſchiedskuß.

Tiennette.

Gott bewahre! Was würde mein neuer Mann dazu ſagen?

Etienne.

Ach, der erfährt es ja nicht.

Tiennette.

Ja, wenn ich das gewiß wüßte —

Etienne.

Zudem war ich ja auch dein Mann, und als ſolchem —

Tiennette.

Ja, ja, als meinem vorigen Mann kann ich dir den Kuß nicht verweigern. (küßt ihn.)

Robert

(erſcheint im Hintergrunde.)

Etienne.

Ach! wie das brennt! wie das ſchmeckt! Tiennette, liebe Tiennette! haſt du denn einen andern Mund bekommen? So hat's mir ja nie geſchmeckt. (er küßt ſie noch einmal.)

Siebenzehnte Scene.

Vorige. Robert (hervorkommend.)

Robert.

Brav, Nachbar! du nimmſt dir gar kein Blatt vor den Mund, ſo viel ich ſehe.

Tiennette

(ſtellt ſich, als ob ſie überraſcht wäre.)

Gott, mein neuer Mann! (läuft ab.)

Robert.

Zum Henker auch, das geht ja nicht, Nachbar!

Etienne.

Ich habe Tiennetten zufällig getroffen, und ganz und gar darauf vergeſſen, daß ſie nicht mehr mein Weib iſt, das iſt Alles.

Robert.

Das iſt ſchon genug. Schäme dich! Wenn man einmal einen Handel abgeſchloſſen hat, ſo muß man ſein Wort halten. Es iſt abſcheulich von dir, das Weib eines Andern zu küſſen!

Achtzehnte Scene.

Vorige. **Fanchette** (läuft freudig und ganz außer Athem herbey.)

Fanchette.

Ich dank' Euch, Nachbar Robert, ich dank' Euch tauſendmal!

Robert.

Wofür denn, närriſches Mädchen?

Fanchette.

Euch dank' ich mein Glück, und auch Euch, Pathe Etienne; denn ich zweifle nicht, daß Ihr Robert's Beyſpiele folgen werdet.

Etienne.

Beyſpiel? — Was hat er denn gethan?

Fanchette.

Mit Catharinen hat er ſich wieder ausgeglichen, ich hab's geſehen.

Robert.

Dumme Schwätzerey! Gleich geh fort, und ſieh lieber zur Arbeit.

Etienne.

Nein, ſie ſoll reden; ich will Alles wiſſen.

Fanchette.

So hört, Pathe. — Ich hatte mich im Gebüſch verſteckt, weil man mir befohlen hat, aufzulauern. Wie ich nun ſo lauere, da kommt die Nachbarin Catharine und ſetzt ſich auf die Bank neben der Kegelbahn; — dann kommt der Nachbar Robert, und als er ſie erblickt, bleibt er ſtehn und ſieht ſie an, ſo, als ob er fragen wollte: »Soll ich weiter gehn?« — Die Frau Catharine ſieht ihn wieder an, ſo, als ob ſie ſagen wollte: »Du ſollſt nicht weiter gehn, du ſollſt dich neben mir auf die Bank ſetzen.« — Das geſchah denn auch, und wie er ſo ſaß, da that er einen tiefen, tiefen Seufzer, darauf ſeufzte die Frau Catharine auch, dann redeten ſie ein Langes und Breites hin und her, und endlich küßten und drückten ſie einander; da ſprang ich freudig aus meinem Gebüſch, um ihnen zu danken, aber ſie — prr, prr! — flogen ſo ſchnell davon, als ob ſie etwas Böſes gethan hätten.

Etienne.

Sieh, ſieh, Nachbar Robert! Es ſcheint, Ihr nehmt Euch auch kein Blatt vor den Mund.

Fanchette.

Iſt's denn verbothen, ſein Weib zu küſſen?

Robert.

Ich habe Catharinen zufällig getroffen, und ganz und gar darauf vergeſſen, daß ſie nicht mehr mein Weib iſt.

Fanchette (bey Seite.)

Ich eile zum gnädigen Herrn, um ihm Alles zu ſagen. (laut.) Nachbar Robert, Ihr ſeyd ein braver, geſcheidter Mann, denn Ihr küßt Euer Weib, und Ihr, Pathe Etienne, wenn Ihr auch geſcheidt und brav ſeyn wollt, ſo thut's ebenfalls. (ab.)

Neunzehnte Scene.

Vorige, ohne Fanchette.

Etienne (bey Seite.)

Alſo Robert hat mit meiner neuen Frau ſich ausgeglichen? — Wenn ihn nun meine alte Frau auch beſſer behandelt hat, als mich Catharine, ſo bin ich nicht übel daran. Ich will ihn auszuforſchen ſuchen. (laut.) Alſo, lieber Nachbar, ſo viel es ſcheint, ſo haben wir Beyde unſern vorigen Weibern noch das letzte Lebewohl ſagen wollen?

Robert.

Ja, ja, das iſt klar.

Etienne.

Es iſt gar kein Zweifel.

Robert.

Lieber Nachbar —

Etienne.

Mein guter Robert —

Robert.

Man muß ſich in Alles in der Welt fügen.

Etienne.

Das Glück iſt kugelrund.

Robert.

Ach!

Etienne.

Oh!

Robert (für ſich.)

Was hat er denn?

Etienne (für ſich.)

Es ſcheint, er will mich verhöhnen.

Robert.

Es iſt gar nicht ſchön, Etienne, wenn man ſich über das Unglück eines andern Menſchen luſtig macht. — Du glaubſt, weil du mit deinem Weibe glücklich biſt —

Etienne.

Hör' auf, meiner zu ſpotten, das rath' ich dir!

Robert.

Nun? hab' ich dir nicht ein recht ſanftes Weib gegeben?

Etienne.

O der Sanftmuth! Sie hat mich mit einer Ohrfeige beſchenkt.

Robert (ſehr freudig.)

Eine Ohrfeige? — Lieber Nachbar! eine Ohrfeige haſt du bekommen?

Etienne.

Ja, und was für eine!

Robert.

Komm' her, reich' mir die Hand, umarme mich.

Etienne.

Was kommt dir an?

Robert.

Ich habe ja auch eine bekommen.

Etienne.

Auch eine? Und von Tiennetten?

Robert.

Ja! Und ebenfalls tüchtig, ich verſichere dich!

Etienne.

Nun, das freut mich! So komm' her, umarmen wir uns!

Zwanzigſte Scene.

Vorige. Tiennette und Catharine (kommen Jede von einer andern Seite des Hintergrundes, und geben ſich Zeichen.)

Etienne.

Nachbar! wie wär's, wenn wir den Tauſch zurückgehen ließen, und Jeder wieder die Unſrige nähmen.

Robert.
Geſcheidt, Nachbar! das wollen wir.

Catharine (vortretend.)
Glaubt Ihr, Ihr könnt mit uns ſchalten, wie Ihr wollt?

Tiennette (eben ſo.)
Sind wir Eure Sclavinnen?

Catharine.
Wir willigen nicht ein, wir ſind mit dem Tauſche zufrieden.

Tiennette.
Ich will mir meinen neuen Mann ziehen, daß es eine Luſt ſeyn ſoll.

Catharine.
Die Sache iſt bey Gericht ausgemacht worden.

Etienne.
Ach Gott, durch die drey kleinen Kreuze, die ich unter die Schrift geſetzt habe, hab' ich mir ein großes Kreuz auf den Nacken gebunden.

Ein und zwanzigſte Scene.

Vorige. Der Gutsherr und Fanchette im Hintergrunde.)

Fanchette.
Sehen Sie, gnädiger Herr? da ſind ſie alle Viere beyſammen.

Gutsherr.

Gut. Geh' und thu', was ich dir befohlen.

Fanchette (geht ab.)

Robert (zu Etienne.)

Ach Gott, Nachbar, wenn ich bedenke, wie der gnädige Herr gedroht hat, uns von Haus und Hof zu jagen, wenn wir uns wieder unterſtehen ſollten, zu unſern alten Weibern zurückkehren zu wollen!

Catharine.

Nun, was den gnädigen Herrn anbelangt, der iſt nicht zu fürchten —

Tiennette.

Der täuſchelt in Einem fort, wie man im Dorfe ſagt, und wenn nur *wir* Euch ganz und gar verzeihen wollten —

Etienne

(fällt ſeiner Frau zu Füßen.)

Tiennette! liebe, gute Tiennette! werde wieder mein Weib. Verzeih, daß ich die Nachbarin für beſſer gehalten habe, als dich; ich bin ja nicht der Erſte, der ſich auf dieſe Art irrt.

Robert

(eben ſo zu Catharinen.)

Catharinchen! Laß Gnade für Recht ergehen. Ich habe zwar geglaubt, die Nachbarin ſey beſſer, als du, aber ich erkenne meinen Irrthum; ich ſeh's nun ein, ſie iſt ſo böſe, als du.

Gutsherr
(vortretend, ſtrenge.)

Was muß ich ſehen? Erfüllt Ihr ſo, was Ihr verſprochen habt?

Catharine.

Gnädiger Herr, es geſchah auf eine ganz unſchuldige Weiſe.

Gutsherr.

Ich kenne Eure Unſchuld von dieſem Morgen. — Etienne! Robert! Ihr dürft nicht länger in dieſem Dorfe bleiben.

Alle.

Ach, mein Gott! gnädiger Herr!

Gutsherr.

Ihr müßt noch heute fort!

Etienne.

Wollten Sie uns um *eines* Fehltritts wegen für's ganze Leben ſtrafen?

Zwey und zwanzigſte Scene.

Vorige. Fanchette. Paul. Landleute

Gutsherr.

Was iſt das?

Fanchette.

Ich bin's, gnädiger Herr. Ich habe einen Bräutigam gefunden und gleich das ganze Dorf verſammelt, damit ſie heute noch auf meiner Hochzeit tanzen ſollen. Nicht wahr, ich bin eilig?

Gutsherr
(lächelnd.)

Ja, das muß man dir laſſen.

Fanchette.

Aber, Etienne, Robert, — warum freut Ihr Euch denn nicht? — Hat Euch denn der gnädige Herr noch nicht geſagt —? Gnädiger Herr, iſt's vielleicht noch nicht Zeit?

Gutsherr.

Ja, ja. Gib!

Fanchette
(gibt ihm zwey Papiere.)

Gutsherr
(gibt dieſelben den beyden Weibern.)

Leſet!

Tiennette
(liest.)

Was ſeh' ich? — Gnädiger Herr! — Es iſt der Pachtbrief der großen Meierey, zwey Stunden von hier, da hinaus. (zeigt rechts in die Couliſſe.)

Catharine
(eben ſo.).

Seh' ich recht? — Es iſt der Miethcontract von dem großen Bauerngute, vier Stunden von hier, — da hinein. (deutet links in die Couliſſe.)

Etienne. Robert.

Wie können wir Ihnen genug danken?

Gutsherr.

Dadurch, daß Ihr künftig in gutem Einvernehmen lebt. Dieſe Contracte waren es, die Ihr unterſchriebt, indem Ihr Eure Eheſcheidungen zu unterzeichnen wähntet.

Fanchette.

Darf ich Euer Gnaden nun auch meinen Zukünftigen vorſtellen?

Gutsherr.

Allerdings.

Fanchette
(Paul vorführend, welcher ungeſchickte Complimente macht.)

Da iſt er.

Gutsherr.

Fandeſt du keinen hübſchern Burſchen?

Fanchette.

Ach, mein Gott, gnädiger Herr, für hundert Thaler bekommt man nicht viel Rares.

Gutsherr.

Wohlan, ſo nimm ihn, du haſt ihn dir ſelbſt gewählt. — Kinder, denkt des Gebothes: Du ſollſt nicht begehren deines Nächſten Hausfrau.

Der Vorhang fällt.

Der Einſiedler im Lerchenwalde,

oder:

Die geheimnißvolle Laube.

Luſtſpiel in einem Acte.

Nach einem franzöſiſchen Vaudeville der
Herren Theaulon und Capelle.

Aufgeführt auf dem k. k. priv. Theater an der Wien.

Perſonen.

Berthold, der Einſiedler im Lerchenwalde.
Ritter Kilian von Krudenau.
Adelheid, ſeine Mündel.
Max, ſein Knappe.
Ritter Roger von Roggingen.
Veronica, eine Bäuerinn.
Liſe, deren Tochter.
Mehrere Bauernmädchen.

Die Handlung ſpielt im funfzehnten Jahrhundert.

(Die Bühne ſtellt eine angenehme, aber eingeſchloſſene und ſtark verwachſene waldige Gegend vor. Den Hintergrund bilden Felſen, welche mit Geſträuchen und Bäumen bewachſen ſind. Zwiſchen dieſen Felſen fließt ein kleiner Fluß dahin. Auf einem Hügel zur Linken ſteht eine Einſiedeley, mit einem Glockenthürmchen. Vor der Einſiedeley ein kleines, anmuthiges Blumengärtchen. Man gelangt zu dieſem mittelſt eines kleinen, hölzernen Steges: gegen die Bühne zu iſt eine Zaunthüre, mit einem Glockenzuge verſehen, deſſen Glocke in die Einſiedeley geht. Den Vordergrund bildet ein anmuthiges, aber nicht zu dichtes Wäldchen von Lerchenbäumen. Zur Rechten bilden alte Lerchenbäume durch ihre Verzweigungen eine Art von Laube, ſo, daß der Eingang derſelben im Angeſicht des Publicums iſt; der Ausgang aber durch verſchiedene Geflechte in den Hintergrund führt. Eine Raſenbank ſteht in der Laube.)

(Sonnenaufgang.)

Erſte Scene.

Einige Bauernmädchen kommen aus der Einſiedeley. **Berthold** begleitet ſie heraus bis zum Zaunthürchen, öffnet daſſelbe, und ſchließt dann hinter ihnen wieder zu.

Berthold.

Lebt wohl, meine Kinder! der Himmel ſey mit Euch.

Erſtes Mädchen.

Wir danken Euch ſehr, guter Vater, für Eure weiſen Lehren.

Berthold

(kneipt ſie in die Backe.)

Befolge ſie nur auch fleißig, du kleines, ſchwarzes Käferchen du! Lebt wohl!

Die Mädchen

(drängen ſich um ihn, ſeine Hände zu küſſen.)

Berthold.

Laßt das nur, und geht in's Himmels Namen. Ade! Ade! (er geht zurück in die Einſiedeley.)

(Die Mädchen treten vor.)

Erſtes Mädchen.

Nein, was das für ein guter, lieber Mann iſt, das iſt gar nicht zu beſchreiben.

Zweytes.

So fromm und ſo luſtig, ſo beſcheiden und ſo zudringlich, ſo weiſe und ſo kindiſch.

Drittes.

Da ſeht her, was er mir für ſchöne Bilderchen gegeben hat.

Erſtes.

Mir hat er mehr als Bilderchen gegeben: eine gute Lehre, wie ich dem alten Hanns begegnen ſoll, daß er mich nicht mehr zum Weibe begehrt.

Zweytes.

Mir hat er Pillen gegeben gegen das Herzklopfen.

Viertes.

Und mir eine Salbe, daß mir die Haare wachſen.

Alle.

O der liebe, gute, brave Mann!

Erſtes.

Jeden Tropfen Wein, den ich auf die Seite bringen kann, will ich ihm hertragen.

Zweytes.

Beym Butterrühren leg' ich immer ein Drittel für ihn weg.

Drittes.

Jetzt kommt, die Sonne iſt ſchon über den Bergen hervor, laßt uns in's Dorf zurückkehren.

(ſie gehen ab.)

Zweyte Scene.

Kilian und Max (kommen von der entgegengeſetzten Seite über die Felſen herab. Max voraus, Kilian klettert mühſam nach.

Max.

Daher, Herr Ritter, daher! — Hier ſind wir endlich einmal an Ort und Stelle.

Kilian.

Bey meinem Waven, es iſt einmal Zeit! — Du haſt mich brav herum genarrt, Bube! — Eine Stunde lang klettern wir ſchon Felſen auf, Felſen ab; mein ganzes Wams hängt voll Diſteln und im Geſichte bin ich jämmerlich zerſtochen. Warum hat denn der Narr von einem Eremiten ſich ſo eine wilde Gegend zum Wohnorte erwählt?

Max.

Um Buße zu thun, Herr Ritter.

Kilian.

Sag' lieber, um Jene Buße thun zu laſſen, die ihn ſehen wollen.

Max.

Und dennoch fehlt's ihm nicht an Beſuch.

Kilian.

So? — Iſt er denn gar ſo ein Wundermann?

Max.

Das will ich meinen. Man erzählt unbegreifliche Sachen von ihm. — In Weilhorſt wohnt ein vier und ſechszigjähriger Grobſchmied, dem hat er ein neues Jugendfeuer eingeblaſen, ſo, daß er jetzt durch zwey Jahre mit einer zwanzigjährigen Dirne verheirathet iſt, und einen ſtarken Buben hat. Den Junker von Willigenſtein hat er durch eine einzige Unterredung dahin gebracht, daß er die Freyfrau von Reicha, welche funfzigtauſend Goldgülden beſitzt, geehelicht hat. — Eine Bauerndirne in Haſelbach war vom Teufel beſeſſen, ausgetrieben hat er ihn, rein ausgetrieben! Dem armen aber ſchönen Hirtenweibe von Tropffels hat er einen Schatz gezeigt, im Schloſſe des Ritters Arenberg hat ſie ihn gehoben. — O, das iſt ein außerordentlicher Mann! Aber deßwegen wallfahrtet auch Alles zu ihm her; die Grafen und Ritter, wie die Bauern, die Edelfrau und das Schäfermädchen.

Kilian.

Bey meinem Wapen, das iſt ſtark!

Max.

Und was das Stärkſte iſt, er beſitzt die Macht: *die Liebe zu heilen*. Das iſt's auch, was ihm am meiſten Ruf verſchafft; (bey Seite lächelnd.) bey den Gläubigen nämlich.

Kilian.

Wenn das wahr iſt, Bube, ſo ſchenk' ich dir meinen ſchönen Falben. Der Alte könnte mir dann einen ſehr wichtigen Dienſt leiſten. Du weißt, ich bin närriſch in mein Mündel, in die liebenswürdige Adelheid verliebt.

Max.

Ach, ich begreife ſchon. Ihr wollt, der Einſiedler ſoll Euch von der närriſchen Liebe heilen?

Kilian.

Was fällt dir ein? Im Gegentheil, ich will, der Einſiedler ſoll Adelheid von ihrer Liebe zu dem jungen Fant Roger heilen.

Max.

So? — Ja, ſeht, Herr Ritter, da wird der Einſiedler ein gewaltiges Stück Arbeit haben; denn Ritter Roger iſt jung, ſchön und artig.

Kilian.

Ich will ihn reichlich belohnen, und dich, Max, ſchlag' ich zum Ritter, wenn mir's gelingt, das Herz der Spröden zu gewinnen.

Max.

Ich danke. (mitleidig auf ſeine Stiefel blickend.) Ihr armen Stiefel, da bekommt Ihr noch lange keine Spornen.

Kilian.

Rufe den Eremiten.

Max.

Gleich, Herr! (er läutet an der Glocke zur Einſiedeley.)

Berthold (von Innen.)

Wer läutet?

Max.

Kommt, ehrwürdiger Vater, wir bedürfen Eures Beyſtandes.

Berthold.

Gleich! Gleich!

Dritte Scene.

Vorige. Berthold.

Berthold
(im Heraustreten.)

Der Henker hole die immerwährenden Beſuche! ich ſaß eben nickend auf meinem Sorgenſtuhl.

Kilian.

Verzeiht, ehrwürdiger Vater, wenn ich Euch in Euern frommen Betrachtungen ſtöre; aber ich bedarf eures Rathes und Beyſtandes.

Berthold.

Womit kann ich Euch dienen, gnädiger Herr? (bey Seite.) Hohl' dich der Teufel!

Kilian.

Ich möchte Euch erſuchen, ein Herz zu heilen, welches von der Liebe gequält wird.

Berthold

(erſtaunt.)

Wie? — Ihr ſeyd verliebt?

Kilian

(mit einem tiefen Seufzer.)

Ach ja, guter Vater!

Berthold.

In Euerm Alter? — Da ſeyd Ihr freilich ſehr krank.

Kilian.

Sehr, ſehr! — Tag und Nacht hab' ich keine Ruhe. Dennoch aber wünſch' ich von dieſer Krankheit nicht zu geneſen. Ich rufe Euren Beyſtand für eine junge Dirne an, welche zu ihrem größten Unglück verliebt iſt.

Berthold.

Ah, — ich verſtehe, mein Sohn! Sie iſt in Euch verliebt?

Max.

Nein, nein, ehrwürdiger Vater, das iſt anders.

Kilian.

Schweige, Bube! — Seht, ehrwürdiger Vater, der Fant, den das Mädel liebt, iſt ſehr jung, ein Sauſewind —

Berthold.

Ja, ich begreife; aber die Kur wird etwas ſchwer ſeyn. Wenn das Mädel Euch liebte, Herr Ritter, ſo ging's vielleicht ſchneller.

Kilian.

Das kann ſeyn. Aber die Dirne rennt in ihr Unglück, indeſſen ich bey einer reifen Erfahrung —

Max.

O ja, Vater, mein Herr Ritter Kilian von Krudenau iſt der reifſte Mann im ganzen Gau.

Kilian

Wirſt du ſchweigen? — Euer Ruf, frommer Einſiedler, iſt bis zu mir gedrungen, und ich komme, Euch zu bitten, daß Ihr Euch auf meine Burg begeben wollet, um dort die Leidenſchaft meiner ſchönen Mündel zu heilen.

Berthold (bey Seite.)

Auf ſein Schloß? Davor werd' ich mich wohl hüthen. (laut.) Verzeiht, edler Herr, aber das kann ich nicht; mein Gelübde bindet mich an dieſe Hütte, und der wundervolle Schatten jener Laube iſt unumgänglich dazu nothwendig, den ſüßen Frieden in das Herz der Kranken zu ſtrömen. Wollt Ihr Eure Mündel geheilt ſehen, ſo müßt Ihr ſie hierher bringen.

Kilian.

Zum Henker auch, das wird ſich nicht thun laſſen, ſie wird nicht einwilligen.

Max.

Ach, ſorgt nicht, Herr Ritter.

Berthold.

Dann kann ich nicht helfen. (wendet ſich um.) Gott mit Euch!

Kilian.

So wartet doch nur, Vater! Seyd nicht ſo ſchnell! — Sie wird freilich nicht aus der Burg weg wollen —

Max.

Ey, ſie will ſchon.

Kilian.

Aber doch! — man muß ſie zu ihrem Glücke zwingen. — In einer Sänfte geht es wohl. — Nun gut, Vater, ich bringe ſie Euch her. (zu Max.) Du erwarteſt mich hier.

Max (bey Seite.)

Ich ſuche indeſſen die ſchöne Liſe auf.

Berthold.

Lebt wohl, edler Herr. Das Fünkchen Weisheit, welches der gütige Himmel in meine Seele fallen ließ, will ich gerne zu Eurem Vergunſt anwenden. Schließt mich in Eure frommen Gedanken ein.

Kilian.

Lebt wohl! Bald übergebe ich die Kranke Eurem Schutze und Eurer Weisheit. (geht über den Felſen, Max gegen das Dorf ab.)

Vierte Scene.

Berthold allein.

(Nimmt ſeine Kapuze ab.) Der alte Narr! Schon lange iſt mir keiner ſeines Gleichen vorgekommen, und ich ſehe doch alle Tage eine hübſche Anzahl Narren. — Iſt ein herrliches Metier, ſo ein Einſiedlerhandwerk; ich wenigſtens hab' in meinem Leben nicht ſo viele Geſellſchaft gehabt, als ſeitdem ich abgeſondert von den Menſchen lebe. Ein prächtiges Leben führ' ich, das muß ich ſelbſt ſagen. Des Morgens ſteh' ich auf, wann's mir gefällt, füttere meine Hühner, Gänſe, Tauben und Katzen, dann ſetz' ich mich in mein Gärtchen am Bache, frühſtücke erſt einige ſolide Fleiſchſtücke, nehme dann pro forma ein Buch in die Hand und ſchlafe. Dann geb' ich Audienz. — Mittags eſſe ich gut und viel, trinke allerley Weine, die mir die Dirnen aus den nächſten Dörfern bringen; dann ſchlaf' ich wieder. Abends erſcheinen wieder einige Patienten, dann eſſ' und ſchlaf' ich wieder. So leb' ich Tag für Tag, kümmere mich nicht um den Lärmen in der großen Welt, und bin in meiner kleinen Hütte ganz glücklich, ja, wahrhaftig, ſo ganz glücklich, daß ich meine Hütte nicht mit ſechs Burgen vertauſchte. Es lebe meine Einſiedeley! Ich möchte keine Zweyſiedeley dafür nehmen. Ich werde jetzt im nächſten Dorfe ein biſchen ſammeln gehn;

es gibt viele gutherzige Weiber, die mir Alle etwas mittheilen, und zu viel hat der Menſch nie. (wendet ſich um, und erblickt Roger, welcher über den Hügel herabſteigt.) Da kommt ſchon wieder Einer. — Iſt denn heute gar keine Ruhe? — Aber ſeh' ich recht? — Mein Seel, das iſt ja Ritter Roger, der Sohn meines vorigen Herrn. — Was er für eine trübſelige Miene macht. — Sollte der einmal im Ernſte verliebt ſeyn? Das wäre etwas Neues. — Laß einmal ſehen. Hervor mein Kapuzchen! (er bedeckt ſich.)

Fünfte Scene.

Berthold. Roger (kommt über den Hügel herab und nähert ſich Bertholden, den er ehrfurchtsvoll grüßt.

Roger.

Ehrwürdiger Vater! Ein Jüngling naht ſich Eurer Hütte, den der kleine Gott mit allen ſeinen Pfeilen getroffen hat. Ich kann nicht leben ohne ſie, nicht ſterben ohne ſie. O ſeyd barmherzig, und rathet, helft mir!

Berthold.

Armer Jüngling! (lacht verſtohlen.)

Roger.

Seit ich ſie zum erſtenmale ſah, ſeh' ich ſie immer und überall nur; ich habe weder Ruhe noch Raſt. Ich reite zum Schloßthor hinaus und weiß nicht wohin, ich reiſe wieder zum Schloßthor hinein, und weiß nicht wie ich zurückgekommen bin. Mein Schwert roſtet in der Scheide, denn nur für ſie möcht' ich es ziehen.

Berthold.

Ihr trefft mein Herz mit Euren Klagen, Ritter Roger; ich kann nicht widerſtehen und will Euch helfen.

Roger (erſtaunt.)

Was hör' ich? — Welche Stimme!

Berthold.

Ich werde doch nicht den Sohn des braven Ritters Kuno von Roggingen aus Liebe ſterben laſſen?

Roger.

Wie — Vater! — Ihr kennt mich?

Berthold.

Sollt' ich den nicht kennen, der ſich als Knabe oft meine Schenkel zum Pferde gewählt hat?

Roger.

Ihr wäret —?

Berthold
(nimmt ſeine Kapuze ab.)

Berthold, Herr Ritter, einſt Caſtellan bey Euerm ſeligen Vater.

Roger.

Wie? Du biſt es, Spitzbube?

Berthold
(verſtellt, wiſcht ſich gerührt die Augen.)

Ach! Ihr erkennt mich noch!

Roger.

Du biſt es, der im ganzen Gau ſo geachtet wird.

Berthold.

Ey bewahre, das bin nicht ich, nur mein Kleid.

Roger.

Aber wie kamſt du dazu?

Berthold.

Reue thut viel.

Roger.

Das Zuſammentreffen iſt wirklich luſtig.

Berthold.

Ihr habt mein ſchwaches Herz überrumpelt, Herr Ritter, allein ich hoffe, daß Ihr mein Vertrauen nicht mißbrauchen und mich unangefochten und in Frieden in dieſer Einöde werdet ſterben laſſen.

Roger.

Schöne Einöde das, welche, wie ich vernehme, alle hübſchen Mädchen des Gaues beſuchen.

Berthold.

Ja, das thun die guten Kinder.

Roger.

Höre, ich könnte dich beneiden, wenn ich nicht verliebt wäre.

Berthold.

Ich muß geſtehen, mein Leben hier hat viele ſüße Momente.

Roger.

Aber was brachte dich denn auf dieſe phantaſtiſche Idee?

Berthold.

Die Nothwendigkeit. Ihr erinnert Euch wohl noch der Zeit, wo Euer Herr Vater ſo grimmig böſe auf mich war, weil ich ihm einige Fäſſer Wein etwas unſchädlicher gemacht hatte, und mich fortjagte? Ich irrte einige Tage umher, bis mich endlich der Zufall in dieſes Wäldchen führte. Dem Einſiedler, welcher hier hauſ'te, ſtellte ich mich als einen Verfolgten und geächteten großen Mann vor. Er nahm mich liebreich in ſeiner Hütte auf; er war alt, ich beſorgte ſein Gärtchen, las ihm vor, erzählte ihm erlogene Geſchichten, und verhehlte ihm wahre Geſchichten. Auf dieſe Art ſetzte ich mich immer feſter in ſeine Gunſt. Eines Tages legte er ſich hin, und machte ſanft die Augen zu. Ich war ſein Univerſal-Erbe und ſetzte mich in den Beſitz ſeiner Hütte, ſeines Kleides und ſeines Bartes. Der Welt überdrüßig, wie ich war, beſchloß ich, ihm in dem Eremiten-Metier zu folgen. Ich nahm den Ton, das Benehmen des Verſtorbenen an, und genoß bald im ganzen Gau einer eben ſo großen Achtung, wie mein Vorfahrer. — Er heilte körperliche Krankheiten, ich that mehr, ich wollte Seelenkrankheiten heilen, und theilte mir, unverſchämt genug, ſogleich die Macht zu, die Liebe heilen zu können. Der erſte

Gläubige, der zu mir kam, war ein junger Verſchwender, der fruchtlos für ſeine ſchöne Muhme ſeufzte, er wollte ſterben vor Schmerz. Ich rieth ihm, eine alte, aber ungeheuer reiche Caſtellans-Witwe zu heirathen; er that's, genas und ſchrie nun Wunder über Wunder. Jetzt kamen junge Mädchen in Menge herbey, die mich bathen, ſie von der Liebe zu heilen; ich verheirathete ſie und die Liebe verſchwand. Meine Reputation nahm nun einen coloſſalen Character an, und ſeit zwey Jahren ſtromen mir Liebende von allen Seiten zu, ich habe alle Hände vollauf zu thun, und meine Küche und mein kleiner Keller werden bald ſo voll werden, daß ich, ſelbſt bey meinem guten Magen, Alles allein nicht mehr werde aufzehren können.

Roger.

Mein Glücksſtern hat mich zu dir geführt. Du mußt mir helfen.

Berthold.

So wollt Ihr denn wieder ein Mädchen betrügen?

Roger.

Betrügen? die himmliſche Adelheid betrügen? O wenn du ſie kenneſt, Berthold, du würdeſt anders ſprechen.

Berthold.

O, ich kenne ſie, ich glaube ſie hier zu ſehen. Ein Geſichtchen, auf welches Amor das ganze Füllhorn ſeiner Liebenswürdigkeiten ausgegoſſen hat, einen durchdringenden Blick, Anmuth, Geiſt, Talente, Unſchuld, Tugend —

Roger.

Ja, ja, das iſt ihr Bild.

Berthold.

Ach, die Geliebten ſehen ſich Alle ähnlich.

Roger.

Leider iſt ſie in der Gewalt des Ritters Kilian von Krudenau!

Berthold.

Was ſagt Ihr? Ihr liebt alſo Ritter Kilians Nichte?

Roger.

Ja!

Berthold.

Nun, ſo iſt der Zufall mit Euch im Bunde. Wißt, daß man mir das Mädchen hierher bringen wird, damit ich ſie von ihrer Liebe zu Euch heile.

Roger.

Und du wollteſt —?

Berthold.

Seyd ruhig. Euch zu Liebe will ich dießmal kein Mirakel wirken.

Roger.

O, Freund, ich rechne ganz auf dich.

Berthold.

Das dürft Ihr; aber Vorſicht iſt hier nöthig.

Mein Amt iſt gut und einträglich, und ich möchte nicht gerne die öffentliche Meinung verlieren.

Roger.

Ich biethe dir dann ein Aſyl in meiner Burg.

Berthold.

Danke ſchönſtens! Mein Lerchenwald iſt mir lieber. Hier athme ich Gottes freye Luft, und bin ſelig im Genuß der Natur und ihrer Schönheiten. — Doch, dort naht ſich Jemand; entfernt Euch jetzt und bleibt in der Nähe, ich werde Euch rufen, wenn ich Euch brauche.

Roger.

Wenn's Adelheid wäre! — O laß mich —

Berthold.

Fort, fort! oder ich kann nichts für Euch thun. Adelheid iſt es nicht; geht nur.

Roger.

Führe mich bald in die Arme der Liebe!

Berthold.

Wollen erſt ſehen, ob ſie die Arme öffnet. Geht nur und hofft.

Roger (geht ab.)

Sechste Scene.

Berthold, dann Veronica und Liſe.

Berthold

(allein, blickt in die Scene.)

Das ſind ein Paar Weiber mit Körben; da gibt's wieder Vorrath. (er ſetzt ſich auf eine Raſenbank, nimmt ein Buch heraus und liest.)

Liſe

(tritt die Erſte auf.)

Nur ſtill, Mutter! Da ſitzt er und liest.

Veronica.

Das iſt ein grundgelehrter Mann! Man behauptet, er ſoll ſogar Latein leſen. (mit einem Knix.) Ehrwürdiger Vater —

Berthold.

Wer ruft? Biſt du es, Geiſt der Erkenntniß, der mich umſchwebt?

Liſe.

Nein, es iſt kein Geiſt, es iſt meine Mutter, ehrwürdiger Vater!

Berthold.

Ich grüße Euch, Ihr guten Leute.

Veronica.

Wir danken. (auf ihr Körbchen deutend.) Da hab' ich etwas Schinken, Brot und Butter gebracht.

Liſe
(auf ihr Körbchen deutend.)

Und ich etwas Wein und Meth.

Berthold.

Ach! Wein? der Himmel lohn's Euch! Was für ein guter Geiſt führt Euch hierher?

Veronica.

Ein böſer Geiſt: die Liebe.

Berthold.

Erklärt Euch deutlicher.

Veronica.

Ja, ſeht, ehrwürdiger Vater, dieſer böſe Geiſt hat ſich des Herzens meiner Tochter bemächtigt, und ich fürchte, daraus kann viel Unglück entſtehen.

Liſe
(bey Seite.)

Unglück auch noch? Was kann mir denn geſchehen?

Veronica (zu Liſe.)

Tritt näher, ungerathene Dirne!

Liſe
(tritt verſchämt näher.)

Da bin ich ja!

Veronica.

Noch näher!

Berthold (bey Seite.)

Die Dirne iſt allerliebſt! (laut.) Ihr wollt alſo, daß ich das Mädchen von der Liebe heilen ſoll, nicht wahr?

Veronica.

Ach Gott! ja! wenn's anders noch Zeit iſt.

Berthold.

Nun, ſo komm her, liebe Kleine, und antworte mir aufrichtig und ohne alle Zurückhaltung; denn ich muß die Krankheit genau kennen, wenn ich das rechte Mittel dafür finden ſoll. — Sage mir alſo für's erſte: wie iſt dir denn eigentlich?

Liſe

(naiv und ſchnell.)

Mir iſt gar nicht — will ich ſagen, ich kann eigentlich nicht beſchreiben, wie mir iſt.

Berthold.

Thu' es nur, ſo viel du kannſt.

Liſe.

Nun ſeht: bey Nacht kann ich nicht ſchlafen, es iſt mir ſo ſchwer, — dann ſteh' ich auf und ſchau' in den Mondſchein, und wenn ich ſo hineinſchaue, ſo kommen mir die hellen Thränen in die Augen.

Berthold

(legt die Hand an den Bart.)

Aha! — Hm! — Hm! —

Liſe.

Das Eſſen, lieber Vater, ſchmeckt mir auch nicht, und das Herz klopft — aber ſo! — daß ich glaube, es ſpringt mir zum Buſen heraus. — Dazu bekomm' ich oft ein heftiges und anhaltendes Zittern —

Berthold
(wie oben.)

Hm! hm! Nun ja! — Schon gut. Weiter!

Liſe.

Ich denke immer an Einen; alles Andere vergeß' ich. Ich bin ganz verwirrt. — Neulich hab' ich das Kraut mit dem Löffel, und die Suppe mit der Gabel eſſen wollen, und geſtern hab' ich gar ſtatt einer Roſe eine Neſſel abgepflückt. Ich kann's nirgend lange aushalten; wenn ich ſtehe, möcht' ich mich niederſetzen, und wenn ich ſitze, möcht' ich ſtehen. — Nur wenn ich unſere Tauben ſchnäbeln ſehe, da kann ich Stunden lang zuſchauen.

Berthold.

Nun, und wie lange dauert denn dieß ſchon?

Liſe.

Schon acht Tage.

Berthold (gutmüthig.)

Hu! — Und wie heißt denn der Eine, an den du immer denkſt?

Liſe.

Das darf ich nicht ſagen; Max hat es mir verbothen. Ich werd' es auch nie verrathen; wenn Ihr mich dazu zwingen wollt, ſo weiß ich ſchon, was ich thue.

Berthold
(gutmüthig lächelnd.)

Er heißt Max und iſt Leibknappe des Ritters Kilian von Krudenau.

Liſe.

Herr Gott! Wie Ihr das Alles errathen könnt!

Berthold.

Die Knappen ſind boshaft; es iſt keine Zeit zu verlieren, wir wollen zur Heilung ſchreiten.

Liſe.

Werd' ich dabey nicht viel auszuſtehen haben?

Berthold.

Nein, nein, mein Kind!

Veronica.

Ein Knappe? — So ein Knappe geht ja gar nicht auf's Heirathen aus. Vater, helft ihr nur dießmal, und rechnet auf meine Erkenntlichkeit. Ich habe dahier ſchon einen Korb voll Wein mitgebracht.

Berthold.

Iſt er alt?

Liſe.

Zwey und zwanzig Jahre alt.

Berthold.

Ich meine den Wein.

Liſe.

Ja ſo!

Veronica.

Er iſt vom Allerbeſten.

Berthold

(zu Liſen.)

Setze dich in dieſe Laube, mein Kind. Der Schatten dieſer Laube beſitzt die Kraft, das Feuer der Liebe zu mildern.

Veronica.

Das iſt ſonderbar! (leiſe zu Berthold.) Bey mir hat der Schatten dieſer Laube das Liebesfeuer erſt recht entzündet, wie ich noch jung war. Wenn ich mit meinem Mann, Gott hab' ihn ſelig! mich in dieſe Laube ſetzte, da wurde mir immer um ſo wärmer, je kühler die Laube war.

Berthold.

Seit dieſer Zeit hat ſich der magiſche Einfluß dieſer Laube auf die Dirnen ganz verändert; Ihr werdet es ſchon ſehen. (zu Liſen, die ſich in die Laube geſetzt hat.) Sitzeſt du ſchon, liebe Kleine?

Liſe.

Ja, Vater! ich ſitze. — Werde ich lange ſitzen bleiben müſſen?

Berthold.

O nein, es wird bald vorbey ſeyn.

Liſe.

Hat's denn ſchon angefangen?

Veronica.

Freylich, dumme Dirne! rühre dich nur nicht.
(Hier lauert **Max** um die Laube.)

Berthold
(ſanft lächelnd.)

Was empfindeſt du, mein Kind?

Liſe.

Lange Weile, mein Vater.

Berthold.

Das iſt ſchon Etwas.

Veronica.

Wenn das Mädel nur Geduld hätte.

Siebente Scene.

Vorige. **Max** (tritt in die Laube.)

Max.

Wie? du hier, Liſe?

Liſe.

Ach!

Max.

Stille!

Berthold.

Was iſt dir denn?

Liſe.

Nichts.

Veronica
(will zur Laube.)

Berthold
(hält ſie zurück.)

Bleibt nur, Mutter, und ſtört ſie nicht; das iſt ganz in der Ordnung.

Max (leiſe.)

O wie ſehr ich dich liebe, du holde Dirne!

Liſe.

Iſt das wahr?

Max.

Ich ſchwöre es dir!

Berthold.

Nun? wie geht's jetzt?

Liſe.

Sehr gut, lieber Vater.

Berthold.

Nicht wahr, es wird dir ſchon leichter?

Liſe.

Ganz leicht.

Veronica.

Ich wache hier, daß dich Niemand ſtöre.

Berthold
(für ſich.)

Wie das zugeht, weiß ich ſelber nicht.]

Achte Scene.

Vorige. Roger (läuft hinzu, ohne Liſe und Max gewahr zu werden.)

Roger.

Berthold! Berthold!

Berthold (bey Seite.)

Der Unbeſonnene!

Liſe (zu Max.)

Jetzt wird man uns trennen, und es war doch ſo hübſch.

Roger

(erblickt Veronica.)

Verzeiht, ehrwürdiger Vater, daß ich ſo unbeſonnen —

Berthold (mit Würde.)

Es ziemt dir nicht, Jüngling, einen Einſiedler in ſeiner frommen Beſchäftigung zu ſtören.

Roger.

Ich ſuchte meinen Knappen und kam hierher, Euch zu bitten — (ihm in's Ohr.) Ritter Kilian mit ſeiner Nichte kommt ſchon.

Berthold.

(leiſe zu ihm.)

Schon gut, laßt nur mich machen. (laut zu Veronica.) Jetzt geht mit Eurer Tochter wieder fort, Mutter. Noch eine Sitzung, wie dieſe, und Liſe denkt gar nicht mehr an ihren Max. (leiſe zu ihr.) Ich muß jetzt dieſen jungen Ritter heilen, der nahe daran iſt, den Verſtand zu verlieren. Seht ihn nur an, wie er die Augen umherwirft. Morgen kommt wieder.

Veronica.

Wie viel Dank bin ich Euch ſchuldig.

Liſe

(tritt aus der Laube.)

Und ich auch, Vater! (küßt ihm die Hand.)

Berthold.

Schon gut. Morgen wiederholen wir's.

Liſe.

Ja, alle Tage, wenn Ihr wollt. (geht mit Veronica ab.)

Max

(benützt den Augenblick, um ſich unbemerkt aus dem Staube zu machen.)

Neunte Scene.

Berthold. Roger.

Berthold.

Bald hättet Ihr mich verrathen!

Roger.

Es war keine Zeit zu verlieren. Siehſt du? da kommt ſchon Kilian mit Adelheiden, und du verſprachſt mir —

Berthold.

Ihr ſollt ſehen, daß ich Wort halte; doch bringt mich in keine Verlegenheit.

Roger.

Nein, nein! — Da ſind ſie ſchon.

Berthold.

Folgt mir! (führt ihn in die Einſiedeley.)

Zehnte Scene.

Kilian. Adelheid.

Kilian

(in die Scene rufend.)

Die Pferde bindet an, und erwartet uns. (zu Adelheid.) Stütze dich auf meinen Arm, liebe Adelheid.

Adelheid.

In welche Wildniß führt Ihr mich da?

Kilian.

Zur Einſiedeley, wo du von deiner unglücklichen Liebe geheilt werden ſollſt.

Adelheid.

Geheilt? — dieſer Hoffnung entſagt! — Ich liebe meine Schmerzen, ſie ſind ſehr ſüß, und ich werde mich nie von ihnen trennen. Rogers Bild lebt in dieſem Herzen, verſucht, es daraus zu verdrängen. Wer vermag es, mich den Blick vergeſſen zu machen, den ſein blaues, ſeelenvolles Auge in das meinige that; wer kann aus meinem Gefühle jenen ſanften Druck ſeiner Hand verwiſchen, der noch immer mit ſanftem Erzittern alle meine Nerven durchbebt. Nein, Ritter Kilian, die Rechte der Vormundſchaft, welche Ihr über mich ausübt, können mein Glück nur verzögern, aber nicht hindern! — Sein bin ich, ſein! und wenn Ihr und Euer Einſiedler alle Eure Heilungsmittel aufbiethet.

Kilian.

Man kann ja doch nicht wiſſen. — Verſprich mir wenigſtens, meine gute Adelheid, daß du dich der Kur unterziehen willſt.

Adelheid.

Warum nicht? Der Scherz wird mich zerſtreuen, und vielleicht macht Euch die Ueberzeugung, daß Ihr das Unmögliche verlangt, meiner Bitte gewogen. — Noch mehr, Ritter Kilian: wenn es dem Einſiedler gelingt, mich von der Liebe zu heilen, ſo geb' ich *Euch* meine Hand.

Kilian.

Wär's möglich?

Adelheid.

Ich verſprech' es Euch.

Kilian.

Ich ſtehe auf dem Gipfel des Glückes! (er faßt ihre Hand.) Du biſt mein, ſüßes Täubchen! — Ich will nur gleich den Einſiedler rufen, ſo iſt das Ding gleich vorbey. (er ſchellt an der Glocke.) Kommt heraus, ehrwürdiger Vater! — Es iſt Ritter Kilian, der Euch ruft, er bringt Euch ſein ſchönes Mündel.

Eilfte Scene.

Vorige. Roger (als Einſiedler, eben ſo, wie Berthold gekleidet, die Capuze ſtark über das Geſicht herabgezogen, und Bertholds Stimme nachahmend.)

Roger.

Verzeiht, Herr Ritter, wenn ich Euch ſo viele Mühe mache.

Kilian.

Verzeiht Ihr, weiſer Mann, wenn ich Euch ſo lange warten ließ. — Nähere dich, Adelheid.

Roger (zu Kilian.)

Sie iſt ſehr ſchön.

Kilian (bey Seite.)

Der Einſiedler verſteht ſich darauf, ſo viel ich ſehe. (zu Roger.) Vater, macht ſchnell Euer Weſen, ich bitt' Euch drum; es iſt Gefahr auf dem Verzuge, denn ihre Liebe zu Roger vermehrt ſich mit jedem Augenblicke.

Roger.

Ich bin recht froh, daß Ihr mir das ſaget. (zu Adelheid.) Näher — nur näher, mein liebes Kind, und fürchte nichts.

Adelheid

(tritt zwiſchen Beyde.)

Euer Anblick, Ehrwürdiger, flößt mir Vertrauen ein; darum geſteh' ich Euch frey: ich glaube nicht an die Wunderkraft, welche Euch die Welt zueignet.

Roger.

Nun, nun, du wirſt mich bald kennen lernen und ſehen, was ich kann. (zu Kilian.) Ihr, Herr Ritter, haltet Euch ein bischen mehr ferne, Ihr ſeyd dabey nicht nothwendig.

Kilian.

Ja — aber —

Roger

(leiſe zu ihm.)

Ich muß erſt einige Geheimniſſe ausforſchen, und dazu ſeyd Ihr ganz überflüßig.

Kilian.

O ja! ganz recht! (er zieht ſich zurück und ſetzt ſich auf eine Bank zur Rechten.)

Roger (zu Adelheid.)

Du, liebes Kind, ſetze dich zu mir in dieſe Laube.

Adelheid

(ihm folgend.)

O ja! ich will meinem Vormund meinen Gehorſam beweiſen, und ihm zugleich zeigen, daß ich meinem Roger treu bleibe.

Roger.

Ritter Kilian, ſeyd ein wenig auf der Huth.

Kilian.

Sorgt Euch nicht!

Roger

(ſich ſetzend.)

Nun alſo, mein Kind, der Ritter Roger —

Adelheid.

Steckt tief in meinem Herzen, und keine Macht wird ihn daraus vertreiben,

Roger

(im Feuer des Entzückens.)

O Gott! welche Wonne, dieß aus Eurem ſchönen Munde zu hören. (küßt ihr die Hand.)

Adelheid.

Vater! Was thut Ihr denn?

Roger

(Bart und Capuze abnehmend.)

Was mir die Liebe beſiehlt. (ſinkt vor ihr auf die Kniee.)

Adelheid.

Roger! Ihr?!

Roger.

Verzeih, Geliebte! ich mußte dich ſehen, dich ſprechen; darum wählte ich dieſe Verkleidung. Ich ſchwöre es dir, ich liebe dich innig, treu und rein, und mein höchſter Wunſch iſt es, dich als mein Weib heimführen zu können.

Kilian
(horchend.)

Er redet recht feurig. Was ſich der Mann für Mühe gibt!

Adelheid.

Mein Vormund könnte uns überraſchen, redet leiſe.

Roger.

Die Augenblicke ſind koſtbar; geliebte Adelheid, ich will Euch der Tyranney Eures Vormundes entreißen.

Adelheid.

Ich mit Euch entfliehen?

Roger.

Nur hundert Schritte weit, nur bis zum Kloſter Heiligenberg — dort legen wir den Schwur ewiger Liebe und Treue ab, und verbinden uns vor dem Altare, und keine Erdenmacht zerreißt mehr ein Band, welches Gott ſelbſt geſegnet hat.

Adelheid.

Roger — Ihr wandelt auf rechtem Wege — ich bin die Eure! Aber wie überliſten wir die Wachſamkeit meines Vormundes?

Kilian

(für ſich.)

Sie brauchen hübſch lange.

Roger.

Verlaſſe dich ganz auf mich, und laß mich machen. (tritt aus der Laube.)

Kilian.

Nun, Vater? ſeyd Ihr mit ihr zufrieden? Fügt ſie ſich?

Roger.

Es wird ſchon gehen. — Das iſt eine Liebe, wie ich noch keine geſehen habe! — Wir werden mehrere Sitzungen nöthig haben.

Kilian.

So? — Ich werde Euch alſo die Dirne morgen wieder bringen müſſen?

Roger.

Morgen? Nein. Morgen hab' ich ſehr wichtige Geſchäfte; auch jetzt muß ich Einiges beſorgen. Aber wenn es Euch gefällig wäre, ein Stündchen im Lerchenwalde mit Eurer Mündel ſpazieren zu gehen, ſo wäre es vielleicht möglich, daß nachher —

Kilian.

Ah, Ihr wollt die Sache lieber gleich auf der Stelle zu Ende bringen? Recht! recht! — Man muß ihr keine Zeit zum Nachdenken laſſen; wie leicht wäre es möglich, daß ſie den Fanten Roger zu Geſicht bekäme, und das würde die Geneſung wieder verzögern.

Roger.

Ich bin ganz Eurer Meinung.

Kilian.

Komm, liebe Adelheid; ich bin mit dir zufrieden.

Adelheid.

Und ich mit Euch, lieber Vormund.

Kilian.

So? (zu Roger.) Vortrefflich, lieber Vater! — Ich weiß zwar nicht, was Ihr der Dirne geſagt habt, aber ich finde ſie ſchon ganz verändert.

Roger.

Dieſen Abend ſollt Ihr ſie gar nicht mehr kennen.

Kilian.

O welche Freude! — Adelheid! — Kind! — das iſt ein Goldmann! Thue nur Alles, was er dir ſagt.

Adelheid.

Sorgt nicht, ich bin nicht ungelehrig, und der gute Mann hat ſich meines vollen Zutrauens bemächtigt!

Kilian.

Ich komme, Ehrwürdiger! alſo in einer Stunde?

Roger.

Jn einer Stunde.

(Kilian mit Adelheid ab.)

Zwölfte Scene.

Roger (allein.)

Uff! — Ich kann nicht mehr! — der Bart macht zu warm. (nimmt den Bart ab und öffnet ſein Kleid.) Alles geht vortrefflich! Aber Berthold, den ich zu meinem Oheim, den Abt geſchickt habe, und der noch nicht zurückkehrt — (ſieht in die Scene.) Da kommt Jemand. Noch muß ich ſeine Stelle vertreten. (heftet den Bart wieder an.)

Dreyzehnte Scene.

Roger. Liſe (läuft herbey.)

Liſe.

Da iſt er! ich fürchtete ſchon, ihn nicht zu treffen. — Guter Vater, ich ſuchte Euch. — Ihr kennt mich doch noch? nicht wahr? — Ich bin Liſe, die Tochter der Mutter Veronica. Ihr wißt wohl. — Ach mein Gott, wie warm mir iſt! (bey Seite.) Max iſt hinter mir hergelaufen, zum Glück hat er mich nicht erwiſcht.

Roger.

Was iſt denn dein Anliegen, mein liebes Kind?

Liſe.

Mein Anliegen iſt — Ihr wißt wohl, von dieſem Morgen — Erinnert Ihr Euch nicht mehr? — Dort in der Laube. —

Roger.

Ach, ja ſo! (bey Seite.) Ich will ſterben, wenn ich verſtehe, was ſie ſagen will.

Liſe.

Da bin ich nun hergekommen, Vater, um Euch zu ſagen, daß ich über die Sache recht ernſtlich nachgedacht habe.

Roger.

Recht, mein Kind! nachdenken ſchadet nie.

Liſe.

Da iſt mir's eingefallen, daß es doch nicht klug von mir iſt, wenn ich mich von der Liebe heilen laſſe.

Roger.

So? das iſt dir eingefallen?

Liſe.

Ja, und es iſt auch wahr; denn ſeit dieſem Morgen ſetzt ſie mir noch bey Weitem ärger zu, als ehe — o, bey Weitem ärger! Darum will ich meine Liebe behalten.

Roger.

Ja— ſiehſt du — das geht nicht; — du mußt geheilt werden.

Liſe.

Ich muß? — Ich will aber nicht! Und es würde auch zu nichts führen; — denn ſeht — weil —

Roger.

Du biſt alſo entſchloſſen —?

Liſe.

Verliebt zu bleiben. Er hat mir geſagt, in meinem Alter ſey es ſogar nothwendig, daß man verliebt ſey, und bey gewiſſen Perſonen dauere dieſe Krankheit ewig und ließe ſich gar nicht heilen. Zum Beyſpiel hat er mir den Ritter Roger aufgeſtellt, der dieſen Morgen bey Euch war, und der ſo ſtark verliebt iſt, daß Ihr ihn nie werdet heilen können.

Roger.

Wer iſt der Unbeſonnene, der dir das geſagt hat?

Liſe.

Einer, der auch nicht geheilt werden will: der junge Leibknappe des Ritters Kilian. Er hat mir verſprochen, mich zu heirathen.

Roger.

So?

Liſe.

Ja, zweymal, und als wir uns trennten, rief er mir noch von Weitem zu: »Alſo, es bleibt dabey, du wirſt mein Weib!«

Roger.

Ja, das macht einen Unterſchied!

Liſe.

Freylich, einen großen Unterſchied. Darum bin ich auch hier, Euch zu bitten, ehrwürdiger Vater, daß Ihr die ganze Geſchichte meiner Mutter vorſtellt, und daß Ihr ſie dahin bringt, daß ſie mich nicht kuriren läßt.

Roger

(bey Seite.)

Die Dirne intereſſirt mich; auch kann ſie in meinem Plan —

Liſe (bey Seite.)

Er denkt nach. (laut.) Nun, Vater? Wollt Ihr ſo gut ſeyn?

Roger.

Ich will noch mehr: ich will es dahin bringen, daß du deinen Knappen heirathen kannſt.

Liſe.

Wie? — Was? — Ich meinen lieben Max heirathen?

Roger.

Ja, ja!

Liſe.

O macht das, dann will ich mich gerne von der Liebe heilen laſſen.

Roger.

Aber du mußt mir dafür auch einen Gefallen erweiſen.

Liſe.

O zehen für Einen, befehlt nur!

Vierzehnte Scene.

Vorige. **Berthold** (läuft über den Hügel herab. Er trägt einen Pack, welcher einen Schleier enthält.)

Berthold

(leiſe zu Roger.)

Alles geht gut. Hier hab' ich einen Schleier, durch deſſen Hülfe wir eine andere Adelheid vorſtellen, und im Kloſter erwartet man Euch.

Liſe.

Ach, du lieber Gott, jetzt ſind gar zwey Einſiedler! — Aha, ich begreife ſchon: der Eine heilt von der Liebe, der andere von der Ehe.

Berthold.

Ein einziges Hinderniß ſteht uns noch im Wege. Damit Ihr Adelheiden entführen könnt, müſſen wir *ein Mädchen* haben, das hier ihren Platz einnimmt; ich habe ſchon im ganzen Dorfe mich um ein ſolches unſchuldiges Blut umgeſehen, aber keines finden können.

Roger.

Ich hab' es indeſſen gefunden. (auf Liſen zeigend.) Hier dieſe Kleine —

Berthold

(tritt auf die andere Seite, ſo, daß Liſe zwiſchen Beyde zu ſtehen kommt.)

Wahrhaftig, Ihr habt Recht! Liſe kann uns dieſen Dienſt erweiſen.

Liſe

(bey Seite.)

Wenn mich meine Mutter jetzt ſo zwiſchen zwey Einſiedlern ſtehen ſähe, die würde eine Freude haben; denn ſie liebt die Einſiedler außerordentlich!

Roger.

Dort kommt ſchon Ritter Kilian.

Liſe.

Mein Max wird wohl bey ihm ſeyn?

Roger.

Nein, ich ſehe ihn nicht. — Liſe, verhülle dich mit dieſem Schleier.

Liſe.

Ach, mein Gott! — ich wag' es nicht —

Roger.

Du mußt, wenn du anders deinen Knappen heirathen willſt.

Liſe.

Ach ja! gebt nur her. Aber wo ſoll ich denn hingehen?

Roger.

Dort in die Einſiedeley. Du, Berthold, erwarte hier den Ritter und ſeine Mündel; ich laure den günſtigen Augenblick ab. (will abgehen.)

Berthold.

Halt! Gebt mir doch vorher meinen Bart.

Roger.

Da! Und dein Kleid dazu. (er entkleidet ſich und wirft Alles auf die Erde.) Die Glocke der Abtey wird dir verkündigen, wenn Alles vorüber iſt.

Berthold

(hebt das Kleid auf und wirft es in die Einſiedeley.)

Schon gut. Seyd nur auf Eurer Huth und macht ſchnell.

(**Roger** geht mit **Liſen** in die Einſiedeley.)

Fünfzehnte Scene.

Berthold. Adelheid (tritt die Erſte auf.) **Kilian** (folgt ihr keuchend nach.)

Kilian.

So warte doch nur, ich kann dir ja kaum folgen. Dieſen Morgen warſt du nicht ſo eifrig. (zu Berthold) Theile meine Freude mit mir, du großer Wundermann! ſie ſpringt, wie ein Reh, um nur bald geheilt zu werden.

Adelheid

(nachdem ſie Berthold angeblickt hat.)

Was ſeh' ich? Das iſt nicht Roger.

Berthold

(der ihre Verlegenheit bemerkt, ſich vor ihr verbeugend und mit Beziehung.)

Seht in mir einen treuen Diener —

Kilian.

Des Herrn, und ſo weiter! Laßt alle Begrüßungen und macht Euch an's Werk; in meinem Alter hat man keine Zeit zu verlieren.

Berthold.

Ich bin zu Euren Dienſten. (zu Adelheid.) Setzt Euch zuerſt in jene Laube, ſchönes Fräulein.

Kilian.

Und ich muß wieder Wache halten, nicht wahr?

Berthold:

Habt Ihr denn ſchon Wache gehalten?

Kilian.

Nun freylich! Vor Kurzem erſt. Erinnert Ihr Euch denn nicht mehr?

Berthold.

Richtig! — Richtig!

Liſe

(öffnet die Thüre der Einſiedeley).

Berthold (bey Seite.)

Da iſt Liſe ſchon. — Gut! (leiſe zu elheid.)

Thut, was ich Euch ſage, Fräulein, Roger erwartet Euch. (mit Salbung zu ihr.) Bedeckt Eure ſchönen Züge vorerſt mit dieſem Schleier.

Adelheid

(verſchleiert ſich mit einem Schleier, den er ihr gibt.

Kilian.

Warum verſchleiern?

Berthold.

Dieſes Mittel macht Euch ſtaunen? — Dieſer magiſche Schleier wird eine ſchnelle Veränderung hervorbringen, und wenn mir das Werk gelingt, ſo wird es bald nicht mehr dieſelbe Perſon ſeyn.

Kilian.

O herrlich! Ich will Euch reichlich lohnen.

Berthold.

Mein Lohn iſt dort oben. (zu Adelheid.) Jetzt, mein Kind, ſetzet Euch in jene Laube.

Adelheid

(ſetzt ſich verſchleiert in die Laube.)

Liſe

(tritt in dieſem Augenblick, ebenfalls verſchleiert, aus der Einſiedeley.)

Berthold

(nimmt Kilian beym Arm.)

Roger

(erſcheint bey der Laube.)

Berthold
(zu Kilian.)

Ihr, Herr Ritter, ſetzt Euch auf dieſe Bank und bleibt ganz ruhig.

Kilian.

Nun, es geſchieht Alles, wie vorhin.

Berthold.

Nein, ein bischen mehr.

(Während Berthold den Ritter zur Bank führt, nimmt Liſe, von Roger geleitet, Adelheidens Platz ein, welche mit ihrem Geliebten ſchnell entflieht.)

Berthold.

Nun, mein Fräulein? Iſt die Liebe ſchon entflohen?

Liſe.

Ja, ſie ſind ſchon fort. (leiſe zu ihm.) Aber wird das noch lange dauern?

Sechszehnte Scene.

Vorige. Veronica (ganz athemlos herbeylaufend.)

Vornica.

Zu Hülfe! zu Hülfe! (erblickt Kilian.) Ah, da iſt er! Erbarmen! Gerechtigkeit! gnädiger Herr Ritter.

Liſe.

Da iſt meine Mutter!

Berthold bey Seite.)

Jetzt wird's gut gehen. (zu Liſen.) Bleib ruhig.

Kilian.

Was wollt Ihr, Frau?

Veronica.

Ach, Herr Ritter, Ihr ſeht eine arme, betrogene Mutter vor Euch! Euer Leibknappe hat mir meine Tochter entführt!

Kilian.

Mein Knappe?

Liſe

(bey Seite.)

Mich entführt? und ich bin nicht von der Stelle gekommen.

Veronica.

Ach, helft mir, laßt ihnen nachſetzen, nur fort, nur fort! ich zittre, daß man das arme Mädchen nicht zu ſpät rette.

Liſe

(bey Seite.)

Zu ſpät? Warum?

Kilian.

Aber welchen Beweis habt Ihr, daß es Max war?

Berthold.

Ja, welchen Beweis?

Veronica.

Man hat ſie dieſen Morgen beyſammen im Holz geſehen, und ſeitdem iſt mein Mädel nicht mehr nach Hauſe gekommen.

Kilian.

Auch ich habe meinen Knappen ſeit dieſer Zeit nicht geſehen.

Siebenzehnte Scene.

Vorige. Max (herbeylaufend.)

Max.

Herr Ritter! — Herr Ritter! — Das iſt eine Geſchichte!

Veronica.

Biſt du da, Mädchenräuber? Du mußt hängen.

Liſe

(ſpringt aus der Laube und entſchleiert ſich.)

Nein, hängen ſoll er nicht; da bin ich!

Veronica (erſtaunt.)

Liſe!

Kilian.

Was ſeh' ich? Himmel und Erde! Wo iſt Adelheid? —

Max.

Ich lief her, um es Euch zu ſagen, Herr! In die Abtey iſt ſie mit einem ganzen Hochzeitzuge hinaufgezogen.

Kilian.

Mit einem Hochzeitzuge? Was thut ſie dabey?

Max.

Sie iſt ja die Braut, und Roger iſt der Bräutigam.

Kilian.

Ich bin verrathen! verkauft! — Doch, noch iſt es Zeit, ich will —

(Man hört in der Ferne eine Glocke läuten.)

Berthold.

Nein, Herr Ritter, es iſt nicht mehr Zeit.

Kilian.

Elender!

Achtzehnte Scene.

Vorige. Roger. Adelheid. Landleute mit Baumzweigen in den Händen, ziehen unter einem kurzen ländlichen Marſch über das Gebirge herab.

Kilian

(zu Adelheid.)

Wie? du wagſt es noch vor mir zu erſcheinen?

Adelheid.

Beſänftigt Euch, Vormund. Ich werde nie vergeſſen, was Ihr in meiner Kindheit an mir gethan habt, aber Eure Grauſamkeit und meine Liebe zwingen mich zu dieſem Schritte.

Kilian

(zu Roger.)

Was Euch betrifft, elender Verführer —

Roger

(mit Würde.)

Ich bin kein Verführer, ſondern Adelheidens rechtmäßiger Gatte vor Gott und der Welt. (er gibt ihm eine Pergamentrolle.) Hier der Beweis.

Adelheid.

Seyd gütig, lieber Vormund! Euer Weib konnt' ich nicht werden, aber Eure dankbare Tochter will ich bis zum letzten Hauch meines Lebens bleiben.

Kilian.

Bey dem kaiſerlichen Gericht werde ich die Sache anbringen, wir wollen ſchon ſehen.

Roger.

Ritter Kilian, Euch bleibt die Wahl: entweder das kaiſerliche Gericht, welches von Euch genaue Rechnung über Adelheidens Vermögen fordern wird, oder Eure Einwilligung in unſere Heirath, wofür Ihr zur Dankbarkeit Adelheidens Vermögen bis zu Eurem Tode behalten ſollt. Wählet.

Kilian.

Ich bin im Grunde ein guter Menſch und — wähle das Letztere.

Liſe
(zu Roger.)

Nun, Vater? — Was Ihr mir verſprochen habt?

Roger.

Wenn Max auch einwilligt —

Liſe.

Muß er auch einwilligen?

Veronica.

Nun, ich möchte ſehen, daß der Burſch ſich weigert! —

Max.

Ich bin doch noch zu jung.

Liſe.

Du wirſt ſchon älter werden.

Max.

Bin nur ein Knappe.

Roger.

Sollſt von nun an mein Stallmeiſter ſeyn.

Adelheid (lachend.)

Und du, Liſe, meine Geſellſchafterin.

Max
(mit einem Seufzer.)

Nun, es ſey! (reicht Liſen die Hand.)

Roger.

Dir, Berthold, dem wir unſer Glück verdanken, ſchenk' ich meine Burg Ballenhauſen, ſammt dem vollen Weinkeller, der ſich darin befindet.

Berthold.

Halloh! ich nehme es an. (er wirft Bart und Kleid weg.) Fort mit Euch! ich trete wieder in die Welt.

Liſe.

Wie? — Kein Eremit mehr? Wer wird künftig die jungen Mädchen von der Liebe heilen?

Berthold.

Die Ehe, mein Kind, die Ehe.

(Gruppe, der Vorhang fällt.)

Inhalt.

Erſter Jahrgang.

Haß allen Weibern. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Frey nach dem Franzöſiſchen des Bouilly. In Alexandrinern bearbeitet.

Der kurze Roman, oder: die närriſche Wette. Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Der Ehenſtifter, oder: die beyden Offiziere. Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Die ſpaniſche Wand. Dramatiſche Kleinigkeit in einem Aufzuge. Frey nach dem Franzöſiſchen.

Die Ehemänner als Junggeſellen. Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Zweyter Jahrgang.

Die Schauſpielerinn. Luſtſpiel in drey Aufzügen, nach dem Franzöſiſchen, im Versmaß des Originals.

Wahnſinn. Drama in einem Aufzuge. Als Seitenſtück zu Nina. Nach dem Franzöſiſchen le delir frey bearbeitet.

Abneigung aus Liebe. Luſtſpiel in freyen Verſen und einem Aufzuge.

Der alte Jüngling. Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach dem Franzöſiſchen.

Verlegenheiten und Auswege. Poſſe in einem Aufzuge, frey nach dem Franzöſiſchen.

Dritter Jahrgang.

Peter und Paul. Luſtſpiel in drey Aufzügen. Als Seitenſtück zum Mädchen v. Marienburg und dem liefländiſchen Tiſchler. Nach dem Franzöſiſchen des Lamartelière.

Der Raſttag. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nach dem Franzöſiſchen des Bouilly.

Die beyden Ehen. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nach dem Franzöſiſchen des Etienne.

Der Wilddieb. Liederſpiel in einem Aufzuge.

Der Sie. Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Vierter Jahrgang.

Verkannte Treue. Drama in drey Aufzügen, nach Pelletier Volmeranges.

Die Zeche, oder: Gaſtwirth und Bürgermeiſter in einer Perſon. Krähwinkliade in einem Acte, nach einer wahren Anecdote.

Narrheit und Narrethey. Luſtſpiel in einem Acte, nach Desaugiers.

Die hölzerne Uhr. Drama in einem Acte, nach Bernard-Valville.

Raphael. Luſtſpiel in Alexandrinern und einem Aufzuge.

Fünfter Jahrgang.

Czar Iwan. Dramatiſirte Anecdote in zwey Acten.

Die Papageye. Luſtſpiel in einem Act. Nach dem franzöſiſchen Vaudeville: les Perroquets de la mère Philippe.

Die Bittſteller. Luſtſpiel in einem Acte. Nach Meleſville.

Das Kammermädchen. Luſtſpiel in einem Acte. Frey nach Longchamps.

Der Diener ſeines Nebenbuhlers. Luſtſpiel in einem Acte.

Sechster Jahrgang.

Der Prinz kommt! Luſtſpiel in einem Acte. Nach dem Franzöſiſchen des Rougemont.

Thomi, oder: die Stimme der Natur. Drama in zwey Aufzügen, dem Franzöſiſchen nachgebildet.

Der Weibertauſch. Luſtſpiel in einem Acte. Nach dem Franzöſiſchen der Herren Dartois und Achille.

Der Einſiedler im Lerchenwalde, oder: die geheimnißvolle Laube. Luſtſpiel in einem Acte. Nach einem franzöſiſchen Vaudeville der Herren Theaulon und Capelle.

72.

Dramatiſches
Sträußchen
für das Jahr
1822.

Von

J. F. Caſtelli.

Siebenter Jahrgang.

KÖN. HOF THEATER

Wien, 1822.
Gedruckt und im Verlage bey J. B. Walliſhauſſer.

Meinem verehrten Freunde

Franz Grillparzer.

Es reichte ihren Dolch Dir Melpomene,
Ich ſtrebe nach Thaliens Jokusſtabe,
Ein witzig Wort iſt meine kleine Habe,
Dein ward der Menſchen höchſtes Gut: die Thräne;

Indeß ich ſpärlich meine Gäſte labe,
Entrolleſt Du, ein Liebling der Camöne,
Ein reicher Bildner, vor der Welt das Schöne,
Und ernteſt Ruhm und Dank für Deine Gabe.

Erlaub', daß ſich das Lächeln zu Dir flüchte,
Sich frohes Spiel mit deinem Nahmen ſchmücke,
Huldvoller ruhen dann darauf die Blicke

Und es beſtehet leichter im Gerichte;
Denn wenn der Ernſt beym Scherze hält die Wache,
So wird der Scherz oft eine ernſte Sache.

Wien, im October 1811.

J. F. Caſtelli.

Gleiche Schuld.

Gemählde unſerer Zeit, in drey Aufzügen.

(Aufgeführt auf dem ſtändiſchen Theater zu Prag.)

Perſonen.

Herr von Malburg.
Friederike, ſeine Gattinn.
Frell.
Obriſt Graf Kullnau.
Frau von Reigen.
Heinrich, Bedienter
Cäcilie, Kammermädchen
bey Frau von Reigen.
Ein Bedienter.

(Die Handlung ſpielt in einer deutſchen Reſidenz.)

Erſter Act

(Ein Salon.)

Erſte Scene.

Herr von Malburg. Friederike.

Friederike.

Du ſiehſt, mein Freund, die dreyhundert Gulden ſind alle, die du mir auf dieſen Monath für meine Toilette und kleinen Ausgaben gegeben haſt.

Malburg.

Nicht mehr als billig, mein Kind! Wir haben auch heute ſchon den Dreyßigſten; man kann nicht ökonomiſcher ſeyn, als du.

Friederike

(ein kleines Büchelchen hervorziehend.)

Du ſollſt auch ſehen, wie ich ſie verwendet habe; denn ich habe kein Geheimniß vor dir. Sieh, da hab' ich mir Tag für Tag aufgeſchrieben. — Am Erſten die halbjährige Pränumeration für das Wiener- und Frankfurter-Modenjournal, für die elegante Zeitung und den Sammler bezahlt, macht zuſammen 82 fl. — Am Zehnten im Whiſt verloren 18 Fiſche, à 2 fl. macht 36 fl. — Am Fünfzehnten einen Hut gekauft — 50 fl. — Am Sechszehnten für die Abgebrannten einen Beytrag geſchickt von 25 fl. Denn ſieh, mein lieber Adolph, man kann ſich wohl unterhalten, aber man muß die Armen dabey nicht vergeſſen und ſich auch ein Bißchen etwas abdarben für ſie.

Malburg.

Schon gut; ich weiß ja, daß du dein Geld nicht übel anwendeſt. Laß uns jetzt von etwas Wichtigerem ſprechen: Weißt du, daß ich große Hoffnung habe, den Platz zu erhalten, um deſſentwillen ich hierher nach der Reſidenz reiſte?

Friederike.

Wirklich? O, das iſt ja vortrefflich, liebes Männchen!

Malburg.

Es gibt zwar viele Competenten, aber man hat von mir bey'm Miniſter geſprochen, und ſeine Excellenz haben gelächelt. Ich wünſchte ſehr, den Platz zu erhalten, nicht ſowohl des Gehaltes wegen, der damit verbunden iſt, denn deſſen bedarf ich nicht; aber dieſes Amt gibt Anſehen und iſt die erſte Stufe zu allen höheren Chargen.

Friederike.

Herrliche Ausſicht!

Malburg.

Bin ich ein Mahl dazu ernannt, ſo muß auch unſere ganze Haushaltung ganz anders eingerichtet werden.

Friederike.

Natürlich! Wir werden viel Leute ſehen, Fremde bey uns empfangen müſſen. —

Malburg.

Ich werde Reiſen in die Provinzen zu machen haben. —

Friederike.

Da wird's heißen große Dinérs geben.

Malburg.

Ich werde auch oft im Büreau des Miniſters arbeiten müſſen.

Friederike.

Verſteht ſich, müſſen wir dann auch in jedem der erſten Theater eine Loge miethen, Concerte, Bälle geben; denn man muß ſich doch ſeinem hohen Range angemeſſen benehmen. O, daß wird herrlich ſeyn!

Malburg.

Ich muß jetzt hinüber zum Sekretär des Miniſters. Frell wird kommen, er hat mir ſagen laſſen, daß er nothwendig mit mir zu ſprechen habe; empfange ihn und ſuche ihn aufzuhalten, bis ich zurückkomme. — Du erwarteſt doch keinen Beſuch dieſen Morgen?

Friederike.

Niemanden, außer Frau von Reigen.

Malburg.

Wie? Madame Reigen kommt hierher?

Friederike.

Ich erwarte ſie jeden Augenblick.

Malburg.

Ich muß dir geſtehn, liebes Kind, dieſer Beſuch mißfällt mir ganz und gar, und ich ſehe mit Mißvergnügen, daß du eine Art Freundſchaft mit dieſem Weibe anfängſt.

Friederike.

Warum nicht? Frau von Reigen iſt eine liebenswürdige Frau, über die ſich gar nichts ſagen läßt. Sie iſt artig, geiſtreich, ſittig. Ich kenne ſie zwar erſt ſeitdem wir hier ſind, aber ihr ganzes Benehmen hat mir die beſte Idee von ihr beygebracht, und wenn dieſe Frau dir nicht recht iſt, Adolph, ſo müßt' ich mir wirklich eine zur Geſellſchaft mahlen laſſen.

Malburg.

Nun, es kann ſeyn, daß ich unrecht berichtet worden bin; aber auf jeden Fall muß ich dich bitten, mit ihr zu brechen.

Friederike.

Wo denkſt du hin, Adolph? Wie kann ich ohne

Grund mit einer Frau brechen, die mir mit Artigkeiten, ich kann ſagen mit Freundſchaft entgegen kommt.

Malburg.

Das iſt's eben, was ich bey euch Weibern nicht begreifen kann, gleich ſeyd ihr mit der Freundſchaft da. Acht Tage iſt es jetzt, daß ihr euch Beyde auf dem Balle kennen gelernt habt, und nun kann ſchon Eine ohne die Andere nicht mehr leben.

Friederike.

Aber du ſprichſt über ſie, ohne ſie zu kennen, du haſt ſie noch nicht ein Mahl geſehen.

Malburg.

Es iſt wahr, ich habe die Frau nie geſehen, aber ich habe von ihr reden gehört, und nicht viel Ehrenvolles, das darfſt du mir glauben. Man hat mich verſichert, ſie gebe ſich bald für eine Witwe aus, bald für eine Frau, deren Mann nach Holland gegangen ſey, um dort eine reiche Erbſchaft zu erheben, wieder Andere behaupten, ſie ſey von ihrem Mann getrennt, und kurz, man ſagt noch andere Dinge, die ich gar nicht nacherzählen will.

Friederike.

Pure Verleumdung, mein Freund, ich kann dich verſichern. Frau von Reigen iſt jung, ſchön, ſie wird vielleicht einen reichen Mann mit ſeinen Zudringlichkeiten zurückgewieſen haben, Urſache genug, um ſie zu verleumden. Uebrigens bedenke nur ſelbſt, wenn deine

Meinung von ihr gegründet wäre, würde ſie bey der Hofräthinn Walſer zum Ball geladen worden ſeyn? und dort hab' ich ſie doch kennen gelernt.

Malburg.

Ich ſehe wohl, liebe Friederike, du kennſt die große Welt noch nicht. Du darfſt verſichert ſeyn, daß manchmahl aus der einzigen Urſache, damit eine Geſellſchaft recht zahlreich ſey, viele Leute ſich dabey einfinden, die nicht hin gehören. — Uebrigens kann meine Ruhe wohl allein ein hinlänglicher Grund für dich ſeyn, den Umgang mit Frau von Reigen abzubrechen, und kurz und gut, ich verbieth' es dir, künftig ihre Beſuche anzunehmen.

Friederike (beleidigt.)

Du verbietheſt es mir? — So? — Das iſt eine Tyranney ohne Beyſpiel, mich aller Geſellſchaft zu berauben, mir nicht eine einzige Freundinn mehr zu laſſen, und das Alles einer Laune wegen, welche dem geſtrengen Herrn Gemahl durch den Kopf fährt! O! ich ſehe ſchon noch die Zeit kommen, wo du mich einſperren wirſt, wenn du fort gehſt und vielleicht gar eines deiner Haare an das Schloß kleben wirſt, um ja gewiß zu ſeyn, daß dieſes unverſehrt ſey.

Malburg.

Friederike, was denkſt du? Ich will dich nicht aller Geſellſchaft berauben. Empfange meine Freunde bey dir und die deinigen. Gott ſey Dank, ich bin nicht eiferſüchtig, und du biſt durchaus Frau deines Willens, nur dieſe Frau von Reigen mißfällt mir ganz und gar, und dein Widerſtand —

Friederike

(ihn beſänftigend.)

Nun, nun, lieber Adolph, nimm's nur nicht ſo ernſthaft, ich bitte dich, beruhige dich! Wohlan, weil es dir Verdruß macht, ſo verſpreche ich dir, mit Frau von Reigen zu brechen, nur bitte ich dich, fordere es nicht ſogleich, nicht auf ein Mahl, ich erwarte ſie dieſen Morgen, und ſie ſoll aus meiner Kälte ſehen, daß es mir nicht darum zu thun ſey, ihre Bekanntſchaft fortzuſetzen.

Malburg.

Entferne ſie nach und nach, das iſt billig. (umfaßt ſie.) Es freut mich, zu ſehen, daß du ſo nachgiebig biſt, und ich werde dir das Opfer, welches du mir dadurch bringſt, gewiß nie vergeſſen.

Friederike.

Ich liebe dich ſo ſehr, mein Adolph, daß mir kein Opfer für dich zu ſchwer wird. Aber nun biſt du auch nicht mehr böſe auf mich, Männchen? nicht wahr?

Malburg (küßt ſie.)

Du biſt mein gutes Weibchen, wie vorher; der Himmel unſeres Eheſtandes hat ſich nur ein Bischen umwölkt, damit die Sonne jetzt wieder um ſo glänzender ſtrahle. — Ich muß dich nun auf einige Augenblicke verlaſſen. Vergiß nicht, Frell zu bitten, daß er mich hier erwarte. Adieu! Adieu! (geht ab.)

Friederike.

Bleibe nicht lange weg. Adieu!

Zweyte Scene.

Friederike (allein.)

So hartnäckig hab' ich ihn noch nicht geſehen. Ich hab' es wohl nicht recht gemacht, daß ich ſeinem lächerlichen Vorurtheile, ſeiner Laune ſo ſchnell nachgegeben habe. — Nun wird er immer mehr fordern und an mir wird immer das Nachgeben ſeyn. — Aber wär' auch *ich* halsſtärrig auf meiner Meinung geblieben, ſo wäre vielleicht ein recht ernſthafter Zank daraus entſtanden; nein, nein, es war ſo beſſer! — Es würde wohl auch nicht ſchwer ſeyn, über *ſeine* Freunde etwas aufzufinden; ſind auch recht luſtige junge Herren darunter, ich hätte wohl auch von ihm fordern können, daß er mit Dieſem oder Jenem breche, aber hätt' ich's nur gethan, gewiß hätte er mir in einem langen und breiten Sermon bewieſen, daß *ich* Unrecht habe, und daß ſeine Freunde die bravſten jungen Leute in der ganzen Stadt ſeyen. — Nun, ich habe ein Mahl verſprochen, mit Frau von Reigen zu brechen und ich will's halten; will's halten, obſchon ich damit ganz und gar nicht einverſtanden bin. Ich liebe meinen Adolph zu ſehr, als daß ich ihm nicht Alles opfern ſollte, was ihn beunruhigen kann.

Dritte Scene.

Friederike. Ein Bedienter.

Bedienter (anmeldend.)
Frau von Reigen. (ab.)

Friederike
(bey Seite.)
Schon? — Ich werde wohl recht verlegen ſeyn.

Vierte Scene.

Friederike. Frau von Reigen.

Reigen
(Friederiken umarmend.)
Guten Tag, meine liebe, ſchöne Malburg! Ach, wie hab' ich mich geſehnt, Sie zu ſehen und mir Troſt bey Ihnen zu holen; denn es iſt mir ein fürchterliches Unglück begegnet.

Friederike (etwas kalt.)
Ein Unglück? — Gewiß, ich nehme den lebhafteſten Antheil.

Neigen.

Sehen Sie ein Mahl meinen Hut an. — Ich bitte, ſehen Sie ihn an! — Die Krämpe vorne iſt zu tief hereingebogen — das Bouquet um einen ganzen Zoll zu tief. — Und nun ſag' ich Ihnen, das iſt ſeit acht Tagen ſchon der zweyte Hut, der fehlſchlägt. — Ich gehe auf der Stelle zu meiner Marchande des Modes, will ihr Vorwürfe machen, — umſonſt, ſie läßt Niemand vor; der Graf von Frosberg iſt bey ihr, um ſich mit ihr über einen Putz zum Geburtstagsgeſchenk ſeiner Frau zu berathen, — unverrichteter Sache muß ich wieder fort! — Aber — was iſt denn Ihnen, meine Süße? Sie ſehen mir auch ein Bischen ärgerlich aus. (hebt ihr den Kopf in die Höhe.) In die Höhe mit dem braungelockten Köpfchen, daß man die ſchönen Augen ſieht.

Friederike.

Entſchuldigen Sie mich; auch mir iſt Manches nicht nach meinem Sinn gegangen.

Neigen.

Ach Gott, Sie armes, liebes Weibchen! — Sie ſind übel gelaunt? Und ich bin gekommen, Sie auf dieſen Abend zu mir zu bitten. — Aber das iſt gleich viel; Sie kommen, nicht wahr? — Ach ja! So kleine Launen gehen bey einer ſchönen Frau bald vorüber. — Ich ſehe heute Abends einige gute Freunde bey mir; wir machen Muſik, das wird Sie zerſtreuen.

Friederike.

Verzeihen Sie, es iſt mir unmöglich, Ihre Einladung für dieß Mahl anzunehmen.

Reigen.

Wie? Sie könnten mir's verweigern? — Nun, das wollen wir doch ſehen.

Friederike.

Geſchäfte, welche ſich nicht verſchieben laſſen, hindern mich. — (bey Seite) Sie iſt ſo artig gegen mich, und ich muß ſo unartig ſeyn.

Reigen.

Geſchäfte? — Was kümmern Sie die Geſchäfte? Die laſſen Sie dem Herrn Gemahl über. Vergnügen geht allen Geſchäften vor. — Aber wo iſt er denn, der liebe Herr Gemahl? Ich mag kommen, wann ich will, ſo treff' ich ihn nicht, und ich brenne doch vor Begierde, den Glücklichen kennen zu lernen. — Wann werden Sie mich ihm vorſtellen? — Sagen Sie mir, liebe Freundinn, iſt er noch ein junger Mann? Liebt er Sie recht zärtlich? Macht er Sie ganz glücklich? Lauſcht er ſeinem lieben Weibchen jeden Wunſch ab, um ihm auf's Schnellſte entgegen zu kommen? Wie viel gibt er Ihnen Nadelgeld?

Friederike.

Mein Adolph hat ein ſehr gutes Herz. Vier Jahre ſind wir verheirathet, und noch nie fand ich Urſache, meine Wahl zu bereuen.

Reigen.

O ſchön! Deſto ſchöner, weil ſolche Männer jetzt ſeltſam werden. Es gibt jetzt ſo viele grämliche, launenhafte, unerträgliche Ehemänner, die wegen elender tauſend Gulden, die ſie für einen Shawl ausgeben müſſen, einen Lärmen machen, daß das Haus einſtürzen möchte. — Aber, eben denk' ich daran: wiſſen Sie, liebes Weibchen, daß Sie auf dem Balle bey Balſers eine glänzende Eroberung gemacht haben?

Friederike.

Eine Eroberung? Ich? — Wenn es ſo iſt, ſo geſchah es wirklich ohne meinen Willen.

Reigen.

Nun? können ſie nicht errathen, wer der Anbether iſt.

Friederike.

Vielleicht der junge Menſch, der durch eine ganze Stunde vor dem Spiegel ſtand, und ſich die Haare richtete, und der uns dann ſo ein ſchlechtes Gedicht noch ſchlechter vordeclamirte?

Reigen.

A ſi donc! Das iſt ein junger Comptoirheld. Derjenige, von dem ich ſpreche, iſt ein Mann von hoher Geburt und Würde und von bedeutendem Vermögen.

Friederike.

Ich ſehe wohl, Sie wollen mit mir ſcherzen.

Reigen.

Nein, nein, meine Liebe! ich ſchwöre Ihnen, die Sache iſt ſehr ernſthaft. — Aber nun wieder auf meine Abendgeſellſchaft zurückzukommen: ich erwarte Sie; dießmal nehme ich keine Entſchuldigung an, ich rechne auf Sie.

Friederike.

Ich muß Ihnen wiederholen, es iſt mir unmöglich.

Reigen.

Einer Frau von Kopf, wie Sie, iſt nichts unmöglich. Zudem hab' ich Ihr Erſcheinen ſchon angekündigt, Alles erwartet Sie; Sie werden mir doch das nicht thun? Nein, Sie kommen, es bleibt dabey. In unſerm Alter muß man keine Gelegenheit des Vergnügens verſäumen. Ich pflege immer zu meinen Freundinnen zu ſagen: Meine Lieben, laſſen Sie uns die Freude haſchen, wo wir ſie finden. — Wir wollen unſere Männer lieben, unſere häuslichen Pflichten nicht vernachläſſigen, aber dann wollen wir auch den Frühling unſers Lebens genießen; ach, der Herbſt kommt ohnedieß ſo früh, und iſt oft ſo traurig und freudenleer.

Friederike (bey Seite.)

Ach, wenn ſie Adolph doch ſo ſprechen hörte! (laut.) Um Ihnen die Wahrheit zu ſagen, liebe Freundinn, ich wünſche ſelbſt nichts ſehnlicher, als dieſen Abend bey Ihnen zuzubringen, und wenn es nur von mir abhinge, ſo käm' ich gewiß; aber —

Reigen.

Da gibt's kein Aber. — Die Sache iſt ausgemacht, reden wir nicht mehr davon. Sie müſſen uns die venetianiſche Barcarole ſingen, die Sie ſo ausdrucksvoll vorzutragen wiſſen. Zum Beſchluß wollen wir eine Quadrille tanzen, ganz neu, herrlich erfunden und nicht ſchwer auszuführen. Die Coſtumes dazu liegen ſchon bey mir zu Hauſe. Schön, ſuperbe ſehen Sie aus. Sie haben die Wahl zwiſchen einer Engländerinn oder einer Schwedinn, einer Türkinn oder einem Schweizermädchen. Das Schweizer-Coſtume, ja, das müſſen Sie wählen, das wird Sie kleiden zum küſſen; das geſchnürte Mieder und das Hütchen wird Ihnen vortrefflich ſtehen.

Freiderike
(bey Seite.)

Eine Quadrille — eine Schweizertracht — ein kleines Hütchen — ach, Adolph! das kann ich dir nie verzeihen. (laut.) Liebe Freundinn, ich muß Ihnen aufrichtig ſagen, mein Mann — verzeihen Sie, — aber er wird es mir nicht erlauben, dieſe Unterhaltung mitzumachen.

Reigen.

Nicht erlauben? Und aus welcher Urſache?

Friderike.

Oh! eine Laune, ein Vorurtheil. — Erſt, bevor Sie kamen, hat er ſich darüber gegen mich erklärt.

Reigen.

Ah! alſo darum ſind Sie ſo übellaunig? Ach, das wollen wir ja gleich arrangiren. Ich will mit Ihrem Gemahl ſprechen, er wird gewiß ſo artig ſeyn —

Friederike.

Nein, thun Sie das nicht; er iſt heute ſehr mißmuthig.

Reigen.

Wie, meine Liebe? — Und doch ſagten Sie erſt: Sie ſeyen ſo glücklich?

Friederike.

Ich bin es wirklich; aber auch die beſte Ehe wird manchmal durch kleine Wölkchen getrübt. — Mein Adolph iſt gut, ſehr gut; Sie würden es ſelbſt ſagen, wenn Sie ihn kennten; ein junger Mann, voll Geiſt, Witz und Anſtand, er macht ſchöne Verſe, und ich lieb' ihn von ganzer Seele; daher will ich ihm keinen Verdruß machen.

Reigen.

Dem iſt leicht ausgewichen. So kommen Sie zu mir, ohne daß Sie es ihm ſagen.

Friederike.

Ah, das würd' ich nicht wagen! Adolph würde mir es nie verzeihen, daß ich ihm ungehorſam war.

Reigen.

Wie ſagen Sie? — Ungehorſam? — Das Wort iſt deliziös, das muß ich merken, es wird Glück machen in der Welt. Alſo wollen Sie allen Launen Ihres Gemahls blindlings Folge leiſten? — Und was haben Sie denn verbrochen, wenn Sie ſich ein paar Stunden zu zerſtreuen ſuchen? — Nein, Weibchen, das bürden Sie mir nicht auf, dazu haben Sie zu viel Verſtand.

Friederike.

Aber ich fürchte nur, wenn es Adolph erführe. —

Reigen.

Hahaha! Ueber das große Unglück, wenn er erführe, ſeine Frau habe einen Abend bey einer Freundinn zugebracht! — Wiſſen Sie, daß Sie mir da gar keine gute Idee von ſeinem Character geben?

Friederike (für ſich.)

Sie hat Recht! (laut.) Nun, hören Sie, ich will mein Möglichſtes thun, um kommen zu können. — Aber Sie haben heute große Geſellſchaft, und ich kann, meines Mannes wegen, keine Toilette machen. —

Reigen.

Kleiden Sie ſich bey mir an. Alles ſteht Ihnen zu Dienſten, meine Kleider, mein Schmuck. — Punct eilf Uhr laſſ' ich Sie wieder nach Hauſe bringen.

Friederike.

Nun wohl! und hin fahr' ich in einem Fiacker. — Aber jetzt muß ich Sie bitten, mich zu verlaſſen, ich erwarte jeden Augenblick meinen Mann.

Reigen.

Nun, und was thut das?

Friederike.

Ich habe meine guten Urſachen, zu wünſchen, daß er Sie nicht ſehe. Die Männer — Sie wiſſen wohl — urtheilen manchmal etwas vorſchnell; ich will ihm aber eine Lehre geben; — ich werde Sie ihm vorſtellen, wenn es Zeit iſt.

Reigen.

Alles wie Sie wollen, meine Liebe. Adieu! Kommen Sie hübſch früh, ſo können wir noch ein Bischen ſchwatzen, bevor die Geſellſchaft zuſammenkommt; ich habe Ihnen Dinge zu erzählen, Sie werden ſich wundern. (umarmt ſie.) Adieu, meine Liebe! ſeyn Sie verſichert, Sie haben keine wärmere Freundinn, als mich. — Aber der Tauſend, ja, ich muß fort. (lächelnd.) Geſchwind, geſchwind! Sie haben mir einen ſolchen Schrecken vor ihrem Eheherrn eingejagt, daß ich am ganzen Leibe zittere, hahaha! (geht ab, indem ſie ihr noch eine Kußhand zuwirft.)

Fünfte Scene.

Friederike (allein.)

Von *dieſer* Frau hat Adolph ſo böſe ſprechen können! Nein, er thut ihr himmelſchreyend Unrecht, und es wäre meine Pflicht geweſen, ſie beſſer zu vertheidigen. Hätt' er nur mit angehört, was ſie geſagt hat: »Wir wollen unſere Männer lieben, unſere häuslichen Pflichten nicht vernachlaſſigen, aber dann wollen wir auch —« (hält ſchnell inne.) Nein, das: »Dann« würde ihm nicht ſehr gefallen haben, ich kenne ihn.

Sechste Scene.

Friederike. Frell. Malburg.

Malburg.

Gerade recht bin ich gekommen, lieber Frell, um dich nicht warten zu laſſen.

Frell (zu Friederiken.)

Zanken Sie mich recht derb aus, gnädige Frau, denn ich will Ihnen dieſen Abend Ihren Gemahl entführen; er wird ſehr ſpät wieder zurückkommen.

Friederike (für ſich.)

Das fügt ſich ja vortrefflich! (laut.) Eine Luſtparthie, nicht wahr?

Frell.

Allerdings; aber eine Luſtparthie, die ihm großen Nutzen bringen wird, wie ich hoffe.

Friederike (zu Frell.)

Ich verlaſſe mich auf Sie; ſenden Sie mir meinen lieben Adolph nur ſo bald als möglich wieder. (geht mit einer Verbeugung gegen Frell ab.)

Siebente Scene.

Frell. Malburg.

Frell.

Ich bin recht froh, daß deine Frau nicht tiefer geforſcht hat.

Malburg.

Wie ſo?

Frell.

Wirſt's ſchon erfahren. Du bedarfſt für's Erſte des Platzes wegen, um den du anſuchſt, einer Empfehlung bey dem Miniſter. — Wohlan, mein Freund, wünſche mir und dir Glück: ich habe einen Gönner für dich gefunden, und das einen gewichtigen.

Malburg.

Ich danke dir herzlich! Wer iſt's denn?

Frell.

Der Obriſt Graf von Kullnau. Du mußt von ihm gehört haben; er hat ſich im letzten Feldzuge ſehr ausgezeichnet, iſt ein vortrefflicher Soldat, und ein leidenſchaftlicher Liebhaber des Ruhmes und des ſchönen Geſchlechtes. Ueberdieß ein ſehr gebildeter, loyaler, dienſtfertiger Mann, der für ſeine Freunde ins Feuer geht; kurz, ganz ein Mann, wie du ihn brauchſt. Wir ſind ſchon von der Univerſität her Freunde, und dennoch hab' ich erſt geſtern erfahren, daß er der Schwager des neuen Miniſters iſt. Auf der Stelle hab' ich an dich gedacht, und noch dieſen Abend will ich dich ihm vorſtellen, bey Frau von Lüdenheim nähmlich, wo er ein Rendezvous hat.

Malburg.

Vortrefflich, lieber Herzensbruder! Du beweiſeſt mir deine Freundſchaft immer thätiger. — Aber wer iſt denn dieſe Frau von Lüdenheim?

Frell (lächelnd.)

Eine — eine galante Frau, etwas leicht, aber artig, angenehm, liebenswürdig. Deiner Frau brauchſt du's eben nicht zu ſagen, wohin wir gehen.

Malburg.

Hör' einmal, Freundchen, bringe mich nicht in Verlegenheit; bedenke, ich bin verheirathet, und glücklich verheirathet.

Frell.

Sey ruhig. Hältſt du mich denn für einen Springinsfeld? Kennſt du meinen Character nicht? Bey mir iſt Alles voraus bedacht, und alle möglichen Folgen berechnet. Um halb ſechs Uhr holſt du mich ab, und damit Punctum!

Malburg.

Ich bin überzeugt von deiner Klugheit, aber dennoch will ich das Haus vorher genau kennen, das ich betrete.

Frell.

Nun, ſo höre, ich will dir ein kleines Gemählde davon entwerfen. Frau von Lüdenheim iſt eine Frau, die man immer hübſch nennen kann, von gebildetem Verſtande und lebhaftem Aeußeren, ihre Tournüre iſt reizend und ihr Benehmen anziehend. Sie gibt alle Mittwoche Abendgeſellſchaften, bey denen ſich alle diſtinguirten Fremden einfinden, und alle diejenigen, die hohes Spiel ſpielen können. Es kommen auch ſchöne, junge, kokette Frauen hin, die gerne ſehen und geſehen werden wollen; dieſe ſuchen ſich durch ihre Grazie, Verſtand und Talente wechſelſeitig zu überbiethen, ſie ſtellen Netze aus, fangen und werden gefangen, und geben durch ungezwungene Fröhlichkeit und liebenswürdigen Leichtſinn der Geſellſchaft den wahren Reitz. — Das Vergnügen vereinigt hier alle Stände; hier ſiehſt du einen Staatsmann, der die Ungnade des Durchlauchtigſten voraus ſieht, Zerſtreuung ſucht, und ſich im Schoße der Freude langweilt; dort einen Kaufmann, der in ſeinen Geſchäften etwas ins Stocken gerathen, aber, um der Welt ſeine wahre Lage zu verbergen, eine ruhige Miene affectirt, das Geld mit beyden Händen wegwirft, um beym Spieltiſch den Credit wieder zu gewinnen, den er auf der Börſe verloren hat. Hier ſpricht ein Dichter mit einem General, dort eine Schauſpielerinn mit einem Geſandtſchaftsſecretär. Jeder läßt beym Eintritt in dieſes Haus die Etiquette an der Thür, und geht die Verbindlichkeit ein, die Honneurs des Abends zu machen, entweder mit ſeinem Gelde, wenn er reich iſt, oder mit ſeinem Verſtande, wenn er welchen hat. Man erzählt Tagesneuigkeiten, Anecdoten, ſpricht von den ſchönen Künſten, Theater, Journalen, declamirt, macht ſchlechte Muſik, trinkt Thee und Punſch, macht den Damen den Hof, man ſpielt, verliert, leiht aus, ruinirt ſich, die Zeit vergeht, die Morgenſtunde bricht an, und man kehrt nach Hauſe zurück mit ſchwerem Kopf, oft noch ſchwererem Herzen und leichter Börſe.

Malburg.

Element, das iſt ja ein Tempel des Vergnügens!

Frell.

Ja, es iſt ſehr ſchön dort; ich wollte dir aber doch nicht rathen, deine Frau dahin zu führen.

Malburg.

Werd's auch bleiben laſſen.

Frell.

Ich meines Theils gebe einen ſtillen Beobachter ab. In ſolchen Cirkeln kann man die Sitten und Verkehrtheiten einer großen Stadt am beſten ſtudieren. Verlaſſe ich dann dieſes Haus, ſo hab' ich an meiner Ehre nichts verloren und an Belehrung viel gewonnen. Der Obriſt Kullnau, der darüber ſo denkt, wie ich, wird dieſen Abend dort ſeyn, und da iſt die beſte Gelegenheit, dich ihm vorzuſtellen. Stelle dir vor, er iſt zum Sterben verliebt in eine Frau, die er ein einziges Mahl auf einem Ball geſehen hat; die ſoll heute auch hinkommen. Aber das intereſſirt dich nicht. Ich habe jetzt noch einige Gänge zu machen, ſpeiſe dann bey Willforts, und Punct fünf Uhr trifſt du mich angekleidet zu Hauſe.

Achte Scene.

Vorige. Friederike.

Friederike.

Nun? haben die Herren ſchon Alles in's Reine gebracht?

Malburg.

Alles. Ich hole Frell um fünf Uhr ab, er wird die Güte haben, mich dem Schwager des Miniſters vorzuſtellen, und es iſt möglich, daß ich erſt nach Mitternacht wieder nach Hauſe komme.

Frell.

Sie werden darüber nicht unruhig ſeyn, gnädige Frau.

Friederike (ſehr fröhlich.)

Nicht im Geringſten.

Frell.

Ich empfehle mich Ihnen. — Alſo Bruder, Punct fünf!

Malburg.

Punct fünf! Ich begleite dich. (Beyde ab.)

Friederike (allein.)

Das iſt herrlich! Adolph geht fort und ich kann ohne Furcht mit meinem Abend ſchalten. Ich habe ſo eben die venetianiſche Barcarole probirt, ich weiß mich kaum zu erinnern, daß meine Stimme ſo rein geweſen wäre, als eben heute. Aber ich werde doch ſagen, daß ich etwas heiſer ſey, und mich zum Singen etwas bitten laſſen. — Dann die Quadrille — die Schweizerkleidung — o ſchön! ſchön! (hüpft ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Ende des erſten Aufzuges.

Zweyter Act.

Ein Vorſaal bey Frau von Lüdenheim (Frau von Reigen.) Durch die Mittelthür, welche offen iſt, erblickt man reich decorirte beleuchtete Gemächer. Zur Rechten und Linken ſind Thüren, welche zu andern Appartements führen. Bey der Thüre zur Linken ſteht ein Ankleideſpiegel.

Erſte Scene.

Heinrich (tritt ganz erſchöpft durch die Mittelthür ein.) **Cäcilie** (kommt aus der Seitenthür rechts.)

Heinrich.

Ich kann nicht mehr! Seit zehn Uhr Morgens lauf' ich durch alle Straßen. Ach, du mein Gott! von alle dem, was man ſuchen kann, iſt Geld am ſchwerſten zu finden, und die Leute, die es haben, laſſen die Leute, die es nicht haben, viel Millionen Schritte fruchtlos machen.

Cäcilie.

Armer Heinrich! — Ich habe heute auch ſchon viele Schritt umſonſt gemacht, ich finde mich noch nicht zurecht. Ich bin erſt ſeit geſtern im Hauſe, du haſt mich hergebracht, ich danke dir dafür; aber ich bitte dich auch, mich ein Bischen zu unterrichten und mich den Platz kennen zu lehren.

Heinrich.

Mein Kind, das Terrain, auf dem wir wandeln, iſt etwas ſchlüpfrig, aber es ſchließt Silberminen in ſich, man darf nur verſtehen die Adern zu finden.

Cäcilie.

Was willſt du damit ſagen?

Heinrich.

Daß die Geſchäfte unſrer Gnädigſten nicht am Vortheilhafteſten ſtehen, daß ich gar kein Mittel ſehe, wie ſie ſich herauswinden wird, und daß wir uns eilen müſſen, um mit vollen Taſchen davon zu gehen.

Cäcilie.

Aber ſag' mir vor Allem, wie ſoll ich denn die Frau nennen? Frau von Reigen, oder Frau von Lüdenheim?

Heinrich.

Nenne ſie nur Frau von Lüdenheim.

Cäcilie.

Warum hat ſie denn ihren Nahmen verändert?

Heinrich.

Sie hat einige Schuldſcheine unterſchrieben, die ihr in der Folge zu unrechter Zeit wieder zu Geſicht gekommen ſind, das iſt Alles. Um nun den überläſtigen Beſuchen aus dem Wege zu gehen, hat ſie als Frau von Reigen die Breitengaſſe verlaſſen und iſt als Frau von Lüdenheim in die Sommerſtraße eingezogen. Mehrere Leute kennen ſie noch unter ihrem erſten Nahmen, aber dieſe haben zum Glück keine Bekanntſchaft mit jenen Herren, denen ſie ausgewichen iſt, und ſo ſind wir wieder auf eine Zeit lang ruhig.

Cäcilie.

Biſt du ſchon lange in ihren Dienſten?

Heinrich.

Sechs Monathe. Ich bin noch bey der guten Zeit ins Haus gekommen; damals hatte die Frau noch einen fremden reichen Herrn zum Freunde, einen Grafen Kußnikoff. Ach! das war ein Mann! großmüthig, freundlich! So oft er die Schwelle betrat, hat auch ein goldener Regen das Haus befruchtet, aber nachher — ach, der iſt abgereiſt, es hat aufgehört zu regnen, und jetzt ſitzen wir ganz im Trocknen.

Cäcilie.

Das iſt ja gerade recht, lieber Freund! je ſchlechter die Herrſchaft ſteht, deſto beſſer ſtehen gewöhnlich die Domeſtiquen.

Heinrich.

Tief gedacht, mein Schatz! Du machſt dich würdig, einſt meinen Nahmen zu tragen. Sobald die gnädige Frau Schiffbruch leidet, bemächtigen wir uns alles deſſen, was ſo auf dem Waſſer herumſchwimmt, ich heirathe dich, miethe ein Kaffeehaus, das richte ich prächtig ein, ohne etwas von der Einrichtung zu bezahlen, dich ſehe ich zu einem Comptoir von Ebenholz mit Bronce; du biſt jung, haſt feurige Augen; mit einem angenehmen Lächeln, einer reitzenden Toilette und einigen falſchen Steinen lockſt du die Menge, Alles will die neue, ſchöne Kaffeeſiederinn ſehen, wir haben gar nicht Stühle genug, um die Menge aufzunehmen, ſie ſchauen weder was ſie trinken, noch was ſie zahlen, ſondern nur, was ſie ſehen, und unſer Glück iſt gemacht. Was ſagſt du zu dem Plan?

Cäcilie.

Ach Gott, es iſt der Traum einer fruchtbaren Einbildungskraft; übrigens wär's doch nicht unmöglich, daß er ſich verwirklichte.

Heinrich.

Ich höre die Frau. Siehe zu, daß die Spieltiſche gerichtet, die Lichter angezündet werden. Vor Allem ſey artig gegen die Leute, die zu Fuße, reſpectvoll gegen jene, die in Fiackern und unterthänig gegen die, welche in eigenen Equipagen kommen.

Zweyte Scene.

Vorige. Frau von Reigen (im Putze.) Cäcilie (geht ab.)

Reigen.

Schon zurück, Heinrich? Was hat dir mein Geſchäftsträger geſagt?

Heinrich.

Ach, Euer Gnaden. das iſt der beſte, gefühlvollſte Mann von der Welt!

Reigen.

Nun? hat er Friſt bewirkt?

Heinrich.

Ach Gott, er hat nichts als kalte Seelen, Felſenherzen gefunden, die das ſchnöde Metall den ſchönſten Verſprechungen vorziehen.

Reigen.

Lieber Himmel! es iſt doch ein trauriges Leben, wenn man Schulden hat.

Heinrich.

Ah bah! Wer wird ſich darum kümmern? Ich hab' auch Schulden.

Reigen (affectirt.)

Und du kannſt ſchlafen?

Heinrich.

Ich? prächtig! Aber die können nicht ſchlafen, die mir etwas geliehen haben.

Reigen.

Ich war dieſen Morgen bey Frau von Malburg, ich erwarte ſie jeden Augenblick; ſie kennt mich nur unter dem Nahmen Reigen, geh' zum Portier hinab, erwarte ſie dort und führe ſie dann herauf.

Heinrich.

Zu Befehl, Euer Gnaden. (er tritt zur Thür und gleich wieder zurück.) Der Herr Obriſt Graf von Kullnau, gnädige Frau.

Dritte Scene.

Vorige. Der Obriſt.

Obriſt (zu Heinrich.)

Lieber Freund, mein Wagen ſteht im Hofe, ſag' Er meinem Kutſcher, er ſoll ſich ja nicht unterfangen, von den Pferden wegzugehn, es ſind zwey junge Pohlen, die Kerls machen gern Spectakel.

Heinrich (geht ab.)

Obriſt

(zu Fr. v. Reigen.)

Willkommen, liebe Freundinn! Sie ſind die erſte ſchöne Frau, die ich heute ſehe.

Reigen.

Sie ſcherzen, Graf! die Erſte? und es iſt ſechs Uhr Abends? Wo waren Sie denn den ganzen Tag über?

Obriſt.

Ach, reden Sie mir nicht davon! hab' den ganzen Tag arbeiten müſſen; das Ding mußte nun ein Mahl zu Ende geführt werden. Ich verſichere Sie, der Kopf iſt mir ordentlich ſchwer, aber der Abend bey Ihnen ſoll Alles wieder in's Geleiſe bringen.

Reigen.

In wenigen Augenblicken ſollen Ihnen Roſſini und Naſolini die Amtsfalten von der Stirne gaukeln. Ich glaube, daß unſere Reunion heute recht angenehm werden wird. Wie ich Ihnen ſchon geſtern in meinem Billet gemeldet habe: Einige Damen werden ein franzöſiſches Sprichwort aufführen, und dann haben wir eine deliziöſe Quadrille.

Obriſt.

Die Geſellſchaft iſt vermuthlich dieſelbe, wie vorigen Mittwoch?

Reigen.

Beynahe. Sie kennen Alles. Herr von **Palt**, der kleine runde Staatsrath, der kömmt ſehr ſpät, macht ſeine drey Rober Whiſt, ärgert ſich dabey und geht dann wieder. Frau von **Stellern**, die das Unglück hatte, ihren Mann vor einem Monat zu verlieren, ſie ſollte im Sprichwort mitſpielen, hat mir aber dieſen Morgen ihre Rolle zurückgeſchickt, mit dem Bedeuten: daß es ſich bey dem großen Verluſt, den ſie erlitten, doch nicht für ſie ſchicken würde Komödie zu ſpielen, aber bey der Quadrille könnte ich auf ſie rechnen, verſteht ſich maskirt. Dann Frau von Malburg —

Obriſt (lebhaft.)

Frau von Malburg? die ſchöne Frau, die ich bey Walsers auf dem Ball ſah, und von der ich ſo viel mit Ihnen ſprach? Ich ſoll ſie alſo wiederſehen? Ach, liebe Freundinn, ich bin ganz entzückt! Dieſes Vergnügen danke ich Ihnen.

Reigen.

Wie, Sie erinnern ſich noch des Weibchens?

Obriſt.

Ich weiß nicht, welche geheime Gewalt dieſe Frau über mich hat. Ihre Anmuth, ihre Beſcheidenheit, ihre ſittige Zurückgezogenheit, Alles an ihr erfüllt mich mit einer Zuneigung, welche zugleich mit Achtung und Furcht vermiſcht iſt. Ich bin doch ſonſt bey Frauen nicht blöde, Sie wiſſen es. —

Reigen.

Wie? — Graf! Pfuy! — Wie ſoll ich das wiſſen? Ich weiß nichts. — Apropos, künftigen Mittwoch bin ich nicht zu Hauſe.

Obriſt.

Wie? an Ihrem Geſellſchaftstage?

Reigen.

Es iſt mein Geburtstag.

Obriſt.

Ihr Geburtstag?

Reigen.

Ach! da hab' ich mich ſchön verplaudert! — Nein, lieber Graf, glauben Sie mir's nicht. — Ich wollte, daß es kein Menſch erfahre; ich bitte Sie, ſagen Sie es Niemanden. Ich will die Beſuche, die Glückswünſche — die Präſente vermeiden. — Mein Gott, ich bin auf mich ſelbſt recht böſe, daß ich ſo damit herausplatzte.

Obriſt.

Weßwegen? Das Geburtsfeſt einer liebenswürdigen Frau iſt ein Feſt für alle Jene, welche ſie kennen. Ich will jetzt mit Ihrer Erlaubniß eine Tour durch die Zimmer machen und die Damen begrüßen, die ſchon angekommen ſind. (im Abgehen.) Die ſchönſte kommt erſt noch.

Vierte Scene.

Frau von Reigen (allein.)

Was mir Heinrich geſagt hat, geht mir gewaltig im Kopfe herum. Ich ſtehe da über einem Abgrund, ~~dem ich~~ ſchwer entkommen kann. — Ey was! Nur den Muth nicht verloren! Fort, ihr Wölkchen des Unmuthes von der Stirne, lächle freundlich, mein Geſicht; durch Fröhlichkeit gewinnt ſich mehr als durch Trübſinn.

Fünfte Scene.

Frau von Reigen. Friederike.

Reigen.

Ey guten Abend, meine Gute!

Friederike.

Ich komme wohl etwas ſpät.

Reigen.

Keine Entſchuldigung, weil Sie nur da ſind. Mein Bedienter hat Sie wohl unten erwartet? Ich habe ihm den Auftrag gegeben, Sie hierher zu führen, denn Sie kennen mich nur unter dem Nahmen Reigen.

Friederike.

Nennen Sie ſich nicht ſo?

Reigen.

Verzeihen Sie, ich heiße Reigen von Lüdenheim, der letzte Nahme ſchreibt ſich von einem Gute her, das ich in — in der Provinz beſitze. Alle meine Bekannte geben mir den letztern Nahmen.

Friederike.

Gut. Sie ſind auch bey mir künftig die ſchöne Frau von Lüdenheim.

Reigen.

Die Abendunterhaltung wird bald ihren Anfang nehmen. Wenn Sie Toilette machen wollen, Sie haben nicht mehr lange Zeit dazu. Wie wollen Sie ſich coiffiren laſſen?

Friederike.

Ich wünſche Ihre Meinung zu hören.

Reigen.

Bloßen Kopf mit einem diamantenen Kamm, das wird allerliebſt ausſehen. Ich habe gerade einen prächtigen Kamm da. Eine Freundinn hat mir ihn anvertraut, um ihn meinen Bekannten ſehen zu laſſen. Es iſt ein Verlobungsgeſchenk ihres Gatten. Jetzt hat ſie auf Scheidung geklagt und verkauft den Kamm, damit ſie ihren Advokaten zahlen kann.

Friederike.

Ich danke Ihnen für den Kamm; einige Blumen genügen.

Reigen.

Wie Sie wollen. (Man hört läuten.) Die Geſellſchaft vergrößert ſich, ich ſchicke Ihnen auf der Stelle meine Kammerjungfer; (im Abgehen.) ſie hat Geſchmack, Sie werden mit ihr zufrieden ſeyn. (ab.)

Friederike (allein.)

Etwas leicht iſt ſie, aber liebenswürdig und gut.

Reigen

(deutet unter der Mittelthüre dem Obriſten auf Friederiken; dieſer tritt heraus, jene geht zurück in die Zimmer.)

Sechste Scene.

Friederike. Der Obriſt.

Obriſt.

Ich habe das Vergnügen mit Frau von Malburg zu ſprechen, die ich bey Walſers auf dem Ball zum erſten Mahl zu ſehen ſo glücklich war?

Friederike.

Ja, ich war dort.

Obriſt.

Das wäre auch ſchwer zu vergeſſen. Erſt vor einigen Augenblicken hab' ich von Ihnen geſprochen, gnädige Frau.

Friederike.

Von mir, mein Herr?

Obriſt.

Man verlangte meine Meinung über ein Schweizer-Coſtume zu vernehmen, das für Sie beſtimmt iſt. Ich verſichere Sie, daß dabey Richtigkeit mit Zierlichkeit vereinigt iſt. Ich habe Frankreich, Italien und die Schweiz durchreiſt. —

Friederike.

Ach! Sie waren in der Schweiz? O ſagen Sie mir doch gefälligſt: tragen die Schweizer-Bauernmädchen Schnüre auf dem Corſett, und neigt ſich das Hütchen auf die linke oder auf die rechte Seite?

Obriſt

(für ſich.)

Bravo, das Geſpräch iſt angeknüpft.

Friederike.

Ach, Sie werden auf alle dieſe Kleinigkeiten nicht Acht gegeben haben?

Obriſt.

Verzeihen Sie, gnädige Frau, ich reiſte nicht als Militär, ſondern als Philoſoph, der den Character der Nationen ſtudieren will. Ich habe recht gut bemerkt, daß die franzöſiſchen Damen beſonders kleine Füße und ſchwarze Augen, die Berlinerinnen blaue Augen, und die Wienerinnen einen ſuperben Teint und ſehr ſchöne Zähne haben.

Friederike.

Es ſcheint, Sie haben ſich überhaupt nur die Damen zum Gegenſtand Ihrer Bemerkungen gemacht.

Obriſt.

Allerdings, ſchöne Frau! Dieſes Studium hat auch unendlich viele Reitze; nur war es leider nicht [illegible] ohne Gefahr für mich. Ein reitzender Gegenſtand drückt ſich ſo leicht unauslöſchlich in unſer Herz.

Friederike (lächelnd.)

Sie ſcherzen, mein Herr! So etwas iſt ſelten ernſthaft, und die dem Militär ſo eigenthümliche Unbeſtändigkeit iſt eine gute Schutzwehr.

Obriſt.

Ich kann Sie verſichern, gnädige Frau, dieſe Behauptung iſt zu boshaft. Ohne von mir zu ſprechen könnte ich Ihnen auf der Stelle mehrere meiner Freunde, auch Officiers, nennen, die ſich in verſchiedenen Städten für's ganze Leben attachirt hatten; ihre Liebe war eben ſo heftig als dauernd, und erloſch nicht eher, als bis ſie mit dem Hauptquartier weiter zu ziehen gezwungen wurden. (bey Seite.) Teufel! Ich rede ja Unſinn!

Friederike (lächelnd.)

Ein ſchöner Beweis von Beſtändigkeit.

Obriſt (bey Seite.)

Das muß ich wieder gut machen. Den Henker auch, da kommt mir die Lüdenheim in die Flanke.

Siebente Scene.

Vorige. Frau von Reigen. Cäcilie.

Reigen.

Ey, ey, Liebe! noch nicht fertig? Und Sie, Obriſt, brachten es dahin, daß eine Dame auf ihre Toilette vergaß? (droht ihm mit dem Finger.) Das iſt Ihr ſchönſter Triumph. — Viele Damen ſind ſchon im Saale. — Obriſt, ich rechne auf Sie, daß Sie mir die Honneurs machen helfen.

Obriſt.

Sie haben über mich zu befehlen. (bey Seite.) Sie wird nicht mehr aus den Augen gelaſſen; jede Gelegenheit, die ſich darbiethet, will ich benützen. (geht ab.)

Reigen.

Gehen Sie in mein Kabinett, liebe Malburg. — Cäcilie, folge der gnädigen Frau. Vergeſſen Sie ſich nicht vor dem Spiegel; Sie ſind auch halb ſchön noch viel zu ſchön.

(Friederike und Cäcilie gehen in die Seitenthür links ab.)

Reigen (allein.)

So zahlreich, wie die heutige, war noch keine Geſellſchaft, und gar kein fatales Geſicht.

Achte Scene.

Frau von Reigen. Frell. Malburg.

Frell.

Gnädige Frau, wollen Sie mir erlauben, Ihnen meinen Freund vorzuſtellen? Ich hab' ihm verſprochen, ihm einen angenehmen Abend zu bereiten, und wo könnt' ich ihn hinführen, als zu Ihnen?

Reigen

(verbeugt ſich, dann zu Malburg.)

Ich bin ſehr erfreut, mein Herr, Ihre Bekanntſchaft zu machen.

Malburg.

Wenn Sie mir den Zutritt in Ihrem Hauſe geſtatten wollen, fühle ich mich ſehr geehrt.

Reigen.

Sie können doch daran nicht zweifeln, beſonders unter ſolchem Geleite. (auf Frell deutend.)

Frell.

Wir ſind durch die Spielzimmer gegangen, ganze Berge von Gold bedecken die Tiſche, und man verliert mit unbeſchreiblichem Gleichmuth.

Reigen.

Wie? — Man ſpielt ſchon? — O mein Gott, ich muß eilen; ich habe verſprochen, die Parthie mit Lord Swilſon zu machen. Verzeihen Sie, meine Herren, wenn ich Sie verlaſſe. Sehen Sie mein Haus als das Ihrige an; je fröhlicher, deſto angenehmer. Ohne Zwang und ohne Complimente. (geht ab.)

Neunte Scene.

Malburg. Frell.

Malburg.

Das iſt eine allerliebſte Frau!

Frell.

Alſo es bleibt dabey, deiner Frau ſagen wir, wir haben den Abend in einer Männergeſellſchaft zugebracht.

Malburg.

Ganz recht. Verrathe nur du dich nicht, ſie iſt ein Bischen eiferſüchtig, ein Beweis mehr ihrer Liebe. Die Arme wird wohl recht viel Langeweile haben, während wir hier in Saus und Braus leben.

Zehnte Scene.

Vorige. Cäcilie (tritt aus dem Gemach, worein ſie mit Frau von Malburg gegangen iſt, um ihr bey der Toilette zu helfen.

Frell (lorgnettirt ſie.)

Ah — da iſt ja etwas Neues, das Kammerkätzchen hab' ich im Hauſe noch nicht bemerkt. — Sag' uns, kleines Schelmenauge, iſt der Obriſt, Graf von Kullnau, ſchon da?

Cäcilie.

Ja, Euer Gnaden.

Frell.

Ich wünſchte ihn zu ſprechen. Thu' mir den Gefallen und ſag' ihm, ſein Freund Frell erwarte ihn hier.

Cäcilie.

Verzeihen Sie, mein Herr, aber heute wird's wohl ſchwer werden. — Wenn Sie ein guter Freund von ihm ſind, wie Sie ſagen, ſo werden Sie wohl wiſſen — die Frau, in die er verliebt iſt, iſt heute zum erſten Mahle hier, und da —

Frell.

Ah, ich begreife! (zu Malburg.) Das iſt die Frau, von der ich dir heute Morgens geſagt habe.

Cäcilie.

Sie iſt verheirathet, ſagt man. — Aber, was ſchwatz' ich denn da! Meine Pflicht iſt es, Alles zu ſehen und Nichts zu reden. — Uebrigens muß ich ihr auch Gerechtigkeit wiederfahren laſſen: ſie behandelt den Obriſten mit einer Kälte, der Unſereins nicht fähig wäre.

Frell.

Nun? und läßt ſich der Obriſt abſchrecken?

Cäcilie.

Ach! er iſt nur um deſto paſſionirter; die Herren Officiere verzweifeln nicht gleich.

(Man hört im Saale laut und anhaltend lachen.)

Malburg.

Da geht es luſtig zu!

Frell.

Die Wirkung des Punſches.

Cäcilie.

Verzeihung, meine Herren, ich muß fort. Da kommt der Herr Obriſt eben. (geht ab.)

Eilfte Scene.

Malburg. Frell. Der Obriſt.

Obriſt.

Der Teufel hole das Spiel, ich mag nicht ſpielen; ich habe eine ganz andere Herzdame im Kopfe. (erblickt die Anweſenden.) Ah, willkommen Frell! du hier?

Frell.

Obriſt, du kommſt wie gerufen! Ich bin ſehr froh dich allein zu finden; ich habe mit dir zu ſprechen.

Obriſt.

Warum haſt du mich nicht früher rufen laſſen?

Frell.

Ich wußte, daß du einer ſchönen Dame die Cour machteſt, und wollte dich nicht ſtören.

Obriſt.

Ah bah!

Frell.

Läugne nur nicht, ich weiß Alles. Biſt wieder ein Mahl gebrannt; mache dir mein Compliment, man ſagt, ſie ſey ſehr ſchön.

Obriſt.

Ja, Brüderchen, das iſt ein Weibchen, wie ich in meinem Leben noch keines geſehen habe. Ein einziger Blick von ihr durchbohrt; ich bin verliebt, ſag' ich dir, verliebt für's ganze Leben!

Frell.

Nun, ſo hat die Liebe endlich ihre Rechte ausgeübt. Du wirſt darüber der Freundſchaft nicht die ihrigen rauben. Ich komme, dich um einen Freundſchaftsdienſt zu bitten. Der neue Miniſter iſt dein Schwager, wollteſt du wohl deinen Einfluß bey dieſem verwenden?

Obriſt.

Ob ich will? Du kennſt mich ja.

Frell

(auf Malburg deutend.)

Dieſer Herr iſt von Kindheit an mein beſter Freund, wir wurden miteinander erzogen; ſein Vater hat viel für mich gethan, wir ſind ein Herz und eine Seele. Mein Adolph nun, lieber Obriſt, ſucht hier um eine Stelle an —

Malburg.

Seit drey Monaten geb' ich mir, unterſtützt von den beſten Zeugniſſen, alle mögliche Mühe, die Stelle zu erhalten, aber immer fruchtlos.

Frell.

Mein Freund beſitzt Alles, was für einen Mann nothwendig iſt, der an der Spitze einer Adminiſtration ſteht. Außer ſeinen vielen Kenntniſſen hat er ſehr ausgebreitete Bekanntſchaften, einen feſten, dabey einnehmenden Character; er macht auch delliziöſe Verſe, Elegien voll Gefühl. —

Obriſt (für ſich.)

Ihr Bild folgt mir überall.

Frell.

Wollteſt du ihm wohl deinen Schutz angedeihen laſſen?

Obriſt.

Mit Vergnügen. (zu Malburg.) Haben Sie eine Geſuchſchrift? ich will ſie an Ort und Stelle befördern.

Frell.

Lieber Freund, mit dem Geſchriebenen iſt's nichts, das Ding ſieht immer aus, als wenn man wider ſeinen Willen dazu gezwungen worden wäre, ſo eine Schrift anzunehmen. Wenn du mir eine Freude machen willſt, ſo ſtelle meinen Freund dem Miniſter ſelbſt vor, und empfiehl ihn mündlich. Wenn du erlaubſt, ſo holen wir dich morgen früh in deiner Wohnung ab.

Malburg.

Mein Freund, du mißbrauchſt die Güte des Herrn Obriſten.

Obriſt (zu Frell.)

Noch beſſer; du wohnſt gleich neben dem Miniſter. Um zehn Uhr Morgens bin ich bey dir.

Frell.

Adolph wohnt auch in demſelben Hotel mit mir.

Obriſt.

Es freut mich, lieber Frell, wenn ich dir meine Freundſchaft beweiſen und dieſem Herrn nützlich ſeyn kann. Ich hoffe, meine Empfehlung bey'm Miniſter ſoll ihm nützen, und ſeine Wünſche ſollen bald erfüllt werden.

Malburg.

Möchten auch die Ihrigen nicht unerfüllt bleiben, mein Herr Obriſt!

Obriſt.

Ah, unſere Lage iſt ſehr verſchieden. Bey einem Miniſter findet man wohl Fürſprecher, aber bey einer ſchönen Frau redet Jeder lieber für ſich ſelbſt, und es iſt oft ſehr ſchwer, eine Audienz zu erlangen.

Frell.

Du ſcherzeſt, lieber Obriſt. In Geſchäften braucht es Titel, Zeugniſſe, in der Liebe genügt eine Laune; ein Vorwand.

Obriſt.

Ein Vorwand! Das iſt's eben, was mir fehlt.

Frell.

Nun, es kommt darauf an, ihn herbey zu führen.

Obriſt.

Das weiß ich wohl; ich kenne ſo ziemlich die Taktik.

Frell.

Ein Gedanke, ein aufgehobener Handſchuh, ein hingeworfenes Wort ſpinnen das Geſpräch an.

Malburg.

Einige Verſe — eine Romanze —

Frell.

Tauſend! Lieber Adolph, du machſt ja Verſe; da haſt du Gelegenheit, dich dem Obriſten dankbar zu bezeugen; du wirſt ſie benützen.

Obriſt.

Die Idee iſt köſtlich! Schon ſeit einer Viertelſtunde dringt man in die Dame, daß ſie der Geſellſchaft ein italieniſches Rondeau ſinge — wenn ich dieſem Rondeau einige deutſche Verſe unterlegte, worin auf ihre Reitze und die Flammen, die ſie in mir entzündet, angeſpielt würde, da wäre ja der Vorwand auf ein Mahl gefunden. (zu Malburg.) Wenn Sie die Güte haben wollten, einige ſolche Verſe zu improviſiren.

Malburg.

Ich muß um Vergebung bitten, ich habe nie Verſe an eine Dame gemacht, nicht ein Mahl an meine eigene Frau.

Obriſt.

Nun, ſo thun Sie es heute.

Frell.

Mein Freund, du wirſt doch dem Herrn Obriſten dieſen kleinen Dienſt erweiſen?

Malburg.

Wohlan, ich will's verſuchen. Der Wunſch, dem Herrn Obriſten nützlich zu ſeyn, ſoll die Stelle des Talents vertreten.

Obriſt.

Schön! ſchön! Ich laſſe Sie einige Augenblicke mit Ihrem Gott allein. Freund begeiſtern Sie ſich, der Gegenſtand iſt deſſen würdig. (geht ab.)

Zwölfte Scene.

Malburg. Frell.

Malburg.

Ein ſehr liebenswürdiger Mann, der Obriſt! Ich danke dir, lieber Frell, daß du mir ſeine Bekanntſchaft verſchafft haſt. Mit welchem Vergnügen er ſich ſogleich herbeyließ, mir dieſen wichtigen Dienſt zu leiſten.

Frell.

O du kennſt ihn noch nicht; er iſt der Mann dazu, noch bey Weitem mehr für dich zu thun.

Malburg.

Ich zweifle nicht daran. Aber laß mich jetzt an meine Verſe denken. — Ich weiß wahrhaftig nicht, was ich ſagen ſoll. — Ich kann doch ein Weib nicht loben, das ohne Wiſſen ihres Gemahls daher kommt? Kann auch nicht von ihrer Tugend reden.

Frell.

Warum nicht? Bey euch Poeten iſt ja ohnedieß Alles nur Fiction. — Allons, dictire, ich will ſchreiben. (zieht eine Brieftaſche heraus.)

Malburg.

Alſo! (er geht ein paar Mahl nachdenkend auf und ab, dann ſpricht er:)

»Es ſeufzt in des Tyrannen Ketten —«

Frell.

Recht! — Tyrann ſteht hier ſtatt Ehemann.

Malburg.

»Es ſeufzt in des Tyrannen Ketten
Ein Weibchen, ſchön und unſchuldsvoll —«

Frell.

Unſchuldsvoll? Hör' ein Mahl, Freund, das, was hier vorgeht, beweiſ't nicht ſehr, daß ſie unſchuldsvoll iſt.

Malburg.

Ich weiß wohl; aber die Artigkeit, und dann der Reim. —

Frell (ſchreibt.)

Ganz recht; die Schöne iſt unſchuldsvoll wegen des Reimes.

Malburg.

»Ein Weibchen, ſchön und unſchuldsvoll;
Sie möchte ſich ſo gerne retten,
Wer ſagt ihr, ob ſie darf und ſoll? —«

Frell.

Ah, das wird ihr der Obriſt ſchon ſagen.

Malburg.

»Da fleh'n ſie eines Kriegers Blicke,
Den ſie beſiegt, um Liebe an;
Zwar ſpricht die Pflicht, doch ſüßer'm Glücke
Der Liebe iſt ſie unterthan. —«

Frell.

Was? Gleich vier Verſe nacheinander? Du biſt ja recht im Zuge. (reicht ihm die Brieftaſche.) Geſchwind die zweyte Strophe.

Malburg.

Ich habe ſie ſchon. (ſchreibt.)

Frell (für ſich.)

Recht brav! Der Obriſt wird damit zufrieden ſeyn. Iſt doch ein herrliches Volk, die Dichter, ſie wiſſen das Ding alles ſo eindringlich zu geben; ein einziger Reim wirkt mehr, als hundert Zeilen in Proſa.

Malburg

(gibt ihm die Brieftaſche.)

Da lies, und bewundere!

Frell (liest.)

Ah! ah! die unſchuldsvolle Schönheit weicht der Stimme der Liebe. — Erlaube mir eine Frage: Muß ſie weichen?

Malburg.

Natürlich; ſonſt wäre der Obriſt ſchlecht zufrieden. — Aber das Ende der Strophe, haſt du es gut gefaßt?

»Ruh' und Glück hat ſie gefunden,
Leichter trägt ſie nun das Band,
Das mit Roſen ihr umwunden
Treuer Liebe Zauberhand.«

Frell.

Schön! Ich will's nur gleich copiren. (thut es.) Ich mache dir mein Compliment, Freund! Für ein Impromptu iſt das Lied charmant, und wenn der Obriſt glücklich wird, ſo haſt du groſſen Antheil daran.

Dreyzehnte Scene.

Vorige. Der Obriſt.

Obriſt (zu Malburg.)

Nun, mein Herr? waren Ihnen die Muſen günſtig?

Malburg

(gibt ihm die Abſchrift.)

Dieß iſt Alles, was ich von ihrer Gunſt erhalten konnte.

Obriſt (lieſt.)

Schön! — Schön! — Charmant! »Da ſteh'n ſie eines Kriegers Blicke —« Vortrefflich! Ich danke Ihnen, danke Ihnen ſehr!

Frell

(leiſe zu Malburg.)

Laſſen wir den Verliebten jetzt allein, vielleicht findet er Gelegenheit, deine Versleins anzubringen. — (laut.) Komm, wir wollen zur Geſellſchaft gehen. (Beyde durch die Seitenthüre rechts ab.)

Vierzehnte Scene.

Der Obriſt (allein.)

Ich muß geſtehn, es iſt jetzt verflucht ſchwer, ein

Weib zu überzeugen, daß man ſie liebe. Man hat die Kunſt, ſie zu hintergehen, ſo in's Große getrieben, daß ſie der ſtärkſten Leidenſchaft keinen Glauben mehr ſchenken. Zeigt man ihnen Blödigkeit, ſo ſagen ſie, man ſpiele Komödie mit ihnen; ſchwört man ihnen Himmel und Hölle zuſammen, ſie haltens für Scherz. — Verzweifelt man zu ihren Füßen, ſo lachen ſie; weint man Thränen, ſo ſpotten ſie. Wahrhaftig, wenn das ſo fortgeht, ſo weiß ich nicht, wie es die Männer nach fünfzig Jahren anfangen werden, um ein Weiberherz zu gewinnen. — Ah! unſere Nachkommen mögen thun, was ſie wollen, wir denken an die Gegenwart. — Ah, da kommt ſie! — Muth, Kriegsheld! Muth!

Fünfzehnte Scene.

Der Obriſt. Friederike.

Friederike
(ohne den Obriſten zu ſehen.)

Wahrhaftig, ich weiß nicht, was ich von Frau von Reigen denken ſoll. Die Luſtigkeit der Herren und Damen ſcheint mir doch ein Bischen ausgelaſſen.

Obriſt.

Eben ſo, wie Sie, gnädige Frau, fand auch ich die Fröhlichkeit im Saale etwas zu lärmend. Ich las hier einige Verſe. Wollen Sie mir erlauben, ſie Ihnen zu überreichen? Es iſt nur eine Romanze.

Friederike.

Eine Romanze? Iſt ſie ganz neu?

Obriſt.

Dieſes Verdienſt mindeſtens hat ſie.

Friederike.

Ich nehme ſie, um den Dichter nicht zu beleidigen.

Obriſt.

Ich bin nicht der Verfaſſer, gnädige Frau; Sie können Ihre Meinung darüber frey geſtehen. Der Dichter, ſcheint mir, wollte den Gram einer Frau mahlen, welche in der Ehe Eiſenketten ſchmachtet.

Friederike.

Ich weiß wohl, der ganze Witz unſerer heutigen Dichter wirft ſich auf dieſen Gegenſtand. Es iſt wohl auch wahr, viele Ehen ſind nicht glücklich; einige aber doch. Der Herr, der dieſe Romanze ſchrieb, iſt vermuthlich nicht verheirathet, und wenn ich ihn kennte —

Obriſt.

Er iſt hier, und wenn Sie es wünſchen, will ich augenblicklich die Ehre haben, Ihnen den Verfaſſer vorzuſtellen.

Friederike.

Ich danke. — Wenn Sie aber erlauben, ſo will ich dieſe Romanze Jemanden zeigen, der ſehr gute

Verſe macht, der ſoll darüber urtheilen. (bey Seite.) Mein Adolph macht gewiß beſſere Romanzen.

Obriſt.

Wie es Ihnen gefällt, ſchöne Frau. — Ja, dieſe Verſe ſind kalt; kann man von der Liebe ſprechen, ohne mit Flammenſchrift zu ſchreiben? O, hätte der Verfaſſer Sie gekannt!

Friederike (erſtaunt.)

Mein Herr! Sie vergeſſen ſich.

Obriſt.

Beſäße ich das Talent, Verſe zu machen, Ihre Augen, Ihre himmliſche Geſtalt, die Gluth in meinem Innern —

Friederike

(macht ihm mit Würde eine Verbeugung.)

Verzeihen Sie — (ſie will ſich entfernen.)

Obriſt.

Verzeihen *Sie*, mein Blut riß mich hin, ich wollte Sie nicht beleidigen. Ich hatte das Unglück, Ihnen zu mißfallen, und an mir iſt's, mich dafür zu beſtrafen. Möchte mein Gehorſam Ihre Strenge gegen mich entwaffnen. (im Abgehen für ſich.) Die Avantgarde hat ihre Schuldigkeit gethan; ſie weiß nun ein Mahl, daß ich Sie anbethe. Nun ziehen wir uns zurück, um ſpäter mit Verſtärkung wieder zu erſcheinen. (geht ab.)

Sechszehnte Scene.

Friederike (allein.)

Was mußt' ich hören? Iſt's möglich! — Dieſe Erklärung des Obriſten, und in dieſem Hauſe. — Der Ton, welcher hier herrſcht. — Ich fange an zu glauben, daß mein Mann Recht hat. — Fort, ſchnell fort aus dieſem Hauſe, um es nie wieder zu betreten! O, wie ſehr hab' ich mich geirrt!

Siebenzehnte Scene.

Friederike. Frell (aus der Seitenthüre rechts.)

Frell.

Die Leute ſind närriſch! Dreyßig Dukaten auf eine Karte!

Friederike.

Was ſeh' ich! Herr von Frell?

Frell.

Frau von Malburg! Mein Gott, gnädige Frau, was machen Sie hier?

Friederike.

Sie — und mein Gatte?

Frell

(auf die Thür zur Rechten deutend.)

Da drinnen iſt er.

Friederike.

Ich bin verloren! Hat er mich bemerkt, mein Herr? Hat er mich geſehen?

Frell.

Nein, gnädige Frau; aber jeden Augenblick —

Friederike.

Sie ſind der Freund unſers Hauſes, entziehen Sie mir Ihren Beyſtand nicht! Ich kannte Frau von Reigen nicht — der Obriſt, ich wußte nicht —

Frell.

Seyn Sie ruhig, gnädige Frau; ich ahne Alles, und bin überzeugt, daß Sie in der reinſten Abſicht von der Welt hierher gekommen ſind. (ſieht durch die Thür zur Rechten.) Malburg ſteht auf. — Wie können Sie entkommen? — Er kommt hierher. — Wohin fliehen? (erblickt den Spiegel, der bey der Thür zur Linken ſteht.) Ah, geſchwind, gnädige Frau, verbergen Sie ſich hinter dieſem Spiegel.

Friederike

(hinter den Spiegel tretend.)

Meine Kraft verläßt mich!

Achtzehnte Scene.

Vorige. Malburg.

Malburg.

Da drinnen iſt eine Hitze, daß man vergehen möchte! — Freundchen, ich habe zwanzig Dukaten verloren, aber die Dame, die ſie mir abgewonnen hat, iſt ſo ſchön, daß mich das Geld gar nicht reut. (er ſtellt ſich vor den Spiegel, hinter welchem Friederike ſteht, und ordnet ſeine Haare und ſeine Cravatte.) Die pikanteſte Brünette, die ich im Leben geſehen habe.

Frell (für ſich.)

Welche Lage, wenn Jemand käme!

Malburg.

Lieber Frell, ich muß dir ſagen, mein Weibchen iſt in dieſem Augenblicke in großer Gefahr.

Frell.

Was willſt du damit ſagen?

Malburg.

Ja, das Weibchen, von dem ich dir erſt geſagt, habe ich ganz außerordentlich liebenswürdig gefunden, und ich weiß nicht, wenn ich ſie öfters ſehe. — Friederikchen, ſey auf deiner Huth!

Frell (Fröhlichkeit affectirend.)

Schöne Grundſätze für einen Ehemann. (ſieht auf ſeine Uhr.) Oh! oh! ſchon Mitternacht! deine Frau wird beſorgt ſeyn; komm, lieber Malburg, wir empfehlen uns bey der Frau vom Hauſe, und gehen.

Malburg.

Schon?

Frell.

Nach dem, was du mir eben geſagt haſt, kann ich dich nicht früh genug fortführen.

Malburg.

Ah, Spaß!

Frell.

Aus ſolchem Spaß wird oft fürchterlicher Ernſt. Komm, komm!

Malburg.

Im Grunde haſt du Recht. Wenn meine Friederike wüßte, was ich da eben geſagt habe, die gute Seele, die mich gewiß mit der zärtlichſten Ungeduld eines liebenden Herzens erwartet. — Ja, ja, mein Freund, wir empfehlen uns und gehen nach Hauſe.

(Beyde gehen durch die Mittelthür ab.)

Friederike

(allein, tritt hinter dem Spiegel hervor.)

Ach Gott! ich ſterbe vor Angſt! — Was hab' ich hören müſſen! — Frell hat meinen Adolph fortgebracht; aber werd' ich die Kraft haben —

Neunzehnte Scene.

Friederike. Frell (herbeylaufend.)

(Dieſe und die folgende Scene müſſen mit außerordentlicher Lebhaftigkeit geſpielt werden.)

Frell.

Ihr Gemahl ſpricht mit Frau von Lüdenheim, laſſen Sie uns den einzigen Augenblick benützen, den wir übrig haben. Fort durch die Seitenzimmer, man wird uns nicht bemerken. Nur ſchnell, ſchnell, im Nahmen Ihrer Ruhe, eilen Sie ſich! (er zieht ſie fort durch die Thür zur Rechten.)

Zwanzigste Scene.

Heinrich

(welcher durch die Thür zur Linken eintritt, bemerkt ſie noch, ihm folgt gleich darauf der Obriſt.)

Heinrich.

Was iſt denn das? — hab' ich recht geſehen? (ſieht durch die Thür zur Rechten.) Wie ſie eilen, — ſie ſind ſchon auf der Stiege.

Obriſt (kommt.)

Heinrich, ſage mir —

Heinrich (abgehend.)

Das iſt ein Skandal! gleich bin ich wieder zu Dienſten. (ab.)

Obriſt (allein.)

Was hat denn der Burſche? — Jetz wird die ſchöne Frau ſo ihre Reflexionen machen — Ich habe meine Erklärung ein wenig brüsquirt, — es wird viele Hinderniſſe zu überwinden geben. Das iſt ja eben das Pikante in der Liebe; nur unverwandt zum Ziele.

Ein und zwanzigſte Scene.

Obriſt. Frau v. Reigen. Cäcilie. Heinrich.

Reigen (zu Heinrich.)

Was für ein dummes Geſchwätz! Wir wollen gleich in's Klare kommen.

Heinrich.

Ich kann Euer Gnaden verſichern, man hat ſie entführt.

Reigen.

Frau von Malburg?

Heinrich.

Ja, ich hab's ja ſelbſt geſehen.

Obriſt (zu Fr. v. Reigen.)

Was ſagen Sie? Frau von Malburg wäre entführt.

Heinrich.

Ich hab's geſehen. — Jetzt müſſen ſie ſchon weit ſeyn.

Obriſt.

Wer denn? Wer?

Heinrich.

Herr von Frell.

Reigen. Obriſt.

Frell?!

Cäcilie.

Ja, ich bin ihm auf dem Schritt gefolgt; ohne daß er's bemerkt hat, und ſah ſie über die Hauptſtiege eilen. —

Heinrich.

Einen Fiacker vorfahren laſſen und Frau von Malburg hineinheben. —

Cäcilie.

Rufen: »Fahr' zu, was deine Pferde vermögen!«

Heinrich.

Dann wieder in den Saal zurückkehren —

Cäcilie.

Den Herrn, mit dem er gekommen iſt, unter den Arm nehmen und mit ihm eben ſo davon eilen, das Alles war nur das Werk eines Augenblicks.

Reigen.

Nein, das iſt zu arg! das überſteigt alle Gränzen! In meinem Hauſe ſo etwas zu vollführen! Ich werde zum Geſpräch der Stadt, ich bin verloren!

Obriſt.

Was ſoll ich erſt ſagen? Ich bin um die ſchönſte Stunde meines Lebens geprellt. Mein Wagen ſteht unten; in zehn Minuten ſtell' ich den Elenden zur Rede!

Reigen.

Obriſt! Verlaſſen Sie mich in dieſem Augenblicke nicht; kehren Sie mit mir zur Geſellſchaft zurück, damit ſie nicht aufmerkſam wird, ich bitte Sie, und verſchieben Sie Ihre Rache auf morgen.

Obriſt.

Wohlan, — aber ſie ſollen mich kennen lernen! Um zehn Uhr hofft Ihr mich bey Euch zu ſehen? um acht Uhr bin ich dort, um acht Uhr! (biethet Frau von Reigen den Arm und führt ſie ab.)

Reigen (im Abgehn.)

Ach Gott! meine ſchöne Quadrille! —

Cäcilie.

Hör' ein Mahl, Heinrich, mir fährt da ein Gedanke durch den Kopf! Wie, wenn Einer der Herren der Gemahl der Frau von Malburg geweſen wäre?

Heinrich (kalt.)

Nun, und was thut das? Iſt das eine Urſache, um eine Quadrille zu hindern?

(Der Vorhang fällt.)

Ende des zweyten Aufzuges.

Dritter Act.

(Der Salon des erſten Actes.)

Erſte Scene.

Friederike (allein.)

Schon halb acht Uhr, und Adolph erſcheint noch nicht. — Gott! wenn er mich geſtern geſehen, oder wenn nur Jemand meinen Nahmen genannt hätte! Schon bey dem bloßen Gedanken zittere ich am ganzen Leibe! Die wenigen Worte, welche mir Frell bey'm Einſteigen in den Wagen zuflüſterte, vermehren meine Angſt noch. (geht zur Thüre von dem Zimmer ihres Mannes und horcht.) Ich höre nichts. — Nicht ein Auge habe ich die ganze Nacht geſchloſſen; tauſend Beſorgniſſe, tauſend Folgen, welche aus dieſem unvorſichtigen Schritte entſtehen könnten, ſtörten meine Ruhe. — Aber was hat denn Er dort gemacht? — Nimmer vergeß' ich die Worte, die er ſprach: »Die pikanteſte

Brünette, die ich je geſehen habe! — Ich bereue es gar nicht, mein Geld mit ihr verloren zu haben.« — (ſie weint.) Das iſt entſetzlich! — Aber darf ich mich beklagen? — Ach nein, Adolph, auch ich habe einen Fehltritt gethan, und werde deine Blicke nicht ertragen können! Früher oder ſpäter wird mein Nahme den Lippen des Obriſten entſchlüpfen, Alles entdeckt ſich, und mein guter Nahme, Adolphs Liebe, Alles, Alles iſt verloren! — Ach Gott! welch ein Tag wird das werden?

Zweyte Scene.

Friederike. Malburg (tritt aus ſeinem Zimmer.)

Malburg.

Guten Morgen, liebe Friederike! — Ich habe mich heute ziemlich ſpät aus den Federn gehoben; aber es war ſchon Mitternacht vorüber, als ich nach Hauſe kam. (für ſich.) Sie wird mich ausfragen, ich will ihr zuvorkommen.

Friederike (bey Seite.)

Ich kann ihn kaum anſehen.

Malburg.

Du weißt nicht, wo ich den geſtrigen Abend zugebracht, nicht wahr?

Friederike.

— Nein; — woher ſollt' ich's auch wiſſen?

Malburg.

Frell hat mich in eine Geſellſchaft von Männern geführt. Ich habe mich gelangweilt, und wie, ich gähne noch, wenn ich daran denke, und hätte mich die wichtige Bekanntſchaft, die ich dort machen ſollte, nicht zurückgehalten, ich wäre nicht eine Viertelſtunde geblieben.

Friederike (bey Seite.)

Gott ſey Dank, ich ſehe, er weiß nichts.

Malburg (bey Seite.)

Sie ſetzt kein Mißtrauen in meine Worte; ich lüge auch zum erſten Mahle, ſeit ich mit ihr verheirathet bin, und das nur um ihrer Ruhe willen.

Friederike.

Und warum führte dich denn Frell in dieſe Geſellſchaft?

Malburg.

Er ſtellte mich dort dem Schwager des Miniſters vor. — Iſt Obriſt. — Waren überhaupt nichts als Militärs dort, die in Einem weg von ihren Campagnen ſprachen.

Friederike.

Alſo nur Militärs? (für ſich.) O der Lügner! Dürft' ich ihm doch antworten, wie ich wollte. (laut.) Gab's denn gar keine Damen bey der Geſellſchaft?

Malburg.

Nicht Eine, mein Schatz, nicht Eine.

Friederike (bey Seite.)

Laß ein Mahl ſehen, wie weit ſeine Treuloſigkeit geht. (laut.) Adolph, ſchwöre mir, daß keine Frauen dort waren.

Malburg.

Aber, Kind, warum denn ſchwören? — Indeſſen wenn du's durchaus verlangſt: bey —

Friederike

(hält ihm die Hand vor den Mund.)

Nein, nein, ſchwöre nicht, ich glaube dir ſchon. (bey Seite.) Das Ungeheuer!

Malburg.

Anfangs wurde Punſch herumgegeben, dann geſpielt. — Ich ſelbſt mußte eine Parthie mitmachen, und habe zwanzig Dukaten verloren.

Friederike (für ſich.)

— Ja, gegen eine pikante Brünette! (laut.) Gegen wen verlorſt du ſie denn, Adolph?

Malburg.

Gegen einen Cüraſſier-Major.

Friederike (bey Seite.)

Und ich hätte bisher auf alle ſeine Worte gebaut und getraut! (laut.) Sieh, mein lieber Adolph, auch ich habe meine kleinen Vorurtheile, und wenn du mir etwas Angenehmes erweiſen willſt, ſo bitte auch ich dich, mit dieſem Cüraſſier-Major keine Freundſchaft anzuknüpfen.

Malburg.

Iſt auch ein wüthender Kerl! — Der Intereſſanteſte von Allen war der Obriſt von Kullnau, dem mich Frell vorſtellte; er hat mir verſprochen, mich dieſen Morgen hier abzuholen, um mich zu ſeinem Schwager, den Miniſter, zu führen.

Friederike.

Der Obriſt Kullnau?

Malburg.

Haſt du von ihm gehört? Ich bitte dich, mein Kind, ihn recht ſehr artig zu empfangen.

Friederike (bey Seite.)

Gott! die Verlegenheit wächſt!

Malburg.

Dieſer Beſuch ſcheint dir nicht angenehm zu ſeyn?

Friederike.

Lieber Adolph, wenn man die Leute nicht kennt —

Malburg.

O, das iſt der beſcheidenſte Officier, den ich in meinem Leben geſehen habe, und ich verſichere dich, bey dem erſten Worte, das du mit ihm ſprichſt, wird dir ſeyn, als ob du ihn ſchon geſehen hätteſt.

Dritte Scene.

Vorige. Frell.

Frell
(für ſich im Eintreten.)

Sie iſt nicht allein.

Malburg.

Guten Morgen, lieber Frell! Ich habe mit meiner Frau eben von unſerm geſtrigen Abend geſprochen, und ihr geſagt, was für eine nützliche Bekanntſchaft du mir verſchafft haſt.

Friederike (mit Beziehung.)

Ich danke Ihnen für die Beweiſe von Theilnahme, die Sie uns gegeben haben, und bitte Sie zu glauben, daß ich nie vergeſſen werde, was Sie für uns gethan haben.

Frell.

Ihr Dank beſchämt mich, gnädige Frau; ich gehorchte nur der Freundſchaft, die mich für mein ganzes Leben an Sie Beyde kettet. (mit Beziehung.) Ja, meine Freunde, meine lieben Freunde, Euer Glück wird mir immer theuer ſeyn. — Aber Alles iſt noch nicht gethan, und ich wünſche nichts ſehnlicher, als Euch noch nützlicher werden zu können.

Malburg.

Du haſt recht, Alles iſt noch nicht gethan; aber die Sache nimmt doch ſchon eine ſehr vortheilhafte Wendung, beſonders nach dem, was uns der Obriſt geſagt hat.

Frell

(leiſe zu Friederiken.)

Drey Mahl war ich ſchon bey ihm, und habe ihn nie getroffen. (laut.) Was machſt du mit dieſem Morgen, Freund? Es iſt ſo ſchönes Wetter; wirſt du nicht ſpazieren reiten?

Malburg.

Wo denkſt du hin? Der Obriſt kommt ja.

Frell.

Richtig, richtig! Aber es iſt jetzt acht Uhr, und er hat erſt um zehn Uhr zu kommen verſprochen.

Malburg.

Hm! Ich bin etwas müde; ich mag heute nicht reiten.

Friederike (für ſich.)

Ich ſtehe auf der Folter!

Vierte Scene.

Vorige. Ein Bedienter.

Bedienter (zu Frell.)

Der Herr Obriſt von Kullnau iſt auf Ihrem Zimmer, Herr von Frell, und wünſcht Sie zu ſprechen.

Friederike (für ſich.)

Gott!

Malburg.

Bitte ihn, ſich hierher zu bemühen. Sag' ihm, Frell ſey bey mir.

Bedienter (geht ab.)

— **Malburg.**

Ach, liebe Friederike, der Obriſt iſt ein Muſter aller Männer. Erſt um Zehn verſprach er zu kommen, und ſchon um Acht iſt er da; man kann die Dienſtfertigkeit nicht weiter treiben.

Frell (bey Seite.)

Wie reiß' ich ſie aus der Verlegenheit?

Friederike.

Lieber Adolph, ich befinde mich recht unwohl. Ich bin heute mit ungeheurem Kopfweh aufgeſtanden, und, ſtatt daß ſich das Uebel vermindert, vermehrt es ſich mit jedem Augenblick.

Frell.

Wirklich, gnädige Frau, Ihre Augen ſind ein Bischen verſchleyert; Sie würden vielleicht wohl thun, ſich noch ein Stündchen zu Bette zu begeben.

Friederike.

Sie haben Recht. Ich gehe, lieber Adolph, ich kann nicht bleiben. (geht ab.)

Fünfte Scene.

Malburg. Frell. Der Obriſt.

Malburg

(geht dem Obriſten entgegen.)

Mein Herr Graf, dieſe Güte —

Obriſt.

Sie erwarteten mich nicht ſo früh? Ich glaub's. Ja, ich bin wie Sie, meine Herren; ich lieb' es, die Leute zu überraſchen. Teufel auch, Sie haben geſtern ſchnell Reißaus genommen.

Frell

(ſchnell einfallend.)

Ein unvorgeſehenes Geſchäft —

Obriſt.

Unvorgeſehen? — Verzeihen Sie, Sie werden ſich irren. Im Gegentheil, die Sache ſchien recht gut vorbedacht und abgeredet.

Frell.

Ich ſchwöre —

Malburg.

Herr Obriſt, Sie haben Recht. (auf Frell deutend.) Da ſteht der Schuldige. Es war allerdings etwas unartig.

Obriſt.

Unartig? das iſt nicht das Wort. Aber ich verſichere Sie, ein Anderer an meiner Stelle hätte die Sache ein Bischen ernſter genommen.

Malburg (bey Seite.)

Hu! der iſt empfindlich!

Frell.

Nun alſo, wir ſind beyſammen, wollen wir aufbrechen?

Malburg.

So laſſe dem Herrn Obriſten doch Zeit!

Obriſt (immer mit Ironie.)

O, ich ſeh's wohl, der Herr Frell will das Geſpräch abbrechen, er iſt ſehr geſchickt darin. Ja, ja, wir gehen zum Miniſter, es bleibt dabey; aber erlauben Sie mir, meine Herren, mich ein wenig zu erklären, und obſchon ſich meine Eitelkeit etwas gekränkt fühlt, ſo verſprech' ich Ihnen doch, nicht über den Ton des Scherzes hinaus zu gehen.

Frell

(gibt dem Obriſten Zeichen.)

Ey, Ey, ſo komm, Kullnau, komm!

Obriſt.

Geben Sie mir keine Winke, es iſt unnütz.

Frell (bey Seite.)

Alles iſt vergebens.

Obriſt (zu Malburg.)

Ihre Verſe ſcheinen großen Eindruck auf die Damen zu machen.

Malburg.

Ich bitte, Herr Obriſt, berühren Sie den kleinen Dienſt nicht mehr, den ich ſo glücklich war Ihnen erweiſen zu können.

Obriſt (bey Seite.)

Ich glaube, er ſpottet meiner noch?

Malburg.

Hat ſich die ſpröde Schöne ergeben?

Obriſt.

Sie ſtellen ſich an, als ob Sie mich nicht verſtänden, aber Sie wiſſen recht gut, was ich ſagen will. Jetzt iſt das Geheimnißvollthun unnütz; geſtern hätten Sie vorſichtiger ſeyn ſollen.

Malburg.

Geſtern? Ich will ſterben, wenn ich ein Wort verſtehe.

Obriſt.

Nun alſo, wenn ich's Ihnen denn durchaus ſagen ſoll — Sie, meine Herren, haben mir geſtern meine Dame entführt.

Malburg.

Eine Dame? — Herr Obriſt, ich und Frell ſind ganz allein miteinander fortgegangen.

Frell.

Merkſt du denn nicht, daß der Obriſt mit uns ſcherzt?

Malburg.

Wir haben Ihre Dame gar nicht geſehen, wir kennen ſie nicht, wir wiſſen nicht ein Mahl ihren Nahmen.

Obriſt.

Wie? — Sie hätten ihn nicht von ihr ſelbſt erfahren? Zum Henker, ich weiß nicht, warum ich, nach dem was vorgefallen iſt, noch den Discreten ſpielen ſoll? — Sie nennt ſich —

Frell.

(ſchnell einfallend.)

Herr Obriſt, halten Sie ein, ich bitte! — Das iſt mein Geheimniß. Ich will Ihnen eine Aufklärung über die Sache geben, ſo ſchwer es mir auch wird. So wiſſen Sie denn: der gute Ruf dieſer Dame iſt mir ſehr theuer, ſie iſt meine Verwandte; ſie kannte weder Frau von Lüdenheim, noch den Ton, der in ihrem Hauſe herrſcht, ſie befand ſich zum erſten Mahle dort, ſah gleich nach einigen Minuten, daß hier nicht der Ort für ſie ſey, und erröthete über den unvorſichtigen Schritt, den ſie gethan hatte; eben in dem Augenblick, als ſie den Saal wieder verlaſſen wollte, begegnete ich ihr, ſie ſprach mich um meinen Schutz an und bath mich, ſie den Nachſtellungen eines Fremden zu entziehen, und da ich nicht wußte, daß Sie der Fremde waren, Herr Obriſt, auch von der Tugend dieſer Frau überzeugt war, ſo glaubt' ich ihr meinen Beyſtand nicht verſagen zu dürfen.

Obriſt.

Wär's möglich! dieſe Frau wäre —?

Frell.

Meine Verwandte, ich wiederhole es Ihnen. Dieß iſt die Erklärung, welche ich vermeiden wollte.

Obriſt.

Lieber Frell — du ſiehſt mich beſchämt.

Malburg (lachend.)

Wie? die Dame, für die ich die Verſe gemacht habe, wäre — hahaha! das iſt ſehr luſtig! — Sag' mir, Frell, iſt ſie nahe mit dir verwandt?

Frell.

Mein Freund, ich dulde hierüber keinen Scherz.

Malburg.

Nun, nun, ſey nur nicht böſe! — Aber ich vergeſſe, Herr Obriſt, daß Ihre Zeit koſtbar iſt. Ich werde ſogleich die Ehre haben, Ihnen meine Frau vorzuſtellen. (zu Frell.) Brüderchen, ſey nicht ungehalten auf deinen Malburg. (geht ab.)

Sechſte Scene.

Der Obriſt. Frell.

Obriſt.

Malburg? — dieſer Nahme — hab' ich recht gehört?

Frell.

Ja, Freund, er iſt der Mann deiner Angebetheten. Schon zwanzig Mahl wollt' ich ihn dir nennen, aber ich fürchtete, deine Verlegenheit könnte Alles verrathen.

Obriſt

(ſich vor den Kopf ſchlagend.)

Donnerwetter! ich habe doch ſonſt in derley Abenteuern Tact, und dieß Mahl war ich wie vernagelt.

Frell.

Frau von Malburg liebt ihren Gatten; nur eine kleine Caprice bewirkte, daß ſie zur Lüdenheim ging. Deine Gegenwart ſetzt ſie in die größte Verlegenheit. Als Malburg ihr vorhin ſagte, daß du kommen würdeſt, war ſie auf dem Puncte umzuſinken.

Obriſt.

So muß ich ſchnell fort.

Frell.

Aber was werd' ich Malburg ſagen, wenn er mit ihr zurückkehrt?

Obriſt.

Ich weiß es nicht. Die Hauptſache iſt, Zeit zu gewinnen. (will fort, kehrt aber wieder um.) Sage ihm, ich ſey allein zum Miniſter gegangen; ich werde bald wiederkommen. — Ich höre Tritte, rechne auf meine Klugheit und Verſchwiegenheit. (geht ab.)

Frell (allein.)

Kullnau! — Kullnau! — Umſonſt, fort iſt er! Was wird Malburg denken?

Siebente Scene.

Frell. Malburg. Friederike.

Malburg.

Das thut nichts, Liebe, komm nur! — Nun? — wo iſt denn der Herr Obriſt?

Frell.

Ach, rede mir nicht von ihm! das iſt der größte Sauſewind von der Welt. Ich weiß nicht, was ihm wieder durch den Kopf gefahren iſt. Er ſpringt zum Tiſch, nimmt ſeinen Hut, und mit den Worten: »Ich gehe allein zum Miniſter,« — iſt er ſchon bey der Thür draußen.

Malburg.

Wie? — Und ſein Verſprechen?

Frell.

Ah, er kommt bald wieder.

Achte Scene.

Vorige. Ein Bedienter.

Bedienter.

Frau von Lüdenheim wünſcht mit Herrn von Frell zu ſprechen.

Alle drey (erſchrocken.)

Frau von Lüdenheim?

Malburg (bey Seite.)

Nun geht es gut! jetzt werden meine Lügen an den Tag kommen.

Friederike (bey Seite.)

Ich bin verloren!

Malburg

(leiſe zu Frell.)

Freund, empfange ſie auf deinem Zimmer, ſonſt iſt Alles verrathen.

Friederike (eben ſo.)

Um Gottes Willen, laſſen Sie ſie hier nicht eintreten.

Frell.

Ich eile. (will ab.)

Neunte Scene.

Vorige. Frau von Reigen.

Reigen

(noch von außen.)

Ich hab' ihm ja nur zwey Worte zu ſagen. (tritt ein.) Verzeihen Sie!

Frell

(zu Fr. v. Reigen.)

Stellen Sie ſich an, als ob Sie die Frau nicht kennten, dort ſteht ihr Gemahl, der Sie nur unter dem Nahmen Lüdenheim kennt.

Malburg

(leiſe zur Fr. v. Reigen.)

Ich bitte Sie, gnädige Frau, ſagen Sie nichts, daß Sie mich geſtern in Ihrem Hauſe geſehen haben; dort ſteht meine Frau, und ſie weiß nichts davon.

Reigen

(ſich gegen Friederiken verbeugend.)

Meine Werthe! —

Malburg.

Liebes Kind, ich habe die Ehre, dir Frau von Lüdenheim vorzuſtellen.

Reigen

(bey Seite.)

Die Zuſammenkunft iſt köſtlich!

Malburg.

Bey'm letzten Cirkel, den der Geſandte gab, hab' ich das Vergnügen gehabt, die gnädige Frau kennen zu lernen. — Ah, du warſt ja auch dort; erinnerſt du dich denn nicht?

Friederike.

Ja, ich erinnere mich; — aber bey'm Geſandten war's nicht.

Malburg.

Gewiß. (leiſe zu ihr.) Iſt ja die Couſine des Geſandten.

Reigen.

Verzeihen Sie, wenn ich derangire. —

Malburg.

Wie können ſie glauben —

Reigen.

Doch, doch —

Frell.

Darf ich Ihnen meinen Arm biethen?

Reigen.

Ich hätte gerne mit dem Herrn Obriſten von Kullnau geſprochen, und da man mir ſagte, daß er bey Herrn von Frell ſey, ſo kam ich hierher. Eine recht fatale Geſchichte hat ſich zugetragen.

Frell.

Für Sie, meine Gnädige?

Reigen.

Für Frau von Reigen.

Malburg.

Frau von Reigen? Kennen Sie die Dame? Meine Frau kennt ſie auch. Aufrichtig geſagt: aus allen ihren Bekanntſchaften gefällt mir dieſe am wenigſten.

Reigen.

So? — Und warum denn, wenn ich fragen darf?

Malburg.

Die Geſellſchaft, die ſich bey ihr verſammelt, ſoll nicht ſelten aus ſehr zweydeutigen Perſonen beſtehen.

Reigen (ironiſch.)

Und doch hat ſie geſtern eine Soirée gegeben, bey welcher Perſonen gegenwärtig waren, über deren Bekanntſchaft Sie nicht erröthen dürften, mein Herr von Malburg. Wahrhaftig, ich begreife nicht, wie ein Mann, der ſo viel Verſtand beſitzt, der ſogar, wie man mir ſagt, ſo ſchöne Verſe macht.

Malburg

(will ſie unterbrechen.)

Gnädige Frau —

Reigen.

Ich begreife nicht, wie ein ſolcher Mann der Mediſance ſo leicht ſein Ohr leihen kann. Man ſollte mit jedem Menſchen Nachſicht haben, da man deren ſo oft ſelbſt bedarf. — Selbſt Sie, mein Herr, wenn Sie ſich auch das Anſehen geben, als ob Sie kein Waſſer trübten, ſind gewiß nicht ohne Flecken. (ihm näher tretend.) Sehen Sie, ich kenne einen Ehemann, der für Andere Verſe macht. —

Malburg.

Gnädige Frau, ich bitte, ereifern Sie ſich nicht. Ich will wohl glauben, daß Alles, was man mir von Frau von Reigen geſagt hat, Verleumdung iſt; — Sie kennen ſie, und das iſt mir genug, und wenn ich von ihrem Leichtſinn geſprochen habe, und meiner Frau darum ihren Umgang unterſagt habe, ſo iſt das ja ein Fehler, der allen ſchönen Frauen anklebt. Fragen Sie nur meine Frau, ſie weiß, daß ich nie lüge.

Friederike (bey Seite.)

O! warum darf ich nicht reden?

Reigen.

Ihren Leichtſinn will ich auch eben nicht vertheidigen, nur muß man nicht immer dem Scheine glauben. Die Stillſten ſind oft die Allerärgſten; davon hatten wir geſtern ein Beyſpiel. Eine junge Dame iſt um Mitternacht aus der Geſellſchaft, in welcher ſie ſich befand, ſchnell verſchwunden.

Friederike (bey Seite.)

Nun iſt's aus.

Malburg (leiſe zu Frell.)

Das zielt auf deine Verwandte. — Führe die Schwätzerinn doch fort.

Reigen.

Da man nun nicht wußte, wo ſie ſo ſchnell hingekommen ſey, ſo ſchrie die ganze Geſellſchaft Zeter, man hielt ſie für verloren.

Friederike.

Verloren? — Erlauben Sie, das iſt wohl nicht das rechte Wort; dieſe junge Frau hatte ſich wohl nur zu Frau von Reigen verirrt.

Reigen (bey Seite.)

Verirrt? — Welche Grobheit! — (laut.) Wohlan, ſo erlauben Sie mir, Ihnen die ganze Geſchichte bis in's Kleinſte zu erzählen. Herr von Malburg ſoll entſcheiden.

Friederike.

Wozu ſoll das dienen? Ich bin Ihrer Meinung, daß die junge Dame kein Unrecht begangen hat, indem ſie zu Frau von Reigen ging, — wie mein Gemahl wohl zu behaupten im Stande wäre. Frau von Reigen iſt eine liebenswürdige Frau, die durch nähere Bekanntſchaft immer mehr gewinnt, und nur der Schein iſt gegen ſie. (bey Seite.) Mein Gott, welche Lage!

Zehnte Scene.

Vorige. Der Obriſt.

Frell.

Frau von Lüdenheim, das iſt der Herr Obriſt Graf von Kullnau.

Friederike (bey Seite.)

Auch der noch!

Obriſt.

Frau von Lüdenheim hier?

Frell

(leiſe zum Obriſten.)

Alles hat ſich auf's Beſte gefügt, Malburg weiß nichts.

Obriſt

(zu Malburg.)

Ich muß mich bey Ihnen der Haſtigkeit wegen entſchuldigen, mit welcher ich Ihr Haus verließ; vorzüglich aber bey Ihrer Frau Gemahlinn, die ich zum erſten Mahl zu ſehen die Ehre habe.

Friederike (bey Seite.)

Zum erſten Mahle!

Frell.

Obriſt! die Frau von Lüdenheim iſt hier, um dir ein Unglück zu erzählen, welches der Frau von Reigen begegnet iſt.

Obriſt.

Der Frau von Reigen? Wenn ich dieſer Dame in Etwas nützlich ſeyn kann — —

Reigen.

Sie iſt von Ihrer Güte überzeugt; aber die Zeit drängt; — einige unhöfliche Gläubiger — ſie iſt in einer ſo übeln Lage, daß ſie entſchloſſen iſt, noch heute nach Paris abzureiſen.

Friederike (für ſich.)

O, wenn ſie den Entſchluß nur ausführte!

Obriſt.

Dieſer Zeitpunct iſt nicht geeignet, um über Geſchäfte zu ſprechen. Ich begreife, worin ich dienlich ſeyn kann, ich werde mein Möglichſtes thun; aber ich ſetze eine Bedingung: daß ſie das tiefſte Stillſchweigen über ein Geheimniß beobachte, welches mir angehört. Wollen Sie die Güte haben, dieſes der Frau von Reigen mitzutheilen; bey der ich in einigen Minuten mich ſelbſt einfinden werde.

Reigen.

Ihr Verſprechen, Herr Obriſt, gilt ſoviel als die That. Allerſeits Ihre Dienerinn! (ab.)

Eilfte Scene.

Vorige, ohne Frau von Reigen.

Obriſt

(gibt Malburg ein Papier.)

Dieſes Papier, mein Herr, wird Ihnen meine ſchnelle Entfernung erklären.

Malburg

(öffnet das Papier.)

Mein Anſtellungsdekret!

Obriſt.

Ich habe mich erinnert, daß der Miniſter dieſen Morgen auf ſein Gut fahren wollte; eine Minute Verzug hätte Ihnen ſchädlich werden können, und ich durfte daher nicht zögern, für Sie zu handeln.

Malburg.

Herr Obriſt, welche Güte! wie ſoll ich Ihnen danken?

Obriſt.

Sie ſind mir keinen Dank ſchuldig. Der Miniſter war ſchon durch Ihre Zeugniſſe ſehr günſtig für Sie geſtimmt, und ich habe nur das kleine Verdienſt, Ihnen die Bewilligung Ihres Geſuches um einige Tage früher überbringen zu können. Auch ich habe zugleich von dem Miniſter das brevet als Diviſions-General erhalten, und werde mich morgen früh zu meiner Diviſion begeben.

Friederike
(bey Seite.)

Ich athme wieder!

Obriſt.

Ich will übrigens nicht reiſen, ohne das kleinſte Unrecht gut gemacht zu haben. Frell, du wirſt vermuthlich bald die junge Dame ſehen, die ich geſtern bey Frau von Lüdenheim zu ſehen das Glück hatte.

Malburg
(zu Friederiken.)

Seine Verwandte; ich werde dir die Geſchichte ſchon erzählen.

Obriſt.

Ich werde ſie wohl nie wiederſehen; — (mit einem Blick auf Friederiken.) Sag' ihr, lieber Freund, ich bitte dich, ſag' ihr, ich bringe ihr das Gefühl, welches ſie in mir erregt hat, zum Opfer, und der Gluth der Liebe ſoll die wärmſte Freundſchaft und die tiefſte Achtung folgen; ſag' ihr vor Allem, daß ich ſchwöre, ihr Nahme ſoll nie meinen Lippen entſchlüpfen.

Friederike

(ſteht mit geſenkten Augen, bey dieſen Worten macht ſie eine leiſe, von ihrem Gemahl unbemerkte Regung des Dankes.)

Frell.

Sey unbeſorgt, Freund, ſie ſoll Alles erfahren.

Obriſt.

Leben Sie wohl. (wirft noch einen Blick auf Friederiken und eilt dann ab, von Malburg bis an die Thür begleitet.)

Zwölfte Scene.

Vorige, ohne Obriſt.

Friederike
(leiſe zu Frell.)

Ich will doch lieber Alles meinem Gemahl entdecken.

Malburg (eben ſo.)

Ich erwarte nur eine günſtige Gelegenheit, um meiner Frau Alles zu erzählen.

Frell.

Meine Freunde, ſpeiſet heute Mittags bey mir. Ohne fremde Geſellſchaft, nur wir drey; aber wir wollen darum nicht minder fröhlich ſeyn. Ich will dich beym Deſert mit meiner Verwandten bekannt machen, und du wirſt ſehen, man kann ihr einen unvorſichtigen Schritt wohl verzeihen.

Der Vorhang fällt.

Die ſeltſame Lotterie.

Luſtſpiel in einem Acte.

(Aufgeführt auf dem k. k. priv. Theater an der Wien.)

Perſonen.

Albert Dorn.
Marnold, ſein Oheim von mütterlicher Seite.
Julie, verwitwete Stahl, deſſen Tochter.
Severin, Alberts alter Diener.
Ein Stubenmädchen.
Ein Diener.

Die Handlung geht in der Hauptſtadt vor.

(Zimmer mit einer Mittel- und zwey Seitenthüren.)

Erſte Scene.

Julie. Severin.

Julie.

Er iſt alſo wieder recht ſpät nach Hauſe gekommen

Severin.

Wie gewöhnlich, um drey Uhr Morgens.

Julie.

Ach, lieber Severin, das wüſte Leben meines Vetters betrübt mich ſehr, beſonders da es unmöglich iſt, es vor meinem Vater verborgen zu halten.

Severin.

Darum hab' ich auch Ihres Vaters Plan nie billigen können. Tritt der alte Herr bey ſeinem Neffen als Hausḣofmeiſter in den Dienſt! Mein guter, junger Herr hat nicht die leiſeſte Ahnung, daß ſein Onkel und ſeine Nichte Zeugen aller ſeiner tollen Streiche ſind.

Julie.

Der Grund, der meinen Vater dazu bewog, entſchuldigt ihn; er wollte ſeine Tochter nicht einem Taugenichts an den Hals werfen.

Severin.

Taugenichts? — Bitte mir ſchönſtens aus, gnädige Frau, daß Sie mir das Wort nicht mehr ausſprechen. Mein Albert iſt kein Taugenichts. Ich kenne ihn von Jugend auf, ich habe ihn auf meinen Armen getragen, auf meinen Knieen geſchaukelt; — luſtig iſt er, in's Zeug lebt er hinein, aber das beſte Herz hat er von der ganzen Welt. Sein einziger Fehler beſteht darin, daß er nicht zu wirthſchaften verſteht, und daß er daher ſein ganzes Vermögen bey Heller und Pfennig, ſo zu ſagen, zum Fenſter hinaus geworfen hat. Allein dennoch iſt er von Jedermann geachtet, hat Eintritt in die ſchönſten Häuſer. Man reißt ſich ordentlich um ihn, denn ſein Witz und ſeine Fröhlichkeit machen ihn überall beliebt. Taugenichts! — Nun, ja das — verzeihen Sie — aber das Wort leid' ich nun ein Mahl nicht. — Er taugt ſehr viel, aber er hat leider ſehr wenig.

Julie.

Nun, ſchon gut, Alter! — Beſänftige dich nur! — Aber ſage ſelbſt, wohin ſoll ihn das wilde Treiben führen?

Severin.

Wohin? (etwas verlegen.) Ja, das weiß ich ſelbſt nicht. Vielleicht in den Eheſtand. Er kann ja eine reiche Parthie machen.

Julie

(ſehr heftig und ſchnell.)

Wäre vielleicht ſchon Eine im Anſchlage?

Severin

(ſie genau fixirend und lächelnd.)

Nein, nein! Noch weiß ich von nichts. Tauſend! das hat Sie ja in Feuer und Flammen geſetzt, gnädige Frau?

Julie.

Ich kann's eben nicht läugnen. Albert intereſſirt mich durch die Freundſchaft, womit er an dir hängt, durch das Benehmen gegen meinen Vater, den er für deinen Bruder hält.

Severin.

Und dann auch durch die zuckerſüßen Augen, die er auf Sie wirft, die er für meine Nichte hält.

Julie.

Nun ſüß eben nicht, aber achtungsvoll, — kurz ich will dir wohl glauben, daß Alberts Herz nicht böſe iſt.

Severin.

Nun, wenn Sie das glauben, ſo reichen Sie ihm Ihre Hand. Sie werden nicht ſchlimm dabey fahren, ich bürge dafür. Sie Beyde zu vereinigen, war ja ohnedieß ſchon der Plan Ihres Herrn Vaters noch vor ſeiner Abreiſe nach den Colonien. Sie ſind Witwe, unabhängig — Nehmen Sie ihn!

Julie.

Mein Vater will von dieſer Vereinigung jetzt nichts mehr hören. Er hält Alberten nicht nur für einen Verſchwender, ſondern auch für einen Spieler und ausgelaſſenen Menſchen.

Severin.

Nein, das iſt entſetzliche Verläumdung. Er hat in ſeinem ganzen Leben noch keine Karte angerührt. Ja doch ein Mahl! — Ich war krank, und da ſetzt' er ſich zu mir zum Bette und wollte mir zu Liebe ſpielen, da er weiß, daß ich das Piquet für mein Leben gern ſpiele. War aber doch nicht möglich, ſo ſehr er ſich auch Mühe gab, hat immer das Aß mit der Sieben ſtechen wollen. — Und ausgelaſſen! — Wenn man will wiſſen, wer du biſt, ſo ſehe man, wer deine Geſellſchaft iſt. Die jungen Herren mit den knarrenden Stiefeln, die nichts können, als honetten Frauenzimmern unter den Hut ſchauen, und über Dinge raiſonniren, die ſie nicht verſtehen, kommen gar nicht über ſeine Schwelle.

Julie.

Ich glaube dir, lieber Severin, aber mein Vater!

Severin.

Wird's auch glauben — ſoll überzeugt werden, der alte Herr! — Sagen Sie mir aufrichtig, gnädige Frau, gefällt er Ihnen?

Julie.

Nun — er —

Severin.

Das heißt: Ja — Bravo! — Nun und er? — Hat er Ihnen nicht ſchon geſagt, daß auch Sie ihm gefallen?

Julie.

Geſagt? Nie! — Aber ſeine Augen —

Severin.

Die Augen? — Gut, die ſollen ja der Mund der Liebe ſeyn. Uebrigens wundert's mich doch, daß er noch nicht mit Worten herausgerückt iſt; denn obſchon ich ihm hinſichtlich unſerer Verwandtſchaft eine Lüge aufgebunden habe, ſo unterließ ich doch nicht, ihm zu ſagen, daß die Geburt Ihres Vaters der ſeinigen gleich ſey, und daß nur die ungleiche Heirath, welche er mit meiner Schweſter ſchloß, Schuld an ſeinem ganzen Unglücke ſey.

Julie.

Ich ehre ſein Schweigen — es zeigt von ſeinem Zartgefühl. — Ich höre meinen Vater — laß uns abbrechen.

Zweyte Scene.

Vorige. Marnold.

Severin.

Nun, gnädiger Herr! Sind Sie zufrieden?

Marnold.

Schon wieder in dieſem Tone? — Dein *ungnädiger* Herr will ich werden, wenn du mich noch ein Mahl *gnädig* nennſt. (reicht ihm die Hand.) Ich bin ja dein Bruder, Severin.

Severin

(küßt die dargebothne Hand.)

Mein gnädiger — Bruder!

Marnold.

Du wirſt am Ende noch unſer ganzes Geheimniß verrathen. Albert müßte ſchon lange dahinter gekommen ſeyn, wenn ihm ſeine eigne Wohnung nicht fremder wäre, als alle öffentlichen Straſſen. Iſt er dieſe Nacht nach Hauſe gekommen?

Severin.

O freylich, ſchon lange. — Jetzt ſchläft er ganz köſtlich.

Marnold.

Ja, ja! Er ſtürzt die Ordnung der Natur um, und macht aus Tag Nacht, und aus Nacht Tag, wie unſre übrigen galanten Herren.

Severin.

Das iſt nicht ſeine Schuld, er geht auch nur mit *galanten* Herren um.

Julie.

Was wollen Sie, lieber Vater? Albert iſt jung, lebensluſtig, liebenswürdig. — Ueberall ſieht man ihn gerne. Man zieht ihn —

Marnold.

Zum Abgrund des Verderbens — oder vielmehr, er iſt ſchon hineingeſtürzt. — Er hat mich zu ſeinem Haushofmeiſter gemacht, als ſolcher hab' ich mir die Freyheit genommen, mit ſeinen Gläubigern zu ſprechen.

Severin.

Nun, und was haben Sie Ihnen geſagt, Herr Bruder — ich wette, nur Gutes, denn Böſes kann von unſerm Albert kein Menſch ſagen.

Marnold.

Ich muß geſtehen, ich war erſtaunt. Ich verſuchte ſie über ihre Forderungen etwas ängſtlich zu machen, ich ſchlug ihnen ſogar vor, ſie ſollen auf Perſonal-Arreſt klagen; allein ſie wollten nicht. — Wir kennen Herrn Dorn, riefen ſie, er iſt ein rechtſchaffener Mann, wir werden keinen Kreuzer bey ihm verlieren, und wenn er auch jetzt in Verlegenheit iſt, er wird ſich durch ſeine Talente, oder durch eine glänzende Heirath ſchon wieder heraushelfen.

Severin

(ſich in die Bruſt werfend.)

Aha! — Sehen Sie! —

Marnold.

Ja, ich ſehe leider, daß der leichtſinnige Menſch das ganze ſchöne Vermögen, welches ihm ſein Vater, mein Bruder, hinterließ, in alle vier Winde geſtreut hat. Ich ſehe, daß ich meinen ſchönen Plan, den Burſchen nach meiner Zurückkunft von den Colonien, mit meiner Tochter zu verheirathen, nicht werde erfüllen können.

Severin.

Nun, nun, nur nicht gleich ſo ſtreng, Herr Bruder! — Der junge Mann war etwas hitzig. Ich will's verſuchen, ſagte er, wie lange man's mit ein Mahl hundert tauſend Gulden treiben kann, wenn man recht luſtig iſt.

Marnold.

Er war ſo luſtig, daß er jetzt Urſache hat, traurig zu ſeyn. Und kurz, redet mir gar nichts mehr von dem Unbeſonnenen.

Julie.

Nur ruhig, lieber Vater!

(Man läutet von Innen.)

Severin.

Der Herr läutet — Er will aufſtehen. — Ich eile zu ihm. (zu Julie.) Nichte, bereite indeſſen hier den Tiſch zum Frühſtücke, und Sie, gnädiger Herr! — Lieber Herr Bruder wollt' ich ſagen — wiſchen Sie die Furchen von Ihrer Stirne, ſieh mir nicht ſo böſe aus — Sie ſollen noch gezwungen werden, meinen Albert zu lieben — wirſt ſchon ſehen, Bruder! (er geht ab.)

Dritte Scene.

Julie. Marnold.

Marnold.

Eine wahre Affenliebe hat der gute, alte Mann für den Burſchen, und ich ärgere mich über ihn, daß ich ihn kaum anſehen kann. Seinetwegen muß ich nun ſchon einen ganzen Monat hindurch alle meine Geſchäfte vernachläſſigen.

Julie.

Wie, lieber Vater! So lange iſt's ſchon, daß wir in ſeinem Hauſe wohnen?

Marnold.

Leider. Hundertmal hab' ich's ſchon verwünſcht, daß ich den Scherz angefangen habe. Der alte Severin ſtellte mich ihm als ſeinen Bruder vor, ich trat als Haushofmeiſter in ſeine Dienſte, und muß nun den ungerathenen Jungen zu Befehl ſtehen, wenn mich meine Geſchäfte anderswo hinrufen. Alle meine Bekannten kann ich nur auf der Straße ſprechen — meinen Wagen muß ich zwey Gaſſen weit vom Hauſe warten laſſen — das Alles bin ich ſchon recht ſehr müde.

Julie.

Ich nicht, lieber Vater! — Ich unterhalte mich hier recht gut. Albert liest mir öfters vor, er gibt mir Unterricht in der Muſik, und die Zeit vergeht, daß ich gar nicht weiß wie.

Marnold.

Julie, bewahre dein Herz, mir ſcheint der Burſche will ſich hineinſchleichen.

Julie.

Väterchen! Ich glaube wahrhaftig, er ſitzt ſchon darin — wenn er mich, ungeachtet dieſes einfachen Kleides und der Armuth, die wir ihm vorgelogen haben, doch ſo ſehr liebt, um mir ſeine Hand anzubiethen, ich würde die Meinige nicht zurückziehen.

Marnold.

Nun, da haben wir's. — Du willſt ihn alſo prüfen? Und wenn er wirklich ſo thöricht wäre, ein Mädchen heirathen zu wollen, von dem er glaubt, ſie beſitze nichts, als ihr hübſches Lärvchen —

Julie.

Dann iſt er es werth, daß das Glück ſeine Liebe belohne.

Marnold.

Romanen-Ideen! — Wenn du noch Mädchen wäreſt, wollt' ich dir ſolche Schwämereyen verzeihen, aber eine Witwe! — Das iſt zu arg! — Julie! du begehſt eine Unbeſonnenheit, und meine Einwilligung —

Julie.

Werd' ich erhalten, beſonders wenn ſein Herz in der Probe beſteht, auf welche Sie es ſtellen wollen.

Marnold.

Wird aber nicht beſtehen. — Eben recht, heute iſt ja der Tag, an welchem er den Brief erhalten ſoll, der ihm unſer Unglück verkündet. — Wollen ſehen. (man hört ſingen.) Da kommt er ſchon. — Singt vom frühen Morgen an der Burſche, als ob er nur in den vollen Geldkaſten greifen dürfte.

Julie.

So äußert ſich der frohe Sinn eines Menſchen, der ſich nichts vorzuwerfen hat.

Vierte Scene.

Die Vorigen. Albert.

Albert (ſingend.)

Rund iſt das Geld,
Gar leicht rollt's weiter;

Wenn mir's auch fehlt,
Doch bin ich heiter!

Ach! ſchon beyſammen! — Guten Morgen, Julchen! (zu Marnold.) Guten Morgen, mein lieber Haushofmeiſter, wie ſtehen die Geſchäfte?

Marnold.

Schlecht, Herr Dorn!

Albert.

Das thut nichts! Wird ſich ſchon wieder umdrehen die Kugel, worauf Frau Fortuna ſteht.

Marnold.

Ja, wenn wir's nur erwarten können.

Albert.

Müſſen's erwarten. Geduld — Geduld überwindet Alles.

Marnold.

Wenn ſie die Güte hätten, Herr Dorn, ſich ein Mahl über meinen Gehalt beſtimmt zu erklären.

Albert.

Wer wird über ſolche Kleinigkeiten ſprechen. Wir kommen ſchon darauf! — Und Sie, liebes Julchen, immer ſo ſtill, ſo zurückgezogen. — Wiſſen Sie, mein lieber Haushofmeiſter, daß Ihre Tochter allerliebſt iſt? — Voll Verſtand, voll Anmuth; — haben Sie noch nicht gedacht, ſie zu verheirathen?

Julie.

Es hat nicht ſo große Eile.

Marnold.

Um ein Mädchen an Mann zu bringen, muß muß man Geld haben.

Albert.

Geld, Geld, und das dritte Wort. Erſetzt denn das elende Metall bey Euch alles Uebrige? Indeſſen möcht' ich doch auch einigemal hunderttauſend Stücke von dem elenden Metall beſitzen.

Marnold.

Weil wir eben darauf zu ſprechen kommen, ſo muß ich Ihnen ſagen, daß ich mit Ihren Gläubigern geſprochen, und einen Ausweis Ihrer Schulden verfaßt habe.

Albert.

Das iſt recht, ſo weiß ich doch wenigſtens was ich bezahlen ſoll, wenn ich's auch nicht bezahlen kann. Aber jetzt beym Frühſtück will ich mich mit ſolchen Odiosis nicht beſchäftigen.

Marnold.

Aber wenn Sie ſich nicht mit Ihren Gläubigern beſchäftigen wollen, ſo werden dieſe gezwungen ſeyn, ſich mehr mit Ihnen zu beſchäftigen.

Albert.

Bah! Ich fürchte ſie nicht. Ich will ſie ja bezahlen, nur das wann iſt mir noch nicht bekannt. Es hängt nur von mir ab, mich zu fixiren. Erſt geſtern hat mir ein wichtiger Mann, der mir wohl will, eine recht einträgliche Bedienſtung angeboten.

Marnold.

Wie? Ihnen bietet man eine Bedienſtung an, indeſſen hundert Andere fruchtlos darum betteln?

Albert.

Vielleicht eben darum, weil ich nicht darum bettle.

Marnold.

Ich hoffe, Sie werden ſie in Ihrer Lage doch auch annehmen?

Albert.

Iſt noch nicht beſtimmt — ich liebe die Unabhängigkeit, und dann das far niente iſt doch auch gar zu ſüß.

Fünfte Scene.

Die Vorigen. Severin (mit Thee.)

Severin

(ſich ungehalten anſtellend.)

Julchen! was machſt du denn? Warum haſt du den Tiſch noch nicht gedeckt? Pfuy, ſchäme dich!

Albert.

Nun, nun, alter Freund! ſey nur ruhig, das iſt ja bald geſchehen. — Warum denn ſo ſtrenge?

Severin.

Soll ich's nicht ſeyn? Sie ſind ſo gut und nehmen meine ganze Familie bey ſich auf — darum ſollen mein Bruder und meine Nichte auch Alles thun, was ſie Ihnen nur an den Augen abſehen.

Albert.

Rechne mir das nur nicht ſo hoch an, lieber Severin. Wenn du tauſend Brüder und tauſend Nichten hätteſt, und ich Alle mit Wohlthaten überhäufte, ich könnte doch das nicht vergelten, was du an mir von meiner zarteſten Kindheit an gethan haſt. Komm, reich' mir die Hand, und ſchau wieder freundlich auf Julien. — Setzen wir uns zum Frühſtück.

Julie

(leiſe zu ihrem Vater.)

Und den guten Menſchen ſollte man nicht lieben? — (Sie ſetzen ſich zum Frühſtück.) Haben Sie ſich geſtern bey dem Fremden gut unterhalten?

Albert.

Prächtig! — Wir waren ſo luſtig und haben gelacht, daß Alles heiſer fortgegangen iſt. — Ich muß geſtehen, ein Einfall hat viel zur allgemeinen Fröhlichkeit beygetragen. Ha, ha, ha! Ich muß noch lachen, wenn ich daran denke.

Julie.

So? — Und worum handelte es ſich denn?

Albert.

Man ſprach von — ha, ha, ha! Ich kann's gar nicht erzählen.

Julie.

Sie machen uns immer neugieriger.

Marnold (bey Seite.)

Gewiß wieder eine neue Thorheit.

Albert.

Man ſprach von der Lotterie — der Hausherr hatte mit der Nummer 17 eine ſehr ſchöne goldene Doſe gewonnen. Da meinte ein luſtiger, junger Menſch, er wolle ſich ſelbſt ausſpielen laſſen.

Julie.

Sich ſelbſt?

Albert.

Ha, ha, ha! Wie ich Euch ſage. — So ganz unter der Hand, — eine Geſellſchafts-Lotterie. — Und — hört nur — ich — ich ſelbſt war der luſtige, junge Menſch, und meine Perſon ſoll der Treffer ſeyn.

Julie.

Ach! — Sie wollen uns vermuthlich ein wenig zum Beſten haben?

Albert.

Nicht doch, völliger Ernſt! — Derjenigen, welche die Nummer beſitzt, die im künftigen Monate auf den erſten Ruf in der Lottoziehung erſcheint, der gehöre ich an, wie ich geh und ſtehe. Mädchen oder Weib, alt oder jung, ſchön oder häßlich, ſie kann den liebenswürdigſten jungen Mann gewinnen, wenn ſie glücklich iſt.

Julie.

Und Sie glauben wohl, alle Damen werden ſich beeilen, Loſe zu nehmen?

Albert.

Das verſteht ſich! Ha, ha, ha! Ich habe ſchon darauf gedacht, die Straßenecken mit Cavallerie beſetzen zu laſſen, damit das Gedränge nicht zu ſtark wird.

Julie.

Das hängt vom Preiſe ab.

Albert.

Schäkerinn! — Sie nehmen wohl kein Los, das weiß ich — weil ſie mich für viel böſer halten, als ich bin; aber mein alter Severin, der möchte wohl für ſeine Nichte ein Los nehmen, davon bin ich überzeugt, denn der kennt mich ganz.

Severin.

O! wenn ich nur reich wäre! Alle neunzig Loſe nähm' ich ganz allein für meine Nichte, denn ich bin davon überzeugt, mein Albert wird ein ſehr guter Ehemann.

Marnold.

Aber was gab denn Anlaß zu dieſer — verzeihen Sie mir, daß ich es ſo nenne — zu dieſer Thorheit?

Albert.

Der Zufall. — Wie ſchon geſagt, der Hausherr hatte eine goldene Doſe gewonnen, er zeigte ſie, und da ſprach man denn von den kleinen Geſellſchafts-Lotterien, wo oft Jemand ein altes Gemählde, einen alten Wagen für einen Preis ausſpielt, wofür er zwey neue kaufen kann. Er gibt die Loſe bey ſeinen Freunden herum, und dieſe ſekkiren ihre Freunde wieder, ſo lange bis ſie abgeſetzt ſind. — Jeder in der Geſellſchaft machte ſeine Bemerkungen über dieſen einträglichen Handel, als ich plötzlich die Geſellſchaft unterbrechend ausrief: Meine Herren und Damen — weil man dabey ſo viel gewinnen kann, ſo hätt' ich wohl auch Luſt, eine Lotterie zu veranſtalten, vielleicht gelänge mir's auf dieſe Art, meine Gläubiger zu befriedigen. — Aber da ich weder Haus noch Wagen, noch Gemählde mehr ausſpielen kann, weil ſie alle ſchon fort ſind, ſo will ich mich ſelbſt zum Haupttreffer machen, und ich hoffe, daß alle Damen, welche ſich hier in der Geſellſchaft befinden, und nicht verheirathet ſind, mir die Ehre anthun werden, mindeſtens ein Los zu nehmen.

Julie.

Nun, und was antworteten die Damen?

Albert.

Alles lachte laut auf; da war des Spottens und Witzelns gar kein Ende — die Einen meinten, ich werde gar kein Los abſetzen, die Andern verſicherten, daß die Gewinnerinn gerade am übelſten daran wäre — die alte Bollau verſicherte, der Gewinn wäre nicht übel, aber nicht haltbar. — Eine junge Witwe fragte, ob ich die Treue auch mit einſetzte? — Endlich ſchrie Alles: Der Preis ſoll feſtgeſetzt werden. — Da hätten Sie das Geſchrey hören ſollen. — Eine ſchätzte mich über meinen Werth, die andere weit darunter. Man brachte alle meine Fehler in Anregung, ich dagegen ſtellte meine guten Eigenſchaften in's Licht. Nachdem man nun Alles für und dawider gut abgewogen und tüchtig gefeilſcht hatte, kamen wir überein, daß ich, zum Nutzen meiner Gläubiger, das Los auf tauſend Gulden ſetzen ſollte.

Marnold.

Das iſt ja ungeheuer!

Julie.

Ich fürchte, der Abſatz dürfte bey dieſer hohen Summe nicht bedeutend ſeyn.

Albert.

Warum nicht? — Es gibt ja Närrinnen genug, die junge, rüſtige Männer lieben.

Marnold.

Aber es gibt auch viele junge, rüſtige Männer, welche dieſen Närrinnen nachlaufen.

Albert.

Nun? — Sey es, wie es ſey. — Setz' ich nicht alle Loſe ab, ſo geht die ganze Lotterie zurück, und ich habe wenigſtens einen Spaß gehabt, das iſt in dem traurigen Leben auch etwas.

Sechſte Scene.

Die Vorigen. Ein Diener.

Diener.

Gnädiger Herr! draußen ſteht ein junges Frauenzimmer, welches mit Ihnen zu ſprechen verlangt.

Julie.

Ein junges Frauenzimmer?

Albert.

Hat ſie dir ihren Nahmen geſagt?

Diener.

Sie ſagte, ſie ſey von einer reichen, vornehmen Dame geſandt.

Albert.

Wenn ſie geſagt hätte, von einer ſchönen Dame, ſo wär's mir lieber.

Julie.

Vermuthlich ein liſtiges Kammerkätzchen, das Ihnen ein Billet-doux überbringt.

Albert.

Nicht doch! — Vielleicht eine Einladung —

Julie.

Ja — zu einem Rendezvous. Das kann man nicht zurückweiſen.

Albert.

Freylich nicht — aber dennoch — wenn Sie in meinem Herzen leſen könnten, Julchen, Sie würden darin nur das Bild eines einzigen Weibes finden.

Severin

(leiſe zu Julchen.)

Merken Sie etwas?

Julie.

Wir wollen uns entfernen.

Albert.

Nein, bleibt, ich habe kein Geheimniß vor Euch. (zum Diener.) Laß das Mädchen hereintreten.

(Diener geht ab.)

Siebente Scene.

Die Vorigen, ohne den Diener.

Albert.

Lieber Marnold, wenn die Viſite abgethan iſt, dann wollen wir uns zuſammenſetzen, und uns recht ernſthaft über die Lage der Dinge beſprechen. Es muß ein Mahl Rath geſchafft werden — und was der Leichtſinn vergeudet hat, muß die Vernunft wieder zu ſchaffen ſuchen.

Marnold.

Ja — es ſteht nicht gut.

Albert.

Thut nichts, wird ſchon beſſer werden, ich nehme mir jetzt ein Mahl vor, beſonnen zu handeln, und das Meinige zu Rathe zu ziehen. (lacht.) Das Meinige? ha, ha, ha! — Hab' ich doch nichts Meiniges mehr. — Nun, nun — hilft nichts mehr, ſo hilft die Lotterie!

Achte Scene.

Die Vorigen. Ein Stubenmädchen.

Stubenmädchen.

Hab' ich die Ehre mit Herrn Albert von Dorn zu ſprechen?

Albert.

Der bin ich, was wollen Sie, liebes Kind?

Stubenmädchen

(verlegen auf die übrigen Anweſenden blickend.)

Verzeihen Sie — aber — darf ich reden?

Albert.

Alles, was Sie wollen, dürfen Sie ſagen. Ich befinde mich mitten unter meiner Familie.

Severin
(leiſe zu Marnold.)

Unter ſeiner Familie — dießmahl hat er Recht, ohne es zu wiſſen.

Stubenmädchen
(für ſich.)

Ich muß nur Acht geben, daß ich das Ding gut vorbringe. (laut.) Euer Gnaden! meine Frau, die Frau von — (hält inne.) ja, den Nahmen darf ich nicht nennen! — läßt ſich ſchönſtens empfehlen, und ich ſoll Ihnen von ihr dieſe drey tauſend Gulden überbringen.

Albert.

Drey tauſend Gulden? — Mir? — Und von einer Dame?

Stubenmädchen.

Ja, ja — Ihnen ſelbſt. Meine Frau hat die Ehre, Sie zu kennen, und iſt gar eine charmante Frau!

Albert.

So? — Nun deſto beſſer! — (kneipt ſie in die Wangen.) Sie hat auch ein recht charmantes Stubenmädchen.

Julie (bey Seite zu Severin.)

Da bricht der Leichtſinn wieder hervor!

Severin.

Das thut nichts, er macht nur Scherz.

Albert.

Sollte die Dame vielleicht meinem ſeligen Vater noch dieſe Summe ſchuldig geweſen ſeyn, und ſie jetzt an mich abtragen wollen — das Geld könnte auf jeden Fall nicht gelegener kommen.

Stubenmädchen
(reicht ihm ein Papier.)

Bitte die drey tauſend Gulden zu nehmen, und mir dafür drey Billets einzuhändigen.

Albert.

Billets, was für Billets?

Stubenmädchen.

Nun, die Loſe zur Lotterie, die Sie errichtet haben.

Albert.

Wie? — ha, ha, ha; — zu meiner Lotterie? — ha, ha, ha! — Nun Julie, was hab' ich geſagt, die Loſe werden reißend abgehen.

Julie.

Man weiß nicht, ſoll man lachen, oder ſich ärgern.

Severin.

Nun da ſehe man, ſie nehmen ihn ſchon beym Wort.

Stubenmädchen.

Ich bitte ſchön, gnädiger Herr, denn es hat Eile.

Albert.

So? — Hat's Eile bey deiner Frau? — Sag

mir liebes Kind, wie heißt ſie denn, iſt ſie jung, hübſch?

Stubenmädchen.

Ja, man hat mir verbothen, darauf zu antworten. Wenn meine Frau das Glück haben ſollte, Sie zu gewinnen, ſo werden Sie ſie ſchon kennen lernen.

Albert.

Das glaub' ich, aber noch hat ſie mich nicht. Nun, und welche Nummern wünſcht denn deine Frau zu erhalten?

Stubenmädchen.

Zuerſt ſollen Sie mir die Nummer geben, die Ihr Alter bezeichnet.

Albert.

Alſo Nummer 28.

Stubenmädchen.

Die zweyte Nummer bleibt Ihrer Wahl überlaſſen, die dritte ſoll Nummer 50 ſeyn.

Albert.

Das bezeichnet vermuthlich das Alter deiner Frau. — Schöne Ausſicht! — Liebes Kind, die Loſe ſind noch nicht fertig, darum magſt du dein Geld für's Erſte wieder mitnehmen, aber ich will mir die drey Nummern aufſchreiben, und wenn du in ein paar Tagen wiederkommſt, ſollſt du die Loſe erhalten. (zu Marnold.) Mein lieber Haushofmeiſter, Sie müſſen ſchon ſo gut ſeyn, mir ein ordentliches Regiſter zu entwerfen, damit wir Ordnung in dem Geſchäfte haben. Teufel! wie leicht könnte es geſchehen, daß ich dieſelbe Nummer zweymahl ausgäbe, da käm' ich in eine ſchöne Verlegenheit!

Marnold (bey Seite.)

Der leichtſinnige Patron!

Stubenmädchen.

Ganz gut, gnädiger Herr! (will ab, kehrt aber wieder um.) Da hätt' ich bald noch etwas vergeſſen! (ſchüchtern.) Euer Gnaden, ich habe auch für mich ſelbſt eine kleine Bitte, die auch auf Ihre Lotterie Beziehung hat; ich hoffe Sie werden ſie mir nicht abſchlagen.

Albert.

Rede, liebes Kind, ohne Furcht; ich muß dir antworten.

Severin.

Natürlich, der Herr iſt jetzt ein öffentliches, allgemeines Gut.

Stubenmädchen.

Nun' alſo, ſo will ich Ihnen frank und frey geſtehen — daß wir Alle, die wir in dem Dienſte der gnädigen Frau ſtehen, den gnädigen Herrn kennen, daß er uns Allen gefällt, und daß wir recht gerne in die Lotterie ſetzten. —

Albert.

Alle? — Wie viel denn?

Stubenmädchen.

Nun, es ſind unſer Acht. Die Gouvernante, das Kammermädchen, drey Stubenmädchen, eine Köchinn, zwey Küchenmädchen und die Hausmeiſterinn.

Albert.

Nun, und wolltet Ihr alle Acht etwa auch Loſe auf meine geringe Perſon nehmen?

Marnold

(leiſe zu Albert.)

Herr Dorn, ich fürchte, man ſpottet Ihrer!

Stubenmädchen.

Eine jede von uns kann allein kein Los nehmen, dazu reicht unſer Bischen Erſpartes nicht hin; aber wenn Sie erlauben wollten, daß wir Alle zuſammen Eins nehmen, ſo — ſo — (zieht ſchüchtern ein Papier aus ihrem Buſen.) ſo hätt' ich das Geld ſchon hier.

Albert.

Unmöglich! ich kann mich ja nicht in acht Theile zerſchneiden.

Stubenmädchen.

Ja, erlauben Sie mir, das wäre auch gar nicht nöthig. Wir haben das ſchon bedacht und unter einander abgemacht; wenn wir ſo glücklich ſind, Sie zu gewinnen, ſo ſtellen wir dann untereinander eine zweyte, kleinwinzige Lotterie an, das Los um einen Kreuzer und nicht mehr, und welche von uns dann in der nächſtfolgenden Ziehung die zuerſt gezogene Nummer beſitzt, der gehören Sie.

Albert.

Schön! Da käm' ich gar aus den Lotterien nicht mehr heraus. Ja, hindern kann ich Euch nicht daran, ich muß mir's gefallen laſſen, thut meinetwegen, was Ihr wollt; aber das wißt Ihr wohl, nur Eine kann mich gewinnen, und nur Eine mich beſitzen.

Stubenmädchen

(lächelnd und mit dem Finger drohend.)

Ach, gehen Sie weg, gnädiger Herr! — Das wäre ja wider alle Mode.

Albert (bey Seite.)

Verdammte Geſchichte, die ich da angefangen habe. Ich muß ſehen mich auf eine witzige Art aus der Affaire zu ziehen. Da kömmt mir eine Idee. (zu dem Stubenmädchen.) Liebes Kind, geh' ins Vorzimmer, und warte draußen, ich werde dir ein Briefchen für deine Frau mitgeben, worin ich ihr die Bedingungen der Lotterie näher auseinander ſetzen werde.

Stubenmädchen.

Bedingungen? Nun, die werden wir ſchon auch erfahren. Auf jeden Fall bitt' ich Euer Gnaden, für uns die Nummer 47 aufzubewahren, die bedeutet todt und lebendig. — Ich empfehle mich allerſeits! (im Abgehen mit einem Seitenblicke auf Albert.) Das iſt ein ſehr hübſcher Mann, wenn ich ihn nur gewänne. (ab.)

Neunte Scene.

Die Vorigen, ohne Stubenmädchen.

Marnold
(bey Seite, ärgerlich.)

Nein, die Thorheit geht zu weit!

Albert.

Was ſagt Ihr dazu? Seht Ihr, wie ſie mir die Tauſende ins Haus ſchicken; ich wußt' es ja. — Da wird's köſtliche Scenen und Abenteuer geben.

Julie.

Die Sie wohl ſehr gerne beſtehen?

Albert.

Warum nicht? — Man lacht darüber, und damit Punctum! — Ach! — ich ahne ſchon, wer mir den Streich geſpielt hat. — Das Stubenmädchen kömmt von der Comteſſe d'Ormon, einem charmanten, luſtigen Weibe! — Aber warte! die Lacher ſollen auf meiner Seite ſeyn. — Ich will ihr einige Verſe ſchreiben.

Marnold.

Verſe? Sie machen alſo auch Verſe?

Albert.

Welche Frage? — Wer macht denn keine in unſerer dichteriſchen Zeit?

Marnold.

Das fehlte noch!

Julie.

Daran ſeh' ich nichts Schlimmes, wenn Herr von Dorn anders *gute* Verſe macht.

Marnold.

Ja, ja — ſo können Sie Ihre Gläubiger mit Gedichten bezahlen.

Albert.

Herr Haushofmeiſter — Sie ſündigen auf meine Güte. Sie ſprechen gerade ſo, als ob Sie mein Verwandter oder Vormund wären.

Marnold.

Jedes Wort zu Ihrem Beſten. Ich ſeufze mit Recht darüber, wenn ich ſehe, wie ein junger Mann, der durch Talente und Arbeit ſich noch aus dem Abgrund emporreißen könnte, worin er verſunken iſt, durch Leichtſinn immer tiefer fällt.

Albert.

Alſo läg' ich nach Ihrer Meinung ſchon recht tief unten? — Nun, nun, es muß doch noch viel Gutes an mir ſeyn, da man ſich darum drängt, mich zu heirathen. Erſt ſeit geſtern hab' ich den Gedanken über meine Lotterie laut werden laſſen, und ſchon wagt man 4000 Gulden daran. — Glauben Sie, daß es viel junge Herren gibt, für die man ſolche Opfer brächte? — Aber das Stubenmädchen wartet, ich muß das Brieſchen ſchreiben. — Adieu, mein Herr Haushofmeiſter, und ſeyn Sie doch nicht ſogar ungnädig auf mich. (hüpft in das Kabinett.) Adieu, Julie!

Zehnte Scene.

Severin. Marnold. Julie.

Julie (für ſich.)

Jetzt macht er Verſe für die ſchöne Comteſſe! — Es können noch mehrere kommen, und wenn er auf Alle Verſe machen will. — Nein, das geht nicht, da muß ich ein Mittel finden. (ſie bleibt in nachdenkender Stellung ſtehen.)

Severin.

Herr Bruder, Herr Bruder! Sie werden ſich noch verrathen. — Sie reden zu viel, und für einen Haushofmeiſter — verzeihen Sie mir — zu kühn. Der gute Herr muß mich wohl recht lieb haben, daß er das Alles duldet.

Marnold.

Der Henker halte ſich auch zurück. — Eine Thorheit nach der Andern. — Jetzt macht er auch noch Verſe!

Severin.

O! er macht ſie recht ſchön. Einmahl hat er mir ein Liedchen gemacht, auf meinen Geburtstag, wenn ich das leſe, ſo gehn mir immer die Augen über.

Julie (für ſich.)

Ja — das Geld iſt da — der Wagen meines Vaters in der nächſten Straße! — O glücklicher Gedanke!

Marnold

(auf Julien deutend.)

Was treibt denn die da? — Spricht mit ſich ſelbſt — was haſt du denn, Julie?

Julie.

Einen herrlichen Plan hab' ich, Vater! — Sie werden ſchon die Früchte davon ſehen. — Alles wird gut gehen. — Aber halten Sie meinen Plan nur ja recht geheim.

Marnold.

Das wird mir wenig Mühe koſten, denn ich weiß ihn noch gar nicht.

Julie.

Jetzt hab' ich nicht Zeit, Ihnen Alles zu erklären. Handeln iſt beſſer als Reden. — Severin! komm mit mir, deine Mitwirkung iſt mir vor Allem nothwendig.

Severin.

Nun ja, ich komme ſchon! Bin zu Allem bereit, wenn's zum Beſten meines guten Alberts iſt. (geht mit Julien ab.)

Eilfte Scene.

Marnold (allein.)

Jetzt fängt mir die auch zu rappeln an! — Ich ſehe wohl, ſie liebt den Taugenichts, und ich mag ſagen, was ich will, ſie wird ſich am Ende doch in ſeine Arme werfen. Schöne Ausſicht das! — Da dürft' ich ihr noch zehnmal ſo viel mitgeben können, der junge Herr ſchlägt es in ein Paar Jahren durch. — Nur eine Hoffnung hab' ich noch. — Die Probe, welche er heute noch beſtehen ſoll, wird ihn ganz entlarven, ſie wird ſehen, wie's mit ſeinem Herzen ſteht, und mit einigen Thränchen iſt's vorbey. — Die Poſt muß doch ſchon angekommen ſeyn — ſollt' er den Brief ſchon erhalten haben? — Ach da kömmt er. Man muß wenigſtens geſtehen, daß ihm ſeine Verſe nicht viel Mühe koſten.

Zwölfte Scene.

Albert. Marnold.

Albert
(tritt mit einem Papier in der Hand aus dem Kabinette.)

Freundchen! da ſteht's! herrlich gelungen! — Ich war ſo recht im Zuge. — Es floß mir von der Feder, wie Waſſer!

Marnold (für ſich.)

Wie Waſſer — ein bezeichnender Ausdruck!

Albert.

Ich habe mir da eine Abſchrift davon zurück behalten. Ich will Ihnen die Verſe leſen, und wenn Sie nur den geringſten Begriff von Poeſie haben —

Marnold.

Begriff? — Ich habe ſelbſt in meiner Jugend Verſe gemacht.

Albert.

So? — Nun? — Und mir verargen Sie's? — So ſind ſie Alle, die alten Herrn. — Haben Alles ſelbſt gethan, und zanken doch mit uns, wenn wir dasſelbe verſuchen.

Marnold.

Zum Glück aber ſah ich noch früh genug ein, daß die Schriftſtellerey zum Bettelſtab führt, wandte mich daher zu etwas Soliderm, und fing an zu ſpekuliren.

Albert.

Uebrigens ſcheint es doch, daß Sie auch durch Ihre Spekulationen nicht viel gewonnen haben.

Dreyzehnte Scene.

Die Vorigen. Ein Diener.

Diener.

Gnädiger Herr, von der Poſt! (gibt ihm einen Brief und geht wieder ab.)

Albert

(beſieht die Addreſſe.)

»Von Havre« — (ſchüttelt den Kopf.) Ich kenne Niemanden dort!

Marnold

(bey Seite.)

Das iſt mein Brief. — Nun wollen wir ſehen, wie er ſich hält.

Albert

(hat den Brief eröffnet.)

Irr' ich mich nicht — (beſieht die Unterſchrift.) Ja wahrhaftig, der Brief iſt von meinem Oheim.

Marnold.

Sie haben alſo einen Onkel?

Albert.

Allerdings! — Er befindet ſich in den Colonieen. Ich kenn' ihn gar nicht, ich hab' ihn nie geſehen, aber mein Vater liebte ihn ſehr. Er hat jeden Tag von ihm geſprochen. Ich habe auch noch eine Couſine, eine junge Witwe, die ganz charmant ſeyn ſoll. Aber laß ſehen, was der Oheim ſchreibt. (nachdem er das Blatt durchflogen.) Ach, mein Gott! iſt's möglich?

Marnold.

Enthält der Brief etwas Unangenehmes?

Albert.

Das größte Unglück. — Mein armer Oheim hat mit ſeiner Tochter Schiffbruch gelitten, wäre bald zu Grunde gegangen, und hat dadurch ſein ganzes Vermögen verloren. Ohne einen Heller iſt er in Havre an's Land geſtiegen.

Marnold.

Das iſt traurig; denn ſobald man kein Vermögen mehr hat, hat man auch keine Freunde mehr.

Albert.

Der gute Mann — er glaubt mich reich, und rechnet nun in ſeinem Unglücke auf mich. (ſchlägt ſich vor die Stirne.) Und ich! — zum erſten Mahle reuen mich meine Thorheiten!

Marnold (bey Seite.)

Sieh da! da zeigt ſich ein Funke von gutem Herzen! (laut) Tröſten Sie ſich, der Herr Onkel wird ſich ja in ſeinem Glücke mehrere Freunde geſammelt haben.

Albert.

Die Freunde, welche beym Sonnenſchein zugeflogen kommen, kennt man ſchon. Niemand hat er, als mich.

Marnold.

Da muß man ihn freylich bedauern; denn Sie ſind ſelbſt in übeln Umſtänden.

Albert.

Leider! Das iſt's auch, was mich kränkt. — Aber mag's nun ſeyn, wie es will, *ihm* muß geholfen werden, ich muß ein Mittel finden.

Marnold

(bey Seite.)

Er denkt nach — er geht unruhig auf und ab, faſt ſcheint's, er ſey doch kein böſer Menſch.

Albert.

Für's Erſte muß ihm eine Summe geſandt werden, womit er die nothwendigſten Bedürfniſſe und die Reiſe hieher beſtreiten kann.

Marnold.

Schicken wäre wohl recht, aber woher nehmen?

Albert.

Muß herbeygeſchafft werden — ich will zu meinen Bekannten gehen — haben auch oft in *meinen* Beutel gegriffen, da er noch voll war.

Marnold.

Und Sie glauben, man werde Ihnen jetzt vergelten? Ach Herr Dorn, wie wenig kennen Sie die Menſchen.

Albert.

Wenn ſie mir Hülfe verweigern, wenn das elende

Metall — Nein! nicht elend! — Jetzt erſt ſeh' ich deſſen Werth ein. — Und meine arme Couſine!

Marnold (bey Seite.)

Ich bin nur froh, daß ihn Julie nicht hört, ſonſt führe ihr der Pfeil noch tiefer in's Herz! (laut.) Sehen Sie, lieber Herr Dorn, das iſt eine gewichtige Lehre für Sie; hätten Sie das Ihrige ein wenig beſſer zuſammen gehalten, welches Vergnügen könnten Sie ſich jetzt dafür erkaufen!

Albert.

Freund! Ich bitte, moraliſiren Sie mir nur jetzt nicht. Sie ſehen ja, daß ich mit gebrochenem Herzen vor Ihnen ſtehe. — Aber, ich weiß ſchon, was ich thue. — Ich begebe mich auf der Stelle nach Havre, werfe mich zu ſeinen Füßen, und lege ihm ein aufrichtiges Bekenntniß meines Leichtſinns ab. — Dann reiſen wir miteinander hieher, ich nehme die nächſte beſte Stelle an, und arbeite für den guten Oheim und meine liebe Couſine!

Marnold

(vom Gefühle fortgeriſſen.)

Brav, brav junger Mann! — Sie haben in dem Schiffbruche der großen Welt nicht Alles verloren; Ihr gutes Herz haben Sie gerettet.

Albert

(als ob ihm plötzlich ein Gedanke durch den Sinn führe.)

Aber halt! — ja! ja! — (küßt Marnold freudig.) Freund! dem Onkel iſt geholfen! — Ich Thor! daß mir das nicht gleich einfiel! — Ich kann ihm Geld ſenden, eine bedeutende Summe Geld.

Marnold.

Ich begreife Sie nicht — Ihre Lage! —

Albert.

Ich beſitze noch ein Kleinod. — Einen Brillant von großem Werth. Ich hätt' ihn um alle Welt nicht weg gegeben, es iſt das Einzige, was ich von meinem guten Vater noch beſitze. Aber jetzt muß er fort, ich kann ja ſein Andenken nicht beſſer ehren, als wenn ich ſeinem unglücklichen Bruder helfe.

Marnold

(bey Seite, ſich die Thränen trocknend.)

Julie hat recht, man muß den Tollkopf lieben!

Vierzehnte Scene.

Die Vorigen. Severin.

Severin.

Herr Albert, eine vornehme Dame iſt in einer prächtigen Equipage angefahren gekommen, und wünſcht mit Ihnen zu ſprechen.

Albert.

Ach! — Ich habe jetzt wichtigere Geſchäfte!

Severin.

Sie ſteht ſchon im Vorzimmer, und verlangt eine geheime Unterrredung.

Albert.

Schon gut — nur jetzt nicht — ich werde ihr zu Dienſten ſtehen, wenn ich erſt abgemacht habe, was mir jetzt auf dem Herzen liegt.

Marnold
(bey Seite.)

Der liebe Burſche! ich möcht' ihm um den Hals fallen!

Severin.

Bedenken Sie nur, ſie iſt eine ſehr vornehme Dame, und ihrer Ausſprache nach zu ſchließen, eine Ausländerinn.

Albert.

Kümmert mich nicht!

Marnold.

Iſt ſie ſchön?

Severin.

Das konnt' ich nicht ſehen; ſie iſt verſchleyert.

Marnold (zu Albert.)

Vermuthlich wieder eine Dame, welche Loſe zu nehmen geſonnen iſt.

Albert.

Jetzt iſt nicht Zeit zu ſpaßen. — Ich eile, hole den Brillant, und trag' ihn zum Juwelier; die Frau kann warten, mein armer Oheim kann nicht warten. (er will ab.) Ah! da iſt ſie ſchon.

Fünfzehnte Scene.

Die Vorigen. Julie.

Julie

(als Engländerinn gekleidet, verſchleyert, tritt ein.)

Pardon Sir, daß ich enter without sending my name in aber ick bin impatient to see Master Dorn.

Albert.

Mylady, in wenigen Augenblicken bin ich ganz zu Ihrem Befehl, ich habe nur noch etwas ſehr Wichtiges zu veranſtalten. Wollen Sie die Güte haben, ſich zu ſetzen? — (zu Marnold.) Leiſten Sie der gnädigen Frau indeſſen Geſellſchaft — ich bin gleich wieder hier. (ab.)

Sechszehnte Scene.

Marnold. Julie. Severin.

Julie.

That is an original Man. Master Dorn. — He goes und laß mick hier.

Marnold.

Verzeihen Sie, Mylady, er hat wirklich ein Geſchäft vor, welches er nicht verſchieben kann.

Severin

(für ſich.)

Prächtig! — Er kennt ſeine eigene Tochter nicht; das iſt doch ein Beweis, daß ſie die Rolle gut ſpielt.

Marnold.

Eine ſonderbare Frau! (er ſucht ihr hinter den Schleyer zu ſchauen.)

Julie.

Warum ſuchen Sie to see my face; that is not very polite.

Marnold

(tritt zum Fenſter.)

Sie iſt zu Wagen gekommen. — Wollen doch ſehen — ha! — Das iſt ja mein Wagen, und mein Neger ſteht hinten auf. — Wär's möglich? — Julie!

Julie

(ſteht auf und ſchlägt ihren Schleyer zurück.)

Ja Väterchen, es iſt Ihre gehorſame Tochter, die ſich ſehr darüber freut, daß Sie ſie nicht erkannt haben. Sie darf hoffen, auch von Albert nicht erkannt zu werden. Mein Bischen Engliſch ſoll mir zu ſtatten kommen! —

Marnold.

Mädchen, was haſt du vor?

Julie.

Meinen Vetter will ich glücklich machen, wenn er es verdient und mich liebt.

Marnold (reicht ihr die Hand.)

Und ich gebe dir mein Wort, ich will nicht böſe darüber ſeyn, wenn es dir gelingt.

Julie (freudig.)

Was hör' ich? Auch Sie, lieber Vater, ſind nicht mehr gegen ihn aufgebracht. — Hat Ihr Brief Gutes gewirkt?

Marnold.

Ja, liebe Julie! Der brave Junge war auf ein Mahl wie verändert, ſeine ganze Fröhlichkeit war dahin.

Severin.

Nun, hab' ich's nicht geſagt? Sein Herz iſt gut.

Marnold.

Triumphirt nicht zu früh. Man muß das Ende abwarten. Solche Aufwallungen von Empfindſamkeit ſind an leichtſinnigen Menſchen etwas Gewöhnliches.

Severin (mürriſch.)

Nichts Aufwallung. — Wahrheit —

Julie.

Still! Er kommt!

Siebenzehnte Scene.

Die Vorigen. Albert.

Julie,

(welche ſich ſchnell wieder geſetzt und den Schleyer herabgelaſſen hat.)

Eine Dâm ſo a long while wârten — that is —

Albert.

Verzeihen Sie, Mylady, aber wie geſagt, eine der wichtigſten Angelegenheiten meines Lebens hielt mich zurück. Hier, lieber Haushofmeiſter, iſt der Diamant, zeigen Sie ihn dem Juwelier, verpfänden — verkaufen Sie ihn, wenn es nothwendig iſt; aber bringen Sie mir nur ſo viel Geld als möglich.

Severin

(bey Seite.)

O, der Herzensjunge!

Albert.

Sobald Sie das Geld haben, beſtellen Sie auch die Poſt. Sie reiſen mit mir nach Havre. — Suchen Sie das Vertrauen zu rechtfertigen, welches ich in Sie ſetze.

Marnold.

Sie könnten Ihre Angelegenheit in keine beſſern Hände legen.

Albert.

Schon gut, nur fort, fort, und machen Sie die Sache ſchnell ab.

Marnold (bey Seite, im Abgehen.)

Der Burſche hat mich ganz behext; ich glaube, jetzt könnte er mir den letzten Thaler aus dem Sacke locken. (ab.)

Achtzehnte Scene.

Die Vorigen, ohne Marnold.

Albert.

Ah! — Jetzt iſt mir leichter um's Herz!

Julie.

Sir! J desire — daß Sie ſpik mit mich — It is inconceivable von ein young gentleman.

Albert.

Jetzt bin ich ganz zu Ihrem Befehle. — Darf ich fragen, was mir die Ehre Ihres Beſuches verſchafft?

Julie.

Yes — have you the goodness — to fortſchicken this Man. (auf Severin zeigend.)

Albert.

Severin, geh', die Dame wünſcht mit mir allein zu ſeyn.

Severin.

Ja, ja, ich gehe ſchon — ich verlange nichts zu hören. — (bey Seite lächelnd.) Weiß ohnedieß ſchon Alles. (ab.)

Neunzehnte Scene.

Julie. Albert.

Albert.

Ich brenne vor Begierde zu erfahren, was ich Ihnen Angenehmes erweiſen kann, Mylady.

Julie.

Angenehmes — you — mir? Much! viel!

Albert.

Ich finde mich ſehr geſchmeichelt. — Mit wem hab' ich die Ehre zu ſprechen?

Julie.

Ich will bleiben für jetzt — ganz in Unbekanntſchaft.

Albert.

Wie Sie wollen, Mylady. — Wär' es mir aber doch mindeſtens vergönnt, dieſes reizende Antliz zu ſehen?

Julie.

Mein face — man ſagt — it is passable — aber es iſt noch nicht time — nicht Zeit. — Wann

Sir wird wiſſen — why ich bin hier — Sir wird recht geben, daß ich nicht zeigen mein face before — Ich muß ſagen vor Allen, daß ich nicht bin geboren. in Germany.

Albert (lächelnd.)

Das hab' ich wohl ſchon früher bemerkt.

Julie.

Ich bin zu heim in great Britain, J am an Englishwoman. God dam! that is an excellent Land.

Albert.

So?

Julie.

Yes! — Der Papa von mir he is a rich gentleman, er wollte mir geben zum consort, Gatten, ein baronet von ſein Freunden. — Er mir ſagte, ich werde ſeyn the most happy woman — der glücklichſte Frau. — Meine Freundinnen ſagten auch — und ich habe geglaubt und habe genommen der baronet zu marriage.

Albert.

Und haben wohl auch Ihr Glück in ſeinen Armen gefunden?

Julie.

Nichts gefunden — ich geweſen ſehr discontent — My husband hat geliebt mehr ſein horse — ſein Pferd — als ſein woman.

Albert.

In England ſoll ſich das manchmahl ereignen.

Julie.

Aber is geſtraft — der Baronet loved the wine — the french wine — einmahl iſt Baronet ſtiegen auf Pferd — iſt ritten — ſo — ſo — (ſie zeigt eine wankende Bewegung, um anzudeuten, daß ihr Mann betrunken war.) iſt Pferd ſtürzen — und hat Baronet brocken the neck — Als brocken.

Albert.

Ein großes Unglück, worüber Mylady vermuthlich ſehr betrübt waren?

Julie

(lächelnd.)

No, no, Sir! God dam, ich war nicht glücklich mit my husband — y have been luſtig, daß is kommen this misfortune.

Albert.

Wohin ſoll das Alles führen?

Julie.

Aber, weil der Misfortune mir had geben mein liberty, mein Freyheit, und ein great fortune, ein groß Vermögen — ich hab' mußt weinen vor der people — ein Monat. — Jetzt das iſt aus. J will have ein ander Man — a Man nach mein pleaſure, a faſhionable Man.

Albert.

Ah! Sie wollen ſich alſo wieder verheirathen?

Julie.

Yes, yes! — And man hat mir geſagt von an Lotterie, was Sir will make, und Sir have mein approbation, alſo ſoll Sir werden mein husband.

Albert

(verlegen.)

Mylady, wo denken Sie hin? — Ich habe noch gar nicht die Ehre von Ihnen gekannt zu ſeyn; auch war das Ganze nur ein Scherz, in einer fröhlichen Geſellſchaft entworfen, und ohne weitere Folgen. — Sie aber, ſcheint es, haben die Sache ernſthaft genommen, indeſſen ſie nur bloß lächerlich iſt.

Julie.

Lächerlich — Ridiculous? — No Sir. In England is nit ridiculous — Alles is good und recht, was man thun. — Ich finde nicht ridiculous, wenn ein young gentleman — der ſein Geld had consumed, ſein person ſetzt in Lotterie. — That is a strange case, aber very good. — Wenn Sir had been in London, Sir have ſetzen Billet zu hundred guinées, and all Ladies hätten kaufen um die billets. — Sie ſind zu ſehr modest.

Albert.

Das iſt wahr, ich gebe mich faſt für nichts hin.

Julie.

Certainly it is so.

Albert.

Das iſt ein Unglück, aber leider hat man mich nicht höher geſchätzt.

Julie.

Haben die Ladies nicht seen this face ſo beautiful — this eyes ſo ſelmiſch — dieſer Wachs? —

Albert.

Zuviel Ehre, Mylady!

Julie.

Aber Sie ſollen nicht haben ſolchen Man, die german Frauen. — Ik allein will haben der Mann — ik nehmen allein alle 90 Nummero. (ſie ſteht auf.)

Albert (für ſich.)

Was hör' ich? — Schöne Folgen eines unbedachten Scherzes.

Julie.

Ich bitte, ſagen Sie, ob Ihnen the proposition iſt convenable?

Albert.

Ich kann das Alles nur für Scherz nehmen, Mylady. — Wie könnt' ich glauben, daß Sie einen Mann ohne Vermögen zum Gatten nehmen wollen, einen Mann, den Sie noch gar nicht kennen.

Julie.

Ich kennen gut von the reputation. — Der

Welt ſagen, daß Sir ſeyn a man amiable and spirited, daß Sir gern werf Geld fort und I hope, daß Sir mir wird make the pleasure auch mein Geld zu werf hinaus. That is mein Freund.

Albert.

Wie? Dieſes Talent wär' es alſo, was Sie mir geneigt macht?

Julie.

Yes, yes! — Ich habe viel fortune — you kann alle Tag fahr und reit und trink' the finest wines und have ſchöne Park und Haus —

Albert (bey Seite.)

Das verdient allerdings Ueberlegung! (laut.) Sie machen mir ſo günſtige Anerbietungen, Mylady, daß es mir unmöglich iſt, gleich in dieſem Augenblick eine entſcheidende Antwort zu geben — aber wenn Sie ſo gütig ſeyn wollen, nur einige Tage zu verziehen. —

Julie.

No, Sir — Ich Sie will nehmen gleich — Ich gebe zwey Stunden — daß iſt All — hier haben Sir 90000 fl. in Wechſel. — (ſie reicht ihm ein Portefeuille, welches er zurückweiſt.)

Albert. —

Ich ſollte dieſe Summe von Ihnen nehmen?

Julie.

Yes Sir — you nimm, you bezahl die creditors — Wie ſagt man in german the creditors? —

Albert.

Gläubiger!

Julie.

Yes! — you bezahl der Gläubigen — and you behalt der andern Geld — nimm, Sir, nimm! (ſie wirft das Portefeuille auf den Tiſch.)

Albert.

Nein, ich kann nicht. Mylady, ich bitte, nehmen Sie. —

Julie.

In zwey Stunden, ich komme um Antwort — and da ich nehmen entweder den Portefeuille wieder, oder ich nehmen der amiable Sir mit in mein Wagen — and over to England. Farewell. (ſie geht ab.)

Zwanzigſte Scene.

Albert (allein.)

(er ſteht unbeweglich, die Brieftaſche in den Händen haltend.)

Hab' ich recht gehört? — Hat man mich zum Beſten gehabt? — Soll ich denn wirklich ſo viel werth ſeyn? — (lächelnd.) Ah! Ein Spaß iſt's, und die Brieftaſche iſt ſicher leer. (er öffnet und durchſucht ſie.) Nein — wahrhaftig — zwanzig — fünfzig — ſiebenzig — neunzig Tauſend Gulden in Wechſeln auf die beſten Häuſer. — (platzt in ein lautes Lachen aus.) Nein, das iſt zum Todtlachen — hahaha! (ruft.) Severin! — hahaha! Julie! haha! ich platze! — Haushofmeiſter! — ah, der iſt fortgegangen.

Ein und zwanzigſte Scene.

Albert. Marnold. Severin.

Albert (zu Marnold.)

Wie? Sind Sie noch nicht beym Juwelier geweſen?

Marnold.

Ihr Diamant ſoll Ihnen eine ſchöne Summe bringen, ſeyn Sie unbeſorgt.

Albert.

Freunde! da hab' ich ein Abenteuer gehabt — hahaha! ich bitt' Euch, lacht mit mir.

Severin.

Recht gern, wir müſſen nur zuvor wiſſen, warum.

Albert (zu Marnold.)

Hören Sie, mein ungläubiger Mentor, der Sie meinten, ich würde wenig Loſe abſetzen, hören und ſtaunen Sie — ſie ſind ſchon abgeſetzt — Alle ſind abgeſetzt — (zeigt ihm die Brieftaſche.) Hier iſt das Geld, und eine Engländerinn wird meine Frau.

Marnold.

Wahrhaftig?

Albert

(gibt ihm die Brieftaſche.)

Ueberzeugen Sie ſich ſelbſt.

Severin

(ſich erſtaunt ſtellend.)

Eine Engländerinn! Ey, ey, ey! (bey Seite lachend.) Ich kenne ſie ſchon, das iſt eine gut deutſche Engländerinn. (laut) Und reich muß ſie ſeyn, weil ſie gleich eine ſo große Summe wegwerfen kann.

Albert.

Wegwerfen? — Severin! Du glaubſt alſo nicht, daß ich ſo viel werth ſey?

Severin.

Ach, mein lieber, guter Herr, in meinen Augen ſind Sie noch viel mehr werth — eine Million, hundert Millionen, eine ganze Welt, aber ich meine nur die Engländerinn, die kann Ihre guten Eigenſchaften doch nicht alle ſo kennen, wie ich.

Albert.

Sie iſt mit *einer* zufrieden, die ſie kennt. — Sie weiß nehmlich, daß ich im Geldverthun meines Gleichen ſuche, und das iſt ihr genug; denn ſie iſt ſo unermeßlich reich, daß ſie gar nicht im Stande iſt, ſich zu Grunde zu richten.

Severin.

Ah! das muß man verſuchen. — Heirathen, gleich heirathen, Herr Albert!

Albert.

(ernſt.)

Nein! Ich werde ſie nicht heirathen.

Severin.

Nicht? und warum nicht?

Albert.

Weil — weil — ja, Euch kann ich mein Herz ganz anvertrauen, Ihr ſeyd meine wahren Freunde.

Severin.

Das klingt ja auf einmahl ganz ernſthaft.

Albert.

Iſt auch ganz ernſthaft. Seit einem Monat fühle ich eine reine, heftige Neigung für ein liebenswürdiges Mädchen.

Marnold.

Sie? Herr Dorn, wären wirklich verliebt?

Albert.

Bin's —, bin's mit ganzer Seele, aber hoffnungslos.

Severin.

Wie ſo?

Albert.

Ja — ſie hat leider nichts, und ich auch nichts.

Severin.

Freylich, mit zwey Nichts iſt nicht viel zu machen. Weiß das Mädchen, daß Sie ſie lieben?

Albert.

Sie konnt' es wohl ſchon merken, aber geſagt hab' ich's ihr bey dieſen Umſtänden nie.

Marnold.

Darf ich Ihnen rathen, Herr Dorn, ſo jagen Sie das Mädchen aus dem Herzen hinaus, und heirathen die Engländerinn.

Albert

(faßt ihn bey der Hand.)

Wenn Sie das Mädchen kennten, Sie würden mir dieſen Rath nicht geben.

Severin.

Herr! — Bedenken Sie nur, das Glück klopft durch dieſe Engländerinn bey Ihrer Thüre an, ich bitte ſchreyen Sie geſchwinde: Herein!

Albert.

Wahr iſt es, wenn dieſe Summe mein wäre, ſo würd' ich zwar ſelbſt nicht glücklich ſeyn, aber doch alle glücklich machen können, die mir lieb ſind. 30000 fl. ſend' ich meinem Onkel, mit 30000 fl. bezahl' ich meine Schulden, mit 20000 fl. ſtatt' ich die liebenswürdige Julie aus; und der Reſt gehört meinem guten Severin, damit er ſich in ſeinem Alter gütlich thun kann.

Severin.

Lieber, guter Herr! Und Sie behielten alſo gar nichts für ſich?

Albert.

Wozu? Man will ja nichts als meine Perſon, und dieſe liefr' ich aus.

Severin.

Ach Gott — mein Albert iſt der beſte Menſch unter der Sonne, das hab' ich ja immer geſagt. Ich hab' ihn erzogen, ich! — Ich muß meine Freude gegen Jemanden auslaſſen, ich laufe zu Julien und erzähle ihr Alles (ab.)

Marnold.

Und ich eile, Ihre Geſchäfte vollends zu beſorgen. (für ſich.) Zeit iſt's, daß ich fortkomme, ſonſt müßte ich ihm um den Hals fallen (ab.)

Zweyundzwanzigſte Scene.

Albert (allein.)

Auch dieſe Beyden rathen mir gegen mein Herz zu handeln. — Liebe Freunde! Ihr kennt dieſes Herz nicht, Ihr ſeht nur meine leichte Außenſeite, und glaubt daher, es werde mir nicht ſchwer werden, mein Gefühl ſchweigen zu machen. — Ihr irrt! — Julie, liebe Julie! dein Beſitz allein würde mich glücklich machen!

Dreyundzwanzigſte Scene.

Albert. Julie.

Julie
(tritt ein, ein Schnupftuch vor die Augen haltend.)

Albert.

Da kommt ſie! — Ich glaube gar ſie weint. Was iſt Ihnen denn, liebe Julie?

Julie.

Sind Sie da, Herr Dorn? — Mein Vetter Severin hat mir eben von dem Glücke erzählt, das Sie mit der reichen Engländerinn machen ſollen, (weinend.) und das freut mich denn ganz außerordentlich.

Albert.

Sie freuen ſich, und weinen?

Julie.

Ja, bey mir drückt ſich die Freude auf dieſe Art aus. — Ich verſichere Sie, daß ich den größten Antheil daran nehme, Sie glücklich zu wiſſen.

Albert.

Glücklich? Liebe Julie! Nur in einer Hinſicht wird mich dieſe Verbindung glücklich machen, da ſie mir Gelegenheit gibt, meinem Oheim zu helfen, und Sie, liebe Julie, und meinen alten Severin zu verſorgen.

Julie.

O ja! Das hat mir mein Vetter auch geſagt, daß Sie ſo gütig ſeyn wollen, mir eine Ausſteuer zu geben; aber da ich nie heirathen werde, ſo bitte ich Sie, Ihr Geld zu behalten.

Albert.

Mein gut gemeinter Antrag beleidigt Sie doch nicht?

Julie.

Beleidigen? Nein — aber weh thut er mir, weil Sie glauben können — Sie, Herr Dorn — daß ich — (ſie verhüllt ſchluchzend ihr Geſicht.) O Gott! ich bin ein armes Mädchen! —

Albert.

Julie! —

Julie.

Und dann würd' ich um alle Welt keinen Heller von dem Blutgelde nehmen. Das heißt ja einen Menſchen kaufen, wie man einen Sclaven kauft.

Albert (bey Seite.)

Sie hat recht.

Julie.

Man ſagt, die Engländerinn will Sie ſogleich mit ſich fortführen, weit von hier, in ihr Land.

Albert.

Ja, ſie will es, kömmt nur darauf an, ob ich auch will.

Julie.

Sie können ſich gar nicht dagegen weigern, ſagt mein Vetter; denn ſie hat einmal bezahlt, und hat daher das Recht, mit Ihnen zu thun, was ſie will.

Albert.

Hoho! das wäre zu viel!

Julie.

Und wenn Sie dann in dem fremden Lande ſind — und ſich unglücklich fühlen, und Niemand haben, der Sie tröſtet. — O Gott, das iſt ſchrecklich! — Bedenken Sie nur, lieber Herr Dorn, die Fremde hat nicht einmahl ihr Geſicht zeigen wollen, ſie iſt gewiß ſehr häßlich. —

Albert.

Ihr Wuchs war nicht übel.

Julie.

O, einen ſchönen Wuchs kann man ſich machen. — Und wenn ſie auch ſchön wäre, eine Närrinn iſt ſie auf jeden Fall, und Sie ſind ein ſo guter, lieber Herr, der das Glück einer vernünftigen braven Frau machen könnte.

Albert.

Möglich! — Aber eine vernünftige Frau wird mich nicht wollen. — Julie! wenn ich den Wünſchen meines Herzens folgte, ich würde mich in die Arme eines braven, guten Mädchens werfen, das ich unausſprechlich liebe.

Julie.

Wär's möglich? — Sie lieben, und könnten doch eine Andere heirathen?

Albert.

Jene, die ich liebe, beſitzt leider kein Vermögen; ich Unbeſonnener habe das meinige auch verſchwendet, und ſo würd' ich ſie nur unglücklich machen.

Julie.

Wahre Liebe rechnet nicht. — Sie ſind jung, beſitzen ausgezeichnete Talente — bequemen Sie ſich zur Arbeit, nehmen Sie den Platz an, den man Ihnen biethet, und verbinden Sie ſich mit jener, die Sie lieben, beſorgen Sie nicht, ſie unglücklich zu machen. Der Beſitz deſſen, den man liebt, erleichtert Alles. Wenn das Mädchen Ihrer würdig iſt, ſo wird ſie auch das Opfer erkennen, daß Sie ihr gebracht haben, ſie wird durch ihre Zärtlichkeit Ihnen Ihre Tage verſüßen, und wenn Sie auch jene glänzenden Gaben des Luxus und des Ueberfluſſes entbehren müſſen, ſo werden Sie jene Freuden dafür entſchädigen, welche Liebe und Treue ſo mannigfaltig gewähren.

Albert.

Julie, theure Julie! Ich bin entſchloſſen! — Ich folge Ihren Worten, welche aus Ihrem Herzen den Weg zu dem meinigen gefunden haben. — Schon lange fühl' ich's, das wüſte Leben eckelt mich an, ſchon lange wollt' ich umkehren auf dem tollen Wege, den ich wandelte. — Sie ſind der Engel, der mir eine neue, ſchöne Bahn zeigt — ich folge! — Weg mit dem Geld und Glanz, dem ſüßen Gefühle, das in meinem Innern ſpricht, gehorche ich allein. Ja, ich will das Amt annehmen, das man mir angebothen, ich will arbeiten — fleißig, angeſtrengt arbeiten, und zu den Füßen derjenigen, die ich anbethe, ſchwör ich es, ich will alle Pflichten eines glücklichen Gatten getreu erfüllen. (er wirft ſich zu Juliens Füßen.)

Vier und zwanzigſte Scene.

Die Vorigen. Marnold. Severin.

Marnold.

Was ſeh' ich? — in dem Augenblick, wo Sie im Begriffe ſtehen, Ihre Engländerinn zu heirathen, finde ich Sie zu den Füßen meiner Tochter.

Albert.

Weg mit der Engländerinn!

Marnold.

Und ſie wollte Ihr Glück machen — Sie ſind ſehr undankbar.

Severin.

Herr Albert, das iſt nicht ſchön von Ihnen, daß Sie mir da das junge, unſchuldige Blut, meine Nichte, ſo verführen und betrügen wollen.

Julie.

Ja, ich geſteh' es, er hat mich verführt, ihm gehört mein Herz auf ewig.

Albert.

Ihr ſtaunt? — Ja, das hilft Euch nichts — Julie iſt das Mädchen, welches ich liebe, ihr reich' ich meine Hand, und die Engländerinn mag einen Andern ſuchen, der das Talent beſitzt, Geld zu verthun, ſie wird deren Mehrere finden. (zu Marnold.) Mein lieber Schwiegerpapa, geben Sie der Närrinn ihre Brieftaſche zurück, ſenden Sie das Geld für den Diamanten meinem Oheim, ich behalte für mich nichts, als das liebende Herz meiner Julie.

Marnold
(lachend zu Severin.)

Nun, lieber Bruder, was meinſt du, wird ſich's ſo machen laſſen?

Severin.

Freylich — ich habe nichts dagegen. — Gerade ſo macht ſich's, wie ich es gewünſcht habe.

Marnold.

Nun in's Himmelsnahmen, weil meine Tochter Sie liebt, und mein Bruder einwilligt, nehmen Sie das Mädel hin.

Albert.

Liebe, liebe Julie! wie glücklich ich bin!

Marnold.

Was Ihren Oheim betrifft, ſo iſt er bereits hier angekommen, ich hab' ihm den Diamant ſelbſt übergeben.

Albert.

Was höre ich? Mein Oheim —

Marnold.

Ja, es ſteht nicht ſo ſchlimm um ihn, der Schiffbruch hat ihn nicht zu Grunde gerichtet, ſondern glücklich gemacht. Er war ſehr vergnügt, als er den Diamant ſah, ließ eine Thräne der Rührung darauf fallen, ſteckte ihn an ſeinen Finger, und wird ihn, zum Zeichen Ihrer Liebe zu ihm, bis zu ſeinem letzten Hauche tragen. (er hält ihm den Finger hin.) Finden Sie, daß er ihm gut ſteht?

Albert.

Gott! — Sie —

Marnold.

Komm' in meine Arme, leichtſinniger, lieber

Neffe! — Ich habe dein Herz kennen gelernt, dieſer Diamant hat ſich ſelbſt in der loſen Faſſung nicht verloren.

Albert

(umarmt ihn.)

Mein guter Oheim!

Marnold.

Und da ich nach deinem Auftrage das Portefeuille an deſſen Eigenthümerinn zurückgeben ſoll, ſo mag das Julie beſorgen.

Julie.

J will give the portefeuille to the Lady.

Albert.

Wie — Sie — meine Julie? — Ach, ich bin der glücklichſte Menſch!

Severin.

Ich bin recht froh, daß ich meine Familie los bin. —

Albert.

Dank Euch Allen für den kleinen Betrug, den Ihr mir geſpielt habt, er hat mich mir ſelbſt wieder gegeben. Mit der Lotterie meiner Perſon iſt's nun nichts mehr, Julie hat mich auf ewig gewonnen. — Aber eine andere Lotterie wollen wir errichten. Stilles, häusliches Glück ſey der Treffer! Liebe (er faßt Julien mit einer Hand.) und Freundſchaft (er faßt Marnold und Severin mit der andern.) der Einſatz!

(Der Vorhang fällt.)

Die Tauben.

Schwank in einem Acte.

Als Seitenſtück zu den Papageyen*).

---

*) Enthalten im fünften Jahrgange dieſes Taſchenbuches.

Perſonen.

Fernando, Sohn des Grafen von **Hermoſa**.
Die Gräfinn **Iſabella de las Carrentes**.
Blanka, Fernando's Couſine.
Iſaura, ihre Freundinn.
Ramirez, Fernando's Hofmeiſter.
Petronella, Blanka's Gouvernante.
Philippo, Koch.
Leonore,
Stella,
Luzinde,
Leonarde,
Blanka's Geſpielinnen.
Gefolge der Gräfinn.

Die Scene iſt in den Gebirgen von Alen-Tejo.

(Die Bühne ſtellt einen eingezäunten Platz vor. Im Hintergrunde zur Linken iſt ein Loch im Zaun. Zur Rechten der Ausgang. Im Hintergrunde ein Felſen, welcher die ganze Bühne beherrſcht. — Weiter vorne ein reichverzierter großer Taubenſchlag mit verſchiedenen Gattungen von Tauben.)

Erſte Scene.

Ramirez. Philippo.

Ramirez.

Philippo! — Philippo! — Wo ſteckt er denn wieder?

Philippo

(eine todte Gans in der Hand haltend.)

Da bin ich ſchon, Sennor! — Bedenkt doch, der Menſch hat ja nur zwey Füße und zwey Hände.

Ramirez.

Iſt mein Maulthier bereitet?

Philippo.

Ich hab' es auf's prächtigſte gezäumt, ich habe

Euern ſchönen Mantel ausgebürſtet, habe die Blumen des jungen Herrn begoſſen, und bin nun damit beſchäftigt, dieſe fette Gans zum Mittagsmahl zu rupfen, denn leider bin ich hier Gärtner, Stallmeiſter, Kammerdiener und Koch in einer Perſon.

Ramirez.

Tritt näher, ich will dir ein Geheimniß anvertrauen.

Philippo.

Alſo auch Vertrauter? wieder um eine Charge mehr.

Ramirez.

Ich bin Willens eine Reiſe zu unternehmen.

Philippo.

Gott ſey gelobt; ſo kommen wir einmal aus dieſen Felſen, wo Niemand hauſt, als wir und die Steinadler. Den verfluchten Bergkeſſel hat ſich die Frau Sonne auserwählt, um Alles zu ſieden, was ſich darin befindet.

Ramirez.

Philippo, du biſt ein braver Menſch.

Philippo.

Ich danke, aber ich ſpüre leider keine guten Folgen.

Ramirez.

Großes will ich auf deine Schultern legen. Du ſollſt während meiner Abweſenheit über den jungen Grafen wachen.

Philippo.

Wie? — was? — ich? — Bedenkt doch nur, Sennor; ich bin nur ein Diener, hab' in meinem Leben Niemand erzogen und bin auch ſelbſt nicht erzogen worden. Wie man ein gutes Mittagmahl zurichtet, das hab' ich gelernt, und darin nehm' ich's auch mit jedem Koche der Welt auf, meine olla potrida und meine geſulzten Schweinsfüße haben in der Welt Epoche gemacht. Ich konnte die erſten Plätze in Anſpruch nehmen, und bei jedem Fürſten eintreten, aber ſtatt alle dem führt Ihr mich in dieſe Einöde, weil Ihr, Sennor, auch gute Biſſen liebet. — Da habt Ihr auch recht, denn man kann Philoſoph und Leckermaul zugleich ſeyn. — Aber zum Henker auch, ich muß ja hier meine ganze ſchöne Kunſt vergeſſen, wir ſehen im ganzen Jahre keine lebende Seele — Und — erlaubt mir, Sennor, es Euch einmal trocken heraus zu ſagen — ich kann's hier nicht länger mehr aushalten, ich kann — und will mein ſchönes Talent nicht vergraben; der edle Rauch großer Herrſchaftsküchen umgibt mich wachend und träumend, ich ſehe die herrlichen Backöfen, die großen Retorten, und will erſt dann auf meinen Lorbeern ruhen, wenn das Ragout, das ich erfunden habe, in aller Welt Mäulern iſt.

Ramirez

(wichtig.)

Philippo! Wir dürfen dieſe Gegend nicht verlaſſen.

Philippo.

Und warum nicht?

Ramirez.

Der Herr will es, und ſeit ich lebe, iſt mir's noch nicht in den Sinn gekommen, mich der Gewalt dieſer vier Worte: »Der Herr will es!« zu widerſetzen.

Philippo.

Nun; da hat der Herr einen ſonderbaren Willen.

Ramirez.

Sonderbar? o nein, dieſer Wille iſt die Folge groſſer Begebenheiten. Er wurde von der Gräfinn Iſabelle, die er bis zur Raſerey liebte, und welcher er Alles aufopferte, hintergangen. In ſeiner Verzweiflung ließ er mich rufen und ſprach zu mir: Ramirez! Euch vertrau' ich meinen Sohn, bezieht mit ihm ein Schloß in der Wildniß, und laßt ihn nie erfahren, daß es Weiber auf der Welt gebe. — So ſprach der Herr vor 14 Jahren; ich reiſte mit meinem Zögling am St. Ambroſiustage ab, und ſeitdem erwarte ich die weitern Befehle Seiner Excellenz. Wenn der Herr ſpricht: Ramirez! Mein Sohn hat lange genug in der Einſamkeit gelebt, es iſt Zeit, daß er an meinen Hof zurückkehre; ſo werde ich ihn zurückführen, warum? weil es der Wille des Hern iſt. — Der Herr will es! Dieß iſt das Loſungswort aller meiner Handlungen.

Philippo.

Und das Alles eines Liebeszwiſtes wegen — Lohnt' es ſich wohl der Mühe? — Vergeſſen hätt er ſie ſollen, die ungetreue Schöne, und damit Punktum.

Ramirez.

Iſabella war ſehr ſtrafbar; wenn ein gemeines Mädchen ihrem Liebhaber ungetreu wird, nun in's Himmelsnahmen — aber einem ſolchen Herrn? — Bedenke, der Herr will es, daß man ihm treu bleiben ſoll.

Philippo.

Meinetwegen will der Herr was er will. — Ich begehre meinen Abſchied — Philippo will es.

Ramirez.

Jetzt darfſt du nicht mehr gehen — du beſitzeſt ein großes Geheimniß.

Philippo.

Warum habt Ihr mir's denn geſagt, ich begehrte es nicht zu wiſſen.

Ramirez.

Wähle zwiſchen dieſem Aufenthalt und dem Thurm von Liſſabon.

Philippo.

O! da hab' ich mich ſchön in die Geheimniſſe verwickelt. — Aber mein Gott, warum wollt Ihr denn fort, Sennor, und mich hier allein laſſen?

Ramirez.

Ein geheimer Auftrag beſiehlt mir, mich in das nächſte Städtchen zu verfügen, dort heißt es, werd' ich die weitern Befehle empfangen. Ich gehe alſo, denn der Herr will es. — Die Glocke von Val wird dir meine Zurückkunft ankündigen. Bis dahin iſt dir der junge Graf übergeben; das Heil der Welt leg' ich mit dieſen Worten auf deine Schultern.

Philippo.

O meine armen Schultern.

Ramirez.

Jetzt rufe mir meinen Zögling, damit ich ihn davon unterrichte. — Sey klug — gehorche pünktlich — laß' dich durch nichts irre machen, und tröſte dich mit den Worten: Der Herr will es.

Philippo

(traurig.)

Da kömmt der junge Graf eben.

Zweyte Scene.

Vorige. Fernando.

Fernando

(tritt nachdenkend ein; Philippo ſtellt ſich trübſelig in eine Ecke und rupft ſeine Gans.)

Ramirez.

Fernando! Ihr bemerkt uns gar nicht.

Fernando.

Ach, ſeyd Ihr hier, Ramirez?

Ramirez.

Was iſt Euch denn geſchehen?

Fernando.

Ich weiß es nicht — es gefällt mir hier nicht, ich langweile mich.

Philippo (bei Seite.)

Da haben wir *eine* Krankheit.

Ramirez

Ich bin ja faſt immer bei Euch.

Fernando (tief ſeufzend.)

Ach! ja.

Ramirez

Euer Garten iſt voll ſchöner Blumen.

Fernando.

Ja, ja, — Ihr — und die Blumen — das iſt Alles recht gut, aber das ſeh' ich auch immer und immer.

Philippo.

Der junge Herr hat recht — wer alle Tag dieſelbe Speiſe ißt, den eckelt ſie am Ende an, und wenn ſie noch ſo gut iſt.

Ramirez (ſtrenge.)

Philippo! man vergeſſe ſich nicht.

Philippo (bey Seite.)

Nun, wenn man auch nicht mehr reden darf, dann geht's ſchon gut. (er rupft ſehr ſchnell und ärgerlich weiter.)

Ramirez (zu Fernando.)

Und Euer Taubenhaus, Graf?

Fernando.

Das macht mich vor Allem nachdenkend.

Philippo.

Fehlt Euch etwa irgend eine Gattung von Tauben?

Fernando.

Im Gegentheile — ich finde immer mehr darin, als ſeyn ſollen — die neu dazu gekommen ſind immer kleiner als die andern. — Wie kommen ſie denn hinein? Der Taubenſchlag iſt doch gut zugeſchloſſen.

Philippo

(hält erſtaunt eine ausgerupfte Feder hoch in die Höhe.)

Tauſend! was der junge Herr ſchon für Bemerkungen macht.

Ramirez (verlegen.)

Nun, wer weiß ob nicht — man kann — es iſt — Graf! gebt ſolchen kindiſchen Bemerkungen kein Gehör.

Fernando.

Ja, aber es iſt doch ſonderbar, wir drey bleiben immer drey, und aus meinen 10 Tauben ſind binnen kurzer Zeit 20 geworden.

Ramirez.

Nu, — wenn Ihr's denn durchaus wiſſen

wollt, ich habe ſie, um Euch Vergnügen zu machen, heimlich hineingegeben.

Philippo (lächelnd.)

Ja, ja, er hat ſie heimlich hineingegeben.

Fernando.

Ja, und dann hab' ich noch hundert Zweifel, noch hundert Fragen, die ich mir alle nicht beantworten kann, und die mich doch ſehr nachdenkend und traurig machen. — Zum Beyſpiel: Warum gefällt es mir hier ganz und gar nicht mehr? Und warum, wenn ich die Sonne hinter den Bergen hinabſteigen ſehe, ergreift mich eine Sehnſucht, ſo, daß ich mit ihr hinabſteigen möchte. — Und warum, wenn ich leſe, hüpfen mir die Buchſtaben vor den Augen herum? — Und warum träum' ich ſo ſchwer und ſehe im Schlafe ſeltſame Weſen, die ich immer haſchen will und doch nicht erreiche?

Philippo (für ſich.)

Weſen? a ja ſo!

Fernando.

Und woher kommen die Schmetterlinge im Sommer, da es doch im Winter keine gibt — und warum —.

Ramirez.

Still! ſtill, Fernando! Um Euch alle die Fragen zu beantworten, braucht es Zeit.

Fernando.

Nun, ich dächte wir hätten hier Zeit genug.

Ramirez.

Dann ſeyd Ihr auch nicht alt und klug genug dazu, um alles das zu verſtehen! — Auch will's der Herr nicht, daß man Euch Alles das ſage — doch zu etwas Anderm und Wichtigerem. — Der Herr will, daß ich auf kurze Zeit von Euch ſcheide, und mich in das nächſte Städtchen begebe. Alles iſt bereit, ich reiſe in dieſer Minute. — Fernando, ich laſſe Euch Philippo zurück, gehorcht ihm in Allem, was er Euch befehlen wird, ſeyd fleißig und vor Allem nicht neugierig, ſtellt keine Fragen, die Euch nicht zukommen. — Wollt Ihr mich bis zum Berge begleiten, ſo mögt Ihr das thun, es wird Euch vielleicht zerſtreuen.

Fernando.

Wenn Ihr's ſo haben wollt, meinetwegen! Aber warum darf ich nur immer bis zum Berge gehen, warum nicht auf den Berg hinauf, um auf die andere Seite hinüberzuſchauen?

Ramirez.

Schon wieder ein Warum? — Ey, ey — Fernando? — Philippo! — ſey klug — wache, ſpähe, ſorge, zeige dich des großen Vertrauens würdig, das ich in dich ſetze, und bedenke vor Allem: der Herr will es ſo.

Philippo.

Nun ja, ja, ſeyd außer Sorgen, ich will ja auch.

Ramirez.

Leb' wohl — kommt Fernando! (er führt Fernando an der Hand ab.)

Dritte Scene.

Philippo (allein.)

Nun! — das ſey Gott geklagt — eine ſchöne Kommiſſion! — Ich, der ich nichts kenne, als meine Küche, muß mich jetzt in ſo wichtige Geſchäfte miſchen, muß einen jungen Grafen bewachen, der Fragen thut, daß einem die Haut ſchaudert, und mache ich meine Sachen nicht gut, ſo wand're ich in den Thurm von Liſſabon, den man oben auf dem Berg von Weitem ſehen kann. — Herr Gott! wenn ſo ein Frauenzimmer ſich in unſer einſames Thal verirrte, ich wüßte meiner armen Seele nicht, was ich anfienge — ich — ich — müßte meine Flinte nehmen — und müßte ſie Knall und Fall niederſchießen, ich wüßte mir nicht anders zu helfen. — Ja! aber das darf ich auch nicht. — Zum Glück, daß wir hier zwiſchen Bergen vergraben und weit von Menſchen entfernt ſind, ſo, daß es unmöglich iſt, daß jemals ein Weib hieher komme. — Nein Philippo! Da biſt du ſicher, hier läßt ſich gewiß keine blicken.

Vierte Scene.

Philippo. Iſaura.

Iſaura

(welche auf dem Felſen erſcheint, ruft zurück.)

Nur daher, daher! — Da unten im Thale ſeh' ich ein Haus.

Philippo

(erblickt ſie, und bleibt ſtarr vor Schrecken ſtehen.)

Du Herr in deinem Himmelreiche! was ſeh' ich?

Iſaura

(iſt indeſſen herabgeſtiegen, ſchlüpft durch das Loch im Zaune, und erblickt Philippo.)

Ah! das iſt vermuthlich der Mann, der dieſes Thal bewohnt? (zu Philippo.) Guter Mann! ich bitte Euch um Obdach und Wegzehrung.

Philippo (verhält ſich das Geſicht.)

Fort, fort aus meinen Augen!

Iſaura.

Pfui! Seyd doch nicht ſo böſe. — Wir können vor Müdigkeit und Hitze uns kaum mehr aufrecht halten, und Ihr hättet das Herz, uns ſo ſchnell wieder fortzuweiſen?

Philippo.

Ich muß das Herz dazu haben; ſonſt würde mir noch wärmer werden, als Euch.

Iſaura.

Erbarmt Euch. Wir bedürfen Eures Beyſtandes, Eures guten Rathes.

Philippo.

Ich kann Euch nur einen guten Rath geben, und der iſt, ſo ſchnell als möglich weiter zu gehen. — Mein Gott, ich bin nicht ſo hartherzig — ich möchte wohl gerne, aber ich darf nicht — Ihr verderbt mich — der Herr wills nicht — der Thurm von Liſſabon. (er verhält ſich die Augen und Ohren.) Nur fort, fort!

Iſaura

(tritt zu ihm, und zieht ihm die Hand vom Geſichte.) So ſeht mich nur an, guter Mann — warum fürchtet Ihr Euch denn vor mir? ich bin ja nur ein armes Mädchen.

Philippo.

Mädchen — Oh! oh! das iſt ja eben das Unglück.

Iſaura.

Gebt mir nur etwas Brot und Milch.

Philippo.

Milch und Brot, in Gottesnahmen, das ſollt Ihr haben, — Feigen und Trauben meinetwegen auch dazu, aber geht mir nur hier von der Stelle weg — Gott! — ich zittre, wenn er zurückkäme — (bey Seite.) Die Kleine iſt recht hübſch! — Deſto mehr Unglück! — (deutet ihr in die Scene.) Seht Ihr dort die Olivenbäume, dort erwartet mich, ich will Euch Alles hinbringen. Aber wie könnt Ihr, zartes Fräulein, ſo ganz allein hier im Gebirge herumirren?

Iſaura.

Allein? — O nein! — Es ſind unſer ſechs beyſammen.

Philippo.

Sechs? — Brav! — Und Alle in der Nähe?

Iſaura.

Ihr dürft Euch nicht fürchten, wir wollen Euch ja nichts zu Leide thun! Wir ſind vielmehr froh, wenn man uns nichts zu Leide thut, und uns mit Rath und That an die Hand geht; denn wir ſind — wir haben — (indem ſie ſich niederſetzt.) Ach! das iſt eine lange, traurige Geſchichte.

Philippo.

So? — Jetzt ſetzt ſie ſich gar nieder.

Iſaura.

Seyd nur nicht böſe, ich bin ja ſo ermüdet. — Ich will Alles recht kurz erzählen. Wir ſechs Mädchen ſind die Töchter von den erſten Granden am Hofe des Grafen von Alen-Tejo. Wir wurden insgeſammt von unſern Eltern einer alten Frau, Petronella mit Nahmen, die nicht weit von hier ein altes Schloß beſitzt, zur Erziehung übergeben. Das iſt nun eine recht gute Frau, aber ſchwätzen kann ſie — ſchwätzen, daß man glaubt, es nähme gar kein Ende.

Philippo.

Man merkt's, daß ſie gute Schülerinnen hat.

Iſaura.

Wir lebten überdieß recht glücklich und zufrieden, aber auf einmahl kam das Unglück. Eine von uns ſollte verheirathet werden, nähmlich Blanka.

Philippo.

Nun, und wo iſt da das Unglück?

Iſaura.

Hört nur, einen Vetter ſollte ſie heirathen, den ſie gar nicht kennt. — Sie widerſetzte ſich, das war ganz natürlich. Wir Alle ſchwuren Blanken, ſie nicht zu verlaſſen.

Philippo.

Der Tauſend!

Iſaura.

Dieſen Morgen haben wir das Schloß de las Torres verlaſſen, um zu gehen —

Philippo.

Wohin?

Iſaura.

Bis an's Ende der Welt. Wir haben bis hierher ſchon eine ganze halbe Meile gemacht, können aber jetzt vor Müdigkeit nicht mehr weiter.

Philippo.

Nun, da wird's mit dem Ende der Welt ſchlimm ausſehen. — Das arme Kind dauert mich — aber, was will ich machen, — ich darf nicht — Herrgott! da kommt er ſchon! — —

Iſaura.

Was iſt Euch denn?

Philippo

(ſchiebt ſie fort.)

Nur fort, fort! — dort unter die Olivenbäume, ich komme bald nach. (Iſaura ab.)

Fünfte Scene.

Philippo. Fernando (herbeilaufend.)

Fernando (ohne Athem.)

Philippo! Philippo! was hab' ich geſehen?

Philippo (ängſtlich.)

Nun? —

Fernando.

Iſt es hier nicht vorbeygekommen?

Philippo.

Was denn?

Fernando.

Weiß ich, was es iſt? — Ach, wie mir mein Herz ſchlägt! — Ich hab's nur einen Augenblick geſehen, es floh vor mir. — An Geſtalt glich es mir, aber lieblicher ſah' es aus und ſanfter — es hatte Augen wie ich, aber ſie glänzten mehr — eine Naſe, aber viel kleiner — einen Mund wie Erdbeeren — Philippo, das war ein ſchönes Weſen.

Philippo.

Ach mein Gott! hat ſchon eine geſehen. — (laut, ein Lachen affektirend.) Ha! ha! Ihr wollt mich foppen, Graf! Ihr habt nichts Solches geſehen.

Fernando.

Ich ſchwör' es dir.

Philippo.

Nun, ſo war's ein Spiel Eurer Einbildungskraft.

Fernando.

Nicht doch. (ſieht ſich um und erblickt Iſaura, die im Hintergrunde auf dem Felſen ſichtbar wird.) Schau! — ſchau! — dort! — iſt das auch Einbildung? — Dort auf dem Felſen? —

Philippo

(für ſich.)

Alle guten Geiſter, es iſt um mich geſchehen.

Fernando.

Nun iſt es wieder verſchwunden! — Was iſt denn das, Philippo?

Philippo.

Nichts iſt es, gar nichts.

Fernando.

Pfui, Philippo! Antworte mir — ich beſchwöre dich — Ich will wiſſen, was das iſt! —

Philippo.

Es iſt — (bey Seite.) O ihr Geiſter aller Zeitungsſchreiber, gebt mir eine Lüge ein!

Fernando.

Nun? rede, rede!

Philippo.

Es ſind — — Tauben, Tauben.

Fernando.

Sonderbar! Ich habe noch keine ſolchen in unſerm Lande geſehen — fliegen vermuthlich von einem Lande zum andern?

Philippo.

Richtig, von E'nem zum Andern.

Fernando.

Philippo, ich möchte eine haben.

Philippo (für ſich.)

Jetzt ſtehn wir friſch.

Fernando.

Sie müſſen gar nicht ſchwer zu fangen ſeyn.

Philippo.

Zu fangen nicht, aber feſtzuhalten — uh! ſehr ſchwer.

Fernando.

Mir ſcheint, ſie können nicht hoch fliegen.

Philippo.

Graf! — gebt Euch mit dieſem Geflügel nicht ab, ſie ſind böſe — ſehr böſe! — Ich hab' mehrere fangen wollen — haben mich gebiſſen, aber wie?

Fernando.

Ah bah! — Da warſt du ungeſchickt. — Weißt du was, wir wollen mit einander auf die Jagd gehen — nein, nein! — Du mit deiner Figur könnteſt ſie mir verſcheuchen — ich will lieber allein gehen.

Philippo.

Fernando! um Gotteswillen, hüthet Euch — Tauben heißen ſie, aber ſind keine Tauben, ſind Raben, Geyer — und wer ſie fangen will, den zerzauſen ſie oft gar gewaltig.

Fernando.

Meinetwegen geſchehe, was da wolle — ich will's wagen; — ich muß eine ſolche Taube in meinem Taubenhaus haben.

Philippo.

In Euerm Taubenhaus, ja, ja, weil Ihr eine ſo große Freude mit Euern Tauben habt, die armen Thiere ſterben faſt vor Hunger.

Fernando.

Es iſt wahr, ich hab' ihnen heut noch nichts gegeben.

Philippo.

Es iſt heute ſo heiß, und die Sonne muß ſie ja braten. Ihr deckt das Taubenhaus nicht einmahl zu.

(er läßt einen Vorhang herab, durch welchen das Taubenhaus ringsum bedeckt wird.)

Fernando.

Mein Gott! — ich weiß ſelbſt nicht mehr, was ich thue, ich habe die Thierchen doch ſo lieb — (zeigt auf jenen Hügel, wo er Iſauren geſehn.) aber die dort hätt' ich noch lieber, noch viel lieber. — Man ſieht keine mehr. — Philippo, ich muß Eine haben, ich muß Eine haben! (er läuft ſchnell ab.)

Sechste Scene.

Philippo (allein.)

Uff! — ich ſchwitze am ganzen Leibe! — Tauben — ja, ja, da hab' ich was Schönes geſagt; Maiſen hätt' ich ſie nennen ſollen, denn ſie zwitſchern in einem fort; oder Zaunſchlüpfer, denn ſie ſchlüpfen überall hinein, ſelbſt ins Herz (wendet ſich um.) Was ſeh' ich? — Da iſt ja ſchon wieder Eine — und eine Andere, und noch eine Schönere. — Steht mir bey, Ihr Himmelsmächte! ich weiß nicht mehr, was ich anfangen ſoll.

Siebente Scene.

Philippo. Blanka (welche erſchrocken und als ob ſie von Jemanden verfolgt würde, auftritt.)

Blanka.

Hilfe! Hilfe! — Rettet mich!

Philippo.

Was iſt's denn?

Blanka.

Man verfolgt mich.

Philippo.

Wer denn?

Blanka.

Da kömmt er. (auf Fernando zeigend, der von derſelben Seite herbeyläuft.)

Philippo.

Dießmahl iſt nicht auszuweichen. — Seyd unbeſorgt, ich will Euch retten, aber was er Euch fragt oder thut, redet kein Wort, ſeyd ganz ſtumm, oder es iſt um Euch geſchehen.

Blanka (zitternd.)

Ja, Sennor, ja! (ſtellt ſich hinter Philippo.)

Achte Scene.

Die Vorigen. Fernando.

Fernando

(läuft ſchnell herbey, da er aber ſieht, daß Blanka ruhig ſteht, bleibt er auch ſtehn, als ob er fürchtete, ſie zu verſcheuchen.)

Philippo! Philippo! bleib nur ruhig, ſonſt verſcheuchen wir es wieder. — O das iſt ſchön, recht ſchön. — Täubchen, liebes Täubchen!

Blanka.

Wie? — Ich glaube gar er hält mich für eine Taube; was ſoll das heißen? —

Philippo.

Stille, oder —

Fernando.

Philippo! das iſt die nähmliche Taube, die ich zuerſt ſah. — Du ſagteſt, ſie wären böſe — das kann nicht ſeyn, ſieh nur, wie ſanft es auf mich herſchaut. — Sein Anblick macht mir ein außerordentliches Vergnügen. — Singen ſie auch?

Philippo.

Ja, im Freyen, aber im Käfig nie; laßt ſie nur fortfliegen, und Ihr werdet gleich hören —

Fernando.

Nein, nein, es ſoll lieber nicht ſingen, und hier bleiben.

Philippo.

Da hab' ich was Schönes angefangen. — (Man hört in der Ferne eine Glocke läuten.) Die Glocke von Val tönt; das iſt das verabredete Zeichen. — Sennor Ramirez kehrt zurück. — Fort, Graf, fort, hinein ins Schloß.

Fernando.

Ich will nicht, ich bleibe hier.

Philippo.

Bedenkt, was wird Euer Hofmeiſter ſagen?

Fernando.

Er mag ſagen, was er will. Ich bin ihm bisher in Allem gehorſam geweſen, aber jetzt kann ich nicht. — Das Täubchen gefällt mir allzugut, und ich kann es nicht verlaſſen, ich bleibe hier.

Philippo.

Ich bitt' Euch, Feraando! (man läutet wieder.) Schon wieder. Er iſt ſchon am Gitter, ich muß ihm doch aufſperren. (leiſe zu Blanka.) Redet nur ja kein Wort, und ſucht ihm zu entwiſchen, oder ich ſtehe für nichts. (Man läutet auf's Neue.) Ey ſo läute! Herr im Himmel, wie wird das enden? (er läuft ab.)

Neunte Scene.

Blanka. Fernando.

Blanka.

Nun läßt er mich gar allein mit ihm, wenn ich nur meine Gefährtinnen finden könnte.

Fernando.

(ſpreitet die Arme auseinander, als wollt' er ſie haſchen.)

Nein, du darfſt mir nicht entwiſchen, du mußt hier bleiben. Wie das arme Täubchen zittert — fürchte dich nicht, ich will dir ja nichts zu Leide thun, ich will dich auch nicht in meinen Käfig ſperren, — du ſollſt deine Freyheit haben, will dich nur immer ſehen.

Blanka.

Der arme Junge! — Hat er den Verſtand verloren, — oder hat man ihn ſo zum Beßten gehabt.

Fernando.

Nicht wahr, du beißeſt nicht? (indem er ſich nähert.) Da — da — Ach! jetzt hat es ſchon nicht mehr ſo viel Furcht. — Wie ſoll ich es denn nur nennen? — Cheri — Cheri — ja hörſt du? — Cheri ſollſt du heißen — Cheri! — (Blanka wendet das Geſicht ihm zu.) Ah, es verſteht ſchon ſeinen Nahmen — das iſt erſtaunlich — haſt du mich lieb, Cheri?

Blanka (für ſich.)

Man hat mir verbothen zu reden, aber nun kann ich nicht mehr ſchweigen. — (laut.) Man hat Euch hintergangen.

Fernando.

Mein Gott, es redet. — (er weicht erſchrocken zurück.)

Blanka.

Fernando, fürchtet Euch nicht.

Fernando.

Es weiß meinen Nahmen. (er nähert ſich ein wenig.) Philippo hat mir geſagt, ihr wäret ſo böſe.

Blanka.

Im Gegentheil, wir ſind ſehr gut — ich bin ja ein Weib. —

Fernando.

Was iſt denn das, ein Weib?

Blanka.

Das iſt das beſte, artigſte, liebenswürdigſte Geſchöpf unter der Sonne.

Fernando.

So? — Da biſt du wohl das einzige Geſchöpf deiner Art.

Blanka.

O nein! da ſeht nur einmahl! (ſie zeigt auf das

Gebirge, auf welchem die andern jungen Mädchen erſcheinen. — (Sie gibt ihnen ein Zeichen herab zu kommen.)

Fernando.

O! — o! — da ſind ja noch viele, und Alle recht hübſch!

Zehnte Scene.

Die Vorigen. Iſaura, Leonore, Stella, Luzinde und Leonarde.

Blanka.

Gefallen ſie Euch?

Fernando.

O ja! — ich möchte ſie Alle haben.

Blanka (bey Seite.)

Iſt auch ein Mann!

Iſaura.

Was gibt's denn hier?

Blanka.

Seht, meine Schweſtern, in dieſem Jüngling ein Opfer wie wir. — Er iſt ſehr zu beklagen. Man hat ihn hintergangen. Man hat ihm das Edelſte auf Erden herabwürdigen wollen. Man hat ihm Furcht vor uns Weibern eingejagt und ihm geſagt, wir ſeyen böſe, falſche Geſchöpfe, ja noch mehr — man hat ihm

— höret und ſtaunet — man hat ihm weiß gemacht, wir ſeyen Tauben.

Alle.

Tauben?

Fernando.

Ja, Tauben.

Iſaura.

Entſetzlich! das darf nicht ungerächt bleiben. — Ich will einen Rath geben, der junge Herr ſoll auch mit uns entfliehen.

Alle.

Ja, ja, zieht mit uns!

Fernando.

Mit Euch? — Ja, ja, das will ich! (hüpft vor Freuden) Das iſt herrlich — Aber warum ſeyd Ihr denn entflohen?

Blanka.

Stellt Euch vor, man wollte mich zwingen zu heirathen.

Fernando.

Heirathen? Was iſt das?

Blanka.

Einen Mann nehmen.

Fernando.

Was iſt ein Mann?

Iſaura.

Nun das iſt ein Weſen, das man liebt, — nein, das man nicht liebt, ſondern das uns liebt — und das uns ſchöne Kleider gibt — und dann heißt man uns Frauen — und dann — dann iſt's aus.

Fernando.

Das verſteh' ich nicht recht.

Blanka.

Da ich aber den Liebhaber nicht wollte —

Fernando.

Was iſt denn das wieder, ein Liebhaber?

Iſaura.

Mein Gott, das weiß doch ein jeder Menſch.

Blanka.

Ein Liebhaber — das wäret Ihr zum Beyſpiele, wenn Ihr uns liebtet!

Fernando.

Ja, ja, ich bin ein Liebhaber — den Liebhaber verſteh' ich ſchon beſſer, als den Mann. — Ein Mann iſt alſo kein gutes Ding, weil Ihr vor ihm fliehet.

Iſaura.

Je nun, wie man's nimmt. Seht die Liebe kommt voraus, und die Heirath nachher.

Blanka.

Und man heirathet meiſtens den, den man liebt.

Fernando.

Nun wohl, ich lieb' Euch Alle, ich will Euch Alle heirathen.

Iſaura.

Alle? Das geht nicht an.

Fernando.

Warum denn nicht?

Blanka.

Warum? — ja — o mein Gott, er frag't gar entſetzlich viel — Nun, das werden wir Euch ſchon erklären. — Sagt nur jetzt vor Allem, wollt Ihr uns folgen? — Wir wollen Euch als unſern Gefährten aufnehmen.

Fernando.

Wenn ich nur immer bey Cheri bleiben kann.

Alle

(halten ihm die Hände hin.)

Alſo auf Schutz und Trutz!

Fernando (ſchlägt ein.)

Eilfte Scene.

Die Vorigen. Philippo.

Philippo.

Was ſeh' ich? — fährt denn kein Blitz herab?

Fernando.

Fürchte dich nicht, Philippo. Sie thun dir nichts zu Leide, nähere dich nur.

Philippo.

Graf! Euer Hofmeiſter folgt mir auf dem Fuße.

Fernando.

Was kümmert's mich?

Philippo.

Aber mich kümmert's, denn wenn Sennor Ramirez die ſchöne Beſcherung ſieht, ſo bin ich verloren.

Blanka.

Ramirez?

Fernando.

O, das iſt ein wilder Mann, ein Philoſoph, der das Geflügel, die Tauben, die Ihr Weiber nennt, nicht leiden mag.

Philippo.

Ja, und wenn er Euch hier ſieht, ſo läßt er mich in den Thurm von Liſſabon einſperren.

Iſaura.

Ey, ſeyd unbeſorgt, laßt ihn nur kommen, es wird ſich ja noch ein Winkel finden, wo wir uns verbergen können. (zu den Uebrigen.) Kommt!

Fernando.

Ja, ja, (will ihnen folgen.) Ich will mich mit ihnen verbergen.

Philippo.

Nicht doch, Ihr müßt ja hier bleiben! (hält ihn zurück.)

Fernando.

Laß' mich!

Philippo.

Nimmermehr!

Fernando.

So verſprich mir, daß ich ſie wieder ſehen werde.

Philippo.

Ich verſprech' es.

Fernando.

Bald?

Philippo.

Ja, ja! (zu den Mädchen.) Macht Euch nur aus dem Staube, Kinder.

Fernando.

Philippo, gib ja gut acht, daß mir keine entwiſcht.

Philippo.

Seyd unbeſorgt. (Die jungen Mädchen gehen ab.) Und Ihr, mein Graf, begebt Euch in's Schloß. — Mein Gott! mein Gott! er wollte, daß er gar kein Frauenzimmer ſehen ſollte, und jetzt hat er ein halbes Dutzend auf einmahl geſehen, kommt nur, kommt nur! (er nöthigt ihn in's Schloß.)

Zwölfte Scene.

Ramirez, Iſabella, Petronella, Gefolge Iſabellens.

Ramirez.

Ich ſchätze mich glücklich, die edle Gräfinn Iſabella de las Carrentes y Doſo auf dieſem Schloſſe willkommen zu heißen.

Iſabella.

Dieß iſt alſo des jungen Fernando Aufenthalt?

Ramirez.

Ja, gnädige Gräfinn. Ich erhielt im nächſten Städtchen eine Depeſche des Herrn Grafen, worin mir Euer Beſuch angekündigt wird, und ich preiſe das Glück, welches mich Euch zum Führer beſtimmen wollte.

Dreyzehnte Scene.

Die Vorigen. Philippo.

Philippo.

Schon wieder Frauenzimmer! (er bleibt im Hintergrunde ſtehen.)

Iſabella.

Man hat große Plane mit Euerm Eleven. — Der

Haß, den der Graf allen Weibern insgeſammt und mir insbeſondere geſchworen hatte, iſt aus ſeiner Seele verſchwunden. Er wich den Beweiſen treuer Liebe, die ich jetzt erſt ihm zu geben im Stande war. Er both mir ſeine Hand, und ſeinem Irrthume auf immer abſchwörend, läßt er meinem ganzen Geſchlechte auf's Neue Gerechtigkeit wiederfahren.

Ramirez (ſich verbeugend.)

Ich, gnädigſte Frau, habe niemahls gezweifelt — und immer ſtandet Ihr vor mir im Glanze der Tugend und Treue.

Philippo (tritt vor.)

Wie, Sennor, die böſe Frau, die den Grafen hintergangen, und die Ihr ſo ſtrafbar fandet? —

Ramirez.

Was ſchwätzeſt du da? biſt du gefragt worden? — Wen fand ich ſtrafbar? — Im Gegentheile, ich vertheidigte die gnädige Gräfinn immer, ich weinte bitt're Thränen über den Irrthum meines Herrn — aber meine Pflicht — der Gehorſam —

Iſabella.

Schweigen wir davon, ein neues Band wird unſ're beyden Familien noch feſter aneinander ketten.

Ramirez.

Ihr wollt es, gnädige Frau. — Der Graf will es — uns bleibt nichts übrig, als uns in Ergebenheit zu freuen.

Petronella.

Ach, gnädigſte Frau, um wen wollen wir das Band winden, da die Braut davon gelaufen iſt?

Ramirez.

Sehr ſchlimm! — Das iſt Eure Schuld, Sennora Petronella. — Eurer Obſorge war ſie anvertraut, und wenn Ihr ſie erzogen hättet, wie ich meinen Fernando erzogen habe, in Einſamkeit, in einer völligen Unwiſſenheit —

Iſabella.

Ich glaube, die ganze Flucht iſt ein bloßes Kinderſpiel, und ich zweifle nicht, daß ſie mich in meinem Schloſſe erwarten wird, um mich zur Vertrauten ihrer Abentheuer zu machen. — Bevor ich ſie aufſuche, möcht' ich aber gern Euern Eleven ſehen, Sennor Ramirez. Was mir der Graf von ihm ſagte, gränzt faſt an's Wunderbare. Ein junger Menſch, der durchaus nicht weiß, daß es Weiber auf der Welt gebe.

Ramirez.

Durchaus nicht, gnädigſte Frau, durchaus nicht! und ich bitte unterthänigſt Seiner Eccellenza zu berichten, wie genau ſeine Befehle vollzogen worden ſind — es lief zwar wider meine Plane, aber der Herr wollte es ſo.

Iſabella.

Er hat alſo nie ein Weib geſehen?

Ramirez.

Ihr ſeyd das Erſte, gnädigſte Frau.

Iſabella.

Die Zuſammenkunft wird pikant ſeyn, ich brenne vor Ungeduld zu ſehen, welchen Eindruck mein Anblick auf ihn machen wird.

Ramirez.

Philippo!

Philippo

(ſich ſchüchtern nähernd — bey Seite.)

Oh! — Oh! —

Iſabella.

Wer iſt dieſer Mann?

Ramirez.

Unſer Diener, Koch, Gärtner, kurz unſer Factotum, Philippo mit Nahmen. — Laß' den jungen Grafen kommen, — ah! da ſeh' ich ihn eben.

Philippo.

O Philippo! — o Tauben! — o Thurm von Liſſabon.

Vierzehnte Scene.

Die Vorigen. Fernando (tritt nachdenkend auf.)

Iſabella.

Welch ein ſchüchterner Blick! — wie liebenswürdig er iſt.

Fernando

(erblickt Iſabellen.)

Ah, da iſt auch eine, eine Neue! (er läuft auf ſie zu, faßt ihre Hand, ſtreichelt ſie, drückt ſie an ſein Herz und blickt ſie aufmerkſam an.)

Iſabella.

Sennor Ramirez! — Seht nur einmahl, der Jüngling ſcheint mir nicht gar ſo wild.

Fernando.

O, ich kenne dich ſchon, — derſelbe Blick — daſſelbe Lächeln. — O lieber Ramirez, Ihr habt mir eine rechte Freude gemacht, daß Ihr mir das liebliche Weſen mitgebracht habt, wir behalten es hier, bey den Andern.

Petronella.

Bey den Andern? — Schöne Erziehung.

Ramirez.

Hab' ich recht gehört?

Fernando

(auf Petronella zeigend.)

Was iſt denn das? Ich ſehe wohl, das ſoll auch eine ſeyn, aber die iſt nicht von der ſchönen Gattung.

Iſabella.

Nun, Graf! wofür haltet Ihr uns denn?

Fernando.

Je nun, für Weiber.

Iſabella.

Wie, Ihr kennt alſo die Weiber?

Fernando.

Freylich, ſie ſind die beßten, artigſten und liebenswürdigſten Geſchöpfe unter der Sonne.

Petronella.

Nun, mindeſtens hat der Jüngling gute Grundſätze.

Iſabella.

Nun, Sennor Ramirez! — Was ſagt Ihr dazu?

Ramirez.

Gnädigſte Frau — ich ſchwöre, ich weiß ſelbſt nicht, was ich ſagen ſoll; ich falle aus den Wolken! — (zu Fernando.) Wie, kleiner Heuchler, Ihr wagt es —

Iſabella.

Laßt ihn nur reden. — (zu Fernando.) Sprecht ohne Furcht, mein Lieber! — Da Ihr die Weiber ſo gut zu ſchätzen wißt, ſo will ich Euch eines geben. — Wollt Ihr Euch verheirathen?

Fernando.

Ey? das geht nicht ſo geſchwind — da müßt ich ja vorerſt ein Liebhaber ſeyn; — denn die Liebe muß vorausgehen und die Heirath kommt hinterdrein.

Petronella.

Schöne Unſchuld, das! — Brav, Sennor Ramirez! Euer Zögling weiß Alles an den Fingern herzuzählen, woran meine Schülerinnen gar nicht denken. — Man könnt' ihn ſchon füglich einen erfahrnen Mann nennen.

Fernando.

Ein Mann — ganz recht, ſo wird derjenige genannt, der ſich verheirathet hat, das heißt: der ſchöne Kleider hergibt, der dann mit ſeiner Frau ißt, trinkt und tanzt, und —

Petronella.

Schweigt!

Ramirez

(zu Iſabellen.)

Erlaubt, gnädigſte Gräfinn, daß mir die Haare zu Berge ſtehen.

Iſabella (lächelnd.)

Ich verſprech' Euch, Sennor Ramirez, dem Grafen Bericht abzuſtatten, wie genau ſeine Befehle hier vollzogen worden ſind.

Ramirez

Ich kann es bey meinem Haupte beſchwören, gnädigſte Frau, daß der junge Graf hier Niemanden zu Geſicht bekommen hat, als mich und Philippo, und daß er kein anderes Vergnügen kannte, als ſeine Blumen und ſeine Tauben. — Seht ſelbſt, ich habe ihm ein prächtiges Taubenhaus machen laſſen, und dieſe unſchuldigen Thierchen liebt er über alles. — (er geht zum Taubenhaus, zieht den darüber hängenden Vorhang auf. Man ſieht die ſechs jungen Mädchen, welche ſich früher hineinverborgen hatten, in demſelben gruppirt.)

Alle

(erſtaunt.)

Ha!

Petronella.

Sind das die Tauben des Grafen?

Die Mädchen (bittend.)

Seyd nicht böſe, liebe Herrn, öffnet uns.

Iſabella.

Das iſt ja Blanka, unſre Nichte; — das hat da Schickſal ja ganz vortrefflich gefügt. In Fernando Taubenhaus findet ſich diejenige, die man ihm zu Frau beſtimmt hat.

Ramirez.

Philippo! Man öffne ſogleich der Braut Sein Eccellenza das Taubenhaus.

Philippo.

Kommt, liebe Vögelchen, wenn man Euch die Freyheit gibt, ſo nehmt ihr gewöhnlich uns dafür die unſrige. (er öffnet das Taubenhaus, die Mädchen treten heraus.)

Petronella.

So, ihr böſen Kinder! hier find' ich euch wieder?

Die Mädchen

(knien vor Iſabellen nieder.)

Verzeihung, gnädige Frau — Gnade.

Iſaura.

Schickt uns ja nicht mehr in das alte Schloß zurück.

Iſabella.

Steht auf. Ihr ſeyd unter meinem Schutz, und ich führe Euch Alle nach Hofe, wo Ihr der Vermählung, welche zwiſchen Blanka und Fernando gefeyert wird, beywohnen ſollt.

Philippo.

Wenn Ihr erlaubt, gnädigſte Frau, ſo will ich auch mitziehen, und das Hochzeitmahl kochen.

Iſabella.

Verſteht ſich, wer mit dem Grafen ſeine Einſamkeit getheilt, muß auch ſeinen Glanz mit ihm theilen.

Philippo.

Juhe! kein Thurm!

Fernando.

Wie? — iſt es wahr — dieſe da (auf Blanka zeigend.) iſt für mich beſtimmt, ſie, die Schönſte von Allen, o das iſt herrlich! — (zu Iſabellen.) Gnädige Frau, ſeyd ſo gut und gebt Philippo'n auch eine. (auf Petronella zeigend.) Die da, mein' ich.

Philippo.

Danke unterthänigſt.

Iſabella.

Sennor Ramirez, obſchon ſich eine ſo gute Aufſicht und Erziehung mit Gold nicht belohnen läßt, ſo hat mich der Graf doch beauftragt, Euch einen Gnadengehalt von tauſend Maravedis zuzuſagen.

Philippo.

Gold für einen Philoſophen, werdet Ihr die tauſend Maravedis annehmen?

Ramirez.

Der Herr will es ſo.

Fernando.

Ich ſehe ein, ich war lange Zeit über die herrlichſten Weſen der Schöpfung im Irrthum; ich hielt Euch, liebliche Mädchen, für Tauben, ich ſehe nun klarer — ich weiß, ihr ſeyd keine Tauben, doch wünſcht' ich, daß Ihr ihnen an Liebe, Treue und Sanftmuth glichet.

(Gruppe.)

(Der Vorhang fällt.)

Die Puppe,

oder:

Die kleine Schweſter der Geliebten.

Luſtſpiel in einem Acte.

Nach Scribe und Melesville.

(Aufgeführt auf dem k. k. priv. Theater an der Wien.)

(Dieſes Luſtſpiel iſt eine freye Nachbildung des Vaudeville's: la petite soeur, worin das kleine Wunderkind Leontine Fay ganz Paris entzückt hat.)

Perſonen.

Baron Frickholm, Gutsbeſitzer.
Pauline, 10 Jahre alt, ſeine Töchter.
Malchen, 9
Carl Frick, ſein Neffe, Student der Humanioren, 14 Jahr alt, in einer öffentlichen Erziehungsanſtalt.
Ritter von Trank, Dragoner-Major.
Adolph, ſein Neffe, Lieutenant.
Oberſt Welſten, Militärcommandant im nächſten Städtchen.
Sportel, Notar (ſtotternd.)
Praller, Corporal.
Zwey Kammermädchen.
Bediente.

Die Handlung ſpielt auf dem Gute des Baron Frickholm, zwey Meilen von einer Provinzſtadt.

(Die Bühne ſtellt einen Saleu vor. Zur Rechten und Linken Kabinetsthüren. Bei der dritten Couliſſe ein Fenſter, welches in den Park geht.)

Erſte Scene.

Baron Frickholm, Pauline, Malchen, zwey Kammermädchen.

(Wenn die Gardine geöffnet wird, ſteht Pauline im Brautkleide vor einem Spiegel und betrachtet ſich, die beyden Kammermädchen bedienen ſie. Ein Korb voll Hochzeitsgeſchenke ſteht neben ihr auf dem Tiſche. Der Baron ſitzt auf der entgegengeſetzten Seite, und betrachtet bewundernd einen Schmuck. Das kleine Malchen ſteht bey dem Korbe, nimmt mehrere Geſchenke heraus, und gibt ihren Beyfall zu erkennen.)

Baron.

Nun, Pauline! wirſt du den Schmuck nicht nehmen, er iſt herrlich?

Malchen.

Wo denken Sie hin, Papa? — Die Brillanten nimmt man erſt am Hochzeitstage ſelbſt, am Verlobungstage macht man nur halbe Toilette.

Baron.

Die kleine Maus will alles beſſer wiſſen.

Malchen.

Verzeihen Sie, Papachen, aber die kleine Maus weiß auch wirklich alles beſſer.

Ein Bedienter (tritt ein.)

Der Notar, den Euer Gnaden im nächſten Städtchen beſtellt haben, iſt ſo eben angekommen.

Pauline.

O mein Gott, ſchon der Notar.

Baron.

Er ſoll warten. — Der Bräutigam iſt noch auf ſeinem Zimmer.

Malchen
(einen Blumenſtrauß haltend.)

Ja, und das Bouquet iſt auch nicht angeheftet. — Er ſoll warten (der Bediente ab.) O die ſchönen, ſchönen Blumen (indem ſie ihrer Schweſter das Bouquet anheftet.) Es iſt doch was Prächtiges, ſich zu verheirathen. Ich freue mich närriſch darauf. Wenn nur ich die Aeltere wäre. — Ich weiß nicht, Pauline, wie du ſo traurig ſeyn kannſt? (hebt ihr den Kopf in die Höhe.) Empor mit dem Kopf! Lache! Ja, richtig, die Bräute müſſen ja alle weinen, hab' ich mir ſagen laſſen, das ſchickt ſich ſo. — Alſo weine, aber wenn du ausgeweint haſt, ſo freue dich dann aus Herzensgrund.

Baron.

Wirſt du einmahl ſtille ſeyn, kleine Schnattergans. — So eben hör' ich unſern Freund kommen, und Pauline iſt noch nicht fertig.

Malchen.

Soll auch warten, der Freund — muß ſich daran gewöhnen, wenn er heirathen will. Das ſag' ich dir Schweſter, laß deinen Mann nur auf Alles hübſch warten.

Zweyte Scene.

Die Vorigen. Major Trank.

Major
(öffnet die Mittelthür, und bleibt unter derſelben ſtehen.)

Iſt's erlaubt?

Malchen.

Nein, es iſt noch nicht erlaubt, man wird's Ihnen ſchon zu wiſſen machen, wann Sie kommen ſollen.

Baron (führt ihn vor.)

Komm nur herein, Bruder, wenn's auch noch ein Paar Nadeln zu ſtecken gibt, ſonſt nimmt das Toilettmachen gar kein Ende.

Der Bediente.

Euer Gnaden, der Notar läßt noch einmahl bitten.

Baron.

Zum Henker auch, der Herr iſt entſetzlich preſſirt.

Major.

Ich habe noch Verſchiedenes mit meiner Zukünftigen, und mit meinem Schwiegervater zu bereden. Er ſoll warten.

Der Bediente.

Ich hab' es ihm ſchon geſagt, aber wenn es ſich vielleicht noch eine halbe Stunde lang verzögern ſollte, ſo bittet er, ihm zu geſtatten, daß er indeſſen hinab zu dem Weinwirth gehen darf, um dort ein Teſtament zu machen. Der Mann liegt auf den Tod, und iſt alſo preſſirt.

Major.

Soll das Teſtament in's Henkersnahmen machen, und wieder kommen.

Malchen.

So ein Notar hat doch ein ſchweres Amt, jetzt einen Heirathscontract entwerfen, gleich wieder ein Teſtament machen; alle Augenblick muß er ſein Geſicht in andre Falten ziehen, wäre gar kein Wunder, wenn er ſich manchmahl vergäße, und beym Heirathscontract weinte, und beym Teſtament lachte.

Major (kneipt ſie in die Wange.)

Du biſt ja gar klug, liebe Kleine!

Malchen.

Kleine! — Warum nicht gar, ich hänge mich alle

Tag an die Thüre, damit ich recht wachſe, und ſeit vorigem Jahr bin ich um drey Finger größer geworden.

Major.

Der Tauſend! — Sey nur jetzt ſo gut Malchen, und laſſ' uns ein wenig allein. Wir haben über Geſchäfte zu ſprechen.

Malchen.

Sie ſchicken mich fort? — Pfuy, Herr von Delz, warum ſoll ich nicht da bleiben, gehör' ich nicht auch zur Familie?

Baron.

Allons, Malchen, du haſt's gehört. — Marſch jetzt, hier ſind Heirathsangelegenheiten zu berathſchlagen, welche dich nichts angehen.

Malchen.

Nichts angehen? — Ich werde auch einmahl heirathen, und da iſt's beſſer, wenn ich alles früher erfahre, als ſpäter.

Baron.

Hat man jemahls ſolche Reden gehört von einem Kinde mit neun Jahren?

Malchen.

Neun und ein halbes, Papa! — Ich weiß nicht, warum Sie ſich immer ärgern, wenn ich vom heirathen rede, ich muß ja doch auch auf eine Verſorgung denken. (der Baron wirft ihr einen ſtrengen

Blick zu, dem ihre Augen begegnen.) Nun ja, Papachen, ich gehe ſchon, ſchau nur nicht ſo finſter drein, es iſt ja doch dein Ernſt nicht. (ſie wirft ihm eine Kußhand zu, und tritt zu ihrer Schweſter.) Nicht wahr, Pauline, du ſagſt mir's nachher, was ihr da miteinander Heimliches abgemacht habt. — (mit einem Knix.) Ihre Dienerinn, Sie böſer Herr, Sie. (hüpft ab.)

Dritte Scene.

Die Vorigen, ohne Malchen.

Major.

Das iſt ein kleiner Satan. — Es iſt recht gut, daß meine ſanfte Pauline die Aeltere iſt. Wär's Malchen, unſer Project ſcheiterte; denn mit der darf ſich ein Mann auf ſeine beſten Füße ſtellen.

Baron.

Wahr iſt's, dieſe Lebhaftigkeit, dieſe Ideen, welche die Kleine hat, die Fragen, welche ſie macht, ſind weit über ihr Alter hinaus. Aber ein gutes Herz hat ſie doch. (nimmt Paulinen bey der Hand.) Was meine Pauline betrifft, ſo bekömmſt du an ihr einen Engel von Sanftmuth und Güte. Sieh, ich habe ſie nicht einmahl gefragt, ob du ihr auch anſtündeſt, ob ſie dich zu heirathen wünſcht, ich war zum Voraus von ihrer Einwilligung überzeugt, nicht wahr Pauline?

Pauline (ſchüchtern.)

Lieber Vater!

Baron.

Nun ſiehſt du, lieber Bruder!

Major.

Das iſt herrlich. — So viele Güte muß aber auch ich von meiner Seite mit unbedingtem Zutrauen vergelten, darum erlauben Sie mir, recht von der Leber wegzureden. (zu Paulinen.) Mein Fräulein, zwey Monate ſind es nun, daß Ihr Vater mich bey ſich aufgenommen hat, ja noch mehr, er hat mir ſogar erlaubt, Hoffnungen anf Ihren Beſitz zu nähren, er allein auf dem ganzen Schloſſe weiß eigentlich wer ich bin. — Nun ſollen auch Sie erfahren, wem Sie angehören ſollen. Ich nenne mich nicht Delz, ich bin der Ritter von Trank, Major des dritten Dragoner-Regiments, und Ihres Vaters alter Freund.

Pauline (erſtaunt.)

Wie? — Trank?

Major.

Sie ſind durch dieſes Bekenntniß nicht viel mehr im Klaren, als früher, nicht wahr, mein Fräulein, und der Major Trank iſt Ihnen eben ſo unbekannt, als Herr Delz? Ja, ich habe mich auch in der Hauptſtadt nicht viel herumgetummelt, aber deſto mehr auf dem Felde der Ehre. Auf den Promenaden hat man mich nicht kennen gelernt, aber der Feind kennt mich.

Pauline (ſchüchtern.)

Trank — Trank — Wenn ich mich recht beſinne, ſo hab' ich in der Hauptſtadt — damahls, wie ich bey meiner Tante war, doch Jemanden kennen gelernt, der dieſen Namen trug.

Major.

Möglich, ein junger Menſch, nicht wahr?

Pauline.

Richtig.

Major.

Ein Sauſewind, mein Neffe.

Baron.

Dein Neffe?

Major.

Ja, ein Spitzbube, der erſt vor zwey Jahren aus der Erziehungsanſtalt gekommen iſt, und dem man doch ſchon beym Ingenieurkorps das Port = d'Epee gegeben hat — der Burſche hat etwas gelernt, aber lebt i'ns Zeug hinein; aber laſſen wir das jetzt, von dem iſt ja gar nicht die Rede.

Pauline (für ſich.)

Recht ſtark iſt von ihm die Rede, mindeſtens hier. (auf ihr Herz deutend.)

Major.

Hören Sie jetzt meine Geſchichte: Meine Lebhaftigkeit, meine Freymüthigkeit, mein raſches Weſen haben mein Avancement immer verzögert. Ich kann nun einmahl Niemanden ſchmeicheln, und wenn Jemand eine Dummheit begeht, ſo nehm ich mir die Freyheit ihm auch zu ſagen: Herr, das war dumm. Im letzten Kriege geſchah's, daß ich bey einer Affaire mit meinem zweyten Bataillon gegen einen kleinen Wald marſchirte, neben mir marſchirte das erſte Bataillon, von ſeinem Major befehligt. Alsbald ſahen wir den Feind vor uns. Ich rieth anzugreifen, obſchon der Feind uns weit überlegen war, der andere ſaubere Held meinte das Gegentheil. Ich ſagte ihm, daß wir dieſe wichtige Poſition nehmen müßten, es koſte was es wolle, und daß er ein Haſenfuß ſey, wenn er's nicht wollte. Da wollte er mich arretiren laſſen. Ich aber ließ ihn arretiren. Kinder! mir nach rief ich, griff den Feind an, der auf der Stelle Reißaus nahm, wir beſetzten den Wald, eroberten zehn Kanonen, und ſtellten ſo die Verbindung zweyer Corps her, welche ohne dieſer Bravour gewiß abgeſchnitten worden wären.

Baron.

Das haſt du gut gemacht, Herr Bruder!

Major.

Schlecht hab' ich's gemacht. Mein Gegner meldet die Sache ſogleich dem Oberſten, der meldet's dem Generalen, und dieſer ſchreibt den ganzen Vorfall nach der Hauptſtadt. Dort ſchreyt man über Halsſtarrigkeit, über Inſubordination. Man berechnet, was hätte geſchehen können, nicht was geſchehen war, und beſchließt endlich, mich auf eine Citadelle zu ſchicken. — Ich erfahre die ſaubere Geſchichte noch zeitlich genug, habe natürlich keine Luſt dazu, mich einſperren zu laſſen, lege alſo die Uniform ab, und komme unter dem Nahmen Delz hier bey meinem alten Freunde an, der mir eine Freyſtätte nicht verſagt. Ich ſehe ſeine liebenswürdige Tochter, und der kleine Schalk Amor ſchlägt mir eine unheilbarere Wunde, als alle jene waren, die mir der Feind ſchlug. Hier will ich jetzt zu Hymens Fahne ſchwören, und daß ich die Zeit nicht verſtreichen laſſe, ohne für mein Vaterland Etwas zu thun, ſo will ich ſie benützen, ihm hier einige tüchtige Streiter zu liefern.

Baron.

Aber biſt du auch deſſen ganz gewiß, daß man dich verhaften wollte?

Major.

Ganz gewiß, noch mehr, ich las in der Zeitung, daß ich bereits arretirt ſey.

Baron.

Wie?

Major.

Wie ich dir ſage. In einer derſelben ſtand, der Major, Ritter von Trank, ſey verhaftet, und nach der Feſtung Wellenſtein gebracht worden Das Spaßigſte bey der Sache iſt, daß Wellenſtein nur eine kleine Stunde von hier iſt, und daß mich ſeitdem noch kein Menſch beunruhigt hat. Nun, meine liebe Zukünftige, wiſſen Sie Alles, ich habe nichts mehr zu beichten. Ich habe Sie recht vom Herzen lieb, und biethe Ihnen meine Hand und mein ganzes Vermögen, welches uns Beyden ein angenehmes Leben verſchafft.

Pauline.

Ihr ganzes Vermögen? — Und Ihr Neffe?

Major.

Der Burſche bekommt keinen Heller, ſoll auch ſehen, daß er zu etwas kömmt. Zudem macht er ja einen dummen Streich nach dem andern. Jetzt iſt er gar verliebt.

Pauline.

Verliebt?

Major.

Ja, eine Leidenſchaft, deſſen Gegenſtand kein Menſch kennt; dennoch vernachläſſigt er ſeine Pflichten. Element! in ſeinem Alter darf man ſich noch nicht erlauben, verliebt zu ſeyn; ſoll erſt hinausgehen, der junge Herr, zehn oder zwölf Campagnen mitmachen, dem Feinde in's Antlitz ſchauen, und wenn er einen Arm oder ein Auge verloren, und ein Paar Dutzend Hieb- und Schußwunden erhalten hat, dann mag er darauf denken, den Mädchen zu gefallen.

Baron (lacht.)

Ha, ha, ha!

Major.

Zwey Monate ſind's nun ſchon, daß er ganz unſichtbar geworden iſt.

Pauline (heftig.)

Es wird ihm doch kein Unglück begegnet ſeyn?

Major.

Ich weiß es nicht, bekümmere mich auch gar nicht darum. (faßt ihre Hand.) Ich habe jetzt auf etwas Nothwendigeres und Angenehmeres zu denken. (zum Baron) Du ſiehſt wohl ein, Bruder, ich muß im Ehecontract meinen wahren Nahmen angeben, und doch iſt's gefährlich.

Baron.

Da laß du nur mich machen, ich ſage dem Notar nur ein Paar Worte mit ein Paar Ducaten begleitet, und Alles iſt im Reinen.

Malchen (von Außen.)

Papa, Papa!

Baron.

Da kommt ſchon wieder das lebendige perpetuum mobile.

Vierte Scene.

Die Vorigen. Malchen.

Baron.

Biſt du ſchon wieder da? Laſſeſt du uns nicht einen Augenblick Ruhe?

Malchen.

Lieber Gott! Ich kann ja doch die Honneurs des Hauſes nicht ganz allein machen.

Baron.

Sind ſchon Fremde angekommen?

Malchen.

Der alte Obriſt mit dem häßlichen Schnurrbart.

Baron.

Obriſt Welſten?

Malchen.

Ja.

Baron (zum Major.)

Das iſt der Militär-Commandant unſers Kreiſes, gar ein lieber, guter Mann, ein alter Freund unſers Hauſes, ich habe ihn zum Beyſtand meiner Tochter gebethen. Er hat die beyden Mädchen aufwachſen geſehen. (auf Malchen deutend.) Die Kleine da hat er in beſondere Affection genommen.

Malchen.

Danke ſchön, er heißt mich immer ſeine Braut, und vor aller Welt, ich habe mich ſchon ein paarmahl bis ins Herz hinein geſchämt. Wenn er mir das noch einmahl thut, Papa, ich ſtehe für nichts.

Baron.

Wenn du unartig biſt, ſo heißt's Hausarreſt, du kennſt mich.

Malchen.

Aber Sie kennen mich auch, Papa, ich kann ſo Etwas nicht ertragen.

Baron.

Er kommt ein Bischen ſpät, der gute Obriſt, ich hab' ihn ſchon früher erwartet.

Malchen.

Ach! er hatte viel zu thun. — Sie wiſſen noch nicht, Papa, ein junger Gefangener iſt ihm vorgeſtern aus der Feſtung entwiſcht, da mußte er viele Ordres zu deſſen Verfolgung geben, das hat ihn zurückgehalten.

Baron.

Ich will ihn empfangen, (zum Major.) du, lieber Freund, erwarteſt indeſſen den Notar, und ſobald er kommt, nimmſt du ihn in die Mache. (er ſpricht mit ihm leiſe weiter.)

Pauline (für ſich.)

Gott! was ſoll ich thun? Immer näher rückt der entſcheidende Augenblick, und Adolph — mein Adolph!

Malchen

(leiſe zu Paulinen.)

Schon wieder Thränen? — Aber ſag' mir nur, was haſt du denn? — Was haben dir denn die beyden Herren wieder geſagt, das dich ſo traurig macht? Sag' mir's. — Sie hören uns nicht — ſie ſprechen dort auf's Angelegentlichſte mit einander.

Pauline

(faßt Malchens Hand.)

O liebes Malchen, du kannſt meinen Schmerz noch nicht begreifen.

Malchen.

Warum nicht? Ich kann Alles begreifen, wenn man mir's nur deutlich erklärt. Und vielleicht kann ich ſogar auch helfen. — Ja, ja, der Vater heißt mich immer eine kleine Maus, ſo eine kleine Maus ſchlüpft überall durch, und kann auch etwas auseinander nagen, was noch ſo feſt zuſammen gebunden iſt.

Baron (zum Major.)

So fädelſt du die Sache ein, verſtehſt du mich?

Major.

Vollkommen. (biethet Paulinen die Hand.) Kommen Sie, meine ſchöne Braut.

Pauline

(reicht ihm den Arm.)

Oh! (Alle ab.)

Fünfte Scene.

Malchen (allein.)

Die ſeufzt, und die beyden Herren reden heimlich mit einander, und man kann doch nicht auf die Urſache kommen, das iſt recht ärgerlich. Alle Leute haben Geheimniſſe vor mir, weil ich noch klein bin. Es iſt recht traurig, wenn man klein iſt. — Ich kann mir wohl ſo etwas zuſammen reimen. Meine Schweſter war ſechs Monate bey der Tante in der Hauptſtadt, und dann hat der Papa ſie über Hals und Kopf zurückkommen laſſen, weil ſie dort einen Liebhaber hatte, wie man ſagte. — Ein Liebhaber! — (ſeufzt.) O! das muß etwas gar Schönes ſeyn. Die ſollen den Mädchen ſchmeicheln und vor ihnen knien, und ihnen in Einem fort die Hände küſſen, und ihnen Blumen und ſchöne Sachen bringen. O! O! das iſt prächtig. Der Papa hat geſagt: vor fünfzehn Jahren dürfe ein Mädchen keinen Liebhaber haben. — Lieber Gott! laß mich doch recht geſchwind fünfzehn Jahre alt werden! Wenn ich einmahl einen Liebhaber bekomme, ſo muß er ſo ſeyn, wie der junge Herr, den ich geſtern auf dem Kirchtag im nächſten Dorfe ſah. Schlank gewachſen, und ſo artig, ſo artig. — Er hat immer mit mir geſprochen, und mir auch einmahl die Hand geküßt, und gar nichts merken laſſen, daß ich klein bin. Dann hat er mit mir getanzt, und das hat mich ganz außerordentlich gefreut, denn ſonſt muß ich immer nur mit kleinen Buben tanzen, und das iſt eckelhaft.

Carl Frick (von Außen.)

Couſinchen! Couſinchen!

Malchen.

Horch! das iſt Carl, der iſt zwar auch recht artig gegen mich, und könnte zur Noth wohl auch einen Liebhaber abgeben, aber er iſt mir viel zu klein, und noch dazu mein Vetter, das geht nicht.

Sechste Scene.

Malchen. Carl Frick (in der Uniform der Erziehungs-Anſtalt.)

Carl

(ſpringt herein.)

Schön willkommen, liebes Couſinchen, o wie freu' ich mich, wieder ein Paar Tage bey dir zubringen zu können, du ſüßes Mädchen! (er umfaßt ſie, Malchen ſucht ſich loszuwinden.)

Malchen.

Pfuy, Moſje Carl, ſeyen Sie doch nicht ſo zudringlich.

Carl.

Alles hab ich auf die Seite geworfen, die Mithematik und des Cicero Bücher von den menſchlichen Pflichten. Die erſte Pflicht des Menſchen iſt, ſich zu unterhalten.

Malchen (etwas ſpöttiſch.)

Ja freylich, hier iſt eine Hochzeit, da gibt's Zukkerwerk und Tanz, und das hat Sie hierhergezogen.

Carl.

Ach, liebes Couſinchen, es hat mich noch etwas Höheres hierhergezogen, die Begierde, Sie zu ſehen, mit Ihnen zu ſprechen und zu tanzen. — O, Sie glauben gar nicht, ſeit den letzten Vacanzen hab ich immer an Sie gedacht, immer von Ihnen geſprochen, Ihr liebes freundliches Geſichtchen iſt mir auf den Büchern herumgehüpft, wenn ich lernte, und wenn ich Fechtſtunde hatte, ſo trug ich über alle Uebrigen den Sieg davon, weil mir immer war, als fechtete ich für Sie, für Ihr Leben und Ihre Ehre.

Malchen.

Das iſt hübſch, lieber Vetter, aber ſprechen hätten Sie von mir nicht ſollen. Wie leicht kömmt man in's Geſchrey.

Carl.

O, ſorgen Sie nicht, ich habe nur mit einigen Kameraden, die in meiner Claſſe ſind, von Ihnen geſprochen, wir haben uns ewige Freundſchaft und Stillſchweigen geſchworen, denn die Andern haben auch Alle ſo einen Gegenſtand, in den ſie verliebt ſind.

Malchen.

Wie? — Alſo wären Sie wohl gar in mich verliebt, Carl? o nein, nein, Sie ſuchen mich zu betrügen, Ihr ſeyd ſchon ſo, Ihr Männer.

Carl.

Sieh, Malchen, ich habe ſogar oft verſäumt meine Aufgabe zu machen, weil ich immer nur an dich gedacht habe, dann hat man mich freylich auf die ſchwarze Bank geſetzt, aber das thut nichts, du ſaßeſt auch auf der ſchwarzen Bank neben mir, und tröſteteſt mich.

Malchen.

Pfuy! — da werden Sie wohl in dieſem Jahre recht wenig gelernt haben?

Carl.

Im Gegentheil, recht viel, denke, ich habe ſogar ſchon lateiniſche Verſe auf dich gemacht.

Malchen.

Du — und auf Dich. — Mein Herr! ich verbiethe mir das Dutzen ein für allemahl, wie ich noch klein war, da mag's hingegangen ſeyn, aber jetzt — (etwas freundlicher.) Alſo, lateiniſche Verſe haben Sie auf mich gemacht, ſagen Sie?

Carl.

Ja, Verſe, welche die ganze Schule bewundert hat. — Ich will ſie Ihnen zeigen. (ſucht im Sack zur Linken, zieht ein Papier heraus, und beſieht es.)

Nein, das iſt ein Epigramm auf die Perücke unſers griechiſchen Profeſſors. (zieht ein anderes Papier hervor.) Das iſt's auch nicht, das iſt eine Zeichnung von einem Huſaren. (zieht einen Ball aus dem andern Sack, will ihn aber ſchnell wieder einſtecken.)

Malchen

(hält ihm den Arm.)

Halt! — was iſt das? (beſieht den Ball.) Ein Ball? Pfuy ſchämen Sie ſich, Carl, noch ſo kindiſch zu ſeyn.

Carl.

Mein Gott! Man muß doch mit etwas ſpielen. (erblickt in einer Ecke eine Puppe, und hohlt ſie hervor.) Sehen Sie, Sie haben ja auch eine Puppe.

Malchen.

Die gehört nicht mir, die gehört dem kleinen Gärtnermädchen.

Carl.

So? Sie erinnern ſich wohl nicht mehr, daß wir in den vorigen Vakanzen ſelbſt damit geſpielt haben. Wir waren Herr und Frau, und die Puppe war unſer Kind.

Malchen.

Die Zeiten ſind vorüber. — Laſſen Sie mich Ihre Verſe ſehen.

Carl

(ſucht nach in ſeinen Säcken.)

Mein Seel! ich habe ſie nicht. Ich ließ ſie zu Hauſe auf dem Pulte liegen.

Malchen.

Das ſoll wohl ein Beweis ſeyn, wie ſehr Sie auf mich gedacht haben, ſchämen Sie ſich und gehen Sie mir aus den Augen.

Carl.

Reden Sie aus dieſem Ton? Gut, ich kann gehen, und ich komme nie wieder, ich kann mit den ſchönſten großen Mädchen ſprechen und tanzen, ich brauche mich nicht mit einem Kinde abzugeben.

Malchen.

Kind, ich ein Kind? (weint.) Nein, das iſt zu arg.

Carl.

Ja, ein kleines Kind, das noch gar keinen Liebhaber hätte, wenn ich mich nicht erbarmt hätte.

Malchen.

So — Sie irren, mein Herr! ich habe einen Liebhaber, einen funkelnagelneuen, geſtern auf dem Kirchtag, ein bildſchöner Officier.

Carl (betroffen.)

Wie? liebes Malchen!

Malchen.

Wie ich Ihnen ſage. Er ſaß bey der Frau des

Notar Sportel, die ſo kokettirt, Sie kenmen ſie ja. Aber kaum hörte er meinen Nahmen, als er aufſprang und rief: Wie — das iſt Fräulein Frickholm? und dann trat er ſehr freundlich zu mir, und ſprach mit mir von meinem Vater und von meiner Schweſter, und wie er ſehnlichſt wünſche, in unſer Haus eingeführt zu werden. Merken Sie, wo das hin will? Seitdem nun verfolgt mich das Bild dieſes ſchönen Officiers überall, dieſe Nacht hab' ich ſogar von ihm geträumt, wir fuhren mit einander ſpazieren, der Papa, er und ich, und ich ſaß auf ſeinem Schooß, und er (thut verſchämt.) küßte mich.

Carl.

So? Alſo Sie ſind in den Officier verliebt? — Gut, Fräulein Malchen, gut, ich ſag's dem Papa, der wird ſchon einen Strich durch die Rechnung machen. (weinend.) Schämen Sie ſich, Ungetreue! Wiſſen Sie, was wir einander verſprochen haben, im Garten, unter der großen Thränenweide? (heftig.) Er wird vermuthlich in's Haus kommem, der bildſchöne Herr Officier? — Wenn ich ihn treffe —

Malchen.

Carl — um Gotteswillen! keine Unvorſichtigkeit.

Carl.

O — wir wollen ſchon ſehen. Ich trage auch Uniform. — Und unter Militärs iſt das ſo gewöhnlich —

ha — wer kommt dort — wer iſt der ſchwarze Herr — ?

Malchen (blickt um.)

Irr' ich mich nicht? — Nein, wahrhaftig er iſt's. O ſchön! er kömmt um mich zu ſehen. — Aber da könnt's Mord und Todtſchlag geben. (verbirgt ihr Geſicht in ihre Hände.) Gott! Gott! Sie werden ſich ſchlagen.

Siebente Scene.

Die Vorigen. Adolph.

Adolph (zu Carl.)

Mein Lieber! können Sie mir nicht ſagen —

Carl.

Was ſeh' ich?

Adolph.

Carl!

Carl

(läuft auf ihn zu und umarmt ihn.)

Sie ſind's, lieber Adolph?

Adolph.

Still, nenne mich nicht, ich bitte dich.

Malchen

(betroffen.)

Sie umarmen ſich, was ſoll das heißen?

Adolph (zu Malchen.)

Verzeihen Sie, mein Fräulein, daß ich ſo gerade zu hereintrat.

Malchen.

Das thut gar nichts, mein Herr!

Adolph

(leiſe zu Carl.)

Sieh zu, daß du die Kleine fortbringſt, ich habe mit dir zu ſprechen.

Malchen

(leiſe zu Carl.)

Sie nehmen Ihren Nebenbuhler ſo gut auf? Ihr zankt euch gar nicht? — Der iſt's, ja, der iſt's.

Carl.

Schon gut, ich ſchlage mich nicht ſolcher Erbärmlichkeiten wegen. — Gehen Sie jetzt, Fräulein Malchen, zu dem Papa, er erwartet Sie.

Malchen.

O ich gehe ſchon, ich gehe. (bey Seite.) Wie er mich anſieht, es iſt richtig, bloß meinetwegen iſt er hierher gekommen. (zu Carl.) Darf man nicht wiſſen, wer dieſer Herr iſt?

Carl.

Er iſt —

Adolph.

Ich bin der Notar, den Sie erwarten.

Malchen.

Der Notar? — Wie, der alte Herr Sportel?

Adolph.

Ein Collega von ihm, er hat wichtige Geſchäfte, und ſendet mich daher in ſeinem Nahmen, wollen Sie die Güte haben, mein Fräulein, mich dem Papa zu melden.

Malchen.

Gleich, mein Herr! gleich! das iſt ſpaßig, ich bildete mir ein, Sie wären vom Militär. Sie ſehen ſo aus, als ob Sie immer nur Uniform getragen hätten. (bey Seite.) Es ſteht ihm aber das ſchwarze Kleid auch recht hübſch. (laut.) Das iſt einerley, mein Herr, Notar iſt auch ein gutes Amt, ſie ſollen recht viel verdienen, dieſe Herren.

Carl.

Aber ſo gehen Sie doch, Couſinchen, Sie ſehen ja, der Herr hat Eile.

Malchen.

Ja, ja, ich gehe. (bey Seite.) Ich weiß ſchon, was es iſt, er iſt doch ein Officier, er hat ſich nur als Notar verkleidet, um mich ſehen zu können, und Carl fürchtet ſich vor ihm, darum thut er ihm ſo ſchön. (ſie macht Adolphen eine ſehr ceremoniöſe Verbeugung.) Mein Herr, ich bin Ihre Dienerinn. (läuft ab.)

Achte Scene.

Adolph. Carl.

Carl.

Wie freu' ich mich, Sie wieder zu ſehen, lieber Adolph, Sie waren mein Kamerad, mein Lehrer und mein Vertheidiger im Inſtitut. Zwey Jahre iſt es nun ſchon, daß Sie die Anſtalt verlaſſen haben, ich war damahls noch hübſch klein, aber das thut nichts, ich liebe Sie recht vom Herzens-Grund. Schulfreundſchaft iſt heilig.

Adolph.

Auch ich bin recht erfreut dich hier zu treffen, wo ich ſonſt Niemand kenne.

Carl.

Aber dieſe Bangigkeit in Ihrem ganzen Weſen. Warum ſoll ich Ihren Nahmen nicht nennen?

Adolph.

Du ſollſt ſogleich Alles erfahren. Carl! du biſt zwar noch etwas zu jung zu ſolchem Vertrauen, aber ich weiß, daß dein Verſtand deinen Jahren vorausgeeilt iſt. Carl, ich bedarf deines Beyſtandes, und bin überzeugt, du wirſt mir ihn nicht verſagen.

Carl.

Einen Freund, einen alten Schulkameraden meinen Beyſtand verſagen? me hercule! nein. Ich bin ja vom Herzen froh, daß ich auch zu Etwas nützlich ſeyn kann.

Adolph.

Lieber Carl, ich weiß kaum mehr, was ich thun oder laſſen ſoll. Von allen Seiten verfolgt, getrennt von derjenigen, die ich liebe.

Carl.

Sie ſind verliebt? — Schön! (ſeufzend.) da ſind wir in einem Falle, aber erzählen Sie mir doch.

Adolph.

Höre! ich wollte mich wider den Willen meines Onkels verheirathen, denn der alte Krieger verlangte, ich ſollte mich erſt dann verlieben, wenn ich mindeſtens Major wäre. Das wollte mir nun ein bischen zu lange dauern, und ich reiſte von der Hauptſtadt ab, nach dem Landgute meiner Geliebten, um dort die Einwilligung ihres Vaters, und mit dieſer ihre Hand zu erhalten. Zwey Meilen von hier, als ich eben auf der Poſt Pferde wechſeln will, und während deſſen im Wirthshauſe ein kleines Mittagsmahl zu mir nehme, geſellt ſich ein alter Soldat zu mir, der Anfangs recht freundlich mit mir ſpricht, und endlich mich um meinen Nahmen bittet. Ich nenne ihm denſelben. — Trank! ruft er, und ſpringt auf. — Officier Trank? Ja! Sie ſind mein Gefangener!

Carl.

Alle Wetter!

Adolph.

Sogleich ſetzt ſich der Soldat zu mir in meinen eigenen Wagen, und binnen zwey Stunden befind' ich mich auf der Feſtung Wellenſtein, wo ich dritthalb Monate zubrachte, ohne auch nur mit meinen Wächtern ſprechen zu können. Ich habe wohl zwanzig Briefe an den Commandanten dieſes Kreiſes geſchrieben, aber nur trockne, nichtserklärende Antworten erhalten.

Carl.

Und Sie haben auch gar keine Vermuthung, was der Grund dieſer ſonderbaren Gefangennehmung ſeyn könnte?

Adolph.

Ich wüßte keinen andern, als daß mein Onkel Nachricht von meiner Abreiſe und deren Urſache erhalten, und daß er daher einen Verhafts-Befehl gegen mich erwirkt hätte.

Carl.

Das wäre wohl möglich.

Adolph.

Da mein Schickſal nun gar keine günſtigere Wendung nahm, ſo verſuchte ich zu entwiſchen, und es gelang, ich ſtellte mich krank.

Carl.

Den Kunſtgriff haben wir auch im Inſtitut immer gebraucht, wenn wir nicht in's Collegium gehen wollten.

Adolph.

Man erlaubte mir auf den Wällen frey herumzugehen, ich erſah meinen Vortheil, ließ mich an meinem Betttuch, das ich um den Leib gewunden bey mir trug, über eine Baſtion hinab, und gelangte glücklich in's Freye. Da irrt' ich nun ein Paar Tage herum, nicht wenig bange, daß man mich auffinden und wieder zurückbringen möchte. Geſtern Abends endlich gelangte ich auf ein Dorf, wo man die Kirchweihe feyerte und tanzte, ich höre den Nahmen Frickholm ausſprechen, nähere mich und mache mit dem kleinen Malchen Bekanntſchaft, von der ich erfahre, daß ſie die Schweſter meiner angebetheten Pauline iſt.

Carl.

Was hör' ich? Alſo meine Couſine iſt's, die Sie lieben.

Adolph.

Ja, lieber Carl! Ich konnte dem Drange nicht widerſtehen, ſie zu ſehen, und ihr Nachricht von meinem Schickſale zu geben. Ich komme alſo heut hierher auf's Schloß, und höre im Garten die Hausleute von einer Verlobung ſprechen. Daher faßte ich den Entſchluß, als Notar zu erſcheinen, entſtehe daraus auch, was da wolle.

Carl.

Nun, da können Sie als ſolcher gleich den Verlobungs-Vertrag Ihrer Geliebten verfaſſen; denn Pauline iſt es, welche heirathen ſoll.

Adolph

Wie, Pauline? Nimmermehr!

Carl.

Nun begreif' ich, warum die arme Couſine immer ſo traurig iſt.

Adolph.

Und wer iſt denn der Bräutigam?

Carl.

Ein Herr Delz, ein alter Freund meines Onkels, denn ich gar nicht kenne. — Doch ſtill! — Ich höre kommen. — Geſchwind, Adolph, in Ihre Rolle — haben Sie Papiere bey ſich.

Adolph

(ſucht in ſeinem Sacke.)

Ja, einige Ordres meines Obriſten, ein Paar Briefe vom Commandanten der Feſtung, ein Paar Aufſätze und Zeichnungen.

Carl.

Schon gut, da kommt mein Onkel mit Paulinen.

Neunte Scene.

Die Vorigen, Baron Frickholm, Pauline und Malchen.

Malchen.

Wie ich Ihnen ſage, Papa, er iſt ein Collega des Herrn Sportel, ein gar hübſcher, junger Mann.

Baron (erblickt Adolph.)

Wahrhaftig, recht ein ordentlicher, junger Mann. (ſieht Carl.) Biſt du auch da, Burſche?

Carl.

Freylich, Onckel, wenn eine Hochzeit in der Familie gefeyert wird, werd' ich doch nicht bey den Büchern ſchwitzen.

Baron (zu Adolph.)

Verzeihen Sie, mein Herr, daß ich Sie ſo lange warten ließ, allein der Bräutigam und der Beyſtand meiner Tochter, ein alter Soldat, haben eine Parthie Piquet miteinander zu ſpielen angefangen, und disputiren jetzt, daß Sie ſich faſt bey den Köpfen nehmen. (Paulinen vorſtellend.) Dieſe iſt meine ältere Tochter Pauline, für die Sie den Heirathskontract verfaſſen ſollen.

Pauline
(erkennt Adolph.)

Gott!

Baron.

Was haſt du denn?

Pauline.

Ein Stich im Herzen!

Adolph (unterſtützt Paulinen.)

Das Blut — es wird gleich vorüber ſeyn, ich kenne das Uebel, bin ihm auch unterworfen. (Man hört den Obriſt Welſten und den Major Trank hinter den Couliſſen disputiren.)

Obriſt.

Ich hab's Ihnen ja geſagt, daß ich vierzehn Buben habe.

Major.

Ey was, ich hab' nichts gehört, Sie habens überſehen, Sie ſind neunzig — neunzig.

Adolph (bey Seite.)

Was hör' ich, das iſt ja die Stimme meines Onkels. Zum Teufel, wie kömmt denn der hieher? (Während der Baron, Pauline und Malchen in den Hintergrund treten, um dem Obriſten und Major entgegen zu gehen, ſpricht Adolph leiſe zu Carl.) Carl! das iſt mein Onkel; ich bin verloren, wenn er mich ſieht. (deutet auf das Cabinett, deſſen Thür neben dem Tiſche iſt, worauf Schreibgeräth ſteht, und worauf er ſchon früher ſeine Schriften gelegt hat.) Ich retirire mich in dieſes Cabinett, ſieh zu, daß kein Menſch hinein kommt. (er geht ſchnell in das Cabinett, Carl ſchließt hinter ihm zu, ſteckt den Schlüſſel in die Taſche, und geht auch den Eintretenden entgegen.)

Zehnte Scene.

Der **Obriſt** und der **Major** treten disputirend ein, hinter ihnen der Corporal **Praller** in militäriſcher Stellung, der **Baron**, **Pauline**, **Malchen** und **Carl**.

Obriſt.

Sie haben auch nicht recht gezählt. Sechs Blatt und die Quint macht 21, drey Aß iſt 24, und 3 König macht 27.

Major.

Ja, und drey Damen macht neunzig.

Obriſt.

Nichts nutz. Ich habe die Careau-Dame und die Treffle-Dame gehabt.

Praller.

Euer Gnaden, Herr Commandant!

Major.

Geht zum Teufel! Wie wollen Sie, daß man ſein Spiel zählen ſoll, wenn mitten unter der Parthie Ordonanzen kommen.

Obriſt.

Ja, da haben Sie recht, mein Herr. Aber der

Dienſt geh' vor Allem — (zu Praller.) nun red' er, Corporal, was gibt's denn?

Praller.

Ich komme gehorſamſt zu vermelden, wie daß man den Priſſonier, der aus der Citadelle entflohen iſt, wie uns der Commandant die Meldung gethan hat, hier in der Gegend ſpazieren geſehen haben will.

Major.

Soll herumſpazieren. In dieſem Augenblick iſt der Herr Obriſt nicht Kreiscommandant, er iſt hier, um einen Heirathscontract zu unterzeichnen, und die Partie Piquet auszuſpielen. — Kommen Sie, mein Herr! Ich habe 168 markirt, und Sie 26. Iſt ein Double — ein Double! Corporal! Rechtsum kehrt euch! Marſch!

Obriſt.

Geh er nur indeſſen in's Vorzimmer, Praller, ich komme bald nach, und werd' ihm dann die nöthigen Befehle ertheilen.

Praller

(ſalutirt militäriſch, und geht ab.)

Baron.

Meine Herren! Ihre Parthie mögen Sie ſpäter zu Ende ſpielen, wir wollen für's Erſte die Sache mit dem Notar zu Ende bringen. (ſchaut herum.) Aber wo iſt er den?

Malchen.

Er war ja eben hier.

Carl.

Wird vermuthlich fortgegangen ſeyn.

Baron.

Nicht doch, wir ſtanden ja bey der Thüre, und müßten ihn geſehen haben.

Malchen.

Er kann nirgend ſeyn, als in dieſem Cabinette.

Carl (leiſe zu ihr.)

So ſchweige doch.

Malchen.

Warum ſchweigen? Er muß hier ſeyn, denn das Zimmer hat keinen andern Ausgang, als jene Thüre. (läuft zur Thüre des Cabinett's, pocht und ſchreyt.) Herr Notar! Herr Notar!

Alle (ſchreyen.)

Herr Notar! kommen Sie doch heraus.

Obriſt

(nach einer Pauſe.)

Ach! — er wird nicht drinnen ſeyn.

Carl.

Das iſt's, was ich ſage, er iſt gewiß nicht drinnen.

Malchen

(welche indeſſen durch das Schlüſſelloch geguckt hat.)

Ach, ich ſeh ihn ja durchs Schlüſſelloch, er ſitzt in einem Lehnſtuhl mit dem Rücken gegen die Thüre.

Major.

Element! Warum antwortet er denn hernach nicht? Iſt ihm etwa nicht wohl?

Malchen.

Kann wohl ſeyn, daß er auch einen Stich in's Herz bekommen hat, wie vor einigen Minuten meine Schweſter.

Carl.

Schweigſt du noch nicht?

Malchen.

Wie ſoll ich denn ſchweigen, wenn dem armen Mann da drinnen nicht wohl iſt, wenn es ſich vielleicht gar um ſein Leben handelt. Pfuy! ſind Sie ſein Freund!

Baron.

Aber, wo iſt denn der Schlüſſel?

Malchen.

Ich hab' ihn doch eben im Schloſſe ſtecken geſehen, ſollt' er hinabgefallen ſeyn. (ſucht auf der Erde.) Nein, da iſt er auch nicht.

Baron.

Da werden wir bald fertig ſeyn. Ich hohle den Hauptſchlüſſel.

Major.

Ich begleite dich. (beyde ab, der Obriſt folgt ihnen einige Schritte, kehrt aber gleich wieder um.)

Carl.

Gehen Sie nicht auch mit, Herr Obriſt?

Obriſt.

Wozu denn? Hier muß ja auch Jemand bleiben, ſonſt wüßt Ihr Kinder Euch gar nicht zu helfen.

Malchen.

Kinder? (ſchnippiſch.) Nun, ſo bleiben Sie hier, alter Herr.

Obriſt

(ſetzt ſich zum Tiſch.)

Hat man das jemahls gehört. Verläßt uns der Federfuchſer gerade in dem Augenblicke, wo wir ihn brauchen. (er blickt auf den Tiſch.) Ey ſieh da, mindeſtens hat er ſeine Bagage zurückgelaſſen. Federn und Schriften. (er beſieht eines von den Papieren.) Hm! hm! was ſeh' ich? Ein Befehl des Generals. (beſieht ein anderes.) Ein Brief von mir. Sonderbar, das iſt der nähmliche Brief, den ich an den entflohenen Gefangenen Trauk geſchrieben habe, als er ſich bey mir über ſeine Verhaftnahme beſchwerte. Carl, Malchen! Gehören dieſe Papiere wirklich dem Notar?

Carl.

Ja, er hat ſie ſelbſt hergelegt.

Obriſt.

Und dieſer angefangene Aufſatz?

Carl.

Iſt ſeine Schrift.

Oberſt.

Mord Element! und ſeine ſchnelle Flucht — (zu

Malchen.) Sage mir, Malchen, biſt du auch überzeugt, daß der Menſch der Notar war, oder hatt' er vielleicht nicht etwas Militäriſches in ſeinem Benehmen?

Malchen.

Alſo halten Sie ihn auch für einen Officier? O das iſt ſchön; ich auch — ich auch! vorgeſtern bey dem Kirchtagstanz, da hatt' er auch wirklich einen blauen Rock an, mit goldenen Quaſten auf den Achſeln, und auf den Umſchlägen war ein Anker von Gold geſtickt.

Obriſt.

Es iſt gar kein Zweifel mehr, er iſt's — er hat ſich verkleidet. (laut.) Kinder! der Menſch iſt Niemand Anderer als der Gefangene, der vor zwey Tagen aus der Feſtung Wellenſtein entwiſcht iſt. — Warte, nun ſollſt du mir nicht mehr entkommen.

Malchen.

Wie, Herr Obriſt? Sie wollten hier in dem Hauſe meines Vaters — (tritt zu ihm und ihm ſchmeichelnd.) Nein, mein liebes, gutes, altes Schnauzbärtchen — nicht wahr, das thuſt du nicht?

Obriſt.

Hilft nichts, Kind, — ich bin dafür verantwortlich, ich muß ihn arretiren.

Malchen.

Arretiren? — Ach, und ich Abſcheuliche bin Schuld daran.

Obriſt (ruft.)

Praller!

Praller (von Außen.)

Herr!

Eilfte Scene.

Die Vorigen. Praller.

Obriſt.

Praller! Er ſtellt ſich hier vor dieſe Thüre; unſer Gefangener iſt in dieſem Cabinett, ein Mann in einem ſchwarzen Kleide — ein Notar, verſteht er mich?

Praller.

Ja, mein Herr Obriſt.

Obriſt.

Alſo er ſteht hier Schildwache, und wenn er einen Notar ſieht —

Praller.

Der gehört mein!

Obriſt.

Gut — ich gehe eine ſichere Eskorte zu beſorgen. — Malchen, ich danke dir, daß du mir auf die Spur geholfen haſt. (er geht ab.)

Zwölfte Scene.

Carl, Pauline, Malchen und **Praller**, der ſeinen Säbel gezogen hat, und vor der Cabinettsthüre auf- und abgehet.

Pauline.

Du lieber Gott, was iſt jetzt zu thun?

Carl.

Pfuy, Couſinchen, das war nicht ſchön von Ihnen; durch Ihre Neugierde und Schwatzhaftigkeit haben Sie jetzt meinen beſten Freund in's Verderben geſtürzt.

Pauline.

Malchen, derjenige, der jetzt durch deine Schuld arretirt wird, iſt mein Geliebter.

Malchen.

Dein Geliebter? Nun endlich iſt das Geheimniß heraus, das kommt davon her, wenn man immer ſo heimlich thut — alſo ich, ich wäre an deinem Unglücke Schuld, liebe Schweſter, und an dem ſeinigen. Du kannſt mir das wohl nie verzeihen, Pauline? —

Pauline.

Sey ruhig — du konnteſt ja nicht vorausſehen —

Malchen.

Nein — ich bin ſchuldig, aber ich will's wieder gut machen, ich werde mit dem Papa ſprechen. Ich werde den alten Oberſten bitten, und ihm, wenns ſeyn muß, ſogar einen Kuß auf ſeinem pechſchwarzen Schnurrbart geben, und wenn ſie meinen Bitten widerſtehen, dann — dann (in Thränen ausbrechend.) dann weiß ich wahrhaftig nicht, was ich anfange.

Carl.

Weinen hilft hier nichts, du biſt ein Kind.

Malchen.

Ein Kind? — ich ein Kind? — Gut wir wollen ſehen, ob ich ein Kind bin. (ſich ſchnell die Thränen trocknend.) Ich will aufhören zu weinen, denn das nützt nichts, und meine Thränen ſchwemmen den alten Soldaten, der dort ſo unbarmherzig auf- und abgeht, nicht fort. — (mit den Füßen vor Aerger ſtampfend.) Mein Gott! Mein Gott; wie fang ich's denn an, denn helfen muß ich. Es fällt mir kein Mittel ein. (ſie geht zum Fenſter bey der erſten Couliſſe, ſieht hinaus und ſchreyt freundlich.) Ach! was ſehe ich? dort am Ende der Allee, das iſt Herr Sportel, der daher lauft. (ſie wirft eine Kußhand gegen den Himmel.) Ich danke dir, lieber Herrgott, den ſchickſt du mir in meinen größten Nöthen. (ſchreyend und ſich anſtellend, als ob ſie Furcht hätte, indem ſie die Hände vor das Geſicht hält.) Ach, er wird ſich gewiß einen Fuß brechen. — Nein, jetzt iſt er ſchon unten. (zu Praller.) Herr Soldat! Herr Soldat! kommen Sie nur einmahl her und ſehen Sie, der Gefangene iſt aus dem Fenſter geſprungen.

Pauline und Carl.

Wär's möglich?

Malchen

(gibt ihnen ein Zeichen, es ſey nicht ſo.)

Praller

(geht zum Fenſter.)

Millionen Granaten!

Malchen

(deutet ihm zum Fenſter hinaus.)

Ja, ſehen Sie dort — rechts in der Allee, der ſchwarze Herr mit der weißen Perücke — er läuft ganz entſetzlich.

Praller.

Ja freylich läuft er — aber ſtatt fortzulaufen, läuft er gegen das Haus.

Malchen.

Weil der arme Menſch ganz den Kopf verloren hat.

Praller.

Ich habe den meinigen, Gott ſey Dank, noch, wollen ihn bald einhohlen. (er läuft ab.)

Dreyzehnte Scene.

Die Vorigen, ohne Praller, dann Adolph.

Malchen

(vor Freude hüpfend und die Hände zuſammenſchlagend.)

Ach, wie er lauft, wie er lauft. O, wie bin ich ſo froh.

Carl

(ſteckt den Schlüſſel an.)

Adolph, die Luft iſt rein, Sie können heraus kommen.

Adolph (tritt heraus.)

O meine angebethete Pauline. (ſchlingt ſeinen Arm um Paulinen.)

Malchen (hinſchielend.)

O, wie glücklich iſt meine Schweſter. Mich ſieht er gar nicht einmahl an.

Adolph

(reicht Carln die Hand.)

Lieber Carl, ich danke dir recht ſehr für deine Freundſchaft, und auch Ihnen, ſchönes Malchen.

Malchen

(mit etwas pikirtem Ton.)

Mir haben Sie gar nicht zu danken, mein Herr. — Was ich gethan habe, hab' ich für meine Schweſter gethan; ich helfe nur jenen Leuten, die Vertrauen auf mich haben, und mich nicht wie ein Kind behandeln.

Pauline

(etwas verweiſend.)

Malchen!

Malchen.

Nun ja, ich habe zuvor einen kindiſchen Streich begangen, aber ich habe ihn auch wieder gut gemacht. (zu Adolph.) Nicht wahr, Herr Schwager?

Adolph.

Allerdings, meine liebe, kleine Schwägerinn, o, wenn Sie es doch ſchon wären.

Carl.

Machen Sie ſich aus dem Staube, man kömmt.

Malchen.

Gehen Sie durch das Zimmer meiner Schweſter, das führt in den Garten. Pauline, Carl, geht mit ihm, daß er den Weg findet.

Pauline.

Und du?

Malchen.

Ich? ich bleibe hier — das Abſchließen des Contracts muß gehindert werden, der Papa muß erfahren, daß du deinen Bräutigam nicht magſt, ſondern einen Andern heirathen willſt, und er muß ſeine Einwilligung dazu geben.

Carl.

Und das wollteſt du zu Wege bringen?

Malchen

(mit einem Knix.)

Mit Ihrer gütigen Erlaubniß, der Papa wird Anfangs etwas bös werden, mir wohl vielleicht gar ein Paar Tage Zimmerarreſt geben. In Gottes Nahmen, wenn nur meine gute Pauline recht glücklich wird. (ſchiebt ſie bey der Thür hinaus.) Aber jetzt geht nur, geht. (Carl, Adolph und Pauline durch die Seitenthür zur Rechten ab.) Der Herr Sportel wird ein Geſicht machen, wenn er erfährt, daß ich ihn habe arretiren laſſen.

Vierzehnte Scene.

Malchen, der **Obriſt**, der **Major** und **Praller**, welcher den Notar **Sportel** bey der Bruſt hält.

Praller.

Da hab' ich ihn ſchon — Herr, nicht rühren, was ich einmahl anfaſſe, das iſt mein.

Sportel.

Ach Go — Go — Gott — sum per — per — persona publica. Man laſſe Einen — Einen — Einen gehen.

Obriſt.

Laß er ihn los, Praller! — Woher kommen Sie, mein Herr?

Sportel.

Venio, vom Wein — Wein — Weinwirth, wo ich ein T — T — Teſtament gemacht habe.

Obriſt.

Und wo wollen Sie hin?

Sportel.

Einen Hei — Hei — Heirathskontract aufſetzen.

Praller.

Das iſt nicht wahr, Herr Obriſt. Er ſprang zum Fenſter hinaus, fragen Sie nur dort das Mädchen. (auf Malchen deutend.)

Sportel.

Gu — gu — gut! das Ki — Ki — Kind ſoll reden.

Malchen.

Das Ki — Ki — Kind wird reden.

Sportel.

Nicht wahr — Sie ke — ke — kennen mich, ich bin Herr Sch — Sch — Sch — Sportel, notarius pub — pub — publicus.

Malchen.

Freylich kenn' ich Sie, lieber Herr Sportel, und habe recht viel Angſt gehabt, daß Sie ſich weh thun möchten, wie ich Sie aus dem Fenſter ſpringen ſah.

Sportel.

Tau — Tau — Tauſend Sap — Sap — Saprament! — Ich bin in meinem Leben noch nicht ge= — ſch — ſch — ſprungen. (Praller faßt Sporteln wieder, und will ihn fortführen.)

Fünfzehnte Scene.

Die Vorigen und der Baron.

Baron.

Was gibt's denn hier für Lärmen. Liefert Ihr da mit Herrn Sportel, meinem Notar, eine Bataille?

Obriſt.

Wie? — Ihr Notar iſt das, Herr Baron?

Baron.

Ja freylich, er führt in der ganzen Gegend alle Geſchäfte.

Sportel.

Das hab' ich den He — He — Herrn auch geſagt. Aber ſie gla — gla — glauben mir nicht. Ich bi — bi — bitte — gehn wir an's We — We — Werk. Meine Augen — Augen — Augenblicke ſind koſt — koſt — koſtbar, und meine Fr — Fr — Frau wartet auf mi — mi — mich.

Baron.

Nun, Sie brauchen ſich nicht zu bemühen, Herr

Sportel, Sie haben uns ja ohnedieß einen Stellvertreter geſchickt.

Sportel.

Ich — ich habe nichts geſch — ſch — ſchickt.

Baron

(auf das Cabinett zeigend.)

Nun, da drin iſt er, er iſt etwas unpäßlich, ſehen Sie ſelbſt hinein.

Sportel

(öffnet das Cabinett und ſieht hinein.)

Ni — ni — nichts iſt darin.

Praller.

Element! So hab' ich etwa gar den Unrechten erwiſcht.

Sportel.

Ja — ja — ich bin der Un — Un — Unrechte. (Malchen lacht heimlich.)

Praller.

Der Teufel mag ſich auch bey den Federhelden auskennen, ſie haben alle eine Uniform. — Herr Obriſt. Ich gehe — und will mich auf die Lauer legen, vielleicht erwiſch ich doch den Rechten. (Der Obriſt gibt ihm ein Zeichen, er geht ab.)

Sportel.

Der Con — Contract will nicht zu Sta — Sta — Stande kommen, ein — ein — einmahl läßt man mich war — war — warten, das zweytemahl ſch — ſch — ſchickt man mich fort, das Dri — dri — drittemahl a — a — arretirt man mich.

Baron.

Das viertemahl wollen wir die Sache geſchwind zu Ende bringen. Kommen Sie. (Sportel und die Uebrigen, mit Ausnahme Malchens, ſetzen ſich um den Tiſch herum.)

Malchen (bey Seite.)

Ach mein Gott! jetzt geht's ſchon drauf los. (laut.) Papa, meine Schweſter iſt ja nicht da.

Baron.

Man wird ſie ſchon rufen, wenn's zum Unterſchreiben kommt.

Sportel

(die Feder in die Hand nehmend.)

Meine He — He — Herren, ein Hei — Hei — Heirathscontract iſt ein ſehr wichtiges In — In — Inſtrument — ich habe den Co — Co — Codex mit mir gebracht, in Hinſicht des Hei — Heirathsguts.

Malchen (laut.)

Herr Sportel, bald hätt' ich drauf vergeſſen — hat Ihre Frau Ihnen nicht den Haubenſchnitt mitgegeben, um welchen ſie meine Schweſter gebethen hat?

Sportel.

Nei — Nei — Nein!

Baron.

Malchen — ſtöre uns nicht, oder ich ſchicke dich fort, ſetze dich dort auf den Schemmel, und ſpiele mit deiner Puppe.

Malchen (thut es.)

Baron.

Schreiben Sie nur den Eingang, Herr Sportel, und leſen Sie ihn uns dann vor. (Sportel ſchreibt.)

Malchen

(mit ihrer Puppe ſpielend.)

Schön gerade halten, und folgen — ſo — ich will dich ja ſchön anziehen zur Hochzeit — du mußt den Mosje Hanswurſt heirathen. — Was ſagſt du? — du magſt ihn nicht? — ach — das iſt alles Eins, der Papa will, und da mußt du! — Ich glaube gar, du ſchneideſt Geſichter? — Iſt dir der Hanswurſt vielleicht zu alt — und glaubſt du, er wird dich nicht zum Tanzen führen? — Nun, ſo mach's, wie die Madam Sportel, die vorgeſtern auch mit einem andern ſchönen Herrn auf den Kirchtag gegangen iſt.

Sportel

(hält inne vom Schreiben.)

He! was war das?

Baron.

Laſſen Sie das Kind reden, und ſchreiben Sie fort.

Sportel.

Schon recht! — aber das Ki — Ki — Kind redet ent — ent — entſetzliche Sachen.

Malchen

(ſpricht weiter mit ihrer Puppe.)

Ach, du wirſt eine ſchöne Madam ſeyn, mit dem prächtigen Hut. — Laß hören, wie wirſt du deinem Liebhaber antworten? Haſt du dir denn nicht gemerkt, was heut meine Schweſter zu dem hübſchen jungen Offizier ſagte?

Major (ſpitzt das Ohr.)

He?

Baron.

Holla! das muß ich auch hören!

Malchen.

Sie ſagte: Ich liebe nur Sie, und werde Sie ewig lieben, umſonſt verſucht man es, mich an einen andern Mann zu ketten, ich kann dieſe Verbindung nicht eingehen.

Baron (zornig.)

Was wäre das? (will aufſtehen.)

Major

(hält ihn zurück.)

Ruhig, wir hören vielleicht noch mehr.

Sportel.

Jetzt kömmts an die Wieder — Wieder — Wiederlage.

Major
(immer auf Malchen horchend.)

Schreiben Sie, was Sie wollen. (nach einer Pauſe.) Jetzt iſt ſie ſtill.

Malchen
(macht ein Zeichen, als Beweis, daß ſie bemerkt, daß man auf ſie horcht.)

Jetzt wollen wir ſehen, wie weit die Mamſell im Leſen gekommen iſt. — Da hergeſetzt (ſie ſetzt die Puppe auf ihr Knie, nimmt ein Papier und hält es ihr vor.) und hübſch mit mir geleſen. M — ei Mei — n — e — ne meine — liebe Pauline!

Baron (bey Seite.)

Ein Brief an meine Tochter!

Major (eben ſo.)

Meine Braut wechſelt Briefe!

Malchen.

Meine — nun meine? (wartet einen Augenblick.) Nicht ſo langſam — Liebe heißt es ja — das Wort kennt doch jedes Mädchen.

Baron.

Den Brief muß ich ſehen. (indem er ſich langſam Malchen nähert, um ihr den Brief wegzunehmen, bemerkt dieſe es von der Seite und zerreißt das Papier in viele kleine Stücke, das Folgende ſprechend.) Dummes Ding! gar nichts lernt ſie, ſoll mir auch gar nichts mehr zu leſen bekommen.

Baron (bey Seite.)

Das iſt ein kleiner Satan.

Malchen

(wirft ihrer Puppe die Papierſtückelchen hin.)

So, da kann ſie jetzt Papilloten daraus machen, geh' ſie mir aus den Augen.

Baron (zu Malchen.)

Was haſt du da zerriſſen?

Malchen.

Nichts Bedeutendes, Papa. Es war nur ein Brief an meine Schweſter.

Baron.

Und von wem war der Brief? Du haſt ihn gewiß geleſen.

Malchen.

Freylich — aber ich hab' ihn nicht ganz verſtanden. Er war von einem jungen Mann, und der ſchreibt von Liebe und von Flammen, und nennt ſich den Gemahl meiner Schweſter, weil ſie ihm verſprochen hat, ihn zu heirathen.

Major.

Ihn zu heirathen?

Baron.

Sey nur ruhig, Bruder. (zu Malchen.) Und wie heißt der junge Mann?

Malchen.

Wie er heißt? (nachdenkend.) Ja, warten Sie.

(ſich beſinnend.) Richtig, Ritter von Trank nennt er ſich.

Baron und Major.

Trank? (lachen Beyde aus vollem Halſe.)

Major.

Hat mich das Kind doch ſchon ordentlich erſchreckt.

Malchen

(ſieht ſie erſtaunt an.)

Warum lachen Sie denn ſo?

Major.

Ha, ha, ha! Der Kleinen kann man doch nichts verborgen halten, ſie hat gewiß bey der Thüre gehorcht, denn ſie weiß meinen Nahmen.

Obriſt.

Wie, mein Herr? Ihr Nahme?

Major.

Ja, ich bin der Ritter von Trank.

Obriſt.

Derſelbe, der den Prozeß wegen des Majors Bellſtein gehabt hat.

Major.

Ja, ja, derſelbe.

Obriſt.

Teufel auch! warum ſagen Sie mir das? Nun ich's weiß — muß ich Sie arretiren.

Major.

Mich arretiren?

Obriſt.

Allerdings. Sie ſind auf drey Monathe condemnirt, und da Sie erſt zwey und ein halbes Monath auf der Feſtung geſeſſen ſind.

Major.

Ich — Herr, was fällt Ihnen ein?

Obriſt.

Nun! waren Sie denn nicht dritthalb Monath auf der Feſtung Wellenſtein? ſind Sie nicht vorgeſtern von dort flüchtig geworden?

Major.

Herr Obriſt, mir ſcheint, es rappelt in Ihrem Kopfe.

Sechszehnte Scene.

Die Vorigen. Praller.

Praller.

Herr Obriſt, ich hab' ihn ſchon.

Obriſt.

Das glaub' ich, weil er hier iſt.

Praller.

Nein, er iſt unten. Gerade als er über die Gartenmauer ſteigen wollte, hab' ich ihn noch beym Rockſchoß erwiſcht, er hat's ſelbſt eingeſtanden, daß er der

Ritter von Trank ſey, und unſere Leute bringen ihn hieher.

Major.

Nun, ſo bin ich doch neugierig, den galanten Herrn kennen zu lernen, der ſich für mich arretiren läßt. (erblickt den eintretenden Adolph.) Element! es iſt mein Neffe!

Siebenzehnte Scene.

Die Vorigen, Adolph, Pauline, Carl.

Adolph.

Ja, er ſelbſt, der ſeinem Schickſale nicht entgehen konnte, der aber, bevor er gefangen abgeführt wird, Einſpruch in dieſe Verlobung macht.

Obriſt.

Ach, jetzt begreif' ich. (auf Adolph zeigend.) Der Herr iſt unſer rechter Gefangener, und zugleich der begünſtigte Liebhaber.

Major.

Was Teufel!

Baron.

Das duld' ich nicht.

Obriſt.

Aergern Sie ſich nicht, mein Freund, wünſchen Sie ſich im Gegentheile Glück. Wiſſen Sie, daß der junge Mann eine herrliche Carriere macht. Einen halben Monath bleibt er noch auf der Feſtung, und dann wird er auf der Stelle Obriſt.

Alle.

Obriſt!

Obriſt.

Ja, ja, ſo hat's der Fürſt entſchieden. — Dreymonathlichen Arreſt, um ſein ſubordinationswidriges Vergehen zu beſtrafen, und die Beförderung, um ſeinen Muth zu belohnen.

Malchen

(mit einem Knix.)

Herr Schwager Obriſt, ich gratulire.

Carl.

Nicht wahr, Adolph, dann machen Sie mich gleich zum Fähndrich?

Major.

Alle neun und neunzig Donnerwetter! iſt das wahr?

Obriſt.

Ich habe den Befehl ſelbſt geleſen.

Major.

Das geht ja vortrefflich, ich habe die Beförderung, und mein Neffe den Arreſt.

Adolph.

Alſo an Ihrer Statt hat man mich arretirt, Herr Onkel?

Major.

Ja, armer Junge — (auf Paulinen.) indeſſen haſt auch du irgendwo an meiner Statt fouragirt, und ſo ſind wir wieder quitt.

Sportel

(der bisher auf gar nichts gehorcht, ſondern immerfort geſchrieben hat, erhebt ſich jetzt vom Tiſche, das Papier in der Hand.)

Meine Herren! — der Con — Con — Contract iſt fertig.

Malchen.

Gilt nichts, Herr Sportel, müſſen einen neu — neu — neuen machen.

Sportel.

Einen neu — neu — neuen machen?

Malchen.

Ja, ja — Nicht wahr, Papa?

Major (faßt des Barons Hand.)

Ja freylich, Bruder! das mußt du thun, ich gebe den jungen Leuten eine Ausſteuer von 50000 fl.

Baron.

Was will ich machen?

Adolph.

Lieber Onkel!

Major.

Das iſt mein Ranzionsgeld, aber halt, ich muß ja noch einen halben Monath ſchwitzen.

Praller.

Wenn der Herr Major befehlen, ſo will ich für eine ähnliche Bezahlung den halben Monath ſtatt Ihrer —

Major.

Nein, nein. (zu Welſten.) Herr Obriſt, ich folge Ihnen, aber ich hoffe, Sie werden mich alle Abende auf eine Parthie Piquet beſuchen.

Obriſt.

Ich verſpreche es Ihnen, Herr Camerad, aber nicht mehr disputiren.

Malchen

(zu Paulinen und Adolph.)

Nun, hab ich's gut gemacht?

Adolph.

Liebes Malchen! (will ſie küſſen.)

Malchen

(wendet ſich ab.)

Pfui, das ſchickt ſich nicht.

Major.

Malchen, nimm dich in Acht, daß ich mich für das, was heute vorgefallen iſt, nicht binnen fünf oder ſechs Jahren an dir revangire.

Adolph.

Thun Sie das nicht, lieber Onkel, da könnte leicht Carl an Ihrer Statt fouragiren.

Malchen
(tritt vor mit ihrer Puppe.)
Ach Gott! wie freu' ich mich ſo ſehr,
Nun lächeln alle Betrübten;
Alles iſt glücklich um mich her,
Pauline bekömmt den Geliebten,
Papa, und auch der Bräutigam lacht,
Das Alles haſt du zu Stande gebracht,
Du liebe, goldene Puppe!
(herzt und küßt ſie.)

Baron
(auf die Puppe zeigend.)
Was heute doch das hölzerne Ding
Für eine Ravage angefangen,
Ihr Freunde! haltet kein Weſen gering,
Es darf vor Jedem Euch bangen.
Wie mancher unbedeutende Mann
Fängt ungeheure Verwirrung an,
Der nicht beſſer iſt, als die Puppe.

Adolph
(zu Paulinen.)
Lieb' Mädchen ich führe dich nun in mein Haus,
Mein ſehnlichſter Wunſch iſt geſtillet;
Froh ſeh' ich in die Zukunft hinaus,
Weil ſicher mir Segen entquillet.

Zwar Mancher glaubt, er nimmt eine Frau
Und ſieht mit Schrecken bald nach der Trau,
Er habe nur eine Puppe.

Sportel.

Ich bin ein gu — gu — guter Mann,
Thu ga — ga — gar nichts, als ſchreiben,
Das ge — geht aber nicht länger an,
Mein Weib — thut's ärger ſtets treiben;
Sie ge — geht mit ju — jungen Herren zum Tanz.
Und gings ſo fort, ſpie — ſpie — ſpielte ſie ganz
Mit mir, wie mit ei — einer Puppe.

Major.

Ein großes Spielhaus iſt die Welt,
Der ſpielt mit der Liebe Blume,
Der ſpielt mit der Leyer, und Jener mit Geld,
Ein Andrer mit Ehr und mit Ruhme.
Das Sprichwort bleibt wohl ewig wahr,
Ein Kindlein bleibt der Menſch immerdar,
Er ändert nur ſeine Puppen.

Malchen
(zum Publikum, ihre Puppe vorzeigend.)

Ihr Herren und Damen, ich nahe mit ſchwer
Und bange klopfendem Herzen,
Wir wünſchen herzlich Alle recht ſehr,
Daß Euch unterhielt unſer Scherzen.

Doch wenn es nicht Euren Beyfall bekam,
So bitt' ich recht ſchön, ſeyd uns nicht gram,
Die Schuld hat allein meine Puppe.

(Der Vorhang fällt.)

Inhalt.

Erſter Jahrgang.

Haß allen Weibern. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Frey nach dem Franzöſiſchen des Bouilly. In Alexandrinern bearbeitet.
Der kurze Roman, oder: die närriſche Wette. Luſtſpiel in einem Aufzuge.
Der Ehenſtifter, oder: die beyden Offiziere. Luſtſpiel in einem Aufzuge.
Die ſpaniſche Wand. Dramatiſche Kleinigkeit in einem Aufzuge. Frey nach dem Franzöſiſchen.
Die Ehemänner als Junggeſellen. Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Zweyter Jahrgang.

Die Schauſpielerinn. Luſtſpiel in drey Aufzügen, nach dem Franzöſiſchen, im Versmaß des Originals.
Wahnſinn. Drama in einem Aufzuge. Als Seitenſtück zu Nina. Nach dem Franzöſiſchen le delir frey bearbeitet.
Abneigung aus Liebe. Luſtſpiel in freyen Verſen und einem Aufzuge.
Der alte Jüngling. Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach dem Franzöſiſchen.
Verlegenheiten und Auswege. Poſſe in einem Aufzuge, frey nach dem Franzöſiſchen.

Dritter Jahrgang.

Peter und Paul. Luſtſpiel in drey Aufzügen. Als Seitenſtück zum **Mädchen v. Marienburg** und dem **liefländiſchen Tiſchler.** Nach dem Franzöſiſchen des Lamarteliere.

Der Raſttag. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nach dem Franzöſiſchen des Bouilly.

Die beyden Ehen. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nach dem Franzöſiſchen des Etienne.

Der Wilddieb. Liederſpiel in einem Aufzuge.

Der Sie. Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Vierter Jahrgang.

Verkannte Treue. Drama in drey Aufzügen, nach Pelletier Volmeranges.

Die Zeche, oder: Gaſtwirth und Bürgermeiſter in einer Perſon. Krähwinkliade in einem Acte, nach einer wahren Anecdote.

Narrheit und Narrethey. Luſtſpiel in einem Acte, nach Desaugiers.

Die hölzerne Uhr. Drama in einem Acte, nach **Bernard-Valville.**

Raphael. Luſtſpiel in Alexandrinern und einem Aufzuge.

Fünfter Jahrgang.

Czar Iwan. Dramatiſirte Anecdote in zwey Acten.

Die Papageye. Luſtſpiel in einem Act. Nach dem franzöſiſchen Vaudeville: les Perroquets de la mère Philippe.

Die Bittſteller. Luſtſpiel in einem Acte. Nach Melesville.

Das Kammermädchen. Luſtſpiel in einem Acte. Frey nach Longchamps.

Der Diener ſeines Nebenbuhlers. Luſtſpiel in einem Acte.

Sechster Jahrgang.

Der Prinz kommt! Luſtſpiel in einem Acte. Nach dem Franzöſiſchen des Rougemont.

Thomi, oder: die Stimme der Natur. Drama in zwey Aufzügen, dem Franzöſiſchen nachgebildet.

Der Weibertauſch. Luſtſpiel in einem Acte. Nach dem Franzöſiſchen der Herren Dartois und Achille.

Der Einſiedler im Lerchenwalde, oder: die geheimnißvolle Laube. Luſtſpiel in einem Acte. Nach einem franzöſiſchen Vaudeville der Herren Theaulon und Capelle.

Siebenter Jahrgang.

Gleiche Schuld. Gemählde unſerer Zeit, in drey Aufzügen.

Die ſeltſame Lotterie. Luſtſpiel in einem Acte.

Die Tauben. Schwank in einem Acte. Als Seitenſtück zu den Papagenen.

Die Puppe, oder: Die kleine Schweſter der Geliebten. Luſtſpiel in einem Acte, nach Scribe und Melesville.

Dramatiſches
Sträußchen

für das Jahr

1823.

Von

J. F. Caſtelli.

Achter Jahrgang.

C
26

KÖN. HOF THEATER.

Wien.
Gedruckt und im Verlage bey J. B. Wallishauſſer.

WÜRTT. LANDESBIBLIOTHEK STUTTGART

Meinem Freunde

Anton Schenk

gewidmet.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Zueignung.

Wir haben viel
Vom tollen Spiel
Einſt miteinander getrieben,
Sind manche Nacht,
Froh durchgewacht,
Herrn Somnus ſchuldig geblieben.

Wir praßten nicht,
Ein ſchlecht Gericht
Galt uns ſtatt trefflichem Mahle;
Doch perlte friſch
Am runden Tiſch
Der Gerſtenſaft im Pokale.

Bey frohem Sang
Und Becherklang
Und mancherlei tollen Scherzen
Verflog die Zeit,
Und Fröhlichkeit
Verwiſchte den Staub von den Herzen.

Die gute Zeit
Iſt fort! — Zerſtreut
Die Freunde nach Norden und Süden;
Die Zier vom Scherz,
Das Heldenherz:
Mein Körner ruhet in Frieden.

Freund! ich und Du
Sind ſtets in Ruh'
Der Donau treu noch geblieben,
Wo immer froh,
Doch nimmer ſo,
Wie damahls, wir leben und lieben.

Drum will ich Dir
Dieß Büchlein hier
Zur frohen Erinnerung weihen;
Wir ſchau'n zurück
Mit heiter'm Blick,
Wir haben ja nichts zu bereuen.

Wien, im November 1823.

J. F. Caſtelli.

Der

uckelige Liebhaber.

Poſſe in einem Aufzuge,

nach einem franzöſiſchen Vaudeville.

---

ufgeführt auf dem k. k. Hoftheater in Wien, und auf dem
königl. Hoftheater in Berlin.

Perſonen.

Herr von Plin, ein reicher Gutsbeſitzer.

Adamine, ſeine Nichte.

Friedrich Holſt.

Frau von Merdan.

Kätchen, Adaminens Mädchen.

Ein Bedienter.

Die Handlung ſpielt auf Plins Landgute, drey Meilen von der Hauptſtadt.

(Die Bühne ſtellt einen zierlichen Gartenſalon vor, von allen Seiten offen. Man ſieht durch dieſe Oeffnungen in den Garten.)

Erſte Scene.

Kätchen (allein),
(ſie iſt beſchäftigt auf einem Tiſchchen das Frühſtück zu ordnen, ſie hat daher einen Korb bey ſich, aus welchem ſie Kaffeh-Taſſen, Teller, Obſt u. ſ. w. nimmt.)

Auf Herrn von Plins Landgute iſt's etwas luſtiger als in der Erziehungsanſtalt, das muß ich ſagen. Gibt aber auch bey dem *Einen* Fräulein hier mehr zu thun, als bey zwanzig, die ich dort zu bedienen hatte. — Nun, nun, wollen ſchon ſehen, daß wir's für einander bringen! — Ja, ja, wo ein Milchtopf ſteht, da kommen die Fliegen angeflogen, und wo ein hübſches, reiches Mädchen iſt, da kommen die Freyer zugeflogen. — Wir haben kaum Zimmer genug für alle die jungen Herren aus der Nachbarſchaft, welche täglich ihre Beſuche hier abſtatten, und ihre buttermürben Herzen hier zurücklaſſen. — Sie wiegen doch alle den jungen Holſt nicht auf — das iſt ein junger Mann wie ſich's gehört, hübſch, artig, 10000 Gulden jährliche Einkünfte — und was das Vorzüglichſte iſt, im vollen Ernſte entſchloſſen ſich in das Eheſtandsjoch zu ſchmiegen. — Darum hab' ich aber auch den jungen Mann unter meine Flügel genommen. — Alle ſeine Briefchen hab' ich treulich der Mamſell zugeſteckt, ſie hat faſt gar nichts anders in der Erziehungsanſtalt geleſen, als dieſe zuckerſüßen Briefchen. — Aber jetzt hat ſich leider Alles geändert, der Herr Onkel hat Adaminens Hand ſchon verſprochen, der beſtimmte Bräutigam wird in jeder Minute erwartet, alſo kann ich nicht mehr helfen. Sie müſſen ihr Herzensfeuer zu dämpfen ſuchen, mein Herr Holſt, wohnen ja ohnedieß in der Hauptſtadt, wo gute Löſchanſtalten für äußeres und inneres Feuer vorhanden ſind. — (Sie hat den Tiſch vollends gedeckt.) So, jetzt will ich ſie zum Frühſtücke rufen. Aber — was ſeh' ich? — wer kommt da? — Meiner armen Seele, er iſt's! — Wenn man den Wolf nennt, ſo kommt er gerennt.

Zweyte Scene.

Holſt und Kätchen.

Holſt.

Ja, ich bin ein Wolf, ich will einer ſeyn, und euch das ſchönſte Lämmchen ſtehlen. —

Kätchen.

Geſchieht Ihnen recht, warum haben Sie ſich nicht früher gemeldet?

Holſt.

Wie konnte ich? Das Mädchen mußte mich doch früher kennen. — Ich ſah Adaminen im Theater, und ſah von dieſem Augenblicke an nur ſie. Indeſſen hatte ſie mich gar nicht bemerkt. Ich erkundigte mich ~~von~~ ihren Verhältniſſen und erfuhr, daß ſie eine Waiſe ſey, und unter dem Schutze ihres Onkels ſtehe, der ſie in jene Erziehungsanſtalt gegeben. Ich ſuche mich wie natürlich in die Anſtalt einzudrängen, aber vergebens, da geht's gar ſtrenge zu, keine Concerte, keine Bälle, — nichts als höchſtens einmahl des Jahrs eine Prüfung, bey welcher man auch nicht ~~einmahl~~ erſcheinen kann, wenn man nicht mindeſtens ein Vetter iſt. Es war alſo unmöglich meine Angebetete zu ſehen. Da wend' ich mich an dich, liebes Kätchen, der ich die Pfiffigkeit gleich am Stumpfnäschen anſah, du warſt ſo gut und beſtellteſt meine ſeufzerſch~~wangeren~~ Briefe an Adaminen, brachteſt mir aber leider nie eine Antwort darauf. — Endlich fang' ich an zu hoffen, als ich höre: Adamine werde die Anſtalt verlaſſen, und ſich zu ihrem Onkel begeben, der ſie zu verheirathen gedenke. — Darum komm' ich auch hieher, feſt entſchloſſen, mir ihre Hand zu erringen, als Lohn für eine Liebe und Beſtändigkeit von ſechs Wochen.

Kätchen.

Eine ſechswochentliche Beſtändigkeit — hu! da erſchrickt man ja völlig. — Tauſend, Sie können ſich rühmen.

Holſt.

Spotte nicht, — man muß überall das Verhältniß und die Beſchaffenheit des Individuums mit in Anſchlag bringen. Was für einen bloßen Schwärmer, der nur von Seufzern und Mondſchein lebt, eine Kleinigkeit wäre, iſt für einen ~~jungen~~ Sauſewind, der in und mit der Welt lebt, viel. — O ich bin verſichert, Adamine würde mir die ſechs Wochen hoch anrechnen, wenn ſie mich nur kennte. — Kätchen, ſag' mir aufrichtig: Haben meine Briefe eine gute Wirkung hervorgebracht? glaubſt du daß Adamine geneigt ſey, mir ihre Liebe zu ſchenken? —

Kätchen.

O! — Dispoſition hat ſie allerdings dazu; ſeit acht Tagen, die wir hier auf dem Schloſſe zubringen, blieb auch die Liebespoſt aus, und ſeitdem iſt ſie mißmuthig, und ihre Augen ſcheinen mich zu fragen: — Haſt du kein Briefchen für mich?

Holſt.

Herrlich! — Nun, und wer iſt denn der beſtimmte Bräutigam?

Kätchen.

Ein Herr Bronner, der Sohn eines reichen Kaufmanns, der nicht übel ſeyn ſoll. — Adamine kennt ihn eben ſo wenig als Sie. — Eine Verbindung, welche der Onkel projectirt hat, das Geld ſpielt dabey die Hauptrolle, ſie gehorcht — weil — weil wir Mädchen überhaupt immer gehorchen müſſen, aber ich bin überzeugt, wenn ſich ein Mittel fände, ſich aus der Schlinge zu ziehen, ſie würd' es gewiß ergreifen.

Holſt.

Wohlan! — ich will das Mittel herbeyführen.

Kätchen.

Sie? und auf welche Art?

Holſt.

Durch einen Komödienpfiff.

Kätchen.

So? — wenn Sie dieſen Komödienpfiff erfinden, ſo mag er ſchon ein Bischen ſtark pfiffig ſeyn!

Holſt.

Im Gegentheil! der gemeinſte, abgenützteſte von der Welt.

Kätchen.

Nun, wenn Sie das einſehen, warum wenden Sie denn nicht einen neuen an?

Holſt.

Erſtens, weil es nicht leicht iſt einen neuen zu erfinden, und zweytens weil der alte verbrauchte immer gelungen iſt. Ich war geſtern noch im Theater, wo man drey kleine Luſtſpiele gab. In allen dreyen haben die Verliebten daſſelbe Mittel angewendet, welches ich hier anwenden will, und am Schluſſe waren alle drey Paare verbunden.

Kätchen.

Wohlan! ſo erklären Sie mir Ihren Plan. —

Holſt.

So höre! — Warum ſind mir Herr Plin und ſein ſchönes Mündel nicht gewogen? — darum: weil ſie mich noch gar nicht kennen, und warum kennen ſie mich noch nicht, weil ſie mich noch gar nicht geſehen haben.

Kätchen (lachend).

Das leuchtet für's Erſte ein.

Holſt.

Sie ſollen mich alſo ſehen, ich will anſtatt des Bräutigams hier ankommen, als ſolcher vollende ich die Eroberung der Nichte, und fange jene des Onkels an: Was er auch immer für eine Meinung laut werden läßt, ſie iſt die meinige, ~~Liebt er Cherubini,~~ ich lieb ihn auch, zieht er Roſſini vor, (er ſeufzt) es wird mir ſchwer werden, aber in Gottesnahmen, ich lob' ihn ~~über den grünen Klee.~~ — Ich reite und jage mit ihm, ich laſſe mich auf die Felder führen und jedes Saamenkorn expliciren, ich ſchimpfe mit über die Raupen, ich ſpiele des Abends mit dem alten Herrn langen Puff und Piquet, meine Zunge fließt von Moral über, und mein Mund vom alten Vierundachtziger, ich ſchwatze über die Türken und über die Griechen, leſe die politiſchen Neuigkeiten, da ich ſonſt nur die literariſchen geleſen habe, ja ich — höre und ſtaune, — ich lege mich ſogar um acht Uhr Abends zu Bette, und ſtehe — ~~huſch! — mich friert~~, um fünf Uhr Morgens auf. Was folgt aus alle dem? Ich gewinne das Vertrauen des alten Herrn, ſelbſt ſeine Freundſchaft, er kann ohne mich nicht mehr leben, und wenn einige Tage nachher der wirkliche Bräutigam ankömmt, ſo iſt der Onkel betroffen, beſtürzt, daß ich nicht der wahre Bronner bin, er blickt mich traurig, ſeine Nichte mitleidsvoll, und den wahren Bräutigam grimmig an, — zaudert — wankt — das Vatergefühl ſiegt, er legt unſere Hände zuſammen, der verſchriebene Bräutigam muß abziehen, die Komödie iſt zu Ende, und mein Glück fängt an.

Kätchen.

Schön, ſchön, der Plan gefällt mir — aber werden Sie ſich auch in dieſe Rolle ſchicken? — Bedenken Sie Ihre Lebhaftigkeit, und eine Parthie langen Puff, und ein vernünftiges Geſpräch.

Holſt.

Sey unbeſorgt, der Lohn, der meiner wartet, hat zu viel Reiz, als daß ich dafür nicht das Unmögliche wagen ſollte. — Geh nur jetzt und melde den Herrn Bronner an.

Kätchen.

In dieſen Kleidern?

Holſt.

Wo ſoll ich hier auf dem Lande andere hernehmen?

Kätchen.

Da kann ich helfen. Der Bräutigam hat einen Koffer vorausgeſchickt, er ſteht im Gartenzimmerchen, mein Vetter wird Sie hinführen, traveſtiren Sie ſich dort, und erſcheinen Sie um zu ſehen und zu ſiegen.

[illegible]

Holſt.

Ich eile zu meiner Toilette. (~~er will ab, kehrt aber wieder um.~~) Halt, noch Eins! — (er gib~~t ihr einen Brief.~~) Dieſen Brief gib deinem Fräulein, er unterrichtet es von meinem Plane. (er ~~umfaßt ſie.~~) Kätchen, liebes Kätchen! ſteh' uns bey. (~~er küßt ſie.~~) Hier haſt du das Poſtſcriptum zum Briefe. (~~er läuft ſchnell ab.~~)

Dritte Scene.

Kätchen (allein).

Vom Poſtſcriptum darf ich dem Fräulein wohl nichts ſagen, ſonſt ginge der Brief ſelbſt ungeleſen wieder retour. — Iſt das doch eine Feuerſeele! — — Wenn ich an Adaminens Platze wäre, der müßte mein Mann ſeyn oder keiner — keiner? — Nein, das iſt nur ſo eine Redensart. (ſie betrachtet den Brief.) Da wird's wieder Seufzer und Thränen, Feuer und Waſſer, Tod und Verzweiflung darin geben nach der ſchweren Menge. Wie der junge Herr ſchreibt, das kann ich ſchon aus den paar Worten denken, die mir in der Nachſchrift zugekommen ſind. (ſie beſchäftigt ſich beym Tiſche.)

Vierte Scene.

Kätchen. Adamine.

Adamine (kommt nachdenkend).

Seit acht Tagen keine Zeile! — O! er hat mich gewiß ſchon vergeſſen.

Kätchen (ſich ihr geheimnißvoll nähernd).

Sind Sie da Fräulein? das iſt recht gut, und noch beſſer, daß Ihr Oheim nicht mit herabgekommen iſt.

Adamine.

Was haſt du denn Kätchen?

Kätchen.

O! Geſchichten ſind geſchehen. — Sachen haben ſich zugetragen. — Für's Erſte, hier ein Briefchen — Sie wiſſen ſchon von wem.

Adamine (ſchnell und freudig).

Von ihm? (einlenkend und gezogen) Von Holſt? — So? — Hab' ich dir nicht verbothen keinen Brief mehr von dem jungen Herrn anzunehmen? — In der Anſtalt ließ ich's hingehen zum Spaß, aber hier bey meinem Onkel —

Kätchen.

Es iſt wahr, Fräulein, — Sie haben mir's verbothen — aber mein Gott — da es der letzte iſt —

Adamine (nimmt den Brief).

Der letzte? —

Kätchen.

Und dann, da er ihn ſelbſt brachte, mit einer trübſeligen, bittenden Miene mir ihn übergab — ich konnt's ihm unmöglich verweigern. — O, Fräulein! wenn Sie ihn nur geſehen hätten, ſo hübſch, und ſo feurig und ſo ein Weſen —

Adamine.

Was ſagſt du, er war ſelbſt hier?

Kätchen.

War hier, und wird auch wieder kommen.

Adamine.

Ohne Wiſſen meines Onkels? Was [illegible]r denn?

Kätchen.

Werden's ſchon ſehen; (zeigt auf den Brief) leſen Sie nur.

Adamine.

Du machſt mir faſt Furcht. (ſie öffnet den Brief und lieſt für ſich.)

Kätchen.

Ah, was Furcht? da müßten ſich alle Mädchen fürchten.

Adamine.

Was ſeh' ich? Welche Thorheit? — An meines Bräutigams Statt will er hieher kommen? — Wie kann er glauben, daß ich ſo etwas erlauben werde?

Kätchen.

Er verlangt ja Ihre Erlaubniß gar nicht, er bittet nur das Geheimniß zu bewahren.

Adamine.

Nun in Gottesnahmen, ſagen will ich nichts, aber wenn man etwas entdeckt —

Kätchen.

Still, der Onkel kommt.

Fünfte Scene.

Die Vorigen. Herr Plin.

Plin

(noch von innen mit verweiſender Stimme.)

Das iſt einerley! — Seine Zimmer müſſen ſogleich zubereitet werden. — Alles muß man euch zweymahl befehlen, (tritt vor.) Guten Morgen, liebes Kind!

Adamine.

Guten Morgen, lieber Onkel! — Sie ſcheinen verdrießlich, was iſt Ihnen denn?

Plin.

Nichts, — nichts. — Die Kerls warten immer auf den letzten Augenblick. — In den Zimmern, welche ich für deinen Bräutigam beſtimmt habe, liegen noch Aepfel aufgeſchüttet, und er kann doch jeden Augenblick ankommen.

Kätchen.

Euer Gnaden, das Frühſtück.

Plin.

Nun ſo komm, mein Kind! (Beyde ſetzen ſich, Kätchen bedient ſie. — Plin betrachtet Adamine mit Freude.) Du biſt heut' wieder recht hübſch — Brav, Adamine, brav! Ich bemerke mit Vergnügen, daß du ſorgfältiger in der Wahl deiner Kleidung biſt. — Ja ja — wiſſen ſchon woher das kommt; — der Bräutigam wird erwartet. —

Adamine.

Ich verſichere Sie, lieber Onkel!

Plin.

Verſichere du gar nichts — das iſt ſchon recht. — Man muß ſich nicht überraſchen laſſen. — Höre! liebe Adamine, wir müſſen über dieſen Gegenſtand noch recht aufrichtig mit einander ſprechen. — (er iſt in Verlegenheit wie er ihr das Folgende beybringen ſoll). Es iſt — es hat — — Ein Umſtand kommt da noch in Betrachtung zu ziehen.

Adamine (ſchnell).

Lieber Onkel! — ſcheint Ihnen dieſe Verbindung vielleicht nicht mehr angemeſſen?

Plin.

Im Gegentheil, du könnteſt keine beſſere Parthie finden — aber es iſt nur. — Geſtern erhielt ich von Bronners Vater, meinem alten Freund, einen Brief; er ſchreibt mir darin einen beſonderen Umſtand, von dem du nothwendiger Weiſe vorher unterrichtet ſeyn mußt. — Iſt mir recht unlieb, daß ich das nicht früher wußte.

Adamine.

Was iſt es denn, Herr Onkel?

Plin.

Was es iſt? — Faſt nichts, — eine ganz unbedeutende Kleinigkeit — beſonders für dich, du biſt ein vernünftiges Mädchen, und ſiehſt nicht auf die äußeren Vorzüge.

Adamine.

O ich errathe ſchon — er iſt ſehr häßlich.

Plin.

Gott bewahre! — Sein Vater verſichert, daß er ſehr ſchön ſey, ein Geſicht wie Milch und Blut — aber — nu — (bey Seite.) Ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich's ihr beybringen ſoll. — (laut) Sieh', liebe Adamine, ſein Wuchs —

Adamine.

Nun, ſein Wuchs?

Plin.

Iſt auch ſehr ſchön, wenn man ihn von vorne anſieht, und das iſt doch die Hauptſache.

Adamine (für ſich).

Was werd' ich hören? (laut) Wär' er etwa gar —

Plin
(ihr in die Rede fallend).

O nein! nicht ſo ganz — es ſcheint nur — er hält ſich nicht ganz gerade, und das ſieht beym erſten Anblick ſo aus, als ob er —

Adamine.

Mein Gott! er iſt alſo gar bucklig?

Plin.

Nur ein klein Biſchen, kaum bemerkbar. — Es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen Buckligen und Buckligen. — Bronner ſoll einer der ſchönſten ſeyn.

Adamine
(leiſe zu Kätchen, welche neben ihr ſteht).

Und Holſt iſt davon nicht unterrichtet, da ſind wir ſchön in der Klemme.

Kätchen (leiſe zu Adaminen).

Ich verſtehe Sie, Fräulein, ich habe nicht einen Tropfen Blut in meinen Adern, wenn ich ihn nur davon unterrichten könnte. (Sie will fort.)

Plin.

Wo willſt du hin, Kätchen?

Kätchen.

Ich will Milch holen.

Plin.

Wir haben ja noch genug. Bleib du nur da. — Nun Adamine, du biſt ja ganz betroffen? — Laß dich das nicht kümmern, du wirſt ihn ja ſehen, wirſt dich ſelbſt überzeugen, daß ſich durch Geiſtesvorzüge kleine körperliche Gebrechen verdecken laſſen. Denk nur an Äſop, was war das für ein Mann? — Es iſt gerade als ob die Natur bey ſolchen Leuten durch Geiſt wieder gut machen wollte, was ſie ihnen am Körper *zu wenig* — (beſinnt ſich) nein, — leider — *zu viel* gab.

Kätchen (für ſich).

Das wird eine ſchöne Geſchichte.

Sechste Scene.

Die Vorigen. Ein Bedienter.

Bedienter.

Herr v. Bronner ſteigt ſo eben aus dem Wagen.

Plin.

Schon! (für ſich) Es war Zeit, daß ich vorbeugte. (laut) Vielmahl willkommen, führt ihn nur gleich hieher.

Adamine.

Erlauben Sie mir, lieber Onkel, daß ich mich jetzt entferne — meine Verwirrung — das, was ich ſo eben gehört — und jener, der da kommen ſoll — Glauben Sie mir, lieber Onkel, ich bin unſchuldig — ich habe von gar nichts gewußt.

(Sie entfernt ſich ſchnell.)

Siebente Scene.

Plin und Kätchen.

Plin.

Was hat denn die? Sie redet ja ganz kauderwälſch untereinander. — Verſtehſt du etwas von dem, was ſie geſagt hat?

Kätchen.

Ich? — Euer Gnaden! — Wahrhaftig ich konnte auch nicht voraus ſehen — auch ich weiß von nichts — und Euer Gnaden müſſen mir verzeihen.

Plin.

Nun jetzt fangt auch die zu rappeln an. — Kann denn ſo ein kleinwinziges Plus allen Leuten den Kopf verrücken?

Achte Scene.

Kätchen (welche ſich mit den Händen die Augen bedeckt.) **Plin,** und **Holſt** (in modernem Anzuge, einen Buckel auf der linken Schulter.)

Holſt

(ſpringt herein und umarmt Plin).

Theuerſter Onkel meiner lieben Braut, ſeyn Sie mir tauſendmahl willkommen! Auf Cupido's Flügeln bin ich hiehergeeilt, das Morgenroth hab' ich hinter mir gelaſſen, und das Abendroth hab' ich ereilt, gefahren bin ich, als ob hinter mir die Erde einbräche, und vor mir der Himmel ſich aufthäte, mein Magen mußte ſchweigen; denn meine Sehnſucht überſchrie ihn, (er wiſcht ſich den Schweiß von der Stirne) jetzt bin ich aber auch entſetzlich mude.

Plin

(reicht ihm vergnügt die Hand).

Ha! ha! ha! Sie lieber, komiſcher Mann.

Kätchen

(ſieht Holſt an, und thut einen lauten Schrey).

Ah! — iſt's möglich? darf ich meinen Augen trauen?

Holſt (ſieht Kätchen befremdet an).

Was hat denn die Perſon dort? — Weßwegen verwundert ſie ſich ſo ſehr? — Hat ſie noch nie einen — — einen Bräutigam geſehen? Ich glaube es iſt Einer wie der Andere.

Kätchen (bey Seite).

Ich komme von meinem Erſtaunen gar nicht zurück. — (betrachtet Holſt näher) Meiner armen Seele er iſt's — der Menſch iſt ein Schwarzkünſtler.

Plin.

Nun was macht Ihr Herr Vater, iſt er recht wohl?

Holſt.

Mein Vater? — o Gott ſehr wohl — was man ſagen kann wohl.

Plin.

Das freut mich. — Er ſchrieb mir, daß Sie zu Ende dieſer Woche eintreffen werden, und ſieh da, Sie erſcheinen pünktlich. — Er hat mir noch etwas gemeldet, worüber ich Sie fragen will. — Wo hab' ich denn nur den Brief?

Holſt.

Laſſen Sie das — wir wollen ſpäter —

Plin.

Nein, nein, ich habe eine Menge Papiere in der Taſche, da muß er wohl darunter ſeyn. (Er zieht einen Pack Papiere aus der Taſche und ſucht.)

Kätchen

(nähert ſich unbemerkt Holſten und ſpricht leiſe zu ihm).

Sind Sie es wirklich?

Holſt (leiſe zu ihr).

Freylich, und noch dazu eine neue Edition, corrigirt, revidirt, (auf ſeinen Buckel zeigend) und beträchtlich vermehrt.

Kätchen.

Aber wer ſagte Ihnen denn?

Holſt.

Das Kleid des Bräutigams. Ich fand auf einer Schulter eine Höhlung, die ich natürlich ausfüllen mußte. (zu Plin, der ſich umwendet) Nun, haben Sie gefunden?

Plin.

Ja, da iſt er, hören Sie: — (lieſt laut) »Ich habe meinem Sohn geſchrieben, er möchte ſogleich aufbrechen, und mich bey Dir auf Deinem Schloſſe erwarten. Er wird gewiß bis Ende dieſer Woche eintreffen. Ich kündige Dir zugleich auch einen Beſuch der Frau von Merdan an. Eine liebenswürdige Witwe und Freundinn unſeres Hauſes« (ſteckt den Brief wieder ein.) Ah! das iſt der Punkt, worüber ich Sie befragen will. — Sie kennen doch dieſe Frau von Merdan?

Holſt (ſchnell).

Nein, — ja wohl — aber — ich weiß mich wahrhaftig in dieſem Augenblick nicht zu beſinnen.

Plin.

Wo denk' ich hin? — Sie können die Frau ja gar nicht kennen. Eben erinnere ich mich, daß mir Ihr

Vater geſagt hat, ihr Gemahl habe ſie gleich nach ihrer Vermählung mit nach Sachſen genommen.

Holſt.

Meinetwegen mag ſie kommen oder nicht — was mich betrifft, ſo bin ich gern in einem kleinen Zirkel, ich liebe weder Beſuche noch Geſellſchaften.

Plin.

Da ſind wir ganz das Gegentheil. Es gibt ja kein größeres Vergnügen, beſonders auf dem Lande.

Holſt (leiſe zu Kätchen).

Numero Eins hab' ich ſchon gut gemacht. — (wieder einlenkend zu Plin) Ja — verſtehn Sie mich recht, ich meine nur, man müſſe ſich ~~Talente~~, Wiſſenſchaften anzueignen ſtreben, wodurch man die Geſellſchaft entbehren kann. Hierin bin ich meinem Vater vielen Dank ſchuldig. Er ſagte mir oft: — »Du biſt ein hübſcher Burſche und weißt zu leben, aber das iſt nicht genug, du mußt auch etwas Reelles lernen.« — Darf ich fragen, welche Wiſſenſchaften oder Künſte Ihre Nichte vorzüglich liebt?

Plin.

Vor Allem die Mahlerey.

Holſt.

Ah, charmant, — darin ſtell' ich meinen Mann. Vorzüglich ſtark bin ich in Karrikaturen, einige kecke Striche, und ſo ein verſchobener Menſch ſteht da, daß man lachen muß, wenn man ihn nur anſieht.

Plin (lachend).

So? — Nun das iſt gut — Uebrigens zweifle ich ſehr, daß die übrigen Neigungen meiner Nichte Ihnen conveniren werden. Sie liebt, wie alle jungen Mädchen, den Tanz leidenſchaftlich.

Holſt.

Den Tanz? — Herrlich! vortrefflich! — Ich tanze ſehr ſchön, ich habe die erſten Meiſter gehabt. — Meine Haltung, meine Grace, ich verſichere Sie, daß man mich verfloſſenen Carneval auf allen Bällen vor allen Uebrigen bemerkt hat.

Plin (für ſich).

Das glaub' ich.

Holſt.

Ueberhaupt was die Beweglichkeit des Körpers anbelangt, da ſuch' ich meines Gleichen. — Aber wo iſt denn Ihre ſchöne Nichte, ich brenne vor Begierde ſie zu ſehen.

Plin.

Sie wird wohl ihren Morgenſpatziergang machen. — Ich will Sie ſogleich hinführen, wir gehen durch alle Alleen, da werden wir ſie wohl finden, dabey ſehen Sie zugleich meinen ganzen Garten.

Holſt.

Wenn ich aufrichtig ſeyn darf, ſo muß ich ſagen, ich liebe die Einzelnheiten nicht, ich überſchaue gerne das Ganze.

Plin (freudig).

Schön, das iſt auch mein Fall. — Da können wir gleich helfen. — Sehen Sie, da hab' ich in der Tiſchlade den Plan meines ganzen Gutes ſammt Mayerhofe und Gärten. — Kätchen, gib ihn heraus — da können Sie gleich das Ganze mit einem Mahle überſchauen. (Kätchen hat den Plan aus der Lade des Tiſches, worauf das Frühſtück ſteht, gezogen, und das Frühſtücksgeräthe weggeſtellt. Plin breitet den Plan ſelbſtgefällig auf dem Tiſche aus.)

Holſt
(ſpricht indeſſen für ſich).

Der alte Herr iſt unausſtehlich, auf dieſe Weiſe vergehen noch ſechs Stunden bis ich ſie zu ſehen bekomme.

Plin.

Freundchen! kommen Sie her, ſchauen Sie einmahl — Iſt das ein Gütchen? —

Holſt
(tritt zum Tiſch, und thut als ob er in den Plan ſchaute, ſpäht aber immer nebenbey auf allen Seiten in die Scene, ob er Adaminen nicht gewahr werden kann).

Prächtig — Herrlich! — (deutet mit dem Finger in den Plan, indem er in die Couliſſe ſchaut.) Beſonders dieſe Seite hier, ~~die~~ iſt non plus ultra.

Plin (ſelbſtvergnügt).

Ja. — Alle dieſe Felder gehören noch zu meinem Bezirke, 140 Joch.

Holſt.

140 Joche? — das iſt erſtaunlich! — und wie geſchwinde man das Alles auf dem Papier durchlaufen kann.

Plin (betrachtet ihn).

Aber Sie ſchauen ja gar nicht in den Plan?

Holſt.

Ah — ich ſehe Alles, ich bin nur ein Bischen überſichtig, (auf den Plan deutend.) Was iſt denn da für ein großer freyer Platz? —

Plin.

Nun, was meinen Sie?

Holſt.

Das iſt Waſſer. — Ein Teich? nicht wahr es iſt ein Teich? — Ja, das muß dabey ſeyn, eine Landſchaft ohne Waſſer iſt eine wahre Wüſte.

Plin (etwas pickirt).

Iſt mir außerordentlich leid, — Weinberge haben wir genug, aber mit Waſſer kann ich nicht dienen. Ich habe, außer in den Brunnen, gar keins. —

Holſt (verlegen).

Ja — natürlich — weil Sie keines wollen — wenn Sie nur wollten. —

Plin.

Belieben Sie nur ein Bischen näher zu prüfen, ich habe gar keinen Platz dazu.

Holſt.

Keinen Platz? — Mit 140 Jochen keinen Platz? — Wetten wir, ich finde einen? — (auf den Platz zeigend). Was iſt das für ein großer runder Platz? —

Plin.

Das iſt ein Berg.

Holſt.

Ein Berg? — Gut! — Wozu brauchen wir da einen Berg? [illegible] finden wir überall. — Der Berg muß weg, und dafür kommt ein See her.

Plin.

Ein See? — wo denken Sie hin?

Holſt.

Ein See, ja, ja — verſtehn Sie mich recht, ich meine nicht den Bodenſee, oder den Genferſee, ſondern nur ſo einen kleinen Geſellſchaftsſee.

Plin.

Und um ihn zu füllen?

Holſt.

Wird ſchon regnen — (blickt links in die Couliſſe) Ach! was ſeh ich?

Plin.

Jetzt ſehen Sie einmahl.

Holſt (immer zwiſchen die Couliſſe ſchauend).

Ich ſehe ſchon.

Plin (auf den Plan detaillirend).

Da iſt mein Mayerhof, hier iſt der Pferdeſtall.

hier der Kuhſtall — hier die Schafſtälle — hier die ~~Körner~~böden, ſehen Sie da den Punkt? — das iſt der Tauben~~kobel~~ — hier iſt die Dörre.

Holſt.

Ich muß ſie ſehen.

Plin.

Sollen ſie ſehen — Morgen führ' ich Sie überall hin, jeden Winkel gehen wir aus. Sehen Sie nur, da herüben ſind meine engliſchen Anlagen, — da hab ich eine ganze Baumſchule, da iſt der Küchengarten, und da der Obſtgarten, lauter junge Bäume mit den edelſten Obſtgattungen. — Während Plin dieſes geſprochen hat, kann ſich Holſt nicht mehr halten, er läuft in die Couliſſe ab, ohnerachtet Kätchens Widerſtand, welche ihn zurückzuhalten ſucht. Plin, welcher glaubt, Holſt ſtehe noch immer neben ihm, fährt fort ihm zu erklären. Da iſt der Wald, ebenfalls 60 Joch. Jetzt geben Sie mir ihren Finger (er greift um Holſts Hand, faßt aber dafür Kätchens Hand, welche neben ihm ſteht). Zum Henker, wo iſt er denn? — Kätchen, wo iſt er hingekommen?

Kätchen.

Ich weiß's wahrhaftig nicht, ich habe mich da mit dem Geſchirre beſchäftigt und nicht Acht gegeben.

Plin.

Iſt verſchwunden wie ein Schatten. (den Kopf ſchüttelnd) Hm! hm! hm! — thut's nicht mit dem jungen Herrn — iſt ein Großſprecher, der Alles verſtehn will und nichts weiß, gar nichts! — Ueberall aus! — nirgend an! — Sein Vater ſchrieb mir doch, er ſey ein geſetzter, verſtändiger junger Mann! — Finde nichts von alle dem. — Wir paſſen nun einmahl gar nicht zuſammen, das ſeh' ich ein! — Und dann das Ding dahinten, (auf den Rücken zeigend) das man kaum bemerken ſoll — ſtark bemerkt man's, ſehr ſtark. — Iſt eigentlich das einzige Bemerkbare an ihm. — Kätchen, rufe mir meine Nichte, ich will ſogleich mit ihr ſprechen.

Kätchen.

Ich eile, Euer Gnaden. (für ſich im Abgehen) Er hat ſich den Buckel zu groß gemacht, das iſt ein rechtes Unglück, ich will ihm nur ſagen, daß er ihn ein wenig verkleinert.

Neunte Scene.

Plin (allein).

Ein ſchöner Mann, den ich da meiner Nichte geben will — ein Schwätzer, der immer redet ohne nachzudenken, der antwortet ohne zu verſtehn, was man ihn gefragt hat, und der in fünf Minuten zehn Dummheiten ſagt. — Nein, mein liebes Kind! nein, ich zwinge dich zu nichts, thue was du willſt, ich bin zwar ein alter Freund des Vaters, aber gar kein Freund ſolcher Söh-

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Castelli, I.V.F.

3-598-50426-8
FNr. 22642 / 073

ne. — (nachdenkend) Aber — wie mach' ich mich von meinem Worte los, es muß doch ein Mittel, — eine Ausrede gefunden werden. — (Er geht ein paar Mahl ſtillſchweigend auf und ab) Dieſe Madame Merdan, die da kommen ſoll, — es ſcheint ſie ſey in genauer Verbindung mit der Familie — ſoll auch eine recht geſcheite Frau ſeyn, — der wollen wir ein Bischen auf den Zahn fühlen, vielleicht hilft die uns von dem läſtigen Bräutigam.

Zehnte Scene.

Plin. Adamine.

Adamine (im Eintreten für ſich).

Kätchen hatte wohl recht, er iſt ſehr liebenswürdig, jedes ſeiner Worte dringt tief ins Herz.

Plin.

Ah! Biſt du da, mein Kind?

Adamine.

Sie haben mich rufen laſſen, Herr Onkel!

Plin.

Ja, — weil ich dich recht lieb habe, — weil ich dein Glück will. — Deine Abweſenheit beunruhigte mich, haſt du dich von deiner Beſtürzung ſchon erholt?

Adamine.

Reden Sie nicht mehr davon, lieber Onkel, es war eine Schwachheit, deren ich mich ſchäme.

Plin.

Nein, nein, — ſo etwas verdient immer Beachtung — nichts auf der Welt iſt eine Kleinigkeit.

Adamine.

Ich verſichere Sie, ich habe den jungen Mann geſehen, und wirklich ich glaube —

Plin (ihr in die Rede fallend).

Daß er unerträglich iſt, daß ſein Geiſt eben ſo ausgewachſen iſt, wie ſein Körper, haſt recht Kind, haſt vollkommen recht.

Adamine.

Wie, Sie finden ihn — ?

Plin.

Sehr häßlich.

Adamine.

Nun, er ſpricht doch wenigſtens —

Plin.

Worte — Worte ohne allen Verſtand, aber ſey nur ruhig, Kind, meine liebe gute Adamine, — deine Ruhe, deine Zufriedenheit iſt mir viel zu lieb, als daß ich nur einen Augenblick ſchwanken ſollte; ich will ein Mittel ſuchen mein Wort auf eine gute Art zurückzunehmen, damit ich meinen alten Freund nicht beleidige, im Grunde iſt's auch ſeine Schuld, nicht die meinige;

warum hat er den Burſchen in der Jugend nicht ſo lange geprügelt bis er etwas gelernt hat, und warum hat er ihn nicht ſo lang an die Thure gehängt, bis er gerade gewachſen iſt. — Sey du ruhig — ich werd Alles zu deinem Beſten machen. (er geht ab.)

Adamine.

Onkel! lieber Onkel! hören Sie doch. —

Eilfte Scene.

Adamine (allein).

Umſonſt! — Fort iſt er! — Was haben wir jetzt von unſerer Liſt. — Der ganze Buckel iſt umſonſt, und vielleicht wärs beſſer geweſen, er hätte ſich gezeigt, wie er iſt. — Ach Gott! da iſt er ſchon wieder.

Zwölfte Scene.

Adamine. Holſt (noch immer als Buckliger).

Holſt (blickt nach allen Seiten).

Er iſt fort! (tritt vor) Mein Fräulein, das Glück iſt mit meiner Sehnſucht im Bunde, Ihr Herr Onkel iſt gewonnen, und ich werde ihn bitten mein Glück zu beſchleunigen.

Adamine.

Nicht ſo voreilig, mein Herr, Sie könnten ſich leicht irren.

Holſt.

Ich irre mich nicht, beſtimmen Sie Tag und Stunde, und Sie ſollen ſehen —

Adamine.

Wenn nun aber der Onkel dennoch Anſtände machte.

Holſt.

So würd' ich ihn fragen — Was fordern Sie zu unſerer Verbindung? — Liebe? — Wohlan, ich habe deren für uns Beyde; — Liebenswürdigkeit? — Adamine hat deren für uns Beyde.

Adamine.

Das Alles iſt ſehr artig geſagt, — aber es iſt hier nur noch ein einziger Umſtand in Erwägung zu ziehen. — Mein Onkel nähmlich — den Sie ſchon ganz gewonnen zu haben glauben, denkt in dieſem Augenblick darauf, Ihnen auf gute Art den Abſchied zu geben.

Holſt.

Nicht möglich! — Ich habe doch alles Mögliche gethan ihm zu gefallen.

Adamine.

Verzeihen Sie, aber es iſt Ihnen ſchlecht gelungen.

Holſt.

Wär's möglich, welche Gründe?

Adamine.

Ich ſage Ihnen, er findet Sie unausſtehlich, und will Sie nun und nimmermehr zu ſeinem Neffen.

Holſt (lächelnd).

Wahrhaftig?

Adamine.

Ja, ja — (etwas pickirt) und Sie können lachen?

Holſt.

Aus Herzensgrund. — Dem Herrn Onkel gefallen alſo die Buckligen nicht, wohlan! jetzt iſt der wahre Bronner erſt ganz verloren, ich werfe ihn von mir, den Berg, der auf mir laſtet, der ~~ſchöne~~ [illegible] Kern tritt aus der häßlichen Schale an's Tageslicht, ſinkt zu ſeinen Füßen, und erhält ſeinen Segen. — Ich fürchte nichts mehr.

Dreyzehnte Scene.

Die Vorigen. Kätchen.

Kätchen (herbeylaufend).

Mamſell! Mamſell!

Adamine.

Was haſt du?

Kätchen.

So eben iſt ein Herr angekommen und mit ihm auch eine Frau v. Merdan.

Adamine.

Nun, und was thut das?

Kätchen.

Das thut viel, denn ich glaube der Herr iſt der wahrhafte Bräutigam.

Adamine.

Bronner?

Kätchen.

Ja, ja, der Bediente nannte dieſen Nahmen, als er ihn anmeldete.

Adamine.

Da haben wir nun die ſchöne Beſcheerung. — Das iſt die Folge Ihrer Liſt, mein Herr. — Wie werden wir uns da herauswinden?

Holſt.

Auf die einfacheſte Weiſe von der Welt. — Sage mir Kätchen, haſt du ihn geſehen?

Kätchen.

Ja.

Holſt.

Sprich aufrichtig, wer iſt der Häßlichſte, Buckligſte von uns Beyden; rede ohne Schmeicheley.

Kätchen.

Sie ſind's, Sie!

Holſt.

Was wäre das?

Kätchen.

Ja, ja, es iſt gar kein Vergleich, der Andere iſt recht ein hübſcher Mann, kerzengerade gewachſen.

Holſt.

Beſinne dich nur, er hat alſo nichts? (zeigt auf ſeine Schulter.)

Kätchen.

Gänzliche Abweſenheit.

Holſt.

Nun ſo hat man uns zum Beſten gehabt, oder der Menſch hat einen ~~infamen~~ Schneider.

Kätchen.

Das iſt ſchön! Der Buckel war unſer einziger Anhaltspunkt, und nun fehlt uns der ganz und gar. Horch, ich höre Tritte, man kommt von dieſer Seite. — Fort! Fräulein, fort! (Beyde laufen ab.)

Holſt.

Da ſehe man! Wie ein General geſchlagen iſt, ſo verläßt ihn Alles.

Vierzehnte Scene.

Holſt, dann Frau v. Merdan.

Holſt (erblickt die Eintretende).

Ah! zum Glück iſt ſie allein, der Bräutigam iſt nicht bey ihr. Wer weiß, wie ſich das Ding fügt, ich will mit ihr Bekanntſchaft machen.

Fr. v. Merdan

(erblickt Holſt von hinten, und bleibt erſtaunt ſtehen).

Bucklig? — Und dieſer Menſch konnte Eliſen ſo weit bringen, daß ſie ſich insgeheim mit ihm trauen ließ? das begreife wer kann. (~~tritt näher,~~ Holſt wendet ſich um ~~und macht ihr eine~~ Verbeugung.) Willkommen, mein Herr! — Sie nennen ſich Bronner, und es freut mich Ihre Bekanntſchaft zu machen. — Seyn Sie nicht ängſtlich, ich kenne Ihr ganzes Geheimniß ich weiß Alles, ich bin ihre Alliirte, und komme Ihnen zu Hilfe.

Holſt.

Mir zu Hilfe? — Wahrhaftig, gnädige Frau, Sie kommen wie gerufen. Aber darf ich fragen, wie ich zur Ehre komme, von Ihnen gekannt zu ſeyn, und wie es kommt, daß ich mich Ihrer Theilnahme erfreue?

Fr. v. Merdan.

Wir haben uns zwar noch nie geſehen, aber wir kennen uns demungeachtet doch ſehr gut, ein Wort wird Ihnen Alles erklären. Ich bin Frau v. Merdan — (lächelnd und mit den Finger drohend.) Begreifen Sie nun?

Holſt.

Frau v. Merdan — Verzeihen Sie, wie ſoll ich?

Fr. v. Merdan.

Keine Verſtellung! — Sie haben ſehr wohl daran gethan ſich an mich zu wenden und mir zu ſchreiben, in Ihrer Lage bin ich die Einzige, die helfen kann, und Sie ſehen ich zögerte nicht einen Augenblick für Sie und für meine liebe Couſine zu thun, was nur möglich war. Ich verließ, eine halbe Stunde nach Empfang Ihres Briefes, mein Gut, eilte 60 Meilen Tag und Nacht, und bin zu Ihrem Glücke noch zu rechter Zeit hier angelangt.

Holſt (lachend für ſich).

Ha! ha! ha! jetzt weiß ich Alles, jetzt bin ich ganz im Klaren.

Fr. v. Merdan.

Ich werde Ihnen ſogleich erklären was ich ſchon Alles eingeleitet habe, aber vor Allem erzählen Sie mir, wie Sie ſich hier in Ihrer grauſamen Lage benommen haben, und wie Sie mit Adaminen und Ihren Onkel ſtehen.

Holſt (für ſich).

Sonderbar! die Frau ſcheint von meiner Lage ganz genau unterrichtet zu ſeyn, und doch verſtehn wir uns nicht. (laut) Verzeihen Sie mir, gnädige Frau, die Frage: Wer iſt der junge Mann, der 60 Meilen weit mit Ihnen hierher gereiſt iſt?

Fr. v. Merdan.

Ein junger Mann? mit mir iſt kein junger Mann hier angekommen.

Holſt (bey Seite).

Alſo nicht der Bräutigam? — Ich bin gerettet!

Fr. v. Merdan.

Der junge Mann, der mit mir ankam, iſt Niemand Anderer, als — Ihr Vater.

Holſt.

Mein Vater?

Fr. v. Merdan.

Ja, ja, er ſelbſt. Zwey Meilen von hier ſind wir auf der Poſt zuſammen getroffen, wir erkannten uns, und ich erfuhr von ihm, daß er von der Hauptſtadt komme und hieher fahre, wo er Sie zu treffen hoffe. Denken Sie ſich meine Verlegenheit; denn wir waren doch mit einander übereingekommen, daß Sie nicht kommen würden, und daß ich Ihre Angelegenheiten verfechten ſollte. Sie haben alſo Ihren Plan geändert, wie es ſcheint?

Holſt

(verlegen, was er ſagen ſoll).

Ja, ich hab' ihn geändert — und es ſcheint ich that Unrecht?

Fr. v. Merdan.

Keineswegs! — Sehr recht thaten Sie. — Sehen Sie, ich habe in der Furcht, es möchte hier zwiſchen Ihnen und Ihrem Vater eine ſchlimme Scene Statt haben, ein verzweifelndes Mittel ergriffen, und ihm Alles entdeckt. — Und das war ſehr gut, nicht wahr?

Holſt (bey Seite).

Die Frau wird mich mit Ihren Freundſchaftsdienſten noch vollends um den Verſtand bringen.

Fr. v. Merdan.

Anfangs war der alte Herr wüthend, ſag' ich Ihnen, endlich aber begriff er doch, daß das Uebel einmahl geſchehen, und nicht mehr zu ändern ſey, daher gab er ſeine Einwilligung.

Holſt.

Seine Einwilligung? — ſo? — und wozu, wenn ich fragen darf.

Fr. v. Merdan.

Nun zu Allem, was Sie wünſchen, mit Ausnahme einiger Kleinigkeiten, die wir ſchon ſpäter noch in Ordnung bringen werden. Nun heißt's, die Familie Piin bearbeiten, und auch das will ich über mich nehmen, mit der Bedingung, daß Sie ganz nach unſerer Uebereinkunft handeln.

Holſt.

Richtig — ganz nach unſerer Uebereinkunft, das verſteht ſich.

Fr. v. Merdan.

Indeſſen ſuchen Sie Ihren Vater auf, der Sie vor ſeiner Abreiſe ſehen und ſprechen will.

Holſt.

Meinen Vater? — Ja richtig. Verzeihen Sie, ich bin ſo verwirrt.

Fr. v. Merdan (zeigt ihm rechts in die Couliſſe).

Er geht dort in der großen Kaſtanienallee ſpatzieren, ſehen Sie — dort mit dem Paraſol.

Holſt.

O der gute Vater mit dem Paraſol, ich eile in ſeine Arme. (bey Seite für ſich.) Gott bewahre mich ihm vor die Augen zu kommen. (er eilt unbemerkt von Frau v. Merdan auf der entgegengeſetzten Seite ab.)

Fünfzehnte Scene.

Fr. v. Merdan (allein).

Der arme Bronner! darf ſeine Ehe nicht kund geben, nicht einmahl, wenn ſein Vater einwilligt. Meine Couſine ſchrieb mir, ihr Gemahl ſey etwas furchtſam und ſchüchtern, gerade ſo fand ich ihn auch, er wußte ja kaum was er ſagen ſollte, und wär' ich nicht noch zur rechten Zeit gekommen, ich glaube er hätte aus lauter Blödigkeit ſich am Ende noch zum zweytenmahle mit Fräulein Plin verheirathet. — Vor Allem muß jetzt auf ein Mittel gedacht werden, die Sache auf gute Art in's Reine zu bringen. Bey dem Mädchen wird's wohl nicht ſchwer halten, denn Herr Bronner iſt eben kein ſo reizendes Menſchenkind, aber der Vater! — der Vater! (geht nachdenkend auf und ab, Holſt und Adamine erſcheinen im Hintergrund und ſprechen ſehr eifrig mit einander.) Ah! da iſt er ja, und mit dem Fräulein! — Nun, gar ſo blöde ſcheint er doch nicht, er ſpricht ja mit gewaltigem Feuer — Jetzt küßt er ihr gar die Hand. (leiſe zu Holſt.) Herr

Bronner! bedenken Sie doch was Sie thun, unſere Uebereinkunft. —

Holſt.

Ja richtig. — Verzeihen Sie, ich erklärte dem Fräulein nur. —

Fr. v. Merdan (leiſe).

Ich habe Ihnen ſchon geſagt, ich nehme Alles über mich; — Gehen Sie nur zu Ihrem Vater.

Holſt.

Ja ja, ich gehe ſchon. (ab.)

Sechzehnte Scene.

Fr. v. Merdan. Adamine.

Adamine.

Wo eilt er denn ſo ſchnell hin?

Fr. v. Merdan.

Mir ſcheint, mein Fräulein, Ihr Bräutigam iſt etwas ſeltſam. — Bizarr, wenn ich mich ſo ausdrücken darf.

Adamine.

Sie kennen ihn, wie es ſcheint?

Fr. v. Merdan (lächelnd).

O ſehr gut. — Wollen Sie mir erlauben, mein Fräulein, als eine Freundinn Ihrer Familie, Sie zu fragen, wie er Ihnen gefällt?

Adamine.

O recht gut.

Fr. v. Merdan.

Gratulire, dann ſind Sie nicht ſchwer zu befriedigen. — Was ſagte er Ihnen denn ſo eben?

Adamine.

Recht viel Schönes und Gutes. Er machte mir als Bräutigam, wie ſich's gebührt, die Cour, er verſicherte mich, daß dieſe Verbindung ſein höchſtes Glück mache.

Fr. v. Merdan (erſtaunt).

Was hör' ich — ſo ſprach er?

Adamine.

O ſeit dieſen Morgen wiederhohlt er mir in Einem fort, — daß er mich liebe — daß er mich anbete, daß er ſterben müßte, wenn er mich nicht beſitzen könnte.

Fr. v. Merdan.

Nein, das iſt zu viel! — Mein Fräulein, er betrügt Sie.

Adamine.

Mich betrügen? — Gnädige Frau, wir wollen uns näher erklären; — Sie glauben vielleicht ich wiſſe noch nichts von der Liſt? — Ich weiß Alles, daß er ſich nur verſtellt, daß er das Ding da hinten auf dem Rücken nur ~~aus~~geliehen hat — daß —

Fr. v. Merdan.

~~Aus~~geliehen? — Nichts hat er ~~aus~~geliehen, —

das Ding hinten auf dem Rücken iſt die wirklichſte Wirklichkeit.

Adamine.

Gott! — Wär's möglich! — es wäre alſo keine Verſtellung?

Fr. v. Merdan.

Er war nie anders.

Adamine.

Aber Kätchen, mein Stubenmädchen, die ihn früher kannte, verſichert doch —

Fr. v. Merdan.

Was verſichern ſolche Mädchen für Geld nicht Alles? — Er hat ſie beſtochen und in ſein Intereſſe gezogen. (für ſich.) O! meine arme, arme Couſine! (laut.) Aber ſeyn Sie ruhig mein Fräulein, ich will ihn entlarven, ich will Ihnen Beweiſe geben. Ich hoffe ſein Vater iſt noch nicht abgereiſt, der ſoll mein Zeuge ſeyn, vor der ganzen Familie will ich den Häuchler beſchämen. — (ſie klopft ſie theilnehmend auf die Backen.) Arme, betrogene Kleine, wie bedaure ich Sie! — Wie der Menſch ausſieht. und doch noch flatterhaft — Nicht einmahl ſolche Männer ſind treu; aber warte, warte, du ſollſt mir's bereuen! — Bleiben Sie nur hier, meine Liebe, ich komme gleich wieder. (ſchnell ab.)

Siebzehnte Scene.

Adamine, dann Kätchen.

Adamine.

Ich weiß gar nicht was ich denken ſoll? — Betrogen, ſchändlich betrogen? — Nicht nur allein von ihm, auch von Kätchen, der ich mein ganzes Zutrauen ſchenkte, das iſt zu viel! — Ah! da kommt ſie eben. (tritt ihr heftig entgegen) Biſt du da?

Kätchen.

Ja, und zwar mit guter Nachricht. — Alles geht vortrefflich! Ich weiß nicht wie Herr Holſt es angefangen hat, aber genug der andere Herr Bronner iſt ſchon wieder abgereiſt, die fremde Dame iſt ganz auf unſerer Seite, und Herr Holſt ſelbſt geht jetzt mit Ihrem Herrn Onkel Arm in Arm ſpatzieren, und ſucht ſeine Einwilligung zu erhalten, und er wird ſie erhalten, gewiß; denn der Menſch hat Verſtand wie ein Engel, und iſt pfiffig, wie — wie —

Adamine.

Wie ein Teufel! — Genug! — Suche den Haushofmeiſter auf, laß dir deinen Lohn auszahlen, und geh' auf der Stelle.

Kätchen (erſtaunt).

Wie? — Wär's möglich? — Fräulein! Sie

wollen mich verſtoßen — ach Gott! ſagen Sie mir doch wenigſtens die Urſache, was hab' ich denn gethan?

Adamine.

Du fragſt noch? — Auf der Stelle geſtehe, daß der Mann, der ſich für Holſt ausgibt, nicht Holſt ſey.

Kätchen.

Aber gnädiges Fräulein!

Adamine.

Geſtehe, daß ſein körperliches Gebrechen Wirklichkeit, nicht Verſtellung iſt.

Kätchen.

Wie, Sie wollen alſo daß er bucklig ſey?

Adamine.

Ja ich will's, ich fordere es, — nur für dieſen Preis will ich dir verzeihen, und dich behalten.

Kätchen.

Nun, wenn Sie's durchaus ſo haben wollen, in Gottesnahmen! Ja, ja, er iſt wirklich bucklig.

Adamine.

Stille, man kömmt.

Achtzehnte Scene.

Die Vorigen. Plin und Holſt.

Holſt.

Herr v. Plin! Ihre Strenge würde zwey Menſchen unglücklich machen. Sie ſind ſo gut, erhören Sie unſere Bitte.

Plin.

Schon gut, ich muß doch meine Nichte vorher i'ns Examen nehmen.

Holſt. nur

Das iſt's ~~auch~~, was ich wünſche. Sie ſehen ich ſcheue die Wahrheit nicht. — Reden Sie, mein Fräulein, ~~ich beſchwöre Sie~~, erklären Sie ſich beſtimmt und deutlich gegen Ihren Herrn Onkel.

Adamine.

Sie haben mir ein Beyſpiel von Aufrichtigkeit gegeben, mein Herr, und ich will ihm folgen. Ich erkläre Ihnen daher beſtimmt und deutlich, daß ich Sie nicht liebe, nie lieben werde.

Holſt (ganz niedergedonnert).

Was hör' ich? — (zu Plin.) Sie — ſie iſt verwirrt, ſie wird gleich anders reden. (zu Adamine.) Beſinnen Sie ſich doch, mein Fräulein!

Adamine.

Ich habe mich beſonnen.

Kätchen (für ſich).

Jetzt will ſie ihn wieder nicht.

Plin.

Habe mir's ja gleich gedacht, mit einem ſolchen Körperbau.

Holſt.

Aber wie iſt es möglich?

Plin.

Wie es möglich iſt? Belieben Sie ſich nur ein Bischen in dem Spiegel zu beſchauen.

Holſt.

Wenn das iſt, da können wir gleich abhelfen.

Adamine.

Ja, bitte ſchön, erklären Sie der Natur den Krieg.

Plin.

Die Mädchen wollen nun einmahl einen ſchönen geraden Körperbau.

Holſt.

Zum Henker auch, ich bin eben ſo gerade wie Sie.

Plin.

Nun ſo beſitzen Sie eine ſchöne Portion Eitelkeit.

Holſt.

Nein, mein Herr, dies iſt nicht der Grund von Adaminens Weigerung.

Adamine.

Ja, mein Herr, das iſt der Grund, und zwar der einzige.

Holſt (leiſe zu Adaminen).

Sie ſcherzen, mein Fräulein, Ihnen iſt ja die Wahrheit bekannt.

Adamine.

Gott ſey Dank! ſie iſt mir bekannt geworden, und daher weiß ich auch, daß Sie das wirklich ſind, was Sie nur ſcheinen wollten.

Holſt.

Aber Kätchen weiß ja doch —

Adamine.

Kätchen hat Alles eingeſtanden.

Holſt.

Kätchen! rede!

Kätchen.

Ja, ich habe eingeſtanden, daß Sie bucklig ſind, man hat mich dazu gezwungen, und ich rathe Ihnen, nicht darauf zu beſtehen, daß Sie gerade gewachſen ſind, denn man will's nicht haben.

Holſt.

Jetzt verſteh' ich kein Wort mehr.

Adamine (zu Holſt).

Sie können auf der Stelle Alles gut machen. Wenn es wahr iſt, daß Sie ſich nur verſtellt haben, ſo *beweiſen* Sie uns, daß Sie nicht bucklig ſind, und ich reiche Ihnen meine Hand.

Holſt (will ſeinen Rock ausziehen).

Mit vielem Vergnügen.

Plin (hält ihn zurück).

Halt! — Was hör ich da? — eine Liſt? — eine Verkleidung? — das fordert Strafe! — Gut! wenn er nicht bucklig iſt, ſo nehm' ich mein Wort zurück.

Adamine.

Und wenn er's iſt, ſo heirath' ich ihn nicht.

Holſt.

Ja, meine Herrſchaften, beyden kann ich unmöglich recht ~~thun.~~ Ich ſehe ſchon, ich laufe Gefahr wenn ich rede, ~~und~~ wenn ich ſchweige, darum bitte ich, denken Sie gar nicht mehr an meine Perſon, ſehen Sie nur auf die Gefühle, die mich ſo zu handeln verleiteten, und da Sie Beyde die Wahrheit zu erfahren verlangen, ſo wiſſen Sie denn, daß nichts an mir wirklich und reell iſt, als die Liebe für Adaminen, und die Begierde (zu Plin) mir Ihre Achtung, Ihre Freundſchaft, und die Hand des liebenswürdigſten Mädchens zu erwerben. Möchte dieſes aufrichtige Geſtändniß den Zorn des Onkels entwaffnen, und die Nichte überzeugen, daß man etwas leichtſinnig ſeyn, und dennoch wahrhaft lieben könne. (ſtürzt vor Adamine auf ſeine Kniee) Adamine! für Sie ſcheine ich, was ich nicht bin, und für Sie bin ich, was ich nicht ſcheine.

Kätchen (leiſe zu Adaminen).

Nun Fräulein, können Sie ihm noch widerſtehn?

Neunzehnte Scene.

Die Vorigen, Frau v. Merdan.

Frau v. Merdan

(tritt ein, und als ſie Holſt in dieſer Stellung erblickt, ſchlägt ſie die Hände über den Kopf zuſammen). Ha! was ſeh' ich? — Welche Treuloſigkeit — Herr Gott! ſchlägſt du denn nicht mit deinem ſtärkſten Donner drein? — (tritt vor.) Wie? — Fräulein Adamine, nach alle dem, was ich Ihnen geſagt habe, dulden Sie den Menſchen noch zu Ihren Füßen? Er — ein verheiratheter Mann.

Plin.

Verheirathet? — Was iſt denn das wieder Neues.

Fr. v. Merdan.

Ja, Herr Bronner iſt ſeit drey Monathen insgeheim verheirathet. Er hat ſich mit einer armen Kaufmannstochter, meiner Couſine, verbunden, die mir Alles entdeckt, und mich gebethen hat die ganze Sache mit dem Vater ihres Gatten und mit Ihnen Herr v. Plin in's Reine zu bringen. Dieß iſt auch die einzige Urſache warum ich hieher gekommen bin. (mit einem verächtlichen Blick auf Holſt) Aber jetzt, da ich Zeuge des unwürdigen Betragens ihres entarteten Gatten geworden bin —

Plin (zu Holſt).

Wie, mein Herr, Sie erlauben ſich —

Holſt.

Einen Augenblick halten Sie Ihr Anathem noch zurück. — Sie hören Herr Bronner iſt verheirathet, die gnädige Frau verbürgt es. (zu Frau v. Merdan) O wie gut ſind Sie, wie vielen Dank bin ich Ihnen ſchuldig. Ja, Sie ſprachen wahr, als Sie mir ſagten, Sie ſeyen zu meiner Hilfe hierher gekommen, und wollen meine Beſchützerinn ſeyn. Nur ſchade daß ich nicht die Ehre haben kann mit Ihnen verwandt zu ſeyn.

Fr. v. Merdan.
Was wollen Sie damit ſagen?

Holſt.
Daß ich Herrn Bronner, da er ſchon verheirathet iſt, hiermit ſeinen Nahmen, und auch noch etwas anderes reſtituire, [illegible] erſtatten ſt.
will. Käthchen, hohle mir meinen
Rock geschwind. zumal solcher Rock
mir wirklich schon sehr lästig.
Haben Sie die Güte zu bemerk –

[illegible] Sie mich aufmerkſam anzuſehen.

Käthchen bringt [illegible]

Adamine.
O jetzt iſt er hübſch.

[illegible]

Holſt (zu Plin).
Mein Herr! ich borgte Herrn Bronners Nahmen und Geſtalt, das iſt das ganze Geheimniß, und — ich muß geſtehn (auf ſeine Schulter deutend) noch nie lag ein Geheimniß ſo ſchwer auf mir als dieſes. Ich

ſehe ein, ich muß Ihre Güte für dieſen kleinen Betrug anflehen, aber wenn ein geachteter Nahme, eine edle Familie, und ein beträchtliches Vermögen hinreichen, einen Fehler, nur aus Liebe begangen, wieder gut zu machen, ſo werden Sie mir verzeihen.

Plin.

Das ſchlägt nicht in mein Departement, das Glück meiner Nichte hängt von ihr allein ab, wenden Sie ſich an ſie.

Adamine.

Wer ſich aus Liebe häßlich macht, verdient, daß man ihn belohne. (reicht Holſt die Hand.)

Plin.

Ja für einen jungen Modeherrn iſt das unerhört, das muß ich geſteh'n.

Fr. v. Merdan (zu Holſt).

Mein Herr! Sie werden mir verzeihen, daß ich Ihnen, ohne meine Schuld, einige böſe Augenblicke verurſacht habe.

Holſt (küßt ihr die Hand).

Ihnen verzeih'n? Danken muß ich Ihnen gnädige Frau, Sie waren ja meine Retterinn. — Herr von Plin — liebe Adamine, Sie ſollen es nicht bereuen, mich mit ~~ihrer~~ Hand beglückt zu haben; ſo wie ich den körperlichen Fehler von mir geworfen habe, ſo will ich auch jene Schwächen von mir werfen, welche der Umgang mit der großen Welt, Leichtſinn und Geſellſchaft, mir eingeimpft haben. Hier bey Ihnen will ich bleiben, wo die Buckel der Natur die Ausſicht bekränzen, und Leiden und Freuden gerne mit Ihnen auf beyden Achſeln tragen.

(Ende der Poſſe.)

Hochzeit-Fatalitäten.

Poſſe in einem Aufzuge.

Iſt in Wien nicht aufgeführt worden.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Perſonen.

Erasmus Bibergall, Apotheker. 6

Purz, ſein Neffe, erſter und einziger Subject.

Frau Hülſe, Amtmannswitwe.

Bevchen, ihre Tochter.

Carl Schell, ~~Husaren~~rittmeiſter.

Kautz, ſein Diener.

Lene, ~~Magd~~ im Wirthshauſe zum goldenen Eiszapfen. + Kellnerin

Ein Korporal.
Ein Tambur.
Vier Soldaten.
Hochzeitgäſte.
Regimentsmuſik.

Die Scene ſpielt in einer Provinzſtadt.

(Die Bühne ſtellt einen großen Platz in einer Provinzſtadt vor. Links im Vordergrunde iſt Bibergalls Haus. Zu ebener Erde dieſes Hauſes befindet ſich deſſen Apotheke, auf deren Laden Galenus und Hypokrates abgebildet ſind; ober dem Laden befindet ſich eine Tafel mit der Aufſchrift: »Für den Tod iſt kein Kraut gewachſen.« Zur Rechten das Wirthshaus zum goldenen Eiszapfen, ebenfalls mit einem Schilde und mit der Ueberſchrift: »Johann Schreibauf, Gaſtgeber, beherbergt zu Fuß und zu Pferde, gibt Koſt Mittags und Abends und Ball. — Hochzeiten bittet er einige Tage voraus zu beſtellen.«

Erſte Scene.

Schell und Kautz.

(Beyde kommen zu Pferde. Kautz hat einen Mantelſack auf ſeinem Pferde, ſie ſteigen ab, und Kautz nimmt die Pferde.)

Schell.

Da ſind wir endlich an Ort und Stelle. —

Kautz.

Ja Herr Rittmeiſter! ich erkenne mich, hier iſt der Gaſthof zum goldenen Eiszapfen. Den dummen Schild hab' ich dem noch dümmern Wirth ſelbſt aufgeſchwatzt. (erblickt die Tafel über dem Schilde). Was Teufel hat denn der Kerl da noch hinaufgeſchrieben? (er lieſ't): »Johann Schreibauf, Gaſtgeber, beherbergt zu Fuß und zu Pferde, gibt Köſt Mittags und Abends und Ball. — Hochzeiten bittet man einige Tage voraus zu beſtellen.«

Schell (lacht).

Teufel, da werden die jungen Mädchen aus der ganzen Gegend her wallfarthen, wenn es da nur einer Beſtellung bedarf um Hochzeit zu machen. — Hab' ~~auch manche Halbe Krätzer in dieſer Kneippe~~ getrunken. kan zwar jetzt nur vier und zwanzig Stunden hier verweilen, aber ich will mir dieſe Zeit luſtig vertreiben.

Kautz.

Recht Herr Rittmeiſter! Sie reiſen ja hier durch, um ſich auf dem Schloſſe Ihres Herrn Onkels eine Frau zu nehmen, und dann hat's mit der Luſtigkeit ohnedieß ein Ende.

Schell.

Glaubſt du? — Nein, ich werde mein Lebetag kein Kopfhänger werden. — Geh' jetzt hinein und ſieh' zu, daß wir Quartier bekommen.

Kaub.

Sogleich Herr Rittmeiſter! (mit den Pferden ab).

Zweyte Scene.

Schell (allein).

Wer mir's vor einem Jahre~~, als ich in dieſem Städtchen in Garniſon lag~~, geſagt hätte, daß ich heute hier durchkommen würde um zu heirathen, dem hätt' ich in's Geſicht gelacht. — Ja ſo geht's, man muß doch einmahl ein Philoſoph werden, und dem Staate nützliche Bürger zu ſchaffen ſuchen. Immer kann der Menſch nicht ſo in den Nebel hinein leben, ſonſt ver~~ſauert er~~ ja ganz — ~~(er erblickt Bibergalls Haus)~~. Was ſeh ich? — Hier iſt ja das Haus deß verdammten Apothekers, bey dem ich vor einem Jahre im Quartier lag, und der mir den verfluchten Streich ~~[illegible]~~ Ich konnte mich nicht mehr rächen, weil ich Tags darauf den Befehl zum ſchnellen Abmarſche erhielt. Aber wart' Kerl! jetzt hab ich vier und zwanzig Stunden Zeit, die ſollen ~~ganz~~ dir gewidmet ſeyn. — Der Apotheker-Laden iſt geſchloſſen — hat mein liebwerther Herr Bibergall vielleicht mit ſeinen Salben Bankeroute gemacht?

Dritte Scene.

Kautz (aus dem Gaſthofe), und Schell.

Kautz.

Herr Rittmeiſter, da bekommen wir kein Quartier, da drinnen geht's zu wie im Himmel, und geſotten und gebraten wird, wie in der Hölle. Wirth, Wirthinn und Mägde laufen untereinander, und Niemand ſteht Einem Rede. Eine vierſitzige Paſtette hab' ich ſteh'n geſehn, und eine Torte, womit wir eine ganze Escadron abfuttern könnten, ein Luſter von Pappendeckel und Goldpapier aufgehängt. Der Wirth ſteht beym Brunnen und füllt die Bouteillen, die Wirthinn backt ganze Körbe voll Krapfen, kurz, wer heute da hineinkömmt, kann mitten unter Speiſen erhungern, denn es iſt heute hier eine Hochzeit.

Schell.

Eine Hochzeit? — Gut! da bleiben wir gerade da.

Kautz.

Aber Herr Rittmeiſter, wir ſind da ſchlecht aufgehoben. Unſere Pferde ſind noch nicht ermüdet, wir könnten wohl noch ein Stündchen weiter reiten.

Schell.

Nein!— wir bleiben — du weißt wohl nicht, daß ich hier eine kleine Rache auszuführen gedenke?

Kautz.

Rache? — An wem wollen Sie ſich rächen?

Schell

(zeigt auf Bibergalls Haus, und ſpricht mit einem tragikomiſchen Tone).

Schau hin! dort ſteht das Haus meines Feindes!

Kautz.

So viel ich ſehe, eine Apotheke! und darüber die Worte: »Für den Tod iſt kein Kraut gewachſen!« — Brav! da wird der Mann nicht viel Thee verkaufen — Aber was wollen Sie denn mit dem armen Apotheker anfangen?

Schell.

Alles, was ihn verdrießt.

Kautz.

Und was hat er Ihnen denn zu Leide gethan?

Schell.

Höre! — Vor einem Jahre lag ich in dieſem Städtchen und zwar bey dem Apotheker da im Quartier, der Kerl ſpielte den ſchönen Geiſt, und liebelte in ſeinem fünfzigſten Jahre noch überall im Städtchen herum, wo es eben gehen wollte. — Am Bache drüben wohnte eine Müllerinn — Kautz, ein Weibchen! — es wäſſern mir noch die Zähne, wenn ich an ſie denke.

Kautz.

Nehmen Sie ſich in Acht Herr Rittmeiſter, Sie ſind ja ein Bräutigam.

Schell.

Du kannſt dir denken, daß mein Spatziergang alle Tage längſt dem Bache hin ging. Ein paarmahl begegnete ich auch das weiße Kind meiner Flamme, aber immer in Begleitung meines alten Hauspatrons, der ſie mit einem ſchnellen »guten Abend!« haſtig mit ſich fortführte. Ich verſäumte zwar nicht, ihr mit den Augen zu ſagen, was mir am Herzen lag, und einmahl ſchien mir's faſt, als ob die ihrigen antworteten; ich ſchrieb alſo ein zuckerſüßes Briefchen, dieſes fing aber der Salbenſchmierer auf, machte der Schwiegermutter der Müllerinn, einer alten verliebten Närrinn, weiß, es gelte ihr, und ließ mir durch dieſe antworten, und mich zu einem Stelldichein bey einbrechender Nacht in der Aue neben der Mühle einladen.

Kautz.

Verfluchter Kerl!

Schand.

Ich kannte weder die Schrift der einen noch der andern, alſo verſteht ſich's, daß ich in die Falle ging. Ich trete im Dunkeln in die Aue, ein bſt! bſt! und hm! hm! — empfängt mich, ich faſſe meine Schöne, in die Arme, einen feurigen Kuß auf ihre Lippen, in dieſem Augenblicke erſcheint der verdammte Apotheker mit der Müllerinn und allen Mühljungen mit Laternen, und ich erblicke an meinem Buſen die ~~halb-ohnmächtige~~ alte Schachtel, und werde ausgelacht.

Kautz.

Schöne Lage!

Schell.

Ich würde dem Kerl am andern Tage beyde Ohren abgehauen haben, hätt' er ſich nicht vor mir verkrochen, und ich nicht einige Stunden nachher den Befehl zum Aufbruche erhalten. — Aber geſchenkt war's ihm nicht. Jetzt iſt der Zeitpunct gekommen, und die Strafe eilt mit Rieſenſchritten herbey.

Vierte Scene.

Lene (aus dem Wirthshauſe). Die **Vorigen.**

Lene.

Ich hole nur die Torten beym Bäcker, ich komme gleich wieder zurück. — (ſie trocknet ſich den Schweiß von der Stirne) Uh! das iſt eine Plage, und Alles für anderer Leute Hochzeiten, wenn ich einmahl einen Mann bekäme, da wollt' ich gerne alle meine Kräfte aufbiethen.

Schell.

Seh' ich recht, das iſt ja die hübſche Lene? — Ah! die wird uns ſchon beherbergen.

Lene.

Ah Fremde! (ſie tritt näher) Guten Morgen meine Herrn! Aber ſeh' ich recht? — Das Geſicht! vor einem Jahr —

Schell.

Ganz recht, vor einem Jahr haben wir uns geſehen ([redacted] und recht oft geſehen, (er küßt ſie) und recht nahe geſehen.

Lene (wiſckt ſich den Mund).

Pfui, Herr Rittmeiſter! Sie ſind doch noch immer der Alte.

Schell.

Lene! Du mußt uns beherbergen.

Lene.

Mein Gott, das iſt unmöglich. — Nirgend im ganzen Haus iſt mehr ein Platzchen; — im Saal wird getanzt, im großen Nebenzimmer geſpeiſet. Die kleinern Zimmer ſind für die Alten zum Trinken, ein Lärmen, ein Getöſe iſt im Hauſe, daß man ſein eignes Wort nicht verſteht. Wir haben ja heute eine Hochzeit.

Schell.

Iſt die Braut hübſch?

Lene.

O ja! — ſo gewiß anmuthig, — und ſo gewiß [illegible] und ſo gewiß unſchuldig! —

Kautz.

Tauſend! — bey der Beſchreibung wird einem ſo gewiß curios.

Schell.

Und wer iſt denn der Bräutigam dieſer ſo Gewiſſen?

Lene.

Ein gewiſſer Bibergall, (auf deſſen Haus deutend) der Apotheker da drüben.

Schell.

Iſt's möglich? der alte Fuchs.

Lene.

Ja der alte Fuchs.

Schell.

Und wer iſt das Hühnchen, das dem Fuchſe geopfert werden ſoll?

Lene.

Mamſell Bevchen, die Tochter der Amtmannswitwe von Ballenburg, eine kleine halbe Stunde von hier.

Schell.

Lene! — Fang' es an, wie du willſt, du mußt uns beherbergen.

Lene.

Recht gerne, wenn ich nur wüßte wie? — Ja freylich es könnte wohl ſeyn, wenn der Herr Rittmeiſter mit meiner Kammer vorlieb nehmen wollte, ich bin ohnehin dieſe Nacht ſo beſchäftigt, daß ich keinen Schritt werde hinein thun kann.

Schell.

Recht gerne, liebes Lenchen, für jede Stunde, welche ich darin zubringe, bekömmſt du einen Gulden. Zwanziger.

Lene.

Sie lieber großmüthiger Herr! — Nun ſo kommen Sie.

Schell.

Halt! — Wann iſt die Vermählung?

Lene.

In dieſem Augenblicke ſtehen ſie vor dem Altar, nachher ziehen ſie mit der Muſik im Städtchen herum, und zu Mittag kommen ſie zur Tafel.

Schell.

Herrlich! Lene, du mußt mir einen Gefallen erweiſen.

Lene.

Gehen Sie weg, Herr Rittmeiſter, fangen Sie ſchon wieder auf dieſe Weiſe an.

Schell.

Nein, nein, im Ernſte, du mußt mir bey Ausführung meines Planes beyſtehen. Ich will den neuen Ehemann nur ein Bischen necken. Mein Kautz wird dir Alles erklären, (gibt ihr einige Silberſtücke) dieß für deine Verſchwiegenheit.

Lene.

Ah! wenns nichts iſt als das, ſo bieth' ich recht gerne meine Hand. — Aber was ſeh' ich? da kommt ja ſchon die ganze Hochzeit, nun, da darf ich laufen, daß ich die Kapaunen an den Spieß bringe. — Wenn Sie nachkommen wollen, links im Hofe, wo der Brunnen ſteht, iſt meine Kammer. (Sie geht ins Wirthshaus ab.)

Schell.

Komm Kauz, der Hochzeitszug nähert ſich und Bibergall darf mich früher nicht ſehen, ich will ein Briefchen an den Lieutenant Karnt ſchreiben, der hier in Garniſon liegt, er kann uns mit ſeinen Leuten nützlich ſeyn; komm nur, komm. (Beyde ins Wirthshaus ab.)

Fünfte Scene.

Frau Hülſe, Vevchen, Bibergall, Purz, Hochzeitsgäſte. (Muſik, welche ſie begleitet. Bibergall führt Frau Hülſe, Purz führt Vevchen am Arme.)

Bibergall (zu den Muſikanten).

Genug Kinder! Genug! (~~die Muſik endet~~.) Schön habt ihr aufgeſpielt, und ſo paſſende Lieder, (indem er auf ſein Herz deutet.) »Ti tanti palpiti,« und (indem er Vevchen verliebt beym Kinn faſſet) »Ich war kaum ſechzehn Sommer alt.«

Purz (lachend).

Ja, und hernach die ſchöne Arie: »Die verdammten Heirathen, wenn's nur immer grathen thaten.«

Bibergall.

Schweig! (zu den Muſikanten) Geht jetzt hinein ins Wirthshaus und feuchtet euch an, damit ihr zu den Geſundheiten friſchen Athem habt. (reibt ſich vergnügt die Hände.) War das ſchön? — he? — Und das Aufſehen! — Alle Fenſter waren beſetzt.

Purz.

Ja, und überall haben ſie gelacht.

Bibergall (zu Bevchen).

Biſt du müd', theure Gattinn?

Bevchen.

Gar nicht — o! — wenns nur ſchon aufs Tanzen losginge, das iſt mir das Liebſte an der ganzen Hochzeit.

Bibergall (lächelnd).

Liebenswürdige Unſchuld! Schwiegermama, ich bin wie ein Narr verliebt.

Fr. Hülſe.

Das iſt recht, Herr Sohn, ſo ſind alle geſcheidten Leute verliebt. — Sie erhalten in meiner Tochter einen wahren Schatz, ſie bricht nichts, ſie macht nichts, und ſie weiß nichts.

Bibergall.

Das wird eine Ehe werden wie im Himmel! — So eine Frau hab' ich mir gewünſcht, bey der es mir vorbehalten iſt, erſt einen Menſchen aus ihr zu machen. — Bevchen du ſollſt meine Gallathee ſeyn, ich dein Pygmalion!

Purz.

War der auch ein Apotheker, Herr Vetter?

Bibergall.

Nein, das war ein berühmter Bildhauer, der eine ſteinerne Mamſell machte, in die er ſich verliebte, und der dann die Götter bath, daß ſie den Stein beleben möchten, und die haben's ihm zu Liebe auch gethan, und darüber war er denn ganz glücklich.

Purz.

Aber wie er mit ihr ein paar Jahre verheirathet war, wird er wohl wieder gebethen haben, daß die Götter ſein Weib wieder verſteinern möchten.

Bibergall.

Nein, er war glücklich mit ihr bis an ſein ſeliges Ende.

Purz.

Das iſt ſchon rührend auch.

Bibergall (zu Bevchen).

Nicht wahr, ſo glücklich wollen wir auch ſeyn, mein liebes Bevchen?

Bevchen.

Ja, ja, wenn's geht —

Bibergall.

Du ſollſt bey mir ein herrliches Leben haben, Täubchen.

Purz.

Ja, wie Sie ins Haus kommen, Mamſell Bevchen, ſo laſſen wir Ihnen gleich Salben machen und Thee ſchneiden, und Viſikatur aufſtreichen und China ſtoßen, das iſt ſchon eine prächtige Unterhaltung.

Bibergall.

Sey ſtill, du wirſt ihr gar nichts lehren.

Purz (bey Seite für ſich).

Er wird ihr doch etwas lehren juſt, weil er's nicht haben will.

Fr. Hülſe.

Lieber Herr Schwiegerſohn, Sie ſind jetzt kein Burſche mehr, Sie ſind ein Mann geworden, ich hoffe, Sie werden ſich in Ihrem neuen Stande ordentlich betragen, und nicht mehr ſo loſe Streiche machen, wie bisher. Die ganze Nachbarſchaft kennt Sie als einen Sauſewind.

Bibergall.

Ja, ich muß geſteh'n, ich hab's ein Bischen arg getrieben, aber Jugend will vertobt ſeyn.

Purz.

Seht, das ſagt Ihr ſelbſt, Herr Vetter, und wenn ich toben will, ſo iſt in dem Himmel der Boden aus.

Bibergall.

Wirſt du einmahl ſtille ſeyn! — Was ich Alles untereinander gebandelt habe, das iſt entſetzlich — (lacht) ha! ha! ha! — ein Streich freut mich noch in der Seele, — der mit dem jungen Offizier vor einem Jahr.

Fr. Hülſe.

Ich bitte mir's im Nahmen meiner Tochter aus, daß es jetzt mit allen Streichen ein Ende hat. — Bevchen du mußt deinem Mann auf die Kappe gehen.

Bevchen.

Ah! das will ich ſchon thun Mama, ſeyn Sie nur ſo gut und unterrichten Sie mich wie ich's machen ſoll.

Fr. Hülſe.

Das ſoll ſchon geſchehen mein Kind.

Bibergall

(zieht ſeine Uhr heraus).

Der Mittag rückt heran, punkt 1 Uhr wird aufgetragen. Purz, führe die Herren und Frauen indeſſen hinein, und laß Wein aufſtellen. Es iſt warm, und ein Schluck Wein vor dem Eſſen ſchadet nicht. — Ich muß nur einen Augenblick nach Hauſe ſchauen ob nichts paſſirt iſt. Der Kreisphyſikus nimmts gleich übel, wenn man einen Kranken fünf oder ſechs Stunden auf die Medizin warten läßt. (zu Bevchen.) In einer kleinen Viertelſtunde bin ich wieder bey dir, Engel.

Bevchen.

Wenn auch eine große Stunde daraus wird, das thut gar nichts.

Bibergall (geht ab).

Purz.

Meine Herren und Frauen, belieben Sie mir zu folgen, wir wollen indeſſen ſehen, wie der Wein aus [illegible] (Ab in's Wirthshaus mit den Hochzeitgaſten.)

Sechſte Scene.

Frau Hülſe und Vevchen.

Fr. Hülſe (mit Pathos).

Mein Kind! du biſt alſo jetzt verheirathet.

Vevchen.

Ja Mama! und das freut mich ganz außerordentlich, denn es iſt kein häßlicherer Nahme als: alte Jungfer.

Fr. Hülſe.

Du verlaſſeſt das väterliche Haus, und wirſt deine eigene Frau.

Vevchen.

Das iſt ja eben ſchön, da kann ich thun was ich will. — Ich werde recht luſtig ſeyn, Mama!

Fr. Hülſe.

Neue und große Pflichten liegen dir ob.

Vevchen.

Pflichten? was denn für Pflichten? —

Fr. Hülſe.

Du mußt deinen Mann lieben.

Vevchen.

Nun ja, was man ſo ins Haus braucht.

Fr. Hülſe.

Du mußt ſuchen ihm zu gefallen. —

Bevchen.

Da muß er mir recht viele ſchöne neue Kleider machen laſſen, damit ich ihm immer gefalle.

Fr. Hülſe.

Du mußt ihm thun, was du ihm in den Augen anſiehſt.

Bevchen.

In dieſen Augen, die mein Mann hat, ſieht man nicht viel.

Fr. Hülſe.

Mußt ihm keinen Verdruß machen.

Bevchen.

Ah — geh'n Sie Mama — Sie machen Spaß — Sie haben ja dem Papa auch oft Verdruß gemacht, alſo darf ich's auch, denn ich will's gerade ſo machen (~~ihr die Hand küſſend~~) wie's meine gute Mama gemacht hat!

Fr. Hülſe (küßt ſie).

Du gutes, liebes, wohlgerathenes Kind! Wenn er böſe wird?

Bevchen.

So werd ich noch böſer, wie meine Mama.

Fr. Hülſe.

Wenn er ſchreyt?

Bevchen.

So ſchrey' ich noch ſtärker wie meine Mama.

Fr. Hulſe.

Und wenn er endlich den Hut nimmt und will gehen?

Bevchen.

So laß' ich ihn gehen und lache. O ich hab' mir alles genau gemerkt, wie s die Mama gemacht hat.

Fr. Hülſe.

Dann wirſt du auch eine glückliche Ehe führen, mein liebes Kind.

Siebente Scene.

Schell und Kautz aus dem Wirthshauſe. Die Vorigen.

Schell (leiſe zu Kautz).

Du gehſt jetzt zum ~~Herrn~~ Lieutenant und übergibſt ihm das Brieſchen, dann thuſt du, was ich dir geſagt habe.

Kautz.

Ganz wohl, Herr Rittmeiſter, werde alle meine Inſtruction genau befolgen. (Er geht über die Straße ab.)

Fr. Hülſe (zu Bevchen).

Sehr ein artiger junger Menſch. — Wer iſt der junge Offizier?

Schell (für ſich).

Ah! da iſt die Braut — und ihre Mutter. (Er grüßt ſie ſehr höflich.)

Bevchen.

Und hübſch, o viel hübſcher als mein Bräutigam.

Fr. Hülſe.

Mein Kind, ſo etwas muß man nicht ſagen.

Bevchen.

Nun ſo will ich mir's denken.

Schell (ſich nähernd).

Ich habe wohl das Glück die ſchöne Braut zu begrüßen, deren Hochzeit heute hier gefeyert wird?

Bevchen (macht einen Knix).

Ja, die bin ich.

Schell (zu Frau Hülſe).

Und Madame ſind vermuthlich die Schweſter, oder die Kranzjungfer?

Fr. Hülſe
(ſich ins Zeug werfend).

Keines von beyden, mein Herr, ich bin die Mutter der Braut.

Schell.

Gnädige Frau, bey dieſen jugendlichen Reitzen, bey dieſer Friſche des Teints, — verzeihen Sie, aber, wer ſollte ſich hier nicht irren.

Fr. Hülſe (für ſich).

Das iſt ein liebenswürdiger junger Mann.

Veychen (für ſich).
Die Mama macht ſchon ein zuckerſüßes Geſicht.

Schell (für ſich).
Das junge Ding iſt wirklich allerliebſt.

Fr. Hülſe.
Mein Herr, darf man fragen, ob Sie längere Zeit in dieſem Städtchen bleiben werden?

Schell.
Nein, gnädige Frau, ich kann nicht ſo glücklich ſeyn — Ich muß nach Schönſtein, wo mein Oheim Gutsbeſitzer iſt.

Fr. Hülſe (für ſich).
Ah! alſo auch ein junger Mann von einer ausgezeichneten Familie.

Schell.
Ich war Anfangs böſer t darüber, daß ich gezwungen war, dieſe Nacht hier zu bleiben, allein nun beklag' ich mich nicht mehr, das Glück wollte mich hier mit einer der Grazien und ihrer Mutter zuſammen fuhren —

Fr. Hülſe (für ſich).
Grazie? und ich die Mutter, die Venus — o Gott! das iſt ſchon ſehr delikat.

Veychen
(die immer, ſo oft ſie ſpricht, zu Schell treten will, aber von ihrer Mutter zurückgehalten wird).
Nun, und wollen Sie ſchon bald wieder fort?

Schell.

Morgen, ſchon mit dem Frühſten, auch ich ſtehe auf Freyers Füßen.

Vevchen (mit einem Seufzer).

Sind ſchönere Füße als die meines Alten, die ſind krumm.

Schell.

Ich habe mich mit den Wirthsleuten ſchon zwey Stunden herum gezankt, und kann nicht einmahl [illegible] zu eſſen bekommen. Aber ich verzeihe ihnen nun, wer kann an etwas Anderes denken, wenn [illegible] ſich mit Ihnen beſchäftiget, meine Damen.

Fr. Hülſe.

Da ließe ſich ja wohl helfen, mein Herr. — Wollten Sie uns wohl die Ehre erweiſen mit uns zu ſpeiſen, und der Feſtlichkeit beyzuwohnen?

Vevchen (hüpfend).

Ja, das wäre ſchön, recht ſchön.

Fr. Hülſe.

Auch meinem Schwiegerſohn werden Sie ſehr willkommen ſeyn, es iſt Herr Bibergall, Apotheker dieſer Stadt.

Schell.

Sie ſind zu gütig. Ich nehme Ihr Anerbiethen mit großem Vergnügen an.

Achte Scene.

Die Vorigen. Lene.

Lene.

Das Mittagmahl iſt aufgetragen. Man wartet nur auf Sie.

Fr. Hülſe.

Mein Schwiegerſohn bleibt doch entſetzlich lange aus.

Bevchen.

Das iſt einerley Mama, gehen wir nur zum Eſſen.

Schell.

Erlauben Sie, meine Damen, daß ich Ihnen meine Arme biethe. (Bevchen reicht ihm ſehr ſchnell ihren Arm. Fr. Hulſe thut es nur, nachdem ſie eine verzierte Verbeugung gemacht hat. Schell im Abgehen, indem er Anfangs Bevchen ſichtbar den Arm drückt.) Oh!

Bevchen.

Ach!

Fr. Hülſe (verſchämt).

Seyn Sie doch nicht ſo ungeſtümm. (Alle drey ins Wirthshaus ab.)

Neunte Scene.

Lene, dann Kautz.

Lene.

Brav! der Herr Offizier hat ſchnell Bekanntſchaft gemacht. Ja die Herren in Uniform ſind Tauſendſaſſa, man kann ihnen nicht widerſteh'n.

Kautz (herbeylaufend).

Ah! biſt du da, Lenchen? Wo iſt mein Herr?

Lene.

So eben iſt er mit der Braut und ihrer Mutter hineingegangen, ſie ſind ſchon ganz mit einander einverſtanden.

Kautz.

Herrlich — und Bibergall?

Lene.

Man wartet mit dem Eſſen auf ihn, er iſt nach Hauſe gegangen.

Kautz.

Höre mich Schatz; hier haſt du einen Brief, (er gibt ~~ihr denſelben~~) du warteſt hier auf ihn, und wie er kommt, gibſt du ihm denſelben auf der Stelle, und ſagſt, eine Dame hab' ihn dir übergeben, die ihn ſehnſuchtsvoll erwartet.

Lene.

Schon recht, ich verſtehe. (blickt auf Bibergalls Haus) Da kommt er eben.

Kautz.

Mache deine Sache klug, ich entferne mich. (Ins Wirthshaus ab.)

Zehnte Scene.

Lene. Bibergall.

Bibergall.

Hat der Henker ſchon wieder zwey Recepte da gehabt, und gerade die übelriechendſten Ingredienzien hat der Doctor verſchrieben. — Jetzt fort zu der Geſellſchaft. Meine Braut wird mich ohnedem ſchon mit der größten Sehnſucht erwarten.

Lene.

Herr Bibergall!

Bibergall.

Was willſt du, Lene?

Lene

(zieht ihn auf die Seite geheimnißvoll).

Ich hab' Ihnen etwas zu ſagen.

Bibergall.

Mir? — Nun was denn? — Fehlt dir etwas? —

Magendrücken — ruſſiſche Rhabarber — oder Krämpfe, brav Kammillenthee getrunken — oder ſonſt etwas?

Lene.

Ich bin ganz geſund — aber hier — ein Briefchen ſoll ich Ihnen übergeben.

Bibergall.

Ein Briefchen, mir? — von wem?

Lene.

Von einer Dame, und noch dazu von einer ſehr ſchönen Dame.

Bibergall.

So? — Werden gleich ſehen (öffnet den Brief, und lieſt für ſich) »Ungeheuer!« Ah der Brief kann nicht an mich ſeyn. — (beſieht die Addreſſe.) Doch — An Herrn Macarius Bibergall, dem ungetreuen Pharmaceuten. — (lieſt weiter.) Alſo: »Ungeheuer! Wenn du nicht willſt, daß eine Frau, an deren Unglück du ſchuld biſt, einen verzweifelnden Schritt zum öffentlichen Scandal thue, ſo geſtatte ihr noch eine Unterredung mit dir, ſie will dir das letzte Lebewohl ſagen, ſie erwartet dich im goldenen Ochſen.« Teufel was iſt das? — Und keine Unterſchrift — das iſt gewiß eine von den Vielen, die meine Heirath zur Verzweiflung bringt. — Ich bin ſo liebenswürdig, und habe in meinem Leben ſo viele Eroberungen gemacht — — Lene!

Lene.

Herr!

Bibergall (leiſe zu ihr).

Hat dir die Dame geſagt, daß ſie mich erwarte?

Lene.

Freylich! und dabey hat ſie entſetzliche Augen gemacht, und mich bey der Hand gedrückt, daß ich hätte ſchreyen mögen. — Sie ſprach völlig verwirrt. — Ich muß ihn noch einmahl ſehen, rief ſie aus — oder — oder, das andere hab' ich nicht mehr verſtanden.

Bibergall (verwirrt).

Ja, — da muß ich ja wohl. — Mein Gott! die arme Perſon könnte ſich ein Leid anthun. — Wenn nur meine Schwiegermama nichts davon erfährt.

Lene.

Gehen Sie nur bald hin, lieber Herr Bibergall — ſonſt könnte ein Unglück geſchehen, ich rath's Ihnen.

Bibergall.

Ja, ja, du haſt recht — ich gehe auf der Stelle. Aber Lenchen ſey diſcret — ſage Niemanden etwas davon — beſonders meiner Schwiegermutter und meiner Braut. — Meiner Seele ich bin unſchuldig; (ſchlägt ſich auf die Backe.) das verfluchte angenehme Geſicht macht mir ſo viele Fatalitäten.

Lene.

Seyn Sie ganz unbeſorgt, Herr Bibergall, ich bin keine Plauderinn.

Bibergall.

Warte Kind, ich will dir etwas geben. (ſucht in ſeinen Säcken und zieht ein Schächtelchen heraus) Da, da haſt du ein Schächtelchen Weihrauch. —

Lene.

Laſſen Sie das nur, ich diene gerne umſonſt.

Bibergall.

Ich laufe zum goldenen Ochſen, wenn ſie drinnen um mich fragen, ſo ſage nur ich ſey zu Einem gerufen worden, den der Schlag getroffen hat.

Lene.

Schon recht.

Eilfte Scene.

Lene. Kautz.

Lene (lachend).

Der läuft.

Kautz (tritt aus dem Wirthshauſe).

Nun Lene! hat der Brief gewirkt?

Lene.

Das glaub' ich. ~~(zeigt ihm in die Scene, wo Bibergall hingegangen.~~) Da ſeh'n Sie nur! Aber da kommt Purz, der Vetter des Herrn Bibergall, der wird ihn gewiß holen ſollen.

Kautz.

Den überlaß mir. Geh' du nur jetzt hinein, und ſage der Braut und den Gäſten, Herrn Bibergall halte ein wichtiges Geſchäft zurück, er wolle aber daß man nur ohne ihn eſſen ſoll.

Lene.

Schon recht, das werd' ich gleich beſtellen.

Zwölfte Scene.

Purz und Kautz.

Purz

(kommt, die Serviette vorgebunden und noch an einem Stück Kuchen eſſend, aus dem Wirthshauſe.)

Es iſt auf der Welt nichts unangenehmer und zugleich ſchädlicher, als wenn der Menſch vom Eſſen aufſtehen muß, das, was er ſchon gegeſſen hat, erweckt in ihm eine Begierde nach mehreren, und dieſe Begierde verſchlagt ſich in die Glieder — o! das iſt ſehr ungeſund! — Wo doch mein Vetter ſo lang bleibt? — Er iſt gewiß in der Apotheke. (er geht zur Apotheke.)

Kautz (bey Seite).

Der muß auch aus dem Wege geräumt werden.

Purz

(klopft an den geſchloſſenen Apothekerladen).

Herr Vetter! — Herr Vetter! — Die Braut erwartet Sie — Man ſitzt ſchon beym Tiſche, — das Rindfleiſch iſt ſchon aufgetragen, Sie allein fehlen noch! — Kommen Sie doch, Herr Vetter! — Er hört nicht? — Er muß nicht drinnen ſeyn; ſoll ich jetzt in der ganzen Stadt herumlaufen, um ihn aufzuſuchen? — da bleib ich lieber hier, er muß ja doch zurückkommen Ich will indeſſen ſchauen, daß ich das Lied zuſammenbringe, das ich nach dem Eſſen zur Ehre des Brautpaars ſingen will. — Die Verſe wären ſchon fertig, aber die Reime fallen mir nicht ein. — (Er zieht ein Papier und einen Bleyſtift hervor und lieſt.)

»Es ſollen Braut und Bräutigam
Recht lang in Frieden leben,
Sollen halten wie die Fiackerpferd z'ſamm
Und wandeln auf Zibeben;
Schön ſey ihr Leben trallala
So wie die Braut ha! ha! ha! ha!

Nun ob das ſchön iſt?

Kautz (klopft ihm auf die Achſel).

He da!

Purz (dreht ſich um und um).

Nichts da! (befühlt ſeine Achſel.) Tauſend, das iſt ein grober Gruß.

Kautz.

Iſt Er nicht der Apothekerjunge?

Purz.

Ich bin kein Er und auch kein Junge. Ich heiße Spiridion Maxentius Purz, und bin der Pharmakopä Beſliſſener. — (für ſich.) Jetzt hab' ich's ihm geſagt. —

Kautz.

Ganz recht — den Purz ſoll ich eben ſuchen, ſein Vetter, der Apotheker Bibergall, ſchickt mich hieher.

Purz.

Mein Vetter? — Braucht er mich?

Kautz.

Das will ich glauben. — Er iſt drüben in der Kaſſerne. Der Regimentstambour will erſticken.

Purz.

Das iſt ein kurioſer Guſto.

Kautz.

Er hat ein Bein von einer alten Gans geſchluckt, das geht nicht hinab und nicht hinauf, es iſt entſetzlich den Menſchen anzuſehen, er iſt ſchon ganz blau.

Purz.

Muß der Kerl gerade jetzt *blau* werden, wo Alles anfängt grün zu werden. Soll ihm's Bein hinabſtoßen der Herr Vetter.

Kautz.

Ganz Recht, dazu braucht er aber die Maſchine, und die ſoll der Purz ihm bringen.

Purz

(nimmt die Serviette ab, und wiſcht ſich den Mund).

Ja, da muß ich freylich.

Kauz.

Und nur geſchwind. Das Leben eines Menſchen hängt davon ab.

Purz.

Nun, nun, nur Geduld! das ſind wir ſchon gewohnt. — Bey jeder Medizin, die geholt wird, ſagt man uns das, deßwegen läßt ſich doch nichts übereilen. — Ich gehe ſchon. Einem ſolchen Gansbein wird man wohl noch Herr werden können. (er geht, kehrt aber wieder um.) Apropos, wann der Herr in's Wirthshaus geht, ſo ſey der Herr ſo gut, und geb' er die Serviette hinein. (er gibt ihm die Serviette und geht in die Apotheke ab.)

Kauz.

Der wäre auch expedirt. Gnade dir Gott, armer Pürz, wenn du in die Kaſſerne kommſt, der Regimentstambour wird dich ſchön empfangen. — Ah, da kommt die Braut. — Ich gehe meinem Herrn zu rapportiren. (ab.)

Dreyzehnte Scene.

Vevchen
(aus dem Wirthshauſe, ſie wiſcht ſich den Schweiß von der Stirne).

Uf! — wie iſt mir ſo heiß und ſo ängſtlich. — Der junge Herr Offizier hat mir bey Tiſche entſetzlich warm gemacht. Das iſt ein lieber, lieber Menſch, und wie er Einem mit den Augen anſchaut, — ordentlich als ob er ſie ſtecken laſſen wollte. — Wenn ich dagegen meinen Bräutigam anſchaue. — Brrr! — da wird mir gleich kalt. — Wie ſchön der Offizier ſeine Reden zu ſetzen weiß, und wie dumm der Herr Bibergall redet. — Wie der Offizier ſo ſchön gewachſen iſt — und der Herr Bibergall, ach Gott, der iſt gar nicht gewachſen, er hat ſich nur ſo in die Breite gedehnt. — Ja, es iſt keine Frage, der Offizier wäre mir lieber, viel lieber! — der ginge gewiß nicht am Hochzeittage von mir weg und ließe mich einige Stunden allein. (ſie erblickt Schell, welcher aus dem Wirthshauſe kommt.) Ach mein Gott! da iſt er ſchon wieder.

Vierzehnte Scene.

Schell und Bevchen. [illegible]

Schell.

Liebes ſchönes Bevchen! — Warum verlaſſen Sie uns? — Ohne Sie iſt ja keine Freude.

Bevchen.

Ich verlaſſe Sie ja nicht, Sie lieber artiger Herr, ich bin nur herausgegangen um — um —

Schell.

Um nach Ihrem Bräutigam zu ſehen, nicht wahr?

~~(ſeufzend und ſich vor die Stirne ſchlagend.)~~ O der Glückliche.

Bevchen.

Pfui — ſchlagen Sie ſich doch nicht ſo vor die Stirne, Sie thun ſich ja weh, und Sie ſollen ſich nicht weh' thun.

Schell

~~(ſchwärmeriſch, indem er auf ſein Herz deutet).~~

O! — ein anderer Schlag hat mir noch viel weher gethan.

Bevchen (ſeufzend).

Ach! —

Schell (faßt ſie um den Leib).

Sie ſeufzen auch?

Bevchen.

Ja, ich ſeufze auch.

Schell.

Sie armes junges Weibchen! — An welch ein kaltes Herz wird Ihr warmes gekettet.

Bevchen.

Ja, Herr Offizier, ich habe recht ein warmes Herz.

Schell.

Am Hochzeittage ſelbſt, wo er nichts thun ſoll, als Ihnen Schönheiten ſagen, und Sie küſſen und ~~drücken~~, verläßt er Sie, und läuft zwey Stunden herum, man weiß nicht wo. Wie wird's erſt in der Folge werden.

Vevchen.

Ach, ſchlimm wird's werden.

Schell (mit einem Händedruck).

Ach Vevchen, warum bin ich nicht früher gekommen?

Vevchen.

Iſt's denn ſchon zu ſpät?

Schell.

Zu ſpät! Sie ſind verbunden.

Vevchen.

Ach ja, es iſt wahr, ich bin verwunden.

Schell.

Wir wollen uns mindeſtens heute noch recht luſtig machen. — Der Tanz wird bald anfangen, ich eröffne ihn mit Ihnen, ſchönes Vevchen.

Vevchen.

Das wird mir eine Ehre ſeyn, aber ich muß Ihnen ſagen, ich tanze nicht ſo ſchön und zierlich wie die Mädchen in der Hauptſtadt. Ich lege mich recht in den ~~Arm meines~~ Tänzers, damit er mich ſpürt, und walze ſo mit Leib und Seele.

Schell.

Das iſt ſchon recht. — Der Walzer iſt eigentlich der wahre Seelentanz, und den tanzt ihr Mädchen auf dem Lande beſſer als die Stadtfräulein, die ſich eine

Elle weit von dem Tänzer weghalten, damit er ihnen die Halskrauſe nicht verdirbt.

Bevchen.

Ah, das thue ich nicht, wenn ich tanze, lege ich die Halskrauſe ganz weg.

Kautz

(welcher während dieſes Geſpräches ſchon früher aus dem Wirthshauſe getreten iſt, und nachdem er ſeinen Herrn und Bevchen bey einander geſehn, ſeine Freude darüber geäußert, und ſich im Hintergrunde auf die Lauer geſtellt hat, läuft jetzt herbey, und ſagt ſeinem Herrn ſchnell und leiſe.)

Der Apotheker-Feind iſt im Anzuge. (geht wieder in das Wirthshaus ab.)

Schell (zu Bevchen).

Ich gehe jetzt einen Augenblick auf mein Zimmer, und hoffe Sie recht bald im Tanzſaale zu ſehen.

Bevchen.

Ja recht bald, recht ſehr bald.

Schell (ab.)

Fünfzehnte Scene.

Bevchen und Bibergall.

Bevchen.

Nein, was der Offizier artig und liebenswürdig iſt, das iſt aus der Weiſe.

Bibergall (läuft athemlos herbey).

Ach! — fff! — ich kann nicht mehr — ich falle zuſammen.

Vevchen.

Sind Sie einmahl da, Herr Bibergall. — Sie führen ſich ſchön auf. — Schämen Sie ſich, Ihre arme Braut ſo allein zu laſſen.

Bibergall.

Zürne nicht Goldkätzchen — Zanke mich nicht am erſten Tage ſchon aus. — Berufsgeſchäfte! — Man holte mich zu einem Kranken, der ſchon faſt todt war.

Vevchen.

Hätte in Gottesnahmen ohne Sie ſterben ſollen, am Hochzeittage macht man keine Krankenbeſuche.

Bibergall.

Verfluchte Geſchichte! — Narrt man mich zum goldenen Ochſen, und wie ich hinkomme, iſt keine Seele da.

Vevchen.

Nun freuen Sie ſich auf die Mama, die iſt weiter nicht böſe.

Bibergall.

Wir werden ſie ſchon beſänftigen. Du biſt alſo recht ängſtlich um mich geweſen, Gluckhühnchen? — Haſt recht lange Weile gehabt ohne mich?

Vevchen.

O nicht im geringſten. Wir haben indeſſen gegeſſen und getrunken, und da war ein junger bildſchöner Offizier dabey, der hat mich recht gut unterhalten — Sie werden ihn bald ſehen, er wird mit mir den Tanz eröffnen.

Bibergall.

Was iſt das? — Offizier? — jung? — bildſchön? — eröffnen? — Tanz eröffnen? — (bey Seite) Teufel! — ſollten mir, während ich beym goldenen Ochſen war, hier Hörner gewachſen ſeyn? — (laut.) Wer iſt der Offizier? wo kommt er her? was will er bey unſerer Hochzeit?

Vevchen.

Die Mama wird Ihnen Alles ſagen, die hat ihn eingeladen.

Bibergall.

Ja ja, Schwiegermutter, des Teufels Unterfutter!

Sechszehnte Scene.

Die Vorigen, Purz (läuft athemlos herbey).

Purz.

Au! — Herr Vetter! — Herr Vetter, das i
nicht ſchön von Euch. — O weh! o weh!

Bibergall.

Was hat denn der dumme Burſche?

Purz.

Schläge hat er.

Bibergall.

Schläge? wer hat dich geſchlagen?

Purz.

Der große Regimentstambour mit dem grimmigen Schnurrbart.

Bibergall.

Wie Teufel kömmſt du denn zum Regimentstambour?

Purz.

Der Herr Vetter hat mich ja holen laſſen, ich habe ja die Maſchin hintragen ſollen.

Bibergall.

Biſt du bey Verſtand?

Purz.

Ich weiß es nicht. Nur ſo viel weiß ich, daß ein Menſch daher gekommen iſt, der mir geſagt hat, der Regimentstambour habe ein Bein von einer alten Gans geſchluckt, und er müßte erſticken, wenn ich nicht gleich mit der Maſchine hinkäme, damit man ihm das Bein hinabſtoßen kann. Der Herr Vetter warte in der Caſſerne auf mich, hat er geſagt, ich ſoll nur eilen. Ich nehme alſo meine Maſchine, geh' in die Caſſerne und laſſe mich zum Regimentstambour führen. Der Mann lacht mir aber in's Geſicht, und ſagt, er hat gar keine Gans geſehen, vielweniger ein Bein von einer geſchluckt, und flucht ganz entſetzlich darüber, daß ich glauben könnte er ſey ſo ungeſchickt und ſchlucke Beine. Ich bleibe aber dabey, er müßte ein Bein geſchluckt haben; denn der Herr Vetter weiß ja ſelbſt, wir haben ſchon mehrere Kranke gehabt, die gar nicht wiſſen daß ihnen etwas fehlt. Er aber nicht faul, nimmt ſeinen Stock, und zieht mir einige Streiche herab, daß ich geglaubt hab', mein Rücken iſt mitten entzwey.

Bibergall.

Armer Burſche! Man hat dich recht zum Narren gehabt.

Purz.

Ein Spaß iſt ſchon recht, das iſt aber ein dummer Spaß.

Bibergall.

Komm jetzt. Wir wollen uns beym Eſſen und Trinken gütlich thun.

Veychen.

Mit dem Eſſen und Trinken iſt's nichts mehr, Herr Bibergall. Wir haben ſchon abgegeſſen.

Bibergall.

Was wäre daß? gegeſſen ohne mich? Ein Hochzeitmahl ohne den Bräutigam?

Veychen.

Warum iſt der Bräutigam fortgegangen. Man konnt die Speiſen nicht verbraten oder kalt werden laſſen. Aber Sie können ganz ruhig ſeyn, wir haben wohl zehnmahl Ihre Geſundheit getrunken.

Purz.

Und wir ſind völlig krank vor Durſt.

Bibergall.

Die Zunge klebt mir am Gaumen, und der leere Magen ſchreyt entſetzlich.

Veychen.

Nun, nun, ich habe Ihnen ein paar kleine Vögel, und einige geſottene Zwetſchken auf die Seite ſetzen laſſen.

Purz.

Davon können wir ſchon ſatt werden.

(Man hört Tanzmuſik von Innen, und zwar den Fopplandler, aber nicht zu laut.)

Veychen.

Hören Sie, es geht zum Tanze. — Man macht den Fopplandler.

Bibergall.

Der paßt ganz zu meiner Situation. — Ich kann mit leerem Magen nicht tanzen. Komm Purz, wir laſſen uns kalte Speiſen und Wein geben.

Purz.

Warm oder kalt, wenn ſich's nur eſſen und trinken läßt.

(Sie wollen ab, Lene kommt ihnen entgegen.)

Siebenzehnte Scene.

Die Vorigen und Lene.

Lene (zu Bibergall).

Herr Bibergall! — bleiben Sie noch ein wenig da. Ein Herr wünſcht hier im Freyen mit Ihnen einige Worte allein zu ſprechen.

Bibergall.

Nichts im Freyen. Hat er etwas zu reden mit mir, ſo ſoll er hereinkommen, ich muß jetzt eſſen.

Lene.

Ja, ich will's ihm wohl ſagen, allein ich weiß nicht was daraus entſtehen wird, er hat mir mit einem grimmigen Geſichte geſagt, wenn er mir nicht auf der Stelle draußen Rede ſteht, ſo gibt's ein Spektakel.

Bibergall (erſchrocken).

Ein Spektakel? — Komm ich denn heute nicht mehr zur Hochzeittafel? wer weiß, was der gute Menſch will. — Ich muß ihn doch hören. (zu Lene.) Sage, er möchte nur gleich kommen, Lene, ich erwarte ihn hier. (Lene ab.)

Verchen.

Ich gehe indeſſen hinein zum Tanze; denn ſie ſpielen ſo ſchön, daß mir die Füße nicht mehr ruhig bleiben wollen.

Bibergall.

Nun, ſo gehe hinein, mein Sacharum album, und wirf deine Füßchen untereinander, ich komme bald nach — dießmahl komme ich gewiß gleich nach.

Bevchen.

Hat gar keine Eile. (ſie geht ab.)

Purz.

Ich geh' auch mit, und ſtreife meinen Geſichtmenuett herab. (Beyde ab.)

Bibergall (allein, es wird dunkel).

Was kann er mir wollen? — Ach! wenn's vielleicht gar die Dame aus dem goldenen Ochſen wäre, die mich, als Mann verkleidet, aufſucht? Möglich wär's. — Was wagen Weiber aus Liebe nicht Alles? — Still, man kömmt.

Achtzehnte Scene.

Bibergall, Schell und Kautz.

(Schell und Kautz treten aus dem Wirthshauſe, der letztere trägt einen Degen unter dem Arm. Es wird ganz Nacht; aber das erſte Stockwerk des Wirthshauſes erblickt man hell beleuchtet zum Tanze. Der Foppländler wird von Zeit zu Zeit hörbar, aber immer ſehr piano, damit dadurch das Geſpräch auf dem Theater nicht geſtört und undeutlich werde.)

Schell (tritt näher zu Bibergall).

Endlich find' ich Sie, mein Herr! — Ich ſuche Sie ſchon lange.

Bibergall (etwas betroffen).

Sie ſuchen mich? Wie komme ich zu der Ehre? (für ſich.) Nein, das iſt keine Weiberſtimme.

Schell.

Kennen Sie mich, Herr?

Bibergall.

Nein, habe nicht die Ehre, es iſt dunkel, und ich kann daher Dero angenehme Züge nicht bemerken — aber die Stimme ſcheint mir doch nicht ganz unbekannt.

Schell.

Glaub's, dieſe Stimme hat Ihnen ſchon alle Teufel auf den Hals geflucht. — Erkennen Sie mich, ich bin der Rittmeiſter Schell, der vor einem Jahr bey Ihnen im Quartier lag. [illegible]

Bibergall ~~(für ſich)~~

Herr im Himmel! jetzt [illegible]

[illegible]) Bin außerordentlich erfreut die Ehre zu haben und das Vergnügen.

Schell.

Wird Ihnen bald vergehen das Vergnügen. Ich bin hier, um für den Streich, den Sie mir damahls ſpielten, Genugthuung zu nehmen, und Ihre Kühnheit zu beſtrafen. Sie waren der Urheber der ſchönen Geſchichte in der Mühle, ich weiß es.

Bibergall.

Ich? — Wie können Euer Edeln nur denken?

Schell.

Läugnen hilft hier nichts.

Bibergall.

Ich ſchwöre Ihnen.

Schell.

Vergebens! Sie müſſen mir Genugthuung geben.

Bibergall (bey Seite).

Das Beſte wird ſeyn, ich ſuche ihn mit guten Worten zu beſänftigen. (laut) Theuerſter Herr Major, das ſind Sie gewiß ſchon, nicht wahr? Ach! bey ſo vorzüglichen Eigenſchaften kann das Avancement ja gar nicht ausbleiben — ich geſtehe ein, es war ein übereilter Jugendſtreich — ein Spaß. —

Schell (ſich ſehr erzürnt ſtellend).

Himmel! Erden! Tauſend Million - Kanonen — Bataillon! mit mir macht man ſich keinen Spaß.

Bibergall.

Belieben die Kleinigkeit zu vergeſſen. — Waren ja immer ein guter Herr. — Euer Wohledeln ſind ein wenig erhitzt. — Bitte zu mir hereinzuſpazieren, ein niederſchlagendes Pulver ſteht zu Dienſten. — Durch ein ganzes Jahr ſtehen alle meine Medikamenten umſonſt zu Dero Befehl.

Schell.

Geh' der Herr zum Teufel mit ſeinen Salben! — Mein letztes Wort iſt — Sie müſſen ſich mit mir ſchlagen.

Bibergall.

Schlagen? — Ich bin des Todes. — Mein Herr, bedenken Sie, ich habe mich heute copuliren laſſen — ich habe noch nicht einmahl gegeſſen, — mein junges Weib — meine ungebornen Kinder — die Kranken —

Schell (zieht ſeinen Degen).

Keine Ausflüchte, ich bin taub. — Ziehen Sie.

Bibergall.

Ja, was ſoll ich denn ziehen, ich habe ja keine Waffen?

Schell.

Ja ſo? — (biethet ihm den Degen, den Kautz unter dem Arm trug) Hier iſt ein Degen. Nehmen Sie.

Bibergall (ablehnend).

Bitte recht ſchön.

Schell.

Nehmen Sie, ſag' ich, oder —

Bibergall.

In Gottesnahmen. (er nimmt den Degen) Ach Gott! ſo ſoll mein Bevchen Witwe werden, ehe ſie noch Frau geworden iſt? (Hier hört man die Tanzmuſik ſehr vernehmlich.)

Bibergall (mit ſehr wehmüthiger Simme).

Hören Sie doch nur, Herr Offizier, da droben iſt meine Hochzeit, und da herunten ſoll ich mich todt ſtechen laſſen.

Schell.

Was geht mich Ihre Hochzeit an, ſtellen Sie ſich.

Bibergall.

Können wir denn die Sache nicht anders ausmachen? Es iſt auch ſo finſter. Wir könnten leicht ein Unglück haben.

Schell.

Herr! halten Sie mich nicht zum Narren, und ſtellen Sie ſich, ſag' ich.

Bibergall.

In Gottesnahmen! — Muth! Muth! — Es muß ſeyn! — (ſie fechten, Schell läßt nach ein paar Gängen den Degen fallen, und wirft ſich mit einem Schrey in Kauz's Arme.)

Kauz.

(preßt ſein Schnupftuch auf Schell's Bruſt).

Ach! ach! mein armer Herr iſt verwundet, das Blut fließt in Strömen, er ſtirbt.

Bibergall (wirft ſeinen Degen weg).

Wär's möglich? — Hab' ich ihm die Wunde beygebracht. — Armer, junger Mann! du haſt es ſelbſt gewollt.

Kautz.

Gott! — was für eine Wunde. — Er athmet noch. — Herr! wenn er ſtirbt, ſo ſind Sie ein verlohrner Mann. Mein Herr iſt der Neffe des Kommandirenden.

Bibergall.

O!

Kautz.

Helfen Sie mir den Unglücklichen auf ſein Zimmer bringen.

Bibergall.

Ja, ja, nur geſchwind, damit uns hier Niemand überraſcht. — (Sie tragen Schell ins Haus, und kommen gleich wieder zurück.)

Kautz.

Ich will nur geſchwinde einen Wundarzt hohlen, vielleicht iſt doch noch Rettung möglich.

Bibergall.

Ja, mein Sohn, lauf! lauf! — Hier haſt du Geld, (gibt ihm einen Beutel) ſtopf dem Chyrurguß das Maul, das Andere behalte ſelbſt, aber ſchweige nur, ſchweige!

Kautz.

Ich fliege — aber, mein Herr, ſehen Sie indeſſen zu meinen armen Herrn, während ich fort bin. (Er eilt ab.)

Neunzehnte Scene.

Bibergall (allein).

Das iſt ein Hochzeittag! — Eine Dame, die mich verfolgt! — ein Offizier — ein Duell — ein Sterbender — meine Braut, die mich erwartet — keinen Biſſen gegeſſen — keinen Tropfen getrunken. — Man wird mich aufſuchen — einſperren. — Duelle ſind auf's Strengſte verbothen. — In meinem Leben hätt' ich nicht geglaubt, daß ich mich duelliren würde. — Ich muß hinein zum Sterbenden. — Ach Gott man kommt, — ich darf mich nicht verrathen. — Ich weiß gar nicht mehr, was ich thun ſoll.

Zwanzigſte Scene.

Bibergall, Frau Hülſe, Vevchen, Purz, Lene, viele Hochzeitgäſte, (wovon mehrere Laternen, andere in großen Papieren eingewickelte Speiſen tragen.)

Ein Gaſt.

Schönen Dank für mich und meine Frau.

Ein Anderer.

Habe die Ehre mich zu empfehlen.

Ein Dritter (Zu Vevchen).

Wünſche eine recht ruhige Nacht.

Fr. Hülſe (erblickt Bibergall).

Sind Sie einmahl da, Herr Schwiegerſohn? — Schöne Aufführung am Hochzeittag.

Bibergall (ganz niedergedonnert).

Ich bin nicht Schuld — der Himmel! — mein Schickſal.

Fr. Hülſe.

Haben Sie auch ein Schickſal?

Bibergall.

Unvorgeſehene Umſtände.

Fr. Hülſe.

Man muß Alles vorſehen, wenn man heirathet.

Purz (bey Seite).

Der Herr Vetter ſchaut ja völlig matt und zermatſcht aus, was muß denn der gethan haben?

Fr. Hülſe.

Dießmahl will ich's noch verzeihen, aber nie mehr, ſonſt fang ich ein Spektakel an, daß Sie an mich gedenken ſollen, Herr Bibergall, ich will keinen Wüſtling zum Schwiegerſohn.

Purz.

Recht hat ſie.

Fr. Hülſe.

Komm, meine Tochter. — (ſie faßt Bevchen bey der Hand, und führt ſie zu Bibergall, in deſſen Hand ſie Bevchens Hand legt.) Herr Sohn! Hiermit übergeb' ich Ihnen Ihre Frau. Geht, meine Kinder, — (wiſcht ſich die Thränen aus den Augen) und ſeyd glücklich.

Bevchen.

(ſich von Bibergall losreißend, und ſich an ihre Mutter klammernd.) Nein, Frau Mutter, ich mag nicht.

Fr. Hülſe.

Pfui, Bevchen! Schäme dich, du biſt kein Kind, du mußt deinem Manne folgen, und deine Beſtimmung erfüllen. — Grüße ſchön die Geſellſchaft und geh, es iſt ſchon ſpät.

Bevchen (zu den Hochzeitgäſten).

Schön' Dank, meine Herren und Damen, daß Sie haben meiner Hochzeit beywohnen, und mit uns eſſen und trinken wollen.

Die Herren.

Iſt gerne geſchehen.

Bevchen.

Morgen hoff' ich die Ehre zu haben, Sie allerſeits bey mir in meinem Hauſe zu ſehen, da wollen wir wieder eſſen und wieder tanzen. — Nicht wahr, Herr Bibergall?

Bibergall (für ſich).

Morgen? — Wer weiß wer Morgen noch lebt.— (laut) Ja, mein Kind, Alles was du willſt.

Hochzeitgäſte.

Wir werden ſo frey ſeyn! — Wir werden aufwarten, gute Nacht! gute Nacht! (gehen zu verſchiedenen Seiten ab.)

Fr. Hülſe.

(breitet weinend die Arme aus.)

Bevchen!

Bevchen (ſtürzt weinend hinein).

Mama!

(Sie halten ſich umarmt, dann übergibt Frau Hülſe Bevchen dem Herrn Bibergall mit den Worten:)

Fr. Hülſe.

Da, du Wolf, haſt du das unſchuldige Lämmlein! — (~~und geht~~ in das Wirthshaus ab. Bibergall mit Bevchen geht in ~~ſein~~ Haus. Purz bleibt noch ſtehn, nimmt lächelnd eine Preiſe ~~Taback, ſchnupft, und ſpricht:)~~

Purz.

Mir iſt's recht — (und geht ihnen nach in's Haus.)

Einundzwanzigſte Scene.

Lene, dann Schell.

(Es iſt ganz finſter.)

Lene.

Das iſt eine ſpaſſige Hochzeit — die junge Frau geht ſo traurig nach Hauſe, als ob ſie zum Grab ginge. — Hat aber auch recht, beſſer gar kein Mann, als ein ſolcher. Wie er geht, der Herr Bibergall, — ſo langſam. — Wenn ich einmahl heirathe, ſo muß das ein

Mann ſeyn, der mich auf den Arm nimmt, und im Galopp mit mir nach Hauſe läuft, wenn der Tanz aus iſt.

Schell

(kommt aus dem Wirthshauſe).

Ich höre nichts mehr — Alles hat ſich entfernt. —

Lene.

Wer ſpricht da?

Schell.

Fürchte dich nicht Lene, ich bin todt.

Lene.

Todt?

Schell.

Allerdings. Bibergall hat mich im Duell tödtlich verwundet.

Lene.

Ach! ich begreife.

Schell.

Still, ich höre kommen, das iſt vermuthlich mein Kautz.

Zweyundzwanzigſte Scene.

Die Vorigen, **Kautz**, ein **Korporal** mit vier Soldaten.

Kautz.

Nur leiſe, leiſe, macht keinen Lärmen.

Lene.

Das ſind ja Soldaten. Was ſoll denn das?

Schell.

Alles nach meiner Anordnung. — Der Bräutigam darf nicht zu Hauſe ſchlafen.

Lene (lacht).

Ha! ha! ha! das iſt luſtig.

Schell (zu den Soldaten).

Kameraden! Ihr wißt was ihr zu thun habt?

Korporal.

Ja, der Herr Lieutenant hat's uns ſchon geſagt.

Schell.

Der verdammte Apotheker bleibt lange aus, mir ſcheint, er will mich ſterben laſſen.

Lene.

Aber, Herr Rittmeiſter, bedenken Sie doch, in dieſer Nacht kann er doch ~~auch~~ Etwas vergeſſen. [illegible]

Kautz.

Die Thüre des Apothekerladens öffnet ſich. — Er iſt's!

Schell.

Verbergt euch! — und ich bin wieder todt. (Er geht in's Wirthshaus, die Andern ziehen ſich zurück.)

Dreyundzwanzigſte Scene.

Die Vorigen, Bibergall.

Bibergall

(im Schlafrock und Nachtmütze, eine brennende Kerze in der Hand, öffnet den Apothekerladen, und geht, nachdem er ſich vorſichtig umgeſehen hat, heraus).

Es iſt Niemand mehr auf der Straße, — Alles ruhig — Ich muß zu meinem Verwundeten ſehen. Meine Frau iſt glücklicherweiſe vor Ermüdung ſchnell eingeſchlafen. Mein Gott! wenn der Offizier nur mit dem Leben davon käme. — Ich werd's ja gleich hören, was zu hoffen iſt. Sein Bedienter muß ja mit dem Wundarzte ſchon da ſeyn. (Er öffnet die Thüre des Wirthshauſes und horcht.) Ich höre gar nichts — Mein Gott! wenn er ſchon todt wäre. (Die Wache iſt indeſſen näher geſchlichen und umringt ihn.)

Der Korporal (packt Bibergall und ſchreyt).

Halt! Wer da?

Bibergall.

Herr Gott! Der Apotheker.

Korporal.

Apotheker? — Das iſt der Mörder, nehmt ihn in eure Mitte, Kameraden.

Kauß

(ſein Schnupftuch vor die Augen haltend als ob er weine.)

Ja, meine Herren, der Pflaſterſchmierer hat meinen armen Herrn erſtochen.

Bibergall.

Wie? — Spitzbube? — Du verräthſt mich? —

Kauß.

Mein Herr iſt todt! — Alles iſt aus — Ihr müßt ihm folgen.

Bibergal.

Gott ſteh' mir bey, ich bin verloren.

Korporal.

Fort mit ihm.

Bibergall.

Herr Korporal! Gnade, Barmherzigkeit! Ich habe mich heute erſt verehlicht, meine Frau da drin, — ich muß hinein!

Korporal.

In's Gefängniß müßt ihr.

Bibergall.

Im Schlafrock? — in der Nachtmütze? —

Korporal.

All' ein's; fort mit ihm.

Bibergall,

O Bevchen! — (Er wird abgeführt.)

Kautz (öffnet die Wirthshausthüre).

Nur heraus, Herr Rittmeiſter, die Luft iſt ſchon rein, ſie haben ihn fortgeführt.

Schell (kommt heraus).

Gut! — Kautz! Du haſt doch auch meinen zweyten Auftrag erfüllt, und die Regimentsmuſik beſtellt?

Kautz.

Freylich, Herr Rittmeiſter. — Sie warten im goldenen Ochſen, wo ich ihnen einen Eimer Bier habe reichen laſſen. Ich hohle ſie. (Er geht ab.)

Schell.

Du Lene, wecke Alles in der Nachbarſchaft auf, daß auf den erſten Trompetenſtoß ſich alles hier verſammele.

Lene.

Schon recht (im Abgehen.) Sie ſind doch ein rechter Tauſendſaſa, Herr Rittmeiſter.

Schell.

Jetzt muß ich mit der Braut ſprechen, es koſte auch was es wolle. (aufs Haus blickend.) Ah, da iſt noch Licht. Ich will mit einem Steinchen ans Fenſter werfen — Man überhebt mich der Mühe, das Fenſter öffnet ſich.

Vierundzwanzigſte Scene.

Schell, Vevchen.

Vevchen
(an einem Fenſter, ober dem Apothekerladen.)

Mein Mann iſt ſchon wieder fort. — Wo muß er denn noch ſo ſpät hingegangen ſeyn? — Das wird ein ſchönes Leben werden. Ich glaube ich werde in meinem ganzen Eheſtand nichts Anders zu thun haben, als auf meinen Mann zu warten.

Schell (unten).

Pſt! — pſt! — ſchönes, liebes Weibchen!

Vevchen.

Wer ruft?

Schell.

Ich bin's, ſchönes Vevchen, der Offizier, der das Vergnügen hatte mit Ihnen zu ſpeiſen.

Vevchen (freundlich).

Ah! — Sie ſind's.

Schell.

Ich bin gekommen, um Ihnen Verſchiedenes von

Ihrem Herrn Gemahl zu erzählen. — Ich weiß Sachen, wovon Sie ſich gar nichts träumen laſſen.

Vevchen.

Warten Sie, ich komme hinab. (ſie verläßt das Fenſter.)

Schell.

Sie kommt. — Du darfſt dir Glück wünſchen, alter Bärenhäuter, daß ich ſelbſt auf Freyersfüßen ſtehe, wäre das nicht, ich würde dir das hübſche Gänschen auf und davon führen.

Vevchen (kömmt in Negligee).

Hier bin ich, was haben Sie mir zu ſagen?

Schell.

Etwas Schreckliches hat ſich ereignet. — Ihr Herr Gemahl hat ſich duellirt, in Folge deſſen iſt er arretirt, und in's Gefängniß, in die Caſſerne gebracht worden.

Vevchen.

Mein Mann? — duellirt? — das muß ein Irrthum ſeyn.

Schell.

Nein, glauben Sie mir es iſt wirklich ſo, und es gibt nur ein einziges Mittel, wodurch er vielleicht noch zu retten iſt.

Bevchen.

Sagen Sie welches?

Schell.

Sie können ihn befreyen.

Bevchen.

Ich? — Wie denn?

Schell.

Sie müſſen jetzt auf der Stelle den Commandanten aufſuchen, ſich zu ſeinen Füßen werfen und ihn bitten, daß er die Sache nicht öffentlich mache. Bis morgen iſt's zu ſpät. Morgen mit dem Frühſten will der Commandant den Schuldigen ſchon nach der Hauptſtadt ſchicken.

Bevchen.

Das iſt ja entſetzlich. — Nun, ich will ja zum Commandanten gehen; aber in dieſer Kleidung. —

Schell.

Das thut nichts, die Zeit drängt, ~~und~~ Sie ~~ſind~~ ſo gekleidet nur noch intereſſanter.

Bevchen.

Aber, mein Gott! ich weiß ja den Commandanten nicht zu finden.

Schell.

Ich will Sie hinführen, und meine Bitten mit den Ihrigen vereinigen.

Bevchen.

Ach! wie gut Sie ſind, mein Herr. — Wir ſind Ihnen großen Dank ſchuldig, und mein Mann wird's Ihnen gewiß nie vergeſſen.

Schell (bey Seite).

Das glaub' ich — (laut.) Kommen Sie nur, wir haben keine Zeit zu verlieren.

Bevchen (im Abgehen).

Nein, was mein Mann ſchon am Hochzeittage für Streiche anfängt, das iſt entſetzlich.

(Sie geht mit Schell auf einer Seite ab, von der andern kommt Kautz mit der Regiments-Muſik.)

Fünfundzwanzigſte Scene.

Kautz, die Regimentsmuſik, dann **Frau Hülſe**, **Lene** und viele Nachbarn und Nachbarinnen.

Kautz.

Hier iſt das Haus des Herrn Bibergall, da ſtellt Euch her, meine Herren, und macht dem Brautpaar eine ſtille Serenade, daß die ganze Nachbarſchaft darüber erwacht.

(Die Regimentsbande ſpielt ein ſehr lärmendes Stück mit großer Trommel, Trompeten ꝛc. Während deſſelben öffnen ſich die Fenſter aller umſtehenden Häuſer. Die Einwohner ſchauen mit Nachtmützen heraus, kommen dann aus ihren Häuſern auf die Straße und hören zu. Frau Hülſe ſchaut Anfangs aus dem oberen Fenſter des Wirthshauſes, und Purz aus dem Apothekerladen).

Fr. Hülſe.

Eine Nachtmuſik! o das iſt ſchön.

Purz.

So eine türkiſche Muſik, das iſt halt Etwas für's Herz.

Fr. Hülſe

(herauskommend zu einem der Regimentsbande).

Für wen machen Sie denn dieſe ſchöne Nachtmuſik, meine Herren?

Der Tambour.

Zu Ehren der Vermählung des Herrn Bibergall.

Fr. Hülſe.

Schön — ſchön! — Aber wo ſind denn die beyden Neuvermählten — ich ſehe ſie ja gar nicht?

Bibergall (ſchreyt von Außen).

Zu Hülfe, zu Hülfe, ich bin verloren.

Purz.

Das iſt ja mein Herr Vetter?

Sechsundzwanzigſte Scene.

Die Vorigen, Bibergall.

Bibergall

(läuft ohne Nachtmütze, im Schlafrock, athemlos herbey).

Ich kann nicht mehr. — Entkommen wär' ich glücklich — aber wo verberg' ich mich, daß ſie mich nicht auf's neue ausſpüren.

Fr. Hülſe

(welche indeſſen aus dem Wirthshauſe getreten iſt).

Herr Schwiegerſohn, wie ſehen Sie aus, in welchem Zuſtande erſcheinen Sie da bey der Nachtmuſik, die man Ihnen zu Ehren macht?

Bibergall.

Ach Gott! eine ſchöne Nachtmuſik. — Helft mir, meine Freunde, verſteckt mich! — Sie haben mich arretirt, Spitzruthen ſoll ich laufen — ich habe Einen im Duell erſtochen, ohne daß ich etwas davon gewußt habe.

Fr. Hülſe.

Herr im Himmel! was iſt das?

Bibergall.

Und meine arme kleine Frau, wie wird die ſich ängſtigen, wenn ſie mich nicht findet, ich muß nur gleich hinein gehen, ſie zu tröſten. (geht in ſein Haus.)

Purz.

Erſtochen hat mein Vetter Einen? das hätt' ich ihm nicht angeſehn.

Bibergall (ſchreyt von Innen).

O! — O! — Räuber! — Entführer!

Fr. Hülſe.

Was iſt denn das wieder?

Bibergall (ſtürzt heraus).

Man hat mir meine Frau entführt.

Fr. Hülſe.

Meine Tochter? — kommt denn heute alles Unglück zuſammen — (ſchreyt.) Bevchen! Bevchen!

Siebenundzwanzigſte Scene.

Die Vorigen, Schell und Bevchen.

(Einige Soldaten mit Fackeln.)

Schell

(führt Bevchen zu Bibergall).

Schreyen Sie nicht ſo, Madame, hier iſt Ihre Tochter.

Bevchen.

Ich war in guten Händen, Mama.

Schell (zu Bibergall).

Ich habe die Ehre Ihnen hier Ihre Frau zu reſtituiren.

Bibergall.

Was ſeh' ich? — Das iſt ja der, den ich erſtochen habe?

Schell.

Derſelbe. — Er iſt aber nicht todt, ſondern hat nur eine kleine Rache ausgeführt. Sie haben mir vor einem Jahre einen Streich geſpielt, — daß ich in Gegenwart von Zeugen mit Scham abziehen mußte, ich habe Gleiches mit Gleichem vergolten. (zu den Umſtehenden) Meine Herren und Frauen, lachen Sie mir zu Gefallen den Herrn Bibergall recht derb aus.

Alle (lachen.)

Bibergall (für ſich).

Sollen lachen, weil ich nur Niemanden erſtochen habe.

Schell.

Ich biethe Ihnen meine Hand, wir ſind quitt.

Bibergall.

Ich nehme ſie an. (zu Bevchen.) und du, armes Kind, wie iſt's denn dir ergangen? (mit einem Seitenblick auf Schell.)

Bevchen.

Recht gut, ich bin mit dem Herrn Offizier im Mondſchein ſpazieren gegangen, und da hat er mir den ganzen Streich erzählt, den er Dir geſpielt hat, und da haben wir recht herzlich gelacht.

Bibergall.

Nun in Gottesnahmen. — Den Streich hab' ich theuer bezahlen müſſen. Ich will jetzt klüger werden und geſetzter, mit den Jugendſtreichen kommt nichts heraus. (zu den Umſtehenden) Meine Freunde, bey dem morgigen Feſte bleibt es, da bringt mich aber kein Teufel mehr von meinem Weibe weg. (zu Schell mit einem Seufzer.) Herr Rittmeiſter, darf ich Sie für Morgen zu uns bitten?

Schell.

Danke ſchön, mein Zweck iſt erfüllt, ich reiſe noch dieſe Nacht ab.

Vevchen

(läuft zu ihm, und reicht ihm die Hand).

Glückliche Reiſe.

Schell (eben ſo).

Gute Nacht!

(Schell ins Wirthshaus ab. Vevchen mit Bibergall in deſſen Haus, indem ſie dem Rittmeiſter noch immer nachſieht. Die Uebrigen wünſchen einander ebenfalls gute Nacht, und gehen in ihre Häuſer.)

(Der Vorhang fällt.)

Das

Stelldichein um Mitternacht.

Luſtſpiel in einem Acte.

Nach dem Franzöſiſchen l'echelle de soie.

Perſonen.

Herr Prell, Juliens und Mariens Vormund, vormahls Militär.
Julie, heimlich mit Waller vermählt.
Marie, ihre Schweſter.
Waller.
Rund, ein junger Offizier.
Thomas, Prells Bedienter.

Die Scene iſt in Prells Landhauſe, nahe der Hauptſtadt.

(Die Bühne ſtellt Juliens Zimmer, mit einer Mittel- und zwey Seitenthüren vor. Bey einer der erſten Couliſſen im Vordergrunde iſt eine Jalouſienthüre, welche auf einen Balcon führt. Bey der andern Couliſſe im Vordergrunde eine Thür mit Glasfenſter, durch welche man in ein drittes Cabinett gelangt. Dieſe beyden Thüren ſind mit zierlichen Vorhängen verſehen, und ſind dem Zuſeher en façe. Zur Linken ein Tiſch mit einem Teppich überdeckt, worauf. ſich Schreibgeräthe befindet.)

Erſte Scene.

Julie, Waller.

Julie

(gibt Wallern eine ſeidene Strickleiter).

Jetzt fort, mein Herr, fort, — hier haben Sie die Leiter. — Machen Sie ſie an den Balcon feſt, und gehen Sie auf demſelben geheimen Weg fort, auf welchem Sie gekommen ſind.

Waller.

Wie, ſchon ſo früh?

Julie (lächelnd).

Nun, ich denke, wenn man einen ganzen Tag bey ſeiner Frau zubrachte, ſo ſucht man auch gern anderswo Zerſtreuung; ſo iſt's wenigſtens ſonſt bey Euch Männern in der Regel.

Waller.

Ich bin eine Ausnahme von dieſer Regel. Ich verlaſſe dich immer mit ſchwerem Herzen.

Julie.

Nun, und was beunruhigt dich denn gar ſo ſehr?

Waller.

Haſt du mir nicht geſagt, daß man noch heute den luſtigen Rund, der dir zum Gemahl beſtimmt iſt, hier erwartet.

Julie.

Und was ſoll er? — Was fürchteſt du von ihm? Ich bin dir rechtlich angetraut, und kann nicht zwey Männer nehmen.

Waller.

Ganz recht; allein ſo ein Menſch verſucht, und von der Stammmutter Eva an kann kein Weib dem Verſucher widerſtehen.

Julie.

Schon wieder eiferſüchtig? — Waller! hab' ich dir noch nicht genug Beweiſe meiner Liebe gegeben? Denkſt du nicht mehr jenes Tages, wo mir mein Onkel ankündigte, daß er meine Hand dem Sohne ſeines

Freundes, dem jungen Rund, verſprochen habe; wie du da vor mir auf den Knien lagſt, mich beſchworſt, du könnteſt nicht ruhig ſeyn, bis ich die Deinige wäre. Wie ich deinen Bitten und Thränen nachgab, und (ſchelmiſch.) — auch ein Stückchen vom Verſucher — mich dann insgeheim mit dir trauen ließ. Welchen ſtärkeren Beweis vermag ich dir noch zu geben?

Waller.

Du haſt recht, Julie. Ich bin ein thörichter Menſch, allein du mußt mir verzeihen, wenn du die entſetzliche Lage bedenkſt, in welcher ich mich befinde. Es iſt doch traurig, wenn man nur verſtohlen zu ſeiner Frau kommen kann; — um Mitternacht ſchlägt die Stunde meines Glücks, und kaum graut der Morgen, ſo muß ich mich ſchon wieder eiligſt entfernen, und nicht etwa auf den breiten Weg, wo andre honette Leute aus- und eingehen, nein, über die Gartenmauer, auf einer Strickleiter. —

Julie.

Hinderniſſe geben der Sache neuen Reitz. — Könnteſt du bey mir auf offner Straße aus- und eingehen, vielleicht hätteſt du ſchon längſt wo anders eine Strickleiter angelegt.

Waller.

Aber ewig kann's denn doch nicht ſo fortwähren. Einmahl mußt du dem Onkel das Geheimniß doch entdecken.

Julie.

Gewiß, doch ich will die rechte Zeit abwarten. Wir müſſen den Onkel erſt für uns zu gewinnen ſuchen. Wir haben wenig Vermögen, der Onkel iſt reich, und liebt mich, er kann unſer Los ſehr verbeſſern. Ich warte die Ankunft ſeiner Schweſter ab, welche mich ſtets wie ihre Tochter liebte. Dieſe vermag alles über ihn, ſie wird ihm das Geheimniß entdecken, und ſeinen erſten Zorn beſänftigen.

Waller.

Wer weiß, wann ſie zurückkehrt.

Julie.

Nur Geduld, mein Herr! — Sie verſicherte mich in ihrem letzten Briefe, wir würden uns bald wiederſehen. Doch jetzt entfernen Sie ſich. Der Abend bricht an. Der Onkel wird wohl bald hierher kommen, beſonders da er mich den ganzen Tag nicht ſah. — Gehen Sie, und bauen Sie auf die Liebe Ihrer Julie.

Waller.

Sie iſt mein einziges Glück. — Ich gehorche, ich gehe! (er nimmt ſeinen Hut) Adieu, Julie! (ſieht auf die Uhr und kehrt dann wieder um). Aber es iſt ja erſt ſechs Uhr —

Julie.

Sechs Uhr Abends, deſto ſchneller ſehen wir uns wieder; — bis Mitternacht iſts nicht lange. —

Waller.

Eine Ewigkeit für mein Herz. (er legt die Leiter an, und ſteigt zum Fenſter hinaus).

Zweyte Scene.

Julie (allein).

(nachdem ſie die Strickleiter zurückgezogen und verborgen hat). Nun kann ich die Thüre öffnen. (ſie thut es.) Ich leide mit ihm, wenn er geht, allein das Geheimniß muß nun einmahl verborgen bleiben, bis Frau von Selten kömmt. Ich glaube auch ſchwerlich, daß man uns überraſchen wird, nur darf ich nicht mehr ſo unvorſichtig ſeyn, wie dießmahl, und Wallern einen ganzen Tag hier behalten. — (Die Thüre öffnet ſich und Prell tritt ein.) Ach, der Onkel!

Dritte Scene.

Julie, Herr Prell, Marie.

Prell.

Was machſt du denn, Nichte? Den ganzen Tag haben wir dich nicht geſehen. Du verlangſt allein auf deinem Zimmer zu ſpeiſen, und fliehſt unſre Geſellſchaft. — Warum denn das?

Julie.

Verzeihung, lieber Onkel!

Prell.

Höre, das gefällt mir nicht, und ich dringe darauf, die Urſache zu wiſſen.

Julie.

Ich — — Marie war bey mir.

Marie.

Ja, lieber Onkel, ich war da, allein da ſuchte ſie Alles hervor, um meiner nur ſchnell wieder los zu werden.

Julie.

Ich war ſo mißmüthig. — Meine Nervenſchwäche —

Prell.

So? — Auch Nervenſchwäche? Nun ja — iſt ja jetzt eine Modekrankheit. Ihr Weiber liebt ſie außerordentlich, denn ſie verbreitet über Euer Geſicht eine intereſſante Melancholie. — Ihr klagt — leidet, ſchlaft aber gut, und ſehet noch hübſcher aus, als wenn ihr ganz geſund ſeyd.

Marie.

Eine Krankheit, die hübſcher macht, iſt eine herrliche Krankheit, damit will ich mich auch bekannt machen.

Julie.

Scherzen Sie nicht, lieber Onkel.

Prell.

Nun alſo ernſthaft. — Laß uns von deiner Heirath ſprechen, liebe Nichte. Rund wird noch dieſen Abend hier eintreffen, und in einigen Tagen iſt Hochzeit.

Julie.

Rund iſt ſo leichtſinnig. —

Prell.

Iſt auch noch ſehr jung.

Marie (lebhaft.)

Ich finde ihn ſcharmant. Er iſt ſo hübſch, ſo artig, immer fröhlich, immer liebenswürdig, immer —

Prell.

Halt! halt! Du ſollſt ihn ja nicht heirathen.

Marie (betroffen).

Ich wollte nur meiner Schweſter ſeine guten Eigenſchaften vorhalten.

Julie.

Lieber Onkel, laſſen Sie mir nur noch kurze Zeit.

Prell.

Nein, nein, nun geb' ich nicht mehr nach.

Vierte Scene.

Die Vorigen, Thomas,
(welcher ſchnell durch die Mittelthüre hereinläuft).

Thomas.

Gnädiger Herr! Gnädiger Herr!

Prell.

Nun, was gibt's denn ſo eilig?

Thomas.

So eben kommt der Herr — ja, wie heißt er denn nur? Warten Sie, ich will ihn nachmahl um ſeinen Nahmen fragen.

Marie (lebhaft bey Seite).

Das iſt er, — ganz gewiß — das iſt er!

Prell.

Vermuthlich Rund?

Thomas.

Ja, ja, iſt ein kugelrunder Herr.

Julie (für ſich).

Mein Gott!

Prell (zu Thomas).

Sehr willkommen! (zu Julien.) Geh', Julie, empfange deinen Bräutigam.

Julie.

Erlauben Sie, Herr Onkel, daß ich vorher ein wenig Toilette mache.

Marie.

Auch ich will meinen Spiegel zu Rathe ziehen. (im Abgehen). Es iſt doch ärgerlich, wenn man eine Schweſter hat, die älter iſt. (Julie und Marie durch die Seitenthüre zur Rechten ab.)

Fünfte Scene.

Prell (allein).

Sie will ſich putzen, um ihm zu gefallen. Das iſt von guter Vorbedeutung. Wenn die Weiber liebenswürdig ſcheinen wollen, ſo iſt es gewöhnlich ein Zeichen, daß ſie ſelbſt ſchon nahe daran ſind, verliebt zu werden. Doch das iſt ein undurchdringliches Geſchlecht.

Sechste Scene.

Prell, Rund und Waller.

Rund

(läuft auf Prell zu).

Tauſendmahl willkommen, luſtiger, alter Herr!

Prell.

Willkommen, junger Flattergeiſt!

Rund.

In dieſem Hauſe will ich meine Flügel liegen laſſen. (er nimmt Waller, welcher im Hintergrunde ſtehen geblieben iſt, bey der Hand, und führt ihn vor.) Erlauben Sie, daß ich Ihnen vor Allem einen ſehr guten Freund von mir vorſtelle. Er verdient es, in Ihrem Hauſe eine gute Aufnahme zu finden, er nennt ſich Waller.

Prell.

Die Familie iſt mir bekannt, auch glaube ich, dieſen Herrn ſelbſt ſchon in der Hauptſtadt geſehen zu haben.

Waller.

Ich würde es nie gewagt haben, als ein Fremder Ihr Haus zu betreten, allein Freund Rund —

Rund.

Ja, ich habe den Menſchen mit Gewalt herziehen müſſen. Beyläufig hundert Schritte von Ihrem Hauſe ſeh' ich einen jungen Mann mit geſenktem Kopfe und ineinander geſchlagenen Armen längſt dem Walde hingehen. Einen geſenkten Kopf kann ich nun einmahl gar nicht leiden, frey muß man in die Welt hineinſehen, die ſo ſchön iſt. Darum ſtieg ich von meinem Pferde, näherte mich dem Mondſcheinwandler, und erkannte in ihm meinen Freund Waller. Ich frage ihn, was er denn hier ſo ganz allein zu ſuchen habe? Er antwortet mir, daß er des ſchönen Wetters wegen einen Spaziergang aus der Hauptſtadt unternommen, und ſich in dem Gehölz verirrt habe. — Nun raiſonnire ich ſo: Ein Spaziergang iſt löblich und geſund; allein ein Spaziergang ganz allein unternommen, und nebenbey eine Verirrung, iſt nicht löblich, und zeigt von Seelenkrankheit. — Um dieſe zu heben, bedarf der Patient Zerſtreuung. Ich beſchloß alſo auf der Stelle meines Freundes Arzt zu werden, nahm ihn unter den Arm, und führte ihn, trotz ſeinem Sträuben, in Ihr Haus, wo die Fröhlichkeit aus jedem Winkel hervorguckt.

Prell.

Sie haben mir ein großes Vergnügen gemacht, ich danke Ihnen.

Rund.

Uebrigens erlauben Sie, daß ich auch auf die Heilung meiner eigenen Herzens-Maladie bedacht ſeyn darf. Hier iſt der Contract, der mich auf ewig an Ihre liebenswürdige Nichte ketten ſoll.

Prell (lächelnd).

Weh Ihnen, wenn Sie keine feſtern Bande aufzufinden wiſſen, als dieß Papier.

Rund.

Das Uebrige wird ſich geben. Kurz! ich bete die liebenswürdige Julie an, und ertrage keinen ferneren Aufſchub. Heute Abend wollen wir den Ehecontract unterſchreiben, und morgen iſt Hochzeit.

Prell.

Sie beeilen ſich ſehr.

Rund.

Ich kann die Langſamkeit für meine Sünde nicht leiden, ſchnell gethan iſt doppelt gethan. Mein Freund da ſoll meinen Zeugen abgeben. — Doch ſagen Sie mir, wo iſt denn die himmliſche Julie? Wo iſt denn

Marie, das kleine, fröhliche Mädchen, ich möchte ſie Beyde ſehen, umarmen, küſſen! —

Prell.

Halt, mein Herr, wenn Sie *vor* der Hochzeit ſchon zwey Mädchen küſſen wollen, was werden Sie *nach* der Hochzeit thun?

Rund.

Auf meinen Lorbeern ausruhn. — Aber ſagen Sie mir, wo ſind die beyden Mädchen?

Prell.

Vor ihrem Spiegel.

Rund.

Den hätten ſie in meinen Augen ſuchen ſollen.

Waller (bey Seite).

Sie putzt ſich noch, um ihm zu gefallen, o Weiber! Weiber!

Prell.

Erlauben Sie, meine Herren, daß ich mich entferne, um Ihnen, lieber Rund, Ihre Braut ſelbſt in die Arme zu führen.

Rund.

Alter Herr! Ich ernenne Sie hiermit zu meinem Ambassadeur d'amour.

Prell (lächelnd).

Ich will die Kriegserklärung im Nahmen meines Souvrains machen; denn die Ehe bleibt doch immer ein Krieg (ab).

Siebente Scene.

Rund und Waller.

Waller.

Du willſt dir alſo wirklich Feſſeln anlegen?

Rund.

Ich bin nicht der Erſte, und werde nicht der Letzte ſeyn.

Waller.

Aber bedenke, du liebſt die Freyheit.

Rund.

Ich bin des unbeſtändigen Lebenswandels müde, und will in dem Schauſpiele des Lebens nun einmahl einen zärtlichen Gatten und Vater ſpielen.

Waller.

Gib Acht, daß du die Rollen nicht vergreifſt.

Rund.

Wenn mir nur gut eingeſpielt wird, ſo beſorge ich das nicht.

Waller.

Höre die Warnung eines Freundes, du begehſt eine Thorheit, wenn du Julien heirathest.

Rund.

Wer wird denn immer klug handeln?

Waller.

Man behauptet —

Rund.

Was behauptet man?

Waller.

Ich will es nicht nachſprechen —

Rund.

Heraus damit.

Waller.

Julie ſey eine Kokette.

Rund (laut lachend).

Ha! ha! ha! deſto beſſer.

Waller.

Wie — ſchreckt dich das nicht zurück?

Rund.

Im Gegentheile, es freut mich. Koketterie würzt den Eheſtand, wenn ein Weibchen nicht kokettirt, ſo bleibt der Mann nicht lange treu, aber das kokette Weib iſt immer anders und daher immer liebenswürdig, würzt ſtets durch neue Reize ihm das Leben.

Waller.

O mein Freund! Du irrſt, Koketterie iſt die unerträglichſte Schwäche des Weibes, und zur Hölle wird dir der Eheſtand durch ein kokettes Weib.

Rund.

(auf einmahl ganz ernſthaft und betrübt).

Waller!

Waller.

Nun Freund!

Rund.

Sollteſt du vielleicht ſelbſt ſeit Kurzem verheirathet ſeyn?

Waller.

(lächelnd, aber betroffen).

Ich, was fällt dir ein?

Rund.

Du ſprichſt wenigſtens ganz wie ein Ehemann.

Waller (für ſich).

Es bleibt doch wahr, ein Ehemann hat einen eigenen Ton, wenn er über die Ehe ſpricht. (laut.) Sieh Freundchen, ich will nur dich von einer Bahn zurückhalten, die gerade —

Rund.

(ſchnell einfallend).

— in zwey reizende Arme führt.

Waller.

Ernſthaft! ernſthaft!

Rund.

Nun ſo mach ſchnell, denn lange kann ich das Lachen nicht laſſen.

Waller.

Wenn dich auch wirklich Juliens Koketterie nicht zurückhält, ſo rufe deine Eigenliebe zu Hülfe. Kannſt du denn gleichgültig anhören, was man über Euch Beyde in der Hauptſtadt ſpricht?

Rund.

Man ſpricht von uns? — Nun was denn? —

Waller.

Da wird wieder ein Opfer zum Altar hingeſchleppt, heißt es; das Mädchen gehorcht nur den Befehlen ihres Onkels, ſie liebt den Mann nicht, dem ſie ihre Hand reicht, und wie Hymen ſeine Fackel über ſie auslöſcht, verlöſcht auch ihr Glück.

Rund.

Sagt man das?

Waller.

Gewiß überall.

Rund.

Nun, ſieh Freund! entweder iſt das nicht wahr oder es iſt wahr. Iſt es nicht wahr, ſo kanns mich nicht kümmern, iſt es wahr, ſo bin ich erſt recht pickirt, es unwahr zu machen. Laß nur mich machen, ich will meinen Eifer, meine zärtlichſte Sorgfalt, meine Liebe gegen Julien verdoppeln, will bald blöde, bald unternehmend, bald traurig, bald luſtig ſeyn, wie es ihr gefällt. Liſt und Gewalt will ich anwenden, und, — tauſend Element! wir wollen ſehen, ob ſich das rebelliſche Herz nicht noch heute auf Gnade und Ungnade ergibt.

Waller (bey Seite).

Das hab' ich ſchön eingefädelt. Nun hab' ich ihn erſt recht feurig gemacht.

Rund.

Julie wäre alſo ſpröde und grauſam? o herrlich, herrlich! das macht ſie in meinen Augen noch hundertmahl ſchöner.

Waller (für ſich).

Wie unklug man doch handelt, wenn man ein Ehemann iſt.

Rund.

Nun freut es mich erſt, daß ich dich auf dem Wege getroffen und hieher geführt habe.

Waller.

Warum das?

Rund.

Damit du noch heute Abends Zeuge meines vollſtändigen Sieges ſeyſt. Du kehrſt dann Morgen wieder nach der Stadt zurück, und biſt der Herold meines Ruhms. Ich bin von deiner Redekunſt überzeugt, du wirſt es ihnen beſchreiben, wie unausſprechlich mich Julie liebt und wie ſie mir mit zur Erde geſchlagenen Augen das Geſtändniß davon ablegte, und du wirſt dann ſo in der Beſchreibung meines Glückes dein Eigenes finden.

Waller.

Ja, das wird ſchön ſeyn. (für ſich.) Ich möchte raſend werden.

Rund.

Doch halt, du biſt ihr fremd, ſie könnte in deiner Gegenwart doch zurückhaltender ſeyn; weißt du was? verbirg dich hier. (er zeigt ihm die Glasthüre.)

Waller

Wenn du es ſo willſt. (bey Seite.) Ich kann auf dieſe Art Juliens Herz erforſchen.

Rund.

Nun eile, ich höre Tritte, gewiß iſt ſie es.

Waller

(indem er ſich verbirgt).

Als ein Ehemann, der vierzehn Tag vermählt iſt, ſpiel ich da eine ſchöne Rolle.

Rund.

Stille, Stille, ſie kömmt.

Achte Scene.

Rund (im Hintergrunde).
Waller (verſteckt). Julie.

Julie

(tritt nachdenkend herein).

Herrlicher Plan! Wie, wenn Rund ſtatt mir meine Schweſter heirathet?

Waller

(indem er den Vorhang öffnet, zu Rund).

Sie träumt.

Rund.

So ſchweige doch.

Julie

(eben ſo, wie zuvor).

Mariens Herz ſcheint nicht ganz gleichgültig gegen ihn zu ſeyn, ich will doch erforſchen ob er es verdient.

Rund (tritt vor).

Endlich iſt es mir vergönnt, ſchöne Julie, Sie zu ſehen, zu ſprechen und Ihnen die heißen Wünſche meines Herzens zu eröffnen. — Acht Tage ſah ich Sie nicht — ſo lang entzogen Sie ſich den Blicken eines Mannes, der ohne Sie nicht leben kann.

Julie.

Sie glauben alſo recht ſehr in mich verliebt zu ſeyn?

Rund.

Ich fühl' es.

Julie.

Aufrichtig, lieber Rund, ich zweifle noch ein wenig daran.

Rund.

Dieſer Zweifel beleidigt mich.

Julie.

Hören Sie mich an, ich will aufrichtig ſeyn. Sehen Sie, ich glaube nicht, daß unſere Charaktere zuſammen paſſen.

Waller (bey Seite).

Himmliſches Geſtändniß!

Julie.

Sie ſind ſehr liebenswürdig. Ihre Geſtalt, Ihr Geiſt, Ihr Stand, Ihr Muth, Ihre Vermögensumſtände, Alles verbirgt Ihnen eine günſtige Aufnahme bey den erſten Töchtern unſers Landes. — Allein ich ſuche bey demjenigen, den ich mir zum Gefährten meines Lebens erwähle, noch eine Eigenſchaft, die in unſern Zeiten ganz aus der Mode gekommen iſt: **Beſtändigkeit.**

Rund.

Julie! Haben Sie ſo wenig Vertrauen auf Ihre eigenen Reize?

Julie.

Die Reize verblühen.

Rund.

Nur jene des Herzens nicht, deren Sie ſo viele beſitzen (pathetiſch.) — Es iſt wahr, ich bin bis jetzt ein Flattergeiſt geweſen, und von allen Wunden, die mir der kleine Liebesgott ſchlug, blieb nicht eine einzige Narbe zurück. Allein, nun tritt bey mir die Vernunft in ihre Rechte. Ich will mich **einem** Weibe ganz hingeben, ganz für dieſe Eine leben, und ſo des Lebens höchſte Wonne genießen, ein glücklicher Gatte zu ſeyn.

Julie.

Es freut mich ſehr, dieſe Worte aus Ihrem Munde zu hören.

Waller (bey Seite).

Es freut ſie? das freut mich nicht, daß ſie das freut.

Julie (für ſich).

Sein Charakter ſtimmt ganz zu jenem meiner Schweſter.

Rund (für ſich).

Sie fängt ſchon an zu capituliren. Bombardir' ich erſt mit dem ſchweren Geſchütz, mit Händedrücken, Blicken und Seufzern drein, ſo iſt ſie vollends verloren. (laut und ſehr fröhlich.) Nun wird Waller anders ſprechen.

Julie.

Sie nannten Herrn Waller.

Rund.

Er iſt hier.

Julie (betroffen).

Wirklich?

Rund.

Ich traf ihn auf dem Weg hieher, und da es ſchon ſpät war, nahm ich mir die Freyheit, ihn Ihrem Herrn Onkel aufzuführen.

Julie (für ſich).

Da iſt gewiß ſeine Eiferſucht wieder im Spiel
(laut.) Wo iſt er denn jetzt?

Rund.

Vermuthlich bey Ihrem Onkel.

Julie (für ſich).

Ich muß ihn aufſuchen, er könnte eine Thorheit begehen. (laut.) Erlauben Sie, daß ich Si
jetzt verlaſſe.

Rund.

Wie? — So ſchnell?

Julie.

Meine Schweſter erwartet mich.

Rund.

Dann will ich Sie nicht zurückhalten, doch vergeſſen Sie nicht, daß meine Sehnſucht — —

Julie.

Wir wollen unſer Geſpräch bald wieder fortſetzen. — Ich wünſche nichts ſehnlicher, als uns All
glücklich zu machen, und glauben Sie mir, lieber Rund, von Ihrem Glücke hängt auch das meinige ab.

(Sie geht durch die Thüre im Hintergrunde ab.)

Neunte Scene.

Rund und Waller.

Rund

(recht ſeelenvergnügt).

Das nenn' ich doch ſich deutlich erklären (öffnet den Vorhang.) Heraus, unglaubiger Thomas! was ſagſt du nun?

Waller (verdrüßlich).

Nichts.

Rund.

So? — Du glaubſt wohl noch immer ich gefiel ihr nicht, und ſie reiche mir ihre Hand nur gezwungen? Sahſt du denn nicht? hörteſt du nicht? Mit einem Tone, ja, wer ihn nachahmen könnte, dieſen ſüßen Ton? ſprach ſie: Ich wünſche nichts ſehnlicher als uns Alle, Notabene! glücklich zu machen, und glauben Sie mir, lieber Rund, Notabene! Notabene! Von Ihrem Glücke hängt auch das meinige ab. — Nun ja, ſo ſpricht ein Mädchen, das nichts fühlt! Ha! ha! ha! ha!

Waller (für ſich).

Das verfluchte Lachen könnte mich zum Weinen bringen.

Rund.

Nun Bruderherz! lachſt du den gar nicht mit?

Waller
(ganz verwirrt).
Ich danke, ich habe ſchon gelacht.

Rund.
Aber zum Teufel! was haſt du denn?

Waller.
Nichts. (für ſich.) Leider verlohr ich das, was ich hätte. (laut.) Ich muß ein wenig in's Frey hinaus.

Rund.
Unter dem Vorhang da iſt dir vermuthlich ein wenig ängſtlich geworden?

Waller.
Ja wohl! — drum laß mich nur. (für ſich.) Sogleich will ich die Treuloſe aufſuchen, ich will ihr! — (zu Rund, der ihm folgen will.) Bleib du nur hier, ich muß allein ſeyn, ich will allein ſeyn. (wehmüthig.) Ich muß mich ja wohl daran gewöhnen.
(Er geht durch die Mittelthüre ab.)

Zehnte Scene.

Rund (allein).
Freue dich Alexander secundus! — Venisti vidisti, vicisti! Sieh, ſieh! ich hätte nimmermeh geglaubt, daß ich aus den Schulen noch ſo viel Latein mit gebracht hätte. — Ja, ja, die Liebe lehrt alle Spra

chen. — Bin ich denn aber auch wirklich verliebt? — Ja ganz gewiß, ich wills nun einmahl ſeyn, und damit Punktum! — Doch jetzt fort! — Ich will Julien aufſuchen, ſie ſoll vor ihrem Onkel das ſüße Geſtändniß wiederholen. (er will ab.)

Eilfte Scene.

(Hinter der Thüre tritt ihm) **Marie** (entgegen, Beyde machen ſich an der Thüre eine ſtumme Verbeugung.)

Rund.

Sie ſind es, ſchöne Marie?

Marie.

Verzeihen Sie, wenn ich Sie ſtöre, ich glaubte meine Schweſter hier zu finden.

Rund.

Ich preiſe den Zufall, der mir das Vergnügen verſchafft, Sie früher zu ſehen. (in ihrem Anblicke verſunken). Guter Zimmermann! es wurde dir leicht die Einſamkeit zu loben, da ſie alles verſchönert, was in ihrem Dunkel lebt.

Marie.

Sie ſchmeicheln.

Rund.

Bey der Güte meiner Augen! Sie ſind hier noch ſchöner geworden.

Marie.

Meiner Schweſter haben Sie vermuthlich dasſelbe Compliment gemacht?

Rund.

In Ihrer Gegenwart vergißt man, daß auch noch andere Mädchen ſchön ſind.

Marie.

Die man liebt, darf nie einen Strahl in unſern Augen verlieren.

Rund.

Gewiß, ich liebe Julien.

Marie

(mit einem Seufzer).

Ich freue mich ſehr darüber.

Rund.

Sie ſeufzen? — Was kann dieß vortreffliche Herz betrüben?

Marie.

Sehen Sie, ich hätte Ihnen wohl Manches zu ſagen, allein ich weiß nicht —

Rund.

O reden Sie, reden Sie!

Marie.

Glauben Sie mir, lieber Rund, alle meine Wünſche gehen dahin, meine Schweſter in ihrer Ehe recht glücklich zu ſehen, und aufrichtig, dieſe Verbindung macht mich für ſie Beyde zittern.

Rund.

Erklären Sie ſich deutlicher, wenn ich bitten darf.

Marie.

Ich denke, um eine ewige Vereinigung nicht verwünſchen zu müſſen, ſollen beyde Theile gleiche Neigungen, gleichen Charakter beſitzen, der Mann muß eben ſo ſehen, denken, fühlen wie die Frau. Meine Schweſter nun iſt zwar ſehr liebenswürdig — allein —

Rund.

Gewiß.

Marie.

Sehr nachgiebig — allein —

Rund.

O fahren Sie fort. —

Marie.

Sehr gut — allein —

Rund (für ſich).

So vereinigt ſich denn Alles, dieſe Verbindung zu hintertreiben?

Marie.

Beſonders vernünftig — allein —

Rund (für ſich).

Ich merke, wo das hinaus will. (laut) Aufrichtig geſagt, Theure Marie! gerade dieſe kalte Vernunft iſt das Einzige, was ich ſcheue.

Marie (ſehr ſchnell).

Da haben Sie recht, da haben Sie recht.

Rund.

Man ſagt, daß ſie öfters nachdenkend iſt.

Marie.

Nicht nur nachdenkend, ganz verloren.

Rund.

Sie hat eine ſo ſchwermüthige Miene.

Marie.

Das kommt vom vielen Weinen.

Rund.

O daß ſie doch öfters ein wenig fröhlich wäre!

Marie.

Leider iſt ihr das ganz unmöglich.

Rund.

Eine liebenswürdige Schalkhaftigkeit —

Marie.

Würde ſie noch Tauſendmahl ſchöner machen.

Rund.

Ein malitiöſes Lächeln macht intereſſant.

Marie.

Ganz einverſtanden.

Rund.

Wenn ſie doch alle liebenswürdigen Eigenſchaften von Ihnen beſäße. —

Marie.

Mein Herr! —

Rund (für ſich).

Meiner armen Seele, das Mädchen entzückt mich.

Marie.

Sie, lieber Rund, ſollten ſich ein Mädchen zur Geſellſchafterinn wählen, das immer ſcherzt, lacht und fröhlich iſt.

Rund.

Ja, das wäre wohl recht, aber wo find' ich ſie?

Marie.

Suchen Sie nur recht gut.

Rund.

Und wenn ich ſie finde, wird ſie mir gut ſeyn?

Marie.

Je nun, Sie ſind ja ſo übel nicht.

Rund (entzückt).

O Gott! welche Unbefangenheit, welche Reize, herrliches Mädchen! (er faßt ihre Hand.)

Marie.

(ſträubt ſich ſchwach).

Laſſen Sie mich.

Rund.

O wie glücklich iſt der Mann, dem Sie Ihr Herz ſchenken.

Marie.

Mein Herz iſt weder bös noch grauſam.

Rund.

Laſſen Sie mich die Hand küſſen, die den Gatten zum höchſten Glück führet.

Marie
(ihre Hand zurückziehend).
Was wollen Sie?

Rund.
Als Bruder wird es mir wohl erlaubt ſeyn.

Marie
(lächelt mit unterdrücktem Zorn).
Als Bruder? (macht ihm eine Verbeugung.) Leben Sie wohl! (ſchnell ab.)

Zwölfte Scene.

Rund (allein).

Selbſt der Zorn läßt ihr vortrefflich! — Ich glaube, das Mädchen iſt, wenn ſie zankt, noch liebenswürdiger als die Friedfertigkeit ſelbſt. Aber, was werde ich da für eine ſchwere Rolle ſpielen? Nun Waller, ſage mir noch einmahl, daß ich ein unglücklicher Liebhaber ſey, ich ſuche hier eine Geliebte und finde deren zwey.

Dreyzehnte Scene.

Thomas und Rund.

Thomas.
Euer Gnaden, Herr von — (er beſinnt ſich, der

Nahme fällt ihm nicht bey, endlich ſagt er) Herr von Offizier!

Rund.

Was willſt du?

Thomas.

Die ganze Compagnie iſt ſchon im Speiſeſaal verſammelt.

Rund.

Hat man dir befohlen mich zu rufen?

Thomas.

Nein, aber wenn man allein iſt, ſo wird einem die Zeit lang, und da ſchläft man gerne ein, ich weiß das von mir ſelbſt, und da denke ich, die Fräule Julie wird Ihnen die Zeit beſſer vertreiben.

Rund.

Du biſt ein pfiffiger Burſche, und ich ſehe nun deutlich, daß man dich verläumdet, indem man mir ſagt: du ſeyſt ein Dummkopf.

Thomas.

Euer Gnaden urtheilen gar zu gütig von mir. (Rund geht ab.)

Vierzehnte Scene.

Thomas (allein).

Das iſt doch wirklich zum ärgern, überall heißt es: der Thomas weiß nichts, der Thomas iſt ein Dumm-

Kopf, mit dem Thomas iſt nichts anzufangen. — Ja, du lieber Gott! der Thomas kann nichts wiſſen, weil der Thomas in ſeinem Leben nichts gelernt hat. — Selbſt der Nannette, unſerm Stubenmädchen, haben's die Leute ſchon in den Kopf geſetzt, ich ſey ein dummer Menſch, denn ſie will's nun einmahl gar nicht leiden, daß ich ihr mit meiner Liebe zuſetze, da hat ſie unrecht, mein Vater war auch kein Kirchenlicht, und meine Mutter war doch recht glücklich mit ihm. Ja ja, mancher Menſch ſtößt ſein Glück mit Gewalt von ſich. — Doch jetzt will ich nicht weiter philoſophiren. — Es iſt ſchon ſpät — ich will jetzt lieber Thüren und Fenſter verſchließen. (Er geht in das Cabinet zur Linken.)

Fünfzehnte Scene.

Julie. Thomas.

Julie

(welche aus der Mittelthüre kömmt).

Nein, länger kann ich das Geheimniß nicht verbergen, der Onkel dringt in mich, und ich muß ihm Alles geſtehen. — O daß mir der Plan gelänge, meine Schweſter mit Rund zu verbinden. Drey Menſchen würden dadurch glücklich werden. — Waller war alſo hier — und verſteckt, dafür ſoll er mir büßen.

Thomas
(kömmt aus dem Cabinet und ſpricht leiſe für ſich).

Ach Fräulein Julie iſt ſchon hier.

Julie.

Ich will ihn ein bischen peinigen, und dann: Ja, dann ihm verzeihen. — Gewiß wartet er ſchon unter meinem Balcon.

Thomas.
(ſpitzt die Ohren).

Wer wartet?

Julie.

Es war doch grauſam von mir, das Rendenzvous zu verweigern.

Thomas.

Rendenzvous? — das heißt gewiß ein Kuß?

Julie.

Er iſt ſehr eiferſüchtig, aber das iſt ja ein Beweis von Liebe. — Es iſt bald Mitternacht.

Thomas (leiſe).

Was will ſie um Mitternacht?

Julie.

Er wird kommen, ich muß die Strickleiter anlegen. (lächelnd.) Und der arme Rund! —

Thomas.

Rund? Ach nun begreif ich Alles.

Julie (erblickt Thomas).

Was machſt du hier?

Thomas.

Ich bin ſo eben gekommen, die Fenſterbalken zuzumachen.

Julie.

Das will ich ſchon ſelbſt thun! doch ich höre Tritte, (für ſich.) Das iſt gewiß der Onkel. (zu Thomas) Sag ihm, daß ich ſchon zu Bette gegangen bin, und geh' dann ſelbſt von deinem Nichtsthun auszuruhen! (Sie geht in das Cabinet zur Linken).

Sechszehnte Scene.

Thomas
(allein, ein wenig pikirt).

Nichtsthun? — Nun ja, da ſind wir freylich Beyde im entgegengeſetzten Falle. Ich thue bey Tag nichts, wenn ich etwas thun ſollte, und ſie thut bey Nacht etwas, wo ſie nichts thun ſollte. — Alſo der Herr Offizier ſoll ſich hier einſtellen! — Ach, da iſt er ja ſchon.

Siebenzehnte Scene.

Rund und Thomas.

Rund (ſchnell).

Thomas! Iſt Julie hier?

Thomas (für ſich).

Der iſt preſſirt.

Rund.

Antwort! iſt Julie hier?

Thomas.

Sie kommen zu früh. Ihre Uhr muß nicht recht gehen., es iſt noch nicht Mitternacht.

Rund.

Noch nicht Mitternacht? Was ſoll das heißen?

Thomas.

Stellen Sie ſich nur nicht ſo unwiſſend. — Ich bin ja von Allem unterrichtet.

Rund.

Wovon biſt du unterrichtet?

Thomas.

Mein Gott, man hat ja Ohren.

Rund.

Ja, und noch dazu recht lange, das glaub' ich dir.

Thomas.

Um Mitternacht, da ſollen Sie ſich hier einfinden.

Rund.

Haſt du den Kopf verloren?

Thomas.

Das Fräulein wird Ihnen die Strickleiter vom Balcon hinablaſſen, und Sie werden heraufſteigen.

Rund (für ſich).

Der Kerl macht mich noch zum Narren. Nun pfiffige dumme Beſtie! woher weißt du denn das Alles?

Thomas.

Von Fräulein Julien ſelbſt.

Rund.

Von Julien? (für ſich.) Hätte ſie mir vielleicht ein ſehr wichtiges Geheimniß zu entdecken? Das könnte wohl ſeyn; (zu Thomas) ſie erwartet mich alſo um Mitternacht?

Thomas.

Ha, ha, ha! Sie ſind ein ſpaſſiger Herr. Fragen mich, und wiſſen es ohnehin beſſer als ich.

Rund.

Das überraſcht mich ſehr. (zu Thomas) Und du weißt es wirklich von ihr ſelbſt?

Thomas.

Nun freylich.

Rund.

Still, es kommt Jemand. Es iſt Herr Prell, (zu Thomas leiſe) hier haſt du Geld (gibt ihm welches) aber verrathe nichts.

Neunzehnte Scene.

Die Vorigen. Prell und Marie (welche aus dem Cabinet zur Linken kommen).

Prell (zu Rund).

Aha, junger Herr! findet man Sie hier. Dachte mir's ja, als Sie gleich nach Julien vom Tiſche verſchwanden, daß Sie ihr nachgefolgt ſey'n.

Rund.

Ich ſuchte Sie vergebens. ſo eben ſagte mir Thomas, daß ſie ſich eingeſchloſſen habe, und Niemand mehr ſehen wolle.

Prell.

Das muß Sie nicht wundern, ſie leidet an Vapeurs, und da iſt ſie immer unwirſch. — Wenn ſie einmahl verheirathet iſt, ſo wird ſich das ſchon geben — Und nun laßt uns zur Ruhe gehen Kinder! es iſt ohnedieß ſchon ſpäter als gewöhnlich. Marie, geh auf dein Zimmer. Gute Nacht lieber Rund!

Rund

(verbeugt ſich vor Prell, welcher abgeht, dann zu Marien, indem er ihr die Hand küßt).

Süße Ruhe, und angenehme Träume! (er geht ab.)

Thomas
(zu Marien, welche abgehen will, leiſe und wichtig).

Fräulein Marie! Fräulein Marie!

Marie.

Was willſt du?

Thomas.

Eine große Neuigkeit. Ihre Schweſter hat dem Herrn Offizier dieſe Nacht ein Rendezvous in dieſem Zimmer gegeben.

Marie.

Iſt's möglich?

Thomas.

Wahrhaftig! Doch ſtille, ſagen Sie Niemanden etwas davon.

Prell (ruft von innen).

Thomas!

Thomas.

Ich komme ſchon. (nimmt ein Licht und geht ab.)

Zwanzigſte Scene.

Marie (allein).

Recht ſchön, liebes Schweſterchen, recht ſchön! — O ich möchte hüpfen und ſpringen über dieſe angenehme Entdeckung. Und Rund! der Undankbare. — In meinem Herzen ließ ich ihn leſen, er ſchien mich zu verſtehen, und dennoch nahm er das Rendezvous an. — Wenn ich nur wenigſtens hören könnte, was ſie miteinander ſprechen. — Nun das kann ich ja, wer hindert mich denn in dieſem Cabinete verſteckt zu horchen? — Ja, das will ich auch. — Ich höre Tritte, geſchwind hinein. (Sie geht in das Cabinet zur Linken.)

Einundzwanzigſte Scene.

Thomas und Marie im Cabinete.

Thomas (ſieht zur Thüre herein).

Es iſt noch Niemand hier, das iſt prächtig. — Der alte Herr ging ſchnell zu Bette, und ich fragte die Nannette, was denn das ſey, ein Rendezvous. Sie antwortete mir, das ſey eine Zuſammenkunft von zwey Verliebten, wo ſie ſich viel Schön's ſagen, und einander herzen und küſſen. Da hab' ich mir denn vorgenommen, das Ding mit anzuſehen. Die Nannette ſagt ohnedieß immer, daß ich das Schmachten nicht recht verſtünde. Der Herr Offizier wird's wohl verſtehen, dem will ich zuſehen, will mir Alles recht genau merken, und Morgen ſoll die Nannette den pfiffigen Thomas gar nicht mehr kennen. — Doch wo verſteck' ich mich? (er ſieht um ſich.) Da unter dem Tiſch. — die Thüre geht ſchon auf. Geſchwind in meinen Schlupfwinkel. (er kriecht unter den Tiſch.)

Zweyundzwanzigſte Scene.

Thomas (unter dem Tiſch), Marie (im Cabinete).

Julie
(tritt aus ihrem Zimmer, und geht ſpähend über die Bühne).

Alles ſtill! Sie ſind ſchon alle zu Bette — ich darf ihm das Zeichen geben. (ſie öffnet das Fenſter, legt die Strickleiter an, ſchlägt dreymahl in die Hand, und horcht dann.) Ich höre nichts! — Was kann ihn zurückhalten? — Sind vierzehn Tage ſchon hinreichend, ihn kälter zu machen? (horcht wieder) Ach, jetzt hör' ich Tritte! (ſie ruft leiſe zum Fenſter hinab.) Pſt, pſt, ſind Sie es?

Waller (von außen).

Ja!

Thomas (für ſich).

Er hat Wort gehalten, das iſt ſchön, jetzt heißt es Acht haben, daß ich nichts überſehe und überhöre.

Julie (am Fenſter).

Nur langſam! langſam!

Dreyundzwanzigſte Scene.

Die Vorigen, Waller.

Waller (ſteigt zum Fenſter herein).

Endlich kann ich wieder allein mit dir ſprechen, theure Julie!

Julie.

Verſchließe die Jalouſien. (Waller thut es.)

Thomas (für ſich).

Was ſehe ich, das iſt ja der andre Herr von, der in unſerm Haus iſt? Das iſt ein Doppelrendezvous.

Julie.

Sehr unklug war es von dir, daß du dich von Rund in unſer Haus einführen ließeſt. Wozu ſoll das führen? Es bringt uns Beyde in neue Verlegenheiten. Allein, ich weiß ſchon die Urſache, deine Eiferſucht ließ dich nicht ruhen, bis du dich überzeugteſt — wie ich mich gegen Rund benehme.

Waller (faßt ihre Hand und küßt ſie).

Theure! Ich verdiene deine Vorwürfe!

Thomas.

Nummer Eins. — Handküſſen.

Waller.

Allein ich ſchwöre es zu deinen Füßen, (er kniet vor ihr nieder) ich will künftig jeden Funken von Mißtrauen aus meiner Seele verbannen. Nur zürne nicht.

Thomas.

Nummer Zwey: — Niederknien. — Das iſt ein wenig unbequem.

(Man hört von außen leiſe an den Jalouſien klopfen).

Julie.

Was iſt das?

Waller.

Man hat geklopft, und irr' ich nicht, ſo war's hier an den Jalouſien.

Thomas.

Ach, jetzt kömmt der Zweyte.

(Es wird wieder geklopft.)

Waller.

Ha, ſchon wieder.

Julie.

Still, halte dich ruhig.

Rund (von außen).

Julie! Theure Julie!

Waller.

Ha, das iſt ja Rund.

Julie.

Stille! Lieber, ſtille!

Waller.

Laß' ihn kommen, ich will den Gecken vor deinen Augen beſchämen.

Julie.

Bezähme dich! und verbirg dich in jenes Cabinet.

Waller.

Nimmermehr!

Julie.

Deine Julie bittet dich.

Waller.

Es ſey, aber bey dem erſten unſchicklichen Worte, ſtürz' ich vor, und brech' ihm den Hals.

Julie (nöthigt Wallern in das Cabinet zur Linken.)

(Es wird noch ſtärker an den Jalouſien geklopft.)

Julie.

Ich muß öffnen, ſonſt möchte von dem Gepolter der Onkel noch wach werden.

(Sie öffnet die Jalouſien, Rund tritt herein.)

Vierundzwanzigſte Scene.

Rund, die Vorigen.

(Die Jalouſien bleiben offen.)

Rund.

Himmliſche Julie, dieſes Glück hätt' ich nie zu hoffen gewagt. Dieſer Beweis Ihres Zutrauens iſt mein Stolz.

Julie (ſtreng).

Ohne Umſchweife, mein Herr! Was macht Sie ſo kühn, in dieſer Stunde zu erſcheinen? —

Rund.

Wie? Sie ſcherzen?

Julie.

Reden Sie, ich verſtehe jetzt keinen Scherz!

Rund.

Nun, ich ſtelle mich auf Ihre Einladung ein.

Thomas.

Eigentlich hab' ich ihn eingeladen.

Julie.

Sind Sie von Sinnen?

Rund.

Thomas ſagte mir —

Thomas.

Aha!

Julie.

Thomas?

Rund.

Ich verſtehe Sie, — dieß iſt das ſüße Läugnen der liebenswürdigſten Sittſamkeit und Beſcheidenheit. Seyn Sie verſichert, mein Fräulein, daß ich die Hochachtung, welche ich Ihnen ſchuldig bin, nie vergeſſen werde. Der Beweggrund, welcher Sie beſtimmte, mich insgeheim und um dieſe Stunde hier zu ſprechen, iſt gewiß ſehr wichtig. Sie wollen mir vermuthlich ein Geheimniß entdecken? Thun Sie das, mein Fräulein, thun Sie es ungeſcheut, und glauben Sie, daß die Farbe der Schamhaftigkeit, welche jetzt Ihre Wangen röthet, und Sie noch ſchöner macht, Ihrer Tugend bey einem Manne wie ich, nie gefährlich ſeyn wird.

Thomas.

Recht hübſch ſetzt er die Worte. Das von der Schamhaftigkeit war gar ſchön, das muß ich mir merken.

Julie.

Ich verſtehe kein Wort von alle dem — und bitte Sie ernſtlich mir zu ſagen, warum und wie Sie um Mitternacht in mein Zimmer kommen?

Rund.

Nun, Sie erwarteten mich ja? — Oder wie? hätten Sie vielleicht die Strickleiter da draußen für einen Andern angelegt?

Julie (für ſich).

Die Strickleiter! — ach ich vergaß ſie abzunehmen. — Was ſoll ich nun ſagen?

Prell

(von außen auf dem Balcon).

Gott ſey Dank, endlich bin ich da.

Julie.

Himmel! Welche Stimme?

Rund.

Das iſt Ihr Onkel.

Julie.

Unglückliche Nacht!

Rund.

Sie ſollen in keine Verlegenheit kommen. Ich will mich verbergen. (Er verbirgt ſich hinter dem Vorhang.)

Fünfundzwanzigſte Scene.

Die Vorigen, Prell.

Prell (tritt zornig ein).

Nicht wahr, du erwarteteſt mich nicht? — he —?

Julie (für ſich).

Was ſoll ich antworten? — (laut.) Herr Onkel!

Prell.

Ja, dein Herr will ich jetzt ſeyn, dein ſtrenger ungnädiger Herr, da du mich als Freund nicht haben wollteſt. — Weiß ich's doch endlich, warum ſich das Mamſellchen ſo ſehr gegen jede Heirath ſperrte, einem zärtlichen Liebhaber gibt ſie heimlich Gehör, der im Mondſchein wandelt, und durch ſeine Seufzer ſie einſt ſelbſt zum Seufzen bringen wird. (Julie will reden.) Spare dir alle Ausflüchte, ich hab' ihn ja eben ſelbſt auf dem Balcon geſehen.

Julie.

Aber ſo hören Sie doch nur.

Prell.

Still! Ich habe gehört, recht gut hab' ich ſein zärtliches Geflüſter vor deinem Fenſter gehört, deßwegen bin ich leiſe in den Garten geſchlichen, habe da die Strickleiter entdeckt, und wählte dieſen halsbrecheriſchen Weg um Euch ſchnell zu überraſchen. Jetzt nur heraus mit der Sprache, wo iſt er, daß ich ihm auf der Stelle den Hals breche. — Gewiß hat er ſich in dieſes Cabinet verkrochen? — Warte wir wollen den Dachs ſchon heraus bekommen.

(Er öffnet die Thüre des Cabinets, in welchem Marie verborgen iſt.)

Prell.

Heraus, mein Herr! heraus! Ihre Kühnheit ſoll beſtraft werden.

Marie.

Da bin ich ja, lieber Onkel!

Prell.

Wie? Marie?

Marie.

Ja! Marie!

Prell.

Thut nichts, es muß doch ein Mann hier verborgen ſeyn, und ich will ihn ſchon finden. (auf den Vorhang deutend.) Vielleicht hat er ſich hier verborgen. (er öffnet den Vorhang.) Heraus! heraus!

Rund (tritt mit einer Verbeugung hervor).

Unterthänigſter Diener!

Prell.

Wie? Sie ſind es, Rund?

Rund.

Ich erſtaune ſehr daruber, daß Sie ſo ſehr darüber erſtaunen, mich in dem Zimmer meiner Braut zu finden.

Prell.

Ja, aber was wollt Ihr denn Alle hier?

Rund.

Ich meines Theils, ich wurde von Thomas hieher eingeladen.

Marie.

Ich kann es nicht läugnen, daß ich mich darum in dieſem Cabinete verbarg, um zu hören, was ſie Beyde ſich denn gar ſo Wichtiges zu ſagen hätten; denn ich wußte von Thomas, daß meine Schweſter Ihnen hier ein Rendezvous gebe.

Prell.

Hinter Allem ſteckt der Thomas.

Thomas (für ſich).

Ja leider! auch hinter dem Tiſch.

Prell.

Uebrigens iſt das ganze Abentheuer wirklich lächerlich. — Julie, nach dieſem Rendezvous, wirſt du dich nicht länger mehr ſträuben dem Manne deine Hand zu reichen, den du um Mitternacht auf dein Zimmer ludeſt, und der es nur als dein Gemahl wieder verlaſſen darf. — Ich habe den Contract bey mir. Kommt her — und unterſchreibt. (Er nähert ſich dem Tiſche und tritt Thomas auf die Hand, welcher laut aufſchreyt).

Alle (außer Marien).

Thomas!

Prell.

Kerl! was machſt du hier?

Thomas (kriecht hervor).

Euer Gnaden! Es war nur ein unſchuldiger Scherz. Ich wußte, daß Fräulein Julie hier ein Rendezvous veranſtaltet habe, und da verſteckte ich mich unter dem Tiſch, um zu lernen, wie man verliebt discuriren ſoll.

Prell.

Das wirſt du in deinem Leben nicht begreifen. Nun kommt, kommt und unterſchreibt.

Julie.

Lieber Onkel! Erlauben Sie mir! —

Prell.

Ich erlaube nun nichts mehr, da du ſchon zu viel erlaubt haſt. (auf Rund zeigend.) Hier ſteht dein Gemahl.

Waller (tritt ſchnell und trotzig aus dem Cabinet).

Nein! Hier ſteht er!

Prell.

Iſt der auch noch da!

Rund.

Freundchen! Was machſt denn du hier?

Julie.

Ich kann nicht länger ſchweigen. — Waller war es, den ich hier erwartete. Hier haben Sie allerſeits die Auflöſung des Räthſels.

Waller.

Herr Prell — Julie iſt meine Frau!

Prell.

Was hör' ich?

Rund.

Iſt das Ernſt oder Scherz?

Marie (für ſich).

Das iſt ein Mann für Julien.

Prell.

Herr! Und Sie wagen es noch mir unter die Augen zu kommen?

Julie.

Ihr Zorn iſt gerecht! Allein hören Sie auch uns. — Nur die Furcht, durch eine Heirath, welche Sie projectirten, auf ewig getrennt zu werden, brachte uns zu dieſem Schritt. — Waller liebte mich zu ſehr, als daß ich ſeinen Bitten, ſeinen Thränen hätte widerſtehen können. Seit vierzehn Tagen iſt er durch Prieſterſegen mit mir vereint. Die Tante gab ihre Einwilligung, und keine Macht auf Erden iſt im Stande uns mehr zu trennen.

Prell (wendet ſich von Julien weg).

Undankbare!

Rund.

So viel ich ſehe, hat man eigentlich mich allein hier ein wenig zum Beſten gehabt. (zu Waller) Hätt'ich das gewußt, ich hätte dich gewiß nicht unter den Vorhang verſteckt.

Prell.

Ich komme kaum zu mir ſelbſt.

Rund.

Ja der Streich iſt neu, und ein wenig pikant. (leiſe zu ihm.) Aber was wollen wir nun machen, alter Herr?

Prell.

Sie können machen, was Sie wollen, vor mir ſoll ſich die Ungerathene nie mehr blicken laſſen.

Waller (bittend).

Mein Herr!

Julie.

Verzeihung!

Marie.

Lieber Onkel!

Prell.

Stille!

Rund.

Halt! — Ich glaube ein Mittel gefunden zu haben, und Alle zu vergleichen.

Marie (für ſich).

Ich wüßte auch Eins.

Rund (zu Prell).

Ich kann Ihre ältere Nichte nicht heirathen, da ſie ſchon verheirathet iſt. Wiſſen Sie was, geben Sie mir die Jüngere.

Marie (freudig für ſich).

Hat's ſchon errathen.

Prell.

Marie iſt noch zu jung, die denkt noch gar nicht an's heirathen.

Marie.

Es iſt wahr, lieber Onkel, ich denke nicht daran, allein, wenn ich meiner Schweſter dadurch Ihre Vergebung erwirken kann, ſo will ich's doch wohl thun, ich liebe ſie zu ſehr.

Rund.

Edle Marie!

Prell.

Ich ſehe, es vereinigt ſich Alles mich zu beſänftigen. Nun in's — in Gottesnahmen!

(Rund und Marie, Waller und Julie küſſen dem Onkel die Hand).

Thomas.

Ich allein bin der Unglückliche in der ganzen Kompagnie. .....

Prell.

Nun, nun! erdrückt mich nur nicht darum, weil ich euch ein Kreuz zu tragen gebe. — Im Grunde iſt's ein Glück für mich, daß ich euch aus dem Haus bringe, ſo hab' ich doch in Zukunft bey der Nacht Ruhe, und Ihr mögt Eure Weiber ſelbſt hüthen, daß ſie nicht noch ferner Strickleitern an die Fenſter legen und Beſtellungen bey Nacht machen.

(Der Vorhang fällt).

Das
Fläſchchen Köllnerwaſſer,
oder:
Denkſchrift eines Huſarenoffiziers.

Luſtſpiel in einem Acte.

Nach Scribe.

Perſonen.

Guſtav de Montemart, Oberſt.

Mathilde, ſeine Gattinn.

Leon, Lieutenant.

Die Bühne ſtellt das Innere eines Gefängniſſes in Geſtalt eines runden Thurmes vor. Bey der erſten Couliſſe rechts ein vergittertes Fenſter. Bey der zweyten die Eingangsthüre. Im Hintergrunde ein großes Fenſter, durch welches man die Terraſſe ſehen kann, auf welcher die Gefangenen ſpazieren gehen. Zur Linken bey der erſten Couliſſe eine geheime Thüre, bey der zweyten ein hohes vergittertes Kappfenſterchen. Neben dem Fenſter im Hintergrunde eine Thüre, welche in Guſtav's Schlafkammer führt.

Erſte Scene.

Guſtav (allein).

(Er ſitzt im Negligee bey einem Tiſche und ſieht auf ſeine Uhr.)

Der Tag will wieder nicht enden — auf meiner Uhr iſt's ſchon 5 Uhr vorüber und auf dem großen Thurm will's nicht ſchlagen. — Die Uhren in den Gefängniſſen gehen immer zu ſpät. (er ſteht auf.) Meiner armen Seele, luſtig iſt's hier eben nicht. —

Am erſten Tage hat mich das Ding unterhalten, ich muß es geſtehen, aber heute iſt ſchon der achte Tag. — Nun es iſt ja auch der letzte, und morgen kehr' ich nach Paris zurück und ſchließe mein liebes Weibchen wieder in meine Arme. Meine liebe, gute Mathilde, es iſt ſchon ziemlich lang, daß ich ſie nicht geſehen habe. (Er ſtampft mit den Füßen.) Nun, nun, nur Geduld, nur Geduld! (hin und hergehend, indem er die Hände auf den Rücken legt.) Teufel auch! wo hernehmen? — Ich habe alle meine Hilfsquellen ſchon erſchöpft. — Ein paartauſendmahl bin ich ſchon auf und niedergegangen, in die Länge und in die Breite, die letzte Bataille hab' ich auf die Wand gezeichnet, alle Arien hab' ich geſungen, die ich in meinem ganzen Leben im Theater gehört habe, jetzt weiß ich nicht mehr was ich thun ſoll, um mir die Zeit zu vertreiben. (er geht zu dem Fenſterchen zur Linken und ſieht hinaus.) Was ſeh' ich da aus meinem Belvedere? — Ha, das iſt ja eine Uniform? (er hält ſein Schnupftuch durch das Gitter und weht damit hin und her.) Er hat mich geſehen, denn er antwortet durch Zeichen (er ruft hinaus). Guten Tag Kamerad! Wie gehts? (horchend, als ob ihm geantwortet würde.) Sie ennuiren ſich? — Ich unterhalte mich prächtig. (wieder horchend). Wer ich bin? Ich nenne mich Guſtav de Montemart und bin Oberſt des ſechsten Huſarenregiments — Und Sie? — Ha? — Lieutenant

Leon. — Jetzt geht er. (~~geht vom Fenſter weg und~~ denkt nach.) Leon, Lieutenant Leon? — Der Nahme iſt mir ſo bekannt. — Ja richtig, wir haben uns ja ſchon geſehen. — Ganz recht — der neunzehnjährige Offizier, ~~den wir immer~~ für ein Mädchen hielten, der nicht trinkt, nicht raucht, nicht flucht und immer roth wird, wenn er eine Dame grüßt. — Alſo der ſitzt auch da? — Ha, ha, ha! Der junge Menſch macht ſich —·(~~er tritt~~ wieder zum Fenſter). Da kommt er wieder zurück (er horcht). Wie —? Sie wollten gerne mit mir ſprechen. Ja ich auch. — Warten Sie ein wenig, ich ſehe dort den Gefangenwärter mit ſeiner Pfeife im Munde ſpazieren gehen (hinaus ſchreyend). Guten Tag, Herr Doucet (horcht.) Ob ich zufrieden war? — Ja — das Eſſen war gut aber ein bischen theuer. — Ich habe eine Bitte an Sie. — Wollten Sie nicht erlauben, daß mich der junge Offizier dort auf ein halbes Stündchen beſuche? (horcht.) Was? — ich ſoll nicht ſo ſchreyen, daß man mich nicht hört (ſtärker ſchreyend). Wer ſoll mich denn hören? — (horcht) ja ſo, Ihr Gewiſſen (~~hereinſprechend~~). Nun das wollen wir auch betäuben (~~wirft eine Börſe~~ hinaus). Wollen Sie wohl ſo gütig ſeyn dieß als ein kleines Angedenken von mir zu nehmen? — Er dankt — er ſteckt ein — er zieht die Schlüſſel hervor (hinausrufend). Kamerad! man wird Ihnen öffnen, kommen Sie! (geht vom Fenſter weg.) Herrlich, ſo darf ich den

Abend doch nicht allein zubringen. Warum der junge Herr mit mir ſprechen will, das weiß ich wohl, er will mir wohl für den Freundſchaftsdienſt danken, den ich ihm bey der letzten Affaire leiſtete. — Ich muß lachen, wenn ich nur daran denke. Während die Kugeln um uns pfiffen, ſah ich ihn, wie er ſeine Cravatte richtete und die Haare bürſtete. Einen Augenblick nachher war er mitten unter den Feinden und im Momente der größten Gefahr, wo zehn Säbel über ihn gezückt waren, bückte er ſich um ein Fläſchchen Köllnerwaſſer aufzuheben, das ihm entfallen war. — Ah, da iſt er.

(Man hört die Riegel bey der Thür zur Rechten öffnen.)

Zweyte Scene.

Guſtav, Leon.

Leon.

Ach Herr Oberſt! wie freu' ich mich Sie wieder zu ſehen. — Ich danke Ihnen ſo viel. — Man erlaubt mir bis morgen dieſes Gefängniß mit Ihnen zu theilen.

Guſtav.

Freut mich. — Wenn Sie nur um acht Tage früher wären eingeſperrt worden.

Leon.

Zu viel Güte! — Wie, alſo ſchon acht Tage ſind Sie hier?

Guſtav.

Freylich! — Ich bin in meinem ganzen Leben nicht ſo lang an *einem* Ort geblieben.

Leon.

Sie, Herr Oberſt, in's Gefängniß zu ſetzen, Sie, von deſſen Muth und Tapferkeit die ganze Armee überzeugt iſt, deſſen Regiment ſich immer vor Allen ausgezeichnet hat.

Guſtav.

Ja, meine Huſaren ſind Mordkerls. — Es iſt wahr! wir haben die Ordre erhalten, ſtehen zu bleiben ohne uns zu rühren, aber meine Huſaren wollen ſich nun einmahl rühren, wenn ſie den Feind anſichtig werden. Wir ſtießen auf die feindliche Kavallerie. Sie ſagen Alle ich hätte geſchrien: »Vorwärts!« aber meiner armen Seele, ich weiß mich deſſen nicht mehr zu beſinnen, ich glaube vielmehr, daß *ſie* ſo geſchrieen haben. — Wir griffen alſo an und warfen den Feind. Gefehlt war's, aber gut war's. Das ganze Regiment konnten ſie nicht zum Profoſen ſetzen, daher fiel das Ganze auf mich. Ich erhielt den Orden und acht Tage Priſon.

Leon.

Ach, wenn ich nur auch einmahl ſo glücklich wäre.

Guſtav.

Nun, Sie fangen recht brav an, die Hälfte meines Glücks, die Priſon haben Sie ſchon, und das Andere kann Ihnen nicht ausbleiben, denn ich hoffe, Sie werden Ihre Fahne eben ſo brav vertheidigen als Ihr Fläſchchen Köllnerwaſſer. Nun, nun, erröthen Sie nur nicht, es iſt ja nichts Böſes.

Leon.

Herr Oberſt — ich — ich bitte ſie von dieſer Geſchichte nicht mehr zu ſprechen, ſie eben iſt die Urſache, daß ich mich hier befinde.

Guſtav.

So? — Nun, ich glaubte wahrlich nicht, daß die Militärgeſetze auch dafür einen Artikel hätten.

Leon.

Sie irren ſich; das war nur der eigentliche Grund. Seit dieſem Tage lacht man viel auf meine Koſten, und geſtern hört' ich ein paar Offiziere Witz auf mich machen.

Guſtav.

Witz? — Ach das iſt ſtark!

Leon.

Der Eine ſagte, ich ſey ein *Roſenwaſſer-Soldat* und der Andere meinte, dieſe Geſchichte würde mich bey der ganzen Armee in *guten Geruch* bringen. — Nun ſehen Sie, Herr Oberſt, das konnt ich nicht ertragen. Ich ſagte Ihnen, ſie ſollten ſchweigen, ſie ſchwiegen aber nicht, und weil ich nun kein Freund von Streitigkeiten unter Cameraden bin, ſo ſchlugen wir uns, und darum bin ich hier.

Guſtav.

Brav! brav! Junge! — Du wirſt's weit bringen. Aber ohne Spaß, — denn Sie können den Spaß nicht leiden, das ſeh' ich ſchon. — Sagen Sie mir, woher kommt den Ihre Vorliebe für das Köllnerwaſſer?

Leon.

Ihnen kann ich's ja wohl vertrauen, Herr Oberſt, Das Fläſchchen Köllnerwaſſer kam von einer gewiſſen Perſon —

Guſtav.

Die es Ihnen gegeben hatte?

Leon.

So beynahe. Es iſt die einzige Gunſtbezeugung, die ſie mir erwies, und dieſe wollte ich aufbewahren, um ſie von meiner Beſtändigkeit zu überzeugen.

Guſtav.

Beſtändigkeit? — Was iſt das? — O ich habe mich geirrt, mit Ihnen junger Mann wird's ſchwerlich vorwärts gehen.

Leon.

Ich hatte alſo unrecht?

Guſtav.

Mordtauſendelement! iſt das eine Frage? — Wollen Sie mir glauben?

Leon.

Ja, ja Herr Oberſt, nicht nur glauben, ich will auch Alles thun, was Sie mir rathen.

Guſtav.

Gut, es wäre ja Jammerſchade, wenn der Junge auf falſche Wege geriethe — Sehen Sie, mein junger Freund, Alles hängt vom Anfang ab. — Ihr Duell von geſtern, das verſpricht etwas, aber Sie müſſen ſich Ihrer böſen Gewohnheiten entäußern.

Leon.

Herr Oberſt! der Wille fehlt mir nicht, aber ich getraue mich nicht.

Guſtav.

Iſt ſie recht ſchön die Perſon?

Leon.

O, wenn Sie ſie geſehen hätten vor zwey Monathen, gerade eh' ich zum Regimente kam, war ich drey Abende mit ihr beyſammen.

Guſtav.

Drey Abende? das iſt nicht viel.

Leon.

Wohl wahr, aber einer war ein Ballabend.

Guſtav.

Ah! der zählt doppelt, — und ſind Sie ziemlich avancirt?

Leon.

O ja, an dieſem Abend war ich recht keck, ich bemächtigte mich ihres Fläſchchens, ihrer Handſchuhe und ihres Schnupftuches, und küßte ſie, wenn ſie nicht herſah.

Guſtav.

Tauſend noch einmahl! — und Sie fürchteten nicht die Schöne zu compromittiren.

Leon.

Noch mehr, ich gab ihr nur die Handſchuhe und das Schnupftuch zurück, und das Fläſchchen behielt ich ganz und gar.

Guſtav.

Ah, ich begreife, alſo auf dieſe Art erhielten Sie dieſen koſtbaren Schatz? — Und dazumahl, wie Sie ſo recht im Zuge ihrer Keckheit waren, haben Sie ihr nicht geſagt, daß Sie ſie lieben?

Leon.

Ich war ſchon ſo ziemlich nahe dabey, aber ich konnte nie ganz dazu kommen. — Sie war ſo ſchön, und ihr Anzug ſo glänzend, alles dieſes verſchüchtert, und ich kann gar nicht begreifen, wie es Leute geben kann, die einer Frau gegenüber eine ſolche Erklärung über ihre Lippen bringen können. — Haben Sie ſo etwas ſchon gewagt, Herr Oberſt?

Guſtav.

Nun ich ſehe ſchon, bey Ihnen muß ich die Erziehung beym ABC anfangen. — Wenn ich nur meine Memoires ſchon fertig hätte — da könnten Sie lernen.

Leon.

Ihre Memoires?

Guſtav.

Ja, eine Denkſchrift, eine Erziehungsſchrift, welche gegenwärtig für die Jugend noch mangelt. — Eine Beſchreibung meiner Sitten und Handlungen, worin ich jede Lehre zugleich mit dem Beyſpiele belege. — Es iſt ſchon ein Jahrhundert, daß ich die Idee dazu im Sinne trage, aber angefangen hab' ich leider noch nicht.

Leon.

Jetzt, während Sie in Priſon wären. —

Guſtav.

Ich habe wohl daran gedacht und habe auch ſchon den Titel geſchrieben (zeigt ihm auf den Tiſch). Schauen Sie nur dorthin: *Der Mentor der Jugend, oder Denkſchrift eines Huſaren-Oberſten.* Aber man wird ja immer zerſtreut. — Ah, da ergäbe ſich ja eine herrliche Gelegenheit. — Wie lange müſſen Sie hier bleiben?

Leon.

Bis morgen Früh.

Guſtav.

Schön! Sie bleiben die Nacht über bey mir, nach dem Soupee laß ich Punſch bringen und wir arbeiten miteinander an meinem Werk, ich dictire, Sie ſchreiben, dadurch lernen Sie zugleich.

Leon.

Aber Herr Oberſt — Punſch —

Guſtav.

Fürchten Sie den Punſch? Bey einem Werke über Moralität iſt nichts beſſer als Punſch. Bibendo castigamus mores — nur getrunken!

Leon (~~ſetzt ſich zum Tiſche~~).

Nun wohl, ich will's riſquiren. — Fangen wir gleich an, ich brenne vor Begierde zu lernen.

Guſtav.

Ich muß Ihnen vor Allem die Hauptabtheilung des Werks erklären, alſo: — Erſte Abtheilung: Abentheuer des Oberſten als Junggeſelle. Zweyte Abtheilung: Seine Heirath. Dritte Abtheilung: Abentheuer des Oberſten als Ehemann.

Leon.

Erlauben Sie, Herr Oberſt! Sie ſind alſo verheirathet?

Guſtav.

Freylich, bloß meines Werkes wegen hab' ich geheirathet. — Man muß ſich aufopfern. Sie werden ſchon hören, ein ſcharmantes kleines Weſen, das ich entführt habe. — Aber dazu iſt jetzt noch nicht die Zeit. — Alſo: Erſte Abtheilung. Erſtes Kapitel: Von den luſtigen Streichen des Oberſten und von ſeinen erſten Neigungen.

Leon.

Sie wollten ſagen: von ſeiner erſten Neigung, denn ich ſetze voraus, daß Sie mit einer angefangen haben.

Guſtav.

Gott bewahre, drey auf einmahl.

Leon.

Ach mein Gott! Was ſagen Sie mir da?

Guſtav.

Zweytes Kapitel: Wie ſich der Oberſt ſeiner Nebenbuhler entledigt.

Leon.

Ach da ſind wir jetzt. — Vermuthlich Duelle?

Guſtav.

Wer wird denn immer mit dem Degen herumſtechen? — Uebrigens waren unter der Zahl der Nebenbuhler immer auch Ehemänner.

Leon.

Was? Ehemänner?

Guſtav.

Die hat der Teufel überall. Drittes Kapitel: Von den Liebesbriefen und Liebeserklärungen. Viertes Kapitel: Von dem Blasbalg der Liebe, id est: die Schmeicheley.

(~~Man hört eine Glocke~~ läuten.)

Guſtav.

Das iſt das Zeichen zum Soupee.

Leon.

Einerley! Fahren wir nur fort, ich bin nicht hungerig.

Guſtav.

Aber ich — Alles zu ſeiner Zeit — Ordnung muß man halten. (~~Man hört die Thüre~~ öffnen.) Wollen Sie uns Geſellſchaft leiſten oder ziehen Sie es vor beym blaſſen Mondſchein in meinem Park herumzuſpazieren?

Leon.

Wie — einen Park Herr Oberſt?

Guſtav.

Allerdings — eine Terraſſe, auf welcher es erlaubt iſt Luft zu ſchöpfen — beyläufig zehn Fuß in der Länge, und eben ſo viel in der Breite.

Leon (~~geht gegen~~ die linke Seite).

Da hinaus?

Guſtav.

Nein, das ſind andere Gefängniſſe. — Hier hinaus.

Leon.

Gut, ich werde dort meinen Gedanken ein wenig Audienz geben. Aber Sie bleiben doch nicht lang beym Soupee, damit wir unſre Arbeit recht bald wieder fortſetzen können?

Guſtav.

Ich komme recht bald wieder (öffnet ihm die Thüre im Hintergrunde). Sehen Sie, hier iſt der Weg zu meinem Park, ſteigen Sie dann nur über die Treppe hinab.

(Leon geht hinaus.)

Dritte Scene.

Guſtav (allein).

Ich bin mit meinem Lehrling ſehr zufrieden, der wird mir Ehre machen, und hilft mir zugleich den letzten Abend im Gefängniſſe angenehm durchbringen.

Leon

(den man durch das Fenſter auf der Terraſſe erblickt).

O wie der Mond ſo lieblich ſtrahlt (hereinrufend). Sie kommen doch bald wieder Herr Oberſt?

Guſtav.

Bald, bald! Ich trinke nur auf Ihre Geſundheit und auf Ihre künftigen Eroberungen einige Gläſer. (Er geht lachend ab, die Thüre ſchließt ſich hinter ihm wieder.)

Vierte Scene.

Mathilde (allein).

(Sie kommt aus der Thüre zur Linken und ſpricht hinein zu ihrem Kammermädchen.) Bleibe du nur drinnen, Anna, und bereite mir indeſſen das Zimmer, die Cartons auf den Kaſten, meine Guitarre nimm aus dem Futteral (ſie tritt vor). Mein guter Guſtav! Ich habe auch mein Köpfchen, und ich will dir beweiſen, daß ich würdig war, die Gattinn eines Huſaren zu werden. — Wenn ich's früher gewußt hätte, ſo würd' ich die ganze Gefangenſchaft mit ihm getheilt haben, aber mir nicht einmahl zu ſchreiben, nicht eine Zeile ſeit acht Tagen — ob's ihm denn nicht einfiel, daß ich die Ungewißheit nicht würde ertragen können, daß ich die Poſt nehmen und ihn ſelbſt bey ſeinem Regiment aufſuchen würde? — Schöne Sachen erfuhr ich da! — Der Herr Oberſt im Gefängniß. (ſie ſieht herum.) Das iſt alſo ſein Zimmer? — Pfuy, da iſt alles ſo düſter und unfreundlich. — Eine himmelſchreyende Ungerechtigkeit iſt's, daß ſie den bravſten und liebenswürdigſten Offizier der ganzen Armee in ein ſolches Loch ſtecken — und noch dazu einen verheiratheten Mann! Wenn er was Unrechts gethan hat, hätten ſie ihn lieber nach Haus zu ſeiner Frau ſchicken ſollen. — Ich wüßte ſchon, was ich thäte, wenn ich Guſtav wäre: Quittiren würde ich, den Dienſt verlaſſen, um mein Weibchen nie mehr zu verlaſſen. (~~horcht.~~) Horch! Ah! ich glaube ihn zu hören. — Nein! — es iſt nichts — — (~~hineinredend.~~) Anna, gib dieſe Börſe der Frau des Gefangenwärters. (~~ſie gibt eine Börſe hinein.~~) Die gute Margarethe war meine Amme; ich wußte wohl, daß ſie mir beyſtehen würde, meinen Mann zu überraſchen. Zu jener geheimen Thüre (~~ſie zeigt darauf hin~~) hab' ich ganz allein den Schlüſſel — das iſt herrlich — Er glaubt mich vierzig Meilen weit von hier, bey Nacht, wenn alles ſchläft, öffne ich meine geheime Thür, und erſcheine im Dunkel, wie eine wohlthätige Fee vor ihm, ihn in ſeiner Einſamkeit zu tröſten. (~~ſie blickt in den Hintergrund.~~) Dort iſt ein Fenſter, ich will doch ſehen, wohin es führt, damit mich nicht etwa ein Ungebethener in meinem Scherze ſtöre. (~~ſie nähert ſich dem~~ Fenſter) Es geht auf eine Terraſſe. Es iſt Jemand draußen, ein Offizier! Wenn er es wäre? (~~ſie nähert ſich noch mehr.~~) Nein, nein, Guſtav iſt ~~größer und ſchöner gebaut~~ — aber, wie der Menſch mich anblickt — jetzt tritt er gar näher, gibt mir Zeichen. — Fort — fort! (~~ſie geht ſchnell durch die die geheime Thüre ab.~~)

Fünfte Scene.

Leon (allein).

(Er läuft athemlos herzu, hält an und blickt auf alle Seiten). Sie war hier. — Ich habe ſie geſehen. — Gewiß, ſie war es. Wo hat ſie ſich verborgen? — Wer hat ſie in den Thurm geführt? — Warum iſt ſie hier? Mein Gott! — wenn etwa gar — Nein — nein, das wäre ein Glück um den Verſtand darüber zu verlieren. (Man hört auf einer Guitarre präludiren.) Was hör' ich? hier iſt ſie. (zeigt auf die linke Seite, und geht dann zur Thüre um zu horchen.)

Sechste Scene.

Leon und **Guſtav** (mit einem Lichte).

Guſtav

(in die Scene redend, als ob er die andern Gefangenen grüßte).

Gute Nacht meine Herren, gute Nacht!

Leon.

Ah! ſind Sie ſchon da Herr Oberſt?

Guſtav.

Ja. Ihretwegen hab' ich's bey der zweyten Bouteille belaſſen.

Leon (gibt ihm ein Zeichen mit der Hand).
Stille, machen Sie kein Getöſe.

Guſtav.

Was gibt's denn?

Leon.

Stellen Sie ſich vor Herr Oberſt — ſtellen Sie ſich vor, eine Frau iſt hier.

Guſtav.

Nun ſchon recht, zittern Sie nur nicht ſo.

Leon.

Ach Gott! ſoll ich nicht zittern, ich habe ſie geſehen.

Guſtav.

Wo denn?

Leon.

Hier in dieſem Gemache — ſie, ſie, die ich liebe.

Guſtav.

Ey warum nicht gar? — Der ſieht überall Frauen.
(Das Präludiren auf der Guitarre beginnt auf's Neue.)

Leon.

Hören Sie?

Guſtav.

Meiner armen Seele! Man will ſich bemerkbar machen. Hm, hm! man weiß, daß ein Oberſt hier ſitzt.

Leon.

Und ein Lieutenant. Scherz bey Seite, Herr

Oberſt. — Glauben Sie nicht, daß das himmliſche Weſen meinetwegen hieher gekommen iſt?

Guſtav.

Es gibt ſtarke Gründe dagegen. Wiſſen Sie was, weil wir darüber im Zweifel ſind, ſo wollen wir alle Beyde attakiren. — Den Pfiffigſten begünſtigt das Glück.

Leon.

Ach, Herr Oberſt — das iſt nicht großmüthig — wie wollen Sie, daß ich, der ich erſt anfange zu lernen, Ihnen, dem Meiſter gegenüber —

Guſtav.

Das iſt eben recht, dieſe Campagne wird Ihnen mehr nützen, als alle Vorleſungen. Die Theorie iſt zwar auch ſehr nothwendig, aber nichts geht über die Praxis, Sie werden's ſchon ſehen.

Leon.

Aber Herr Oberſt, ich meine — Sie verzeihen — ich meine, Sie ſollten mir die Attaque ganz allein überlaſſen, Sie haben ja eine Frau.

Guſtav.

Mein lieber Freund! Das ſind theoretiſche Bemerkungen, in der Praxis will das gar nichts ſagen — Alſo — habt Acht! — das Feld iſt offen, wir fangen die Campagne an. (er ſetzt ſich zum Tiſche.)

Leon.

Verzeihen Sie, ich weiß noch gar nicht wie ich anfangen ſoll.

Guſtav.

Mit der Liebeserklärung oder Kriegserklärung, was einerley ſagen will. Sie werden das im dritten Kapitel finden.

Leon.

Im dritten Kapitel von den Liebesbriefen und Liebeserklärungen, ganz recht, aber das Kapitel iſt noch nicht fertig.

Guſtav.

Nun, ſo verſuchen Sie es einmahl von ſich ſelbſt. — Setzen Sie ſich und ſchreiben Sie. (Beyde ſetzen ſich.)

Leon.

Ach! wenn ich's nur treffe.

(Beyde ſchreiben das folgende, indem ſie es zugleich halbleiſe ausſprechen, ſo daß es nicht der andere Schreibende, der ohnedieß zu ſehr beſchäftigt iſt, wohl aber der Zuſeher hören kann.)

Leon.

Schöne Unbekannte!

Guſtav.

Göttliches Weſen!

Leon.

Ich habe dich geſehen.

Guſtav.

Mein Herz hat dich geahnt.

Leon.

Und Liebe hat meine ganze Seele ergriffen.

Guſtav.

Und ſchon durchzückt mich die Flamme der Liebe.

Leon.

Sey nicht grauſam!

Guſtav.

Habe kein Tigerherz!

Leon.

Zeige dich meinen Blicken.

Guſtav.

Laß mich ſonnen an den Strahlen deiner Schönheit.

Leon.

Und mein Glück in deinen Augen leſen.

Guſtav.

Stecke deine Antwort, welche Leben oder Tod für mich enthält, in meinen Colback.

Leon (der ſeinen Brief gefaltet hat).

Es iſt geſchehen, aber wie erhält ſie den Brief? — Wenn ich den Kerkermeiſter gewinnen könnte, daß er ihr ihn übergibt.

Guſtav (faltet auch ſeinen Brief).

Das Nothwendigſte iſt, daß ich mir den jungen Herrn vom Halſe ſchaffe.

Leon (bey Seite).

Das Entſetzlichſte iſt, daß der Oberſte immer da iſt, wenn er nur ſchlafen ginge.

Guſtav (ſteht auf).

Es iſt ſchon ein biſchen ſpät, und es wird auch ſo kühl, die Nachtluft könnte Ihnen ſchaden, wollen Sie nicht zur Ruhe gehen?

Leon.

O nein! aber Sie Herr Oberſt, ich bitte —

Guſtav.

Gott bewahre! ich gehe nie ſo früh zu Bette. (er ſetzt ſich auf einen Stuhl zum Tiſche.)

Leon.

Ich bleibe auch gerne lange auf. (er ſetzt ſich auf einen Stuhl auf der entgegengeſetzten Seite.)

Guſtav.

Sie müſſen ſich aus Höflichkeit nicht geniren, junger Mann, da drinnen ſteht mein Feldbett.

Leon.

Im Gegentheil, Herr Oberſt, ich bitte Sie Ihre Bequemlichkeit zu pflegen.

Guſtav.

Ich ſehe ſchon, Sie ſind für den Obſervationskrieg. (bey Seite.) Er geht nicht, vielleicht kann ich ihn mit der Erzählung meiner Campagnen in Spanien einſchläfern.

Leon (bey Seite).

Wenn ich ihn nur aufs Feldbett bringe, dann thun die zwey Bouteillen gewiß ihre Wirkung und er ſchläft feſt ein. (laut, indem er aufſteht.) Ja, Herr

Oberſt, wir haben gut warten, ich ſehe ſchon, der Feind zeigt ſich nicht, und heute wird nichts mehr zu thun ſeyn.

Guſtav.

Das glaube ich auch, und wir müſſen daher Rückzug blaſen laſſen, und die Attaque auf morgen laſſen.

Leon.

Alſo Waffenſtillſtand.

Guſtav.

Ja, Waffenſtillſtand, und gehen wir zur Ruhe.

Leon.

Aber mit Tagesanbruch beginnt der Kampf.

Guſtav.

Verſteht ſich! (an dem kleinen Fenſterchen zur Linken wird ein Licht ſichtbar.) Ha! ein Licht, da iſt ſie drinnen. (geht ſchnell zur Rechten zum Fenſter, und thut als ob er horchte.) Still!

Leon.

Was iſts denn?

Guſtav.

Hören Sie nicht dieſe ſanfte Stimme mit Begleitung einer Guitarre.

Leon.

Eine Guitarre. (er ſteigt ſchnell zum Fenſter zur Rechten und horcht hinaus. Während dem wirft Guſtav ſeinen Brief durch das Fenſterchen zur Linken.) Sie haben ſich geirrt Herr Oberſt, ich höre nichts.

Guſtav.

Wie? — nichts — (er horcht hinaus). Wahrhaftig ich auch nicht (reicht ihm die Hand). Alſo gute Nacht!

Guſtav.

Morgen mit dem Früheſten zum Kampf.

Leon.

Mit dem Früheſten.

(Beyde durch die Thüre links im Hintergrunde ab.)

Siebente Scene.

Mathilde (allein).

Er iſt nicht mehr hier! — O ſchön, ſchön Herr Gemahl! ſogar im Gefängniſſe können Sie das Liebeln nicht laſſen — ja, ja, es iſt ſeine Schrift, ich glaubte er ſey die Treue ſelbſt, und kaum erfährt er, daß eine Frau in ſeiner Nähe iſt, ſo ſchreibt er ihr ſchon Liebesbriefe, ohne ſie noch geſehen zu haben. — Ein Ehemann verlangt von einer andern, als von ſeiner eigenen Frau ein Rendezvous! Hat man das jemahls erlebt? — Gut, mein Herr! Sie ſollen das Rendezvous erhalten, ich werde kommen, (nachdenkend) aber wenn er ſich nur einen Scherz hätte machen wollen, wenn er nicht käme? Nun, wir werdens ja ſehen, hier iſt meine Antwort, ich ſoll ſie in ſeinen Colback ſtecken. Wo iſt der Liebesbothe? — Ach dort auf dem

Stuhle. (~~ſie ſteckt~~ den Brief hinein.) Horch, man kömmt, fort in meinen Hinterhalt. (geht durch die ~~geheime Thüre~~ ab.)

Achte Scene.

Leon (allein).

(~~Schleicht leiſe heraus.~~)

Er ſchläft, und noch dazu recht feſt. — Anfangs that er freylich nur ſo, als ob er ſchliefe ~~und zwinkerte dabey mit den Augen~~, ich ſah's wohl, aber jetzt hat's ihn übermannt. — O, mein lieber Herr Oberſt, was iſt ihre Liebe gegen die meinige? — Ich könnte kein Auge ſchließen. (~~ſieht auf~~ das Fenſterchen.) Wenn ich ſie riefe? — Nein! beym mindeſten Getöſe würde der Oberſte aufwachen, ach, wenn ich mich auf den Stuhl ſtelle, ſo kann ich das Fenſterchen erreichen, ſie ſehen, mit ihr ſprechen (indem er den Colback, welcher auf dem Stuhl liegt, wegnehmen will, erblickt er Mathildens Briefe.) Was ſeh ich? ein Zettel in des Oberſten Colback, er iſt nicht geſiegelt, wollen ſehen, was er enthält: (er lieſt.) »Es iſt mir unmöglich ihren verführeriſchen Worten zu widerſtehen, erwarten Sie mich um Mitternacht in dieſem Gemache.« Ha, kalter Schweiß rieſelt mir durch das Gebein — alſo ihm gewährt ſie die Zuſammenkunft, und ich bete ſie an, während er, der Verehlichte, nur ſeinen Scherz mit ihr treibt. —

Ha, der Oberſt hat Recht, die Praxis iſt ſehr nützlich, das iſt ſchon die erſte gute Lehre, die ſie mir gibt. Er gewinnt, weil er zudringlicher war, als ich. — Aber nur Geduld, Herr Oberſt, ich bin zwar erſt zwanzig Jahr alt, aber ich will Ihnen doch noch einen Strich durch die Rechnung machen. — Recht keck will ich werden, keinen Menſchen will ich ſchonen. — Aber wie wär's möglich, daß er — er hat die Frau gar nicht geſehen, ich kam ihm ja nicht von der Seite, und doch erhält ſie ſeinen Brief und ſchreibt ihm Antwort. Ja, ja, ich ſeh's wohl, er iſt mein Meiſter, aber zeigen muß ich ihm doch, daß ich würdig bin, ſein Schüler zu ſeyn. Eine Kriegsliſt will ich anwenden. — Ja ja, mir fällt ein vortrefflicher Gedanke bey. ((Er zerreißt das Billet, geht zum Tiſche, ſchreibt geſchwinde einige Zeilen und ſteckt dieſe in den Colback.) Das Rendezvous, welches man ihm zuſagte, ſoll mir zu Theil werden. Aus dem Streiche werden Sie doch erkennen, mein verehrter Lehrer, daß ich anfange zu begreifen.

Guſtav (in ſeiner Schlafkammer).

He! Kamerad!

Leon.

Ha! da iſt er ſchon.

Neunte Scene.

Guſtav. Leon.

Guſtav
(ſich die Augen reibend).

Gott verzeih mir's ich bin wirklich eingeſchlafen, und ſieh da, während dem iſt der ſchon auf Recognoszirung. Sagen Sie mir, junger Freund, ſind Sie etwa ſomnambül?

Leon.

Sie ſcherzen Herr Oberſt — es war mir ganz unmöglich zu ſchlafen, mir wurde ſo heiß.

Guſtav.

Ja ja, ich begreife, ein Frauenzimmer in der Nähe und der erſte Liebesfeldzug, da ſchlafen die Neuconſcribirten ſelten, aber ſo ein Veteran, ein Ehemann, der iſt's ſchon gewohnt in der Nähe des Feindes zu ſchlafen.

Leon.

O, daran denk' ich gar nicht mehr. — Mein Gott, wie ſollt' ich ſo kühn ſeyn, mich mit meinem Meiſter meſſen zu wollen? — Aber da Sie ſo gut ſchliefen, Herr Oberſt, warum haben Sie denn jetzt das Lager verlaſſen?

Guſtav.

Es mangelte mir immer etwas im Schlafe, mein Colback, — wenn der nicht neben mir beym Bette liegt. — Es iſt ſonderbar — ha, ha, ha! aber ich wache alle Augenblicke auf.

Leon.

Mordtauſendelement!

Guſtav.

Ah, auch ſchon fluchen? — recht brav. (er nimmt ſeinen Colback, und für ſich, indem er den darin ſteckenden Zettel mit der Hand verdeckt.) Ah! da iſt die Antwort. (Laut.) Noch ein Paar Lectionen wie dieſe, und Sie werden ſchon ſehr vorgerückt ſeyn.

Leon (boshaft).

O ja, ich merke es jetzt ſchon, daß ich anfange mich zu bilden.

(Während dieſer Worte nähert ſich Guſtav dem Tiſche, wendet Leon den Rücken zu und entfaltet das Billet.)

Guſtav (lieſt).

»Um Mitternacht auf der Terraſſe (für ſich). Vortrefflich! aber, wie wird ſie hinaus kommen? Vielleicht eine geheime Treppe — (indem er ſeinen Colback aufſetzt — Laut). Nun Kamerad, gute Nacht, ich gehe wieder zur Ruhe, wollen Sie hier bleiben?

Leon.

Ja, Herr Oberſt, ich ſchlafe recht gut auf einem

Stuhle, auch red' ich gerne im Schlaf, und da könnt ich Sie ſtören.

Guſtav.

Und ich, ich ſchnarche ganz entſetzlich.

Leon.

Alſo recht wohl zu ruhen!

Guſtav.

Adieu, lieber Freund! laſſen Sie ſich recht was Süßes träumen, ich werde mit dem Gedanken an meine liebe Frau entſchlummern — gute Nacht!

Leon.

Gute Nacht!

Guſtav

(nimmt das Licht mit ſich, die Bühne wird ganz dunkel nachdem er hineingegangen iſt, hört man ihn von Innen die Thüre ſchließen.)

Zehnte Scene.

Leon (allein).

Schön! er läßt mich ohne Licht — er ſchließt mich ein — thut nichts — das Schlachtfeld iſt mir offen. Ich glaub's noch ſelbſt kaum, daß es mir gelungen iſt, ihn zu überliſten. Ich bin doch ſchon ein recht pfiffiger Kerl! — Er wartet auf der Terraſſe und hier wird ſie kommen. — Sie wird kommen, ich habe eine ſolche Angſt, und nie hat mein Herz noch ſo ſtark gehämmert. — Was werd' ich ihr ſagen? — Wie ſoll ich meine Kühnheit rechtfertigen? — Wenn ſie grollt. Ach mein Gott! — warum hab' ich auch das Rendezvous für mich genommen? — Ich will nur den Oberſt rufen und ihm Alles entdecken. — Nein, das kann ich nicht, er würde mich ja auslachen (er wiſcht ſich den Schweiß ab und ſucht ſich zu ermuthigen). Courage! Courage! nimm dich zuſammen, Leon, ſey ein Mann — ſie iſt ja eine Frau, ja das iſt's ja eben und eine ſchöne Frau; mein Gott, ich habe noch in meinem Leben kein Rendezvous mit einer ſo ſchönen Frau gehabt. — Gott ſey Dank, daß es dunkel iſt — die Thüre öffnet ſich, — ſie kommt; ich bin verloren.

Eilfte Scene.

Mathilde. Leon.

Mathilde.

Wie mein Herz ſchlägt.

Leon.

Der Angſtſchweiß ſteht mir auf der Stirne.

Mathilde.

Die Dunkelheit begünſtigt meinen Plan, ich will meine Stimme zu verſtellen ſuchen, damit er mich nicht erkennt. (laut) Sind Sie da?

Leon (mit zitternder Stimme).

Ja!

Mathilde (für ſich).

Seine Stimme zittert. Ha! das böſe Gewiſſen rührt ſich. (laut) Es war wohl eine Unbeſonnenheit von mir hieher zu kommen; ihr ungeſtümen Männer!

Leon.

Mein Gott! Ich bin nicht ungeſtüm.

Mathilde (für ſich).

Er verſucht auch ſeine Stimme zu verſtellen, aber ich erkenne ihn doch. (laut) Nun ſprechen Sie, mein Herr, was haben Sie mir zu ſagen?

Leon.

O! — errathen Sie es nicht?

Mathilde.

Und wenn ich es erriethe, ich wollte es doch von Ihrem Munde vernehmen. Sie zaudern? (nimmt ihn bey der Hand.) O! Sie haben recht, ſprechen Sie die Worte nicht aus, die vielleicht nur Worte ſind.

Leon (für ſich).

Was will ſie damit ſagen? (laut) O die ſchöne Hand, die weiche Hand! (für ſich) es wird mir ſchon ein wenig leichter.

Mathilde (für ſich).

Er wagt es nicht ſich zu erklären, ſeine Hand zittert in der meinigen; nein, nein! er kann mich nicht verrathen. (laut) Nun, lieber Freund!

Leon.

Lieber Freund? o ſüßer Nahme! er fährt mir durch alle Glieder. (ſich ermuthigend) Jetzt iſt der günſtige Augenblick. Ich erinnere mich der Lehren des Oberſten. (laut) Ja, ja, himmliſche Frau — ja ich — ich glaube, daß ich Sie liebe, aber um Gotteswillen, ſeyn Sie nur nicht böſe darüber.

Mathilde.

Sie lieben mich? (ſie zieht ihre Hand zurück) Verräther! Laß ſehen, wie weit er die Treuloſigkeit treiben wird.

Leon.

O reichen Sie mir ſie wieder, die himmliſche Hand.

Mathilde (reicht ihm die Hand).

Ich kann nicht mehr ſprechen vor Aerger.

Leon (fühlt einen Ring an Mathildens Finger).

Ein Ring, das Zeichen der Liebe und der Treue? o ſchenken Sie mir dieſes koſtbare Zeichen. (für ſich) Sie ſchweigt — der Oberſt ſagte, das heiße ſo viel als ja. Ich nehme ihn. (er zieht ihr den Ring vom Finger und ſteckt ihn an den ſeinigen) Ich hab' ihn! Victoria! der Oberſt wird mit mir recht zufrieden ſeyn. (er küßt Mathilden die Hand) Dank! Dank!

(Man hört an der Thüre zur Linken die Riegel aufſchließen.)

Mathilde.

Man kömmt! fort! (durch die geheime Thüre ab.)

Zwölfte Scene.

Guſtav und Leon.

Guſtav (ſtampft mit den Füßen und bläſt in die Finger).

Teufel auch, es iſt kalt, eine halbe Stunde im Winde ſtehen, und Niemand läßt ſich ſehen.

Leon.

Um Vergebung, Herr Oberſt, aber ſind Sie etwa ſomnambül?

Guſtav (ſtellt das Licht nieder).

Warum nicht gar?

Leon.

Sie waren ja auf der Terraſſe draußen, das machte mir recht bange. — Zum Glück hatten Sie Ihren Colback bey ſich.

Guſtav (ihn verwundert fixirend).

Was hat er denn, der kleine Herr Lieutenant? ſeine Augen funkeln ja.

Leon.

Wenn's Ihnen vielleicht bequem wäre, hier zu bleiben, nun will ich zur Ruhe gehen. Gute Nacht, Herr Kamerad!

Guſtav.

Einen Augenblick noch. Ich ſehe wohl, Sie haben mein Abentheuer errathen, aber ſtellen Sie ſich vor, eine halbe Stunde hab' ich auf der Terraſſe gewartet und ſie kam nicht.

Leon.

Freylich, weil ſie indeſſen hier war.

Guſtav.

Hier, bey Ihnen?

Leon.

Ja, bey mir. — Nun, lieber Lehrer, hab' ich nicht ſchon etwas von Ihren Lectionen profitirt?

Guſtav.

Ach, da ſieh ein Menſch, was ich für Zöglinge bilde. Brav, brav, junger Mann! aber haben Sie ſich auch nicht linkiſch benommen?

Leon.

O nein! ich habe ihre Hand geküßt und gedrückt.

Guſtav.

Schön! regula prima amoris.

Leon.

Ich habe ihr geſagt: daß ich ſie liebe.

Guſtav.

Vortrefflich — drittes Kapitel.

Leon.

Und dann — dann?

Guſtav.

Nun?

Leon.

Dann hab' ich dieſen Ring von ihr erbeten und erhalten. Hab ich's recht gemacht?

Guſtav.

Ganz gut, wenn's ſo fortgeht werden Sie bald ausgelernt haben. (~~ſieht den Ring~~ näher an) Aber was ſeh' ich, das iſt ja ein Trauring? Nehmen Sie ſich in acht, das iſt eine verheirathete Frau.

Leon.

Ach! haben Sie mir doch ſelbſt geſagt, das mache nur in der Theorie einen Unterſchied in der Praxis aber gar nicht.

Guſtav.

Der junge Mann merkt ſich doch Etwas, ich will doch den Nahmen des Gemahls ſehen. (geht mit dem Ringe zum Licht, ſieht den Ring an und erſtarrt) Himmel, Million, tauſend Granaten!

Leon.

Was iſt Ihnen Herr Oberſt?

Guſtav.

Meine Wunde hat mir einen entſetzlichen Stich gegeben.

Leon.

Wollen Sie Köllnerwaſſer? (er zieht das Fläſchchen hervor.)

Guſtav.

Nein, nein, nein! (für ſich) das fehlte noch, daß er mir mit dem Fläſchchen kommt.

Leon (ſieht gegen das Fenſter).

Ach! es fängt ſchon an Tag zu werden.

Guſtav.

Gott ſey Dank! -- thun Sie mir den Gefallen, Herr Lieutenant, und fragen Sie den Kerkermeiſter, wann er mich entlaſſen wird.

Leon.

Mit Vergnügen, aber ich bitte um meinen Ring.

Guſtav.

Laſſen Sie mir ihn noch einige Augenblicke, ich habe einen ganz ähnlichen und will ihn damit vergleichen.

Leon (geht ab.)

Dreyzehnte Scene.

Guſtav (allein).

Das iſt ſtark! (beſieht den Ring noch einmahl.) Ganz richtig: »Mathilde, Guſtav,« das iſt der Trauring meiner Frau. — Wenn ich nicht überzeugt wäre, daß ſie Paris nicht verlaſſen hat — (er hört die geheime Thüre öffnen) Ach, da öffnet ſich eine geheime Thüre, (Mathilde erſcheint.) Mein Gott, meine Frau!

Vierzehnte Scene.

Mathilde. Guſtav.

Mathilde (ſtellt ſich mit verſchränkten Armen vor ihn).

Schön, recht ſchön! — Eine ſolche Freude machſt du deiner treuen Frau, die ihrem ungetreuen Mann ſogar ins Gefängniß folgt?

Guſtav.

Nein, nein — es — du kamſt doch erſt in dieſem Augenblicke hier an?

Mathilde.

Warum dieſe Frage?

Guſtav.

Weil — weil — (er faßt ſie ſchnell bey der Hand und beſieht dieſe.) Mathilde! wo iſt dein Trauring?

Mathilde.

Und du — du fragſt darum, Undankbarer!? du weiſt wohl, wenn er ſich nicht an meinem Finger befindet, ſo kann er nur an dem deinigen ſeyn, (ſeine Hand faſſend) und ſiehſt du, hier iſt er.

Guſtav.

Wie Madam — es wäre alſo wahr — Sie waren es, welche dieſe Nacht —?

Mathilde.

Ja, ich kam geſtern Abends hier an mit dem ſüßen

Glauben, du denkeſt hier in der Einſamkeit nur an deine Mathilde, was mußt ich aber ſehen! Du ſchriebſt Liebesbriefe und hatteſt auf dieſem Platze ein Rendezvous.

Guſtav.

Ich? (für ſich) Ha! nun begreif' ich Alles, der Schüler hat den Sieg über den Meiſter davon getragen. (mit flehendem Ton) Mathilde!

Mathilde.

Sey ruhig, ich mache dir keine Vorwürfe. Ich ſehe wohl, daß deine Lage der Schonung bedarf.

Guſtav.

O mein gutes Weib! — aber ich — ich werde mir nie verzeihen. — Höre, Mathilde, nur Eines verlange ich von dir. Ich verlange es zu meiner eigenen Strafe. — Wiederhole mir genau, was ich dir dieſe Nacht beym Rendezvous geſagt habe.

Mathilde.

Ich ſoll's dir ſagen, da ich es doch vergeſſen will?

Guſtav (ſchlägt die Augen nieder).

Was werd' ich da hören? (laut und ängſtlich) Ich glaube mich zu erinnern, daß du mich ſtreng zurückgewieſen haſt.

Mathilde.

O nein, das that ich nicht, obſchon ich ſehr zornig war, ich mußte ja ſehen, wie weit der Herr in ſeiner Untreue gehen würde.

Guſtav.

Und bin ich weit gegangen?

Mathilde.

Gott ſey dank! nein. (ihm die Hand reichend) Du warſt weder zudringlich noch unbeſcheiden.

Guſtav.

Schön! Schön! (für ſich) Ich athme wieder.

Mathilde.

Hätteſt du die Kühnheit weiter getrieben, du hätteſt mich nie mehr geſehen.

Guſtav (für ſich).

Dem Himmel ſey Dank, daß ich nicht an ſeiner Stelle war. (er wirft ſich vor Mathilden auf ein Knie und küßt ihre Hand) Theure Mathilde, du verzeihſt mir alſo?

Fünfzehnte Scene.

Die Vorigen, Leon.

Leon.

Herr Oberſt, wenn Sie abreiſen wollen? — Was ſeh' ich, er fängt an, wo ich geblieben bin.

Mathilde.

Ein Offizier!

Guſtav
(in derſelben Stellung).

Mein lieber Leon! ich ſtelle Ihnen hier meine Frau vor.

Leon (verwirrt).

Seine Frau? (leiſe.) Ach Herr Oberſt, wenn ich gewußt hätte —

Guſtav
(aufſtehend, ihm die Hand drückend, leiſe zu ihm).

Schon gut, ſchon gut! (laut.) Mein Unglücksgefährte, Lieutenant Leon, den du vor unſerer Verehlichung ſchon ein paarmahl geſehen haſt.

Mathilde.

Auf einem Ball, wenn ich nicht irre.

Guſtav (bey Seite).

Sie erinnert ſich noch, (laut) das iſt ein junger Mann, der Etwas verſpricht, mein Schüler!

Leon.

Der ſich beſtreben wird, ſeinem Meiſter Ehre zu machen.

Guſtav (bey Seite).

Mir Ehre machen? Ja, ja! der Anfang iſt gut.

Mathilde (zu Leon).

Mein Herr! ich hoffe Sie werden Ihren Unglücksgefährten nicht vergeſſen, und wenn Sie nach Paris kommen —

Guſtav.

Ich werde ſehen für Ihr Avançement Etwas thun zu können, vielleicht kann ich Sie irgendwo in ein anderes Regiment bringen. — In Perpignan glaube ich, beym vierten Regiment, iſt eine Rittmeiſtersſtelle leer.

Leon.

In Perpignan? das iſt ein bischen weit — aber — wenn Sie glauben? (leiſe zu ihm) Herr Oberſt, ich danke Ihnen noch einmahl für die Lection.

Guſtav.

Schon recht, ich habe ſie gegen mich ſelbſt gegeben. (Er geht zum Tiſch und zerreißt die Papiere.)

Mathilde.

Was machſt du da?

Guſtav.

Ich habe anfangen wollen meine Memoires zu ſchreiben, aber ich ſehe, es geht nicht.

Leon.

Jammerſchade! hätten Sie mir das bereits Geſchriebene geſchenkt, damit ich darin hätte lernen können.

Guſtav.

Sie wiſſen ſchon genug, ich ſpreche Sie frey.

Leon
(Nimmt das Fläſchchen mit Köllnerwaſſer heraus und will es Mathilden reichen).
Gnädige Frau!

Guſtav.
Behalten Sie das Ding zum Angedenken, ~~es ſey~~ das Prämium für Ihr erſtes Examen.

[illegible]

[illegible] (Der Vorhang fällt.)

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Die Verſchwornen.

Oper in einem Aufzuge.

Vorwort.

Die Klage der deutſchen Tonſetzer geht meiſtens dahin: »Ja; wir möchten gerne Opern in Muſik ſetzen, ſchafft uns nur Texte dazu!« Hier iſt einer meine Herren! — Wollen Sie ihn mit Tönen begleiten, ſo bitte ich meine Worte auch etwas gelten zu laſſen, und der Verſtändlichkeit der Intrigue nicht zu ſchaden, indem Sie Rouladen der muſikaliſchen Charakteriſtik vorziehen. Ich glaube, die Oper müſſe eine dramatiſche Handlung mit Muſik begleitet, — nicht eine Muſik mit darunter gelegtem Texte ſeyn, und der Totaleindruck gilt, meinem Erachten nach, mehr, als einem einzelnen Sänger Gelegenheit geben, ſeine Gurgelfertigkeit zu zeigen. — Laßt uns Etwas für die eigentliche deutſche Oper thun, meine Herren! —

J. F. Caſtelli.

Perſonen.

Graf Heribert von Lüdenſtein, Bannerherr.

Aſtolf von Reiſenberg, **Garold von Nummen**, **Friedrich von Trausdorf**,	Ritter und ſeine Lehensmänner.

Mehrere Ritter, Heriberts Lehensmänner.

Ludmilla, Heriberts= **Helene**, Aſtolfs= **Luitgarde**, Garolds= **Kamilla**, Friedrichs=	Hausfrau.

Die Hausfrauen der übrigen Ritter.
Jſella, Ludmillens Zofe.
Udolin, Heriberts Page.

Die Handlung geht in den Zeiten der Kreuzzüge vor.

(Die Bühne ſtellt einen gothiſchen, aber reich verzierten, mit Armaturen und Ritterbildern behangenen Vorſaal in Heriberts Burg vor. Im Hintergrunde ein großes Thor, welches in den Burghof führt. Thüren zu beyden Seiten führen in die Gemächer. In der Mitte der Bühne ein großer ovaler Tiſch mit einem Tuche überdeckt, rund herum Stühle mit hohen vergoldeten Lehnen, deren einer für den Vorſitz erhabener geſtellt iſt.)

Erſte Scene.

Iſella und Udolin.

Iſella

(kommt aus der Seitenthüre um noch Etwas auf dem Tiſche zu bereiten, Udolin tritt durch das Thor im Hintergrunde ein, er ſpäht geheimnißvoll umher, tritt endlich vor und bekömmt gerade in der Mitte der Bühne Iſella'n zu Geſichte.)

Eingangsduett.

Udolin.

Sie iſt's!

Iſella

Er iſt's!

Beyde.

O welch Entzücken!

Iſella.

Du wieder hier mein Udolin?

Udolin.

Die Zeit der Trennung liegt im Rücken,
Die Zeit des Wiederſeh'ns erſchien.

Iſella.

Es iſt nun ſchon ein langes Jahr,
Da zog des Herrn gebiethend Wort
Dich von dem treuen Liebchen fort,
In Schwerterſaus, Krieg und Gefahr.

Udolin.

Nun aber zieht mein gutes Glück,
Und meine Liebe und mein Herz,
Nach überſtandnem Trennungsſchmerz,
Zum Liebchen wieder mich zurück.

Iſella.

Haſt du meiner oft gedacht?

Udolin.

Das verſteht ſich.

Iſella.

Mir dein Herz zurückgebracht?

Udolin.

Das verſteht ſich.

Iſella.
Nie gewankt in deiner Treue
Nach der Männer böſem Brauch?
Udolin.
Nie gewankt? — iſt viel gefodert; —
Aber ja — verſteht ſich auch.
Nun? — Und du? — warſt auch ſtets gut?
Iſella.
Das verſteht ſich.
Udolin.
Widerſtandſt du keckem Muth?
Iſella.
Das verſteht ſich.
Udolin.
Ward die Reinheit deiner Liebe
Nie getrübt durch einen Hauch?
Iſella.
Nie getrübt? — iſt viel gefodert; —
Aber ja — verſteht ſich auch.
Beyde
(ſich umſchlungen haltend).
Wir finden uns wieder
Wie wir uns verlaſſen,
Jetzt wollen wir liebend
Uns feſter umfaſſen,
Nichts trennet uns mehr,
Denn Scheiden fällt ſchwer.

Udolin.

O! wie glücklich bin ich jetzt.

Isella.

Iſt es dir recht ſchlimm ergangen, lieber Udolin?

Udolin.

Ja, ſo mitunter, manchmahl haben wir ein bischen heiß gehabt, und manchmahl ein wenig gehungert und gedürſtet; aber die Sarazenen haben's entgelten müſſen.

Isella (lächelnd).

Du wirſt ihnen nicht viel Leides gethan haben kleiner Prahler.

Udolin.

Viel hab' ich ihnen gethan. — Mehr als hundert Todte verkunden laut meinen Ruhm.

Isella.

Aber was führt dich zurück? Biſt du vielleicht aus Furcht vor den Todten davon gelaufen? oder kommſt du als des Grafen Bothe?

Udolin.

Der Graf braucht keinen Bothen mehr, er kommt ſelbſt zurück, und mit ihm alle ſeine Vaſallen.

Isella.

Iſt's wahr? — Das muß ich ja gleich den Frauen verkünden, (will ſchnell ab.)

Udolin.

Halt! — die Ritter wollen ihre Hausfrauen überraſchen.

Iſella.

Ja ſo? — Nun und werden ſie lange auf ihren Burgen bleiben?

Udolin.

Einige Tage.

Iſella.

Das iſt häßlich, da kommen ſie ja nur darum, um wieder Abſchied zu nehmen. — Aber wie geſchah's, daß du ihnen voraus eilteſt?

Udolin.

Das dank' ich meinem treuen Leibroſſe, dem Papillon. Das Pferd iſt würdig einen Pagen zu tragen. — Wie er auf die wohlbekannte Heerſtraße kam, da ſpitzte er die Ohren, und wieherte vor Freude, und als ich in der Sehnſucht meines Herzens deinen Nahmen ausrief, da konnt' ihn nichts mehr halten, er bäumte ſich, nahm Reißaus mit mir und trug mich im geſtreckten Galloppe hieher.

Iſella.

Das liebe Thier! — Alſo alle Ritter kommen mit dem Grafen zurück?

Udolin.

Alle.

Iſella.

Deſto beſſer, ſie treffen ihre Hausfrauen heute hier auf der Burg.

Udolin.

Hier?

Iſella.

Ja, ja, — blicke nur ein bischen um dich.

Udolin.

Wozu dieſe Zubereitungen? da ſieht's ja aus, als ob man in die Hände der heiligen Vehme gerathen wäre.

Iſella.

Es wird auch ein Gericht in dieſem Saale gehalten. Die Gräfinn hat die Burgfrauen des ganzen Gaues hieher entbiethen laſſen, ſie will mit ihnen eine ſehr wichtige Angelegenheit in Berathung ziehn.

Udolin.

Ein Rath? — Worüber?

Iſella.

Mir ſcheint es geht über die Männer los.

Udolin.

Was wäre das?

Iſella.

Man will einen Bund ſchließen.

Udolin.

Der Rathsſitzung muß ich beywohnen.

Iſella.

Du ſcherzeſt.

Udolin.

Voller Ernſt.

Iſella.

Aber wie?

Udolin.

Du mußt mich verſtecken.

Iſella.

Aber wo?

Udolin.

Das muß ſich finden.

Iſella.

Du biſt neugierig —

Udolin.

Wie ein Weib! Halt! — ein Weib? — da hab ich einen glücklichen Gedanken, — ein Frauengewand umgeworfen und ich ändere mein Geſchlecht.

Iſella.

Aber es handelt ſich hier um ein Geheimniß, wirſt du es auch verſchweigen können?

Udolin.

Freylich, da muß ich wieder *aufhören* ein Weib zu ſeyn.

Iſella.

Wenn du mir Verſchwiegenheit gelobſt, ſo will ich's wagen.

Udolin.

Bey den hundert Sarazenen, die ich erſchlagen habe.

Iſella.

So komm, ich will dich zum Weibe verwandeln.

Udolin.

Dann darfſt du mich auch ohne allen Rückhalt küſſen.

(Beyde ab).

Zweyte Scene.

Helene (allein).

(ſie kommt trübſinnig mit geſenktem Kopfe, tritt während des Ritornells der folgenden Arie zum Fenſter, öffnet es, ſtarrt hinaus, ſeufzt, ſchließt es wieder und ſingt.)

Romanze.

1.

Ich ſchleiche bang' und ſtill herum,
Das Herz pocht mir ſo ſchwer,
Das Leben däucht mich öd' und ſtumm,
Und Flur und Burg ſo leer,
Und jede Freude ſpricht mir Hohn
Und jeder Ton iſt Klageton,

Iſt der Geliebte fern
Trübt ſich des Auges Stern.

2.

Ach! was die Liebe einmahl band,
Soll nie ſich trennen mehr,
Was ſuchſt du in dem fremden Land
Und weit dort über'm Meer?
Wenn dort auch buntre Blumen blüh'n,
Kein Herz wird heißer für dich glüh'n,
O bleib nicht länger fern,
Du meines Lebens Stern!

Dritte Scene.

Gräfinn Ludmilla und Helene.

Gräfinn.

Schon wieder ſo traurig, liebe Nichte?

Helene.

Soll ich's *nicht* ſeyn? Einen Tag nur war ich mit meinem lieben Aſtolf vereinigt, am folgenden ſchon mußte er mit dem Banner fortziehen gegen die Ungläubigen.

Gräfinn.

Nun, und bin *ich* beſſer daran? Iſt mein Gemahl nicht auch mitgezogen? Seufz' ich nicht auch nach dem Geliebten, wie eine halb welke Blume nach dem Thau?

Helene.

Verzeiht, edle Gräfinn, aber ich und Ihr — da iſt doch ein großer Unterſchied.

Gräfinn.

Gar keiner. — Aber nur Geduld! Sie ſollen's bereuen, daß ſie die Ehre höher halten als die Liebe, und uns verlaſſen haben um einige Sarazenenſchädel abzumähen. Ich habe ein Mittel gefunden, wodurch ich ſie für die Zukunft hier feſthalten will, wenn ſie erſt wieder da ſind!

Helene (ſeufzend).

Ja, wenn ſie erſt wieder da ſind.

Gräfinn.

Ach! — ich habe ſchon Nachricht, daß ſie ihre Rückkehr bereits angetreten haben. Darum hab' ich die Frauen des ganzen Gau's hieher berufen laſſen. Sie ſind ſchon angekommen. Ein Gericht ſoll gehalten werden, ein fürchterliches Gericht! — Ich hoffe mein Plan wird durchgehen.

Helene.

Ich wenigſtens will ihn aus allen Kräften unterſtützen, wenn er nur zum Ziele führt.

Gräfinn.

Still, die Frauen verſammeln ſich ſchon zum Rathe.

Vierte Scene.

Die **Vorigen**, **Luitgarde**, **Kamilla**, (viele alte und junge Frauen kommen unter folgendem Chor durch das mittlere Thor.) **Iſella** und **Udolin** (letzterer als Frau verkleidet, befinden ſich unter ihnen.)

Chor.

Ihr habt auf Eure Burg entbothen
Die Frauen von dem ganzen Gau,
Wir ſind gekommen und erwarten
Was Ihr gebiethet hohe Frau!

Gräfinn.

Seyd mir willkommen edle Frauen!
Ein wicht'ger Plan beſchäftigt mich,
Darüber wollen Rath wir halten,
Man ſchweige, — höre, — ſetze ſich!

Chor,

(während welchem ſich die Frauen ſetzen, nähmlich die Gräfinn auf den erhabenen Stuhl, Helene an ihre Seite, Iſella und Udolin an das rechte Ende des Tiſches.)

Wir hören was die Weisheit ſpricht,
Schweigt Alle, unterbrecht ſie nicht.

Gräfinn (nimmt eine Pergamentrolle vom Tiſche und öffnet ſie).

Hier iſt die Liſte der Berufnen,

Sind Alle hier? — ich wünſche ſehr
Daß Keine fehle. —
Chor.
Alle, Alle!
Udolin und Iſella (bey Seite, lachend).
Ha, ha! — 's iſt noch um Eine mehr.
Gräfinn.
Ich hoffe, daß ſich kein Verräther
Hieher in unſre Mitte ſchlich.
Chor.
Nein, Keiner.
Udolin
(betroffen und leiſe zu Iſella).
Bin ich gut vermummet?
Iſella (leiſe zu ihm).
Vortrefflich, niemand kennet dich.
Gräfinn
Entfernt von Jenen, die Ihr liebt,
Seyd Ihr nicht auch, wie ich, betrübt?
Chor.
Wir weinen und klagen,
Wir zittern und zagen,
Und keine Freude mehr uns lacht,
Wenn's anfängt zu tagen,
Fängt's Herz an zu ſchlagen
Und ſchlägt auch fort die ganze Nacht.

Gräfinn.
Das muß ſich ändern!
Chor.
Muß ſich ändern!
Gräfinn.
Wir zwingen ſie.
Chor.
Wir zwingen ſie —
Gräfinn.
Sie müſſen bleiben —
Chor.
Müſſen bleiben.
Gräfinn.
Und nie mehr uns verlaſſen, — nie!
Chor.
Und nie mehr uns verlaſſen, — nie!
Gräfinn und das Chor.
Eifrig wollen wir berathen
Unſern vorgeſteckten Plan,
Von des Krieges blut'gen Thaten
Führen ſie auf ſüß're Bahn.
Udolin (bey Seite).
Rüſtet Euch zum Kampf ihr Gatten,
Gegen Eurer Frauen Plan,
Als ein Weib muß ich verrathen
Was ich nicht verſchweigen kann.

Gräfinn

(mit ſalbungsreichem Tone).

Dieß iſt der Gegenſtand, edle Frauen, den wir in Berathung ziehen müſſen. Während die Hartherzigen im fremden Lande ihr, uns theures Leben wagen, ſollen wir hier in Sehnſucht und Liebe verſchmachten.

Kamilla

(eine ſehr alte Frau, ſpricht ſehr trübſelig).

Ja wohl in Sehnſucht und Liebe verſchmachten.

Gräfinn.

Wir müſſen ſie alſo dazu zu bringen ſuchen, daß ſie auf ferneren Kampf Verzicht leiſten, und künftig nur uns und der Liebe leben.

Alle Frauen.

Zugeſtanden, zugeſtanden!

Helene.

Ganz recht, aber wie wollen wir ſie dazu bringen?

Gräfinn.

Das iſt nun die Hauptfrage, welche erörtert werden ſoll.

Alle Frauen.

Sprecht edle Frau!

Gräfinn.

Wodurch zieht man einen Mann mehr an ſich, als durch Widerſtand?

Udolin (bey Seite).

Das iſt eine Frau von Erfahrung.

Gräfinn.

Ich denke alſo, meine Freundinnen, wir müſſen bey der Zurückkunft unſerer Eheherrn uns feſt verhalten, ihrer Zärtlichkeit Strenge und Kaltblütigkeit entgegenſetzen, und ihrer Liebe Alles verſagen, was dieſe fodern wird. — Was meint ihr davon?

(Anhaltendes allgemeines Schweigen.)

Eine Frau.

Ich meine —

Eine Andere.

Ich denke —

Udolin (bey Seite).

Ja, ſo etwas verdient Ueberlegung.

Helene.

Nein, edle Frau, das heißt das Unmögliche verlangen. Ich kann meinen Aſtolf nicht ſtrenge behandeln, ich muß ihm um den Hals fallen, wenn er kommt.

Luitgarte

(welche auf der rechten Seite der Gräfinn ſitzt).

Ja, das würd' ich auch nicht über's Herz bringen.

Kamilla.

Auch ich kann nichts verſprechen.

Udolin.

Die rechte Seite macht Einwendungen.

Gräfinn.

Verſteht mich recht, edle Frauen, ich meine ja nicht, daß wir die Strenge auf's Aeußerſte treiben ſollen, nur ſo lange, bis ſie einen Friedensſchluß unterzeichnet und verſprochen haben, uns nicht mehr zu verlaſſen.

Udolin
(bey Seite, zu Iſella).

Das Centrum ſetzt ſich recht an.

Luitgarde.

Ah, wenn's ſo iſt, ſo willige ich ein.

Alle Uebrigen.

Wir auch! Zugeſtanden! Zugeſtanden!

Iſella.

Siehſt du, daß der Vorſchlag durchgeht.

Udolin.

Ja, aber mit Abänderungen.

(Ein Trompetenſtoß von Außen.)

Eine Frau (tritt ein).

Edle Frauen! Der Wächter hat ſo eben vom Thurme aus bemerkt, daß ein ganzer Zug von Rittern den Weg gegen die Burg einſchlägt. Ihre Lanzen blitzen ſchon dießſeits des Waldes.

Gräfinn.

Wenn es unſere Herren wären?

Die Frau.

Der Thurmwächter will an dem Banner die Farbe des Grafen erkannt haben.

Gräfinn.

Sie ſind's.

Alle Frauen

(ſtehen ſchnell auf und wollen ab).

Entgegen ihnen! — entgegen!

Gräfinn (laut ſchreyend).

Halt! (Alle bleiben in der größten Verwirrung ſtehen.) Keine rührt ſich von der Stelle, wenn anders unſer Plan ausgeführt werden ſoll. Alle gehn mit mir. Sie dürfen unſre Freude über ihre Wiederkehr nicht gewahr werden. Erſt wenn ſie eine halbe Stunde in der Burg ſind, zeigen wir uns.

Helene.

Aber —

Luitgarde.

Bedenkt, erhabene Frau!

Gräfinn.

Keine Einrede, keine Zweifel! — Wollt Ihr, oder wollt Ihr nicht? Euer eigenes Glück hängt davon ab, daß Ihr mir gehorcht.

Alle Frauen (trübſelig).

In's Himmelsnahmen!

Gräfinn (ihre Hand emporhebend).

So ſchwöret Alle!

Chor der Frauen

(indem ſie alle ihre Hände emporheben).

Ja, wir ſchwören!

Gräfinn.
Der Liebe Stimme nicht zu hören.
Chor.
Der Liebe Stimme nicht zu hören.
Gräfinn.
Kalt Eure Männer zu behandeln.
Chor.
Kalt unſre Männer zu behandeln.
Gräfinn.
Die Lieb' in Gleichmuth zu verwandeln.
Chor.
Die Lieb' in Gleichmuth zu verwandeln.
Gräfinn.
Den Fleh'nden keinen Kuß zu ſchenken.
Chor der Frauen
(indem ſie die Hände ſinken laſſen).
Das iſt zu viel, Ihr wollt bedenken.
Gräfinn
(mit ſtärkerer Stimme).
Den Fleh'nden keinen Kuß zu ſchenken.
Chor der Frauen
(indem ſie die Hände wieder langſam zum Schwur emporheben).
Den Fleh'nden keinen Kuß zu ſchenken.
Gräfinn.
Bis wir nach unſerm Plan ſie lenken.

Chor.

Bis wir nach unſerm Plan ſie lenken.

Gräfinn.

Dieß ſchwören wir und wollen's halten,
Wenn auch, von ihrem Flehn bewegt,
Das Herz mit Macht dagegen ſchlägt!

Chor.

Dieß ſchwören wir und wollen's halten,
Wenn auch, von ihrem Flehn bewegt,
Das Herz mit Macht dagegen ſchlägt!

(Bis hieher haben Trompeten, Poſaunen und Hörner den Schwur begleitet, um ihn ſo karrikirt als möglich zu machen, nun fällt eine ſehr ſanfte Melodie ein.)

Gräfinn.

Nur Muth! dann harret ſüßer Lohn,
Wir ſchleichen jetzt uns ſtill davon.

Chor.

Nur Muth! dann harret ſüßer Lohn,
Wir ſchleichen jetzt uns ſtill davon.

(Alle ab, bis auf

Fünfte Scene

Iſella und Udolin.

Udolin.

Hu! Das war ein gräßlicher Schwur, die Haare ſtehn mir noch zu Berge. (in lautes Lachen ausplatzend.) Ha! ha! ha! ha!

Iſella.

Ich hab's gar nicht recht verſtanden, was ich da Alles ſchwören mußte.

Udolin.

Deſto beſſer, ſo brauchſt du auch nichts zu halten. Aber jetzt hilf mir, daß ich aus dem Weiberrock komme, damit ich bey der Zurückkunft meines Herrn wieder als ſein treuer Diener da ſtehe. (er fängt an ſich zu entkleiden.)

Iſella (ihm helfend).

Ich bin wahrlich nicht böſe darüber, daß du wieder ein Mann wirſt.

Udolin.

Glaube dir's gerne (indem er ſie in die Wange kneipt) du liebe kleine Maus!

Iſella.

Laß mich in Ruhe, du kennſt meinen Schwur.

Udolin.

Ja, ich kenn' ihn freylich, du haſt ja aber eben ſelbſt geſagt, daß du ihn nicht wiſſeſt. Und zudem, dir darf der Schwur in keinem Fall Kummer verurſachen. Der Schwur lautete: »Strenge und Kälte gegen die Ehemänner!« Ich bin ja dein Mann nicht, — alſo?

Iſella.

Ja — da haſt du Recht.

Udolin.

Alſo darf ich dein ſanftes weißes Händchen faſſen. (er thut es.)

Iſella.

Allerdings, weil du nicht mein Mann biſt.

Udolin.

Ich darf dich beym Kin̄ nehmen. (er thut es.)

Iſella.

Das darfſt du auch, weil du nicht mein Mann biſt.

Udolin.

Darf dir auch ein Küßchen aufdrücken. (thut es ſehr ſchnell.)

Iſella.

Pfui, Udolin! das iſt zu keck.

Udolin.

Für einen Ehemann allerdings, aber für einen Liebhaber nicht.

(Man hört Trompetenton und Glockengeläute.)

Udolin.

Horch! — die Ritter ziehen ein. — Ich empfange ſie.

Iſella.

Und ich begebe mich zu den Frauen. (ſie geht ab.)

Sechste Scene.

Udolin. — Graf Heribert, Aſtolf von Reifenberg, Garold von Nummen, Friederich von Trausdorf und viele Ritter, geharniſcht, mit Schild und Speer ziehen ein. Der Graf das Banner in der Hand an ihrer Spitze.

Marſch und Chor.

Vorüber iſt die Zeit
Voll Unruh, Kampf und Streit,
Erfüllt die ritterliche Pflicht,
Wir ſiegten für des Glaubens Licht,
Nun ruh' mein gutes Schwert!
Es weicht das krieg'riſche Gewühl
Dem ſanftern ſüßern Minneſpiel;
Das eiſerne Gewand,
Wir hängen's an die Wand,
Es iſt der wackre Rittersmann,
Wenn er ſein Tagewerk gethan
Wohl auch der Ruhe werth.

Graf Heribert.

Edle Ritter und Lehensmänner! Dank ſey Gott und Eurem Muthe, wir haben den Heereszug ehrenvoll beſtanden. Wir kehren, mit Ruhm bedeckt, in unſre Heimath zurück. Ich entlaſſe Euch hiermit des Eides, den Ihr mir auf meinen Banner geſchworen habt. Zieht hin auf Eure Burgen und empfangt von Euren holden Hausfrauen den Minnelohn für Eure Thaten.

Die Ritter.

Preis und Dank unſerm Anführer! — Heil dem Grafen Heribert von Lüdenſtein.

Udolin (tritt vor).

Gnädigſter Herr! da dürfen die Ritter nicht weit ziehn.

Graf.

Wie Burſche, du ſchon hier? ich dachte, du hinkeſt uns mit deinem Braunen langſam nach.

Udolin.

Herr! dießmahl iſt der Braune den Schwarzen und Weißen vorgeeilt, und das zwar zu Eurem Beſten.

Graf.

Zu unſerm Beſten? — Ha! ha! ha! Bey allen Türkenſchädeln das iſt luſtig.

Udolin.

Gnädigſter Herr! Die Frauen aller dieſer Ritter ſind hier auf Eurer Burg verſammelt.

Graf.

Hier?

Die Ritter.

Unſere Hausfrauen?

Graf.

Alle?

Udolin.

Ja Alle, ich habe ſie ſelbſt geſehen.

Aſtolf.

Deſto beſſer! — So erzähle uns von ihnen, lieber Udolin. — Denken ſie unſer noch — lieben ſie uns noch?

Graf.

Aſtolf, ich beſchwöre Euch bey dem Ring der Königinn Bertha, ſetzt keinen Zweifel in die Liebe unſerer verehrten Hausfrauen.

Garold.

Ja, aber wir möchten doch wiſſen —

Graf.

Schämt Euch Eurer Neugierde. Seht mich an, hab' ich ſchon ein Wort von meiner Hausfrau geſprochen?

Aſtolf.

Ja — Ihr Herr Ohm! Ihr ſeyd ihrer Treue gewiß.

Graf.

Wer ſagt das? — Warum bin ich gewiß? — Mein Eheweib iſt auch ein Weib — aber ich vertraue auf ſie, ſie war bey meinem Scheiden traurig, ſie wird bey meiner Wiederkehr luſtig ſeyn, und wenn ſie mir's ſelbſt ſagte, daß ſie mir nicht treu war. — Bey der Unſchuld der Pfalzgräfinn am Rhein! ich würd's ihr dennoch nicht glauben. — Auf Ritter! vertauſcht den ſchweren Eiſenharniſch mit dem leichten Wams, nehmt ſtatt der Lanze die Laute in den Arm und eilt zu Euren Hausfrauen.

Udolin.

Wams und Laute werden Euch wenig nützen.

Graf.

Warum? — Jetzt rede Burſche, oder bey Friedrichs gebiſſener Wange! ich —

Udolin.

Haltet nur an Euch, und vernehmt, aber leiſe, damit man uns nicht höre.

(Das ganze folgende Muſikſtück muß bis auf die Aufwallungen des Grafen und der Ritter, welche aber nur gleich Blitzen gäh aufflackern und wieder verlöſchen müſſen, ſehr piano gehalten werden.)

Udolin.

(um den die Ritter einen engern Kreis gezogen haben).

Verrätherey hab' ich entdeckt.

Graf und die Ritter (auffahrend).

Verrätherey?! —

Udolin.

Man hat ein Plänchen ausgeheckt.

Graf und Ritter.

Sprich, was es ſey?

Udolin.

Man hat Euch hier den Krieg erklärt.

Graf und Ritter (heftig).
Wie? Uns den Krieg?
Udolin.
Doch ſiegt ihr hier nicht mit dem Schwert.
Graf und Ritter.
Wie wird der Sieg?
Udolin.
Durch Liſt allein könnt ihr Euch rächen.
Graf und Ritter (heftig).
Unwürd'ge Rach'!
Udolin.
Man will benützen Eure Schwächen.
Graf nnd Ritter.
Wir ſind nicht ſchwach.
Udolin.
Und wißt Ihr, wer Euch Fehde ſchwört?
Graf und Ritter.
Wir wiſſen's nicht.
Udolin.
Die Frau'n ſind gegen Euch empört.
Graf und Ritter.
Wie? ſie vergeſſen ihre Pflicht?
Udolin.
Die Jungen und die Alten,
Sie haben Rath gehalten;
Sie wollen, Eure Lieb' zu ſteigern
Euch jeden Liebesdienſt verweigern,

Geſchworen haben ſie zum Schluß:
Euch nicht zu geben einen Kuß,
Bis Ihr's beſchwört und unterſchreibt,
Daß künftig Ihr bey ihnen bleibt,
Und nicht mehr zieht von Hof und Haus
In's Sturmgeſaus
Hinaus.

Graf und Chor.

Ha! ſie ſollen's büßen,
Und von ihrer Liſt
Keine Frucht genießen,
Laßt uns Brüder nun
Auch ein Bündniß ſchließen,
Männerklugheit iſt
Ueber Weiberliſt.

Udolin (für ſich).

Sollen ſie es büßen,
Und von ihrer Liſt
Keine Frucht genießen,
Müßt ihr Herren nun
Auch ein Bündniß ſchließen;
Männerklugheit iſt
Ueber Weiberliſt.

Graf.

Bey den Ruinen von Antiochien! das iſt ſtark! — Eine Verſchwörung! Gegen uns? — und meine Hausfrau die Rädelsführerinn!

Aſtolf.

Es iſt noch gut, daß ſie ihre Strenge nur bis zum Friedensſchluſſe treiben wollen; — Wir unterſchreiben und damit Holla!

Graf.

Und damit nicht Holla. Freunde! Lehensmänner! wollt Ihr Euch ſo am Narrenſeile gängeln laſſen? — Nein, das wäre zu toll — Wir haben die Ungläubigen beſiegt, wir werden doch auch mit den Frauen fertig werden.

Garold.

Das ſind die fürchterlichſten Ungläubigen, lieber zwanzig Muſelmänner, als eine Frau.

Graf.

Wir müſſen ſie beſtrafen.

Aſtolf.

Dadurch ſind *wir* aber auch beſtraft.

Graf.

Keineswegs. Ich habe mich in fremden Ländern ſo herumgetummelt, und der Rückzug hat mich auch ſo matt gemacht, daß ich froh bin, wenn ich für's Erſte Ruhe habe! (lebhaft.) Habt Ihr Vertrauen auf Eurem Anführer, ſo folgt meiner Anleitung. — Bey dem Barte des Großſultan! ich habe da einen vortrefflichen Gedanken. Wollt Ihr mir dieſen ausführen helfen, ſo ſchwör' ich Euch bey den Thürmen von Askalon, eh die Sonne untergeht, ſollen ſich Eure Hausfrauen demüthig Euch nähern und Alles eingehen, was Ihr wunſcht.

Die Ritter.

Wir wollen. Sprecht, was ſollen wir thun?

Graf.

Gleiches mit Gleichem vergelten. — Sind ſie ſpröde, ſo ſind wir noch ſpröder Sie ſollen nicht nöthig haben einen Kuß zu verweigern; denn wir biethen ihnen keinen an. Kein Wort von Zuneigung, keinen Blick voll Sehnſucht, keinen Händedruck der Liebe! kalt wie Stein, feſt wie Eiſen, ſtumm wie ein Fiſch, und, bey Carls kahlem Haupte! wir ſiegen und zeigen uns als Herrn der Schöpfung. — Stille, ſie kommen. — Muth? — Alle zu mir her. (die Ritter reihen ſich auf einer Seite um den Grafen.)

Siebente Scene.

Die Vorigen. Die Gräfinn, Helene, Luitgarte, Camilla, alle Frauen.

(Die Frauen treten ein und wenden ſich an die Männer, welche ihnen den Rücken kehren.)

Die Frauen.

Willkommen ſchön willkommen!
Hier in dem Heimathland!

Die Ritter
(ſich von den Frauen abwendend, Einer zu dem Andern).

Zuſammen ſich genommen,
Wir haben harten Stand.

Gräfinn.
(für ſich den Grafen betrachtend).

Gut ſieht er aus.

Luitgarde.
(für ſich, ihren Mann betrachtend).

Ich möcht' ihm ſagen —

Helene.
(für ſich, ihren Mann betrachtend).

Er iſt noch ſchöner, als er war.

Camilla.
(für ſich, ihren Mann betrachtend).

Der Krieg hat wohl ihm angeſchlagen.

Eine Frau
(eben ſo, wie die Vorigen).

Er hat noch gar kein graues Haar.

Alle Frauen.
(abgewendet, jede für ſich).

Ich möchte ſo gerne
Ihn koſen und herzen,
Mit Sehnſucht und Schmerzen
Bleib' ich von ihm ferne;

Schweig tobende Bruſt,
Ich muß dich bezwingen,
Nur ſo kanns gelingen
Den Sieg zu erringen.

(Die Frauen bleiben auf der entgegengeſetzten Seite ſich bemeiſternd ſtehen, nun fängt ſich an die Sehnſucht bey den Männern zu regen.)

Der Graf
(für ſich, ſeine Hausfrau betrachtend).
Bey Carl dem Dicken! ſie iſt hübſch rund.

Aſtolf (wie oben).
Wie ſtrahlt ihr Aug mir in das Herz.

Friedrich (eben ſo).
Noch immer küßlich iſt ihr Mund.

Garold (eben ſo).
Das iſt ein unbequemer Scherz.

Die Ritter.
(Jeder für ſich.)
Ich möchte ſo gerne
Sie koſen und herzen,
Mit Sehnſucht und Schmerzen
Bleib' ich von ihr ferne,
Schweig tobende Bruſt
Ich muß dich bezwingen,
Nur ſo kann's gelingen
Den Sieg zu erringen.

Graf und Gräfinn.

(Der Erſtere leiſe zu den Rittern, die Zweite leiſe zu den Frauen.)

Nur Kraft und Muth!
Werdet nicht weich,
Verläugnet Euch
Und Alles geht gut.
Feſter noch knupft ſich das Band,
Liebe wächſt durch Widerſtand.

Die Ritter

(mit erzwungener Fröhlichkeit).

In den Prunkſaal laßt uns ziehn,
Wo die Becher winken.
Nur wo Perlen des Weines ſprüh'n
Sieht man die Freude blinken;
Minneſpiel
Iſt erbärmliches Ziel,
Nur im Krieg, — beym Wein, — auf dem Pferd'
Zeigt ſich des Rittersmanns echter Werth.

Die Frauen

(ganz verblüfft darunter).

Iſt's möglich? — ich ſtaune,
Sie ſprechen kein Wort,
Und ohn' uns zu grüßen
Eilen ſie fort.

Verweigern iſt hier leichte Pflicht
Sie wünſchen nicht und ſodern nicht.

(Die Ritter ziehen ab, ohne die Damen anzuſehen, die Letztern blicken ihnen erſtaunt nach.)

Achte Scene.

Die Gräfinn, die Frauen.

Gräfinn.

Fort ſind ſie!

Helene (ſtutzend).

Ach ja! ſie ſind fort!

Gräfinn.

Was iſt mit ihnen vorgegangen? — Dieſe Eiskälte! — kein Wort, kein Blick!

Camilla.

Sie betrugen ſich gerade ſo, als ob wir gar nicht da geweſen wären.

Helene.

Und wir hatten doch ſo viel Mühe, unſre Zärtlichkeit zurückzuhalten.

Luitgarde.

Ja, weiß Gott, entſetzlich viel Mühe.

Camilla.

Das iſt himmelſchreyend!

Gräfinn.

Geduld, Geduld! — Nur nicht verzagt. Sie werden nicht ewig ſtumm ſeyn, ſie müſſen am Ende doch zu unſern Füßen liegen.

Helene.

Und wir heben ſie dann geſchwinde auf, nicht wahr?

Gräfinn.

Nein, — ſollen erſt ein bischen liegen bleiben.

Helene.

Ihr ſeyd doch gar hartherzig.

Neunte Scene.

Die Vorigen, Iſella.

Iſella (läuft herbey).

Edle Frau! edle Frau!

Gräfinn.

Was haſt du? Du biſt ja ganz außer Athem.

Iſella.

O! Was hab' ich gehört?

Gräfinn.

Nun, was denn?

Iſella.

Ich weiß nicht, wie Ihr Eure Eheherrn aufgenommen, oder was Ihr ihnen geſagt habt, aber ſie zogen mit brennrothen Geſichtern nach dem Prunkſaal, und als ſie dort angelangt waren, ergriff der Graf einen Humpen, hielt ihn hoch empor und rief: »Der Krieg ſoll leben! Der Ruhm allein ſoll uns leiten!« Alle ſtießen, dieſen Ruf wiederhohlend, die Humpen klirrend aneinander, und der Graf fuhr fort: »Nur kurze Zeit wollen wir hier ausruhen, dann ziehen wir wieder hin auf's Feld der Ehre, um uns neue Lorbeern zu ſammeln. Bis dahin laßt uns keine Gemeinſchaft mit unſern Ehefrauen pflegen, die Minne macht ſchwach, und wir wollen ſtark ſeyn!«

Alle Frauen.

Himmel!

Iſella (bey Seite).

Der Donnerſchlag hat getroffen.

Gräfinn.

Nun, und was haben die Andern geantwortet?

Iſella.

Sie ſchrieen durcheinander, daß man die einzelnen Worte nicht verſtehen konnte. Es klang aber faſt wie Zuſtimmung.

Gräfinn.

Schöne Beſcheerung!

Die Frauen (untereinander).

Wir haben gefehlt, wir. — Ihr Frau Gräfinn ſeyd die Urſache unſeres Unglücks.

Helene.

Ihr habt mir meines Aſtolfs Herz geraubt.

Luitgarde.

Wir müſſen uns anders benehmen.

Camilla.

Der Schwur gilt nichts.

Helene.

Ich ſuche meinen Aſtolf auf.

Luitgarde.

Ich fliege zu meinem Garold.

Alle Frauen.

Ja ja, — fort, fort zu unſern Männern!

Gräfinn.

Ha! — welche Uneinigkeit unter den Verſchwornen. — Halt! keine Unvorſichtigkeit! — Seht mich an! — Was thu' ich? — Beklag' ich mich? — Nein! — Kriech' ich zu Kreuze? — Nicht um die ganze Welt! — Mein Geſpons behandelt mich ſpröde, ich ihn eben ſo. Ja, lieber wollte ich mein ganzes Leben lang auf alle Freuden der Minne Verzicht leiſten, als hingehen, mich demüthigen und zu Bitten und Schmeicheleyen meine Zuflucht nehmen. — Zudem, ich glaube nicht an dieſe plötzliche Veränderung. — Darunter ſteckt ein Geheimniß. welches wir zu erforſchen ſuchen müſſen. Iſella! Dir ſoll es übertragen ſeyn, die Ritter genau zu beobachten, und uns von Allem Nachricht zu geben, was du bemerkſt.

Iſella.

Ich übernehme das ehrenvolle Amt eines Spions.

Gräfinn.

Um auf der Stelle Aufklärung und Gewißheit zu erlangen, will ich noch mehr thun. Iſella! geh hin und ſage dem Grafen, ich wünſchte eine Unterredung mit ihm.

(Alle Frauen drängen ſich um Iſella.)

Helene.

Sag' es meinem Aſtolf auch, ich wünſchte ebenfalls eine Unterredung mit ihm.

Alle Frauen.

Ich auch! ich auch!

Gräfinn.

Wo denkt Ihr hin? Das hieße ihnen ja entgegenkommen.

Helene.

Nun, geht Ihr doch die Erſte entgegen. —

Gräfinn.

Ich als Euer Anführer muß ſchon Etwas wagen, ich opfre mich für das allgemeine Wohl. — Kommt Freundinnen, wir ziehen uns in unſere Gemächer zurück. Iſella geh, vollführe, was ich dir aufgetragen, und wenn der Graf kommt, ſo melde es mir.

(Sie geht, die Frauen folgen ihr trübſelig.)

Zehnte Scene.

(Die Bühne bleibt einige Augenblicke leer, dann erſcheint Aſtolf bey dem großen Thor und blickt ſpähend umher.)

Aſtolf.

Ich muß ſie finden,
Die Liebe binden
Nicht Wort und Schwur,
Der Stolz mag kriegen,
Ihn wird beſiegen
Herz und Natur.

(er geht in den Hintergrund.)

Helene.

(tritt aus der Seitenthüre und ſpäht umher.)

Ich muß ihn finden,
Die Liebe binden
Nicht Wort und Schwur,
Der Stolz mag kriegen,
Ihn wird beſiegen
Herz und Natur.

(Beyde erblicken einander.)

Helene.

Aſtolf! Aſtolf!

Aſtolf.

Ach Helene!

Helene (für ſich).

Soll ich bleiben, ſoll ich gehn?

Aſtolf.

Ach! wie ich nach dir mich ſehne!

Helene.

Nein, ich kann nicht wiederſtehn.

Beyde
(Jedes für ſich).

Es will die Pflicht
Ich ſollte fort; —
Doch läßt's mich nicht
Von dieſem Ort.
Rückwärts ruft die Klugheit:
Flieh', entſag' der Luſt!
Vorwärts ruft die Liebe:
Stürz an (ſeine / ihre) Bruſt.

Aſtolf.

Ach! Weil ich nur wieder allein Aug' im Auge mit dir ſprechen kann, meine theure, inniggeliebte Helene! (er will ſie umfaſſen.)

Helene.

Laßt mich! (entwindet ſich ſeinen Armen.)

Aſtolf.

Warum dich meiner Zärtlichkeit entziehen? Wir haben uns ſo lange nicht geſehen.

Helene (ſehr ſchnell).

Das iſt es eben warum ich mich anſtellen muß, als ob ich ganz kalt gegen Euch wäre. — (ſich beſinnend.) Was hab' ich da geſagt? (laut.) Aber bey mir iſt's nicht Verſtellung, ich bin wirklich kalt, eiskalt.

Aſtolf.

Alſo liebſt du mich gar nicht mehr?

Helene (ſchnell).

Ja. — (gezogen) aber —

Aſtolf.

Du ſiehſt mich gar nicht an?

Helene
(wendet ſich ſchnell gegen ihn).

Warum denn nicht? — aber —

Aſtolf.

Du hätteſt vielleicht gar gewünſcht ein Türkenſäbel hätte dich auf ewig von mir befreyt?

Helene (ſchnell).

Gott bewahre! — aber — — Du haſt wohl deine Helene ganz vergeſſen?

Aſtolf.

Nie, nie!

Helene.

Iſt das wahr?

Aſtolf.

Bey meiner Ehre!

Helene. (bey Seite).

Ach, wenn nur der unglückliche Schwur nicht wäre!

Aſtolf.

Helene! komm' in meine Arme!

Helene.

Ich darf nicht.

Aſtolf.

Was hindert dich?

Helene.

Ein fürchterlicher Schwur.

Aſtolf.

Was haſt du geſchworen?

Helene.

Ganz kalt gegen dich zu ſeyn.

Aſtolf.

Kannſt du den Schwur halten?

Helene.

Ich kann nicht, aber ich muß.

Aſtolf.

Haſt du nicht auch mir am Altare Liebe und Treue geſchworen?

Helene.

Ja freylich, aber —

Aſtolf.

Der frühere Schwur macht den ſpätern ungültig.

Helene (ſehr freudig).

Iſt das wahr?

Aſtolf.

Ganz gewiß. — Helene! als du den zweiten unnatürlichen Schwur leiſteteſt wußte dein Herz nichts davon, nur dein Mund war ſtrafbar, als er ihn ausſprach. Dieſen ſchönen verbrecheriſchen Mund will ich auch beſtrafen und ihn ſo lange küſſen, bis er vor Schaam roth wird, (er will ſie umfaſſen.)

Helene.

O Gott nur hier nicht, wenn uns Jemand bemerkte, die Gräfinn, — die andern Frauen. — Wir haben uns alle verſchworen — Sieh doch ein bischen herum, ob uns Niemand belauſche.

Aſtolf.

Ich will ſogleich ſehen (er geht zur rechten Seitenthüre, um hineinzuſehen.)

Helene.

Will er ein Küßchen haben, ſo ſoll er ihm nachlaufen, (ſie läuft durch die linke Seitenthüre ab.)

Eilfte Scene.

Aſtolf. — Iſella und die Gräfinn kommen von dem mittleren Thore.

Gräfinn.

Komm hieher, treuer Spion!

Aſtolf

(tritt von der Thüre zurück und mit ausgebreiteten Armen auf die Gräſinn zu, da er glaubt Helenen noch hier zu finden).

Es belauſcht uns Niemand. — Nun komm in meine Arme, ſchöne theure Geliebte! (er erblickt die Gräſinn.) Was ſeh' ich? Verzeihung, edle Frau! — Seyd verſichert, meine Hochachtung — ich — meine Unvorſichtigkeit — ich glaubte — mit Beſchämung entferne ich mich. (er eilt ab.)

Zwölfte Scene.

Die Gräſinn, Iſella.

Gräſinn.

Was hat denn Ritter Aſtolf? Schöne, theure Geliebte! ſagte er, ſprach er zu mir?

Iſella.

Nein, gnädigſte Frau! Es war ein Irrthum.

Gräſinn.

Auch *das* iſt wieder verdächtig. — Ueberhaupt ſtehen die Sachen ſchlimm. Die Verſchwornen fangen ſchon zu murren an. Man ſieht es an ihren Blicken, ſie werden ſich nicht mehr lange vertheidigen. Ich ſelbſt — ich kann's nicht läugnen, — zwinge mich zu einer äußerlichen Ruhe, die ich innerlich nicht fühle. — Dem

Allen muß ein Ende gemacht werden. (laut) Iſella! Jetzt rede, wie fandeſt du die Ritter? — Was thaten und was ſprachen ſie?

Iſella.

Sie ſaßen beym Mahle, als ich vorgelaſſen wurde, und aßen und tranken und lachten, daß es eine Luſt war.

Gräfinn.

Die Undankbaren! Und mein Eheherr?

Iſella.

Ah, was den Grafen anbelangt, ſo ſchien er mir an der allgemeinen Fröhlichkeit eben nicht den lebhafteſten Antheil zu nehmen.

Gräfinn.

Ah! ich wußte es ja, er liebt mich noch.

Iſella.

Er aß gar nichts!

Gräfinn.

Der liebe Heribert!

Iſella.

Dagegen aber trank er deſto mehr.

Gräfinn.

Pure Verzweiflung!

Iſella.

Als ich ihm dann ſagte, daß Ihr eine Unterredung mit ihm wünſchtet, rief er: Ich komme! — ſprang auf, trank ſeinen Waffenbrüdern noch Eines zu, und folgte mir auf dem Fuße. — Horch, ich glaube ich höre ſeine Spornen ſchon in der Vorhalle klirren.

Gräfinn.

Er iſt's, entferne dich!

Iſella

(im Abgehen für ſich).

Ich will indeſſen auch eine geheime Unterredung mit meinem Udolin halten. (ſie geht ab.)

Dreyzehnte Scene.

Die Gräfinn, der Graf.

Graf

(im Eintreten die Gräfinn erblickend, bey Seite.)

Da iſt der Feind! — Heribert, ſey feſt. Udolin weiß, was er zu thun hat. — Beym großen Turnier zu Worms! mein Plan muß gelingen!

Gräfinn (bey Seite).

Ich will erwarten, was er ſagt.

Graf (eben ſo).

Will ſehen, wie ſie mir entgegenkomme.

(Beyde nähern ſich einander ſchweigend. Pauſe.)

Gräfinn.

Ich werde doch anfangen müſſen zu reden. (laut mit ſanftem Tone.) Mein Herr und Gemahl!

Graf (bey Seite).

Welche ſanfte Stimme! Bey allen Pechkränzen, das iſt nicht meine Eheſrau, oder ſie hat ſich ganz erſtaunlich geändert.

Gräfinn.

Ein volles Jahr iſt es nun, daß wir getrennt ſind, welchen Schmerz hat mir dieſe Trennung verurſacht!

Graf (bey Seite).

Sie ſpricht völlig eindringlich — Heda! (auf ſein Herz ſchlagend) Fange mir nicht zu poltern an. (laut zur Gräfinn) Die Urſache zur Trennung war aber auch wichtig und ehrenvoll.

Gräfinn.

Theurer Gemahl! was hat es mir genützt, daß Ihr gegen die Ungläubigen ſtrittet?

Graf (ſtolz).

Die Strahlen, welche den Mann umglänzen, beleuchten auch ſeine Hausfrau.

(ſingt.)

Ich habe gewagt und habe geſtritten
für dich!
Ich habe entſagt und habe gelitten
für dich,
Ich habe Hunger und Durſt ertragen
für dich,
Ich habe wohl hundert Türken erſchlagen
für dich,

Ich ſetzte auf's Spiel mein Blut und mein Leben
für dich,
Nun kehr' ich zurück mit Lorbeern umgeben
für dich! —
(bey Seite.)
Nun, das wird ihr doch ein bischen ſchmeicheln.

Gräfinn.

Ganz recht, mein ſiegreicher Herr Gemahl! aber hört auch mich.

(ſie ſingt ihn parodirend.)

Geſetzt, Ihr habt wirklich gewagt und geſtritten
für mich,
Gehungert, gedurſtet, entſagt und gelitten
für mich,
So tauget doch nichts dieſes kriegriſche Weſen
für mich,
Der Friede wäre viel beſſer geweſen
für mich,
Und da du der Ehre ihr Recht nun gegeben
für mich,
So ſollſt du jetzt fürder der Liebe leben
für mich.

Graf.

Ihr habt nicht ganz unrecht, theure Gemahlinn, allein es iſt — es hat — (bey Seite.) Bey dem Grabe zu Jeruſalem! ſie ſetzt mir ſtark zu.

Gräfinn.

Iſt das deine ganze Antwort Heribert?

Graf.

Was willſt du denn lie. . . (an ſich haltend). Was wollt Ihr den eigentlich von mir, Frau Ludmilla?

Gräfinn.

Daß du Derſelbe ſeyn ſollſt, der du einſt warſt.

Graf (ſchnell).

Das iſt unmöglich — Man wird älter und kälter — Seyd denn Ihr die Nähmliche?

Gräfinn.

Mein Herz iſt immer daſſelbe. — Heribert! Haſt du denn ganz vergeſſen, was du mir ſchwurſt?

Graf (bey Seite).

Jetzt muß ich den Hauptſtreich wagen.

Gräfinn

(ſich näher an ihn drängend).

Liebſt du mich noch, oder bin ich dir ganz gleichgültig geworden?

Graf

(mit komiſchem Pathos).

Beym Thurm Davids! ich bin Euch mit Liebe zugethan, wie es einem ehrſamen Geſponſen geziemt.

Gräfinn (ſeufzend).

Ehrſam! Ach! das iſt es ja eben. Die Ehre gilt Euch mehr als Eure Ehefrauen.

Graf.

Glaubt das nicht, Ludmilla! — Aber ein Gelübde, ein fürchterliches Gelübde — Udolin wird Euch Alles erklären — ich kann nicht. — Lebt wohl, ich muß zu meinen Waffengefährten.

Gräfinn.

Heribert! Ihr wollt mich verlaſſen?

Graf.

Mein Gelübde — ich muß —

Gräfinn.

Ich klammere mich an Euch.

Graf.

Das mögt Ihr thun, dann zieh' ich Euch mit mir; denn fort muß ich.

Gräfinn.

Es wird mich das Leben koſten.

Graf.

Das wäre ſtark. (bey Seite.) Nimmermehr hätt' ich geglaubt, daß ſie mir ſo zugethan ſey. (laut.) Noch einmahl; lebt wohl!

Gräfinn.

Höre mich, Grauſamer!

Graf.

Ich höre, und muß doch fort. Fragt nur Udolin. — Denkt mein, und gehabt Euch wohl! (für ſich im Abgehen.) Bey den Königen aus dem Morgenland! ich bin ein ganzer Mann! (eilt ab.)

Vierzehnte Scene.

Die **Gräfinn** (allein), dann **Udolin** und **Iſella**

Gräfinn

(wirft ſich in einen Stuhl).

Alles iſt verloren! — Mein Plan hat fehlgeſchlagen, ich traute den weiblichen Reizen zu große Kraft zu. — Ich kann Euch nicht mehr helfen, meine Freundinnen! — O der Schande! (ſie ſieht Udolin mit Iſella eintreten und eilt auf ihn zu.) Udolin! Iſt das Schreckliche wahr?

Udolin.

Leider, gnädigſte Gräfinn!

Gräfinn.

Mein Gemahl —

Udolin.

Hat ein Gelübde gethan.

Iſella.

Ein ſchauderhaftes.

Udolin.

Und mit ihm alle übrigen Ritter.

Gräfinn.

Welches? — Rede!

Udolin.

Eines Tages ſahen ſie ſich von Feinden umrungen, ſo, daß es eine Unmöglichkeit ſchien, zu entkommen. Sie meinten ihr letztes Lebensſtündlein habe geſchlagen, und ſie würden ihre Heimath und ihre Lieben niemahls wieder ſehen. Da thaten die Ritter ein feyerliches Gelübde: daß, wenn ihnen der Himmel dießmahl den Sieg verleihen wollte, ſie noch einen Feldzug zu ſeiner Ehre und für ſeine heilige Sache unternehmen wollten. Sie ſchwuren ferners, — merkt wohl auf, gnädigſte Frau! — ſie ſchwuren ferners: ſie wollten ihren Ehefrauen nicht den kleinſten Beweis von Liebe geben, außer, wenn dieſe, aus Liebe zu ihnen, ſich mit Harniſch, Schild und Lanze bewaffnen und ſich entſchließen würden, mit ihnen hinauszuziehen, ihre Gefahren zu theilen, und mit ihnen für den Glauben zu fechten.

Gräfinn

(ſinkt in den Stuhl zurück).

Herr in deinem Himmelreich! *Dieß* Gelübde haben ſie gethan?

Udolin.

Ja, und Alle.

Gräfinn.

Das iſt mein Todesſtreich.

Udolin.

Auch den übrigen Frauen hab' ich's ſchon angekündigt.

Gräfinn (ſchnell).

Und was ſagten ſie?

Iſella.

Die Jungen wollten auf der Stelle in die Rüſtkammer eilen, um ſich Harniſch, Schild und Lanze zu hohlen.

Gräfinn.

Ha, die Schwurvergeßnen!

Iſella.

Aber die Aeltern hielten ſie zurück, und meinten, man müßte doch erſt warten, bis Ihr, gnädigſte Frau, ein Beyſpiel gegeben habt.

Gräfinn.

Ich? — Niemahls!

Iſella
(leiſe zu Udolin).

Das nenn' ich Charakter. — Hörſt du? Niemahls!

Udolin
(eben ſo zu Iſella).

Das will manchmahl ſo viel heißen als: Bald!"

Gräfinn.

Die Unſinnigen! ein ſolches Gelübde zu thun!

Udolin.

Sie haben's ſelbſt ſchon hundertmahl bereut, aber im Augenblick der Gefahr iſt Niemand klug, und (die Achſeln zuckend) geſchehn iſt geſchehn!

Gräfinn.

Ließe ſich denn gar nichts daran abändern?

Udolin.

Der Himmel hat's gehört, dem kann man kein X für ein U machen.

Gräfinn.

So fahre denn hin Hoffnung! Wir müſſen Verzicht leiſten auf alle Freuden der Liebe.

Iſella

(hat von der Wand einen glänzenden Harniſch herabgenommen, und ſich ihn über die Bruſt gelegt).

Seht einmahl her, gnädigſte Frau, wie das hübſch ſteht.

Gräfinn

(ſieht ſie an, und dreht alſogleich das Geſicht wieder von ihr).

Fort von mir! — (dreht das Geſicht wieder nach ihr und ſpricht gezwungen lächelnd.) Aber halt! — zum Scherz, laß dich doch betrachten, es kleidet dich wahrhaftig nicht ganz übel.

Iſella.

Und ich verſichere Euch, das Ding iſt auch gar nicht ſo ſchwer, als es ausſieht. — Verſucht's doch auch, edle Frau! (ſie hält ihr den Harniſch hin.)

Gräfinn.

Nimmermehr! (laut auflachend.) Ha! ha! — ha! zum Scherze ja, — blos zum Scherze!

Iſella

(indem ſie ihr den Harniſch anſchnallt auch lachend).

Ha! ha! ha! Ja blos zum Scherze, das verſteht ſich.

Udolin.

Vortrefflich kleidet Euch das, gnädigſte Frau!

Gräfinn.

Meinſt du?

Udolin.

Ich verſichere Euch, Ihr ſolltet gar nicht mehr anders gehen, als gerüſtet.

Gräfinn.

Schmeichler du!

Iſella.

Nun auch noch den Helm, die Lanze und den Schild. (ſie gibt ihr die benannten Rüſtungsſtücke.) O ſchön, ſchön!

Udolin

(beugt ein Knie vor der Gräfinn).

Ich beuge mich in Ehrfurcht vor der Göttinn Minerva. (den Grafen erblickend, welcher eintritt.) Herbey, herbey, gnädigſter Herr! Das Gelübde iſt erfüllt. Eure edle Hausfrau tritt Euch gewappnet entgegen.

Fünfzehnte Scene.

Die Vorigen, der Graf, dann alle Ritter.

Finale.

Graf.

Wie, darf ich meinen Augen trau'n?
Gewaffnet? — Herrlichſte der Frau'n!
(ruft laut.)

Herbey ihr Ritter, all' herbey,
Bewundert unſrer Frauen Treu'!

Die Ritter (hereinkommend).

Es iſt der Stolz bezwungen,
Der Sieg', er iſt errungen,
Das höchſte ſchönſte Erdenglück:
Die Minne kehret uns zurück.

Gräfinn
(betroffen und verwirrt).

Ihr Ritter wollt erlauben —
Müßt nicht dem Anſchein trauen,
Und nimmer müßt ihr glauben,
Daß ſo ſich Eure Frauen
Schnell fügen Eurem Wunſche —
Aus Scherz, ja blos aus Scherz
Verſucht' ich dieſes Kleid von Erz.

Das iſt nicht Frauenzier,
Ich werf' es nun von mir.
(ſie will Schild und Lanze weglegen, Graf und Ritter halten ſie bittend zurück.)

Graf und Ritter.
O werft nicht von Euch dieſe Zierde,
Sie zeigt Euch in der ſchönſten Würde.

Gräfinn.
Vor Scham müßt' ich vergeh'n,
Wenn mich die andern Frauen ſäh'n,
Sie haben all' mir zugeſchworen —
(Man hört einen kriegeriſchen Marſch.)
Was hör' ich, ach! ich bin verloren,
Sie hielten ſicher ihren Schwur,
Und ich allein, — ich brach ihn nur.

Sechszehnte Scene.

Die Vorigen, alle Frauen
(bewaffnet mit Bruſtharniſch, Helm, Schild und Speer,
Helene führt ſie an).

Chor der Frauen
Kampf und Krieg!
Sturm und Sieg!
Hin, wo man mit Schwertern blitzt!
Das iſt unſre Loſung itzt.
(Sie ſchlagen mit den Schildern zuſammen.)

Helene, Luitgarde und Camilla.
Alle Furcht und alle Schwächen,
Die Natur dem Weib als Erbtheil gab,
Alle legen wir ſie ab,
Nur das Schwert ſoll Bahn uns brechen.
Chor der Frauen.
Hinaus, hinaus
In's Sturmgeſaus,
Wir folgen, wenn Gefahr auch droht
Euch überall in Noth und Tod!
Gräfinn
(vergeſſend, daß ſie ſelbſt bewaffnet ſey).
In Waffen Ihr? — Beſinnt Euch nur!
So denket Ihr an Euern Schwur.
Chor der Frauen.
Ihr wart uns ſtets ein Vorgebild,
Ihr haltet ſelbſt ja Speer und Schild.
Gräfinn (für ſich).
Ich bin beſchämt, das Recht hab ich verloren,
Den Meineid zu beſtrafen,
Ich hab' ja auch, wie ſie geſchworen,
Und bin doch auch in Waffen.
Chor der Frauen.
Sie ſteht beſchämt, das Recht hat ſie verloren,
Den Meineind zu beſtrafen.
Sie hat ja auch wie wir geſchworen,
Und iſt doch auch in Waffen.

Chor der Männer.

Sie ſind beſchämt es iſt gelungen,
Sie für die Liſt zu ſtrafen,
Ablegen ſollten wir die Waffen,
Nun ſind ſie ſelbſt in Waffen.

Helene
(zu den Rittern).

Was ihr gewünſcht, es iſt geſchehn,
Draus ſollt der Liebe Macht ihr ſehn.

Graf.

Bey allen Cedern vom Libanon!
Das ſind die gefährlichſten Krieger,
Wer wäre da gerne der Sieger?
Es winkt dem Beſiegten noch größerer Lohn.

Aſtolf, Garold und Friedrich treten vor.

Wenn Muth und Schönheit ſich vereinen,
Wer könnte da noch widerſtehn?
Zu ſiegen, dürft ihr nur erſcheinen
Beſiegt ſind alle, die Euch ſehn;
Folgt unſrem Beyſpiel, Waffenbrüder!
Legt vor der ſchönſten Kriegerſchaar
Gefangen Eure Waffen nieder,
Und bringt ihr Eure Huld'gung dar.

(ſie legen Schild und Speer, Jeder zu den Füßen ſeiner Dame nieder.)

Alle Ritter
(indem ſie daſſelbe thun).

Gebt Euch gefangen, Waffenbrüder!
Legt vor der ſchönſten Kriegerſchaar
Im Staube Eure Waffen nieder,
Und bringt ihr Eure Huld'gung dar.

Graf.

(zu ſeiner Frau).

Und Ihr?

Gräfinn.

Auch mich macht Liebe ſchwach,
Ich füge mich und gebe nach,
Heut feyre dieſe ihren Sieg
Und 'morgen fort in Sturm und Krieg!

Graf und Chor.

Wohlauf! — Errungen iſt der Sieg.

Graf

(lächelnd, indem er der Gräfinn die Hand hinreicht).

Kein Krieg mehr' — reich mir deine Hand
Wir bleiben in dem Heimathland.
Von meinem Pagen unterrichtet,
Daß ihr entworfen einen Plan
Zu zwingen uns auf andre Bahn,
Hab' ich denſelben nun vernichtet
Durch gleiche Liſt.
Ihr Frauen wißt:
Wir wollten nie uns mehr entfernen,
Doch ſolltet Ihr von uns jetzt lernen;
Den Frau'n gezieme nicht

Durch Widerſetzlichkeit zu kriegen,
Durch Bitte nur und Zärtlichkeit
Geziemt den ſchwächeren Geſchlecht zu ſiegen.
(zum Pagen.)
Dir Udolin geb' ich zum Lohn
Iſella's Hand!

Iſella

(auf ihre Hand deutend, mit welcher Udolin ſchon lange getändelt hat.)

Er hat ſie ſchon.

Allgemeiner Schlußchor.

Suchet keine ſtärkern Waffen,
Frauen! Euch zum Eheſtreit,
Eure angebohrnen ſiegen
Immer, Lieb' und Zärtlichkeit.

(Allgemeine Gruppe.)

Der Vorhang fällt.

Inhalt

der vorigen Jahrgänge.

Erſter Jahrgang.

Haß allen Weibern, Luſtſpiel in einem Aufzuge. Frey nach dem Franzöſiſchen des Bouilly. In Alexandrinern bearbeitet.

Der kurze Roman, oder: Die närriſche Wette. Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Der Ehenſtifter, oder: die beyden Offiziere. Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Die ſpaniſche Wand. Dramatiſche Kleinigkeit in einem Aufzuge. Frey nach dem Franzöſiſchen.

Die Ehemänner als Junggeſellen. Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Zweyter Jahrgang.

Die Schauſpielerinn. Luſtſpiel in drey Aufzügen, nach dem Franzöſiſchen, im Versmaß des Originals.

Wahnſinn. Drama in einem Aufzuge. Als Seitenſtück zu Nina. Nach dem Franzöſiſchen le delir frey bearbeitet.

Abneigung aus Liebe. Luſtſpiel in freyen Verſen und einem Aufzuge.

Der alte Jüngling. Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach dem Franzöſiſchen.

Verlegenheiten und Auswege. Poſſe in einem Aufzuge, frey nach dem Franzöſiſchen.

Dritter Jahrgang.

Peter und Paul. Luſtſpiel in drey Aufzügen. Als Seitenſtück zum **Madchen von Marienburg** und dem **liefländiſchen Tiſchler.** Nach dem Franzöſiſchen des Lamarteliere.

Der Raſttag. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nach dem Franzöſiſchen des Bouilly.

Die beyden Ehen. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nach dem Franzöſiſchen des Etienne.

Der Wilddieb. Liederſpiel in einem Aufzuge.

Der Sie. Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Vierter Jahrgang.

Verkannte Treue. Drama in drey Aufzügen, nach Pelletier Volmeranges.

Die Zeche, oder: Gaſtwirth und Bürgermeiſter in einer Perſon. Krahwinkliade in einem Acte, nach einer wahren Anekdote.

Narrheit und Narrethey. Luſtſpiel in einem Acte, nach Deſaugiers.

Die hölzerne Uhr. Drama in einem Acte, nach Bernard Valville.

Raphael. Luſtſpiel in Alexandrinern und einem Aufzuge.

Fünfter Jahrgang.

Czaar Iwan. Dramatiſirte Anecdote in zwey Acten.

Die Papageye. Luſtſpiel in einem Act. Nach dem franzöſiſchen Vaudeville: les Perroquets de la mère Philippe.

Die Bittſteller. Luſtſpiel in einem Acte. Nach Melesville.

Das Kammermädchen. Luſtſpiel in einem Acte. Frey nach Longchamps.

Der Diener ſeines Nebenbuhlers. Luſtſpiel in einem Acte.

Sechster Jahrgang.

Der Prinz kommt! Luſtſpiel in einem Acte. Nach dem Franzöſiſchen des Rougemont.

Thomi, oder: **Die Stimme der Natur.** Drama in zwey Aufzügen, dem Franzöſiſchen nachgebildet.

Der Weibertauſch. Luſtſpiel in einem Acte. Nach dem Franzöſiſchen der Herren Dartois und Achille.

Der Einſiedler im Lerchenwalde, oder: **Die geheimnißvolle Laube.** Luſtſpiel in einem Acte. Nach einem franzöſiſchen Vaudeville der Herren Theaulon und Capelle.

Siebenter Jahegang.

Gleiche Schuld. Gemählde unſerer Zeit in drey Aufzügen.

Die ſeltſame Lotterie. Luſtſpiel in einem Acte.

Die Tauben. Schwank in einem Acte. Als Seitenſtück zu den Papagenen.

Die Puppe, oder: die kleine Schweſter der Geliebten. Luſtſpiel in einem Acte, nach Scribe und Meleſville.

Achter Jahrgang.

Der buckelige Liebhaber. Luſtſpiel in einem Acte, nach einem franzöſiſchen Vaudeville.

Hochzeit-Fatalitäten. Poſſe in einem Acte.

Das Stelldichein um Mitternacht. Luſtſpiel in einem Acte, nach dem franzöſiſchen l'echelle de soie.

Das Fläſchchen Köllnerwaſſer, oder: Denkſchrift eines Huſarenoffiziers. Luſtſpiel in einem Acte, nach Scribe.

Die Verſchwornen. Oper in einem Acte.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Dramatiſches Sträußchen für das Jahr 1824.

Von

J. F. Caſtelli.

Neunter Jahrgang.

KÖN. HOF THEAT

Wien.
Gedruckt und im Verlage bey J. B. Wallishauſſer.

WÜRTT. LANDESBIBLIOTHEK · STUTTGART ·

Zueignung.

Wer die zarte Pflanze hat gepflegt,
Wird mit Freuden
Auch ſich weiden
An den Früchten, die als Baum ſie trägt.

Wien, im July 1823.

J. F. Caſtelli.

Den ſorgſamen Pflegerinnen
meiner Jugend,
meinen
verehrten beyden Tanten:
Thereſe und Catharine Mayr,
mit der innigſten Dankbarkeit
gewidmet.

Gabriele.

Drama in drey Aufzügen.

Nach der Valerie der Herren Scribe und Melesvilles.

Aufgeführt in dem k. k. Hoftheater in Wien.

Perſonen.

Caroline von Salden, Witwe.

Gabriele.

Graf Erneſt von Nordeроſe.

Heinrich Stollner, Rath.

Ambros, Carolinen's Diener.

Die Handlung geht in einer kleinen Stadt in Deutſchland vor.

Erſter Aufzug.

(Die Bühne ſtellt durch alle drey Akte einen Gartenſalon vor, mit einer Thür' und Fenſtern im Hintergrunde, und zwey Seitenthüren.)

Erſte Scene.

Caroline. Stollner.

Caroline.

Was für ein glücklicher Zufall führt Sie hieher, lieber Stollner? Ich meinte, die Amtsgeſchäfte nehmen Ihren ganzen Vormittag in Anſpruch.

Stollner.

Allerdings, gnädige Frau! aber Nachmittags machen Sie gewöhnlich Beſuche; Abends ſehen Sie ſelbſt Leute — wenn man alſo mit Ihnen ſprechen will, ſo muß man der Göttinn Themis wohl ein Stündchen vorenthalten.

Caroline.

Geſtern Abends waren wir ganz allein; nur meine Couſine war bey mir, und ein Mädchen, das blind iſt, darf Sie ja nicht erſchrecken.

Stollner.

Dennoch wagt' ich es nicht. Der Gegenſtand, worüber ich mit Ihnen zu ſprechen wünſche, iſt ſo delicat. —

Caroline.

Ah! ich errathe, — Sie wollen über meine Vermögens-Umſtände mit mir ſprechen? O ich kenne meinen guten, klugen, vorſichtigen Stollner, den Freund meiner Jugend. Ich weiß auch ſchon im voraus, daß alle Ihre Vorſchläge vortrefflich ſeyn werden, und dennoch werd' ich keinem derſelben folgen.

Stollner.

Nicht doch, gnädige Frau, dießmahl bin ich nicht hier mit der Raths-Perücke auf dem Haupte, und das, was ich Ihnen zu ſagen habe, iſt kaum mit der Klugheit vereinbar.

Caroline.

Schön! — dann ſind Sie ja noch viel liebenswürdiger. — Haben Sie mir vielleicht etwas anzuvertrauen?

Stollner (mit einem Seufzer).

Allerdings!

Caroline.

So? — Nun, ſagen Sie, haben Sie Zeit? — oder ſind Sie eilig? denn ſehen Sie, ich habe auch ein Geheimniß auf dem Herzen, das ich in die Hände meines einzigen wahren Freundes, in Ihre Hände legen will! (nach einer Pauſe fröhlich.) Wiſſen Sie ſchon, lieber Stollner? ich will mich verheirathen.

Stollner (heftig).

Wie? mein Gott! (ſich ſchnell mäßigend.) Seit wann haben Sie dieſen Entſchluß gefaßt?

Caroline.

Seit dieſem Morgen.

Stollner.

Nach dieſem Geheimniſſe kann das meinige kein Intereſſe mehr für Sie haben. — Davon alſo ein andermahl. (er wiſcht ſich den Schweiß von der Stirne.)

Caroline.

Was iſt Ihnen denn, lieber Stollner?

Stollner.

Nichts — ich höre Ihnen zu — laſſen Sie uns immerfort von Ihnen, von Ihrem Glücke ſprechen.

Caroline.

Sie wiſſen, mein Gemahl hat ein Vermögen hinterlaſſen, welches mir jährlich ſechs tauſend Thaler Witwengehalt abwerfen ſollte. — Dieſe Summe würde mich nun allerdings in den Stand ſetzen, unabhängig, und anſtändig leben zu können — allein nun hat ſich leider ein böſer Prozeß über die Erbſchaft erhoben.

Stollner.

Ein ſehr böſer Prozeß, den Sie verlieren müſſen, und der Sie zu Grunde richten wird.

Caroline.

Das ſagen Sie Rechtsgelehrte, und dennoch würde es nur von mir abhängen, ihn zu gewinnen. Sie kannten doch den alten Rath, der ſeine Anſprüche auf meines Mannes Erbſchaft geltend machte, und gegen den ich prozeſſirte? — der Mann wollte mich mit Gewalt zur Frau haben.

Stollner.

Ich weiß es, glücklicher Weiſe iſt er todt.

Caroline.

Gleichviel, er trieb ſeine Halsſtarrigkeit noch über das Grab hinaus. — Stellen Sie ſich vor, der Mann hat einen Neffen, einen jungen Grafen von Norderoſe. —

Stollner.

Ich glaube von ihm gehört zu haben.

Caroline.

Dieſer iſt nun der jüngſte einer zahlreichen Familie, und hatte daher wenig Vermögen zu hoffen. — Plötzlich — es mögen nun beyläufig drey Jahre ſeyn, — verſchwand er, und man weiß ſeit dieſer Zeit weder ſeinen Aufenthaltsort, noch was aus ihm geworden iſt.

Stollner.

Ich erinnere mich dieſer Geſchichte ganz dunkel.

Caroline.

Nun ſehen Sie — Während ſeiner Abweſenheit ſind ſchnell nach einander zwey Brüder, und ich weiß gar nicht, wie viele Couſinen des jungen Grafen mit Tode abgegangen, ſo, daß er gegenwärtig ſehr reich geworden iſt. Er iſt es auch, dem mein alter Anbether und Gegner, der Rath, ſein ganzes Vermögen hinterlaſſen hat, mit der Teſtaments-Clauſel: daß er mir ſeine Hand reichen, und auf dieſe Art unſern Prozeß enden ſoll. Dieſe Nachricht hat mir dieſen Morgen mein Advokat überbracht, und dieß iſt auch der Gegenſtand, über welchen ich Sie zu Rathe ziehen wollte. Sprechen Sie, lieber Freund! was ſoll ich thun?

Stollner.

Gnädige Frau, Ihren frühern Worten nach zu ſchließen, waren Sie ſchon beſtimmt.

Caroline.

Bis auf einen gewiſſen Punct, ja. — Man ſpricht zwar ſehr viel Gutes von dem Grafen von Norderoſe; allein, vielleicht gefällt er mir doch nicht, oder vielleicht findet er an mir nicht Gefallen. Ich kenne meine Fehler recht wohl: ich bin lebhaft, ungeduldig, darum bedürfte ich als Gatten eines geſetzten, ruhigen, klugen Mannes, mit einem Worte — Sie werden lachen — eines Mannes von Ihrem Charakter, wenn er mich lieben könnte, verſteht ſich.

Stollner.

Wie, gnädige Frau! wär' es möglich?

Caroline.

Es iſt auch möglich, daß der Graf von Norderoſe alle dieſe Eigenſchaften beſitzt, — und dann — ja dann würd' ich ihn heirathen, nicht eben meinetwegen, ſondern um diejenigen glücklich zu machen, die mich umgeben. Vor allen meine liebe Couſine, die gute, liebenswürdige, arme Gabriele. Arm, wie wir beyde ſind, müßten wir uns trennen. Aber würd' ich reich, ſo würd' ich ſie nie verlaſſen. Ich würde ſie mit all der Liebe und Sorgfalt pflegen, welche ihr Zuſtand erheiſcht. Es iſt ſo traurig des Augenlichtes beraubt zu ſeyn. Allein in der Mitte der Welt — todt für alle Freuden, ja ſelbſt an der Seite einer Freundinn noch von ihr getrennt leben zu müſſen. — Lieber ſterben — Ich könnte ſo nicht leben.

Stollner.

Sie, gnädige Frau, das glaub' ich gerne. Aber die arme Gabriele, die ſchon ſeit ihrem vierten Jahre des Lichtes beraubt iſt, ſie kann ſich nach den Vergnügungen nicht ſehnen, von denen ſie keinen Begriff hat.

Zweyte Scene.

Die Vorigen. Ambros.

Ambros.

Gnädige Frau, ein prächtig gekleideter Jäger hat dieſen Brief gebracht. (übergibt den Brief.)

Caroline.

Gut! (nachdem ſie den Brief geöffnet) er iſt vom Grafen Norderoſe. — (den Brief durchleſend.) Er befindet ſich eine Meile weit von hier, und bittet um Erlaubniß, mir aufwarten zu dürfen — Vermuthlich um mit mir über die Clauſel des Teſtamentes zu ſprechen. — Wahrlich ein ſehr artiger, ehrfurchtsvoller Brief. (zu Stollner.) Was ſoll ich thun?

Stollner.

Ich kann hier nicht rathen. Mein Rath dürfte vielleicht mit jenem, den Ihnen Ihr Herz gibt, nicht übereinſtimmen. Was würden Sie zum Beyſpiel ſagen, wenn ich riethe, ihn nicht zu empfangen?

Caroline.

Ich würde ſagen, daß dieß in meiner Lage unmöglich iſt — auch wär' es unhöflich.

Stollner.

Suchen Sie keinen Vorwand, gnädige Frau! Sagen Sie vielmehr, es ſey Ihr Wunſch, ihn zu ſehen.

Caroline.

Ja, aus Neugierde, das iſt aber auch Alles, und verbindet zu nichts. — Ambros! ſage Gabrielen, daß Herr von Stollner hier im Saale ſich befinde, und allein ſey.

Ambros.

Sehr wohl. (geht ab.)

Caroline.

Sie wird Ihnen während meiner Abweſenheit Geſellſchaft leiſten. Ich gehe den Brief zu beantworten. Auf Wiederſehen, lieber Stollner!

(geht ab.)

Dritte Scene.

Stollner (allein).

Nein — recht hab' ich gethan, daß ich mich nicht früher erklärte — es wäre ein Triumph mehr für ſie geweſen. Niemahls ſoll ſie es erfahren, wie unausſprechlich ich ſie liebe. — Welcher Leichtſinn! Welche Unbeſtändigkeit! O warum beſitzt ſie nicht Gabrielens Gefühle, Gabrielens Herz. (Der eintretenden Gabriele entgegen gehend.) O, theure Gabriele, meine einzige Freundinn, kommen Sie mir Troſt zuzuſprechen.

Vierte Scene.

Stollner. Gabriele. Ambros.

Gabriele

(von Ambros herbeygeführt).

Sind Sie es, Herr [illegible] Stollner?

Stollner.

Ja ich bin's, der Unglückliche, der mit Sehnſucht Sie erwartete.

Gabriele.

Geſchwind, Ambros! führe mich näher.

Ambros (thut es).

Gabriele

(reicht Stollern ihre Hand).

Guten Morgen, lieber Freund! Ich habe Sie warten laſſen, aber es iſt nicht meine Schuld; ich kann nicht ſo ſchnell gehen, als ich gerne möchte.

Ambros.

Ah Fräulein, Sie gehen immer einen recht ordentlichen Schritt, wenigſtens für mich. Wer mir's geſagt hätte, daß ich in meinem [illegible]zigſten Jahre der Führer eines jungen, liebenswürdigen Mädchens ſeyn ſollte.

Gabriele [illegible]

Caroline hat mir neulich die ſo rührende Geſchichte vom König Richard vorgeleſen und wie ihn der blinde Blondel befreyte. Blondel wurde auch von Antonio geführet. — Ambros! du biſt ein Antonio.

Ambros.

Ja, ja! aber ein alter ſchwacher Antonio.

Gabriele.

Deſto beſſer — deine Schwäche wirkt, daß ich dir meine Schuld abtragen kann — du leiteſt mich, und ich unterſtütze dich.

Ambros.

Wenn Sie nur wollten — ich glaube immer, Sie könnten einſt noch ganz allein gehen, ſich ſelbſt leiten. Sie ſprechen zwar immer dagegen, aber ich laſſe mir meine Hoffnungen nicht nehmen.

Gabriele.

Mein guter Ambros, laß uns davon abbrechen, ich bitte dich. Du weißt ja wohl, die geſchickteſten Männer dieſes Landes haben erklärt, daß es unmöglich ſey mich zu heilen.

Ambros.

Einverſtanden für hier. — Aber in einem andern Lande. — O, wenn ich Ihnen erzählte, was mir in Frankreich begegnet iſt.

Stollner
(leiſe zu Gabrielen).

Gabriele! ich habe nothwendig mit Ihnen zu ſprechen. Schicken Sie den alten Schwätzer fort.

Gabriele (gutmüthig).

Laſſen Sie ihn ſeine Geſchichte enden, der alte Mann freut ſich, wenn er erzählen kann. Ich bin arm, ich habe nichts — ich bezahl' ihn durch Zuhören. — (zu Ambros.) Nun Alter nur heraus, was wollteſt du ſagen?

Ambros.

Lange Jahre war auch ich meines Augenſichtes faſt gänzlich beraubt; auf einem Auge hatt' ich den Staar ſchon vollkommen, und auch auf dem andern ſah ich nur ſehr wenig. — Im verfloſſenem Jahre nun reiſte mein Herr, der Gemahl der gnädigen Frau, nach Paris, und nahm mich mit ſich dahin.

Stollner.

Ja, ich weiß, daß du ihn auf dieſer Reiſe begleiteteſt.

Ambros.

Mein Gott! ein blinder Bedienter war ihm zwar nicht viel nütze, aber der gute Herr war nun ſchon einmahl an mich gewohnt. In ganz Paris ſprach man damahls mit Bewunderung von einem großen Arzte, dem berühmteſten in ganz Europa, der ungeheure Kuren gemacht hatte, wie man verſicherte. Ich dachte, hingehen kannſt du ja wohl, vielleicht hilft dir Gott durch dieſen Mann. — Ich komme hin — ein großer Pallaſt — eine Menge Wagen im Hofe — ein ungeheurer prächtiger Vorſaal — da ſtand ich, und wartete ein, zwey, drey Stunden. —

Stollner.

Nun, und dieſer Arzt heilte dich?

Ambros.

Nein, denn ich war arm — Er hörte mich nicht einmahl an, und ich wollte eben zur Thüre wieder hinausgehen, als ein junger Mann — ich hielt ihn für einen Schüler des Arztes — mich zurückhielt —

und mich fragte, ob ich ein Deutſcher ſey? Ich antwortete ihm, daß ich das Glück hätte, in dieſem Lande geboren zu ſeyn. — Und wo? fragte er weiter. In Würtenberg, erwiederte ich — Kennſt du das Städtchen Heidenheim? rief er lebhaft. Freylich, ſagte ich, iſt ja eben meine Vaterſtadt — Wie? aus Heidenheim biſt du? fuhr er fort. O wie glücklich bin ich! — Und ich, nun Sie können wohl denken, ich fühlte mich auch recht glücklich, in Paris Jemanden zu finden, der meine Vaterſtadt kannte.

Stollner.

Hat dieſer junge Mann dir das Augenlicht wieder gegeben?

Ambros.

Ja, Herr Rath! O, was für ein ſchöner, edler, junger Mann. — Noch immer ſeh' ich ihn vor mir, Sein ſanftes Geſicht — ſein nobles Betragen, und zuhörte er mir ganze Stunden lang, wenn ich ihm von der Heimath erzählte.

Stollner (lächelnd).

Ja, dann glaub' ich's, daß du ihn lieb gewonnen haſt. — Aber, wie viel hat dich denn deine Heilung gekoſtet?

Ambros.

Keinen Heller. — Ja, noch mehr, der gute Mann, Gott lohn's ihm! drückte mir zwanzig Louisd'or in die Hand, und wünſchte mir eine glückliche Reiſe.

Gabriele.

Wie? iſt's möglich? — Ich danke dir Ambros! deine Geſchichte iſt ſeltſam und rührend. Unglücklicher Weiſe ſind wir nicht in Paris, und ich werde den Wundermann wohl nie antreffen.

Ambros.

Doch! — reiſen Sie einmahl nach Paris.

Gabriele.

Verlaß uns jetzt, lieber Ambros! Ich habe deiner nicht mehr nöthig. Ich bleibe hier bey dem Herrn Rathe. Du wirſt auch Geſchäfte haben?

Ambros.

Alle Hände voll. Man erwartet den Herrn Grafen von Norderoſe, der die gnädige Frau heirathen ſoll, wie man ſagt! Da müſſen die Zimmer bereitet werden. Ich gehe alſo Fräulein — aber wir kommen ſchon ein andermahl auf dieſes Kapitel zurück. Sie müſſen nach Paris, und wenn ich ſelbſt dazu den letzten Heller meines Lohnes beitragen ſollte.

(geht ab.)

Fünfte Scene.

Gabriele. Stollner.

Stollner.

Endlich iſt er ſort.

Gabriele.

Der gute, alte Mann! — Nun, lieber Stollner, was haben Sie mir zu ſagen?

Stollner.

Sie haben es gehört, man erwartet den Grafen von Norderoſe, einen der reichſten Cavaliere dieſes Landes, und ich, deſſen ganze Glücksgüter in einer mäßigen Beſoldung beſtehen —

Gabriele.

Nun, und was thut das?

Stollner.

O Gott! er wird kommen, wird Carolinen gefallen, wird ſie heirathen, und ich — o Gabriele! Sie wiſſen noch nicht — daß ich ſelbſt Carolinen liebe, anbethe. — Immer hab' ich meine Empfindungen ſorgfältig verborgen. Niemand konnt' es bemerken.

Gabriele (lächelnd).

Ich hab' es doch bemerkt.

Stollner.

Wie? wär' es möglich?

Gabriele.

Allerdings. Sie waren ſeit einiger Zeit ſo traurig — ſo ſtumm — kein Vergnügen machte auf Sie Eindruck. Da dacht' ich denn nach — und erinnerte mich. — — (Sie verſinkt in tiefe Träumereyen.)

Stollner.

Sehen Sie nun, wie höchſt unglücklich ich bin. — O! wenn Carolinen meine Gefühle bekannt wären, ſo hätt' ich doch das Recht, ſie zu vertheidigen, mich um ihr Herz ebenfalls zu bewerben. — Aber, wie ſoll ich dem Grafen den Titel ihres Gemahls ſtreitig machen, da mir nicht einmahl jener ihres Liebhabers gehört? Ich ſoll alſo Zeuge eines Glückes ſeyn, dem ich mich nicht widerſetzen darf. — Nein, ich will mich entfernen, auf der Stelle will ich fort, und Carolinen nie wieder ſehen.

Gabriele.

Entfernen? Glauben Sie mir, mein Freund, das iſt ein ſchlimmes Mittel. — Entfernung flammt wahre Liebe nur noch mehr an. — Sie werden Carolinen nie vergeſſen, und nur um ſo unglücklicher ſeyn.

Stollner.

Was hör' ich? Gabriele. Sie ſprechen ja von den

Dornen der Liebe ſo, als ob Sie ſie ſelbſt gefühlt hätten. Wären auch *Sie* von Jemand getrennt, dem Sie Ihr Herz ſchenkten?

Gabriele (ſehr bewegt.)

Davon iſt nicht die Rede. Um *Ihr* Glück handelt es ſich nun.

Stollner.

Sie ſind bewegt. Sie zittern! — Ja, meine Lage hat ein verwandtes Herz ergriffen, und weckt ſchmerzhafte Erinnerungen darin. — Gabriele, Sie haben Kummer, und wollen ihn mir nicht anvertrauen? — Hat Caroline allein Rechte der Freundſchaft an Sie?

Gabriele.

Caroline weiß nichts. — Sie, die *Ihren* Gram nicht zu ahnen vermochte, könnte Sie den meinigen begreifen?

Stollner.

Aber ich — Gabriele! bey Gott, ich bin würdig, ihn zu theilen. Dieſe Hoffnung allein kann mich auch hier zurückhalten. — Verſagen Sie mir Ihr freundſchaftliches Vertrauen, ſo verlaß' ich dieſe Stadt noch heute.

Gabriele.

Ach, ſoll ich auch Sie verlieren? — Sie, meinen einzigen Freund — Sie wollen mich verlaſſen, wenn ich Ihnen nicht mein Herz eröffne? Stollner, was verlangen Sie? Mein Lebenslauf hat ſo wenig Bedeutendes und Intereſſantes. Da ich nie weiß was um mich vorgeht, ſo kann ich auch nur ſagen, was ich fühle, und die Geſchichte meines Lebens iſt nur die Geſchichte meiner Empfindungen, wollen Sie dieſe kennen lernen?

Stollner.

Mit der wärmſten Theilnahme, ja!

Gabriele.

Wohlan, ſo hören Sie! (nach einer Pauſe.) Ich wurde ſehr früh eine Waiſe, und habe von meinen Kinderjahren nur eine dunkle und verworrene Erinnerung behalten. Es iſt mir, als ob ich vor langer Zeit eine ganz andere Welt bewohnt hätte, von welcher mein Geiſt keine feſten Begriffe zurückbehielt, nur das weiß ich, daß ich damahls mit Mehreren zuſammen lebte, und mich plötzlich ganz allein befand. — Seitdem hat ſich nichts; dieſer erſten Erinnerung Aehnliches mir wieder dargebothen. — Ich wurde zu Heidenheim erzogen, auf dem Schloſſe der Gräfinn Romberg, mit ihrer Tochter Emilie, die mit mir im gleichen Alter war. Die erſten Worte, welche meine Aufmerkſamkeit erregten, waren folgende, welche ich oft wiederhohlen hörte: „Armes Kind! — es iſt Jammerſchade um die

Kleine"! — Woraus ich ſchloß, daß ich nicht glücklich ſeyn müſſe, obſchon ich damahls nichts verlangte, nichts wünſchte. — Ich und Emilie zählten fünfzehn oder ſechszehn Jahre, als ein öffentliches Feſt in Heidenheim gefeyert wurde. — Wir waren im Gedränge von unſerer Geſellſchaft getrennt worden, und befanden uns plötzlich in dem Kreiſe vieler junger, ungezogener Männer, die ſich nicht ſcheuten, uns zu beſchimpfen. Emilie fiel in Ohnmacht, und ich war vor Schrecken faſt in demſelben Fall; als ein Jüngling vor uns hintrat, und unſere Vertheidigung übernahm. O, wie ſüß war ſeine Stimme meinem Ohr, als er uns Muth zuſprach. Wie edel und drohend waren ſeine Worte als er den jungen Leuten befahl, auseinander zu treten, und uns Platz zu machen. — Ich hörte lärmen. Schimpfworte ausſtoßen — eine Ausforderung. — Plötzlich war alles ſtille. — Nun aber unterbrach die Stille ein dumpfes, mir unbekanntes Getöſe, das mir wie Degenklirren klang, und mir den größten Schrecken verurſachte. In dieſem Augenblicke ſchien mir eine geheime Stimme in's Herz zu flüſtern, daß unſerm Vertheidiger Gefahr drohe, ich ſtürzte in die Mitte, faßte einen Arm, und hielt ihn feſt; es war der ſeinige. — Zugleich fühlte ich aber auch an der Schulter einen heftigen durchdringenden Schmerz, Kälte durchrieſelte mein Innerſtes, meine Sinne ſchwanden. —

Stollner.

O Himmel! Sie wurden verwundet?

Gabriele.

Gefährlich. — Später erfuhr ich, daß er ſelbſt, der Edle es war, der, ohne es zu wollen, mich verwundete. — Aber meine Wunde ſchmerzte mich nicht. Durch ſie ward ja der Zweykampf geendet, und vielleicht ſein Leben erhalten. — Einige Wochen nachher — als mich das böſe Wundfieber verließ, und man wieder Hoffnung für mein Leben hatte — wurde Erneſt — ſo hieß der Fremde — bey uns im Schloſſe eingeführt. Er gab der Gräfinn Emilie Unterricht im Franzöſiſchen und Italieniſchen, den auch ich mitgenoß und benützte. — O, mit welcher Wärme und mit welchem Enthuſiasmus ſprach er von den ſchönen Künſten, und von der Liebe zu den Wiſſenſchaften. — Das Feuer ſeiner Rede, die Lebhaftigkeit ſeiner Einbildungskraft eröffneten mir eine neue Welt. — Ja, damahls fing ich an zu leben. — Alle bisher mir unbekannten Gegenſtände — deren Bilder er mahlte — waren beſeelt, und lebten vor mir. — Ja, der ſchöne Himmel, der ſpiegelnde Fluß, der grüne Teppich der Wieſen, ſie ſtanden vor mir, wenn er davon ſprach, ich ſah ſie damahls, als er ſie mir beſchrieb.

Stollner.

Gabriele! Ihre Worte rühren mich tief.

Gabriele.

Drey Jahre hindurch war er mein Führer, mein Freund. — Während ſeine lehrreichen, und angenehmen Geſpräche meinen Geiſt entwickelten, und mein Herz erhoben, wachte ſeine ſorgſame Freundſchaft ſtets um mich. Ich kannte ihn am Tritte, ich ahnte ſeine Gegenwart, auch ohne ihn zu hören. — Dieſe zärtliche Theilnahme von ſeiner, dieſe ſeelenvolle Anhänglichkeit von meiner Seite mochten wohl Beſorgniſſe erregen; denn die Gräſinn, und ihre Tochter verließen mich von nun an keinen Augenblick mehr. Wir konnten uns nicht mehr allein ſprechen. Aber zum Zeichen ſeiner fortwährenden Freundſchaft gab er mir jeden Morgen einen Blumenſtrauß, welchen ich den ganzen Tag hindurch an meinem Buſen trug, und dann des Abends ihm wieder zurückgab. — Das war unſer einziges Einverſtändniß. — Endlich eines Tages ſprach er zu mir: „Gabriele! ich verlaſſe dieſes Schloß, die Ehre fordert es; aber ich kehre wieder, mein Leben bleibt bey dir!“ Ich glaubte vergehen zu müſſen. Die ewige Nacht bedeckte wieder mein Auge —

er zog fort — er ließ mir nichts zurück — nicht einmahl ſein Bild.

Stollner.

Arme Gabriele!

Gabriele.

Umſonſt irrte ich in den Alleen des Schloßgartens herum, die wir einſt miteinander durchwandelten — ich ging zu dem Teich — in die duftende Laube. O Gott! ich ſah ſie jetzt nicht mehr. — Zu dieſer Zeit war es, als meine liebenswürdige Couſine, die Frau von Salden, zu uns auf das Schloß kam. — Ich ſchloß mich feſt an die gute Seele, ſie ward von meiner Freundſchaft gerührt, ſchenkte mir die ihrige, und nahm mich mit ſich hieher. — Hier glaubte ich die Ruhe meines Herzens wieder zu finden, aber vergebens. — Erinnerungen — Sehnſucht beſtürmen mein Herz unaufhörlich. — O, mein Freund, glauben Sie mir, die Erinnerung iſt des Menſchen höchſtes Glück, und ſein nahmenloſes Unglück.

Stollner.

Und hat er Ihnen ſeit ſeiner Abreiſe auch nicht einmahl einen Brief geſchrieben?

Gabriele (wehmüthig).

Mein Gott! Ich hätt' ihn ja nicht leſen können. (Sich zur Linken wendend.) Aber horch! man kommt.

Stollner.

Gott! wenn es Caroline wäre?

Gabriele.

Nun, was zittern Sie denn vor ihr? Jetzt iſt der Zeitpunct, erklären Sie ſich.

Stollner.

Nein, nein, ich wag' es nicht.

Gabriele.

Nun wohl, ſo werd' ich es für Sie thun. — Der Graf von Norderoſe ſoll uns keinen Strich in unſere Rechnung machen, ich werde gewiß Mittel finden, ihn zu entfernen. — Ich mag ihn ſchon nicht leiden, bevor ich ihn noch kenne.

Stollner.

O wie gut Sie ſind!

Gabriele.

(ihm die Hand reichend).

Sie verlaſſen uns alſo nicht?

Stollner

(ihr die Hand küſſend).

Nein, ich bleibe.

Gabriele.

Aber ſpaßhaft iſt es doch, daß hier eine Intrigue im Werke iſt, die eine Blinde leiten ſoll. — Nun,

nun, wir wollen ſchon ſehen. Gehen Sie jetzt, ich höre meine Couſine.

Stollner (geht ab).

Sechste Scene.

Gabriele. Caroline.

Caroline
(beym Eingange hinausſprechend).

Der Gärtner ſoll Blumen in den Saal ſtellen; das Holz muß aus dem Hofe geräumt werden, ſonſt kann nicht einmahl ein Wagen hereinfahren.

Gabriele.

Ach, liebe Couſine! du erwarteſt, wie es ſcheint, hohe Beſuche?

Caroline.

Ja, die Perſon, mit welcher ich Prozeß führe.

Gabriele.

Und weßwegen kommt dieſe Perſon zu dir?

Caroline.

Um einen Vergleich zu ſchließen — und wer weiß — er hat zwar das Recht auf ſeiner Seite, aber ich bin noch jung, und, ich glaube, — auch hübſch.

Gabriele.

Hübſch? — Sag mir Couſine, was heißt denn das: „Hübſch ſeyn?“

Caroline.

Hübſch ſeyn, heißt — gefallen.

Gabriele.

Sage mir, bin ich hübſch?

Caroline.

Gewöhnlich geſtehen Frauen einander das ſelten zu — aber bey dir hat es keine Folgen, dir darf ich mit Ja antworten.

Gabriele.

Das iſt gut, das freut mich. — Nun, und wenn du deinem Gegner gefällſt?

Caroline.

So wird er vielleicht die Teſtamentsclauſel erfüllen, und mir ſeine Hand anbiethen.

Gabriele.

Anbiethen? gut — und du? wirſt du ſie annehmen?

Caroline.

Ich — je nun, ich muß geſtehen, ich habe eine Schwachheit für den Reichthum. Ich liebe ihn zwar nicht ſeiner ſelbſt Willen, aber darum, weil er ſo viele Neider verurſacht. — Ich kann's nun einmahl nicht ertragen, daß man mich bemitleide, und wenn ich, ſo dieſe oder jene ſagen höre: „Die arme Salden! ſie hat kein Vermögen, keinen Beſchützer!“ — da fühl' ich mich aufgelegt, eine reiche Frau zu werden, und wär's auch nur den ſpöttiſchen Mitleidern zum Trotze.

Gabriele.

Alſo für Geld willſt du dein Glück verkaufen, Caroline?

Caroline.

Nein, aber mein Glück und deines ſichern, und befeſtigen. Gabriele! wenn der Graf Norderoſe mein Gemahl wird, ſo kann uns nichts mehr trennen, wir können Hand in Hand bis zum Grabe gehen; du ſiehſt alſo wohl, mag auch kommen, was da wolle, ich werde glücklich ſeyn.

Gabriele.

Liebe Caroline! — aber du irrſt und eben wenn du dem Grafen Norderoſe deine Hand reichteſt, ſo müßten wir uns trennen.

Caroline.

Wie ſo?

Gabriele.

Geſetzt, Caroline — ich hätte verſprochen, einem Freunde bey dir das Wort zu reden — einem Freunde, der dich wahrhaft und innig liebt —

dürſt' ich dann zugeben, daß ich ſelbſt die erſte Urſache ſeines Unglücks würde?

Caroline.

Was ſagſt du da? wer kann das ſeyn? — etwa der Oberſt Bell?

Gabriele.

Nein.

Caroline.

Oder der Banquier Kollmar?

Gabriele.

Auch nicht. — Muß ich dich deinen Liebhaber kennen lehren?

Caroline.

Ich ſehe ſo viele Männer, die mir den Hof machen.

Gabriele.

Dann bin ich froh, daß ich nicht ſehe, denn ich habe ihn auf der Stelle, den Einzigen aus allen, entdeckt, der dich aufrichtig liebt. — Wer kann es anders ſeyn, als der gute, edle Stollner?

Caroline.

Ach, der arme Mann! Und er war es gerade, den ich mir zum Vertrauten wählte. Erſt vor einer Stunde erbat ich mir ſeinen Rath über dieſen Gegenſtand, ich wollt' ihm dadurch mein Vertrauen, meine Freundſchaft beweiſen.

Gabriele.

Dießmahl hätt' er dir dein Vertrauen gerne erlaſſen.

Caroline.

Ja, wie konnt' ich vermuthen, daß er mich liebe? er erklärte ſich nie, ſchmeichelte mir nie, im Gegentheile zankte er mich oft aus, und war ſo mehr ein ſtrenger Mentor, als ein Liebhaber.

Gabriele.

Ein Mentor — ein Leiter — ein Freund, ja, ja — ich hätte ſeine Liebe wohl erkannt. — Der iſt's, Caroline, der deiner Liebe und deiner Hand würdig iſt; Bey euch will ich mit Freuden bleiben, und meine Tage an eurer Seite glücklich verleben. — Wozu ſollte mir Reichthum nützen? Schmuck — prächtige Kleider! — mir ſind ſie unnütz. — Was ich bedarf, iſt Freundſchaft, deine und ſeine Freundſchaft. — Glückliche Menſchen muß ich um mich haben, die mich mit hineinziehen in ihr Glück. — O, wenn du wüßteſt, wie Stollner dich liebt, wenn du Zeuge ſeiner Traurigkeit, ſeiner Verzweiflung geweſen wäreſt.

Caroline.

Alſo wirklich in einem ſo hohen Grade?

Gabriele.

Arme Caroline! du biſt blind mit offenen Augen, und ich, die Blinde, ſehe. (Faßt ſie bey der Hand.) Ich verſtand ihn, ohne daß er ſprach, ich fühlte ſeine Hand in der meinigen zittern. — O Himmel! — ſo wie die deinige in dieſem Augenblicke zittert. — Ja, du biſt bewegt — ſeine Liebe hat dein Herz getroffen. — Nicht wahr, Caroline, Stollner iſt ein liebenswürdiger Mann? Du biſt ihm gut? — mehr als gut? — Du liebſt ihn? — du wirſt ihn glücklich machen, und mir machſt du die Freude, ihm ſein Glück verkünden zu dürfen? -

Caroline.

Nur nicht ſo ſchnell. (Bey Seite.) Es iſt wirklich außerordentlich. — Vor dem Mädchen glaubt man ganz ſicher zu ſeyn, und alles merkt ſie, die leiſeſten Empfindungen werden ihr klar. (Laut.) Ich geſtehe, Stollners Zuneigung ehrt und rührt mich, und — warum ſoll ich es nicht ſagen? ſie gewährt mir einen Blick in mein Herz, das nicht zu ſeinem Nachtheile ſpricht. — Ja, es kann noch eine Zeit kommen. —

Gabriele.

Das iſt mir nicht genug! du mußt ihn gleich auf der Stelle lieben.

Caroline.

Bedenke doch nur Gabriele — wenn es auch wäre — man muß es doch nicht ſo ſchnell geſtehen — aber was iſt das? — welch Geraſſel?

Gabriele (horchend).

Es iſt ein Wagen, er fährt in den Hof herein.

Caroline

(ſieht zum Fenſter hinaus).

O, welch eine herrliche Equipage — was für ſchöne Pferde — welche geſchmackvolle Livree! — o, arme Gabriele, daß du das Alles nicht ſehen kannſt!

Siebente Scene.

Die Vorigen. Ambros.

Ambros.

Der Herr Graf von Norderoſe iſt angekommen.

Gabriele.

Der fatale Menſch, da iſt er ſchon.

Caroline.

Mein Gott! ich erwartete ihn nicht ſo bald! — über dem Schwätzen mit dir vergaß ich ganz. — Ich kann mich ihm doch ſo nicht zeigen, muß doch Toilette machen.

Gabriele.

Toilette machen, um ihm den Abſchied zu geben?

Caroline.

Das iſt einerley. Ich will ihm doch nicht abſchreckend erſcheinen. Du, Gabriele, empfängſt den Grafen indeſſen, nicht wahr?

Gabriele.

Ich? — Gott bewahre! Ich gehe auf mein Zimmer, und laſſe mich nicht eher wieder ſehen, bis er fort iſt.

Caroline.

Pfui, Gabriele! (zu Ambros) Bitt' ihn, im Salon einige Augenblicke zu warten. Ich komme gleich. Es iſt nichts Schrecklicheres als ein ceremoniöſer Beſuch, der unerwartet kommt. (Ab.)

Gabriele.

Ambros! biſt du da?

Ambros.

Ja.

Gabriele.

Führe mich auf mein Zimmer. (für ſich.) Die abſcheuliche, ſchöne Equipage, ſie wird alle meine lieben Hoffnungen zerſtören.

Ambros

(geleitet Gabrielen bis zur Thüre ihres Zimmers, kehrt dann zurück, und geht durch die Mittelthür' ab).

(Der Vorhang fällt.)

Zweyter Aufzug.

Erſte Scene.

Der Graf. Caroline (im Putze).

Caroline.

Ich muß mich entſchuldigen, Herr Graf, daß ich Sie warten ließ.

Graf.

Im Gegentheile, ich muß auf Ihre Verzeihung rechnen, gnädige Frau. — Ich wage es in Reiſekleidern vor Ihnen zu erſcheinen. — Aber ich fuhr die ganze Nacht durch, da ich Eile habe.

Caroline.

O, da müſſen Sie ja entſetzlich ermüdet ſeyn?

Graf.

Ein bischen. — Die letzten zehn oder zwölf Meilen fühlt' ich wenig mehr; ein herrliches Land — vortreffliche Wege.

Caroline.

Sie ſcherzen. — Abſcheuliche Straßen. — Ueberall Abgründe. — Es ereignen ſich hier viele Unglücksfälle.

Graf.

Sie erſchrecken mich, gnädige Frau, denn ich muß meine Reiſe noch heute fortſetzen.

Caroline.

Wie? noch heute wollten Sie wieder fort?

Graf.

Ja, gnädige Frau! — Ich muß noch dieſen Abend in Heidenheim ſeyn. Vorher hegt' ich aber den Wunſch, mich mit Ihnen noch über jenen ſonderbaren Teſtaments-Artikel zu verſtändigen.

Caroline.

Darauf werd' ich Ihnen aber jetzt gar nicht antworten. Wenn man eine Nacht im Wagen zugebracht hat, muß man auf Ruhe bedacht ſeyn, und ich will ſogleich Befehl geben, daß man ein Gemach für Sie bereite.

Graf (ſie zurückhaltend).

Verzeihen Sie, gnädige Frau, aber ich hatte ſchon die Ehre, Ihnen zu erinnern —

Caroline.

Ich habe Sie recht gut verſtanden; — das iſt ja eine entſetzliche Idee. Nein, Herr Graf! Sie reiſen morgen nach Heidenheim, heute bleiben Sie bei uns. Wollen Sie das nicht, ſo red ich auch kein Wort von Geſchäften mit Ihnen; Sie mögen ſich dann mit meinem Advokaten einverſtehen, und das rath' ich Ihnen nicht; beſonders, wenn Sie eilig ſind, denn der Mann bringt keinen Prozeß zu Ende.

Graf.

Sie öffnen mir da eine noch ſchlimmere Ausſicht, als kurz zuvor jene in die Abgründe war. Mit Ihnen allein, gnädige Frau, wünſchte ich die Sache abzuthun! — Sie allein will ich als meinen Richter annehmen. Gewähren Sie mir daher nur zehn Minuten Gehör, ich bitte Sie. — Es handelt ſich darum —

Caroline (ihm einfallend).

Entweder den Prozeß fortzuſetzen, oder mich zu heirathen? Das iſt die Frage! worüber ich aber, wie ſchon geſagt, heute auch kein Sterbenswörtchen mit Ihnen ſpreche. — Uebrigens will ich es Ihnen recht bequem machen, Herr Graf, mir Ihre Meinung über dieſen Punkt auf die leichteſte Art kund zu thun. — Willigen Sie darein heute hier zu verweilen, ſo will ich dieß als die Präliminarien zum Friedensſchluß anſehen, reiſen Sie aber noch heute nach Heidenheim ab, ſo werd' ich glauben, daß Sie ein Liebhaber von Prozeſſen ſind, und Ihre Abreiſe für eine Kriegserklärung annehmen. — Ihre Dienerinn (Ab.)

Zweyte Scene.

Der Graf (allein).

Wahrlich, ein ſehr ſchmeichelhaftes, aber beſchwerliches Ultimatum! — Frau von Salden ſcheint eine recht liebenswürdige Frau zu ſeyn, ich wünſchte wahrhaftig die Feindſeligkeiten je eher, je lieber abzuthun. Indeſſen nichts auf der Welt ſoll mich bewegen, meine Reiſe nach Heidenheim auch nur um eine Stunde zu verzögern. Je näher ich dem Ziele meiner Reiſe komme, deſto mehr wächſt meine Ungeduld. — Ja, es iſt beſchloſſen — ich reiſe jetzt auf der Stelle. (rufend.) Holla! iſt Niemand hier? — Mag ſie es für eine Kriegserklärung nehmen, in einigen Tagen komme ich wieder, und ſchließe den Frieden ab. (Wieder rufend.) He da!

Dritte Scene.

Der Graf. Ambros.

Ambros.

Da bin ich ſchon. — Auch iſt das Zimmer ſchon in Bereitſchaft.

Graf.

Ich danke. Kann nicht davon Gebrauch machen. Sag' er meinen Leuten, lieber Freund, daß ich auf der Stelle wieder abreiſe.

Ambros (bei Seite).

Nun, das war auch der Mühe werth, daß er gekommen iſt. (laut.) Werde ſogleich alle Anſtalten treffen

Graf.

Recht. — Sollen ſchnell machen. — (er tritt zum Fenſter, und ruft, nachdem er hinausgeſehen, dem abgehenden Ambros zu). He da! guter Freund, was wollen denn die Leute, die da im Hofe ſich um meinen Wagen verſammeln?

Ambros.

Es ſind Arme des Städtchens, wenn ſie einen ſchönen Wagen ſehen, ſo glauben ſie ein Almoſen zu erhaſchen.

Graf.

Seh' er zu, daß ſie ſich nicht etwas am Wagen zueignen, was man ihnen nicht gegeben hat.

Ambros.

Ach, ſind ehrliche Leute, beſonders einer — ein alter blinder Mann.

Graf (heftig).

Ein Blinder — ſagſt du? — gib ihm dieſe Börſe (er gibt ihm eine Börſe.)

Ambros
(erſtaunt; die Börſe anblickend).

Was iſt das? — dieſe volle Börſe! (den Grafen anblickend) gnädiger Herr Graf! (ſteht ganz ſtarr.) Mein Gott! — was ſeh' ich? — welche Aehnlichkeit? — Wenn Sie nicht ein ſo großer Herr wären — bey meiner Seele, ich müßte glauben, Sie wären der brave junge Mann, der voriges Jahr in Paris — bey dem Doctor Riverieux —

Graf.

Was? was?

Ambros.

Verzeihen Euer gräflichen Gnaden, ich irre mich wohl — aber es ſchien mir auf den erſten Anblick — doch ich ſehe ſchon, es kann nicht ſeyn — der prächtig [illegible] — die Aehnlichkeit — und der gräfliche Anſtand — nein, nein!

Graf.

Was haſt du? was willſt du?

Ambros.

Nichts, Euer gräflichen Gnaden. Ich glaubte nur in Ihren Zügen. (ihn betrachtend) Es iſt wahrhaftig eine erſtaunliche Aehnlichkeit, die Sie mit einem jungen Manne haben, dem ich in Paris viel von Heidenheim, meiner Vaterſtadt, erzählen mußte.

Graf.

Ach! ach! du biſt aus Heidenheim? Iſt dir die Familie Romberg bekannt? das Schloß? —

Ambros.

Nun freylich! die vier Thürme —

Graf.

Ich meine ſeine Bewohner. Kannſt du mir Nachricht geben von der Gräfinn, von ihrer Tochter Emilie, und von einem jungen Mädchen, das ſie bey ſich hatten, ſie hieß Gabriele.

Ambros.

Fräulein Gabriele, die iſt ja hier bey Frau von Salden, ihrer Freundinn.

Graf.

Hier iſt ſie? hier? — Wohl, mein Freund! — ich bleibe! Sage Frau von [illegible], daß ich von ihrer Güte Gebrauch mache. — Ich muß mit ihr ſprechen — aber vorher — ja ſo gehts. — Sage mir, iſt ein Geſchäftsmann, ein öffentlicher Notar, hier in der Nähe?

Ambros.

Ja, nicht gar weit entfernt.

Graf.

Laß' ihn aufſuchen, und hieher beſtellen, ich will mit ihm ſprechen. Aber hörſt du, lieber Freund — heimlich, heimlich! Sage Niemanden etwas davon.

Ambros (lächelnd).

Schon recht, ſchon recht! (bey Seite) Weiß ſchon, wo's hinaus will. — Er will die Frau überraſchen. (laut.) Ich gehe jetzt dem Blinden das Geld zu geben, und auch den andern armen Leuten, nicht wahr, Euer gräflichen Gnaden? und dann hohl' ich ſelbſt den Notar. (Ab.)

Vierte Scene.

Der Graf (allein).

O Gott! Nun bin ich der glücklichſte Menſch! — Gabriele hier? Herz! wirſt du der Freude nicht unterliegen? (zur Linken blickend.) Man kommt! — ſie iſt's — es iſt Gabriele!

Fünfte Scene.

Der Graf. Gabriele.

Gabriele
(aus ihrem Zimmer tretend).

Ambros! Ambros! (ſie horcht, und, da ſie nichts hört, fährt ſie fort.) Ich möchte gerne wiſſen, ob der Graf ſchon abgereiſt iſt; Ambros verſprach mir gleich Nachricht zu bringen, aber er muß wohl auf mich vergeſſen haben. (ſie tritt mit vorgeſtreckten Armen einige Schritte vorwärts, und berührt auf dieſe Art den Grafen.) Ach! da biſt du ja! Gib mir deine Hand! (der Graf faßt ſie bei der Hand.) Aber — nein, das iſt nicht Ambros's Hand. (lebhaft bewegt.) Gott! wär es möglich? (die andere Hand auf ihr Herz legend.) Ja, ſo ſchlug mein Herz auch damahls, (zum Grafen.) Wer Sie auch immer ſind, wenn Sie nicht Erneſt ſind, ſo antworten Sie mir nicht, und laſſen Sie mir meinen ſüßen Irrthum. — Erneſt! biſt du es?

Graf.

Gabriele!

Gabriele.

O Himmel! er iſt's, er hat mich nicht vergeſſen!

Graf.

Ja, es iſt Erneſt, der treu ſeinem Verſprechen wiebewachen, dich zu vertheidigen, zu beſchützen — Willſt du mir meine alten Rechte wieder einräumen? mir erlauben, wieder dein Führer, dein Freund zu ſeyn. — Gabriele! willſt du das?

Gabriele (immer horchend).

Rede! — rede fort! ich will dich hören; — o, es iſt ſchon ſo lange, daß deine ſanfte Stimme mein Ohr nicht berührte.

Graf.

In Heidenheim wollt' ich dich aufſuchen, im Schloſſe wollt' ich dich wieder finden, an dem Orte, an den ſich ſo viele ſüße Erinnerungen knüpfen.

Gabriele.

Wie iſt es dir ergangen? — Was haſt du gemacht? — Wie haſt du gelebt? — O, du haſt mir viel zu erzählen. — Deine Gefahren, deine Freuden, deinen Kummer. — Bedenke, mein Freund! ich will Alles, Alles wiſſen.

Graf.

Und du, liebe Gabriele — wie vergingen dir dieſe ewigen drey Jahre?

Gabriele.

Ich wartete. — O, wenn du wüßteſt, Erneſt, wie träge mir die Augenblicke hinſchlichen. — Du, o du konnteſt ſie doch zählen, aber ich? — Ich kenne nicht, was ihr Tag nennt. — Stunden, Wochen, Monathe, ich kenne ſie nicht. — Seit deiner Abweſenheit war alles nur eine Nacht, und ach, wie lange war dieſe Nacht! — Doch, ſchweigen wir davon — ſie iſt zu Ende — du biſt wieder da — ich erwache.

Graf.

Ja, du haſt recht, der Tag kommt, ich hoffe es wenigſtens.

Gabriele.

Und meinetwegen kehrteſt du hieher zurück?

Graf.

Ja, Gabriele, um dir mein Herz und meine Hand anzubiethen.

Gabriele.

Was redeſt du da? Ich, Erneſt, ich deine Frau?

Graf.

Ich bin frey und Herr meines Schickſals — welches es auch ſeyn möge, willſt du es mit mir theilen?

Gabriele.

O! wenn ich nur mein Herz hörte, nur mein Glück machen wollte, ſo würde ich dein Anerbiethen annehmen — aber ich muß auch dein Glück bedenken. (ſie ſucht ihn mit der Hand.) Mein Freund — wo biſt du? — Höre mich. — Als du mich verließeſt, kannte ich noch die Begriffe, die Urtheile und Meinungen einer Welt nicht, die mir fremd war. Aber ſeitdem hab' ich vieles gehört, vieles begriffen, das mich zum Nachdenken brachte, über dich, und über mich. Nein, Erneſt, in dem Zuſtande, in welchem ich mich befinde, werd' ich nie einwilligen, dein Weib zu werden.

Graf.

Gabriele!

Gabriele.

Nicht über meine Armuth erröth' ich. — Ich weiß es, du biſt ſo großmüthig, ſie mir zu verzeihen. Aber ich will dir auch mein Unglück nicht als Mitgift zubringen, ich will dein ganzes Leben nicht zu ſteten Rückſichten und Sorgen verdammen, welche dich, ich weiß es, wenig koſten würden, aber deſto mehr jene, welche ſie empfangen müßte. Ja, Erneſt, ſey wieder mein Führer, mein Freund, verlaß mich nicht; denn ich würde eine neue Trennung nicht überleben; aber wähle dir eine Andere zur Frau. Ich werde den Muth haben, es zu ertragen, daß du dein Glück in den Armen einer Andern findeſt, wenigſtens werd ich's nicht ſehen.

Graf.

O, Gabriele! Wenn du mich wirklich liebteſt, du würdeſt anders ſprechen.

Gabriele.

Mein Freund, ich will dich nicht betrüben, aber glaube mir, wir würden nicht glücklich ſeyn. — Nichts wäre gemeinſchaftlich zwiſchen uns, du genöſſeſt Freuden, die ich nicht mit dir theilen könnte — und — o, Gott! Erneſt bedenke — wenn ich eiferſüchtig würde — und das könnte geſchehen, ich fühl' es — dann würd' ich ſterben vor Gram. — Nein — für unſer beiderſeitiges Glück iſt es nothwendig, daß ich deine Freundinn, deine Schweſter bleibe.

Graf.

Iſt das dein feſter Entſchluß?

Gabriele.

Ja, unerſchütterlich, wie meine Liebe zu dir.

Graf.

Und wie? — wenn dir der Himmel das Augenlicht wieder ſchenkte?

Gabriele (lächelnd).

Mein Freund, du träumſt von Unmöglichkeiten.

Graf.

Wenn man dir aber einen Verſuch vorſchlüge.

Gabriele.

Ich glaube, ich würde ihn zurückweiſen.

Graf.

Und weßwegen?

Gabriele.

Weil dadurch Hoffnungen in meiner Seele erregt würden, die, wenn ſie unerfüllt blieben, mir das Leben unerträglich machten, indeſſen ich ſo, wie ich bin, nichts hoffe, und nichts wünſche, wenigſtens ſeit einigen Augenblicken nicht.

Graf.

O, wie glücklich würdeſt du erſt ſeyn, wenn du, wie ich, das Glück kennteſt, den geliebten Gegenſtand zu ſehen.

Gabriele.

Lieber Erneſt! ich bin weniger zu bedauern, als du glaubſt; ich ſehe dich wirklich, (auf ihr Herz deutend.) deine Züge ſind hier, die Phantaſie mahlt ſie mir vor, und ich bin überzeugt, ganz getreu.

Graf.

Du glaubſt alſo, du würdeſt mich erkennen, wenn du ſehen könnteſt?

Gabriele.

Auf den erſten Blick. Und nun bedenke, welchen großen Vortheil ich noch vor dir habe. Ich hörte dich oft vom Alter, von den Veränderungen reden, welche die Zeit bewirkt. — Ich werde ſie nie empfinden, du wirſt für mich immer derſelbe bleiben, und nie werd' ich deine Züge altern ſehen. — Sie werden ſeyn, wie meine Freundſchaft, ewig jung, ewig neu.

Graf.

Und dieſe Wunder der Schöpfung, welche dich umgeben, und wovon du dir gar keinen Begriff machen kannſt; der herrliche azurblaue Himmel, deſſen Anblick Troſt in jedes Menſchen Seele gießt; und das ſo ſüße Glück, ſich durch einen Blick zu verſtehen, zu leſen in dem Auge des Freundes, die geliebten Züge ſeiner Hand zu ſchauen, und zu entziffern, in welchen die Sprache ſeines Herzens enthalten iſt, und welche die Kluft der Zeit und des Ortes ausfüllen. — O Gabriele, für jene, welche ſchreiben und leſen, gibt es keine Abweſenheit.

Gabriele.

O, mein Freund! warum bemüheſt du dich, mir all das Glück ſo gewiſſenhaft herzuzählen, deſſen ich mich nie werde erfreuen können?

Graf.

Wenn aber deine Heilung doch möglich, — ja ſogar leicht möglich wäre? — Wenn dieſes Wunder nur von dir, von deinem Muthe abhinge?

Gabriele.

Von mir? — Erkläre dich deutlicher. Ich ſetze gerne mein Leben daran, um das deinige mit dir theilen zu können.

Graf.

Wohlan, ſo höre: Ich habe einen Freund, einen ſehr geſchickten, berühmten Augenarzt, er hat dich geſehen und hofft. — Wenn du dich ihm anvertrauen wollteſt, ſo führ' ich dich noch dieſen Abend zu ihm. (nach einer Pauſe des Stillſchweigens.) Du zauderſt mir zu antworten?

Gabriele.

Nein, aber ſchon der bloße Gedanke macht mich zittern. Bedenke wohl Erneſt, was ich dir geſagt habe: Wenn die Bemühung und Geſchicklichkeit des Arztes mißlängen, dann müßt' ich auf ewig der Hoffnung, dein zu ſeyn, entſagen; denn nichts ändert meinen Entſchluß.

Graf.

Nicht weiter — ſprich nicht davon. — Sage mir nur, daß du einwilligſt. —

Gabriele.

Mein Freund, habe Mitleiden mit mir! Laß mir wenigſtens Zeit — bis dieſen Abend nur.

Graf.

Wohlan, dieſen Abend! — Gabriele erinnerſt du dich noch daran, wie wir uns dort im Schloſſe Romberg verſtändigten? — Wirſt du mir noch einen Blumenſtrauß geben?

Gabriele.

Wie? — du haſt alſo unſer altes Freundſchaftspfand noch nicht vergeſſen?

Graf.

Erhalt' ich es heute Abends von dir, ſo ſehe ich es als ein Pfand deiner Liebe, und unſerer Wiedervereinigung an. — Doch horch! man kommt, lebe wohl, Seele meiner Seele! lebe wohl Gabriele!

Gabriele.

Du verlaſſeſt mich?

Graf.

Nur auf kurze Zeit. Ich will alles für dieſen Abend zubereiten. — Du willigſt ein, nicht wahr? (er geht ab, indem er Stollner'n, welcher ihm unter der Thüre begegnet, grüßt.)

Sechſte Scene.

Gabriele. Stollner.

Stollner.

O Gabriele! ich ſuchte Sie ſchon überall, das Mißgeſchick verfolgt mich allenthalben.

Gabriele.

Und ich bin ſo glücklich und wünſchte ſo ſehr, daß es auch alle um mich ſeyn möchten. — Sagen Sie mir geſchwind, was bekümmert Sie wieder aufs neue?

Stollner.

Ich habe Carolinen geſehen, geſprochen und ihr meine Liebe erklärt.

Gabriele (lächelnd).

Ah, davon war ſie ſchon durch mich unterrichtet.

Stollner.

Ich wußte dieß, aber ich hatte den Muth es ihr ſelbſt zu geſtehen.

Gabriele.

Nun, und ſie?

Stollner.

Anfangs lächelte ſie, ſchien aber doch etwas bewegt. — Ich bat um eine Gegenerklärung; denn ich wollte mein Leben, oder meinen Tod auf der Stelle entſchieden ſehen, und ſie — ſie antwortete mir: ſie wolle mir nach der Abreiſe des Grafen Beſcheid ertheilen.

Gabriele.

Nun, mir ſcheint, das ſey doch ſchon etwas.

Stollner.

Aber der Graf reiſet nicht, wird nie reiſen, denn er liebt Carolinen, er will ſie heirathen. Sie ſelbſt hat mir geſtanden, daß er ihr das ſchon durch ſein Hierbleiben förmlich zu verſtehen gegeben habe. Und das Entſetzlichſte iſt, daß der Graf wirklich ſehr artig und liebenswürdig ſeyn ſoll; Caroline verſichert es wenigſtens.

Gabriele.

Wirklich? –

Stollner.

Nun, Sie müſſen das ja auch wiſſen.

Gabriele.

Ich habe noch nicht mit ihm geſprochen.

Stollner.

Er verließ Sie doch eben in dieſem Augenblicke.

Gabriele.

Ah, Sie wiſſen nicht, das war ja Erneſt.

Stollner.

Das war der Graf von Norderoſe.

Gabriele.

Was ſagen Sie?

Stollner.

Der Graf war es. Es bleibt hier kein Zweifel, ich ſah ihn ja ſchon als er ankam.

Gabriele.

Nein, Sie irren ſich — der von mir ging, hat keinen Titel, keinen Rang, keine Reichthümer; er würde, mir's gewiß geſagt haben.

Stollner.

Wie? derſelbe Graf von Norderoſe wäre auch derjenige, den ſie lieben?

Gabriele.

Wer er auch ſey, er iſt meiner Liebe würdig. Er iſt der edelſte, der großmüthigſte der Menſchen. — O, wenn Sie wüßten, welch ein Beweggrund ihn hieher führte. — Meinetwegen, meinetwegen allein kehrt' er zurück.

Stollner.

Gäb' es Gott! aber leider weiß ich gewiß, daß ſeine Ankunft Carolinen gilt, denn daß Sie, Gabriele, hier wohnten, wußt' er ja gar nicht. Er mußte Sie noch immer zu Heidenheim vermuthen.

Gabriele.

Er hätte alſo Carolinen gekannt, und mir es verſchwiegen? — das Teſtament, die bedungene Heirath — nein, es iſt nicht möglich! — Er both mir ſo eben erſt Hand und Herz an.

Stollner.

Ich begreife Sie nicht. O, Sie wiſſen nicht, Gabriele, wie weit ein ſolcher Menſch ſeine Liſt und ſeine Wünſche treiben kann. Warum verbarg er Ihnen ſeinen Nahmen und ſeinen Rang, da doch Caroline davon unterrichtet iſt. — O, ich ſehe es nur zu deutlich, Sie Beyde will der Elende hintergehen.

Gabriele.

Um aller Barmherzigkeit Willen — geben Sie mir davon keine Ueberzeugung.

Stollner.

Verzeihen Sie, aber Sie können hier nicht ſo genau bemerken, als ich. — Man ſagt, er ſey ſchön und angenehm. Auf mich machte er einen entgegengeſetzten Eindruck, ich fand in ſeinem Geſichte etwas Geheimnißvolles, Falſches. O, könnten Sie ihn nur ſehen, Gabriele, Sie würden mir gewiß beyſtimmen.

Gabriele.

Halt! — Ja, als er mich verließ, zögerte er — ich erinnere mich, daß er zitterte. — Ganz gewiß, er war verwirrt. — Aber ſeine Stimme war dieſelbe, wie ehemahls, ich fühlte daſſelbe Vergnügen, ſie zu hören. — Nein, nein, mein Freund, er wollte mich nicht hintergehen, das wäre ja zu leicht.

Siebente Scene.

Vorigen. Ambros.

Stollner.

Was willſt du, Ambros?

Ambros.

Ich glaubte den Herrn Grafen von Norderoſe hier zu finden.

Stollner.

Was willſt du ihm?

Ambros.

Der Notar iſt da, den er durch mich eiligſt beſtellen ließ.

Gabriele.

Einen Notar? wozu?

Ambros.

Errathen Sie es denn nicht, Fräulein? es iſt ja in der ganzen Stadt kein Geheimniß mehr. — Iſt auch ganz natürlich, eine ſo gute Parthie. —

Stollner.

Natürlich — er will nicht zaudern, und den glücklichen Augenblick beſchleunigen.

Gabriele.

Wie, Ambros! und darum mußteſt du den Notar hohlen?

Ambros.

Ach, mein Gott! er hat mir zwar verbothen, davon zu ſprechen, aber Ihnen Beyden kann man Alles ſagen, Sie ſind ja die beſten Freunde des Hauſes. — Aber jetzt muß ich den Herrn Grafen aufſuchen, denn der Notar wartet. (Geht ab.)

Stollner.

Sehen Sie, Gabriele, alles iſt klar. Sie verſtanden ſich miteinander — Frau von Salden ſelbſt ſuchte nur einen Vorwand, um mich zu hintergehen und zu entfernen. — Aber bey Gott! das duld' ich nicht. — Auf der Stelle ſuch' ich den Grafen auf.

Gabriele.

Was wollen Sie thun, Stollner? — Wollen Sie Carolinens Ruf und Ehre auf's Spiel ſetzen? Haben Sie das Recht dazu?

Stollner.

Nein! — auch thu' ich dieſen Schritt nicht für Carolinen, ſondern für Sie, Gabriele, deren Beſchützer, deren Vertheidiger ich ſeyn will. — Nie würd' ich es mir verzeihen, könnt' ich zugeben, daß

Sie der Elende betrügt. Nein, Gabriele, mein Leben für Sie!

Gabriele.

Von mir kann unter dieſen Umſtänden gar nicht mehr die Rede ſeyn. Mögen ſie mich Beyde verlaſſen! — Ich liebe nichts mehr auf der Welt! — nichts mehr, als die Nacht, die mich umgibt, und die mich von Ihnen trennt. — Ich — das Licht meiner Augen wieder erhalten? — O nein, nein! — Kommen Sie, Stollner! kommen Sie. — Verlaſſen Sie nur die arme Gabriele nicht. (Beyde ab.)

Der Vorhang fällt.

Dritter Aufzug.

Erste Scene.

Caroline. Gabriele.

Caroline
(Gabrielen hereinführend).

Sage mir, wo warſt du denn? Was iſt mit dir vorgegangen? — Ich ſuchte dich überall, ich habe dir ſo viel zu ſagen.

Gabriele.

Caroline! iſt er noch hier?

Caroline.

Wer denn?

Gabriele.

Dein Beſuch — der Graf von Norderoſe?

Caroline.

Freylich! — und meine Liebe, ich befinde mich wirklich in einer großen Verlegenheit.

Gabriele.

Er liebt dich alſo recht ſehr?

Caroline.

Bis jetzt habe ich viele Beweiſe davon. — Aber Gabriele, mein Gott! Was fehlt dir denn? — du wirſt ja ganz blaß?

Gabriele.

Nichts, nichts! — ein bischen Schwindel! (Für ſich.) O Gott! dieſe Qualen kannt' ich bis jetzt noch nicht. (Laut.) Er liebt dich alſo — er hat es dir wohl geſagt?

Caroline.

Nicht eben geſagt, aber —

Gabriele.

Was beunruhigt dich alſo?

Caroline.

Stollner beunruhigt mich, der hat mir ſeine Liebe erklärt.

Gabriele.

Ich weiß es.

Caroline.

Ich ließ mein Herz ſprechen, und wirklich, ich fand, daß Stollner es bewegt habe, daß es *ihm* zuſchlage, als ich einige Augenblicke nachher dem Grafen im Garten begegnete. Er ſprach mit dem Natar, erblickte mich aber kaum, als er ſich mir näherte, und mit einem Blicke, mit einem Ausdrucke, die ich dir nicht beſchreiben kann, mich bat, ihm eine geheime Unterredung hier in dem Saale zu gewähren.

Zweyte Scene.

Vorige. Stollner.

Stollner
(welcher ſchon während der letzten Rede durch die Mittelthür' eingetreten war, und ſie mit angehört hatte, tritt jetzt vor).

Alſo ein förmliches tete a tete?

Caroline (lächelnd).

Ah! Sie haben uns belauſcht?

Stollner.

Nein, gnädige Frau, ich trat zufällig ein, und wollte Sie nicht unterbrechen; da hört' ich denn die ſchöne Geſchichte.

Caroline (lächelnd).

Nun, häßlich iſt ſie doch nicht?

Stollner.

Sie haben alſo eingewilligt, ſind vermuthlich ſchon hier, um ihn zu erwarten?

Caroline.

Allerdings. Wenn ich wiſſen will, was er mir zu ſagen hat, ſo muß ich ihn doch anhören.

Stollner (heftig).

O, das wiſſen Sie wohl ſchon, bevor er ſpricht. — Aber ich, ich will früher mit ihm ſprechen, ich will ihn früher empfangen, und bey Gott, er ſoll mir Rede ſtehen.

Caroline.

Mein Herr! was wollen Sie thun? Ich verbitte mir jede Unbeſonnenheit in meinem Hauſe, und wenn zwiſchen Ihnen, und ihm die kleinſte Erklärung ſtatt findet, ſo zieh' ich mich zurück, und habe nichts verſprochen. —

Stollner.

Aber mein Gott, es iſt doch ein förmliches Rendezvous.

Caroline.

Das ich ihm verſprochen habe, und auch gewähren will, um ihm ſeinen Abſchied zu geben. (Lachend.) Ha! Ha! Ha! Es iſt doch wirklich luſtig. Noch vor wenigen Stunden ſtand ich allein und ungeliebt in der Welt, und plötzlich beſtürmen mich zwey Anbether auf einmahl. — Aber hör' ich recht. — Tritte! Das iſt er!

Stollner

(leiſe zu Gabrielen).

Nun, Gabriele, hatt' ich recht?

Gabriele

(eben ſo zu ihm).

Ich kann es nicht glauben, bis ich es von ihm ſelbſt höre. Nicht wahr, lieber Stollner, das Horchen iſt eine häßliche Sache?

Stollner.

In Ihrer Lage iſt es nothwendig und verzeihlich.

Caroline.

Er kommt, verlaßt mich meine Lieben.

Gabriele

(leiſe zu Stollner).

Führen Sie mich in das Kabinet, welches da zur Linken ſeyn muß.

Stollner (thut es).

Gabriele

(ſagt zu ihm, nachdem ſie unter der Thüre iſt).

Nun gehen Sie.

Stollner.

O, liebe Gabriele, verlieren Sie ja kein Wort. Horchen Sie für uns Beyde. (Geht durch die Mittelthür' ab.)

Dritte Scene.

Caroline (allein).

Ich bin zwar feſt entſchloſſen, ihm den Abſchied zu geben, aber es iſt doch etwas Unangenehmes. Der Graf iſt ſo artig, ſo liebenswürdig. — Ich will mindeſtens die ſüßeſten Worte wählen, und die Pille, ſo viel möglich, zu vergolden ſuchen. — Verlaſſen muß er uns, aber eine gute Meinung von mir und eine angenehme Rückerinnerung ſoll er mit ſich nehmen.

Vierte Scene.

Caroline. Graf.

Caroline

(ihm entgegen tretend).

Herr Graf, Sie werden mich des Leichtſinns und der Unbeſtändigkeit beſchuldigen; denn ich verſicherte Sie bey Ihrer Ankunft, das heute zwiſchen uns von Geſchäften keine Rede ſeyn ſoll, und dennoch. — Wohlan Herr Graf! was wollen Sie von mir, was haben Sie entſchieden?

Graf.

Erſt bitt' ich Sie mich zu hören, dann, hoff' ich, werden Sie ſelbſt entſcheiden.

Caroline (für ſich.)

Das klingt ja faſt feyerlich! (Zum Grafen.) Ich bitte. — (biethet ihm einen Stuhl an.)

Graf (ſetzt ſich).

Sie wiſſen, gnädige Frau, daß ich, als der letzte Zweig einer zahlreichen Familie, nie hoffen durfte, jenen Rang, und jene Reichthümer zu beſitzen, welche mich gegenwärtig beglücken. Die Verſchiedenheit der Anſichten über den Stand, den ich wählen ſollte, entzweyte mich mit meinen Verwandten; allein ich hatte meine Studien gut vollendet. Ich beſaß Muth und Kraft, mich ſelbſt durch die Welt zu bringen, und fühlte mich glücklich in den Träumen von Unabhängigkeit, und in der Hoffnung, mir ein Vermögen und einen Rang zu verdienen. Ich reiſte ab, ohne Jemanden davon ein Wort zu ſagen. Ganz Europa wollt' ich durchziehen, allein noch hatt' ich nicht zwanzig Meilen zurückgelegt, ſo wurde ich ſchon verliebt.

Caroline.

Ihre Philoſophie ſchmolz vor dem Feuer aus zwey ſchönen Augen?

Graf.

Sie irren ſich, gnädige Frau, meine Geliebte war blind.

Caroline (für ſich).

Was hör' ich, welches Zuſammentreffen!

Graf.

Mit Gefahr ihres Lebens hatte die himmliſche Seele das meinige gerettet. — Darum weiht' ich es ihr auch von dieſem Augenblicke ganz. Ich lebte nur, um ſie zu lieben. — Die einzige Idee, welche mich beſchäftigte, war ihr das Licht wieder zu geben, ihr den Genuß der Schönheiten der Welt zu verſchaffen, die ich nur um ihretwillen ſchön fand. O, warum beſaß ich damahls nicht meinen jetzigen Reichthum? — Ich hätte alles darum gegeben, und dennoch geglaubt, meine Schuld nicht abgetragen zu haben. Allein, ich zweifelte ſogar, daß ein ſolches Wunder der Wiſſenſchaft möglich ſey. Ich beſaß nichts, und an wen ſollt' ich mich wenden? — Ich rechnete alſo nur auf mich ſelbſt, auf meine Liebe, und reiſte ab. Ich durchzog zu Fuße ganz Deutſchland und Frankreich, und kam endlich nach Paris. Dort ſuchte ich den erfahrenſten, geſchickteſten und bewundertſten Augenarzt auf. Dieſem both ich meine Zeit, meine Pflege, mich ſelbſt an — und erbath mir von ihm nichts dafür, als daß er mich in ſeine Kunſt einweihe. — So wurde ich — nicht ſein Schüler, nein, — ſein Handlanger, ſein Diener, ſeine Sclave.

Caroline
(voll Bewunderung).

Das thaten Sie, Herr Graf?

Graf.

Allerdings, und hätte mich überglücklich gefühlt, wenn mir der Mann meine Dienſte auch wirklich ſo bezahlt hätte, wie ich es verlangte. Allein, ganz verſchieden von jenen großmüthigen Gelehrten, welche die Menſchheit zu betrügen glaubten, wenn ſie ihr eine nützliche Entdeckung verborgen hielten, wucherte mein Herr ſo recht eigentlich mit ſeinen Talenten. Der Geitzhals ſuchte nur Schätze zu häufen, und eiferſüchtig auf eine Wiſſenſchaft, die ſie ihm verſchaffte, hätte er ſich ſelbſt zu beſtehlen geglaubt, wenn er ſeine Kenntniſſe mit mir getheilt hätte. — Wohlan, ſo galt es denn, ihm dieſe zu entwenden. — Bey Nacht ſtudierte ich in ſeinen Büchern und Handſchriften, bey Tag war ich Zeuge der Wunder ſeiner Kunſt, ich folgte mit den Augen ſeiner gewandten Hand, und drang wider ſeinen Willen in ſein Geheimniß. Weder ſeine ſchlimme Behandlung noch das erniedrigende Joch ſeiner Tyranney — nichts ermüdete mich, durch nichts ließ ich mich abſchrecken. Endlich, nach zwey Jahren der Arbeit und Liſt, glaubt' ich meiner ſicher zu ſeyn. Ein alter blinder Mann kam damahls zu uns, ihr Diener gnädige Frau, ein Deutſcher, ein Landsmann, er war arm, und daher hörte ihn mein grauſamer Herr nicht einmahl an.

Caroline.

Wie, Herr Graf, Sie waren es alſo—?

Graf.

Ich war tief bewegt bey der Operation, mein Herz ſchlug, und meine Hand zitterte; dennoch war der Erfolg gut. Seitdem haben hundert Verſuche, wovon auch nicht einer mißlang, mir ein feſtes Vertrauen auf mich ſelbſt gegeben. Mit dieſem Vertrauen, mit Lieb' und mit Hoffnung im Herzen reiſ'te ich von Paris ab, und kam nach Deutſchland zurück, wo ich nicht wenig erſtaunte, mich im Beſitze ſo großer Glücksgüter zu ſehen. Nun könnt' ich wohl meinen Lehrer hierher kommen laſſen, und ihn würdig lohnen. Aber ich habe den Stolz an meine eigene Kunſt zu glauben, und — darf ich es Ihnen geſtehen, gnädige Frau? — ich würde eiferſüchtig werden, wenn eine andere Hand, als die meinige, der Geliebten dieſe Wohlthat erzeugte. Ich glaube, daß ich dieſen Lohn für meine Opfer verdient habe.

Caroline.

Ja, edler Mann! Sie verdienen dieſen Lohn.

Graf.

Gnädige Frau! — der Gegenſtand ſo unausſprechlicher Liebe — jenes Mädchen, das mein ganzes Glück ausmacht, dem mein Leben geweiht iſt — ſie iſt hier — ich habe ſie geſehen — es iſt Gabriele. —

Caroline.

Gabriele? Iſt es möglich?

Graf.

Und nun entſcheiden Sie ſelbſt, bin ich frey? und kann ich Ihnen meine Hand reichen?

Caroline

(ihm die Hand reichend).

Bedarf es hier noch meiner Entſcheidung?

Graf.

Nein, ich leſe ſie in Ihren Augen. Was den böſen Prozeß betrifft, ſo wird mir mein Onkel verzeihen, daß ich ihn auch ohne ſeine Bewilligung ende. Ich habe einen Notar hieher rufen laſſen, und ihm aufgetragen, meine Verzichtleiſtung auf das Vermögen zu Ihren Gunſten, und meine Anerkennung aller Ihrer Rechte in beſter Form aufzuſetzen, und in Ihre Hände zu legen.

Caroline.

Herr Graf!

Graf.

Gnädige Frau, nehmen Sie mein Anerbiethen an, und ſchenken Sie mir Ihre Freundſchaft.

Caroline.

Wer könnte Ihnen dieſe verſagen?

Graf.

Wohlan, ſo nehm' ich Sie auch in dieſem Augenblicke in Anſpruch. Sie müſſen mir beyſtehen Gabrielen zur Heilung zu überreden. — Noch wankt ſie — ich habe ihr von einem Freunde geſagt, zu dem ich ſie führen wolle.

Caroline.

Wie, Sie haben ihr alſo nicht entdeckt —?

Graf.

Und ich bitte auch Sie, es nicht zu thun. — Ein ſolcher Moment fordert Ruhe, die mindeſte Bewegung könnte uns Beyde nahmenlos unglücklich machen. — Sie würde nie den Muth haben, wenn ſie wüßte. —

Fünfte Scene.

Die Vorigen. Gabriele. Dann Ambros.

Gabriele

(für ſich; aus dem Kabinet tretend).

Ich kann mich nicht mehr zurückhalten. — So viel

Großmuth! — ſo viel Liebe! — und ich konnte glauben! (laut.) Erneſt! biſt du nicht hier?

Caroline

(während Erneſt ſich ihr nähert).

Ja, er iſt hier, ganz nahe bey dir.

Gabriele.

O! ich wußte es wohl! (zu Erneſt.) Nun, mein Freund! ich habe nachgedacht, ich bin entſchloſſen — komm! laß' uns zu deinem Freunde gehen.

Graf.

Was hör' ich — du willigſt ein?

Gabriele.

Ja, ja! und gleich, gleich, komm nur!

Graf.

Wohlan, wir dürfen nicht aus dem Hauſe gehen, er iſt zu mir gekommen — er iſt hier.

Gabriele (lächelnd).

So? — Sieh, wie ſich das ſo ſchön trifft.

Graf.

Ich bewundere deinen Muth, Gabriele.

Caroline.

Haſt du gar keine Furcht?

Gabriele.

Gar keine, ich bin ganz ruhig. — (faßt den Graſen bey der Hand.) Ganz ruhig, und du bleibſt ja bey mir, recht nahe bey mir, nicht wahr Erneſt?

Graf.

Allerdings. (ruft.) Ambros! (leiſe zu Carolinen.) Ich habe den Alten ſchon unterrichtet. — (laut zu Gabrielen.) Ambros wird dich in das kleine grüne Gemach führen.

Gabriele.

Schon recht (lächelnd). Aber du kommſt nach, nicht wahr?

Graf.

Ja, ja, ich folge dir.

Ambros

(führt Gabrielen ab).

Sechſte Scene.

Graf. Caroline.

Graf.

Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, gnädige Frau, was ich in dieſem Augenblicke fühle. — Der lang erſehnte Moment iſt da, und nun kenn' ich mich ſelbſt kaum mehr. — Meine Entſchloſſenheit verläßt mich — ich zittre. —

Caroline.

Muth Freund! ermannen Sie ſich.

Graf.

Die Kraft verläßt mich.

Caroline.

Erneſt! denken Sie an Ihre Opfer — denken Sie an Gabrielen — Jetzt oder nie!

Graf.

Gabriele! — Jetzt, oder nie! — Ja! Sie haben recht. — Jetzt! jetzt! Ich bürge für mich, Gott wird mir helfen!

(Er küßt Carolinen die Hand, und geht ab.)

Siebente Scene.

Caroline. Stollner.

Stollner

(welcher leiſe eingetreten iſt, und geſehen hat, wie der Graf Carolinen die Hand küßte).

O, ſchön!

Caroline.

Ah — Sie da, Stollner?

Stollner.

Ich kam vermuthlich zu frühe? — Caroline! —

Ums Himmelswillen, entſcheiden Sie — bin ich verloren?

Caroline

(blickt auf die linke Seite, und gibt Stollner mit der Hand ein Zeichen zu ſchweigen).

St! ſchweigen Sie!

Stollner.

Welches Verdienſt finden Sie darin mich zu hintergehen? Glichen mein Vertrauen, meine Ehrfurcht nicht meiner Liebe?

Caroline

(gibt ihm noch einmahl das vorige Zeichen).

St!

Stollner.

Caroline! — Sie hören mich nicht einmahl, andere Gedanken beſchäftigen Sie, und Ihre ganze Seele iſt nicht bey mir.

Caroline

(immer auf jene Seite ſehend, auf welcher der Graf abgegangen iſt).

Ich geſtehe es, ich bin ſehr ängſtlich.

Stollner.

Für ihn?

Caroline.

Allerdings. Der Ausgang iſt ſo ungewiß.

Stollner.

Hören Sie mich, Caroline! — Leider muß ich Ihre Angſt, Ihre Unruhe noch vermehren. — Der Graf macht ſich mit Ihnen nur ein Spiel — er liebt Gabrielen.

Caroline (kalt).

Ich weiß es — ſein ganzes Herz gehört Gabrielen.

Stollner.

Wie? Sie wiſſen das, und lieben ihn doch?

Caroline.

Nicht viel weniger, als ich Sie liebe. Nehmen Sie ſich in Acht, Stollner, denn ich darf nur ein Wort ſprechen, und Sie theilen meine Neigung für ihn.

Stollner.

Nun, das dürfte ſchwer werden.

Caroline.

Wohlan! So wiſſen Sie, er liebte Gabrielen ſo lang er lebt, und kam hierher, ihr ſeine Hand zu biethen.

Stollner.

Wie? — Wär's möglich? — O, der brave Mann! Ich muß ihn ſehen, muß ihm meinen Verdacht abbitten. (will gehen, kehrt aber wieder zurück.) Sind Sie deſſen auch ganz gewiß?

Caroline.

Ganz gewiß. — Könnt' ihm wohl diejenige wid ſtehen, die ihm in dieſem Augenblicke vielleicht das L ihrer Augen verdankt?

Stollner.

Was ſagen Sie?

(Man hört Gabrielen einen durchdringenden Sch ausſtoßen.)

Caroline.

Hier kommt er. —

Achte Scene.

Die Vorigen. Graf. —

Caroline (tritt ihm entgegen.)

Nun, mein Freund! was haben Sie zu verkünden? Reden Sie!

Graf.

Ich kann Ihnen nicht antworten — noch weiß ich ſelbſt nicht. —

Caroline.

Was iſt geſchehen?

Graf.

Ich hoffe glücklichen Erfolg — aber —

Caroline.

Nun?

Graf.

Gabriele ſtieß einen Schrey aus und da ſtürzte ſie aus dem Zimmer.

Neunte Scene.

Die Vorigen. Gabriele. Ambros.

Gabriele
(ſtürzt aus der Thür).

Ambros
(folgt ihr von weitem).

Gabriele.

Laßt mich, laßt mich! ich ſehe ja, ich ſehe. (ſie macht einige Schritte gegen die Mitte der Bühne, hält aber ſchwankend, und vom Lichte geblendet, zurück.) Wer hat mich berührt? wer hält mich zurück? (die Augen neuerdings öffnend, und die Hand ausſtreckend, als wollte ſie das Licht faſſen.) Wo bin ich? — In einer andern Welt? — Alles, was mich umgibt, iſt mir unbekannt. Ich ſehe ſo viel, und kann nichts begreifen (ſich ſelbſt anblickend, dann um ſich herſchauend). Gott! ich bin ja nicht mehr allein! — Glänzendes Schauſpiel, du verwirrſt meine Sinne! Ja, ja, das iſt der Tag — das iſt das Licht! — das iſt das Leben! (mit über der Bruſt gekreuzten Armen auf ihre Knie ſinkend.)

Mein Gott! ich danke dir, ich [illegible] meiner Gefangenſchaft, ich lebe!

Caroline (tritt zu ihr).

Gabriele! meine Freundinn!

Gabriele.

Ha! welche Stimme — du biſt's Caroline? — Laß mich dich anſehen, recht lange! — O, wie ſchön du biſt, ſo ſchön als gut. (Sie wendet ſich um, und blickt Stollner und den Grafen an, welche neben einander ſtehen). Ach! — (Sie blickt ſie lange an, zaudert, und geht gerade auf den Grafen zu, als ſie nahe bey ihm ſteht, zieht ſie einen Blumenſtrauß aus ihrem Buſen, und reicht ihm denſelben). Hier, Erneſt, nimm!

Graf

(wirft ſich ihr zu Füßen).

Sie hat mich erkannt! ich bin reich belohnt!

Ambros

(zu Gabrielen, indem er ihr eine ſchwarze Binde reicht).

Hier Fräulein. Der Arzt hat's befohlen — nur wenige Tage.

Gabriele.

Wie? ſchon wieder blind werden?

Graf.

Gabriele, dieſen Morgen noch hatten Sie Ihre Blindheit ſo lieb.

Gabriele

(mit einem zärtlichen Blick auf ihn).

Damals hatt' ich dich noch nicht geſehen.

(Sie ſinkt an ſeine Bruſt.)

(Der Vorhang fällt.)

Die junge Tante.

Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Nach Melesville.

(Aufgeführt auf dem k. k. Hoftheater zu Wien.)

Perſonen:

Freyherr von Waldheim.
Wilhelmine, ſeine Tochter.
Eduard Hilmer.
Betty, Wilhelminens Kammermädchen.
Friedrich, Hilmers Reitknecht.

Die Handlung geht auf dem Schloſſe des Freyherrn vor.

(Ein Salon mit einer Mittel- und zwey Seitenthüren, dann einem Fenſter zur Rechten.)

Erſte Scene.

Betty
(allein. Sie ſitzt und gähnt).

Ach Gott! das iſt ein betrübtes Leben auf dem Lande! — In Büchern iſt das Ding alles ſo ſchön beſchrieben, daß man auf der Stelle Poſtpferde nehmen möchte, um je eher, je lieber die Stadt im Rücken zu haben. — Aber, wenn man einmahl ein paar Tage die Herrlichkeiten geſehen hat, da ſperrt man den Mund höchſtens mehr darum auf, um zu gähnen. — Die freye Natur! — prächtig! — aber keine galanten Herrn darin, höchſtens ein alter Bauer, der ſagt: Gelobt ſey Jeſus Chriſtus! und dann ſeinen Weg geht. — — Die begraſten Hügel! — recht einladend,

— [illegible] faſt immer naß [illegible] [illegible] ga[illegible] — Die Lämmer, und Kühe! — recht hübſche Thiere, aber das Mäh, und das Muh iſt doch wahrlich keine gar reizende Anſprache. — Vogelgeſang, nun ja, ſie ſingen ſchön, die befiederten Luftbewohner, aber gar nichts von Roſſini — gar nichts — das Einzige, was noch gut iſt, iſt der Rahm zum Kaffee. Unſer alter Herr befindet ſich freylich nirgend beſſer als hier: — er denkt an nichts, als an die Jagd, und hier iſt ein ſo gutes Revier, daß uns die Füchſe bald über die Canarienvögel kommen werden. — Seine Hunde und ſeine Gewehre beſchäftigen ihn den ganzen Tag, und weil er ſchon mit dem erſten Morgenſtrahl wach iſt, ſo ſoll das ganze Haus nicht ſchlafen. (man hört Lärmen von außen.) Halloh! da haben wir's, da zieht das wilde Herr ſchon wieder hinaus!

Zweyte Scene.

Betty. Baron Waldheim.

Waldheim

(im grünen Rocke, grauer Kappe, Kamaſchen, eine Jagdtaſche umhängen).

Weiß der Henker, wo ſie mir meine Gertrude wie-

[illegible] angeſtellt haben. — Wenn man nur gar keine Weiber im Hauſe haben dürfte. — Betty! Betty!

Betty.

Gnädiger Herr!

Waldheim.

Wo iſt meine Gertrude?

Betty.

Was für eine Gertrude?

Waldheim.

Dummes Ding! meine Doppelflinte, ich nenne ſie ſo, weil ich damit vor zwey Jahren am Gertrudentage zwey Haſen auf einmahl geſchoſſen habe.

Betty.

Dort ſteht eine Doppelflinte in der Ecke.

Waldheim

(läuft hin, und nimmt ſie).

Dem Himmel ſey Dank! — Wo iſt meine Tochter?

Betty.

Eben aufgeſtanden.

Waldheim.

Büch[illegible] und Knall! ſchon?

Betty.

Was denken Euer Gnaden? die Zubereitungen zur Hochzeit, die nahe Ankunft des Bräutigams, den ſie nicht einmahl kennt, das Andenken an den Seligen [illegible] eine junge Frau nicht lange [illegible]ſen, und geben wohl Dinge zum Nachdenken.

Waldheim.

Nachdenken? — meine Tochter? (lacht.) Ha! ha! ha! jetzt ſteht die Welt nicht mehr lang.

Betty.

Aber ſind Sie denn auch verſichert Herr Baron, daß Ihr Mündel meiner Frau gefallen wird?

Waldheim.

Wer zweifelt? — Haſenkopf! — hab' ihn für ſie ausgeſucht, und das iſt genug.

Betty.

Man ſagt, ſein Charakter —

Waldheim.

Vortrefflicher Charakter! — Ein Jäger, wie ich nicht zwey in meinem Leben gefunden habe. — Büchſe an! — paff! da liegt der Haſe. —

Betty.

Ganz gut, aber ſeine Geſtalt?

Waldheim.

Vortrefflich — ein Auge! auf fünf Schritte ſieht er dir das Schwarze, wenn's wie eine Stecknadel groß iſt; ein Arm — zittert nicht im mindeſten, und wenn er eine Stunde angeſchlagen hält.

Betty.

Und ſein Verſtand?

Waldheim.

Nun — ob er Verſtand hat? — kennt jedes Wild aus der Spur, aus dem Schweiß, und aus der Sauce, hat alle Forſt- und Jagdbücher geleſen.

Betty.

Sie glauben alſo, daß dieſe Heirath für meine Frau ſehr vortheilhaft ſeyn werde?

Waldheim.

Wilhelmine könnte ſich keine beſſere Parthie wünſchen. Er wird bey mir wohnen, und mich auf alle Jagden begleiten, meine Pferde und meine Hunde abrichten, meine Faſanerie in Ordnung bringen, meine Gewehre beſorgen. —

Betty (lächelnd).

Ach, — dann kann meine Frau freylich zufrieden ſeyn.

Waldheim.

Ich weiß ſchon, ihr ſteckt immer bey einander, und verſchwört euch gegen meine Projecte, aber ſchlagt's euch aus dem Kopf, Weiber, da wird nichts gereicht. (Man hört Jagdgetöſe.) Hollah! — es iſt Zeit. (Er tritt zum Fenſter und ruft hinaus.) Ich komme ſchon. — Da ſieh' mir einmahl ein Menſch den Waldmann an, wie der Kerl ſchon lechzt vor Begierde auf's Wild

— das iſt ein Kapital-Hund! — Betty, leb' wohl! — in zwey Tagen ſehen wir uns wieder, ſuche mir unterdeſſen meine Tochter zu Eduards Gunſten zu ſtimmen, du giltſt ja ſehr viel bey ihr, und — — (zwickt ſie in die Backen.) bey mir auch. (Schnell ab.)

Dritte Scene.

Betty (allein).

Da ſeh' ein Menſch den alten Herrn an! — kann's Wangenzwicken auch noch nicht laſſen. — Meine Frau ſoll ich ſtimmen, wird wohl nicht möglich ſeyn, wenn ich dieſe Saite berühre, gibt's immer einen Mißton! — Wär auch wohl der Mühe werth, daß ſie ſich wieder verheirathete, um einen Jäger mehr ins Haus zu bekommen.

Vierte Scene.

Betty. Wilhelmine (im Morgen-Negligee).

Wilhelmine.

Iſt mein Vater ſchon fort, Betty?

Betty.

Fort über Stock und Stein, und wir ſind wieder zwey lange Tage allein.

Wilhelmine.

Haſt du vergeſſen, daß wir heute oder Morgen den tugendbelobten Herrn erwarten, dem ich meine Hand reichen ſoll? Ich freue mich recht auf ſeine Ankunft, da wird's zu lachen geben

Betty.

Zu lachen, bey der ernſthafteſten Sache von der Welt?

Wilhelmine.

Ey? ob die Sache tragiſch, oder luſtig ausfallen ſoll, hängt ja am Ende doch nur von mir ab.

Betty.

Der Herr Baron wird ſich anſetzen.

Wilhelmine.

Mag er, ich kann nun einmahl an ſeinem Mündel keinen Geſchmack finden.

Betty.

Aber, gnädige Frau, Sie haben ihn ja noch nicht geſehen.

Wilhelmine.

Ich weiß alles, er iſt ein ſteifer Syſtemenheld, ein Original— und dann, mein Vater will die Heirath durchaus zu Stande bringen, und das ſpricht am meiſten gegen Hilmer.

Betty.

Heirathen iſt doch eine ſchöne Sache.

Wilhelmine.

Mir kommt's nicht ganz ſo vor.

Betty.

Sie waren doch ſchon einmahl vermählt?

Wilhelmine.

Eben darum. — War das ein Leben? — ſo einförmig, ſo freudenleer, ich mußte mit meinem Gatten auf ſein altes Schloß an der böhmiſchen Gränze ziehen, wo ich höchſtens den Pfarrer und den Amtmann alle Sonntage zu Geſicht bekam. — Keine Bälle, keine Geſellſchaften, keine Conzerte, ſelbſt die Journale um einen Monath ſpäter. — An allen dieſen nothwendigen Lebens-Bedürfniſſen litt ich Mangel, mich fröſtelts noch, wenn ich daran denke. Und mein Gemahl! —

Betty.

Er ſoll ein ſehr guter, liebenswürdiger Mann geweſen ſeyn?

Wilhelmine

Freylich! — Das war's ja eben. — Stelle dir vor, ein Jahr, ein ganzes Jahr widerſprach er mir auch nicht ein einziges Mahl. Was ich wollte, wollte er auch, ich konnte nicht einmahl einen Wunſch laut werden laſſen, denn er war ſchon früher erfüllt. Er zankte gar nicht mit mir, er gab mir nicht den geringſten Argwohn zur Eiferſucht. —

Betty.

Ja, da waren Euer Gnaden freylich ſehr unglücklich.

Wilhelmine.

Siehſt du es endlich ein? und darum bin ich auch feſt entſchloſſen, nicht mehr zu heirathen. Die guten Männer ſind langweilig, und mit den böſen mag ich's nicht wagen. — Es muß ein Mittel gefunden werden, den unwillkommenen Freywerber in Verzweiflung zu bringen. — Wenn nur die Tante da wäre, die wüßte gewiß gleich Rath.

Betty.

Ja, das iſt ein Frauchen, das den Mund auf dem rechten Flecke hat. Und eine Erfahrung hat ſie mit ihren acht und dreyßig Jahren, eine außerordentliche. — Mir hat ſie einmahl Karten geſchlagen, und ich ſage Ihnen, gnädige Frau, alles hat ſie herausgeleſen, was in meinem Innerſten vorging.

Wilhelmine.

Horch! war das nicht Pferdegetrappel?

Betty

(lauft zum Fenſter, und ſieht hinaus).

Allerdings, gnädige Frau, ein Reitknecht iſt's, und ein recht hübſcher Reitknecht. — Wenn's etwa gar ſchon der Diener Ihres Beſtimmten wäre?

Wilhelmine.

Wohl möglich! Mein Vater hat vielleicht wieder auf ſeine Haſen und Rehe gedacht, den Brief nur halb geleſen, und ſich im Tage ſeiner Ankunft geirrt.

Betty

(horcht am Fenſter).

Richtig! — er fragt ~~um~~ den Herrn Baron — er verwundert ſich ſehr, ihn nicht hier zu finden. Er meldet den Herrn von Hilmer an.

Wilhelmine.

Nun, das iſt doch hübſch von ihm, daß er uns in unſerer langweiligen Einſamkeit etwas Spaß machen will. Soll ich ihn ſehen?

Betty.

Warum nicht, das Anſehen koſtet ja nichts.

Wilhelmine.

Wenn ich nur mit ihm ſprechen könnte, ohne daß er mich kennt. (Nachdenkend.) Vielleicht könnte man ihm ſagen — aber nein, das geht nicht, oder — wenn ich? — das kann auch nicht ſeyn. — Allons, Betty, ſtrenge dein Schelmenköpfchen ein wenig an.

Betty.

Ja, ich wüßte ſchon etwas — aber —

Wilhelmine.

Heraus damit!

Betty.

Herr von Hilmer kennt Sie eben ſo wenig, als Ihre ganze Familie?

Wilhelmine.

Niemanden kennt er.

Betty.

Wenn Sie — aber Sie werden mich auslachen — wenn Sie ſich für Ihre Tante ausgeben wollten?

Wilhelmine.

Für meine Tante? (ſie lacht.) ha! ha! ha! Etwas komiſch, etwas ſchwer auszuführen, — aber gut, recht gut! — Brav Betty! ja, ja! das will ich! — Suche dir Morgen ein Kleid von mir für dieſen Gedanken aus.

Betty.

Ich danke, gnädige Frau.

Wilhelmine.

Den nöthigen Anzug — die Stirne etwas in Falten gelegt — fein bedächtig einhergegangen und geſprochen, und die Tante iſt fertig! — Herrlich Betty, herrlich! — Wir ſpielen ſo eine kleine Komödie in unſerer Einſamkeit, und bringen den unberufenen Werber zum Abzug. — Betty, empfange ſeinen Reitknecht und komme dann auf mein Zimmer mich zu traveſtiren, ich will's verſuchen, die Rolle zur allgemeinen Zufriedenheit zu ſpielen.

Betty.

Schon recht, Ihnen glückt ja Alles, nur mit dem Alt- und Häßlichmachen dürfte es etwas ſchwer gehen.

Wilhelmine.

Schmeichlerinn! (Geht ab.)

Fünfte Scene.

Betty (allein, reibt ſich freudig die Hände).

Ha! ha! ha! das iſt wieder ein Projektchen von mir. Ich danke dir, lieber Herrgott, für mein Kreuzköpfchen, das überall das rechte Mittel findet. — Doch ſtill! ich höre ſchon den Avant-Courier. Der Burſch iſt wahrhaftig nicht übel. Muß ihm ein bischen auf den Zahn fühlen.

Sechste Scene.

Betty. Friedrich.

Friedrich.

Hollah — he! — iſt denn das ganze Schloß leer? (Er tritt ein, und erblickt Betty.) Ah! — endlich —

vergeben Sie, Mademoiſelle, daß ich ſo unangemeldet eintrete, aber ich fand noch keine Menſchenſeele im ganzen Schloſſe.

Betty.

Hat gar nichts zu ſagen. Immerhin herein.

Friedrich (tritt vor).

Seh' ich recht?

Betty.

Nun, was ſieht man denn?

Friedrich.

Ich ſehe ein kleines niedliches Figürchen vor mir, mit zwey Flämmchen in dem ſchwarzgelockten Kopfe, welche ſprechen: wir dringen dir ins Herz. — Ich ſehe ein ſchelmiſches Grübchen in dem Kinne, das etwas vorgeſtreckt iſt, als wollt' es ſagen: zwicke mich! ich ſehe zwey Roſen auf zwey Lilienwangen, welche ſagen: küſſet uns — In Summa: trügt mich nicht meine Menſchenkenntniß, ſo ſteht das artigſte, liebenswürdigſte Kammermädchen vor mir, das ich noch geſehen habe.

Betty.

Vielmahls verbunden für all die Artigkeiten. — Ich meines Theiles ſehe, daß ich einen recht feinen Spitzbuben von Reitknecht vor mir habe.

Friedrich.

Ebenfalls vielmahls verbunden! — Ohne Komplimente, Kind! du gefällſt mir.

Betty.

Ebenfalls ohne Komplimente, Kind! du gefällſt mir gar nicht.

Friedrich.

Wird werden, wenn man meine verborgenen Eigenſchaften erſt kennen gelernet hat. — Reiche mir indeſſen nur deine Hand zum guten Einvernehmen.

Betty.

Ich gehe meine eigene Straße.

Friedrich.

Auf der wir uns gewiß begegnen werden.

Betty.

Kann ſeyn, wenn er hübſch gelehrig und artig iſt. — Wollen gleich ſehen, wie weit ſeine Artigkeit geht. — Fürs Erſte alſo: Man iſt der Jokey des Herrn Eduard Hilmer, nicht wahr?

Friedrich.

Ja, das iſt man.

Betty.

Bon! Man ſchwätze alſo ein bischen aus der Schule, was iſt Herr Hilmer für ein Mann? wie geſtaltet? welchen Charakter? welche Vorzüge und Schwächen? —

liebenswürdig? zuvorkommend? beſtändig, oder leichte Waare?

Friedrich

(ſeinen Hut in der Hand herumdrehend).

Je nun, das wird ſich alles zeigen. — Man iſt ein Fiſch. —

Betty (ärgerlich).

Ja, und ein rechter — nein, ich mag's nicht ausſprechen, was für ein Fiſch! (Zärtlicher.) Lieber Freund!

Friedrich.

Friedrich nenn' ich mich! —

Betty.

Friedrich der Einzige!

Friedrich.

Was?

Betty.

Beichte!

Friedrich.

Ein Küßchen könnte mich vielleicht dazu vermögen.

Betty.

Soll erſt der Lohn für bezeigte Aufrichtigkeit ſeyn!

Friedrich.

Vielleicht auch die Buße nach der Beichte.

Betty.

Starrkopf! ich ſehe, von dir werd' ich nichts erfahren.

Friedrich.

Doch, doch — Ich ſehe, daß deine Gebietherinn vor Begierde brennt, ihren Zukünftigen kennen zu lernen, das iſt auch ganz natürlich und billig (mit einem Seufzer.) aber leider gibt es da noch Dinge zu ſchlichten — Berge zu ebnen, — hu!

Betty.

Wie, du glaubſt alſo?

Friedrich.

O! Ihr vermuthet gar nicht, was da kommen wird.

Betty (ſehr neugierig).

Nun? nun?

Friedrich.

Stelle dir den bravſten, geiſtreichſten, großmüthigſten, liebenswürdigſten Cavalier vor, und du haſt meinen Herrn, aber — aber — ein Sonderling — er kommt nur hierher — um — Hollah! da hör' ich ihn eben — Stille!

Betty (für ſich).

Hätte wohl noch ein bischen ausbleiben können, Friedrich war eben recht im Zuge, mir ihn zu mahlen.

Siebente Scene.

Die Vorigen. Hilmer.

Hilmer (noch von außen).

Friedrich! Friedrich! zum Henker, wo iſt denn der Spitzbube?

Betty.

Hörſt du? dein Herr mahlt dich mir ungebeten mit einem einzigen Worte.

Hilmer

(tritt ein, und erblickt Beyde).

Habe mir's gedacht, der Burſche hat wieder eine Schürze gefunden.

Friedrich (leiſe zu ihm).

Und ein recht artiges Mädchen in der Schürze.

Hilmer (zu Betty).

Sie ſind vom Hauſe, liebes Kind? Iſt es wahr daß der Baron abweſend iſt?

Betty.

Er iſt für zwey Tage auf die Jagd gegangen.

Hilmer.

Sonderbar! er hat alſo meinen Brief nicht erhalten?

Betty.

Allerdings. Aber er iſt ſo zerſtreut, er erwartet Sie erſt übermorgen.

Hilmer.

Für dieſe Unart~~igkeit~~ verdiente er wohl, daß ich auf der Stelle wieder abreiſte — aber nein — weil ich ſchon einmahl hier bin, ſo muß ich doch meine ſeyn ſollende Zukünftige von Angeſicht zu Angeſicht ſehen.

Betty (bey Seite).

Brr! eiskalt!

Friedrich (zu Betty).

Sie hören, mein Kind, wollen Sie meinen Herrn bey Ihrer Gebietherinn melden?

Betty.

Das will ich wohl, aber es wird ihr unmöglich ſeyn, den gnädigen Herrn zu empfangen.

Hilmer.

Wie ſo?

Betty.

Sie iſt ſehr krank. — Schreckliche Migraine, ſie iſt zu Bette, und ſieht Niemanden.

Hilmer (ſehr freudig).

Sieht Niemanden? — Vortrefflich!

Betty.

Aber ich will Euer Gnaden bey der Schweſter meines Herrn, bey dem Fräulein von Waldheim, melden.

Hilmer.

Ah, die Tante — recht — ich werde mich ihr mit Vergnügen vorſtellen laſſen.

Friedrich.

Eine Tante? — ah — das iſt eine Perſonnage, die in unſern Kram paßt. — Wenn ſie alt und reich iſt muß man ihr ſchön thun.

Betty (bey Seite).

Ich komme von meinem Erſtaunen kaum zu mir ſelbſt. Iſt das ein Liebhaber? — dieſe Kälte. — Iſt das vielleicht ſchon ein Vorgeſchmack der Ehe? (Laut.) Gnädiger Herr! ich eile dem Fräulein von Waldheim Ihren Beſuch anzukündigen, dann will ich mir's auch angelegen ſeyn laſſen, Ihre zukünftige Braut, meine Gebietherinn, von Ihrer Sehnſucht, ſie zu ſehen, und von Ihrer zarten Sorge für ihre Geſundheit zu unterrichten. (Mit einem Knix ab.)

Achte Scene.

Hilmer. Friedrich.

Friedrich.

Haben Sie ihn gehört, den ſpitzen Ton? — Die kleine Kammerkatze ſcheint Ihre Gefühle ſchon errathen zu haben. Ja, die Weiber haben Takt.

Hilmer.

Friedrich! ich preiſe den Zufall, der mir den Anblick meiner Zukünftigen verſagt.

Friedrich.

Aber ſagen Sie doch, gnädiger Herr, iſt's vielleicht beſſer an ihrer Stelle eine Antiquität aus dem vorigen Jahrhunderte zu ſehen und zu bewillkommen?

Hilmer.

Ja, in *meiner* Lage iſt's vortheilhafter. Ich werde der Alten ſchmeicheln, ihr beibringen, daß ich zur projektirten Heirath ganz und gar keine Luſt habe, und die Tante hilft mir vielleicht ſogar meine Freyheit wieder erlangen, während der Vater den Korb gewiß beleidigt aufgenommen hätte, den ich ſeiner Tochter reiche.

Friedrich.

Aber, lieber Herr! Ich beſchwöre Sie bey allen edlen Metallen, den'en Sie doch nach. — Eine Frau ausſchlagen, deren Vater ein ſo prächtiges Landgut, und ſechzigtauſend Thaler Renten beſitzt — das iſt ja ein Glück, das Ihnen vom Himmel fällt.

Hilmer.

Ich verachte das Geld.

Friedrich.

Ja, ja, darum rächt ſich aber auch das Geld, und bleibt nicht bey Ihnen.

Hilmer.

Du kennſt meine Grundſätze über die Ehe.

Friedrich.

Ja, Sie ſchimpfen, was das Zeug hält, über die Weiber, und kaum zeigt ſich ein hübſches Lärvchen, hu! ſo brennt das Herz ſchon in vollen Flammen.

Hilmer.

Scherz — nichts als Scherz. — Und wenn ich wirklich einmahl mich binden ſollte, ſo iſt's gewiß keine junge Frau, die ſind alle kokett.

Friedrich.

Und die alten — ſind — alle alt. — Weil Sie einmahl ein zwanzigjähriges Schätzchen hintergangen hat, ſo laſſen Sie es jetzt dem ganzen herrlichen Nachwuchs entgelten.

Hilmer.

Erinnere mich nicht an die Ungetreue — ſie hat mich nahmenlos unglücklich gemacht. Seitdem bin ich gegen alle Weiber kalt geworden, und, meiner armen Seele, ich fürchte eine junge Schöne mehr, als eine Escadron feindlicher Huſaren.

Friedrich.

Da iſt's bey mir gerade das Gegentheil. Ich fürchte einen einzigen feindlichen Huſaren mehr, als eine Armee von Schönen, das macht, weil ich ein muthiger Kerl bin.

Hilmer.

O, ich kenne dieſe junge Witwe ſo gut, als ob ich ein Jahr lang in ſie verliebt geweſen wäre. Ich habe ſichere Erkundigungen über ſie eingezogen. — Eine kleine Närrinn voll Launen und Bosheit — Gott ſoll mich bewahren! —

Friedrich.

Ja, wenn Sie ein Weib ohne Launen haben wollen, ſo werden Sie wohl Junggeſelle bleiben bis an ihr ſeliges Ende.

Hilmer.

Die Philoſophie wird mich tröſten.

Friedrich.

Erlauben Euer Gnaden — wird mir die Philoſophie auch meinen rückſtändigen Lohn bezahlen?

Hilmer.

Man muß ſich ſ[illegible]en nach der Decke. [illegible]

Friedrich.

Ja, aber die Decke iſt gar zu kurz.

Hilmer.

Lerne von mir, dich mit Wenigem begnügen.

Friedrich.

Wenn der Herr ſich mit Wenigem begnügen muß, ſo wäre es nöthig, daß der gehorſame Diener ſich mit gar Nichts begnügte.

Hilmer.

Schweige, man kommt.

Neunte Scene.

Die Vorigen. Wilhelmine. Betty.

Wilhelmine

(erſcheint in dem Anzuge einer Frau zwiſchen ſechs und dreyßig und vierzig Jahren; dieſer Anzug darf zwar nicht karrikirt, muß aber doch ſo gewählt ſeyn, daß er von dem vorigen bedeutend abweicht, damit die Illuſion dadurch wahrſcheinlich werde).

Hilmer

(ihr mit einer Verbeugung entgegen tretend).

Gnädiges Fräulein — oder gnädige Frau, ich habe die Ehre —

Betty.

Meine Gebietherinn iſt noch unvermählt.

Wilhelmine.

Ich freue mich über den Zufall, der mich eben jetzt zu meinem Bruder führte, weil er mir Gelegenheit gibt, ihn bey Ihnen zu entſchuldigen.

Hilmer (erſtaunt).

Wie? das die Tante?

Friedrich (bey Seite).

Wahrhaftig! das iſt noch ein recht appetitliches Frauenzimmer.

Betty
(leiſe zu Wilhelminen).

Nur Muth!

Wilhelmine.

Sie ſcheinen erſtaunt? darf ich ſo frey ſeyn, Sie um die Urſache zu fragen?

Hilmer.

Verzeihen Sie, mein Fräulein — ich wußte wohl, daß des Herrn Barons Schweſter noch in ihren beſten Jahren ſey —

Wilhelmine.

Ja, ich bin viel jünger als mein Bruder.

Hilmer.

Aber ich bin dennoch überraſcht, ein weibliches Weſen von dieſer Geſtalt und Grazie vor mir zu ſehen. Auf Ehre, Sie ſcheinen kaum über die Zwanzig zu zählen.

Betty
(leiſe zu Wilhelminen).

Nehmen Sie das für ein Kompliment.

Wilhelmine.

Sie ſchmeicheln, mein Herr — aber ich weiß recht wohl, welchen Werth wir auf ſolche Schmeicheleyen zu legen haben. — Ich muß wohl ſagen, die Landluſt thut mir gut.

Hilmer
(leiſe zu Friedrich).

Es iſt unglaublich wie ſich die Frau conſervirt hat.

Friedrich
(eben ſo zu ihm).

Lauter *gemachtes* Weſen. Ich wette, wenn wir ſie ſehen, bevor ſie Toilette gemacht hat, ſie zählt um zwanzig Jahre mehr.

Wilhelmine.

Meine Nichte kann leider Ihren Beſuch nicht annehmen. Sie hat mir aufgetragen Ihnen ihr Bedauern darüber zu äußern.

Hilmer.

Gnädiges Fräulein! ich bin durch Ihre Gegenwart ſattſam entſchädiget, und wenn Sie mir erlauben wollen, einige Stunden an Ihrer Seite. —

Wilhelmine.

Auf dem Lande iſt man ohne Zwang, ich werde Ihnen mit Vergnügen Ihre Stunden ſo viel als möglich angenehm zu machen ſuchen. Beliebt es Ihnen mit mir zu ſpeiſen?

Hilmer
(küßt ihr die Hand).

Ich ſpeiſe an der Göttertafel. Aber ich bin im Reiſekleide — erlauben Sie, daß ich mich umkleide.

Wilhelmine.

Betty! zeige dem Herrn ſeine Zimmer.

Hilmer.

Ich bin in wenigen Minuten wieder hier. (Im Abgehen zu Friedrich.) Friedrich, das iſt eine liebenswürdige Frau, dieſer ſanfte Ton, dieſe Beſcheidenheit! die iſt gewiß nicht kokett.

Friedrich (leiſe zu ihm).

Aber geziert, und das iſt noch ſchlimmer. (Sie gehen in jenes Gemach, zu welchem ihnen Betty die Thüre öffnet, Betty geht wieder zurück.

Zehnte Scene.

Wilhelmine. Betty.

(Beyde lachen, ſich zurückhaltend, damit ſie nicht vernommen werden.)

Wilhelmine.

Ha! ha! ha! vortrefflich! die Liſt gelang.

Betty.

Aber einen geübten Blick hat der junge Herr. — Er errieth Ihr Alter genau.

Wilhelmine.

Sprich etwas leiſer.

Betty.

Ach! — Sie hören uns nicht. Aber ſagen Sie mir, gnädige Frau, ſind Sie denn nicht ein bischen aufgebracht über die Kälte, die er gegen Sie bezeigt. — Sich nicht einmahl um Ihre Krankheit zu erkundigen, das iſt doch ſtark.

Wilhelmine.

Allerdings — aber nicht wahr Betty, hübſch iſt er?

Betty.

Nun ja, ein glattes Geſicht.

Wilhelmine.

Nein, ein männlich ſchönes Geſicht, eine würdevolle Haltung.

Betty.

Kann ſeyn.

Wilhelmine.

Und dann recht liebenswürdig.

Betty.

So? — Auch ſchon? O, weibliche Schwachheit! Nun, nun, ich ſehe ſchon, Sie werden Ihre Rache damit beginnen, ihn unter der Geſtalt der Tante in ſich verliebt zu machen. Das wäre übrigens ein Meiſterſtreich.

Wilhelmine (ſeufzend).

Eine Rache nennſt du das? Ich fürchte, ſie dürfte mir leicht zu ſüß werden. — Geh' jetzt Betty, ſieh' zu, daß wir ein gewähltes Mittagsmahl bekommen. Ich will mich indeſſen mit mir ſelbſt berathen, was hier zu thun iſt.

Betty.

Berathen? wird nichts helfen — ich glaube, das Herz hat ſchon geſprochen. (Ab).

Eilfte Scene.

Wilhelmine (allein).

Wär' es wirklich ſo? ~~(ſie hält ihre Hand~~ gegen ~~ihr Herz.)~~ Ja, ganz ſtille iſt das kleine Ding nicht. Er ſpricht gut, ſein Blick dringt tief. — Es wäre wirklich komiſch, wenn ich in dieſer ~~ehrwürdigen~~ Geſtalt ſeine Eroberung machte! — Aber wohin ſoll das führen? zu einer zweyten Heirath? Die erſte war unglücklich!. — Je nun, die zweyte kann glücklich ſeyn. — Ich kann ja auch unter dieſer Verkleidung ſein Herz genau kennen lernen. — Soll ich's wagen? — Geſchloſſen iſt der Bund bald, aber wenn das Band drückt, ſo löſ't es keine Menſchenmacht mehr auf! — J nu — verſuchen kann man's. Zeigt er ſich würdig, ſo mag er die Tante nach Hauſe führen, wo nicht, ſo macht ihm die Nichte einen Strich durch die Rechnung. Es bleibt dabey, ich fiſch' ihn meiner Nichte vom Munde weg. Steht mir bey, ihr weiblichen Waffen! du verführeriſcher Witz und du unwiderſtehliche Koketterie beugt ihn zu meinen Füßen nieder. — Wenn ich meinem Spiegel trauen darf, ſo kann mir auch in dieſer Verkleidung noch ein Sieg gelingen. — Da iſt er, geſchwind wieder in meine Rolle.

Zwölfte Scene.

Wilhelmine. Hilmer.

(Sie begrüßen ſich, und Hilmer betrachtet Wilhelminen ſchweigend einige Augenblicke.)

Wilhelmine.

Finden Sie nicht unſere Lage etwas ſonderbar? wir ſehen uns zum erſtenmahl, und ſo ganz allein und ungeſtört durch mehrere Stunden.

Hilmer.

Die beſte Gelegenheit ſich kennen zu lernen. — Was mich betrifft, mein Fräulein, ſo fühl' ich mich ſo voll Vertrauens zu Ihnen hingezogen, als ob ich Sie ſchon zehn Jahre kennte.

Wilhelmine.

Bald werd' ich Ihre Tante ſeyn, und dieſer Nahme erlaubt —

Hilmer.

Sprechen Sie ihn nicht aus, dieſen Nahmen, er ſcheint mir ganz unpaſſend.

Wilhelmine.

Schade, daß Wilhelmine das nicht gehört hat — ſie würde ſich dafür bedanken.

Hilmer (zärtlich).

O, geſtehen Sie, daß man Ihnen gegenüber Alles Andere vergeſſen kann. Ich wette, daß die Nichte weder ſo ſchön, noch ſo liebenswürdig iſt als ihre Tante.

Wilhelmine (ſich zierend).

Mein Herr, ich bin es nicht gewohnt, eine ſolche Sprache zu hören.

Hilmer.

Man ſagt es Ihnen alſo nicht in jeder Stunde hundertmahl? Gott! unter welchen Barbaren leben Sie?

Wilhelmine

(ihm einen Finger auf den Mund legend).

Pfuy, loſer Schwätzer; enden Sie! — Laſſen Sie uns lieber von meiner Nichte ſprechen. Sie ſind — ſo ſcheint es — von einer beſonderen Eigenthümlichkeit nicht unterrichtet?

Hilmer.

Wie ſo?

Wilhelmine.

Wiſſen Sie, daß ich und meine Nichte uns zum Erſtaunen ähnlich ſehen?

Hilmer.

So?

Wilhelmine.

In einem Grade, daß man ſelbſt bey der Verſchiedenheit des Alters uns manchmal verwechſelt. Aber was den Charakter betrifft, darin gleichen wir uns ganz und gar nicht. Wilhelmine findet nur Vergnügen daran, zu lieben.

Hilmer (bey Seite).

Ja, ja, das hat man mir ſchon geſagt.

Wilhelmine.

Sie hat eine unvermeidliche Sucht, ſich über die Leute luſtig zu machen. Schon ſo mancher junge Herr iſt mit dem Pfeil im Herzen und ausgelacht von der [illegible] Schönen davon gegangen. Ein Glück für Sie, mein Herr, daß Sie ſie nicht kennen lernen. Sie hätte ganz gewiß ein Mittel gefunden, ſich über Sie luſtig zu machen.

Hilmer.

O, glauben Sie das nicht, mich fängt man ſo leicht nicht. — Ich habe in dem Punkte Erfahrung. — Ich hätte ſie gewiß in die Enge getrieben.

Wilhelmine.

Iſt das ſo gewiß? Vertrauen Sie nicht zu ſehr auf ſich ſelbſt. Hundert Mittel ſtehen ihr zu Gebothe, ſie weiß den Augenblick immer zu benutzen, und verſchaffen kann ſie ſich, daß man Stein und Bein auf ihre Worte ſchwört.

Hilmer.

Nach dem zu urtheilen, was Sie mir von Ihrer Nichte ſagen, und was ich [illegible] —

Wilhelmine [illegible].

[illegible] — Sie, mein Herr, Sie [illegible] Wilhelminen Ihre Hand [illegible] —

Hilmer.

[illegible]

[illegible]

[illegible] Bande zu befreyen. Ja, gewiß, Wilhelminens Unpäßlichkeit konnte nicht gelegener kommen. — Sie wäre uns im Wege geſtanden, wir hätten unſere Herzen nicht gegeneinander ausſchütten können.

Wilhelmine.

Ich erſtaune. — Mein Herr, das, was ich Ihnen von meiner Liebe ſagte, [illegible] — [illegible] aber —

Hilmar.

O, ſprechen Sie, ich weiß noch mehr, als Sie mir von ihr geſagt haben.

Wilhelmine (betroffen).

Noch mehr?

Hilmar.

Allerdings. — Ihre Schweſter, [illegible]

Wilhelmine (lebhaft).

Mein Herr, da hat man Sie hintergangen. [illegible] aber —

Hilmar.

Nun deſto beſſer, wenn's nicht wahr iſt. — Ich [illegible]

Wilhelmine (etwas pikirt).

Das dürfte nicht schwer werden, mein Herr! — So wiſſen Sie denn, Wilhelmine iſt ſo geſund, als ich, und ihre Unpäßlichkeit iſt nur ein erdichtetes Mittel, Sie nicht empfangen und ſehen zu dürfen.

Hillmer.

So? ja, ja, ja! ſchön, ſehr ſchön! — Sie [illegible] [illegible] [illegible] das andere nicht lieben, ohne ſich je geſehen zu haben. — Das geht ja vortrefflich. Wir [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] —

Wilhelmine.

Auch ſie hat von Ihnen nicht viel Gutes ſprechen gehört. Man hat ihr geſagt, Sie ſeyen leichtſinnig, flatterhaft, verſchwenderiſch, ein [illegible] [illegible], ein ſtrenger Richter, wenn es ſich um das Urtheil über Andere handelt, und aber ein Kind gegen ſich ſelbſt.

Hillmer.

Verläumdung, mein Fräulein! Schändliche Verläumdung. — Was Wilhelmine von mir glaubt, iſt mir gleichgültig, aber Sie — Sie ſollen anders von mir denken.

Wilhelmine.

Was kann Ihnen an meiner Meinung gelegen ſeyn, da Sie nicht mein Mann werden wollen?

Hillmer (feurig).

Nein, von Ihnen darf ich nicht verkannt werden, denn eben Sie halt' ich höher, als alle Frauen dieſer Welt.

Wilhelmine.

Mein Herr!

Hillmer.

Laſſen Sie mich mein Herz vor Ihnen enthüllen. Ich habe die Frauen kennen gelernt, manchmal haben Eigenſinn und Liebenswürdigkeit einen Funken in meinem Herzen entzündet; aber bald haben Koketterie, Launen, Eigenſinn, Falſchheit das lodernde Flämmchen wieder verlöſcht. Jetzt hab' ich in Ihnen das Vortrefflichſte Ihres Geſchlechts kennen gelernt und meine Stunde hat geſchlagen. Ich lieb' es, ich wage — ich — liebe Sie heftig, innig, unausſprechlich!

Wilhelmine.

Hillmer! [illegible] [illegible] [illegible] wollen Sie Ihr Herz hinzugeben, mich auf ewig unglücklich machen?

Hillmer.

Nein, verehrte Frau. — O ſchlagen Sie mich nicht durch Kälte zurück.

Wilhelmine.

Bedenken Sie meine Jahre.

Hilmer.

Ein Herz, wie das Ihrige, altert nie.

Wilhelmine.

Ach, ich erröthe über meine Schwachheit.

Hilmer.

Was ſprechen Sie? — Ich kenne die jungen Herren zu gut, als daß es jemahls einer ſolchen hätte gelingen können, mich in ihre Garn zu locken. Eine treue, verſtändige Frau hab' ich mir ſtets gewünſcht, ich habe ſie gefunden. Mein Fräulein, Ihnen biet' ich Herz und Hand.

Wilhelmine.

Mein Herr? Sie verwirren mich.

Hilmer.

Verwerfen Sie mich, können Sie mir gut ſeyn?

Wilhelmine.

Ach, wenn Sie meine [illegible] ſchon wüßten, dann würde ich Ihre [illegible] gewiß zu [illegible].

Hilmer.

Wie — wie werd' ich der Güte Ihrer [illegible], ich ſchwör' es hier zu Ihren Füßen. (Kniet vor ihr nieder.)

Wilhelmine.

Ach, Sie kennen ſie nicht, — ſie [illegible] alles, und in ihrer Blüthe kommt — Sie vergeſſen Ihren

Schwur, ſobald Sie ihr ins Antlitz blicken; darum nehmen Sie ihn zurück, lieber Hilmer!

Hilmer (ſteht auf).

Was hör' ich? theurer Hilmer? (küßt ihr die Hand.) Dein! dein auf ewig!

Dreyzehnte Scene.

Die Vorigen. Betty. Friedrich.

Betty
(von einer Seite hereinlaufend).

Gnädige Frau! gnädige Frau!

Friedrich
(von der andern Seite hereinlaufend).

Gnädiger Herr! gnädiger Herr!

Betty
(leiſe zu Wilhelminen).

[illegible] —

Friedrich
(leiſe zu ſeinem Herrn).

Der Herr Baron von Wallheim. —

Betty (eben ſo).

Ihr Herr Vater —

Friedrich.

Da eben kommt er an.

Betty.

Er iſt ſchon im Schloßhofe.

Wilhelmine (leiſe zu Betty).

Wenn der unſer Geheimniß erführe.

Hillmer.

Was iſt Ihnen, mein Fräulein? Sie ſcheinen unruhig?

Wilhelmine.

Wirklich befind' ich mich in einer ſeltnen Lage.

Hillmer.

Darf ich fragen?

Wilhelmine (verwirrt).

Das ſchnelle Zurückkommen meines Va — meines Bruders — ſchlimme Nachrichten, — er — ich — Sie — unmöglich kann ich Ihnen in dieſem Augenblicke mehr ſagen.

Hillmer.

Ihr Bruder? warum nicht? O, ſchenken Sie mir Ihr Vertrauen.

Wilhelmine.

So wiſſen Sie denn, ich bin mit meinem Bruder ſeit einiger Zeit entzweyt, verſchiedener Meinungen — Streitigkeiten — Sie wiſſen ja wohl. Seit einem Monathe haben wir uns gar nicht geſehen, und jetzt da ich mich kaum hieher auf das Land geflüchmen, weil ich ihn abweſend wußte, und weil ich meine Nichte umarmen wollte, die ich ſehr li[illegible].

[illegible]

[illegible] Streich machen, [illegible] Gleichgewicht, [illegible] —

[illegible]

[illegible] ſthafter als [illegible] nicht ſehen, [illegible] erfahre, ich [illegible].

[illegible]

[illegible] nichts leichter, [illegible] Zimmer Ihrer [illegible] —

[illegible]

[illegible] ich zu ver[illegible] zu ſagen, [illegible].

[illegible]

[illegible] mein Fräu[illegible] —

[illegible]

Vierzehnte Scene.

Hilmer. Friedrich.

Hilmer (auf- und abgehend).

Zum Henker auch — die Spannung zwiſchen den Geſchwiſtern kommt mir ungelegen. — Wenn Fräulein von Waldheim ihren Bruder nicht ſehen will, ſo kann ſie auch nichts dazu beytragen, meine Verhältniſſe abzubrechen.

Friedrich.

Iſt ſchon Alles abgebrochen. Da die beyden Theile ſich nicht einmahl ſehen wollen, was bleibt noch übrig?

Hilmer.

Du weißt alſo ſchon?

Friedrich.

Alles. Das Kammerkätzchen hat mich beym Frühſtück ins Vertrauen gezogen. — Ja, zwiſchen Ihnen Beyden herrſcht die wahre Sympathie. Betty ſagte mir, ihre Gebietherinn habe eine unüberwindliche Abneigung gegen Sie gefaßt.

Hilmer.

O, wie glücklich bin ich! — Wenn nur der alte Herr nicht halsſtarrig iſt. — Fräulein Waldheim iſt ein Engel.

Friedrich.

Wer?

Hilmer.

Die Schweſter des Barons.

Friedrich.

Die Tante?

Hilmer.

Allerdings. — Ein herrliches Geſchöpf — zwar nicht in der Blüthe der erſten Jugend; aber welch ein ſanftes und zugleich geiſtreiches Geſicht, welch ein Blick, welche grazioſe Haltung. Meiner armen Seele, das Weib könnte mich närriſch machen.

Friedrich (bey Seite).

Iſt zur Hälfte ſchon geſchehen, wie mir ſcheint. (laut.) Alſo, gnädiger Herr! der Papa kommt, machen Sie Ihre Sache mit ihm ab, wenn's geht. Was mich betrifft, ſo halte ich mich gerne aus Spiele, und begebe mich daher in den Speiſeſaal zurück. (ab.)

Fünfzehnte Scene.

Hilmer. Baron Waldheim.

Baron
(noch von außen ſchreyend).

Wo iſt er? — wo iſt er? (tritt ein.) Ah! — grüß dich Gott, lieber Junge, umarme mich! (er küßt ihn). Teufel auch, ich hatte deinen Brief flüchtig geleſen, und falſch verſtanden, daher wollte ich noch eine zweytägige Jagd mitmachen, — Zum Glück aber iſt ſie bis künftige Wochen verſchoben worden. — Der Bothe, der mir die Nachricht brachte, kam mir damit entgegen.

Hilmer.

Ich freue mich den Freund meines Vaters, und den meinigen wieder zu ſehen. — Sie ſind noch immer der Alte?

Baron.

Immer, und werd's auch bleiben bis mir der Tod den Garaus macht. Ich eſſe, trinke, rauche, jage, und — unter uns geſagt, — ich blicke auch noch hier und da auf ein hübſches Mädchen.

Hilmer.

Alſo noch ein Sauſewind?

Baron.

Ja, gerade wie dein Vater, lieber Freund. — Ich glaube den guten Alten vor mir zu ſehen. — Wir haben miteinander gefochten, getrunken, und geliebt, und nicht einmahl das konnte uns entzweyen, daß wir einmahl alle Beyde zugleich auf einen Haſen ſchoſſen, und Jeder behauptete, *er* habe ihn getroffen. — Nun ich hoffe, du wirſt ihm gleichen, und darum gebe ich dir auch meine Wilhelmine zum Weibe, du bekommſt einen wahren Schatz an ihr, ſchön, liebenswürdig, und luſtig, wie ihr Vater. Nun, warum biſt du den ſo ſtill? — warum antworteſt du nicht? — Findeſt du ſie nicht ſo?

Hilmer.

Herr Baron!

Baron.

Vater ſollſt du mich nennen. — Junge, ich ſag' dir's, du *mußt* Wilhelminen ſchön finden.

Hilmer.

Ich zweifle nicht, aber da ich Ihre Tochter ſeit unſerer Kindheit nicht mehr geſehen habe.

Baron.

Nicht geſehen? nicht geſehen? Du biſt ja ſchon ein paar Stunden hier, was haſt du denn ſeit der Zeit gemacht?

Hilmer.

Man ſagte mir, ſie ſey unpäßlich.

Baron. [illegible]

Was unpäßlich — ich werd' ihr lernen geſund ſeyn.

Hilmer.

Indeſſen, Herr Baron, wenn es wirklich ſo iſt —

Baron.

Ey was — Ziererey. — Ich kenne das. Warte nur, warte, ich will gleich zu ihr gehen.

Hilmer.

Ich bitte, bleiben Sie — ich will nicht derangiren.

Baron.

Ta! ta! ta! — da iſt von keinem Derangement die Rede. Bleibe du da, ich eile zu ihr, und bringe ſie auf der Stelle her; — ich bin verſichert, ſie wird blühen, wie eine Roſe, und die Unpäßlichkeit iſt nur ein Vorwand — weil man vielleicht längere Zeit brauchte, um dir zu Liebe eine glänzendere Toilette zu machen. — Heraus muß ſie mir, heraus! (ab.)

Sechszehnte Scene.

Hilmer (allein).

Da geht er hin zu ſeiner Tochter, und wird ſeine Schweſter dort finden, da wird der Streit zwiſchen ihnen auf's Neue beginnen, und Alles iſt verloren. Ach, das arme Fräulein Waldheim! — wenn ſie ſich nur verſteckt hat. — — — Ich ſoll alſo meine Zukünftige ſehen? ſchön muß ſie allerdings ſeyn, da ſie ihrer Tante ähnlich ſehen ſoll. Aber mich fängt ſie doch nicht. — *Aehnlich* kann ſie ihr ſeyn, aber *gleich* nicht, o, nein! Gleich iſt dieſer Frau keine andere auf Erden. Darum ſoll ſie auch mein werden, mein, und wenn ſich zehn Brüder, und zwanzig Nichten gegen uns verſchwören ſollten.

Siebenzehnte Scene.

Hilmer. Baron Waldheim. Wilhelmine. (Wilhelmine erſcheint wieder im jugendlichen Coſtüm; ſie kommt mit ihrem Vater, der ſie am Arm führt, ſie ſcheinen mit einander im Streite begriffen.)

Baron (zu Wilhelminen).

Komm du nur, das Anſchaun koſtet nichts.

Hilmer

(bey Seite, Wilhelminens Geſtalt prüfend).

Ah, da iſt er mit ſeiner Tochter. — Nun die Geſtalt iſt ſo übel nicht.

Wilhelmine (bey Seite).

Wie wird das enden?

Baron

(dreht Wilhelminen den abgewandten Kopf gegen Hilmer).

Ziere dich nicht, blick ihn doch an! — Er iſt allerdings ein hübſcher Junge.

Hilmer

(welcher ſich jetzt Aug' im Auge mit Wilhelminen befindet, ganz erſtaunt für ſich).

Bey meiner Seele, eine außerordentliche Aehnlichkeit, aber — die Tante iſt doch noch hübſcher, angenehmer.

Baron (zu Wilhelminen).

Nun jetzt mach einmahl ein Ende, und nähere dich, du weißt, ich kann die vielen Umſtände nicht leiden. (zu Hilmer.) Nicht wahr, lieber Freund, es iſt ein nettes Stück Mädchen? ein bischen blaß iſt ſie heute, ſie leidet wirklich etwas an Migraine.

Hilmer (zu Wilhelminen).

Gnädige Frau! verzeihen Sie mir, daß ich die Urſache war, weßwegen man Sie in Ihrer Ruhe ſtörte.

Baron.

Bah! bah! keine Ceremonien, lieber Hilmer — in meinem Hauſe werden keine gemacht. (leiſe zu Wilhelminen.) Du kennſt meine Plane, und meinen Wunſch, empfange ihn gut, er iſt der Sohn meines beſten Freundes. (leiſe zu Hilmer.) Nun, was ſtehſt du denn ſo da, wie eine Bildſäule? He! he! he! hat der Blitz ihrer Augen gezündet? — Sey muthiger, ſey kecker. — Nähere dich ihr, faſſe ihre Hand, drücke ſie, ſag ihr einige Schönheiten, und das Geſichtchen wird ſich bald erheitern.

Hilmer

(ihn unterbrechend).

Haben Sie eine gute Jagd gehabt, Herr Baron?

Baron.

Was zum Henker ſchwätzeſt du da? Hab ich dir denn nicht geſagt, daß die Jagd auf die künftige Woche verſchoben worden ſey. (bey Seite.) Der arme Junge iſt ganz verwirrt. — (zu Hilmer.) Nicht wahr, hübſch iſt ſie?

Hilmer.

Ja, ja!

Baron.

Und ihre Geiſtes-Schönheiten ſollſt du erſt kennen, ihren Verſtand, ihren Witz.

Hilmer,

(als ob er es nicht gehört hätte, zum Fenſter hinausblickend).

Ihr Park, Herr Baron, ſcheint ſehr groß zu ſeyn, haben Sie viel Waſſer?

Baron.

Das glaub' ich, geht ja der Fluß durch. (laut.) Meine Tochter wird dir das Alles zeigen, lieber Eduard, ſie iſt gut zu Fuß, und ſpringt gern herum. Aber ſo rede doch mit ihr. — Ein Mann und ſo blöde — da war ich ein anderer Kerl in deinen Jahren.

Wilhelmine.

Zwingen Sie doch den Herrn nicht, lieber Vater. Sie ſehen wohl, er findet an unſerer Geſellſchaft nicht viel Vergnügen, und hat wohl vor Kurzem erſt eine angenehmere Geſellſchaft verlaſſen.

Hilmer (für ſich).

Das hat ſie errathen.

Baron.

Ah! — Ich ſehe ſchon, was ihn ſo verlegen macht. (für ſich.) Der Papa iſt bey derley Scenen immer eine überflüſſige Perſon. (laut und lächelnd.) Kinder, ich laſſ' euch jetzt allein; der ſtarke Thau, meine Büchſen ſind naß geworden, ich muß dazu ſehen, daß ſie gleich geputzt werden. — Bleibt nur da beyſammen, in einer Viertelſtunde ſuch' ich euch hier wieder.

Wilhelmine.

Lieber Vater, bleiben Sie doch.

Hilmer.

Herr Baron, warum wollen Sie uns Ihrer angenehmen Gegenwart berauben?

Baron.

Ich habe meine Urſachen, meine guten Urſachen. (leiſe zu Hilmer.) Du ſiehſt, lieber Eduard, was ich für dich thue. Du wollteſt nicht ſo unartig ſeyn mich fortzuſchicken — ich gehe ſelbſt. Jetzt lege die Büchſe an — ſchieß los, und triff, das arme Rehlein muß dein ſeyn. Allons Courage! — Der Kontrakt muß heute Abend unterſchrieben ſeyn, wenn du anders ein Burſche biſt wie dein Vater einſt war. (Ab.)

Achtzehnte Scene.

Wilhelmine. Hilmer.

(Sie ſtehen einander gegenüber, ohne ein Wort zu ſprechen, endlich ſeufzt Hilmer aus tiefer Bruſt.)

Wilhelmine

(für ſich, lächelnd, indem ſie nach Hilmer ſchielt),

Ein tiefer Seufzer! der arme Mann dauert mich.

Hilmer (für ſich).

Wie ſoll ich das Geſpräch anknüpfen? (laut, nach einer Pauſe.) Es iſt wohl recht traurig, daß Ihre Tante und Ihr Herr Vater ſich entzweyt haben, dieſer Umſtand beraubt Sie des Vergnügens, immer in Geſellſchaft Ihrer liebenswürdigen Tante zu ſeyn.

Wilhelmine.

O, wir wiſſen das ſchon ſo zu karten, daß wir doch faſt immer beyſammen ſind. Wir lieben einander ſehr.

Hilmer.

Dieſe Zuneigung iſt um ſo natürlicher, als Fräulein Waldheim eine ganz vortreffliche Frau iſt.

Wilhelmine.

Allerdings, ſie iſt viel beſſer als ich, nicht wahr?

Hilmer.

Das hab' ich nicht geſagt, gnädige Frau.

Wilhelmine.

Aber gedacht? — Und gewiß auch vor kurzem geſagt und wiederhohlt. — Hab' ich's errathen?

Hilmer.

Wie, Sie könnten glauben? —

Wilhelmine.

Entſchuldigen Sie ſich nicht; — es iſt ganz natürlich, eine Frau, die man liebt, iſt ein Engel, alle übrigen haben Fehler vollauf.

Hilmer (für ſich).

Sollte ihr die Tante vertraut haben?

Wilhelmine.

Ich kann Ihre Wahl nur billigen und loben, mein Herr, Sie lieben die Frucht mehr, als die Blüthe, und bey ſolcher Neigung ſind die Tanten den Nichten vorzuziehen.

Hilmer.

Ich verſtehe Sie nicht, erklären Sie mir dieſes Räthſel.

Wilhelmine.

Recht gerne. Meine Tante iſt ein beſcheidenes, unſchuldiges, liebenswürdiges Fräulein, Sie brennen lichterloh für ſie, und haben auch ihr Herz entflammt — das iſt die Auflöſung des Räthſels, welches ſie mir vertraut hat.

Hilmer (heftig).

O, ſo wäre ich wirklich ſo glücklich? — Ach, gnädige Frau, mißbrauchen Sie unſer Geheimniß nicht.

Wilhelmine.

Ich will Ihnen noch mehr ſagen. — Meine Tante, obſchon älter, als ich, thut dennoch keinen Schritt, ohne mich vorher zu Rathe zu ziehen. — Sie holte meine Meinung über Sie ein, und wird Ihnen, ohne meine Zuſtimmung, ihre Hand gewiß nicht reichen. Ich bin ihr Mentor.

Hilmer (lachend).

Wirklich? . . . .

Wilhelmine.

Lachen Sie nicht. — Suchen Sie lieber meine Einwilligung zu erhalten. Machen Sie mir ein bischen die Cour, damit ich eure Hände zuſammen lege. Ich ſollte freylich recht böſe auf Sie ſeyn, mein Herr, denn alle die ſchönen Sachen, die Sie von mir zu meiner Tante geſprochen haben. —

Hilmer.

Gnädige Frau — ein Scherz — ich bin weit entfernt.

Wilhelmine.

Nun, nun, ich laſſe Gnade für Recht ergehen; küſſen Sie mir die Hand.

Hilmer (thut es).

Wilhelmine.

Für einen Onkel ſind Sie mir recht, und ich muß ſchon voraus lachen, wenn ich bedenke, wie ehrfurchtsvoll ich mich gegen Sie benehmen werde.

Hilmer (lachend).

Ehrfurcht? Nun davon diſpenſir ich Sie.

Wilhelmine.

O, nein, ich bin von meiner Pflicht ganz durchdrungen. (Spottend, und eine tiefe Verbeugung machend).

Gnädiger Herr Onkel, ſeyn Sie Ihrer Nichte ein wenig gut, und würdigen Sie die Arme Ihres Schutzes und Ihrer Unterſtützung.

Hilmer.

Schutz? Unterſtützung? O, gnädige Frau, ſchenken Sie mir lieber Ihren Schutz, und verbinden Sie mich mit Derjenigen, die ich ewig und unausſprechlich liebe.

Wilhelmine.

Hu! das klingt ja ganz tragiſch. — Aber wenn ich's thue, ſo ſpiele ich wirklich da eine pikante Rolle.

Hilmer.

Sie ſind ja ſo gut, und lieben Ihre Tante ſo ſehr. Seyn Sie verſichert, daß kein Mann auf Erden ſich ſo ſehr bemühen wird, ſie glücklich zu machen, als ich. — O, wenn ich ſie jetzt ſehen und ſprechen könnte, der Augenblick wäre günſtig. Ihr Herr Vater iſt abweſend, und ſie iſt, glaub' ich, in Ihrem Zimmer — O, ich flehe Sie an. —

Wilhelmine.

Sie rühren mich, warten Sie hier, ich ſende Ihnen den Gegenſtand Ihrer Flamme hieher. — Wahrhaftig, ich nehme einen ſo lebhaften Antheil an der ganzen Sache, als ob ſie mich ſelbſt beträfe.

Hilmer.

Gnädige Frau, Sie ſind mein Engel!

Wilhelmine.

Halt, junger Herr, ein Verliebter muß nur *einen* Engel kennen, ſonſt iſt er ſelbſt ein Teufel. (Ab.)

Neunzehnte Scene.

Hilmer (allein).

Das iſt ein Weib! ich fange faſt an eine beſſere Meinung von ihr zu gewinnen. — Glücklicher Menſch, deine Wünſche gehen in Erfüllung, alles fügt ſich zu deinem Vortheile.

Zwanzigſte Scene.

Hilmer. Friedrich.

Friedrich (herbey eilend).

Gnädiger Herr, ich ſuche Sie ſchon überall.

Hilmer.

Was gibt's? du biſt ja ganz ängſtlich?

Friedrich.

Nun — der Schweiß ſteht mir auf der Stirne, wir haben mit Kobolden zu thun, und noch dazu mit weiblichen Kobolden.

Hilmer.

Was fällt dir ein?

Friedrich.

Sie zu retten, fällt mir ein, und das glaub' ich, iſt ein guter Einfall. Sie wiſſen wohl, jene Dame, für die ſich Ihr Herz ſo ſchnell entzündet hat —

Hilmer.

Nun, dieſe Dame?

Friedrich

(bläſ't in die flache Hand).

Pff! — fort iſt ſie.

Hilmer.

Du lügſt?

Friedrich.

Und die andere, die Sie nicht leiden konnten —

Hilmer.

Was iſt's mit der?

Friedrich.

Nun, die iſt gerade die nämliche, die Sie lieben.

Hilmer.

Du ſprichſt tolles Zeug.

Friedrich.

Nein, ich rede Wahrheit. — Man hintergeht Sie, es iſt außer Betty nur ein einziges Frauenzimmer hier im Schloſſe, die aber für zwey zählt, und alle dieſe zwey taugen nicht ſo viel, als eine halbe gute.

Hilmer.

Erkläre dich deutlicher, liefere mir Beweiſe, oder ich jage dich auf der Stelle fort.

Friedrich.

Fortjagen? weil ich nicht haben will, daß man meinen Herrn betrügt, daß man ſich über ihn luſtig macht, o kohlpechrabenſchwärzeſter Undank!

Hilmer.

Wer hat dir denn geſagt?

Friedrich.

Meine Ohren.

Hilmer.

Ja, die ſind lang.

Friedrich.

Aber gut.

Hilmer.

Sollte ich der Narr dieſer vorgegebenen Aehnlichkeit ſeyn?

Friedrich.

Ja, ja, ſo iſt's! Die junge Frau, nämlich die Tochter des Hauſes, trug eben ſo wenig Luſt nach Ihrem Anblicke, als Sie nach dem ihrigen, um ſich Ihnen zu verleiden, ſpielte ſie die Alte, und traf unglücklicher Weiſe eben dadurch Ihre ſchwache Seite.

Hilmer.

Welch ein Abentheuer!

Friedrich.

So glaubte ſie Ihnen eine Falle zu legen, und fiel ſelbſt hinein, denn nun brennt auch ſie lichterloh. Ich habe das alles aus dem Munde des Kammermädchens Betty, die ihrer Gebietherinn den Krieg erklärt hat.

Hilmer (entzückt).

Wär's möglich? — Sie liebte mich alſo wirklich? — O ja! ich mag' es zu hoffen — es entſchlüpften ihr einige Worte, die ich ganz zu meinem Vortheile deuten darf.

Friedrich.

Alſo Sie wollten die Alte heirathen, wenn ſie auch jung iſt?

Hilmer.

Warum nicht, ſie iſt ja ein Wunder von Schönheit, Beſcheidenheit und Verſtand.

Friedrich.

Verſtand — da liegt eben der Hund begraben. Ich glaube, ſie und Betty, Beyde haben zu viel Verſtand, um gute Frauen zu werden.

Hilmer.

Still, Friedrich, ich höre ſie — und will nun meinerſeits für ihre Verſtellung eine kleine Rache nehmen.

Friedrich.

Nun ja, hat ſich was zu rächen, wenn man bis über die Ohren verliebt iſt.

Einundzwanzigſte Scene.

Die Vorigen. Wilhelmine. Betty.

Wilhelmine

(erſcheint wieder im Coſtume der Tante; leiſe zu Betty).

Du wirſt dich ſelbſt überzeugen, wie ſehr er mich liebt.

Hilmer

(den Verlegnen ſpielend).

Ach! mein Fräulein! Mit welcher Sehnſucht hab' ich Sie erwartet.

Wilhelmine.

Meine Nichte ſagte mir, ſie habe Sie hier allein gelaſſen, und ich komme, ihre Unhöflichkeit wieder gut zu machen. — Nun? — wie haben Sie Wilhelminen gefunden? Hab ich Ihnen zu viel von ihr geſagt?

Hilmer.

O, nein! nein — Ich bereue jedes Wort, das ich vor einer Stunde über Ihre Nichte geſprochen habe. Man darf ſie nur ſehen, um von ihr bezaubert zu werden.

Wilhelmine.

Wir ſehen uns ähnlich, nicht wahr?

Friedrich (bey Seite).

Ja, ein wenig.

Hilmer (ſich ereifernd).

Zum verkennen ähnlich — nur das Alter macht noch einen kleinen Unterſchied. Wilhelmine hat noch jene Friſche, die einen unwiderſtehlichen Zauber über ihr ganzes Weſen ausgießt, und ihr alle Herzen unterjocht.

Friedrich
(leiſe zu Hilmer).

Bravo, gnädiger Herr!

Wilhelmine.

Alſo meine Nichte.

Hilmer (mit Feuer).

Ich kann, ich darf es Ihnen nicht verhehlen — ſie hat mich beſiegt, ich bete ſie an, ich raſe für ſie.

Betty
(leiſe zu Wilhelminen).

Der Menſch iſt ja ein wahrer Wetterhahn, bald dahin, bald dorthin.

Wilhelmine.

Wie, mein Herr? und die Grundſätze, welche Sie früher gegen mich äußerten, Ihr Entſchluß, kein junges Frauenzimmer zu heirathen —

Hilmer.

O, mein Fräulein! — ich denke auch gar nicht daran, ſie zu heirathen.

Betty (für ſich).

Was will er denn alſo eigentlich?

Hilmer.

Verzeihen Sie, ich bin nicht mehr Herr meiner ſelbſt — mein Kopf — mein Herz —

Wilhelmine.

Ja, ich ſehe, Ihr Herz iſt mit Ihrem Kopfe davon gelaufen.

Hilmer.

Eh' ich Wilhelminen kannte, wagte ich es, meine Wünſche zu Ihnen zu erheben — jetzt haben mich Ihre Reitze, die ich in Ihrer Nichte wieder fand, an dieſe gekettet — Nein, nein! ich werde mich gar nicht vermählen.

Wilhelmine (lebhaft).

Gar nicht?

Hilmer.

Wie könnt' ich auch zwiſchen zwey ſo vollkommenen Weſen wählen? reich' ich der Tante die Hand, ſo würde mich die Nichte haſſen — heirath' ich die Nichte, o wie ſehr würd' ich die Tante vermiſſen. Darum ſchweige gänzlich du armes Herz — du ſollſt geſpalten ſeyn, auf ewig — ich entferne mich — ich verlaſſe dieſes Schloß — noch in dieſer Minute.

Wilhelmine (leiſe).

Betty! das haben wir nicht gut gemacht.

Hilmer.

Nur Zeit und Entfernung kann meinen Schmerz lindern, heilen kann ihn nichts. — Friedrich! Pferde.

Friedrich.

Sie ſtehen ſchon bereit, gnädiger Herr!

Betty (für ſich).

Die Ungeheuer!

Hilmer.

Empfangen Sie mein Lebewohl, ſchönſte der Frauen! Bringen Sie Wilhelminen dieſe Thräne, die ich für *ſie* weine, indem ich *ihrer* gedenke. — Nie werd' ich dieſe Augen vergeſſen, die mich jetzt ſo mitleidig betrachten, es ſtrahlen mir aus ihnen zugleich

~~auch Wilhelminens Augen entgegen~~ (~~kniet vor ihr nieder und ergreift ihre Hand.~~) Laſſen Sie mich noch einmahl dieſe Hand küſſen — o, daß es mir vergönnt wäre, auch Wilhelminens Hand zu küſſen. — Die Tante lieb' ich — die Nichte lieb' ich — doch dieſe trennt mich von jener, und jene reißt mich von dieſer. — Beyde oder Keine — Eine nicht ohne die Andere — ſie ſind in meinem Herzen ineinander verwachſen, und ich kann die Eine ohne die Andere nicht herausreißen. — Ich lebe künftig nur für die Tante, indem ich nur für die Nichte athme, und mein letzter Hauch wird Wilhelmine ſeyn, indem mein Blick noch einmahl Fräulein von Waldheim zu ſehen glaubt.

Zweyundzwanzigſte Scene.

Die Vorigen. Baron (im Hintergrunde).

Baron.

Was ſehe ich?

Wilhelmine.

Gott! mein Vater! (hält den Fächer vor's Geſicht.)

Baron.

Was iſt denn das, junger Herr? ich finde Sie auf den Knien vor einer Frau, die ich nicht die Ehre habe zu kennen? Hab' ich dir darum Platz gemacht?

— Wo iſt meine Tochter? — Was will die Fremde hier auf dem Schloſſe? Warum lagſt du vor ihr auf den Knieen?

Hilmer.

Ich ſchwur ihr, ſie nicht zu heirathen.

Baron.

Deßwegen kniet man nicht nieder. (zu Wilhelmi~~nen, die ſich noch immer verbirgt~~.) Verbergen Sie ſich nicht, Madame! — Solche Damen, die daher kommen, um Unfrieden zu ſtiften, muß man kennen lernen.

Wilhelmine (lachend).

Nicht mehr, als billig, mein Herr! (ſie nimmt den Fächer vom Geſichte weg.)

Baron.

Was ſeh' ich? meine Tochter!

Hilmer.

Seine Tochter! — Ja wahrhaftig, die Aehnlichkeit iſt unglaublich, ſogar der Vater läßt ſich durch ſie täuſchen.

Baron.

Was redeſt du denn da von Aehnlichkeit?

Hilmer.

Sagen Sie ſelbſt, iſt es nicht äußerſt komiſch, daß Sie ſelbſt Ihre Schweſter für Ihre Tochter anſehen?

Baron.

Meine Schweſter? biſt du toll?

Hilmer.

Aber das thut nichts — Sie haben mir Ihre Tochter zur Frau beſtimmt, Sie haben mich zu den Füßen Ihrer Schweſter überraſcht, es gibt nur ein Mittel, Beyden Genugthuung zu geben, dieſes iſt, (indem er Wilhelminens Hand faßt.) daß ich Beyde heirathe.

Baron.

Zwey Weiber? das geht nicht.

Wilhelmine (für ſich).

Er weiß alles. (laut.) Lieber Vater! ich glaube, wir können ihm nicht verweigern, was er wünſcht, denn Beyde: Ihre Schweſter, und Ihre Nichte können zuſammen auch nur *einen* Mann haben.

Baron

(in ein lautes Lachen ausplatzend).

Ja ſo? ha! ha! ha! das iſt wieder einer von deinen Streichen, Spitzbübinn. —

Wilhelmine.

Mein letzter.

Baron.

Wir wollen's hoffen — wenigſtens laß dir nicht mehr einfallen, eine geſetzte, vernünftige Frauensperſon vorzuſtellen.

Wilhelmine (zu Hilmer).

Nun? hab' ich ſie nicht erträglich geſpielt?

Hilmer.

So gut, daß ich Anfangs ſelbſt im gänzlichen Irrthume war. — Darf ich hoffen, daß die Nichte ihre Tante überredet hat, mir Ihre theure Hand zu geben?

Wilhelmine.

Die Tante hat zwar gemeint, Sie wären ein Sauſewind, aber die Nichte ſagte ihr, Sie hätten ſich gebeſſert. — Die Tante meinte, Sie wären nicht beſtändig, aber die Nichte meinte, das wäre gar kein Mann auf Erden. — Die Tante fand einen Stein des Anſtoßes an Ihrer derangirten Kaſſe, aber die Nichte erwiederte, es käme nur auf ſie an die Kaſſe wieder zu rangiren. Da gab endlich die Tante noch, und will es auf das Zureden der Nichte mit Ihnen wagen.

Hilmer.

Wer wagt, gewinnt.

Ende des Luſtſpiels.

Emmy Teels.

Drama in drey Aufzügen.

Nach Pixerecourt.

(Aufgeführt auf dem k. k. priv. Theater an der Wien.)

Personen:

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

(Die Scene iſt in England in der Hauptſtadt einer Grafſchaft.)

Erſter Aufzug.

(Die Bühne ſtellt einen Garten vor, zur Rechten [illegible]

Erſte Scene.

[illegible]

[illegible] dem Innern des Hauſes. Emmy ſtürzt nach einer Pauſe aus demſelben, und lauft gegen die Gartenthüre, welche ſie verſchloſſen findet. In der Angſt lenkt ſie ihre Schritte gegen die Laube, erblickt die Statue Amors, verhüllt ſich weinend das Angeſicht, geht zur Rechten, und ſinkt dort, mit den Worten: Himmel! — ich werde nicht ſein Weib! auf eine Raſenbank.)

Toms
(ihr furchtſam folgend).

Verzeihen Sie mir — Mylady —

Emmy.

Lady? — dieſer Ehrennamen gebührt mir nicht, ich bin nichts als die arme unglückliche Emmy, das Opfer eines [illegible].

Toms
[illegible]

[illegible]

Emmy
[illegible]

[illegible] William!

Toms (erſtaunt).

William, ſagen Sie?

Emmy.

Heißt nicht derjenige ſo, dem dieſes Haus gehört?

Toms (ſehr betroffen).

Dieſes Haus? — Ich (bey Seite.) ich weiß nicht was ich ihr ſagen ſoll?

Emmy.

Toms! lieber, guter Toms! du haſt mir ſchon zu viel geſagt, um mir noch etwas verborgen zu halten. — Ich will die Tiefe des Abgrundes ganz kennen lernen, in welchen mich der kindliche Ungehorſam geſtürzt hat. Im Namen des Himmels beſchwör' ich dich, rede, wo bin ich, wem gehört dieſes Haus?

Toms.

Meinem Herrn.

Emmy.

Wer iſt dein Herr? Iſt's derjenige, der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]?

Toms.

Nein, der ſchöne junge Herr iſt nicht mein Herr.

Emmy.

Nicht? — nicht? — wem gehört denn dieſes Haus?

Toms.

Einem vornehmen Herrn vom Hofe des Gouverneurs. — Er ſoll alles Geheime für den Lord ſchreiben, ſagen die Leute.

Emmy.

Weh' mir!

Toms.

Ja, und dann ſagen ſie auch weiter, das ſoll nur kein kleines Haus ſeyn, er muß alſo natürlicher Weiſe ein größeres haben, und das iſt auch um ſo wahrſcheinlicher, weil er hier nicht wohnt, ſondern nur ſehr ſelten herkommt, um hier auszuruhen, und ſich zu unterhalten. Ich ſage das alles aber nur den Leuten nach, denn ich ſelbſt weiß eigentlich gar nichts; [illegible]

[illegible]

Sie iſt dieſen Morgen fortgegangen, faſt zur ſelben Zeit mit dem ſchönen jungen Herrn, den Sie William nennen. — Sie haben ſie ja geſtern Abends geſehen, wo ſie dieſes William, oder wie er heißt, Mutter vorſtellte, als er Ihnen feyerlich gelobte, Sie zur Frau zu nehmen.

Emmy.

Wie? vorſtellte ſagſt du? Sie war alſo nicht ſeine Mutter?

Toms.

Weil ich Ihnen denn ſchon Alles ſagen muß, nein! und eben ſo wenig, als der ſchwarz gekleidete Mann, in deſſen Hände William ſein Verſprechen that, eine gültige Perſon, ein Mann, oder ſonſt ein [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

Toms.

[illegible] Sie wußten vermuthlich ſchon um das ganze Geheimniß, und Sie würden wohl Ihre Urſachen haben, die Sache ſo anzufangen. — Erſt jetzt, da Sie mit ſo vieler Ungeduld Herrn William erwarteten, und einige Worte ſprachen, die Ihre Freude über ihre Verpflichtung ausdrückten, ſah' ich, daß Sie im Irrthume ſeyen, und habe Ihnen darum alles erzählt. — Aber —

ach, ach! — ich hätte wohl beſſer gethan zu ſchweigen, denn ich ſehe ſchon, da kommt nichts Gutes heraus.

Emmy.

Nimm meinen Dank, lieber Freund, du haſt mich mit meinem Unglücke ganz bekannt gemacht. — Wer iſt wohl mehr zu beklagen, als ich, die ich denjenigen verachten muß, der meine ganze Liebe beſitzt. (weinend.) Mein Freund, ich bitte, ich beſchwöre dich, öffne mir jene Thür und laß mich fliehen aus dieſem Hauſe, [illegible]

[illegible]

[illegible] das wollen Sie nicht, daß ich für mein gutes Herz mein Leben verlieren ſoll? — Erſuchen Sie mich aber geſchwinde um etwas Anders, damit Sie ſehen, wie gern ich Ihnen dienen will; nun reden Sie nur, ich ſchwöre Ihnen, es ſoll geſchehen, was Sie fordern. Ich bin ein guter Kerl, ich habe ein Herz in mir, ein dummes Ding, das ſich immer rührt, wenn ich Jemand leiden ſehe. (Zieht ſein Schnupftuch heraus, und trocknet ſich die Thränen.) Und da, in meine beyden Gucken kommt auch gleich Waſſer. — Sie ſind recht ſehr zu beklagen, das merk' ich ſchon, und wie ich Sie ſo anſehe, ſo wollt' ich meinen Kopf darauf wetten, daß Sie dieſes Schickſal nicht verdient haben. — Aber haben Sie nur Muth, weinen Sie nur nicht, ich werde Ihnen doch noch helfen können. — [illegible] Sie nur geſchwind, was ich für Sie thun kann, [illegible]

Emmy.

[illegible] — [illegible] —

Toms.

[illegible]

Emmy.

Dort unten in jener kleinen Hütte will ich dieſe Kleider von mir werfen, die ich nie hätte tragen ſollen. Geh!

Toms.

Ja, ja, ich gehe. — Tröſten Sie ſich nur ich bitte Sie — Sehen Sie das hilft nichts, und nimmt nur den Muth, und Sie, glaub' ich, haben deſſen recht ſehr nöthig. — Arme Miß, wie leid thut mir's um Sie — recht leid! ich lüge nicht — da ſehen Sie ſelbſt, daß ich nicht lüge. (Er zeigt auf ſeine thräne[illegible]er Augen und ſpricht mit bittender Geberde.) Aber nur nicht weinen! nur nicht weinen! (Er läuft ſchnell ab.)

Zweyte Scene.

[illegible] (allein.)

[illegible] ich habe mein [illegible] [illegible]hnungen mei[illegible] [illegible] Vorherſagungen [illegible] [illegible]erkannte Wa[illegible] [illegible] gehen. Thö[illegible] [illegible] ſchuldig, und [illegible] [illegible]e des würdi[illegible] [illegible] er hatte keine Gedanken, keinen Wunſch, als dein Glück, er war dein wahrer Freund, dein erfahrner Führer, dein uneigennütziger Schützer, und — Undankbare! wie haſt du ihn für alle die Wohlthaten belohnt? — Sein Alter haſt du vergiftet, denn wie kann ich es ihm verbergen, daß ich eine geheime Verbindung ſchloß, in der Hoffnung nachher ſeine Einwilligung zu erhalten, und daß dieſe Verbindung nur ein Fallſtrick war? Meine Schande muß ich tragen, denn ſie iſt mein eigenes Werk! — Und doch — Was kann ich für mein Herz, wenn's mich mit tauſend unerklärbaren Banden zu ihm zieht. Was kann aber mein Vater für mein Herz, was hat er verbrochen, daß ich auch ihn durch mich entehre? er wird ſeinem Schmerz unterliegen, und ich, ſeine Tochter, ſtürze ihn in das Grab! — Was beginn' ich? Wie entkomme ich den Verruchten? — Vater im Himmel! ſieh nicht auf mein Verbrechen, ſondern nur auf meine Noth, rette, rette, ſchütze mich!

Dritte Scene.

Emmy. Toms.

Toms (von außen).

Miß Emmy! Miß Emmy!

Emmy.

Was willſt du? hierher!

Toms

(mit Kleidern eintretend).

Geſchwind nehmen Sie dieſe Kleider und fliehen Sie in die kleine Hütte. Vom Fenſter des erſten Stockes ſah ich unſern Herrn mit Frau Lutten, und Herrn

Williams daher kommen. — Wenn Sie von ihnen nicht geſehen ſeyn wollen, ſo iſt keine Zeit zu verlieren!

Emmy (nimmt die Kleider).

Des Himmels Lohn, mein Freund! (ſie will ſich entfernen.)

Toms (hält ſie zurück).

Nur noch einige Augenblicke. Sehen Sie, Sie können in der Hütte ſich zwar eine Stunde, zwey, drey Stunden verborgen halten aber am Ende müſſen Sie doch heraus. — Wie wollen Sie nun fortkommen?

Emmy.

Ich weiß es nicht.

Toms.

Wohin wollen Sie gehen? was wollen Sie machen?

Emmy

(ihn bey der Hand faſſend).

Guter Toms, du haſt mir erſt vor einigen Minuten geſagt ich ſoll einen Dienſt von dir fordern.

Toms.

Ja, das hab ich geſagt, und ſo wahr ich ein ehrlicher Kerl bin, ich halte mein Wort. (ſehr höflich.) Alſo wollen Sie mir die Freude machen, von mir etwas zu begehren? (nimmt ſie treuherzig bey der Hand.) Liebe, liebe Miß, nun, nur heraus damit, geſchwinde, geſchwinde! was es auch ſey, es geſchieht, wenn's auch

Mühe koſtet, ich ſcheue ſie nicht. — Stellen Sie mich nur auf die Probe.

Emmy.

Weißt du die Bockſtraße? eine lange Straße, ganz am äußerſten Ende der Stadt, ſie kann nicht weit von hier ſeyn, ich ſchließe das aus der kurzen Zeit, die ich nöthig hatte, um hieher zu gelangen.

Toms.

Die Bockſtraße? — Nein, ich kenne ſie nicht; ich kenne eigentlich gar keine Straße in der Stadt, denn ſeit ich vom Lande hieher in den Dienſt gekommen bin, hab' ich ein einzigesmahl ausgehen dürfen, aber ich will die Straße doch wohl finden. Horch! man kommt. — Gehen Sie nur, gehen Sie — ich komme gleich zu Ihnen, wenn ich ein bischen Luft bekomme, um zu hören, was Sie mir zu befehlen haben.

Emmy.

Rufe nur deinen Namen, wenn du an der Thüre pochſt, denn ich öffne Niemanden, als dir.

Toms.

Schon recht.

Emmy

(entfernt ſich ſchnell zur Rechten).

Toms

(nimmt einen Rechen, und arbeitet).

Vierte Scene.

Toms (allein).

Toms! Toms! — da haſt du dich in eine Geſchichte verwickelt, die ſchlimm ausgehen kann — hm! hm! daran haſt du wohl nicht recht gethan. (Als ob er horchte, indem er ſeine Hand auf ſein Herz legt.) Ja, du haſt recht gethan, ruft's da drin — und wenn der Hammer da drin klopft, und die Stimme ſpricht, ſo hat ſie noch immer die Wahrheit geſagt. — Ich möchte der armen jungen Perſon wohl helfen, der Himmel weiß es — aber ich möchte doch auch nicht gerne Prügel bekommen, oder fortgejagt werden, das weiß der Himmel auch. — Beydes aber wird ſich ſchwerlich ſo recht in Ordnung bringen laſſen. — Ey was, komme da, was da wolle, ich hab's verſprochen, und ich will's halten. Nur friſch drauf los. — Schlechtes thu' ich nichts, und bey einer guten Handlung thut unſer Herrgott auch das Seinige.

Fünfte Scene.

Toms. Sommers. Frau Lutten. Eduard.

Lutten

(öffnet leiſe die Gartenthüre, ſieht überall herum, und ruft dann hinaus).

Nur herein, Herr Graf!

Eduard (tritt herein).

Nun Toms, was hat ſich ſeit meiner Abweſenheit zugetragen?

Toms.

Nicht viel Luſtiges, ich verſichere Sie, Sir.

Eduard.

Nun, was denn ſonſt?

Toms.

Frau Lutten war noch keine Viertelſtunde fort, ich war hier an meiner Arbeit gegangen, da hörte ich im obern Zimmer ſeufzen und ſchluchzen.

Eduard (lebhaft).

Schluchzen, ſagſt du?

Toms.

Ja, und das ganz erbärmlich. Ich lief geſchwind hinauf, um zu ſehen, was es ſey, — aber die Thür war von innen verſchloſſen, ich klopfte, man antwortete mir nicht, da war ich denn genöthigt, wieder umzukehren, ohne die Urſache zu erfahren. — Ich arbeitete wieder fort, und ſpitzte dabey immer meine Ohren. Es ſchien, es habe ſich der Kummer der armen jungen Perſon ein wenig gemildert.

Eduard (für ſich).

Arme Emmy! wenn du wüßteſt —

Toms.

Nicht lange nachher trat ſie mit einem Bündel unter dem Arme aus dem Hauſe, und befahl mir, ihr das Gartenthor zu öffnen. Ich verweigerte es, wie natürlich.

Eduard

(mit immer ſteigendem Intereſſe).

Und dann?

Toms.

Dann. —

Eduard.

Nun?

Toms.

Dann — dann iſt nichts wieder vorgegangen, ſie iſt in den Garten gegangen, und hat geſagt, ſie wolle nie mehr dieſes Haus betreten.

Eduard.

Woher dieſe plötzliche Veränderung in Emmy's Betragen?

Toms.

Sie iſt vermuthlich darüber betrübt, daß Sie nicht ſo bald wieder zurückkamen als Sie es verſprochen haben.

Eduard (leiſe zu Sommers).

Sollte ſie Argwohn ſchöpfen?

Sommers.

Das iſt nicht wahrſcheinlich.

Eduard (zu Toms).

Haſt du ihr etwa geſagt?

Toms.

Was hätte ich ihr ſagen ſollen? — ich weiß ja nichts.

Eduard.

Schon gut, geh' jetzt.

Toms (im Abgehen).

Sie merken etwas.

Eduard.

Miſtriß Lutten! ſuchen Sie Emmy auf! Suchen Sie ihr die Urſache ihres Kummers zu entlocken, und ſie zu bewegen, daß ſie wieder in's Haus zurückkehre.

Frau Lutten.

Wenn ſie ſich aber weigert?

Eduard.

So geben Sie mir Nachricht davon. Meinen Bitten widerſteht ſie nicht.

Frau Lutten (geht ab).

Sechste Scene.

Eduard. Sommers.

Sommers
(mit burſchikoſem Tone).

Wirklich! lieber Graf! ich kenne dich gar nicht mehr, wie unruhig und ängſtlich du doch biſt! — Ermanne dich, Eduard! Um was handelt ſich's denn auch eigentlich? — Um eine hübſche Dirne aus dem mindeſten Stande.

Eduard.

Baronet! ich bitte mit mehr Schonung von Emma zu ſprechen. — Ein Mädchen, das zwei Jahre hindurch gegen ihr Herz, gegen die Gewalt der Liebe, und gegen alle Künſte der Verführung gekämpft hat, verdient Achtung.

Sommers.

Ganz recht, ſage lieber, Bewunderung, ſie iſt auf jeden Fall ein Phänomen, daß man in der großen Welt ſchwer findet.

Eduard.

Ich kenne kein Weib, das mir höher ſtünde, denn ſie! Unerklärbar zog es mich zu ihr! Ich konnte nicht bedenken, nicht wählen, nur lieben. Mein Teufel — du — warfſt ſie in meine Arme! — Mein mußte ſie ſeyn, mein wäre ſie mit des Himmels Segen, wenn ich noch frey zu wählen hätte! O, warum mußte ſich die Liebe Honoria's gegen mich entflammen, warum meines Vaters Glück und Zufriedenheit in meine Hände legen, und auf ewig binden die Flügel meiner Freyheit. — Warum mußte ſich gerade hier die Liebe ſelbſt in den Weg treten? Doch, es ſey! — Gefeſſelt bin ich an meine Gelobte durch meinen Vater — durch mein unbeſonnen Wort, durch ihre Schwüre, die nur ſie zu löſen vermag. Gefeſſelt bin ich, und darum doppelt ſchuldig! Hundertmahl hab ich Emmy's ſittſames Betragen und ihre Tugend bewundert. — Wie konnte ich mich zu dieſer tiefen Hinterliſt verſtehen? (ſich ſchamhaft das Geſicht verbergend.) Sommers! ohne deinen Rath, ohne deine Hülfe wäre ich nie ſo ſtrafbar geworden.

Sommers.

Laſſe jetzt die Sittenpredigt bey Seite; es iſt nicht mehr die Zeit dazu. (lachend.) Ha! ha! ha! — Emmy gefiel dir, du konnteſt ſie nicht beſitzen, ohne ihr vor Leuten, wie wir, die ſich wenigſtens wie gültige Perſonen gebärden konnten, eine baldige Vermählung mit feyerlichen, für ihre Einfalt bündigen Worten, vorzuſpiegeln.

Eduard.

Entſetzlich!

Sommers.

Hätten wir ein anderes Mittel gehabt, wir würden's vorgezogen haben; da dieß nicht der Fall war, mußten wir —

Eduard (einfallend).

Dadurch die Tugend in Noth und Elend bringen — dieſe hätten wir ehren ſollen. — Ach! Unſchuld, Gerechtigkeit und Sitten hab' ich gemißbraucht.

Sommers.

Wahrhaftig, du biſt ein armer Narr! — die Ehre iſt ja nicht gefährdet. —

Eduard
(ſchnell einfallend).

Schweig! die Ehre beſtand zu allen Zeiten, bey allen Völkern und Klaſſen der Geſellſchaft darin, nur rechtlich und lobenswerth zu handeln, und ſich nichts zu erlauben, was dagegen iſt, und dieſe Ehre, mein Herr, darf Niemanden fehlen.

Sommers.

Ah bah! Wollte man ſo ſtrengen Grundſätzen nachhängen, ſo wäre viel zu wenig Liebeständeley erlaubt in der Welt.

Eduard.

Laß uns ein Geſpräch abbrechen, das mich verwundet, und mir meine Schuld nur noch tiefer fühlen läßt. — Wir verſtehen uns ja doch nicht. — Was du Tändeley nennſt, iſt nach meinem Gefühle eine Schändlichkeit, welche die Geſetze ſtrafen würden, ſtrafen müßten, wenn ſie ihnen bekannt wäre. — Mir, dem Sohne des Gouverneurs, eines alten würdigen Mannes, den die ganze Grafſchaft verehrt, und der in jedem Anbetrachte das Zutrauen des Königs rechtfertigt, lag es ob, ein Beyſpiel von Sittlichkeit und Achtung für Tugend und Unſchuld zu geben. — Was aber that ich? — Von einer unbändigen Leidenſchaft, für ein ſchönes, aber armes Mädchen ergriffen, ſchleiche ich mich unter einem erborgten Nahmen in ihre ſtille Wohnung. — Alles, was Lüge und Verführungskunſt erfinden kann, wend' ich an, ihr ihre Liebe zu ſtehlen. — Emmy, die reine Seele, gibt ſich in der Meinung, ihres Gleichen zu lieben, ganz dem Gefühle hin, das ich ihr einflöße, und als zwey Jahre hindurch meine feurige Leidenſchaft an ihrer ſtrengen Tugend ſcheitert, ſieht meine durch die Hinderniſſe auf's höchſte geſteigerte Begierde kein anderes Mittel, als durch ein Verbrechen ſich ſeine Beute zu verſchaffen. Ich ſetze mich dem Zorne des Fürſten, dem Fluche meines Vaters, der Verachtung meiner Braut, und der Rache der Geſetze aus — aber nur hin an's Ziel, nur hin an's Ziel!

Sommers (ganz kalt).

Klare Schwäche! — Unnöthige Reue! — Das Uebel, wenn's denn eines iſt — iſt geſchehen. — Zugegeben, daß deine Schuld groß iſt, ſo biſt du um ſo mehr verpflichtet, die böſen Folgen davon von dir abzuwenden. — Das Weſentlichſte iſt, Emmy zu beſänftigen, und die Liebe entſchuldigt ja ſo gerne ein Unrecht, wovon ſie ſelbſt die Urſache iſt. Sie wird verzeihen, das iſt in der Ordnung. — So lange ſie zu gefallen weiß, ſo lange bleibſt du ihr Schützer, dein vortreffliches Herz iſt mir Bürge dafür. — Deine Unterſtützung wird ſie auch in den Stand ſetzen, ihrem Vater in ſeinem Alter beſſere Tage verſchaffen zu können. — Recht erwogen, ſeh' ich für Emmy bey der ganzen Sache nur großen Nutzen. Ich wiederhohl' es dir, zu fürchten iſt hier nichts, als deine unſelige Schwärmerey. — Aber ſtill! — da kommt Frau Lutten, ſie ſcheint in großer Bewegung.

Siebente Scene.

Die Vorigen. Frau Lutten.

Eduard.

Nun Frau Lutten! — Iſt es Ihnen gelungen?

Lutten.

Keine Möglichkeit! Emmy hat ſich dort unten im Gartenhäuschen eingeſchloſſen, und öffnet nicht. — Auf alle meine Bitten antwortete ſie nur mit Thränen und Vorwürfen. Sie beſchuldigte William, den ſie bisher für einen redlichen Menſchen gehalten hat.

Eduard
(ſchmerzhaft lachend).

Hat ſie? — Und ich that doch ſo viel, um dieſes Vertrauen zu mißbrauchen.

Lutten.

Sie ruft weinend den Nahmen ihres Vaters.

Eduard.

Unglückliche! — ich eile —

Sommers (hält ihn zurück).

Wo willſt du hin?

Lutten.

Erlauben Sie mir zu ſagen, Herr Graf! daß Ihr Anblick die Ueberſpannung ihres Geiſtes nur noch vergrößern wird.

Sommers.

Gewiß. — Höre mich an, lieber Eduard! Dein Dienſt ruft dich nach Hofe. — Laß uns Beyde allein hier. — Wir werden das Gewitter abzuleiten verſuchen. Bey den Weibern braucht man nur die Zeit abzuwarten. — Endlich muß ſich die ſchöne Schwärmerinn doch zeigen. Wir wollen den erſten Ausbruch ihres Zorns aushalten, ohne ein Wort dagegen zu ſagen, und dann ihr Vernunft predigen, und beweiſen, daß ihr eigenes Intereſſe, die Ruhe ihres geliebten Vaters es fordern, jede Oeffentlichkeit zu vermeiden.

Eduard.

Aber was wird die Arme von meiner Entfernung denken? — Wird dieſe nicht ein neuer Beweggrund ihres Kummers werden?

Sommers.

Im Gegentheile, wir werden zu deinen Gunſten ſprechen, ihr ſagen, daß von Reue und Gewiſſensbiſſen gefoltert, du es nicht wagſt vor ihr zu erſcheinen. — Durchdrungen von deinem Gefühle für Recht, gerührt von deiner Verzweiflung, wird ſie deren Folgen fürchten, und die Liebe wird ihrem Schmerze Schweigen auferlegen, um den deinigen nicht noch zu vergrößern. Sobald wir ſie in dieſe Stimmung gebracht haben, werden wir dich davon benachrichtigen.

Du kömmſt, wirfſt dich ihr zu Füßen, und flehſt um Vergebung, die dir nicht lange verweigert werden wird. Geh' getroſt, und baue auf meine Erfahrung und Freundſchaft.

Eduard.

Aber ich bitte euch, wendet bey der Armen ja keine ſtrengen Mittel an, nur Ueberredung und Sanftmuth.

Sommers.

Nun ja, ja! — ſey nur ruhig!

Eduard.

Und gebt mir gleich Nachricht.

Sommers.

Sobald es möglich ſeyn wird.

Eduard.

Bedenkt, — daß ich dieſe Angſt nicht lange ertragen kann. — Eine unwiderſtehliche Leidenſchaft hat mich irre geleitet, ich war meiner ſelbſt, und deſſen, was recht iſt, nicht mehr bewußt, nun ich aber mein Bewußtſeyn wieder gewonnen, erkenne ich die Größe meines Verbrechens, welches ſchwer auf meiner Seele laſtet. — Ja ich fühl' es, ohne Emmy's Verzeihung, ohne ihre Liebe könnt' ich nicht leben.

Sommers.

Geh' nur Schwärmer, ich bürge dir für beyde.

Eduard

(geht durch die Gartenthür ab).

Achte Scene.

Sommers. Frau Lutten.

Sommers

(zieht den Schlüſſel zur Gartenthür ab).

Wenn man belagert werden ſoll, ſo iſt es gut, ſich aller Eingänge zu verſichern.

Lutten.

Dem Himmel ſey Dank, ich athme wieder! Der junge Herr hat mir völlig bange gemacht. — Seine Entfernung war durchaus nothwendig. Wenn er Emmy erſt geſehen hätte, wenn er Zeuge ihres Schmerzens geweſen wäre —

Sommers.

Aber woher kommt dieſe ſchnelle Veränderung? Hätte Toms vielleicht geplaudert?

Lutten.

Ey bewahre, er iſt ein guter, treuer, verläſſiger Junge, und würde fürchten, ſeinen Dienſt zu verlieren, wenn er gegen Ihr Verboth handelte. — Das

Täubchen iſt noch nicht lange aus dem Vaterhauſe, da ängſtigt es ſich gleich über die Abweſenheit des Grafen, ſchafft ſich Ideen, Gott weiß welche! und verbringt ein Gejammer, daß es mich ſelbſt bald erweicht hätte.

Sommers.

Erweicht, Lutten, ſprechen Sie nicht ſo unbeſonnen, wollen Sie, daß uns die junge Perſon ein öffentlich Scandal hier mache? das eben müſſen wir verhüten. — Bedenken Sie nur, was wir ſonſten auf's Spiel ſetzten? Was wir auf der andern Seite gewönnen — große Summen —

Lutten.

Wenn wir dem Grafen Emmy's rechtlichen Beſitz erwirken — und das —

Sommers.

Gilt gleich! — drum, Lutten, thun Sie blindlings, was ich Ihnen rathe! Mich freut es, den Grafen ſo unvermerkt in unſer Garn taumeln zu ſehen. Einzelne Gewiſſensblitze ſind nur die letzten Strahlen ſeiner untergehenden Sonne, bald iſt es Nacht auf ſeiner Hemiſphäre — und auf unſrer hebt der lichte Tag an. Wir müſſen Emmy ſorgfältig hüthen — und wir können es. Das Haus dort ſteht ſo einſam. Was wäre noch zu beſorgen? Mag ſie ſchreyen, kein Menſch wird ſie hören.

Lutten.

Wenn ſie ſich nur nicht etwa gar ein Leid anthut?

Sommers.

Bah! bah! dazu wollen wir ihr ſchon die Mittel nehmen.

Neunte Scene.

Die Vorigen. Toms.

Toms

(kommt von der rechten Seite, er erblickt die beyden Anweſenden, und kauert ſich horchend von einem Strauche zu dem andern).

Sommers (fortſprechend).

Wir ſchließen ſie im Innerſten des Hauſes ein, in dem kleinen Stübchen unter der Küche zum Beyſpiele, ſchließen Thür und Balken hinter ihr zu, und warten ruhig ab, bis das Ungewitter vorüber iſt.

Lutten.

Ja, wenn ſie uns nur hineingeht.

Sommers.

Ha! ha! es wird doch noch Mittel geben, ein ſchwaches Mädchen zu zwingen. Um jeden Preis müſſen wir verhüten, daß die ganze dumme Geſchichte nicht in der Leute Mäuler kommt. — Der empfindſame

Eduard würde in den Ergießungen ſeiner Zärtlichkeit wohl dem Zorne ſeines Vaters, und ſeiner Braut ſich kühn entgegen ſtellen, das weiß ich, aber ich, ſein Freund, ruhiger und vorſichtiger, als er, darf es gar nicht ſo weit kommen laſſen. Muth, Frau Lutten, Muth! laſſen Sie uns dem Feinde entgegen gehen! ha! ha! ha! er iſt ja nicht ſo furchtbar, als Sie glauben.

Lutten.

Nun, wollen's ſehen. — Möge der Himmel die ganze Geſchichte zum Beſten lenken.

(Beyde entfernen ſich zur Rechten.)

Zehnte Scene.

Toms

(allein hervortretend).

Hu! was hab' ich gehört? Sir Sommers — er iſt zwar mein Herr, aber ich muß es geſtehen, — zu den bravſten gehört er nicht — der könnte ſo in einer ruhigen Familie alles hübſch unter einander bringen! — Was ſag' ich, Familie, drey ſolche — verzeih' mir's Gott — vergiften eine ganze Stadt. — Und die Frau Lutten da, die ich für eine Verwandte vom lieben Himmel angeſehen habe, ſo gute Geſichter weiß ſie zu machen, und ſo ſüß weiß ſie zu ſprechen — hat auch kein Herz, die Alte. — Der Himmel verzeih' mir mein Fluchen! — Als ſie nach unſerm Dorfe kam, und mir ſo ſchöne Sachen vormachte, da meint' ich nicht anders, als ich käme in ein kleines Paradies. — Komm nur, ſagte ſie, du erhältſt einen Dienſt, wo du nichts anders zu thun haben wirſt, als alle Wochen einmal die Wege eines kleinen engliſchen Gartens zuſammen zu rechen. — Schöner, engliſcher Garten das, ein teufliſcher Garten, ja! — Die Wege zikzak, kein einziger Obſtbaum, lauter Kräuter, die zu nichts nütze ſind, und Blumen von der andern Welt, die ſchöne Farben haben, aber nicht riechen. (den Kopf ſchüttelnd.) Ich ſeh' es ſchon ein, für einen dummen Kerl haben ſie mich gehalten, der ſo ruhig forttappt in der Welt, und ſich das Krumme für Gerade vorſpiegeln läßt. — Nein! nein! alle Wetter! — der Toms hat von Jugend auf gleich gemerkt, wenn etwas nicht recht war, und hat das Schlechte nie leiden können. — Wartet nur, euch wird er ſchon auch noch durch den Sinn fahren. — Die arme Miß Emmy hat mir genau beſchrieben, wo ich in der Stadt hingehen ſoll, um ihr Hilfe zu verſchaffen, und das will ich auch. — Nein, nicht will — das muß ich, das muß ein jeder rechtſchaffener Kerl. (geht gegen die Thür.) Was ſeh' ich? — die Thüre verſchloſſen, und den Schlüſſel haben ſie abgezogen? Was mach' ich jetzt? Fort muß ich! — (nimmt ſein Mützchen ab.) Lieber Herr Gott! hilf mir hinaus, der Satan hat mir hereingeholfen, ich kann nichts dafür. Man kommt! (er verbirgt ſich unter dem Geſträuche.)

Eilfte Scene.

Sommers. Frau Lutten. Emmy.

Emmy

(in einfachen Kleidern des niedern Standes lauft aus der Scene, Sommers vor ihr, Frau Lutten hinter ihr, ſuchen ſie zurückzuhalten).

Ich muß fort! (lauft gegen die Thüre.)

Sommers

(ſtellt ſich vor die Thür mit affektirter Sanftmuth).

Nur noch einige Augenblicke noch, Liebe!

Emmy.

Auf der Stelle!

Sommers.

Erlauben Sie —

Emmy.

Zurück! ich will dieſes entſetzliche Haus und euern noch entſetzlicheren Anblick fliehen.

Sommers.

Hören Sie mich nur —

Emmy.

Mann ohne Glauben! was haſt du mir zu ſagen? Erſinnſt du vielleicht eine neue Frevelthat? — Geh', ich weiß alles. Hoffe nicht mehr, mich zu hintergehen. Ich verachte dich!

Sommers (bey Seite).

Woher weiß ſie —

Lutten.

Beruhigen Sie ſich, ſchöne Emmy!

Emmy.

Und du? nie hatte ich geglaubt, daß eine Frau zu ſolchen Niederträchtigkeiten gegen ein ſchwaches Mädchen die Hand biethen könnte. — O, des herrlichen Sieges! des ruhmvollen Triumphes! — Seyd ſtolz darauf, Eure ſchändlichen Rathſchläge haben Williams Herz vergiftet, dieſes treue, tugendhafte Herz! ja, das war es, denn wie könnte man zwey Jahre hindurch die Larve der Heucheley tragen? Euer noch ſchändlicherer Beyſtand hat ein armes, einfaches, unerfahrenes Geſchöpf in eine Falle gelockt, die ſie nicht ſehen konnte. Man kann ſich vor Feinden hüten, gegen Straßenräuber vertheidigen, aber ohne Mißtrauen folgt man dem Manne ſeiner Wahl, und denjenigen, welche ſich ſeine Freunde nennen. — Ich bin ihnen gefolgt, und wo ſteh' ich? — am Rande der Verzweifflung. — Ihr habt mich in den Abgrund geſtoßen, Ihr habt meinen Vater getödtet, und was hab ich Euch denn gethan, daß Ihr ſo grauſam gegen mich handelt? — Ihr kennt mich ja kaum — was gewinnt Ihr durch dieſe entſetzliche That? — Das barbariſche Vergnügen über meinen Fall zu lachen, und die Liſte Eurer Opfer zu vermehren?

Sommers (kalt).

Wozu ereifern Sie ſich?

Emmy.

Ja, ja! Sie haben recht, mein Herr! Eine Gefangene bin ich hier! — und zwar gegen alles Recht — aber doch gefangen, verlaſſen von demjenigen, der mein Unglück gemacht hat, was bleibt mir anderes zu thun, als die Großmuth meiner Gefangenwärter anzuflehen. (ſie wirft ſich zwiſchen Sommers und Frau Lutten auf die Knie.) Wohlan, ich flehe ſie an, Eure Barmherzigkeit, auf meinen Knien! (ſie weint laut.) O, verweigert mir ſie nicht, laßt mich zurückkehren zu meinem Vater, er iſt alt, blind, ohne Hilfe, er beſaß keinen andern Reichthum, als ſeine Tochter. O, ſchenkt mir meine Freyheit, erlaubt mir, aus Schmerz und Scham, zu den Füßen dieſes ehrwürdigen Greiſes zu ſterben.

Sommers.

Erwarten Sie die Rückkunft Williams.

Emmy.

Wenn ich auch einwilligte, ihn noch einmal zu ſehen, hier dürfte es nicht ſeyn. (zurückſchaudernd.) Hier nicht — O, laßt mich fort!

Sommers.

In dieſem Zuſtande? unmöglich!

Emmy.

Ihr habt mich in dieſem Zuſtand verſetzt, ich bitte Euch!

Sommers.

Beruhigen Sie ſich doch nur —

Lutten.

Nehmen Sie einige kühlende Getränke.

Emmy.

Ich will nichts von Euch.

Lutten

(faßt ſie bey der Hand)

Kommen Sie in das Haus.

Emmy.

In dieſes Haus nie mehr.

Sommers.

Geben Sie der Vernunft nach! (er faßt ſie ebenfalls bey der Hand.)

Emmy

(ſchreyend, und ſich wehrend).

Zurück von mir, eher will ich hier ſterben. — Vater der Unſchuld! haſt du mich denn ganz verlaſſen? Vater! Vater! wo biſt du? Hörſt du das Geſchrey deiner unglücklichen Tochter nicht?

Sommers.

Nun iſt's genug, gehorche Widerſpenſtige! (während Frau Lutten ſich bemühet, Emmy in's Haus zu ziehen, verhält ihr Sommers den Mund, um ſie zu hindern, daß ſie ſchreye. Sie ſind ſchon bis an die Schwelle des Hauſes gekommen, da klopft es an der Gartenthür. Sie halten an, und horchen. Kein Laut. Emmys Geſicht drückt Hoffnung aus. Noch zwey ſtärkere Schläge an die Gartenthüre.)

Richard Tells (von außen).

Aufgemacht!

Sommers.

Ha! was iſt das?

Emmy (bey Seite).

Guter Toms! hilf mir!

Richard (von außen).

Im Namen des Gouverneurs, aufgemacht!

Sommers (betroffen).

Des Gouverneurs?

Richard.

Oeffnet, oder wir ſprengen die Thüre!

Sommers

(gibt Frau Lutten die Schlüſſel).

Wir müſſen öffnen!

Lutten

(geht die Thüre zu öffnen).

Zwölfte Scene.

Die Vorigen. Richard.

Emmy

(ſtürzt zu den Füßen des Vaters).

Beſchütze mich, mein Vater!

Sommers und Frau Lutten.

Ihr Vater?

Richard

(ſie mit einer Hand haltend, mit der andern Sommers von ſich abwehrend, von dem er glaubt, er nähere ſich).

Fürchte nichts, mein Kind!

Sommers.

Tollkühner! du wagſt es den Namen des Gouverneurs zu mißbrauchen — um hier einzudringen?

Richard.

Dieſer achtungswerthe Namen kann nicht beſſer gebraucht werden, als wenn es geſchieht, um ein Verbrechen zu verhindern. Er ſelbſt würde dieſe unſchuldige Liſt billigen, wenn er wüßte, daß dadurch eine Tochter ihrem Vater wieder gegeben würde.

Sommers

(ſtößt Richard zurück).

Auf der Stelle entferne dich!

Richard.

Das will ich, aber nur mit meiner Tochter. Komm, mein Kind!

Sommers

(zur Frau Lutten).

Sucht die Thüre zu verſchließen!

Lutten

(geht um dieſen Befehl zu vollziehen).

Sommers

(tritt zu Richard, faßt ihn feſt, und ſpricht).

Ihr geht nicht von hier!

Dreyzehnte Scene.

Die Vorigen. Toms.

Toms
(ſpringt aus einem Gebüſche hervor, und faßt Sommers).

Er wird aber gehen!

Sommers.

Was will der Spitzbube?

Toms.

Der Spitzbube will Sie an einem Spitzbubenſtreiche hindern, und wird ihm mit der Hilfe des Himmels auch gelingen.

Sommers.

Elender! ich will dich lehren. (er zieht ſeinen Degen.)

Toms
(entreißt ihm den Degen, wirft ihn weit weg, und bereitet ſich dann zum Boxen).

Gleiche Waffen, wenn's beliebt?

Sommers (wüthend).

Ha!

Toms.

Der Klügere gibt nach. — Sie ſind der Klügere, und werden nachgeben, denn Sie wiſſen ja, wenn die Sache unter die Leute käme, das würde keine Roſen tragen.

Sommers.

Das iſt zu viel!

Emmy.

Toms! wie ſoll ich dir danken? — denn du warſt es, der meinen Vater —

Toms.

Freylich war ich's.

Lutten.

Wie iſt der Burſche hinausgekommen?

Toms.

Ha! ha! über die Mauer dort. — Euch hält nichts zurück, etwas Böſes zu thun, und den Toms ſollte ein ſo niederes Mäuerchen zurückhalten was Gutes zu thun? — Ey bewahre — Mit reinem Herzen — Hups! — iſt man drüben.

Lutten.

Warte Burſche, dein Herr wird dich dafür belohnen.

Toms.

Mein Herr? — Ich habe keinen Herrn mehr.

Ich will nicht in Dienſten ſtehen, um — zu — verzeihen Sie mir, aber es muß heraus — um zu Schlechtigkeiten zu helfen. — Ich gehe wieder auf mein Dorf zurück. (zu Richard.) Braver Mann! entfernt Euch nun mit Eurer Tochter.

Sommers

(ſtellt ſich vor die Thüre).

Ich werd's nicht dulden, bis Williams —

Toms

(faßt Sommers, und zieht ihn auf die Bank, wo er ihn feſt hält).

Ey was? das müßt Ihr dulden. — Nun fort, alter Herr! — beſorgt nichts — er darf ſich nicht rühren.

Richard.

Der Himmel wird es dir lohnen.

Toms.

Iſt ſchon geſchehen! — Lebt wohl! (indem Toms Sommers feſthält, und Frau Lutten ſprachlos da ſteht, gehen Richard und Emmy fort, und der Vorhang fällt ſchnell.)

Zweyter Act.

(Die Bühne ſtellt ein ärmliches Gemach in Richards Wohnung vor. Im Hintergrunde eine Thüre mit einem Fenſterchen, zwey Seitenthüren. Jene zur Linken führt in Richards; iene zur Rechten in Emmys Kammer. Ein Tiſch. Zwey Stühle.)

Erſte Scene.

Emmy. Richard. Toms.

Emmy

(öffnet die Thüre, und tritt die erſte ein).

Stiller Aufenthalt, wo ich zwanzig Jahre hindurch nur die Unſchuld und den Frieden kannte — o, hätt' ich dich nie verlaſſen! (ſie ſetzt ſich traurig zur Rechten nieder.)

Richard

(tritt, vom Toms geführt, ein, dieſer leitet ihn zu einem Stuhle, wo er ſich niederſetzt).

Dem Himmel ſey Dank, da ſind wir!

Toms

(wiſcht ſich den Schweiß von der Stirne).

Ja, es hat ein bischen Mühe gekoſtet!

Richard.

Du biſt ein braver Burſche, ich danke dir in meinem und meiner Tochter Namen.

Toms.

Iſt gerne geſchehen.

Richard.

Dü wirſt jetzt deinen Dienſt verlieren?

Toms.

War mir ohnedieß nicht anſtändig.

Richard.

Du bleibſt bey uns, bis du einen neuen geſunden haſt.

Toms.

Ach, Sie ſind gar zu gut, Herr Richard! Aufrichtig zu reden, lieb iſt's mir wohl, wenn ich einige Tage da bey Ihnen bleiben kann; denn, (ſehr fröhlich ſeine Taſchen umkehrend.) ha! ha! ha! da iſt alles leer, ich habe, bey meiner Treue! keine Penſe — die dort wären mir freylich nöch drey Monathe Lohn ſchuldig, aber ich ſchenke es ihnen, ich mag kein Geld, was vielleicht, wer weiß wie verdient iſt. — Hingegen muß ich aber doch noch, denn meine paar Kleidungsſtücke und mein bischen Wäſche kann ich ja doch nicht im Stiche laſſen, nicht wahr, Herr Richard?

Richard.

Freylich wohl, aber ſie werden dich ſchlimm empfangen, lieber Junge!

Toms.

Wird mir eine Ehre ſeyn.

Richard.

Wenn ſie dir nur nichts zu Leide thun.

Toms

(ſtreift ſich die Hemdeärmeln wie zum Boxen auf).

Nun, da ſoll mir Einer kommen! Laſſen Sie nur mich machen, Herr Richard! — ich fürchte mich nicht, auf der Stelle geh' ich hin, und bin bald wieder zurück. (ab.)

Zweyte Scene.

Richard. Emmy.

Richard.

Emmy!

Emmy.

Mein Vater!

Richard.

Komm her zu mir! Unſere Flucht ging ſo ſchnell, daß ich dir noch gar keine Erklärung abfordern konnte. — Ich kann nicht begreifen, wie es zuging, daß ich dich heute in einem wildfremden Hauſe fand, da du doch geſtern Abends fortgingſt, um bey deiner kranken Baſe die Nacht über zu wachen?

Emmy.

Vergib mir, mein Vater! aber ich bin noch ſo bewegt —

Richard

(hebt ſeine Hand, ſucht Emmys Geſicht, welche neben ihm ſteht, und ſtreichelt ihr die Wange).

Armes Kind, wahrhaftig, deine Wange glüht. — Iſt dir nicht wohl?

Emmy.

Erlaube mir jetzt auszuruhen. Heute Abend ſollſt du Alles erfahren. (bey Seite.) Heute Abend wird mein Schickſal beſtimmt ſeyn.

Richard.

Warum bis zum Abend warten, wenn dein Zuſtand meines väterlichen Rathes bedarf? Wer kann dir einen beſſeren, wohlgemeinteren ertheilen, als ich? Wo findeſt du einen ſicheren Führer, als die Erfahrung, und das Herz deines Vaters? — Bedenke Emmy, daß oft von einem Augenblick viel abhängt. Rede gleich, meine Tochter!

Emmy

(küßt ihm dankbar die Hand).

O, mein guter Vater! (bey Seite.) Was ſoll ich ihm ſagen? (ſie ſeufzt.)

Richard.

Du ſeufzeſt? haſt du Kummer? — Oeffne mir dein Herz! Sollte William? (er horcht, ſie bey der Hand nehmend.) Du zitterſt, mein liebes Kind! — Du weißt wohl, der Mahler hat ſich wider meinen Willen bey uns eingeſchlichen. Es iſt immer gefahrvoll, wenn ein junges, unerfahrnes Mädchen einen Mann öfters ſieht, und mit ihm Umgang pflegt, der ihr im Leben nicht ganz gleich ſteht. — Je unſchuldiger ſie iſt, deſto empfänglicher iſt ſie für Gefühle, welche dann das Unglück ihres ganzen Lebens machen können. Ich habe mir in dieſer Hinſicht nichts vorzuwerfen; ich habe dich gewarnet, gebeten, allein du haſt meine Gründe beſtritten. — Unerklärbar, geſtandeſt du mir, ziehe es dich zu ihm, die Glut ſeiner Wangen verrathe dir ein Gefühl in ihm, das allein im Stande wäre, deinem Gefühle zu genügen. Du ſagteſt, er ſey gut, redlich, mildthätig! Wohl hat dir William vortheilhafte Auswege für deine weiblichen Arbeiten zu verſchaffen gewußt, da glaubteſt du denn — ich weiß es wohl mein gutes Kind — mir beſſere Tage dadurch verſchaffen zu können. Du ſahſt in ihm nur einen Helfer in der Noth; ich aber ſah einen Liebhaber, und ſuchte den jungen Mann zu entfernen. Schon glaubte ich, es ſey mir gelungen, aber ich weiß wohl, ſeit einigen Tagen wählt er zu ſeinem Beſuche die Zeit, wo ich ſchlummere, oder draußen unter der Linde mein Pfeifchen ſchmauche; dieſe Beſuche haſt du mir verſchwiegen, Emmy, und das hätteſt du nicht thun ſollen. — Ein junges Mädchen, das ihren Vater auch nur einen Schritt verbergen zu müſſen glaubt, iſt ſchon auf dem Wege zu Unbeſonnenheiten.

Emmy (für ſich).

O, nur allzuwahr!

Richard.

Sage mir, mein Kind, was haſt du denn vom William? Ich liebe dich zu ſehr, als daß ich dich je mit einem Manne vereinigen könnte, deſſen Leben, Sitten, und Familie mir gänzlich unbekannt ſind. Was du übrigens ſagſt, kann hier nichts gelten, denn du ſiehſt mit verblendeten Augen, und ein Verführer weiß alle Farben und Geſtalten anzunehmen. Und wenn er wirklich jetzt gut und liebevoll iſt, biſt du überzeugt, daß er's auch dann ſeyn wird, wenn du ſein Weib biſt? Der Tod wird mich vielleicht bald von dir trennen, mein liebes Kind, und du bleibſt dann ohne Schutz, ohne Vertheidigung in der Gewalt eines Fremden. — Wer bürgt dir für ſeine Liebe, für ſeine Sittlichkeit, Häuslichkeit? — Wo ſuchſt du Hilfe? Armes Kind, du wäreſt durch eine ſolche Vereheligung nicht einmal das Mitglied einer honetten Familie geworden, die dich vor ſeinen Ungerechtigkeiten ſchützen, und über deine Leiden tröſten könnte. Emmy! laß mich mit dem ſüßen Bewußtſeyn hinüber ſchlummern, daß der Gegenſtand alles meines Denkens und Wünſchens, daß diejenige, der ich ſeit zwanzig Jahren mein Leben gewidmet habe, nicht aus Ungehorſam ſich ſelbſt in's Unglück geſtürzt habe!

Emmy (für ſich).

O Himmel! wie ſtrafbar bin ich!

Richard.

Da nun dieſe Bekanntſchaft dir nichts Gutes für die Zukunft verſpricht, ſo iſt es deine Pflicht, ſie abzubrechen, meine Tochter.

Emmy.

Sie abzubrechen?

Richard.

Und nicht wahr, du wirſt es thun, meine gute Emmy?

Emmy.

Ach, mein Vater, ich —

Richard.

Sey mein gutes, kluges Mädchen, dein alter Vater bittet dich, verweiſe dieſen Menſchen aus deiner Nähe und aus deinem Herzen, beyden iſt er gefährlich. — Er war vermuthlich dort in jenem Hauſe, wo ich dich fand.

Emmy.

Verzeihung, mein Vater! dieſen Abend ſollſt du Alles erfahren.

Richard.

Ich hoffe, der Zufall hat Alles gethan, und ich werde dir nichts vorzuwerfen haben?

Emmy (für ſich).

Wollte Gott!

Dritte Scene.

Die Vorigen. Toms.

Toms.

Da bin ich ſchon wieder. — Ich habe Niemanden zu Hauſe gefunden.

Richard.

Führe mich in meine Kammer Emmy! ich muß ein wenig ausruhen. (er ſteht auf.) Toms! meine Tochter wird dir hernach das kleine Kämmerchen zeigen, das du indeſſen beziehen kannſt. Ich wünſchte dich beſſer beherbergen zu können.

Toms.

Ey Vater Richard, bey Euch iſt's überall gut.

Richard

(von Emmy geführt in die Kammer zur Linken ab).

Toms

(ſieht ihnen nach).

Vierte Scene.

Toms (allein).

Wie traurig ſie iſt, die gute Miß! Ach! es wäre vielleicht noch ſchlimmer, wenn der Vater wüßte — aber ich will mich wohl hüten, auch nur ein Wort fallen zu laſſen; denn erſtens geht mich die ganze Geſchichte eigentlich nichts an, und zweytens, warum ſoll ich die arme junge Perſon denn noch unglücklicher machen, als ſie ohnedieß ſchon iſt, und drittens? — drittens? — nun drittens *will* ich nichts ſagen.

Fünfte Scene.

Toms. Emmy.

Emmy
(tritt nachdenkend aus der Kammer).

Wie wird dieſer Tag ſich enden?

Toms.

Miß, wenn ich Ihnen noch einen Dienſt erweiſen kann, ſo befehlen Sie.

Emmy.

Ja Toms, du könnteſt, aber du wirſt dich wohl ſcheuen, noch einmahl in den Ort zurück zu kehren.

Toms.

Scheuen? — ich? — warum denn? Ich glaube, die dort haben wohl mehr Urſache vor mir die Augen nieder zu ſchlagen, als ich vor ihnen.

Emmy.

Wohl, mein Freund! ſo geh, und ſuche mir die Wohnung Williams auszukundſchaften, ich will einen Brief ſchreiben, den du ihm bringen ſollſt.

Toms.

Schon recht Miß. Schreiben Sie ihm nur geſchwinde den Brief, ich werde bald wiſſen, wo Sir William wohnt. (lauft ab.)

Sechste Scene.

Emmy (allein).

(ſie geht langſam zu dem Tiſch, indem ſie ein paarmahl nachdenkend ſtehen bleibt, ſetzt ſich dann nieder, und ſchreibt.) „William Ehe ich zu einem verzweifelten Mittel ſchreite, will ich dich noch ſehen. — Erſt, wenn dein Mund mir die ſchreckliche Nachricht beſtättigt, will ich ſie glauben. — Man hat dich verleumdet nicht wahr, mein William? Komm ſchnell, und überzeuge mich davon; komm, und trage dieſen Frieden wieder in dieſes Haus. Was wär' ich, wenn man mir die Wahrheit geſagt hätte? Und was würde aus meinem Vater, wenn ich ihm entdecken müßte, — zwey Weſen würdeſt du in das Grab ſtürzen, denen du ſo oft eine fröhliche, glückliche Zukunft verſprochen haſt. William! ich kann, ohne meine Liebe zu dir, nicht mehr leben, aber auch meine Liebe kann nicht beſtehen, ohne Achtung. — Komm alſo, komm! und beweiſe mir, daß du noch immer beyde verdienſt. Deine, bis in den Tod getreue Emmy.“ (ſie faltet, und ſiegelt den Brief.)

Richard
(in ſeiner Kammer).

Emmy!

Emmy.

Was befiehlſt du, mein Vater!

Richard (wie oben).

Man hat an der Hausthüre geklopft.

Emmy.

Glaubſt du? (für ſich.) Wenn er's wäre? (ſie ſteht auf, die Hand gegen ihr Herz preſſend.)

Richard (wie oben).

Jetzt noch einmahl, ſieh' zu, wer's iſt?

Emmy

(geht zur Thüre, und ſieht durch das kleine Fenſter).

William!

Richard.

Nun, nicht wahr?

Emmy.

Ja, mein Vater! (zitternd, und ſich nur mit Mühe aufrecht haltend, geht ſie gegen die Thüre, und ſpricht dort an der Schwelle mit Richard, der ſich nicht zeigt.) Lieber Vater!

Richard.

Was willſt du?

Emmy.

Ich habe dich um eine Gnade zu bitten.

Richard.

Rede, mein Kind.

Emmy.

Erlaube mir nur noch dießmahl, zum letztenmahle, mit William ohne Zeugen zu ſprechen.

Richard.

Er iſt's alſo?

Emmy.

Ja, Vater.

Richard.

Ohne Zeugen? warum das?

Emmy.

Du ſollſt's erfahren, ich werde dir nichts geheim halten.

Richard.

So rede mit ihm, aber mit der Bedingung, daß es das letztemahl iſt.

Emmy

(ſchließt die Kammerthür, öffnet dann die Mittelthüre, und geht zum Tiſche zurück, ihren Brief zu nehmen).

Siebente Scene.

Emmy. Eduard.

Eduard

(iſt in einem Mantel gehüllt, einen runden Hut hat er tief in's Geſicht gedrückt. Er tritt vorſichtig ein, ſchließt die Thüre, ſieht rings umher, und nähert ſich dann Emmy, welche ſich mit einer Hand das Geſicht verhüllt, und mit der andern ihm den Brief hinreicht. Während dem Eduard ihn lieſt, ſinkt ſie in einen Stuhl, Eduard lieſt den Brief in großer Gemüthsbewegung).

Eduard

(nachdem er geleſen, zu Emmy's Füßen ſtürzend).

Meine Geliebte!

Emmy.

William!

Eduard.

Wende den Blick zu mir.

Emmy.

Ich kann es nicht, bevor ich mein Schickſal nicht weiß.

Eduard

(ſich vor die Stirne ſchlagend).

O, ich Elender!

Emmy.

Du haſt geleſen?

Eduard.

Ja!

Emmy.

Was haſt du zu antworten?

Eduard.

Daß ich dich mehr liebe, als mein Leben.

Emmy.

Das iſt nicht die Frage, antworte, mir William! werd' ich dein Weib?

Eduard.

Du biſt das einzige Weib auf Erden, das ich liebe, das ich ewig lieben werde.

Emmy.

Ohne Umſchweife. — Ich frage dich bey deiner Ehre, werd' ich dein Weib?

Eduard

(ſeufzt, ſchweigt, und läßt das Haupt ſinken).

Emmy

(ſich mit beyden Händen das Geſicht verhaltend).

Himmel! ſo iſt es alſo wahr? (nach einer Pauſe, während welcher Emmy ſich gefaßt, und einen feſten Entſchluß genommen zu haben ſcheint.) Sage mir ganz die Wahrheit, jetzt kann ich alles hören. — Mache ſchnell, denn die Augenblicke ſind koſtbar; es ſind die letzten, in welchen wir uns auf dieſer Erde gegenüberſtehen.

Eduard.

Was ſagſt du?

Emmy.

Ereifre dich nicht, mein Vater ruht in der Kammer. Wenn er dich hörte, wenn er nur eine Ahnung von dem gränzenloſen Unglücke ſeiner Tochter hätte, du hätteſt alles von ihm zu fürchten; all dein Blut würde nicht hinreichen, ſeinen gerechten Zorn zu kühlen. Erinnere dich daran, William, es war gegen ſeinen Willen, daß ich dich hier empfing. Er hat ſich vergebens bemüht, dich aus dieſem Hauſe, und aus meinem Herzen zu entfernen. Ich habe ſeinem weiſen Rathe, ſeinen Warnungen, ſeinen Bitten, ſeinen Thränen widerſtanden. Alles hab' ich gewagt für dich. Wie grauſam auch meine Strafe ſey, ich habe ſie verdient, und darf mich nicht beklagen. — Aber wenn ich durch dich, William! den tödtlichen Streich erhalte, ſo will ich, daß dein Verbrechen zugleich mit mir zu Grabe gehe, und daß du nichts an der Achtung der Welt und meines Vaters verlierſt. Er wird dir dann wenigſtens geſtatten, manchmal mit ihm ſeine unglückliche Tochter zu beweinen. Darum mäßige dich, es iſt der letzte Beweis von Liebe, den du mir geben kannſt.

Eduard.

Unglückſeliger!

Emmy.

Setze dich nahe, nahe zu mir, und laß' uns leiſe ſprechen.

Eduard

(ſtellt einen Seſſel zu Emmy, und ſetzt ſich neben ihr).

Emmy

(ſetzt ſich nahe zu Eduard).

Zwey Jahre ſind es bald, daß wir an derſelben Stätte neben einander ſaßen, du ſchwärmeriſch über das Glück der Liebe ſprachſt, und ich ſo ſchwach war, dir zu glauben. Erinnerſt du dich noch? (ſie ſagt das folgende mit geſenkten Blicken, er ſenkt auch ſchamvoll ſeinen Blick zur Erde, und Beyde werden immer bewegter.) Du neigteſt dich, wie von unſichtbarer Macht gezogen, zu mir herüber, mich zogen gleiche Feſſeln zu dir, ein Druck unſerer Hände geſtand, was der niedergeſenkte Blick verſchwieg, da riefſt du: Emmy, bey dem, der uns ſieht, dich lieb' ich ewig! und mit einem Laut des Entzückens begegneten ſich unſere Blicke. (bey dieſem Worte, wo Beyde in Affekt gerathen, treffen ſich ihre Blicke — Beyde ſchaudern zurück. Emmy ſagt bedeutend.) Jetzt iſt es anders!

Eduard (ſeufzt).

Emmy!

Emmy.

William! iſt denn ein Seufzer alles, was meine blinde Zärtlichkeit verdient? Kann er all meine Thränen bezahlen, all die Nächte, die ich ſchlaflos und im Gebethe für dein Wohl, und für unſere Vereinigung durchwachte? Iſt das Alles, was du mir als Erſatz für den Zorn und Fluch meines Vaters biethen kannſt? Rede William, willſt du ſeine ſchrecklichen Weisſagungen erfüllen?

Eduard.

Betrogen hab' ich dich, Emmy, aber beym Himmel! — ich liebe dich zur Stunde noch, wie ich dich damahls geliebt habe.

Emmy.

Geh' ich kanns nicht glauben, daß du mich je liebteſt — du würdeſt ſonſt nicht meine Schande dir zum Ziele geſteckt haben. Hab' ich dir doch mein ganzes Leben geweiht — mein ganzes Glück anvertraut — Erkläre dich William! du tödteſt mich!

Eduard.

Du ſiehſt mich zu deinen Füßen, meine Frevelthat verfluchend, und von Gewiſſensbiſſen zerfleiſcht.

Emmy.

William! durch ein erſehntes, und rechtmäßiges Band, würde deine Liebe gekrönt, und unſer beyderſeitiges Glück geknüpft worden ſeyn — warum nahmſt du Zuflucht zu ſchändlichen Mitteln?

Eduard.

Ich gab treuloſem Rathe Gehör. Meine Treue und meine Achtung waren lange ſchon ein Gegenſtand des Geſpöttes derjenigen, die ich meine Freunde nannte.

Emmy.

Und du hielteſt es für ehrenvoller mich zu opfern? — Wenn dieſer Sieg auch ihren Beyfall erhält — du William — nicht wahr — du verdammſt ihn? Doch es iſt das erſtemahl, daß du mit mir von deinen freundſchaftlichen Verbindungen redeſt, bisher ſagteſt du mir immer, du hätteſt keine Bekanntſchaften in unſerer Stadt, und wie konnt' ich das Gegentheil wiſſen, ich gehe faſt nie aus dem Hauſe, und mein Vater empfängt keine Beſuche.

Eduard.

O, Emmy! rufe mir mein Unrecht nicht in's Gedächtniß zurück, es iſt unverzeihlich. O, warum kann ich nicht mit meinem Blute meine Schuld tilgen?

Emmy.

Dein Blut? — Nenne mich deine Braut William, und die glückliche Emmy wird Alles vergeſſen, nur deine Liebe nicht, und ſich mit nichts beſchäftigen, als mit deinem Glücke.

Eduard.

Der Augenblick, der mich auf ewig an dich ketten würde, wäre der ſchönſte meines Lebens, aber — ein unüberwindliches Hinderniß —

Emmy.

Unüberwindlich? William, du biſt alſo nicht allein, ohne Familie, wie du mir geſagt haſt?

Eduard.

Nein.

Emmy.

Warum ſtellteſt du mich deinen Verwandten nicht vor, vielleicht wär' es mir gelungen, mir ihre Liebe zu erwerben?

Eduard.

Ich wagt' es nicht, ich durft' es nicht.

Emmy.

Du durfteſt nicht? (für ſich.) O gerechter Himmel! was werd' ich noch hören? (laut und langſam.) Wem gehört das Haus, in welches du mich führteſt?

Eduard.

Einem meiner Freunde.

Emmy.

Sein Name?

Eduard.

Baronet Sommers.

Emmy.

Sommers? der Sekretär?

Eduard.

Ja.

Emmy.

William! und dieſen Menſchen nennſt du deinen Freund? Sein Ruf iſt ſo ausgebreitet ſchlecht, daß er ſogar bis in meine ſtille Wohnung gedrungen iſt.

Eduard.

Emmy, theure Emmy!

Emmy.

Alſo biſt auch du vielleicht nicht William, ein armer Künſtler?

Eduard.

Foltere mich nicht.

Emmy

(erhebt ihre Stimme).

Wer biſt du denn?

Eduard.

Ich bin — (bey Seite.) ein Ungeheuer!

Emmy.

Im Namen des Himmels, rede, wer biſt du?

Eduard.

Zu viel, zu viel!

Achte Scene.

Die Vorigen, Richard.

Richard
(erſcheint an der Schwelle der Kammerthüre, und ſpricht mit ſtarker Stimme).

Was, hab' ich gehört?

Emmy
(ſtellt ſich ſchnell zwiſchen Eduard und ihrem Vater, und hält die Hand dem Erſteren auf den Mund).

Schweig, Unglücklicher!

Richard.

Was gab's hier unter euch?

Emmy.

Nichts, mein Vater! (leiſe zu Eduard.) Flieh! meide ſeinen Zorn.

Richard.

Du ſprachſt ſehr heftig Emmy?

Emmy
(leiſe zu Eduard).

Fort! nur fort! (laut.) Das geſchah — weil — weil ich William das letzte Lebewohl zurief. (ſie bittet Eduard mit Geberden ſich zu entfernen.)

Richard.

Weh' ihm, wenn er dir je Urſache zum Klagen gegeben.

Emmy.

Beruhige dich, mein Vater!

Richard.

All mein Blut ſiedet ſchon, wenn ich nur daran denke, daß er ſich hier eindrängt, über deine Unerfahrenheit geſiegt, und dich zu einem Ungehorſam gegen deinen Vater verleitet hat. —

Emmy
(mit feſter Stimme).

Es iſt vorbey, mein Vater, ich werde ihn nie wieder ſehen, wir ſind getrennt auf ewig. — Aber in welcher Bewegung ſeh' ich dich Vater! Du zitterſt ja? ich hab' dir ja verſprochen, dir mein ganzes Herz zu öffnen.

Richard.

Warum zögerſt du immer?

Emmy.

Komm Vater, komm in deine Kammer, noch in dieſem Augenblicke ſollſt du alles erfahren.

Richard.

Das iſt recht, komm mein gutes Kind!

Emmy

(führt ihren Vater in die Kammer, indem ſie Eduarden noch Zeichen gibt, den Augenblick zu benützen, und ſich ſchnell zu entfernen).

Neunte Scene.

Eduard (allein).

O Wunder der Liebe und des Zartgefühles! Ja, nur ein Weib kann dich begreifen und ausführen. — Sie vergißt eine tödtliche Beleidigung, um mich dem gerechten Zorn ihres Vaters zu entziehen. — Himmliſches Weſen, warum kann ich dir nicht mit Aufopferung meines Vermögens und meines Blutes die Ruhe und das Glück wieder geben, die ich dir geſtohlen habe? Warum muß die Scheidewand unüberſteiglich ſeyn, die meine feyerliche Verlobung an Honoria zwiſchen mich und mein Glück emporgethürmt.

Zehnte Scene.

Eduard. Toms.

(In dem Augenblicke, als Eduard abgehen will, tritt Toms ſo ſchnell ein, daß er beynahe an ihm anrennt.)

Toms.

Um Vergebung Sir! ich ſuchte hier Miß Emmy!

Eduard.

Was willſt du ihr?

Toms.

Nichts als Gutes. Eine ſchöne Dame hält unten am Hauſe, in einer ſchönen Kutſche, mit vier ſchönen Pferden, die fragt nach ihr.

Eduard.

Dame? — Vier Pferde? (er lauft zum Fenſter, öffnet es, und ſieht hinaus, dann für ſich.) Himmel! Die Gräfinn — Wohin verberg' ich mich! — Hier iſt Emmy mit ihrem Vater —

Toms

(welcher die letzten Worte mit angehört hat).

Da drinnen iſt ſie? Ich danke, will's ihr ſogleich melden. (in das Kabinet zur Linken ab.)

Eilfte Scene.

Eduard (allein).

Was führt die Gräfinn hieher? Wär' es Zufall! (geht zum Fenſter.) Sie ſteigt ſchon herauf. (erblickt die Kammerthüre zur Rechten.) Da hinein. (geht hinein.)

Zwölfte Scene.

Emmy. Toms, dann die Gräfinn.

Toms
(im Heraustreten).

Nein, Miß, ihren Namen hat ſie mir nicht geſagt, ich habe ſie auch darum nicht gefragt, — Aber da iſt ſie ja ſchon, können ſie ſelbſt darum fragen, (bey Seite, während Emmy die Gräfinn grüßt, und von ihr mit Stolz und Verachtung gemuſtert wird.) Aber wo iſt denn der junge Herr hingekommen, muß ihm nur nachlaufen, um ihm zu ſagen, was mir Miß Emmy aufgetragen hat. (geht ab.)

Dreyzehnte Scene.

Honoria. Emmy.

(Emmy hat der Gräfinn einen Stuhl angebothen, welche ihn verweigert, und ſie einige Zeit ſtillſchweigend anblickt.)

Emmy.

Darf ich fragen, Milady, was mir die Ehre Ihres Beſuches, und der Theilnahme verſchafft, womit Sie mich ſo aufmerkſam betrachten?

Honoria.

Die Neugierde — Ihr Name?

Emmy.

Emmy Teels.

Honoria
(mit einem bittern Lächeln).

Wohlan! ſo muß ich Ihnen ſagen: ich wundere mich nicht mehr, daß Sie ſo ungeheure Leidenſchaften einflößen.

Emmy.

Wer ſagte Ihnen, Milady —

Honoria.

Ihr Abgeſandter, der wohl zu ſolchen Intriguen nicht der rechte Mann zu ſeyn ſcheint.

Emmy (mit Würde).

Milady, ich bin arm, aber an eine ſolche Sprache nicht gewohnt.

Honoria.

Laſſen Sie den Stolz bey Seite, meine Liebe! er paßt nicht zu Ihrer Lage.

Emmy (für ſich).

Sollte mein Unglück ſchon bekannt ſeyn?

Honoria.

Warum ſchlagen Sie die Augen nieder? — Die ſchönen Augen haben ja das Glück gehabt, dem Gra=

ſen Eduard in's Herz zu ſchauen! und man kann Sie darum nur beneiden.

Emmy.

Sie ſind im Irrthum, gnädige Frau! ich kenne Ihren Grafen Eduard ganz und gar nicht.

Honoria.

Sie verſuchen es umſonſt, mich zu hintergehen, ich weiß Alles. Der Graf Eduard beſucht Ihr Haus ſeit zwey Jahren zwar geheim, wenigſtens glaubte er alle nöthige Vorſicht angewendet zu haben, daß ſeine Liebesſtreifereyen nicht verrathen würden, allein, man hat ihn beobachtet, und iſt ihm auf dem Fuße gefolgt, und da hat man denn wohl geſehen, was für einen Grund ſeine öftere Abweſenheit bey Hofe hat. Das, was mir ſo eben jener Bauer geſagt hat, drückt der Gewißheit über den Grund ſeiner geheimen Beſuche noch vollends das Siegel auf.

Emmy (für ſich).

William ſprach von einem unüberwindlichen Hinderniſſe — wenn —? Unglücklicher! der Himmel beſchütze dich!

Honoria.

Ich verlange Aufrichtigkeit von Ihnen. Haben Sie nicht ſeit zwey Jahren die Zudringlichkeiten eines jungen Mannes geduldet?

Emmy.

Es iſt wahr, Milady, ein fremder Künſtler, ein junger Mahler, Namens William, zeigte mir viele Theilnahme, doch von dem Augenblick, da ich ihn zum erſtenmale erblickte, bis heute, hielt' ich ſeine Beſuche für rechtliche Bewerbung um mein Herz und meine Hand, denn nichts ließ mich das Gegentheil vermuthen. — Der Himmel ſelbſt ſchien unſere Liebe zu billigen — wie hätte er ſonſt ihm, und mir Feſſeln in die Seele gelegt, die uns aneinander ketten, und die keine Macht zu ſprengen vermag! Wüßten Sie —

Honoria.

Ob ich weiß? — Nur zu viel! — Kein Zweifel — der junge Mahler William und Graf Eduard ſind eine und dieſelbe Perſon.

Emmy (ſchmerzhaft).

Er hat mich alſo wirklich hintergangen?

Honoria.

Hintergangen? Bevor Sie ſeine Beſuche annahmen, war es Ihre Sache, Miß, ſich um ſeinen Rang, und um ſeine Familie zu bekümmern. — Daß Sie das nicht thaten, daß iſt Ihre Schuld, und zwar eine unverzeihliche. Unbeſonnene! wußten Sie denn, ob Sie ſeine Flamme anfachen durften. — Wußten Sie, ob er noch frey ſey?

Emmy.

Frey? Herr im Himmel! wär' er es nicht mehr?

Honoria.

Nicht mehr! Seit fünf Jahren iſt er verlobt an eine Gräfinn, eine der angenehmſten Damen des Landes. Verhältniſſe verzögerten die Vermählung. Jetzt ſind ſie gelöſt, jetzt iſt es an ihm, ſein Wort, das er in Gegenwart ſeines Vaters und ſeiner Freunde in ihre Hand legte, zu halten. Er muß es, denn nur ſie könnte ihn deſſen entbinden. — Und die Gräfinn liebt ihn! — Er muß es, denn jeder andere Schritt würde die Ehre ſeiner Braut kränken, hundert mächtige Häuſer zur Rache auffordern, den Fluch ſeines Vaters auf ihn wälzen, und ihn und die Seinigen vernichten! — Nun Emmy! treten Sie auf mit Ihrem William — die Gräfinn wird ſich freuen, ihre erſte und heiße Liebe ſo leicht, und ſo fühlbar zu rächen.

Emmy.

Milady! Halten Sie ein! Nicht frey? — Nicht möglich! — Ich muß zweifeln, Lady! — Kennen Sie die grauſame Braut? — Wo iſt ſie?

Honoria.

Hier! — ſie ſteht vor dir, Elende!

Emmy

(fällt in einen Stuhl).

Verrathen! verloren! Ein Opfer des ſchändlichſten Betrugs! Mir bleibt nichts mehr als der Tod! — O, mein armer Vater, deine entſetzliche Weiſſagung iſt in Erfüllung gegangen. (ſie ſchluchzt.)

Honoria.

Was ſagt ſie? — ich war zu haſtig, zu ſtrenge, ich fühle wider meinen Willen — (legt die Hand auf ihr Herz, von dieſem Augenblick an zeigt die Gräſinn Emmy'n eine bis zum Schluß der Scene ſtets wachſende Theilnahme.)

Emmy.

Gerechter, allmächtiger Himmel! Zeuge der Unſchuld! höre mein brünſtiges Gebeth, öffne mir deinen väterlichen Arm, nimm mich zu dir auf, bevor meine Schande von Munde zu Munde geht, und ſie mich bey dir anklagen.

Honoria.

Emmy! Sie intereſſiren mich. — Beruhigen Sie ſich, und ſeyn Sie aufrichtig. Ich will Ihre Beſchützerinn werden, aber verhehlen Sie mir nichts. — Sagen Sie mir, wie fing es der Graf an, Sie zu täuſchen?

Emmy.

Mikady! weder Unbeſonnenheit noch Liebe haben mein Unglück gemacht. Man hat mich betrogen, ſchändlich betrogen. — Durch geheiligte Schwüre hat der Grauſame mit Ehre, mit Wahrheit, mit Tugend, mit dem Himmel ſelbſt geſpielt, um meinem Unglücke auch noch meine Schande beyzugeſellen.

Honoria.

Geheiligte Schwüre, ſagen Sie? — Wie — Sie wären ihm alſo ernſtlich und feyerlich verlobt?

Emmy.

Ich glaubte es zu ſeyn.

Honoria.

Wann?

Emmy.

Geſtern Abend.

Honoria.

Wo?

Emmy.

In einem kleinen Landhauſe außer der Stadt.

Honoria.

Welche Beweiſe haben Sie?

Emmy.

Keine — ich kann keine haben, denn alles war falſch.

Honoria.

Entſetzlich!

Emmy.

Milady! Um Eines nur flehe ich Sie an — beſchuldigen Sie mich nicht.

Honoria.

Nein Emmy! ich klage dich nicht an, und zweifle nun nicht mehr, daß du ein unſchuldiges Opfer geworden biſt. Weine, aber erröthe nicht, du biſt nur unglücklich, der Graf aber iſt ein Verbrecher, er iſt mehr zu bedauern, als du.

Emmy

(ſehr ſchmerzhaft).

Mehr als ich?

Honoria.

Du ſprachſt von unerklärbaren Feſſeln, die dich an ihn zogen! Nicht wahr? — O, ich kenne dieſe Feſſeln! — Ich verſtehe dich! — Fürchte nichts! — Ich biethe dir Schutz!

Emmy

(zu den Füßen der Gräfinn).

Wie? — Sie Milady, die durch mich ſo ſchmerzhaft verwundet wurde, Sie, die Braut des Grafen biethen mir Schutz und Zuflucht an? Sie — die mich haſſen ſollte — öffnen mir Ihre Arme? — Ach Milady! Möge Sie der Himmel dafür ſegnen.

Honoria.

Komm! folge mir!

Emmy.

Mein Vater — Milady, er iſt arm und blind.

Honoria.

Er ſoll dich begleiten.

Emmy.

Wär's möglich! — auch ihn?

Honoria.

Gerne.

Emmy
(küßt ihr die Hand).

Honoria.

Ich weiſe euch Beyden einen verborgenen Aufenthalt an, wo ihr von den Nachſtellungen des Grafen ſicher ſeyd.

Emmy.

Ach! ich werd' ihn nie mehr ſehen.

Honoria.

Dort habt ihr auch von den böſen Zungen nichts zu befürchten. Niemand wird deinen Ruf antaſten, da ich ihn durch den meinigen vertheidige. Liebe Emmy, möge die Zeit, durch meine Tröſtung unterſtützt, bald ein Verbrechen aus deinem Gedächtniß verlöſchen, an dem du keinen Theil haſt, und das dich nicht erniedrigen kann.

Emmy.

Vergeſſen? — nie! (laut.) Was werd' ich meinem Vater ſagen, wie ihn dazu bewegen, daß er ſeine ſtille Wohnung verläßt?

Honoria.

Das überlaſſ' mir! Heute wird zum Geburtstag des Gouverneurs ein glänzendes Feſt gefeyert, welches meine Zeit in Anſpruch nimmt, aber morgen mit dem Früheſten bin ich wieder bey dir. Bis dahin lebe wohl, armes Kind!

Emmy.

Ich kann alſo auf Ihre Güte rechnen, Milady? Sie werden meinen Vater nicht verlaſſen?

Honoria.

Du biſt gut, Emmy —! und ein gutes Herz verſtößt die grauſame Gräfinn doch nicht.

Emmy
(ihr die Hand küſſend).

Nehmen Sie meinen wärmſten Dank — nun bin ich ruhiger.

Honoria.

Morgen ſehen wir uns alſo wieder!

Emmy

(bey Seite, mit einer Kopfbewegung, welche einen gefaßten Entſchluß bezeichnet).

Morgen!

Honoria.

Recht früh, hörſt du? (ſie küßt Emmy und geht ab.)

Emmy.

Erlauben Sie, daß ich Sie begleite, Milady, um das gütige Antlitz heute noch ſo lange zu ſehen, als möglich. (ſie begleitet die Gräſinn', und ſchließt die Thür von außen.)

Vierzehnte Scene.

Richard. Eduard.

Eduard

(aus der Kammer zur Rechten tretend).

Theure Emmy! ich bereue, ich bereue! was wird aus uns werden? (er geht zum Fenſter, um hinab zu ſehen.)

Richard

(tritt aus ſeiner Kammer):

Wer iſt hier?

Eduard.

Richard! (er ſchleicht leiſe zur Thüre.) Sie iſt verſchloſſen.

Richard

(die Arme ausſtreckend).

Wer ihr auch ſeyd, Antwort! (er geht betaſtend zur Thüre, und ſtellt ſich davor.) Wenn du es biſt, elender Verführer, ſo gehſt du nicht mehr aus dieſem Zimmer.

Eduard.

Lieber Herr Richard! — mäßigt euch doch!

Richard.

Mäßigen? — Ich? — gegen dich, der du mir das Herz meines lieben Kindes geſtohlen haſt?

Eduard.

Fodert jede Genugthuung.

Richard.

Genugthuung? welche kannſt du mir biethen?

Eduard.

Fodert!

Richard.

Es gibt nur eine — Reiche Emmy deine Hand.

Eduard.

O, wie gerne, aber ich — mein Vater — nein — Himmel! ich kann nicht.

Richard.

Du kannſt nicht? — O, ich verſtehe, die Tochter eines armen Invaliden konnte wohl ein Spielwerk für deine verliebten Launen ſeyn, aber du würdeſt dich herabwürdigen, wenn du ſie deine Gattinn nennteſt, dazu müßte ſie Rang und Vermögen beſitzen, nicht wahr? — Armſeliger, bedaurungswerther Menſch! — Kennſt du Emmy? Sie iſt das tugendhafteſte, gehorſamſte Kind, ein Muſter von Sanftmuth, Tag und Nacht arbeitete ſie, um ihren alten Vater zu ernähren, thut Verzicht auf alle Vergnügungen des Lebens, auf alle Freuden der Jugend, ihre Fröhlichkeit, ihre kindliche Liebe haben ihr alle Herzen gewonnen, ſie bringt ihrem Manne als Mitgift alle Tugenden mit, die eine zärtliche Ehe verbürgen —

Eduard.

Glaubt mir, wenn es in meiner Macht ſtünde, ich würde nicht einen Augenblick zögern — fordert was Ihr ſonſt wollt.

Richard.

Und was denn? — Gold, nicht wahr? Damit, glaubt ihr, verderbter Menſch, alles auszugleichen? — Welche Frechheit! Du glaubſt mit dieſem elenden Metalle die Unſchuld eines armen Mädchens, die vielen Thränen, die ſie vergoſſen, und die Verzweiflung ihres alten Vaters zu bezahlen? — Du haſt unſer ganzes Glück für jetzt und für die Zukunft vergiftet, und du biethest Geld dafür? (mit der höchſten Kraft.) Dein Blut, Elender! dein Blut, das iſt die einzige Genugthuung, die ich annehme.

Eduard.

Ich bin ſtrafbar, ich habe euren Zorn verdient. — Das Leben ekelt mich an, ich will es durch eure Hand verlieren, aber bedenkt —

Richard.

Ich bedenke nichts, als meine Rache.

Eduard.

Aus Barmherzigkeit für mich, für eure Tochter, mäßigt euch.

Richard.

Höre mich. Die gerechte Nothwehre erlaubt, einen Räuber und Mörder, der ſich in unſer Haus geſchlichen, zu tödten. Ich könnte dich tödten, denn du haſt die Ruhe meines armen Kindes gemordet, du haſt uns alles geraubt, und nur die Schande gelaſſen. Alle Väter würden mich loben, wenn ich dir das erſte beſte Meſſer in die Bruſt ſtöße. — Aber ich war vierzig Jahre Soldat, und nie hab' ich einen Unbewaffneten durchbohrt, darum wähl' ich ein anderes Mittel mich zu rächen. (er tritt zum Tiſche, macht die Lade auf, und zieht zwey Piſtolen heraus.) Gib mir deine Hand, (er faßt ſeine rechte Hand.) Nimm dieſe Piſtole! — (er gibt ſie ihm.) ich nehme die andere, wir geben ein Zeichen, und drücken Beyde ab.

Eduard.

Ich euch morden?

Richard.

Haſt du es nicht ſchon gethan?

Eduard.

Dieſe Rache iſt entſetzlich.

Richard.

Nicht ſo entſetzlich, als deine That.

Eduard.

Nimmermehr! der Kampf iſt zu ungleich.

Richard.

Ich bin blind, aber ſey verſichert, der Himmel wird meine Kugel gerade in dein verrätheriſches Herz leiten.

Eduard.

So ſchießt, ich ſtehe.

Richard.

Nein, zugleich!

Eduard.

Nimmermehr!

Richard.

Ich fordere es.

Emmy (von außen).

O Himmel! was hör ich? (ſie öffnet die Thüre.)

Fünfzehnte Scene.

Die Vorigen. Emmy.

Emmy

(ſtürzt mit einem lauten Schrey zwiſchen Richard und Eduard.)

Ach!

Richard.

Was willſt du hier?

Emmy.

Einen Mord verhindern. (zu Eduard.) Flieh, Unglücklicher! (ſie nöthigt ihn zur Thüre hinaus.)

Richard.

Elender! vertheidige dich! (Emmy hat Eduarden mit ihrem Körper bedeckt, bis er außer der Thüre iſt — jetzt hebt Richard die Piſtole, zielt gerade gegenüber, ſchießt los, und horcht dann.) Hab ich ihn getroffen?

Emmy (wieder eintretend).

Nein! Gott ſey gelobt! (ſie ſchließt die Thüre.)

Sechszehnte Scene.

Richard. Emmy.

Richard.

Emmy! wo biſt du?

Emmy (zitternd).

Hier, mein Vater!

Richard.

Komm her zu mir, Unglückliche! — Iſt dein Ungehorſam nun genug geſtraft? Glaubſt du es nun, daß der Himmel die väterlichen Rechte vertheidigt?

Emmy.

Das Gewicht der Schuld, das meine Seele belaſtet, iſt kaum zu ertragen, willſt du es noch vermehren, mein Vater?

Richard.

Ich murrte gegen die Vorſicht, als ſie mir das Licht der Augen nahm, und that Unrecht daran — nun dank ich ihr dafür, nun kann ich doch die Wangen, auf denen einſt die Roſen der Unſchuld blühten, nicht bleich und verwelkt ſehen. O, wenn deine Mutter —

Emmy.

Vater! — wenn du wüßteſt, wie nöthig mir deine Verzeihung iſt, wenn ich nicht verzweifeln ſoll. —

Richard.

Meine Verzeihung?

Emmy

(mit herzzerreißendem Ausdrucke).

O ja! mein Vater! ſehr nöthig.

Richard.

Wohlan, dir ſoll verziehen ſeyn!

Emmy.

Iſt's möglich?

Richard.

Unter einer Bedingung.

Emmy.

Welche ſie auch ſeyn mag, ich nehme ſie an.

Richard.

Senke dich auf deine Knie, und wiederhohle was ich dir vorſagen werde.

Emmy (kniet nieder).

Richard.

Ewiger!

Emmy.

Ewiger!

Richard

(mit fürchterlicher Stimme).

Dein Zorn verfolge den Elenden!

Emmy.

Höre nicht, o Gott, was er in ſeinem Zorn bittet.

Richard.

Wiederhohle!

Emmy.

Ich kann nicht.

Richard

(ſtößt ſie von ſich, ſie fällt ohne Beſinnung auf den Boden).

Unglückſelige! (er bleibt in einer drohenden Stellung vor ihr ſtehen.)

Ende des zweyten Actes.

Dritter Act.

(Die Bühne ſtellt einen ſehr großen engliſchen Garten vor. Zur Rechten eine ziemliche Garten-Rotonde mit mehreren Jaluſien, in welche man, mittelſt einer hölzernen Wendeltreppe, von außen herumgeführt, gelangt. Zur Linken eine Gallerie von Marmorſäulen unterſtützt, und mit Bildſäulen geziert. Im Hintergrunde ein Fluß, über welchen eine chineſiſche Brücke führt, von Trauerweiden bekränzt. Exotiſche Gewächſe und Bäume, dort und da in Gruppen zerſtreut, Raſenbänke u. ſ. w. zeigen von dem Reichthume des Eigenthümers dieſes Gartens. Es iſt nämlich der Garten des Gouverneurs.)

Erſte Scene.

Gouverneur Lord Schmietfield. Deſſen **Haushofmeiſter.** Mehrere **Bediente.**

Gouverneur

(beſieht den Garten, und gibt mehrere Befehle, dann tritt er vor, und ſpricht mit dem Haushofmeiſter).

Sind alle Vorkehrungen auf dem Fluſſe getroffen?

Haushofmeiſter.

Wie Mylord befohlen haben.

Gouverneur.

Das Wetter begünſtigt uns, es gibt einen herrlichen Tag. Sind die Muſiker beſtellt, und zwar die beſten?

Haushofmeiſter.

Ich hab' mir alle Mühe gegeben.

Gouverneur.

Und das Soupée?

Haushofmeiſter.

Sehr glänzend, und des hohen Geburts-Feſtes des Königs würdig, das Mylord heute feſtlich begehen.

Gouverneur.

Nicht das blos, mein Lieber; noch ein anderes Feſt, das meinem Herzen eben ſo nahe liegt. Ihr wißt, daß Gräfinn Honoria durch einen feyerlichen Eid, den ihr mein Eduard vor fünf Jahren zuſchwor, ein gegründetes Recht auf ſeinen Beſitz und Liebe hat. Nach langen Stürmen, die mich meiner Familie raubten, will ich heute zu ihr zurückkehren, meinen Eduard an ſeinen Schwur erinnern, und ihm die edle Gräfinn zuführen, die — ich kenne ſie gut — ihn liebt mit aller Liebe eines reinen Herzens, und ſicher beglücken wird.

Haushofmeiſter.

Meinen Glückwunſch, Mylord! Was Mylord mir vertrauten, heißt mich für das Feſt doppelt ſorgen. Sucht' ich ihm früher nur die ſtolze Pracht der Herrlichkeit zu geben, ſo will ich ihm jetzt auch den ſanften Schmuck der Liebe zu verleihen ſuchen.

Gouverneur.

Ihr werdet mein Herz dadurch verbinden, daß Keinen unbelohnt läßt, der es verſteht. Glaubt mir, mein Glück, meine Zufriedenheit, mein Anſehen, hängt von dieſem Abend ab. Geht jetzt an euer Geſchäft. Ich will nur noch die Rotonde beſehen, ob die Frauen gemächlich darin Platz finden werden. (er geht über die Treppe in die Rotonde, der Haushofmeiſter folgt ihm, nachdem er vorher der Dienerſchaft ein Zeichen gegeben hat, ſich zu entfernen.

Zweyte Scene.

Sommers. Eduard.

(Eduard iſt ſchon am Schluſſe der vorigen Scene auf der chineſiſchen Brücke erſchienen, er ſcheint den Blick ſeines Vaters zu fürchten und zu vermeiden, jetzt tritt er vor. Sommers kommt ihm von der Gallerie entgegen.)

Eduard.

Ach! biſt du endlich hier?

Sommers.

Was iſt dir denn, du ſiehſt ſo blaß aus?

Eduard.

Ich fühle eine entſetzliche Angſt in mir.

Sommers.

Und die Urſache?

Eduard.

Die Gräfinn iſt zu Emmy gegangen.

Sommers.

Deine Braut?

Eduard.

Ja. Richard weiß alles.

Sommers.

Entſetzlicher Streich!

Eduard.

Das iſt noch nicht Alles, er hat ſich hieher führen laſſen, und will mit meinem Vater ſprechen. — Ich bin verloren, wenn es ihm gelingt.

Sommers (nachdenkend).

Hm! Hm!

Eduard.

Ich habe Alles von ſeiner Strenge zu fürchten. — Schon ſeh' ich das Feſt geſtört, ich bin entehrt! — Du haſt mich in dieſen Abgrund geſtürzt!

Sommers.

Hm! es hing ja nur von dir ab, mir nicht zu folgen.

Eduard.

Wenn ich Emmy und meine Ehre mit einem Mahle verliere, ſo waſche ich in deinem Blute meine Hände, oder es fließe das meinige.

Sommers.

Das wird ſich ſpäter finden. Für jetzt denkt meine treue Freundſchaft nur für dein Wohl. — Antworte mir ruhig, wenn es dir möglich iſt. Wer hat dir geſagt, daß Richard hieher kommen werde?

Eduard.

Ich ſah ihn ſelbſt.

Sommers.

Wo?

Eduard.

Im Vorhofe des Pallaſtes.

Sommers.

Wer führt ihn?

Eduard.

Toms.

Sommers.

Ha dieſer! — Man muß. — (nachdenkend, und plötzlich von einer Idee ergriffen) Es gibt nur *ein*

Mittel. — Geh' ſuche deinen treuen Jack auf, und ſende ihn mir.

Eduard.

Was willſt du thun?

Sommers.

Du ſollſt es erfahren, wenn's gelungen iſt. Du gehſt, ſuchſt deinen Vater auf, verläßt ihn nicht, hörſt du? und ſuchſt ihn auf was immer für eine Art mindeſtens eine Viertelſtunde hindurch von dieſem Platze entfernt zu halten.

Eduard.

Wozu ſoll das nützen?

Sommers.

Geh' nur!

Eduard.

Hoffe nicht, daß ich länger der Mitſchuldige deiner Streiche ſeyn werde!

Sommers.

Rede, was du willſt, ich ärgere mich nicht. Wir ſchlagen uns morgen, wenn's dir Vergnügen macht, aber heute will ich dich noch aus der Verlegenheit reißen. — Geſchwinde fort, und Jack hergeſchickt.

Eduard.

Gut, es geſchehe!

Sommers.

Da kommt er eben ſelbſt, laß mich allein mit ihm. Ich wiederhole es dir noch einmal, morgen ſteh' ich dir mit den Waffen zu Dienſten, heute mit meiner Freundſchaft.

Eduard.

Morgen ſoll Emmy Rache erhalten. (er geht zur Rechten ab.)

Sommers.

Undank iſt der Welt Lohn. (er geht Jack entgegen, welcher zur linken Seite eintritt.)

Dritte Scene.

Sommers. Jack.

Sommers.

Geſchwinde! geſchwinde Jack!

Jack.

Sie befehlen?

Sommers.

Wir bedürfen deines Beyſtandes, Jack, ich und dein Herr; — du kennſt Richard, Emmy's Vater?

Jack.

Nein, Sir.

Sommers.

Du wirſt ihn leicht erkennen; — ein alter Invalide — blind — er ſoll ſich im Vorhofe mit einem Bauer, Namens Toms, befinden. Geh' hin, ſage, der Gouverneur habe dir den Auftrag gegeben, ihn hereinzuführen, und dann bring ihn hieher zu mir, aber allein.

Jack.

Allein? gut! (er geht durch die Gallerie ab.)

Vierte Scene.

Sommers (allein).

Warte, vorlauter Alter, ich will dir deine Plane vereiteln, wie du meine vereiteln willſt. Jetzt, wo ich faſt am Ziele ſtehe, wo bald Emmy feſtgekettet liegt in Eduards Armen, und ich bald in den goldenen Früchten meiner Mühe mit Luſt herumwühlen kann, käme der Blinde, mich aller meiner Ausſicht zu berauben! Das ſoll er nicht! Den Gouverneur ſehe er nicht. — Er hat heute zum erſtenmal meine Stimme gehört, und da nur einige Worte. — Wenn ich mich noch ein bischen verſtelle, ſo wird er mich gewiß nicht erkennen. Das Mittel iſt etwas gewagt, aber die Gefahr iſt dringend. — Wenn das Gewitter ausbricht, muß man ſich verbergen, wo man kann.

Fünfte Scene.

Sommers. **Jack.** **Richard**, nachher der **Gouverneur** (letzterer in der Rotonde).

Richard
(durch die Gallerie eintretend, vom Jack geführt).

Wo ſind Sie? — wo? Herr Gouverneur! Herr Gouverneur!

Gouverneur
(oben in der Rotonde).

Hier!

Sommers
(ſeine Stimme etwas verſtellend).

Was wollt ihr, guter Alter?

Gouverneur
(ſieht von oben durch die Jaluſien herab, ohne von Sommers, der ihm den Rücken zuwendet, bemerkt zu werden).

Was ſeh' ich?

Sommers
(zu dem knienden Richard, dem er aufhilft).

Steh' auf! (leiſe zu Jack.) Dieſes Geld gib Toms, ſag', es komme vom Gouverneur, und ſchaff' ihn fort. (zu Richard.) Was führt euch zu mir?

Gouverneur (für ſich).

Laß einmal ſehen, wie weit er die Keckheit treiben wird.

Jack

(geht durch die Gallerie ab).

Gouverneur

(ſagt ſeinem Haushofmeiſter etwas in's Ohr, dieſer verläßt ſogleich mit einer Verbeugung die Rotonde, und man ſieht ihn gleich darauf durch den Garten ſchleichen, und auf jene Seite abgehen, wo Jack abgegangen iſt).

Sechste Scene.

Richard. Sommers (im Garten.) Gouverneur (in der Rotonde).

Sommers

(blickt während der ganzen Zeit ſorgſam auf allen Seiten herum, ob ſich Niemand nahe).

Was wünſcht ihr? Redet geſchwind, ich kann euch nur wenige Minuten gönnen, es wäre beſſer, ihr kämt zu einer andern Stunde, denn ich gebe dieſen Abend, des Königs Geburtstag zu Ehren, ein Feſt —

Richard.

Zur Ehre des guten Königs glaub' ich es, daß er es auch für ein Feſt anſehen würde, wenn ſich ihm die Gelegenheit böthe, einem alten Diener zu helfen, der vierzig Jahre für ihn und ſeinen Vater gekämpft.

Gouverneur (bey Seite).

Brav Alter!

Sommers.

Zur Sache, was verlangt ihr?

Richard.

Gerechtigkeit und Rache.

Sommers.

Die erſte ſoll euch werden. — Um was handelt ſich's?

Richard.

Ein Böſewicht hat ſich in mein Haus geſchlichen, und mir meine Tochter verführt.

Sommers.

Sein Name?

Richard.

William!

Sommers (für ſich).

Ich athme!

Richard.

Aber ich habe Urſache zu glauben, daß dieß nur ein erborgter Name ſey, und daß der Elende zu einer der erſten Familien dieſer Stadt gehöre.

Sommers.

Worauf gründet ihr dieſe ungerechte Vermuthung?

Richard.

Auf ſeinen freundſchaftlichen Umgang mit dem Baronet Sommers, dem leichtſinnigſten und verderbteſten Manne.

Sommers.

Redet leiſer.

Richard.

Verzeiht, Mylord, aber ich wünſchte, meine Stimme könnte bis an die Enden des Reich's erſchallen, ich wünſchte, ich könnte allen Völkern den Namen dieſes Ungeheuers in's Ohr ſchreyen, der ungeſtraft mit dem Heiligſten ſpielt, mit des Menſchen Ehre und Unſchuld. Er hat dem jungen Menſchen den ſchändlichen Rath gegeben, in ſein Haus hat man mir meine arme Tochter entführt.

Gouverneur (für ſich).

Kaum kann ich mich zurückhalten.

Sommers.

Ich zittere.

Richard.

Ueber ihn rufe ich Rache! Rache!

Sommers.

Ihr müßt doch Beweiſe geben.

Richard.

Beweiſe? Mylord! die ſchändlichſten und gefährlichſten Verbrecher ſind diejenigen, die alles, was gegen ſie zeugen könnte, klug zu vermeiden wiſſen, und ein ſolcher iſt der Baronet. Aber wenn man ſolche himmelſchreyende Verbrechen aus Mangel an Beweiſen unbeſtraft ließe, was würde aus der Ehre und Ruhe der Familien werden?

Sommers (bey Seite).

Er wird vorlaut, ich muß ihn entfernen. (er ſpäht nach Jack.)

Richard

(hat indeſſen ſich auf die Knie geworfen, und ruft den von der Rotonde herabſchauenden Gouverneur an).

Mylord! Sie haben ja ſelbſt eine Tochter, Sie werden mich leicht verſtehen. — Wenn man durch eben ſo niederträchtige Mittel, wie William auf des Baronets Anrathen ſie anwandte, Ihnen das Liebſte auf Erden, Ihr Kind verführte, ſie mit Schande brandmarkte, und wenn Sie dann um Gerechtigkeit flehten, man Ihnen die Beweiſe abforderte, die Sie nicht geben können, was würden Sie thun? Ich frage Sie, — nicht als Vorſteher des Gerichts — ich frage Sie als Menſch mit einem fühlenden Herzen, als Vater? Würden Sie mich verdammen, wenn ich einen Schritt der Verzweiflung wagte?

Gouverneur

(iſt herabgeſtiegen; Sommers blickt eben gegen den Vordergrund).

Ich nicht.

Sommers und **Richard.**

Ha!

Sommers

(will unbemerkt fortſchleichen).

Gouverneur (zum Sommers).

Bleib! — (zu Richard.) Ich, der Gouverneur, verſprach euch Recht, alter Krieger! bis dahin ſollt ihr ſicherer ſeyn, als irgend wo! Baronet Sommers!

Richard

(der dem Gouverneur eben danken wollte, fährt bey dem Namen ſchaudernd zuſammen).

Sommers!

Gouverneur.

Mit deinem Kopfe ſtehſt du mir für dieſen ehrwürdigen Greis.

Richard.

Herr Gouverneur! — Sommers? —

Gouverneur.

Ja, Sommers! Glaubt mir, er wird euch gut hüten; feigen Böſewichtern gilt der Kopf gar viel.

Sommers

(in verbiſſener Wuth mit Richard ab).

Gouverneur

(blickt ihnen nach, und winkt dann in die Scene).

Siebente Scene.

Gouverneur. Officier.

Gouverneur.

Herr Lieutenant! — Sehen Sie dort den Invaliden von Baronet Sommers geführt?

Officier.

Ja, Mylord!

Gouverneur.

Folgen Sie ihnen — verlieren Sie ſie nicht aus den Augen, und laſſen Sie ſie ja nicht aus dem Pallaſte, Sie bürgen mir dafür.

Officier.

Mit meiner Ehre, Mylord! (durch die Gallerie ab.)

Gouverneur.

Sommers, der Elende, ſollte mir vor einem Blinden ſchamroth werden! — Sein weiterer Lohn bleibt ihm nicht aus. (in den Hintergrund blickend.) Wer iſt das junge Mädchen, welches man dort verfolgt?

Achte Scene.

Gouverneur. Emmy. Ein Kammerdiener des Gouverneurs.

Emmy
(kommt von dem Hintergrunde vorgelaufen).

Laſſen Sie mich, ich bitte, ich muß mit dem Herrn Gouverneur ſprechen.

Kammerdiener
(ſie am Arme faſſend).

Es kann heute nicht ſeyn, der Herr Gouverneur iſt heute nicht zu ſprechen.

Gouverneur.

Er iſt es immer für Unglückliche. (zum Kammerdiener im ſehr ſtrengen Tone.) Fort!

Kammerdiener (ab).

Gouverneur (zu Emmy gütig).

Nähere dich, mein Kind!

Neunte Scene.

Gouverneur. Emmy.

Emmy
(verwirrt und zitternd).

Verzeihung, Mylord! ich fand das Gitter des Parks offen — und —

Gouverneur.

Gingſt hinein? — Daran thateſt du ganz wohl. — Worin kann ich dir nützlich ſeyn?

Emmy (für ſich).

Das iſt alſo Williams Vater? ach! warum darf ich nicht! (Thränen erſticken ihre Stimme.)

Gouverneur (ſehr gütig).

Was iſt dir, mein Kind? Mein Anblick muß dich nicht erſchrecken, vergiß, daß du vor dem Gouverneur ſtehſt, und ſieh in mir nur den Vater und Freund der Hilfbedürftigen.

Emmy
(ſich zu ſeinen Füßen werfend).

Ja Mylord! ſeyn Sie mein Vater nur für heute.

Gouverneur (ſie aufhebend).

Für immer!

Emmy
(mit außerordentlicher Wehmuth).

Ach! das kann ja nicht ſeyn!

Gouverneur.

Mäßige dich und rede, meine Tochter!

Emmy
(ſeine Hände ſchnell faſſend und ſie heftig an ihren Mund drückend).

Seine Tochter nannte er mich!

Gouverneur.

Was kann ich für dich thun?

Emmy.

Viel.

Gouverneur.

Sprich!

Emmy.

Ich fürchte —

Gouverneur.

Sollteſt du Unbilliges fordern?

Emmy.

O nein!

Gouverneur.

Nun ſo ſey verſichert, ich werde erfüllen, was du wünſcheſt.

Emmy (für ſich).

Muth, Emmy, es iſt für deinen Vater, und der letzte Dienſt, den du ihm erweiſeſt. (alle ihre Kräfte zuſammen nehmend, um ſich der Thränen zu erwehren.) Ein alter Soldat, Namens Richard Teels, — ſchwach, und des Augenlichtes beraubt, wohnt nicht weit von dieſem Pallaſte. —

Gouverneur (für ſich).

Wäre der es, der ſo eben —

Emmy.

Er lebte bisher nur von dem, was ſeine einzige Tochter Emmy durch ihrer Hände Arbeit verdiente.

Gouverneur.

Nun, und dieſe Tochter?

Emmy.

Sie iſt geſtorben.

Gouverneur.

Todt?

Emmy.

Ja, Mylord! — heute — Ich kann Ihnen nicht alle Nebenumſtände erzählen, wiſſen Sie aber, daß nun der arme Alte, der vierzig Jahre mit Ehre gedient hat, ohne Unterhalt iſt?

Gouverneur.

Ich will ihm welchen verſchaffen.

Emmy.

Ohne Schutz —

Gouverneur.

Er ſteht unter den meinigen.

Emmy.

Ohne Hilfe —

Gouverneur.

Ich will mich um ſeine Aufführung im Dienſte erkundigen, und wenn ſie ſo iſt wie ich hoffe, und wie du ſagſt, mein Kind, ſo ſoll morgen die Vorſtellung an den König, und der Antrag auf eine Penſion von hundert Pfund abgehen; ſollte wider alles Vermuthen ſie der König nicht bewilligen, ſo erhält er ſie von mir. Sage das dem armen Richard, und bring ihm Troſt.

Emmy.

Sie, Mylord?

Gouverneur.

Traue meinem Worte, und wundre dich nicht über eine ſo einfache, natürliche Handlung. Das erſte und ſchönſte Geſchäft der Reichen iſt, ihren Reichthum mit den Armen zu theilen.

Emmy (ſchluchzend).

Ach! wie glücklich bin ich!

Gouverneur.

Kehre zu Richard zurück. — Er iſt dein Verwandter. Nicht wahr?

Emmy.

Ja, Mylord! mein Verwandter.

Gouverneur.

Sage ihm, er würde bald von mir hören.

Emmy.

O, mein Wohlthäter!

Gouverneur.

Was dich betrifft, liebes Kind, ſo muß ich aus dieſem Schritte, den du gethan, wohl ſchließen, daß auch dir das Glück nicht günſtig ſey, ſonſt würdeſt du wohl ſelbſt für den armen Richard —

Emmy.

Sie haben ganz recht, Mylord, ich kann nichts mehr für ihn thun.

Gouverneur.

Wohlan! ſo werd' ich die Ungerechtigkeit des Schickſals wieder gut zu machen ſuchen. Komm in einigen Tagen wieder zu mir, dann werd' ich auch etwas für dich thun können.

Emmy.

Sie haben mir ſchon alle Wünſche erfüllt, Mylord, da Sie für Richard zu ſorgen verſprachen. Ich habe nichts mehr nöthig.

Gouverneur.

Ey, laß mich immer gewähren, Mädchen, und ſey nicht ſo ſtolz. (er kneipt ſie in die Backen.) In einigen Tagen ſehen wir uns wieder, bis dahin lebe wohl, meine Tochter!

Emmy
(küßt ihm die Hand).

Leben Sie wohl, Mylord! (mit tiefem Ausdruck.) Mein Vater! leben Sie wohl!

Gouverneur (ab).

Zehnte Scene.

Emmy (allein).

Ja Emmy iſt todt! Sie lebte nur, ſo lang ſie lieben durfte, und zum Ziele würde ſie mit ihrer Liebe doch nie gelangen. Nur wenige Augenblicke noch wird ſie mehr, gleich einem Schatten, auf dieſer Erde herumwandeln. Ich mußte noch vor meinem Tode das Schickſal meines Vaters ſelbſt begründen, und dann — darf ich meine Schwachheit bekennen? — wollt ich ihn noch ſehen, ihn, den ich — Gott verzeih es mir — liebe, obſchon er meinen Haß, meine Verachtung verdient. (ſie blickt um ſich.) Welch ein Gegenſatz, hier iſt alles zu einem Feſte bereitet, und ich bereite mich zum Tode. Nur ihn erwart' ich noch. Morgen nach dem Feſte wird er vielleicht ſchlaftrunken mit ſeinen luſtigen Geſellen an dem Ufer jenes Fluſſes hinwandeln. — O, daß ihn ſeine Füße an jene Stelle trügen, wo das Waſſer, ungetreu wie er, meinen Leichnam von ſich ſtoßt. Vielleicht drängt ſich dann in ſein Herz eine Empfindung, die mich rächt, ein Schmerz, ähnlich demjenigen, den ich leide; — was ſprichſt du, Emmy? Unterdrücke dieſen grauſamen Wunſch. — Im Tode muß man nicht Rache ſuchen, ſondern Ruhe. — O, daß mein beneidenswerthes Ende doch der Unſchuld nützlich wäre! möge es allen Mädchen lehren, daß man im Ungehorſam gegen Eltern nie das Glück zu finden hoffen darf. (ſie ſetzt ſich einige Augenblicke ſtill und nachdenkend zur Linken auf eine Raſenbank. Man hört von der Ferne eine fröhliche Muſik, da ſteht ſie wieder auf.) Ach! dort kommt er mit dem Gouverneur — er darf mich nicht ſehen. (ſie verbirgt ſich unter die Treppe, welche zur Rotonde führt).

Eilfte Scene.

Gouverneur. Eduard. Bedienter. Emmy.

Bedienter

(geht auf dem Gouverneur zu).

Mylord! eine ſehr zahlreiche Geſellſchaft iſt ſchon im Garten verſammelt.

Gouverneur.

Ich komme.

Bedienter

(mit einer Verbeugung ab).

Gouverneur.

Komm Eduard, verſcheuhe die düſtern Falten von deiner Stirne, und hilf mir dieſen Abend Freude und Luſt verbreiten.

Gouverneur. Eduard

(beyde miteinander ab).

Zwölfte Scene.

Emmy

(allein; folgt ihnen mit den Augen, ſo lang ſie ſie ſehen kann).

Wie traurig er iſt, — wie niedergeſchlagen — er bereut — ja gewiß er bereut — er iſt unglücklich — Vielleicht bedauert, vielleicht liebt er wirklich die arme

Emmy? O theurer, ewig geliebter William! Glück und Qual meines Lebens! — Herz! was ſprichſt du da? — entheilige nicht den Namen der Liebe. Nein! mit kaltem Blute hat er mich betrogen, — welche Künſte wandte er an? — (ſie ſteigert ihr Gefühl nach und nach.) Fort, Dämon! der meine Ruhe vergiftete, ich will dich nicht mehr ſehen, dich nicht, und kein lebendes Weſen mehr! Ich gehe in den Tod! — Sterben will ich, in Aller Angedenken, denn ich verdiene es nicht. — ach, ich habe ja ſogar das Recht verloren, zu begehren, daß mein Vater Thränen auf meinem Grabe weint.

Honoria (von außen).

Sucht überall!

Emmy.

Welche Stimme?

Stimme von Außen.

Hieher Mylady!

Emmy.

Die Gräfinn, ſeine Braut —! fort aus ihrem Antlitze! — Himmel! nimm mich auf in deinen Schooß! — ach! ich kann nicht. (ſie will fort, ſinkt aber ohnmächtig in ein Boſket, welches die Rotonde umgibt).

Dreyzehnte Scene.

Honoria. Emmy. Honoriens Diener.

Honoria.

Sie iſt's, das unglückliche Mädchen! (bey Seite.) Ihre Verzweiflung, der gewagte Gang hieher, ihre Audienz bey dem Gouverneur, alles überzeugt mich, daß ſie Entſetzliches im Sinne führt. (zu ihren Leuten.) Tragt ſie in mein Gemach, und reicht ihr Hilfe. So bald ich frey bin, komm ich ſelbſt nach, ihr Troſt zu bringen.

Emmy (wird fortgetragen).

Honoria.

Troſt? — ach! ich fühle es, für ihr zerriſſenes Herz gibt es nur Einen! Ich muß ihn ihr zuletzt geben! — Dieſer neue Beweis ihrer reinen Liebe nöthigt ihn mir ab! — Eduard! Eduard! zu welchem Opfer zwingſt du mich! Wie groß, und wie herrlich wär's, wenn ich es brächte! — Wohlan! beglücken wollt' ich dich ja nur, Eduard! dich Einen. Ich will nun zwey beglücken! (man hört fröhliche Muſik.) Die Stunde naht! ach Gott! wie ſchwer iſt es, Ruhe heucheln, wenn der Kampf im Herzen wohnt!

Vierzehnte Scene.

Gouverneur. Eduard. Honoria. Herren. Damen. Zahlreiches Gefolge, in glänzender Livree).

(Bey dem Tone einer fröhlichen Muſik treten von allen Seiten des Gartens Gäſte ein. Der Gouverneur und ſein Sohn begrüßen ſie, und weiſen ihnen Plätze an. Die ausgezeichnetſten Perſonen begeben ſich in die Rotonde, deren Jalouſien geöffnet werden. Die chineſiſche Brücke, und alle erhabenen Stellen des Gartens füllen ſich mit herbeyſtrömenden Zuſehern und Landleuten. Die Muſik ſpielt während dem ein glänzendes Stück mit Solo's einzelner Künſtler; die chineſiſche Brücke wird mit farbigen Lämpchen beleuchtet, da es ſchon anfängt dunkel zu werden.)

Fünfzehnte Scene.

Gouverneur. Eduard. Honoria. Herren. Damen. Dienerſchaft. Landleute.

Gouverneur
(welcher von der Rotonde herabgeſtiegen iſt, zu den Muſikern).

Sehr ſchön, meine Freunde, ich danke Ihnen!

Ein Diener
(läuft durch die Gallerie herbey, zu Honoria).

Mylady! das junge Mädchen, welches wir nach Ihrem Befehl in Ihr Gemach gebracht haben, iſt der Sorgſamkeit der Frauen entwiſcht, indem ſie aus dem Fenſter ſprang. Sie lief im ſtillen Wahnſinne dem Waſſer zu, und wollte ſich ſchon in die Fluth ſtürzen, da ſprangen wir raſch hinzu, nahmen ſie in unſere Mitte, und bringen ſie nun, ihres Sträubens ungeachtet, hieher!

Honoria.

O, laßt ſie nicht fort.

Eduard.

Emmy!

(Viele Herren folgen der Gräfinn, die ſich zur Linken wendet, mehrere andere wenden ſich zur Rechten.)

Eduard.

O Himmel! (läuft verzweiflungsvoll hin und her.) Emmy! Emmy! wo biſt du? antworte mir!

Mehrere Stimmen (von außen).

Da iſt ſie!

Sechszehnte Scene.

Die Vorigen. Emmy.

Emmy

(erſcheint, von Dienern gehalten, auf der Brücke.) O, laßt mich! wo fänd' ich anders Ruhe, als in den Wellen!

Honoria

(die indeſſen ihren Blick auf Eduard geheftet, im höchſten Kampfe ſtand, ruft nun mit Reſignation, auf Eduard zeigend.)

An dieſer Bruſt, die dir entgegen ſchlägt.

(Emmy. Eduard. Gouverneur. Honoria, ſtehen, in ihren Empfindungen entſprechenden Attitüden, gruppirt.)

Honoria.

Herr Gouverneur! ich entſage der Hand Eduards, wenn Sie ihn ſein Vergehen in den Armen dieſer edlen Jungfrau bereuen laſſen? (während Emmy, die indeſſen Honoriens Knie umfaßt hat, an Eduards Bruſt ſinkt, der begeiſtert ausruft).

Eduard.

Emmy! frey bin ich nun, und löſe meinen Schwur! (Tappt Richard, ſeinen Führer verlaſſend, in den Vorgrund auf Eduard zu mit den Worten.)

Richard.

Das iſt ſeine Stimme!

Siebenzehnte Scene.

Die Vorigen. Richard.

Richard
(auf Eduard ſtürzend).

Hab' ich dich, Verführer meiner Tochter!

Gouverneur.

Haltet ein, Alter! — Eduard, mein Sohn, hör' ich recht?

Eduard.

Mein Vater! der Himmel hat es zum Beſſeren gewendet!

Richard (zurückfahrend).

Herr Gouverneur — Sein Vater? —

Gouverneur.

Sein, und Eurer Tochter Vater, wenn ihr's erlaubt, wackerer Krieger!

Richard.

Ja, wie faß' ich das? — und Sommers?

Eduard.

War der Satan, der mich umgarnte.

Gouverneur.

Er iſt verwahrt, und wird ſeiner Strafe nicht entgehen.

Richard.

William — Eduard — Ihr könnt nun —

Eduard.

Ja, Vater! ja! — ihr ſollt alles erfahren — dieſer Engel! (zu Honoria's Füßen.)

Honoria (mit Würde).

Steh' auf, mein Eduard! Ich habe nur meine Pflicht gethan. — Emmy! du weißt, was ich dir geſagt habe. — Du biſt gut, Emmy, und ein gutes Herz verſtoßt die grauſame Gräfinn doch nicht. — Ich habe mein Wort gehalten. — Jetzt, Herr Gouverneur! noch eine Bitte an Sie. — Nehmen Sie mich als Ihre Tochter an. — Schirmen Sie mich; denn Sie ſehen, ich muß nun wohl allein bleiben — empfangen Sie aber als den erſten Beweis meiner Tochterliebe all jene Vortheile, die Ihnen meine Vermählung mit Ihrem Sohne verſchafft hätte — zu Gunſten dieſer Glücklichen! Du aber Vater im Himmel! der du mir Kraft verliehen haſt zu dieſem erſten Opfer, nimm meinen Dank. Laß mich in ihrer Liebe einen Theil der gehofften ſeligen Stunden finden, die ich mir Jahre lang verſprach, und laß mich die Wahrheit erkennen, daß Beglücken auch ein Sieg ſey!

(Unter einer Gruppe fällt der Vorhang.)

Inhalt
der vorigen Jahrgänge.

Erſter Jahrgang.

Haß allen Weibern, Luſtſpiel in einem Aufzuge. Frey nach dem Franzöſiſchen des Bouilly. In Alexandrinern bearbeitet.

Der kurze Roman, oder: Die närriſche Wette. Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Der Ehenſtifter, oder: die beyden Offiziere. Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Die ſpaniſche Wand. Dramatiſche Kleinigkeit in einem Aufzuge. Frey nach dem Franzöſiſchen.

Die Ehemänner als Junggeſellen. Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Zweyter Jahrgang.

Die Schauſpielerinn. Luſtſpiel in drey Aufzügen, nach dem Franzöſiſchen, im Versmaß des Originals.

Wahnſinn. Drama in einem Aufzuge. Als Seitenſtück zu Nina. Nach dem Franzöſiſchen le delir frey bearbeitet.

Abneigung aus Liebe. Luſtſpiel in freyen Verſen und einem Aufzuge.

Der alte Jüngling. Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach dem Franzöſiſchen.

Verlegenheiten und Auswege. Poſſe in einem Aufzuge, frey nach dem Franzöſiſchen.

Dritter Jahrgang.

Peter und Paul. Luſtſpiel in drey Aufzügen. Als Seitenſtück zum Mädchen von Marienburg und dem liefländiſchen Tiſchler. Nach dem Franzöſiſchen des Lamartelière

Der Raſttag. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nach dem Franzöſiſchen des Bouilly.

Die beyden Ehen. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nach dem Franzöſiſchen des Etienne.

Der Wilddieb. Liederſpiel in einem Aufzuge.

Der Sie. Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Vierter Jahrgang.

Verkannte Treue. Drama in drey Aufzügen, nach Pelletier Volmeranges.

Die Zeche, oder: Gaſtwirth und Bürgermeiſter in einer Perſon. Krähwinkliade in einem Acte, nach einer wahren Anecdote.

Narrheit und Narrethey. Luſtſpiel in einem Act, nach Deſaugiers.

Die hölzerne Uhr. Drama in einen Acte, nach Bernard Valville.

Raphael. Luſtſpiel in Alexandrinern und einem Aufzuge.

Fünfter Jahrgang.

Czaar Iwan. Dramatiſirte Anecdote in zwey Acten.

Die Papagene. Luſtſpiel in einem Act. Nach dem franzöſiſchen Vaudeville: les Perroquets de la mère Philippe.

Die Bittſteller. Luſtſpiel in einem Acte. Nach Melesville.

Das Kammermädchen. Luſtſpiel in einem Act. Frey nach Longchamps.

Der Diener ſeines Nebenbuhlers. Luſtſpiel in einem Acte.

Sechster Jahrgang.

Der Prinz kommt! Luſtſpiel in einem Acte. Nach dem Franzöſiſchen des Rougemont.

Thomi, oder: Die Stimme der Natur. Drama in zwey Aufzügen, dem Franzöſiſchen nachgebildet.

Der Weibertauſch. Luſtſpiel in einem Acte. Nach dem Franzöſiſchen der Herren Dartois und Achille.

Der Einſiedler im Lerchenwalde, oder: Die geheimnißvolle Laube. Luſtſpiel in einem Acte. Nach einem franzöſiſchen Vaudeville der Herren Theaulon und Capelle.

Siebenter Jahrgang.

Gleiche Schuld. Gemählde unſerer Zeit in drey Aufzügen.

Die ſeltſame Lotterie. Luſtſpiel in einem Acte.

Die Tauben. Schwank in einem Acte. Als Seitenſtück zu den Papageyen.

Die Puppe, oder: die kleine Schweſter der Geliebten. Luſtſpiel in einem Acte, nach Scribe und Melesville.

Achter Jahrgang.

Der buckelige Liebhaber. Luſtſpiel in einem Act, nach einem franzöſiſchen Vaudeville.

Hochzeit-Fatalitäten. Poſſe in einem Acte.

Das Stelldichein um Mitternacht. Luſtſpiel in einem Acte, nach dem franzöſiſchen l'echelle de soie.

Das Fläſchchen Köllnerwaſſer, oder: Denkſchrift eines Huſarenoffiziers. Luſtſpiel in einem Acte, nach Scribe.

Die Verſchwornen. Oper in einem Acte.

Neunter Jahrgang.

Gabriele. Drama in drey Aufzügen. Nach der Valerie der Herren Scribe und Melesvilles.

Die junge Tante. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nach Melesville.

Emmy Teels. Drama in drey Aufzügen. Nach Pixerecourt.

Dramatiſches
Sträußchen
für das Jahr
1825.

Von

J. F. Caſtelli.

Zehnter Jahrgang.

KÖN. HOF THEATER

Wien.
Gedruckt und im Verlage bey J. B. Wallishauſſer.

Viele meiner ſchwachen Kleinen,
Die ich in die Ferne ſandte
Ohne Schutz und ohne Stütze,
Haſt Du liebevoll gepfleget,
Unterſtützt und großgezogen,
Nimm des Vaters Dank, Verehrter!
Und erlaube, daß die Kleinen
Ihres Pathen hochgeſchätzten
Namen an der Stirne tragen.

Wien im July 1824.

J. F. Caſtelli.

Der Großpapa.

Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Nach dem Franzöſiſchen der Herren Scribe und Melesville.

Aufgeführt auf dem k. k. Hoftheater nächſt der Burg zu Wien, und auf dem königlichen Hoftheater zu Berlin.

Perſonen.

Herr Frohmann, der Großpapa.

Adolf, } ſeine Enkel.

Emilie, }

Bohrer, einſt Lieferant, nun Kapitaliſt.

Henriette, ſeine Nichte.

Cordula Spitzig, Frohmann's Wirthſchafterinn.

Ein Notar.

Bedienter.

[illegible]

(Ein Zimmer des Herrn Frohmann, mit einer Mittel- und zwei Seitenthüren. Links ein Fenſter und Kamin. Rechts ein Gueridon.

Erſte Scene.

Cordula (allein; ſie räumt das Zimmer auf).

Wie's da wieder ausſieht — Alles liegt durcheinander; — der Siebziger macht noch eine Unordnung, als ob er ein Zwanziger wäre. — ([redacted]) Da haben wir's, auch wohlriechendes Waſſer — ja, ja, war einmal ein rechter Vocativus, der Herr Frohmann; hat allen Mädchen den Kopf verrückt, war aber auch ein Mann, bildſchön, und immer angekleidet, als ob er aus einem Schächtelchen herauskäme. — Hat mir ſelbſt einmal das Herz gepocht, ſo oft er mir in die Nähe kam. — Jetzt pocht nichts mehr, aber zugethan bin ich ihm doch noch recht ſehr, und pflegen will ich ihn bis an ſein ſeliges Ende. — Horch, da klopft ja Jemand! Herein!

Zweite Scene.

Cordula. Henriette.

Henriette.

Ihre Dienerinn!

Cordula (für ſich).

Ein junges Frauenzimmer, und zu dieſer Stunde? — Was ſteht zu Ihren Dienſten? —

Henriette.

Kann ich Herrn Frohmann ſprechen, meine Liebe?

Cordula (trocken).

Nein, Mademoiſelle, jetzt nicht, aber es iſt einerlei, wollen Sie mir ſagen — ?

Henriette.

Ich habe mit ihm zu ſprechen.

Cordula.

Mit ihm oder mit mir, ich werd's ſchon beſtellen.

Henriette.

Ich danke.

Cordula.

Sie müſſen wiſſen, meine liebe Mamſell, daß man in dieſem Hauſe, beſonders früh Morgens, oder ſpät

Abends keine Beſuche von gewiſſen geheimnißvollen Frauenzimmern annimmt, am allerwenigſten, wenn ſie noch ſo jung ſind; darf man fragen, wie alt Sie ſind?

Henriette.

Achtzehn Jahre.

Cordula.

Kennen Sie den Herrn?

Henriette.

Sehr gut.

Cordula.

Er iſt vielleicht gar von Ihrem Beſuche unterrichtet, und erwartet Sie?

Henriette.

Nein, aber er wird nicht ungehalten über meinen Beſuch ſeyn.

Cordula.

So? — Nun heute können Sie ihn doch nicht ſprechen, er — er — iſt ſchon ausgegangen.

Henriette (ſetzt ſich).

So will ich ihn hier erwarten.

Cordula.

Erwarten! das wird ſich auch nicht thun laſſen. Sie verzeihen ſchon, es iſt nicht aufgeräumt, ich habe alle Hände voll zu thun. —

Henriette.

Geniren Sie ſich meinetwegen gar nicht. Ich muß ihn erwarten, muß mit ihm ſprechen, mein Schickſal hängt davon ab. Er iſt ſo gut, ſo großmüthig!

Cordula.

Ja, nur zu gut. ~~(für ſich)~~ Sie muß ihn ſprechen? ihr Schickſal hängt davon ab? Er iſt großmüthig? was ſoll denn das heißen? das muß ich erfahren. ~~(zu Henrietten)~~ Wollen Sie in dieſes Kabinet treten, und ſich indeſſen mit einem Buche beſchäftigen, wenn der Herr nach Hauſe kommt, werd' ich es ihm gleich melden.

Henriette.

O, ich bitte Sie, das je eher, je lieber zu thun, denn wenn es mein Onkel bemerkte, daß ich — ~~(hält plötzlich inne.~~)

Cordula.

Bemerkte? — So? was bemerkte?

Henriette.

Nichts — nichts — ich gehe in das Kabinet. (~~hinein~~ ab.)

Cordula.

Was iſt das für ein Jüngferchen? — Wir haben vorgeſtern Streit mit einander gehabt, ich und der Herr, er drohte mir ſogar damit, ſich eine andere

Wirthſchafterinn zu nehmen. — Sollte dieſe vielleicht gar ſchon? — Nein, nein, ſo undankbar wird er nicht ſeyn. — Er kann doch nicht vergeſſen, welche Dienſte ich ihm ſeit dreyßig Jahren geleiſtet habe. — Still, da kommt ſchon wieder Jemand. Es iſt Fräulein Emilie.

Dritte Scene.

Cordula. Emilie.

Emilie.

Guten Morgen, Cordula! Kann ich mit dem Großpapa ſprechen?

~~Cordula.~~

Ich werde gleich ſehen. —

~~Emilie.~~

Ich bitte dich, mache, daß ich die Erſte bin, die ihn dieſen Morgen ſpricht.

~~Cordula.~~

Die Erſte? da kommen Sie zu ſpät, Fräulein Emilie; denn es iſt ſchon ein Beſuch da, der ihn erwartet.

~~Emilie.~~

So? und ich fürchtete doch, es ſey noch zu früh nach dem geſtrigen Balle.

Cordula.

Sonſt wohl, aber jetzt — unſer alter Herr fängt an noch einmal jung zu werden. —

Emilie.

Wie? der Großpapa?

Cordula.

Ja, ja, wie ich Ihnen ſage! (~~vertraulich~~) O wenn Sie wüßten, was da für Geſchichten geſchehen, was da für Leute kommen. — Sie wiſſen, ich zanke oft mit dem Großpapa. — Aber muß ich denn nicht? — Er thäte wohl beſſer, wenn er hübſch in ſeinem Schlafſeſſel ſitzen bliebe, und ſein Pfeifchen ſchmauchte, wenn er Niemanden bei ſich ſähe, als ſeine liebe Familie; aber nein, in's Kaffehhaus geht er, auf die Baſtei, und der Himmel weiß, wo noch überall hin! — Mich gehts nichts an, — aber ſeine Geſundheit; ein alter Herr ſollte um neun Uhr unter der warmen Decke liegen, aber er — Halloh! er patrouillirt noch in allen Gaſſen herum! — Nu, nu, wir werden ſchon ſehen, was daraus noch entſteht. — Ich gehe jetzt, liebes Fräulein, und melde ihm, daß Sie da ſind. (~~in das Kabinet ab.~~)

Vierte Scene.

Emilie allein.

Die gute Cordula — reden muß ſie, ärgern muß ſie ſich über etwas, ſonſt iſt ſie krank — ob ich auch einmal ſo ſeyn werde, wenn ich alt bin? — Ach nein, gewiß nicht. — Ach, da kommt der Großpapa!

Fünfte Scene.

Frohmann. Emilie. Cordula.

Frohmann

(will ſchnell aus dem Kabinet gehen, ſtolpert aber.)

Cordula.

So laſſen Sie ſich doch Zeit, Herr Frohmann, Sie fallen ja. Bedienen ſie ſich meines Armes. —

~~Frohmann.~~

Ja, ja, du willſt meine Antigone ſeyn, (~~lachend.~~) Ha, ha, ha! — Ihr Weiber habt mich oft ſtraucheln gemacht, 's iſt billig, daß ihr mich jetzt unterſtützt.

~~Cordula.~~

Sie ſind aber auch ein Sauſewind.

~~Frohmann.~~

So? — Ich ein Sauſewind? — du machſt mir doch immer Komplimente, Cordula!

Emilie.

Guten Morgen, lieber Großpapa! Wie haben Sie geſchlafen?

Frohmann.

Nun, ſo, ſo, — die Walzer gingen mir immer im Kopfe herum. (~~küßt ſie auf die Stirne~~) Das iſt ſchön von dir, liebes Milchen, daß du dich ſchon ſo früh um mein Wohlſeyn bekümmerſt. — Ein bischen müde bin ich denn doch.

Cordula.

Ich glaub's — einen Ball geben, tanzen mit ſiebenzig Jahren, das ſchreit ja zum Himmel!

Frohmann.

Ich habe ja den Ball nicht gegeben, ſondern (~~Emilie bei der Hand faſſend~~) meine guten Enkel gaben ihn zur Feier meines Geburtstages, und erfreut hat mich das, recht ſehr erfreut; denn es iſt ſüß für einen Alten, ſeine Ankunft auf dieſer Welt auch dann noch gefeiert zu ſehen, wenn er ſchon zur Abreiſe bereit iſt. [illegible]

Cordula.

Ganz recht, die lieben Enkel haben den Ball gegeben, aber wer bezahlt ihn?

Frohmann.

Ich, das verſteht ſich — Tauſendſappermen̄t, was ſoll ich denn mit meinem Gelde anfangen? Ich kann ja doch mein Vergnügen nur mehr im Vergnügen Anderer finden.

~~Cordula (zieht ein Küchenbuch heraus).~~

Iſt aber hübſch theuer das Vergnügen. Werden wohl ſtaunen, wenn ~~ſie das~~ Ausgabebuch ſehen werden. 400 fl. für eine einzige Nacht.

~~Froh~~mann.

Vor dreißig Jahren waren die Unterhaltungen freilich etwas wohlfeiler, das iſt wahr; damals war man mit Allem zufrieden, wenn man nur herumſpringen konnte. Einige kalte Speiſen und vaterländiſcher Wein genügten, jetzt muß der Champagner perlen, und indianiſche Vogelneſter auf der Tafel paradiren; vom Eis bis zum Glühwein müſſen alle Abſtufungen von Kalt und Warm geboten werden, und ſind bei der Muſik nicht durchaus Virtuoſen, ſo hält man es für eine Verſündigung an der Geſellſchaft. — Statt des Menuettes tanzt man maſuriſch und baſchkiriſch, nun, nun! man muß mit der Zeit fortſchreiten, ich will ja gern zahlen, mich reut das Geld nicht. Mein lieber Adolf hat die Tempête herunter getanzt, wie ein Engel, und du Emilie ~~— (kneipt ſie in die Wange, und trocknet ſich die Augen).~~ Ich glaubte deine Mutter vor mir zu ſehen, du nahmſt dich auch recht zuſammen. — Dieſe Haltung, dieſe Grazie — Alles hat mich gefragt: wer iſt das hübſche Mädchen, das dort durch die Reihen fliegt? — Meine Enkelinn iſts, antwortete ich, und das iſt doch gewiß ſchmeichelhaft für einen Großvater!

(~~Ein Be~~dienter hat Frühſtück gebracht.)

Cordula nimmt es ihm ab, und ſtellt es vor Frohmann auf den Tiſch).

Hier iſt Ihr Frühſtück. —

Frohmann.

Willſt du die Hälfte meiner Chocolade, Milchen?

Emilie.

Ich danke, Großpapa! Ich wünſchte lieber mit Ihnen zu ſprechen über eine ſehr wichtige Angelegenheit.

Frohmann.

So? haſt du auch ſchon wichtige Angelegenheiten?

Emilie.

Ja, und mein Bruder Adolf auch. Er hat mir wenigſtens geſagt, daß er herkommen wird.

Cordula.

Und dann wartet noch eine Perſon, die will auch eine Audienz — hat auch wichtige Angelegenheiten.

Frohmann.

Was ſagſt du da?

Andern, die noch kommen könnten, zu warten; aber nicht im Vorzimmer, wie du gewöhnlich zu thun pflegſt, — führe ſie in den Saal.

Cordula.

So? damit ſie mir meinen Saal auch noch beſchmutzen?

Emilie.

Deinen Saal, Cordula? er gehört ja dem Großpapa.

Frohmann.

Laß ihr immer ihre Gewohnheiten, mein Kind! die erſten 5 Jahre, als Cordula zu mir kam, ſagte ſie, der Saal des Herrn, 10 Jahre nachher ſagte ſie, unſer Saal, und jetzt ſagt ſie, mein Saal. Sie nimmt ſo viel Antheil an Allem, was mein iſt, daß ſie meint, es ſey das ihrige. (~~ſie auf die Backen klopfend.~~) Iſt doch eine gute Perſon, die Cordula. Nun geh nur jetzt. (~~Cordula geht ab.~~)

Sechste Scene.

Emilie Frohmann.

Frohmann.

Nun, Emilie, was haſt du mir zu ſagen? du machſt ja faſt ein trübſeliges Geſicht?

Emilie.

Ich *bin* auch trübſelig. Sie wiſſen Großpapa, ich bin ſchon ſiebzehn Jahre alt, und man will, ich ſoll wieder in die Erziehungsanſtalt zurückkehren! — das freut mich aber gar nicht. — Aber das wäre noch alles nichts.

Frohmann.

Nun, was gibt's denn noch?

Emilie.

Herr Auguſt hat mich ſo geärgert, er iſt ungerecht gegen mich —

Frohmann.

Auguſt? — der junge Auguſt Welten, der Collegienfreund deines Bruders Adolf?

Emilie.

Richtig, richtig, derſelbe. Er war geſtern auch auf dem Ball, und weil ich zwei Walzer nacheinander mit Andern getanzt habe, ſo ſagte er, ich ſchenke ihm gar keine Aufmerkſamkeit, und ich wäre kokett. — Ich bitte Sie Großpapa — Sie kennen mich doch gewiß genau — *bin* ich kokett? —

Frohmann.

Schöne Geſchichten, die ich da höre.

Emilie.

Ja, Sie haben Recht, abſcheuliche Geſchichten.

Und nun ſoll ich in die Penſionsanſtalt zurück, ohne daß wir mit einander ausgeſöhnt ſind. — Nein, das kann nicht ſeyn — Auf Sie, lieber Großpapa hab' ich mein ganzes Vertrauen, Sie müſſen uns wieder vereinigen.

Frohmann.

Ich? — da ſeh' ein Menſch das kleine Ding an. — Ich halte ſie noch immer für ein Kind, und ſie hat Liebeszänkereien. Aber ſage mir doch, wie hat ſich denn die Liebſchaft angefangen? Du in der Erziehungsanſtalt, und er hier im Collegium.

Emilie.

Ja, geſehen haben wir uns freilich nur des Jahres ein- oder zweimal, wenn ich hieher auf Beſuch kommen durfte, aber die übrige Zeit hindurch haben wir uns geſchrieben.

Frohmann.

Tauſendſapperment, den Briefträger möcht' ich kennen!

Emilie.

Sie — Sie ſelbſt waren es, Großpapa!

Frohmann.

Ich! —

Emilie.

Ja, ja, alle Wochen einmal beſuchten Sie mich und brachten mir etwas mit, Zuckerwerk oder andere Geſchenke, und da hat mein lieber Adolf immer die Briefchen, die er von Auguſt erhielt, hineingelegt, ohne daß Sie es wußten. Einmal, — ich muß recht lachen, — fand ich ein ſolches Briefchen gar in einem Kochbuche eingeklebt, daß Sie mir mitbrachten. —

Frohmann (ſtrenge).

Wie? — auf dieſe Art habt ihr mich hintergangen? Geh' mir aus den Augen! —

Emilie.

O ſeyn Sie nicht böſe, lieber Großpapa! — Wer wird mich tröſten, wenn auch Sie mir zürnen? —

Frohmann.

Ja, ich ſeh's, ich darf nicht einmal brummen, denn ich bin ja mit im Complott.

Emilie.

Allerdings. — Sie ſind die Haupturſache, daß ſich dieſe Neigung erhalten und vergrößert hat, und Sie ſind daher auch die Urſache meines heutigen Grams.

Frohmann.

Wie? — du?

Emilie.

Nun, ſeyn Sie nur ruhig, ich zanke Sie deßwegen nicht aus. Sie thaten es ja unbewußt. Aber vereinigen müſſen Sie uns wieder, und das ja recht bald.

~~Frohma~~nn (bei Seite).

Eine ſchöne Lage für einen Großvater. (~~laut~~) Gut, ich will ſehen, was zu thun iſt. Feindſchaften darf man nicht dulden, man muß ausſöhnen, wo man kann — darum will ich thun, was in meinen Kräften ſteht, aber das bitt' ich mir aus, daß du die ganze Geſchichte hübſch bei dir behältſt, niemanden etwas davon ſagſt, vor allem nicht deinem Bruder, der Burſche iſt noch jung, das könnte Gedanken in ihm rege machen.

Siebente Scene.

Vorige. Adolf.

Adolf (außer ſich hereinſtürzend).

Großpapa! ich ſuchte Sie; Ich weiß nicht mehr, was ich anfange, helfen Sie mir nicht, ſo erſchieße ich mich.

Frohmann.

Nun, was gibts denn junger Herr? — iſt das die Art beim Großvater einzutreten?

Adolf.

Ich kann nicht dafür, mein Gefühl iſt ſtärker, als meine Vernunft — Es iſt himmelſchreiend, Sie ſelbſt werden mir recht geben.

~~Frohm~~ann.

Vor allem ruhig, lieber Adolf, und ohne Hitze geſprochen; ſage mir, was iſt denn geſchehen?

Adolf.

Sie kennen Henrietten, die Nichte des alten Lieferanten?

Frohmann.

Henrietten Bohrer? Freilich kenn' ich ſie, wir ſind ja Nachbarn, wohnen Haus an Haus.

~~Adolf.~~

Das Mädchen iſt ſcharmant.

F~~rohmann.~~

Ja, iſt eine liebenswürdige Perſon, ſanft, ſittſam und ſehr gut erzogen.

~~Adolf.~~

Nicht wahr? — Nun denken Sie, man will ſie an Herrn ~~von~~ Wachsmann verheirathen.

~~Frohma~~nn.

Wie? — an den häßlichen, fünfzigjährigen, ſchwindſüchtigen Mann?

~~Adolf.~~

Wie ich Ihnen ſage, und daß, weil er 100,000 Gulden im Vermögen hat.

Frohmann.

Das betrübt mich, die arme Henriette iſt wahrhaftig geopfert.

Adolf.

Nicht wahr, Großpapa, das dürfen wir nicht leiden?

Frohmann.

Wir? — nicht leiden? Warum denn nicht? was geht denn das uns an? — was haſt du damit zu ſchaffen?

Adolf.

Was es mich angeht? — Wie? — Großpapa! Hab' ich Ihnen denn noch nicht geſagt, daß ich Henrietten liebe, anbete, daß ich ohne ſie nicht leben kann?

Frohmann.

Was hör' ich? — Und du wagſt es, mir das zu geſtehen?

Adolf.

Wem ſoll ichs denn geſtehen, wenn nicht meinem beſten Freunde? — Ja, Großpapa, wenn ich von Henrietten laſſen muß, ſo ſterb' ich. — Ich bin untröſtlich Ihnen dieſen Kummer verurſachen zu müſſen — allein ich kann nicht anders — aus — aus iſt's mit mir! Im Gegentheile aber, wenn ich ſie zur Frau bekomme —

Frohmann.

Zur Frau? du, in deinem Alter?

Adolf.

Je eher, je lieber, deſto früher wiegen Sie, lieber Großpapa, Urenkel auf Ihrem Schooße. Ja, ja, ich und meine Schweſter haben uns vorgenommen, ſobald als möglich zu heirathen, bloß *Ihretwegen*. Nicht wahr? Emilie?

Emilie.

Das hab' ich dem Großpapa eben auch geſagt.

Adolf.

Wir haben auch ſchon Alles in's Reine gebracht, es gibt kein Hinderniß mehr. Sie geben Jedem von uns 50,000 Gulden. —

Frohmann.

So? —

Adolf.

Ja, ſo iſt's unter uns abgemacht.

Frohmann.

Aber ihr hättet mir doch auch Etwas davon ſagen ſollen.

Adolf.

Ach, das hätten wir ſchon gethan. — Aber warten Sie nur, bis ich geendet habe. Wir wohnen beiſammen, wir verlaſſen Sie nicht mehr. — Wir pflegen Sie, wir unterhalten Sie — und unſere Kinder — Ha, ha, ha! — Großpapa! ich bin überzeugt, die werden gewiß nicht ſo brav, wie wir. — Sie werden die Kleinen verhätſcheln, das ſeh' ich ſchon im voraus.

Emilie.

Sie lächeln, lieber Großpapa, Sie ſind gerührt!

Frohmann.

Ich ſage nicht: nein, liebe Kinder, aber, vor Allem vernünftig, das bitt' ich mir aus. (zu Adolf.) Wann ſoll denn die Verlobung Henriettens vor ſich gehen?

Adolf.

Ach Gott! heute ſchon.

Frohmann.

Und — liebt ſie dich?

Adolf.

O ſehr! Aber gerade jetzt ſind wir zum Unglück eben miteinander entzweit. — Warum ſie böſe auf mich iſt, hat ſie mir zwar nicht geſagt, aber ich weiß die Urſache doch; ich habe einem andern ſchönen Mädchen die Cour gemacht, und das hat ſie erfahren.

Emilie.

Schäme dich, Adolf! wenn man eine liebt, ſo muß man keiner andern die Cour machen.

Adolf.

Und warum nicht? — Schweige, das weißt du nicht. (lächelnd) Der Großpapa verſteht mich ſchon.

Frohmann.

Genug! genug! — Adolf, höre mich, laß uns vernünftig mit einander ſprechen. — Sieh, Henriette iſt böſe auf dich. — Der Onkel, je nun, deine Jugend — du haſt noch keine Anſtellung, der Onkel wird dich alſo auch zurückweiſen. Die Verlobung ſoll noch heute Statt haben. Was kann ich da thun? Und wenn ich auch den beſten Willen von der Welt hätte, es wird mir doch nicht gelingen, die Verbindung zu hintertreiben.

Adolf.

Ach, wenn Sie nur wollten, Großpapa, ich wüßte ſchon ein Mittel, ein einziges Wort von Ihnen, und die ganze Verlobung wird rückgängig.

Frohmann.

Glaubſt du? — und welches Wort denn?

Adolf.

Sehen Sie, man will Henrietten mit Herrn Wachsmann verheirathen, weil er 100,000 Gulden Vermögen beſitzt. — Sie lieber Großpapa, beſitzen noch einmal ſoviel, halten Sie um Henrietten an, und man wird Ihnen den Vorzug geben.

Frohmann (lachend).

Ich? — Nun, das iſt eine ſonderbare Idee, das muß ich geſtehen. — Ja, und was ſoll denn das dir für einen Nutzen bringen?

Adolf.

Iſt Herr Wachsmann nur einmal abgewieſen, und kein anderer Nebenbuhler zugegen, dann zögern Sie mit der Verlobung, machen Umſtände, Hinderniſſe, und ſuchen nur Zeit zu gewinnen. Ich verſöhne mich indeſſen mit der Nichte, und ſuche mich beim Onkel in's Brett zu ſetzen. — Alles geht gut, Sie cediren mir Ihren Platz'; Sie haben für *mich* geworben, und *ich* heirathe für *Sie*.

Emilie (vor Freude hüpfend).

Ach, das iſt ein ſchöner Plan!

Frohmann.

Ja, meine lieben Kinder, in Euren jungen Köpfen geſtaltet ſich das Alles recht hübſch, Euch ſcheint es nur ein Scherz, ein Zeitvertreib, aber ein Mann in meinen Jahren kann ſich zu ſolchen Streichen nicht herleihen. Das hieße mit einer achtungswerthen Familie ſein Späschen treiben, und Herr Bohrer würde mir das ſehr übel nehmen.

~~Adolf.~~

Wie, lieber Großpapa, Sie wollen mir alſo nicht helfen?

Frohmann.

Ich kann nicht. —

Adolf.

Nun, ſo laſſen Sie Ihren ganzen Zorn auf mich fallen, denn wiſſen Sie, ich hielt mich ſo gewiß von Ihrer Einwilligung und Hülfe überzeugt, daß ich ſchon dieſen Morgen in Ihrem Namen an Herrn Bohrer ſchrieb.

~~Frohmann.~~

Wie? du wagteſt?

Adolf.

Um Henriettens Hand in Ihrem Namen zu werben. Beſtätigen Sie meine Werbung nicht, ſo iſt es um mein Leben geſchehen.

Achte Scene.

Vorige Bedienter.

Bedienter.

Herr Bohrer wünſcht aufzuwarten.

Frohmann.

Nun, da haben wir's.

Adolf.

Großpapa! lieber Großpapa! — Helfen Sie! Ich kann Henriettens Verluſt nicht überleben. — In dem Augenblicke, als Sie nein ſagen; — Sehen Sie, aus jenem Fenſter ſpring' ich.

(Er läuft zum Fenſter.)

Frohmann.

Adolf! Satansjunge! Da geh' her, zu mir ſtelle dich, ich will thun, was ich kann.

Neunte Scene.

Vorige. Bohrer.

Bohrer

([illegible]ohmann zueilend, und ihm die Hand biethend). Ach, mein guter Herr Nachbar! welche Freude hat mir Ihr lieber Brief gemacht.

Frohmann.

Werther Herr Nachbar!

Bohrer.

Ja, ich hab's wohl bemerkt! Sie haben ja die Augengläſer immer aufgeſetzt, und meinem Jettchen nachgeſehen, wenn ſie an Ihrem Fenſter vorüberging. — Aber warum haben Sie ſich denn nicht früher erklärt? Einem ſo braven Manne ſtehen ja alle Thüren und alle Herzen offen, und meiner Einwilligung hätten Sie verſichert ſeyn dürfen. Zum Glück war's noch nicht zu ſpät. Gleich nach Empfang Ihres Briefes hab' ich mit dem Wachsmann Alles abgebrochen.

Frohmann.

Warum denn ſo ſchnell?

Bohrer.

Bei mir muß alles gleich geſchehen. Wachsmann war wüthend, das können Sie ſich wohl vorſtellen, aber das thut nichts. Im Vertrauen geſagt, mir gefiel dieſe Heirath ohnedies nicht ganz. Ich hätte ſie *wider* meinen Willen geſchloſſen.

Frohmann.

Wider Ihren Willen?

Bohrer.

Ja, ja, — ſehen Sie, ich ſelbſt habe eine große Familie — da ſitzt mir meine Nichte auch noch über den Hals. Wachsmann hat doch ein bedeutendes Vermögen, und das Mädel muß einmal unter die Haube. — Ich verſichere Sie, ein Hausvater, der ſeine Familie liebt, kommt oft in große Verlegenheit.

Frohmann (ſehr heftig).

Ja, ja, da haben Sie recht.

Bohrer.

Nun, mein lieber Herr Nachbar, beliebt es vielleicht; die kleinen Anordnungen in's Reihe zu bringen? — Wann wollen Sie Hochzeit machen? —

Frohmann.

Sehen Sie — es hat ſchon noch Zeit — wir müſſen uns doch erſt verſtehen.

Emilie

(leiſe zu Frohmann).

Ach, mein Gott, lieber Großpapa — Sehen Sie nur meinen Bruder an, wie ſtarr er nach dem Fenſter blickt.

Frohmann.

Adolf! (ſchnell) Herr Nachbar — ja — Sie haben Recht — Ich bin entſchloſſen, Ihre Nicht zu — heirathen.

Adolf

(nähert ſich Frohmann, und küßt ihm die Hand).

O mein beſter, gütigſter Großpapa!

Bohrer.

Sie wiſſen wohl, wie die Verhältniſſe ſtehen, und wie ich's auch mit Herrn Wachsmann gehalten hätte. Ich kann Henrietten kein Heirathsgut mitgeben.

Frohmann.

Deſſen bedarf ich nicht.

Bohrer.

O mein lieber, großmüthiger Herr Nachbar! Ich eile ſogleich, Henrietten die freudige Nachricht zu hinterbringen.

Frohmann.

Halt! noch einen Augenblick. Ich muß vor allem noch eine unerläßliche Bedingung ſetzen: Zeit muß ich haben, mir Henriettens Liebe zu gewinnen, denn Gott bewahre mich, ſie als ein Opfer in mein Haus zu ſchleppen. (zu Adolf beſänftigend.) Du ſiehſt ein, Adolf! das verſchlägt nichts.

Bohrer.

O, ich bürge dafür, dazu wird's wenig Zeit brauchen. Das Mädel ſpricht ja ohnedies alle Tage von Ihnen, Herr Nachbar, lobt Ihre vortrefflichen Eigenſchaften, Ihre Herzensgüte, Ihre Großmuth. Es mag jetzt zwei oder drei Tage ſeyn, da wollten Sie ſo gütig ſeyn, mit Herrn Adolf auf ein kleines Mittagsmahl zu uns zu kommen, und als dann die Nachricht kam, daß ein Anfall vom Zipperlein Sie hindere, Ihr Zimmer zu verlaſſen, da hätten Sie das Mädel ſehen ſollen, ſie wechſelte die Farbe, ihre Lippen zitterten, und Thränen traten ihr in die Augen.

Adolf (heftig).

So, iſt das wahr, mein Herr?

Bohrer.

Meine Familie hat es auch bemerkt, und den ganzen Abend hindurch konnten wir ſie gar nicht mehr aufheitern.

Adolf

(etwas pikirt).

Davon haben Sie mir kein Wort geſagt, Großpapa.

Bohrer.

Mache allerſeits mein ſchönſtes Kompliment. Ich laufe jetzt nur nach Hauſe um einige Worte an meinen Geſchäftsträger zu ſchreiben, er wartet darauf.

Frohmann.

Warum nach Hauſe gehen? — Wollen Sie ſich in mein Kabinet bemühen? — Sie finden dort Alles Nöthige.

Bohrer.

Wenn Sie erlauben, ich bin gleich fertig.

(Er will in's Kabinet gehen, Henriette tritt ihm auf der Schwelle entgegen.)

Zehnte Scene.

Henriette. Vorige.

Bohrer.

Was ſeh ich?

Adolf.

Iſt's möglich, Henriette?

Frohmann (ganz erſtaunt).

Mein Fräulein!?

Bohrer.

Meine Nichte hier in Ihrem Kabinete?

~~**Henriette.**~~

Verzeihung, Herr Onkel. ~~(zu Frohmann)~~ Mein Herr! beſchützen Sie mich — O wenn Sie wüßten —

~~**Bohrer** (lächelnd).~~

In den Verhältniſſen, in denen Ihr beide ſteht, iſt es nun freilich eben kein Unglück. (Zu Frohmann.) Aber Sie ſehen nun wohl ein, Herr ~~von~~ Frohmann, daß ich Ihnen nach einem ſolchen Abentheuer keine Friſt mehr bewilligen kann.

Frohmann.

Wie meinen Sie das?

Bohrer

(leiſe zu ihm).

Seyn Sie klug, alter Herr! Sie werden doch in Ihren Jahren kein Aufſehen erregen wollen?

~~**Frohmann.**~~

Nein, wahrlich nicht. Aber vor Allem will ich wiſſen, wie Ihr Fräulein Nichte in mein Kabinet kam, und was ſie hieher führte? —

~~**Bohrer.**~~

Nun, wir wollen ſehen; Henriette, erkläre dich!

Henriette.

Wenn mein Onkel es erlaubt. (~~Zu Frohmann.~~) Ach, Herr Frohmann, ich hätte mein Geheimniß ſo gern nur Ihnen allein anvertraut.

Adolf

(mit pikirtem Tone).

Es ſcheint mir Mademoiſelle, Sie könnten wohl auch öffentlich ſagen, was Sie meinem Großvater in's Geheim anvertrauen wollten. —

~~Henriette~~ (eben ſo).

Ich werd' es aber nicht thun, mein Herr! —

Bohrer.

Ich befehle es dir.

Frohmann (zu Bohrer).

Nun, nun, nur nicht aufgebracht. (~~Zu Henrietten.~~) Reden Sie, liebes Kind, und fürchten Sie nichts. Ich verſpreche Ihnen, Sie zu beſchützen und zu vertheidigen.

Henriette.

Ach, mein Herr, wie gut Sie ſind, wie lieb' ich Sie um dieſer Großmuth willen. — So wiſſen Sie, man wollte mich opfern, an einen Mann ketten, den ich nie lieben kann. Soll denn das Geld das einzige ſeyn, was den Menſchen glücklich machen kann? — Mein Onkel, meine Tante, Alles war mit einverſtanden. Niemand hatte ich mehr, der für mich geſprochen und gehandelt hätte, da beſchloß ich, meine Zuflucht zu Ihnen zu nehmen, Herr Frohmann — Alles achtet und liebt Sie ja — und Sie zu bitten, dieſe Heirath zu hintertreiben, und mir ſo das Leben zu retten; — denn müßt' ich Herrn Wachsmann meine Hand reichen, es wäre geſchehen um mich. —

Frohmann.

Wenn es nur das iſt, liebes Kind, ſo bin ich Ihrem Wunſche ſchon zuvorgekommen.

Bohrer.

Ja, Alles iſt abgebrochen — du heiratheſt Herrn Wachsmann nicht.

Henriette (ſehr freundlich).

Wär' es möglich?

Frohmann.

Freuen Sie ſich nicht zu ſehr, liebes Fräulein, es iſt ſchon ein Anderer da, der ſeinen Platz einnimmt. —

Bohrer.

Ja, Herr Frohmann ſelbſt will die Güte haben, dich glücklich zu machen.

Henriette.

Wie? — Sie? —

Frohmann.

Nicht wahr, der neue Werber iſt Ihnen eben ſo unwillkommen, als der alte?

Henriette (verlegen).

Im Gegentheile —

Frohmann.

Uebrigens muß ich Ihnen reinen Wein einſchenken: Die glückliche Idee kommt von meinem Enkel Adolf. —

Henriette.

So? Sie alſo, mein Herr, wollten ſich meiner Verſorgung annehmen? (beißend) O, das freut mich ſehr, ich danke Ihnen für die Mühe, die Sie ſich geben, mich einem Andern an den Hals zu werfen. — Uebrigens geſteh' ich Ihnen, Sie konnten keine Wahl treffen, die mir angenehmer geweſen wäre.

Adolf (eben ſo).

O, ich wußt' es wohl vorhinein, mein Fräulein, es werde Ihnen jeder Freier angenehmer ſeyn, als ich.

Henriette.

Allerdings, mein Herr! vorausgeſetzt, daß es ein achtungswerther Mann ſey, ein Mann, der ſeinen Ruhm nicht darin ſucht; zwei Mädchen auf einmal zu lieben, und zu hintergehen.

Frohmann (für ſich).

Zwei? Iſt mir eine ſchon zu viel.

~~Adolf.~~

Mich kann das wohl nicht treffen, denn ich — Gott ſey Dank, ich liebe gar kein weibliches Weſen, gar keines, mein Herz iſt frei, ganz frei.

~~Frohmann.~~

He Kinder! was gibts denn da unter Euch? Ihr ſpitzt ja Eure Worte zu, daß jedes zur Stecknadel wird. —

~~Bohrer.~~

Ja, was ſoll denn das eigentlich bedeuten?

~~Frohmann (ſtrenge).~~

Das bedeutet, daß der junge Herr zu vergeſſen ſcheint, wo er iſt. (Zu Bohrer) Herr Nachbar, es ſcheint, meine Enkel werden ſich mit ihrer Stiefgroßmutter nicht am beſten vergleichen. (Zu Henrietten) Hören Sie mich, liebes Kind! Ihre Heirath mit Herrn Wachsmann iſt zwar, ſo was man ſagt, *auseinander gegangen*, es ſcheint aber, die Sache will Ihnen demohngeachtet nicht recht *zuſammengehen*. — Sehen Sie, ich habe um Sie angehalten, ich nehme Sie zur Frau, ja, mein Seel! das thu' ich, das *muß* ich thun, wenn Sie es anders wollen, aber ich bin ein guter Menſch, ich liebe meine Familie, beſonders meinen Adolf dort. — Die Jugend hat doch auch ihre Annehmlichkeit, der Burſche bekommt einſt bedeutendes

Vermögen von mir, (~~leiſe zu ihr.~~) er macht ſüße Augen auf Sie, ich hob's ſchon öfters bemerkt, und wenn er auch jetzt bitt're macht, das thut nichts, geht vorüber; (~~laut.~~) darum' ſey Ihnen noch die Wahl gelaſſen, zwiſchen dem Großvater und — (~~Adolf vorſtellend~~) dem Enkel. — Wählen Sie Fräulein — laſſen Sie das Herz ſprechen, ungeſcheut, Sie ſtehen hier im Glanze Ihrer Schönheit, welche ſo zu ſagen zwei Generationen zu Ihren Füßen geworfen hat. — Nun, nennen Sie uns den Beſitzer ihres Herzens.

~~Ado~~lf (bey Seite fröhlich).

Sie wankt, ſie zögert, (laut) Sprechen Sie ohne Schey.

~~Henriette (für ſich).~~

Iſt das eine Falle, die man mir legt?

Adolf.

Nun, mein Fräulein, was ſcheuen Sie? — Haben Sie kein Erbarmen, (lachend) ha, ha, ha! Jener von uns Beiden, den Sie verwerfen, wird ſich ſchon zu tröſten wiſſen.

~~Juchmann (bei~~ Seite).

Das iſt ein Satansjunge!

Henriette (für ſich).

Ha, der Ungetreue, er ſpottet meiner noch, er ſoll mich kennen lernen — (pathetiſch-ironiſch) Wohlan! Hört — hört Alle — ich erwähle — ~~(Frohmann die Hand reichend)~~ den liebenswürdigen Großpapa.

~~**Frohmann** (bei Seite).~~

Bravo!

~~**Adolf** (für ſich).~~

Es iſt um mich geſchehen.

Emilie (für ſich).

Das iſt doch ſonderbar!

Wohrer (für ſich).

Ich hätte das Mädchen nicht für ſo klug gehalten.

Henriette

(halb weinerlich, halb pikirt, recht ſchnell die Worte herausſprudelnd zu Frohmann).

O, ich liebe, ich liebe Sie ſchon lange, ganz außerordentlich. Sie ſind ein braver Mann, ein guter Mann. Sie machen ſich kein Spiel daraus, ein Mädchen zu hintergehen, wie unſere jetzigen jungen Herren, die Sie einmal gewählt haben, der bleiben Sie treu, unwandelbar. Eine wollen Sie glücklich machen, nur Eine.

Frohmann (für ſich).

Gott behüthe mich vor mehreren.

Henriette.

Darum weih ich auch Ihnen mein ganzes Leben,

3-598-50426-8
FNr. 22643 / 074

hier meine Hand, ich will Sie pflegen, ich will Ihnen das Leben angenehm machen, ſo viel in meinen Kräften ſteht. (~~zu Bohrer~~) Onkel, Onkel! Machen Sie ja nur Alles recht bald zur Hochzeit bereit.

Bohrer.

Nu, nu, Mädel, du biſt ja außer dir vor Freude, ſo iſt's recht. So viel Klugheit hätt' ich dir nicht zugetraut. (zu Frohmann) Herr Nachbar, Sie ſind ein Tauſendſaſa! — Ich gehe ſogleich zum Notar. — Noch heute muß er mir Alles ins Reine bringen, und morgen — ja morgen iſt Verlobung. — Zum Henker auch, da iſt Gefahr auf dem Verzuge — folge mir Henriette! Dein Wille ſoll geſchehen, der Notar muß ſogleich mit uns hieher. Herr Nachbar, noch heute Abend iſt Verlobung!

(~~Mit Henrietten~~ ab.)

Eilfte Scene.

Frohmann. Adolf. Emilie.

~~Frohmann.~~

Nun, liebe Kinder, was ſagt Ihr dazu?

Emilie.

Iſt es denn zu glauben, — Großvater, Sie — Sie liebt das Mädchen?!

Frohmann.

Dein Staunen iſt gerecht, ich verwundere mich auch darüber. — Das heiß ich Unglück haben!

Adolf.

Sie hätten Unglück? Sie? — Ich bin ein unglücklicher Menſch. — Nicht weil ich bei einem Mädchen von einem Andern verdrängt worden bin, das geſchieht alle Tage — aber von einem Großvater — das iſt neu und unglaublich.

Frohmann.

Selbſt gethan, ſelbſt haben. — Das haſt du von deinem ſchönen Plan. Will der Burſche ſeinem ſiebzigjährigen Großvater mit einem ſiebzehnjährigen Mädchen verheirathen.

Adolf.

Und wollten Sie es denn wirklich thun?

Frohmann.

Thue mir den Gefallen, und ſage mir, wie ich mich herauswinde, du haſt die Werbung in meinem Nahmen gethan, ich habe eingewilligt, der Onkel nimmt mich an, das Mädel liebt mich, betet mich an. Es iſt Alles gegen mich verſchworen.

Adolf.

Wenn auch. Sie müſſen ſich weigern, müſſen zurücktreten, und Alles abbrechen. — Ach, warum rieth ich dazu; es wäre mir jetzt wohl noch lieber, Henriette reichte Herrn Wachsmann ihre Hand, als Ihnen.

Emilie.

Adolf, wo denkſt du hin?

Adolf.

Ja, ja, das wäre noch ein Troſt für mich. — Wachsmann iſt ein geiziger, unerträglicher Mann, den ſie bald verabſcheuen würde, aber der Großpapa iſt ſo gut, den wird ſie alle Tage mehr lieben, und am Ende etwa noch gar mit ihm glücklich werden, ſo glücklich, daß ſie mich gar nicht mehr vermißt, nicht einmal mehr an mich denkt. — Nein, das darf nicht ſeyn, Großvater! ich bitte Sie, machen Sie ſie nicht glücklich, nehmen Sie Ihr Wort zurück, reden Sie gleich mit Herrn Bohrer.

Frohmann.

Bedenke Adolf, ich habe mein Wort gegeben, es wäre das erſtemal in meinem Leben, daß ich dieſes nicht hielte. Euch jungem Volk mag ein unrechter Schritt hingehen, ihr habt noch Zeit, ihn wieder gut zu machen, aber ich muß vielleicht in Kurzem fort von der Welt, und muß daher auf meiner Hut ſeyn.

Zwölfte Scene.

Cordula. Vorige.

Cordula (herbeilaufend).

Herr Frohmann, wär' es möglich? — Nein, helfe mir Gott, es kann nicht ſeyn, da müßte ja die Welt nicht mehr lange ſtehen.

~~Frohmann.~~

Was haſt du denn Cordula? auch Sie waren mir am längsten.

~~Cordula.~~

Es iſt entſetzlich — die Köchinn des Herrn Bohrer hat's der Hausmeiſterinn erzählt, die Hausmeiſterinn hat's der Buchbinderinn nebenan geſagt, und dieſe hat's mir vertraut, daß Sie — Sie Herr Frohmann — nein, ich mag's, ich kann's nicht nachſagen, es bleibt mir auf der Zunge liegen — ich habe die Buchbinderinn auch derb abgefertigt.

~~Frohmann.~~

Nun, ſag nur einmal, warum?

Cordula.

Ich? — Gott behüte, mit ſolchen Dingen muß man keinen Spaß machen! — Wenn's unter die Leute käme, — die Schande, das Gelächter! — Der Hausmeiſterinn muß aufgetragen werden, daß ſie kein Wort mehr davon ſpricht, bei Verluſt ihres Dienſtes, nicht wahr, Herr Frohmann?

Frohmann.

Nicht doch! ha, ha, ha! — Die Hausmeiſterinn hat, wenn ich recht merke, die Wahrheit geſagt.

Cordula.

Die Wahrheit? — (fällt in einen Stuhl.) Ich bin todt!

Frohmann.

Da haben wir's!

Cordula (weinend).

Schön! o ſchön! die arme Cordula hat dreißig Jahre treu und redlich gedient, jetzt wird ſie verabſchiedet, eine Frau kömmt ins Haus. Aber es iſt gar keine nothwendig. — Sehen Sie irgendwo ein Stäubchen liegen? Bekommen Sie des Morgens nicht zur Minute Ihren Thee zum Bette? hülle ich Ihnen nicht fleißig die Füße in Haſenfelle? ſpiele ich nicht mit Ihnen alle Abend Piket! leſe ich Ihnen nicht die ſchönſten Geſchichtsbücher vor? Haben Sie an der Küche etwas auszuſetzen? wozu alſo heirathen?

Frohmann.

Beſänftige dich doch nur, liebe Cordula?

Cordula.

Nein, ich beſänftige mich nicht; ich kann Sie keinen ſolchen Schritt thun laſſen, ich werde mich dagegen ſetzen, und Ihre Enkel auch.

~~Frohmann.~~

Meine Enkel? dieſe ſind's ja eben, liebe Cordula, welche mich dazu zwingen.

~~Adolf.~~

Ja, ja, ſo iſt's! — Unſ're Schuld war's, daß es ſo weit kam, reden wir nicht mehr davon. Laßt uns lieber auf Mittel ſinnen, die Sache zu hintertreiben. —

~~Cordula.~~

Mittel? — hundert für eins! Soll ſich der Herr dem allgemeinen Gelächter ausſetzen? — Soll er im Schlafſeſſel zur Trauung getragen werden? ſoll er vor Huſten das Jawort nicht herausbringen? ſollen die Leute mit Fingern auf ihn deuten? ſind das keine Gründe?

~~Frohmann.~~

Sey es, wie es wolle, ich habe es verſprochen, und lieber will ich für einen Narren, als für einen Wortbrüchigen gelten.

Emilie.

Ließe ſich denn nicht die Sache ſo drehen, daß die abſchlägige Antwort von Henrietten, oder ihrem Onkel käme?

Frohmann.

Wenn Ihr das zu Wege bringen könnt, ja, dann iſt mir's recht.

Emilie.

Halt, da fällt mir bei — Wenn ſich der Großpapa verſtellte, wenn er Henrietten eine Abneigung gegen ſich beibrächte, wenn er den Schlimmen, den Zornigen, den Hartherzigen ſpielte —

Frohmann
(mit ſehr ſanftem Tone).

Ich? — den Hartherzigen?

Adolf.

Ach, das kann der gute Großpapa nicht, er würde ſich ja alle Augenblicke verrathen, du weißt ja, es war ihm unmöglich, jemals mit uns zu zanken.

Cordula.

Wahr iſt es, leider nur allzuwahr. Allen Leuten thut er ihren Willen, drum ſind wir auch da, wo wir ſind. — Er in ſeinem Alter noch heirathen. Es iſt himmelſchreiend.

Frohmann.

Sey du jetzt ſtill, und laß uns nachdenken, wie wir uns aus dem Handel ziehen. — Ich habe eine Idee.

~~Adolf~~

(~~umarmt~~ Frohmann heftig).

Um Ihre Heirath abzubrechen? O, mein lieber, lieber Großpapa, — Reden Sie geſchwinde, geſchwinde!

~~Frohmann~~

(~~ſich los~~machend).

Wenn du mich erdrückſt, ſo iſt's freilich mit einmal aus; — Hört mich. Daß mich Henriette ſo unmenſchlich liebt, wie Sie geäußert hat, daß kann ich mir nun einmal nicht denken, aber dich Adolf liebt Sie leider auch nicht. — Wie? wenn ein Dritter —

~~Adolf~~.

Ein Dritter? ein Dritter? Ha, wenn ich ihn kennte, mit dem wollt' ich's anders zu Ende bringen, als mit Ihnen, Großpapa. — Eine Herausforderung — Einer von uns Beiden.

~~Frohmann~~.

So hör mich doch nur an, — ich meine ja nicht, daß Sie einen Dritten liebt, aber, wenn ſich ein Dritter fände, der Sie liebte, oder zu lieben vorgäbe, und dem es dadurch gelänge, unſ're Verbindung zu hintertreiben; — Wie wär's Emilie, wenn dein Auguſt —

~~Emilie~~.

Danke ſchön, nein, mit meinem Auguſt iſt's nichts.

Adolf.

Nein, nein, lieber heirathen Sie ſie ſelbſt, (heftig auf- und abgehend.) Ich ärgere mich auch gar nicht mehr — ich hab's verſchmerzt, ich bin ganz ruhig — Mögen ſie mit dem Notar kommen, und die Verlobung vor ſich gehen, ich will dabei ſeyn, und recht herzlich lachen —

Frohmann.

Siehſt du, Cordula, Sie ſind Alle gegen mich; aber, mein Gott, da erinnerſt du mich eben, daß der Onkel geſagt hat, noch heute Abend ſoll Verlobung ſeyn. Sie können bald hier ſeyn; ich kann ſie doch nicht im Morgennegligee empfangen, muß mich doch ankleiden, Cordula, gib mir meinen ſchwarzen Rock heraus. —

Cordula.

Schwarz, ganz recht, die Farbe der Trauer.

Frohmann.

Du haſt recht, das wird ſich nicht ſchicken, alſo den Pfirſichfarbenen, weiße Handſchuhe, und ein Bouquet in's Knopfloch, das verſteht ſich.

Cordula (weint).

Das drückt mirs Herz ab. —

Frohmann.

Mir auch, aber es muß nun einmal ſeyn. — Ha, ha, ha! ich muß lachen, ich komme da in eine ſchöne Geſchichte, ohne daß ich daran gedacht habe. — Heirathen? — Heirathen? — Und was für ein Mädchen? Wenn Sie dreimal ſo alt wäre, als ſie iſt, ſo könnt' ich noch immer ihr Vater ſeyn. — Jetzt, da mein Leben ſchon zu verlöſchen anfängt, zündet ſich für mich die Hochzeitsfackel an. — I nun! Es muß ſeyn. — Man hat wohl ſchon viele Kinder geſehen, die von ihren Eltern wider ihren Willen zum Altar geführt worden ſind, aber ich bin gewiß der erſte Großvater, der von ſeinen Enkeln zu einer Heirath gezwungen wird. — Komm, Cordula, komm, hilf mir meine Toilette vollenden, ſtaffire mich recht heraus, mach mich ſchön, weils ſeyn muß.

Adolf

~~(leiſe zu Co~~rdula).

Mach' den Großpapa recht häßlich, Cordula, hörſt du?

~~Cordula~~

(winkt weinend, und geht mit Frohmann in deſſen Kabinet).

Dreizehnte Scene.

Emilie. Adolf.

~~Adolf.~~

Aus iſt's, aus. — Henriette und ihr Onkel werden kommen, der Notar mit ihnen, der Contrakt wird abgeſchloſſen werden, und Alles iſt zu Ende. — O liebe Schweſter, ich bin verloren.

~~Emilie.~~

Du ſagteſt ja ſo eben, du habeſt Alles verſchmerzt, und ſeyeſt ganz ruhig.

Adolf.

Himmel und Erde! — ich bin's ja auch. — Das Schreckliche bei der Sache iſt nur, daß ich weiß, daß Henriette mich haßt, — daß ich ſie auch haſſe, — und daß wir Beide uns doch ganz entſetzlich lieben. — Aber eingeſtehen wird *ſie* es nicht, nachgeben wird ſie nicht, dafür kenne ich ſie; — Ja, noch mehr, ich bin überzeugt, ſie iſt im Stande, und heirathet den Großpapa aus Eigenſinn.

Emilie.

Du glaubſt alſo, ſie liebe dich wirklich noch, und nur Hartnäckigkeit halte ſie zurück, es zu geſtehen? Wenn das ſo iſt, Bruder, ſo weiß ich noch ein Mittel.

~~Adolf.~~

Du? O liebe Schweſter: rathe, hilf! Wie will ich dir dankbar ſeyn! du biſt mir's ſogar ſchuldig. Erinnerſt du dich noch, ſo oft du mit Auguſt entzweit warſt —

~~Emilie~~ (lächelnd).

Haſt du immer ſeine Parthie genommen, das weiß ich. — O die Männer halten zuſammen! Aber gleichviel, ich will Gnade für Recht ergehen laſſen, und hoffe, mein Mittel ſoll uns zum Ziele bringen, nur müſſen wir uns genau einverſtehen.

~~Adolf.~~

Alles, was du willſt, liebe Schweſter.

Emilie.

So komm mit mir, ich will dir meinen Plan mittheilen. Hier iſt ohnedies für dich nichts mehr zu thun, denn bald wird Henriette mit Ihrem Onkel kommen.

~~Adolf.~~

Da möchte ich ja eben dabei ſeyn, der Ungetreuen feſt in's Auge ſchauen, und ſehen, ob ſie nicht erröthet.

Emilie.

In meinem Plan liegt es aber eben, daß du **nicht** dabei ſeyn ſollſt. — Komm nur, komm, vertrau' auf mich, und folge mir in Allem.

(Mit Adolf ab.)

Vierzehnte Scene.

Frohmann. Cordula.

(Beide kommen aus Frohmanns Kabinet, Frohmann iſt ſo angekleidet, wie er es früher beſchrieben hat. Cordula trägt ihm die weißen Handſchuhe nach.)

Frohmann.

Das Kleid habe ich ſchon einige Jahre nicht angehabt; — paßt mir aber auch nicht mehr.

Cordula.

Es paßt gar nichts mehr.

Frohmann.

Horch, war mir's doch, als hört' ich Tritte! Nein, ich dachte ſchon, es ſey meine Braut! — Braut! hu! — Bei dem Worte ſchauert's mir durch den ganzen Körper.

Cordula.

Wenn der Schnee auf dem Kopfe liegt, kann's innerlich nicht mehr warm ſeyn.

Frohmann.

Wo ſind denn meine weißen Handſchuhe?

Cordula.

Da. —

Frohmann (ſie anziehend).

Genirt mich recht, das Heirathen. Aber die Pille muß nun einmal hinuntergeſchluckt werden. —

~~Cordula.~~

Wenn ſie nur gut thut.

Frohmann.

Sey nur nicht traurig, Cordula, deine weinerliche Stimme ſchneidet mir ins Herz. Du weißt, ich habe dich immer lieb gehabt, werde dich auch jetzt nicht verlaſſen, werde für dich ſorgen.

Cordula

(küßt ihm die Hand).

O mein guter Herr! Gott lenke es zum Beſten!

Frohmann.

Nu, gar ſo entſetzlich iſt das Ding doch nicht, — das Mädchen iſt ſanft und gut.

Cordula.

Aber jung, ſehr jung, ſo was artet leicht aus.

~~Frohmann.~~

Ja, ja, das wäre möglich.

~~Cordula.~~

Und wenn dann mein armer Herr betrogen würde, wenn er in ſeinen alten Tagen der gewohnten Pflege entbehren müßte, wenn die Frau im Hauſe Alles umkehrte, wenn einer von den Canarien-Vögeln nicht gefüttert würde, wenn —

~~Frohmann.~~

Verſchlucke jetzt deine noch übrigen Wenn — da kömmt ſchon mein neuer Herr Onkel mit meiner Br — Braut.

Fünfzehnte Scene.

Vorige. Henriette
(geputzt, von Bohrer hereingeführt, ein Notar, welcher im Hintergrunde ſtehen bleibt).

Bohrer.

Sie ſehen, lieber Neffe, ich habe keine Zeit verloren — der Notar iſt da, und ich glaube, wir wollen ſogleich mit ihm die Hauptartikel in Ordnung bringen.

Frohmann.

Ja, ja, in Gottes Namen; oder wiſſen Sie was, Herr Onkel, thun Sie das allein mit dem Notar, ich verlaſſe mich ganz auf Ihre Klugheit.

Bohrer.

Wie, Sie wollen nicht dabei gegenwärtig ſeyn?

Frohmann.

Ich wünſchte indeſſen mit meiner Zukünftigen mich noch zu beſprechen.

Bohrer.

Nicht mehr, als billig; wir wollen alſo indeſſen in Ihr Kabinet treten, wenn Sie erlauben. — Braut und Bräutigam darf man ſchon mit einander ein Viertelſtündchen allein laſſen. (~~Leiſe zu Frohmann.~~) Sie ſehen, lieber Neffe, was für ein großes Vertrauen ich in Sie ſetze. —

Frohmann.

Ich will mich deſſen würdig beweiſen, Herr Onkel!

Bohrer.

Sie haben doch die nöthigen Papiere, die Certificate — den Taufſchein. —

Frohmann.

In dem kleinen, grünen Carton auf meinem Schreibtiſche finden Sie alles.

Cordula.

Den Taufſchein?

Bohrer.

Der iſt allerdings nothwendig.

~~**Cordula.**~~

Wozu? man wird doch nicht zweifeln, daß der Herr majoren iſt?

Frohmann.

Geh, Cordula, und mache keine Anmerkungen, (~~öffnet die Thüre ſeines Kabinets, zu Bohrer und dem Notar.~~) Meine Herren, iſt's gefällig? (~~dieſe treten hinein, Cordula geht durch die Mitte ab.~~)

Sechszehnte Scene.

Frohmann. Henriette.

~~Frohmann~~.

Liebes Kind, ich wünſchte allein mit Ihnen zu ſeyn, um ſo recht aufrichtig mit Ihnen ſprechen zu können. (~~Faßt ihre Hand.~~) Vertrauen Sie mir -- verhehlen Sie mir nichts — Sie haben mich zu Ihrem Gatten erwählt, haben Sie ſich auch genau erforſcht, haben Sie Alles überlegt?

Henriette.

Alles — alles — ich bin entſchloſſen (bei Seite.) und ſollt' es mich das Leben koſten.

~~Frohmann~~.

Sehen Sie mich an, — feſt — Sie haben rothe Augen, da ſchleicht noch eine Thräne über die Wange. Haben Sie vielleicht Ihren Sinn geändert? Sagen Sie mir's, fürchten Sie ſich nicht. —

~~Henriette~~.

Wie ſollt' ich? — Ihre Verdienſte — Ihre vortrefflichen Eigenſchaften. —

~~Frohmann~~.

Ja, liebes Kind, ich kann es, ohne unbeſcheiden zu ſeyn, ſelbſt von mir ſagen, ich habe gute Eigenſchaften — aber — ein bischen lange hab' ich ſie ſchon, und es gibt eine Menge vortrefflicher Dinge, denen nur ihr Geburtstag ſchadet. Darum reden Sie aufrichtig, mein Kind, halten Sie es für möglich, mich, trotz meiner Jahre, zu lieben?

~~Henriette~~.

Mein Herr! Ich zählte mir Ihre Tugenden auf, und vergaß darüber Ihre Jahre zu zählen.

Frohmann.

Bei einer ſo wichtigen Sache ſollte man auf gar nichts vergeſſen.

Henriette.

Meine Sorgfalt, meine Zärtlichkeit ſollen Ihnen meinen Dank beweiſen.

Frohmann.

Dank! Ganz recht; — aber die Ehe will *Liebe*.

~~Henriette~~.

Ich will Sie *lieben*, wie die gehorſamſte Tochter ihren guten Vater.

~~Frohm~~ann.

Vater! — Hm! — gefällt mir auch nicht das Wort.

~~Henriette~~.

~~(ſeine Hand~~ faſſend).

Was ich in Ihren Augen leſe, ſoll geſchehen. Sie *ſollen* ſich über nichts zu beklagen haben, ich weiche nicht einen Augenblick von Ihnen, und mein höchſter Lohn ſoll ſeyn: dieſes Auge lächeln, und dieſe Stirne ohne Furchen zu ſehen.

Frohmann.

Schön, liebes Kind, recht ſchön! (~~für ſich.~~) Zum Henker auch — was fürcht' ich mich denn ſo vor der Ehe? — Je mehr ich das gute Kind anſehe, je mehr ſich ihre Sanftmuth entfaltet, deſto deutlicher wird mir's, daß ſie halten wird, was ſie verſpricht. In der Regel ſind Verbindungen in ungleichen Jahren geſchloſſen, unglücklich, aber keine Regel ohne Ausnahme. Das iſt eine Ausnahme! Ich bedarf in meinem Alter einer Freundinn, die mich unterſtützt, pflegt, und das wird das Mädchen mit dem ſanften Himmelsantlitz wohl noch beſſer thun, als Cordula, die immer keift. — Alſo Muth gefaßt! — (~~laut.~~) Noch ein's, liebe Henriette! Sagen Sie mir aufrichtig, iſt Ihr Herz ganz frei? — nährt es nicht vielleicht eine geheime Neigung?

Henriette (verlegen).

Eine geheime Neigung? — Nein, nein! nicht mehr! — Ich liebe Niemand mehr!

Frohmann.

Wohlan! — Jetzt ſind wir im Reinen. — (~~reicht ihr die Hand.~~) Folgen Sie mir zur Verlobung!

Henriette

(reicht ihm zitternd die Hand).

Ich folge.

~~**Frohmann**~~

(nachdem er einige Schritte mit ihr gegangen, hält zurück).

Sie zittern?

~~**Henriette.**~~

Die Freude —

~~**Frohmann.**~~

Ja ſo?

~~**Henriette (für ſich).**~~

~~Schenke mir Muth, o Gott!~~

Siebenzehnte Scene.

Vorige. Emilie.

~~**Emilie**~~

(läuft herbey).

Großpapa! Großpapa! — Das iſt ein Spektakel! — wenn Sie wüßten —

Frohmann.

Nun?

Emilie

(ſich anſtellend, als ob ſie weine).

Ein großes Unglück!

Frohmann.

Was gibt es denn?

Emilie (ſchluchzend).

Adolf, der abſcheuliche Bruder, er verläßt uns auf immer.

Henriette (heftig).

Wie?

Frohmann.

Erkläre dich deutlicher.

Emilie.

Ja, ja, auf immer. Sie Großpapa haben ihm das Herz derjenigen geſtohlen, ſagt er, die er liebt, und ewig lieben wird. In ſeiner Verzweiflung ging er —

Henriette.

Wohin ging er?

Emilie.

(immer weinend).

Unter die Huſaren — und — in einer Stunde ſchon ſoll er mit dem Regimente marſchiren.

Frohmann.

Iſt's möglich? (~~blickt auf Henrietten, welche in einen Lehnſtuhl geſunken iſt~~.) Da haben wir's. Da liegt auch meine Braut wegen des Huſaren in Ohnmacht.

~~Emilie~~

(für ſich freudig).

Gewonnen! Gewonnen!

~~Frohmann.~~

Das fehlte noch! ~~(ruft)~~ Cordula! Cordula! Kölnerwaſſer!— Melliſſengeiſt!— Kommt denn kein Menſch? ~~(geht ab.)~~

Emilie.

Ich kenne ein beſſer Mittel, ſie wieder zu erwecken. ~~(Sie läuft zu dem Kabinet, in welchem Adolf ſich befindet, und ruft)~~ Adolf! Adolf!

Achtzehnte Scene.

Vorige. Adolf.

~~Adolf~~

~~(ſtürzt aus dem Kabinet zu Henriettens Füßen.)~~

Henriette, theure Henriette!

Henriette

~~(welche noch immer im Lehnſtuhl liegt).~~

O, Adolf, mein Adolf! ich ſehe dich nie wieder!

~~Emilie.~~

Adolf liegt zu Ihren Füßen.

Henriette (aufblickend).

Iſt's möglich!

Adolf.

Ja, Geliebte! Ein Reuiger, der ſeine Strafe erwartet, fleht zu dir um Gnade. Meine Schweſter erfand dieſe Liſt, um zu verſuchen, ob noch Liebe für mich in deinem Herzen wohne, Henriette! — Die Hoffnung ſchimmert mir, aber täuſcht ſie mich, — dann, bey Gott, Henriette, geſchieht wirklich, was nur Schein war — ich werde Soldat, ich laſſe mich todtſchießen —

Henriette

~~(ſich das Angeſicht verhüllend)~~.

Gerechter Himmel! ~~(die Hände vom Geſichte wegziehend und ihn liebevoll anblickend)~~ Adolf! —

Emilie.

Verzeihen Sie ihm, er liebt Sie innig und allein.

Henriette.

Iſt das wahr, Adolf?

Adolf.

Bei meiner Seligkeit! Und du — haſt du mich nicht vergeſſen?

Henriette.

Ich wollt' es, aber ich konnt' es nicht. — Ja, wi=

der meinen Willen (~~ihm die Hand reichend~~) lieb' ich Sie noch.

~~Adolf.~~

O mein Gott! du vergiltſt mir durch dieſen Augenblick alle Leiden (er faßt ~~kniend~~ ihre Hand, und drückt ſie an ſeine Lippen, in dieſem Augenblicke treten Bohrer und der Notar aus dem Kabinete ~~zur Rechten. Cordula~~ mit einem Flacon kommt ~~aus jenem zur Linken.~~)

Bohrer

~~(bleibt beym Anblick dieſer Gruppe ſtarr ſtehen).~~ Was ſeh' ich?

Cordula.

Hier iſt Kölnerwaſſer. ~~(Erblickt die Gruppe ebenfalls, und bleibt auf der andern Seite ſtarr ſtehen.)~~ Verrath, Skandal! — Ein anderer zu den Füßen der Braut! — ~~Henriette ſteht aus dem Stuhle auf, worin ſie gelegen, und geht zu ihrem Onkel, Cordula fällt in denſelben Lehnſtuhl.)~~ Hab' ich's nicht geſagt? — Herr Frohmann! Herr Frohmann herbei! —

Neunzehnte Scene.

Vorige. Frohmann.

Frohmann

(aus der Mittelthür, in einer Hand ein Glas Waſſer, in der andern auch einen Flacon).

Da bin ich ſchon; will ſie nicht zu ſich kommen? Da mein Schatz, da iſt Kölnerwaſſer. (~~Cordula erblickend~~) Was iſt das? Cordula, iſt dir auch übel?

~~Cordu~~la.

Das glaub' ich, da kann einem auch übel werden. Wenn Sie wüßten, Herr Frohmann, wer eben dahier — vor Ihrer Braut —

~~Adolf.~~

So ſchweige doch, Cordula! —

~~Cordul~~a.

Schweigen? Ich ſchweigen? wenn es ſich um die Ehre meines guten Herrn handelt? Nein, ſchreien will ich, ſchreien, was mir aus der Lunge geht, Herr Frohmann! Sie ſind betrogen, (~~auf Adolf und Henrietten deutend~~.) Dieſe zwei jungen Leute lieben ſich — ſie habens einander geſagt, ich habs gehört — Er hat vor ihr gekniet — Sie hat ihm Blicke zugeworfen, und welche? Er hat ihre Hand geküßt, ſie hat ſie ihm gelaſſen. Er hat ſie in die Arme geſchloſſen, ſie hat es gelitten, er hat —

Frohmann.

So ſchweige doch — er hat recht gehabt, und ſie auch. (~~in lautes Lachen ausplatzend~~) ha, ha, ha, Gut iſt's ſo! (~~Henrietten zu Adolf führend~~) Umarmt euch noch einmal, damit ich's ſehe, es freut mich ja, freut mich recht herzlich. — Umarmt auch mich. — Gott ſey Dank, ich komme mit heiler Haut aus der Affaire. — Herr Bohrer! machen Sie ſich nichts daraus, der Contrakt iſt einmal gemacht, er ſoll gelten, ich unterzeichne ihn auch, aber nicht als Bräutigam, ſondern als Bräutigamsvater. (~~für ſich freudig die Hand reibend~~.) Ich bin glücklich entwiſcht. —

Henriette.

Großmüthiger Mann!

Adolf. Emilie.

Lieber Großpapa!

Frohmann.

Ach, ſo recht! das iſt ein Titel, der mir gebührt. Adolf, Henriette! Ich kann Geld entbehren, ich will's Euch geben, 50,000 Gulden ſind euere Mitgift — Liebt euch — und (~~ihnen die Hände reichend~~.) liebt auch mich.

~~Adolf.~~ Henriette

~~(ihr die Hand küſſend.)~~

Wie unſern guten Vater.

~~Frohmann.~~

Das iſt auch Alles, was ich verlangen kann. Cordula! Wir bleiben wieder beiſammen, wie zuvor.

~~Cordula.~~

Nun, das iſt ein kluges Wort. ~~(leiſe zu Frohmann)~~ Seyn Sie froh, Sie ſind glücklich aus dem Malheur gekommen!

~~Froh~~mann (eben ſo zu ihr).

Sey ſtill, Alte! —

Männer [illegible] (Der Vorhang fällt.)

Liebeszunder.

Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Nach dem Franzöſiſchen der Herren Scribe und Delavigne.

Aufgeführt auf dem königlichen Hoftheater zu Dresden.

Perſonen.

Reiß übel [illegible]

Herr von Riedheim (45 Jahr).

Guſtav, ſein Neffe. [illegible]

Julie Felling eine junge Witwe.

Die Handlung geht auf einem Schloſſe nahe der Hauptſtadt vor.

(Die Bühne ſtellt einen Salon vor. Im Hintergrunde die allgemeine Eingangsthüre. Rechts eine Thüre und ein Fenſter. Die Thüre führt in den Garten. Links eine Thüre, welche in Juliens Kabinet führt. Ein Pianoforte, Tiſch und Stühle.)

Erſte Scene.

Herr von Riedheim (allein).

Schon neun Uhr, und Alles ſchläft noch im Schloſſe. Das heißen ſie das Landleben genießen. Nun meinetwegen, ſo iſt's doch ruhig und ein kluger Mann hat Zeit ſeine Reflexionen zu machen. Es iſt wohl ein großes Unglück reich zu ſeyn, aber noch ein größeres, reich und Junggeſelle zu ſeyn. Auf den erſten Blick hin ſcheint es als ob Eheloſigkeit und Vermögen uns Freiheit und Unabhängigkeit ſicherten — ja proſt Mahlzeit! nicht wahr iſt's! — die Armen glauben ein doppeltes Recht auf unſere Kaſſe zu haben, weil we-

~~der Kind noch Kegel~~ da iſt, die darauf Anſpruch machen könnten, und die Frauen — o mein Himmel! — die machen einen ſolchen 45jährigen reichen Junggeſellen zu ihrem General-Säckelmeiſter. — Ich hab's genoſſen: „Lieber Riedheim! bey der Pariſer Marchande-de-Mode hab' ich einen delicieuſen neuen Hut geſehen, ſeyn Sie ſo gut, und laſſen Sie ihn für mich hohlen, werd' ihn ſchon bezahlen!“ — Ja morgen! — „Der liebe Riedheim iſt ſchon ſo gut und beſtellt uns auf Morgen eine Loge zur neuen Oper, wir werden mit Dank bezahlen!“ — Ja, übermorgen! — Ah — wenn man jung iſt, da iſt's doch noch der Mühe werth, ſich für die Damen zu Grunde zu richten, aber wenn ſchon der Fünfziger angerückt kommt, da ſoll man ihr Schatzmeiſter ſeyn und hat nichts davon! — Und dann die liebe Verwandtſchaft! — Da hat mir der Himmel, oder vielmehr mein verſtorbener Herr Bruder einen Neffen geſchenkt, der keinen Kreuzer Geld hat. Da erwartet nun der Burſche und die ganze Welt mit ihm, „daß ich ihm recht tüchtig unter die Arme greife, und trägt er nicht die neueſten Moden und reitet er nicht auf einem Engländer — ſo heißt's gleich, da ſeht einmahl den Filz von Onkel an, hat weder Weib noch Kind und läßt den lieben Jungen darben. — Es iſt wahr, meine Güter tragen mir wohl des Jahres dreißig tauſend Gulden, aber die brauch' ich ſelbſt. — Das Ding muß anders werden. — (auf- und niedergehend) Wenn ich mir ein Weib nähme? — Eben jetzt wäre die beſte Gelegenheit dazu. Mein Freund, der Commandeur, iſt vor einigen Tagen in der Hauptſtadt geſtorben, ſeine Nichte lebt hier auf ſeinem Gute, wenn ich dieſe heirathete? Der Commandeur hat ſie ohnedieß bei ſeinen Lebzeiten für mich beſtimmt. — Ja, was gewinn' ich dadurch? Der Commandeur hat große Verwandtſchaft, von der Erbſchaft wird höchſtens eine Rente von ein paar tauſend Gulden auf ſie fallen. — Das iſt nicht genug! — Da gäb's wohl noch beſſere Parthien für einen Mann wie ich — Aber wie? — wenn mein Neffe? — Der hat nichts, für den wär' eine ſolche Frau mit einem paar tauſend Gulden jährlicher Einkünfte ſchon ein Fang. — Ja, der ſoll ſie heirathen, ſo bring' ich ihn los. Die zwei Leute müſſen zuſammen, hilft nichts! — müſſen. — Der Burſche iſt ohnedieß in alle Schürzen verliebt, er wird hier keine Ausnahme machen, und das junge Franchen vertraut mir in Allem, ſie wird ſich in das fügen, was ich ihr anrathe. — Es muß gehen. — Da kommt ſie eben.

Zweite Scene.

Riedheim. Julie.

Riedheim.

Guten Morgen, liebe Mündel — Ja ich ſeh' Sie ſchon für meine Mündel an, obſchon uns die Bedingungen des Teſtaments Ihres Oheims noch nicht bekannt ſind.

Julie.

Ich bin von Ihrem Wohlwollen und Ihrer Güte für mich überzeugt, Herr von Riedheim. Ich weiß was ich Ihnen ſchuldig bin.

Riedheim.

Im Gegentheile, wenn wir abrechnen wollten, ſo würde ich noch im Reſte bleiben. Vierzehn Tage befinden wir uns ſchon hier auf dem Gute Ihres Onkels. Ich, weil mir das Bad hier anempfohlen iſt, und mein Neffe, weil er ein leidenſchaftlicher Jäger iſt, und Sie, gute Julie, behandeln uns ſo liebreich und freundſchaftlich.

Julie.

Mein Onkel hat ſie mir auf's Dringendſte anempfohlen.

Riedheim.

Auch mir hat er ſeine liebe Julie anempfohlen.

Er war ſchon krank, als ich die Hauptſtadt verließ. Freund! ſprach er zu mir: Du mußt meine Julie beſchützen, wenn ich nicht mehr bin. Du mußt ihr Vormund werden, ihr— (hält plötzlich inne.)

Julie.

Auch mir ſchrieb er etwas Aehnliches, und wenn ich Ihnen dieſen Brief noch nicht mittheilte, ſo ſchreiben Sie dieſes nicht dem Mangel an Vertrauen zu, ſondern andern Urſachen, (verſchämt) die ſich nicht beſprechen laſſen.

Riedheim (lächelnd).

Ah — ich merke ſchon, er pries vermuthlich meine wenigen guten Eigenſchaften, rieth Ihnen mir in Allem zu vertrauen, mich zum Vormunde, zum Freunde anzunehmen — vielleicht meinte er gar, Sie ſollten mich heirathen.

Julie.

So iſt es.

Riedheim.

Ja, das war immer ſeine Lieblingsidee — Nun was ſagen Sie dazu?

Julie.

Herr von Riedheim — ich —

Riedheim (für ſich).

Nun Sie wird doch nicht etwa gar Feuer gefangen haben? das wäre nicht übel! (laut) Nun tröſten Sie ſich nur, Sie ſind ja Herrinn Ihres Willens, und wenn vielleicht ſchon eine andere Neigung ſich in dieß Herzchen eingeſchlichen hat.

Julie.

Was das betrifft, ſo kann ich Sie verſichern, daß mein Herz noch ganz frei iſt.

Riedheim.

Sie lieben alſo Niemanden?

Julie.

Niemanden.

Riedheim.

Auch mich nicht?

Julie.

Nein.

Riedheim.

Das Geſtändniß iſt naiv.

Julie.

Es iſt aufrichtig. Ich kann und will Niemanden hintergehen — Mit eben derſelben Aufrichtigkeit ſag' ich Ihnen auch —

Riedheim.

Daß Sie meine Hand nie annehmen würden?

Julie.

Sie irren, Herr von Riedheim — Im Gegentheile, ich bin bereit, dem Willen meines Onkels zu gehorchen, und wenn es ſein Wunſch war, daß ich Ihnen meine Hand reichen ſoll, und wenn auch Sie damit zufrieden ſind. — —

Riedheim.

Wie Julie, Sie wollten? —

Julie.

Ich ſtehe allein in der Welt, habe weder Freunde noch Verwandte. Ich bedarf eines Leiters, eines Schützers! — Wenn ich den Erfahrungen trauen darf, die ich ſchon gemacht habe, ſo würde mir ein junger Mann beides nur ſo lange ſeyn, als dieſe geringen Reize blühen. Sie verwelken und die Liebe mit ihnen. — An einem Manne ihres Alters fände ich was ich ſuche, die Freundſchaft iſt dauernder als die Liebe, und ein langes Glück zieh' ich einer kurzen Seligkeit vor. So denke ich. Was ſagen Sie dazu?

Riedheim.

Ich ſage, daß Sie ein liebenswürdiges und zugleich kluges Frauchen ſind. (Für ſich) Jammerſchade, daß das Weibchen nicht Millionen beſitzt, wie kann man ſo geſcheidt raiſonniren, und doch nur ein paar tauſend Gulden Einkünfte haben — Ja ja, mein Neffe muß ſie zur Frau nehmen. (Laut) Sie lieben alſo die jungen Herrn nicht, wie es ſcheint?

Julie.

Nein.

Riedheim.

Nun es gibt doch noch recht brave gute Burſche. Was ſagen Sie zum Beyſpiel zu meinem Neffen?

Julie.

Ich kenne Herrn Guſtav noch zu wenig.

Riedheim.

Sie müſſen doch geſtehen, er iſt nicht häßlich, — iſt luſtig, — hat ſchon einen Feldzug mit Ehren mitgemacht.

Julie.

Verzeihen Sie — das kann Alles ſeyn — aber —

Riedheim.

Nehmen Sie ſich kein Blatt vor den Mund, heraus damit.

Julie.

Sehen Sie, er hat Witz, den er auch überall leuchten läßt, er iſt munter, zuvorkommend, artig — er reitet ſchön, er tanzt gut, er ſpielt das Pianoforte mit Fertigkeit, lauter Eigenſchaften, warum ihn die Welt liebenswürdig nennen wird. Aber eben darum, weil er ſo liebenswürdig iſt, kann ich ihn nicht lieben.

Riedheim.

Hm! Hm! Sie ſind etwas ſchwer zu befriedigen.

Julie.

Das iſt wohl meine Schuld, ich ſeh' es ein, allein —

Riedheim (bey Seite).

Ich muß ihr den Jungen ein bischen intereſſant zu machen ſuchen. (Laut) So wiſſen Sie denn, liebe Julie — aber ich bitte Sie, verrathen Sie mich nicht, denn es iſt das Geheimniß eines Andern, welches ich Ihnen anvertraue — wiſſen Sie — daß mein Neffe Guſtav Sie liebt, anbethet.

Julie (lächelnd).

Sie wollen mich zum Beſten haben, wie es ſcheint.

Riedheim.

Ich ſage Ihnen die lauterſte Wahrheit. — Und dieß iſt auch leider die Urſache, warum ich auf Ihre Hand Verzicht leiſten muß. Kann ich den Sohn meines guten Bruders unglücklich machen, kann ich ſein Herz zerreißen, indem ich ihm den Gegenſtand ſeiner Leidenſchaft raube?

Julie.

Schöne Leidenſchaft. — Vierzehn Tage ſind Sie mit ihm hier, und noch hab' ich kaum zwanzig Worte mit ihm gewechſelt — Er bringt den ganzen Tag auf der Jagd zu.

Riedheim.

Der Arme, er weicht Ihnen aus — das iſt ja das wahre Zeichen — und dann — Sie kennen ihn noch nicht, er iſt ſo ſchüchtern. — Vorgeſtern, hier im Saale, Abends — haben Sie nichts bemerkt?

Julie.

Nichts, als daß er die Hand vor den Mund hielt weil er gähnte.

Riedheim.

Gähnte? — Ja, das war ganz was Anderes, den Mund hat er ſich verhalten, damit ſich ſein Herz nicht wider Willen durch Worte Luft machen ſollte. — Und geſtern beym Abendeſſen —

Julie.

Schlief er gar auf dem Stuhle ein.

Riedheim.

Gott bewahre! — Er that nur, als ob er ſchliefe, um zu hören, was Sie von ihm ſprachen. Kurz ſeit er Sie ſah, kenn' ich ihn gar nicht mehr — Er iſt traurig — melancholiſch.

Julie.

Ich im Gegentheile hört' ihn faſt immer lachen.

Riedheim.

Ja, aber was für ein Lachen, das faſt für ein Weinen galt. Er zwingt ſich dazu vor den Leuten, aber wie er allein iſt, hängt er wieder den Kopf. Ich verſichere Sie, er iſt ganz verändert, zuſehends wird er magerer. Es freut ihn nichts mehr, er ißt nicht, er trinkt nicht.

Guſtav (von außen).

He! — Hollah! — Carl, Joſeph! — Wein her! — Habt ihr nicht ein Stück Kalbsbraten; ich bin hungrig wie ein Wolf.

Riedheim (bey Seite).

Verfluchter Burſche!

Dritte Scene.

Die Vorigen. Guſtav.

Guſtav.

Guten Morgen, meine Gnädige! — Guten Morgen Onkel! — Der Tauſend, haben die Herrſchaften vielleicht ſchon gefrühſtückt; denn im Speiſeſaale ſieht es wüſt aus.

Julie.

Der Herr Onkel hat den Wunſch geäußert erſt um zwölf Uhr draußen in der Grotte ein Frühſtück einzunehmen, und ich habe Alles dahin beſtellen laſſen.

Guſtav.

Erſt um zwölf Uhr. So lange halt ich's nicht aus.

(zu Riedheim, welcher ihm Zeichen gibt zu ſchweigen) Ja, winken Sie, wie Sie wollen, der Geiſt iſt willig, aber das Fleiſch iſt ſchwach. Sie haben leicht um Mittag frühſtücken, da Sie erſt um neun Uhr aus den Federn kriechen, aber ich, der ich Auroren zuvorkomme.

Julie.

Wie? ſchon ſo früh?

Guſtav.

Ja, meine Gnädige, um vier Uhr lief ich ſchon in Feld und Wald umher.

Riedheim

(leiſe zu Julien).

Ich hab's Ihnen ja geſagt, er hat keinen Schlaf.

Guſtav.

Ich ſchlief zwar wie ein Dachs und befahl dem Gärtner mich erſt um ſechs Uhr zu wecken, allein als er um drei Uhr zur Arbeit ging, zog er an meinen Bettgardinen und rief mir zu: „Herr Offizier! jetzt haben Sie nur mehr drei Stunden zu ſchlafen“ — Ich war ſo toll auf den Kerl, daß ich ihn mit guter Luſt zum Zimmer hinausgeworfen hätte, denn ich hatte einen herrlichen Traum.

Julie.

So?

Riedheim.

Was träumte dir denn?

Guſtav.

Mir träumte, zwanzig bildſchöne junge Mädchen wären alle ſterblich in mich verliebt geweſen, aber ich — wie ich nun ſchon bin — ließ ſie alle fruchtlos ſchmachten. — Eine davon nun, eine Brünette, eine Italienerinn, ich ſeh ſie noch vor mir, weinte, bat, half Alles nichts, ich blieb kalt; da zog ſie mit grimmigen Blicken einen Dolch aus ihrem Buſen und — der Gärtner hat ihr das Leben erhalten; denn ich bin überzeugt, ſie hätte ſich meinetwegen erſtochen.

Julie

(leiſe zu Riedheim).

Nun, Herr von Riedheim?

Riedheim

(eben ſo zu ihr).

Gemachtes Weſen, er verſtellt ſich.

Guſtav.

Wach war ich nun ſchon einmahl, da ſtand ich denn auf, nahm meinen Hund mit mir, und ſtreckte vier Repphühner und einen Haſen in den Sand, die ich als Trophäen meines Sieges Ihnen zu Füßen lege gnädige Frau.

(Er nimmt ſeine Jagdtaſche ab und legt ſie Julien zu Füßen.)

Riedheim
(leiſe zu Julien).

Nun, merken Sie was?

Julie.

Gar nichts! —

Guſtav (ruft).

Carl! Carl! (ein Bedienter tritt ein, zu Julien.) Sie erlauben ſchon gnädige Frau (zum Bedienten.) Sag er dem Koch, er ſoll mir die beiden Repphühnchen in einer pikanten Sauce kochen, aber auf der Stelle, denn mir krachen die Rippen.

Julie (lächelnd).

„Ich ſehe, hier iſt Gefahr auf dem Verzuge, ich will alſo gleich ſelbſt Befehl geben, daß man Ihnen im Speiſeſaale ein Frühſtück zubereite.

Guſtav.

Gnädige Frau, Sie ſind mein Schutzgeiſt.

Julie.

Schutzgeiſter mit dem Kochlöffel in der Hand ſind in jeder Küche zu finden.

(Geht ab.)

Vierte Scene.

Riedheim. Guſtav.

Riedheim (für ſich).

Es iſt gerade ſo, als ob ſich der Burſche ein Vergnügen daraus machte, Alles zu vereiteln, was ich ſeinetwegen thue.

Guſtav

(ſchmazt mit dem Munde).

Ah das wird ein himmliſches Eſſen werden, die Hühner ſind noch jung.

Riedheim.

Sage mir, Guſtav, denkſt du denn heute an gar nichts als an's Eſſen?

Guſtav.

Woran ſoll denn ein Menſch, der hungrig iſt, ſonſt denken?

Riedheim.

Wenigſtens ſollſt du nicht immer davon reden.

Guſtav.

Der Mund will ſich ſeine Rechte verſchaffen.

Riedheim.

Sage mir nur, wie unartig benimmſt du dich gegen Frau von Felling? Die liebenswürdige Frau nimmt uns ſo freundſchaftlich auf, thut was ſie uns an den

Augen anſieht, und du ſagſt ihr nicht ein einziges höfliches Wort, biſt gar nicht galant gegen ſie.

Guſtav.

Hab' ich ſie nicht ſo eben meinen Schutzgeiſt genannt, hab' ich ihr nicht alles Wildpret zu Füßen gelegt?

Riedheim.

Ja, um es gleich kochen zu laſſen. — Wirſt du denn in deinem Leben nicht klug werden? — Guſtav! Laß uns ernſthaft ſprechen. Du ſollſt doch einmal darauf denken eine Carriere zu machen, eine anſtändige Verſorgung zu erhalten.

Guſtav.

Wozu das? — Sind nicht Sie da, lieber Onkel? — Sie haben dreißigtauſend Gulden jährlicher Einkünfte — ich bin Ihr einziger Verwandter. (Riedheim macht eine Bewegung.) Seyn Sie ruhig, ich verlange ja nicht Alles, zehntauſend Gulden alle Jahre genügen mir, nun — und wenn Sie einmahl hinüber ſchlummern — was der liebe Himmel noch recht lange verhüthen wolle — ſo gehört ja ohnedieß Alles mein, und ich bin ein gemachter Herr.

Riedheim.

Ich meine, wenn ſich dir eine vortheilhafte Heirath darböthe, würdeſt du nicht zugreifen?

Guſtav.

O Gott bewahre! Ich will frei und unabhängig bleiben — Ich mach's wie Sie Onkel, ich ſterbe als Junggeſelle.

Riedheim (für ſich).

Das iſt ein Satansjunge — (laut.) Aber (mit dem Finger drohend.) Aber ich weiß, du haſſeſt doch die Weiber nicht?

Guſtav.

Haſſen? Nein meiner Seele nicht — Ich liebe ſie *Alle*, darum mag ich keine heirathen.

Riedheim.

Bedenke, die Ehe iſt doch eine glückliche Vereinigung liebender Seelen.

Guſtav.

Warum bedenken denn *Sie* das nicht auch Onkel?

Riedheim.

Und wenn ſich nun ſo ein Weibchen fände, jung, ſchön, liebenswürdig —

Guſtav.

Bringen Sie mir die *Venus von Medizis*, ich ſage nein.

Riedheim.

Haſt recht, die möcht' ich ſelbſt nicht, weil ſie von Stein iſt, aber ſo eine Schöne von Fleiſch und

Blut, ein Weibchen zum Beiſpiel wie — wie — mit wem ſoll ich ſie denn nur vergleichen? — ja, wie Frau von Felling.

Guſtav.

Höflichen Dank!

Riedheim.

Und warum nicht?

Guſtav.

Sie frühſtückt zu ſpät.

Riedheim.

Ohne Scherz, was hätteſt du an Julien auszuſetzen?

Guſtav.

Ich geſtehe, Julie iſt ſehr hübſch, recht artig, ſanft, zuvorkommend, auch klug, häuslich, tugendhaft, kurz ſie hat gute Eigenſchaften, ſie nehmem gar kein Ende, ſie iſt eine ſehr brave Frau, aber eben deßwegen kann ich Sie nicht leiden.

Riedheim (für ſich).

Zwiſchen den Beiden herrſcht Sympathie, ſie kann ihn nicht leiden, weil er liebenswürdig iſt, und er mag ſie nicht, weil ſie brav iſt, (laut) Guſtav! du haſt ſehr Unrecht, wenn du wüßteſt, wenn ich dir ſagte —

Guſtav.

Erſparen Sie ſich die Mühe, lieber Onkel, ich errathe ſchon — Sie hat Feuer gefangen. — Ja das nützt nichts, eben diejenigen Weiber, die mich lieben, die kann ich nicht ausſtehen. Ich habe eine Einzige in meinem Leben geliebt, und das zwar darum, weil ſie am folgenden Tage nach Amerika reiſen mußte.

Riedheim (für ſich).

Ich habe eine falſche Attaque gemacht, ich will die Batterie umkehren (laut.) Mir recht Guſtav, das hab' ich nur wiſſen wollen; denn wahrhaftig es hätte mir ſehr leid gethan, wenn's bei dir armer Junge anders gekommen wäre. — Du ſollſt wiſſen, auch Frau von Felling hat eine unüberwindliche Abneigung gegen dich.

Guſtav.

So?

Riedheim.

Sie hat mir's trotzig geſtanden. Sie findet dich unhöflich — ein Sauſewind, ſagte ſie, iſt er, der an nichts denkt, als an die Jagd und an Eſſen und Trinken.

Guſtav.

Hat ſie das wirklich geſagt?

Riedheim.

Das, und noch viel Anderes. Verſteht ſich, daß ich deine Vertheidigung übernahm. Ich ſagte ihr, daß du in der Hauptſtadt in den beſten Geſellſchaften wohl gelitten ſeyſt, und daß du dort durch deinen Witz und guten Ton glänzeſt. Sie lächelte ungläubig, da konnte ich mich nicht enthalten, ihr einige jener rühmlichen Abentheuer mitzutheilen, welche die Welt von dir erzählt.

Guſtav.

Recht, lieber Onkel, recht, und was ſagte ſie dazu?

Riedheim.

Daß ſie den Geſchmack dieſer Damen nicht begreifen könne, daß ſie gar nichts an dir fände, was anziehend wäre, und daß du ihr nicht gefährlich werden könnteſt, du dürfteſt mit ihr ganz allein auf einer wüſten Inſel ſeyn.

Guſtav
(ſich die Hände reibend).

So, ſagte ſie?

Riedheim.

Du kannſt wohl denken, daß auch ich das nicht gleichgültig anhören konnte. Man hat doch Familienſtolz. Ich erwiderte ihr alſo ziemlich ſpitzig, daß ſie ſich nicht zu ſicher wähnen möge, und daß ich überzeugt bin, auch ihr verpalliſadirtes Herzchen würde und müßte ſich ergeben, wenn du dir anders die Mühe geben wollteſt.

Guſtav.

Das war recht, Onkel, das war recht.

Riedheim.

Darauf lachte ſie höhniſch, zuckte mitleidig — Himmel und Erde! mitleidig die Achſeln, und lancirte mir einen Blick, der ſo viel ſagen wollte, als: „mein Gott der Menſch!“ — Da trateſt du ein. Ich hätte viel darum gegeben, wenn du dich in dieſem Augenblicke im ganzen Glanze deiner Liebenswürdigkeit gezeigt hätteſt, aber nein, da ſchreit er um das Eſſen und gibt noch ſelbſt Urſache die ſtolze Frau in ihrer Meinung zu beſtätigen. Haſt du nicht geſehen, mit welcher triumphirenden Miene ſie uns verließ? Ich hätte mir die Lippen abbeißen mögen vor Galle, denn ich halte auf die Ehre meiner Familie.

Guſtav.

Seyn Sie ruhig Onkel. Ich bürg' Ihnen dafür, Sie ſollen bald und eclatant gerächt werden. — Wollen Sie mit mir wetten, die Hochmüthige iſt bis morgen um dieſe Zeit bis zum Sterben in mich verliebt?

Riedheim

(mit einer zweifelhaften Miene).

Ich kenne deine Stärke, aber —

Guſtav.

Aber — Es gibt kein Aber — Ein Blick, ein Wort, ein Sieg — ſo bin ich's gewohnt.

Riedheim.

Gut, wenn's ſo kommt, aber hier wird's doch ein bischen mehr Mühe koſten. Wir müſſen *vereint* handeln — darum, lieber Junge, iſt es nothwendig, daß du mir Alles mittheilſt, was vorgeht.

Guſtav.

Natürlich, wir müſſen ja miteinander über die Stolze lachen, ſonſt wäre die Rache nicht vollkommen.

Riedheim.

Vor Allem rath ich dir, ſtelle dich recht empfindſam, recht unmenſchlich verliebt, man ſiegt über ſtarke Tugenden nur durch ſtarke Leidenſchaften.

Guſtav.

Nun, Onkelchen, es ſcheint, Sie kennen ſich in der Amantik ziemlich aus, aber mich werden Sie doch nicht lehren, was ich zu thun habe.

Riedheim.

Das glaub' ich, darum laß ich dich auch in Allem gewähren. Entwirf dir deinen Angriffsplan, führe die große Batterie der Schmeicheleien vor, bombardire mit Seufzern drein, thu' was dir gut dünkt, ich bleibe indeſſen bei der Bagage und ſchicke Gebethe zu Gott Amorn um Sieg.

Guſtav.

Der mir auch ſicher werden wird.

Riedheim.

Das ſag' ich dir aber, wenn du nicht ſiegſt, ſo lach' ich dich recht derb aus.

Guſtav.

Sorgen Sie nicht, man drückt die Liebe nie beſſer aus, als wenn man ſie nicht fühlt.

Riedheim

(geht, ſich freudig die Hände reibend ab).

Sie ſind gefangen!

Fünfte Scene.

Guſtav (allein).

Alſo mir will ſie widerſtehen, die kleine Landbewohnerinn, mir, der ich eine Ballettänzerinn halbwahnſinnig gemacht habe vor Liebe? (laut lachend) Ha! ha! ha! was ſich die Leute Alles einbilden. — Nur meiner Güte, meiner Gnade dankt ſie es, daß ſie nicht ſchon jetzt mit thränenſchweren Augen im Park herumirrt und ihre Seufzer zum Himmel ſchickt — Ich habe ſie bis jetzt ja noch kaum bemerkt, ihr kaum einen Blick zugeworfen. — Aber warum hab' ich's nicht gethan, häßlich iſt ſie doch nicht, nein, wenn ich mich recht erinnere, ſie hat ſogar ein lebhaftes Auge, und iſt recht hübſch gewachſen. —

Nun warte, Kleine — wir wollen ſehen! dein Verderben iſt beſchloſſen! — Der Onkel hat zwar recht, bisher hab' ich mich nicht von der liebenswürdigſten Seite gezeigt. — Das war unklug — verliebte Blicke, Schmeicheleien koſten ja nichts, man ſollte ſie bei keinem Weibe ſparen; denn man weiß nie ob's nicht zu etwas gut iſt. — (nachdenkend) Für's Erſte ſollte ich nun freilich auf das beſtellte Frühſtück Verzicht leiſten? das wäre recht wirkſam, aber ich bin entſetzlich hungrig. Ey da gibt's ein Mittel. Ich habe ja da in meiner Weidetaſche noch Jägerfrühſtück, kaltes Fleiſch und Brod. (Er zieht die Eßſachen heraus und ſchlingt begierig hinein.) Alſo wir wollen auf das Frühſtück Verzicht leiſten und gar nichts eſſen. Die Feindſeligkeiten haben angefangen, und zur Kriegszeit muß man mit Allem zufrieden ſeyn. (Ißt immer.)

Julie (von außen).

Schon gut! ſchon gut!

Guſtav.

Der Feind rückt an, wir haben noch zur rechten Zeit abgekocht. (Er ſteckt die Reſte in ſeine Jagdtaſche, wiſcht ſich den Mund ab, nimmt eine traurige Miene an, ſetzt ſich zum Tiſche, und nimmt dort das nächſte beſte Buch, welches ihm in die Hand fällt, indem er ſich anſtellt, als leſe er darin.)

Sechste Scene.

Guſtav. Julie.

Julie.

Ich bin ſo glücklich, Ihnen verkünden zu können, daß Ihre Wünſche erfüllt ſind. Was meine Küche vermochte, erwartet Sie im Speiſeſaale. — (Pauſe) Herr von Riedheim? hören Sie mich nicht?

Guſtav.

Ach ſind Sie da, gnädige Frau. — Verzeihen Sie, ich bemerkte Sie nicht gleich. — Was befehlen Sie?

Julie.

Eine für Sie ſehr intereſſante Neuigkeit führt mich her. — Das Frühſtück ſteht bereit.

Guſtav.

Richtig — richtig! — Ich dachte gar nicht mehr daran. — Ich vertiefte mich ſo ſehr in dieſen Roman.

Julie

(beſieht das Buch).

Roman? — Nennen Sie Schillers Werke Romane?

Guſtav (für ſich).

Das hab' ich hübſch gemacht. (Laut) Warum nicht, gnädige Frau? Wenn es wahr iſt, daß der beſte Roman derjenige ſey, der am tiefſten in das menſchliche Herz dringt, ſo darf ich unſern erſten Troubadour wohl auch einen Romandichter nennen.

Julie.

Recht artig erklärt, mein Herr ich ſtaune.

Guſtav.

Worüber?

Julie.

Daß ein ſo großer Jäger Zeit gewinnt zu fühlen.

Guſtav.

Sie beſchämen mich, gnädige Frau, und die Urſache wird mir jetzt klar, warum Sie ſeit vierzehn Tagen mich ſelten eines Blickes und eines Wortes würdigten.

Julie.

Herr von Riedheim — ich —

Guſtav.

O ich bitte entſchuldigen Sie ſich nicht, Ihre Güte, Ihre Nachſicht wollte mich ſchonen, Sie ſetzten voraus, daß ich Sie nicht verſtehen würde.

Julie.

Solche Meinung hab' ich nie von Ihnen gehabt. Um Ihnen dieß zu beweiſen, laſſen Sie uns auf Schillern zurückkommen. Was laſen Sie?

Guſtav

(öffnet das Buch und zeigt es ihr).

Phädra; ich bewunderte den Charakter des Hyppolite. Ich geſtehe, das iſt mein Held, der Ihrige wird er wohl kaum ſeyn, gnädige Frau; denn er war auch ein Jäger, aber ich finde die tiefſte Wahrheit in dieſem Charakter. Hyppolit flieht die Welt, er ſucht die Einſamkeit, man hält ihn daher für kalt, ja ſogar für wild, indeſſen er unter einem gleichgültigen Aeußern die zärtlichſte Liebe birgt. Dieß war der Gegenſtand meines Nachdenkens und meiner Betrachtungen.

Julie (für ſich).

Welch eine Veränderung in ſeinen Worten, in ſeinem Ton, in ſeinem ganzen Benehmen. Sollte Riedheim wahr geſprochen haben? (laut) Und glauben Sie, daß zu unſerer Zeit, in unſerer heutigen Welt ein ſolcher Charakter exiſtiren könne?

Guſtav.

O ja es gibt noch Jünglinge, welche man für ſtolz, kalt und eingebildet hält, indeß ſie nur ſchüchtern und verliebt ſind. O gnädige Frau glauben Sie mir, unter Scherz und Lachen, unter einer Art von Gleichgültigkeit und Selbſtzufriedenheit ſchlägt oft das gefühlvollſte Herz, die äußere Kälte ſoll das innerliche Feuer decken und man ſpricht oft von tauſend unintereſſanten Sachen, um die einzige intereſſante Sache zu verbergen, welche man nicht zu eröffnen wagt. Glauben Sie z. B. nicht, gnädige Frau, daß der ſittige Blick Ihres ſanften Auges jedes Wort zurückdrängen könnte, welches dem verliebten Jüngling ſchon auf der Lippe ſchwebte? glauben Sie nicht, daß eben derjenige, der Ihnen zu gefallen wünſcht, vielleicht in Ton, in Benehmen, in Worten gewiß alberner vor Ihnen ſtehen würde, als derjenige, deſſen Herz bei Ihrem Anblicke ruhig ſchlägt?

Julie

(etwas betroffen).

Sie ſtellen mir hier eine Frage, welche ich nicht beantworten kann. Seit mein Gatte todt iſt, leb' ich allein hier auf dem Lande in dem Schloſſe meines Oheims, und Niemand fand es noch der Mühe werth mir gefallen zu wollen.

Guſtav.

Wie? — Niemand ſagen Sie? Niemand? ſo hätten Sie mich nicht verſtanden, oder wären Sie ſo grauſam, mich nicht verſtehn zu wollen?

Julie

(ſucht das Geſpräch ins Lächerliche zu ziehen).

Grauſam? — Sie haben das rechte Wort gewählt. Ich wäre wirklich grauſam, wenn ich dieß Geſpräch noch länger fortſetzte. Sie ſcheinen vergeſſen zu haben, daß Sie noch nüchtern ſind, und daß das Frühſtück Sie erwartet.

Guſtav.

O gnädige Frau ſchonen Sie meiner! — Ich weiß, ich verdiene es nicht von Ihnen gehört zu werden, und ich ſehe es leider nur zu wohl ein, daß es klug von mir geweſen wäre, Ihren Anblick ganz zu meiden und zu ſchweigen. Nun ich aber geſprochen habe, o ſo begnügen Sie ſich damit, mich mit Ihrer Gleichgültigkeit zu ſtrafen, und vermehren Sie nicht durch Scherz und Hohn meine Qual.

Julie (für ſich).

Welche Sprache! — (laut) Herr von Riedheim ich weiß mich wahrlich nicht ſchuldig. Ich wollte Sie nicht betrüben.

Guſtav.

Ich ſehe wohl, nun ſind Sie es, welche mich nicht verſteht. Sie machen ſich ein Spiel daraus, ein Gefühl einzuflößen, das Sie nie theilen werden, weil — verzeihen Sie mir — weil ihr Herz kalt und gefühllos iſt.

Julie.

Was berechtigt Sie ein ſolches Wort auszuſprechen, Sie irren ſich mein Herr — Allein halten Sie mich auch nicht für ſo leichtgläubig den Worten eines jungen Herrn Glauben beizumeſſen, der die Liebe nur für einen vorübergehenden Scherz nimmt, und der einer Frau den Hof macht, vielleicht nur darum, weil man ſich auf dem Lande doch mit Etwas beſchäftigen muß.

Guſtav.

Julie! — und wenn Sie ſich irrten, wenn meine Liebe wahr, innig und unveränderlich wäre.

Julie.

Wenn ſie das wirklich wäre, ſo würde ich glauben, daß ein ſolches Geſtändniß auf mein Vertrauen, auf meine Freundſchaft Anſpruch machen könne, und ich würde antworten: Jene Frau, welche Sie für kalt, für gefühllos, für kokett anſehen, iſt im Gegentheile der zärtlichſten Theilnahme, der reinſten innigſten Leidenſchaft fähig, allein ſie ſucht das Glück in der Einſamkeit, Sie, mein Herr, aber ſuchen es in der großen Welt, Sie ſind beſtimmt zu glänzen. Wir Beide ſind alſo nicht für einander geſchaffen, unſer beiderſeitiges Unglück wäre die Folge einer ſolchen Vereinigung, daher wenn das Gefühl wirklich ſo wahr und tief iſt, wie Sie ſagen, ſo laſſen Sie uns ſchnell daran denken unſere Herzen zu heilen, wir wollen uns meiden und nie mehr ſehen. So mein Herr würde ich ſprechen, wenn wir ſchon ſo weit wären, allein (lächelnd) ich hoffe die

Sache iſt noch nicht ſo ernſthaft und wir bleiben beiſammen.

(Sie macht ihm eine Verbeugung und geht ab.)

Siebente Scene.

Guſtav (allein).

Sie verläßt mich — Hm! ſolchen Widerſtand vermuthete ich nicht. Der Gegner iſt meiner würdig. — Zum Henker auch, das Weibchen hat Verſtand und ſpricht recht anmuthig. Es hätte nicht viel gefehlt, ſo wär ich verlegen geworden. Ein paarmahl war mir's faſt, als fühlte ich wirklich, was iſt ſprach. — Hollah! mein junger Held, nimm dich in Acht. Ich bin mit meinem Herzen doch ſchon ziemlich in der Welt herumgeſprungen, hab's ſo oft präſentirt, daß es, was man ſagt, ſchon ziemlich abgegriffen iſt. Wollen hoffen, daß es ſchon eine ordentliche Rinde hat, durch die nichts mehr durchdringt. — Julie iſt aber nicht übel, auf meine Ehre! gar nicht übel, wie ſie Alles zu ihrem Vortheile zu wenden weiß, was man ihr ſagt; wie ſie ausweicht, ohne ſich etwas zu vergeben, ſie iſt fein. Nun, die Liebeserklärung iſt einmahl gemacht, und das war das Schwerſte. Es hat ihr doch geſchmeichelt; das hab' ich wohl bemerkt und mit dem Scherz ſuchte ſie nur die Verlegenheit zu maskiren. Der erſte Schritt iſt gethan, vorwärts marſch!

Achte Scene.

Riedheim. Guſtav.

Riedheim.

Nun, wie ſteh'n die Aktien? wie geht's?

Guſtav.

Vortrefflich lieber Onkel! — Sie hatten ganz recht, Julie iſt lebhaft, leichtſinnig und kokett, welches um ſo gefährlicher iſt, als ſie affectirt, es nicht zu ſeyn. Ich ſag' Ihnen Onkel, hätten Sie mich nicht von alle dem im Voraus unterrichtet, ich weiß nicht, ob ich nicht mit einer Wunde aus dem erſten Scharmützel zurückgekommen wäre.

Riedheim.

Alſo hoffſt du, daß es gehen werde? — Glaubſt du, daß es dir gelingen werde, die Spröde verliebt zu machen?

Guſtav.

Ja Onkel, ich habe gute Hoffnung. Auch darin hatten Sie recht, es wird mir ſchwerer als ich vermuthete; — denn — verſtehen Sie mich recht, eine Frau zu beſiegen, die ſo ganz unempfindlich iſt —

Riedheim.

Nimm dich in Acht, Guſtav, ich glaube, ſie iſt im Gegentheile ſehr gefühlvoll. So eben ſprach ich unten im Park mit ihrer Tante, und die ſagte mir von einem jungen Manne, der um ſie angehalten.

Guſtav.

Und was antwortete ſie?

Riedheim.

Nun, ſie ſcheint nicht abgeneigt zu ſeyn, wie die Tante behauptet. Es ſoll ein recht hübſcher, artiger junger Mann ſeyn, der Sohn eines Gutsbeſitzers aus der Nachbarſchaft, ungeheuer reich.

Guſtav.

Und wird ſie den Antrag annehmen?

Riedheim.

Ja, wenn du dich nicht beeilſt, ſo iſt's wohl möglich, daß ſie das bischen Vernunſt, welches du ihr noch übrig laſſeſt, dazu gebraucht, eine vernünftige Verbindung einzugehen.

Guſtav.

Das wollen wir ſehen. Mir liegt nichts daran, das ſehen Sie ein Onkel, bloß Ihretwegen möcht' ich triumphiren.

Riedheim.

Du biſt ein guter Junge. Aber ich bitte dich, ſich dazu, denn ſo eben iſt Juſte in ihr Kabinet gegangen, um auf den Antrag zu antworten.

Guſtav.

Sie wird ihn abweiſen, es iſt gar kein Zweifel. — Laſſen wir ſie nur machen, ich kann in dieſem Augenblicke mich nicht zeigen, das würde zu viel Eifer, zu viel Heftigkeit verrathen.

Riedheim.

Da haſt du Recht; — weißt du was, machen wir mit einander einen kleinen Spaziergang.

Guſtav.

Recht gern — allein — wohin? und es iſt doch ſchon ſpät. (Ein Bedienter tritt mit einem Packet ein.) Ah, da bringt Ihnen Johann Ihre Briefe — ich will Sie nicht ſtören, lieber Onkel.

(Guſtav nimmt das Packet dem Bedienten ab, und gibt es dem Onkel.)

Riedheim.

Gut. (zum Bedienten.) Weißt du nicht wo Frau von Felling in dieſem Augenblicke iſt?

Bedienter.

Ich ſah die gnädige Frau mit ihrer Tante im Park im Kaſtanienwäldchen.

Guſtav.

Lieber Onkel! Adieu! Leſen Sie, leſen Sie und ſagen Sie mir hernach, was es Neues gibt. Ich will in meinem Zimmer ein Stündchen ruhn — Adieu, Adieu!

Riedheim.

Ich wünſche dir einen angenehmen Traum. (Er ſetzt ſich zum Tiſche; Guſtav ſtellt ſich an, als ob er in ſein Kabinet gehen wollte, welches zur Linken iſt, geht aber dann leiſe auf den Zehenſpitzen durch die Thüre rechts ab, welche in den Garten führt.)

Neunte Scene.

Riedheim

(allein, er platzt in ein lautes Lachen aus).

Ha! ha! ha! Vortrefflich! der lauft, was er kann, in das Kaſtanienwäldchen! — Alſo hat man ſchon Geheimniſſe vor mir? man verſtellt ſich? das iſt ein gutes Zeichen und mein lieber Neffe iſt gefangen. Auf der andern Seite glaube ich, auch mit Julien iſt's nicht mehr richtig. Ich ſah ſie vorher im Saale, ſie ließ das Köpfchen hängen, und lächelte ungläubig vor ſich hin. Zweimahl mußte ich ſie anſprechen, bis ſie mich hörte. Es geht, es geht! Noch zwei, drei Hinderniſſe, die ich ihnen in den Weg ſtelle und ſie brennen Beide lichterloh. Ja, ich verſtehe mich auf den Liebeszunder — die zwei jungen Leute haßten ſich, und nun hab' ich ſie ſchon ſo weit gebracht, daß ſie einander nachlaufen. — Der Tauſend! ich hätte mich in die Politik werfen ſollen, ich würde Unglaubliches geleiſtet haben. — (Er hat das Packet geöffnet.) Laß ſehen, was bringt mir denn die Poſt? (Sieht die einzelnen Briefe an.) Ein Brief von meinem Verwalter! — Briefe aus Dresden — aus Hamburg (öffnet ein großes Packet) Ah — da iſt das Teſtament des Commandeurs. (Beſieht die letzten Worte.) Richtig, mich hat er zum Teſtaments-Executor beſtimmt. Wollen doch ein bischen die vorzüglichſten Anordnungen durchſehen — das iſt ein ellenlanger Eingang, hm! wundert mich gar nicht! der Menſch war in Allem, was er that, originell und bizarr (Er lieſt:) „Von allen Uebeln, welche einen alten „Junggeſellen quälen, ſind die Verwandten das ärgſte. „Man kann mit ihnen nicht in Frieden leben, und ſie „laſſen uns nicht ruhig ſterben. Tag und Nacht haben „mich meine Vettern und Muhmen, Baſen und Nichten, „Schwäger und Schwägerinnen belagert, und mir „keine Minute für mich ſelbſt gelaſſen, darum ſetze ich „zum Univerſal-Erben die einzige Perſon meiner Familie ein, die mir nie geſchmeichelt und nie etwas von „mir begehrt hat, die einzige Perſon, welche gegenwärtig ſich nicht an mein Bette drängt, um gierig meinen letzten Athemzug zu erwarten, nämlich meine

„Nichte Julie Moll, verwitibte Felling“ (Hält inne.) Himmel! was erblick' ich? Julie Univerſal-Erbinn? ſie, die kaum ein paar tauſend Gulden Penſion erwarten durfte, iſt nun Eigenthümerinn eben ſo vieler Hunderttauſende? — eine junge, hübſche, artige, ſanfte, witzige, himmliſche, engliſche göttliche Frau? — Ach! was hab' ich gethan? (Lieſt haſtig weiter.) „Ich wün„ſche aber, ohne meiner Nichte Zwang anthun zu wol„len, daß ſie meinen Freund Carl von Riedheim zum „Gatten wähle, den ich zum Executor meines Teſta„ments ernenne, und dem ich vom Herzen wünſche, daß „er ein Kind erzeugen möge, wär's auch nur darum, „um ſeine übrigen Verwandte enterben zu können.“ (läßt die Schrift ſinken und trocknet ſich die Augen.) O du guter Menſch! ſorgt für mich ſo freundſchaftlich, und ich handle unwiſſend ihm gerade gegen ſeinen Willen. Wenn ich nur das Teſtament früher gekannt hätte. Einen ſolchen Schatz ſoll ich meinem Neffen geben, da ich ihn ſelbſt beſitzen könnte, da mir ihn der Selige in ſeinem Teſtamente zugedacht hat, und da Julie ſelbſt mir dieſen Morgen noch ihre Einwilligung klar zu verſtehen gab? Ja, aber dieſen Morgen war ihr Herz noch frei, ich hatte keinen Nebenbuhler, mein Neffe dachte noch gar nicht daran ihr Liebe einzuflößen, und ich — ich verdammter geſcheidter Kerl feuerte ihn ſelbſt dazu an, — Ruhig, ruhig, es iſt ja noch nicht Alles verloren. Zum Glücke iſt die Sache noch nicht auf's Aeußerſte getrieben. — Wir machen eine retrograde Bewegung.

Zehnte Scene.

Riedheim. Guſtav.

Guſtav
(hereinſtürzend).

Lieber, goldner Onkel — Alles geht nach Wunſche. O wie froh bin ich, Sie zu treffen.

Riedheim.

Nun, gibt's was Neues?

Guſtav.

Herrliche Neuigkeiten.

Riedheim (bei Seite).

Brav!

Guſtav.

Julie ſaß im Kaſtanienwäldchen, an ihrer Seite ihre alte Tante, die — dem Himmel ſei Dank! — in dieſem Augenblicke entſetzliche Migraine hat. Um weniger Lärmen zu machen, und die arme Tante, welche eben eingeſchlummert war, nicht zu wecken, ſprach ich mit Julien ganz nahe und ganz leiſe, und Sie glauben gar nicht, was dieſe Unterredung für einen Reiz hatte.

Riedheim (für ſich).

Iſt das ein Spitzbube?

Guſtav.

Wir gingen endlich — um die Tante ja nicht zu ſtören, einige Schritte weiter, ich führte Julien und der ſchönſte rundeſte Arm ruhte in dem meinigen, den ich — wie natürlich — auch fühlbar drückte.

Riedheim.

Wie du wagteſt? —

Guſtav.

O noch bei weitem mehr. — Ich verdoppelte die Schritte, endlich befanden wir uns ganz allein — Da wandte ich Alles an, was die Liebe Verführeriſches hat. Ich war gefühlvoll, — pathetiſch, Thränen floſſen aus meinen Augen, kurz ich war mit mir zufrieden, und ich glaube Julie war es auch, denn ſie war gerührt, ihre Hand zitterte in der meinigen, ich fühlte ihr Herz pochen, und ihre Augen ſprachen, was ihre Zunge verweigerte, die Worte: „Ich liebe!“

Riedheim.

— Satan!

Guſtav.

Endlich — Onkel! Herzensonkel — gewährte ſie mir ein Rendezvous.

Riedheim.

Ein Rendezvous?

Guſtav.

Ja. Ich ſagte, daß ich mich hieher in den Saal begäbe um Fortepiano zu ſpielen, und ich bin überzeugt, ſie kommt alſogleich nach.

Riedheim.

Das bilde dir nicht ein (für ſich, indem er durch das Fenſter hinausblickt.) Meiner armen Seele, ſie kömmt.

Guſtav
(der eben auch hinausſieht).

Seh'n Sie lieber Onkel, dort kommt ſie ja, und wie ſie läuft.

Riedheim.

Ach! ſie geht ſehr langſam, ſie macht Bewegung.

Guſtav.

Ja, und ſie wird ſich gegen das Schloß bewegen, und wird ſich in den Saal bewegen, wo ſie mich zu finden weiß, das zeigt Alles ganz klar, daß ihr Herz für mich bewegt und bewogen iſt.

Riedheim (für ſich).

Das hätt' ich in meinem Leben nicht geglaubt. — (Laut) Wenn's ſo iſt — und es iſt wirklich nicht mehr zu zweifeln, wohlan lieber Guſtav, ſo haſt du den Sieg davon getragen, die Stolze iſt gedemüthigt, und es iſt Zeit ihr zu erklären, daß das Ganze nur ein Spiel war.

(**Guſtav** (verlegen).

Ja — ja freilich — das will ich auch — aber Onkel, ein bischen ſollen wir ſie doch noch zappeln laſſen. — Sehen Sie, erklärt hat ſie ſich noch nicht, und da könnte ſie Alles noch läugnen.

Riedheim.

Gut — aber bei der Erklärung will ich dabei ſeyn.

Guſtav.

Wo denken Sie hin? In Ihrer Gegenwart wird Julie nie —

Riedheim.

Auch gut, ſo will ich dort ins Kabinet treten, und Alles mit anhören.

Guſtav.

Das mögen Sie, aber nur ſtill verhalten, es mag auch geſchehen was will. Sie ſehen wohl ein, ich muß recht zärtlich ſeyn, muß alle meine Kräfte aufbiethen, ſonſt geht's nicht — (zum Onkel, der ſchon ins Kabinet getreten iſt) Alſo nur ſtill, kein Wort, keinen Laut, damit wir nicht geſtört werden.

Eilfte Scene.

Guſtav. Julie.

Julie.

Sie noch hier? — Ich dachte, Sie wären ſchon auf Ihrem Zimmer. Sie wollten ja Fortepiano ſpielen und ich hörte nichts.

Guſtav.

Ich fing noch nicht an zu ſpielen. — Hundert Gedanken kreuzen ſich in meinem Kopfe.

Julie.

Muſik verſcheucht die Grillen. Wollen Sie eine vierhändige Sonate von Onslow mit mir ſpielen?

Guſtav.

O was könnte mir angenehmer ſeyn, als die Vereinigung unſerer Hände zur ſchönſten Harmonie! Julie! ich hätte Ihnen ſo viel zu ſagen.

Julie.

Mir?

(Riedheim tritt unter die Thüre des Kabinets und lauſcht.)

Guſtav.

O erlauben Sie mir mit Ihnen von nichts auf der Welt zu reden als von Ihnen ſelbſt.

Julie.

Und gerade über dieſen Gegenſtand verſprachen Sie mir vorher im Garten ein vollkommenes Stillſchweigen zu beobachten.

Guſtav.

Und eben dieſer Gegenſtand iſt es, der mich am meiſten intereſſirt, von dem das Glück meines Lebens abhängt.

Julie.

Herr von Riedheim, ich bin nicht in der Stimmung zu ſcherzen. (Sie wendet ſich um zu gehen.)

Riedheim (für ſich).

Bravo!

Guſtav

(fällt auf ſeine Kniee und hält ſie zurück).

Julie! können Sie glauben, daß ich mit dem edelſten Gefühle Scherz treiben werde? Stellen Sie mich auf die Probe. — Fodern Sie Beweiſe, Opfer, ich bin bereit ſie zu bringen. Sie glauben ich könne die große Welt nicht entbehren, ein Wort aus Ihrem Munde, und ich verlaſſe die Hauptſtadt und ihre glänzenden Vergnügungen. Der Ort, den Sie bewohnen, ſoll künftig mir ein Heiligthum ſeyn, Ihre Freuden ſeyen die meinigen, Ihre Wünſche Befehle für mich, und als Preis aller meiner Zärtlichkeit fodere ich nur Eines.

Julie.

Und dieß Eine iſt?

Guſtav.

Das Geſtändniß, daß Ihnen meine Liebe nicht gleichgültig ſey.

Julie.

Wahrhaftig, darüber bin ich mit mir ſelbſt noch nicht im Reinen — Wenn ich's wiſſen werde, werd' ich's Ihnen ſagen, das verſprech' ich Ihnen.

Guſtav.

Dürft' ich indeſſen hoffen, daß Sie jenen Heirathsantrag, den man Ihnen heute gemacht hat, ablehnen?

Julie.

Die Antwort iſt geſchrieben.

Guſtav.

Julie? — Iſt ſie bejahend oder verneinend? Werden Sie ſie abſenden?

Julie (lächelnd).

Vielleicht — vielleicht auch nicht. Gehen Sie auf mein Zimmer, der Brief liegt auf meiner Toilette, hohlen Sie ihn, dann wollen wir ſehen, was wir damit anfangen.

Guſtav

(küßt ihr die Hand).

Sie machen mich zum glücklichſten Menſchen. (Er geht in Juliens Kabinet.)

Zwölfte Scene.

Julie. Riedheim.

Riedheim.

Jetzt hab' ich Zeit, daß ich dem Ding eine andere Wendung gebe, bevor der Burſche zurückkömmt, ſonſt iſt Alles verloren.

Julie

(tritt ihm freudig entgegen).

Sie Herr von Riedheim? o wenn Sie wüßten — Ihr Neffe —

Riedheim.

Leider weiß ich Alles, und mehr als Sie denken. — Dieſen Morgen ſagte ich Ihnen, er liebe Sie, weil ich es ſelbſt glaubte. Aber nun bin ich überzeugt, er macht ſich nur einen Scherz mit Ihnen.

Julie.

Wär's möglich? Woher wiſſen Sie?

Riedheim.

Von ihm ſelbſt. Lachend hat er mir ſeinen Sieg und ſeine Plane entdeckt.

Julie.

Ha! der Elende!

Riedheim.

Leichtſinn! — Weltton! — allein ich hielt es für meine Pflicht, Sie davon zu unterrichten; denn wie leicht wird dadurch ein gefühlvolles Herz unglücklich gemacht. — Aber ich bitte, verrathen Sie mich nicht.

Julie.

Gewiß nicht. — Ha! er ſoll ſich ſeines Triumphes nicht freuen.

Dreizehnte Scene.

Die Vorigen. Guſtav.

Guſtav.

Hier iſt der Brief.

Julie

(nimmt den Brief mit einem durchbohrenden Blick auf Guſtav).

Guſtav.

Darf ich um den Inhalt fragen?

Julie.

O ja — ich habe geantwortet, daß ich mich durch den Antrag ſehr geehrt fühle, und daß ich die Hand annehme, die mir mit ſo vieler Aufrichtigkeit und Liebe gebothen wird.

Guſtav.

Das hätten Sie —?

Julie.

Ja, das hab' ich aus der Fülle meines Herzens geſchrieben. Und da Sie ohnedieß bald nach der Hauptſtadt gehen, ſo erſuche ich Sie den Brief an ſeine Adreſſe zu beſtellen.

(Sie macht ihm eine Verbeugung und geht höhniſch lachend ab.)

Vierzehnte Scene.

Riedheim. Guſtav.

Riedheim (laut lachend).

Ha! ha! ha! — Nun mon petit Caesar, wie ſteht's mit dem veni vidi vici?

Guſtav (ſtarr ſtehend und den Brief vor ſich hinhaltend).

Hab' ich recht gehört? — Was ſoll das bedeuten?

Riedheim.

Mein lieber Freund, das bedeutet: daß du zu lange gezögert haſt über ſie zu lachen, darum lacht ſie jetzt über dich. Es iſt deine eigene Schuld, ich habe dir's geſagt. Es gibt nichts Unzuverläſſigeres als eine ſolche Landkokette.

Guſtav.

Ich, ich ſoll ihr Narr ſeyn? — So viel Liſt, ſo viel Koketterie. —

Riedheim.

Der Angriff war gut, die Vertheidigung war noch beſſer. — Mach dir nichts draus, du warſt ja ſchon ſo oft Sieger, daß dich ein Rückzug nicht ſchändet. Das Regiſter deiner Triumphe war ſchon ſo voll, daß dieſer nicht mehr Platz gehabt hätte. Auch verſprach ich dir reinen Mund zu halten.

Guſtav.

Sagen Sie es immer Onkel, wem Sie wollen, der Spott der Welt kümmert mich nicht, aber was in meinem Innern vorgeht, das quält mich. — Ja, es iſt nicht mehr Zeit, ſich zu verſtellen, Onkel, lieber Onkel! ich bin verliebt wie ein Narr.

Riedheim.

Guſtav! Wär's möglich? die Liebe, welche du nur heucheln wollteſt. —

Guſtav.

Fühl' ich wirklich — bemitleiden Sie mich; denn trotz der unwürdigen Art, womit ſie mir begegnete, kann ich doch den Gedanken nicht faſſen, mich von ihr zu trennen. Ich muß ſie noch einmahl ſehen und ſprechen.

Riedheim.

Das duld' ich nicht. Wenn du den Verſtand verloren haſt, ſo muß ich für dich handeln. Wozu ſoll das führen? Willſt du dich noch einmahl ihrem Geſpötte ausſetzen, ſoll ſie den Knieenden mit dem Fuße von ſich ſtoßen? Schäme dich — rufe deinen Stolz, deinen Muth zu Hilfe.

Guſtav.

Ach Gott ja, mein lieber guter Onkel, ich ſehe ein Sie haben recht, Sie ſprechen als Freund als Vater! — Thun Sie mit mir, was Ihnen beliebt, ich will mich von Ihnen leiten laſſen.

Riedheim.

Nun wohl. Du reiſeſt auf der Stelle nach der Hauptſtadt.

Guſtav.

Von ihr mich trennen?

Riedheim.

Fängſt du ſchon wieder an?

Guſtav.

Nein, ich wills thun — morgen — übermorgen.

Riedheim.

Nein, nein, heute, jetzt — jetzt gleich.

Guſtav.

Das iſt ja nicht möglich, es iſt ja nichts vorbereitet.

Riedheim.

Da laß du nur mich machen. (ruft) He Carl! (Bedienter tritt ein.) Carl — geh' er in meines Neffen Zimmer, packe er Alles auf's Schnellſte zuſammen, binnen zehn Minuten muß Alles geſchehen ſeyn, ich will ihm ſelbſt helfen, wenn's nöthig iſt.

(Der Bediente in das Kabinet ab.)

Guſtav.

Aber ein Wagen?

Riedheim.

Hab' ich denn nicht meine Kaleſche bei mir? — Ich leihe ſie dir? — willſt du auch meinen Bedienten haben? — Nimm ihn mit — Guſtav — wenn es ſich um deine Ruhe und deinen Frieden handelt, du kennſt mich, ich thue Alles.

Guſtav.

O mein vortrefflicher Onkel, ich weiß es. Wie

glücklich bin ich, noch Jemanden auf der Welt zu beſitzen, der Antheil an meinem Schickſal nimmt.
(Er ſetzt ſich zum Tiſche und fängt an zu ſchreiben.)

Riedheim.

Was thuſt du denn?

Guſtav.

Ich ſchreibe an Julien, lieber Onkel.

Riedheim.

Was kannſt du ihr nach Alle dem noch zu ſagen haben?

Guſtav.

Gar nichts, aber ſchreiben muß ich ihr doch.

Riedheim.

Damit ſie dir den Brief unerbrochen zurückſendet, und dich ſo auf's Neue beſchämt? Glaube mir Guſtav, es iſt nichts mehr zu gewinnen. Sieh, es iſt ja auch mein heißeſter Wunſch dadurch vereitelt; denn wiſſe Alles das, was ich bisher that, geſchah nur darum, weil ich eine Vereinigung zwiſchen Euch Beiden ſehnlichſt wünſchte.

Guſtav,

(der bisher immer geſchrieben, ſteht auf).

Sie ſelbſt mein Onkel? —

Riedheim.

Ja, es war meine Lieblingsidee — aber Alles war fruchtlos, ſie haßt dich. Ich ſage dir alſo deine, meine Ehre duldet es nicht, daß du länger hier verweileſt, du mußt fort. Ah! da kommt ſchon Carl!

(Bedienter tritt aus dem Zimmer mit zwei Felleiſen.)

Riedheim.

Brav Carl, du warſt geſchwinde — Aber wo iſt der Ueberrock, der Hut, die Handſchuhe meines Neffen?

Bedienter.

Ich will vorher die Felleiſen hinabtragen, dann —

Riedheim

(nimmt ihm die Felleiſen ab).

Gib du die Felleiſen mir, da werd' ich da zuſehen, daß ſie geſchwinde aufgepackt werden. — Ich ſchicke auch gleich um die Poſtpferde, die Poſt iſt zum Glück gerade gegenüber. In zehn Minuten, Guſtav, kannſt du ſchon im Wagen ſitzen. — Oder noch beſſer, ich ſelbſt fahre eine Poſt weit mit dir, damit du dich nicht etwa anders beſinnſt und mir einen dummen Streich machſt. Sey ruhig, mein Sohn, aus den Augen aus dem Sinne! Morgen iſt Alles aus! (geht ab).

Fünfzehnte Scene.

Guſtav, dann der Bediente.

Guſtav.

Sie irren, Onkel! — die Augen kann ich wohl forttragen, aber ſehen werd' ich ſie doch immer. — Ach! wenn ich ſie wenigſtens noch einmahl ſprechen könnte. — Das müßte ſchnell geſchehen, während der Onkel beim Wagen beſchäftigt iſt. (Bedienter bringt ihm Ueberrock, Hut und Handſchuhe.) Carl! da haſt du ein Silberſtück, es iſt dein, gib aber ſo geſchwinde als möglich dieſes Briefchen deiner Frau, und bring' mir eben ſo ſchnell die Antwort.

(Bedienter ab.)

Sechszehnte Scene.

Guſtav (allein).

Nur um fünf Minuten Gehör bat ich ſie. — Kann, wird ſie mir dieſe verweigern? — aber wenn ſie ſo grauſam wäre? dann, fahr wohl mein Lebensglück (Er tritt zum Fenſter.) Wie ſich der Onkel ſpudet, die Felleiſen ſind ſchon feſtgepackt — O Himmel! — auch die Pferde kommen ſchon — der Onkel gibt Befehl, ſie gleich anzuſpannen, er hilft ſelbſt mit — er gibt dem Poſtillon Geld, jetzt ruft er! — (hinausrufend.) Ja ja, ich komme gleich. — Und Carl bringt keine Antwort. — Ah, da iſt er.

Siebenzehnte Scene.

Bedienter. Guſtav.

Guſtav.

Nun? Juliens Antwort?

Bedienter

(zeigt ihm den zerriſſenen Brief).

Hier— die gnädige Frau zerriß Ihren Brief und befahl Ihrem Mädchen die Thüre zu verſchließen. Ich will Niemanden ſehen, ſprach ſie, und auch nicht aus meinem Zimmer gehen, bis ich überzeugt bin, daß Guſtav fort iſt.

Guſtav.

Es iſt vorbei. Kein Mittel mehr, ſie zu ſehen. Erſt dann will ſie aus ihrem Zimmer gehen, wenn ſie von meiner Abreiſe überzeugt iſt. — Sie will wohl die Kaleſche abfahren ſehen? — Ha! welch ein Gedanke! Alles iſt bereit, der Poſtillon ſitzt ſchon auf dem Bock und mein Onkel im Wagen, das große Thor iſt geöffnet. Carl! zwei Dukaten für dich und ſechs für den Poſtillion, wenn geſchieht, was ich ſage: der Poſtillon ſoll ſogleich abfahren, fort, fort, und wenn auch mein Onkel ſchreit und flucht — im Galopp — fort bis zum nächſten Dorf und wieder zurück.

Bedienter.

Euer Gnaden! —

Guſtav.

Thu, was ich dir ſage, hier haſt du Geld. (gibt ihm ſeine Börſe.)

Bedienter.

Aber —

Guſtav.

Keine Beſorgniſſe, es gilt eine Wette.

Bedienter.

Ah eine Wette! ich eile!

Achtzehnte Scene.

Guſtav (allein).

Wenigſtens hab' ich auf dieſe Art eine gute Viertelſtunde gewonnen. (Tritt zum Fenſter) Carl ſpricht leiſe mit dem Poſtillon! — Jetzt haut er auf die Pferde, ſie ſetzen ſich in Trabb — der Onkel hält ſich aus dem Wagen und ſchreit, hilft nichts, draußen ſind ſie bei dem Thore — und der Staub wirbelt hinter ihnen auf. — Julie wird doch den Wagen abfahren geſehen haben — Gott, da kömmt ſie ſchon. — Ich will mich verbergen. (Er tritt bei Seite.)

Neunzehnte Scene.

Guſtav. Julie.

Julie

(tritt aus dem Kabinete und zum Fenſter).

Dort fährt er hin, der Heuchler! Er wagte es noch mir zu ſchreiben. Was konnt' er mir zu ſagen haben? Er war vermuthlich erboßt darüber, daß ſein ſchändliches Projekt ſcheiterte, und wollte es noch einmahl verſuchen über meine Leichtgläubigkeit, über meine Schwäche zu ſiegen? — Sie irren, mein Herr ich bin ſtark. — Stark? — (Legt ihre Hand auf ihr Herz.) Und dennoch hier ein Pochen, welches mir verräth, daß dieß Herz für den Falſchen ſchlägt.

Guſtav

(welcher vor ihr auf die Kniee ſtürzt.)

Himmliſche Julie! Iſt es möglich?

Julie.

Sie noch hier? — fort, fort aus meinen Augen!

Guſtav.

Nur ein Wort hören Sie. — Zu Ihren Füßen ſchwör' ich, daß ich Ihren Haß nicht verdiene, daß ich Sie liebe, anbethe, daß ich die Trennung von Ihnen nicht ertragen kann.

Julie.

Laſſen Sie mich — Sie heucheln aufs Neue.

Guſtav.

Julie! Sie ſollen Alles wiſſen. Ja, aufgereizt durch meinen Onkel, der mir vertraute, Sie hätten ſich über mich luſtig gemacht, und geſagt, ich könnte Ihnen gar nicht gefährlich werden, wollte ich mich für Ihren Stolz rächen, und log Ihnen daher Anfangs wirklich eine Zuneigung, die ich nicht fühlte. Allein der Pfeil, den ich auf Ihr Herz abdrücken wollte, prallte auf mich ſelbſt zurück, und Ihr Geiſt, Ihre Liebenswürdigkeit beſiegten meinen Leichtſinn, meinen Stolz, ich fing wirklich an zu fühlen, was ich Anfangs nur heuchelte, und bin nun der Glücklichſte der Menſchen, da ich weiß, daß Sie dieß Gefühl mit mir theilen.

Julie.

Guſtav — Ihr Onkel alſo war es? (für ſich.) Ha! nun wird mir Alles klar! (laut.) Darf ich Ihnen trauen?

Guſtav.

Julie! Nehmen Sie zum Beweiſe meine Hand an, werden Sie meine Gattinn.

Julie.

Bedenken Sie, Guſtav, ich beſitze kein Vermögen, nur eine kleine Jahresrente, und Sie der einzige Erbe eines ſo reichen Oheims, Sie, dem die vortheilhafteſten Verbindungen —

Guſtav.

O wie glücklich ich bin. — So kann ich Ihnen doch einen Beweis meiner Liebe geben, indem ich auf Alles Verzicht leiſte.

Julie.

Aber wird Ihr Onkel einwilligen?

Guſtav.

Ohne Zweifel! Unſere Vereinigung war ja ſein einziger Wunſch, und er hat nur darauf Verzicht geleiſtet, weil er glaubte, Sie haſſen mich.

Julie.

Im Gegentheile. Mir ſagte er, daß *Sie* mich hintergehen und mir nur Liebe heucheln.

Guſtav.

Er war vermuthlich im Irrthum, wie wir.

Julie.

Er verkannte unſere Gefühle.

Guſtav.

Der gute Onkel, was wird er jetzt für eine Freude haben?

Julie.

Aber wo iſt er denn?

(Man hört einen Wagen in den Hof rollen.)

Guſtav.

Ah, da kömmt er eben von ſeiner Spazierfahrt zurück. (ruft zum Fenſter hinab.) Onkel — lieber Onkel, kommen Sie geſchwinde herauf. (Zu Julien.) Aus Theilnahme für mich, wollte er mich ſo ſchnell als möglich von hier wegbringen, da ich mich nun ſeiner nicht erwehren und Sie nicht anders dazu vermögen konnte, Ihr Kabinet zu verlaſſen, ſo ließ ich ihn ein Viertelſtündchen ſpazieren fahren.

Zwanzigſte Scene.

Die Vorigen. Riedheim.

Riedheim.

Milliontauſendſapperment — fährt der Kerl mit mir, als ob er mich geſtohlen hätte. — Ich ſchrei' — ich fluch' — hilft Alles nichts — fort muß ich, und er antwortet kein Wort.

Guſtav.

Onkel, verzeihen Sie, aber die geſunde Bewegung haben Sie mir zu danken.

Riedheim.

Dir ?

Guſtav.

Während Sie vorwärts fuhren, (mit einem zärtlichen Blick auf Julien.) bin auch ich weiter gekommen.

Julie.

Erfahren Sie unſer Glück

Guſtav.

Theilen Sie unſere Freude.

Julie.

Wir haben uns erklärt.

Guſtav.

Sie hat mir geſtanden.

Julie.

Er wollte mich nicht hintergeh'n.

Guſtav.

Sie liebt mich

Riedheim.

So? — Nun Ihr waret nicht langſam, ihr habt die Zeit benützt.

Julie.

Ihre Güte, Ihre Freundſchaft werden wir nie vergeſſen.

Guſtav.

Sie meinten es ſo gut mit uns.

Julie.

Ihnen danken wir Alles.

Guſtav.

Unſer Glück iſt Ihr Werk.

Riedheim.

Mein Werk für ſich.) bonne mine à mauvais jeu! nun ja, ja! — das iſt wahr, ich bin ein guter Menſch, das muß ich ſelbſt geſtehen, ich bin im Stande und thu für einen Andern mehr als für mich ſelbſt. (Zu Guſtav.) Burſche, du weißt noch gar nicht, was ich dir Alles gebe.

Guſtav.

Nein Onkel, von Ihrem Vermögen will ich keinen Kreuzer.

Riedheim.

Halt! davon iſt auch gar keine Rede. — Aber Julie, denken Sie ſich nur, der Commandeur hat in ſeiner letzten Stunde noch einen ſehr klugen Streich gemacht. Sie, Sie hat er zur Univerſalerbinn eingeſetzt. (Gibt ihr das Teſtament.) Da leſen Sie nur.

Julie.

Iſt's möglich?

Riedheim
(ſchlägt Guſtav auf die Schultern).

Nun, junger Herr, ſchmeckt Ihnen die reiche Erbinn mit 300000 Thalern im Vermögen?

Guſtav.

Die Summe iſt nicht zu verachten.

Riedheim.

Was? ſo gleichgiltig ſagſt du das? ich ſtaune.

Guſtav
(zärtlich Juliens Hand faſſend).

Das macht, weil ich ſchon Eigenthümer eines Schaꝫes bin, der jeden Andern überflüſſig macht. Was liegt dem Millionär an einigen Thalern?

Julie

(nachdem ſie geleſen).

Was hab' ich geleſen? Guſtav! dieſes Teſtament ertheilt unſerm würdigen Freunde (auf Riedheim deutend) das Recht, Anſpruch auf meine Hand zu machen, und er, der Edle, thut zu Ihren Gunſten Verzicht.

Guſtav.

Wie? theurer Onkel, Sie treten mir eine ſolche Frau und ein ſolches Vermögen ab?

Julie.

Großmüthger Mann! (Beide umarmen ihn.)

Riedheim.

Erdrückt mich nur nicht, ich bin nun einmal ſchon ſo.

Julie.

Dieſes Teſtament verſchaffte mir zwar äußeres Glück, aber das innere, wahre kann mir nur deine Liebe, mein Guſtav, ſichern. Darum ſey auf deiner Huth; denn ſchon oft hört' ich, daß, wenn Hymen einen Heirathtscontrakt entwirft, gewöhnlich Amor ſein Teſtament mache.

(Gruppe.)

(Der Vorhang fällt.)

Nicht

Die Zauberlaterne.

Luſtſpiel in zwei Aufzügen.

Frey nach Scribe und Dupin.

Perſonen.

Albert Lüden, eines reichen Kaufmanns Sohn.
Jakob Rothenſtein, ſein Erzieher und Freund.
Louiſe.
Georgette
Jaquot } Auvergnaten.
Mathurin
Franz, Lüdens Diener.
Erſter } Herr.
Zweiter
Erſte } Dame.
Zweite
Mehrere Herren und Damen.

(Die Scene iſt in Deutſchland auf Lüdens Landgute.)

Erſter Aufzug.

(Die Bühne ſtellt einen zierlichen Pavillon in der Mitte eines Gartens mit zwey Seitenthüren vor. Der Hintergrund iſt ganz offen, und nur in der Tiefe durch ein Gitter geſchloſſen.)

Erſte Scene.

Lüden. Rothenſtein.

Lüden.

Wie, lieber Rothenſtein, du wieder hier in Deutſchland?

Rothenſtein.

Ja mein Freund! nach zehnjähriger Abweſenheit ſuch' ich wieder das Alte der Abwechslung wegen. Als ich hier vorüber fuhr, und den herrlichen Park, das prächtige Schloß ſah, fragte ich den Poſtillon, wer der Eigenthümer dieſes angenehmen Gutes ſey? Er nannte mir deinen Namen, ſagte mir, daß du das Gut erſt gekauft hätteſt, und ſeit geſtern deine Couſine hier bei dir wohne. Halt! ſchrie ich, ſprang mit beyden Füßen aus dem Wagen, ließ mir das Gitter öffnen, und (ihm die Hand reichend) da bin ich.

Lüden.

O Lieber! wie freu' ich mich, dich wieder zu ſehen, dich, meinen Lehrer, meinen Freund! — Heute werd' ich deinen Beſuch freylich nicht ſo genießen können, wie ich gerne möchte, denn ich habe großes Dinér. Um meine Couſine den Herrn und Damen der Umgegend vorzuſtellen, hab' ich ſie heute zu mir gebethen; aber ich hoffe, du bleibſt doch länger als einen Tag?

Rothenſtein.

Einen Tag? ſage lieber mehrere Wochen, mehrere Monate, ſo lange du willſt. Ich habe ja nichts zu thun, als mich glücklich zu machen; die Gelegenheit dazu findet ſich, leider! ſelten, darum halt' ich ſie auch recht feſt, wenn ich ſie finde.

Lüden.

Wie? Rothenſtein, du ſprichſt ſo? Bei deinem Range, bei deinem großen Vermögen, bei deiner Herzensgüte und guten Laune, was kann dir zum Glücke mangeln?

Rothenſtein.

Ich bin *allein* auf der Erde, bin Witwer. Eine einzige Tochter, die ich in Frankreich erziehen ließ, raubte mir vor einigen Jahren der Tod in der Blüthe ihrer Jahre.

Lüden.

Armer Vater! Ich wußte nicht —

Rothenſtein.

Glaub's gerne; ich ſandte auch keine Nachricht davon hieher; warum hätt' ich's thun ſollen? etwa darum, damit bei meiner Zurückkunft eine Menge Vettern und Muhmen mich belagert, und auf mein Vermögen Jagd gemacht hätten? Nein, mein Freund! der Name macht keine Verwandte. Das Herz macht die Familie, und meine Freunde ſind meine Verwandte. — — Ich reiſte noch einige Jahre in der Welt herum, man ſagt: das Reiſen unterhalte und zerſtreue, ich fand es nicht, man muß ſich um das bischen Vergnügen ganz gewaltig abmühen, und der Neugierde wegen ſogar oft ſein Leben auf das Spiel ſetzen. Vor einigen Monaten wär's mir bald recht ſchlimm gegangen. Ich beſtieg den Bernhardsberg, ſtürzte in einen Abgrund, und ohne die unerwartete Hülfe einer jungen Auvergnate wär' ich zu Grunde gegangen.

Lüden.

Wär's möglich?

Rothenſtein.

Ich werde dir ſpäter die ganze Begebenheit ausführlich erzählen. O, wenn ich das Mädchen nur wieder finden könnte, ich wollte mein Vermögen mit ihr theilen, ſie an Kindesſtatt annehmen, um doch wieder eine Tochter zu haben. Mit einem Worte, das Herumziehen in der Welt macht mir kein Vergnügen mehr. Komm' ich, oder geh' ich, ſo freut ſich Niemand, es weint mir Niemand eine Thräne nach; wer könnte ſich auch an einen Reiſenden anſchließen, der keine Zeit hat, Jemanden lieb zu haben? Er lebt auf der Poſt, und kann nur Gaſthausbekanntſchaften ſchließen, oder Freundſchaft bei einer table d'hôte, die mit der Suppe anfängt, und mit dem Käſe aufhört, und kehrt er in ſeinen alten Tagen nach der Heimath zurück, ſo hat ſich auch hier alles verändert, ſo wie er ſelbſt, und er ſteht fremd, und allein. Sieh Freund! das iſt der Gewinn des Reiſens. Nein, ich bleibe bey dir, ich verlaſſe dich nicht mehr. — Hier ſoll meine letzte Herberge ſeyn. Ich habe dich erzogen, ich liebe dich, ich will bei dir ſterben, und dir mein Vermögen hinterlaſſen; zur Vergeltung gibſt du mir eine Familie, du heiratheſt, deine Kinder ſind die *meinigen*, und deine Frau — (innehaltend und lächelnd) nein, die iſt nicht die meinige.

Lüden.

Eine Familie? — O, Freund! was ſoll ich dir ſagen? — darf ich dir entdecken? (ihn umarmend.) Ja, ja, dir meinem beſten Freunde, dem klügſten Manne, darf ich mein Herz öffnen, du wirſt mich nicht mißverſtehen, mir rathen — helfen.

Rothenſtein.

Dem klügſten? — Nun, mag ſeyn, daß mich die Erfahrung etwas tiefer ſehen läßt. — Aber, bin ich auch eben nicht weiſe, ſo hab' ich doch ein Herz, das dich verſteht und mit dir fühlt. Ich bin nach dem Sturme des Lebens in dem Hafen eingelaufen, du ſchwimmſt auf offener See, und haſt Schiffbruch gelitten, ich reiche dir am Ufer die Hand, faſſe ſie —

Lüden.

Mit Vertrauen.

Rothenſtein.

Haſt du vielleicht eine Unbeſonnenheit begangen?

Lüden.

Die größte, die unverzeihlichſte.

Rothenſtein.

Wie? haſt du dir ein Weib genommen?

Lüden.

O, wenn es nur das wäre!

Rothenſtein.

Wie? noch etwas Schlimmeres?

Lüden.

Wenn ich dir den Gegenſtand meiner Leidenſchaft nenne, ſo wirſt du mich mit Vorwürfen überhäufen, wenn du aber das himmliſche Weſen ſehen wirſt, dann fehlt dir gewiß der Muth, mich zu verdammen. Louiſe hat keinen Rang, keine Glücksgüter. Ihr Vater iſt ein ſchlichter Mann, der mit einer zahlreichen Familie eine Hütte in der Auvergne bewohnt. Seine älteſte Tochter ſandte er in ein fremdes Land zu einer Baſe, welche das Mädchen zu erziehen verſprach. Dort ſah' ich ſie, dort lernte ich ihr vortreffliches Herz kennen, und entglühte in heftiger, aber reiner Flamme für ſie. Erſt nach zwei Jahren der Liebe und Beſtändigkeit ſchenkte ſie mir volles Zutrauen, und auf meine Rechtlichkeit, auf mein Ehrenwort bauend, folgte ſie mir in Begleitung ihrer Baſe hieher nach Deutſchland. Einige Zeit hielten ſich Beide bei dem Weibe meines alten getreuen Dieners Daniel auf, weil ich es nicht wagte, ſie hieher kommen zu laſſen. Aber geſtern kam ſie mit dieſem hier an, und nun erſt ſeh' ich, wie unbeſonnen ich handelte. O Freund! die Bilder des Glücks ſind zerronnen, ich verſprach, was mir zu halten unmöglich ſeyn wird. Ich kann ohne ſie nicht glücklich ſeyn, und werde mich doch von ihr trennen müſſen. — Meine Familie, vor allem mein Vater, der das Glück nur nach Golde berechnet, — O ſprich, mein Freund, mein Lehrer! — Was würdeſt du an meiner Stelle thun?

Rothenſtein

(ihn an der Hand faſſend, vorführend, und ihm feſt in's Auge blickend, mit ſtrengem Tone).

Albert! biſt du dir keiner andern größern Schuld gegen das Mädchen bewußt?

Lüden

(die rechte Hand zum Himmel hebend).

Bei dem Allmächtigen! Nein!

Rothenſtein.

Wohlan! ſo würd' ich an deiner Stelle des Mädchens Glückszuſtand verbeſſern, und ſie an jenen Ort wieder zurück führen, wo ich ſie geſtohlen.

Lüden.

O, mein Freund! gegen dieſen Rath der Klugheit kämpft mein Herz ſchon längere Zeit, und hat immer den Sieg davon getragen. So kam es, daß ich ihretwegen, und um meinem Vater unſere Vereinigung zu verheimlichen, dieſes Gut kaufte, wo Louiſe nun unter dem Titel meiner Couſine bei mir wohnen ſoll.

Rothenſtein.

Albert! und wenn es an den Tag kommt! — bedenke, der Ruf des armen Mädchens —

Lüden (heftig).

Wer ihn anzutaſten wagt, hat es mit mir zu thun.

Rothenſtein.

Mit dir? der du ſelbſt Anlaß gabſt, daß er befleckt wurde?

Lüden.

O ich verdiene deine Vorwürfe, aber nun ſieh auch meine Entſchuldigung. — Blick' ihr in's Auge, höre ihre ſanfte Stimme, und dann komm' und wirf den Stein auf mich, wenn du es vermagſt.

Rothenſtein.

Nun, in's Himmels Namen, ſo will ich denn das Wunderwerk ſehen. — Schöne Rolle, die ich da ſpiele. In meinem fünfzigſten Jahre debütire ich als Vertrauter. Dir zu Liebe, Albert, Alles in der Welt. — Weiſe mir vorerſt nur ein Zimmer an, daß ich aus den Reiſekleidern komme.

Lüden (klingelt).

Franz und ein anderer **Bedienter**
(treten ein).

Lüden.

Johann! führ' er dieſen Herrn in die Gaſtzimmer.

Rothenſtein
(geht mit dem Bedienten ab).

Zweite Scene.

Lüden. Franz.

Franz
(gibt dem Baron ein Paquet).

So eben hat der Poſtmeiſter dieſes Paquet überſendet.

Lüden.

Ach, meine Briefe und Journale. (Er öffnet das Paquet, und beſieht die Addreſſe eines Briefes.) Von meinem Vater! (lieſ't.) Ha! was ſeh' ich? (lieſ't laut.) „Endlich iſt mein Wunſch in Erfüllung gegangen. Ich „habe für dich eine Gemahlinn gefunden, lieber Sohn. „Sie iſt die Tochter des reichſten Handelshauſes unſerer Stadt, dabei ſchön und gut.“ —— O Himmel! — (lieſ't weiter.) „Es iſt mir endlich gelungen, deine Einſiedelei zu entdecken, und nächſter Tage überraſche ich „dich, und führe dir deine ſchöne Braut ſelbſt in die „Arme!“ (läßt den Brief ſinken.) Was beginn' ich?

hier iſt keine Zeit zu verlieren, er kann morgen — heute noch ankommen — ich muß Louiſen die ſchreckliche Lage entdecken. — Sie kann nie die Meinige werden, ich würde ſie mit mir ins Elend ſtürzen. — Gott! gib mir Muth dazu! (zu Franz.) Iſt Louiſe in ihrem Gemach?

Franz.

Ja, Euer Gnaden!

Lüden.

Alſo nicht ſpatzieren gegangen, wie ſie gewöhnlich zu thun pflegt?

Franz.

Nein, ich ſah das Fräulein Couſine eben auf dem Balkon.

Lüden
(heftig auf- und abgehend).

Schweige Herz! (er bleibt ſtehen, und kreuzt vor ſich die Hände.) Nein, ich kann nicht! — Rothenſtein muß ihr die Nachricht bringen, er muß mir den traurigen Dienſt leiſten.

Franz
(hat indeſſen zum Fenſter hinausgeſehen).

Euer Gnaden! mehrere Wagen fahren durch's Schloßthor ein. Vermuthlich ſchon Einige von den Gäſten.

Lüden (für ſich).

Kommen eben gelegen! Leute, die ich gar nicht kenne, und die ich doch bitten mußte, um gute Nachbarſchaft mit ihnen zu haben. — Hm! — Sie ſind einmal geladen, ſo muß man ſie auch empfangen. (Er geht unwillig ab.)

Dritte Scene.

Franz (allein).

Ja, ja! kommt einmal alles darauf an, was man für ein Los gehabt hat; die Einen ſetzen ſich zur Tafel *auf* die Stühle — (ſeufzend) die Andern müſſen hinter den Stühlen *ſtehen*. — Was man nicht ändern kann, muß man leiden, dann iſt man ein Philoſoph, wie ſie ſagen. — (Sich brüſtend.) Ich bin ein Philoſoph.

(Er geht ab, in demſelben Augenblicke erſcheinen Mathurin, Georgette, und Jaquot im Hintergrunde an dem Gitter, welches geöffnet iſt.)

Vierte Scene.

Mathurin. Georgette. Jaquot.

(Sie tragen die Kleidung der Landleute aus der Auvergne. Jaquot tragt auf dem Rücken eine Laterna magica, und Georgette hat eine Leyer umhängen. Mathurin, ein Mann von ſechszig Jahren, einen Knotenſtock in der Hand.)

Jaquot

(ſieht überall herum).

Ich ſehe Niemand.

Georgette (rufend).

Hollah! he! Iſt Niemand da? ſchöne Laterna magica! — Weißt du was, Jaquot! ich meine, wenn irgend wo eine Thüre offen iſt, ſo darf man auch hineingehen. (Sie tritt herein.)

Jaquot.

Recht haſt du, gehen wir alſo hinein — Aber was haſt du denn, Georgette, du taumelſt ja?

Georgette.

Ich bin dir ſo müde — aber ſo müde — daß ich nicht mehr weiter gehen könnte, und wenn ich ein Haus zu verdienen wüßte. (Zu Mathurin.) Seyd Ihr's nicht auch, Vetter?

Mathurin.

Ganz entſetzlich. In meinem Alter iſt's auch gar kein Wunder. Wärt ihr nicht gar ſo brave, liebe, gehorſame Kinder, und hätte mir's dein Vater, Georgette, mein guter alter Pierre nicht auf die Seele gebunden, euch zu beſchützen, und euch ja nicht von der Seite zu weichen, ich wäre ſchon lange wieder umgekehrt, denn es gefällt mir doch nirgend, als zu Hauſe.

Georgette (ihn ſtreichelnd).

Liebes altes Vetterchen! nicht brummen.

Mathurin.

Ich brumme ja nicht, du kleine liebe Schmeichelkatze. Wißt ihr was, ich gehe indeſſen ins Wirthshaus, ein Quartier für uns zu ſuchen, und ihr ſeht zu, ob hier auf dem Schloſſe nichts zu verdienen iſt, kommt bald nach, hört ihr. (Ab.)

Georgette.

Ja ja! — Ey, ey! wie bin ich müde.

Jaquot.

Weiber ſind ſchwach; da ſieh einmal mich an, wie rüſtig ich noch bin, und ich trage doch die ganze Bagage. (Schreiend.) Wer will ſehen ſchöne Laterna magica. Alle Städte der Welt in ihrer natürlichen Größe — und alle berühmten Leute, noch größer als ſie ſind! Herbey! Herbey! (Nach einer Pauſe.) Niemand antwortet! Niemand kommt! Es ſcheint, man iſt hier kein Liebhaber vom Schauſpiel.

Georgette

(um ſich blickend).

Ach, wie iſt's hier ſo ſchön, Jaquot! ſchau doch einmal den großen Spiegel an, darin kann man ſich ſehen, ſo groß man iſt, — und die Stühle mit Gold — ach! das ſind glückliche Leute, die ſitzen auf Gold, und wir wären froh, wenn wir nur ein kleines Stückchen in der Taſche hätten.

Jaquot.

Wird ſchon werden.

Georgette.

Stille! ich höre etwas. (Sie geht zur Seitenthüre links, und horcht.) Ja richtig, Gläſer klingen, und Teller klappern. (Mit dem Munde klatſchend, dann ſich abwiſchend, mit einem Seufzer.) Die ſind beym Eſſen! wir wollen warten, und wenn die Herrſchaften vom Tiſche kommen, ſo fragen wir unterthänigſt an, ob wir ihnen unſere Komödie zeigen dürfen.

Jaquot.

Ja, Georgette, das iſt ein kluger Gedanken von dir. (Er ſetzt ſeine Laterna magica auf einen Stuhl, und wirft ſich in einen Lehnſtuhl.) Ach! das iſt weich! Genire dich nicht, Georgette, mach's auch ſo, wie ich.

Georgette

(legt ihre Leyer ebenfalls ab, und ſetzt ſich auf einen Stuhl, alles mit großer Haſt).

Ich thu's ſchon. — O, weh, meine armen Füße! — Weißt du, daß wir unglaublich ſchnell geben.

Jaquot.

Freilich. — Vier Meilen des Tags!

Georgette.

Allein könnt' ich's nicht aushalten, aber mit dir, lieber Jaquot, da gehts ſchon. Ich fühle die Müdigkeit weniger, alles iſt getheilt — ſelbſt der Weg, und wenn wir des Tages vier Meilen mit einander machen, ſo kommen auf Jedes nur zwei Meilen.

Jaquot.

Aber was iſt dir denn eingefallen, die Reiſe durch die Schweiz zu machen? Der Weg iſt ja viel länger.

Georgette.

Weil ich auf dieſe Weiſe Hoffnung hatte, meine liebe Schweſter Louiſe wieder zu finden. Bedenke doch, ſo lange iſt es nun ſchon, daß mein armer Vater nichts von ihr gehört hat. Die Baſe, bei der ſie war, ſchreibt nicht mehr, und da wurde der Vater ſo ängſtlich, ſo unglücklich. Nach vielen Bitten erlaubt' er mir endlich mit dir, weil du ein braver Burſche biſt, und in Begleitung meines alten Vetters, in die Fremde zu gehen. Ich ließ ihn bei der Meinung, daß wir nach Paris wandern wollten, aber ich beſchloß gleich bei mir, dieſen Weg zu nehmen. In zwei Jahren erſt dürfen wir wieder nach Hauſe zurückkehren, und ſo iſt's ja einerlei, wo wir herumgehen, und unſere Laterna magica zeigen, wenn's uns nur etwas einträgt.

Jaquot.

Wirſt ſehen, wir werden noch recht reich zurückkommen, denn alle geſcheidten Leute *müſſen* ja ſo Etwas gerne anſehen. Die Sonne, und den Mond, und die Sterne, und die Stadt Paris und den großen Mogul, und alle andern berühmten Männer können wir ihnen zeigen. Das iſt doch Etwas, will ich hoffen.

Georgette.

Und nicht wahr Jaquot, wenn wir zurück kommen, dann heirathen wir?

Jaquot.

Wenn du dich immer ſo brav, und ſo gut und fleißig zeigſt, wie bis jetzt, ja! — Deine Familie iſt auch eine rechtſchaffene Familie, und du und deine Schweſtern ſeyd honnete Mädchen, wie mein Vater ſagt.

Georgette.

Honnet? was heißt denn das: honnet?

Jaquot.

Honnet ſeyn, das heißt, ſich gut aufführen. Wenn ſich ein's von eurer Familie nicht gut aufführte, ſo würde mein Vater niemals ſeine Einwilligung zu unſerer Heirath geben.

Georgette.

Alſo, wenn ſich Jemand aus meiner Familie nicht gut aufführte, ſo würdeſt du die arme Georgette ſitzen laſſen?

Jaquot.

Nun, das verſteht ſich. Ich werde ja nicht mit Fingern auf mich deuten laſſen.

Georgette.

Nun, ſey nur ruhig. Ich werde gewiß recht brav bleiben. Und dann meine Schweſter Louiſe. — O, wenn du ſie kennteſt, du hätteſt ſie vielleicht noch lieber, als mich, denn die iſt ſchön und geſcheidt! — oh!

Jaquot.

Wie? — Erinnerſt du dich ihrer denn noch ſo lebhaft. Sie iſt doch ſchon drei Jahre abweſend.

Georgette.

Freilich! — Sie würde mich wohl nicht mehr erkennen, aber ich ſie auf der Stelle. Ihr Portrait hing ja in meines Vaters Kammer, und ſo oft er böſe ſchaute, zeigt' ich ihm nur auf das Bild, und er wurde immer wieder freundlich, und liebreich.

Jaquot.

Sey ſtill — man kommt.

Georgette.

Ach, das iſt ein ſchöner bordirter Herr. Laß uns recht höflich ſeyn.

Fünfte Scene.

Vorige. Franz.

Franz.

Nun endlich gehen ſie einmal zum Kaffeh.

Georgette
(mit einem Knix).

Verzeihen Sie, gnädiger Herr!

Franz (für ſich).

Hm! ein nettes Mädchen! — (Laut.) Was willſt du liebes Mädchen?

Georgette.

Sie ſind vermuthlich der Herr vom Hauſe?

Franz.

Nein, mein Kind, der iſt da drinnen. — Wenn ihr ihn ſprechen wollt, ſo habt ihr die Zeit nicht gut gewählt. Wir haben heute ein Feſt, viele Gäſte. — Sie reden eben von Krieg und Frieden und da iſt kein Ende.

Jaquot.

Nun, ſo werden ſie vielleicht auch gern einige Augenblicke von der Arbeit ausruhen, und ſich unterhalten wollen?

Georgette.

Wenn Sie ſo gut ſeyn, und den hohen Herrſchaften ſagen wollten, daß ich und Jaquot weit herkommen, gar aus der Auvergne, um ihnen unſere prächtige Laterna magica zu zeigen. Keine alten Bilder! — Alles ganz neu. — Die reinſten Gläſer — die ſchönſten Farben, und eine ausführliche Explication.

Jaquot.

Und wir überhalten Niemand — feſtgeſetzter Preis. — Jeder gibt, was er will.

Georgette.

Ja, und wenn's die Herrn geſehen, und bezahlt haben, ſo wollen wir den Leuten des Hauſes auch eine Vorſtellung umſonſt geben.

Franz.

Recht, lieben jungen Leute! Tretet indeſſen hier herein. (Auf die Seitenthüre rechts deutend.) Ich höre den Herrn, ich will euch indeſſen anmelden, und euch rufen, wenn's Zeit ſeyn wird.

Georgette.

Wir danken Ihnen recht ſehr, mein guter, gnädiger Herr. (Zu Jaquot.) Komm geſchwind!

Jaquot.

Gleich! ich muß ja die Komödie mitnehmen.

Georgette.

Ja richtig, bald hätt' ich auch meine Leier vergeſſen. (Sie nimmt ſolche, ſieht im Abgehen nach dem Garten, wo man viele Herrn und Damen ſpatzieren gehen ſieht.) Ach, Jaquot, ſieh nur einmal die vielen Leute, die prächtigen Frauen. O, das wird eine brillante Einnahme werden. (Beide durch die Seitenthüre rechts ab.)

Sechste Scene.

Lüden. Rothenſtein. Franz (welcher ſich entfernt hält).

Lüden.

Nun Freund! wie findeſt du Louiſen?

Rothenſtein.

Zum Henker auch — du hätteſt mich das Mädel gar nicht ſehen laſſen ſollen. (Wiſcht ſich den Schweiß von der Stirne.) Die Hitze iſt mir in den Kopf geſtiegen, das liebe Geſichtchen, und die ſanfte Stimme. — Weiſet mir der ſchadenfrohe Menſch an der Tafel den Platz neben ihr an. — Alles hab' ich vergeſſen, ſelbſt den Tokayer, nichts hab' ich gethan, als mit ihr geſprochen. — Wirklich glaubte ich ſchon, ich ſey ein geſcheidter Kerl geworden, aber dieſe beiden

Augen haben mir gezeigt, es ſey noch ein Rückfall möglich.

Lüden.

Nun! hab ich dir nicht geſagt, es ſey unmöglich ſie zu ſehen, ohne von ihr bezaubert zu werden?

Rothenſtein.

Nu, nu! — Mir ſcheint aber auch, ſie hat's ſo recht eigentlich auf mich angelegt. — Du haſt ſie gewiß prävenirt?

Lüden.

Auch nicht mit einem Worte. (Zudringlich.) Mein Freund! dieſes himmliſche Weſen ſoll ich nun von mir ſtoßen, mich auf ewig von ihr trennen. Und das noch heute — heute. — Nein, nie werd' ich den Muth haben, ihr es ſelbſt zu verkünden; ich rechne auf dich und deine Freundſchaft.

Rothenſtein.

Aber warum denn ſo ſchnell, weßwegen noch heute?

Lüden.

Weil mein Vater — (Er blickt in den Hintergrund, aus welchem Louiſe mit der Geſellſchaft kommt.) Doch, da kommt ſie mit der Geſellſchaft. — Nimm dieſen Brief, lies ihn. (Er gibt ihm denſelben.) Geh' auf mein Zimmer, und warte dort meiner, ich komme bald nach.

Rothenſtein
(im Abgehen den Kopf ſchüttelnd).

Hm! hm! dumme Geſchichte das!

Siebente Scene.

Lüden. Louiſe (kommt mit mehreren Herren und Damen aus dem Garten. Franz immer bei Seite).

Ein Herr (zu Lüden).

Herr Baron! Ihr Park iſt ganz außerordentlich rein gehalten. Sie müſſen einen braven Gärtner haben.

Erſte Dame.

Der Diana-Hain, c'est un charme!

Zweiter Herr.

(NB. Sehr alt und dick.)

Aber eines fehlt doch noch — eine Kegelbahn — es iſt nur wegen der Bewegung.

Erſte Dame,

Die herrlichen Moosroſen, ſo ſchön hab' ich ſie noch nie geſehen.

Zweiter Herr.

Aber groß, groß iſt der Park — man ſollte eigentlich darin herum fahren.

Lüden.

Was darf ich Ihnen jetzt für eine Unterhaltung vorſchlagen, meine Damen, vielleicht eine kleine Waſſerfahrt auf dem Teiche?

Zweite Dame.

Nein, ich fürchte das Waſſer, und dann die feuchte Luft — meine Nerven —

Lüden.

Oder die Schaukel?

Erſte Dame

(mit dem Finger drohend).

Loſer Menſch!

Lüden (bei Seite).

Ei Affektation und kein Ende.

Franz

(ſich ehrerbiethig nahend).

Wenn Euer Gnaden mir erlauben wollten, zu ſprechen, ich wüßte vielleicht Etwas, was der Geſellſchaft Vergnügen machte.

Lüden.

Rede!

Franz.

So eben ſind zwei Auvergnaten angekommen, welche eine Zauberlaterne zeigen.

Louiſe (lebhaft).

Auvergnaten? (ſich mäßigend, zu Lüden.) Wir könnten ſie wohl kommen laſſen, lieber Couſin?

Lüden.

Alles, was du wünſcheſt, Louiſe! (zu Franz.) Laß ſie gleich kommen.

Franz (geht ab).

Lüden.

Meine Herrn und Damen, ich wußte es ſelbſt nicht, daß es mir vergönnt ſey, Ihnen ein ſo brillantes Spektakel anbiethen zu können. (Leiſe zu Louiſen.) Louiſe! ich werde mich indeſſen entfernen, Rothenſtein erwartet mich in meinem Kabinete.

Louiſe (zärtlich).

Es wird ja nicht ſo nothwendig ſeyn. Suche ihn ſpäter auf — bleibe bei mir, du weißt ja, daß ich ohne dich jedes Vergnügen nur halb genieße.

Lüden.

Wenn du es verlangſt —

Louiſe.

Verlangen? nein, aber ich bitte dich darum.

Lüden.

Meine Herrn und Damen, nehmen Sie Platz. (Die Damen ſetzen ſich auf die Stühle, deren Reihe die Herrn bilden; die Herrn ſtellen ſich hinter die

Stühle; Lüden ſteht hinter ſenem Louiſens. (Es wird dunkel.)

Achte Scene.

Vorige. Georgette. Jaquot. Mathurin. Franz.

Georgette
(macht mit geſenktem Blicke eine Verbeugung).

Wir haben die Ehre, der ganzen werthen Geſellſchaft einen ſchönen guten Abend zu wünſchen.

Lüden.

Nun meine Lieben, zeigt uns eure Schönheiten.

Georgette.

Mit Vergnügen. — Sie werden ſo Etwas in Ihrem Leben nicht geſehen haben.

Franz (zu Jaquot).

Wenn Ihr Etwas bedürft —

Jaquot (zu Franz).

Nichts, als ein Tiſchtuch, da hinten über einen Schirm.

Georgette (mit einem Knix).

Und ein kleines Stümpchen Licht, wenn ich bitten darf.

(Franz beſorgt das Begehrte. Er und zwei andere Bediente hängen nach Mathurins Anleitung im Hintergrunde ein Tiſchtuch über einen Schirm. Jaquot hat indeſſen die Laterna magica auf einen Tiſch geſtellt, ſetzt das Licht hinein und ordnet die Gläſer.)

Georgette (leiſe zu ihm).

Heute haben wir ein rechtes Glück; die vielen vornehmen Herrn und Frauen! ich getraue mich gar nicht, ſie anzuſehen.

Jaquot.

Ei was — wozu hätten wir denn die Augen?

Lüden.

Nun, liebe Kleine! wird das Spektakel bald anfangen?

Jaquot.

Gleich, gleich! — Meine gnädigen Herrn und Frauen, das iſt keine Laterna magica, wie eine andere, die zeigt Alles viel größer und klarer. (Leiſe zu Georgetten.) Georgette, ſammle indeſſen ein, ſo vergeht der Geſellſchaft die Zeit.

Georgette.

Meinetwegen! (ſie nimmt einen kleinen zinnernen Teller, und ſammelt damit ein.) Bitte gar ſchön, meine Damen und Herrn für die Laterna magica.

(Die Damen und Herrn werfen Geld auf den Teller.)

Lüden (lächelnd).

Man muß alſo vorhinein bezahlen?

Georgette.

Wie man will, aber es iſt ſo bequemer. (Sie tritt jetzt zu Louiſen.) Meine ſchöne gnädige Frau, eine arme Auvergnate bittet —

(Sie hält ihren Teller hin, Louiſe wirft ein Goldſtück darauf.

Georgette
(ſieht es und ſchreit).

Mein Gott! ein Goldſtück! (ſie hebt die Blicke, ſieht Louiſen an, und ſteht ſtarr.) Ach, ach! Iſt's möglich? welche Aehnlichkeit!

Louiſe.

Wie nennſt du dich denn, liebes Kind?

Georgette.

Georgette, aufzuwarten.

Louiſe.

In welcher Gegend biſt du denn zu Hauſe?

Georgette.

Bei Puy-de-dome, im Thale Cernai.

Louiſe.

Was hör' ich?

Georgette.

Die kleine Hütte mit den Weinranken hart am Berge zur Linken. — Sie müſſen's ja wiſſen.

Louiſe

(etwas verlegen).

Ich?

Georgette.

Sie erinnert ſich nicht. — Ach dann iſt ſie's auch nicht.

Jaquot

(eintönig explizirend, ſo wie es derlei Leute gewöhnlich thun. — Ueberhaupt iſt hier anzumerken nöthig, daß Jaquot, in deſſen Mund meiſtens nur die komiſche Explication gelegt iſt, dieſelbe immer eintönig von ſich gibt. Georgette aber, welche das zu erklären hat, was eigentlich auf die Situation im Stücke Bezug hat, ſich zwar Mühe geben muß, auch denſelben gleichen Ton zu behalten, aber oft von ihrem Herzen fortgeriſſen werden, daher bei manchen Stellen in Bewegung, und auch in den gefühlvollen Ton übergehen muß).

Um bei dem Anfange anzufangen, ſo werden wir Ihnen, meine Herrn und Damen, zuerſt vorzuſtellen die Ehre haben, die Sonne, den Mond, die Sterne, und die Fiſche. — Weiter im Hintergrunde erblickt man alle Producte der Erde: Bäume, Thiere, Ströme, Krebſe und Schlangen. Die hochwerthe Geſellſchaft betrachte die Sonne genau, die man vor Glanz gar nicht anſchauen kann, und den Vollmond im erſten Viertel.

Lüden.

Das iſt ja was Altes. Ihr ſagtet, daß ihr uns etwas Neues zeigen wolltet.

Jaquot.

Kann gleich geſchehen. Disparez! — Nro. 4. (zu Georgette, welche immer ſtarr auf Louiſen blickt). Georgette! Georgette! was thuſt du denn?

Mathurin

(zu Georgetten tretend).

Georgette! Hörſt du denn nicht? Nr. 4.

Georgette.

Ja, ja! Nr. 4. (lauft zum Tiſche.) Das iſt eine erſtaunliche Aehnlichkeit. (ſie gibt Jaquot ein Glas.) Das iſt Nro. 4.

Jaquot (explizirend).

Haben Sie Acht! Jetzt erſcheint das Innere des Pallaſtes des chineſiſchen Kaiſers. Er ſelbſt ſitzt in ſeinem vergoldeten Seſſel nach dem Leben portraitirt, und von ſeinen Mandarinen umgeben. Belieben Sie mehr rechts zu ſchauen. Da ſteht in der Ecke ein armer alter Mann, auf ſeine Tochter und auf ſeinen Bambus geſtützt. Er bittet um Gerechtigkeit.

Erſte Dame.

Oh le pauvre Diable!

Zweiter Herr

(lacht und applaudirt).

Schön! Schön!

Alle

(applaudiren).

Jaquot.

Wir danken für den gütigen Beifall.

Louiſe (bey Seite).

Das Mädchen ſieht immer ſo ſtarr nach mir.

Jaquot.

Jetzt erſcheint eine Decoration, die ihres Gleichen ſucht. Sie ſehen verſchiedene römiſche Denkmähler, Gebäude, und Statuen, von denen kaum mehr etwas zu ſehen iſt. In dieſem Circus hat die römiſche Jugend einſtmals Stiergefechte gehalten. Der ſchöne junge Menſch, der zur Seite ſteht, iſt Alcibiades mit ſeinem Hofmeiſter Socrates, der ihn Sachen lehrt, die er nicht weiß. Desparez! — Georgette!

Georgette

(hört ihn nicht).

Jaquot.

Georgette! Wirſt du hören? Jetzt kommt die Reihe des Explicirens an dich, denn bey dieſen Gegenſtänden geht dir's beſſer vom Munde, als mir.

(Er nimmt ein Glas.)

Georgette

(ſtellt ſich zum Tiſch, und im explicirenden Tone).

Haben Sie Acht! Jetzt erſcheint eine wirkliche Begebenheit, die noch in keiner Laterna magica erſchienen iſt. Ein berühmter Mahler von Paris, welcher nach Puy-de-Dome kam, hat ſie uns ſelbſt gezeichnet. Die Geſchichte iſt aus einem ſchönen Ballete gezogen, welches in Paris viele tauſend, und tauſendmal gegeben worden iſt.

Lüden.

So? wie heißt das Ballet?

Georgette.

Clary! oder die ungehorſame Tochter. (Lüden, und Louiſe machen eine Bewegung, Georgette fährt fort.) Sie ſehen für's erſte, die ſchöne Clary in der Mitte ihrer Familie. Sie will das väterliche Haus verlaſſen um zu ihrer Baſe zu reiſen. Sie ſehen ihre Schweſtern und Brüder, die ſie umringen, ſie küſſen, und weinen. Der Vater gibt ihr ſeinen Segen, die Mutter ſteht dabei, und ſchärft ihr ein, fromm, brav und gut zu ſeyn, und zu bleiben. Ihre kleinſte Schweſter hält ſie am Vortuch, und weint.

Louiſe

(trocknet ſich die Thränen von den Augen).

Jaquot.

Nr. 2.

Georgette.

Die Scene verändert ſich. Die werthe Geſellſchaft erblickt Clary nun in einem prächtigen Saale, mit koſtbaren Kleidern und Diamanten bedeckt. Ein reicher Herr hat ſie geſehen, ihr geſchworen, daß er ſie liebe, und ewig lieben werde, ſie hat ihm geglaubt, und er hat ſie in ſeinen ſchönen Pallaſt gelockt, mit dem Verſprechen, ſie zu heirathen. Die Unglückliche glaubt ihm noch immer. Der neben ihr ſteht, der iſt's. — Er hält eine ihrer Hände, die er zärtlich drückt, und doch ſinnt der Ungetreue in eben dieſem Augenblicke darauf, ſeinen Schwur zu brechen, und ſie zu verlaſſen.

Louiſe

(ſich ſchaudernd gegen Lüden wendend und ihre Hand aus der ſeinigen ziehend).

Albert!

Lüden.

Nein! niemals!

Georgette.

Die Scene verwandelt ſich wieder. Statt des Pallaſtes erſcheint die Hütte. Sie erblicken den armen alten Vater Clarys. (Mit wankender Stimme.) Während ſie im Ueberfluſſe ſchwelgt, befindet er ſich in der größten Armuth — allein er fühlt nichts, er denkt an nichts, als an die Trennung von ſeinem Kinde, das ihn verlaſſen hat, und nichts von ſich hören läßt. — Sehen Sie, er ringt die Hände, und ruft (weinend.) wie mein Vater gerufen hat: O, meine Tochter! meine geliebte Tochter! wo biſt du?

Louiſe.

Gerechter Himmel!

(Sie ſinkt vom Stuhle.)

Lüden.

Louiſe! Louiſe!

Georgette.

Louiſe! Sie iſt's!

(Sie ſtürzt, durch eine Bewegung, die Laterna magica um, ſpringt zu Louiſen, und kniet vor ihr hin. Alle Herrn und Damen ſtehen auf, und bilden eine Gruppe des Staunens.)

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

(Die vorige Dekoration.)

Erſte Scene.

Louiſe. Georgette.

(Beide halten ſich feſt, und innig umarmt):

Louiſe.

O, meine liebe Georgette! biſt du es wirklich? ſeh' ich dich wieder?

Georgette.

Gnädige Frau!

Louiſe.

Nicht ſo! — Dein Herz hat dich nicht betrogen, ich bin Louiſe — bin deine Schweſter.

Georgette.

Meine Schweſter wirklich? aber wenn das wahr iſt, ſo wäre ja der gnädige Herr unſer Vetter, und der Vater hat mir nie geſagt, daß ich noch einen Vetter in Deutſchland habe, den ich nicht kenne.

Louiſe.

Nein, Georgette — der Name Couſine, den mir Albert beilegt, iſt nur erborgt.

Georgette.

Erborgt? Das verſteh' ich nicht. — Ich hätte gemeint, ſo was dürfe man gar nicht ausborgen. — Ja aber, wenn's nicht ſo iſt, wie kommſt du denn da in die prächtigen Kleider?

Louiſe

(verhüllt ſich das Geſicht mit beiden Händen).

Georgette!

Georgette.

Ach! ich weiß ſchon, was es ſeyn wird — du biſt vermuthlich ſeine Frau?

Louiſe.

Frage mich nicht mehr. — Ach, liebe Georgette! die Geſchichte, die du an deiner Laterna magica von der armen Clary erzählteſt, und welche ſo tiefen Eindruck auf mein Herz machte, iſt die meinige.

Georgette.

Ach, du lieber Himmel! wär's möglich?

Louiſe.

Nur in *einem* Punkte zeigt ſich eine glückliche

Verſchiedenheit. Albert iſt ein Mann von Ehre, und wird ſein Wort halten. — Hinderniſſe, welche er nicht voraus ſehen konnte, haben bisher unſere Verlobung verſchoben. Bald wird ſie gefeiert werden.

Georgette.

Ja, das muß auch ſeyn, und recht bald, denn meine Verlobung hängt von der deinigen ab.

Louiſe.

Wie ſo? ich verſtehe dich nicht.

Georgette.

Oft ſchon ſagte mir Jaquot, und dieſen Morgen noch wiederholte er es: Ich habe dich lieb, Georgette, und ich werde dich heirathen, aber nur mit der Bedingung, daß ſich Alle gut aufführen, die zu deiner Familie gehören; und — verzeihe mir, liebe, gnädige Frau Schweſter — ich meine, das wäre keine gute Aufführung von dir, wenn du mit einem Manne davon gelaufen wäreſt, der dich ſitzen ließe. — Du mußt alſo die Frau des gnädigen Herrn werden, wenn ich Frau Jaquot werden ſoll.

Louiſe.

Du haſt recht! Ich weiß auch gar nicht, warum ich anſtehe, mit Albert ernſthaft darüber zu ſprechen. — Ja, ich will mir den Muth nehmen — noch heute.

O, wenn du wüßteſt, Georgette, wie gut er iſt, wie ſehr er mich liebt!

Georgette.

Das mag wohl ſeyn, aber mir ſcheint, er hält ſeine Liebe zurück. — Erſt vor einigen Minuten ſtieß er mich ſchweigend und unſanft von ſich, als ich ihn fragte, ob du denn wirklich meine liebe Schweſter wäreſt?

Louiſe.

Dein Anblick konnte ihm wohl nicht ganz angenehm ſeyn. Verzeih' ihm, liebe Georgette. Seine Lage, ſeine reiche Familie — man kann ihn nicht verdammen. Es iſt nicht ganz gut, daß er dich hier getroffen, daß dich die ganze große Geſellſchaft geſehen hat, beſonders in dieſen Kleidern.

Georgette.

Ja, liebe Schweſter! ich habe keine andern.

Louiſe

(nimmt ſie bei der Hand).

Ich weiß es wohl. — Aber nun — Georgette, du könnteſt mir eine rechte Freude machen.

Georgette.

Ja? rede nur!

Louiſe.

Ich bitte dich, kleide dich um; lege dein Bauerngewand ab.

Georgette.

Wie? du willſt alſo, ich ſoll auch ſo ſchöne Kleider anziehen, wie du? darum darfſt du gar nicht bitten, das thu' ich vom Herzen gern.

Louiſe.

Und was deinen Jaquot betrifft, ſo mußt du mir verſprechen, ihn und Mathurin einige Tage lang nicht zu ſehen, ihnen nichts davon zu ſagen, was wir ſo eben geſprochen haben.

Georgette.

Nun, den Vetter Mathurin will ich ſchon entbehren, aber Jaquot — wenn er aus dem Wirthshaus zurück kommt, wenn er um mich frägt?

Louiſe.

So wird man ihn mit guter Art abweiſen — befürchte nichts, ich werde für ſie ſorgen laſſen, ſie ſollen an nichts Mangel leiden. (Klingelt.)

Georgette.

Ach Gott! mein armer Jaquot!

Louiſe.

Georgette! mein Glück hängt davon ab.

Georgette.

Nun ja, ich will dir folgen. — Ich werde ihn nicht ſehen, und wenn ich ihn ſehe, ſo will ich thun, als ob ich ihn gar nicht kenne, um dein Geheimniß gewiß nicht auszuplaudern. — Aber dann wird dich der gnädige Herr auch gewiß heirathen, du verſprichſt es mir, nicht wahr?

Louiſe.

Ja, ganz gewiß! (Ein Kammermädchen tritt ein; Louiſe ſagt ihr etwas in's Ohr, auf Georgetten deutend; dann zu Georgetten ſprechend.) Folge nur dieſem Mädchen, ſie wird dich ankleiden.

Georgette

(mit einem Knix gegen das Kammermädchen).

Ach! das wäre ja gar zu viel! ich bin groß genug, um mich allein anzuziehen.

Louiſe.

Liebe Georgette! bei dieſen Kleidern iſt es kaum möglich; geh nur! —

Georgette.

Nun ja, ich thu' ja alles, was du willſt, aber trachte nur, daß bald Hochzeit werde, denn das muß ſeyn.

(Mit dem Kammermädchen ab.)

Zweite Scene.

Louiſe (allein).

Ja, es muß ſeyn! — Welche auch die Gründe ſein mögen, die ihn beſtimmten, unſere Vereinigung zu verzögern; er wird gerne jedes Opfer bringen, wenn er ſieht, daß es mein Wunſch iſt. Aber wie werd' ich's ihm kund thun? Wenn Jemand in meinem Namen — aber wer? (Die Thüre von Lüdens Zimmer wird geöffnet.) Es kommt Jemand aus Alberts Zimmer. — Es iſt Herr Rothenſtein, der mir ſo viele Theilnahme beweiſ't — wenn ich mich an ihn wendete?

Dritte Scene.

Louiſe. Rothenſtein.

Rothenſtein (für ſich).

Er wills! verdammte Commiſſion! Armes Mädchen! — (er erblickt Louiſen). Ah, da iſt ſie!

Louiſe (verlegen).

Mein Herr! dürfte ich Sie wohl bitten, mir einige Minuten zu ſchenken?

Rothenſtein.

Eben wollt' ich Sie darum bitten, liebes Fräulein.

Louiſe.

Nicht dieſen Titel, er gebührt mir nicht. Sie müſſen wiſſen —

Rothenſtein.

Ich weiß alles, liebes Kind — alles — auch das Verſprechen, das man Ihnen gegeben hat.

Louiſe.

Das iſt mir lieb, denn — dieß eben iſt der Gegenſtand, worüber ich mir Ihren Rath erbitte. Glauben Sie wohl, daß Albert darüber ungehalten werden würde, wenn ich ihn daran erinnerte, ihn bäte, dieſes Verſprechen recht bald, ja noch heute zu erfüllen?

Rothenſtein.

Was ſagen Sie? — Liebes Kind — ich — er — ſehen Sie — Albert hat einen Vater, von dem er abhängig iſt, und der ſich in den Kopf geſetzt hat, ſelbſt eine Gemahlinn für ihn auszuwählen.

Louiſe.

Ich weiß es.

Rothenſtein.

Aber das wiſſen Sie vielleicht noch nicht, daß dieſer Vater morgen hier ankommen wird, um Alberten ſeine künftige Gemahlinn vorzuſtellen.

Louiſe.

Und dann?

Rothenſtein.

Dann — dann —

Louiſe (freudig).

Deſto beſſer, dann iſt Albert gezwungen ihm alles zu entdecken, und mein Glück iſt gemacht. (Auf Alberts Zimmer deutend.) Ich darf alſo gleich —

Rothenſtein.

Nur noch ein Wort, Liebe! — Wenn Albert aber nun wirklich gezwungen wäre, ſeinem Vater zu gehorchen?

Louiſe.

Ach, den Fall müſſen Sie gar nicht ſetzen; er kann nicht eintreffen; er hat mir ja ſein Wort gegeben.

Rothenſtein.

Das iſt wahr — allein — wenn er — verſtehen Sie mich recht, es iſt nur wieder eine Vorausſetzung; wenn er ſein Wort wirklich nicht halten könnte, was würden Sie thun?

Louiſe.

Welche Frage? — was ich thun würde? Wenn er dießmal auch nur zögerte, ſo würde ich zu Fuß zu meinem alten Vater zurück kehren, und mir ſeinen Fluch holen, den ich dann verdient hätte. Aber, mein Herr! Sie reden ſo ſonderbar — ſollten Sie Urſache haben?

Rothenſtein

(ſie mitleidig anblickend).

Nein! nein! ich glaube nicht — auch hab' ich gute Hoffnung. — Gehen Sie zu ihm, Louiſe, gehen Sie zu ihm, ſagen Sie, ich ſende Sie!

Louiſe

(ſehr bewegt).

Sogleich.

Rothenſtein.

Sehen Sie ihn ſo an, wie Sie mich jetzt anſehen, ganz ſo, — er wird die Thräne trocknen, die in Ihrem Auge perlt. — Gehen Sie, mein Kind, im Salon erwart' ich Sie!

Louiſe.

Ja — ich gehe. — O mein Gott! wende du mein Schickſal zum Guten!

(Sie geht rechts ab.)

Vierte Scene.

Rothenſtein dann Georgette.

Rothenſtein.

Unglückliches Mädchen! — Albert! — gehſt du nicht lieber arm, und im Bewußtſeyn, dein Wort gelöſ't zu haben, mit ihr in die Welt, um eine Hütte zu beziehen, als daß du im Arm einer Andern im Ueberfluſſe ſchwelgſt? — Kannſt du ſie verlaſſen? — Und, wenn er es kann? wenn er? — ſo will ich. — Ja, was will ich? — Wird ſich — muß ſich finden. (Er wendet ſich um, und erblickt Georgetten, welche in modernem Kleide, mit einer langen Schleppe, und einem Federhute heraustritt.) Wer iſt das kleine Fräulein mit der ſonderbaren Tournure? ich dachte doch, die ganze Geſellſchaft ſey ſchon fort?

Georgette (lachend).

Ha! ha! ha! das iſt ſpaßig, ſo ein Ding hinter ſich herzuziehen. (Auf die Schleppe blickend.) Man muß ſich immer fürchten, es bleibt zurück.

Rothenſtein

(vortretend, und Georgetten genau betrachtend).

Ja, wenn ich nicht irre, das Geſicht hab' ich ja ſchon irgendwo geſehen.

Georgette

(Rothenſtein ebenfalls betrachtend).

Das iſt Einer, den ich vorhin bei der Geſellſchaft nicht bemerkte. — Hat ein keckes Geſicht, der alte Herr. — Wie er mich ſo durchdringend anſchaut. —

Rothenſtein.

Wahrhaftig, eine außerordenliche Aehnlichkeit! —

Wenn ſie nicht das Kleid anhätte, und den Federhut. —

Georgette.

Bei uns wär's unſchicklich, die Leute ſo anzuſchauen — aber, ländlich ſittlich. — Warte! ich will's mit dem alten Herrn auch ſo machen, wie ich's vorhin bei den gnädigen Frauen bemerkt habe. (Sie hält ihren Fächer vor's Geſicht, und ſchielt durch die Stäbe auf Rothenſtein.) Aha! er lächelt ſchon. — So ein Ding iſt prächtig. — Man kann roth werden, und es ſieht's doch kein Menſch.

Rothenſtein.

Ich will in den Salon gehen, um Louiſen dort zu erwarten. (Vor Georgetten vorbei gehend, und ſie ehrfurchtsvoll grüßend.) Mein Fräulein! ich bin Ihr Diener! (Ab.)

Georgette
(verſucht einen Knix zu machen, verwickelt ſich aber immer in ihre Schleppe).

Bitte ſchön, der Diener iſt auf meiner Seite.

Rothenſtein (geht ab).

Fünfte Scene.

Georgette

(allein; ſie wickelt ſich aus der Schleppe).

Ei, du fatales Ding! — da wär' ich bald nieder gefallen, um ihm ſeine Höflichkeit zu erwiedern. (Sie wickelt die Schleppe auf eine linkiſche Art um ihren Arm.) So, nun iſt's beſſer. Es iſt ſchön, eine Madam zu ſeyn, aber auch recht unbequem. Das Dummſte bei der Geſchichte iſt, daß ich meinen lieben Jaquot nicht ſehen, und nicht ſprechen ſoll. (Sie blickt in den Hintergrund.) Ich höre Geräuſch, da ſteigt Jemand über das Gitter herein. — Ach, lieber Himmel! er iſt's! — Die ſcharfen Spitzen am Gitter — er wird ſich weh thun. — Nein, da iſt er ſchon.

Sechste Scene.

Georgette. Jaquot.

Jaquot.

Sie wollten mich nicht hereinlaſſen. — Das wollen wir ſehen. Ich habe Georgetten hier gelaſſen, und um ſie zu holen, iſt mir keine Mauer zu hoch, und kein Graben zu tief. Sie müſſen ſie mir herausgeben, oder — (Er ſchlägt einen Kreis mit dem rechten Arme.) Ja, wenn ich nur ſchon wüßte, wo ſie wäre? — Ich will Jeden fragen, der mir in den Wurf kommt. (Er erblickt Georgetten, welche ſich in eine Ecke gezogen hat, und den Fächer vor's Geſicht hält.) Da iſt ſchon Jemand. (Den Hut abziehend.) Können Sie mir nicht ſagen, gnädige Frau, wo meine Georgette iſt?

Georgette

(mit ſehr feiner Stimme).

Sie iſt nicht mehr hier, mein Lieber! (Sie läßt den Fächer ſinken; um Jaquot anzublicken.)

Jaquot.

Wie? nicht mehr da? — und — wo denn? und warum denn? Aber mir ſcheint — was ſeh ich! was ſoll das bedeuten? Meine Augen, — dieſe Kleider — Georgette, biſt du's nicht?

Georgette.

Nein, ich bin's nicht.

Jaquot.

Ja, du biſt's!

Georgette.

Es iſt nicht wahr.

Jaquot.

Nun, wenn du — wenn Sie's nicht ſind, was iſt denn mit meiner Georgette geſchehen? und, lieber Himmel! was wird mit mir geſchehen?

Georgette.

Seh' ich denn deiner — Ihrer Georgette wirklich ſo ähnlich?

Jaquot.

O, ja! zum vertauſchen.

Georgette.

Und *wollten* Sie mich auch vielleicht für Georgetten eintauſchen? — Aufrichtig, lieber Freund! welche von uns beiden gefällt Ihnen beſſer?

Jaquot.

Mit Verlaub, aber da iſt gar keine Frage, Georgette gefällt mir beſſer. Sie ſind nur ſchön, weil Sie ſchöne Kleider tragen, aber die andere — ach — die macht alles ſchön, was ſie anzieht.

Georgette.

Hören Sie, mein Lieber! Wie heißen Sie?

Jaquot (verdrüßlich).

Jaquot aufzuwarten.

Georgette.

Alſo mein lieber Herr *Jaquot aufzuwarten*: Sie müſſen ſich nicht grämen, vielleicht kommt ſie wieder. Aber geſetzt, ſie wäre für den Augenblick eine vornehme Dame geworden, und es wäre ihr verbothen, Sie zu ſehen, zu ſprechen, zu kennen?

Jaquot.

Wenn das wahr wäre, und wenn es Georgette wirklich thäte, ach, da wäre ich ſehr unglücklich.

(Er weint.)

Georgette.

Ach, du lieber Himmel! jetzt weint er gar. — Wenn Jemand käme, da brächt' er mich in ſchöne Verlegenheit. Sey ruhig, Jaquot, ich will dich ja gerne ein bischen kennen, mit dem Beding, daß du mich ganz und gar nicht erkennſt.

Jaquot.

Und warum das?

Georgette.

Warum? — weil — weil — ich verſprochen habe, einige Tage mit dir nicht zu ſprechen. Ich muß nun einmal eine große Frau ſeyn, damit meine Schweſter eine werde. — Das iſt klar. —

Jaquot.

Das iſt gar nicht klar — aber, wenn es ſeyn muß, ſo laß mich wenigſtens bei dir bleiben. Ohne dich kann ich nicht ſeyn, ich will dich nur ſehen, und kein Wort mit dir reden. — Weißt du was, gib mich für deinen Bedienten aus. Die ganze Woche hindurch will ich dir dienen, aber — am Sonntage — nicht wahr, am Sonntage erlaubſt du mir dann wieder, dir zu ſagen, daß ich dich lieb habe.

Georgette.

Nun, wir wollen ſehen. Wenn er ſich brav aufführt, vielleicht bekommt er am Sonntage ſtatt des Lohnes —

Jaquot.

Was?

Georgette.

Einen recht freundlichen Blick.

Jaquot.

Ach! ſo befehlen Euer Gnaden nur.

Georgette.

So zieh' er ſich jetzt geſchwinde zurück. Es kommt Jemand.

Jaquot

(zieht ſich in den Hintergrund, und bleibt dort während der folgenden Scene).

Siebente Scene.

Georgette. Louiſe.

Louiſe.

Biſt du da, Georgette? Komm! komm! meine Schweſter! folge mir, wir müſſen fort.

Georgette.

Fort? warum? was iſt geſcheh'n?

Louiſe.

Laß uns den Ort verlaſſen, den ich nie hätte betreten ſollen.

Georgette.

Wie? wollt' er dich alſo nicht heirathen?

Louiſe.

Ich ſprach mit ihm von meiner Liebe, er redete von ſeinen Verhältniſſen, von ſeines Vaters Reichthum. — Iſt's meine Schuld, wenn ich kein Vermögen beſitze? O, Georgette, du wirſt mich nun auch nicht mehr lieben, Jaquot wird auch dich nicht heirathen.

Georgette.

Nun wohlan, ſo tröſten wir uns mit einander. Ich verlaſſe dich nicht mehr. Der böſe reiche Herr, ich könnt' ihm die Augen auskratzen. Komm, laß uns ſein Schloß verlaſſen.

Louiſe.

Ja, fort! fort! (Sie wollen ab.) Aber halt, ſeinen Schmuck, ſeine Diamanten will ich ihm zurücklaſſen. Ich will nichts — nichts von ihm. (Sie nimmt ihre Halskette, Armbänder und Ohrringe ab, und legt alles auf den Tiſch, dann ergreift ſie eine Feder, ſchreibt einige Worte auf ein Papier, welches auf dem Tiſche liegt.)

Georgette.

Recht haſt du, liebe Schweſter. — Wir wollen ihm zeigen, daß wir ſeine Geſchenke verachten, ſo wie ihn ſelbſt.

Louiſe.

Nicht einmal dieſe Kleider will ich behalten, ich eile, ſie von mir zu werfen. Liebe Georgette! ich bin gleich wieder hier. (Ab.)

Georgette.

Ich will dasſelbe thun. (Sie nimmt den Federhut ab, und wirft ihn von ſich.) Fort mit dir! (ſie ſucht die Schnüre ihres Kleides zu öffnen.) Alles fort; man kann ſich ohnedieß nicht rühren.

Jaquot

(bezeigt im Hintergrunde ſeine Freude darüber).

Achte Scene.

Georgette. Rothenſtein.

Rothenſtein.

Louiſe kommt nicht. — Aber ſieh' da! hier ſteht ja noch meine Kleine.

Georgette

(immer noch bemüht, ihr Kleid loß zu machen).

Ei, wie feſt das Ding hält! — Wenn man einmal drin iſt, ſo kann man ſich kaum mehr davon loß machen. (Sie bringt es endlich dahin, das Kleid abzuziehen, und wirft es auf einen Stuhl. Es kann dieſes Kleid füglich ein Ueberrock ſeyn, welchen ſie früher über ihr Bauerngewand angezogen hat. Sie ſteht nun wieder in dieſem da.) Komm hervor, meine Leier! — (Sie nimmt ihre Leier unter dem Tiſche hervor.)

Rothenſtein.

Welch ſeltſames Abentheuer! Ja ſie iſt's wirklich!

Georgette.

Ach Gott! zwei Saiten ſind abgeſprungen. (Sich umwendend, und Rothenſtein erblickend.) Ach, da iſt ja der alte Herr ſchon wieder.

Rothenſtein.

Liebe Kleine! kennſt du mich nicht mehr?

Georgette
(immer ihre Leier betrachtend).

Nein, gnädiger Herr!

Rothenſtein.

Erinnerſt du dich nicht mehr an jenen Reiſenden auf dem Bernhardsberge?

Georgette.

So? waren Sie der? Nun mich freut es, daß ich Sie wieder ſehe. (Auf ihre Leier ſchauend.) Ach, meine arme Leier, da iſt auch ein Sprung.

Rothenſtein.

Die Lärmglocke, die du gezogen —

Georgette.

Nun ja, was iſt denn ſo Großes daran? — Läuten iſt ja keine Kunſt, und keine Mühe. (Hält ihm die Leier hin.) Sehen Sie doch einmal, gnädiger Herr! Glauben Sie, daß ſich das wieder repariren läßt?

Rothenſtein.

Ei, laß doch jetzt deine Leier, und komm in meine Arme. — Kind! Schutzgeiſt! — Ich bin allein in der Welt, ich will dich zu mir nehmen — will mein Vermögen mit dir theilen.

Georgette.

Vermögen? was ſoll ich damit anfangen? (Sich die Augen trocknend.) Aber halt! — ja doch ich kann's brauchen, zwar nicht für mich, für meine Schweſter Louiſe, die deſſen bedarf, um glücklich zu werden.

Rothenſtein.

Was hör' ich? — Louiſe deine Schweſter?

Georgette.

Ja, gnädiger Herr! Wir wollen miteinander fortreiſen. Wär's nicht möglich, daß Sie das, was Sie für mich thun wollten, für ſie thäten, mir kann es zu nichts helfen, aber ihr wohl.

Rothenſtein

(nach einigem Nachdenken).

Ja, liebe, gute Kleine — du leiteſt mich auf den rechten Weg, was du begehreſt, ſoll geſchehen, ich will Louiſen das zuwenden, was du von mir begehrſt, ich will ſie ſogleich aufſuchen. Mein Projekt wird gelingen, ich hoff' es von Alberts Herzen; aber wenn nicht, ſo reiſet ihr nicht allein, ich ziehe mit euch.

Georgette.

Und Jaquot auch, das verſteht ſich.

Rothenſtein.

Wer iſt der Jaquot?

Georgette (leiſe zu ihm).

Ein hübſcher junger Burſche. (Ihm mit dem Ellbogen anſtoßend.) Dort hinten ſteht er.

Rothenſtein.

Ja ſo! — Ja, Jaquot geht auch mit uns.

Georgette.

Komm Jaquot, und weine nicht mehr, — du ſiehſt, ich bin keine große Dame mehr, und wir reiſen wieder fort.

Rothenſtein.

Albert kommt — lebt wohl! (Ab.)

Georgette.

Ach! das iſt der! Nun, es freut mich, daß ich ihm noch ſagen kann, was ich auf dem Herzen habe.

Jaquot.

Georgette! was willſt du thun?

Georgette.

Laß mich nur machen. — Sagen will ich ihm's recht in's Geſicht hinein, ich habe gar keine Furcht.

Neunte Scene.

Vorige. Lüden.

Lüden.

Gott! Gott! wie pocht mir mein Herz! Ich muß ſie noch einmal ſehen. — Ich ſuchte ſie auf ihrem Zimmer, ſie iſt nicht dort. — Ach Georgette! Haſt du deine Schweſter nicht geſehen?

Georgette

(trocken, wie durch die ganze Scene).

Ja!

Lüden.

Sage mir geſchwind, wo iſt ſie?

Georgette.

Sie hat Ihnen keine Rechenſchaft zu geben, und ich auch nicht.

Lüden.

O, ſo antworte du mir, Jaquot.

Jaquot.

Ich weiß nichts.

Lüden.

Sagt mir nur, was ſie vor hat?

Georgette.

Sie werden ſie nicht mehr ſehen, ſie iſt abgereiſ't.

Lüden.

Abgereiſ't? Zu dieſer Stunde — die Nacht bricht ein — allein? zu Fuße?

Georgette.

Nein, mit einem Herrn.

Lüden.

Was ſagſt du?

Jaquot
(zu Georgetten).

So ſchweige doch: — ſiehſt du nicht, daß ihn das kränkt?

Georgette.

Deſto beſſer. (Zu Lüden.) Ja, mit einem Herrn, mit einem ſehr ſchönen Herrn, der auch reich iſt, aber viel beſſer, und liebenswürdiger als Sie.

Lüden.

Sage mir die Wahrheit; du kannſt dir gar nicht denken, was ich in dieſem Augenblicke leide!

Jaquot (leiſe).

Hörſt du? er leidet.

Georgette.

Geſchieht ihm recht: Selbſt gethan, ſelbſt haben!

Lüden.

Nein! Louiſe konnte mich nicht verlaſſen.

Georgette.

Und warum denn nicht? was haben Sie denn für ſie gethan? Sie haben ihr verſprochen, ſie zu beſchützen, zu heirathen, und haben ſie doch verlaſſen, fortgejagt. Sie haben vielleicht geglaubt, mit den ſchönen Kleidern und funkelnden Steinen wär' alles ausgeglichen? Nein! — Sie hat alles abgelegt, dort liegt der Schmuck auf dem Tiſche. Wir wollen nichts von Ihnen.

Jaquot.

Nein, wir wollen nichts.

Georgette.

Machen Sie es mit meiner Schweſter, wie Sie es mit Ihrem Verſprechen gemacht haben, vergeſſen Sie ſie.

Lüden

(nähert ſich dem Tiſche, und blickt die Juwelen wehmüthig an).

Ha! was ſeh' ich? Ihre Schrift! (Lieſ't.) „Ich „werde Sie nie wieder ſehen — Seyn Sie glücklich,

„wenn Sie können, Louiſe verzeiht Ihnen.“ — (Zu Georgette und Jaquot, ganz niedergedonnert.) O, meine Lieben, nehmt dieſen Schmuck, nehmt Alles, was ich beſitze, nur ſagt mir, wo ich ſie finde.

Jaquot.

Georgette! So ſag's ihm doch!

Georgette.

Damit er ſie noch einmal hintergehen kann?

Lüden.

Nein, damit ich zu ihren Füßen mein Unrecht eingeſtehen, und ihr meine Hand reichen kann mit meinem Herzen, das ſie ſchon lange beſitzt. Nur einen Augenblick konnten mich die Drohungen meines Vaters zurückhalten, meine Pflicht zu erfüllen, mein Wort zu halten. Erſt wenn man ein Gut zu verlieren glaubt, erkennt man deſſen Werth ganz, und wie theuer es uns iſt. Ich fühl' es, ich kann ohne Louiſen nicht leben, mögen alle Glücksgüter, und jede Ausſicht in die Zukunft für mich verloren ſeyn, die Ruhe des Herzens, die Erfüllung meiner heißeſten Wünſche iſt nur dann gewonnen, wenn ich ſie wieder in meinen Armen halte. Georgette! Jaquot! habt Erbarmen mit mir, und ſagt mir, wo ich ſie finde.

Georgette.

Nicht doch! Sie haben ſchon einmal Ihr Wort gebrochen.

Lüden.

Wohlan, wenn du meinen Worten nicht vertrauen willſt, ſo gehe du ſelbſt. Sag' ihr, daß ich ſterbe, wenn ſie mir nicht verzeiht; daß ich dem Engel knieend Abbitte für meine Verirrung thun will, und bereit bin, ihr meine Hand zu reichen.

Jaquot.

Georgette! zauderſt du noch?

Georgette.

Nein, dießmal glaub' ich ihm.

Zehnte Scene.

Vorige. Rothenſtein. Louiſe.

Georgette
(Louiſen entgegen hüpfend).

Louiſe, meine Schweſter! — Er bereut! — Er willigt ein! Er biethet dir ſeine Hand!

Lüden.

Ja, Louiſe, ich bin entſchloſſen.

Rothenſtein.

Recht, mein Freund! Ich wollte dich durch meinen Rath zwar nicht dazu beſtimmen, aber ſo hätt' auch ich an deiner Stelle gehandelt. — Aber auch dem Willen deines Vaters ſoll Genüge geleiſtet werden. (Louiſen und Georgetten an der Hand faſſend.) Louiſe! Georgette! Ihr ſeyd von nun an meine Kinder. Ich theile mein Vermögen mit euch. Albert! du kannſt deinem Vater ſagen, daß deine Erwählte dir ein ſchönes Sümmchen zur Mitgift bringt. Bis zu ſeiner Einwilligung, Albert! bleibt Louiſe in meinem Schutz.

Jaquot (weinend).

Georgette ſein Kind! ach Himmel! — Jetzt wird ſie wieder eine Dame werden müſſen!

Georgette.

So ſey doch kein Kind, Jaquot, und weine nicht! — Ich thu's ja nicht. (Zu Rothenſtein.) Verzeihen Sie gnädiger Herr, aber ich tauge nicht zur Tochter eines ſo reichen Herrn. Wenden Sie meiner lieben Schweſter Louiſe all' Ihre Güte allein zu, und (mit Gemüth) mein wahrer Vater muß ja auch eine Tochter übrig behalten.

Louiſe.

Wir reiſen alle nach Cernai, ihn zu beſuchen.

Georgette.

Das iſt ſchön, das freut mich. Und nicht wahr, liebe Schweſter, wenn Jaquot mich heirathet, ſo gibſt du uns einen kleinen Mayerhof nahe bei deinem großen Schloſſe?

Lüden.

Ihr ſollt bei uns bleiben.

Georgette.

Nein, nein! da müßt ich vielleicht wieder ſolche Kleider anlegen, die nicht von den Menſchen weg wollen, und dürfte meinen Jaquot nicht kennen. — Wir bleiben, wie wir ſind, und werden uns in unſern ſchlichten Kleidern freuen, wenn's euch in euren prächtigen wohl geht. — Aber jedesmal, am Jahrestag eurer Hochzeit, müßt ihr euch unſere Zauberlaterne vorſpielen laſſen. Und der Maler muß uns ein neues

Glas dazu malen, wo zu ſehen iſt, wie Clary mit ihrem Geliebten glücklich wird.

Jaquot.

Aber im Ballete iſt's ja nicht ſo.

Georgette.

Bei uns! dem Himmel ſey Dank! iſt es ſo!

(Allgemeine Gruppe.)

(Der Vorhang fällt.)

Fünf ſind Zwei

oder

Domeſtikenſtreiche.

Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Frey nach dem Franzöſiſchen.

Dieſes Luſtſpiel wurde im Jahre 1805 auf dem k. k. Hoftheater zu Wien gegeben und dazumal auch gedruckt. Zwei Auflagen ſind ſeitdem bereits davon vergriffen, und doch iſt, da es auf Liebhabertheatern leicht aufzuführen iſt, noch oft Nachfrage darum. Dieß iſt die Urſache, warum ich es hier (doch ganz umgeändert und verbeſſert) neuerdings abdrucken laſſe.

Perſonen.

[illegible]

Johann, ein Bedienter

Liſette, ein Kammermädchen

Ein ſchönes Zimmer mit zwei Seiten- und einer Mittelthüre.)

Erſte Scene.

Liſette (allein).
(Sie kommt aus der Seitenthüre links, bindet ihre Schürze ab, und legt ſie auf einen Stuhl.)

Endlich kann ich frei athmen. Alles iſt fort auf das Land, meine Frau und die Dienerſchaft. Nun bin ich Frau im Hauſe, und da will ich mir einmal recht gütlich thun, denn gar keine Sorge ruht auf mir. Halt! doch eine: Die gnädige Frau befahl mir, ich ſoll einen Bedienten, Namens ~~Johann~~, welcher bei ihrem Oheim, dem Schiffskapitain, in Dienſten ſtand, und jetzt nach deſſen Abreiſe brotlos iſt, in ihre Dienſte aufnehmen. Was ſolls mit dieſem Schiffskapitain? mit dieſem Johann? Ich habe dieſe Figuren nie geſehen, will ſie auch nicht ſehen. Kommt der Menſch wirklich hier in den Dienst, so werde ich dann die Gunſtbezeugungen meiner Frau, welche ſich ſo oft in ſchöne blanke Silberſtücke auflöſen, mit ihm theilen müſſen. Nein das geht nun und nimmermehr. Alles was in dieſes Haus will, muß durch mich herein, damit Alles, was hinaus will (~~indem ſie den Daumen rührt~~) wieder durch mich hinaus geht. Auch habe ich dieſe Bedientenſtelle ſchon einem jungen Bauernburſchen verſprochen, deſſen Mutter ich kenne. Zeige dich nun in deiner ganzen Größe, du kleines verſchmitztes Köpfchen, und rette du die Ehre der Frauen überhaupt, und jene der Kammermädchen insbeſondere. Für's erſte, wie entferne ich den unwillkommenen Gaſt, wenn er de- und wehmüthigſt erſcheint? Ach! nichts leichter als das, ich ſchreibe ihm im Namen der gnädigen Frau einen Brief, und danke ihn ab. Hab ich ihr doch ſchon manchen Brief in die Feder diktirt, ſo kann ich ja auch einmal einen für ſie ſchreiben. (~~Sie ſetzt ſich~~ und ſchreibt.)

Zweite Scene.

Liſette. Johann (tritt ein, und bleibt unbemerkt an der Thüre ſtehen).

Johann (für ſich).

Holla! das iſt das Kammerkätzchen.

Liſette (ſchreibt).

„Ein Bedienter Namens [redacted] Jean.

Johann (für ſich).

Die Rede iſt von mir.

Liſette.

„Ehmals in Dienſten bei meinem Oheim“

Johann.

Ganz richtig.

Liſette.

„Wird ſich hier einfinden“

Johann.

Er iſt ſchon da.

Liſette.

„Ich habe zwar verſprochen, ihn in meine Dienſte „zu nehmen, da ich aber nun überzeugt bin, daß er „ein Taugenichts iſt“

Johann.

Nein, das geht mich nicht an.

Liſette.

„Und da er mir auch ganz entbehrlich iſt, weil mich „meine liebe Liſette aufs pünktlichſte bedient.“

Johann.

Will wohl glauben, daß du dich ſelbſt lieb haſt, Spitzbübinn.

Liſette.

„So bin ich entſchloſſen.“

Johann.

Wozu, ~~wenn ich~~ bitten darf?

Liſette.

„Mein Verſprechen zurückzunehmen, und den ~~Johann~~ weiter zu ſchicken.“

Johann.

Wenn er ſich weiter ſchicken läßt.

Liſette.

„Ich trage meiner guten Liſette auf“

Johann.

Eigenes Lob hat keinen Wohlgeruch.

Liſette.

„Dem Menſchen in meinem Namen anzudeuten, „daß er ſogleich wieder mein Haus verlaſſe, und ſich „nie mehr blicken laſſe.“

Johann.

Ein ſauberer Plan.

Liſette.

„Und nun die Unterſchrift“ (ſchreibt.) „Caroline Baroninn von Milten.“

Johann.

Da ſieh ein Menſch den Satan an, unterſchreibt einen fremden Namen, ohne einmal roth zu werden.

Liſette

(~~hat den Brief gefaltet und ſteht auf~~).

Nun kann der Herr kommen, wann er will, ſein Beſcheid iſt fertig, und er mag ruhig ſeine Straße ziehn.

Johann.

Wir wollen ſehen.

(~~Tritt vor die Thüre~~ und huſtet von außen, um ſich bemerkbar zu machen.)

Liſette.

Wer da?

Johann

(welcher ~~mit ehrfurchtsvollen Complimenten eintritt~~).

Mit Ehrfurcht nah' ich mich meiner künftigen Gebietherinn, und bitte, daß ſie mir ihre ſchöne Lilienhand zum Kuſſe darreiche.

Liſette

(reicht ~~ihm ihre Hand und für ſich~~).

Er hält mich für die Frau vom Hauſe.

Johann

(~~indem er ſie küßt~~).

Oh! — ach! — Ha! —

Liſette (muſtert ihn).

Der Menſch ſieht gar nicht übel aus.

Johann

~~(immer voll Complimenten)~~.

Sollt' es mir gelingen, durch meinen Eifer, durch meine raſtloſe Thätigkeit, Eurer Gnaden Beifall zu erringen, o wie überglücklich wär ich dann!

Liſette.

Lieber Freund! Er irrt ſich, ſeh' er mich nur recht an.

Johann.

O ich hab es ſchon zu viel geſehen dieſes himmliſche Antlitz, auf welchem die Grazien ihre Wohnſtätte aufgeſchlagen haben. [illegible]

Liſette.

Ich bin nicht die Frau vom Hauſe, ich bin nur ~~das Kammermädchen~~.

Johann

~~(ſich verwundert~~ ſtellend).

Wie? dieſe herrliche Figur —

Liſette (für ſich).

Er ſpricht ſehr artig.

Johann.

Dieſes noble Benehmen.

Liſette.

Nein, dieſen Menſchen kann ich nicht fortſchicken, mit **dem** werd' ich mich ſchon vertragen.

Johann

~~Recht ausgelaſſen, wirft Hut und Handſchuhe auf den nächſten Tiſch und ändert Stimme und Geberden.~~

Ah Sapperment! Nun glaub' ich, hab' ich mir Zwang genug angethan, ich habe Complimente ge~~macht~~ [illegible] und gelogen, ſo viel in meinen Kräften ſtand, nun laß uns aus einem andern Tone ~~ſprechen.~~ [illegible]

Liſette.

Wie? Er hat mich alſo zum beſten gehabt?

Johann.

Mit deiner gütigen ~~Erlaubniß~~, ja! Permission

Liſette.

Er ſah mich nicht für die Frau Baroninn an?

Johann.

Ich müßte ja ſtockdumm ~~ſeyn.~~ [illegible]

Liſette.

Und alle Complimente, die er mir da ſagte —

Johann.

Kam kein Wort davon aus meinem Herzen. Liſettchen, ich ſprach von deinem Anſtand, von deinem noblen Benehmen, — das war ja zum Lachen.

Liſette.

Impertinent.

Johann.

Ich wollte dir nur beweiſen, daß du es künftig valet de chambre

mit einem ~~Menſchen~~ zu thun bekommſt, der dich in Schmeicheley, Lügen und Gewandtheit noch übertrifft. ~~Nun Allianz~~, gib mir die Hand.

Liſette.

Nicht ſo ſchnell.

Johann.

Warum nicht? ich finde wahrhaftig, daß dir die Natur doch auch einiges zugeworfen hat, das dich eben nicht ſo gar übel ~~anſehen~~ macht; du haſt meinen hohen Beifall! und, meiner Seele, ich glaube, ich könnte in dich bis über beide Ohren verliebt werden.

Liſette. [illegible]

Bis über ſeine beiden Ohren? Nun das müßte eine ſchrecklich lange Liebe ſeyn.

Johann.

Nur bis zur Heirath mein ~~Kind~~. [illegible]

Liſette.

Daraus kann nichts werden.

Johann.

Wie ſo?

Liſette.

Ich bin ſchon verſprochen.

Johann.

An wen?

Liſette.

An einen Mann.

Johann.

Ei! Wie heißt er, wer iſt er, wo wohnt er? ich muß es wiſſen, daß ich dem verfluchten Kerl den Hals breche.

Liſette.

Sachte, ſachte, ich weiß nicht, was ihn zu dergleichen Aeußerungen berechtigt?

Johann.

Was mich berechtigt? — Doch ſtille, ich will mich faſſen, und der Gedanke ſoll mich erquicken, daß ich hernach, wenn du verheirathet biſt, alle deine kleinen Aemtchen und Einkünfte allein verwalten und genießen kann. Weißt du was, gleich jetzt kannſt du mir ein wenig Unterricht darin ertheilen.

Liſette.

Es würde mir leid thun, wenn er ſich die kleinſte Mühe umſonſt gäbe.

Johann.

Wie ſo?

Liſette.

Für ihn gibt es hier im Hauſe weder Einkünfte noch Dienſt.

Johann.

Wie ſoll ich das verſtehn?

Liſette.

~~Lies~~ er nur dieſen Brief der Frau Baroninn.

(Sie gibt ihm denſelben.)

Johann (für ſich).

Weiß ihn ſchon auswendig. ~~(Nachdem er geleſen, mit verſtelltem Schrecken.)~~ Mein Gott! was iſt das?

Liſette

~~(mit ſchadenfrohem Lächeln).~~

Nun? wie behagts?

Johann

~~(läßt die Arme ſinken).~~

Der Schlag trifft mich hart. Was ſoll ich armes Mutter~~kind~~ nun anfangen?

Schaf

Liſette.

Sich weiter um einen Dienſt umſehen.

Johann.

Aber warum will mich die Frau Baroninn denn nicht aufnehmen? Sie hat es ja meinem Herrn, ihrem Onkel, verſprochen.

Liſette.

Weil ſie ihr erſtes Verſprechen halten will. Sie hat früher ſchon einem geſunden ſtarken Bauernburſchen ihr Wort gegeben.

Johann.

So, nun da muß ich mich wohl tröſten; zum Glück iſt mein Herr noch nicht abgereiſ't, der wird auch weiter für mich ſorgen.

Liſette (erſchrocken).

Wie? Sein Herr iſt noch hier?

Johann.

Ich will nun gleich gehen und ihm den Brief zeigen.

Liſette (bei Seite).

Das iſt ein verdammter Streich, dann ſieht er, daß dieß nicht die Hand ſeiner Nichte iſt. —

Johann.

Der wird ein Donnerwetter loslaſſen.

Liſette.

Iſt er denn ſo aufbrauſend?

Johann.

Ganz entſetzlich, wenn nicht Alles nach ſeinem Kopfe geht, ſo haut er mit ſeinem Säbel Alles zu Kraut und Rüben.

Liſette (ängſtlich).

Aber da dieſer Brief an mich gerichtet iſt, ſo iſt es ja gar nicht nöthig, daß er ihn dem Kapitain zeigt.

Johann.

Ohne dieſen Brief glaubt er mir ja nicht. Gott

Da

wäre mir gnädig, da würde es heißen, du biſt ein Betrüger, eine lügneriſche Hundeſeele, meine Nichte iſt nicht fähig, ihr gegebenes Wort zu brechen. — Nein, nein! tröſte dich mein Engel, noch iſt nicht Alles verloren; ich glaube, der Kapitain wirds ſchon einrichten, daß mich deine Frau wider ihren Willen in Dienſt nehmen muß, und dann kommen wir ja doch zuſammen, und was ſeyn ſoll, ſchickt ſich wohl. (~~Kneipt ſie in die Wangen.~~) Du verſtehſt mich ſchon. Es wäre ja Jammerſchade, wenn ein ſo pfiffiges Pärchen getrennt würde. Sey ohne Sorgen, mein Mäuschen, leb wohl, leb wohl. (Lachend ab.)

Dritte Scene.

Liſette

(allein, ganz niedergeſchlagen).

Das muß wahr ſeyn, das hab' ich hübſch eingefädelt. Aber wer ſollte denn auch vermuthen, daß der verdammte Schiffskapitain noch nicht abgereiſ't ſey. Nun geht Johann hin, zeigt ihm den Brief, er erkennt, daß dieß nicht die Schrift ſeiner Nichte ſey, und um mich iſt's geſchehen. Alles iſt verloren, wenn meine Frau dieſen Streich erfährt. Ehre, Zutrauen, Dienſt, Alles, Alles. Noch dazu iſt der Herr Seefahrer ein aufbrauſender Mann, Gott ſtehe mir bei, wenn er ſich etwa beigehen ließe, hieher zu kommen, und das könnte wohl geſchehen. (Sie lauft in der größten Angſt hin und her, bindet ihr Vortuch um und wieder ab, ſtellt einen Stuhl und trägt ihn wieder weg, ~~u. ſ. w.~~) Umſonſt! ich bin nicht mehr zu retten; meine Unverſchämtheit ging wirklich zu weit. Aber es iſt nun einmal geſchehen, und das Beſte wird doch ſeyn, wenn ich den erſten Aufwallungen des Zornes aus dem Wege gehe, und das Haus ſo lange verſchließe, bis —

Johann

(man ~~hört die Stimme des Schiffskapitains von~~ außen).

Hagel! Kreuz! — Mord! — Brand! — Wo iſt die verdammte Kammerkatze?

Liſette.

Ach du mein Gott! da iſt er ſchon. (~~Sie zieht ſich zurück.~~)

Vierte Scene.

Liſette, und Johann, als Schiffskapitain gekleidet.

Johann

(ſtürmt herein).

Alle neun und neunzig Donnerwetter ſollen der

Hexe auf den Kopf fahren, die ſich unterfangen hat, die Handſchrift meiner Nichte nachzuſchmieren (Ruft.) He! Liſette! Teufelsbraten! wo biſt du?

Liſette

(mit zitternder Stimme).

Suchen Sie mich, Herr Kapitain?

Johann.

Dich, du verdammte Meerkatze. Tritt näher, man wird über dich Gericht halten, du — du ſchlechte Perſonnage! du glaubteſt mich ſchon ~~verreiſ~~'t, und hatteſt alſo die Kühnheit — über alle Berge

Liſette.

Gnädiger Herr —

Johann.

Nichts gnädig, ungnädig will ich ſeyn — dich ſoll das Hagelwetter kuranzen.

Liſette (bittend).

Ich ſehe es ein, ich habe gefehlt, aber es iſt das erſtemal in meinem Leben und ſoll gewiß nie wieder geſchehen. (Pauſe.)

Johann.

Wie ſie da ſteht. Sollte man nicht meinen, die Tugend ſey ihr in alle Schweißlöcher ~~gefahren~~, wie ſie die Augen zur Erde ſchlägt ~~als~~ könne ſie nicht fünf zählen, und doch unterſteht ſich der ~~verfluch~~te Bombenkeſſel fremde Schriften nachzuahmen und die Unterſchrift meiner Nichte zu mißbrauchen.

Liſette.

Lieber Herr Kapitain noch einmal bitte ich —

Johann.

Niederknien muß man, wenn man um Pardon bittet.

Liſette (kniet).

Ach mit tauſend Freuden, wenn Sie mich nur nicht unglücklich machen.

Johann.

Nichts kapitulirt, nur Aufrichtigkeit kann dich retten.

Liſette.

Ach ja, ich will zum Erbarmen aufrichtig ſeyn.

Johann.

Was konnte dich dazu verleiten, einem ſo braven, guten, ehrlichen, hübſchen ~~Menſchen~~, wie mein Jo~~hann~~ iſt, den Dienſt zu verweigern, einem Menſchen, den ich liebe wie mich ſelbſt, einem Menſchen aus der erſten ~~Bedienten~~-Familie, einem Menſchen, deſſen Redlichkeit ~~ſo viel~~ iſt; kurz einem Menſchen, der eigentlich kein Menſch iſt, ſondern ein kleiner Gott. Sprich Creatura, oder — (er zieht den Säbel.)

Liſette.

Um Gotteswillen! Ich wußte das nicht —

Johann.

[illegible]

Wie? Haſt du ihm das nicht an ſeiner freien Stirne, an ſeinen ſtrahlenſprühenden Augen, und ſeinem genialiſchen Haar~~wurf~~ anſehen können?

[illegible]

Liſette.

Ach nein, ich habe ihm gar nichts angeſehen, als —

Johann.

Was als? Heraus damit.

Liſette.

Daß er eine recht impertinente Schelmenphiſiognomie — (~~Johann hohlt mit dem Säbel aus~~.) Verzeihen Sie, Sie haben ja ſelbſt befohlen, daß ich offenherzig ſeyn ſoll —

Johann.

Für dieſe Offenherzigkeit ſoll dir der Himmel deine ganze Garderobe offenherzig machen, das iſt ein neues Kriminalverbrechen gegen des guten Johanns Rechtſchaffenheit.

[illegible]

Liſette.

Die nicht weit her ſeyn ſoll.

Johann.

Zum Zuchthaus wirſt du bald nicht mehr weit hin

[illegible]

~~haben.~~ Du biſt eine ~~niedrige Seele,~~ und verdienſt gar nicht, daß ein Mann, wie ich, ſich länger über die Verdienſte eines solchen rechtſchaffenen Bedienten ſtreitet. Alſo Punctum, nichts weiter. Ich als Oheim deiner Frau, habe während ihrer Abweſenheit die höchſte Gewalt in Händen, und darum will ich dich ~~freche unverſchämte~~ [illegible] Dirne nun beſtrafen.

Liſette.

Werther Herr Kapitain!

Johann.

[illegible] ~~Halt's Maul.~~ Erſtens haſt du mich inſultirt, da du einen Menſchen, der von mir empfohlen war, abwieſeſt; zweitens haſt du ein Verbrechen begangen, da du einen fremden Namen mißbrauchteſt, und fremde Schrift nachahmteſt (ſehr zornig) und drittens, — drittens — ~~(gelaſſen.)~~ drittens iſt nichts mehr.

Liſette.

Seyn Sie doch barmherzig.

Johann.

Ei was barmherzig, du wirſt augenblicklich dieſes Haus verlaſſen.

Liſette.

Ich bitte tauſendmal —

Johann.

Ich befehle tauſendmal marſch.

Liſette.

Nur noch ein einziges Wort.

Johann.

Mein letztes Wort iſt, marſch.

Liſette.

Hören Sie mich.

Johann.

Marſch!

Liſette.

Ich beſchwöre Sie.

Johann.

Marſch, marſch!

Liſette (boshaft).

Gut, ich gehe, aber Ihrem ~~Johann~~ kratze ich die Augen aus.

Venst

Johann.

Was? du Teufelsbraten willſt noch raiſonniren, und gegen einen Kapitain?

Liſette.

Gegen den Teufel ſelbſt, wenn er mich beleidigt. ~~(Will in das Kabinet.)~~

Johann.

Halt! wohin willſt du da?

Liſette.

Ich packe meine Habſeligkeiten zuſammen.

Johann.

Jetzt reiß aus, oder ich kuranze dich, wie eine Waſſerhoſe.

Liſette.

Nun ich gehe ja ſchon.

(Schnell ins Kabinet ab.)

Fünfte Scene.

Johann

(allein, er lacht aus vollem Halſe).

F ~~Nun, die hat wahrlich Todesangſt ausgeſtanden.~~ — Sie wollte mich verjagen, und nun hab' ich ſie verjagt, das nenn' ich Genieſtreich für Genieſtreich. Ich muß doch ~~recht~~ grimmig ausſehen, weil ſie bei jedem Worte zitterte wie ein Eſpenlaub. Man ſoll nicht glauben, was ſo ein Fleck Tuch alles aus einem Menſchen machen kann. Nun will ich geſchwinde den Schiffskapitain wegſchicken, damit ſie der Bediente noch ein wenig foppen kann, wenn ſie hier durchs Zimmer geht. (Er zieht die Kapitainskleider aus, wirft ſie in das Kabinet ~~zur Linken, und ſteht dann wieder in der Livree da.)~~ Ach, ich höre ſie ſchon kommen.

F Nun die [illegible]

Sechste Scene.

Johann. Liſette (mit einem Bündel).

Johann

(~~öffnet die Mittelthüre~~, und ſpricht zu ſelber hinaus, indem er viele Kratzfüße macht).

Ich danke ihnen nochmals Herr Kapitain, daß Sie ſich meiner angenommen haben, ich werde gewiß meinen ganzen Eifer aufbiethen, Ihre Gnade zu verdienen. (Er horcht, als ob der Kapitain ihm antwortete.) Liſetten ſoll ich zum Hauſe hinausjagen? Soll geſchehen, Ihre Befehle ſind mir heilig. Empfehle mich nochmals zu Gnaden.

Liſette.

Ha, Nichtswürdiger!

Johann

(als ob er ſie jetzt erſt erblickte.)

Ach biſt du ſchon zur Abreiſe bereit, liebes Kind! Es geht mir wirklich ſehr nahe, daß ich die unſchuldige Urſache deines Unglückes ſeyn muß. Aber ſieh, warum warſt du nicht aufrichtig gegen mich? Hätteſt du mir's gleich geſagt, daß der Brief von dir geſchrieben ſey, ſo hätte ich dir großmüthig verziehen und die Sache hätte keine weitern ſchlimmen Folgen gehabt.

Liſette.

Wart' er nur, ich will's ihm ſchon vergelten.

Johann.

Eine Perſon deinesgleichen, kann einem Manne meinesgleichen gar nichts anhaben.

Liſette (für ſich).

Wollen's ſchon ſehen. (Laut.) Sein Herr wird vermuthlich nun abreiſen?

Johann.

Vielleicht dieſen Augenblick ſchon.

Liſette.

Und er bleibt bei uns?

Johann.

Bei Euch? Nein liebes Engelchen, bei der Frau Baroninn bleib ich, nicht bei dir, denn ich habe die ſtrengſte Ordre, dich ſogleich aus dem Hauſe zu transportiren.

Liſette.

Nun wünſch ich ihm viel Glück.

Johann.

Danke, gleichfalls.

Liſette.

Kennt er die Baroninn perſönlich?

Johann.

Nein, ich habe ſie nie geſehen.

Liſette.

Eine unausſtehliche Figur, eine Närrinn, die ihre

Launen des Tages zehnmal ändert, immer ſchmält, und nie belohnt. Er wird's nicht lange aushalten.

Johann.

Ich will's verſuchen, habe ſchon gelernt, mit eigenſinnigen und pfiffigen Frauenzimmern umzugehen.

Liſette.

Nun wohl. So geh ich denn in Gottesnamen; leb er wohl, Johann!

Johann.

Ach! Scheiden thut weh.

Liſette.

Auf dieſer Welt ſehen wir uns nimmer wieder. (Für ſich.) Warte Spitzbube, ich komm' bald wieder.

Johann.

O! wie iſt mein Herz ſo beklommen. Thränen füllen meine Augen. (Bei Seite.) Ich kann das Lachen kaum zurückhalten.— (Laut.) Dort ſehen wir uns wieder.

Liſette.

Kein Kapitain trennt dort uns mehr:

Johann.

Der Schleyer fällt.

Liſette.

Und wir ſehen uns im wahren Licht.

Johann.

Lebe wohl.

Liſette.

Adieu!

Johann.

Oh!

Liſette.

Ach!

Johann.

Lebe wohl.

Liſette.

Auf ewig!

(Sie geht ab.)

Siebente Scene.

Johann (allein).

Das arme Ding dauert mich doch, allein ihr Schmerz ſoll nicht lange währen. Die Lection war ihr nöthig, ſie lernt einſehen, daß ſie es mit keinem Dummkopf zu thun hat. Da glaubt ſo eine Kammermamſelle, ſie wolle einem Bedienten, der doch ihr Herr iſt, befehlen. Freilich ſind die Bedienten, wie die Ehmänner ſelber Schuld, wenn ſie unter dem Pantoffel ſtehen, ſie ſind freilich nach dem alten Sprichwort, das Haupt, da wird aber ſo ein Mädchen der Hals, und drehet das Haupt, wohin es will. Nun will ich aber ein wenig im Hauſe herumgehen und ſehen, wie es beſchaffen iſt. Ich bin ja allein, werde nicht geſtört, und kann wohl auch ohne Liſettens Beihülfe den Keller finden, um den mir's jetzt eigentlich am meiſten zu thun iſt, denn ich habe mich ganz durſtig ge~~ſchrien.~~ (~~Beſieht das Zimmer.~~) Nun, dieß Zimmer iſt nicht übel, — das wird wohl künftig mein Bureau werden. (Er öffnet das Kabinet zur Rechten, ſieht hinein, indem er an der Thüre ſtehen bleibt.) Hu! da kommt mir ein Geruch von allen Pariſerodeurs entgegen. (~~Sieht hinein.~~) Eine Toilette, vier Spiegel, Schminkdöschen, ein Rehfüßchen, das Leipziger Modejournal, Ja, ja, das iſt das Ankleidzimmer der gnädigen Frau. Doch jetzt fort in den Keller. — Horch! ich höre Tritte! Iſt's vielleicht Liſette? Der Kapitain ſoll ſie abfertigen.

(~~Er geht ſchnell~~ in das Kabinet zur Linken.)

Achte Scene.

Liſette als Frau, verſchleiert, tritt zur Mittelthüre herein, dann **Johann**, als Schiffskapitain.

Liſette

(~~ſieht ſich um,~~ und ſpricht mit ihrer natürlichen Stimme).

Was? Iſt der Schlingel nicht hier? Gewiß ſchleicht er im Hauſe herum. (~~Mit veränderter affektirter Stimme.~~) Liſette! Liſette! Liſette! Wo iſt denn das Mädchen hin? Das Landleben gefällt mir nun einmal gar nicht. Mögen auch unſere Dichter die Freuden desſelben ſo ſchön beſchreiben, als ſie immer wollen, es bleibt doch ennuyant. Ein murmelnder Bach wäre allerdings recht ſchön, wenn nur nicht die fatalen Schnaken hundertweis herumflögen, und einem Geſicht und Hände zerſtächen. In einer grünen Laube eſſen, iſt angenehm, aber da fällt auf einmal eine häßliche Raupe in das köſtliche Gericht. — Auf einem Hügel ſitzen und zur Guitarre ſingen iſt hübſch, aber Niemand höret und bewundert; die Vögel ſingen artig, aber keine Philomele flötet den Troubadour aus Johann von Paris. Ne, da lob ich mir die Stadt. Liſette! Liſette! (Für ſich mit natürlicher Stimme.) Es kommt noch Niemand, ſollte der Spitzbube weggegangen ſeyn? Laß doch einmahl ſehen.

(Sie geht an die übrigen Thüren, und endlich auch an das Kabinet, wo Johann hineingegangen iſt, dieſer tritt ihr als Schiffskapitain entgegen, ſie fährt mit einem Schrey zurück bis an die andere Seite des Theaters. Johann fährt ebenfalls bei Liſettens Anblick voll Schrecken zurück. Beide ſtehen zitternd mit zugewandtem Rücken.

unerwartet

Johann (für ſich).

[illegible] die gnädige Frau.

Liſette (für ſich).

O Gott! der Herr Kapitain.

Johann.

Ich zitt're.

Liſette.

Jetzt bricht das Donnerwetter noch einmal los.

Johann.

Sie ſieht mich verwundert an.

Liſette.

Er betrachtet mich unverwandt.

Johann.

Wenn ich nur entwiſchen könnte.

Liſette.

Wär' ich nur nicht ſo ſchnell zurückgekehrt.

Johann.

Sie redet nicht.

Liſette.

Er ſpricht kein Wort.

Johann.

Sie wartet, bis ich ihr Alles entdecke.

Liſette.

Er will, daß ich mich ſelbſt anklage.

Johann.

Ich muß ſchon in den ſauern Apfel beißen.

Liſette.

Ich will in's Himmelsnamen — (Beide machen die Bewegung, vor einander nieder zu knien, doch da Johann ſchneller iſt, ſtutzt Liſette, und nimmt ſchnell wieder ihre vorige Stellung an.)

Johann.

Euer Gnaden!

Liſette.

Wen ſeh ich?

Johann

(nimmt den falſchen Schnauzbart, die Perücke, und das Pflaſter ab).

Dero unterthänigſten Diener ~~Johann.~~ Herr

Liſette.

Wie? er iſt's?

Johann.

Ach Gott! Ja — Verzeihung! Liſette die Kammerkatze iſt an Allem Schuld.

Liſette.

Unverſchämter! Wie kann er mein Mädchen eine Kammerkatze nennen?

Johann.

Ach Gott! in der Angſt ſprech' ich immer die lautere Wahrheit. Das Teufelskind hat in Dero Namen einen Brief fabrizirt, um mich um den ſchönen Dienſt zu prellen; um aber doch das Glück zu haben, in Hochdero Nähe zu bleiben, nahm ich meine Zuflucht zu dieſer Maskarade.

Liſette.

Steh er auf.

Johann (ſteht auf).

Euer Gnaden verzeihen mir alſo?

Liſette.

Steh er auf, ſag ich, und ruf er mir Liſetten.

Johann (verlegen).

Ach, Euer Gnaden.

Liſette.

Den Augenblick ruf er ſie, damit ich hinter die Wahrheit komme.

Johann.

Gnädige Frau, ich muß Ihnen entdecken —

Liſette.

Wie? hat er noch mehr Schelmereien zu geſtehen?

Johann.

Ich habe Liſetten vorhin als Schiffskapitain aus dem Hauſe gejagt.

Liſette.

Wie, meine liebe Liſette? das beſte, bravſte Mädchen von der ganzen Welt, die ich liebte, wie mich ſelbſt, die iſt fort?

Johann.

Es ſcheint, Euer Gnaden kennen ſie nicht genau.

Liſette.

Wie? ich kenne ſie nicht, wie meint er das?

Johann.

Ich meine, daß ſie die guten Eigenſchaften alle nicht beſitze, welche Euer Gnaden da nannten.

Liſette.

Glaubt er, ich könne meine Leute nicht beurtheilen?

Johann.

Die Schlange iſt voll Verſtellung, man ſieht ſie nie, wie ſie iſt.

Liſette (betroffen).

Was ſagt er da?

Johann.

Wenn ſie will, ſo iſt ſie kaum dieſelbe Perſon.

Liſette (bei Seite).

Sollte er den Betrug merken? (Laut.) Genug, ich will nichts mehr wiſſen, er iſt ein Verläumder und nun gehe er, und zieh er ſogleich dieſe Kleidung aus.

Johann

(indem er ins Kabinet zur Linken geht).

Der Kapitain wird infäm kaſſirt.

Liſette (allein).

Beinahe hätte mich der Schelm überliſtet, hätte ich nicht in der Geſchwindigkeit dieſelben Waffen gegen ihn ergriffen. Fortſchicken will ich ihn nicht, aber den Dienſt will ich ihm ſo ſauer machen, daß er ſelbſt geht.

Johann

(tritt im Bedientenrocke aus dem Kabinet).

Da kann man ſehen, wie ſchnell der Menſch in ſein Nichts zurückſinken kann.

Liſette.

Er iſt alſo der Menſch, den mir mein Onkel empfohlen hat?

Johann.

Zu dienen, Euer Gnaden.

Liſette.

Weiß er ſchon, was hier zu thun iſt?

Johann.

Noch nicht.

Liſette.

Mein Dienſt iſt ſehr leicht, ich werd' ihm gleich ſagen, was er zu thun hat. Vom Morgen bis zur Nacht muß er auf den Beinen ſeyn. Zuerſt muß er den Herrn ankleiden, dann mich friſiren, dann die Hunde ſpazieren führen, zu den Pferden ſehen, in der

Küche mithelfen, zwanzig Briefe in einer Stunde beſtellen; reiten, laufen, Spaß machen, täglich zehn Bogen abſchreiben, den Garten beſorgen, Schuh und Kleider putzen. Mit einem Worte, ich will daß meine Leute viel arbeiten, wenig eſſen, ſelten ſchlafen und niemals trinken — kann er ſich wohl einen beſſern, bequemern Dienſt wünſchen?

Johann (für ſich).

O ich unglückſeliger Menſch.

Liſette.

Noch einige Verhaltungsregeln muß ich ihm geben. Mein Gemahl iſt ein wenig lebhaft, bei der geringſten Widerrede eines Dienſtbothen ſetzt es gleich eine Ohrfeige; da bin ich viel ſanfter, wer mich eine Sekunde warten läßt, den werf ich zur Thüre hinaus.

Johann.

Ich werde dem gnädigen Herrn niemals widerſprechen, und die gnädige Frau nie warten laſſen.

Liſette.

Der Menſch hat viel kaltes Blut. Alles dieſes verſpricht er alſo zu erfüllen?

Johann
(ſehr gezogen).

Ja Ihro Gnaden.

Liſette.

Gut, ſo iſt er angenommen, und kann gleich anfangen mir aufzuwarten. (Setzt ſich in einen Stuhl.) Johann, mein Frühſtück! Räum er die Zimmer auf, lauf er in den Garten und jäte er das Unkraut aus. — Geh er in den Stall, und füttere er die Pferde. In zehn Minuten muß das Alles geſchehen ſeyn.

Johann

(weiß vor Angſt nicht, ob er gehen oder bleiben ſoll).

Aufzuwarten Ihro Gnaden.

Liſette.

Noch eins; ich habe jetzt keinen Koch, er wird alſo heute die Tafel beſorgen, und mich dabey bedienen. Heute Abends reiſen wir, ich will auf meinem Gute nachſehen, er wird mich dahin fahren. Jetzt fällt mir ein, daß ich noch einen Brief vier Stunden von hier zu ſchicken habe, er kann Kurier reiten, in einer halben Stunde muß ich Antwort haben.

Johann (bei Seite).

Sie iſt verrückt.

Liſette.

Vor allem geh er zur Frau von Morlitz auf den Kohlmarkt, und frage er um ihr Befinden, dann zur Frau von Schnips zum rothen Thurme, und erkundige er ſich, ob Morgen das Piquenique gegeben wird, dann ſpringe er zu meiner Marchande des Modes auf die Landſtraße, ich will ſie ſprechen. Nehm er mir zugleich bey Hamberger in der Joſephſtadt ein paar Brillen von Nr. 8. mit. Dann geht er in's Bürgerſpital um Schminke, er nimmt auch im Zurückgehen in der Leopoldſtadt Odeurs, Pomade, engliſch Waſſer und weiße Handſchuhe mit, nun lauf er geſchwinde, in einer halben Stunde muß er wieder hier ſeyn.

Johann.

Aber Euer Gnaden, in einer halben Stunde —

Liſette.

Ohne Widerrede! marſch.

Johann.

Aufzuwarten. (Will ab.)

Liſette.

Jean

Johann rücke er mir den Tiſch hierher.

Johann.

Aufzuwarten. (~~Thut es und will ab.~~)

Liſette.

Jean ~~Johann~~ bringe er mir das Buch, welches da im Kabinete auf der Toilette liegt.

Johann.

Aufzuwarten. (Geht ~~in's Kabinet.~~)

Liſette.

Nun, muß ich lange warten?

Johann.

Aufzuwarten.

(Bringt das Buch und will ab.)

Liſette.

Jean ~~Johann~~! er muß meinen Leibarzt ſogleich bitten, zu mir zu kommen, ich fühle ſolche Beklemmungen, daß ich kaum mehr ſprechen kann.

Johann (bei Seite).

Gott ſey Dank, dann kann ſie mich nicht mehr zurückrufen. (Will ab.)

Liſette

Jean (ſchreit aus vollem Halſe).

~~Johann! Johann!~~

Johann

(außer Athem).

Das iſt eine Stimme!

Liſette.

Hat ihm mein Onkel keinen Auftrag an mich gegeben?

Johann.

Er — hat mir — Um Vergebung — ich habe keinen Athem mehr.

Liſette.

Auf der Stelle komm er zu Athem — red' er geſchwind.

Johann (ſchnaubend).

Der Herr Kapitain —

Liſette.

Wird's?

Johann (für ſich).

Das iſt ein Satan.

Liſette (für ſich).

Bald wird er meiner Dienſte müde ſeyn. (Laut.) Heraus damit, oder —

Johann.

Er läßt Ihro Gnaden noch einen Gruß vermelden —

Liſette.

Wie? er will mit mir ſcherzen? Auf der Stelle aus meinen Augen.

Johann.

Mit tauſend Freuden.

Liſette.

Wie? er geht gerne? Kann er ſich über meinen Dienſt beklagen, hat er nicht die ſchönſten Tage?

Johann (ſeufzend).

Ach Gott, ja!

Liſette.

Behandle ich ihn nicht mit der größten Sanftmuth? Warum alſo will er mit Freuden weg?

Johann.

Erlauben Ihro Gnaden eine kleine Bemerkung: Ich bin von Natur phlegmatiſch und langſam, Ihro Gnaden aber lebhaft und ungeduldig. —

Liſette.

Wie? ich wäre ungeduldig? Bin ich nicht die Gelaſſenheit ſelbſt? (~~Gibt ihm eine Ohrfeige.~~) Hier, Nichtswürdiger, haſt du deinen Lohn.

Johann.

Nein, das iſt zu viel, ich empfehle mich. (~~Will fort.~~)

Liſette.

Er wird nicht gehen, ich befehle ihm, daß er hier bleiben ſoll.

Johann (für ſich).

Das macht ſie gut, ſie will mich wider meinen Willen hier behalten. (Bittend.) Sehen Ihro Gnaden, Sie werden niemals mit mir zufrieden ſeyn, ich bin gar entſetzlich dumm, ich eſſe mehr als ein Dichter, ich trinke mehr als ein Muſikus und ſchlafe mehr als ein Müllermeiſter, ich bin gar nicht werth, Ihre Huld zu genießen, und in Ihren Dienſten zu ſtehen. (Fühlt ~~ſich den Backen.~~) Donnerwetter! die hat ein gelenkes Händchen.

Liſette.

Nun, weil er ſelbſt einſieht, daß er faul und dumm iſt, ſo gehe er mit Gott. Mach' er aber, daß er bald wegkommt, ſonſt geb ich ihm noch ein Andenken mit auf die Reiſe. (~~Macht die Pantomime einer Ohrfeige.~~)

[illegible] **Johann.**

~~Ich~~ danke, werde Euer Gnaden ohnedem nicht vergeſſen.

(~~Er tritt in das Kabinet zur Linken.~~)

Liſette.

Wo will er da hin?

Johann.

Den Herrn Schiffskapitain mitnehmen, damit ich Jhro Gnaden keine Ungelegenheit mehr machen darf.

Liſette.

Nur geſchwinde.

Johann.

Sorgen ſich Euer Gnaden nicht (für ſich) bin ſelbſt froh, wenn ich bald draußen bin. (Geht ins Kabinet.)

Neunte Scene.

Liſette

(~~allein,~~ ſie lacht aus vollem Halſe, nimmt den Hut ab, zieht ~~den Ueberrock~~ aus, und verſteckt alles unter den Tiſch).

Ich erſticke vor Lachen. Da iſt's ja klar, daß ich eher zum Befehlen als zum Gehorchen gelangt hätte. Jetzt will ich ihn noch recht ärgern. Zuvor als er mich verjagte, wünſchte er mir im Bedientenrocke noch eine glückliche Reiſe, ich will's ihm nun eben ſo machen, um ihn recht zu demüthigen. Da kommt er ſchon. (~~Sie ſtellt ſich auf die rechte Seite und ordnet die Schürze)~~

Zehnte Scene.

Johann, als Bedienter. Liſette.

Johann.

Euer Gnaden! (ſtutzt.) Was Teufel, Liſette, biſt du ſchon wieder hier?

Liſette.

Ich erfuhr deine Schelmerei, hörte, daß der Kapitain ſchon vor zwei Tagen abgereiſ't ſey, und kam alſo gleich wieder zurück.

Johann.

Um den Dienſt beneid' ich dich nicht mehr, deine Frau iſt eine wahre Furie.

Liſette.

Sie iſt fürchterlich aufgebracht, ich komme ſo eben von ihr.

Johann (ſtutzend).

Du kommſt von ihr?

Liſette.

Die iſt ganz wüthend.

Johann.

Glaubs nicht, ſie verſtellt ſich nur; und wenn auch, ſie wird jetzt ſchon wieder gut ſeyn, da ſie ihr Herzensliſettchen wieder hat.

Liſette.

Du guter Junge mußt viel gelitten haben.

Johann.

Ich bin froh, daß ich Zähne und Ohren gerettet habe.

Liſette (lacht).

Johann (für ſich).

Halt! ich wittre Unrath!

Liſette.

Ich beneide dich, daß du von dem Jammer erlöſ't biſt. — Denke nur ſelbſt, hundert Befehle in einem Augenblick —

Johann (bei Seite).

Es bleibt kein Zweifel, ich bin wieder geprellt.

Liſette.

Und gleich mit Ohrfeigen bei der Hand?

Johann.

Sage mir nur, wie biſt du denn ſo geſchwind von Allem, was vorgegangen, unterrichtet worden?

Liſette.

Sie hat es mir ſelbſt geſagt. Nun, lieber Junge, geh in Gottes Namen, und denke manchmal an das arme Mädchen, das hier in einem Drachenneſt wohnen muß.

Johann.

Mein Mitleiden bleibt dir zurück. (Für ſich.) Richtig, Sie hat mich betrogen, gleich will ich ſie prüfen.

Liſette.

Nun worauf warteſt du denn noch?

Johann.

Ich muß mich noch bei der Frau Baroninn beurlauben.

Liſette.

Ach die Mühe ſchenkt ſie dir gerne.

Johann.

Nein, nein, das wäre grob von mir, beſonders, wenn ich bedenke, daß ich ein paar Minuten das Glück hatte, ihr Oheim zu ſeyn.

Liſette.

Ich wills ihr ſchon melden.

Johann.

Sie iſt doch in dieſem Kabinete?

Liſette.

Wo ſollte ſie denn ſonſt ſeyn?

Johann.

So muß ich hinein.

Liſette

(ſtellt ſich vor die Thüre).

Nein, ich laſſe dich nicht — Unglück muß man verhüten, wo man kann, es wäre ewig ſchade, wenn ein ſo hübſcher Burſche vorne einen Zahn verlöre.

Johann.

Ich ſehe, du meinſt es gar zu gut mit mir. Ja Liſette, wenn du die Frau geweſen wäreſt, da wärs mir freilich beſſer gegangen. Nu in Gottesnamen, mir will kein Glück, ich muß dich nun verlaſſen, dich, deren Bild ich ewig im Herzen trage. (~~Mit einem halbkomiſchen Seufzer~~.) Ach Liſette! (Ab.)

Eilfte Scene.

Liſette (allein).

Wer Andern eine Grube gräbt, fällt ſelbſt hinein, ein Sprichwort ein Wahrwort. Der arme Teufel hat alles angewendet, mich aus dem Hauſe zu bringen, und nun muß er ſelbſt hinaus. Beinahe hätte er mich gedauert, wie er ſo ohne Athem herumſprang. Die Ohrfeige aber machte ihn kirre. Es iſt aber auch ein wahres Specificum ſo eine Ohrfeige. Ich glaube, überall wo uns die Herren zur Laſt fielen könnte man ſie mit Vortheil anwenden. Ich hätte mich aber doch ſehen mögen, als Baroninn, gut muß ich geſpielt haben, denn der arme Teufel ſchwitzte beinahe Blut. Nein, mein lieber Monſieur Johann, er wäre mir ein bischen zu pfiffig geweſen, da lob ich mir einen Tölpel vom Lande. Kilian muß heute noch eintreffen, auf den ſchiebt man die ſchlimmere Hälfte des Dienſtes, und die beſſere, den Lohn behält man für ſich. (Man hört von außen ländleriſch ſingen.) Horch! welche Stimme, ſollte er's wohl gar ſchon ſeyn. (Sie geht an die Thüre.)

Zwölfte Scene.

Liſette. Johann (als Bauer).

Johann.

Jungfer Liſette! He! Hollah, Jungfer Liſette!

Liſette.

Was will er, mein Freund?

Johann.

Ich bin da an eine gewiſſe Jungfer Liſette angewieſen — ſie ſteht in Dienſten bei einer gewiſſen Frau von — Frau von — ja bei der Frau von ſtehen die Ochſen am Berge.

Liſette.

Frau von Milten?

Johann.

Richtig! — Ich bin der Kilian, der Herr Vater und die Frau Mutter ſchicken mich her, ich ſoll Butter und Brot bringen, aber ich hab's auf dem Weg verzehrt. — Und das Roß war blind, und mein Vater war krank, aber ſie ſind ſchon alle zwei wieder beſſer. Sie ſchicken mich her, und ich ſoll da ein geſchickter Kerl werden.

Liſette.

Du biſt alſo der Kilian?

Johann.

Fragen Sie nur nicht ſo dumm, ich hab's ja ſchon geſagt, daß ich der Kilian bin. (Sieht ſich tölpiſch ~~um und lacht.)~~ Hahaha.

Liſette.

Wie ungeſchickt er ausſieht.

Johann (lacht wieder).

He, he, he!

Liſette.

Und wie dumm er lacht.

Johann (lacht).

Hi! hi! hi!

Liſette (lacht auch).

Das dumme Vieh macht, daß ich mitlachen muß.

Johann (lacht).

Ho! ho! ho! hu! hu! hu!

Liſette.

Was kommt dir denn gar ſo lächerlich vor?

Johann.

Alles was ich anſehe. Selbſt die gnädige Frau.

Liſette.

Auch ich?

Johann.

Ja, Sie haben ſo ein pfiffiges/Geſicht. [redacted]! [redacted] wenn ich ſie anſehe, möchte ich vor lachen zerplatzen, wie eine Ochſenblaſe. Aber jetzt ſagen Sie mir, wo ich die Jungfer Liſette finde.

Liſette.

Sie ſteht vor dir.

Johann.

Wo denn?

Liſette.

Ich bin es ſelbſt.

Johann.

Jetzt gehen Sie, und machen Sie mir nichts weis. Sie ſehen ja aus wie eine ~~Madam~~e, aber nicht wie ein Dienſtboth. Wir haben auf unſerm Edelhof auch zwei Mägde, die Veronika und die Sybilla, aber die tragen ſich nicht ſo.

Liſette.

Statt deiner dummen Reden thäteſt du beſſer, dich zu bedanken, daß ich dir zu einem ſo ſchönen Dienſt verholfen habe.

Johann.

Potztauſend! ja, das hab' ich vergeſſen, und die Mutter hat's doch geſagt. (Macht Kratzfüße.) Ich danke alſo recht ſchön, und die Mutter auch, ich werde mich ſchon recht gut aufführen und die Mutter auch; ich bin zwar ein wenig dumm und die Mutter auch, aber ich werde mich doch hineinfinden und die Mutter auch, und wenn ſie mich recht gut behandeln, ſo werde ich Ihnen recht ſchön thun und die Mutter auch, und — vnd — und —. ..

Liſette.

Und du biſt ein Strohkopf.

Johann
(mit einem Kratzfuße).

Und die Mutter auch, und die —

Liſette (bei Seite).

Der iſt dumm genug. (Laut.) Nun Hans Kilian muß ich dir auch ſagen, auf welchem Fuße du hier im Hauſe ſtehſt.

Johann.

Nein, das iſt doch gar zu dumm von Ihr, nehm' Sie's nicht übel, auf meinem eigenen Fuß ſteh ich.

Liſette.

Ich meine, welche Beſtimmung du haſt — du biſt Bedienter und bekommſt jährlich 30 Gulden Lohn.

Johann.

Meine Mutter aber hat mir geſagt, ich bekomme 60 Gulden.

Liſette.

Dein Lohn beträgt auch ſo viel, aber 30 Gulden behalt ich für mich.

Johann.

Wofür denn?

Liſette.

Für die Mühe, die ich mit dir haben werde, um dich —

Johann.

Ich bedanke mich für die Mühe, ich werde ſchon allein begreifen.

Liſette.

Ich lehre dich, wie du dir die Gunſt der Herrſchaft erwerben kannſt.

Johann.

So, ſo!

Liſette.

Ich mache dich mit allen den kleinen Pfiffen bekannt, wie du die Herrſchaft blind, und dich reich machen kannſt.

Johann.

Ich mag keinen andern Pfiff kennen, als den man im Wirthshauſe ſchenkt.

Liſette.

Kurz, du kannſt ein Mädchen gar nicht genug belohnen, die, wie ich, Alles weiß, Alles ſieht, Alles kennt, und aus Allem Nutzen zu ziehen weiß.

Johann.

Das mag Alles wahr ſeyn, aber ich behalte meinen ganzen Lohn für mich. Ich will auch alle die hübſchen Sachen, wie man ſeine Herrſchaft betriegt, gar nicht lernen, ſondern auch in der Stadt brav und ehrlich bleiben, wie ich es auf dem Lande war.

Liſette.

Da wird er nicht hoch kommen.

Johann

(macht die Pantomime des Aufhängens).

Ich verlange gar nicht hoch zu kommen.

Liſette.

Und du glaubſt, du taugſt zu einem Bedienten?

Johann.

Zu einem ehrlichen Bedienten, ja.

Liſette.

Zu einem dummen Bedienten, ſage lieber.

Johann,

Alſo iſt man dumm, wenn man ehrlich iſt. — Ah darum gibt es heut zu Tage ſo viele geſcheidte Leute. Aber da mach ich mir gar nichts draus, heißen ſie mich, wie ſie wollen, ich theile meinen Lohn doch nicht.

Liſette (bei Seite).

Da hab' ich mir etwas Schönes gewählt.

Johann.

Aber der dumme Bediente wird doch viel thun —

Liſette.

Zum Beiſpiel?

Johann.

Bei dem kleinſten Betrug, den er bemerkt, wird er zur Herrſchaft gehen und ſagen: Haben Sie ein achtſames Auge auf die Mamſell Liſe[redacted], ſie betriegt Sie mit lachendem Munde; und hat ihro Hände überall.

Liſette. [illegible]

Und das wirſt du im Ernſte ſagen?

Johann.

Ja, ich bin ſo ~~ein~~ ehrlicher dummer Kerl, daß man damit vorlieb nehmen muß.

Liſette.

Der Kerl macht mich raſend.

Johann.

Seh ich zum Beiſpiel einen Ring an ihrem Finger, ſo rufe ich den Herrn und ſage zu ihm: Sehen Sie da den Ring, den die Mamſell Liſe[redacted] am Finger trägt? Er iſt ein Geſchenk von einem jungen Herrn, dem ſie eine geheime Zuſammenkunft mit der Frau veranſtaltet hat. Oder ich gehe zum Kaufmann: Was hat der Zeug gekoſtet, den unſere Liſe[redacted] geſtern für die Frau gekauft hat? Zwanzig Gulden — Ich gehe zur Frau und frage: Euer Gnaden, wie theuer hat Ihnen Liſette dieſen Zeug aufgerechnet? Für dreißig Gnlden — Hu! die Liſette hat Sie betrogen, er koſtet nur zwanzig Gulden.

Liſette
(geht auf ihn zu).

Fort Elender! Sogleich wieder auf dein Dorf zurück.

[illegible] Johann. [illegible]

[illegible], ich bleibe da, es gefällt mir recht wohl in der Stadt; aber aus dem Hauſe gehe ich jetzt, und wenn die Frau zurückkommt — [illegible]

Liſette.

Nichts iſt unerträglicher, als ein grober Bauer. Ich frage dich noch einmal, ob du gehen willſt?

Johann (ſteht auf).

Ja ich will geh'n, aber wenn die Frau zurückkömmt, ſo komme ich auch wieder, und ſag ihr, daß mich die Mamſell fortgejagt hat, weil ich ihr zu ehrlich war.

Liſette.

Bleib. (für ſich.) Da ſitz ich in einer ſchönen Verlegenheit. Bleibt der Einfaltspinſel hier, ſo bringt er mich um Alles, ſchick ich ihn fort, ſo verräth er Alles. Ach! hätt' ich doch lieber den Johann behalten!

Johann.

Nun, ſoll ich gehen oder bleiben?

Liſette.

Bleib, du ſollſt deinen Lohn ganz bekommen, aber was ſich auf eine ehrliche Art gewinnen läßt, das theilen wir mit einander.

Johann.

Das iſt nun wieder nichts. Was ſich auf eine ehrliche Art gewinnen läßt, das behalte ich allein, weil ich der einzige ehrliche Dienſtboth im Hauſe bin.

Liſette (für ſich).

Nein, das iſt mehr als zu viel, ich erſticke vor Bosheit.

Johann (für ſich).

Die Kur ſchlägt an.

Liſette.

Und eines ſolchen Bengels wegen, ließ ich den charmanten Johann, der jeder Livree Ehre macht, gehen.

Johann.

O, ich bin auch charmant, wenn ich ſchöne Kleider anhab.

Liſette.

Ja, du magſt dich hübſch ausnehmen, wie ein dummes Buch im ſchönen Einband.

Johann.

Die Mamſell könnte es ja probiren, und mir eine Livree geben, dann wird ſie gleich ſehen, wie hübſch ich bin.

Liſette (bei Seite).

Ich will doch den Spaß machen, und ihm eine Livree holen, um zu ſehen, wie er darin ausſieht. Es iſt gewiß, wenn die gnädige Frau die plumpe Figur ſieht, und ſeine dummen Reden hört, ſo jagt ſie ihn auf der Stelle wieder hin, wo er hergekommen iſt.

Johann

(~~welcher ſich während~~ dieſer Rede unbemerkt ausgekleidet hat, tritt nun als Bedienter vor Liſetten).

Ich glaube ſchwerlich.

Liſette.

Was ſeh ich? Johann!

Johann.

Zu dienen — Kurios! die Frau Baroninn iſt zur gemeinen Kammerjungfer herabgeſunken, und der dumme Bauer zu einem liſtigen Bedienten hinauf avancirt.

Liſette.

Das freut mich, daß du wieder da biſt, mit dir werd' ich mich ſchon vertragen.

Johann.

Du fürchteſt doch nicht, daß ich dem Herrn und der Frau alle deine Schliche verrathe.

Liſette.

Nein, deine Ehrlichkeit macht mich nicht zittern.

Johann.

Gewiß, wir Zwei ſind für einander geboren. ~~Ach,~~ Ah ~~es iſt wahr~~, du biſt ja ſchon an einen Andern verſprochen.

Liſette

(reicht ihm die Hand).

Spitzbube!

Johann.

Das will ſo viel ſagen, als wir werden Mann und Frau.

Liſette.

Nun in Gottesnamen, einmal muß es doch gewagt ſeyn.

Johann.

Jetzt ~~Nun~~ knie nur noch nieder, und verehre mich als deinen Meiſter im Stande.

Liſette.

Das laß ich wohl bleiben, ich muß mich ohnehin vor allen meinen Mitſchweſtern ſchämen, denn es iſt unerhört, daß ein Mann über weibliche Liſt den Sieg davon getragen hat.

Johann.

Wir habens Beide an loſen Streichen nicht fehlen laſſen; doch jetzt wollen wir uns beſſern und zur Fahne der Redlichkeit ſchwören. Uebrigens begeht die ganze Welt ſolche Streiche. [illegible] ?!

(Der Vorhang fällt.)

Inhalt

der bereits erſchienen zehn Jahrgänge.

Erſter Jahrgang.

Haß allen Weibern, Luſtſpiel in einem Aufzuge. Frei nach dem Franzöſiſchen des Bouilly. In Alexandrinern bearbeitet.

Der kurze Roman, oder: Die närriſche Wette. Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Der Ehenſtifter, oder: die beiden Offiziere. Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Die ſpaniſche Wand. Dramatiſche Kleinigkeit in einem Aufzuge. Frei nach dem Franzöſiſchen.

Die Ehemänner als Junggeſellen. Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Zweiter Jahrgang.

Die Schauſpielerinn. Luſtſpiel in drei Aufzügen, nach dem Franzöſiſchen, im Versmaß des Originals.

Wahnſinn. Drama in einem Aufzuge. Als Seitenſtück zu Nina. Nach dem Franzöſiſchen le delir frei bearbeitet.

Abneigung aus Liebe. Luſtſpiel in freien Verſen und einem Aufzuge.

Der alte Jüngling. Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach dem Franzöſiſchen.

Verlegenheiten und Auswege. Poſſe in einem Aufzuge, frei nach dem Franzöſiſchen.

Dritter Jahrgang.

Peter und Paul. Luſtſpiel in drei Aufzügen. Als Seitenſtück zum **Mädchen von Marienburg** und dem **liefländiſchen Tiſchler.** Nach dem Franzöſiſchen des Lamartelière.

Der Raſttag. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nach dem Franzöſiſchen des Bouilly.

Die beiden Ehen. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nach dem Franzöſiſchen des Etienne.

Der Wilddieb. Liederſpiel in einem Aufzuge.

Der Eid. Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Vierter Jahrgang.

Verkannte Treue. Drama in drei Aufzügen, nach Pelletier Volmeranges.

Die Wette, oder: Gaſtwirth und Bürgermeiſter in einer Perſon. Krähwinkliade in einem Acte, nach einer wahren Anecdote.

Narrheit und Närrchen. Luſtſpiel in einem Act, nach Desaugiers.

Die hölzerne Uhr. Drama in einem Acte, nach Bernard Valville.

Raphael. Luſtſpiel in Alexandrinern und einem Aufzuge.

Fünfter Jahrgang.

Czaar Iwan. Dramatiſirte Anecdote in zwei Acten.

Die Papageye. Luſtſpiel in einem Act. Nach dem franzöſiſchen Vaudeville: les Perroquets de la mère Philippe.

Die Bittſteller. Luſtſpiel in einem Acte. Nach Meleſville.

Das Kammermädchen. Luſtſpiel in einem Act. Frey nach Longchamps.

Der Diener ſeines Nebenbuhlers. Luſtſpiel in einem Acte.

Sechſter Jahrgang.

Der Prinz kommt! Luſtſpiel in einem Acte. Nach dem Franzöſiſchen des Rougemont.

Thomi, oder: Die Stimme der Natur. Drama in zwei Aufzügen, dem Franzöſiſchen nachgebildet.

Der Weibertauſch. Luſtſpiel in einem Acte. Nach dem Franzöſiſchen der Herren Dartois und Achille.

Der Einſiedler im Lerchenwalde, oder: Die geheimnißvolle Laube. Luſtſpiel in einem Acte. Nach einem franzöſiſchen Vaudeville der Herren Theaulon und Capelle.

Siebenter Jahrgang.

Gleiche Schuld. Gemählde unſerer Zeit in drey Aufzügen.

Die ſeltſame Lotterie. Luſtſpiel in einem Acte.

Die Tauben. Schwank in einem Acte. Als Seitenſtück zu den Papageyen.

Die Puppe, oder: die kleine Schweſter der Geliebten. Luſtſpiel in einem Acte, nach Scribe und Melesville.

Achter Jahrgang.

Der bußfertige Liebhaber. Luſtſpiel in einem Act, nach einem franzöſiſchen Vaudeville.

Hochzeits-Fatalitäten. Poſſe in einem Acte.

Das Stelldichein um Mitternacht. Luſtſpiel in einem Acte, nach dem franzöſiſchen l'echelle de soie.

Das Fläſchchen Kölnerwaſſer, oder: Denkſchrift eines Huſarenofficiers. Luſtſpiel in einem Acte, nach Scribe.

Die Verſchwornen. Oper in einem Acte.

Neunter Jahrgang.

Gabriele. Drama in drey Aufzügen. Nach der Valerie der Herren Scribe und Meleſvilles.

Die junge Tante. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nach Meleſville.

Emmy Teels. Drama in drey Aufzügen. Nach Pixerecourt.

Zehnter Jahrgang.

Der Großpapa. Luſtſpiel in einem Acte, nach dem Franzöſiſchen der Herren Scribe und Meleſville.

Liebeszunder. Luſtſpiel in einem Acte, nach dem Franzöſiſchen der Herren Scribe und Delavigne.

Die Zauberlaterne. Luſtſpiel in zwei Acten. Frei nach Scribe und Dupin.

Fünf ſind Zwei, oder: Mamſellenſtreiche. Luſtſpiel in einem Acte. Frei nach dem Franzöſiſchen.

Dramatiſches Sträußchen für das Jahr 1826.

Von

I. F. Caſtelli.

Eilfter Jahrgang.

Wien:
Gedruckt und im Verlage bey J. B. Wallishausser.

Seiner Excellenz

dem

Hochgebornen Herrn

Moriz Grafen von Dietrichſtein,

Großkreuz des Conſtantiniſchen St. Georg-Ordens von Parma; Commandeur des Königlich Däniſchen Dänebrog-, und Ritter des Johanniter-Ordens; k. k. wirklichem geheimen Rathe, Kämmerer; Hofmuſikgrafen; Hoftheater-Director; Oberſthofmeiſters Stellvertreter bey Sr. Durchlaucht dem Herzoge von Reichſtadt; Protector und Präſes der Witwen- und Waiſengeſellſchaft der Tonkünſtler; Ehrenmitgliede der k. k. Akademie der bildenden Künſte in Wien, wirklichem Mitglied der k. k. Landwirthſchafts-Geſellſchaft in Wien, und correſpondirendem Mitgliede der Landwirthſchafts-Geſellſchaft in Florenz

ehrfurchtsvoll zugeeignet

vom Verfaſſer.

A21/2049 - 11
7.8.78

WÜRTT. LANDESBIBLIOTHEK STUTTGART

Zueignung.

Die kleinen Blümchen, die ich hier gewunden,
Wohlwollend haſt Du Hoher ſie gepflegt
Und in ein fruchtbar Erdreich ſie gelegt.
So haben vor der Welt ſie Gnad' gefunden.

Weil nun mein Herz ſtets dankbar für Dich ſchlägt,
Erlaub' es öffentlich mir zu bekunden,
Indem der kleine Strauß, den ich gebunden,
Am Bande ſeines Schützers Nahmen trägt.

Der Nahme wird ihm Duft und Glanz verleihen,
Man wird ein welkes Blättchen ihm verzeihen,
Und ihn betrachten mit gefäll'gen Augen;

Der Nahme wird ihn ſicher auch bewahren
Vor jenen ſummenden Inſektenſcharen,
Die Gift ſtatt Honig aus den Blüthen ſaugen.

Wien am 4. Auguſt 1825.

J. F. Caſtelli.

C
29

Eheliche Strafe.

Luſtſpiel in einem Akt, in freyen Verſen.

Aufgeführt auf dem k. k. Hoftheater in Wien.

Perſonen:

Baron Dorn.
Friederike, ſeine Gemahlinn.
Adele, beyder Tochter, (15 Jahre alt.)
Ritter von Lauben, Major.
Franz, Bedienter des Barons.
Suſanne, Kammermädchen der Baroninn.

Die Handlung ſpielt in der Hauptſtadt, im Hauſe des Barons.

(Die Bühne ſtellt einen ſehr elegant meublirten Salon vor: Zur Rechten des Zuſehers ſteht ein Sekretair, zur Linken ein Stickrahmen. Eine Thür zur Linken führt in der Baroninn, eine zur Rechten in Adelens Zimmer. Zwey Mittelthüren, wovon eine den Haupteingang, die andere den Eintritt in des Barons Gemach bildet.)

Erſter Auftritt.

(Bey Eröffnung der Gardine ſitzt der Baron an ſeinem Sekretair und ſchreibt. Die Baroninn ſtickt an dem Rahmen.)

Der Baron

blickt während des Schreibens öfters liebevoll auf eine Frau, legt endlich die Feder weg, ſteht auf, tritt zu ihr und küßt ſie).

Sechszehn Jahre ſind es heute,
Liebe! daß an deiner Seite
Ich ſo froh und glücklich bin.

Baroninn

Ach! ſo viele, viele Stunden
Unſer's Glück's ſind hingeſchwunden;
Doch das Glück ſelbſt ſchwand nicht hin.

Baron

Rein war unſer Eh'ſtandshimmel,
Wolkenlos und ungetrübt.

Baroninn (lächelnd).

Nicht ein Mahl ein klein Getümmel,
Wie es überall doch gibt.

Baron.

Was das Eine denkt, empfindet,
Straft des Ander'n Aug' nicht Lüge;
Treu' iſt Wonne uns, nicht Pflicht.

Baroninn.

Und die Freundſchaft, die uns bindet,
Trägt noch heute Amors Züge
In dem heiter'n Angeſicht.

Baron.

Unſ're liebliche Adele
Blüht — der Mutter Bild, — empor,
Hält von **deiner** ſchönen Seele
Mir den klaren Spiegel vor.

Baroninn.

Sey geſegnet, himmliſch Band!
Das die guten Mächte binden:
Daß in reiner Liebe Pfand
Zwey verjüngt ſich wieder finden.

Baron
(reicht ihr ſeine Hand).

Deine Hand!

Baroninn
(ihre Hand in ſeine legend).

Zum ew'gen Bunde!

Baron
(ſie an ſich drückend).
Unſer'm Bund droht nicht Gefahr.

Baroninn.
Wie es iſt in dieſer Stunde,
Wird es bleiben immerdar.
(Sie umarmen ſich innig.)

Baroninn (nach einer Pauſe).
Und doch, mein Lieber! ſoll ich einen Monath nun
Von dir getrennet ſeyn? — Das wird recht weh mir thun.

Baron.
Es hat der Präſident mit dieſem ehrenvollen
Geſchäfte mich beglückt; hätt' ich's ablehnen ſollen?
Zur Londner Reiſe muß ich alſo mich bequemen;
Doch eh' du Zeit gewinnſt, darüber dich zu grämen,
Hab' ich der Sendung Zweck erfüllt und kehr' zurück,
Und lebe künftig dann nur dir und unſer'm Glück.

Baroninn.
Ich bath dich doch ſo ſchön, mich mitzunehmen. —

Baron.
Kind!
Das kann nicht ſeyn! Denk' ſelbſt: die Sache muß geſchwind
Dort abgeſchloſſen ſeyn; ich alſo müßte wandern
Von einem Amtsbureau, von einem Herrn zum andern,

Und du bliebſt ganz allein — in einem fremden Land',
Wo dir die Sprache ſelbſt nicht ein Mahl iſt bekannt,
Sag' ſelbſt: was hätteſt du dabey für eine Freude?

Baroninn.

Ich wär' bey *dir*, braucht's mehr?

Baron.

Noch mehr, mein Schatz: Euch Beyde
Mitnehmen könnt' ich nicht, Adele blieb' allein
Und unbewacht zurück; — das kann doch auch nicht ſeyn.
(Ihr lächelnd mit dem Finger drohend.)
Und dann — ſchlecht danken würd' es mir der Major *Lauben*,
Wollt' Eures Anblick's ich auf ein Mahl ihn berauben.

Baroninn.

Du ſprichſt ironiſch?

Baron
(gutmüthig).

Nein; — ich ſeh' den jungen Mann
Recht gern in meinem Haus, er zieht mich ſelber an.
Es iſt kaum möglich, daß man liebenswürd'ger ſey;
Dabey ſo tiefgelehrt und doch gerad' und frey.
Sein Vater war mein Freund, — vor zwanzig Jahren ſchon
Trieb ihn der Handel hin nach England mit dem Sohn;

Allein, — obſchon getrennt, — ſind Freunde wir geblieben;
Zwey Tage, eh' er ſtarb, hat er mir noch geſchrieben,
Dann kam der Sohn hierher, und ich bin ſehr entzückt,
Das Gute all', das einſt den Vater hat geſchmückt,
Zu finden auch an ihm. Zudem that er hervor
Sich ſchon in der Armee, und bracht' es zum Major,
Und hat das Ehrenkreuz verdient durch ſeinen Muth,
Mit einem Wort: ich bin dem Jungen herzlich gut.
Er gibt im Engliſchen mir täglich Unterricht,
Da er die Sprache rein, ſchön und geläufig ſpricht,
Und ihm verdank' ich's nur, daß ich mich ohne Zagen
Zu dieſer Sendung nun in jenes Land darf wagen.

Baroninn.

Auch mir gefällt er ſehr.

Baron.

Ich glaube, auch Adelen;
O ſag' mir, merkt ſie ſchon, worauf wir Beyde zählen?

Baroninn (lächelnd).

Zum Merken ſcheint das Kind mir noch nicht recht zu taugen,
Die liebe Unſchuld ſieht nur noch durch *unſ're* Augen;
Doch wenn der Ritter kommt, ſchlägt ſie die Augen nieder,
Ihr Herz iſt unſer'm Wunſch — ich hoff' es, — nicht zuwider.

Baron.

Nun wohl, ſo ging's ja gut, und eh' ich reiſe, kann
Die Heirath richtig ſeyn.

Baroninn.

Bedenke, lieber Mann!
Das Mädchen iſt ja noch zu jung. —

Baron.

Ey was? — Wir waren,
Als wir uns eh'lichten, gerad' in dieſen Jahren,
Und — hat's uns ſchon gereut?

Baroninn

(ihm zärtlich die Hand reichend).

Wie könnt' es? — Aber müſſen
Wir nicht, mein lieber Mann, vor Allem auch erſt wiſſen,
Ob dem Major, was wir ihm biethen —?

Baron

(ſie ſchnell unterbrechend).

Wird ſich finden,
Ich will zwey Herzen nur, und nicht zwey Säcke binden.

Baroninn.

Recht! und der Herr Major wird nicht nach Gelde geh'n;
Doch unklug wär' es auch, die Mitgift zu verſchmäh'n,
Und darum —

Baron.

Lieber Schatz! ich bitte dich, zu ſchweigen;
In manchen Dingen bin ich nimmermehr zu beugen.
Ein hübſch Geſicht und funfzehn Jahre,
Ein liebend Herz, ein off'ner Sinn,
Recht ſchöne, blondgelockte Haare,
Ein Grübchen in dem runden Kinn,
Verſtand und Witz, und Seelengüte,
Dabey geſundes, heit'res Blut,
Und Häuslichkeit und gute Sitte,
Das iſt Adelens Heirathsgut.
Und gäben wir auch Gold in Fülle,
Den braven Mann nur Tugend zieht;
D'rum, Liebe, iſt es meine Grille:
Ich geb' ihr keinen Thaler mit.

Baroninn.

Ich will wohl dein Syſtem recht gerne unterſchreiben;
Doch ſelbſt das Wahre muß man niemahls übertreiben.
Wenn man iſt vor Noth geborgen
Und vor Kummer, ach, da flieh'n
Wohl die Stunden ohne Sorgen
Im Genuß der Liebe hin;
Aber wenn uns Nahrungsſorgen
Trüben jeden neuen Morgen,
Da vergeh'n die Tage ſchwer,
Und wenn alle — alle Stunden
Ihre Arbeit ſchon gefunden,
Bleibt für Liebe — keine mehr.

Baron.

Bey unſer'm Paare iſt wohl das nicht zu beſorgen,
Durch Vaters Erbſchaft iſt der Bräutigam geborgen;
Sie mögen, was ſie jetzt ſchon haben, klug verwenden,
Ein groß Vermögen, Kind, gibt Anlaß zum Verſchwenden.
Dann glaub' ich, es ſey gut und nützlich in der That,
Wenn ſolch ein junges Paar noch was zu hoffen hat.
Kurz, reiflich hab' ich ſchon mir dieſen Punkt bedacht,
Und ein für alle Mahl, feſt bleibt es ausgemacht:
Nimmt unſer Herr Major nicht ohne Geld Adelen,
So mag er, wenn's beliebt, wo anders ſich vermählen.

Baroninn.

So wär's denn doch dein Ernſt? — Als eine Bettlerinn
Gäbſt du dein liebes Kind dem künft'gen Gatten hin?

Baron.

Erinnern muß ich dich: haſt du mir Gold gebracht?
Und dennoch haſt du mich unendlich *reich* gemacht.
Aus Liebe muß der Schritt zum Traualtar geſchehen;
Das einz'ge Stückchen Gold, nach dem Verliebte ſehen,
Muß ſeyn der *gold'ne Ring*, um dieſen zu erwerben,
Muß man verzichten auf's Erhalten und Beerben;

Heiſcht außer Liebchens Hand man auch noch and'res Gut,
Dann rath' ich ſchon der Braut, ſie ſey auf ihrer Huth;
Doch — (er ſieht auf ſeine Taſchenuhr.)
Sieh' ein Mahl! ſchon zehn! — Da hab' ich hübſch gezaudert!
Daß man ſich doch mit dir, mein Schatz! ſo leicht verplaudert,
Ich muß auf's Amt. Leb' wohl! Nimm mir's nicht übel, Kind,
Daß wir nicht einig ganz in Nebendingen ſind;
Im Hauptding, in der Lieb' und in des Lebens Frieden
War unſ're Meynung auch nicht *ein* Mahl noch verſchieden.

(Er geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Die Baroninn
(allein).

So? — der liebe Herr Gemahl
Fängt auch an zu widerſprechen?
Hm! — den Kopf von Erz und Stahl
Muß man noch bey Zeiten brechen.

Nicht nach England ſoll ich gehen?
Und mein Kind ſoll ohne Geld
Ich hinſtoßen in die Welt?
(Sich verſchmitzt die Hände reibend.)
Nun, ſchon gut, wir wollen ſehen! —
(Etwas nachdenkend, und komiſch-pathetiſch.)
Freylich heißt's: der Mann ſey König,
Und das Weib ihm unterthänig;
(Wieder fröhlich.)
Doch wer hat denn das geſagt? —
Auch ein Mann, ſo wie ſie immer
Alles, was uns Frauenzimmer
In die Sclavenfeſſeln ſchlagt,
Stets geſchrieben und geſagt,
Und uns nie darum gefragt
Ob wir auch damit zufrieden?
Darum hat, ſie zu beſtrafen,
Auch die ſtärkſten Zauberwaffen
Uns Mama Natur beſchieden,
Und vor allen ander'n iſt
Unſer An- und Erbtheil — Liſt.
Wir verſtehen
Zu umgehen
Die Gebothe unſ'rer Herr'n,
Und indeß wir ihnen glauben mach'n:
Daß wir gern
Ihren Willen

Nur erfüllen,
Drehen wir ſo um die Sachen,
Daß ſie thun, was wir verlangen;
Darum darf auch mir nicht bangen,
Müßt' mich vor den Schweſtern ſchämen,
Sollt' es mir nicht auch gelingen,
Einen Mann dahin zu bringen,
Meinem Wunſch ſich zu bequemen.
Schlauheit und Verſtellung, eilet
Mir zu Hülfe ſchnell herbey,
Daß der Mann von Tyranney
Werde ſchnell geheilet,
Und das arme Weibchen frey!

(Sie eilet, wie inſpirirt, zum Tiſch, nimmt ein Glöckchen und klingelt).

Suſanne!

Dritter Auftritt.

Baroninn. Suſanne.

Suſanne (eintretend).

Gnäd'ge Frau? —

Baroninn.

War Ritter Lauben da?

Suſanne.

Sehr früh ſchon.

Baroninn.

Uebergab er nichts für mich?

Suſanne.

O ja

Ein Briefchen, wie er eines bringt an jedem Tage;
Ich legt's auf Ihren Tiſch.

Baroninn.

Schon recht, ich hohl' es. — Sage
Ihm, wenn er wiederkommt — und ſicher wird er kommen,
Erwartet hab' ich ihn, er ſey mir ſehr willkommen.
(Sie geht in ihr Kabinet ab.)

Vierter Auftritt.

Suſanne (allein).
(Der Baroninn nachſehend).

Willkommen alſo? — und ſehr willkommen —?
Sieh' da, das klingt ja recht herzlich, fürwahr!
Mein Herr Baron! ſich in Acht genommen,
Mir ſcheint, da droht Ihrer Ruhe Gefahr!
Der unwiderſtehliche Ritter von Lauben,
In alle Herzen ſchleicht er ſich ein,
Je nun, und die verbothenen Trauben
Die ſollen die allerſüßeſten ſeyn.

Zwar ſcheint es, als ob er einzig Adelen
Mit Mund und mit Herzen ergeben wär';
Allein, wer kann auf die Männer zählen,
Sie heirathen eine und lieben mehr.
Von ſeiner Klugheit ſteht's auch zu erwarten,
Daß, wenn das Röslein ihn intereſſirt,
Er eben deßwegen dem ganzen Garten
Nicht obhold iſt und ihn cultivirt.
Die gnädige Frau? — ey ja, nach dem Scheine
Iſt ſie recht treu; — aber dennoch ein Weib.
Ich kenne die Frauen, bin ſelber ja eine,
Wir brechen die Treu' oft — aus Zeitvertreib.
Das ewige Einerley iſt beſchwerlich;
Und wäre der Eh'mann ein Engel auch.
Ein fremder Satan wird doch uns gefährlich,
'Das war ſchon im Paradieſe der Brauch. —
Doch — wirre nicht auf die verſchlungenen Fädchen,
Was du nicht weißt, macht dir keinen Verdruß;
'S gibt Dinge, die ein vernünftiges Mädchen
Nicht hören, noch wen'ger bereden muß.

Fünfter Auftritt.

Suſanne. Adele, (aus ihrem Zimmer).

Adele (grollend).
Ey doch! Wo ſteck'ſt du denn? Da wart' ich ſeit dem Morgen,
Und muß am Ende doch den Kopfputz ſelbſt beſorgen.

Suſanne.
Die gnäd'ge Frau befahl mir —

Adele (neugierig).
Was?

Suſanne.
Zu warten hier.

Adele.
Auf wen?

Suſanne.
Auf einen Herrn —

Adele.
Der iſt?

Suſanne (zurückhaltend).
Nu —

Adele (bittend).
Sag' es mir!

Suſanne.
Der Ritter —

Adele
(ſehr heftig einfallend).
Lauben?
Suſanne.
Ja.
Adele.
So will ich's denn verſchmerzen,
Daß du ſo langſam warſt.
Suſanne (bey Seite).
Geht da der Weg zum Herzen?
Adele
(nach einer Pauſe).
Mich langweilt's d'rin allein, wir warten alle Zwey
Auf ihn.
Suſanne (bey Seite).
Recht fein!
Adele.
Nicht wahr?
Suſanne.
Steht Ihnen völlig frey.
Adele.
Sag' mir, Suſanne, wie gefällt dir Lauben?
Suſanne (gleichgültig).
Gut.
Adele.
Nur gut? Ja, ja, man ſieht's, du haſt zu kaltes
Blut.

Suſanne (lächelnd).

Und Ihres, Fräulein, iſt vielleicht zu warm, Sie fühlen
Zu heftig; doch der Stand der Ehe wird's ſchon kühlen.

Adele.

Nichts wird er kühlen, Euch zum Trotze nicht, nein, nein
Wie ich empfinde jetzt, ſo wird es immer ſeyn.

Suſanne.

Schon Viele ſprachen ſo.

Adele.

Nun, nun, man wird ſchon ſehen.

Suſanne (lächelnd).

Kann ſeyn, daß Wunder noch zu unſ'rer Zeit geſchehen.
Doch ſtille, da kommt Franz.

Sechster Auftritt.

Vorige. Franz.

Suſanne (zu Franz).

Was willſt du?

Franz.

Der Major
Iſt hier.

Suſanne.

So führ' ihn ein.

Adele.

Wie kommſt du mir den vor?
Seit wann läßt der Major ſich melden? Weißt du nicht,
Daß er willkommen ſtets?

Franz.

Schon recht; doch meine Pflicht —

Adele.

Schweig!

Franz.

Nur nicht böſe ſeyn, — man weiß nicht — ſonſt geht immer
Der Ritter Morgens früh zur Frau Mama auf's Zimmer
Und da —

Adele.

Was?

Franz.

Wußt' ich nicht, ob's heute auch behagt —?

Suſanne.

Ja, ja, die gnäd'ge Frau hat ſchon um ihn gefragt.

Franz.

So? — nun, da will ich gleich dem Ritter Nachricht geben
Und laß ihn auch gleich vor. (Will ab.) Doch ſieh, da kommt er eben.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Der Major.

Major

(eilt, als er Adelen erblickt, auf ſie zu, und küßt ihr die Hand).

Wie, Adele! — Sie ſchon hier?
Ach, ſo bringt der Morgen mir
Seine ſchönſte Blüth' entgegen.

Franz (bey Seite).

Findet Blüthen auf den Wegen,
Und er ſucht
Doch die Frucht.

Major.

Während mein Verſprechen mich
Zur geliebten Mutter führet,
Zeigt die holde Tochter ſich.

Adele.

Launiſch das Geſchick regieret,
Und man findet oft,
Was man nicht gehofft.

Major (feurig).

Ach, Adele!
Alle Hoffnung meiner Seele,
Alle Wünſche, die ich habe,
Einen ſich in einer Gabe,

Und ein einzig Band
Kann mein Sehnen und mein Ringen,
Stillend es, mit einem Mahl umſchlingen:
Ihre Hand.
Adele (zu Suſannen).
O! wie er mich liebt!
Suſanne.
Gewiß!
Franz (für ſich).
Hm! Der Herr ſpricht zuckerſüß!
Adele (zum Major).
Meine Hand folgt meinem Herzen.
Major.
Darf ich glauben, dieß ſey mein?
Adele
(ihm die Hand reichend).
Glauben Sie! denn alle Schmerzen
Wiegt ein ſüßer Glaube ein.
Franz (für ſich).
Schau', die Kleine iſt doch fein.
Major (ſchwärmeriſch heftig).
Ach, Adele!
Meine Seele!
Heilig ſchwör' ich dir es zu:
Sorgſam wahren
Vor Gefahren
Will dein Glück ich, deine Ruh'.

All' mein Streben,
Denken, Leben,
Sey nur dir allein geweiht;
Immer nähren,
Immer mehren
Soll des Herzens Glut die Zeit.
Wohl uns Beyden!
Neuer Freuden
Wechſelnde Verſchiedenheit
Soll beweiſen
Meiner heißen
Liebesglut Beſtändigkeit.

Franz
(für ſich).

Feiner Herr! Das iſt doch eigen,
Wie's ihm von dem Munde fließt!
Durch Veränd'rung will er zeigen,
Daß er ſehr beſtändig iſt.

Adele.

Ihre Worte, lieber Lauben, —
Ich geſteh's, — erfreu'n mich ſehr:
Gerne will ich Ihnen glauben,
Gutes glaubt ſich ja nicht ſchwer.
Stille lebt' ich und verborgen
In der Aeltern Haus der Pflicht,
Kannte nicht des Lebens Sorgen,
Doch auch ſeine Freuden nicht.

Sollen dieſe mir gefallen,
Muß ich lernen ſie ſo früh,
Dann — ich muß geſteh'n, — vor Allen
Wünſch' ich mir zum Lehrer — Sie.

Franz (bey Seite).

Gut hat ſie ſich addreſſirt;
Der hat ſicher ausſtudiert.

Major

(ſieht nach ſeiner Uhr).

Immer ſpäter wird's, die Stunde
Ruft zur Mutter mich.

Adele.

Wohlan!
Geh'n Sie, Lauben; unſer'm Bunde
Iſt ſie hold.

Franz (bey Seite).

Wer's glauben kann.

(Der Major küßt Adelen ehrfurchtsvoll die Hand, und geht in der Baroninn Gemach; Adele in das ihrige.)

Achter Auftritt.

Franz. Suſanne.

Franz

(nach einer Pauſe, während welcher er Suſannen pfiffig beobachtet.)

Nun, was ſagſt du dazu, mein Schätzchen?

Suſanne.
Nichts, als daß ich darüber mich freu'.

Franz
(ſich lächelnd die Hände reibend).
Richtig! Du biſt ja ein Kammerkätzchen,
Solche Geſchichten ſind dir nicht neu.

Suſanne (erſtaunt).
Welche Geſchichten?

Franz.
Nun ja, liebe Kleine!
Spiele die Unſchuld, ſey Mahl ſo gut.

Suſanne (pikirt).
Franz! Er weiß es recht wohl: was ich ſcheine,
Hab' ich auch immer zu ſeyn den Muth.

Franz.
Nun, ſchon recht! Wir wollen nicht ſtreiten.
(Lächelnd ſie mit dem Ellbogen anſtoßend.)
Nicht wahr, der Herr iſt ein guter Mann?

Suſanne.
Allerdings.

Franz.
Freylich, er läßt ſich fein leiten,
Wie es ſein Frau'chen für gut erſann.

Suſanne.
Ich verſteh' ihn nicht, Franz.

Franz.

Nach Gefallen!
Sey nur nicht ſo geheimnißvoll;
Biſt die Verſchlagenſte von uns Allen,
Die ſtets nur das verſteht, was ſie ſoll.

Suſanne.

Sprich nicht in Räthſeln.

Franz.

Ey, 's wird dir ſchon glücken,
Aufzulöſen, was dunkel ſchien;
Sieh, Kind, in deinen ſchelmiſchen Blicken
Steht ja die Löſung ſchon deutlich d'rin.

Suſanne.

Franz, du ärgerſt mich.

Franz.

Höre, Suſanne!
Will alſo klar ſeyn, ſo viel ich kann.
(Er zieht ſie in den Vordergrund, und ſagt mit geheimnißvoller Miene zu ihr.)
Von einem jungen und hübſchen Manne
Nimmt die Frau Morgenbeſuche an,
Heimlich und ohn' ihres Gatten Wiſſen.

Suſanne.

Haha! Da hätt' ich bald lachen müſſen

Franz.

Lache!

Suſanne.

Die Frau? — Da hör' ein Menſch an
Die hat, das muß ich wohl beſſer wiſſen,
Hat kein Geheimniß vor ihrem Mann.

Franz.

Vor ihm, — kann ſeyn; — will's glauben noch;
Aber hinter ihm hat ſie ſie doch.

Suſanne.

Und wer ſagt das?

Franz.

Ich will es wagen.

Suſanne
(ihn ſpöttiſch meſſend).

Er? —

Franz.

Ja, ich! Es iſt wahrlich ein Graus!
Muß ich nicht täglich die Briefchen tragen?

Suſanne.

Nun, wozu iſt er denn hier im Haus?

Franz.

Merk's ſchon, man will mich für dumm anſchauen.

Suſanne.

Ja, die Frau hat 'nen richtigen Blick.

Franz.

So? Wie kann ſie dann dir vertrauen?

Suſanne.

Franz, er iſt wahrlich ein grober Strick!

Franz.

O! Ihr glaubt den Herrn zu betrügen
Ohne mich? Nun, das wollen wir ſeh'n.

Suſanne.

Wo wir kämpfen, da werden wir ſiegen.

Franz.

Ruhig, mein Schätzchen, das wird nicht geſcheh'n.
Hab' einen Mund, und der Mund kann ſchweigen
Oder auch reden, wie er will.

Suſanne.

Was wir vermögen, das wird ſich ſchon zeigen;
Red' unſertwegen oder ſey ſtill.

Franz.

Höre, du ärgerſt mich.

Suſanne.

Freu't mich, mein Lieber!

Franz.

Du kennſt mich noch nicht.

Suſanne.

Iſt mir ein' Ehr'.

Franz.

Schweige mir jetzt, denn die Gall' läuft mir über!

Suſanne.

Recht, ſo bleibt dann im Leib keine mehr.
(Ernſthaft.)
Ohne Ereiſ'rung, es ſchickt ſich nicht,

Daß ein Diener ſo böſe ſpricht
Von ſeiner Frau.

Franz:

Ich böſe? — Nein,
Liebe Suſanne, das fällt mir nicht ein.
(Gleißneriſch die Hand auf ſeine Bruſt legend.)
Unſ're Frau iſt brav und gut,
Trübt kein Waſſer, beleidigt kein Huhn;
Aber, — lieber Gott! — das Blut —
Und die Männer — was ſoll man thun?
Noch zwar drückt ſie keine Schuld,
Das geſteh' ich herzlich gerne;
Aber nur Geduld, Geduld!
Denn das Unglück iſt nicht ferne;
Eh's der Herr Gemahl verſieht
Sich der Himmel überzieht:
Seiner großen Lieb' zum Lohne
Reicht die Frau ihm — eine Krone.

Suſanne

(ihn parodirend, ebenfalls die Hand auf die Bruſt legend).
Franz iſt der bravſte Menſch von der Welt,
Trübt kein Waſſer, beleidigt kein Huhn;
Aber, — lieber Gott! — das Geld —
Und der Durſt — was will man thun?
Noch zwar drückt ihn keine Schuld,
Das geſteh' ich herzlich gerne;

Aber nur Geduld, Geduld!
Denn das Unglück iſt nicht ferne:
Eh' der Meine ſich's verſieht,
Sich der Himmel überzieht
Und für treuen Dienſt zum Lohn,
Jagt man plötzlich ihn davon.

Franz.

Davon jagen? — mich? O, arme Suſanne!
Ich traute dir auch größ're Einſicht zu;
Doch ſeh' ich wohl jetzt, vor einem Manne
Und ſeinem Verſtande verſtummeſt du.
Weißt du denn nicht, daß der Diener, der ſchlaue,
Welcher die Schwächen der Herrſchaft kennt,
Und ſie dazu zwingt, daß ſie ihm vertraue,
Im Hauſe ſtets führet das Regiment.
Gewitter der Leidenſchaft bringen ihm Segen,
Sie löſen für ihn ſich in goldenen Regen.

Suſanne.

O, armer Franciſcus! ich muß es dir ſagen:
Ich traute dir wahrlich mehr Einſicht zu,
Ich hielt dich für klug und für ſehr verſchlagen;
Jetzt aber ſeh' ich's: ein Dummkopf biſt du.
Weißt du denn nicht, daß es bringe Gefahr,
Ein Licht anzuzünden, wo's dunkel war,
Und daß daraus meiſt ein Gewitter entſteht,
Das eben nicht immer die Fluren ſegnet,

Wo, ſtatt des Guldens, du falſcher Prophet,
Es Ohrfeigen hagelt und Stockprügel regnet?

Frank.

Hier ſpiel' ich ein ſicheres Spiel, liebes Kind;
Ich pointir' auf des Herren Ohre.
Und war er bisher auch taub und blind,
Ich ſtech' ihm den Staar, und geb' ihm eine Lehre.

Suſanne.

Schon recht, Herr Lehrer! mein Wort zum Pfande:
Man ſtößt Sie vom Catheder herab;
Ein Blick von uns und mit Spott und mit Schande
Marſchieren Sie gleich von dem Lehramt ab.
Geſetzt auch, daß wir als ſchuldig erſcheinen,
Und Ihnen geglaubt wird Alles auf's Wort;
Wir brauchen nur eine Thräne zu weinen,
Die ſchwemmt all' Ihre Beweiſe fort.
Viel Glück, mein Lieber! Sie müſſen ſich eilen;
Beweiſen Sie nur dem Herrn geſchwind
Und auch ſich ſelber ganz ohne Verweilen:
Daß Sie — daß Sie ein Schwachkopf ſind.
(Mit einem höhniſchen Knix in der Baroninn Zimmer ab.)

Neunter Auftritt

Franz
(allein):

Gemach, gemach! Es wird ſich zeigen,
Wer ſiegt von uns in dieſer Schlacht,
Wir wollen dieſen Stolz ſchon beugen,
Der Letzte ſtets am beſten lacht.
Doch ſey es gut vorher bedacht,
Ein kluges Plänchen ſich gemacht.
(Er geht nachdenkend auf und ab.)
Zeig' dich, General! — Für's Erſte rücken
Wir mit den leichten Truppen vor:
Ein Achſelzucken, furchtſam Blicken,
Ein halbes Wort, ein ganzes Ohr. —
So hebt das Mißtrau'n ſich empor.
Und iſt erſt dieß mit uns im Bunde,
Dann donnern die Kanonen d'rein,
Die Eiferſucht ſchlägt eine Wunde,
Die nimmer ſoll zu heilen ſeyn.
Spionerie muß unterſtützen,
Und Lug und Trug auch nebenbey;
Dabey will ich die Zeit benützen,
Und plündern, wo's nur möglich ſey.
Mag dann der Feind ſich auch vergleichen,
Man kümmert ſich nicht d'rum und lacht,

Die Taſch' iſt voll, und wir entweichen
Zu einer andern, fernen Macht.
(Er blickt in den Hintergrund.)
Da kommt der Herr! Richt't euch! Habt Acht!

Zehnter Auftritt.

Franz. Der Baron.

Franz
(vor ſich hin redend, aber gefliſſentlich ſo, daß es der Baron hören muß).

Ach Gott! jetzt kommt der Herr! Was ſoll ich ihm
denn ſagen?

Baron.

Franz!

Franz
(durch die ganze Scene den Verlegenen ſpielend).

Euer Gnaden —?

Baron.

Nun, was ſoll denn dieß Betragen?
Du zitterſt —?

Franz.

Zittern? Nie würd' ich mich unterſteh'n —

Baron.

Wo iſt denn meine Frau? Haſt du ſie nicht geſeh'n?

Franz.

Ich — ? Ja — nein, nein; — ſie iſt, — ſo glaub' ich, — noch zu Bette.

(Dringend.)

Belieben Herr Baron nach ihrem Kabinete — ?

(Er eilt, die Thüre des Kabinets zu öffnen.)

Baron (für ſich).

Was iſt dem Burſchen denn? Mir ſcheint, er wünſcht mich fort.

(Laut.)

Ich bleibe. — Mit der Frau ſpräch' ich erſt gern ein Wort.

Franz

(ſich noch betroffener ſtellend).

Wie? — Mit der Frau — ?

Baron.

Nun ja! — Was gibt's zu ſtaunen da?

Franz.

Verzeih'n Sie, Herr Baron! — ich meinte nur — ich ſah —

Baron.

Was ſah'ſt du?

Franz.

Nichts; — mich däucht, ſie wäre gern allein.

Baron

(blickt auf die Kabinetsthüre der Baroninn).

Man öffnet ihre Thür.

Franz (ſchnell).
Das wird Suſanne ſeyn.

Eilfter Auftritt.

Vorige. Der Major (aus der Baroninn Kabinet tretend).

Baron
(etwas betroffen).
Was ſeh' ich? Der Major — ?
Franz (für ſich).
Hurrah! wir dürfen hoffen,
Es hat der erſte Streich — ich ſeh' es, — ſchon getroffen.
(Geht ab.

Zwölfter Auftritt.

Der Baron. Der Major.

Baron
(tritt dem Major entgegen).
Junger Freund! ſo früh ſchon hier?
Major.
Nie zu früh. — Sie haben mir
Die Erlaubniß ſelbſt gegeben:

Ein und aus
Hier zu geh'n in Ihrem Haus,
Wann es mir gefällt;
Daß es immer mir gefalle,
Dafür ſorgen nun
Eifrig die Bewohner alle.

Baron.
D'ran ſie recht und löblich thun.
Das iſt ſchön, das freu't mich ſehr.

Major
(ihn heftig bei der Hand faſſend).
Glücklicher als Sie, mein Freund,
Iſt auf Erden Niemand mehr.

Baron (etwas gezogen).
Allerdings.

Major.
Um Ihre Freuden
Könnt' ich wahrlich Sie beneiden.
Ihre Frau und auch Adele
Sind mit Ihnen eine Seele:
Aller Wünſche, Aller Wille
Sich in Ihrem einen,
Immerdar vereinen;
Daher auch die heit're Stille,
Nie von einem Sturm getrübt,
Weil ſich Alles, was da lebt,

Zu erfreuen nur beſtrebt,
Und ſich achtet und ſich liebt.
(Immer enthuſiaſtiſcher.)
Ihre Frau — welch ein Gemüth!
Himmelsfried' iſt in dem blauen,
Sanften Augenpaar zu ſchauen,
Balſam führet ſie im Munde;
Der da heilet jede Wunde.
Herolde vom höchſten Glücke
Sind die unſchuldvollen Blicke;
Lächelt ſie, ſo könnten Feinde
Plötzlich wandeln ſich in Freunde;
Weinet ſie, wo bliebe mehr
Noch eine Auge thränenleer?
Kurz —

Baron
(fällt ihm ſchnell ein).
Dieß Kurz kömmt viel zu ſpät,
Da das Lob ſchon in die Länge geht.

Baron.
Ach, Baron! Verzeih'n Sie mir.
Wer verplaudert ſich nicht,
Wenn er von der Frauen Zier
Und von ihrer Tugend ſpricht?

Baron.
Nun, ſchon gut! Mir ſcheint indeſſen,
Noch ſey in dem Hauſe hier

Eine zweyte ſolche Zier,
Die Sie, leider, ganz vergeſſen.

Major.

Wie? — Vergeſſen? — Ich? — Adelen?
Nein, o nein!
Doch wenn tief in's Herz hinein
Mir des Morgenſternes Schein
Dringt, und es mit Wonne
Füllt, darf ich darum die Sonne
Nicht auch preiſen?

Baron (lächelnd).

Ach! mit Ihnen
Iſt's heut' wirklich arg. Sie ſchildern
Alles in poet'ſchen Bildern;
Damit kann ich wohl nicht dienen. —
Sehen Sie den Morgenſtern
Und die Sonne wirklich gern,
Nun, ſo kommen Sie, Major,
Heut' zu uns zum Abendmahle,
Wärmen Sie ſich an dem Strahle
Beyder.

Major.

Wahrlich, Ihre Güte
Kommt hier meinem Wunſch zuvor.
(Mit einer Verbeugung ab.)

Dreyzehnter Auftritt.

Baron (allein).

Meine Frau die Sonne? — So? —
Was wär' *ich* dann? — Hm! natürlich
Wär' ich dann der Mond. — Figürlich
Abgebildet hätt' ich dann
Hörner. —
(Heftig auf- und abgehend.)
Wer ſie tragen kann,
Mag's; ich kann und will auch nicht.
Darum nehm' ich den Major
Heute noch recht ernſtlich vor;
Eh' ich noch die Reiſe mache,
Will Adelen
Ich vermählen,
Und zu Ende iſt die Sache.

Vierzehnter Auftritt.

Der Baron. Adele.

Adele,
(welche früher aus ihrem Kabinet getreten iſt, und die letzten Worte mit angehört hat, läuft zu ihrem Vater).
Und *ſchön* zu Ende, ja! mein Väterchen hat Recht.
(Sie küßt ihm die Hand.)

Baron
(mit dem Finger drohend).
Adele hat gehorcht'? Neugieriges Geſchlecht!
Adele.
Sie ſprachen den Major ſchon heute?
Baron.
Ja, ſo eben
Hat er aus dieſem Saal von mir ſich weg begeben.
Du ſah'ſt ihn auch?
Adele.
Ach ja; doch wen'ge Augenblicke.
Er ging gleich zur Mama, und kam nicht mehr zurücke.
Baron.
So?
Adele.
Ja. Er hat mit ihr zu ſprechen ganz allein;
Zuſammen ſchloſſen ſie in's Kabinet ſich ein.
Baron.
Ey?
Adele.
Ja; es mußte wohl recht ſehr was Wicht'ges ſeyn.
Baron.
Wie lange blieb er denn bey der Mama?
Adele.
O, lieber
Papa! wohl eine Stund' und auch noch etwas d'rüber.

Baron
(mit verſtellter Ruhe).
Sie ſprachen wohl von dir, von deinem Ehebunde.
Adele.
Ach ja, man ſpricht ſchon was in einer Glockenſtunde.
Ich ſpürt' — ich ſchäme mich, — zu horchen große Luſt;
Denn was ſie ſprachen, hätt' ich gar zu gern gewußt.
Baron (bey Seite).
Ich auch.
Adele.
Ich mache wohl der Mutter viele Sorgen,
Es kommt ja der Major zu ihr faſt jeden Morgen,
Und immer ſprechen ſie allein die längſte Zeit.
Wie dankbar bin ich ihr!
Baron
(ſich in die Lippen beißend).
Auch mir macht's große Freud'.
Nun geh', Adele, geh' und denke, 's iſt mein Wille,
Daß ſich dein höchſter Wunſch in kurzer Zeit erfülle;
Iſt Lauben deiner werth, ſo gibt's kein Hinderniß
Mehr gegen Eure Eh'.
Adele.
Das iſt er ganz gewiß.
(Sie küßt ihrem Vater die Hand, und hüpft in der Baroninn Kabinet ab.)

Fünfzehnter Auftritt.

Der Baron (allein).

Sie ſchließt ſich ein
Zum heimlichen Bunde,
Mit ihm allein
Eine ganze Stunde?
Und jeden Morgen — ?
Das geht zu weit!
Warum verborgen?
Welch' Heimlichkeit?
Wie, darum alſo ſagen Sie, —
Wenn ich Sie anders recht verſtand:
Adele ſey zu jung, zu früh
Geſchloſſen werde dieſes Band?
Und darum, als zu Hauſ' ich kam,
War Franz ſo ſichtbarlich verlegen?
Ha! meine Wange glüht vor Scham!
Madam! das iſt doch zu verwegen.
Ich duld' es nicht; wo iſt mein Degen?

(Hält plötzlich inne.)

Halt! — Iſt der Verrath auch richtig,
Wie ihn jetzt mir mahlt mein Blut?
Dorn! — Du, du noch eiferſüchtig?
Iſt denn ſträflich, was ſie thut?

Stellt' ich ihr nicht den Major
Selbſt als meinen Liebling vor?
Bath ich ſie nicht ſelbſt darum:
Ihn recht freundlich aufzunehmen? —
Weiche, Argwohn, und ſey ſtumm,
Heft'ger Thor! Du ſollſt dich ſchämen!
Haſt du nicht ſchon hundert Mahl
Ihre Lieb' erprobt gefunden?
Tilgt ein Zweifel ſchon die Zahl
Vieler, vieler ſchöner Stunden?
Nein, ein Herz, das treu und rein
Sechzehn Jahr' an mir gehangen,
Kann durch ſträfliches Verlangen
Plötzlich nicht gewendet ſeyn.
Weichet, Zweifel! — Reine! Treue!
O, vergib mir den Verdacht!
Sieh', der ſchöne Stern der Reue
Glänzt ſchon durch des Argwohns Nacht.
Achten müſſen wir die Frauen;
Wenn wir ihnen feſt vertrauen,
Dann vertrau'n ſie ſelber ſich
Und ſind unerſchütterlich.

Sechszehnter Auftritt.

Baron. Franz (tritt ſchnell aus der Baroninn Zimmer, um über die Bühne zu gehen; als er den Baron bemerkt, verbirgt er ſchnell einen Brief in ſeinem Buſen, aber ſo, daß es der Baron bemerken muß, und will dann weiter gehen).

Baron.

Franz! — Was verbargſt du da?

Franz.

Ich? — Nichts.

Baron.

Ich ſah' es ſchon.

Franz.

O nein!

Baron.

Mir ſchien's ein Brief.

Franz.

Sie irren, Herr Baron.

Baron.

Was war's? Heraus damit, ich will's nun ein Mahl wiſſen!

Franz.

Ja, lieber Gott, da werd' ich's wohl auch ſagen müſſen.
Ach — ach! es war ein Brief.

Baron.
Laß mich ihn ſehen.
Franz (gibt ihm den Brief).
Hier.
(Bey Seite, aber ſo, daß es der Baron hören
muß).
Da wird Verdruß entſteh'n; das war recht dumm von
mir.
Baron
(lieſt die Addreſſe).
Wie? »An den Herrn Major von Lauben« —
(zu Franz). Sag' mir, wer
Schrieb dieſen Brief? — Die Frau?
Franz.
Ich glaube, gnäd'ger Herr!
Baron.
So? Weißt du's nicht gewiß?
Franz (ſchelmiſch).
Nein.
Baron.
Hat man dir befohlen
Vielleicht, ihn dem Major zu geben ganz verſtohlen?
Franz.
Befohlen eben nicht, doch dacht' ich ſo bey mir:
Es gibt wohl für den Herrn ein' Ueberraſchung hier.
Baron (für ſich).
Schön überraſcht man mich.

Franz.

Ihr Nahmensfeſt fällt eben,
Da will man wohl ein Feſt für Sie ganz heimlich geben.

Baron (für ſich).

Ein herrlich Feſt, wobey die Engel weinen müſſen.

Franz.

Da kommt Suſanne; die wird wohl das Näh're wiſſen.

Siebzehnter Auftritt.

Vorige. Suſanne (aus der Baroninn Zimmer).

Franz

(heftig zu Suſannen, mit dem Vorbedachte, daß es der Baron hören ſoll).

Ich ſagte dir's vorher, ich will die Liſt nicht wagen.
Der Herr weiß Alles nun; ich muß die Schuld jetzt tragen.

(Für ſich.)

Nun warte, Kammerkatz', ich lehre beichten dich!

Suſanne (erſtaunt).

Liſt? — Schuld? — Was meint er denn? Was kümmert denn das mich?

Franz.

Du gabſt mir ja den Brief; dir iſt nicht fremd geblieben

Was wohl ſein Inhalt ſey, und wer ihn hat geſchrieben.
(Für ſich.)
Sie muß geſteh'n.

Suſanne.
Was für ein Brief?

Baron.
Verſtell' dich nicht.
(Er hält ihr den Brief vor).
Hier iſt er.

Suſanne (verlegen).
Ach, ja ſo! — Der Brief. —
(Verſtohlen zu Franz.)
Du biſt ein Wicht.

Franz (laut).
Jetzt zankt ſie mich noch aus, ich kann ja nichts dafür.
Der Herr hat ihn geſeh'n, er fordert' ihn von mir.

Baron (gezwungen luſtig).
Wie, Suschen, willſt du mich nicht zum Vertrauten machen?

Suſanne (bey Seite).
Was ſoll ich ſagen? (Laut.) Ach! es iſt ja nur zum Lachen.
Ich kann's nicht plaudern, nein; denn wollt' ich hier nicht lügen,
So brächt' ich Sie dadurch gewiß um ein Vergnügen.

Baron.

Sey unbeſorgt, mein Kind, thu' mir nur Alles kund.
Iſt's ein Geheimniß, nun, ſo halt' ich reinen Mund.

Suſanne (etwas zögernd).

Nun, — meine Frau — und auch Adele — Sehen Sie,
Es iſt der Herr Major ein Freund der Poeſie,
Und da —

Baron.

So? Darum ſchreibt man Briefe? — Und wie lange
Iſt der poetiſche Briefwechſel ſchon im Gange?

Franz.

Beyläufig zwanzig Brief', Antworten auch ſo viel
Hab' ich beſtellt, mehr nicht.

Baron

(zu Franz, dem er den Brief gibt).

Gut, gib das Verſeſpiel
An ſein' Addreſſe ab.

Franz (erſtaunt, für ſich).

Wie? nimmt er das ſo leicht?

(Laut).

Ich eile. (Er tritt in den Hintergrund).

Suſanne

(für ſich in's Fäuſtchen lachend).

Unſer Zweck iſt nun ſchon halb erreicht.

(Sie geht in das Kabinet der Baroninn ab.)

Achtzehnter Auftritt.

Der Baron. Franz.

(Der Baron geht im Vordergrunde heftig auf und nieder; Franz ſteht lauſchend im Hintergrunde).

Baron.

So? — Alſo zwanzig Brief', Antworten auch ſo viel?
Ha! *Der* Correſpondenz ſteck' ich ſchon noch ein Ziel.
Und was das Aergſte iſt, in Verſen noch dabey:
Die Dinger ſind ſo recht gemacht zur Liebeley.
Es iſt kein Zweifel mehr, verrathen bin ich ganz,
Und meine Schande weiß Suſanne und auch Franz.

Franz
(tritt ſchnell vor).

Befehlen?

Baron.

Biſt du noch nicht fort?

Franz.

Mir war's, als ob
Sie mich gerufen.

Baron.

Nein, jedoch verdienſt du Lob
Für deinen Eifer.

Franz
(küßt ihm die Hand).
Ach! wie iſt das Herz mir ſchwer!
Mein lieber, guter Herr, ich kann nicht ſchweigen mehr,
Ich darf nicht länger mehr dazu mich brauchen laſſen,
Um Sie zu hintergeh'n. — Es mögen meine naſſen,
Bethränten Augen, Herr Baron, Sie überzeugen,
Daß ich bereue all' mein Thun und auch mein Schweigen,
Daß ich nicht länger mehr durch Bothendienſt mich ſchände,
Und nie mehr biethe zum Verrath die treuen Hände.
Baron (losbrechend).
Verrath? — Verrath an mir? — Was wagſt du da zu ſprechen?
Gibſt du Beweiſe nicht, werd' ich den Hals dir brechen!
Franz
(herdemonſtrirend).
Muß ich nicht ſeit zwanzig Tagen
Zwanzig ſüße Brieflein tragen,
Ohne, daß der Herr, der Gatte
Auch nur eine Ahnung hatte,
Was ſo heimlich ſich entſpann?

Baron (gelaſſen ſcheinend).

Das iſt nichts. —
(Heftig und erwartungsvoll.)
Was dann? was dann?

Franz.

Auf die Briefchen alle bleiben
Auch nicht aus die Antwortſchreiben,
Sind erwartet ſehnſuchtsvoll,
Sind geleſen freudentoll,
Und verſchloſſen ſorgſam dann.

Baron (wie oben).

Das iſt auch nichts! — Und was dann?

Franz.

Und aus dieſen Briefchen eben
Sich Zuſammenkünft' ergeben,
Ganz geheim und ohne Zeugen.

Baron.

Dann —?

Franz.

Dann —
(ſich mit einem verſchmitzten Lächeln zurückziehend.)
Laſſen Sie mich ſchweigen.

Baron.

Zu hägen den Verdacht, das, Frecher, wageſt du?
Schrieb' ich nicht dieſe Sprach' dem Dienſteseifer zu,
Ich jagte dich davon.

Franz.

Das ſind Sie nicht im Stand';

(Auf den Brief zeigend.)

Ich halte den Beweis ja hier in meiner Hand.

(Macht Miene, den Brief zu erbrechen).

Erlauben Sie, ſo will —

Baron

(entreißt ihm den Brief).

Ha, Burſch, ich will nicht hoffen —!

Franz,

(welcher das Siegel des Briefes in dem Augenblicke aufdrückte, als ihm der Baron denſelben entriß, nun mit Verſchmitztheit darauf deutend).

Was iſt zu wagen mehr? das Siegel iſt ſchon offen.

Baron

(den Brief in der Hand haltend, ſpricht das Folgende ſo, daß man es dem Tone abmerkt, er ſelbſt ſey ſehr begierig, den Inhalt des Briefes kennen zu lernen).

Nun wohl; nur bloß allein, um ganz dich zu beſchämen,
Und der verleumderiſchen Zung' das Gift zu nehmen,
Will ich ihn leſen, (lachend) ja, ihn leſen bloß zum Spaſſe;
Dann pack' dich aber, daß ich dich nicht jagen laſſe.

(Er öffnet den Brief, und lieſt halb leiſe für ſich. Franz tritt in den Hintergrund, lauſcht dort, um Etwas zu erſchnappen, drückt aber durch Geberden aus, daß er nichts verſtehe.)

»Ich würd' gerne ſtreng' auf Sitte halten, und das
»Wort, welches ich ſprach, wieder zurücknehmen;
»allein fort mit aller Ziererey. Liebſt du mich? O,
»bejahe es mir! — Doch glaubſt du vielleicht, ich
»laſſe mich zu ſchnell beſiegen, ſo will ich zögern,
»zürnen, und dir es läugnen, daß ich dich liebe.«

(Läßt die Hand mit dem Briefe ſinken.)

Gott! iſt es möglich! dieß ſchrieb meine Friederike?

(Eine ruhige Miene affectirend zu Franz.)

Du irrteſt, — wußt' es wohl!

(Er geht zu ſeinem Sekretair, und ſiegelt den Brief.)

Franz (für ſich).

Es zeigen ſeine Blicke,
Getroffen hat der Schlag, obſchon der Mund verneint.

Baron (ſtrenge).

Merk' dir's: ſo Manches iſt ganz anders, als es ſcheint;
D'rum hüthe deinen Mund, du warſt ein kecker Thor.

(Gibt ihm den Brief.)

Nimm nur den Brief zurück, und gib ihn dem Major.

Franz (für ſich).
Kurjos! — Nun, nur Geduld! Wirft man den Brand in's Haus,
So glimmt's ein Weilchen erſt, dann ſchlägt die Flamm' heraus.
(Er geht ab.)

Neunzehnter Auftritt.

Der Baron
(allein).

So bin ich denn verrathen und betrogen
Von der, die ich ſo inniglich geliebt!
So iſt die Freude denn von mir gezogen,
Und nichts mehr lebt, das mir ſie wiedergibt;
Wenn *ſie* log, hat die ganze Welt gelogen,
Wenn *ihrer* Seele Spiegel mir ſich trübt,
Dann, Freudenſonn', erhell' der Andern Leben,
Mir kannſt du keinen Strahl der Luſt mehr geben.

Für zarte Scham hielt ich der Wange Roſen,
Es war das Purpurroth verboth'ner Gier;
Für heiße Lieb' hielt ich ihr zärtlich Koſen,
Sie wollte ſtehlen mein Vertrauen mir.
Ich ſah nicht den Vulkan im Blicke toſen,
Die Falſche hielt ich für der Frauen Zier;

Auf ein Mahl ſeh' ich klar, es fällt der Schleyer,
Und haſſen muß ich, die vorher mir theuer.

O Gott! zu viel! ich kann die Qual nicht tragen!
Zu glücklich war ich, bin zu elend jetzt.
(Die Seitenthür öffnet ſich.)
Da kommt ſie mit Adelen. Darf ich ſagen
Der Ungetreuen, was mein Auge netzt?
Nein, der Verluſt verdienet keine Klagen,
Durch eine Thräne würd' er überſchätzt.
Ja, ſchweigen will ich, will mein Herz bezähmen,
Vor ihrer Tochter ſoll ſie ſich nicht ſchämen.

Zwanzigſter Auftritt.

Der Baron. Die Baroninn und **Adele** (aus dem Gemach zur Linken).

Baroninn
(zu ihrem Gemahl tretend, und ihren Arm zärtlich auf ſeine Schulter legend).

Wie, Lieber, ſchon zurück? Iſt dir nicht wohl vielleicht?

Baron (für ſich).

Schon! o, ein herrlich Wort! (laut.) Nein, mir iſt wohl und leicht.
Ich ging, weil heute mir die Arbeit nicht behagte.

Baroninn (für ſich).
Er nahm es ernſtlicher, als mir Suſanne ſagte.
Wohl mir!

Adele.
Nein, Väterchen, das mache mir nicht weiß;
Du haſt Verdruß gehabt, du glühſt, dein Kopf iſt heiß;
Auch ziehſt du deine Stirn' in Falten: ja, ganz richtig,
Es iſt dir was nicht recht.

Baron.
Wohl möglich.

Baroninn (für ſich).
Eiferſüchtig
Iſt er, — ſo wollt' ich es.

Adele.
Den Vater zu zerſtreu'n,
Sollt'ſt du, lieb' Mütterchen, nun wohl ſo gütig ſeyn,
Und deklamiren ihm das herrliche Gedicht,
Das Lauben dir gemacht.

Baron.
So? —

Adele.
Ja, die Mutter ſpricht
Es unnachahmlich ſchön, mit herzdurchglüh'ndem Ton.
(Leiſe zum Baron.)
Sie las es heut' ſchon oft, auswendig weiß ſie's ſchon.

Baroninn.

Du ſiehſt, der Vater hat was Anderes zu denken,
Er wird dem kleinen Scherz wohl kein Gehör jetzt ſchenken.

Baron.

Doch, doch! Ich bitte ſehr, o, ſagen Sie mir's vor;
Bewundern muß ich ja den Styl des Herrn Major.

Adele.

O! der kann ſchreiben, der!

Baroninn.

Recht gern, wenn dich's erfreut.
(Für ſich.)
Gerade kommt das Lied zu recht geleg'ner Zeit.
(Laut.)
Des Liedchens Titel iſt: Vertrauen.

Baron (ſpöttiſch).

O, recht ſchön!
Der Stoff iſt gut gewählt, das muß ich zugeſteh'n.

Baroninn

(trägt das folgende Gedicht höchſt einfach, ohne deklamatoriſchem Prunk, aber ſehr herzlich, und manchmal beziehungsweiſe vor).

Erſchaffen hatte Gottes Macht
Die Erd' in ihrer vollen Pracht:
Die Stern' am Himmel glühten,
Es dufteten die Blüthen,

Und Thier' und Menſchen, klein und groß,
Sie wimmelten in ihrem Schooß;
Doch Eines wich dem Andern aus,
Und baute ſich ein einſam Haus,
Damit es möge ſo allein
In Sicherheit und Ruhe ſeyn. —
Das ſah der Herr, und merkte wohl,
Nicht Alles ſey noch, wie es ſoll,
Und Einem aus der Engel Reigen
Gab er Befehl, herab zu ſteigen,
Das Eis der Herzen aufzuthauen;
Der Engel hieß: —— Vertrauen.

Baron
(mit Gefühl für ſich).

O, ſchöner Engel mit dem leuchtenden Gefieder!
Du weil'ſt nicht mehr bey uns, du flogſt gen Himmel wieder.

Baroninn (fortfahrend).

Und Kränze flocht er unter Scherzen,
Und damit ſchloß er Herz an Herzen,
Nahm aus den Seelen Furcht und Wahn,
Und kettete den Argwohn an,
Und lehrte Menſchen Menſchheit üben,
Sich Brüder nennen, und ſich lieben,
Rückt' an einander Hütt' an Hütte,
Und ſegnend ſtand er in der Mitte,

Und bis an's ferne Weltenende
Reicht' Alles freundlich ſich die Hände,
In keinem Blick mehr Furcht und Grauen,
Und Jeder rief: — Vertrauen!

Baron
(ironiſch).

Gewinnen will Vertrau'n ein Jeder wohl von Ihnen,
Doch Keiner will's verdienen.

Baroninn
(ſchließt das Gedicht).

Und als er ſeiner Sendung Ziel
Vollbracht, gethan des Edlen viel,
Da wollte dieſer Gute, Milde
Zurück zum himmliſchen Gefilde;
Doch Lieb' und Freundſchaft bathen ihn,
Er möchte nicht von ihnen zieh'n,
Weil ohne ihn ſie müßten ſterben,
Die ganze Welt ohn' ihn verderben.
Da blieb er fürder in der Welt,
Die nur durch ihn allein ſich hält;
Am liebſten aber weilt' er da,
Wo er zwey gute Gatten ſah,
Und Hymen ließ ihn gern gewähren;
Der Engel bracht' ihn ja zu Ehren,
Er mag ſich keinen Tempel bauen,
Wohnt nicht bey ihm — Vertrauen.

Baron.
Genug, Madam, genug! Ich mag nichts weiter hören.
(Für ſich)
Ha! die Verſtellung muß das Aeußerſte empören!
(Stürzt in ſein Gemach ab.)

Ein und zwanzigſter Auftritt.

Baroninn. Adele.

Baroninn (für ſich).

Er iſt ſehr tief bewegt, die Arzeney war ſtark;
Sie mußte wohl ſo ſeyn, ſonſt greift ſie nicht in's Mark.

Adele.
Was hat der Vater denn? Er ſcheint dir ja zu grollen?

Baroninn (lächelnd).
Hat nichts zu ſagen, Kind, bald wird er nicht mehr ſchmollen.
Das ſind ſo nebenbey der Eh' Annehmlichkeiten;
Die beſten Männer ſind auch böſe wohl zu Zeiten.

Adele.
Ach! wie du mich erſchreckſt! — Sag' mir, ich bitte ſehr:
Sind *alle* Männer ſo?

Baroninn.
Der minder, Jener mehr;
Doch Jeder hat ſein Theil.
Adele.
Der Himmel ſey mir gnädig!
Dann heirath' ich auch nicht.
Baroninn (oben hin).
Je nun, ſo bleibe ledig.
Adele.
Ah, das wär' wieder gar zu viel! dieß Mittel wäre
Viel ſchlimmer noch, als ſelbſt die Krankheit iſt.
Baroninn.
Begehre
Nie zu viel von dem Mann, den du dir haſt gewählt;
Ein Glück iſt's, wenn er nicht der Schlimmſte auf der Welt.
Mein Kind! die Ehe iſt ein Band,
Nicht ſtets gewebt aus Roſen,
Wenn man ſo wandelt Hand in Hand,
Manchmal auch Stürme toſen.
Doch ſind ſie wieder dann vorbey,
Und lacht die Sonne heiter,
So geht man glücklicher auf's Neu'
Auf ſeinem Wege weiter.
Adele.
Du weiſt ja wohl, ich kann Gewitter gar nicht leiden.

Sag', kann man in der Eh' denn nie ſie ganz vermeiden?

Baroninn.

Schwer; — denn manchmal unverhofft
Kommt ſolch ein Getümmel,
Und der Donner brüllet oft
Bey ganz heit'rem Himmel.
Jegliches Gewitter bringt
Aber doch uns Segen,
Weil ſich die Natur verjüngt
Stets nach Sturm und Regen.

Adele (mit einem Seufzer).

Nun, wenn's durchaus ſeyn muß, ſo mag der Sturm denn wüthen;
Doch mag der Himmel vor dem Zünden uns behüthen.

Zwey und zwanzigſter Auftritt.

Vorige. Suſanne.

Suſanne (anmeldend).

Der Herr Major iſt da.

Baroninn.

Recht gut; nur gleich herein.

(Suſanne geht ab.)

Baroninn (zu Adelen).

Zu ſprechen haben wir, geh', laß uns jetzt allein.

Adele (für ſich).

Allein und ſtets allein; das kann ich nicht verſteh'n.
Es handelt ſich um mich, und ich darf ihn nicht ſeh'n.
So viele Heimlichkeit — man ſollt' es doch nicht meinen, —
Iſt nöthig, um ein Paar auf ewig zu vereinen.

Baroninn.

Was überlegſt du da?

Adele (zärtlich).

Daß du ſo ſehr mich liebſt,
Und daß du für mein Glück dir zu viel Mühe gibſt.

Baroninn.

Du weißt ja, daß ich nur in deinem meines find'.
Da kommt ſchon der Major. Geh' jetzt, mein liebes Kind.

(Lauben tritt ein, Adele geht durch die Mitte ab, indem ſie dem Eintretenden unter der Thür eine Verbeugung macht.)

Drey und zwanzigſter Auftritt.

Major. Baroninn.

Baroninn.

Nun, Major, wir ſind allein,
Und gewonnen iſt das Spiel;

Bald gelangen wir an's Ziel,
Denn mein Gatte glaubt dem Schein.

Major.

Ach, er dauert mich wohl ſehr,
Denn das Auge heftet er
Feſt auf eine Truggeſtalt,
Welche Eiferſucht ihm mahlt,
Und er überſieht dabey
Die ſo ſchöne Wirklichkeit.

Baroninn.

Freund! noch laß' ich Sie nicht frey.
Denken Sie, ich hab' Ihr Wort:
Spielen müſſen kurze Zeit
Unſ're Rollen wir noch fort.

Major.

Ach! die Rolle iſt ſo ſchön,
Die Sie hier mir zugedacht,
Und der Lohn iſt auch ſo groß,
Der am Schluß dem Künſtler lacht.

Baroninn.

Dieſer Lohn ſoll Ihnen werden.
Was das Liebſte mir auf Erden,
Anvertrauen will ich's Ihnen.

Major

(küßt ihr die Hand).

Gnäd'ge Frau, ich will's verdienen.

Baroninn (für ſich).
Alſo, Herr Gemahl, Sie wollen, —
Ob auch meine Thränen rollen, —
Nimmer ſich dazu bequemen,
Mich nach England mitzunehmen?
Wollen ſehen, wollen ſehen!
Bald, recht bald wird's anders ſtehen.
(Zum Major.)
Haben Sie den Brief erhalten,
Den ich Ihnen ſandte?

Major.
Ja;
Doch ein wenig ſpäter dieß Mahl,
Als es täglich ſonſt geſchah.

Baroninn.
Waren Sie mit ſeinem Inhalt
Auch zufrieden?

Major (küßt ihr die Hand).
O, recht ſehr!

Der Baron
(tritt aus ſeinem Gemach, und bleibt, da er Beyde beyſammen ſieht, leiſe und horchend im Hintergrunde ſtehen).

Baroninn,
(welche ihn bemerkt, leiſe zum Major.)
Reden Sie ein Bischen feurig,
Denn da hinten lauſchet er.

Major.
Wahrlich! die verſchmähte Liebe
Haben Sie in Ihrem Brief'
Ausgedrückt ſo ganz vortrefflich,
Daß mir's drang zum Herzen tief.
Baroninn (verſtellt).
Freund, Sie ſchmeicheln, —
Baron (für ſich).
Ha, verflucht!
Baroninn.
Soll mich wirklich ſehr erfreuen,
Wenn ich traf, was ich verſucht.
Major.
Süßer ließ ſelbſt Shakeſpear' nicht
Seine Julie Liebe flöten.
Baron (für ſich).
Dieſe Flöten ſtimm' ich Euch!
Baroninn.
Freund! Sie machen mich erröthen.
Major.
Schöne Frau, Sie überflogen
Ihren Lehrer lange ſchon;
Wollt' ich länger Sie belehren,
Spräch' ich mir nur ſelber Hohn.
Baron
(ſich in die Lippen beißend).
Sie weiß freylich Alles ſchon.

Major.
Darum geb' ich Ihnen, Theure,
Keine Stunde mehr fortan;
Nehmen künftig Sie zum Lehrer
Ihren Geiſt, Ihr Herz nur an.

Vier und zwanzigſter Auftritt.

Vorige. Der Baron (tritt vor).

Baron.
Nun iſt's genug, Madam!
Baroninn
(ihm fröhlich mit dem Finger drohend).
Du horchteſt?
Baron.
Leider, ja!
O, wunderliebliche Geſchichten hört' ich da,
Die noch mir gellen.
Baroninn
(die Achſeln zuckend).
Ja, der Horcher an der Wand —
Baron.
O, ſprechen Sie's nur aus: hört ſeine eig'ne Schand'.
Doch iſt der Horcher, ſo wie ich, ein Mann von Ehre,
So nimmt er Rache ſich für ſolche Schmach.

Major.
Was wäre
Denn hier zu rächen?
Baron.
Was? Das werd' ich Ihnen ſagen,
Den Degen in der Hand.
Baroninn.
Mein Freund, du willſt dich ſchlagen?
Baron (mit Verachtung).
Für *dich* nicht, nur für mich.
Major.
Sie werden doch nicht glauben,
In dem Verhältniß, das mich hier —
Baron.
Mein Herr von Lauben,
Um ſechs Uhr morgen früh erwart' ich Sie.
Major.
Baron!
Sie ſprechen mit dem Freund in einem ſeltnen Ton.
Baron (höhniſch lachend).
Seht doch den treuen Freund! Haha! bey meiner Ehr',
Wenn ſo was Freunde thun, was thut der *Feind* denn mehr?
(Ironiſch.)
Ja, freylich, ich vergaß — verzeihen Sie, ich bitte, —
Die *neue* Freundſchaft kennt nicht *alte* gute Sitte,

Zuſammen ſchwatzen und zuſammen trinken, lachen,
Zuſammen auch den Hof demſelben Weibe machen,
Das heißt ſo Brüderſchaft nach heutigem Geſchmack,
Sie knüpft und löſet ſich bey einer Pfeif' Taback.

Major (heftig.)

Genug, Baron! ich bin bereit —

Baroninn.

Major! Geduld.

(Pathetiſch.)

Auf Ihnen nicht, — auf mir nur laſtet alle Schuld;
Mir alſo liegt es ob, die Sache auszufechten,
Und zu zerſtreuen den Verdacht, den ungerechten.
Ich bitte, laſſen Sie für's Erſte uns allein;
Adelen ſuchen Sie, ſie wird im Garten ſeyn.
Daß keinen Andern ich zum Sekundanten nehme,
Wenn's etwa zwiſchen *uns auch* zum Duelle käme,
Verſprech' ich Ihnen.

Major.

Jetzt bitt' ich nicht mehr zu ſpaßen;
Solch' Schändlichkeit darf ich nicht auf mir ruhen laſſen.

(Er geht mit einer Verbeugung ab.)

Fünf und zwanzigſter Auftritt.

Vorige, ohne den Major.

Baroninn (ſehr luſtig).

Mann! heute haſt du eine ſchreckliche Laune.

Baron.

Du ſcherzeſt noch?

Baroninn.

Nun, weßwegen denn nicht?

Baron.

Die Frechheit geht wirklich zu weit, ich erſtaune!
Spricht ſo ein Weib, das die Treue bricht?

Baroninn.

Zum erſten Mahle ſeit ſechzehn Jahren
Kehrt Zwiſt in unſerer Ehe ein,
Zum erſten Mahle muß ich gewahren,
Du könneſt — auch eiferſüchtig ſeyn.

Baron.

Ich habe ſtets zu ſehr dich geachtet,
Um einem Zweifel zu geben Raum,
Die Liebe hatte die Wahrheit umnachtet,
Jetzt aber erwach' ich aus meinem Traum.
Ich ſah' deinen Buhlen um Liebe flehen,
Ich las die Briefe von Seufzern ſchwer,
Und was ich gehört, und was ich geſehen,
Das läugnet mein Herz vergebens mehr.

Genug, kein Wort mehr von dieſem Allen!
Madam! Sie ſehen wohl ſelber ein;
Nach dem, was zwiſchen uns vorgefallen,
Muß es auf ewig geſchieden ſeyn.

Baroninn.

Geſchieden? das Wort iſt geſchwinde geſprochen,
Doch koſtet die That nicht mehr dich, mein Freund?
Und iſt ſo leicht ein Band gebrochen,
Das uns ſchon ſechszehn Jahre vereint?
Dann, ach! dann haſt du mich nie geliebt!

Baron.

Von Liebe ſprichſt du, die Beweiſe mir gibt,
Daß ſie ſo ſchändlich mich hintergangen?

Baroninn.

Beweiſe? Und welche denn, wenn es beliebt?

Baron.

Genug, ich will nicht von vorn' anfangen;
Kannſt du dir verzeihen, ich ſcheid' ohne Groll;
Doch dabey bleibt es, wir müſſen uns trennen.
Die Summe, die ich dir abtreten ſoll
Zum Unterhalt, magſt du ſelber benennen.

Baroninn.

Ich ſoll begehren?

Baron.

Ja, wähle, wähle!

Baroninn
(freudig für ſich).
O, herrlich! das paßt mir in meinen Plan!
Da haſt du ein Heirathsgut, meine Adele.
(Laut.)
Weil Sie es denn wollen, großmüthiger Mann!
Zehntauſend Ducaten. —
Baron.
O ja, mit Vergnügen!
Baroninn.
Sie halten doch Wort, und vergeſſen nicht?
Baron.
O nein! ich kann nicht, wie Sie, betrügen,
Verſprechen zu halten däucht mir Pflicht.
Baroninn
(mit verſtellter Wehmuth).
Nun wohl, weil wir alſo denn ſcheiden müſſen
Auf lange — ach Gott, auf immer vielleicht!
So ſollen Sie wenigſtens Alles wiſſen,
Ablegen will ich offene Beicht'.
Baron.
Bemüh'n Sie ſich nicht; mir iſt Alles bekannt;
Ihr Liebesbrief war in meiner Hand.
Baroninn (wie oben).
Es war nicht der einzige. — Lange zuvor
Stand ich ſchon im Briefwechſel mit dem Major;
Wir ſchrieben wohl hundert Brief' uns ſchon.

Baron.

Madam! ich ſtaune! — Iſt dieß der Ton? —

Baroninn

(geht zum Tiſch, und klingelt).

Ich will Alles öffentlich eingeſteh'n:

Sechs und zwanzigſter Auftritt.

Vorige. Suſanne.

Baroninn (zu Suſannen).

Franz ſoll ſogleich auf mein Zimmer geh'n:
Er findet ein Käſtchen im Sekretair,
Das bring' er mir auf der Stelle hierher.

Baron.

Nicht nöthig.

Baroninn.

Doch, doch! ich bitte recht ſehr.

(Zu Suſannen.)

Du holſt meine Tochter und den Major,
Und bringſt gleich Beyde.

Baron (für ſich).

Was hat ſie vor?

(Suſanne geht zur Mitte ab.)

Sieben und zwanzigſter Auftritt.

Der Baron. Die Baroninn.

Baron.

Unkluge! bedenke! was fällt dir ein?
Soll deine Tochter bey dieſer Erklärung,
Die dich beſchämet, noch Zeuge ſeyn?

Baroninn.

Ich fordr' es von dir, und hoffe Gewährung.

Acht und zwanzigſter Auftritt.

Vorige. Adele. Der Major. Suſanne und Franz. (Letzterer geht in das Kabinet der Baroninn, kommt gleich darauf mit einem Käſtchen in der Hand, zurück, und bleibt im Hintergrunde ſtehen.)

Baroninn
(komiſch feyerlich).

Tritt näher Franz, und gib das Käſtchen mir.
(Franz überreicht das Käſtchen.)

Baroninn (zum Baron).

Mein Herr!
(Sie ſchließt das Käſtchen auf, und reicht es dem Baron.)
Hier iſt die ſträfliche Correſpondenz. Recht ſehr
Muß ich Sie bitten, alſogleich ſie zu durchſeh'n.

Baron.

Auch dieſe Schmach noch! — Ha! zu viel, ich muß geſteh'n.

Baroninn

(nimmt einen Brief heraus, und reicht ihn dem Baron).

Ich bitte, leſen Sie.

Major.

Ich ford're es von Ihnen.

Baron (nimmt den Brief)

Nun wohl! ſo ſey beſtraft dieß ſchändliche Erkühnen.

(Während er lieſt, ſpricht die Baroninn heimlich mit Suſannen, welche in das Kabinet abläuft, aber ſogleich wieder mit einem Buche zurück kommt, das ſie ihrer Gebietherinn einhändigt)

Baron (leſend).

»Noch drey Worte, dann gute Nacht. Wünſchet deine
»Liebe, mit Tugend gepaart, Vermählung, ſo laß
»mich morgen wiſſen durch Jemand, den ich dir ſen-
»den will, wo du die Trauung willſt begehen, mein —
»Romeo!«

Mein Romeo? — Ha! was iſt das?

(Nimmt ſchnell einen andern Brief, und beſieht ihn.)

Und Romeo hier?

(Beſieht noch einen.)

Hier auch?

Baroninn
(hält ihm lächelnd mehrere Briefe vor).

Othello auch, — Antonius — und Lear —
Die Heinriche — und hier — der Sturm.

Baron.

Iſt's Wahrheit?

Baroninn.

Ja.
Wir nahmen unſern Styl aus dieſem Buche da.
(Zeigt es ihm.)
Es iſt dein eig'nes Buch; es iſt dir doch bekannt?
Shakeſpear's dramatic Works in einem einz'gen Band.

Baron.

Mein Gott! — Und du — und er? — es will das Herz mir brechen!
Du ſchuldlos, liebes Weib? Vor Luſt kann ich nicht ſprechen!

Baroninn (lächelnd).

Sieh, Engliſch mußt' ich ja vor Allem erſt verſteh'n,
Wollt' anders ich mit dir nach Großbrittanien geh'n.
Du ſagteſt mir das ſelbſt; da gab denn der Major
Mir Unterricht darin.

Baron
(ſich vor den Kopf ſchlagend).

Und ich, ich blöder Thor! —

Major.

Freund, dieß Verſtändniß war's, das zwiſchen uns beſtand.
Für Engliſch hielten wir's, Sie für ein teufliſch Band.

Baroninn
(mit einer Verbeugung).

I kan already speak good english and you may without hesitation take me to London.

Baron.

Ach, Friederike!

Major
(gibt ihm einen Brief).

Hier iſt auch der letzte Brief,
Der Ihnen heute durch die Seele ſchnitt ſo tief.
Nur eine Seite las der eiferſücht'ge Mann;
Seh'n Sie, ich bitte ſehr, nun auch die and're an.

Baron (lieſt.)

»Verbeſſern Sie, lieber Freund, dieſe ſchwache Ueberſetzung, und haben Sie Geduld mit Ihrer Schülerinn

Friederike.«

(Fällt zu den Füßen ſeiner Frau.)

Zu deinen Füßen ſieh' den Argwohn mich bereu'n!
Fried'rike, kannſt du mir, und willſt du mir verzeih'n?

Baroninn.

Dem Neu'gen ſey verzieh'n, ich geh' nicht in's Gericht,
Vergeſſen will ich auch das böſe Traumgeſicht;
Nur die verſprochenen zehntauſend Goldſtück' nicht.
Gewagt haſt du es, mich ganz ſchuldlos anzuklagen;
Wer den Prozeß verlor, muß die Expenſen tragen.
(Vereinigt Adelen mit dem Major.)
Die Summe ſchenk' ich Euch als Heirathsgut.
(Zum Baron.)
Du ſiehſt,
Daß du nun ganz und gar auf's Haupt geſchlagen biſt,
Mußt wider Willen dich zum Heirathsgut bequemen,
Und da ich Engliſch kann, mich mit nach England nehmen.

Baron (küßt ihr die Hand).

Wie gern! Der Friede iſt ja auch für Millionen
Zu theuer nicht erkauft; ſo ſtrafen heißt belohnen.
(Zu Franz.)
Du ſchnürſt den Bündel.

Franz.

Herr Baron, ich bitte ſehr!
Mein Fehler rührt ja nur von großem Eifer her.

Suſanne.

Hab' ich dir's nicht geſagt? der Sieg wird uns nicht ſchwer.

Baroninn.

Vergib dem armen Schelm, kein Schaden war dabey.
(Mit Beziehung.)
Er zweifelt, leider, nicht allein an Weibertreu';
'S gibt Viele ſeiner Art. Straft man die Ander'n nicht,
Warum denn ihn allein? das wär' ein ſchlecht Gericht.

Gruppe.

(Der Vorhang fällt.)

Der
Kuß durch einen Wechſel.

Poſſe in einem Akt, nach Scribe.

Aufgeführt auf dem k. k. Hoftheater in Wien unter dem Titel:
Der Kuß durch Anweiſung.

Perſonen:

Frau von Hellwald.
Theodore, ihre Nichte.
Max Bern.
Philipp, ſein Bedienter.
Martin Hips, Pächter eines Meierhofes der Frau von Hellwald.
Hanne, ſein Weib.

Die Scene iſt auf dem Lande.

(Die Bühne ſtellt ein Dorf vor.)

Erſter Auftritt.

Max Bern (tritt der Erſte auf, in einem Buche eifrig leſend. Keuchend folgt ihm Philipp nach, betrachtet ihn eine Weile, und ſpricht dann, indem er ſich den Schweiß von der Stirne trocknet.)

Philipp.

Gnädiger Herr!

Max.

Was gibt's?

Philipp.

Der Menſch iſt nicht allein zum Spazierengehen, ſondern auch zum Niederſitzen auf der Welt.

Max.

Laß mich in Ruhe!

Philipp.

Zwey Stunden gehen wir ſchon in Einem fort, über Wieſe und Feld. Der Roman, den Sie da leſen, muß ſehr unterhaltend ſeyn.

Max.

Roman? — Da ſieh. (~~Zeigt ihm das Titelblatt~~).

Philipp (~~lieſt~~).

»Das Recht der — der — (~~reibt ſich die Augen~~) der Vernunft.«

Max.

Ja, der Vernunft.

Philipp.

Das iſt ſpaßig, daß Euer Gnaden das Ding ſo ohne Anſtand fortleſen können; ich hätte gedacht, daß müßte für Sie hebräiſch ſeyn.

Max.

Keine Anmerkungen, Herr Philipp! Aus dieſem Buche kann man Alles lernen.

Philipp.

Verzeihen Sie, — aber lernt man darin auch ſeine Schulden bezahlen?

Max.

Bezahlen? — Nein; — aber vergeſſen lernt man ſie.

Philipp.

Da hätten Sie das Buch Ihren Gläubigern zuſenden ſollen, gnädiger Herr. Die Menſchen haben ein entſetzliches Gedächtniß. — Sie hatten gut die Hauptſtadt verlaſſen, und ſich auf dem Lande anſiedeln; die Kerls haben Ihre Einſamkeit ſchon ausgekundſchaftet, denn erſt zuvor hab' ich im Wirthshauſe zum **rothen Mohren** ein Paar ſehr bekannte Geſichter geſehen. Da wird wohl nichts zu thun ſeyn, als um Prolongation der Wechſel anzuſuchen, oder neue zu ſchreiben. Wenn es Euer Gnaden gefällig wäre, ich habe zur Vorſicht immer einige ſolcher geſtempelter Dinge in der Taſche. (~~Er biethet ſie ihm an.~~)

Max

(~~nimmt die Wechſel, und ſteckt ſie in ſeine Taſche~~).

Geh' zum Henker, du und meine Gläubiger! (~~auf- und abgehend~~). Es iſt nun ein Mahl keine Ruhe in der Welt; ſucht man auch den Frieden in der Einſamkeit, will man auch die Welt und die Menſchen fliehen, — vergebens, ſie laſſen Einem keine Ruhe. — Man kann kein Myſantrop werden, wenn man's auch will.

Philipp.

Aber warum wollen Sie's denn werden? es gibt ja noch andere hübſche Aemtchen auf der Welt. — Nein, ich kann's nun ein Mahl nicht begreifen! Sie ſtehen auf dem Punkte, ein liebenswürdiges Mädchen zu heirathen, das Sie raſend zu lieben vorgeben, Sie ſollen mit ihr eine ſchöne Summe Mitgift erhalten, die Ihnen ſehr gelegen kommt, und zwey Tage vor dem Verſprechen verlaſſen Sie das Schloß der Tante und Ihrer Geliebten, und flüchten ſich in dieſes Dörfchen, wo wir ſchon durch vier Tage in einem Wirthshauſe wohnen, und warum das Alles? — weil Ihnen philoſophiſche Ideen in den Kopf gekommen ſind.

Max.

~~Nu, ſieh, mein lieber Philipp, das iſt nicht ganz ſo, wie du denkſt, und wie ich dir im erſten Augenblicke ſagte.~~ Die philoſophiſchen Ideen kommen mir erſt dann, wenn mir nichts Anderes übrig bleibt. Ich ehre Bachus und Amor, aber ich verachte den erſten, wenn mir der Doctor Diät vorgeſchrieben, und den zweyten, wenn mir mein Liebchen den Abſchied gegeben hat. Und jetzt, — meiner armen Seele, — jetzt bin ich in dieſer Lage.

Philipp.

Wirklich?

Max.

Allerdings. Zwey Jahre ſind es nun, daß ich Eintritt erhielt in dem Hauſe der Frau von Hellwald. Ich konnte ihre Nichte nicht ſehen, ohne ſie anzubeten; wer hätte es auch gekonnt? — ich liebte ſie raſend, du weißt es. — Alles war beſchloſſen, das Verſprechen ſollte vor ſich gehen, — doch die Tante, eine lebhafte, etwas romanhafte Frau, aber ſonſt das beſte Weib auf der Welt —

Philipp.

Setzt Ihnen einen Liebhaber entgegen, den Gutsbeſitzer hier in der Nähe, Herrn von Kaling, nicht wahr?

Max.

Nicht doch. — [redacted]! ihr Wort hätte ſie um keinen Preis gebrochen. Die Frau hat tauſend gute Eigenſchaften, aber auch einen großen Fehler, ~~woran vielleicht die Erziehung Schuld~~: — Sie will, der Mann ſoll ſeiner Frau getreu bleiben?

Philipp.

Will ſie?

Max.

Stelle dir vor! — ~~Und~~ darin iſt ſie ſo ſtrenge, daß man's gar nicht mehr ein Vorurtheil nennen kann; es geht ſchon bis zur Lächerlichkeit. ~~Die geringſte Veränderlichkeit, den kleinſten Scherz~~ ſieht ſie für ein Verbrechen an, welches ſich gar nicht mehr gut machen läßt.

Philipp.

Nun, wenn Sie aber das wußten, ſo hätten Sie ſich —

Max.

Darnach betragen ſollen? Hab's auch gethan, habe meiner Lebhaftigkeit Feſſeln angelegt, daß ich darunter ge[redacted]t habe. Aber — o Himmel! — die Natur! die heilige, unbezwingbare Natur! — Zwey Tage vor dem Ver~~ſprechen geh'~~ ich auf die Jagd, und halte bey einem Meierhofe an, um mich etwas zu erfriſchen; — da ſeh' ich ein kleines, allerliebſtes Mädchen — du kennſt ſie ja, Liſe nennt ſie ſich.

Philipp.

Freylich kenn' ich ſie. Ein kleiner, ſchwarzer Käfer, mit ein Paar Flämmchen im Geſichte.

Max.

Ich rede mit ihr, und redend, ohne es zu wollen, tret' ich in die Hütte. Sie erzählt mir ſo dieß und das, und gibt mir Milch; ich ſage dir, ganz delikate Milch. Ich will ſie dann bezahlen, habe aber zum Unglück kein Geld bey mir; — nun, Etwas mußt' ich dir doch geben, — ich geb' ihr alſo, ohne alle üble ~~Intention~~, ein Küßchen, als die Thür ſich öffnet, und Frau von Hellwald mit meiner Zukünftigen eintritt. Da ~~gibt~~'s kein Rechtfertigung~~smittel~~ für mich, ſie wollten mich ~~auch~~ gar nicht anhören, und im Zorn erklärte mir die Tante, ich dürfte mich künftig nicht mehr auf ihr Schloß bemühen, ſie ſey Willens, ihre Nichte Herrn von Kaling zur ~~Ehe~~ zu geben. Theodore ſtimmte weinend auch mit ein. Alles war abgebrochen; ich, in Verzweiflung, eile hierher in dieſes Dorf, ~~welches drey Stunden weit von dem Schloſſe entfernt iſt~~, und will hier der Welt, allen ihren Freuden und allen ihren Milchmädchen auf ewig entſagen.

Philipp.

Iſt das Ihr Ernſt, gnädiger Herr?

Max.

Kannſt du daran zweifeln? Bin ich nicht unglücklich genug, diejenige verloren zu haben, die ich ſo grenzenlos liebte, und verloren durch meinen Leichtſinn?!

(~~Man hört Tanzmuſik.~~)

Ha! was iſt das?

Philipp.

Das iſt eine Hochzeitmuſik. Es wird heute dort in jenem Hauſe eine gefeyert. So eben begleiten ſie die Braut nach Hauſe. Wenn Sie ein wenig verziehen wollen, können Sie ſie ſehen.

Max. [illegible]

Ich? eine Hochzeit ſehen? Zeuge ~~ihres~~ Glückes ſeyn? [illegible] nein. Ich entſage der Liebe, den Weibern auf ewig! — Philipp, iſt die Braut hübſch?

Philipp.

Es iſt die kleine Hanne, die Tochter unſers Gaſtwirths. Sie heirathet den Martin Hips, auch einen Pächter der Frau von Hellwald; denn ſie hat in dieſer Gegend auch Grundſtücke und einen Meierhof.

Max.

Wie? den Martin? der ſo dumm, und dabey ſo eiferſüchtig iſt? da beklage ich die arme Hanne ſehr. Das Mädchen iſt ſo hübſch.

Philipp.

Ha, ſehen Sie nur, da kommt ſie. — Jetzt bleibt ſie ſtehen, und verabſchiedet die jungen Mädchen, die ſie begleiten.

Max.

Wie nett ſie gekleidet iſt, und der ſchöne Wuchs, und das niedliche kleine Füßchen! — Geh', Philipp, laß mich allein.

Philipp (~~pathetiſch~~).

Gnädiger Herr! bedenken Sie Ihr Verſprechen.

Max.

Ah! laß mich nur. Das iſt ja kein Milchmädchen.

Philipp
(~~nimmt das Buch von einer Bank, worauf es Max gelegt~~).

Und ihre Lectüre —?

Max.

Nimm das Buch mit; ich folge dir binnen wenigen Augenblicken, dann leſe ich weiter.

Philipp.

Ja, ja, die Vernunft laſſen wir für ſpäter.

(~~Geht ab.~~)

Zweyter Auftritt.

Max. Hanne (~~will ſchnell über die Bühne gehen.~~)

Max
(~~hält ſie zurück~~).

Laß dir doch ein wenig Zeit, liebes Hannchen.

Hanne.

Verzeihen Sie, gnädiger Herr; aber ich darf mir keine Zeit laſſen. Ich bin erſt vor einer halben Stunde vermählt worden, und da würde mir's mein Mann wohl ſehr übel nehmen, wenn ich ihm nicht wenigſtens den heutigen ganzen Tag ſchenkte.

Max.

Der Glückliche! Was gäb' ich an ſeiner Stelle zu ſeyn! (~~blickt Hannchen an.~~) So wie dieß Mädchen, würde ſich auch meine Theodore nach mir ſehnen, — (~~faßt ihre Hand~~) ſo wie ich Hannchens Hand faſſe und drücke, würde ich auch ihre Hand faſſen und drücken; ſo wie ich dieſe mit meinem Arm umſchlinge, (~~er thut es~~) würde ich auch jene umſchlingen. — O, dieſe Idee! — (~~drückt ſie an ſich.~~)

Hanne

(~~ſucht ſich ihm zu entwinden~~).

Seyn Sie doch nicht ſo ſchlimm, gnädiger Herr!

Max.

O, beſorge nichts; ich wollte nur mit dir ſprechen, um dich recht derb auszuzanken. — Hanne! iſt das ſchön von dir? du vermählſt dich, und ſagſt mir gar nichts davon? mir, der ich bey deinem Vater wohne, und alſo ſo zu ſagen, zum Hauſe gehöre? das hat mich recht gekränkt. Es iſt mein einziges Vergnügen, junge, hübſche Mädchen, wie du biſt, auszuſtatten, und das hätt' ich auch recht gerne bey dir gethan.

Hanne.

Ich bedanke mich recht ſchön, gnädiger Herr; aber das hat ſchon ein Anderer, auch ein guter Herr, gethan.

Max.

So? Und wer denn?

Hanne.

Ein reicher Herr aus unſerer Nachbarſchaft, ein Gutsbeſitzer; der Herr von Kaling.

Max.

So? Der? (für ſich.) Den verdammten Kaling find' ich überall auf meinen Wegen. (laut.) Sieh, liebes Hannchen, ich möchte doch gar zu gerne Etwas für dich thun und für Martin, der mir ein recht braver Burſch zu ſeyn ſcheint. — Höre mich alſo, Hanne! Ich pränumerire mich indeſſen: ich will Pathe ſeyn bey Euerem erſten Kinde.

Hanne (verſchämt).

Ach! gar zu viel Ehre!

Max.

Der Platz iſt doch noch nicht vergeben?

Hanne.

Nein, gnädiger Herr.

Max.

Er bleibt mir auch ganz gewiß?

Hanne.

Ganz gewiß.

Max.

Du mußt mir ein Pfand geben.

Hanne.

Ja, was hab' ich denn?

Max.

Sieh mich an, Hannchen.

Hanne

(~~ſich vor ihm hinſtellend, aber mit den Augen zwinkernd~~.)

Ich thu' es ſchon.

Max.

Nicht ſo; feſter, zärtlicher.

Hanne.

Ach! was würde denn Martin ſagen?

Max.

Nun, du thuſt es ja für ihn; ich will ja ihm auch wohl.

Hanne.

Ja, wenn's ſo iſt, da muß ich es wohl als gute Gattinn thun.

Max.

Freylich.

Hanne

(~~ſieht ihn zärtlich an~~),

Nun und dann?

Max.

Dann — dann gib mir einen Kuß.

Hanne.

Ey bewahre! Wo denken Sie hin?

Max.

Sieh, ich will dein Gevatter ſeyn, ich will für dein Kind ſorgen; iſt dir dafür ein Küßchen zu viel?

Hanne.

Nun freylich, als eine gute Mutter muß ich das wohl auch thun.

(~~Max küßt ſie. In dieſem Augenblick tritt Martin ein~~)

Dritter Auftritt.

Vorige. Martin.

Martin.

Holla he! — Mord, Brand, Spektakel! Was iſt denn das?

Hanne.

Nichts. (~~Sie ſpringt auf die andere Seite.~~)

Martin.

Nichts, hört man nicht ſchnalzen; ich hab's aber gehört.

Hanne.

Der gnädige Herr will uns das erſte Kind zur Taufe halten, und da hat er mich um einen Kuß gebeten; ich konnte doch nicht Nein ſagen. (~~läuft ab.~~)

Martin.

So? Weil ſie alſo erſt am Altar zu mir Ja geſagt hat, ſo glaubt ſie, ſie kann gar nicht mehr Nein ſagen?

Max.

Was zankſt du denn da, Martin, wegen eines Ja oder Nein?

Martin.

Ja, ſo was hat manchmahl gar ſchlimme Folgen, und ein Kuß iſt keine Kleinigkeit. Es ſoll Leute geben, die küſſen können, daß man's in ſeinem ganzen Leben nicht mehr vergißt. Nein, das kann und das will ich nun ein Mahl nicht leiden! Rächen will ich mich an ihr, die ſo ſchnell ihre Schwüre vergeſſen hat, und an Ihnen auch, gnädiger Herr, der gar nichts vergißt. Geh'n will ich, geh'n, und einen Lärmen machen, daß ſich alle Häuſer im Dorfe darüber verwundern ſollen; die ganze Nachbarſchaft ſoll es erfahren, daß Sie meine Frau geküßt haben.

Max.

Sey doch klug, Martin! Was haſt du denn davon?

Martin (~~weinerlich~~).

Ja freylich, da hab' ich gar nichts davon.

Max.

Bedenke, das iſt ja ſo Sitte, daß man eine Braut küßt.

Martin.

So? iſt das ſittlich? Alſo, wenn Sie, gnädiger Herr, ein Mahl heirathen, ſo würden Sie's auch zugeben, daß die ganze Welt Ihre Braut küßt?

Max.

Das verſteht ſich.

Martin.

Ah, gehn Sie weg! das glaub' ich nicht.

Max.

Verſprich mir, daß du auf Hannchen nicht böſe ſeyn willſt, und ich gebe dir mein Wort, wenn ich mich einſt verheirathe, ſo ſoll dir erlaubt ſeyn, meiner Braut den Kuß wieder zu geben, den ich der Deinigen jetzt genommen habe.

Martin.

Iſt das Ihr Ernſt?

Max.

Ich gebe dir mein Wort.

Martin.

Ah! die Verſprechen der großen Herren kenn' ich ſchon. Sie wollen mich nur jetzt beſchwichtigen, und wenn ich dann nach Ihrer Hochzeit käme, und mein Recht geltend machen wollte, ſo würden Sie mir die Thür weiſen.

Max.

Wenn du meinem Wort nicht glaubſt, willſt du's ſchriftlich haben?

Martin.

Schriftlich? — Hahaha! das wäre ſpaßig

Max.

Ja, ja! (~~zieht aus ſeiner Taſche die Wech~~ſel.) Sieh, ich geb' dir einen Wechſel auf einen Kuß.

Martin.

Wie?

Max.

Ja. Ich trage immer geſtempelte Wechſel für ſolche Gelegenheit bey mir. Nun, willſt du?

Martin.

Ja, was Schriftliches hat immer mehr Gewalt. Schreiben Sie nur, wenn's Ihnen Ernſt iſt, gnädiger Herr.

NB

Max.

Nun gut, gib mir deinen Hut.

Martin

(~~hält ihm ſeinen Hut hin~~).

Max

(~~ſchreibt mit Bleyſtift auf einen Wechſel~~).

»Gut für einen Kuß von meiner Frau, zahlbar »nach Sicht, an Herrn Martin Hips oder ſeine Ordre. »Den Werth empfangen. Unterzeichnet: Max Bern.« (~~reicht ihm den Wechſel.~~) Da nimm.

Martin (~~nimmt ihn~~).

Ah! jetzt ſeh' ich's, Euer Gnaden ſind in Ihren Geſchäften ordentlich. (~~bey Seite.~~) Das iſt ja ganz

prächtig! Für einen ganz einfachen Landkuß von meinem Weib bekomm' ich einen Kuß von einer vornehmen Dame. Die Ehre! — die Ehre! den Wechſel muß ich gleich allen meinen Bekannten zeigen. — Empfehle mich ſchönſtens, gnädiger Herr! (~~im Abgehen.~~) Das iſt doch ein Mahl ein Handel, der ſich gewaſchen hat.
(Ab.)

Vierter Auftritt.

Max (~~allein~~).

Hahaha! Der Spaß iſt nicht mit Gold zu bezahlen! — Ja, wenn ich mein Lebtage keine andern Wechſel ausgeſtellt hätte, als ſolche, wär' ~~es~~ gut. Martin hat Recht; er bekommt auf jeden Fall bey meiner Frau wieder, was ich der Seinigen genommen habe, und es ſoll, ſagt man, den Ehemännern nicht immer ſo wohl ergehen.

Fünfter Auftritt.

Max. Philipp.

Philipp.

Neuigkeiten! herrliche Neuigkeiten!

Max.

Nun, was haſt du denn?

Philipp.

Wenn Sie wüßten, wem ich begegnet bin? Aber das können Sie gar nicht errathen.

Max.

Deſto mehr Urſache, daß du mir es auf der Stelle ſagſt.

Philipp.

Ich erblicke einen prächtigen Landauer, und wer ſitzt darin? — Frau von Hellwald und ihre Nichte.

Max.

Wie? Theodore? Theodore hier? Was kann ſie hierherführen?

Philipp.

Das hab' ich mich auch gefragt; aber das Wunderbarſte bey der Sache iſt noch, daß die Damen, als ſie mich erblickten, auf der Stelle halten ließen, und die Tante mich mit einem freudigen Geſichte fragte: »Philipp, iſt dein Herr auch hier?« Allerdings, gnädige Frau, antwortete ich mich tief verbeugend. Da rief ſie: »Das iſt ſchön! das iſt gut!« und indem ſie mir einen funkelneuen Thaler in die Hand drückte, ſetzte ſie hinzu: »Gib deinem Herrn ſogleich Nachricht von unſerer Ankunft, oder, nein, — ſag' ihm nichts, wir wollen *ihm* einen Beſuch abſtatten, und ihn ſo überraſchen.«

Max.

Iſt's möglich? ~~Theodore, die mich nie mehr ſehen wollte? die alte Frau, die Alles faſt mit Unhöflichkeit abbrach?~~ Biſt du denn auch ganz gewiß?

Philipp.

Sehen Sie, gnädiger Herr, da kommen die Damen ſelbſt; ſie werden Ihnen die Zweifel am beſten löſen.

Sechster Auftritt.

Vorige. Frau von Hellwald. Theodore.

Max

[illegible] (für ſich).

~~Meiner armen~~ Seele, ſie ſind's! Ich kann meine Freude kaum zurückhalten.

Hellwald (~~zu Theodoren~~).

Nicht ſo ſchüchtern! vorwärts!

Max

(~~tritt ihnen entgegen, und zu Frau von Hellwald~~).

Darf ich meinen Augen trauen? — Sie ſind's, gnädige Frau? Sie ſelbſt kommen, durch Ihre Gegenwart einen armen, unſchuldig Verbannten zu tröſten?

Theodore.

Sie haben ganz Recht, Herr Bern, ſich an meine Tante zu wenden, denn ich bin wirklich nicht Urſache, daß wir uns hier wieder ſehen.

Hellwald.

Schweig', Theodore, und laß mich reden. — Lieber Freund, wir waren weit entfernt, Sie hier zu vermuthen. Ich kam eigentlich bloß hierher, um neue Kontrakte mit meinen Pächtern, deren ich mehrere in dieſer Umgegend habe, abzuſchließen; allein, da wir Sie nun ein Mahl hier finden, ſo ſoll es uns auch lieb ſeyn. Es iſt nie zu früh, ſein Unrecht wieder gut zu machen; nehmen Sie meine Entſchuldigung.

Max (~~erſtaunt~~).

Wie, gnädige Frau? Sie entſchuldigen ſich bey mir?

Theodore (~~bey Seite~~).

Ich muß wirklich lachen über ſeine Verwunderung.

Hellwald.

Ich that Ihnen Unrecht. Die edle Handlung, welche Sie ausübten, erfüllt mich mit Achtung.

Max (~~für ſich~~).

Edle Handlung? Was ſchwatzt ſie denn da?

Hellwald.

Und ich werde mir es nie verzeihen können, Sie im Verdacht gehabt zu haben, gerade in dem Augenblicke, wo Sie uns ein ſo ſchönes Beyſpiel von Herzensgüte und Reinheit der Seele —

Max (~~bey Seite~~).

Da herrſcht ein Mißverſtändniß. (~~laut.~~) Ich geſtehe Ihnen, gnädige Frau, alle dieſe Lobeserhebungen —

Theodore.

Machen Sie doch den Herrn nicht verlegen, liebe Tante, Sie ſehen, er erröthet; es iſt beſſer, Sie reden nichts mehr von ſeiner ſchönen Handlung.

Max

(~~mit beſcheidener Miene~~).

Schöne Handlung? — Lieber Himmel! Was hab' ich denn auch gethan? (~~bey Seite.~~) Ich möcht' es ſelbſt gern wiſſen.

Hellwald.

Die Beſcheidenheit iſt hier am unrechten Orte, wir wiſſen Alles. — Daß die kleine Liſe, die Tochter meines Pachters, welche öfters auf's Schloß kam, einen jungen Burſchen liebt, der arm iſt, und dem ſie ihr Vater nicht geben wollte, daß Sie, edler Mann, aber, um das Paar glücklich zu machen, dreytauſend Gulden aus Ihrem ~~Caſſe~~ gaben — [illegible]

Max.

Das wiſſen Sie Alles? (~~leiſe zu Philipp.~~) Siehſt du, Philipp, was dein Herr Alles thut?

Philipp.

Nehmen Sie's auf ſich.

Hellwald.

Wir wiſſen, daß das Mädchen in dem Augenblicke, als wir Sie überraſchten, Ihnen ihre Dankbarkeit bezeugte, und ich, — ich konnte einen väterlichen Kuß von Ihrer Seite ſo übel deuten?

Max.

Väterlich? — Ja, das iſt das rechte Wort. — Aber wie konnten Sie das Alles erfahren? Ich habe zu Niemand davon geſprochen.

Theodore (~~für ſich~~).

Ich glaub's gerne.

Hellwald.

Liſe ſelbſt hat uns Alles erzählt.

Max.

Liſe? — Theodore, iſt es wahr?

Theodore (~~kalt~~).

Ja, mein Herr, Liſe hat es geſagt.

Hellwald.

Dank ſey es Ihrer Großmuth, das Mädchen hat ihren Liebſten geheirathet, und Sie, lieber Bern, treten in meinem Hauſe in Ihre vorigen Rechte wieder ein.

Max.

Wär's möglich? (~~Theodoren die Hand küſſend.~~)

Ach, meine theure Theodore! (die ~~Tante umarmend~~.) Ach, liebe Tante!

Hellwald.

Was thun Sie denn? Mäßigen Sie ſich doch!

Max.

O, ich bin vor Freude außer mir! ich möchte die ganze Welt umarmen. ~~Bin ich nicht der Glücklichſte der Menſchen? — Alles verzie~~hen! Sie willigen ein, mein Glück voll zu machen?

Hellwald.

Ich ſehe keine Hinderniſſe mehr. Ich wenigſtens, lieber Bern, würde Ihnen nach einer ſolchen Handlung mit zugeſchloſſenen Augen zum Altar folgen.

Max (bey ~~Seite~~).

Das würd' ich auch thun, wenn ich mit ihr gehen müßte.

Hellwald.

Uebrigens hat hierin meine Nichte ganz allein zu entſcheiden. — Sie iſt noch nicht ganz entſchloſſen, wie mir ſcheint, ſie fordert noch größere Beweiſe. — Und dann — der Herr von Kaling macht ihr ganz gewaltig die Cour, und der Mann iſt doch auch nicht zu verachten. (~~leiſe zu ih~~m.) Suchen Sie das Mädchen zu überreden, ich laſſe Sie allein mit ihr. (~~Laut~~.) Ich gehe jetzt auf's Schloß, wo mich mein Sachwalter erwartet, um die Pachtkontrakte abzuſchließen. — Verſteht Euch miteinander, Kinder, wenn's möglich iſt.

Max.

Adieu; theure Tante! — Philipp, folge der gnädigen Frau.

(~~Frau von Hellwald und Philipp ab.~~)

Siebenter Auftritt.

Theodore. Max.

Max.

Hab' ich recht gehört? Theodore! — Nicht Ihre Tante widerſetzt ſich mehr unſerer Verbindung, Sie allein wären es? Zweifeln Sie an meiner Liebe?

Theodore (~~ironiſch~~).

Ich hätte groß Unrecht, zu zweifeln, nicht wahr? Nach alle den Beweiſen, die Sie mir davon gegeben haben, nach der ſchönen Geſchichte, die uns Liſe von Ihnen erzählte, und worüber ich Sie doch um einige Details fragen möchte.

Max.

Laſſen Sie uns davon abbrechen, Theodore. — Mag ſich auch die Sache zu meinem Nachtheile wenden, ich will unſere Wiedervereinigung meiner Liebe, — nicht einer Lüge verdanken. Die Tante ließ ich beym Glauben, Ihnen bin ich Wahrheit ſchuldig.

Theodore.

Was wollen Sie mit alle dem?

Max.

Ihnen geſtehen, ~~daß~~ mich der ſeltſamſte und glücklichſte Zufall beſchützt, ~~und~~ daß an der ganzen Erzählung, die man Ihnen von mir machte, kein wahres Wort ſey.

Theodore (~~bey Seite~~).

Er iſt doch wenigſtens aufrichtig. (~~ſich erſtaunt ſtellend.~~) Wie, mein Herr —?

Max.

Wie ich Ihnen ſage. Mag ſeyn, daß ein unbekannter Verwandter exiſtirt, der meinen Nahmen führt, ~~und ein guter Kerl iſt~~, allein ich will ihm den Ruhm ſeiner edlen That nicht ſtehlen; ~~auch iſt eine ſolche Reputation ſchwer zu ſouteniren~~. — Verzeihen Sie meiner Aufrichtigkeit, Theodore, ich habe mich nie beſſer gemacht, als ich wirklich bin. Ich geſtehe es, was ſchön iſt, gefällt mir immer. Sie können ~~doch~~ daran nicht zweifeln, da ich Sie anbete! Aber ich wollte Sie auch nicht blind verehren, ich wollte mir ſelbſt die Ueberzeugung verſchaffen, daß Sie das liebenswürdigſte aller Mädchen ſind; wie konnt' ich das? — Durch Vergleichung. Ich habe verglichen, und bin überzeugt. Iſt es Ihnen nicht angenehmer, von einem Manne geliebt zu werden, der ſich auf weibliche Reize verſteht? ... Allen vorzieh !?

ja

Theodore.

Ey ſieh! Da ſollt' ich Ihnen ja wohl gar noch danken, ſelbſt für Ihre Treuloſigkeiten?

Max.

Nein, das verlang' ich nicht. Aber nach dem Geſtändniſſe, welches ich Ihnen ſo eben gemacht habe, ſollen Sie mir Glauben beymeſſen. Mag ſeyn, ich bin etwas leichtſinnig, luſtig, überall an, wie Sie es nennen wollen, aber ungetreu war ich nie; nie hab' ich aufgehört, Sie zu lieben, theure Theodore, und ich verſpreche Ihnen dieſelbe Liebe, dieſelbe Aufrichtigkeit für immer. ~~Urtheilen Sie ſelbſt~~: ich wage in dieſem Augenblicke lieber Sie zu verlieren, als Sie zu hintergehen.

Theodore

(~~reicht ihm die Hand~~).

Max! Sie ſind kein böſer Menſch, und welche auch Ihre Fehler ſeyn mögen, ich habe kein Gedächtniß mehr dafür. Aber verſprechen Sie mir, von nun an keinen leichtſinnigen Streich, keine Liebeständeleyen mehr zu begehen. Sehen Sie, die Welt iſt böſe, macht leicht aus einer Mücke einen Elephanten, und derjenige, den ich liebe, ſoll frey von jedem Makel ſeyn. Noch ein Mahl ein ſolcher Scherz, wie jener mit Liſen war, und wir ſind auf ewig geſchieden.

Max.

Es ſey, ich will alle meine Rechte auf Ihr Herz und Ihre Hand verlieren, wenn ich von nun an Gelegenheit zur kleinſten Rüge gebe. Ich eile nun zu Ihrer Tante, um ſie von meinem Glücke zu benachrichtigen. (~~Küßt ihr die Hand, und geht ab.~~)

Achter Auftritt.

Theodore. Dann Martin.

Theodore (~~allein~~).

Ja, ich glaube, daß er denkt wie er ſpricht, und mich wahrhaft liebt. — Aber ſieh da, — iſt das nicht Martin, der Pachter meiner Tante? Er hat ſich doch erſt heute verheirathet, und hat ſchon eine ſo trübſelige Miene?

Martin (~~tritt auf~~).

Nein! — Der Handel war doch nicht der beſte. — Im Dorfe lachen ſie mich aus mit meinem Wechſel.

Theodore.

Martin! Was iſt dir denn? Wie geht dir's?

Martin (~~für ſich~~).

Ah! die Nichte der gnädigen Frau. (~~zieht den Hut ab.~~) Schön willkommen, gnädiges Fräulein! — Ich danke ſchön für die Nachfrage. — Sehen Sie, es geht mir nicht recht zuſammen. Mein Hochzeittag fängt ſchon mit Malheur an, wer weiß, wie er ſich enden wird. Dazu kommt noch, daß gerade die Pachtzeit zu Ende iſt; da ſind ſo drey oder vier reiche Bauern, die wollen mich hinausſtechen, und der Verwalter unterſtützt ſie, denn ſie haben ihn geſpickt. Wenn das geſchieht, ſo bin ich ein ruinirter Menſch.

Theodore.

Sey ruhig. Du biſt ein rechtſchaffener Burſch, ich kenne dich ſchon lange, und ich verſpreche dir, ich will ein gutes Wort für dich bey meiner Tante reden. Du ſtehſt in meinem Schutz, und der, hoffe ich, wiegt doch den Schutz des Verwalters auf.

Martin ~~(fröhlich)~~.

Das glaub' ich! O, Sie liebes, gutes gnädiges Fräulein. Sie wollten das wirklich thun? O, dann muß es mir ja glücken, den Pacht zu erneuern, und das wäre doch eine Schadloshaltung für das andere Malheur, was mir noch paſſirt iſt.

Theodore.

So? Noch ein Unglück?

Martin.

Ja, und ein großes, für einen Ehemann nähmlich. Und was das Aergſte iſt, man hat mich zum Narren gehabt, und ich ſelbſt hab's noch der ganzen Welt erzählt.

Theodore.

Nun, ſo erzähle mir's auch.

Martin.

Sehen Sie, ich habe heute die kleine Hanne geheirathet, die Tochter des Wirthes; Sie müſſen ſie ja kennen.

Theodore.

Freylich. Sie iſt recht hübſch.

Martin.

Nun, wie wir aus der Kirche gegangen ſind, da hab' ich ſie nur einen Augenblick allein gelaſſen, und wie ich ſie wieder finde, ſteht ein junger Herr bey ihr, und — ſtellen Sie ſich nur vor! — küßt ſie! — Nun, ich verſteh' keinen Spaß bey ſolchen Dingen, ich fang' alſo an zu lärmen, und ~~mich~~ zu wehren, und der junge Herr — hahaha! es iſt zum lachen und — zum ärgern!

Theodore.

Nun? der junge Herr — ?

Martin.

Verſpricht mir, um mich zu beſänftigen: ich dürfe mich an ſeiner Frau reſanſchiren, wenn er ſich einſt verheirathen ſollte.

Theodore.

Wirklich? (~~bey Seite.~~) Der arme Martin! Ich kann das Lachen kaum zurückhalten. (~~laut.~~) Nun, und du haſt dich mit dieſem Verſprechen zufrieden geſtellt?

Martin.

Ey, Gott bewahre! ſo dumm bin ich nicht. Ich habe Sicherheit verlangt, und er hat mir einen Wechſel gegeben, zahlbar auf's Geſicht.

(~~Theodore lacht laut~~.)

Sehen Sie? jetzt lachen Sie auch. Ich weiß nicht, die ganze Welt lacht, wenn ich von dem Wechſel rede.

Theodore.

Das Abenteuer iſt auch ſehr komiſch.

Martin.

Ja, für die andern Leute, aber für mich gar nicht; denn überall werd' ich gefoppt. Der Eine fragt mich, wie viel Prozente ich bey dem Handel gewinne? der Andere meinte, indem er auf meine Stirne deutete: ich ſey noch beſſer geſtempelt als der Wechſel, und ſo geht's fort. Meiner Seele, ich glaube, ſie machen am Ende gar ein Lied auf die ganze Geſchichte.

Theodore.

Ich bedaure dich, armer Martin.

Martin.

Ich bin auch recht ſehr zu bedauern; denn ich ſeh' es ſchon voraus, daß ich nicht ein Mahl dazu kommen werde, meinen Wechſel einzulöſen. Der junge Herr, der mir ihn gegeben hat, iſt ein zu lockerer Zeiſig, als daß er ſich jemahls eine Frau nehmen ſollte.

Neunter Auftritt.

Vorige. Max (~~tritt freudig, ohne Martin zu bemerken, auf Theodoren zu~~).

Max.

Ich ſtehe am Ziele meiner Wünſche. O meine theure Theodore! Als ich Ihrer Tante ſagte, daß ich Ihre Vergebung erhalten habe, gab auch ſie ihre Einwilligung, daß ~~noch heute~~ unſere Hochzeit ſeyn ſoll, und ich bin der Glücklichſte der Menſchen.

Martin.

Was hör' ich? (~~tritt vor, und zu Theodoren.~~) Iſt's wahr, gnädiges Fräulein, werden Sie den Herrn heirathen?

Max (~~bey Seite.~~)

Himmel, Martin!

Theodore.

Allerdings. Was kümmert's dich?

Martin.

O, herrlich! prächtig!

Theodore.

Was haſt du denn?

Martin

(~~vor Freude hüpfend~~).

Ich werde bezahlt, gut bezahlt!

Theodore.

Wie?

Martin.

Der Herr iſt's ja, der meiner Hanne den Kuß gegeben, und mir den Wechſel ausgeſtellt hat.

Theodore (~~zu Max~~).

Sie hören, mein Herr, was dieſer Mann ſagt; iſt es wahr?

Max (~~bey Seite~~).

Ich bin verloren! (~~eine ruhige Miene affectirend.~~) Was ſpricht der Menſch? Was ſoll das heißen? ich verſtehe kein Wort.

Theodore.

Das ſoll heißen: daß ich unſere Verabredung nicht vergeſſen habe, und daß ich mein Wort zurücknehme.

Martin.

Ah, das müſſen Sie nicht thun, gnädiges Fräulein, da wär' ja auch ich wieder um meine Forderung geprellt. (~~ſucht in allen ſeinen Taſchen.~~) Wo hab' ich denn nur den verdammten Wechſel?

Max

(~~bey Seite~~).

Er findet ihn nicht. Wenn er ihn verloren hätte! (~~laut.~~) Sie ſehen wohl, Theodore, der Menſch weiß nicht, was er ſpricht, er hat den Verſtand verloren, oder er iſt betrunken, und ich begehre jetzt zu meiner Rechtfertigung, er ſoll Ihnen den Wechſel zeigen, von dem er ſpricht. (~~Martin mit grimmigen Blicken anſehend.~~) Gib ihn heraus den Wechſel, laß ihn ſehen, wenn du den Muth haſt.

Theodore.

Ihre Gegenwart und Ihre grimmigen Blicke machen ihn ſchüchtern; aber ich erkläre ihm hiermit, daß ich mich nur unter der Bedingung ſeiner annehmen, und ihm den Pacht wieder verſchaffen will, wenn er mir den Wechſel einhändigt.

Martin (~~immer ſuchend~~).

Sie ſollen ihn haben, — Fräulein, — aber wo iſt er denn? — ich hab' ihn ja erſt gehabt. — Kann doch ſeyn, daß ich ihn zu Hauſe auf dem Tiſche habe liegen laſſen. — Ah! da kommt ja mein Weib.

Zehnter Auftritt.

Vorige. Hanne.

Martin.

Hanne, haſt du zu Hauſe auf dem Tiſche kein Papier liegen geſehen?

Hanne
(~~ſehr böſe~~).

Freylich hab' ich's geſehen, und hab's auch genommen.

Martin.

So gib mir's geſchwind, unſer Glück hängt davon ab.

Hanne.

Ich? dir das Papier geben? — Glaubſt du etwa, ich wiſſe nicht, was das für ein Schandpapier iſt? — Ich habe mir's leſen und expliziren laſſen. — Pfuy, du ſollteſt dich ſchämen! ein verheiratheter Mann! (weinend.) Ach, ach! ich bin ein unglückliches Weib! Wenn das mein Vater wüßte!

Martin.

Schweige! du biſt Schuld an Allem. Das iſt nichts Anderes als eine *Deckung*, wie es die Kaufleute nennen. Ich muß das verſtehen, war ja ſelbſt in einem großen Handelshauſe als Hausknecht angeſtellt. Hätteſt du dieſen Morgen nicht ſo viel *gegeben*, wäre auch ich nicht gezwungen geweſen, ſolche Papiere an Zahlungsſtatt zu *nehmen*.

Theodore.

Hanne! zeige mir das Papier, mir darfſt du es ſchon anvertrauen.

Hanne.

Ach, gnädiges Fräulein, — Ihnen gäbe ich es mit Vergnügen, aber ich hab's nicht mehr.

Martin.

Sie hat's nicht mehr! Ich bin zu Grunde gerichtet!

Max (bey Seite).

Vortrefflich!

Hanne.

Es war ſo ein langer, nicht gar breiter Zettel, und auf einer Seite geſtempelt. Der Herr von Kaling ging eben bey unſerer Hütte vorbey, wie ich das Papier ſo betrachtete, und wünſchte mir freundlich einen guten Morgen: da bath ich ihn, hereinzutreten, und mir das Ding zu leſen und zu explіziren.

Max (~~bey Seite~~).

Iſt ſchon wieder da, der Herr von Kaling.

Hanne.

Er that's, und ſagte dann lächelnd zu mir: »Mein Kind, wenn du mir den Wechſel überlaſſen willſt, ſo will ich ihn dir — ſkontiren« — oder wie er geſagt hat, ich weiß es nicht recht, hab' auch nicht verſtanden, was er damit meinte.

Martin.

Nun, und du —?

Hanne.

Ich ſagte: das wäre mir ganz recht. Da nahm er das Papier und — das Ding iſt ſpaſſig! — gab mir einen Kuß.

Martin.

Brav! das iſt heute ſchon der zweyte.

Max.

Himmel und Erde! mein Wechſel in Kalings Händen?

Theodore.

Nun, mein Herr? läugnen Sie noch?

Max.

Auf der Stelle eil' ich zu Kaling! Er ſoll mir Rede ſtehen. Es iſt ~~ſchändlich, oder mindeſtens~~ unartig, den Scherz eines Andern zu zerſtören, und zum eigenen Nutzen anzuwenden; er ſoll mir das Papier herausgeben, oder —!

Theodore.

Kein Oder! der Herr von Kaling wird den Wechſel behalten, und ich werd' ihn mit Vergnügen von ihm einlöſen.

Max.

Das wird er nicht! Beym Himmel, das wird er nicht. (~~eilt ab.~~)

Martin (~~zu Hanne~~).

Das haſt du gut gemacht, jetzt ſteh'n wir friſch.

Hanne.

Geh' mir aus den Augen! Ein Menſch, der Küſſe in der Brieftaſche trägt. (~~läuft ab.~~)

Martin (~~ihr nach~~).

Küſſe auf dem Papiere ſind immer noch leichter zu verzeihen, als Küſſe auf dem lebendigen Mund, wie du heute ſchon zwey gegeben haſt. (~~ab.~~)

Eilfter Auftritt.

Theodore (allein).

O ſchön! ſchön! Meine Küſſe cirkuliren ordentlich. — Kaling iſt erboſt auf mich, weil ich ihn abwies, er wird mich nicht ſchonen; er wird den Wechſel in allen Geſellſchaften zeigen, und ich werde zum Tagsgeſpräche — und für wen? — Für einen Undankbaren, für einen Leichtſinnigen, der mein und ſein Glück immerwährend auf's Spiel ſetzt. — Ich habe viel für ihn gethan, ohne daß er es weiß: ich liebte ihn ſo innig; aber nun iſt's aus, dieſen Streich verzeih' ich ihm nicht mehr. Ich bin unerbittlich!

Zwölfter Auftritt.

Theodore. Frau v. Hellwald.

Hellwald.

Nun, liebes Kind, Alles iſt in Richtigkeit.

Theodore.

Liebe Tante, nichts iſt in Richtigkeit.

Hellwald.

Was ſagſt du da?

Theodore.

Mein Entſchluß iſt gefaßt, ich heirathe Bern nicht.

Hellwald.

Nicht? — Mädchen, was ficht dich an? hätteſt du ihn nur geſehen, welches Entzücken ihn ergriff, als ich meine Einwilligung gab, er lachte und weinte zugleich.

Theodore.

O ja, der junge Herr kann Alles, was er will.

Hellwald.

Theodore, ſey klug! dießmahl muß ich Bern's Vertheidigung übernehmen. Was haſt du denn auf ein Mahl an ihm auszuſetzen? Wir leben jetzt in Zeiten, wo man ſchon ein Bischen durch die Finger ſehen muß. Mein Gott! vollkommen iſt nichts auf Erden, am allerwenigſten ein Mann. Ich habe deren drey gehabt, ich muß es doch wiſſen. Treu iſt Bern ein Mahl, und das iſt Alles, was man verlangen kann; darum nimm ihn.

Theodore.

Nimmermehr!

Hellwald.

Mädchen, mach' mich nicht böſe!

Theodore.

Ich kann nicht.

Hellwald.

Und die Gründe?

Theodore.

Die Gründe? — Ich — ſehen Sie — erlaſſen Sie mir die Gründe.

Hellwald.

Ich will ſie wiſſen. Rede, was haſt du ihm vorzuwerfen?

Theodore (~~bey Seite~~).

Die Wahrheit darf ich ihr nicht ſagen, ſonſt wendet auch ſie ſich gegen ihn.

Hellwald.

Nun?

Theodore.

Nun, — ich — ich habe erfahren, daß er Schulden habe. — Gläubiger beſtürmen ihn, und Sie ſehen wohl ſelbſt ein, Tante, bey einer ſolchen Lebensart —

Hellwald.

Schulden? — Freylich, das iſt ſchlimm; aber —

Theodore.

Da kommt er. — Schweigen Sie, Tante, ſagen Sie ihm gar nichts davon. (~~bey Seite.~~) Wenn er hörte, was ich auf ſeine Rechnung erfunden habe —!

Dreyzehnter Auftritt.

Vorige. Max.

Max ~~(für ſich)~~.

Ich hoffe, dem Herrn von Kaling ſoll der Scherz [illegible] vergehen.

Hellwald.

Bern! — Was muß ich hören? — Theodore iſt auf Sie erzürnt. Ich ſuche Sie zu vertheidigen, aber vergebens; ſie will ihr Wort zurücknehmen.

Max.

Theodore! —

Hellwald.

Und wiſſen Sie, warum? Sie ſagt, Sie hätten Schulden.

Theodore

(~~gibt ihr Zeichen, zu ſchweigen~~).

Liebe Tante, ich bitte Sie!

Hellwald.

Verzeihe mir, liebe Nichte, aber ich muß reden. Man kann Niemand ungehört verdammen, und Bern muß ja doch wiſſen, weſſen man ihn anklagt, wenn er ſich vertheidigen ſoll?

Max.

Ich danke Ihnen, gnädige Frau. Ich will auch in dieſem Punkte aufrichtig ſeyn, wie ich es immer war.—

Sie wiſſen, ich habe einen alten Onkel, der ſehr reich aber auch ſehr geizig iſt. ~~Daher bringt er nichts vorwärts~~, in Allem, was er thut, iſt er entſetzlich langſam. So hat er mir zum Beyſpiel verſprochen: mir nach ſeinem Tode ſein ganzes Vermögen zu hinterlaſſen; allein auch darin geht's nicht vorwärts, und Sie wiſſen wohl, in ſolchen Dingen kann man Niemand preſſiren. Aus Delikateſſe nun hab' ich mir erlaubt, von dieſer Erbſchaft Einiges zu anticipiren, ohne daß mein guter Onkel etwas davon weiß. Auf dieſe Art kommt es, daß ich einige Gläubiger habe — 4 — 5 — 6 — vielleicht auch mehr.

Theodore.

Wie?! — Alſo auch das? — Nein, das iſt zu arg!

Hellwald.

Nun, — ſey ſo gut, und ſpiele die Verwunderte. Haſt du mir's nicht erſt ſelbſt geſagt?

Theodore.

Ja wohl; — allein — ich dachte — ich vermuthete — (~~bey Seite~~.) Bey dem Menſchen kann man nichts Schlimmes vermuthen, was nicht wirklich einträfe. (~~laut~~) Schämen Sie ſich, mein Herr! Sie beſitzen alle Fehler.

Hellwald.

Zugegeben; aber treu iſt er doch.

Max
(~~die Augen zur Erde ſchlagend~~).

Die gnädige Frau hat Recht, — treu bin ich.

Theodore.

So? Sie wagen es noch —?

Hellwald.

Und warum nicht? die Treue wiegt alle übrigen Fehler auf.

Max.

Ganz recht, gnädige Frau.

Theodore.

Wie Sie wollen, mein Herr! (~~bey Seite.~~) ~~Der Elende! er wagt es noch, meiner zu~~ ſpotten. (~~laut.~~) Ich ſage Ihnen nun ein ~~Mahl~~, daß mir nichts verhaßter iſt als Schulden, und daß ich einem Menſchen, der Gläubiger und — (~~mit Nachdruck~~) unbezahlte Wechſel in Cirkulation hat, nie meine Hand reichen werde.

Hellwald.

Ey, ey! Warum ſo ſtrenge? Was ſoll die Jugend anfangen, wenn ſie kein Geld hat? Und iſt denn dabey was verloren, wenn er eine ſo reiche Erbſchaft zu erwarten hat? — Wohlan! Weil du mich dazu zwingſt, ſo nehm' ich es über mich, alle ſeine Schulden zu bezahlen, alle ſeine Gläubiger zu befriedigen, alle ſeine Wechſel einzulöſen.

Max.

O, meine gütige Freundinn! (~~lächelnd zu Theodoren.~~) Sie ſehen, wie weit Sie Ihre Tante bringen.

Hellwald.

Jetzt, glaub' ich, wirſt du keinen Vorwand mehr haben, und ein Verſprechen halten, welches du ein Mahl gegeben haſt. Kommen Sie, lieber Neffe, Sie müſſen mir alle Ihre kleinen Schulden angeben, mir ſagen, wo ich die Gläubiger finde, und dann wollen wir Alles auf der Stelle in's Reine bringen.

Max.

Nichts iſt leichter, als das. — Hier im Wirthshauſe zum rothen Mohren iſt geſtern eine Geſandtſchaft dieſer Herren einlogirt, um mir die Honneurs zu machen. Sie dürfen nur Einen Ihrer Leute hinſenden, gnädige Frau, und ſie werden ſich ſogleich einſtellen. (~~leiſe zur Frau v. Hellwald.~~) Ich will Theodoren ein Bischen zu beſänftigen und zu meinen Gunſten zu ſtimmen ſuchen, dann folg' ich Ihnen gleich nach.

(~~Hellwald gibt ihm Zeichen, daß ſie damit einverſtanden ſey, und geht ab.~~)

Vierzehnter Auftritt.

Theodore. Max.

Theodore.

Mein Herr, Sie ſind ſehr keck. Sie wagen es, in dem Augenblicke, da ich mit Recht über Sie erzürnt bin, da Sie als Schuldiger die Augen niederſchlagen ſollten, Scherz zu treiben, und auf meine Koſten meine Tante zu Unvorſichtigkeiten zu verleiten? — Und doch, — erkennen Sie das, und beſſern Sie ſich, — doch hatt' ich noch ſo viel Schonung für Sie, zu ſchweigen, da ich Sie nur mit einem einzigen Worte ſtumm machen konnte.

Max.

Mich? — Ich verſtehe Sie nicht.

Theodore.

O, Sie verſtehen mich nur zu wohl. Gehen Sie, ich haſſe Sie! ich verabſcheue Sie! (heftig.) Ich erkläre Ihnen das jetzt ohne Vorurtheil, ohne Leidenſchaft. — Ja, wenn ich jetzt in mein Herz ſchaue, ſo ſeh' ich deutlich, daß ich Sie nie geliebt habe.

Max.

Nie? — das glaub' ich Ihnen nicht, Theodore: Sie leſen falſch in Ihrem Herzen.

Fünfzehnter Auftritt.

Vorige. Philipp.

Philipp (leiſe).

Gnädiger Herr! Gnädiger Herr! — Schon wieder etwas Neues.

Max.

Sprich laut, nimm [illegible] kein Blatt vor den Mund; auf dem Punkt, auf welchem wir Beyde ſtehen, iſt nichts mehr zu verderben.

Philipp.

Wohlan! Ich habe die kleine Liſe geſehen, — die Milchliſe, Sie wiſſen ſchon, — ſie iſt hier auf der Hochzeit der Hanne geweſen; die hat mir erzählt, daß das gnädige Fräulein recht wohl wiſſe, was es mit Ihrer edlen Handlung für eine Beſchaffenheit habe, da [illegible] ſelbſt die Erfinderinn davon ſey.

Max.

Was ſagſt du?

Theodore.

Philipp, ich befehle dir, zu ſchweigen.

Max.

Und ich befehle dir, zu reden.

Philipp.

Das Fräulein ſelbſt hat ihr die ſchöne Ausſtattung gegeben, mit der Bedingung, daß Liſe vor der Frau Baroninn die ſchöne Geſchichte erzählen ſollte.

Max.

Wie? — Iſt es möglich? (~~fällt vor Theodoren auf sein Kn~~ie.) Theodore! Sie machen mich zum Glücklichſten aller Menſchen! Hab' ich nicht recht geſagt? Sie leſen falſch in Ihrem Herzen.

Theodore.

Uebereilung — Güte — Leichtſinn, wie Sie es nennen wollen.

Max.

O, rauben Sie ~~ihm~~ nicht ſeinen ſchönſten Nahmen!

Theodore.

Und wenn es auch ſo war, wie Sie ſagen, ſo iſt es jetzt vorüber, ganz vorüber; denn ſeit Ihrem letzten Abenteuer, — ſeit Herr von Kaling —

Philipp.

Seyn Sie unbeſorgt, gnädiges Fräulein, da iſt keine Gefahr; der Arzt erklärt, die Wunde ſey ganz unbedeutend.

Theodore.

Wie? — Wunde? — Welche Wunde?

Max

(~~zu Philipp~~).

Dummkopf! Wer hat dir denn zu reden befohlen?

Philipp.

Sie ſelbſt, gnädiger Herr.

Theodore.

Ha, ich errathe! — Hat man jemahls eine ſolche Unbeſonnenheit geſehen? Bern! eines Spaſſes wegen ſetzen Sie Ihr Leben auf's Spiel?

Max.

Für einen Kuß des Mädchens, das man liebt, kann und muß man Alles wagen. Ich dachte mir: wirſt du beſiegt, ſo wird dein Nebenbuhler keinen großen Triumph davon tragen; denn Theodore erhält dadurch einen Beweis deiner Liebe. Siegſt du aber, ſo erhältſt du zum Danke vielleicht von ihr den Preis des Kampfes. — Uebrigens iſt Alles beygelegt, nicht wahr, Philipp?

Philipp.

Allerdings. Vor dem Kampfe war der Herr von Kaling entſchloſſen, den eingelöſten Wechſel Ihrer Tante zu ſenden, mein Fräulein; nach demſelben aber befahl er mir, ſeinen Gerichtsbothen aufzuſuchen, den er damit abgeſandt hatte, und ihm den Wechſel abzunehmen. Ich fand den Gerichtsbothen auch wirklich vor dem Dorfe in der Schenke, wo er immer einſpricht, wenn er einen Gang zu thun hat. —

Theodore.

O, ſo gib mir ſchnell das fatale Papier, daß ich es vernichte.

Philipp.

Unmöglich! der Gerichtsbothe hatt' es nicht mehr. —

Er hatt' es in den Aermel geſteckt, und weiß gar nicht, wie er es verloren. — Der Kerl iſt betrunken; er erzählte mir, daß ein junger Burſch ihm ein Frühſtück bezahlt hätte, dem hab' er das Papier gezeigt. Ich vermuthe wohl, daß dieſer ſich den Spaß gemacht hat, es ihm zu nehmen.

Theodore.

Schön! da iſt der Wechſel ſchon wieder in andern Händen.

Philipp.

Ja, der Wechſel geht auf dem Platz hübſch herum.

Theodore.

Wenn nur meine Tante nichts davon erfährt. Max, ich bin recht bitterböſe auf Sie!

Max.

Böſe? das muß ich mir gefallen laſſen; aber Sie haſſen mich doch nicht mehr?

Theodore.

Wie könnt' ich, da Sie für einen Kuß von mir Ihr Leben auf's Spiel ſetzten?

Sechszehnter Auftritt.

Vorige. Frau v. Hellwald.

Hellwald.

Bern! ich habe mit Ihren Gläubigern geſprochen;

Alles iſt arrangirt, und ich glaube, jetzt ſteht Eurer Verbindung kein Hinderniß mehr im Wege.

Letzter Auftritt.

Vorige. Martin. Hanne.

Martin,
(~~der die letzten Worte~~ mit ~~angehört hat.~~)

Verbindung? — Kein Hinderniß mehr? Jetzt iſt der Zeitpunkt.

Hanne
(leiſe ~~zu Martin~~).

Und ich will's nicht, daß du dich bezahlen läſſeſt, hörſt du?

Martin.

So ſey doch nur klug! Es iſt ja das einzige Mittel, daß unſer Pacht verlängert wird, und dann — das ganze Dorf hat mich ausgelacht; ich muß doch meine Refanſche haben.

Hellwald.

Was haſt du denn, Martin?

Martin.

Euer Gnaden, gnädige Frau, ich wollte nur unterthänigſt fragen, ob es mit der Heirath zwiſchen dem gnädigen Herrn dort und Ihrer Fräulein Nichte ſeine Richtigkeit hat?

Hellwald.

Allerdings.

Martin.

Es iſt nur darum, weil ich in dem Falle etwas einzukaſſiren hätte. (~~zieht den Wechſel heraus~~.) Da iſt der Wechſel. Er hat mich viel gekoſtet, ich habe dem Gerichtsbothen einige Maß Wein bezahlen müſſen, bis ich ihn wieder bekommen habe. (~~Zu Theodoren~~.) Gnädiges Fräulein, dieſen Morgen haben Sie das Papier von mir verlangt, hier iſt es.

Theodore

(~~will den Wechſel nehmen~~).

Schon Recht, gib nur her.

Hellwald.

Nein, nein, liebe Nichte, darein haſt du dich gar nicht zu miſchen. Ich habe mich ein Mahl anheiſchig gemacht, alle Schulden des jungen Mannes zu bezahlen, und ich will mein Wort halten. — Gib her deinen Wechſel.

Martin.

Nein, nein, gnädige Frau, der da geht Sie nichts an.

Hellwald.

Gib nur! (~~ſie zeigt ihm mehrere Wechſel~~.) Da ſiehe ein Mahl her, da iſt ſchon ein Dutzend, die ich eingelöſt habe.

Martin (betrübt).

So?

Hanne.

Ja, Martin, gib nur hin, die Tante bezahlt.

Martin.

Ah! (~~bleibt ſtarr ſtehen.~~)

Hanne.

Sträube dich doch nicht, oder wir verlieren den Pacht.

Martin

(~~nimmt den Hut ab, und reicht Frau von Hellwald den Wechſel~~).

In's Himmels Nahmen, weil's denn ſchon nicht anders ſeyn kann.

Hellwald

(~~nimmt den Wechſel und lieſt~~).

»Gut für einen Kuß von meiner Frau, zahlbar nach Sicht, an Martin Hips und ſeine Ordre!« — Was ſoll das heißen, Herr Neffe?

Max.

Junggeſellenſchulden, gnädige Tante.

Hellwald.

Wie? und in dem Augenblicke, da Sie eine Verbindung ſchließen wollen, ſtellen Sie ſolche Wechſel aus?

Max (~~verlegen~~).

Ja, ſehen Sie, gnädige Frau — ich — es hat — (~~bey Seite zu Theodoren.~~) Da fällt mir etwas ein:

der Wechſel hat keinen Datum. (laut.) Gnädige Frau, nicht jetzt hab' ich den Wechſel ausgeſtellt, es iſt ſchon eine ſehr alte Schuld; damahls war ich noch minderjährig, und es kommt daher wirklich erſt darauf an, ob die Rechtsgültigkeit dieſes Wechſels nicht in Zweifel zu ziehen iſt. Allein, ich beſitze zu viel Zartgefühl, um einen armen Teufel von Gläubiger zu verkürzen, und da Sie verſprochen haben, gnädige Tante, alle meine Wechſel einzulöſen —

Hellwald.

Spitzbube! — Was will ich thun? (~~ſie wiſcht ſich den Mund ab~~) So komm her, Martin, du ſollſt die Ehre genießen, von mir einen Kuß zu bekommen.

Martin
(~~mit Kratzfüßen~~).

Zu viel Ehre!

Hellwald.

Sey nicht ſo blöde, komm nur.

Hanne.

So geh' doch! — das hohe Glück!

Martin.

Gar zu viel Glück. (~~mit einem Seitenblick auf Theodoren.~~) Ich wäre mit Wenigerem zufrieden geweſen. (~~er tritt auf komiſche Weiſe zu Frau von Hellwald, welche ihn auf die Stirne küßt.~~)

Max.

Nun biſt du bezahlt.

Martin
(~~auf den Wechſel zeigend~~).[1]

Soll ich mein acquit darauf geben?

Hellwald.

Das iſt nicht nothwendig.

Martin.

Es iſt nur, wenn man mich noch ein Mahl bezahlen wollte; das möcht' ich nicht, ich bin ein rechtſchaffener Menſch.

Theodore. (Verlängerung)

Liebe Tante, ich habe Martin die ~~Fortſetzung~~ ſeines Pachtkontraktes verſprochen, und nach der Ehre, die er ſo eben genoſſen, iſt wohl Keiner würdiger als er.

Hellwald.

Martin, du ſollſt den Meierhof in Pacht behalten, ſo lange du lebſt.

Martin.

Tauſend Dank! (für ſich.) Ich habe mir ihn ſauer verdient.

(Der Vorhang fällt.)

Urika,

die Negerinn.

Drama in einem Akt, nach dem Franzöſiſchen.

Aufgeführt auf dem k. k. Hoftheater in Wien.

Perſonen:

Eduard Belfort, ein junger Kaufmann.
Eliſe, ſeine Muhme.
Urika, eine junge Negerinn.
Larry, Capitain eines Kauffahrdeyſchiffes.

Die Scene iſt zu Marſeille.

(Die Bühne ſtellt einen niederen Salon vor, welcher ein Comptoir bildet, rückwärts offen iſt, und den Hafen erblicken läßt. Zur Rechten des Zuſehers eine Thür, welche in das Innere des Hauſes führt; zur Linken die allgemeine Eingangsthür. Rechts ein Schreibtiſch, links ein Schirm. Eine Wanduhr ober dem Kamin, welcher ſich an der Seite des Schreibtiſches befindet. Von außen mehrere Tonnen und Ballen, welche zum Einſchiffen bereit ſtehen.)

Erſter Auftritt.

Eliſe (allein).

(Sieht auf die Wanduhr.)

Schon zwölf Uhr, und Eduard iſt noch nicht zurück. — Was für einen Grund kann ſeine öftere Abweſenheit haben? Auch ſchien er mir ſeit einigen Tagen betrübt, in ſich gekehrt, nachdenkend. — Er ſpricht oft heimlich mit Tarry, dem ſchwarzen Capitain eines Schiffes aus Senegal. Er verläßt das Haus täglich des Morgens, ohne mich davon zu unterrichten, und wenn er zurückkehrt, und ich frage ihn: wo er war, was er vor hatte? ſo antwortet er mir nur mit Mühe, nimmt meine Hand, drückt ſie zärtlich, und er ſpricht: »Beunruhige dich nicht, liebe Eliſe, mein gutes Mühmchen! unſer Handel geht gut, in Kurzem, hoffe ich, ſoll unſer Haus wieder werden, was es war, als dein Vater ſtarb, und dich meiner Sorge, meinem Schutze vertraute.« — Der gute Eduard! wie viele Mühe gab er ſich meinetwegen ſeit dieſer Zeit; wie ſehr liebt er mich! — (hält plötzlich inne.) Liebt? — Ja, gewiß, er liebt mich zärtlich; doch fürchte ich, jenes Gefühl, welches in ſeinem Herzen wohnt, gleicht jenem, welches mich durchlodert, nicht ganz, und nur die Freundſchaft iſt es, die ihn beherrſcht. — Miteinander erzogen, gewohnt, mich täglich zu ſehen, mir all' ſeinen Kummer, ſeine Wünſche und Freuden anzuvertrauen, ſieht er in mir nur die Freundinn, die Schweſter, indeſſen eine Andere — — (trocknet ſich eine Thräne ab.) Stille, ſtille! — Was willſt du denn auch, thörichtes Mädchen? — Wenn es ſo iſt, ſo darf und ſoll er das Geheimniß meines Herzens nie erfahren.

Zweyter Auftritt.

Eliſe. Urika, (welche während der vorhergegangenen Scene öfters von außen erſchienen iſt, und unruhig die Straße längs dem Hafen beobachtet hat.)

Urika.

Liebe Freundinn! — er kommt, er kommt!

Eliſe.

Wer?

Urika.

Nun, — Er! — Ich bemerkte ihn ſchon von Weitem bey der Brücke.

Eliſe.

Du erwarteteſt ihn alſo mit Ungeduld?

Urika.

Seltſame Frage! Kann Urika denn glücklich ſeyn, wenn ihr Eines von Euch Beyden fehlt?

Eliſe.

Gute Urika!

Urika.

Gut? — ich? Dir gebührt dieſes ſchöne Wort.

Eliſe.

Glaubſt du?

Urika.

Ich — ich bin gar nichts. — Du — biſt Alles. Wer würde die arme Urika lieben, wenn Ihr Beyde nicht hier wäret? Ich wäre allein, ohne Schutz auf der Welt; Ihr habt mir Alles erſetzt.

Eliſe.

Täglich ſprichſt du ſo. Und was haben wir denn auch gethan, ich und Belfort? — Nichts, als die Schuld der Dankbarkeit gegen dich abgetragen. — Verlor dein Vater nicht ſein Leben, da er den meinigen in deiner Heimath vor der Wuth deiner Landsleute rettete? Seiner Freundſchaft danken wir auch das Vermögen, welches wir beſitzen.

Urika (weint).

Ja, mein Vater war gut, herzensgut! (Schnell wieder fröhlich.) Aber **dein** Vater, that er weniger?

Er nahm mich an Kindesſtatt an, er führte mich hierher. Und Ihr Beyde, welche Mühe habt Ihr Euch mit mir gegeben, was habt Ihr mich nicht Alles gelehrt und lehren laſſen?

Eliſe.

Du war'ſt ja unſere Freundinn, unſere Schweſter; du wirſt auch immer bey uns bleiben.

Urika.

Wie? — Immer bey dir? — immer bey ihm! — O, das iſt ſchön! das iſt herrlich!

Eliſe.

Es würde dir alſo wehe thun, uns verlaſſen zu müſſen?

Urika.

Es wäre mein Tod.

Eliſe.

Erinnerſt du dich denn gar nicht mehr an dein Vaterland, an deine Landsleute?

Urika.

Ja, wenn ich nicht an Euch denke. (Schnell und heftig.) Aber das geſchieht ſehr ſelten.

Eliſe.

Du fühlſt dich alſo ſehr glücklich?

Urika (ſeufzend).

Ich glaube, ja.

Eliſe.

Du ſagſt das mit einem Seufzer begleitet?

Urika.

Verzeih, — aber Etwas iſt doch noch dabey, was mich verdrießt: daß ich dir nicht gleiche. Du biſt ſchön, und man ſagt es dir, daß du ſchön biſt; — mich — mich ſieht man an, und ſchweigt. Ich thue zwar, was in meinen Kräften ſteht, um dir deine Liebenswürdigkeit abzulauſchen: wenn du ſprichſt, hör' ich dir aufmerkſam zu, wenn du dich putzeſt, ſeh' ich dir zu, und ſuche mir jede Nadel eben ſo zu ſtecken wie du, — die ſchönen Worte, welche du ſprichſt, und die ſo viel ausdrücken, ich merke ſie mir fleißig, Alles, was du trägſt, trag' ich auch; aber dir ſteht doch Alles beſſer.

Eliſe.

Ich bitte dich, liebe Urika, laß uns davon nicht mehr ſprechen.

Urika.

Ah! ich weiß ſchon, warum du nicht davon reden willſt; du biſt mit deiner Schülerinn nicht zufrieden. — Es ſchien mir doch, als ob ich ſeit einiger Zeit Fortſchritte machte. Ich bin weniger verlegen, das zu ſagen, was ich fühle, — ich finde leichter Worte, mich auszudrücken, und meine Haltung — meine Bewegungen — nicht wahr, liebe Eliſe, ich bin weniger ungeſchickt? (Erblickt Belfort, welcher durch die Mitte eintritt.) Ah! da iſt er, da iſt er! Ich bitte dich, ſage ihm nichts von dem, was wir geſprochen haben.

Dritter Auftritt.

Vorige. Belfort.

Belfort.

Guten Morgen, Eliſe! Guten Morgen, meine liebe Urika! (Er drückt Eliſen die Hand, und küßt Urika.)

Urika

(freudig für ſich).

Mich hat er geküßt, aber ſie nicht.

Eliſe.

Du warſt lange aus.

Urika.

Und ſieh ein Mahl, er hat ſich ganz warm gegangen. (Sie nimmt ihr Tuch, und trocknet ihm, der ſich geſetzt hat, die Stirne ab.)

Eliſe.

Haſt du denn gar ſo viel zu thun?

Urika.

Und kann's denn nicht ein Anderer für dich thun, damit du bey uns bliebeſt?

Belfort

(zu Eliſen).

Iſt Niemand gekommen, um einzukaſſiren?

Eliſe.

Nein, noch Niemand.

Belfort (dringend).

So bitt' ich dich, gib dieſes Packet ſogleich unſer'm Caſſier, er wird es nöthig haben; (er gibt ihr ein Packet) aber gleich, gleich!

Eliſe.

Wie? — lieber Eduard! —

Belfort
(etwas betroffen).

Beſorge nichts, — ich — ich ſteckte nur dieſen Morgen in der Geſchwindigkeit den Caſſenſchlüſſel zu mir, und da bangte mir, der Caſſier könnte in Verlegenheit kommen. (Zieht einen Schlüſſel heraus.) Sieh, da iſt er. — Aber geh' nur, geh' jetzt, liebe Eliſe!

Eliſe.

Auf der Stelle. (Für ſich im Abgehen.) Er iſt heute noch unruhiger als jemahls. (Durch die Thür zur Rechten ab.)

Vierter Auftritt.

Belfort. Urika.

Belfort
(ſteht auf, für ſich).

Ich darf nicht mehr zaudern; dieſen Abend noch muß ich fort.

Urika
(nähert ſich ihm).

Lieber Freund, bin ich dir vielleicht auch hier zur Laſt? — Soll ich auch gehen?

Belfort.

Du — Urika?

Urika.

Nein, nein, ſag's nur gerade heraus; ich entferne mich auf der Stelle.

Belfort.

Nicht doch, du kannſt bleiben.

Urika
(freudig für ſich).

Das wußt' ich wohl. (laut.) Es macht mir ſo viel Vergnügen, bey dir zu ſeyn — und beſonders allein bey dir.

Belfort (bey Seite).

Armes Kind! du wirſt mich bald und auf lange Zeit vermiſſen. (laut.) Du zweifelſt doch nicht, daß auch mir deine Nähe recht angenehm iſt?

Urika.

Nein.

Belfort.

Du weißt, wie theuer du mir biſt.

Urika.

O ja, ich weiß es, mein lieber Freund. (Etwas betroffen.)

Belfort.

Und doch ſcheinſt du mir ſo unruhig.

Urika.

Das kommt daher, weil mir jedes Mahl, wenn wir davon ſprechen — ich weiß nicht, warum, — das Herz anfängt zu ſchlagen, — und dann zittre ich — und dann kommen mir Thränen in die Augen. —

Belfort.

Das iſt kindiſch, Urika! Wir ſehen uns doch täglich.

Urika.

Ja freylich; darum iſt es auch täglich ſo.

Belfort.

Ich mache dir alſo wohl gar Furcht? — Seh' ich denn ſo böſe aus?

Urika
(ſehr liebevoll).

O nein!

Belfort
(nimmt ſie bey der Hand).

Nun, ſo ſey doch frohen Muthes! Vor einigen Jahren hätt' ich deine Aengſtlichkeit wohl gelten laſſen; aber jetzt, — Mädchen, du biſt ja ſchon ſechszehn Jahre alt.

Urika.

Ja, ja, — es iſt wahr, — ich bin ſchon ſechszehn Jahre alt.

Belfort.

In dieſem Alter haben die Mädchen deines Landes ſchon —

Urika

(ihm ſchnell einfallend).

Das Gefühl, daß ihr Herz ſich zu Jemand hinneigen, ihn lieben kann.

Belfort.

Nun, und dein Herz — ?

Urika.

Mein Herz? — Ja, ich glaube, es neigt ſich auch ſchon.

Belfort.

Alſo würdeſt du auch einwilligen, uns zu verlaſſen?

Urika.

Ey, Gott bewahre! Ich würde dieſe Empfindung gar nicht haben, wenn nicht eben ſie es wäre, die mich noch feſter an Euch ketten ſoll.

Belfort.

Närriſches Mädchen, ich verſtehe dich nicht.

Urika

(mit einem Seufzer).

Ach, das iſt Schade!

Belfort.

Aber ſey ohne Sorgen, liebe Kleine; ich werde in jedem Fall Alles thun, dein Glück zu gründen.

Urika.

Das iſt ſchön! ich danke dir. (für ſich.) Wenn er mich doch verſtanden hätte?

Belfort

(klopft ſie auf die Wange).

Aber zittern mußt du künftig nicht mehr vor mir, mußt hübſch fröhlich und zutraulich ſeyn, wie ehemahls, mich immer als deinen beſten Freund anſehen.

Urika.

Immer, ja immer!

Belfort.

Sieh, wir dutzen uns: dieſes Wort ſchon gibt den Anſpruch und die Pflicht des gegenſeitigen innigſten Vertrauens.

Urika.

Gibt es? — O, das ſchöne, liebe Wort! — Du lieber Freund, du!

Belfort.

Jetzt lebe wohl, Urika, ich habe zu thun.

(Geht in die Thür zur Rechten ab.)

Urika.

Lebe wohl, du! (Wirft ihm eine Kußhand nach.) Lebe wohl!

Fünfter Auftritt.

Urika (allein).

(Hüpft freudig und in die Hände ſchlagend umher.)

Er liebt mich! ja, er liebt mich! Nun bin ich deſſen gewiß. Wie er mich küßte, als er eintrat, mit welchem zärtlichen Ton er mit mir ſprach, wie freundlich er mich auf die Backe klopfte, und mich ſeine Urika, ſeine liebe Kleine nannte! — Und das Du, das vertrauliche Du! O, wie glücklich ich bin! — Seit drey Jahren leb' ich, athme ich nur in ihm, für ihn! — Wenn er traurig iſt, ſo muß ich weinen, wenn er eine fröhliche Miene macht, ſo lach' ich, hüpfe und ſpringe; — wenn er mit einer Andern freundlich ſpricht, ſo kommt ſie mir ſehr häßlich vor. — Und doch hab' ich ihm bis jetzt noch nicht geſagt, was ich für ihn fühle. — Er weiß es noch nicht; — er weiß auch nicht, daß Urika reich iſt, viel reicher als er, — daß Sir Olivier, unſer Herr, als er zu Domingo ohne Kinder ſtarb, der armen Urika gedachte, und ihr, der Tochter ſeines treueſten Sclaven, ſein ganzes Vermögen hinterließ. — Tarry hat mir bey ſeiner Ankunft die freudige Nachricht und die Abſchrift des letzten Willens überbracht. Ich wollte ihm nicht früher Etwas davon ſagen, als bis ich wüßte, daß er mich liebe. —

Jetzt, — jetzt ſoll er Alles erfahren. Eduard! werde ich zu ihm ſprechen: du warſt bis jetzt mein Freund, mein Bruder; werde Urika's Gatte, nimm Alles, was ich habe, ich verlange nur dein Herz, und will mein ganzes Leben hindurch dafür deine Freundin, dein treues Weib, deine Sclavinn ſeyn! — Ja, ſo will ich zu ihm ſprechen, ſo bald — ſo bald — ich den Muth dazu haben werde.

Sechster Auftritt.

Urika. Tarry (aus der Thür zur Linken).

Urika.

Ah! biſt du da, Tarry? Ich glaubte, du ſeyeſt ſchon wieder nach unſerer Heimath abgeſegelt.

Tarry.

Abgeſegelt? — Ohne dir Lebewohl zu ſagen?

Urika.

Ja, ja, du haſt Recht; das durft' ich wohl von dir erwarten, guter Tarry.

Tarry.

Guter Tarry! — Weiß wohl, was das ſagen will: — *Armer* Tarry! — Urika hält mich wohl für einen guten, braven Jungen, aber ſie iſt dem guten, braven Jungen auch nicht ein bischen gut.

Urika.

Fängſt du ſchon wieder davon zu ſprechen an?

Tarry.

Nein, nein, ich ſchweige ſchon; ſey nur nicht böſe. Ich vergeſſe immer, daß ich dir verſprechen mußte, nicht mehr darüber zu reden. (Nimmt ſeine Mütze ab.) Uff! — es iſt heiß! — Iſt Herr Belfort ſchon zu Hauſe?

Urika.

Ja. — Was willſt du von ihm?

Tarry.

Er hat mich hierher beſchieden, um mir Aufträge zu ertheilen; denn heute um zwey Uhr lichte ich die Anker. — Morgen bin ich ſchon weit, und beläſtige Urika nicht mehr durch meinen Anblick.

Urika.

Schon wieder?

Tarry.

Kann ich denn anders? Das Ding iſt ſtärker als ich, und ich denke, da ich Urika nun auf lange, lange Zeit verlaſſe, ſo kann ſie mir ia wohl erlauben, ſie noch einige Minuten zu langweilen.

Urika.

Tarry! Du langweilſt mich nicht; du betrübſt mich.

Tarry.

Das iſt ſo ziemlich einerley. Wie kann dir die Zuneigung eines Menſchen ſo ſehr zuwider ſeyn, Urika, der — ich darf es ſagen, — ſo viel für dich gethan hat? Als ich das erſte Mahl hier ankam, und dir entdeckte, daß ich dich lieb habe, da wieſeſt du mich zurück. — Nun dacht' ich: Tarry, du biſt nichts, du haſt nichts, da iſt's wohl natürlich. — Da nahm ich mir denn vor, Alles zu thun, Alles zu leiden, um Etwas zu werden, Etwas zu gewinnen, und dir zu gefallen. Ich ließ mich als gemeinen Matroſen unter einem Hochbothsmann anwerben, der ein wahrer Satan war: er ſchlug mich ganz unbarmherzig; allein ich litt es geduldig, indem ich dabey dachte: duld' es! vielleicht kommſt du dadurch weiter, und ſo iſt es ja für ſie, und bey dieſem Gedanken kam mir's vor, als ſchmerzten die Schläge weniger. Endlich gelang mir's, mir einen Weg zu bahnen. Und da ich nun wieder im Beſitz eines Ranges und eines ſchönen Vermögens zu dir zurückkomme — (faſt weinerlich) um dir mein Schiff und ſeinen Capitain anzubiethen, — da — da behandelſt du mich faſt noch härter, als einſt mein grauſamer Hochbothsmann.

Urika.

Aber, Tarry! Worüber kannſt du dich beklagen? Ich habe dir ja nichts verſprochen.

Tarry.

Das iſt wahr; allein, ich hoffte, vertrauend auf den Brief, denn ich dir aus unſerem Lande brachte, und der dir dort ein unabhängiges, glückliches Leben verſichert, du würdeſt wenigſtens einwilligen, mir wieder dahin zu folgen, — und dort — wer weiß? — es hätte mir vielleicht auch nichts genützt, aber es wäre doch auch möglich geweſen, daß ich dir dort, wenn du keine Europäer mehr geſehen hätteſt, weniger häßlich vorgekommen wäre; denn hier — das fühl' ich wohl, — neben dieſen Männern kann ich mich freylich nicht recht ſehen laſſen, da bin ich häßlich.

Urika.

Du häßlich? Das hab' ich nie geſagt.

Tarry.

Aber gedacht, nicht wahr? — Am Bord ſagen ſie mir, ich ſey nicht gar übel, nur zu wenig ſchwarz.

Urika.

Höre mich, Tarry! Am beſten wird's ſeyn, du denkſt gar nicht mehr an mich.

Tarry.

Ich nicht an dich denken? Nimm mir erſt das Herz aus dem Leibe und das Gedächtniß ganz aus dem Kopfe, dann wär's vielleicht möglich, daß ich deiner vergäße. Aber du, liebe Urika, du ſcheinſt leichter zu vergeſſen, du denkſt jetzt ſchon gar nicht mehr an dein Vaterland, und verachteſt deine Landsleute.

Urika
(in Folge der Rede immer ſchneller und enthuſiaſtiſcher).

Ich das Alles vergeſſen? Nimmermehr! Ich war zwar ſehr jung, als man mich fortführte, aber noch immer glaub' ich den Ort, wo ich geboren ward, vor mir zu ſehen. Am Ufer eines kleinen Fluſſes ſtand die Hütte, zwey große Palmbäume ſchützten ſie vor den brennenden Strahlen der Sonne. Mein Vater leitete meine erſten Schritte, er lächelte, da er ſah, daß ich mich ſchon allein wagte, während meine Mutter eine Wiege von Baumzweigen ſchaukelte, in welcher mein jüngerer Bruder ſchlief. — Weiter entfernt tanzten fröhliche Haufen beym Klang des Tambourins, und ſangen fröhliche Lieder.

Tarry (wehmüthig).

Ja, ſo war's, — ſo iſt's noch. Alle die ſchönen Sachen, die hier die Menſchen für nothwendig zum Leben halten, wir kennen ſie nicht, und ſind doch glücklich, recht glücklich.

Urika.

Doch — ich glaube, man ruft mich. — Tarry, ich bitte dich, lieber Tarry, — betrübe dich nicht. — Sieh, ich war aufrichtig, und zog es vor, dir die Wahrheit zu ſagen, obſchon ſie dir nicht angenehm iſt, als dich, einen ſo guten, braven Jungen, zu hintergehen. Mach' dir nichts d'raus, Tarry! In der Heimath gibt's ja viele, recht ſchöne ſchwarze Mädchen, viel ſchöner als Urika, und Jedes wird ſich freuen, wenn du ihm gut biſt; mir muſt du's ſchon verzeihen, daß ich dich nicht liebe, aber — (die Hand betheuernd auf ihre Bruſt legend) wahrhaftig, ich kann nicht! (Sie geht durch die Thür zur Linken ab.)

Siebenter Auftritt.

Tarry (allein).

Ja freylich gibt's dort viele ſchöne ſchwarze Mädchen, aber keine Urika. — Aufrichtig iſt ſie, das iſt wahr; aber faſt wäre mir's lieber, ſie löge mir ein bischen vor, es thäte mir wohler. — Tarry, Tarry! du mußt dich von der Leidenſchaft heilen. Schon recht; aber wie? Das vertreibt kein Doktor, und was ein Mahl recht tief da d'rinnen ſitzt, (auf ſein Herz deutend) das bringt man nimmer heraus.

Achter Auftritt.

Tarry. Belfort (aus der Thür zur Rechten.)

Belfort
(im Eintreten).

Ah! ſeyd Ihr da, Capitain? Ich erwarte Euch ſchon mit Ungeduld; ich habe Euch Etwas zu ſagen.

Tarry.

Vermuthlich mir einige neue Aufträge zu ertheilen? Denn ich glaube, Ihr waret mit den Einkäufen zufrieden, die ich für Euch in Zucker, Cacao und Zimmtrinde gemacht habe?

Belfort.

Allerdings; doch dieß Mahl handelt es ſich um ein ernſthafteres Geſchäft.

Tarry.

A bah!

Belfort.

Sagt mir, um welche Stunde denkt Ihr in See zu gehen?

Tarry.

Punkt zwey Uhr lichten wir die Anker.

Belfort.

Nun wohl, — ſo gönnt mir einen Platz in Eurer Kajüte, ich mache die Fahrt mit Euch.

Tarry.

Wie? Ihr, Herr Belfort?

Belfort.

Ja. Aber vor Allem verſprecht mir, keiner Seele Etwas davon zu ſagen.

Tarry.

Ah, ich merke ſchon, — eine geheime Spekulation, — eine Partie Waaren, die Ihr heimlich wegbringen wollt?

Belfort (traurig.)

Ihr habt's errathen, Tarry, das iſt der Grund.

Tarry.

Aber — Ihr ſeyd dabey ſo traurig?

Belfort.

O, guter Tarry! du weißt nicht, was man leidet, wenn man ſich von dem trennen muß, was man liebt.

Tarry

(für ſich mit einem Seufzer).

Er wird mich's wohl erſt lehren, er! — Aber wie? — wenn —? Urika —? Nein, nein, das iſt unmöglich! — Sie iſt ja auch ſchwarz, wie ich.

Belfort.

Alſo ich kann auf Euch rechnen?

Tarry

(reicht ihm die Hand).

In Noth und Tod! Um zwey Uhr komm' ich Euch abzuholen. (Geht durch die Thür zur Linken ab.)

Neunter Auftritt.

Belfort (allein).

Elliſe wird kommen. — Sie ſoll das Geheimniß meines Herzens kennen lernen, ſoll erfahren, was mich zwingt, zu fliehen. Nur wenige Augenblicke bleiben mir mehr übrig, und dieſe will ich benützen, ihr mein ganzes Vertrauen zu beweiſen. Damit uns Niemand überraſche, will ich dieſe Thür ſchließen. (Er geht, um die Eingangsthür zur Linken abzuſchließen, Urika tritt ihm unter derſelben entgegen.) Urika!

Zehnter Auftritt.

Belfort. Urika.

Urika.

Ah, find' ich dich, lieber Freund? das iſt recht gut. — Du haſt mir geſagt, daß das Wort Du Anſpruch auf das innigſte Vertrauen gebe: darüber hab' ich nachgedacht, und bin gekommen, dir Alles anzuvertrauen, was ich noch auf dem Herzen habe, und waß du noch nicht weißt. Sey ſo gut, und frage mich ein wenig aus.

Belfort.

Verzeih', liebe Urika, — aber jetzt, in dieſem Augenblicke —

Urika.

Ah! du haſt alſo jetzt Geſchäfte? darum wollteſt du vermuthlich auch die Thür ſchließen, als ich eintrat?

Belfort.

Ja, — ich — ich hatte noch einige Briefe zu ſchreiben, und —

Urika.

Genire dich gar nicht. Setze dich dort an deinen Schreibtiſch, ich ſetze mich hierher; — ſey unbeſorgt, ich will ſtill ſeyn wie eine Maus, kein Wort ſprechen, aber — (ſehr liebevoll) laß mich bey dir.

Belfort (für ſich).

Sie will hier bleiben.

Urika

(hat ihre Arbeit hervorgezogen, und ſetzt ſich auf der entgegengeſetzten Seite des Schreibtiſches).

Rathe, was ich hier arbeite? — Eine recht hübſche Börſe. — Nicht wahr, du wußteſt noch nicht, daß ich es in der Strickerey ſchon ſo weit gebracht habe? — Und — und — ich wette, du weißt auch nicht, für wen ſie beſtimmt iſt?

Belfort

(etwas betroffen).

Keinesweges.

Urika

(ſteht auf, tritt zu Belfort, und zeigt ihm die Börſe).

Sieh ein Mahl: — was iſt das für ein Buchſtabe? — Ein E, nicht wahr?

Belfort.

Nun?

Urika.

Nun? — Du haſt doch nicht etwa auch vergeſſen, daß du Eduard heißeſt?

Belfort
(ſteht ſtarr).

Urika (betrübt).
Wie? du bedankſt dich gar nicht?

Belfort.
Ja, ja, — ich danke dir, liebe Urika!

Urike.
Der Grund Silber, und die Eicheln Gold. — Rundum kleine Vergißmeinnichtchen, und in der Mitte eine kleine Immortelle. — Hä? Wird das ſchön werden?

Belfort.
Aber, liebes Kind, ich muß dir wiederholen: ich habe jetzt —

Urika
(die Hände zuſammenhaltend).
Ja, es iſt wahr. — Verzeih', o verzeih' — ich wollte ja ſtill ſeyn. — (Setzt ſich.) Jetzt bin ich's gewiß, und wenn ich nur noch ein einziges Wörtchen ſpreche, ſo erlaube ich dir, mich fortzuſchicken.

Belfort
(fährt ſich mit der Hand über die Stirne, dann nach einer Pauſe).
Urika! — Es könnte vielleicht Jemand im Saale warten, und da wär' es ſchicklich —

Urika.
Daß ich hinginge? — Ja, ja, du haſt Recht. Du

willſt mich nicht mehr bey dir haben. — Nun, ich gehe ſchon. (Für ſich.) Mein Gott! was hat er denn? So war er noch nie mit mir. — Er verbirgt mir Etwas, das ſeh' ich; aber ich will's wiſſen, ich muß es wiſſen. — Er ſagt ja auch du zu mir, und alſo hab auch ich Anſpruch auf ſein Vertrauen. (Sie thut, als ob ſie abginge, ſchlüpft aber ſchnell hinter den Schirm wo ſie ſteh'n bleibt.)

Belfort,

(welcher bisher immer geſchrieben hat, ſchreibt noch ein paar Augenblicke, dann legt er die Feder weg.)

Sie iſt fort! — Wenn doch jetzt Eliſe —

Eilfter Auftritt.

Vorige. **Eliſe** (tritt aus der Thür zur Rechten).

Belfort.

Ah! da iſt ſie.

Eliſe.

Du haſt mich rufen laſſen. Was haſt du mir zu ſagen?

Belfort.

Ich wollte über einen Gegenſtand mit dir reden, der uns Alle ſehr intereſſirt.

Urika (für ſich).

So? — Mir hat er nichts davon geſagt.

Belfort (bey Seite).

Und nun, da der Zeitpunkt da iſt, ſtockt mir das Wort im Munde.

Eliſe.

Lieber Eduard! Schon ſeit einiger Zeit beobacht' ich dich, und finde, daß du aufgeregt, bewegt, tiefſinnig biſt, — beſonders in meiner Gegenwart. — Bin ich denn nicht mehr dein liebes Mühmchen, deine treue Schweſter?

Belfort.

Eliſe! Seit längerer Zeit verbarg ich dir ein ſchwer auf meinem Herzen laſtendes Geheimniß.

Eliſe.

Du? mir?

Urika (für ſich).

Armer Freund!

Eliſe.

Daran thateſt du nicht recht. — Aber ich will dir keine Vorwürfe machen, rede jetzt, lieber Eduard.

Belfort.

Du mußt es endlich erfahren. — Eliſe, unſere Handlung iſt beynahe zu Grunde gerichtet.

Eliſe.

Gott!

Urika
(für ſich).

Das iſt ſchlimm.

Belfort.

Ich glaubte, es dir noch länger verbergen zu können, ich hoffte, uns noch durch neue, glückliche Spekulationen, durch Fleiß und Betriebſamkeit zu retten; allein, immer neue Fallimente machten es mir unmöglich. Jetzt muß ich es dir ſagen, denn ich ſtehe, leider, auf dem Punkte, meine Zahlungen einſtellen zu müſſen, und noch heute, Eliſe, — ja, noch heute ſeh' ich mich gezwungen, dieſes Land zu verlaſſen.

Eliſe.

Eduard! — ich ſollte mich von dir trennen? — Niemahls! niemahls!

Belfort.

Es muß ſeyn! — Ich werde — will's Gott, Alles bezahlen; auch iſt dein künftiges Schickſal und jenes unſerer guten Urika geſichert: — Gott ſey Dank, ſo viel iſt noch übrig; aber mir bleibt kein Heller.

Eliſe.

Eduard! Und was willſt du anfangen? wohin willſt du gehen?

Belfort.

Nach Senegal; dort iſt der Handel im größten Flor, das Land iſt mit Kaufleuten nicht überladen, und wer arbeiten will, kann ſich dort ſchneller ein Vermögen ſammeln, als irgendwo.

Urika (für ſich).

Das iſt ſchön! das paßt ganz zu meinem Plan.

Belfort

(faßt zärtlich Eliſens Hand).

Eliſe! theure Eliſe! O, du weißt gar nicht, wie ſchmerzhaft mir dieſe Trennung fällt. Nicht der Verluſt unſeres Vermögens allein iſt es, was mich betrübt; ich laſſe in Frankreich ein anderes Gut zurück, was mir bey Weitem theurer iſt.

Eliſe.

Welches Gut?

Belfort.

O, frage mich nicht.

Eliſe.

Eduard! ich muß es wiſſen.

Urika

(für ſich, mit der Stimme zitternd).

Ich auch.

Belfort.

So erfahre denn: ſeit langer Zeit iſt mein Herz durch die innigſte, wärmſte Liebe gefeſſelt.

Urika

(für ſich, freudig).

Ich habe das ſchon gemerkt.

Eliſe.

Und das Mädchen deiner Wahl? wußte ſie, daß du ſie liebeſt?

Belfort.

Nein.

Urika (für ſich).

Ich glaube ja.

Belfort.

Unter dem Nahmen der Freundſchaft hab' ich ihr wohl oft die Empfindungen meines Herzens ausgedrückt.

Urika (für ſich).

Das iſt wahr.

Eliſe.

Und dieſe Liebe? fühlſt du ſie ſchon lange?

Belfort.

Seit meiner Jugend. Ich wurde ja mit ihr erzogen, ich nannte ſie meine Schweſter.

Urika (für ſich).

Was ſagt er da?

Eliſe

(betroffen).

Und warum eröffneteſt du ihr dein Herz nicht?

Belfort.

Bedarf es der Worte? Hätte ſie mich geliebt, ſie hätte mich wohl verſtanden.

Eliſe.

Vielleicht fürchtete ſie, ſich zu irren. Es iſt ſo grauſam, aus einem ſüßen Wahn unſanft geweckt zu werden.

Belfort.

Eliſe! du haſt mich verſtanden. Jene, die ich liebe — es iſt dasſelbe Mädchen, welches mir dein Vater ſchon zur Gattinn beſtimmt hat.

Urika (für ſich).

Ich zittre!

Belfort.

Du, — du, Eliſe, biſt's, ohne die ich nicht leben kann.

Urika (für ſich).

Gott! — mein Herz — meine Knie brechen! — Unglückſelige! (Sie ſinkt hinter dem Schirm in ihre Knie).

Eliſe.

O mein Eduard! — Verzeih', wenn ich dich nur einen Augenblick verkannte; allein, öfters ſchien mir's, als ob eine Andere — unſere Urika iſt ſo liebenswürdig —

Belfort.

Urika? — Wie konnteſt du denken —! Dieſes Mädchen, welches das Schickſal in unſere Mitte führte, mehr als einen Gegenſtand unſers Mitleids —

Urika

(fängt zu weinen an).

Mitleid? — Oh!

Eliſe.

Sie iſt aber ſo gut, ſo ſanft, ſo zuvorkommend.

Belfort.

Das iſt wahr, ihre guten Eigenſchaften ſind von der Art, daß ſie wohl in ihrem Lande auf Liebe Anſpruch machen kann; aber hier in Europa, wo ſie ſchon ihre Farbe, ſo zu ſagen, außer die Geſellſchaft ſetzt —

Urika (für ſich).

Und ſie hat doch auch ein Herz, die arme Schwarze!

Eliſe.

Eduard! — nun du mir dieſes theure Geſtändniß abgelegt haſt, darfſt du nicht reiſen; wir bleiben hier. Ich will arbeiten, Tag und Nacht, und die Talente, welche ich dir verdanke, nützlich anwenden; ſie werden uns ein Rettungsmittel im Unglück ſeyn. Arm werden wir leben, aber glücklich, denn wir lieben uns.

Belfort.

Nein, das kann, das darf ich nicht thun. Dein Vermögen hab' ich dir verloren, ich muß es dir wieder gewinnen, und dieß kann ich hier nicht. Um zwey Uhr beſteig' ich das Schiff des Capitains Tarry, und verlaſſe Marſeille. Jetzt erwartet mich unſer Caſſier, dem ich noch einige wichtige Aufträge zu ertheilen habe. — Eliſe, wir ſehen uns noch ein Mahl; ſey dann gefaßt. Halte mich nicht zurück, mache mir den Abſchied nicht noch ſchwerer, ich würde unterliegen. (Er eilt in die Thür zur Rechten ab. Eliſe folgt ihm.)

Zwölfter Auftritt.

Urika (allein).

(Sie tritt hinter dem Schirm hervor.)

Zurückgeſtoßen! — Verachtet! — Arme Urika! — (Sie weint.) Er liebte — aber nicht mich! — Ich bin alſo recht häßlich. — Ja, ja, ſie nennen ja hier die ſchwarze Farbe die Trauerfarbe. — Ich traure, — ganz traure ich, — bis tief in's Herz hinein. — O, wie iſt Eliſe glücklich! Für ſie fühlt er Liebe; für mich — Mitleid. — Undankbarer! und ich lebte nur in dir, obſchon du nicht meine Farbe trägſt. (Sehr heftig.) O, wenn ich mich rächen könnte! Ich wollte, — ja, ich wollte, daß er das fühlte, was mir in dieſem Augenblick das Herz durchſchneidet. — Was thu' ich? — Wie fang' ich's an? — Hundert Gedanken durchkreuzen meinen Kopf. — Er muß, er ſoll es wiſſen, was er für ein Herz von ſich geſtoßen. — Urika! Urika! — du kannſt ja doch nichts thun, als weinen. (Sie ſchluchzt laut.)

Dreyzehnter Auftritt.

Urika. Tarry. (Aus der Thür zur Linken.)

Tarry (traurig).

Du wirſt mich wohl auszanken, Urika, daß ich noch ein Mahl vor dir erſcheine; aber ich weiß nicht, wenn ich vor dieſem Hauſe vorüber gehe, ſo zieht es mich immer mit Gewalt herein. — Verzeih'!

Urika
(heftig durch die ganze Scene).

Ah, biſt du da, Tarry? das iſt gut, recht gut!

Tarry (freudig).

Du grollſt alſo nicht?

Urika.

Nein; es freut mich, daß du gekommen biſt.

Tarry.

Ach Gott! zum erſten Mahle höre ich das aus deinem ſchönen Munde.

Urika.

Schöner Mund? — O, glaub' es nicht, Tarry; er iſt häßlich, — er iſt ja ſchwarz.

Tarry.

Schwarz iſt ſchön. (Sie genauer betrachtend.) Aber was ſeh' ich, du haſt ja gar geweint?

Urika.

Ja, Tarry, ich habe geweint.

Tarry.

Doch nicht darum, daß du mich zuvor ſo ſehr betrübt haſt? Ah, deßhalb mußt du nicht weinen; du haſt mich ja ſchon daran gewöhnt.

Urika.

Armer Tarry!

Tarry.

Freylich gewöhnt man ſich ein wenig hart daran, zurückgeſtoßen, verachtet zu werden.

Urika.

O, du haſt Recht; ich fühl's.

Tarry.

Man iſt nahmenlos unglücklich, wenn man eine Perſon liebt, die uns nicht wieder liebt.

Urika.

Aber, wenn es ſo iſt, ſo muß man Feſtigkeit haben, — Muth, — nicht wahr?

Tarry.

Das ſag' ich mir auch immer; aber die Feſtigkeit kommt nicht.

Urika
(trocknet ſich die Thränen).

Tarry! liebſt du mich?

Tarry
(vor Ueberraſchung ſtarr ſtehend).

Wa — was fragſt du da? — Ob ich dich liebe? — das ſollteſt du doch ſchon wiſſen; ich habe es dir ja ſo oft wiederholt.

Urika.

Willſt du mir es durch einen Dienſt beweiſen?

Tarry.

Beweiſen? — Dienſt? — Fordere! Soll ich an's Ende der Welt gehen? — Soll ich für dich ſterben? — Ich bin zu Allem bereit!

Urika.

Dein Schiff ſegelt um zwey Uhr ab?

Tarry.

Ja.

Urika.

Wohlan! — (Sie läuft auf und ab, als ob ſie einen Gedanken erſt recht ordnen wolle) Warte ein wenig.

Tarry.

Ja.

Urika.

Setze dich dort nieder.

Tarry.

Ja. (Thut es.)

Urika

(ſetzt ſich und ſchreibt, dann nach einer Pauſe).

Du mußt um eine Stunde früher reiſen.

Tarry.

Ja. — Aber darf ich fragen —?

Urika.

Ich kann es dir nicht ſagen.

Tarry.

Aber ich habe Jemand verſprochen —

Urika

(immer ſchreibend).

Ich weiß es; aber ſey ruhig, du haſt dir nichts vorzuwerfen, ich ſchwör' es dir.

Tarry.

Ah, wenn's ſo iſt; — aber ich möchte doch wiſſen —

Urika.

Tarry, kein Wort. Willſt du thun, was ich begehre, ohne mich zu fragen? Ja, oder Nein.

Tarry.

Ja, ja, ja! Kann ich denn dir jemahls mit Nein antworten?

Urika

(hat das Schreiben geendet, und faltet jetzt den Brief).

Tarry! du ſollſt dein Vertrauen zu mir nicht bereuen; ich will dich lieben, ſo lange ich lebe.

Tarry.

Lieben? mich lieben? O, dann mag kommen, was da wolle!

Urika (für ſich).

Horch, — Tritte; — er iſt's! (laut.) Tarry! mein lieber Freund! geh' und bereite Alles zur Abreiſe. Verſprich mir, daß du Punkt ein Uhr zur Abfahrt bereit ſeyn willſt.

Tarry.

Ich verſpreche Alles. Ein Kanonenſchuß ſoll dir das Signal geben. (Für ſich.) Ich verſtehe kein Wort. — Sie will mich lieben, und ſchickt mich um eine Stunde früher fort? — Nun, wie der Himmel will! Sie hat mich ihren lieben Freund genannt, und ich muß thun, was ſie begehrt. (Durch die Thür zur Linken ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Urika. Belfort (aus der Thür zur Rechten tretend, ohne Urika zu bemerken).

Belfort.

Ich ſah' den Capitain in's Haus treten; ſollte es ſchon Zeit ſeyn? (Sieht auf die die Hängeuhr). Nein, es iſt erſt drey Viertel auf Eins; ich kann noch einige Augenblicke bey Eliſen zubringen.

Urika
(für ſich).

Zum erſten Mahle fühle ich mich verlegen mit ihm allein.

Belfort.

Ah, biſt du da, Urika? das iſt mir lieb; ich ſuchte dich.

Urika.

Ich auch, lieber Freund, — ich wünſchte von dir — ich wünſchte dich zu ſprechen.

Belfort.

Du mich? Warum?

Urika.

Nachher. Rede du erſt.

Belfort.

So höre: du biſt ſeit deiner Kindheit gewohnt, mit uns zu leben, uns nie zu verlaſſen. — Wenn es nun aber das Schickſal verlangte, daß wir getrennt würden, — würdeſt du glücklich und froh ſeyn, wie bisher, — allein mit Eliſen?

Urika.

Nein.

Belfort.

Wenn es aber der Himmel doch ſo wollte?

Urika.

Wenn er's wollte, ſo müßte ich es dulden und leiden. — O, ich habe Muth!

Belfort.

Meine liebe, gute Kleine! — Sieh, geſetzt, wir trennten uns, ſo wüßt' ich doch ein Mittel, die Schmerzen dieſer Trennung etwas zu mildern.

Urika.

Weißt du eines? O, ich bitte dich, ſage mir's.

Belfort.

Mit meinem Bischen Mahlerkunſt habe ich unſere Portraits gemahlt, und ich glaube, ſie ſind ſehr ähnlich. Deines behalt' ich — und das meine geb' ich dir. (Er zieht ein Portrait hervor.) Hier iſt es.

Urika
(freudig).

Dein Bild! — (Traurig). Nein, mein Freund, gib es lieber Eliſen; — ich bedarf deſſen nicht, — ich hab' es ſchon, dein Bild. (Die Hand auf ihr Herz legend.) Es iſt hier.

Belfort.

Wie? du willſt es nicht?

Urika.

Nein; es iſt ja doch nicht ſo treu, als das meinige. — Haſt du mir nichts weiter zu ſagen?

Belfort.

Nein, liebe Urika.

Urika.

So iſt's jetzt an mir, zu reden. Wie du ſo eben geſagt haſt: wenn das Schickſal es ſo wollte, daß wir uns trennen müßten, ſo hätte auch ich dir vor unſerer Trennung noch Etwas anzuvertrauen; allein, dieß Geheimniß — ich wage nicht, es ſo gerade zu ſagen, darum zog ich vor, es dir zu ſchreiben.

Belfort.

Ein Geheimniß?

Urika.

Ja. Nimm dieſen Brief; aber öffne ihn noch nicht.

Belfort.

Was ſoll das?

Urika.

Ich bitte dich darum. Warum ſoll denn ich kein Geheimniß vor dir haben, da du doch eines vor mir zu haben ſcheinſt?

Belfort.

Liebe Urika, — ich bitte dich!

Fünfzehnter Auftritt.

Vorige. Eliſe (aus der Thür zur Rechten).

Urika.

Ah! da kommt auch Eliſe. — Nun, meine lieben, lieben Freunde, ſind wir alle Drey vereinigt. — Eduard! Eliſe! — Wie lieb' ich Euch! — Verſprich mir, Eduard, den Brief nicht eher zu leſen, als bis es ein Uhr geſchlagen hat.

Belfort.

Aber Mädchen —!

Urika

(ſieht auf die Uhr).

Es ſind ja nur mehr zehn Minuten dazu; ſo lange kannſt du deine Neugierde mir zu Liebe wohl bezähmen. Eduard! ich verlange dein Ehrenwort, daß du den Brief nicht früher öffnen willſt.

Belfort

(reicht ihr die Hand).

Ich geb' es dir.

Eliſe.

Was habt Ihr denn? — Ihr ſeyd ſo beſtürzt —

Urika.

Meine Gegenwart iſt jetzt überflüſſig. Ihr wollt allein miteinander ſprechen, nicht wahr? Ich verlaſſe Euch. — Eliſe! — meine gute Eliſe! Laß dich umarmen. (Sie thut es.) Eduard! (Sie will, von ihrem Herzen gezogen, auch ihn umarmen, hält aber ſchnell zurück, und ſagt mit zitternder Stimme): Leb' wohl, Eduard! — Wir ſehen uns — wieder. (Sie geht und kehrt wieder zurück, Beyden die Hand gebend.) Meine Freunde! — Urika iſt arm, — ſehr arm! (heftig) und doch ſehr reich, da ſie Euch — (auf den Brief zeigend.) Punkt ein Uhr, ja nicht früher! (Sich ſchnell losreißend, und durch die Thür zur Linken abſtürzend.) Lebt wohl! Lebt wohl!

Sechszehnter Auftritt.

Belfort. Eliſe.

Eliſe.

Belfort! was iſt dem Mädchen? — du weißt es.

Belfort.

Nein, bey meiner Ehre!

Eliſe.

Wie bewegt ſie von uns Abſchied nahm! — Ach, das rief mir auch unſere Trennung zurück.—Eduard! wenn's auf immer wäre?

Belfort.

Wo denkſt du hin? — Nein, gewiß, wir ſehen uns wieder.

Eliſe.

Sieh', um dich nicht zu betrüben, hab' ich all' meinen Muth zuſammengenommen, und meine Thränen getrocknet; ach, bald, bald hab' ich ja nichts zu thun, als zu weinen.

Belfort.

Eliſe! denk' immer an mich, und vor Allem ſorge für unſere gute Urika. — Es geht etwas Außerordentliches in der Seele dieſes Mädchens vor: ihre Hand zitterte, als ſie mir dieſen Brief übergab, und ihr Herz ſchlug hörbar.

Eliſe.

Sey ruhig, mein Freund! ich liebe ſie ja wie meine Schweſter, ich werde ſie über deine Abreiſe zu tröſten ſuchen, wenn ich mich auch ſelbſt nicht tröſten kann.

(Die Uhr ſchlägt Eins.)

Belfort.

Ein Uhr.

Eliſe.

Öffne den Brief.

Belfort

(reißt ſchnell den Brief auf, und lieſt).

»Theurer Freund! Ich liebte dich. — Dieß iſt das »Geheimniß meines Herzens, welches du nie ahneteſt; »denn dein Herz gehörte einer Andern, und ich war für »dich nur ein Gegenſtand des Mitleids und Erbarmens. »Du haſt es zu Eliſen geſagt, ich hört' es. — Ihr »habt Euer Vermögen verloren, auch das weiß ich; »ich bin reich. Einige Stunden nur liebt' ich dieſen »Reichthum, weil ich hoffte, ihn mit dir theilen zu »können als deine Freundinn, dein Weib, deine Sclavinn. — Was ſoll ich jetzt damit anfangen? — Ihr »liebt Euch! Euer Glück kann Vermögen noch vermehren: ich ſchenke Euch das meinige; ich aber fliehe ein »Land, eine Geſellſchaft, die mich ausſtößt. Lebt wohl! »Ihr werdet von der armen Urika nichts mehr hören; »erinnert Euch aber noch manchmal ihrer.« — (Er läßt den Brief ſinken.)

Eliſe.

Laß uns eilen, vielleicht iſt es noch Zeit.

Belfort.

Nein, ſie darf nicht fort!

(Beyde wollen abſtürzen. In dieſem Augenblicke hört man einen Kanonenſchuß. Belfort und Eliſe bleiben auf beyden Seiten der Bühne ſtarr ſtehen. Gleich darauf erblickt man im Hintergrunde Tarry's Schiff vorüber fahren. Urika liegt auf dem Verdeck auf ihren Knien, die Hände gegen den Himmel gehoben; Tarry ſteht neben ihr, und unterſtützt ſie.)

Belfort.

Urika! (Er ſinkt in einen Stuhl.)

(Der Vorhang fällt.)

Gutes Beiſpiel.

Luſtſpiel in einem Akt, nach dem Franzöſiſchen
des Théaulon.

Perſonen:

Saint-Leon, Infanterie-Capitaine (35 Jahr alt).
Adolph de Seligny, Cavallerie-Capitaine (20 Jahr alt).
Inés, (25 Jahr alt,) Spanierinnen, Schweſtern.
Flora, (15 Jahr alt,)

Die Scene iſt in Spanien.

(Die Bühne ſtellt einen Garten vor. Zur Rechten, bey der erſten Couliſſe eine ſchräge Mauerwand mit einer Jalouſie, zur Linken ebenfalls bey der erſten Couliſſe eine Thüre, welche in's Freye führt. Im Hintergrunde Roſenſtöcke, Vaſen u. ſ. w., und eine Gitterwand, welche den Garten ſchließt, und über die ganze Bühne läuft.)

Erſter Auftritt.

Inés. Flora.

Inés.

Das iſt nicht ſchön, gar nicht ſchön, ſag' ich dir. Warum ſitzeſt du den ganzen Tag auf dem Balkon draußen?

Flora.

Weil ich Etwas ſeh'n will —

Inés.

Ja, das Etwas kenn' ich ſchon, es hat zwey Füße, und eine ſchöne Uniform. Die franzöſiſchen Offiziere willſt du ſeh'n, die in dem Hauſe gegenüber einquartiert ſind.

Flora.

Ja, du haſt recht, — aber was iſt denn daran Böſes? Sie ſind ſo hübſch und ſo höflich.

Inés.

Das iſt's eben, je hübſcher ſie dir vorkommen, deſto weniger ſollſt du ſie anſehen.

Flora.

Wenn ſie nicht hübſch wären, würd' ich ſie gar nicht anſehen.

Inès.

Flora! die Ehre und die Tugend befehlen dir, keinen Fuß mehr auf den Balkon zu ſetzen.

Flora.

Ja, was thut denn das aber der Ehre und der Tugend?

Inès.

Ach, liebe Flora, du biſt noch ſehr kindiſch!

Flora.

Ich bin recht froh, daß ich's bin, denn ſieh, liebe Inès, ich freue mich wie ein Kind über Alles, und du findeſt an Nichts Vergnügen.

Inès.

O liebe Schweſter, ich kenne die Männer —

Flora.

Nun, wenn ich ſie ein Mahl kennen werde, vielleicht ſeh' ich ſie dann auch nicht mehr an.

Inès.

Die Mädchen können nur dann glücklich ſeyn, wenn ihre Tugend über jede Probe erhaben iſt.

Flora.

Das mag wohl ſeyn, und darum hört man auch ſo viele Mädchen klagen, nicht wahr, liebe Schweſter?

Inés.

Aus meinem Munde hörſt du keine Klage.

Flora.

Jetzt nicht — aber ehedem —.

Inés.

Was willſt du damit ſagen?

Flora.

Weißt du noch, vor einem Jahre, als der luſtige franzöſiſche Offizier, der mit ſeinem Regimente in Sevilla lag, täglich zur Tante in's Haus kam — geſteh' es nur, du ſah'ſt ihn auch recht gerne, den ſchönen Offizier?

Inés

(etwas betroffen).

Ja wohl — und zwar eben ſo gern, als die Andern. Das iſt ganz natürlich, unter den franzöſiſchen Truppen gibt's ſehr ſchöne Leute.

Flora.

Und darum alſo weinteſt du ſo ſehr, als die franzöſiſchen Truppen abmarſchiren mußten?

Inés.

Ich? geweint? was fällt dir ein?

Flora.

Ey, ich hab's ja geſehen, und recht viel haſt du geweint.

Inès.

Nun — das geſchah, weil — es rührte mich das Elend des Krieges.

Flora.

Ach! nein, nein! — das iſt nicht ſo. Während der Krieg dauerte, blieb der franzöſiſche Offizier in Sevilla, aber als der Friede geſchloſſen war, mußte er nach Madrid abmarſchiren — du mußt mir alſo nichts weiß machen; denn während des ganzen Krieges haſt du gelacht, und erſt wie der Frieden kam, haſt du angefangen zu weinen.

Inès (ſtrenge).

Flora! derley Anmerkungen verbitt' ich mir.

Flora.

Nun, ſey nur nicht böſe, liebes Schweſterchen. Ueber Etwas haſt du denn doch geweint, und ich — glaubte eben, es geſchehe wegen der Abreiſe des Capitaines Saint-Leon.

Inès.

Da haſt du dich ſehr geirrt.

Flora.

Von dieſem Tage an biſt du auch nicht mehr dieſelbe. Das franzöſiſche Regiment iſt abmarſchirt, und deine Heiterkeit mit ihm. Gleich darauf haſt du mich auch daher in dieſes Schloß geführt, aus dem du faſt eine Citadelle gemacht haſt, und in welches nur Weider eintreten dürfen. Ich verſichere dich, das iſt gar nicht unterhaltlich.

Inès.

Alles, was ich that, geſchah nur für dich, Flora.

Flora

(etwas böſe).

Du biſt gar zu gütig.

Inès.

Die Ehre und die Tugend wollen es ſo. Ich bin die ältere Schweſter, und muß über dich Unerfahrene wachen. Gott ſey Dank! ich bin feſt in meinen Grundſätzen und Entſchlüſſen.

Flora.

Ja leider! Man nennt dich auch im ganzen Dorfe — verzeih' mir, liebe Schweſter — aber erfahren mußt du's doch ein Mahl — man nennt dich den Tugenddrachen.

Inès.

Dieſer Titel ehrt mich!

Flora.

So? nun meinetwegen, mir gefällt er nicht, und ich hoffe ihn nie zu verdienen.

Inès.

Willſt du glücklich werden, liebe Schweſter, ſo folge in Allem meinem Beiſpiel — nimm dir mich ganz zum Muſter, präge dir Alles ein, was ich ſage und thue, und rede und handle immer nur ſo, wie du mich reden hörſt und handeln ſiehſt.

Flora.

Das wäre verzweifelt langweilig — du gehſt den ganzen Tag über wie träumend im Garten herum, ſetzeſt dich dann auf eine Bank, legſt die Hände in einander, und blickſt bey Tage auf die Erde, und am Abend gegen Himmel, oder du ſetzeſt dich in die Gemählde-Gallerie, und betrachteſt die gemahlten Herren. (Für ſich.) Mir ſind die Lebendigen lieber.

Inès.

Und doch führt nur ſolch ein Leben zur glücklichen Ruhe des Herzens.

Flora.

Mag ſeyn, mein Herz will aber nicht ruhig ſeyn.

Inès.

Höre mich, Schweſter, und merke dir wohl, was ich jetzt ſage. Ich erlaube dir Alles zu thun, was ich thue, aber wenn du etwas Anderes thu'ſt, was nicht ſchicklich iſt, ſo laß' ich dich nie heirathen, das iſt mein feſter Entſchluß, du kennſt mich —

Flora.

Nie heirathen? — ach Gott! ich zittre am ganzen Leibe, ſo ſehr haſt du mich erſchreckt. — Ja, ja, ich will Alles gerne thun, was du verlangſt, ich will nicht mehr auf den Balkon geh'n, wenn du nicht hinausgeh'ſt

— ich will ſeufzen, wenn du ſeufzeſt, — ich will dich in Allem nachahmen.

Inès.

Und daran wirſt du recht thun, und glücklich ſeyn.

Flora

(traurig).

Ach ja, recht glücklich — aber wenn du ein Mahl einen Mann anſiehſt —

Inès

(lächelnd).

Dann darfſt du's auch thun.

Flora.

Und wenn du mit einem ſprichſt?

Inès.

Dann magſt du auch ſprechen.

Flora.

Und wenn du — es wäre ja doch möglich — wenn du dich in Einen verliebteſt —

Inès.

Das iſt unmöglich. (Sie geht ab.)

Flora

(ihr traurig nachſehend).

Ach, du lieber Gott! das iſt ein rechtes Unglück.

Zweyter Auftritt.

Flora (allein).

Nie verheirathet! — das iſt ein entſetzliches Wort — die Schweſter wußte wohl, daß ſie damit bey mir zuwege bringen kann, was ſie will. Das Heirathen ſelbſt liegt mir zwar nicht ſo ſehr am Herzen, aber ich mag nur nicht immer ſo allein im Schloſſe ſitzen. Wenn man einen Mann hat, ſo geht man mit ihm nach der Stadt, und in's Theater, und in Geſellſchaften, und wohin man will. — Ich muß doch ein bischen durchgehen, was Inès den ganzen Tag über thut, damit ich mir auch ein Verhaltungsſyſtem machen kann, weil's denn ſchon ſo ſeyn muß. Des Morgens geht ſie im Garten ſpazieren, geh'n wir alſo auch ſpazieren; dann ſchreibt ſie Briefe — ſchreiben wir alſo auch, ich weiß zwar nicht an wen, aber es wird ſich doch wohl Jemand finden, der meine Briefe annimmt; dann — auf den Balkon — nein, nein, da hab' ich mich ſchon wieder geirrt, auf den Balkon geht ſie nicht. Das *iſt* recht Schade, es iſt ſo lüftig dort, und da könnt' ich wieder den *ſchönen* franzöſiſchen Offizier ſehen, und ich ſeh' ihn recht ſehr gerne an, — von weitem, verſteht ſich, denn in der Nähe hab' ich's noch nicht gewagt, obſchon er täglich bittend zu mir heraufruft — »liebenswürdigſtes Mädchen, öffnen Sie mir doch das kleine Gartenthürchen nur auf eine Minute!« Eine Minute, das iſt freylich wenig, und ich dürfte nur den Schlüſſel umdrehen, der immer von Innen ſteckt — aber, nein, nein; das darf ich nicht — wenn Inès ein Mahl das Thürchen öffnete, das wäre etwas Anderes. (Man hört Trommelſchlag von außen, und dann Regiments-Muſik.) Was iſt denn das?

Dritter Auftritt.

Flora. Inès, (welche zurückkommt).

Inès.

Was iſt das für ein Lärmen?

Flora.

Ich weiß nicht, was der Trommelſchlag und die Muſik zu bedeuten haben.

Inès.

Vermuthlich wird die Garniſon fortmarſchiren.

Flora (bey Seite).

Ach Gott!

Inès.

Das wäre recht gut. (Sie öffnet das kleine Thürchen, und ſieht hinaus).

Flora
(für ſich).

Das wäre recht ſchlimm.

Inés
(hinausſehend).

Ja richtig, ſie ziehen ab in Reih' und Glied, vermuthlich nach Frankreich zurück.

Flora.

Ach, wenn ich nur eine Franzöſinn wäre. (Der Trommelſchlag wird immer ſchwächer, indem er ſich immer mehr entfernt.)

Inés,
(indem ſie die Thüre wieder zuſchließt).

Nun, Gott ſey Dank! von dieſem Uebel wären wir auch wieder befreyt. Ich athme leichter, und freue mich darüber deinetwegen, liebe Schweſter! du weißt gar nicht, wie gefährlich und unternehmend die franzöſiſchen Offiziere ſind, und du biſt ſo unbeſonnen, ſo leichtſinnig. Ich gehe jetzt hinauf, denke fleißig unſerer Uebereinkunft, liebe Schweſter.

Flora.

Sey unbeſorgt, ich werde nichts anderes thun, als was ich von dir geſehen hab'.

Inés
(geht ab.)

Vierter Auftritt.

Flora (allein).

Das will ich auch — aber wie mach' ich's, daß ich gewiß Alles ſehe, was Inés thut. Ich will ihr folgen wie ihr Schatten. — Aber wie? Wenn ſie in der Gallerie ſitzt? — Ach, ich weiß ſchon — hinter jener Jalouſie — (ſie öffnet die Jalouſie.) Von dort aus kann man Alles ſehen, was hier im Freyen, und was darinnen in der Gallerie vorgeht. Aber wozu ſoll mir das nützen? der ſchöne junge Offizier iſt ja fort, und (man klopft an der kleinen Gartenthür.) Horch! man klopft ja an der Gartenthüre — noch ein Mahl!

Adolph
(von außen).

Schöne Spanierinn, öffnen Sie einem Jüngling, der Sie anbetet, die Thüre, daß er zu Ihren Füßen ſinken, und ſeine Waffen zu den Füßen ſeiner Siegerinn legen kann.

Flora.

Das iſt ſeine Stimme — ich bin eine Siegerinn? ach, das iſt ſchön.

Adolph.

Ich bin ein Mann von Ehre, und weiß die Tugend zu achten. Öffnen Sie mir die Thüre.

Flora.

Die Thüre öffnen, das iſt immer das dritte Wort.

Adolph.

O, erhören Sie meine Bitte, meines Lebens Glück hängt davon ab.

Flora.

Das Glück ſeines Lebens — da muß ich wohl — und — ja wahrhaftig — ich darf es ja auch thun — Jucs hat ja die Thür eben auch erſt geöffnet, und ſie hat mir erlaubt, Alles zu thun, was ſie thut. — Zudem, er hat mir ja auch geſagt, nur für eine Minute. (Sie öffnet die Thüre.)

Fünfter Auftritt.

Flora. Adolph.

Adolph.

Endlich, himmliſches Mädchen, iſt der ſchönſte Augenblick erſchienen, ich kann Ihnen ſagen, theure Flora —

Flora.

Alles, was Sie wollen, unter der Bedingung, daß Sie nicht länger, als eine Minute hier verweilen —

Adolph.

Ach, ich finde ja auch keine Worte, Ihnen zu geſtehen, daß Ihre Reize, Ihre Liebenswürdigkeit mein Herz gefeſſelt haben, und daß ich ohne Sie nicht mehr leben kann.

Flora.

Ich danke Ihnen, aber die zweyte Minute iſt ſchon verfloſſen, und ich darf mit Ihnen nicht ſprechen; denn meine Schweſter ſpricht auch mit keinem Mann, darum bitte ich recht ſchön, gehen Sie, wenn Sie nicht haben wollen, daß ich ausgezankt werde.

Adolph.

Es würde mich tief betrüben — aber ſoll ich wieder geh'n, ohne einen Funken von Hoffnung mit mir zu nehmen?

Flora.

Nehmen Sie mit, was Sie wollen, aber geh'n Sie nur.

Adolph.

Laſſen Sie mich mindeſtens dieſe ſchöne Hand küſſen.

Flora.

Gott bewahre mich. Meine Schweſter läßt ſich von Niemand die Hand küſſen — aber noch einmal, ich bitte Sie, Herr Offizier, geh'n Sie ja geſchwind fort, und kommen Sie ja nicht wieder. (Für ſich.) Ach, du lieber Gott, er muß ja ſchon über zehn Minuten hier ſeyn.

Adolph,
(der um ſich geblickt hat).

Niemand kommt, Sie können mich noch einen Augenblick anhören, liebenswürdige Flora! In dieſem Dorfe mit meiner Kompagnie commandirt, ſah ich Sie, und fühlte, daß ich Sie immer ſehen möchte. Ich vernahm, daß Sie dieſes Schloß mit einer ältern Schweſter bewohnen, unter deren Aufſicht Sie der frühe Tod Ihrer Eltern geſtellt hat. Alles rühmte mir Ihre Tugenden, Ihre Talente, und Jedermann bedauerte die grauſame Zurückgezogenheit, in welcher Sie zu leben gezwungen ſeyn, — da beſchloß ich, Ihre Feſſeln zu brechen, Ihrer Sklaverey ein Ende zu machen, Ihnen mein Herz und meine Hand anbiethend.

Flora.

Schön, und dann?

Adolph
(betroffen).

Wie?

Flora.

Nun reden Sie nur weiter. — Ich erinnere mich eben, daß ein anderer franzöſiſcher Offizier daſſelbe auch meiner Schweſter ſagte, als wir noch in Sevilla waren, und daß ſie ihn mit Vergnügen zuhörte. Reden Sie nur, Herr Offizier, ich darf Ihnen auch mit Vergnügen zuhören.

Adolph.

O, meine theure Flora! (Er will ihre Hand ergreifen.)

Flora.

Ja ſchon recht, er wollt' auch ihre Hand ergreifen, aber ſie zog ſie zurück, und das muß ich auch thun, obwohl nicht gerne.

Adolph (für ſich).

Ihre Naivetät entzückt mich. Jugendliche Thorheit und Unbeſtand, ich ſag' euch Lebewohl! (er kniet vor ihr) Flora!

Flora.

Richtig, gekniet hat *auch* der Andere — aber dann iſt meine Schweſter davon gelaufen, und ich laufe auch. (Sie hüpft einige Schritte, und kehrt dann wieder um.) Noch Eins, Herr Offizier, was hatte denn die Muſik zu bedeuten, welche wir erſt zuvor vernahmen, ich und meine Schweſter? (trübſelig.) Iſt Ihr Regiment vielleicht abmarſchirt.

Adolph.

Nein, ein anderes Regiment iſt angekommen.

Flora.

Sieh da, gar Verſtärkung, das iſt ſchön! — Jetzt aber leben Sie wohl, denn da Sie nicht gehen wollen, ſo muß ich es thun. — Adieu, Adieu! (im Abgehen.) Wenn man ihn hier ſieht, meine Schuld iſt's nicht, ich habe zwar die Thüre aufgemacht, aber meine Schweſter hat's auch gethan. (Ab.)

Sechster Auftritt.

Adolph (allein).

Flora! Flora! Umſonſt, ſie eilt fort, und läßt mich auf dem Platze. Ich habe ihn militäriſch behauptet, und ich will mich darauf halten, wie es einem braven Soldaten geziemt. Ich bin eine Waiſe, und beſitze kein Vermögen. Adolph! — ſagte mein Onkel, der Obriſt, zu mir, indem wir nach Spanien marſchirten — ſuche in dem Lande eine gute Partie zu machen, es iſt auch ein Sieg über den Feind. Nun, Herr Onkel, Ihr Wunſch kann ſich realiſiren. Ich liebe Flora — man ſagt mir, die beyden Schweſtern ſollen ſehr reich ſeyn — Gott bewahre, daß mich Intereſſe leitete, aber beſſer iſt beſſer, und der Onkel würde nie ſeine Einwilligung zu einer Heirath geben, die nicht auch in dieſer Hinſicht Vortheil brächte. Ja, wenn er hier wäre, und für mich ſpräche, da wären wohl alle Hinderniſſe bald überwunden, — aber er iſt leider in Madrid, und ſomit müſſen wir uns zu einem Scharmützel mit Flora's Schweſter bereit machen. Das ſoll eine ſonderbare Perſon ſeyn, bleibt immer zwiſchen ihren vier Wänden, kein Menſch ſieht ſie, und man nennt ſie im ganzen Dorfe nur den Tugend-Drachen — Les dragons de vertu, ein ſpaßiges Corps das, bey uns in Frankreich iſt noch kein ähnliches organiſirt. — Horch! Tritte! — Immer näher — dort gegen die Thüre — ſie öffnet ſich.

Siebenter Auftritt.

St. Leon. Adolph.

St. Leon.

Ach! — die Thüre zur Citadelle iſt offen, das erſpart mir die Mühe, ſie zu blokiren.

Adolph.

Was ſeh' ich, Capitain St. Leon?

St. Leon.

Adolph von Seligny in Garniſon bey meiner Zukünftigen — ?

Adolph.

Wie — Flora wäre —

St. Leon.

Was, Flora? Umarmen Sie mich, lieber Kamerad! mit Ihrer Flora hab' ich nichts zu ſchaffen, ich will mit Inés kapituliren.

Adolph.

Vortrefflich! die Ehre vereinigt uns unter den Fahnen des Gottes Mars, und auch die Liebe findet uns verbunden unter ihrer lieblich flatternden Standarte — Beyden wollen wir getreu bleiben, nicht wahr?

St. Leon.

Hinſichtlich der Liebe weiß man noch nichts Gewiſſes, mein lieber Kamerad!

Adolph.

Welcher glückliche Zufall führt Sie hieher?

St. Leon.

Die Ordre des Marſchalls. Ich bin nach Sevilla commandirt. Im Vorüberreiten fiel mir dieſes Schloß in die Augen, ich erkundigte mich um ſeinen Eigenthümer, und erſtaunte nicht wenig, den Namen Inés de Lopez zu vernehmen, das einzige weibliche Geſchöpf, lieber Adolph, das mir eine ernſthafte Neigung einflößte.

Adolph.

Iſt das möglich? und wo lernten Sie ſie kennen?

St. Leon.

In Sevilla, als ich das erſte Mahl dort war. Ich ließ ſie dort zurück, oder vielmehr, ich *verließ* ſie, konnt' ich auch anders? der Tambour ſchlug zum Abmarſch, und ich folgte der Ehre, — meiner erſten Geliebten.

Adolph.

Immer noch der Alte, lieber Freund!

St. Leon (fröhlich).

Warum ſollt' ich mich auch ändern? ich finde mich ſo recht gut, und die Weiber auch, die Spanierinnen beſonders — ich kann ſchmachten, wenn's ſeyn muß, ich bin luſtig, wo's am rechten Orte iſt, ich verſichere Sie, Freund, ich habe auf dem Felde der Liebe ſchon mehr Eroberungen gemacht, als unſere ganze Armee auf dem Schlachtfelde.

Adolph.

Und doch lieben Sie Inès noch immer?

St. Leon.

Ich fürchte es faſt. Seit einem Jahr hab' ich zwar nicht an ſie gedacht, aber jetzt, als ich ihren Namen nennen hörte, als ich hörte, daß ich ihr ſo nahe ſey, fühlte ich eine Art von innerlicher Bewegung, die mir wirklich etwas bange machte. Ich ſtieg im Wirthshauſe ab, ſetzte mich ſogleich nieder, und ſchrieb ein Briefchen an Inès, ein zärtliches, reuiges — kurz ein Offizierbriefchen, und erwartete Inè's Antwort.

Adolph.

Hat ſie geantwortet?

St. Leon.

Sie hat, und zwar, ſie wolle mich nicht mehr ſehen, da ſie auf die Welt und auf die Liebe Verzicht geleiſtet habe. Ich bitte Sie — ſo ſchreibt ſie mir wörtlich: — »Verſuchen Sie es nicht, in mein Schloß zu dringen, ich werde Ihren Beſuch nicht annehmen,«

und daher als ein folgſamer, diskreter Liebhaber — bin ich jetzt hier.

Adolph.

Danken Sie es dem Zufalle und mir, denn hätte mir Flora nicht dieſe Thüre geöffnet —

St. Leon.

So wäre ich über die Mauer geſtiegen, es wäre nicht die erſte geweſen. Zudem hab' ich Inés geantwortet, daß ich ihre Verhältniſſe zu achten wiſſe, und daß ich daher nicht in's Schloß kommen, ſie aber auf jedem Fall an der Thüre des Gartens erwarten würde.

Adolph.

Und glauben Sie, daß ſie kommen werde? Sie, die man in der ganzen Gegend den Tugenddrachen nennt.

St. Leon.

Hahaha! ein ſchöner Titel das, es iſt meine Pflicht, die verleumderiſche Welt vom Gegentheile zu überzeugen, und ich will es. Und wie geht's Ihnen mit Flora, lieber Kamerad?

Adolph.

Ich ſchmeichle mir, ihr nicht gleichgültig zu ſeyn, aber die Strenge der Schweſter iſt das Hinderniß meines Glückes. Wenn ein Weib auf die Liebe Verzicht leiſtet, ſo will ſie, alle Andern ſollen's auch thun.

St. Leon.

Inés der Liebe entſagen? — kann nicht ſeyn, das darf nicht ſeyn. — Während ich abweſend war, ah! da laß ich's gelten, Saint Leon iſt nicht ſo leicht zu erſetzen, aber jetzt wollen wir ein Mahl ſehen —

Adolph.

Sie glauben alſo, in Spanien ſeyen die Weiber weniger unbeſtändig, als in Frankreich?

St. Leon.

Ganz gewiß — (lächelnd) liegt ja unter einem ganz andern Grade.

Adolph.

Ich wünſche es ſehnlich für Sie und für mich; aber ich fürchte, ſie wird Ihnen nicht ein Mahl eine Unterredung geſtatten —

St. Leon.

Sie glauben alſo, ſie wird nicht zur Gartenthüre hieher kommen?

Adolph.

Ich hätte Luſt darauf zu wetten —

St. Leon.

Nun, wenn Sie um eine Monathgage zu viel haben, Kamerad — (er hält die Hand über die Augen, um das Sonnenlicht abzuwehren, und blickt in die Scene.) Sie kommt alſo nicht, meinen Sie? — nicht? Hm hm! — was ſeh' ich denn dort für einen Schleyer in der Luft flattern? — jetzt biegt's um die Jasminlaube —

Adolph.

Das wird Flora ſeyn. (Er blickt hinein.) Nein, ſie iſt's nicht!

St. Leon.

Freylich iſt's Flora nicht, weil's Inés iſt, da haben Sie die Beſcherung mein voreiliger Pariant! — O, mein Herz hat es mir ſchon geſagt.

Adolph.

Das iſt eine gute Vorbedeutung. Ich wünſche Ihnen Glück.

St. Leon.

Nur fort jetzt, fort, und ſtören Sie mich nicht.

Adolph (ab.)

Achter Auftritt.

St. Leon. Inés, dann Flora (ohne von den Uebrigen bemerkt zu werden.)

Inés.

Sollte er wirklich gegen meinen Willen die Kühnheit haben? (ſie erblickt Leon, welcher in einer demüthigen Stellung ſteht.) Wahrhaftig, er iſt's. — (Beyde ſchlagen die Blicke zur Erde.)

Flora

(tritt leiſe im Hintergrunde auf, und betrachtet Leon).

Was ſeh' ich? das iſt ja der Offizier meiner Schweſter! — (Vor Freude hüpfend.) Ach! das iſt ein rechtes Glück für den Meinigen. (Sie verbirgt ſich unter einen Fliederſtrauch, und horcht.)

St. Leon.

Ja ich bin's, ſchöne Inés. Saint Leon iſt es, der ſtets Ihrer gedachte, und entzückt iſt, Sie nach einer ſo langen bittern Trennung wieder zu ſehen.

Flora.

Ich hab' ihn gleich erkannt.

Inés.

Entfernen Sie ſich auf der Stelle, mein Herr! die Ehre verbietet mir, Sie anzuhören.

St. Leon.

Die Ehre? das iſt unmöglich, ich kenne die Ehre, Sennora!

Inés (heftig).

Mit welchem Rechte dringen Sie hier ein? wie ſind Sie in den Garten hereingekommen? wer öffnete Ihnen die Thüre? was wollen Sie hier? was hoffen Sie noch?

St. Leon

(bey Seite).

Vortrefflich! das iſt eine Menge von Fragen, die alle Antwort fodern, und dazu braucht's Zeit.

Inés.

Gehen Sie auf der Stelle, ich fod're, ich befehle es. (Für ſich.) Wenn ihn Flora erblickte. (Laut.) Gehen Sie, oder ich rufe alle Schloßleute zuſammen.

St. Leon.

Rufen Sie immerhin, — ſchöne Inès, wenn Sie es für nothwendig halten; allein ich kann, ich darf mich nicht entfernen, ohne Ihnen alle die Fragen beantwortet zu haben, die Sie mir ſo eben vorzulegen die Güte hatten.

Inès.

Kann man die Kühnheit weiter treiben? Was Sie auch immer zu ſagen haben, mein Herr, erſparen Sie ſich die Mühe, ſie iſt fruchtlos. Mein Loos iſt geworfen. Verlaſſen Sie mich, wenn Ihnen mein Ruf noch etwas gilt.

Flora
(bey Seite).

Das muß ich mir merken, — das muß ich meinem Offizier auch ſagen.

St. Leon.

Inès! Sie wollen mich nicht hören? — ich ſoll Sie verlaſſen. — Mädchen, haſt du denn deinem Freunde gar nichts mehr zu ſagen?

Inès
(ihn meſſend).

Meinem Freunde?!

St. Leon.

Oder Ihrem Geliebten, wenn Sie lieber wollen.

Inès.

Mein Herr!

St. Leon.

Ja, Ihrem Geliebten. Ich war es, ich bin's noch, ich werd' es immer ſeyn. Ja Inès, ich geſtehe es, ich bin nicht vorwurfsfrey, leichtes Blut gewann augenblicklich den Sieg über mein Herz, allein kaum von Ihnen getrennt, fühlt' ich ſchon den tiefſten Schmerz und die bitterſte Reue. Leider hielt mich der Dienſt ſo lange von Ihnen entfernt, jetzt aber ſucht' ich um einen Urlaub an, und an der Spitze meiner Kompagnie kam ich hier an, um Ihnen Genugthuung zu geben.

Inès.

Die einzige Genugthuung, die ich verlange, iſt: daß Sie dieſe Gegend an der Spitze Ihrer Kompagnie wieder auf der Stelle verlaſſen.

St. Leon.

Sie begehren das Einzige, was ich nicht thun kann.

Inès

(für ſich).

Ich erſticke vor Galle. (Laut.) Sie — Sie ſind — ein böſer Menſch.

Flora

(für ſich).

Ach! wie hart ſie ihn behandelt! — O, mein armer Offizier, ich werde mit ihm auch ſo reden müſſen.

Inès
(etwas ſanfter).

Zum letzten Mahle, Saint Leon — entfernen Sie ſich. (Für ſich.) Wenn Flora käme, ich ſtehe auf Kohlen.

St. Leon.

Sie beharren alſo —

Inès.

Ich bin es mir ſelbſt ſchuldig.

St. Leon.

Und ich bin es mir ſchuldig zu bleiben, und mich vor Ihnen zu rechtfertigen.

Inès.

Wohlan, ſo bleiben Sie; ich gehe in's Schloß zurück, und ſchmeichle mir mindeſtens, daß Sie nicht ſo kühn ſeyn werden, mir dahin zu folgen.

St. Leon
(für ſich).

Ich habe Luſt, ſo kühn zu ſeyn.

Inès.

Leben Sie wohl! (ſie geht ab, St. Leon folgt ihr leiſe. Flora tritt hervor.)

Neunter Auftritt.

Flora
(ſieht ihnen nach).

Inès geht in's Schloß — ihr Offizier ſchleicht ihr nach — recht hat er — nun ſieht ſie zurück, ſie erblickt ihn, ſie verdoppelt ihre Schritte, — der Offizier ebenfalls! — Ach, mein Gott, ſie kommt wieder hieher, — nein, nein, ſie wendet ſich gegen die Gallerie — der Offizier folgt ihr auch dahin — geſchwind an meinem Poſten. (Sie tritt zur Jalouſie, und ſchaut durch.) Ach ſchön — da kann man jede Bewegung prächtig ſehen. — Er ſcheint recht zärtlich mit ihr zu ſprechen. — Jetzt antwortet ſie — pfuy, macht aber ein böſes Geſicht dazu — er faßt ihre Hand — ſie will ſie ihm entziehen, er aber laßt ſie nicht — (freudig) Halt feſt! Halt feſt! — Sie will entflieh'n, — bleibt aber doch — jetzt nähert er ſich ihr — ſpricht leiſer — leiſer — zudringlicher — küßt ihr die Hand, ſie lächelt — was muß er ihr doch geſagt haben, daß ſie ſich jetzt ſogar niederſetzt, und ihn ruhig anhört.

(Sie bleibt an der Jalouſie ſtehen.)

Zehnter Auftritt.

Flora. Adolph.

Adolph
(öffnet die kleine Thüre, und tritt ein.)

Theure Flora! — Ich treffe Sie zur rechten Zeit.

Flora
(tritt von der Jalouſie).

Ja, Sie haben recht, es konnte ſich nicht beſſer fügen.

Adolph.

So eben erhalte ich einen Brief von meinem Colonel, der mir meldet, daß mein Regiment nach Frankreich zurückberufen iſt, und ſich morgen in Bewegung ſetzen ſoll.

Flora.

Wie — Sie wollen fort? jetzt fort, wo ich das Vergnügen genießen darf, Sie zu ſehen, und mit Ihnen zu ſprechen.

Adolph.

Mein ganzes Glück hängt nun von Ihnen ab, theure Flora! der Oberſt, der mir Vaterſtelle vertritt, erlaubt mir noch acht Tage nach dem Abmarſch des Regiments hier zu verweilen, wenn dieſe Zeit hinreicht, das Band zu ſchließen, welches mich glücklich machen ſoll, und wovon ich ihm ſchon öfters in meinen Briefen Nachricht ertheilte.

Flora.

Nun — und was iſt denn das für ein Band?

Adolph.

Jenes, welches mich auf ewig an Sie ketten ſoll — unſer Eheband —

Flora.

Ehe — Heirath? wir Beyde? — Ja das wäre wohl ſchön, aber ſehen Sie, ich muß erſt warten, bis meine Schweſter Jemanden geheirathet hat, dann darf ich's machen, wie ſie, und ſie kann nichts dagegen haben.

Adolph.

Sie willigen alſo ein, mir Ihre Hand zu ſchenken?

Flora.

Wenn's von mir abhängt, ich willige ein.

Adolph.

O ſüßer Augenblick! So reichen Sie mir indeſſen dieſes theure Unterpfand Ihrer Zuneigung, und laſſen Sie die ſchöne Hand einen Augenblick in der meinigen ruhen.

Flora

(reicht ihm die Hand).

Da haben Sie die Hand — Inès hat die Hand auch ihrem Offizier gegeben, ich darf ihrem Beiſpiel folgen.

Adolph.

Erlauben Sie, daß ich einen Kuß darauf drücke, in dem ich meine ganze Seele lege.

Flora.

Vom Herzen gern. (Adolph küßt ihr die Hand.) Inès hat's auch geduldig gelitten.

Adolph
(ſchüchtern).

Und — Flora! — dürft' ich noch eine größere Gunſt anſprechen?

Flora
(betroffen).

Was meinen Sie?

Adolph.

Dürft' ich es wagen, einen ehrerbiethigen Kuß auf dieſe Roſenlippen zu drücken. (Er nähert ſich ihr.)

Flora
(weiſt ihn zurück).

Halt! das weiß ich noch nicht, da muß ich erſt ſehen, was meine Schweſter gethan hat, ſie wird nun mit ihrem Offizier wohl auch ſchon ſo weit ſeyn. (Läuft zu der Jalouſie.)

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. St. Leon.

St. Leon,
(der ſchon früher eingetreten iſt, ſie mit Vergnügen beobachtet hat, und nun vortritt).

Bravo Kamerad — ich komme eben recht zur Kapitulation, ſo viel ich ſehe.

Adolph
(etwas böſe).

Und doch zur ganz unrechten Zeit.

St. Leon.

Nun, nun Freund! nur nicht ſcheel ſehen.

Flora.

Nein Adolph, Sie müſſen dem Herrn kein böſes Geſicht machen, ihm danken Sie ja Alles, was ich Ihnen ſo eben gewährte. (Zu Leon.) Herr Kapitain! ich bin innigſt erfreut, Sie zu ſehen, und meine Schweſter auch, nicht wahr? (ihn bey Seite ziehend, und leiſe.) Apropo's, haben Sie ſchon einen Kuß von ihr erhalten?

St. Leon.

Leider noch nicht, aber ich hoffe bald.

Flora.

Nun ſo laſſen Sie nur nicht nach, begehren Sie recht viele Küſſe. (Mit einem Knix.) Je mehr Sie erhalten, deſto mehr Vergnügen wird es mir machen. (Läuft ab.)

Zwölfter Auftritt.

St. Leon. Adolph.

Adolph.

Nun Kamerad! Wie ſteht's mit Ihrer Affaire?

St. Leon.

Die Spröde iſt etwas beſänftigt. Anfangs zürnte ſie freylich, und warf mit den Worten — »Entfernen Sie ſich, fort von mir — Sie ſind ein Ungeheuer,« um ſich. — Aber ſo was macht mich nicht muthlos, ich ſtand feſt mitten unter dem Donner der Worte und Blitze der Augen, und beym zweyten Sturm war die feindliche Armee vernichtet, denn ſchon iſt die Rede von Heirath.

Adolph.

Iſt's möglich?

St. Leon.

Wahr iſt's! Es wird nur die Ankunft eines unermeßlich reichen Onkels erwartet, dem es einzig zuſteht, ſeine beyden Nichten zu verheirathen.

Adolph.

Man muß dem Onkel zuvorkommen.

St. Leon.

Das iſt auch mein Project — aber es iſt doch zu bedenken — ſo ein reicher Herr darf nicht beleidigt werden, und wenn er ſeine Nichten ohne ſeine Erlaubniß verheirathet findet, ſo iſt er im Stande, ſie zu enterben.

Adolph.

Mag er, was kümmert uns ſein Geld?

St. Leon.

Ja ja — aber beſſer iſt beſſer, wenn ein Offizier, der keinen Schatz hat, als ſeinen Degen, heirathet, ſo ſetzt ihn Hymen meiſtens auf halben Sold. — Hier iſt freylich nichts zu befürchten, denn enterbt ſie auch der reiche Onkel Lopez, ſo bleibt ihnen ja immer noch dies ſchöne Gut, welches jährlich 20,000 Piaſter abwerfen ſoll. Mit dieſem Sümmchen können wir ſie immer noch glücklich machen. Das Wichtigſte iſt, jetzt Inés dazu zu bewegen, daß ſie ſich mit mir trauen läßt. Sie fürchtet vor Allem den Spott und Hohn der ganzen Gegend, und den kindiſchen Muthwillen ihrer Schweſter. Ich weiß ein Mittel, welches alle dieſe Schwierigkeiten überwinden kann. Nehmen Sie dieſes Blatt, (er gibt ihm ein Papier) Sie werden meinen Plan darauf verzeichnet finden. Ich ernenne Sie zu meinem Adjudanten, und wenn Sie meiner Ordre genau nachkommen, ſo ſteh' ich für den Sieg, und Sie avanciren — (lächelnd und kopfſchüttelnd) zum Ehemann.

Adolph.

Rechnen Sie ganz auf mich, Kamerad, wir wollen die rebelliſche Schöne beſiegen.

(Er geht ab.)

Dreyzehnter Auftritt.

St. Leon (allein).

Das Mittel, welches ich wähle, iſt etwas raſch und heftig, etwas zu militäriſch, wenn man will, aber das einzige — (blickt in die Scene) was ſeh' ich? da kommt ja ſchon meine ſchöne Spanierinn — und — wenn ich nicht irre, ja richtig; hinter ihr d'rein ſchleicht ihre Schweſter — ich glaube gar, die Kleine will uns wieder belauſchen, wie ſie es dort hinter jenen Jalouſien that, als ich mit Inès in der Gallerie war. — Genirt mich nicht, im Gegentheil iſt mir's recht.

Vierzehnter Auftritt.

St. Leon. Inès.

Inès (für ſich).

Flora ſitzt bey ihrer Harfe, es wird ſchon etwas dunkel, ich darf nicht fürchten bemerkt zu werden. (Laut.) Schon da, lieber Kapitaine?!

St. Leon.

Ich erwartete Sie mit der größten Ungeduld. (Blickt gegen die Jalouſien.) Die Jalouſie rührt ſich, die Kleine ſteckt richtig ſchon dahinter.

Inès.

Sie ſcheinen verlegen — (reicht ihm die Hand.) Lieber Leon, macht Sie die Ankunft meines Onkels ſo nachdenkend?

St. Leon.

Nicht im Geringſten. Mag er morgen kommen, wenn er will, dieſen Abend iſt unſere Vermählung.

Inès.

Dieſen Abend? wo denken Sie hin? Es iſt doch nur Ihr Scherz.

St. Leon.

Mein vollkommener Ernſt.

Inès.

Reden Sie doch etwas leiſer. Bedenken Sie, Leon, was Sie fordern?

St. Leon.

Ich hab's bedacht — Ihre Hand, oder eine Kugel vor die Stirne. Ohne Sie, theure Inès, verlaß' ich dieſes Land nicht mehr lebend.

Inès.

Mein Gott, lieber, heftiger Mann, bedenken Sie doch meine Lage: ich verzweifelte daran, Sie jemals wieder zu ſehen, und in meinem Schmerz zog ich mich von der ganzen Welt, und ihren Freuden, mit einer Strenge zurück, die mich in der ganzen Gegend in Ruf brachte. Ich kann nicht ſo plötzlich zurück, ohne mich lächerlich zu machen. Was würden die Geſellſchaften ſagen, die ich, ſie verachtend, floh? Was würde Flora ſagen, der ich als Beiſpiel der Klugheit diene? Nein, mein Freund, nein, das wäre unmöglich, in dieſer Provinz kann ich Ihnen meine Hand nicht reichen. Soll das geſchehen, ſo müſſen wir von hier fort, und das iſt vor ſechs Monaten unmöglich.

St. Leon.

Sechs Monate? Inés! das könnten Sie verlangen, und Ihr Onkel kommt ſo bald, um Sie zu verheirathen?

Inés.

Ich werde ſeinen Wünſchen zu widerſtehen wiſſen — mag er Flora verheirathen, wenn's ihm beliebt.

St. Leon.

Nein, nein, das darf auch nicht ſeyn. (Für ſich.) Da würde ſich mein Adjudant bedanken —

Inés (erſtaunt).

Welchen Antheil nehmen Sie an Flora?

St. Leon.

Den eines liebenden Verwandten — auch ſie darf nicht geopfert werden.

Inés.

Sie haben ein gutes Herz.

St. Leon.

Wenn Ihnen das klar iſt, warum zaudern Sie? Inés, ich rede mit Ihnen, als Soldat, gerade von der Leber. — Ich liebe Sie, Sie lieben mich, Sie haben mir's geſagt, ich nähre den ſüßen Glauben, — Verzeihung, ſchöne Inés, ich rechnete auf dieſe Liebe, und habe daher ſchon Alles zu unſerer Vermählung vorbereitet. Der Pfarrer erwartet uns in ſeinem Zimmer ſobald es Nacht wird.

Inés.

Leon! Leon! um's Himmelswillen!

St. Leon.

Spanien, Sie wiſſen es, iſt ja ohnehin das Land der heimlichen Ehen, iſt's ein Mahl vorbey, ſo wird man auch nicht viel darüber reden. Der Pfarrer hat mir, da Sie unter keiner väterlichen oder vormundſchaftlichen Gewalt mehr ſtehen, Verſchwiegenheit verſprochen, ich habe ſogar Zeugen beſtellt. (Die letzten Worte ſpricht er mit einem Seitenblick gegen die Jalouſie etwas lauter.)

Inés.

Zeugen?

St. Leon.

Sie werden kommen!

Inés.

Sie machen mich zum Gelächter.

St. Leon.

Beſorgen Sie nichts, die Zeugen ſind Leute, auf die wir uns verlaſſen können. Wenn es zehn Uhr ſchlägt, ſo finden Sie ſich, in Ihrem Mantel gehüllt mit einem Schleyer, den Hochzeitkranz auf dem Haupte, bey dieſer kleinen Thüre ein — den Brautkranz laß' ich mir nicht nehmen — da hole ich Sie mit den Zeugen ab.

Inès.

Nimmermehr.

St. Leon

(ſehr zärtlich).

Inès — glauben Sie mir, ich liebe Sie einzig und zärtlich — wollen Sie meinen Tod?

Inès.

Schrecklicher Menſch! Sie mißbrauchen meine Schwäche.

St. Leon.

Entweder Sie lieben mich und kommen, oder wir ſehen uns in dieſem Leben nie wieder.

Inès.

Nein, erwarten Sie mich nicht.

(Sie geht ſchnell ab.)

Fünfzehnter Auftritt.

(Es wird während den folgenden Scenen immer dunkler.)

St. Leon (allein).

Das heißt ſo viel: als: erwarten Sie mich, ich komme gewiß. Sechs Monate harren, und morgen kann der Befehl zum Rückmarſch kommen, das wäre ſchön. Mag ſie mir jetzt noch ein wenig zürnen, meine Liebe, meine *Beſtändigkeit* — halt! — was iſt das für ein fremdes Wort? Nun ja! ſchon recht! der Menſch muß doch ein Mahl aufhören herum zu fliegen, und ich will's, will's ernſtlich. Bringt mir Inés dieſes Opfer, ſo will ich es ihr als ein redlicher Mann vergelten, und das Glück *ihres* Lebens ſey auch *mein* höchſtes Glück.

Sechszehnter Auftritt.

St. Leon. Adolph.

Adolph.

General! Ihre Ordre iſt erfüllt, ich hoffe, Sie ſollen mit Ihrem Adjudanten zufrieden ſeyn.

St. Leon.

Und ich ſchmeichle mir, daß auch mein Adjudant mit mir zufrieden ſeyn werde. Haben Sie meinen Soldaten anbefohlen, daß ſie ſich bis zum Zeichen recht ruhig verhalten?

Adolph.

Ja, den Soldaten iſt Stille, und der Muſikbande Lärmen eingeſchärft. Den Plan weiß ich nun wohl, aber wozu er führen ſoll — — ?

St. Leon.

Ich will Inès ihrer Schweſter gegenüber ſtellen, und ſo ſie in die Nothwendigkeit verſetzen, daß ſie auch Eure Vereinigung zugeben muß.

Adolph.

O herrlich! — iſt Flora von Allem unterrichtet?

St. Leon.

Nein, aber die Kleine iſt klug, zudem hat ſie Alles verſteckt mit angehört, und ich zweiſle nicht — aber, horch! ich höre Tritte! (blickt in die Scene.) Ein weißer Schleyer ſchimmert mir durch die Dunkelheit entgegen, das iſt Inès.

Adolph.

Aber, wenn Flora nicht käme?

St. Leon.

Stille! wir wollen uns zurückziehen —

Siebzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Inés (im Schleyer, und mit dem Kranze auf dem Haupte).

Inés.

Flora ſchläft ſchon — ich will's wagen — ich kann meinem Herzen nicht widerſtehen, fahre wohl, Klugheit, die Liebe iſt ſtärker als du, verdamme mich, der nie geliebt hat.

St. Leon
(mit leiſem Tone).

Inés!

Inés

Leon!

St. Leon
(tritt vor).

Bald mein liebes Weib.

Achtzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Flora, (ebenfalls mit einem Schleyer, und einem Kranz auf dem Haupte.)

Adolph
(tritt ihr entgegen, und ſpricht ſehr leiſe).

Auch du Mädchen meiner Seele im Brautſchmuck?

Flora.

Freylich, um glücklich zu ſeyn, darf ich ja nur dem Beiſpiel meiner Schweſter folgen.

Inès.

Sie ſehen, Leon, in welchem Grade Sie mir theuer ſind. Inès, jene Inès, die man in der ganzen Gegend — doch genug davon, Sie verſprechen mir, daß unſere Vermählung der ganzen Gegend ein Geheimniß bleibe?

St. Leon.

Geheim für Alle, ausgenommen für unſere Zeugen.

Inès.

Dieſe Zeugen — wo ſind ſie?

St. Leon.

Sie ſollen Sie ſehen, ſchöne Braut! (er kommandirt mit kräftiger Stimme.) Habt Acht! präſentirt das Gewehr! (auf dieſes Kommandowort hört man beym erſten Tempo an das Gewehr ſchlagen — beym zweyten Tempo erſcheint, außer der Gartenmauer, eine lange Reihe von Fackeln, welche auf die Bajonette der Gewehre gepflanzt ſind. Ihr Licht verbreitet ſich über die ganze Bühne, zu gleicher Zeit macht die Regiments-Muſik einen kräftigen Akkord.)

Inès

(laut aufſchreyend).

Flora! ich bin verrathen.

St. Leon.

Inès, zürnen Sie uns nicht, es iſt eine Schweſter und ein Bruder, die Zeugen unſeres Glückes ſeyn wollen, hindern Sie nicht das ihrige.

Inès

(zu Flora).

Du hier?

Flora.

Nur ſtill, Schweſter, du haſt kein Recht, mich auszuzanken, ich habe nur das gethan, was ich von dir ſah.

Inès.

Wie? du weißt alſo?

Flora.

Alles — (auf die Jalouſie zeigend.) Da d'rinnen hab' ich Alles geſehen und gehört

Inès.

Himmel, was wird die Welt ſagen?

St. Leon.

Sie wird ſagen, daß die Tugend die Liebe nicht ausſchließt.

Inés.

O, die Welt iſt böſe — (auf Adolph deutend.) Aber dieſer junge Mann —

St. Leon.

Iſt von guter Familie, der Neffe ſeines Obriſten, eines geachteten Kriegers, der ihn wie ſeinen Sohn liebt, und ſeine Einwilligung ſchon im Voraus gegeben hat.

Inés.

Aber Flora — wie konnteſt du denn —?

Flora.

Ihn lieben? o, das kann ich recht gut, er iſt ein lieber junger Menſch, wir kennen uns ſchon acht Tage, früher immer nur vom Sehen auf dem Balkon, du weißt ſchon, aber ſeit du mir es verbothen haſt, auf den Balkon zu treten, iſt er in den Garten herein gekommen zu mir.

Inés.

Wie das?

Flora.

Ich habe ihm die Thüre geöffnet.

Inès.

Du unterſtandeſt dich? —

Flora.

Ich that nur, was du thateſt, du öffneteſt ſie heute Morgens ja auch.

Inès.

O kindiſche Klugheit!

Adolph.

Ich ſchmeichle mir, daß Sie ſich nach den Aufklärungen, die Ihnen mein Freund ſo eben über meine Verhältniſſe gegeben hat, nicht weigern werden, mein Glück zu machen.

Flora.

Sie glücklich machen? das iſt meine Sache, ich will's gewiß thun, Sie immer lieb haben, und Ihnen treu ſeyn.

St. Leon.

Theure Inès, ich hoffe, Sie werden Ihrer Schweſter nachahmen.

Inès.

Kann ich den anders, loſer Spötter?

Flora.

So iſt's gut, ſo iſt's recht!

St. Leon.

Ja, ein gutes Beiſpiel kann viel wirken. Da war ich zum Beiſpiel ein Mahl im Theater, das Stück war eben nicht das allerbeſte, aber am Schluſſe waren die Damen ſo gütig, zu applaudiren, die Herren folgten dem guten Beyſpiel, und der Saal hallte von Beyfallsklatſchen wieder.

(Der Vorhang fällt.)

[illegible]

Klimpern gehört zum Handwerke.

Luſtſpiel in einem Akte nach Scribe.

Perſonen:

Dawitz, ein Schriftſteller.
Reiffer, ein Journaliſt.
Warberg, ein Arzt.
Herr von Brückelheim, Gutsbeſitzer vom Lande.
Klärchen, ſeine Tochter.
Frau von Feller, ſeine Nichte.
Franz,
Heinrich, } Dawitz's Bediente.

(Die Handlung ſpielt in einer Hauptſtadt, in Dawitz's Hauſe und Wohnung.)

(Die Bühne ſtellt ein elegantes Zimmer vor mit einer Mittel- und zwey Seitenthüren, zu beyden Seiten der Mittelthüre ſind Bücherkaſten mit Glasthüren, auf einem dieſer Kaſten ſteht die Büſte Schiller's, auf dem andern jene Göthe's. Zur Rechten ein Sekretair, bey welchem Dawitz bey Eröffnung der Gardine ſitzt und ſchreibt.)

Erſter Auftritt.

Dawitz (allein, denkt nach).

Mit dem Schluſſe eines Stückes geht's immer am ſchwerſten. Zerhauen ſoll man das Ding nicht, und langſam wieder auseinanderwickeln, wie man's zuſammengeknüpft hat, da müßten die Zuſeher gleich die Schlafmützen mit ins Theater bringen. (Horcht.) Da hat ſchon wieder Jemand geklingelt. Iſt es doch, als ob ich das Luſtſpiel gar nicht mehr zu Ende bringen ſollte.

Zweyter Auftritt.

Dawitz. Franz.

Dawitz.

Was gibt's Franz?

Franz.

Es iſt heute der 15te, und der Herr, welcher die Wohnung im 4ten Stocke gemiethet hat, iſt da um ſie zu beziehen.

Dawitz.

Ganz recht, wer hindert ihn daran?

Franz.

Niemand. Aber er hat nebſt jenem Quartier auch die zwey Zimmer im erſten Stocke, den Ihrigen gerade gegenüber, für Fremde gemiethet, und dieſerwegen wünſcht er mit Ihnen ſelbſt zu ſprechen.

Dawitz
(ſteht auf).

Keine Ruhe! das iſt doch entſetzlich, wenn man Schriftſteller iſt, und dabey das Unglück hat ein Haus zu beſitzen, da iſt's nicht auszuhalten. Zum Glück trifft ſich das ſelten bey einander. Muſen und Geld taugen nicht zuſammen in der Welt! darum haben die reichen Leute auch recht, wenn ſie ſich mit den neun Schweſtern gar nicht abgeben.

Franz.

Soll ich den Miethsmann wieder fortſchicken, gnädiger Herr?

Dawitz.

Nein, das wäre unhöflich. Wer iſt er denn?

Franz.

Ein Arzt.

Dawitz.

Ah! Da wär' mir auch eine andre Parthey lieber geweſen. Hat er viel zu thun, ſo iſt Tag und Nacht keine Ruhe im Hauſe, und hat er nichts zu thun, ſo kann er den Zins nicht bezahlen. Nun was will ich thun? Laß ihn herein! — (Franz geht ab.) In meinem neuen Luſtſpiel kommt eben auch ein alter Arzt vor, vielleicht leiht mir der gute Herr einige komiſche Züge dazu.

Dritter Auftritt.

Dawitz. Franz. Warberg.

Franz (anmeldend).

Herr Doktor von Warberg.

Dawitz.

Warberg? (blickt um.) Was ſeh' ich? Du biſt's, mein lieber Freund und Schulkollega? Du wirſt in meinem Hauſe wohnen?

Warberg.

So? das Haus gehört alſo dein?

Dawitz.

Allerdings.

Warberg.

Ich wußte das nicht. Es iſt ja ſchon ſo lange, daß wir uns nicht geſehen haben.

Dawitz.

Du haſt wohl recht, und dieſe Worte ſind ein gerechter Vorwurf für mich. Einſt, da ich noch Candidat der Rechte war, und du die Medizin hörteſt, ſahen wir uns täglich. — Und als mich das böſe Nervenfieber befiel, da warſt du mein Wartdoktor, wichſt Tag und Nacht nicht von meinem Bette! — O ich bin ein abſcheulicher, undankbarer Menſch, ſeit ich mich wohl befinde, hab' ich meinen Arzt vergeſſen.

Warberg
(ihm gerührt die Hand reichend).

Nein Bruder! du haſt mich nicht vergeſſen, ich ſeh' es in dieſem Augenblick an deinem liebevollen Empfange; aber Umſtände, Lebensverhältniſſe, haben uns getrennt. Ich ging in die Provinz, um dort Praxis zu erhalten, du bliebſt in der Hauptſtadt. Ich arbeitete fleißig, und ſchrieb öfters an dich; aber mitten in dem Wirbel der Zerſtreuungen hatteſt du wohl keine Zeit, mir zu antworten, das that mir zwar ein bischen weh, ich geſteh' es, allein ich grollte dir deßwegen doch nicht; denn ich kannte wohl deinen leichten Sinn und dein vortreffliches Herz.

Dawitz.

Ich danke dir Bruder! — Nun bleibſt du bey mir, nun trennen wir uns nicht mehr? Ich gebe dir deine Wohnung umſonſt.

Warberg.

Das werd' ich nicht annehmen.

Dawitz.

Du mußt.

Warberg.

Wie kann ich?

Dawitz.

Soll ich dir einen Prozeß an den Hals werfen? Soll Oreſt ſeinen Pylades dazu zwingen, daß er bey ihm wohne?

Warberg (lächelnd).

Einen Prozeß, mit dir? da werd' ich mich wohl hüten; denn ſo viel ich ſehe, biſt du ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter geworden, und haſt auf dem Pfade der Frau Themis dir ein artiges Vermögen geſammelt.

Dawitz
(ſchüttelt den Kopf).

Du irrſt.

Warberg.

Als ich die Univerſität verließ, ſtandeſt du doch auf dem Punkt, dein letztes Rigorosum zu machen.

Dawitz.

Auf dieſem Punkt ſteh' ich auch noch immer. Und ſtatt in die Arme der Frau Themis hab' ich mich an den Buſen der Muſen geworfen.

Warberg.

So? Du hatteſt immer viel Liebe zur Literatur.

Dawitz.

Ja, verſteh' mich recht lieber Bruder! ſo die *tiefe* Literatur, wo man dabey ſchwitzen muß, bis man etwas hinein (auf den Kopf deutend.) und heraus bringt, die iſt mir nie ſtark am Herzen gelegen. Ich habe mir ſo diejenige gewählt, wo man zum Tempel der Unſterblichkeit gelangt, indem man durch alle Freuden des Lebens hüpft. Ich habe mich aufs *Theater* geworfen. Es gibt noch einen edlen und großmüthigen Mecän, dem man ſeine Werke weihen kann, der gerecht richtet, und diejenigen gut bezahlt, die ihn zu unterhalten wiſſen — das Publikum.

Warberg.

Ach, ich verſtehe dich, du haſt einige Tragödien geſchrieben.

Dawitz.

Gott bewahre mich — lauter Kleinigkeiten, nichts als Kleinigkeiten, kleine Luſtſpiele, kleine Gedichte, kleine Aufſätze in Journale u. ſ. w. Man ruinirt ſich bey der großen Literatur, und bereichert ſich bey der kleinen. Weh demjenigen, der zehn Jahre an einem Heldengedicht, oder drey Jahre an einem Trauerſpiele arbeitet, er wird den Tabak dadurch nicht gewinnen, den er dabey verſchnupft. In zwey bis drey Tagen bin ich mit einem kleinen Luſtſpiele fertig.

Warberg (lächelnd).

Das iſt alſo ſo die Arbeit bey einem Frühſtück?

Dawitz.

Wie du ſagſt. — Das Dejeunér ſpielt eine eben ſo große Rolle in der Literatur, als die Diners in der Politik. Wie mancher gute Ruf, wie manches ſchöne Stückchen Geld wird zu unſerer Zeit a la fourchette weggekapert? Ich weiß wohl, daß meine Meiſterwerke auch nicht mehr werth ſind, als ſie mich koſten; aber es hat doch ſchon welche gegeben, die acht, ſelbſt vierzehn Tage fortgelebt haben, und dauert eines einen ganzen Monat, ſo iſt ſchon die klare Unſterblichkeit gewonnen. Man läßt ſich mit einer Lorbeerkrone auf dem Haupte lythographiren.

Warberg.

Und du biſt glücklich?

Dawitz.

Ob ich's bin? Ich lebe unabhängig, habe was ich brauche, brauche aber auch, was ich habe, und immer bleibt noch etwas für ein Paar ärmere

Brüder. Jetzt hab' ich auch noch meinen alten lieben Freund wieder gefunden, was ſoll mir noch zu meinem Glücke fehlen? Und du, Warberg, wie geht's denn dir?

Warberg.

Nicht am beſten. Ich habe wenig Ruf, daher auch wenig Praxis.

Dawitz.

Das iſt unbegreiflich! Du haſt deine Sache doch gewiß aus dem Grunde ſtudiert, und ſchon als Candidat vollwichtige Proben deiner Kenntniſſe abgelegt.

Warberg.

Bey unſerm Stande braucht's Zeit, um ſich bekannt zu machen. Erſt im vorgerückten Alter erlangt man meiſtens eine Art von Berühmtheit, und wenn dieſe ankommt —

Dawitz.

So müßt ihr ſchon bald abgehen? das iſt luſtig! — Aber ſage mir Bruder, für wen haſt du denn die beyden Zimmer im 1ten Stockwerke gemiethet?

Warberg.

Für eine Familie, die aus der Provinz ankommen wird, und die mich erſucht hat, eine Wohnung für ſie zu miethen. Der Vater iſt ein excellenter alter Mann, und die Tochter — Freund! die Tochter —

Dawitz (lächelnd).

Ach ja ſo? Eine Tochter iſt dabey? — Will es uns doch faſt bedünken, der Herr Doktor ſeyen in Etwas verliebt?

Warberg.

Mit dir darf ich ohne Rückhalt ſprechen. Ja, ich liebe, und leider hoffnungslos.

Dawitz.

Geh weg — das iſt ſo Doktorart, daß ſie hoffen, wenn nichts zu hoffen iſt, und verzweifeln, wenn die Sache recht gut geht.

Warberg.

Ohne Scherz! der Vater iſt ein reicher Gutsbeſitzer, Namens Brückelheim.

Dawitz.

Herr Brückelheim? Sieh da, ich kenne den Mann ſchon par Rennomée. Er hat hier eine Nichte, Frau v. Feller, bey der ich Zutritt habe, und die mir ſchon oft von ihrem Onkel erzählt hat. — Ein Original von einem Mann, wie ſie mir ſagt, der von der Ruhmſucht ganz beſeſſen iſt, und der vor Freuden geweint haben ſoll, als er ſeinen Namen einſt in der Zeitung gedruckt ſah.

Warberg.

Derſelbe. Er ſucht keinen Eidam mit Vermögen, denn er hat ſelbſt Geld genug. Aber als ich ihm meine Liebe zu ſeiner Tochter entdeckte, verſprach er mir ihre Hand nur unter der Bedingung, daß ich nach der Hauptſtadt reiſe, mich dort bekannt mache, und ein geſuchter berühmter Arzt werde. Und zu Alle dem gab er mir nur drey Jahre Zeit.

Dawitz.

Das iſt ja viel mehr, als man braucht.

Warberg.

So? — Nun ich bin am Ende des dritten Jahres, habe raſtlos gearbeitet, und bin noch immer unbekannt. Meine Patienten ſchreyen nicht.

Dawitz.

Ja die Lebendigen ſind alle undankbar.

Warberg.

Es ſind mir Gott ſey Dank erſt Vier geſtorben.

Dawitz.

Ja, dann glaub' ich's. Ein Arzt iſt wie ein Feldherr. — Je mehr Todte um ihn auf dem Schlachtfelde liegen, deſto größer iſt er. — Es iſt ganz deine Schuld, wärſt du früher zu mir gekommen, ich hätte dich ſchon pouſſirt. Ich hätte ein Gedicht auf dich gemacht, hätte in einem Luſtſpiele rühmlich von dir geſprochen, das Stück wäre dann vielleicht auch in deiner Provinzſtadt gegeben worden, und wäre dein Schwiegerpapa zufällig im Theater geweſen, ſo wäre dein Glück gemacht.

Warberg.

Wer wird ſolche Kunſtgriffe anwenden?

Dawitz.

Lieber Freund! Klimpern gehört zum Handwerke. Aber es iſt noch Zeit.

Warberg.

Morgen iſt der letzte Tag der bedungenen drey Jahre.

Dawitz.

Nun ſo haben wir noch 24 Stunden Zeit, und in 24 Stunden wird bey uns viel Reputation geſchaffen. — Eben recht, da kommt mein Freund Reiſſer, der Journaliſt.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Reiſſer.

Reiſſer.

Guten Morgen lieber Dawitz. (Zu Warberg.) Ihr Diener mein Herr. (Zu Dawitz.) Freundchen! Ich bringe gute Neuigkeiten; ſo eben komm' ich vom Regiſſeur Spiegelberg; die ganze Regie hat unſer neues Luſtſpiel ſchon geleſen, und es iſt mit Trompeten und Pauken angenommen.

Dawitz.

Schon gut, davon reden wir ſpäter! du kommſt wohl um zu arbeiten?

Reiſſer.

Freylich! — (ruft.) Franz! ein Frühſtück. — Ich bin ein guter Kerl, aber ohne Anbiß kann ich nichts ſchreiben.

Dawitz.

Ich ſtelle dir hier den Doktor Warberg, meinen Univerſitäts-Kameraden und beſten Freund vor. — (Lächelnd.) Ein junger Praktikus, der meint, Talent reiche hin, um ſich einen Namen zu machen.

Reiſſer.

Mein Gott, das hat ja ein Jeder.

Dawitz.

Das Hauptſächlichſte iſt, daß man die Andern deſſen überredet, und darum muß man ſchreyen.

Reiſſer.

Haben der Herr Doktor ſchon irgend ein Werk verfaßt?

Warberg.

Eine Abhandlung über die Bräune, welche, wie ich glaube, einige neue und nützliche Anſichten enthält, aber leider liegt die ganze Auflage meinem Verleger Mondſchein noch auf dem Lager.

Reiſſer.

Wir werden ihr ſchon Füße machen.

Dawitz.

Gibſt du keine Vorleſungen?

Warberg.

Alle Abende verſammle ich einige arme Studirende um mich, denen ich umſonſt Collegia leſe.

Dawitz

(zu Reiſſer).

Das müſſen wir bekannt machen.

Reiſſer.

Wir wollen's ſchon aufputzen. (Zu Warberg.) Haben Sie eine ſtarke Praxis?

Warberg.

Leider nein.

Reiſſer.

Iſt all' eins. — Wir müſſen's doch ſagen.

Dawitz.

Verſteht ſich, das encouragirt die Andern. Apropos! Es iſt ja auch eine Oberarztenſtelle beym Hoſpital erledigt?

Reiſſer.

Sind Sie darum eingekommen?

Warberg.

Wie ſollt' ich? — Was ſollt' ich für Verdienſte anführen?

Dawitz.

Verdienſte — dazu? — das wäre ja ein wahrer Luxus. Haſt du keine Univerſal-Medizin erfunden? — Hängſt du keinem neuen Syſtem an? —

Warberg.

Ich verwerfe kein Syſtem, und nehme von jedem was ich für gut halte.

Dawitz
(ſchüttelt den Kopf).

Hm! hm! hm!

Reiſſer.

Ich bin ein guter Kerl, ich rede in meinem Journal von Allem, aber von der Medizin verſteh' ich gar nichts, und wenn mir der Herr Doktor ein paar Artikel über ſich ſelbſt machen wollten, für Verſchwiegenheit bürg' ich.

Warberg.

Wo denken Sie hin, mein Herr, wer wird ſich ſelbſt loben? Das wäre ja Marktſchreyerey.

Dawitz.

Das iſt ja eben recht, das iſt ja jetzt die gangbarſte Münze. Mein lieber Freund! du biſt noch ſehr weit zurück, wer würde denn gewiſſe Leute loben, wenn ſie ſich nicht ſelbſt loben? und wer kann's ihnen verargen? — Wie können Andere Etwas aus ihnen machen, wenn ſie ſelbſt nichts aus ſich machen?

Reiſſer.

Exempli gratia der Sieg, den wir mit unſerm letzten Stücke erfochten haben. Seit einem Monat verkündeten ſchon alle Journale, daß alle Logen und

Sperrſitze auf drey Vorſtellungen voraus genommen ſeyen.

Dawitz.

Mein Gott, und wir Autoren ſind ja nicht die Einzigen — bey allen Klaſſen von Menſchen findet man Marktſchreyerey.

Reiſſer.

Der Kaufmann hängt ein Siegel mit engliſcher Umſchrift an Waaren, die in der nächſten Vorſtadt fabrizirt ſind.

Dawitz.

Der Buchhändler kündigt die zweyte Auflage eines Werkes vor der erſten an.

Reiſſer.

Der Sänger läßt annonciren, daß er heiſer ſey, um Nachſicht zu gewinnen.

Dawitz.

Das geht herauf bis zum Höckerweib, welches ihre verlegne Waare für eine friſchangekommene ausſchreyt.

Reiſſer.

Ich biete Ihnen meine Dienſte und mein Journal an, Herr Doktor, denn ich bin ein guter Kerl.

Warberg.

Ich danke Ihnen, mein Herr, aber auch ich habe hierin meine eigne Meinung, und ich bin überzeugt, daß das wahre Talent und Verdienſt auch ohne Selbſtlob und ohne Charlatanismus am Ende immer bekannt und berühmt wird, und daß dieſer Ruhm dann um ſo feſter und dauerhafter iſt.

Dawitz.

Ja — Ruhm nach dem Tode, das iſt möglich, da beiß' du davon herab.

Warberg.

Adieu! ich habe noch einige Viſiten zu machen. — Wenn die Perſonen quaestionis indeſſen ankommen ſollten, ſo ſey ſo gut lieber Dawitz, ſie in meinem Namen zu empfangen, und ihnen ihre Wohnung zu zeigen. (Geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Reiſſer. Dawitz.

Reiſſer.

Dein Freund Doktor iſt ein Philoſoph, wie es ſcheint.

Dawitz.

Das nicht, aber ein Halsſtarriger iſt er, der durch übel angebrachte Bedenklichkeiten ſich um eine vortheilhafte Heirath bringen wird.

Reiſſer.

Hm! eine vortheilhafte Heirath iſt eine gute Sache, und weil wir eben darauf zu ſprechen kommen, ſo muß ich dir ſchon Etwas anvertrauen. Weißt du, daß auch mir das Joch des Eheſtandes droht?

Dawitz.

So? —

Reiſſer.

Ja, eine herrliche Parthie — Eine Mitgift von 100,000 Gulden.

Dawitz.

Mitgift iſt auch ein Gift! — Nun, und von welcher Familie denn?

Reiſſer.

Kann noch nichts Gewiſſes darüber ſagen, da ich noch ſelbſt zu wenig davon weiß Man will mich dem Vater vorſtellen, ſobald er angekommen ſeyn wird.

Dawitz.

Alſo iſt er nicht von hier?

Reiſſer.

Nein, aber er will ſich hier anſäßig machen. Ein ungeheuer reicher Mann, der Wiſſenſchaften und Künſte über alles liebt, und ſich einen ausgezeichneten Literator zum Schwiegerſohne wünſcht. Er darf, wie man mir ſagt, gar kein Vermögen haben, wenn er nur ſonſt ein guter Kerl iſt. Nun, und das bin ich.

Dawitz.

Ganz gewiß. Aber Freundchen, nimm dich in Acht, die Muſe leidet keine Nebenbuhlerinn! Entweder kommt der Journaliſt oder der Ehmann zu kurz, du wirſt fauler werden, mehr Mitarbeiter brauchen. — Siehſt du, das hab' ich mir ſchon lange überdacht, und darum bleib' ich Junggeſelle.

Reiſſer.

Ja — das kennt man ſchon — es exiſtirt da ein niedliches Frauchen, Julie Feller genannt, die hat auch ihren Theil an der Junggeſellenſchaft.

Dawitz

Wo denkſt du hin — die Frau eines Profeſſors! Mein Herr! vergeſſen Sie die Achtung für unſre alten Lehrer nicht.

Reiſſer.

O, ich nehme immer den Hut vor ihnen ab, aber eben bey einem ſolchen Profeſſor iſt am wenigſten riskirt, er hat die Augen immer in den Büchern.

Dawitz.

Halt, oder wir entzweyen uns im Ernſte. Frau v. Feller iſt die Sittſamkeit ſelbſt. Sie war als Mädchen die Freundinn meiner Schweſter, und es herrſcht zwiſchen uns nichts als die reinſte, lauterſte Freundſchaft. Du Undankbarer! haſt du denn ganz vergeſſen, daß wir dieſer Frau ſo viele herrliche Siege verdanken, daß ſie eigentlich unſer literariſcher Genius iſt? Sie kommt in alle großen Cirkeln, und überall rühmt ſie unſre Werke, und verbreitet unſern Ruhm. Herrlich! himmliſch! deliziös! das ſind die Ausdrücke, wenn ſie von uns ſpricht, und du weißt, es gibt ſo viele Leute, die ſich eine Ehre daraus machen, das Echo einer ſchönen Frau zu ſeyn. Und bey den erſten Vorſtellungen, da muß man ſie im Theater ſehn. Bey der Loge hält ſie ſich heraus, und klatſcht, daß immer ein Paar glacirte Handſchuhe in hundert Stücke gehen. Neulich, bey meinem neuen Drama, hatte ſie die Artigkeit für mich, im zweyten Akte ſogar ohnmächtig zu werden. Das war ein Beiſpiel für die Andern; Alle Damen bekamen Nervenzufälle, und mein Sieg war unbeſtritten. Nun, wenn wir dieſer Frau keine Verbindlichkeiten ſchuldig ſind —? —

Reiſſer.

Du haſt recht! Wir müſſen mit ihr reden wegen unſers neuen Luſtſpiels.

Dawitz.

Eben recht, gib mir nähere Details. Was ſagte dir denn der Regiſſeur Spiegelberg?

Reiſſer.

O tauſend Artigkeiten. Das Stück iſt in öffentlicher Sitzung vorgeleſen worden — Niemand hat ſich des Lachens enthalten können, und der Direktor wird heute noch an mich ſchreiben, hat er geſagt. (Er ſetzt ſich zum Sekretair.) Ich will die Aufführung des Stückes nur gleich in meinem morgigen Blatte ankündigen.

Dawitz.

Sieh, lieber Reiſſer, es iſt nur eine einzige Sache, die mich an dir verdrießt, daß du Autor und Journaliſt zugleich biſt! Du verfaſſeſt Stücke, und beurtheilſt ſie auch ſelbſt, lobſt dich, und ſchimpfſt über Andere — ſelbſt über mich haſt du ſchon manch beiſſendes Wort drucken laſſen.

Reiſſer.

Nimm mir das nicht übel, lieber Freund! — ich hab' dich recht lieb, aber das kommt wider meinen Willen — es fließt mir in die Feder hinein, ich bin ein guter Kerl, aber einen witzigen Gedanken kann ich nicht zurückhalten. (Er lieſt, was er während dieſer Rede geſchrieben.) Hör' einmal, was ich geſchrieben: »Man erwartet im Stadttheater ein neues Luſtſpiel, welches von zwey durch viele vortreffliche Stücke bekannten Verfaſſern herrührt. Man zweifelt nicht, daß auch dieſes Werk den guten Ruf der Dichter und einer Bühne noch vermehren werde, welche durch die Liberalität der Direktion, durch die Klugheit ihrer Leitung, durch die Thätigkeit der Regie und durch die künſtleriſche Vortrefflichkeit ihrer Mitglieder ſchon lange jeder andern den Rang ſtreitig macht.«

Dawitz.

Recht gut, da kann ſich Niemand beklagen, Jedes hat ſeinen Theil.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Franz.

Franz.

Herr von Reiſſer, der Theaterbediente hat ſo eben dieſen Brief an Sie gebracht.

Reiſſer

(ſteht auf, und nimmt haſtig den Brief).

Ah! das Schreiben vom Direktor. (Er erbricht ihn, und lieſt.) »Meine Herren! Ihr neues kleines Luſtſpiel —« Klein? — hm! — alſo: »Ihr neues kleines Luſtſpiel iſt voll von Witz und Laune, die Charaktere ſind gut gezeichnet, der Dialog iſt friſch und lebhaft, viele Situationen ſind ſehr komiſch — aber —« Was aber? — »man hat gefunden, daß die Gattung für unſre Bühne nicht paßt, und ich bin daher gezwungen, ſo leid es mir auch thut, dasſelbe zurück zu weiſen.«

Dawitz.

Zurückweiſen?

Reiſſer.

»Glauben Sie gewiß meine Herren, daß die Direktion Ihre Talente —« (knittert den Brief zornig zuſammen) et caetera, die gewöhnlichen Troſtreden. — Es iſt ſchändlich!

Dawitz.

Du haſt mir ja aber geſagt, man habe bey der Vorleſung ſehr gelacht.

Reiſſer.

Freylich, aber auf unſre Koſten, wie mir ſcheint. — Jetzt ſind ſie ſtolz, weil ſie einige volle Häuſer gehabt haben, aber ſie ſollen ſie nicht mehr lange haben, ich will mich rächen, auf der Stelle rächen. (Er ſetzt ſich zum Sekretair, und ſchreibt.) »Der Stern unſers ſtädtiſchen Theaters fängt an zu erbleichen — die Einnahmen ſinken täglich.

Dawitz.

Wie, du wollteſt? —

Reiſſer.

Laß du mich nur machen. Ich bin gewiß ein guter Kerl, aber alles hat ſeine Grenzen. (Er ſchreibt, und wiederholt mit lauter Stimme.) »Die Unthätigkeit der Direktion, die Partheilichkeit der Regie, die Nachläſſigkeit der Mitglieder bringen dieſe Bühne immer mehr herab. Anſtatt ſich das Vorſtadttheater zum Muſter zu nehmen, welches alle Kräfte aufbietet, dem Publikum immer Neues und Unterhaltendes zu bieten —

Dawitz.

Du willſt unſer Luſtſpiel jetzt gewiß zum Vorſtadttheater geben?

Neiſſer.

Verſteht ſich.

Franz.

Frau von Feller! (er öffnet die Thüre, und Frau von Feller tritt ein.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Fr. v. Feller.

Dawitz
(ihr entgegen tretend).

Was ſeh' ich? Sie, gnädige Frau, geben mir die Ehre? Welch unerwartetes Glück!

Fr. v. Feller.

Verzeihen Sie, mein Herr, aber ich glaubte *Sie* hier nicht zu finden. Mein Beſuch galt meinem Onkel, für den man hier eine Wohnung gemiethet hat. — Ich fragte beym Hausmeiſter, und man ſagte mir: im erſten Stocke.

Dawitz.

Ich werde meinen Hausmeiſter für dieſe gute Idee zu belohnen wiſſen.

Fr. v. Feller.

Und ich werde ihm den Text leſen. — Ich bey einem unverheiratheten Herrn Beſuche abſtatten? —

Was wird die Welt ſagen? und ſie wird es bald erfahren, denn Herr von Reiſſer hat eine böſe Zunge.

Reiſſer.

O gnädige Frau, Sie verkennen mich. Ich bin ein guter Kerl.

Dawitz.

Ich bitte, machen Sie *mir* keine Vorwürfe eines Vergnügens wegen, das ich dem Zufall danke. — (Er bietet einen Stuhl, Frau v. Feller ſetzt ſich.) Wir erwarten Ihren Herrn Onkel in jeder Minute. Ich habe dem Doktor Warberg verſprochen, ihn zu empfangen.

Frau v. Feller.

Dem Doktor Warberg? Sie kennen alſo den jungen Mann? Bey mir hat er ſich noch nicht ſehen laſſen, und er iſt mir doch aufs Dringendſte empfohlen. Auch nehm' ich den lebhafteſten Antheil an ſeinem Schickſal, denn es hängt mit dem Schickſal meiner Couſine zuſammen, die ich ſehr liebe. — Man muß den jungen Mann bekannt zu machen ſuchen.

Dawitz.

Er will das nicht.

Frau v. Feller.

Will nicht? — er muß! Wir bringen ihn empor, ohne daß er's ſelbſt weiß.

Dawitz.

Wenn uns das gelänge! Er iſt mein Freund, und ich wünſchte ſelbſt —

Frau v. Feller.

Warum nicht, wenn Sie mir helfen.

Dawitz.

Alſo eine förmliche Verſchwörung?

Frau v. Feller.

Ja, eine Verſchwörung, um zwey Menſchen glücklich zu machen. Für's Erſte müſſen wir einige Artikel über ihn in ein Journal einrücken laſſen.

Reiſſer.

Das meinige ſteht zu Dienſten — ein Doktor iſt kein Dichter. — Ich bin ein guter Kerl. (Zu Dawitz.) Gib mir einige Data. (Er ſetzt ſich und ſchreibt.) »Der Doktor Warberg —«

Dawitz.

Verfaſſer einer Abhandlung über die Bräune —

Reiſſer (ſchreibt).

Verfaſſer einer vortrefflichen Abhandlung über die Bräune, der rettende Engel der Jugend, der Hoffnungsſtern der Eltern —

Dawitz.

Er gibt Vorleſungen über die Phyſiologie —

Reiſſer (ſchreibt).

Fängt morgen ſeine Vorleſungen über Phyſiologie an. Der Herr Doktor beſteigt das Catheder Punkt 7

Uhr. Die Wagen fahren über den Kornmarkt zu, und durch die Sattlergaſſe ab.

Dawitz.

Prächtig! Wo Vögel ſind, fliegen Vögel zu. (Er ruft.) Franz! Franz! du beſtellſt zwey Wachen!

Franz.

Sehr wohl Euer Gnaden!

Dawitz.

Reitende, man ſieht ſie beſſer, und es zieht ſchon von weitem an.

Frau v. Feller.

Es iſt ja auch, wie ich höre, eine Profeſſorsſtelle im Hoſpital vakant.

Dawitz.

Wir haben ſchon daran gedacht.

Frau v. Feller.

Die muß Warberg bekommen. Heute noch wird darüber entſchieden. Ich höre, es ſind zwey Competenten, zwiſchen denen die Wahl noch unſchlüſſig iſt, ein Dritter, der da dazwiſchen träte, könnte leicht im Trüben fiſchen.

Reiſſer.

Ja, aber da müßte der Competent doch einige Anempfehlungs-Viſiten machen, und dazu wird ſich unſer Herr Doktor ſchwerlich herbeylaſſen.

Frau v. Feller.

Da laſſen Sie nur mich machen. Ich mach's mit den Frauen ab, die werden ihre Männer ſchon ſtimmen, auf dieſe Art hab' ich auch meinen Mann placirt.

Reiſſer.

Nun dann fehlt unſerm Doktor ja nichts mehr.

Dawitz.

Als die Kranken.

Frau v. Feller.

Richtig, Kranke müſſen wir ihm auch prokuriren! ein Paar Reiche, oder ein Paar unbedeutende Kranke aus großen Häuſern, bey denen die Kur nicht mißglücken kann, und von denen man doch ausſchreyt, daß ſie ſehr gefährlich ſind. — Halt! da fällt mir ein, die Frau des neu angekommenen Geſandten hat mich heute um einen geſchickten Arzt für ihre Kammerfrau gefragt, auch iſt eine fremde Fürſtinn hier, deren Papagey ſich den Flügel gebrochen hat.

Dawitz.

Für den Anfang mehr als genug. (Ruft.) Franz! Franz! wenn der Herr Doktor von Warberg hier iſt, und die Familie auch, die da ankommen ſoll — (er ſpricht mit ihm leiſe.) du verſtehſt mich ſchon? — hin und her laufen, Poſten bringen —

Franz.

Werd's ſchon machen, gnädiger Herr!

Reiſſer.

Hören Sie? — Mehrere Perſonen ſteigen die Treppe herauf.

Frau v. Feller
(horcht).

Ah das ſind unſ're Gäſte; ich erkenne die Stimme meines Onkels.

Reiſſer.

Ich eile in die Druckerey — ich gehe gleich über die Hintertreppe.

Frau v. Feller.

Ah Herr von Dawitz, Sie haben zwey Ausgänge?

Dawitz.

Der Baumeiſter hat an Alles gedacht.

Reiſſer.

Ein Junggeſelle — und ein dramatiſcher Autor. — Aber ich will nicht mehr ſagen, denn ich bin ein guter Kerl. (Geht durch die Thüre zur Rechten ab.)

Achter Auftritt.

Dawitz. Frau v. Feller. Herr v. Brückelheim. Klärchen, (die letzten Beyden im Reiſekleid).

Brückelheim (keucht herein).

Ah, da wären wir! — Gehorſamſter Diener allerſeits.

Frau v. Feller.

Lieber Onkel, wie freu' ich mich!

Brückelheim.

Ah, du haſt mich ſchon erwartet Nichte? das iſt ſchön von dir; grüß dich zu tauſendmalen Gott! (Brückelheim hat die Gewohnheit, vieles fragweiſe zu wiederholen, das thut er aber immer mehr bey Seite.) Warum ſoll dich Gott nicht grüßen? — (Dawitz ein Kompliment machend.) Mit wem hab' ich die Ehre? —

Frau v. Feller.

Herr von Dawitz, der Eigenthümer dieſes Hauſes, und ein berühmter Schriftſteller.

Brückelheim.

Ah, das freut mich ſehr — warum ſoll's mich nicht freuen? — Nun dießmal will ich mir die Hauptſtadt recht beſchauen, da bleib' ich, bis ich alles Neue angeſehen, alle berühmten Männer kennen gelernt habe; warum ſoll ich das nicht thun? — Ich verſäume jetzt nichts zu Hauſe, und Geld hab' ich auch genug — warum ſoll ich keins haben?

Frau v. Feller.

Ich will Sie überall herumführen, Ihnen Alles zeigen, ich habe überall Bekanntſchaften.

Dawitz.

Wenn ich etwas dazu beitragen kann, Ihnen Ihren Aufenthalt hier angenehm zu machen —

Brückelheim.

Gar zu gütig!

Frau v. Feller.

Sie ſind alſo hierhergekommen, Onkel, um hier meine liebe Couſine zu verheirathen?

Brückelheim.

Ich kann's nicht läugnen, das iſt eigentlich meine Intention. Das Mädchen iſt am Ende doch dazu auf der Welt.

Frau v. Feller.

O liebes Klärchen, Sie ſollen mir prächtig ausſehn im Brautſtaat. Bey dem berühmteſten Kleidermacher laſſen wir das Brautkleid machen, den Kopfputz muß Mademoiſelle Adelaide beſorgen. — Schön machen die Leute ihre Sachen, aber theuer ſind ſie.

Brückelheim.

Ruhig Weiber! Die ernſthaften Sachen laſſen wir auf morgen. Jetzt laßt uns um unſer Quartier umſehen. Und vor Allem, was macht der liebe Warberg, er wohnt doch hier im Hauſe, nicht wahr? Warum ſoll er nicht hier wohnen? In welchem Stock denn?

Dawitz

(leiſe zu Frau v. Feller).

Ich kann doch nicht ſagen, daß der berühmte Mann im 4ten Stock oben logirt? (zu Brückelheim.) Sie befinden ſich in Warbergs Quartier.

Brückelheim.

Wirklich? Hier auf dem großen Platz, in dem ſchönen Haus, im erſten Stock — (wohlgefällig mit dem Kopfe nickend.) Ah! —

Dawitz.

Und die Zimmer, die er für Sie beſtimmt hat, ſind eben hier — über den Gang hinüber.

Brückelheim
(ſich umſehend).

Und wie nobel Alles eingerichtet iſt, Alles in der größten Eleganz — die Bibliothek dort, die beyden Köpfe drauf. (Zu Dawitz.) Das ſind gewiß zwey berühmte Doktoren? Warum ſollen ſie's nicht ſeyn? Etwa Galenus und Hyppokrates?

Dawitz
(leiſe zu Frau v. Feller).

Der gute Mann ſieht Göthen und Schillern für Aerzte an.

Brückelheim.

Die zwey Leute müſſen die Pflanzen und Kräuter recht gekannt haben, nun, warum ſollen ſie's auch nicht gekannt haben?

Dawitz.

Ja, vorzüglich die Blumen.

Brückelheim.

Wohnt der Doktor ſchon lange in Ihrem Hauſe?

Dawitz.

Ein Jahr, aber ich verſichere, wenn ich ihm hinſichtlich meiner Geſundheit nicht ſelbſt ſo viele Verbindlichkeit ſchuldig wäre, ich hätte ihm ſchon längſt gekündigt.

Klärchen.

Und warum das?

Dawitz.

Warum? weil die ganze Nacht keine Ruhe im Hauſe iſt, zehnmal werd' ich oft geweckt. Noch in der vergangenen Nacht haben zwey Equipagen an dem Hausthor gehalten. Man läutet, man klopft, der Hausmeiſter öffnet: Wohnt hier nicht der berühmte Doktor Warberg? er möchte gleich zur Frau des Miniſters kommen, ſie leidet an einem Nervenanfall — oder der Kaufmann Bell hat ſich übereſſen, die Frau ſchickt dem Herrn Doktor die Equipage, er möchte nicht lange zögern. Ah! das iſt ja nicht auszuhalten!

Brückelheim.

Was Sie mir da ſagen? Der arme Warberg hat ſich alſo ſchon etwas Reputation erworben?

Dawitz.

Etwas? Sehr viel. Er hat Tag und Nacht keine Ruh', und ich auch nicht.

Klärchen.

Sehen Sie, lieber Vater! ich wußte es wohl, daß er's bey ſeinem Talente bald dahin bringen würde.

Brückelheim.

Nun brav! brav! Und wo iſt er denn jetzt?

Dawitz.

Weiß der Himmel, wo er ſich herumtreibt, er ließ ſich ſeinen Wagen anſpannen, und fliegt in Stadt und Vorſtadt herum.

Brückelheim.

Wie, er hat alſo ſogar eine eig'ne Equipage?

Dawitz.

Warum ſoll er ſie denn nicht haben? (Lächelnd.) Ein ſo berühmter Mann, der alle Tage ſo viele abfahren läßt, wird doch nicht ſelbſt zu Fuße gehen?

Brückelheim
(zu Frau v. Feller).

Und du liebe Nichte, was ſagſt du dazu?

Frau v. Feller.

Daß Herr von Dawitz die ganze Sache übertreibt.

Brückelheim.

Wie? du meinſt alſo, daß der Doktor —

Frau v. Feller.

Ich habe hier keine Stimme, denn ich kann ihn nicht leiden. Das iſt ein unausſtehlicher Menſch! Man findet ihn ja gar nie. — Die Leute treiben's wie närriſch mit ihm — beſonders die Damen!

Klärchen
(leiſe zu ihr).

Aber ſo ſchweigen Sie doch Couſine!

Frau v. Feller.

Warum ſchweigen? Ich rede wie ich denke. Er hat mir zwar meine Migraine geheilt, das iſt wahr, ah! kuriren kann er, das muß man ihm laſſen, nun etwas muß der Menſch doch können.

Dawitz.

Sie ſind doch immer ungerecht, gnädige Frau, gegen Perſonen, die nicht in Ihrer Gunſt ſtehen.

Frau v. Feller.

Und Sie immer übertrieben im Lobe Ihrer Freunde.

Brückelheim.

Aber Nichte, ſey doch klug! Warum ſollſt du's nicht ſeyn?

Frau v. Feller.

Nun wir werden ſchon ſehen. Ich wette drauf, nicht zehn Jahre dauert der Spektakel, den man jetzt mit dem Doktor macht.

Klärchen.

Pfuy, Couſine, das iſt recht häßlich von Ihnen.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Warberg.

Frau v. Feller

(welche Warbergen eintreten ſieht).

Sehen Sie, da kommt ſchon wieder Jemand, der ihn ſucht, und ihn nicht findet.

Dawitz
(leiſe zu Frau v. Feller).
Das iſt ja Warberg ſelbſt!

Frau v. Feller
(eben ſo zu ihm).
So? — Sehen Sie, das iſt die Folge, daß er ſich bey mir noch nicht hat ſehen laſſen.

Warberg
(auf Brückelheim zugehend).
Ah! ſind Sie endlich einmal da — werther Freund — wie ich mich freue — (küßt Klärchen die Hand.) Mein Fräulein!

Klärchen.
Sie ſehen recht wohl aus!

Dawitz.
Bey der Strapatze iſt's wohl ein Wunder!

Brückelheim.
Umarme mich, lieber Junge! Warum ſollſt du mich nicht umarmen? (Er umarmt ihn.)

Warberg.
Ein ſo freundlicher Empfang —

Brückelheim.
Darf dich gar nicht wundern. — Ah, man empfängt dich ja überall freundlich, man ſucht dich, man ſehnt ſich nach dir. Wir wiſſen ſchon Alles — warum ſollen wir's nicht wiſſen?

Warberg.

Was wiſſen Sie? Wer hat Ihnen geſagt? —

Brückelheim.

Die allgemeine Stimme, der Ruf —

Warberg.

Ich hätte nicht gedacht, daß er meinen Namen kennt.

Brückelheim.

Ein Doktor, und beſcheiden? — Ah das iſt ſchön, das freut mich doppelt.

Klärchen

(zu Warberg).

Hier meine Couſine, Frau v. Feller, die Sie zu heilen ſo glücklich waren.

Warberg.

Ich? Ich erinnere mich wirklich nicht.

Frau v. Feller.

Nun was hab' ich Ihnen geſagt, iſt das nicht unausſtehlich? Er kennt nicht einmal diejenigen, die er geſund gemacht hat.

Brückelheim.

Mein Gott, die Menge der Patienten, das läßt ſich wohl denken.

Dawitz.

Lieber Doktor, ich hätte Sie wohl auf einen Augenblick zu conſultiren. — (Zur Geſellſchaft.) Verzeihen Sie, aber ſeit einer Stunde duld' ich unleidliche Schmerzen.

Warberg.

Schmerzen? Was fehlt dir denn?

Dawitz

(führt ihn an eine Ecke des Theaters, und ſpricht leiſe zu ihm).

Nichts fehlt mir! Ich wollte dich nur unterrichten, daß ich deinem Schwiegerpapa geſagt habe, dieß ſey *deine* Wohnung, und er logire bey dir.

Warberg (eben ſo).

Aber warum das?

Dawitz.

Damit du deſto näher bey deiner Geliebten biſt.

Warberg.

Ich danke dir Bruder. Aber was jene Dame anbelangt, ich kenne ſie wahrhaftig nicht.

Dawitz.

Laß ſie nur bey ihrer Meinung, es ſchickt ſich ja nicht, einer Dame zu widerſprechen.

Frau v. Feller

(zu Brückelheim leiſe).

Der Herr, der jetzt mit Warberg ſpricht, der Eigenthümer dieſes Hauſes, iſt ein ſehr berühmter Dichter, er nennt ſich Dawitz.

Brückelheim (nachdenkend).

Dawitz? — Wie iſt mir denn? — Dawitz? —

Richtig er iſt's! — Klärchen, weißt du, das ſchöne Stück, das wir neulich geſehen haben, das hat der Herr dort gemacht? Warum ſoll er's nicht gemacht haben? Und das Lied, das du zum Fortepiano ſingſt, das, aus der ſchönen Oper, dazu hat er auch die Worte gemacht. Schau ihn recht an — warum ſollſt du ihn nicht anſchauen? Das iſt ein berühmter Mann! — Mein lieber Himmel! das iſt ein Glück, ich werde in dem Hauſe eines Dichters wohnen.

Frau v. Feller.

Sie haben recht, oft geſchieht das nicht.

Brückelheim.

Wenn ich mich hier anſäßig mache, ſo will ich auch nur Gelehrte, Schriftſteller, Mahler, kurz lauter berühmte Menſchen um mich ſehen. Wenn ich ausgehe, muß mich immer Einer von dieſen Herren begleiten. Es iſt ſo angenehm, wenn man um ſich ziſcheln hört: Sehen Sie, das iſt der und der, der das und das geſchrieben hat. — Und wer iſt denn der And're? heißt es weiter, der mit ihm geht? — Dadurch wird man bekannt. — Siehſt du Nichte, das iſt auch die Urſache, warum ich mir immer einen berühmten Mann zum Schwiegerſohne gewünſcht habe, ſein Glanz ſtrahlt auch immer auf ſeine Familie zurück, warum ſoll er nicht zurückſtrahlen?

Warberg.

Dieſer Wunſch, mein Herr, macht mich troſtlos;

nicht als ob er an und für ſich nicht ſehr lobenswerth wäre, nein darum, weil mein unbedeutender Ruf —

Klärchen.

Wie viel wollen Sie denn noch?

Dawitz.

Du biſt ſehr ungenügſam. — Bedenke deine Werke! deine Abhandlung über die Bräune. —

Frau v. Feller.

Das iſt eine Beſcheidenheit, die ſchon faſt dem Stolze gleicht.

Warberg

(zu Dawitz, der ihm Zeichen gibt, nicht zu widerſprechen).

Nein, ich will Niemand hintergehen.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Franz.

Franz.

Herr Doktor, Sie möchten ſogleich zum Geſandten kommen.

Warberg.

Ich?

Franz.

Ja Sie, der Herr Doktor Warberg, man bittet

Sie keine Zeit zu verlieren, denn die Frau Gemahlinn des Herrn Geſandten iſt ſehr ängſtlich.

Brückelheim.

Ein Geſandter! ah!

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Heinrich.

Heinrich.

Herr Doktor, die Fürſtinn Pilinsky hat ſo eben ihren Laufer geſandt, Sie möchten ſich noch dieſen Morgen zu ihr bemühen.

Warberg.

Ich? zu einer fremden Fürſtinn?

Heinrich.

Sie erwartet Sie zu einem Conſilium, welches über eine kranke Perſon ihres Hauſes gehalten werden ſoll.

Warberg.

Ich ſchwöre darauf, daß ich ſie gar nicht kenne.

Frau v. Feller.

Ja ſo geht's, täglich neue Patienten.

Brückelheim.

Gehn Sie, gehn Sie, lieber Warberg. Warum ſollen Sie nicht gehn? Laſſen Sie die Leute nicht warten.

Dawitz
(gibt ihm ſeinen Stock).

Da da — beeile dich, der Wagen ſteht ſchon unten.

Warberg.

In's Himmelsnamen, aber ich begreiſe nicht.
(Geht ab.)

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen, ohne Warberg.

Dawitz.

Der Warberg iſt ein ſonderbarer Menſch, er hat ſo viel Ehrgeiz, daß er noch immer glaubt, er ſey gar nichts.

Brückelheim.

Deſto beſſer, deſto beſſer, auf dieſe Art kommt man immer weiter. Warberg iſt ganz der Mann, wie ich mir ihn zum Schwiegerſohn wünſche.

Klärchen.

Nicht wahr, lieber Vater?

Brückelheim.

Freylich. — Aber ſeht, eben dadurch komm' ich in eine große Verlegenheit, die ich euch noch mittheilen muß. Ich verhoffte mir's gar nicht, daß es der Doktor ſo weit bringen würde, that daher ſchon auf die ganze Vereinigung Verzicht, und verſprach die Hand meiner Tochter einem Freunde für deſſen Neffen, der ein berühmter Schriftſteller hier in der Hauptſtadt ſeyn ſoll.

Klärchen.

Ich habe meine Einwilligung nie dazu gegeben.

Dawitz.

Mit dem müſſen Sie abbrechen.

Brückelheim.

Allerdings, aber ich kann's doch nicht ſo geradezu thun. Ich muß mein Wort auf eine artige Manier wieder einzulöſen ſuchen. Muß den Mann doch ſehen, mit ihm ſprechen; (zu Dawitz) er ſoll auch, wie Sie, für das Theater arbeiten. Sie könnten wohl ſo gütig ſeyn, mir einige nähere Aufklärungen über den Herrn zu geben. Ich habe hier in der Taſche einen Zettel, worauf ſein Name und ſeine Werke aufgeſchrieben ſind. (Er ſucht in der Taſche.) Warum ſoll ich ihn nicht haben?

Dreyzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Nelſſer.

Dawitz.

Sehen Sie, da kömmt eben einer meiner Freunde, der alle Welt kennt, und Ihnen hierüber die beſten Aufſchlüſſe geben kann, er wird Ihnen Alles ſagen, was er weiß, und was er nicht weiß, eine wahre ambulante Biographie. — (Leiſe zu Reiſſer.) Das iſt unſer Mann aus der Provinz, der Schwiegervater des Doktors, mache deine Sachen klug.

Reiſſer

(leiſe zu ihm).

Du weißt, ich bin ein guter Kerl.

Dawitz.

Leben Sie indeſſen wohl, mein Herr, ich habe noch einige Gänge zu machen.

Frau v. Feller.

Und ich will Klärchen in ihre neue Wohnung führen. Komm Couſinchen, wir haben einander noch ſo viel zu erzählen. Adieu, meine Herren.

Dawitz, Frau v. Feller und Klärchen (gehen ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Brückelheim. Reiſſer.

Brückelheim.

Alſo ein Freund des Herrn von Dawitz. Vermuthlich auch ein Schriftſteller? Warum ſollten Sie's nicht ſeyn?

Reiſſer.

Allerdings mein Herr, und ich darf mir ſchmeicheln, durch manche gelungene Werke bekannt.

Brückelheim.

Sehen Sie, mein Herr, ich lege mich auch auf die Wiſſenſchaften, warum ſollt' ich mich nicht d'rauf legen. — Ich habe ein dickes Buch *über den Ackerbau* geſchrieben, und in meiner Jugend hab' ich auch den Pinſel geführt. Ein Bild von mir, *der Mord der unſchuldigen Kinder* war wirklich entſetzlich anzuſehen.

Reiſſer.

Ich zweifle nicht daran. Worin kann ich Ihnen dienen, mein Herr?

Brückelheim.

Sie ſind ſehr gütig. Ich wollte nur Ihre Meinung über einen Ihrer Herren Collegen einziehen. Kennen Sie — (er zieht ein Papier aus der Taſche, und ſieht hinein) kennen Sie einen gewiſſen *Reiſſer*?

Reiſſer.

Wie?

Brückelheim
(ſieht noch einmal hinein).

Reiſſer, ja ja, Reiſſer, er ſoll Mitarbeiter bey mehreren periodiſchen Schriften ſeyn.

Reiſſer.

O ja, den kenn' ich recht ſehr gut.

Brückelheim.

So bitte ich mir zu ſagen, was iſt das für ein Mann?

Reiſſer.

Oh! — er — (leiſe). Zum Henker auch, hätte nicht gedacht, daß mir das Selbſtlob Mann gegen Mann ſo viele Mühe koſtet, gedruckt geht's ſchon leichter. (Laut.) Ich verſichere Sie, mein Herr, der Mann hat ſeine Verdienſte, er iſt bekannt, nicht unbeliebt. —

Brückelheim.

Deſto beſſer. Aber iſt er auch ein liebenswürdiger Menſch, was man ſagt, ein guter Kerl?

Reiſſer.

Er darf ſich deſſen rühmen. Aber darf ich fragen, warum Sie dieſe Fragen ſtellen?

Brückelheim.

Ich will's Ihnen ſagen — warum ſoll ich's Ihnen nicht ſagen? Ohne ihn zu kennen bin ich mit ihm, ſo, was man ſagt, in Verbindung. Ein Freund von uns Beyden, der Juſtizrath Mühlbach —

Reiſſer.

Mühlbach? auch den kenn' ich recht gut.

Brückelheim.

Nun recht, der hat bey mir einen Anwurf gemacht wegen meiner Tochter, ich ſoll ſie Reiſſern zur Frau geben.

Reiſſer (für ſich).

Wie? — das alſo iſt die mir beſtimmte Braut? (Laut.) Nun mein Herr, was kann ich dabey thun?

Brückelheim.

Sehen Sie, nun möcht' ich aber meine Tochter dem Reiſſer nicht zur Frau geben, aber ich getraue mich nicht recht, meinem Freund Mühlbach, dem die Sache am Herzen zu liegen ſcheint, eine abſchlägige Antwort zu geben, ich ſuche nun ein Mittel, die Sache ſo recht höflich in's Reine zu bringen, und wenn Sie mir dazu verhülflich ſeyn, wenn Sie mit Mühlbach darüber reden wollten — warum ſollten Sie nicht reden?

Reiſſer.

Ich danke ſchön für die Commiſſion.

Brückelheim.

Glauben Sie, daß er's übel nehmen wird?

Reiſſer.

Ohne Zweifel. Wenigſtens wird er die Urſache wiſſen wollen.

Brückelheim.

Natürlich; und ich will ſie Ihnen auch mittheilen. Sehen Sie, ich ziehe den Doktor Warberg vor, auch liebt ihn meine Tochter.

Reiſſer (für ſich).

Das iſt ja unſer junger Protege! — Der will mir meine Braut wegfiſchen? (Laut.) Warberg, wer iſt der Warberg?

Brückelheim.

Nun, der berühmte Arzt, der ſo geſucht iſt. Sie müſſen ihn ja kennen.

Reiſſer.

Ich kenne ihn nicht, und ich verſichere Sie, daß ich auch niemals den Namen nennen gehört habe.

Brückelheim.

Wär's möglich? — Es will ja faſt Niemand ſterben ohne ihn, und ſeine Werke —

Reiſſer.

Was ſeine Werke betrifft, ſo glaub' ich, daß außer dem Verleger gewiß Niemand ihren Namen kennt.

Brückelheim.

Wär's möglich? — Ich kann von meinem Erſtaunen nicht zurückkommen. — Warum ſoll ich auch zurückkommen? — Warberg hätte alſo gar kein Renomée?

Reiſſer.

Bis zu mir iſt es mindeſtens nicht gedrungen.

Fünfzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Frau v. Feller.

Frau v. Feller.

Onkelchen, Klärchen hat mir ihr ganzes Zutrauen geſchenkt, und ich bin überzeugt, ſie kann mit keinem Mann glücklich ſeyn, als mit Warberg.

Brückelheim.

Meinetwegen! — Ich, liebe Nichte, traue nun keinem Gerüchte mehr, ich will mich ſelbſt überzeugen, warum ſoll ich mich nicht überzeugen? Ich gehe ſchnurſtracks zu meinem Freunde, dem Juſtizrath Mühlbach, der iſt immer krank, warum ſoll er nicht krank ſeyn? — er wechſelt auch alle acht Tage mit den Aerzten, der muß ſie alſo alle kennen, mit dem will ich über den Warberg reden.

Frau v. Feller.

Warum ſagen Sie *mir* das, Onkel?

Brückelheim.

Nachher geh' ich zu dem Buchhändler Walter, meinen Freund, und frage um ſein Werk über die Bräune. Tauſend Sapperment, man muß nicht glauben, daß uns Leuten aus der Provinz ſo leicht ein X für ein U vorzumachen iſt.

Frau v. Feller.

Erlauben Sie, daß ich Sie begleite, mein Wagen ſteht unten.

Brückelheim.

Ich danke dir Nichtchen. Ich gehe jetzt in meine Wohnung, ziehe mich um, und nehme mir dann einen Fiaker. (Zu Reiſſer). Mein Herr, ich danke Ihnen vielmals für die gütige Auskunft. — (Im Abgehen für ſich.) Hm! hm! hm! gefällt mir nicht die Geſchichte! Warum ſoll ſie mir gefallen? (Geht ab.)

Reiſſer (folgt ihm).

Sechszehnter Auftritt.

Frau v. Feller (allein), dann **Dawitz.**

Frau v. Feller.

Jetzt ſtehen wir friſch, die ganze Verſchwörung iſt entdeckt, und unſer menſchenfreundlicher Plan vereitelt. — Ah ſieh da, Dawitz.

Dawitz.

Ich komme über die Hintertreppe herauf, alle Viſiten hab' ich gemacht, alles eingeleitet, es geht nach Wunſch.

Frau v. Feller.

Ja, verlaſſen Sie ſich nur darauf! Alles iſt verloren. Klärchen hat mir entdeckt, der Mann, dem ihr

Vater das Wort durch ſeinen Freund gegeben hat, ſey niemand Anderer als Reiſſer.

Dawitz.

Reiſſer? Hm! hm! da haben wir ſchlimm daran gethan, ihn in unſer Komplott zu ziehen.

Frau v. Feller.

Ich parire darauf, er hat dem alten Herrn ſchon Alles entdeckt, denn der hat mir ſo eben geſagt, daß er ſelbſt nähere und genauere Erkundigungen über Warbergs Verhältniſſe einziehen wolle. Er will ſich nur umkleiden, dann einen Fiaker nehmen, und zu ſeinem Freunde Mühlbach dem Juſtizrath fahren, der immer krank iſt, und daher alle Ärzte kennen muß.

Dawitz.

Umkleiden? Da haben wir noch Zeit für uns — Juſtizrath Mühlbach, geſchwind den Schematismus her. (Er nimmt ein Buch von ſeinem Sekretair, und ſucht darin nach.)

Frau v. Feller.

Von dort will er zum Buchhändler Walter, den er kennt, um ſich nach der famoſen Abhandlung über die Bräune zu erkundigen, und ſeine Anfrage wird gewiß Staunen erregen, denn es iſt vermuthlich die erſte ſeit Erſcheinen des Werkes.

Dawitz.

Noch kann dem Allen vorgebeugt werden. (Ruft:) Franz! Heinrich! (Geht zu ſeinem Sekretair.)

Frau v. Feller.

Was wollen Sie thun?

Dawitz.

In unſerer gewöhnlichen Sparſamkeit haben wir in dieſem Jahre einige Schäfchen in's Trockene gebracht. (Zeigt Frau v. Feller ein Beutelchen.) Hier liegen 500 Stück Dukaten.

Frau v. Feller.

Ein Schriftſteller und 500 Dukaten, welch ein Wunder!

Dawitz.

Ich habe ſie dazu aufbewahrt, mir einmal ein recht großes Vergnügen damit zu machen. Jetzt bietet ſich die Gelegenheit dazu, ich kann einen Freund damit glücklich machen — die kleinen Füchſe müſſen fort.

Frau v. Feller.

Sie ſind ein guter Menſch Dawitz.

Dawitz

(zu Franz und Heinrich, welche eingetreten ſind).

Kommt näher, und gebt genau Acht, was ich euch ſage. — Du Franz nimmſt noch vier oder fünf von deinen Bekannten — binnen 10 Minuten muß Einer nach dem Andern bey dem Juſtizrath Mühlbach geweſen ſeyn — (ſieht in den Schematismus.) Er wohnt am Kornmarkt Nr. 56. Jeder ſchellt ſehr heftig an, und fragt, ob der Doktor Warberg nicht dort geweſen ſey, wenn man ſagt nein, ſo macht ihr eine verzweifelnde Miene, ſagt er müſſe ſich in dieſem Stadtviertel befinden, man habe ihn herfahren geſehen. Der Eine ſagt, der Miniſter erwartet ihn, der Andere holt ihn zu einem Fürſten, der Dritte zu einem reichen Banquier und ſo weiter.

Franz.

Schon gut. Dazu nehm' ich die pfiffigſten Burſche von meiner Bekanntſchaft.

Dawitz.

Indeſſen läufſt du, Heinrich, zu dem Buchhändler Walter, und kaufſt dort alle Exemplare des Werkes: »Abhandlung über die Bräune von Doktor Warberg,« auf. Kannſt du dir den Titel merken?

Heinrich.

O ja, mein Kind wär' ja erſt neülich bald an der Krankheit geſtorben.

Dawitz.

Fragt auch bey den übrigen Buchhändlern, und wo ihr dieſes Werk findet, da kauft es bis zum letzten Exemplare, es mag koſten, was es wolle. Hier habt ihr Geld, rührt euch Burſche, binnen einer Viertelſtunde muß das Alles geſchehen ſeyn.

Franz.

Euer Gnaden ſollen mit uns zufrieden ſeyn.

(Beyde Bediente ab.)

Frau v. Feller.

Ich fürchte jetzt nur noch Reiſſer, der kann uns mit Einem einen Strich durch die Rechnung machen.

Dawitz.

Beſorgen Sie nichts, gnädige Frau, den will ich in die Arbeit nehmen, ich kenne ſeine ſchwache Seite! Horch! da trillert er ja eben auf der Treppe.

Frau v. Feller.

Ich laſſe Sie mit ihm allein.

Siebzehnter Auftritt.

Dawitz. Reiſſer.

Dawitz.

Nun, Freundchen, du haſt doch den Artikel über den Doktor Warberg ſchon in die Druckerey gegeben?

Reiſſer.

Hab' ihn gegeben, denn ich bin ein guter Kerl! Aber bey dieſen Umſtänden hab' ich geſagt, man ſoll mit dem Abdruck warten; denn ich will einen neuen ſenden, den ich jetzt hier bey dir ſchreiben will.

Dawitz.

Einen neuen, noch einen vortheilhafteren? — Ah das iſt ſchön von dir. Du thuſt auch recht gut daran, und leiſteſt dir dadurch ſelbſt einen großen Dienſt.

Reiſſer.

Mir ſelbſt? Wie meinſt du das?

Dawitz.

Dein Journal, welches dir doch des Jahres ein nahmhaftes Sümmchen abwirft, war verdächtig gemacht worden. — Schon ſtand man auf dem Punkt, es gänzlich zu verbieten; dem Profeſſor Feller wurde aufgetragen, die Sache zu unterſuchen, und Bericht darüber zu erſtatten. Seine Frau nun, eingedenk des Dienſtes, welchen du uns heute in Hinſicht unſers Schützlings geleiſtet, hat die Sache zum Beſten gewendet. Der Bericht ihres Gatten lautet ſehr vortheilhaft, und du triumphirſt über deine Feinde.

Reiſſer.

Iſt das möglich! die liebenswürdige Frau! — Sieh, ich will dir nur aufrichtig geſtehen, der zweyte Aufſatz über Warberg würde ganz anders gelautet haben, als der erſte, denn bedenke, der Doktor iſt mein Nebenbuhler, er ſchnappt mir die reiche Tochter des Herrn von Brückelheim vom Maule weg. Das iſt doch auch hart.

Dawitz (lachend).

Du heirathen? Was gewinnſt du dabey?

Reiſſer.

Es iſt wohl wahr, wenn ich das Journal behalte. — Nun ſieh, ich bin ein guter Kerl, dir zu Liebe laſſe ich den erſten Aufſatz ſtehen, aber ich verbinde mich auch zu nichts weiterem, ich bleibe neutral.

Dawitz.

Das iſt auch Alles, was wir von dir verlangen. Nur mußt du auch dem Herrn v. Brückelheim nichts gegen Warberg ſagen, ſondern ihn frey zwiſchen euch Beyden wählen laſſen.

Reiſſer.

Das iſt ſchon recht, aber — ich — ich ſag's aufrichtig, bin ein guter Kerl! — ich habe ſchon gegen ihn geſprochen.

Dawitz.

Deſto beſſer, dadurch eben iſt ſein Glück gemacht. Es fehlten ihm nur noch Feinde, um ſeinen Ruhm in's hellſte Licht zu ſetzen. Stille, man kommt! —

Achtzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Brückelheim. Warberg.

Brückelheim

(Warbergen umfaßt haltend).

O mein lieber Doktor! mein theurer Schwiegerſohn! — Ich muß dich um Vergebung bitten für meinen Verdacht. — Verzeihe mir, ich bitte dich. — Ich komme ſo eben von meinem Freund, dem Juſtizrath

Mühlbach, der immer kränkelt, und von Aerzten umgeben iſt.

Warberg.

Ich kenne ihn nicht.

Brückelheim.

Aber er kennt dich. Es waren heute ſchon drey oder vier Perſonen bey ihm, die um dich fragten, und da er mit ſeinem Ordinarius nicht zufrieden iſt, ſo wählt er dich, und läßt dich durch mich bitten, ihn zu behandeln, wenn es anders deine vielen Geſchäfte erlauben.

Warberg.

O mit Vergnügen!

Brückelheim.

Dann war ich bey dem Buchhändler Walter, und habe mich um deine Abhandlung erkundigt.

Warberg (für ſich).

O Himmel!

Reiſſer (bey Seite).

Nun ſchlägt meine Stunde.

Brückelheim.

Kein Exemplar zu haben.

Reiſſer.

Iſt das möglich?

Brückelheim.

Warum ſoll's nicht möglich ſeyn? Nicht bey ihm, nicht bey den andern Buchhändlern. Er hat noch kein

Beiſpiel, ſagt er, daß, außer Kochbüchern, ein Buch ſo gut gegangen ſey, als dieſes. Man riß ſich die Exemplare völlig aus den Händen, beſonders heute.

Dawitz.

Und Sie haben alſo gar keins erhalten können?

Brückelheim.

Doch eines, ſehen Sie, da iſt's, aber um 10 Gulden hab' ich's bezahlen müſſen. Ja, der Buchhändler wollte mir's gar nicht geben, aber ich bat ihn ſo dringend, ſagte ihm, daß der Verfaſſer mein Schwiegerſohn ſeyn; haben hätt' ich's müſſen, und wenn's mich 100 Gulden gekoſtet hätte. Ihr Schwiegerſohn? fragte der Buchhändler, indem er ſein bordirtes Käppchen abriß, Sie ſind der Schwiegervater des Doktors Warberg? Sagen Sie ihm, nebſt meiner unterthänigſten Empfehlung, daß, wenn er mir die zweyte Auflage überlaſſen wollte, 1000 Dukaten für ihn bey mir bereit lägen.

Warberg.

Wär's möglich? —

Neunzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Klärchen.

Klärchen.

Vater! Vater! Eine Menge Wagen kommen an, reitende Wache umringt unſer Haus!

Dawitz.

Richtig, das geſchieht Alles, weil heute Warberg ſeine Vorleſungen über Phyſiologie anfängt. (Zu Brückelheim.) Hab' ich's Ihnen nicht geſagt, man kann den Menſchen nicht im Hauſe behalten.

Brückelheim.

Vorleſungen über die Phyſiologie, o das muß ſchön ſeyn! die hören wir Alle mit an, warum ſollen wir ſie nicht hören?

Klärchen.

Und dann ſind hier die Journale von dieſem Abend, in einem derſelben ſteht ein herrlicher Artikel über den Doktor. (Gibt die Journale dem Vater.) O leſen Sie nur lieber Vater. Man ſagt darin ſogar, daß ſeinen Talenten und Kenntniſſen nach, Niemand zur erledigten Stelle des Spital-Oberarztes tauglicher wäre, als mein Warberg.

Warberg.

Wirklich?

Brückelheim,
(der in einem Journale nachgeſehen).

Es iſt wahr, es iſt gedruckt.

Reiſſer (für ſich).

Nun weiß der Alte gar nicht mehr, wo ihm der Kopf ſteht.

Brückelheim,

(der weiter geleſen, und deſſen Augen jetzt funkeln vor Freude).

Was ſeh ich? — Ach mein Gott! — Klärchen! Herr Doktor! da iſt ſogar auch die Rede von mir.

Reiſſer

(leiſe zu Dawitz).

Hab' auch umſonſt den Herrn Schwiegerpapa cajolirt.

Brückelheim

Hört nur! — (lieſt pathetiſch:) »Ein berühmter »Mahler, der Raphael ſeines Vaterlandes, iſt hier »angekommen. Es iſt Herr von Brückelheim, welchem »die Welt das berühmte Bild *der Mord der unſchuldigen Kinder* dankt. Man weiß, daß der »Mann mit eben ſolcher Fertigkeit die Feder, wie den »Pinſel führt, und ſein Buch *über den Ackerbau*, »welches die Landwirthe mit großer Ungeduld erwartet »haben, ſoll bereits vollendet ſeyn.« (Wiſcht ſich eine Thräne aus dem Auge.) Nein, das iſt zu viel! Dring' ich endlich einmal durch?

Dawitz.

Alle dieſe Ehre danken Sie Ihrem Schwiegerſohn! Alles was mit einem berühmten Manne in Vereinigung ſteht, tritt mit ihm in's Licht.

Brückelheim (zu Reiſſer).

Und Sie mein Herr, der Sie ſich gegen Warberg ſo ſehr ereifert, ihm allen Ruf abgeſprochen haben, (auf das Journal ſchlagend) was ſagen Sie zu dieſem Artikel?

Reiſſer
(mit Würde).

Ich ſage — daß der Artikel von mir verfaßt iſt.

Brückelheim.

Von Ihnen?

Warberg.

Wär's möglich?

Reiſſer.

Ich bin Reiſſer, den man Ihnen zum Schwiegerſohne vorſchlug. Als Nebenbuhler konnt' ich's unmöglich über mich bringen, Gutes von dem Doktor zu ſagen, aber als Richter mußte ich ihm Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und ich hab' es gethan.

Dawitz (bey Seite).

Sieh' da die Marktſchreyerey der Großmuth.

Warberg
(Reiſſern die Hand reichend).

Mein Herr, ich werde Ihnen dieſe edle Großmuth nie vergeſſen. Sie ſind ein Ehrenmann!

Reiſſer.

Ich bin ein guter Kerl, das iſt Alles!

Zwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Frau v. Feller.

Frau v. Feller.

Herr von Warberg, ich wünſche Ihnen Glück. Ich komme ſo eben von der Vizepräſidentin, bey der ich verweilte, bis ihr Gemahl aus dem Rathe nach Hauſe kam; die Wahl des Oberarztes im Spital iſt vorgenommen, Sie ſind dazu ernannt.

Warberg.

Ich kann von meinem Erſtaunen gar nicht zurückkommen, denn ich habe mich nicht einmal in Competenz geſetzt, ich habe keine Empfehlungsbeſuche gemacht. (Zu Dawitz.) Nun Freund, was ſagt' ich dir dieſen Morgen? auch ohne Intriguen und Marktſchreyerey gelangt man endlich zum Ziele.

Dawitz (lächelnd).

Ja ja, du haſt recht! (für ſich.) Meine Bedienten und meine Pferde triefen noch von Schweiß.

Ein und zwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Franz (mit einem großen Ballen Papier auf der Achſel).

Franz.

Euer Gnaden, wir haben Alles glücklich zu Stande gebracht. Zwey ſolche Ballen, wie ich hier einen trage, liegen noch unten im Hofe, es iſt die ganze Auflage, ſagte der Buchhändler.

Dawitz (leiſe).

Schweige, und trage Alles in meine Kammer.

Warberg.

Was ſind das für Bücher?

Dawitz.

Das ſollſt du ſpäter erfahren. Freue dich jetzt deines Triumphes, du kannſt es ohne Erröthen, denn dießmal iſt dem Verdienſte ſeine gerechte Anerkennung geworden. Mögen die Mittel, welche dich zum Ziele führten, auch ſeyn, welche ſie wollen, deine Kenntniſſe und dein Talent werden deinen guten Ruf dauerhaft erhalten. (Zu Brückelheim.) Und nicht wahr Herr von Brückelheim, es iſt jetzt bald Hochzeit?

Brückelheim.

Nun, warum ſoll ſie denn nicht ſeyn?

(Der Vorhang fällt.)

Inhalt

der bereits erſchienen eilf Jahrgänge.

Erſter Jahrgang.

Haß allen Weibern, Luſtſpiel in einem Aufzuge. Frey nach dem Franzöſiſchen des Bouilly. In Alexandrinern bearbeitet.

Der kurze Roman, oder: **Die närriſche Wette.** Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Der Ehenſtifter, oder: **die beyden Offiziere.** Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Die ſpaniſche Wand. Dramatiſche Kleinigkeit in einem Aufzuge. Frey nach dem Franzöſiſchen.

Die Ehemänner als Junggeſellen. Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Zweiter Jahrgang.

Die Schauſpielerinn. Luſtſpiel in drey Aufzügen, nach dem Franzöſiſchen, im Versmaß des Originals.

Wahnſinn. Drama in einem Aufzuge. Als Seitenſtück zu **Nina.** Nach dem Franzöſiſchen le delir frei bearbeitet.

Abneigung aus Liebe. Luſtſpiel in freien Verſen und einem Aufzuge.

Der alte Jüngling. Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach dem Franzöſiſchen.

Verlegenheiten und Auswege. Poſſe in einem Aufzuge, frey nach dem Franzöſiſchen.

Dritter Jahrgang.

Peter und Paul. Luſtſpiel in drei Aufzügen. Als Seitenſtück zum Mädchen von Marienburg und dem liefländiſchen Tiſchler. Nach dem Franzöſiſchen des Lamarteliere.

Der Raſttag. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nach dem Franzöſiſchen des Bouilly.

Die beiden Ehen. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nach dem Franzöſiſchen des Etienne.

Der Wilddieb. Liederſpiel in einem Aufzuge.

Der Sie. Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Vierter Jahrgang.

Verkannte Treue. Drama in drei Aufzügen, nach Pelletier Volmeranges.

Die Zeche, oder: Gaſtwirth und Bürgermeiſter in einer Perſon. Krähwinkliade in einem Acte, nach einer wahren Anecdote.

Narrheit und Narrethey. Luſtſpiel in einem Act, nach Deſaugiers.

Die hölzerne Uhr. Drama in einem Acte, nach Bernard Valville.

Raphael. Luſtſpiel in Alexandrinern und einem Aufzuge.

Fünfter Jahrgang.

Czaar Iwan. Dramatiſirte Anecdote in zwei Acten.

Die Papageye. Luſtſpiel in einem Act. Nach dem franzöſiſchen Vaudeville: les Perroquets de la mère Philippe.

Die Bittſteller. Luſtſpiel in einem Acte. Nach Melesville.

Das Kammermädchen. Luſtſpiel in einem Act. Frey nach Longchamps.

Der Diener ſeines Nebenbuhlers. Luſtſpiel in einem Acte.

Sechster Jahrgang.

Der Prinz kommt! Luſtſpiel in einem Acte. Nach dem Franzöſiſchen des Rougemont.

Thomi, oder: Die Stimme der Natur. Drama in zwei Aufzügen, dem Franzöſiſchen nachgebildet.

Der Weibertauſch. Luſtſpiel in einem Acte. Nach dem Franzöſiſchen der Herren Dartois und Achille.

Der Einſiedler im Lerchenwalde, oder: Die geheimnißvolle Laube. Luſtſpiel in einem Acte. Nach einem franzöſiſchen Vaudeville der Herren Theaulon und Capelle.

Siebenter Jahrgang.

Gleiche Schuld. Gemählde unſerer Zeit in drey Aufzügen.

Die ſeltſame Lotterie. Luſtſpiel in einem Acte.

Die Tauben. Schwank in einem Acte. Als Seitenſtück zu den Papageyen.

Die Puppe, oder: die kleine Schweſter der Geliebten. Luſtſpiel in einem Acte, nach Scribe und Melesville.

Achter Jahrgang.

Der buckelige Liebhaber. Luſtſpiel in einem Act, nach einem franzöſiſchen Vaudeville.

Hochzeit-Fatalitäten. Poſſe in einem Acte.

Das Stelldichein um Mitternacht. Luſtſpiel in einem Acte, nach dem franzöſiſchen l'echelle de soie.

Das Fläſchchen Köllnerwaſſer, oder: Denkſchrift eines Huſarenoffiziers. Luſtſpiel in einem Acte, nach Scribe.

Die Verſchwornen. Oper in einem Acte.

Neunter Jahrgang.

Gabriele. Drama in drey Aufzügen. Nach der Valerie der Herren Scribe und Melesvilles.

Die junge Tante. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nach Melesville.

Emmy Teels. Drama in drey Aufzügen. Nach Pixerecourt.

Zehnter Jahrgang.

Der Großpapa. Luſtſpiel in einem Acte, nach dem Franzöſiſchen der Herren Scribe und Melesville.

Liebeszunder. Luſtſpiel in einem Acte, nach dem Franzöſiſchen der Herren Scribe und Delavigne.

Die Zauberlaterne. Luſtſpiel in zwey Acten. Frey nach Scribe und Dupin.

Fünf ſind Zwey, oder: Domeſtikenſtreiche. Luſtſpiel in einem Acte. Frey nach dem Franzöſiſchen.

Eilfter Jahrgang.

Eheliche Strafe. Luſtſpiel in einem Act, in freyen Verſen.

Der Kuß durch einen Wechſel. Poſſe in einem Act. Nach Scribe.

Urika, die Negerinn. Drama in einem Acte. Nach dem Franzöſiſchen.

Gutes Beiſpiel. Luſtſpiel in einem Akt. Nach dem Franzöſiſchen des Theaulon.

Klimpern gehört zum Handwerke. Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach Scribe.

Dramatiſches
Sträußchen
für
das Jahr 1827.

Von

J. F. Caſtelli.

Zwölfter Jahrgang.

KÖN. HOF THEATER

Wien.
Gedruckt und im Verlage bey J. B. Wallishauſſer.

WURTT. LANDESBIBLIOTHEK · STUTTGART ·

Meinem Freunde

Carl Blum,

Regiſſeur der königlichen Oper zu Berlin,

mit

inniger Liebe gewidmet,

von dem Verfaſſer.

Zueignung.

Die auf demſelben Wege ſchreiten,
Sieht meiſtens man erbittert ſtreiten,
Ein einz'ges mißverſtandnes Wort,
Das Unterlaſſen der Verehrung
Gilt ſchon als offne Kriegserklärung,
Und als Signal zu Kampf und Mord.
Jetzt auf dem Feld der Tagesblätter
Bricht los das fürchterliche Wetter:
Erſt rückt des Witzes leichtes Corps
Mit Plänkeln zu dem Kampfe vor,
Und haut, man wird gleich Hand gemein,
Mit Säbeln der Satyre drein,
Zieht ſich der Feind noch nicht zurück,
So ſchleudert dann man Blitz' auf Blitze
Wohl aus des Schimpfes Grobgeſchütze,
Wo manches Bley aus Ungeſchick
Fällt auf den Kanonier zurück; —
Nichts ſchont man, Vier-und-zwanzig-Pfünder
Des Schimpfes müſſen vorwärts dringen,

Und alle literär'ſchen Kinder
Des Gegners über die Klinge ſpringen,
Man leiht ſich Morgenſtern und Beile
Zum Kampfe aus verfloßner Zeit,
Man taucht ſogar die ſpitzen Pfeile
In's Gift ein der Perſönlichkeit,
Hülfstruppen wirbt in fremden Horden
Man für den literär'ſchen Strauß,
Verkappte Buben ſchickt man aus,
Die lauern und im Rücken morden;
Die Schicklichkeit wird überritten,
Der Pfad des guten Nahmens wird
In toller Eile abgeſchnitten,
Des Unſinns Trommel wird gerührt.
Da ſieht man in die Luft ſie hauen,
In's Blaue ſtechen kühnen Muths,
Und Berge hoch die Leichen bauen,
Es fließt ein Strom Gallapfelbluts.
Da ſieht mit abgehau'nen Beinen

Man liegen manchen armen Tropf,
Man konnt' ihm ſpalten nicht den Kopf,
Denn leider hatt' er früher keinen. —
Und endlich iſt die Schlacht geſchlagen,
Es hallt ein gräßlich Siegsgeſchrey,
Doch wer geſiegt, kann Niemand ſagen,
Victoria ſchreyen alle Zwey.
Der Unpartheyiſche berichket:
Daß Beyde ſind in Sand geſtreckt,
Daß Beyder Habe iſt vernichtet,
Daß Beyde ſich vom Plätz geflüchtet,
Mit Wunden und mit Schmutz bedeckt.
Dieß iſt das Ende von dem Siege,
Man zieht zurück ſich matt und ſtumm,
Die Koſten aber von dem Kriege
Bezahlt das arme Publikum.

Ich ließ Dir, Freund, ein ſolch Scharmützel
Im Bilde hier vorübergehn,

Weil uns geſtochen nie der Kitzel
In ſolche Fehden mit zu gehn,
Und weil es luſtig iſt, zu ſtehn
Von weitem und ſie anzuſehn.
Wenn Andre öffentlich ſich haſſen,
So darf ich wohl auch öffentlich
Des lieben Freundes Rechte faſſen,
In ſeine Arme werfen mich,
Und ihm zum offnen Freundſchaftzeichen
Ein, ihm gewundnes Sträußchen reichen.

Wien, im Oktober 1826.

J. F. Caſtelli.

Erſte Liebe,

oder:

Jugend-Erinnerungen.

Luſtſpiel in zwey Akten, nach dem Franzöſiſchen
des Scribe.

Perſonen.

Herr v. Märten, ein reicher Gutsbeſitzer.
Louiſe, ſeine Tochter.
Carl Stiller, ihr Vetter.
Fritz Saus.
Peter, Bedienter des Herrn v. Märten.

Die Handlung geht auf dem Landgute des Hrn. v. Marten vor.

Erſter Akt.

(Ein Salon).

Erſter Auftritt.

Herr v. Märten. Louiſe.

(Bey Eröffnung der Gardine ſitzt Louiſe rechts an einem Tiſch, die Hände nachläſſig im Schooße liegend und den Kopf geſenkt, ſie ſeufzt ein paarmahl tief. Märten iſt bey der Mittelthüre eingetreten, an derſelben ſtehen geblieben, und beobachtet ſie erſt eine Weile, indem er durch Zeichen zu erkennen gibt, daß ihn Louiſens Trübſinn ärgere, endlich tritt er vor.)

Märten.

Da ſitzt ſie wieder und bläſt Trübſal? — Louiſe! Louiſe! wirſt du mir endlich einmahl ſagen, was dir fehlt?

Louiſe.

Ich weiß es nicht Väterchen. — Alles mißfällt mir, Alles iſt mir zuwider.

Märten.

Aber du warſt doch ſonſt nicht ſo! — Was iſt dir denn mit einmahl über die Leber gelaufen? Es thut doch Alles hier deinen Willen, ſelbſt ich, dein Vater.

Louiſe
(küßt ihm die Hand).

O wie gut Sie ſind, wie ſehr Sie mich lieben.

Märten
(den Kopf ſchüttelnd).

Ich glaube faſt etwas zu ſehr. — Aber wie ſoll ich auch anders? Du biſt ja ſo nett herangewachſen und mein einziges liebes Kind. Sage mir nur was ich für dich thun kann? dem Himmel ſey Dank, an Vermögen fehlt's mir nicht.

Louiſe (ſeufzend).

Vermögen macht nicht glücklich.

Märten.

Da haben wir ſchon wieder einen Seufzer. — Was macht denn glücklich? — Ein Mann? — Nun *den* willſt du ja nicht. Zehn Partien hab' ich dir gewiß ſchon vorgeſchlagen. — Soll der Himmel etwa extra Einen für dich erſchaffen? — Aber höre Louischen! dießmahl verſteh' ich keinen Spaß, der, den wir heute erwarten, wird nicht zurückgewieſen, das ſag' ich dir.

Louiſe.

Wie? der Monſieur Saus, von dem Sie mir ſchon acht Tage lang erzählen. Wohlan Vater, wollen Sie den Grund meiner Schwermuth durchaus wiſſen, ſo ſag' ich Ihnen: das Erſcheinen dieſes Herrn allein macht mich ſo übler Laune. Warum ſoll ich denn dieſen eher zum Manne nehmen als die Andern?

Märten.

Eben weil du die Andern nicht gewollt haſt.

Louiſe.

Verzeihen Sie, aber das iſt kein Grund.

Märten.

Allerdings Mamſell, und wollen Sie noch mehrere Gründe, ſo kann ich auch damit aufwarten: Dreißig Jahre ſind es nun, daß ich als ein Ausländer hieher in dieſes Land kam; ich war damahls ohne Freunde, ohne Hülfe, ohne Mittel. Herr Saus, der Vater, nahm mich freundlich bey ſich auf, unterſtützte mich mit Rath und Vermögen und legte ſo den erſten Grund zu meinem jetzigen Reichthum. Ich will nun dem Sohne abtragen, was ich dem Vater ſchuldig bin; übrigens ſoll ja der junge Saus ein charmanter Mann ſeyn, wie man mir ſagt; denn ich habe ihn ſeit ſeiner Zurückkunft von ſeinen

Reiſen noch nicht geſehen. Ein Weiſer, ein Philoſoph ſoll er ſeyn. Sieh, das ſind die Gründe, warum ich dem Vater zuſagte. Was haſt du dagegen einzuwenden?

Louiſe.

Nichts. Nach dem, was Sie mir ſagen, würde ich ihm auch mit Vergnügen meine Hand geben, wenn es möglich wäre. Allein ich bin es mir ſelbſt ſchuldig ihn zurück zu weiſen.

Märten.

Dir ſelbſt ſchuldig? Was ſoll das heißen, was zwingt dich dazu?

Louiſe.

Aeltere Verſprechungen, heilige Schwüre!

Märten.

Mädel, mach mir den Kopf nicht warm; wie, du hätteſt dich unterſtanden, ohne mein Wiſſen —

Louiſe.

Nicht ohne Ihr Wiſſen, mein Vater! — Wenn Sie mich ruhig anhören wollen, ſo will ich Ihnen Alles erzählen.

Märten.

Ruhig ſoll ich bleiben, wenn das Mädchen von 18 Jahren, das nie von meiner Seite gekommen iſt, von frühern Verſprechungen und heiligen Schwüren ſpricht? — Ruhig? — (Sich mit Gewalt mäßigend.) Nun — nun — nun! — ich will ruhig bleiben. — Himmeltauſend! ich will, jetzt rede!

Louiſe.

Sie wiſſen daß ich im nächſten Städtchen bey meiner Tante Judith erzogen worden bin.

Märten.

Das weiß ich freylich. War eine brave alte Jungfer deine Tante, hatte nur einen einzigen Fehler, daß ſie alle Tage einen Roman in ſich hinein fraß. Zwey Bände waren ihr nur gemauſt.

Louiſe.

Mit innigem Danke denke ich der guten Frau, die auch mich dieſes Vergnügen kennen lehrte. Damahls war auch mein Vetter Carl bey uns, eine Waiſe ohne Vermögen, den Sie, lieber Vater, ernährten.

Märten.

Nun und was folgt aus alle dem?

Louiſe.

Obſchon er viel älter war als ich, ſo waren wir uns doch herzlich zugethan, er theilte meine kleinen kindiſchen Freuden mit mir. Wir waren immer beyſammen, ich nannte ihn meinen Bruder, er mich ſeine liebe kleine Schweſter. Die gute Tante hatte uns das ſchöne Buch von Herfort und Klärchen vorgeleſen, ich war ſein Klärchen, er mein Herfort, ſo kam es denn, daß die heftigſte Liebe in unſern Herzen entbrannte, und wir uns eine ewige Beſtändigkeit zuſchwuren.

Märten.

Nun da haben wir's. Am Ende fangen die Kinder in der Wiege an ſich Schwüre zu geben.

Louiſe.

Ach! da kam der ſchreckliche Tag, der uns trennte, er mußte als Reiſender für ein Handelshaus in ein fremdes Land abgehen. Da ſaß er am Abend vor ſeiner Abreiſe im Garten neben mir, ein Bach plätſcherte an unſerer Seite, der keuſche Mond ſchien auf uns nieder, und die Vögel ſchwiegen in den Lüften weil er ſprach.

Märten.

Laß mir die Faxen bey Seite, was ſagte er?

Louiſe.

Er faßte mich bey der Hand, drückte ſie, und indem eine Thränenperl in ſeinem ſchönen großen Auge glänzte, ſprach er: Louiſe! wir müſſen ſcheiden, du biſt reich, ich beſitze nichts, o Gott, du wirſt einem Andern deine Hand reichen müſſen, denn du weißt wohl die Väter ſind Tyrannen, wir haben ſie ja mit einander in allen den ſchönen Büchern kennen gelernt. —

Märten.

Brav!

Louiſe.

Da ſtand ich auf, hob zwey Finger zum Monde empor und ſchwur ihm, vor ſeiner Zurückkunft keinem meine Hand zu reichen, es komme auch wie es wolle, er gab mir einen Ring (zeigt ihre Hand), hier iſt er, ich gab ihm auch einen, er reiſte ab und (ſich die Thränen trocknend) ſeitdem denk' ich unaufhörlich an ihn.

Märten.

Haſt ihn aber nicht mehr geſehen?

Louiſe.

Wie konnt' ich? Sie wiſſen ja Vater, daß er ſeitdem nicht zurück kam.

Märten.

Und hatte kein Briefwechſel zwiſchen Euch Statt?

Louiſe.

Keiner. Nur wenn der Mond ſchien, ging ich täglich Abends um dieſelbe Stunde hinaus und ſah ihn an, und das hat er nach unſerer Uebereinkunft gewiß auch gethan.

Märten.

Nun das iſt eine unſchuldige Correſpondenz und das Uebel iſt nicht ſo groß, als ich glaubte. Louiſe! ſey klug. Carl iſt nun ſchon ſo viele Jahre abweſend und Eure ganze Neigung war ein Kinderſpiel.

Louiſe.

Sie irren Vater. — O! die erſten Eindrücke verwiſchen ſich ſobald nicht, man liebt nur einmahl. Meine Tante Judith hat mir das oft geſagt und ich fühle jetzt, ſie hatte recht. Ich kann Carln nicht vergeſſen, immer denk' ich an die Schwüre, die ich ihm geleiſtet, ſie bleiben mir heilig, und ſo oft mir ein anderer Mann nahe kommt, ſo ſpricht's ſogleich in meinem Innern — ach, das iſt Er nicht.

Märten.

Nun ſo iſt's ein Anderer und vielleicht ein Beſſerer. Da haben wir die ſchönen Folgen des Romanen-Leſens.

Louiſe.

Wollen Sie das Glück Ihrer Tochter, lieber Vater, o ſo zwingen Sie mich nicht einem Andern meine Hand zu reichen. Weiſen Sie den Herrn Saus wieder ab, wenn er kommt.

Märten.

Den Sohn meines Wohlthäters fortſchicken? wo denkſt du hin. — Nein Mädel, davon laß dir nichts träumen, dießmahl werd' ich Charakter zeigen.

Louiſe.

Vater, ich beſchwöre Sie, wenn Ihnen Ihr einziges Kind lieb iſt. Ich kann keinem Andern meine Hand reichen, ich will bey Ihnen bleiben, Sie pflegen, Ihnen Alles thun was ich Ihnen in den Augen anſehe, aber ſchonen Sie meiner, es würde mir das Leben koſten. Ohnedieß fühl' ich mich ſchon ganz matt und krank. Seit geſtern fühl' ich Hitze und Kälte, ich glaube ein Fieber hat mich befallen.

Märten.

Ein Fieber? — Vielleicht gar ein hitziges Fieber und daran wär' ich ſchuld?

Louiſe.

Ach leider! — Ich bin ſchon ganz verändert, hatte ich früher nicht viel mehr Farbe? — Ja, ja, es wird nach und nach mit mir zu Ende gehen, wenn ich dann hingewelkt ſeyn werde, wie eine Blume, da wird mein guter Vater an meiner Leiche ſtehen und ausrufen — O mein armes Kind! ich unglückſeliger Vater! — aber es wird zu ſpät ſeyn.

Märten.

Hör' auf Mädel! (Für ſich.) Umſonſt! man kann keinen Charakter zeigen. (Laut.) Louiſe! Kind! ſey nur getröſtet, werde mir nur nicht krank, ich will ja Alles thun, will an Herrn Saus ſchreiben.

Louiſe.

O mein beſter Vater — aber gleich, gleich; denn ich fühle mich ſehr ſchwach.

Märten

(ſetzt ſich an den Tiſch).

Nun ja ja, auf der Stelle, beruhige dich nur — (Den Kopf ſchüttelnd.) Aber es iſt doch eine große Unart; (er ſchreibt) denn ich muß ihm die Wahrheit ſchreiben.

Louiſe.

Thun Sie das, das iſt gut. — Wenn ich ihn abwieſe, da ich ihn ſchon geſehen habe, dann könnt' er ſich mit Recht beklagen, aber ſo kömmt ſeine Eigenliebe gar nicht mit ins Spiel.

Märten
(immer ſchreibend).

Aber das ſag' ich dir — deßwegen mache dir keine Hoffnung auf Carln.

Louiſe.

Ich rede nicht davon. — Genug, ich weiß Carl iſt mir gewiß treu geblieben — er wird zurück kommen und dann —

Märten.

Was dann?

Louiſe.

Dann wollen wir ſchon ſehen. Aber ſo viel ich ſehe ſind Sie ſchon fertig Väterchen? Geben Sie mir den Brief — (ſie lieſt) Gut! — ſchön! — recht gut! (Sie ſiegelt den Brief und klingelt.)

Märten.

Wenn man den Kindern ihren Willen thut, ſo weinen ſie nicht mehr.

Louiſe.

O Vater! Sie geben mir das Leben zum zweytenmahle, ich fühle mich ſchon viel leichter.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Peter (tritt ein).

Louiſe.

Peter! ſattle ſogleich dein Pferd, reite hinüber nach dem Schloſſe des Herrn v. Saus und bring ihm dieſen Brief — beeile dich was du kannſt, reite Gallopp, denn es gibt heute noch mehr für dich zu thun.

Peter
(ſpricht langſam).

Nun, was halt in der Möglichkeit liegt Euer Gnaden. (Will ab.)

Louiſe.

Noch eins! ſage unten daß wir für Niemand zu Hauſe ſeyen.

Peter.

Schon recht! (Geht ab in das Kabinet zur Rechten.)

Louiſe.

Kommen Sie mein guter Vater. Wir gehen nun in Ihr Kabinet, ich leſe Ihnen vor, wenn Sie wollen, oder ich ſpiele mit Ihnen eine Partie Piquet, oder ich ſinge Ihnen ein paar Romanzen zur Harfe.

Märten.

Sieh da, jetzt hängt der Himmel voller Geigen.

Louiſe.

O ich bin ja ſo zufrieden mit Ihnen.

Märten.

Aber ich nicht mit mir ſelbſt. — Mädel ich verhätſchle dich. (Gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Peter

(aus dem Kabinet zur Rechten, hat Kurierſtiefeln an und den Brief in der Hand).

Das Schloß iſt zwey Meilen weit entfernt, und im Gallopp ſoll ich hinſprengen, und wieder zurück, — damit ich hier wieder neue Kommiſſionen ausrichten kann? Ja, befehlen iſt leicht! — Wenn ſich der Menſch nur niemahls übereilen dürfte — das Wort geſchwind kann ich für meine Sünde nicht leiden. Aber ſo iſt unſere Fräule — wie ihr was in den Kopf kommt — halloh! — da heißt's Peter reit und Peter galloppir! — Freylich, wenn ich dann gethan habe, was ſie will, ſo heißt's auch, Peter! da haſt etwas für deine Mühe, aber beſſer wär's doch, wenn man was hätte ohne Mühe. — (Die Thüre geht auf.) Schau ſchau, wer kommt denn da? Ein recht hübſcher junger Mann, den ich noch nie bey uns geſehen habe.

Vierter Auftritt.

Peter. Saus.

Saus

(bey der Thüre gegen außen zurufend).

Stellt meinen Rappen nur in den Stall, ich bleibe da. (Tritt vor und zu Peter.) Guter Freund meld' er mich ſeinem Herrn.

Peter.

Hat man Euer Gnaden denn unten nicht geſagt?

Saus.

Man hat mir geſagt, daß er zu Hauſe ſey.

Peter.

Da bitt' ich Euer Gnaden tauſendmahl um Verzeihung, daß man Sie unten nicht gleich wieder fortgeſchickt hat — es iſt meine Schuld, ich hab' ihnen noch nicht geſagt — Sehen Euer Gnaden, ich will Ihnen reinen Wein einſchenken, der Herr iſt zwar zu Hauſe, aber das Fräulein hat geſagt, er ſey nicht zu Hauſe, und bey uns iſt meiſtens das das Rechte, was das Fräulein ſagt.

Saus.

Ich habe ſchon davon ſprechen gehört, daß Herr Märten in dem Punkte etwas ſchwach ſeyn ſoll, aber iſt's ihm zu verargen, jeder Autor liebt ſein Werk. (Gibt Petern Geld.) Da, lieber Freund, ſeh er denn doch zu, ob ich ſeinen Herrn nicht ſprechen kann, wenn ich auch ein biſchen warten muß, das macht nichts, melde er mich nur.

Peter.

Ja ſehen Euer Gnaden, ich kann nicht, Euer Gnaden ſehen (auf ſeine Stiefel deutend) ich muß auf der Stelle fort, ich muß hinüber reiten nach dem Schloſſe des Herrn v. Saus und ihm dieſen Brief bringen.

Saus.

So? Nun da könnte Er ſich den Weg erſparen, ich muß heute ohnedieß noch dahin zurück.

Peter.

Ja, wenn Euer Gnaden ſo gütig ſeyn wollten, aber ich getraue mich nicht.

Saus.

Das iſt ja keine Mühe, geb' er nur her.

Peter.

O Euer Gnaden thun mir da einen großen Gefallen und erſparen mir einen weiten Weg. (Er gibt ihm den Brief.) Zur gehorſamſter Vergeltung will ich ſogleich ſehen Ihnen die gewünſchte Unterredung mit dem Herrn zu verſchaffen. (Geht ab, kehrt aber wieder um.) Aber den Brief gewiß abgeben, ich bitte recht ſchön. (Geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Saus

(allein, lieſt die Addreſſe des Briefes).

»Herrn Friedrich Saus« — Sieh da, der Brief iſt an mich ſelbſt und von der Hand meines Schwiegervaters, die ich recht wohl kenne, obſchon ich ihn ſelbſt noch nie geſehen habe. (Erbricht den Brief.) Man hat mich vermuthlich ſpäter erwartet, allein die Ungeduld, meine ſchöne Zukünftige zu ſehen, ließ mich nicht ruhen. Auch wollt' ich mich früher mit dem Herrn Schwiegerpapa in's Einvernehmen ſetzen, welche Mittel ich anzuwenden hätte, um ihr zu gefallen. Vielleicht ſagt er mir in dem Briefe ſchon Alles, was mir zu wiſſen nöthig iſt. (Er lieſt leiſe.) Was ſeh' ich? — man will mich abweiſen — Louiſe liebt einen Andern? — Schöne Beſcheerung, hat mir darum mein Vater nach Frankreich geſchrieben, ich möchte mich auf der Stelle in den Wagen ſetzen und herkommen, das wäre eine Frau für mich — Die Unſchuld, die Liebenswürdigkeit ſelbſt, — Ja, was iſt zu machen? man will mich nicht, die Sache iſt aus. — Im Grunde kann mir's auch gleichgiltig ſeyn. — (Heftig.) Aber nein Sapperment! es iſt mir *nicht* gleichgiltig. — Die Familie, das ſchöne Vermögen, unſere beyden Güter ſo neben einander, das gäbe ein ſchönes Arrondiſſement. Zudem behauptet man, die junge Perſon ſey ſehr hübſch, und habe ſchon viele Partien ausgeſchlagen. — Schon ſchmeichelte ich mir, ich werde Sieger über ihr Herz werden, — ja, ich hab's ſogar ſchon mehreren meiner Freunde geſagt, daß ich auf Freyersfüßen gehe, die werden mich ſchön auslachen, wenn ſie hören, daß ich mit einer langen Naſe abziehen mußte. (Er ſieht wieder in den Brief und lieſt.) »Meine Tochter liebt Carl, ihren Vetter, ſchon von ihrer zarteſten Jugend« ah — was zarte Jugend, ich kenne dieſe Jugendliebe. (Bläſt in die Hand.) Blüthenſtaub (lieſt wieder) »ſchon von ihrer zarteſten Jugend, und liebt ihn »noch immer, obſchon ſie ihn ſchon acht Jahre nicht geſehen hat.« — (Freudig.) Acht Jahre nicht geſehen, und noch beſtändig. — Leben wir denn in Feenzeiten? — Unmöglich! — (Geht unruhig auf und nieder dann plötzlich.) Welche Idee! — In acht Jahren verändert ſich der Menſch, beſonders vom Jünglings- zum Mannesalter — wenn ich — man kennt mich ja nicht. — Was hab' ich denn auch zu riskiren? — Den Abſchied — (auf den Brief zeigend) den hab' ich ja ſchon. — Alſo kühn gewagt, wär's auch nur um ſie zu ſehen und mich an ihr ein bischen zu rächen. — Horch! man kommt. — Vermuthlich der Schwiegerpapa. Bey dem wollen wir den Anfang machen.

Märten.

Die Ueberraſchung — das Erſtaunen — ich muß geſtehen, ich hätte dich nicht erkannt — Aufrichtig geſagt, vor acht Jahren verſprachſt du nicht, dich ſo ſauber heraus zu wachſen, — im Gegentheil —

Sans.

Deſto beſſer. — Es muß Ihnen ja Vergnügen machen, mich zu meinem Vortheile verändert zu ſehen.

Märten.

Könnt's eben nicht ſagen, ja, es wäre mir faſt lieber, du wärſt häßlicher geworden.

Sans.

Onkel! weßwegen?

Märten.

Ja, ſieh mein lieber Junge, ich will aufrichtig mit dir reden. Wir ſind nahe Verwandte, warum ſoll ich mich geniren — du weißt, ich habe viel für dich gethan, ich habe dich ernährt, erzogen, als du endlich fort mußteſt, dir eine Zulage von jährlichen 400 Thalern gegeben.

Sans.

Ich erkenne es dankbar lieber Onkel!

Märten.

Wohlan! — ich verdopple dieſe Zulage, wenn du auf der Stelle wieder abreiſen und dich noch einige Jahre hier nicht ſehen laſſen willſt.

Saus.

Iſt's möglich? — Sie wollen die Natur vor die Thüre weiſen, und warum, wenn ich fragen darf?

Märten.

Das will ich dir auch ſagen, und du wirſt vielleicht einſehen, daß ich recht habe. Du biſt mit meiner Tochter erzogen worden, und das Mädchen hat nun eine Zuneigung zu dir gefaßt, Erinnerungen zurück behalten, die den Plänen, die ich mit ihr habe, ſchaden, und meine ſchönſten Hoffnungen zertrümmern. Ich wollte ſie nämlich mit dem Sohne meines alten Freundes verheirathen, einem braven, excellenten jungen Menſchen. Ja, ſieh mich nur an, ein Burſche, wie es nicht zwey auf der Welt gibt, das darfſt du mir glauben.

Saus

(ſich pikirt ſtellend, aber innerlich vergnügt).

Nun, ja ja, wenn Sie es ſagen, (für ſich) der Mann lobt mich über den grünen Klee.

Märten.

Ich hätte gern einen Vorwand gehabt, ſo eine Art Liſt angewendet, um ihr den Bräutigam vorzuſtellen, ohne daß ſie es wüßte, daß er es iſt.

Saus.

Nun, dazu könnte wohl leicht Rath werden.

Märten.

Aber es geht nicht, ich kann ihr nichts geheim halten, das Mädchen kennt mich durch und durch, ich glaube ſie ſähe mir's an der Naſe an, wenn ich ein Complott gegen ſie machte.

Saus (für ſich).

Gut, daß man's weiß.

Märten.

Carl! du kennſt nun meine Lage und wirſt einſehen, daß du gehn mußt, wenn der Andere kommen und ſie feſt ſetzen ſoll.

Saus.

Lieber Onkel, wie können Sie verlangen, wie kann ich? —

Märten.

Du kannſt, ſie weiß nicht, daß du hier biſt, iſt weit entfernt, deine Anweſenheit zu vermuthen, wenn du alſo auf der Stelle —

Louiſe (von Innen).

Vater! Vater!

Märten.

Nun, da haben wir's, da kommt ſie ſchon. Carl! ich bitte dich ſey klug, ich bin überzeugt ſie wird dich eben ſo wenig erkennen, als ich.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Louiſe.

Louiſe
(ohne Saus gleich zu bemerken).

Vater! Was ſoll das bedeuten? Es iſt ein Mann unten im Mayerhofe, der mit Ihnen zu ſprechen verlangt, ſein Anblick hat mich völlig erſchreckt.

Märten.

Wer iſt er denn? wie ſieht er aus?

Louiſe.

Er ſieht aus, wie man den Geiz mahlt, und nennt ſich, wie er mir ſagte, Zacharias Baumhacker, auch kündigte er mir an, daß er gewiß wiſſe, mein Vetter Carl werde bald hier eintreffen.

Saus (für ſich).

Jetzt ſteh' ich friſch.

Louiſe.

Und eben darum ſagt er, ſey er hier, um noch vor Carls Ankunſt über ein Geſchäft mit Ihnen zu ſprechen, das meinen Vetter betrifft.

Märten
(ſich ſchnell zu Saus wendend).

Das dich betrifft! — (Für ſich.) Brav! jetzt hab' ich's gut gemacht.

Louiſe

(blickt Saus und Märten wechſelweiſe an, welche verlegen daſtehen).

Vater! Was haben Sie geſagt — dieſer Herr —

Märten.

Ah! — es iſt nichts — das iſt ein fremder Herr, der ein Korngeſchäft mit mir abmachen will.

Louiſe.

O nein, mich betrügt man nicht. — Seine Geſtalt — mein Herz — meine Ahnung, — Ihre Verlegenheit, — die Blicke, welche er auf mich heftet — ja, ſo ſah auch er mich dazumahl an — O Himmel! (zu Saus laufend) Carl biſt du es?

Märten.

Da haben wir's, ſie hat ihn ſchon erkannt.

Saus.

O ihr ſchönen Tage meiner Jugend nun kehrt ihr wieder.

Louiſe.

O mein Carl! laß mich dich recht betrachten — du biſt wohl etwas verändert, das kann ich nicht läugnen, — aber es iſt doch noch immer das alte liebe Geſicht, und vor Allem der ſanfte, in's Herz dringende Blick, die Augen, o die Augen vergißt man nie mehr. O mein lieber, lieber Freund, wie bin ich froh, dich wieder zu ſehen. Und wie findeſt du mich?

Saus.

Noch ſchöner, als meine Träume Sie mir vormahlten, ſo daß mir iſt, als erblickt ich ſie heute zum erſtenmahle.

Louiſe.

Und doch hab' ich mich gewiß nicht ſo ſtark verändert als du Carl.

Saus.

Und Sie haben mich dennoch erkannt?

Louiſe.

Auf der Stelle. Du ſahſt ja, ſchon als ich eintrat, war ich bewegt, ohne eben zu wiſſen warum. Eine ſüße Ahnung flüſterte mir zu: Er iſt da!

Märten.

Das weiß der Henker, ich hab gar keine Ahnungen, und wenn er mir's nicht ſelbſt geſagt hätte, ich hätt's meine Lebetag nicht errathen daß er's ſey.

Louiſe.

Ja, Sie — und ich? — O Vater es gibt eine Sympathie, welche nie trügt. Wäre meine gute Tante Judith noch bey Leben, die würde Ihnen das am beſten erklären können. Aber Vater! Sie ſcheinen den fremden Herrn ganz zu vergeſſen, der unten mit großer Ungeduld, wie mir ſchien, Sie erwartet.

Märten.

Nun, ich will hinab gehen und ihn in den Gartenſalon führen, um zu ſehen was er denn für Geſchäfte für dich Neffe mit mir abmachen will. (Zu Saus, welchen er in eine Ecke der Bühne führt.) Ich laſſe dich allein mit meiner Tochter — Junge, mache mir keinen Strich durch die Rechnung, du kennſt meinen Plan — bedenke, 800 Thaler iſt ein ſchönes Sümmchen — ich hoffe daß du mit ihr kein Wort von Liebe ſprechen wirſt, gib mir dein Wort darauf.

Saus.

Sie kennen Ihren Carl noch nicht. Ich gebe Ihnen mein Wort, er wird kein Wort von Liebe mit Louiſen ſprechen.

Märten.

Nun gut; — noch beſſer wär's wenn du ein Mittel fändeſt ihr ganz zu mißfallen — das führte uns noch eher zum Ziel. Ich bitte dich Junge, zeige dich ihr von einer recht häßlichen Seite, vielleicht leg' ich noch 200 Thaler zu, damit das runde Tauſend voll wird. (Geht ab.)

Achter Auftritt.

Saus. Louiſe.

Saus (für ſich).

Wollen ſehen wie ſich die Sache macht.

Louiſe.

Endlich, lieber Carl, ſeh' ich dich wieder.

Saus.

Ich bin entzückt, mein Fräulein.

Louiſe.

Fräulein? Bin ich denn nicht mehr deine liebe Couſine?

Saus.

O meine ſchöne Couſine, alle meine Wünſche ſind erfüllt da ich mich wieder in Ihrer Nähe befinde.

Louiſe.

In Ihrer Nähe — wie Carl, haſt du unſer vertrauliches Du ſchon vergeſſen?

Saus.

Ich wagte es nicht, aber wenn du erlaubſt? —

Louiſe.

Warum nicht — wir ſind ja Verwandte, und dutzten uns ſchon vor deiner Abreiſe.

Saus.

Ja freylich.

Louiſe.

O wie oft erinnerte ich mich dieſer ſchönen Zeit — die Jugend läßt Erinnerungen zurück, welche nie verlöſchen, und ſtets unſer Herz mit Rührung erfüllen. — Erinnerſt du dich wie wir dazumahl ſo fröhlich, ſo glücklich waren. — Und meine liebe Tante Judith — Weißt du Carl, daß ich dir es recht übel nehmen könnte, daß du noch gar nicht um ſie frageſt.

Saus.

Ja richtig. Die gute Frau muß wohl ſchon recht alt und ſchwach geworden ſeyn.

Louiſe.

Was ſprichſt du da? Sie iſt ja ſchon ſeit drey Jahren todt.

Saus (für ſich).

Muß die Frau mir zum Poſſen geſtorben ſeyn!

Louiſe.

Wußteſt du denn das nicht?

Saus.

Ja — man hat mir's geſchrieben — ich meinte auch nur — ſie würde jetzt ſchon ſehr alt und ſchwach ſeyn — wenn ſie noch lebte.

Louiſe.

Weißt du noch, wie wir öfters ohne ihre Erlaubniß zu der Bauersfrau am Bache gingen um Milch zu eſſen — du aßeſt immer doppelt ſo viel als ich.

Saus

(ihr lächelnd mit dem Finger drohend).

Ah! geh weg!

Louiſe.

Einmahl, — erinnerſt du dich noch — überraſchte uns im Nachhauſegehen ein Gewitter.

Saus (lachend).

Ha ha ha! da wurden wir recht getauft.

Louiſe.

Du wohl, aber ich nicht, denn du hielteſt deinen Mantel über mich, ſo wie Paul über ſeine Virginie in dem ſchönen Roman. Du warſt mein Paul.

Saus.

Und du meine Virginie.

Louiſe.

O ſchön, ſchön! Er hat gar nichts vergeſſen. — Und des Abends, denkſt du noch an unſre unſchuldigen Spiele.

Saus.

Ha ha ha! Ja das war ein rechter Spaß.

Louiſe.

Aber du warſt doch ſchon etwas keck.

Saus.

Ah!

Louiſe.

Weißt du noch wie du mir den Kuß gabſt — Nun reden wir nicht mehr davon.

Saus.

Im Gegentheil reden wir recht viel davon — Alſo ich gab dir einen Kuß?

Louiſe.

Ja, auf die Backe (zeigt hin) gerade daher. Ich wurde recht böſe darüber und ſagte: »Carl hör' auf, oder ich ſag's der Tante!« — (lächelnd) aber — jetzt darf ich dir's ſchon ſagen, ich habe ihr nichts geſagt.

Hans.

Ach jetzt erinnere ich mich ſchon, denſelben Abend wagte ich auch nichts mehr, aber am folgenden.

Louiſe.

Nein nein, du warſt von dem Augenblicke an ſehr beſcheiden.

Hans (für ſich).

Das iſt gut, ich fürchtete ſchon ich wäre noch kecker geworden.

Louiſe (betrübt).

Bald darauf mußteſt du fort. Weißt du noch was wir uns am Abend vor deiner Abreiſe verſprochen haben?

Hans.

Nun — ob ich das noch weiß.

Louiſe
(gegen Himmel blickend).

Wir blickten hinauf —

Hans
(auch in die Höhe blickend).

Ja hinauf.

Louiſe.

Und was ſagten wir?

Hans.

Wir ſagten daß —

Louiſe.

Daß wir einander nie vergeſſen wollten. — (Wieder hinauf blickend.) Er ſah uns zu.

Saus

(in der Luft mit den Blicken herumſuchend).

Ja, Er —

Louiſe.

Und dann —

Saus.

Dann —

Louiſe (verſchämt).

Gabſt du mir den Abſchiedskuß.

Saus (küßt ſie ſchnell).

Der ſich jetzt in den Willkommskuß verwandelt.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Märten.

Märten.

Was ſeh ich? Carl, hältſt du ſo dein Wort?

Louiſe.

Seyn Sie nicht böſe Väterchen, es war nur eine Erinnerung.

Märten.

Ich kann dir, nachdem was ich ſo eben geſehen, kein Zutrauen mehr ſchenken, und ich verlange daher, daß du noch heute Abend mein Landhaus verlaſſeſt.

Louiſe.

Wie Vater, Sie wollten den lieben Vetter fortſchicken, da er eben erſt angekommen iſt.

Märten.

Zu deinem Nutzen und zu dem ſeinigen. Weißt du, wer der Herr Zacharias Baumhacker iſt, von dem mir Carl ſagte er kenne ihn nicht.

Saus.

Ich ſchwöre Ihnen, ich weiß nichts von ihm.

Märten.

Ich weiß ſchon was ich auf dein Wort und deine Schwüre zu halten habe, wenn du ihn aber durchaus nicht kennen willſt, ſo will ich dir ſagen junger Herr, der Zacharias iſt ein Wucherer, der einen fälligen Wechſel von dir in den Händen hat. Ich habe ihn in Gottesnamen bezahlt, was wollt' ich thun. (Er zeigt ihm den Wechſel.) Da iſt er.

Saus.

Wär's möglich!

Märten.

Verwundere dich noch, kannſt du deine Unterſchrift läugnen?

Saus.

Nein, aber ich möchte ſie doch ſehen. (Bey Seite, indem er den Wechſel nimmt.) Es iſt immer gut ſeine Handſchrift zu kennen. (Lieſt.) Carl Stiller. (Gibt den

Wechſel zurück.) Lieber Onkel! (für ſich.) Bey dieſer Gelegenheit hab' ich doch erfahren, daß ich Stiller heiße.

Märten.

Was ſagſt du nun? —

Saus.

Ich ſage, daß das ein Wechſel iſt, und daß man wohl einmahl in die Verlegenheit kommen kann, einen Wechſel auszuſtellen.

Märten.

Wenn's nur der eine wäre, ſo wär's gut, der iſt nun bezahlt, aber Herr Zacharias ſagt, morgen werden mir noch 4 oder 5 präſentirt werden, und die werd' ich nicht bezahlen.

Louiſe.

Was hör' ich? Carl, wärſt du ein liederlicher Menſch geworden?

Saus.

Den Anſchein hat's wohl, aber ich verſichere —

Märten.

Ach! das iſt noch Alles nichts! Herr Zacharias hat mir von einer Affaire geſprochen, die noch viel ſchlimmer ſeyn ſoll.

Saus (für ſich).

Der verdammte Zacharias (laut) Onkel ich bitte Sie um Erklärung.

Märten.

Darum muß ich Sie bitten mein liederlicher Herr

Neſſe. Denn Herr Zacharias wollte mir nichts Näheres darüber mittheilen. Seine Schuld iſt groß, ſprach *er*, ſehr groß, und in dieſem Punkte mag er ſich ſelbſt vor Ihnen vertheidigen; damit ging er.

Louiſe.

Eine Schuld, eine große Schuld ruht auf dir. Carl! was iſt das? rede!

Saus.

Ich kann nicht, wahrhaftig ich kann nicht.

Märten.

Nur ein aufrichtiges Geſtändniß deines Vergehens kann dir Verzeihnug erwirken.

Saus.

Onkel, ich wollte gerne, aber es iſt mir unmöglich:

Louiſe.

Unmöglich? — Carl! — o mein Herz! ſo ſchrecklich alſo iſt die Geſchichte, daß du ſie nicht einmahl ſagen kannſt? — Rede! rede, ich beſchwöre dich, — du hatteſt doch ſonſt kein Geheimniß vor mir, aber du biſt *nicht* mehr derſelbe. — Hältſt du ſo dein Verſprechen, deinen Schwur? Am Abende vor deiner Abreiſe, wo du mir dieſen Ring gabſt, der nie von meinem Finger gekommen iſt — (ſieht ſeine Hand an.) Wo haſt du den meinigen Carl, Carl! wo haſt du ihn?

Saus (beſieht ſeine Hand).

Den Ring? (für ſich.) Der Henker hole alle Liebespfänder.

Louiſe.

Ich erblicke ihn nicht an deinem Finger, und du verſprachſt mir doch ihn nie von dir zu laſſen.

Saus (verlegen).

Und doch — ich hab' ihn leider eben jetzt nicht bey mir.

Märten

(für ſich, indem er die Hände reibt).

Nun, das wird doch einen Bruch hervor bringen.

Louiſe.

Du willſt es mir nicht ſagen, aber ich fühle es wohl — o meine Ahnung! — Verräther! du haſt ihn einer Andern gegeben.

Märten.

Haſt recht Louischen, das iſt ganz wahrſcheinlich.

Saus.

Louiſe, Sie könnten glauben?

Louiſe.

Alles, Alles glaub ich jetzt von Ihnen — Ihre Gläubiger, Ihre Schulden — Alles hätt' ich Ihnen verzeihen können, aber den Ring — meinen Ring nicht mehr haben, das empört mich, das verlöſcht jeden Funken der Zuneigung in meinem Herzen. — Es iſt aus, ich liebe Sie nicht mehr.

Märten.

Recht Kind, er hat's verdient.

Saus.

Louiſe!

Louiſe.

Kein Wort mehr, meine Hoffnung haben Sie getäuſcht, — ein treues Herz von ſich geſtoßen, gehen Sie, ich will Sie nie mehr ſehen.

Märten.

Du hörſt es, geh.

Louiſe.

Der Mond hat ihre Schwüre gehört, wenn mich während Ihrer Abweſenheit Zweifel über Ihre Treue anwandelten, ſo ging ich des Abends hinaus, ſah hinauf an das Firmament, und ſeine blaſſe Scheibe ſtrahlte neuen Troſt in meine Seele. — Sie haben gelogen, er hat gelogen, die ganze Welt hat gelogen. — Fort! fort! — mein Vater kommen Sie, befehlen Sie nun über Ihre gehorſame Tochter, — geben Sie mir einen Bräutigam, ich folge ihm zum Altare, einen Ring hab ich *weggeworfen*, der zweyte ſoll mich ewig ketten — kommen Sie mein Vater, ich muß ins Freye.

Märten.

Schone dich nur Louischen, es iſt ja nicht der Mühe werth, und du mein Herr Neffe, trolle dich, ich will dich nicht mehr hier erblicken wenn ich wieder komme. (Mit Louiſen ab).

Saus (bleibt ſtehen).

Das hab' ich gut gemacht, das muß wahr ſeyn.

Zweyter Akt.

(Dieſelbe Decoration.)

Erſter Auftritt.

Saus
(allein, er ſitzt an einem Tiſch, den Kopf in die Hand geſtützt).

Ich ſoll alſo fort? — ich mag aber nicht; denn, meiner armen Seele, das Mädchen iſt allerliebſt. Etwas überſpannt, nun, — das würde ſich ja wohl im Eheſtande herab ſpannen! — Ich bin der Vetter Carl geworden, weil ſie mich als Fritz Saus nicht leiden konnte, jetzt ſtehn die Sachen anders, wie wär's, wenn ich meine angenommene Rolle fahren ließe, und wieder ich ſelbſt würde. — (aufſtehend.) Nein, das geht nicht, wenigſtens jetzt noch nicht. — Still man kömmt.

Zweyter Auftritt.

Saus. Märten. Louiſe.

Märten

(im Eintreten zu ſeiner Tochter, welche er unterſtützt).

Befindeſt du dich etwas beſſer mein Kind?

Louiſe.

Ja mein Vater, — Thränen erleichtern ja das gepreßte Herz.

Saus (halblaut).

Thränen um mich?

Märten.

Biſt du noch da?

Saus.

Onkel! Wollen Sie ſo unbarmherzig ſeyn, mich heute aus Ihrem Hauſe zu jagen? Louiſe! Haben Sie nicht mehr ſo viel Mitleiden mit Ihrem armen Vetter, um ihm ein Plätzchen für dieſe Nacht zu gönnen?

Louiſe (zu Märten).

Laſſen Sie Carln bleiben mein Vater, dieſe Nacht, morgen, ſo lang' er will. Mir iſt er ganz gleichgültig geworden, und ob ich ihn in meiner Nähe weiß oder nicht, mein Herz klopft darum gewiß nicht ſtärker (für ſich bey Seite) Ach! wenn es wahr wäre.

Märten.

Wenn's ſo iſt, nun, ſo magſt du heute hier ausruhen, aber morgen mach dich auf den Weg.

Saus.

Ja, morgen will ich meiner verehrten Couſine meinen verhaßten Anblick entziehen.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Peter.

Peter.

Euer Gnaden, ſo eben iſt ein Fremder angekommen, ein junger Mann.

Louiſe.

Ein Fremder, ich bin eben in der Stimmung Fremde zu empfangen.

Märten.

Ein junger Mann? Wer kann das ſeyn? Wir erwarten doch Niemand, denn dem jungen Saus hab' ich geſchrieben.

Louiſe.

Peter! haſt du den Brief beſtellt?

Peter (verlegen).

Nein — Ja gnädiges Fräulein — ich habe — ich *hätte* ihn beſtellt — ich hab' ihn beſtellen *wollen* — allein ich fand hier den Herrn da (auf Saus zeigend) der mir verſprach ihn dem Herrn von Saus zu übergeben, weil er ohnedieß heute noch hinüber reiten würde.

Louiſe (zu Saus).

Und ſie haben den Brief noch?

Saus.

Ja mein Fräulein.

Märten.

Dann iſt er's! — mein Schwiegerſohn, der junge Saus. — Und wir ſind noch nicht einmahl vorbereitet ihn zu empfangen — Louiſe, geſchwinde zu deiner Toilette, bedenke der erſte Eindruck macht viel — Ich eile nur meinen alten Hausrock von mir zu werfen und empfang ihn hernach.

Louiſe.

Jetzt ſoll ich mich auch noch putzen für einen Menſchen, der mir zuwider iſt, den ich nicht ſehen mag. — (Zu Saus).) Und auch daran ſind Sie Schuld Carl, Sie haben den Brief behalten, und darum kam er. — Deſto beſſer, es trifft ſich Alles recht gut zuſammen. Ich will mich putzen, ja ich will, ich werde mir Mühe geben ihm recht liebenswürdig zu erſcheinen, ich werde mir Gewalt anthun, auch ihn recht liebenswürdig zu finden. Verlieben will ich mich in ihn, trotz meiner erſten Gefühle verlieben, um mich an Ihnen zu rächen, und meinem Vater zu gehorchen. (Sie geht ab).

Märten.

Das iſt recht Louiſe! Der Menſch muß ſich ſelbſt bezwingen (zu Saus), da haſt du's! Man bereite ſich zum Rückzug junger Herr! (zu Peter.) Bitte den Fremden einzutreten, und ein wenig hier zu verziehen. (Geht ab).

Peter (im Abgehen zu Saus).

Sie haben mich ſchön in die Tinte gebracht.

Vierter Auftritt.

Saus (allein, lacht laut auf).

Ha, ha, ha! Bravo! Braviſſimo! Meine Liſt hat mich weit gebracht. Mit dem Vater entzweyt, mit der Tochter entzweyt! Sogar der dumme Bediente macht mir ein böſes Geſicht. — Ich könnte freylich die ganze Lage mit einem einzigen Worte ändern, dürfte nur ſagen wer ich eigentlich bin, aber um dieß zu thun, müßte ich erſt gewiß ſeyn, daß man mich um meinetwillen und nicht der Erinnerung an Carln wegen liebt. Denn wäre das nicht der Fall, ſo könnte ſich der junge Herr leicht einmahl rächen, und dafür, daß ich jetzt ſeine Perſon vorſtellte, ſich beygehen laſſen, nach der Hochzeit mich zu repräſentiren.

Fünfter Auftritt.

Saus. Carl.

Carl (unter der Thüre).

Ich danke! ich will ſchon ein wenig warten und ausruhen. Ich bin entſetzlich müde, die Poſtcaleſchen rütteln Einen tüchtig durcheinander, und das thut weh, beſonders mit nüchternem Magen (er tritt ein.) Verzeihen Sie, Herr von Märten iſt nicht da?

Saus.

Nein.

Carl.

Auch ſeine Tochter nicht.

Saus.

So viel Sie ſehen, nein!

Carl.

Das iſt recht gut.

Saus.

Gut? wie ſo?

Carl.

Ja, ich habe etwas Wichtiges mit ihnen zu beſprechen, und es iſt mir nicht unlieb, ein wenig Zeit zu gewinnen, um zu überlegen, wie ich's ihnen am beſten beybringe. Sie ſind vermuthlich hier vom Hauſe mein Herr?

Saus.

Ja.

Carl.

So könnten Sie mir wohl einen Gefallen erweiſen.

Saus.

Worin kann ich Ihnen dienen?

Carl.

Sagen Sie mir, war nicht ein gewiſſer Zacharias Baumhacker hier, ein grober ungeſtümmer Mann?

Saus.

Ein Wucherer, allerdings.

Carl.

Nun da haben wir's. Die Leute müſſen Flügel haben.

Saus.

Sie ſind alſo ſo viel es ſcheint Herr Carl Stiller, der Neffe des Herrn von Märten.

Carl.

Der bin ich, der arme Carl, der nach acht Jahren des Herumirrens incognito, als verlohrner Sohn in das väterliche Haus ſeines Onkels wieder zurück kehrt: Ich hoffte hier anzulangen, ohne daß man noch Etwas von mir erfahren hätte, und darum reiſte ich mit der Ordinär-Briefpoſt, und habe auf dem ganzen Wege hierher nicht einmahl einen warmen Biſſen zu mir genommen, und dennoch iſt mir der Höllenhund Zacharias vorausgeeilt. Ach Gott, ich bin überzeugt der Kerl hat ſchon Alles ausgeplaudert, und die ganze Familie iſt nun gegen mich eingenommen.

Saus.

Nicht doch, er hat nur einen Wechſel produzirt, den Ihr Herr Onkel bezahlt hat. Hier iſt er. (Er gibt ihm den Wechſel.)

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Castelli, I.V.F.
3-598-50426-8
FNr. 22644 / 075

Carl.

Bezahlt? O der gute Onkel. — Ja ja es iſt wahr, das Blut iſt kein Waſſer, und die Natur behauptet ihre Rechte. — der iſt nun freylich bezahlt — aber es gibt noch andere, — mehrere — viele.

Saus.

Ja, die andern will der Onkel nicht mehr bezahlen.

Carl.

Ich glaub's, ich glaub's. — Es käm' ihm etwas hoch zu ſtehn. Und, ich bitte Sie , ſagen Sie mir mein Herr, was ſagte denn der Onkel zu der andern Geſchichte? War er recht zornig darüber?

Saus.

Was für eine Geſchichte?

Carl.

Nun zu der, die ich im verfloſſenen Monath in Mündelheim hatte. Wiſſen Sie denn nichts davon?

Saus.

Eben ſo wenig als Ihr Onkel.

Carl.

Wie? Er weiß nichts? Das iſt gut. — O ſo bitte ich Sie ſagen Sie ihm auch nichts davon. Ich will verſuchen durch Ueberredung und Reue früher ſeine Verzeihung zu erlangen, bevor er noch davon unterrichtet iſt. — Ich hoffe es ſoll mir gelingen, ich habe viel geleſen, beſonders bey meiner Tante Judith, bey der ich erzogen worden bin. Da hab ich's aus den vielen Romanen und Komödien wohl gelernt, wie man einem Onkel zu Leibe geht. Es gibt verſchiedene Arten ihn zur Verzeihung zu zwingen. Die beſte iſt, wenn er Einen gar nicht kennt, wenn ich nur wüßte wie ich's machen ſollte, mich ihm unter fremden Nahmen vorzuſtellen.

Saus (lebhaft).

Wenn Sie das wollen, ſo weiß ich ein Mittel.

Carl.

O ich bitte, theilen Sie mir's mit.

Saus.

Es wird hier der beſtimmte Bräutigam Ihrer Couſine erwartet, Fritz Saus, der Sohn eines Gutsbeſitzers aus der Nachbarſchaft. Ich weiß aus guter Quelle, daß er aber nicht kommen wird, und Ihr Onkel ſowohl als Ihre Couſine kennen ihn nicht von Perſon.

Carl.

Wie? — Das wäre ja prächtig! — Freund! ich gebe mich für ihn aus. — Mich werden ſie wohl auch nicht wieder erkennen, denn vor drey Jahren haben mich die fatalen Pocken ein bischen zerſetzt.

Saus.

Das war's auch, was ich Ihnen rathen wollte.

Carl.

Schön, ſchön! — Um einen tollen Streich mehr oder weniger, ich habe deren ſchon ſo viele gemacht. — Aber darf ich fragen, wem ich ſo vielen Dank ſchuldig bin?

Saus.

Ich — ich bin auch ein Neffe des Herrn von Märten.

Carl.

Ach, alſo mein Vetter! — Gewiß von Seite der zweyten Schweſter meines Onkels, die in Sachſen verheirathet war?

Saus.

Richtig! — Aber Dienſt für Dienſt. Verſprechen Sie mir, wenn Sie als Saus erſcheinen, mit meinem Onkel nicht von mir zu ſprechen. Wir haben uns entzweyt, und er hat mir befohlen, ſein Haus zu verlaſſen.

Carl.

So? Haben Sie auch tolle Streiche gemacht?

Saus.

Beinahe dieſelben wie Sie?

Carl.

Das iſt hübſch! — Es ſcheint, das liegt ſchon im Blute. — Schlagen ſie ein Vetter — Alliance! offenſive und devenſive!

Saus

(ſchlägt ein und beſieht ſeine Hand).

Was haben Sie denn da für einen Ring?

Carl.

Ach! der Ring ſchreibt ſich noch aus den Zeiten her, wo ich einfältig und unſchuldig war. Er iſt ein Geſchenk von meiner Couſine. Ein Jugendandenken. Sie hat auch einen von mir.

Saus.

Hüthen Sie ſich ihn zu tragen, man würde Sie erkennen.

Carl.

Da haben Sie recht, ich dachte nicht daran.

Saus.

Zur mehreren Sicherheit geben Sie ihn mir, ich will ihn aufbewahren.

Carl.

Recht gern — o Vetter, wie vielen Dank bin ich Ihnen ſchuldig. — Hier haben Sie ihn.

Saus.

Still, der Onkel kommt, und ich will nicht, daß er mich erblicke. Vergeſſen Sie nicht, Sie ſind der erwartete Bräutigam, und nennen ſich Fritz Saus. (Er geht ab.)

Sechster Auftritt.

Carl. Märten und Louiſe.

Märten.

Wo iſt er? wo iſt er, der liebe Saus? daß ich ihn in meine Arme ſchließe! Verzeih, lieber Junge, daß ich dich ſo lange warten ließ. Einen ſo willkommnen Gaſt kann man doch nicht gleich ſo im Hauskleide empfangen.

Carl (ſehr verlegen).

O ich bitte — Kleider machen Leute — will ich ſagen, das Kleid macht nicht den Mann (für ſich) der gute Onkel hat ſich ſehr verändert, ich hätt' ihn wahrhaftig nicht wieder erkannt.

Märten.

Das iſt meine Tochter Louiſe.

Carl.

Mein Fräulein ich habe die Ehre.

Louiſe (ihm eine Verbeugung machend). Es iſt mir ſehr angenehm, mein Herr! (leiſe zu ihrem Vater) Ach, mein Gott, der iſt häßlich, und was er für eine Haltung hat.

Märten.

Das find' ich nicht. — Mir kommt er recht hübſch vor. Etwas jünger iſt er als dein Vetter.

Louiſe (für ſich).

Ach! welch ein Unterſchied zwiſchen ihm und Carln.

Märten (zu Carl).

Es iſt ſchon ziemlich lange, lieber Hans, daß Sie abweſend waren?

Carl.

Ja wohl, und ich muß geſtehn — Sie werden es nicht glauben, aber ich hatte wirklich etwas Furcht wieder hier zu erſcheinen.

Märten.

Wie Furcht?

Carl.

Wahrhaftig, ich bin ſchon ſo ſchüchtern.

Märten.

Hörſt du's meine Tochter? das iſt doch galant, er fürchtete dir zu mißfallen. (Zu Carln.) Aber jetzt hoff' ich, werden Sie die Furcht verloren haben. Sie ſind hier wie zu Hauſe, ohne Ceremonien, verlangen und thun Sie was Ihnen angenehm iſt.

Carl.

Ja, wenn ich es wagen dürfte?

Märten.

HabenSie einen Wunſch? Heraus damit (zu Louiſen) Gib acht er rückt gleich mit ſeiner Werbung hervor.

Carl.

Erlauben Sie nur, daß ich Sie bitte nicht zu vergeſſen was Sie ſo eben geſagt haben, ich dürfte alles thun und verlangen, was mir angenehm iſt. Ich werde es wohl wagen Sie ſpäter daran zu erinnern. Was den gegenwärtigen Augenblick betrifft, ſo wären mir wohl einige Erfriſchungen das Nöthigſte; denn ich bin ſeit geſtern Abends ganz nüchtern.

Märten.

I! mit großem Vergnügen will ich Ihnen ſogleich ein tüchtiges Frühſtück vorſetzen laſſen. (zu Louiſen) Du ſiehſt er iſt die Freymüthigkeit und Ungezwungenheit ſelbſt.

Louiſe.

Noch nicht ein einziges galantes Wort hat er mir geſagt, und kaum angelangt, denkt er an nichts als an das Eſſen.

Märten.

Schon wieder Romanenideen. Soll der Menſch aus Liebe verhungern?

Carl (für ſich).

Der Anfang meines Incognito geht vortrefflich.

Märten.

Folgen Sie mir lieber Schwiegerſohn, ich führe Sie in den Speiſeſaal.

Carl (ſehr ſchnell).

Ich bin zu Dienſten. (zu Louiſen) Mein Fräulein, bald hab' ich wieder das Vergnügen. (Mit Märten ab.)

Siebenter Auftritt.

Louiſe (allein).

Da geht er hin *eſſen*! — Gemeinheit ſonder Gleichen! — Ein Stück Kalbsbraten, eine Flaſche Wein erſetzt ihm reichlich meinen Anblick! — Der Magen iſt ſein Gott, ein Herz hat der Menſch gar nicht. — Und dieſem ſoll ich auf ewig angehören? —

Nimmermehr! gleich ſein erſter Anblick ſchreckte mich zurück, und ſeine Worte, ſein Benehmen, haben meine Abneigung noch vermehrt. — Und doch, ich habe meinem Vater verſprochen, ihm meine Hand zu reichen, Carln nicht mehr zu ſehen, ihn zu vergeſſen! Ihn nicht mehr ſehen? ja, das will ich halten, ich bin zu ſtolz, ihn meinen Gram erblicken zu laſſen, aber ihn vergeſſen? nie! nie! — O verklärte Tante Judith! du hatteſt wohl recht

Der erſten Liebe Zauberkraft
Bleibt ewig, ewig Leidenſchaft.

Achter Auftritt.

Louiſe. Sans.

Louiſe.

Wie? Sie laſſen ſich noch einmahl vor mir ſehen?

Sans.

Ich konnte dieſes Schloß nicht verlaſſen, ohne von Ihnen Abſchied zu nehmen. — Abſchied für immer.

Louiſe (haſtig).

Für immer? (ſich mäßigend.) Sie haben recht, mein Vater will es, und auch ich, auch ich.

Sans.

Hätte er mich auch nicht aus dem Hauſe geſtoßen, die Ankunft Ihres beſtimmten Bräutigams wäre allein hinlänglich geweſen, mir den Weg zu zeigen, den ich zu gehen habe. Sie haben den jungen Mann wohl recht artig, recht liebenswürdig gefunden?

Louiſe.

Ich habe Ihnen hierüber keine Rechenſchaft abzulegen. Ich kann ihn finden wie ich will.

Saus.

Louiſe, wollen Sie Ihre Hand ohne Ihr Herz verſchenken, wollen Sie heirathen ohne zu lieben?

Louiſe.

Wer ſagt Ihnen, daß ich Saus nicht liebe — und wenn auch — wohlan, dann hat mein kindlicher Gehorſam noch mehr Verdienſt.

Saus.

Sie wollen mich alſo vergeſſen Louiſe?

Louiſe.

Sie haben den Anfang gemacht, indem Sie das Pfand von ſich warfen, welches Sie an mich erinnerte.

Saus.

Leider ſeh' ich es jetzt, Sie haben mich nie geliebt.

Louiſe (mit einem Seufzer).

O doch! — einſt! — als der Mond Ihre falſchen Schwüre belauſchte.

Saus.

Wir ſind getrennt auf ewig — darum ſtell' ich Ihnen hier das Andenken zurück, das ich einſt von Ihnen erhielt. (Er gibt ihr den Ring.)

Louiſe.

O Himmel! Was ſeh' ich! — Mein Ring! Carl! Du haſt ihn alſo noch? — haſt ihn keiner Andern gegeben? — (betrachtet den Ring) Ja er iſt's, hier die beiden L: Louiſe und Liebe bedeutend! — Carl! lieber böſer Menſch, und du konnteſt ſo lange ſchweigen, mir ſo vielen Gram verurſachen?

Saus.

Ich bin wohl ſehr ſchuldig, nicht wahr?

Louiſe.

O nein, du biſt es nicht! — Magſt du auch Jugendſtreiche begangen haben, ich verzeihe dir alle, du haſt meinen Ring behalten, alles And're iſt Kleinigkeit. — O wenn du wüßteſt Carl, was ich ſeit deiner Abweſenheit litt, was ich jetzt noch duldete, als ich dich meiner Liebe unwerth hielt? —

Saus.

Du liebſt mich alſo wirklich Louiſe?

Louiſe.

Einzig, innig.

Saus.

Und kein Anderer erhält deine Hand!

Louiſe.

Du, oder Keiner! — Führe mich fort unter ein Strohdach, in eine Hütte, ich folge dir. Laß Stürme brauſen, Berge über uns wanken, und Abgründe ſich unter meinen Füßen öffnen, ich folge dir. — Mag mein Vater mich mit Gewalt von dir reißen wollen, ich umklammere dich feſt und folge dir. — Himmel und Erde trennen uns nicht mehr. Sieh herab verklärter Schatten meiner Tante, und gib uns deinen Segen, ja ja, dein Wort iſt zu Ehren gekommen: Der erſten Liebe Zauberkraft, bleibt ewig ewig Leidenſchaft.

Saus (umfaßt ſie).

O meine Louiſe!

Louiſe.

Doch ſtill, man kommt, entferne dich — vertraue ganz auf mich! (Saus ab).

Neunter Auftritt.

Louiſe. Carl.

Carl (von Außen).

Ohne Umſtände — Gehen Sie zu Ihren Geſchäften, wie Sie geſagt, ein Jeder thut was ihm angenehm iſt.

Louiſe.

Das iſt der fatale Saus. Das Beſte wird wohl ſeyn, ich entdecke ihm Alles aufrichtig.

Carl (im Eintreten ohne Louiſen gewahr zu werden, ſich den Bauch ſtreichelnd).

Ach! Jetzt iſt's leidentlicher. — Wir haben gegeſſen und getrunken immer incognito. — Der Onkel iſt ein guter Mann, der wird nicht ſchwer zu bewegen ſeyn, wenn mir's nur gelingt, die liebe Couſine auf eine gute Art los zu werden; auf die Jugendverſprechungen muß ſie ſchon Verzicht leiſten.

Louiſe (ſchüchtern).

Mein Herr.

Carl (ſie bemerkend).

Um Vergebung mein Fräulein, ich wurde ſie nicht gewahr. Wollen mir Ihre ſchönen Lippen vielleicht Etwas geſtehen?

Louiſe.

Allerdings, aber ich wag' nicht.

Carl (für ſich).

Das wäre doch entſetzlich, wenn ich wider meinen Willen einen Eindruck auf ſie gemacht hätte. (Laut) Wir ſind für einander beſtimmt, ſchöne Louiſe.

Louiſe.

Ja leider!

Carl (freudig).

Leider?

Louiſe.

Wollen Sie mich ruhig anhören?

Carl.

Mit Vergnügen.

Louiſe.

Sie wiſſen wohl, dem Herzen kann man nicht gebiethen. Ich liebe ſchon einen Andern.

Carl.

Einen Andern? — So? Nun, nur weiter mein Fräulein, fürchten Sie nichts, reden Sie vom Herzen weg, dieſer And're den Sie lieben, —?

Louiſe.

Iſt ein Freund meiner Jugend, mein Vetter Carl.

Carl (für ſich).

Da haben wir's. — Jetzt ſtehts gut mit mir! (Laut) Ihr Vetter Carl, mit dem Sie erzogen worden ſind?

Louiſe.

Derſelbe.

Carl.

Der vor acht Jahren fortgereiſt iſt — damahls ein recht hübſcher Junge?

Louiſe.

Ach ja!

Carl (bey Seite).

Das war ich dazumahl! Tempi passati! (Laut) Wie, mein Fräulein, Sie denken noch immer ſeiner, Sie ſind ihm noch gut?

Louiſe.

Hab' ich es ihm denn nicht verſprochen?

Carl.

Das iſt wohl recht ſchön von Ihnen, aber wer weiß ob Carl ſein Verſprechen eben ſo treu gehalten hat, ob er Ihrer Zuneigung noch werth iſt? Ich weiß aus ſicherer Quelle, daß er ein luſtiger Zeiſig iſt.

Louiſe.

Luſtig iſt ja nicht böſe.

Carl.

Daß er viele — was man ſo nennt Thorheiten begangen hat.

Louiſe.

Ich weiß es.

Carl.

Er ſoll Schulden haben.

Louiſe.

Die werd' ich bezahlen.

Carl.

Man hat mir ihn als ein rechtes mauvais sujet beſchrieben.

Louiſe

In meinen Armen ſoll er ſich beſſern.

Carl

(bey Seite).

Sie liebt mich ganz unbarmherzig, die Kleine! will ich ſie von mir abbringen, ſo muß ich ſchon das äußerſte Geſtändniß wagen. (Zu Louiſen) Sehen Sie mein Fräulein, ich muß Ihnen nur ſagen, ich kenne Carln perſönlich, ich habe auf meinen Reiſen Bekanntſchaft mit ihm gemacht, er iſt ein ſehr liebenswürdiger

Jüngling, artig, gefühlvoll, vielleicht zu gefühlvoll, denn ſein Herz, und die romantiſche Erziehung, welche er genoſſen hat, verleiten ihn oft zu Thorheiten — zu Thorheiten, die etwas ſtark ſind, unter andern war ich Zeuge von einem ſehr übereilten Streiche, wozu ihn ſein Gefühl verleitet hat. Zu Mündelheim war's —

Louiſe.

Was ſagen Sie? — Wäre das vielleicht das Geheimniß, welches man uns dieſen Morgen nicht entdecken wollte?

Carl.

Ja, das wird's ſchon ſeyn. Er wagte es noch nicht, ſich ſeinem Onkel zu entdecken, auch Ihnen nicht mein Fräulein — Ja, noch immer weiß er nicht, wie er ſeine große Schuld vortragen ſoll. Ja, wenn Sie ſich ſeiner annehmen, wenn Sie ihm Verzeihung erwirken wollten?

Louiſe.

Reden Sie, was kann ich thun? Ich will ja vom Herzen gerne.

Carl (für ſich).

O du himmliſche Couſine! (Laut) So wiſſen Sie denn. Carl hat zu Mündelheim Bekanntſchaft mit einem jungen ſchönen Frauenzimmer gemacht, die — eine — nun, keine Art von Erwerb bringt Schande — die eine einfache unſchuldige Nähterinn war.

Louiſe.

Wie?

Carl.

Sie nähte für Geld, ja, aber ihrer Geburt nach war ſie von guter Abkunft, ſie ſtammte von einer engliſchen Familie her, welche kein Menſch kannte, und welche durch Unglück aller Art ſo tief herab gekommen war.

Louiſe.

Himmel! Was muß ich da hören?

Carl.

Sich ſehen und lieben, war das Werk eines Augenblicks für die beyden jungen feurigen Herzen. Carl war tugendhaft, aber gefühlvoll, und Emmy, ſo hieß das Mädchen, wollte in Verzweiflung ihrem Leben ein Ende machen. Schon hielt ſie die mörderiſche Waſſe in ihrer Hand gezückt, es war eine Scheere, ach, noch glaub' ich ſie vor mir zu ſehen, laut rufend: Carl! dein Weib, oder der Tod umfängt mich.

Louiſe.

Und Carl?

Carl.

Nun ſie lebt noch.

Louiſe.

Alſo hat Carl ſie geheirathet?

Carl.

Mußte er nicht, wollt' er ihr das Leben erhalten.

Louiſe.

O Gott! iſt's möglich! Der Treuloſe! Das Ungeheuer! (Laut ſchreyend) Vater! Vater! wo biſt du?

Carl.

Mäßigen Sie ſich doch, man muß es dem Onkel ja nicht ſo plötzlich beybringen.

Louiſe.

Vater! Vater deine verrathene Tochter ſchreyt nach dir.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Märten.

Märten.

Nun, was iſt denn das für ein Geſchrey? Was haſt du denn, Louiſe?

Louiſe
(zitternd und weinend).

Entſetzen! Gräuel! Dein armes Kind iſt betrogen. — Höre Vater! Carl, mein Vetter —

Märten.

Nun?

Louiſe.

Iſt verheirathet.

Märten.

Was? Ohne meine Erlaubniß, ohne mir auch nur ein Sterbenswörtchen davon zu ſagen? Das verzeih' ich dem Burſchen in meinem ganzen Leben nicht. — Schulden ſoll ich zahlen, und er hält's nicht einmal der Mühe werth, mich über den wichtigſten Schritt ſeines Lebens zu Rathe zu ziehen.

Carl
(bey Seite).

Da haben wir's. Jetzt iſt er mehr aufgebracht als jemahl, ja, zieh Einer nur ein Weib in's Geheimniß.

Märten
(auf Carln deutend).

Da ſteht der Mann, der deiner werth iſt — der ſoll mein Schwiegerſohn ſeyn, — und morgen iſt Verlobung, nicht wahr Louischen?

Carl (für ſich).

Morgen Verlobung! — O meine Emmy! — Was ſoll ich beginnen?

Märten.

Was deinen Vetter Carl betrifft — wenn er ſich noch einmahl vor mir blicken läßt, ſo — ſo fliegt er aus dem Fenſter. (Carl macht eine Bewegung des

Entſetzens und will ab.) Was iſt Ihnen denn, Herr Schwiegerſohn, Sie darf mein Zorn nicht beunruhigen.

(Die Thüre öffnet ſich und Saus tritt ein.)

Louiſe.

Da iſt er. (Leiſe zu ihrem Vater) Mäßigen Sie ſich, lieber Vater, und laſſen Sie mir es über, ihn zu beſchämen.

Märten.

Recht, meine Tochter, (laut zu Saus, der im Hintergrunde ſtehen geblieben iſt.) Tritt näher, entſetzlicher Menſch!

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Saus.

Carl.

Wie! der Herr wäre Ihr Neffe Carl?

Märten.

Ja, das iſt der Burſche, der Schande über ſeine ganze Familie verbreitet.

Saus

(betrachtet Alle).

Woher dieſer feyerliche Empfang?

Louiſe.

Sie ſollen es ſogleich erfahren. Ich kann es nicht läugnen, ich liebte Sie, ich glaubte es wenigſtens, denn ich kannte meine eignen Gefühle und Ihre Schändlichkeit nicht. Nun ich aber weiß, was für ein Menſch vor mir ſteht, nachdem mir Ihre liſtige Verſtellung bekannt geworden iſt. —

Saus.

Sie wiſſen alſo?

Louiſe.

Alles. — Nun haſſ' ich, nun verabſcheu' ich Sie. — Ich erhebe jetzt meine Stimme (plötzlich weich) nicht um Sie anzuklagen; denn das würde noch Reizbarkeit meines Gemüthes verrathen, und Sie ſind mir durchaus gleichgültig — alſo nicht um Sie anzuklagen, ſondern um bey meinem Vater Verzeihung für Sie zu erflehen. Ja, mein Vater, von nun an iſt Ihr Wille der meinige, ich will Ihnen in Allem gehorchen, aber zum Lohn meines Gehorſams ſchenken Sie dem armen Verblendeten Verzeihung. Er lebe glücklich mit derjenigen, die er ſich erwählt.

Carl

(zieht ſein Schnupftuch und gerührt).

O du Engel!

Louiſe.

Er reiſe, ſehe uns nie mehr, nehme aber Ihre

Verzeihung und Ihre Einwilligung zu ſeiner Heirath mit ſich.

Saus

Meine Heirath? Wer ſagte Ihnen?

Louiſe

(weinend und auf Carln deutend).

Dieſer Herr, welcher Ihre Frau kennt.

Carl

(ebenfalls weinend).

Ja, ich war's, welcher ſagte, daß Carl verheirathet ſey.

Saus (freudig).

Carl vermählt! Wärs möglich? — O'meine theure Louiſe, mein gütiger Schwiegervater! wie glücklich bin ich. Nein! ſehen Sie mich nicht mit dieſen zornigen Blicken an. — Derjenige, Louiſe, den Sie hier zu Ihren Füßen ſehen, und der Sie um Verzeihung ſeiner Liſt anfleht, hat das Glück nicht Ihr Neffe zu ſeyn, er iſt Saus, der Sie liebt, der Ihnen ſein Herz und ſeine Hand anbiethet, er iſt Ihr beſtimmter Bräutigam.

Louiſe.

Sie Saus?

Märten.

Und wo iſt denn mein Spitzbube von Neffen?

Carl
(welcher auf der andern Seite niedergekniet iſt).

Hier!

Saus.

Da ich ſo kühn war, ihm ſeinen Namen zu nehmen, ſo gab ich ihm dafür zur Entſchädigung den meinigen.

Carl.

Entſchuldigen Sie ſich gar nicht, Sie haben bey dem Tauſch nichts gewonnen.

Louiſe.

Ich kann von meinem Erſtaunen gar nicht zurückkommen. Wie? mein armer Vetter, Sie waren es, der mir gleich vom erſten Anblicke an nicht recht gefiel? (zu Saus) und Sie, mein Herr, den ich nie geſehen hatte —

Saus

Sie glaubten ja doch mich einſt geliebt zu haben.

Louiſe.

Ich irrte mich, ich nahm die Zukunft für die Vergangenheit.

Märten.

Seht ihr nun ein, daß die Romanenideen nicht Stich halten, und daß die erſte Liebe um kein Haar beſſer iſt, als die andern?

Saus.

Laſſen wir der erſten Liebe ihre Vorrechte, nur geſtehen wir zu, daß die zweyte Liebe oft die erſte iſt.

(Gruppe.)

Die

Piſaniſchen Brüder.

Drama in drey Akten nach dem Italieniſchen
des Federici.

Aufgeführt auf dem k. k. priv. Theater an der Wien.

Perſonen.

Graf von Oriſtano, Präſident des Criminalgerichtes zu Piſa.
Fernando, ſein Sekretär.
Theodora Benamati.
Pietro, } ihre Söhne.
Lorenzo, } ihre Söhne.
Antonio, ein Tiſchler.
Lucia, ſein Weib.
Triſtano, ein Kalabreſe, in Criminalgefangenſchaft.
Der **Anführer** der **Sbirren**.
Der **Kerkermeiſter**.
Der **Kerkerknecht**.
Ein **Gerichtsdiener**.
Ambroſio, des Grafen alter Diener.
Beyſitzer des Criminalgerichts.
Zeugen. Dienerſchaft. Sbirren.

Die Handlung geht in Piſa zu Ende des ſechszehnten Jahrhunderts vor. Der erſte Akt im Audienzſaale des Grafen **Oriſtano**, der zweyte in der ärmlichen Wohnung der **Theodora Benamati**, der dritte im Gefängniſſe.

Coſtume-Andeutungen.

Oristano. Eine Dalmatica (herabhängendes weites Gewand von ſchwarzem Sammet mit feuerfarbenem Seidenfutter und Ausſchlägen), ſchwarze ſeidene Beinkleider, feuerfarbenes Unterkleid, weiße Halskrauſe. Barret, Federn und Gürtel ſchwarz.

Fernando. Italieniſches Coſtume aus dem ſechszehnten Jahrhundert, ſchwarz und violet. Im zweyten Akt herabgeklappten Hut mit Federn über das Geſicht herabhängend, und in einen großen Mandel gehüllt.

Theodora. Trauerkleid. Im dritten Akte den Kopfputz der Matronen von Piſa.

Pietro und **Lorenzo.** Der Erſtere ſchwarz und grau gekleidet, zwar edel, aber abgetragen, im zerrütteten Zuſtande, ohne Hut. Der Andere eben ſo, aber von andern Farben und weniger zerrüttet.

Antonio. Gelbes Wamms, graue Unterkleider, ſchwarzen Gürtel, kleine Halskrauſe.

Lucia wie die gemeinen Handwerksfrauen in Piſa, ſehr reinlich.

Triſtano. Kurzen Bart, lange ſtruppige Haare, ſchlechtes Wamms, Gürtel von ſchwarzem Tuch, der ſich mehrmahls um die Lenden windet, Strümpfe von grauer Wolle, herabhängend, Halbſtiefeln von rohem Leder. Ketten an Händen und Füßen.

Anführer der Sbirren. Coſtume der Gens d'armes des ſechszehnten Jahrhunderts. Bart — zurückgeſchlagenen Hut mit rothen Federn, weiße Halskrauſe, ſchwarz eingefaßt. Hellebarde. — Die Sbirren tragen daſſelbe Coſtume.

Der Kerkermeiſter braune Tunica, ſchwarzen Gürtel, eine venetianiſche Gura von ſchwarzer Wolle.

Kerkerknecht. Daſſelbe Coſtume aber mehr chargirt.

Gerichtsdiener. Schwarzen Mantel und Beinkleider, ſchwarzen Stab mit einem Knopfe von Elfenbein, lange, gelockte Haare.

Ambroſio. Braune Unterkleider, grünen kurzen Mantel, graue Haare über die Schultern hängend.

Die Beyſitzer des Criminalgerichtes. Schwarze weite Überkleider, italieniſche hohe ſchwarze Mützen (Toquen.)

Erſter Akt.

(Das Theater ſtellt den Verhörſaal des Grafen Oriſtano vor, ein groſſer Schreibtiſch, worauf viele Papiere und Bücher liegen. Zwey angezündete Kerzen ſtehen darauf. Im Hintergrunde eine Gallerie, durch welche man die Stadt Piſa erblickt.)

Erſter Auftritt.

Ambroſio
(allein, er ſieht auf die Wanduhr).

Schon eine Stunde nach Mitternacht, und noch iſt die Sitzung nicht zu Ende. Weder der Herr Graf noch ſein Geheimſchreiber kommen zurück. — Das dauert wieder lange.

Zweyter Auftritt.

Fernando. Ambroſio.

Ambroſio.

Ah Signor Fernando! — Was bringt Ihr Neues?

Fernando.

Der Prozeß iſt zu Ende, und der Angeklagte —

Ambroſio (einfallend).

Verurtheilt?

Fernando.

Nein — freygeſprochen.

Ambroſio.

Der Himmel ſey gelobt! — ich kenn' ihn zwar nicht, aber ich zittre immer, wenn es ſich um Leben und Tod eines Menſchen handelt.

Fernando.

Es iſt nicht Einer unter den Zuhörern, der nicht dieſelben Wünſche für die Erhaltung des Unglücklichen zum Himmel emporgeſandt hätte. In aller Augen las man Mitleid und Erbarmen. — Gewiß die Menſchen ſind ihrer Natur nach gut. — Nur die Umſtände und die Lage, in welche ſie das Schickſal ſtellt, machen ſie manchmahl böſe.

Ambroſio.

Aber wie kam's denn, das der Arme freygeſprochen wurde? Ich bitte Signor erzählt mir doch ein bißchen.

Fernando.

Du weißt, es handelte ſich um die ſchreckliche Ermordung des edlen Monoro. Wir hatten keinen andern Beweis als den Dolch, welcher einige Schritte von dem Orte gefunden worden war, wo der Mord begangen wurde, und der dem ſchändlichen Verbrecher bey ſeiner ſchnellen Flucht vermuthlich entfallen war. Der arme Mahler Stillco wurde in derſelben Nacht eingezogen, und läugnete ſeitdem ſtandhaft, ohne ſich ausweiſen zu können, wo er im Augenblick der Ermordung ſich aufgehalten. — Alle ~~Inzichten~~ waren gegen ihn, und doch konnte ihm nichts bewieſen werden. Heute endlich wurde ſein Rechtsfreund vor Gericht gehört. Er ſprach, und die Rede floß ihm ſo ſchön, ſo überzeugend vom Munde, als ob ſein Herz von der Unſchuld ſeines Clienten überzeugt, ihm jedes Wort eingegeben hätte. Alles lauſchte, und nur manchmahl wurde der klare Fluß ſeiner Rede durch die heiſere Stimme des Anklägers unterbrochen, der einen Todesruf ausſtieß. Schrecken verbreitete dieſer unter der ganzen Verſammlung, und laute Seufzer miſchten ſich mit dem Kettengeklirre des unglücklichen Angeklagten. Endlich faßte der Vertheidiger noch einmahl das Geſagte in Kürze zuſammen, er erſchöpfte alle Quellen der Rednerkunſt und der Natur, die Zuhörer ſchwammen in Thränen, und auch die ſonſt ſo ſtarren Augen der Richter wurden naß. Da brach das ganze Auditorium in den Ruf aus: »Gnade Gnade für den Schuldloſen!« — Der Graf ließ abſtimmen, zählte die Kugeln — kein Laut ließ ſich vernehmen, endlich ſtand er auf, verkündigte, daß der Angeklagte freygeſprochen ſey, und ein allgemeines Jauchzen und Beyfallsklatſchen endete die Sitzung.

Ambroſio.

Der Menſch iſt alſo gerettet. — Ach Signor! Ihr macht mich weinen und lachen zugleich. — Aber ſonderbar iſt's doch, daß man den ſchändlichen Mörder, trotz aller Mühe, nicht entdecken kann.

Fernando.

Der Himmel ſchläft nicht, er liefert den Schuldigen gewiß in unſere Hände! — Dann ſind auch alle Maßregeln getroffen, um ihm leicht auf die Spur zu kommen. Eine Belohnung von tauſend Goldpiaſtern iſt dem Angeber zugeſichert.

Ambroſio.

Aber noch hat ſich Niemand zu dieſem Gelde gemeldet.

Fernando.

Niemand. — Stille, der Graf kommt.

Dritter Auftritt.

(Graf Oriſtano begleitet von den Beyſitzern des Criminalgerichtes, mehreren Gerichtsdienern, Gerichtswachen, und einigen Verwandten des Abgeurtheilten, die Letzteren in Trauerkleidern.)

Oriſtano.

Meine Freunde! wünſchen wir uns Glück, dem Vaterlande einen Bürger, einer troſtloſen Familie den Vater erhalten zu haben.

Ein Verwandter.

Edler Graf nehmt unſern Dank.

(Die übrigen Verwandten treten auch zu ihm, ihren Dank ihm auszudrücken.)

Oriſtano.

Laßt das, ihr guten Leute, Eure Freude und meine innere Zufriedenheit ſind mir übergroßer Lohn. Euer Verwandter tritt wieder Eurer würdig in Eure Mitte zurück. (Nimmt ſeine Mütze ab, faltet ſeine Hände, und ſpricht mit andächtiger Miene gegen Himmel, indem die Andern ſeinem Beyſpiele folgen.) Und du, Gott des Friedens! Urquelle der Gerechtigkeit und der Barmherzigkeit, laß in die Herzen der Sterblichen einen Funken jener Liebe fallen, mit welcher du ſie alle umfaſſeſt. Du wirſt nicht müde, demjenigen hundertmahl zu verzeihen, der hundertmahl bereut, und wir, Würmer im Staube, ſchmeicheln uns ſchon alle dir zu gleichen, wenn wir einmahl verzeihen, indeſſen wir nie müde werden zu ſtrafen. Mehr als fünfzig Jahrhunderte ſind verfloſſen, daß die Gerechtigkeit die Menſchheit durch Schauſpiele des Todes zu rächen ſucht, ſind die Menſchen dadurch beſſer geworden? — Kaum iſt ein Verbrecher unter dem Schwert gefallen, ſo muß ſich daſſelbe ſchon wieder über zehn neue ſchuldige Häupter heben; furchtbare Welt! die ſich nur von Verbrechen reinigt, um neuen noch größeren Platz zu machen. — Doch genug vom Schlimmen. Geht meine Freunde, und überlaßt Euch der Ruhe, ſchlaft ſüß, ihr habt menſchlich geurtheilt. — Ich danke Euch — geht, morgen ſehen wir uns wieder. — Morgen dürfen wir dem Armen ſeine Freyheit ankündigen.

(Alle ab.)

Vierter Auftritt.

Oristano. Ambroſio.

Ambroſio.

Gnädigſter Herr, Ihr werdet ermüdet ſeyn. Darf ich Euch in Euer Schlafzimmer leuchten?

Oristano.

Nicht doch geh nur du zu Bette, Alter! und laß mir die Lichter hier, ich will noch ein bischen leſen.

Ambroſio.

Wie Ihr befehlt. (Geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Oriſtano (allein).

Oristano
(öffnet ein Buch).

In dir ſuch' ich Ruhe, wenn die Stürme des Tages mich ermüdet haben. — Du biſt ein Menſchenfreund, die Natur hat dir die Worte in die Feder geſagt. Nicht in leeren Sophismen, in verführenden Paradoxen verlierſt du dich Herrlicher! — Die tiefſten ewigen Wahrheiten drückſt du aus, die jedes Alter, jeder Geiſt, jedes Volk erkennen und verehren muß. Solche Bücher ſind die Engel der Geſellſchaft, aber wie man denn gewöhnlich im Leben dem Gaukler zuſtrömt, und den ernſten Weltweiſen vermeidet, ſo ſucht die Menge auch nur jene Bücher, die unterhalten, und überläßt dem Staube diejenigen, die belehren.

Sechster Auftritt.

Oristano. Fernando.

Fernando.

Herr Graf!

Oriſtano.

Was wünſcht Ihr noch ſo ſpät?

Fernando.

Ich hab' Euch etwas Wichtiges zu entdecken.

Oriſtano.

Ihr ſcheint ſehr bewegt.

Fernando.

Ich bins.

Oriſtano.

Redet, ich höre.

Fernando.

Ich begleitete die Richter bis zum Thore, und ging dann allein und langſam durch die Gallerie zurück, als ich auf einmahl Schritte hinter mir hörte. Ich ſehe, und erblicke einen Menſchen, der, ſich an der Mauer haltend, hinter mir her wankt. Ich bleibe ſtehn, er auch. Endlich tret' ich ihm näher, und ſehe eine Geſtalt, deren Anblick mich mit Unruhe und Entſetzen erfüllte. Seine Augen waren ſtarr, ſeine Haare in Unordnung, ſein Geſicht blaß. Ich rufe ihn an, er antwortet nicht. Was ſucht' Ihr hier? rufe ich ihm noch einmahl mit ſtarker Stimme zu, erhalte aber kein Wort, keine Bewegung zur Antwort, er bleibt immer ſtarr, ſtumm und unbeweglich, endlich preßt ſich *eine* Thräne aus ſeinem trocknen Auge, und dieſer folgt ein Strom. — Mitleid zieht mich noch näher zu ihm, er war ohne Hut, ſein Kleid von ſeinem Tuche und zierlichem Schnitte, aber ſo in Unordnung, daß es von der letzten Spange an der Bruſt kaum zuſammengehalten wurde, übrigens ſtanden ſein ſanftes Auge, ſeine zarten Züge mit dieſer äußern Zerrüttung nicht im Verhältniſſe. — Ich dringe mit Milde und Güte in ihn, ich frage ihn vom Neuen um die Urſache ſeines Hierſeyns, ich faſſe ihn bey der Hand um ihn hieherzuführen, allein er klammert ſich feſt an einen Pfeiler, bleibt ſtumm und ſtarr, wie vorher.

Oristano.

Seltſam und fürchterlich!

Fernando.

In dieſem Zuſtand verließ ich ihn, und eilte hieher um Euch Herr Graf von dieſem Vorfall Nachricht zu ertheilen, und mir Euren Rath zu erbitten.

Oristano.

Villeicht iſt es ein Gefangener, der entkommen iſt, vielleicht ein aus dem nahen Irrenhaus entwiſchter. —

Fernando.

Horch! ich höre Tritte (er ſieht bey der Thüre hinaus.) Er iſt's, er kommt.

Pietro

(tritt unſchlüſſig, zitternd, verwirrt an die Schwelle der Thüre, und hält dort an).

Oristano.
Mein Himmel! iſt das ein Menſch, oder ein Geſpenſt?

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Pietro.

Oristano.
Tretet herein mein Freund (Pietro bleibt an ſeinem Platze.) Fürchtet nichts, kommt, kommt!

Pietro.
Ich kann nicht, die Kraft fehlet mir!

Oristano.
Armer Mann (tritt zur Thüre, unterſtützt ihn, und führt ihn vor zu einem Lehnſtuhle.) Setzt Euch.

Pietro
(ſinkt in den Lehnſtuhl).
Nur noch Eines! — dann ſterben!

Oristano.
Dieſe Jugend, und dieſer entſetzliche Blick! (zu Pietro.) Wer ſeyd ihr?

Pietro.
Ich? — ich hab's vergeſſen.

Oristano.
Wie kommt ihr zu dieſer Stunde an dieſen Ort? —

Pietro.

Ihr glaubt vielleicht, ich habe mich mit ſchändlichen Diebes- oder gar Mordgedanken hier eingeſchlichen? — O nein, meine Seele und meine Hände ſind rein, und mein entſetzliches Unglück hat mir nie einen entehrenden Gedanken zugeflüſtert.

Oriſtano.

Ich glaub' Euch, ſeyd nur ruhig und ſagt mir die Wahrheit. — Welcher Beweggrund führte Euch hieher?

Pietro.

Eine grauenvolle Nothwendigkeit hat mir den Weg bezeichnet. — Ich irrte unentſchloſſen, zitternd umher, ich kämpfte lange mit ihr, endlich mußt' ich ihr weichen.

Oriſtano.

Und wen ſucht Ihr?

Pietro.

Ihn, deſſen Nahme mich ſchon mit Entſetzen erfüllt.

Oriſtano.

Ermanne dich Jüngling, was kann dich ſo ſehr erſchüttern?

Pietro

(auf ſein Herz zeigend).

Ihr müßtet hier leſen können, um das zu faſſen.

Oriſtano.

Erklärt Euch nur.

Pietro.

Sie ſagten mir, hier wohne er — der mächtige Mann, der über Leben und Tod urtheilt, — dem ſich auch die entſetzlichſten verborgenſten Verbrechen enthüllen — mit ihm muß ich ſprechen — mit ihm allein — (ſehr heftig) kann ich ihn auf der Stelle ſprechen?

Oristano.

Wen? — Ihr habt mir ihn ja noch nicht genannt.

Pietro

(mit der Hand über die Stirne fahrend).

Das hab' ich vergeſſen. Graf Oristano, den Präſidenten des Gerichtes will ich ſprechen.

Oristano.

Wie?

Pietro.

Ja, und in dieſem Augenblicke (gräßlich lachend) Ha ha ha! ſpäter könnte ich mich eines Andern beſinnen.

Oristano.

Habt Ihr ihm ein Geheimniß zu entdecken?

Pietro.

Ja, ja, ja!

Oristano

(ſteht einen Augenblick an, tritt aber dann ſchnell vor ihn hin).

Wohlan! er ſteht vor Euch.

Pietro
(mit einem Schrey des Entſetzens).

Ah! — Ihr?

Oriſtano.

Redet!

Pietro.

Zu Euren Füßen. (Er ſinkt vor ihm nieder.)

Oriſtano.

Steht auf, was habt Ihr mir zu entdecken?

Pietro.

Viel mit wenigen Worten. (Er ſchweigt einen Augenblick, und ſeufzt tief) Iſt es wahr, daß die Gerechtigkeit ſeit mehreren Tagen einen Verbrecher vergebens aufſucht, der die verrätheriſchen Mörderhände an einen unſerer geachtetſten Mitbürger gelegt hat?

Oriſtano.

Es iſt wahr.

Pietro (heftig).

Iſt es auch wahr, das man demjenigen, der ihn angibt und ausliefert, eine Belohnung von tauſend Piaſtern zugeſichert hat?

Oriſtano.

Wozu dieſe Frage?

Pietro.

Das Wort der Gerechtigkeit iſt heilig, ich weiß es, aber ich will, daß Ihr mir dieſe Zuſicherung wiederholt. — Iſt die Belohnung gewiß, und was mir noch wichtiger iſt, liegt das Gold ſchon bereit?

Oristano.

Es liegt bereit.

Pietro.

Wann erhält es der Angeber?

Oristano.

Wenn ſich der Angegebene zum Verbrechen bekannt hat, oder deſſelben überwieſen iſt.

Pietro.

Genug, zählt das Geld auf, er ſoll Euch überliefert werden.

Oristano.

Wie?

Pietro.

Befehlt Euren Wachen, daß ſie mir folgen.

Oristano

Wohin?

Pietro.

Nicht weit von hier — der Schuldige iſt allein — ich ſtehe dafür, er wird ſich nicht wehren.

Oristano (ruft).

Heda! — Wache!

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Der Anführer der Wache.

Anführer.

Gnädigſter Herr!

Oristano
(auf Pietro zeigend).

Dieſer Mann wird den Mörder Monero's in Eure Hände liefern, Ihr folgt ihm auf der Stelle.

Fernando (für ſich).

Dieſer junge Mann? — wär' er wirklich ſo ſchändlich? — ſein Geſicht ſtraft ſeine Worte Lügen — und dennoch — ich ſchaudre zurück, wenn ich ihn anblicke.

Anführer (zu Pietro).

Ihr ſeyd alſo der Ankläger?

Pietro.

Du haſt nichts zu reden, ſondern mir zu folgen.

Oristano (zum Anführer).

Kein Wort mehr Gennaro!

Anführer
(mit verachtender Miene gegen Pietro).

So kommt! —

Pietro
(mit Entſchloſſenheit).

Ich zeig' ihn, ihr ergreift ihn, aber nicht plump, das rath' ich Euch — nur mir nach! (im Abgehen.)

Furien der Noth und der Verzweiflung haltet mich aufrecht. (zu den Wachen) Nur mir nach, mir nach! (Pietro ab, die Wachen folgen. Fernando geht nachdenkend ihnen nach.)

Neunter Auftritt.

Oristano (allein).

Was ſoll ich denken? — dieſes Antlitz — dieſe Sprache — dieſer Anſchein von Güte, von Sanftmuth — und alles dieſes birgt ein ſchlechtes Herz, das an dem Untergange ſeines Nächſten Freude empfindet. — Wie vereinige ich dieſe entgegengeſetzten Gefühle? — Er ſeufzte, er zitterte; — er ſchien ſo viel zu leiden, als ob er ſelbſt der Verbrecher wäre. — Welch ſchreckliches Geheimniß iſt in ſeinem Buſen verborgen? Himmel! laß mich dieſes Dunkel durchdringen.

Zehnter Auftritt.

Oristano. Ambroſio.

Ambroſio.

Gnädigſter Herr, das iſt ein Geſchrey und ein Tumult um unſer Haus.

Oristano.

Wer wagt es?

Ambroſio.

Man bringt einen Gefangenen, das Volk umgibt ihn ſchreyend, murrend und Flüche ausſtoßend.

Oristano.

Gegen den Gefangenen?

Ambroſio.

Nein, Alles wendet ſich gegen einen jungen Menſchen, der ihm folgt, und der, wie man ſagt, ſein Angeber iſt.

Oristano.

Ich verſtehe.

Ambroſio.

Die Wachen konnten die erbitterte Menge nur mit Gewalt zurückhalten, daß ſie dieſen Menſchen nicht mit Steinen todt warf. Doch was ſeh' ich, da iſt er ſelbſt, gegen den ſich der allgemeine Zorn ſo lebhaft äußert.

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Pietro.

Oristano.

Wohlan, junger Mann, habt Ihr Euer Verſprechen erfüllt?

Pietro.

Ich hab' es — habe der Gerechtigkeit Genüge geleiſtet, und dennoch wäre ich ohne den Schutz Eurer Wachen ein Opfer der tollen Menge geworden.

Oriſtano.

Toll? — Elender! du wagſt es noch?

Pietro.

Schweigt Herr Graf, erſpart mir Eure Vorwürfe. Es iſt meine Beſtimmung der Abſcheu der Guten und meiner ſelbſt zu werden. Ich habe mein Verſprechen erfüllt, erfüllet Ihr nun das Eurige. Der Schuldige iſt in Euren Händen. Das Verbrechen iſt ſchon bekannt, mir gebührt der feſtgeſetzte Preis, gebt mir ihn, im Namen der Gerechtigkeit beſchwöre ich Euch.

Oriſtano
(bey Seite).

Unglücklicher!

Pietro.

Ich kann nicht warten, ſchließt auf, gebt! gebt! — Ich war ſchnell, ſeyd es auch.

Oriſtano.

Ich ſchaudere.

Pietro
(näher tretend und mit fürchterlichem Tone).

Herr Graf!

Oriſtano.

Man kommt.

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Anführer der Wache und zwey Wachen.

Oristano.

Was bringt Ihr?

Anführer.

Den Mörder.

Oristano.

Herein!

Anführer
(zu den Wachen).

Führt den Gefangenen her!
(Eine Wache ab.)

Oristano
(zu der andern Wache).

Ruft meinen Sekretär.
(Die andere Wache ab.)

Oristano.

Wie ſieht der Gefangene aus?

Anführer.

So jung und unſchuldig, daß jeder darauf ſchwören muß, der könnte keine Blume knicken.

Oristano.

Wo, und wie fandet Ihr ihn, erzählt mir Alles.

Anführer.

Wir marſchirten langſam hinter dem Herrn dort her, der zitternd vor uns wankte, und kamen endlich zur Säulenreihe vor der nächſten Kirche, dort hielten wir an, und ſahen einen Mann, der ruhig auf den Stufen ſaß. Der Mond leuchtete, und er konnte uns wohl ſchon von weitem gewahr werden, und alſo leicht entfliehen, wenn er wollte; ſtatt deſſen aber ſchien es, als ob er uns ſchon mit Ungeduld erwartet hätte, er ſtand auf, da wir uns ihm näherten, und trat uns entgegen. Ihr ſucht mich? ſprach er mit ſanftem Tone, wir antworteten ihm dadurch, daß wir ihn ſchnell umringten. Aber ohne ein Zeichen von Angſt von ſich zu geben, ſtreckte er uns die Arme entgegen, und ſprach: Ich erwartete Euch, legt mir Ketten an, ich bin der Mörder, ich habe einen der beſten Bürger von Piſa getödtet. Führt mich fort in's Gefängniß — thut es, ich haſſe Euch darum nicht, Ihr ſeyd ja Diener der Gerechtigkeit. Bey dieſen Worten ſtanden wir alle betroffen und ſahen einander kopfſchüttelnd an, und nicht einer unter uns war, der nicht mitleidig auf den jungen Menſchen geblickt hätte, nur der dort (auf Pietro zeigend) ſtand mit abgewandtem Geſichte da, und winkte uns, den Armen zu ergreifen. Wir nahmen ihn in unſere Mitte, aber keiner wagte es das arme Opfer auch nur mit einem Worte zu beleidigen. Endlich ſammelten ſich mehrere Menſchen um uns, man blickte den

Gefangenen theilnehmend an, man murrte laut gegen ſeinen Angeber, und wir ſpudeten uns, dieſes Haus zu erreichen, um — leider — auch den dort ihrer Wuth zu entziehen.

Oristano.

Seltſam! — Ich brenne vor Ungeduld den Armen zu ſehen.

Anführer.

Hier iſt er.

Dreyzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Lorenzo (zwiſchen den Wachen). Fernando. Pietro. (Man trägt Fackeln).

Oristano (zu Fernando).

Setzt Euch!

Fernando

(ſetzt ſich, und ſchreibt während des Verhörs. Pietro wirft ſich in einen Stuhl, und bedeckt ſein Geſicht mit den Händen).

Oristano (zu Lorenzo).

Tretet näher.

(Lorenzo ſchreitet etwas vorwärts, hält dann zurück, ſeufzt, und hebt die Augen gegen Himmel.)

Oristano (bey Seite).

Dieſer junge Mann ein Mörder! — Wer könnte das glauben?

Pietro (für ſich).
Gott, laß mich in dieſer Stunde nicht unterliegen.

Oristano (zu Lorenzo).
Wer ſeyd Ihr?

Lorenzo.
Ein Elender, ein Abſcheu der Menſchheit.

Oristano.
Antwortet mir ohne Gemüthsbewegung, ſeyd ruhig.

Lorenzo.
Ich bin der Mörder, ich werd' es nie läugnen.

Oristano.
Euer Nahme?

Lorenzo.
Lorenzo.

Oristano.
Habt Ihr keinen andern?

Lorenzo.
Ich heiße Lorenzo.

Oristano.
Wollt Ihr mir aufrichtig antworten?

Lorenzo.
Ich will.

Oristano.
So gebt mir Euren Familiennamen an.

Lorenzo.
Fragt mich um mein Verbrechen, ich werde nicht

zaudern es Euch zu geſtehn. Ich bin ſchuldig, meine Familie iſt es nicht.

Oristano.

Ihr wollt alſo Euren Familiennamen nicht nennen?

Lorenzo.

Ich bin der Mörder, den Ihr ſucht und damit genug.

Oristano.

Wo ſeyd Ihr geboren?

Lorenzo.

In Piſa, — hier war es auch, wo ich den Mord beging, ich hatte keine Mitſchuldigen, ich allein habe das Verbrechen ausgeſonnen, ich allein hab' es vollführt. O gebt den feſtgeſetzten Preis meinem Angeber.

Oristano (bey Seite).

Dieſe Entſchloſſenheit. — Iſt's Reſignation oder Wahnſinn, die aus ihm ſprechen? (zu Lorenzo) Ihr bekennt alſo, daß Eure Hand ein dem Vaterlande ſo theures Blut vergoſſen hat. — Was beſtimmte Euch dazu?

Lorenzo.

Ich weiß es nicht.

Oristano.

War es Haß oder Rachſucht?

Lorenzo.

Nein.

Oristano.

Vielleicht zwang Euch die Noth dazu, Ihr wolltet den Ermordeten berauben?

Lorenzo.

Herr! — traut mir nicht ſo ſchändliche Abſichten zu, ich bin kein Räuber.

Oristano.

Aber Ihr mußtet doch einen Grund haben?

Lorenzo.

Noch einmahl, ich weiß es nicht. — Die Art, die Zeit, die Umſtände ſind mir entfallen. Ich erinnre mich an nichts mehr, als an das Verbrechen. — Ich habe Monere gemordet, dieſes Geſtändniß genüge Euch.

Oristano.

Nur ruhig, mäßigt Euch.

Lorenzo.

Meine Zunge brennt, — (er reißt ſich das Wamms auf, und ſchöpft tief Athem) Brennende Hitze durchglüht mich.

Oristano.

Bedürft Ihr der Nahrung oder der Ruhe?

Lorenzo.

Ich bedarf nichts mehr, als Ruhe im kühlen Grabe.

Oristano (für ſich).

Die Worte des Jünglings dringen in mein Innerſtes, ich fühle mich ſeltſam ergriffen.

Pietro

(hat Lorenzo lange angeblickt, jetzt ſteht er auf und wirft ſich zu ſeinen Füßen).

Lorenzo! Lorenzo!

Lorenzo (umarmt ihn).

Biſt du es Unglücklicher?

Oriſtano

(zu den Wachen auf Pietro zeigend).

Entfernt dieſen Menſchen.

Lorenzo

(mit Gefühl, ihn feſter umfaſſend).

Nein!

Pietro

(ſein Geſicht in Lorenzo's Schooß verbergend).

Ich vergehe.

Oriſtano (zu Lorenzo).

Antwortet mir weiter und beſtimmter. Wie alt ſeyd Ihr?

Lorenzo.

Zwanzig Jahr alt.

Oriſtano.

Noch ſo jung, und ſchon ſo ſträfbar.

Lorenzo.

Alt genug, um zu dulden.

Oriſtano.

Was treibt Eure Familie für ein Geſchäft, für eine Kunſt oder Handwerk?

Lorenzo.

Sie übt die Tugend.

Oristano.

Und Ihr habt ſie doch verlaſſen?

Lorenzo.

Mein Schickſal zwang mich dazu.

Oristano.

Wahre Tugend ſiegt.

Lorenzo.

Es gibt außerordentliche Fälle im menſchlichen Leben, wo Alles unterliegt, ſelbſt die Tugend.

Oristano.

Habt Ihr noch einen Vater?

Lorenzo.

Nein, er ruht.

Oristano.

Aber eine Mutter?

Lorenzo (ſehr heftig).

Ja ja, eine Mutter hab' ich noch.

Oristano.

Wer iſt Eure Mutter?

Lorenzo.

Meine Mutter hat keinen Theil an meiner Schuld.

Oristano.

Sie liebt Euch gewiß auf's Zärtlichſte, und Ihr liebt ſie ſo wenig.

Lorenzo.

Ich? — meine Mutter? — O Signor! ich wünſche kein anderes Glück, als mein Leben für ſie hinzugeben.

Oristano

(tritt näher auf ihn zu, faßt ihn bey der Hand, ſieht ihm ſtarr ins Auge, und ſpricht leiſe zu ihm, damit es die Umſtehenden nicht hören können).

Auf Eurer Seele laſtet ein Geheimniß, wollt' Ihr mir's nicht entdecken?

Lorenzo.

Signor — Ich hab' Euch nichts mehr zu entdecken.

Oristano.

Und doch verlangt die Gerechtigkeit noch beſtimmtere Aufklärungen. Alle Umſtände müſſen erwieſen ſeyn.

Lorenzo.

Aus meinem Munde geht kein Wort mehr, das ſchwör' ich. — Ich habe mein Verbrechen geſtanden und erwarte meine Strafe.

Oristano.

Thut was Ihr vor Gott und vor Euch ſelbſt rechtfertigen zu können glaubt (er geht zu einem Kaſten, öffnet denſelben, nimmt eine Börſe mit Geld heraus, und wendet ſich damit zu Pietro) Hier iſt der Preis, den die Gerechtigkeit dem Angeber beſtimmt hat, aber Ihr müßt ihn ganz verdienen. Ihr kennt den Jüngling. Sagt, wer er iſt, wer ſeine Familie iſt, was er für ein Geſchäft treibt, und was die Urſachen ſeines Verbrechens waren?

Pietro.

Ich weiß nichts, als daß er ſich Lorenzo nennt, ſehr unglücklich iſt und das Verbrechen begangen hat. — Mehr iſt auch mir von ihm nicht bekannt.

Der Anführer.

Gnädigſter Herr! Man ſucht Euch zu hintergehn, wenn ich der öffentlichen Stimme glauben darf, die ſich bey unſerem Zuge hieher deutlich genug ausſprach, ſo ſind die beyden jungen Leute Brüder.

Oristano

(mit einem Schrey des Entſetzens).

Brüder! — (zu Pietro) Du, ſein Bruder?

Pietro.

Nein nein! — Wohin ſoll ich mich verbergen?

Oristano

(beyde wechſelweiſe betrachtend).

Bey Gott! ihre Züge, — ihre Sprache — wär's möglich?

Lorenzo,

(welcher auf Pietro zuſtürzt).

Ja, wir ſind durch die Bande des Blutes, aber nicht des Verbrechens verbunden, darum ſtraft nur mich allein.

Oristano.

Gerechter Himmel! welch unerhörte Schändlichkeit. — Die Natur erbebt ob dieſem Schauſpiel. — Zwey Brüder — beyde noch ſo jung, und der eine ein Mörder, der andere ſein Henker. (zu Pietro) Schändlicher! der du das Blut verkaufſt, welches die Natur mit dem Deinigen gemiſcht hat, damit du es vertheidigen ſollſt — hier — hier haſt du den Preis. (er wirft ihm die Börſe vor die Füße) Schwelge mit dieſem Golde, ſchaffe dir ſtarke Weine an, und trinke dich um das Bewußtſeyn deiner Niederträchtigkeit. (zu Lorenzo) Hier ein Mörder. (zu Pietro) Hier ein Verräther an der Natur. (zu Lorenzo) Verflucht ſey deine Hand. (zu Pietro) Verflucht dein Herz — Verflucht diejenige die Euch gebahr, die Mutter ſolcher Brüder kann nur ein Scheuſal ſeyn.

Pietro.

Heiliger Gott!

Lorenzo.

Schickſal! biſt du bald müde?

Oristano.

Führt ſie Beyde fort, damit ſie die Luft nicht verpeſten, die wir einathmen. Ich wollte ſie bemitleiden, und ich bin gezwungen, ſie zu verachten. — O! welch ein Amt iſt mir auferlegt, daß ich ſolche Verbrechen anhören und richten muß.

(Er geht ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen (ohne Oriſtano).

Lorenzo.

Mein Bruder! (will Pietro umarmen.)

Anführer

(hält ihn zurück).

Folgt mir.

Lorenzo

(wirft einen zärtlichen Blick auf Pietro, und hebt dann die Augen gegen den Himmel).

Himmel! laß mich das Opfer für Alle ſeyn, rette Pietro, und durch ihn dasjenige Weſen, welches uns das Theuerſte auf Erden iſt. (er drückt Pietro die Hand.) Es iſt vollbracht. Sey ſtandhaft mein Bruder! Dort ſehen wir uns wieder.

(Er wird von den Wachen abgeführt.)

Fünfzehnter Auftritt.

Pietro und Fernando.

(Es wird Nacht im Gemache. Pietro, der am Schluſſe der vorigen Scene bey Aufheben der Börſe zur Erde geſunken iſt, verſucht es jetzt ſich zu erheben, und die Hände auf die Erde geſtützt, blickt er rings im Gemache umher. Fernando iſt ſtill und unbeweglich bey dem Tiſche ſitzen geblieben, und beobachtet ihn aufmerkſam.)

Pietro

Wo bin ich? (er ſteht ganz auf) Ich ſehe ihn nicht mehr! — Haben Sie ihn fortgeſchleppt? — Grauſame! gebt mir ihn zurück! — (er ſchüttelt ſich) Hu! — Eine Eiſeskälte durchſchauert mich! — O mein Bruder! mein Lorenzo, du ſtirbſt, und ich habe dir das Schaffot gebaut. — Doch biſt du glücklicher als ich, dein Leiden endet, zu dem meinem wird das Gewicht der Schande und Verachtung gelegt, damit die Schale unterſinkt. — Sie ſoll ſinken, bald ſinken, in das Grab ſinken — bald, bald! (ſehr heftig und ſchnell) Aber nur jetzt Gott der Barmherzigkeit halte mich noch aufrecht. (Er hebt die Börſe hoch empor) Ich habe ja Gold hier, Gold, den elenden Preis ſo vieler Schmerzen — Komm du entſetzliches Metall, und vergilt was ich um dich gethan — Ich darf jetzt nur an dich und deine Verwendung denken. Jetzt muß der Muth einkehren in meiner Seele — Hurrah! — (mit dem Beutel klingelnd und fürchterlich lachend) es gibt Geld! — Geld! — das Blut des Bruders, ich überdeck' es mit Goldſtücken. — Ha! ha! ha! — Brot iſt mehr als Blut! — Fort! fort! — (Er ſtürzt ab.)

(Fernando hat Pietro immer aufmerkſam beobachtet, ohne daß dieſer ihn bemerken konnte.)

(Ende des erſten Aktes.)

Zweyter Akt.

(Die Bühne ſtellt eine ärmliche Kammer vor, in welcher ſich nichts befindet als ein hölzerner Stuhl und ein ſchlechter Tiſch, auf welchem Schreibgeräthe, eine Waſſerflaſche und ein altes Rechnungsbuch ſich befinden. Eine kleine Laterne erleuchtet das Gemach.)

Erſter Auftritt.

Lucia und Antonio.

Lucia
(ſitzt beym Tiſche und ſpinnt).

Antonio (tritt leiſe ein).

Wie gehts denn jetzt Lucia?

Lucia.

Etwas beſſer. Ich habe ſie zu Bette gebracht. Was ſag' ich Bette? Ein alter Schragen, auf welchem Stroh liegt, verdient doch dieſen Nahmen nicht, die Mattigkeit hat ihre Augen geſchloſſen.

Antonio.

Wenn ich mir die glückliche Lage denke, in welcher ſich die Frau früher befand, und jetzt! — Ihr geachteter Gemahl war ſehr vermögend, dieſes Haus voll von allem, was der Menſch zur Nothdurft und Bequemlichkeit bedarf, die ſilbernen Geſchirre glänzten, die ſeidenen Vorhänge rauſchten, und jetzt herrſcht in dieſen Gemächern das größte Elend. Keine Meubles mehr, kein Brot, keine Hoffnung! ſage mir, wie kam es denn, daß dieſe Leute ſo herabgeſunken ſind? du biſt in dieſem Hauſe erzogen, du mußt es ja wiſſen.

Lucia.

Alles was ich weiß, iſt: daß Signora Theodora einſt ſehr ſchön war, und daß ſie den Signor Benamati dem Marquis Monero vorzog. Von dieſem Tage fing der Haß zwiſchen beyden Familien, und Kummer ohne Maß für die ſchöne Frau an. Der Marqueſe Monero machte große Geſchäfte, und ſetzte ſich in den Beſitz von Schuldſcheinen, welche ihn zum Gläubiger des Signor Benamati machten. Dieſe Schuld iſt noch nicht getilgt, und die Erben des Marqueſe machen ſie noch fortwährend geltend.

Man ſagt der Marqueſe habe es durch ſeinen Einfluß und durch Kniffe aller Art ſo weit gebracht, daß der ehrliche Benamati ſein Vermögen verlieren und zu Grunde gehen mußte. Ueber dieſen Punkt erfährt man überhaupt nur Unzuſammenhängendes. Es bricht ſchon manchmahl das Unglück bey einer Familie ein, und nichts kann es zurückhalten. Der Marcheſe Monero war auf jeden Fall ein ſehr geachteter Mann, und ſein Tod war ſo unglücklich, daß man ſich wohl hüthen muß, ſein Andenken mit einem falſchen Argwohn zu beflecken.

Antonio.

Die Mordthat hat außerordentliches Aufſehn erregt. Eine Menge Leute ſind ſchon eingezogen worden, und dennoch ſagt man ſollen die Gerichte dem wahren Thäter noch nicht auf der Spur ſeyn.

Lucia.

Eine ſolche That kann nicht ungeſtraft bleiben, das läßt der Himmel nicht zu. Aber laſſen wir die Todten ruhen, und beſchäftigen wir uns lieber mit dem Hilfe bedürftigen Lebendigen. Die arme Frau! wenn wir einige Minuten ſpäter gekommen wären, ſie wäre vielleicht in ihrer Schwäche geſtorben.

Antonio.

Ich wollte die gute Frau ſchon öfters gerne beſuchen und ſie tröſten, aber ich getraute mich nie recht, denn vor Leuten, die man einſt in beſſerer Lage ſah, als die unſrige iſt, hat man immer etwas Scheu und Reſpekt. Aber dieſen Abend trieb's mich ordentlich mit Gewalt herauf zu ihr. Der Himmel hat mir's eingegeben.

Lucia.

In welchem ſchrecklichen Zuſtande wir ſie fanden.

Antonio.

Blaß, entſtellt, ohnmächtig auf der Erde liegend.

Lucia.

Es iſt auch ſchon zwey Tage, daß ſie nicht die geringſte Nahrung zu ſich nahm.

Antonio.

Ach Gott! kaum einer langen und ſchmerzlichen Krankheit entronnen, mangelt ihr ſogar das Nothwendigſte. Aber ſie hat ja doch zwey Söhne, junge kräftige Männer, was thun denn dieſe? Warum arbeiten ſie nicht?

Lucia.

Ach! die gewöhnliche Frage eines Glücklichen. Sey billig, lieber Antonio. Erſt hilf, dann frage!

Antonio.

Du haſt Recht meine gute brave Lucia.

Lucia.

Gehe jetzt hinab lieber Mann, und lege dich zur Ruhe.

Antonio.

Kommſt du nicht auch?

Lucia.

Etwas ſpäter, ich darf jetzt die arme ſchwache Frau nicht allein laſſen. — Sieh', es graut ſchon, geh nur, geh!

Antonio.

Wenn du etwa meiner bedarfſt, ſo rufe nur über das Fenſter hinab, ich höre dich gleich.

(Geht ab.)

Lucia

(allein, ſie öffnet die Thüre zum Seitenkabinett, und blickt hinein).

Sie ſchlummert jetzt zwar ruhig, ihre Schmerzen ſchweigen einige Augenblicke, werden ſie aber nicht bey ihrem Erwachen mit doppelter Gewalt wiederkehren? Gott verhüthe es, ich fürchte es faſt. Doch horch! War mir's doch als ob Jemand die Treppe heraufſtiege? Richtig! (ſie nähert ſich der Thüre) Wer iſt da?

Zweyter Auftritt.

Pietro. Lucia.

Pietro

(tritt, ohne zu antworten, ein).

Lucia.

Seyd Ihr endlich da, junger Herr?

Pietro

(blickt zerſtreut umher, und antwortet wieder nicht).

Lucia.

Signore Pietro! (Pietro wie oben) Was ſucht Ihr denn in dem Gemache?

Pietro.

Wo iſt ſie?

Lucia.

Wer?

Pietro.

Sie! ſie!

Lucia.

Wen meint Ihr?

Pietro.

Meine Mutter.

Lucia.

Sie ſchläft. Ruhe that ihr ſehr Noth.

Pietro

(thut einen tiefen Athemzug).

Gott ſey Dank (für ſich) Noch einmahl wollt' ich ſie ſehen, und zitterte doch ſie zu finden.

Lucia.

Ihr ſcheint mir ſehr bewegt, vielleicht krank?

Pietro.

Nein, ich befinde mich wohl.

Lucia.

Wo habt Ihr denn Euren Hut?

Pietro.

Ich? (blickt um ſich, als ob er ihn ſuchte.)

Lucia.

Wo kommt Ihr her, Signor Pietro?

Pietro
(ſeufzt und ſetzt ſich).

Wo iſt meine Mutter?

Lucia.

Ich hab' Euch ja ſchon geſagt, daß ſie ſchläft.

Pietro.

Ja richtig. — Wer ſeyd Ihr denn?

Lucia.

Ihr erkennt mich nicht — Lucia, Eure Nachbarinn.

Pietro.

Was thut Ihr hier?

Lucia
(etwas verweiſend).

Was Ihr an meiner Stelle hättet thun ſollen.

Pietro.

Laßt mich jetzt.

Lucia.

Recht gern. — Nachdem Ihr jetzt zu Hauſe ſeyd, kann auch ich noch ein wenig der Ruhe genießen. Eure Mutter —

Pietro (heftig).

Nun?

Lucia.

Sie hatte einen ſehr böſen Anfall. — Wacht bey ihr, und tröſtet ſie, wenn ſie erwacht, ſie bedarf des Troſtes ſehr.

Pietro.

Ja.

Lucia.

Iſt denn Euer Bruder nicht mit Euch zurückgekehrt, wie gewöhnlich?

Pietro

(ſchüttelt den Kopf).

Lucia.

Wo habt Ihr ihn gelaſſen?

Pietro

(deutet ihr mit der Hand zu gehen).

Lebt wohl!

Lucia.

Nun ja, ja, ich gehe ſchon, kann ich Euch aber dienlich ſeyn, ſo ruft nur.

Pietro.

Ich danke Euch gute Frau! — Gute Nacht!

Lucia.

Gute Nacht

(Entfernt ſich, die Laterne in der Hand, einige Schritte, kehrt aber wieder um.)

Ihr habt ja kein Licht; behaltet dieſes, hört Ihr?

Pietro.

Ja ja!

Lucia
(ſtellt die Laterne auf den Tiſch).

Er hört und ſieht nicht — Seine Blicke ſind verwirrt, ſeine Reden unzuſammenhängend. (ſchüttelt den Kopf) Nun gute Nacht junger Herr!

(Sie geht ab.)

Dritter Auftritt.

Pietro
(allein, er nähert ſich leiſe der Kammerthüre, und horcht).

Kein Laut! Ja, ein wohlthätiger Schlummer gießt für wenige Augenblicke Balſam in ihre Wunden, und ſtärkt ihre erſchöpfte Kraft. Sie ſchläft, ſie leidet nicht. — Der Unglücklichſte von Allen bin ich, ich allein! — Was werd' ich ihr ſagen, wenn ſie erwacht, und ihre Blicke den zweyten Gegenſtand ihrer zärtlichſten Liebe ſuchen? — Sie wird mich fragen, ich ſoll antworten, und die Schläge meines Herzens, die Thränen in meinen Augen werden ihr mein ganzes Geheimniß verrathen. Ja — ich würde mich nicht verſtellen können, vor *ihr* nicht, und ſo würd' ich ihr den Troſt ſelbſt wieder rauben, den ich ihr bringe. — O Himmel, halte ihre Augen noch feſt zu, gönne ihr dieſe Wohlthat, und wenn ſie erwacht, laß ihre Blicke nur auf die Hülfe fallen, die ich ihr zurücklaſſe, nicht auf die zitternde Hand, welche ſie ihr reicht. (Er zieht die Börſe hervor) Hier iſt das Gold, welches ich mit ſo vielen Thränen bezahle, fließet immerhin, ſie wird dadurch mindeſtens die drückendſten Bedürfniſſe ſich verſchaffen können, und nicht mehr die Schrecken jener langen Nächte empfinden, unter deren Schleyer ſich Stille, Hunger, Blöße und Kälte vereinigten, die Gute zu peinigen. Wenn die Sonne heraufſteigt, wird ſie in dieſes Gemach nicht mehr jenen traurigen Strahl werfen, den wir mit Furcht kommen ſahen, da er uns ſtets zu ſagen ſchien, ich bin der letzte. Theure! innig geliebte Mutter! Alles ändert ſich, du wirſt Brot haben, deinen Hunger zu ſtillen, Kleider, deine Blöße zu decken. — Aber wie unterrichte ich ſie von Allem? — Ja ja, — ſchreiben und fliehen! — (Er nimmt das Schreibzeug) Aber kein Papier — O Gott, Alles mangelt ſchon lange in dieſem Hauſe der Verzweiflung. Ein blaſſer Strahl des Mondes, der durch jenes Fenſterchen hereinfiel, war die einzige nächtliche Lampe, bey deren falbem Schein man ging, kam und weinte (er nimmt das alte Rechnungsbuch, welches auf dem Tiſche liegt, und reißt ein Blatt heraus) Genug Papier um das Wenige zu ſagen, was ich zu ſagen habe. — (Er ſchreibt, und da er die Tinte eingetrocknet findet, ſchüttet er einige Tropfen Waſſer aus einem

Kruge, welcher auf dem Tiſche ſteht, in das Tintenfaß) Meine theure Mutter! — (ſchreibt weiter und hält dann plötzlich inne) Nein, nein, ſo nicht. — Mein Schmerz führt mich zu weit, das könnte ihr Kummer verurſachen, den Ausdruck muß ich mildern (er ſchreibt wieder) So, ſo iſt's gut. — Genug! (er ſteht auf, faltet den Brief, und legt ihn zur Börſe) Und jetzt ſchnelle fort! Dieſe Börſe und dieſer Brief werden ihr in die Augen fallen, ſobald ſie aus der Kammer tritt (er nähert ſich der Kammerthüre) Lebe wohl Mutter, lebe wohl auf immer. Ich drücke meine Lippen auf dieſe traurige Schwelle, wo ich dich zurücklaſſe, ich benetze ſie mit meinen Thränen. — Doch ſtill, eine Bewegung, — ein Seufzer, ſie erwacht, ſie ſteht auf — fort, fort! — Mein Gott, wohin ſoll ich fliehen, wohin meine Verzweiflung tragen?

(Er ſtürzt ab).

Vierter Auftritt.

(Es wird Tag.)

Theodora.

(allein, ſie iſt mit einem ganz zerriſſenen ſchwarzen Kleide bedeckt, und tritt langſam aus der Kammer, indem ſie ſich mit den Händen an der Mauer forthilft).

Wo bin ich? — Ueberall entſetzliche Geſtalten und gräßliche Bilder! Welch ein Getöſe unterbrach den ſchrecklichſten aller Träume, die ich je hatte? Ich glaubte Jemanden an dieſer Thüre zu hören. — Doch nein, hier herrſcht ewige Einſamkeit, Grauen-erregende Stille. Meine Söhne, meine lieben Kinder, ſie ſind noch nicht nach Hauſe gekommen. O mein Herz! warum zitterſt du immer bey dem Gedanken ihrer Abweſenheit? — (ſie ſetzt ſich) Ach meine Kräfte ſind erſchöpft. — Wie ſpät mag es wohl ſchon ſeyn? Horch! — Nein, noch arbeitet man nicht nebenan in der Schmiede. Und doch, es graut ſchon, die Nacht iſt vorüber, und meine Söhne ſind noch nicht hier. Wo können ſie ſo lange weilen? — Noch nie vermißte ich ſie um dieſe Zeit. Jeden Morgen ſah ich ſie an meinem Bette, bemüht mich zu tröſten, küßten ſie meine Hände, die ſtets bereit waren ſie zu ſegnen. Was kann ſie heute abhalten dieſe Pflicht zu erfüllen, welche ihnen ſo ſüß war? — Aber — was ſeh' ich? — Täuſch' ich mich nicht? — Eine Börſe? — und was enthält ſie? — (öffnet die Börſe) Gold! — Wer war hier in dieſem Gemache? — Wer legte die Börſe hieher? — Ha! ein Brief darneben, der wird Aufſchluß geben. — Es iſt Pietro's Hand — Wie, mein Sohn ſchreibt mir? — Ich bebe! — (ſie lieſt) »Theure inniggeliebte Mutter! Tröſte dich, deine Kinder lieben dich, ſie waren ſo glücklich ein Mittel dir zu helfen, aufzufinden, und bringen dir dieſes Geld, welches dein theures Leben erhal-

»ten wird. Bediene dich deſſelben, und bevor du dieſe Börſe geleert haben wirſt, ſchickt ihnen und dir vielleicht Gott neue Hilfe. Beunruhige dich nicht, wenn du ſie vielleicht einige Zeit nicht ſiehſt, liebe ſie und ſey ruhig.« — (ſie ſteht auf.) Meine Söhne nicht ſehen und ruhig ſeyn? — Grauſame, was verkündet ihr mir da? — Gott, um welchen Preis habt ihr vielleicht dieſes Geld — — Ich will es nicht, nehmt Eure traurige Wohlthat zurück und gebt Euch ſelbſt meiner Liebe wieder. — Lorenzo, Pietro wo ſeyd ihr?

Fünfter Auftritt.

Theodora. Lucia.

Lucia.

Ich vernahm Eure Stimme Signora und komme daher Euch zu fragen, was Ihr wünſcht, was Ihr bedürft?

Theodora.

Ach Lucia!

Lucia.

Seyd Ihr denn noch immer ſo bewegt?

Theodora.

O mehr als jemahls.

Lucia.

Beruhigt Euch. Ein Signore wünſcht Euch zu ſehen und zu ſprechen. Nicht der Zufall ſcheint ihn hieher geführt zu haben, ſondern recht gute großmüthige Beweggründe. Er wartete in meinem Zimmer, bis Ihr erwachtet.

Theodora.

Ach! kann ich von etwas Anderm ſprechen als von meinem Schmerz?

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Fernando.

Fernando

(macht einige Schritte in das Zimmer, bleibt aber dann, Theodoren betrachtend ſtehen, ohne von dieſer bemerkt zu werden).

Theodora (zu Lucia).

Wer legte jene Börſe dort auf den Tiſch?

Lucia.

Ich weiß es nicht. Euer Sohn kann Euch wohl darüber Aufſchluß geben.

Theodora.

Mein Sohn — wo iſt er?

Lucia.

Habt Ihr ihn nicht geſehen?

Theodora.

Wann?

Lucia.

Eben jetzt.

Theodora.

Hier?

Lucia.

Ja — hier.

Theodora.

Wie, Pietro wäre ſchon zurückgekommen, wäre hier geweſen, und wieder fortgegangen ohne ſeine Mutter zu umarmen?

Lucia.

Vielleicht wollt' er Euren ſüßen Schlummer nicht unterbrechen.

Theodora.

Kennt er mich denn nicht? Weiß er nicht, daß mir nichts ſo ſüß iſt, als der Anblick meiner Kinder? — Und warum floh er meinen Anblick? —

Lucia.

Er wird ja wohl bald wiederkehren.

Theodora.

O nein! Er ſelbſt ſchrieb jenen Brief, worin er mir verkündet, daß ich ihn ſobald nicht wieder ſehen werde, vielleicht nie mehr.

Lucia.

Wie?

Theodora.

Ihn und Lorenzo. — O Gott! meine Söhne verlaſſen mich, ſie gehen weit, weit von mir, damit mein Klaggeſchrey ſie nicht mehr erreichen kann. Vater im Himmel! du weißt wie viel Unglück ich ſchon erduldet habe, allein weder der Verluſt unſres Vermögens, noch die lange Einkerkerung meines Gemahls, ja nicht einmahl ſein Tod haben mich gegen deinen heiligen Willen murren gemacht. Von Allem beraubt, dem äußerſten Elende Preis gegeben, unglücklich durch die Erinnerung an die Vergangenheit, unglücklich durch die Furcht für die Zukunft, von allen Menſchen verlaſſen, verrathen ſelbſt von der Natur, verborgen in dieſer düſtern feuchten Wohnung, ohne menſchliche Hilfe, ja ſelbſt ohne einer Mitleidsthräne außer in den Augen meiner Söhne, die mein Unglück mit mir theilten, ſiegte ich doch über Alles. Ich waffnete mich gegen mein Elend mit dem Vertrauen auf deine Gerechtigkeit, ich habe durch verdammungswürdiges Murren deine göttliche Vorſicht nicht herausgefordert, aber dieſe Nacht — Herr! — dieſe ſchreckliche Nacht, in der ich Alles verlor, was mich noch an das Leben, an den Glauben band, entmuthiget mich, ſchleudert mich der Verzweiflung in die Arme.

Fernando
(tritt vor).

Signora! Iſt es einem Fremden erlaubt, Theil an Eurem Schmerze zu nehmen, ſo erlaubt ihm Euch vorzuſtellen, daß es nur ein Mittel gibt, über alle

Widerwärtigkeiten des Lebens zu ſiegen. Haltet Eure ganze Kraft zuſammen, waffnet Euch mit Muthe.

Lucia

(tritt zurück).

Theodora.

Wer ſeyd Ihr, Signor?

Lucia.

Der Signor, den ich Euch vorher meldete.

Theodora.

Verzeihet — ich vergaß —

Fernando.

Ruhig, liebe Frau, ruhig, ich ſage Euch nicht, wie und warum ich hieher komme; begnüget Euch zu wiſſen, daß ich bereit bin, Euch zu dienen, wie und wo ich kann.

Theodora.

Setzet Euch mein Herr. — Ach! — ſelbſt ein Stuhl fehlt, um einen großmüthigen Freund ausruhen zu laſſen. — Ihr ſehet wohl ſelbſt Signor!

Fernando.

O ja, ich ſehe und begreife auch ſchon die Hälfte von dem, was ich zu wiſſen verlange. — Wollet Ihr mir gütigſt noch einige Aufklärungen geben? Ihr habt zwey Söhne, nicht wahr? der eine nennt ſich Pietro, der andere Lorenzo.

Theodora.

So iſt es.

Fernando.

Ihr Alter 20 bis 22 Jahre. Ihr Blick ſanft, ihre Züge anmuthig.

Theodora.

O Ihr kennt meine Söhne?

Fernando.

Ich glaube ſie zu kennen.

Theodora.

O ſo ſagt mir, wo ſind ſie? Mein Herz bebt vor Freude und Angſt.

Fernando.

Angſt? Was könntet Ihr von Euren Kindern zu fürchten haben?

Theodora.

Von ihrem Herzen und von ihrem Charakter nichts, aber Alles von dem böſen Schickſal, das uns verfolgt.

Fernando.

Sie ſind alſo tugendhaft?

Theodora.

Würd' ich ſie ſo unausſprechlich lieben, wenn ſie es nicht wären?

Fernando.

Aber wo ſind ſie zu dieſer Stunde? Haben ſie kein Amt, keine Beſchäftigung?

Theodora.

Sie ſuchten überall Arbeit, und bekamen nirgends welche. Ein Mann von guter Herkunft, im Wohlſtande geboren, und dann in's Elend geſtürzt, iſt ſelten unternehmend, die erſte abſchlägige Antwort nimmt ihm allen Muth. Ein grauſames Verhängniß, welches unſere Familie immer tiefer in den Abgrund ſchleudert, beraubte meine Söhne aller Hoffnungen und Anſprüche.

Fernando.

Traurig!

Theodora.

Indeſſen haben ſie ſich einigemahl ſelbſt zu den niedrigſten Arbeiten gebrauchen laſſen, nur um mich zu erhalten. Allein auch dieſer kärgliche Gewinn war nur vorübergehend, und jetzt ſtürzt ſie eine erzwungene Unthätigkeit in das tiefſte Elend.

Fernando.

Welche Freunde haben Sie, und welche Feinde?

Theodora.

Ihr Freund — der Himmel. — Ihr Feind, Niemand.

Fernando.

Und doch gibt es Umſtände, welche andeuten, daß ſie Urſachen — Gegenſtände ihres Haſſes hatten.

Theodora.

Ihres Haſſes — gegen wen?

Fernando.

Gegen — ich weiß es nicht.

Theodora.

Man hat Euch hintergangen, Signor. Meine Kinder ſind nicht fähig, Jemanden zu haſſen oder zu ſchaden.

Fernando.

Seyd Ihr deſſen auch gewiß?

Theodora.

So gewiß als meiner ſelbſt.

Fernando.

Euer Nahme?

Theodora.

Theodora Benamati.

Fernando.

Erlaubt, daß ich mir es anmerke.

(Er zieht eine Brieftaſche heraus, und ſchreibt.)

Theodora.

Schreiben, warum?

Fernando.

Aus der einzigen Urſache Euch nützlich zu ſeyn, wenn mein Glücksſtern es mir vergönnt.

Theodora.

Ich weiß nicht warum, aber Alles beunruhigt und erſchreckt mich.

(Antonio tritt beſtürzt herein, er blickt herum, bleibt unter der Thüre ſtehen, gibt ſeiner Frau ein Zeichen ſich ihm zu nähern und ſpricht dann leiſe mit ihr.)

Fernando.

Der Himmel bedient ſich oft der unerwartetſten Mittel, den Unglücklichen Troſt und Hilfe zu geben.

Theodora.

Signor — Eure Worte — Euer Beſuch in dieſer Stunde — O verbergt mir nichts — gibt es noch ein Unglück, welches ich zu fürchten hätte?

Lucia

(nachdem ſie über das Geſpräch mit Antonio Staunen und Mitleid bezeigt hat, ſchreyt unwillkührlich auf.)

Auch das noch!

Antonio

(leiſe zu ihr.)

Sey ſtille.

Theodora.

Antonio, Lucia, was wollt ihr — Warum ſchrie Lucia ſo auf?

Lucia.

Ach welch ein Unglück?

Antonio.

Wirſt du ſchweigen?

Lucia.

Die Signora muß es ja doch wiſſen, damit ſie ſich darnach benehmen kann, vielleicht iſt doch noch Hilfe.

Theodora.

Gerechter Himmel biſt du noch nicht müde? — Lucia! Ich bitte dich rede, was iſt geſchehn.

Lucia.

Ach, Eure Angſt Signora dieſe Nacht, war leider nur allzugerecht. Lorenzo —

Theodora.

Mein Sohn?

Lucia.

Er ſitzt im Gefängniß.

Theodora.

Unmöglich!

(Bedeckt ſich ihr Geſicht mit beyden Händen.)

Antonio (zu Lucia.)

Nun ſiehſt du Unvorſichtige, was du gethan haſt.

Theodora.

Im Gefängniß, mein Lorenzo? Wo? — Wann? Warum? Woher wißt ihr?

Antonio.

Von Denjenigen, die ihn arretiren mußten, und denen ſein Schickſal ſo viel Mitleiden einflößte.

Theodora

(ſinkt in einen Stuhl).

Das iſt mein Todesſtreich, mein Elend ſteht auf dem Gipfel — darum ſchriebt ihr mir, ich würde Euch ſo bald nicht wieder ſehen? Und dieſes Gold — O Herr, laß mich nicht verzweifeln, dieſes Gold — meine Söhne — ich bin an Eurem Unglücke Schuld — (laut ſchreyend) ſie haben es geſtohlen um mir Nahrung zu ſchaffen.

Fernando.

Signora tröſtet Euch — Diebſtahl, nein, dieß iſt ihr Verbrechen nicht — wie ich glaube. Verſprecht mir, Euch zu faſſen, allen Euren Muth zuſammen zu halten, verſprecht mir, Eure Söhne dazu zu bringen, die Wahrheit zu geſtehen, und ich gebe Euch mein Wort Ihr ſollt ſie ſehen.

Theodora.

O Ihr legt noch einen Funken Hoffnung in meine wunde Seele. Ihr könntet es dahin bringen, daß ich ſie wieder ſehe? und wer ſeyd Ihr Signor?

Fernando.

Ein Mann, deſſen Herz für das Unglück ſchlägt; Euer Freund, wenn Ihr mich dafür annehmen wollt.

Theodora (ſich zu ſeinen Füßen werfend).

Seht meine Thränen fließen, nehmt mein Leben und rettet meine Kinder.

Fernando.

Steht auf, Signora, und ſammelt Euch für die Begebenheiten des morgigen Tages. Ich werde recht früh wieder kommen Euch abzuholen. Baut auf mein Verſprechen, und überlaßt Euch im Uebrigen auf des Himmels Gnade und Gerechtigkeit.

Theodora.

Erſt Morgen. Ach Signor, wie lange. — Aber ich werde ſie ja wiederſehen, — ſo halt noch Herz bis dahin, du kannſt ja dann in ihren Armen brechen.

Fernando.

Ruht jetzt ein wenig Signora — geht in Eure Kammer, glaubt mir, könnt' ich den Augenblicken Flügel geben, die Euch Troſt bringen ſollen, ich würd' es gewiß thun.

Theodora.

Ach ja ja! Euer mitleidsvoller Ton, Euer ganzes Benehmen überzeugt mich davon. — (Fernando gibt ihr ein Zeichen in die Kammer zu gehn) Ja ja Signor ich gehe ſchon hinein, weil Ihr's ſo wollt, ich will es verſuchen zu ruhen, der Gedanke, es gibt doch noch einen Menſchen auf der Welt, der mit uns Mitleid fühlt und ſich unſer erbarmt hat ja eine lindernde Kraft — Ich gehe — ich gehe — ich werde ruhen — Ihr war't mir ein Engel des Friedens, Gott lohn's Euch!

(Sie geht in die Kammer, von Lucia geführt, welche gleich wieder zurückkommt.)

Siebenter Auftritt.

Fernando. Lucia. Antonio.

Fernando.

Noch einige Worte meine Lieben! — Sagt mir, entfernten ſich die Söhne der Signora öfters des Nachts von ihrer Mutter?

Antonio.

Niemahls.

Fernando.

Sie kommen aber doch manchmahl erſt um Mitternacht nach Hauſe?

Antonio.

Ich glaube nicht.

Fernando.

Habt Ihr ſeit geraumer Zeit nicht eine Veränderung in dem Benehmen der jungen Leute bemerkt, ſchienen ſie Euch nicht zerſtreut, nachdenkend, furchtſam?

Lucia.

Das wohl; es iſt auch ganz natürlich, ſie ſind ja ſo unglücklich.

Fernando.

Zum Beyſpiel am 5. April — denkt ein wenig nach. — Erinnert Ihr Euch nicht, daß Lorenzo am 5. April länger ausblieb als gewöhnlich?

Antonio.

Am 5. April?

Fernando.

Ja.

Antonio (nachdenkend).

Wartet! — ja richtig! — Am 5. April erhielten ſie eine Zahlungsſentenz hinſichtlich einer Schuld — man drohte ihnen mit Gefängnißſtrafe, wenn ſie nicht zahlen könnten — und da — ja es war richtig am 5. April, da ging Lorenzo Abends zu Signore Monero.

Fernando.

Wie habt Ihr dieß erfahren?

Antonio.

Er ſagte es beym Weggehn ſeinem Bruder.

Fernando.

Saht Ihr ihn nicht als er zurückkam?

Antonio.

Nein.

Fernando.

Und eben ſeit dieſer Zeit ſchien er Euch düſterer, trauriger?

Antonio.

Allerdings, auch ſahen wir ihn ſeitdem ſeltner.

Fernando.

Könnt' Ihr Alles das, was Ihr mir da geſagt habt, vor Gericht beſtätigen?

Lucia.

Das können wir wohl, denn wir haben die reine Wahrheit geſagt, aber ſollte vielleicht unſere Ausſage der armen Familie ſchädlich ſeyn?

Fernando.

Seyd unbeſorgt, Ihr habt Eure Schuldigkeit gethan. Fürchtet nichts für Signora Benamati, ſteht ihr bey. Jeder von uns hat ſeine eignen Pflichten gegen die Unglücklichen zu üben, ich empfehle Euch die Eurigen, und eile die meinigen zu thun.

(Er geht ab.)

Lucia.

O kehrt bald zurück und erfreut uns mit glücklicher Botſchaft.

Achter Auftritt.

Antonio. Lucia.

Antonio.

Kinder ſind des Himmels Segen, aber ſie bringen auch viel Sorgen.

Lucia.

Eine Mutter hat immer mehrfachen Kummer.

(Man klopft an der Thüre zur Rechten.)

Horch — hat man nicht an der äußern Thüre geklopft?

Antonio.

Haſt du nicht Pietro geſagt, er ſoll durch unſern Laden gehen?

Lucia.

Allerdings, und ſchon dieſen Morgen war ich ſo vorſichtig den fremden Herrn dort warten zu laſſen.

(Man klopft neuerdings und ſtärker.)

Antonio.

So läßt man denn der armen Frau gar keine Ruhe?

Lucia.

Geh und mach auf. — Vielleicht kannſt du die

Ungeſtümmen gleich wieder fortſchicken. (Antonio ab.) Wenn einmal ein böſer Geiſt in ein Haus eingezogen iſt, ſo läßt er den Unglücklichen keine Ruhe mehr.

Antonio

(tritt ganz verſtört ein).

Ums Himmelswillen! das Gericht.

Lucia.

Arme Frau! Was will das Gericht?

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Der Gerichtsdiener, mehrere Sbirren.

Gerichtsdiener.

Wohnt hier Theodora Benamati?

Lucia.

Ja Herr!

Gerichtsdiener.

Wo iſt ſie?

Lucia.

Signora ſchläft. Eine lange Krankheit, von der ſie ſich nur mühſam erholt, erlaubt ihr nicht Euch zu empfangen.

Gerichtsdiener.

Muß doch ſeyn! — Unter den vielen Schulden, welche ihr Gemahl hinterlaſſen hat, iſt auch eine, welche die Erben des Marcheſe Monero betrifft, und wir kommen nun das gegen die Schuldner erwirkte Urtheil hier zu exequiren. (zu den Sbirren) Thut Eure Schuldigkeit. Schreibt auf was Ihr ſeht und räumt zuſammen was Ihr findet.

Antonio.

Wenn Ihr bloß kommt, um Euch der Habſeligkeiten der armen Frau zu bemächtigen, ſo ſcheint mir —

Gerichtsdiener.

Was?

Antonio.

Daß Ihr Euch nicht zu ſehr zu bemühn braucht, und daß es beſſer wäre, wenn Ihr gleich wieder ginget.

Gerichtsdiener.

Was hier beſſer iſt, das muß ich ſelbſt am beſten wiſſen. Iſt nichts Geldwerthes vorhanden, ſo nehmen wir den Schuldner ſelbſt mit.

Lucia.

Ach du lieber Himmel! mein Gott! der Schlag fehlte noch.

Gerichtsdiener
(zu den Sbirren).

Oeffnet die Thüre zu jener Kammer, und thut was Eures Amtes iſt.

Lucia (zu Antonio).

Mann! lauf geſchwinde, ſuche Signor Pietro auf, bring' ihn hieher.

Antonio.

Suche nur ein wenig Zeit zu gewinnen, ich bin gleich wieder hier. (Ab.)

(In demſelben Augenblicke, als Antonio zur Kammerthüre tritt, erſcheint Theodora an deren Schwelle.)

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Theodora.

Theodora.

Was für ein Lärmen? — (erblickt den Gerichtsdiener und die Sbirren) Was wollt Ihr hier?

Gerichtsdiener.

Das Urtheil hoher Obrigkeit exequiren, welches Euch Signora dazu verurtheilt, an die Erben des Marcheſe Monero hundert Piaſter zu bezahlen, oder uns in's Gefängniß zu folgen.

Theodora.

Und wer konnte dieſes grauſame Urtheil ſprechen?

Gerichtsdiener.

Diejenigen, welche die Liquidität Eurer Schuld ſo gut anerkennen, wie Ihr ſelbſt, und die Eurer Verzögerung endlich müde ſind.

Theodora.

So verfolgt mich, denn die Rache dieſer Familie bis zum Grabe?

Gerichtsdiener.

Verzeiht, meine Ordre iſt gemeſſen — ich muß —

Theodora.

Thut, was Ihr nicht laſſen dürft, ich muß Euch folgen, und kann mich dagegen nicht ſträuben — (zu Lucia in Thränen ausbrechend). Lucia! Wenn meine Söhne zurückkommen, ſo ſag' ihnen ihre Mutter —

Lucia.

Nein Signora, ſo weit wird's doch nicht kommen — (zum Gerichtsdiener) Signor! Um aller Barmherzigkeit willen —

Gerichtsdiener
(zuckt die Achſeln).

Lucia.

Nun wohl, — Ihr wollt Geld — (ſie löſ't ihre Halskette ab.) Hier nehmt — kommt mit mir in meine Stube, nehmt auch dort Alles, was wir haben, nur laßt die arme kranke Frau wenigſtens hier ruhig ſterben.

Theodora.

Lucia! gute Lucia — was thuſt du? (ſie drückt ſie in ihre Arme) Bedenke dein Mann —

Lucia.

Mein Mann? — Recht haſt du gethan Lucia, wird er ſagen, o mein Antonio iſt gut. Kommt nur Signora, wir haben ſchon noch unten Manches, was Geldes werth iſt — und reicht's auch nicht ganz zu, ſo wollen wir arbeiten, und den Reſt nach und nach abtragen. (ſie wendet ſich, um abzugehen, und erblickt die Börſe, welche noch auf dem Tiſche liegt) Aber halt! — Signora, da liegt ja noch die Börſe mit Geld.

Theodora (leiſe).

Berühre ſie nicht, dieß Gold iſt vielleicht die Frucht einer ſchlechten Handlung (laut) damit darf ich meine Freyheit nicht erkaufen.

Lucia.

Im Nahmen Eurer Kinder beſchwör ich Euch.

Theodora
(macht eine abwehrende Bewegung mit der Hand).

Dieſes Gold gehört nicht mein. (zum Gerichtsdiener) Seyd ſo gut Signor, unterſtützt mich und führt mich fort.

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Antonio. Graf Oristano. Fernando.

Antonio
(läuft voraus herein, ihm folgen Oristano und Fernando).

Lucia! Lucia! der gute Herr iſt wieder hier.

Graf
(zum Gerichtsdiener).

Verſchiebt die Execution einige Augenblicke.

Theodora

(in den Armen Lucia's ſich kaum aufrecht haltend).

Wer Ihr auch immer ſeyn möget, verlängert meine Leiden nicht! — O meine Kinder — kommt! kommt! — Eure Mutter —

Oristano.

Signora! ſammelt Euch. Ich kann Euch vielleicht Troſt bringen —

(Theodora wird ohnmächtig, Lucia unterſtützt ſie)

Oristano

(zu den Gerichsdienern).

Entfernt Euch, und laßt dieſer Unglücklichen Zeit, ſich zu erholen. Ich werde Euch das Zeugniß geben, daß Ihr Eure Pflicht erfüllt habt.

(Die Gerichtsdiener verbeugen ſich vor dem Grafen und gehen ab. Antonio und Lucia ſind beſchäftigt Theodoren Hilfe zu leiſten. Lucia auf ihren Knien unterſtützt ihr Haupt. Oristano ſelbſt voll Mitgefühl tritt hinzu. Fernando gibt einem Diener des Grafen Befehl.

Der Vorhang fällt.)

(Ende des zweyten Aktes.)

Dritter Akt.

(Die Bühne ſtellt eine Gefängnißhalle vor. Kleine Thüren zu den einzelnen Kerkern links und rechts. Ein Tiſch zur Linken im Vordergrunde und eine Bank.)

Erſter Auftritt.

Kerkermeiſter. Kerkerknecht. Triſtano. Pietro.

(Bey Eröffnung der Gardine ſitzen der Kerkermeiſter und Kerkerknecht am Tiſche und zechen. Triſtano geht ſchwer gefeſſelt im Hintergrunde auf und nieder. Pietro liegt ſchlafend an der Schwelle einer Kerkerthüre zur Rechten.)

Kerkermeiſter
(auf Pietro zeigend).

Den hätteſt du mir nicht hereinlaſſen ſollen Domenio, ich kann leicht Verdrüßlichkeiten haben. Der Graf iſt ſtrenge.

Kerkerknecht.

Ey was macht's denn? Er hat ja nicht mit dem Gefangenen geſprochen, und iſt's denn Etwas ſo Uebles einem armen Menſchen zu erlauben, ſeinen Kopf einige Stunden dort auf den Steinen niederzulegen, und zu ruhen?

Kerkermeiſter.

Ruhen? ruhen? Kommt man den in ein Gefängniß, um zu ruhen?

Kerkerknecht.

Nun nun, wann der Kerl dort (auf Tristano deutend) ſeinen erlaubten Spaziergang beendiget haben wird, ſo weckt man ihn auf, und ſchickt ihn wieder fort, das iſt Alles. Der dort iſt mir wohl in der Seele zuwider, er iſt ſchon ſo lange hier und iſt doch nichts aus ihm herauszubringen; — da muß man auch noch immer eine halbe Stunde länger hier Schildwache ſtehen, damit er ſeine Gelegenheit pflegen und Bewegung machen kann. Wenn's von mir abhinge, ich hätt' ihn ſchon längſt einen weitern Weg gehen laſſen, hinüber in die andre Welt.

Tristano

(immer auf- und abgehend).

Maulaffe! was hätteſt du denn davon?

Knecht.

Nichts, als daß wir von einem Kerl befreyt wären, der uns mehr Verdruß macht, als fünfzig Galeerenſclaven. Zehn Jahre war ich in den Bleygefängniſſen zu Venedig angeſtellt, aber das war noch ein Paradies im Vergleich mit dem Dienſt, den man bey Spitzbuben deines Gleichen hat.

Triſtano.

Prahle nur, damals warſt du ja noch nicht Aufſeher, ſeitdem du aber dieß Amt begleiteſt, machſt du dich patzig.

Knecht.

Nicht raiſonnirt, oder ich quartiere dich 5 Klafter tief unter der Erde ein, und gebe dir zum Nachtmahl täglich eine Prügelſuppe, das friſcht auf und lehrt das Maul halten.

Triſtano

(nimmt ſeine Ketten, und will ihn damit niederſchlagen.)

Bube! Ich — (mäßigt ſich wieder). Aber nein, ich will dem Henker nicht rauben, was ſein gehört, er könnte mir's übel nehmen.

Kerkermeiſter.

Haſt recht, wenn du dich mit dem nicht verfeindeſt. — Aber ärgere dich nicht, du wirſt vermuthlich mit dem Mörder Moneros denſelben Weg gehen; denn die Geſchichte hat Aufſehen gemacht, und ein ſchnelles und ſtrenges Beyſpiel iſt nothwendig.

Tristano (kaltblütig).

Iſt der Mörder Moneros ſchon entdeckt ?

Kerkermeiſter.

Wundert dich das? Ja, da hilft kein Verbergen, ſo was kommt immer an's Tageslicht, und der Verbrecher erhält ſeine Strafe. Das iſt ſchon lange ſo eingerichtet in der Welt zum Nutzen der honetten Leute.

Tristano

(wieder auf- und abgehend, auf Pietro zeigend).

Und alſo der dort iſt der Schuldige?

Kerkermeiſter.

Nein, der iſt des Mörders Bruder.

Tristano.

So? — Und wo habt ihr denn den Mörder ſelbſt hingeſperrt, den ihr ſo pfiffiger Weiſe aufgeſpürt habt?

Kerkermeiſter.

In jenen Kerker, vor deſſen Thüre der ſchläft.

Tristano.

Wie heißt er denn?

Kerkermeiſter.

Lorenzo.

Tristano.

Und Ihr ſeyd deſſen ganz gewiß, daß er Monero ermordet hat.

Kerkermeiſter.

Gar kein Zweifel.

Triſtano.

Ich wünſche Euch Glück, Ihr macht einen Meiſterſtreich — (keck vor ihm hintretend). Ich ſag' Euch aber, er iſt unſchuldig.

Kerkermeiſter (lachend).

Ha, ha, ha! Wenn's auf deine Vertheidigung ankäme, ſo hätte keiner von allen denen, die in dieſen Mauern ſitzen, ein Waſſer getrübt. Rekommandire ihn nur hübſch, das kann ihm dazu helfen, daß er noch geſchwinder expedirt wird.

Triſtano.

Thut das. Es ſoll mich recht in der Seele freuen.

Kerkermeiſter.

Geh', du biſt zu feig. — Spricht der Kerl immer vom Sterben, und wenn er vor dem Richter ſteht, ſo will er die ehrlichſte Haut ſeyn, — marſch hinein.

Triſtano.

Verdammt! (geht in das Gefängniß, der Knecht ſchließt hinter ihm ab.)

Zweyter Auftritt.

Pietro. Fernando. Kerkermeiſter. Kerkerknecht.

Fernando.

Der Herr Präſident ſendet mich voraus, Euch zu ſagen, daß er ſogleich hier ſeyn wird.

Kerkermeiſter.

Will der Herr Graf hier Verhör halten?

Fernando.

Ja.

Kerkermeiſter.

Ich will ſogleich Alles zubereiten. Aber ich höre die Riegel des großen Thores klirren, ſollt' er's ſchon ſeyn.

Fernando.

Wahrſcheinlich, er folgte mir auf dem Fuße.

Kerkermeiſter.

Friſch auf — Stühle, Papier — Schreibzeug.

(Der Kerkerknecht ab.)

Dritter Auftritt.

Oristano. Fernando, Kerkermeiſter und Knecht. Pietro.

Fernando.

So früh ſchon hier in den Hallen des Unglücks?

Oristano.

Ich habe eine ſehr unruhige Nacht gehabt.

Fernando.

Ihr ſcheint ſehr angegriffen, Herr Graf.

Oristano.

Je mehr ich über dieſe Begebenheit nachdenke, deſto mehr ergreift ſie mich. Der erſte feindſelige Eindruck verwiſcht ſich nun, und an ſeine Stelle treten Staunen und Mitleid. Welches Zuſammentreffen ſeltſamer, außerordentlicher Umſtände. Glaube ich den Worten der Brüder, ſo ſind ſie Beyde Ungeheuer; allein ſie klagen ſich an, und in demſelben Augenblicke weinen ſie auch ihrem Schickſale Thränen. Sie zeigen die unerſchrockene Frechheit des Laſters, und beſitzen zugleich die bebende Schüchternheit der Unſchuld, auf ihrer Seele laſtet das ungeheure Verbrechen, und aus ihren ſanften Zügen ſprechen die reinſten Gefühle. — O ja, ja, hier liegt ein entſetzliches Geheimniß zum Grunde, und ich brenne vor Begierde, dieſes zu enthüllen.

Fernando.

Ich theile dieſe Empfindungen mit Euch, Herr Graf. — Ach! vor Allen die arme Mutter —

Oristano.

Ihr habt doch Sorge getragen, daß ſie ſich hier bey dem Verhören einfinde.

Fernando.

Ja, Herr Präſident.

Oristano.

Ihre Schwäche verhinderte mich in ihrer Wohnung ſie auszuforſchen, ſie war zu heftig ergriffen. Als ich mich entfernte, hatte die arme Frau wieder etwas Kraſt gewonnen, und ich hoffe jetzt —

Fernando.

Vielleicht kann ſie Aufſchluß geben —

Oristano.

Schreckliche Lage für ein Mutterherz.

Fernando.

So ſtrafbar die Thaten der beyden Brüder auch ſeyn mögen, ich kann ſie doch nur bedauern.

(Der Kerkermeiſter und ein Knecht haben indeſſen einen Tiſch, Papier und Schreibgeräthe, dann eine Glocke darauf und einige Lehnſtühle herum bereitet, jetzt tritt der Kerkerknecht zu dem ſchlafenden Pietro, ſtößt ihn mit dem Fuße, und ruft).

Kerkerknecht.

Auf! es iſt Zeit, daß ihr dieſen Ort verlaßt.

Oristano.

Wer iſt dieſer Menſch?

Kerkermeiſter.

Gnädiger Herr Graf, es iſt der Bruder des Verbrechers, der da drinnen ſitzt. Man erlaubt den Gefangenen gewöhnlich in dieſer Halle ihre Verwandte und Freunde zu ſehen, der Menſch bat mich ſo, und da konnt' ich es ihm nicht verweigern. Verzeiht!

Oristano.

Das iſt der Schändliche, wie konnt' er es wagen? Kann der Schlummer ſeine milden Flügel über einem ſolchen Menſchen ausbreiten? — Was für ein Grund führt ihn hieher? — Er hat doch nicht etwa gar mit dem Gefangenen geſprochen?

Kerkermeiſter.

Nein, gnäd'ger Herr! Aber wenn Ihr ihn dieſe Nacht hättet ſehen können, ſo wie wir ihn geſehen haben. — Mein Gott! das Herz rührt ſich bey jedem Menſchen. Ihr hättet ihm gewiß ſeine Bitte auch nicht verweigern können.

Oristano.

Was verlangte er denn?

Kerkermeiſter.

Nichts als daß man ihm erlaube, hier auf den Stufen zu dem Gefängniß ſeines Bruders liegen zu dürfen. Wir wollten eben die Thore ſchließen, als er kam, blaß, zitternd, mit Schweiß bedeckt. Mein Knecht ſtieß ihn zurück, er flehte mit Thränen im Auge. Ich weiſe ihn auch zurück, er wirft ſich vor mir auf ſeine Knie, keine Drohungen, nicht einmal der Stock vermochten etwas gegen ihn, er ſtürzt herein in die Halle, wirft ſich hier auf die Thürſchwelle, ruft: »Ich bleibe hier, ich will vor ihm ſterben!« wälzt ſich gleich einem Wahnſinnigen auf den Boden, und verlor ſeine Beſinnung. Ich bin's wohl ſchon etwas gewohnt, unerbittlich zu ſeyn, aber bey dem hab' ich's doch nicht zu Wege gebracht, ich ließ ihn liegen. Die ganze Nacht lag er hier, und Seufzer drängten ſich auf Seufzer, endlich wurde er ſtille, die Mattigkeit mag ihn wohl überwältigt haben. Er ſchläft ſo feſt, und Todesähnlich, daß ihn mein Knecht eben erſt nicht erwecken konnte.

Oristano.

Entfernt Euch jetzt (der Kerkermeiſter und Knecht gehen ab.) Gott! welch ein Dunkel, er ſelbſt liefert ſeinen Bruder auf das Schaffot, und liegt doch verzweifelnd hier an der Schwelle ſeines Gefängniſſes. Allwiſſender! lehre du mich, in dieſen Abgrund einzudringen, und welcher iſt wohl tiefer und unergründlicher als das menſchliche Herz!

Vierter Auftritt.

Oristano. Fernando. Pietro.

Pietro
(mit einem dumpfen Schrey erwachend).

Hu! — Er ſtirbt.

Fernando.

Er erwacht.

Pietro.

Gnade! Barmherzigkeit! Er iſt unſchuldig.

Oristano.

Was ſpricht er.

Pietro
(erſchreckt aufſpringend).

O Himmel! Ich — ich! — Hört mich, haltet ein! Haltet ein! (Er reibt ſich die Augen, und blickt um ſich.) Wo bin ich? — Nein, nein, es iſt nicht wahr, ich träumte.

Oristano.

Elender!

Pietro.

Ach hier iſt er, er iſt's! (Er wirft ſich zu des Grafen Füßen.) Mächtiger Sterblicher! Von dem ſein Schickſal abhängt, hört mich — Laßt mich an ſeiner Statt in den Kerker werfen. Hundertmahl ſchuldiger als er gebe ich gerne mein Leben für das ſeinige. Mir legt Ketten an — feſt, kurz — an Händen und Füßen, aber ihm gönnt wenigſtens ſo viel Freyheit, daß er wieder ſehen könne — — (hält plötzlich inne.) O meine Mutter — o mein Gott — ſie liebt ihn wohl mehr als mich, er iſt auch ihrer Liebe weit würdiger. O erlaubt, daß er hingehe und ihre Thränen trockne, und ihren Segen empfange. Er bedarf ja nur weniger Augenblicke dazu. — Ich, ich bleibe indeſſen als Geiſel hier für ihn zurück, ich hebe meine Hände zum Himmel empor, und ſchwöre Euch, daß er wieder kommt, und dann ſterben wir mit einander.

Oristano.

Wahnſinniger! Deine Reue kömmt zu ſpät, fruchtlos fließen deine Thränen.

Pietro.

O! Ihr könnt in meinem Herzen nicht leſen, Gott allein durchſchau't es, er allein kann mich richten.

Oristano.

Was ſagſt du da?

Pietro.

Die Gerechtigkeit fodert Blut, nehmt das meinige.

Oristano.

Genug! (will ſich einige Schritte von ihm entfernen.)

Pietro

(klammert ſich an ſeine Kleider).

Hört — hört mich ums Himmelswillen, nehmt mein Leben, und rettet Lorenzo.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Kerkermeiſter und Kerkerknecht.

Kerkermeiſter

(tritt ein, ſagt Fernando Etwas in's Ohr, und geht nach des Grafen Antwort wieder ab).

Fernando.

Herr Präſident, die Mutter iſt hier.

Oristano.

Laßt ſie kommen. (zum Kerkermeiſter) Bringt dieſen Menſchen auf eure Kammer, und bewacht ihn wohl. (Zum Kerkerknecht.) Du gehe zu dem Gefangenen, Beyde werden hiehergebracht, wenn ich klingle.

Pietro.

Habt Mitleid!

Oristano.

Fort!

Kerkermeiſter.

Folgt mir (mit Pietro durch die Hauptthüre ab. Der Kerkerknecht geht in Lorenzo's Gefängniß.)

Sechster Auftritt.

Oristano. Fernando.

Oristano.

Setzt Euch, und bereitet das Protokoll. Habt Ihr auch das unglückſelige Mordinſtrument bey Euch, womit das Verbrechen begangen wurde?

Fernando.

Ja Herr Graf! (er zieht einen Dolch aus dem Sacke hervor, und legt ihn auf den Tiſch unter ein Papier, dann legt er ſich Papier zurechte.)

Oristano

(geht im Vordergrunde auf und ab).

Das Herz einer Mutter öffnet ſich, und vertrauungsvoll. Es kann kein Geheimniß bewahren, wenn es die Kinder in Gefahr ſieht. Heilige Menſchlichkeit flöße mir deine rührende Beredſamkeit ein, und wenn es mit dir, o Gerechtigkeit! vereinbarlich iſt, o ſo laß mich mehr den Vater als den Richter dieſer Unglücklichen ſeyn!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Theodora.

Fernando
(tritt Theodoren entgegen, um ſie zu unterſtützen).

Theodora.

Gerechter Himmel, an welchen Ort des Schreckens hat man mich geführt? O ſagt mir, ſeufzt vielleicht hier in dieſen Gemächern des Jammers mein unglücklicher Sohn?

Oriſtano.

Laßt Euch durch dieſe finſtern Mauern nicht beunruhigen. Wohl zückt die Gerechtigkeit hier ihr Racheſchwert über den Verbrecher, aber auch die Milde iſt darum nicht verbannt.

Theodora.

Mit wem ſoll ich hier ſprechen?

Fernando (auf Oriſtano).

Mit dem Herrn Grafen Oriſtano. Wendet Euch mit ganzem Vertrauen an ihn.

Theodora.

Herr Graf! Mein Schickſal ruht alſo in Euren Händen, habt Mitleid mit einer unglückſeligen Mutter.

Oristano.

Ich habe in Erfahrung gebracht, daß Ihr rechtſchaffen und unglücklich ſeyd! — O warum hab' ich Euch nicht früher kennen gelernt, mein Rath und meine Freundſchaft würden vielleicht viel Uebles verhindert haben.

Theodora.

Es iſt noch Zeit, mir die größte der Wohlthaten zu erweiſen. Edelmüthiger Mann, rettet mein Kind!

Oristano.

Ihr ſelbſt könnt dabey das Beſte thun, ſteht mir bey, ihn zu einem aufrichtigen Bekenntniß zu bewegen, in welchem ich eine Verminderung ſeiner Schuld erblicke, und ich will Alles für ihn thun. Allein — ſeine Schuld iſt groß.

Theodora.

Vielleicht würdet Ihr ihn weniger haſſen, weniger für ſchuldig halten, wenn Euch die Beweggründe bekannt wären, welche den Unglücklichen zu dieſem Schritte trieben. — Doch was ſag' ich, es iſt ja noch Zeit, ſein Fehltritt kann ja noch gut gemacht werden, und ſeine Reue hat gewiß auch ſchon den Flecken aus ſeiner Seele gewaſchen. (Sie reicht Oristano die Börſe.) Hier Herr Graf iſt das Gold, welches ihn ſträflich machte, —

auf welche Art er es einem Andern auch abnahm — denn ich kenne die ſchrecklichen Nebenumſtände nicht, — hier iſt es. Die Börſe iſt unberührt, man kann ſie ſogleich ihrem rechtmäßigen Eigenthümer zuſtellen. — So wird es doch möglich ſeyn, von der Gerechtigkeit Gnade zu erhalten.

Oriſtano.

Börſe? — Gold? Was ſprecht Ihr davon? Ich kenne dieſe Börſe, allein ſie ward Niemanden genommen, jener, der ſie erhielt, hat ſie auf weit ſchändlichere Art, leider *verdient*, und Lorenzo's Verbrechen iſt ein größeres, unverzeihlicheres.

Theodora.

Ihr gebt mir den Tod. — Alſo nicht dieß Gold — Was denn? — Was hat Lorenzo gethan?

Oriſtano.

Ihr fragt, alſo habt Ihr gar keinen Verdacht? Kein Anzeichen? Habt Ihr nie ſeine Stirne umwölkt geſehen? Schlug Euch das Herz im Mutterbuſen nie heftiger, von der ſchrecklichen Ahnung bewegt, daß Lorenzo ein Verbrechen begangen habe?

Theodora
(an allen Gliedern bebend).

Barmherziger!

Oriſtano.

Faßt Euch nur, ich kann Euch leider dieſe Fragen nicht erſparen. Was that er ſeit zwanzig Tagen, wo befand er ſich in der Nacht des fünften Aprils?

Theodora.

Ich kann nicht —

Oristano.

Um welche Stunde ging er aus? Wann kam er zurück?

Theodora.

Herr Graf! — verzeiht — der Schmerz — mein Gedächtniß!

Oristano.

Beſinnt Euch, und antwortet mir, ich bitte Euch darum. Am Morgen dieſer ſchrecklichen Nacht, wie fandet Ihr ihn, war er blaß, verſtört? wich er Eurer Mutterzärtlichkeit nicht aus?

Theodora.

Erlaubt Herr Graf, daß ich Athem gewinne. (auf ihre Bruſt deutend) Hier preßt es.

Oristano.

Laßt Euch Zeit. — Setzt Euch! (er führt ſie zu einem Stuhl, wo ſie ſich ſetzt) aber antwortet mir aufrichtig.

Theodora
(nach einer Pauſe).

Himmel! wie iſt es möglich, daß man Euren Augen, Herr Graf! eine Nacht mit ſo ſchwarzen Farben vormahlt, welche ſich von den übrigen, die ich mit meinen Kindern verlebte, nicht im Geringſten unterſchied. Die Nacht des fünften Aprils war für uns von nichts Außergewöhnlichem begleitet, und ſeit mir Gott meine Söhne geſchenkt hat, verfloß kein Tag und keine Nacht, mit Ausnahme der ſchrecklichen heutigen, an welchem mein Erwachen nicht durch ihre Liebkoſungen verſüßt, und mein Schlummer durch ihre kindliche Treue bewacht worden wäre.

Oristano.

Das Verbrechen wurde aber doch in dieſer Nacht verübt.

Theodora.

Es erfüllt mich mit Beben, Herr Graf. Von welchem Verbrechen redet Ihr?

Oristano.

Unglückliche Mutter, ich muß dir das Herz zerfleiſchen, meine grauſame Pflicht gebietet es mir. — Wißt Theodora, Euer Sohn Lorenzo iſt als Moneros Mörder angeklagt.

Theodora.

Das alſo? — Nun bin ich ruhig.

Oristano.

Wie?

Theodora.

Ich zitterte vor dem Gedanken, daß das Elend und der Mangel meinen Sohn zu einer entehrenden ſtrafwürdigen Handlung verleiten konnten (mit Würde) aber ein Mörder? Nein, das iſt Lorenzo nicht. Welcher Elende konnte ihn einer That anklagen, von welcher gewiß auch nicht der Gedanke jemals in ſeiner reinen Seele entſtand? — Die Rache des Himmels wird auf den verleumderiſchen Ankläger fallen, und die Unſchuld ſchützen. Nun bin ich ganz ruhig, Herr Graf, ganz ruhig.

Oristano.

Arme Mutter. — Er ſelbſt hat das Verbrechen geſtanden.

Theodora.

Wer hat geſtanden? ich verſteh' Euch nicht.

Oristano.

Lorenzo.

Theodora.

Lorenzo?

Oristano.

Und ſein Ankläger —

Theodora.

Nennt mir dieſes Ungeheuer.

Oristano.

Sein Nahme erfüllt mich mit Grauen.

Theodora.

Erklärt mir, bey dem Himmel beſchwör' ich Euch.

Oristano.

Sogleich! (er geht zum Tiſch, und klingelt zwey Mahl.)

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Pietro; Lorenzo (in Feſſeln.) Sbirren. Antonio. Lucia. Zeugen zum Verhör.

Oriſtano.

Hier ſind Eure Söhne. Wenn du ſie liebſt Mutter, ſo befiehl Ihnen, ſich zu vertheidigen. Es hängt vielleicht nur von ihnen ab, ſich von dem Verdachte zu reinigen.

Theodora.

Wo bin ich? — Hör' ich recht? —

Oriſtano

(zu Pietro und Lorenzo, welche mit zur Erde geſenkten Blicken da ſtehen).

Und Ihr Pietro, Lorenzo! blickt auf, und ſeht die thränenvollen Blicke Eurer unglücklichen Mutter.

(Pietro und Lorenzo verhalten ihre Geſichter mit beyden Händen, und wenden ſich ab.)

Theodora.

Grauſame! Ihr wendet Euch von mir?

Pietro.

Mutter!

Lorenzo

(ſinkt auf ſeine Knie.)

O ſegne mich Mutter! o ſegne deinen Sohn!

Theodora.

Dich ſegnen? — Und hier? — an dieſem Orte — mit Ketten beladen.

Lorenzo

(ſtützt ſein Haupt auf ſein Knie.)

Zu viel! zu viel!

Theodora.

Zerfleiſche mir das Herz ganz. — Haſt du dieſe Ketten verdient? — Antworte!

Lorenzo

(ſteht auf, und wendet ſich).

Lebe wohl!

Theodora.

Halt! (ſie umklammert ihn). Ich hab' dich wieder gefunden, nun entwindeſt du dich dieſen Armen nicht mehr.

Pietro.

Ich vergehe.

Theodora.

Rede mein Sohn, mein Lorenzo rede! Du weißt ja, meine Zärtlichkeit iſt unfähig, dein Schickſal noch durch Vorwürfe zu erſchweren, ich hab' nur Mitleid und Thränen für dich. — Sage mir, iſt es wahr — iſt es möglich — biſt du ſchuldig? Haſt du ein Verbrechen begangen?

Lorenzo.

Frage mich nur, ob ich dich, liebe Mutter — ob ich bereit bin, mein Leben für dich zu laſſen, und ich will dir Antwort und Beweis mit einem Mahle geben.

Theodora.

Was ſoll mir das armſelige Leben, wenn ich dich nicht mehr habe. Lorenzo, ich erwarte den Todesſtreich von deinem Munde. — Biſt du ſchuldig?

Lorenzo (ſchweigt).

Theodora.

Deine Bruſt bewegt ſich fürchterlich, und kalter Schweiß rinnt von deiner Stirne. — Lorenzo, im Nahmen des Himmels, rede! Sieh' den Schmerz deiner Mutter.

Lorenzo (ſchweigt).

Theodora.

O gräßliches Schweigen! (zu Pietro). Und du, deſſen Schluchzen ich vernehme, du, der meinem Herzen nicht minder theuer iſt, mein Pietro, was thuſt du? warum vertheidigſt du deinen Bruder nicht?

Pietro.

Mutter! Auf mich wirf deinen ganzen Zorn, mir gib deinen Fluch.

Theodora.

Du ſprichſt im Wahnſinn.

Pietro

(wirft ſich auf ſeine Knie.)

Ich bin —

Theodora.

Gott!

Pietro

(ſchrecklich lachend).

Ha! ha! ha! ich bin —

Oriſtano.

Er iſt Lorenzo's Ankläger.

Theodora.

Lorenzo ein Mörder — Pietro ſein Angeber! — Meine Kinder (zu Pietro) Widerrufe! — Sohn des Unglücks! Widerrufe! die Welt könnte glauben, es gebe ſolche Ungeheuer.

Pietro.

Ja, ich bin ſein Ankläger, und wär' ich's nicht, ich würd' es noch einmahl werden.

Lorenzo.

Verzeih' ihm Mutter!

Theodora.

Iſt die Welt aus ihren Fugen getreten. — Hat die Natur ihre Rechte verloren? Und du warſt es, du, der mir dieſes Gold brachte? Nimm es zurück Entſetzlicher, und gib mir Lorenzo wieder.

Pietro

(fällt vor ihr auf ſeine Knie).

Behaltet das Gold, damit Ihr lebt, Mutter.

Theodora

(ſtößt ihn zurück. Während dem ſpricht der Kerkermeiſter leiſe mit Fernando.)

Oristano.

Undurchdringliches Geheimniß, es geht über menſchliche Kräfte, dich zu erforſchen!

Fernando.

Herr Graf, ſo eben berichtet mir der Kerkermeiſter, daß ein Gefangener dieſen Morgen ihm geſagt habe: Lorenzo ſey unſchuldig an dem Verbrechen, deſſen man ihn beſchuldigt, dieſer Gefangene muß ihn kennen, und kann vielleicht nützliche Aufſchlüſſe geben. Wollt Ihr erlauben, daß man ihn kommen laſſe?

Oristano

(gibt dem Kerkermeiſter einen Wink).

Auf der Stelle.

(Kerkermeiſter ab.)

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen, dann Tristano (in Ketten.)

Lorenzo

(mit einem Blick zum Himmel).

Laß es bald enden, o Herr!

Oristano
(erblickt den eintretenden Tristano).

Ein ſolcher Böſewicht zeigt zu ſeinen Gunſten! (zu Tristano) Tritt näher! dein Nahme?

Tristano.

Tristano.

Oristano.

Du biſt vieler Verbrechen angeklagt.

Tristano.

Möglich.

Oristano.

Sagteſt du dieſen Morgen, daß Lorenzo an Monero's Morde unſchuldig ſey? (Tristano ſchweigt.) Sagteſt du das? Antwort'!

Tristano (frech).

Nun, nur Geduld! — — Ja, ich hab's geſagt.

Oristano.

Du kennſt ihn alſo?

Theodora.

Nein, mit *dieſem* Menſchen hatte mein Sohn nie Bekanntſchaft.

Oristano.

Geduld liebe Frau. Laßt ihn antworten. — Iſt dir der Angeklagte bekannt?

Tristano.

Nein.

Oristano.

Wie konnteſt du alſo wiſſen, daß er unſchuldig ſey, und wo iſt der Schuldige?

Tristano.

Weiß es nicht.

Oristano

(zu Theodora).

Eure Familie und jene Moneros waren feindlich gegen einander geſinnt?

Theodora.

Wir haben die Monero's nie gehaßt, wohl aber ſie uns. Ach Gott, dieſe Familie war Schuld an all unſerem Elend. Dennoch aber hat mein Sohn gewiß keine ſo grauſame Rache genommen.

Oristona.

Antonio! Du ſagteſt mir dieſen Morgen, der Angeklagte ſey am Abend des 5. Aprils ausgegangen, um ſich zu Signore Monero zu begeben.

Antonio (zitternd).

So iſt es.

Oristano (zu Lorenzo).

Erinnert Ihr Euch dieſes Umſtandes?

Lorenzo.

Ja.

Theodora.

Herr Graf, das geſchah auf meinen Befehl. Ich ſandte durch ihn einen Brief an Signore Monero, um ihn zu bitten, ſeiner Verfolgung endlich einmahl ein Ziel zu ſetzen. Nur mit Mühe und durch Bitten gelang es mir, meinen Sohn zu dieſem Schritte zu bewegen.

Oristano

(nimmt den Dolch unter den Papieren hervor, und hält ihn Lorenzo plötzlich vor).

Kennt Ihr dieſen Dolch?

Lorenzo (überraſcht, ſchnell antwortend).

Nein.

Oristano.

Und doch wurde dieſer bey dem Ermordeten gefunden. (Zu Tristano) Und du, der du den Mörder zu kennen vorgibſt, gehört dieſe Waffe ſein?

Tristano.

Weiß es nicht.

Oristano.

Beharrſt du darauf, daß Lorenzo ſchuldlos ſey?

Tristano.

Ich habe nichts zu ſagen, Eure Sache iſt es, die Wahrheit zu entdecken.

Oristano.

Der an einem der achtungswertheſten Bürger von Piſa verübte Mord war ſo ſchändlich, daß er die ganze Strenge der Geſetze aufruft. — Tristano, viele und große Verbrechen habt' ihr begangen, allein ich kann, ich will bey dem Herzog für Euch bitten, daß er Eure Strafe mildert, aber redet, ſagt Alles, was ihr wißt, in wenigen Stunden iſt vielleicht nicht mehr Zeit dazu. Lorenzo geht zum Schaffot.

Theodora (wirft ſich zu Tristano's Füßen).

Menſch! im Nahmen deſſen, was dir noch heilig iſt, kläre auf dieſes ſchreckliche Geheimniß, du biſt eben ſo ſehr, als ich davon überzeugt, daß Lorenzo unſchuldig iſt, nenn' uns denjenigen, der das Verbrechen begangen hat?

Tristano (will ſich von Theodoren losmachen, und wendet die Blicke ab).

Winſeley und kein Ende!

Theodora.

Nein, ich laſſe dich nicht, ich hänge mich an deine Ketten.

Tristano

(ſich losmachend und ſehr keck vortretend).

Laßt mich! Ruhe will ich haben! Herr Präſident! Ihr wollt bey dem Herzoge für mich Gnade erflehen — ich brauch's nicht. — Hier hab' ich Nichts mehr zu hoffen, aber dort oben möcht' ich mir wohl noch eine kleine Stufe bauen, welche über meine Verbrechen hinausragt, und — vielleicht kann ich es durch dieſe That.

Oristano.

Was hat er vor?

Tristano.

Ich bin Eurer Kerker müde, ich bin des Lebens ſatt — der Tod? — ein Hauch! Wohlan denn, dieſen drey Menſchen kann mein Geſtändniß noch helfen. — Einen hab' ich gemordet, Einen rett' ich vom Tode, das wird der Himmel ja wohl abwägen, und mir gnädig seyn. — Frau! umarme deinen unſchuldigen Sohn, ich bin Monero's Mörder! Und wenn du einen Blick des Dankes zum Himmel ſendeſt, ſo ſende auch einen der Bitte für mich hinauf. — So — jetzt iſt mir leichter — führt mich fort, in dieſer Stimmung möcht' ich enden. (Wird abgeführt.)

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen ohne Tristano, Kerkermeiſter und Sbirren.

Theodora (umſchlingt ihre beyden Söhne).
Meine Kinder! warum führtet Ihr dieſen grauſamen Streich auf mein Herz?

Pietro.

O Mutter, gab es denn noch ein Mittel, dich vom Hungertode zu retten als unſere Ehre zu verkaufen? Ohne Arbeit, ohne Brot, von der ganzen Menſchheit verlaſſen, ſahen wir dich langſam ſterben, als wir den Aufruf laſen, welcher dem Angeber des Mörders Monero's tauſend Goldſtücke zuſichert. Da ſahen wir einander an, ich und mein Lorenzo, wir verſtanden uns durch einen Blick, und ſtürzten einander in die Arme. Jeder von uns war eiferſüchtig auf das Glück für ſich ſterben zu können. Wir kamen endlich überein, daß das Los entſcheiden ſollte, und es entſchied dahin, daß Lorenzo ſein Blut verſpritzen und ich dieſes Blut verkaufen ſollte. Wir thaten ſchnell, was uns die höchſte Noth befahl.

Theodora.

Grauſame Kinder! — Solche Liebe! — Mein Lorenzo — mein Pietro. Hieher ſeht, ihr Mütter! hieher! — Welche kann ſich rühmen, ſolche Kinder zu haben? — (mit freudigem Stolze) Ich — ich bin ihre Mutter! — (kniet nieder und faltet die Hände). Du wirſt ſie lohnen — deinen Segen auf ihr Haupt!

Oristano.

Was gäb' ich nicht darum, ihr Vater zu ſeyn! Da mir die Natur dieſen ſüßen Nahmen ganz verſagt hat, ſo gebe mir ihn die Liebe. Ihr werdet Euch nicht weigern, mir dieſe Liebe zu ſchenken, wenn ich Euch meine Arme öffne, und Euch vor dem Geſetze als meine Söhne erkenne. Mein Herz fühlte ſich ſchon damahls zu Euch hingezogen, da es Euch noch ſtrafbar glauben mußte. Jetzt, da es Euch unſchuldig und tugendhaft findet, ſchlägt es Euch doppelt entgegen! — Die Ihr im Unglücke bewundernswerth waret, bereitet Euch nun auch das Glück würdig zu tragen.

(Gruppe. Der Vorhang fällt.)

Ende des Drama's.

Zwey Freunde und ein Rock.

Poſſe in einem Akt, nach einem franzöſiſchen Vaudeville.

Aufgeführt auf dem k. k. priv. Theater an der Wien.

Perſonen.

Carl Fild, ein Muſiker.
Ernſt Marke, ſein Freund.
Sirding, ein Kaufmann.
Fleck, ein Schneider.
Scharf, ein Gerichtsdiener.
Frau Rix, Inhaberinn eines [redacted]wirthshauſes.
Michel, Aufwärter.
Einige Gerichtswachen.

6 1/2

Die Scene iſt in einer Hauptſtadt.

(Zimmer mit einer Mittel- und zwey Seiten-Thüren, welche mit den Nummern 13 und 14 bezeichnet ſind, einigen Stühlen und einer Staffeley, — in einem Einkehrwirthshauſe.)

Erſter Auftritt.

Frau Rix und Sirding.

Frau Rix

(tritt die erſte bey der Mittelthür ein, bey welcher ſie ſtehn bleibt und ſie offen hält.)

Nur hier herein, Euer Gnaden.

Sirding.

Ich bin kein gnädiger Herr, nur ein ſchlichter Kaufmann.

Fr. Rix.

Ah, das iſt jetzt ein Stand, der alle Achtung und Aufmerkſamkeit verdient, in meinem Hauſe ſoll's daran nicht fehlen. Der Gaſthof bey der Verſchwiegenheit iſt einer der renommirteſten in der ganzen Stadt, und noch kein Paſſagier hat ſich beklagen können.

Sirding.

Schon gut, Frau Wirthinn.

Fr. Rix.

Werden Euer Gnaden lange hier bleiben?

Sirding.

Das hängt von den Umſtänden ab.

Fr. Rix.

Ah, ich begreife ſchon — Euer Gnaden haben vermuthlich hier Etwas anzuſuchen?

Sirding.

Nein, Gott ſey Dank!

Fr. Rix.

Oder wollen einige Zeit die Vergnügungen der Hauptſtadt genießen?

Sirding.

Im Gegentheil, ich will den Vergnügungen Anderer ein Ziel ſtecken. — Doch was kümmert Sie das, weiſen Sie mir mein Zimmer an.

Fr. Rix.

Bitte tauſend Mal um Verzeihung. — Wollen Euer Gnaden dieſes hier Nro. 13, iſt ein großes bequemes Zimmer, wenn ſie nicht etwa der Nummer wegen Anſtand nehmen.

Sirding.

Wie ſo?

Fr. Nix.

Ja, es gibt Leute, welche gegen die Zahl 13 ein Vorurtheil haben.

Sirding.

Ha ha ha! mir iſt eine Nummer wie die andre.

Fr. Nix.

Das Zimmer iſt auch wirklich ſehr ſchön, und eines meiner vortrefflichſten Betten befindet ſich darin, drey Matratzen, fünf Polſter mit Eiderdunen gefüllt.

Sirding.

Das iſt viel zu viel für mich; laſſen Sie immer die Hälfte wegräumen. — Sagen Sie mir noch, wer wohnt denn dort in jenem Zimmer? ich kenne immer gern meine Nachbarn.

Fr. Nix.

Dieſes Zimmer bewohnt ein junger, äußerſt liebenswürdiger Menſch; er iſt ein Künſtler, und nennt ſich Carl Fild. Seit einiger Zeit theilt er dieß Gemach mit einem Freunde, auch ein recht braver und honnetter junger Mann. Dieſe Nachbarſchaft wird Ihnen kein Mißvergnügen verurſachen.

Sirding.

Nun, recht gut.

Fr. Nix.

Darf ich fragen wo Euer Gnaden Ihre Coffres gelaſſen haben? ich will ſogleich —

Sirding.

Ich habe keine Coffres, meine ganze Bagage iſt in dieſem Nachtſack.

Fr. Rix (bei Seite).

Hm, hm! Das iſt nicht gar viel.

Sirding.

Das Einzige, worum ich Sie bitte, iſt, daß Sie mir ſogleich einen Aufwärter ſenden, der mir da meinen Rock ausbürſtet, es iſt der einzige, den ich bey mir habe, und ich muß gleich ausgehen.

Fr. Rix.

Auf der Stelle. (Geht bis ~~zur Thüre, kehrt aber nochmal um~~) Ja, was ich bald vergeſſen hätte. Wollen Euer Gnaden ſo gefällig ſeyn mir Ihren Nahmen zu ſpendiren, damit ich ihn ſogleich eintragen kann.

Sirding.

Peter Sirding.

Fr. Rix.

Nun ſo hab' ich die Ehre, mich indeſſen tauſend Mal zu empfehlen. Den Burſchen mit der Bürſte werd' ich gleich herauf ſchicken.

Sirding.

Adieu!

Fr. Rix (kehrt um).

Wenn Euer Gnaden Etwas zu befehlen haben, ſo dürfen Sie nur an der Glocke läuten, die draußen auf dem Gange iſt, dem Hausknecht einmahl, dem Zimmerkellner zweymahl, dem Stubenmädchen dreymahl.

Sirding.

Schon gut! Adieu! Adieu!

Fr. Rix

(kehrt noch einmahl um).

Wenn Euer Gnaden eine Klage haben, ſo bitte ich ſich nur an mich ſelbſt zu wenden, ſoll ſogleich Allem abgeholfen werden, dafür bin ich bekannt, unterthänigſte Dienerinn Euer Gnaden, wünſche gute Geſchäfte, empfehle mich vielmahls. Mittags iſt bey mir table d'hote, Punct zwey Uhr wird ſervirt. (Geht ~~mit Bücklingen ab.~~)

Zweyter Auftritt.

Sirding (allein.)

Die hat den Mund nicht umſonſt, das muß man ihr laſſen. — Da wär' ich alſo nun in ~~der Hauptſtadt~~. Ich will hoffen es wird nicht große Mühe koſten die Wohnung meines Herrn Neffen zu entdecken. — Hat man eine ſolche Aufführung im Leben geſehen? — Verläßt der Burſche mit einem Male das Haus und das Comptoir meines Freundes Schmalberg und iſt verſchwunden. — Nein, das geht zu weit. (er ~~zieht~~ einen Brief hervor.) Ich kann's kaum glauben, muß den Brief meines Freundes noch einmahl leſen. (lieſt.) »Ich melde dir in Eile, daß dein Neffe ſeit drey Tagen mein Haus verlaſſen hat. Ich weiß nicht wo er ſich gegenwärtig aufhält; aber aus der Stadt iſt er nicht gekommen, das hab ich erfragt. Ich kann mir dieſes ſchnelle Verſchwinden nicht erklären, und weiß nur, daß er einen Wechſel auf 1000 Gulden ausgeſtellt hat, welcher zu Ende dieſes Monats fällig wird. Ich glaube dieſe Schuld iſt die Urſache ſeines Verſchwindens. Mach' dich alſogleich auf den Weg, lieber Freund, und komm ſobald möglich hierher, um noch tolleren Streichen vorzubeugen. Dein Schmalberg.«

(Knittert den Brief zornig zuſammen.)

Ich bin gekommen! — Wart Burſche, das ſoll dein letzter toller Streich ſeyn; wenn ich dich finde, ſo ſoll deine Tollheit gewiß ein Ende nehmen. Mit dem erſten Schiffe muß mir der Spitzbube fort. — Aber der Aufwärter bleibt auch ſo lange mit der Bürſte, und ich habe keine Zeit zu verlieren. Horch, Wortwechſel ſchallt dort aus jenem Zimmer. — Man zankt — Was gehn mich fremde Verdrüßlichkeiten an, ich habe an meinen eigenen genug. (Er geht in ſein Zimmer.)

Dritter Auftritt.

Carl Fild. Ernſt Marke.

Carl.

Nein, das iſt zu viel!

Ernſt.

Aber ſo höre mich doch nur Brüderchen, was hab ich denn auch gethan?

Carl.

Was du gethan haſt: Du biſt der tollſte Menſch, den ich in meinem Leben geſehen habe.

Ernſt.

Iſt das ein Geſchrey, daß ich die einigen Kleider verkauft habe —

Carl.

Wenn du doch nur wenigſtens Eines für mich zurückbehalten hätteſt.

Ernſt.

Die wahre Freundſchaft theilt Alles, bediene dich des meinigen; es iſt wahr, es wird dir ein bischen knapp ſeyn —

Carl.

Da ſcherzt er auch noch.

Ernſt.

Alſo ernſthaft. Sieh, dadurch, daß ich alle Kleider verkauft habe, haben wir an Sicherheit ſehr gewonnen — den Einen Rock, den wir noch beſitzen, zieht bald der Eine an, bald der Andre, derjenige nun, der keinen an hat, muß zu Hauſe bleiben, und wir ſind ſicher, daß unſre Effekten gut bewacht ſind.

Carl.

Aber du trauriger Spaßmacher, was kann man uns denn nehmen, wir haben ja nichts?

Ernſt.

Rechneſt du meinen Farbenkaſten, die fundamental-Baſis unſers künftigen Glücks, für nichts?

Carl.

Schweige einmahl, du allein biſt Schuld, daß ich mich in der größten Verlegenheit befinde.

Ernſt.

Ich? — der ich Alles zum Beſten gewendet habe? Undankbarer! Kann ich dafür, daß uns das Schickſal Eine Seele, und doch zwey Körper gegeben hat? Und wer von uns Beyden iſt denn bey der ganzen Geſchichte am Schlimmſten daran? Ich, ich allein, du bliebſt bis 9 Uhr im Bette liegen, um ſieben Uhr ſchon kam Frau Rix herauf und begehrte von mir die 40 Gulden, die wir ihr als Wohnungsmiethzins für den verfloſſenen Monat ſchuldig ſind. Ich verſprach ihr, daß ſie bis 8 Uhr ihr Geld ſicher haben ſoll, ich wollte deinen ſüßen Schlummer nicht ſtören. — Ein Jude geht vorüber, ich rufe ihn herauf, zeige ihm die einigen Kleider, welche eben nicht in der Blüthe ihrer zarteſten Jugend ſind, und ſchon einige Offenherzigkeiten blicken laſſen, er bietet mir 50 fl., ich nehme ſie, trage ſie der Frau Rix hinab, und ſo ſind wir ohne Unruhe.

Carl.

Und ohne Rock! Ich wiederhole es dir noch einmahl, das iſt ſchändlich!

Ernſt.

Schändlich? — Da haben wir die Uebertreibung. — Bedenke doch, es war ein ſehr guter Handel.

Carl.

Einen guten Handel nennt er das, wenn er einen Frack, einen Kaput, zwey Beinkleider und ſechs Weſten für 50 fl. verkauft. Die Kleidungsſtücke haben mich wenigſtens 400 fl. gekoſtet.

Ernſt.

Geh weg, du ſpaßeſt.

Carl.

Du glaubſt es nicht, willſt du den Conto des Schneiders Fleck ſehen?

Ernſt.

Nun und was beweiſt der — iſt er bezahlt?

Carl.

Du weißt ja doch, daß man ohne Geld nicht bezahlen kann.

Ernſt.

Wohlan, ſo verwerf' ich dieſen Beweis.

Carl.

Du hätteſt auf jeden Fall beſſer gethan auf deinem Comptoir ſitzen zu bleiben.

Ernſt.

Pfui, du wirfſt mir deine gaſtfreundliche Aufnahme vor? Schäme dich! — Sieh, mein Onkel gab mich zu ſeinem Freunde, dem Kaufmann Schmalberg, wo ich die Handlung lernen ſollte. — Jch habe aber kein merkantiliſches Genie, ich haſſe alle Spekulationen.

Carl.

Biſt auch nicht glücklich darin, wie du dieſen Morgen bewieſen haſt.

Ernſt.

Jch habe ein bischen Zeichnen gelernt, ich werfe mich alſo mit Gewalt auf die Kunſt, ich verlaſſe Wolle und Jndigo und faſſe den Pinſel — Zu dir eile ich, zu dir, meinem Jugendfreund, reiche dir ein herrliches Bild, vorſtellend Oreſt, wie er ſeinen Freund Pylades um Gaſtfreundſchaft anfleht, und Pylades ſchließt ihn in ſeine Arme und Oreſt —

Carl.

Verkauft dem Pylades ſeine Kleider.

Ernſt.

Du kommſt doch immer darauf zurück. — Sey doch ein wenig Philoſoph. — Glaubſt du denn, wenn du deine Kleider behalten und der Frau Nix ihren Miethzins nicht bezahlt hätteſt, ſie dich für einen Capitaliſten gehalten haben würde? Laß es dir geſagt ſeyn, wenn man auch wirklich in Verlegenheit iſt, ſo muß man es doch nie merken laſſen.

Carl.

Ja freulich, jetzt, wenn ſie mich den ganzen Tag hindurch in Hemdeärmeln ſieht, wird ſie freilich eine höhere Meinung von mir faſſen.

Ernſt.

Und denkſt du denn gar nicht an deinen Stand? Biſt du nicht ein Künſtler, ein Muſiker?

Carl.

Und?

Ernſt.

Du biſt ohne Kleider! — Ganz folgerecht, das iſt der charakteriſtiſche Zug des Talents! Wann hat ein Genie Etwas anzulegen gehabt? — Aber warte Bruder, ich will meinen Fehler wieder gut machen, ich will bey allen unſern Freunden herumgehen und einige Gulden zuſammenzubringen ſehen.

Carl.

Nun ſo geh auch zugleich zu dem Gerichtsbeamten in Hinſicht auf den Wechſel von 1000 fl., den du heute zu bezahlen verſprochen haſt, und wofür ich mich verbürgt habe. Bitte ihn noch zu warten!

Ernſt.

Sey ruhig — ich ſchwör dir's bey allen Muſen, ich bringe Geld — leb wohl!

Carl.

Du gehſt — aber wenn mir indeſſen der Wechſeldiener über den Hals kommt?

Ernſt (lächelnd).

Nun? Was kann dir denn auch geſchehen? Du entſchlüpfſt ihm leicht; denn beym Rockſchoß kann er dich ja nicht faſſen.

Vierter Auftritt.

Carl. Frau Rix.

Fr. Rix
(unter der Thür zu Ernſt).
Unterthänigſte Dienerinn Euer Gnaden!

Ernſt
(macht ihr eine tiefe Verbeugung).
Gehorſamſter Knecht! (und zeigt ihr auf Carl.)

Fr. Rix
(tritt vor und zu Carl).

Das muß wahr ſeyn, ich kenne keinen liebenswürdigern jungen Mann, als Ihren Freund.

Carl.

Sie haben Recht! (mit einem Seufzer) Sehr liebenswürdig!

Fr. Rix.

Heute Morgens um ſieben Uhr traf ich ihn ſchon bey der Arbeit, das iſt muſterhaft. Es war vermuthlich etwas Beſtelltes?

Carl.

Ganz und gar nicht.

Fr. Rix.

Nun deſto lobenswerther iſt ſein Fleiß. — Meine lieben Herren, Sie ſind ſo prompt in Allem was Sie thun, daß es eine wahre Freude iſt. Ich war den Morgen herauf gekommen um — mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen, zufälligerweiſe präſentirte ich Ihrem Freunde Ihre kleine Rechnung — gewiß ohne alle Intention, bloß der Richtigkeit wegen, denn bey ſolchen Herren iſt ja Nichts zu riskiren, aber er ließ mich nicht fort, bis ich die Bezahlung von ihm annahm.

Carl.

Er beſtand alſo darauf?

Fr. Rix.

So ſehr, daß ich fürchten mußte ihn böſe zu machen, wenn ich mich länger weigerte.

Carl (für ſich).

Iſt das ein Menſch! (zu Frau Rix.) Liebe Madame! Er hat hierin nur ganz meiner Meinung gefolgt.

Fr. Rix.

Ja, Sie ſind Beyde ſo noble Herren! Aber jetzt erlauben Sie mir Ihnen zu ſagen, warum ich hier bin. Ich bin ſo frey, Sie um eine große Gefälligkeit zu erſuchen.

Carl.

Reden Sie, ſcharmante Frau Wirthinn, ich ſchätze mich glücklich.

Fr. Rix.

Sie wiſſen wohl, eine Frau allein — ohne Mann — ohne Stütze — beſonders wenn es ſich um Rechtshändel handelt. — Ich bin in einen Prozeß mit meinem

Nachbar, wegen ſeiner Feuermauer verwickelt, ich werde die Ehre haben, Ihnen das ein andermahl ausführlicher zu erzählen. — Ich will eben jetzt zu meinem Anwalt gehen, und da möchte ich Sie wohl bitten, aber Sie müſſen nicht böſe werden — mich zu begleiten.

Carl (für ſich).

Schön! (auf ſeine Hemdeärmel deutend.) Da hat ſie ſich an den Rechten gewendet. (Laut.) Liebe Madam Nix, ich bin untröſtlich — aber — ich — ich kann jetzt nicht.

Fr. Nix.

Wie?

Carl.

Ja ſehen Sie — (Für ſich.) Ich weiß nicht, was ich ihr ſagen ſoll. (Laut) Ich bin — ich erwarte eine Viſite, die ich nicht verſäumen darf. (Für ſich.) Verdammter Ernſt!

Fr. Nix.

Sie ſcheinen etwas verlegen. Verzeihen Sie, aber ich glaube, Sie haben mir nicht den wahren Grund angegeben.

Carl.

Was könnt' ich für einen andern haben?

Fr. Nix.

Man kennt ja die jungen galanten Herren — Ihre Toilette —

Carl (für ſich).

Sollte ſie wiſſen? —

Fr. Rix.

Man will ſo früh Morgens nicht Toilette machen — Aber lieber Himmel! zu einem ſolchen Gang bedarf man derſelben auch nicht. Mein Anwalt wohnt gleich neben an. — Sie bleiben wie Sie ſind, ein Ueberrock genügt.

Carl (für ſich).

Das wäre ſchon recht, wenn ich nur einen Ueberrock hätte. (Laut) Noch einmahl, liebe gute Frau Rix, es thut mir ſehr leid, aber ich habe Ernſten verſprochen, ihn hier zu erwarten, und wenn ich einmahl mein Wort gebe, ſo iſt es mir heilig, auch in den unbedeutendſten Kleinigkeiten. — Ich würde um Alles in der Welt nicht ausgehen, bevor er zurückkommt.

Fr. Rix.

Nun wohl, ſo will ich noch eine halbe Stunde warten, bis dahin wird Ihr Freund ja wohl ſchon zurück ſeyn — aber dann thun Sie mir die Gefälligkeit?

Carl.

Mit Vergnügen, wie geſagt, ich erwarte nur Ernſt. (Für ſich.) Und ſeinen Rock.

Fr. Rix.

Ich werde mir die Freyheit nehmen wieder zu erſcheinen. Unterthänigſte Dienerinn! (Carl will ſie begleiten) Bitte, bemühen Sie ſich nicht. (Sie geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Carl (allein).

Da haben wirs. — Lauter Zufälle, die mir gerade zum Hohn zuſammentreffen. Hat Einer etwas nicht, ſo braucht er's eben am nothwendigſten. — Der verdammte Ernſt iſt im Stande und kommt mir erſt Abends wieder nach Hauſe, und ich kann meinen Arreſt ſo lange verlängern. — Wenn er mir nur wenigſtens Einen Rock gelaſſen hätte, aber Alles zu verkaufen. — Und wenn er nun nach Hauſe kommt, ſo kann ich den ſeinigen nicht einmahl anziehen; denn wir Beyde ſind gar nicht für Ein Kleidungsſtück erſchaffen. — Das iſt doch eine entſetzliche Lage. (Erblickt Sirding, welcher aus ſeinem Zimmer tritt.) Aber ſieh da! ein Fremder!

Sechster Auftritt.

Carl. Sirding.

Sirding.

Verzeihen Sie mir, mein werther Herr Nachbar, wenn ich Ihnen auf einige Augenblicke läſtig falle. Ich bin erſt dieſen Morgen hier angekommen, in dieſem Gaſthofe abgeſtiegen, und hörte, daß mein Nachbar ein ſehr liebenswürdiger junger Mann ſey, dieß zog natürlich den Wunſch nach ſich, Ihre Bekanntſchaft zu machen.

Carl.

Mein Herr, dieſe Artigkeit —

Sirding.

Bedanken Sie ſich nicht; ich bin kein Complimentarius, und ſage Ihnen daher geradezu, ich wünſche mit Ihnen Bekanntſchaft zu machen, um zu ſehen, ob Sie Ihren guten Ruf auch verdienen.

Carl (für ſich).

Wahrhaftig ein Original!

Sirding.

Ich werde mich einige Zeit hier aufhalten, und erſuche Sie, mein werther Herr Nachbar, um Ihre Freundſchaft.

Carl.

Mit Vergnügen — wäre ich von einer ſo angenehmen Nachbarſchaft früher unterrichtet geweſen, ſo würde ich Ihnen ſchon zuvor gekommen ſeyn.

Sirding.

Das iſt hübſch!

Carl.

Wenn ich Ihnen während Ihrer Anweſenheit in irgend Etwas dienen kann, ſo befehlen Sie ~~mit~~ mir. Sie ſind vermuthlich hieher gekommen um die Merkwürdigkeiten und Seltenheiten unſerer Stadt zu beſehen?

Sirding.

Was ich hier ſuche, iſt leider nichts Seltenes — Ich will einen jungen Thunichtgut auffinden, deſſen Wohnung mir nicht einmahl noch bekannt iſt.

Carl.

Da kann ich Ihnen vielleicht beſſere Dienſte leiſten, als irgend ein Anderer. Ich habe viele Bekanntſchaften — (für ſich) beſonders unter Leuten dieſer Gattung.

Sirding.

Deſto beſſer, wir werden uns darüber berathen, und wenn Sie Etwas für mich thun — Herr! ich bin nicht undankbar. — Sie werden ſchon ſehen.

Carl.

Ich bin nicht eigennützig.

Sirding (für ſich).

Der junge Mann gefällt mir. (Laut, indem er ſich im Zimmer umſieht.) Dem Anſcheine nach ſind Sie ein Mahler?

Carl.

Nein, dieß Mahlergeräthe gehört einem Freunde, der bey mir wohnt. Ich verlege mich auf Muſik.

Sirding.

Muſik! Mahlerey! recht ſchöne Künſte, wenn man anders darneben das Nöthige hat.

Carl.

Ja, ſehr einträglich ſind die Künſte nicht, da haben Sie recht, der Geſchmack unſers Zeitalters iſt zu vielbegehrend, zu überſättigt, wenn man nicht ein Albrecht Dürer oder ein Mozart iſt, ſo kann man höchſtens vegetiren. — Die Leute bedenken nicht, was es für Mühe koſtet, auch nur ein mittelmäßiges Werk hervor zu bringen.

Sirding.

Laß einmahl ſehen, was fehlt Ihnen denn, lieber junger Mann, um vorwärts zu ſchreiten? — Genie haben Sie doch gewiß.

Carl.

Wenn auch das nicht, doch Talent und Fleiß.

Sirding.

Das glaub' ich Ihnen gerne; denn Sie ſind beſcheiden. Wenn Sie kein Talent hätten, ſo würden Sie mehr Lärmen machen, das iſt in der Regel, beſonders in der Muſik. — Ich merke ſchon, es fehlt Ihnen ein Protektor, ein Mäcen.

Carl.

Deren gab es nur im alten Rom.

Sirding.

Auch im neuen Deutſchland, lieber Freund, wenn man nur ſo glücklich iſt, ſie zu finden. Hören Sie mich, lieber Freund! ich bin ſchlicht und gerade und mache ein Geſchäft gerne ſchnell und rund ab, darum ſag' ich Ihnen, Sie gefallen mir, und ich will Etwas für Sie thun.

Carl.

Mein Herr, dieſe Güte, ich bin Ihnen fremd. —

Sirding.

Werden uns ſchon näher kennen lernen. Erſparen Sie ſich den Dank, bis ich Ihnen einen Dienſt erwieſen habe. Seyn Sie aufrichtig, was kann ich für Sie thun?

Carl.

Wohlan! Vertrauen für Vertrauen! Mein größter Wunſch wäre, eine Oper, wozu ich Buch und Muſik ſelbſt gemacht habe, auf die Bühne zu bringen.

Sirding.

Nun, und ſoll denn das ſo ſchwer ſeyn?

Carl.

O mein Herr, da erſteigt Einer bey weitem eher den höchſten Berg in der Schweiz, als er die hölzernen Bühnenbreter empor klimmt, ſo lange er noch unbekannt iſt.

Sirding.

Wohlan! da laſſen Sie mich machen, ich habe gute Bekanntſchaften und vielvermögende Freunde.

Carl.

Wie mein Herr, Sie wollten? —

Sirding.

Für Sie thun, was ich kann, und um Ihnen gleich den Beweis davon zu geben, ich habe ſo eben meines eigenen Geſchäftes wegen mit dem Miniſter zu ſprechen, Sie können mich dahin begleiten. (Er ſieht auf ſeine Uhr.) Allons, es iſt keine Zeit zu verlieren! Kleiden Sie ſich ſchnell an und kommen Sie mit mir.

Carl (für ſich).

Da ſteh ich friſch! (Laut) Wie mein Herr, jetzt gleich? —

Sirding.

Was ich thue, thue ich auf der Stelle. — Keine Einwendungen! Es iſt ſchon meine Art ſo.

Carl (für ſich).

Kann man unglücklicher ſeyn, als ich? (Laut.) Eben jetzt — ich bin nicht — wenn Sie ſo gütig ſeyn wollten es nur noch kurze Zeit zu verſchieben.

Sirding.

Warum verſchieben? — Was iſt Ihnen? Sie ſcheinen mir in einer heftigen Bewegung.

Carl.

Sehen Sie, es iſt mir unmöglich jetzt auszugehen. (Setzt ſich.) Mein Kopf — ich habe Froſt —

Sirding.

Ja das glaub' ich, wenn man bey dieſer Jahrszeit in Hemdeärmeln herumgeht, Sie können krank werden — Freundchen, auf der Stelle legen Sie mir einen Rock an — oder — bleiben Sie ſitzen — ich — ſagen Sie mir nur wo Ihre Röcke ſind, ich hole Ihnen einen.

Carl.

Nein, nein! Laſſen Sie nur. (Steht auf.) Mir iſt ſchon beſſer.

Sirding.

Kommen Ihnen öfters ſolche Anwandlungen?

Carl.

Nein, nur ſeit dieſen Morgen. — Es iſt zum erſten Mahle daß ich mich alſo fühle.

Sirding.

Nun das iſt gut. — Ah ſieh da, Sie bekommen Beſuch.

Carl (blickt um).

Mein Kleidermacher.

Sirding.

Machen Sie Ihre Sachen ſchnell mit ihm ab. Binnen zehn Minuten gehen wir.

Carl.

Ganz recht, ich ſtehe zu Befehl.

Sirding (geht in ſein Zimmer ab).

Siebenter Auftritt.

Carl. Fleck.

Carl.

Was bringen Sie mir, lieber Herr Meiſter?

Fleck.

Mich ſelbſt, mein Wertheſter, ſammt meinem unterthänigſten Reſpekt. (Zieht ein Papier aus der Taſche.) Sie wiſſen ja ohnedieß, was mich herführt.

Carl.

Ich? — kann mich nicht beſinnen. (Für ſich.) Leider weiß ich es.

Fleck.

Ey, ey, ey! Können ſich nicht beſinnen? Ich bringe Etwas, was in Ihre Kunſt als Muſiker einſchlägt. (Präſentirt ihm ein Papier) Eine Note.

Carl.

Ja ſo? Sie ſind doch immer witzig, Herr Fleck.

Fleck.

Das ſagen mir alle Kameraden nach, ohne mich zu rühmen. Im ganzen Handwerk nennt man mich nur das witzige Fleckchen. Bin auch deßwegen bey allen hohen Herrn wohl gelitten. Ich witzle ſogar auch auf meine eigenen Koſten. Zum Beyſpiel: als mich neulich der Kaufmann Buxbaum zu ſich holen ließ, und mich fragte, wie viel Tuch ich auf einen Frack begehre, antwortete ich ihm: vier Ellen. Er, darüber erſtaunt, bemerkte, ſein voriger Kleidermacher habe nur drey und eine halbe Elle begehrt. Ich aber, mich ſchnell faſſend, erwiederte: Ja Euer Gnaden, der Andre kann's auch um eine halbe Elle leichter thun, denn ſein Sohn iſt noch viel kleiner als der meinige. Da lachte der Herr von Buxbaum und gab die vier Ellen. Ha ha ha!

Carl (für ſich).

Hol dich der Henker mit deinen Bonmots, die alle ſchon im Vademecum ſtehen.

Fleck.

Damit wir aber auch vom Spaß auf den Ernſt kommen, ſo erſuche ich recht ſehr mir die kleine Note zu bezahlen.

Carl.

Mein lieber Herr Fleck, Sie kommen heute zu recht ungelegner Zeit.

Fleck.

Seit ich die Ehre habe Euer Gnaden zu arbeiten, hab' ich leider die gelegene Zeit noch nicht finden können.

Sirding (in der Couliſſe).

Nun, lieber Herr Nachbar, ſind Sie bereit?

Carl (hinein rufend).

Nur noch einige Minuten, wenn ich bitten darf.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Michel.

Michel (zu Carl).

Gnädiger Herr! die Frau läßt bitten hinab zu kommen.

Carl.

Ich komme gleich. (Michel geht in Sirdings Zimmer.) Die Frau Wirthinn erwartet mich unten — mein Nachbar drinnen, und der verdammte Ernſt kommt nicht! — Ich weiß wahrhaftig nicht was ich anfangen ſoll.

Neunter Auftritt.

Carl. Fleck.

Carl (für ſich).

Ha! Was trägt der Schneider da für einen Pack. — Wenn das ein Rock wäre? — (Zu Fleck.) Was tragen Sie denn da Herr Fleck?

Fleck?

Es ſind einige Gilets, ſie gehören einem zu Grunde gegangenen Negozianten, ich mußte ſie ihm enger machen.

Carl (für ſich).

Gilets! Alles iſt gegen mich im Bunde. (Nach einer Pauſe) Ich muß ein verzweifeltes Mittel wagen. (Laut zu Fleck, nachdem er ihn betrachtet hat.) Wiſſen Sie Herr Fleck, daß Sie da einen ſcharmanten Frack anhaben?

Fleck
(dreht ſich rund herum).

Finden Euer Gnaden das?

Carl.

Er ſitzt wie angemeſſen. — Wenn Sie wollen, ſo arbeiten Sie wie ein Engel, das muß man Ihnen laſſen. Auch die Farbe gefällt mir ſehr.

Fleck.

Sie haben ja einen vom nämlichen Stücke, wiſſen Sie der vorletzte, den ich Ihnen gemacht habe.

Carl.

Kann ſeyn, ich habe ſo viele Röcke, daß einer oft Jahre lang nicht auf meinen Körper kommt. — Auf jeden Fall gefällt mir der beſſer, und ich glaube, daß er auch mir ganz vortrefflich ſtehn würde; denn wir ſind ja faſt gleich dick.

Fleck.

Nicht doch, um die Hüften wird er Ihnen ein bißchen zu eng ſeyn.

Carl.

Nein ſog ich, wie angemeſſen.

Fleck.

Nun ſo will ich ſogleich die Ehre haben Sie zu überzeugen. Wollen Sie ihn verſuchen? (Er zieht den Frack aus.)

Carl (für ſich).

Vortrefflich! es gelingt! (er zieht den Frack an.) Nothwendigkeit! Genius der Unglücklichen, du haſt ſchon größere Thorheiten unterſtützt, ſteh mir auch dießmal bey. (Zu Fleck.) Adieu! ich komme bald wieder. (Läuft ab.)

Zehnter Auftritt.

Fleck
(allein, ſteht erſtaunt und ſieht ihm nach).

Wie? Was wäre das? da läuft er mit meinem Rock davon! Herr von Fild! Herr von Fild! — Hören Sie doch, geben Sie mir acht auf die Muſtercharte, die in meinem Sacke ſteckt. — Umſonſt, er hört mich nicht, das iſt ja eine verdammte Geſchichte. (Er ſieht zum Fenſter hinaus.)

Eilfter Auftritt.

Fleck und Michel.

Michel
(tritt aus Sardings Zimmer und hat einen Rock über den Arm hängen).

Ey, ey, ey! (ſchlägt ſich auf die Stirne.) Ich bin doch dumm, da geh' ich herauf um den Rock auszubürſten und vergeſſe die Bürſte. (Er legt den Rock über eine Stuhllehne und geht wieder ab, ohne von Fleck bemerkt zu werden.)

Zwölfter Auftritt.

Fleck (allein).

Er kommt nicht! (geht vom Fenſter weg.) Ich bin ſo preſſirt und muß jetzt da ſtehen ohne Geld, und ohne Rock. (Sieht den Rock über der Stuhllehne.) Aber — da hängt ja ein Kleid, ich könnte ja das indeſſen nehmen. (Nimmt es vom Stuhl und beſieht es.) Ha ha! das iſt noch aus den Zeiten der Kreuzfahrer! — Wie die Leute dazumahl gearbeitet haben, gut und feſt genäht, das iſt wahr! aber kein Geſchmack, kein Genie! — Ja, was will ich thun? — Ich ſoll Punkt 11 bey dem Grafen Salmiack ſeyn, ich muß das altväteriſche Ding anziehen. (Er zieht den Rock an.) Hab ja ohnedieß in meinem Leben kein Tuch getragen was ich mir ſelbſt gekauft habe, was iſts denn alſo auch? Aber ſehen darf mich doch Niemand, zum Glück iſt mir die Hintertreppe bekannt. (Er ſchleicht ſich davon.)

Dreyzehnter Auftritt.

Sirding

(kommt aus ſeinem Gemache in Hemdeärmeln).

Der Burſche bringt mir meinen Rock nicht! (ruft zur Thüre hinaus.) He Aufwärter! Beeile er ſich doch, ich brauche meinen Rock, ich muß ausgehen — und geb er gut Acht, mein Portefeuille ſteckt darin.

Michel

(in der Couliſſe).

Gleich Euer Gnaden!

Sirding

(geht in ſein Zimmer.)

Vierzehnter Auftritt.

Carl
(kommt außer Athem).

Zum Glück war der Herr Notarius nicht zu Hauſe. (Sieht um ſich.) Aber wo iſt denn Fleck? — Er kann doch ohne Rock nicht fortgegangen ſeyn? Er ſucht gewiß im ganzen Hauſe herum, um mich zu finden, drum will ich nur geſchwinde ſeinen Rock ausziehn, ſonſt iſt der Menſch im Stande und macht einen gräßlichen Spectakel. (Er zieht den Rock aus und hängt ihn über jenen Stuhl wo früher Sirdings Rock gehangen iſt.) So! — Nun kann er kommen!

Fünfzehnter Auftritt.

Carl. Michel (mit einer Bürſte).

Carl.

Sage mir Michel, hat der Herr einen rechten Spectakel gemacht, welcher hier zurückblieb, als ich mit deiner Frau fortging?

Michel,
(welcher anfängt den Rock, der über den Stuhl hängt, auszubürſten).

Ich habe nichts gehört.

Carl.

Hat er nicht recht geſchrien?

Michel.

Nein.

Carl (für ſich).

Nun Gott ſey Dank, ſo hat er die Sache vernünftig genommen. (Laut.) Und wo iſt er denn jetzt?

Michel

(auf Sirdings Zimmer deutend).

Da drinnen iſt er.

Carl.

Was macht er denn da? (für ſich.) Er wird mich doch nicht vor dem fremden Herrn compromittiren, der ſo ſehr für mich geſtimmt iſt. (Zu Michel.) Was machſt du denn da?

Michel.

Ich bürſte den Rock von dem Herrn aus, von dem Sie eben geſprochen haben, er ſchreit ja ſchon ganz entſetzlich darum.

Carl.

Alſo ſchreit er doch? — Geh, Michel, geh, trag ihm den Rock hinein. — (Für ſich.) Ich will mich nur auf mein Zimmer begeben um jeder Erklärung auszuweichen. (Laut.) Allons Michel, gib dem Herrn ſeinen Rock. (In ſein Zimmer ab.)

Sechzehnter Auftritt.

Michel (allein).

Nun, ich werde ihn doch nicht behalten — es iſt ja ein Portefeuille drin, ſagt der Herr, mit vielem Gelde. — Ich bin ein ehrlicher Menſch, ich ſchau's gar nicht an, denn das Geld kann jeder Menſch brauchen und der Satan iſt ein Schelm.

Siebenzehnter Auftritt.

Michel. Scharf.

Scharf.

Wohnt hier Herr Ernſt Marke, ein Maler?

Michel.

Ja, dort trinnen. (Auf Fild's Zimmer zeigend.)

Scharf.

Kann man ihn ſprechen?

Michel.

Es kann ſeyn, aber er iſt ausgegangen; doch ſein Freund iſt zu Hauſe, der Andre nämlich, der Muſikant.

Scharf.

Einerley, ich kenne keinen von den jungen Herrn, aber ich habe mit Beyden zu ſprechen. Kann man anklopfen? —

Michel.

Wenn man will, die Thüre hat nichts dagegen. (Er nimmt den Rock und geht in Sirdings Zimmer.)

Achtzehnter Auftritt.

Scharf, dann Carl.

Scharf

(geht zu Carls Thüre und klopft, Niemand antwortet, Scharf klopft noch einmahl).

Carl (von Innen).

Wer iſt da?

Scharf.

Bitte um einige Worte.

Carl.

Ich komme ſchon. (Er tritt heraus.) Verzeihen Sie, daß ich Sie warten ließ. (Auf ſeine Hemdeärmel deutend.) Sie ſehen ich war eben im Umkleiden begriffen.

Scharf

Bitte ſchönſtens!

Carl.

Da ich nicht die Ehre habe Sie zu kennen, ſo vermuthe ich, daß Ihr Beſuch meinem Freunde Ernſt gilt.

Scharf

Eigentlich wohl, allein Sie können mir wohl eben ſo gut Auskunft geben. — Ich nenne mich Scharf.

Carl.

Scharf? — Wirklich, ich erinnere mich nicht.

Scharf.

Werden ſich bald erinnern, wenn ich ſo frey ſeyn werde, Ihnen die Inſignien meines Amtes vorzulegen. (Nimmt eine große Brieftaſche heraus, öffnet ſie, und ſpricht, indem er daraus einen Wechſel nimmt.) Das hohe Wechſelgericht —

Carl.

Ich bitte ſich nicht zu incommodiren, ich errathe bereits, der Herr Scharf ſind —

Scharf.

Gerichtsbote, Ihnen zu dienen. Ich habe hier ein Wechſelchen, wertheſter Herr, von Ihrem Freunde ausgeſtellt, und von Ihnen indoſſirt. — Sie kennen die Folgen.

Carl.

Allerdings.

Scharf.

Ein Wechſel, der abgelaufen iſt, ſoll bezahlt werden.

Carl.

Soll — allerdings.

Scharf.

Muß, mein Theuerſter!

Carl.

Und wenn es nicht möglich iſt, mein Theuerſter?—

Scharf.

So bemächtigt man ſich des Schuldners ſelbſt.

Carl.

Herr, das iſt hart!

Scharf.

Ja, man muß wider Willen in eine harte Nuß beißen, und wir Gerichtsmänner müſſen unſre Aufträge pünktlich vollziehen. (Zeigt ihm ein anderes Papier.) Im nicht Bezahlungsfalle hab ich hier die Ehre den Perſonalarreſt zu produciren, bitte alſo ſich anzukleiden und mir zu folgen.

Carl (für ſich).

Alle Welt hat ſich heute verſchworen, mir das Ankleiden anzuempfehlen. (Laut.) Nein, mein Herr, ich werde mich nicht ankleiden, ich *will* mich nicht ankleiden.

Scharf.

Wie es Ihnen gefällig iſt, es iſt ſo auch gut. (Geht zur Thüre). Nur herein, meine Herren!

Neunzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Vier Gerichtsdiener.

Scharf.

Sie ſehen, ich habe Verſtärkung; ich bitte alſo nicht halsſtarrig zu ſeyn, was der Menſch nicht ändern kann, darein muß er ſich fügen.

Zwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Ernſt.

Ernſt.

Was geht hier vor? Was wollen die Leute hier?

Carl.

Biſt du endlich da, entſetzlicher Menſch? — Da ſieh, wie weit du es gebracht haſt; man will mich arretiren.

Ernſt.

Arretiren?

Scharf.

Ja ja, nun aber, da wir die Ehre haben Sie zu finden, ſo kehrt ſich das Blatt um, und Sie werden die Ehre haben uns zu begleiten.

Ernſt.

Das wird nicht geſchehen.

Scharf.

Sie wagen es? —

Ernſt.

Ich werde bezahlen.

Carl

(leiſe zu Ernſt).

Du ſcherzeſt noch?

Ernſt.

Schweig und laß mich machen.

Carl (wie zuvor).
Wieder eine neue Thorheit?

Ernſt.
Ihr fordert 1000 Gulden?

Scharf
(ſieht den Wechſel an).
Richtig.

Ernſt.
Wollt ihr's in Bankbilleten oder in Münze?

Scharf.
Das iſt einerley!

Ernſt
(zieht eine Brieftaſche heraus).
Wohl! ſo nehmt.

Scharf (zählt).
Richtig!

Carl (für ſich).
Iſt's möglich?

Ernſt.
Den Wechſel her!

Scharf
(gibt ihm denſelben).
Hier iſt er.

Ernſt.
Ich empfehle mich!

Carl.

Ich kann von meinem Erſtaunen kaum zu mir ſelbſt kommen.

Ernſt.

Du kannſt dieſe Scene in eine Oper bringen und in Muſik ſetzen.

Carl.

Die Leute würden ſagen das ſey unwahrſcheinlich.

Scharf.

Habe die Ehre mich beſtens zu empfehlen. — Bitte um Vergebung, aber die Pflicht geht vor Allem. Wenn die Herren einmahl einen hartnäckigen Schuldner haben, ſo bitte ich nur ſich an mich zu wenden. Caſimir Jeremias Scharf — bin bekannt — führe meinen Namen nicht umſonſt. Gehorſamſter Knecht.

(Geht mit den Gerichtsdienern ab.)

Einundzwanzigſter Auftritt.

Carl. Ernſt.

Carl.

Ernſt! nun ſage mir um aller Welt willen, wo haſt du das Geld her?

Ernſt.

Freundchen, ein Abenteuer, — einzig, unglaublich, unerhört hat ſich zugetragen.

Carl.

Rede nur, wer hat dir das Geld geliehen?

Ernſt.

Der Schneidermeiſter Fleck.

Carl.

Wie?

Ernſt.

Ja ja, ſag' ich dir. — Stelle dir vor, ich begegne ihm einige Schritte vom Hauſe. — Er ruft mir zu: — He da! Herr Ernſt, da geb' ich Ihnen ein Portefeuille, es gehört Ihnen, und fort war er wieder. Begierig, was das Portefeuille enthält, öffne ich es, und finde darin 1000 Gulden in Bankſcheinen.

Carl.

Beym Himmel, das iſt unglaublich — Fleck, der ſo eben hier war, um ſeine Schuld einzufordern?

Ernſt.

Hier iſt das koſtbare Zeichen ſeiner Wohlthätigkeit, — die Brieftaſche, welche nun freilich leer iſt — aber halt, was ſeh ich? ha! noch Etwas!

Carl.

Noch mehr Geld?

Ernſt.

Nein, ein Papier. (Er öffnet es) Eine Art Geſuch! Laß ſehen. (Er lieſt) »Hochgeborner Herr Graf! Eure Excellenz!« — Ah, an eine hohe Perſon! — (lieſt weiter) »Ich habe einen Taugenichts von Neffen« —

Ah — ein Herr Onkel ſchreibt. — O ich kenne ſie, ſind Alle ſo. (Fährt fort zu leſen) »Ich bin überzeugt, daß den Burſchen nur die ſtrenge Kriegszucht zu beſſern im Stande iſt — ich wünſchte alſo ihn von der verführeriſchen Hauptſtadt zu entfernen.« — O pfuy, Herr Onkel! wer wird einem jungen Menſchen ſeine Freude verderben? das thäte der meinige gewiß nicht.

Carl.

Nur weiter!

Ernſt (lieſt).

»Ich wage es daher Euer Excellenz zu bitten, ihm einen Platz als Seekadet auf dem Schiffe zu geben, welches binnen einigen Tagen nach Senegal die Anker lichten wird.« — O Barbarey!

Carl.

Ja der Herr Neffe wird's eben gar zu arg treiben.

Ernſt

»Euer Excellenz ergebenſter — (ſtaunt und wiſcht ſich die Augen aus) ergebenſter Peter Sirding!« — Himmel, mein Onkel!

Carl.

Wie, dein Onkel? Du biſt alſo der Taugenichts von Neffen?

Ernſt.

Ja, das iſt ſeine Unterſchrift — aber, er iſt in Carlsruhe, wie kommt dieß Papier in Meiſter Fleck's Brieftaſche?

Carl.

Weiß der Henker, Alles was uns heute widerfährt, gränzt faſt ans Wunderbare.

Ernſt.

Mordtauſendelement, wenn er einen ſolchen Brief an den Seeminiſter geſandt hat, ſo bin ich verloren. — Was kann er mir denn auch vorwerfen?

Carl.

Ja freylich, du haſt nichts gethan als Schulden gemacht.

Ernſt.

Das iſt nur ein negatives Vergehen.

Carl.

Du biſt aus dem Comptoir davon gelaufen.

Ernſt.

Weil mich die heilige Kunſt anzog. Alles dieß berechtigt ihn nicht, mich 3000 Meilen von hier in eine neue Welt zu ſenden.

Carl

(die Achſel zuckend).

Ja, wer in der alten Welt nicht gut thut. — Sey ruhig, Brüderchen, du wirſt neue Länder und Menſchen ſehen, dich mit Kenntniſſen bereichern.

Ernſt.

Wenn er mich ſchon *bereichern* wollte, ſo hätte er es auf eine andere Art thun können. Das Nothwendigſte iſt nun, meinem Onkel entgegen zu arbeiten.

Ich will ſelbſt zum Miniſter, ich werde ihm ſagen, daß mein Onkel durch falſche Berichte über mich irre geführt worden ſey. Nein, ſo weit gehn die Rechte eines Onkels nicht. — Er kann ſeinen Neffen ſpazieren ſchicken, wenn er will — recht — aber ſo weit nicht. — Ein Neffe iſt eines von jenen Gütern, deren Ausfuhr verbothen iſt.

Carl.

Ich weiß ein Mittel — Ernſt — geh nicht zum Miniſter, ſchreibe lieber an ihn, ich habe einen guten Freund, der den Brief beſtellen und ſich für dich verwenden wird.

Ernſt.

Und wen denn?

Carl.

Einen vortrefflichen dienſtfertigen Mann, der hier wohnt, und der mir verſprochen hat, Alles für mich zu thun. — Geh hinein und ſetze dein Promemoria auf.

Ernſt.

Nach Senegal! — Ach das wäre ja entſetzlich. — Wenn man alle kleinen Thorheiten gleich ſo ſtrenge beſtrafen würde, ſo könnten wir nicht Schiffe genug bauen, und die neue Welt würde bald überſchwemmt ſeyn. O Tyranney des neunzehnten Jahrhunderts.

(Geht in das Seitenkabinet.)

Zweyundzwanzigſter Auftritt.

Carl (allein).

Er hat Recht, das Mittel iſt etwas ſtark! — Der arme Junge, wie froh bin ich, dieſen würdigen Mann gefunden zu haben, der wird durch ſeinen Einfluß ihm wohl helfen können.

Dreyundzwanzigſter Auftritt.

Carl. Sirding.

Sirding.

Wohlan, mein junger Freund, ſind Sie bereit?

Carl.

Sogleich! Allein bevor wir gehen, erlauben Sie mir noch in einer wichtigen Angelegenheit mir Ihren Rath und Ihre Hülfe zu erbitten.

Sirding.

Reden Sie.

Carl.

Sie wiſſen, daß ich nicht allein hier wohne.

Sirding.

Ein Freund, ein Maler, wohnt bey Ihnen; Sie haben mir das heute ſchon geſagt.

Carl.

Mein Freund iſt einer der rangirteſten jungen Männer, ſehr fleißig, und von der muſterhafteſten Aufführung.

Sirding.

Sie nennen ihn *Ihren Freund*, das iſt mir genug!

Carl.

Dieſer Freund nun befindet ſich in einer ſonderbaren Lage. Es iſt Jemand, der ihm ſehr übel will, und ihn, ohne ſein Verſchulden, ſehr hart verfolgt.

Sirding.

Das iſt ſchändlich. — Wenn ich Ihr Freund wäre, ſo würde ich dieſen Mann mit Hülfe der Gerichte zwingen, ſein Benehmen gegen mich zu ändern.

Carl.

Leider iſt ſein Gegner ein alter 60 jähriger Mann, und — ſein Onkel.

Sirding.

Sein Onkel? — Ja das ändert freilich die Sache. — Aber ein Mann von ſolchem Alter handelt doch gewöhnlich nicht ſo in den Tag hinein. Der Alte muß alſo doch Gründe haben.

Carl.

Eingebildete, mag wohl ſeyn, aber keine wirklichen. — Sie wiſſen ja, ſolche Leute glauben Alles zu wiſſen, weil ſie eine Perrücke tragen.

Sirding.

Ah — alſo ſo ein alter Perrücken-Pedant — oh ich kenne ſelbſt welche!

Carl.

Da hat mein Freund alſo den Entſchluß gefaßt, ein Promemoria an den Miniſter zu verfaſſen und ihn um ſeinen Schutz anzuflehen.

Sirding.

Das iſt recht, das iſt gut, der Miniſter iſt ein gerechter Mann.

Carl.

Und Sie wollten wir bitten es zu übergeben.

Sirding.

Schön! — recht gerne will ich es übergeben und zugleich Ihren Freund der Gnade des Miniſters anempfehlen. — Gehen Sie, ſagen Sie Ihrem Freund er ſoll ſich beeilen, denn ich muß fort.

Carl.

Da kommt er eben.

Vierundzwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Ernſt.

Carl.

Komm, lieber Freund! Der Herr hat mir verſprochen ſich deiner anzunehmen.

Ernſt.

Ihre Güte, mein Herr! — (tritt Sirding näher und erkennt ihn.) Himmel! Mein Onkel!

Sirding.

Burſche, du biſt es?

Carl.

Wie — Sie wären? — Ernſt du biſt? — .

Sirding.

Ja, der junge Mann, von dem Sie ſo vortheilhaft ſprachen, iſt mein ungerathener Neffe.

Ernſt.

Lieber Onkel!

Sirding.

Nichts Lieber! — Es liebt ſich zwiſchen uns nichts mehr. — Rede, heilloſer Burſche, warum biſt du aus dem Comptoir meines Freundes gelaufen? warum haſt du eine Carriere verlaſſen, auf der ich ſelbſt mein Glück gemacht habe? —

Ernſt.

Weil —

Sirding.

Schweig! Arbeiten wollteſt du nicht, die gebratenen Vögel ſollten dir in den Mund fliegen — Spazierengehen und Schuldenmachen ſchmeckte dem jungen Herrn beſſer als Correſpondiren, aber warte, das ſoll dir theuer zu ſtehen kommen! (Iſt in Eifer gekommen, und hat ſehr laut geſchrien.)

Fünfundzwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Rix.

Fr. Rix.

Ich höre Wortwechſel. Was haben denn die Herren? das wäre das erſtemahl, daß in meinem Hauſe diſputirt würde.

Ernſt.

Mäßigen Sie ſich nur, lieber Onkel, und ſagen Sie mir mit kaltem Blute, was haben Sie mir vorzuwerfen?

Sirding.

Schön! Er hat noch die Keckheit mich zu fragen?

Fr. Rix.

Und — Sie verzeihen, ich glaube mit Recht, der junge Herr iſt ſo geſetzt und vernünftig, wie wenige ſeines Alters, und rangirt.

Sirding.

So? — Nun, meine liebe Frau Wirthinn, ſo belieben Sie zu leſen, was man mir von Ihrem vernünftigen, geſetzten und rangirten jungen Herrn ſchreibt. (Er greift in die Rocktaſche, zieht ein Papier heraus, und gibt es der Frau Rix — zu Ernſt.) Hör du nur zu!

Fr. Rix (lieſt).

»Was ich für Herrn Carl Fild, berühmten Muſikus, an Kleiderarbeit gemacht habe. — Erſtens einen Frack von Satin cloth —

Sirding.

Halt Frau! Was iſt denn das?

Carl.

Die Note von Fleck — Wie? hätte der Onkel den Rock —

Sirding.

Wo hab' ich denn den Brief? (Er zieht ein Portefeuille aus der Rocktaſche, und als er es öffnet, entfaltet ſich daraus eine große Muſterkarte voll Tuchfleckchen.) Himmel! Was ſeh ich? (Er zieht aus der andern Taſche eine Menge Kleidermaßen.) Ich bin beſtohlen!

Fr. Nix.

In *meinem* Hauſe? da müßt' ich unterthänigſt bitten!

Sirding.

Bitten Sie, wie Sie wollen! Mein Portefeuille iſt fort, und es waren 4000 Gulden darin.

Carl.

4000 Gulden?

Sechsundzwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Fleck.

Fleck
(welcher die letzten Worte mit angehört hat).

Ja meine Herren, 4000 Gulden, und ich bringe hier den Ueberreſt zurück. Die Rechnung iſt klar. 1000 Gulden hab' ich Herrn Ernſt mit der Brieftaſche gegeben, 346 Gulden macht mein Conto, den ich hier ſaldirt zu überreichen die Ehre habe, und hier ſtell' ich die übrigen 2654 Gulden zurück.

Sirding.

Du, Unglücklicher, biſt alſo der Dieb?

Fleck (mit Würde).

Ich bin der Kleidermacher, mein Werthester! und der Beweis meiner Redlichkeit liegt vor Augen, da ich zurück bringe, was ich in dieſem Kleide gefunden habe.

Sirding.

In dieſem Kleide? (ihn näher beſehend.) Was ſeh ich? der Menſch hat meinen Rock an!

Fleck.

Ihren Rock?

Sirding.

Und ich, was hab denn ich auf meinem Leichnam?

Fleck.

Den meinigen.

Sirding.

Schöne Geſchichte das?

Ernſt.

Laſſen Sie ſich beſänftigen lieber Onkel! Leider bin ich die unſchuldige Urſache von dieſem Qui pro quo.

Sirding.

Du?

Ernſt.

Sie ſollen Alles erfahren, aber ſchenken Sie mir nur Ihre Verzeihung und Ihre väterliche Liebe wieder. Ich habe unrecht gehandelt, ich ſeh es ein, und ich bin bereit, Alles zu thun, was Sie von meiner Reue und von meiner Beſſerung überzeugen kann, aber in der *alten* Welt lieber Onkel — nach der *neuen* verlang' ich nicht.

Sirding.

Wohlan, wir wollen ſehen. Du folgſt mir morgen nach Carlsruhe, wo ich doch wenigſtens ſelbſt ein wachſames Auge über dich haben kann.

Ernſt.

Ich bin bereit Ihnen zu folgen.

Sirding (zu Fleck).

Wollen Sie jetzt die Güte haben, mir meinen Rock zurück zu geben?

Fleck.

Mit Vergnügen! Wenn Sie etwas von Kleidern brauchen, ſo finden Sie meine Adreſſe in allen Ihren Säcken.

Sirding.

Hier haben Sie Ihren Rock. (Zu Carl.) Mein Herr, ich habe mein Wort gehalten; hier haben Sie Ihren ſaldirten Conto. — Laſſen Sie ſich künftig nur machen, was Sie bezahlen können, und tragen Sie nie mehr Kleider von Andern.

Das
einſame Haus.

Luſtſpiel in drey Aufzügen,

nach dem Franzöſiſchen.

Perſonen.

Lord Derby, unter dem Namen Belton.
Georges Derby, ſein Neffe, ein junger Gardeoffizier.
Edithe.
Chriſtine, ihre Erzieherinn.
Welley, Offizier des Scheriffs.
Stockwell, Kammerdiener des Lord Derby.

(Die Scene iſt in einem einſamen Landhauſe in der Grafſchaft Eſſex.

Decoration in allen drey Akten.

(Ein engliſcher Garten. Zur Rechten ein Theil des Hauptgebäudes mit einer Thüre. Zur Linken ein eleganter Pavillon mit einer Thüre zur Seite und einem Fenſter im Angeſichte der Zuſeher. Im Hintergrunde Bäume, Geſträuche, Blumen, durch welche man hin und wieder die Mauer ſieht, durch welche der Garten geſchloſſen iſt.)

Erſter Act.

Erſter Auftritt.

Chriſtine. Stockwell.

(Sie kommen aus dem Gebäude zur Rechten.)

Chriſtine (lebhaft).

Nein, Maſter Stockwell, ſo kann ich nicht mehr leben. Sie ſind das Factotum im Hauſe, der Vertraute des Herrn. — Ich bin überzeugt, daß Sie ſeine geheimſten Gedanken wiſſen, alſo reden Sie — reden Sie, ich beſchwöre Sie!

Stockwell.

Ich weiß nichts.

Chriſtine.

Warum hab' ich ihm auch vertraut? Ich glaubte in ihm einen Freund, einen Schützer meiner lieben Edithe zu finden. — Es iſt meine Schuld, ich weiß es. — Ich handle manchmahl etwas leichtſinnig, voreilig. — Mit der beſten Meinung von der Welt thu' ich bisweilen etwas Ungeſchicktes. — Aber dießmahl will ich mirs zur Warnung für künftige Fälle nehmen.

Stockwell.

Nun nun, nur ruhig, Mißtriß Chriſtine. — Wie können Sie auf meinen guten Herrn ſolchen Verdacht haben?

Chriſtine.

Ja, aber um aller Welt willen, was hat er denn für Pläne? Warum dieſes Geheimnißvolle, dieſe fortwährende Abweſenheit, dieſe Reiſen nach London?

Stockwell (kalt).

Ja, das weiß ich nicht.

Chriſtine.

Und das einſame Haus hier, in welchem er uns ſo ſorgfältig eingeſchloſſen hält, mich und meine arme Edithe. — Weßwegen hat er für uns gerade in dem entfernteſten Canton der Grafſchaft Eſſex einen Wohnort gewählt? — Und warum läßt er ſeit den ſechs Monaten, die wir hier zubringen, keinen Menſchen ein? Beantworten Sie mir dieſe Fragen, Sir Stockwell.

Stockwell.

Ich weiß es nicht.

Chriſtine (ihm nachſpottend).

Ich weiß es nicht — Sie *wollen* nichts wiſſen, wie mir ſcheint. (Ihm wieder höflicher näher rückend.) Nun, das werden Sie mir aber doch ſagen, was das Packet enthält, welches Sie aus London von Ihrem Herrn an meine Edithe überbracht haben.

Stockwell.

O ja, das kann ich Ihnen wohl ſagen. Dieſes Packet iſt von meinem Herrn, er hat es mir in London übergeben, um es Miß Edithen einzuhändigen.

Chriſtine.

Sammt einem Briefe, nicht wahr?

Stockwell.

Brief? Ich habe keinen geſehen.

Chriſtine.

O es war gewiß einer drinnen, ganz gewiß; er unterläßt es niemahls, ihr zu ſchreiben. — (Zudringlicher.) Nun, und dann das Gemählde, welches Sie mitgebracht und ſo eben in jenem Pavillon aufgeſtellt haben — dieſes verbirgt wohl auch ein wichtiges Geheimniß?

Stockwell (gutmüthig).

O nein, nicht das mindeſte. — Es iſt ein Porträt, wie ich glaube. — Sie haben geſehen, daß es mit einem Schleyer verhängt iſt, und Sir Belton hat ausdrücklich verboten, dieſen Schleyer bis zu ſeiner Zurückkunft zu lüften. — Sie wiſſen nun wohl, Mißtriß, dieſes Verboth gilt für alle Leute in dieſem Hauſe.

Chriſtine.

Nun ja, ja, das weiß ich ſchon. Ich werde auch keine Hand daran legen. Was gehen mich Eure Heimlichkeiten an? Was kümmert mich das Bild?

Stockwell.

So recht, Mißtriß, nur Geduld — es wird ſich mit der Zeit Alles aufklären, und ihr werdet ſehen, daß das Los, welches Eure liebenswürdige Pflegetochter erwartet, nicht zu verachten ſey. Wenn Sie mir einige Aufträge nach London zu ertheilen haben, ſo befehlen Sie, Sie kennen meinen Eifer.

Chriſtine

(dreht ihm ungeſtüm und raſch den Rücken zu).

Stockwell.

Nicht? Nun ſo hab' ich die Ehre mich gehorſamſt zu empfehlen. (Geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Chriſtine (allein).

Das iſt ein unausſtehlicher alter Menſch! kein Wort iſt aus ihm heraus zu bringen. — Jetzt weiß ich wieder eben ſo viel als vorher (nachdenkend auf- und abgehend). Sir Belton wird mir mit jedem Tage verdächtiger. Edithe iſt mir anvertraut, ich muß über ſie wachen und für ſie haften. Ich kenne zwar ihre Aeltern nicht, aber ich liebe die Kleine faſt ſelbſt mit Mutterzärtlichkeit. — Ey, ey, warum gab ich Sir Belton nach, ihm, der mir ganz unbekannt war? warum nahm ich ſeinen Schutz und Aufenthalt in ſeinem Hauſe an? — Ach du mein Gott, wenn er ein Verführer wäre? wenn dieſem Eifer, dieſer zärtlichen Sorgfalt, die er uns bezeigt, andre Pläne zum Grunde lägen? — Unglücklicherweiſe darf ich es auch gar nicht wagen, meinen Verdacht laut werden zu laſſen. Edithe iſt ſo voll Vertrauen, ſo voll kindlicher Hingebung — es wäre grauſam, ſie vielleicht unnöthigerweiſe zu erſchrecken; denn Beweiſe — Beweiſe habe ich ja eigentlich doch nicht.

Edithe (ruft im Hauſe).

Chriſtine! Chriſtine!

Chriſtine.

Da kommt ſie ſchon; ich muß auf meiner Hut ſeyn, daß ſie meine Beſorgniſſe nicht bemerke.

Dritter Auftritt.

Edithe. Chriſtine.

Edithe
(kommt aus dem Hauſe zur Rechten).

Chriſtine! O meine liebe, gute Chriſtine, du ſiehſt mich in einer Ueberraſchung, in einer Freude —

Chriſtine.

Was iſt denn geſchehen, liebes Kind?

Edithe.

Ich habe dir ſo viel zu erzählen, ich weiß gar nicht, wo ich anfangen ſoll.

Chriſtine (geſchäftig).

Alſo was Neues? Nun Gott ſey Dank, doch endlich nach ſechs Monathen etwas Ungewöhnliches. — Nur langſam, mein Kind, laß dir Zeit, damit Alles nach der Ordnung gehe. — Das iſt weiß Gott, der erſte angenehme Morgen, den ich hier erlebe.

Edithe (ungeduldig).

Aber ſo höre mich doch; ich will dir ja Etwas erzählen, und *du* ſprichſt in einem fort. (Lächelnd.) Ich hätte faſt Luſt, dir zur Strafe nicht alle meine Koſtbarkeiten zu zeigen.

Chriſtine.

Koſtbarkeiten?

Edithe.

Ja ja, in dem Packete, das mir Stockwell überbrachte, befanden ſich Kleider, Hüte, Spitzen, die ſchönſten, die du dir nur denken kannſt.

Chriſtine.

Und das Alles von Sir Belton?

Edithe.

Kannſt du noch fragen? — Er iſt ſo gut, ſo liebenswürdig — Ich ſprach vor einigen Tagen von meiner Toilette, und daß es wohl nöthig ſeyn würde, daß ich mir einiges Neue anſchaffe; da wurde alſogleich einer ſeiner Diener nach London abgeſandt, eigens für *mich* abgeſandt. — Wahrhaftig, der gute Belton läßt mir am Ende nicht einmahl mehr Zeit etwas zu wünſchen.

Chriſtine (für ſich).

Der Mann läßt kein Mittel unverſucht.

Edithe (ſich ihr nähernd).

Und das iſt noch nicht Alles, liebe Chriſtine. — Zu unterſt des Packetes befand ſich auch ein rothes Käſtchen, worin ich Ringe, Armbänder und ein Collier von Diamanten fand.

Chriſtine.

Diamanten?

Edithe.

Ja ja, Diamanten. Ich habe zwar noch nie welche geſehen, aber das ſtrahlte und blitzte, daß ich ſie ſogleich erkannte.

Chriſtine (für ſich).

Diamanten! Arme Kleine! ſie iſt verloren!

Edithe.

Aber was haſt du denn Chriſtine? du ſcheinſt ja meine Freude über Beltons Großmuth gar nicht mit mir zu theilen?

Chriſtine.

Doch, doch, — aber mich überraſcht es nur nicht ſo ſehr, wie dich, mein liebes Kind, weil ich die Plane des Gebers kenne.

Edithe.

Plane? Ja freylich!" vortreffliche Plane! die kenn' ich auch, Belton hat ſie mir ja ſchon anvertraut.

Chriſtine.

Wie? Edithe, rede!

Edithe.

Er ſagte mir, es könne wohl noch längere Zeit dauern, daß wir dieſes einſame Landhaus bewohnen müſſen, und da er Urſachen habe, Niemand hier zu empfangen, ſo fürchte er wohl, daß ich Langweile haben könnte; da er nun weiß, daß ich Mahlerey und Muſik ſehr liebe, ſo ſoll hier Alles nach meinem Wunſche für dieſe Künſte eingerichtet werden. Er hat ſchon Farben, Pinſel und die beſten Gemälde für mich zum Copiren von London bringen laſſen. Eine Harfe, ein Pianoforte, Bücher und Muſikalien werden heute noch kommen. O welche Freude, liebe Chriſtine, hier an deiner Seite und in der Nähe des guten Belton mich ſo angenehm beſchäftigen zu können.

Chriſtine (mit Unruhe).

Du biſt alſo dem Sir Belton recht ſehr gut, wie es ſcheint.

Edithe.

Kannſt du da noch fragen, Chriſtine? Haſt du mir nicht oft ſelbſt anempfohlen, ich ſoll ihn als den einzigen Beſchützer, den ich auf der Welt habe, lieben und ehren!

Chriſtine (gezogen).

Ja wohl — aber — (für ſich). Das war ſchon wieder eine Voreiligkeit von mir — (Laut.) Ich muß wohl geſtehen — Sir Belton iſt in ſeinen beſten Jahren, und ein hubſcher Mann.

Edithe.

Was das anbelangt, ſo jung und hübſch find' ich ihn eben nicht; aber gut iſt er, Engelgut. Er zählt mindeſtens ſchon acht und dreißig Jahre, und auf ſeinem Geſichte zeigt ſich oft etwas Düſteres, Trübſinniges.

Chriſtine (für ſich).

Gott ſey Dank, die Liebe hat ſie noch nicht blind gemacht.

Edithe.

Aber wenn ſein Blick ſich auf mich heftet — ach, Chriſtine, ich möchte ihn dir beſchreiben können — ich weiß nicht, da fühl' ich —

Chriſtine (lebhaft fragend).

Verwirrung — Bewegung?

Edithe.

Nein; aber zärtliche Ehrfurcht, innige Hochachtung.

Chriſtine.

Ich hoffe wenigſtens, du wirſt ihm dieſe Gefühle nicht entdeckt haben.

Edithe.

O ja, ich ſage ihm Alles — Alles — (plötzlich ſich zurückhaltend.) Verſteh' mich recht, es wäre doch Etwas, wozu ich den Muth nicht beſäße, es ihm zu ſagen.

Chriſtine.

Und das wäre?

Edithe (verlegen).

Ein ſonderbares Abenteuer, welches mir ſo eben begegnete. Dir aber, dir, liebe Chriſtine, will ich's recht gerne ſagen. Höre alſo: (Etwas bewegt.) Ich hatte die Jalouſie meines Zimmers geöffnet, um Beltons Geſchenke beſſer betrachten zu können, als ich plötzlich auf dem Wege, der den Park durchſchneidet, einen jungen Mann gewahr wurde —

Chriſtine.

Einen Mann? einen jungen Mann?

Edithe.

Er hatte die Augen auf mich geheftet; als er bemerkte, daß auch ich die meinigen auf ihn wende, trat er näher und grüßte mich artig; ich wollte mich ſogleich entfernen und die Jalouſie wieder ſchließen — benahm mich aber dabey ſo ungeſchickt, daß mir in der Verwirrung mein Sacktuch entſchlüpfte und zu ſeinen Füßen niederfiel.

Chriſtine.

So, ſo?

Edithe.

Das iſt doch ein entſetzliches Unglück, nicht wahr?

ich ſah, wie er es aufhob, wie er näher trat, um mir es zu überreichen; ſchon wollte er anfangen zu ſprechen, da warf ich ſchnell die Jalouſie zu, und lief fort.

Chriſtine.

Das iſt recht impertinent, Leute zu grüßen, die man gar nicht kennt.

Edithe.

Ah, was das betrifft, ſo iſt er zu entſchuldigen. — Ich glaube, wir haben uns ſchon öfters geſehen.

Chriſtine.

Wie?

Edithe.

Ja — zwey — oder dreymahl, als wir noch jene Hütte an der Gränze Schottlands bewohnten, wo Sir Belton uns abholte.

Chriſtine.

Ey, wer weiß ob das derſelbe iſt, du haſt ja, wie du ſagteſt, nur einen flüchtigen Blick auf ihn geworfen.

Edithe.

Aber ihn doch gleich erkannt.

Chriſtine (für ſich).

Schön, da haben wir's, nun drohen zwey Verführer. (Laut und Ruhe affektirend.) Nun gut, mein liebes Kind, beſorge nichts, das Sacktuch iſt verloren, und hiermit iſt's aus; denn ſo keck wird der junge Menſch doch nicht ſeyn, daß er — —

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Georges
(erſcheint auf der Mauer im Hintergrunde, ein weißes Sacktuch in der Hand haltend).

Georges
(auf der Mauer, mit halblauter Stimme).

Meine Damen!

Edithe
(erblickt ihn und ſtößt einen Schrey aus).

Ah!

Chriſtine (zurückprallend).

Himmel!

Georges.

Erſchrecken Sie nicht; dieſes Sacktuch, welches ich fand —

Edithe (wankend).

Ich weiß gar nicht, wie mir geſchieht.

Chriſtine (unterſtützt ſie).

Liebes Kind, was iſt dir denn?

Edithe
(ſetzt ſich ermattet auf einen Stuhl).

Nichts, nichts meine Gute.

Chriſtine.

Ja, ja, du biſt nicht wohl, du verlierſt die Farbe — zu Hülfe! zu Hülfe!

Georges
(ſpringt von der Mauer herab und läuft hervor).

Da bin ich ſchon, meine Damen!

Chriſtine.

Mein Herr! wie können Sie es wagen? (Zu Edithe.) Edithe! meine Edithe, komme doch zu dir!

Georges.

Ich bitte tauſendmahl um Vergebung, wenn ich die Urſache dieſes Uebelbefindens bin. — Vergebens ſuchte ich in der Mauer eine Thüre und meine Ungeduld führte mich endlich über die Mauer. — Uebrigens hoffe ich doch nicht ſo unglücklich zu ſeyn, dem Fräulein Schrecken verurſacht zu haben.

Edithe
(ſich verlegen erhebend).

Nein, nein, mein Herr! Nur die Ueberraſchung — die außerordentliche Art Ihres Erſcheinens —

Chriſtine.

Allerdings. — Mauern ſind nicht zum darüber ſteigen gemacht.

Georges.

Ich bitte tauſendmahl um Vergebung, meine Damen; allein Sie ſchrien ja ſelbſt um Hülfe, und darum eilte ich herbey. (Uebergibt Edithen ihr Sacktuch.) Auch wollte ich dem Fräulein ſein Eigenthum zurückſtellen.

Chriſtine
(ſchnell das Sacktuch nehmend).

Dem Fräulein? — Sie irren, mein Herr! das Sacktuch iſt mein, und ich bin Ihnen ſehr verbunden für die Mühe, welche Sie ſich gegeben haben.

Georges
(ein wenig verwirrt).

Ihnen gehört es, Mißtriß? (Für ſich.) Das war auch der Mühe werth.

Edithe
(leiſe zu Chriſtinen).

Warum denn die Unwahrheit ſprechen? du haſt mir ſo oft geſagt, das ſey böſe.

Chriſtine (leiſe).

Stille! (Laut.) Jetzt, mein Herr, empfangen Sie nochmahl unſern Dank, und entfernen Sie ſich. — Wir würden untröſtlich ſeyn, Ihnen Ihre koſtbare Zeit zu rauben; die Wege hierherum ſind nicht ganz ſicher.

Georges.

Sie haben recht, der *meinige* iſt insbeſondere ſehr gefahrvoll — und ich muß geſtehen — (mit einem zärtlichen Blick auf Edithen) jetzt iſt es mir unmöglich meine Reiſe fortzuſetzen.

Chriſtine (für ſich).

Wie er ſie anblickt. (Laut.) Ich werde die Ehr haben, Ihnen das Gitterthor zu zeigen.

(Will ihn begleiten.)

Georges (hält ſie zurück).

Nicht doch; ich bitte recht ſehr.

Chriſtine.

Aber bedenken Sie, mein Herr, Ihre Reiſe —

Georges.

Iſt zu Ende Mißtriß — hier iſt ihr Ziel.

Edithe.

Wär's möglich!

Georges.

Allerdings, und ich habe den Damen, welche dieſes Haus bewohnen, ein ſehr wichtiges Geheimniß anzuvertrauen.

Chriſtine.

Wenn es ſo iſt, — warum ſagten Sie das nicht früher? (Zu Edithen.) Verlaß uns Edithe!

Edithe.

Aber — liebe Chriſtine —

Georges.

Wie? Sie wollen mich des Vergnügens berauben?

Chriſtine.

Geh nur, geh! (Sie führt ſie hinein und ſpricht leiſe zu ihr.) Ich komme gleich nach, und ſage dir dann Alles.

Edithe
(leiſe zu Chriſtinen).

Du weiſt, ich habe dir nie Etwas geheim gehalten; ich hoffe alſo auch von dir —

Chriſtine.

Ja, ja, ja, verlaß dich darauf.

(Beide treten ins Haus, Chriſtine kommt gleich wieder zurück.)

Fünfter Auftritt.

Georges. Chriſtine.

Georges (bey Seite).

Im Hauſe bin ich einmahl, und das war die Hauptſache.

Chriſtine (ſehr laut).

Mein Herr, wir ſind allein; ich bitte daher —

Georges.

Scht! Stille ich beſchwöre Sie!

Chriſtine.

Was führt Sie hierher?

Georges.

Ich will Sie retten.

Chriſtine (erſchreckt).

Uns retten?

Georges.

Es droht Ihnen die größte Gefahr.

Chriſtine.

Gefahr — meiner Edithe? — mir? Ich bitte Sie, reden Sie — geſchwinde, um Gotteswillen. — Wie wiſſen Sie? —

Georges.

Ich habe mich im nächſten Dorfe um alle Ihre Verhältniſſe erkundigt; ich weiß, daß Ihre Pflegetochter die ſchönſte und liebenswürdigſte Gefangene iſt, daß Sie beyde unter der Gewalt eines Mannes ſchmachten, der Sie in der abgeſchiedenſten Einſamkeit hält, und deſſen Plane nur zu deutlich in die Augen ſpringen.

Chriſtine.

Plane? Man glaubt alſo, daß Sir Belton —

Georges.

Belton iſt nur ein erborgter Nahme.

Chriſtine.

Himmel! und wie nennt er ſich?

Georges.

Daß weiß man nicht, aber man vermuthet, daß er ein hoher Herr vom Hofe ſey, der Urſache habe ſich verborgen zu halten; ſeine zahlreiche Dienerſchaft, ſeine glänzenden Equipagen, und vor Allem ſeine häufigen Reiſen nach London beſtättigen dieſe Vermuthung. Die Einen behaupten, er habe Sie Beyde hier eingeſchloſſen, um ihre Pflegetochter zu zwingen, ihm ihre Hand zu reichen. Andere, welche den Hof beſſer kennen, halten ſogar dafür, daß er noch minder großmüthige Abſichten auf die liebenswürdige Edithe habe. Was mich betrifft, ich ſah — was auch immer das Wahre ſeyn mag — nur zwey unglückliche Schlachtopfer der Tyranney in

Ihnen, meine Damen, und eilte daher hierher, Sie den Klauen Ihres Verfolgers zu entreißen.

Christine (ſehr betroffen).

Ein erborgter Nahme, ein mächtiger Herr vom Hofe. — O! meine Ahnungen haben mich nicht betrogen.

Georges.

Darum zaudern Sie nicht, vertrauen Sie mir, legen Sie Ihr Schickſal und jenes der himmliſchen Edithe in meine Hände, ich rette Sie.

Christine (etwas mißtrauiſch).

Verzeihen Sie — aber Ihre Heftigkeit, die Beyſätze liebenswürdig — himmliſch — welche Sie bey Ausſprechung von Edithens Nahmen brauchen — laſſen mich faſt vermuthen, auch Ihre Abſichten —

Georges.

Sind die reinſten von der Welt, ich ſchwöre es Ihnen; kann man auch andere haben, wenn man das herrliche, unſchuldige Geſchöpf kennt? Seit ſechs Monathen haben Sie jene Hütte an der Gränze verlaſſen, ſeit dieſem Augenblicke hatte mein Herz keinen ruhigen Augenblick mehr, ich durchzog England und Schottland, um ſie wieder zu ſehen, ohne die ich nicht mehr leben kann. Aber kein unedler Gedanke erhob ſich in meiner Seele, meine einzige Hoffnung iſt, ihr mein Leben weihen, ihre Achtung und Liebe mir verdienen zu können, und dann ihr mein Herz, meine Hand, und mein Vermögen anzubieten.

Chriſtine.

Edler junger Mann! ja, dieſer Sprache darf ich Glauben beymeſſen, ſie kommt aus dem Innern und trifft das Herz — und dann — Sie eröffnen doch Ausſichten, wovon Sir Belton noch nie ein Wort fallen ließ. — Aber — erlauben Sie mir doch für's Erſte zu fragen, wer Sie denn eigentlich ſind?

Georges.

Dieſe Frage iſt ganz billig und ich will ſie ſogleich beantworten; denn ich habe keine Geheimniſſe für meine Freunde. Ich nenne mich Georges Derby, bin Gardeoffizier, und der einzige Erbe eines der reichſten Pairs des Königreiches, ohne eine Anzahl von Tanten, Vettern und Baſen zu rechnen, die ich kaum dem Nahmen nach kenne, die mich aber auch in ihren Herzen tragen. Ich beſitze daher glänzende Ausſichten und auch jetzt ſchon ein bedeutendes eigenes Vermögen. Ich will es nicht verhehlen, daß ich in meiner Jugend etwas locker lebte, und viele tolle Streiche machte', wobey mir ein Onkel, der größte Sauſewind in ganz Großbrittannien zum Beyſpiel und Vorbilde diente. Sie werden wohl von ihm gehört haben, Lord Derby, der liebenswürdigſte, aber gefährlichſte Mann, von deſſen Abenteuern die ganze Welt ſpricht. Er übernahm meine Erziehung, und um mich auf dem Felde der Liebe ſchon in der Jugend recht herum zu tummeln, fiſchte er mir alle meine Liebſchaften vom Munde weg.

Chriſtine.

Liebſchaften — he?

Georges.

Verſtehen Sie mich recht — kindiſche Späße, die mein Herz noch nicht berührten — und die ein wohlerzogener Menſch gleich wieder vergißt. — Glauben Sie mir, trotz dem Beyſpiele einer verderbten Welt, hab' ich mein Herz doch rein erhalten; Edithe iſt meine erſte, meine einzige Liebe, und ich brenne vor Sehnſucht, die Unſchuld aus den Fallſtricken der Verführung zu retten.

Chriſtine.

Sir Georges, Sie rühren mich — Ja, ich nehme die hülfreiche Hand, die Sie uns ſo edelmüthig bieten, mit Dank an.

Georges.

Deſto beſſer. Setzen Sie mich vor Allem von den Begebenheiten in die Kenntniß, welche Sie hierher brachten.

Chriſtine.

Recht gern. — Sie müſſen für's Erſte wiſſen, daß ich mich ein wenig ſpät verheirathete.

Georges (ungeduldig).

Schon gut, das gehört nicht hierher.

Chriſtine.

Doch, doch — Mit einem braven Krieger John Slop, geweſenen Korporal beym 5. Regiment, der mich mit ſich an die Gränzen Schottlands in einen Pachthof führte.

Georges (wie oben).

Gut — gut —

Chriſtine.

Aber ſchon in zwey Jahren ſtarb mein guter Mann, und ließ mich als arme Witwe zurück —

Georges.

Recht gut! nur weiter.

Chriſtine.

Wie mein Herr — Sie ſagen recht gut? — im Gegentheile, das war aber recht ſchlimm!

Georges.

Freylich — freylich — das wollt' ich auch nicht ſagen — Sagen Sie mir lieber etwas von Ihrer Pflegetochter — Sie wurde Ihnen anvertraut? —

Chriſtine.

Als zweyjähriges Kind.

Georges.

Und ihre Aeltern?

Chriſtine.

Ich habe ſie nie geſehen. — Ein Briefchen, von einer Frauenhand geſchrieben, welches mir mit dem lieben Kinde übergeben wurde, empfahl mir alle mögliche Sorgfalt. Jedes Jahr kamen mir dann Briefe von derſelben Hand zu, welche neue Ermahnungen und Bankbillete enthielten — als endlich — es iſt nun gerade ſechs Monathe, ein Unbekannter erſchien, es war Lord Belton, der uns ankündigte, er ſey gekommen, um uns abzuholen.

Georges.

Und Sie folgten ihm?

Chriſtine

Er zeigte mir ein Briefchen von derſelben Hand, worin uns befohlen wurde ihm zu vertrauen und zu gehorchen.

Georges.

Gewiß hat er die Aeltern Edithens überliſtet.

Chriſtine.

Faſt fürcht' ich es. — Aber was hätten Sie an meiner Stelle gethan?

Georges.

Ich? — ich hätte dem Manne nicht getraut.

Chriſtine.

Wie konnte ſein milder Blick, der Eifer und die Zärtlichkeit, womit er Edithens leiſeſte Wünſche zu erfüllen ſuchte, bey mir Verdacht erregen?

Georges

Eben das hätte Ihnen die Augen öffnen ſollen. Er umgab Edithen mit Glanz und Reichthum, um die Arme zu verblenden, und für ſich zu gewinnen. Und dann dieſes Haus — mehrere Meilen von London entfernt, einſam, aber mit Allem verſehen, was Natur und Kunſt

Verführeriſches darbieten. — Ja Mißtriß Chriſtine, Sir Belton iſt ein ſchändlicher Verführer.

Chriſtine.

Gott! Gott! und ich ließ mich von ſeinen glatten Worten und Verſprechungen gewinnen.

Georges.

Es iſt geſchehen, und Ihre Sorge muß es ſeyn, Edithen aus den Fallſtricken wieder los zu machen, die ihr ſchon gelegt ſind. Sie müſſen vor Allem Ihrer Pflegetochter die Augen öffnen, ihr die Gefahr zeigen, die ihr droht.

Chriſtine.

Nein nein, das könnt' ihr erſt Gefahr bringen; ihr zartes Alter, ihre Unkenntniß der Welt, alles das fordert Vorſicht.

Georges.

Wohlan! So müſſen wir ſie plötzlich aus dieſer Lage reißen.

Chriſtine.

Das iſt auch *meine* Meinung. Sie, edler Mann werden mir beyſtehen, das theure Mädchen zu retten, und mit ihr zu entfliehen. Hören Sie mich, Sie halten ſich im nächſten Dorfe verborgen, und wenn ſich eine günſtige Gelegenheit bietet, ſo geb' ich Ihnen alſogleich Nachricht.

Georges.

Nicht doch! dieſe Gelegenheit kann ſich plötzlich darbieten, und wir müſſen ſie benützen, darum bleib' ich lieber hier im Hauſe verborgen.

Chriſtine.

Das geht nicht. Sie kennen Sir Belton nicht. Er iſt ſehr heftig, wenn er Sie ſähe — (Sie horcht) Horch! welch ein Getöſe. — Ein Wagen rollt herein — (ſie läuft zum Fenſter.) Himmel! Er iſt es ſelbſt!

Georges.

Belton?

Chriſtine.

Ja! — Es iſt ſchon ſeine Art ſo, uns immer zu überraſchen — Eilen Sie fort!

Georges

(ſchickt ſich an über die Mauer zu klettern).

Noch heute Abends, wenn es dunkel wird, ſeh' ich Sie wieder!

Chriſtine.

Nicht da hinaus, der Gärtner würde Sie ſehen. (Georges will auf der andern Seite ab) Auch da nicht, da kommt er Ihnen gerade entgegen.

Stockwell (von Außen).

Mißtriß Chriſtine!

Chriſtine

(in der höchſten Verwirrung).

Himmel! da ruft man mich ſchon! Er kann unmöglich entwiſchen. — Geſchwinde da hinein in den Pavillon, und halten Sie ſich ganz ſtille. Sir Belton geht vermuthlich bald zu Tiſche, während er ſpeiſt will ich Gelegenheit ſuchen zu entwiſchen und Sie fort zu ſchaffen, ohne daß Sie Jemand ſieht — Nur hinein, und um Gotteswillen ganz ruhig. (Sie ſchiebt ihn in den Pavillon.)

Sechster Auftritt.

Chriſtine (allein).

Ich habe keinen Tropfen Blut in meinen Adern. — Ein junger Mann ſo nahe bey Edithen verborgen — Ich habe gethan, was ich nicht laſſen konnte, und doch fürcht' ich faſt, ich habe ſchon wieder eine Ungeſchicklichkeit begangen.

(Sie geht eilig zur Rechten ab.)

Ende des erſten Aufzugs.

Zweyter Act.

Erſter Auftritt.

Lord Derby. Chriſtine.

(Sie kommen aus dem Hauſe zur Rechten. Lord Derby tritt der Erſte heraus.)

Derby.

Weil Sie es denn durchaus ſo wollen, Mißtriß, ſo laſſen Sie uns in's Freye gehen. Meinetwegen hätten wir eben ſo gut im Speiſeſaale ſprechen können; aber Sie waren immer ſo unruhig, wohl zwanzigmahl erhoben Sie ſich vom Stuhle.

Chriſtine

(nach dem Pavillon blickend).

Ein heftiger Kopfſchmerz machte es mir nöthig, die Luft zu ſuchen.

Derby.

Recht, ſo gehen wir mit einander durch den Garten, das wird Ihnen gut thun.

Chriſtine (bey Seite).

Mein Himmel! wie kann er entwiſchen?

Derby.

Zwey lange Tage war ich nun von meiner lieben Edithe entfernt, Sie haben mir gewiß viel zu erzählen. Sagen Sie mir, hat ihr meine Abweſenheit Mißvergnügen verurſacht? Hat ſie ſich nach mir geſehnt? ließ ſie einen Wunſch laut werden? Reden Sie, liebe Chriſtine, Sie wiſſen ja, daß mein Glück nur in dem ihrigen beſteht.

Chriſtine (für ſich).

Wenn er von dem Capitel anfängt, ſo findet er kein Ende. (Laut.) Verzeihen Sie Mylord, aber Sie ſcheinen zu vergeſſen, daß während der Tafel ein Offizier des Scheriffs Sie zu ſprechen verlangte.

Derby.

Ja richtig.

Chriſtine.

Seit einer Viertelſtunde wartet er ſchon im Vorzimmer.

Derby.

Laſſen Sie ihm ſagen, daß ich bereit ſey, ihn zu empfangen.

Chriſtine.

Wie, hier? — Es wäre vielleicht beſſer drinnen im Hauſe — —

Derby.

Warum denn, es iſt ſehr warm und ſchön, was er mir zu ſagen hat, kann er mir hier auch ſagen.

Chriſtine.

Aber — Mylord verzeihen — die Achtung —

Derby.

Wer wird da viele Umſtände machen, ich werde ihn wohl ſelbſt holen müſſen. (Er geht gegen das Haus, da tritt ihm Welley unter der Thüre mit tiefen Verbeugungen entgegen.) Ah! da kommt er eben ſelbſt.

Georges,

(welcher während dem das Fenſter des Pavillons geöffnet hat, leiſe zu Chriſtinen, welche ſich dem Fenſter nähert).

Darf ich jetzt fort?

Chriſtine (leiſe).

Rühren Sie ſich nicht von der Stelle.

Georges

(tritt zurück und ſchließt das Fenſter, läßt ſich aber öfters bey demſelben ſehen).

Zweyter Auftritt.

Lord Derby. Welley, Chriſtine, Georges (verborgen).

Derby (zu Welley).

Nur näher, was wünſchen Sie mein Herr?

Welley.

Hab' ich die Ehre mit Sir Belton zu ſprechen?

Derby.

Der bin ich.

Welley.

Und ich bin Ralph — Mac — Ipſon Welley, Offizier der Stadtwache, und komme um mit Ihrer Erlaubniß Ihr Haus zu unterſuchen.

Derby (überraſcht).

Wie mein Herr?

Chriſtine (für ſich).

Was iſt das?

Derby.

Mein Haus unterſuchen?

Welley.

In allen ſeinen Theilen, Zimmer, Keller, Boden und Nebengebäude. — Ich hoffe keinen Widerſtand zu finden.

Derby.

Mein Herr, ich finde es wirklich ſonderbar — ein ſolcher Auftrag —

Welley.

Darf Sie nicht beſtürzen, es iſt eine allgemeine Maßregel, der ſich die ganze Gegend unterwerfen muß, daher ſie für Sie insbeſondere nichts Beleidigendes haben kann.

Derby.

Ich werde ſtets der Erſte den Geſetzen Gehorſam leiſten, aber da ich ganz allein und abgeſondert lebe, mit Niemand aus der Nachbarſchaft in Verbindung ſtehe —

Welley

(mit dem Kopfe nickend).

Das iſt's eben. — Gerade die Leute, die ſich ſo von der Welt abziehen, und nichts ſprechen, ſind die gefährlichſten, weil man nie wiſſen kann, was ſie denken. Mein Herr, man hat Sie in Verdacht, einem jungen Menſchen Zuflucht gegeben zu haben, den die Geſetze verfolgen.

Derby.

Ich, einem jungen Menſchen? Und was iſt ſein Verbrechen?

Welley.

Unerhört — Haaremporſträubend! — Stellen Sie ſich vor, er hatte die Kühnheit, ſich mit einem Vetter des Lord Kanzlers zu ſchlagen — noch mehr — er trieb die Inſolenz ſo weit, ihn zu verwunden — den Vetter des Lord Kanzlers! — Ja, es gibt Leute, denen nichts auf der Welt ehrwürdig iſt. — Sie können denken, daß bey der erſten Nachricht davon die gemeſſenſten Befehle zu den ſtrengſten Nachforſchungen gegeben worden ſind. — Ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß der erſte Verdacht auf Sie fiel. Ihre Art zu leben, dieſes Haus, welches immer ſorgfältig geſchloſſen und von allen Seiten mit eiſernen Gittern, Riegeln und Schlöſſern verſehen iſt. — So was fällt auf und gibt Stoff zum Verdachte.

Derby (beleidigt).

Wie mein Herr, man könnte glauben —

Welley.

Ja, Sie haben ſich ſolche Vermuthungen ſelbſt zuzuſchreiben. Man kennt Sie ja gar nicht. — Niemand weiß Ihren wahren Nahmen.

Derby (ernſthaft).

Sie haben recht, ich darf dieſen nicht länger verborgen halten, da mich mein Inkognito ſo beleidigenden Mißverſtändniſſen ausſetzt.

Chriſtine (leiſe für ſich).

Ich bin doch neugierig, was da heraus kommen wird. (Sie ſpitzt das Ohr, um zu horchen.)

Derby
(ſich Welley nähernd).

Wohlan! So erfahren Sie, mein Herr, mit wem Sie ſprechen. (Er ſagt ihm Etwas in das Ohr).

Welley
(wie niedergedonnert, ſteht ganz ſtarr).

Himmel! iſt's möglich?! —

Derby
(zieht eine Schrift aus dem Sacke und zeigt ſie ihm).

Hier ein Beweis.

Welley
(bückt ſich tief vor Derby).

Was hab' ich da gethan? (leiſe zu Chriſtinen.) Warum haben Sie mich nicht früher davon unterrichtet?

Chriſtine.

Ich? — Wovon denn?

Welley
(immer mit tiefen Bücklingen gegen Derby).

Der vertrauteſte Freund des Lord Kanzlers — einer der Erſten — (Derby gibt ihm ein Zeichen zu ſchweigen.) Bitte tauſendmahl um Verzeihung, Mylord, wenn ich vorausgeſehen hätte — ja, wenn ich nur hätte ahnen können — mein tiefſter Reſpekt — aber mir müſſen es Mylord nicht zurechnen, es waltet ſeit einiger Zeit ein Unſtern über mir, der mich lauter Ungeſchicklichkeiten begehen macht.

Chriſtine (für ſich).

Dem armen Mann gehts faſt ſo wie mir.

Derby.

Jetzt, mein Herr, durchſuchen Sie mein Haus, ſpüren Sie jeden Winkel aus.

Welley.

Da werd' ich mich wohl hüten, Mylord — ein Mann Ihres Gleichen —

Derby.

Wenn aber der Befehl allgemein iſt, wie Sie früher ſagten?

Welley.

Allgemein — ja allgemein für eine gewiſſe Claſſe. — Die Gerechtigkeit muß immer wiſſen, mit wem ſie ſpricht, ſie muß das ſelbſt mit verbundenen Augen ſehen. Sie geben mir die Verſicherung, daß Sie dem Schuldigen keine Zuflucht in Ihrem Hauſe gegeben haben? —

Derby.

Nehmen Sie mein Wort darauf.

Welley.

Damit iſt Alles abgethan. Ich gehe jetzt, meine Nachforſchungen mit derſelben Unparteilichkeit fortzuſetzen. Nur habe ich noch die Bitte hinzuzufügen, daß Mylord die Gnade haben, wenn Sie allenfalls von dem Flüchtling Etwas erfahren ſollten, mir Nachricht zu geben. Ich habe mein Quartier im nächſten Dorfe in der Taverne zum Adler aufgeſchlagen, es iſt kaum ein Paar hundert Schritte dahin.

Derby.

Gut.

Welley.

Der Herr Scheriff wird ſich binnen einer Stunde ſelbſt dort einfinden, um mit einigen Eingezognen das ſummariſche Verhör aufzunehmen. — Wenn Mylord, während der Zeit, als wir uns hier in der Nachbarſchaft aufhalten, Jemand einſperren zu laſſen belieben wollen, ſo wäre jetzt die ſchönſte Gelegenheit.

Derby (lächelnd).

Ich bin Ihnen vielmahl verbunden.

Welley.

Habe die Ehre, mich mit der tiefſten Hochachtung unterthänigſt zu empfehlen — bitte nochmahls, mir meinen Eifer nicht übel zu nehmen. — Fiat justitia et pereat mundus. — Alſo bitte nicht zu vergeſſen — Im Adler — ganz gehorſamſter Knecht.

(Mit vielen Bücklingen ab.)

Dritter Auftritt.

Derby. Chriſtine.

Derby.

Endlich iſt der überläſtige Menſch fort. — Chriſtine! Laſſen Sie uns unſer Geſpräch wieder anknüpfen. — Sagen Sie mir vor Allem — ich wollte Sie vor Edithen darum nicht befragen. — Sagen Sie mir, iſt dieſen Morgen Niemand hier angekommen?

Chriſtine (verlegen).

Angekommen — ich weiß nicht —

Derby.

Verſtehen Sie mich recht. — — Hat ſich hier Niemand gemeldet?

Chriſtine (für ſich).

Ach du lieber Gott, er weiß Alles! (Laut.) Sir! ich glaube nicht — aber doch —

Derby.

Nun?

Chriſtine.

Werden Sie nur nicht ungeduldig — es iſt — es hat —

Derby (heftig).

Heraus mit der Sprache!

Chriſtine.

Als Miß Edithe eben am Fenſter ſtand, gewahrte ſie einen jungen Mann vor demſelben.

Derby (zornig).

Einen jungen Mann? was muß ich hören?

Chriſtine (für ſich).

Die Eiferſucht regt ſich ſchon. (Laut.) Beruhigen Sie ſich nur Sir! — Er ſtand auf dem Fußſteige, der den Park durchſchneidet, näherte ſich, Edithens Fenſter war offen —

Derby (immer erzürnter).

Nun und was geſchah? zu Ende!

Chriſtine.

Nun — er grüßte ſie recht höflich und entfernte ſich wieder auf der Stelle.

Derby (lächelnd).

Nun, wenn er ſich damit begnügt hat, ſo ſeh' ich nichts Schlimmes dabey. Aber das iſt es nicht, warum ich Sie fragte; ich meinte, ob nicht Jemand heute einen ſehr wichtigen Brief überbracht hat.

Chriſtine.

Nein Sir!

Derby (für ſich).

Ich begreiſe dieſe Verzögerung nicht, es muß ſich doch heute entſcheiden. (Laut.) Aber Stockwell kam doch an?

Chriſtine.

Allerdings.

Derby.

Ich will gleich ſehen, ob er meine Aufträge erfüllt hat. (Er geht gegen den Pavillon.)

Chriſtine

(hält ihn, vor Angſt zitternd, zurück).

Sie meinen das verſchleierte Tableau? — Kein Menſch hat es berührt, wie Sie befohlen haben.

Derby.

Es iſt das Porträt einer Perſon, die meiner Edithe nicht gleichgültig ſeyn wird.

Chriſtine (für ſich).

Das ſeinige, ich wette darauf.

Derby.

Ich fürchte aber, man hat es nicht in das rechte Licht geſtellt, und darum will ich ſogleich — (er will hinein.)

Chriſtine.

Ach ich bitte — Bedenken Sie, Edithe wird ſchon ungeduldig warten, wir haben ſie allein gelaſſen.

Derby

Ich bin ja gleich fertig.

Chriſtine.

Sir! — ich — ach!

Derby

(heftig, und ſie zurückſchiebend).

Ich werde doch noch Herr meines Willens ſeyn! (Er geht in den Pavillon.)

Vierter Auftritt.

Chriſtine (allein).

Alles iſt verloren! welche Scene wird das werden.— Mord und Todſchlag!

(Lärmen im Pavillon, dann Derby's Stimme.)

Derby.

Sie folgen mir auf der Stelle, mein Herr!

Chriſtine.

Sie kommen — wo ſoll ich Hülfe ſuchen?

Fünfter Auftritt.

Chriſtine. Derby. Georges.

Derby

(zieht Georges mit Gewalt am Arme aus dem Pavillon).

Ich will den Tollkühnen kennen lernen! (Sieht ihm in's Geſicht.) Was ſeh' ich?

Georges.

Sie ſind es? (Sie umarmen ſich.)

Chriſtine (ganz ertattert).

Eine Umarmung ſtatt eines Duells — nun das begreif' ein Anderer.

Derby.

Chriſtine, verlaß' uns!

Georges

(gibt Chriſtinen Zeichen zu ſchweigen.)

Chriſtine

(geht kopfſchüttelnd ab).

Meiner armen Seele, das ganze Haus iſt verhext!

Sechster Auftritt.

Derby. Georges.

Derby (ſtreng).

Wie, du biſt es? — Was machſt du hier? Was führt dich hierher?

Georges (verlegen).

Der Zufall. Ich verſichere Sie, lieber Onkel, ich wußte nicht, daß dieſes Haus Ihnen gehöre.

Derby.

Das glaub' ich gerne; denn man kennt mich hier nur unter dem Nahmen Belton, und du würdeſt mir keinen Gefallen thun, wenn du jetzt noch mein Inkognito aufdeckteſt.

Georges.

Ich verſtehe, lieber Onkel — immer noch derſelbe — ich denke mir's ſchon, worum ſich's handeln kann, wenn ich ſehe daß Lord ſo weit von der Hauptſtadt entfernt, ein abgelegenes einſames Haus bewohnt.

Derby.

Davon iſt jetzt die Rede nicht, aber — du — du? Wie kommſt du hierher? ich glaubte dich bey deinem Regimente an der Gränze von Schottland.

Georges.

Ich erhielt Urlaub, um Sie, mein beſter Onkel, wieder zu ſehen und zu umarmen; da eilt' ich denn auf den Flügeln der Liebe und Dankbarkeit hierher —

Derby.

Hierher? du wußteſt ja nicht, daß du mich hier finden würdeſt.

Georges.

Freylich nicht — aber — ich — mein Herz — ohne meinen Willen zog es mich —

Derby.

Keine Ausflüchte, gerade heraus mit der Sprache.

Georges (für ſich).

Was ſoll ich ihm ſagen? — Ha! vortreffliche Idee — ſo eben vernahm ich von einem Duell, von einem jungen Menſchen, den man verfolgt.

Derby.

Nun, wirſt du reden?

Georges
(mit verſtellter Angſt und Traurigkeit).

Ach, theurer Onkel, ich wag' es nicht. (Bey Seite.) Was riskir' ich denn auch dabey? (Laut.) Ich bin gezwungen, mich verborgen zu halten.

Derby.

Verborgen — du?

Georges.

Ach leider! — Ein Zank. mit einem Verwandten des Lord Kanzlers —

Derby.

Wie? das alſo? Ihr habt Euch geſchlagen?

Georges.

Und ich verwundete ihn, ziemlich bedeutend.

Derby.

Unglücklicher Menſch! weißt du denn auch, daß man dich überall ſucht?

Georges.

Ja wohl weiß ich es, darum ſeh' ich auch in meiner Angſt überall Häſcher hinter mir — erſt vor einer Stunde war ich in der größten Bangigkeit, ich hörte Stimmen im Gebüſche, da überſprang ich jene Mauer und verbarg mich in jenem Pavillon, weit entfernt zu vermuthen, daß mich mein guter Stern in das Haus des großmüthigſten Schützers geführt hatte.

Derby.

Und ich — ich gab jenem Offizier mein Wort, daß mein Haus keinen Fremden in ſich ſchließe. — Burſche, welcher Satan hieß dich mit einem Verwandten des Lord Kanzlers dich zu ſchlagen?

Georges.

Onkel! Ihr Blut rollt in meinen Adern, ich konnte mich nicht mehr mäßigen. (Für ſich.) Ich bin froh, daß ich den gefunden habe.

Derby.

Was iſt nun zu thun? — Wenn du dich auf der Stelle nach London begäbeſt —

Georges.

Wo denken Sie hin, lieber Onkel! die Beſchreibung meiner Perſon wird gewiß auch dort angekommen ſeyn, ich wäre verloren.

Derby.

Aber was war denn die Urſache Eures Streites?

Georges (verlegen).

Die Urſache? — Eine ſehr natürliche. — Er behauptete, daß — daß — ich erinnere mich nicht mehr genau, was er behauptete, aber ich antwortete ihm mit Kraft — daß er es eigentlich wäre der — dieſes — und daß er mir ſo nicht kommen ſollte, und daß ich nicht geneigt wäre, ſolche Worte — Lieber Onkel, auch der Ausdrücke weiß ich mich nicht mehr zu beſinnen, aber Sie ſehen wohl ſelbſt, *dieſe* Affäre war nicht mehr mit Güte auszugleichen.

Derby.

Ich ſehe wohl, du biſt noch immer in Verwirrung; denn deine Erzählung iſt nicht klar. — Und wo haſt du ihn denn verwundet?

Georges

Wo? — In der Bruſt — einen derben Stoß — ich dachte er würde nimmermehr aufſtehen.

Derby.

Ich ſehe wohl, hier iſt nicht zu zaudern, und ich eile alſogleich Befehl zu geben, daß man das Haus feſt verſchließe, daß meine Leute ſich auf die Lauer legen, daß man ein geſatteltes Pferd bereit halte, um deine Flucht zu begünſtigen, im Falle du hier entdeckt würdeſt. Ich ſelbſt will von Außen rund um den Park herum ſchleichen, um zu ſehen, ob der Offizier des Scheriffs oder ſeine Leute nicht ſpioniren.

Georges.

O mein theurer Onkel! Welchen Dank bin ich Ihnen ſchuldig!

Derby.

Du ſprich mit Niemanden. Geh wieder in dieſen Pavillon! ich ſuche dich bald dort auf, und dann wollen wir mit einander die ſchicklichſten Mittel überlegen, dich aus dieſer Gefahr zu reißen.

(Geht ab.)

Georges (allein, lachend)

Ha ha ha! das war kein kleines Stück Arbeit, den

Onkel zu überliſten; der arme junge Menſch hat ſich wohl zur rechten Zeit für mich bleſſiren laſſen, — Jetzt kommt es nur darauf an, Edithen dahin zu bringen, daß ſie mir beyſteht. Wohl mir, da kommt ſie eben.

Siebenter Auftritt.

Georges. Edithe

(kommt aus dem Hauſe).

Edithe

(ohne Georges gewahr zu werden).

Sir Belton bleibt ſo lange weg, und ich langeweile mich, ich will ihn recht auszanken. (Erblickt Georges.) Was ſeh ich, Sie noch hier, mein Herr? — ich glaubte Sie ſchon lange über alle Berge.

Georges.

Wer könnte Sie ſo ſchnell wieder verlaſſen, liebenswürdige Edithe? Ich erwartete den Augenblick, Sie wieder zu ſehen, mit der größten Ungeduld; denn ich habe Ihnen ſo viel zu ſagen —

Edithe.

Aber wenn Sir Belton —

Georges.

Beſorgen Sie nichts, der hält draußen Schildwache.

Edithe.

Ich verſtehe Sie nicht.

Georges.

Kurz, ich habe alle Vorſicht gebraucht, damit wir nicht überraſcht werden. Bevor ich nun von mir ſelbſt, von meinen Wünſchen und Hoffnungen mit Ihnen ſpreche, muß ich Sie von der Lage unterrichten, in der Sie ſich befinden, doch ich fürchte mich zu erklären, Sie in Ihrer Ruhe zu ſtören.

Edithe (erſchreckt).

Hilf Himmel! Iſt etwa Belton ein Unglück begegnet?

Georges.

Nein, nein!

Edithe.

Oder zürnt er auf mich?

Georges.

Auch das nicht.

Edithe.

Was hätt' ich denn ſonſt zu fürchten?

Georges (halblaut).

Alles, wenn Sie nicht Vertrauen in mich ſetzen. Wiſſen Sie denn, daß Ihnen die größte Gefahr droht?

Edithe.

Mir? das muß ich ja gleich Sir Belton melden, er iſt mein Freund, mein Schützer, er wird die Gefahr zu entfernen wiſſen.

Georges

(ein wenig ungeduldig).

Immer ſchwebt ſein Nahme auf dieſem ſchönen

Munde. Nein Miß, ihm vor Allen müſſen Sie nichts davon entdecken; denn eben dadurch würde ſich die Gefahr verdoppeln. Er würde ſeine Maßregeln ergreifen, mich von Ihnen zu entfernen, uns zu trennen.

Edithe.

Glauben Sie?

Georges.

Ganz gewiß! — Es iſt ja auch wider ſeinen Willen, daß ich hier bleibe, und ich mußte Alles anwenden, um ihn dazu zu vermögen.

Edithe.

Ja, das glaub' ich Ihnen. — Sehen Sie, ich habe mir ſogar gedacht, daß es ihm unangenehm ſeyn würde, wenn er erführe, daß Sie heute vor ſeiner Ankunft hier waren, und daß ich Sie ſchon früher kannte, und darum nahm ich auch Anſtand es ihm zu ſagen.

Georges.

Daran thaten Sie ſehr wohl. — Reden Sie nicht davon mit ihm, ſtellen Sie ſich vor ihm an, als ob Sie mich noch nie geſehen hätten; denn — Sie müſſen es nun einmahl erfahren — ihn, ihn allein haben Sie am meiſten zu fürchten.

Edithe.

Sir Belton?

Georges.

Ihn, glauben Sie mir.

Edithe (betroffen).

Gegen Belton, der ſo viel für mich gethan hat, deſſen Freundſchaft und Zärtlichkeit mir jeden Wunſch im Auge lieſt, um ihn ſchnell zu erfüllen, gegen dieſen Mann ſoll ich Mißtrauen hegen?

Georges.

Ja, Edithe. — Für's Erſte ſcheint es mir, daß er Sie liebt.

Edithe (lächelnd).

Scheint Ihnen? — Ich weiß das ganz gewiß.

Georges.

Das iſt es ja eben, was Sie zittern machen muß. Aber nur ruhig Miß, ich und Chriſtine wachen über Sie.

Edithe (erſtaunt).

Chriſtine?

Georges.

Alles, worum ich Sie bitte, iſt, daß Sie uns nicht verrathen, und Sie werden ſchon ſehen, Sir Belton —

Edithe.

Da nähert er ſich eben.

(Beyde entfernen ſich verlegen von einander.)

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Lord Derby.

Derby

(ohne Edithen zu bemerken, zu Georges).

Ich habe meine Aufträge gegeben, und du kannſt für's Erſte ruhig ſeyn. (Erblickt Edithen.) Ah! (Zu Georges.) Ich verließ dich ia ganz allein, und befahl dir in den Pavillon zu treten.

Georges.

Ich wollte auch hinein gehen, da kam Miß hierher, und ich konnte der angenehmen Ueberraſchung nicht widerſtehen.

Edithe

(faßt Derby bey der Hand).

Sie blieben ſo lange weg — die Ungeduld — ich glaubte Ihre Stimme zu vernehmen —

Derby

(Beyde ſcharf beobachtend).

Ich danke Ihnen, liebes Kind! Und wovon ſpracht Ihr denn Beyde?

Georges (ſchnell einfallend).

Von — von dem Park hier, vom ſchönen Wetter — dann kamen wir auf die Mahlerey.

Edithe (für ſich).

Heute lügt doch die ganze Welt.

Derby.

Ich wollte Ihnen, meine liebe Freundinn, Georges, meinen Neffen, vorſtellen; allein er bedurfte meiner nicht, wie es ſcheint.

Edithe.

Iſt's möglich? — dieſer Herr ihr Neffe? (Ihn anblickend.) Ja wahrhaftig, ich fand ſchon früher einige Aehnlichkeit.

Derby

(mit Nachdruck und Beyde immer ſcharf beobachtend).

Nicht wahr, Sie hätten darauf geſchworen, ihn ſchon öfters geſehen zu haben? (Für ſich.) Beyde ſind ſehr verlegen. (Laut.) Es iſt nur Schade, daß wir ſeinen Beſuch einem Ereigniſſe danken, welches ſehr traurige Folgen für ihn haben kann.

Edithe.

Ach Gott ja, das iſt Jammerſchade.

Derby.

Ein Duell — man verfolgt ihn, und wenn man ihn endeckte —

Edithe.

Ach du lieber Himmel!

Georges.

Seyn Sie ruhig, es iſt keine Gefahr, und die Theilnahme, welche Sie mir beweiſen, macht mir meine Lage lieb.

Derby.

Du nimmſt das zu leicht, mein Freund; die Sache kann ernſthaft werden, und ich bin deinetwegen ſehr unruhig. (Sich leicht auf die Stirne ſchlagend.) Ah, da denk' ich eben daran — (Journale aus ſeiner Taſche ziehend.) Ich nahm ja bey meiner Abreiſe von London die Tagesblätter mit — darin wird vermuthlich von dem Duell geſprochen. Laß einmahl ſehen. (Er durchſieht die Blätter.)

Georges.

Wohl möglich! (er nähert ſich Edithen und ſpricht leiſe mit ihr.)

Derby (für ſich).

Er iſt ganz ruhig. Scheint es doch faſt, als ob ihn das gar nicht kümmere. Warte er, Herr Neffe, wir wollen ihm ſogleich beſſer auf den Zahn fühlen. (Laut, aus den Journalen leſend.) »Der König iſt ſehr erzürnt über dieſes Duell, und hat befohlen, daß der kecke Verwunder einer eigens dazu beſtellten Commiſſion übergeben werde.« — Aber Georges, Georges! du hörſt ja gar nicht?

Georges.

Doch, doch! Leſen Sie nur weiter, Onkel! (zu Edithen.) Alſo Sie lieben auch die Muſik Miß — O das iſt ſchön!

Derby (für ſich).

Sie haben nichts vergeſſen, auch das Signalement ſteht hier. (Weiter leſend und ſehr erſtaunt.) Aber was ſeh' ich? das Signalement gleicht meinem Neffen ja gar nicht. — Sechs Schuh zwey Zoll — Adlernaſe — ſehr bockennarbig —

Georges.

Was iſt's denn, Herr Onkel?

Derby (leiſe für ſich).

Beym Himmel! der Spitzbube hat mich hintergangen. (Laut und gleichgültig.) Da iſt auch das Signalement angehängt.

Georges (für ſich).

Nun bin ich verloren!

Derby (ihn fixirend).

Alles trifft ein — braune Haare — längliches Geſicht — graue Augen — ganz dein Porträt.

Georges (herausplatzend).

Wär's möglich?

Derby.

Nun, wie kannſt du dich darüber verwundern?

Georges (verlegen).

Nein, ich verwundere mich auch gar nicht — aber — es iſt doch ein Unglück, daß mich die Herren gar ſo gut getroffen haben. (Für ſich.) Unangenehm wär's doch, wenn man mich ſtatt des Schuldigen verhaftete.

Derby

(ſteckt die Papiere in die Taſche und ſpricht für ſich).

Nun begreif' ich Alles; aber ich will mich dafür rächen. (Laut.) Sieh, lieber Georges, ich hatte den Plan, dich nach dem Continent zu ſchicken, aber nach den ſtrengen Maßregeln, die man getroffen hat, könnte es auch ſogar dort für dich gefährlich werden.

Edithe (mit Theilnahme).

O ganz gewiß. Man hat vermuthlich die Beſchreibungen auch dorthin geſandt.

Derby.

Darum finde ich es beſſer, wenn du hier verborgen bleibſt.

Georges.

(freudig Edithen anblickend).

O mein guter Onkel, das iſt ja Alles was ich wünſche.

Derby.

Wenigſtens vierzehn Tage.

Georges.

Ein — zwey — drey Monathe, je länger deſto beſſer; bis dahin legt ſich der Zorn des Königs und die Nachforſchungen werden lauer betrieben. Das iſt herrlich! Wir leben zuſammen in einer glücklichen Familie — des Morgens ein Spaziergang, dann leſen und mahlen wir, Nachmittags Muſik — Miß ſpielt Clavier, ich blaſe Flöte.

Derby.

Muſik — Nein, das wäre nichts, das könnte Verdacht erregen — da hab' ich eine beſſere Idee.

Georges.

Nun, lieber Onkel?

Derby.

Siehſt du, dort unten am Ende des Parks, ganz im Gebüſch verſteckt, hab' ich ein kleines Jägerhäuschen, eiſerne Gitter vor den Fenſtern, große ſchwere Thüren mit Riegel und Schlöſſern, das iſt eine Wohnung, wie du ſie jetzt brauchſt.

Georges.

Ah!

Derby.

Ja ja, dahin will ich dich alſogleich führen, du lebſt dort ganz allein und von aller menſchlichen Geſellſchaft entfernt, nur ſo biſt du ſicher. — Noch mehr, ſo lange du dort biſt, verlaſſen auch wir dieſes Haus.

Georges.

Wie? Sie wollten fort?

Derby.

Ja, ich und Edithe begeben uns nach London. Du ſiehſt wohl ein, daß kein Augenblick zu verlieren iſt. Ich will meine Freunde dort zu deinen Gunſten zu ſtimmen und dir Verzeihung zu erwirken ſtreben.

Edithe (bewegt zu Derby).

Ach, wie gut Sie ſind!

Georges (für ſich).

Jetzt ſteh ich friſch! (Laut.) Aber wenn ich doch mit Ihnen nach London ginge?

Derby.

Wo denkſt du hin?

Edithe.

Welche Kühnheit!

Derby.

Wenn wir von hier entfernt ſind, wird man das ganze Haus für unbewohnt halten.

Edithe.

Man wird hier keine Nachſuchungen mehr pflegen.

Derby.

Das gibt mir Zeit, für dich zu handeln.

Edithe.

Ja ja, ſo wird's am Beſten ſeyn. (Zu Georges.) Sie müſſen ſich ſchon darein fügen, und ſich die Zeit nicht lange werden laſſen.

Georges.

Aber theuerſter Onkel, ich bitte —

Derby.

Schweige, ich weiß Alles, was du ſagen willſt, du haſt nicht Urſache mir Eifer in dieſer Sache anzuempfehlen — ich werde mich, wenn's nöthig ſeyn ſollte, ſelbſt dem König zu Füßen werfen. (Georges die Hand drückend.) Sey verſichert, mein armer guter Neffe, ich kann mich in deine Lage denken, und fühle, was du leiden mußt.

Edithe.

Ach welch einen guten Onkel haben Sie doch!

Georges (mit unterdrückter Wuth).

Ja wahrhaftig, ich bin ſo gerührt. (Für ſich.) Ich möchte aus der Haut ſpringen!

Derby.

Keinen Dank, mein Freund, was ich thue, thue ich eben ſo gut für mich, als für dich — aber wir haben keine Minute zu verlieren, darum ſchnell zur Ausführung, ich will ſogleich Aufträge ertheilen.

Georges (für ſich).

Nun endlich läßt er uns doch allein.

Derby

(will ab, hält aber, mißtrauiſch auf die beyden Zurückbleibenden blickend, wieder an, und ruft:)

He da! iſt Niemand in der Nähe?

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Chriſtine.

Chriſtine.

Sie befehlen?

Derby

(leiſe zu Chriſtinen).

Wache über dieſe Beyden, verliere ſie nicht aus den Augen. (Laut.) Ich gehe die Schlüſſel zum Jägerhauſe zu holen, ſie ſind oben in meinem Sekretär.

(Er geht ab.)

Chriſtine

(leiſe zu den jungen Leuten).

Was ſoll das heißen?

Georges

(ebenfalls leiſe und ſchnell).

Daß Alles verloren iſt. Bis zu dieſer Minute half ich mir glücklich, und ſchon war es beſtimmt, ich ſollte hier bleiben, aber nun auf einmahl will er Miß Edithen nach London bringen.

Chriſtine (die Hände ringend).

Nach London? ach Gott, nach London!

Edithe.

Nun ja freylich, um den Herrn da (auf Georges deutend.) zu retten.

Chriſtine.

Ach, theures Kind, man überliſtet dich, ich weiß Alles! Hüte dich ihm zu folgen, es iſt ſo eben ein Diener des Sir angekommen, ein alter, und Gott ſey Dank, ſchwatzhafter Mann, der hat mir Sachen erzählt — (leiſe zu Georges.) himmelſchreyende Geſchichten; denken Sie ſich nur, in dieſem Augenblicke hält er in ſeinem Hotel in London auch eine Frau verborgen.

Georges.

So?

Edithe.

Aber ſo erkläre mir doch, Chriſtine —

Georges.

Aber wie iſt die Abreiſe zu hindern? (wie plötzlich von einer Idee ergriffen.) Kennen Sie die Taverne zum Adler im nächſten Dorfe?

Chriſtine.

Freylich!

Georges.

Wohlan, ſo müſſen Sie — (ſieht Derby kommen.) Stille!

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Derby, welchem Stockwell folgt.

Derby (zu Stockwell).

Stockwell, hier ſind die Schlüſſel zum Jägerhauſe, führ' Er den jungen Mann dahin.

Georges.

Aber Onkel, es iſt doch noch Zeit —

Derby.

Nein, nein, man muß Nichts vernachläſſigen. — Chriſtine — Sie bereiten ihm dort ein Lager und alles Nothwendige.

Georges
(nähert ſich Edithen).

Miß! —

Derby (hält ihn zurück).

Schon gut, mein Freund! keine Complimente! — (Umarmt ihn.) Umarme mich geſchwind, und dann geh, du darfſt dich darauf verlaſſen, daß wir in zehn Minuten nicht mehr hier ſind.

Georges (für ſich).

Zehn Minuten? es ſey gewagt, ich habe kein anderes Mittel. (Leiſe zu Chriſtinen.) Folgen Sie mir! (Georges geht mit Chriſtinen zur Linken ab. Stockwell folgt ihnen. Derby ſieht ihnen lächelnd nach.)

Edithe (für ſich).

Du lieber Himmel! ich verſtehe kein Wort; aber jetzt zitt're ich doch auch, da ſie Alle zittern.

Derby (bey Seite).

Ah, mein Herr Neffe, Sie wollen ſich über mich luſtig machen, ich will Ihnen zeigen, daß ich doch noch Ihr Meiſter bin. (Bietet Edithen den Arm.) Kommen Sie, liebe Edithe!

(Gehen ins Haus ab.)

Ende des zweyten Aufzugs.

Dritter Act.

Erſter Auftritt.

Chriſtine
(allein, ſie tritt zur Linken ein und lieſt die Adreſſe eines Briefes, den ſie in der Hand hält).

»An Herrn Mac — Ipſon — Welley — in der Taverne zum Adler.« — Wohlan, ich will ihn hintragen; Georges ſagt ja, das ſey das einzige Mittel, Edithens Abreiſe zu hindern, und ſo die Taube dem Geier zu entreißen. — Nur fort!

Zweyter Auftritt.

Chriſtine. Edithe mit einem Reiſe-Strohhut a l'anglaise.

Chriſtine (bleibt ſtehen).

Wie? Schon bereit, liebes Kind?

Edithe.

O meine Gute, ich bin ſo unruhig, ſo bewegt —

Sage mir nur einmahl, was geht hier vor? Was hab' ich zu fürchten?

Chriſtine.

Du ſollſt es erfahren. Wo iſt Sir Belton?

Edithe.

Er befindet ſich in ſeinem Schreibgemache und lieſt begierig einen Brief, den er ſo eben erhielt. Es iſt dasſelbe Schreiben, welches er mit ſolcher Ungeduld erwartete. — Aber ſage mir, was flößt dir denn ſo großen Verdacht gegen Belton ein?

Chriſtine.

Verdacht? — O liebes Kind, Gewißheit — Sir Georges, dieſer achtungswerthe Jüngling, hat mir die Wahrheit geſagt und die Augen über ſeinen Onkel geöffnet. Wiſſe denn: Belton iſt nur ein angenommener Nahme, Lord Derby iſt es, der ſich unter dieſe Maske geſteckt hat.

Edithe (überraſcht).

Wie, Lord Derby, einer der erſten Edlen Englands?

Chriſtine.

Er ſelbſt, allgemein bekannt durch ſeinen Rang und Reichthum, noch mehr aber durch ſeine Abenteuer. Er war es, der einſt Miß Sidney entführte — dann ſich mit ihrem Bruder und Vetter ſchlug, die er Beyde verwundete; es mag jetzt 17 bis 18 Jahre ſeyn, ich erinnere mich der Geſchichte noch recht lebhaft, denn ſie machte Aufſehen im ganzen Lande. Und in den Händen dieſes Mannes biſt du, meine arme Edithe; mit ihm ſoll ich dich jetzt reiſen ſehen?

Edithe.

Ja, er will mich nach London bringen.

Chriſtine.

Geh nicht, geh nicht, ich beſchwöre dich! Weigere dich ihm zu folgen, wenigſtens ſo lange, bis ich zurückkehre.

Edithe.

Aber warum denn? Immer nur halbes Vertrauen — überall Räthſel — das iſt unerträglich. Sage mir gerade heraus, welche Gefahr mir droht, und ich will dir folgen.

Chriſtine
(mit Grauen und leiſer Stimme).

Welche Gefahr? — Wenn er dich nach London führt, ſo geſchieht es nur, um dich in den Wirbel der Vergnügungen zu ſtürzen, — Bälle, Conzerte, Spectakeln — —

Edithe.

Nun, das freut mich ja, daran ſeh' ich nichts Furchtbares.

Chriſtine.

Das ſind lauter Fallen, die man dir legt.

Edithe (nachdenkend).

Fallen?

Chriſtine (ſie in ihre Arme drückend).

Ich habe ſchon zu viel geſagt. Beruhige dich, liebes Kind, noch iſt nicht Alles verloren, wir wachen über dich, ich und Georges, der brave junge Mann; er hat ein Mittel gefunden, dich zu retten, ich kenne es zwar nicht, aber das iſt einerley, wenn es dir nur nützlich iſt. Ich laufe nun — Nur Muth! Muth! Edithe! und reiſe ja nicht, bis ich zurückkomme, ſonſt wäre Alles verloren. (Trippelt ſchnell ab.)

Dritter Auftritt.

Edithe (allein, nachdenkend).

Dieſe Frau hat eine Art mich zu beruhigen, daß ich vor Unruhe ſterben möchte. Wär's möglich? — Er, Lord Derby, wollte mein Unglück. — Alle ſeine Liebe und Zärtlichkeit gegen mich, alle die Wohlthaten, die er mir erwies, wären aus einem böſen Herzen gekommen — (wiſcht ſich eine Thräne aus dem Auge.) Ach, das wäre ſehr traurig, und ich müßte ja erröthen darüber, daß ich ſie annahm — Aber nein, nein, ich kann's nicht glauben — Und doch fürcht' ich ihn jetzt zu ſehn — ich hatte ihn ſo lieb — und jetzt tritt geheimes Grauen an die Stelle der Liebe und Achtung. — Was werd' ich ihm ſagen? — Gott! da kommt er! (ſie bleibt unbeweglich ſtehen und wagt es nicht, Derby anzublicken.)

Vierter Auftritt.

Derby. Edithe.

Derby.

Liebe Edithe, Alles iſt zu unſerer Abreiſe bereit.

Edithe.

Die Zunge verſagt mir den Dienſt.

Derby.

Kommen Sie! (will ſie an der Hand faſſen.)

Edithe

(entzieht ihm die Hand und weicht zurück).

Sir!

Derby (erſtaunt).

Woher dieſe Unruhe, die Furcht, die ſich in Ihren Blicken mahlt?

Edithe.

Verzeihung Sir! — Ich kann mich nicht erklären — aber ich werde nicht reiſen.

Derby.

Nicht? und warum nicht? — Welche Gründe?

Edithe.

Angſt — Verdacht — Ja Sir! — dieſe Ungewißheit kann ich nicht länger ertragen, und Sie will ich um Licht in dieſem Dunkel bitten, Sie, deſſen Großmuth und Freundſchaft mir die größte Achtung eingeflößt hat. Haben Sie Mitleid mit mir — ich theile den Verdacht nicht, ich halte Sie noch immer für den beſten redlichſten der Menſchen — ach gewiß, wenn ich Alles glaubte, was man mir geſagt hat, ich wäre ſchon fern von Ihnen, und niemahls würden Sie mich mehr ſehen. — Aber von Ihnen ſelbſt will ich die Wahrheit erfahren. Reden Sie, ich vertraue Ihren Worten.

Derby.

Edithe! hab' ich Ihnen je Urſache gegeben, an meiner Redlichkeit und Aufrichtigkeit zu zweifeln?

Edithe

(gekränkt und die Augen niederſchlagend).

So frägt Lord Derby?

Derby (betroffen).

Lord Derby? — Ich ſehe, mein Neffe hat mich verrathen, und der Verdacht, den dieſer Verrath in Edithens Herzen erregt hat, entfernt dieſes jetzt von mir.

Edithe (mit Gefühl).

O, es wäre mein einziger Wunſch, Sie niemahls zu verlaſſen, mein einziges Glück, Ihnen meine Dankbarkeit zu bezeigen, Ihnen meine Sorgfalt, ja meine Dienſte zu weihen. Aber kann — darf ich es, da Ihr Rang, Ihre Plane über meine Zukunft, ja Alles, was ich ſehe, in ein geheimnißvolles Dunkel für mich gehüllt iſt? O, zerſtreuen Sie dieſe Zweifel, großmüthiger Mann, vernichten Sie den Verdacht, der mich foltert, und ich folge Ihnen auf der Stelle.

Derby

(mit Ruhe und Würde.)

Edithe! — Ich würde glücklicher geweſen ſeyn, wenn Sie mir, ohne die Gründe meiner Handlungen erforſchen zu wollen, Ihr Vertrauen geſchenkt hätten; dieß war der einzige Lohn, den ich erwartete. Da ich ihn nicht erringen konnte, ſo laſſen Sie uns nun hierüber unſere Gefühle austauſchen. Sagen Sie mir, Edithe, was fürchten Sie? Betrachten Sie mich, ſeh' ich denn aus, als ob ich Sie hintergehen wollte?

Edithe.

Nein, nein — aber dennoch hält man Sie in Verdacht —.

Derby.

Wohlan, Sie ſollen mein Unrecht aus meinem eigenen Munde vernehmen: Von Ihrer zarteſten Jugend an wachte ich über Ihnen, ſpäter hin wollte ich Niemanden als mir ſelbſt die ſüße Sorge anvertrauen, Ihren Geiſt und Ihr Herz zu bilden. Für Sie, Edithe, bracht ich dieſes einſame Haus an mich, als einen Zufluchtsort — für Sie ſchmückte ich es mit allem Nothwendigen, Ihretwegen vernachläſſigte ich die große Welt, und verzichtete auf die Ehre und die Vortheile, die mir mein Stand und Rang darin bringen konnten. Meine einzigen glücklichen Augenblicke waren jene, welche ich in Ihrer Nähe zubrachte. Rufen Sie ſich alle unſere Geſpräche, alle Lehren, die ich Ihnen gab, zurück, ſie hatten ſtets Ihre Pflichten und die Liebe zum Guten und Wahren zum Gegenſtande. Iſt dieß die Sprache eines Verführers? Wie oft ſprach ich von Ihrer Mutter mit Ihnen und hielt Ihnen ihre Tugenden als Vorbild vor, glauben Sie wohl, daß ich unter dieſem heiligen Nahmen ſtrafbare Plane ſchmiedete.?

Edithe (gerührt).

O nein, nein — dieſe Sprache — dieſer Blick. — Nur Ihnen will ich vertrauen, und Sie ſehen mich bereit, Ihnen zu folgen.

Derby.

Und wollen mir unbedingtes Vertrauen ſchenken?

Edithe.

Ich ſchwör es!

Derby.

Wohlan, ſo iſt mein Neffe allein der Strafbare; denn ſeine Liebe für Sie hätte ihn die Achtung, die er mir ſchuldig iſt, nicht vergeſſen machen ſollen.

Edithe (betroffen).

Seine Liebe?

Derby
(ſie bey der Hand faſſend).

Ja Edithe! — Der erſte Augenblick war mir hinreichend, um in ſeinem Herzen zu leſen, und auch in dem Ihrigen. Er liebt Sie — und auch Ihnen iſt er nicht gleichgültig. (Eine Bewegung Edithens.) Das macht mir Kummer Edithe; denn Georges iſt ihrer nicht würdig, er hat meinen ganzen Zorn verdient, er hat mich hintergangen.

Edithe.

Wie?

Derby.

Ich vermuthe es wenigſtens, aber bald werd' ich Gewißheit haben, und hat er mein Vertrauen gemißbraucht, mit mir ein Spiel getrieben, dann, Edithe, müſſen Sie ſein Bild aus Ihrem Herzen verbannen, ich fordre es von Ihnen; verſprechen Sie es mir?

Edithe
(die Augen niederſchlagend).

So ſchwer es mir auch werden würde, ich verſpreche es.

Derby (freudig).

Wohl mir, ich habe ihr Herz mir wieder gewonnen, und ich trete in meine vorigen Rechte wieder ein. (Er reicht ihr einen Brief.) Nun Mädchen! zum Lohne für dein Vertrauen, lies!

Edithe
(nimmt den Brief, lieſt, ſtößt einen Schrey der Freude aus und will ſich zu Derby's Füßen werfen, dieſer aber hebt ſie auf und ſchließt ſie in ſeine Arme).

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Chriſtine.

Chriſtine.

(will herein laufen, bleibt aber plötzlich unbeweglich ſtehn).

Himmel! Was muß ich ſehn?

Derby.

Was wollen Sie? Wer hat Sie gerufen?

Chriſtine (verlegen).

Ich komme — daß heißt, ich komme nicht — ſondern der Herr Offizier von heute Morgen — ich hätte nicht gedacht — (leiſe zu Edithen.) Aber Edithe!

Derby (trocken).

Schweigen Sie, und laſſen Sie den Offizier kommen.

(Chriſtine geht ab.)

Derby (leiſe zu Edithe).

Was du in dieſem Briefe geleſen, vertraue Niemand, hörſt du, Niemand. — Was meinen Neffen betrifft, ſo will ich die Wahrheit bald ergründen; iſt er es nicht, den man verfolgt, ſo verzeih' ich ihm nie mehr in meinem Leben.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Welley.

Derby (zu Welley).

Was führt Sie noch einmahl in mein Haus?

Welley.

Ach Euer Herrlichkeit, was mußt' ich vernehmen? Ein Mann wie Sie —

Derby.

Was gibts denn?

Welley.

Ah — ah! verzeihen, aber mein Vertrauen, die Achtung, welche Ihnen die Gerechtigkeit bezeigt, alſo zu mißbrauchen.

Derby.

Goddamm! ich verſtehe Sie nicht!

Welley.

Wir wiſſen Alles. Der Flüchtling, den wir verfolgen, wurde von Ihnen aufgenommen, er befindet ſich hier in Ihrem Hauſe.

Derby.

Wie? Sie könnten glauben? —

Welley.

Geben Sie ſich keine Mühe zu läugnen, eine ganz genaue und mit allen Nebenumſtänden verſehene Angabe, iſt ſo eben in der Taverne zum Adler niedergelegt worden.

Chriſtine.

Himmel! das iſt das Schreiben, das ich überbrachte. (Laut.) Mein Herr —

Welley.

Still, wenn die Gerechtigkeit redet. (Zu Derby.)

Wir wiſſen auch warum Sie ihn verläugneten. Es iſt Sir Georges, Ihr Neffe.

Edithe (unruhig).

Und Sie kommen, um ihn zu verhaften?

Welley.

Unglücklicherweiſe iſt es ſchon zu ſpät. Dieſelbe Anzeige ſetzt uns auch in Kenntniß, daß Sie den Schuldigen entwiſchen ließen. Aber meines Amtes iſt es nun, Sie Mylord — zwar mit großem Bedauern — in Gewahrſam zu nehmen, und Sie zum Scheriff zu begleiten, um ihm über Ihr Benehmen Rechenſchaft abzulegen.

Edithe

(leiſe zu Derby, ſehr fröhlich).

Sehen Sie, Georges hat Sie doch nicht hintergangen, er iſt wirklich der Schuldige.

Derby

(eben ſo zu Edithen).

Dann thut es mir leid, den armen Jungen in Verdacht gehabt zu haben. (Zu Welley.) Aber mein Herr! die Perſonsbeſchreibung paßte ja auf meinen Neffen gar nicht.

Welley.

Dieſe Entſchuldigung gilt ganz und gar nicht. Faſt alle Tage arretire ich Leute auf die der Steckbrief gar nicht paßt, da muß man Takt haben.

Derby.

Wohlan, ich folge Ihnen zum Scheriff.

Chriſtine

(leiſe zu Edithen).

Kind! erkläre mir doch!

Derby (tritt zurück).

Chriſtine, folgen Sie mir! (Tritt zu Edithen und küßt ſie auf die Stirne.) Kind, bewahre unſer Geheimniß.

Chriſtine

(Derby und Welley, welche abgehen, folgend, bey Seite).

Jetzt verſteh ich meiner armen Seele kein Wort mehr.

(Derby, Welley und Chriſtine gehen ab. Edithe bleibt nachdenkend zur Rechten ſtehen. Georges erſcheint zur Linken und folgt ſeinem Onkel mit den Blicken.)

Georges.

Man führt den Onkel fort, die Liſt iſt gelungen.

(Er tritt vor.)

Siebenter Auftritt.

Edithe. Georges.

Edithe (erblickt ihn).

Was ſeh' ich! Sie haben Ihr Verſteck verlaſſen?

O, ich bitte Sie, zeigen Sie ſich nicht, man hat entdeckt, daß Sie hier verborgen ſind.

Georges (lächelnd).

Wirklich?

Edithe.

Lord Derby, Ihr Onkel, wurde ſo eben zum Scheriff berufen.

Georges (laut auflachend).

Ha ha ha! das iſt herrlich!

Edithe.

Ich begreife Sie nicht!

Georges.

Ich wußt' es wohl, daß ich ihn hindern würde, Sie zu entführen. Die Angabe beym Scheriff iſt von meiner Erfindung, es war eine Kriegsliſt.

Edithe.

Wie? — Sie wären alſo nicht der, den man verfolgt?

Georges.

Der Himmel bewahre mich davor; ich weiß nichts von einem Duell, das Ganze war nur ein Vorwand.

Edithe.

Ach Gott! Sie ſind alſo ganz unſchuldig?

Georges.

Ganz unſchuldig!

Edithe.

Pfuy! das iſt häßlich von Ihnen. Ich hatte doch eine ſo gute Meinung von Ihnen! Wer hätte glauben können, daß dieſes Geſicht — Ja, vertraue einer nur den Augen!

Georges.

Wie Miß? Ich hätte wahrhaftig nicht geglaubt, daß man, um Ihre Achtung zu verdienen, mit der Juſtiz im Kampfe ſeyn müſſe, und die Theilnahme, die Sie mir gezeigt haben —

Edithe.

Theilnahme? — ich? — O Sie irren ganz und gar. — Damahls, als ich Sie in einer böſen Affäre verwickelt glaubte, ich muß es geſtehn, da fühlt' ich für Sie — — Mitleid, Zuneigung — aber jetzt — o jetzt würde es Ihr Onkel gar nicht mehr erlauben, daß ich mich um Sie bekümmere, und ich habe geſchworen, ihm in Allem zu gehorchen.

Georges.

Schon wieder der Onkel im Spiele. — O ich ſeh' es wohl, ich bemühe mich vergebens über ihm den Sieg davon zu tragen, und Sie aus einer Sclaverey zu befreyen, die Sie lieben. — Gegenwärtig oder abweſend, übt Lord Derby ſtets ſeine Gewalt über Edithen aus, er iſt ihr Leitſtern, ihr Orakel.

Edithe (etwas boshaft).

Ja, mein Herr, ſo iſt es auch.

Georges.

Da würd' ich denn wohl auch, um Ihnen mein

Herz, meine Hand und mein Vermögen anzubieten, vorerſt ſeine Einwilligung anſuchen müſſen.

Edithe.

Allerdings. Aber jetzt wäre die Mühe vergebens, ich weiß es vorhinein, daß er nicht einwilligen würde.

Georges.

Aber ſagen Sie mir doch woher die Gewalt rührt, die ihm Ihr Herz einräumt? Welche Rechte hat er?

Edithe (ſchnell).

Welche Rechte? — Oh! — (plötzlich zurückhaltend.) Das kann ich Ihnen nicht ſagen, aber —

Georges.

O ich errathe ſie wohl — Miß, Sie lieben ihn!

Edithe (lebhaft).

Ja Sir! ich liebe ihn — lieb' ihn inniger, zärtlicher, als ich es auszudrücken vermag; beſonders fühl' ich, daß ſeit wenigen Minuten ſich meine Zärtlichkeit für ihn verdoppelt hat; und nie wird ihn Jemand aus meinem Herzen verdrängen.

Georges (außer ſich).

Nein, das iſt zu viel! — Dieſe Verblendung! Aber Miß, auch meine Liebe zu Ihnen läßt nicht zu, daß ich Sie in dieſem bedauernswerthen Irrthume laſſe. — Edithe! ich beſchwöre Sie, entfliehen Sie ſeinen Netzen, willigen Sie ein, mir zu folgen, die Augenblicke ſind koſtbar.

Edithe.

Ihnen folgen, nimmermehr!

Georges

(ſich zu ihren Füßen werfend).

Ich bitte, ich beſchwöre Sie auf meinen Knieen, es handelt ſich um Ihr Glück, um Ihr Heil, aus Liebe für ſich ſelbſt, aus Barmherzigkeit für mich, verlaſſen Sie dieſen Ort und gönnen Sie mir das Glück, Sie aus der drohendſten Gefahr Ihres Lebens gerettet zu haben.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. **Derby**

(tritt heftig aus dem Hintergrunde ein).

Derby

(zu Georges, der ſich ſchnell erhoben hat).

Was ſeh ich? Unvorſichtiger Menſch! du zeigſt dich in dieſem Augenblicke?

Edithe (zu Derby).

Ach — Sie wiſſen nicht —

Derby

(gibt ihr mit der Hand ein Zeichen zu ſchweigen).

Georges (verlegen).

Wie, Herr Onkel? Sie ſchon zurück?

Derby.

Ja — Alles iſt zu Ende — du biſt frey!

Georges.

Frey?

Derby.

Es koſtete mich auch gar keine Mühe; denn als ich beym Scheriff anlangte, hatte man den wahren Schuldigen ſchon eingebracht.

Georges (für ſich).

Mußte ſich der ungeſchickte Menſch eben jetzt fangen laſſen? (Laut.) Wie mein Onkel?

Derby.

Es iſt ein junger Mann aus dieſer Gegend, der, als er hörte, daß man einen Unſchuldigen verfolge, ſich ſelbſt bey Gerichte ſtellte. Die ganze Geſchichte iſt auch nichts mehr als eine Lappalie, welche die Aufmerkſamkeit der Obrigkeit gar nicht verdient. Die beyden hitzigen jungen Leute ſchlugen ſich um einen Haſen, den jeder von ihnen getroffen haben wollte. Uebrigens iſt der Verwundete bereits außer aller Gefahr.

Georges.

Nein, Onkel! da waltet ein Irrthum ob, ich will ſogleich —

Derby (lachend).

Das iſt wahrlich zu arg, am Ende entſteht hier noch ein Duell, weil von Zweyen jeder der Schuldige ſeyn will. Ich rathe dir, auf dieſe Ehre Verzicht zu leiſten. — (Ironiſch.) Dießmahl ſchlugs fehl, vielleicht biſt du ein andermahl glücklicher! (Faßt Edithens Hand.)

Kommen Sie, Edithe! (Zu Georges.) Nun, da uns Nichts mehr zurückhält, überlaſſe ich dir dieſes Haus. — Schalte und walte darin, wie in deinem Eigenthum.

(Geht mit Edithen einige Schritte.)

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Chriſtine.

Chriſtine
(welche die letzten Worte mit angehört hat, tritt ihm in den Weg).

Nein Sir! Ich dulde es nicht, mein gehört das Mädchen, mir iſt ſie anvertraut, und eh ich ſie mit Ihnen nach London laſſe, flehe ich den Beyſtand Ihres Neffen, ſelbſt die Hülfe der Gerichte an.

Georges.

Ja, ich werde die Unſchuld zu vertheidigen wiſſen.

Derby.

Gegen mich?

Georges.

Gegen die ganze Welt!

Edithe (leiſe zu Derby).

Er will ſich für mich opfern.

Derby (leiſe zu ihr).

Stille!

Georges.

Sollten Sie mich auch mit Ihrem Zorne ſtrafen mich Ihres Schutzes und eines Vermögens berauben, das ich verachte, ich breche die Bande, die uns an einander ketten, ich bin Ihr Neffe nicht mehr, nur Ihr Gegner, der Edithen Ihrer Gewalt entziehen und ſie dem Verführer entreißen wird.

Derby (beleidigt).

Verführer?

Christine
(durch Georges Worte Muth gewinnend).

Ja, himmelſchreyend iſt's!

Edithe
(leiſe ſie zurückhaltend).

Schweige doch!

Georges (mit Glut).

O! Ihre Plane ſind mir klar. — Sie mißbrauchen Ihre Gewalt über ein junges, unerfahrnes Herz, aber ich will die Binde, die Sie um der Unſchuld Augen gelegt, zerreißen, und ſollte dadurch das gräßlichſte Licht auf Sie ſelbſt fallen, ich will ihr Leiter, ihr Schützer, ihr Vertheidiger ſeyn.

Derby
(mit Ruhe und Würde).

Recht ſchön, es läßt ſich gegen dieſe Worte nichts ſagen. (Mit ſtrengem Tone.) Aber Sie, mein Herr Moraliſt, ich bitte, ſagen Sie, was haben *Sie* denn gethan, was eine ſolche Sprache rechtfertigte? Sie haben einen Onkel hintergangen, der Sie liebte, um ſich wider ſeinen Willen in ſein Haus zu ſchleichen und ſich darin zu behaupten. — Sie ſuchten das Herz einer jungen Waiſe für ſich zu ſtehlen, die Ihnen ihre Unſchuld und ihr Unglück, eben ſo wie mein Schutz, hätte heilig machen ſollen. Sie haben mein Vertrauen und das Aſyl, welches ich Ihnen bot, durch Lug und Trug gemißbraucht. Einen jeden Andern, als Sie, mein Herr, würde ich mit dem Degen in der Hand lehren, daß es zwey Dinge gibt, die man nicht ungeſtraft verräth, dieſe ſind das Vertrauen eines rechtſchaffenen Mannes, und die Gaſtfreundſchaft, aber ich vergeſſe die Bande nicht, welche uns an einander ketten, und dieſen allein danken Sie die Mäßigung, die ich mir noch auflege.

Georges.

Onkel — ich geſtehe mein Unrecht ein, aber wenn Sie fühlten, was dieſes Herz empfindet, wenn Sie meine heftige Liebe zu Edithen kennten —

Derby.

Und wer hat Ihnen geſagt, mein Herr, daß dieſe Liebe von der Ehre mißbilligt werden würde? Wiſſen Sie denn, ob ich nicht in meine eigne Liebe für Edithen alle meine Hoffnungen und mein ganzes Glück geſetzt habe? Mit welchem Rechte bieten Sie ihr einen Schutz an, den ſie nicht verlangt? Wer bürgt Ihnen dafür, daß ich nicht ſelbſt heute noch mein Vermögen, meinen Rang und meinen Nahmen mit Edithen theile?

Georges (ganz niedergedonnert).

Ihren Nahmen — Gott! Wär's möglich?

Derby.

Doch will ich ſie zu Nichts zwingen, ihre Wahl ſey ganz frey, ſie entſcheide zwiſchen uns Beyden!

Edithe

(nach augenblicklichem Stillſchweigen ihm die Hand küſſend).

Können Sie glauben, daß ich auch nur einen Augenblick unſchlüſſig ſeyn würde?

Georges.

Genug! — das iſt der letzte Schlag! — Ich verlaſſe Sie, Onkel, für immer, Sie ſehen den Strafbaren nie wieder, möge meine Selbſtverbannung aus Ihrem Antlitz das Andenken an mein Unrecht gegen meinen würdigen Oheim aus deſſen Gedächtniſſe vertilgen. (Mit unterdrückter Stimme.) Leben Sie wohl, auf ewig wohl!

(Er bedeckt ſich das Geſicht mit beyden Händen und macht langſam einige Schritte.)

Chriſtine (trocknet ſich die Augen).

Der arme junge Menſch! Wenn ich die Wahl gehabt hätte —

Edithe

(ſieht, daß Georges ſich entfernt).

Ach mein Gott! (Nähert ſich Lord Derby und ſpricht leiſe zu ihm.) Er geht, er geht wirklich!

Derby.

Warum thut ers? — Ich jag' ihn nicht fort, meinetwegen mag er wieder zurückkommen.

Edithe

(läuft zu Georges).

Sir Georges, der Onkel jagt Sie nicht fort.

Georges

(tritt wieder zurück).

Nein Edithe! ich würde den Muth nicht haben, von meines Onkels Großmuth Gebrauch zu machen. Ich fühl' es, ich kann in Ihrer Nähe nicht leben, wenn es mir nicht erlaubt iſt, Sie zu lieben und um Ihre Liebe zu buhlen, die ich gerne mit meinem Leben erkaufen würde.

Edithe.

Ach Gott!

(ſie tritt mit geſenkten Augen zu Derby zurück, und ſtößt ihn mit dem Ellenbogen leiſe an.)

Derby (nach einer Pauſe).

Er iſt noch nicht zufrieden, nicht wahr? O das wußt' ich wohl. — Was verlangt er denn noch, he?

Edithe (verlegen).

Ich hab ihn nicht recht verſtanden.

Derby.

So viel ich von hier aus vernehmen konnte, ſchien mir's er wolle die Erlaubniß erhalten, dich zu lieben — wohl gar zu heirathen?

Edithe

(den Kopf ein wenig hebend und mit einem Lächeln).

Ich glaube, ja.

Derby.

Ja, das geht nun freylich ſo leicht nicht mehr; (ſeinen Neffen anblickend, der ſich ihm nähert.) denn Georges hat leider die Bande unſerer Verwandtſchaft zerbrochen, er hat erklärt, daß er mein Neffe nicht mehr ſeyn wolle, und ſo würde er wohl auch kaum einwilligen, mein Sohn zu ſeyn.

Chriſtine.

Sein Sohn?

Georges.

Ihr Sohn?

Derby

(Edithen in ſeine Arme ſchließend).

Ja freylich. — Hat Euch denn Allen meine Zärtlichkeit für das Mädchen nicht geſagt, daß ſie meinem Herzen näher ſey, daß ich ihr glücklicher Vater bin.

Georges

(ſtürzt zu ſeinen Füßen).

O Himmel!

Chriſtine.

Und ich — Mylord! ich ſprach von Verführung. — Vergebung! (Für ſich.) Schon wieder eine Ungeſchicklichkeit.

Edithe (zu Chriſtinen.)
Ich hab's ſchon früher gewußt.

Georges.
Aber erklären Sie mir doch!

Derby.
Später ſollſt du erfahren, wie Familienverhältniſſe und Feindſeligkeiten mich zwangen, eine Ehe geheim zu halten, welche mir die Gnade des Königs nun öffentlich zu verkünden erlaubt. Mein geliebtes Weib, die Mutter Edithens, befindet ſich in meinem Hauſe zu London, und erwartet mit Ungeduld den Augenblick, ihre Tochter umarmen zu können; darum laßt uns ſchnell dahin eilen. Georges, ich verzeihe dir, deine Abſichten waren rein, (leiſe zu ihm) und ich geſtehe, daß mein früheres Leben dir Urſache zu Zweifeln gab; (ernſthaft.) aber jetzt, da ich dir mein höchſtes Gut anvertraue, keine Thorheiten mehr, und bedenke, daß ein Vater Alles verzeihen kann, nur nicht ſeines Kindes Glück vernachläſſigt zu ſehen.

(Allgemeine Gruppe.)

(Der Vorhang fällt langſam)

Inhalt

der bereits erſchienenen zwölf Jahrgänge.

Erſter Jahrgang.

Haß allen Weibern. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Frey nach dem Franzöſiſchen des Bouilly. In Alexandrinern bearbeitet.

Der kurze Roman, oder: Die närriſche Wette. Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Der Ehenſtifter, oder: Die beyden Offiziere. Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Die ſpaniſche Wand. Dramatiſche Kleinigkeit in einem Aufzuge. Frey nach dem Franzöſiſchen.

Die Ehemänner als Junggeſellen. Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Zweyter Jahrgang.

Die Schauſpielerinn. Luſtſpiel in drey Aufzügen, nach dem Franzöſiſchen, im Versmaß des Originals.

Wahnſinn. Drama in einem Aufzuge. Als Seitenſtück zu **Nina.** Nach dem Franzöſiſchen le dolir frey bearbeitet.

Abneigung aus Liebe. Luſtſpiel in freien Verſen und einem Aufzuge.

Der alte Jüngling. Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach dem Franzöſiſchen.

Verlegenheiten und Auswege. Poſſe in einem Aufzuge, frey nach dem Franzöſiſchen.

Dritter Jahrgang.

Peter und Paul. Luſtſpiel in drey Aufzügen. Als Seitenſtück zum **Mädchen von Marienburg** und dem **liefländiſchen Tiſchler.** Nach dem Franzöſiſchen des Lamarteliere.

Der Raſttag. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nach dem Franzöſiſchen des Bouilly.

Die beyden Ehen. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nach dem Franzöſiſchen des Etienne.

Der Wilddieb. Liederſpiel in einem Aufzuge.

Der Sie. Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Vierter Jahrgang.

Verkannte Treue. Drama in drey Aufzügen, nach Pelletier Volmeranges.

Die Zeche, oder: Gaſtwirth und Bürgermeiſter in einer Perſon. Krähwinkliade in einem Acte, nach einer wahren Anecdote.

Narrheit und Narrethey. Luſtſpiel in einem Act, nach Deſaugiers.

Die hölzerne Uhr. Drama in einem Acte, nach Bernard Valville.

Raphael. Luſtſpiel in Alexandrinern und einem Aufzuge.

Fünfter Jahrgang.

Czaar Iwan. Dramatiſirte Anecdote in zwey Acten.

Die Papageye. Luſtſpiel in einem Act. Nach dem franzöſiſchen Vaudeville: les Perroquets de la mère Philippe.

Die Bittſteller. Luſtſpiel in einem Acte. Nach Meleſville.

Das Kammermädchen. Luſtſpiel in einem Act. Frey nach Longchamps.

Der Diener ſeines Nebenbuhlers. Luſtſpiel in einem Acte.

Sechſter Jahrgang.

Der Prinz kommt! Luſtſpiel in einem Acte. Nach dem Franzöſiſchen des Rougemont.

Thomi, oder: Die Stimme der Natur. Drama in zwey Aufzügen, dem Franzöſiſchen nachgebildet.

Der Weibertauſch. Luſtſpiel in einem Acte. Nach dem Franzöſiſchen der Herren Dartois und Achille.

Der Einſiedler im Lerchenwalde, oder: Die geheimnißvolle Laube. Luſtſpiel in einem Acte. Nach einem franzöſiſchen Vaudeville der Herren Theaulon und Capelle.

Siebenter Jahrgang.

Gleiche Schuld. Gemählde unſerer Zeit in drey Aufzügen.

Die ſeltſame Lotterie. Luſtſpiel in einem Acte

Die Tauben. Schwank in einem Acte. Als Seitenſtück zu den Papagenen.

Die Puppe, oder: die kleine Schweſter der Geliebten. Luſtſpiel in einem Acte, nach Scribe und Melesville.

Achter Jahrgang.

Der buckelige Liebhaber. Luſtſpiel in einem Act, nach einem franzöſiſchen Vaudeville.

Hochzeit-Fatalitäten. Poſſe in einem Acte.

Das Stelldichein um Mitternacht. Luſtſpiel in einem Acte, nach dem franzöſiſchen l'echelle de soie.

Das Fläſchchen Köllnerwaſſer, oder: Denkſchrift eines Huſarenoffiziers. Luſtſpiel in einem Acte, nach Scribe.

Die Verſchwornen. Oper in einem Acte.

Neunter Jahrgang.

Gabriele. Drama in drey Aufzügen. Nach der Valerie der Herren Scribe und Melesvilles.

Die junge Tante. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nach Melesville.

Emmy Teels. Drama in drey Aufzügen. Nach Pixerecourt.

Zehnter Jahrgang.

Der Großpapa. Luſtſpiel in einem Acte, nach dem Franzöſiſchen der Herren Scribe und Melesville.

Liebeszunder. Luſtſpiel in einem
zöſiſchen der Herren Scribe und D

Die Zauberlaterne. Luſtſpiel in
Scribe und Dupin.

Fünf ſind Zwey, oder: Domeſt
ſpiel in einem Acte. Frey nach den

Eilfter Jah

Eheliche Strafe. Luſtſpiel in e
Verſen.

Der Kuß durch einen Wech
Act. Nach Scribe.

Urika, die Negerinn. Drama
dem Franzöſiſchen.

Gutes Beyſpiel. Luſtſpiel in einem
zöſiſchen des Theaulon.

Klimpern gehört zum Hand
einem Aufzuge, nach Scribe.

Zwölfter Jah

Erſte Liebe, oder: Jugend-Er
ſpiel in zwey Acten, nach dem Fra

Die Piſaniſchen Brüder. Dram
dem Italieniſchen des Federici.

Zwey Freunde und ein Rock. Po
einem franzöſiſchen Vaudeville.

Das einſame Haus. Luſtſpiel in
dem Franzöſiſchen.

te, nach dem
vigne.

ey Acten. Fre

enſtreiche.
franzöſiſchen.

gang.

em Act, in f

l. Poſſe in e

einem Acte.

Act. Nach dem

erke. Luſtſpie

gang.

nerungen.
öſiſchen des Sc

n drey Acten,

in einem Act,

ey Aufzügen,

Dramatiſches
Sträußchen
für
das Jahr 1828.

KÖN. HOF THEATER

Von

J. F. Caſtelli.

Dreyzehnter Jahrgang.

Wien.
Gedruckt und im Verlage bey J. B. Wallishauſſer.

WÜRTT. LANDESBIBLIOTHEK · STUTTGART ·

Meinem werthen Freunde

Franz Edlen von Bogner,

Präſidenten-Stellvertreter bey der Adminiſtration
der erſten öſterreichiſchen Sparcaſſe und der damit
vereinigten allgemeinen Verſorgungsanſtalt und
k. k. Börſe-Senſal

mit

inniger Freundſchaft gewidmet

von dem Verfaſſer.

Die Freundſchaft, die Du ſtets mir ſchenkteſt,
Die Güte Dein,
Sie flochten mir ſo manche Blumen
In's Leben ein;
Daß ich hier will vor Aller Augen
Dir dankbar ſeyn,
Und Dir ein Kindlein meiner Muſe:
Dieß Sträußchen weih'n.

Wien im September 1827.

J. F. Caſtelli.

Der
Haustyrann.

Charakter-Gemählde in drey Aufzügen,

nach

Alexander Duval.

(Aufgeführt auf dem k. k. Hoftheater zu Wien.)

Perſonen.

Wallburg, ein reicher Kaufmann.

Thereſe, ſeine Frau.

Karl, } deren Kinder.
Juſtine, }

Hellſtein, Bruder der Madame Wallburg.

Anton, ein alter Diener im Wallburgiſchen Hauſe.

Erſter Akt.

(Ein geſchmackvoll meublirter Saal. Links ſteht ein Fortepiano und ein Tiſch mit einem Stickrahmen.)

Erſter Auftritt.

M

Hellſtein. Anton (treten zur Mitte herein).

Anton.

Wie? Sie ſind es Herr Hellſtein? Sie, der Sohn meines guten ſeligen Herrn? — O, welche Freude gleicht der meinigen, Sie wieder zu ſehen?

Hellſtein.

Ja, ehrlicher Alter! Ich bin's mit Leib und Seele. Nach zwanzigjähriger Abweſenheit betret' ich endlich wieder den Boden, wo die Tage meiner Kindheit ſo glücklich dahin flogen; ich betret' ihn, um ihn nie mehr zu verlaſſen; um hier, in den Armen meiner Familie, den Reſt meiner Jahre ruhig zu verleben.

Anton.

Haben Sie endlich einmahl die Begierde verloren, ſich unter fremden Menſchen herumzutummeln? — Ihr Herr Vater ſagte oft: „Der Bube hat zu viel Feuer — er will hinaus, hinaus in die weite Welt.“

Hellſtein.

O mein Vater! — mein guter, ehrlicher Vater! Noch immer betraure ich ſeinen Verluſt; auch meine Schweſter fühlte ihn tief.

Anton.

Ja wohl, und fühlt ihn mit jedem Tage aufs Neue; (ſchüttelt den Kopf) ihre Heirath —

Hellſtein.

Ich weiß es — ſie iſt nicht glücklich. Und doch — ich kann nicht begreifen — ihr Gemahl ſoll ein ſehr redlicher Mann ſeyn.

Anton.

Gewiß, das iſt er.

Hellſtein.

Alle, die ihn kennen, rühmen mir ſeine Klugheit, ſeinen Verſtand, ſeinen moraliſchen Charakter —

Anton.

Gegen jeden Fremden iſt er auch der beſte Menſch von der Welt. Nur Alle, die ihn umgeben, und von ihm abhängen, quält und peinigt er ohne Unterlaß.

Hellſtein.

Aber erkläre mir doch, wie das zugeht.

Anton.

Das liegt ſchon in ſeinem Charakter; er thut es, ohne es zu wollen. Bald murrt er laut und ungeſtüm über Alles, bald weiß er wieder fein und beißend Etwas zu beſpötteln. Alles, was er im Hauſe eines Andern ſieht und hört, gefällt ihm; Alles, was in ſeinem eigenen Hauſe vorgeht, findet er ſchlecht. Woran er geſtern Mißfallen gehabt, das heißt er morgen gut. Iſt man traurig, ſo beklagt er ſich darüber; lacht man, ſo iſt es ihm auch nicht recht. Keiner ſeiner Leute kann ſich rühmen, je einen Lobſpruch von ihm erhalten zu haben. Allem widerſpricht er, bloß um zu widerſprechen. Zeigt man Eifer für eine Sache, ſo nennt er es Zudringlichkeit; iſt man gut und zuvorkommend, ſo heißt es: Seht da den Heuchler! — Seine Frau, ſeine Kinder, ſeine Diener — Niemand macht ihm Etwas recht; und noch kein Tag iſt vergangen, wo er uns Alle nicht der Reihe nach ausgeſchmält hätte.

Hellſtein.

Und meine arme Schweſter! das gute empfindſame Weib — ſprich Anton! wie erträgt ſie das Alles?

Anton.

Duldend und ruhig trägt ſie ihr Schickſal. Zwar ſehe ich manchmahl Thränen in ihren Augen; doch hat ſie noch nie über ihren Zuſtand geklagt. Wenn ihre Kinder oft im Feuer der Jugend heimlich über ihre Sclaverei murren — da ſollten Sie ſehen, wie die gute Frau ſie ſchnell wieder in die Schranken des Gehorſams und der kindlichen Ehrerbiethung zurückweiſt! Da entwirſt ſie ihnen mit rührender Wärme das Bild der Tugenden ihres Vaters, faßt mit Herzlichkeit auch die kleinſten ſeiner guten Eigenſchaften auf, und hält ſie ihnen lebhaft vor die Augen, während ſie ſeine Fehler ſorgſam in den Schatten ſtellt; und ſo erhält ſie wenigſtens bei ihnen Ehrfurcht vor dem Vater, den ſie nicht lieben, oder bey deſſen Anblick ſie zittern.

Hellſtein.

Sag' mir, lieber Anton! was ſoll ich hier — hier, wo ſo ein furchtbarer Dämon hauſt?

Anton.

Für ſich beſorgen Sie nichts, er wird Ihnen, als einem Fremden, mit der größten Achtung begegnen.

Hellſtein

(von einem Gedanken ergriffen).

Als einem Fremden? — Du haſt Recht! So kann es gehen. Ich will als Fremder hier erſcheinen. Ich bin Hellſteins Freund — bringe einen Brief. — Sogleich will ich mich entfernen, um bald unter einem andern Namen wieder zu kommen.

Anton.

Das wäre Alles recht gut ausgedacht; aber werden Sie ſich wohl bey dem Anblick Ihrer geliebten Schweſter zurück halten können?

Hellſtein.

Gewiß, gewiß. Es gilt ja die Wohlfahrt ihres ganzen Lebens. Auch glaube ich nicht, daß ſie mich erkennen wird; denn meine Züge haben ſich verändert.

Anton.

Das haben Sie nicht zu beſorgen. Ihre Schweſter war ja kaum 11 Jahre alt, als Sie Ihre guten Eltern verließen; ich ſelbſt beſinne mich nur mit Mühe dieſer Zeit.

Hellſtein.

Ich eile jetzt fort, damit uns Niemand im vertraulichen Geſpräch überraſcht. Du kannſt deiner Herrſchaft indeſſen melden, daß Hellſteins Freund hier angekommen ſey, daß er einen Brief abzugeben habe. Aber mehr ſagſt du nicht — hörſt du? ja nicht mehr. Bald werden wir das Weitere verabreden.

(Geht zur Mitte ab.)

Anton.

Auf Wiederſehen, lieber guter Herr!

Zweyter Auftritt.

Anton.

Was er wohl eigentlich im Sinne haben mag? Ey nun — er iſt ein Mann von Kopf — gleichviel, wie er es anfängt, wenns nur gelingt.

Dritter Auftritt.

m

Juſtine. Anton.

Juſtine (eilig).

Sag mir doch, Anton! haſt du meinen Bruder nicht geſehen?

Anton.

Heute noch nicht.

Juſtine.

Der böſe Menſch! da ſagt er, er habe mir ein wichtiges Geheimniß anzuvertrauen; beſtimmt mir Ort und Zeit, ich kann's kaum erwarten — bin viel früher da, wo er mich hinbeſtellte, und nun läßt er mich eine Ewigkeit vergebens warten. Das iſt doch ſehr ungezogen — nicht wahr?

Anton (lächelnd).

Ganz gewiß.

Juſtine.

Er ſollte doch mehr Achtung für mein Geſchlecht, für mein Alter haben. Aber ich will's ihm gewiß vergelten.

Anton.

Mit doppelter Liebe — nicht wahr?

Juſtine (mißmuthig).

Wenn er noch länger zögert, ſo überraſcht uns der Vater, und ich weiß dann nicht, was ich ſagen ſoll.

Anton (erblickt Karl).

Ah, hier kommt der Schuldige!

Vierter Auftritt.

m

Karl. Vorige.

Juſtine (zu Karl).

Du biſt doch wahrhaftig ein unerträglicher Menſch!

Karl (lachend).

Zankſt du auch ſchon am frühen Morgen?

Juſtine.

Ueber eine Stunde warte ich nun ſchon im Garten auf dich. Geh! Nun will ich nichts mehr wiſſen.

Karl (ernſthaft).

Ey, ey! das iſt ja ganz des Vaters Ton — ſeine

Stimme, ſein ſtrenger Blick! — O, liebe Schweſter! folge ja nicht ſeinem Beiſpiele! (Mit Gefühl.) Oder willſt auch du, ſo wie er, dein Herz mir verſchließen, und meine Tage mir verbittern?

Juſtine (herzlich).

Nein, lieber Karl! das will ich gewiß nicht!

Anton.

Des Vaters Fehler mögen auch noch ſo groß ſeyn — den Kindern ziemt es nicht, ſie zu rügen. Seht Eure gute Mutter — ſie duldet ſtille; ſie bedauert ihren Gatten, wegen ſeiner unglücklichen Gemüthsart, aber ſie klagt nicht über ihn.

Karl.

Das iſt Alles wohl wahr, lieber Anton! Aber ſprich ſelbſt — thut mein Vater recht daran, daß er mich noch immer wie ein Kind behandelt? Er glaubt, ich trotze ihm, da ich mich doch bis jetzt nur ſclaviſch ſeinem Willen fügte.

Anton (für ſich).

Das iſt leider wahr!

Karl.

Will ich eine zufriedene ruhige Stunde haben, ſo muß ich ſie außer dem väterlichen Hauſe ſuchen. Iſt das nicht hart?

Anton.

Um, ſo viel als möglich, Frieden zu erhalten, will ich dem Vater entgegen treten, und mich zum Wetterableiter ſeines erſten Zornes darbieten. Sie können ſich indeſſen über jenes wichtige Geheimniß beſprechen.

Juſtine.

Recht, lieber Anton! Und wenn ſich der Vater nähert, ſo gib mir ein Zeichen. Hörſt du?

Anton.

Ich werde ſehr ſtark huſten.

Karl.

Schon recht. Dann werd' ich mich auf das Schnellſte entfernen.

(Anton geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Juſtine. Karl.

Juſtine (dringend).

Und nun ſprich, lieber Karl! was für ein Geheimniß haſt du mir zu entdecken?

Karl.

Ein ſehr wichtiges. Ich bin Unterlieutenant; vielleicht dieſen Morgen erhalte ich mein Brevet.

Juſtine.

Wie, lieber Bruder! Du könnteſt Soldat werden, ohne mich zu Rathe zu ziehen?

Karl.

Ich danke dieſe Anſtellung unſerm Freunde, dem Oberſten Berncdorf, der Alles beym Fürſten gilt. Du weißt, gute Schweſter! wie ſehr er dich liebt und darum hat er ſo viel für mich gethan.

Juſtine.

Und ſoll das vielleicht ein Beweis ſeiner Liebe zu mir ſeyn, daß er meinen Bruder ins Feld ſchickt und erſchießen läßt?

Karl.

Närrchen! Es werden ja nicht Alle erſchoſſen, welche dieſe Bahn der Ehre betreten. Bedenk' nur wie viel Campagnen dein Oberſt ſchon mitgemacht hat, und doch iſt er noch friſch, wie eine junge Ceder. (Mit Enthuſiasmus.) O, wie freue ich mich meines neuen Standes! Bald, Schweſterchen, wirſt du mich in der Uniform ſehen — blau mit Silber. Alles muß knapp am Leibe liegen. Ich bin unter den Huſaren engagirt. In voller Equipage werd' ich mich vor dir ſehen laſſen; mit Dolman, Pelz, und Säbeltaſche.

Juſtine (ſchalkhaft).

Aber Eins fehlt dir doch zum Huſaren.

Karl.

Und was?

Juſtine.

Der Schnurbart.

Karl.

Kommt ſchon, Schweſter! kommt ſchon.

Juſtine.

Und Courage haſt du auch nicht.

Karl (heftig).

Wer ſagt das?

Juſtine.

Ich. — Hätteſt du wohl das Herz, dich als Huſar vor unſerm Vater ſehen zu laſſen?

Karl.

Nein. Du haſt Recht. Dem Feind unſers Fürſten will ich muthig in's Auge blicken; aber vor dem Zorn des Vaters muß ich beben. Du weißt, Schweſter! daß er mich zu einer hochgelehrten Magiſtrats-Perſon unſerer Stadt zu machen gedenkt, und wenn ich nun auf einmahl in Uniform vor ihm erſchiene — ich glaube, er vergriffe ſich an mir im erſten Zorne.

Juſtine.

Und meinſt du nicht, das unſere Mutter ſich grämen wird, wenn du ſie nicht zur Vertrauten machſt, beym wichtigſten Schritte deines ganzen Lebens?

Karl.

Nein, nein — ich will der beſten, gütigſten Mutter keinen Kummer bereiten; nicht ohne ihren Segen von dannen ziehen.

Juſtine.

(Anton huſtet hinter der Scene). Horch! — war es mir doch, als hörte ich huſten.

Karl.

Vermuthlich der Vater! — Fort, fort! (Will fliehen.)

Juſtine (hält ihn).

Schäme dich, Soldat! und ſteh' ſtill! — Du kommſt doch zum Frühſtück wieder?

Karl.

Nein, ich kann nicht. Entſchuldige mich, Juſtine.

Juſtine.

Aber der Vater wird zürnen, wenn du ausbleibſt.

Karl.

Erfinde irgend eine Ausflucht. Sag ihm, zum Beiſpiel, ich ſäße in meiner Studierſtube beym Seneka oder Plato — beym Cicero oder Demoſthenes. Kurz, ſuch' dir einen von dieſen alten Herren aus; gleichviel welchen, wenn er dir nur gefällt.

(Geht ſchnell in ein Seitenzimmer.)

Sechſter Auftritt.

Juſtine.

In Gottes Namen! weil es doch gelogen ſeyn muß, ſo will ich es einmahl verſuchen. Morgen kommt vielleicht die Reihe des Auszankens an mich, und dann wird Karl das Nähmliche für mich thun. — O, wie traurig iſt es, daß der liebe Bruder uns nun verläßt. Nun hat es mit dem Unterricht im Tanzen, den er mir täglich heimlich gibt, auch ein Ende. Der Vater will es nicht leiden, daß ich tanze, und hat deßwegen meinen Meiſter abgeſchafft. Daran that er doch nicht recht — nein, wahrhaftig nicht; denn es iſt doch gewiß eine angenehme Sache, wenn ein junges Mädchen ſo leicht und zierlich in den Reihen dahin ſchwebt.

(Sie ſingt, und tanzt einige Schritte dazu.)

Siebenter Auftritt.

M. Wallburg. Anton. Juſtine.

Wallburg
(tritt zur Mitte herein, ſieht Juſtinens Tanz, und ſagt ſtreng).

Was machſt du da?

Juſtine
(ſpringt erſchrocken zum Tiſch und nimmt ein Buch).

Ich leſe, lieber Vater!

Wallburg.

Lieſt man ſingend?

Juſtine.

Nein — ich kam nur ſingend hierher.

Wallburg,
(indem er einige Papiere auf dem Tiſche ordnet).

Ausflüchte und Entſchuldigungen haſt du immer vorräthig; das weiß ich wohl. Doch mich betrügt man ſo leicht nicht. Ich ſah dich hüpfen. Wozu ſoll das? — Heißt das ſich nützlich beſchäftigen?

Juſtine (bittend).

Lieber Vater —

Wallburg.

Still, ſag' ich! — Ich weiß ſchon, daß der Tanz Eure Lieblingsneigung iſt. So ſind ſie alle, die jungen Mädchen heut zu Tage. Glänzen wollen ſie durch Grazie und Leichtigkeit, ſich auf dem Balle oder in Unterhaltungen hervor thun. Da lernen ſie Schritte meſſen, eh ſie noch Leinwand meſſen können, und die unklugen Aeltern klatſchen dem gelehrigen Töchterchen deſto mehr Beyfall zu, je höher ſie ihre Füßchen zu heben wiſſen. (Spöttiſch.) Will Mademoiſelle ſich vielleicht gar beym Ballet engagiren laſſen?

Anton

(für ſich).

Da hat er ſo Unrecht nicht, junge Mädchen, die ſo gerne tanzen, ſpringen im Eheſtande gewöhnlich ſehr leicht mit den Männern herum.

Wallburg

(ſieht nach der Uhr).

Es iſt ſchon ziemlich ſpät; und doch wollt' ich wetten, daß noch Keiner von meinen Leuten im Comptoir an ſeiner Arbeit ſitzt. So iſt das junge Männervolk! Um 10 Uhr ſtellen ſie ſich ein, und dann kauen ſie noch eine Stunde an der Feder, eh' ſie ſich zum erſten langſamen Strich bequemen. (Erbricht einen Brief und lieſt.) Was iſt das? Noch einmahl unterſteht ſich der Elende, mich mit Bitten zu beſtürmen? Nein, das iſt unerträglich — das iſt abſcheulich! Das — das — (lieſt weiter.) Wie? was? So unglücklich iſt der arme Teufel? (Auffahrend.) Der muß ja verhungern, wenn ich mich ſeiner nicht annehme! — Gott behüte mich, daß jemahls ein Leidender troſtlos aus meinem Hauſe ginge. (Zu Anton.) Nun? was ſtehſt du wieder da, Alter! und träumſt in die Welt hinein? — Haſt du keine Geſchäfte? Wo iſt mein Frühſtück?

Anton.

Sogleich werd' ich es beſorgen.

(Geht ab.)

Achter Auftritt.

Wallburg. Juſtine.

Wallburg (verdrießlich).

Nichts zur gehörigen Zeit! (Zu Juſtinen.) Was lieſeſt du da? — Gewiß wieder einen faden, weinerlichen Roman, mit Hexen und Banditen vollgepfropft? Wie oft hab' ich's deiner Mutter ſchon geſagt — dergleichen Bücher taugen nicht für ein junges Mädchen; ſie verderben das Herz, und geben ihren Neigungen eine falſche Richtung.

Juſtine.

Es iſt kein Roman, lieber Vater! Ich leſe die Geſchichte des Feldmarſchalls Loudon. Eben bin ich bey der Belagerung von Belgrad. Ah! das war doch ein großer General.

Wallburg.

Ich muß wahrhaftig lachen wider meinen Willen! Iſt das eine Lektüre für ein junges Mädchen? Willſt du unſere Generale vielleicht lehren, wie ſie eine

Schlacht zu liefern — einen Feſtungsplan aufzunehmen oder eine Schanze anzulegen haben? — Ich muß ſagen — es geht doch nichts über eine kluge Auswahl der Bücher.

Juſtine (furchtſam).

Aber, lieber Vater —

Wallburg (rauh).

Was?

Juſtine.

Sie haben mir ja doch geſtern ſelbſt befohlen —

Wallburg.

Was befohlen — was?

Juſtine.

Dieſes Buch zu leſen.

Wallburg.

Biſt du raſend, oder träumſt du? Wenn du müßige Stunden haſt, ſo nimm lieber Theophrons väterlichen Rath an ſeine Tochter oder einen guten deutſchen Dichter zur Hand, der Verſtand und Herz dir bildet.

Neunter Auftritt.

Mad. Wallburg. Vorige.

Mad. Wallburg.

Guten Morgen, lieber Wallburg!

Wallburg (kurz ab).

Guten Morgen! (zu Juſtinen.) Aber ich ſehe ſchon — ich mag ſagen und thun, was ich will, es iſt alles in den Wind gepredigt.

Mad. Wallburg (ſanft).

Du haſt doch gut geſchlafen, lieber Wallburg?

Wallburg
(immer aufgebrachter zu Juſtinen).

Immer beſchäftigſt du dich mit andern Dingen, als du ſollſt.

Mad. Wallburg.

Du befindeſt dich doch wohl?

Wallburg (zu ſeiner Frau).

Sehr wohl. (Zu Juſtinen.) So gehen die Jahre der Jugend unbenützt vorüber, und da ſteht dann das heirathsfähige Mädchen, ohne daß es etwas anders weiß, als was ſeine Geſpielinnen für neue Kleider haben, und auf welchem Tanzſaale man ſich am beſten amuſirt.

Juſtine (bittend).

Liebe Mutter —

Mad. Wallburg.

Ich bitte dich guter Mann —

Wallburg.

Warum vernachläſſigſt du die Muſik ſo ganz? Drey Jahre lang ſchon halte ich dir den theuerſten Meiſter! —

Glaubſt du, daß ich mein Geld darum erworben habe, um es für dich auf die Straße zu werfen?

Juſtine

(ſpringt zum Fortepiano, und fängt ſchnell an zu präludiren).

Mad. Wallburg.

Sieh, lieber Wallburg — wie ſchnell ſie deinen Befehlen gehorcht.

Wallburg.

Ja, ja, ich weiß ſchon — ſo wär' es ihr recht; mit Clavierſpielen den ganzen Tag vertändeln und die nützlichen weiblichen Geſchäfte hintanſetzen.

Juſtine

(ſpielt mit dem möglichſten Eifer).

Mad. Wallburg (leiſe zu Wallburg).

Hörſt du? — Das Muſikſtück iſt nicht leicht. — Sieh nur, wie ſie ſich beeifert — wie ſie alle ihre Kräfte aufbietet, deinen Beyfall zu erhalten.

Wallburg (unmuthig).

Ach! immer und ewig hört man nur das Nähmliche! Dieſe Sonate hat ſie mir wenigſtens ſchon fünfzig Mahl vorgeklimpert. Warum verſucht ſie nicht auch was Neues — Schwieriges?

Mad. Wallburg.

Entferne dich, Juſtine!

Juſtine
(ſteht auf und will ab).

Wallburg.

Halt! Juſtine! — Wo iſt dein Bruder? Der Burſch vergißt ſeine Pflicht. Er hat ſich heute noch nicht vor mir ſehen laſſen.

Juſtine (ängſtlich).

Lieber Vater — der Bruder iſt —

Wallburg (hitzig).

Nun — iſt? —

Juſtine (ängſtlich).

Er befindet ſich —

Mad. Wallburg (beſorgt).

Mein Gott! Er iſt doch wohl nicht krank? Sein Geſicht ſchien mir geſtern Abend ſchon ſo blaß.

Wallburg (erſchrocken).

Krank ſagſt du? Mein armer Junge wäre krank? — Ums Himmels willen — man muß ihm zu Hilfe eilen! Laß zum Doctor ſchicken — ſeine Vorſchrift genau befolgen. Ein Dutzend Aerzte laß ich kommen — ein Conſilium ſoll gehalten werden. Ich ſelbſt will den guten Jungen pflegen, will Tag und Nacht an ſeinem Bette wachen. Ach Gott — ach Gott! mein einziger Sohn — mein liebſtes, beſtes hoffnungsvollſtes Kind!

(Geht ängſtlich umher.)

Juſtine.

Beruhigen Sie ſich, guter Vater! der Bruder iſt vollkommen wohl; kein Finger thut ihm weh.

Wallburg
(zornig aufſprudelnd).

Was? Geſund iſt der Taugenichts? — Wo ſteckt er denn alſo?

Juſtine (zögernd).

Ich glaube — er iſt — iſt ausgegangen.

Wallburg.

Wird wieder den ganzen Tag auf der Straße herumſchlendern?

Juſtine.

Nein, er ſagte, er gehe in die Bibliothek.

Wallburg.

Aha! Um dort einen ſeiner lockern Kameraden zu treffen.

Juſtine.

Er will den Seneka ſtudieren.

Wallburg (nach einer Pauſe).

Du lieber Gott — welch ein Geſchmack! Sich einen Schriftſteller zu wählen, der einem römiſchen Kaiſer in ſeiner Jugend ſchlechte Grundſätze beybrachte, der uns alle Würden als eitlen Tand verachten lehrt, und doch einſt ſelbſt bey Hofe ſein Glück machte.

Juſtine.

Sie haben wohl recht, lieber Vater! der Seneka war recht albern.

Wallburg (auffahrend).

Das kannſt du nicht beurtheilen! In gewiſſem Betracht ſprach Seneka ſehr weiſe.

Juſtine (ängſtlich).

Ja, ja — ſehr weiſe!

Wallburg.

Schweig, du Papagey!

Zehnter Auftritt.

M

Anton. Vorige.

Anton.

Herr Wallburg! ein Fremder verlangt Sie zu ſprechen. Er ſagt, er wäre ein Freund Ihres Herrn Schwagers.

Mad. Wallburg (froh aufwallend).

Ein Freund meines Bruders?

Anton.

Er hat einen Brief von ihm zu übergeben.

Wallburg.

Von meinem lieben Schwager? Das freuet mich herzlich! Ich liebe ihn ſehr, ohne ihn jemahls geſehen zu haben. Er hat mich einſt mit Aufopferung ſeines Vermögens einem großen Unglück entriſſen; nie werd' ich ihm dieſen wichtigen Dienſt vergeſſen. Von ganzer Seele iſt mir ſein Freund willkommen.

Mad. Wallburg.

O, mein Bruder — mein lieber Heinrich! Endlich erfahre ich doch, wie es ihm geht.

Wallburg.

Was helfen hier alle Ausrufungen? Man muß ſeinen Freund ſogleich zum Eſſen bitten. Sorge nur, daß heute Alles ganz beſonders gut zubereitet wird, nichts darf heute zu koſtbar ſeyn. Das beſte Zimmer im Hauſe muß ſogleich für ihn auf's Prächtigſte möblirt werden. Allons! Hand an's Werk! Eine brave Hausmutter muß nicht immer auf dem Sofa ſitzen wollen; muß ſelbſt überall mit zugreifen. — Juſtine — nicht getändelt! Fort auf dein Zimmer, zur Arbeit. Und du, Anton! ſchaffſt ſogleich den Reiſekoffer des Fremden hierher; du bedienſt den Freund meines guten Schwagers, wie mich ſelbſt, und ſorgſt auf's Pünktlichſte für ſeine Bequemlichkeit. Aber ich ſehe ſchon zum voraus, daß Ihr Euch Alle wieder linkiſch und albern betragen werdet. Ich muß nur ſelbſt Hand anlegen. Was hab ich nun von meiner ganzen Familie? Nichts, als Schande und Spott, wo ich Hilfe und Ehre verlange! — Und dabey ſoll man gelaſſen bleiben? Es iſt nicht möglich! Auch die Sanftmuth eines Lammes muß bey ſolchen Leuten ſich in eine Wolfsnatur verwandeln.

(Brauſend ab.)

Anton (folgt Wallburg).

Juſtine.

Gut, liebe Mutter! daß wir endlich unter vier Augen ſind — ich habe Ihnen wichtige Dinge zu ſagen.

Mad. Wallburg (mit Würde).

Das Wichtigſte iſt jetzt zu ſchweigen, und deinem Vater zu gehorchen.

(Beide ab.)

(Ende des erſten Akts.)

Zweyter Akt.

Erſter Auftritt.

Mad. Wallburg. Hellſtein (treten ein).

Hellſtein.

In der That, Madame! Sie erzeugen mir ſo viel Höflichkeit, daß ich nicht weiß —

Mad. Wallburg (geputzt).

Beſchämen Sie uns nicht mein Herr! — Sie ſind der Freund meines Bruders, und folglich iſt es Pflicht, Ihnen den Aufenthalt bey uns ſo angenehm zu machen, als es in unſern Kräften ſteht.

Hellſtein.

Ich lerne Sie kennen und überzeuge mich nun, daß jenes Gemählde, welches mir mein Freund mit den Farben brüderlicher Liebe ſo oft ſchilderte, der Natur getreu war.

Mad. Wallburg (mit Innigkeit).

O, mein guter Bruder! Seit meiner Kindheit hab ich ihn nicht geſehen. Wär er doch mir zur Seite, ſo könnte ich endlich einmahl mein volles Herz an ſeiner Brust erleichtern.

Hellſtein.

Ihr Herr Gemahl bietet mir eine Wohnung in ſeinem Hauſe an, und ich würde gerne dieſe Gaſtfreundſchaft annehmen, wenn ich nicht fürchten müßte, es zu bereuen.

Mad. Wallburg.

Darf ich Sie um Erklärung dieſer Beſorgniß bitten?

Hellſtein.

Ihr Gemahl iſt ein Mann von Ehre und ſtrenger Rechtſchaffenheit; doch hab ich auch vernommen, daß ſeine rauhe Außenſeite Jedermann von ihm zurück ſcheucht, und ſelbſt ſeine vortreffliche Familie unglücklich macht.

Mad. Wallburg
(unwillig).

Wer wagt das zu behaupten?

Hellſtein.

Ein Biedermann hieſiger Stadt, der ihn ſehr genau kennt. Er ſchrieb alle Verhältniſſe Ihrem Bruder, und dieſer, für Ihr Wohl herzlich beſorgt, gab mir den Auftrag, mich näher davon zu überzeugen, und Sie, Falls es nöthig ſeyn ſollte, von ihm zu befreyen.

Mad. Wallburg.

Was muß ich hören? — Wer konnte ſich erfrechen, den beſten der Brüder ſo zu hintergehen? — Hier ſteh ich vor Ihnen, mein Herr! die Gattinn dieſes verleumdeten Mannes, und betheure, daß nie eine Klage über Wallburg meinen Lippen entſtrömte. Auch nicht das kleinſte Unrecht hat der Mann meiner Wahl ſich gegen mich zu Schulden kommen laſſen. Die heiligſte ſeiner Pflichten war ſtets, ein braver Gatte, und ein zärtlicher Vater zu ſeyn. Nur Liebe für uns Alle erfüllt ſein ganzes Weſen, und aus jeder ſeiner Bemühungen leuchtet die zärtlichſte Sorgfalt für unſer Glück hervor. Und iſt auch die Schale rauh und dornig, die ein ſo edles Herz verſchließt; wir empfinden nur die Wirkungen des letztern. Ja — hätte auch der Charakter Wallburgs eine Schattenſeite von Schwächen, wir ertrügen ſie willig und mit Freuden, da er die unſrigen mit ſo vieler Liebe erträgt.

Hellſtein.

Herrliche Frau! wie liebenswürdig macht Sie dieſer Eifer, den Schuldigen zu vertheidigen.

Wallburg (von Außen).

Tauſend Element! Ich will Euch gehorchen lehren!

Hellſtein.

Was iſt das? — Mich dünkt, ich höre Jemand toben.

Wallburg (von Außen).

Ich will Euch zeugen, daß ich Herr im Hauſe bin!

Hellſtein.

Hören Sie doch Madame!

Mad. Wallburg

(ſchlägt die Augen nieder).

Hellſtein.

Wie? — Sie erröthen?

Mad. Wallburg

(verlegen).

Glauben Sie — es iſt nur —

Zweyter Auftritt.

Wallburg. Anton. Vorige.

Wallburg (hineinſtürmend).

Ich hab's ja immer geſagt, — es gibt kein elenderes Möbel im Hauſe, als ſo eine Schnecke von Bedienten!

Anton.

Sie haben aber auch keine Schonung für mein Alter.

Wallburg.

Schweig, ſag' ich! — Geh, und bereite ein anderes Zimmer.

Anton (geht ab).

Wallburg (erblickt Hellſtein).

Ah, ſieh da! (ſehr freundlich) Verzeihen Sie — ich beſchäftige mich ſo eben mit Ihrer Wohnung.

Hellſtein.

Womit verdien' ich es, daß Sie ſich meinetwegen ſo viel Mühe machen?

Wallburg (gutmüthig).

Mühe? — Erlauben Sie! das iſt keine Mühe. Es macht mir Vergnügen, mein Herr — das höchſte Vergnügen!

Mad. Wallburg.

Ich habe ja aber doch ſchon alles gehörig angeordnet, lieber Mann!

Wallburg (hart).

Angeordnet? — Schön haben Madame angeordnet — das muß man Ihnen nachſagen! — Das Zimmer iſt zu klein — das Ameublement zu altmodiſch. Das blaue Zimmer iſt näher am Eingang — viel ſchöner — viel heller und bequemer; das hätten Sie für unſern Gaſt einrichten ſollen.

Hellſtein.

Sie erlauben — ich finde mein Zimmer ganz vortrefflich.

Wallburg.

Ich weiß, Sie ſprechen nur ſo aus Artigkeit; und um ſomehr dringe ich nun darauf, daß Sie freundlicher wohnen ſollen. — Aber da wird in meinem Hauſe auf nichts gedacht; alles muß ich allein thun! Meine Frau und Kinder beladen mich auch noch mit den kleinſten häuslichen Sorgen!

Hellſtein (für ſich).

Welch ein Mann!

Wallburg (zu ſeiner Frau).

Du ſollſt doch bedenken, daß unſer Gaſt der Freund deines Bruders, meines braven Hellſteins iſt. Aber ſo ſeyd ihr undankbaren Geſchöpfe! Iſt Euch ein Gegenſtand nur erſt aus den Augen, ſo iſt er auch aus dem Sinne.

Mad. Wallburg.

Du wirſt ungerecht gegen mich, lieber Mann! Mein Bruder weiß, wie ſehr ich ihm ergeben bin, und einſt, wenn ich ihn wieder ſehe, hoffe ich ihn thätig davon zu überzeugen.

Hellſtein
(mit Wärme).

O Madame! er hat nie an Ihrer Schweſterliebe gezweifelt.

Wallburg.

In ſeinem Freunde müſſen wir ihn ehren, da wir, leider! ſeine Gegenwart zu entbehren gezwungen ſind.

Hellſtein.

Wahrlich, Sie ſind zu gütig!

Wallburg.

Wenn Sie in meinem Hauſe nicht ganz ſo zufrieden ſind, wie Sie es wünſchen, ſo entſchuldigen Sie mich; Sie ſehen, ich kann mich auf Niemand verlaſſen. Aber ſeyn Sie verſichert, ſo viel es in meinen Kräften ſteht, ſoll jeder Ihrer Wünſche befriediget werden.

Hellſtein

(ſeine Schweſter anblickend).

Ich habe für mich und dieſes Haus nur einen Wunſch; und wenn dieſer erfüllt wird, ſo bin ich ganz glücklich. Aber jetzt erlauben Sie, daß ich mich entferne. (Verbeugt ſich.)

Wallburg.

Ich werde Sie auf Ihr Zimmer begleiten.

Hellſtein.

Ich möchte ſo gern als ein Mitglied Ihrer Familie angeſehen ſeyn; darum bitte ich Sie — ohne Complimente —

Wallburg.

Nun, wie Sie befehlen! Alſo auf baldiges Wiederſehen!

Hellſtein

(verbeugt ſich und geht ab).

Dritter Auftritt.

Wallburg. Mad. Wallburg.

Wallburg.

Ein vortrefflicher Mann! Er gefällt mir außerordentlich; und ſo wie es ſcheint, ſympathiſiren unſere Charaktere mit einander.

Mad. Wallburg

(lächelnd).

Das glaube ich doch kaum.

Wallburg (ſtreng).

O, ich kenne dich ſchon! Ich weiß wohl, daß du keinem Menſchen etwas Gutes zutraueſt. Aber demohnerachtet ſage ich dir, daß unſer Gaſt ein äußerſt liebenswürdiger Mann iſt, in deſſen Geſellſchaft ich recht froh ſeyn will.

Mad. Wallburg.

Ich glaube wohl, daß er Verſtand beſitzt, und ein feiner Beobachter iſt; aber über ſein Herz wage ich noch nicht zu urtheilen.

Wallburg.

Wie? Iſt er nicht Hellſteins Freund — nicht von ihm ſelbſt uns anempfohlen? — wird ſich dein Bruder ſchlechte Leute zu Freunden erwählen? — Ein ſchöner

Verdacht, das! Aber ſo ſeyd ihr, Weiber! Nichts könnt ihr, als Eure Mitmenſchen läſtern.

Mad. Wallburg
(ſehr ſanft).

Ich weiß nicht, warum du heute wieder jedes meiner Worte ſo genau nimmſt; in jeder Rede Etwas ſuchſt, woran mein Herz nicht dachte.

Wallburg
(ſehr aufgebracht).

Was ſagſt du? Ich nehme deine Worte genau? — Zu oberflächlich nehm' ich ſie! In Wuth ſollt' ich gerathen bey deiner herzloſen Kälte! — Haſt du ſchon vergeſſen, daß ein unglückliches Schickſal meine Handlung beynahe zum Falle brachte — daß mich nur dein Bruder vom gänzlichen Verderben rettete; daß er durch ſeine Unterſtützung mir mein Vermögen, und was mir noch theurer iſt, meine Ehre wieder verſchaffte?

Mad. Wallburg.

Er iſt überzeugt, wie ſehr ihm mein Herz dankbar dafür verpflichtet bleibt. Ich habe ihm geſchrieben: „Bruder! der Dienſt, den du meinem Manne leiſteteſt, war groß; aber, bey Gott! er und ich würden das Nähmliche für dich gethan haben.“

Wallburg.

Ja, ja — und damit iſt's abgethan! — Mein

Gott! — was ſchreibt man nicht Alles? Ich ſehe ſchon, du liebſt deinen Bruder eben ſo, wie deinen Mann; aber dadurch laſſ' ich mich nicht irre machen. Für mich ſind die Geſetze der Dankbarkeit heilig, und ich will ihm Beweiſe davon geben. Sein Freund iſt ein braver Mann, dem unſere Juſtine zu gefallen ſcheint. Sahſt du nicht, mit welchem Wohlbehagen ſeine Blicke an dem Mädchen hingen? Vielleicht läßt ſich da eine Verbindung ſchließen — die —

Mad. Wallburg
(erſtaunt).

Lieber Mann, wo denkſt du hin?

Wallburg (hart).

Wohin dein Verſtand nicht reicht.

Mad. Wallburg.

Willſt du ihm unſere Tochter aufdringen?

Wallburg.

Er wird ihre Hand von mir begehren, und ich werde ſie ihm zuſagen.

Mad. Wallburg.

Ohne das Herz deines Kindes um Rath zu fragen?

Wallburg.

Ein gutes Kind hat nur ein Herz für den Willen ſeiner Eltern.

Mad. Wallburg.

Einem Fremden, der erſt einige Stunden in unſerm Hauſe iſt, den wir Alle noch ſo wenig kennen —

Wallburg
(mit Nachdruck).

Er iſt der *Freund* Ihres *Bruders*, Madame!

Mad. Wallburg.

Aber bedenke doch nur die Verſchiedenheit des Alters.

Wallburg.

Ich bedenke nur die Pflicht, mein Kind glücklich zu verheirathen.

Mad. Wallburg.

Und wenn ſie *unglücklich* wird — glaubſt du meinem Bruder dadurch eine Gefälligkeit zu erzeigen?

Wallburg
(im höchſten Zorne).

Gefälligkeit oder nicht — das gilt mir gleich! — Genug, *ich* will es einmahl ſo!

Mad. Wallburg
(ſehr gebeugt).

Dann hab' ich nichts mehr zu antworten.

Wallburg.

Das wird auch am klügſten ſeyn, Albernheit — Dummheit!

Mad. Wallburg

(ſetzt ſich nieder, und trocknet ſich die Augen).

Wallburg

(bemerkt es, wird darüber unruhig, geht einige Mahle auf und ab, und ſucht das Geſpräch wieder anzuknüpfen).

Hm! — hm! — Was wollt' ich doch ſagen? — Ja — ganz recht. Wir ſpeiſen heute Abend ganz allein; willſt du nicht eine gute Freundinn von dir einladen, liebe Thereſe? — Das wird dir Freude machen. Wähle mein Kind! wähle, welche du immer willſt.

Mad. Wallburg.

Wozu Geſellſchaft? — Hab' ich nicht *dich* — und haben wir Beyde nicht unſere Kinder?

Wallburg.

Das iſt freilich wohl ganz gut. Aber ich weiß, du haſt Freundinnen, die dir auch ſehr lieb ſind. Bitte eine davon zum Nachteſſen.

Mad. Wallburg.

Nun wohl, weil du es verlangſt, ſo will ich die Landräthinn einladen.

Wallburg.

Was? — Höre, mit der bleib mir vom Halſe! die iſt mir fatal, weil ſie immer politiſirt; mit der iſt ja kein vernünftiges Wort zu ſprechen.

Mad. Wallburg.

So will ich die Kaufmannsfrau nebenan bitten —

Wallburg.

Nimmermehr! das iſt eine Erzkokette; die iſt beſtändig übler Laune, wenn man ihr keine Flatterien vorſagt.

Mad. Wallburg.

Soll ich etwa Madame Ellenhorſt invitiren?

Wallburg.

Die ſtumme Schönheit, welche alle 7 Jahre nur drey Worte von ſich gibt? — Gott ſoll mich bewahren?

Mad. Wallburg.

Nun, ſo wähle *du*, lieber Mann!

Wallburg
(auffahrend).

Warum denn ich? — Kann ich dafür, wenn dir Niemand anſtändig iſt. — Immer heißt es, ich dringe Euch meinen Willen auf — ich ſchreibe Euch Geſetze vor; und wenn ich Euch die Wahl überlaſſe, ſo iſt's wieder nicht recht.

Vierter Auftritt.

771

Juſtine. Vorige.

Juſtine.

(hüpft fröhlich herein).

Mutter — liebe Mutter! — (Erblickt Wallburg und erſchrickt.) Ach Gott, der Vater iſt da!

Wallburg.

Was iſt das? — So wie es ſcheint, probirſt du ſchon wieder einige Quadrillen-pas? Was willſt du?

Juſtine.

Unſere Couſine, Frau von Kreiſen, hat hergeſchickt, und läßt bitten — (ſie ſtockt.)

Wallburg.

Nun, heraus mit der Sprache!

Juſtine.

Ob Sie nicht erlauben wollten, daß ich dieſen Abend mit ihr in's Theater gehen darf.

Wallburg.

Das kann nicht ſeyn! Junge Mädchen lernen dort nur, wie ſie Liebeshändel anſpinnen und die Eltern auf eine feine Art betrügen ſollen.

Mad. Wallburg.

Laß dem Mädchen doch die Freude, guter Wallburg.

Wallburg.

Nichts da! — Still geſchwiegen!

Juſtine

(leiſe zur Mutter).

Ich will ſchon machen, daß der Vater einwilligt. (Laut und mit Verſtellung.) Sie haben recht, lieber Vater! Ich finde auch gar keine Unterhaltung im Theater! Es wird heute *Don Juan* gegeben, und die langen Rezitativen machen mich nur gähnen.

Wallburg.

Wie? In ſolchen Opern gähnſt du? *Mozart's* Sphären-Töne machen alſo keinen Eindruck auf dein Herz? — Warum hab' ich dich Muſik lehren laſſen, wenn du keine Freude daran haſt?

Juſtine.

Ach! dieſe langen Arien und ewigen Rezitative —

Wallburg.

Das verſtehſt du nicht!

Juſtine.

Ich habe aber nun einmahl kein Vergnügen dabei, und mag daher auch nicht hingehen.

Wallburg.

Du mußt — ich befehl' es dir!

Juſtine.

Lieber Vater!

Wallburg (ſtreng).

Ohne Widerrede!

Juſtine.

Ich gehorche! (Leiſe und froh zur Mutter.) O, wie freu' ich mich! — (Laut und weinerlich.) Nun — ich will es dem Bedienten ſagen, weil Sie es ſo befehlen.

(Geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Wallburg. Mad. Wallburg.

Wallburg.

Weißt du ſchon die traurige Neuigkeit? lieber Mann!

Wallburg (verdrießlich).

Nichts weiß ich, weil Ihr aus allem ein Geheimniß vor mir macht.

Mad. Wallburg.

Der Kaufmann Hallfeld wird ſich insolvent erklären.

Wallburg (erſchrocken).

Mein Gott! Hallfeld falliren? — Iſt das wahr?

Mad. Wallburg.

Vor einer Stunde hat ſein Buchhalter mir es ſelbſt ſehr ängſtlich erzählt.

Wallburg.

Und das ſagſt du mir erſt jetzt? So wenig kümmerſt du dich um einen Unglücklichen? — Aber Geduld! Ich weiß, was hier zu thun iſt. Wenn es wirklich ſo ſchlimm mit ihm ſteht — ich helfe. — Fallen ſoll der brave Mann nicht. Wenn ihn eine Summe von 20,000 Thalern wieder auf die Beine bringen kann, ſo ſoll er ſie haben.

Mad. Wallburg
(höchſt erſtaunt).

Wär es möglich? — Du könnteſt 20,000 Thaler für ihn hergeben.

Wallburg.

Iſt es dir etwa nicht recht? — (Feſt.) Jetzt bekommt er 30,000 — und wenn du noch ein Wort ſprichſt 40,000!

Mad. Wallburg.

Du mißverſtehſt mich, lieber Mann! — Ich bin nur erſtaunt über dieſen edlen Zug deines großen Herzens.

Wallburg (auffahrend).

So, ein artiges Kompliment, welches Sie mir da machen, Madame! Alſo einer guten Handlung halten Sie mich nicht fähig? Sie glauben, wenn ich meinen Nebenmenſchen leiden ſehe, ich könnte ihn mit einem kalten: „Helf dir Gott!“ abſpeiſen?

Mad. Wallburg.

Wallburg, was biſt du für ein ſonderbarer Mann!

Wallburg.

Sonderbar mag ich ſeyn, aber nicht unempfindlich. Ein Freund in der Noth iſt heut zu Tage viel werth. Ich habe ihn gefunden in deinem ehrlichen Bruder, und der unglückliche Hallfeld ſoll ihn in mir finden, ſo wahr ich fühle, wie einem Leidenden zu Muthe iſt, und damit Punktum! — Kein Wort weiter, oder es gibt ein Unglück!

(Eilt ab.)

Mad. Wallburg.

Ihr Philoſophen — wie Ihr immer heißen möget — verſucht es einmahl, Eure Syſteme über Harmonie des Körpers und der Seele beym Charakter dieſes Mannes in Ausübung zu bringen, und Ihr werdet ſcheitern mit aller geprieſenen Weisheit.

Sechſter Auftritt.

Juſtine. Mad. Wallburg.

Juſtine.

Ach, Mutter — liebe Mutter! wiſſen Sie ſchon —

Mad. Wallburg.

Was iſt geſchehen, mein Kind?

Juſtine.

Karl, der böſe Bruder —

Mad. Wallburg.

Was hat er gethan?

Juſtine.

Noch in dieſer Nacht will er uns verlaſſen.

Mad. Wallburg.

Ich begreiſe dich nicht!

Juſtine.

Schon hat er die Uniform an und einen Säbel umgegürtet.

Mad. Wallburg.

Wozu dieſe Maskerade?

Juſtine.

Keine Maskerade, liebe Mutter! — In ſeinem Zimmer kündigt er, den Säbel hoch ſchwingend, aller Welt den Krieg an, und hauet auf ſeine ſchöngebundenen Lehrbücher herum, daß die Blätter davon fliegen. „Keine Gnade!“ ſchreyt er, indem er den Virgil und Horaz zerfetzt — ich will Euch all den Kummer vergelten, den Ihr mir gemacht habt! — Als ich ihm abwehren wollte, zeigte er mir ſein Brevet als Unterlieutenant und ſagte: „ſieh, liebe Schweſter! dieſe

Gnade verdanke ich dem Fürſten und der Fürſprache deines Anbeters. Lebe wohl! noch in dieſer Nacht reiſe ich in alle Welt.“

Mad. Wallburg

(beſtürzt).

Großer Gott! der Menſch wird doch nicht —

Siebenter Auftritt.

m

Anton. Vorige.

Anton.

Der Fremde wünſcht mit Ihnen allein zu ſprechen, Madame!

Mad. Wallburg.

Er iſt willkommen.

Anton (geht ab).

Mad. Wallburg.

Geh Juſtine! und ſag deinem Bruder, die Mutter ließ' ihn herzlich bitten, ja keinen Schritt zu thun, bis ſie mit ihm geſprochen habe.

Juſtine

(küßt ihr die Hand).

Wer könnte wohl einer ſo gütigen Mutter widerſtehen? — Ich eile!

(Geht ab.)

Achter Auftritt.

M Hellſtein. Mad. Wallburg.

Hellſtein.

Hab' ich endlich das Glück, Sie ungeſtört ſprechen zu dürfen?

Mad. Wallburg.

Mein Herr —

Hellſtein.

Ihre traurige Lage geht mir äußerſt nahe.

Mad. Wallburg.

Haben Sie die Güte, davon abzubrechen.

Hellſtein.

Erlauben Sie! es iſt mir Pflicht, in dieſem Augenblick die Stelle eines Bruders zu vertreten; denn beym Himmel! Sie ſind mir ſo theuer als eine Schweſter.

Mad. Wallburg.

Mein Herr — ich begreife nicht —

Hellſtein.

Würdigen Sie mich Ihres ganzen Vertrauens — noch einmahl bitte ich Sie darum. — Sie ſind ſehr unglücklich mit Ihrem Gemahl; ich habe es heute ſelbſt beobachtet. Sie und Ihre Kinder nähern ſich nur zitternd dem Tyrannen Ihres Hauſes. (Sehr bedeutend.) Ich habe als Kind nie vor meinem Vater gezittert.

Mad. Wallburg
(hingeriſſen).

O Gott! ich eben ſo wenig. Durch Liebe und Sanftmuth nur ſuchte mein Vater über uns zu herrſchen. Am Abend eines jeden Tages ſaß er im Kreiſe ſeiner Kinder, und wußte durch Beiſpiele und Erzählungen das Gute in unſern Herzen zu erwecken, und alle Eindrücke des Böſen zu vertilgen. Er ſprach nur wie ein älterer Freund mit mir, und die verborgenſte Falte meiner Bruſt enthüllte ſich vor ihm mit liebevoller Kindlichkeit.

Hellſtein.

Eines Tages — am Geburtsfeſte des Vaters — traten ich und meine Schweſter, als er noch ſanft ſchlummerte, an ſein Lager, umkränzten das liebe Haupt mit Blumen, und als der theure Mann erwachte, brachten wir ihm einen Glückwunſch, der aus meiner ungeübten Feder gefloſſen war.

Mad. Wallburg

Mein Gott! Was hör' ich? — Das thaten ja auch ich und mein Bruder.

Hellſtein (mit Innigkeit).

Gerührt von unſrer kindlichen Liebe, weinte der

Gütige Thränen der Vaterwonne, ſchließt uns ſegnend in ſeine Arme und ſpricht: Verlaßt einander nicht in Noth und Trübſal — gelobt es mir, du, mein Heinrich, und du, meine Thereſe!

Mad. Wallburg

(die ihm mit immer höher ſteigender Empfindung zuhörte, bricht jetzt in ein Freudengeſchrey aus).

Gerechter Himmel! Dieſe Erzählung — dieſe Stimme — dieſe Züge! — Du biſt es Heinrich, — mein Heinrich — du biſt es! (Streckt die Arme nach ihm aus.)

Hellſtein

(ſtürzt in ihre Arme).

Ja — ich bin es! — Komm an mein Herz, du theure Seele!

Mad. Wallburg.

O, mein Bruder — mein lieber, lieber Bruder!

Hellſtein

(ſie an ſich drückend).

Blicke herab, Vater! von oben — wir blieben deiner würdig!

Mad. Wallburg.

Nach ſo langer Zeit drücke ich dich wieder in meine Arme!

Hellſtein.

Daß ich dich nicht glücklicher finde, verbittert mir freylich die Freude des Wiederſehens; doch ich werde deine Thränen trocknen.

Mad. Wallburg
(im Ausdruck des höchſten Schmerzes).

Ja, du — aber auch nur du allein darfſt es aus meinem Munde hören, daß ich unglücklich — ach, ſehr unglücklich bin! — O wie unzählige Thränen habe ich ſchon vergoſſen über die harte Außenſeite meines Mannes! — wie manche Nächte habe ich ſchlaflos verweint im ſtillen Grame! — Anfangs ſuchte ich durch Vorſtellungen — durch Gründe und Sanftmuth ſeine Aenderung zu bewirken; aber vergebens! Nun bleibt mir nichts weiter übrig, als ſchweigend meine Leiden ertragen, bis unſer Vater dort oben für mich eine Freyſtatt erbittet.

Hellſtein.

O, du arme gebeugte Dulderinn! — Aber verzweifle noch nicht ſo ganz meine Thereſe! — Beantworte mir eine Frage: Biſt du überzeugt, daß dein Gatte, trotz aller Tyranney, dich und deine Kinder liebt?

Mad. Wallburg.

Würde ich ſeine Behandlung ertragen können, wenn Kälte für uns in ſeinem Herzen herrſchte? — Ach! er verbirgt hinter einer finſtern Stirn die innigſte Liebe. Aber gefühlvoll ſich zeigen, nennt er Knabenſchwäche, und ſo iſt, durch Gewohnheit und Temperament ihm eine Härte zur äußern Natur geworden, die weder meine Sanftmuth, noch der Kinder ſclaviſche Unterwerfung aufzulöſen vermögen.

Hellſtein.

Verzweifelte Uebel bedürfen verzweifelter Mittel! Hoffe, meine theure Schweſter! Ich will ihn dir und ſeinem Herzen wiedergeben.

Mad. Wallburg.

Ach! wie wäre das möglich?

Hellſtein.

Ich bürge für den guten Erfolg meines Planes, wenn du mir beyſtehſt. — Vorläufig ſuche nur den Zorn deines Mannes auf das Aeußerſte zu bringen. Erfinde irgend ein Mährchen, das ihn zur Wuth reitzt.

Mad. Wallburg.

Dazu bedarf es keiner Erfindung. Unſer Sohn iſt ohne ſein Vorwiſſen Soldat geworden; will uns in dieſer Nacht verlaſſen — wenn er das erfährt, ſo geräth er außer ſich.

Hellſtein.

Das iſt gut. Für alles Uebrige laß mich nur ſorgen. Ich bleibe in ſeinen Augen nach wie vor der Freund deines Bruders.

Mad. Wallburg.

Du belebſt meine Hoffnung aufs Neue, obwohl ich dich noch nicht begreife.

Wallburg (von Außen).

Fort, ſag ich! Geht mir aus den Augen!

Hellſtein.

Ich höre deinen Mann. — Vergiß nicht, was ich dir ſagte.

(Eilt zur Seite ab.)

Mad. Wallburg.

Ja, ich will mich ganz ſeiner Leitung überlaſſen. — Faſſe Muth, gedrücktes Herz. Vielleicht iſt für dich noch Rettung möglich!

Neunter Auftritt.

Herr und Mad. Wallburg.

Wallburg.

Verdammter Kutſcher! Vermaledeite Pferde! — Iſt denn Alles auf der Welt nur da, um mich zu ärgern? — Ich will des Todes ſeyn, wenn ich nicht von der breiten Straße bis zu meinem Hauſe eine halbe Stunde lang gefahren bin.

Mad. Wallburg.

Du haſt alſo deinen großmüthigen Entſchluß ſchon ausgeführt?

Wallburg.

Darum hat ſich Niemand zu bekümmern. Ich thue was mir beliebt.

Mad. Wallburg.

Vergib mir, ich nehme Theil am Unglück redlicher Menſchen.

Wallburg
(ſie betrachtend).

Wirklich? — Das ſollte man doch kaum glauben, wenn man die geputzte Dame im Hauſe herumwandeln ſieht. — Thut ein einfaches weißes Kleid in der Wirthſchaft nicht die beſten Dienſte? Muß man ſich der Modeſucht überlaſſen, während der Mann im Schweiße des Angeſichtes ſein Brot erwirbt? — O, Weiber! Weiber! Weiber!

Mad. Wallburg.

Du haſt mich ja heute ſchon ſo geſehen; und überdem befahlſt du mir ja ſelbſt, mich beſſer zu kleiden, als der Fremde angelangt war.

Wallburg.

Beſſer — ja; aber nicht übertrieben. Wozu dieſe Brillanten? — Mein Gott! dieſe Ohrgehänge allein koſten ja wenigſtens 1000 Thaler: wie viel Arme könnten von ſolch einer Summe unterſtützt werden.

Mad. Wallburg.

Hör' mich nur an, lieber Mann!

Wallburg (zornig).

Ich will nichts weiter hören; ich ſehe genug, was mich zum unglücklichſten Menſchen macht.

Mad. Wallburg.

Du thuſt mir unrecht.

Wallburg
(bitter lachend).

Unrecht? — Nicht wahr, ich bin ein Geizhals, der Euch jede Kleinigkeit verſagt? — Nun, ſo tragt meinetwegen Rubinen und Smaragden in den Haaren, laßt Eure Kleider mit Brillanten und Perlen überſäen, gebt den Ton an in allen Geſellſchaften — laßt Eure Vorzimmer von Schneidern und Putzhändlerinnen überſchwemmen, bald werden ſich die ſchrecklichen Folgen zeigen: ich verliere meinen Credit, Ihr bringt mich an den Bettelſtab, und dann wird es heißen: „Wallburg hat fallirt. Es mußte ſo kommen, ſein Weib und ſeine Kinder haben ihn zu Grunde gerichtet.

Mad. Wallburg.

Das haſt du wahrlich nicht zu beſorgen. Dieſen Schmuck gab mir mein Vater an unſerm Hochzeitstage. Ich habe ihn hervor geſucht, um dir eine Freude zu machen.

Wallburg (betroffen).

Freude? Wie? — Ja — wenn es ſo iſt — ſo — hm! (Schweigt.)

Mad. Wallburg
(für ſich).

Gottlob! Endlich bringt ihn Ueberzeugung zum Schweigen.

Wallburg
(ärgerlich darüber, daß er Unrecht hat).

Und wenn es wirklich ſo iſt — ſo — (polternd). ſo verräth es wenig Geſchmack von dir, dieſen altmodiſchen Schmuck zu tragen, der deine Urgroßmutter beſſer geziert haben mag, als ihre Enkelinn.

Mad. Wallburg
(erſtaunt und entrüſtet).

Wallburg!

Wallburg (auffahrend).

Ich weiß nicht, wie du mir heute wieder vorkommſt? Jede Kleinigkeit bringt dich in Wuth. Du biſt heute ſo unerträglich, daß es —

Mad. Wallburg.

Ich will ſchweigen; dieß iſt das einzige Mittel um dir recht zu thun.

Wallburg.

Aha! Ich kenne dieſes malitiöſe Schweigen. Es iſt mir noch weit unausſtehlicher, als wenn du ſo albern ſprichſt.

Mad. Wallburg.

Aber, ſag mir nur, was du eigentlich von mir forderſt? — Ich kann ja doch nicht ſchweigend antworten und redend ſchweigen. Findeſt du etwa ein Vergnügen daran, mich ſtets ohne alle Urſache zu beleidigen.

Wallburg.

Nun das iſt denn doch wahrhaftig zum Lachen! — Mir machſt du dieſen Vorwurf? — Mir?

Mad. Wallburg.

Es muß einmahl zwiſchen uns zur Sprache kommen. — Wallburg, du behandelſt deine ganze Familie auf eine Art, die nicht länger zu erdulden iſt.

Wallburg.

O, ich ſehe dich kommen! längſt habe ich Alles bemerkt. Ich weiß es nur zu wohl, daß du nicht nur meine Domeſtiken, ſondern auch meine leiblichen Kinder gegen mich aufhetzeſt. Alle ſind mir gram, und gehorchen nur mit Widerwillen. So wie ich nur ins Haus trete, flieht Jedermann, als wäre ich ein verderbenbringendes Ungeheuer. Iſt es nicht himmelſchreyend, daß man einen ehrlichen Familienvater haßt, ſtatt ihm mit liebevoller Sorgfalt entgegen zu kommen. (Die letzten Worte mit einiger Empfindung ſprechend.)

Mad. Wallburg

(gefühlvoll aber feſt).

Wallburg! Höre mich einen Augenblick gelaſſen an. — Es iſt, leider! nur zu wahr! daß dein plötzliches Erſcheinen nur Zittern und Angſt unter den Deinen verbreitet. Aber wo iſt die Urſache dieſer knechtiſchen Furcht zu ſuchen? — In deiner Härte und Unfreundlichkeit gegen uns Alle. Kinder und Bediente wiſſen, daß du bey dem kleinſten Fehler, den ſie ſich zu Schulden kommen laſſen, ſie zum Opfer deines unbändigen Zornes machſt. Jede unſchuldige Freude vergſt du den Deinen, und ihre Fröhlichkeit macht dich mißmuthig. Iſt es alſo ein Wunder, wenn ſie ihre Neigungen, ihre Wünſche, ihre Schmerzen und Freuden vor dir verbergen? Wenn ſie zur Liſt und Lügen ihre Zuflucht nehmen, die ihnen dann bald zur Gewohnheit werden? — O wie traurig iſt es für mich! — Vater und Kinder ſind ſich einander fremd, und Sklavenſinn iſt an die Stelle kindlicher Liebe getreten! — Wallburg! glaubſt du auf dieſem Wege glücklich zu machen, und ſelbſt glücklich zu ſeyn? — Höre, und erſtaune darüber! wie verborgen dir ſelbſt die wichtigſten Angelegenheiten deines Hauſes ſind. Oberſt Bernsdorf liebt unſere Juſtine, und wünſcht ihre Hand zu erhalten.

Wallburg.

(der während der vorigen Rede weich wurde, fährt am Schluſſe derſelben wieder auf).

Was ſagſt du? — Und das Mädchen?

Mad. Wallburg.

Iſt ihm mit allem Feuer einer erſten Liebe zugethan.

Wallburg.

Das iſt nichts! Nimmermehr gebe ich zu, daß meine Tochter einen Soldaten heirathet, der kaum den zwölften Theil des Jahres für ſeine Gattinn leben kann! — Aber ich kenne das, die Uniform ſteckt dem Mädchen im Kopfe! (Heftig.) So ſind ſie Alle! — Alle ſind ſie ſo.

Mad. Wallburg.

Ich bin noch nicht am Ende, und ſchon überwältigt dich der Zorn.

Wallburg (in ſich haltend).

So rede nur weiter. Was gibts denn noch für köſtliche Neuigkeiten? — du ſiehſt, ich bin ganz gelaſſen.

Mad. Wallburg.

Ich fürchte nur, daß deine Wuth, wenn ich es dir ſage —

Wallburg (losbrechend).

Mordtauſendelement! ich ſage dir ja, daß ich gelaſſen bleiben will. Heraus mit der Sprache.

Mad. Wallburg.

Dein Sohn, den du zum Rechtsgelehrten beſtimmteſt, hat die Univerſität verlaſſen, und ſich bey einem Huſarenregiment engagirt; ſchon in dieſer Nacht will er fort.

Wallburg

(ſchweigt, äußerſt betroffen; ſein Herz kämpft mit ſeinem Charakter, endlich wiſcht er ſich eine Thräne aus dem Auge, und ſagt ſehr wehmüthig).

Fort von mir will er, der Undankbare! Fort, von einem Vater, der ihn ſo herzlich liebt—der ohne dieſen Sohn keine Freude mehr haben wird. (Mit plötzlichem Zorn). Aber, nur Geduld, du verdammter Bube! das ſoll dir theuer zu ſtehen kommen! (Rennt zur Klingel und läutet.) Anton! — Heda! — Anton!

Mad. Wallburg (beſorgt).

Was willſt du thun?

Wallburg.

Anton! — Anton! (Zu ſeiner Frau.) Und mit welchem Range iſt er engagirt?

Mad. Wallburg.

Als Lieutenant. Obriſt Bernsdorf hat ſich beym Fürſten für ihn verwendet.

Wallburg.

Ey! da bin ich ja dem Herrn Oberſten wohl obendrein noch Dank ſchuldig? — Nein, das überleb' ich nicht!

Mad. Wallburg.

Sprich mit unſerm Sohne; ſuch ihn durch Güte und Sanftmuth von ſeinem Vorhaben zurückzuhalten.

Wallburg.

Durch Güte? der Vater ſoll den ungehorſamen Sohn durch Sanftmuth zur Pflicht bewegen? — (Streng.) Wenn er mir nicht gehorcht, ſo laß ich ihn von Gerichtswegen angreifen, und gebe ihm Zimmer-Arreſt, bis er ſich fügt.

Mad. Wallburg (erſchrocken).

Großer Gott!

Wallburg

(läutet ſehr ſtark).

Anton! Anton! ſitzt denn der alte Schurke auf den Ohren? — Anton! Anton!

Zehnter Auftritt.

Anton. Vorige.

Anton.

Was befehlen Sie?

Wallburg.

Warum kömmſt du nicht gleich, wenn ich dich ruſe, verdammter Kerl! — Fort! ſuche mir Juſtine und Karl auf; ſie ſollen Beyde ſogleich zu mir kommen. Hörſt du? Sogleich!

Anton.

Sehr wohl! (Für ſich.) O weh, die armen Kinder! (Geht ab.)

Eilfter Auftritt.

Vorige, ohne Anton.

Wallburg.

So geht es in meinem Hauſe zu? — Geheime Liebeshändel werden angeſponnen! Sohn und Tochter entfernt man von dem Herzen ihres Vaters? — Mein eignes Weib wird an mir zur Verrätherinn? —

Mad. Wallburg.

Das Unglück macht Mitſchuldige. Man verzeiht denen ſo gern, welche in der Noth ihres Herzens einen Fehltritt begehen. Und ſollte ich meine Kinder nicht vor ihrem Peiniger zu ſchützen ſuchen?

Wallburg (ſtutzt).

Peiniger? — Madame! Sie bedienen ſich da Ausdrücke —

Zwölfter Auftritt.

M

Juſtine. Vorige.

Juſtine
(tritt zitternd näher).

Iſt es wahr, mein Vater! daß Sie mich haben rufen laſſen?

Wallburg (ſtreng).

Findeſt du dabey denn ſo etwas Außerordentliches?

Juſtine (raſch).

Gar nicht — Gar nicht. — Ich bin ja auch ſchon da. (Pauſe.)

Wallburg (höhniſch).

Nun, mein allerliebſtes Kind! Sie fangen ja, wie ich höre, ſchon an, kleine Romane zu ſpielen? und ſich in Liebesintriguen einzulaſſen.

Juſtine (erſchrickt).

Ach Gott! — liebe Mutter! — kommen Sie zu Hilfe — er weiß Alles!

Mad. Wallburg.

Sey aufrichtig, Juſtine und bekenne deinem Vater, daß der Oberſt Bernsdorf dich liebt.

Juſtine (zögernd).

Darf ich es denn wagen? —

Wallburg.

Heraus damit!

Mad. Wallburg.

Rede ohne Furcht, mein Kind!

Juſtine.

Ja, es iſt wahr — der Oberſt liebt mich.

Wallburg.

Hat er es dir geſagt?

Juſtine.

Ja, lieber Vater!

Wallburg.

Und du?

Juſtine.

Ich? — Ich weiß es nicht gewiß — aber ich glaube, ich habe ihm ſo etwas Aehnliches geſagt.

Wallburg (ſpöttiſch).

So? Haſt du? — Und glaubſt du, daß ich ſo eine Narrenliebe billigen werde?

Juſtine (furchtſam).

Ich hoffe von Ihrer Güte —

Wallburg.

Nimmermehr! — Du wirſt keinen andern Gatten nehmen, als den ich für dich erwähle. Das iſt mein unumſtößlicher Wille, dem du keinen Ungehorſam entgegenſetzen wirſt.

Juſtine (zitternd).

Nein, — o nein! Ich will gerne Alle heirathen, die Sie für mich wählen.

Wallburg.

Dein beſtimmter Gemahl iſt ein äußerſt liebenswürdiger Mann, mit dem du glücklich ſeyn wirſt; den du lieben mußt. Hörſt du, du mußt ihn lieben.

Juſtine.

Ganz gewiß — wenn Sie ſo befehlen.

Dreyzehnter Auftritt.

Karl. Vorige.

Karl

(in Huſarenuniform, bleibt an der Thür ſtehn).

Anton ſagte mir —

Wallburg.

Aha! eben recht, junger Herr! — Nur näher! Was fürchten Sie?

Karl

(tritt ehrerbiethig näher).

Ich fürchte nichts, ſeit ich dieſen Rock trage.

Wallburg (gemäßigt).

Ich weiß alle Ihre ſaubern Pläne, mein ſchöner Held! Sie ſind entſchloſſen, uns zu verlaſſen. Sie werfen die Feder weg, um ſie mit einem Säbel zu vertauſchen; Mars gilt Ihnen mehr, als die heilige Themis! O das iſt ſehr leicht zu begreifen. Ein Krieger wiegt in unſeren Zeiten immer einen Rechtsgelehrten auf. (Fixirt ihn ſcharf.)

Juſtine
(leiſe zur Mutter).

Wie gut er mit dem Bruder ſpricht.

Mad. Wallburg (leiſe).

Eine gräßliche Windſtille vor dem Sturme.

Karl (zweifelhaft).

Wie, mein Vater? Sie ſelbſt billigen meine Wahl?

Wallburg (ironiſch).

Ganz natürlich! Soll ich Sie denn auf dem Wege des Ruhmes aufhalten? — Die Göttinn des Glückes wird Ihnen zur Seite ſtehen. Der Herr Lieutenant wird, wie ein zweyter Cäſar, kommen, ſehen, und ſiegen, und nach Jahrhunderten wird man ſich ſeiner Großthaten erinnern.

Karl
(männlich und entſchloſſen).

Noch weiß ich zwar nicht, welches Los meiner wartet. Aber mit Selbſtgefühl darf ich behaupten, daß ich nirgends der Letzte ſeyn werde, wo das Vaterland ruft und mir die Ehre winkt.

Wallburg (an ſich haltend).

An dieſem edlen Eifer erkenne ich den jungen Deutſchen. Ja — ja — du wirſt dich bald auf einer glänzenden Stufe befinden. (Ganz kalt.) Zeige mir doch dein Brevet.

Karl (gibt es ihm).

Hier, mein Vater!

Wallburg (lieſt).

Ja — ja, ganz recht. Es iſt Alles in Ordnung. Du haſt die Erlaubniß dich todtſchießen zu laſſen. Der Kriegsrath willigt ein, und der Fürſt ſagt Fiat! Aber ich, dein Vater (mit donnernder Stimme), ich dein von Gnaden der Natur dir geſetzter Souverän, ſage: du ſollſt nicht Soldat werden! und damit Baſta! (Er zerreiſſt das Papier.)

Karl (entrüſtet).

Wie, Vater, Sie zerreißen fremdes Eigenthum?

Wallburg (feſt).

Darf der Sohn den wichtigſten Schritt ſeines Lebens, ohne Einwilligung des Vaters, thun?

Karl (mit Rührung).

O Gott! hätten Sie mir Ihr Vaterherz geöffnet, ſo wäre meine kindliche Bruſt nie vor Ihnen verſchloſſen geblieben.

Wallburg.

Genug. Morgen geh ich zum Fürſten; er iſt gerecht — er wird mich anhören, und mir ſeine Hülfe nicht verweigern. Es gibt tauſend andere Wege, ſeinem Vaterlande nützlich zu werden. Jeder brave Mann, ſey er Krieger, Künſtler, Handwerker oder Gelehrter, hat Anſprüche auf die Achtung ſeiner Mitbürger.

Karl (lebhaft).

Ich fühle aber den Beruf in mir zum Soldatenſtande.

Wallburg.

Und ich fühle den Beruf, mich dir entgegen zu ſetzen — deinem Willen Zügel anzulegen.

Karl (mit Mäßigung).

Vater! Handeln Sie nicht ſo an mir. Ich werde Sie ewig als Sohn verehren; aber zum Sclaven laſſe ich mich nicht erniedrigen, nun das Gewand der Ehre mir zu Theil wurde.

Wallburg (außer ſich).

Wie — Burſche! du erkühnſt dich, mir zu widerſprechen?

Mad. Wallburg
(ſehr ängſtlich).

O Wallburg! ich bitte dich!

Juſtine.

Mäßige dich, lieber Bruder!

Wallburg.

Ein Kind darf es wagen, ſich ſeinem Vater zu widerſetzen?

Karl.

Dem Vater unterwerfe ich mich mit Freuden; dem Unterdrücker werde ich zu entfliehn wiſſen.

Wallburg (donnernd).

Aus meiner Gewalt kann dich nur der Tod befreyen. Du biſt mein Geſchöpf in jeder Kleidung und unter jeder Geſtalt. Das will ich dir beweiſen auf eine fürchterliche Art. Euch allen will ich durch den Sinn fahren, daß Ihr es nie mehr wagen ſollt, Euren Willen mir aufdringen zu wollen.

Hellſtein (von Außen).

Iſt die Familie hier?

Wallburg.

Still! Horcht! — Das iſt die Stimme des Fremden. Er darf es nicht bemerken, daß wir uneinig ſind. Sucht Euch zu faſſen — ſeyd heiter — ich befehl' es! Nehmt eine fröhliche Miene an!

Vierzehnter Auftritt.

Hellſtein. Vorige.

Hellſtein.

Herr Wallburg! Frau von Kriſen iſt ſchon angelangt, und erwartet Sie nebſt Ihrer liebenswürdigen Familie im Garten.

(Er beobachtet Alle ſehr ſcharf.)

Mad. Wallburg
(verlegen).

Jetzt? — verzeihen Sie, mein Herr — wir ſind — ſind —

Wallburg (lächelnd).

In der fröhlichſten Stimmung von der Welt, und werden ſogleich erſcheinen. (Zur Frau.) Nicht wahr, meine Liebe? (Leiſe zu ihr.) Sey vergnügt, oder es gibt ein Unglück!

Hellſtein (für ſich).

Aha! es hat wieder geſtürmt.

Wallburg
(leiſe zu Karl).

Wenn du nicht freundlich biſt, ſo ſchwör ich dir, beym Teufel! —

Karl (für ſich).

Ich weiß mich kaum zu faſſen vor Unmuth!

Wallburg (leiſe zu Juſtinen).

Rümpfe die Naſe nicht — ſchlag' die Augen auf! — Du biſt verloren, wenn du nicht lachſt. —

Juſtine

(leiſe zum Vater).

Wenn Sie befehlen, ſo will ich recht luſtig ſeyn! (Mad. **Wallburg** und **Hellſtein** ſprechen während der Zeit leiſe mit einander.)

Wallburg

(mit fröhlicher Miene).

Kommt, meine lieben Kinder! Laßt uns vergnügt in den Garten gehen, und Freude empfangen, iſt ja das Einzige, was uns dieſe kummervolle Pilgerreiſe zu verſüßen vermag. (Zu Hellſtein.) Kommen Sie, mein Herr! Nehmen Sie Theil an unſerm fröhlichen Zirkel. (Zu ſeiner Frau.) Komm, liebe Thereſe! (Leiſe) benimm dich geſcheidt! (Laut.) Wie heißt doch das Freudenlied unſeres alten Dichters? — Juſtine! Du ſingſt es ja immer zum Fortepiano — wie fängt es doch nur gleich an? — Aha! jetzt hab' ichs:

„Genießt den Reiz des Lebens,
Man lebt ja nur einmahl!“

Allons, Juſtine! Angeſtimmt, damit unſer Gaſt ſieht, wie glücklich wir mit einander ſind. (Leiſe und wüthend zu Juſtinen). Ich ſchlage dich todt, wenn du nicht ſingſt.

Juſtine
(weinerlich ſingend).
„Genießt den Reiz des Lebens,
Man lebt ja nur einmahl!“
(Alle gehen ab.)

(Ende des zweyten Akts.)

Liste

Dritter Akt.

(Auf dem Tiſche ſteht ein Schachbrett mit unvollendetem Spiele.)

Erſter Auftritt.

Hellſtein. Anton (treten ein).

Hellſtein.

Nun Anton? Haſt du Alles nach meinem Wunſche beſorgt?

Anton.

Sie ſollen gewiß mit mir zufrieden ſeyn.

Hellſtein.

Er wird hierher kommen, um die unterbrochene Partie Schach mit mir zu vollenden.

Anton.

So will ich draußen auf der Wache bleiben, damit er uns nicht früher überfällt. als es Ihr Plan erfordert.

(Geht zur Mitte ab.)

Zweyter Auftritt.

Mad. Wallburg. Hellſtein.

Mad. Wallburg
(aus ihrem Zimmer).

Die Unruhe treibt mich wieder zu dir, lieber Bruder! ich fürchte, wir treiben meinen Gatten zur Verzweiflung durch dieſes Mittel.

Hellſtein.

Ich wiederhole dir — nur die Arzeney der Verzweiflung kann den Stoff einer ſo bösartigen Krankheit ausrotten. — Es bleibt uns nichts übrig, als dieſen letzten Streich auf ſein Herz zu wagen. — Wo ſind deine Kinder?

Mad. Wallburg.

Sie halten ſich ſchon lange im Hauſe verſteckt.

Hellſtein.

Gut. Dein Mann ſucht ſie tobend überall; wenn er ihnen nur nicht auf die Spur kommt.

Mad. Wallburg.

Das iſt unmöglich. Er wird uns Alle nicht früher erblicken, als bis du mit der Glocke das Zeichen gibſt. — Nur bitte ich dich, laß ihn ja nicht zu lange leiden — hörſt du? ja nicht zu lange.

Hellſtein.

Nicht länger als nöthig iſt, dich und ihn glücklich zu machen. Jetzt geh, und laß mich handeln, liebe Thereſe!

Mad. Wallburg.

Ich vertraue deinem Bruderherzen meine ganze Wohlfahrt. (Ab ins Nebenzimmer.)

Hellſtein

(indem er das Schachbrett in Ordnung ſtellt.)

Nein, mein zankſüchtiger Herr Schwager! der letzte Aktus deiner Tyranney war zu empörend, um ihr nicht den kräftigſten Zügel anzulegen. Komm nur, und ſpiele mit mir Schach — du ſollſt von mir lernen, deine Königinn verehren, oder auf immer ermatten.

Wallburg (von Außen).

Gib Antwort, verdammter Kerl! oder ich ermorde dich! — Gib Antwort!

Hellſtein.

Aha! Schon nahet ſich der brauſende Deſpot! — Stürme nur! ich ſtutze dir die Fittige deines Uebermuthes!

Dritter Auftritt.

Wallburg. Anton. Hellſtein.

Wallburg (Anton hereinzerrend).

Hierher komm, du Verräther! — und bekenne mir die Wahrheit. Wo iſt mein Sohn? Hab ich dir nicht befohlen, ihn nicht aus den Augen zu laſſen?

Anton.

O lieber Herr! ein Mann von meinem Alter iſt ein ſchlechter Hüther für die Jugend.

Wallburg.

Und meine Tochter haſt du auch nicht wahrgenommen?

Anton.

Seit ſie mit der Madame aus dem Hauſe ging, habe ich ſie nicht wieder geſehen.

Wallburg.

Iſt denn meine Frau noch nicht wieder zurück?

Anton.

Nein. — Ich ſtand an der Thüre als ſie fortging; ſie drückte mir die Hand und weinte laut, eh ſie ſich entfernte.

Wallburg (ſtutzend).

Alſo ſind ſie alle fort?

Anton.

So ſcheints.

Wallburg (zornig).

Aber wo ſind ſie hin? — Sag mir, wohin? —

Anton.

Das weiß ich nicht.

Wallburg (nachdenkend).

Meine ganze Familie geht aus — und ſo ſpät noch! — Was mag das zu bedeuten haben? —

Anton.

Schwerlich viel Gutes; denn die gute Madame weinte ſo bitterlich, daß mir ſelbſt die Augen überliefen.

Wallburg (heftig).

Schweig, alte Memme!

Anton.

Ich ſage kein Wort mehr!

Wallburg (unruhig).

Ich weiß nicht, was ich davon denken ſoll! — Mich überfällt auf einmahl eine Angſt — die — (raſch zu Anton.) Geh, alle Bediente ſollen gleich fort. Meine Pferde heraus aus dem Stalle! Meine Leute ſollen aufſitzen — auf meinem Landgute nachfragen. Andere ſollen in der Stadt bey Freunden und Bekannten nachfragen, ſollen forſchen, wo meine Frau und Kinder ſich aufhalten. Marſch! fort — tummle dich! —

Anton (will ab).

Gleich, gleich!

Wallburg.

Halt noch! — (Für ſich.) Soll ich ihre Widerſpänſtigkeit vermehren, indem ich meine Sorgen verrathe? — (Laut.) Beſtell' nichts, geh deiner Wege!

Anton (für ſich).

Er ängſtigt ſich ſchon — das iſt gut, das iſt gut. (Ab.)

Vierter Auftritt.

Wallburg, Hellſtein.

Wallburg
(erblickt Hellſtein).

Ach! verzeihen Sie — Sie erwarteten mich, wie ich ſehe?

Hellſtein.

Nach Ihrer Bequemlichkeit. — Sie ſcheinen beunruhigt?

Wallburg
(ſich zur Gleichgiltigkeit zwingend).

O — nein! — Gar nicht! — im Geringſten nicht. (Kämpfend.) Zwar — ja — doch! die Abweſenheit meiner Frau — meiner Kinder; ich will Ihnen ſagen — es iſt das erſte Mahl, daß ſie ſo lange von mir entfernt ſind, und (ängſtlich) ſehen Sie — gerade in dieſer Stunde bin ich gewohnt, ſie alle, *alle* um mich zu haben — und ich muß ſagen — mir iſt ſo wunderbar ums Herz — ſo beklommen — ſo — ſo — (mit ängſtlichem Lachen.) Nicht wahr, Sie verzeihen dem Vater dieſe Schwäche, — dieſe unmännliche Bangigkeit?

Hellſtein.

Wie könnte ich Sie deßhalb tadeln? Glücklich preiſe ich den Gatten, der ſchon eine Leere im Herzen fühlet, wenn er ſeine Familie zur gewohnten Stunde ihm nicht entgegen lächeln ſieht.

Wallburg (finſter).

Laſſen Sie uns davon abbrechen — ich bitte! —

Hellſtein.

Nach Belieben! — Iſt Ihnen gefällig, unſere Schachpartie zu vollenden?

Wallburg (zerſtreut).

Wie? — o ja — ja! Ich bin zu Dienſten. Das Spiel wird mir einige Zerſtreuung gewähren.

Hellſtein.

Ich denke es auch. — Setzen wir uns.

(Beyde ſetzen ſich zum Schachbrett.)

Wallburg

(ganz abweſend mit den Gedanken).

Ja, ja, das war ein guter Zug.

Hellſtein (lächelnd).

Um Verzeihung, noch habe ich nicht gezogen.

Wallburg.

Nicht? — Ey, ey! — ich glaubte —

Hellſtein.

Auch iſt ja die Reihe an Ihnen?

Wallburg.

So? — Nun — (gleichgültig ſcheinend) wenn Sie erlauben, ſo will ich den Anfang machen.

Hellſtein

(ihn immer ſcharf beobachtend).

Nur zu!

Wallburg

(wieder abweſend).

Ich denke, es wird am beſten ſeyn, wenn ich —

(Er zieht ganz maſchinenmäßig.)

Hellſtein.

Ey, ey, das war nicht gut. (Er zieht.)

Wallburg

(in großer Unruhe).

Horch! — Schlägt da nicht eine Uhr?

8

Hellſtein.

Ganz recht. Es ſchlägt Acht.

Wallburg

(immer unruhiger).

Großer Gott! Schon ſo ſpät — und noch immer —

Hellſtein.

Der Zug iſt an Ihnen —

Wallburg
(ſehr bedrückt).

Ich weiß — ich weiß — (zieht.) Noch immer ſind ſie nicht —

Hellſtein (zieht).

Ey der Henker! Sie geben viele Blößen.

Wallburg
(aufmerkſam horchend).

War mir's doch, als ob — (Pauſe.) Nein, es iſt nichts.

Hellſtein.

Ziehen Sie! Machen Sie gut, was Sie verdorben haben.

Wallburg.

Gleich, gleich! (Horcht.) Hat nicht Jemand geläutet?

Hellſtein.

Ich höre nichts. — Ziehen Sie!

Wallburg (zerſtreut).

Ja! — ja! — (Zieht.)

Hellſtein (zieht).

Schach dem Könige!

Wallburg
(ganz ängſtlich).

Charmant! (Horchend.) Hören Sie nichts? die Hausthüre wird geöffnet. (Springt freudig auf.) Sie ſind's — ſie ſinds — Gott ſey gelobt! — Mein gutes Weib — meine lieben Kinder! — (auf einmahl zornig.) Nun wartet, ihr Verwegnen! es ſoll Euch theuer zu ſtehen kommen, mich ſo in Angſt geſetzt zu haben.

Fünfter Auftritt.

m

Anton. Vorige.

Anton
(mit einem Briefe).

Herr Wallburg —

Wallburg (heftig).

Sind ſie da?

Anton.

Nein. Aber ein fremder Mann, brachte ſo eben dieſen Brief.

(Uebergibt den Brief.)

Wallburg.

Von wem?

Anton.

Ich weiß es nicht.

Wallburg
(beſieht die Aufſchrift).

Die Hand meiner Frau — (auf einmahl wie gelähmt.) Gerechter Gott! was werd ich leſen? — Ich zittere, den Brief zu öffnen.

(Erbricht und lieſt.)

Anton

(leiſe zu Hellſtein).

Nun, wie ſteht es?

Hellſtein (leiſe).

Vortrefflich! — der Schmerz über den Verluſt ſeiner Familie wird bald allen Zorn aus ſeinem Gemüthe verdrängen.

Wallburg

(lieſt abgebrochen, und mit größter Gemüthsbewegung).

„Alle Nachforſchungen, die Sie meinetwegen anſtellen, werden fruchtlos bleiben. Entfernt von Ihnen will ich mit meinen Kindern dürftig leben, und ruhig den Ausſpruch der Geſetze erwarten.“ (Aufbrauſend.) Der Geſetze? (Von Wehmuth überwältigt.) Oeffentlich wollen Weib und Kinder gegen Mann und Vater auftreten — (lieſt.) „Durch ihren unerträglichen Charakter haben Sie Ihre Familie ins Verderben geſtürzt. Sie glaubten berechtigt zu ſeyn, uns wie Sclaven zu erniedrigen, und wir haben Jahrelang uns in das Joch des Uebermuthes geſchmiegt. Aber Ihr Deſpotismus ſtieg immer höher, jemehr wir ihm Sanftmuth entgegen ſetzten. Ihre heutige Behandlung überwog das

Maß unſerer Geduld; wir zerbrachen die ſchimpflichen Ketten, und flohen unſeren Tyrannen auf ewig, um in irgend einer ſichern Freyſtadt unſer kummervolles Leben zu beweinen.“ (Fällt wie niedergedonnert in einen Stuhl.) Auf ewig! — Auf ewig hab' ich mein Weib und meine Kinder verloren! — Großer Gott — das ſchlägt mich zu Boden — das überleb' ich nicht!

Hellſtein (leiſe zu Anton).

Wohl uns — es wirkt!

Wallburg

(ganz niedergedrückt und wehmüthig).

Mich — mich konntet Ihr verlaſſen? — Undankbare! fürchtet Ihr nicht die Verzweiflung des Gatten und Vaters? (Mit Schmerz und Muth.) Iſt es Euren Tiegerherzen vielleicht ein Labſal, wenn Ihr hört, daß ich noch im Tode Euch verfluchen mußte? — (Sanft.) Verfluchen? Euch? — die ich noch mehr als meine Seele liebe? — Vergib mir, guter Gott! und höre nicht, was der unſäglichſte Schmerz mir entreißt. Segne mein Weib und meine Kinder, guter Gott! Erweiche Ihre Herzen für meine unausſprechlichen Leiden, und führe ſie zurück in die Arme des unglücklichſten der Väter! (Plötzlich aufſpringend.) Laß die Pferde anſpannen!

Anton.

Sehr wohl! (Ab.)

Sechſter Auftritt.

Wallburg. Hellſtein.

Hellſtein
(ſich Wallburg nähernd).

Sind Sie endlich erſchüttert durch einen Verluſt, den eigenes Verſchulden Ihnen zuzog?

Wallburg.

O ſtille — ſtille! — das Gewicht Ihrer Worte fällt ſchrecklich auf meine Seele!

Hellſtein (ſtreng).

Selbſtſüchtige Thoren! die Ihr Euern Stolz nur in Jedermanns Furcht ſuchet. Bemühet Euch doch, die Wonne der Liebe zu verdienen! Schenkt Zutrauen der Gefährtinn Eures Lebens, und miſcht Euch in die harmloſen Spiele Eurer Kinder. Als ſanfter Freund habt Nachſicht mit den Schwächen Euerer Untergebenen — und alle werden ſie Euch verehren, und in eben dieſer Verehrung werdet Ihr Euern Lohn finden.

Wallburg
(außer ſich vor Schmerz).

Halten Sie ein — um Gotteswillen, halten Sie ein! — Fürchterlich iſt der Blick, den Sie mich in mein Inneres thun ließen! Ganz vernichtet ſteh' ich nun vor

Ihnen; denn Sie rauben mir das Bewußtſeyn, recht gehandelt zu haben. — O mein Weib, meine Kinder - ich habe mich ſelbſt und Euch alle grenzenlos elend gemacht!

(Sinkt in einen Stuhl.)

Siebenter Auftritt.

m2

Anton. Vorige.

Anton (ſchüchtern).

Herr Wallburg — ich komme —

Wallburg (ſanft).

Was willſt du, Anton?

Anton (für ſich).

Ach, wie ſoll ich es ihm nun ſagen?

Wallburg.

Sind die Pferde angeſpannt?

Anton.

Ja, lieber Herr! — Aber —

Wallburg.

Gut. Geh' nur voraus. —

Anton.

Ich hätte Ihnen wohl noch Etwas zu ſagen, Herr Wallburg!

Wallburg (lebhaft).

Was iſts? Was haſt du?

Anton.

Verzeihen Sie — es iſt nothwendig — daß —

Wallburg (aufſpringend).

Haſt du Nachrichten von meiner Familie? Rede! Rede!

Anton.

Nein, das nicht. Aber —

Wallburg
(unmuthig auffahrend).

Nun, was gibt es denn alſo?

Anton.

Es thut mir herzlich leid —

Wallburg (heftig).

Schon wieder ein Geheimniß? Biſt du auch wider mich verſchworen? — Rede, alter Betrüger!

Anton (beſcheiden).

Ich bitte um meinen Abſchied.

Wallburg
(im höchſten Zorn).

Wie? Was? — du unterfängſt dich — (Indem ihn plötzlich Wehmuth überfällt.) Ach! ich weiß nicht, was ich thue! (Reicht Anton die Hand.) Vergib mir, guter Anton! ich war eben ein wenig hitzig!

Anton.

Ach er bittet mich noch um Vergebung.

Wallburg.

Was hatteſt du mir noch zu ſagen?

Anton.

Als Ihre Dienerſchaft hörte, daß die Madame nicht mehr im Hauſe ſey, ſo rief Alles einſtimmig: „Wir wollen auch nicht mehr hier bleiben!“ — Johann packte ſogleich ſeine Sachen zuſammen; der Kutſcher zog die Livree aus, und ſo gingen ſie miteinander zum Thorweg hinaus.

Wallburg.

Kann es möglich ſeyn? Auch Johann hat mich verlaſſen; er, den ich als Kind in meinem Hauſe groß gezogen hatte?

Anton.

Sie waren nicht zurückzuhalten. Mit unſerm Herrn, ſprachen ſie, iſt nicht mehr auszukommen, und längſt wären wir ſchon aus dem Dienſte gegangen, wenn die Frau nicht ſo oft durch ihre Freundlichkeit unſer Jammerleben erträglich gemacht hätte.

Wallburg (für ſich).

O wie ſchmerzhaft ſind dieſe gerechten Vorwürfe! (Laut zu Anton.) Nun du wirſt doch bey mir bleiben, mein guter Anton?

Anton
(ängſtlich und verlegen).

Ich — Herr Wallburg —

Wallburg (herzlich).

Du dienſt mir ſchon ſo lange — ſo treu! — Nicht wahr auf dich kann ich zählen in Noth und Tod?

Anton (wie vorhin).

Zürnen Sie nicht, lieber Herr — aber ich kam bloß in der Abſicht, mir meine Entlaſſung von Ihnen zu erbitten. —

Wallburg (auflodernd).

Anton! du biſt — (Mit ſanftem Schmerz.) Ach, Anton! auch du! auch du? —

Anton.

Ich kann ohne meine gute Madame keine Stunde mehr im Hauſe leben. Zwanzig Jahre lang habe ich ſchon ihrem Vater gedient, habe ſie als Kind auf dieſen Armen getragen. Morgen ſuch ich ſie auf, um ihr bis zum letzten Hauch meines Lebens zu dienen.

Wallburg
(mit überfließenden Augen).

So verläßt mich denn Alles — *alles*; nur nicht das peinigende Bewußtſeyn meiner eigenen Schuld. (Zu Anton.) Ich will dich nicht länger zurückhalten.

Geh, und ſuche jene treue Seele auf, deren Liebe ich nicht zu ſchätzen wußte. Ich laſſe ſie bitten, mir zu verzeihen, wenn es ihrem gedrückten Herzen möglich iſt. — Lebe wohl, mein guter Anton! thu' mir den letzten Dienſt, und ſag dem Friedrich, er möge für heute des Kutſchers Pflicht übernehmen. Ich komme gleich hinaus. — Lebe wohl, du ehrlicher Menſch; (reicht ihm die Hand) und verzeih mir, wenn ich zuweilen hart und ſtreng gegen dich war. Glaube mir, daß oft nur mein böſer Kopf aufſprudelte; tief in meiner Bruſt iſt eine Gegend, wo nur Gutes für Euch klopfte.

(Er weint ſtill.)

Anton

(ſeiner nicht mehr mächtig).

Lieber, lieber Herr!

(Küßt Wallburgs Hand.)

Hellſtein (mahnend).

Geh' er, Anton! und vollzieh' er ſeines Herrn Befehl!

Anton.

Gleich, gleich! (Leiſe zu Hellſtein.) Er weint — juchheyſſa! er weint!

(Eilt ab.)

Achter Auftritt.

Wallburg. Hellſtein.

Wallburg
(hat einige Papiere und Schlüſſeln aus der Schublade eines Tiſches genommen).

Hellſtein.

Was wollen Sie nun beginnen, Herr Wallburg?

Wallburg (raſch).

Reiſen, auf der Stelle reiſen! — Sie lieber Freund! bitte ich, dieſes Haus, wie Ihr eigenes zu betrachten. Ich habe das unbedingteſte Zutrauen auf Ihre Redlichkeit, und wenn ſich einſt der Aufenthalt meines geliebten Weibes entdeckt, ſo ſagen Sie ihr, daß mich nur die Verzweiflung von hier fortgetrieben hat, daß ich ſie nie — ach nie vergeſſen werde. Ich will ein gerichtliches Document ausfertigen laſſen, worin ich ſie und meine Kinder zu Eigenthümern meines ganzen Vermögens erkläre. Sie ſollen es ihr übergeben mit der Verſicherung, daß ich ihre Ruhe niemahls ſtören werde.

Hellſtein.

Wallburg! Sie wollten Ihre Vaterſtadt verlaſſen?

Wallburg.

Ich muß. Entfernung nur kann meinen Seelenſchmerz lindern — heilen kann ihn weder Zeit noch Ort. Ich will Hellſtein aufſuchen, der Bruder ſoll mir den Verluſt ſeiner Schweſter ertragen helfen. — Ob er mir wohl einen Platz an ſeinem Herzen vergönnen wird, wenn ich mit reuiger Seele ihm Alles bekenne?

Hellſtein (gerührt).

Er wird Ihnen verzeihen, Sie tröſten, und Ihre Gattinn vielleicht wieder mit Ihnen zu vereinigen ſuchen. Hoffen Sie, und verweilen Sie wenigſtens noch einige Tage hier.

Wallburg.

Nein, nein, — o nein! — Alles was mich hier umgibt — jede Erinnerung genoſſener Freuden, verwundet meine Bruſt noch ſchmerzlicher. — Ach! in dieſem Zimmer verſammelte ſich meine Familie, ſo oft ich mein Tagewerk vollendet hatte. Dort ſaß meine Tochter und arbeitete emſig an einer Stickerey, mir oder der Mutter zum Angebinde — hier las mein Sohn in einem Buche — und die zärtlichſte der Gattinnen an meiner Seite beſchäftigte ſich mit irgend einer häuslichen Arbeit. — Nun — O! nun iſt Alles ganz anders — alles ſtill und einſam um mich her! Vergebens rufe ich die theuren Namen: Juſtine, — mein Karl, mein liebe ſanfte, unglückliche Thereſe! Vergebens, vergebens! ſie kommen nicht — ſind unwiederbringlich für mich verloren. (Laut weinend.) Lebt wohl — lebt ewig, ewig wohl, Ihr getreuen Seelen! Indem ich mich von Euch trenne, ſcheide ich von allen Freunden des Lebens!

(Schnell ab.)

Hellſtein
(ihm nachrufend).

Wallburg! Einen Augenblick noch — hören Sie! — Er iſt fort. — Wenn er nur nicht — (er zieht an einer Glocke) — doch, wozu dieſe Beſorgniß? Anton wird ſeine Reiſe ſchon zu verhindern wiſſen.

Neunter Auftritt.

R Juſtine. Karl. Hellſtein.

Juſtine
(kömmt mit Karl aus einem Seitenzimmer).

O lieber Onkel! wie froh ſind wir, von dieſer Angſt endlich erlöſt zu werden.

Karl.

Was macht unſer guter Vater? — Am Thore ſteht ein beſpannter Reiſewagen. Was ſoll das bedeuten?

Hellſtein.

Euer Vater will verreiſen.

Juſtine (erſchrocken).

Ach, du mein Gott!

Karl.

Er will uns verlaſſen?

Hellſtein.

Ohne Euch und Eure Mutter vermag er es hier nicht länger zu ertragen.

Karl (entſchloſſen).

Komm, Juſtine! (Will fort.)

Hellſtein.

Was wollt Ihr thun?

Karl.

Uns dem Vater zu Füßen werfen — ihm Alles bekennen.

Zehnter Auftritt.

Mad. Wallburg. Vorige.

Mad. Wallburg
(kommt ängſtlich aus einem Seitenzimmer).

Großer Gott! Was ſoll das werden? — Mein armer Mann! Er ging ſo eben über den Hof mit leichenblaſſen, kummervollem Antlitz; mit einer Thräne im Auge blickte er auf meine Fenſter und ſtieg dann in den

Wagen. Ach! wer könnte ihn *ſo* ſehen, ohne ihm vom Herzen zu verzeihen? — Gleich darauf ſtürzte Anton hinter dem Wagen her, und ſchrie: „halt! halt! Sie können heute nicht fort — das eine Rad iſt gebrochen.“ — Ich vermuthete wohl den Urheber dieſes Zufalls, und bitte dich nun, lieber Bruder! die Qual meines Gatten zu enden, die ich nicht länger mit anzuſehn im Stande bin.

Wallburg (von Außen).

Nein, lieber Anton! Ich kann — und kann nicht länger in dieſen Mauern leben!

Karl (betroffen).

Des Vaters Stimme!

Juſtine
(läuft in eine Ecke).

Nun ſey uns der Himmel gnädig!

Hellſtein.

Seyd unbeſorgt. Sein Zorn iſt dem Schmerz gewichen. — Setzt Euch Alle an Eure gewöhnliche Beſchäftigung — ſchnell; ſo wie wir es verabredet haben. (Mad. **Wallburg** ſetzt ſich rechts an den Tiſch und nimmt eine Strickerey zur Hand. **Karl** ſetzt ſich links, und nimmt ein Buch aus der Taſche. **Juſtine** ſetzt ſich an den Stickrahmen.)

Eilfter Auftritt.

Wallburg. Anton. Vorige.

Wallburg.

Alſo muß ich doch noch einmahl die Schwelle meines Elends betreten?

Hellſtein

(der ihm entgegen ging).

Hieher Ihren Blick, mein Freund! (Zeigt ihm die verſammelte Familie.) Sind Sie jetzt noch unglücklich?

Wallburg

(mit Schreck und höchſtem Ausbruch der Freude).

Gerechter Gott! Mein Weib — meine Kinder! — Iſt das kein Traum? Ich ſehe mein Herzensweib wieder — ich ſehe meine lieben, lieben Kinder! — O, o — das iſt der Freude zu viel — ſie tödtet mich!

(Er will ſinken.)

Hellſtein

(ſchiebt Wallburg ſchnell einen Stuhl unter).

Mad. Wallburg

(ſtürzt an Wallburgs Hals).

Karl und Juſtine

(umfaſſen des Vaters Knie).

Vater — lieber Vater!

Mad. Wallburg
(weinend).

Mein Wallburg! Kannſt du uns verzeihen?

Wallburg.

Ich ſoll Euch verzeihen, daß Ihr mir meines Lebens ganze Seligkeit wieder gegeben habt? — O es iſt der Wonne zu viel! — Ich halte Euch wieder in meinen Armen! — An meine Bruſt Juſtine — hierher, mein Sohn! (Er umfaßt ſie Alle.) Alle — Alle laßt Euch umſchließen. So — ſo! — Nun iſt es gut. (Alle an ſich drückend.) In dieſem Augenblick, Herr der Welt, gib mir den Tod! Seliger kann ich nicht ſterben. (Weinend.) Ach, wie viel Kummer habt Ihr mir verurſacht?

Mad. Wallburg.

Wir waren nicht fern, und theilten alle deine Schmerzen. Erkenne in unſerm Gaſt meinen Bruder Hellſtein. — Alles, was geſchah, war ſein Werk.

Hellſtein
(nähert ſich Wallburg).

Wallburg
(umfaßt Hellſtein mit einem Arm).

Iſt es möglich? Du biſt es, mein Hellſtein? — Freund, Bruder! — Retter in der Noth!

Hellſtein
(ihn umarmend).

Mein Ziel iſt erreicht — ich habe dich deinem Herzen wieder gegeben.

Wallburg.

Ich war ein armer Kranker, und bin nun geneſen durch deine Bruderliebe! — Anton! Tritt näher, und reich mir deine ehrliche Hand. Wirſt du mich jetzt noch verlaſſen?

Anton
(küßt Wallburgs Hand).

Nehmen Sie meine Thränen ſtatt der Worte.

Wallburg.

Daß ich Euch allen Beſſerung gelobe, verbürgt Euer Glück noch nicht. So empfanget denn den erſten Beweis meines herzlichen Wollens. — Geh, mein Sohn! und ergreife den ehrenvollen Stand eines Kriegers — Vaterſegen geleite jeden deiner Schritte. — Juſtine! Oberſt Bernsdorf ſoll dein Gatte werden. — Und du, treue Gefährtinn meines Lebens, was ſoll ich dir ſagen? — Wohl bin ich geheilt von einem großen Uebel, aber wer ſteht dir für einen böſen Rückfall? — Darum bitte ich dich innig — wenn die Macht der Gewohnheit mich überwältigen ſollte; ſo erinnere mich bey dem erſten heftigen Worte an die Leiden des heutigen Tages; dann wird der furchtbare Dämon entweichen, und an deinem Herzen werde ich laut bekennen: „daß eine ſtrenge Tugend uns wohl die Achtung der Menſchen erwerben könne; aber daß man nur der Duldung, Sanftmuth und Milde, Liebe zum Opfer bringt!“

(Allgemeine Gruppe.)

Das
Anekdotenbüchlein.

Luſtſpiel in einem Akte.

Nach
dem Franzöſiſchen
der
Herren Scribe und Delavigne.

(Aufgeführt auf dem k. k. Hoftheater zu Wien, zum erſtenmahle am 17. April 1827.)

Perſonen.

Gräfinn Eugenia von Surrakin.

Emile de Vergigny, ein franzöſiſcher Offizier.

Leonard Valbelle, ein Mahler.

Peteroff, Haushofmeiſter der Gräfinn.

Die Handlung iſt in der Gegend von Wilna.

(Die Bühne ſtellt einen ſehr eleganten Salon vor, mit einer Mittel- und zwey Seitenthüren. Zur Rechten ein Tiſch, zur Linken ein Stehſpiegel und eine vollſtändige elegante Toilette. Ein Stickrahmen an der Seite.)

Erſter Auftritt.

Peteroff
(allein. Er ſitzt an einem Tiſche und ſchreibt, dann legt er die Feder weg und ſteht auf).

So! — nun hab' ich mir wieder Alles angemerkt, was zu thun iſt! Die gute gnädige Gräfinn verläßt ſich in Allem auf mich, und ſoll ihr Zutrauen nicht bereuen. Sie iſt zwar ſchon 60 Jahre alt, aber wirklich auf ihr Alter noch ſo kräftig und fröhlich und man könnte faſt ſagen noch recht hübſch — und gut iſt ſie, gut — nun man kann gar nicht ſagen wie. — Tauſendmahl dank' ich's dem Herrn Rath in Wilna, daß er mich ihr anempfohlen hat; denn ich kann ſagen, ich fühle mich in ihren Dienſten recht glücklich.

Zweyter Auftritt.

Peteroff, ein Bedienter.

Bedienter.

Herr Haushofmeiſter. So eben ſtieg ein junger Mann vom Pferde; ein Franzoſe, wie er ſagt, und fragte um den bleſſirten Offizier, der hier im Quartier liegt.

Peteroff.

Sage dem Herrn, ich ließe ihn bitten, indeſſen im Garten ein wenig ſpazieren zu gehen. Der Herr Offizier ſchläft noch, und die Ruhe trägt viel zu ſeiner Geneſung bey.

(Der Bediente ab.)

Dritter Auftritt.

Peteroff, dann Emile.

Peteroff.

Wenn ich den jungen Mann weckte? nun ja, da würde mich die Gräfinn ſchön auszanken. — Die gute

Frau pflegt ihn mit der größten Sorgfalt, bringt ihm jede Schale Suppe ſelbſt, und erfüllt ſo die ſchöne Pflicht, die Jedermann dem unglücklichen Sohne des Muthes und der Ehre ſchuldig iſt. — (Emile erſcheint.) Doch was ſeh' ich? Da kommt er ja ſchon ſelbſt. (Tritt ihm entgegen.) Guten Morgen Herr Offizier! Wie geht's denn heute?

Emile.

Ich danke Ihnen, lieber Freund, recht wohl! Die Wunde macht mir keine Schmerzen mehr, und ich glaube der Arzt wird mir heute wohl ſchon einen Spaziergang erlauben.

Peteroff.

Nun das iſt brav. — Sie ſcheinen auch recht wohl geſchlafen zu haben, denn es iſt ſchon etwas ſpäter als gewöhnlich.

Emile.

Recht ſüß und ſanft hab' ich geruht, wozu der Brief, den die Gräfinn geſtern von der Armee erhielt, nicht wenig beytrug.

Peteroff.

So? Gibt's gute Neuigkeiten?

Emile.

Sehr gute; Alles läßt auf einen baldigen Frieden hoffen.

Peteroff.

Nun, Gott ſey Dank, wenn das nahe Corps nur bis dahin nicht noch einen Angriff auf Wilna macht, da wäre unſer Schloß gerade ausgeſetzt.

Emile.

Beſorget nichts, ich werde Euch vor jedem Ueberfall ſchützen. Wollte Gott, es böte ſich mir eine Gelegenheit, meiner guten großmüthigen Wirthinn und Pflegerinn vergelten zu können, was ſie an mir thut.

Peteroff.

Noch Eins muß ich Ihnen melden, Herr Offizier! Es iſt ein Franzoſe angekommen, der um Sie gefragt hat und Sie zu ſprechen wünſcht.

Emile.

Ein Franzoſe? Warum hat man mir das nicht gleich gemeldet?

Peteroff.

Ich wollte Sie nicht im Schlummer ſtören, und ließ ihn daher bitten, ſich indeſſen den Garten zu beſehen.

Emile.

Rufen Sie ihn gleich, ich bitte.

Peteroff.

Recht gern — ich will es ihm ſogleich ſagen. (Im Abgehen für ſich.) Das muß wahr ſeyn, die Leute halten recht zuſammen. (Oeffnet die Thüre.) O, da kommt er eben! — Nur herein, mein Herr. Sie werden ſchon mit Ungeduld erwartet.

(Geht ab.)

Vierter Auftritt.

Emile. Leonard.

Leonard.

(bleibt an der Thüre ſtehen und ruft).

Emile!

Emile.

Leonard! theurer Freund! du biſt's!

(Er fliegt in ſeine Arme.)

Leonard.

Mein lieber guter Emilie! ſo ſeh' ich dich denn wieder!

Emile.

Indem ich dich erblicke, glaub' ich auch mein Vaterland wieder zu ſchauen.

Leonard.

Wir waren ja von Jugend auf Schulkameraden nnd Freunde!

Emile.

(ſchlägt in ſeine dargebotene Hand).

Und ſinds geblieben. Aber, du noch in Rußland?

Leonard.

Ich reiſte, wie du weißt, ſchon früher, als der Krieg ſich entſpann, hieher; in unſerem Vaterland gab's große Künſtler genug, ich mußte wo anders Arbeit und Ehre ſuchen, und begab' mich nach Petersburg.

Emile.

Haſt hier wohl einen kleinen Unterſchied bemerkt, nicht wahr?

Leonard.

Nicht ſo ſehr, als du denkſt. Man hört hier faſt in allen guten Häuſern nur franzöſiſch ſprechen, man ſieht nichts als franzöſiſche Moden, man ſpielt alle franzöſiſchen Dramen, Luſtſpiele und Opern. Die Petersburger Elegants ſind eben ſo lächerlich als unſ're Pariſer, die Ehemänner nicht ſtrenger, die Frauen nicht kälter als die unſrigen; man unterhält ſich, intriguirt und hintergeht einander wie in Paris. — Man führt auch eine faſt eben ſo gute Küche, und das Eis der Newa kann ſich mit jenem bey Tortony meſſen.

Emilie.

Ich ſehe wohl, du haſt keinen Nationalgeiſt mehr, du biſt ein ganzer Ruſſe geworden.

Leonard.

Du irrſt, lieber Freund! – Binnen einigen Jahren hoff' ich wohl wieder nach meinem Vaterlande zurückzukehren, und dann werd' ich dort mehr gelten. Ich kündige mich dann als Kammermahler Seiner Excellenz des ruſſiſchen Miniſters an, meine Landsleute halten mich für einen Fremden, und mein Glück iſt gemacht.

Emile.

Nun, und haſt du es indeſſen ſchon hübſch vorwärts gebracht?

Leonard.

Ich bin zufrieden. Das Porträtmahlen nährt ſeinen Mann und macht bekannt. Ich habe Herzoge, Fürſten, Kammerherrn, Excellenzen und vor Allem viele ſchöne Frauen gemahlt, und ich kann ſagen, ich bin in der Hauptſtadt in der Mode! Aber nie hätte ich mir geſchmeichelt, daß ſich mein Ruf auch bis zu den entfernteſten Provinzen Rußlands ausdehne. Da kömmt vor drey Wochen ein Kaufmann zu mir und fragt mich: „Hab' ich die Ehre, Herrn Leonard zu ſprechen, Mahler und Franzoſe, der zu Paris in dem Lycäum Charlemagne ſich gebildet hat?“ — „Der bin ich, mein Herr!“ — „Nun wohl,“ fahrt der Banquier fort. „Wenn Sie ſich von hier alſogleich über Smolensk und Witepsk nach dem Landgute der Gräſinn von Surrakin begeben wollen, um dort ihr Porträt zu mahlen, ſo ſind hier, zur Beſtreitung der Reiſe, einſtweilen 4000 Rubel.“

Emile.

Leonard! iſt's möglich?

Leonard.

Freilich; auf dieſe Art ſiehſt du mich hier.

Emile.

Ich begreiſe. Ich bin es, der dir ohne Wiſſen dieſes vortheilhafte Geſchäft zuwandte.

Leonard.

Du?

Emile.

Ja. Das Ganze iſt eine neue Galanterie meiner alten Gräſinn. Ich darf keinen Wunſch laut werden laſſen, ohne daß er nicht auf der Stelle realiſirt würde. Vor einigen Wochen ſprach ich mit ihr von dir, und äußerte, daß ich Alles darum geben würde, dich, meinen beſten Freund, ſehen und umarmen zu können; ach ſeufzte ich, das iſt wohl unmöglich! Die Comteſſe aber, gleich einer wohlthätigen Fee, winkte mit dem Zauberſtäbchen und du liegſt in meinen Armen.

Leonard.

Aber wer iſt denn dieſe alte Comteſſe? Wie machteſt du ihre Bekanntſchaft?

Emile.

Auf die ſonderbarſte Art. Bey der letzten Retraite hatte ſich meine Kompagnie mehrerer Bagagewagen bemächtigt, welche wir auf der Straße gewahrten. Darunter erblickte ich auch in einem ſchönen Reiſewagen eine ſchwache und bejahrte Frau, da dachte ich an meine gute Mutter, und als ſie mir in franzöſiſcher Sprache zurief: „Mein Herr! Beſchützen Sie mich!“ ſprengte ich mit meinem Pferde zu ihrem Wagen und verſicherte, es würde mein Glück machen einer Landsmänninn einen Dienſt erweiſen zu können. Wenn das iſt, mein Herr! antwortete ſie, ſo will ich Sie nicht hintergehen, ich bin die Witwe eines ruſſiſchen Offiziers. Du kannſt dir wohl meine Antwort denken, und daß ich ſogleich meine Leute zur Ruhe und Ordnung verwies. Als dieß geſchehen war, ſah' ich mir erſt meine Eroberung genauer an. Sie war nicht jung, ſie war nicht ſchön, aber man ſah wohl aus ihren lieblichen Zügen, daß ſie es einſt geweſen ſeyn mußte. — Ein würdiges Benehmen, eine gebildete Sprache zeichneten ſie aus, und man konnte wohl glauben, daß ſie einſt zu den Zeiten einer Katharina der Zweiten, oder Peters des Dritten, als Sonne leuchtete. — Wirklich hatte ich ſchon früher von einer Gräſinn Eugenia reden gehört, welche eine Ninon jener Epoche geweſen ſeyn ſoll, verſteht ſich nur was die Schönheit betrifft; denn in ſittlicher Hinſicht war meine Gräſinn gewiß die Tugend ſelbſt.

Leonard.

Ha, ha, ha! Du verbürgſt dich ſogar für die Vergangenheit?

Emile.

Mit der feſteſten Ueberzeugung. Ohngeachtet ihrer 60 Jahre bin ich ihr Ritter und werfe für ihre Güte und Liebenswürdigkeit Jedem den Handſchuh hin, der das Gegentheil behauptet. Wenn du ſie kennen wirſt, Freund, du wirſt ſelbſt ſehen, man fühlt ſich unwillkührlich zu ihr hingezogen. — Doch höre meine Geſchichte zu Ende. Wir retirirten fechtend weiter, jeder Augenblick ſah Einen meiner braven Soldaten fallen, und wir waren nur mehr unſer 14 um den Wagen geſammelt, als ein Hurrah-Geſchrey uns die Annäherung neuer Feinde verkündete. Es war eine Truppe jener Nachzügler, man kann ſie nicht Ruſſen, nicht Franzoſen nennen, welche beyden Armeen folgen, nicht um zu kämpfen, ſondern um zu rauben. — Laßt uns fliehen, Kapitän! rieſen meine Soldaten, hier wäre Gegenwehr Tollkühnheit, hier müßte Einer gegen Zwanzig fechten. — Flieht, Kameraden! antwortete ich ihnen, erhaltet Euer Leben für Eure Eltern und Geliebten; ich ſtehe allein in der Welt, und verlaſſe dieſe Frau nicht, die ſich meinem Schutze anvertraut hat.

Leonard.

Und ſie verließen dich?

Emile.

Nein. — Im nächſten Augenblick ſah' ich ſie mit neuem Muth beſeelt feſter um mich geſchloſſen. Sie vermochten mit den erfrornen Fingern ihre Gewehre nicht mehr zu laden, und leiſteten daher mit den Bajonetten dem Feinde Widerſtand. Aber plötzlich traf mich eine Kugel am Arm, und ich ſtürzte vom Pferde auf die fremde Erde, wehmüthig meinem Vaterlande und meiner geliebten Mutter ewiges Lebewohl ſagend.

Leonard.

Theurer Emile!

Emile.

Als ich wieder zur Beſinnung kam, hatte mich Alles verlaſſen, Alles, ausgenommen meiner guten Alten, die ängſtlich um mich beſchäftigt war. Ihrer Sorgfalt verdank' ich es, daß ich in dieſes Schloß gebracht wurde, welches ſie an ſich kaufte, du kannſt dir keine treuere aufmerkſamere Pflegerinn denken, als ſie es mir war; jede Arzney reichte ſie mir ſelbſt, ſie ſprach mir Troſt zu, wenn mich der Schmerz übermannen wollte, mit ſorgfältigen, weichen Händen legte ſie ſelbſt mir jeden Verband auf. Als mich das böſe Wundfieber ergriff, wachte ſie jede Nacht an meinem Bette, und ſeit ich nun auf dem Wege der Geneſung bin, ſucht ſie mir die Zeit zu vertreiben, trägt ihre weibliche Arbeit zu mir auf mein Zimmer, ſpricht mit mir, erzählt mir, lieſt mir vor. — Sie lieſt vortrefflich, ihre Stimme hat ſo etwas Sanftes, zum Herzen Dringendes.

Leonard.

Nimm dich in Acht, Freund, du biſt auf dem beſten Wege verliebt zu werden.

Emile.

Scherze nicht; — das könnte mir nur geſchehen, wenn ich blind wäre.

Leonard.

Nun — Amor iſt blind.

Emile.

Es iſt wahr, wenn die Frau nicht mehr als einige 30, wohl ſelbſt 40 Jahre zählte, wollte ich für Nichts bürgen. — Oft ſchon, wenn ſie eben nicht gegenwärtig war, ſtellte ich mir ſie ſo vor, wie ſie mit 20 Jahren ausgeſehen haben muß, ich ſah ſie verjüngt, mit allen Reizen begabt, deren Spuren ſie noch trägt, und ich muß geſtehen, ich verliebte mich in ſie in der Einbildung und in der Erinnerung.

Leonard.

Du ſcherzeſt?

Emile.

Nein wahrhaftig! Aber ſtill, ich glaube ſie kommt, du wirſt dich ſogleich ſelbſt von ihrer Liebenswürdigkeit überzeugen können.

Leonard.

Ich muß geſtehen, du haſt meine Neugierde im hohen Grade aufgeregt.

Emile

(geht der eintretenden Gräſinn entgegen und bietet ihr den Arm).

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Eugenia.

Emile.

Welch ein Vergnügen gewährt es mir, meiner guten Pflegerinn den Arm wieder bieten zu können.

Leonard (für ſich).

Ja, wahrhaftig, die Frau muß einmahl recht hübſch geweſen ſeyn.

Eugenia.

Ich danke Ihnen, den Arm eines Freundes nehm' ich mit Freuden an. Ich *bedarf* der Stütze. (Erblickt Leonard.) Ein Fremder? — Vermuthlich Ihr Freund, der berühmte Mahler?

Leonard

(mit einer Verbeugung).

Zu Ihren Dienſten, gnädige Gräfinn.

Emile.

Wie durch Zauberey langte er plötzlich hier an. Ich ſehe wohl, auch die Geſetze der Natur unterwerfen ſich Ihrem Willen, Gräfinn.

Eugenia.

Ich liebe das Abenteuerliche. — Was ſagen Sie zu dieſer Ueberraſchung, lieber Emile?

Emile.

Es iſt eine der ſüßeſten von jenen vielen Wohlthaten, die Sie mir ſchon erwieſen haben.

Eugenia.

Sie hängen mit Liebe an Ihrem ſchönen Vaterlande; in dieſes wollte ich Sie auf einige Zeit zurückverſetzen, indem ich Sie mit dem Freund ihrer Jugend wieder vereinigte.

Emile.

Jedes Land iſt ſchön, wo Geiſt und Güte uns die Tage angenehm machen; ich finde in mehreren Beziehungen hier mein Vaterland.

Eugenia.

Sie wiſſen, ich liebe Schmeicheleyen nicht. — Was werden wir heute beginnen, um unſer'm Reconvaleszenten die lange Weile zu vertreiben? (Zieht ein Heft Papier hervor.) Ich bring' Ihnen da ein ſonderbares Büchlein lieber Emile. Es enthält alle Begebenheiten, Abenteuer und Anekdoten während der letzten Campagne; Alles, was ich vernahm, und was mir nicht alltäglich ſchien, hab' ich in dieſem Büchlein aufgezeichnet, und wollte es Ihnen dieſen Morgen vorleſen.

Emile.

Mit Vergnügen.

(Er ſetzt einen Stuhl.)

Eugenia.

Nicht doch; das wäre wohl eine Unterhaltung geweſen für uns Beyde allein, da uns aber ein Freund erſchienen iſt —

Leonard.

Der Freund wird mit großem Vergnügen zuhören.

Eugenia.

Ein ander Mahl meine Herren.

Emile.

Leonard ſagte mir, daß er hierher beſchieden ſey Ihr Porträt zu mahlen.

Eugenia.

Das war nur ein Vorwand, um ihn hierher zu bringen, lieber Freund.

Emile.

Ich bitte, daß der Vorwand zur Wirklichkeit werde. Ja, theure Freundinn, er muß Ihr Bild mahlen, noch heute. Sie geben mir dadurch ein theures Geſchenk, das mich in der Folge eben ſo wenig mehr verlaſſen ſoll, als die Erinnerung an Sie.

Eugenia.

Wenn Sie ſo ſprechen, ſo muß ich ja wohl.

Emile.

Allons mein Freund, alſogleich an die Arbeit, du haſt doch dein Mahlergeräthe bey dir?

Leonard

(zieht ein kleines Käſtchen hervor).

Meine ganze Kunſt iſt in dieſem kleinen Käſtchen beyſammen.

Emile.

Gut, ſo ſetze dich an dieſen Tiſch. Sie Gräfinn hier zu Ihrem Stickrahmen.

Leonard

(ſetzt ſich an den Tiſch und bereitet ſein Mahlergeräthe).

Ganz wohl; und du?

Emile.

Ich pflanze mich auf dieſen Stuhl, betrachte Euch und thue gar nichts, das iſt das ſüße Vorrecht des Reconvaleszenten.

Eugenia.

Das wird ein artiſtiſches Morgenſtündchen.

Emile.

Sie werden mit meinem Freunde Leonard zufrieden ſeyn, beſonders im Punkte der Aehnlichkeit.

Eugenia.

Deſto ſchlimmer! Mit zwanzig Jahren wünſcht man wohl, daß ein Bild ähnlich ſeyn möge, aber in meinem Alter fürchtet man den Spiegel. (Zu Emile lächelnd.) Wenigſtens darf ich nicht beſorgen, daß einſt mein Porträt in Frankreich die Eiferſucht Ihrer Geliebten erregen wird.

Emile.

Das wäre in jedem Falle unmöglich; denn ich habe keine Geliebte.

Eugenia.

Wirklich?

Emile.

Ich habe alle Verhältniſſe abgebrochen, alle meine Liebſchaften an meine Freunde cedirt; wenn man nach Rußland marſchirt, muß man ſein Teſtament machen.

Eugenia.

Wie? Und fühlten Sie auch nie für ein weibliches Weſen eine wahrhafte Leidenſchaft?

Emile.

Meiner armen Seele, nein! Ich ſuchte zwar, aber ich fand nicht. — Sage du ſelbſt, Leonard!

Leonard.

Mein Freund ſchwärmt nur immer in der Einbildung, in die blaue Vergangenheit hinein.

Emile

(leiſe zu ihm).

Wirſt du ſchweigen. (Zu Eugenia.) Das zählt doch nicht, liebe Gräfinn? —

Eugenia.

Wenn das wirklich ſo iſt, lieber Freund, ſo muß ich Sie bedauern. Man muß einmahl in ſeinem Leben geliebt haben; nicht des Augenblicks wegen, in welchem man liebt, denn da fühlt man nur die Dornen der Sehnſucht und die Qualen der Eiferſucht, aber der ſpätern Tage wegen, da verziehen ſich die Nebel und man blickt wie in ein verlornes Paradies zurück. Man lebt eigentlich im Alter nur allein von der Erinnerung an dieſe Jugendglückſeligkeit, und ich habe viele Leute meines Alters ſagen hören: Ach! damals waren wir recht unglücklich, aber es war dennoch die beſte Zeit. Dieſe Erinnerungen haben auch den größten Einfluß auf den Charakter, ſie machen das Alter theilnehmender, ſanfter, freundlicher und daher liebenswürdiger, und wenn Sie eine alte Frau ſehen, die gefällig, artig und duldſam iſt, ſo dürfen Sie gewiß mit Fontenelle ſagen: Dieſes Herz hat auch die Liebe gefühlt.

Leonard.

Nehmen Sie ſich in acht Gräfinn; denn Sie ſind wirklich ſo ſanft, artig und liebenswürdig, daß man nach Ihrem Syſtem auch bey Ihnen mit Fontenelle ſprechen könnte.

Emile.

Da ſeh' ein Menſch die Künſtler an — gleich ſind ſie mit Ideen fertig — du muſt wiſſen, mein Freund, daß die Gräfinn Eugenia Surrakin als eine der klügſten und zurückgezogenſten Damen am Hofe und im ganzen Lande bekannt iſt.

Eugenia (lächelnd).

Nun, das will eben Nichts beweiſen, denn der Ruf richtet ſich nicht immer nach dem Verdienſte. Ich will nicht ſagen, daß ich den meinigen nicht verdient habe, aber er hängt doch meiſtens von ſo unbedeutenden Kleinigkeiten ab, daß es der Mühe nicht lohnt, ſich damit zu rühmen. Denken Sie, lieber Freund, ich war ſchon mit 18 Jahren Witwe, Herrinn meiner Hand und eines ſehr großen Vermögens, da lernte ich einen Mann kennen, einen jungen, ſchönen Mann —

Emile.

Der Sie liebte.

Eugenia.

Nicht doch; aber *ich* liebte *ihn*; — ich glaube, er vermuthete es gar nicht.

Emile.

Nicht möglich — o erzählen Sie uns das doch, Gräfinn.

Eugenia.

Wenn es Ihnen Vergnügen macht, recht gerne. Ich bin Ihnen ohnedieß für dieſen Morgen noch Unterhaltung ſchuldig, da unſere Lektüre nicht ſtatt fand.

Emile.

Schön, ſchön! (Er rückt ſeinen Stuhl näher.) Leonard! gib acht und mache mir kein Geräuſch.

Eugenia.

So hören Sie mir aufmerkſam zu.

Sechſter Auftritt.

Die Vorigen. Peteroff.

Peteroff.

(ſchnell eintretend).

Gnädige Gräfinn! gnädige Gräfinn!

Eugenia.

Was gibt's?

Peteroff.

Ich bringe etwas Neues, etwas Wichtiges, etwas Fatales!

Emile

(zu Peteroff).

Das Fatalſte, mein lieber Alter iſt, wenn man die Leute unterbricht, da ſie eben eine ſehr intereſſante Begebenheit erfahren ſollten; darum geh' wieder und bringe deine Neuigkeiten ſpäter an.

Peteroff.

Ich kann nicht, ich darf nicht; es wäre Gefahr auf dem Verzuge; es handelt ſich um Ihr Wohl, Herr Offizier.

Eugenia
(ſteht ſchnell auf).

Um Emile's Wohl? Rede Peteroff.

Peteroff.

In Witepsk haben die franzöſiſchen Kriegsgefangenen einen Aufruhr angezettelt, es ſoll ſogar zu Thätlichkeiten gekommen ſeyn und mehrere unſerer Leute dabey das Leben verloren haben, darum hat man ſo eben eine Ukaſe publizirt, vermög welcher alle Gefangenen alſogleich Rußland verlaſſen, und — ach du lieber Himmel! — nach Siberien gebracht werden ſollen.

Emile.

Nach Siberien!

Eugenia.

Wär's möglich?

Peteroff.

Ja, ja, der Gouverneur wird noch heute im nahen Städtchen anlangen und die Einleitungen zu ihrem Abmarſche treffen. Es ſoll überall die ſtrengſte Unterſuchung vorgenommen werden, und Keiner zurückbleiben dürfen.

Eugenia.

Ich kenne den Gouverneur, er hört nur die Stimme der Pflicht.

Leonard.

Ach mein armer Freund!

Eugenia.

Nein, Emile darf nicht fort, kaum geneſen, und der lange beſchwerliche Marſch — Himmel, was beginn' ich?

Emile.

Das Schickſal will mich ganz vernichten.

Eugenia.

Muth, Freund! Und wenn es mich mein ganzes Vermögen koſten ſollte, ich rette Sie — Sie haben mir *mein* Leben erhalten, ich thue nur meine Pflicht, wenn ich Ihnen das Ihrige erhalte. — (Nachdenkend.) Wenn ich dem Gouverneur? — Nein, der Mann iſt unbeugſam — Schnelle Flucht! — Unmöglich! Die Ukaſe iſt allgemein — — Halt! — den Gedanken hat mir der Himmel eingegeben! — Ja, ja, ſo kann es gehen! Emile! mein Freund, wollen Sie thun, was ich von Ihnen begehre, ſo ſind Sie gerettet! Kommen Sie, ich will Ihnen meinen Plan mittheilen, wir haben keine Zeit zu verlieren, auch du Peteroff folge uns. — Himmel! ich danke dir.

(Eugenia auf Emile's Arm geſtützt, geht ab, Peteroff folgt).

Siebenter Auftritt.

Leonard (allein).

Was will ſie beginnen? Ach, wenn es nur glückt! — Gott, wenn der arme Emile nach Siberien gebracht würde, zu Fuß — allein — allein? — Nein! Kann die Gräfinn ſeine Freyheit nicht erringen, ſo will ich ſein Unglück mit ihm theilen, ich will ihn nicht verlaſſen, ihn pflegen, ihm Muth zuſprechen. Ein Mahler findet überall Arbeit und Verdienſt, und in Siberien wird's auch Leute geben, die ſo eitel ſind, daß ſie ihr Geſicht vervielfältigen wollen. — Muth! Kein Unglück iſt ſo groß, daß es durch die Kunſt und durch die Freundſchaft nicht gemildert, und erträglich gemacht werden könnte.

Achter Auftritt.

Leonard. Peteroff.

Peteroff
(noch von Innen ſprechend).

Ganz gut, gnädige Gräfinn! Alle Ihre Befehle ſollen vollzogen werden. Verlaſſen Sie ſich auf Ihren alten Peteroff. (Er tritt trippelnd und ſich freudig die

Hände reibend, ein.) Iſt die Gräfinn eine Frau? — Hat die Kopf und Geiſtesgegenwart.

Leonard.

Nun Freund! wie iſt's, was geſchieht?

Peteroff.

Was geſchieht, Großes geſchieht, Außerordentliches, Unglaubliches, und doch ſehr Natürliches. (Ruft zur Thüre hinaus.) Alexis! Janko! (Zwey Bediente erſcheinen.) Bringt ſogleich alles im Salon in Ordnung; Lichter in die Luſter aufgeſteckt, den Tiſch in der Mitte mit Teppich bedeckt, Schreibgeräthe darauf, Stühle rundum! Geht, und ſpudet Euch!

(Die Bedienten ab.)

Leonard.

Aber Sie haben mir ja noch nicht geſagt?

Peteroff.

Ich habe nicht Zeit zum Reden; hier heißt es handeln; denn auf mir liegt Alles, eine ſolche Ceremonie, ſo ſchnell, in einer halben Stunde, da muß man den Kopf zuſammennehmen. (Ruft wieder zur Thür hinaus.) Pauloff! Nikola! (Zwey andere Diener treten ein.) Geſchwind ſatteln, aufſetzen, in's Dorf hinabſprengen, den Amtmann und den Notar herauf entbieten; auch alle Bauern zuſammen rufen, damit ſie ſich im Schloß verſammeln und Hurrah rufen. Reitet, was Ihr könnt, fort, fort! (Die Bedienten ab.) Einige Herren und Damen aus der Nachbarſchaft ſind auch eben zum Beſuche angelangt, die kommen eben gelegen.

Leonard.

Aber ſo erklären Sie mir doch, Herr Haushofmeiſter —

Peteroff.

Ja, jetzt ſteh ich zu Dienſten, (erblickt ein Papier, welches er in der Hand hält.) Ach! du lieber Himmel! — Der Aufſatz, das kann ja nicht gehen — ja wenn ich nicht überall die Augen hätte. — Vergeben Sie, mein Herr, aber ich muß ſogleich zu unſer'm Notar, es leidet keinen Aufſchub, ich komme bald wieder zurück, dann ſollen Sie Alles erfahren; gedulden Sie ſich nur einen Augenblick.

(Schnell ab.)

Neunter Auftritt.

Leonard (allein, dann) **Emile** (in Uniform.)

Leonard.

Jetzt weiß ich ſoviel, als vorher. Haben Sie denn Alle den Kopf verloren. (Erblickt den eintretenden Emile.)

Was ſeh' ich? — mein Freund im größten Staate? Ich hoffe, du wirſt mir doch erklären, was hier vorgeht.

Emile

Wie? du weißt noch Nichts?

Leonard.

Kein Wort. Alles läuft durcheinander. — Bediente werden abgeſandt, um die Nachbarſchaft einzuladen, aber wozu?

Emile.

Zu dem wichtigſten Schritte meines Lebens. Höre! (Komiſch pathetiſch.) Wir haben uns berathen, ich und meine alte Gräfinn, und befunden, daß es nur der Titel eines franzöſiſchen Kriegsgefangenen iſt, der mich nach Siberien verweiſt, wenn ich aber ein Ruſſe würde —

Leonard.

Ein Ruſſe?

Emile.

Verſteh' mich recht, durch Verbindnng; — wenn ich mich zum Beiſpiele mit einer Frau dieſes Landes vermähle, ſo könnte ich unangefochten hier bleiben.

Leonard.

Das begreif' ich; aber wo findet ſich eine Frau, welche ſich zu dieſem Scherze herleihen wollte?

Emile.

Das war der Stein des Anſtoßes, er iſt aus dem Wege geräumt, ich habe gewählt, ich war franzöſiſcher Kapitän, ich werde ein moskowitiſcher Edelmann und heirathe für einige Monate viermalhunderttauſend Rubel jährlicher Renten, ein prächtiges Schloß und eine alte — aber liebenswürdige Frau.

Leonard.

Wie? Die Gräfinn ſelbſt?

Emile.

Ja, ſie die Gute bringt mir dieſes Opfer. Dieſe Liſt allein kann mich von dem Abmarſch frey machen; und nie in meinem Leben werd' ich im Stande ſeyn, der edlen vortrefflichen Frau genug zu danken. Wenn Sie den Muth haben, lieber Freund, ſprach ſie lächelnd zu mir, für einige Wochen als Gatte einer alten Witwe zu gelten, ſo ſind Sie gerettet. Man wird Sie zwar mit Stachelreden und Bonmots aller Art höhnen, und das iſt nicht angenehm, aber doch immer beſſer, als nach Sibirien zu gehen.

Leonard.

Da hat ſie recht, aber kann ſie dieſe Liſt nicht ſpäter vielleicht ſelbſt in Verlegenheit bringen, und wenn die Ehe nicht wirklich geſchloſſen, wird der Gouverneur —

Emile.

Die Ehe ſoll wirklich geſchloſſen werden. — Wer die Sitten und Gewohnheiten des ruſſiſchen Pohlens kennt, wird das leicht begreiflich finden. Die Gräfinn hat mir das Alles erklärt. Wir Franzoſen nähren den eitlen Wahn die unbeſtändigſte Nation Europa's zu ſeyn — O uſurpirter Ruhm! — Die Pohlen haben uns längſt den Lorbeer vom Haupte geriſſen. Bey ihnen ſind Eeheſcheidungen nicht geſtattet, aber um eine geſchloſſene Verbindung dennoch auflöslich zu machen, haben ſie ein anderes Mittel: Sie nehmen in ihre Ehekontrakte mit Vorbedacht und mit Uebereinſtimmung beyder Parteyen immer einige Bedingungen hinein, welche den Vertrag ungültig machen, einige Nullitäten.

Leonard.

Ich errinnere mich, etwas Aehnliches in Rulhiere's Beſchreibung von Pohlen geleſen zu haben.

Emile.

Das iſt originell und bequem, nicht wahr? Und es wundert mich ſehr, daß man in Frankreich das noch nicht nachgeahmt hat. Auf dieſe Art ſoll nun auch unſere Verbindung geſchloſſen werden. Meine himmliſche Gräfinn wird Alles auf's Beſte einleiten und in den Kontrakt einige ſolche Nullitäten einſchieben; ſo, daß nach 2 oder 3 Monathen, wenn der Krieg zu Ende ſeyn wird, unſere Nothheirath wieder aufgelöſt werden kann. Mit einer Thräne in ihrem, noch immer ſchönen Auge ſprach ſie zu mir: Sie kehren dann in Ihr Vaterland zurück, ich war Ihre Frau um Ihnen das Leben zu erhalten, und werde aufhören es zu ſeyn, wenn Sie zu Ihrem Glücke meiner nicht mehr bedürfen.

Leonard.

Du haſt recht, dieſe Frau iſt ein Engel.

Emile.

Nicht wahr? — Sage mir Einer mehr ſie ſey alt, ſie iſt es nicht! ihr Leben hat keinen Herbſt, keinen Winter, ſie zählt nur 60 Frühlinge. — Gewiß werd' ich in meiner proviſoriſchen Ehe glücklicher mit ihr ſeyn, als Manche, die für's ganze Leben verheirathet ſind, und dann die Ausſicht auf die Trennung — Aber reinen Mund, Freund, denn dieſe Liſt ſoll ein Geheimniß für alle Welt ſeyn, auch ſelbſt für den Haushofmeiſter.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Peteroff.

Peteroff.

Wenn's gefällig iſt, die Frau Gräſinn erwartet Sie.

Emile.

Sogleich! (Zu Leonard.) Wir hätten dich zum Zeugen genommen, lieber Freund, aber wir haben bedacht, daß es beſſer ſey, Leute dieſer Gegend dazu zu wählen. (Zu Peteroff.) Alſo iſt ſchon Alles bereitet, der Notar ſchon da?

Peteroff.

Alles — Nicht wahr, ich habe geeilt? Es bleibt mir nichts mehr übrig, als meinem künftigen gnädigen Gebieter der Erſte zu ſeiner Vermählung Glück zu wünſchen; er nehme die Verſicherung meiner Treue und Ergebenheit huldreich auf und —

Emile.

Schon gut; nachher magſt du mir das Uebrige ſagen. — (Zu Leonard.) Bald bin ich wieder bey dir Freund um dich meiner Gemahlinn, meinen Vaſalen und den Hochzeitgäſten vorzuſtellen. —

(Er geht ab.)

Eilfter Auftritt.

Peteroff. Leonard.

Leonard.

Der gute Emile ſchwimmt im höchſten Vergnügen.

Peteroff.

Alſo glauben Sie wohl, daß er geſtimmt ſeyn werde, unſere Glückwünſche anzuhören?

Leonard.

Allerdings; auch Bitten, wenn ihr ihm welche vorzutragen habt.

Peteroff.

Das iſt ſchön; ich hätte wohl eine, und eine recht große Bitte, und heute wäre eben eine Gelegenheit dazu. — Sehen Sie, ich bin Unterthan und Leibeigner der Frau Gräfinn — ich möchte aber wohl auch einmahl meine Freylaſſung erhalten — nicht, als ob ich nicht thun könnte, was ich wollte, aber man hat doch auch ſein bischen Stolz.

Leonard.

Nun, und wenn Sie freygelaſſen würden, wollten Sie den Dienſt der Gräfinn verlaſſen?

Peteroff.

Ey Gott bewahre; ich lebe hier recht gut; ich will mein Lebetag ihr Diener bleiben — aber wenn man auch hinter dem Stuhl ſteht, und eine Serviette in der Hand hält, wenn man's nur nicht thun muß, ſondern aus freyem Willen thut, ſo kommt's Einem doch nicht ſo ſchwer an. Und dann iſt mit der Freylaſſung auch immer eine kleine Gratifikation verbunden.

Leonard.

Je nun, ein gutes Wort findet eine gute Stelle.

Peteroff.

Ja, er wird mir's gewiß nicht verſagen, wenn er erſt erfährt, was ich ihm für einen wichtigen Dienſt geleiſtet habe. — Sie ſind ſein beſter Freund, Ihnen darf ichs ſchon ſagen. Sehen Sie, er iſt jetzt Herr eines prächtigen Gutes, Gemahl einer guten Frau, und Beſitzer eines großen Vermögens, aber ohne mich würde er das Alles vielleicht nicht ſehr lange bleiben.

Leonard.

Wie ſo?

Peteroff.

Ja, das hängt ſehr ſeltſam zuſammen. Die Frau wollte bey dieſer Vermählungsangelegenheit zum erſtenmahl in ihrem Leben Alles ſelbſt beſorgen, ohne mich zu Rathe zu ziehen. — Sie gab mir nur den Kontrakt, um ihn zur Vidimirung zum Notar zu tragen, da ſah' ich denn, daß darin drey oder vier Nullitätsbedingungen eingeſchoben waren.

Leonard.

Nun?

Peteroff.

Mit Hilfe deren hätte die Verbindung morgen, übermorgen, wann man wollte, wieder aufgelöſt werden können, ſo daß die ganze Vereinigung nur eine Komödienheirath geweſen wäre.

Leonard (heftig).

Weiter, weiter!

Peteroff.

Nun gut, ich habe das dauernde Glück des Herrn im Auge gehabt, und dem Notar geſagt, er ſoll alle dieſe Nullitäten in der vidimirten Abſchrift weglaſſen, und auf dieſe Weiſe werden jetzt, Dank ſey es meiner Vorſicht, der Herr und die Frau ganz rechtlich und auf ewig feſt verbunden.

Leonard.

Unglücklicher! was haſt du gethan?

Peteroff.

Als treuer Diener meine Schuldigkeit.

Leonard.

Du verdienteſt dafür ewig ein Leibeigner zu bleiben. Aber ich will eilen; denn ich hoffe, noch wird es Zeit ſeyn die Voreiligkeit wieder gut zu machen.
(Man hört Vivatrufen und Pöllergeknall von Außen.)

Leonard.

Himmel! es iſt zu ſpät.

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Emile.

Emile
(noch von Innen).

Schönen Dank, vielmahls verbunden. (Vortretend.) Mein Freund, du ſiehſt einen Neuvermählten vor dir.

Leonard (für ſich).

Wüßteſt du dein Unglück, du würdeſt nicht ſcherzen.

Emile (leiſe zu ihm).

Wir mußten uns etwas ſpuden; denn der Gouverneur hat der Gräſinn ſeine Ankunft ſchon verkündigen laſſen.

Leonard.

Alſo iſt Alles vorüber?

Emile.

Alles binnen 5 Minuten. Hörſt du denn nicht das Freudengeſchrey meiner Unterthanen? Im Schloßhof unten ſind ein paar hundert Bauern verſammelt, die feuern Pöller los, werfen die Mützen in die Höhe und ſchreyen Vivat, daß einem das Trommelfell zerſpringen möchte.

Leonard (für ſich).

Armer Freund, er dauert mich.

Emile.

Peteroff geh', theile ihnen Lebensmittel, Meth, und Bier aus; ſage, ich ſende es ihnen, oder nein ſag, es käme von der Gräfinn. (Für ſich.) ich vergeſſe immer, daß ich nur ad interim ihr Herr bin.

Peteroff.

Sogleich gnädiger Herr.

(Will ab.)

Emile.

Noch Ein's Peteroff. Ich will auch, daß heute Abends Tanz ſey, beſtelle Muſik, die Leute ſollen ſich vergnügen. Eine Hochzeit muß ſo fröhlich ſeyn als möglich, damit die Hochzeitleute berauſcht werden.

(Peteroff ab.)

Leonard (für ſich).

Du wirſt es nöthig haben, Armer!

Emile

Ich verſichere dich Freund, es iſt recht angenehm Unterthanen zu haben; ich werde mich leicht daran gewöhnen den Herrn zu ſpielen, wenn mir die Entbehrung der Gewohnheit nur ſpäter nicht wehe thut. Aber ſieh' da, faſt vergaß ich auf meine alte junge Frau. — Ich muß zu ihr eilen, mehrere Nachbarn ſind angekommen, und die arme Frau ſchwitzt unter lauter Komplimenten und Glückwünſchen — ich muß ihr zu Hilfe eilen.

Leonard.

Bleib', ſie wird das ſchon allein abmachen.

Emile.

Nein, nein, mein Freund, das wäre unbillig; in einer guten Ehe muß Alles gemeinſchaftlich ſeyn — ſelbſt die Langeweile.

Leonard.

Ich habe nothwendig mit dir zu ſprechen.

Emile.

Nothwendig? — Nun ſo rede geſchwind, ich höre.

Leonard.

Ich weiß nicht, wie ich's dir beibringen ſoll; denn es wird dich und auch die Gräfinn ſehr überraſchen.

Emile.

Eine Ueberraſchung? Schön! Gewiß von deiner Erfindung?

Leonard.

Nein, Gott ſey Dank.

Emile.

Nun, warum nicht? Es wäre mir ſogar recht lieb, wenn wir einige Couplets machten, worin ich ihr meine Achtung, meine Dankbarkeit — — — meinetwegen auch meine Liebe ausdrücke — ja, meine Liebe, denn je mehr ich dieſe vortreffliche Frau kennen lerne, deſto mehr fühl' ich mich an ſie gezogen und du wirſt dich über mich luſtig machen, aber ich verſich're dich, wenn dieſe vorgebliche Verbindung wirklich wäre, es wäre mir auch recht.

Leonard.

Wahrhaftig?

Emile.

Ja; ich glaube, es würde mir ſogar Vergnügen machen.

Leonard.

Nun, das fügt ſich ja herrlich; er nimmt's ſo leicht, und ich ſuchte Worte, um ihn nicht zu ſehr zu überraſchen.

Emile.

Was ſprichſt du da, he?

Leonard.

Daß der Wunſch, den du ſo eben geäußert haſt, erfüllet iſt.

Emile.

Was? — Geh', geh', ſcherze nicht ſo böſe.

Leonard.

Wollte der Himmel, es wäre ein Scherz, aber es iſt leider nur zu wahr. Du haſt eine Verbindung geſchloſſen, welche unauflöslich iſt.

Emile.

O Himmel! du täuſcheſt mich, das iſt ja unmöglich.

Leonard.

Und doch wahr. Dein treuer Haushofmeiſter hat aus lauter Sorge für dein dauerndes Wohl den Ehekontrakt zum Notar getragen, und von ſelbem die gewiſſen Nullitätsbedingungen, welche die Gräfinn ſelbſt hineinſetzte, herausſtreichen laſſen.

Emile

(beyde Hände vor ſein Geſicht haltend).

Gott! ſo iſt's um mich geſchehen; — kalter Schweiß läuft mir über die Stirne, Leonard, unterſtütze mich.

Leonard.

Sey doch klug.

Emile.

Das überleb' ich nicht.

Leonard.

Ich hätte dir mehr Muth und Philoſophie zugetraut.

Emile.

Aber bedenke nur, der Henker behalte ſeinen Gleichmuth, wenn er ein Jahrhundert heirathen ſoll.

Leonard.

Erinnere dich, was du erſt vorher für einen Wunſch ausſprach'ſt.

Emile.

Ja ſo was ſagt man, wenn man glaubt es werde nie eintreffen. — Ach, ach! Was wird man in meinem Vaterlande ſagen, wenn man das hört? man wird mich mit Bonmots und Stachelreden überhäufen, vielleicht gar ein Lied auf mich machen. (Sehr heftig.) Element! dem dienſtfertigen Haushofmeiſter brech ich den Hals.

Leonard.

Das bricht deine Ehe doch nicht.

Emile.

Leider — ich weiß mir keinen Rath in meinem Unglück. Ach! da kommt die Gräfinn. — Die arme Frau; ihre Schuld iſt es nicht, ich will mich mäßigen, ſo viel ich kann, um ſie nicht zu betrüben.

Dreyzehnter Auftritt.

Die Vorigen, die Gräfinn, zwey Diener (mit Lichtern, welche ſie auf den Tiſch ſtellen und ſogleich wieder abgehen.)

Gräfinn (bewegt).

Herr Leonard, ich bitte, verlaſſen Sie uns auf einige Augenblicke.

Leonard

(verbeugt ſich und geht).

Gräfinn

(nach einer Pauſe).

Emile! Sie ſehen mich tief gebeugt. Wenn Sie wüßten, was mir der Haushofmeiſter ſo eben vertraut hat.

Emilie.

Ich weiß es, Gräfinn.

Gräfinn.

O Himmel!

Emile.

Ich weiß auch, daß er allein die Schuld trägt, und daß er ohne Ihren Befehl, ohne Ihr Vorwiſſen —

Gräfinn.

Einerley, die Folgen ſind dieſelben. Der Himmel iſt mein Zeuge, ich wollte Sie der Freyheit, Ihrem Vaterlande und Ihren Freunden wiedergeben, und habe nun ſtatt deſſen Ihr Schickſal an das meinige gekettet, Sie um Ihre Zukunft betrogen.

Emile.

Theure Gräfinn, wie können Sie denken —

Gräfinn.

Ich weiß wohl, Sie werden *mich* nicht anklagen, allein, wenn Sie mich ganz kennten, wenn Sie in meinem Herzen leſen könnten, ſo würden Sie ſehen, daß dieſe Begebenheit alle meine Plane verrückt, alle meine Hoffnungen zerſtört und mich ſehr unglücklich macht.

Emile (für ſich).

Jetzt ſoll' ich *ſie* noch tröſten.

Gräfinn.

Wenn ich nun aber den unglücklichen Zufall nicht vorausſehen und daher auch nicht hindern konnte, ſo will ich ihn doch gut zu machen ſuchen, ſo viel in meinen Kräften ſteht, und darum bitt' ich Sie mich aufmerkſam anzuhören. Seit jenem Tage, als Sie mir das Leben retteten, ſuch' ich Mittel und Gelegenheit, Ihnen meine große Schuld abzutragen.

Emile.

Kein Wort mehr davon; bin ich nicht vielmehr *Ihr* Schuldner edle Frau?

Gräfinn.

Unterbrechen Sie mich nicht. Ich beabſichtigte daher, Ihnen einſt einen Theil meines Vermögens zuzuwenden, glaubte aber nicht, daß Sie ihn ſo theuer würden bezahlen müſſen. Um Sie zu zwingen, denſelben von mir annehmen zu müſſen, bedurfte ich eines Vorwand's, darum wollte ich eine Liſt anwenden. Jetzt iſt dieſe überflüſſig geworden, ich habe in unſerer gegenwärtigen Lage das Recht, Ihnen mein halbes Vermögen anzubieten, und Sie haben nicht das Recht mir die Annahme zu verweigern.

Emile.

Eugenia!

Gräfinn.

Beneiden Sie mich nicht um dieſes Vorrecht, es iſt das einzige in meiner traurigen Lage. Sie haben eine Mutter, Emile, welche Sie ſehr lieben, behandeln Sie mich wie dieſe, räumen Sie mir einen Theil ihrer Rechte ein, ich verdiene ſie vielleicht durch meine —— Freundſchaft für Sie und Ihr Wohl, und — erlauben Sie mir noch eine Frage: War Ihr Herz wirklich frey?

Emile.

Ganz frey, ich ſchwör' es Ihnen.

Gräfinn

(mit einem tiefen Seufzer).

Gott ſey Dank, ſo hab' ich mir wenigſtens nicht das Unglück einer dritten Perſon vorzuwerfen, und Sie werden mir leichter verzeihen. Reiſen Sie denn, mein Freund, der Titel meines Gemahls wird Ihnen leicht die Erlaubniß zur Rückkehr in Ihr Vaterland erwirken. Mit vierzigtauſend Franken des Jahrs, ſo viel kann ich Ihnen abtreten, werden Sie dort ein angenehmes Leben führen können. Sie ſollen dort frey, unabhängig, wie ein Junggeſelle leben, denn 600 Meilen von Ihrer Frau entfernt, wird Sie dieſe wohl nicht geniren. Nur bitte ich Sie, bleiben Sie mein Freund, ſchreiben Sie mir öfters, theilen Sie mir Ihre Freuden, Ihre Lebensverhältniſſe, —— ja ſelbſt Ihre Liebſchaften mit, ich werde Ihrer Frau nichts davon ſagen, und ſie würde auch auf Ihre Liebe nicht eiferſüchtig ſeyn, wohl aber auf Ihre Freundſchaft.

Emile.

Theure Eugenia! Ihre Worte treffen mein Herz. — Es gibt keine edlere, achtungswerthere Frau als Sie ſind. -- Gewiß Ihre Jahre — man kann Sie vergeſſen, und wenn ich Sie ſo ſprechen höre, ſo denk' ich mir Sie, wie Sie einſt waren.

Gräfinn.

Ich glaube wohl, daß Sie mir nicht gram ſind, ich traue Ihrem Herzen zu, daß Sie mich immer mit Achtung, — wenigſtens mit Schonung behandeln werden, aber das genügt nicht zum Glücke, lieber Emile. Leicht würden Sie ſpäter ein ſchönes junges Mädchen erblicken, zu der ſich Ihr Herz unwillkührlich wendet, dann würden Sie das Band verwünſchen, das Sie an mich kettet und unglücklich ſeyn.

Emile.

Nein Eugenia! — nein, ich gehe nicht von Ihnen, vernehmen Sie, daß Ihr Anblick, Ihre Freundſchaft mir zu meinem Glücke nothwendig geworden ſind, und — was die Welt auch ſagen, was die Zukunft auch bringen mag, ich verlange nichts, ich wünſche nichts, als Sie nie mehr zu verlaſſen, und hier in Ihrer Nähe als Ihr Freund — als Ihr Gatte zu leben.

Gräfinn.

Emile! Iſt das wahr? Dieſe Worte werde ich Ihnen nie vergeſſen, Sie machen mich unausſprechlich glücklich.

Emile.

Horch, Getöſe im Vorzimmer, man kommt.

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Peteroff und Leonard.

Peteroff.

Die Herrn und Damen haben ſich im Vorſaale verſammelt, um Abſchied von dem neu vermählten Paare zu nehmen; ſie wollen nach Hauſe zurück, es iſt bald Mitternacht.

Emile (für ſich).

Wenn ich den Menſchen (mit einem Seitenblick auf Peteroff) ſehe, ſo ſteigt mir das Blut in's Geſicht. (Zur Gräfinn, ihr den Arm bietend.) Komm Eugenia!

(Sie gehen zur Mittelthüre hinaus.)

Fünfzehnter Auftritt.

Leonard. Peteroff.

Peteroff.

Das iſt ein herrlicher Tag! Die Landleute tanzen unten in der Scheuer und eſſen und trinken, daß es eine wahre Luſt iſt zuzuſehen.

Leonard.

So? —

Peteroff.

Morgen will ich dann meine Bitte an den Herrn bringen. Haben Sie ihm ſchon geſagt, Herr Leonard, was ich für ihn gethan habe?

Leonard.

Ja.

Peteroff.

Hat er eine rechte Freude gehabt?

Leonard.

Und wie.

Peteroff.

Das kann ich mir denken; ſein Glück iſt gemacht. Ach! da kommt er wieder.

Sechszehnter Auftritt.

Die Vorigen, die Gräfinn, Emile.

Emile (für ſich).

Gott ſey Dank, das wäre auch vorüber.

Peteroff.

Wollen die Herrſchaften noch hinabſteigen in die Scheuer um die Luſtbarkeit ihrer Unterthanen mit anzuſehen?

Emile.

Nein, es iſt ſchon ſpät. Sie ſollen tanzen ſo lang ſie wollen und laßt es ihnen an nichts mangeln.

Peteroff (zur Gräfinn).

Darf ich die Kammermädchen rufen.?

Gräfinn.

Ja.

Peteroff
(geht ab, gleich darauf erſcheinen zwey Kammermädchen).

Leonard (zu Emile).
Gute Nacht Bruder!

Emile
(ſteht im Nachdenken verſunken und antwortet nicht. Leonard geht ab).

Siebzehnter Auftritt.

(Die Gräſinn ſetzt ſich an ihre Toilette und winkt ihren Kammermädchen, welche zu ihr treten. Emile ſteht auf der entgegengeſetzten Seite. Eines der Kammermädchen ſtellt zwei Lichter auf den Toilettentiſch.)

Gräſinn.
Alles verläßt uns nun, auch Ihr Freund Leonard.

Emile.
Ja! (Für ſich.) So ſind die Freunde, zur Zeit der Noth fliehen ſie.

Gräſinn
(ſteht von der Toilette auf, tritt nahe zu Emile und ſpricht leiſe zu ihm).

Ich habe nicht nöthig Ihnen zu ſagen, daß bey uns Alles im Alten bleibt. (Auf die Thüre zur Linken deutend.) Dort ſind Ihre Gemächer, (auf die zur Rechten zeigend) hier die meinigen.

Emile

(ſich achtungsvoll vor ihr verbeugend).

Ganz recht Gräfinn. — (Für ſich.) Gewiß, es gibt keine ſcharmantere Frau, als die meinige. (Er nimmt ein Licht von dem Tiſche zur Rechten und wendet ſich, um in ſein Gemach zu gehen.)

Gräfinn (lächelnd).

Wollen Sie ſchon fort? — Sie mögen immerhin noch bleiben.

Emile

(indem er gleichgültig das Licht wieder auf den Tiſch ſtellt).

Sie erlauben mir alſo bey Ihrer Toilette gegenwärtig zu ſeyn?

Gräfinn.

Ich glaube, Sie haben das Recht dazu. (Zeigt ihm auf den Tiſch zur Rechten.) Wenn Sie ſich die Zeit vertreiben wollen, dort ſind Bücher.

Emile.

Ganz recht; ich ſehe hier das Büchlein, wovon Sie dieſen Morgen ſprachen; es enthält alſo Anekdoten von der letzten Campagne, von Ihnen ſelbſt geſammelt und von Ihrer Hand geſchrieben?

Gräfinn.

Ja.

(Die Gräfinn ſetzt ſich zur Toilette und ihre Kammermädchen, ſich vor ſie ſtellend und ſie auf dieſe Art den Zuſehern verdeckend, helfen ihr ſich entkleiden. Indeſſen ſetzt ſich Emile zum Tiſche, nimmt das Büchlein, blättert darin und lieſt laut.)

Emile.

„Man brachte zu dem Koſakenhettmann Platoff eine junge Marketenderinn, welche man gefangen genommen hatte“ — (Blättert weiter.) Ah! die Geſchichte kenn' ich ſchon. (Lieſt.) „Eine junge Waiſe heirathete in ihrem achtzehnten Jahre einen alten ruſſiſchen General, den Grafen — drey Sterne, — welcher ein ungeheures Vermögen beſaß. Als der Krieg erklärt war, erhielt dieſer General ein Corps-Commando, ſeine junge Gattinn, welche ihn nicht verlaſſen wollte, ging mit ihm zur Armee ab, und theilte mit ihm alle Beſchwerlichkeiten und Gefahren des Krieges.“ (Sich unterbrechend.) Das war ſchön von der jungen Frau, nicht wahr Eugenia?

Gräfinn
(immer an der Toilette).

Sie iſt nicht die Einzige, die dieſes that.

Emile (fortfahrend).

„Bey einem blutigen Treffen wurde das ganze Corps des Generalen in Deroute gebracht und er ſelbſt tödtlich verwundet. Seine Frau blieb an ſeiner Seite bis zu ſeinem letzten Athemzug. Dann aber befand ſie ſich allein in einer fremden Gegend, ohne Stütze, mitten unter den Gräueln des Krieges, und vom Feinde eingeſchloſſen. Dreyhundert Meilen hatte ſie zu reiſen um wieder zu dem Gute ihres verſtorbenen Gemahls zu gelangen; ſie war jung und hübſch und tauſend Gefahren drohten ihrem Leben und ihrer Ehre auf dem langen Wege dahin. Was ſollte ſie beginnen um dieſen zu entgehen?“ (Sich unterbrechend.) Die Geſchichte wird ſehr intereſſant, nicht wahr?

Gräfinn
(immer an der Toilette).

Allerdings; fahren Sie nur fort.

Emile (fortfahrend).

„Da gedachte ſie der Mutter ihres Mannes, einer alten, achtungswerthen Frau, welche mit ihr gleichen Namen führte, und ſchnell war ihr Entſchluß gefaßt und ausgeführt. Sie verſteckte durch altmodiſche Kleider ihre ſchlanke Geſtalt, malte ſich einige Runzeln, ſetzte eine graue Perrücke auf, ſteckte das kleine

Füßchen in Pelzſchuhe und gab ſich auf dieſe Art das Anſehen einer Sechzigerinn, überzeugt, daß ihr Anblick ſie ſo mehr ſichern werde, als die Lanzen von 50 pohlniſchen Reitern.“ (Sich unterbrechend.) Wirklich, das Mittel iſt nicht übel, die kluge Frau hatte recht, nichts ſchreckt einen Soldaten mehr zurück als der Anblick einer alt — — Verzeihung, ich — (Für ſich.) Ich vergalloppire mich da ſchön.

Gräfinn

(von welcher das eine Kammermädchen weggetreten iſt, ſo daß Emile nun im Stande iſt, ihren ſchlanken Wuchs von rückwärts zu beobachten).

Nun, werden Sie nicht zu Ende leſen?

Emile.

Ja, ja! (Er blickt die Gräfinn unverwandt an und mit Verwunderung zu ſich ſelbſt.) Aber das iſt doch ſonderbar — wie ſchnurgerade ſich meine Frau hält, und wie ſchön ſie für ihr Alter noch gebaut iſt. (Er fährt fort.) „Während der Hälfte des Weges ging Alles gut, aber ſpäter, da ſie gezwungen war, mit einem jungen Offizier weiter zu reiſen, der ſie vertheidigt hatte, ohne ſie zu kennen, da kam ſie freylich in große Verlegenheit. Sie mußte oft mit ihm in derſelben Herberge, manchmal ſogar in demſelben Zimmer bleiben.“ (Sich unterbrechend.) Und der Menſch hat etwa gar nichts gemerkt? ha, ha, ha! Das wäre ſehr unwahrſcheinlich. — (Blickt auf die Gräfinn.) Aber was ſeh' ich, welch ein Füßchen? — Ah, da müſſen wir ein bischen näher treten. — Ha! und der Arm wie rund und weiß. (Immer näher tretend.) Muthig vorwärts!

(In dieſem Augenblicke hat die Gräfinn ihre Toilette geendet, die Mädchen treten von ihr, ſie hat alle Gewänder, welche ihr ein altes Anſehen gaben, abgelegt und ſteht im Mouſſelin-Negligee, die blonden Haare in Locken geflochten, vor Emile, ihm eine Verbeugung machend.)

Gräfinn.

Die Anekdote iſt wahr mein Herr, der Menſch hat wirklich nichts gemerkt.

Emile.

Großer Gott! was ſeh' ich?

Gräfinn.

Was iſt Ihnen denn, Emile?

Emile.

Iſt's Traum? iſt's Wahrheit? — iſt's Zauberey? — Meine Augen? — Eugenia — Sie — Himmel ja, ſo erſchienen Sie mir immer in meinen Träumereyen. —

Gräfinn.

Träume bedeuten Wahrheit.

Emile.

O mein Himmel, zu viel des Glück's. — Sie Gräfinn wären die alte — die junge — die himmliſche Frau? — Verzeihen Sie, ich kann meine Gedanken gar nicht mehr ſammeln?

Gräfinn.

Ja, lieber Emile, die Anekdote, welche Sie ſo eben geleſen haben, betrifft mich und auch Sie.

Emile

(ſtürzt zu ihren Füßen).

Engel — laß mich zu deinen Füßen ſinken; ich hätte dich in keinem Fall verlaſſen, Freundſchaft und Dankbarkeit hätten mich feſt an dich gekettet, jetzt kommt noch ein neueres feſteres Band dazu, die Liebe.

Gräfinn.

Ein neues Band, ja — aber ein feſteres — nein.

Emile (ruft).

Leonard,! Peteroff! herbey Leonard, Peteroff!

Achtzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Leonard. Peteroff.

Peteroff.

Was für ein Geſchrey? — Was iſt geſchehen, gnädigſter Herr?

Leonard.

Emile, was iſt dir?

Emile.

Seht die Gräſinn, ſeht mein liebes Weib.

Leonard.

Ha! was iſt das?

Peteroff.

Sind Sie es wirklich, gnädige Gräſinn?

Emile.

Eugenia iſts!

Gräſinn.

Emiles Liebe hat mich verjüngt. Ihr ſollt Alles erfahren meine Lieben. — Emile! ich werde es nie vergeſſen, daß du mich, troß meiner ſechzig Jahre, nicht verlaſſen wollteſt. Die Vereinigung mit dir wird mich doppelt glücklich machen, denn ich kann nun wirklich alt werden, ohne Sorge, daß du mir dann weniger gut ſeyn werdeſt.

Emile.

Gewiß nicht, aber du darfſt dich deßhalb nicht zu ſtark beeilen.

(Sie ſinken einander in die Arme.)

Der
Perrückenmacher
und der
Haarkünſtler.

Poſſe in einem Akte, frey nach dem Franzöſiſchen.

Dieſer Poſſe liegt eine ganz andre Intrigue zum Grunde, als jener, welche Herr von Kurländer nach Scribe, Mazeres und St. Laurent bearbeitet hat, und welche in deſſen Almanach dramatiſcher Spiele enthalten iſt. Das franzöſiſche Original meiner Bearbeitung iſt von Dartois, Dupin et Sauvage, und ich glaube, ſie wird an komiſchem Intereſſe jener nicht nachſtehen.

Perſonen.

Herr Rottmann, Bürger und Hauseigenthümer. (50 Jahr alt.)
Julie, ſeine Frau, Tochter eines Beamten. (26 Jahr alt.)
Kätchen, ihr Mädchen.
Jeremias Pudermann, Perrückenmacher.
Alcibiade Mondeſir, Haarkünſtler.
Barbara, ⎫ zwei alte Diener Rottmanns.
Vinzenz, ⎭
James, Mondeſirs Jockei.

(Die Handlung ſpielt in Wien.)

(Die Bühne ſtellt einen Salon vor. Drei Thüren im Hintergrunde — die mittlere führt in das Vorzimmer, die zur Rechten in Juliens, die zur Linken in Rottmann's Gemach. Im Vordergrunde rechts ein Cabinet mit einer Glasthüre — links ein Glasſchrank. Eine elegante Toilette mit einem Spiegel rechts, ein Tiſch mit einem Teppich überdeckt links.)

Erſter Auftritt.

Vinzenz. Barbara.

Barbara
(iſt beſchäftigt die Toilette der Frau in Ordnung zu bringen).

Vinzenz
(auf der andern Seite, legt für den Herrn Ballkleider zurecht).

Vinzenz.

Halloh! einen ſo luſtigen Faſching haben wir noch nicht erlebt. Alle Abende wo anderſt; einmal zu einem tanzenden Thee, das anderemal zu einem ſpringenden Bittnicht oder wie ſie das Ding heißen.

Barbara.

Das macht alles die junge Frau.

Vinzenz.

Unſer alter Herr machts freylich nicht, der ſetzte lieber des Abends ſeine Schlafhaube übers Ohr und deckte ſich fein warm zu.

Barbara.

O! eine junge Frau kann viel verändern.

Vinzenz.

Nur ihren alten Mann kann ſie nicht jung machen.

Barbara.

So, jetzt iſt Alles in Ordnung und Kätchen wird Alles zubereitet finden, wenn ſie die Frau ankleidet.

Vinzenz.

Die Kleider des Herrn ſind auch alle rein gemacht, und wenn erſt Herr Pudermann ſeine Perrücke zuſammen friſirt hat, ſo kann er ſich ſchön machen, ſo gut's eben gehen will.

Barbara.

Heute iſt mir's recht lieb, daß die Herrſchaft auf den Ball geht, ſo können wir doch auch fort. Du weißt ja, wir ſind beim Schneider im fünften Stock oben auch zu einer Abendunterhaltung eingeladen. Es wird ſehr nobel werden, hat mir unſer Milchweib geſagt. Sie haben bei ihr 8 Maß Rahm zum Caffee genommen, und Paſteten und Kalbfleiſch, Schinken —

Vinzenz.

Und lauter Guldenwein, wie ich höre.

Barbara.

Und am Morgen ſogar Punſch von dem beſten Slibowitza gemacht. Ja, der Mann weiß ſo etwas zu ordnen. Lieber Alter, wir müſſen uns doch auch etwas zuſammen putzen; es kommt die Trödlerinn nebenan mit ihren Töchtern, dann der Sollizitator aus dem Haus, der Brunnmeiſter mit ſeiner Frau, lauter Honoratioren. Mit Livree wird gar Niemand hinein gelaſſen. Du mußt deinen grünen Rock mit den gelben Knöpfen anziehen, Alter.

Vinzenz.

Steht mir *der* gut?

Barbara.

Nun, und ſchon *wie*? Ich ziehe meinen pfirſichblühfarbnen Foureau an, und nehme mein ſchwarzes Spitzentuch.

Vinzenz.

Barbara! Darin ſiehſt du ſchon prächtig aus.

Barbara.

O du mein guter lieber Alter!

Vinzenz.

Sage mir einmal, Barbara, woher kommt's doch, daß wir alte Leute, die wir doch ſchon 38 Jahre verheirathet ſind, uns noch immer ſo gut verſtehen, indeſſen unſere Herrſchaft, kaum noch 4 Monate vermählt, faſt immer zankt.

Barbara.

Errətheſt du denn die Urſache nicht?

Vinzenz.

Nein.

Barbara.

Wie alt iſt die Frau?

Vinzenz.

Wenn ſie aus Vorſicht für die Zukunft nicht etwa lügt, ſo hat ſie 20 Jahre.

Barbara.

Nun, und unſer Herr?

Vinzenz.

Wart ein wenig! (nachrechnend.) Ich bin 59; er iſt um 4 Jahre älter, alſo 63. Aber das thut nichts, du kennſt ja das Sprüchwort: Entgegengeſetzte Dinge berühren ſich.

Barbara.

Ja, ſie berühren ſich; aber ſie können ſich nicht leiden.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Pudermann.

Pudermann

(angekleidet wie ein Perrückenmacher aus alter Zeit, eine graue Jacke, ein weißes Vortuch, einen Puderbeutel in der Hand, einen Kamm in den Haaren, tritt ein).

Den allerſchönſten guten Abend! Wie gehts? Wie befinden wir uns? Wie leben wir? Was machen wir? Geſund iſt wohlauf! Mich freut's, das Ausſehen iſt prächtig! — (Gibt Vinzenz eine Schachtel.) Da iſt die runde Sonntagsperrücke! Nur anſehn, wie ich die zuſammengeſtutzt habe. (Gibt Barbara ein Schächtelchen.) Und da iſt der Chignon, hab' ihn auch ganz neu geſteift.

Vinzenz.

Guten Morgen Herr Pudermann! Wie geht's denn?

Pudermann.

Du lieber Gott, wie kann's einem ehrlichen Perrückenmacher bei dieſen Zeiten gehn? (Auf ſeine Hände und Füße zeigend.) Das Phyſiſche thut ſeine Schuldigkeit, aber (auf ſeinen Puderbeutel zeigend) das Moraliſche iſt verloren. Die Welt iſt von Charlatanen voll, welche das öffentliche Haargebäude demoraliſiren. Die Barbaren! Alles iſt unter ihrer Scheere gefallen. Zöpfe, Wuckeln, Favoriten, Katokans, Chignon's, Crepe's und Toupé's. Das ſind die Früchte der neuen Erfindungen.

Vinzenz.

Ja, wenn aber alles das nicht mehr nach der Mode iſt?

Pudermann.

Was Mode? Iſt das eine beſſere Mode, daß die Leute jetzt die Finger ſtatt des Kamms gebrauchen, und anſtatt einen Perrückenmacher zuzulaſſen, einander ſelbſt in den Haaren liegen? Wozu hat die Natur die Haare erſchaffen, wenn ſie der Menſch abſchneidet? O verruchte Zeit!

Vinzenz.

Der Herr erwartet Sie ſchon eine ganze Stunde, Herr Pudermann.

Pudermann.

Ja, ja, ſtand eher auch ſpäter auf, der gute alte Herr — aber jetzt läßt ihm die junge Frau keine Ruhe. — Es iſt ein Complott gegen uns alle Beide im Werke. — Vorgeſtern, nachdem ich den Herrn Rottmann friſirt hatte, kam die junge Frau in's Zimmer, ſah mich nach der Seite an, kritiſirte den herrlichen Toupé — ich hätt' ihn nicht ſchöner machen können —

nannte ihn gothiſch und begehrte, er ſollte ſich einen Titus ſchneiden laſſen. — Wann nur gar nie ein Titus exiſtirt hätte.

Vinzenz.

Ich hoffe, der Herr hat's verweigert.

Pudermann.

Allerdings; aber wird er auch auf ſeinem edlen Entſchluſſe verharren? O! wenn man durch 45 Jahre die ausgezeichnetſten Köpfe unter ſeinen Händen gehabt hat, ſo kennt man die Menſchen. Er wird's machen wie die Andern; er wird mit dem Strom ſchwimmen und daher rührt alles Unglück. In den merkwürdigen Jahrhunderten, in den Zeiten der ſtarken Köpfe, exiſtirten noch die großen Allonge-Perrücken, Künſte und Wiſſenſchaften florirten damals — Sie ſanken ſchon, als die Perrücken kleiner wurden — und jetzt, mit den Tituskö pfen, ſind auch ſie zum Spielwerk herabgewürdigt. — Wir werden bald den Kopf ganz abſcheren laſſen, und gar keine Künſte werden mehr vorhanden ſeyn. Wenn man nicht wieder zum Puder zurückkehrt, ſo iſt Alles verloren! Die Urſache iſt klar und ihr werdet ſie ſogleich begreifen, meine lieben Freunde. Welcher iſt der vornehmſte Theil des menſchlichen Körpers? — Der Kopf — Man bekleidet die Füße mit Strümpfen und Schuhen, die Beine mit Hoſen, die Bruſt mit der Weſte, ſogar die Hände mit Handſchuhen und da — (auf den Kopf zeigend) iſt nichts, gar nichts. — Wenn die Köpfe nicht mehr ſo geſund ſind, als ehedem, woher kommt's? — Wenn die Jugend keine Achtung mehr hat vor weißen Haaren, woher rührt's? — Ach du lieber Himmel, es iſt ja kaum mehr Ein Perrückenkopf in einer Familie.

Barbara.

Seyn Sie ruhig, Herr Pudermann; das wird wieder kommen.

Pudermann.

Hab mich auch ſchon lange damit getröſtet, aber es will nicht kommen, und ich verliere jetzt allen Muth — Ich hatte einen einzigen Neffen, die letzte Stütze meines Alters, die letzte Hoffnung der Perrückenmacherzunft; er führt die wohlklingenden Namen Ignaz Bonaventura. Auch ihn hat das Jahrhundert mit ſich fortgeriſſen — Alles hat er vergeſſen, was ich ihn gelehrt habe, davon iſt er gelaufen und ich weiß nicht, was aus ihm geworden iſt.

(Man hört zwiſchen der Couliſſe zanken.)

Vinzenz (horcht).

Das iſt die Stimme unſers Herrn, er zankt mit Kätchen, er kommt!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Rottmann. Kätchen.
(Sie kommen aus dem Zimmer zur Rechten. Rottmann hat einen Schlafrock an und eine ſchwarze Sammthaube auf.)

Rottmann.

Nein, nein, nein! aus der Mariage wird nichts!

Kätchen.

Die Frau hat mir's doch zugeſagt.

Rottmann.

De Frau kann zuſagen was ſie will, ich ſag's wieder ab. Die Frau hat ihre Ideen, ich hab' auch die mänigen.

Kätchen.

Wenn Sie den Mann nur wenigſtens ſehen wollten: Jung, ſchön gewachſen, hat ſein gutes Auskommen, er iſt einer der erſten Haarkünſtler im ganzen Lande.

Pudermann.

Himmel! — Herr Rottmann, dreißig Jahr iſt Ihr Kopf unter meinen Händen, und jetzt ſoll mir ein Anderer in's Handwerk pfuſchen?

Rottmann.

Sey ruhig, mein alter treuer Pudermann, das geſchieht nicht. In *mein* Haus kommt kein anderer

Perrückenmacher als du, meinen Kopf berührt Niemand als du und deine Nachkommen; ich gebe dir mein Wort darauf, und du, Kätchen, ſchweige mir Ein für alle Mal von deiner Heirath; meine Einwilligung erhältſt du eben ſo wenig, als ihr mich jemals dazu bringen werdet, eine moderne geſtutzte und gelockte Perrücke aufzuſetzen.

Pudermann.

O erhabene Idee! der Himmel ſtärke Sie in dieſem edlen Entſchluſſe.

Kätchen.

Aber Herr Rottmann —

Rottmann.

Ich höre nicht!

Pudermann.

Schön!

Kätchen.

Laſſen Sie ſich doch nur ſagen —

Rottmann.

Ich laſſe mir nichts ſagen!

Pudermann.

Das iſt ein Mann!

Rottmann.

Und jetzt hebe dich und rede mir kein Wort mehr davon, wenn dir dein Dienſt lieb iſt.

(Vinzenz und Barbara geben Kätchen ein Zeichen zu ſchweigen und zu gehen; dieſe geht, indem ſie zwiſchen den Zähnen murmelt.)

Kätchen.

Ich rede nichts mehr; aber die Frau wird reden und die läßt ſich nicht ſo leicht abweiſen.

(Ab.)

Vierter Auftritt.

Rottmann. Pudermann.

Pudermann.

Wollen Sie ſich jetzt raſiren laſſen, Herr Rottmann?

Rottmann.

Nein das laſſen wir für den Abend, denn ich gehe heute auf einen Ball. (Pauſe des Schweigens.) Nun, Alter, weißt du denn gar nichts Neues? du brachteſt ja ſonſt alle Backen voll.

Pudermann

(mit einem Seufzer).

Ja ſonſt! — Sonſt waren andere Zeiten; ſonſt kamen wir in alle Häuſer, wir hörten Alles, wir wußten Alles, ein großer Herr von Amt und Würde ließ manchmal ein Wörtchen unter dem Friſiren fallen, das ſchnappte man auf, tappirte es fein auseinander und brachte es den übrigen Leuten mit — und war nichts zu erſchnappen, nun, ſo log man ſich etwas zuſammen, daß der Staub davon flog. Jetzt, ach du lieber Himmel! — jetzt haben die Zeitungsblätter ſich unſerer Vorrechte bemeiſtert.

Rottmann.

Haſt wohl Recht, Pudermännchen! — Apropos, daß du mir heute meine Perrücke recht ſchön und nett zuſammen friſirſt, ich will mich auszeichnen.

Pudermann.

Seyn Sie ganz unbeſorgt; ich habe keinen Geſellen mehr; die Meiſterhand wird ſich ſelbſt daran machen.

Rottmann.

Ich will nichts unterlaſſen, meinem Weibchen zu gefallen.

Pudermann.

Ja, muß wohl ſeyn! die Frau Gemahlinn ſind jung, lieben die Vergnügungen, die Welt — nun und die Welt iſt denn voll von jungen liebenswürdigen Herrchen, die Augen haben, und ſie zu drehen wiſſen, da muß man ſich wohl herausputzen und auf ſeiner Hut ſeyn, der Satan iſt ein Schelm und unſere jungen Schelme ſind Satans.

Rottmann.

Meine Frau iſt jung, fröhlich, aber tugendhaft; was das betrifft, da kann ich ruhig ſeyn.

Pudermann (deprezirend).

Ah, glaub's — glaub's recht gern; aber wenn Sie Junggeſelle geblieben wären, Herr Rottmann, könnten Sie noch ruhiger ſeyn.

Rottmann.

Wenn ſich's einmal ſo ein Fant beigehen laſſen ſollte, mein Weibchen anzuſehen, ſo — ſo — wie ſag ich denn geſchwind — ſo vierſchneidig anzuſehn, den wollt' ichs lehren! O, ich hab' auch noch einen alten Degen, den ich zu führen verſtehe. Wenn der Menſch nicht ſchon todt wäre, den ich vor 25 Jahren damit verwundet habe, der könnte ſchon davon reden.

Pudermann.

Ah, es wird ſo weit nicht kommen. Nur rath' ich Ihnen, Herr Rottmann, dem Kammermädchen, den jungen Bedienten hübſch auf der Kappe zu ſeyn. Das Volk ſpinnt gern Intriguen an, beſonders die heutigen Friſeurs — O du lieber Gott, darum wollen ſie auch nicht mehr Perrückenmacher heißen, ſondern Coiffeur's! — Ja, ja, machen den Ehemännern hübſche Coiffuren dieſe Herren! — Sehen Sie, Herr Rottmann, ich habe heute ſchon ſo etwas Verdächtiges geſehen. — Wie ich in's Haus trete, ſo ſteckt eben die Hausmeiſterinn Ihrem Kätchen einen Brief zu, und dieſe verſteckte ihn geſchwinde, als ſie mich gewahr wurde.

Rottmann.

Ein Brieſchen ſagſt du? (Geht unruhig auf und ab.) Ey, ey!

Pudermann.

Hab auch ey, ey, geſagt.

Rottmann.

Pudermann! da haſt du meine Hand — du friſirſt künftig meine Frau und ſonſt Keiner; aber gib mir Acht! belauſche mir Alles und wo du etwas Verdächtiges ſiehſt oder hörſt, ſo theile es mir alſogleich mit.

Pudermann.

Sorgen Sie nicht; ich habe noch gute Ohren, und es iſt ja meine Pflicht, als Ihr Perrückenmacher, über Ihren Kopf zu wachen.

(Will ab.)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Julie. Kätchen.

Julie

(iſt im Morgennegligee; ſie hat noch Papilloten in den Haaren).

Rottmann.

Da kommt meine Frau, bleib! (Laut zu Julien.) Nun, mein liebes Kind, machſt du dich ſchon zum Feſte bereit?

Julie.

Ja. In wenigen Augenblicken werd' ich meine Toilette beginnen. Ich wollte dich nur fragen, um welche Stunde du gehen willſt.

Rottmann.

Wann's dir genehm iſt, liebes Kind! — Da du mich aber ſchon darum fragſt, ſo mein' ich, damit wir eben nicht die Erſten ſind —

Julie.

Pfui! das wäre gemein.

Rottmann.

Und damit wir aber auch nicht auf uns warten laſſen —

Julie.

Das wäre unartig.

Rottmann.

So wollen wir nach ſieben Uhr das Haus verlaſſen —

Pudermann (leiſe zu ihm).

Vortrefflich calculirt.

Julie.

Was ſagſt du da? Um ſieben? Ha ha ha! Das wäre ſchön! Ein wenig gegen Mitternacht erſcheinen, ſo iſt's in der Regel.

Rottmann.

Ach du lieber Gott! um dieſe Zeit dacht' ich ſchon wieder in meinem Bette zu liegen.

Pudermann (für ſich).

Ja ja, der Mann denkt, die Frau lenkt.

Julie.

Und wie ſollt' ich's denn anfangen um bis 8 Uhr fertig zu werden? Jetzt iſt's 5 Uhr, und meine Toilette iſt noch nicht einmal angefangen — dazu brauch' ich doch wenigſtens ſechs Stunden; denn die Geſellſchaft wird heute eine der glänzendſten ſeyn, Concert und Ball. — Du, lieber Mann, biſt freilich bald fertig, du kommſt hin, ſetzeſt dich zu einem Whiſt- oder Tarrtiſch und damit gut.

Pudermann
(leiſe zu Rottmann).

Jetzt wäre der Zeitpunkt, mich anzuempfehlen.

Rottmann.

Du haſt allerdings Recht, mein Schatz! — Nun, ſo mache dich jetzt an deine Toilette, liebe Julie, und dazu könnte ich dir eben einen ſehr ſchnellen und geſchickten Mann anempfehlen, da, den Pudermann.

Pudermann
(vortretend und mit vielen Verbeugungen).

Ja, ich hatte die Ehre ſchon die Frau Mutter des Herrn Gemahls zu friſiren, eine ſehr reſpektable Frau, welche als ein Muſter der damaligen Mode galt. — Einen Chignon hab ich ihr gemacht, als wenn er von Zucker gegoſſen wäre, und der hohe Toupé von der Stirne weg friſirt, mit lauter kleinen Löckchen, man konnte nichts Schöneres ſehen. Auch den Herrn Rottmann accomodir' ich ſchon, ſo lange er majoren iſt — die Umſtände hatten uns zwar einige Zeit getrennt, aber Gott ſey Dank, ich fand ihn wieder mit den nämlichen Geſinnungen und derſelben Coiffure, nur die Haare hatten ihre Farbe ein wenig geändert. Ich hoffe, Madame, Sie werden darin nichts ändern, und die Dienſte eines alten Freundes der ganzen Familie ebenfalls nicht zurück weiſen.

Julie.

Es thut mir leid, von Ihrem Anerbieten nicht Gebrauch machen zu können.

Pudermann.

Wie?

Julie.

Und wenn mein Mann mir glauben wollte, ſo würde auch er ſchon längſt ſich andern Händen anvertraut haben.

Pudermann.

Und weßwegen, wenn ich fragen darf?

Julie.

Weil ihn die häßliche Perrücke viel älter ausſehen macht, als er wirklich iſt.

Rottmann.

Glaubſt du, mein Schatz?

Julie.

Das ſpringt ja in die Augen! da bedeckt ſie dir die erhabene Stirne, die ganz anders zu verzieren wäre. Ich habe dir ſchon oft meine Meinung darüber geſagt, aber du glaubſt mir nicht. — Sey es, laß mir wenigſtens die Wahl, welcher Leute ich mich bei meiner Toilette bedienen will.

Pudermann
(leiſe zu Rottmann).

Merken Sie, wo das hinaus will?

Rottmann.

Das iſt ein großer Unterſchied, mein Schatz! mir ſteht das Recht zu, die Leute zu kennen, welche bei dir aus- und eingehen — und ich will durchaus wiſſen, von wem du dich coiffiren laſſen willſt.

Pudermann (leiſe).

Recht, nur feſt!

Julie.

Von wem? Von dem geſchickteſten Mann der ganzen Stadt, von Monſieur Alcibiade oder einem ſeiner Eleven.

Pudermann.

Vermuthlich ein ſehr junger Mann, der Monſieur Alcibiadius?

Julie.

Das verſteht ſich. Die jungen Männer haben friſchen Geſchmack und neue Ideen.

Pudermann
(leiſe zu Rottmann).

Was hab ich geſagt? (Zu Julien.) Alſo Sie ziehen meine Fähigkeiten in Zweifel?

Julie.

Keineswegs; aber ich mag ſie nicht auf die Probe ſtellen.

Rottmann.

Und ich fordre ausdrücklich, daß du dich von Herrn Pudermann —

Pudermann
(ihn unterbrechend).

Ruhig, ich bitte. Ich will nicht, daß Sie Ihre Gemahlinn meinetwegen kränken. Kann ich den Apfel nicht erringen, ſo will ich auch nicht den Apfel der Zwietracht in Ihre Ehe werfen. Wohlan, Madame! folgen Sie Ihrem Geſchmack, und da Sie mir kein Vertrauen ſchenken, ſo wenden Sie ſich an einen jungen Haarkünſtler und liefern Sie ihm Ihren Kopf aus. — Ich werd' es zwar bedauern, denn ich muß geſtehen, ſo ſchöne Locken kommen mir ſelten unter die Hände; aber die Hoffnung wird mir Troſt geben, daß doch noch eine Zeit kommen wird, wo man zu dem wahren Schönen zurückkehren wird. O, wie war die ſchönſte aller Künſte, die Perrückenmacherkunſt, einſt in ihrem Luſtre! — Welche herrliche Coiffuren — Kopfgebäude kann ich ſie nennen — zeugten von dem Talente des Baumeiſters. Wie herrlich nahm ſich ein junger Mann in einer Perruque a marteau aus? —

und wenn er dann mit den ailes a pigeons von Eroberung zu Eroberung flog, oder a l'herison auf dem Ball erſchien! — Und die Dame im Chignon! ein Rathsmann in der Allonge-Perrücke — ein Weinhändler a tir-bouchons! — Das Bürgermädchen a la Ninon! Die Tänzerinn mit Repentirs — o herrlich, herrlich! Allein jetzt, wie hat ſich das Alles verändert! Die Haarbeſorgung iſt gar keine Kunſt mehr! die jungen Mädchen erſcheinen a la neige und die Frau Mama iſt a l'enfant friſirt. Wohlan! wir müſſen es dulden und können nur die Verblendung der heutigen Welt beſeufzen. Leben Sie wohl, Frau von Rottmann, und wenn Ihnen der Schleier einſt vom Auge fallen und Sie wieder zur wahren Kunſt zurückkehren ſollten, hier iſt meine Addreſſe. (Er legt eine Addreſſe auf den Tiſch.) Jeremias Pudermann, bürgerlicher Perrückenmacher im Haarhof zu ebener Erde.

(Geht ab.)

Sechſter Auftritt.

Rottmann. Julie. Kätchen.

Kätchen (höhniſch).

Der Herr Perrückenmacher ſcheint pickirt zu ſeyn. (Leiſe zu Julien.) Recht, gnädige Frau, wenn Sie

Ihrem Gatten auch nur ein einziges Mal nachgeben; ſo haben Sie Ihr Recht auf Zeitlebens verloren!

Rottmann.

Sieh, liebes Weibchen, du hätteſt den armen Pudermann doch etwas ſchonender behandeln ſollen.

Julie
(indem ſie ſich in einen Spiegel ſieht und die Papilloten herabnimmt).

Es thut mir leid, aber du haſt mich auf's Aeußerſte getrieben. Warum ſoll ich die Leute nicht ſelbſt wählen, die ich zu meinen Dienſten brauche?

Rottmann
(indem er mit einer von Juliens weggelegten Papillote ſpielt).

Ganz recht; aber ich muß doch auch die Leute kennen, welche in meinem Hauſe aus- und eingehen. Ueberhaupt mußt du zugeſtehn, liebe Julie, daß ich dir gewiß in allen billigen Sachen deinen Willen laſſe. Ich drücke oft ein Auge zu, wo mir Etwas nicht recht iſt; ich mache manche deiner Vergnügungen mit, welche eben nicht die meinigen ſind.

Julie.

Ich weiß wahrhaftig nicht, was du heute haſt. — Wozu alle dieſe Vorwürfe? Wer kein Opfer bringen will, muß ſich allein in eine Kammer einſchließen und ein Menſchenhaſſer werden.

Rottmann

(der eine Papillote aufgemacht und angeſehen hat).

Was ſeh ich? (Er lieſt für ſich.) „Sie werden alſo gewiß auf den Ball ſeyn?“ — Ha, was iſt das? (Er nimmt haſtig mehrere Papilloten.)

Kätchen

(leiſe zu Julien).

Der Herr lieſt die Papilloten.

Julie

(eben ſo zu ihr).

Laß ihn! — Stellen wir uns, als ob wir's gar nicht bemerkten.

Rottmann

(lieſt eine zweite Papillote).

„O theure Julie!“ — (Lieſt eine dritte.) „Welches Vergnügen werde ich an Ihrer Seite“ — (Lieſt eine vierte.) „Und Ihr Herr Gemahl iſt“ — Was bin ich? (Sieht mehrere Papilloten an.) Ich finde nirgends, was ich bin.

Julie.

Um Ihre Unartigkeit wieder gut zu machen, hoffe ich, Sie werden mir zugeſtehen, daß ich mich von dem vortrefflichen Künſtler Alcibiade Mondeſir friſiren laſſe.

Rottmann.

Daraus wird nichts, Madam!

Julie.

Wie? Sie könnten mir verweigern?

Rottmann (ſehr zornig).

Das und noch Mehreres.

Julie.

Sie ſind ein Ungeheuer, mein Herr! Ich bin eine arme tyranniſirte Frau. (Halb weinend.) O, hätt' ich das voraus ſehen können!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Barbara. Vinzenz.

Barbara.

Alles iſt zur Toilette bereit, gnädige Frau!

Julie

(recht boshaft weinerlich).

Ich mache gar keine Toilette. Ich gehe nicht auf den Ball. — Expreſſe nicht! — Die Leute werden fragen: „Warum kommt denn die Frau von Rottmann nicht?“ Sollen nur fragen, ſollen's erfahren, daß ihr grauſamer Mann ihr alle unſchuldigen Vergnügungen verſagt, daß ſie weint zu Hauſe und ſich abhärmt und mager wird und krank und ſtirbt — auf der Gaſſe wird man mit Fingern auf den ſaubern Herrn deuten, der ein Tyrann, ein Caligula, ein Blaubart iſt.

(Geht heftig in ihr Cabinet. Kätchen folgt ihr.)

Barbara

(ſchaut ihr verwundert nach).

Vinzenz

(tritt ein und zu Rottmann).

Herr! Die Kleider ſind ausgebürſtet und liegen bereit.

Rottmann.

Geh zum Henker!

(Geht in ſein Cabinet.)

Achter Auftritt.

Vinzenz. Barbara.

Vinzenz.

Hu! da gehn die Raketen los!

Barbara.

Ein ſchönes Feuerwerk, das, in einer Haushaltung.

(Man hört einen Fall auf der Treppe.)

Vinzenz.

Was iſt denn das? (Er ſieht durch die Mittelthüre hinaus.)

Ach mein Gott! das iſt ja Pudermann, der aus

Eile eine Stufe verfehlt hat. Was will denn der ſchon wieder hier?

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Pudermann.

Pudermann
(lebhaft eintretend).
Gott ſey Dank, die Füße ſind noch ganz.

Vinzenz.
Sie haben ſich doch keinen Schaden zugefügt?

Pudermann.
(mit ſchmerzhafter Miene den Schenkel reibend).
Nein, nur ein bischen verrenkt.

Vinzenz.
Aber warum denn ſo eilig?

Pudermann.
Führen Sie mich geſchwind zum Herrn.

Vinzenz.
Iſt Etwas geſchehen?

Pudermann.
Will's Gott, noch nicht; aber es könnt' Etwas geſchehen. Wo iſt der Herr?

Vinzenz.
Auf ſeinem Zimmer.

Pudermann.

Der Himmel bewahre einen jeden Chriſtenmenſchen, der ſchon das reife Alter erreicht hat, vor einer jungen ſchönen Frau.

Vinzenz
(auf Barbara zeigend).

Mir brauchen Sie das nicht zu ſagen, Herr Pudermann.

Pudermann.

Ey, wer ſpricht denn zu Ihnen? aber Herrn Rottmann will ich's ſagen. Führen Sie mich nur geſchwind zu ihm.

Vinzenz.

Nun, ſo kommen Sie!
(Sie gehen alle drey in Rottmanns Zimmer.)

Zehnter Auftritt.

Mondeſir. James.

(Sie kommen durch die Glasthüre links. James erſcheint der Erſte.)

James.

Sir! gomm Sie nur, Niemand laß ſehn ſick.

Mondeſir

(tritt behutſam auf, und ſieht mit einer Lorgnette, die er an einem ſchwarzen Bande an der Bruſt hängen hat, überall herum.)

Ah, ich bin auf der rechten Route. — Die kleine Stiege zur Rechten, die zweyte Thüre links — die Angaben waren genau! Es gilt hier einen neuen Sieg zu erfechten und mort de ma vie! ich will ihn erringen, koſt' es auch, was es wolle! Nach der Heimlichkeit zu ſchließen, womit man die ganze Affaire behandelt, hab' ich einen Nebenbuhler; — aber er ſoll aus dem Sattel gehoben werden. — Die Dame, die mich rufen ließ, zeigt von Geſchmack. — Vielleicht iſt ſie jung und ſchön — vielleicht hat ſie mich geſehen — und — vielleicht hat ſie Geld — Allons Alcibiade! mon ami, der Zufall iſt dir vielleicht günſtig, deine Kühnheit ſoll vollenden. (Zu James.) James! haſt du mir den Sperrſitz in die Oper beſorgt?

James.

Yes Sir!

Mondeſir

(lorgnettirt das Zimmer).

Dieſer Salon iſt charmant, das ganze Haus recht niedlich, obwohl ein wenig weit von dem Mittelpunkt der Stadt entfernt. Was thut's? Ich habe ja mein

Cabriolet. — James! haſt du der kleinen Tänzerinn geſagt, daß ich erſt in einer Stunde bei ihr ſeyn kann?

James.

Yes!

Mondeſir

(ſieht, daß James ein kleines Packet, welches er trägt, zerknüttet).

Unglücklicher! Was thuſt du? (Er nimmt das Packet aus James Händen, öffnet es, man erblickt darin eine ſchöne moderne blonde Perrücke; er ſpricht, indem er die verſchobnen Haare derſelben wieder ordnet.) Das iſt ein koſtbares Werk, das nur die Meiſterhand verträgt. Wo leg' ich es nur indeſſen hin, daß mir nichts daran verdorben wird? (erblickt den Glasſchrank.) Ah, hier hinein. (Er legt die Perrücke in den Glasſchrank.) Wenn ich fortgehe, nehm' ich es wieder mit. James! geh nun, und erwarte mich am Cabriolet. — (James will abgehen.) Höre, da nimm den Band von Walter Scott mit und ſteck' ihn in die Seitentaſche. (Er gibt ihm ein Buch.) Unterhalte meinen Rappen indeſſen und gib ihm Zucker.

James

(im Abgehen für ſich.)

Yes, mit Peitſche will ich den Rapp divertir.

(Er geht ab.)

Eilfter Auftritt.

Mondeſir (allein).

Ich bin mit mir zufrieden! Schon ſchreit man überall nach Monſieur Alcibiade Mondeſir. Die Coiffure erhält ſich, die falſchen Locken conſolidiren ſich, mein Papillotenciſen wird nicht mehr kalt. — Das Haar wird unter meinen Händen ein Kunſtwerk, und man zahlt mir jeden Kammſtrich mit blankem Golde! Ha! wenn ich noch eine reiche Heirath machen könnte, dann würden bald in meinem Attelier Kryſtall-Luſtres glänzen, ich würde noch mehr für meine Kunſt thun, die Geſchichte und Bildhauerey zu Hilfe rufen, die Büſten jener Männer, die ſich in unſerer Kunſt ausgezeichnet haben, Titus, Caracalla, müßten mit Lorbeern bekränzt, auf meinen Glaskaſten ſtehen! — Vorwärts, Alcibiade! — vorwärts zum Ziele!

Kätchen

(öffnet die Thüre des Cabinets zur Rechten).

Bſt! Bſt! Monſieur Mondeſir!

Mondeſir.

Man ruft! Ad arma!

(Er tritt in das Cabinet.)

Zwölfter Auftritt.

Rottmann und Pudermann (kommen aus dem Cabinet zur Linken).

Rottmann
(ſehr aufgebracht).

Wär's möglich?

Pudermann.

Wie ich Ihnen ſage, Herr Rottmann, ein elegant angekleideter junger Herr iſt aus dem Cabriolet geſtiegen und ſchnell in's Haus herein gewiſcht; über die kleine Treppe iſt er herauf gehüpft.

Rottmann.

Was will er hier? Nach wem hat er gefragt?

Pudermann.

Nach Ihnen nicht, wertheſter Herr Rottmann.

Rottmann.

Das iſt gewiß der Nämliche, der das Briefchen geſchrieben hat, worin ich ein — ich weiß nicht was — genannt werde.

Pudermann.

Ohne Zweifel iſt er's.

Rottmann.

Und wo iſt der junge Herr jetzt?

Pudermann.

Wo der junge Herr iſt, weiß ich nicht; ich weiß nur, daß das Cabriolet *ohne* dem jungen Herrn unten ſteht.

Rottmann

(nach einem kurzen Nachdenken).

Mein' Freund Pudermann — denn du biſt mein Freund, nicht wahr?

Pudermann.

Können Sie nach dem Dienſte, den ich Ihnen ſo eben geleiſtet habe, noch daran zweifeln?

Rottmann.

Nun, ſo thue mir die Liebe und hege über die Treue und Tugend meiner Frau keinen Verdacht.

Pudermann.

Wenn Ihnen ein Gefallen dadurch geſchieht, warum denn nicht?

Rottmann.

Kann es denn nicht ein Freund, ein Verwandter, ein Vetter ſeyn, den man empfängt?

Pudermann.

Ja freilich, an die Vettern hab ich nicht gedacht, unſere Damen nach der Mode haben ja alle ſo einen Vetter! — Freilich ſind ſie nur die Vettern der Frau, nicht die Vettern des Mannes — aber *der* da, nun es kann ja ſeyn — es iſt möglich. — Ja, ja, ja, ſeyn wir nur ruhig, was kann denn auch geſchehen? kommt ja bey dem Vetter nichts aus der Freundſchaft. — Nun, werther Herr Rottmann, ich laſſe Sie mit Ihrem Herrn Vetter allein. (Für ſich im Abgehen.) Lieber Himmel, wie doch eine Heirath den Kopf eines Mannes verändert, wie die Ehe ihn tappirt.

(Geht ab.)

Dreyzehnter Auftritt.

Rottmann

(allein, geht unruhig auf und nieder und ſucht ſich durch den folgenden Monolog ſelbſt zu beſchwichtigen).

Nein, nein, es kann nicht ſeyn — Pudermann hat ſich geirrt. Meine Julie! — Ich kann's nicht glauben — ich will's nicht glauben — ich will nicht — ſie iſt ſo klug, ſo beſcheiden, und niemals wird ein junger Mann — (er erblickt plötzlich Mondeſir, welcher aus der Cabinetsthüre tritt, und das Wort ſtockt ihm im Munde.)

Vierzehnter Auftritt.

Rottmann. Mondeſir.

Mondeſir.

Ein niedliches, charmantes Weſen!

Rottmann.

Himmel! Was ſeh ich?

Mondeſir

(ohne Rottmann gewahr zu werden).

Glück auf, mein Freund Alcibiade! du haſt ſchon wieder eine Eroberung gemacht.

Rottmann.

Eine Eroberung?

Mondeſir.

Es iſt ſpaßig, wir kannten uns ſchon.

Rottmann

(immer bey Seite).

Haben ſich alſo ſchon öfters geſehen.

Mondeſir.

Jetzt muß ich ſehen, das Haus wieder behutſam zu verlaſſen; man hat mir anempfohlen die Blicke des Mannes zu vermeiden.

Rottmann

(tritt zornig vor).

Sie werden ſie nicht vermeiden, mein Herr! Sie werden ihm Rede ſtehn.

Mondeſir.

Pardon Monſieur! Ich kenne Sie nicht! (Für ſich.) Verdammter Streich!

Rottmann
(mit immer größerer Wuth).

Sie werden belieben mir alſogleich zu ſagen, was Sie hier zu thun haben.

Mondeſir.

Was ich hier zu thun habe? Pardonnez, ich habe über dieſen Punkt mes instructions zu ſchweigen.

Rottmann.

Jede Verſtellung iſt unnöthig; Sie können wohl denken, daß ich Alles weiß.

Mondeſir.

Eh bien, ſo brauch' ich Ihnen nichts mehr zu ſagen, und empfehle mich — Laſſen Sie mich, ich bin preſſirt.

Rottmann (hält ihn feſt).

Du wirſt noch bleiben.

Mondeſir.

Gewalt — und Du? — Vous me tutoyez! — Laſſen Sie mich, ſag' ich, Sie verſündigen ſich an der Kunſt, an der Welt. Ich habe noch mehrere Damen zufrieden zu ſtellen, Ihre Frau iſt nicht die Einzige.

Rottmann.

Elender! Was hält mich ab? —

Mondeſir.

ßigen Sie ſich; für wen halten Sie mich denn?

Rottmann.

Für das, was du biſt, für einen niederträchtigen Verführer!

Mondeſir.

Qu'appellez vous Verführer? Ich bin Coiffeur, ja ja, Coiffeur patenté. — Ich kann es Ihnen beweiſen.

Rottmann.

Ein Friſeur im Cabriolet? — Die Ausrede iſt übel gewählt. Pferd und Wagen friſirt man ſich in unſrer Zeit, wo die Schere das Meiſte thut, nicht ſo leicht zuſammen. — Mein Guter, ich bin eben ſo fein wie Sie. (Für ſich.) Ich werd' ihn ſogleich fangen. (Laut.) Wohlan, wenn Sie wirklich ein Friſeur ſind, kommen Sie her, accommodiren Sie mich! (Er wirft ſich heftig in einen Lehnſtuhl, nimmt ſeine Mütze ab, worunter ein kahler Kopf ſichtbar wird.) Aha! jetzt ſind Sie gefangen!

Mondeſir

(betrachtet Rottmanns Kopf mit der Lorgnette).

Mort de ma vie! Wie wollen Sie, daß ich auf einem ſo kahlen Erdreich arbeite? — Aus nichts kann ich nichts machen! Ich rathe Ihnen l'huile de Macassar — pomade des sultanes — la pate de coco des Indes.

Rottmann.

Gehen Sie zum Henker mit Ihrem Coco!

Mondeſir.

Nützt es nicht, ſo kann es auch nicht ſchaden — Sie können nebenbei auch Fluide de Java verſuchen. (Lorgnirt ihn näher.) Aber was ſeh' ich? da ſind ja auch die wenigen Härchen, die Sie noch haben, abgefreſſen. — (Die Hände zuſammenſchlagend und mit Indignation.) Monsieur! Vous poutez perruque! perruque poudrée! — Sie gehören nicht in mein Departement, ich weihe mein Talent nur eignen Haaren, und vorzugsweiſe den Damen.

Rottmann.

Ich wußte es ja, daß Sie ſich in Ihrer eignen Falle fangen würden. — Aber ich habe noch andere Beweiſe gegen Sie. — Wollen Sie auch dieſe läugnen? (Er hält ihm die beiden Papilloten vor, welche er von der Toilette ſeiner Frau genommen hat.) Was iſt das, mein Herr? was iſt das?

Mondeſir.

Ce sont des papillotes — darauf verſteh' ich mich, das ſchlägt in meine Kunſt.

Rottmann.

Ich verbitte mir jeden Scherz, die Sache iſt zu ernſthaft.

Mondeſir.

Das kann Alles ſeyn; aber ich hatte ſchon die Ehre Ihnen zu ſagen, daß ich keine Zeit habe. — Die Frau des Banquier Wilm, dann die Schöne des Präſidenten Fallern, die Tochter des Grafen Hellſtern, ſie erwarten mich.

Rottmann.

Er nennt noch die Namen, welche Indiskretion!

Mondeſir.

Zu allererſt muß ich aber zur Frau des Kaufmanns Prückler. Cette Dame est fort exigeante!

Rottmann.

Prückler, mein alter Freund! — So iſt der auch ein Opfer? — Nein, mein Herr, ſo entkommen Sie mir nicht; ich fordere Satisfaction von Ihnen, und wenn Sie Muth haben —

Mondeſir.

Si j'ai du coeur! je suis tout coeur, Monsieur.

Rottmann.

Ihre Adreſſe, Herr!

Mondeſir

(ſucht in ſeinem Portefeuille).

Leider hab' ich eben keine bei mir; aber ich komme ſpäter Abends wieder, und dann ſollen Sie haben, ſo viel Sie wollen.

Rottmann.

Alſo dieſen Abend?

Mondeſir.

Ganz gewiß. Sie ſollen mich anders beurtheilen, wenn Sie ſehen, was ich im Stande war — Herr! ich wette mit Ihnen, Sie werden mir noch danken, und mir Ihre Frau ſelbſt auf's Beſte anempfehlen.

(Er geht ab.)

Fünfzehnter Auftritt.

Rottmann (allein).

Ich bin faſt außer mir! Hat man eine ſolche Unbeſcheidenheit je geſehen? Aber warte, Elender, ich will dir eine Lehre geben, daß du an mich denken ſollſt.

Sechszehnter Auftritt.

Vorige. **Vinzenz**, **Barbara** (bringen Lichter).

Barbara

(leiſe zu Vinzenz).

Wir wollen ſehen, wie der Wind weht. (Betrachtet Rottmann, der mit verbißnem Grimm lacht.) Er iſt in guter Laune — er lacht — rede mit ihm.

Rottmann (ruft).

Vinzenz! Vinzenz!

Vinzenz.

Herr! Wollen Sie ausgehen?

Rottmann.

Nein, Niemand geht aus! — Ich will ſchlafen gehen — und ich befehle, daß Alles, Alles im ganzen Hauſe dasſelbe thut. (Er geht in ſein Gemach.)

Siebzehnter Auftritt.

Vinzenz. Barbara.

Vinzenz.

Das nennſt du gute Laune?

Barbara.

Alles im Hauſe ſoll ſchlafen gehen!

Vinzenz.

Wenn wir aber keinen Schlaf haben. Das iſt eine rechte Tyranney.

Achtzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Pudermann.

Pudermann (ſehr lebhaft).

Gehorſamſter Diener, da bin ich in größter Eile. — Wie gehts? wie ſtehts?

Barbara.

Schlecht. Bey uns wird heut' nichts mehr friſirt.

Vinzenz.

Mit dem Ball iſt's aus!

Barbara.

Alles bleibt zu Hauſe. Alles muß ſchlafen gehen.

Pudermann.

Ah, Herr Rottmann zeigt Feſtigkeit! Deſto beſſer. — Ich habe ohnedieß in der Eile ſeine Perrücke zu Hauſe vergeſſen.

Barbara.

Aber wir? Wenn er Verdruß hat, was geht das uns an? Wir haben uns ſchon ſo ſehr auf den Ball gefreut.

Vinzenz.

Beſonders auf das Eſſen. Die Schneiderinn kocht prächtig!

Pudermann.

Ja, das iſt freilich ſchlimm. Frau Barbara, ich hätte Sie heute friſirt, daß es eine Pracht geweſen wäre. Ich habe mir das Ding ſchon zuſammenſtudiert, ganz ſo, wie ich vor etlich und dreißig Jahren Madame Sakko friſirte, als ſie als Merope auftrat. — Da hat ja das Publikum applaudirt wie närriſch — Ha ha ha! die gute Frau hat geglaubt es gelte ihrem

Spiele, aber es war bloß wegen der Friſur, bloß allein wegen der Friſur. — Eine Roſenkrone, geſtützt von zwey gepuderten Haarkolonnen von 12 Zoll in der Höhe, das war ja magnifique. O, man wird ſchon wieder auf dieſe Coiſſure zurückkommen; und wenn ich nur die neuen Schauſpielerinnen kennte, ich würde ſie ſchon darauf aufmerkſam machen.

Vinzenz

(zu Barbara).

Aber hör' einmal, liebes Weib, ich habe da ſo eben nachgedacht. — Wenn wir zum Schneider hinaufgehen wollen, was hindert uns denn? Der Herr ſchläft ſchon — wir können ohne Geräuſch fort.

Barbara.

Du haſt recht mein Schatz!

Vinzenz.

Wir zwey ſind immer einig; was geht uns der Zank unſerer Herrſchaft an? Nicht wahr mein Hähnchen?

Barbara.

Ja freylich mein guter Alter.

Pudermann.

Welche Ehe! Beide getreu der ehelichen Pflicht und dem Haarpuder! Ein erhabenes Beiſpiel für die ganze Stadt! — Nun, wenn Sie gehen, ſo wollen wir gleich zum Werke ſchreiten. Es iſt ſchon neun Uhr. Iſt Alles bereit?

Vinzenz.

Alles! hier iſt das neue Zopfenband. (Reicht es ihm.)

Barbara.

Und da die Roſenguirlande.

Pudermann.

Friſch, wie die liebenswürdige Frau Barbara.

Barbara.

Es gibt doch nichts Galanteres als einen Friſeur.

Pudermann.

Alſo an die Arbeit.

Vinzenz.

Bey wem wollen Sie anfangen?

Pudermann.

Ich accommodire Sie Beide zugleich. (Er nimmt den Kamm.) Einen Kammſtrich dem Einen — (Er ſchüttelt die Puderquaſte.) Einen Puderwurf dem Andern. Zwei verſchiedene Köpfe; das iſt Etwas für ein Genie! — Doch, ich mache das blind, das macht die Gewohnheit. (Er wirft ihnen Puder in's Geſicht.) So! und ſo! (Man hört Getöſe.) Ha, was iſt das?

Vinzenz.

Himmel, das iſt der Herr! Er iſt noch wach; er kommt! Wir müſſen uns entfernen!

Pudermann.

Treten wir in dieſes Cabinet.

Barbara.

Es hat eine Glasthüre, das Licht wird uns verrathen.

Pudermann

(bläſt die Lichter aus).

Wir brauchen kein Licht. Meine Fingerſpitzen vertreten meine Augen. Kommen Sie nur!

(Alle Drei in das Cabinet ab.)

Neunzehnter Auftritt.

Rottmann

(allein. Er kommt mit einem Degen und zwei Piſtolen, in einen großen Mantel gehüllt, und ſeine ſammtene Nachtmütze auf den Kopf, ohne Licht.)

Alles iſt ruhig. — Ich habe das Licht im Schlafzimmer ſtehen gelaſſen, um nicht bemerkt zu werden. — Meine Waffen ſind bereit, ich will den jungen Herrn mores lehren. Er glaubt vielleicht, ich habe keine Courage; aber er ſoll ſchon ſehen! — (Schüttelt ſich.) Hu! mich friert, es iſt ein kühler Abend, ich habe aber auch meine Perrücke nicht auf. — Pudermann hat ſie erſt Abends bringen wollen; vielleicht hat er ſie in den

Glasſchrank geſtellt, wie gewöhnlich. (Er geht zum Glasſchrank, öffnet ihn, fühlt hinein, und greift auf die blonde Perrücke, welche Mondeſir hinein ſtellte.) Ah, da iſt ſie! (Er ſetzt ſie auf.) So! Nun nehm' ich auch noch meinen Hut — (er nimmt ihn ebenfalls aus dem Glasſchrank) drücke ihn feſt in die Augen und erwarte meinen Gegner! — Der Herr läßt hübſch warten. Horch! Getöſe im Schlafzimmer meiner Frau. — Man lacht darin. — Lacht man etwa auf meine Koſten? Das muß ich ſehen! (Er klopft ungeſtüm.) Aufgemacht! Aufgemacht!

Zwanzigſter Auftritt.

Rottmann. Julie. Kätchen (welche Lichter trägt).

Julie
(iſt coiffirt und zum Ball geſchmückt).

Was machen Sie denn für Lärmen, mein Herr? Wozu dieſe Waffen? Sie ſehen ja aus wie ein eiſerner Mann aus dem Zeughauſe.

Rottmann.

Spotten Sie nicht, Madame! Sie waren nicht allein in Ihrem Gemach; ich vernahm deutlich die Stimme eines Mannes; den Herrn will ich ſehen.

(Ruft in die Thüre.) Heraus, wer da drinnen iſt, oder mein Degen —

Einundzwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Mondeſir (erſcheint an der Thüre von Juliens Gemach, ein Brenneiſen in der Hand, zugleich erſcheint) Pudermann (an der Glasthüre, die Puderquaſte in der Hand.)

Mondeſir.

Me voici!

Rottmann.

Ha! der nämliche kecke Menſch!

Pudermann.

Wie? Seh' ich recht? Bonaventura, mein Neffe!

Mondeſir.

Mein Onkel Pudermann!

Julie.

Ja, es iſt Monſieur Alcibiade Mondeſir, mein Coiffeur, den ich heimlich zu mir kommen laſſen mußte, weil Ihre lächerlichen Eiferſüchteleyen —

Rottmann.

Sie wollten alſo doch auf den Ball gehen, Madame?

Julie.

Allerdings; da ich es meiner Freundin, Frau von

Hellſtern verſprochen habe. Sie ſchrieb mir ja auch, ſie wolle mich abholen; doch du weißt ja ohnehin, du haſt ja dieſen Morgen die Stücke ihres Briefes von meiner Toilette genommen und geleſen.

Rottmann.

Wie, die Papilloten? (Er nimmt den Hut ab, den er bisher im Aerger auf dem Kopfe behalten und erſcheint in der blonden Perrücke.)

Julie.

Aber, was erblick' ich? Es ſcheint, auch Sie mein Herr, wollten heute noch den Ball beſuchen? — Dieſe neue moderne Kopfbekleidung —.

Rottmann.

Ich?

Julie.

Die blonde Perrücke ſteht Ihnen charmant.

Rottmann.

Was ſoll das heißen? (Er läuft zum Spiegel.) Meiner armen Seele!

Mondeſir.

Superbe! — superbe! Sehen Sie, mein Herr, ſo muß man ausſehen. Ich brachte die Perrücke zufällig hierher und ſtellte ſie indeſſen in den Glasſchrank; allein da ſie Ihnen ſo vortrefflich ſteht, — ich laſſe ſie Ihnen — bezahlen Sie mir nur den gewöhnlichen Preis, 20 Ducaten.

Pudermann.

20 Dukaten? Das iſt himmelſchreiend! Herr Rottmann! das werden Sie doch nicht thun?

Rottmann
(beſieht ſich wohlgefällig im Spiegel).

Ich muß geſtehen — man hat darin doch ein ganz andres Ausſehen, als in deinen Atzeln, mein lieber Pudermann.

Pudermann.

Wie? Alſo wollten auch Sie mir mit der Kundſchaft weiter gehen, Herr Rottmann?

Mondeſir.

Onkel! theurer Onkel!

Pudermann.

Geh' mir aus den Augen, ungerathner Junge!

Mondeſir.

Ungerathen? (Auf Rottmanns Perrücke zeigend.) Da ſehen Sie her! (Auf Juliens Coiffure deutend.)

Und da her! (nimmt eine volle Börſe heraus und hält ſie ihm vor.) Und da her!

Pudermann.

Du liefſt mir davon!

Mondeſir.

Ja, Ignatz Bonaventura Knöpfel lief davon, um binnen einigen Jahren der berühmte, allgemein geſuchte Alcibiade Mondeſir zu werden. Ich wollte höher ſteigen in der Kunſt — Das iſt eine Kühnheit, die dem Talente eigen iſt. — Das Einzige, was ich mir vorzuwerfen habe, iſt, daß ich meinen theuern Onkel ſo lange ohne Nachricht von mir gelaſſen habe. Die Kunſt nahm mich ganz in ihre Arme, alles Andere vergaß ich darüber. Ich will aber jetzt wieder gut machen. Ja, ich proklamire hier öffentlich, und in allen Salons der Hauptſtadt will ich es wiederholen, daß ich von meinem theuern Onkel, Jeremias Pudermann, die erſten Grundſätze meiner Kunſt eingeſogen habe; ich habe dieſe vielleicht noch mehr perfectionirt; aber wenn mir die Mode jemals eine Bildſäule errichten ſollte, ſo gebührt es, daß ſein Name auf dem Piedeſtal ſtehe.

Pudermann (gerührt).

Der Tag der Gerechtigkeit erſcheint endlich.

Mondeſir.

Darum trete ich zu ihm, reiche ihm die mit Diamanten geſchmückte Hand und ſpreche: Verzeih mir, theurer Onkel — du biſt in der Kunſt ergraut, es iſt Zeit, an Ruhe zu denken; verlaß deinen kleinen Perrückenmacher-Laden und ziehe zu mir in mein Attelier, mäßige durch deine alte Erfahrung meine jugendliche Kühnheit. (Pudermann trocknet ſich die Augen.) Ehrwürdiger Perrückenmacher, emeritirter Barbier, ſey mein Aſſocié! Laß uns mit einander über die Köpfe unſers Jahrhunderts regieren, du durch Rath, ich durch Ausführung, und bin ich der Achilles, ſo biſt du der Neſtor der Haarkräuslerkunſt!

Pudermann.

Deine Reue, Bonaventura, und deine Anerkennung genügen mir. Du läßt demjenigen Gerechtigkeit wiederfahren, der dir die Waffen in die Hände gegeben hat; ich verzeihe dir! aber zu dir kann ich nicht ziehen. Treu meinen Grundſätzen will ich dort bis zu meinem Ende friſiren, wo ich den Kamm zum erſten Male in die Hände nahm.

Julie
(zu Rottmann).

Und du, lieber Rottmann, biſt du nun überzeugt daß du dich geirrt haſt?

Mondeſir.

Wollen Sie ſich noch mit mir ſchlagen?

Rottmann.

Nein! Im Gegentheile, ich übergebe Ihnen den Kopf meiner Frau für die Zukunft — den meinigen aber behält mein alter getreuer Pudermann.

Pudermann.

So gibt es doch noch Anhänger des guten Alten! (Zu Mondeſir auf Juliens Friſur zeigend). Aber ſage mir nur Neffe, wie nennt ihr denn dieſe Friſur?

Mondeſir.

A la neige.

Pudermann.

Zu deutſch, wenn ich bitten darf.

Mondeſir.

A la Schnee!

Pudermann.

Schnee? Schnee? Und alles ſchwarz? Kein Stäubchen Puder! Das ſtreitet ja gegen alle Wahrſcheinlichkeit. Ich will dir andere Friſuren a la Schnee zeigen. (Er läuft zum Cabinette und zieht Vinzenz und Barbara heraus, welche mit ganz weiß gepuderten Köpfen erſcheinen.) Da ſchau her! Das heißt doch mit Recht a la Schnee. Aber ſo iſt die neue Zeit; ſie erfindet Namen und vernachläſſigt die Sache, ſie macht falſche Locken und vergißt die echte Kunſt. Ich kann mich mit ihr nicht vertragen. Gehe du deinen Weg, ich gehe den meinigen, am Ende führen ſie doch alle zuſammen.

(Gruppe. Der Vorhang fällt.)

Die
beyden Duennen.

Dramatiſche Bagatelle in einem Akte;
dem
Franzöſiſchen
des
Brazier nachgebildet.

Perſonen.

Frau Brigitte.
Frau Urſula.

Die Scene iſt 4 Meilen von der Hauptſtadt.

(Die Bühne ſtellt einen Garten vor. Zur Rechten ein zierlicher Pavillon mit einem Balcon und Jalouſien. Zur Linken eine niedere Gartenwohnung mit einem Fenſter, welches dem Publikum en face und einer Thür, welche gegenüber von jener des Pavillon's iſt. Sechs Gartenſtühle ſtehen herum, einer bei dem kleinen Gartenhäuschen. Eine Mauer ſchließt den Hintergrund, in derſelben iſt ein großes Thor in der Mitte, und ein kleines Thürchen auf der Seite. Hinter der Mauer eine waldige Gegend.)

Erſter Auftritt.

Urſula
(ſchließt das kleine Thürchen der Mauer und tritt vor).

Schon gut mein Herr Obriſt! — Geh'n Sie unbekümmert in das nahe Städtchen und holen Sie beym Notar den Heirathscontract, Ihr Töchterlein ſoll indeſſen gut bewacht werden. — Kein Auge ſoll die kleine Gefangene ſehen, dafür bürg' ich Ihnen. — Da hat er mir noch eine Schrift in die Hand gegeben; laß ſehen was ſie enthält. (Lieſt die Ueberſchrift.) Inſtruction für Urſula — (Etwas böſe.) Inſtruction! — Mich darf kein Menſch inſtruiren; habe das Kapitel von der Liebe durch und durch geblättert und weiß, Gott ſey Dank, in dieſem Punkt Alles, Alles! (Entfaltet die Schrift.) Zum Spaß wollen wir doch ſehen. (Lieſt). Tagsbefehl! Ha ha ha! Die Armee iſt nicht groß — drey Perſonen — Der Herr Obriſt der Commandant — Fräulein Emilie das Centrum und ich die Arrieregarde (Sie lieſt weiter.) Erſtens: die Thüren des Gartens und des Hauſes müſſen gut verſchloſſen werden. (Spricht.) Iſt geſchehen! (Lieſt.) Zweitens: Emilie darf bis zu meiner Zurückkunft keinen Fuß aus ihrem Zimmer ſetzen. (Spricht.) Wird nicht ausfliegen das Täubchen. (Lieſt.) Drittens: Nicht zu vergeſſen, daß ſie von einem jungen hübſchen, unternehmenden Offizier geliebt wird. (Spricht.) Hübſch iſt er — weiß Gott recht hübſch — aber ſoll nur kommen der junge Waghals! — (Lieſt.) Viertens: Sich daran zu erinnern daß die Gärtnerinn, welche dieſen Morgen fortgejagt wurde, mit dem jungen Kriegshelden im Einverſtändniß ſteht. (Spricht.) Wollen auch daran denken! (Sie ſteckt das Papier ein.) Und ſomit wär's alle. Können ganz ruhig ſeyn, Herr Baron! Sie bezahlen mich für's Wachen und ich wache. (Man hört

Peitſchengeknalle.) Was iſt das? (Sie geht zur großen Thür, öffnet ein ſogenanntes Katzenloch in derſelben und ſieht hinaus.) Eine Kaleſche mit vier Pferden, eine Dame darin, der Vorreiter in einer prächtigen Livrée. — Sie hält an — ſie ſteigt aus, ſie kommt gerade hierher (Sie ſchließt das Katzenloch, es wird geklopft.) — Sie klopft — ah! eine ſo vornehme Dame muß ich doch eintreten laſſen.

Zweiter Auftritt.

Urſula. Brigitte (in ſehr elegantem Coſtume).

Brigitte.

Iſt der Herr Chriſt zu Hauſe? —

Urſula.

* Nein gnädige Frau, er iſt zum Notar in's nächſte Städtchen gegangen.

Brigitte (bey Seite).

Ah! vermuthlich des Heirathscontractes wegen? —

Urſula.

Aber bis Abends wird er wohl wieder zurück ſeyn.

Brigitte (bey Seite).

Ich habe alſo keine Zeit zu verlieren. (Laut.) Mein Geſchäft bei dem Herrn Obriſten iſt von der größten Wichtigkeit, und ich glaube Ihnen kein Geheimniß daraus machen zu dürfen, denn ich habe wohl das Vergnügen mit Frau Urſula zu ſprechen, mit jener braven verſtändigen Frau, welche in der ganzen Gegend geſchätzt und verehrt wird.

Urſula.

Ach bitte — bitte (Indem ſie einen Stuhl herbeyſchafft.) Wollen ſich Euer Gnaden nicht ſetzen?

Brigitte.

Ihr tadelloſer Wandel, meine Liebe, Ihre Treue und Anhänglichkeit ſind allgemein bekannt!

Urſula.

Darf ich um Ihren Shawl bitten? (Sie nimmt Brigitten den Shawl mit Behutſamkeit ab.) Ach Gott! ſchönere Palmen hab' ich in meinem ganzen Leben nicht geſehen.

Brigitte.

Sie ſind mehr Frau im Hause als Dienerinn und das mit Recht. —

Urſula.

Und Ihren Hut, gnädige Frau; denn es iſt ſehr heiß. (Sie nimmt ihr den Hutab und legt ihn ſammt dem Shawl auf einen Stuhl.

Brigitte (by Seite).

Wenn ſie wüßte, daß ſie ſich all' dieſe Mühe für ihres Gleichen gibt. (Zu Urſula.) Kommen Sie her meine Gute, ſetzen Sie ſich zu mir.

Urſula.

Bitte, das würde ſich ja gar nicht ſchicken.

Brigitte.

Ich bin nicht ſtolz; Sie müſſen mich erſt recht kennen; nur niedergeſetzt, ich wills ſo haben.

Urſula.

Wenn Sie denn durchaus ſo befehlen. (Sie ſetzt ſich.)

Brigitte.

Was uns das Glück gab, Reichthum, Schätze, das können wir wieder verlieren; darum ſeh' ich auf ſolche zufällige Dinge ganz und gar nicht.

Urſula (für ſich).

Mein Gott! das iſt eine liebe Dame.

Brigitte.

Sehen Sie, Liebe, ich habe gleich beym erſten Blick ein volles Vertrauen zu Ihnen gefaßt, und darum will ich Ihnen Etwas eröffnen.

Urſula.

Nur zu, gnädige Frau, rechnen Sie ganz auf meine Verſchwiegenheit.

Brigitte
(täſchelt ſie in's Geſicht).

O davon bin ich überzeugt. Sie haben ein junges Mädchen im Hauſe, mit Namen Emilie?

Urſula (unruhig).

Ja, gnädige Frau.

Brigitte.

Dieſe wird von einem jungen Offizier angebetet, den ſie wieder liebt.

Urſula
(noch unruhiger).

Ja — ja gnädige Frau, ſo iſt's —

Brigitte.

Sie ſcheinen betroffen —

Urſula.

Allerdings bin ich es — die gnädige Frau wiſſen Alles ſo genau — und das Mädchen —

Brigitte.

Nun? — Sie werden doch nicht glauben, daß ich dem jungen unbeſonnenen Volke etwa gar die Hand zu ihrem Turteltaubenſpiel bieten werde?

Urſula.

Nicht doch Euer Gnaden!

Brigitte.

Ich bin die Tante des jungen Offiziers. Der Burſche hat ſich vorgenommen das Mädchen noch heute zu entführen, ich aber habe ihm eine ganz andere Frau beſtimmt, und darum bin ich hier, ihm einen Strich durch ſeine Rechnung zu machen.

Urſula.

Vergeben Sie mir gnädige Frau, daß ich nur einen Augenblick zweifelte —

Brigitte.

Um Ihnen auch den kleinſten Zweifel zu benehmen, ſo leſen Sie hier dieſen Brief, den ich im Zimmer meines Neffen fand.

Urſula
(nimmt den Brief).

Er iſt von Emilien.

Brigitte
(für ſich, gegen den Pavillon blickend).

Vielleicht bietet ſich jetzt ein günſtiger Augenblick. (Zu Urſula.) Leſen Sie nur! —

Urſula (lieſt).

„Lieber Adolph! Ich kann die Tyranney meines Vaters nicht länger ertragen. — So weit geht Kindespflicht nicht. Ich willige alſo darein mit Ihnen zu Ihren Verwandten zu entfliehen.“ — O ſchön! — ſchön! —

Brigitte

(iſt indeſſen um den Pavillon herumgeſchlichen und hat endlich an die Jalouſie en face des Publikums leiſe angepocht).

Zu mir darf er ſie nicht bringen.

Urſula (lieſt weiter).

„Melden Sie mir nur in einem Briefchen genau die Stunde und die Art und Weiſe wie wir entkommen.

Brigitte

(bey Seite, an der Jalouſie horchend).

Hat mich Emilie gehört?

Urſula (zornig).

Wiſchen Sie ſich den Mund ab junger Held, hier ſiegen Sie nicht. —

(Hier erblickt man eine Hand, welche zwiſchen der Jalouſie hervorlangt.)

Urſula.

In einem Briefchen ſoll er ihr die Stunde melden? Das Briefchen mag er ſchreiben, aber daß es in Ihre Hände kommt mein Täubchen, das wollen wir ſchon verhüten.

Brigitte

(nimmt ein Brieſchen aus dem Buſen und drückt daſſelbe in die hervorgehaltene Hand, welche damit ſogleich ſchnell hineinfährt. Zu Urſula).

O ja freylich, das darf um Alles in der Welt nicht geſchehen.

Urſula.

O gnädige Frau! Wie ſehr dank' ich Ihnen, daß Sie mich von dem Plan der Verliebten unterrichtet haben.

Brigitte.

Schon gut. Hören Sie nun auch meinen Plan. — Sie ſind hier allein. — Der junge Menſch kann kommen — Ihnen drohen — vielleicht gar den Degen auf die Bruſt ſetzen — mein Gott, ein Verliebter wagt Alles — und Sie auf dieſe Art zwingen, ihm das Mädchen zu übergeben. Da ſich alſo die Gefahr verdoppelt, müſſen wir auch den Widerſtand verdoppeln. — Unſere Schöne ſoll zwey Duennen haben.

Urſula.

Wie? — Zwey Duennen?

Brigitte.

Ja. — Ich ſelbſt bin die zweyte; ich erwarte hier mit Ihnen den Schuldigen, und er wird unverrichteter Sache abziehen müſſen.

Urſula.

Wirklich. Sie wollen —

Brigitte.

Ihnen einen Sieg erkämpfen helfen, der für uns Beyde gleich wichtig iſt. Noch in dieſem Augenblicke werfe ich dieſe Spitzen von mir, und kleide mich einfach wie Sie —

Urſula.

Ja, aber wo nehmen wir Kleider her? — Unſere Taille iſt ſo ziemlich verſchieden —

Brigitte.

Ich habe das ſchon vorher bedacht, und in meinem Wagen liegt ein vollſtändiger Anzug.

Urſula.

In Ihrem Wagen? —

Brigitte.

Laſſen Sie uns dem jungen Volke zeigen, daß wir noch feiner ſind, als ſie.

Urſula.

Vortreffliches Project!

Brigitte

(hält die Hand hin).

Die Hand auf Schutz und Trutz! —

Urſula (ſchlägt ein).

Auf Schutz und Trutz!

Brigitte.

Wenn Weiber einig ſind, wird ihnen der Satan ſelbſt nicht zu fein.

Urſula.

Ja, ſoll nur kommen der Satan, wird auch aus dem Feld geſchlagen. Ich hole die Kleider.

(Sie geht durch die kleine Thüre ab.)

Dritter Auftritt.

Brigitte (allein).

Bravo Brigitte! Bravo! — Ich bin mit mir ſelbſt zufrieden, und das iſt viel bey der Zeit, wo man mit gar nichts zufrieden iſt. — Warte alter Geitzhals, du ſollſt Zeter ſchreyen! Die Rache naht. —Nicht genug, daß du meiner Frau durch einen ungerechten Prozeß ihr halbes Vermögen geraubt haſt, du willſt auch noch ihrem liebenswürdigen Sohne deine Tochter vorenthalten! Du ſollſt dich wundern, das Neſt leer zu finden, wenn du nach Hauſe zurückkehrſt. Emilien aus ihrem Gefängniſſe zu bringen und ſie am Ausgange des Waldes in die Hände meiner Frau zu liefern, welche dort unſer wartet, das iſt mir aufgetragen und ich triumphire. Aber die Augenblicke ſind koſtbar, das Briefchen, welches ich Emilien zugeſtellt habe, hat ſie von Allem unterrichtet, und ſie wird meinen Plan unterſtützen und mir zu Hülfe kommen. — Der junge Herr meinte freylich, ein Weib könne ſo Etwas nicht zu Stande bringen, und wettete mit mir um vier und zwanzig Dukaten. — Herein ihr goldenen Dinger in meine Taſche, er ſoll ſich wundern was ein Weib vermag!

Vierter Auftritt.

Brigitte. Urſula (mit einem Packe).

Urſula (außer Athem).

Ah — ah! das heiß' ich gelaufen; wiſſen Sie, daß Ihre Equipage faſt fünfhundert Schritte von hier ſteht?

Brigitte (bey Seite).

Ganz recht, dahin hab' ich ſie auch beſtellt. (Laut.) Armes Weibchen!

Urſula

(zeigt auf den Pack).

Da hab' ich die Duenna.

Brigitte.

Nur her damit, ich brenne vor Begierde Ihnen gleich zu ſehen.

Urſula.

Ich werde Sie ſogleich bedienen, gnädige Frau, wenn's beliebt. (Sie öffnet das Packet und zieht ein ſchwarzes Vortuch heraus.) Zuerſt das Vortuch —

Brigitte

(zieht ihren Ueberrock aus und ſteht in einem einfachen weißen Kleide da).

Das weiße Kleid kann bleiben, nicht wahr?

Urſula (beſieht ſie).

Allerdings! iſt zwar ein bischen zu modern, aber das wollen wir ſchon verſtecken. — Das Vortuch hat doch Täſchelchen? (Beſieht es.) Ja richtig! — (Sie bindet ihr das Vortuch um.) So! — nun das Halstuch! (Sie zieht ein ſchwarzes Halstuch mit Spitzen aus dem Pack.) Superb! — ganz prächtig. (Sie bindet es ihr um, und nadelt es vorne zu.) So, nur recht bis an den Hals zugenadelt — jetzt die Haube. (Sie nimmt eine Haube aus dem Packet, und ſetzt ſie ihr auf.) Gnädige Frau! ich muß ſagen, die Haube paßt Ihnen ſo gut, als ob Sie in Ihrem Leben keine andere aufgehabt hätten. (Sie ſetzt eine Brille auf und betrachtet ſie.) So, jetzt ſind wir ja fertig.

Brigitte.

Nicht doch, die Handſchuhe fehlen ja noch und die Brille.

Urſula.

Richtig, hier ſind ſie. (Sie gibt ihr ſammt'ne Taſchenhandſchuhe und eine Brille, Beyde ſehen einander mit den Brillen auf der Naſe an.)

Beyde.

O ſchön! vortrefflich!

Urſula (lachend).

Der junge Herr wird ſich ärgern, wenn er ſeinen Plan ausführen will, und ſo plötzlich ſeine Tante vor ſich erblickt.

Brigitte.

Wir werden Alle lachen.

Urſula.

Aber erlauben Sie, gnädige Frau, das Kleid macht's noch nicht aus; Sie müſſen auch unſere Manieren anzunehmen verſtehen; ich will Sie darin ein bischen unterrichten, wenn Sie erlauben?

Brigitte.

Recht gern.

Urſula.

Die Hände gehören in die beyden Säckelchen des Vortuches. (Brigitte ſteckt ſie hinein). So! — jetzt gehen Sie auf und nieder. — Den Leib etwas mehr vorgebogen — mehr Trippeln — ſo ſo! — es geht ja vortrefflich.

Brigitte.

O ich werde meiner Lehrmeiſterinn gewiß Ehre zu machen ſuchen. — Aber wiſſen Sie was, Liebe, um uns zu überzeugen, ob meine Verkleidung geeignet iſt, Jemanden zu hintergehen, ſo führen Sie mich doch aus Spaß zu Emilien, oder laſſen Sie das Mädchen hierher kommen.

Urſula.

Nein, nein das kann nicht ſeyn.

Brigitte.

Warum nicht?

Urſula.

Ich darf nicht.

Brigitte.

Ich bitte Sie.

Urſula.

Vergebens! —

Brigitte.

Nun ſo könnte man — —

Urſula.

Was?

Brigitte.

Die alte Gärtnerinn rufen und ſehen was die ſagt.

Urſula.

Die alte Gärtnerinn? (Bey Seite.) Wie zum Henker weiß ſie denn? —

Brigitte.

Die könnte uns wohl noch in unſern Planen behilflich ſeyn.

Urſula.

Glauben Euer Gnaden? (Bey Seite.) Das Ding kommt mir verdächtig vor! — (Laut.) Ich werde ſie Ihnen auf der Stelle ſenden, gnädige Frau.

Brigitte (bey Seite).

Sie iſt noch hier, das iſt gut.

Urſula (bey Seite).

Warte! wir wollen dich ſogleich näher erforſchen.
(Sie geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Brigitte (allein).

Alles geht vortrefflich! — Nun geht ſie ſelbſt und holt mir die Gehilſinn meines Planes herbey. — Ich bin allein, die Stunde rückt heran, ich will Emilien aufmerkſam machen — Aber wie? (Man hört von Innen die Melodie der Romanze aus den beyden Füchſen (Une Folie) auf dem Pianoforte ſpielen). Ah! —

Emilie gibt ſchon das Zeichen, daß ſie achtſam ſey. — Ich will ihr antworten (Sie ſingt mit dem Accompagnement des Pianoforte von Innen.)

Lied.

Sey nur getroſt lieb Mägdelein,
Die Stunde der Freyheit erſcheinet! —
Bald biſt im Arme des Liebſten dein
Und mit ihm auf ewig vereinet. —
Lauſche, und haſche den Augenblick,
Läßt du ihn entſchwinden, entſchwindet dein Glück.

Eine Stimme von Innen
(in ſchnellerm Tempo).

Gierig faß' ich den Hoffnungsſtab
Den der Himmel mir reicht, mich zu retten,
Ein Schutzgeiſt ſtieg aus den Wolken herab,
Er kömmt und zerbricht meine Ketten. —
Ich hör' ihn — und lauſch' auf den Augenblick,
In welchem er Freyheit mir kündet und Glück.

Brigitte
(tritt zu den Jalouſien und ruft hinein).

Stille, ſtille! Man kommt. (Plötzlich verſtummen Inſtrument und Stimme.)

Sechster Auftritt.

Brigitte. Urſula

(als alte Gärtnerinn mit weißen Haaren, gebeugtem Rücken, auf einen Stock geſtützt; ſie ſpricht in ſchnarrendem Naſenton).

Urſula.

Frau Urſula ſagte mir, daß mich hier Jemand zu ſprechen wünſche. Sind Sie es Madame? — Womit kann ich Ihnen dienen?

Brigitte

(nimmt ſie unter den Arm, und zieht ſie in den Vordergrund).

Spreche Sie nur ein bischen leiſe, liebe Alte! — Was ich Ihr zu ſagen habe, darf Niemand hören, am allerwenigſten Urſula, die ohnedieß ihre Augen und Ohren überall hat.

Urſula

(noch lauter ſprechend).

Aber du lieber Gott, ich rede ja ohnehin ſo leiſe, ſo leiſe.

Brigitte

(verhält ihr den Mund).

Stille! — da hat Sie etwas! — nehme Sie ſich ein bischen in Acht — (Sie ſteckt ihr einen Beutel zu.)

Urſula.

Einen Beutel —! (Oeffnet ihn.) Herr je! und goldene Dinger darin — Wie verdien' ich? —

Brigitte.

Sie verdienet dieſe Belohnung allerdings; bringt Sie nicht ſeit vierzehn Tagen alle meine Briefe an Emilien, in die rechten Hände.

Urſula.

Ach ja — ſo — (Bey Seite.) Schöne Sachen erfahr' ich da.

Brigitte.

Ich bin recht froh, daß ich Sie noch hier treffe. Man hat mir geſagt, der Herr Obriſt ſey Ihr auf die Schliche gekommen und habe Sie fortgejagt.

Urſula (bey Seite).

Man hat Ihnen die Wahrheit geſagt Madame! (Laut lachend.) Ah — *Mir* kommt man nicht ſo leicht auf meine Schliche.

Brigitte.

Sie wird mich wohl nicht kennen. Ich bin Frau Brigitte! —

Urſula.

Frau Brigitte? — So? Nun das freut mich. (Bey Seite.) Warte! (Laut.) Aber warum ſind Sie denn ſo unruhig? —

Brigitte.

Ich will nur ſehen ob uns Urſula nicht über den Hals kömmt. (Sie blickt nach allen Seiten.)

Urſula.

Ah ſorgen Sie ſich nicht, ſo lang ich hier bin, läßt ſie ſich nicht ſehen.

Brigitte

(mit geheimnißvollem leiſen Ton).

Alſo liebe Mutter! — Sie hat verſprochen uns bey dem großen Plane hilfreiche Hand zu bieten.

Urſula.

Großer Plan! — ich weiß nicht — Verzeihen Sie — mein Gedächtniß iſt etwas ſchwach, — was für ein Plan?

Brigitte.

Nun, wir wollen ja Emilien in die Hände der Tante ihres Geliebten liefern.

Urſula.

Ah, ja ſo! — ja ja, das wollen wir.

Brigitte.

Sie — liebe Alte — hat verſprochen, es einzuleiten, daß Emilie aus dem Pavillon heraustreten und in den Wald entfliehen kann.

Urſula.

Richtig, das hab' ich verſprochen.

Brigitte.

Nun aber ich da bin, ſo werd' ich's ſchon ſelbſt dahin zu bringen ſuchen. Sey Sie nur ſo gut liebe Alte, und beſchäftige Sie Urſula, damit ich hier freyes Spiel habe.

Urſula.

Ich will ſie ſchon beſchäftigen! —

Brigitte.

Wenn ich Emilien nur einmal im Wagen habe, der ein paar hundert Schritte von hier beym Ausgang des Waldes ſteht, und fortrollen wird, daß ihm keine Seele mehr nachkommt, dann mag Urſula ſagen und thun was ſie will. Ich ſehe ſie ſchon, ſie, die ſich auf ihre Feinheit ſo viel einbildet, wie ſie ſchreien und poltern wird, (lacht) ha ha ha! — ſich ſo hintergangen zu ſehen! — Ich bitte Sie liebe Gärtnerinn, ſetze Sie ſich nur ſelbſt an ihre Stelle.

Urſula

(wirft ſchnell das Gärtnergewand, die graue Perrücke und den Stock weg, und tritt vor Brigitten).

Ich ſetze mich an ihre Stelle, Frau Brigitte!

Brigitte (bey Seite).

Urſula! — Nun bin ich in der Falle. — (Laut und gezwungen lachend.) Ha! ha! ha! — Kindiſche Frau! — du biſt doch überliſtet. — Ich kannte dich beim Eintreten — Es iſt kein wahres Wort an alle dem, was ich ſagte, ich wollte nur deine Treue prüfen! —

Urſula.

Unnöthige Ausflucht! — Belieben Sie ſich auf der Stelle von hier zu entfernen. (Sie öffnet das kleine Thürchen im Hintergrunde und läßt den Schlüſſel ſtecken.)

Brigitte.

Wie, du wollteſt mich wirklich fortſchicken? — (Bey Seite.) Alles iſt verloren! — (Laut.) Gib mir doch wenigſtens meine Kleider. —

Urſula.

Sogleich — (Sie geht in das kleine Gartenhäuschen, in welches ſie früher die Kleider Brigittens gebracht hat; während deſſen erblickt Brigitte den Schlüſſel an der kleinen Thür ſtecken, und bemächtigt ſich deſſelben.)

Urſula
(gibt Brigitten ihre Kleider).

Hier die Kleider — und dort die Thür! —

Brigitte.

Triumphiren Sie nicht ſo früh' — meine Liebe — Sie haben noch nicht geſiegt.

Urſula.

Sie noch weniger! —

Brigitte.

Das wollen wir ſehen.

Urſula (höhnend).

Seyn Sie nur nicht ſo ungehalten, meine Wertheſte, daß nicht Alles nach Ihrem Köpfchen ging; es iſt ja noch nicht Alles verloren. — Wagen Sie immerhin noch einen Angriff — Urſula iſt ja leicht zu überliſten. — Sie ſieht nicht, — ſie hört nicht — ſie iſt leichtgläubig — und die alte Gärtnerinn iſt ja auch mit Ihnen im Bunde — ha! ha! ha! nur Schade, daß man ſie dieſes Einverſtändniſſes wegen ſchon vor drey Tagen fortgejagt hat. — Indeſſen, meine ſuperfeine Frau Brigitte, bitte ich doch für's Erſte, aus der Feſtung, die Sie überrumpeln wollten, in aller Stille wieder abzuziehen. (Sie geleitet ſie an die Thür.) Habe die Ehre mich höflichſt zu empfehlen, bitte über den fehlgeſchlagenen Plan nicht gar ärgerlich zu ſeyn, könnten leicht ein Gallenfieber bekommen, ha! ha! ha!

(Brigitte ab.)

Siebenter Auftritt.

Urſula

(allein), gleich darauf Brigitte. (Sie macht die kleine Thür zu, aber nur ſo, daß der Riegel in die Klinke fällt. Während Urſula dann vortritt und das Folgende ſpricht, — öffnet Brigitte dieſe Thüre wieder, tritt leiſe ein, geht zum Gartenhäuschen, legt den Schlüſſel auf einen Stuhl, der an demſelben ſteht, und ſchlüpft hinein).

Urſula.

Ah! — wir haben ſie fort convoyirt, und ſie wird ſich's wohl vergehen laſſen, dieſen Ort noch einmal betreten zu wollen. Ja meine Liebe, Urſula fängt man ſo leicht nicht. — Jetzt will ich wieder recht gut zuſchließen. (Sie geht zur kleinen Thür.) Wo iſt denn der Schlüſſel? — Mir ſchien doch, ich ließ ihn im Schloſſe ſtecken. — Ah! vielleicht iſt er mir in der Freude aus den Händen gefallen. (Sie ſucht auf der Erde und erblickt endlich den Schlüſſel auf dem Stuhl.) Ah! da hab' ich ihn ja hergeleg'. (Sie eilt zur Thür, ſteckt den Schlüſſel in's Schloß und dreht ihn dreimal um.) Eins! — zwey! — drey! Glückliche Reiſe Frau Brigitte! —

Brigitte

(am Fenſter des Gartenhäuschens).

Ich danke —

Urſula

(wiſcht ſich den Schweiß von der Stirne).

Ah! — wie mir warm iſt. — Was es doch für Mühe koſtet, ein junges Mädchen zu bewachen. — Die Liebhaber ſind des Satans, und all' das Volk von Bedienten und Kammerkatzen, das ſie durch Geld auf ihre Seite bringen — es wäre wahrhaftig nöthig, daß man hundert Augen hätte! —

Brigitte.

Sie reden die Wahrheit, meine Charmante.

Urſula.

O ſo viel ich mich erinnere, hatte meine Mutter bey mir auch genug zu wachen. —

Brigitte.

Sie erinnern ſich weit her, meine Liebe. —

Urſula.

Jetzt will ich ein bischen Runde machen und ſehen, was meine kleine Gefangene macht.

(Sie ſieht um den Pavillon herum und geht dann hinein.)

Brigitte

(öffnet die Thür des Gärtnerhäuschens).

Wenn ich nur Emilien unterrichten könnte! (Sie tritt einen Schritt vor, kehrt aber ſchnell wieder zurück, da Urſula gleich wieder mit einem Spinnrade aus dem Pavillon tritt.)

Urſula.

Ich kann ganz ruhig ſeyn, — Emilie lieſt ihren Lieblingsroman: Margarethens Geiſt, und da denkt ſie an gar nichts Andres. Es iſt doch etwas Schönes um ſo einen Geiſterroman, da kommen Geiſter von allen Arten vor. Geiſter von Ahnfrauen, Geiſter von Liebhabern, himmliſche und hölliſche Geiſter, und doch gibt es Leute, die behaupten, es ſey gar kein Geiſt darin. (Sie trägt ihr Rädchen zu dem Stuhle neben der Gärtnerwohnung, ſetzt ſich dahin und ſpinnt.) Uebrigens unterhält das die jungen Mädchen und macht ſie furchtſam, und das iſt gut. Der Henker käme mit ihnen zu Rechte, wenn ſie gar nichts mehr fürchteten.

Brigitte.

Nun? — Sie kommt mir hübſch nahe.

Urſula

(hält mit dem Spinnen inne, und zieht das Papier hervor, welches ſie in dem erſten Auftritte hatte).

Der Herr Obriſt wird eine Freude haben, wenn ich ihm ſage, wie ich unſ're Feindinn zum Rückzuge gezwungen habe; ich will doch ſeine Inſtruktion noch einmal durchleſen — Ah! — da ſteht auf der andern Seite auch noch Etwas, was ich früher nicht geſehen habe.

Brigitte.

Wir wollen auch das Ohr ſpitzen. —

Urſula (lieſt).

Fünftens: daran denken daß die Thüre, welche vom Pavillon in den Küchengarten führt, in ſchlechtem Zuſtande iſt.

Brigitte.

Danke für die Nachricht.

Urſula (lieſt).

Und daß dieſer Gemüſegarten an den Park ſtößt, aus welchem man leicht in's Freye gelangen kann.

Brigitte.

Vortrefflich! —

Urſula (lieſt).

Sechſtens: Sich merken — daß der Schlüſſel zum Park — in einer Vaſe liegt, welche auf dem Kamine meines Schlafzimmers ſteht.

Brigitte.

Immer beſſer!

Urſula
(ſteckt das Papier ein und fängt wieder zu ſpinnen an).

Ah ha! ha! Frau Brigitte würde ſich die Nägel an allen zehn Fingern vor Aerger abbeißen, wenn ſie wüßte, wie leicht ſie ihren Plan hätte ausführen können.

Brigitte.

Sie weiß Alles, und überläßt das Nagelbeißen Ihnen, meine Theuerſte! —

Urſula (ſpinnend).

Aber ſo ſind die lieben Leutchen, wollen immer liſtiger ſeyn als Andere, ſpotten und lachen über Andere, und müſſen am Ende doch mit langer Naſe abziehen. (Schabt mit dem Finger ein Rübchen.) Begeben ſie ſich zur Ruhe, mein abenteuerlicher Liebhaber; das Vögelchen iſt in meinem Gewahrſam und ſoll mir nicht entfliehen.

Brigitte.

Wir wollen's auf der Stelle verſuchen. (Sie tritt leiſe hinter Urſula's Stuhl aus der Gärtnerwohnung und ſchleicht, ohne von Urſula bemerkt zu werden, in den Pavillon.)

Achter Auftritt.

Urſula (allein). (Es wird Abend; eine Glocke ſchlägt ſieben Uhr.)

Urſula (ſteht auf).

Es fängt ſchon an Abend zu werden. — Der Herr wird bald nach Hauſe kommen. — Der wird eine Freude haben, wenn ich ihm Alles erzähle, welche Kriegsliſt man anwandte, und wie ich den Feind zu Schanden gemacht habe. Mit Geſchenken wird er mich überhäufen. — Ich aber werde bloß mit dem Ruhme zufrieden ſeyn, und die Geſchenke ausſchlagen. — Nein — ich werde ſie doch annehmen. (Man hört ein Poſthorn blaſen, eine Peitſche knallen, und Wagengeraſſel.) Ah, da iſt er ſchon. (Sie läuft zum großen Thor und öffnet es.) Nein — man fährt nicht hierher. — Man fährt fort — Wie? wenn — Nein es iſt unmöglich. (Sie läuft ſchnell zum Pavillon, öffnet ihn, und ſieht hinein.) Himmel! — Emilie — iſt fort! — Ich bin verloren! — entehrt! Zu Hülfe! — holt ſie ein! —

Neunter Auftritt.

Die Vorige. Brigitte.

Brigitte
(öffnet die Jalouſie des Pavillons und ſtützt ſich mit beyden Armen auf den Balcon).

Was ſoll denn das Geſchrey? — Was gibt's denn? —

Urſula.

Herrgott! — Brigitte! —

Brigitte.

Nur ſtille meine Liebe.

Urſula.

So? Ich ſoll wohl noch ſtille ſeyn, nach Alle dem, was Sie mir gethan haben.

Brigitte (lächelnd).

Ich habe Ihnen gar nichts gethan.

Urſula.

So? — Wer hat Sie denn hierher gebracht?

Brigitte.

Sie ſelbſt, meine Beſte.

Urſula.

Wie ſind Sie denn zu Emilien gekommen? —

Brigitte.

Durch Sie! —

Urſula.

Wer hat Ihnen denn geſagt, wie Sie Emilien hinten durch den verſchloſſenen Park hinausbringen? —

Brigitte.

Ebenfalls Sie! — (Sie tritt aus dem Pavillon.)

Urſula.

Auf dieſe Art wäre ich alſo ſelbſt meine größte Feindinn geweſen?

Brigitte.

Allerdings. — Erinnern Sie ſich nicht mehr, was Sie mir dort beym Spinnen vorlaſen? — „Gut zu merken, daß die Thüre, welche in den Gemüſegarten führt, im ſchlechten Zuſtande iſt.“ —

Urſula.

Oh! — jetzt begreif' ich! —

Brigitte.

„Daß der Schlüſſel zur Thüre des Parks in der Vaſe liegt.“

Urſula.

Schon genug! — Verdammte Zunge! Gott! was wird der Herr Obriſt ſagen?

Brigitte.

Er wird Ihnen Ihren Abſchied geben.

Urſula.

Meine Ehre iſt compromittirt! —

Brigitte.

Nicht doch, Sie haben ſich tapfer vertheidigt! —

Urſula.

Was werd' ich anfangen, wohin werd' ich gehen? —

Brigitte.

Mit mir nach der Hauptſtadt zu Emilien und ihrem Gatten, welche Sie Beyde mit offenen Armen empfangen werden. — Urſula! reiche mir die Hand; wir waren Feindinnen ſo lange die Liebenden getrennt waren; nun ſie vereinigt ſind, wollen wir unter ihrem Schutz als Freundinnen leben; — vielleicht fällt es ihnen einſtens ſelbſt ein, ſich wieder zu trennen! —

Der
Soldat ganz allein.

Ein komiſches Zwiſchenſpiel in einem Auftritte.

Nach

einer Anekdote.

Perſon.

Thomas Kühn, ein Soldat.

(Die Bühne ſtellt das Innere einer Redoute vor, Waffen ſtehen in Bündeln beyſammen, Fahnen, Trommeln, Trompeten u. ſ. w. liegen und ſtehen umher.

Erſter und letzter Auftritt.

Kühn
(auf ſein Gewehr geſtützt, horcht).

Bey meiner Seele, ich höre nichts mehr; —
Ey o lauft ihr Kerls, als wärt ihr beſeſſen,
Da ſind ſie hinter dem Feinde her,
Und ich, — die Schildwache, wurde vergeſſen. —
Ja ja es geht manchmal recht ſeltſam im Kriege,
Der bravſte verſtändigſte General
Bring's niemahls im Leben zu einem Siege,
Ein And'rer ſiegt unwiſſend überall.
Ich will das ohne Anwendung ſagen;
Den *mein* General iſt ein ganzer Mann,
Der verſteht's den Feind auf das Haupt zu ſchlagen,

So eben hat er's wieder gethan.
(Er horcht wieder.)
Wenn nur nicht zu weit ſie dem Feinde nachrennen,
Nicht unbeſonnen verfolgen ihr Glück,
Sonſt könnte man leicht vom Hauptcorps ſie trennen
Und nimmer kehrten hierher ſie zurück.
(Lächelnd.)
Da könnt' ich wohl einige Tage hier lauern
Und meine Wach' würde lange dauern.
(Nachdenkend.)
Ja, was iſt zu thun? — Was kann geſchehen?
Es bleibt mir für's Erſte wohl keine Wahl,
Man ſtellte mich her, alſo bleib' ich ſtehen,
Ein verlorner Poſten bin ich einmahl.
(Auf- und abgehend.)
Was werden ſie jetzt wohl zu Hauſe machen?
Der Vater, die Mutter und meine Cathrin'?
Der Vater wird trinken, die Mutter wird lachn,
Und Käthe? — Ach Gott, für mich iſt ſie hin!
Im Dorfe gibt's viele gar hübſche Jungen,
Da iſt das Mädel in ſteter Gefahr,
Sie ſind ihr ja überall nachgeſprungen
Schon damals, wie ich noch ihr Liebſter war.
Da wußt' ich mit Fäuſten dem zu begegnen
Der auch nur ein lüſternes Blickchen gewagt;—

Jetzt — ach! wird's Blicke in Menge regnen,
Weil Keiner mehr iſt, der mit Fäuſten drein ſchlagt;
Ja ja, ich hab' eine ſchöne Tröſtung;
Indeß ich hier muthvoll vertheid'ge den Platz,
Ueberrumpeln die Feinde mir dort meine Feſtung
Und plündern mir meinen liebſten Schatz;
Ein armes Mädel, wie ſoll ſich's auch wehren?
Erſt greift man's mit Blicken und Drücken an;
Dann rücken ſie mit dem Geſchütz, mit dem ſchweren:
Mit Küſſen, daß es laut knallet, an;
Da hilft kein Muth, kein Zurückziehen,
Piff, paff, hier ein Schmatz und dort wieder ein Schmatz;
Die Sittſamkeit und die Treue entfliehen,
Die Koketterie überliefert den Platz.
In's Himmelsnamen, man läßt ſie laufen,
Mehr Weiber ſchuf ja der liebe Gott,
Auch ich war nicht treu, war zu Ende das Raufen,
So legt' auch ich auf das Liebeln nicht Spott.
Ich kann ein Liedel, das drückt es aus,
Man findet ein Liebchen in jedem Haus.

Lied.

Die Welt iſt groß, die Zeit iſt lang,
Es weiß der Soldat ſie zu kürzen,

Ihm iſt vor langer Weile nicht bang,
'S gibt überall Feinde und Schürzen,
Der Soldat, wo er hinkommt, findet er was,
Und wo er weggeht, verläßt er was,
Schnell knüpft und ſchnell zerhaut er ein Band;
Hurrah! Hurrah der Soldatenſtand!

Wer wird ſich grämen zu Tode ſchier,
Muß er verlaſſen ein Städtchen,
Allüberall gibt es Wein oder Bier,
Allüberall gibt es auch Mädchen.
Gebratene Gänſe, die nimmt er mit,
Um ungebratene ſchiert er ſich nit;
Mag flennen die Dirn im verlaſſenen Land,
Hurrah! Hurrah der Soldatenſtand!

Nichts hält den braven Soldaten feſt,
Als nur ſein Schwur und die Fahne,
Er mag nicht weilen im warmen Neſt,
Obgleich Cupido ihn mahne,
So lang' ich hier bin, bleib' ich dir treu,
Wenn die Trommel ruft, ſo iſt es vorbey;
Willſt's wagen Mädel, ſo reich mir die Hand,
Hurrah! Hurrah der Soldatenſtand!

Ich weiß nicht, wenn ich das Liedel ſinge,
So wird mir immer leichter um's Herz,
Ich ſchlage mit Stolz an die Säbelklinge
Und es reut mich kein vollbrachter Scherz.
(Er zieht eine Uhr heraus.)
Wie weit ſind wir denn in der Zeit ſchon gekommen?
Laß ſehen. — Die Uhr hab' ich einſt nach der Schlacht
Einem dicken Lieferanten genommen,
Der über das ſaure Brot hat gelacht;
Und ſo hab' ich ihn zum Weinen gebracht.
(Er ſieht auf die Uhr.)
Schon ſieben! — Das iſt ja die Zeit der Runde,
Wär' itzo da mein Herr Korporal,
So machten wir ſie miteinander zur Stunde,
Jetzt mach' ich ſie denn ganz allein einmahl.
(Er macht die Runde und ſchlägt ſich dazu ſelbſt einen Marſch; als er wieder auf ſeinen vorigen Platz zurückgekehrt iſt, ſtellt er ſich in Poſitur eines Meldenden und ſpricht.)
'S iſt alles in der Ordnung
Mit Feuer und mit Licht,
'S iſt ſtille in den Zelten
(Auf ſich ſelbſt deutend.)
Die Wachen ſchlafen nicht,
Die Loſung iſt gegeben,

Heißt: „Der Soldat allein!“
Vom Feind iſt nichts zu fürchten,
Wir können ruhig ſeyn.
Ach! machten auch die Civiliſten
Manchmal ſo eine Rund,
Viel Dinge, die ſie gar nicht ahnen
Die würden ihnen kund. —
Wenn's manch Familienvater thäte,
Was würd' er da nicht ſchau'n,
Bey ſeinen Mägden, ſeinen Töchtern,
Ja ſelbſt bey ſeiner Frau'n? —
Wenn ein Poet die Runde machte
Bey ſeinen Verſeley'n,
Mit Bangen würd' er bald entdecken
Wie ſchlecht ſo manche ſey'n. —
Wenn ſo ein Chef der Federfuchſer
Die Runde machte, dann
Träf viel' er gar nicht auf den Poſten
Und viele ſchlafend an.
Wenn ein Verliebter Runde machte
Um Liebchens Fenſterlein,
Da würd' er oft ſein Wunder ſchauen
Was Alles ſteigt hinein;
Kurzum man kömmt durch's Runde machen
Auf mancherley verborgne Sachen.

(Er horcht.)

Aber mein Himmel! faſt will mir's bangen,
Immer kehren ſie noch nicht zurück;
Wurden ſie etwa vom Feinde gefangen?
Nun das wär' ein gutes Stück!

(Er ſieht über die Verſchanzungen hinaus.)

Schon die Berge ſich abendlich röthen,
Was fang' ich an hier in Einſamkeit?
'S iſt doch erlaubet die Zeit zu tödten,
Denn uns tödtet ja wieder die Zeit. —
Nun, ſo wollen wir exerziren.
Halt! — habt Acht! — präſentirt das Gewehr!

(Er präſentirt, bleibt dann in der letzten Poſitur ſtehen und ſpricht.)

Wozu es denn gut iſt, das Präſentiren?
Im Feld präſentirt keine Seele mehr.
Auch die Tempo beym Laden und Schießen
Sind doch nur eine Spielerey,
Wenn wir die Feinde zurückdrängen müſſen
Wer denkt da mehr auf das eins, — zwey — drey!
Schadet's was, wenn das „Bey Fuß!“ nicht wäre?
Die Feigen werfen beym erſten Schuß
Auch ohne Commandowort weg die Gewehre,
Der Muthige aber macht niemals „Bey Fuß.“
Wer hier vom „Rechtsumkehrt Euch“ will wiſſen,

Den ſoll auf der Stelle man niederſchießen,
„Links geſchaut! — rechts geſchaut!“ — lieber Gott,
Der Soldat ſchaut hin, wo Gefahr ihm droht,
Drum fort mit dem Exercitium hier.
Das laß ich gelten im Standquartier.
(Er nimmt ſeinen Helm ab.)
Uf! — warm iſt's! dieſe eiſerne Kappe
Sie drückt gewaltig. Es mußte fürwahr
Viel dulden in alten Zeiten ein Knappe,
Der ganz in Eiſen gekleidet war.
(Er erblickt den Federbuſch auf ſeinem Helm.)
Sieh da, mein Federbuſch! — ſey willkommen,
Ich erhielt dich von ſchöner Weiberhand,
Sie hat dazu alle Federn genommen
Die überall ſie zuſammenfand;
So bin ich im Stand' jeder Gattung von Leuten
Auch Federn zu biethen, die Etwas bedeuten.
(Indem er den Federbuſch muſtert.)
Hier Pfauenfedern für Koketten,
Da Federn von dem Papagey
Für alle diebiſchen Autoren,
Hahnfedern für den Hahnerey.

Für Ehemänner Guguckfedern,
Kanarienfedern für den Neid,

Für Eiferſüchtge Eulenfedern,
Gansfedern für die junge Maid.

Hier ſind für abgeſchmackte Plaud'rer
Noch ein'ge Federn von dem Staar,
Da Federn von dem Todenvogel
Recht paſſend für der Aerzte Schaar.

Für Zeitungsſchreiber Rabenfedern,
Damit ſchreibt auch der Gröbſte fein,
Und endlich eine Phönixfeder
Für ein unſchuld'ges Mägdelein.

(Man hört von außen entfernt Trommelſchlag.)
Was hör' ich? — Die Trommel? — Das ſind die Meinen,
Nun iſt doch einmal die Wache zu End' —
Wie, oder ſoll gar der Feind hier erſcheinen?
(Er ſteigt auf eine Kanone und ſieht durch eine Schießſcharte.)
Mein Seel, alles blau! hu! potz Element
Was iſt jetzt zu machen? Jetzt geht's an's Leben.
Entflieh' ich? — Pfuy Thomas! was ficht dich an?
Nein nimmermehr werd ich den Platz übergeben,
Ich wehre mich bis auf den letzten Mann.

(Man hört den Trommelſchlag wieder von außen, und näher als das vorige Mal.)

Aha! Sie nähern ſich ſchon. Jetzt heißt's wagen;
Da gährt mir im Kopf eine herrliche Liſt,
Mein Seel' ich will in die Flucht ſie ſchlagen,
Wenn anders das Glück mir gewogen iſt.
Da ſie dieſes Platzes Bemannung nicht kennen
So will ich ſie ſchrecken, ſie werden dann —
Ich kenne die Haſenfüße — gleich rennen. —

(Er zieht ſeinen Säbel.)

Jetzt kommandir' ich fünftauſend Mann.

(Er ſchlägt erſt einen Reveille auf der Trommel, dann ſchreyt er ſehr laut.)

Auf! auf Kameraden! Die Feinde kommen,
Das Regiment Failberg beſetzt den Wall.

(Er ahmt eine andre Stimme nach.)

Gewiß die Redoute wird nicht genommen,
Vertrau'n Sie auf uns mein Herr General!

(Er ſchlägt einen Doppelmarſch, um den Feind dadurch glauben zu machen, daß benannte Regiment ziehe eben den Wall hinan, dann ſchießt er mehrere Gewehre durch die Schußſcharten auf den Feind ab; er blickt durch eine Schußſcharte).

Aha! — Sie ſtutzen — ſie ſtehen. — O Himmel
Verleih mir nur jetzt eine Schreckensſtimm';

Wie mach' ich denn nur ein rechtes Getümmel?
(Er ſchreyt was er aus dem Halſe bringt.)
Herbey zum Ausfall Huſaren von Grimm!
(Er nimmt eine Trompete und bläſt darauf zum Angriff, dann eine andere, worauf er antwortet, er ſchießt wieder einige Gewehre durch die Schießſcharten ab und rührt auch die Trommel, ſchreyt dabey immer Hurrah! Halloh! läßt auch Fahnen über den Wall hinaus wehen; er ſieht durch die Schießſcharte.)
Was ſeh' ich? — iſt's möglich? der Feind ſich wendet,
Mein Seel! die tolldreiſte Liſt gelingt,
Ein Parlamentär wird an mich geſendet;
So wollen wir denn einmal ſehn, was er bringt,
(Ein Trompetenſtoß läßt ſich von Außen hören. Thomas antwortet mit einem Trompetenſtoß, zieht dann eine Offiziersuniform an und ſetzt einen Offiziershut auf, welche auf einer Trommel liegen, tritt auf den Wall und ſpricht hinaus.)
Mein General hat hierher mich geſandt
Sagt ſchnell was verlangt Euer Commandant?
(Man hält ihm von Außen eine Rolle entgegen.)
Ah! habt Ihr Depeſchen? — gebt her! — ſogleich
Bring ich die entſcheidende Antwort Euch.
(Er nimmt die Rolle, und ſteigt damit herab.)
Laß ſehen! nun gilt es den Meiſterſtreich.

(Er lieſt.)

„Herr General“

(Er bläſt ſich ſtolz auf.)

„Mein Regiment iſt fünfhundert Mann ſtark, ich könnte die Redoute nehmen und die Beſatzung über die Klinge ſpringen laſſen, allein ich biete ihnen eine ehrenvolle Kapitulation an. Sie übergeben den Platz und ziehen ſammt Ihrer ganzen Mannſchaft mit allen militäriſchen Ehren ab.“

„Obriſt Terreau.“

Ich möcht gern jetzt geſchwind Kriegsrath halten,
Doch meine Räthe ſind alle ſtumm.

(Er ſteigt auf den Wall und ſpricht hinaus.)

Sagt Eurem Obriſt, es bleibt beym Alten,
Er mag den Platz nehmen, wir wehren uns drum.

(Nun wendet er alle ſeine Kräfte an, macht mit Trommel, Trompeten und Schreyen Tumult, ſo viel er kann, ſchießt wieder mehrere Gewehre und ſelbſt eine Kanone auf den Feind ab, endlich guckt er wieder bey der Schießſcharte hinaus.)

Sie wenden ſich um — ſie ſuchen das Weite,

(Er kniet freudig nieder.)

Nimm meinen Dank o Kriegesgott an,
Ich habe geſiegt, ein Cäſar der Zweyte,

Ich ganz allein gegen fünfhundert Mann.
Stolz kann ich den Meinen entgegentreten,
Das Porte d'epée wird ganz ſicher mein;
Wer des Generalen Stelle vertreten,
Verdient doch wenigſtens Lieut'nant zu ſeyn.
(Ans Publikum oder auch an die Rezenſenten.)
Die Capitulation mir gewähren
Wollt Ihr — Ihr ſaht daß ich tapfer bin;
Laßt mich mit militäriſchen Ehren,
Doch ohne Pfeifer vom Platze ziehn.

(Nachſchrift.) Die letzten beyden Kleinigkeiten, nämlich die Duennen und der Soldat, ſind zwar ſchon vor mehreren Jahren in Lembert's Theatertaſchenbuche (Wien, bey Tendler und v. Manſtein) abgedruckt, allein da ich wünſche, daß mein dramatiſches Sträußchen eine vollſtändige Sammlung aller meiner kleinen dramatiſchen Arbeiten enthalte, ſo hab' ich ſelbe, nach eingeholter Zuſtimmung des Herausgebers und Verlegers jenes Taſchenbuches, hier noch einmal abdrucken laſſen.

J. F. Caſtelli.

Inhalt

der bereits erſchienenen dreyzehn Jahrgänge.

Erſter Jahrgang.

Haß allen Weibern, Luſtſpiel in einem Aufzuge. Frey nach dem Franzoſiſchen des Bouilly. In Alexandrinern bearbeitet.

Der kurze Roman, oder: Die närriſche Wette. Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Der Ehenſtifter, oder: die beiden Offiziere. Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Die ſpaniſche Wand. Dramatiſche Kleinigkeit in einem Aufzuge. Frey nach dem Franzöſiſchen.

Die Ehemänner als Junggeſellen. Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Zweyter Jahrgang.

Die Schauſpielerinn. Luſtſpiel in drey Aufzügen, nach dem Franzöſiſchen, im Versmaß des Originals.

Wahnſinn. Drama in einem Aufzuge. Als Seitenſtück zu Nina. Nach dem Franzöſiſchen le delir frey bearbeitet.

Abneigung aus Liebe. Luſtſpiel in freyen Verſen und einem Aufzuge.

Der alte Jüngling. Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach dem Franzöſiſchen.

Verlegenheiten und Auswege. Poſſe in einem Aufzuge, frey nach dem Franzöſiſchen.

Dritter Jahrgang.

Peter und Paul. Luſtſpiel in drey Aufzügen. Als Seitenſtück zum Mädchen von Marienburg und dem liefländiſchen Tiſchler. Nach dem Franzöſiſchen des Lamarteliere.

Der Raſttag. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nach dem Franzöſiſchen des Bouilly.

Die beyden Ehen. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nach dem Franzöſiſchen des Etienne.

Der Wilddieb. Liederſpiel in einem Aufzuge.

Der Sie. Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Vierter Jahrgang.

Verkannte Treue. Drama in drey Aufzügen, nach Pelletier Volmeranges.

Die Zeche, oder: Gaſtwirth und Bürgermeiſter in einer Perſon. Krähwinkliade in einem Acte, nach einer wahren Anecdote.

Narrheit und Narrethey. Luſtſpiel in einem Act, nach Deſaugiers.

Die hölzerne Uhr. Drama in einem Acte, nach Bernard Valville.

Raphael. Luſtſpiel in Alexandrinern und einem Aufzuge.

Fünfter Jahrgang.

Czaar Iwan. Dramatiſirte Anecdote in zwey Acten.

Die Papageye. Luſtſpiel in einem Act. Nach dem franzöſiſchen Vaudeville: les Perroquets de la mère Philippe.

Die Bittſteller. Luſtſpiel in einem Acte. Nach Melesville.

Das Kammermädchen. Luſtſpiel in einem Act. Frey nach Longchamps.

Der Diener ſeines Nebenbuhlers. Luſtſpiel in einem Acte.

Sechster Jahrgang.

Der Prinz kommt! Luſtſpiel in einem Acte. Nach dem Franzöſiſchen des Rougemont.

Thomi, oder: Die Stimme der Natur. Drama in zwey Aufzügen, dem Franzöſiſchen nachgebildet.

Der Weibertauſch. Luſtſpiel in einem Acte. Nach dem Franzöſiſchen der Herren Dartois und Achille.

Der Einſiedler im Lerchenwalde, oder: Die geheimnißvolle Laube. Luſtſpiel in einem Acte. Nach einem franzöſiſchen Vaudeville der Herren Theaulon und Capelle.

Siebenter Jahrgang.

Gleiche Schuld. Gemählde unſerer Zeit in drey Aufzügen.

Die ſeltſame Lotterie. Luſtſpiel in einem Acte.

Die Tauben. Schwank in einem Acte. Als Seitenſtück zu den Papageyen.

Die Puppe, oder: die kleine Schweſter der Geliebten. Luſtſpiel in einem Acte, nach Scribe und Melesville.

Achter Jahrgang.

Der buckelige Liebhaber. Luſtſpiel in einem Act, nach einem franzöſiſchen Vaudeville.

Hochzeit-Fatalitäten. Poſſe in einem Acte.

Das Stelldichein um Mitternacht. Luſtſpiel in einem Acte, nach dem Franzöſiſchen l'echelle de soie.

Das Fläſchchen Köllnerwaſſer, oder: Denkſchrift eines Huſarenoffiziers. Luſtſpiel in einem Acte, nach Scribe.

Die Verſchwornen. Oper in einem Acte.

Neunter Jahrgang.

Gabriele. Drama in drey Aufzügen. Nach der Valerie der Herren Scribe und Melesvilles.

Die junge Tante. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nach Melesville.

Emmy Teels. Drama in drey Aufzügen. Nach Pixerecourt.

Zehnter Jahrgang.

Der Großpapa. Luſtſpiel in einem Acte, nach dem Franzöſiſchen der Herren Scribe und Melesville.

Liebeszunder. Luſtſpiel in einem Acte, nach dem Franzöſiſchen der Herren Scribe und Delavigne.

Die Zauberlaterne. Luſtſpiel in zwey Acten. Frey nach Scribe und Dupin.

Fünf ſind Zwey, oder: Domeſtikenſtreiche. Luſtſpiel in einem Acte. Frey nach dem Franzöſiſchen.

Eilfter Jahrgang.

Eheliche Strafe. Luſtſpiel in einem Act, in freyen Verſen.

Der Kuß durch einen Wechſel. Poſſe in einem Act. Nach Scribe.

Urika, die Negerinn. Drama in einem Acte. Nach dem Franzöſiſchen.

Gutes Beyſpiel. Luſtſpiel in einem Act. Nach dem Franzöſiſchen des Theaulon.

Klimpern gehört zum Handwerke. Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach Scribe.

Zwölfter Jahrgang.

Erſte Liebe, oder: Jugend-Erinnerungen. Luſtſpiel in zwey Acten, nach dem Franzöſiſchen des Scribe.

Die Piſaniſchen Brüder. Drama in drey Acten, nach dem Italieniſchen des Federici.

Zwey Freunde und ein Rock. Poſſe in einem Act, nach einem franzöſiſchen Vaudeville.

Das einſame Haus. Luſtſpiel in drey Aufzügen, nach dem Franzöſiſchen.

Dreyzehnter Jahrgang.

Der Haustyrann. Charakter-Gemählde in drey Aufzügen, nach Alexander Duval.

Das Anekdotenbüchlein. Luſtſpiel in einem Acte. Nach dem Franzöſiſchen der Herren Scribe und Delavigne.

Der Perrückenmacher und der Haarkünſtler. Poſſe in einem Acte, frey nach dem Franzöſiſchen.

Die beyden Duennen. Dramatiſche Bagatelle in einem Act, dem Franzöſiſchen des Brazier nachgebildet.

Der Soldat ganz allein. Komiſches Zwiſchenſpiel in einem Auftritte. Nach einer Anekdote.

Dramatiſches

Sträußchen

für

das Jahr 1829.

Von

J. F. Caſtelli.

Vierzehnter Jahrgang.

MAXIMILIAN KINZEL
PRIVAT-EIGENTHUM.

Wien.

Gedruckt und im Verlage bey J. B. Wallishauſſer.

MAXIMILIAN KANZEL
PRIVAT-EIGENTUM.
WIENER STADTBIBLIOTHEK

Seinem Freunde

dem

k. k. privilegirten Großhändler

Herrn

Joſeph Biedermann,

aus inniger Zuneigung

gewidmet

von dem Verfaſſer.

MAXIMILIAN KINZEL
PRIVAT-EIGENTHUM

Um der Welt zu zeigen
Wie Du theuer mir,
Geb ich Dir zu eigen
Dieſes Sträußchen hier.
Zweyer Völker Glieder,
Und ungleichen Wandels;
Ich ein Mann der Lieder,
Du ein Mann des Handels,
Du beglückt vom Schickſal
Reich an Erdengut,
Ich nur reich an Willen
Und an frohem Muth,
Sind wir doch einander
Lang ſchon herzlich gut.
Dieſes laß uns zeigen
Auch der Welt, mein Freund;
Daß ſie ſehe, wie ſich
Auch Getrenntes eint.

Wien im Oktober 1828.

J. F. Caſtelli.

MAXIMILIAN KINZEL
PRIVATEIGENTHUM

Yelva

oder

die ruſſiſche Waiſe.

Drama in zwey Abtheilungen
nach
dem Franzöſiſchen
des Scribe.

Perſonen.

Die **Gräfinn** von Ceſanne.
Alfred, ihr Sohn.
Graf **Scherikoff**.
Feodora, ſeine Couſine.
Yelva, eine junge Waiſe.
Kaluga, ein Koſack.
Gertrude Duteul, Yelva's Gouvernante.

(Die erſte Abtheilung ſpielt zu Paris. Die zweyte im ruſſiſchen Pohlen einige Meilen von Wilna.)

Erſte Abtheilung.

(Die Bühne ſtellt ein einfach meublirtes Gemach vor mit einer Mittel- und zwey Seitenthüren, zur Linken bey der erſten Couliſſe ein Fenſter, und bey demſelben eine Toilette.)

Erſter Auftritt.

Frau **Duteul** (tritt aus dem Seitengemache rechts).

Duteul.

Hat man jemahls eine ſolche Zerſtreuung geſehen? — ich weiß nicht, woran das Mädchen denkt. — Läßt ihr Taſchenbuch in der großen Allee im Luxenburg liegen. — Aber es iſt auch ein wenig meine Schuld, wir ſaßen dort auf einer Bank und ich ſprach mit ihr von Alfred, unſerm jungen Herrn, und wenn wir von dem lieben jungen Menſchen reden, ſo vergeſſen wir alle Beyde gleich alles Uebrige. — Je nun, es iſt ja kein ſo großes Unglück, ich werde das Buch ja vermuthlich wieder finden, den Garten beſuchen lauter honette Leute, es war faſt Niemand dort, es wird wohl noch auf derſelben Stelle liegen. Freylich die fünf Treppen herab und wieder hinauf werden meinen alten Beinen nicht wohl thun, aber ich muß ja wohl gleich gehen. (Sie nimmt ein Umhängetuch und will fort, plötzlich horcht ſie.) Horch! war mir's doch als hielt ein Wagen bey unſerm Hauſe? (Sie geht zum Fenſter und blickt hinaus.) Ja richtig, ein ſchön gekleideter Herr ſteigt aus und tritt mit einem großen Koſacken in's Haus. Und der prächtige Wagen; die muthigen Pferde, der Kutſcher hat zu thun, daß er ſie erhält. Wem kann denn der Beſuch gelten? In unſerm Hauſe wohnen meiſtens Handwerker und Studenten, bey denen fährt keine ſo ſchöne Equipage vor. (Es wird an der Thüre gepocht.) Man pocht — Er wird doch nicht zu mir? — Herein!

Zweyter Auftritt.

Scherikoff, Kaluga (treten ein). Duteul.

Scherikoff (zu Kaluga).

Bleib da an der Thüre ſtehen, und erwarte meine Befehle.

Duteul.

Mein Herr! Ich kann kaum glauben, daß die Ehre mir gelte.

Scherikoff.

Nicht ſo ganz eigentlich, aber das iſt einerley.

Duteul.

Da ich nicht das Vergnügen habe Sie zu kennen, ſo werden Sie mir wohl auch die Frage verzeihen, mit wem ich denn eigentlich die Ehre habe zu ſprechen?

Scherikoff.

Das kann ich Ihnen leicht ſagen. Ich bin Graf Ivan Scherikoff, ein Name der von den Ufern des Pruth bis zu jenen der Newa mit Achtung genannt wird? Ich bin ein Ruſſe, meine Familie iſt eine der reichſten jenes Landes, ich meines Theiles beſitze 300,000 Rubel jährlicher Einkünfte, eine Grafſchaft, vier Schlöſſer auf dem Lande, zwey Palläſte in Städten, 5000 Hütten und 10,000 Unterthanen darin, alles im beſten Stande, ich führe davon ein Muſter bey mir. Tritt vor Kaluga (Kaluga tritt vor.) Da ſehen Sie.

Duteul.

Für einen Koſacken recht ſchön.

Scherikoff.

Bedanke dich für das Compliment, und geh. Erwarte mich unten mit dem Kutſcher und den Pferden.

Seyd aber hübſch geſcheid alle vier, und macht mir keinen Spektakel. (Kaluga geht ab.) Dieß Madam ſind die Gaben, die ich vom Zufall empfangen habe. Hinſichtlich meiner perſönlichen Vorzüge kann ich anführen, daß ich 30 Jahre zähle, nicht übel ausſehe, wie Sie ſelbſt bemerken werden, fünf Sprachen ſpreche, und ein halbes Dutzend Decorationen in das Knopfloch hängen kann.

Duteul.

Ich wünſche Ihnen Glück dazu.

Scherikoff.

Nicht Urſache!

Duteul.

Und darf ich fragen, was Euer gräflichen Gnaden zu mir führt?

Scherikoff.

Das iſt ein Bischen ſchwerer zu expliciren. Sie werden mir's nicht übel nehmen, wenn ich Ihnen geſtehe, daß ich mich in Paris langweile, ſtatt mich zu amuſiren. — Um mich nun ein wenig zu zerſtreuen, ging ich dieſen Morgen im Luxenburg ſpazieren.

Duteul.

Das thu' ich faſt alle Tage.

Scherikoff.

Daß weiß ich. — Heute nun fand ich in einer abgelegenen Allee dieſes Taſchenbuch, und beeilte mich es Ihnen zurück zu bringen.

Duteul.

Das iſt Delva's Taſchenbuch. — Nehmen Sie meinen herzlichſten Dank; aber wie konnten Sie wiſſen, daß es uns gehöre, und wie war Ihnen unſre Wohnung bekannt?

Scherikoff.

Ich muß Ihnen eben ſo aufrichtig geſtehen, daß ich ſchon durch längere Zeit Sie im Luxenburg bemerkt habe, und Ihnen gefolgt bin, — oft, wenn Sie auf einer Bank ſaßen, und in einem Buche laſen, ſaß ich Ihnen gegenüber zwiſchen dem Gebüſche, und betrachtete Sie Stunden lange.

Duteul.

Mich?

Scherikoff.

Nun, nicht eben Sie, aber Ihre Tochter, oder wer das liebe Kind iſt. — Sie haben das freylich nicht bemerkt, denn es ſcheint, Sie haben ein kurzes Geſicht; aber mir, der ich ein vortreffliches Auge habe, entging keiner der Reize des Mädchens. — Ich weiß noch mehr, weiß, daß ſie die Unſchuld, die Tugend ſelbſt iſt, alle die Geſchenke, welche ich ihr anbieten ließ, und die ſie mir wieder zurück ſandte, gaben mir den Beweis davon.

Duteul.

Wie? den diamantenen Schmuck, die herrlichen Spitzen und Kleider haben Sie geſandt?

Scherikoff.

Ich that unrecht daran, ich dachte, es wäre ein Weib wie das andere.

Duteul.

Mein Herr!

Scherikoff.

Nun! Seyn Sie nur ruhig, Sie ſehen ja, es reut mich, daß ichs gethan habe. — Liebe Frau! ich bin heftig, zudringlich, vielleicht auch etwas eitel, aber bey allen meinen Fehlern lieb' ich die Tugend und achte die Unſchuld. — Seit geſtern nun hab' ich auch den Namen Yelva von Ihnen ausſprechen gehört, ich habe vernommen, wie Sie von Rußland als dem Vaterlande des herrlichen Mädchens ſprachen. — Das war mir ſehr angenehm; Einer Landsmänninn biſt du deinen Schutz, und wenn ſie es bedarf, deine Hülfe ſchuldig, dacht ich, und da bin ich nun, disponiren Sie ganz über mich. Yelva gefällt mir ſehr, ja, warum ſoll ichs nicht ſagen, ich bin in ſie verliebt, und—

Duteul.

Verzeihen Sie Herr Graf, aber ſie wiſſen noch nicht —

Scherikoff.

Ich weiß noch nicht, ob ihr mein Antrag willkommen ſeyn wird? — das iſt wahr, aber da kommt ſie eben, wir können ſie gleich fragen.

Dritter Auftritt.

Vorige. Yelva.

(Sie kommt aus der Kammer zur Linken.)

Scherikoff.

Kommen Sie näher, ſchöne Yelva.

Yelva

(macht ihm eine Verbeugung und blickt ihn erſtaunt, aber mit Vergnügen an, ſein Coſtume fällt ihr auf, und ſie ſcheint mit Blicken zu fragen: Wer iſt dieſer Fremde?)

Duteul.

Herr Graf, ich muß Sie erſt davon unterrichten — —

Scherikoff.

Nicht doch; ich bitte Sie zu ſchweigen, Mademoiſelle muß hier ſelbſt reden.

Duteul.

Ach mein Herr! das kann das arme Kind nicht, ſie iſt ſtumm.

Scherikoff.

Mein Gott! ſtumm?

Yelva

(gibt Scherikoff durch Zeichen zu erkennen, daß ſie ihn zwar hören und verſtehen, aber ihm nicht antworten könne).

Scherikoff.

Arme Kleine! — Ihr Unglück macht ſie nur noch intereſſanter. Aber wie geſchah es?

Duteul.

Ach, das iſt ſchon ſehr lange, ſie war damahls erſt 4 Jahre alt. Es geſchah zur Zeit des Krieges bey einem Brand, bey einem Gefecht, — ich kann das Alles nicht expliciren. — Ihre Mutter und ihre Geſchwiſter wurden vor ihren Augen ermordet, — der Vater trug ſie als die Kleinſte auf ſeinen Armen, da ſchlug ein feindlicher Soldat auf ihn an —

Yelva

(macht eine Bewegung Frau Duteul zu unterbrechen).

Duteul.

Verzeih, liebes Kind, daß ich dieſe Schreckensſcene dir in's Gedächtniß zurückrufe. (Leiſe zu Scherikoff.)

Sehen Sie Herr Graf. in jenem Augenblicke, als der Schuß geſchah, und ihr Vater fiel, wollte ſie einen Schrey ausſtoßen, allein vergebens, der Schrecken, das Entſetzen hatten ſie ſtumm gemacht.

Scherikoff.

Ich begreiſe das. Man hat Beyſpiele, daß eine plötzliche allzuheftige Gemüthsbewegung die Sprache rauben und wieder geben kann. Die Geſchichte erzählt uns von Crösus Sohn, der nie ein Wort hervorbringen konnte, daß er im Augenblicke, als er ein Schwert über des Vaters Haupt gezückt ſah, ausrief: „Miles! ne Croesum occidas“ das heißt: Soldat tödte Crösus nicht! (Zu Yelva.) Wiſſen Sie denn Kind, in welcher Gegend, in welcher Stadt ſich dieſes Schreckliche ereignet hat?

Yelva

(bezeichnet, ſie wiſſe es nicht).

Scherikoff.

Können Sie mir die Leute, von denen ſie damahls umgeben waren, nicht bezeichnen?

Yelva

(ſucht Scherikoff verſtändlich zu machen, ſie wäre damahls von Leuten umgeben geweſen, die alle große Federbüſche, Säbel, Orden und Schnurbärte gehabt hätten, wie er, und daß viele, ſehr viele dieſer Leute an ihr vorüber gezogen wären, ſich aufrecht haltend und bey dem Trommeln des Tambours).

Scherikoff.

Sie macht ja faſt eine Beſchreibung, als wollte ſie die herrlichen Grenadiere unſerer kaiſerlichen Garde abmahlen, bey denen ich im Jahre 1812 diente; ich war ſchon mit 13 Jahren Capitän und dieß ſchon meine zweyte Campagne.

Duteul.

Und wo haben Sie die erſte gemacht?

Scherikoff.

In St. Petersburg in der Cadeten-Akademie, wo ich einer der unbändigſten Buben war. — Aber ernſthaft. Das, was ich ſo eben vernommen, ändert nichts in meinem Entſchluſſe, im Gegentheil, Mademoiſelle, ich will zu Ihnen mit der Galanterie eines Franzoſen und der Aufrichtigkeit eines Ruſſen ſprechen. Sie ſind ſehr ſchön, ich bin nicht übel, Sie haben kein Vermögen, ich habe zu viel, und ſuche daher Jemanden, der es mit mir theilt. Wollen Sie der Jemand ſeyn, ſo ſoll's mich vom Herzen freuen; ich habe Alles geſehen, alles Vergnügen genoſſen, und mich mitten unter dieſem Genuſſe gelangweilt; Sie, ja Sie können und werden mir nun das geben, was man mit allem Reichthum nicht erkaufen kann; das wahre dauernde Glück der Liebe. — Ich habe nun geendet, jetzt iſts an Ihnen. Erklären Sie ſich, (mit Schonung) ich meine, ſo wie Sie können, was man wünſcht, verſteht man ja leicht.

Delva

(hebt die Augen zu ihm, bezeigt ihm ihre Dankbarkeit, und bittet ihn, ihr nicht zu zürnen, aber ſie könne ſeinen Antrag nicht annehmen).

Scherikoff.

Sie weigern ſich? und warum? Gefall, ich Ihnen nicht? Die Mädchen haben mir bisher doch immer geſagt, ich hätte eine angenehme Geſichtsbildung, eine einnehmende Geſtalt — allein freylich, das waren ſolche, welche mir meine Geſchenke nicht zurück geſchickt haben, und von denen kann ich wohl leicht belogen worden ſeyn.

Delva

(gibt ihm etwas verſchämt zu verſtehen, daß man ihn nicht hintergangen habe, daß er allerdings angenehm gebildet ſey, und daß es ihr Vergnügen mache, ihn zu ſehen).

Scherikoff (freudig).

Verſteh' ich Sie recht, Sie ſehen mich nicht mit Mißvergnügen?

Yelva (bejaht es ihm).

Scherikoff.

Sie ſind mir gut?

Yelva (bejaht).

Scherikoff.

Fühlen Freundſchaft für mich?

Yelva (bejaht).

Scherikoff.

Wohl auch etwas Liebe?

Yelva (verneint).

Scherikoff (ſich mäßigend).

Ich verſtehe. Nun ja freylich — man kann nicht gleich für Jemanden erglühen, aber mir iſt es lieber, wenn das nach und nach kommt; denn ſeit ich in Frankreich bin, haben mir die Mädchen viel zu viel von ihrer Gluth für mich vorgeſchwatzt, die dann doch bald wieder erloſchen war. Sie ſagen mir nichts davon, und ich meine, da wirds länger dauern. Noch einmahl alſo frag' ich Sie, wollen Sie meine Hand annehmen?

Yelva

(erwiedert, daß ihr dieß unmöglich ſey).

Scherikoff.

Wie? Wir können nicht vereinigt werden? und warum? weil ſie ſtumm ſind? das thut nichts. Ihre ſchönen Augen ſprechen deſto mehr und verſtändlicher — und da iſt ja auch die alte Frau, die wir mit uns nehmen, die wird ſchon erſetzen, was Ihnen mangelt, das gleicht ſich dann aus.

Duteuſ.

Wie Herr Graf, halten Sie mich für eine Schwätzerinn?

Scherikoff.

Nicht doch, nicht doch! — Aber liebe Yelva, das iſt keineswegs ein Grund mir Ihre Hand zu verweigern, und wenn Sie keine andern Einwendungen haben, wenn Ihr Herz noch frey iſt, ſo ſchwör' ich — (Er hebt die Hand zum Schwur.)

Yelva

(läuft ſchnell zu ihm, faßt ſeine Hand und zieht ihm ſelbe herab, indem ſie bedeutet, er ſoll nicht ſchwören, und ihre andere Hand an ihr Herz drückt).

Scherikoff.

Was wollen Sie ſagen? — Ihr Herz? — hätt' es vielleicht ſchon geſprochen?

Yelva

(gibt ihm zu verſtehen, es ſey wohl möglich, ſie könne darüber nicht Rechenſchaft geben).

Scherikoff.

Ich fürchte ſie zu verſtehen — aber — wer kommt da?

Vierter Auftritt.

Vorige. Alfred (tritt durch die Mittelthüre ein).

Duteul.

Es iſt Alfred, unſer junger Herr!

Alfred

(ohne Scherikoff zu bemerken, zu Frau Duteul und Yelva).

Guten Morgen, gute Gertrude! — guten Morgen, liebe Yelva!

Scherikoff.

Irr' ich mich nicht, ſo iſt das der junge Graf von Ceſanne.

Alfred (erblickt Scherikoff).

Ein Fremder!

Scherikoff.

Nicht für Sie Herr Graf. Ich hatte das Vergnügen Sie ſchon einigemahl bey meinem Banquier zu ſehen.

Alfred.

Ja, wahrhaftig — ich erinnere mich, jener reiche liebenswürdige — ruſſiſche Cavalier. —

Scherikoff.

Er hat mich erkannt.

Alfred.

Und wie kommen Sie hieher in dieſes abgelegene Stadtviertel, wenn ich fragen darf?

Scherikoff.

Sie haben Recht, ſich zu wundern, es iſt hier etwas einſam, — traurig, und in Ihrer geräuſchvollen Hauptſtadt könnte man dieſes Quartier allenfalls ein Siberien nennen, wenn man — (Delva anblickend) nicht auch hier manchmahl herrlich blühende Roſen fände.

Alfred (heftig).

Ohne Gleichniß, wenn ich bitten darf! Was führt Sie hieher?

Delva

(ſucht ihn zu beſänftigen).

Duteul.

Delva hat ihr Taſchenbuch im Garten liegen gelaſſen und der Herr war ſo gütig es uns wieder zurüc zu ſtellen.

Scherikoff.

Dieſem Zufalle dank' ich die Bekanntſchaft mit einer liebenswürdigen Landsmänninn.

Alfred.

Ja wohl! Delva hat in einem Lande mit Ihne das Licht der Welt erblickt, — und es läßt ſich wo begreifen, daß ein ſolches Zuſammentreffen in der Ferne Vergnügen verurſacht. Verzeihen Sie mir meine Heftigkeit. — Kommen Sie, liebe Delva, ich habe Ihnen etwas ſehr Wichtiges mitzutheilen. (Er tritt mit Delva und Frau Duteul in den Hintergrund und ſpricht mit Ihnen.)

Scherikoff

(indeſſen im Vordergrund).

Ja, ja — mir geht ein Licht auf, das mir die ganze Geſchichte nicht am angenehmſten beleuchtet, — ich wähnte ſchon, das wäre der Engel, den mir der Himmel zu meinem Troſte geſandt hatte, ich ſehe wohl, da wird ſich nichts engeln. (Er bleibt in Gedanken verſunken ſtehen.)

Duteul

(zu Alfred, der ihr und Delva einen Brief ſeines Vaters gezeigt hat).

Wär's möglich? Ihr Herr Vater gäbe ſeine Einwilligung?

Delva

(gibt durch Zeichen ihre Freude zu erkennen, aber auch zugleich, daß ſie es noch nicht glauben könne).

Alfred

(zu Delva ihr den Brief reichend).

Ueberzeugen Sie ſich ſelbſt!

Duteul.

Nie hätt' ich zu hoffen gewagt?

Yelva

(durchläuft den Brief, preßt ihn an ihre Lippen und drückt ihr Glück aus, dann tritt ſie zu Scherikoff, reicht ihm die Hand, und ſcheint ihn um ſeine Freundſchaft zu bitten).

Scherikoff.

Was will Sie ſagen?

Alfred.

Daß uns ein großes Glück erwartet, und daß ſie ihren Landsmann bittet, freundſchaftlich daran Theil zu nehmen.

Scherikoff.

So? — Nun, das freu't mich — Wenn ich ihr — oder auch Ihnen Herr Graf in irgend Etwas nützlich ſeyn kann, ſo ſolls geſchehen.

Alfred.

Ich danke Ihnen, und nehme Ihr edelmüthiges Anerbieten an. Ich und Yelva haben Sie um einen Freundſchaftsdienſt zu bitten.

Yelva

(hebt die Hände bittend in die Höhe).

Alfred (zu Yelva).

Gehen Sie in Ihr Gemach Yelva, ich werde dem

Herrn Grafen die Sache vorſtellen. Wir kommen dann hinein, Ihnen das Reſultat zu verkündigen! (Er küßt Delva die Hand, die ihn bittet nicht lange zu zögern, dann wirft ſie Scherikoff einen freundlichen Blick zu und bittet ihn noch einmahl Alfred's Wunſch zu erfüllen, und geht dann mit Frau Duteul in die Kammer zur Linken.)

Fünfter Auftritt.

Scherikoff. Alfred.

Scherikoff.

Ein ſcharmantes Mädchen! — Iſt aber auch ganz natürlich, ruſſiſches Blut! —

Alfred.

Es gibt kein liebenswürdigeres Geſchöpf!

Scherikoff.

Es fehlt ihr nichts, als die Sprache, aber mit ſolchen Augen kann man ſie auch entbehren. Wollen Sie nun ſo gütig ſeyn, mir zu ſagen, worin ich meiner jungen Landsmänninn nützlich ſeyn kann, die ich noch kaum recht kenne und deren Lebensverhältniſſe ich wohl zu erfahren wünſchte.

Alfred.

Dieſen Wunſch kann ich erfüllen. Delva's Vater, ein edler Ruſſe, lebte mit ſeiner Familie auf ſeinem Gute nahe bey Smolensk, als der unſelige Krieg ſich entſpann, das Schloß des Vaters mit Sturm genommen, und dieſer, ſo wie ihre ganze Familie getödtet wurde. Delva allein, damals 5 Jahre alt, blieb lebend, und mein Vater, der Graf von Ceſanne, zu jener Zeit Colonel, fand das Kind von Hunger und Froſt ſeiner Sinne beraubt im Schnee liegen. Er nahm es mit ſich, pflegte es, führte es nach Frankreich, liebte es wie ſeine eigene Tochter, und ließ es mit mir erziehen. Es iſt natürlich, daß ich Delva wie meine Schweſter liebte, allein dieſe Geſchwiſterliebe wurde bey der Entfaltung ihrer körperlichen und geiſtigen Vorzüge endlich zur glühendſten Leidenſchaft.

Scherikoff.

Ja, ja, ſo was hab' ich kommen ſehen.

Alfred.

Als mein Vater bemerkte, daß unſre Neigung zur Liebe geworden ſey, war es ſchon zu ſpät ſich ihr zu widerſetzen. Man verſuchte es übrigens. Delva ward aus meinem väterlichen Hauſe entfernt, und ihr unter der Aufſicht der alten Gertrude eine eigene kleine Wohnung eingeräumt, wo es uns verboten wurde, uns zu ſehen.

Scherikoff.

Deßwegen kommen Sie auch immer hierher, junger Herr? nicht wahr? — Ja, die Hinderniſſe — ich kenne das — es gibt nichts Reizenderes als ſolche Obſtakles.

Alfred.

Meine Stiefmutter, die beſte der Frauen, die uns beyde, wie ihre eignen Kinder liebte, würde ſich unſerer Vereinigung nicht widerſetzt haben, aber mein Vater hatte große Ausſichten mit mir, und von ihm war mir ſchon ein ſehr reiches Mädchen zur Ehe beſtimmt.

Scherikoff.

Und wie ſind Sie dieſem entgangen?

Alfred.

Vor wenigen Tagen erklärte ich meinem Vater feſt und geradezu, daß ich meiner kindlichen Pflichten eingedenk zwar Yelva, ohne ſeine Einwilligung, nie heirathen, aber auch nie einer Andern meine Hand reichen würde, eher würde ich meine Familie und Frankreich verlaſſen.

Scherikoff.

Hoho! junger Mann, das geht weit!

Alfred.

Beim Himmel, ich würde es auch gethan haben, mein Vater kennt mich, darum gab er auch meinen Bitten nach. Ich will mich nicht mehr widerſetzen, ſprach er kalt zu mir, thue was du willſt, aber mich ſiehſt du bey deiner Vermählung nicht, und auch Delva will ich nie wiederſehen. Noch an demſelben Tage hat er Paris verlaſſen. Geſtern endlich erhielt ich einen Brief von ihm, worin er ſeine Einwilligung zu unſerer Vereinigung, welche mir bey den Gerichten nothwendig iſt, ganz einfach gab, und ich habe bereits alle Anſtalten getroffen, daß wir noch heute getraut werden.

Scherikoff.

Heute noch? (für ſich) Ich habe mir doch einen herrlichen Zeitpunkt für meine Liebeserklärung erwählt, das muß wahr ſeyn.

Alfred.

Nun aber fehlt mir ein Zeuge. Ich bat einen meiner Freunde dazu, welcher leider plötzlich erkrankte, wenn Sie nun die Freundſchaft haben wollten, ſeine Stelle einzunehmen.

Scherikoff.

Ich? Ihr Vermählungs-Zeuge? (für ſich.) Ich wolte gerne ſelbſt Bräutigam ſeyn; und nun ſoll ich ihm einen Zeugen abgeben.

Alfred.

Sie überlegen?

Scherikoff.

Nein das hab' ich in meinem Leben nicht gethan. Ich bin immer gleich entſchloſſen; die Lage, in der ich mich befinde, hat Etwas, was mir gefällt. — Sie iſt originell, und das Originelle lieb' ich. Ich bin ſelbſt ein Original vom Kopf bis zu den Zehen, das hat man mir ſchon oft geſagt, und es iſt wahr. Alſo topp! (Er reicht ihm die Hand hin.) Ich bin Ihr Zeuge. Meine Perſon, eben ſo wie mein Wagen und meine Leute ſtehen Ihnen zu Dienſten.

Alfred.

Ich danke Ihnen, aber den Wagen ſammt ihren Leuten bitte ich ſogleich fort zu ſchicken; denn ich wünſchte, daß Alles ohne Aufſehen in der größten Stille vor ſich ginge.

Scherikoff.

Ach, das iſt etwas Anderes. Ich will ſogleich Befehl geben, daß ſie in mein Hotel zurückkehren. — Beſonders Kaluga, mein Koſack, den Burſchen darf ich nicht allein laſſen, — er hat ſo heftige Leidenſchaften — Alſo lieber Graf auf baldiges Wiederſehen — ich gehe, um meine Befehle zu geben, (bey Seite) ein Hochzeitgeſchenk für die Braut zu beſorgen; (laut) und kehre dann wieder zurück. Dann geht's zur Trauung. — Ich bin ſehr neugierig ob die Braut das Jawort verſtändlich und laut oder nur ſo ganz leiſe ausſprechen wird. (Sich beſinnend.) Ja, ſo, Sie kanns gar nicht ausſprechen; aber das thut nichts, ſie ſchreyt mit den Augen. — Alſo auf baldiges Wiederſehen. (Er geht durch die Mittelthüre ab, Alfred begleitet ihn.)

Sechster Auftritt.

Alfred. Delva.

(Kaum iſt Scherikoff abgegangen, ſo öffnet Delva die Thüre der Kammer zur Linken, als ſie bemerkt, daß Alfred allein iſt, läuft ſie voll Freude zu ihm, ſie zeigt ihm den Brief ſeines Vaters, den ſie in den Händen hält, und frägt ihn durch Zeichen: Es iſt alſo wahr, daß dein Vater in unſre Verbindung willigt?)

Alfred.

Ja, liebe Delva! mein Vater willigt in meine Verbindung, und nichts ſteht meinem Glücke mehr entgegen.

Delva

(gibt durch Zeichen ihre Freude zu erkennen, daß ſie nun ihr ganzes Leben ihm widmen könne, dann aber beſinnt ſie ſich, blickt traurig um ſich und ſcheint, indem ſie auf den Brief deutet, zu fragen, warum Alfred's Vater nicht hier ſey.)

Alfred.

Mein Vater kann nicht kommen. Wichtige Geſchäfte halten ihn von Paris entfernt, und unſre Vermählung muß heute noch vor ſich gehen.

Yelva (ſtaunt).

Alfred.

Ja, noch dieſen Vormittag, und ich will ſogleich gehen, alle Anſtalten zu treffen.

Yelva

(indem ſie auf den Platz deutet, wo Scherikoff ſtand, ſcheint fragen zu wollen wo ihr Landsmann ſey).

Alfred.

Du vermiſſeſt deinen Landsmann? Er wird bald wieder kommen, er willigte ein, unſer Zeuge zu ſeyn.

Yelva

(zeigt, daß ſie das freue).

Alfred.

Er gefällt dir alſo?

Yelva (bejaht).

Alfred.

Und du biſt ihm gut?

Yelva (bejaht).

Alfred (heftig).

Aber nicht ſo wie mir, nicht wahr Yelva, nicht ſo wie mir?

Yelva

(verneint und ſucht ihm den Unterſchied zwiſchen ihrer Liebe zu ihm und Scherikoff auf folgende Art zu verſinnlichen: Sie tritt nämlich zu jener Stelle, auf welcher ſie annimmt, daß Scherikoff ſteht, macht eine Verbeugung gegen dieſelbe, hält treuherzig die Hand hin und bezeugt mit der andern Hand auf der Seite ihres Herzens langſame abgemeſſene Schläge, nun aber wendet ſie ſich gegen Alfred, ihre Augen glühen, ſie bezeichnet mit der Hand auf der Seite ihres Herzens ſehr ſchnelle heftige Schläge, breitet dann die Arme aus und fliegt ihm entgegen).

Alfred.

O du liebes gutes Mädchen! Nimm dieſen Kuß als Unterpfand meiner ewigen Liebe und Treue. (Er will ſie küſſen, Yelva weiſt ihn ſanft zurück, und bezeichnet ihm, dazu ſey jetzt noch nicht Zeit, er müſſe ſich ſchon gedulden, ſchelmiſch zeigt ſie ihm auf die Thüre, da er erſt vorher geſagt, er müſſe alle Zubereitungen treffen.)

Alfred.

Ja, du haſt Recht — ich will eilen, um mein Glück zu beſchleunigen. Adieu Yelva, bald mein liebes theures Weib! (Er küßt ihr die Hand und eilt durch die Mittelthüre ab.)

Siebenter Auftritt.

Yelva, dann Frau Duteul.

(Yelva folgt ihm mit den Augen, dann, als er verſchwunden iſt, wirft ſie ihm Küſſe nach, in dieſem Augenblick tritt Frau Duteul ein.)

Duteul.

Was machſt du den da Yelva?

Yelva

(ſchlägt die Augen ſchamhaft nieder).

Duteul.

Wem gilt denn dieſe zärtliche Pantomime?

Yelva

(bezeichnet, ſie gelte Niemanden).

Duteul.

Niemanden! — das laß ich mir gefallen. — Aber ſolche Zeichen verſteht Jedermann und wie bald deutet's Einer auf ſich, — davor muß ein Mädchen ſich hüten, beſonders wenn eſ Braut iſt, wie du. — Ach liebe Delva heute noch umarm' ich dich als Gräfinn-Seſanne, du glaubſt gar nicht, was man ſchon für ſchöne Sachen für dich gebracht hat.

Delva

(frägt, was man gebracht hat?)

Duteul.

Ich war da drinnen in der Kammer, da klopft' es an dem kleinen Thürchen, das auf die Hintertreppe führt, ich öffne und ein Herr übergibt mir — nun du ſollſt es gleich ſehen. (Sie trippelt in die Kammer.)

Delva

(bezeigt ihre Verwunderung und Neugierde).

Duteul

(bringt einen Korb).

Da ſieh nur einmahl die koſtbaren Sachen — einen Brautſchmuck.

Delva

(ſpringt zum Korb und zieht einen Schleyer, eine Krone und einen Blumenſtrauß heraus).

Duteul (freudig).

Wie dir das ſo ſchön anſtehen wird. — Komm' nur gleich, liebe Delva, daß ich dich ſchmücke; das iſt mein Amt; denn ich vertrete Mutterſtelle, — (küßt ſie auf die Stirne) liebe dich aber auch wie meine Tochter.

Yelva

(ſetzt ſich vor den Spiegel, welcher auf der Toilette ſteht, Duteul hinter ihr ſchmückt ſie).

Duteul.

Tauſend! Der Schleyer iſt fein, der wird hier oben feſtgemacht, und muß hinten hinabhängen, der bedeutet Zucht und Ehrbarkeit, der Blumenſtrauß wird an die Bruſt geſteckt, er bedeutet das Glück, und die Blumenkrone in den Haaren zeigt die Unſchuld an. Ach, wenn ich mich noch erinnere, wie ich mit meinem Seligen zur Trauung ging, da hab' ich auch wunderſchön ausgeſehen, und habe ſo wie du Schleyer und Strauß und Krone mit vollem Recht getragen.

Yelva

(will ihr lächelnd die Blumenkrone auf den Kopf ſetzen).

Duteul.

Was thuſt du denn? Dieſe Krone auf meinem weißen Kopfe? Roſen auf dem Schnee? (Sie nimmt die Krone und ſetzt ſie auf Yelvas Kopf.) So, daher gehört ſie.

Yelva

(ſieht auf der Toilette ein Collier von Perlen, nimmt es und zeigt es Frau Duteul).

Duteul.

Ja, wahrhaftig große ſchöne Zahlperlen, das mag etwas koſten, — der arme Alfred ſollte nicht gar ſo freygebig ſeyn. — Aber, da er's nun einmahl ſo will, ſo muß für heute dieſes prächtige Collier die Stelle deines einfachen ſchwarzen Bändchen einnehmen. (Sie löſt ein ſchwarzes Bändchen von Yelvas Halſe, woran ein Medaillon hängt, Yelva ſträubt ſich und gibt Zeichen; daß ſie ſich nicht davon trennen will.) Ich weiß wohl, es iſt das Porträt deiner Mutter, und du haſt es noch immer bey dir getragen; allein jetzt muß es fort, du ſollſt Vater und Mutter verlaſſen, und dem Manne folgen. Du kannſt es ja gleich wieder umbinden, wenn wir aus der Kirche zurückkommen, und du eine Madam biſt.

Yelva

(lächelt bey dieſen Worten, läßt ſich das Collier umbinden, und ordnet ſelbſt den Schmuck, dann zeigt ſie auf die Toilette, daß da noch Mehreres für ſie liege, daß ſich alſo Frau Duteul eilen ſoll).

Duteul.

Du haſt recht, wir müſſen uns eilen, damit wir fertig ſind, wenn Alfred kömmt, er iſt ſo ungeduldig!

Yelva

(ſucht ſie durch ihre Geberden zur Eile zu bewegen).

Duteul.

Nun, ja, ja ich ſpude mich ja ohnedieß, prächtig ſollſt du aus meinen Händen hervorgehen, kein böſes Auge ſoll meine Yelva anſehen. (Yelva macht dieſelben Geberden.) So ſchweige doch nur Schwätzerinn, nur noch dieſe Nadel hier feſtgeſteckt — und du biſt fertig. (Sie ſteckt die Nadel feſt.) So, jetzt ſteh auf mein Kind! (Yelva ſteht auf, Frau Duteul beſieht ſie rundum.) Schön, herrlich! Wenn ich dein Bräutigam wäre, mir lachte das Herz im Leibe. Es wird ihm auch lachen: wenn er dich ſieht. Ich gehe jetzt auch, und lege meinen Sonntagsſtaat an. — Leb' indeſſen wohl Yelva! und gib deinen Gedanken Audienz, eine Braut hat viel zu bedenken. (Sie geht ab in das Gemach zur Rechten.)

Achter Auftritt.

Yelva (allein).

(Sie begleitet Duteul bis zur Thüre ihrer Kammer.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Castelli, I.V.F.

3-598-50426-8
FNr. 22645 / 076

Wenn ſie dann allein iſt, denkt ſie nach und lächelt über die Idee, welche ihr in den Sinn kommt. — Dieſe Idee beſteht darin, alles zu probiren, was bey der Trauung vorgehen wird. Dann legt ſie zwey Polſter vor den Spiegel, geht in den Hintergrund, und von dem Mittelpunkt ſchreitet ſie langſam vorwärts, die Hand ſeitwärts haltend, als ob ſie Jemand gegen den Altar führte. Sie kniet auf einem Polſter nieder und hebt die Hände betend gegen Oben. Dann horcht ſie aufmerkſam und neigt den Kopf, als ob ſie auf die Frage des Prieſters das Jawort ausſpreche; endlich reicht ſie die rechte Hand hin, und bezeichnet, daß man ihr den Trauring anſtecke, den ſie hierauf küßt. — In dieſem Augenblicke hört man von Außen das Geraſſel eines Wagens, und gleich darauf wird an der Thüre geklopft. Ihre Augen ſprechen voll Freude! das iſt er! Alfred iſt's! Sie öffnet die Thüre und iſt erſtaunt, aber vergnügt, die Gräfinn Ceſanne zu erblicken.)

Neunter Auftritt.

Die Gräfinn. Delva.

Gräfinn

(Delva's Ueberraſchung bemerkend).

Du biſt erſtaunt mich hier zu ſehen. Ja, liebe

Delva, ich bin's, die Mutter, die Freundinn deines Alfred's, und auch die deinige.

Delva

(küßt ihr die Hand. Dann zeigt ſie ihr ihren Brautſchmuck und ſucht ihr verſtändlich zu machen, daß die Vermählung noch heute vor ſich gehen wird).

Gräfinn (traurig).

So iſt es alſo wahr? — heute noch ſollt ihr verbunden werden? — ſchon biſt du geſchmückt. — Ich fürchtete ſchon zu ſpät zu kommen.

Delva

(bezeigt ihr, daß ſie ſehr glücklich ſey, daß die Gräfinn ihrer Vermählung beywohnen wolle, ſie küßt ihr noch Mahl recht innig und kindlich die Hand. Die Gräfinn aber wendet das Geſicht von ihr, welches Delva bemerkt, und ſie zu fragen ſcheint, was ihr fehle, welcher Kummer ſie drücke?)

Gräfinn

(blickt unruhig umher).

Und wo iſt Alfred?

Delva

(gibt durch Zeichen zu erkennen, er ſey fort gegangen, werde aber bald wieder kehren, ſie zur Trauung abzuholen).

Gräfinn.

Du biſt allein, liebe Delva, und ich kann frey mit dir reden, dir mein ganzes Herz öffnen. Höre mich, liebes Kind. Du warſt eine arme hülfloſe Waiſe, und wäreſt im Schnee zu Grunde gegangen, auf dem du von aller Welt verlaſſen lagſt, als mein Gemahl ſich deiner erbarmte, dich nach Frankreich führte, und in meine Arme legte, gleich einem zweyten Kinde, das ihm die Vorſicht geſchenkt hatte. Du weißt, ob und wie ich meine neuen Pflichten gegen dich erfüllte. (Delva küßt ihr zum öftern Mahle die Hand.) Ich mache mir kein Verdienſt daraus; denn deine zärtliche Liebe hat mir meine Sorge tauſendfach belohnt. — Aber wenn wir dich wie unſer eignes Kind pflegten, und erzogen, wenn wir kein Opfer für dich ſcheu'ten, vielleicht gibt uns dieß das Recht auch ein Opfer von dir zu fodern.

Delva

(zeigt, ſie möge nur ſprechen, ſie ſey zu Allem bereit).

Gräfinn.

Ich will dir ein Geheimniß anvertrauen, ein ſchreckliches Geheimniß. Mein Gemahl würde eher ſterben, als ſeinem Sohne es entdecken, aber du mußt es wiſſen, du kannſt vielleicht noch helfen. — Die Begierde ſein Vermögen zu vergrößern und einſt mir und meinem Sohne ein anſtändiges Leben zu ſichern, ſpornte den Grafen zu gewagten Unternehmungen, zu falſchen Speculationen an, ungetreue Freunde thaten auch das Ihrige, und auf dieſe Art ſteht der bedauernswerthe Mann jetzt auf dem Punkte, entehrt zu werden. — Er iſt verloren, wenn ihm ein großmüthiger Freund nicht zu Hülfe eilt. —

Delva

(hält die Hände bittend gegen den Himmel, und ſcheint dann zu fragen, was ſie thun könne?)

Gräfinn.

Ein ſolcher Freund hat ſich gefunden, ein edler Pohle, der Graf Leczinsky. In jenem unſeligen Kriege, den mein Gemahl als Colonel mitmachte, hatte er Gelegenheit, dem Grafen große Freundſchaftsdienſte zu erweiſen, er bewahrte ſeine Güter vor Plünderung. Der edle Graf will nun dankbar dafür ſeyn, er bietet ihm eine Summe, die ihn aus aller Verlegenheit reißen könnte, und unſerm Alfred zugleich ſeine Tochter, die einzige Erbinn ſeines ungeheuren Vermögens, zur Gattinn an. Wenn Alfred ſie zur Gattinn nimmt, ſo iſt ſein Vater gerettet. (In Delva's Blicken mahlt ſich Staunen und Schmerz.) Die Erfüllung dieſes Wunſches war meines Gatten letzte, einzige Hoffnung, allein, da Alfred ihm ſeine Leidenſchaft zu dir erklärte, daß er ohne dich nicht glücklich ſeyn könne, ja, daß er ſogar uns und ſein Vaterland verlaſſen wolle, wenn er dich nicht zum Weibe erhielte, da ſchwieg der Vater, ja; er gab ſogar ſeine Einwilligung; allein für ſich ſah er keine Rettung mehr, und um der öffentlichen Schande zu entgehen, hatte er die Piſtole ſchon geladen, die ſeinem Leben ein Ende machen ſollte. Ich war es, die ſeine Hand zurück hielt, die ſeinen Muth aufs Neue belebte, er verſprach mir wenigſtens bis zu meiner Rückkunft ruhig zu ſeyn; denn mir blinkte noch eine Hoffnung — eine Hoffnung auf dich, auf dein Herz — auf deine Dankbarkeit! — Du weißt nun Alles, entſcheide!

Yelva

(bleibt ſtarr ſtehen und ſieht die Gräfinn an, dann wankt ſie, Thränen ſtürzen aus ihren Augen, ſie hält ſich an einen Stuhl und ſcheint mit Blicken fragen zu wollen: Was verlangt Ihr von mir?)

Gräfinn.

Du ſchwankſt? du überlegſt? Das Opfer ſcheint dir zu hart! — O Yelva, du allein kannſt deinem Wohlthäter, deinem zweyten Vater Ehre und Leben erhalten, indem du ihm ſeinen Sohn zurückgibſt. Mitten in deinem Glücke, wenn Alfred's Arme dich umfaßt halten, würde das Bild des unglücklichen Vaters dazwiſchen treten, und dir jede Freude an deinem Gemahl, an deinen Kindern verbittern! Bedenke das Delva, ſieh mich zu deinen Füßen, ich flehe dich an Mädchen; ſey ſtark und thue einen Schritt, der in dieſem Augenblick dir das Herz bricht, ich glaub' es, aber der für dein ganzes künftiges Leben ein ſegenvolles Bewußtſeyn dir verleihen wird. Delva, Delva! gib deinem zweyten Vater ſeinen Sohn wieder!

Delva

(außer ſich, hebt die Gräfinn auf, ſchließt ſie in ihre Arme, und ſchwört ihr das Opfer zu bringen; ſie reißt den Blumenſtrauß von ihrem Buſen, und Krone und Schleyer von ihrem Kopfe und ſucht dann der Gräfinn verſtändlich zu machen, ſie möchte ihren Sohn hinnehmen, ſie verzichte auf Alles, und um ihr das Glück wieder zu geben, wolle ſie ſelbſt ewig unglücklich ſeyn).

Gräfinn.

O meine Delva! Nimm meinen Dank! — Ja, Mädchen! dieß hab' ich von dir erwartet; allein du kennſt noch nicht die ganze Größe des Opfers, welches ich von dir erwarte. Es iſt nicht genug, daß du auf Alfred's Hand und Liebe Verzicht leiſteſt, du mußt ihn fliehen, auf der Stelle fliehen; denn du kennſt ſeine Leidenſchaft für dich. Er muß die Gewißheit haben, daß du für ihn verloren ſeyſt, ſonſt bietet er Himmel und Erde auf, dich dennoch ſein zu nennen. Verzeih Yelva, ich ſehe, das iſt zu viel gefodert, du kannſt wohl auf dein Glück Verzicht leiſten, nicht aber auf die Liebe deſſen, der dir Alles iſt.

Yelva

(mit feſtem Blicke ſcheint ſagen zu wollen, daß ſie auch dieſes im Stande ſey: — daß ſie vielleicht darüber ſterben werde, aber gerne ihr Leben für das Glück ihrer Wohlthäter hingebe).

Gräfinn

(ſchließt ſie in ihre Arme).

Iſt das möglich mein Heldenmädchen, meine liebe, liebe Tochter? (bey dem Worte Tochter zittert Yelva heftig und wendet ſchluchzend ihr Antliz ab.) Ja, meine Tochter! Wer verdiente es mehr zu ſeyn, als du? und wie gerne gäbe dir mein Herz dieſen ſüßen Namen. — Daß du es biſt, will ich dir beweiſen, du bringſt uns ein großes Opfer, ich will es dir durch mütterliche Liebe vergelten, will deinen Kummer dir tragen helfen, deine Thränen trocknen. Ich ſende dich jetzt mit einem meiner vertrauteſten Diener von hier fort, ſobald aber Alfred's Herz ruhiger ſchlagen wird, ſuch' ich dich ſelbſt auf um dich nie mehr zu verlaſſen. Horch! man kommt! Fort, auf der Stelle fort, aber nicht durch dieſe Thüre, damit Alfred dich nicht mehr ſieht.

Yelva

(deutet ihr auf die Kammer zur Linken, und gibt zu verſtehen, das hier eine andere Treppe aus dem Hauſe führe).

Gräfinn.

Hier iſt ein anderer Ausgang? Gut! — komm' mein Kind! —

Yelva

(läßt die Gräfinn, welche ſchon bereit iſt fortzugehen, und ſie bey der Hand gefaßt hat, ſtehen, eilt zum Tiſche, nimmt dort das Medaillon mit dem ſchwarzen Bändchen, welches ſie hingelegt hat, preßt das Porträt an ihren Mund und zeigt, daß ſie dieſes mitnehmen wolle).

Gräfinn.

Das Porträt deiner Mutter? Recht mein Kind! willſt du ſonſt nichts mitnehmen?

Yelva

(beſinnt ſich, und während die Gräfinn zur Thüre tritt, um zu lauſchen, ob Niemand komme, wirft Yelva ihren Blick auf den Blumenſtrauß, den ſie vorher auf die Erde geworfen, ſie hebt ihn auf, betrachtet ihn mit Thränen und ſteckt ihn mit dem Porträt ihrer

Mutter in ihren Buſen. In dieſem Augenblicke hört man Tritte. — Die Gräfinn faßt Yelva an der Hand, und zieht ſie ſchnell in die Kammer zur Linken, während dieſe noch ein Lebewohl mit der Hand dem lange bewohnten Gemache ſchmerzhaft zuwinkt).

Zehnter Auftritt.

Alfred. Drey **Zeugen**, und zwey **Bediente**, (welche Cartons tragen).

Alfred

(zu den Bedienten auf das Gemach zur Rechten deutend).

Tragt Alles nur dort hinein! (die Bedienten ab.) Alles iſt bereitet, und ich nahe mich dem langerſehnten Ziele. (Zu den 3 Zeugen). Ich muß um Vergebung bitten, liebe Freunde, daß ich Sie die fünf Treppen herauf bemühte, allein ich glaubte hier unſern vierten Zeugen, den Grafen Scherikoff zu finden. Ich ſehe wohl, der Mann wird Ceremonien machen, und in großer Galla erſcheinen wollen. — (Umher blickend.) Aber wo ſind ſie denn Alle?

Eilfter Auftritt.

Vorige. Frau Duteul.

Duteul

(kommt aus dem Cabinette zur Rechten in ihrem beſten Schmucke, die Bedienten folgen ihr).

Bitte tauſend und tauſendmahl um Verzeihung, daß ich warten ließ, allein in meinem Alter braucht man Zeit, um ſich ſchön zu machen, bey Yelva iſt das freylich anders, da gehts von ſich ſelbſt.

Alfred.

Ja, wo iſt denn aber Yelva?

Duteul.

Sie wird alſogleich glänzend und ſtrahlend vor ihren Augen ſtehn. Ich ſelbſt will ſie ihrem Bräutigam vorführen, das laß ich mir nicht nehmen. — Nun, nun, machen Sie nur nicht ſo große ungeduldige Augen, ich gehe ja ſchon. und binnen wenigen Augenblicken können Sie ſich an ihrem Anblicke vergnügen. (Sie geht in die Kammer zur Linken.)

Alfred.

Endlich iſt ſie mein, und nichts ſteht meinem Glücke mehr entgegen. (Er tritt zum Tiſch.) Aber was iſt das? —. Dieſe Diamanten — woher kommt dieſer Schmuck? — wer kann es gewagt haben?

Duteul

(kommt ganz außer ſich aus dem Cabinett).

Ach Gott, ach Gott! meine arme Yelva, mein liebes Kind!

Alfred.

Was iſt Ihnen?

Duteul.

O Himmel verloren! verloren!

Alfred.

Wer? — doch nicht Yelva? Erklären Sie ſich!

Duteul.

Fort iſt ſie, fort! — wer gibt mir meine Yelva wieder?

Alfred.

Nicht möglich?

Duteul

(gibt ihm einen Brief).

Da leſen Sie nur.

Alfred

(lieſt mit zitternder Stimme).

„Alfred! ich kann die Deinige nicht werden, ich muß mich von dir trennen und entfliehen. Suche die Gründe nicht zu erforſchen, du wirſt ſie eben ſo wenig kennen lernen, als den Ort, wohin ich geflohen! — Vergiß mich und ſey glücklich! — Beſorge nichts für meine Zukunft! Die Perſon, mit der ich reiſe, verdient meine ganze Dankbarkeit und Zärtlichkeit!“

Yelva.

Alfred.

Heiliger Gott! (er ſinkt in Ohnmacht.)

(Der Vorhang fällt.)

Ende der erſten Abtheilung.

Zweyte Abtheilung.

(Die Bühne ſtellt einen großen Saal in einem gothiſchen Schloſſe vor, mit einer Mittel- und zwey Seitenthüren, auf jeder der beyden Seiten, bey den erſten Couliſſen, ein Fenſter. Das Gemach iſt mit großen Familienporträts behangen.)

Erſter Auftritt.

Scherikoff (allein), dann Kaluga.

Scherikoff
(tritt durch die Mittelthüre ein und reibt ſich die Hände).

Hu! — wie kalt iſt's! — Doppelt fühlt man's, wenn man ſo lange in Frankreich war, und an gemäßigteres Clima gewohnt iſt. — Ich kann mich mit dieſem Lande nicht mehr befreunden, und ich werde am Ende alle meine Beſitzungen in Feuer müſſen aufgehen laſſen, wenn ich mich erwärmen will.

Kaluga

(tritt ein, mit ihm zwey Diener, welche im Hintergrunde bleiben. Kaluga tritt einen Schritt vor):

Scherikoff.

Was gib's für Wetter draußen Kaluga?

Kaluga.

Superb! Signor; Herr! — Zwey Fuß Schnee tief.

Scherikoff.

Superb, Signor und Herr, drei Wörter, jedes aus einem andern Lande. Seit ich den Burſchen mit auf Reiſen gehabt, redet er ein Kauderwälſch untereinander, daß man ihn kaum mehr verſteht.

Kaluga.

Der Bauer — ſie ſchleif auf der glace — das iſt auf der Graben, vor der Chateau — Voi kann vedere der Bauer, da von der fenetre —

Scherikoff.

Nein, nein, da würd' ich mir einen Schnuppen holen.

Kaluga.

Ach! is chaud — heut — ſehr chaud warm.

Scherikoff.

Für dich, das glaub' ich, der Kerl wollte zu Paris im Monath Jänner vor Hitze zerſchmelzen. (Er gibt den Bedienten ein Zeichen abzutreten.) Ihr geht! (Zu Kaluga.) Du tritt näher und hör' mich an. (Kaluga tritt näher.) Es iſt heute ein feyerlicher Tag — eine Hochzeit, ein Familienfeſt. Der Graf von Leczinsky, mein Onkel, der fünf oder ſechs Schlöſſer beſitzt, wovon aber nicht eines bewohnbar iſt, hat ſich das meinige erwählt, um ſeine Tochter Feodora zu vermählen, meine Couſine Feodora, die während unſrer Abweſenheit das ſchönſte Mädchen in ganz Rußland geworden iſt.

Kaluga.

Ja, vrai — Signor — la plus ſchönſt ragazza!

Scherikoff.

Hab' ich dir befohlen, daß du reden ſollſt?

Kaluga.

Nein — non — nicht.

Scherikoff.

Alſo ſchweige! Mein Onkel und ſeine Tochter ſind ſchon geſtern hier angelangt, eben ſo ein Theil des nachbarlichen Adels. — Heute erwartet man den Bräutigam, einen jungen franzöſiſchen Grafen, den ich in Paris gut gekannt habe, und mit dem ich in ſehr freundſchaftlicher Verbindung ſtand, obſchon wir einmahl einander das Gehirn zerſchmettern wollten, aber in Frankreich verſchlägt das dem guten Einvernehmen nichts. — Er wird alſo mit ſeiner Familie hier eintreffen, und da befehl' ich, daß meine Dienerſchaft ſowohl, als meine Unterthanen ihre Sorgfalt und Achtung für dieſe Fremden verdoppeln. — Auf allen Geſichtern will ich Heiterkeit ſehen, das ſag' ihnen, wer nicht luſtig iſt, und hüpft und ſpringt, bekommt die Knute, und bleibt Einer noch kopfhängend, ſo verdoppelt man die Doſis.

Kaluga.

Ik comprend bene.

Scherikoff.

Du mußt ihnen mit gutem Beyſpiele voran gehen, Kaluga! (Kaluga nimmt eine frazenhaft lächelnd Miene an.) So iſt's recht! — Wir wollen den Fremden eine gute Idee von unſerer Urbanität geben. Es iſt nicht genug, daß man Koſack iſt, man muß auch ein honetter Kerl ſeyn.

Kaluga.

Ja, — Monseigneur!

Scherikoff.

Da kommt Gräfinn Feodora! begrüße ſie, dann rechtsum! Marſch! (Kaluga thut, wie ihm befohlen.)

Zweyter Auftritt.

Feodora. Scherikoff.

Scherikoff.

Nun liebe Couſine, wie gefällt's Ihnen in meinem Ahnenſchloſſe?

Feodora.

Recht gut. Es ruft mir die Tage und Freuden unſerer Kindheit zurück. Hier war es, lieber Couſin, wo wir miteinander erzogen wurden. Erinnern Sie ſich noch, wie wir mit ihren Brüdern und Schweſtern gleich dem wilden Heere durch alle die großen Gemächer ſtürmten, damals war's nicht ſo ſtille, wie jetzt.

Scherikoff.

Und wie wir Verſteckens und blinde Kuh ſpielten.

Feodora.

Einſtmahl ſtanden wir unſer fünf auf der Schaukel im Garten. Ihre gute Mutter kam dazu, (zeigt auf ihr Porträt zur Rechten) ich ſehe ſie noch vor mir, wie ſie zitterte, wir möchten herabſtürzen.

Scherikoff.

Ja, und erinnern Sie ſich noch Feodora, wie wir Krieg führten, und mit den Schneeballen bombardirten, ich trug immer den Sieg davon, ich ſtellte den großen Czaar Peter vor.

Feodora.

Und ich die Kaiſerinn Katharina.

Scherikoff.

Jetzt, liebe Couſine, könnten Sie dieſe Rolle noch natürlicher vorſtellen; denn ich muß Ihnen geſtehen, ich war, als ich Sie wiederſah, von Ihrer edlen Geſtalt und würdevollem Benehmen ganz ergriffen.

Feodora (lächelnd).

Iſt das wahr?

Scherikoff.

Ich ſchwör's Ihnen, Sie ſind ſehr ſchön geworden, und ich? was ſagen Sie zu mir?

Feodora.

Ich finde, daß Sie ſich ebenfalls verändert haben.

Scherikoff.

Das ſagen mir Alle, — und glauben Sie zu meinem Vortheile? —

Feodora.

Verzeihen Sie mir meine Aufrichtigkeit, Couſin! aber Sie gefallen mir weniger.

Scherikoff.

Sie ſcherzen, Couſine, wenigſtens ſind Sie die Einzige, die das findet; denn alle meine Vaſallen finden mich ſuperbe und — unter uns geſagt — ihre Frauen ſind derſelben Meinung.

Feodora.

Hören Sie mich, lieber Iwan, — es iſt vielleicht nicht galant von mir, Ihnen etwas dergleichen zu ſagen, aber unter Freunden und Verwandten —

Scherikoff.

Soll Aufrichtigkeit herrſchen. — Sie haben ganz recht! Reden Sie ganz unumwunden — Sie finden alſo?

Feodora.

Daß Sie nicht mehr derſelbe ſind; — nicht mehr, wie ehmahls ein guter, freymüthiger Ruſſe. — Sie waren ehmahls heftig, ungeſtüm, aber mir war das lieber; denn Sie gaben ſich, wie Sie ſind, es war ihr Character. — Ich bin eine Ruſſinn mit Leib und Seele, habe keine Reiſen gemacht, kenne keine fremden Länder, aber in meinen Augen gibt es nichts Schön'res als einen ruſſiſchen Edelmann in der Mitte ſeiner Beſitzungen, umgeben von ſeinen Leibeignen, die er glücklich machen kann, — er iſt ein Souverän. — Und wenn ich Herrinn meines Schickſals wäre, ich würde nie einen andern Wunſch gehegt haben, als die Frau eines ſolchen Mannes zu ſeyn.

Scherikoff.

Iſt es möglich? — Und dennoch reichen Sie noch heute einem Fremden, einem Franzoſen, dem jungen Grafen von Ceſanne die Hand?

Feodora.

Mein Vater will es, und in Rußland haben die Töchter keinen andern Willen, als jenen ihres Vaters. Nicht wahr, mein lieber Couſin, es iſt ſehr traurig ſein Vaterland verlaſſen, in einem fremden Lande unter Vaſallen leben zu müſſen, die uns nicht kennen, und nicht lieben gelernt haben? — Hat er viel Vaſallen?

Scherikoff.

Der Graf von Ceſanne?

Feodora.

Ja, wie viel leibeigene Bauern hat er?

Scherikoff.

Gar keine — In jenem Lande ſind die Bauern ihre eigenen Herrn.

Feodora.

Ach, die armen Leute! — Wer beſchützt und vertheidigt ſie denn?

Scherikoff.

Sie beſchützen ſich ſelbſt.

Feodore.

Ach nein, können Sie denn das? — das iſt ja unbegreiflich. — Und geht denn Alles gut in einem ſolchen Lande?

Scherikoff.

O ja, recht gut! — freylich nicht ſo, daß es nicht noch beſſer geh'n könnte — aber das wird noch kommen. Und Sie werden ſehen, liebe Couſine, wenn Sie einmahl in Frankreich ſeyn werden, Sie werden es nie mehr verlaſſen wollen.

Feodora.

Daran zweifle ich.

Scherikoff.

Und das beſonders; wenn Sie Ihren Gemahl lieben, und ich ſetze voraus, *daß* Sie ihn lieben.

Feodora.

Nun das verſteht ſich; mein Vater will's ja ſo. — Aber man hat mir geſagt, die Franzoſen ſeyen ſo leichtſinnig, ſo veränderlich — ſo — was man bey ihnen etourdi nennt, und wofür unſre Sprache kein Wort hat.

Scherikoff.

Es iſt wahr, wir ſind — (ſich verbeſſernd) Die Franzoſen ſind etwas fröhlich, aber ſehr liebenswürdig.

Feodora.

Das kann wohl ſeyn, aber bey dem Grafen von Ceſanne vermiß' ich dieſe franzöſiſche Fröhlichkeit, ich hab' ihn in Wilna faſt immer traurig geſehen.

Scherikoff.

Wohl möglich — alte Wunden — er wurde vielleicht betrogen. — In Frankreich geſchieht das oft — ich ſelbſt kann davon reden.

Feodora.

Und darum reiſen die Leute 500 Meilen weit?

Scherikoff.

Ja, was will man thun? — Als ich die Reiſe unternahm, war ich ganz allein in der Welt — es kam mir in den Sinn das Glück zu ſuchen, um das ich mir freylich in meinem Vaterlande keine Mühe gegeben hatte. Ich flog alſo davon, komme nach Deutſchland, und dort ſagt man mir, ich müßte etwas weiter darum reiſen. Hoffnungsvoll lang' ich in Spanien an, von dort ſchicken ſie mich nach England — ich fand es aber dort eben ſo wenig — endlich geh' ich nach Frankreich — auch umſonſt, — und ich erfahre nun, daß es kein Land beſitzt, und jedes es bey ſeinem Nachbar glaubt.

Feodora.

So viele Länder vergebens zu bereiſen. — Sehen

Sie, lieber Iwan, ich mit meinem ſchlichten Verſtand meine, um es zu finden, müſſe man ſein in ſeinem Vaterlande bleiben.

Dritter Auftritt.

Vorige. Kaluga.

Kaluga.

Herr! ein grand voiture — kommt in unſer Chateau — Der Graf von Ceſanne!

Scherikoff.

Schon da?

Kaluga.

Und poi — iſt auch komm in petit Kibitſch ein Monsieur mit Papier.

Scherikoff.

Ach, der Notar.

Feodora.

Adieu Couſin! Ich muß in den Salon zurückkehren, wo mein Vater mich erwarten wird.

Scherikoff.

Ganz recht, — aber ich hätte Ihnen noch ein wichtiges Geheimniß zu entdecken.

Feodora.

Ein Geheimniß? — Wenn es Sie betrifft, ſo ſeyn Sie meiner Theilnahme verſichert. — Wir wollen davon ſprechen, wenn der fatale Contract abgeſchloſſen ſeyn wird, — Alſo heute Abends nicht wahr? — Adieu Iwan!

(Sie geht ab).

Vierter Auftritt.

Scherikoff (allein, traurig.)

Ja, ja, heute Abends — wenn der Contract abgeſchloſſen ſeyn wird. — Ich ſehe ſchon, ich laufe mein ganzes Lebelang dem Glücke nach und komme immer zu ſpät.

Fünfter Auftritt.

Alfred, die Gräfinn Ceſanne. Scherikoff.

Scherikoff
(zu Alfred mit einiger Verlegenheit).

Ich ſchätze mich glücklich, Sie mit Ihrer werthen Familie bey mir zu ſehen. — Aber wo iſt Ihr Herr Vater?

Gräfinn.

Der Graf Leczinsky hat ihn gleich bey unſerer Ankunft empfangen und in ſein Cabinet geführt, wo ſie ſich ſammt einem Notar, den er rufen ließ, eingeſchloſſen haben.

Scherikoff (zu Alfred).

Und Sie, Herr Graf, haben vermuthlich meiner Couſine, Ihrer Braut ſchon Ihre Aufwartung gemacht?

Alfred (kalt).

Noch nicht. — Ich wollte Sie vorerſt ſehen und ſprechen und Ihnen für die viele Mühe danken, die Ihnen meine Vermählung verurſacht.

Scherikoff.

Gar nicht Urſache, lieber Graf! es macht mir Vergnügen. (Zur Gräfinn.) Sie werden hier freylich nicht jene Pracht und Bequemlichkeit finden, liebe Gräfinn, welche in Paris herrſcht, aber ich wünſche, daß dieſes Gemach — (er öffnet eine Thür zur Rechten) Ihnen conveniren möchte.

Gräfinn (blickt hinein).

Ich find es ſehr ſchön und heimlich.

Scherikoff.

Es war das Zimmer meiner Mutter, deren Porträt Sie hier ſehen. (Er deutet auf ein großes Porträt, welches bey der Thüre des Gemaches hängt.) Ich habe ſie, ſo wie meine ganze Familie, bey dem Brande von Smolensk verloren.

Gräfinn (theilnehmend).

Ach Gott! — Verzeihen Sie, daß meine Ankunft Ihnen ſo bittre Erinnerungen in's Gedächtniß zurück ruft.

Scherikoff

(wiſcht ſich über die Stirne).

Fort mit Euch! — Heute, an einem ſo feſtlichen Tage muß man luſtig ſeyn, nicht wahr Alfred?

Gräfinn.

Allerdings! denn ſo viel ich bemerkte iſt ja ſchon Alles zur Vermählung bereitet!

Scherikoff.

Alles. Punct 7 Uhr Abends iſt der Pfarrer herbeſchieden.

Alfred.

Und Sie, mein Freund? — bald mein lieber Couſin, werden dabey mein Zeuge ſeyn, nicht war?

Scherikoff (für ſich).

Das fehlte noch. Das iſt nun ſchon zum zweytenmahle, daß ich ihm einen Zeugen abgeben ſoll, damit er diejenige heirathe, die ich liebe.

Alfred.

Wie? Sie zögern?

Scherikoff.

Nicht doch Couſin. — Im Gegentheile, es iſt für mich ſehr ſchmeichelhaft; nur wünſch' ich vom Herzen, daß Ihnen meine Zeugenſchaft Glück bringen möge. (Leiſer zu ihm.) Einmal — erinnern Sie ſich noch — waren wir eben auch auf dem Punkt, aber die Sache hat uns nicht glücken wollen.

Alfred.

O ſchweigen Sie.

Gräfinn.

Was habt Ihr denn?

Scherikoff.

Wir erinnerten uns an eine komiſche Begebenheit, die leider für uns Beyde ſehr übel hätte enden können, — an eine Vermählung, wobey ich auch Zeuge war — nein nicht war, denn es war gar nichts damit.

Alfred.

Ich bitte Sie!

Scherikoff.

Schön bin ich da myſtifizirt worden. Ich kaufe der Braut Geſchenke, ich nehme drey der ſchönſten Fiakers auf und fahre vor's Haus, wen find' ich? — Niemand; was erfahr' ich? daß die Braut fort ſey, man wiſſe nicht wohin, und daß der Bräutigam tobe und ſpectakulire. — Ich ſuch' ihn auf, und — ſiehe da — er klagt mich an, ihm die Braut entführt zu haben, und fordert mich zum Duell.

Gräfinn.

Wie Alfred, du konnteſt glauben? —

Alfred.

Ach Gott! konnt' ich denn anders? — Der Graf hatte ja früher ſelbſt Yelva einen Heirathsantrag gemacht, das erfuhr ich von Frau Duteul, welche ebenfalls davon überzeugt war, daß er ihr ihr liebes Kind geraubt habe, und auf einem ſeiner Schlöſſer verborgen halte.

Scherikoff.

Herr Graf, ich bin ein Edelmann, und geb' Ihnen mein Ehrenwort. —

Alfred.

Verzeihung! — Die Treuloſe iſt mir ganz gleichgültig geworden, ſie hab' ich vergeſſen, aber von einem Freunde ſo hintergangen zu werden. — Doch, ſchweigen wir davon. (Er reicht ihm die Hand.) Ich bin ja nun vom Gegentheile überzeugt. Noch heute werde ich mich mit Ihrer Couſine vermählen und — (mit einem Seufzer.) recht glücklich ſeyn.

Sechster Auftritt.

Vorige. Kaluga.

Kaluga.

Der Bote des lettres iſt gekommen, hat apporté die gazette — und Brief für toute la Geſellſchaft.

Alfred.

Sind welche aus Frankreich für mich dabey?

Kaluga.

Nein Mossió — Aber da iſt ein pour matame la Graf — ſie kommt von Wilna. (Er gibt der Gräfinn einen Brief.)

Gräfinn.

Von Wilna? ich erwartete ihn, und habe dort den Auftrag gegeben ihn hierher zu ſenden.

Scherikoff.

Ich verlaſſe Sie nun. Sehen Sie mein Haus als das Ihrige an, und bedienen Sie ſich dieſes Koſacken zur Erfüllung Ihrer Befehle. (Zu Alfred.) Kommen Sie Herr Graf, ich werde die Ehre haben Sie auf Ihr Zimmer zu begleiten, wo Sie ein Landsmann erwartet.

Alfred.

Ein Landsmann?

Scherikoff.

Allerdings, ein Champagner. — Ich laſſe mir alle Monathe einige Körbe voll kommen, und habe bloß deßwegen einen Banquier zu Paris. Ja, lieber Freund, wir trinken in Rußland auch Champagner und manches Jahr zweymahl ſo viel, als man in Frankreich erntet.

Gräfinn.

Wie iſt das möglich?

Scherikoff.

Ja, die Induſtrie, die Induſtrie. (Er geht mit Alfred durch die Thüre rechts ab.)

Siebente Auftritt.

Die Gräfinn. Kaluga.

Gräfinn.

Ich halte den Brief in meinen Händen, den ich ſo ſehnſuchtsvoll erwartete, und wage kaum ihn zu öffnen. (Man hört eine Glocke ertönen.) Was verkündet dieſe Glocke?

Kaluga.

Das iſt Glok du chateau. — Arme Pauvres die läut um asile — (tritt zum Fenſter zur Linken.) Wer da? Qui vive? — (Horcht.) Nicks! — nicks! — alles vous en! — kann nicht ouvrir (Er ſchlägt das Fenſter zu, man läutet wieder.)

Gräfinn
(welche den Brief geöffnet hat).

Man läutet wieder. Sieh, wer es iſt?

Kaluga.

Wie ick geſagt: Pauvres, die will entrer — ſoll bleiben a la porte.

Gräfinn.

In dieſer Kälte?

Kaluga.

Iſt superbe Temperatur — für ein Bivouac — Vollmond und reckt warmen.

Gräfinn.

Sey menſchlich Kaluga! und öffne!

Kaluga.

Wenn Matame will — ick frag Permission von Signore!

Gräfinn.

Geh' nur und öffne, ich nehme Alles auf mich.

Kaluga.

Das iſt different — ick opeir — ick geh' — und laß entrer.

(Geht ab.)

Achter Auftritt.

Die Gräfinn (allein).

Gräfinn.

Schnell zu meinem Brief! (Lieſt die Unterſchrift.) „Nicoloff, Kaufmann zu Wilna“! — Es iſt der erwartete. — (Lieſt weiter.) „Verehrte Frau Gräfinn! „Meine Correſpondenten Messieurs Martin et Compagnie benachrichtigten mich, daß ein junges Mädchen, an welchem Sie ſehr lebhaften Antheil nehmen, „in Begleitung eines vertrauten Mannes, den Sie „ihr beygaben, am 15. September von Paris abgereiſt ſey, daß ſie über Berlin, Poſen und Warſchau „ihren Weg hieher nach Wilna einſchlagen werde, wo „ich ſie bey mir aufnehmen und mit allem Nöthigen „verſorgen ſoll. Allein das Mädchen iſt bis jetzt noch „nicht erſchienen, ich habe auf dem Poſtamte Erkundigung eingezogen und erfahren, daß die Diligence, „in welcher ſie ſich befand, einige Meilen von Grodno „von Räubern angefallen, und der Mann, welcher „das Mädchen begleitete, ſammt noch zwey andern „Reiſenden ermordet worden ſey.“ (Sich unterbrechend.) Großer Gott! (Lieſt weiter.) „Was das beſagte junge Mädchen betrifft, an welchem Sie ſo

„großen Antheil nehmen, ſo konnte ich über ihr wei-
„teres Schickſal nichts Näheres erfahren. Unter den
„Todten befand ſie ſich nicht, aber Niemand weiß,
„wohin ſie gekommen ſey. — Iſt es ihr nur ge-
„glückt, den Böſewichtern zu entkommen, und Grodno
„zu erreichen, ſo hoff' ich doch bald nähere Nachrich-
„ten von ihr zu erhalten. (Sie läßt den Brief ſinken.)
Armes Kind! Was iſt aus dir geworden?

Neunter Auftritt.

Die Gräfinn. Kaluga und Yelva (treten durch die Thüre zur Linken ein).

Kaluga

(welcher Yelva unterſtützt, die als ruſſiſches Bauernmädchen gekleidet iſt, und ſich auf ſeinen Arm ſtützt).
Komm! komm! ſchön enfant! — dir nicks thu! — komm! (Er führt ſie zu einem Lehnſtuhl.)

Yelva

(blaß und leidend ſucht zu verſtehn zu geben, daß alle ihre Glieder von der Kälte erſtarrt ſeyen).

Kaluga.

Ja — du froid — nicht biſt von dieß pays — ſonſt nicks froid.

Gräfinn.

Armes Mädchen! (Nähert ſich ihr, und blickt ihr ins Antlitz.) Himmel! Was ſeh' ich? (Bey dieſem Ausrufe wendet Delva ihr Geſicht gegen die Gräfinn, will ſich in ihre Arme ſtürzen, allein es verſagt ihr die Kraft und ſie kann nur zu ihren Füßen ſinken, indem ſie eine Hand auf den Boden ſtützt, die andere zu ihr empor hebt.) Meine Tochter! mein liebes Kind! du mir wieder gegeben? aber in welchem Zuſtand? dieſe Bläſſe, dieſe Kleider, dieſe Ohnmacht?

Delva

(will zeigen, daß ſie wohl und glücklich ſey, zu dem Ende will ſie ſich heftig aufraffen, wankt aber und fällt neuerdings in einen Lehnſtuhl).

Gräfinn.

O mein Gott! die Ermüdung, die Kälte berauben ſie aller Kräfte. (Zu Kaluga.) Verlaß uns!

Kaluga.

Ja, Matam!

Gräfinn.

Und ſprich mit Niemanden über dieſe Scene.

Kaluga.

Oui Matam!

Gräfinn.

Du haſt Nichts geſehen.

Kaluga.

Si Matame!

Gräfinn.

Nichts gehört.

Kaluga.

Ano! Matam.

(Er geht ab.)

Zehnter Auftritt.

Yelva und die Gräfinn.

Gräfinn.

O erhole dich, meine theure Tochter!

Yelva

(heftet die Augen wehmüthig lächelnd auf ſie, und drückt ihr die Hand, um ihr zu zeigen, es ſey ihr ſchon beſſer).

Gräfinn.

Seit dem fürchterlichen Augenblicke, welcher den vertrauten Freund, den ich dir zum Schutz beygeſellte, von dir trennte, was iſt mit dir vorgegangen?

Yelva

(ſucht ihr durch Zeichen zu erklären, ſie habe ſich allein, ohne Geld, und beynahe auch ohne Kleider befunden, ſie habe viel Kälte gelitten, ſey aber immer vorwärts geſchritten, ohne Jemanden zu begegnen; ihren Muth zuſammenraffend, habe ſie ihren Weg verfolgt, und ſey immer weiter gegangen von Kälte erſtarrt und von Müdigkeit erſchöpft, und wenn ſie Jemand begegnet hat, ſo habe ſie ſich niedergekniet, die Hände hingehalten, und um ein Almoſen gebeten.)

Gräfinn.

O Gott! du haſt betteln müſſen. — Und wenn der Abend kam, wie heut, und du kein Haus, keine Menſchen fandeſt, was thateſt du dann?

Yelva

(gibt zu verſtehen, als die Nacht ſie überraſchte, habe ſie umſonſt überall geſucht, wohin ſie ihr Haupt legen könne, dann habe ſie geweint, faſt verzweifelt und ſich auf den Schnee hingeſtreckt, um zu erfrieren, da ſeyen ihre Blicke auf das Medaillon gefallen, welches ſie am Halſe hängen hatte, und ſie habe ihre Mutter angefleht, ſie zu beſchützen.)

Gräfinn.

Du fleheteſt deine Mutter an, dich zu beſchützen?

Yelva

(bejaht und zeigt, daß ihr dann auch die Hülfe von ihr von oben kam. Sie habe dann in der Ferne ein Licht erblickt, es ſey jenes des Schloſſes geweſen, ſie habe ſich hierauf wieder ermuthigt und weiter geſchleppt bis zum Thore, wo ſie an der Glocke geläutet habe. Man öffnete und nun liege ſie ſelig in den Armen ihrer Wohlthäterinn, ihrer zweyten Mutter.)

Gräſinn.

Und nun ſollſt du mich auch nicht mehr verlaſſen, und was auch kommen möge, von nun an wach' ich ſelbſt über dich und dein Glück.

Yelva

(blickt ſie zärtlich an, dann wird ſie aber verlegen, und indem ſie auf ihr Herz deutet, will ſie ihr zu verſtehen geben, es gebe kein Glück mehr für ſie auf dieſer Welt. Sie zieht den Hochzeitsſtrauß aus ihrem Buſen, küßt ihn, und ſcheint fragen zu wollen: Wo iſt derjenige, dem mein ganzes Herz gehört, dem meine Hand gehören ſollte? wo, und wie lebt er?)

Gräſinn.

Du wünſcheſt Alfreds Schickſal zu wiſſen? — Liebes Kind! vergiß ihn, laß uns von ihm ſchweigen, wenigſtens heute.

Yelva

(erſchrocken, frägt ſie durch Geberden, ob er vielleicht gar ſchon in jener Welt ſey?)

Gräfinn.

Nein, beruhige dich, er lebt.

Yelva (drückt ihre Freude darüber aus.)

Eilfter Auftritt.

Vorige. Feodora (im Brautſchmuck).

Feodora.

Gräfinn! man ſendet mich, Sie aufzuſuchen; man erwartet Sie im Saale. (Yelva erblickend.) Aber wer iſt dieß Mädchen?

Gräfinn.

Eine Unglückliche, ich nahm mir die Freyheit ſie hier gaſtfreundlich aufzunehmen.

Feodora.

Laſſen Sie mich Theil an Ihrer Großmuth nehmen, Gräſinn, ich will ſie Alfred vorſtellen. (Yelva fährt bey dem Namen erſchrocken zurück; auch die Gräſinn.) Erſchrecken Sie nicht, liebes Kind, der Graf von Ceſanne iſt ein guter Menſch, und eine Braut kann bey ihrem Bräutigam ſchon Etwas erbitten. (Yelva hält beyde Hände vor ihr Antlitz.) Aber kommen Sie Gräſinn, — bald meine theure Mutter. Die Bauern und Dienerſchaft haben ſich in der Vorhalle verſammelt, Muſikanten an ihrer Spitze, es wird recht pompös und luſtig werden. — Die erſte Bitte, die ich an meinen künftigen Gemahl thun will, ſoll ſeyn, daß ich dieß arme Mädchen bey mir behalten darf. (Zu Yelva.) Sie wollen doch bey mir bleiben, liebes Kind?

Yelva

(bezeigt die größte Verwirrung).

Gräfinn.

Entſchuldigen Sie des armen Mädchens Verwirrung. Sie kann Sie weder verſtehen, noch Ihnen antworten.

Feodora.

Jammerſchade! ſie iſt ſo hübſch. Aber das thut nichts, deſto mehr Anſpruch hat ſie auf mein Mitleid. Komm Mädchen! du ſollſt einen vergnügten Tag haben, ſollſt meiner Hochzeit beywohnen. (Sie faßt Yelva an der Hand, dieſe weicht zurück.) Was hat ſie denn? (Lächelnd.) Ja richtig, ſie verſteht mich nicht — aber Furcht ſollte ich ihr doch nicht einflößen und das ſcheint mir doch faſt der Fall zu ſeyn.

Gräfinn.

Die Arme befindet ſich in einem Zuſtand der Schwäche, daß ihr Ruhe die größte Wohlthat wäre.

Feodora.

Sie haben recht, ſie ſcheint ſehr zu leiden.

Gräfinn.

Sie iſt auch ſehr unglücklich, ich kenne ihr Schickſal, — ſo viele Schläge des Geſchicks haben ſie auf einmahl getroffen, aber ich weiß auch, welcher edlen Aufopferung das Mädchen fähig iſt. (Yelva drückt der Gräfinn die Hand, als ob ſie ihr ſagen wolle, ſie ſey ganz reſignirt.) Und ich bin überzeugt, daß ſie alle Opfer und Leiden nicht mit einemmahl zerſtören wird.

Feodora.

Ja, — ſie muß wieder Vertrauen zu den Menſchen faſſen. Wir laſſen ſie nicht mehr von uns, hier ſollen ihre Leiden enden.

Yelva

(trocknet ihre Thränen, blickt die Gräfinn feſt an, faßt ihre Hand und ſcheint ihr ſagen zu wollen. Ich habe den Muth zu Allem. Sie erblickt zur Linken einen Blumentopf am Fenſter, pflückt dort eine Blume, nähert ſich Feodora und reicht ihr mit einer Verbeugung dieſelbe.)

Feodora.

Eine Blume zu meinem Hochzeitſtrauß? Ich danke dir, liebes Kind! Gebe der Himmel, daß das Geſchenk der Armuth und Unſchuld mir Glück bringe. (Sie ſteckt die Blume zu dem Strauß an ihrem Buſen.)

Yelva

(bemerkt in dieſem Augenblicke, daß Feodora als Braut geſchmückt ſey, die Blumenkrone in den Haaren, den Schleyer und den Strauß am Buſen, ſie ſeufzt, blickt erſt Feodora, dann ſich ſelbſt an, und ſcheint ſagen zu wollen: So ſah auch ich einſt aus; dann wirft ſie ſich weinend in der Gräfinn Arme, und drückt ſie an ihr Herz.)

Feodora.

Kommen Sie Gräfinn, man erwartet uns!

(Gehen ab.)

Zwölfter Auftritt.

Yelva

(allein, fällt erſchöpft in einen Stuhl, ſie bleibt einen Augenblick vom Schmerz überwältigt liegen, dann faßt ſie ihre ganze Kraft zuſammen, fährt mit der Hand über ihr Geſicht und ſcheint ſagen zu wollen: Alles ſey vorüber und ſie müſſe Alfreds Bild aus ihrem Herzen reißen. — In dieſem Augenblicke werde er einer Andern angetraut. Sie nimmt den Brautſtrauß aus ihrem Buſen, blickt ihn wehmüthig an und wirft ihn dann von ſich. — Dann horcht ſie; eine religiöſe Muſik ertönt, ſie wirft ſich auf ihre Knie, und fleht um des Himmels Segen für Alfred. Ruhiger dann ſteht ſie auf, ſchreitet im Gemache umher und betrachtet dieſes; ſie ſchaut, — ſchaut — läuft ſchneller hin und her und betrachtet mehrere Gegenſtände genauer, eine lebhafte Bewegung in ihrem Innern wird bemerkbar, ſie kann ſich aber keine Rechenſchaft von dieſem Eindrucke geben, ſie ſteht mit verſchrenkten Armen, um nachzudenken, legt den Zeigefinger auf die Stirne um die Erinnerung hervorzurufen, endlich erhebt ſie ſich lebhaft, und gibt Zeichen, ſie erkenne, daß ſie dieſes Gemach ſchon geſehen habe, ſie prüft aufmerkſam die Tapeten, Verzierungen, Meubles, dann legt ſie die Hand auf ihr Herz, um die heftigen Schläge deſſelben gleichſam zurück zu halten.)

Dreyzehnter Auftritt.

Yelva. Scherikoff (kommt aus dem Gemache rechts.)

Scherikoff.

Ah — ich muß mich beeilen, ſie fangen unten ſchon an zu ſingen, — Ja! die Knute thut ihre Schuldigkeit. — (Erblickt Yelva.) Was will das Bauernmädchen hier, warum entfernt ſie ſich von den andern?

(Er tritt näher zu ihr.) Was ſeh ich? — darf ich meinen Augen trauen? Yelva in dieſen Kleidern und in meinem Schloſſe?

Yelva

(erkennt ihn, ſtoßt einen unartikulirten Schrey aus und läuft ihm entgegen.)

Scherikoff.

Und Alfred, wie wird der erſtaunen.

Yelva

(gibt ihm ein Zeichen zu ſchweigen).

Scherikoff.

Wie? Sie wollen nicht, daß er wiſſe, daß Sie hier ſind?

Yelva (bejaht es).

Scherikoff.

Und wie kamen Sie hierher, was führt Sie in mein Schloß?

Yelva

(ſcheint verwundert zu fragen: Dieß Schloß iſt das Ihrige?)

Scherikoff.

Ja, es iſt mein Stammſchloß.

Yelva

(betrachtet Scherikoff mit geſteigertem Intereſſe, und größerer Aufmerkſamkeit, ſo, als ob ſie ihn noch nie geſehen hätte, ſie ſcheint ein Geheimniß in ſeinen Blicken zu leſen und in ſeinen Zügen entdecken zu wollen.)

Scherikoff.

Was hat ſie denn? ſie betrachtet mich ſo ſtarr und ſcheint in außerordentlicher Bewegung.

** Yelva**

(legt eine Hand auf ihr Herz und gibt ihm mit der andern ein Zeichen zu ſchweigen, und ihren Ideengang nicht zu ſtören. — Sie bezeigt ihm, ſie glaube ſchon einmahl, als ſie noch ſehr jung und klein war, Alles dieß geſehen zu haben, was ſie umgibt. Sie läuft dann zum Fenſter, öffnet es, ſchaut in den Garten hinaus, deutet, daß ſie auch dieſen erkenne, und freut ſich hierüber wie ein Kind durch Hüpfen und Zuſammenſchlagen der Hände.)

Scherikoff.

Dieſer Garten — Sie freuen ſich darüber — es iſt als ob Sie ihn kennten.

Yelva

(bejaht es und bezeichnet mit Geberden es müſſe eine Schaukel ſich unten befinden, indem ſie die Bewegung des Schaukelns nachahmt.)

Scherikoff (erſtaunt).

Sie will etwas von einer Schaukel ſagen, wie mir ſcheint. — Ja es iſt eine unten im Garten. — Aber was will ſie mit alle dem?

Delva

(zeigt ihre Ungeduld darüber, daß er ſie nicht verſteht, dann denkt ſie nach, wie ſie ſich ihm am beſten erklären kann, eine Idee ſcheint ſie plötzlich zu ergreifen, ſie bittet Scherikoff in eine Ecke der Bühne zu treten, und genau auf ſie Acht zu haben, ſie nimmt ein Tuch, bindet ſich daſſelbe um die Augen, und thut als ob ſie beym blinden Kuhſpiele jemand haſchen wollte, dann nimmt ſie die Binde wieder ab, und gibt ihm zu verſtehen, daß ſie als Kind auf dieſe Art hier geſpielt habe. Alle dieſe Bewegungen folgen mit großer Schnelligkeit aufeinander. Scherikoff ſieht ihr verwundert und theilnehmend zu).

Scherikoff.

Armes Kind! Ich verſtehe nicht, was ſie ſagen will; aber es iſt Etwas in ihren Geberden, in ihrem Geſichte, das gleich Worten zu meinem Herzen ſpricht.

Chor

(von Außen. Ruſſiſches Theme.)

Glänzt in der Runde
Schnee auch und Eis;

Heil eurem Bunde,
Liebe macht heiß!

Delva

(faßt ihn am Arme, als wollte ſie ſagen: Horch!)

Scherikoff.

Das ſind meine Vaſallen, die ein Volkslied ſingen.

Delva

(zeigt, ſie kenne das Lied, ſie gibt ſich alle Mühe und bewegt den Mund krampfhaft um gleichſam ſagen zu wollen, ſie könnte dieſes Lied auch ſingen, wenn ſie nicht der Stimme beraubt wäre. Ihre Bewegung iſt aufs Aeußerſte geſtiegen, ſie faßt Scherikoffs Hand, drückt ſie zwiſchen der ihrigen und legt ſie dann auf ihr Herz, damit er daſſelbe ſchlagen fühlen möge.)

Scherikoff.

Es iſt unbegreiflich, wie das Mädchen ſich geberdet. — Sie ſcheint ſo fröhlich — und wieder ſo traurig, ſie drückt mir die Hand, als ob ſie ihre ganze Seele in den Druck legen wollte. Delva — liebe Delva — was haſt du denn? beruhige dich doch! (Er faßt ſie in ſeine Arme.)

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Alfred.

Alfred

(welcher aus der Thüre zur Rechten tritt, und dieſe wieder hinter ſich ſchließt, erblickt Yelva in Scherikoffs Armen.)

Himmel und Erde! Yelva!

Yelva

(erblickt Alfred, und erſchrickt, ihrer nicht mächtig, reißt ſie ſich aus Scherikoffs Armen und ſtürzt in das Cabinet zur Linken.)

Alfred

(zu Scherikoff nach einem augenblicklichen Stillſchweigen.)

Herr Graf! was iſt das? — Nun hab' ich ſelbſt geſehen, was ich immer muthmaßte. — Wie kommt Yelva hierher? — Antworten Sie!

Scherikoff.

Das kann ich nicht, lieber Freund; denn ich begreife von dem Ganzen eben ſo wenig, als Sie.

Alfred.

Aber ich begreife, daß Sie ein Mann ohne Treu' und Glauben ſind.

Scherikoff.

Herr Graf!

Alfred.

Ja, — Sie haben mir Yelva geraubt, Sie haben mir ihre Liebe geſtohlen, und ſie hier auf Ihrem Schloſſe verborgen gehalten. Brauch' ich noch andere Beweiſe dafür, als daß ich das Mädchen in Ihren Armen liegen ſah, und den Schrecken, der ſie bey meinem Anblicke ergriff?

Scherikoff.

Alle dieſe Thatſachen kann ich nicht läugnen, aber ich begreife ſie eben ſo wenig als Sie. — Und geſetzt, es wäre wahr, Yelva wäre mir gut — wollen Sie mir denn gar kein Mädchen laſſen, die mich liebt? Wollen Sie mir alle rauben? Sie heirathen ja meine Couſine, was kümmern Sie die andern?

Alfred.

Elender Witzling! Ich will dich lehren einen Mann von Ehre zu hintergehen! — Folge mir!

Scherikoff.

Das iſt zu viel! — Ich ſtehe zu Dienſten!

(Beyde ab.)

Fünfzehnter Auftritt.

Yelva und die Gräfinn (aus dem Cabinete links.)

Gräfinn.

Wie? — Verſteh' ich dich recht — Alfred hat dich geſehen?

Yelva (bejaht es angſtvoll.)

Gräfinn.

Wo denn?

Yelva

(zeigt, daß es hier war, ſie zeigt, daß er aus dem Cabinete rechts kam, zu dieſem Ende hat ſie ſich der Thüre dieſes Cabinets genähert, bey dieſer Thüre hängt das Frauenporträt, welches Scherikoff in dem achten Auftritte beſprochen hat, ihre Blicke fallen darauf, ſie ſteht ſtarr, betrachtet das Bild, läuft dann zur Gräfinn und deutet ihr in höchſter Gemüthsbewegung mit der Hand darauf.)

Gräfinn.

Das iſt die vorige Beſitzerinn dieſes Schloſſes, die Mutter des Grafen Scherikoff, welche bey dem Brande von Smolensk, ſammt ihrer ganzen Familie, zu Grunde ging.

Delva

(zieht mit Heftigkeit aus ihrem Buſen das Medaillon, gibt es der Gräfinn und ſcheint ihr ſagen zu wollen: Vergleichen Sie!)

Gräfinn.

Gerechter Himmel! — dieſelben Züge! — ja, ja! dieſelbe Perſon — Delva deine Mutter!

Delva

(wirft ſich vor dem Bilde auf ihre Knie, ſtreckt ihre Arme zu ihm empor, und fleht um den Segen ihrer Mutter.)

Sechzehnter Auftritt.

Vorige. Feodora.

Feodora (hereinſtürzend).

O Gott! ein Unglück! — Alfred und mein Couſin! —

Gräfinn.

Was iſt's?

Feodora.

Sie haben ſich gefodert, ihre Piſtolen genommen, und ſind damit nach dem Garten geeilt, — ich wollte ſie zurück halten, vergebens! ſie ſchlagen ſich in dieſem Augenblicke!

Gräfinn.

Im Garten? ich eile! (ſie nimmt das Medaillon, und ſtürzt damit ab.)

Delva

(gibt Zeichen der größten Verzweiflung, ſie frägt Feodora mit Zeichen, auf welche Seite des Gartens ſie die Entzweyten habe gehen geſehen. Feodora deutet ihr auf das Fenſter zur Rechten. Delva ſtürzt darauf zu und öffnet es, in demſelben Augenblicke hört man einen Piſtolenſchuß fallen. Delva zeigt in der größten Angſt an, daß ſie die beyden Gegner ſehe. — Sie ſtarrt zum Fenſter hinaus, ſtreckt ihre Hände hinaus, ſie will ſchreyen, kann aber nicht, endlich nach den heftigſten körperlichen Bewegungen gelingt es ihr mit einem Schrey das Wort „Alfred“ heraus zu bringen, in demſelben Augenblicke ſtürzt ſie aber auch, in Folge der Anſtrengung, ohnmächtig am Fenſter nieder).

Feodora

(faßt ſie in ihre Arme, und legt ihren Kopf in ihren Schoß.)

Armes Kind! ſie hat das Bewußtſeyn verloren!

Siebzehnter Auftritt.

Vorige. Die Gräfinn, welche Alfred und Scherikoff herbey führt.

Scherikoff

(Yelva's Medaillon in Händen haltend).

Iſt es wahr? Yelva! meine Schweſter, wo biſt du? (Die Gräfinn auf Yelva zeigend, welche noch immer bewußtlos in Feodora's Armen liegt.) dort!

Alfred.

Und der Schrey! den ich vernahm?

Feodora.

Ihr Nahme Alfred war das erſte Wort, was von ihren Lippen ging, der Schrecken entriß es ihr.

Alfred

(kniet nieder zu ihr).

Yelva, meine Yelva!

Yelva

(kommt nach und nach zu ſich ſelbſt, ſie blickt langſam alle Anweſenden an, welche ſie umgeben, aber ohne ſie noch zu erkennen, endlich ſucht ſie ihre Ideen zu ordnen, erblickt die Gräfinn, faßt ihre Hand und küßt ſie, dann wendet ſie ſich um, und ihr Auge fällt auf Alfred. Anfangs fährt ſie erſchrocken zurück, dann aber reicht ſie ihm die Hand, und ſpricht mit ſanftem Tone): „Alfred“ (auf der andern Seite ſieht ſie Scherikoff, reicht im die Hand und ruft): „Mein Bruder!“

Alfred.

Kannſt du mir verzeihen? Liebſt du mich noch?

Yelva

(ſich erhebend blickt Alfred zärtlich an, und indem ſie in ſeine Arme ſinkt, ſpricht ſie):

Ewig!

Alle

(bilden eine Gruppe theilnehmend um die Liebenden).

Gräfinn

(ihre Hände ſegnend über ſie breitend).

Was Gott verbindet, trenne der Menſch nicht.

(Der Vorhang fällt.)

Die
zänkiſchen Brüder.

Ein Familiengemälde in drey Aufzügen.

Nach

dem Franzöſiſchen

des

Collin d'Harleville.

(Aufgeführt auf dem k. k. Hoftheater zu Wien.)

Perſonen.

Hermann Silmer.
Seine Frau.
Wilhelm, beyder Sohn.
Robert Silmer, vormals Kaufmann, Bruder des Obigen.
Friderike, deſſen Nichte.
Herr Runſtein.
Jakob, Hermanns Diener.
Anton, Roberts Diener.

(Die Handlung ſpielt in Hermanns Hauſe, in einer Hauptſtadt Deutſchlands.)

Erſter Aufzug.

(Die Bühne ſtellt einen Saal vor.)

Erſter Auftritt.

Hermann. Robert.
(Sie ſitzen beyſammen bey einem Tiſche, vor ihnen ſteht Wein und Backwerk.)

Robert.

Nein, Bruder, nein, das kann nicht ſeyn, du ſcherzeſt nur.

Hermann.

Ich ſage dir aber, es iſt ſo.

Robert.

Ich bin vom Gegentheil überzeugt.

Hermann.

So? — das heißt mit andern Worten, ich habe dich belogen.

Robert.

Hm! — als ob ein Seemann nicht auch lügen könnte.

Hermann.

Was ich dir ſagte, iſt wahr.

Robert.

Das Wahre iſt nicht immer zugleich auch wahrſcheinlich.

Hermann.

Aber mein Gott! es iſt doch —

Robert.

Eine Fabel, eine bloße Fabel.

Hermann.

Auf meiner letzten Fahrt nach —

Robert.

Was nützt das?

Hermann.

In dem Gefechte, wo der Freund, den ich meinen Reichthum danke, in meinen Armen ſtarb. —

Robert.

Deine Erzählungen fangen alle von Adams Zeiten an.

Hermann.

Nur Geduld, du wirſt hören. —

Robert.

Ich will weder hören, noch glauben; denn ich behaupte —

Hermann.

Starrkopf!

Robert.

Es iſt mit dir gar nicht mehr auszuhalten.

Hermann.

Er will Alles beſſer wiſſen, es iſt um raſend zu werden.

Robert.

Mit dir iſt gar nichts zu reden.

Hermann.

Du laſſeſt mich ja aber gar nicht ausreden.

Robert.

Und du mich nicht anfangen.

Hermann.

Er findet ordentlich ein Vergnügen daran, recht zu zanken.

Robert.

Ich? — Fängſt du nicht immer zuerſt an?

Hermann.

Ich? — Nun, das höre einmahl jemand mit an.

Robert.

Du biſt doch ein entſetzlicher Menſch!

Hermann.

Bey dir brauchte man Engelsgeduld.

Robert.

Haſt du die etwa?

Hermann (ſpöttiſch).

Du wirſt ſie wohl haben, — o ja.

Robert.

Seit ſechs Monaten hab' ich viel ertragen müſſen.

Hermann.

Und ich. — Mich wundert nur, daß ich nicht aus Galle krank geworden bin.

Robert.

Jetzt wird's mir aber zu viel!

Zweyter Auftritt.

Hermanns Frau. Vorige.

Frau.

Ey, ſchon wieder gezankt? Immer und ewig im Streite.

Robert.

Es iſt ihm ja nicht wohl, wenn er nicht zanken kann.

Frau.

Lieber Herr Bruder, bilden Sie ſich das nicht ein.

Robert.

Ueber jedes Wort geräth er in Eifer.

Hermann.

Er will nie nachgeben. — Ich bin doch der Aeltere.

Robert.

Ha, ha, ha! um zwey Jahre.

Hermann.

Und ein halbes.

Robert.

Nur zwey Jahre.

Frau.

Wie möchte ich mich denn um ein paar Monate ſtreiten?

Hermann.

Nun, da hörſt du's ſelbſt, er zankt ſich auch um eine Minute, wenn's darauf ankömmt, — Jung gewohnt, alt gethan.

Robert.

In der Schule hießen ſie dich immer den Hans Gähzorn.

Hermann.

Und dich den Monſieur Starrkopf.

Robert.

Du balgteſt dich ja alle Tage mit den Schulbuben herum.

Hermann.

Du disputirteſt ihnen das Leben ab, wenn's darauf ankam.

Robert.

Das machte doch keine blaue Augen, wie deine Balgereyen.

Frau.

Wie? — Ihr macht Euch nach vierzig Jahren noch Vorwürfe über Eure Kinderkriege.

Robert.

O, er hat ſich nicht geändert.

Hermann.

Um kein Haar iſt er anders geworden.

Frau.

Aber lieber Mann! —

Hermann.

O du wirſt ihn vertheitigen, das ſeh' ich ſchon im Voraus.

Robert.

Wäre deine Frau nicht, nicht vierzehn Tage hätt' ichs bey dir ausgehalten.

Hermann.

Wirklich?

Robert.

Kannſt mir's glauben.

Hermann.

Alſo meinetwegen kamſt du nicht hieher?

Robert.

Ja, deinetwegen kam ich her, aber deiner Frau wegen blieb ich da.

Hermann.

Hören Sie Madame! — Bedanken Sie ſich doch.

Frau.

Verzeihe ihm, er meint es ja nicht ſo.

Robert.

Ja, ja wie ich rede, ſo mein' ichs.

Hermann (gerührt).

Siehſt du? — ſo liebt er mich, das iſt mein Bruder — das ſeine Liebe? — Aber ſchon gut, ich will mir Ruhe verſchaffen, und wenn —

Robert

(halb weinend, dabey aber heftig).

Ich verſtehe dich — ich will dir Ruhe verſchaffen, ich will dir aus den Augen gehen, du ſollſt mich nicht mehr ſehen, lebe wohl!

(Er geht ab.)

Frau (ihm nachrufend).

Lieber Bruder! — Bleiben Sie, bleiben Sie!

Robert (von Innen).

Nein, nein, nun iſts aus!

Dritter Auftritt.

Hermann, und ſeine Frau.

Frau.

Er geht wirklich. — Das iſt doch zu arg.

Hermann.

Siehſt du's endlich einmahl ein?

Frau.

Es iſt mir doch recht leid um ihn.

Hermann

(mit einer Stimme, aus welcher man merkt, daß ſein Herz nicht ganz ruhig dabey iſt).

Stille davon — laß' ihn gehn.

Frau

(indem ſie fort will).

Ich will — —

Hermann.

Bleiben ſollſt du. Wir werden ihm nicht nachlaufen.

Frau.

Es iſt doch recht ſchmerzlich, kaum ſeyd ihr eine Weile gut, ſo ſtreitet ihr euch wieder auf's Neue. — Worüber gings denn wieder los? —

Hermann.

Worüber?

Frau.

Ja.

Hermann.

Ich — — ich — weiß nicht mehr recht.

Frau.

Da ſeh' ein Menſch. — — Nun ja, es war wieder eine Kleinigkeit, wovon es ſich kaum der Mühe lohnt, zu ſprechen.

Hermann.

Wichtig, oder unwichtig, er zankt über Alles.

Frau.

Wirklich, ich begreife es nicht. — Alle Minuten habt ihr Fehde mitſammen, bald fängſt du an, bald er, und Einer kann doch nicht ohne den Andern leben.

Hermann.

Aber gibt er denn einen Augenblick Ruhe? — Muß er denn nicht immer das Gegentheil behaupten?

Frau.

Welcher Menſch iſt wohl ganz Fehlerfrey? — Sieh, lieber Hermann, ſey aufrichtig, biſt du nicht ſelbſt ein wenig zu heftig, zu —

Hermann.

Zu gähzornig willſt du ſagen, nicht wahr?

Frau.

Behandle deinen Bruder mit mehr Schonung, lieber Mann, und wenn du ſchon zürnen willſt, ſo zürne über mich, zanke mit mir, aber ſchone Robert, er iſt gewiß ein guter Mann, hat ein vortreffliches Herz, vorſetzlich wollte er dich nicht betrüben.

Hermann.

Aber er ärgert mich denn doch immer.

Frau.

Gewiß ohne ſeinen Willen; — du kennſt ja ſeine Anhänglichkeit, ſeine Liebe zu dir, ſo mancherley Beweiſe gab er dir ſchon davon. — Bedenke einmahl, dein armer Bruder iſt unglücklich. — Unglückliche haben Launen, durch einen ſchlechten Menſchen, dem er ſeine Handlung anvertraute, verlor er ſein ganzes Vermögen, was er in fünf und zwanzig Jahren durch Fleiß und Betriebſamkeit ſich erwarb, verlor er in einer Stunde. Nun ſtand er allein und hilflos da, bey Fremden mochte er ſich nicht einbetteln, in die Arme des Bruders, des geliebten Bruders warf er ſich, und brachte auch ſeine Mündel mit, das einzige Kind eurer Schweſter, die ihr Beyde ſo zärtlich liebtet.

Hermann.

Die arme Friderike!

Frau.

Auch ſie brachte der Räuber um ihr Erbtheil.

Hermann.

Ich weiß es wohl.

Frau.

Doch führte ihn nicht geradezu die Noth zu uns, mit dem kleinen Ueberreſte ſeines Vermögens hätte er noch frey und unabhängig leben können, allein er bedurfte Troſt, und dieſen ſuchte er in deiner Liebe, darum warf er ſich in deine Arme.

Hermann (gerühret).

Nun, und habe ich ihn etwa nicht gut empfangen?

Frau.

Das wäre dir ja unmöglich geweſen.

Hermann.

War ich taub für ſein Unglück? — ſtanden ihm nicht mein Haus, und meine Arme offen?

Frau.

O ja. — Daran erkannte ich dein Zartgefühl.

Hermann.

Was Zartgefühl? — Schuldigkeit wars. Iſt er denn nicht mein Bruder? iſt Friderike nicht ein braves Mädchen?

Frau.

Ja, das iſt ſie, recht brav, und der Bruder auch.

Hermann.

Ja, wenn er nur nicht immer gleich zornig würde.

Frau.

Und in einigen Augenblicken nachher bereut er ſeine Aufwallung. Nicht auf ſein Temperament, auf ſein Herz mußt du ſehen; Robert iſt dein beſter, dein aufrichtigſter Freund.

Hermann.

Iſt's möglich? — Wär' er das?

Frau.

Du kannſt noch zweifeln? Du ſollſt nur hören, wie er in deiner Abweſenheit von dir ſpricht, — jedes Wort athmet Bruderliebe, in jedem mahlt ſich ſeine Seele. — O Sie ſind ein glückliches Weib, ſagt er oft zu mir; denn ſie haben einen braven guten Mann, und bey Gott, er redet wahr,

Hermann.

Ja, ja, — falſch iſt er nicht, lieb hat er mich immer gehabt.

Frau.

Ich bewundere nur die Güte, mit welcher er unſerm Sohne immer begegnet, er ſpricht mit ihm ſo zärtlich, und bekümmert ſich ſo um ihn, wie ein Vater, dafür liebt ihn aber auch Wilhelm.

Hermann.

O ja, mehr als uns ſeine Aeltern, wenigſtens mehr als mich. — Ja, ja, ſeit einiger Zeit begegnet mir der Burſche mit Kälte.

Frau.

Glaube das nicht, lieber Hermann! Wilhelm liebt dich kindlich, du biſt nur manchmahl ein wenig zu ſtrenge gegen ihn.

Hermann.

Zu ſtrenge? — Nun, ſo werde ich mich wohl in Zukunft fein in Acht nehmen müſſen, daß der Herr Sohn nicht böſe auf mich wird.

Frau.

Wie du nun wieder ſprichſt; — Wilhelm iſt ein guter Junge, nur etwas furchtſam, er darf ja nicht reden, wann er will, was in ſeinem Herzen vorgeht, wagt er oft nicht zu ſagen; denn er fürchtet dich.

Hermann.

So? — O ich verſtehe Alles, das liebe Söhnchen verklagt wohl den Vater bey dir? — der Bube!

Frau.

Du thuſt ihm Unrecht, lieber Mann! voll von kindlicher Ehrfurcht ſchweigt ſein Mund, und öffnet ſich nur, um alles Liebe und Gute von dir zu ſagen. Doch der Blick der Mutter dringt tiefer in das Herz ihres Kindes.

Hermann.

Mag ſeyn.

Frau (lächelnd).

Doch ſieh, jetzt kamen wir von dem Bruder auf den Sohn. —

Hermann.

Daß du mich noch einmahl an ihn erinnern mußt, hätteſt mir den Aerger erſparen können.

Frau.

Dein Herz weiß gewiß nicht, was dein Mund ſpricht. Glaube mir, in dieſem Augenblicke ſchon bereut Robert ſeine Heftigkeit.

Hermann.

Ey ja. — Freuen wird es ihn, daß er mich zornig gemacht hat.

Frau.

Er macht ſich gewiß ſelbſt den größten Vorwurf.

Hermann.

Soll ich ihn vielleicht gar um Vergebung bitten?

Frau.

Glücklich der Bruder, welcher dem andern zuerſt die Hand zur Verſöhnung biethet.

Vierter Auftritt.

Vorige. Wilhelm. Friderike.

Hermann (erblickt ſie).

Nun da hat man ſie ja ſchon wieder beyſammen.

Wilhelm.

Wir begegneten uns im Garten.

Friderike.

Ich ſah den Vetter vom Fenſter. —

Hermann.

Garten — Fenſter! — Auch ohne Garten und Fenſter findet ihr Euch. —

Friderike.

Ja, lieber Onkel! das iſt ganz natürlich. — Wir müſſen uns finden, denn Wilhelm ſucht mich, und ich laufe ihm nicht davon.

Hermann.

Allerliebſt!

Frau (leiſe zu Hermann).

Die guten Kinder, ſieh nur, wie verlegen ſie ſind.

(Laut.) Was iſt Euch denn? — Friderike, ich vermiſſe die gewöhnliche Heiterkeit an dir, was iſt die Urſache?

Friderike.

Liebe Mutter, wir hatten Kummer?

Frau.

Warum das?

Friderike.

Nicht ohne Urſache.

Frau.

Nun?

Hermann (zu Wilhelm.)

Rede! —

Wilhelm.

Wir begegneten dem lieben Onkel. —

Hermann.

Nun, und was hat Euch denn der liebe Onkel vorgeſchwatzt?

Friderike.

Gar nichts.

Wilhelm.

Wir wagten es nicht ihn anzureden.

Friderike.

Er ſchien ſehr zornig zu ſeyn.

Hermann.

Zornig? — Sieh da! — Und verſteht ſich über mich? — Er wird wohl wiſſen, warum.

Friderike.

Wir wiſſen es nicht.

Hermann.

Nun, und da habt ihr ihm Recht gegeben, das iſt ſchon ſo Eure Gewohnheit O den Onkel Robert, den liebt man ganz beſonders.

Friderike.

Er iſt mein Vormund, mein zweyter Vater.

Hermann (heftig).

Nun, ſo wird er auch wohl um einen Mann für dich ſorgen. — Mit Wilhelm iſts nichts, der heirathet Herrn von Runſteins Tochter.

Wilhelm.

Lieber Vater!

Hermann.

Kein Wort!

Frau.

Aber lieber Mann! — die armen Kinder haben ja keine Schuld.

Hermann.

Sie haben Recht Madame! Nehmen Sie auch die Partey der Kinder gegen mich. Die ganze Welt hat ſich wider mich verſchworen: Weib, Bruder, Kinder, Alles — alles!

Fünfter Auftritt.

Vorige. Herr Runſtein.

Runſtein (im Eintreten, für ſich).

Aha! — Wird ſchon wieder gezankt! — deſto beſſer!

Hermann.

Ey ſieh da, Herr Nachbar! — Gelegener konnten Sie nicht kommen.

Runſtein.

Gehorſamer Diener, — freut mich recht ſehr, — Unterthäniger Diener — Madame!

Frau

(dankt ihm mit ſichtbarer Kälte).

Hermann.

Wie befindet ſich Ihre werthe Familie?

Runſtein.

Gott ſey Dank, im beſten Wohlſeyn, tauſend Grüße an Sie, mein werther Herr Nachbar.

Hermann.

Ich danke Ihnen.

Runſtein.

Beſonders an Dero Frau Gemahlinn.

Frau.

Zu viel Güte!

Runſtein.

Nun, und an den Herrn Sohn! — das verſteht ſich vor allem, — ſollten nur geſehen haben, was mein Louischen für Augen machte, als ſie hörte, daß ich herüber ginge. —

Hermann.

Ihre Louiſe hat mich geſtern wirklich bezaubert.

Runſtein.

Zu viel Nachſicht.

Hermann.

Ohne Schmeicheley, ſie hat geſungen, geſpielt, wie ein Engel.

Runſtein.

Hat Talent, das Mädchen, — iſt wahr! — An den beſten Meiſtern hab' ichs auch nicht fehlen laſſen. — Sie ſchlägt Ihnen die ſchwierigſten Stellen vom Blatte weg. — Die Stimme iſt auch gut, ſo — ſo ſanft, nicht wahr? — ſo eindringend? — Im Tanze, beſonders im Eccossais, nun da ſucht ſie ihres Gleichen, das fliegt die Reihen hinab, wie der Wind, und im Franzöſiſchen, da nimmt ſie's mit Jeder auf, ich möchte faſt behaupten, ſie ſpricht es noch beſſer, als ihre Mutterſprache.

Hermann.

Es iſt ein ſehr liebenswürdiges Mädchen.

Friderike (bey Seite).

Mir gefällt ſie gar nicht.

Hermann.

So eben ſprach ich mit meiner Frau, und mit meinem Sohne über das gewiſſe Projektchen, das mir ſehr am Herzen liegt. — Sie wiſſen ja?

Runſtein.

Wie ſollt' ich nicht? — Es iſt ja auch mein ſehnlichſter Wunſch.

Hermann.

Wenn es Ihnen Ernſt iſt, ich bin entſchloſſen, man mag mir auch dagegen einwenden, was man will.

Runſtein (malitiös).

Einwenden? — Ha ha ha! — Wo iſt denn Dero werther Herr Bruder?

Hermann.

Er iſt ausgegangen.

Runſtein.

Darf ich fragen, wie er ſich befindet?

Hermann (heftig).

Recht wohl. — Der Hauptpunkt alſo? —

Runſtein (für ſich).

Schon wieder entzweyt, — Waſſer auf meine Mühle! — (Laut.) Sind der Herr Bruder noch immer recht lebendig, noch immer ſo ein Liebhaber — wie ſoll ich's nennen? — vom Disputiren?

Hermann.

Ja leider. — Doch laſſen Sie uns von unſerm Projekte ſprechen.

Runſtein
(ihm lächelnd mit dem Finger drohend).

Sie haben ſich gewiß wieder gezankt?

Hermann.

Keinesweges!

Runſtein (bey Seite).

Es iſt kein Zweifel mehr! — (Laut.) Was war doch die Urſache?

Hermann.

Sie kennen ja ſeine Hitze.

Runſtein.

Allerdings! und bewundre dabey nur Ihre Nachgiebigkeit.

Hermann.

Die Geduld muß doch endlich reißen.

Runſtein.

So ein Zänker, es muß etwas Unerträgliches ſeyn.

Hermann.

Unerträglich? — Nein, unerträglich iſt mir mein Bruder nicht, ſtarrköpfig, ja, das iſt er, aber er hat ein gutes Herz.

Runſtein.

Aber einen eiſernen Kopf.

Hermann (wird unruhig).

Runſtein.

Doch wieder auf unſern Plan zu kommen, — meine Frau klagt mir mit Herzeleid, daß ſich die Sache ſo ohne Urſache in die Länge zieht.

Hermann.

Meine Schuld iſt es nicht.

Runſtein.

Gewiß auch nicht die meine.

Hermann.

Es miſchen ſich ungebetene Rathgeber darein; aber ich will ſie verſtummen machen, ich bin Herr.

Runſtein.

Gewiß, das ſind Sie, und Sie werden es auch zeigen, daß Sie es ſind.

Hermann.

Ich will ihnen beweiſen, daß hier der Vater, und nicht der Onkel zu ſprechen hat.

Runſtein.

Recht mein Lieber! — Es gibt wohl Fälle, wo man nachgeben, — wo man aus Achtung, oder vielmehr aus Liebe für ſich ſelbſt, der Meinung eines Andern wider Willen beytreten muß, aber Sie haben das nicht nöthig.

Hermann.

Wie meinen Sie das?

Runſtein.

Du lieber Himmel! hier iſt ja gar nichts zu verlieren!

Hermann.

Ich verſtehe Sie nicht.

Runſtein.

Wenn Sie auch nicht thun, was der Herr Bruder will, wenn er auch darüber zornig Sie verläßt, — ſo gilt es ja eben keine reiche Erbſchaft?

Hermann.

Wie iſt das?

Runſtein.

Nun, der Herr Bruder Robert werden uns weder nützen noch ſchaden können, — iſt ein armer Schlucker. —

Hermann.

Was muß ich hören? Sie werfen ihm ſein Unglück vor? — So? Alſo weil er arm iſt, ſoll ich, — ſollen mein Weib und meine Kinder Achtung und Liebe für ihn verlieren? — Iſt er darum weniger mein Bruder? Iſt ſeine Armuth nicht ein doppelter Grund, daß wir ihn recht herzlich, recht zärtlich lieben. — Pfui Herr, was haben Sie da geſagt? — Aber ich mache Ihnen Vorwürfe, und bin ſelbſt nicht beſſer. — Mein Gott! Was hab' ich gethan? Ich habe ihn beleidigt, von mir geſcheucht, mißhandelt, ihn meinen Bruder, meinen erſten beſten Freund, der vom Schickſal verfolgt, Hülfe ſuchend, ſich an meine Bruſt warf. O, ich bin ein elender Menſch! — ich habe ſchlecht gehandelt. — Ich will ihn aufſuchen, — will ihn um Vergebung bitten, — glaubt ihr etwa, ich liebe ihn nicht? — O mein Robert, mein lieber Bruder Robert! er iſt gut, er wird mir verzeihen, mich umarmen, er wird weinen, (ſchluchzend.) und ich — — Weib! (zu Runſtein.) Vergeben Sie, ich muß fort. (Aufs Herz deutend.) Hier drückt's, — Robert Bruder! (Eilt ab.)

Sechster Auftritt.

Vorige, ohne Hermann.

Runſtein (für ſich).

Das hat fehlgeſchlagen!

Frau (lächelnd).

Lernen Sie kennen, mein Herr, was die Stimme der Natur iſt.

Runſtein.

O, ich bin tief gerührt.

Friderike.

Sie haben wohl nie einen Bruder oder eine Schweſter gehabt?

Runſtein.

Bin der einzige Sohn. — Aber warum dieſe Frage?

Friderike.

Sie haben Recht, ich hätte ſie nicht thun ſollen, die Antwort war mir vorher gewiß.

Frau
(leiſe zu Friderikén).

Stille Friderike. (Zu Runſtein.) Dieſe ſchnelle Aenderung meines Mannes iſt wohl ſehr natürlich, zwey Brüder können ſich wohl entzweyen, aber ſich haſſen, nein, das können ſie nie.

Wilhelm und Friderike.

Nie, nie!

Frau.

Ihnen, mein Herr Nachbar, bin ich vielen Dank ſchuldig, und trage ihn gerne an Sie ab.

Runſtein.

Mir? — daß ich nicht wüßte —

Frau.

Doch, doch; Sie waren ſo gütig meinen Mann aufmerkſam auf ſeine Pflicht zu machen, ihn an die Armuth ſeines Bruders zu erinnern. Gewiß, Sie kennen das menſchliche Herz, ſie wußten auf eine ſo feine Art ihm das erlittene Unglück ſeines Bruders vor Augen zu halten, daß ſeine Liebe für ihn geweckt werden mußte. — Durch wenige wohl ausgedachte Worte, welche Sie fallen ließen, haben Sie zwey gute Brüder um eine Viertelſtunde früher verſöhnt.

Runſtein.

Madame, ich —

Frau.

Jetzt werden Sie mir erlauben, daß ich mich entfernen darf, um Zeuge einer Scene zu ſeyn, die mein Herz mit Wonne erfüllt. Glauben Sie mir, ich werde es nie vergeſſen, daß Sie der Urheber dieſer Wonne ſind. (Geht lächelnd mit einer Verbeugung ab.)

Siebenter Auftritt.

Runſtein. Wilhelm. Friderike.

Runſtein

(welcher ſtarr vor ſich hinblickt, dann ſchnell und zornig eine Priſe Taback nimmt; für ſich).

Sie hat Recht, daß ſie ſich über mich luſtig macht. — Ich habe ſie alſo verſöhnt, ich? — Nun, das iſt ja recht vortrefflich verdammt! — (Laut.) Eine gute Frau, die Madame Silmer!

Wilhelm.

Wir lieben ſie ſo ſehr! — Sie iſt eine zärtliche Gattinn, und eine ſo gute Mutter!

Runſtein.

Ja, ich ſchätze und venerire ſie auch aus Herzensgrund.

Friderike.

Mit Ihr zankt Niemand, ihre Worte bringen nur Frieden.

Runſtein.

Charmant!

Friderike.

Sie geht nie darauf aus, Unruhe zu ſtiften, oder Unfrieden zu nähern, was doch manchem Andern Freude zu machen ſcheint.

Wilhelm (leiſe zu ihr).

Friderike!

Runſtein.

Das glaub' ich. —

Wilhelm.

Sie iſt ſo geduldig, ſo nachgiebig.

Friderike.

Beſonders gegen mich und Wilhelm; wir zanken aber auch nie.

Wilhelm.

Niemals in unſerm Leben.

Friderike.

Es miſcht ſich Niemand in unſere kleinen Händel, darum brauchen wir auch Niemanden, der uns wieder verſöhnt.

Runſtein.

Gratulire. (Bey Seite.) Ich glaube gar, das kleine Ding wird anzüglich. (Laut.) Habe nun die Ehre mich zu empfehlen. (Zu Wilhelm.) Man ſieht Sie doch heute noch bey uns?

Wilhelm.

Ich werde die Ehre haben, wenn —

Runſtein.

Sie wiſſen ja, wie man ſich nach Ihnen ſehnt. —

Meine Frau hat Sie ſehr lieb, und mein Louischen, — nun, — Sie wiſſen's ja ohnehin.

Wilhelm.

Zu viel Güte! —

Runſtein.

Auf Wiederſehn, Herr Schwiegerſohn!

Friderike (bey Seite).

O Gott!

Runſtein
(im Abgehen für ſich).

Ich hoffe, die ſollen's den beyden Alten bald nachmachen.

Achter Auftritt.

Wilhelm und Friderike.

Friderike.

Haſt du gehört, wie er dich nannte? Schwiegerſohn! — o Gott!

Wilhelm.

Liebe Friderike!

Friderike.

Ich werde nun immer recht traurig ſeyn, denn ſtets hör' ich die Worte deines Vaters: „Wilhelm heirathet Herrn Runſteins Tochter.“

Wilhelm.

Das ſagte der Vater nur im Zorne.

Friderike.

Und wird es auch im Zorne ausführen. Der abſcheuliche Herr Runſtein.

Wilhelm.

Aber ich liebe ja Louiſen nicht.

Friderike.

Das ſagſt du nur, wenn du mit mir ſprichſt, o! ich habe deine zufriedene Miene, deine Heiterkeit ſchon bemerkt, wenn du mit Ihnen in Geſellſchaft biſt, wie du dich herum ſchleichſt um Vater, Mutter und Tochter, und ihre Wünſche aus ihren Blicken zu erlauſchen ſuchſt.

Wilhelm.

Ich bin höflich und artig gegen die Familie, das iſt Alles.

Friderike.

O ja, nur gar zu artig. —

Wilhelm.

Auf dieſe Art gehorche ich den ausdrücklichen Befehlen des Vaters.

Friderike (weinend).

Nun, jetzt hat er dir ja auch ausdrücklich befohlen, ſie zu heirathen — Gehorche auch darin, geh hin, heirathe ſie, die arme Friderike wird den luſtigen Hochzeitstag nicht erleben.

Wilhelm.

Was fällt dir ein, liebe Friderike?

Neunter Auftritt.

Vorige. Robert.

Robert

(tritt voll Unruhe ein).

Seyd ihr da, das iſt gut!

Wilhelm.

Ja, lieber Onkel!

Robert.

Ach!

Friderike (zu Wilhelm).

Sprich ihn doch an.

Wilhelm.

Ich wag' es nicht.

Friderike (ihn liebkoſend).

Lieber Onkel! — Iſt Ihnen nicht wohl?

Robert.

Ja, — nein — ach! —

Friderike.

Ja, ja, ich ſeh's Ihnen an, — Es fehlt Ihnen —

Robert.

Nichts, gar nichts.

Friderike.

Sagen Sie mir —

Robert.

Schweigen ſollſt du. — Wilhelm! wo iſt dein Vater?

Wilhelm.

Haben Sie ihn denn nicht geſehen.

Robert.

Ach Gott, nein! — Ich gehe — komme, — gehe wieder — kehre nochmahl zurück, mit einem Wort, ich finde keine ruhige Stelle, bis ich ihn geſprochen habe. — Mein guter, lieber Hermann, ich muß ihm um den Hals fallen, muß ihn um Verzeihung bitten.

Wilhelm.

Eben ging er weg, Sie aufzuſuchen.

Robert.

Mich auf — aufzuſuchen? — Sage mir das noch einmahl Junge, ich bitte dich.

Friderike.

Es that ihm ſo wehe, Sie beleidigt zu haben.

Wilhelm.

Niemand konnte ihn mehr zurückhalten.

Friderike.

Er ſprach die nämlichen Worte, wie Sie, lieber Onkel. Ich muß ihm um den Hals fallen, ihn um Verzeihung zu bitten.

Robert (freudig.)

Wenn es ſo wäre? — Aber gewiß, es iſt ſo, es muß ſo ſeyn, ich kenne meinen Bruder, er iſt beſſer, viel beſſer als ich.

Wilhelm.

O, ſie ſind Beyde ſo gut.

Robert.

Nein, nein, er iſt beſſer.

Zehnter Auftritt.

Vorige. Hermann.

Hermann
(tritt ein, und bleibt im Hintergrunde ſtehen).

Robert (fortfahrend).

Mein Bruder iſt lebhaft, das iſt wahr, vielleicht auch ein wenig gäh, aber das iſt ja gewöhnlich der Fehler der beſten Menſchen. Die lebhafteſten Menſchen ſind immer die beſten. Und bin denn nicht ich es meiſtens, der ihn reizt, der ihn bleidigt? Bin nicht ich es, der ihm immer widerſpricht? Er iſt ſo edel, ſo gutherzig, ſo großmüthig, wer an ſeiner Seite lebt, der lebt froh und zufrieden; die ganze Stadt gibt ihm das Zeugniß eines braven Bürgers, jeder Einzelne jenes eines rechtſchaffenen Mannes, und ſieht man ihn erſt im traulichen Kreiſe ſeiner Familie, — da erblickt man in ihm ein Vorbild für Väter, Gatten und Brüder.

Hermann

(welcher das Alles voll Rührung mit angehört hat, ſtürzt nun, mit Thränen in den Augen, in Roberts Arme.)

Robert!

Robert (ihn innig umarmend.)

Bruder! — Guter, vortrefflicher Menſch, biſt doch immer der erſte, der die Hand zur Verſöhnung biethet.

Hermann.

Weil ich immer Unrecht habe.

Robert.

Nein Hermann, dießmahl iſt die Schuld an mir.

Hermann.

Was liegt daran! Hat nun Recht, wer will, Alles ſey vergeſſen!

Robert.

Alles, bis auf die zärtlichſte Bruderliebe.

Hermann.

Ich hörte dich hier ſo gut von mir ſprechen, da wollte mir das Herz zerſpringen.

Robert.

Mein Herz ſprach —

Beyde (ſich nochmahl umarmend).

Lieber Bruder!

Wilhelm. Friderike.

Lieber Vater }
Lieber Onkel } wie freuen wir uns!

Robert.

Das wir uns Beyde lieben, iſt das etwas Neues?

Wilhelm.

Das nicht — aber — es freut uns doch recht ſehr.

Hermann (zu Robert).

Sie haben uns ſo lieb, die beyden Kinder.

Robert (leiſe zu ihm).

Ja, ja, uns, — und ſich untereinander.

Hermann (wie oben).

Spaßmacher! Ich verſtehe dich!

Robert (auf Friderike zeigend).

Die liebenswürdige Offenherzigkeit des Mädchens erinnert mich immer an unſere Schweſter.

Hermann.

Die gute Suſanne! — Wir müſſen der armen Waiſe vergelten —

Friderike.

Waiſe? — Iſt man denn eine Waiſe, wenn man zwey Väter für einen hat?

Hermann.

Ja, ſie ſey unſre Tochter.

Wilhelm (leiſe zu Friderike).

Hörſt du?

Robert

(halblaut zu Hermann, indem er ſich auf ſeine Schulter lehnt, und auf Frideriken hinzeigt).

Hermann, ſag' einmahl, iſt es nicht ein liebes Mädchen?

Hermann.

Ganz gewiß, aber ſieh nur wie ſie die Augen zur Erde ſchlägt.

Robert

(hebt Frideriken, welche zur Erde blickt, das Köpfchen in die Höhe).

Sieh mich gerade an, Friderike, hörſt du? recht feſt ins Auge. — So. — (Zu Hermann.) Sage mir Bruder, dieſe Züge, erinnern ſie dich an Niemanden?

Hermann.

Ganz das Geſicht ihrer Mutter.

Robert.

Schon recht, — aber noch an jemanden —

Hermann.

Daß ich nicht wüßte —

Robert.

Wie aus dem Geſicht geſchnitten.

Hermann.

Nun, — wem denn?

Robert.

Sieh einmahl, — wenn ſie lächelt, da iſt es gar unverkennbar.

Hermann.

So ſprich einmahl.

Robert.

Unſrer Großtante, der guten Thereſe.

Hermann (dreht ſich unwillig von ihm).

Das kann nicht ſeyn, die war ein Zankteufel, und unſere Friderike iſt gut.

Robert.

Wie? — was? — ein Zan — Zankteufel?

Hermann.

Nun freylich, das war ſie.

Robert.

War das beſte Weib von der Welt.

Hermann.

Konnte mich nie leiden.

Robert (ſpitzig).

Ja ſo, daran dacht' ich nicht.

Hermann.

Schöne Entſchuldigung!

Friderike (leiſe zu Wilhelm).

Ach Wilhelm, nun iſts wieder aus!

Wilhelm.

Lieber Vater!

Hermann.

Laß mich in Ruhe!

Friderike.

Lieber Onkel!

Robert.

Kein Wort!

Hermann.

Das beſte Weib von der Welt, ha! ha! ha!

Robert.

Ein Zankteufel! Ha! ha! ha!

Hermann.

Was ſie mir zum Aerger thun konnte, das that ſie.

Robert.

Du gābſt ihr ſelbſt Urſache dazu. — Deine Aufführung koſtete ihr viele Thränen.

Hermann.

Ich bin freylich kein Schmeichler, wie du.

Robert.

Deinen Starrkopf hatt' ich freylich nicht, ich war ſanft und zuvorkommend.

Hermann (höhnend).

Und ich? — nicht wahr? ich war es nicht, — ich hatte immer ein böſes Herz.

Robert (eben ſo).

Nein, nein, — das meinige wird wohl noch böſer geweſen ſeyn.

Hermann.

Es iſt entſetzlich, Alles ſucht er hervor, nur um mich zu ärgern.

Robert.

Soll ich etwa der guten Frau dafür Uebles nachreden, daß ſie mich ſo ſehr liebte?

Hermann.

Ich ſoll ihr wohl für ihren Haß gegen mich eine Lobrede halten?

Robert.

Die ganze Welt liebte ſie.

Hermann.

Und ich haſſe ſie.

Robert.

O meine liebe, meine gute Tante! noch im Grabe ſegne ich dich.

Hermann (ganz erboßt).

Meinetwegen!

Friderike (zu Hermann.)

Lieber Onkel! ich bitte Sie!

Hermann

(indem er ſie am Arme faßt, und zu Robert ſchleudert).

Da, da geh hin, ſtreichle ihn, wie er's ſeiner Tante machte, damit richtet man Etwas aus in der Wel', aber bildet Euch Beyde ja nicht ein, es geſchähe, was ihr wollt, Wilhelm heirathet des Nachbars Tochter!

Robert.

Mir gleichviel.

Hermann.

Ich will nur gleich zu ihm gehen. (Schnell ab.)

Robert
(indem er abgeht).
Geh du nur zu, geh! —

(beyde im Abgehen noch mit einander zankend).

Hermann	**Robert**
Ja ich gehe, kein Menſch kann mich daran hindern, — die Tante ein gutes Weib, es iſt kaum anzuhören.	Meinetwegen heirathet dein Sohn den Nachbar ſelbſt, mich geht's nichts an, du haſt dich von jeher mit niemanden vertragen können.

(Man hört ihre letzten Worte noch außer der Thüre verhallen.)

Eilfter Auftritt.

Wilhelm und **Friderike**.
(Sie ſehen einander ſehr betrübt an, Friderike wiſcht ſich eine Thräne aus den Augen.)

Friderike (ſchluchzend).
Wilhelm heirathet des Nachbars Tochter!

Wilhelm
(hält die Hände vor's Geſicht).
O Gott!

Friderike

(tritt zu ihm, legt die eine Hand auf ſeine Schulter, mit der andern zieht ſie ihm ſanft die Hand vom Geſichte).

Wilhelm! — wer iſt denn der nächſte Nachbar deines Vaters?

Wilhelm

(mit Thränen in den Augen).

Freylich, ſein Bruder! —

Friderike (eben ſo).

Nun, und ich?

Wilhelm

(fällt ihr um den Hals).

Du? — Ja, du biſt des Nachbars Tochter!

(Ende des erſten Aufzugs.)

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Hermann und Wilhelm.

Hermann.

Die Sache will jetzt mit Ernſt behandelt ſeyn. Ich komme ſo eben von Herrn Runſtein, deine Verbindung mit ſeiner Tochter iſt ganz im Reinen, in drey Tagen iſt Hochzeit.

Wilhelm.

Wie? in drey Tagen ſchon?

Hermann.

Ja, Wilhelm!

Wilhelm (bey Seite).

Ach Gott! — Die arme Friderike.

Hermann.

Du gehſt alſo ſogleich zu deiner Braut, Wilhelm! —

ſogleich, — man erwartet dich, für den guten Empfang darfſt du unbeſorgt ſeyn; — benimm dich höflich, artig, auch ein wenig zärtlich gegen deine Braut. Geh, mein Sohn! — Nun, was hält dich noch zurück?

Wilhelm.

Mein Vater!

Hermann.

Was haſt du Wilhelm?

Wilhelm.

Wenn Sie —

Hermann.

Nun? —

Wilhelm.

Wenn Sie mir einige Worte erlauben wollten?

Hermann.

Und die wären? —

Wilhelm.

O, ich hätte Ihnen ſo viel zu ſagen, wenn ichs nur wagen dürfte?

Hermann.

Du darfſt nicht? — Bin ich denn ſo fürchterlich?

Wilhelm.

O nein, mein Vater!

Hermann.

Wilhelm, du weißt, wie zärtlich ich dich liebe, — wie ich nur immer auf dein Glück bedacht bin, und du erwiderſt meine Liebe mit Furcht.

Wilhelm.

Ich fürchte nur Ihnen zu mißfallen.

Hermann

(macht eine Bewegung des aufwallenden Zorns).

Wilhelm.

Hören Sie mich nur einen Augenblick ruhig an. Ich weiß es, Sie und Herr Runſtein beſchäftigen ſich ſchon lange mit dem Plane, mich und ſeine Tochter zu verheirathen.

Hermann.

Ja, und das geſchieht auch.

Wilhelm.

Erlauben Sie!

Hermann (ſehr unruhig).

Nur heraus mit der Sprache!

Wilhelm.

Dieſen Morgen noch, — ach! Sie haben es vergeſſen, aber ich nicht — dieſen Morgen noch, als Sie ſich mit dem Onkel verſöhnten, da fiel auf mich und Frideriken ein Blick, der uns deutlich ſagte; Wilhelm heirathet des Nachbars Tochter nicht.

Hermann.

Ja, ich hätte mich aus Güte, aus Weichherzigkeit bald verleiten laſſen. — Aber wie lohnte er mich dafür? — Seinetwegen hätte ich mein Wort gebrochen.

Wilhelm.

Ihre Güte gab uns neuen Muth, Liebe und Hoffnung verdoppelten ſich, mit inniger Freude ſahen wir ſchon der baldigen Erfüllung unſers höchſten Wunſches entgegen, da entſpann ſich ein neuer Zank zwiſchen Ihnen und dem Onkel. —

Hermann
(unwillig darüber, daß er ihn darauf erinnert).

Zum letztenmahl, du thuſt, was ich dir befehle — oder —

Zweyter Auftritt.

Hermanns Frau. Vorige.

Frau.

Was gibts denn ſchon wieder?

Hermann.

Der Herr Sohn, — ich kenne ihn gar nicht mehr — er ſpricht ſo ganz beſtimmt, raiſonnirt, — ich meinte

Anfangs, er fürchte ſich noch ein wenig vor ſeinem Vater, aber ich ſehe nun, ich habe mich geirrt.

Frau.

Deſto beſſer!

Hermann.

So? — Wirklich? — (Zu Wilhelm.) Junger Herr, wir Beyde werden nicht viel Federleſens miteinander machen. Sie gehen auf der Stelle hinüber zu Runſteins, und damit abgethan.

Wilhelm (ehrerbiethig).

Ich gehorche! (Im Abgehen.) Sie ſollen gewiß wenig Gefallen an mir finden. (Ab.)

Dritter Auftritt.

Hermann, und ſeine **Frau.**

Frau.

Wo geht Wilhelm hin?

Hermann.

Zu ſeiner Braut.

Frau.

Wie?

Hermann.

Was iſt daran ſo Wunderbares? — Nun iſts ein mahl Ernſt, Wilhelm und Runſteins Louiſe werden ein niedliches Pärchen machen.

Frau.

So? — Und die Mutter durfte nichts davon wiſſen? ihre Stimme durfte man nicht hören, da es ſich um das künftige Glück ihres Kindes handelte.

Hermann.

Es war ja kein Geheimniß, ich habe dir lange ſchon davon geſagt.

Frau.

Ich glaubte, du hätteſt deinen Willen wieder geändert.

Hermann.

Nein, es bleibt dabey, Alles iſt abgemacht, der Contract abgeſchloſſen, und jede Einwendung vergebens.

Frau.

Ich werde dir keine machen, darüber kannſt du ruhig ſeyn. Zwar hätte man mich nicht ausſchließen ſollen, ihr habt vielleicht nur Eure Köpfe, nicht die Herzen Eurer Kinder befragt, aber ich will ſchweigen, wenn ich ſehe, daß Wilhelms Wunſch mit dem Eurigen übereinſtimmt. Liebt er Louiſen, glaubt er mit ihr die rauhe Bahn des Lebens friedlich durchwandeln zu können, mit Freuden geb' ich ihm meinen beſten Segen; — doch wenn es nicht ſo iſt, wenn er vielleicht nur aus Gehorſam ein Band ſchließt, das ſpäter keine Reue mehr zertrennt, dann wird die Mutter ihr Recht behaupten, und ihr Kind von einem Abgrunde zurück reißen, in dem es ſich leichtſinnig ſtürzen will.

Vierter Auftritt.

Vorige. Herr Runſtein.

Runſtein.

Wir erwarten mit Sehnſucht ihren Herrn Sohn. (Erblickt die Frau.) Ach! ich bitte um Vergebung!

Hermann.

Er muß Ihnen begegnet ſeyn.

Runſtein.

Habe ihn mit keinem Auge geſehen. — Welche Mühe hatt' ich nicht, die Ungeduld meiner Tochter zurückzuhalten, mein Gott! das gute Mädchen brennt, es iſt ganz entſetzlich!

Hermann.

Jetzt wird er ſchon dort ſeyn.

Runſtein.

Schön, ſchön! — Hören Sie, lieber Nachbar, ſie können gar nicht glauben, wie wohl mir dabey iſt, unſere Familien enger mit einander verknüpft zu ſehen?

(Zur Frau.) Meine wertheſte Frau Nachbarinn wird ſich gewiß auch freuen. —

Frau.

Ich —

Hermann (einfallend).

Verſteht ſich. — Wilhelm iſt unſer Sohn, und in Rückſicht unſeres Kindes haben wir Beyde nur einen Willen. (Zu ihr.) Nicht wahr?

Frau.

Ganz gewiß, lieber Mann. — (Für ſich.) Das erſtemahl in meinem Leben will ich zur Liſt meine Zuflucht nehmen. (Laut.) Ich will dir es aber auch beweiſen, daß dein Wille auch der meinige iſt, ſieh, da dachte ich eben —

Hermann.

Nun was denn? — was denn?

Frau (zu Nunſtein.)

Ich muß Ihnen aufrichtig geſtehn, Herr Nachbar, ich allein war Urſache, daß ſich die Verbindung unſerer beyden Kinder ſo lange verzögerte, — ich war immer dagegen, nicht etwa darum, als ob ich Ihre Tochter nicht für das bravſte, beſte Mädchen gehalten hätte, o nein! dafür kenne ich ſie, ſondern blos aus der Urſache, weil ich den Planen meines Schwagers nicht geradezu zuwider handeln wollte; nun aber, da ich einſehe, daß mit ihm gar nicht auszukommen iſt, nun geb' ich meine Einwilligung vom Herzen gerne, ja noch mehr —

Hermann (zu Runſtein).

Sehen Sie das gute Weib!

Frau.

Ich wünſchte unſere beyden Familien auf das Unauflöslichſte zu verbinden; höre einmahl, lieber Mann, Herr Runſtein hat ja auch einen Sohn.

Runſtein (bey Seite).

Holla! — Wo will das hinaus? — (Laut.) Ja, mein Moritz —

Frau.

Ein junger braver Menſch, von ausgezeichneten Talenten, wie man mir überall ſagt.

Runſtein.

Soll's zwar nicht ſagen, — aber, he he he! — artet ganz ſeinem Vater nach, der Junge!

Frau.

Wie wäre es, — wenn eine doppelte Verbindung —

Hermann.

Prächtig, liebe Frau! — das iſt eine herrliche Idee! Louiſe und mein Wilhelm, — Ihr Moritz und Friderike. — Nun Herr Nachbar?

Runſtein (betroffen).

O der Einfall iſt ganz charmant, – und — ich ſchätze mich ſehr glücklich — aber — Sie vergeben, — es gibt dabey noch ſo viele Hinderniſſe. —

Hermann.

Die ich alle aus dem Wege räumen werde. — Mich ſchrecken Sie nicht. — Aber ich ſehe keine.

Runſtein.

Sehen Sie, liebwertheſter Herr Nachbar! — mein Sohn iſt jetzt in Peronne —

Frau.

Sie ſagten ja neulich, er werde bald zurückkommen.

Hermann.

Ja, das ſagten Sie. —

Runſtein.

Ja, ich meinte auch ſo — aber erſt geſtern erhielt ich einen Brief — worin er mir ſchrieb, daß er ſeine Reiſe auf das künftige Frühjahr verſchieben müſſe.

Frau.

Jè nun, die Kinder können warten.

Hermann.

Natürlich! — die Hochzeiten müſſen einmahl zuſammen gefeyert werden.

Runſtein.

Aber — die Verzögerung, — mein Gott, man weiß wie die Verliebten ſind, ein Tag wird ihnen zum Jahre —

Hermann.

Thut nichts, — deſto größer wird ihre Freude ſeyn.

Runſtein.

Ich ſehe mich gezwungen, Ihnen zu geſtehen, — daß mächtige Bande meinen Sohn in Peronne feſt halten, er iſt verliebt.

Hermann.

So? und alſo?

Runſtein.

In ein reizendes braves junges Mädchen, wie er mir ſchreibt, raſend verliebt. — Nun ſehen Sie, als ein guter Vater kann ich doch nicht —

Hermann.

Verliebt? — raſend verliebt? — das ſchadet nichts. — Mein Sohn iſt es ja auch, er liebt Frideriken.

Runſtein.

Seine Couſine?

Hermann.

Ja, ja, ſeine Couſine.

Runſtein.

Liebe für eine Verwandte? — Ey, ey, ein ſträfliches Feuer, welches man zu verlöſchen trachten muß.

Herrmann.

Hören Sie, Herr Nachbar, das dürfte ſchwer halten. — Er geſtand mir erſt vor Kurzem ſeine Liebe in einem Tone, der mich wahrlich befremdete.

Runſtein.

Bloße kindiſche Anhänglichkeit, — Freundſchaft,—

Hermann.

Nun, das Nämliche mag's wohl auch bey Ihrem Sohne ſeyn.

Runſtein.

Ach! — mein Sohn! — da iſts ſchon ganz etwas Anderes.

Frau.

Wollen die Herren auch meine Meinung hören? — Ich glaube, daß dieſer Funke ſowohl bey Ihrem Sohne, als auch bey dem unſrigen blos vorübergehend ſey. Zeit und Umſtände verlöſchen ihn. Wird Friderike ſehen, daß ein ſo liebenswürdiger junger Mann, wie Ihr Sohn iſt, um ihre Hand wirbt, wird ſie ſehen, daß durch Wilhelms Verbindung mit Louiſen auch ihre letzte Hoffnung ſchwindet, dann verliert ſich auch dieſe kindliche, oder wie Sie zu ſagen beliebten, kindiſche Anhänglichkeit, mit Freuden wird ſie Moritzen ihre Hand reichen, und es uns in der Folge gewiß Dank wiſſen.

Hermann.

Zwar dürfte Ihr Sohn auf eine vortheilhaftere Verbindung Anſpruch machen. — Friderike iſt nicht reich.

Runſtein (für ſich).

Bettelarm iſt ſie. (Laut). Was Reichthum? -- Tugend, Tugend iſt der wahre Reichthum — Wenn nur —

Hermann.

Nun, und ſo gar bettelarm iſt das Mädchen doch auch nicht. So ein paar tauſend Thälerchen hab' ich ja wohl für Sie beſtimmt.

Runſtein (für ſich).

Lohnte ſich hübſch der Mühe, zu heirathen. (Laut.) Nicht das Geld iſts, mein lieber Herr Nachbar. was glücklich macht, wer wird denn bey Herzensverbindungen auf den liebloſen kalten Mammon denken; pfui! da kennen Sie mich gar nicht, mich ſchmerzt es nur, daß ich der Erfüllung meines ſehnlichſten Wunſches noch ſo lange entgegen ſehen muß.

Hermann.

Es dauert ja keine Ewigkeit.

Runſtein.

Aber doch ein ganzes Jahr.

Hermann.

Kurz, wenn mein Wilhelm Ihre Louiſe heirathet, ſo heirathet Ihr Sohn auch meine Nichte, und dabey bleibts.

Runſtein.

Ja, wenn Sie durchaus ſo wollen. (Für ſich.) Ich muß ſchon nachgeben, er iſt reich. — (Laut.) Wiſſen Sie, ich werde mit meiner Frau über die ganze Sache ſprechen.

Hermann.

Thun Sie das, Herr Nachbar.

Runſtein.

Leben Sie indeſſen wohl. (Zu Frau Hermann.) Madame, mit Dank erkenn' ich Ihre Güte! (Für ſich.) Verfluchte Idee! —

Frau.

Die edelſte Abſicht gab mir dieſen Plan ein.

Runſtein.

Bin ganz penetrirt davon. (Für ſich.) Den Streich will ich ihr vergelten. (Laut.) Auf Wiederſehn, liebwerther Herr Nachbar!

Hermann.

Auf recht baldiges Wiederſehn! — Alſo es bleibt dabey!

Runſtein (im Abgehn).
Ganz gewiß!

Frau (bey Seite).
Dem bin ich ungelegen gekommen.

Fünfter Auftritt.

Hermann und ſeine Frau.

Hermann.
Dein Plan, liebe Frau, iſt vortrefflich!

Frau.
Nicht wahr? — Man muß nichts halb thun?

Hermann.
Ich begreife nicht, warum ſich Runſtein ſo ſehr widerſetzte.

Frau.
O, ich habe ihn durchſchaut, und fand ſeine Widerſetzlichkeit ſehr natürlich.

Hermann.
Nun?

Frau.
Unſer Nachbar iſt ſonſt ein wackerer Mann, aber das Geld iſt ſeine Seele, darum liegt ihm die Verbindung mit Wilhelm und ſeiner Tochter ſo ſehr am

Herzen, Friderike aber hat nichts, faſt gar nichts. Nun kannſt du dir ſchon erlären.

Hermann.

Haſt Recht, ſeine Geldgierde hab' ich öfters ſchon bemerkt, aber da mag er ſagen, was er will, ich verharre feſt auf meinem Entſchluß.

Frau.

Er wird ſich ſchon noch darein finden.

Hermann.

Ich hoffe es auch. Du haſt das Projekt gemacht, und ich will es ausführen, du ſollſt deine Freude an mir haben.

Frau (für ſich).

Dieſe Verſtellung koſtet meinem Herzen Ueberwindung, aber die Abſicht entſchuldigt mich. Ich will dadurch Zeit gewinnen, und unter den Brüdern Zank verhüten. — Ach Gott, da kommt Robert, nun wirds wieder aufs Neue angehn.

Sechſter Auftritt.

Vorige. Robert.

Robert

(kommt mit einem kleinen Buche).

Bruder! — ſage mir doch, — du biſt ein Kenner, — ſage mir, was hältſt du von dieſer Auflage? — Verzeihen Sie Frau Schweſter!

Hermann

(nimmt das Buch).

Ah! — Cicero!

Robert.

Ja, ſeine Briefe. — Nun? —

Hermann.

Eine herrliche Auflage!

Robert.

Nicht wahr?

Hermann

(der das Buch durchblättert).

Und wie korrekt!

Robert

(ihm das Titelblatt zeigend).

„Lugduni batavorum“ ſiehſt du?

Hermann.

Und wie ſchön conſervirt!

Robert.

Dabey ſehr rar.

Hermann.

Robert, wie biſt du dazu gekommen?

Robert.

Da nebenan, in der neuen Buchhandlung.

Hermann.

Weiß ſchon, hat ſich erſt vor Kurzem etablirt.

Robert.

Ich ſchlenderte da ſo auf der Gaſſe umher, wollte mich zerſtreuen, gehe hinein, das Buch fällt mir in die Augen. —

Hermann.

Das war ein prächtiger Zufall.

Robert.

Nun, das freut mich.

Hermann.

Du haſt mir aber noch nicht geſagt, was es koſtet.

Robert.

Das bleibt ein Geheimniß.

Hermann.

Warum das?

Robert.

Weil es zu einem Geſchenke beſtimmt iſt.

Hermann.

Für wem denn?

Robert.

Für meinen beſten Freund.

Hermann.

Für —

Robert.

Für dich!

Hermann (überraſcht).

Für mich?

Robert
(Hermanns Ton nachahmend).

Ich möchte ſo gerne (ſo ſagteſt du öfter zu mir) eine kleine Auflage vom Cicero haben, die man bequem auf Spaziergängen mitnehmen könnte. Nun durchſuche ich ſchon einen ganzen Monath jeden Buchladen, ſuche, finde endlich dieſes Buch, und bitte dich, es von mir anzunehmen.

Hermann.

O du herzensguter Bruder! — Welche Freude machſt du mir, — nicht dieſes Buch, deine Liebe, deine Anhänglichkeit iſt es, die Thränen aus meinen Augen locken. Weib! ſage, kann es noch einen beſſern Bruder geben, als ihn?

Frau.

Ihr ſeyd Einer des Andern würdig.

Hermann.

Robert, da wollen wir nun leſen.

Robert.

Immer mit einander leſen.

Hermann.

Auf dem Spaziergange.

Robert.

Du gibſt mir deinen Arm.

Hermann.

Du blickſt mir vertraulich ins Geſicht.

Robert.

Was Cicero da geſchrieben hat, das wollen wir Beyde lebendig empfinden.

Hermann.

Du biſt Quintus Frater!

Robert.

Du Cicero.

Hermann.

Der Conſul.

Robert.

Der in meinem Herzen regiert.

Hermann.

Den, du nie daraus verbannen wirſt.

Robert.

Ewig nicht!

(Umarmung.)

Frau (gerührt, bey Seite).

Ach! — Wenn es immer ſo bliebe! (Laut.) So übt ihr echten Römerſinn, Liebe im Herzen, Liebe auf der Junge, traulich ſchließt ſich das Weib dann an den Gatten, an den Bruder, Liebe athmen die Kinder, und drängen ſich an das Herz des Vaters, des Freundes, Liebe iſt die Sonne im unermeßlichen Weltgebäude, ſie ſtrahle auch in unſerm kleinen Familienzirkel, ſie erwärme und ſchmelze unſere Herzen in eines zuſammen, Liebe iſt Leben, Haß iſt Tod! O daß Ihr ewig lebtet, immer nur einander lebtet!

Hermann (ihr die Hand drückend).

Braves Weib!

Robert (eben ſo).

Theure Schweſter!

Frau

(ſieht Beyde gerührt an, faßt ihre Hände, legt ſie in einander, wiſcht ſich eine Thräne aus den Augen, und geht ab).

Siebenter Auftritt.

Hermann. Robert.

Hermann.

Das beſte Weib von der Welt!

Robert.

Die beſte Schweſter, die zärtlichſte Freundinn!

Hermann
(welcher das Buch in der Hand hält).

Nun laß uns ein wenig leſen.

Robert.

Schön — das wollen wir.

Hermann.

Rom bewunderte in ihm den großen Redner, ich mehr noch den guten Menſchen.

Robert.

Da haſt du recht, in allen ſeinen Schriften ſpricht mehr noch ſein Herz als ſein Verſtand.

Hermann (ſchlägt das Buch auf).

Sieh, da iſt eben der ſchöne Brief an ſeinen Bruder Quintus.

Robert.

Der iſt mir aus allen der liebſte.

Hermann (lieſt).

„Mi frater! — mi frater! mi frater!“ (Epist. ad Quintum fratrem, Lib. 1 Epist. 3.) Süße Sprache!

Robert.

Welch ein Eingang! — dreymahl: mein Bruder!

Hermann.

Vortrefflich! — kann man dieſes Wort aber auch oft genug widerholen? — (Sanft.) Mein Bruder!

Robert.

Mein lieber Bruder! —

(Sie umarmen ſich.)

Hermann.

Das Buch bezaubert mich!

Robert.

Der Brief iſt ein wahres Muſter.

Hermann.

Für Brüder — die beyden da hatten auch öfters mit einander gezankt. Cicero war ein wenig ein Brauſekopf, wie ich.

Robert.

Man iſt ja nicht immer ſeiner Launen Meiſter, Cicero iſt wohl zu entſchuldigen, aber der Bruder Quintus, der war ſo ein Trotzkopf wie ich.

Hermann.

Was thut das? ſie verſöhnten ſich ja immer gleich wieder.

Robert.

Mit dem Bruder bleibt man nicht lange entzweyt.

Hermann.

O nein; — zwar hat man Augenblicke, wo der Zorn mit dem Herzen davonläuft. —

Robert.

Bloße Launen! — Man liebt ſich hernach nur deſto mehr.

Hermann.

Ich fühle jedes Wort, was er ſchreibt.

Robert.

Ich erkenne mein Bild in jeder Zeile. (Sich auf ſeine Achſel lehnend, und mit ihm ins Buch ſehend.) Laß uns einmahl die Ueberſetzung da auf der andern Seite leſen. (Er lieſt.) „Alles Angenehme, Troſt und Liebe gabſt du mir, und ich, ich gab dir dafür Leiden, Verdruß und Peinigung.“ *)

Hermann.

Mein Gott! — Was lieſeſt du denn da?

Robert.

Was hier ſteht.

Hermann.

So hat Cicero ſprechen können?

Robert.

Wort für Wort.

---

*) Certe a te, mihi omnia semper honesta et jucunda ceciderunt à me tibi luctus meae calamnitatis, metus tuae, desiderium moeror, solitudo.

Hermann.

Ich will dieſe Stelle nicht mehr leſen. — Unter Brüdern iſt ja alles gemein, Leiden und Freuden theilein ſie mit einander.

Robert.

Wohl wahr, aber —

Hermann.

Cicero war ein wenig zu empfindlich.

Robert.

Wie ich?

Hermann.

Nein, nein!

Robert.

Ja ganz gewiß, ich bin auch ſo.

Hermann.

Du möchteſt ſchon wieder gerne zanken, doch ich will nicht, durchaus nicht. Laß uns in den Garten gehen, und dort weiter leſen.

Robert.

Dort ſetzen wir uns in die Laube.

Hermann.

Ja, in die Laube, und Arm in Arm wollen wir dort weiter leſen, komm!

(Beyde wollen ab.)

Achter Auftritt.

Friderike. Vorige.

Hermann.

Ach! Friderike! —

Friderike.

Lieber Onkel, ich komme! —

Robert.

Und wir gehen.

Friderike.

Nur einen Augenblick!

Hermann.

Wenn wir aus dem Garten kommen.

Robert.

Später, ſpäter!

(Beyde ab.)

Neunter Auftritt.

Friderike (allein).

Friderike.

Alles iſt klar, ſie gehen nicht in den Garten, zu Runſtein gehen ſie, um mir meinen guten Wilhelm zu rauben. — O Gott! wo ſoll ich mich hinwenden, wer gibt Troſt dieſem armen Herzen? Selbſt die Tante opfert mich ihrem Plane, Wilhelms Vater ergreift die Gelegenheit mit beyden Händen, mein Vormund verſtößt mich, Alle haben mich verkauft, verhandelt, Alles meidet mich. Selbſt Wilhelm — o der undankbare Menſch! Jetzt iſt er vielleicht bey dem Nachbar, bey Louiſen, ſagt ihr vielleicht hundertmahl, daß er ſie liebt, daß er ſie anbetet.

Zehnter Auftritt.

Wilhelm. Friderike.

Wilhelm.

Endlich finde ich dich, liebe Friderike!

Friderike.

Dienerinn, Monſieur Wilhelm!

Wilhelm.

Was für eine Sprache, wie kalt, liebe Friderike! (Umfaßt ſie.)

Friderike

(wendet ſich von ihm).

Wilhelm.

Dein Blick meidet mich. — Was iſt dir denn?

Friderike.

Nichts, gar nichts! — Der Herr Vetter kommen von der reizenden Nachbarstochter.

Wilhelm.

Mich reizt ſie wahrlich nicht.

Friderike.

Nun, Sie werden doch nicht läugnen. —

Wilhelm.

Wozu das? — Ja, ich komme von Runſteins.

Friderike.

Von Louiſen?

Wilhelm.

Zu der ich gehen mußte.

Friderike.

O Gott, es gibt auch oft ein recht angenehmes Muß.

Wilhelm.

Friderike!

Friderike.

Sie werden vielleicht glauben, ich ſey eiferſüchtig, o! ganz und gar nicht. Es geht ja Alles recht gut. — Sie heirathen Louiſen, und ich ihren Bruder Moritz — o! es iſt ſchon Alles im Reinen.

Wilhelm.

Friderike — laß dir ſagen! — armes Mädchen! die Thränen ſtehen dir in den Augen.

Friderike (ſchluchzend).

Mir Thränen? — Vermuthlich wegen des großen Verluſtes? — (Lacht weinend.) Ha, ha, ha! das wäre luſtig. — Wie man ſagt ſoll Moritz ein ſehr liebenswürdiger Menſch ſeyn, die Tante hat den Plan gemacht, der Onkel hat ihn gut geheißen, und mein Vormund ſtimmt mit ein.

Wilhelm.

Ich begreiſe nicht. —

Friderike.

Nehmen Sie einmahl Monſieur Wilhelm! Zwey Hochzeiten an einem Tage. (Schluchzt laut.) Da wirds luſtig zugehn; — da will ich tanzen! —

Wilhelm.

Friderike, ich beſchwöre dich!

Friderike.

Nur Schade, daß mein Bräutigam nicht hier iſt, er wird erſt in einem Jahre, am kürzeſten in acht bis neun Monathen eintreffen, und da dauern Sie mich wirklich, daß Sie noch ſo lange warten müſſen.

Wilhelm.

Friderike, wenn das Scherz ſeyn ſoll, ſo treibſt du ihn bey Gott zu weit. Ich will ſterben, wenn ich ein Wort von alle dem verſtehe.

Friderike.

Soll ich's wiederholen? Sie heirathen Louiſen, und ich ihren Bruder.

Wilhelm.

Ich weiß nicht, woher Alles das rührt, und ob Sie den Bruder heirathen, aber das betheure ich Ihnen, Louiſe wird nie meine Frau. Ich war auf Befehl meines Vaters bey ihr, das iſt wahr, aber Verſtellungskunſt iſt mir nicht eigen, und ſo war mein Benehmen gegen ſie nichts weniger als liebenswürdig.

Friderike.

Wer das glaubte?

Wilhelm.

Ich rede wahr. — Friderike, laß dir die ſchöne Gewißheit nicht rauben, daß ich dich allein liebe, und ewig lieben werde.

Friderike.

Ach, mein Herz ſagt mir immer: Es iſt ſo. Aber wie leicht täuſcht man nicht ein unerfahrnes Herz.

Wilhelm.

Biethe, wie ich, jeder Täuſchung Trotz, und wir bleiben, wie wir ſind.

Friderike.

Ach, wir dürfen es nicht bleiben, man will uns trennen. Stelle dir vor, lieber Wilhelm, deine Mutter hat — (Jakob tritt zur Thüre ein.) Mein Gott, ſchon wieder Jemand da.

Eilfter Auftritt.

Vorige. Jakob.

Jakob.

Die Frau Mutter erwartet Sie Beyde.

Wilhelm.

Wie?

Jakob.

Kommen Sie nur.

Wilhelm.

Aber —

Jakob.

So gehn Sie nur, es ſoll Sie nicht reuen, bey meiner Ehre.

Wilhelm.

Sage uns doch lieber Jakob —

Friderike.

Guter Jakob, — nur ein einzig Wort.

Jakob.

Sie werden Alles hören.

Wilhelm
(gibt Frideriken die Hand).

Die Mutter kann Ihres Sohnes Unglück nicht wollen, komm!

(Beyde Hand in Hand ab.)

Zwölfter Auftritt.

Jakob (allein).

Jakob.

Schweigen können zur rechten Zeit hat ſein Gutes. Nun iſt's aber Zeit, daß Herr Robert das ganze Geheimniß erfährt, ſonſt könnt er uns einen Strich durch die Rechnung machen. Ah! da kömmt er eben mit meinem Herrn. Ich will ihnen fürs Erſte ein wenig ausweichen, ſie möchten mich ſonſt mit Fragen beſtürmen, und da könnt ich am Ende doch herausplatzen.

(Ab.)

Dreyzehnter Auftritt.

Hermann und Robert
(kommen Arm in Arm, Beyde ſehen ins Buch, welches Hermann in der Hand hält).

Hermann.
Schon wieder der alte Widerſprechungsgeiſt?

Robert.
Du gibſt alſo in keinem Falle nach?

Hermann.
Wie kann man hier das Wort desidere *) mit verlangen überſetzen. Es iſt nicht wahr, ſehnen muß es heißen.

Robert.
Das drückt mir das Gefühl nicht aus.

Hermann.
Nicht? Nun, ſo hör' einmahl: (Er lieſt mit Gefühl.) Ja, mein Bruder, nach dir ſehne ich mich, du allein biſt es, nach dem ich mich ſehne.

Robert (eben ſo).
Ja, mein Bruder, nach dir verlange ich, du allein biſt es, nach dem ich verlange.

---

*) Cum enim te desidero, fratrem solum desidero etc.

Hermann.

Ha! ha! ha! das heiß ich überſetzen.

Robert.

Gut iſt es überſetzt.

Hermann.

Da ſieht der Kaufmann überall heraus.

Robert.

Schöner Vorwurf.

Hermann.

Briefe magſt du wohl überſetzt haben, aber Cicero's Sprache findet man in Handelsbriefen nicht.

Robert.

Ich habe ihn aber doch ſtudirt.

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Frau Silmer. Wilhelm. Friderike. (Beyde friſche Blumenkränze in den Händen haltend, letztere auch eine Guitarre.)

Frau.

Schon wieder Zank. — Meine Lieben, wollt Ihr mir nicht einige Minuten gönnen?

Hermann.

Nun?

Robert.

Was ſoll es ſeyn? — Wozu dieſe Blumenkränze?

Frau.

Iſt denn heute nicht der 24. May?

Robert.

Ah! ſieh da mein Geburtstag.

Hermann.

Bey meiner Ehre der 24. May, und ich habe darauf vergeſſen, du lieber Himmel! Wo dacht ich denn hin?

Frau.

Nun ein wenig ſtille, ich bitte, die Kinder ſollen ſprechen.

Robert.

Ja, ich bin ſtille.

Frau.

Hier ſetzen Sie ſich Herr Bruder! Sie ſind heute der König unſers Feſtes.

Robert.

Nun wohl, ſo will ich mich ſetzen.

Hermann (bey Seite).

Das Weib denkt doch an Alles.

(Die Frau gibt Frideriken einen Wink, dieſe nimmt ihre Guitarre, ſie und Wilhelm ſtellen ſich auf beyde Seiten, Robert, welcher in der Mitte der Bühne ſitzt, Hermann und ſeine Frau ſtehen hinter ſeinem Stuhl, Friderike ſingt folgendes)

Liedchen.

Nimm! o Theurer! dieſe Gaben,
Welche Liebe geben kann,
Sieh den Werth nicht, den ſie haben,
Nur der Geber Herzen an,
Ueberall auf deinen Wegen
Sproſſen Blumen dir entgegen,
An der Freundſchaft treuer Hand
Wandle ſpät in's beßre Land.

(Wilhelm und Friderike bekränzen Robert mit den Blumen, indeſſen alle voll Rührung die letzten beyden Verſe wiederholen, und Hermann beſonders gerührt, ſeinen Bruder küßt.)

Robert
(trocknet ſich die Thränen).

Süßes Gefühl! — O ihr guten Kinder!

Fünfzehnter Auftritt.

Vorige. Herr Runſtein.

Runſtein
(bleibt, als er dieſe Gruppe ſieht, im Hintergrunde ſtehn, und für ſich.)

Schon wieder verſöhnt! — Hm! (Vortretend.) Ich ſtöre vielleicht!

Robert (für ſich).

Ja wohl!

Hermann.

Sie ſind uns immer willkommen! (Auf Robert zeigend.) Wir feyern heute einen Geburtstag.

Runſtein.

So? — ach! — (Zu Robert.) Nehmen Sie die Verſicherung meiner herzlichſten Wünſche, für Ihr Wohl, und —

Robert (froſtig).

Gehorſamer Diener!

Wilhelm (leiſe zu Frideriken).

Der hätte wegbleiben können.

Hermann.

Ihre Gegenwart trägt zur Vergrößerung unſerer Freude bey.

Runſtein.

Ach du lieber Gott, wenn man mich nur ein wenig prävenirt hätte, meine Frau, meine Tochter würden nicht geſäumt haben, ihre Herzenswünſche vor dem liebwerthen Herrn Bruder auszugießen.

Hermann.

Es war das Werk eines Augenblicks, ich ſelbſt — zu meiner Schande muß ich es geſtehen, dachte nicht daran, aber meine Frau.

Runſtein.

Ach daran erkennt man Sie, wertheſte Madame! Was ich ſagen wollte? Meine Frau iſt ganz mit Ihnen einverſtanden.

Hermann

Worin?

Frau (bey Seite).

O Gott!

Runſtein.

Nun, wegen des herrlichen Projektes.

Hermann.

Aha! — Nun, das laſſen wir auf morgen, heute am Geburtstage meines Bruders — —

Runſtein.

Ich muß aufrichtig geſtehn, es wollte mir zwar Anfangs nicht ſo recht behagen, weil ich glaubte, die

Liebe meines Sohnes würde nicht ſo leicht von dem gewiſſen Gegenſtande ab- und auf einen andern zu lenken ſeyn.

Hermann.

Schon recht, das auf morgen, lieber Herr Nachbar.

Runſtein
(mit einem Seitenblick auf Robert).

Recht Herr Nachbar! Morgen wollen wir von der zweyfachen Hochzeit noch ein Mehreres ſprechen.

Robert.

Zweyfache Hochzeit? — Wie das?

Hermann.

Nichts, — nichts — gar nichts.

Robert.

Ich möchte doch wiſſen, was ihr da von einer zweyfachen Hochzeit ſpracht — gibts etwa da ein Geheimniß?

Hermann.

Warum nicht gar ein Geheimniß.

Robert.

Ja, ein Geheimniß muß es ſeyn; denn ihr ſpracht da von einem Projekt, wovon ich noch gar nichts weiß —

Frau.

Gott! ich konnte ihn noch nicht von meinem Plane unterrichten.

Robert.

Nun?

Hermann.

Daß wir, wenn es möglich wäre —

Runſtein (ſchnell.)

Eine Familie ausmachen könnten. Wilhelm ſollte meine Tochter und mein Sohn ihre Mündel heirathen.

Robert
(läßt erſtaunt die Blumenkränze fallen).

So? und das wäre alſo ſchon richtig?

Hermann.

Es war nur ſo eine Idee meiner Frau.

Robert.

Ihre Idee Madam? — Danke, recht hübſch ausgedacht.

Frau (halblaut zu ihm.)

Lieber Herr Bruder! laſſen Sie ſich nur erklären!

Robert.

Was erklären? — Aus der Idee wird nichts, ſomit braucht es keine Erklärung.

Frau (wie oben).

Hören Sie mich nur —

Robert.

Kein Wort! — laſſen Sie mich und meine Mündel aus dem Complote.

Runſtein.

Aber warum ſind Sie denn darüber aufgebracht? — Es wäre ſo ſchön! Eine Doppelheirath.

Robert (immer heftiger).

Schön wär' es? — Dumm wär' es, ſag' ich Ihnen — überhaupt habe ich mit Ihnen gar nichts zu ſprechen — Mit meinem Bruder und ſeiner Frau hab' ich hier zu reden, die Plane ſchmieden, und mich hineinziehen, ohne daß Sie mich darum fragen — Sieh da, meine Mündel will man mir verheirathen, und ich dürfte nichts davon wiſſen.

Hermann.

Aber Bruder!

Robert.

Magſt du mit deinem Sohn thun, was dir beliebt, aber meine gute Friderike laſſe ich mir nicht nehmen. (Zu Runſtein.) Sie werden nicht wiſſen, mein Herr, daß nur ich ihre Hand zu vergeben habe.

Runſtein.

Nein, das wußte ich wahrlich nicht.

Robert.

Aber mein Bruder und ſeine Frau hätten es doch wiſſen ſollen, daß ich ihr Onkel, ihr Vormund, ihr Vater bin.

Hermann.

Lieber Robert! —

Frau.

Laſſen Sie ſich doch ſagen.

Robert.

Was hätten Sie mir noch zu ſagen, Madame! — So hinterm Lichte zu ſpielen, das hätte ich Ihnen, — Ihnen am allerwenigſten zugetraut. Und noch dazu an meinem Geburtstage mußten Sie mich ſo aufbringen — da umarmen ſie mich, — drücken mir die Hand, — ja, die Falſchheit ſteckt im Herzen. —

Frau.

Ich beſchwöre Sie —

Hermann.

So faſſe dich doch nur!

Robert.

Nein, nun hab' ich's ſatt, ich gehe, — ich verlaſſe Euch, ihr ſollt mich nicht wieder ſehen.

Hermann.

Lieber Robert, ich ſage dir aber —

Robert.

Ja, — auf immer geh' ich fort, — nach Cadix kehr' ich zurück—Friderike du gehſt mit mir, ſo lange ich einen Biſſen Brot habe, ſollſt du auch nicht verhungern, ich habe ſchon noch Freunde, die mich immer willig aufgenommen hätten, aber ich wollte bey dir ſeyn, Undankbarer!

Hermann.

Robert.

Robert.

Die werden mir entgegen kommen, mich nicht verachten, nicht hindanſetzen, ſondern mit zärtlicher Freundſchaft die Wunde zu heilen ſuchen, die meine Verwandten dieſem Herzen ſchlugen. — Leben Sie wohl, mein Herr! — Leben Sie wohl, Madame! — komm Friderike!

Wilhelm (für ſich).

Großer Gott, es iſt ſein Ernſt!

Hermann (ihn zurückhaltend.)

Du gehſt?

Robert.

Ja, ich gehe!

Frau (ihn umfangend).

Lieber Herr Bruder!

Robert.

Laſſen Sie mich.

Friderike.

Wilhelm leb' wohl!

Wilhelm (auf ſie hineilend).

Friderike!

Robert (ihn zurückweiſend.)

Fort! — lebt wohl!

(Schnell ab.)

Sechzehnter Auftritt.

Vorige, ohne Robert und Friderike.

Hermann.

Er geht wirklich!

Runſtein (bey Seite).

So wär' ich auf einmahl aus aller Verlegenheit.

Frau (bey Seite).

O warum ſagte ich ihm nicht früher. —

Runſtein (beißend).

Sie ſollten ihn doch nicht fortlaſſen, den lieben Herrn Bruder!

Hermann.

Wer hätte das vorgeſehn, mitten unter den zärtlichen Ergießungen liebender Herzen —

Runſtein.

Ein ſolcher Kopf läßt ſich nicht lange feſt halten.

Hermann.

Gleich aufgebracht, und gleich fort, ohne mich zu hören.

Runſtein.

Man hätte ſich doch gegenſeitig erklären können.

Frau.

Der arme Robert, er glaubte, wir wollten ihn überliſten.

Runſtein.

Ja, beſte Madame! — Was brauchte es denn da Liſt? — Ich glaube, er ſollte ſich zufrieden geben, wenn mein Sohn, der doch — Geld hat, ſeine Mündel heirathet, die doch — nichts hat. — Es würde wohl weder ihm noch ihr zu hart dabey geſchehen. — Hm! wie ſoll ich's nennen? Eigenſinn, — oder Stolz? — doch, ich habe die Ehre mich Ihnen zu empfehlen.

Hermann.

Sie wollen ſchon gehen?

Runſtein.

Ich muß, — komme aber bald zurück. — Wir

bleiben doch die Alten, nicht wahr? — dauert mich wirklich, der arme Robert, ein gar guter Menſch, eine treue Seele, aber unverträglich! — Habe die Ehre, mich gehorſamſt zu empfehlen.
(Geht ab, und kann ſeine Freude faſt nicht verbergen.)

Siebzehnter Auftritt.

Hermann und ſeine Frau. Wilhelm.

Hermann.

Gott ſey Dank, noch hab' ich nicht Alles verloren, in Runſtein bleibt mir noch ein Freund.

Frau.

Dein beſter Freund iſt fort.

Hermann.

Schweig!

Frau.

Dein Bruder, der gute Robert.

Hermann.

Kein Wort mehr, ich will nichts mehr von ihm hören.

(Geht ab.)

Achtzehnter Auftritt.

Frau Silmer. Wilhelm.

Wilhelm.

O liebe Mutter!

Frau.

Dulde und hoffe mein Sohn! Es wird Alles noch gut gehen. Dein Vater iſt gut, ein einziges Wort kann ihn wieder beſänftigen; und der Onkel kömmt gewiß von ſelbſt wieder zurück.

Wilhelm.

O daß er bald kommen möchte! — Mein Liebſtes auf der Welt nahm er mit ſich fort.

Frau.

Er kömmt gewiß, verliere nicht den Muth, mein Sohn, und das Vertrauen auf deine Mutter.

(Wilhelm küßt ihr die Hand und geht ab.)

Neunzehnter Auftritt.

Frau Silmer (allein).

Frau.

Ich gebe ihm Hoffnung und Troſt, und habe ſelbſt deren ſo nöthig. So weit kam es unter den Brüdern noch nie, und ich, ich allein trage die Schuld davon. Mit Aufopferung meiner eigenen Ruhe arbeitete ich ſtets an ihrer Vereinigung, und nun habe ich ſie entzweyt. Unglückliche Liſt! du kamſt mir theuer zu ſtehen! — Aber von Robert will ich noch Alles hoffen, ich will gut machen, was ich wider meinen Willen verdarb, Runſtein ſoll den Triumph nicht davon tragen, aus dem Haſſe der Brüder Vortheil gezogen zu haben.

(Sie geht ab.)

(Ende des zweyten Aufzugs.)

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Jakob. Anton.

Jakob (tritt ein).

Ah Anton, biſt du da?

Anton.

Freylich — aber vielleicht zum letztenmal.

Jakob.

Was das für ein Zank war, mir ward Angſt und bange dabey.

Anton.

Was das heute für eine Nacht muß geweſen ſeyn.

Jakob.

Ja wohl, ich will wetten, daß Niemand im Hauſe ein Auge geſchloſſen hat. Mein Herr iſt ganz ſtill, —

die Frau jammert, — Wilhelm ſeufzt, und ich — o mein Gott!

Anton.

Mein Herr brauſt noch immer, und die arme Friederike ſchluchzt laut. — Wir alle haben nicht geſchlafen, die ganze Nacht eingepackt.

Jakob.

Was ſagſt du?

Anton.

Eingepackt haben wir, und nun ſolls nach Cadix gehen.

Jakob.

Fort alſo von hier?

Anton.

Mit dem erſten Schiffe, das die Anker lichtet.

Jakob.

Geh, du haſt mich zum Beſten.

Anton.

Leider iſt es nur zu wahr. Es war mir hier ſo wohl, ich hoffte hier zu ſterben, und nun heißt's fort. Meinen guten Herrn kann ich nun einmahl nicht verlaſſen, er liebt mich ſo ſehr. — Der gute Mann, nun ſoll er in der Ferne mit jährlichen dreyhundert Thalern leben.

Jakob.

Damit kommt man freylich nicht weit.

Anton.

In einem fremden Lande ſich der Großmuth Anderer überlaſſen.

Jakob.

Hier verläßt er einen leiblichen Bruder.

Anton.

Wo er genährt und gepflegt wurde.

Jakob.

Stille, ich glaube mein Herr kömmt. (Beyde ziehen ſich zurück.)

Zweyter Auftritt.

Vorige. Hermann.

Anton (zu Hermann).

Ich bin gekommen —

Hermann.

Um mir vorzuſchwätzen, nicht wahr?

Jakob.

Anton wollte Ihnen nur ſagen. — —

Hermann.

Und ich ſag' euch Beyden, daß ihr ſchweigen ſollt.

Anton.

Ich bitte um Vergebung — —

Hermann.

Schon recht!

Anton
(leiſe zu Jakob).

Wenn er mich nur ein biſchen fragen wollte! (Laut daß es Hermann hören muß.) Kamerad, ich muß jetzt gehen.

Jakob.

Nicht doch, haſt du es denn ſo eilig?

Anton
(beziehend, mit einem tiefen Seufzer).

Ja wohl, hab' ichs eilig, ich muß vollends einpacken.

Hermann (gäh).

Einpa... (ſich mäßigend). Ich weiß ſchon, geh' nur.

Anton.

Ich glaubte, Sie hätten mir noch Etwas zu ſagen.

Hermann.

Nein.

Anton.

Sie befehlen alſo?

Hermann.

Nichts.

Anton.

Nun ſo geh' ich in Gottesnahmen. — Lieber Jakob! lebe wohl, wer weiß, ob wir uns in dieſer Welt wieder ſehen.

Hermann

(macht eine unwillkührliche Bewegung).

Jakob.

Ich hoffe doch, daß dein Herr —

Anton.

Ich hoffe gar nichts.

Jakob.

Wer weiß.

Anton.

Ach Kamerad! das ſind ſchwere Zeiten. (Heimlich zu ihm.) Nicht eine einzige Frage!

(Er geht traurig ab.)

Dritter Auftritt.

Hermann. Jakob.

Jakob.

Nicht ein einziges Wort ſprachen Sie mit dem armen Anton. Wenn Sie wüßten, was er mir Alles geſagt hat.

Hermann.

Dann würd' ich vielleicht auch erfahren, was er dir nicht geſagt hat. —

Jakob.

Sein Herr, Ihr Bruder reiſt weg.

Hermann (bewegt).

Alſo wirklich? — (Sich doch gleichgültig ſtellend.) Nun, und was iſt's hernach?

Jakob.

Heute ſchon, wie er ſich verlauten ließ.

Hermann.

Glückliche Reiſe!

Jakob.

Gerade nach Cadix.

Hermann.

Schweige! — der Starrkopf! (Mit großen Schritten auf- und abgehend.) Sieh, ſieh! — —

Jakob (für ſich).

Es geht ihm doch nahe. (Laut.) Die arme Friderike hat ihre blauen Augen ſchon ganz roth geweint.

Hermann.

Ich ſage es dir zum letztenmahle, ich will nichts hören, (Es koſtet ihm Mühe, ſeine innere Angſt zu verbergen.)

Jakob.

Lieber Herr! ich ließ' ihn doch nicht ſo von mir gehen.

Hermann.

Geh zum Teufel, alter Schwätzer!

Jakob.

Ach, Gott bewahre mich!

(Geht ab.)

Vierter Auftritt.

Hermann (allein).

Hermann
(geht unruhig auf und ab).

Er geht alſo wirklich fort? — Auf immer! — Er verläßt mich, mein einziger Bruder! — den ich ſo ſehr geliebt habe. — Geliebt habe? — Lieb' ich ihn denn nun nicht mehr? O — ich kann ihn nicht haſſen, und ergriffe mich der Zorn mit dreyfacher Macht — ich kann ihn nicht haſſen, der mit mir unter einem Herzen gelegen. — — — Ich habe Unrecht, immer ich! — Würdigte ich ihn auch nur eines einzigen Wortes? Verkuppelte ich nicht ſeine Friderike; ohne ſeinen Wiſſen? — Verkuppeln? — Ja, ja, es muß ſo was geweſen ſeyn, ſonſt hätte ich ihn vorerſt gefragt. Dann war ich noch erboßt — (ſich vor die Stirne ſchlagend.) Der verdammte Brauſekopf macht mich vollends unglücklich. — (Kleinmüthig die Hände zuſammen ſchlagend, den Blick ſchmerzvoll zur Erde geſenkt.) Er reiſt fort — er verläßt mich, — was bin ich ohne ihn? — Zerriſſen ſind die Bande des Bluts und der Liebe, ich habe ihn aus meinem Hauſe verjagt, aus meinen Armen verſtoßen, — habe ſtiefbrüderlich ihn behandelt, o es kann gar keinen ſo abſcheulichen Stiefbruder geben, als ich bin, — — Ja, ja! ich habe es verdient, verdient hab' ich's!

Fünfter Auftritt.

Hermann, und ſeine Frau.

Hermann.

Weißt du ſchon liebe Frau, daß er geht?

Frau.

Leider weiß ich es.

Hermann.

Der Starrkopf!

Frau.

Aufrichtig zu reden, er hat keine Schuld.

Hermann.

Vielleicht ich?

Frau.

O nein, nein, ich allein trage die Schuld dieſes traurigen Zufalls, ich gab ja dieſen unvorſichtigen Rath. — Meine Abſicht war wohl gut, doch kann der Bruder mit Recht über mich klagen.

Hermann.

Du entſchuldigſt ihn immer, das weiß ich ſchon. — Wir ſehen ihm alles nach, und er uns nichts.

Frau.

Lieber Mann!

Hermann.

Er will fort! — Mag er es, — ich will vergeſſen, daß ich einen Bruder hatte.

Frau.

Um Gotteswillen!

Hermann.

Haſt du ſeine letzten Worte vergeſſen: „Ich verlaſſe Euch auf immer.“

Frau.

Er meinte es nicht ſo.

Hermann.

Wo iſt Wilhelm?

Frau.

Ich glaube, er iſt ausgegangen.

Hermann.

Wohin?

Frau.

Das weiß ich nicht.

Hermann.

Vielleicht gar zu meinem Bruder, ihm Lebewohl zu ſagen? — Hm, hm! ohne mich zu fragen?

Frau.

Daran ſeh' ich nichts Uebles.

Hermann.

Im Grunde freylich. — Es iſt ſeines Vaters Bruder, die Anhänglichkeit iſt natürlich.

Frau.

Das denke ich auch.

Hermann.

Es iſt ſogar ſeine Pflicht.

Frau.

Die er nie außer Acht läßt.

Hermann.

Ja, ja, gewiß, er iſt hingegangen, daran erkenne ich meinen Sohn: — Iſt ein braver Junge! —

Frau

(ſeine Hand faſſend).

Lieber Mann, du willſt über deine Handlungen, über deine Empfindungen einen Schleyer ziehen, doch das Auge des Weibes dringt durch. — Ich kenne dich beſſer, als du glaubſt. — Ich bin überzeugt, du liebſt deinen Bruder ſehr, wenn du dich gleich öffentlich über ihn beklagſt, ſo opferſt du ihm doch allein manche Thräne.

Hermann

(die Hand vor ſein Geſicht haltend).

Ja, ja, du haſt Recht! Ach, daß er bey uns bliebe, — doch das wird er nicht, — er iſt zu ſtandhaft.

Frau.

Er wird ſich bewegen laſſen.

Hermann.

Nein, nein! — o Gott! er geht gewiß! —

(Er ſucht ſeine Thränen zu verbergen, und will ſchnell abgehen.)

Frau.

Wo gehſt du hin, lieber Mann?

Hermann.

Hinaus in's Freye, es iſt mir hier ſo ängſtlich!

Frau.

Ich folge dir! —

Hermann.

Bleibe, laß mich allein. — (Kaum mehr reden könnend.) Ich muß mich ja ohnehin nun an die Einſamkeit gewöhnen.

(Er geht ab.)

Sechster Auftritt.

Frau Silmer
(allein, ſich die Thränen trocknend).

Ja, ja ich laſſe ihn allein, ſein gutes Herz wird der beſte Fürſprecher ſeines Bruders ſeyn. Wie ſich die beyden Brüder immer um ein Nichts das Leben verbittern, und nun wollen ſie ſich gar auf ewig trennen! — Der gute Robert, er weicht mir aus, will mich gar nicht mehr ſehen, ſchickte mir ſogar meinen Brief, den ich ihm durch Wilhelm ſandte, unerbrochen zurück, — wie wird das noch enden?

Siebenter Auftritt.

Frau Silmer. Friderike.

Friderike.

Liebe Tante!

Frau.

Noch Thränen im Auge?

Friderike.

Liebe Tante! ich komme Ihnen das letzte Lebewohl zu ſagen.

Frau.

Wie?

Friderike.

Wir reiſen fort.

Frau.

Alſo doch? — Iſt dein Onkel wirklich nicht zu bewegen, will er ſich mit Gewalt aus den Armen ſeines Bruders reißen?

Friderike.

Weder meine Bitten, noch meine Thränen rühren ihn, alles iſt bereit, — der Platz auf dem Schiffe bedungen, der letzte Coffre wurde ſo eben dahin getragen, der Onkel ging mit.

Frau.

Alſo wahr? — Nicht einen einzigen Tag will er uns mehr ſchenken?

Friderike.

In zwey Stunden reiſen wir.

Frau.

Friderike! du weißt, wie ſehr ich dich liebe, biſt überzeugt, daß die Trennung von dir dieſem Herzen ſo wehe thut, als verlöre ich eine Tochter, doch wenn dein Vormund wirklich uns verläßt, ſo iſt es deine Pflicht, ihm zu folgen.

Friderike.

Freylich — freylich! — aber —

Frau.

Gerade der Gedanke, daß du bey ihm biſt, nimmt eine große Laſt von meinem Herzen, du wirſt ihn ſtets wie einen Vater lieben und ehren, wirſt deine Aufmerkſamkeit, deine Liebe für ihn verdoppeln, ihn aufheitern, wenn ihn Trübſinn beſchleicht, ſeine kleinen Launen ertragen, ſeine Geſundheit pflegen, ſein einziger Troſt, ſeine einzige Stütze ſeyn, und auf dieſe Art ihm vergelten, was er ſeit deiner Kindheit Gutes an dir verübt hat.

Friderike.

Ach Gott! — Wie wird es *mir* möglich ſeyn, *ihm* Troſt zuzuſprechen, — wer wird mich tröſten? —

Frau.

Sprich mit ihm in einſamen Stunden von ſeinem Bruder, von ſeiner Liebe zu ihm, von dem Schmerz, den er uns Allen durch ſeine Abreiſe verurſacht hat.

Friderike.

O ja, das will ich, das werde ich. —

Frau.

Suche mich bey ihm zu entſchuldigen, du kannſt es, weil du weißt, daß ich nur zum Schein einen Plan entwarf, der uns am Ende gewiß alle glücklich gemacht hätte.

Achter Auftritt.

Vorige. Wilhelm.

Frau.

Nun Wilhelm, iſt noch Hoffnung?

Wilhelm.

Keine. —

Frau.

Robert. —

Wilhelm.

Ich ſah' ihn gar nicht.

Frau.

Wie? — Hat er dich nicht ſprechen wollen?

Wilhelm.

Ich traf ihn nicht mehr.

Frau.

Und du haſt ihn nicht aufgeſucht?

Wilhelm.

Jch durchlief Gaſſe für Gaſſe, und konnte ihn nicht finden. — Ach wenn ſie wüßten, was ich auf dem Wege erfuhr?

Frau.

Nun?

Wilhelm.

Jch irrte ganz verzweiflungsvoll herum, da begegnete mir einer meiner Bekannten, bedauerte und beklagte mich, und erzählte mir, daß die ganze Stadt von dem unglücklichen Zanke in unſerm Hauſe wiſſe.

Frau.

O Gott!

Wilhelm.

Noch nicht genug, man beſchuldigt meinen Vater, man macht ihm den Vorwurf, er hätte ſeinen Bruder verſtoßen, ihm ſeine Armuth vorgeworfen.

Frau.

Genug! — Wer konnte wohl ſolche Gerüchte ausſtreuen?

Wilhelm.

Jch vermuthe es wohl. — Runſtein allein iſt die Urſache des Zankes der beyden Brüder.

Frau.

Wie? — Er wäre einer ſolchen Unverſchämtheit fähig?

Wilhelm.

Wie ſehr muß das den Vater ſchmerzen.

Friderike.

Und den Onkel Robert.

Wilhelm.

Der Vater darf es nie erfahren.

Frau.

Gerade, er muß es wiſſen.

Wilhelm.

Wie liebe Mutter, ſie wollten? —

Frau.

Es ihm ſogleich ſagen, — vielleicht zieht dieſes unangenehme Ereigniß etwas Gutes nach ſich.

Wilhelm.

Ich ſehe nicht ein —

Frau.

Ueberlaß der Erfahrung, was deine Jugend noch nicht zu durchſchauen vermag. —, Muth Kinder! noch hoffe ich das Beſte. — Vertraut auf mich, und auf das gute Herz des Vaters.

(Geht ab.)

Neunter Auftritt.

Wilhelm. Friderike.

Wilhelm.

Gebe der Himmel ſeinen Segen!

(Er ſteht eine Weile ſtumm, den Blick ſtarr auf den Boden geheftet, dann holt er tief Athem, und blickt ſchmerzvoll auf Frideriken.)

Friderike

(trocknet ſich die Thränen, kömmt langſam und zitternd zu Wilhelm).

Wilhelm! — Wir müſſen uns trennen.

Wilhelm.

Halt ein! — ſprich nicht von dieſer Trennung, du zerreißeſt mein Herz!

Friderike.

Mein Onkel! —

Wilhelm.

Will dich mir entreißen, — allein das ſoll er nicht. —

Friderike.

Gewiß, er reiſet.

Wilhelm.

Er wird nicht reiſen. — Ich will ihn feſthalten, —

ſo feſt, als wollte ich den reißenden Strom in ſeinem Laufe hindern, er ſoll mir nicht mein Theuerſtes rauben. Friderike, trenne dich nicht von mir, es koſtet mich das Leben. —

Friderike.

Ach Wilhelm! kann ich meinen Wohlthäter verlaſſen?

Wilhelm (enthuſiaſtiſch).

Nun wohl! ſo geh' mit ihm, ich folge Euch überall, ich ſchiffe mich mit Euch ein, und gönnt man mir da kein Plätzchen, ſo nehm' ich eine Barke, einen Kahn, den kleinſten, und ſchiffe Euch nach, und laſſe Euch nicht aus den Augen. Lachen will ich der Wellen, wenn ſie über mir zuſammenſchlagen, trotzen dem Winde, wenn er mein Schiff gleich einem Balle hin und herſchleudert, dort, dort iſt Friderike werd' ich denken, und dulden und kämpfen mit Wind und Wellen. — (Die Stimme wird ſchwankend und wehmüthig.) Und geh' ich zu Grunde, je nun ſo will ich mich im Tode noch feſt an dein Schiff klammern, daß es den Leichnam mit ſich fortziehe, und dein Onkel ſich ſelbſt als meinen Mörder anklage. —

Friderike.

Halt ein Wilhelm! Du biſt außer dir!

Zehnter Auftritt.

Vorige. Herr Runſtein.

Wilhelm.

Sie kommen gerade Recht, Herr von Runſtein, ich habe Ihnen nur ein paar Worte zu ſagen.

Runſtein.

So? — Nun?

Wilhelm.

Ohne unterſuchen zu wollen, wer die Triebfeder jener Handlungen iſt, die mich und Frideriken unglücklich machen ſollen, ohne zu forſchen, wer die Flamme des Haſſes in den Herzen der Brüder anfachte, ſage ich Ihnen nun ganz kurz und frey, ich liebe Friderikken, werde ſie ewig lieben, und nie ſoll eine Andere mein Weib werden.

Runſtein.

So?

Wilhelm.

Der Onkel kann ſie mir entreißen, aber unſre Herzen wird er nie trennen. Sie wiſſen wohl, die Liebe wirkt Wunder. — Vergebens wird mein Vater mir befehlen, Ihre Tochter zur Frau zu nehmen, rauben kann er mir, was ich liebe, nie aber mich zwingen jene zu heirathen, die ich nicht liebe. — Meine Aufrichtigkeit ſoll ſie keinesweges beleidigen. Louiſe genießt meine ganze Achtung, ich ſchätze ihre Talente, — allein nur Friderikem gehört mein Herz, nur ihr werd' ich meine Hand reichen.

Runſtein.

Ey, ey! das ſprudelt ja auf einmahl auf, das hat ja gar entſetzlich ſchnell Muth bekommen, — woher denn auf einmahl dieſe Rolandsſprache?

Wilhelm

(auf Friderikem zeigend).

Hier iſt die Seele meiner Worte.

Runſtein.

Nun, gratulire, werden ſehen, ob die Sache ſo geht.

Eilfter Auftritt.

Vorige. Hermann und ſeine Frau.

Frau (im Hereintreten).

Sey doch ruhig, lieber Mann!

Hermann.

Wie kann ich es ſeyn, wenn man mir ſo arg mitſpielt, mich verleumdet, und meinen ehrlichen Namen am Pranger ſtellt. Was kann man mir mit Recht Uebles nachſagen?

Runſtein.

Wie können Sie über ſo Etwas aufgebracht ſeyn, lieber Herr Nachbar! dem ehrlichen Manne können ja ſolche verleumderiſche Gerichte nichts anhaben.

Hermann.

Doch, doch — Mein Gott! ich hätte ihn mißhandelt, verſtoßen —

Runſtein.

Freylich, freylich, das iſt ſtark!

Frau
(mit Bedeutung).

Nur eine boshafte, niederträchtige Seele kann ſolche Lügen ausſtreuen.

Runſtein.

Es iſt kaum denkbar, und wenn es auch wäre, wer wird es denn glauben?

Hermann

Und doch ſpricht man auf öffentlichen Straßen davon.

Runſtein (fein).

Haben Sie denn gar keinen Verdacht, können Sie gar nicht muthmaßen, wer der Ehrenräuber iſt?

Hermann.

Nein! —

Runſtein.

Nun, es iſt auch auf jeden Fall beſſer, Sie erfahren es nicht, — es geſchehe Ihnen vielleicht nur noch härter dabey.

Hermann (nachdenkend).

Was ſagen Sie da, Herr Nachbar? Kennen Sie den Elenden vielleicht? o, reden Sie doch!

Runſtein (zaudernd).

Ich — — Man hat mich zwar verſichert, — doch es iſt nicht möglich, — obſchon bewährte rechtſchaffene Männer —

Hermann.

Nennen Sie mir ihn, ich bitte Sie, ich will ihn —

Runſtein.

Ach! fordern Sie von meinem guten Herzen kein ſo großes Opfer.

Hermann.

Sein Nahme. —

Runſtein.

Der Mann iſt ohnedem ſchon unglücklich, und wird noch unglücklicher, wenn ich ihn nenne.

Hermann.

Ich kenne keine Schonung in dieſem Falle.

Runſtein.

Lieber Gott! du kennſt mich — — (zu Hermann.) Was würden Sie ſagen, wenn es Ihr Bruder ſelbſt wäre —

Hermann (zornig).

Robert!

Wilhelm und Friderike.

O Himmel!

Frau
(mit edlem Feuer).

Unmöglich!

Runſtein.

Ich habe auch dawider geſtritten, bin ordentlich hitzig geworden, allein der gute Freund, der es mir erzählte, ſagte, er ſey ſelbſt dabey geſtanden, habe es mit eigenen Ohren gehört, da konnt' ich nun nichts mehr antworten.

Frau.

Schändliche Bosheit, die nun auch die Brüder nicht ſchont.

Hermann.

Robert! alſo du ſelbſt?

Runſtein.

Laſſen Sie ihn ſagen, was er Luſt hat, und ſeyn Sie verſichert, daß mich dieſer Vorfall nur noch mehr an Sie kettet, — der Wunſch in Ihre werthe Familie aufgenommen zu werden, ein quasi Mitglied derſelben zu ſeyn, wird ſtets lebendiger in mir.

Hermann.

Mein Gott! Wie können Sie jetzt von einer Heirath reden, da mein Herz vor Jammer brechen möchte.

Runſtein.

Ich glaub' es Ihnen, ich bin ſelbſt ſehr gerührt, — aber ich denke, mein Lieber, dieſe Verbindung wäre gerade das ſchicklichſte Mittel, allen ſinnloſen Nachplauderern den Mund zu ſtopfen.

Hermann.

Ich verſtehe Sie, mein Lieber, und erkenne Ihre Freundſchaft, aber ich bin außer mir, verſchonen Sie mich heute.

Runſtein.

Das würde Sie eben zerſtreuen.

Frau.

Wollen Sie ihm denn auch den letzten Reſt von Bruderliebe noch aus dem Herzen reden?

Hermann.

Robert! das iſt zu viel, — nicht genug, daß du mich verlaſſen konnteſt — —

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Robert.

Robert

(welcher die letzten Worte unter der Thüre mit angehört hatte, und nun die Arme gegen Hermann ausbreitet).

Nein, das konnte ich nicht, Bruder! ich muß zurück kehren, um dir deinen ehrlichen Namen zu retten. Nimm mich wieder auf, verstoß mich nicht, laß mich meine wenigen noch übrigen Tage bey dir verleben.

Alle.

Robert!

Hermann

(läuft auf ihn zu, und schließt ihn in seine Arme).

Mein Bruder!

Robert

(erblickt Runſtein).

Sie auch da? — Eben recht.

Runſtein.

Ich bin ſo herzlich erfreut —

Robert.

Das iſt nicht wahr, — — wenn du wüßteſt, Hermann?

Hermann.

Was man von uns ſprach? — Ich weiß Alles.

Robert.

Nein, du kannſt nicht Alles wiſſen, höre und ſchaudre vor der Niederträchtigkeit eines Menſchen. — Ich war am Hafen, und ordnete am Schiff mein Gepäcke, denn ich geſtehe es dir, ich wollte fort.

Hermann.

Böſer Menſch!

Robert.

Da ſeh' ich nun eine ganze Rotte beyſammen ſtehen, man ſpricht ziemlich laut, ich hörte unſre Nahmen, und trat näher. Man ſprach von uns Beyden; Bruder! erzählte ſich unſern Streit, gab dir die Schuld, dir, dem edelſten beſten Menſchen, ſagte, du hätteſt mich mißhandelt, mir meine Armuth vorgeworfen, und ſo weiter. Und was noch das Aergſte war, ſo behauptete man, es von mir ſelbſt gehört zu haben. „Wer iſt der Niederträchtige, der ſolche Lügen wagt?“ ſchrie ich, und drängte mich mitten unter den Haufen, — ich bin Robert! ſagte ich — und mein Bruder iſt der beſte, edelſte Mann, — er hätte mich mißhandelt, verſtoßen? — Ein Bube, der ſo Etwas behaupten will, er iſt ſo gut, ſo wohlthätig gegen mich, je mehr ich ſeiner bedarf, je gefälliger iſt er.

Hermann.

Das haſt du geſagt, Robert?

Robert

(ohne ſich unterbrechen zu laſſen).

Jeder Tag iſt ein neuer Beweis ſeiner Güte gegen mich, er liebt mich, und ich ihn, wie ſich nur Brüder lieben können. — Und hier die Widerlegung dieſer ſchändlichen Lüge; denn ich gehe jetzt zu ihm. — Und ſo laufe ich geraden Weges zu dir, und werfe mich in deine Arme.

Hermann.

Sey mir willkommen!

Frau.

Sie geben uns das Leben wieder, Herr Robert.

Wilhelm.

Und die Hoffnung!

Friderike.

Ja, die Hoffnung.

Runſtein.

Ich kann meine Thränen nicht länger verbergen.

Robert.

So? — Auch Thränen? Nun weil Sie gar ſo gerührt ſind, ſo werden Sie mir eine Bitte nicht verſagen.

Runſtein.

Machen Sie mit Ihrem aufrichtigen Freund, was Sie wollen.

Robert (auffahrend).

Halten Sie das —— (Sich faſſend.) Ich bitte Sie, wenn Sie einen von den gewiſſen Buben kennen, die mit der Ehre meines Bruders und der meinigen nur ſo Ball ſpielen, ihn mir zu nennen. — Ja, ja, Sie kennen gewiß Einen.

Runſtein.

Wie verſtehn' Sie das? — Sie werden wohl nicht gar glauben.

Robert.

Ja, ja, ich — ich glaube wirklich. — Indeſſen erſuche ich Sie, dieſen allezeit fertigen Creaturen zu ſagen, daß der, welcher die Ehre eines Bruders angreift, den andern zugleich mit verwundet.

Hermann.

Ja wohl, lieber Robert.

Robert.

Ich will Ihnen gleich eine deutliche Probe von der Liebe meines Bruders geben. Sehen Sie, Hermann iſt beleidigt, ſowohl durch unſern Zank, als durch die ſeiner und meiner Ehre ſo nachtheiligen Gerichte. Wenn ich ihm aber nun die Hand reiche, und ſage:

Bruder Hermann; wir wollen nicht mehr zanken, wir wollen uns nur noch mehr einander nähern; warum ſoll ein Glied unſerer Familie in eine andere übertreten? — Laſſen wir das nicht zu, und legen wir Wilhelms und Friderikens Hände zuſammen, — ſo bin ich gewiß, daß Hermann, daß mein guter Bruder nicht zaudern wird, die Hand meiner Mündel und ſeines Sohnes zu faſſen, und zu ſagen: Kinder! ihr ſollt euch haben!

Hermann

(faßt Wilhelms und Friderikens Hand und legt ſie ineinander.)

Kinder! ihr ſollt Euch haben.

Wilhelm.

Mein Vater!

Friderike.

Guter Onkel!

Frau.

Dank dir guter Gott!

Robert.

Nun, Herr Runſtein!

Runſtein.

Ich bin — es iſt ſchön — daß —

Friderike (leiſe zu Wilhelm).

Jetzt wird er wohl bald Abſchied nehmen.

Frau.

Sie werden ſchon die Güte haben, Herr Runſtein! Ihrer Frau Gemahlinn zu ſagen, wie leid es uns wäre, daß —

Runſtein.

Schön! — ſehr ſchön — Sie brechen alſo Ihr Wort? — Nu, nu, Sie werden mir ſchon vergeben, wenn ich noch nicht alle Hoffnung aufgebe, von hier bis zum Contract iſt noch eine geraume Zeit, und da kann es ſich noch leicht ſchicken — man kennt ja den Herrn Bruder — ein Wort — und es iſt wieder Feuer im Dache — — doch ich will nichts geſagt haben. — Man wird hernach nach mir ſchicken, werde aber nicht erſcheinen, nie mehr erſcheinen. Ganz ergebenſter Diener allerſeits. (Geht ab.)

Frau.

Der Saame der Zwietracht iſt zerſtreut, er wird nie mehr Frucht tragen.

Dreyzehnter Auftritt.

Vorige, ohne Runſtein.

Robert.

Noch einen Stich mußt' er uns anhängen, eh er wegging, der Gleißner.

Frau.

Aber Ihr werdet ihn gewiß Lügen ſtrafen, ich weiß es.

Die Brüder.

Das werden wir.

Frau.

Jetzt aber, Herr Bruder, muß erſt ich mich rechtfertigen. Mein Projekt war eine bloße Liſt. Ich wollte nicht, daß mein Sohn unglücklich werden ſolte, und ſo ſchlug ich eine Doppelheirath vor, damit keine gelingen ſollte.

Robert.

Ich verſtehe Sie, liebe Frau Schweſter, dieß Bekenntniß nimmt eine Laſt von meinem Herzen, ich habe Ihnen Unrecht gethan.

Hermann.

Wir haben ſie Beyde ſchlecht verſtanden.

Frau.

Die beyden Liebenden zu vereinen, war meine einzige Abſicht.

Hermann.

Bruder! Ich habe da einen Gedanken, wie wir alle niederträchtigen Lügner auf einmahl ſchweigen machen, und ihnen einen empfindſamen Schlag verſetzen können. — Wir gehen Arm in Arm, mein Weib und die Kinder mit uns, mit heiterer lächelnder Miene ſo recht triumphirend nach dem Hafen ſpazieren, da werden ſie die Mäuler aufſperren, als hätte man ſie electriſirt, nun was meinſt du?

Robert.

Warum ſollen wir uns aber noch einmahl —

Hermann.

Um ihnen zu zeigen, daß wir nie einiger waren, als eben jetzt. — Nun komm, komm!

Robert.

Lieber Bruder! Da wüßte ich einen beſſeren Spaziergang.

Hermann.

Nun, wohin denn?

Robert.

Zum Notar.

Friderike.

Ja, ja, lieber Onkel, zum Notar.

Hermann.

Zum Notar gehen wir morgen, jetzt nach dem Hafen ſpazieren.

Robert.

Nein, zum Notar!

Hermann.

Nein ſag' ich, nach dem Hafen!

Friderike (Hermann liebkoſend.)

Lieber Onkel, nicht zanken!

Frau.

Sieh' den Fridens-Engel.

Robert (zu Hermann).

Er liebt ſie nicht, ſonſt würde er ſchon nachgegeben haben.

Hermann (küßt Frideriken).

Ich dich nicht lieben Friderike? — Mein Plan war gut!

Robert.

Der meinige iſt beſſer.

Hermann.

Willſt du nicht nach dem Hafen?

Robert.

Willſt du nicht zum Notar?

Hermann.

Morgen!

Robert.

Heute noch, jezt.

Frau.

Hört mich! (Lächelnd.) Mit Euch wird man doch gar nicht fertig. Der Notar wohnt ja am Hafen, wir gehen alſo nach dem Hafen, und zum Notar, kommt! (Alle reichen ſich die Hände und gehen ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Lully und Quinault

oder

die Künſtler in Verlegenheit.

Luſtſpiel in einem Aufzuge,

und in Verſen

nach

dem Franzöſiſchen.

(Aufgeführt auf dem k. k. Hoftheater zu Wien.)

Perſonen.

Lully, unter dem Nahmen: Baron Bontems.
Quinault, unter dem Nahmen: Marquis Allenkreuz.
Mademoiſelle de la Bouquiniere.
Eugenie, ihre Nichte.
Victor, Page Ludwigs des Vierzehnten.
Sanſonnet, Gaſtwirth.
Laurette, ſeine Tochter.

Die Scene iſt in Sanſonnets Gaſthofe zu St. Germain en-Lay.

(Die Bühne ſtellt einen Saal vor.)

Erſter Auftritt.

Laurette. Sanſonnet.

Sanſonnet.

Ja, wahr iſt's, und mit Recht hört man es laut erſchallen,
Der Hofſtaat Ludwigs iſt der feinſte ſtets aus allen.
Man muß die Herren und die Damen auch nur ſehn,
Wie zierlich ſie den Leib und ihre Zungen drehn; — —
Sie kamen oft zu mir, — ja ja, noch hör' ich ſie:
„Herr Sanſonnet!“ — Herr Graf? „Geſchwind, oeil de perdrix!“
Sogleich iſt's zu Befehl. (Mit Weiberſtimme.) „Mein lieber Sanſonnet!“ —
Befehlen? — „Bringen ſie geſchwinde mir Kaffeh!“ —

Und bracht ich dieß und das, ſo mußt ich gleich mich ſetzen,
Mit der Marquiſe und mit dem Herrn Grafen ſchwätzen.
„Getrunken lieber Freund!“ — Da war ich gleich dabey,
Ich trank oft ganz allein, ſie zahlten doch für Zwey.

Laurette (für ſich).

Es drang ſo recht in's Herz, wenn dieſe Herren ſprachen,
Die Pagen ſonderlich, was die für Augen machen,
Das iſt entſetzlich. —

Sanſonnet.

Ja, wie kann's auch anders ſeyn?
Der König iſt ja ſelbſt ſo höflich und ſo fein;
Er ſprach ganz freundlich auch mit Leuten niedrer Klaſſe,
Stets denk' ich's: — Einmal ging ich über die Terraſſe,
Er ſah's und ſprach zu mir — ach Gott! mit welchem Blicke,
„Freund!“ — Sire! — „Er hat da eine närriſche Perrücke!“
Das war ein Königswort, und klar beweiſ't ſich's da,
Daß er nur auf den Kopf — nicht auf die Kleider ſah. —

Und dann ſein Ton! — Die Herzen wußt er zu erwerben,
(er faßt ſeine Perrücke mit beyden Händen).
Mit dieſem Haarſchmuck will ich leben — will ich ſterben.
(Zu Lauretten.)
Und hinterlaß' ich nichts, ſollſt du dieß Kleinod erben.

Laurette.

Ey ſchönen Dank für dieſe herrlichen Geſchenke.
(Für ſich.)
Stets wird mir's warm ums Herz, wenn ich an Victor denke,
Ich hüpfte trillernd einſt ſchnell über die Terraſſe,
Da fühlt' ich, daß mich gäh ein Männer-Arm umfaſſe,
Er war's, und ſprach ſo ſanft. „Ich leſ' in deinem Blicke,
„Du haſt ein gutes Herz, es ſpricht zu meinem Glücke!"
Das war ein ſüßes Wort, und klar beweiſ't ſich's da,
Daß er nicht auf's Geſicht, auf's Herz allein nur ſah;
Seit dieſem Augenblick iſt's auch ihm zugeflogen.

Sanſonnet.

Doch einen Fehler hat der ſonſt ſo gute König,

Er liebt, man ſieht es wohl, Veränderung ein wenig,
Er iſt von Saint Germain nun wieder fortgezogen,
Da er doch Alles hier, was Freude ſchaffet fand:
Geſunde, heitre Luft, ein mahleriſches Land,
Ein prächt'ges Schloß, rundum die ſegenreichſten Felder,
Ein Fluß zur Fiſcherey — zum Jagen große Wälder; —
Und doch verließ er uns. — Die unbeſtänd'gen Lüſte
Sie trieben ſchnell ihn fort, in eine ſand'ge Wüſte,
Wo weder Hain noch Fluß zu ſchönen Promenaden
An kühlen Abenden mit ſeltnem Reize laden; —
Dort ſchafft er ſich gewiß mit großen Koſten nur,
Was hier umſonſt ihm bot die lachende Natur. —
Er wollt' es ſo, und was er will muß gleich geſchehen,
Doch wird er's ſicher bald bereu'n, — wir wollen ſehen.
Er mag dort in Verſailles nur einmahl jagen gehen,
Ich wette wohl darauf, er wird in jenen Gründen
So große Thiere nie, als wie bey uns hier finden.

Laurette.

Ach, lieber Vater! ſieh, dir recht zu thun, iſt ſchwer,
Als uns der Hof verließ, da freuteſt du dich ſehr,
Und nun verdrießt es dich. — Das iſt doch wahrlich eigen,
Du weißt nicht, was du willſt! —

Sanſonnet.

Ich will, Mamſell ſoll ſchweigen!
Doch rede, — ſage ſelbſt: Soll's etwa mich vergnügen,
Seh' ich nun Saint Germain ſo ganz verlaſſen liegen,
So ſtille und ſo leer, kein Leben, keine Feſte,
Mein Beutel ohne Geld, mein Gaſthof ohne Gäſte?
Was ſagſt du nun? — So ſprich!

Laurette.

Mein Vater! —

Sanſonnet.

Ach! Nur ſtille!
Des Albernen weißt du zu ſchwätzen ſtets in Fülle. ——
Doch wenn ich's recht bedenk', ſo dank ich auch dem Himmel,
Daß es entfernet iſt, das tolle Hofgetümmel.
Mein Gaſthof war zwar voll; doch wer hat ihn bewohnt?
Poeten, Muſiker, wo's nicht der Mühe lohnt,
Ein luſtig Volk, das ſtets in höhern Sphären ſchwebt,
Und doch auf Erden hier auch gern gemächlich lebt,
Das hoch die Naſe trägt, und ſtets mit Schätzen prahlt,
Für Zehne ißt und trinkt, und keinen Sous bezahlt.

Wie kann es denn auch ſeyn, wenn man ſtatt barem
Geld
An ſeinen Händen nur die Füße immer zählt. —
Da war Herr Compra durch drey Monathe bey mir,
Ging einſt des Abends aus, und kam des Morgens
nimmer,
Und als er fort war, ach! was ſtand in ſeinem
Zimmer?
Statt barer Münze ein zerbrochenes Klavier. —
Auch ein Herr Colletet, ſo ein Comödienſchreiber
Betrug ſich neulich wie ein ausſtudirter Räuber,
Ließ mir ein Luſtſpiel da, der Titel war gewählt,
Es nannte ſich: So zahlt man Schulden ohne Geld! —
Doch haben meinem Weib' die Narr'n den Kopf
verrückt,
Von ihren Verſen iſt die Arme ganz entzückt,
Anſtatt daß ſie, wie ſonſt die Küche gut beachtet,
Verfaßt ſie Elegien auf Hühner; die ſie ſchlachtet,
Steht ſtarr an ihrem Herd', ſieht in den Rauch und
träumt,
Den Speiſezettel hat ſie neulich gar gereimt. —
(Zu Lauretten.)
Und ihr, Mademoiſelle! ihr liefen alle Pagen
Des Königs immer nach, durch mehr als fünf Etagen,
Der arme Vater ward verſpottet und belogen,

Hatt' er die Augen rechts, ſo wurd' er links betrogen. —
Ich hatte alſo recht, wenn mich auf einer Seite
Der Abzug dieſes Hof's recht in der Seele freute,
Und hab' auch wieder Recht, wenn er mich ſehr betrübt.
Iſt's wahr? — Nun ſprich:

Laurette.

Ja, Ja!

Sanſonnet.

Nun ſtille! — Ja, es gibt
Kein ärgeres Geſind, als Muſiker, Poeten
Und Pagen, ehe die mein Haus mir mehr betreten,
Eh würd' ich ſelbſt mein Schild mit eigner Hand verbrennen,
Ich will durch meine Schuld nicht in's Verderben rennen,
Mir blinket ohnedieß kein einz'ger Glückesſtrahl.
Und ich, der Sohn von einem Gardekorporal,
Den ſelbſt der König auf die Schulter einſt geſchlagen,
Muß als gemeiner Wirth jetzt um mein Brod mich plagen.
So will ich künftig, um mich wieder zu erheben,
Nur großen Herrn allein bey mir ein Obdach geben. —

Der Anfang iſt gemacht, zwey Gäſte nur ſind hier;
Doch Edelleute ſind's!

Laurette.

So ſagen ſie.

Sanſonnet.

Scheint's dir
Wohl etwa anders?

Laurette.

Nein!

Sanſonnet.

Sieh, wie du albern biſt!
Der Eine nennet ſich Baron Bontems, und iſt
Leibarzt beym Könige von Dänemark. Der Zweyte
Marquis von Allenkreuz, geheimer Rath; — die Leute
Sind alſo adelig. Drum ſchwätz' nicht ohne Ende,
Halt deine Zunge ſtill, und rühre deine Hände!
Ein braves Mädchen muß nie ohne Arbeit ſtehn; —
Ich will indeß hinauf auf die Terraſſe gehn,
Ich habe manchesmahl von da ſchon wahrgenommen,
Daß manche große Herrn in kleinen Wagen kommen;
Die will ich dann ſo lang durch Höflichkeit ſekkiren,
Bis ſie in meinem Haus vor Allem einlogiren;
Dann wird das Glück mir auch auf's Neue wieder grünen,
Die Herrn verzehren viel; ich will ſie ſchon bedienen.

Laurette.
Ach lieber Vater! hör nur noch ein einzig Wort!
Sanſonnet (im Abgehen).
Ich will nichts hören, ſchweig! — Das plappert immerfort! —

Zweyter Auftritt.

Laurette (allein, ihm nachſpottend).
Ich will nichts hören! — ſchweig! — das plappert immerfort! —
Du ſprichſt nur albern Zeug! — ſey ſtill, und ſprich kein Wort! —
So geht's in einem fort, da ſoll ein Mädchen leben?
Wozu hat mir den Mund der Himmel denn gegeben?
Die Mutter ſagt: Läßt ſich ein Weib das Plaudern nehmen,
So hat ſie gar nichts mehr, das Männervolk zu zähmen.
Als noch der Hof hier war, die Pagen zu uns kamen,
Da mußte meine Zung' erſt ganz und gar erlahmen,
Auf jedes Wort mußt' ich, wie eine Stumme nicken,
Doch ſah mich Victor an mit ſeinen Feuerblicken,
Da war zu ſchweigen mir der allergrößte Schmerz,
Doch war mein Mund auch ſtumm, ſo ſprach doch Aug' und Herz,

Und küßte mich der Schelm, ich konnte mich nicht rächen,
Ich litt's geduldig, denn ich durfte ja nicht ſprechen. —
Es iſt doch eine Qual mit Vätern und Geliebten;
Denn beyder Wünſche haben niemohls Maß und Ziel,
Ach Gott! wie ſie ſo oft mich armes Kind betrübten,
Zu wenig ſprach ich dem, und jenem ſtets zu viel. —
Doch ſtille! — War mir's doch, als hört ich ein Getümmel?

Dritter Auftritt.

Victor. Laurette.

Victor
(noch an der Thüre, inwendig).

Laurette!

Laurette.

Trügt mich denn mein Auge? — Güt'ger Himmel!
Du, Victor?

Victor.

Ja, ich bin es ſelbſt, und nicht mein Geiſt,
(Indem er ſie küßt.)
Wie auf der Stelle dir mein kräft'ger Kuß beweiſt.

Laurette.

Pfui, ſchäme dich!

Victor.

Warum? mein Kind, drum kam ich eben,
Um zehnfach, was ich ſtahl, dir jetzt zurückzugeben.

Laurette.

Woher des Weges denn?

Victor.

Gerade von Paris.
Zum erſtenmahle gab man geſtern dort: Armide.
Der König wollte ſie beſehen, und verließ
Verſailles, wir folgten ihm, doch nach der Oper, müde,
Hielt er ſein Nachtquartier dann in den Tuillerien!
Bereitet waren wir heut nach Verſailles zu ziehen;
Doch Ludwig ſprach: Ihr Herrn! da man mir Nachricht gibt -
Es ſey das gute Volk in Saint-Germain betrübt
Daß wir ſo ſchnell einſt fort aus ihrer Mitte gingen,
So hab' ich ein'ge Zeit bey ihnen zuzubringen
Für jetzt beſchloſſen; denn ſie wiſſen, meine Herrn!
Wo man mich wahrhaft liebt, da bin ich doppelt gern. —
Du Victor! — fügt' er noch hinzu, — ſetz' dich zu Roſſe
Und bring' von meiner Ankunft Nachricht nach dem Schloſſe. —
Wem war der Auftrag wohl ſo ſehr, als mir willkommen?
Der beſte Renner ward ſchnell aus dem Stall genommen,

Ich werfe mich darauf, ſetz' beyde Spornen ein,
Und nun geht's wie der Wind fort über Stock und Stein,
Kein Graben iſt ſo breit, kein Buſchwerk iſt ſo hoch,
Mein Renner ſtrecket ſich, und überfliegt ſie doch,
Kein Berg, kein Felſenweg, nichts hält in ſeinem Lauf
Das Thier, das den verliebten Victor trägt, mehr auf;
Ich komme endlich an, ich ſteig' am Bach vom Pferde,
Und — todt fällt nun vor mir das gute Thier zur Erde,
Als wollt' es mir noch mit gebrochnem Blicke ſagen:
Ich habe meine Pflicht erfüllt, du darfſt nicht klagen,
In Liebchens Arme hab' ich pfeilſchnell dich getragen.

Laurette.

Das arme, arme Thier! Es dauert mich recht ſehr!

Victor.

Wer für die Liebe ſtirbt, dem fällt der Tod nicht ſchwer. —
Bevor ich nun Quartier für andre Leute machte,
War's billig, daß ich erſt mein eigenes bedachte,
Drum flog ich her zu dir, und, — nicht wahr, — mein Laurettchen
Bereitet Victorn gern ein gutes weiches Bettchen?

Laurette.

Du weißt ja, daß mein Herz ſtets liebend für dich ſpricht,

Doch lieber Victor! ſieh, mein Vater leidet's nicht;
Er fängt ſich ſeines Stand's als Wirth jetzt an zu ſchämen,
Und will nur große Herrn in ſeinen Gaſthof nehmen.

Victor.

Ich bin ein Page, Kind! und habe meine Waffen.

Laurette (ängſtlich).

Ach Gott!

Victor.

Sey unbeſorgt! — Mein Recht mir zu verſchaffen
Brauch ich den Degen nicht, bedarf nur Pagen-Liſt;
Ich bürge dir dafür, vielleicht in wenig Stunden
Hab' ich den Schlüſſel ſchon zu Euerm Haus gefunden. — —
Doch, — wenn's ein Vorwand wär'? wenn Mademoiſelle Laurette
Hier meine Gegenwart wohl mehr zu fürchten hätte,
Als ſelbſt ihr Vater? — Wie? Wenn ſich ihr Herz gewendet?

Laurette.

Du weißt, daß meine Lieb' nur mit dem Leben endet. —
Viel eher könnt' ich wohl von dir ſo Etwas denken,
Denn Pagen pflegen oft ihr Herz'chen zu verſchenken.

Victor.

Verſchenken kann kein Menſch, was nicht mehr ſein gehört.

Laurette.

Was thut es denn, wenn man auch falſche Eide ſchwört?
Von Blum' auf Blume ſchwärmt ihr gleich den Schmetterlingen.

Victor.

Das muß ſo ſeyn, Natur gab uns ja ſelbſt die Schwingen.
Sieh nur: Gott ſchuf das Weib, als ihm der Stoff gebrach,
Aus eines Mannes Ribb', und wir, wir müſſen wandern,
Wir wollen, oder nicht, — von Einer zu der Andern,
Und ſpüren immer der verlornen Ribbe nach.
(Indem er Lauretten umfaßt.)
Doch wenn wir ſie einmahl, — wie mir's gelang, — gefunden,
Dann ſind wir Armen auch auf ewig feſtgebunden.

Laurette (lächelnd.)

Nun nun, ſchon gut, du Schelm.

Victor.

Leb' wohl! mein andres Ich!
Nun muß ich ſchnell auf's Schloß, der König ſpudet ſich;

Vor Allem muß ich nun des Herrn Befehl erfüllen,
Dann komm' ich wieder um des Herzens Durſt zu
ſtillen.

Laurette.

Vorſichtig, lieber Freund! bekommt mein Vater Kunde,
So nimmt er dir das Glas, haſt's du's auch ſchon
am Munde.

Victor.

Wohlan! ſo ſoll es jetzt mir nicht vergebens winken,
Ich will auf jeden Fall im Voraus ſchon was trinken.
(Er gibt ihr einige Küſſe, und läuft ſchnell ab.)

Vierter Auftritt.

Laurette, dann Lully.

Laurette.

Der ungeſtüme Menſch!
(Geht zum Fenſter und ſieht hinaus.)
Dort fliegt er hin! — — die Grube
Bemerkt er nicht. —
(Sie ruft zum Fenſter hinaus.)
Hab' Acht!
(Mit einem lauten Schrey.)
Er fällt! —

(Nach einer Pauſe.)
Um mich zu necken
That er's, — — nun ſteht er auf, — er lacht — — der böſe Bube
Hat mich erſchreckt! — — Nun iſt er hinter jenen Hecken,
(Sie ſchließt das Fenſter wieder.)
Doch ſtill! — Der Doctor kömmt, der immer ohne Sorgen
Nur hüpft und ſingt.
(Zu Lully, der aus dem Cabinette tritt.)
Herr Doctor! guten Morgen!

Lully (lachend für ſich).

Herr Doctor? ha! ha! ha! (Laut.) Willkommen liebes Kind!

Laurette.

Wie kommts, daß Sie ſo früh ſchon aus den Federn ſind?

Lully.

So früh? — Ich wette drauf, es hat ſchon Acht geſchlagen,
Die Repetiruhr, Kind! vertritt bey mir der Magen,
Die Stund', in welcher man das Dejeuner aufträgt,
Die ſchlägt er immer ſehr genau.

Laurette.

Doch dießmahl ſchlägt

Er falſch, halb acht Uhr iſt's.
(Sie zeigt auf die Hängeuhr.)
Mein Herr! da ſehen Sie!

Lully (ſieht auf die Uhr).

Ja! — — Heut' geht er um eine halbe Stund' zu früh.
Doch das iſt einerley. — Bereite nur geſchwind
Zum Frühſtück Alles zu, geh, geh mein liebes Kind,
Der Marquis Allenkreuz verlangte auch es ſchon,
Er kömmt ſogleich heraus.

Laurette.

Ich eile, Herr Baron!
(Mit einem Knix ab.)

Fünfter Auftritt.

Lully (allein).

Doctor! — Baron! ha! ha! 's iſt um ſich todt zu lachen,
Will man was ſeyn, ſo muß man ſelbſt aus ſich was machen,
So ſagt das Sprichwort, und es hat auch wirklich recht;
Zum Freyherrn macht' ich mich, der Einfall war nicht ſchlecht,
Von allem Gelde bin ich wirklich frey und blank,

Auch Doctor könnt ich ſeyn, wär' anders niemand krank. —
Das Sonderbarſte iſt, was ſehr mich Wunder nahm,
Daß man noch in Germain nicht auf die Spur uns kam!
Womit man ſich befaßt, das hängt doch ſtets uns an.
Seh' ich wo ein Klavier, ſo zieht es mich daran,
Ich ſchlag' Accorde an, durchſehe alle Noten,
Den Hirten hab ich jüngſt das Blaſen gar verboten,
Ein Hochamt hört' ich an, und ſchrie am heil'gen Orte
Beym Sanctus, die Muſik paßt ja nicht auf die Worte! —
Und dem Marquis Quinault, dem geht es faſt noch ſchlimmer!
Er hört nicht, — wo er ſteht und gehet, träumt er immer,
Tritt aus ſich ſelbſt hinaus im Drang der Phantaſie,
Und ſpricht dann dummes Zeug, jetzt nennt man's Poeſie.
Und leiht der Pfarrer ihm, ein Bauer auch ſein Ohr,
Gleichviel, er declamirt ihm ſeine Verſe vor,
Schimpft jedes fremde Werk, ertheilt nur ſeinem Lob,

Und iſt dabey, ſo wie es ſich geziemt, recht grob.
Beſäße Saint-Germain nur einen Splitterrichter,
Schon lange wär' erkannt der Componiſt und Dichter. — —
Doch ſtill, jetzt ſollten wir nur denken an Armiden,
Iſt ſie vielleicht im Herrn wohl ſelig ſchon verſchieden? —
Das iſt unmöglich! nein, ſie ſelbſt wird ewig leben,
Und die Unſterblichkeit einſt auch uns Beyden geben. —
Grauſame Gläubiger! die uns im Wege ſtehn,
Das Schickſal unſers Kindes ſelbſt mit anzuſehn,
Dem herrlichſten Triumph des Lebens beyzuwohnen,
Wie man uns ſchmücket mit den ſchönſten Lorbeerkronen.
Die Oper hat gewiß recht allgemein gefallen,
Das Klatſchen hört' im Traum ich bis hieher erſchallen,
Wie konnt's auch anders ſeyn? Das Buch iſt hübſch gedacht,
Die Verſe allerliebſt, Freund Quinault hat's gemacht.
Und die Muſik — ach Gott! wem banget wohl dafür?
Ein wahres Meiſterwerk iſt ſie; — ſie iſt von mir.
Die Ouvertüre zwar geht etwas in die Länge,
Doch welch ein Satz! und die frappanten Uebergänge,
Armide kömmt voll Gram langſam daher geſchlichen,

Das Alles drückt ſich aus in langen Bogenſtrichen;
Es ſeufz't die Oboe, die Pauke macht dumm! dumm!
Die Liebe ſpricht dieß aus, und dann den eitlen Ruhm.
Rinaldo wankt, das wird ein Pizzicato ſagen,
„Folg' ich o Liebe dir?“ — Hier muß die Flöte klagen;
„Wie? oder Ehre, dir?“ — Hier ſchmettern die Trompeten;
Doch ſeht, — in Ketten liegt der Held in Liebesnöthen,
Ein Minorton der dann in's Major modulirt,
Damit man merkt, daß Liebe Roſenketten führt;
Und dann das Zauberthal, der Blumen duftig Blühen,
Das Alles drückt ſich aus in ſanften Harmonien.
Der Tanz, Armide, dann die Rache und die Liebe
Und Luzifer, die Luſt, die Grazien; — was bliebe
Wohl da zu wünſchen noch? Nein, Alles rufet froh
Enthuſiaſtiſch aus: Bravo Lully! Bravo! —

Sechſter Auftritt.

Lully und Quinault.

Quinault.

Ach biſt du da?

Lully.
Ganz zu Befehl, mein Herr Marquis!
Quinault.
Herr Doctor, Freyherr von Bontems, ich grüße Sie! —
Doch ernſt, was machſt du hier, vermuthlich lacheſt du?
Lully.
Und du, — du weineſt?
Quinault.
Ach! Wohl hätt' ich Grund dazu.
Lully.
Das ſagteſt du ſchon oft. — Laß hören deine Klagen
Ich will darüber dann dir meine Meynung ſagen,
Beſchuld'ge mich!
Quinault.
Ich war einſt Advokat.
Lully.
Doch ohne
Prozeſſe.
Quinault.
Sehr verliebt.
Lully.
Doch ohne Hoffnung.
Quinault.
Schone

Mich, Freund! Du weißt es wohl, ich liebte Eugenien,
Du wußteſt mich aus ihres Oheims Haus zu ziehen,
Durch dich verlor ich ſie.

Lully.

Das darfſt du nicht bereu'n,
Ein Weibchen nahm ich dir, und gab dafür dir neun,
Wo jede vom Parnaß ſo freundlich auf dich lacht,
Durch meine Hülfe biſt du reicher nun um acht.

Quinault.

Du zogſt mich von Geſchäften ab, die Brot erwerben,
Und ließeſt auf dem Weg zum Ruhm mich Hungers ſterben.
Unglücklich iſt der ſtets —

Lully.

Welch Unglück! Sehet doch
Den Wurm, der unbekannt am dunkeln Boden kroch,
Zog ich an's Licht hinauf, und öffnete die Riegel
Zum Tempel ſeines Ruhms, gab ſeinem Geiſte Flügel,
Und in ſechs Wochen kaum, doch iſt er nicht zufrieden, —
Macht dieſer Unglücksprinz, — die Welt erſtaunt, — Armiden.

Quinault
(ſchnell einfallend).
Und Schulden auch dazu.

Lully.
Sieh, ein vernünft'ger Mann
Denkt an die Schulden nur, wenn er ſie zahlen kann.

Quinault.
Doch unſre Gläubiger, die haben dran gedacht.
Ein Monath iſt es nun, daß wir bey dunkler Nacht
Paris verließen, und dann unter fremden Nahmen,
Die du erfandeſt, hier in dieſes Städtchen kamen,
Um einen braven Wirth auch hier zu hintergehn.

Lully.
Ein neuer Sieg für mich, das mußt du doch geſtehn.
Trotz dem, daß das Gericht belauſcht' all unſre Schritte,
Führ' ich mit heiler Haut dich aus der Häſcher Mitte
Hieher nach Saint-Germain, und mache dich ſodann
Kraft eigener Gewalt und Macht zum Edelmann,
Zum Marquis Allenkreuz, zum Rath von Dänemark,
Wenn du dich noch beklagſt, ſo iſt's ein bischen ſtark.

Quinault.
Die Zukunft macht mir bang, wie wird das Alles enden?

Lully.

Mit unſrer Oper Glück, und dann mit vollen Händen.

Quinault.

Wer weiß? Das Publikum beurtheilt Manches ſchief,
Gefiel die Oper denn? haſt du noch keinen Brief?

Lully.

Noch nicht, doch mehr als das; ich kann gewiß dir ſagen,
Den rauſchendſten Applaus hat ſie davon getragen,
Ich war ja ſelbſt dabey — im Traume heute Nacht.

Quinault.

Narr!

Lully.

Liebes Brüderchen! ich bitte dich, gib Acht:
Ich trat in's Opernhaus, Armide war zu Ende,
Laut ſchrie man: Les auteurs! es klatſchten alle Hände;
Dann ſah ich wider die Gardine ſich erheben
Rinaldo kam, und ſprach: — Neugier zeigt jeder Blick, —
Das Buch der Oper, die wir heute hier gegeben,
Iſt von dem Herrn Quinault, von Lully die Muſik.
Der Lärmen, den man nun auf's neue wieder machte,
War ſo entſetzlich ſtark, daß ich davon erwachte,
Die Augen rieb, und kaum aus meinem Traume kam,
Da ich ein Ziſchen auch noch wach im Ohr vernahm.

Quinault.
Das hat wahrſcheinlich auch das Publikum vernommen?
Lully.
Nicht möglich! Alles ging vortrefflich, wir bekommen
Von jeder Vorſtellung gewiß an tauſend Gulden,
Für hundert macht dieß hunderttauſend. — Unſre Schulden
Bezahlen wir, — zuerſt den Wirth, den Ehrenmann,
Wir nehmen unſre ſchönen Nahmen wieder an,
Und ziehen in Paris dann im Triumphe ein,
Und laſſen gnädig dort uns Lorbeerblätter ſtreu'n.
Quinault (lächelnd).
Ein art'ger Traum! — Doch ſprich, kam dir denn das nicht vor
Was du oft wachend träumſt, ich ſey zum Auditor
Und du zum Secretär vom Könige ernannt?
Lully.
Du glaubſt, die Hoffnung ſey wohl etwas überſpannt?
Wer weiß, wer weiß, ob nicht der König eben jetzt
Den hohen Nahmen unter die Decrete ſetzt?
Quinault.
Du Tollkopf! — — Doch geſetzt, daß Alles ſo beſteht,
Wie du nun ſagteſt, wir erhielten das Decret,
Armide hätte auch ganz beyſpiellos gefallen,

Wir hörten unſern Ruhm von jedem Munde ſchallen,
So wiegt dieß Alles nicht —

Lully.

Ein gutes Frühſtück auf.

Quinault.

Für einen Blick von ihr thu' ich Verzicht darauf.

(Begeiſtert).

Glaub mir, auf dieſer Welt iſt Alles Tand und Schein,
Das einz'ge wahre Glück iſt Liebe nur allein,
Ein liebend Paar, das ſich entzückt umarmet hält,
Kennt keinen andern Wunſch, vergißt die ganze Welt.

Lully

(karrikirt enthuſiaſtiſch).

Glaub mir, auf dieſer Welt iſt Alles Tand und Schein,
Solides Glück beſteht in Speiſ' und Trank allein,
Wen man an einen Tiſch voll lekrer Speiſen ſtellt,
Der kennt nicht andern Wunſch, vergißt die ganze Welt.

Quinault.

Ein einz'ger Druck der Hand!

Lully.

So ein Faſan in Saft —

Quinault.

Schließt uns den Himmel auf.

Lully.

Gibt Muth und neue Kraft.

Quinault.

Ein Kuß, mein Freund! ein Kuß gießt Feuer in die Nerven.

Lully.

Bordeaux! mein Freund! Bordeaux kann alle Sinne ſchärfen.

Quinault.

Vorübergehend iſt die Luſt, die Ehre beut,
Die Liebe ſchafft allein beſtänd'ge Seligkeit.

Lully.

Die Künſte tragen nichts; — die Liebe macht nur Qual
Behaglichkeit gewährt allein ein gutes Mahl.

Quinault.

Ein Säufer, glaube mir, iſt wahrlich unerträglich.

Lully.

Und ein Verliebter thut, glaub mir, doch gar zu kläglich.

Quinault.

So ſchweige doch!

Lully

(indem er ein Glöckchen vom Tiſche nimmt und ſchellt.)

Nun wohl! die Glocke red' indeſſen.

Siebenter Auftritt.

Lully. Laurette. Quinault.

Laurette.
Die Herren klingelten, — Sie wünſchen?

Lully.
Gleich zu eſſen.

Laurette.
Befehlen Sie Ragout, Cheaudeau, Beafſteck, Melonen,
Repphühner, Tauben, Käſ' auch Sulze von Citronen,
Faſanen, Cotelets?

Lully.
Je mehr mein Kind, je beſſer,
Der Marquis Allenkreuz iſt gar ein ſtarker Eſſer.

Laurette.
Und Wein: Rheinwein, Chablis, Tokayer, Clos-Bougot,
Burgunder, Mallaga, Champagner und Bordeaux,
Auch Ungarweine und —

Quinault.
Von allen, liebes Kind,
Da Herr Baron Bontems ein ſtarker Trinker ſind.

Laurette (ſich beſinnend).
Ein kleines Hinderniß ſteht ihrem Appetit

Im Wege noch, und das vermag ich nicht zu heben,
Mein Vater ging erſt aus, und nahm die Schlüſſel mit
Zum Keller und zum Schrank.

Lully.

So kannſt du uns nichts geben?

Laurette

(welche zum Fenſter hinausſieht).

Doch, doch, — ich ſeh' ihn ſchon, — mit Fremden kömmt er eben.

Quinault (leiſe zu Lully).

Mit Fremden! — Laß uns ſchnell auf unſer Zimmer gehen,
Sonſt werden wir erkannt.

Lully.

Ich muß die Fremden ſehen!

(Zu Laurette.)

Mein Schatz! vergiß mein nicht.

Laurette.

Sie werden bald ſervirt.

(Quinault und Lully ab.)

Achter Auftritt.

Laurette. Sanſonnet. Mademoiſelle de la Bouquiniere. Eugenie.

(Während dieſes Auftrittes öffnet Lully die Thüre ſeines Cabinetts um zu hören was geſprochen wird.)

Laurette.

Nun Vater! haſt du große Herren rekrutirt?

Sanſonnet.

Nein, Herren nicht, mein Kind, doch ſieh nur dort, zwey Damen, —
Sie zahlten mich voraus, — von hohem Rang und Nahmen.
Die Aeltre ſonderlich, die hat Verſtand für zehn,
Denn alles was ſie ſpricht, kann man kaum halb verſtehn.
Doch halt einmahl dein Maul, gib Stühle dort den Damen,
Den für Mademoiſelle de la Bouquiniere.

Lully
(bey Seite im Cabinet).

Die Tant' Eugeniens, ja ja! bey meiner Ehre!

Sanſonnet.

Den ihrer Nichte

Lully (wie oben).

Wie auch Eugenie iſt hier?

Bouquiniere.

Herr Wirth! auf was für einer Seite wohnen wir?

Sanſonnet

(bezeichnet jene Thüre, welche dem Zimmer Lully's gegenüber iſt).

Hier meine Damen!

Bouquiniere.

Gut, man laß uns jetzt allein.

Laurette (beſinnt ſich eben).

Ach Vater! nur geſchwind, die Herrn da drinnen ſchrey'n
Nach Frühſtück lange ſchon.

Sanſonnet.

Tik, tik, tik, tak, — das geht
Wie eine Uhr, — mein Gott, es iſt ja noch nicht ſpät.

(Zu den Damen.)

Ich hab' die Ehre mich bald wieder einzuſtellen,
Bedürfen Sie etwas, belieben Sie zu ſchellen.

(Mit Lauretten ab.)

Neunter Auftritt.

Eugenie. Mademoiſelle de la Bouquiniere.
Lully (hinter der Thüre.)

Bouquiniere.

Ich kenne Unglück, Kind, und hab ein fühlend Herz
Und darum hatt' ich auch Mitleid mit deinem Schmerz.
Dich zu befreyen war es nöthig ſchnell zu reiſen.
Ich ſelbſt verließ mein Schloß, die alten griech'ſchen Weiſen,
Und meinen jungen Arzt, von dem ich mich getrennt,
Obſchon nur er allein all meine Nerven kennt;
Und ſieh, gelungen iſt es mir, dich von den Ketten
Des geiz'gen Vormunds, der dich quälte, ſchnell zu retten.

Eugenie.

Ach, Sie verpflichten nun zum ew'gen Danke mich.

Bouquiniere.

Still! jede Wohlthat, trägt ſchon ihren Dank in ſich. —
Dein Vormund wollte ſich erſt deine Hand erzwingen,
Um dein Vermögen auch mit ihr an ſich zu bringen;
Doch er iſt Advocat, mit ihm zu prozeſſiren
Das hieße Zeit und Geld aus eigner Schuld verlieren;
Denn dieſe ſchlauen Herrn drehn das, was ungerecht,

Manchmal ſo pfiffig um, das es erſcheint, wie recht.
Drum ſchien das Klügſte mir, nach Saint-Germain mit dir
Zu reiſen, wo wir ſicher ſind, dem König hier
Die Sach' in einer Schrift ganz offen vorzuſtellen,
Und ſeinen Ausſpruch zu erwarten.

Eugenie.

Sie erhellen
Die dunkle Lebensbahn aufs Neue. Ja Sie ſind
Mir Freundinn, — Mutter.

Bouquiniere.

Bin ich dieſes wirklich, Kind,
So ſchenke mir Vertrau'n. — Für deinen Vormund regt
Sich kein Gefühl in dir, das iſt wohl klar; — doch ſchlägt
Dein Herzchen nicht vielleicht für einen Andern? ſprich!

Lully (bey Seite).

Das iſt der wahre Punct!

Eugenie.

Ach, liebe Tante! ich — —

Bouquiniere.

Nicht roth geworden, Kind! Die Schuld, die man geſteht
Iſt ja ſchon halb verzieh'n; auch weiß ich, wie das geht,

Wenn man das arme Herz zum erſtenmahl verliert.
Ich habe dieſes ja ſelbſt oft genug probirt.
Heraus damit, heraus!

Eugenie.

Nun wohl, ich muß geſtehn
Bey meinem Vormund hab' ich Herrn Quinault geſehn.

Bouquiniere.

Wie heißt er? — wie? Quinault?

Eugenie.

Nun ja, ein junger Mann,
Der ſeine Praxis bey dem Vormund erſt begann.

Bouquiniere.

Nur zu!

Eugenie.

Obſchon er jung und ſehr verſtändig iſt,
War er beſcheiden doch.

Bouquiniere.

Was Seltenes! fürwahr!

Eugenie.

Obſchon ein Advocat, ſo war's doch nicht ſein Brauch
Zu ſchwatzen viel.

Bouquiniere.

Ein Phönomen!

Eugenie.

Obſchon er auch
Ein Dichter iſt, ſo war er doch nicht ſtolz.

Bouquiniere.

Das iſt
Ein Wunder, ja gewiß ein Wunder!

Lully (bey Seite).

Man vermißt
Nicht einen Zug von ihm.

Bouquiniere.

Nur weiter fort, geſchwinde:

Eugenie.

Sie kennen ja das Kind, mit Köcher, Pfeil und Binde,
Das unbarmherzig nur mit unſern Herzen ſpielt,
Obſchon es blind iſt, doch gleich echten Schützen zielt,
Und eine Wunde ſchlägt, die ewig nimmer heilt,
Sieht er dann unſern Schmerz, ſo lacht er noch und eilt
Davon, und ſchreiet man um Hülf' ſetzt ſich das Bübchen
Auf des Geliebten Mund, in's Aug' und Wangengrübchen.

Und ſchießt den zweyten Pfeil in die noch offne Wunde,
Daß man ſein Sclave bleibt, und niemals mehr geſunde.
So fliegt er auf der Erd', im Himmel auch herum,
Und wo kein König herrſcht, iſt doch ſein Eigenthum.
Auch mich traf er recht gut. — Soll ich ihn wohl noch nennen?
Wer wird auf dieſer Welt den Liebesgott nicht kennen?

Bouquiniere.

Den Liebesgott ſagſt du? — All meine Pulſe ſchlagen.

Lully (bey Seite).

Er iſt geliebt! — Welch Glück für mich ihm das zu ſagen.

Eugenie.

Ach Tante! ſchmollen Sie?

Bouquiniere.

Nein, nein, doch dieſes Wort — —
Nennt man die Liebe nur, ſo pocht's hier immerfort,
Es hebt mein Buſen ſich, es wallt in mir das Blut.
(Indem ſie ſich an einen Stuhl hält.)
Ich ſag' dir Nichtchen! — ruf! — es wird mir gar nicht gut.

Eugenie (unterſtützt ſie).
Ach Tante! — Gott! (ruft laut). Herbey! — zu Hülfe nur herbey!

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Sanſonnet.

Sanſonnet.
Was ſteht denn zu Befehl?
Eugenie.
Ach Gott! die Tante —
Bouquiniere
(leiſe zu Eugenien).
Sey
Nicht kindiſch, das vergeht. — Du wirſt es doch nicht wagen
Das Liebe ſo auf mich gewirkt hat, laut zu ſagen?
Lully (bey Seite).
Die Närrinn!
Bouquiniere (zu Sanſonnet).
Sehn Sie, meine Nerven ſind ſo zart,
Mein ganzer Körperbau von ſo reizbarer Art,
Daß oft Erinnerung viel Eindruck auf mich macht,
Ein Wort, ein bloßer Schall, wenn jemand weinet, lacht,

Es greift mich ſchrecklich an. Es iſt daher mein Brauch
Stets einen Arzt um mich zu haben; — wenn ſie auch
Dafür jetzt ſorgten, daß — —

Eugenie.

Ach liebe Tant', ich dächte
Wenn man zugleich auch einen Advocaten brächte,
Der uns die Schrift verfaßt, von der ſie vorhin ſprachen.

Bouquiniere.

Beſorgen Sie's, Herr Wirth!

Sanſonnet.

Das wollen wir ſchon machen,
Des Dänenkönigs Arzt wohnt ohnedieß im Haus,
Und auch ſein Secretär; die ruf' ich gleich heraus.

Lully (bey Seite).

Vortrefflich! Ach das gibt ein luſtig Abentheuer!

Sanſonnet.

Erinnern muß ich nur, die Herren ſind voll Feuer,
Sind beyde noch ſehr jung, ein wenig leichte Waare,
Doch voll Verſtand!

Bouquiniere

(zieht Sanſonnet bey Seite).

Herr Wirth! Sie ſeh'n, erſt neunzehn Jahre

Zählt auch mein Nichtchen dort, drum bitt' ich Sie, erwählen
Sie einen ältern Mann ihr zum Notar.

Sanſonnet.

Befehlen? —

Bouquiniere.

Doch mir, mir können Sie den jungen Azt ſchon ſenden.

Lully (bey Seite).

Verlaß dich drauf, du biſt ſchon in den beſten Händen.

Bouquiniere

(ſtützt ſich auf ihre Nichte).

Beſorgen Sie das bald, wir gehn auf unſer Zimmer,
Den Arzt, Herr Wirth, den Arzt! denn mir wird immer ſchlimmer.

(Beyde Damen ab.)

Eilfter Auftritt.

Sanſonnet. Lully. Quinault.

Lully.

Herr Wirth! das Frühſtück her, nun iſt's doch einmahl Zeit.

Sanſonnet.

Im nächſten Saale, Herr Baron! iſt's ſchon bereit.

Lully

(indem er Quinault bemerkt, welcher zu Anfang dieſer Scene aus ſeinem Cabinete getreten iſt).

O liebes Freundchen! hör' die prächt'ge Neuigkeit.

Quinault

(indem er die Pantomime des Eſſens macht).

Die Neuigkeit bring' ich ſo eben in Erfahrung.

Lully.

Hier handelt ſich's für dich um eine Seelennahrung.

Quinault.

So ſprich!

Lully.

Du wirſt ſie ſehn, die ſich dein Herz gewählt;
Doch komm, das Uebrige wird dir bey Tiſch' erzählt.

Sanſonnet.

Auftragen laſſe ich, wenn's ſo beliebt indeſſen.

Lully.

Ja ja! — (Für ſich.) Ach Gott ſey Dank! nun geht's einmahl an's Eſſen.

(Sie wollen ab, man hört Lärmen von Außen.)

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Laurette.

Laurette (ſtürzt herein).

Mein Vater! — meine Herrn! herbey! zu Hülf! — ach Gott!

Quinault.

Was iſt's?

Laurette.

Ich kann nicht ſprechen!

Sanſonnet.

Ach! dann iſt ſie todt!

Laurette.

Nicht ich, — ein Page — eilt nur ſchnell! Vor unſerm Haus
Stürzt er von ſeinem Pferd' und fiel den Fuß ſich aus.

Lully (für ſich).

Nun! ich gehör' doch zu den größten Unglückskindern,
Jetzt muß mich gar ein Fuß, den Mund zu füllen, hindern.

Quinault (zu Lauretten).

Komm mit!

Sanſonnet.

Sprich! kennſt du nicht den Pagen?

Laurette.

Ja, ich mein'
Es iſt der Victor.

(Geht mit Quinault ab.)

Sanſonnet.

So? — Der Burſche iſt ſehr fein.

(Zu Lully.)

Herr Doctor!

Lully
(mit einem noblen Air).

Nun was ſoll's?

Sanſonnet (für ſich).

Was thut der nicht um Küſſe?

(Zu Lully.)

Verſtehen Sie recht gut ſich auf gebrochne Füße?

Lully.

O ja, damit hab' ich mich immer abgegeben.

Sanſonnet.

Sie könnten mir da einen großen Zweifel heben:
Dem Victor trau' ich nicht, ich wett' er unternahm
Den Streich, damit er in mein Haus zu wohnen kam.

Lully.

Meint Er?

Sanſonnet.

Ich bin's gewiß.

Lully.

Das wollen wir bald ſehen; —
Kommt er, ſo ruf' Er mich, dann ſoll er ſchon geſtehen.

(Er geht gravitätiſch in's Cabinet.)

Dreyzehnter Auftritt.

Quinault. Laurette. Sanſonnet. Victor, dann **Lully.**

(Victor wird auf einem Lehnſtuhl ſitzend von zwey Aufwärtern herein getragen. Quinault und Laurette unterſtützen ihn.)

Victor
(zu den Domeſtiken).

Nur langſam, langſam! (Zu Lauretten.) Nun Laurette ſagt' ich's nicht?
Ich käme bald in's Haus? (Laut) O Himmel! wie das ſticht!
(Zu Lauretten.)
Mir iſt ſo wohl! (Laut.) O weh! (Zu Lauretten.)
Welch Glück! (Laut.) Ach wie ich leide!

Ich bin faſt außer mir vor Schmerz! (Zu Lauretten.)
vor Luſt und Freude!
(Laut.)
Noch nie war mir ſo ſchlecht! (Zu Lauretten.) So
wohl war mir noch nie!
Vor Luſt pocht mir das Herz! (Laut.) Da, — da iſt's
unterm Knie!

Sanſonnet.

Seyd ruhig, habt Geduld, Ihr ſollt nicht lange leiden,
Ein Doctor wohnt bey uns.

Victor.

Ach weh dann allen beyden!

Sanſonnet (ruft).

Herr Doctor!

Lully (tritt ein).

Sie verzeih'n, daß ich Sie warten ließ,
Allein der Hof kam an, das war das Hinderniß.

Victor (für ſich).

Der Hof ſchon angelangt!

Lully.

Man holte mich aufs Schloß,
Ein Dämchen wurde krank durch einen Wagenſtoß.
Ich fand die Kranke kaum, denn alles iſt genirt,
Man weiß nicht, wo man all' die Leute hinlogirt,

Der König iſt im Zorn, er geht durch alle Zimmer,
Und fragt nach einem Pagen, Nahmens Victor, immer.

Victor.

Nun heißt es eilen, da der König nach mir fragt!
(Er ſteht auf und will ſchnell davon laufen.)

Sanſonnet (hält ihn auf).

Halt Schelm! Steht's ſo um dich?

Lully.

Hab' ich es nicht geſagt?

Victor.

Sie da, Herr Lully hier? — auch Sie, mein Herr Quinault?

Sanſonnet.

Was Lully? — Was Quinault?

Lully
(leiſe zu Victor).

Wir ſind inkognito!

Victor.

Es muß nun ſchon heraus. —

Quinault
(leiſe zu Victor).

Schelm! wenn du dich erkühnſt —

Victor.

Ey meine lieben Herrn! Das nennt man Dienſt um Dienſt,
Sie haben das Geheimniß meiner Krankheit nun
Verrathen, ich will's auch mit Ihrem Stande thun.

Sanſonnet.

Wie? — Der Herr Secretär! — Er wäre —

Victor.

Ein Poet.

Sanſonnet.

Wie? Was? (Zu Lauretten.) Das Eſſen, welches auf dem Tiſche ſteht,
Trag weg! (Zu Victor.) Und dann der Arzt? (Für ſich.) Mir bebet das Gebein!

Victor.

Ein Muſiker!

Sanſonnet.

Ach Gott!

Laurette.

Auch trag' ich weg den Wein.

Sanſonnet.

Das iſt das erſte kluge Wort, das du geſprochen.
Mein Haus muß rein ſeyn, fort ihr Herren, aufgebrochen!
Monſieur Victor auf's Schloß!

Victor.

Sey'n Sie ganz ohne Sorgen!
Nur einen Augenblick! — Man gab mir dieſen Morgen
Dieß Briefchen in Paris an dieſe Herrn. — Obgleich
Sie jetzt mir hier geſpielt den allerſchlimmſten Streich,
Kenn' ich doch Rache nicht, und mich erfreut es, Ihnen
Mit einer Nachricht von Armiden jetzt zu dienen.

Lully.

Ach von Armiden! — Gott! Freund, alles iſt vergeſſen.

Sanſonnet.

Für große Herren hielt ich dieſe Zwey, indeſſen
Sind ſie das ärmſte Volk, ein Muſiker und Dichter!
In Alles weiß es ſich zu finden, das Gelichter!
Und kömmt es darauf an, Jemanden ſtark zu prellen,
So wiſſen ſie ſelbſt einen König vorzuſtellen. —
Jetzt Monſieur Victor fort! — Ich ſuche bey Gericht
Um Beyſtand an, damit uns dieſe Schelme nicht
So leicht entwiſchen. (Im Abgehn.) Ach! in Zukunft will ich beten:
Vor Muſikern, o Herr! verſchon' mich und Poeten.

(Victor, Sanſonnet und Laurette ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Lully und Quinault.

Quinault.

Nun führt dein toller Streich uns zum Gefängniß hin.

Lully.

Armide, lieber Freund! iſt eine Zauberinn,
Mit einem Blicke wird ſie brechen unſre Ketten.

Quinault.

Lies nur, wir wollen ſeh'n, ob ſie uns kann erretten.

Lully

(den Brief betrachtend).

Da iſt nun das Papier in meine Hand gegeben,
Das Wonne oder Schmerz uns bringt, Tod oder Leben.

(Er erbricht ſchnell den Brief.)

Kühn an den Todesſtoß, wir können mind'ſtens ſagen,
Wir wurden mit Muſik, pompös zu Grab getragen.

(Er lieſt.)

„Cari amici!
„Perche io gomen ſu meldene, daß der primo rc-
„presentazione Ihrer opera aben ſtatt geabt ge-
„ſtern li duodici — Der Publico aben funden

„den esposizione ſcharamant, i caratteri vor-
„treffelick.

Quinault.

O Freund! umarme mich, Herr Wirth, die Rechnung her!
Nun beugen Sie ſich tief, jetzt gibt es Geld und Ehr!

Lully.

Herr Wirth, das Frühſtück her! Geſchwind . . ach wir brennen
Zu zeigen, wie viel zwey Autoren eſſen können,
Wenn ſie mit ihrem Werk ganz glücklich ſind geweſen; —
Doch weiter Brüderchen! laß uns das Ende leſen.

(Er lieſt.)

„Anzi oben ick der Vergnüken ſu meldene, das
„der opera al fine ſain con unanimità pfiffen
„worden.

Quinault.

Gepfiffen! — Großer Gott!

Lully (lieſt weiter).

„Bey der incomparabile Duettino aben der
„Cabale anfangen. Der Maul aben ſpitzen, und
„der Ohren aben gellen. Der ganzer Of aben
„verlaſſen der teatro, und il rè aben macken finſtrer

„visaggio, womit aben der onore di nomi-
„narmi.

„vostro servitore umilissimo
„Grivelli
„maestro di Capella“

Ich bin gerührt vom Schlage!

Quinault.

Was bleibt uns für ein Troſt in dieſer Schreckenslage?

Lully.

Der Troſt, den vor uns oft ſchon Ausgepfiffne fanden,
Man ſagt, das Publikum hat's beſſer nicht verſtanden.

Quinault.

So hat Armide das Gewitter nicht beſchworen?
Da kömmt Herr Sanſonnet, nun ſind wir ganz verloren.

Fünfzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Sanſonnet.

Sanſonnet.

Ihr ſchlauen Herrn! Nun geht's aus einem andern Ton,
Denn der Verhaftsbefehl ſteckt in der Taſche ſchon.

Quinault.

Wie? — ein Verhaftsbefehl? — Was haben wir gethan?

Sanſonnet.

Vom Nichtsthun kömmt es her, daß man nicht zahlen kann.

Quinault.

Betrüger ſind wir nicht —

Lully.

Recht gern bezahlen wir —

Sanſonnet.

Damit's gewiß geſchieht, ſteh'n unten an der Thür'
Zwey Häſcher.

Quinault.

Rauben Sie uns nicht in ihrer Wuth
Die Freyheit, ſie iſt jetzt noch unſer einz'ges Gut,
Und nehmen Sie uns das, ſo bleibt uns nichts auf Erden.

Sanſonnet.

Nichts?

Quinault.

Nichts!

Sanſonnet.

So gar nichts?

Lully.

Nichts!

Sanſonnet.

Das iſt um krank zu werden.

Lully.

Erzittre, harter Mann! ein ſtrenges Strafgericht
Hält Phöbus über dich!

Sanſonnet.

Den Herren kenn' ich nicht.

Quinault.

Auch Polyhymnia wird einſt den Frevel rächen,
Tyrann!

Sanſonnet.

Von der Madam hört' ich noch niemals ſprechen.
Kurzum, ich weiche nicht, es bleibt dabey ganz feſt,
Sie zahlen, oder gehn noch heute in Arreſt.

Quinault.

So hören Sie doch nur, ertheilen Sie uns Gnade,
So dicht ich heut' noch eine herrliche Ballade.
In langen Verſen ſoll Ihr Edelmuth drin prangen,
Und ſo mit dem Gedicht zur Nachwelt einſt gelangen.

Lully.

Und eine Fuge wird von Lully fabricirt
Mit Doppelthema, die wird Ihnen dedicirt,
Wir Beyde werden zur Unſterblichkeit geführt.

Sanſonnet.

Pah! — Was Unſterblichkeit? was Nachwelt? dieſe geben,
Wenn ich nichts habe, jetzt mir keinen Sous zu leben.

Lully.

Ich weiß Herr Sanſonnet, Sie ſtellen ſich nur an
Als wären Sie ſo hart; — ſind doch ein guter Mann,
Drum will ich auch für jetzt honett mit Ihnen handeln:
Was hilft es Ihnen, wenn wir in den Kerker wandeln?
Verpflegen müſſen Sie uns dann die lange Zeit,
Und wir verlieren doch nicht unſre Heiterkeit;
Doch laſſen Sie uns eine Viertelſtunde frey,
So profitiren Sie, und wir zugleich dabey. —
Die Damen wünſchen einen Arzt zu conſultiren,
Wohlan! ich will ſogleich mich ihnen präſentiren.

Quinault (bey Seite).

Ein neuer Narrenſtreich!

Lully.

Ja, laſſen Sie mich machen,
So ſollen Sie noch heut' vergnügt in's Fäuſt'chen lachen!
Ich zahle unſre Schuld.

Quinault.

Er iſt doch nie verlegen.

Sanſonnet.

Ich handle nie dem Glück des Dürftigen entgegen;
Drum, wenn Sie glauben, daß Sie ſich dadurch rangiren,
Und ich mein Geld bekomm', ſo mag das Ding paſſiren!
Ich kann es nun einmahl nicht über mich gewinnen,
Mit kaltem Blick zu ſeh'n, wenn Andrer Thränen rinnen;
Darum gewäh'r ich die verlangte Viertelſtunde,
Doch fodr' ich dann mein Geld, und zwar mit der Secunde.

Lully
(zu Quinault).

Und du mein Freundchen! willſt Eugenien du ſeh'n,
Und zahlen auch, ſo kann's durch Kniffe nur geſcheh'n:
Drum werd' ein Advokat, ich graduire dich,
So wie ich eben ſelbſt zum Arzt erhoben mich.

Quinault.

Der Narrheit iſt's genug! kein Glück mir nun noch lacht,
In dieſes Labyrinth ward ich durch dich gebracht;
Jetzt folg' ich dir nicht mehr. — Ein grauſames Verhängniß
Vereitelt Alles, was wir thun, und dem Gefängniß

Entfliehen wir nicht mehr. — Ich geh, und will den harten
Doch nahen Augenblick geduldig nun erwarten.
(Er geht in ſein Cabinet.)

Sanſonnet (zu Lully).

Die Damen kommen ſchon, ich will mich abſentiren,
Mein Wunſch, Herr Doctor iſt, daß Sie ſich ſelbſt kuriren,
So eine Goldtinctur, die heilte ihre Wunde; —
Bedenken Sie, nicht lang' iſt eine Viertelſtunde.
(Er geht ab.)

Sechzehnter Auftritt.

Lully, dann Mademoiſelle de la Bouquiniere und Eugenie.

Lully.

Ha, die Barbaren! Das Duett mir auszupfeifen,
Das war Kabale, das läßt ſich mit Händen greifen.
Hat denn die ganze Welt jetzt das Gehör verloren?
Wie oder hat ſie jetzt vielleicht zu große Ohren?
Die Himmelsmelodie: (Er ſingt.) lala, lala, lala.
(Er erblickt die Damen.)
Ihr ganz ergebner Knecht. — Hab' ich die Ehre da

Das Fräulein Eugenie und ihre ſchöne Tante
Vor mir zu ſeh'n?

Bouquiniere (kokett.)

Wir ſind's mein Herr!

Lully.

Der Gaſtwirth ſandte
Mich her, er ſagte, daß man eines Arzt's bedarf. —
Nun preiſ' ich mein Geſchick, daß es hierher mich warf.
(Er ſingt.) Lala — lala, lala — (ſich korrigirend.) Mein
Glückstag iſt erſchienen,
Kann ich mit meiner Kunſt ſo ſchönen Damen dienen.

Bouquiniere (für ſich).

Er ſpricht ſehr artig. (Laut.) Ach! ich leide viel.

Lully (ſingt.)

Lala
Lala lala lala la — la. (Laut.) Ich ſeh' es ja
Aus ihren Augen, aus dem ganzen Angeſicht,
Migraine iſt es.

(Er fühlt ihr den Puls.)

Bouquiniere.

Ja,

Lully.

Ach! das verkennt ich nicht.

(Er ſingt.)

Lala, lala lala!

Bouquiniere.

Verzeih'n Sie, ich muß ſagen,
Ein wenig ſelten iſt bey Aerzten das Betragen,
Mit fröhlichem Geſang den Kranken auszufragen.

Lully (für ſich).

Verdammt! ich war zerſtreut. (Laut.) Das iſt Syſtem bey mir.
Die meiſten dieſer Herrn zwar kommen in die Thür
Mit ernſtem Angeſicht herein, und lächeln nimmer,
Als brächten ſie den Tod gleich mit ſich in das Zimmer;
Da wird aus ſeinem Schlaf der Patient gerüttelt.
Der hochgelahrte Kopf fünf- ſechsmal erſt geſchüttelt,
Geſchrieben das Recept, daneben nicht vergeſſen,
Zu ſagen: „Hüte dich, das, was dir ſchmeckt zu eſſen;“
Dann heißt's — für jeden Fall ſich weislich vorzuſehen, —
„Man kann nicht wiſſen, was daraus noch kann entſtehen?
„Indeſſen halten Sie fein warm die kranken Glieder,
„Und haben Sie Geduld, wir ſehn uns morgen wieder.“ —
Ganz anders iſt's bey mir. Ich trete froh herein,
Nehm mit dem Kranken ſelbſt zuerſt ein Frühſtück ein,
Ich ſetze mich zu ihm, ich ſtelle meine Fragen,

Das Mittagsmahl wird auch indeſſen aufgetragen,
Wir ſpeiſen; — dann laſſ' ich ihn leſen, tanzen, ſingen,
Und ſo vergeht die Zeit, man wird das Nachtmahl bringen,
Auch das verzehren wir zuſammen wie zwey Brüder,
Dann geh' ich, und komm' ich am andern Morgen wieder
So weiß ich ganz gewiß, daß er nichts mehr verſpürt.

Eugenie.

Das glaub' ich gern.

Bouquiniere.

Ach Gott!

Lully.

Er iſt ſchon ganz kurirt.
(Zu Eugenie.)
Ich ſeh, mein Fräulein, daß Sie ungeduldig werden,
Sie warten, wie ich hör' auf einen Rechtsgelehrten?
(Leiſe und ſchnell zu ihr.)
Quinault erſcheint! (Laut.) Er trat mit mir in's Haus herein,
Jetzt, denk' ich, wird er da im Nebenzimmer ſeyn,
Um einer wichtigen Berathung beyzuwohnen.

Bouquiniere.

So ſo!

Lully.

Es will der Wirth zwey junge Herrn nicht ſchonen.

Die 60 Louisdor's dem Geizhals ſchuldig ſind,
Das Beſte wird wohl ſeyn, ich ruf' ihn hergeſchwind.
(Er öffnet die Thüre und ſpricht hinein.)
Mein hochgelahrter Herr! ich bitte kommen Sie,
Es wartet Ihrer ſchon das Fräulein Eugenie —
(Zu Bouquiniere.)
Sie aber, Fräulein, nehm' ich jetzt gleich in die Cur,
Wir ſingen ein Duett aus der Armide nur,
Und die Migrain iſt weg. — Sie lächeln? — Auf mein Wort,
Muſik, und nur Muſik treibt jede Krankheit fort;
Zwar neu und ſonderbar iſt dieſe Heilmethode,
Doch wend' ich ſtets ſie an, und rettete vom Tode
Dadurch ſchon Viele.

Siebzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Quinault (aus dem Cabinete).

Eugenie
(bey Seite zu Quinault.)
Wie? — Quinault! Sie hier?
(Sie bemerkt in dieſem Augenblicke, daß ihre Tante ſie beobachtet, tritt zurück, und macht gegen Quinault eine geſchraubte Verbeugung, für ſich.)
Wie? Er!

Quinault (eben ſo).
Mein Fräulein! (Leiſe zu ihr.) Eugenie! wie kommen
Sie hieher?
Bouquiniere
(zu Lully, auf Quinault zeigend).
Iſt dieſer junge Mann der dän'ſche Secretär?
Lully.
Der iſt's.
Bouquiniere
(ſteht auf, und macht Quinault eine tiefe Verbeugung).
Verzeihen Sie, daß wir Sie unterbrochen.
Quinault
(ebenfalls mit Verbeugung).
Zum Glücke rech'n ich's — —
Lully
(zeigt ihm Eugenien).
Mit dem Fräulein dort geſprochen! —
Die Tante hier muß ich ſogleich in curam nehmen.
(Zu Bouquiniere.)
Mein Fräulein! wollen Sie zu ſingen ſich bequemen?
Bouquiniere.
Ich habe keine Stimm!
Lully.
Dann können Sie nicht ſingen,
Doch wollen wir die Cur auch ſo zu Stande bringen.

Bey Kranken, wo ich dieß Syſtem nicht kann erwählen,
Weil ſie der Himmel ſchuf mit unharmon'ſchen Seelen,
Verſuch' ich's manchmal mit Gedichten, und es geht,
Wenn man ſich auf die Wahl der Arzeney verſteht.
Den Hyperſtheniſchen geb' Dichter ich zur Hand,
Bey denen Phantaſie nur herrſcht, und kein Verſtand,
Und die kein Menſch verſteht. — Den Schwachen, deren Säfte
Vertrocknen, rath' ich an Rouſſeau, und neue Kräfte,
Und neues Feuer wird die Armen bald durchglühen,
Und Roſen werden auf den bleichen Wangen blühen.
Soll ein Hypochondriſt ganz radical geneſen,
Muß er den Moliere zwey, dreymahl mir durchleſen.
Verdaut der Magen nicht, fehlt es an nöth'ger Galle,
Die neu'ſte Poeſie macht ihm in jedem Falle
Mehr, als er nöthig hat. — Kann reine Luft kuriren
So muß der Patient Idillen deklamiren;
Für jede Krankheit, nur für Liebe weiß ich nichts,
Denn ſie iſt auch die Krankheit jeglichen Gedichts.

Bouquiniere.

Das wäre gut; — jedoch an Büchern, es gebricht.

Lully

(zu Quinault.)

Herr Secretär! Sie wiſſen ſicher manch' Gedicht
O wollten Sie uns eins von Liebe rezitiren?

(Auf Eugenien zeigend.)

Das Fräulein kann wohl auch ein wenig declamiren?

Bouquiniere.

O ja! — doch bitt' ich Sie, von Liebe nichts! —
denn ſchwer
Kurirt mich das.

Lully.

Und das gerade ſtärkt recht ſehr.

Quinault (leiſe zu Lully.)

Lully! ſo ſey doch klug, was mengſt du mich in's Spiel?

Lully

(eben ſo zu ihm).

Sprich, was du ſprechen willſt, wenn ſich's nur reimt,
gleich viel! *)

---

*) Lully muß eigentlich den ganzen folgenden Auftritt beleben, Mademoiſelle de la Bouquiniere ſitzt in einem Lehnſtuhl zur Linken. Lully auf einem andern Stuhl neben ihr. Quinault und Eugenie declamiren die folgenden Verſe mit Wärme gegen einander. Mademoiſelle de la Bouquiniere will manchmahl aufſtehen, um auf ihre Nichte zu ſehen, allein Lully hindert ſie daran, und weiß ſich immer ſo zu bewegen, daß er ihr die Ausſicht auf die Liebenden benimmt, er ſucht Alles, was Quinault und Eugenie ſprechen, durch Gebährden auf ſich und Mademoiſelle de la Bouquiniere zu beziehen, wodurch er ſich dieſe geneigt macht.

Quinault.

Liebe! Liebe! Gottgeſandte!
Ueber Herzen ungezählt
Herrſcheſt du, wer nie dich kannte,
Hat des Daſeyns Zweck verfehlt.

Eugenie.

Wer den ſüßen Schmerz empfunden,
Den dein ſichrer Pfeil gewährt,
Segnet ewig deine Wunden
Und die Gluth die ihn verzehrt.

Lully
(faßt der Tante Hand).

Die Gluth, ſie ſegnet er!

Bouquiniere.

Ein artiges Gedicht

Lully.

Ich glaube von Quinault. (Zu Quinault.) Nicht wahr
ich irre nicht?

Bouquiniere.

Ach Nichtchen, höre doch, Quinault iſt's, der ſo ſpricht.

Eugenie.

Ja Tant', ich höre ſchon.

Lully.

Nur weiter im Gedicht!

Quinault.

Trennung ſchafft der Liebe Qualen,
Und des Herzens Ruhe flieht,
Doch wer kann die Wonne mahlen,
Wenn man treu ſich wieder ſieht.

Eugenie.

Treu, ja treu ſich wieder finden,
Iſt der Liebe höchſte Luſt,
Zukunft, Erd' und Himmel ſchwinden,
An des Heißgeliebten Bruſt.

Lully

(welcher bemerkt, daß Bouquiniere aufſtehen will, um ihre Nichte zu beobachten, zieht ſie auf den Stuhl zurück, ſieht ſie mit zärtlichen Blicken an, faßt ihre Hand, und ſpricht bedeutungsvoll die letzten Verſe nach.)

Zukunft, Erd' und Himmel ſchwinden
An des Heißgeliebten Bruſt.

Bouquiniere

(welche ſich kokettirend ſeinen Armen zu entwinden ſucht).

Seinen Armen ſich entwinden
Kann ſie nicht, ſich kaum bewußt.

Lully

(indem er ihr den Puls fühlt).

Wie geht's — der Puls geht gut, nicht mehr ſo langſam ſchleicht er.

Bouquiniere
(mit einem verliebten Blicke).
Herr Doctor! ja mir iſt viel leichter ſchon, viel leichter.

Quinault.

Theure! laß uns muthig tragen,
Wenn das Schickſal finſter blickt
Bis einſt wird die Stunde ſchlagen,
Die auf ewig uns beglückt.

Eugenie.

Götter können Leben fodern
Körper werden zwar getrennt,
Doch die Flamm' wird ewig lodern
Die für dich im Herzen brennt.

Lully
(mit Beziehung).

Doch die Flamm' wird ewig lodern,
Die für dich im Herzen brennt.

Bouquiniere (ſteht auf).

Wie ſchön, wie ſchön! Ach Gott, das himmliſche Gedicht,
Ich bin jetzt ganz geſund, die Schwäche fühl' ich nicht.

Achtzehnter Auftritt.

Sanſonnet, die Vorigen.

Sanſonnet
(zu Lully und Quinault bey Seite.)
Die Viertelſtund' Ihr Herrn, iſt nun bereits vorüber.

Quinault (bey Seite).
Ach Gott, Herr Sanſonnet!

Luly (eben ſo).
Nun iſt's vorbey!

Bouquiniere.
Mein lieber
Herr Doctor! Sicher iſt das größte Gut im Leben
Geſundheit. Wer wird nicht dafür gern Alles geben?
(Indem ſie ihm eine Börſe reicht.)
Darum verzeihen Sie, daß dieſe Kleinigkeit
Ein dankerfülltes Herz dem Lebensretter beut.

Lully
(für ſich freudig).
O unverhofftes Glück! (Laut und kalt.) Daß Sie den Lohn ſo zart
Mir bieten, zeigt von delikater Denkungsart,
Wie viele meiner Herrn Collegen würden gerne
Die Börſe nehmen, doch von mir ſey dieſes ferne;

Ein Menſchenleben zahlt beym Himmel mir kein Gold,
Ich bin aus Neigung Arzt, und nicht für ſchnöden
Sold.

Quinault (bey Seite).

Nein, nein, das iſt zu arg!

Lully.

Doch wollen Sie durchaus
Es ſo, ſo geben Sie es nur dem Wirth von Haus.

Sanſonnet.

Was hör' ich?

Lully.

Meinen Dank beweis es ihm dafür
Daß er mit Ihnen mich bekannt gemacht.

Bouquiniere
(mit einem zärtlichen Blick auf Lully).

Ach!
(Gibt Sanſonnet die Börſe.)
Hier!

Lully (zu Sanſonnet).

Als Zahlung jener Schuld nimm dieſen Beutel an,
Die — wie ich weiß — bey dir ein armer junger
Mann
Gemacht.

Bouquiniere.

O Edelmuth!

Sanſonnet.

Er reicht nicht hin, die Schuld
Ganz zu bezahlen.

Lully
(nimmt ihn bey Seite).

Mit dem andern hab Geduld,
Es folgt ſchon nach. Nur ſchnell das Frühſtück aufgetragen.

Sanſonnet.

Sogleich!

Bouquiniere (zu Lully).

Geheilt iſt die Migrain, doch auch im Magen
Fühl ich Beklemmungen, drum möchte ich Sie fragen — —

Lully.

Mein Fräulein! ſehen Sie, der Umſtand heilt ſich ſchlimmer,
Ich kenn das Uebel gut; denn daran leid' ich immer.

Neunzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Laurette.

Laurette (herbeylaufend).

Ach Vater, Vater, Vater!

Sanſonnet.

Nun, was iſt geſchehn?

Laurette.

Der Victor kommt!

Sanſonnet.

Nun wohl, er kann auch wieder geh'n.

Laurette.

Der König hat ihn ſelbſt geſendet.

Sanſonnet
(auf einmahl ſehr freundlich).

Ach, ja ſo,
(er öffnet die Thüre.)
Mein Freund, nur hier herein.

Zwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Victor.

Victor.

Quinault, Lully! ſeyd froh;
Ich bringe Freude mit.

Bouquiniere (erſtaunt).

Quinault! — Lully! — Wie Sie? — —

Quinault.

Ich bin Quinault.

Bouquiniere.
Ach Gott!

Lully.
Und ich der Arzt Lully.

Bouquiniere.
Nein, das iſt doch zu arg, mich ſo zu hintergeh'n?
Komm Nichte! Das wir die Betrüger nicht mehr ſehn.

Lully (tritt zu ihr).
Theure! Laß uns muthig tragen,
Wenn das Schickſal finſter blickt,
Bis einſt wird die Stunde ſchlagen,
Die auf ewig uns beglückt.

Quinault.
Sie werden eine Liſt wohl nicht ſo grauſam rächen,
Die ich gewagt, mit der Geliebten nur zu ſprechen;
Ich hab' ein redlich Herz, und das biet ich ihr an.

Bouquiniere.
Daß Sie rechtſchaffen ſind, wer zweifelt denn daran?
Doch fehlt es Ihnen da, wo's allen Dichtern fehlt.

Quinault.
Die Redlichkeit macht nie ihr Glück auf dieſer Welt.

Victor.
Sehn Sie das Gegentheil! — Der König wohnte geſtern

Der Oper bey, die Sie verfaßten, doch das Läſtern
Der böſen Kritiker, das Ziſchen der Kabale
Macht' ihn nicht irr', er ging ſehr zornig aus dem Saale,
Weil er mit Abſcheu ſah, daß man oft das Talent,
Das erſt im keimen iſt, mißhandelt und verkennt.
Ihr Werk iſt trefflich, — ſprach er — ich will ſie belohnen,
Und ſchadlos halten für die feilen Lorbeerkronen.
Sie Herr Quinault, ernennt er nun zum Auditor,
Lully zum Secretär.

Lully (zu Quinault).

Wußt' ich das nicht zuvor?

Quinault.

Welch' Güte! Wohl dem Land, das einen Herrn beſitzt,
Der ſelbſt ein Urtheil fällt, und Künſte unterſtützt.

Victor.

Die Aemter machen Sie zugleich auch adelich.

Sanſonnet.

Ich wußt' es ja vorher, welch' ein Triumph für mich!
Zwey Edelleute ſind's.

Lully
(zu Bouquiniere).

Fräulein! Sie ſehen, ſo
Belohnt der König ſelbſt den großen Herrn Quinault,

Ach ahmen Sie ihm nach, vollenden Sie ſein Glück
Durch Ihrer Nichte Hand.

Eugenie.

Ach Tante!

Bouquiniere.

Ihr Geſchick
Liegt in des Vormunds Hand, ich darf hier zu nichts ſagen,
Dem König ſchriftlich hier das Ganze vorzutragen
War unſer Plan, — dazu (zu Quinault) verlangten wir Sie eben.

Quinault.

Die Schrift verfaſſ' ich gleich.

Victor.

Ich will ſie übergeben,
Wenn man, was billig iſt, vom Könige begehrt,
So darf man ſicher ſeyn, es wird gewiß gewährt.

Sanſonnet

(ſtellt ſich zwiſchen Laurette und Victor, welche mit einander ſprechen).

(Zu Bouquiniere.) O ja, Sie will'gen ein. — (Zu Lauretten und Victor.) Was ſprecht ihr heimlich da?
Das leid ich nicht. (Zu Bouquiniere.) Sie ſehn, unmöglich iſt es ja

Zwey zärtlich Liebende zu trennen. (Zu Victor.) Auseinander!
(Zu Bouquiniere.) Das iſt ein Knoten, den zerhaut kein Alexander.
(Zu Victor.) Fort junger Herr! gleich fort! (Zu Bouquiniere.) Ich bitte mir es aus,
Die Hochzeit halten Sie doch hier in meinem Haus?

Lully.

Wir halten nach Gebrauch zuerſt nur das Verſprechen,
Herr Wirth! das Frühſtück her, wir wollen weidlich zechen.

Sanſonnet.

Die Zeit dazu iſt ſchon vorbey, 's iſt nichts mehr da.
Auf Mittag müſſen Sie Sich jetzt gedulden.

Lully.

Ja?
Nun wohl, das Schickſal hat ſich's einmahl vorgenommen,
Kein Frühſtück ſoll Lully an dieſem Tag bekommen.
Auch gut, ich will dafür zweymal zu Mittag eſſen,
Und was das falſche Glück mir Böſes that, vergeſſen;
Es hat ja heute uns mit ſeiner Gunſt beſchenkt,
Und wenn Kabale auch uns öffentlich gekränkt,
So wird das Publikum für unſre Ehre wachen.
Es läßt durch Tadelſucht ſich nie ganz irre machen;

Zwey Augen können ja leicht Fehler überſeh'n,
Die dann den Tauſenden ſehr ſelten nur entgehn.
Drum appelliren ſtets der Componiſt und Dichter,
Bey ihren Werken an die Nachſicht ihrer Richter.

(Der Vorhang fällt.)

Inhalt

der bereits erſchienenen vierzehn Jahrgänge.

Erſter Jahrgang.

Haß allen Weibern, Luſtſpiel in einem Aufzuge. Frey nach dem Franzöſiſchen des Bouilly. In Alexandrinern bearbeitet.

Der kurze Roman, oder: **Die närriſche Wette.** Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Der Ehenſtifter, oder: **Die beiden Offiziere.** Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Die ſpaniſche Wand. Dramatiſche Kleinigkeit in einem Aufzuge. Frey nach dem Franzöſiſchen.

Die Ehemänner als Junggeſellen. Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Zweyter Jahrgang.

Die Schauſpielerinn. Luſtſpiel in drey Aufzügen, nach dem Franzöſiſchen, im Versmaß des Originals.

Wahnſinn. Drama in einem Aufzuge. Als Seitenſtück zu **Nina.** Nach dem Franzöſiſchen le delir frey bearbeitet.

Abneigung aus Liebe. Luſtſpiel in freyen Verſen und einem Aufzuge.

Der alte Jüngling. Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach dem Franzöſiſchen.

Verlegenheiten und Auswege. Poſſe in einem Aufzuge, frey nach dem Franzöſiſchen.

Dritter Jahrgang.

Peter und Paul. Luſtſpiel in drey Aufzügen. Als Seitenſtück zum **Mädchen von Marienburg** und dem **liefländiſchen Tiſchler.** Nach dem Franzöſiſchen des Lamarteliere.

Der Raſttag. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nach dem Franzöſiſchen des Bouilly.

Die beyden Ehen. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nach dem Franzöſiſchen des Etienne.

Der Wilddieb. Liederſpiel in einem Aufzuge.

Der Sie. Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Vierter Jahrgang.

Verkannte Treue. Drama in drey Aufzügen, nach Pelletier Volmeranges.

Die Zeche, oder: **Gaſtwirth und Bürgermeiſter in einer Perſon.** Krähwinkliade in einem Acte, nach einer wahren Anecdote.

Narrheit und Narrethey. Luſtſpiel in einem Act, nach Deſaugiers.

Die hölzerne Uhr. Drama in einem Acte, nach Bernard Valville.

Raphael. Luſtſpiel in Alexandrinern und einem Aufzuge.

Fünfter Jahrgang.

Czaar Iwan. Dramatiſirte Anecdote in zwey Acten.

Die Papagene. Luſtſpiel in einem Act. Nach dem franzöſiſchen Vaudeville: les Perroquets de la mère Philippe.

Die Bittſteller. Luſtſpiel in einem Acte. Nach Melesville.

Das Kammermädchen. Luſtſpiel in einem Act. Frey nach Longchamps.

Der Diener ſeines Nebenbuhlers. Luſtſpiel in einem Acte.

Sechster Jahrgang.

Der Prinz kommt! Luſtſpiel in einem Acte. Nach dem Franzöſiſchen des Rougemont.

Thomi, oder: Die Stimme der Natur. Drama in zwey Aufzügen, dem Franzöſiſchen nachgebildet.

Der Weibertauſch. Luſtſpiel in einem Acte. Nach dem Franzöſiſchen der Herren Dartois und Achille.

Der Einſiedler im Lerchenwalde, oder: Die geheimnißvolle Laube. Luſtſpiel in einem Acte. Nach einem franzöſiſchen Vaudeville der Herren Theaulon und Capelle.

Siebenter Jahrgang.

Gleiche Schuld. Gemählde unſerer Zeit in drey Aufzügen.

Die ſeltſame Lotterie. Luſtſpiel in einem Acte.

Die Tauben. Schwank in einem Acte. Als Seitenſtück zu den Papageyen.

Die Puppe, oder: Die kleine Schweſter der Geliebten. Luſtſpiel in einem Acte, nach Scribe und Melesville.

Achter Jahrgang.

Der buckelige Liebhaber. Luſtſpiel in einem Act, nach einem franzöſiſchen Vaudeville.

Hochzeit-Fatalitäten. Poſſe in einem Acte.

Das Stelldichein um Mitternacht. Luſtſpiel in einem Acte, nach dem Franzöſiſchen l'echelle de soie.

Das Fläſchchen Köllnerwaſſer, oder: Denkſchrift eines Huſarenoffiziers. Luſtſpiel in einem Acte, nach Scribe.

Die Verſchwornen Oper in einem Acte.

Neunter Jahrgang.

Gabriele. Drama in drey Aufzügen. Nach der Valerie der Herren Scribe und Melesville.

Die junge Tante. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nach Melesville.

Emmy Teels. Drama in drey Aufzügen. Nach Pixerecourt.

Zehnter Jahrgang.

Der Großpapa. Luſtſpiel in einem Acte, nach dem Franzöſiſchen der Herren Scribe und Melesville.

Liebeszunder. Luſtſpiel in einem Acte, nach dem Franzöſiſchen der Herren Scribe und Delavigne.

Die Zauberlaterne. Luſtſpiel in zwey Acten. Frey nach Scribe und Dupin.

Fünf ſind Zwey, oder: Domeſtikenſtreiche. Luſtſpiel in einem Acte. Frey nach dem Franzöſiſchen.

Eilfter Jahrgang.

Eheliche Strafe. Luſtſpiel in einem Act, in freyen Verſen.

Der Kuß durch einen Wechſel. Poſſe in einem Act. Nach Scribe.

Urika, die Negerinn. Drama in einem Acte. Nach dem Franzöſiſchen.

Gutes Beyſpiel, Luſtſpiel in einem Act. Nach dem Franzöſiſchen des Theaulon.

Klimpern gehört zum Handwerke. Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach Scribe.

Zwölfter Jahrgang.

Erſte Liebe, oder: Jugend-Erinnerungen. Luſtſpiel in zwey Acten, nach dem Franzöſiſchen des Scribe.

Die Piſaniſchen Brüder. Drama in drey Acten, nach dem Italieniſchen des Federici.

Zwey Freunde und ein Rock. Poſſe in einem Act, nach einem franzöſiſchen Vaudeville.

Das einſame Haus. Luſtſpiel in drey Aufzügen, nach dem Franzöſiſchen.

Dreyzehnter Jahrgang.

Der Haustyrann. Charakter-Gemählde in drey Aufzügen, nach Alexander Duval.

Das Anekdotenbüchlein. Luſtſpiel in einem Acte. Nach dem Franzöſiſchen der Herren Scribe und Delavigne.

Der Perrückenmacher und der Haarkünſtler. Poſſe in einem Acte, frey nach dem Franzöſiſchen.

Die beyden Duennen. Dramatiſche Bagatelle in einem Act, dem Franzöſiſchen des Brazier nachgebildet.

Der Soldat ganz allein. Komiſches Zwiſchenſpiel in einem Auftritte. Nach einer Anektote.

Vierzehnter Jahrgang.

Yelva, oder: Die ruſſiſche Waiſe. Drama in zwey Abtheilungen nach dem Franzöſiſchen des Scribe.

Die zänkiſchen Brüder. Familiengemälde in drey Aufzügen. Nach dem Franzöſiſchen des Collin d'Harleville.

Lully und Quinault, oder: Die Künſtler in Verlegenheit. Luſtſpiel in einem Aufzuge, und in Verſen nach dem Franzöſiſchen.

Dramatiſches
Sträußchen
für das
Jahr 1830.

Von

J. F. Caſtelli.

Fünfzehnter Jahrgang.

KON. HOF THEATER

Wien.
Gedruckt und im Verlage bei J. B. Wallishauſſer.

Meinem bewährten Freunde

Joſeph Ritter von Seyfried,

Canzleydirektor und Oekonomierath des k. k.
Hofoperntheaters,

aus inniger Zuneigung gewidmet

von dem Verfaſſer.

WÜRTT. LANDESBIBLIOTHEK · STUTTGART ·

Die ſchreiten auf denſelben Wegen
Und ringen nach demſelben Ziele,
Steh'n meiſt mit feindlichem Gefühle
Sich auf dem Feld der Kunſt entgegen;

Doch wir, ſeit unſern Jünglingstagen,
Wir haben ohne Neid und Grollen
Befördert ſtets uns unſer Wollen,
Erleichtert uns das kühne Wagen.

Damit die Welt dieß mög' erkennen,
Will ich als öffentliches Zeichen
Dir dieſes kleine Sträußchen reichen,
Und es nach Deinem Namen nennen.

Wien im September 1829.

J. F. Caſtelli.

Eine für die Andere.

Luſtſpiel in drey Akten.

Perſonen.

Herr von Spelt, Gutsbeſitzer.
Helene, ſeine Tochter.
Cäcilie, ihre Freundinn.
Eduard Born, Helenens beſtimmter Bräutigam.
Friederich Allberg, Helenens Geliebter.
Carl Moll, Cäciliens Geliebter.
Der Richter
Der Schulmeiſter } des Dorfes.
Landleute. Spielleute.

(Die Scene iſt auf Spelts Landgute einige Meilen von der Reſidenz.)

Erſter Akt.

(Die Bühne ſtellt einen Theil eines engliſchen Parkes vor, in deſſen Hintergrunde Spelts Landhaus ſichtbar wird. Vorne zur Rechten ein etwas erhabenes Blumenbeet, zur Linken eine Mauer, welche den Garten von einem Wäldchen ſcheidet, und in der ſich eine Thüre befindet, welche auf die Landſtraße führt.)

Erſter Auftritt.

Helene. Cäcilie.
(Sie kommen aus dem Landhauſe, Helene voraus.)

Cäcilie.

So lauf nur nicht ſo. Was haſt du denn? Sonſt ſteckt ſie bis 8 Uhr in den Federn und heute eilt ſie der Sonne vor.

Helene.

Das Wetter iſt ſo ſchön, die Morgenluft ſo erquickend.

Cäcilie.

Als du mich riefſt, ſchlief ich noch recht gut und ſanft, und konnte nur mit Mühe die Augen aufriegeln. Der Schlummer iſt das Beſte, was der Menſch hat, darin ſollte man ihn nicht ſtören.

Helene.

Was du doch glücklich biſt, Cäcilie! Ich habe die ganze Nacht kein Auge geſchloſſen.

Cäcilie.

Ich glaube dir's gerne. Geſtern iſt dein beſtimmter Bräutigam angekommen, und morgen ſoll Verlobung ſeyn, da geräth man freylich in eine ſüße Unruhe. —

Helene
(mit einem tiefen Seufzer).

Ach Gott!

Cäcilie.

Was hör ich? — Ein Seufzer! — und ſo recht tief herauf geholt und im Mollton? Man ſeufzt aus Sehnſucht und aus Kummer — woraus entſprang der deinige? heraus mit der Sprache!

Helene.

Cäcilie! Du haſt meinen Bräutigam geſehn.

Cäcilie.

Das hab' ich, und ich hab' ihn gut angeſehen.

Helene.

Und du frägſt um die Urſache meines Seufzens?

Cäcilie.

Er gefällt dir alſo nicht?

Helene.

Nein.

Cäcilie.

Aber warum ließeſt du es ſo weit kommen?

Helene.

Ich fürchtete meinen Vater zu erzürnen.

Cäcilie.

Verzeih mir, aber das heißt die Schüchternheit etwas weit getrieben. Ich bin gewiß die gehorſamſte Tochter von der Welt, aber über mein Herz laß ich nicht gebieten. Sieh, wenn mir mein Vater einen Menſchen zum Gemahl geben wollte, den ich nicht lieben könnte, ſo würde ich muthig vor ihm hintreten, und mit aller möglichen Achtung, die ich ihm ſchuldig bin, zu ihm ſprechen: Vater! *den* Mann heirath' ich nicht! — Das iſt kurz und klar. — Aber ich bin überzeugt, daß ich das nie nöthig haben werde; denn mein Vater läßt mir freye Wahl und er iſt mit ſeinem künftigen Schwiegerſohne recht ſehr zufrieden.

Helene.

Glückliches Mädchen! Du liebſt deinen Carl wohl recht ſehr?

Cäcilie.

Unter uns geſagt über alle Maßen. Aber ich bin auch von ſeiner Liebe überzeugt. Als ich Wien verließ um ein paar Wochen hier bey Euch zuzubringen, wie grämte ſich da der Arme.

Helene.

Es iſt auch nichts ſchrecklicher, als von dem Geliebten ſeines Herzens getrennt zu ſeyn.

Cäcilie.

Ja, und Carl erträgt dieſe Trennung noch hundertmahl ſchwerer, als ein Anderer; denn du mußt wiſſen, er iſt eiferſüchtig wie ein Türke. Ich will ihn aber von dieſer Krankheit heilen, und wär's auch durch ſtarke Mittel. — Aber *du* liebe Helene! was willſt du jetzt machen? der Contrakt iſt aufgeſetzt, die Schloßkapelle iſt ſchon mit friſchen Blumen geſchmückt, morgen ſollen Eure Hände in einander gelegt werden.

Helene.

Was kann ich thun? Ich werde mich opfern.

Cäcilie.

Armes Kind! Du dauerſt mich recht. Und ich kann dir gar nicht unrecht geben, dein Bräutigam gefällt mir auch nicht. Er glaubt gewandt zu ſeyn, ich finde ihn fad — er meint Verſtand zu haben, ich aber glaube, wenn das Pulver nicht ſchon erfunden wäre, er würde nichts dazu gethan haben. Uebrigens iſt er ein gutes Stück von Menſchen, es gibt noch viel Schlimmere als er, und wenn das Herz noch frey wäre, ſo könnte man ſich allenfalls wohl an ihn gewöhnen.

Helene

(mit einem Seufzer).

Ja — wenn —

Cäcilie.

So? — alſo auch ſchon eine Liebſchaft? Und hinter meinem Rücken? — Schön, o ſchön! — (Faßt ſie bey beyden Händen.) Bin ich denn nicht deine Freundinn? — Wer hat denn dein Herzchen erobert? Heraus mit der Sprache — Du mußt bekennen, zur Strafe, daß du mir es ſo lange verſchwiegen haſt, Alles rein geſtehen.

Helene.

O meine gute Cäcilie haſt du denn gar nichts bemerkt, als ich in der Stadt bey dir wohnte?

Cäcilie.

Meiner arme Seele nichts.

Helene.

Allberg iſt es, dem mein Herz gehört. — Schon damahls, als ich ihn bey Euch zum erſtenmahl ſah, flog es ihm zu, ſpäter lernte ich ihn ganz kennen, und die innigſten herzlichſten Bande umſchlangen uns, wir geſtanden uns unſre Gefühle und beſiegelten ſie mit dem Schwure ewiger Treue.

Cäcilie.

Alſo Allberg? — Hm! hm! — darum beſuchte er damahls ſo oft unſer Haus und brachte mir die ſchönſten Bücher zum leſen, darum überredeteſt du mich immer mit dir nach der Baſtey zu gehen, wenn's auch etwas windig war? — Und ich merkte gar nichts! — O Blindheit!

(Man hört von Außen auf einer Viole - d'amour oder Guitarre präludiren.)

Cäcilie.

Was iſt das?

Helene.

Er iſt's Cäcilie! er! Alle Morgen kommt er hieher, und dieſe Töne verkünden mir ſeine Nähe.

Cäcilie.

Darum alſo liebſt du die friſche Morgenluft ſo ſehr? O Weiber, Weiber! würd' ich ausrufen, wenn ich nicht ſelbſt eines wäre. Helenchen! das hätt' ich dir nicht angeſehen. Da ſeh' man einmahl die Unſchuld, ich würde ſo etwas nie wagen und man nennt mich doch im ganzen Schloſſe den Tollkopf.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Allberg (von außen).

Allberg

(ſpielt fort und huſtet einige Mahle laut).

Cäcilie.

Hörſt du, er huſtet? Der arme Menſch, die rauhe Morgenluft.

Helene.

O ſcherze nicht, mein Herz ſchlägt ſo bange.

Allberg

(hat aufgehört zu ſpielen und ruft nun mit halblauter Stimme).

Helene! theure Helene!

Helene.

Er ruft meinen Nahmen.

Cäcilie.

Nun, du wirſt ihm doch antworten?

Helene (zögert).

Allberg.

Sind Sie hier?

Helene.

Ja, aber nur vorſichtig.

Allberg.

Ach! ſo hat die Stunde meines Glückes geſchlagen. Ein Blick von Ihren ſchönen Augen, ein Druck Ihrer Hand gibt mir wieder Kraft zu harren und zu dulden.

Cäcilie

(ſich mit verſtecktem Lächeln die Augen trocknend).

O! wie rührend!

Allberg.

O öffnen Sie mir das Pförtlein, laſſen Sie mich das himmliſche Antlitz ſchauen.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Spelt.

Spelt

(welcher leiſe herbeygeſchlichen iſt und die letzten Worte mit angehört hat).

Was hör' ich, die Mädchen haben hier ein Rendezvous. Das müſſen wir doch belauſchen. (Er verbirgt ſich hinter einer Hecke.)

Allberg (von außen).

Laſſen Sie mich zu Ihren Füßen ſinken, und Ihnen den Schwur meiner Liebe und Treue erneuern.

Spelt (bey Seite).

Warte, ich will dich erneuern!

Helene

(leiſe zu Cäcilien).

Darf ich ihn ſehn?

Cäcilie.

Ich halt' es nicht für rathſam. Dein Vater iſt ſchon auf, wenn er herab käme.

Helene

(tritt zur Mauer und ruft halb laut).

Heute kann es nicht ſeyn.

Allberg.

So leſen Sie wenigſtens dieſes Briefchen. — Es ſchildert Ihnen die Qualen meines Herzens, und ſenden Sie mir Antwort darauf!

(Ein Stein, über welchen Allbergs Briefchen gewickelt iſt, fliegt über die Mauer auf die Bühne. Spelt tritt ſchnell vor und hebt ihn auf.)

Helene (zu Cäcilien).

Himmel! mein Vater!

Cäcilie.

Jetzt ſtehen wir friſch.

Allberg (von außen).

Haben Sie den Brief?

Spelt (mit verſtellter feiner Stimme).

Ja.

(Er wickelt den Brief vom Steine ab.)

Helene.

Ach! er lieſt den Brief, ich bin verloren.

Allberg.

Lies Geliebte!

Spelt (wie vorher).

Ja!

Cäcilie (leiſe zu Helenen).

Wenn nur dein Nahme im Briefchen nicht genannt iſt, ſo biſt du geborgen, ich nehm' es für mich.

Helene.

O meine theure Freundinn!

Spelt

(betrachtet den Brief von allen Seiten).

Der Brief iſt ohne Adreſſe und ohne Unterſchrift.

Cäcilie.

Vortrefflich!

Spelt.

Vielleicht iſt er gar an mich? Laß einmahl ſehen! (Er lieſt.) Theure! — Nein, der Titel gebührt mir nicht! — (Fährt fort.) „Ich kann nicht mehr getrennt „von Ihnen leben. Vier Tage ſind nun ſchon verfloſſen, ohne daß ich Sie ſehen konnte. Haben Sie Mit-

„leiden mit mir. Beſtimmen Sie mir eine Stunde, „wo ich Sie im Garten allein ſprechen kann. Der „Schlüſſel zur kleinen Gartenthür iſt in meinen Händen. Haben Sie in dieſem Augenblicke keinen Lauſcher zu beſorgen, ſo geben Sie mir ein Zeichen, daß „ich öffnen darf. Wenn Sie mir den Stein, an welchen dieß Billet gewickelt war, wieder zurückwerfen, „ſo ſey dieß das Signal, daß ich erſcheinen darf.“ (Er legt den Brief wieder zuſammen.) Nein, der Brief iſt nicht an mich.

Cäcilie (langt darnach).

Er iſt an mich.

Spelt.

So? — Du alſo führſt geheime Correſpondenz mit jungen Herren?

Cäcilie.

Ja ſehen Sie, ich empfange nichts lieber als Liebesbriefe.

Spelt.

Den Brief, den ich deinem Vater ſchreiben werde, wird er nicht gerne empfangen, das ſchwör' ich dir.

Cäcilie.

Mein Vater kennt mich.

Spelt

(gibt ihr den Brief).

Nun, wenn der Brief an dich iſt, ſo gib auch Antwort darauf.

Cäcilie.

Das werd' ich — aber jetzt ſchickt ſich's wohl nicht.

Allberg (von außen).

Geliebte! wann darf ich hoffen?

Spelt.

Hörſt du? der Menſch iſt preſſant.

Cäcilie.

Soll nur warten.

Allberg.

Den Stein! den Stein!

Spelt.

Er kann aber nicht warten, er lärmt in Einem fort, ſo wirf ihm doch den Stein zurück.

Cäcilie.

Nimmermehr.

Spelt.

Ja doch, ſag' ich, ich muß ja doch deinen Geſchmack kennen lernen.

(Er hebt den Stein auf und wirft ihn über die Mauer.)

Helene.

Himmel!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Allberg.

Allberg
(hat die Gartenthüre, welche in der Mauer iſt, aufgeſchloſſen und tritt herein).

So bin ich endlich ſo glücklich, meine Angebetete!
(Er ſtößt gerade auf Spelt und das Wort ſtockt ihm im Munde.)

Spelt.

Gehorſamſter Diener!

Allberg
(zu Cäcilien, welche ihm hinter Spelts Rücken Zeichen gibt).

Erlauben Sie mein Fräulein Sie zu fragen.

Cäcilie (tritt vor).

Ich habe Ihnen nichts zu antworten, mein Herr, als daß Sie mich durch Ihre Unbeſcheidenheit in nicht geringe Verlegenheit bringen.

Spelt (für ſich).

Ich bin doch neugierig, wie er ſich da heraus wickeln wird.

Allberg.

Ich weiß wahrhaftig nicht, — ich war — ich ſollte.

Cäcilie.

Keine Ausflüchte, mein Herr! Sie wußten allerdings, daß ich mich hier bey Herrn von Spelt, dem würdigen Freunde meines Vaters, befinde, und daß hier der Ort nicht ſey mich zu ſehen.

Allberg

(blickt auf Helenen, welche ihm mit dem Kopfe nickt, dann bey Seite).

Ah! ich fange an zu begreifen.

Cäcilie.

Wie mächtig auch die Gefühle ſeyn mögen, die Sie mir einflößen, ſo hänge ich doch von einem Vater ab, den ich liebe und hochſchätze, von ihm allein können Sie meine Hand erhalten.

Helene (für ſich).

Die liebe Cäcilie!

Spelt (für ſich).

Das hat ſie gut geſagt.

Allberg

(welcher während der ganzen Scene ein ſtummes Spiel mit Helenen und Cäcilien unterhält).

Ach mein Fräulein ich bin ſo beſchämt und verwirrt —

Cäcilie.

Und das mit vollem Rechte; denn Sie ſehen nun wohl wie ſehr Sie mich beleidigt haben? Was muß Herr von Spelt für eine Idee von mir haben?

Spelt.

Ja, recht hat ſie, was muß ich für eine Idee von ihr haben?

Allberg.

Ich ſehe meine Unbeſonnenheit ein, mein Fräulein, und bitte Sie um Vergebung. (Zu Spelt.) Mein Herr, verzeihen auch Sie mir meine Kühnheit.

Spelt.

Ich muß Ihnen aufrichtig geſtehen, dieſe Art ſich irgendwo einzuſchleichen iſt ein wenig ſonderbar. Aber ſo ſind die Verliebten, ſie ſuchen immer krumme Wege und Nebenthüren.

Helene (für ſich).

Armer Freund!

Spelt.

Darf ich wenigſtens wiſſen, wer Sie ſind mein Herr Steinſchleuderer?

Allberg.

Mein Nahm' iſt **Allberg**, mein Vater iſt Rath in der Hauptſtadt und ich liege ſeit ſechs Wochen im nächſten Städtchen in Garniſon.

Spelt.

So? alſo ein Kriegsheld?

Allberg.

Rittmeiſter beym vierten Uhlanenregiment, zu dienen.

Spelt.

Wohlan, mein Herr Rittmeiſter, wenn ich die Ehre hätte, Ihr Obriſt zu ſeyn, ſo würden Sie für Ihren muthwilligen Streich zum Profoſen wandern, da ich aber nur in meinem Hauſe zu kommandiren habe, ſo bitte ich Sie dasſelbe alsbald zu verlaſſen.

Allberg
(etwas beleidigt).

Mein Herr!
(Blickt auf Helenen, welche ihm beſänftigende und bittende Zeichen gibt.)

Spelt.

Sie ſind durch die kleine Thüre herein gekommen. Sie ſollen durch die große wieder hinaus gehen, das iſt Alles, was ich für Sie thun kann. Wenn Sie erlauben, ſo werde ich alſogleich die Ehre haben Ihnen das Geleite zu geben.

Helene (zu Cäcilien).

Er muß fort.

Cäcilie.

Das iſt ja ein Glück.

Allberg

(ſich gegen Cäcilien wendend, aber eigentlich mit Helenen ſprechend, welche hinter ihr ſteht).

Mein Fräulein leben Sie wohl, ich kenne keinen ſehnlicheren Wunſch, als den, daß es der Freundſchaft gelingen möge, die Thorheiten der Liebe wieder gut zu machen.

(Er will durch die kleine Gartenthür wieder ab.)

Spelt.

Halt! mein Herr! Dieſer Weg bleibt von nun an verſchloſſen. — Belieben Sie mir zu folgen.

(Er will mit Allberg ab.)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Eduard.

Eduard.

Ach! — Alles im Garten! — Schön, guten Morgen allerſeits! — Bon jour Herr von Spelt. Charmant ſehen Sie im Morgennegligée aus, wahrhaft deliziös.

Spelt.

Verziehen Sie nur einen Augenblick, ich muß dieſem Herrn (auf Allberg zeigend) den Weg zeigen.

Eduard

(lorgnettirt Allberg).

Was ſeh ich? — Allberg!

Allberg

(mit einer Verbeugung).

Herr von Born, wenn ich nicht irre?

Eduard.

Bin's, Freundchen, bin's!

Bin's, dem gut ſind alle Frauen,
Bin's, den Männer ungern ſchauen,
Bin der Herzensräuber Born.

Komm in meine Arme! (Er umarmt ihn.)

Helene

(leiſe zu Cäcilien).

Sie kennen ſich.

Spelt.

Was hör' ich? — Du? — Sie ſind alſo Freunde?

Eduard.

Die intimſten. Wir ſind ein Herz und eine Seele. Wie Allberg? Du wollteſt ſchon wieder fort? Nein, das geht nicht, du mußt bleiben.

Cäcilie

(leiſe zu Helenen).

Bravo! das macht er gut.

Allberg
(auf Spelt zeigend).

Ich bin gezwungen.

Eduard (zu Spelt).

Schwiegerpapachen, Sie haben mir ja gar nicht geſagt, daß Sie den Rittmeiſter kennen.

Spelt.

Muß um Vergebung bitten, hab' ihn auch nicht gekannt, ſeh' ihn in dieſem Augenblick zum erſtenmahl in meinem Leben.

Eduard.

So? — (Zu Allberg.) Alſo erfuhrſt du wohl, daß ich hier ſey und wollteſt mich überraſchen.

Allberg.

Ich kann verſichern —

Spelt.

Nein, nein, Ihretwegen kam der Herr nicht, da war ein anderer Magnet — Fräulein Cäcilie.!

Eduard.

Wie? unſre kleine Spröde, von der man meinen ſollte, ſie könne nicht bis ſieben zählen? (Zu Cäcilien.) Haben wir Sie endlich ertappt? Wollen Sie gleich erröthen?

Cäcilie.

Ich wüßte wahrhaftig nicht worüber.

Spelt.

Der Herr Rittmeiſter kam beym Aufgang der Sonne mit einer Viole- d'amour. (Guitarre.)

Eduard.

Sehr romantiſch!

Spelt.

Er ſchlich ſich heimlich in den Park — Mamſell erſchien beym Rendezvous, aber das, worüber Sie ſich ärgern werden, lieber Eduard, iſt, daß meine Tochter ſie begleitete.

Eduard.

Aergern? point du tout! Sie begleitete Cäcilien der Schicklichkeit wegen, das find' ich ganz natürlich.

Spelt.

Eben dieſer Schicklichkeit wegen bat ich den Herrn Rittmeiſter in dem Augenblick, als Sie eintraten, meinen Garten zu verlaſſen.

Eduard.

Ganz recht, aber mir zu Liebe werden Sie ihm doch jetzt erlauben zu bleiben?

Spelt.

Ich kenne ja den Herrn gar nicht.

Eduard.

Ich bürge für ſeine gute Geburt, für ſeine rangirten Vermögensumſtände und für ſeinen wohlverdienten guten Ruf, mit einem Wort, ich präſentire Ihnen Allberg als meinen Freund, was verlangen Sie mehr?

Cäcilie
(bey Seite zu Helenen).

Er läßt nicht nach. Das iſt herrlich.

Eduard.

Der Zufall führte einen der liebenswürdigſten Jünglinge, welche ich in der Hauptſtadt kennen lernte, hieher, um Zeuge meines Glückes zu ſeyn. Er ſoll, er muß meiner Hochzeit beywohnen.

Allberg.

Sie vermählen ſich?

Eduard.

Ja Freundchen, in die Hände dieſes liebenswürdigen Fräuleins (auf Helenen deutend) leg' ich morgen meine Freyheit.

Allberg (bey Seite).

O Himmel!

Eduard.

Du ſtaunſt darüber, ich ſeh' es dir an. — Aber was iſt zu thun? Der Menſch muß doch einmahl aufhören in der Welt herum zu poltern; — ich will nun aus dem Sturm der Jugend in den Hafen der Ruhe und des häuslichen Glückes einlaufen.

Spelt.

Bey Ihnen hat's wohl ein Bischen ſtark geſtürmt, lieber Schwiegerſohn?

Eduard.

Kann's nicht läugnen, bereu' es aber auch nicht, denn ich erwarb mir dadurch den Ruf eines der liebenswürdigſten und galanteſten Männer der Hauptſtadt. Keine noble Geſellſchaft gab es, wozu ich nicht gebeten wurde, und man nannte mich nur den Born des Witzes und der Laune. Alle Stadtanekdoten wußt' ich der Erſte, Whiſt und l'Hombre ſpielt ich wie Keiner, die ſchönſten und muthigſten Pferde galoppirte ich durch den Prater, wie ein Phaeton ſaß ich auf dem Bocke, wenn ich kutſchirte, und ein berühmter Mahler hat mich in dieſer Attitude ſogar lithographirt. Meine Art, ſich zu benehmen, galt als Muſter; meine Art, ſich zu kleiden, als Modejournal. Jedes Weib warf ſein Netz nach mir aus, jeder Ehemann war eiferſüchtig auf mich. Trat ich irgendwo ein, ſo war Alles Auge, ſang ich am Pianoforte eine italieniſche Arie, ſo war Alles Ohr, deklamirte ich eines meiner Gedichte, ſo war Alles Herz. — Von dem berühmten Conu lernte ich Kartenkünſte und übertraf meinen Meiſter, wenigſtens an Eleganz des Vortrags, auf allen großen Bällen mußt' ich vortanzen, und in einem neuen Taſchenbuche hat man meine Cotillon-Figuren nachgezeichnet. Kurz ich darf es ohne Unbeſcheidenheit ſagen, ich verdiente den Beynahmen le petit Caesar; denn wo ich kam, ſah und ſiegte ich auch.

Spelt.

Der Tauſend, das nenn' ich Verdienſte haben. Ich wünſche dir Glück Helene, bey einem ſolchen Manne kann es dir an Unterhaltung nicht fehlen.

Eduard

(zu Cäcilien, welche lächelt).

Sie lachen, kleine meſchante Perſon? Sie werden ſich bald eines Beſſern überzeugen. Ich habe die Hauptſtadt durch meine glänzenden Eigenſchaften in Verwunderung geſetzt, nun will ich die Provinz durch meine ſtillen Tugenden erbauen. Nur Schade, daß man hier ſo gar Niemand findet, mit dem man Umgang pflegen könnte. Kernfeſte gute Menſchen, aber Alle ganz entſetzlich bornirt.

Spelt.

Ah! erlauben Sie —

Eduard.

Nein Schwiegerpapa, dagegen ſagen Sie mir nichts. Man weiß hier noch nicht einmahl das Einmahl Eins des Lebens. Sehen Sie, noch hab' ich nicht einmahl einen Menſchen gefunden, der mir zum Foppen gut genug wäre. In der Hauptſtadt gab es alle Tage ein anderes Schlachtopfer meines Witzes. — Aber apropos, lieber Schwiegerpapa, da ſchwätz' ich in den Tag hinein, und vergeſſe faſt warum ich hieher kam. Ich wollte Ihnen melden, daß uns der Notar in Ihrem Zimmer erwartet um den Ehecontrakt aufzuſetzen.

Spelt.

Ganz recht, ich hab' ihn auf dieſen Morgen beſtellt.

Eduard (zu Allberg).

Freundchen! leiſte du indeſſen den Damen Geſellſchaft. Fortgegangen wird nicht, das ſag' ich dir. (Leiſe zu ihm.) Ich werde den Schwiegerpapa ſchon zu deinen Gunſten ſtimmen. Parole d'honneur! Du bleibſt bey deiner Geliebten.

Spelt.

Kommen Sie Herr Schwiegerſohn.

Eduard.

Gleich, gleich! (Zu Allberg und Cäcilien.) Liebt Euch meine Kinder! liebt Euch immerhin! die Liebe iſt die Seele des Lebens, und daß man Euch darin nicht ſtöre, dafür laßt nur mich ſorgen.

(Folgt Spelt.)

Sechster Auftritt.

Cäcilie, Helene, Allberg.

Helene.

Ach Allberg! wie unbeſonnen haben Sie gehandelt.

Allberg.

Verzeihen Sie meiner Sehnſucht, wie konnt' ich auch vermuthen?

Helene.

Wäre meine Freundinn nicht ſo gütig geweſen, Alles auf ſich zu nehmen, Sie hätten mich in die ſchrecklichſte Verlegenheit gebracht.

Allberg (zu Cäcilien).

Mein Fräulein! Wie ſoll ich Ihnen genug danken?

Cäcilie.

Und ſo weiter. Laßt das jetzt und benützt den Augenblick, der Euch vergönnt iſt.

Allberg.

Helene! Wärs möglich? Sie die Frau eines Andern? — Das duld' ich nicht, ich will den Feind meines Glückes mit dem Degen in der Hand zwingen —

Cäcilie.

Undankbarer! Sie nennen ihn Ihren Feind? —

Ihr beſter Freund iſt er, er ſelbſt führte Sie ja bey uns ein.

Allberg.

Wahrhaftig ich weiß kaum —

Helene.

Kann ich es doch kaum glauben, daß Sie, Allberg, in ſo naher Berührung mit dieſem Gecken in der Hauptſtadt ſtanden.

Allberg.

Ich ſah ihn auch kaum zwey-, dreymahl. Er iſt einer von jenen Freunden, wie man ſie in der Hauptſtadt zu Dutzenden findet; die Jeden auf den erſten Anblick duzen und von einer Pfeife Taback eine Brüderſchaft herleiten. Uebrigens ein arroganter, übermüthiger, geſchwätziger, zudringlicher Menſch, einer der unerträglichſten Modegecken, die ich je gekannt habe.

Cäcilie.

Herr von Spelt findet ihn im Gegentheile ſo liebenswürdig, daß er ihm ſein Schloß verkaufen, und ſeine Tochter mit in den Kauf geben will.

Allberg.

Gott! Und morgen — morgen ſchon ſoll die Vermählung ſeyn? Meine Lage iſt ſchrecklich.

Cäcilie.

Und ich, mein Herr, hab' ich wohl eine minder ſchwere Rolle zu ſpielen? ich, die Vertraute, die Alles gut machen ſoll. Doch ich habe dieſe Rolle einmahl übernommen, ich will ſie zu Ende ſpielen, und nach meinen beſten Kräften; wenn Ihr mir anders gut einſpielt.

Helene.

Alles, was du verlangſt.

Allberg.

Unſer Schutzgeiſt!

Cäcilie.

Das Weſentlichſte iſt, daß wir es dabey laſſen, der Herr Rittmeiſter ſey in mich verliebt.

Allberg.

Aber wie werd' ich?

Cäcilie.

Halt mein Herr! nicht unartig! Ich will hoffen, es werde doch nicht unmöglich ſeyn, mir einige Stunden die Cour zu machen? Ihr Beyde dürft Euch mit keinem Wort, mit keiner Miene verrathen.

Helene.

Ich will recht auf meiner Hut ſeyn.

Allberg.

Ich bin ſtumm.

Cäcilie.

Aber nicht taub. Hört mir aufmerkſam zu: Ich will Eure Mittelsperſon, Euer Dolmetſch werden. Was ich immer ſpreche, ſpreche ich für Helenen und im Nahmen Helenens, Sie hören mich, Herr Rittmeiſter, und richten ſich darnach.

Allberg.

Mit Vergnügen.

Cäcilie.

Sie verſtehen mich doch, wenn ich zum Beyſpiel ſage, ich werde Abends im Garten ſeyn, ſo heißt das Helene wird da ſeyn.

Helene.

Nimm dich aber in Acht, Loſe, und ſündige nicht zu ſtark auf meinen Nahmen.

Cäcilie.

Beſorge nichts, nur auf dieſe Art wird es möglich werden, daß Ihr Euch ſelbſt vor Zeugen ſaget, was Ihr wünſcht, aber nur nicht unbeſonnen und voreilig. Ihr willigt ein?

Helene.

Gerne!

Cäcilie.

So reicht mir Eure Hände zum Schutz- und Trutzbündniß.

(Beyde reichen ihr die Hände.)

Cäcilie (pathetiſch komiſch).

Schwöret mir bey allen Göttern, Halb- und Viertelgöttern geſcheut zu ſeyn, und Euch nicht von Eurer Leidenſchaft hinreißen zu laſſen. Schwört! (Sie horcht.) Horch! War mir's doch, als ob Einer da unten, wie im Hamlet, das Schwört nachgerufen hätte! — Aber nein, es iſt nur das Echo. (Läßt Beyder Hände ſchnell los.) Still! der Feind rückt wieder an.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Eduard.

Eduard (zu Allberg).

Nun Freund! Wie ſtehen deine Liebesaffairen?

Allberg.

Nicht ſo gut, als ich wünſchte.

Eduard.

Weßwegen? Eingeführt biſt du nun einmahl im Schloſſe. Ich habe meinem Schwiegerpapa eben ſo viel Gutes von dir vorerzählt, als mir nur möglich war.

Allberg.

Wahrlich, dieſe Güte!

Eduard.

Ja, ein Seelenguter Kerl bin ich; das muß ich mir ſelbſt nachſagen. Den Egoismus kenn' ich nur den Nahmen nach. Gibt es den aber auch etwas Süßeres, als zwey liebende Herzen auf ewig zu vereinigen? (Zu Allberg.) Ihr liebt Euch ſo recht auf Mord und Tod, nicht wahr?

Allberg.

Ich denke, ich fühle nichts Andres als den Wunſch dem Fräulein zu gefallen, und dieß Ziel zu erreichen machte mein höchſtes Glück aus.

Cäcilie.

Wenn das iſt, mein Herr, ſo ſtehen Sie am Gipfel ihres Glückes.

Eduard.

Bravo! Charmant! Wie zärtlich und galant geantwortet. (Zu Helenen.) Sie lächeln meine ſüße Braut? Ich wette, wenn ich Sie gefragt hätte, Sie würden in dieſem Augenblicke daſſelbe geantwortet haben?

Helene.

Allerdings.

Eduard.

Sie ſind zu gütig. (Leiſe zu Allberg.) Sie bethet mich an.

Allberg.

Ach!

Eduard.

Du ſeufzeſt? (Zu Cäcilien.) Und auch Sie kleine Schelminn laſſen das Köpfchen hängen? Schiebt Euch der Zufall etwa ein Hinderniß gegen Eure Vereinigung in den Weg? Verbergt mir nichts, ſoll ich helfen ſo muß ich Alles wiſſen.

Allberg.

Ich habe einen Nebenbuhler.

Eduard.

So?

Cäcilie.

Ja, der uns recht ſehr genirt.

Eduard.

Er wird aber doch nicht geliebt will ich hoffen?

Cäcilie.

O Gott bewahre.

Helene (heftig).

Nein — dafür bürg' ich.

Eduard (zu Allberg).

Nun, ſo darf dich das ja auch gar nicht beunruhigen. Wir wollen gegen den Herrn vereint zu Felde rücken, und aus dem Sattel wird er geworfen, er mag wollen oder nicht. Seht, der Menſch kommt mir eben recht. Ich habe mir immer Einen zum Foppen gewünſcht, da iſt mit einem Mahle ſo ein Kerl. — Kinder das ſoll Spaß geben.

Cäcilie.

Ja, lächerlich wird's ſeyn.

Eduard.

Ich ſeh' ihn ſchon vor mir — ha! ha! ha! — In die Falle muß er mir geh'n, und aus dem Haus wird er bugſirt, er mag wollen oder nicht.

Cäcilie.

Es wird aber ſchwer halten; denn der Vater nimmt ihn unter ſeine Flügel.

Eduard.

Ja ja, ſo ſind die Väter alle, fragen nicht die Herzen der Kinder, heirathen für ihre Tochter und bereiten ſo dem armen Kinde qualvolle Jahre. Seyd ruhig, den alten Herrn ſchlag' ich breit, mir iſt nichts unmöglich, vereinigt müßt Ihr werden und wenn der Nebenbuhler ein Menſch wäre, — wie — wie ich ſelbſt.

Helene.

Der Vater kommt.

Eduard.

Seyd ſtill jetzt und laßt Euch nichts abmerken, die alten Herren ſind alle über einen Leiſten geſchlagen.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Herr von Spelt.

Spelt.

Schöne Geſchichten! Zuletzt kommen noch ganze Scharen von Liebhabern in meinem Schloſſe an. — (Zu Cäcilien.) Mädchen! ſag' mir wie viel Anbeter haſt du? damit ich weiß ob ich Zimmer genug in meinem Hauſe habe.

Cäcilie.

Herr von Spelt ich verſtehe Sie nicht.

Spelt.

Ich verſtehe dich nicht. Kennſt du einen jungen Mann Nahmens Karl Moll, der ſo eben hier angekommen iſt?

Cäcilie (zu Helenen).

Gott Karl hier?

Eduard (für ſich).

Aha! der Nebenbuhler rückt an.

Spelt.

Heraus mit der Sprache, kennſt du ihn? er fragte um dich.

Cäcilie.

Ja wohl Herr von Spelt, ich kenne ihn. Er beſucht öfters unſer Haus, mein Vater mag ihn ſehr wohl leiden, er ſpielt des Winters alle Abende Piquet mit ihm und hat ſich ſo ganz bei ihm einzuſchmeicheln gewußt. Er iſt ein junger Arzt, der erſt vor einem halben Jahr den Gradum genommen hat, aber, troz meines Vaters Bemühungen, noch kein Schlachtfeld für ſeine Praxis erhalten konnte.

Spelt.

So? Dein Vater unterſtützt ihn alſo? Ah! dann muß er ein braver Junge ſeyn und iſt mir auch in meinem Hauſe ſehr willkommen. Hätteſt auch beſſer gethan deine verliebten Augen auf *den* zu werfen, würde gewiß deinem Vater angenehmer geweſen ſeyn.

Cäcilie.

Ich glaube ſelbſt.

Eduard.

Ey was? Wo es ſich um Herzensangelegenheiten handelt, werden die Väter nicht gefragt.

Spelt.

He, he! Herr Schwiegerſohn!

Eduard.

Ja, da kann ich Ihnen nicht helfen. Liebe leidet kein Geboth, ſie ſchleicht ſich durch die Augen in das Herz und wenn zehn Väter davor Schildwache ſtünden, beſonders die *erſte* Liebe, ich kenne ſie, ich habe ſie öfters verſucht.

Spelt.

Ja, ich will den jungen Mann nicht warten laſſen, kommt mit mir, wir wollen ihm entgegen gehen.

Eduard.

Das wollen wir. (Leiſe zu Allberg und Cäcilien.) Laßt nur mich machen, herein ſoll er, aber nur um bald wieder hinaus zu gehen. Heißt mich einen Pfuſcher, wenn er Euch lange incommodirt.

(Alle folgen Spelt.)

(Der Vorhang fällt.)

Ende des erſten Aktes.

Zweyter Akt.

(Dieſelbe Dekoration.)

Erſter Auftritt.

Cäcilie, Carl Moll.

(Cäcilie kömmt aus dem Landhauſe, Carl folgt ihr.)

Carl.

Endlich kann ich Sie allein ſprechen mein Fräulein.

Cäcilie.

Lieber Carl, Sie können ſich gar nicht vorſtellen, wie ſehr mich Ihre Ankunft in Verlegenheit ſetzte.

Carl.

Es geht hier ſehr luſtig zu, ſo viel ich ſehe, Sie beſorgten gewiß, daß ich Sie in Ihrem Vergnügen ſtören würde. Große Geſellſchaft auf dem Lande.

Cäcilie.

Die Geſellſchaft iſt nicht groß, aber gewählt.

Carl.

Allerdings, ſehr hübſche Leute. Vor Allen fiel mir ein Herr auf, der —

Cäcilie.

Ah! Rittmeiſter Allberg, ja der Mann iſt ſehr liebenswürdig.

Carl.

So? — Nun es ſcheint daß er auch Sie ſehr liebenswürdig findet, mein Fräulein.

Cäcilie.

Meinen Sie?

Carl.

Ich bin davon überzeugt.

Cäcilie.

So? Sie hätten alſo bemerkt?

Carl.

Ja, ich habe bemerkt, daß er Ihnen überall folgte, daß er an jedem Worte, welches Ihrem Munde entſchlüpfte, mit Auge und Ohr hing, ich habe ſogar bemerkt, daß er Ihnen die Hand drückte. — Der Menſch iſt in Sie verliebt, verliebt ſag' ich Ihnen.

Cäcilie.

Wohl möglich!

Carl.

Gewiß, gewiß!

Cäcilie.

Und wenn er mich liebte, was hätten Sie dagegen einzuwenden, da Sie doch wiſſen, daß ich ſeine Neigung nicht erwiedere? Sie verlangen wohl nicht gar, daß ich gegen einen Mann unhöflich ſeyn ſoll weil er mich hübſch findet? Glauben Sie, daß Sie nur allein Augen und Herz haben?

Carl.

Nein, aber ich glaubte bisher, daß Cäcilie nur Augen und ein Herz für mich habe.

Cäcilie.

Lieber Carl! Ich habe Ihnen ſchon öfters geſagt, daß mir Ihre Eiferſucht ſehr mißfällt. Ich wiederhole es Ihnen noch einmahl und verſichere Sie, daß ich ſo mit Ihnen nicht glücklich ſeyn würde. Sie müſſen ſich alſo beſſern, oder auf mich Verzicht leiſten.

Carl.

Cäcilie! Welche Worte ſprechen Sie da ſo gleichgültig aus?

Cäcilie.

Ja, Sie können freylich gar kein Wort gleichgültig ausſprechen, immer gleich Feuer und Flamme! Kaum angekommen quälen Sie mich ſchon mit Vorwürfen aller Art, deuteln jeden meiner Blicke, lauern auf jedes meiner Worte, und ſtößen mir auf dieſe Art eher Furcht als Liebe ein.

Carl.

Ja, aber ich will mich ja beſſern.

Cäcilie.

Ich glaube recht gerne an Ihren guten Willen, aber Sie müſſen ſich auch die Kraft dazu zu erringen ſuchen.

Carl.

Sprechen Sie, was fodern Sie von mir?

Cäcilie.

Vertrauen, unbedingtes Vertrauen.

Carl.

Ich verſpreche es.

Cäcilie.

Sie haben ſchon oft verſprochen.

Carl.

Dießmahl will ich mein Verſprechen halten.

Cäcilie.

Wir wollen ſehen. — Hören Sie, es handelt ſich hier um ein Geheimniß.

Carl.

Recht, entdecken Sie mir es geſchwinde, theure Cäcilie!

Cäcilie.

Dürft' ich das, ſo wär' es kein Geheimniß. Alles was ich Ihnen ſagen kann und darf iſt Folgendes: Es wird ſich Vieles ereignen was Ihnen ſonderbar vorkommen wird, ja, was Sie kränken könnte, wenn Sie mir nicht unbedingt vertrauen, was Sie falſch verſteh'n, wenn Sie dem Scheine glauben. — Carl Sie müſſen heute weder hören noch ſehen.

Carl.

Das iſt nicht möglich.

Cäcilie.

Sie müſſen Alles gehen laſſen wie es geht, ohne ſich in irgend Etwas zu miſchen.

Carl.

Aber —

Cäcilie.

Jedes Aber, jeder Zweifel iſt Ihnen ſchon verbothen. Es kann ſeyn, daß Sie mich im zärtlichen tête à tête mit einem andern Manne überraſchen.

Carl.

Das ertrag' ich nicht.

Cäcilie.

Sie werden zuſehen müſſen, wie man mir Liebesblicke zuwirft, die ich erwiedere, vielleicht ſogar Zeuge eines Kuſſes ſeyn.

Carl.

Nein nein! Cäcilie! Man iſt ein Menſch, das wäre zu viel — da liefe mein Temperament mit meinem Kopfe davon.

Cäcilie.

Carl. — Bey dem Andenken meiner ſeligen Mutter, Sie wiſſen wie theuer ſie mir war und erkennen alſo die Heiligkeit meines Schwurs, — ich liebe Sie und nur Sie, was Sie ſehen was Sie hören werden, es iſt nur Scherz, nur eine Comödie, die ich heute ſpielen muß, ohne Sie tiefer in meine Rolle blicken zu laſſen, darum laſſen Sie mich ungehindert ſpielen, verderben Sie mir meine Rolle nicht. Sie müſſen nur ein Zuſchauer ſeyn, der ſich ruhig verhält und weder Beyfall noch Mißfallen zu erkennen gibt. Wollen Sie das, ſo geben Sie mir die Hand darauf, können Sie es aber nicht, ſo verlaſſen Sie dieſes Schloß augenblicklich.

Carl.

Ich will, ich will. (Er reicht ihr die Hand.)

Cäcilie.

Stille, man kommt.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Eduard, Allberg (im Hintergrund).

Allberg (zu Eduard.)

Ich muß mit ihr ſprechen.

Carl (zu Cäcilien).

Da ſchleicht der junge Mann ſchon wieder herum. Himmel und Erde! Er macht Ihnen Zeichen.

Cäcilie.

Zeichen? Ah! ich weiß ſchon. Wir haben mit einander zu ſprechen.

Eduard (leiſe zu Allberg).

Habe nur Geduld, mir ſcheint ſie hat uns ſchon bemerkt.

Carl.

So geh'n Sie doch, er deutet und winkt Ihnen ja immer fort, und es iſt unartig ihn ſo lange warten zu laſſen. (Schlägt ſich vor die Stirne.) Betrogener Thor!

Cäcilie.

Ich ſehe, Ihre Beſſerung geht mit Rieſenſchritten vorwärts. Fahren Sie nur ſo fort, mein lieber Herr von Moll, und Sie werden Ihr Verſprechen getreu erfüllen. Indeſſen muß ich Ihnen für jetzt Lebewohl ſagen.

(Sie tritt in den Hintergrund zu Allberg und legt ihren Arm in den ſeinigen.)

Carl.

Ich erſticke!

Eduard (zu Allberg).

Geht in jene Allee und ſprecht ruhig mit einander, den Nebenbuhler halt' ich indeſſen auf.

(Cäcilie und Allberg verlieren ſich in die Allee zur Rechten.)

Dritter Auftritt.

Eduard, Carl.

Carl (für ſich).

Sie genirt ſich gar nicht! — Wie? Vor meinen eigenen Augen? — Nein! das iſt zu viel! — Ich will ihr folgen — ich will — (Will ſchnell ab.)

Eduard.

Halt! — wo wollen Sie ſo ſchnell hin? — Sie ſcheinen in großer Gemüthsbewegung zu ſeyn.

Carl.

Ich? o nein! (Mit dem Fuße ſtampfend.) Ich bin ſehr ruhig.

Eduard.

Ich freue mich mein Herr, daß ich Sie endlich allein treffe, ich habe über einen Gegenſtand mit Ihnen zu ſprechen, der Sie ſehr intereſſiren wird.

Carl
(ſehr unruhig, und immer umher blickend).

So? Nun ſchön ſchön — aber es iſt — das freut mich — ich bin ſehr neugierig — ſpäter werd' ich die Ehre haben (er ſchiebt Eduard etwas unſanft auf die Seite und läuft ſchnell auf jener Seite ab, auf welcher Cäcilie abging.)

Vierter Auftritt.

Eduard (allein).

Da läuft er hin, als ob's ihm unter den Fußſohlen brennte, und läßt mich allein ſtehen. — Armer Narr! lauf nur, lauf, du entläufſt deinem Schickſale doch nicht. Wenn der arme Menſch wüßte, welcher Streich ihm geſpielt wird. Der ganze Spaß iſt rein himmliſch! (Lacht laut auf.)

Fünfter Auftritt.

Eduard, Herr v. Spelt und Helene.

Spelt.

Immer guter Laune Herr Schwiegerſohn? Das freut mich. — Was gibt's denn zu lachen?

Eduard.

Ich lache über den Liebhaber, der da aus den Wolken zu uns herab fällt, um ſich zum Beſten haben zu laſſen — ha! ha! ha!

Spelt.

Wo iſt er denn jetzt?

Eduard.

Er iſt in der Verfolgung ſeiner Ungetreuen begriffen. Wenn Sie ihn ſo eben hätten laufen geſehen, wie ich, Sie würden gewiß mit mir lachen. Ha! ha! ha!

Helene.

Welche Verlegenheit! —

Eduard.

Für die arme Cäcilie? — Ja, da haben Sie recht. Sie wird von beyden Anbetern ſo beſtürmt, daß ſie gar nicht weiß, welchen ſie zuerſt anhören ſoll. — Iſt das nicht lächerlich?

Spelt.

Nein, das iſt vielmehr ärgerlich. (Zu Helenen.)

Da ſiehſt du ſelbſt mein Kind, was heraus kommt, wenn eine Tochter einer unbeſonnenen Neigung ohne Wiſſen ihrer Eltern Gehör gibt. Sieh einmahl deine Freundinn an, wie ſie ſich verſtellen muß, wie ſie gezwungen iſt ihren beſtimmten Bräutigam zu hintergehen. Ich weiß gewiß, du möchteſt um Alles in der Welt nicht an ihrer Stelle ſeyn.

Eduard.

Schweigen Sie doch Schwiegerpapa! Bey Fräulein Helenen kann ja davon gar nicht die Rede ſeyn. Die Theure iſt mir zu geneigt.

Spelt.

Und nie hat das gute Kind vor ihrem Vater ein Geheimniß gehabt. Alles fügt ſich ſo ſchön, mein Wille iſt auch der ihrige, ich bin der glücklichſte aller Väter!

Eduard.

Und ich der glücklichſte aller Liebhaber.

Helene (für ſich).

Ich ſteh' auf der Folter.

Spelt.

Aber du antworteſt ja gar nicht Helene, du ſchlägſt die Augen nieder?

Eduard.

Die liebe naive Seele wird roth über das Lob ihres Vaters.

Spekt.

Es gebührt dem guten Kinde.

Helene.

Ach Vater ſchweigen Sie.

Spelt.

Aber warte, ich will der unbeſonnenen Cäcilie eine Lektion leſen, an die ſie wohl denken ſoll. Das wäre mir das Wahre, daß ich da in meinem Hauſe, ihrer Liebſchaften wegen, unangenehme Auftritte erleben ſollte. Am Ende hätte ich nicht Zimmer genug um alle Anbeter der Leichtſinnigen zu beherbergen.

Helene.

Lieber Vater, zanken Sie Cäcilien nicht zu ſehr aus, ich bitte.

Eduard.

Auch ich Schwiegerpapa vereinige meine Bitten mit jenen Helenens. Seyn Sie nicht zu ſtrenge. Mit Schwächen des Herzens muß man Mitleiden haben.

Spelt.

Seyd nur ruhig, ich werd's nicht zu arg machen.

Helene.

Ich liebe Cäcilien ſo ſehr, Sie würden mir ſehr wehe thun, lieber Vater, wenn Sie das Mädchen zu ſehr betrübten.

Eduard.

Und mich würden Sie in Verzweiflung bringen. Alſo aus Rückſicht für zwey junge, zärtliche und gefühlvolle Verlobte machen Sie's gnädig.

Spelt.

Haltet mich nur nicht für einen ſo harten Mann, komm meine Tochter.

Eduard.

Ich erwarte Allberg hier, dann bin ich gleich wieder bey Ihnen ſchöne Helene. (Er küßt ihr die Hand und ſie geht mit ihrem Vater ab.)

Sechſter Auftritt.

Eduard (allein).

Was das Mädchen für ein gutes Herz hat! Wahrhaftig, ſie iſt ein Engel, was man ſagt ein Engel. Und wie ſie für mich brennt, ſie kann ja die Augen gar nicht von mir wenden. Nun, das iſt übrigens ganz natürlich; denn die liebe Natur hat uns ganz annehmlich herausgedrechſelt.

Siebenter Auftritt.

Eduard und Allberg.

Eduard.

Ah, biſt du da mein Freund?

Allberg.

Ich glaubte Helenen hier zu finden.

Eduard.

So eben iſt ſie mit ihrem Vater von mir weggegangen. Freundchen, du ſiehſt mich vor Freude ganz außer mir, ich ſage dir das Mädchen betet mich an.

Allberg.

Und ich bin in Verzweiflung.

Eduard.

Wie ſo? was iſt's? deine Geliebte? —

Allberg.

Hatte ſo eben eine Unterredung mit meinem Nebenbuhler, und als ſie von ihm wegging brannten ſeine Wangen vor Freude, ſo wie die deinigen, und er ſprach zu mir ſo, wie du eben geſprochen: Das Mädchen betet mich an.

Eduard.

Ah bah! — Er wähnt ſich vielleicht nur geliebt.

Allberg.

Er ſcheint davon überzeugt.

Eduard.

Laß dich das nicht wundern, man weiß ja wie weit die Eitelkeit gewiſſer Burſche geht. Der muß wirklich eine ſtarke Portion davon beſitzen, da er gar ſo blind iſt. Es iſt ein Spaß anzuſehen, wie er ſo gutwillig in jede Falle geht, die man ihm legt.

Allberg.

Das iſt wohl wahr, aber ich bin doch ſehr unruhig, wenn er's merkte.

Eduard.

Ein ſolcher Kerl, das iſt unmöglich. Da ſeh' ich eben Jemanden kommen, der dir den Kopf bald zurecht ſetzen wird.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Cäcilie.

Cäcilie.

Sieh da Herr Allberg! Ich ſuchte Sie. — Sie haben keinen Augenblick zu verlieren.

Allberg.

Wie ſo?

Cäcilie.

Wenn Sie nicht ſchnell handeln, ſo haben Sie Alles zu fürchten.

Eduard.

Nun, und was iſt denn ſchon wieder Neues vorgefallen?

Cäcilie.

Können Sie noch fragen? Bedenken Sie doch die Lage eines armen ſchüchternen Mädchens, welches ein einziger feſter Blick ſchon zittern macht.

Eduard (für ſich).

Sie ſchüchtern? Das iſt ein wenig ſtark.

Cäcilie.

Ich kann die projectirte Heirath leider nicht mehr länger hindern, an Ihnen iſt es jetzt, mein Herr, irgend eine Liſt zu erfinden —

Eduard:

Werden ſie ſchon finden, ſeyn Sie unbeſorgt.

Cäcilie.

Ich wiederhol' es Ihnen noch einmahl, wenn Sie einen Augenblick verlieren, ſo trägt ihr Nebenbuhler den Sieg davon.

Allberg.

Gott! ſo weit wäre es ſchon gekommen? Nein, nein ich duld' es nicht.

Eduard.

Recht haſt du Freundchen, wir dulden's nicht.

Cäcilie.

Ach Allberg, dieſes Opfer wäre nicht für Sie allein ſchmerzhaft, es würde noch ein Herz brechen, darum was Sie thun wollen, thuen Sie ſchnell oder Ihr Nebenbuhler ſiegt.

Eduard.

Nichts ſiegen, eine totale Niederlage ſoll er erleben, oder ich will mein ganzes Rennommée verlieren; Man müßte ja ein Herz von Mamor haben, wenn man durch ſolche Liebe nicht gerührt würde und ihr nicht allen möglichen Beyſtand leiſtete. (Er tritt zwiſchen Beyde). Kinder! verlaßt Euch ganz auf mich, Euch ſoll, Euch muß geholfen werden.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Carl (im Hintergrunde).

Carl (für ſich).

Da ſind ſie ſchon wieder beyſammen.

Eduard (zu Cäcilien).

Allberg wird Ihr Gatte.

Carl.

Was hör' ich!

Cäcilie.

Und der Nebenbuhler?

Eduard.

Soll abzieh'n wie er gekommen iſt.

Carl (für ſich).

Scharmant, ſcharmant!

Eduard (zu Cäcilien).

Ich glaube es wird Ihnen doch ganz gleichgültig ſeyn, was wir mit ihm anfangen?

Cäcilie.

Ganz gleichgültig, ich verſichre Sie.

Carl (für ſich).

Das iſt alſo das Geheimniß, was ſie mir nicht entdecken konnte.

Eduard.

Können Sie glauben, daß Allberg ſchon ganz troſtlos darüber war, daß er Sie mit ihm ſprechen ſah?

Cäcilie.

Wie unbillig! Man muß doch einige Rückſicht für den Mann haben, der uns zum Gatten beſtimmt iſt, und Schonung iſt man ihm immer ſchuldig, wenn er uns auch noch ſo gleichgültig iſt.

Carl.

Bin ich dir? (Indem er ſich vor den Kopf ſchlägt.) O Ungeheuer, dein Nahme iſt Weib!

Eduard.

Sie haben recht, man muß ihn wenigſtens ſo betriegen, daß er's nicht merkt.

Cäcilie.

Man ſtößt ihm ein gewiſſes Zutrauen ein.

Carl

(ſich kaum mehr zurück halten könrend).

Nein, das iſt zu viel!

Eduard.

Ja, ja, ſo iſt's recht — ha! ha! ha! er muß betrogen ſeyn, er muß!

Carl (ſtürzt vor).

Nein, mein Herr, er muß nicht, er wird ſich's verbieten.

Allberg (für ſich).

Ha! er ſelbſt.

Cäcilie.

Carl!

Eduard.

Was er für ein Geſicht macht?

Cäcilie.

Soll ich lachen oder mich ärgern?

Carl.

Lachen Sie, wenn Sie wollen, Mademoiſelle, ich lache mit Ihnen, ich kenne nun Ihren ſaubern Plan, was ich ſo eben aus Ihrem eigenen Munde gehört habe benimmt mir jeden Zweifel; mit Ihnen Mademoiſelle hab' ich ausgeredet. (Zu Allberg). Aber Sie, mein Herr, müſſen mir Rede ſteh'n und mir Genugthuung geben.

Allberg (zu Carl).

Sie bethört ein falſcher Wahn, ich kann Ihnen ſchwören!

Carl.

Vergebens. (Mit einem zornigen Seitenblick auf Cäcilien.) O, ich weiß jetzt, wie hoch ich Schwüre zu halten habe. Genug, wenn Sie ein Mann von Ehre ſind, ſo treffen wir uns Morgen.

Eduard.

Aber bedenken Sie doch Freundchen, ſeyn Sie nicht blind, laſſen Sie ſich nicht durch Eiferſucht bethören, Sie machen ſich ja lächerlich.

Carl.

Schweigen Sie!

Cäcilie (zu Carl).

O ſchön, mein Herr! Sie halten ja herrlich was Sie mir verſprachen. — Sie wollten mir ja unbedingt vertrauen.

Carl.

O Gott, ſie ſpottet meiner noch, die Schlange, wo ich ſo klar ſehe, wie hier, wäre jedes Vertrauen am unrechten Orte. — Kurz und gut ich laſſe mich nicht zum Beſten haben.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Spelt.

Spelt.

Was gibt's denn hier — Zank und Streit?

Eduard.

Ja und vielleicht auch ſogar Mord und Todſchlag.

Spelt.

Wie? was wäre das? Werd' ich die Urſache erfahren?

Eduard.

Eine Kinderey! Cäcilie iſt hübſch, mein Freund Allberg hat Augen im Kopfe — und der junge Herr da, (auf Carln deutend) will er ſoll ſie nicht anſehen.

Spelt.

So? Das ging mir noch ab! — Nun wartet, dem Handel will ich kurz ein Ende machen. (Zu Allberg.) Mein Herr, ich muß Sie erſuchen, mein Haus ſo bald als möglich zu verlaſſen; denn ich will hier Ruhe.

Allberg.

Wohlan, ich will Ihre Güte nicht mißbrauchen, ich verlaſſe dieß Haus.

Carl.

Aber nicht ohne mir Genugthuung verſchafft zu haben. Morgen früh erwarte ich Sie.

Eduard (für ſich).

Ich muß die Sache wieder in's Geleiſe zu bringen ſuchen, oder Alles iſt für den armen Allberg verloren. (Zu Spelt.) Sollte es dem künftigen Schwiegerſohne nicht erlaubt ſeyn, ſeinem Vater Vorſtellungen zur Güte zu machen?

Spelt.

Nein, ich habe überlegt und beſchloſſen.

Cäcilie.

Aber man ſollte doch —

Spelt.

Schweigen und gehen. Bedenke, daß dein Vater dich ganz meiner Sorge anvertraut hat, und daß ich ihn hier repräſentire.

Cäcilie.

O! mein Vater wäre gewiß nicht ſo ſtrenge als Sie. Ein einziges Wort dürfte ich ihm ſagen, und er ſchlöſſe mich in ſeine Arme, und ſähe ein, daß ich unſchuldig bin.

Spelt.

O du liebe Unſchuld!

Carl (für ſich).

Die Unverſchämtheit geht zu weit.

Cäcilie.

Ja ja, Herr von Moll, blitzen Sie immer mit Ihren zornentflammten Augen auf mich her, ich bin dennoch unſchuldig. — Noch mehr, ich bin überzeugt, daß Sie in Kurzem mich um Vergebung bitten werden. Ich ſehe Sie ſchon zu meinen Füßen liegen, und flehen, und ſchwören.

Carl.

Sie haben gute Augen.

Cäcilie.

Und ein gutes Herz, welches zum Verzeihen aufgelegt iſt. Leben Sie indeſſen wohl mein blinder, raſender Roland! Auch Sie Herr von Allberg. Ich glaube Ihnen alle möglichen Beweiſe meiner Zuneigung gegeben zu haben.

(Geht ab.)

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen, (ohne Cäcilien).

Carl.

Nein, das heißt dem Verrathe die Krone aufſetzen.

Spelt

Wahr iſt's, das Mädchen macht's ein wenig zu arg.

Carl.

Sie will mir mit Gewalt glauben machen, ich hätte unrecht.

Eduard.

Und Sie haben's auch; denn der nicht Begünſtigte hat immer unrecht. Lärmen Sie, ärgern Sie ſich, fluchen, weinen, raſen Sie, es hilft Alles nichts.

Carl.

Und Sie behalten Ihre Anmerkungen hübſch bey ſich, oder —

Eduard.

Was oder, wenn's beliebt?

Spelt

(Eduarden beſänftigend).

Herr Schwiegerſohn!

Eduard.

Ich bleibe dabey, an der Stelle dieſes Herrn würd' ich mich höflich empfehlen.

Carl.

Und ich an Ihrer Stelle würde ſchweigen und mich nicht in Dinge miſchen, die mich nichts angehen.

Eduard.

Ich verſichre Sie mein Herr, daß mich die Sache recht ſehr angeht.

Spelt.

Schwiegerſohn ſeyn Sie mir nicht ſo heftig und vergleichen Sie ſich mit dem Herrn. Ich will Frieden in meinem Hauſe, und wünſche, daß all' den Zänkereyen ein Ende gemacht werde. (Zu Carln.) Kommen Sie mit mir ins Haus Herr v. Moll. Es iſt bald acht Uhr und der Himmel verfinſtert ſich, ſpielen Sie mit mir eine Partie Piquet, das wird Sie zerſtreuen und das aufgeregte Blut etwas abkühlen.

Carl.

Verzeihen Sie, ich habe noch ein paar Worte mit dem Herrn dort (auf Allberg deutend) zu ſprechen.

Spelt

(faßt ihn bey der Hand).

Nein, alle tauſend Donnerwetter, Sie gehen mit mir, und Sie Herr Schwiegerſohn begleiten Ihren

Freund, dem ich eine glückliche Reiſe wünſche. (Zu Carln.) Mitgegangen ſag' ich, mitgegangen!

Carl

(im Abgehen leiſe zu Allberg).

Alſo Morgen früh mein Herr um ſieben?

Allberg.

Ganz recht — Punkt ſieben.

(Carl und Spelt gehen ab.)

Zwölfter Auftritt.

Eduard, Allberg.

Eduard.

Er that gut daran ſich zu entfernen; denn mir fing das Blut ſchon in den Adern zu ſieden an.

Allberg

(troſtlos vor ſich hinſtarrend).

Ich bin verloren.

Eduard.

Warum verloren?

Allberg.

Auf immer trennt man mich nun von der Geliebten.

Eduard.

Nichts wird getrennt, ſag' ich dir.

Allberg.

Wer kann mein böſes Geſchick wenden?

Eduard.

Ich. — Nun iſt deine Sache meine eigene geworden. Nun bin ich erſt recht darauf verſeſſen Euch glücklich zu machen. O du kennſt mich noch nicht Freundchen, wenn man mir widerſtrebt, dann bin ich zu Allem fähig.

Allberg.

Aber —

Eduard.

Keine Einwürfe, keine Zweifel, es muß gehen, ſag ich dir, muß, ich will ſelbſt nicht früher glücklich ſeyn. — Höre mich: in verzweifelten Fällen muß man verzweifelte Mittel anwenden.

Allberg.

Ach, wenn ich ſie nur noch einmahl ſehen könnte, bevor ich dieſes Haus verlaſſe.

Eduard.

Du ſollſt ſie ſehen.

Allberg.

Aber wie?

Eduard.

Das laß meine Sorge ſeyn. Der alte Herr ſchläft immer ſchon um 9 Uhr. Ich als Schwiegerſohn kann im ganzen Hauſe herum ſpuken, wie ich will, ohne Verdacht zu erregen. — Ich werde Cäcilien aufſuchen.

Allberg.

Cäcilien? — Ganz recht, — aber —

Eduard.

Ich ſelbſt werde ſie dir hieher bringen.

Allberg.

Aber wird ſie einwilligen? Um dieſe Stunde, und allein?

Eduard.

Sie wird einwilligen; denn um den Wohlſtand nicht zu verletzen, werd' ich Helenen bitten ſie zu begleiten.

Allberg.

Helenen? O das iſt herrlich! Himmliſch! Freund! Wie vielen Dank bin ich dir ſchuldig?

Eduard.

O ich habe noch ganz andere Dinge im Kopfe. Ich bin ein guter Menſch, aber wenn man mich auf's Aeußerſte treibt, ſo bin ich auch ein Satan. Verſprichſt du mir in Allem zu folgen?

Allberg.

O ja, ja!

Eduard.

Alles gut zu heißen, was ich einleiten werde.

Allberg.

Mit Freuden.

Eduard.

Wohlan, ſo geh' ich und hole dir deine Geliebte. — Der verdammte Moll, er ſoll an mich denken! — Kopf in die Höhe! Ich handle für dich. Liebe! Hoffnung, Vertrauen, Muth, Beharrlichkeit! dein Nebenbuhler wird aus dem Sattel gehoben! verlaß dich d'rauf — (Im Abgehen.) Warte vertrakter Burſche! warte!

Dreyzehnter Auftritt.

Allberg (allein).
(Es wird immer dunkler.)

Was ſich der Menſch für Mühe gibt ſich ſelbſt zu beſiegen. Meiner armen Seele, ich müßte laut auflachen, wenn mir nicht ſo ängſtlich zu Muthe wäre. Wird es auch gelingen, was er zu meinem Beſten gegen ſich ſelbſt auszuführen gedenkt? Wird Helene einwilligen? O Liebe! zeige auch einmahl deine Macht und unterſtütze mich. Großmüthiger Freund! der mir verſprach ſie mit mir zu vereinigen, wie ſoll ich dich lohnen — Hätt' ich Kronen, ich gäbe ſie dir, aber — (lächelnd) du ſetzeſt dir dadurch ja ſelbſt eine auf das Haupt.

Vierzehnter Auftritt.

Allberg, Eduard, Cäcilie, Helene.

(Es wird ganz Nacht.)

Eduard

(tritt der Erſte aus der Couliſſe).

Pſt! pſt! — Freundchen! wo ſind Sie?

Allberg.

Hier!

Eduard.

Die Mädchen kommen ſchon, ich traf ſie zum Glücke im Garten luſtwandelnd.

Allberg.

Ach wie mir das Herz pocht!

Helene

(im Auftreten zu Cäcilien).

Ich zittre liebe Freundinn!

Cäcilie.

Ey warum nicht gar, deine Lage fodert ein Wageſtück.

Eduard (zu den Mädchen).

Kommen Sie nur, faſſen Sie Muth! ich gründe Euer Glück. — Seht die Nacht iſt ſelbſt mit uns im Bunde, und alle Sterne verſtecken ſich, damit der Stern der Liebe leuchten kann. — Wo ſind Sie Cäcilie! Ihr Freund harrt mit Sehnſucht.

Cäcilie.

Da bin ich. (Leiſe zu Helenen.) Nimm ſchnell meinen Platz ein!

(Sie ſchiebt Helenen vor, Eduard ergreift deren Hand und führt ſie zu Allberg.)

Eduard.

Kommen Sie an das treue Herz Ihres Geliebten, und lindern Sie durch Ihre Worte ſeine Pein.

Allberg (leiſe zu Helenen).

Sind Sie's Helene!

Helene (etwas lauter).

Ich bin's!

Eduard.

Nun zweifelſt du noch daran? Glaubſt du ich werde dir eine Andere zuführen? — Jetzt aber machts ſchnell Kinder! — Ziere dich nicht lang Mädchen! was geſchehen ſoll, geſchehe gleich, Ihr habt keine Zeit zu verlieren. Mein Wagen wartet am Ende des Parkes, ich habe Frau Hiller, die Wirthſchafterinn, durch Geld und gute Worte dahin gebracht Euch, des Anſtandes wegen, zu begleiten. Ich will ſehen ob ſie ſchon herab gekommen iſt. —

(Er geht in die Scene um nachzuſehen.)

Allberg.

Helene, theure geliebte Helene, werden Sie mir folgen?

Helene.

Allberg! was fodern Sie von mir?

Cäcilie.

Was du ihm gewähren mußt, wenn Euer Band nicht zerriſſen werden ſoll.

Helene.

Aber mein Vater!

Cäcilie.

Wird und muß am Ende einwilligen, was will er thun?

Helene.

Und die Welt?

Allberg.

Gilt Ihnen die Welt mehr als ein treues, Ihnen ganz ergebnes Herz?

Eduard (kehrt zurück).

Nun, ſeyd Ihr noch nicht einig? Seufzt mir nicht ſo viel und handelt. — Cäcilie ſetzt ſich ſogleich mit Allberg in den Wagen, in welchem die Wirthſchafterinn ſchon wartet.

Helene (leiſe zu Cäcilien).

Nein, nimmermehr!

Cäcilie

(Helenens Worte wiederholend).

Nein, nimmermehr!

Allberg.

Theure! ich flehe Sie auf meinen Knieen an.

Eduard.

Stehen Sie auf, es bringt keine Wirkung hervor, wenn Sie knieen; denn es iſt ſo finſter, daß man's nicht ſieht. Alſo hurtig in den Wagen und fort zu meiner Mutter (gibt Allberg einen Brief), dieſer Brief wird Euch bey ihr die beſte Aufnahme verſchaffen. Von dort ſchreibt Ihr dann einen De- und Wehmuthsbrief an Cäciliens Vater!

Helene (leiſe zu Cäcilien).

Ich kann nicht fliehen.

Cäcilie

(in ſelbem Tone wiederholend).

Ich kann nicht fliehen.

Eduard.

Wenn Sie's auch nicht können, er wird es Sie ſchon lehren.

Allberg (zu Eduard).

Ach Freund bitte du Helenen — — daß ſie das Wort mir ſpricht.

Eduard.

Wenn ſie dich wirklich liebt, ſo wird ſie den einzigen Weg ergreifen der übrig iſt, ſich mit dir zu verbinden.

Helene (leiſe zu Cäcilien).

Aber die Kindespflicht —

Cäcilie.

Aber die Kindespflicht —.

Eduard.

Setzt Euch mit der Kindespflicht in den Wagen und ſtudiert darin aus, wie Ihr ihr ſpäter Genüge leiſten könnt?

Helene (leiſe zu Cäcilien).

Soll ich's wagen?

Cäcilie.

Soll ich's wagen?

Allberg.

Sie wagen nichts, ich ſchwör' es Ihnen.

Eduard.

Fort in den Wagen, ſag' ich.

Helene (leiſe zu Cäcilien).

In's Himmelsnahmen ſo ſey es!

Cäcilie.

In's Himmelsnahmen ſo ſey es!
(Sie legt Helenens Hand in jene Allbergs.)

Allberg.

O ich Glücklicher! (Zu Eduard.) Freund! Schutzgeiſt, wie ſoll ich dich lohnen?

Eduard.

Durch weniger Reden und auf der Stelle fortkutſchiren.

Allberg.

So kommen Sie!
(Er führt Helenen gegen die kleine Thüre, wo eben die Wirthſchafterinn unter derſelben ſichtbar wird, ſie empfängt und mit ihnen abgeht.)

Eduard.

Meinen Segen mit Euch! — (Lacht laut auf.) Ha! es iſt gelungen das große Werk, ich habe ſie vereinigt und der dumme Nebenbuhler hat das Nachſehen!

Cäcilie
(welche ſich zurück gezogen hat, lächelnd für ſich ſelbſt).
Wohl bekomm's ihm!

(Der Vorhang fällt.)

Ende des zweyten Aktes.

Dritter Akt.

(Dieſelbe Dekoration.)

Erſter Auftritt.

Carl, Cäcilie.

Carl.

Wie? theure Cäcilie, wär's möglich?

Cäcilie.

Ja mein Herr Ueber und Ueber, es iſt wirklich ſo.

Carl.

Allberg liebt alſo Helenen und hat mit ihr die Flucht ergriffen?

Cäcilie.

Ja, ja, und noch einmahl ja.

Carl.

Und Sie, himmliſches Weſen, haben nur aus Freundſchaft für Helenen dieſe mir ſo ſchreckliche Rolle geſpielt?

Cäcilie.

Und nicht am allerſchlechteſten, wie ich, Ihrer Wuth nach, mir ſchmeicheln darf. (Hängt ſich an ſeinen Arm.) Nun ſind Sie immer noch ſo böſe — wollen Sie noch Ihren Nebenbuhler tödten?

Carl.

Ich will gar nichts mehr, als was Sie wollen. Aber geſtehen Sie, der Schein war ganz gegen Sie.

Cäcilie.

Der Schein aber, mein werther Freund, iſt gar ein trüglich Licht. — Und was nützt Euch denn Eure Eiferſucht Ihr Herren? nichts als daß Ihr lächerlich dadurch werdet. Könnt Ihr auf ein Herz nicht bauen, ſo ſpionirt und ärgert Ihr Euch vergebens. Wir ſchlüpfen bey einem Schlüſſelloche hinaus, ohne Geiſter zu ſeyn, wenn wir Euch betrügen wollen, aber wir wollen nicht, wenn Ihr fein artig und liebenswürdig ſeyd und uns Vertrauen ſchenkt.

Carl.

Da kömmt eben der intereſſante Herr Born.

Cäcilie.

Er ahnt noch von Allem nichts. Sehen Sie der beſitzt eine Art von Vertrauen —

Carl (ihr einfallend).

Wofür ich mich höflichſt bedanke, denn er iſt der Betrogene.

Cäcilie.

Still, er kömmt. Laſſen Sie uns in die Laube zurücktreten. (Sie gehen in die Laube.)

Zweyter Auftritt.

Eduard (auf der Bühne), **Cäcilie** und **Carl** (in der Laube).

Eduard

(kommt lächelnden Angeſichts).

Die Bataille wäre gewonnen, ein liebendes Paar hätten wir glücklich gemacht, jetzt wollen wir auch auf unſer eigenes Glück denken.

Cäcilie

(leiſe zu Carln).

Zeit wär's allerdings.

Eduard.

Herrlich iſt die Sonne aufgegangen, die meinen Verlobungstag heute beſcheinen ſoll.

Cäcilie (wie oben).

Ja, aber ſchlimm iſt ſie geſtern nieder gegangen.

Eduard.

Ich ahne ſchon die Luſt, die meiner harret.

Cäcilie (wie oben).

Falſche Ahnungen!

Eduard.

Ich ſehe wie mir die Holde ſchamerröthet entgegen tritt.

Cäcilie (wie oben).

Das mag wahr ſeyn.

Eduard.

Anfangs zögert ihr holdes Ja auszuſprechen, wie ſie zittert — bebt — ſich ziert, allein bald überwind' ich dieſes mädchenhafte Widerſtreben, und überwunden ſinkt ſie in meine Arme.

Cäcilie (wie oben).

Ja wenn Sie nicht ſchon in andern Armen läge!

Eduard.

O Tag der höchſten Wonne.

Cäcilie (wie oben).

Niemand lobe den Tag vor dem Abend.

Eduard

(in die Scene blickend).

Aber ſeh' ich recht? da kommt ja Allberg, — der Unbeſonnene.

Dritter Auftritt.

Eduard, Allberg (auf der Bühne). **Carl** und **Cäcilie** (in der Laube).

Eduard.

Du hier? Sage mir um des Himmels Willen was haſt denn du noch hier zu thun?

Allberg.

Ich habe eine Ehrenſache abzuthun.

Eduard.

Mit Moll? — Ach auf dieſe ſchlimme Geſchichte vergaß ich ganz und gar.

Allberg.

Aber ich nicht.

Carl
(bey Seite zu Cäcilien).

Nun iſt's Zeit, daß ich mich zeige.

Cäcilie.

Und bey mir iſt's Zeit, daß ich mich entferne.

Vierter Auftritt.

Eduard, Allberg, Carl.

Eduard.

Ich dachte nicht daß aus dem Scherz Ernſt werden ſollte. Aber ſieh, da kommt eben auch Moll.

Allberg.

Sie ſehen, mein Herr, ich finde mich zur beſtimmten Stunde ein, und bin bereit Ihnen Genugthuung zu geben; doch vorher erlauben Sie mir noch ein paar Worte unter vier Augen.

Carl (lächelnd).

Wozu das?

Eduard.

Bevor Sie weiter gehen, meine Herren, geſtatten Sie mir, Ihrem beiderſeitigen Freunde noch einige Vorſtellungen zur gütlichen Ausgleichung.

Carl.

Alle Vorſtellungen ſind hier überflüſſig, ich weiß ohnedieß, daß Herr Allberg kein Unrecht gegen mich begangen, daß er mich nicht beleidigt hat, und es bleibt mir nichts übrig, als ihn, meiner übereilten Hitze wegen, um Vergebung und um ſeine Freundſchaft zu bitten.

Allberg (bey Seite).

Er weiß Alles. (Laut.) Mein Herr! ich werde mich glücklich ſchätzen mir die ihrige zu gewinnen.

Eduard (für ſich).

Aha! ſie kriechen ſchon zu Kreuze. (Laut zu Carl.) Es freut mich wahrhaftig, mein Herr, daß Sie die Sache aus ſolchem Lichte ſehen, wie man ſie vernünftiger Weiſe ſehen muß. Sie werden nun auch auf mich nicht mehr ungehalten ſeyn, hoff' ich?

Carl.

Nicht im Geringſten.

Eduard.

Ich muß Ihnen nur geſtehen, ich war eigentlich die Spiralfeder von Allem was vorgegangen iſt, ich habe die Hand überall im Spiele gehabt, ich habe die Karten gemiſcht und gemacht, daß ſich die beyden Liebenden ſkiſirten.

Carl.

Daran thaten Sie ſehr wohl.

Eduard.

Ich habe auch wirklich ſelbſt meine Freude daran. (Zu Carln.) Aber Sie wiſſen vielleicht noch gar nicht, daß das Mädchen in der verwichenen Nacht mit dem Herzgeliebten echappirt iſt?

Carl.

Wirklich? Nun, das freut mich ſehr.

Eduard.

Sie ſind alſo, was man ſagt, damit zufrieden?

Carl.

Ja, ich bin, was man ſagt, damit zufrieden.

Eduard.

Nun, ſo werden Sie ſich auch bey mir bedanken, wenn ich Ihnen ganz naiv erzähle, daß ich es war, der Ihnen den Gedanken zur Flucht eingab, daß ich meinen eigenen Wagen dazu herlieh.

Carl.

Das iſt ja herrlich, ich bin ganz entzückt darüber.

Eduard

(leiſe zu Allberg).

Nun, der treibt ſein Entzücken ein Bischen weit, der gute Menſch iſt mit Allem zufrieden.

Carl (zu Eduard).

Allein ich bemerke, daß ich hier überflüſſig bin. (Lächelnd.) Sie haben dieſem Herrn vielleicht noch irgend einen wichtigen Dienſt zu leiſten, und ich will Sie in dem Flug Ihrer Großmuth nicht hindern. (Zu Allberg.) Leben Sie wohl mein Herr und ſeyn Sie verſichert, ſo bald ich meinen Irrthum einſah, war ich auch ſogleich bemüht ihn wieder gut zu machen. Ich werde noch mehr thun, und ich hoffe Ihnen bald Beweiſe von dem Intereſſe geben zu können, welches Sie mir einflößen. Ich will mit Herrn von Spelt ſprechen, und die Folgen dieſer Unterredung ſollen gewiß günſtig für Sie ſeyn. Adieu mein dienſtfertiger Herr von Born.

Eduard.

Gehorſamer Diener.

(Carl ab.)

Fünfter Auftritt.

Eduard, Allberg.

Eduard.

Ha! ha! ha! Man muß geſtehen, der Menſch beſitzt eine glückliche Indolenz. Aber laſſen wir das jetzt, und ſprechen wir von unſerer ſchönen Reiſenden. Wie hat ſie meine Mutter aufgenommen, wie befindet ſie ſich?

Allberg.

Sie iſt noch gar nicht dort angelangt, ich verließ ſie unter dem Geleite der Frau Hiller, ein paar hundert Schritte weit von hier, auf dem Pachthofe des Herrn Salzberg.

Eduard.

Wie ſo? was iſt vorgefallen?

Allberg.

Die alten Skrupeln traten in den Weg. Kaum in den Wagen geſtiegen, wollte ſie auch ſchon wieder ausſteigen und zu ihrem Vater zurück eilen.

Eduard.

O Weiber, Weiber!

Allberg.

Ich mußte ihr nachgeben; denn ſie weinte und bat mich ſie nicht weiter zu führen. So ließ ich ſie auf dem Pachthofe, und eilte hieher, um vorerſt der Ehre genug zu thun, und dann —

Eduard.

Nun, was dann?

Allberg.

Mich mit Helenen ihrem Vater zu Füßen zu werfen, ihm Alles zu entdecken, und ihn um ſeine Verzeihung anzuflehen.

Eduard.

Dazu iſt's freylich noch etwas zu früh, der Alte hätte erſt etwas mürbe gemacht werden ſollen, aber wenn's nun einmahl nicht anders ſeyn kann, ſo verſuch es, Freundchen. Was kann er denn auch gegen dich haben? Du biſt kein Abenteurer, aus einer guten Familie und kannſt eine Frau ernähren, alſo Muth, hole deine Schöne und werft Euch zu den Füßen des

Vaters, aber ſie muß dabey ſeyn, die Thränen der Tochter müſſen fließen, und das Herz des Alten erweichen.

Allberg.

Wohlan, ich will dir folgen, ich hole ſie, und wir eilen auf der Stelle die Verzeihung des Vaters zu erflehen.

Eduard.

Nur recht zärtlich und pathetiſch, ſpielt vor dem alten Herrn ein Trauerſpiel, das kann nicht ſchaden, ich kenne den Alten zwar nicht, aber ich weiß ja wie die Väter ſind, habe ja ſchon mehrere in meinem Leben zu bearbeiten gehabt.

Allberg.

Leb wohl, ich eile! (Ab.)

Sechster Auftritt.

Eduard

(allein; dann der Richter und der Schulmeiſter des Dorfes mit Landleuten beiderley Geſchlechtes, wovon die Mädchen Blumenſträuße tragen, Spielleute.

Eduard.

Ah, da kommen ſchon die Leute aus dem Dorfe mit Muſikanten, die ich ſelbſt heute zu meiner Verlobung beſtellt habe. Heute muß es luſtig hergehen.

Richter (mit vielen Bücklingen).

Gnädigſter Herr, ich erſcheine mit allen Häuſern des ganzen Dorfes, um der Tochter unſers Gutsherrn und ihrem künftigen Gatten unſern Glückwunſch darzubringen und unſer Vivat zuzuſchreyen.

Eduard.

Schon gut Herr Richter.

Richter.

Euer Gnaden werden zufrieden ſeyn, denn ich habe es den Kerls eingeprägt, daß ſie Vivat ſchreyen was ſie nur aus dem Rachen bringen.

Eduard.

Zu viel Güte.

Schulmeiſter.

Und ich domine colendissime spectabilissimeque habe ein Hochzeitscarmen gemacht und einſtudiert, worüber Euer Gnaden weinen ſollen und lachen zugleich. Auch werden meine Schülerinnen ein Lied ſingen, velches man zwey Meilen weit hören ſoll.

Richter.

Auf den Hügeln rings herum hab' ich die Burſche nit den Schlüſſelbüchſen vertheilt, die werden knallen aſſen, daß einem das Herz im Leibe wackelt.

Schulmeiſter.

Die Schulkinder hab' ich in der Allee, welche zur Kirche führt, aufgeſtellt, und jedem von ihnen die Ruthe verſprochen, wenn ſie das Hochzeitslied verfehlen, was ich ihnen eingebläut habe.

Eduard.

Das wird ja prächtig werden.

Richter
(indem er drey Bauern Eduarden vorſtellt).

Das ſind die Geſchwornen unſers Dorfes, der Schmid, der Bäcker und der Schuſter, die wollen Euer Gnaden das ganze Dorf an's Herz legen.

Eduard.

Da hätt' ich etwas ſchwer zu tragen.

Schmid.

Wir gefreuen uns ſehr, daß Euer Gnaden heirathen.

Bäcker.

Ja, und wir würden uns noch mehr gefreuen, wenn Euer Gnaden ſo geſcheidt wären —

Schuſter.

Und thäten uns auch alle Abgaben auf ein Jahr erlaſſen, wie es der neue Gutsherr in der Nachbarſchaft gethan hat.

Eduard.

Nun wir wollen ſehen.

Bäcker.

Ja wir wollen auch ſehen.

Eduard

(nimmt eine Börſe heraus und vertheilt Geld).

Einſtweilen, liebe Leute, nehmt dieſe Kleinigkeit, dieſes geb' ich den Mädchen auf Bänder, dieſes gehört den Muſikanten, dieſes Herr Richter vertheilen Sie unter die Armen des Dorfes.

Schmid.

Wir ſind Alle arm!

Eduard.

Herr Schulmeiſter, das lege ich in Ihre Hände, ſchaffen Sie für die ärmern Schulkinder Bücher an.

Schulmeiſter.

Lebkuchen wären ihnen lieber.

Eduard.

Nun meinetwegen.

Richter

(zu den Uebrigen).

Das iſt ein ſplendider Herr!

Eduard.

Jetzt begebt Euch Alle in den Schloßhof, dort hab' ich Euch ein paar Eimer Wein unter die große Linde ſtellen laſſen, dort trinkt und tanzt.

Die Alten.

Trinken, ah das iſt recht!

Die Jungen.

Tanzen! ah! das iſt ſchön!

Richter

(mit vielen Bücklingen zu Eduard).

Verzeihen Euer Gnaden, es iſt nur eine Frage: Zwey Eimer, das iſt ſchon eine Portion, aber wir ſind unſer Viele, wenn wir alſo die zwey Eimer ausgetrunken haben, müſſen wir dann wieder nach Hauſe gehen — oder —

Eduard.

Nein, nein, dann ſend' ich friſchen Vorrath.

Richter.

Schreyt Vivat Kinder!

Alle.

Vivat!

(Sie gehen ab.)

Siebenter Auftritt.

Eduard, Spelt.

Spelt.

Da iſt der Schwachkopf! — Ich bin wüthend gegen ihn. Laß einmahl ſehen, was er mir ſagen wird. (Tritt zu ihm.) Guten Morgen, mein Herr von Born! — Recht brav, recht ſchön — artige Dinge muß ich von Ihnen hören?

Eduard.

Wie ſo?

Spelt.

Eine Liebſchaft gegen mich in Schutz nehmen, eine Entführung begünſtigen.

Eduard.

Er weiß bereits Alles. (Mit Selbſtgefühl.) Ja mein Herr von Spelt, das hab' ich gethan und bin weit entfernt darüber zu erröthen. Ich habe der Freundſchaft und der Liebe den helfenden Arm gereicht, und eine Verbindung gehindert, welche die traurigſten Folgen haben konnte.

Spelt (für ſich).

Er prahlt noch damit! (Laut.) Aber bedachten Sie denn auch, daß das Mädchen, welches Sie zur Flucht beredeten, einen Vater habe?

Eduard.

Allerdings, aber eben dieſer Vater iſt ja der Schuldigſte von uns Allen. Warum wollte er ſeine Tochter einem Menſchen opfern, den ſie nicht liebt, einem Menſchen, der, wie mir Cäcilie ſagte, ein abgeſchmackter Modegeck iſt. — Pfui! — Alle Väter, welche die Neigung ihrer Kinder bezwingen wollen, mögen ſich an dieſer Geſchichte ein Beyſpiel nehmen.

Spelt.

Sie haben recht, Sie werden ſich auch ein Beyſpiel nehmen.

Eduard.

Uebrigens hab' ich den beyden Liebenden den Rath gegeben ſich jetzt zu den Füßen des Vaters zu werfen.

Spelt.

Sie haben es auch bereits gethan.

Eduard.

Und iſt der Alte nicht ein Tiger, ſo hat er hoffentlich auch verziehen?

Spelt.

Das hat er.

Eduard.

Bravo, Braviſſimo! aber wer hat Sie von alledem ſo ſchnell unterrichtet?

Spelt.

Das werden Sie ſogleich ſehen.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Allberg, Carl, Helene, Cäcilie, Landleute, Muſikanten.

Spelt.

Kommt meine Kinder, und dankt dieſem Herrn für die gute Lehre, die er mir gegeben hat.

(Allberg und Helene küſſen Spelt die Hände.)

Eduard.

Schwiegerpapa! Was iſt denn das?

Spelt.

Die natürliche Folge Ihrer vielen Bemühungen, Herr von Born. Ich bin kein Tiger. (Indem er Allbergs und Helenens Hände zuſammenlegt.) Ich vereinige diejenigen, welche ſich lieben, und will meine Tochter zu keiner Verbindung zwingen.

Helene.

Theurer Vater!

Eduard.

Darf ich meinen Augen trauen!

Cäcilie.

Ja edelmüthigſter Sterblicher traue deinen Augen und bewundre dein Werk. (Zu den Landleuten.) Schreyt Vivat!

Landleute.

Vivat!

Spelt.

Allberg iſt's, den Helene liebt.

Cäcilie.

Ja mein Herr! während Sie glaubten mich entführen zu laſſen, übergaben Sie Ihre eigene Braut den Händen ihres Geliebten.

Eduard.

Ah bah!

Spelt.

Nein nein, nichts bah! es iſt wirklich ſo. Seit geſtern begingen Sie eine Unbeſonnenheit nach der andern, und ich muß Ihnen dafür dankbar ſeyn; denn dadurch hinderten Sie mich die größte zu begehen.

Eduard.

Aber ſo erkläre mir nur Allberg!

Allberg.

Dir theurer Freund dank ich mein höchſtes Glück. Du ſelbſt zwangſt mich dir deine Braut zu entführen, ich ließ dich gewähren, du kannſt dich nicht beklagen.

Eduard.

Aber Sie Cäcilie?

Cäcilie.

Ich war eine unſchuldige Mittelsperſon, die Alles über ſich ergehen ließ, um meine Freundinn glücklich zu ſehen.

Eduard (zu Helenen).

Sie liebten mich alſo nicht?

Helene.

Ich liebe Sie jetzt, da Sie ſo viel für mich gethan.

Eduard.

Das iſt ſtark. (Zu Carl.) Aber Sie Herr Moll?

Carl.

Ich liebe Cäcilien.

Eduard.

So? — — ah jetzt wird's hell in meinem Kopfe und ich könnte mich recht ſtark darüber ärgern, wenn nicht die ganze Geſchichte ſo lächerlich wäre. (Zu Helenen.) Ich habe zwar viel verloren, aber dennoch Gutes gewirkt, ohne daß ich's ſelbſt wußte. (Bey Seite.) Worn da haſt du einen dummen Streich gemacht, il faut faire bonne mine a mauvais jeu! (Laut.) Kinder, ſeyd glücklich — ich habe mich geopfert für Euch, vergeßt mir dat nicht, und erzählt die Geſchichte Niemanden, ſonſt machen Sie in der Stadt eine Comödie darauf, und ich werde zur Zielſcheibe des Spottes. — Ich muß mich tröſten, und tröſte — ich darf's mit aller Beſcheidenheit ſagen, — dadurch auch Andere. Die Nachricht, daß meine Heirath ſich zerſchlagen hat, wird viele Thränen trocknen, und in hundert Familien, wo Töchter an Mann zu bringen ſind, wird wieder Hoffnung empor keimen.

Cäcilie.

Recht Herr von Born! weiden Sie ſich an dem Anblicke der Glücklichen, welche Sie hier gemacht haben, das iſt das höchſte Vergnügen edler Seelen.

Spelt (zu den Landleuten).

Ihr meine Freunde, ſeyd deßwegen nicht umſonſt gekommen. Eine Hochzeit wird begangen, der Contrakt liegt bereit, und es ſind darin nur die Nahmen zu ändern.

Allberg (zu Eduard.)

Du bleibſt doch bey uns und feyerſt die Hochzeit mit.

Eduard.

Das verſteht ſich, ich muß ja doch tanzen, da ich die Muſikanten ſchon bezahlt habe.

(Gruppe. Der Vorhang fällt.)

Ende des Luſtſpiels.

Diana von Poitiers.

Geſchichtliches Luſtſpiel in zwey Akten.

Frey nach dem Franzöſiſchen.

Perſonen.

Franz der I., König von Frankreich.
Margaretha von Valois, Herzoginn von Alençon, ſeine Schweſter.
Johann von Poitiers, vormahliger Fürſt von Valentinois.
Diana, ſeine Tochter.
Clement Marot, General der franzöſiſchen Truppen und ein berühmter Dichter.
Triboulet, Hofnarr
Olivier, Page } des Königs.
Bathilde, Dianens Mädchen.
Ruttli, Anführer der Schweizer-Truppen.
Friburg, Lieutenant.
Moritz, ein Bauer auf den Alpen.
Roſa, ſeine Tochter.
Robert, ein junger Landmann.
Eine Schweizer-Schildwache.
Franzöſiſche, und ſchweizeriſche Truppen.

(Die Handlung geht im erſten Akte auf einem Schloſſe nahe bei Guiletre, im zweyten, in einer Meierey bey Roc-par-Vieros, auf der Straße nach Saluces vor, und geſchieht im Jahre 1515)

Erſter Akt.

(Ein gothiſcher Saal, links ein Fenſter, rechts ein Kabinet. Im Vordergrunde ein Tiſch und mehrere Stühle.)

Erſter Auftritt.

Bathilde

(tritt mit einer Laute ein, die ſie auf den Tiſch legt).

Immer ſingen, und immer Verſe machen! — Sicher hat die Herzoginn wieder eine neue Romanze von Marot erhalten, die ſie in Muſik ſetzen will. — Marot iſt ein beneidenswerther Mann, ſeine Verſe tönen aus jedem Munde. Liebhaber und Dichter, wie ſich das ſo ſchön vereint! Der Verſtand iſt der Dollmetſch des Herzens, ſo ein Mann kann doch ausdrücken, was er fühlt. — Aber die Dichter lügen gerne, wie man ſagt, und da möcht' ich doch nicht, daß mein Geliebter auch zugleich ein Dichter wäre. — — An unſer'm Hofe macht, außer der ſchönen Diana, jetzt Alles Verſe: Die Herzoginn Margaretha, — ja ſogar der König macht Verſe, die freylich Marot manchmahl wird ausfeilen müſſen. Auch der Page, du lieber Himmel! Der Page fängt auch ſchon an Verſe zu machen. (Nachdenkend.) Wie hieß denn nur ſein letztes Liedchen, das er gedichtet, und mir gar lieblich vorſang.

Zweyter Auftritt.

Bathilde, Olivier.

(Olivier, mit einem Blumenſtrauße in der Hand, ſchleicht ſich herein.)

Bathilde (ſingt).

„Einſt flattert ich hin und her,
„Als ob ich ein Vöglein wär',
„Hatte kein Neſt,
„Jetzt, — jetzt —

(Sie ſtockt.)

Olivier

(ſpringt hervor, umfaßt ſie und ſingt mit komiſchem Enthuſiasmus weiter:)

„Jetzt ſperrt mich Liebchen fein,
„Ein in ihr Kämmerlein,
„Und hält mich feſt."

(Er will ſie küſſen.)

Bathilde (hält ihn ab).

Halt junger Sauſewind! nicht ſo ſchnell!

Olivier.

Wie? Ich ſollte das Roſenmündchen nicht küſſen dürfen, in dem meine Verſe ſo artig klingen?

Bathilde.

Die Roſe blüht nicht für dich, mein junger Herr.

Olivier.

Genug, daß ſie blüht, und das Anſehen kann mir einmahl Niemand wehren.

Bathilde.

Für wen iſt denn dieſer Strauß beſtimmt, wenn man fragen darf? Gewiß trägſt du ihn dem Liebchen ſein hin in ihr Kämmerlein.

Olivier.

Ganz natürlich, ſonſt würd' ich ihn dir ſchon verehrt haben.

Bathilde.

Du biſt ja heute ganz außerordentlich galant!

Olivier.

Sieh einmahl, in dieſem Strauße hier ſind zwey bedeutungsvolle Blumen: Da eine ſchon aufgebühte Roſe, die heißt: Margaretha, und hier das liebe, liebe Veilchen! das heißt: — Diana. — Und da, zwiſchen den beyden ſchönen Blumen — was ſitzt da? —

Bathilde.

Ein Schmetterling.

Olivier (ihr ins Ohr).

Das iſt der König. Aber — (wichtig) nichts von dieſer Bedeutung ſagen, hörſt du?

Bathilde.

Hör' einmahl, Schelm, du haſt Kopf.

Olivier.

Und auch ein bischen Herz. (Seufzt tief.) Ich fühle es.

Bathilde (lacht.)

Ha, ha, ha! Du biſt doch nicht etwa gar verliebt?

Olivier.

Wär's ein Wunder? Ich bin ſchon fünfzehn Jahre alt.

Bathilde.

Schon? Ja, da iſt's freylich Zeit.

Olivier.

Ich getraute mir wohl gar ſchon den König ein wenig eiferſüchtig zu machen. Er liebt das Fräulein Diana.

Bathilde.

So? Wer hat dir das geſagt?

Olivier.

Das braucht mir Niemand zu ſagen; das ſehe ich ſelbſt.

Bathilde.

Nun? Und was ſahſt du denn?

Olivier.

Für's Erſte: warum verläßt der König ſo oft das Lager und bringt ganze Tage hier auf dem Schloſſe zu?

Bathilde.

Weil ſeine Schweſter hier wohnt.

Olivier.

Schweſter! Nun ja! Und neben der Schweſter noch Jemand. Du ſollteſt nur ſehen, mit welchen Augen der König die ſchöne Diana anblickt, und wie lange er immer ihre Hand in der ſeinigen hält. Aber bey mir hat er recht; ſie iſt einmahl gar zu hübſch! Schade, daß ich kein Prinz bin, ich würde meine Krone zu ihren Füßen legen.

Bathilde (lacht).

Unterdeſſen, bis du Prinz wirſt, lege deinen Blumenſtrauß zu ihren Füßen.

Olivier.

Du lachſt über mich; aber das thut nichts. Ich ſag's einmahl frey, ſie gefällt mir, ſie gefällt mir recht ſehr, und die ganze Welt mag's wiſſen, daß ich ſie anbete.

Bathilde.

Nun, da wird die ganze Welt ſchön darüber lachen.

Dritter Auftritt.

Vorige. Triboulet.

Triboulet.

Willkommen ſchönes Kammermädchen! Guten Morgen, maliziöſer Page!

Olivier.

Du ſchon da, Narr?

Triboulet.

Ich komme dir vielleicht ungelegen, lieber Sohn?

Olivier.

Narren kommen immer zur Unzeit.

Triboulet.

(nimmt ihn bey der Hand).

Nun, ſo gehen wir wieder.

Bathilde.

Bleibt doch da.

Triboulet.

Unter Verliebten iſt nicht gut ſeyn.

Bathilde.

Ich bin ja nicht verliebt.

Triboulet.

So gehörſt du auch nicht in den Olymp.

Bathilde.

In den Olymp? Wie verſteht Ihr das?

Triboulet.

Ich meine, du gehörſt nicht an unſern Hof, weil du nicht verliebt biſt; denn unſer Hof iſt der zweyte Olymp. Der König Jupiter; Margaretha die Juno; Ritter Bayard der Mars; Marot, der Verſemacher, der Apoll; unſere Diana iſt Diana ſelbſt; ich bin Momus, der Gott des Scherzes, und du ſollſt unſere Venus ſeyn.

Olivier.

Und mich vergiß'ſt du ganz?

Triboulet.

Richtig! Auf dich dachte ich gar nicht. Wie kann man wohl den kleinen Amor vergeſſen?

Olivier.

Ich danke. Aber ſage mir, Hofnarr, was dich ſchon ſo früh hierher führte?

Triboulet.

Jeder Menſch iſt am liebſten unter ſeines Gleichen, dacht' ich, und kam zu dir.

Bathilde.

Ich bin doch neugierig —

Triboulet.

Weil du ein Weib biſt.

Bathilde.

Was du hier ſuchſt?

Triboulet.

Was ich hier ſuche? Einen größeren Narren, als ich ſelbſt bin, der ſeine Füße an den Händen hat, und nicht ſagen kann: „mich dürſtet“, ohne einen Reim daraus zu machen.

Olivier.

Das iſt Marot; der iſt auch ein beſſerer Soldat als Dichter.

Triboulet.

Darum ſollte der Mann lieber bey der Armee bleiben.

Olivier.

Er wartet, bis du ihm mit einem guten Beyſpiele vorgehſt.

Triboulet.

Daß ich ein Narr wäre! Den Schweizern möchte nach meinem Kopfe gelüſten.

Olivier.

Stirb muthig! Bayard wird dich rächen, und für deinen Kopf müſſen dann tauſend Schweizerköpfe fliegen.

Triboulet.

Großen Dank! Von allen dieſen tauſend Köpfen ſteht mir keiner ſo gut, als der meinige.

Bathilde.

Du erzählſt lieber von Schlachten, als daß du ſelbſt kämpfteſt.

Triboulet.

Da haſt du Recht. Ich liebe den Frieden, und wenn es doch manchmahl gekämpft ſeyn muß, kündige ich den Weinfäſſern den Krieg an; da wird man nicht blutig, und wenn es aufs Aeußerſte kommt, ſo fällt der Sieger mit dem Beſiegten unter den Tiſch. — Doch, ich plaudre hier, und vergeſſe Euch zu ſagen: daß der König bald hier ſeyn wird, und bin doch darum vorausgeeilt.

Bathilde.

Das muß ich ſogleich der Herzoginn melden.

Triboulet.

Und Dianen.

Bathilde.

Sie iſt auf der Jagd.

Triboulet.

Auf der Jagd? Und der König kommt?

Bathilde.

Wir erwarteten ihn heute nicht. Ich muß dich verlaſſen. Leb' wohl, du Vernünftigſter aller Narren!

(Ins Nebenzimmer ab.)

Triboulet.

Leb' wohl! Du Närriſchſte aller Vernünftigen!

Vierter Auftritt.

Vorige, ohne Bathilde. Der König, und Marot (treten, im Geſpräch begriffen, ein).

König.

Ja, ja, lieber Marot, ich werde nicht vergeſſen — (Erblickt Triboulet.) Ach, mein Narr!

Triboulet.

Ueberall, wo Ihr ſeyd Sire, iſt auch der Narr.

König.

Wie ſteht's mit dem Feſte, welches ich für die Herzoginn zuzubereiten befahl?

Triboulet.

Es ſoll heute gefeyert werden.

Marot.

Aber, gnädigſter Herr, die Bewegungen des Feindes laſſen einen Angriff vermuthen.

König.

Bayard ſteht ihm gegenüber, wir haben nichts zu fürchten.

Marot.

Eure eigene hohe Perſon, Sire, gebt Ihr in Gefahr, Ihr erſcheint auf dieſem Schloſſe mit ſo kleinem Gefolge —

König.

Ich komme ja nicht um zu kämpfen, ſondern um meine Schweſter zu beſuchen.

Triboulet (für ſich).

Und Dianen.

Marot.

Der Feind rückt uns immer näher.

König.

So erſpart er uns die Mühe ihm näher zu rücken.

Marot.

Es handelt ſich jetzt um den Uebergang über die Alpen, und der ſcheint wohl unmöglich.

König.

Unmöglich? Geh' ins Lager, betrachte meine Krieger. Muth und Begierde nach Kampf wirſt du in jedem Geſichte leſen; kein Fluß iſt ihnen zu tief, ſie ſchwimmen durch; kein Gipfel zu hoch, ſie erſteigen ihn. Das Wort Unmöglich iſt aus einer fremden Sprache in die unſere übertragen worden.

Marot.

Verzeiht, gnädigſter Herr, ich kenne keinen größern Wunſch, als Euren Ruhm unbefleckt zu ſehen.

König.

Ich weiß es, lieber Marot. (Zu Triboulet.) Haſt du das Feſt geordnet?

Triboulet.

Ja, Sire! Narr und Ceremonienmeiſter iſt ja ſo ziemlich eine Charge. — Es wird mit einer Jagd beginnen.

König.

Schön! — Glaubſt du, daß ſich der Feiſthirſch heute werde fangen laſſen?

Triboulet.

Wenn Ihr befehlt —

König (lacht).

Ha, ha, ha! Narr! — Du haſt uns ja auch einen Ball verſprochen?

Marot.

Gnädigſter Herr, ich glaube doch, daß die Eroberung von Mailand einen Ball aufwiegt.

König.

Was ſagt Ihr?

Marot.

Die Wahrheit, Sire. Ich wünſchte, da ich Eure Biographie ſchreibe, nur Siege auf Siege häufen zu können. Es thut mir weh, ſagen zu müſſen: der König hat manche Tage unbenützt verſtreichen laſſen.

König.

Mein Muth, meine Thaten ſind bekannt.

Marot.

Dieſe anzutaſten ſey ferne von mir; aber, Sire, Ihr ſelbſt müßt den Muth Eurer Krieger immer zu beleben und anzufachen ſuchen. Der Löwe ſchläft nicht, obgleich wir ihn nicht brüllen hören. Der Connetable von Bourbon benützt jeden Augenblick, der Verräther gibt ſich alle Mühe, die Großen des Reiches allmählig in ſein Intereſſe zu ziehen.

König.

Wohlan! ſo ſchreib!

Marot (ſetzt ſich).

König (diktirt ihm).

„Getreue Unterthanen!“ (Zu Olivier.) Sieh zu, ob meine Schweſter ſchon wach iſt?

(Olivier ins Nebenzimmer ab.)

König (fährt fort).

„Bekannt iſt mir Eure Liebe für Euren König, und —“ das Uebrige magſt du ſelbſt hinzufügen.

Triboulet.

Gebt Acht, Sire, Marot wird den Brief in Verſen ſchreiben.

König.

Ich weiß nicht, wer dir die Erlaubniß gibt hier zu bleiben, wenn man über ernſthafte Dinge ſpricht.

Triboulet.

Mein Amt, meine Würde. Und zudem höre ich Euch ſo ſelten etwas Ernſthaftes ſprechen, daß es mir ordentlich etwas Neues iſt. Zum Lachen hab' ich an Eurem Hofe ſchon öfters Stoff. Zum Beyſpiel, wenn ſo ein Höfling den Beſcheidenen ſpielen will, und Euch ein Projekt vorlegt, wodurch er ſeinen Säckel fett zu machen denkt, da muß ich lachen. Wenn ich einen alten Mann ſehe, der da glaubt, ein achtzehnjähriges Mädchen liebe ihn ganz allein, da muß ich wieder lachen. Wenn vor des Großen Füßen ein Schmeichler im Staube kriecht, und ſeinen Nacken krumm biegt, damit man ſeine Schurkenfratze nicht ſehe, da muß ich abermahls lachen. Wenn ich ſehe, wie der König ſelbſt ganze Tage hier auf dem Waldſchloſſe zubringt, wegen — wegen ſeiner Schweſter; da muß ich ſtark lachen; — da lacht der Narr über die Vernünftigen.

König (auffahrend).

Burſche!

Triboulet.

Nun ja, ich weiß ſchon, wenn's Zeit iſt zu gehen.

(Ab durch die Mitte.)

König (ruft ihm nach).

Wenn meine Schweſter zu ſprechen iſt, ſoll man es mir melden.

Marot (ſteht auf).

Sire, der Brief iſt fertig.

König

(lieſt, unterzeichnet, und gibt den Brief Marot).

Sorgt, daß er beſtellt werde, und laßt mich jetzt allein.

Marot.

Gnädigſter Herr, vergeßt nicht.

König.

Sorgt nicht, Marot, ich werde daran denken.

(Marot geht zur Mitte ab.)

Fünfter Auftritt.

Der König (allein).

Der ewige Zweifler! Alles wird gut gehen, der Muth meiner Soldaten bürgt mir dafür. — Fort nun mit dir, düſt're Politik; in deine Arme, freundlich lächelnde Liebe, will ich mich werfen. (Setzt ſich an's Fenſter.) Diana, Diana! iſt dein Herz wirklich ſo unbezwingbar, als es ſcheint?

Sechſter Auftritt.

Der König, die Herzoginn Margaretha. (Sie tritt aus dem Nebengemach, und da ſie ihren Bruder mit ſich ſelbſt ſprechen hört, bleibt ſie im Hintergrunde ſtehen, und beobachtet ihn.)

König (für ſich).

Ein Blick von ihr, und man zittert, man glaubt, ſie habe Einem die Seele durchſchaut; wieder ein Blick, und man möchte ſich zu ihren Füßen werfen. — Diana! — Was wäre mein Hof ohne dich? Ein Frühling ohne Roſen — und gibt es denn einen ſolchen Frühling?

Margaretha (für ſich).

Sehr galant!

König.

Wie, oder ſollte dieſe Strenge eine bloße Ziererey, eine Falle ſeyn, mich noch feſter zu fangen? — Unmöglich! Ich kann es nicht glauben. — Und doch. — (Er denkt einen Augenblick nach, zieht dann ſeinen Ring vom Finger, und kratzt einige Worte in die Fenſterſcheibe.)

Margaretha
(lehnt ſich hinter ſeinem Rücken auf den Stuhl und lieſt laut).

„Es trügt der Weiber Angeſicht,
„Drum trauet auch der Schönſten nicht!“

König (dreht ſich um).

Schweſter! du haſt mich belauſcht? Das iſt nicht ſchön. — Aber dieſer Satz hier iſt bewährt. — Margaretha ich bedarf deines Rathes.

Margaretha.

Den ich dir immer willig gebe, den du aber nie befolgſt.

König.

Wahrlich, Schweſter, mit deinem Verſtande könnteſt du einen Staat regieren.

Margaretha (lächelnd).

Wenn du das meinſt, ſo mache mich zu deinem erſten Miniſter.

König.

Du würdeſt ja meinem ganzen Staatsrath den Kopf verwirren.

Margaretha.

Am Ende ſind es doch immer wir Weiber, die den Staat regieren; denn wir regieren Euch und Ihr regieret den Staat.

König.

Was ich mit dir zu ſprechen habe, ſchlägt in dein Fach.

Margaretha.

Nun, und das iſt?

König (geheimnißvoll).

Ich bin in allem Ernſte verliebt.

Margaretha.

So? Nun, daran find' ich eben nichts Erſchreckendes.

König.

Du lachſt alſo nicht über meine Schwachheit?

Margaretha.

Sie iſt ja nicht die erſte. Und hat denn nicht ein König auch ein Herz?

König.

Das, leider! nur ſeinen Unterthanen gehören ſollte.

Margaretha.

Und der Gegenſtand deiner Liebe?

König.

Du kannſt noch fragen? Das grauſame Schickſal des Krieges führte mich in dieſe Gegend, da kamſt du mir Lebewohl zu ſagen, — Diana war bey dir, — ich ſah ſie, und mein Herz fühlte das Entzücken der Liebe.

Margaretha.

Wie? Alſo das Fräulein? —

König.

Diana von Poitiers.

Margaretha.

Bruder! bedenke, wohin ſoll dich dieſe Liebe führen?

König.

Der Liebende überlegt nicht lange. Heute noch muß ich ſie ſprechen, heute noch muß ich wiſſen, wie ſie gegen mich geſinnt iſt.

Margaretha.

Ich kenne Dianens Herz, ich weiß —

König.

Wär's möglich? Diana haßte mich nicht?

Margaretha (verbindlich).

Diana iſt eine zu gute Patriotinn, um ihren König nicht zu lieben.

(Ein Jagdruf ertönt von Außen.)

König.

Was iſt das?

Margaretha.

Diana kommt von der Jagd zurück.

König.

Wie mir das Herz ſchlägt!

Margaretha.

Ich laſſe dich mit ihr allein.

(Geht in's Nebengemach ab.)

Siebenter Auftritt.

König, Diana.

(Diana im Jagdkleide, über die Schultern einen Köcher, in der Hand einen Bogen, einen halben Mond mit Diamanten beſetzt auf der Stirne, tritt zur Mitte ein. Sie legt den Bogen weg, und grüßt ehrfurchtsvoll den König.)

König.

Diana, wahrlich Ihr beſchämt heute die Göttinn der Jagd. So ſchön ſah ich Euch noch nie.

Diana (verlegen).

Gnädigſter Herr!

König.

Den Köcher, der Euch da über die Schulter hängt, habt Ihr Amorn abgeborgt. Eure Pfeile verwunden tief.

Diana.

Wer erkennte an dieſer Sprache nicht unſeren galanten König?

König.

Wer kann Euch ins Auge blicken, und ſagen, er bleibe kalt?

Diana.

Ich würde Euch das Alles glauben, wenn ich ein wenig kokett wäre.

König.

Ach, ſeyd es doch nur ein wenig.

Diana.

Hielt mich nicht Achtung zurück, die ich Euch —

König.

Sprecht nicht von Achtung. Wenn ich bey Euch bin, hab' ich den König abgelegt, und nur der Mann ſteht vor Euch, auf deſſen Herz Eure Reize den tiefſten Eindruck gemacht haben.

Diana.

So darf' ich frey reden?

König.

Ich wünſche es. (Faßt ſie bey der Hand.) Ich bitte Euch darum, Diana.

Diana

(mit Würde, aber ohne beleidigend zu werden).

So hört meine Meynung, Sire. Ein Liebhaber auf dem Throne kann wohl eher unſer Herz erſchrecken, als zur Liebe bewegen. — Wehe dem Weibe, das ſich durch den Glanz des Thrones blenden läßt; in eben dem Augenblicke, da ſie denſelben zu beſteigen wähnt, ſtürzt ſie ſich ſelbſt herab.

König.

Eine herrliche Moral, die noch ſchöner mir däucht, da ſie aus Eurem Munde kommt.

Diana (lächelnd).

Wirklich?

König.

Auf Euren Lippen, ſchöne Diana, wird ſelbſt das kalte Reſultat der Ueberlegung zur wärmſten Sprache des Herzens. Wenn ich Euch ſo vor mir ſtehen ſehe, mit der ernſthaften Miene eines Cato, da kommt Ihr mir noch tauſendmahl liebenswürdiger vor, und während Ihr Vernunft mir predigt, werd' ich immer närriſcher in Euch verliebt.

Diana (ernſt).

Ihr in mich verliebt? und kennt mich noch gar nicht? Durch Eure Schweſter, die Herzoginn, hierher geführt, wollte ich nichts weniger, als an Eurem Hofe glänzen. Wie ich jetzt ſehe, ſo wird dieſer Aufenthalt mir gefährlich, darum bitt ich Euch, Sire, nie mehr über dieſen Gegenſtand mit mir zu ſprechen, wollt Ihr mich anders nicht zwingen dieſes Schloß und Eure geliebte Schweſter zu verlaſſen.

König (überraſcht).

Ach, daß ein Fürſt doch ſelten ein Herz findet, das mit Innigkeit ſich an ihn ſchließt.

Diana.

Das Herz verkauft man nicht, man verſchenkt es.

König.

Diana, Ihr habt an meinem Hofe nichts zu fürchten. Bleibt ungeſcheut, verlaßt meine Schweſter nicht. Ich will mir Mühe geben, ein Gefühl zu unterdrücken, welches Euch beleidigt. Mädchen! wer dich ſieht, muß dich lieben, wer dich kennt, muß dich verehren.

Achter Auftritt.

Vorige. Margaretha. Bathilde (aus dem Nebengemache). Marot (aus der Mitte).

Marot.

Sire, Euer Schreiben habe ich durch einen Eilboten ins Lager geſandt.

König.

Gut. Auch ich werde bald dort ſeyn.

Margaretha.

Indeſſen können wir uns ein wenig mit unſerer Lieblingsbeſchäftigung unterhalten.

Marot.

Mit der Poeſie? Mars und Apoll ſind unſerm König hold; mit der nämlichen Hand, mit welcher er den Commandoſtab regieret, ſchreibt er auch die ſanfteſten Lieder; von Eroberungen müde, ruht er im geheiligten Thale der Poeſie; und flicht ſich in ſeinen Lorbeerkranz Myrthen der Liebe ein.

König (lächelnd).

Marot, Marot! wenn Euch jetzt mein Narr gehört hätte.

Margaretha.

Marot ſoll uns ſeinen letzten dichteriſchen Verſuch hören laſſen.

König.

Diana ſingt uns eine von den Romanzen, worauf ſie ſo viel Ausdruck zu legen weiß.

Diana.

Eine von den Eurigen, Sire? (Sie nimmt eine Laute und ſetzt ſich. In eben dieſem Augenblicke ſtürzt Olivier herein.)

Neunter Auftritt.

Vorige. Olivier (aus der Mitte).

Olivier.

Ach, mein Gott! gnädigſter Herr! Alles iſt verloren!

König.

Was haſt du Olivier?

Olivier.

Der Feind hat das Schloß umrungen, die wenigen Soldaten, die Euch begleiteten, konnten ihm keinen Widerſtand leiſten, auch hatten ſie keinen Anführer. Was iſt nun zu thun?

König.

Wir müſſen uns vertheidigen.

Olivier.

Es iſt unmöglich, ihre Anzahl iſt zu beträchtlich.

Marot.

So müſſen wir der Gewalt Liſt entgegen ſetzen.

Margaretha.

Bruder, in jenem Kabinette ſind deine Schriften, die wir dem Feinde nicht überlaſſen dürfen.

König.

Du haſt Recht. Es ſind wichtige Briefe von dem

Commandanten der deutſchen Truppen, ich will ſie ſogleich zu mir nehmen. (Will ins Kabinett.)

Marot.

Vor Allem, mein König, laßt Euren Mantel und Hut hier, damit man Euch nicht erkennt.

König

(wirft Mantel und Hut ab, und eilt ins Kabinett).

Marot.

Gott ſey Dank! (Zu den Uebrigen.) Jetzt unterſtützt mich!

Margaretha.

Was wollt Ihr thun?

Marot

(hängt den Mantel um, und ſetzt den Hut auf).

Für einmahl König ſeyn. Fürchtet nichts; umgebt mich Alle.

(Er ſetzt ſich. Die Andern ſtellen ſich um ihn herum.)

Zehnter Auftritt.

Vorige. Ruttli. Mehrere Schweizer-Soldaten.

Ruttli (im Eintreten).

Beſetzt ſorgſam jeden Ausgang. (Zu den Anweſenden). Seyd ruhig meine Lieben, Ihr habt nichts zu fürchten. Ich bin Soldat und halte auf Ehre und Pflicht. Ueberliefert mir nur den König; denn, daß er hier iſt, das wiſſen wir gut.

Diana.

Wie könnt Ihr glauben, daß wir Euch unſern König ausliefern werden?

Ruttli.

Tod und Teufel! keine Widerſetzlichkeit! Den König muß ich haben, oder —

Marot.

Meine Freunde, Euer Widerſtand iſt vergebens. (Steht auf mit Würde.) Hier iſt der König.

Ruttli.

So? Nun, ſeyd ſo gut, Sire, und gebt mir Euer Schwert.

Marot.

Hier! (Uebergibt es.)

Ruttli.

Ihr habt uns den Schwank gewiß nicht zugetraut. Das heißt überrumpeln, nicht wahr? Ha, ha, ha! Ja, unſere Spionen ſind Teufelskerls, haben Naſen wie Spürhunde, witterten Euch ſchon von ferne. Nun, ſeyd guten Muthes, wir werden Euch behandeln, wie es einem erhabenen Gefangenen ziemt. Ihr ſollt allmögliche Freyheit genießen, könnt eſſen, trinken, ſchlafen und lachen, wenn Ihr wollt.

Margaretha.

Sire, wir bleiben an Eurer Seite.

Ruttli.

Wird nicht geſtattet. Der König geht mit mir, und Alles, was Frauenzimmer heißt, bleibt unter Bedeckung hier auf dem Schloſſe zurück; ich habe meine guten Urſachen dazu. Der König iſt nun einmahl mein; auch Diana von Poitiers muß ich ausforſchen.

Diana.

Was wollt Ihr von Dianen?

Ruttli.

Was kümmert das Euch?

Diana.

Ich bin Diana von Poitiers.

Ruttli.

Ihr? Herrlich! So hab' ich mit einmahl ein doppeltes Ziel erreicht. Sollſt's bald erfahren, mein Täubchen, was ich von dir will. Unterdeſſen könnt auch Ihr von dieſem Schloſſe Abſchied nehmen.

Diana (für ſich).

Was hör' ich? (Laut, indem ſie ſich ehrfurchtsvoll vor Marot beugt.) Lebt wohl, gnädigſter Herr! (Leiſe und ſchnell zu ihm.) Dieſe That ſoll Euch vergolten werden.

Nuttli.

Iſt es Euch gefällig, Sire! ſo wollen wir aufbrechen. — Meine Damen, bald bin ich wieder bey Euch.

Marot.

Lebt wohl! liebe Schweſter. Lebt wohl ſchöne Diana! (Leiſe und ſchnell zu Diana.) Sorgt für die Rettung des Königs! (Er wird abgeführt.)

Eilfter Auftritt.

Margaretha, Diana, Bathilde, Olivier.

Diana.

Braver Marot! Dir allein dankt der König ſeine Befreyung.

Margaretha.

Noch ſeh' ich nicht ein, was dieſe Liſt uns nützen kann? Das Schloß iſt vom Feinde beſetzt, und der König befindet ſich noch immer hier.

Diana.

Wenigſtens gewinnen wir Zeit. Indeſſen kann Bayard anrücken, und das Schloß entſetzen.

Margaretha.

Ich gehe nun zu Franz, um ihn von dem Vorgefallenen Nachricht zu geben.

(Geht mit Bathilde in's Seitengemach ab.)

Zwölfter Auftritt.

Diana, Olivier.

Diana.

Nun, Olivier? Und du bleibſt hier?

Olivier.

Vielleicht nicht gar zu lange. Es muß doch jemand es wagen, aus dem Schloſſe zu entkommen, um dem Ritter Bayard von unſerer Lage Nachricht zu bringen, und dieſer Jemand will ich ſeyn.

Diana.

Wie? Du wollteſt? —

Olivier.

Warum nicht? Ich kenne genau jeden Winkel dieſes Schloſſes. Tief unten im Gewölbe hab' ich einmahl eine Thür entdeckt, die mich in einen langen Gang führte, an deſſen Ende ich mitten im Walde ſtand. Wenn Ihr mir's erlaubt, ſchönes Fräulein, ſo wollte ich's verſuchen.

Diana.

Wenn du dich nur keiner zu großen Gefahr ausſetzeſt.

Olivier.

Gefahr? Für meinen König und — für Euch beſtehe ich muthig jede Gefahr. Wär' ich nur alt und groß genug, Ihr ſolltet Wunder der Tapferkeit von mir ſehen, wenn es darauf ankäme, Euch und unſern Herrn aus einer Gefahr zu retten. Und wenn ich zwanzigmahl ſtürbe und zwanzigmahl wieder geboren würde, ſo freute ich mich deſſen nur darum, um immer neuerdings wieder für Euch ſterben zu können. — Und nun, lebt wohl, ſchönes Fräulein! Jetzt geht's durch den langen Gang ſchnurſtracks zu unſeren Vorpoſten. Die Wachen werden mich anrufen: „Halt! Wer da?“ — Franz und die Liebe werde ich ſchreyen; die Schnurbärte machen mir Platz, und ich — (indem er abläuft) nun, binnen einer Viertelſtunde ſollt Ihr ſehen, was Olivier gethan hat.

(Ab.)

Dreyzehnter Auftritt.

Diana, Ruttli (tritt ein).

Ruttli.

Nun ſchönes Fräulein, da bin ich wieder. — Seyd doch nicht ſo beklommen, Ihr habt ja von mir nichts zu befürchten. Euer Vater, Ritter Johann von Poitiers, hat mir Befehle gegeben, welche Euch betreffen.

Diana.

Mein Vater?

Ruttli.

Nun ja! Er iſt in unſerem Lager, und commandirt den rechten Flügel der Armee.

Diana (erſtaunt).

Mein Vater? Commandant der Schweizer?

Ruttli.

Unſer Herr, Carl Bourbon, hält viel auf ihn.

Diana.

Schreckliche Nachricht! Mein Vater verbündet mit den Feinden ſeines Königs?

Ruttli.

Und ich der Hauptmann Ruttli, der ſchon 17 Schlachten mitgemacht, und 12 ehrenvolle Bleſſuren aufzuweiſen hat, ich bin ſein beſter Freund. Er hat mir auch ſeine Tochter Diana zum Weibe verſprochen, wenn ich ihm den König gefangen brächte. Nun, Gott ſey Dank, den hab' ich! Alſo — Ihr antwortet nicht? Seht mich nicht einmahl an? — So hört doch nur: Ich der Hauptmann Ruttli, der den König von Frankreich gefangen nahm, mache mich nun freywillig zu Eurem Gefangenen.

Diana (für ſich).

Gott! welche Lage!

Nuttli.

Ohne mich zu rühmen, Ihr bekommt den braveſten Offizier der ganzen Schweizer-Armee zu Eurem Gemahl.

Diana (für ſich).

Mein Vater im Bunde mit dem Connetable von Bourbon? Iſts möglich?

Nuttli.

Träumt nicht ſo lange, und folgt mir, ich bringe Euch zu ihm.

Diana.

Laßt mich!

Nuttli

(faßt ſie am Arme).

Tod und Teufel! Ihr wollt Euch widerſetzen?

Diana.

Ach, erbarmt Euch! ſeyd menſchlich! hört mein Flehen!

Nuttli.

Wozu das Gewinſel? Kommt nur, kommt! (Will ſie mit ſich fortziehen.)

Diana.

Hülfe! Hülfe!

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Der König
(ſtürzt aus dem Kabinet und packt Ruttli bey der Bruſt).

König.

Halt ein, Elender!

Ruttli (erſchrocken).

Wer wagt es, ſo mit mir zu ſprechen?

König.

Der König!

Ruttli.

Was für ein König?

König.

Der König von Frankreich.

Ruttli.

So? Wie viel Könige von Frankreich gibt es denn? (Ruft.) He! Soldaten!

(Einige Soldaten treten ein.)

Ruttli.

Bemächtigt Euch dieſes Mannes, und fort mit ihm in's Lager!

Fünfzehnter Auftritt.

Vorige. Triboulet (eilt durch die Mitte herein), **Margaretha** (aus dem Kabinet).

Triboulet.

Was ſoll denn der Lärmen, der bereits ſchon eine Stunde dauert? Was gibts denn hier? (Für ſich.) Was ſeh' ich? Der König in den Händen ſeiner Feinde? (Zu Ruttli.) Was wollt Ihr denn da?

Ruttli.

Den gefangenen König von Frankreich in's Lager transportiren.

Triboulet.

Den König von Frankreich? (Er muſtert alle Anweſenden.) Wo iſt denn der König von Frankreich?

König

Nun, ſiehſt du nicht?

Triboulet

(lacht aus vollem Halſe).

Ha! ha! ha! Du, der König? Ha! ha! ha! Das iſt ja luſtig zu vernehmen. Ha! ha! So ſehen die Könige aus.

Ruttli.

Zum Teufel! iſt er's, oder iſt er's nicht?

Triboulet.

Sagt mir einmahl, habt Ihr noch nie von Triboulet, des Königs Hofnarren ſprechen gehört?

Ruttli.

Ja, ja, ſoll ein luſtiger Burſche ſeyn, voll Schnacken und Schwänke.

Triboulet.

Kennt Ihr ihn von Perſon?

Ruttli.

Nein!

Triboulet

(indem er ihn gegen den König dreht).

Nun, ſo ſeht, da ſteht er.

Ruttli.

Der iſt's! (Lacht laut auf.) Ha! ha! ha! Hab' ja immer gehört, man muß über den ſchnurrigen Kumpan lachen, man mag wollen, oder nicht. Ha! ha! ha! Da ſeh' ein Menſch den neuen Schwank an!

Triboulet (lacht mit).

Ja, ja, es iſt gerade um des Teufels zu werden!

König.

Ich bin ja —

Ruttli.

Der Hofnarr, und haſt König werden wollen. Ha! ha! ha! Das macht mir Spaß.

König (auffahrend).

Triboulet!

Triboulet (zum König).

Ereifre dich nicht! (Zu Ruttli.) Glaubt mir auf's Wort, Capitän, er iſt der Hofnarr. Einer von uns Beyden iſt's gewiß, und Ihr werdet doch erlauben, daß ich keinen Narren gleich ſehe?

Ruttli.

Ja, ja! Er iſt's gewiß. Sieh nur das verſchmitzte Geſicht.

Triboulet.

Ich ſehe, Ihr ſeyd ein guter Phyſiognom.

König.

Triboulet, du treibſt den Spaß zu weit.

Ruttli (lacht laut auf).

Seht, jetzt wird er wieder ernſthaft. Ha! ha! ha! (Zu den Soldaten.) So lacht doch, Ihr Beſtien, daß Euch die Seele wackelt, ich erlaube es Euch.

(Die Soldaten lachen laut.)

Ruttli (zum König).

Jetzt ſage mir aber, warum gabſt du dich für den König aus?

Triboulet.

Er wollte ſchon lange wiſſen, ob das Befehlen beſſer ſey, als das Gehorchen.

König.

Würde ich mich wohl in dieſem Augenblicke der Gefahr für den König ausgeben, wenn ich's nicht wirklich wäre?

Triboulet.

Das iſt ja ein Beweis mehr wider dich; denn es gehört wirklich nur ein Narr dazu, in dieſem Augenblicke den König vorſtellen zu wollen.

Nuttli.

Da habt Ihr recht.

Triboulet (mit Würde).

Darum führt mich in's Lager, und laßt den Narren frey.

Nuttli.

Nichts, nichts! Den König haben wir, jetzt muß der Narr auch mit; der ſoll ihm zu lachen machen, und ihn tröſten.

Triboulet (für ſich).

Verdammt! Mein Plan iſt zu Waſſer geworden. (Leiſe zum König.) Verzeiht, Sire, die Meinung war gut.

König.

Eine ſolche Liſt iſt meiner unwürdig. Kommt!

Sechzehnter Auftritt.

Vorige. Olivier (an der Spitze franzöſiſcher Soldaten).

Olivier.

Gott ſey Dank! ich komme noch zur rechten Zeit. Sire, kaum war ich aus dem Schloß, als ich auf eine ſtreifende Abtheilung unſerer Truppen ſtieß. Ich erzählte dem Anführer derſelben unſere Lage. „Der König in Gefahr?“ ſchrie der brave Mann, und gab mit blitzendem Auge ſeinem Pferde die Spornen. „Rettet den König!“ ſcholl es aus jedem Munde. Ich warf mich zu dem Hinterſten aufs Roß und wir ritten den Schweizern entgegen. Wir drangen vor, Alles ergab ſich, ſtreckte die Waffen, und ich eilte voraus, Euch dieſe glückliche Nachricht zu überbringen.

Ruttli.

Tod und Teufel! Wenn das nicht ein Blendwerk iſt, ſo bin ich jetzt der Gefangene.

Triboulet.

So geht es im Kriege. Wer gefangen nehmen will, wird oft ſelbſt gefangen.

Olivier.

Sire, hier iſt eine Depeſche, die der Ritter Bayard dem Anführer an Euch übergab.

König (zu Ruttli).

Capitän, Euch ſchenke ich die Freyheit, mit der Bedingniß, daß Ihr in Euer Land zurückkehrt, und nie mehr gegen mich dient.

Ruttli.

Ich will darauf ſchwören, wenn Ihr's ſo haben wollt. (Im Abgehen für ſich.) Tod und Teufel! jetzt hat die Hochzeit auch der Belzebub geholt. (Ab.)

Siebenzehnter Auftritt.

Vorige, (ohne Ruttli).

König

(lieſt die Depeſche).

„Ein Landmann von dem Gute des Grafen Morette, der lange Zeit auf den Alpen wohnte, und jeden Stein auf denſelben kennt, beſchrieb uns einen Weg, auf welchem wir, ohne auf den Feind zu ſtoßen, nach Piemont kommen können.“ (Unterbricht ſich.) Wenn das wahr iſt, ſo iſt Mailand unſer! (Fährt fort.) „Eilet, Sire, auf dem Wege nach Saluce in die Meierey am Roc-par Vieres, dort werden wir uns treffen!“ — Gut — recht gut! Wir müſſen ſogleich aufbrechen; allein, ein großes Corps im Eilmarſch begriffen, könnte nicht ſo leicht der Aufmerkſamkeit der Feinde entgehen.

Diana.

Darum glaube ich, wir ſollten uns vertheilen und in ſehr kleinen Abtheilungen, verkleidet, auf verſchiedenen Wegen dem beſtimmten Ziele entgegen eilen.

König.

Das iſt auch mein Wunſch.

Margaretha.

Aber der arme gefangene Marot?

König.

Wir wollen ihn bald befreyen. Olivier, guter Junge! ich bin dein Schuldner!

Olivier.

Möchtet Ihr mich doch nie bezahlen, gnädigſter Herr!

König (zu Triboulet).

Auch wir haben noch mit einander zu ſprechen.

Triboulet.

Darüber, daß der Narr König werden wollte, und den König zum Narren machte? Bedenkt, Sire: Der Zweck heiligt die Mittel!

König.
Folgt mir nun, meine Freunde!

(Alle ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Ende des erſten Akts.

Zweyter Akt.

(Die Bühne ſtellt das Innere eines Meierhofes vor. Rechts der Eingang in's Wohnhaus. Im Hintergrunde ein Zaun, über welchem man rückwärts auf die Gebirge ſieht. Ein Tiſch und eine Bank ſtehn vor dem Hauſe.)

Erſter Auftritt.

Roſa, allein,
(ſitzt auf der Bank und ſpinnt).

Das mein Vater ſo lange ausbleibt! — Ich bin ſo unruhig. — Was hat er ſich denn auch in Kriegsſachen zu miſchen? — Und Robert, der böſe Robert kommt auch nicht. — Die ganze Gegend iſt ringsumher mit Soldaten beſetzt, und mich armes Mädchen laſſen ſie allein. — Mir iſt ſo bange! —

Zweyter Auftritt.

Roſa, Olivier
in einem einfachen Kleide, ſchleicht durch die Zaunpforte herein).

Olivier.

Ich weiß wahrhaftig nicht, wo ich bin. Es iſt doch entſetzlich dumm von mir, mich zu verirren. (Erblickt Roſa.) Ah, da iſt Jemand! (Tritt vor und faßt ſie am Arm.) Schönes Mädchen.

Roſa
(ſchreyt laut auf).

Ah! — Wie habt Ihr mich doch erſchreckt!

Olivier.

Seh' ich denn ſo ſchrecklich aus?

Roſa.

Das eben nicht; aber ich ſah Euch nicht herein gehen.

Olivier.

Ich bitte Euch, ſagt mir doch, wo ich mich denn eigentlich befinde?

Roſa.

Ihr ſeyd in dem Meierhofe von Roc-par-Vieres.

Olivier (freudig).

Das iſt gut! das iſt vortrefflich! (Bey Seite.)

Mein Gott! ich ſehe noch Niemanden; wie ich um ſie beſorgt bin. (Laut). Sage mir doch, ſchönes Kind, ſind heute ſchon viele Leute hier vorbey gekommen?

Roſa.

Seit Krieg im Lande iſt, wird dieſer Weg von Soldaten beſucht.

Olivier (bey Seite).

So ſind ſie noch nicht da.

Roſa.

Ich — ich bin zwar nicht neugierig, aber ich möchte doch gar zu gerne wiſſen, wo Ihr herkommt?

Olivier.

Ich komme vom Hofe des Königs.

Roſa.

Ach, da muß es ſchön ſeyn, am Hofe des Königs!

Olivier.

Willſt du mit mir dahin gehen?

Roſa.

Geht, Ihr habt mich zum Beſten. Ein armes Bauernmädchen, wie ich bin, die würde man dort ſchön über die Achſel anſehen.

Olivier.

Glaube das nicht. Wenn man ſo hübſch iſt, wie du, iſt man überall willkommen.

Roſa.

Nein, nein! ich mag nicht mitgehen; ich weiß ſchon, wie es dort zugeht. Mein Vater hat mir ſchon gar viel davon erzählt.

Olivier.

Zum Beyſpiel?

Roſa.

Die Hofleute, ſagt er, haben viel Gold und Edelſteine, aber auch viel Zank und Verdruß. Sie wohnen in ſchönen großen Schlöſſern, und ſind doch nicht glücklich, weil die Zufriedenheit nicht in ihrem Herzen wohnt, ſagt der Vater.

Olivier.

Komm nur mit mir, du wirſt ſehen, daß das Alles nicht ſo iſt, wie der Vater ſagt.

Roſa.

Nein, ich bedanke mich!

Olivier (für ſich).

Wahrlich, ein allerliebſtes Mädchen! (Laut.) Komm nur, bei Hofe lebt man himmliſch, man liebt ſich, umarmt ſich, küßt ſich! — (Will ſie küſſen.)

Dritter Auftritt.

Vorige. **Moriz** (aus der Mitte).

Moriz.

Halt! Was ſoll das?

Roſa.

Ach, mein Vater!

Moriz

(auf Olivier deutend).

Was will der junge Burſche da?

Roſa (leiſe zu ihm).

Still, Vater! Er iſt ja vom Hofe des Königs!

Moriz.

So? (Sieht ihn verdächtig an, und rückt endlich die Mütze.) Seyd mir wilkommen!

Roſa.

Nun, lieber Vater? iſt Euer Anſchlag gelungen?

Moriz.

Ja. Aber ſprich nicht ſo laut vor Leuten, die du nicht kennſt. (Sie treten an die Seite.)

Roſa.

Habt Ihr auch den König ſelbſt geſehen, Vater?

Moriz.

Nein, das habe ich nicht, ich konnte nur mit ſeinen Generalen ſprechen; aber dieſe haben mich alle recht freundſchaftlich empfangen.

Olivier (bey Seite).

Was mögen dieſe wohl für Geheimniſſe haben?

Roſa.

Ihr habt ihnen da einen großen Dienſt erwieſen, und wenn der König großmüthig iſt, ſo wird er Euch gewiß reichlich dafür belohnen.

Moriz.

Pfui, Roſa! Glaubſt du, dein Vater denke an Lohn, wenn er ſeinem Vaterlande einen Dienſt erweiſen kann?

Vierter Auftritt.

Vorige. Der König .
(als Troubadour gekleidet, tritt ſchüchtern in den Hof).

König.

Wie? Wenn der Zufall mich vielleicht doch recht geführt hätte?

Roſa.

Vater! ſchon wieder ein Fremder!

Olivier (bey Seite).

Der König! (Leiſe zu ihm.) Gnädigſter Herr! Ihr ſo allein?

König (eben ſo).

Olivier! — Ich wollte den Weg abkürzen, und verirrte mich. (Laut.) Aber wo bin ich hier?

Moriz.

Auf der Meierey von Roc-par-Vieres.

König. (für ſich).

Gott ſey Dank! (Zu Moriz.) Lieber Mann, wollt Ihr uns nicht einige Erfriſchungen bringen? Ihr ſollt es nicht umſonſt thun.

Moriz.

Gleich, gleich meine Lieben. Aber ich bin kein Gaſtwirth, der ſich ſo eine Kleinigkeit bezahlen läßt. Dieſe kleine Wirthſchaft iſt die Frucht meines Fleißes, ſie iſt nicht groß, aber ſie nährt mich hinlänglich, und wird auch meine Tochter da, ſammt ihrem künftigen Manne nähren.

Olivier.

Wie? Eure hübſche Tochter wird ſich verheirathen?

Roſa.

Ja, das werd' ich, vielleicht ſchon in einigen Tagen, und der ſchmuckſte Burſche im ganzen Canton wird mein Mann.

Moriz.

Da läuft er eben daher.

Roſa.

Robert, Robert! — Was muß ihm geſchehen ſeyn? — Seht nur Vater, wie ihm der Schweiß von der Stirne tropft.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Robert (übers Gebirg).

Robert.

Ach Gott, ach Gott! Vater Moriz! was hab' ich gehört?

Moriz.

Nun? was gibt's denn?

Robert.

Schrecklich! Entſetzlich! Hört nur, hört nur!

Moriz.

So rede, wenn ich hören ſoll!

Roſa.

Geſchwinde, Robert, rede! Du machſt mir bange!

Robert.

Vater Moriz! ich bin verloren! ich überleb's nicht! Der König —

Alle.

Der König?

Robert.

Iſt gefangen! —

Moriz.

Gefangen?

Robert.

Von den Schweizern.

König

(zu Olivier lächelnd).

Wie gefällt dir dieſe Neuigkeit?

Moriz (zornig).

Ihr könnt noch lachen? Ihr müßt ein paar ſchöne Herren ſeyn.

König.

Ich liebe den König, wie mich ſelbſt; aber daß er gefangen ſeyn ſoll, das kann ich nicht glauben.

Robert.

Ihr zweifelt? Ich ſage Euch aber, er *iſt* gefangen.

Moriz.

Aber ſo erzähle nur, Robert, wie das zuging? Es iſt noch nicht zwey Stunden, daß ich mit ſeinen Generalen ſprach; dieſe wußten noch nichts davon.

Robert.

Thut nichts. Die Schweizer haben durch ihre Spionen ausgekundſchaftet, daß ſich der König mit einer ſehr kleinen Bedeckung auf dem Schloſſe bey Guiletre befände, ſie drangen hinein, nahmen den König und führten ihn ins Lager. Der dicke Jakob hat mirs erzählt, der hat den König vorbeyführen geſehen, und ihn an ſeinem Mantel und der weißen Feder auf dem Hute erkannt.

König (bey Seite).

Der arme Marot! (Laut.) Wenn es ſo iſt, will ich Euch glauben; aber thut Euch denn das ſo ſehr leid?

Moriz (auffahrend).

Ob es uns leid thut? Zum Henker auch! Was iſt das für eine Frage? Ob es uns leid thut! wenn man unſern guten König gefangen nimmt? Seyd Ihr verheirathet? Habt Ihr Kinder?

König.

Nein.

Moriz.

Nun, da kann ich mit Euch nicht reden, Euch nicht fragen, wie es Kindern ſeyn mag, wenn man ihnen ihren lieben Vater nimmt.

König

(drückt Morizen gerührt die Hand).

Ungefähr ſo, wie dem Vater, wenn man ihn ſeiner Kinder berauben wollte.

Roſa.

Aber wo führen ſie ihn denn hin?

Robert.

Nun, ich habs ja ſchon geſagt; in ihr Lager, wo ihn Johann von Poitiers übernimmt.

König (erſtaunt).

Johann von Poitiers, ſagſt du?

Robert.

Wie? das ſolltet Ihr noch nicht wiſſen? Johann von Poitiers iſt der Vater der ſchönen Diana; in dieſe hat ſich der König verliebt und ſie ihrem Vater geraubt, der nun, um ſich zu rächen, zu den Feinden übergegangen iſt.

König.

Ihr irrt Euch: Der König hat Diana nicht geraubt.

Robert.

Sagt es doch die ganze Welt.

König.

Und dennoch iſts nicht wahr. Aber Johann von Poitiers — ſollte wirklich unter den Schweizern?

Moriz.

Ja, das iſt gewiß. Der Connetable von Bourbon hat ihn durch tauſend Verſprechungen an ſich zu locken gewußt.

König.

Ich erſtaune! Diana am Hofe des Königs, und der Vater an der Spitze ſeiner Feinde.

Moriz.

Ja, das können wir auch nicht zuſammen reimen.

Robert
(blickt in den Hintergrund).

Vater, Vater! Eine Menge Soldaten kommen hierher.

Olivier (zum König).

Das ſind ſicher unſere Truppen.

König.

Komm ihnen entgegen!

Olivier.

Mein Gott! ſie kommen von Saluce her, es ſind Schweizer!

König (zu Olivier).

Schweizer? Gott! ſollten ſie auch dieſen Aufenthalt ausgeſpürt haben?

Sechster Auftritt.

Johann von Poitiers. Mehrere Schweizer-Offiziere. Soldaten.

Poitiers
(zu einem Offizier).

Sorgt, daß überall Wachen ausgeſtellt werden.

(Der Offizier geht mit Soldaten ab.)

Poitiers.

Wo iſt der Herr dieſes Meierhofes?

Moriz.

Hier, gnädiger Herr!

Poitiers.

Ich werde mit meinen Offizieren einige Tage hier wohnen. Man wird dir Alles bezahlen.

Moriz.

Verzeiht, gnädiger Herr —

Poitiers.

Keinen Widerſpruch, wenn Poitiers befiehlt —

König (zu Olivier).

Poitiers? Sieh, wie der Zufall uns zuſammen führt.

Moriz.

Komm Roſa, wir wollen Alles bereiten.

(Beyde ins Wohnhaus ab. Roſa folgt.)

Siebenter Auftritt.

Vorige, (ohne Moriz und Roſa).

Poitiers (für ſich).

Bald iſt er in meiner Gewalt, der ſolze König von Frankreich. Sogleich will ich ihn dem Connetable ausliefern, und ſo mich rächen für den Schimpf, den meine Familie durch ihn erlitt. Niemals erniedrigte ich mich zur kriechenden Hofſchranze, ich blieb Soldat, mit meinem Blute ihm ergeben, und zur Belohnung raubt er mir meine einzige Tochter! Carl von Bourbon war es, der mir die Binde von den Augen riß; und wenn ich gegen mein Vaterland diene, ſo liegt meine Entſchuldigung in dem Betragen ſeines Königs.

König (zu Olivier).

Er ſieht verſtört aus.

Olivier.

Wie kann man ruhig ſeyn, wenn man ſeine Pflicht vergeſſen hat?

Poitiers (zum König).

Wer biſt du, junger Mann?

König.

Ich bin ein Minneſänger, wandle von Land zu Land, von Burg zu Burg, und lebe von meiner Laute.

Poitiers.

So was mag ich gerne hören.

König.

Wollt Ihr ein Pröbchen meiner Kunſt?

Poitiers.

Kannſt es verſuchen.

König.

Wollt Ihr eine Romanze?

Poitiers.

Iſt mir zu traurig.

König.

Einen Liebesſchwank?

Poitiers.

Macht mich gähnen.

König.

Alſo ſo etwas Kriegeriſches?

Poitiers.

Meinetwegen.

König

(nimmt ſeine Laute, accompagnirt ſich, und ſingt folgendes Liedchen in einer ganz einfachen Melodie, indem er Poitiers bedeutend dabey fixirt).

Sey unbekümmert Vaterland,
Wenn Krieg von Außen dir droht,

Es knüpft die Ehre, das ſtärkſte Band,
Die Edlen an König und Vaterland,
Und keiner verläßt's in der Noth,
Keiner! Keiner!

Poitiers
(verwirrt aufgebracht).

Was ſoll dieſer Blick, Bube?

König.

Nun, ich muß Euch doch anſehen, wenn ich Euch etwas ſinge?

Poitiers.

Weißt du, mit wem du ſprichſt?

König.

Mit Johann von Poitiers.

Poitiers.

Mit einem alten Krieger, der auch weiß, was Ehre iſt.

König.

Ich hörte, daß Ihr lange Zeit mit Ruhm unter den franzöſiſchen Fahnen gefochten habt; aber wie mirs ſcheint, ſo ſeyd Ihr übergegangen.

Poitiers.

Ich hatte meine Gründe.

König (mit Gefühl).

Kann es einen Grund geben, ſeinen König zu verrathen?

Poitiers.

Verdammter Bube! Hielte mich nicht deine Jugend zurück!

Olivier.

Seine Aufrichtigkeit mißfällt Euch, gnädiger Herr? Iſt vielleicht doch die Schuld an Euch?

Poitiers.

An mir? an mir? Du kennſt den König nicht.

Olivier.

Ich kenne ihn nicht. Iſt das nicht Euer König, der ſo ſehr die Talente ſchätzt, der ſein Land über Alles liebt, deſſen Diadem weniger glänzt, als ſein gutes Herz, der ſein ganzes Glück in der Liebe ſeines Volkes ſucht? Iſt das nicht Euer König?

Poitiers.

Ich weiß Alles. Ich ſchätze ihn, aber ich kann ihn nicht lieben.

König.

Weil Ihr Euch nicht bemühtet, den König näher kennen zu lernen. Ich war öfters am Hofe, aber Euch ſah ich niemals da.

Poitiers (zornig).

Was kümmert dich das?

König (zieht ſich zurück).

Ich will mich entfernen.

Poitiers.

Nein, du bleibſt? Du biſt mir verdächtig.

König.

Ihr werdet mich doch meiner Wege gehen laſſ:n?

Poitiers.

Nein; vielleicht biſt du mehr, als du ſcheinſt. (Zü den Wachen im Hintergrunde.) Keiner von dieſen beyden wird hinausgelaſſen.

König.

Aber ich bitte Euch, gnädiger Herr! Bedenkt, ich habe ſeit heute Morgen nichts gegeſſen, ich bin hungrig, und wenn ich mir nichts verdiene, kann ich auch nicht bezahlen.

Poitiers.

Meine Soldaten werden hierher kommen, du kannſt ihnen etwas ſingen und ſie werden dir dafür zu eſſen und zu trinken geben. (Fixirt den König im Abgehen.) Die Geſtalt dieſes jungen Menſchen — ſeine Art, ſich auszudrücken — bey Gott, er iſt nicht was er ſcheint.

(In's Wohnhaus ab. Die Offiziere folgen.)

Achter Auftritt.

König, Olivier. (Wache im Hintergrunde.)

Olivier.

Nun ſind wir hübſch in der Klemme.

König.

Nur Muth! Komm, laß uns ins Haus treten, hier im Freyen könnte mich leicht ein Vorübergehender erkennen.

Olivier.

Dort kommen wieder Schweizer.

(Beide ins Wohnhaus ab.)

Die Wache.

Wer da?

Friburg (von Außen).

Schweizer!

Wache.

Paſſirt!

Neunter Auftritt.

Vorige. Friburg. Marot. Schweizer-Soldaten (treten in den Hof).

Friburg.

Ich erkenne mich hier gar nicht. Wir ſind irre gegangen. Wenn Eure Majeſtät hier ein wenig ausruhen wollen,

Marot.

Recht gerne.

Friburg.

Wir wollen durch einen Humpen guten Wein uns Kräfte ſammeln. — Heda!

Zehnter Auftritt.

Vorige. Robert (aus dem Hauſe).

Robert.

Was verlangt Ihr?

Friburg.

Wein her! guten Wein! für den König von Frankreich!

Robert.

Für den König? Sogleich den beſten, den wir haben. (Läuft ins Haus ab.)

Marot (für ſich).

Es iſt doch ein artiges Leben, König zu ſeyn.

Eilfter Auftritt.

Vorige. Triboulet (will in den Hof).

Wache (hält ihn auf).

Wer da?

Triboulet.

Franz und die Liebe!

Wache.

Paſſirt!

Triboulet (tritt ein).

Wache
(ſchreit in eben dieſem Augenblicke).

Kameraden, packt den Kerl, er iſt keiner von den Unſrigen, er hat ein falſches Loſungswort angegeben.

Triboulet (für ſich).

Verdammt! Wo bin ich da hin gerathen?

Friburg.

Ergebt Euch!

Triboulet.

Mein Gott, ich bin Euch ohnehin mit Leib und Seele ergeben.

Friburg
(auf Marot zeigend).

Sieh da, kennſt du dieſen?

Triboulet.

Ha, ha! Herr Bruder, ſeyd Ihr auch da?

Marot.

Burſch! mehr Reſpekt gegen deinen König.

Triboulet.

Ha, ha, ha! Der König? — Das iſt ja unſer Hofpoet.

Friburg.

Was? Er wäre nicht der König?

Triboulet.

Warum nicht gar. Ha, ha, ha!

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Ruttli (will in den Hof).

Wache.

Wer da?

Ruttli.

Schweizer!

(Die Wache läßt ihn ein.)

Triboulet.

Vortrefflich! der Capitän auch da?

Ruttli.

Tod und Teufel! Die haben mir warm gemacht.

War Sieger und mußte wieder kapituliren. Verdammte Hunde!

Friburg.

Ihr kommt eben recht Capitän. Hier iſt der Gefangene, den Ihr uns übergeben habt, und der da — (auf Triboulet) behauptet kühn, es wäre nicht der König.

Ruttli.

Zum Teufel auch! Mir kommen heut' ſchon ſo viele Könige vor, daß ich ſelbſt nicht mehr weiß, welcher der rechte iſt.

Friburg.

So ruft den Commandanten, der wird's beſſer unterſcheiden können.

Ruttli.

Das iſt ein kluger Einfall von dir. (Blickt in die offene Hausthür.) Da ſteht er eben. (Ruft.) Herr General! Herr General!

Dreyzehnter Auftritt.

Vorige. Poitiers, der König, Olivier, (treten aus dem Hauſe), Moriz und Roſa ſammt Robert (folgen mit Wein und Becher).
(Der König und Olivier bleiben im Hintergrunde ſtehen.)

Poitiers.

Was gibt es hier? Was wollt Ihr von mir, Kapitän?

Ruttli.

Was es gibt? Sonderbare Zufälle, teufliſche Verwicklungen, Herr General. — Fragt nur dieſe zwey Weſen da, die werden Euch ſagen, was im Schloſſe bey Guiletre mit mir vorging. Es wollte jeder König ſeyn, jetzt will's Keiner ſeyn.

Poitiers (zu Triboulet).

Nähert Euch! Wer ſeyd Ihr?

Triboulet.

Seht Ihr mir das nicht an, gnädiger Herr? Ich bitte Euch, laßt mich los. Sie haben Euch einen Bären mit mir aufgebunden. Ihr hebt nur Schande und Spott auf, wenn Ihr mich an den Connetable ausliefert. Ich ſag's Euch, laßt mich ruhig meines Weges ziehen. Ihr kennt den König, ſeinen Muth, ſeine Unerſchrockenheit, und ich zittre ja vor Euch wie ein Espenlaub, ich kann alſo unmöglich der König ſeyn.

Poitiers (zu Marot).

Wer ſeyd Ihr?

Marot.

Clement Marot iſt mein Nahme. Den Thron kenne ich nur vom Anſchauen, darauf habe ich nie geſeſſen, wohl aber deſto öfter auf dem Pegaſus. Seht, da dachte ich mir nun; weil der König ſchon öfter auf meinem Pegaſus geſeſſen hat, warum ſoll ich nicht auch einmahl auf ſeinem Throne ſitzen? Und ſomit wißt denn: König Franz iſt der König der Dichter, und ich der Dichter des Königs.

Poitiers (zu Triboulet).

Und welche Rolle begleitet Ihr bey Hofe?

Triboulet.

Ich, genannt Triboulet, bin der größte Monarch in der ganzen bekannten und unbekannten Welt. Mein Reich iſt das größte auf dem ganzen Erdball, unter meinen Unterthanen gibt es wenige Bettler, aber deſto mehr reiche Leute; denn wiſſet? ich bin der König der Narren, und zugleich der Narr des Königs.

Poitiers.

Ich ſehe, daß Ihr Euch die Mühe gabt, den König meinen Nachforſchungen zu entziehen, und kann Euch darum nicht tadeln; allein, meine eigene Sicherheit fordert nun — daß Ihr Beyde meine Gefangenen bleibt. (Zu Moriz.) Führt ſie in das ſicherſte Gemach, welches Ihr in Eurem Hauſe habt, ſie bleiben bis auf weiteren Befehl in engem Gewahrſam.

(Moriz geht ins Haus. Marot und Triboulet folgen mit der Wache.)

Poitiers.

Capitän, Ihr folgt mir!

(Geht mit Ruttli ins Haus ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Der König, Olivier, Friburg, Roſa, Robert, Wache.

Friburg.

Verflucht! Alſo iſt uns der König doch entwiſcht?

König (zu Olivier).

Leider noch nicht.

Roſa.

Du Robert, ich möchte den jungen Mann dort ſo gerne ſingen hören. Geh! ſags ihm doch.

Robert.

Wir wiſſen ja noch nicht, obs die Herren Soldaten erlauben. Frage ſie.

Roſa
(zu Friburg, indem ſie ſchüchtern zu ihm tritt und einen Knix macht).

Erlaubet Ihr wohl, Herr, daß dieſer Mann da uns etwas ſingen darf? Ich bitte.

Friburg.

Ja, ja er ſoll ſingen, ſo ſchmeckt's Trinken beſſer, (Zum König.) Mach' eins auf Burſch! (Zu den Uebrigen.) Kommt! thut Euch gütlich!

König.

Wenns Euch Vergnügen macht, will ich ſogleich meine Laute ſtimmen.

Fünfzehnter Auftritt.

Vorige. Diana, (als Mann) **Margaretha** (als Landmädchen gekleidet, erſcheinen im Hintergrunde auf dem Gebirge.) **Moriz** (aus dem Hauſe.)

Olivier (zum König leiſe).

Sire, ich ſehe dort auf dem Gebirge Menſchen, die Etwas zu ſuchen ſcheinen, und trügen mich meine Augen nicht, ſo iſt es Diana als Mann gekleidet.

König (ebenſo).

Diana? Wärs möglich? — Wir wollen thun,

als ob wir ſie nicht ſähen, um keinen Argwohn zu verurſachen.

Olivier.

Sie iſts! — Sie gibt mir ein Zeichen.

Friburg.

Nun? wie iſt's? Iſt die Laute bald geſtimmt?

König.

Ich bin fertig. (Er ſpielt das Ritornell zur folgenden Romanze.)

Olivier (leiſe).

Sie horcht aufmerkſam zu.

(Während der Romanze treten die Wachen immer näher und horchen aufmerkſam zu.)

Romanze.

Der König (ſingt).

Ein König einſt gefangen ſaß
Von Wächtern und Feinden umrungen,
Wohl freuten ſich die Herren baß,
Daß ihnen der Streich war gelungen!
Doch zagte der muthige König nicht,
Sein Auge ward nimmermehr trübe, —
Er lachte den Feinden ins Angeſicht,
Vertraute getroſt auf die Liebe.

(Er wiederholt den letzten Vers, indem er nach Diana blickt, die ihn verſtanden zu haben ſcheint).

Diana

(drückt die Ueberraſchung, den König hier zu ſehen, durch Zeichen gegen Margarethen aus).

König (ſingt).

Ein Zufall führt das Mädchen hin,
Zur Burg, wo der König verſperrt,
Er ſah ſie da vorüber zieh'n,
Schnell ſingt er, damit ſie ihn hört:
„Ich erkenne dich Mädchen im fremden Kleid,
Du kommſt mir zu brechen die Ketten?
Sey wachſam, denn nur durch Vorſichtigkeit
Gelingt es vielleicht mich zu retten.“

(Er hört plötzlich zu ſpielen auf. Die Soldaten ſtaunen und bilden ein Tableau.)

Diana

(auf dem Berge, faßt die Melodie des Königs auf, und ſingt weiter).

Das Mädchen hört des Königs Ton,
Erwiedert mit bangem Erbeben:
„Herr! allen Wächtern ſprech' ich Hohn;
Für Euch wag' ich muthig mein Leben!“
(Indem ſie mit Margaretha dem Zaune näher kommt.)
Sie wagt es, ſich nun der Burg zu nah'n,
Mit bittender ſanfter Geberde,

Sie klopfet und erwartet dann,
Ob man ſie auch einlaſſen werde.
(Jetzt ſtehen ſie an der Thüre des Zaunes.)

Olivier

(zu Friburg, welcher ungeduldig wird).

Das iſt doch recht hübſch, daß der Burſch da oben geantwortet hat. Es kommt ordentlich ſo natürlich heraus, als ob's wahr wäre.

Roſa.

Zwei Minneſänger? Jetzt wird's luſtig werden!

Friburg (zu Diana).

Nur herein! Nur herein! Fürchtet Euch nicht! Kommt, trinkt und ſingt mit uns!

Diana

(tritt mit Margarethen ein).

Verzeiht, meine Herren, daß ich ſo frey war, da oben gleich mit zu ſingen.

Friburg.

Thut nichts. Du haſt uns damit recht gut unterhalten.

Diana.

Meine Schweſter beſchwazte mich dazu. Sie ſagte zu mir: „Bruder, du kannſt ja das Liedchen auch, ſinge die Antwort dazu.“

Margaretha.

Die Herren nehmens ja nicht übel, närriſcher Menſch, ſie ſind nicht ſo böſe.

Friburg.

Im Gegentheile, ich möchte die Geſchichte des gefangenen Königs weiter wiſſen.

Margaretha.

Wollt Ihr das? Nun, ſo will ich's Euch weiter erzählen, denn mit dem Singen zieht ſich Alles in die Länge und Breite.

Moriz (zu Roſa leiſe).

Roſa, mir kommt das Ding verdächtig vor; da ſteckt ein Geheimniß dahinter.

Diana
(leiſe zu Moriz.)

Ward nicht Ihr es, der dieſen Morgen den Ritter Bayard über die Alpen geführt hat?

Moriz.

Ich war's; aber —

Diana.

Still! man betrachtet uns. (Laut.) Schweſter, erkennſt du denn dieſen guten Mann nicht mehr, der uns einen ſo großen Dienſt erwieſen hat?

Margaretha.

Wahrhaftig, er iſt's! Vielleicht verſagt er uns auch ſeine Hülfe zum zweiten Male nicht.

Moriz.

Sprecht nur, ſprecht, ich diene gern Jedermann.

König
(leiſe zu Olivier).

Was haben ſie vor?

Friburg.

Nun? Wie iſt's denn mit der Geſchichte?

Margaretha.

Ja, gnädiger Herr. — Wenn ich etwa ſtottern ſollte, ſo hilf mir hübſch darein Bruder.

Diana.

Recht gern. — Nun gebt gut Acht! (Zum König.) Auch Ihr, damit Ihr etwa nicht glaubt, Ihr wüßtet die Geſchichte ganz allein.

Margaretha.

Der König der Longobarden alſo, wie Ihr ſchon gehört habt, war von allen Seiten mit Argus-Augen umgeben, auf jede ſeiner Bewegungen ſahen ſeine ſorgſamen Wächter, das Mädchen kam glücklich ins Schloß; aber wie ſollte ſie ihn nun ſeinen Verfolgern entziehen? Da war guter Rath theuer. — Doch, das liſtige Mädchen wußte die Wächter ſo geſchickt in's

Bockshorn zu jagen, daß man glauben ſollte, ſie hätten Alle den Staar in den Augen.

Alle.

Ha! ha! ha! Das iſt luſtig!

Diana.

Laß mich weiter erzählen, ich weiß, wie ſie's machte. — Aber warte Schweſter, um den Herren das Ding recht anſchaulich zu machen, muß jeder von Ihnen eine Rolle in der Geſchichte übernehmen. (Zu Friburg.) Ihr gnädiger Herr, Ihr ſeyd der General, der Schlaue, den man weder überliſten noch beſiegen kann.

Friburg.

Bravo, Bube! Der bin ich.

Diana (zu den Soldaten).

Ihr Uebrigen ſeyd die Soldaten. (Zu Moriz.) Und Ihr ſeyd jener brave großmüthige Mann, der Alles wagt, Alles unternimmt, um ſeinen König zu retten.

Moriz.

Dieſe Rolle freut mich.

Diana (zum König).

Und du, junger Kamerad, — willſt du nicht den König vorſtellen?

Friburg.

Dieſe Rolle iſt die ſchwerſte, die hätte mir gehört

König.

Laßt ſie mir! ich wills verſuchen, ob ich ſie ſpielen kann.

Robert.

Und ich, bin die mehreren Bauern.

Diana.

Und du, Schweſter, biſt Clementine, das Mädchen, die den König ſo ſehr liebt.

Margaretha (erzählend).

Um nun die Soldaten auf einen andern Sinn zu bringen, kommt Clementine auf einen Einfall, der dem König wohl zu ſtatten kommt. Sie wirft Hände voll Geld unter die Soldaten, und dieſe werden darüber gar nicht böſe, denn wer liebt das Geld nicht? Geld iſt der Schlüſſel zu allen Herzen; Geld macht Feinde zu Freunden, und ſogar die Sehenden blind.

Friburg.

Bey meiner Lanze, das Spiel gefiel mir noch beſſer, wenn Ihr's ſo natürlich machtet, wie es das Mädchen gemacht hat.

Margaretha (für ſich).

Das will ich auch. (Laut.) Unglücklicher Weiſe bin ich nicht ſo reich, wie Clementine. (Sie zieht einen Beutel hervor.) Dieſer Beutel, die Frucht unſerer Arheit und Sparſamkeit, faßt nur einige Silberſtücke in ſich, die wir in Eurem Lande verdienten.

Friburg.

Was Teufel! Ihr war't in der Schweiz? Iſt ein ſchönes Land, nicht wahr?

Margaretha.

O ja!

Friburg.

Ein wenig viel Berge.

Margaretha
(mit Bezug auf Moriz).

Aber großmüthige Bewohner.

Friburg.

Das glaub' ich! Man ſagt: wo kein Geld iſt, da iſt auch kein Schweizer; denn, um großmüthig zu ſeyn, braucht man doch Geld.

Margaretha
(läßt den Beutel klingen).

Dieſer Beutel iſt eine Probe davon. (Läßt ihn auf die Erde fallen, ſo daß die Silberſtücke herausrollen.) Mein Gott! wie bin ich ſo ungeſchickt!
(Die Soldaten lagern ſich auf die Erde, und ſammeln die Münzen auf.)

Robert.

Thut nichts; es iſt Euch nicht verloren!

Moriz (leiſe zu Diana).

Wo iſt denn der König.

Diana (ebenſo).

Nimm dieſe Münze, betrachte den Kopf und dieſen dort.

(Sie mengt ſich unter die Uebrigen, welche das Geld ſammeln und ſcheint mit zu helfen, ſtreut aber heimlich noch mehr aus.)

Moriz

(betrachtet die Münze und den König. Leiſe).

Er iſt's! Gott! er iſt's! — Kommt, kommt, gnädigſter Herr, benützt dieſen Augenblick, ich will Euch retten.

König.

Braver Mann!

Moriz

(führt ihn und Margarethen eilig zum Hof hinaus, kommt aber gleich wieder zurück).

Sechzehnter Auftritt.

Vorige, ohne König und Margaretha.

Moriz.

Nun, meine Kinder? Habt Ihr ſchon Alles beyſammen?

Friburg.

Aber warum hilfſt du denn nicht auch ſammeln?

Moriz.

O, ich habe ſchon geſammelt. (Für ſich.) Um eine gute That mehr.

Friburg.

Jetzt wird keines mehr auf der Erde liegen. (Zu Dianen.) Deine Geſchichte hat mir recht gefallen, ich wünſchte mehrere dergleichen anzuhören. Aber erzähle weiter.

Diana (verwirrt).

Ich weiß ja nichts weiter.

Friburg.

Wie? Du ſollteſt nicht wiſſen, ob der König gerettet worden iſt?

Diana

(indem ſie ſchnelle Blicke umherwirft).

Ich wünſche es — Ich wollte — aber ich weiß es nicht.

Friburg.

Vielleicht weiß dein Kamerad den Ausgang. — Nun — wo iſt er denn? — He Wache! Habt Ihr ihn hinausgelaſſen?

Wache.

Ich half hier das Geld von der Erde aufheben.

Friburg.

Ha, verdammt! er iſt entwiſcht! Jetzt ſtehen wir friſch! Jetzt werd' ich wohl meinen Kopf am längſten gehabt haben. (Zu Diana.) Verſchmitzter Bube! Du ſollſt für uns Alle büßen!

Diana (mit Gefühl).

Wenn er gerettet iſt, mit meinem Leben will ich büßen. (Sieht Poitiers kommen.) Was ſeh' ich? Mein Vater! Ich darf mich ihm noch nicht zeigen. (Tritt zurück.)

Siebenzehnter Auftritt.

Vorige. Poitiers. Nuttli (aus dem Hauſe).

Poitiers.

Eure Nachricht iſt mir über Alles werth. Dieſer verſtellte Minneſänger, ſagt Ihr, ſey der König? Welches Glück! er iſt in meiner Gewalt.

Friburg (bei Seite).

Soll heißen, er war.

Poitiers.

Nun muß er mir meine Tochter zurückgeben, oder vor meiner Rache zittern! (Zu Friburg.) Wo iſt der junge Sänger?

Friburg.

Da müßt' Ihr ſeine kleine Begleiterin fragen, die mit ihm entwiſchte.

Poitiers.

Was ſagt Ihr? Er wäre entwiſcht?

Friburg.

Man hat uns überliſtet!

Poitiers (zornig).

Alle Teufel! über Euch, Ihr Elenden! Setzt ihm ſogleich nach, er kann noch nicht weit ſeyn. (Moriz, Roſa, Robert gehen in's Haus ab. Alle Soldaten gehen ab.) Aber wer kartete dieſes Bubenſtück?

Friburg.

(auf Diana im Abgehen zeigend).

Der andere Sänger hier. (Folgt den Soldaten.)

Poitiers (zu Diana).

Mit deinem Kopfe ſollſt du mir dieſen Frevel bezahlen.

Diana (nähert ſich).

Wie? Ihr könntet wirklich ſo grauſam ſeyn?

Poitiers.

Ja, du ſollſt ſchrecklich — (Für ſich.) Wie mich doch das Geſicht dieſes Burſchen täuſcht! —

Diana (bey Seite).

Er kennt mich noch nicht.

Poitiers
(mit rauher Stimme, aber verwirrt).

Kühner Frevler, weißt du auch, wem du meiner Gewalt entzogen haſt? — Den König von Frankreich!

Diana.

Ich weiß es, und machte dadurch Euer Vergehen gegen den König wieder gut, da ich ihn Euren Händen entzog.

Poitiers.

Mein Gott! — ich weiß nicht — es iſt ihre Stimme! — aber dieſe Vermummung? —

Diana (bittend).

Vater! Vater!

Poitiers.

Sie iſt's! Diana komm' an mein Herz!
(Beyde ſtürzen ſich in die Arme.)

Poitiers.

Gott ſey Dank! ich habe dich wieder! In dieſem Augenblicke ſchwindet jeder Groll gegen deinen Räuber aus meiner Seele.

Diana.

Der König mich geraubt? Wer ſagt Euch das?

Poitiers.

Carl von Bourbon.

Diana.

Er hat Euch ſchändlich hintergangen. Ich folgte freywillig meiner Wohlthäterinn, der guten Herzoginn Margaretha, an den Hof des Königs.

Poitiers.

Wärs möglich? — Und ich ergriff die Waffen gegen mein Vaterland nur, um dich, meine Tochter zu rächen!

Diana.

Vater, Vater! noch iſt es Zeit. Verlaßt eiligſt die Truppen ſeiner Feinde, kommt mit mir, werft Euch zu den Füßen des Fürſten, er wird Euch vergeben.

Poitiers.

Ich Elender! was hab' ich gethan? O Gott! Wenn man ihn wieder gefangen, und an den Connetable ausgeliefert hätte.

Achtzehnter Auftritt.

Vorige. Friburg (kommt mit den Soldaten zurück).

Friburg.

Herr General, wir konnten es nicht wagen, den Flüchtling weiter nachzuſetzen, denn wir wurden in der Ferne franzöſiſche Fahnen gewahr. Eine große Anzahl Truppen marſchirte gegen uns her.

Diana.

Das iſt das Armeekorps des Ritter Bayard. Gewiß hat ſich der König mit ihm vereinigt. Gott ſey Dank, er iſt gerettet.

Ruttli.

Tod und Teufel! General, ſagt, was ſollen wir thun? Wir können mit unſerm kleinen Häufchen unmöglich Widerſtand leiſten, und ich — ich habe geſchworen, nicht gegen ihn zu dienen.

Poitiers.

Meine Herren kehrt zurück in das Lager, ſagt Carln von Bourbon: ich verlaſſe von heute an ſeine Fahnen, unter die ich nur aus Rachſucht getreten bin. Ich will nicht ferner gegen mein Vaterland, gegen meinen König fechten. Sagt ihm: er habe mich ſchändlich hintergangen, doch verſpreche ich ihm, nie gegen ihn zu agiren; zum Beweiſe deſſen lege ich noch heute meine Waffen ab.

Ruttli.

Werde ihm Alles melden. Jetzt aber lebt wohl, wir dürfen keine Zeit verlieren, ſonſt ſitzt uns der Satan Bayard mit der ganzen Armee auf dem Rücken (Zu den Soldaten.) Alſo richt't Euch! — Rechts um!

Marſch! Marſch! (Er marſchirt mit Friburg und den Soldaten im Doppelmarſche ab.)

Neunzehnter Auftritt.

Poitiers. Diana. Moriz, Roſa, Robert (kommen aus dem Hauſe.)

Roſa.

Vater! Robert! kommt nur, kommt!

Robert.

Sieh nur, Roſa, die Schweizer ziehen ab.

Poitiers (zu Moriz).

Ehrlicher Alter, laß nun die zwey Gefangenen frey.

Moriz.

Das thue ich von Herzen gern.

(Geht ins Haus ab.)

Zwanzigſter Auftritt.

Vorige. König Franz (ganz gerüſtet). Margaretha. Olivier (an der Spitze eines Trupps franzöſiſcher Soldaten mit fliegender Fahne kommen unter Feldmuſik über den Berg herab). Marot und Triboulet (treten zugleich mit Moriz aus dem Hauſe. Die Soldaten marſchiren in den Hof, und machen zu beyden Seiten Front.)

König.

Wie? Keinen Widerſtand? — Wo ſind die Schweizer?

Robert.

Sire, ſie ſind hingegangen, wo ſie hergekommen ſind; zu allen Teufeln!

Diana.

Margaretha!

Margaretha.

Liebe Diana!

König

(erblickt Poitiers und tritt zu ihm).

Ihr noch hier, Poitiers? Ich ſtehe nun nicht mehr als Minneſänger vor Euch, um Euch eine Lehre zu geben, ſondern als König um Euch zu beſtrafen.

Poitiers.

Ich hab's verdient, Sire.

Diana

(wirft ſich zu des Königs Füßen).

Gnädigſter Herr! Er iſt mein Vater. Er ward verführt, bereut aber jetzt ſeine Verirrung und ſeine Reue iſt wahr und aufrichtig. Er konnte Euch nicht Widerſtand leiſten, aber er überliefert ſich Euch freywillig.

Poitiers.

Mein Schickſal ſteht in Eurer Hand.

Diana.

Vergebt ihm! Ihr ſeyd ja Franz der Gute, Euer ganzes Volk nennt Euch ſo; wollt Ihr es gegen dieſen Einzigen nicht ſeyn?

König.

Steht auf! (Zu Poitiers, indem er ihm die Hand reicht.) Um dieſer willen ſey Euch vergeben.

Diana, Poitiers.

Mein König!

König.

Diana, Ihr bleibt doch an meinem Hofe?

Diana
(mit Würde).

Verzeiht, gnädigſter Herr, ich kann, ich darf meinen Vater nicht verlaſſen.

König.

Ich verſtehe dich. Ich bin dir ſo vielen Dank ſchuldig, und ich kann dir nicht vergelten; du willſt nicht, daß ich dir vergelte. Es ſey! Wer den Purpur trägt, muß für die ſanften Gefühle des Menſchen, für das Höchſte: Die Liebe, abſterben. Zieh' hin in Frieden mit deinem Vater und denke, daß es nur Eine Urſache gibt, warum Franz wünſchte nicht König zu ſeyn.

Diana (gerührt).

Gnädigſter Herr! Was ſoll ich in dieſem Augenblicke ſagen? Möchtet Ihr noch lange über Euer gutes Volk herrſchen, möchtet Ihr alle Eure Feinde beſiegen, die nur ſolche ſind, die Euch nicht kennen. Diana wird verborgen für Euer Wohl flehen, und nur dann vor Eurem Throne erſcheinen, wenn ſie einen Unglücklichen kennt, der verborgen ſchmachtet, und zu Euch ſprechen: Franz! helft dieſem, Dianen zu Liebe!

König.

Und dir Schweſter, dir Marot, Olivier, Triboulet, und dir ehrlicher Moriz, — welchen Dank bin ich Euch ſchuldig! Mein Gott! wie fühle ich mich in dieſem Augenblicke ſo ohnmächtig! Mit Schätzen lohnt ſich ſo etwas nicht; nehmt mein Herz, nehmt es ganz hin!

Alle.

Mein König!

König.

Armer Triboulet.

Triboulet.

Macht mich nicht öffentlich zu Schanden, Sire!

König.

Es gelang dir nicht, mich zu retten.

Triboulet.

Weil ich ein Narr bin.

König
(ſchüttelt ihm die Hand).

Guter Narr! — Freunde, bleibt heute um mich, mir iſt ſo wohl in Eurer Mitte! Niemand darf mir nun mehr ſagen: Ein Fürſt hat keine Freunde!

Marot.

Er hat ſie, doch muß er auch ſo gut ſeyn, als Ihr.

Alle.

Es lebe Franz der Erſte!

(Kriegsmuſik. Der Vorhang fällt.)

Ende des Luſtſpiels.

Die

in ein Weib verwandelte Katze.

Operette in einem Akt.

Nach

dem Franzöſiſchen

der Herren Scribe und Melesville.

Das Sujet, welches dieſer Operette zum Grunde liegt, iſt von Critikern bey Gelegenheit, als dasſelbe nach der Holtey'ſchen Bearbeitung gegeben wurde, vielfach getadelt worden. Nichts deſto weniger halte ich dafür, daß die Handlung, wie ich ſie verſtanden und auch ſie auszuführen mich bemüht habe, als eine gelungene Parodie romantiſcher Schwärmerey zu betrachten ſey. Ich ſtehe daher nicht an meine Bearbeitung dem Drucke zu übergeben, und glaube, daß, wenn ſich eine Sängerinn findet, die zugleich ſo viel Schauſpielerinn iſt, um der Rolle der Mimi den wahren Ton und Anſtrich der Parodie zu geben, ſich ein Componiſt immer an die Operette wagen könne, und dieſelbe nicht mißfallen werde.

J. F. Caſtelli.

Perſonen.

Guido, Sohn eines Trieſtiner Kaufmanns.
Marianne, ſeine Haushälterinn.
Mimi, Guido's Katze.
Digedi-Dagedi, ein indianiſcher Gaukler.

(Die Scene iſt zu Biberach in Schwaben.)

NB. Die Rolle der Mimi gebührt einer Schauſpielerinn, welche das naive Fach gibt, und klein und ſchmächtig iſt.

(Die Bühne ſtellt ein Gemach bey Guido vor. Im Hintergrunde eine Alkove mit einem etwas erhabenen Fenſter, bey welchem ein Ruhebett, mit Vorhängen verdeckt, ſteht. Zur Rechten des Zuſehers ein Tiſch, worauf ein Käſtchen von mittlerer Größe ſteht. Ueber dem Tiſche hängt ein Vogelbauer an der Wand. Zwey Seitenthüren, wovon jene rechts den allgemeinen Eingang bildet, jene links in ein anderes Gemach führt.)

Erſter Auftritt.

Marianne (allein).
Sie ſitzt am Tiſche und ſtrickt, auf ihrem Schooße liegt eine weiße Katze, ſchlafend.)

Der Herr kommt noch nicht. — Seit dieſem Morgen läuft er im ganzen Städtchen herum, und gewiß wieder umſonſt, darauf möcht' ich wetten. — Armer Herr! Der liebenswürdigſte junge Mann im ganzen Lande, ſo lieb, ſo brav — lieber Himmel! was hatte der Mann für gute Freunde, als er noch gute Tafeln gab, und jetzt — (bläſt durch die Finger) fort ſind ſie. Von allen denen, die bey uns geſpeiſt haben, blieb uns niemand treu, als da (auf die Katze zeigend) unſere kleine Mimi. — Du armes Mauzchen! (Die Katze ſtreichelnd.) Von dir werd' ich mich wohl auch noch trennen müſſen — die Köchinn des Herrn Rathes hat mir ſchon drey Gulden für dich geboten. Drey Gulden — es iſt himmelſchreyend! Der Balg allein iſt ſo viel werth, und dann erſt ihr Charakter! — Drey Jahre haben wir ſie nun ſchon, und ſie hat mich noch nicht ein einzigesmahl gekratzt — ſie zieht die lieben Krallen ein, was ſie nur kann, beſonders wenn der Herr mit ihr ſpielt — und dennoch werden wir ſie weggeben müſſen, ihretwegen ſelbſt, denn bald wird nicht mehr ſo viel da ſeyn, um uns ſelbſt zu ernähren. — Ach! das iſt ſchlimm. Die Katzen ſind noch meine einzige Freude, und ſeit dem Tode meines lieben Mannes hab' ich mir keine andere Paſſion vorzuwerfen.

Nro. 1. Lied.

(Indem ſie die Katze auf ihrem Schooſſe ſtreichelt.)

Etwas muß der Menſch ſtets lieben,
Wenn er pilgert auf der Welt;

Immer muß er etwas haben,
D'ran er ſich mit Neigung hält.
Einſtens mit achtzehn Jahren,
Da meine Wangen noch roſig waren,
Liebt' ich — noch denk' ich es gern —
Junge und ſchöne Herrn,
Und es ſchlug mir im Mieder,
Und ſie liebten mich wieder.
Aber die Roſen verblichen,
Und die Verehrer entwichen. —
Da liebt' ich ſpäter ſodann
Meinen ſeligen Mann,
Liebte ihn redlich und treu,
Höchſtens noch Einen dabey; —
Als auch dieſer mußte zahlen
Seine Schuld an die Natur,
Liebt' ich dann, und lieb' noch immer
Kleine hübſche Kätzchen nur.
Freylich ſind es falſche Thiere,
Aber darum liebe ich
Sie noch mehr, denn ſie erinnern
An meine einſtigen Liebhaber mich.

(Nach geendigtem Liede ſteht Marianne auf, und legt die ſchlafende Katze auf das Ruhebett, deren einen Vorhang ſie aufzieht, und dann wieder ſchließt, damit die Katze nicht von den Zuſehern geſehen wird. — Es wird von Außen geklopft).

Ach, das iſt der Herr! — Ich darf ihm nichts davon ſagen, daß ich die Mimi verkaufen will; denn er hat das Thierchen gar zu gern.

Guido (von außen).

Marianne! Marianne!

Marianne (öffnend).

Da bin ich ſchon.

Zweyter Auftritt.

Guido. Marianne.

Guido.

Ich dachte ſchon, auch meine gute Marianne würde mir nicht öffnen.

Marianne.

Ey nicht doch! — ich trug nur Mimi auf das Ruhebett, und das that ich hübſch langſam, um ſie nicht zu wecken.

Guido.

Das gute Thierchen ſchläft alſo? Es thut wohl daran. Im Schlafe allein iſt man noch glücklich — wenigſtens ſieht man die betrügeriſchen Menſchenlarven nicht.

Marianne.

Ach du lieber Himmel, Sie ſind ja ganz erboßt! Haben Sie von den Gläubigern Ihres Vaters nichts erhalten?

Guido.

Nichts. Der Eine wollte mich nicht kennen, der Andere ließ mich gar nicht vor, der Dritte — ha, ha, ha! ein recht komiſcher Kerl — ſagte mir geradezu, wo nichts iſt, da ſey nichts zu holen. Mehrere waren ausgefahren; denn ſeit ſie zu Grunde gegangen ſind, halten ſie Equipage.

Marianne.

Und Sie, armer junger Herr, kamen zu Fuße hieher.

Guido.

Und werde wohl auch ſo wieder abmarſchiren müſſen.

Marianne.

Was nützte es Ihnen alſo in dieſes Land zu kommen?

Guido.

Viel! — Reiſen bilden den Menſchen.

Marianne.

Verzeihen Sie mir, aber die Ihrigen lehrten Sie nur —

Guido.

Sag's heraus, alte Marianne, ſag's nur heraus! — lehrten mich dumme Streiche machen. Nun ja, mag ſeyn, der Nutzen ſteckt aber noch verborgen, man ſieht ihn nur nicht gleich. Nach Leipzig ging ich, um dort zu ſtudieren, und — ich ſtudierte zwar nicht, aber ich las den Werther und den Fauſt, und exaltirte ſo meine Ideen, und lernte die Literatur kennen. Dann ging ich nach Stuttgard, und eine hübſche, junge Ballettänzerinn ſtahl mir mein Herz. Marianne, du weißt wie ſie tanzte?

Marianne.

Ja, und Ihre Thaler tanzten auch.

Guido.

Dadurch lernte ich die Weiber kennen. Endlich hier in Biberach, woher ich kam, um noch einige Trümmer meines väterlichen Vermögens zu retten, erſchienen mir viele gute Freunde, welche mir den Ueberreſt meiner Erbſchaft verzehren halfen, und mir dann die Thüre vor der Naſe ſchloſſen — dadurch lernte ich das menſchliche Herz kennen. Siehſt du Marianne, daß ich was gelernt habe, worüber beklagſt du dich alſo?

Marianne.

Darüber, daß Sie nichts thun wollen, um ſich aus Ihrer unglücklichen Lage zu reißen. Warum ſchreiben Sie nicht an Ihren Onkel?

Guido.

Nenne mir ſeinen Namen nicht mehr! Er war es, der meinen Vater zu Grunde richtete — er iſt jetzt todt, der Himmel laſſe es ihm nicht entgelten!

Marianne.

Aber Ihre Couſine, mit der Sie einſt erzogen wurden, und die das Unrecht ihres Vaters wieder gut machen, und Ihnen ihre Hand reichen wollte — Sie haben ſich ihr ja nicht einmal perſönlich gezeigt.

Guido.

Und werd' es auch nie thun.

Marianne.

Und warum, wenn ich fragen darf?

Guido.

Erſtens, weil ich ſeit meiner verrathenen Liebe zu der Tänzerinn alle Weiber haſſe, und dann —

Marianne.

Dann?

Guido.

Weil ich eine andere Leidenſchaft im Buſen trage.

Marianne (erſchreckt).

Eine andre — und nicht für ein Weib? — Und wofür denn?

Guido.

Das wirſt du nie erfahren, — du nicht — und Niemand ſonſt; ich bin mir ja deſſen ſelbſt kaum bewußt, ich mag nicht davon reden, nicht daran denken. Still, ſtill!

Marianne.

Das muß ja etwas Schreckliches ſeyn.

Guido.

Schrecklich? Ja wohl — ſo ſchrecklich, daß, wenn es zum Beyſpiel möglich wäre in dich verliebt zu ſeyn, Marianne, es dagegen noch gar nichts wäre.

Marianne.

Was ſoll ich davon denken?

Guido.

Kein Wort mehr. Hier ſind nur zwey Fälle möglich entweder du verſtehſt mich, Marianne, und dann verſtehſt du mich auch; oder du verſtehſt mich nicht, und dann verſtehſt du mich wieder; denn ich verſtehe mich ſelbſt nicht.

Marianne

(die Hände über den Kopf zuſammenſchlagend).

O du mein lichtblauer Himmel! der liebe junge Herr, er hat den Verſtand verloren, er redet im Wahnſinn.

Guido.

Schrey nicht ſo, Marianne! Laß mich nun allein, damit ich meine Melancholie, meine Sehnſucht nähren kann.

Marianne.

Nähren Sie ſich, wenn Sie etwas haben — ich habe nichts.

Guido.

Gar nichts?

Marianne.

Ja, mir ſcheint das wenigſte Nichts iſt auch ſchon gar nichts.

Guido.

Und für uns alle Beyde nicht mehr?

Marianne.

Nicht mehr als nichts.

Guido.

Nun in's Himmelsnamen! Der Menſch kann ſich tröſten, er kann die Philoſophie zu Hülfe nehmen, aber das arme Thier — Sieh nur zu, Marianne, daß du etwas für die arme Mimi bekommſt.

Marianne

(nimmt einen Armkorb).

Ich will ſehen. (Für ſich.) Sein gutes Herz offenbart ſich doch immer. Ich muß nur gehen, und mit der Köchinn des Rathes den Handel abſchließen. Haben wir das Kätzchen ſo lange ernährt, ſo ſoll es jetzt auch uns ein paar Tage Nahrung geben.

(Sie geht ab.)

Dritter Auftritt.

Guido (allein).

(Mit ſtarken Schritten auf- und abgehend).

Ja, ich haſſe die Menſchen überhaupt, und die Weiber insbeſondere; und iſt noch ein Fünkchen Liebe in meinem Buſen, ſo ſoll ſie ſich zu andern Gegenſtänden hinneigen.

Nro. 2. Arie.

Die **Blumen** will ich lieben,
Die heitern Kinder der Flur,
Sie wachſen, blühen, duften,
Und folgen der Natur.
Die Roſe kann nicht lügen,
Und wenn ſie dich auch ſticht,
Du kannſt die Dornen ſehen,
Verborgen ſind ſie nicht.

Die **Sterne** will ich lieben,
Am hohen Himmelszelt,

Die diamantnen Lichter
Im Dunkel dieſer Welt.
Sie wandeln ihre Bahnen,
Gehorchend dem Geſchick,
Und macht der Tag ſie untreu,
Die Nacht bringt ſie zurück.

Die Thiere will ich lieben,
Dem Menſchen treu geſinnt,
Die, wenn er ſelbſt ſie ſchlaget,
Ihm zugethan noch ſind.
Lehrt auch Inſtinkt ſie beißen,
So ſchmerzt ja nur die Hand,
Das Herz — das Herz verwundet.
Der Menſch nur durch Verſtand.

Ja, du hatteſt Recht, Pygmalion, einen Stein zu verehren, zu lieben, er iſt nicht kälter als das Menſchenherz. (Er nähert ſich dem Ruhebette, und zieht einen Vorhang auf.) Das Kätzchen hier, man legt ihm Falſchheit bey, und doch, da alle meine Scheinfreunde flohen, wich das Kätzchen nicht von mir. — Die kleine Mimi ſieht mich oft ſo freundlich an, als wollte ſie ſagen: ich bin nicht böſe, ich kratze dich nicht! — Still, man kommt. (Er zieht den Vorhang wieder zu.)

Vierter Auftritt.

Guido. Digedi-Dagedi.

Digedi.

Er iſt allein, deſto beſſer! (Laut.) Seyn du Guido, der jung Mann, wo der alt Mann iſt geweſen in Trieſte?

Guido.

Der bin ich. — Aber mein Herr, man tritt nicht ſo holterpolter bey den Leuten ein, die man nicht kennt.

Digedi.

Sey ſtill — wird bald ſeyn gemacht bekannt — du wirſt haben Freude mein Sohn, daß ich bin da — du ſehen wohl aus mein Gewand, daß ich nicht ſeyn Europa — bin ick Indien. Dein Vater hat gemakt Handel mit indien Compagnie, mit mein Leutlanzen.

Guido (für ſich).

Ich merke ſchon wo das hinaus will, gewiß noch ein verſpäteter Wechſel, den ich bezahlen ſoll. (Laut.) Mein Herr, ich habe auf den Handel mit Menſchen, und vor Allem auf die Menſchen vom Handel Verzicht geleiſtet — und wenn Sie kommen um Geld zu holen —

Digedi (zieht eine Börſe heraus, und hält ſie ihm vor). Holen? No no! geben ick, ja — hier iſt hundert Dukat.

Guido.

Was ſagen Sie da? Iſt's Wahrheit? — Mit wem hab' ich die Ehre zu ſprechen? (Biethet ihm einen Stuhl.) Wollen Sie ſich nicht niederlaſſen?

Digedi.

Der Perſon, der mick ſchicken, er wollen nickt ſeyn gewußt — er iſt Schuldner von Alte, er iſt Indien! wie ick.

Guido.

Schön, ſchön! (Für ſich, indem er die Börſe nimmt.) Das iſt wohl ein Geld, das mir aus der andern Welt kommt. (Er legt die Börſe in das Käſtchen, das auf dem Tiſche ſteht.) An Platz dafür fehlt's hier nicht. (Zu Digedi-Dagedi.) Sie ſind alſo ein Indianer, wie gefällt's Ihnen in Europa, und in Deutſchland, und namentlich hier in Schwaben?

Digedi.

Der Menſch ſeyn ein Reiſen. Ick ſeyn gebärt in Caſchemir, mein Vater waren Bonz von dritten Klaſſe, hat mick bringen in Tempel von Candabar —

Guido.

Ah, Sie haben den Tempel von Candabar geſehen? (Er küßt ihm die Hand voll Ehrfurcht.)

Digedi.

Ja, aber der Luſt zu Reiſen hat mich — wie ſagt man — m'a pris?

Guido.

Ergriffen.

Digedi.

Vergriffen. Ich habe geſchauen Frankreich, und Paris.

Guido.

Eine herrliche Stadt, nicht wahr?

Digedi.

Superb Stadt! wo ich war ſterben mit Hunger, hätt' ich nicht brauchen Geſchicklichkeit was hat in Indien. Ich hab' machen Digedi-Dagedi a little ramesan! (Er macht mit den Händen Gebärden, als ob er mit Kugeln ſpielte.) Hab Kugel ſpielen, und Meſſer werfen — und Becher ſpielen — und Degen ſchlucken — und da is ganz Paris komm zu mir, und hat bringen Geld. Ick aben den Leuten wahrſagen und falſch ſagen — und wann ick hab Zeit haben ick ſtudieren den großen Buch von Brama, und haben lernen von Verwandlung der Seel.

Guido.

Verwandlung der Seelen?

Digedi.

Das iſt groß Glauben in Indien. Du weiß nichts von Seelenwandlung? Du lernen!

Nro. 3. Duett.

Digedi.

Wann der Menſchen ſterben,
Wann er waren brav,
Oder ſchlechten Kerl,
Wird er Bär, Pferd oder Schaf.

Guido.

Eine ſchöne Lehre,
Leichtlich zu verſtehn;
Kann in jedem Thiere
Alſo meines Gleichen ſehn.

Digedi.

Schau mick an — bey meiner Seel,
Ick war einſt —

Guido.

Was?

Digedi.

Ein Kameel.

Guido.

Ein Kameel?

Digedi.

Ja, dann ein Affe,
Später wurd' ich zur Giraffe.

Guido.

Ach mein Herr, das glaub' ich ſchon,
Etwas ſieht man noch davon.

Beyde.

O der ſchönen Lehre,
Bildet Euch was ein!
O der großen Ehre
Einſt ein Thier zu ſeyn!

Digedi.

Laß dick recht betrachten,
Was du für ein Thier
Einſt ſchon biſt geweſen,
Will ick ſagen dir.

Guido

(ſtellt ſich vor ihn hin).

Nun?

Digedi

(nimmt ihn bey beyden Händen, und betrachtet ihn).

Du ſeyn geweſen, Sohn —

Guido.

Was denn, Freund?

Digedi.

Ein Papillon.

Guido (lächelnd).

Ach, noch kommt von jener Zeit
Meine Flatterhaftigkeit.

Digedi.

Später biſt — ick kann es leſen —
Später biſt ein Bock geweſen.

Guido.

Darum zog mein Herz mich hin
Auch zu einer Tänzerinn.

Digedi.

Dann du warſt in deinem Lauf
Gar ein liebes Schaf darauf.

Guido.

Darum ließ ich fürchterlich
Von den Freunden ſcheren mich.

Beyde.

O der ſchönen Lehre!
Bildet Euch was ein,
O der großen Ehre
Einſt ein Thier zu ſeyn.

Guido.

Lieber Himmel, weil Sie ein gar ſo gelehrter Mann ſind, ſo möchte ich Sie wohl um etwas fragen.

Digedi.

Reden du, fragen!

Guido.

Sehen Sie, ich beſitze eine charmante, liebe, kleine Katze, eine veritable Angora-Katze.

Digedi.

Ick weißen, ick kennen — ick geſehen der kleiner Katzen öfters auf der Armen der großen Katzen Marianne.

Guido.

Nun wohl; was halten Sie von dem Thierchen? was kann es einſt geweſen ſeyn, was kann es noch werden?

Digedi.

Ja, laß mick ſehen nock einmal der Katze, dann ick will ſagen dir.

Guido.

(öffnet den Vorhang.)

Hier ſehen Sie, aber leiſe, das gute Thirchen ſchläft.

Digedi.

(beſieht die Katze).

Schön! ſchön! Der Katzen wie ſie der Kopf hat liegen auf der Pfötchen — und der Weißen von der Haut — und der Spitzbuberey, der herausſchauen aus der Geſickt — Guido, Guido, der Katzenüberzug ſchließen ein ein ſchön Mädchen.

Guido.

Glauben Sie? — Ach ja, dieſe Metamorphoſe hab' ich wohl ſchon geahnet, darum war ich dem lieben Kätzchen auch ſo gut. — Ach theurer Freund, wiſſen Sie kein Mittel, dieſe körperliche Hülle von ihr zu nehmen? Das Mädchen wäre mir doch lieber als das Kätzchen.

Digedi.

Nu, wir wollen ſchauen. Du kannſt wohl denken, daß ick war nickt umſonſt im Tempel der Sandabar, und daß ick aben gelernt viel Geheimniß. Da hab' ick zum Exempel ein Talisman, der die Seelenwanderung hervorbringt auf der Stelle. (Er zeigt ihm einen Ring.)

Guido.

Wär's möglich?

Digedi.

Man darf nur reiben dreymal, und dazu ſprecken: Brama! Brama! Brama!

Guido.

O mein Freund, mein theurer Freund! leihen Sie mir den Talisman, alles was ich habe, ſteht Ihnen dafür zu Gebot.

Digedi.

Aber du haben ja nichts — unter zweyhundert Dukat hab' ich noch nie —

Guido.

Zweyhundert Dukaten? (Springt ſchnell zum Käſtchen, und nimmt die früher hineingelegte Rolle heraus.) Hier ſind indeſſen hundert, die andern hundert bleib' ich ſchuldig, ich gebe Ihnen einen Schuldſchein, ich verſchreibe Ihnen mein ganzes künftiges Glück.

Digedi.

Ah, das geht überall aus und nirgend an! — Wenn du macken all dein Geſchäft ſo, mein Sohn — (Er ſchüttelt den Kopf.)

Guido.

Geben Sie mir nur den Ring!

Digedi.

Da haben du. (Guido will ſchnell damit zum Ruhebett eilen, er hält ihn zurück.) Aber halt! halt! Hören du mick nock. Guido nehmen dick in Ackt — du wiſſen nicht was du wünſchen, und du bereuen vielleicht bald, was du gethan. Ick dick bitten, laß der Katzen ſeyn der Katzen, denke was Brama ſagen:

Wenn dir's auch nicht gefällt,
Du unzufrieden biſt,
Veränd're Niemand auf der Welt,
Laß Jeden wie er iſt.

Guido.

Ey, das ſey meine Sorge, laß mich nur.

Digedi (im Abgehen).

Noch einmahl, Guido:
Veränd're Niemand auf der Welt,
Laß Jeden wie er iſt.

(Er geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Guido (allein).

Nro. 4. Recitativ.

Der Talisman, er iſt in meiner Hand,
Wär's Wahrheit — wär' es Scherz?

Es widerſtrebet der Verſtand,
Und doch pocht gläubig dieſes Herz.
Verſuchen will ich's doch, es ſey,
Verloren iſt ja nichts dabey.

Ariette.

Brama! Brama! Brama!
Höre du mein Fleh'n!
Laſſe die Verwandlung,
Laſſe ſie geſcheh'n! —
Aus den grünen Aeuglein
Mache Aeuglein blau;
Forme wellenförmig
Ihrer Glieder Bau;
Aus dem lieben Kätzchen
Mach' mir eine Frau.
Brama! Brama! Brama!

(Er reibt den Ring — in dieſem Augenblicke öffnen ſich die Vorhänge des Ruhebettes mit einem Paukenwirbel.)

Sechster Auftritt.

Guido.

(Ein junges weiß gekleidetes Mädchen, welches man ſchlummernd auf dem Ruhebette liegen ſieht.)

Guido

(ganz erſtarrt hinblickend).

Bey meiner armen Seele, es iſt geſcheh'n — da liegt ſie!

Mimi

(erwacht, reibt ſich die Augen, und befühlt ihren Kopf).

Wo bin ich? Welch ein neues Leben! — (Sie ſetzt ſich auf, blickt um ſich, dann verſucht ſie es auf den Füßen zu ſtehen.) Ha! was iſt das? Ich kann aufrecht ſteh'n — ich bin erhoben von der Erde. (Sie thut furchtſam einige Schritte vorwärts, hält in der Mitte der Bühne an, ſchüttelt das Köpfchen nach Art der Kätzchen, dann ſtreckt ſie den Arm aus, und berührt ihn, als ob ſie daran etwas ſuchen wollte.) Sonderbar! — Verſchwunden — alles verſchwunden!

Guido

(der allen ihren Bewegungen mit den Blicken folgt).

Ich wage es gar nicht mich ihr zu nähern, und ich weiß auch gar nicht, wie ich mit ihr ſprechen ſoll.

Das Geſichtchen hat einige Aehnlichkeit mit dem vorigen, übrigens viel ſchöner, viel angenehmer. (Er ruft.) Mimi! Mimi!

Mimi.

Wer ruft mich? Ach es iſt mein Herr: Guido!

(Sie läuft zu ihm, und reicht ihm die Hand.)

Guido.

Sie kennt mich, ſie hat meinen Nahmen nicht vergeſſen. (Er faßt ſie bey der Hand.) Du liebe Mimi!

Mimi (ihn betrachtend).

Welch ein Wunder! Ich gehe wie er, ich rede wie er — tauſend bisher mir unbekannte Gefühle durchſtrömen meine Bruſt. (Deutet auf ihren Kopf.) Und hier, hier! (Deutet auf ihr Herz.) Und wieder da, da! — O Guido, wer bin ich denn?

Guido.

Das ſchönſte was es auf der Welt gibt, ein Weib.

Mimi.

Ein Weib bin ich? Ah, das iſt ſchön!

Guido.

Ich bat den Himmel darum, und er hat mir meine Bitte gewährt. Jetzt wollen wir auch recht glücklich mit einander ſeyn, alle deine Wünſche ſollen erfüllt werden, was du verlangſt ſollſt du haben. (Er ſieht daß Mimi ſuchend um ſich blickt.) Was ſuchſt du denn, liebe Mimi? was wäre denn das Erſte, was du wünſcheſt?

Mimi.

Ein Spiegel.

Guido.

Ach, nicht mehr als billig. (Geht zum Tiſche.) Für's Erſte will ich doch meinen koſtbaren Talisman aufbewahren.

(Er ſchließt den Ring in das Käſtchen, welches auf dem Tiſche ſteht, und holt dann einen kleinen Spiegel.)

Mimi.

Ich bin ſo neugierig mich kennen zu lernen. (Heftig.) Nun, wo iſt der Spiegel?

Guido

(reicht ihr denſelben).

Hier.

Mimi (ſieht hinein).

Ach, wie bin ich verändert! (Macht verſchiedene Geberden.) Der Hals — und der Nacken — und die braunen Haare — bin ich's denn wirklich?

Guido (für ſich).

O Weiber! die Koketterie fängt bey Euch mit dem Leben an.

Mimi

(wendet ſich zu Guido).

Ich bin recht ſchön, nicht wahr?

Guido.

Charmant!

Mimi.

Das ſcheint mir auch, aber man kann ſich doch irren.

Guido.

Das geſchieht bey vielen Frauen. (Betrachtet ſie mit verſchränkten Armen.) Alle dieſe Reize ſind mein Werk.

Mimi
(legt den Spiegel weg).

Wenn das der Fall iſt, ſo dank' ich dir; aber warum haſt du mich nicht größer gemacht?

Guido.

Da haben wir ſchon den Ehrgeiz! Vor Kurzem war ſie kaum ſo hoch, (hält die Hände gegen die Erde) und jetzt kommen ſchon die Ideen von Größe.

Mimi.

Nur ein bischen größer, (ſtellt ſich auf die Zehenſpitzen) zum Beyſpiel ſo. Geh', lieber Guido, erhebe mich noch ein wenig, das kann dir ja keine Mühe machen.

Guido.

Das kann ich nicht mehr; ſolche Arbeiten laſſen ſich nicht mehr verbeſſern.

Mimi.

Geh, du biſt ungefällig.

Guido.

Und du unzufrieden.

Mimi

(hält ihm die Hand hin).

Verzeih', ich bin dir Dank ſchuldig.

Guido.

Und worüber beklagſt du dich denn? Biſt du jetzt nicht wieder was du einſt warſt?

Mimi.

Nein, ich war noch nie ein Weib — jetzt bin ich's zum Erſtenmal.

Guido.

Du haſt wohl die Erinnerung davon verloren.

Mimi.

O nein; ich erinnere mich recht wohl, daß ich Mehreres war. Höre nur:

Nro. 5. Duett.

Mimi.

Einſt war ich eine Blume,
Und ſtand auf grüner Flur.

Guido.

Beneidenswerthes Schickſal,
Im Tempel der Natur!

Mimi.
Du irrſt mein lieber Guido;
Es iſt wohl keine Wonne,
Den ganzen Tag der Sonne
Und ihrem heißen Schein
So ausgeſetzet ſeyn.

Guido.
Mag ſeyn mein Kind, mag ſeyn.

Mimi.
Da flehte ich zu Brama:
O Herr verwandle mich!
Da flog als eine Lerche
In blaue Lüfte ich.

Guido.
O göttliche Freyheit,
Zu flattern in Lüften,
Zu ſchwelgen in Düften,
Zu preiſen den Schöpfer mit Melodey.

Mimi.
Halt Freund, nicht lange war ich frey.
Ein Netz ward mir geſtellt,
Der Freye leichter fällt,
Ging unbedacht hinein.

Guido.
Mag ſeyn mein Kind, mag ſeyn.

Mimi.

Da flehte ich zu Brama:
O Herr verwandle mich!
Er würdigte mein Flehen,
Ein Bienchen wurde ich.

Guido.

O welch ein glücklich Looſ,
Mit Nelken und mit Roſen
Im Morgenthau zu koſen,
Und Honig zu ſammeln in ihrem Schooſ!

Mimi.

Die Sommer, ach, entfliehen,
Die Roſen dann verblühen,
Der Winter, ach, iſt lang,
Da ward mir Armen bang.
Ich fühlte neue Pein.

Guido.

Mag ſeyn mein Kind, mag ſeyn.

Mimi.

Da flehte ich zu Brama:
O Herr verwandle mich!
Er hörte meine Bitte,
Ein Kätzchen wurde ich.

Guido.

Das war wohl ein glücklich Looſ.
Immer hab' ich dir geſchmeichelt,

Immer wurdeſt du geſtreichelt,
Ruhteſt oft auf meinem Schoos.

Mimi.

Dennoch war's kein glücklich Loos;
Denn ich wollt' nach Art der Katzen
Dich, wenn du mir wohl that'ſt, kratzen,
Welches mich recht ſehr verdroß.
Zu Brama fleht' ich wieder:
O Herr verwandle mich!
Er hörte meine Bitte,
Ein Weibchen wurde ich.

Guido.

Und jetzo ſey zufrieden
Mit dem, was dir beſchieden,
Nicht änd're mehr den Sinn;
Ich ſage dir mein Schätzchen,
Ein Weibchen und ein Kätzchen,
Es geht auf Eines hin.

Mimi.

Will jetzo ſeyn zufrieden
Mit dem, was mir beſchieden,
Nicht ändern meinen Sinn.
Bin jetzt ein hübſches Schätzchen,
Vielleicht geht Weib und Kätzchen
So faſt auf Eines hin.

Guido.

Man kommt — das iſt ohne Zweifel meine alte Haushälterinn, die ſoll nichts von deinem vorigen Stande erfahren.

Mimi.

Sey ruhig, ich werde ſchweigen.

Guido (für ſich).

Sie kann ſchweigen! Nun, das hat ſie noch vom Kätzchen; denn als Weib wär's ihr unmöglich.

Siebenter Auftritt.

Vorige. **Marianne** (mit einem Handkorb).

Marianne (für ſich).

Der Handel iſt geſchloſſen, die Köchinn gibt mir drey Gulden dafür, und ein Pfund zuſammengeſammeltes Schmalz. (Laut und ganz erſtarrt, indem ſie umherblickt, und Mimi gewahr wird.) Himmel was ſeh' ich! Ein Frauenzimmer hier?

(Als Marianne eingetreten, hat ſich Mimi Guido'n zur Rechten geſtellt, und ſich ihren Augen zu verbergen geſucht.)

Guido (leiſe zu Mimi).

Laß nur mich reden, Mimi. (Laut). Du biſt ſehr erſtaunt, Marianne? — Dieſes Frauenzimmer iſt —

iſt — die Tochter eines alten Freundes meines Vaters — welche ſo eben aus — aus — England ankommt.

Marianne

(welche indeſſen ihren Korb abgeſetzt hat, Mimi betrachtend).

So? aus England?

Guido.

Ja, eine junge Lady. — Da auch ihr Vater geſtorben iſt, und ſie keinen Freund, keinen Schützer, keinen Zufluchtsort hat, ſo wird ſie bey uns wohnen.

Marianne.

Bey uns wohnen? O ſchön, ſchön! — Das iſt ja etwas Funkelnagelneues.

Mimi

(leiſe zu Guido).

Die Alte bringt etwas zu Eſſen, ſiehſt du? Milch — o, Milch iſt gut. (Sie ſchleckt mit der Zunge an den Lippen.)

Marianne.

Bedenken Sie doch, Herr, Sie, der Sie allen Weibern ewigen Haß geſchworen haben?

Guido.

Ja, den Tänzerinnen, aber dieſe hier macht eine Ausnahme. Sie iſt die Sanftmuth, die Unſchuld ſelbſt.

Marianne.

Und kommt aus England über's Meer? Nun, mir iſt's recht. (Sie ſetzt das Käſtchen vom Tiſche weg, und breitet auf dieſem alles zum Frühſtück aus.) O ich merke wohl, wo das hinaus ſoll — der Herr ſind meiner treuen Dienſte müde, er bedarf einer jungen, rüſtigen Wirthſchafterinn — aber der Himmel behüt's, die Leute werden was Schönes davon reden, mit Fingern wird man auf die Lady (Sie ſpricht das Wort mit einem hohen a aus) zeigen, und auf den großmüthigen Beſchützer auch.

Guido.

Wir werden zu antworten, und uns zu tröſten wiſſen, nicht wahr, theure Freundinn?

Marianne.

Theure Freundinn auch ſchon? Nun das geht geſchwind! (Leiſe zu Guido.) Herr, wäre das etwa die geheime Neigung, von der Sie mir dieſen Morgen ſagten?

Guido.

Ja, die iſt's — das iſt das Mädchen, deſſen Anmuth, Grazie, feine Bildung und edle Sitten — Ach lieber Himmel! was thut ſie denn? (Er blickt um, und ſieht, wie Mimi, welche ſich leiſe dem Tiſche genähert, den Finger in den Milchtopf geſteckt hat, und ihn jetzt zum Munde führt.)

Marianne.

Iſt das die feine Bildung der noblen Lady? Ha, ha, ha!

Mimi.

O, die Milch iſt gut.

Guido (zu Mimi).

Sie ſind zerſtreut wie es ſcheint, was thun Sie denn?

Marianne.

Das iſt vermuthlich in England ſo Sitte.

Guido.

Setzen Sie ſich hieher. (Er gibt Mimi ein Zeichen, ſich ihm gegenüber zu ſetzen; ſchenkt ihr Milch ein, bröckelt ihr 'Brod darein, gibt ihr einen Löffel in die Hand, und zeigt ihr, wie ſie die Milch eſſen ſoll. Mimi ahmt das Alles linkiſch nach.)

Guido.

Welch ein Frühſtück! — Marianne, wie haſt du es denn angefangen, das Alles zuſammen zu bringen? Du hatteſt ja keinen Kreuzer Geld.

Marianne (ärgerlich).

Ja wie hab' ich's angefangen! Ich mußte unſer Kätzchen verkaufen, und erhielt dafür drey Gulden.

Guido.

Was? ohne mich zu fragen?

Marianne.

Wer lang fragt, geht weit irre, und (auf Mimi ſchielend.) Sie haben jetzt auf ganz andere Dinge zu denken. Ich habe die Katze an die Frau des Rathes verkauft, eine ſehr empfindſame Frau, welche die Katzen lieb hat, es wird ihr gut gehen.

Mimi

(eſſend, für ſich).

Mich verkaufen — das iſt luſtig!

Marianne.

Sie hat ſie zur Unterhaltung ihres Sohnes gekauft, eines jungen Menſchen von achtzehn Jahren.

Mimi (für ſich).

An einen jungen Menſchen? das laß ich noch gelten. (Sie trinkt heißhungerig aus der Untertaſſe.)

Guido

(der es bemerkt).

Nicht ſo, liebes Kind. (Er zeigt ihr, daß ſie aus dem Becher trinken ſoll.) So — ſo! (Zu Marianne.) Nun, der junge Herr ſoll kommen, und ſoll ſich das Kätzchen holen, (für ſich) wenn er es noch erkennt.

Marianne (für ſich).

Wie? er nimmt es ſo gleichgültig, und ich glaubte, er würde dem Himmel den Boden ausſchlagen. (Laut.) Aber wo iſt denn das Thierchen? (Ruft.) Mimi! Mimi Mimi!

Mimi
(ſteht ſchnell auf).

Da!

Marianne.

Was iſt das?

Guido
(nöthigt Mimi wieder auf den Stuhl).

Ey, ſie zeigt dir an, daß ſie das Kätzchen geſehen habe.

Marianne.

Wo denn? Vielleicht in meinem Arbeitskorb.

Guido.

Kann ſeyn, ſuche!

(Marianne nimmt ihren Arbeitskorb, ein Knaul von Wolle fällt heraus. Mimi, welche dieß ſieht, verläßt den Tiſch, läuft dem Knaul nach, und wirft es hin und her, wie es die jungen Kätzchen mit dem Pfötchen zu thun pflegen.)

Marianne (bemerkt es).

Himmel, was thut ſie denn ſchon wieder? Iſt das auch in England ſo der Brauch?

Guido.

Mimi! Mimi! was thuſt du denn?

Marianne

(reißt ihr das Knaul weg).

Das Knaul iſt mein, das leid' ich nicht, Mylady.

Mimi

(ſtampft zornig mit dem Fuße).

Die böſe Alte! keine Freude will ſie mir laſſen.

Guido.

Es iſt auch wahr; laß ihr doch das Knaul, Marianne, was liegt denn daran?

Marianne.

An dem Knaul liegt viel. Aus der Wolle werden Strümpfe, (leiſe zu Guido) und Strümpfe brauchen wir.

Mimi

(iſt indeſſen zum Käfig gegangen, worin ſich Vögel befinden).

Ey das ſind ſchöne Thierchen! (Sie ſchlägt mit den Händen nach dem Käfig.) So appetitlich — wart, Vögelchen, wart!

(Sie ſchlägt den Käfig herab.)

Marianne (ſchreyt).

Barmherzigkeit! Gnade! Meine armen Kanarien, und die vier Eyer — alles iſt hin! das iſt ja himmelſchreyend.

Nro. 6. Terzett.

(Von dem Tonſetzer ſehr parlant und im ſchnellen Tempo, vielleicht auch wie ein Canon zu halten.)

Marianne.

Nein das iſt nicht zu ertragen!
Weiſt der Herr ſie nicht von hier,
Wird bald Alles hier zerſchlagen
Und verdorben ſeyn von ihr.
Keine Ruh' und Raſt,
Alles angefaßt;
Sind das engliſch feine Sitten,
Gott bewahre mich vor Britten!

Mimi.

Nein das iſt nicht zu ertragen,
Jede Freude nimmt ſie mir;
Darf nichts anzurühren wagen,
Werd' ich ausgezankt von ihr.
Ohne Ruh' und Raſt,
Sie auf mich nur paßt.
Was ſie früher gern gelitten,
Schimpft ſie jetzt als böſe Sitten.

Guido.

Nein das iſt nicht zu ertragen,
Eine muß wohl jetzt von hier;
Werden niemahls ſich vertragen,
Zanken, keifen für und für.
Hätte künftig faſt
Keine Ruh' und Raſt;
Doch Mimi muß ihre Sitten
Aendern, das wird nicht gelitten.
(Marianne geht ſehr zornig ab.)

Achter Auftritt.

Guido. Mimi.

Guido (für ſich.)

Nein, ſo wär's nicht auszuhalten, das darf ich gleich Anfangs nicht leiden.

(Er ſetzt ſich zum Tiſche, und ſtellt ſich böſe.)

Mimi.

Biſt du böſe?

Guido.

Komm her, Mimi! (Mimi tritt näher.) Da komm her! (Sie tritt ganz nahe zu ihm.) Was haſt du gethan? Warum ließeſt du die lieben kleinen Vögelchen nicht in Ruhe. Marianne liebt ſie ſo ſehr.

Mimi.

Mit der Alten iſt's gar nicht auszuhalten, (ſie ſchmeichelt ihm) und ich weiß gewiß, du wirſt eine der erſten Bitten mir nicht verſagen.

(Nimmt ihn bey der Hand.)

Guido (bey Seite).

Sie ſtreichelt ſo ſüß mit ihrem Sammethändchen.

Mimi.

Guido, mein lieber guter Guido! Schicke Mariannen fort.

Guido.

Die gute alte Frau, die dich erzogen hat? Das kann ich nicht — du ſollteſt ſie lieben.

Mimi

(fährt mit ihrer Hand öfters hinter ihre Ohren).

Ich will ſie ja lieben, aber zehn Meilen weit von mir entfernt.

Guido (für ſich).

Ich kann ihr nicht den Willen laſſen. (Laut.) Mimi, du haſt nicht überdacht, was du von mir verlangſt. Ich kann Mariannen nicht verlaſſen.

Mimi.

Nicht?

Guido.

Nein!

Mimi

(indem ſie ihn mit ihrer Hand zornig auf ſeine hackt).

Böſer Menſch! nun hab' ich dich auch nicht mehr lieb.

Guido

(indem er ſeine Hand beſieht).

Die Sammetpfötchen kratzen ſchön! das Mädchen kann ihre angewohnten Manieren nicht ablegen. (Laut.) Pfui, Mimi, du haſt mir weh' gethan.

Mimi.

Das iſt recht, das freut mich! Rede gar nicht mehr mit mir, du biſt undankbar für alle Zärtlichkeit, die man dir erweiſt.

Guido.

Schöne Zärtlichkeit! (Bläſt ſeine Hand.)

Mimi.

Du glaubſt es nicht? Hab' ich dir nicht ſchon geſchmeichelt, wie ich noch ein Kätzchen war? Damahls war es bloßer Inſtinkt, jetzt — jetzt iſt's Liebe.

Guido.

Wie? Wär's möglich? (Faßt ſich, und ſtellt ſich gleichgültig.) Sieh, Mimi, ich will glauben, daß du mich liebſt, aber dann mußt du auch mir zu Liebe anders werden. Ich kann meinem Kätzchen Manches erlauben, was ich meiner Frau nicht geſtatten würde.

Du haſt Vieles von deiner vorigen Natur beybehalten, das mußt du ablegen.

Mimi (für ſich).

Er iſt nicht zufrieden mit mir. (Laut.) Nun wohl, ich verſpreche dir meine Natur zu überwinden, ſo viel ich kann.

Guido.

Dann wirſt du meine liebe Mimi ſeyn, und ich werde auch dir viel zu Liebe thun.

Mimi.

St! St! (Sie horcht.)

Guido.

Was iſt's?

Mimi

(beugt ſich mit dem Kopf und den Händen vor, wie ein Kätzchen, welches auf Etwas lauert).

Hörſt du nichts?

Guido.

Was ſoll ich denn hören?

Mimi.

Ein Geräuſch, dort beym Ruhebett.

Guido.

Ich höre nichts. — Denke, liebe Mimi, daß dein Glück auch das meinige iſt.

Mimi (immer lauernd).

Das iſt Eine!

Guido.

Und wenn ich von dir etwas wünſche, ſo geſchieht es nur zu deinem Beſten.

Mimi.

So ſchweige doch! (Sie ſchleicht leiſe gegen das Ruhebett.)

Guido.

Was haſt du denn?

Mimi.

Ja, ja, das iſt Eine — hörſt du?

Guido.

Was iſt's für Eine?

(Mimi ſchleicht ſich dem Ruhebette immer näher, als ſie demſelben nahe iſt, ſtürzt ſie plötzlich auf daſſelbe los).

Guido.

Aber Mimi, ich bitte dich! (Sehr heftig). Willſt du enden oder nicht?

Mimi.

Du haſt dem armen Mäuschen Furcht eingejagt, darum hat es ſich geſchwind wieder verſteckt. Es war ſo lieb, ſo lieb!

Guido.

Nein, das iſt beym Himmel zu arg! Glaubt man mit ihr ein kluges Wort allein zu ſprechen, ſo horcht ſie auf die Mäuſe unterm Ruhebett. (Sehr heftig.) Mimi! auf der Stelle komm daher zu mir!

Mimi.

Nein, ich will nicht!

Guido.

Du willſt nicht? Seit wann haſt du einen Willen?

Mimi.

Seit ich ein Weib geworden bin.

Guido.

So? — Nun eine Urſache mehr, um vor allen derley Zerſtreuungen auf der Huth zu ſeyn. Eine liebenswürdige Frau fürchtet ſich vor den Mäuſen, anſtatt ihnen nachzulaufen. Bedenke Mädchen, mit ſolchen Manieren könnt' ich dich ja nicht einmahl in eine Geſellſchaft mitnehmen, und wenn ich ausginge, wäre ich gezwungen dich einzuſperren.

Mimi.

So? Was hätt' ich denn dann durch meine Verwandlung gewonnen? Nichts als die Sklaverey. — Als Kätzchen konnt' ich ausgehen und nach Hauſe kommen wie mir's gefiel, und ich laſſe mir's auch als

Weib nicht nehmen. Um dir davon einen Beweis zu geben geh' ich noch in dieſem Augenblicke fort.

Guido.

Und ich werd' es nicht zugeben.

Mimi.

Nicht? (Sie geht gegen die Thüre.)

Guido.

Nun, wir wollen ſehen, wer mehr Gewalt hat. (Er ſchließt die Thüre.) Geh jetzt, wenn du kannſt.

Mimi.

Ja, ich gehe — gehe dir zum Trotze. O ich kann klettern. (Sie ſteigt auf das Ruhebett, von da durch das Fenſter auf das Dach, und ruft dort lachend herein.) Halte mich zurück, oder folge mir Guido, wenn du kannſt!

Neunter Auftritt.

Guido (allein).

(Er läuft zum Fenſter, und ruft hinaus.)

Mimi! Mimi! — Hat man ſo Etwas je geſehen? — Ich kann ihr auch nicht folgen, da hat ſie recht. — Was thu' ich denn ſie wieder zu haſchen? Vielleicht von der kleinen Terraſſe aus.

(Er eilt durch die Thüre links ab.)

Zehnter Auftritt.

Mimi

(ſteckt in dieſem Augenblicke das Köpfchen durch das Fenſter herein, und ſteigt wieder auf das Ruhebett).

Ja, haſche mich nur, wenn du kannſt! — Wenn er ſich nur nicht verletzt — doch nein, er wird nicht hoch ſteigen. — Ach da kommt meine Feindinn, die alte Haushälterinn.

Eilfter Auftritt.

Mimi. Marianne (kommt aus der Thüre zur Rechten.)

Marianne

(mit gezogenem Tone).

Iſt der Herr nicht da?

Mimi

(auf das Dach blickend).

Nein, er iſt in die friſche Luft gegangen.

Marianne.

Iſt mir recht fatal. Ich hätte ihn um meinen Lohn und Abſchied gebeten, denn Eine von uns Beyden muß aus dem Hauſe.

Mimi (gleichgültig).

Gehe wer mag, ich bleibe, das iſt ausgemacht.

Marianne.

Wär's möglich?

Mimi.

Und du kannſt auch bleiben, Alte, ich habe mich dazu verſtanden.

Marianne.

Alte! Alte! — Wie vertraulich! — Nein, nicht eine Sekunde länger bleibe ich in einem Hauſe, wo man mich ſo behandelt, und wo ich nichts zurücklaſſe, was mir am Herzen liegt, denn mein liebes Kätzchen, meine Mimi, hab' ich auch wieder gefunden und die nehm' ich mit.

Mimi (lebhaft).

Du haſt ſie gefunden?

Marianne.

Ja, in der Küche, in einen Schrank hat man das arme Thier eingeſperrt.

Mimi.

Und wo iſt es jetzt?

Marianne
(auf die Thüre zur Rechten zeigend).

Da drinnen auf meinem Bette ſchläft es.

Mimi.

Daß es der Herr nicht ſehe, das rath' ich dir.

Marianne.

Was, rathen? ich werde thun was mir beliebt.

Mimi.

Nein, ſag' ich.

Marianne.

Ja, ſag' ich, ſie muß dem Herrn noch die Hand lecken für alle empfangenen Wohlthaten.

Mimi.

Ich darf dir nur ein Wort ſagen, und du gehorchſt mir.

Marianne.

Ha, ha, ha! Das Wort möcht' ich doch hören.

Mimi.

Du ſollſt es. (Sie ſagt ihr leiſe etwas in's Ohr, Marianne ſtarrt ſie an — nach einer Pauſe.) Nun?

Marianne.

Himmel, wärs möglich? (Küßt ihr die Hand.) Sie — Sie ſelbſt?

Mimi
(welche immer beſorgt umher blickt, ob Guido nicht erſcheint).

Nur ſtille! (Leiſe zu ihr.) Ja, liebe Marianne, ich bins. Die Einſamkeit, der Kummer, das Studium und der Verrath einer Geliebten haben meinen guten Couſin den Kopf verrückt. Seine Exaltation gränzt ſchon faſt an Wahnſinn.

Marianne.

Er nennt das Ding *romantiſch*.

Mimi.

Ja, ja, man gibt der Narrheit jetzt dieſen Nahmen.

Marianne.

Aber ein gutes Herz hat er doch.

Mimi.

Darauf baute ich auch, und beſchloß daher, ſeinen Kopf zu heilen, und mich ſeines Herzens zu bemächtigen, zugleich auch dadurch das Unrecht wieder gut zu machen, welches mein Vater dem ſeinigen zufügte, und welches er noch auf dem Todtenbette bereute. Aber wie das anfangen? Guido wollte mich ja nicht einmahl ſehen, er liebte kein lebendes Weſen als — ich kann's kaum ausſprechen — als ſein Kätzchen. Ich mußte alſo ein ſonderbares, ein verzweifeltes Mittel wählen, das mir aber nach gerade anfängt Spaß zu machen. Wenn du mich nun unterſtützen willſt, Marianne, ſo gelingt uns ſeine Heilung.

Marianne.

Ob ich will? Reden Sie, befehlen Sie, was ſoll ich thun?

Mimi.

Verbirg das Kätzchen vor ſeinen Augen; denn wenn er es zu Geſicht bekäme, wäre Alles verloren.

Marianne (will ab).

Auf der Stelle will ich Mimi aus dem Hauſe tragen.

Mimi.

Halt, jetzt nicht! Ich höre Guido, der zurück kommt.

Marianne.

So will ich ſie verbergen, ich weiß ſchon wo, dann kann ich ſie vor ſeinen Augen forttragen, ohne daß er Etwas gewahr wird.

(Sie geht zur Rechten ab, und nimmt das Käſtchen mit, welches auf dem Tiſche ſteht. In demſelben Augenblicke tritt Guido zur Linken ein., Mimi verſteckt ſich unter den Vorhang beym Ruhebette.)

Zwölfter Auftritt.

Guido, Mimi.

Guido

(wirft ſich in einen Stuhl, ſich allein glaubend).

Hol' der Henker die Reiſen auf den Dächern, die Wege ſind da zu ſchlecht. Zwiſchen ein paar Dachrinnen ſchoß mir das Waſſer in die Stiefel. — Aber die arme Mimi — ich habe ſie gar nicht geſehen, wo mag ſie jetzt ſeyn?

Mimi

(tritt leiſe vor, und wirft ſich vor ihm auf die Knie, indem ſie die Hände bittend zuſammen hält).

Da!

Guido.

Sie iſt's! — Arme Mimi! Iſt dir recht kalt?

Mimi.

Freilich, ich habe ja meinen Pelz nicht mehr.

Guido

(nimmt ihre Hände in die ſeinigen).

Komm, ich will dich wärmen. Geſchieht dir aber recht, warum entläufſt du mir — Pfui, ſchäme dich!

Mimi.

Du biſt doch nicht mehr böſe auf mich?

Guido.

Wir wollen ſehen, wie du dich aufführen wirſt. Was brachte dich zurück?

Mimi.

Ich wollte dir noch ein Lebewohl ſagen, bevor ich dich auf immer verlaſſe.

Guido.

Verlaſſen, und auf immer?

Mimi.

Ja, zu deinem eigenen Glücke, denn ich fühle wohl, daß ich dich ſehr unglücklich machen würde, unſere Charaktere ſind zu verſchieden.

Guido.

Das iſt leider wahr; es wird ſich ja wohl geben?

Mimi.

Das gibt ſich niemahls, man legt ſein Naturell nicht ab. Bedenke doch, ich war eine Katze, jetzt bin ich ein Weib, und dieſe zwey Naturen zuſammen — das iſt ja etwas Fürchterliches!

Nro. 7. Lied.

Mimi.

Mein vor'ges Naturell als Katze,
Und mehr mein jetz'ges noch als Weib,
Die lehren mich Veränd'rung lieben,
Und immer ſuchen Zeitvertreib.
Du würdeſt nie daheim mich finden,
Bald hier und bald an jenem Ort,
Willſt du dein Leben dazu brauchen,
Mir nachzulaufen immerfort?

Guido.

Nein, nein, ich danke ſchön,
Das könnte nicht geſchehn.

Mimi.

Auch mein Inſtinkt verläßt mich nimmer,
Ja ſelbſt bey Nacht, wenn eine Maus
Sich hören ließ' in unſerm Zimmer,
So ſpräng' ich aus dem Bett' heraus.
Dann trüg' ich das gefang'ne Mäuschen
Fein hurtig auf die Dächer fort,
Du hätteſt nichts zu thun im Leben,
Als nachzulaufen immerfort.

Guido.

Nein, nein, ich danke ſchön,
Das könnte nicht geſchehn.

Mimi.

Nicht wahr du dankeſt ſchön?
Das könnte nicht geſchehn?

Guido.

Nun, und wo wollteſt du denn hin?

Mimi.

Ich habe ja ſchon einen neuen Herrn.

Guido.

Wie ſo?

Mimi.

Nun, den Sohn des Rathes, den jungen Mann, deſſen Mutter mich von Mariannen für drey Gulden gekauft hat.

Guido.

Und haſt du den jungen Mann etwa gar ſchon geſehen?

Mimi.

Freylich, erſt vor einigen Augenblicken kam er hieher mich zu holen, und da hab' ich ihm alles erzählt.

Guido.

Unvorſichtige!

Mimi.

Ich gefiel ihm, wie mir ſchien, und er beſteht darauf, mich zu beſitzen.

Guido.

Nein, das geht nicht, er hat eine Katze gekauft, und nichts weiter; man wird ihm nicht dafür ein hübſches Mädchen geben.

Mimi.

Nun, er wird ſich nichts daraus machen. Er iſt ein hübſcher junger Mann, fröhlich, gutmüthig, der wird mich nicht zur Sklavinn machen wollen. Du, Guido, haſt zu viel Verſtand.

Guido (auffahrend).

Wer ſagt das?

Mimi.

Und dann iſt er auch viel reicher als du, er wird mich in ſein ſchönes Haus führen, mir prächtige Kleider geben.

Guido.

Und darum könnteſt du mich verlaſſen? Mimi, wo bleibt die Dankbarkeit?

Mimi.

Ja, ich bin untröſtlich, dir undankbar ſeyn zu müſſen, aber ich kann nicht dafür, das liegt in meinem Naturell.

Guido.

So treulos zu ſeyn!

Mimi.

Das Naturell.

Guido.

So eigennützig!

Mimi.

Das Naturell.

Guido (heftig).

O ich ſeh's, die Eigenſchaften der Katze und des Weibes vermiſchen ſich wunderbar — und wenn ich dieſe Reize anſehe, ſo will ich immer denken: da ſchläft eine Katze darunter. Aber fort ſollſt du mir doch nicht, du bleibſt, auch wider deinen Willen.

Mimi

(zeigt boshaft auf das Fenſter).

Du weißt, wenn ich will —

Guido.

Dieſsmahl ſoll dein Wille umſonſt ſeyn. (Er faßt ſie feſt bey der Hand, und ruft Mariannen, welche eben mit dem Käſtchen durch das Zimmer geht.) Marianne! Marianne!

Dreyzehnter Auftritt.

Vorige, Marianne.

Marianne.

Was befehlen Sie?

Guido

(Mimi immer beym Arme haltend).

Schließe das Fenſter dort. (Marianne zögert.) Nun wird's?

Marianne

(ſtellt das Käſtchen auf den Tiſch).

Nun ja, ich gehe ſchon.

Mimi.

Und ich verbiet' es dir, Marianne.

(Marianne hält plötzlich inne, und bleibt ſtarr ſtehen.)

Guido.

Was iſt das? Wer hat hier zu befehlen? (Zu Mariannen.) Rede Alte!

Mimi.

Ich verbiete ihr zu reden, und um meiner Sache gewiß zu ſeyn, raub' ich ihr die Stimme. (Sie gibt ein Zeichen, Marianne, welche eben den Mund geöffnet hat, bleibt alſo ſtehen, ohne eine Wort heraus zu bringen.)

Guido.

Himmel, ſie iſt ſtumm! Die alte Schwätzerinn ſtumm! eine Verwandlung, noch unglaublicher als die andere. — Es iſt aus, ich bin nicht mehr Herr in meinem Hauſe. O weiſer Indier, du hatteſt Recht, als du mir dieſen Morgen ſagteſt:

„Veränd're Niemand auf der Welt,
Laß Jeden wie er iſt.“

Zweymahl haſt du mir's geſagt, o hätt' ich dir gefolgt!

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Digedi-Dagedi.

(Er iſt etwas früher eingetreten, und hat ſich mit Mimi durch Zeichen verſtändiget, jetzt, als ihn Guido bemerkt, nimmt er ſeine ganze Gravität wieder an.)

Guido (tritt ihm entgegen).

Ach da iſt er! Ehrwürdiger Bewohner des Tempels zu Candabar! du allein kannſt mir helfen. Ich lege das Weſen, das du hervorgebracht, in deine Hände, nimm ſie, führe ſie fort, verwandle ſie wieder, thue mit ihr was du willſt, ich will nichts mehr von ihr wiſſen.

(Digedi-Dagedi tritt vor.)

Mimi

(erhebt die Hand gegen ihn).

Indianer, ich befehle dir, auf dieſem Platze unbeweglich und ſtumm ſtehen zu bleiben.

(Digedi-Dagedi, welcher gegen Mimi getreten iſt, ſteht plötzlich unbeweglich, und öffnet zum öftern den Mund, ohne ſprechen zu können.)

Guido.

O Wunder! auch Er!

Mimi.

Das koſtet mir nicht große Mühe — dir ſelbſt, wenn du nicht augenblicklich ſchweigſt, geb' ich dieſelbe Geſtalt, welche ich noch dieſen Morgen beſaß.

Guido.

Wie? ſo weit wär's gekommen? Nein, das duld' ich nicht. (Erblickt das Käſtchen, welches auf dem Tiſche ſteht.) Ha! mein Talisman. O Brama, liebenswürdiger Brama! die erſte Bitte, die ich an dich wagte, war eine Thorheit, und du begingſt, ohne daß ich dir einen Vorwurf darüber machen will, vielleicht ſelbſt eine, indem du mir die meinige gewährteſt. Reden wir nicht mehr davon! Strafe den Undank dieſes weiblich kätzlichen Weſens, (läuft zum Käſtchen, das er öffnet) und durch die Kraft dieſes Talismans — (er will hingreifen, und fährt zurück). Ha! was ſeh' ich? (Eine große weiße Katze ſpringt aus dem Käſtchen, und läuft über die Bühne.)

Digedi.

Fangt ſie! Fangt ſie!

Marianne.

Mimi! Mimi!

Guido.

Wie? Mimi hier — (auf Mimi zeigend) und Mimi dort? (Der entlaufenen Katze nachzeigend.) Meine Sinne! — Was ſoll das heißen?

Mimi
(mit ſchelmiſcher Verbeugung).

Daß wir Zwey ſind.

Marianne.

Und daß dieſe Mimi, lieber Herr, Ihre Couſine iſt.

Guido.

Meine Couſine?

Mimi.

Ja, Ihre verſchmähte Couſine, welche ſich die Mühe nicht verdrießen ließ, den halsſtärrigen Couſin durch ein gewagtes und barokes, aber dem Himmel ſey Dank, heilſames Mittel ſelbſt zu beſſern.

Guido
(ganz verwirrt).

Dieſe Güte —

Mimi.

Ja, Guido, die hundert Dukaten, welche man Ihnen überbrachte, der Talisman, den man Ihnen verkaufte, meine Verwandlung, alles das —

Digedi.

War vorbereitet und in's Werk geſetzt durch Ihren unterthänigſten Diener Anton Schlag, den Buchhalter Ihres ſeligen Herrn Onkels.

Guido (lächelnd).

Und er machte mir glauben, er ſey einmahl ein Kameel geweſen.

Digedi.

Wer weiß!

Guido.

Himmel, was hab' ich gethan! wo waren meine Sinne, daß ich derley Dinge glauben konnte? —

Das dank' ich den Büchern und den Weibern. Den Letztern will ich verzeihen, weil Eine ihres Geſchlechtes wieder gut machte, was die Andern an mir verbrachten, aber all die romantiſchen und myſtiſchen Bücher werf' ich in's Feuer, und halte mich an die Wirklichkeit. (Zu Mimi.) O, dürft' ich hoffen von Ihnen nicht verkannt zu werden, und Verzeihung zu erlangen?

Mimi.

Hoffen Sie! Wir wollen Beyde vergeſſen. Dank ſey dem Himmel, ich habe den Willen meines ſterbenden Vaters erfüllen können, obſchon nicht ohne Mühe. Tröſten Sie ſich, lieber Guido, ich will mich an Sie eben ſo zärtlich und ſchmeichelnd anſchmiegen, als die kleine Mimi, ohne jedoch ihre Falſchheit und ihre Krallen zu haben.

Guido.

So nehm' ich denn das liebe Händchen, und küſſe es zum ewigen Bunde, ohne mich davor zu fürchten.

Nro. 8. Schlußgeſang.

(Nach der Melodie von Guido's Beſchwörung im fünften Auftritte.)

Alle.

Brama! Brama! Brama!
Kannſt du auch verwandeln

Jegliches Geſchick,
Laß doch feſt beſtehen
Unſer großes Glück.
Brama! Brama! Brama!

(Guido und Mimi umarmen ſich.)

(Der Vorhang fällt.)

Ende der Operette.

Inhalt
der bereits erſchienenen fünfzehn Jahrgänge.

Erſter Jahrgang.

Haß allen Weibern, Luſtſpiel in einem Aufzuge. Frey nach dem Franzöſiſchen des Bouilly. In Alexandrinern bearbeitet.

Der kurze Roman, oder: Die närriſche Wette, Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Der Ehenſtifter, oder: Die beiden Offiziere. Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Die ſpaniſche Wand. Dramatiſche Kleinigkeit in einem Aufzuge. Frey nach dem Franzöſiſchen.

Die Ehemänner als Junggeſellen. Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Zweyter Jahrgang.

Die Schauſpielerinn. Luſtſpiel in drey Aufzügen, nach dem Franzöſiſchen, im Versmaß des Originals.

Wahnſinn. Drama in einem Aufzuge. Als Seitenſtück zu Nina. Nach dem Franzöſiſchen le delir frey bearbeitet.

Abneigung aus Liebe. Luſtſpiel in freyen Verſen und einem Aufzuge.

Der alte Jüngling. Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach dem Franzöſiſchen.

Verlegenheiten und Auswege. Poſſe in einem Aufzuge, frey nach dem Franzöſiſchen.

Dritter Jahrgang.

Peter und Paul. Luſtſpiel in drey Aufzügen. Als Seitenſtück zum **Mädchen von Marienburg** und dem **liefländiſchen Tiſchler.** Nach dem Franzöſiſchen des Lamarteliere.

Der Raſttag. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nach dem Franzöſiſchen des Bouilly.

Die beyden Ehen. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nach dem Franzöſiſchen des Etienne.

Der Wilddieb. Liederſpiel in einem Aufzuge.

Der Sie. Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Vierter Jahrgang.

Verkannte Treue. Drama in drey Aufzügen, nach Pelletier Volmeranges.

Die Zeche, oder: Gaſtwirth und Bürgermeiſter in einer Perſon. Krähwinkliade in einem Acte, nach einer wahren Anecdote.

Narrheit und Narrethey. Luſtſpiel in einem Act, nach Deſaugiers.

Die hölzerne Uhr. Drama in einem Acte, nach Bernard Valville.

Raphael. Luſtſpiel in Alexandrinern und einem Aufzuge.

Fünfter Jahrgang.

Czaar Iwan. Dramatiſirte Anecdote in zwey Acten.

Die Papageye. Luſtſpiel in einem Act. Nach dem franzöſiſchen Vaudeville: les Perroquets de la mère Philippe.

Die Bittſteller. Luſtſpiel in einem Acte. Nach Melesville.

Das Kammermädchen. Luſtſpiel in einem Act. Frey nach Longchamps.

Der Diener ſeines Nebenbuhlers. Luſtſpiel in einem Acte.

Sechster Jahrgang.

Der Prinz kommt! Luſtſpiel in einem Acte. Nach dem Franzöſiſchen des Rougemont.

Thomi, oder: **Die Stimme der Natur.** Drama in zwey Aufzügen, dem Franzöſiſchen nachgebildet.

Der Weibertauſch. Luſtſpiel in einem Acte. Nach dem Franzöſiſchen der Herren Dartois und Achille.

Der Einſiedler im Lerchenwalde, oder: **Die geheimnißvolle Laube.** Luſtſpiel in einem Acte. Nach einem franzöſiſchen Vaudeville der Herren Theaulon und Capelle.

Siebenter Jahrgang.

Gleiche Schuld. Gemählde unſerer Zeit in drey Aufzügen.

Die ſeltſame Lotterie. Luſtſpiel in einem Acte.

Die Tauben. Schwank in einem Acte. Als Seitenſtück zu den Papageyen.

Die Puppe, oder: Die kleine Schweſter der Geliebten. Luſtſpiel in einem Acte, nach Scribe und Melesville.

Achter Jahrgang.

Der buckelige Liebhaber. Luſtſpiel in einem Act, nach einem franzöſiſchen Vaudeville.

Hochzeit-Fatalitäten. Poſſe in einem Acte.

Das Stelldichein um Mitternacht. Luſtſpiel in einem Acte, nach dem Franzöſiſchen l'echelle de soie.

Das Fläſchchen Köllnerwaſſer, oder: Denkſchrift eines Huſarenoffiziers. Luſtſpiel in einem Acte, nach Scribe.

Die Verſchwornen. Oper in einem Acte.

Neunter Jahrgang.

Gabriele. Drama in drey Aufzügen. Nach der Valerie der Herren Scribe und Melesville.

Die junge Tante. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nach Melesville.

Emmy Teels. Drama in drey Aufzügen. Nach Pixerecourt.

Zehnter Jahrgang.

Der Großpapa. Luſtſpiel in einem Acte, nach dem Franzöſiſchen der Herren Scribe und Melesville.

Liebeszunder. Luſtſpiel in einem Acte, nach dem Franzöſiſchen der Herren Scribe und Delavigne.

Die Zauberlaterne. Luſtſpiel in zwey Acten. Frey nach Scribe und Dupin.

Fünf ſind Zwey, oder: Domeſtikenſtreiche. Luſtſpiel in einem Acte. Frey nach dem Franzöſiſchen.

Eilfter Jahrgang.

Eheliche Strafe. Luſtſpiel in einem Act, in freyen Verſen.

Der Kuß durch einen Wechſel. Poſſe in einem Act. Nach Scribe.

Urika, die Negerinn. Drama in einem Acte. Nach dem Franzöſiſchen.

Gutes Beyſpiel. Luſtſpiel in einem Act. Nach dem Franzöſiſchen des Theaulon.

Klimpern gehört zum Handwerke. Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach Scribe.

Zwölfter Jahrgang.

Erſte Liebe, oder: Jugend-Erinnerungen. Luſtſpiel in zwey Acten, nach dem Franzöſiſchen des Scribe.

Die Piſaniſchen Brüder. Drama in drey Acten, nach dem Italieniſchen des Federici.

Zwey Freunde und ein Rock. Poſſe in einem Act, nach einem franzöſiſchen Vaudeville.

Das einſame Haus. Luſtſpiel in drey Aufzügen, nach dem Franzöſiſchen.

Dreyzehnter Jahrgang.

Der Haustyrann. Charakter-Gemählde in drey Aufzügen, nach Alexander Duval.

Das Anekdotenbüchlein. Luſtſpiel in einem Acte. Nach dem Franzöſiſchen der Herren Scribe und Delavigne.

Der Perrückenmacher und der Haarkünſtler. Poſſe in einem Acte, frey nach dem Franzöſiſchen.

Die beyden Duennen. Dramatiſche Bagatelle in einem Act, dem Franzöſiſchen des Brazier nachgebildet.

Der Soldat ganz allein. Komiſches Zwiſchenſpiel in einem Auftritte. Nach einer Anekdote.

Vierzehnter Jahrgang.

Yelva, oder: die ruſſiſche Waiſe. Drama in zwey Abtheilungen nach dem Franzöſiſchen des Scribe.

Die zänkiſchen Brüder. Familiengemählde in drey Aufzügen. Nach dem Franzöſiſchen des Collin d' Harleville.

Lully und Quinault, oder: die Künſtler in Verlegenheit. Luſtſpiel in einem Aufzuge, und in Verſen nach dem Franzöſiſchen.

Fünfzehnter Jahrgang.

Eine für die Andere. Luſtſpiel in drey Aufzügen.

Diana von Poitiers. Geſchichtliches Luſtſpiel in zwey Akten, frey nach dem Franzöſiſchen.

Die in ein Weib verwandelte Katze. Operette in einem Acte, nach dem Franzöſiſchen der Herren Scribe und Melesville.

Dramatiſches
Sträußchen
für das
Jahr 1831.

Von

J. F. Caſtelli.

Sechzehnter Jahrgang.

Wien.
Gedruckt und im Verlage bey J. B. Wallishauſſer.

KÖN. HOF THEATER

WÜRTT. LANDESBIBLIOTHEK STUTTGART

Seinem werthen Freunde,

dem

Banquier

Heinrich Beer,

zu Berlin,

gewidmet

vom Verfaſſer.

Nimm aus des Freundes Händen
Das kleine Sträußchen hin,
Nur ganz beſcheidne Blümchen
Verbinden ſich darin,
Doch, wenn auch Glanz gebricht,
Glaub mir, ein jedes ſpricht
O Freund! vergiß mein nicht!

Wien im Auguſt 1830.

J. F. Caſtelli.

Johann Haſel,

oder:

Umwandlung durch Liebe.

Gemählde unſerer Zeit in vier Abtheilungen.

Die erſte Abtheilung genannt:

Die Schenke,

die zweyte:

Der Salon,

die dritte:

Der Ball,

und die vierte:

Die Entführung.

Nach dem Franzöſiſchen des Theaulon
frey bearbeitet.

Perſonen.

Johann Haſel.
Hartberger, genannt Durmont, ein Tanzmeiſter, ſein Taufpathe.
Herr von **Walbruck.**
Herr von **Offten.**
Frau von **Stiller**, eine junge Witwe.
Frau von **Sarning**, ihre Verwandte.
Marquiſe von **Olban**, ihre Freundinn.
Frau **Schoppen**, Witwe, hält eine Schenke.
Röſe, ihre Tochter.
Louiſe, Kammermädchen der Frau von Stiller.
Ein **Kellner** in der Schenke.
Ein **Bedienter.**
Gäſte in der Schenke, auf dem Balle und beim Conzerte. **Bediente.**

Erſte Abtheilung.

Die Schenke.

(Die Bühne ſtellt eine Schenke in einer Vorſtadt vor. Tiſche, Stühle, ein Bretſpiel. — Auf einer Seite die vergitterte Schenke ſelbſt, mit Kannen, Flaſchen, Gläſern u. ſ. w. Im Hintergrunde, einige Stufen höher, der Eingang in ein zweytes Zimmer, woraus manchmahl Lärmen von Gäſten hörbar wird, und von welchem Aufwärter auf und ab zur Schenke gehen, um Wein, Bier und Speiſen zu holen und ſelbe hinaustragen.)

Erſter Auftritt.

Frau Schoppen und Röſe.

(Frau Schoppen ſteht in der Schenke und räumt Krüge und Gläſer auf; Röſe vor einem Spiegel und ſetzt ein Häubchen auf.)

Röſe.

Aber, Mutter, das iſt doch zu arg! Jetzt iſt der Johann noch nicht da. — Wenn er glaubt, daß ich immer ſo auf ihn warten werde, ſo hat er ſich verrechnet; das wäre mir das Wahre! Ich ärgere mich ſchon ſo, daß ich die Haube gar nicht mehr gerade aufſetzen kann.

Schoppen.

So habe doch nur Geduld, Röſe! Von der Vorſtadt bis da herüber iſt's ja doch etwas weit, und du weißt ja ohnehin, der Johann thut nichts wie andere Leute, er muß immer ſein Appartes haben!

Röſe.

Das muß er ſich vergehen laſſen, wenn er einmahl mein Mann iſt, ich leide die Appartiteſſen nicht. Uebrigens iſt er ein guter Menſch, das muß man ſagen. — Aber nur warten ſoll er mich nicht laſſen; es iſt nichts Langweiligeres als das Warten.

Schoppen.

Nun, es wird ſich Alles geben. Der Johann hat viele gute Qualifitäten; das Einzige, was man ihm vorwerfen kann, iſt: daß er ein wenig roh iſt, beſonders gegen unſer ſchönes Geſchlecht.

Röſe.

Er iſt halt gar nicht erzogen worden, ſchau die Mutter. Aber das werd' ich ſchon machen; ich werde mir ihn ſchon ziehen, es ſoll eine Freude ſeyn; ich werd' ihn in die beſten Geſellſchaften führen, zum Sollizitator hinüber und zum fürſtlichen Kammerdiener. Ach, laß die Mutter nur mich machen.

Schoppen.

Daran wirſt du gut thun, damit er doch noblere Manieren lernt. Geſtern Abends, wie er da war, bin ich wirklich roth geworden für ihn. Hat dir der Menſch ſechs Gläschen Kirſchenwaſſer nach einander hinunter geſchüttet!

Röſe.

Nun, reich iſt er genug, verſagen darf er ſich nichts. — Fünftauſend Gulden gutes Geld jährliche Einkünfte, das iſt keine Kleinigkeit.

Schoppen.

Nein Kind, das iſt wirklich ſchon eine Großigkeit. Sein Vermögen kommt von ſeinem Vater, der Kaufmann war. O, ich hab' ihn noch recht gut gekannt. Er hat ſein Gewölbe gleich neben der Kirche gehabt, und bey ihm waren immer die ſchönſten Häringe zu haben. Als mir mein Bruder nach dem Abſterben des Kaufmanns ſeinen Sohn Johann, deſſen Taufpathe er iſt, zum Schwiegerſohne vorgeſchlagen hat, war ich auch gleich damit einverſtanden. Er iſt eine gute Partie.

Röſe.

Ja, aber warten läßt er, und das kann ich nicht leiden. Und wenn er als Ehemann einmahl nicht gleich da iſt, wenn ich ihn brauche, — ſo — ſo —

Schoppen.

Nun, was?

Röſe (ſchnippiſch).

So wird gleich ein Anderer da ſeyn.

Schoppen.

Mach' dich nur nicht ſelbſt ſo böſe, liebes Kind; ich weiß doch, daß du deinen Mann recht glücklich machen wirſt.

Röſe.

Willens bin ich's.

Schoppen.

Ich glaube, ich hör' ihn.

Röſe

(ſieht auf die Thür).

Ja, ſchön! Der Herr Vetter iſt's ganz allein. (Sie ſetzt ſich verdrießlich in eine Ecke auf einen Stuhl.)

Zweyter Auftritt.

Vorige. Durmont.

Durmont.

Guten Tag, Kinder! was man ſagt: bon jour! — Grüß' Euch Gott! Vivat ein guter Humor!

Röſe.

Schöner guter Humor! Wo ſoll der herkommen, wenn man Verdruß hat?

Durmont.

Verdruß? — Wer hat Verdruß? — Ich habe mein Lebetag keinen. Ich bin noch ein Mann von der alten Welt, wo man noch nicht ſo viel verdrießliches Zeugs erlebt hat, — (zeigt ſeinen Fuß, mit ſeidenem Strumpfe angethan) und mit einem ſolchen Fuß — da ſchaut her, — mit dem kann man gar keinen Verdruß haben. — Freylich, den Troſt hat auch nicht Jedermann. — Aber, wer hat denn hier Verdruß?

Röſe.

Ich, Herr Vetter.

Durmont.

Du? Warum denn?

Schoppen.

Weil ihr Bräutigam, dein Pathe, der Johann noch nicht da iſt.

Durmont.

Und was beweiſt das?

Röſe.

Das beweiſt — das beweiſt —

Durmont.

Daß er noch kommen wird.

Röſe.

Aber ich bin ſchon ungeduldig.

Durmont.

Das muß man aber nicht ſeyn.

Röſe.

Wer kann denn dafür, wenn man in Aerger geräth?

Durmont.

Da kann man wohl dafür, denn man muß ſich ſchön im Zaume halten. Da ſchau' mich an, kleines Gewächs; ich werde niemahls ungeduldig. Wenn mich der Satan packen will, ſo mach' ich einen Eutrechat oder einen ployé, drey oder vier battus — (er macht alle dieſe Tanzſchritte) und alles iſt wieder vorbei. Ich habe meine ganze Philoſophie in den Füßen. Es lebe der gute Humor!

Schoppen.

Höre mich, mein lieber Hartberger —

Durmont.

Du, nenne mich nicht mehr ſo, ſonſt iſt's aus mit allen meinen Tanzlectionen. Ich habe mich nicht umſonſt in's Franzöſiſche hinüber geſetzt. Durmont heiß' ich.

Schoppen.

Ich habe mich ja nur vergeſſen. Alſo, höre, lieber

Bruder! Meine Tochter beklagt ſich doch nicht ganz ohne Grund.

Durmont.

Soll ſich beklagen, wer hindert ſie daran? Mein Pathe hat unrecht, ſehr unrecht, in gar vielen Stücken unrecht; hat der Burſch ja nicht einmahl mein Tanzcollegium zu Ende gemacht.

Röſe.

Sie würden noch beſſer gethan haben, Herr Vetter, wenn Sie ihm eine beſſere Lebensart beygebracht hätten.

Durmont.

Tanz und Lebensart ſind Geſchwiſter, ſie halten ſich bey der Hand; ein Tänzer hat immer eine ſchöne Form und zierliche Manieren.

Röſe.

Mosje Johann tanzt alſo nicht?

Durmont.

O, wenn er tanzte, wär' er ganz ein anderer Kerl! Freylich, er kann kaum recht gewandt leſen; — aber mit fünftauſend Gulden alle Jahre und ein guter Tänzer dabey, da kann man alles Andere entbehren. Um was fragt man denn in der Welt? Tanzen Sie? oder, ſpielen Sie? — Das Spiel iſt nun nicht ſehr unterhaltend und koſtet viel; es bleibt alſo nur der Tanz übrig als wahres Verdienſt. Ja, wahrhaftig, das ſchönſte Band der moraliſchen und politiſchen Welt iſt eine queu de chat, oder eine chaine anglaise.

Röſe.

Und die erſte Regel bey'm Tanze iſt die, daß man ſeine Tänzerinn nicht ſoll warten laſſen.

Durmont.

Ganz recht. Wie der erſte Geigenſtrich ertönt, muß man ſchon bey der Tänzerinn ſteh'n, mit der man ſich engagirt hat, und ihr die Hand reichen. Allein man muß meinen jungen Pathen doch auch etwas entſchuldigen. Johann wurde mit den ſchönſten Anlagen geboren, und gewiß hätt' er leicht und ſchnell Alles gelernt, was man gewollt hätte; aber ſeine Aeltern haben ihn verzärtelt. Sie liebten ihn ſo ſehr, daß Alles nach ſeinem Willen geſchehen mußte; ich hätt' es einem Lehrer nicht gerathen, ihm ein ſchlimmes Wort zu geben. — Und ich ſelbſt, ſein Pathe, hätt' es mit der Mutter einmahl faſt verdorben, weil ich's nicht leiden konnte, daß der Knabe ſo einwärts ging und ihm einmahl den Fuß auswärts drehte, worüber er ein jämmerliches Geheul anfing. Daher kommt's, daß er ſo unwiſſend iſt, nichts liebt als Kaffeh- und Bierhäuſer, ſpielt, flucht, trinkt und Tabak raucht, und nicht tanzt; welches Letztere das Allerſchlimmſte iſt. Aber dennoch iſt er ein herzensguter, liebenswürdiger Junge.

Röſe.

Es ſcheint, Herr Vetter, Sie lieben ihn ja ganz außerordentlich!

Durmont.

Ob ich ihn lieb habe? — Nun, und ſchon wie! — Ich verſichere Euch, 's Herz tanzt mir im Leibe, wenn ich ihn nur ſehe. Ich habe auch ſeine Mutter — Gott hab' ſie ſelig, — recht gern gehabt. — Noch ſeh' ich ſie, wie ſie mich in ihrer letzten Stunde zu ihrem Bette kommen ließ und ſagte: „Freund Hartberger!“ — nein, Durmont, ja doch, damahls hieß ich noch Hartberger. — Alſo, „Freund Hartberger,“ ſagte ſie: „Sie ſind ein guter Mann, erbarmen Sie ſich meines Johann, wenn ich ſterbe, lieben Sie ihn wie Ihren eigenen Sohn, ſeyn Sie gut gegen ihn, lehren Sie ihn nicht tanzen, wenn er nicht mag, und erinnern Sie ihn öfters an ſeine Mutter.“ — Ja, gute Frau, ich habe Dir's verſprochen und bisher gehalten, und werd's halten mein Lebelang. — Sieh da! — bin ich doch faſt etwas weich geworden! (Befühlt ſeine Augen.) Ich glaube gar — ja, meiner armen Seele! — naß! Es lebe der gute Humor! — Ein wenig Empfindſamkeit ſchadet einem Tanzmeiſter auch nicht.

Schoppen.

Du biſt ein guter Mann, Bruder!

Röſe.

Lieber Herr Vetter!

Durmont.

Ja, ich darf mir ſchmeicheln, daß mich die Leute leiden mögen. Ich habe die ſchönſten Lectionen in vielen Kaufmannshäuſern, bey Beamten auch; die Letztern zahlen freylich ſchlecht, mein Gott, können halt nicht beſſer. An einem Sonntag Nachmittag ſpringt Alles bey mir herum, Studenten und Kaufmannsdiener, Bürgersmädchen und Nähterinnen, und bekannt bin ich, bekannt wie's falſche Geld.

(Man hört Johann von außen johlen (dudeln).

Schoppen.

Hört Ihr? jetzt kommt der Johann.

Röſe.

Kommt er? Nun, ſo will ich gehen. (Geht ab.)

Schoppen.

Röſe! Röſe! höre doch! — Was ſoll denn das bedeuten?

Durmont.

Das ſoll bedeuten, liebe Schweſter, daß deine Tochter in den Füßen das Nämliche hat, was ihr im Kopfe ſitzt: Eigenſinn.

Schoppen.

Das iſt ein entſetzliches Mädel! Ich muß ihr nur nachgehen, ſonſt macht ſie dumme Streiche. Halte du indeſſen den Johann auf. (Im Abgehen rufend.) Röſe! Röſe! (Ab.)

Durmont (allein, kopfſchüttelnd).

Die ſehen nicht zuſammen, und mir ſcheint, die Sache wird auseinander geh'n. Sie tanzen eine ewige Menuette, wenn der Eine da hinaus tanzt, ſo tanzt die Andere dort hinaus, und zum Handgeben will's gar nicht kommen. Meinetwegen! was gehts mich an. Es lebe der gute Humor!

Dritter Auftritt.

Durmont. Johann (tritt ein. Er iſt ganz burſchikos und gemein angezogen, weite Koſakenhoſen von lichtem Tuch, hellblaue Weſte, einen ſehr kurzen Rock, den man allenfalls auch für eine Jacke halten kann, eine Kappe auf dem Kopf, den Tabaksbeutel vorne an einem Knopf hängen, eine Meerſchaumpfeife in der einen, einen dicken Stock in der andern Hand, die Haare unordentlich, ein ſeidenes Halstuch um den Hals leicht umgebunden, daß beyde Zipfel lang herabhängen, und der Hemdkragen darüber breit abwärts gebogen iſt. Er johlt im Eintreten ein ganz gemeines, eben gangbares Lied, auch ſeine Mundart iſt gemein).

Johann
(erblickt Durmont).

Ah, ſind Sie da, Herr Pathe? Wo ſind denn die Andern?

Durmont.

Was für Andere?

Johann.

No — die Wirthinn und die Röſe.

Durmont.

Sie ſind eben in die Wohnſtube hinauf gegangen.

Johann.

No, ſo will ich mir derweil noch eine Pfeife ſtopfen. (Er ſetzt ſich nieder und ſtopft ſich die Pfeife.)

Durmont.

Es ſcheint, der Herr Johann genirt ſich nicht ſtark wegen ſeiner Braut. Sie wartet ſchon ſeit frühem Morgen auf dich. Du haſt verſprochen zeitlich zu kommen.

Johann (lacht).

Ha, ha, ha! hab' ich das verſprochen?

Durmont.

Freylich; du weißt doch, wir wollen heute den Heirathskontrakt aufſetzen.

Johann

(ſich auf den Tiſch lehnend und recht behaglich Tabak rauchend).

Es iſt alſo ausgemacht, daß ich heirathe?

Durmont.

Freylich! Die Röſe iſt eine prächtige Partie für dich.

Johann.

Der Herr Pathe glaubt, weil ſie eines Wirths Tochter iſt? — Das iſt auch wahr. Wenn ich ſie heirathe, ſo zieh' ich daher zu ihr und geh' hernach gar nicht mehr aus, hab' Unterhaltung genug zu Hauſe. Recht gern, Herr Pathe! Verheirathe mich der Herr Pathe, wann Er will, ich geb' meine Einwilligung mit der Bedingniß, daß ich leben kann wie jetzt, und daß mir meine Frau nichts einredet.

Durmont.

Dein jetziges Leben gefällt dir alſo recht gut?

Johann.

No, ich glaub's! — Um neun werd' ich munter, da ſteht ſchon meine lange geſtopfte Pfeife beym Bett, und mein alter Simon bringt mir eine Halbe Bier und einen Kalbsbraten zum Bett. — Hernach ſteh' ich auf und geh' in's Kaffehhaus, ſpiele Billard oder Tarok Tappen, bis 's Zwölfe ſchlägt. — D'rauf geht's in's Wirthshaus, da wird gut gegeſſen und getrunken. Nachmittag wird wieder in's Kaffehhaus gegangen, und hernach, wenn's ſchön Wetter iſt, hinaus in eine Vorſtadt, wo guter Wein iſt, oder ſonſt wo anders hin. Abends gibt's gar vielerley Unterhaltungen; dort oder da in einem Bierhaus ſingt ein luſtiger Harfeniſt, wo die Brüderchen alle zuſammen kommen. Manchmahl geht man auch in die Komödie, wenn man wo ein luſtiges Stück ſpielt: in die Leopoldſtadt, oder in die Joſephſtadt, oder zum Staberl an die Wien; aber vor der Burgkomödie und vor den langweiligen traurigen Sachen, die ſie dort geben, ſoll mich Gott bewahren. Die gereimten Redensarten, die gingen mir ab. Und wenn gar nichts anderes zu thun iſt, ſo ſetzt man ſich in ein Bierhaus und ſpielt Karten, ſchaut hernach noch ein wenig auf einen Tanzſaal, und um ein oder zwey Uhr ſchläft man mit der Pfeife im Maul wieder ein.

Durmont.

Nun, ganz ſo wie jetzt wird's hernach wohl nicht bleiben können. Man muß einem Weibe doch Etwas zu Gefallen thun; man heirathet ja nicht, wie man ein Glas Wein austrinkt.

Johann.

Beſſer wär's aber, wenn das Heirathen eben ſo muß, ſo iſt's allemahl anſtändiger, wenn wir alle Zwey trinken. (Der Kellner bringt zwey Gläſer Kirſchenwaſſer. Sie ſetzen ſich.) Die Frauenzimmer zaudern lange.

Johann.

Ich bin nicht preſſirt. — Aber da denk' ich eben, ich hätte heute Vormittags doch nichts trinken, wohl auch nicht Tabak rauchen ſollen.

Durmont.

Ja freylich. Der üble Geruch — Röſe wird dazu ſcheel ſehen.

Johann.

Ah, die iſt das ſchon gewohnt. — Aber es iſt nur einer Viſite wegen, die ich in der großen Welt zu machen hätte.

Durmont (lächelnd).

Du? in der großen Welt? Wohl gar in der Stadt drinnen, in einem noblen Hauſe?

Johann.

Allerdings in der Stadt; und wenn ich dem Muſter glauben darf, das ich bey mir habe, auch in einem ſehr noblen Hauſe. (Er zieht ein ſehr ſchön geſticktes und verziertes Brieftäſchchen aus der Taſche.)

Durmont.

Was iſt denn das?

Johann.

Die Folge eines Abenteuers.

Durmont.

Abenteuer? Erzähle mir's doch.

Johann.

Recht gern. Geſtern Abends ſpazierte ich recht langſam vom grünen Berg herein, wo wir ganz mörderlich getrunken hatten. Herr Pathe! dort iſt ein Guldenwein! — (Schmatzt in die Finger.) No! — ein pures Oel! Ich geh' ſo meinen Weg, meine Pfeiſe im Maul — auf einmahl hör' ich, noch draußen vor der Linie, ſchreyen, — aber ſchreyen — als ob Jemand am Spieß ſteckte. — Ich nicht faul, lauf' dem Geſchrey zu, und ſehe eine Kaleſche, welche drey Kerls angehalten hatten.

Durmont.

Das waren Räuber.

Johann.

Spitzbuben waren's gewiß. Im Wagen d'rin ſaßen zwey Frauenzimmer, die waren es, die ſo ſchrien. Ich hatte zwar keine Waffen, aber auf meine Arme und auf meinen Stock kann ich mich verlaſſen. Ich alſo keck hinzu, ſchlag' den einen Kerl, der den Kutſcher gehalten hat, mit einem Streich nieder, dann auf die andern Zwey los; dadurch bekommt der Kutſcher auch wieder Luſt; die andern Zwey kriegen alſo auch ihre Hiebe und laufen davon; die Bataille war gewonnen und ich behauptete das Schlachtfeld.

Durmont.

Johann, das macht dir Ehre. Auf deine Geſundheit, mein Junge! (Er ſtößt mit ihm an.)

Johann.

Sollen leben, Herr Pathe! (Beide trinken aus.)

Durmont

(indem er ſein Glas niederſtellt).

Nun, und hernach?

Johann.

Hernach? — Hernach noch ein Glas Kirſchenwaſſer, Herr Pathe.

Durmont.

Ey, du verſtehſt mich nicht; ich meine, was hernach weiter geſchehen iſt?

Johann.

Ah, doch! noch ein Glas. — Kellner!

Durmont.

Bewahre; ich muß meinen Kopf ſchonen, meiner Füße wegen. Waren die Frauenzimmer ſchön, die im Wagen ſaßen?

Johann.

Hm! Das iſt dumm!

Durmont.

Was, dum̃? Johann, du vergiſſeſt den Reſpect gegen deinen alten Pathen.

Johann.

Ah — das geht ja Sie nicht an. Ich meine, das iſt dumm, daß es ſo ſtockfinſter war, und daß ich daher die Frauenzimmer nicht ſehen konnte. Aber die eine hat eine Stimme gehabt, Herr Pathe, eine Stimme wie eine Nachtigall! — Ich wette eine Halbe Vierer d'rauf, daß die ſehr ſchön war. Will der Herr Pathe wetten?

Durmont.

Was fällt dir ein!

Johann.

Ja, ja, wir wetten. — Kellner! Kellner!

Durmont.

Sey ruhig, oder ich entferne mich. — Laß uns lieber wieder auf die Frauenzimmer zurück kommen.

Johann.

Ja, kommen wir darauf zurück. Alſo, daß ich ſage: die Nachtigallenſtimme ſagte zu mir: „Ich hoffe, wir werden unſern Retter wiederſehen, um ihm unſere Dankbarkeit bezeigen zu können.“

Durmont.

Und du antworteteſt?

Johann.

Ich antwortete: „Gar nicht Urſache, Madam oder Mamſell, iſt gern geſchehen, und Sie würden wohl dasſelbe auch für mich gethan haben.“

Durmont.

Wie, Johann, mein Junge, ſo albern haſt du geſprochen?

Johann.

No, was iſt denn da Albernes daran?

Durmont.

Dasſelbe gethan? Alſo glaubſt du, die Dame würde auch für dich mit Fäuſten drein geſchlagen haben? Johann, mein Johann, wenn du tanzen gelernt hätteſt, ich weiß, du würdeſt klüger reden. Ich bin gewiß, die Damen werden gelacht haben.

Johann.

Nein, ſie haben nicht gelacht. Einen Augenblick war Alles ſtille, aber dann hat wieder die mit der Nachtigallenſtimme zu mir geſagt: „Nehmen Sie dieſes kleine Angedenken, mein Herr, und behalten Sie es aus Freundſchaft für mich. — Ich hab' genommen, was ſie mir gegeben hat, und hätte auch das Händchen gerne genommen, das mir's gegeben hat, denn, Herr Pathe, das war ein Händchen wie Sammt und Seide. Aber hernach iſt der Wagen fortgerollt, und ich habe mich hinten aufgeſetzt, und bin mit zur Linie hereingefahren.

Durmont.

So recht, mein Sohn, ein Cavalier darf nie ſeine Dame verlaſſen. Aber ich glaube, es wäre ja nicht ſo nöthig, daß du ihr heute gleich einen Beſuch abſtatteſt.

Johann.

O ja, Herr Pathe, ſehr nothwendig; ich muß ihr das, (auf die Brieftaſche zeigend) zurück bringen.

Durmont.

Sie hat dir's ja gegeben, damit du's behalten ſollſt.

Johann.

Behalten? Die Brieftaſche, ja, die iſt ſchön, die will ich auch behalten; aber nicht was d'rin iſt.

Durmont.

Was iſt denn darin? etwa einige Tanzlections-Billete, oder ein Liebesbriefchen?

Johann.

Eine Banknote von tauſend Gulden iſt darin.

Durmont.

Was?

Johann.

Als ich ſie ſah, iſt mir das Blut in's Geſicht geſtiegen, ich weiß nicht, ob aus Zorn, oder weil ich mich geſchämt habe. Die Perſon hat vielleicht geglaubt, ich laſſe mir den Dienſt bezahlen, den ich ihr erwieſen habe. Zum Glück iſt auf dem erſten Blatt auch ihre Addreſſe aufgeſchrieben. (Gibt ihm die Brieftaſche.) Da leſen Sie ſelbſt, Herr Pathe.

Durmont (lieſt).

„Amalie von Stiller, Capitänswitwe, wohnhaft auf dem Graben, Nummer 682 im zweyten Stock.“ — Auf dem Graben? Da koſten die Wohnungen viel, die muß reich ſeyn. — Und eine ganz neue Banknote. (Beſieht ſie durchs Licht.) Iſt vielleicht falſch, es circuliren jetzt viele.

Johann.

Sie ſehen wohl ein, die muß ich zurücktragen.

Durmont.

Ja, du haſt Recht, mein Sohn. Du haſt ja das Geld auch gar nicht nöthig.

Johann.

Und wenn ich's auch nöthig hätte, das nähm' ich doch nicht.

Durmont

(nimmt ihn freundlich beim Kinn).

Hans! lieber Hans! weißt du was?

Johann.

Nein, ich weiß nichts.

Durmont.

Du biſt ganz mein Ebenbild, denkſt ganz ſo wie ich. Ewig Schade, daß du ſo wenig gelernt haſt; aber du haſt Ehrgefühl und ein gutes Herz, und da darf man an nichts verzweifeln. — Aber meine Schweſter und ihre Tochter kommen noch immer nicht.

Johann

(knöpft ſich den Rock zu).

Sollen bleiben wo ſie ſind, ich geh' wieder.

Durmont.

Wo willſt du hin?

Johann.

Zu der Frau. Sie mögen mir glauben oder nicht, Herr Pathe, aber die Banknote brennt mich völlig in der Taſche. Ich komme bald wieder.

Durmont.

So warte doch nur noch ein wenig auf deine Braut, ſie hat dieſen Morgen lange genug auf dich gewartet.

Johann.

Kann ſeyn, aber es leidet mich nicht länger.

Ein Kellner

(oben bey'm Eingang zum zweyten Zimmer ruft herab.)

Mosje Johann! ich ſoll Sie fragen, ob Sie nicht eine Partie à la guerre mitſpielen wollen? Drey wären ſchon oben beyſammen.

Johann.

À la guerre? bin ſchon da.

Durmont.

Wie, du wollteſt? —

Johann.

No, das glaub' ich, gibt gar kein ſchöneres Spiel als dieſes.

Durmont.

Aber deine Zukünftige? —

Johann.

Wenn ſie kommt, ſo laſſen Sie mich rufen, ich geb' meinen Queue indeſſen einem Andern und komme herab.

Der Kellner (oben).

Mosje Johann! die Kugeln ſtehen ſchon.

Johann.

Ich komme ſchon, ich komme ſchon. (Er zieht ſeinen Rock aus und läuft hinauf.)

Durmont (allein).

Wenn ihn noch ein Tanz dort oben erwartete, ſo lieſſ' ich's gelten, aber wegen einem à la guerre!

Vierter Auftritt.

Durmont. Frau Schoppen und Röſe.

Schoppen.

Endlich hab' ich ſie herabgebracht! Sie wollte um alle Welt nicht den erſten Schritt thun.

Röſe.

Nun, wo iſt er denn, der ſchöne Herr?

Durmont.

Er iſt nicht mehr da.

Röſe.

Hab' ich dir's nicht geſagt, Mutter, daß du mich compromittiren würdeſt?

Schoppen.

Aber wo iſt er denn hingegangen?

Durmont.

Da er ſah, daß Ihr nicht kam't, ging er in's obere Zimmer hinauf, um eine Partie à la guerre zu ſpielen.

Röſe (faſt weinend vor Aerger).

Sehen Sie? ſo ein dummes Spiel iſt ihm lieber als ich. Und einen ſolchen Menſchen ſoll ich heirathen?

Durmont.

Heirathe ihn, oder heirath' ihn nicht, das geht dich an.

Röſe.

Ja, heirath' ihn nicht! Das iſt leicht geſagt; aber jetzt frequentirt er mich ſchon ein ganzes Jahr, die Leute wiſſen das, und juſt ſetz' ich meinen Kopf auf, ich will ihn ändern; er ſoll mir noch zahm werden wie ein Lamm, dafür ſtehe ich!

Durmont.

Wenn du's kannſt, thu's.

Röſe.

Ob ich's kann? — Hahaha! das ſoll mir ein Leichtes werden, und stande pede will ich damit anfangen. Ihr ſollt ſehen. (Ruft.) Ulrich! Ulrich!

Der Kellner
(erſcheint auf der Stiege).

Mamſell?

Röſe.

Sage dem Moßje Johann, er ſoll gleich — hörſt du? *gleich* herabkommen, ich will's haben.

Schoppen.

Aber, Röſe! —

Durmont.

Laſſen wir ſie nur geh'n; das Mädel hat Verſtand, ſie wird unſerm Alcibiades ſchon den Kopf zurecht etzen.

Röſe.

Wer iſt denn der Alcibiades?

Durmont.

Das war ein berühmter Tänzer vor vielen hundert Jahren. — Ah, da kommt der Johann ſchon.

Röſe.

Laßt mich allein mit ihm, und ich ſtehe dafür, ich richte in einer Viertelſtunde mehr aus als Ihr in ſechs Wochen.

Durmont (lachend).

Sie hat Recht. Komm, Schweſter. (Er reicht ihr mit Tänzermanier die Hand und führt ſie ab. Röſe ſtellt ſich vor den Spiegel und ordnet ihren Anzug.)

Fünfter Auftritt.

Röſe. Johann (kommt in Hemdärmeln.)

Johann (verdrießlich).

Wer ſtört mich denn mitten im Spiel?

Röſe.

Verzeihen Sie, ich war's, die Sie rufen ließ.

Johann.

So? — Ah ja freylich. — Wie geht's? Gut? Mir auch. Ich muß aber wieder hinauf, ſie warten. (Will wieder ab.)

Röſe.

Einen Augenblick, wenn ich bitten darf. Wir haben ein ernſthaftes Wort mit einander zu reden.

Johann.

Ein Wort, meinetwegen, aber mehr nicht; denn ich habe nicht Zeit. Dort oben geht's gar hitzig zu. Es iſt mir nicht wegen des Geldes, darum ſcher' ich mich nicht, aber wegen der Ehre.

Röſe.

Wie, Johann, auf dem Punkt, auf welchem wir Beyde ſtehen, wollen Sie mir nicht einmahl ein ſo armſeliges Spiel aufopfern?

Johann.

Meinetwegen ein andermahl, aber jetzt geht's um die Ehre. — Sieh, liebe Röſe, ein Spieler iſt wie ein Soldat, er darf ſeinen Poſten nicht verlaſſen. Adieu, mein Kind! (Will ab.)

Röſe
(mit gebietheriſcher Stimme).

Johann! Johann!

Johann (hält an).

Röſe?

Röſe.

Ich befehle Ihnen, zu bleiben!

Johann.

Aber —

Röſe

(mit komiſcher Würde).

Sie bleiben, oder Alles iſt aus zwiſchen uns.

Johann.

Wirklich?

Röſe.

Es iſt ohnedieß himmelſchreyend, wie Sie mich behandeln, mich, die Ihre Frau werden ſoll. Pfuy! das hätt' ich von Ihnen nicht erwartet. — Sie haben mich gar nicht lieb, das ſeh' ich wohl ein, Sie haben mich immer nur gefoppt — und ich — ach du lieber Himmel! ich habe gar keinen andern Gedanken als an Sie. Ich rede gar kein Wort mehr mit den andern Gäſten, um Ihnen nur nicht weh zu thun, — ich ſtricke Ihnen in dem Augenblicke wieder einen Tabaksbeutel — und Sie — ach Gott, das thut weh! (Sie wiſcht ſich die Augen aus.)

Johann (ſich nähernd).

Aber was hab' ich denn gethan?

Röſe

(für ſich lächelnd).

Ah, das wirkt! (Sie thut, als ob ſie weinte.)

Johann.

Weine nicht, Röſe. Schau, ich mein's ja nicht bös; es iſt meine Art ſchon ſo, ich mach keine Umſtände. Aber Kummer will ich dir nicht machen und weinen ſollſt du nicht. — Nun, meinetwegen, ſo bleib' ich da. — Was willſt du denn? was ſoll ich denn thun?

Röſe.

Für's Allererſte legen Sie Ihren Rock an, es ſchickt ſich nicht, vor einem honetten Frauenzimmer ſo da zu ſteh'n.

Johann

(zieht ſeinen Rock an.)

Bey'm Spiel wird Einem warm; — jetzt freylich iſt mir ſchon kühler. (Für ſich.) Wenn das ſo fortgeht —

Röſe.

Jetzt kommen Sie näher.

Johann (tritt näher).

No?

Röſe.

Sagen Sie mir was Schönes.

Johann.

Ja, was denn?

Röſe.

Nun, ich glaube, es wird ſich doch Etwas an mir finden, was zu loben iſt?

Johann.

Ja, ich glaub' auch.

Röſe.

Es haben mir ſchon Viele geſagt, daß ich recht hübſch ſey.

Johann.

Das ſag' ich auch.

Röſe.

Und gut.

Johann.

Das kann auch ſeyn.

Röſe.

Meine Hand — ſehen Sie? ſie iſt nicht groß.

Johann (zeigt die ſeinige).

Die meinige iſt viel größer.

Röſe.

Wenn man nun die kleinere in die größere legt — (Sie thut es.)

Johann.

So ſieht man erſt, daß die klein iſt.

Röſe.

Wenn man recht artig und liebevoll ſeyn will, ſo küßt man dann das kleine Händchen. (Hält es ihm vor den Mund.) Da.

Johann

(drückt einen lauten Schmatz darauf).

Sechster Auftritt.

Vorige. Durmont. Frau Schoppen.

Durmont.

So recht, mein Johann! Das gefällt mir! — Und jetzt iſt es an der Zeit, Euch noch eine väterliche Ermahnung zu geben. Johann, mein lieber Pathe, und du Röſe, Tochter meiner lieben Schweſter, Ihr ſollt nun mit einander in den Eheſtand hinein tanzen. Seht, das iſt gar ein kurioſer Tanz, wo Eins mit dem Andern nicht gar zu viel herumſpringen darf; das Gleichgewicht muß dabey hübſch beobachtet werden, man muß im Tact bleiben, und vor Allem — vor Allem —

Der Kellner
(ruft oben auf der Treppe).

Mosje Johann! geſchwind! Nummer 17 ſpielt.

Johann.

Nummer 17? das bin ich. (Reißt aus und ſo ſchnell er kann in's obere Zimmer hinauf.)

Durmont.

Das verrückt mir mein ganzes Conzept.

Schoppen.

Nein, das iſt zu arg!

Durmont.

Jetzt, hab' ich geglaubt, wird er mich anhören; aber nein, da rufen ſie oben Nummer 17 und, frrrr! fort iſt er. — Aber Gelenkigkeit hat er in den Beinen, das muß man ſagen. — Nun, laſſen wir ihn; wenn das Spiel vorbey iſt, ſo fang' ich meine Ermahnung noch einmahl von vorne an.

Röſe.

Behalten Sie Ihre Ermahnung, Herr Vetter, und Ihren Pathen, ich will von Beyden nichts mehr wiſſen.

Durmont.

Ta, ta, ta! das wird ſich ſchon wieder geben. Er iſt manchmahl leichtſinnig, der Johann, aber doch ein herzgutes Blut und ein Ehrenmenſch. Sie ſollen nur wiſſen, was er geſtern gethan hat. O, er kann ſchon auch ſanft und liebevoll ſeyn.

(Man hört oben Perſonen disputiren und Gläſer zerbrechen.)

Schoppen.

Mein lieber Himmel, was geſchieht denn da oben?

Eine Stimme.

Sie haben touchirt.

Eine Andere.

Nein, nein, es iſt nicht wahr!

Johann.

Betrogen hat er, betrogen! werft ihn hinaus! (Der Lärm verdoppelt ſich, es werden Stühle umgeworfen, Gläſer zerbrochen, geſchlagen und geſchrien.) Spitzbube! hinaus!

Der Kellner (auf der Treppe).

Herr Tanzmeiſter, kommen Sie zu Hülfe, Ihr Johann bricht und ſchlägt Alles zuſammen.

Schoppen.

Da haben Sie Ihren ſanften Pathen.

Durmont.

Ey, ey, ey, wenn er ſich nur an den Füßen nichts lädirt; ich muß ihn nur zu beſänftigen ſuchen. (Er trippelt gegen die Treppe.)

Schoppen.

Schönes Spectakel in meinem Hauſe! (Der Lärm währt fort. Einer der Spieler fliegt aus dem Zimmer und über die Treppe herunter.)

(Der Vorhang fällt.)

Ende der erſten Abtheilung.

Zweyte Abtheilung.

Der Salon.

(Die Bühne ſtellt einen prächtig verzierten, mit Kupferſtichen behängten und ſehr elegant möblirten Salon vor.)

Erſter Auftritt.

Frau v. Stiller. Frau v. Sarning.

(Sie ſitzen Beyde auf einem Canapée an einem Tiſchchen, und ſind mit weiblicher Arbeit beſchäftigt.)

Frau v. Sarning.

Wahrhaftig, liebe Freundinn, ich begreiſe dich nicht; jetzt ſitzeſt du ſchon wieder über eine Viertelſtunde und ſprichſt kein Wort.

Frau v. Stiller.

Verzeihe, liebe Sarning, aber das ſeltſame Abenteuer von geſtern geht mir nicht aus dem Kopfe.

Sarning.

Deine Schuld, Amalie, daß uns bey unſerer Rückfahrt von Laxenburg das Malleur paſſirt iſt.

Stiller.

Wie ſo, meine Schuld?

Sarning.

Du wollteſt ja die Begleitung des Herrn von Walbruck durchaus nicht annehmen. Wäre ein Mann an unſerem Wagen geritten, gewiß hätten die Spitzbuben es nicht gewagt, uns anzuhalten.

Stiller.

Möglich. Aber dieſem Walbruck will ich in keiner Hinſicht eine Verbindlichkeit ſchuldig ſeyn, und ich verſichere dir, liebe Freundinn, wäre er mir nicht durch die Marquiſe ſo dringend anempfohlen, ich würde auch ſeine Beſuche nicht mehr annehmen.

Sarning.

Was haſt du denn aber gegen ihn? Er iſt aus gutem Hauſe, ſehr gebildet und artig.

Stiller.

Das mag Alles ſeyn, aber er iſt ein Spieler und ein eitler, abgeſchmackter Geck! — Ich glaube wahrhaftig, ich würde, wie ich nun einmahl bin, eher eine gutmüthige Gemeinheit, als eine noble, fade Ziererey ertragen können, und vielleicht eher die geraden Manieren des jungen Menſchen vorziehen, der uns geſtern zu Hülfe eilte, als die thatenloſen Schönheiten, womit mich der wohlduftende Herr von Walbruck beehrt.

Sarning.

Ich muß geſtehen, auch ich fühle mich von großem Dank für den jungen Menſchen durchdrungen; aber ich habe ſeine Züge gar nicht erkennen können, und ſein Ton und ſeine Worte waren wirklich gemein und lächerlich.

Stiller.

Mit welchem Muth und wie unerſchrocken er uns zu Hülfe eilte, und die Buben zur Flucht zwang.

Sarning (lächelnd).

Ich ſehe wohl, deine ſchwärmeriſche Einbildungskraft leiht ihm alle Eigenſchaften eines ehrenfeſten Ritters der alten Zeit. Man merkt wohl, daß du Romane geleſen haſt. Aber bedenke, Malchen, die guten alten Recken nahmen keine Banknoten als Lohn für Ritterdienſt.

Stiller.

Als er das Portefeuille nahm, wußte er ja nicht, was es enthielt.

Sarning.

Und wie er den Inhalt geſehen haben wird, wird er wohl darüber nicht erzürnt geweſen ſeyn, ſcheint mir.

Stiller.

Ich ſtand Anfangs an, ihm dieſe Belohnung für den uns erwieſenen Dienſt zu geben; allein ſeine Worte und ſein Benehmen ſchienen zu beweiſen, daß ich ſein Ehrgefühl dadurch nicht verwunden würde. — Es kann aber doch ſeyn, daß ich ihn dadurch beleidigte, und das würde mir ſehr wehe thun.

Sarning.

Ich bitte dich, ſchweige! Ich glaube, die tauſend Gulden werden den Triumph unſers neuen Amadis erſt recht glänzend machen.

Zweyter Auftritt.

Vorige. Louiſe.

Louiſe.

Euer Gnaden, ein junger Menſch wünſcht Sie zu ſprechen.

Stiller.

Ein junger Menſch? Hat er dir ſeinen Nahmen geſagt?

Louiſe.

Nein; als ich ihn darum fragte, antwortete er: er wäre Ihnen durchaus nicht bekannt, aber er müßte dennoch mit Ihnen ſprechen.

Stiller.

Wie ſieht er aus?

Louiſe.

Nun, nicht gar übel, und recht freundlich, denn das Erſte, als er eintrat, war, daß er mich umarmen wollte. — Ich ſagte ihm, daß Euer Gnaden in dieſem Augenblick Geſellſchaft hätten; allein er meinte, das wär' ihm all' eins, und er würde nicht eher gehen, bis er Ihnen wenigſtens guten Tag geſagt hätte.

Stiller.

Ich bin wahrhaftig neugierig, den Menſchen zu ſehen, der mein Kammermädchen umarmen und mir guten Tag ſagen will. Laß ihn herein, Louiſe.

(Louiſe geht, um die Thür zu öffnen, aber in dieſem Augenblicke thut es Johann ſchon ſelbſt und tritt herein.)

Dritter Auftritt.

Vorige. Johann.

Johann.

Guten Tag, Madam!

Stiller.

Guten Tag, mein Herr!

Johann.

Sie müſſen nicht übel nehmen, daß ich gleich ſelbſt

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Castelli, I.V.F.
3-598-50426-8
FNr. 22646 / 077

herein getreten bin, aber ich habe keine Zeit zu warten; und da ich gehört habe, daß Sie in dem Zimmer ſind, — denn Sie ſind doch die Madame Stiller? — ſo habe ich mir ſelbſt die Erlaubniß genommen. (Bey Seite.) Die Nachtigallſtimme läßt ſich nicht verkennen.

Stiller.

Ja, ich bin die Witwe Stiller.

Johann (für ſich).

Ah! ich hab' mich doch für eine ſchöne Frau herumgeprügelt, und das freut mich.

Stiller.

Darf ich fragen, was mir die Ehre verſchafft? —

Johann.

Ja, ſehen Sie, Madam — die Ehre — und das hängt *ſo* zuſammen.

Stiller (lächelnd).

Wollen Sie mir zuerſt gütigſt ſagen, wer Sie ſind?

Johann.

Ich heiße Johann Haſel, — bin — bin — eigentlich gar nichts; ich lebe von meinem Gelde — und bin der nähmliche Menſch — der geſtern auf die Nacht — Sie wiſſen wohl — vor der Linie —

Stiller (ſteht auf).

Wie? Sie ſind es, der mir einen ſo wichtigen

Dienſt geleiſtet hat? — O, ich bitte, ſetzen Sie ſich. Louiſe, einen Stuhl.

Louiſe

(ſetzt einen Stuhl und geht ab).

Johann (zu Louiſen).

Ich danke, Kleine. (Kneipt ſie in's Kinn, dann ſetzt er ſich früher als die Damen und legt ſeinen Hut neben ſich auf die Erde.)

Stiller

(zu Frau v. Sarning).

Er hat wirklich eine angenehme Geſichtsbildung.

Sarning.

Ja, aber mit der Geiſtesbildung ſieht's ſchlecht aus. Welche Haltung! welche Manieren! Nun, er wird uns wenigſtens ein Bischen unterhalten.

Stiller.

Wie haben Sie es angefangen, mein Herr, zu erfahren, wo ich wohne?

Johann.

Das hab' ich gar nicht angefangen, Madame, es ſtand in der Brieftaſche geſchrieben, die Sie mir geſchenkt haben.

Stiller.

Ach ja, ich erinnere mich! — Es iſt recht hübſch von Ihnen, Herr Ha — Haſel, daß Sie mich ſo bald beſucht haben.

Johann.

Ah, das hat ein anderes Riſi, Madame. Ich hätte mich nie unterſtanden, eine ſo vornehme Frau, wie Sie ſind, ſo mir nichts dir nichts zu beſuchen; und warum hätt' ich auch kommen ſollen? Drey Spitzbuben haben Sie auf der Straße angepackt, ich war gerade nicht weit davon, um Ihnen zu helfen, das iſt ein zufälliges Schickſal, das hätt' ein Anderer auch ſeyn können; aber ich war's nun einmahl. Ich hab' alſo d'rein geſchlagen und Sie befreyt, Sie haben mir dafür gedankt und ſo waren wir quitt. — Aber warum ich zu Ihnen gekommen bin, iſt eine andere Urſache; es iſt nähmlich in der Brieftaſche, die Sie mir gegeben haben, eine Banknote von tauſend Gulden gelegen.

Stiller.

Ganz recht, mein Herr. Ich freue mich —

Johann.

Nein, ich bitte recht ſchön, — ich freue mich aber nicht. Sehen Sie, was ich gethan habe, hab' ich gethan, weil ich's nicht hab' laſſen können. Ich habe nicht gewußt, ob Sie im Wagen ſitzen oder eine Andere. Für tauſend Gulden thu' ich ſo was nicht, für tauſend Gulden thu' ich gar nichts auf der Welt; aber das freut mich jetzt, daß es eine ſo hübſche Madam iſt, die ich gerettet habe, und ich bitte recht ſchön die hübſche Madam, ſie möchte das Geld wieder zurücknehmen und möchte mir meine Freude nicht bezahlen wollen.

Stiller
(leiſe zu Sarning).

Nun, Freundinn? —

Sarning.

Der Menſch hat einen Ausdruck in ſeinem Blick —

Johann
(gibt ihr die Note).

Da iſt das Geld. Sie erinnern ſich doch, daß die Banknote darin war?

Stiller
(etwas verlegen).

Nein, nein, wahrhaftig, ich hatte es gar nicht gewußt.

Johann.

Nicht gewußt? — Nu, das freut mich. — Aber erlauben Sie, wenn man auf tauſend Gulden vergeſſen kann, ſo muß man ſchon ein ſchönes Stück Geld beyſammen haben. Was die Brieftaſche betrifft, die behalt' ich aber, wenn Sie's erlauben, Madame. —

Sie iſt ſchön — ſie riecht gut, und iſt juſt recht, daß ich beym Billardſpielen meine Partien mir darin markiren kann, und auf dieſe Art, ſo oft ich eine Partie gewinne, werd' ich an Sie denken. (Für ſich.) Das war doch nobel geſagt!

Sarning (lachend.)

Schönes Compliment!

Stiller.

Sie lieben das Spiel ſehr, wie es ſcheint?

Johann.

Man muß doch Etwas thun.

Stiller.

Hätten Sie kein anderes Geſchäft?

Johann.

Nein, gar keins. Mein Vater war ein braver Handelsmann und hinterließ mir ſo viel Vermögen, daß ich jährlich davon fünftauſend Gulden Intereſſen beziehe, und da ich's kaum ſo weit bringe, die Hälfte davon zu verzehren, ſo ſetz' ich die andere Hälfte auf's Spiel. Und auch ſelbſt das ſchlägt mir nicht fehl, bey meiner armen Seele, Madame, Sie mögen mir's glauben oder nicht, aber im Spielen bin ich ſehr geſchickt, und ich gewinne mehr als ich verliere; und ſo könnt' ich mein jährliches Einkommen gar nicht anbringen, wenn's nicht arme Schlucker gäbe, die's brauchen.

Stiller.

Aber haben Sie Ihre Aeltern denn nichts Anderes lehren laſſen, was Sie unterhielte? vielleicht irgend eine Kunſt, die Sie intereſſirt und worin Ihnen Gegenſtände lieb wären, die Sie ſich anſchaffen möchten?

Johann.

Zeichnen hab' ich gelernt, aber hab's nie darin weiter gebracht als bis zu einem Hanswurſten. Aber auch das hat mich bald nicht mehr gefreut; denn mein Lehrer hat mich immer ausgezankt, weil meine Hanswurſten — hahaha! — alle ihm gleich geſehen haben. (Sieht im Zimmer herum.) Ah! da ſeh' ich ſchöne Zeichnungen. — Tauſend! die haben ſich gewaſchen. Haben Sie die ſelbſt gezeichnet?

Sarning (leiſe).

Der Herr iſt ein Kenner.

Stiller.

Mein Herr, das ſind keine Zeichnungen, das ſind Kupferſtiche.

Johann
(dieſelben beſehend).

Ja, ja, hernach auf Papier aufgeklebt, — ich begreife ſchon. — Ah, ſie ſind ſehr ſchön! (Bleibt bey einem ſtehen.) Was iſt denn das? — Da liegt ein

Mann im Bett, dem übel zu ſeyn ſcheint. Iſt das vielleicht Ihr Herr Vater?

Stiller (lächelnd).

Das iſt der Tod des Taſſo.

Johann.

Hab' nie von dem Herrn reden gehört. Iſt er geſtorben? Gott tröſt' ihn! (Zeigt mit dem Finger auf ein anderes Bild.) Und was iſt das?

Stiller.

Das iſt der Tod des großen Senecca.

Johann.

Wieder ein Tod? Sie haben ja ein ganzes Spital da beyſammen.

(Die beyden Damen können nicht mehr an ſich halten und lachen laut auf.)

Johann

(ſieht ſie Beyde ſehr ruhig an).

Lachen Sie über mich?

Stiller.

Ich muß geſtehen, ja.

Johann.

So hab' ich eine Dummheit geſagt? Ich bitt' um Verzeihung.

Stiller.

Verzeihen Sie meine Aufrichtigkeit.

Johann.

Nein, nein, ſeyn Sie nur aufrichtig, das hab' ich gern.

Stiller.

Ich bin nur erſtaunt, Herr Haſel, daß Sie bey Ihren natürlichen Anlagen nie darauf bedacht waren, ſich in Gegenſtänden zu unterrichten, die man in der Geſellſchaft wiſſen muß.

Sarning (leiſe).

Laß ihn jetzt, ſonſt geht er gar nicht.

Johann

(tippt mit ſeinem Stock auf eine Guitarre, die an einem Stuhle lehnt).

Machen Sie auch Muſik, Madam?

Stiller.

Ja, ich ſpiele Guitarre. Sind Sie vielleicht auch muſikaliſch?

Johann.

Singen thu' ich ein wenig, und meine Kameraden ſagen, dudeln kann ich ſehr gut. Soll ich Ihnen eine Probe ablegen?

Sarning.

Nein, wir danken!

Ein Bedienter (tritt ein).

Die Frau Marquiſe von Olban.

Stiller.

Willkommen!

(Bedienter ab.)

Vierter Auftritt.

Vorige. Marquiſe v. Olban. Herr v. Walbruck und Herr v. Offten.

Stiller
(tritt der Marquiſe entgegen).

Marquiſe.

Guten Morgen, meine Liebe! Wie befinden Sie ſich heute? Mein Gott! war das eine Kühnheit! Wenn das mir geſchehen wäre, mit meinen ſchwachen Nerven, ich wäre heute todt.

Walbruck.

Nehmen Sie mein aufrichtiges Bedauern, gnädige Frau, über Ihren geſtrigen Unfall.

Offten.

Und unſern Glückwunſch, daß er noch ſo glücklich gewendet worden iſt.

Stiller.

Ich danke Ihnen, meine Herren. — Aber Sie ſind alle ſo à quatre épingles —?

Walbruck.

Wir haben bey dem Grafen Hellkron zuſammen geſpeiſt. — Aber da wir ſehen, daß Sie ſo wohl ſind, ſo müſſen Sie heute mit uns das Theater beſuchen. Nicht wahr, Marquiſe, Sie haben heute die Loge?

Marquiſe.

Ja, es iſt heute mein Tag.

Johann.

Ihr Tag? (verneigt ſich gegen die Marquiſe.) Madam, ich gratulire und wünſch' alles Erdenkliche, was Sie ſich ſelbſt anwünſchen können.

(Die Marquiſe betrachtet ihn ſtaunend und lächelnd.)

Stiller

(ihn etwas verlegen präſentirend).

Herr Johann Haſel, liebe Freundinn.

Walbruck

(zu Offten, indem er Johann ebenfalls lorgnettirt).

Bruder, ſchau' einmahl den Herrn Johann an.

Offten.

Hahaha! ich erinnere mich nicht, dieſe Figur jemahls hier geſehen zu haben.

Stiller.

Was gibt man denn heute in der Oper?

Walbruck.

Den Barbiere. (Zu Offten.) Wir müſſen den Kerl zum Reden bringen, das gibt Spaß. (Zu Johann.) Sie kennen gewiß auch den Barbier, mein Herr?

Johann.

Nein, ich kenne gar keinen; ich barbiere mich ſelbſt.

Walbruck.

Oh! — oh! — (Er wendet ſich um und lacht, alle Uebrigen eben ſo.)

Marquiſe.

Es ſcheint alſo, Sie beſuchen die italieniſche Oper nicht?

Johann.

Nein, niemahls, weil ich nicht Italieniſch verſtehe und auch nicht Wälſch. Und wiſſen Sie, das langweilige Singen unterhält mich auch nicht; da iſt mir ein ſchöner Dudler in der Leopoldſtadt zehntauſend Mahl lieber.

(Die Marquiſe und die beyden Herren ſehen ſich an und wollen in lautes Lachen ausbrechen.)

Stiller

(um dieſes zu verhindern, ſpricht ſchnell).

Der Herr Haſel hier war geſtern mein Retter.

Marquiſe.

Wie? Der Herr war es, der allein den Sieg über drey Räuber gewann? Ah, das iſt ſchön, daß er ſo muthig die Jugend und die Schönheit beſchützte.

Johann.

Ich hab's nicht gewußt, daß eine ſo junge und ſchöne Frau im Wagen iſt, und meiner Seel', ich hätt's auch gethan, wenn Sie d'rin geſeſſen wären.

Marquiſe

(wendet ſich mit einem verächtlichen Blick von ihm zur Stiller).

Aber es iſt Zeit, liebe Freundinn, daß Sie Toilette machen.

Walbruck.

Schöne Marquiſe, wollen Sie nicht auch dem Ritter Johann einen Platz in Ihrer Loge offeriren?

Johann.

O nein, ich danke. Sie geben heut Evakathel und Schnudi, und da geh' ich lieber hinein.

Stiller.

Wollen Sie ſo gut ſeyn; liebe Marquiſe, mich hier zu erwarten? Ich werde gleich wieder hier ſeyn.

Marquiſe.

Nein, ich gehe mit Ihnen; ich habe Ihnen ohnedieß noch Etwas von unſerer vorgeſtrigen Soirée zu erzählen.

Stiller.

Meine Herren, laſſen Sie ſich die Zeit indeſſen nicht lang werden.

Walbruck.

Die angenehme Geſellſchaft des Herrn Johann wird ſie uns ſchon verkürzen.

Johann (für ſich).

Ich glaube gar, der Krippenreiter von einem Menſchen will mich zum Beſten haben. Nu, wart', dem treib' ich den Hut an!

(Die Damen gehen ab.)

Fünfter Auftritt.

Walbruck. Offten. Johann.

Walbruck (zu Offten).

Ein wahres Original von einem Kerl! Wir müſſen uns einen Spaß mit ihm machen.

Johann

(für ſich, indem er ſich niederſetzt).

Ich bin recht kurios, was ſie auf's Tapet bringen werden.

Walbruck.

Der Herr Johann iſt vermuthlich auch ein neuer Anbether der Frau von Stiller?

Johann.

Ich bethe Niemand an, das wäre eine Sünde.

Offten.

Mein Freund glaubt, da Sie der ſchönen Witwe einen ſo großen Dienſt geleiſtet haben, ſo werden Sie wohl auch Anſpruch auf ihr Herz und ihre Hand machen?

Johann.

Ich mache niemahls Anſprüche; aber Sie, meine Herren, ſchauen mir ganz darnach aus, als ob Sie voll Anſprüche wären.

Walbruck.

Was verſtehen Sie darunter, mein Herr?

Johann.

Was ich darunter verſteh'? — Sie ſind ſehr neugierig. — Ich verſteh' — ich verſteh' gar nichts darunter.

Walbruck.

Das iſt Ihr Glück.

Johann (ſteht auf).

No, — wär's etwa ſchon ein Unglück, wenn ich Etwas darunter verſtände?

Walbruck.

Ich glaube, es wird Sie doch nicht beleidigen, wenn man Sie fähig hält, um eine ſolche Frau mit in die Schranken zu treten? — Dieſe Haltung und dieſe Manieren! —

Johann.

Ich weiß nicht, Herr, ob meine Manieren gerade die beſten ſind, aber das weiß ich, daß ich eine Manier habe, den Leuten das Maul zu ſtopfen, die nie fehl ſchlägt.

Walbruck.

Ich glaube wahrhaftig, das Kerlchen ärgert ſich.

Johann.

Ja, ich ärgere mich, aber ich fürchte mich nicht; denn der Bratſpieß, denn Sie da — vermuthlich nur zum Spaß — an der Seite tragen, wird mir doch keine Furcht einjagen.

Offten.

Er inſultirt dich.

Walbruck.

Sollte man's glauben! Ein ſolcher Menſch?

Johann

(ſehr aufgebracht).

Was? Ein ſolcher Menſch? Was wollen Sie mit dem *Solcher* ſagen? Sie ſind kein Solcher, ſondern ein Anderer. Wenn ich nicht aus Achtung für das Haus und für die ſchöne Frau, bey der wir ſind, ſchwiege, ſo wollt' ich Ihnen ſchon zeigen, was ein ſolcher Menſch kann!

Walbruck

(ihm näher auf den Leib tretend).

Und was würde Er thun, wenn's beliebt?

Johann.

Gleiches mit Gleichem vergelten. (Er macht die Pantomime eines Naſenſtübers.)

Walbruck.

Elender! (Er greift an den Degen.)

Offten.

Was willſt du thun, Bruder?

Walbruck.

Dieſe Beleidigung kann ich nicht ertragen, und wenn der Menſch nicht ſo tief unter mir wäre, ſo wollt' ich ihm zeigen —

Johann.

Tief unter Ihnen? Kann ſeyn, daß Sie durch das, was Sie gelernt haben, durch Artigkeit und modernes Benehmen über mir ſtehen; aber durch Grobheit ſinken Sie wieder herunter, und ich glaube, ich erhebe mich durch meine Aufrichtigkeit und durch meine Redlichkeit, und ſo ſtehen wir wieder gleich. — Sie haben Ihren Degen, (auf Offten zeigend) der Herr wird wohl ſo gut ſeyn und mir den ſeinigen leihen, und wenn Sie wollen, ſo gehen wir hinab in den Hof.

Walbruck.

Nun, ſo komm, Burſch, ich will dich züchtigen!

(Alle Drey ab.)

Sechster Auftritt.

Frau v. Stiller und Frau v. Sarning (im Putz.) Die Marquiſe. Dann Louiſe.

Stiller.

Kommen Sie, meine Damen; ich kann die Oper gar nicht genug hören. — Aber wo ſind denn die Herren?

Louiſe (läuft herein).

Zu Hülfe, gnädige Frau! zu Hülfe!

Stiller.

Was iſt's denn?

Louiſe.

Im Hofe —

Sarning.

Was geſchieht?

Louiſe.

Sie ſchlagen ſich.

Stiller.

Wer?

Louiſe.

Herr von Walbruck und der Herr Johann.

Stiller

(läuft zum Fenſter und ſchreyt hinab).

Meine Herren! um Gotteswillen, halten Sie ein! (Sie ſchaut und ſchreyt laut auf.) Ah!! Blut! — Johann! (Sie fällt ohnmächtig in die Arme der Marquiſe.)

Sarning (ruft).

Johann! Schnell zu Hülfe! — Karl! lauf' Er um einen Wundarzt!

(Bediente treten ſchnell ein und gehen gleich wieder ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Ende der zweyten Abtheilung.

Dritte Abtheilung.

Der Ball.

(Die Bühne ſtellt eine Vorgallerie vor, von welcher hohe Glasfenſter in einen hell erleuchteten, feſtlich verzierten Tanzſaal blicken laſſen, in welchem ein großer Ball gegeben iſt. Dieſe Vorgallerie iſt auch ſehr reich geziert. Spieltiſche ſtehen dort und da, auf welchen Lichter angezündet ſind. Man hört die Tanzmuſik leiſe.)

Erſter Auftritt.

Durmont. Ein Diener.

Diener.

Haben Sie eine Einladungskarte zum Balle?

Durmont.

Nein. Allein ich habe in einer ſehr wichtigen Angelegenheit mit einer der hier eingeladenen Perſonen zu ſprechen, wenn Sie die Güte hätten, mir dieſen Herrn heraus zu rufen.

Diener.

Recht gern. Sein Nahme?

Durmont.

Johann.

Diener (lächelnd).

Johann?

Durmont.

Johann Haſel.

Diener

Iſt mir nicht bekannt, der Herr Haſel; aber ich will die Bedienten im Vorzimmer fragen, ob Einer von ihnen einen Herrn hat, der ſo heißt.

(Geht ab.)

Durmont (allein).

Sie werden mich ſehr verbinden. — Der Nahme Johann ſchien dem Burſchen nicht zu gefallen. — Ach, ich werde wohl wieder vergebens hieher gegangen ſeyn. Wie ſoll der Johann mit ſeinen Manieren, ſeinem Benehmen, und beſonders mit ſeiner Aufrichtigkeit in eine ſo noble Geſellſchaft und zu einem ſo prächtigen Balle kommen? — Nein, nein! es iſt vorbey, ich ſehe meinen Pathen nie mehr wieder. — Drey Jahre iſt es nun ſchon — (denkt nach.) ja, ja, richtig, über drey Jahre, daß er verſchwunden iſt. — Einige Wochen vorher erhielt er den gefährlichen Degenſtich in dem Hauſe einer großen Dame, und da hab' ich ihn noch gepflegt, wie nur ein Vater ſeinen Sohn pflegen kann, und ich darf's ſagen, dieſe meine Pflege hat nicht wenig zu ſeiner Wiedergeneſung beygetragen; aber gleich darauf war er wie aus der Welt geblaſen. Ich habe geglaubt, er ſey vielleicht auf Reiſen in fremde Länder gegangen, als mir geſtern ein guter Bekannter verſicherte, er habe ihn erſt vor einigen Tagen in ein Haus auf dem Graben gehen geſehen. Ich ſtaple heute alle Häuſer auf dem Graben ab, und in einem derſelben ſagt man mir, daß Herr Haſel — nein, Herr von Haſel, haben ſie geſagt, — wirklich ſchon ſeit drey Jahren hier wohne. Wie das zuſammenhängt, das weiß der liebe Gott. Iſt er der Herr von Haſel, oder iſt der ein Anderer. — Der Junge macht mir viele Sorgen! Ich bin Junggeſelle geblieben, um ja alles des Kummers los zu ſeyn, den man mit Kindern hat, und jetzt mach' ich mir die Sorge mit dem Kinde eines Andern. Es wäre ſchon faſt gleich ſo gut, ich hätte ſelbſt einen Sohn.

Der Diener (kommt zurück).

Mein Herr, der Herr von Haſel, den Sie ſuchen, iſt wirklich hier auf dem Balle; aber man kann ihn jetzt nicht abrufen, denn er tanzt eben.

(Man hört in dieſem Augenblicke einen Contretanz, aber ſehr piano.)

Durmont.

Mein Pathe tanzt?

Diener.

Sie können ihn von hier aus ſehen.

Durmont.

Wo? Wo?

Diener

(führt ihn zu einer Glasthür und zeigt ihm in den Saal).

Sehen Sie, der ſchwarze Herr dort, der mit der Dame im himmelblauen Kleide tanzt.

Durmont.

Wie? das wäre mein Pathe? Laſſen Sie mich in Ruhe! (Er ſteigt auf einen Stuhl.)

Diener.

Wie? Sie kennen ihn gar nicht?

Durmont.

Nein, meiner armen Seele — ich kenne ihn nicht, — ſo nicht. — Und doch — ja — ja, ſein Geſicht! Er kann's ſeyn, — ja, er iſt's! Aber Gott verzeih' mir — er tanzt ſelbſt — und ſchön — ſo recht — mit Grace. — Eins, zwey, drey! — Bravo, mein Junge! — Jetzt auf die Zehenſpitze — gut! gut! — Eins, zwey, drey! — der Tänzerinn in's Geſicht geſehen! — Recht! ſchön! Traversez! traversez! — eins und zwey! — Jetzt dos a dos! — Er verliert den Tact. — Langſam! langſam! la la la! la la la! — Hat ſich wieder prächtig hinein getanzt. — Jetzt chassez und ein Compliment. — Bravo! braviſſimo! — (Die Muſik ſchweigt.)

(Der Diener geht in den Saal.)

Durmont (allein).

Jetzt iſt der Contretanz zu Ende. — Jetzt die Tänzerinn ſchön zurückführen. — Wie er ihr mit Grace den Arm biethet! — Wo muß er das gelernt haben? Von mir hat er's nicht, ich konnte ihm ja kaum ein Compliment in den Kopf und in die Füße bringen. — Aber ſo hat man auch zu meiner Zeit nicht getanzt. — Jetzt ſagt ihm der Bediente Etwas in's Ohr, — er wendet ſich hierher — er kommt! (Er ſteigt vom Stuhle.)

Zweyter Auftritt.

Durmont. Johann (mit aller Sorgfalt und Eleganz ballmäßig gekleidet.)

Johann

(Durmont die Hand entgegen ſtreckend).

Wie, mein vortrefflicher alter Freund! Sie ſind's?

Wie freu' ich mich, Sie wieder zu ſehen! — So ſtehen Sie doch nicht ſo kalt da, umarmen Sie mich.

Durmont.

Ich — Sie — du — Euer Gnaden — biſt du's denn wirklich, Johann? — hier auf dem Ball? — und tanzeſt wie ein Engel! Was ſag' ich, wie ein Engel; wie ein Rozier! — Nur eins, mein lieber Junge, muß ich dir ſagen: die Knie mußt du nicht ſo ſehr anſchließen und die Finger graziöſer biegen. — Ich weiß wohl, ſie heißen den Tanz, wie du ihn tanzeſt, jetzt den romantiſchen Tanz; aber laß dich in keine Neuerungen ein, mein Junge.

Johann.

Der liebe, gute Pathe! er iſt noch immer derſelbe. Enthuſiaſt ſeiner Kunſt. Aber wie haben Sie denn entdeckt, das ich hier ſey?

Durmont.

Mein Nachbar Nelkenbaum, du kennſt ihn ja, hat mir verſichert, er habe dich am verfloſſenen Samſtage in ein Haus auf dem Graben gehen geſehen. Ich begab mich heute hin, meinend, er habe ſich geirrt, und verzweifelnd, dich je mehr wieder zu ſehen, und ſiehe da, man ſagte mir dort, daß ich dich hier auf dem Balle finden würde — und, Johann, lieber Johann! ich habe dich gefunden, *tanzend* gefunden, und wie? — prächtig! Aber nur das muß ich dich bitten, wenn du deiner Dame die Hand reichſt, etwas höher gehalten, ſiehſt du? ſo! — (Er zeigt es ihm.) Das Haus hatte man mir beſchrieben, und ich war ſo ungeduldig, dich wieder zu ſehen, daß ich alle Schicklichkeit vergaß und ohne hochzeitlichem Kleid gleich hierher rannte. — Aber nicht wahr, du biſt darum nicht böſe auf mich, lieber Johann?

Johann

(ihm die Hand ſchüttelnd).

Im Gegentheil, ich bin ſehr glücklich, Sie wieder zu ſehen.

Durmont.

Aber zum Henker, was iſt denn aus dir geworden ſeit drey Jahren?

Johann.

Das iſt ein wahrer Roman, mein lieber Pathe. Sie erinnern ſich doch noch meines Abenteuers bey Frau von Stiller, und wie ich in dem Hof dieſer Frau den Degenſtich bekam?

Durmont.

Ob ich mich deſſen erinnere? Wer hat dich denn gewartet und geflegt, undankbarer Menſch?

Johann.

Sie, vortrefflicher Mann, und ich werde das nie vergeſſen. Der Degenſtich war für mich eine bittere aber eindringliche Lehre, er öffnete mir die Augen über den ſchlechten Gebrauch, den ich mit meiner Zeit und mit meinen Talenten gemacht hatte, und zeigte mir das Unziemliche und Gefahrvolle, welches Mangel an Erziehung immer zur Folge hat. Ich faßte den feſten Entſchluß, mich zu ändern, zu beſſern. Kaum geneſen, verließ ich meine Wohnung in der Vorſtadt, um auch meine böſen Gewohnheiten und Geſellſchaften mit einem Mahle abzubrechen.

Durmont.

Ach ja, ich weiß ſchon: die Kneipſchenken, das Spiel, das Kirſchenwaſſer ꝛc. ꝛc.

Johann.

Reden Sie leiſer, lieber Pathe, damit man Sie ja nicht höre. Von dieſem Tag an bezog ich eine Wohnung auf dem Graben. Hier widmete ich ſeit drey Jahren alle meine Stunden, ja, ich kann ſagen Tag und Nacht, dem Lernen, bezahlte geſchickte Meiſter, — nicht, um mich zu einem Gelehrten zu bilden, denn das wäre bey meiner gänzlichen Unwiſſenheit in dieſer kurzen Zeit wohl nicht möglich geweſen; aber um mir wenigſtens jene nothwendigen Aeußerlichkeiten zu verſchaffen, um mit Anſtand in jener Welt auftreten zu können, wo mir vielleicht ein Glück lächelt, das ich kaum noch zu hoffen wage.

Durmont.

Aber unſere früheren Projecte und Abſichten, deine Heirath mit Röſen — davon redeſt du ja gar nicht mehr.

Johann (lächelnd).

Denke auch gar nicht mehr daran.

Durmont.

Wie? Und Röſe hat ſich faſt die Augen aus dem Kopfe geweint, dich nicht mehr zu ſehen, und wollte par force mit mir daher gehen, um dich aufzuſuchen. — Ich bin auch wirklich bange, ob ſie nicht noch gegen meinen Willen hierher kommt; du kennſt ihr Köpfchen.

Johann.

Röſe iſt allerdings ein hübſches Mädchen, auch ein gutes Kind —

Durmont.

Wem ſagſt du das? mir? Bey mir hat ſie ja tanzen gelernt.

Johann.

Aber mit unſerer Vereinigung iſt's nun doch nichts mehr; ich habe mir eine andere Denk- und Lebensweiſe angewöhnt.

Durmont.

Weißt du noch, wie du mir dein einſtmahliges Leben auseinander geſetzt und gerühmt haſt? erzähle mir nun auch, wie lebſt du denn jetzt?

Johann.

O, viel beſſer! Des Morgens trinke ich meine Chokolade, dann leſe ich Etwas, oder klimpere auf dem Pianoforte; indeſſen ſteht ſchon mein engliſches Pferd geſattelt, ich ſteige auf, reite nach dem Prater, und dort ein paar Mahl in der Allee auf und nieder; dann nach Hauſe, ſchnell umgekleidet und noch einige Viſiten gemacht. Um drey Uhr zu Tiſche, entweder bey einem Freunde, wo ich geladen bin, oder bey Wittmann. — Nachmittags rauch ich denn doch *ein* Pfeifchen zu Hauſe; denn das hab' ich mir, trotz aller Mühe, nicht abgewöhnen können; aber ſorgfältig reinige ich mir den Mund und ziehe zum Rauchen einen eigenen Rock an, nehme auch gleich darauf friſche Wäſche, um ja keinen üblen Geruch zu haben. Dann mache ich wieder Viſiten, beſuche die Oper oder eine Geſellſchaft, ſpiele auch Whiſt, Boſton, l'Hombre, oder wohne einem Conzerte bey, wobey ich auch ſelbſt ſinge, und fahre um Mitternacht wieder nach Hauſe.

Durmont.

Nun, das iſt freylich was Anderes als früher, wird aber auch mehr koſten. — Aber eines, Junge, eines haſt du mir gewiß nicht geſagt.

Johann.

Und das wäre?

Durmont.

Ich wette, daß du verliebt biſt.

Johann.

Wetten Sie, Sie gewinnen.

Durmont.

Weißt du, woher ich das bemerkt habe? Aus dem dos a dos, früher bey'm Tanze. Du wärſt bald aus dem Tact gekommen, um nur keinen Blick von deiner Tänzerinn zu wenden.

Johann.

Sie irren, lieber Pathe; in *die* bin ich nicht verliebt.

Durmont.

Iſt mir leid; denn die war ſehr ſchön.

Johann.

Jene, der mein Herz gehört, iſt noch hundert Mahl ſchöner.

Durmont.

Nun, ich hoffe, du wirſt ſie mir zeigen. Ich verſtehe mich darauf, du weißt es, und ich habe nicht vierzig Jahre meines Lebens mich umſonſt bemüht, den Frauenzimmern Grazie einzutrichtern.

Johann.

Sie ſollen ſie ſehen, aber jetzt noch nicht.

Durmont.

Warum nicht? — Ich will doch hoffen, die Liebe iſt hier gegenſeitig; ein ſo ſchöner Cavalier, wie du jetzt biſt —

Johann.

Sehen Sie, lieber Pathe, Sie werden es kaum glauben, aber dennoch iſt es wahr: ſeit drey Jahren hab' ich es nicht gewagt, vor derjenigen zu erſcheinen, die ich über Alles liebe; heute zum erſten Mahle befinde ich mich hier in einer Geſellſchaft, welche auch ſie durch ihre Gegenwart verſchönert, und heute werde ich mich ihr zum erſten Mahle nach drey Jahren wieder zeigen.

Durmont.

Wirſt dich zeigen? Du haſt es alſo bis jetzt noch nicht gewagt?

Johann.

Ich war einer der erſten auf dem Balle und ein Freund wollte mich ihr vorſtellen; allein ſie iſt immer ſo umringt, zu jedem Tanze engagirt; ich hoffe übrigens, jetzt wird ſich's machen.

(Großer Tumult auf dem Balle, Alles läuft durcheinander.)

Johann

(tritt zur Glasthür, ſieht hinein und ſchreyt laut auf).
Großer Gott!

Durmont.

Was gibt's denn? (Tritt auch hin und ſchaut.) Ah, eine Kleinigkeit; einer Dame iſt übel geworden, wird vielleicht zu ſtark geſchnürt geweſen ſeyn.

Johann.

Das iſt ſie, das iſt Frau von Stiller.

Durmont.

So?

Dritter Auftritt.

Vorige. Frau v. Stiller, von Frau v. Sarning und mehreren Damen unterſtützt, welche ſie umgeben.

Johann

(tritt ihr entgegen, unterſtützt ſie ebenfalls und hilft ſie auf einen Lehnſtuhl bringen).

Sarning.

Die Wangen werden ſchon wieder roth, ſie ſchlägt die Augen auf. — Es iſt nur die Folge der außerordentlichen Hitze im Saale.

Durmont (für ſich).

Mein Pathe hat Recht, die iſt noch ſchöner.

(Die Damen, bis auf Frau v. Sarning, zerſtreuen ſich.)

Stiller.

(ſich erholend, zur Sarning).

Verzeihe, liebe Freundinn, verzeihe! — Laß deinen Wagen vorfahren, ich will nach Hauſe.

Johann

(biethet Frau von Stiller einen Flacon).

Darf ich ſo frey ſeyn, gnädige Frau, Ihnen etwas Vinaigre anzubiethen?

Stiller.

Ich danke Ihnen vielmahls; es iſt mir ſchon beſſer. (Sie blickt ihn feſter an.) Aber was ſeh' ich?

Johann (für ſich).

Sie erkennt mich.

Stiller.

Verzeihen Sie, mein Herr — aber dieſe Züge — ich weiß nicht, es iſt mir, als ob ich Sie ſchon geſehen hätte — und doch — es iſt wirklich ſonderbar! — Haben Sie vielleicht einen Bruder?

Johann.

Ich ſehe wohl, gnädige Frau, Sie haben mich faſt ganz vergeſſen, und ich muß mir wohl Glück dazu wünſchen.

Sarning.

Es iſt Herr Haſel, Amalie.

Stiller.

Herr Haſel? — wär's möglich?

Johann.

Allerdings, derſelbe Johann Haſel. Werden Sie mir meine Freyheit verzeihen? — Als ich Sie unwohl ſah, konnt' ich mir's nicht verſagen, mich Ihnen zu nahen.

Stiller.

Alſo Sie ſind es wirklich? — Welch' wunderbare Veränderung!

Durmont.

Sie haben Recht, gnädige Frau, eine ſo vollkommene Veränderung, daß ich, ſein Pathe, ihn ſelbſt nicht mehr erkannte.

Ein Bedienter
(iſt eingetreten und hat der Frau v. Sarning etwas in's Ohr geſagt).

Sarning.

Liebe Amalie, der Wagen iſt da.

Stiller.

Ich fühle mich beſſer, viel beſſer, ich meine wohl, ich kann wieder bleiben.

Sarning
(gibt dem Bedienten einen Wink, dieſer geht wieder ab.)

Stiller.

Sagen Sie mir doch, lieber Herr Haſel, wie es kam, daß ich Sie ſeit der unglücklichen Begebenheit in meinem Hauſe gar nicht mehr ſah?

Johann.

Ich hätte Ihnen wohl meinen Dank darbringen ſollen, gnädige Frau, für die Theilnahme, die Sie für mich Unwürdigen äußerten, indem Sie ſich öfters um mein Befinden erkundigen ließen; allein, ich wagte es nicht, vor Ihnen zu erſcheinen.

Stiller.

Und warum das, wenn ich fragen darf?

Johann.

Ich ſah wohl ein, daß ich Ihrer Güte nicht werth war. Indem ich Sie floh, entfloh ich auch, ſo viel möglich, mir ſelbſt. An Ihrer Achtung war mir ſo viel gelegen, daß ich dieſe durch meine Perſon und mein unwürdiges Benehmen nicht auf's Spiel ſetzen wollte.

Durmont (für ſich).

Der kann jetzt die Reden ſetzen!

Stiller.

Wie konnten Sie aber glauben —?

Johann.

Ich ſah in mich ſelbſt und erkannte mich, Gott ſey Dank! Ich überzeugte mich, daß ich in einer Welt, wie die Ihrige, durchaus fremd und lächerlich daſtehen mußte. Aber ſeit dem Augenblicke, als ich Sie geſehen, gnädige Frau, ſeit jener Stunde, als ich vor Ihnen meiner Unwiſſenheit und Einfalt wegen erröthen mußte, hat ſich mein Herz einer neuen, mir früher unbekannten, Empfindung geöffnet. Früher floh ich die Arbeit, von nun an wurde ſie mir Vergnügen, Bedürfniß. Mein ganzer Geſchmack änderte ſich wie mit einem Zauberſtreich; mein Geiſt hat ſich erhoben, mein Verſtand hat ſich mit einigen nützlichen und angenehmen Kenntniſſen bereichert, die Künſte wurden mir lieb, und, darf ich es Ihnen bekennen, gnädige Frau? die einzige ſüße Vergeltung, der einzige Lohn, den ich dabey vor Augen hatte, war das Erſtaunen, welches Ihnen einſt meine Veränderung verurſachen würde.

Stiller.

Wirklich, mein Herr, meine Verwunderung iſt groß, und — ja, — auch ſehr angenehm. Ich hoffe wenigſtens, daß Sie ſich jetzt nicht mehr ſcheuen werden, vor mir zu erſcheinen. Ich gehe morgen nach meinem Landgute, auf einem anmuthigen Hügel jenſeits des Niederberges gelegen. Ich nehme auch dort Beſuche an, und wenn Sie mir die Ehre gönnen wollen —?

Johann.

Ich werde mein größtes Vergnügen ſuchen, und wär' es auch jenſeits der Pyrenäen.

(Ein Walzer erſchallt.)

Johann.

Aber jetzt verzeihen Sie, gnädige Frau, ich bin mit der Schweſter der Marquiſe für dieſen Walzer engagirt, ich muß hin. (Er zieht ſeine Handſchuhe an.) Aber kann ich ſo glücklich ſeyn, den nächſtfolgenden mit Ihnen zu tanzen?

Stiller (reicht ihm die Hand).

Mit Vergnügen.

Johann

(küßt ihr erfurchtsvoll die Hand und geht in den Tanzſaal).

Durmont.

Ich muß ihn auch walzen ſehen, — und dann ſchau' ich, ob ich nicht wo bey einer Credenz zu einem Schluck Wein komme, denn mir klebt die Zunge am Gaumen. (Geht ihm nach.)

Vierter Auftritt.

Frau v. Stiller und Sarning.

Sarning.

Aber, Amalie, wie unklug! Es iſt dir nicht wohl und du willſt tanzen?

Stiller.

Ich tanze aus Dankbarkeit, und Dankbarkeit iſt eine Pflicht. — Aber nicht wahr, der junge Mann hat ſich superbe gemacht.

Sarning (lächelnd).

Wieder ein Zögling der Liebe.

Stiller

(etwas verſchämt).

Der Liebe?

Sarning.

Ja, ja. — Aber laſſen wir das Capitel und antworte mir aufrichtig: war nicht Walbruck die Haupturſache deines Uebelbefindens?

Stiller.

Warum ſoll ich dir's läugnen? Dieſer Menſch, den ich haſſe, belagert mich überall mit ſeiner faden Zärtlichkeit, und auch hier fand ich ihn wieder. Er näherte ſich mir und, ſtelle dir vor, wagte es ſogar, mir Vorwürfe über meine plötzliche Kälte zu machen; als ob ich ihn jemahls früher zu Anſprüchen ermuthigt hätte!

Sarning.

Aber ſieh, da kommt er eben wieder.

Stiller.

Laß uns ihm ausweichen.

Sarning.

Es iſt leider nicht mehr möglich.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Walbruck. Offten.

Walbruck (leiſe zu Offten).

Das iſt das einzige Mittel, die beyden Damen zu trennen.

Offten.

Laß nur mich machen. (Nähert ſich der Frau v. Sarning.) Darf ich Sie zu dieſem Walzer engagiren, gnädige Frau?

Stiller

(gibt der Sarning einen verneinenden Wink).

Sarning.

Verzeihen Sie mir, ich habe es ſchon einmahl verweigert.

Walbruck
(zu Frau v. Stiller).
Aber kann ich ſo glücklich ſeyn?

Stiller.
Ich bin ſchon für alle Tänze engagirt.

Walbruck (beleidigt).
Gnädige Frau! —

Stiller.
Komm, Eliſe! mein Tänzer wird ſchon warten.

(Beyde Damen in den Tanzſaal ab. Die Muſik geht leiſe fort).

Sechster Auftritt.

Walbruck. Offten.

Walbruck.

Ich weiß nicht, welche Veränderung mit dieſer Frau vorgegangen iſt? Sie nahm meine Bewerbung um ihre Gunſt mit Vergnügen an, — hörte mich an, wenn ich von meinen Gefühlen und Hoffnungen ſprach, — und jetzt mit einem Mahle —

Offten.

Ich glaube bemerkt zu haben, lieber Freund, daß Frau von Stillers Veränderung gegen dich ſich von dem Augenblicke herſchreibt, wo du dem gemeinen Kerl in ihrem Hauſe die wohlverdiente Lection gabſt. — Aber was mußt' ich ſehen! der Menſch iſt ja jetzt ein ausgezeichneter Cavallier geworden?

Walbruck.

Ich war ſelbſt erſtaunt, und hatte Mühe, ihn wieder zu erkennen. — Aber, hohl' mich der Henker! auf Frau von Stiller leiſte ich ſeinetwegen nicht Verzicht. Eine ſo liebenswürdige Frau und fünfzehntauſend Gulden Renten, das findet ſich nicht ſo bald wieder. — Ueberdieß liebe ich ſie wie ein Raſender und (leiſe) habe auch meine Gläubiger ſchon auf dieſe Verbindung vertröſtet.

Offten.

Ja, wenn das iſt —

Walbruck.

Freylich! Jetzt auf dem Ball hat mir meine beleidigte Eitelkeit einen fatalen Streich geſpielt: ich machte ihr mit einer Heftigkeit Vorwürfe, die —

Offten.

Die vermuthlich Schuld an ihrer Ohnmacht waren.

Walbruck.

Glaubſt du? (Er denkt nach.)

Siebenter Auftritt.

Vorige. Durmont (kommt mit einer Taſſe, worauf zwey Gläſer Mandelmilch und einige Bisquits liegen, aus dem Tanzſaale).

Durmont.

Da werd' ich mich herſetzen und meine Mandelmilch trinken. Wein wäre mir freylich lieber geweſen als die Leckerey, aber ich ſah keinen. (Erblickt die Herren.) Ah, da iſt auch Jemand.

Walbruck.

Wenn das iſt, ſo ſehe ich nur ein Mittel, die Stiller zu einer Verbindung mit mir zu zwingen. Ich entführe ſie.

Durmont (bey Seite).

Was iſt das? Die Geliebte meines Johanns will der entführen?

Offten.

Das läßt ſich hören; aber wie?

Walbruck.

Ja, ich entführe ſie, um ſie zu compromittiren. Ich habe ſchon öfters darüber nachgedacht und finde es nicht unmöglich. Morgen geht ſie auf ihr Landgut; ihr Schloß iſt von einem großen Park umgeben, die ſchöne Witwe geht darin öfters ſpazieren. — Wenn ich mich nun heimlich in den Park einſchleiche, ſo kann ich mit Hülfe von ein paar Freunden —

Durmont.

Schöner Plan!

Walbruck.

He? was? — (Erblickt Durmont.) Der Menſch, glaub' ich, hat gehört, was ich ſprach.

Offten.

Ah! es iſt ja ein Domeſtik des Hauſes, der Erfriſchungen anbiethet.

Walbruck.

Er kommt eben recht, mir iſt ſo heiß.

Offten.

Auch mir. (Er nimmt beyde Gläſer mit Mandelmilch Durmonten von der Taſſe weg.) Ich danke, mein Freund!

Durmont (ſteht ſtarr.)

Walbruck.

Die Mandelmilch iſt ſehr gut. (Stellt das Glas wieder auf die Taſſe zurück; auch Offten.)

Walbruck.

Jetzt komm, laß uns in den Tanzſaal zurückkehren. Ich werde dir meinen Plan ſpäter näher auseinander ſetzen. (Beyde in den Tanzſaal ab.)

Achter Auftritt.

Durmont (allein).

Brav! Genirt Euch gar nicht; Ihr — Ihr —! wenn Ihr nicht ſo ſchön angezogen wär't, ſo wollt' ich Euch was heißen. — Ich wette darauf, die tanzen ſchlecht. — Nehmen mir auch noch meine Mandelmilch weg, die ich mir mit ſo vieler Mühe zueignete. Hätte ich nur gleich getrunken und nicht früher das Zuckerwerk gegeſſen, damit mir das Trinken in die Hitze nicht ſchadet. Jetzt bin ich noch durſtiger. — Aber die Frau von Stiller wollen ſie auch noch entführen, nachdem ſie mir meine Mandelmilch ſchon entführt haben. Ich muß nur gleich meinen Johann aufſuchen und ihm den ganzen ſaubern Plan mittheilen.

Neunter Auftritt.

Durmont. Johann.

Johann.

Freund! ich bin vor Vergnügen außer mir! Ich habe mit Frau von Stiller getanzt.

Durmont.

Haſt du? Nun, es ſind aber auch Andere hier, die dir mit deiner Liebſten davon tanzen wollen.

Johann.

Was wollen Sie damit ſagen, Herr Pathe?

Durmont.

Die Frau von Stiller reiſt morgen auf ihr Landgut.

Johann.

Ja, ſo iſt es; und in einigen Tagen werd' ich ſie dort beſuchen.

Durmont.

Aber in einigen Tagen wird's vielleicht ſchon zu ſpät ſeyn; denn man will die Frau von dort mit Gewalt entführen.

Johann.

Himmel! Wer? wer?

Durmont.

Ja, ihre Nahmen weiß ich nicht. Zwey große, ſchön aufgeputzte Spitzbuben. Eben erſt ſtanden ſie beyſammen hier auf dem Platze und haben das ſaubere Stückchen abgekartet: ſie wollen ſich in den Park einſchleichen.

Johann.

Würden Sie ſie kennen, wenn Sie ſie wieder ſähen?

Durmont.

O ja. Aber es ſind ſo viele Leute da auf dem Ball.

Johann.

Hören Sie mich. Nur durch dieſe einzige Thür kann man in die Antichambre kommen, wo die Kleidungsſtücke aufbewahrt ſind und die Dienerſchaft wartet. Der Ball geht eben zu Ende. Wir ſtellen uns hier in die Ecke, beſehen alle Leute, die heraus gehen, und wenn die Beyden kommen, ſo zeigen Sie ſie mir.

Durmont.

Das iſt ſehr gut ausgedacht, Johann! Du biſt ein Kreuzkopf geworden!

Johann.

Acht gegeben, man kommt ſchon.

Durmont.

Sorge dich nicht, ich kenne ſie gewiß, die mir meine zwey Gläſer Mandelmilch ausgetrunken haben.

Zehnter Auftritt.

Vorige. Ballgäſte. Frau v. Stiller und Frau v. Sarning (gehen, die Erſten, aus dem Saale).

Stiller

(erblickt Johann, grüßt ihn freundlich und ſpricht leiſe zu ihm).

Auf baldiges Wiederſehen! (Ab.)

Johann (verbeugt ſich ſtumm).

(Dann kommen mehrere Herren.)

Durmont
(leiſe zu Johann).
Da drunter iſt er nicht.

Johann (eben ſo).
Haben Sie nur recht genau Acht!

Durmont.
Warte, ich ſetze auch noch meine Augengläſer auf.
(Er thut es.)
(Mehrere Damen und Herren gehen wieder aus dem Saale.)

Johann
(ſieht Durmont forſchend an).

Durmont.
Nein, nein, iſt nicht dabey.

Johann.
Sollte er ſchon weg ſeyn?
(Walbruck und Offten kommen aus dem Saale.)

Durmont.
Johann! mein Johann! Die ſind's!

Johann.
Gut! Sie ſollen ihre Rechnung ohne Wirth gemacht haben.

Durmont.
Recht geſchieht ihnen! warum haben ſie mir meine Mandelmilch ausgetrunken.

Johann.

Kommen Sie, Herr Pathe.

Durmont.

Aber du, ich bin durſtig.

Johann.

Ich führe Sie in ein Hotel, da ſollen Sie gut eſſen und trinken. (Beyde ab.)

(Während noch mehrere Ballgäſte den Tanzſaal verlaſſen, fällt der Vorhang.)

Ende der dritten Abtheilung.

Vierte Abtheilung.

Die Entführung.

(Die Bühne ſtellt ein elegantes Gartenhaus auf dem Landgute der Frau von Stiller vor, in welchem Alles zu einem Conzerte zubereitet iſt. Durch die offenen Fenſter und Thüren ſieht man in den Park.)

Erſter Auftritt.

Röſe
(allein. Sie tritt ſcheu und um ſich blickend ein).

Endlich bin ich da! Einen ganzen Tag hab' ich mit dem Schneckenwagen fahren müſſen; hab' aber auch nur einen Gulden bezahlen dürfen. — Wenn ich nur auch finde, was ich ſuche. Der Thorwärtel ſagte mir, ich ſollte nur die große Allee gerade durch gehen, da würd' ich die gnädige Frau von Stiller in dem

Gartenhauſe finden. — Da bin ich im Gartenhauſe und ich ſehe Niemand. — Und ich muß mit ihr reden, mit der ſchönen Dame reden, die mir meinen Johann abwendig machen will — und ich will ſchon recht mit ihr reden, denn, Gott ſey Dank, den Mund hab' ich an dem rechten Platze. — Und der Johann! iſt das eine Art? Wir ſtehen auf dem Punkte zu heirathen, da läuft er einer ſchönen Frau nach, bekommt bey ihr einen Degenſtich und läßt dann drey volle Jahre nichts von ſich hören und ſehen! Zum Glück hat ihn unſer Nachbar geſehen; hierauf hat der Vetter ſeiner Seits Erkundigungen über ihn eingezogen, ich meiner Seits auch, und habe erfahren, daß er ſich heute hierher nach Belldorf, auf das Landgut der Frau von Stiller begeben wird. Und ſo bin ich hier und will meine Rechte auf den Johann geltend machen. — Und ich habe doch Rechte, will ich glauben; denn unſere Heirath war ſchon feſt beſtimmt, und dann hab' ich auch drey Jahre auf ihn gewartet, und dadurch Zeit verloren. — Drey Jahre machen bey einem Mädchen gar viel! -- Aber es kommt Niemand. — Sie fürchtet ſich vielleicht vor mir, die ſchöne Dame. — Ah, fürchten darf ſie ſich nicht, ich bin ja wohl erzogen. — Ohrfeigen möcht' ich freylich gern dort und da austheilen, denn ärgerlich bin ich grimmig über die ganze Geſchichte! (Blickt in den

Park.) Aber ſieh' da, da kommt ein ſchöner Herr. — Ich will die gnädige Frau in dem Park ſuchen.

(Sie geht ab).

Zweyter Auftritt.

(Durch eine andere Thür des Gartenhauſes treten: Johann und Durmont ein. Letzterer ſehr ermüdet.)

Johann.

Kommen Sie, mein würdiger Freund! Endlich ſind wir hier. Ich bedauere ſehr, Sie ſo ermüdet zu haben.

Durmont.

Ey, das iſt auch zum verzweifeln. Bis Purkersdorf ſind wir freylich gefahren, aber über den ganzen Niederberg herüber muß ich mit ihm auf Seitenwegen über Felder und Wieſen laufen, als ob ich noch zwanzig Jahre alt, oder ein Muſikant oder Schneider wäre. Bedenke er doch, junger Herr, daß die Füße eines Tanzmeiſters mehr Achtung verdienen.

Johann.

Mein armer Herr Pathe! ich bitte Sie recht ſehr um Verzeihung; allein zu meinem Plane war es unumgänglich nothwendig, ja von Niemand bemerkt zu werden.

Durmont.

Ich begreiſe den ganzen Plan nicht. Warum nicht das ganze Entführungsproject der Polizey anzeigen, einige tüchtige Wachen im Park vertheilen, und wenn der Monſieur kommt, ihn packen und vor Gericht zur Rechenſchaft ziehen?

Johann.

Ehemahls würde ich vielleicht ſo gehandelt haben, aber in dem Cirkel, in welchem ich jetzt lebe, muß ich mit mehr Klugheit und Feinheit zu Werke gehen. Sie wiſſen, daß es derſelbe Herr war, der mich einſt verwundete, und wie leicht könnte man glauben, es ſey Furcht oder Rache von meiner Seite.

Durmont.

Wenn's ſo iſt, ſo bin ich mit dir im Tanz einverſtanden.

Johann.

Wie, im Tanz?

Durmont.

Ah! ich wollte ſagen: ganz einverſtanden. Immer hab' ich meine Füße im Kopfe. Ich bin nun ganz zu deiner Dispoſition; was willſt du mit mir machen?

Johann.

Sie ſtellen ſich als Schildwache zu dieſem Gartenhaus, um Walbruck's Schritte zu beobachten, wenn er erſcheint; verlieren Sie ihn keinen Augenblick aus dem Geſichte.

Durmont.

Ich kann mich aber auch dazu niederſetzen, nicht wahr?

Johann.

Freylich; aber hinter ein Geſtrippe.

Durmont.

Schon gut; aber laß mich nicht zu lange auf der Wache, hörſt du? Eine Stunde, nicht länger. — Ich bin nicht verliebt wie du, und will alſo auch Mittagmahl halten. — Alſo jetzt geh' ich, ſetze mich nieder und ſtehe Schildwache.

(Geht ab.)

Dritter Auftritt.

Johann (allein).

Ja! ich will die Gelegenheit benützen, Frau von Stiller von den Zudringlichkeiten dieſes Menſchen auf immer zu befreyen. — Gelingt es mir, ihr dieſen wichtigen Dienſt zu leiſten — vielleicht reicht mir dann ihre Dankbarkeit den Lohn, den ich für den höchſten alles meines Strebens erachte: ihr edles Herz und ihre Hand. — Doch — dort kommt ſie die Allee her.

auf; wenn ich ein Mittel fände, ihre Aufmerkſamkeit hierher zu ziehen. — Ah, dieſes Pianoforte. (Er ſetzt ſich zu dem Pianoforte, welches im Gartenſalon ſteht, und präludirt.)

Vierter Auftritt.

Johann. Frau v. Stiller.

Stiller.

Wie, Herr Haſel — Sie hier? und man hat es mir nicht gemeldet?

Johann.

Ich kam nicht durch das allgemeine Schloßthor, ſondern ſchlich mich wie ein unwürdiger Gaſt durch den Park und trat in dieſen Gartenſalon, der, wie ich ſehe, der Kunſt geweiht iſt.

Stiller.

Es iſt mein Muſikſalon, und mehrere Freunde aus der Nachbarſchaft werden ſich heute zu einem kleinen Conzerte hier einfinden.

Johann.

Ich weiß es, und Frau von Sarning wünſcht, daß ich mit ihr ein Duett von Roſſini ſingen ſoll.

Stiller.

Mit Vergnügen bemerk' ich, daß Sie auch Muſiker geworden ſind.

Johann.

Um ſeinen Platz in der Welt auszufüllen, muß man wohl trachten, ſich überall nützlich und angenehm zu machen. — Sie ſagten mir dieß, gnädige Frau, und ich habe mir es gut gemerkt.

Stiller.

Sie ſetzen mich immer mehr in Erſtaunen!

Johann.

Dennoch iſt ein Wunderwerk für Jenen, der es hervorbrachte, eigentlich keines.

Stiller.

Wie, mein Herr? Mir ſchreiben Sie? —

Johann.

Die Begierde, einſt die ungünſtige Meinung, welche mein erſter Beſuch bey Ihnen hervorbrachte zu verſcheuchen, die Hoffnung, Ihren Beyfall zu erhalten, waren ja die einzigen Triebfedern zu all' der Veränderung, die Sie an mir wahrnehmen. Urtheilen Sie nun ſelbſt, wie unglücklich ich ſeyn würde, wenn ich vergebens nach dieſem Ziele geſtrebt hätte. Ich hätte dann auf einer Seite jene Geradheit, jene Indolenz verloren,, die einſt mein Glück machte, und in der glänzenden Welt, in der ich mich zu vervollkommnen trachtete, nicht jenes dafür gewonnen, was wie ein ferner Stern mir in Nächten der Arbeit vorleuchtete.

Stiller.

Wenn ich wirklich allein diejenige bin, die dieſes Wunder hervorbrachte, ſo befremdet es mich doch, ich muß es geſteh'n, wie Sie drey lange Jahre dieſem Sterne, wie Sie ihn zu nennen belieben, folgen konnten, ohne ihn auch nur ein Mahl zu ſehen.

Johann.

O, ich ſah ihn — ſah ihn täglich, und neuen Muth goß ſein Anblick ſtets in mein Herz. Ich hatte eine Wohnung Ihnen gerade gegenüber bezogen, gnädige Frau, ich beobachtete Sie, wenn Sie am Fenſter ſtanden, ich holte mir Kraft und Ausdauer in dieſen theuern Zügen, wenn Sie in den Wagen ſtiegen.

Stiller (bewegt).

Wär' es möglich?

Johann.

Und jetzt, da ich die Welt kenne und weiß, wie weit die Kühnheit und Zudringlichkeit gewiſſer Menſchen geht, iſt es mein einziger Wunſch, mein ganzes Leben Ihrer Vertheidigung und Ihrem Dienſte zu widmen.

Stiller.

Ich danke Ihnen bereits ſo viel —

Fünfter Auftritt.

Vorige. Walbruck und **Offten** (erſcheinen bey einem der Fenſter des Gartenhauſes).

Walbruck.

Da hat der Henker den Johann ſchon wieder!

Offten.

Stille!

Johann

(kniet vor Frau v. Stiller nieder).

Ja, theure Amalie, ganz muß ich mein Herz vor Ihnen öffnen: Liebe war es, Liebe zu Ihnen, und die kühne Hoffnung, dieſe Liebe einſt erwiedert zu ſehen, welche an mir dieſes Wunder that. — Amalie! wird die Meiſterinn ihren Zögling lohnen?

Stiller

(reicht ihm die Hand).

Sie wäre undankbar, wenn ſie es nicht thäte.

Walbruck.

Komm, ich habe genug geſehen. (Beyde entfernen ſich.)

Stiller.

Ich höre Geräuſch! Stehen Sie auf. — Wenn man

Sie in dieſer Stellung vor mir fände, ohne daß Ihre Ankunft im Schloſſe noch bekannt iſt — die Mediſance — Treten Sie dort in meine Bibliothek.

Johann.

Ich gehorche. (Er tritt in eine Seitenthür.)

Sechster Auftritt.

Frau v. Stiller. Röſe.

Röſe.

Ach! — Da find' ich endlich die ſchöne Dame. (Tritt mit einem Knix näher.) Verzeihen Sie, gnädige Frau, wenn ich Sie ſtöre.

Stiller.

Gar nicht. — Was wünſchen Sie, mein Kind? (Für ſich.) Das Mädchen iſt mir ganz unbekannt.

Röſe.

Sind Sie die Frau von Stiller?

Stiller.

Die bin ich.

Röſe

Nun, ſo bitt' ich Sie recht ſchön, geben Sie mir meinen Bräutigam wieder zurück.

Stiller.

Ihren Bräutigam, Mademoiſelle?

Röſe.

Ja, ja, meinen Bräutigam, den, der mich heirathen ſollte; das iſt doch klar.

Stiller (lächelnd).

Liebes Kind! ich habe gar nicht das Vergnügen, Ihren Bräutigam zu kennen.

Röſe.

Man hat mir aber doch geſagt, daß er hier auf Ihrem Schloſſe ſey.

Stiller.

Auf meinem Schloſſe? Wie nennt er ſich?

Röſe.

Johann Haſel — und ich bin Thereſia Schoppen, Tochter der Wirthinn und Gaſtgeberinn Veronika Schoppen auf dem Thury, bey der ſilbernen Menſchlichkeit, unterthänigſt aufzuwarten.

Stiller.

Wie? Johann Haſel? —

Röſe.

Iſt mit mir verlobt ſeit drey Jahren, gnädige Frau. — Wir waren ſchon auf dem Punkte, Hochzeit zu halten, als er in Ihrem Hauſe die Wunde erhielt, und ſeitdem war er wie verſchwunden. Zum Glück aber verliert ſich ein Bräutigam nicht wie eine Stecknadel; ich habe, dem Himmel ſey Dank, den meinigen auf Ihrem Schloſſe wiedergefunden, und ich hoffe, Sie werden mir ihn gutwillig wieder zurückgeben.

Stiller.

Und Johann hätte ſich mit Ihnen in ernſthafte Verbindlichkeiten eingelaſſen?

Röſe.

Das will ich meinen! Gibt es denn etwas Ernſthafteres, als daß mein Brautkleid bereits fix und fertig war, was jetzt vor lauter Liegen freylich ſchon ganz gelb geworden iſt.

Stiller.

Iſt's möglich?! (Mit ſchlecht verhehlter innerlicher Bewegung.) Und er liebte Sie?

Röſe.

Iſt das eine Frage? O, meine liebe gnädige Frau, wenn wir Vorſtadtmädchen auch keine ſo prächtigen Kleider haben und nicht im Kaleſch herum fahren, und nicht durch Gläſer auf die Mannsbilder gucken, wir wiſſen doch auch Eroberungen zu machen, und auch dieſe Eroberungen feſt zu halten, wenn uns nicht dort und da eine Stadtmadam eine wegfiſcht.

Stiller.

Welche Erniedrigung! — Tröſten Sie ſich, Mademoiſelle; ich habe keine Luſt, Ihnen Ihren Bräutigam wegzufiſchen, Sie ſollen ihn wieder haben.

Röſe.

Ah, Sie ſind eine gute Perſon! — Wenn man ſo ſchön iſt, wie Sie, ſo kann man ja Liebhaber haben, ſo viel man will, und wird nicht eine arme Perſon, die nur Einen hat, darum prellen wollen.

Stiller

(ruft mit verächtlichem Tone).

Herr Haſel!

Röſe.

Ich bin neugierig, was für eine Wirkung mein Anblick auf ihn machen wird.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Johann.

Röſe.

Wie? — Was ſeh' ich! Das iſt — mein — Herr Johann! — Mein Gott! wie haben ſie mir den zugerichtet!

Johann.

Gnädige Frau —

Stiller.

Treten Sie näher und hören Sie mich. Ohne Zweiſel ſind die glänzenden Eigenſchaften, welche die Geſellſchaft verſchönern, ein Reiz, der würdig iſt, ſie uns anzueignen; aber die Begierde darnach muß uns nicht ein heiliges Verſprechen vergeſſen machen, und ich hoffe, Sie werden ſo viel Ehrgefühl beſitzen, früher mit dieſer Mademoiſelle eingegangene Verbindlichkeiten redlich zu erfüllen. — Hier, Mademoiſelle, nehmen Sie Ihren Verlobten zurück. (Geht ab.)

Johann.

Röſe!

Achter Auftritt.

Johann. Röſe.

Röſe
(blickt Johann erſtaunt an).

Nein, nein! iſt er's denn wirklich? Ach du lieber Himmel, wie er ausſieht! — Mir war er eher viel lieber.

Johann.

Sagen Sie mir Mademoiſelle, was haben Sie der gnädigen Frau geſagt?

Röſe.

Lieber Jo — mein Herr Jo — ich weiß nicht, ich getraue mich gar nicht mehr, ſo mit ihm zu reden wie früher.

Johann.

Sie haben ihr wohl geſagt, daß ich Sie liebte, daß ich Sie heirathen ſollte?

Röſe.

Ja, richtig, das hab' ich ihr geſagt; aber ich wußte nicht —

Johann.

Röſe, Ihr Erſcheinen in dieſem Hauſe kann das Glück meines ganzen Lebens zernichten.

Röſe.

So? Sie lieben mich alſo nicht?

Johann.

Wollen Sie Aufrichtigkeit? Nein!

Röſe.

Haben mich vielleicht nie geliebt?

Johann.

Ich glaube kaum.

Röſe.

Bedanke mich ſchön für dieſe Aufrichtigkeit. — Ja, ja, ich ſehe wohl ein, ich habe eine Thorheit begangen. Ich glaubte, der Herr Johann ſey noch immer ein ſchlichter, gerader, liebenswürdiger Menſch wie ehedem, aber ich ſehe wohl, der Herr Johann hat ſich nobilitirt, und iſt jetzt freylich keine Partie mehr für die Wirthstochter Röſe. (Bey Seite.) Aber Schade iſt's doch, denn hübſch iſt er noch immer. (Laut.) Nun, ſo verzeihen Sie, wenn ich etwas gethan habe, was Ihnen unangenehm war, ich bin ein wenig heftig, das wiſſen Sie wohl von früheren Zeiten her, aber darum nicht böſe, und ich will ſuchen, Alles wieder gut zu machen, was ich verdarb; und ehe ich Jemand Verdruß mache, eher — (für ſich.) Hart iſt's aber doch, daß ich ihn ſo mir nichts dir nichts einer Andern überlaſſen ſoll; — aber — meinetwegen! ich opfere mich auf. Warten Sie hier, Herr Johann, ich will ſehen, ob ich Ihnen Ihre Schöne wieder gut machen kann. (Im Abgehen.) Wenn er mich auch nicht liebt, ſo ſoll er doch ſehen, daß ich eine gute Perſon bin.

(Geht ab.)

Neunter Auftritt.

Johann (allein).

Und Amalie konnte glauben, daß ich für eine Andere fühle, während ſie, ſie allein mein ganzes Herz erfüllt? — Fort zu ihr! ſie wird, ſie muß mich hören. — Aber Walbruck iſt ſchon im Park. Vor Allem will ich ſie beſchützen und dann hintreten vor ſie und fragen, ob ich ſie liebe. (Er will ab.) Aber Gott! Da kommt ſchon die ganze Geſellſchaft, und ich habe der Frau von Sarning verſprochen, mit ihr ein Duett zu ſingen!

Zehnter Auftritt.

Johann. Durmont. Dann Frau von Sarning die Marquiſe von Olban. Gäſte. Muſiker (mit ihren Inſtrumenten,) und Diener, (welche Pulte ſtellen.)

Durmont.

Johann, komm! die zwey Mandelmilchdiebe ſind da.

Johann.

Walbruck? Er ſoll mir nicht entwiſchen.

(Beyde ab.)

(Die Geſellſchaft ſetzt ſich. Der Conzertmeiſter gibt das Zeichen und das Conzert will beginnen.)

Eilfter Auftritt.

Vorige. Röſe (hereinſtürzend.)

Röſe.

Zu Hülfe! zu Hülfe!

Sarning.

Was gibt's?

Röſe.

Man will Frau von Stiller mit Gewalt entführen.

Sarning.

Eilen Sie zu Hülfe, meine Herren!

(Die Männer gehen alle ab.)

Röſe.

Ich ging mit der gnädigen Frau durch die große Allee, und bath ſie, dem Johann zu verzeihen, als plötzlich zwey Herren mit zwey Reitknechten aus dem Dickicht ſprangen, ſich der Frau von Stiller bemächtigten und ſie gegen den Ausgang des Parks trugen, wo ich einen geſchloſſenen Wagen ſtehen ſah. Die arme Frau, ſie wird jetzt wohl ſchon fort ſeyn.

Durmont

(von Außen ſchreyend).

Victoria! es lebe der gute Humor!

Sarning.

Was hör' ich?

Röſe.

Das iſt die Stimme meines Vetters.

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Durmont.

Durmont.

Sie iſt gerettet! — Mein Päthe hat's gethan! — O der Freude! ich muß einen Entre-chat ſchlagen, ſo! — noch einen! — Um Vergebung, werthe Compagnie!

Röſe.

Sind Sie närriſch geworden, Herr Vetter?

Durmont.

Wie? Du auch da, Röſe? Was machſt du da? Johann iſt kein Tänzer mehr für dich.

Röſe.

Leider weiß ich's; wenn ich nur jetzt bey'm Tanze nicht ganz ſitzen bleibe.

Sarning.

Da iſt ſie! Liebe Amalie!

Dreyzehnter Auftritt.

Vorige. Frau von Stiller auf Johann geſtützt.

Sarning.

O, der Freude, dich gerettet zu ſehen!

Stiller.

Dieſem Manne dank' ich zum zweyten Mahle meine Rettung; damit ich nicht zum dritten Mahle für mein Leben und meine Freyheit zittern darf, werfe ich mich ganz in ſeine ſchützenden Arme. (Sie ſinkt an Johanns Bruſt.)

Durmont.

Bravo! Die werden gut durch's Leben tanzen.

Gruppe.

(Der Vorhang fällt.)

Zwey Jahre nach der Hochzeit,

oder:

An wem iſt die Schuld?

Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Nach Scribe und Melesville.

Perſonen.

Murthen, Banquier.
Caroline, ſeine Frau.
Edmund, Graf von Elmen.
Reiſenhuber, Murthens Buchhalter.

Die Handlung iſt in der Reſidenz in Murthens Hauſe.

(Die Bühne ſtellt ein reich dekorirtes Zimmer vor. Im Hintergrunde mitten ein Kamin, zu beyden Seiten Thüren, jene zur Rechten iſt die allgemeine Eingangsthüre. Bey den Couliſſen zwey Seitenthüren, wovon jene zur Linken in Carolinens Zimmer, jene zur Rechten in ein Cabinett führt. Neben dieſer letztern ein eleganter Schreibtiſch, auf welchem Schriften und Rechnungsbücher liegen — neben jener zur Linken ein Stehſpiegel.)

Erſter Auftritt.

Murthen (im Morgenkleide, ſitzt bey dem Schreibtiſch.) **Reiſenhuber** (tritt ſpäter ein.)

Murthen
(legt ein Buch weg).

Nun, dem Himmel ſey Dank, das wäre auch richtig geſtellt — nun kann ich die übrigen Stunden dem Vergnügen widmen, Geſchäfte und Unterhaltungen ſtehen einander ſo oft im Wege; daß man manchmahl eines von beyden ein bischen vernachläſſigen muß. (Erblickt Reiſenhuber, der ſo eben eingetreten iſt, er hält ein Rechnungsbuch in den Händen, und iſt an der Thüre ſtehen geblieben.) Ach, biſt du da, alter Menſch? (Gibt ihm ein Packet Briefe.) Da ſind die Briefe, ich habe ſie alle unterzeichnet.

Reiſenhuber.

Man proponirt Euer Wohledlen Papiere von dem neuen Anlehen.

Murthen.

Die nehm' ich.

Reiſenhuber.

Auch Rentenſcheine werden angebothen.

Murthen.

Nein — will noch warten damit. — Waren die Senſalen noch nicht da?

Reiſenhuber.

Sie warten im Comptoir Euer Wohledeln.

Murthen.

Sie ſollen dir nur die Courszettel übergeben, ich habe heute nicht Zeit ſie zu ſehen — kannſt ihnen auch ſagen, zu 1200 nehm' ich heute, wir müſſen ſehen die Effekten ein wenig zu heben. — War Edmund nicht hier?

Reiſenhuber.

Der Herr Graf von Elmen haben ſich heute noch nicht blicken laſſen; aber Dero Frau Gemahlinn hat ſchon zweymahl gefragt.

Mürthen.

Meine Frau?

Reiſenhuber.

Madam war dann gezwungen, das Frühſtück allein zu ſich zu nehmen.

Murthen.

Warum wartet ſie denn immer auf mich? Ich habe ja ſchon oft geſagt, ich will des Morgens allein ſeyn, ganz gemächlich bey meinem Bureau ſitzen, und zu meiner Taſſe Kaffeh mein Pfeifchen rauchen; das ſind noch die einzigen Stunden, wo ich mir einbilden kann, ich ſey noch ein Junggeſelle. (Er ſteht auf.) Aber ich habe doch an Edmund geſchrieben, warum kommt er nicht?

Reiſenhuber.

Es will ſich zeigen, Euer Wohledeln können faſt ohne den Herrn Grafen gar nicht mehr exiſtiren.

Murthen.

Es iſt wahr; wenn ich ihn nur einen Morgen nicht ſehe, ſo weiß ich kaum, wie ich meinen Tag zubringen ſoll.

Reiſenhuber.

Gehen der Herr Principal nicht auf die Börſe?

Murthen.

Nein gehe du! — Du biſt ja mein alter redlicher und treuer Diener, auf den ich mich ganz verlaſſen kann — du beſitzeſt mein ganzes Zutrauen, und wenn du dort biſt, bin ich ruhig.

Reiſenhuber (den Kopf ſchüttelnd).

Aber ich nicht!

Murthen.

Wie ſo?

Reiſenhuber.

Ach, verehrteſter, liebwertheſter Herr Principal, es geht nicht gut.

Murthen.

Was ſagſt du da? Wenn ich in meinen Büchern nachſehe, ſo find' ich doch Alles in der beſten Ordnung, und es ſcheint mir, mein Vermögen —

Reiſenhuber.

Ach, davon rede ich nicht. Noch ſo jung ſind Sie doch ſchon einer der erſten Banquiers in der Stadt, und — verzeihen der Herr Principal, aber ich darf es geſtehen, meine Achtſamkeit, meine Ordnungsliebe erhält eine gute und kluge Adminiſtration in Ihrem Comptoir — aber, aber — das Auge des Herrn fehlt, und früher und ſpäter wird die Unordnung im Leben auch die Unordnung in den Geſchäften nach ſich zieben. Wollen mir's zu Gute halten; aber — ich hab's geſagt.

Murthen.

Wie?

Reiſenhuber.

Ja, Complimente und Schmeicheleyen kennt der alte Joachim Reiſenhuber nicht, er kennt überhaupt gar nichts als ſeine Bücher, ſtreng und ſtarr ſteht er da, wie ſeine Ziffern, und das, was er geſagt hat, iſt ſo gewiß, wie zwey Mahl zwey vier.

Murthen.

Nun laß einmahl hören, alter Freund, was findeſt du denn zu tadeln?

Reiſenhuber.

Viel — gar viel. — Zwey Jahre ſind es nun, daß der Herr Principal in den Stand der heiligen Ehe getreten ſind.

Murthen.

Zwey Jahr? — Ach, es muß ſchon länger ſeyn.

Reiſenhuber.

Bitte allerſchönſtens, rechnen kann ich — eben heute den 16. April iſt der Jahrstag Ihrer Vermählung.

Murthen.

Ja wahrhaftig, du haſt recht — ich hätt's nicht geglaubt.

Reiſenhuber.

Netto. — Wie geſagt, wir ſtehen am Schluſſe des zweyten Jahres. Euer Wohledeln beſitzen ein liebenswürdiges Frauenſtück, die Hochdieſelben aus Zuneigung geheirathet haben. Man wollte Ihnen ihre Hand verſagen, da faßten Euer Edeln ſogar den läſterlichen Gedanken, ſie zu entführen. In Summa, Hochdieſelben waren im höchſten Grade verliebt. Das hat ſich nun in den erſten ſechs Monathen ſo ziemlich erhalten — die Aktien fielen aber ſchon in den zweyten ſechs Monathen. Immerhin, der Cours ſtand zu Ende des erſten Jahrs noch immer ganz paſſabel, und daran hätte man ſich halten ſollen, um bei der Bilance ein dauerndes Glück heraus zu bringen; aber im zweyten Jahr! — Da war's ganz anders — die Bälle, die Soirées, die Unterhaltungen —

Murthen.

Konnte — durfte ich meiner Frau die Vergnügungen ihres Alters verſagen?

Reiſenhuber.

Ey, ey! — Euer Edeln haben ſie eben ſo ſehr Ihrer ſelbſt willen mitgemacht, als wegen der Frau Gemahlinn; denn oft haben Hochdieſelben die Gattinn mit ihrer Tante allein gehen laſſen, und ſind indeſſen ſelbſt zu andern Luſtbarkeiten gewandelt — und manchmahl — (den Kopf ſchüttelnd) ey, ey, ey! manchmahl wollte es mir gar ſcheinen —

Murthen.

Was? was?

Reiſenhuber.

Daß andere Frauensperſonen von meinem Herrn Principal — nu, nu, nu — bitte um Vergebung — kann mir wohl auch nur ſo vorgekommen ſeyn — meine Augen werden ſchon ſchwach — aber was ich auch ſehe, und was ich auch höre, es bleibt ſo feſt in meinem Herzen verſchloſſen, als das Gold meines liebwertheſten Herrn und Gönner in meiner Kaſſe.

Murthen.

Ich bin davon überzeugt, lieber Freund! aber beruhige dich, du biſt im Irrthum. (Er geht zu ſeinem Bureau.)

Reiſenhuber.

Wünſch' es, wünſch' es von ganzem Herzen. (Er zieht ein Futteral aus der Taſche, und überreicht es Murthen, indem er dabey ſeufzt.) Indeſſen meine Schuldigkeit — über Alles! Hier hab' ich die Ehre, den Schmuck zu überreichen, den mir der Herr Principal anzukaufen befohlen haben.

Murthen
(nimmt das Futteral).

Gut! (Oeffnet es, und beſieht den Schmuck.) Recht ſchön!

Reiſenhuber.

Der Schmuck koſtet 4000 Gulden — ſage Viertauſend Gulden.

Murthen.

Das iſt nichts für dieſe Steine.

Reiſenhuber.

Für die Steine iſt's nichts, aber für die Kaſſe iſt's ſchon Etwas.

Murthen
(klopft ihn lächelnd auf die Schulter).

Sey ruhig, Alter, mit etwas Oekonomie bringen wir das Sümmchen ſchon wieder herein. (Er ſchließt den Schmuck in ſein Bureau.) Ich habe zwey engliſche Pferde, die will ich verkaufen. (Tritt wieder zu Reiſenhuber.) Vor Allem aber reinen Mund.

Reiſenhuber.

Können ganz unbeſorgt ſeyn, Plaudern iſt nicht meine Sache, *heraus* geht kein Wort, aber inwendig — inwendig kränkt's den alten Buchhalter, wenn er in der Haushaltung ſeines Herrn eine Rubrik unter dem Titel: „Geheime Auslagen“ bemerkt. Was nicht öffentlich geſchieht, iſt nie ganz juſt — mit Gunſt.

Murthen.

Welche Idee!

Reiſenhuber.

Erlauben zu Gnaden. Es ſind nun 40 Jahre, daß ich mit meiner Ehefrau verheirathet bin — ſie war nicht immer liebenswürdig, das muß ich ihr nachſagen — der Herr Patron kennen ſie ſelbſt, ſie hat ein ſtarkes Maul; aber das iſt einerley, treu war ich ihr immer, nicht ſo viel ihretwegen, ſondern vielmehr meinetwegen ſelbſt. Wenn der Mann das Weib betrügt, ſo betrügt das Weib den Mann. — Eines geht auf dieſe Seite, das Andere auf jene, es gibt keine gemeinſchaftlichen Ausgaben, kein gemeinſchaftliches Intereſſe mehr, keine Ordnung, keine Uebereinſtimmung, in Summa, kein Glück. Und an welchem von beyden iſt die Schuld? An jenem von Beyden, welches den Anfang gemacht. Sonſt machen eins und eins immer zwey, aber in der Ehe iſt es was anders, da müſſen eins und eins nur eins machen, ſonſt iſt's mit aller Multiplikation gefehlt.

Murthen.

Ach! du haſt vielleicht recht.

Reiſenhuber (ſich ereifernd).
Nicht vielleicht, gewiß, Euer Edeln, ganz gewiß.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Edmund.

Murthen
(eilt ihm entgegen).
Ey, da iſt er ja! — Endlich!

Reiſenhuber (für ſich).
Mein ganzer Calcul iſt nun wieder durchſtrichen.

Murthen.
Ich harrte deiner ſchon mit Ungeduld.

Edmund.
Es iſt nicht meine Schuld — ſo eben erſt kam ich nach Hauſe, und erhielt dein Billet.

Murthen.
Ich habe dir ſo viel zu ſagen! (Zu Reiſenhuber.) Joachim! ſieh zu, daß die Briefe zur Poſt kommen. (Er tritt mit Edmund zum Kamin, und ſpricht leiſe mit ihm weiter.)

Reiſenhuber.
Ja, ja, wie der Herr da ſich ſehen läßt, da wird der alte Joachim nicht mehr angehört, und meine Moral wird proteſtirt. (Im Abgehen.) Nu, nu,

nu — wenn nur unſere Wechſel nicht auch einmahl proteſtirt werden. (Er nimmt die Briefe und geht ab.)

Dritter Auftritt.

Edmund. Murthen.

Murthen.

Zum Henker! wie kam's, daß du ſchon ſo früh ausgingſt? Wir kamen doch erſt um 2 Uhr Morgens zu Bette.

Edmund.

Ich hatte dieſen Morgen Einkäufe zu machen.

Murthen.

Ich wünſchte mit dir zu ſprechen, bevor ich meine Frau ſehe; denn wir müſſen über Mancherley übereinkommen.

Edmund.

Kann ich mich einem Freunde verbindlich zeigen, ſo macht er mir eine Freude dadurch.

Murthen.

Höre alſo, Bruder! ſage mir, die ſtrenge Schönheit, die unüberwindliche Spröde, fängt ſie endlich doch an, ſich etwas menſchlicher zu zeigen?

Edmund.

Ich wünſche dir Glück, du ſieg'ſt.

Murthen.

Ja, der Sieg koſtete aber auch Mühe; es waren tüchtige Nebenbuhler aus dem Sattel zu heben, Lord Albermal, und der Graf Dalidoff — dieſe Ruſſen, überall findet man ſie jetzt, von Adrianopel bis hinter die Couliſſen.

Edmund (lächelnd).

Was willſt du? ſie ſind das Erobern ſchon gewohnt.

Murthen.

Adele hat eine Freundinn in Paris, für die ſie Empfehlungsſchreiben wünſcht — ich verſprach ihr dieſe mit der Bedingung, daß ſie mir das Vergnügen mache, und ſie ſelbſt abhole.

Edmund (freudig).

Und ſie kommt?

Murthen (halbleiſe).

Kommt, kommt, gegen Mittag. Und noch mehr, Freundchen, dieſen Abend nach dem Ballete erwiedere ich ihr die Viſite, und — höre und ſtaune! — ich ſoupire bey ihr.

Edmund.

Das war alſo das Souper bey einer ſchönen Frau, wovon du in deinem Briefe ſprachſt? Ich wußte nicht, wohin das zielte.

Murthen.

Ja, ſo iſt's! — Auch dabey bleibt's, was ich dir von meinem engliſchen Pferde geſchrieben habe — es iſt mir unnütz, und wenn du's haben willſt, ſollſt du den Vorrang haben.

Edmund.

Recht gerne, ich danke dir.

Murthen.

Davon ſprechen wir weiter. Vor Allem iſt es nothwendig, daß ich gegen Mittag, wenn die ſpröde Schöne kommt, allein zu Hauſe ſey, und dazu mußt du mir helfen.

Edmund.

Aber wie?

Murthen.

Du mußt uns — mir und meiner Frau — für heute eine Spazierfahrt proponiren — aber hörſt du, nur ſo ganz hingeworfen, und ohne Abſicht — wir nehmen es, wie natürlich, an.

Edmund.

Nun, und was iſt damit gewonnen?

Murthen.

Alles; höre mich nur an. Ich ſchicke mich auch zu der Spazierfahrt an, aber in dem Augenblicke, da wir das Haus verlaſſen wollen, erinnere ich mich plötzlich an ein ſehr wichtiges, unaufſchiebbares Geſchäft — ein Banquier hat deren immer im Vorrath — ich bin alſo gezwungen zu Hauſe zu bleiben, das iſt freylich ſehr verdrießlich — aber die Pferde ſind nun ſchon angeſpannt, ich will meiner Frau das Vergnügen nicht nehmen, und du fährſt mit ihr in meinem Wagen davon.

Edmund.

Aber lieber Freund —

Murthen.

Wenn du es vorziehſt, ſie zu Pferde zu begleiten, ſo ſteht mein Littleton zu Dienſten.

Edmund.

Bedenke doch — die Leute — die böſen Zungen —

Murthen.

Ey was! weiß ich doch, daß nur deine Freundſchaft mir aus der Noth hilft. Edmund, ich bitte dich, weigere dich nicht, es ſteht einſt zu vergelten, wenn du verheirathet ſeyn wirſt.

Edmund.

Ja, wenn du durchaus willſt —

Murthen.

Ich will noch mehr, ich erwarte noch einen größeren Freundſchaftsdienſt von dir. — Du gehſt doch heute auf den Ball, den die Tante meiner Frau, die Baroninn **Wermanns**, gibt?

Edmund.

Ich bin gebethen.

Murthen.

Nun du weißt, wir ſind etwas brouillirt.

Edmund.

Das wundert mich, eine ſo achtungswerthe, liebenswürdige Frau —

Murthen.

Ja, ja, das iſt ſie, eine ſehr brave, verſtändige, ſittige Frau, ein gutes Haus, wo eine Frau vortrefflich aufgehoben iſt, aber — du lieber Himmel — wenn man ſich nicht regelmäßig zweymahl die Woche dort ſehen läßt, ſo iſt Feuer im Dache, und das iſt ſehr genant. Uebrigens, wenn auch ich mich mit ihr entzweyt habe, ſo will ich meine Frau doch nicht hindern, ihre Tante, ihre zweyte Mutter zu beſuchen, dazu bin ich viel zu gerecht — im Gegentheile, ich ford're ſogar, daß ſie alle Montage und Freytage hingeht — ſie thut nur ihre Schuldigkeit, und ich gewinne dabey zwey freye Abende.

Edmund.

Gut calculirt!

Murthen.

Manchmahl will ich ſie wohl auch dort abholen — aber heute kann ich nicht. Du verſtehſt mich doch?

Edmund.

Vollkommen.

Murthen.

Und da wär's mir recht lieb, wenn du ſie hin und zurück begleiteteſt.

Edmund.

Höre einmahl, du diſponirſt ganz mit mir — wenn ich nun auch meine geheimen Projekte hätte?

Murthen.

So würdeſt du ſie aufgeben, meinetwegen; ich kenne ja deine Freundſchaft — und dieß iſt das einzige Mittel, um meiner Frau jede Muthmaßung zu benehmen — denn die gute Caroline, ich möchte ihr nicht den kleinſten Kummer verurſachen, ihre Ruhe um alles in der Welt nicht ſtören. Wüßte ich, daß dieſes kleine Abenteuer ihr jemahls zu Ohren käme, ich würde lieber darauf Verzicht leiſten.

Edmund.

O du guter Ehemann!

Murthen.

Ja, meine Frau vor Allem! (Lächelnd.) Aber ewig Schade wär's, denn die kleine Tänzerinn iſt ſo pikant, ſo hübſch — nicht ſo hübſch zwar wie meine Frau, das geſteh' ich, aber — es iſt — es iſt eine Caprice, eine Idee, eine Phantaſie.

Edmund.

Du haſt ein Bischen viel derley Phantaſien.

Murthen.

Das ſoll die letzte ſeyn, ich ſchwöre dir's. Ja, und wenn auch nicht, das hindert mich nicht, meine Frau zu lieben — im Gegentheile — ein etwas leichter Ehemann iſt eine wahre Perle für eine Frau, er hat immer irgend eine Schuld gegen ſie auf ſeinem Herzen, immer etwas gut zu machen, und iſt daher auch ſtets doppelt zärtlich gegen ſie. O, Freundchen, das kennſt du nicht als Junggeſelle.

Edmund.

Mag ſeyn, aber ich will nicht immer dein Mitſchuldiger ſeyn.

Murthen.

Thu's immerhin, bey Gelegenheit helf' auch ich dir wieder aus der Noth. — Bruder! du verſteigſt dich ganz in der Liebe, dich lockt nicht ein ſchönes Lärvchen, bey dir muß es eine adelige Perſon ſeyn, wenn du ihr die Cour machen ſollſt.

Edmund.

Schweige, damit treibſt du immer deinen Spott mit mir — noch geſtern vor deiner Frau —

Murthen.

Nun, iſt's etwa nicht wahr? Während ich einem hübſchen Bürgermädchen auch ſelbſt bis in eine entlegene Vorſtadt nachſchleiche, ſuchſt du nur betitelte Damen auf. Jeder hat ſeinen Geſchmack, ich tadle dich deßwegen nicht, aber das ärgert mich, daß du ſo hinter der Decke ſpielſt, ſelbſt vor mir, der ich dir doch Alles ſage, Alles vertraue; du hingegen haſt immerwährende Geheimniſſe gegen mich, deinen Banquier, deinen Freund.

Edmund.

Du irrſt.

Murthen.

Ey nein, ich kenne das! — Sieh, lange Zeit hindurch warſt du ſehr betrübt und traurig — du ſeufzteſt immer, nahmſt an keinem Vergnügen Antheil, refuſirteſt uns alle Partieen, verſchwendeteſt kein Geld mehr — Bruder! du wirſt dich ganz zu Grunde richten.

Edmund.

Es iſt wahr, ich liebte, und hoffnungslos.

Murthen.

Welche Herzoginn?

Edmund.

Spotte nicht, eine der himmliſchſten Frauen, jung, liebenswürdig und tugendhaft, um ſo ſchwerer zu beſiegen, als ſie weder ſpröde, noch kokett iſt, und treu an ihren Pflichten hängt.

Murthen.

Das ſind die unzugänglichſten. Aber jetzt geht's beſſer, nicht wahr? Denn ſeit einigen Tagen ſeh' ich dich etwas aufgeheitert.

Edmund.

Ja, die Umſtände kamen mir zu Hülfe, ich glaube, man ſieht mich mit günſtigerem Blicke an, man gefällt ſich in meiner Geſellſchaft — geſtern endlich, ermuthigt durch einen faſt zärtlichen Blick, wagte ich eine Erklärung.

Murthen.

Mündlich?

Edmund.

Nein, ich drückte ihr ein Briefchen in die Hand.

Murthen.

Und ſie nahm es?

Edmund.

Ja.

Murthen.

Bravo bravissimo! Nur jetzt nicht mehr nachgelaſſen.

Edmund.

Das will ich auch.

Murthen.

Von jeder günſtigen Gelegenheit profitiren. (Man hört in Carolinens Zimmer zweymahl nach einander heftig klingeln.) Das war bey meiner Frau! — Ach einſt, da ich noch Junggeſelle war, hatte ich das Läuten der Damen ſo ſtudirt, daß ich alſogleich daraus die Empfindungen der Läutenden errieth. Es iſt eigentlich eine Muſik wie eine andere: Presto, wenn eine Schöne ihren Schmuck, oder etwas von ihrer Toilette haben will. — Dolce, wenn ſie der Kammerjungfer ein Liebesbriefchen übergeben will. — Forte, wenn Gefahr auf dem Verzuge iſt. — Sehr Piano, wenn der Gemahl gerufen werden ſoll, und ſo weiter. (Man läutet noch einmahl ſtärker und heftiger.) Horch! meine Frau wird ungeduldig, das muß etwas ſehr Wichtiges ſeyn.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Caroline.

Caroline

(tritt aus der Thüre ihres Gemaches, und ſpricht in dieſes zurück).

So ſuchen Sie, Mamſell! Es kann nicht verloren ſeyn — ich hab' es geſtern beym Schlafengehen auf mein Nachtkäſtchen gelegt.

Murthen.

Was haſt du denn, liebes Weibchen?

Caroline.

Ach, biſt du da, lieber Otto? (Erblickt auch Edmund, und grüßt ihn höflich aber kalt.) Guten Morgen, Herr Graf!

Murthen.

Was iſt dir denn verloren gegangen?

Caroline.

Nichts, nichts — nur eine Nachläſſigkeit meines Stubenmädchens. Ein Sacktuch, das ich geſtern hatte, und das heute Morgen nirgends zu finden iſt.

Murthen.

Es war dir gewiß von vielem Werth?

Caroline.

O nein, ein ganz gewöhnliches geſticktes Tuch —

aber ſo Etwas macht mir Unruhe; und wo Eines verloren geht, kann Mehreres verloren geh'n.

Murthen.

Das nenn' ich Ordnung! — Da ſieh, was meine Caroline für eine vortreffliche Hausfrau iſt.

Caroline.

Ja — mache mir Complimente — du haſt's wahrhaftig nöthig, mich wieder gut zu machen; denn geſtern Abends war ich recht böſe auf dich — aber heute Morgens, da ich deine Aufmerkſamkeit für mich ſah —

Murthen (erſtaunt).

Aufmerkſamkeit?

Caroline.

Nun ja, die ſchönen Blumen, die ich beym Erwachen in meinem Zimmer ſtehen ſah.

Murthen.

Blumen?

Caroline.

Du dachteſt daran, daß morgen mein Geburtstag ſey, und machteſt mir dieſe zarte Ueberraſchung.

Murthen (für ſich).

Meiner armen Seele, ich weiß kein Wort davon.

Caroline
(reicht ihm die Hand).

Ich danke dir, lieber Mann, und ich ſehe jetzt wohl ein, ich war geſtern allein Schuld —

Murthen.

Es iſt wahr, meine theure Caroline, ich denke immer und überall an dich — und beſonders an den Tag deiner Geburt — aber dießmal — was die Blumen betrifft — dieſe ſind nicht von mir.

Caroline.

Wer kann ſie mir dann geſandt haben?

Edmund
(ſich verbeugend).

Ich hab' es gewagt, gnädige Frau — ich dachte den Tag Ihrer Geburt nur mit den Kindern der Natur würdig feyern zu können, welche blühen wie Sie; ich ließ ſie in Ihr Schlafgemach ſtellen, damit Sie ſich beym Erwachen gleich en famille befinden möchten.

Murthen.

Schön, ſchön! — Der Menſch ſpricht wie ein neuerer Dichter. (Zu Carolinen.) Aber nicht wahr, liebes Kind! unſer Freund Edmund iſt ſehr galant, immer voll kleiner Artigkeiten! Ja, zu ſo etwas muß man geboren ſeyn, ich hab' es nie ſo weit gebracht.

Caroline
(mit einem Seufzer)

Ach! vor zwey Jahren —

Murthen.

Als ich dir noch die Cour machte, da war's etwas Ander's, da haſt du wohl recht — aber ein Liebhaber und ein Ehemann! das iſt freylich ein Unterſchied. Jetzt aber von etwas Anderm. Was haſt du mit dem heutigen Tage beſchloſſen? Haſt du ſchon eine Idee?

Caroline.

Ich erwarte die deinige. Wenn du vielleicht einen Plan haſt?

Murthen.

Nein, gar keinen. (Stößt Edmund mit dem Ellbogen.) Der Augenblick iſt günſtig.

Edmund.

Es iſt ein herrlicher Tag! Wie wär's, wenn wir noch Vormittag mit einander nach Nußdorf führen?

Caroline.

Hm! ich bliebe doch lieber in der Stadt.

Murthen.

Weßwegen? Die Sonne ſcheint ſo lieblich, an der Donau muß heute ein göttliches Lüftchen wehen. Wir kommen bis Mittag wieder zurück, und Abends gehſt du auf den Ball.

Caroline.

Ich? — Wirſt du mich nicht begleiten?

Murthen.

Ich wollte gerne, aber es geht wahrhaftig nich an; wie ich mit deiner Tante jetzt ſtehe, würd' ich eine ſonderbare Figur dort machen, und dann hab ich dieſen Abend noch ein ſehr wichtiges Geſchäft abzuthun — Edmund, weißt du, das Geſchäft, wovo ich erſt zuvor mit dir ſprach.

Edmund.

Allerdings, gnädige Frau," ein ſehr wichtige Commerzialgeſchäft, welches keinen Aufſchub leidet, der *Concurrenz* wegen.

Caroline.

Wie du willſt — du biſt Herr!

Murthen.

Biſt du ungehalten darüber?

Caroline.

O nein, ich bin das ſchon gewohnt. Früher ärgerte ich mich wohl darüber, wenn du mich nicht begleiten wollteſt, und blieb dann zu Hauſe, und weinte.

Murthen.

Wie kindiſch!

Caroline.

Ja, das hab' ich auch endlich eingeſehen — Thränen verſchlimmern die Augen, und machen ſie roth — mein Spiegel war darin mein beſter Rathgeber. Jetzt wein' ich nicht mehr, und da in einer guten Ehe alles gemeinſchaftlich ſeyn muß, ſo ſuch' ich mir auch ein Vergnügen, wenn mein Herr und Meiſter einem ohne mich nachläuft.

Edmund.

Das Lächeln läßt Ihnen auch herrlich — die Fröhlichkeit macht Sie noch einmal ſo ſchön — ganz unwiderſtehlich ſind Sie auf einem Balle.

Murthen.

Das ſagt die ganze Welt.

Caroline.

Es iſt recht gut, wenn ſie es ſagt, ſonſt wüßteſt du es gar nicht.

Edmund.

Andere haben Augen für ihn. Und ich zum Beyſpiel, der keine Commerzialgeſchäfte abzuthun hat, und der auch das Vergnügen genießen wird, den heutigen Ball zu beſuchen, dürft' ich wohl ſo frey ſeyn, Sie, gnädige Frau, für den erſten Walzer zu bitten?

Caroline.

Wenn's mein Mann erlaubt.

Murthen.

Vom Herzen gerne, meinetwegen auch die erſte Galoppe dazu.

Caroline.

Ich habe dieſen ganzen Winter noch gar nicht getanzt.

Edmund.

Wie, wär's möglich?

Caroline.

Du lieber Himmel, ich komme ja gar nicht dazu. Um 10 Uhr fangen die meiſten Bälle erſt an, und um ½ 11 Uhr iſt mein Herr Gemahl ſchon ſchläferig, und drängt mich nach Hauſe.

Murthen.

Das iſt ganz natürlich, ich liebe den Tanz nicht, und beſonders den jetzigen, das iſt ja mehr eine Arbeit als ein Vergnügen.

Edmund.

Ach, da ſchweige, Freund! unſere Eccossaisen und Maſurka's und Quadrillen ſind doch ganz was anderes, als die einſtmahlige ſteife Menuette, ſo lebhaft, ſo animirt, und beſonders die Galoppe.

Murthen.

Ja, ich begreife das — das immerwährende passe, — eine Dame verläßt man, die andere nimmt man, das muß für Euch, junges Volk, freylich angenehm ſeyn; aber für die reſpectabeln Leute, welche nicht tanzen, für die Mama's und Ehemänner, da iſt's ganz was Anderes. (Zu Carolinen.) Alſo mit Freund Edmund magſt du tanzen, ſo viel dir beliebt, Caroline, aber ſonſt mit Niemand.

Caroline.

Und warum nicht auch mit Andern?

Murthen.

Weil die jetzigen Tänze eine gewiſſe Intimität fordern, und man ſeiner Leute gewiß ſeyn muß.

Edmund.

Ja, mein Freund hat Recht, man muß des Tänzers gewiß ſeyn — auch für die Dame ſelbſt iſt das ſehr nothwendig, denn wie leicht kann ein ungeſchickter Tänzer ihr jede Figur verderben.

Caroline.

Wenn das iſt, lieber Graf, ſo muß ich fürchten, Ihnen etwas zu verderben; denn ich bin hierin nur noch Schülerinn.

Edmund.

Ach, bey einer Dame iſt das viel leichter, ſie braucht ſich nur leiten zu laſſen, und ich bin überzeugt, eine einzige Lektion würde hinreichend ſeyn —

Caroline.

Ich dank' Ihnen vielmahls.

Murthen.

Nein, nein, nimm's an, Caroline, nimm's an! Verſucht die Figuren ein wenig, das könnte nicht ſchaden. (Er ſetzt ſich zu dem Tiſch.)

Caroline.

Wie, Herr Graf, Sie wollten —

Edmund.

Mit dem größten Vergnügen. Ich ſetze voraus, daß Ihnen die erſten Elemente ſchon bekannt ſeyn werden.

Caroline.

Ja wohl — aber —

Edmund.

O, dann geht's vortrefflich. Sehen Sie, wir werden bey dem erſten Cotillon die Figuren angeben; denn man thut mir gewöhnlich die Ehre an, mich zum Vortänzer zu wählen, da werden wir denn zuerſt ſo Arm in Arm die Reihen hinab tanzen, dann, wenn ich changire, changiren ſie auch — ſo — (Es geſchieht, wie Edmund beſchreibt, indem er dazu einen Tanz ſingt, Murthen ſitzt auf der Seite, hat ein Journal in die Hand genommen, und lieſt.)

Caroline.

Alſo changiren? glauben Sie?

Edmund.

Allerdings.

Caroline (lächelnd).

Werde nicht vergeſſen.

Murthen.

Mach's nur, wie er dir's ſagt, er iſt ein Meiſter.

Edmund.

Jetzt wölben Sie den Körper etwas mehr — noch mehr — ſo — fürchten Sie nichts, es iſt meine Pflicht, Sie zu unterſtützen. (Ihr bey dieſer Stellung leiſe in's Ohr flüſternd.) Und dieſe Pflicht iſt ſo ſüß.

Caroline

(etwas ſtrenge).

Herr Graf!

Edmund.

Ihre Hand muß feſt in der meinigen ruhen.

Caroline.

Erlauben Sie —

Edmund.

Nein, nein, das muß ſo ſeyn.

Murthen.

So folg' ihm doch, und ziere dich nicht.

Edmund
(tanzend und ſingend).

Tra la la la la la la! hier wechſeln wir die Hände — ſo — Tra la la la la la la! (Er tanzt mit Carolinen bis zu Murthens Stuhl.) So geh' doch weg, du hinderſt uns ja.

Murthen
(rückt ſeinen Stuhl zurück).

Nun, warum ſagteſt du mir's nicht früher?

Edmund (hält ein).

Tanzen und ſingen zugleich, das geht nicht.

Murthen.

Wartet, ich mache das Orcheſter, ſo bin ich doch zu irgend etwas gut. (Er nimmt aus einem Käſtchen eine Violine, und ſpielt einen Cotillon, während Edmund mit Carolinen noch ein paar Figuren verſucht.)

Edmund.

Vortrefflich! herrlich!

Caroline.

Finden Sie?

Murthen.

Allerdings, du bewegſt dich recht grazios. (Leiſe zu Edmund.) Aber jetzt dürfteſt du aufhören, und dazu ſehen, daß Ihr fortkommt.

Edmund
(leiſe zu ihm).

Du haſt Recht. (Zu Carolinen, indem er ihr die Hand küßt.) Meine gelehrige Schülerinn wird mir Ehre machen. Aber jetzt, es iſt halb 11, wenn wir nach Nußdorf wollen. —

Murthen
(legt die Violine weg).

Er hat Recht. Wenn Ihr wollt, ſo könnt Ihr Eure Tänze ja Nachmittags noch einmahl probiren. Jetzt geh, Caroline, kleide dich an.

Edmund.

Bis die gnädige Frau fertig iſt, bin ich wieder hier. (Er geht durch die Hauptthüre ab, Caroline in ihr Gemach.)

Fünfter Auftritt.

Murthen (allein).

Prächtig fügt ſich Alles! — Meine Frau hat gar keine Ahnung — ſie werden jetzt mit einander ſpatzieren fahren — Abends werden ſie auf dem Ball ſeyn, und ich bin — Dank ſey es den Bemühungen meines Freundes Edmund, den ganzen Tag frey. — Das nenn' ich einen Freund! Und doch gibt es Leute, die ſagen, daß er ſtolz auf ſeinen Rang und ſeine Titel ſey, und einen Kaufmann nur über die Achſel anſehe. Nicht wahr, iſt's! ich kenne keinen beſſern, zuvorkommendern Menſchen, er kann ja kaum leben ohne mich, er thut mir Alles, was er mir in den Augen anſieht, mattet ſich da durch den Tanz mit meiner Frau ab, daß ihm der Schweiß auf der Stirne ſtand — (er ſetzt ſich) aber — mir iſt auch ziemlich warm geworden durch das Violinſpielen, bin's nicht mehr gewohnt. (Er zieht ein Sacktuch hervor, um ſich damit die Stirne zu trocknen, und beſieht es vorher.) Aber was zum Henker, was hab' ich denn da für ein Sacktuch? geſtickt und mit Spitzen — (Lacht laut auf.) Aha! das wird das verlorne Sacktuch meiner Frau ſeyn, ich hab's heute Morgens in der Zerſtreuung zu mir geſteckt — und das arme Stubenmädchen, die hübſche Betty, die darum ausgezankt — nein, die Unſchuld ſoll nicht länger in Verdacht ſeyn! (Breitet das Schnupftuch aus.) Man könnte damit einen Othello ſpielen. — Aber, was ſeh' ich da? (Er ſteht auf.) In dieſe Ecke des Sacktuchs iſt ja ein Papier eingeknüpft. — Sollte der Othello mir vielleicht gar zur rechten Zeit in den Sinn gekommen ſeyn? (Er öffnet den Knopf, zieht das Papier heraus, und ſieht es an.) Seh' ich recht? das iſt ja Edmund's Hand! (Er lieſt.) „Vergebung, ſchöne Frau, Vergebung für einen Unglücklichen, der aus Liebe und Verzweiflung ſterben, aber beyde nicht unterdrücken kann.“ — Hm! und an wen ſchreibt er ſo? (Lieſt weiter.) „Werden Sie nicht Mitleid fühlen mit den Qualen des Armen, ſchöne, aber grauſame Caroline!“ — Caroline! — Himmel und Erde, der Brief iſt an meine Frau! und ich — ich der Hintergangene, betrogen, verrathen durch denjenigen, den ich ſo eben meinen beſten Freund nannte! (Geht heftig auf und nieder.) Das ſoll Ihnen theuer zu ſtehen kommen, Herr Graf! noch heute ſollen Sie mir Rechenſchaft geben, blutige Rechenſchaft. (Hält plötzlich an.) Aber was red' ich? was will ich thun? durch einen öffentlichen Schritt meine Frau entehren, und mich ſelbſt dem öffentlichen Geſpötte Preis geben? Die guten Leute freuen ſich überhaupt immer ganz unmäßig, wenn unſer Einem, der ein Bischen mehr Geld hat, als ſie, derley Unangenehmes begegnet — nein, dieſe Freude will ich ihnen nicht machen. (Er ſetzt ſich wieder.) Alſo denke ruhig nach, wenn du kannſt. — Das Beſte iſt, ich entferne den Menſchen ohne Erklärung aus meinem Hauſe. — Aber wenn er ſie wirklich liebt — und — ach! wenn ſie ihn wieder liebt, ſo finden ſie ſich immer wieder — Hinderniſſe ſind nur Oehl in die Flamme — ich weiß das von mir ſelbſt. — Aber nein, ich irre mich, Caroline liebt ihn nicht, ſelbſt dieſes Billet beweiſt es mir, denn er beklagt ſich ja über ihre Grauſamkeit. — Aber freylich — Anfangs ſind ſie Alle grauſam, aber nachher — und wenn ich bedenke, was er mir erſt zuvor ſagte, und wie ſeine Augen viel heiterer waren — und dieſer Brief, ſie hat ihn doch geſtern erhalten — angenommen — es war freylich in einem Augenblicke, wo ſie auf mich etwas böſe war — ihre Eiferſucht gegen mich war aufgeregt — aber ſagen, ſagen hätte ſie mir's doch ſollen — ſie ſchwieg, ſchwieg — das iſt ſchlimm! und wenn ſie ihn auch noch nicht liebt, vielleicht iſt ſie nahe daran. (Nachdem er einen Augenblick nachgedacht.) An wem iſt die Schuld? — Wie konnte es ſo weit kommen? — Ich liebe doch meine Frau, ſie war meine erſte, ja, ſie iſt meine einzige Liebe — ich glaube, ich könnte ohne ſie gar nicht mehr exiſtiren, und ihren Verluſt nicht überleben — und doch — ich muß es ſelbſt geſtehn — benahm ich mich gegen ſie als ob ich ſie gar nicht liebte — ich zieh' ihr Frauen vor, die tief unter ihr ſtehen. Ja, der alte Joachim hatte recht, ich vernachläſſige auch mein Geſchäft, und bringe mich auf dieſe Art um die öffentliche Achtung. — Nein! nein! das darf nicht länger ſo bleiben — ich will als Mann handeln, als honetter Mann — mich mit nichts mehr beſchäftigen, als mit meinem Hauſweſen, mit meinem Comptoir, mit meiner Frau. — Ich weiß nicht, ſie war doch vor einem Jahre noch ſo zärtlich gegen mich, und jetzt? — Ja freylich, damals war aber ich auch noch ganz anders gegen ſie, immer freundlich, liebreich, galant, zuvorkommend — mit einem Worte, ich war ſo, wie Edmund jetzt iſt. — Ach Gott! nach zwey Jahren der Ehe will das freylich nicht mehr ſo gut gehen. Uebrigens, es muß ſeyn; ich ſehe wohl, es iſt das einzige Mittel, mir ihre Liebe wieder zu gewinnen — und den Nebenbuhler zu beſiegen. — Ich könnte wohl auch grollen, zanken, aber das würde nur den Verdacht der Eiferſucht auf mich werfen. Nein, durch ſeine eigenen Waffen, durch Galanterie, Sorgfalt, Zärtlichkeit muß ich Edmund bekämpfen. — Aber, er denkt an Alles, ich an gar nichts — die Blumen, welche er Carolinen dieſen Morgen in ihr Gemach ſtellen ließ — das neue Lied, welches er ihr geſtern Abends brachte, und welches nicht ohne Beziehung, und recht rührend componirt iſt. — Sie liebt Dichtkunſt und Muſik. — Wohlan, ich will ihr ein Gedicht machen! will's auch in Muſik ſetzen — hab' ich's einſt gethan, werd' ichs ja noch können. — Mit ihrem Geburtstag fällt heute eben auch der Jahrstag unſerer Vermählung, das gibt einen herrlichen Stoff. — Sie dachte nicht daran — ich zwar auch nicht, Joachim hat mich erſt daran erinnert, aber das thut nichts; die Gelegenheit iſt günſtig. — (Setzt ſich zu ſeinem Pulte.) Schnell an's Werk. (Nimmt die Feder, und denkt nach.)

O ſüßer Tag, wo einſt der Herzen Feſt —

(Sich unterbrechend.)

Und meine Toilette, ich habe noch meinen Morgenrock an — Edmund wird ganz à quatre epeingles erſcheinen, das weiß ich gewiß. (Er ruft.) He holla! Conrad! — iſt Niemand da? (Wieder nachdenkend.)

O ſüßer Tag, wo einſt der Herzen Feſt —

(Stärker rufend.)

Conrad! Conrad! — Wo ſteckt denn der Kerl?

Sechster Auftritt.

Murthen. Reiſenhuber.

Reiſenhuber
(tritt durch die Thüre zur Linken des Kamins ein).

Was beliebt meinem werthgeſchätzten Herrn Prinzipal?

Murthen.

Zum Henker auch! Da ſchrey' ich mich faſt heiſer um meinen Bedienten, und er kommt nicht.

Reiſenhuber.

Ich ſah ſelbigen ſo eben ausgehen.

Murthen.

Ausgehen, wenn ich mich ankleiden ſoll? — Und wohin ging er?

Reiſenhuber.

Das wohnt mir nicht wiſſentlich bey. Er führte Roſinen, das hübſche kleine Stubenmädchen der gnädigen Frau am Arm.

Murthen.

Wie? das unterſtand er ſich, ein verheiratheter Mann?

Reiſenhuber.

Halten zur Güte, aber man kann's ihm nicht verargen, das Beyſpiel — das — nicht gut —

Murthen.

Ich werde den Burſchen wegjagen.

Reiſenhuber (gutmüthig).

Thun das Euer Edeln nicht; es lohnt der Mühe nicht; ich will recht gerne ſeine Stelle verſehen, und Alles bringen, was Hochderoſelben wünſchen.

Murthen.

Das werd' ich nicht zugeben.

Reiſenhuber.

Doch, doch — bitte ſchönſtens! (Er holt aus dem Cabinette Murthens Frack, und bringt ihn.) Hier iſt der Frack.

Murthen

(den Frack anziehend, und dabey ſeinen Vers wiederholend).

O ſüßer Tag, wo einſt der Herzen Feſt —

(Er beſieht ſich im Spiegel.)

Ach! wie ſeh' ich aus — der Frack hat noch einen Schnitt, der vor 6 Monathen in der Mode war.

Reiſenhuber.

Was fällt Ihnen denn auf einmahl ein? Sie haben ſonſt doch nicht viel darauf geachtet.

Murthen.

Ja, jetzt iſt's anders — heute will ich gefallen, meiner Frau gefallen.

Reiſenhuber.

Ey, was Sie ſagen!

Murthen.

Ja, ja, ja! und ich bin auch zum Schwätzen nicht aufgelegt; denn ich mache im Gedanken eben Verſe auf ſie.

O ſüßer Tag! —

Reiſenhuber.

Verſe? — Reime? — Gehen Sie weg!

Murthen.

Nicht ohne Mühe, das kann ich dich verſichern, die Reime beſonders — ich bin's nicht mehr gewohnt.

(Sucht wieder in Gedanken einen zweyten Vers, indem er den erſten wiederholt.)

O ſüßer Tag! wo einſt der Herzen Feſt
(Er ſetzt ſich nieder und ſchreibt.)
Gefeyert ward —
Es geht nicht, es geht nicht!
Gefeyert ward, er kehret heute wieder.
Jetzt ein Reim! — (Zu Reiſenhuber.) Joachim — Feſt — Feſt — weißt du keinen Reim auf Feſt?

Reiſenhuber.

Wechſelproteſt!

Murthen (ärgerlich).

Ach! — Ha! ich hab's! ich hab's!

O ſüßer Tag, wo einſt der Herzen Feſt
Gefeyert ward, er kehret heute wieder;
Die Freudenthräne, die mein Auge näßt,
Sie falle dir zum Angebinde nieder!

(Er trocknet ſich den Schweiß von der Stirne.)
Gott ſey Dank! vier Verſe ſind fertig, ſie haben aber auch Schweiß gekoſtet.

Reiſenhuber
(ſeine heftigen Bewegungen bemerkend).

Ich weiß nicht wie die andern Poeten ihre Lieder machen; aber Euer Edeln belieben ſich dabey beynahe furios zu benehmen.

Murthen.

Ich höre meine Frau kommen, geh' jetzt!

Reiſenhuber.

Ich gehe, aber ich rathe, diskuriren der Herr Prinzipal ja in Proſa mit ihr; denn in Verſen möchte ſie leicht erſchrecken. (Er geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Murthen (am Sekretär). **Caroline.**

Caroline

(zum Ausfahren gekleidet, tritt aus dem Cabinette, und beſieht ſich im Stehſpiegel).

Alles ſitzt gut, und ich habe mich doch nicht ſehr geeilt, denn mein Herr Gemahl hat die lobenswerthe Gewohnheit, mich immer eine Stunde warten zu laſſen.

Murthen

(für ſich, und ihr den Rücken zugewandt).

Da haben wir's! nichts als Vorurtheile gegen uns arme Ehemänner!

Caroline

(welche ſich immer noch in dem Spiegel beſieht).

Marignon hat das Kleid ſehr gut gemacht, das iſt mir lieb — Graf Edmund iſt ein Elegant erſter Klaſſe, und ich müßte mich ſchämen neben ihm in der Chaiſe — für meinen Mann, da wär's freylich einerley, wie ich ausſehe. (Murthen rückt ungeduldig mit dem Seſſel.) Ah, da iſt er ja! (Laut.) Otto! Otto! (Für ſich.) Er hört mich nicht — was beſchäftigt ihn denn ſo ausſchließlich? — (Sieht Murthen ſchreiben und leiſe deklamiren.) Er deklamirt — er ſchreibt. — Macht er vielleicht gar Verſe? — Das hat er lange nicht gethan. — Ich wäre doch neugierig — wenn es mir gelänge, unbemerkt über ſeine Schulter zu ſehen. Ich will's verſuchen. (Sie tritt auf den Zehenſpitzen leiſe näher, und hinter ſeinen Stuhl.)

Murthen
(dieß bemerkend, für ſich).

Sie kommt ſchon — o weibliche Neugierde!

Caroline
(hinter ſeinem Stuhl ſtehend, und ihm über die Achſel ſchauend).

Wenn ich nur den Titel leſen könnte! (Lieſt.) „An meine Frau."

Murthen
(plötzlich aufſehend, und das Papier zurückſchiebend).

Wie? — du hier?

Caroline.

Erſchreckt dich mein Anblick?

Murthen.

Nicht doch, ich war ja ſo eben mit dir beſchäftigt.

Caroline.

Otto! ſo wär' es wahr? du machſt ein Gedicht für mich?

Murthen.

Du haſt alſo geleſen? Pfuy, das iſt indiskret.

Caroline.

Warum? darf ich nicht leſen, was an mich geſchrieben iſt?

Murthen.

Allerdings; allein ich beſorge nur der Ausbruch meiner Empfindungen ſey deiner nicht würdig. Wenn das iſt, dann haben auch dieſe Verſe das Schickſal der übrigen, ich vernichte ſie im Augenblicke.

Caroline.

Der übrigen? Es ſind alſo nicht die erſten?

Murthen.

O nein! faſt täglich mach' ich welche nach der Börſe — ich müßte ſchon einige Bände voll haben.

Caroline.

Und ich kenne ſie gar nicht?

Murthen.

Sollſt ſie auch nie kennen lernen. — dazu beſitz' ich zu viel Eigenliebe — du begreifſt wohl, ein Ehemann, der poetiſche Epiſteln an ſeine Frau ſchreibt, wenn die Leute das erführen, ſie würden es ſo romantiſch — will ich ſagen, ſo lächerlich finden.

Caroline.

Aber ich find' es nicht ſo, und ich beſtehe darauf dieſe wenigſtens zu ſehen.

Murthen.

Mag ſeyn, ſobald ich ſie vollendet habe. Ich ſehe wohl, es iſt unmöglich, dich zu überraſchen.

Caroline.

Doch, lieber Mann, es iſt ſchon eine Ueberraſchung für mich, zu ſehen, daß du meiner gedenkſt.

Murthen.

Ja, du haſt recht; allein (mit einem Seufzer) es iſt auch unrecht von mir, daß ich das nicht beſſer zu verbergen wußte.

Caroline.

Unrecht? Wie ſo?

Murthen.

Ja ſieh, liebe Caroline, du biſt gegen mich im Ganzen ſo theilnahmlos.

Caroline.

Ich? — Vielmehr könnte ich dir dieſen Vorwurf machen.

Murthen.

Ich *bins* nicht, aber ich *ſchein'* es, ſchein' es dir zu Liebe, um dir ähnlich zu ſeyn, um dir durch meine Zudringlichkeit nicht läſtig zu fallen. Ja, ich muß dir noch mehr geſteh'n: Ich trachtete mich mit Gewalt zu zerſtreuen, dich zu vergeſſen, eine Andere zu lieben.

Caroline.

Wie, Otto?

Murthen.

Und — ja — in den letzten Tagen ſtand ich ſchon faſt auf dem Punkte; mich in die Netze einer Kokette zu verwickeln?

Caroline.

Himmel! wär's möglich?

Murthen.

Meine Aufrichtigkeit beweiſt' dir wenigſtens, daß ich widerſtanden habe — ich habe das Mädchen gar nicht mehr geſehen, deinetwegen, liebe Caroline, und dann — des armen Edmunds wegen, der ſie liebt.

Caroline (betroffen).

Edmund?

Murthen.

Ich habe immer die Rechte eines Freundes geachtet —

Caroline.

Und Edmund liebte dieß Mädchen?

Murthen.

Ja, wie er alle liebt — heftig, heiß, aber nicht ſehr lange. — Jung, liebenswürdig, ein Weltmann, wie er iſt, hat er recht, die Liebe auf der leichteſten Seite zu nehmen; ich war als Junggeſelle um kein Haar anders.

Caroline.

Wie?

Murthen.

Ich läugne es nicht — wir waren Freunde, Kameraden, die alle Thorheiten der Jugend theilten. Ja, ich erinnere mich, daß wir, um ſchneller zum Ziele zu gelangen, ordentliche Modelle, Circulare von Liebeserklärungen und Liebesbriefen entwarfen, die wir bey allen Gelegenheiten anwandten, und die man eben ſo gut hätte lithographiren laſſen können.

Caroline.

Wie unwürdig!

Murthen.

Du haſt recht, und ich erröthe noch jetzt darüber, wenn ich daran denke; aber es war doch eine große Zeiterſparniß, und man hatte nicht erſt nöthig, neue Phraſen zu ſuchen. Dieſe Erklärungen, ich erinnere mich noch recht gut, fingen meiſtens mit den Worten an: „Haben Sie Mitleid, gnädige Frau —

oder — mein Fräulein — mit einem Unglücklichen, der zwar ſterben, aber ſeine Liebe zu Ihnen nicht unterdrücken kann.“

Caroline (für ſich).

Himmel! was hör' ich! (Laut.) Genug! es iſt empörend, und ich begreiſe nicht, wie eine Frau ſich dadurch fangen laſſen konnte.

Murthen.

Ach, es gab deren genug. (Erblickt Edmund, der eintritt, für ſich.) Ah, da kommt er; der Saamen der Zwietracht iſt geſtreut, nun mag er den Liebenswürdigen machen, wie er will.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Edmund.

Edmund

(zu Carolinen).

Hier bin ich zu Ihrem Befehl, gnädige Frau, das Wetter iſt uns günſtig — ein herrlicher Tag! Auch hab' ich ſchon mehreren meiner Freunde ein Rendez vous gegeben, die uns an der Barriere erwarten, um uns zu Pferde zu begleiten.

Caroline.

Ich danke Ihnen, Herr Graf, für die viele Aufmerkſamkeit, aber ich habe meinen Entſchluß geändert, und werde zu Hauſe bleiben.

Edmund.

Wie?

Murthen.

Warum denn, liebes Weibchen?

Caroline.

Weil — weil ich zu Hauſe bleiben will.

Edmund

(leiſe zu Murthen).

Begreifſt du das?

Murthen (für ſich).

O, recht gut. (Laut zu Edmund.) Laune.

Edmund.

Und die ſchöne Toilette ſollte umſonſt gemacht worden ſeyn?

Caroline.

Nicht umſonſt. (Zärtlich.) Ich widme ſie meinem lieben Manne.

Edmund.

Ein Glück, um das ihn Jedermann beneiden wird. Aber verzeihen Sie — die Cavalcade, die uns an der Barriere erwartet. —

Caroline.

Schicken Sie ihnen ein — ein Circular, um ſie davon zu benachrichtigen.

Edmund (erſtaunt).

Ein Circular?

Caroline

(immer ſehr kalt).

Oder vielleicht wollen Sie ſie ſelbſt aufſuchen, Herr Graf — und ich bitte ſich nicht abhalten zu laſſen.

Murthen (für ſich).

Da haſt du deinen Abſchied.

Edmund

(leiſe zu Murthen).

Was hat denn deine Frau? ſie weiſt mir ja faſt die Thüre?

Murthen

(eben ſo zu ihm).

Wie ich dir geſagt, Launen. Sey nicht ungehalten darüber.

Edmund

(mit ſelbſtgefälligem Lächeln).

Nicht im Geringſten. Eine ſolche plötzliche Veränderung wird oft von Mißverſtändniſſen bewirkt, die wir nicht kennen, und die einmahl aufgeklärt, meiſtens zu unſern Gunſten ausſchlagen.

Murthen (für ſich).

Das wäre nicht übel!

Edmund.

Sey ruhig, ich werde das Alles wieder ausgleichen, sobald ich Gelegenheit habe, mich zu erklären.

Murthen

(für ſich, zornig).

Die Gelegenheit ſoll dir nicht werden, ich verlaſſe ſie nicht mehr.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Reiſenhuber.

Reiſenhuber

(tritt im Hintergrunde zur Rechten ein, und ſpricht etwas verlegen zu Murthen).

Herr Prinzipal, es erwartet Sie Jemand in Ihrem Cabinett.

Murthen.

Ich bin nicht zu Hauſe.

Reiſenhuber.

Das hab' ich auch die Ehre gehabt zu verſichern, aber die Perſon — (leiſe zu ihm) Es iſt ein Frauenſtück — (laut) verſichert, daß ſie von Ihnen erwartet werde.

Murthen (für ſich).

Himmel, das iſt — Adele! — Wenn meine Frau erführe —

Edmund (leiſe zu ihm).

Befürchte nichts! (Laut.) Geh, mein Freund, geh', die Geſchäfte gehen vor Allem; ich werde das Vergnügen haben, deiner Frau indeſſen Geſellſchaft zu leiſten.

Murthen.

Nein, nein, nein!

Edmund.

Warum willſt du dich geniren? Willſt du Umſtände machen mit mir, deinem Freunde? Meine Zeit kann ich nicht angenehmer hinbringen.

Murthen.

Nicht doch — es geht nicht — ich will nicht!

Edmund (leiſe zu ihm).

Nimm dich in Acht, du biſt ja ganz verwirrt.

Murthen (für ſich).

Was fang' ich an?

Caroline.

Das Beſte iſt, du machſt deine Geſchäfte hier ab. Herr Reiſenhuber, wollen Sie die Perſon hieher weiſen?

(Reiſenhuber will ab).

Murthen.

Nein, nein! das ſind Geſchäfte, die ich nothwendig allein abmachen muß.

Caroline.

Nun ſo geh!

Murthen (ganz verwirrt).

Ja, ja — du haſt Recht — aber — nein — und doch — (für ſich.) Himmel, welche Lehre für einen thörichten Augenblick!

Caroline.

Geh', geh', lieber Otto!

Murthen.

Ja, ich eile, ich fliege, um deſto ſchneller fertig zu ſeyn.

(Er läuft ab, Reiſenhuber folgt ihm kopfſchüttelnd.)

Zehnter Auftritt.

Caroline. Edmund.

Edmund (für ſich).

Er iſt fort, die Augenblicke ſind koſtbar. (Laut.) Wollen Sie ſo gütig ſeyn, gnädige Frau, mir einige Minuten Gehör zu ſchenken?

Caroline.

Weßwegen?

Edmund.

Ich bitte darum. Ich werde Ihnen nicht von meiner Liebe vorſchwätzen, die Ihnen zu mißfallen ſcheint; aber ich bin es mir ſelbſt, der Achtung, der Freundſchaft, die ich bey Ihnen nicht verlieren will, ſchuldig, mich zu rechtfertigen.

Caroline.

Wozu?

Edmund.

Ihr Empfang hat mich gedemüthigt, ja beleidigt. Wodurch hab' ich dieß verdient? was that ich?

Caroline.

Sie fragen? — Wohlan! Sie hatten geſtern die Kühnheit mir ein Billet zu geben, worauf ich Ihnen Antwort ſchuldig bin. Sie ſollen ſie in wenigen Worten erhalten. — Sie ſind ein liebenswürdiger Weltmann; allein in meinen Augen iſt dieß ein verlornes Verdienſt, und ich werde die Zahl Ihrer Siege nicht vermehren.

Edmund.

Meiner Siege? — Wer ſagte Ihnen? —

Caroline.

Jemand der Sie ſehr genau kennt, einer Ihrer intimſten Freunde.

Edmund.

Ihr Gemahl vielleicht?

Caroline.

Ich nenne Niemand — aber wenn er es wäre, ſo ſehen Sie wohl ein, daß ich dem Warner alles Vertrauen ſchenken, und mich ſeinem Rathe, ſeiner Leitung ganz überlaſſen muß.

Edmund.

Allerdings. — Es gibt Leute, die ſehr ſtark im Predigen ſind, aber ſelbſt ihren Worten keine Ehre machen.

Caroline.

Wie verſtehen Sie das?

Edmund.

Ich glaube, daß man gegen Freunde ſchonender ſeyn, und beſonders Niemand anklagen ſollte, wenn man ſelbſt nicht vorwurfsfrey iſt.

Caroline.

Lieber Himmel! wer fehlte nicht — wenn nur die Beſſerung gefolgt iſt. — Mögen Sie es alſo wiſſen, Herr Graf. Mein Mann hat mir Alles geſagt, Alles anvertraut — er hat ſich ſelbſt nicht beſchönigt, und ſtatt ihm darüber zu zürnen, lieb' ich ihn mehr als jemahls.

Edmund (für ſich).

So iſt Alles verloren. (Laut.) Wie, er hätte Ihnen Alles geſagt? Sein jetziges Rendezvous — ſein Souper heute Abends?

Caroline.

Ein Rendezvous? Ein Souper?

Edmund.

Sie ſtaunen? Sie wüßten nicht? —

Caroline.

Kein Wort.

Edmund.

Nun wohl — ich — ich ſcherzte nur, ich weiß auch nichts.

Caroline.

Ziehen Sie ſich nicht zurück, Herr Graf, vollenden Sie Ihre Aufrichtigkeit, oder ich muß denken, Sie haben meinen Gemahl nur verläumden wollen.

Edmund.

Wie? Sie könnten glauben? —

Caroline.

Alles, und wir ſehen uns nie wieder, wenn Sie mir nicht Alles ſagen.

Edmund.

Was ſoll ich thun?

Caroline.

Graf Elmen, ich liebe meinen Mann, lieb' ihn mehr als die ganze Welt; aber wenn er mich betrogen hat, wenn Sie mir Beweiſe davon geben, unläugbare Beweiſe —

Edmund.

So verbannen Sie mich nicht aus Ihren Augen, dieſen Strahlen, die einzig mich erwärmen!

Caroline.

Die Beweiſe?

Edmund.

Und ich darf dieſen Abend Sie auf den Ball begleiten?

Caroline.

Das wird von Ihnen abhängen. Aber die Beweiſe —

Edmund.

Ich will ſie geben, (zieht einen Brief heraus) durch dieſen Brief geben; allein Sie müſſen mir Bewahrung des Geheimniſſes verſprechen.

Caroline.

Recht gerne. Den Brief! den Brief!

Edmund.

Hier iſt er, gnädige Frau, er iſt an mich addreſſirt, ich erhielt ihn dieſen Morgen.

Caroline.

Gut', gut. (Oeffnet ihn haſtig, und lieſt mit bewegter Stimme.) „Lieber Freund! Wenn du mein engliſches Pferd haben willſt, ſo ſteht es dir für 200 Dukaten zu Dienſten, denn ich brauche heute Geld, ich muß einen Schmuck bezahlen, der für ein ſchönes Mädchen beſtimmt iſt, bey welcher ich heute Abends ſoupire." (Sie läßt die eine Hand mit dem Briefe ſinken, und hält die andere vor die Augen.) Zu viel!

Edmund.

Bezwingen Sie ſich, er kommt!

Caroline.

Stille! (Sie bleibt am Tiſche ſtehen, Edmund mitten auf der Bühne.)

Eilfter Auftritt.

Caroline. Edmund. Murthen.

Murthen

(tritt haſtig ein, und auf die rechte Seite, während Caroline auf der Linken ſteht).

Sie iſt fort, und Alles abgebrochen, ich athme wieder leicht.

Caroline

(welche in Betrachtungen verſunken geſtanden iſt, erhebt die Augen gegen Murthen).

Nun, Otto — der wichtige Beſuch —

Murthen.

Hm! er war nicht gar ſo wichtig — nur ein Fremder, ein Correſpondent, den ich ſchnell abgefertigt habe.

Caroline.

Schon?

Murthen

(etwas verwundert, aber gleich wieder an ſich haltend).

Dieſe Frage iſt nicht ſehr ſchmeichelhaft für mich, und ich beeilte mich doch ſo ſehr, um recht bald wieder bey dir zu ſeyn.

Caroline (ironiſch).

Du biſt ſo gut — denkſt immer an mich — aber deine Augenblicke ſind ſo koſtbar, daß ich mir einen Vorwurf machen würde, ſie dir zu rauben.

Murthen.

Ich glaube ſie nicht beſſer anwenden zu können.

Caroline.

Das iſt galant geſagt, aber fad — du weißt, ich liebe Schmeicheleyen nicht.

Murthen.

Das iſt keine. (Zu Edmund.) Was hat ſi. denn?

Edmund (lächelnd).

Laune, lieber Freund.

Murthen.

Ich habe heute das Diner früher beſtellt, damit wir dann ungehindert ſind.

Caroline.

Ach, Sie fürchten ſich wohl, der Abend werde Ihnen dann zu kurz.

Murthen.

Was willſt du damit ſagen?

Caroline.

Ich? gar nichts. (Zu Edmund ſehr freundlich.) Wollen Sie uns das Vergnügen machen, mit uns zu ſpeiſen, Herr Graf?

Edmund.

Ich muß um Entſchuldigung bitten, eine frühere Einladung —

Murthen (für ſich).

Deſto beſſer, ſo geht er früher. (Zwiſchen Edmund und Carolinen tretend, und ihr den Arm biethend.) Willſt du mir in den Speiſeſaal folgen, mein Kind?

Caroline.

Wer wird jetzt ſchon eſſen? Ich habe keinen Hunger.

Murthen (ungeduldig).

Aber — (ſich ſchnell wieder mäßigend.) Nu, nu, wie du willſt, ich kann auch noch warten.

Caroline.

Du ſollſt nicht warten, ſollſt dich gar nicht geniren. Ich werde vielleicht gar nicht eſſen, ſondern auf mein Zimmer geh'n, bis die Stunde zum Ball heranrückt. Meine Toilette wird mir viele Zeit wegnehmen, (Edmund anblickend) denn ich will mich heute recht ſehr putzen.

Murthen.

Du willſt alſo auf den Ball gehen?

Caroline.

Warum nicht? Die Tante erwartet mich, und es iſt ja dein eigener Wille, daß ich hingehe.

Murthen.

Mein Wille? mein Wille? — Ich habe dich darum gebethen.

Caroline.

Die Bitte des Mannes ſoll ja immer ein Befehl für die Frau ſeyn.

Murthen.

Und wenn ich dich jetzt bäthe, liebe Caroline, nicht zu gehen?

Caroline.

So wär's zu ſpät, meine Toilette iſt beſtimmt — Kleider und Schmuck bereitet.

Murthen (für ſich).

Geduld, ſteh' mir bey!

Caroline.

Was übrigens den Schmuck anbelangt, will ich Ihren guten Geſchmack noch zu Rathe ziehen, lieber Graf. Was rathen Sie mir, ſoll ich das Collier mit Saphiren oder jenes mit Camäen nehmen?

Edmund.

Sie werden in beyden glänzen.

Murthen (für ſich).

Das iſt zu arg! (Laut und heftig.) Was mich betrifft, Madame! ſo will ich —

Caroline.

Was? wenn's beliebt!

Murthen

(ſich ſchnell wieder mäßigend).

Ich will — ich will dich zu nichts zwingen, du biſt Herrinn deines Willens; aber wenn ich dich begleite, ſo wünſchte ich —

Caroline.

Du mich begleiten? Du biſt ja mit der Tante brouillirt, das würde ſonderbar ausſehen, wie du früher ſelbſt ganz richtig bemerkteſt. Und dann — dann haſt du gewiß für den Abend ganz andere Geſchäfte — angenehmere Geſchäfte.

Murthen
(für ſich, beyde beobachtend).

Sie ſind mit einander einverſtanden, es iſt kein Zweifel. (Laut zu Carolinen.) Von welchem Geſchäfte ſprichſt du?

Caroline.

Was weiß ich? Von jenen Geſchäften, welche die Männer immer haben, und welche die Frauen nie kennen dürfen.

Murthen (für ſich).

Richtig, ſie ahnet — vielleicht Edmund — mein Brief —

Caroline.

Adieu, Herr Gemahl! auf Nimmerſehen bis morgen. (Zu Edmund.) Lieber Graf, Punkt 8 erwart' ich Sie.

Edmund.

Ich werde mein Glück um keinen Augenblick verzögern. (Er küßt ihr die Hand, und geleitet ſie bis zur Thüre ihres Gemaches, durch welches ſie abtritt.)

Zwölfter Auftritt.

Murthen. Edmund.

Murthen

(für ſich, während Edmund Carolinen begleitet.)

Wenn er ihr meinen Brief gezeigt hat — beym Himmel! es wäre ſchändlich. Aber wie ſoll ich es erfahren?

Edmund

(nimmt ſeinen Hut und ſeine Handſchuhe, welche er auf einen Stuhl gelegt hat, und will abgehen).

Adieu, lieber Freund.

Murthen.

Du willſt ſchon fort?

Edmund.

Ich muß. Du weißt, ich bin zum Diner gebeten, und habe alſo nur noch gerade ſo viel Zeit, nach Hauſe zu gehen, und friſche Wäſche zu nehmen.

Murthen.

Alſo du gehſt nach Hauſe? So ſey ſo gut und ſende mir gleich die 300 Dukaten für das Pferd.

Edmund.

Wie? Drey hundert? Du wollteſt mir es ja für 200 geben

Murthen.

Du irrſt, 300 ſchrieb ich dir.

Edmund.

Nicht doch, ich weiß es gewiß.

Murthen.

Sey nicht kindiſch, wie könnt' ich —?

Edmund
(ſchnell in ſeinen Säcken herumfühlend).

Nun, ich will dir doch deine' eigene Schrift zeigen, dein Billet von dieſem Morgen. (Er hält plötzlich ſich beſinnend mit dem Suchen inne.)

Murthen.

Ja, ja, zeige mir nur meinen Brief.

Edmund (verlegen).

Wozu auch? — Will der Freund 300 Dukaten, bedarf er ſie vielleicht, ſo geb' ich auch dieſe.

Murthen.

Da kennſt du mich ſchlecht — hab' ich's geſchrieben, ſo halt' ich auch Wort. Heraus mit dem Billete!

Edmund (ſucht).

Ich find' es nicht.

Murthen.

Ach, es muß ja in deinem Gilet ſtecken, du zeigteſt es mir ja' dieſen Morgen, und haſt indeſſen das Gilet nicht gewechſelt.

Edmund.

Ja wohl — aber — ich weiß nicht — vielleicht verſtreut. —

Murthen (für ſich).

Richtig, ſie hat es.

Edmund.

Kurz und gut, du willſt 300 Dukaten für das Pferd; und ich ſende ſie dir auf der Stelle. Adieu! (Geht gegen die Thüre.)

Murthen.

Nein! bringe mir das Geld nur dieſen Abend, wenn du meine Frau abholſt — ich habe noch mit dir zu ſprechen.

Edmund.

Und worüber?

Murthen.

Sollſt es ſchon erfahren. Du, der intimſte Freund unſers Hauſes mußt Alles wiſſen.

Edmund.

Lieber Himmel, du ſagſt das ja faſt mit einer trübſeligen Miene; was haſt du denn?

Murthen.

Nichts! dieſen Abend, mein wärmſter, beſter Freund, bis dahin Adieu!

Edmund.

Adieu!

(Geht ab.)

Dreyzehnter Auftritt.

Murthen (allein.)

Ich ſtand auf dem Punkt mich zu verrathen, und hätte dadurch Alles verdorben. — Wenn mein Plan nicht glückt, ſo iſt es ja noch immer Zeit darauf zurück zu kommen. — Bis hieher war unſer Kampf redlich und offen — aber durch Verrath ſiegen wollen, Depeſchen ausliefern, das iſt zu viel — und das ſoll ihm theuer zu ſtehen kommen.

Vierzehnter Auftritt.

Murthen. Reiſenhuber.

(Letzterem folgt ein Bedienter, welcher einen Armleuchter mit brennenden Kerzen trägt, und ihn auf Murthens Schreibtiſch ſtellt.)

Murthen.

Du biſt's, Joachim? Was willſt du?

Reiſenhuber.

Das Mittagsmahl, wertheſter Herr Prinzipal, wird ganz verſieden und verbraten. Seit zwey Uhr wartet die Suſanna auf den Befehl anzurichten, und Dero unterthäniger Diener verſpürt auch etwelche Strambulſterigkeiten in den Gedärmen.

Murthen.

Setz' dich allein zu Tiſche, guter alter hungriger Menſch, ich werde nicht kommen, ich habe nicht Zeit.

Reiſenhuber.

Machen Euer Edelgeborn noch immer Verſe?

Murthen.

Warum frägſt du?

Reiſenhuber.

Nun, weil ich eben immer gehört habe, daß die Poeten mit dem Eſſen nie recht im Reinen ſind.

Murthen (lächelt).

Hm! — Wo iſt meine Frau?

Reiſenhuber.

Mit ihren zwey Stubenmädchen in ihrem Zimmer.

Murthen.

Schon bey der Toilette?

Reiſenhuber.

Ja, und wie ſich unſere Frau heute ſchön macht, das iſt ordentlich, daß Einem die Augen vergehen. Ich hab's geſehen, als ich ſie zum Mittagseſſen rief; allein ſie antwortete gerade ſo wie Euer Wohledeln. Es ſcheint, in dieſem Hauſe wird gar nicht mehr gegeſſen — das wäre freylich ſehr ökonomiſch.

Murthen.

Nun, und du liebſt ja die Oekonomie?

Reiſenhuber.

Nur bis zu einem gewiſſen Punkt, was über ſeine Kräfte geht, muß der Menſch nicht wollen.

Murthen.

Das Vergnügen auf den Ball zu gehen hat meine Frau vermuthlich geſättigt. — Sie war wohl ſehr luſtig?

Reiſenhuber.

Das kann ich eben nicht ſagen; es wollte mir im Gegentheil vorkommen, als ob ſie grimmige Blicke in den Spiegel und auf ein Billet warf, das vor ihr auf dem Tiſche lag.

Murthen.

Ein Billet?

Reiſenhuber.

Ja, worin ich die Schriftzüge meines werthen Herrn Principals auf den erſten Blick erkannte. Es werden wohl die Verſe ſeyn —

Murthen.

Ja, ja! (Für ſich.) Der verdammte Brief!

Reiſenhuber.

Sie ſchien ſehr übler Laune, ſie zankte mit dem Stubenmädchen, ihr Kleid war ihr nicht recht, und der Schmuck von Opalen, den ſie anprobirte, ſchien ihr ganz häßlich.

Murthen.

So? — Warte, warte! (Er geht zu ſeinem Bureau, nimmt aus einer Lade deſſelben einen Schmuck, und gibt ihn Reiſenhuber.) Da bring ihr dieſen Schmuck, vielleicht findet ſie ihn ſchöner.

Reiſenhuber

(den Schmuck ſtaunend in der Hand haltend).

Wie? der Schmuck, den ich kaufen mußte, er gehörte für die gnädige Frau?

Murthen.

Allerdings, es ſollte eine Ueberraſchung ſeyn.

Reiſenhuber.

Ach, liebwertheſter Herr Principal, ſo bitte ich tauſendmahl um Verzeihung für meine Redensarten von dieſem Morgen — ich glaubte dieſe Diamanten müßten wandern — nu, Sie verſtehen mich ſchon. Aber ſo — ach, ſo iſt's recht — der gnädigen Frau bring' ich ſie gerne. Wenn Sie ſelbige der Geſponſinn

verehren, das macht Ihnen Ehre, ihr Vergnügen, und das Kleinod bleibt im Hauſe. Ich eile! ich eile!
(Er trippelt freudig ab.)

Fünfzehnter Auftritt.

Murthen (allein).

Was wird ſie ſagen, wenn ſie den Schmuck ſieht? Dieſer Augenblick muß entſcheiden. Wenn ſie nur aufgebracht gegen mich iſt, ſo wird meine Zärtlichkeit den Sieg davon tragen, und mein Unrecht bey ihr vergeſſen machen. Wenn ſie mich noch liebt, ſo wird es mir nicht ſchwer werden, ſie zu überreden, denn ihr Herz wird mir ſelbſt dazu helfen. Aber — wenn ſie mich nicht mehr liebt — dann, dann — Nein, das iſt unmöglich! — Ha, ſie kömmt! ſchöner als jemahls.

Sechszehnter Auftritt.

Murthen. Caroline (im Ballanzuge, den Diamantenſchmuck in der Hand).

Caroline.

Otto, iſt es wahr? darf ich dem alten Joachim glauben? Dieſer Schmuck, den er mir brachte —

Murthen.

Ich hab' ihn dir geſandt. Scheint dir denn eine kleine Galanterie, eine Aufmerkſamkeit von meiner Seite eine ſo unmögliche Sache?

Caroline.

(etwas verlegen).

Das nicht — aber — bey dieſen Umſtänden?

Murthen.

Die günſtigſten Umſtände von der Welt. Du willſt auf den Ball gehen, und dazu kömmt der Schmuck eben recht.

Caroline.

Ich weiß nicht, wie ich dir danken ſoll?

Murthen.

Indem du ihn annimmſt, und dich damit ſchmückeſt.

Caroline (für ſich).

Sollte er bereuen? — Man muß Nachſicht haben — aber das Souper heute Abends.

Murther.

Nun, liebe Caroline wirſt du den Schmuck nicht gebrauchen?

Caroline.

Weil du es wünſcheſt. (Sie ſtellt ſich vor den Stehſpiegel, und macht ſich das Collier und die Ohrgehänge ein.)

Murthen.

Ja, ich bitte dich darum; denn wenn du auf dem Ball erſcheinſt, glänzend durch deine Schönheit, und durch dieſen Schmuck, ſo wird Alles ſtaunen, und dich bewundern, und die Frauen werden die Köpfe zuſammenſtecken, und ziſcheln: Ach! das ſind ſchöne Diamanten; und wenn dir ſo etwas zu Ohren kömmt, ſo wirſt du — vielleicht ſelbſt wider deinen Willen, meiner gedenken müſſen.

Caroline
(welche den Schmuck nun an hat).

Ich brauche ſolche Erinnerungen nicht. (Mit einem Seufzer.) Im Gegentheile, ach! könnte ich vergeſſen!

Murthen.

Was ſagſt du?

Caroline
(ſich im Spiegel beſehend).

Laſſen wir das! — Wie findeſt du mich?

Murthen.

Schön — nur zu ſchön!

Caroline.

Zu ſchön? — Warum?

Murthen.

Weil dieſer gewählte Putz auf dem Ball alle Elegants um dich verſammeln wird.

Caroline (ſetzt ſich).

Ich hoffe es.

Murthen.

Ich ſehe ſchon, wie ſie ſich hinter dir auf die Seſſellehne ſtützen. (Er lehnt ſich hinter ihr auf den Stuhl.)

Caroline.

Gib Acht, Otto, du ruinirſt mir den Kopfputz.

Murthen.

Sey unbeſorgt! — Ich ſehe, wie ſie ſich zu dir vorbeugen. (Er beugt ſich zu Carolinen vor.)

Caroline.

Beyläufig wie du jetzt.

Murthen.

Ja. — Wollen wir einmahl ſetzen, wir befänden uns jetzt auf dem Ball.

Caroline.

Warum nicht?

Murthen

(ſich nachläſſig auf ihre Seſſellehne ſtützend).

Sie werden dir ſagen, du ſeyſt heute die Königinn des Balles, dein Auge ziehe an wie ein Magnet, deine Haltung ſey das Reizendſte, was man ſehen kann.

Caroline.

Und glaubſt du, daß ſie Recht haben?

Murthen.

Nach meinem Gefühle allerdings. — Sie werden beyfügen: es herrſche in deiner Toilette zugleich eine Einfachheit und ein Geſchmack, die unbeſchreiblich und unwiderſtehlich ſeyen.

Caroline.

Glaubſt du, daß ſie das ſagen werden?

Murthen.

Ich zweifle nicht.

Caroline.

Wenn auch, ſo *gut* werden ſie es kaum ſagen wie du. Weißt du, Otto, daß du recht liebenswürdig ſeyn kannſt, wenn du willſt?

Murthen.

Es gefällt dir von mir, es wird dir auch von Andern gefallen; man fühlt ſich angezogen, man nähert ſich. Du ſiehſt liebe Caroline, welche Gefahren einer Frau auf einem Balle drohen.

Caroline.

Du ſiehſt auch die Gefahren, die einem Manne drohen, wenn er *nicht* mit ſeiner Frau auf den Ball geht.

Murthen.

Du weißt ja meine Gründe.

Caroline
(heftig aufſtehend).

Gründe? O ja, mächtige Gründe.

Murthen.

Ganz gewiß, und wenn du ſie kenneſt —

Caroline.

Du wirſt dich hüthen, ſie mich kennen zu lehren.

Murthen (kalt).

Nicht doch — und wenn du ſie wiſſen willſt —

Caroline.

O ja, ich will ſie wiſſen. Rede, rede! aber hoffe nicht mich zu hintergehen, ich verlange volle Aufrichtigkeit, — dann wollen wir ſehen. Alſo heraus mit der Sprache!

Murthen.

So höre! — Aber, war das nicht ein Wagen? Edmund wird kommen, dich abzuholen.

Caroline.

Ach mein Gott!

Murthen.

Nein, der Wagen rollt vorüber.

Caroline.

Das iſt mir lieb.

Murthen.

Weißt du, daß dein Cavalier dich warten läßt?

Das iſt nicht artig, er benimmt ſich wie ein Ehemann.

Caroline.

Wohl möglich.

Murthen.

So könnte vielleicht ich mich jetzt benehmen, wie ein Liebhaber.

Caroline.

Du? Dieſe Rolle haſt du längſt vergeſſen.

Murthen.

Was willſt du? — das iſt eine von jenen Rollen, die man nicht allein ſpielen kann, man muß durch eine zweyte Perſon unterſtützt werden, man muß Jemand haben, der uns anhört, uns einſpielt, und dieſes Glück ward mir nicht zu Theil. In dieſem Augenblick, zum Beyſpiel, ergreifen mein Herz die ſüßeſten Erinnerungen, ich glaube dich zu ſehen, wie du vor zwey Jahren an demſelben Tage vor mir ſtandeſt, eben ſo ſchön, eben ſo geputzt — aber — noch viel zärtlicher; denn damals liebteſt du mich noch, ſchwureſt mich ewig zu lieben.

Caroline.

O Himmel!

Murthen.

Was iſt aus dieſen Schwüren geworden? Du erinnerſt dich nicht einmahl mehr des Tages, an dem du ſie vor dem Altar ausſprachſt!

Caroline.

Wie? Otto! Der Jahrstag unſerer Vermählung —

Murthen.

Er iſt heute — der 5. Februar. Ich habe daran gedacht, allein daran gedacht, und um ihn zu feyern, habe ich dir die Ueberraſchung mit dieſem Schmucke bereitet.

Caroline.

Iſt's möglich?

Murthen.

Ja, ich wollte noch mehr — ich hatte die Idee, wie damahls auch heute mit dir allein zu ſoupiren.

Caroline.

Was hör' ich?

Murthen.

Wahres Glück hat keine Zeugen nöthig. An deiner Seite, in deinen Armen wollte ich die ſüßen Erinnerungen wieder zurückrufen, und neue Pläne für unſer künftiges Glück gründen — allein du haſt andere Pläne, du gehſt auf den Ball, und nichts iſt im Stande, dich davon zurückzuhalten.

Caroline.

O mein Freund! mein lieber Otto! — Wie ſehr hab' ich gefehlt — aber ich will mich ſelbſt dafür beſtrafen dadurch, daß ich dir Alles ſage. —

Murthen.

Wat?

Caroline.

Ja, du ſollſt wiſſen, daß man mich mit Schmeicheleyen überhäufte, daß man mir die Cour machte —

Murthen.

Ich will nichts wiſſen.

Caroline.

Doch, doch — nicht deinetwegen, ſondern meinetwegen. — Dein Freund Graf Elmen, er liebt mich — das iſt nicht meine Schuld.

Murthen

(den Kopf ſinken laſſend, und ihr die Hand reichend).

Vielleicht iſt's die meinige.

Caroline.

Wohl möglich — du wollteſt ja ſelbſt, daß ich ſeine Beſuche empfange, daß ich recht freundlich gegen ihn ſeyn ſoll — das Alles machte ihn ſo kühn, daß er mir geſtern eine vollſtändige Liebeserklärung in einem Briefe machte.

Murthen.

Wirklich?

Caroline.

Ja, ja — ich weiß nicht, wo das Billet hingekommen iſt, ich hab' es wohl verloren, ſonſt würd' ich es dir zeigen. Aber ich war ſo erboßt auf dich — ſo — daß ich, ſtatt ihm den Brief zurück zu geben, und ihm derb die Lektion zu leſen, auf dem Punkte ſtand, mit ihm auf den Ball zu gehen. Ach! wohin hätte das noch führen können?

Murthen.

Ja, es war wahrhaftig Zeit.

Caroline.

Und noch mehr — ſtatt meinen eigenen Fehler einzuſehen, beſchuldigte ich dich einer Untreue, dich, mein lieber, guter Mann, der in dieſem Augenblicke ſo zärtlich für mich bedacht war; aber daran iſt der fatale Brief Schuld, hier, hier iſt er. (Sie zieht den Brief aus ihrem Buſen, und gibt ihn Murthen.) Ach! ich hätte ihn auf meinem Buſen mit mir auf den Ball getragen, und er würde auch dort jede Luſt verſcheucht haben.

Murthen
(den Brief nehmend).

Mein Brief an Eduard!

Caroline.

Ja. Sieh, du kannſt mir's nicht verargen — dieſer

Schmuck, dieſes Souper bey einer ſchönen Frau — das konnte ich doch nicht auf mich ſelbſt deuten?

Murthen
(eine Thräne im Auge zerdrückend).

Du hatteſt Recht. — (Mit Heftigkeit ſich vor ihr auf die Knie werfend.) Nein, Caroline! Du ſollſt Alles wiſſen, ich bin der Schuldige.

Caroline
(hält ihm die Hand vor den Mund, und zieht ihn an ihre Bruſt).

Kein Wort! wir ſind Beyde ſchuldig, und wollen uns Beyde verzeihen. Ich darf dir nicht ſagen, daß ich nicht auf den Ball gehe; ich bleibe bey dir, ich ſoupire mit dir — mit dir allein — ich fühle wahrlich ſchon etwas Hunger, denn ich habe heute aus — ja, aus Caprice noch gar nichts gegeſſen.

Murthen.

Auch ich nicht.

Caroline.

Sieh, wie wir auch uneins noch einig waren.

Murthen.

Und deine ſchöne Toilette?

Caroline.

Sie iſt mir jetzt läſtig, zuwider, ich will mich ihrer ſogleich entledigen. — Läute doch meinem Stubenmädchen! (Murthen tritt zum Glockenzug.) Doch halt, ich vergaß, daß ich heute Chriſtinen erlaubt habe auszugehen; aber ich will ſchon ſelbſt — (Sie tritt zum Spiegel.) Willſt du ſo gut ſeyn, lieber Freund, mir das Collier zu öffnen?

Murthen.

Recht gerne. (Inne haltend.) Aber man kömmt!

Siebenzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Reiſenhuber, dann Edmund.

Reiſenhuber.

Graf von Elmen frägt, ob die gnädige Frau erlauben?

Murthen.

Nur herein!

Edmund (tritt ein).

Wenn's gefällig iſt, der Wagen wartet.

Caroline.

Herr Graf, ich muß mich bey Ihnen entſchuldigen, aber ich gehe nicht auf den Ball.

Edmund (betroffen).

Nicht? — Hat vielleicht der Herr Gemahl?

Caroline.

Nein, es iſt mein eigener Wille.

Murthen.

Wir wollen den Abend *allein* zubringen. Joachim, ſage, daß man uns das Abendeſſen ſervire.

Reiſenhuber

Im Speiſeſaale?

Murthen.

Nein, im Gemache meiner Frau, nahe beim traulichen Kamin.

Edmund (erſtaunt).

Das Souper?

Murthen.

Ich invitire dich nicht, lieber Freund, das kleine Mahl wäre für dich zu bürgerlich, dich erwarten feinere Gerichte.

Edmund.

Ich —?

Murthen.

Auch muß ich dich um Vergebung bitten, du hatteſt Recht, ich habe dir mein Pferd für 200 Dukaten angeboten. (Zeigt ihm den Brief.) Sieh, hier in meinem Brief ſteht es klar!

Edmund (für ſich).

Er weiß Alles!

Murthen (lächelnd).

Es iſt erſtaunlich, wie man ſich irren und mißverſtehen kann, aber — (mit einem zärtlichen Blick auf Carolinen) es kommt nur auf eine freymüthige Erklärung und wechſelſeitiges Einverſtändniß an.

Edmund.

Ich verſtehe — und habe die Ehre mich zu empfehlen.

Murthen.

Du eilſt? — Ja, man wird dich auf dem Balle erwarten. — Joachim, laß dem Herrn Grafen hinableuchten.

Reiſenhuber (nimmt ein Licht).

Das thu' ich mit Vergnügen ſelbſt. (Für ſich.) Hinaus mit dem Liebhaber, und herein mit dem eheligen Glück! (Laut.) Gute Nacht, Euer Edeln, ich gehe dann auch gleich zu meiner Alten!

Murthen.

Gute Nacht, Graf!

Edmund.

Gute Nacht!

(Reiſenhuber leuchtet Edmunden, Murthen küßt ſeine Frau herzlich, und führt ſie dann in ihr Cabinett.)

(Der Vorhang fällt.)

Uniform und Schlafrock.

Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Nach dem Franzöſiſchen bearbeitet.

Personen.

Baron Reisheim, Schiffskommandant.
Amalie, ſeine Nichte.
Stelling, ⎫ Lieutenants bey einem Freykorps.
Kranz, ⎭
Spitzmaus, Gaſtwirth.
Johann, Fourierſchütze der beyden Lieutenants.
Ein **Notar**.
Ein **Aufwärter**.
Ein **Schneiderburſche**.

Die Handlung ſpielt in einer Hauptſtadt.

(Die Bühne ſtellt einen allgemeinen Saal im Gaſthofe vor. Zur Rechten iſt Stellings, zur Linken Kranz's Zimmer.)

Erſter Auftritt.

Kranz (allein).

(Er kömmt aus ſeinem Zimmer, und läuft zum Thermometer, welcher im Saale aufgehängt iſt, er iſt in Hemdeärmeln, und zittert.)

Zehn Grade unter dem Gefrierpunkte! Da iſt's freilich kein Wunder, wenn der Menſch vor Kälte zittert. Und der Kerl, der Johann, ſchon über zwey Stunden iſt's, daß er meine Uniform zum Schneider getragen hat. Was fehlte denn auch? Eine Achſelſchnur hat ſich beym Tanzen losgeriſſen, und einen Knopf hat mir die kleine ſchelmiſche Baroninn zum Andenken geraubt. In einigen Minuten muß das ja wieder gemacht ſeyn, und der Spitzbube iſt noch nicht zurück. Ich weiß ſchon, er wird von der Gelegenheit profitiren, und ſich am Ofen des Schneiders hübſch auswärmen, und mich friert indeſſen ganz fürchterlich. — Verdammt ſey der Wucherer von Gaſtwirth, bey dem wir zuletzt wohnten, ich und mein Freund Stelling! Unſere ganze Garderobe hat er confiszirt. Was wollten wir thun, wir mußten uns zurückziehn, Jeder mit hundert Gulden Silber auf den Achſeln, und ohne einen Kreuzer in der Taſche. Wenn wir angekleidet ſind, ſo ſind wir doch Jeder unter Brüdern 500 Gulden werth, und die Kerls wollen uns keinen Credit mehr geben. Auch unſer neuer Hauswirth mit dem ominöſen Namen Spitzmaus, macht ſchon lange Geſichter, weil wir 14 Tage hindurch fleißig bey ihm gegeſſen und getrunken, und noch kein Wort vom Bezahlen geſprochen haben. Nun, an dieſen Winter will ich mich Zeitlebens erinnern. — Aber was macht denn Stelling? er ſchläft gewiß drinnen in der Kammer, recht warm in ſeine Uniform geknöpft, und träumt von ſeiner lieben Couſine. (Er klopft an die Thüre.) Stelling! — Warte, der Burſche ſoll mir auch etwas Kälte fühlen. (Oeffnet die Thüre und ruft hinein.) He Stelling, komm doch ein wenig heraus, und bringe die Rappiere mit. Du willſt nicht, daß wir Holz im Hauſe begehren, damit unſre Rechnung nicht noch größer werde, wohlan, ſo erwärme mich ein bischen durch ein Paar Gänge.

Zweyter Auftritt.

Kranz. Stelling (in Uniform).

Stelling.

Ah! friert dich, Brüderchen? Man muß geſtehen, das iſt ein herrliches Coſtume für dieſe Jahrszeit. Du wirſt es in die Mode bringen, aber ich werde dir doch darin nicht folgen, bis es einmahl recht warm wird. Nun, ſey nur nicht böſe darüber, ich verſichere dich, ich befinde mich ſo beſſer.

Kranz.

Mache du nur Spaß, du haſt leicht reden, warm gekleidet, und verliebt auch noch dazu, da kann's draußen ſchneyen und frieren, du fühlſt nichts.

Stelling.

Wärme dich wie und wo du magſt, Freundchen, aber mich laß zufrieden; ich war eben ganz tief in Nachdenken verſunken.

Kranz.

Ja, über Amalien, die liebliche Nichte deines ziemlich unliebſamen Onkels, der ſo ſtreng auf Disziplin und Etiquette hält, und ſeinen lieben Neffen darben läßt.

Stelling.

Ich bin es ſchon müde dich immer über meinen Onkel ſpotten zu hören.

Kranz.

Ich bin auch ſchon müde auf ſein Geld zu warten. Ein Mann wie er, der ſich einbildet, er wiſſe zu leben, muß nicht vergeſſen, daß ein junger Lieutenant, der in der Hauptſtadt ſtationirt iſt, tauſend Gulden bald ausgegeben hat, und muß daher wieder neue Tauſend ſchicken.

Stelling.

Wenn wir ſo fort leben, ſo darf der gute Herr mit jedem Poſtwagen Geld ſchicken.

Kranz.

Nun, ſoll's thun, er hat's! — Ich glaube gar du fängſt an den Scheinheiligen zu ſpielen, am Ende machſt du auch mir noch Vorwürfe, und der Himmel weiß was ich ſchon für dich Alles gethan habe.

Stelling

(reicht ihm die Hand).

Nein, nein, lieber Bruder! ich weiß wohl, wärſt du nicht bey mir, ich wäre noch viel ſchlimmer dran.

Kranz.

Ich danke für deine Eloge, aber deßwegen friert mich doch nicht weniger, das kommt daher, wenn man's im Feuer gewohnt iſt. Weißt du was, laß uns ein wenig fechten, bis meine Uniform kommt. Nimm dein Rappier. — Ah, da kommt endlich der langweilige Spitzbube!

Dritter Auftritt.

Vorige. Johann (tritt mit einem trübſeligen Geſichte ein).

Kranz

(hält ihm den einen Arm hin zum Ankleiden). Nun?

Johann.

Herr Lieutenant, ich bringe leider nichts.

Kranz.

Und meine Uniform?

Johann.

Hat der Schneider zurück behalten.

Stelling.

Jetzt ſtehen wir friſch!

Kranz.

Rede, wie konnt' er ſich unterſtehn?

Johann.

Erzürnen Sie ſich nur nicht, Herr Lieutenant. Der

Mann will ſie nicht zurück geben, bis Sie ihm ſeinen Conto bezahlt haben.

Kranz.

Das iſt ja impertinent!

Stelling.

Nun, er hat ſich einer kleinen à Conto-Bezahlung verſichert, wer kann dem Mann das übel nehmen? Was glaubſt du denn, wie viel wir ihm beyläufig ſchuldig ſind?

Kranz.

Ich weiß es nicht, bin auch gar nicht aufgelegt, jetzt zu ſcherzen.

Stelling.

Beym Lichte betrachtet, iſt die ganze Geſchichte ſehr heilſam für dich, du liefſt ohnedieß zu viel herum, warſt manchmal des Abends wie zerſchlagen; jetzt wirſt du hübſch ausruhen, zu Hauſe bleiben, und unſere Gläubiger vertröſten, das wird dich zerſtreuen. Die guten Leute werden dann nimmer ſagen können: ſie treffen uns nie zu Hauſe.

Kranz.

Himmel, was ſoll ich anfangen? — Dein Onkel iſt wirklich ein entſetzlicher Menſch, uns in dieſer Verlegenheit zu laſſen. Wer ſoll denn ſein Vermögen verzehren? etwa deine kleine Couſine? So ein Mädchen weiß ja gar das Geld nicht auszugeben.

Stelling.

Du verſtehſt es freylich beſſer, du haſt in drey Tagen die hundert Louisdor ausgegeben, die er mir geſandt hat.

Kranz.

Freylich; aber ich muß ja auch Alles thun, es liegt ja Alles auf mir. Ich muß ſpielen, ich muß zu leihen nehmen, ich kann nicht auch bezahlen. Wenn dein Onkel ſeine Pflicht kennte, ſo würde er das über ſich nehmen.

Stelling.

Du biſt Urſache, daß ich ihm nicht einmahl unſere Adreſſe angegeben habe.

Kranz.

Ich fürchtete, er würde uns ausſpioniren laſſen; aber du hätteſt ihm ſchreiben ſollen, er dürfe das Geld nur poste restante einſenden.

Stelling.

Es würde nicht lange auf der Poſt reſtirt haben.

Kranz.

A propos, ich muß doch ſehen, ob nicht vielleicht zufällig — (beſieht ſich) Der verdammte Schneider!

Stelling.

Weißt du was, ich gehe zum Geſchäftsträger meines Onkels, vielleicht iſt an dieſen etwas für uns eingelaufen.

Kranz.

Und meine kleine Baroninn, die mich erwartet! — Freund, Bruder, thu mir einen Gefallen. (Vor Kälte ſich ſchüttelnd.) Du weißt, ich brenne lichterloh für ſie, allein noch hab' ich mich in ihrer Gunſt nicht ſo feſtgeſetzt, daß ich es wagen dürfte, ſo im Negligée bey ihr zu erſcheinen, — ſey ſo gut und leih' mir auf eine halbe Stunde deine Uniform.

Stelling.

Ich glaube du faſelſt! Soll ich in Hemdeärmeln zum Major gehen?

Kranz.

Und ſoll ich etwa ſo mich vor meiner kleinen Baroninn ſehen laſſen?

Stelling.

Punkt 12 Uhr bin ich zu ihm beordert.

Kranz.

Um 11 Uhr iſt das Stelldichein — du biſt aber ſo halsſtarrig.

Stelling.

Und du verlangſt Unmögliches.

Johann.

Erzürnen Sie ſich nicht, meine Herren! Ich weiß ein Mittel, Sie beyde zufrieden zu ſtellen; Sie ſollen Beyde bedeckt ſeyn. In dem Kabinette, welches an das Ihrige ſtößt, hab' ich einen ſehr ſchönen Schlafrock liegen geſehen, der vermuthlich dort vergeſſen worden iſt — den kann Einer von Ihnen anziehen.

Stelling (lachend).

Ein Schlafrock — der wird dir prächtig ſtehen, du beklagſt dich ohnedieß über Kälte, nimm ihn!

Kranz.

Hol' dich der Henker! — Ich weiß einen Ausweg! — eine Art Gottesgericht ſoll entſcheiden, wer die Uniform, und wer den Schlafrock anziehen ſoll. (Zu Johann.) Geſchwind die Rappiere! (Zu Stelling.) Wir fechten, und wer den erſten Stoß erhält, muß dem Andern auf eine Stunde die Uniform überlaſſen.

Stelling.

Meinetwegen, zum Scherze.

Kranz (bläſt in die Finger).

Die Bewegung wird mich zugleich ein wenig erwärmen.

(Johann unterſucht die Rappiere und die Kügelchen daran, er bereitet die Handſchuhe, und alles, was zum Fechten nothwendig iſt.)

Stelling.

Wohlan, ſo ſtelle dich an.

Kranz.

Ich ſtehe, und erwarte dich. Doch wird zuerſt die Uniform, um die wir ſtreiten, ausgezogen.

Stelling.

In's Himmelsnamen. (Er zieht die Uniform aus.)

Kranz.

So! — Und jetzt wird die Uniform hier auf dieſen Stuhl, und der Schlafrock auf jenen gehängt, damit die Kämpfer die Preiſe ſogleich im Auge haben, und dadurch ermuthigt werden. (Er hängt die Kleidungsſtücke über die Stühle und ſtellt ſich dann zum Gefecht.) So, jetzt fang an!

Stelling.

Erſt den Gruß. Saluons!

(Sie machen mit den Rappieren den Gruß, und fechten dann.)

Kranz.

Eins zwey drey! Die Uniform iſt mein!

Stelling (fortfechtend).

Nicht doch, ich habe dir den Stoß parirt. Hollah! jetzt hat's gerathen! —

Kranz.

Da haſt du! — Teufel, wieder gefehlt!

Stelling (fortfechtend).

Die Uniform! die Uniform

Vierter Auftritt.

Vorige. Spitzmaus.

Spitzmaus.

Meine Herren! um Gotteswillen was muß ich ſehen? Sie fechten ja gar oder ſo etwas dergleichen.

Kranz.

Gehen Sie aus dem Wege, oder Sie ſind ein Kind des Todes. (Er ſtößt auf ihn.)

Stelling.

Laſſen Sie mich, ich will ihn durchbohren, der Preis iſt zu erhaben. (Stößt auch nach ihm.)

Spitzmaus.

Halten Sie ein! in's Himmelsnamen! Was ſoll das ſeyn, meine Herren? iſt denn mein Gaſthof ein Fechtboden oder ſo was dergleichen? Bedenken Sie, unter Ihnen wohnen Damen oder ſo was dergleichen, die Romane leſen, und über Ihnen wohnen Dichter oder ſo was dergleichen, die ſie machen. Sie ſtören die Damen in ihren Empfindungen, und die Herren in ihrer Phantaſey; Sie ſtören auch mich in meinen Rechnungen. — Seit Sie in meinem Hauſe ſind, hab' ich noch keinen Heller geſehen oder ſo was dergleichen, und nun wollen Sie mir die Ruhe auch noch ſtören in meinem Hauſe? Das ging mir ab! Bey mir iſt man ruhig, und bezahlt, ich liebe das Klingen der Waffen nicht.

Stelling.

Aber das Klingen des Goldes oder ſo was dergleichen?

Spitzmaus.

Ganz recht, aber ſo was dergleichen iſt bey Ihnen gar nicht zu erwarten. Aber ich bin auch in dieſem Augenblicke deßwegen nicht hergekommen, es handelt ſich jetzt um etwas Anderes.

Stelling.

Sie liebenswürdiger Mann!

Kranz

(wirft ihm eine Kußhand zu).

Großmüthiger Mann, oder ſo was dergleichen.

Spitzmaus.

Rechnung wollen wir heute Abends machen.

Kranz.

Pfuy!

Spitzmaus.

Jetzt hab' ich Sie um Etwas zu erſuchen.

Kranz.

Wenn's kein Geld iſt — Alles, Alles ſey gewährt.

Spitzmaus.

Man verkündigt mir die Ankunft eines großen Herrn mit ſeiner Tochter oder ſo was dergleichen, der ſich drey Tage hier aufhalten wird — mein ganzer Gaſthof iſt ſchon beſetzt, ich möchte Sie nun erſuchen meine Herren, daß Sie ſich Beyde auf *ein* Zimmer zuſammenziehen, und dieſem die andern beyden überlaſſen wollten, oder ſo was dergleichen.

Kranz.

Recht gerne lieber Herr Wirth; vorausgeſetzt, daß die Tochter hübſch iſt.

Spitzmaus.

O gewiß, gewiß!

Kranz

(leiſe zu Stelling).

Wenn wir alle Zwey in *einem* Zimmer wohnen, ſo wird uns auch wärmer.

Spitzmaus.

Ich will ſogleich ſo frey ſeyn, Ihre Effekten oder ſo was dergleichen heraus zu ſchaffen.

Kranz.

Johann, hilf dem Herrn Wirth, damit er ſich nicht wehe thut.

(Spitzmaus und Johann in das Kabinett ab.)

Fünfter Auftritt.

Stelling. Kranz.

Kranz.

Jetzt laſſ' uns geſchwind das Gefecht zu Ende machen. Bruder, ich bitte dich, laß dir den erſten Stoß beybringen, den ich muß ausgehen. Ich laſſe mir's nicht nehmen, es warten mit Sehnſucht Wechſelbriefe poste restante auf mich, und auch meine Baroninn wird mich mit Ungeduld erwarten.

Stelling.

Wenn dir denn gar ſo ſehr darum zu thun iſt, meinetwegen.

Sechster Auftritt.

Vorige. Spitzmaus. Johann.

(Spitzmaus trägt einen leeren Mantelſack, und Johann Uniformhut und Degen Stellings.)

Spitzmaus (erzürnt).

Himmel und Erde! ein leerer Mantelſack und nichts mehr ſonſt dergleichen.

Johann.

Sie ermüden ſich zu ſtark, Herr Spitzmaus, Sie wollen Alles allein tragen, geben Sie her!

Spitzmaus.

Mit dem kleinen Finger trag' ich die ganzen Effekten des Herrn Kranz. (Er wirft den Mantelſack grimmig in Stellings Kammer. Johann trägt Hut und Degen hinein.)

Kranz.

Das geht ſchlimm.

Stelling.

Wir hätten ihn gar nicht hinein gehen laſſen ſollen.

Spitzmaus.

Meine Herren, ich erinnere mich eben, daß ich heute Abend bey der Ankunft des Fremden viel zu thun haben werde, es wäre alſo doch beſſer, wenn Sie mir meine Rechnung jetzt gleich ſaldirten oder ſo was dergleichen. (Er zieht ein Papier aus der Taſche und präſentirt es ihnen.) Hier hab' ich die Ehre —

Kranz.

Recht gern.

Stelling.

Mit Vergnügen. (Sie greifen Beyde in die Taſche.)

Kranz

(zu Stelling, dem er ein Zeichen gibt).

Laß' es, Bruder, laß' es, dießmal geht's dich nicht an.

Stelling.

Ey doch!

Kranz.

Du weißt wohl, in dieſem Monathe iſt das Bezahlen an mir.

Stelling.

Nicht doch, ich bin ja noch im Rückſtande.

Kranz.

Herr Spitzmaus, nehmen Sie kein Geld von ihm.

Spitzmaus.

Ganz gut, mir iſt es einerley wer mich bezahlt.

Stelling
(reißt Spitzmaus zu ſich).

Da kommen Sie her, Herr Spitzmaus, ich gebe Ihnen das Geld.

Kranz
(reißt ihn zu ſich).

Nein ich; wenn Sie's von ihm nehmrn, ſo entzweyen wir uns.

Spitzmaus (zu Kranz).

Ich nehme das Ihrige.

Stelling.

Das will ich nicht hoffen.

Kranz.

Aber ich hoff' es und erwart' es.

Spitzmaus.

Laſſen Sie nur meine Hoffnung nicht zu Schanden werden.

Kranz (ernſthaft).

Herr Lieutenant, ich erkläre Ihnen hiermit ernſtlich, Sie werden nicht bezahlen.

Stelling
(in demſelben Tone).

Herr Lieutenant, und ich erkläre Ihnen, daß auch Sie nicht bezahlen werden.

Spitzmaus.

Ja wer bezahlt denn hernach?

Kranz.

Sehen Sie, da hab' ich alle Tage Streit mit ihm, immer will er die Hand in der Taſche haben.

Spitzmaus.

Laſſen Sie ihn!

Stelling.

Alles will er bezahlen.

Spitzmaus.

Sträuben Sie ſich nicht dagegen.

Kranz.

Das iſt eine wahre Tyranney!

Spitzmaus.

Aber wie kann man denn ſo halsſtarrig ſeyn?

Kranz.

Halsſtarrig? Schöner Ausdruck das!

Spitzmaus.

Nun, möchten Sie nicht auf mich auch noch böſe werden oder ſo was dergleichen?

Kranz.

Es ſieht wahrhaftig aus, als ob ich nicht ſelbſt die Mittel hätte, zu bezahlen was ich verzehrt habe, und als ob ich bey ihm betteln müßte. — Mein Herr, Sie nehmen einen Ton gegen mich an —

Stelling.

Und Ihr Stolz, mein Herr, den kenn' ich.

Spitzmaus.

Machen Sie nur einmal ein Ende.

Kranz.

Ja, Herr Spitzmaus, ein Ende muß werden. Johann! unſere Degen!

Stelling.

Recht, die Degen!

Spitzmaus.

Meine Herren, ſo was dergleichen verbiet' ich mir in meinem Hauſe.

Stelling.

Bleiben Sie nur, in wenig Augenblicken iſt Alles entſchieden.

Kranz.

Der Ueberlebende bezahlt.

Spitzmaus.

Der Ueberlebende? — Haltet ein! — Das ſind verdammte Krakeler. — Zahlen Sie jeder die Hälfte.

Kranz.

Alles oder nichts! Ich bin ſchon einmal ſo. Auf die Seite! laſſen Sie uns Raum.

Johann.

Setzen Sie ſich dort in den Seſſel.

Spitzmaus.

Nein, ich hänge mich an ihren Arm oder an ſo was dergleichen, Sie dürfen ſich nicht ſchlagen.

Kranz.

Das wollen wir ſehen. (Zu Stelling.) Stellen Sie ſich!

Spitzmaus.

Um's Himmelswillen kein Skandal in meinem Gaſthofe! Ich bitte Sie mit aufgehobenen Händen, bringen Sie mich nicht um mein Renomée oder ſo was dergleichen.

Kranz
(Kälte affektirend).

Beruhigen Sie ſich, Herr Spitzmaus. Ich ſehe recht gut die Folgen eines ſolchen Schrittes ein, und weiß, was ich zu thun habe. (Er nimmt gravitätiſch Stellings Uniform, und zieht ſie an.)

Stelling
(leiſe zu ihm).

Spitzbube! meine Uniform!

Kranz
(leiſe zu ihm).

Soll er etwa erfahren, daß wir Beyde nur Eine mit einander haben? (Laut.) Schon gut, mein Herr, ich kenne die Geſetze der Ehre, wir werden uns alſogleich finden. (Er nimmt Hut und Degen Stellings.) Was Sie betrifft, mein theurer Wirth, ich achte, ja ich liebe Sie, aber wenn Sie von ihm auch nur einen Pfennig annehmen, ſo hau' ich Ihnen beyde Ohren ab oder ſo was dergleichen. (Er geht ab.)

Stelling.

Und ich ſage Ihnen, wenn Sie ſich von ihm bezahlen laſſen, ſo ſtech' ich Sie nieder. (Er eilt Kranz nach, und verſchließt hinter ſich die Thüre.)

Siebenter Auftritt.

Spitzmaus. Johann.

Spitzmaus.

Jetzt ſchließen ſie ſich gar ein!

Johann (für ſich).

Wenn's ihm nur nicht etwa gar einfällt, jetzt von mir Bezahlung zu fordern.

Spitzmaus.

Ich bin das Opfer einer übertriebenen Delikateſſe.

Johann (wie oben).

Ich will ihm nur geſchwind aus dem Geſicht gehen, und den Schneider zu bewegen ſuchen, daß er mir die Uniform gibt.

(Eilt ab.)

Achter Auftritt.

Spitzmaus (allein).

(Er hat während der letzten Rede Johanns an die zugeſchloſſene Thüre gepocht.)

Keine Antwort. — Sie ſchlagen ſich drin oder ſo was dergleichen — aber wenn vielleicht alles das etwa gar gemachtes Weſen wäre, mich um mein Geld zu prellen — Hm! die jungen Herren ſind mir ſchon lange verdächtig — ſie halten mich am Ende für einen Narren oder ſo was dergleichen.

Neunter Auftritt.

Spitzmaus. Ein Aufwärter (der die Thüre öffnet). Baron Reisheim und Amalie.

Aufwärter.

Hier ſind die Perſonen, die Sie erwarten, Herr Spitzmaus. (Ab.)

Spitzmaus (für ſich).

Da ſind ſie ſchon, jetzt muß ich mich zuſammennehmen. (Laut.) Ich habe die Ehre Eurer Gnaden oder ſo was dergleichen meinen unterthänigſten Reſpekt zu bezeugen. Hier iſt die Wohnung, die ich für Höchſtdieſelben beſtimmte, zwey ſchöne Zimmer, oder ſo was dergleichen.

Reisheim.

Gut. (Zu Amalien.) Was redet denn der Mann untereinander? (Bediente tragen Koffers und Reiſegepäcke in die bezeichneten Zimmer.) Ihr Gaſthof, mein Lieber, ſcheint nicht ſehr geräumig zu ſeyn, und Sie können vermuthlich nicht viele Fremde aufnehmen, das iſt mir aber eben lieb. Ein junges Mädchen taugt nicht in einen großen Gaſthof, und, was meine Perſon betrifft, ſo ſcheu' ich Lärmen und Neugierde.

Spitzmaus.

In meinem Hauſe werden Euer Excellenz zufrieden ſeyn, und wird Ihnen gewiß nichts incommodirlich fallen, (mit einem ſorgſamen Seitenblick auf Stellings Kabinett) bey mir muß Alles ſtille und ruhig ſeyn, wollt's Niemand rathen, meine Gäſte zu beunruhigen oder ſo was dergleichen.

Reisheim.

Wollte mir's auch gehorſamſt verbethen haben. Mordtauſendhagelſchlag! Was die Sitten anbelangt, bin ich ſtreng und unerbittlich, beſonders vis-à-vis von Damen. — Ich ſage Ihnen das, damit Sie ſich darnach zu benehmen wiſſen; denn kommt mir darin etwas vor, was nicht juſt iſt, ſo halt ich mich an Sie, Herr Wirth.

Spitzmaus.

Ganz unbeſorgt, Euer Excellenz. (Bey Seite.) Das iſt ein Mann wie ein Satan!

Reisheim.

Jetzt marſch!

Spitzmaus.

Ganz Ihr unterthänigſter Diener oder ſo was dergleichen. (Nach der Thüre der Offiziere blickend.) Ich zittre vor dieſer Nachbarſchaft, wenn ich nur mein Geld hätte, keinen Augenblick behielt ich ſie länger.

(Geht mit wiederholten Bücklingen ab.)

Zehnter Auftritt.

Reisheim. Amalie.

Reisheim.

Nun, jetzt ſind wir hier in der Hauptſtadt, Amalie, freuſt du dich recht ſehr darüber?

Amalie.

Verſteht ſich, lieber Onkel! Es ſoll ja hier recht luſtig zugehen; wenn ich auch nur wüßte, was unſere Reiſe hieher denn eigentlich für einen Zweck hat.

Reisheim.

Errathſt du ihn denn nicht, liebes Kind?

Amalie.

Nein, Onkel.

Reisheim.

Du ſchlägſt aber die Augen nieder, und das läßt mich faſt vermuthen — doch ich will dir's mit klaren Worten ſagen: Du weißt, ich habe das Commando über ein Schiff erhalten, und binnen acht Tagen muß ich auf dem Meere ſeyn. Ich glaube nun, daß dich in deinen Jahren der Onkel und Vormund nur dann ruhig verlaſſen kann, wenn er dich vorher dem Schutze eines wackern Gatten übergeben hat, und darum will ich dich verheirathen.

Amalie.

Mich verheirathen?

Reisheim.

Und das noch heute. Ich habe keine Zeit zu verlieren, davon will ich dich ſogleich ü[illegible]ugen. (Er zieht ſeine Brieftaſche heraus, und lieſt.) Den 12. muß ich mich einſchiffen, das weißt du — am 4. von Weilsheim mit Amalien nach Caſſel reiſen, am 6. heirathet Amalie — Stelling.

Amalie.

Ach!

Reisheim.

Am 7. reiſe ich wieder ab, komme am 11. nach Hamburg, und am 12. ſchwell' ich die Segel. (Macht die Brieftaſche wieder zu.) Du ſiehſt, daran kann nichts mehr geändert werden.

Amalie.

Und doch, lieber Onkel, werden Sie etwas daran ändern müſſen; denn gewiß werd' ich meinen Vetter nicht heirathen, er iſt ein Sauſewind, ein Lügner, der bey ſeiner Abreiſe ſchwur mich ewig zu lieben, und doch ſeit einem Monathe gar nichts von ſich hören ließ, — er hat mich vergeſſen, ganz gewiß vergeſſen, und ich will mich bemühen ihn nachzuahmen.

Reisheim.

Wirklich?

Amalie.

Sie können ſich darauf verlaſſen.

Reisheim.

In dieſem Falle (macht die Brieftaſche wieder auf, und lieſt) wird Amalie am 6. in ihre Erziehungsanſtalt wieder zurückgeführt, ich reiſe am 8. nach Hamburg ab, und das übrige bleibt wie vorher. Du ſiehſt, ich bin auf Alles vorgeſehen, und du haſt zu wählen.

Amalie.

Meine Wahl iſt getroffen.

Reisheim.

Willſt du Stelling ſehen oder nicht?

Amalie.

Ja, ich will ihn ſehen, ihm gerechte Vorwürfe machen, ihm ſagen, daß ich ihn nicht mehr liebe, und dann mit Ihnen abreiſen.

Reisheim.

Wohlan, ſo will ich gehen ihn in ſeinem Gaſthofe aufzuſuchen, bereite dich, ihn zu empfangen.

Amalie.

Ich bin bereitet, er ſoll ſehen, daß ich Charakter habe.

Reisheim.

Uebrigens kannſt du doch ein wenig Toilette machen, je ſchöner er dich finden wird, je mehr wird's ihn ärgern, ſein Glück verſcherzt zu haben. Adieu mein Kind, ich bitte dich, vergiß nur ja nicht, daß du auf ihn zürneſt, und falle mir ihm etwa um den Hals, wenn ich mit ihm eintrete.

Amalie.

O ſorgen Sie nicht, lieber Onkel.

(Reisheim geht ab.)

Eilfter Auftritt.

Amalie (allein).

Stelling — er wird kommen! Ach, wie mein Herz ſchlägt! Doch nein, nein, er ſoll es nicht gewahr werden. Alle meine Pulſe ſchlagen, doch ſoll ihm kein Blick verrathen, wie theuer er mir war, und — ach! — leider noch immer iſt. Kalt will ich gegen ihn ſeyn, kalt wie Eis, ſpotten will ich, lachen, und ihn ärgern bis auf's Blut. Ach, wenn ich's nur auch im Stande bin!

Zwölfter Auftritt.

Amalie. Stelling (im Schlafrock).

Stelling
(tritt aus dem Kabinett).

Welche Stimme vernahm ich? (Erblickt Amalien). Himmel, ſie iſt's!

Amalie (ſieht ihn).

Ach!

Stelling
(tritt ihr entgegen).

Theure Amalie!

Amalie.

Wer ſind Sie, mein Herr? — Ah Stelling! Ich kannte Sie wirklich nicht in dieſer Kleidung. Woher kommen Sie?

Stelling.

Ich bewohne dieſes Zimmer, der ſüße bekannte Klang Ihrer holden Stimme —

Amalie.

Verzeihen Sie, aber ich kann mich des Lachens nicht erwehren, wenn ich Sie ſo ſehe.

Stelling.

Ach! die Begierde Sie wieder zu ſehen, ließ mich Alles vergeſſen. (Für ſich.) Verdammter Kranz!

Amalie.

Die Campagne-Uniform, ſie ſteht Ihnen wirklich allerliebſt.

Stelling.

Böſe Couſine! Wollen Sie mir ein Verbrechen machen aus dieſem neuen Beweis meiner Zärtlichkeit? Ihre Stimme tönt an mein Ohr, und dringt zugleich in die Tiefe meines Herzens. Ich vergeſſe Alles, eine unüberwindliche Gewalt zieht mich zu Ihren Füßen. Würd' ich Sie lieben, wenn ich erſt daran gedacht hätte, mich zu putzen? — O gewiß, Sie verzeihen mir. Laſſen Sie uns jetzt von nichts Anderm ſprechen, als von unſerer Liebe, von unſerer baldigen Verbindung, und ſagen Sie mir vor Allem, welchem Zufalle verdank' ich das Glück Sie hier zu ſehen?

Amalie.

Die Sache iſt ganz einfach. Der Onkel hat das Commando über ein Schiff erhalten, und will vor ſeiner Abreiſe den Neffen noch ſehen. So eben iſt er ausgegangen, Sie in Ihrer vorigen Wohnung aufzuſuchen. Was mich betrifft, ſo hab' ich ihn hieher begleitet, um — um die Vergnügungen der Hauptſtadt zu genießen, und Ihnen ebenfalls mein Lebewohl zu ſagen.

Stelling.

Ihr Lebewohl?

Amalie.

Allerdings. Einſt dachten wir freylich uns beym Wiederſehen auf ewig zu vereinigen, aber das iſt vorüber. Sie haben mich vergeſſen, einen klaren Beweis davon gibt mir Ihr langes Stillſchweigen, auch ich habe mein Herz befragt, und begebe mich wieder nach Weilheim, um dort die Rückkunft des Onkels zu erwarten.

Stelling.

Laſſen Sie ſich doch erklären —

Amalie.

Kein Wort wenn ich bitten darf.

Stelling.

Mein Herz —

Amalie.

Iſt ein falſches, ungetreues, ein abſcheuliches Herz.

Stelling.

Amalie, ſehen Sie mich an!

Amalie

(ſtellt ſich ſtarr vor ihm hin).

Nun, und was ſeh' ich?

Stelling.

Einen Mann, der Sie nie vergaß, der Sie allein immer liebte, der nichts that, ja, nichts dachte, was ihn Ihrer unwürdig machte.

Amalie (für ſich).

Hübſch iſt er noch immer. (Laut.) Worte, nichts als Worte!

Stelling

(kniet vor ihr nieder).

Ich ſchwöre es Ihnen bey Allem was mir heilig iſt —

Dreyzehnter Auftritt.

Vorige. Reisheim.

Reisheim.

Ein Mann auf den Knien vor meiner Nichte und in Negligée? — Tauſend Bomben und Granaten!

Amalie

(zieht ihn am Kleide).

Fluchen Sie doch nicht ſo, Onkel, es iſt ja —

Reisheim.

Wer iſt's? Wer unterſteht ſich ſo etwas? (Dreht Stelling mit dem Kopfe gegen ſich.) Was ſeh' ich? mein Spitzbube von Neffen!

Stelling.

Ja, Onkel, ich bin's, ich ſtürzte hieher um Sie zu umarmen.

Reisheim.

Mich will er umarmen, und vor meiner Nichte liegt er auf den Knien! — Aufgeſtanden junger Herr, und ſich vorerſt honett angekleidet und in Uniform geworfen, dann wollen wir ſehen was zu thun iſt. Ich bin etwas difficiler als Amalie; einen ſolchen Willkomm leid' ich nicht, er verträgt ſich nicht mit der Achtung, die man mir ſchuldig iſt.

Stelling.

Ich ſchwör' Ihnen, Onkel, es iſt nicht meine Schuld.

Amalie.

Er hörte meine Stimme, und vergaß Alles, um mich zu ſehen.

Reisheim.

Und Mademoiſelle hat auch Alles vergeſſen, um ihn zu hören. Anſtatt den Burſchen zu beſtrafen wie er's verdient, wird ſie ihm geſagt haben, daß ich Willens bin Euch zu verbinden, und daß ich den morgigen Tag zu Eurer Vermählung feſtgeſetzt habe.

Stelling (freudig).

Wär's möglich?

Amalie.

Mein Onkel, das Alles haben erſt Sie ihm in dieſem Augenblicke geſagt.

Reisheim.

Mordelement! das hab ich brav gemacht! Aber weil mir's ſchon einmal entwiſcht iſt, ſo mag's d'rum ſeyn. Ja, Herr Neffe, Sie ſollen noch weiter wiſſen, daß ich in dieſem Augenblicke beym Notar war, und daß er in 10 Minuten hier ſeyn wird. Darum gehen Sie, und ziehen Sie ein hochzeitliches Kleid an, und du Amalie, mache Toilette. Was mich betrifft, ſo ſeh ich wohl aus Euren Blicken, daß Ihr ſchon mit einander einverſtanden ſeyd, und will mich ebenfalls in meine Uniform werfen.

Amalie.

Alſogleich, lieber Oheim. Adieu Stelling. (Sie geht in ihr Gemach.)

Reisheim.

Allons! Allons! Sput' er ſich junger Herr, ſo will ich ihn nicht mehr ſehen.

(Er geht ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Stelling (allein.)

Was hab' ich gehört? — der Notar — der Contrakt — und morgen Vermählung, ich bin außer mir vor Freude! — Es bleibt mir nichts mehr übrig, als mich ſchnell in größten Staat zu verſetzen. — Aber wie das anfangen? Kranz iſt noch nicht zurück. (Tritt zum Fenſter.) Ah, da ſeh' ich ihn! O des Glücks! er bringt mir die Uniform zurück. — Aber was ſeh' ich, er dreht ſich rechts hinüber. (Ruft hinab.) Kranz! Kranz! — Er ſieht herauf, lächelt und ſpricht. (Horcht.) He? Du haſt einen Wechſel von 500 Gulden erhalten, Gut, das kommt zu rechter Zeit. — Ich will mich verheirathen, gib mir nur meine Uniform. — Was? du kannſt nicht? Du willſt ſpielen gehen? Halt! halt! — Er entfernt ſich — o ich Unglückſeliger! Meine Uniform! Meine Uniform! — Fort iſt er! (Tritt vom Fenſter zurück, und läuft wie wahnſinnig herum.) Ich bin verloren! Ich will ihm nachlaufen — aber im Schlafrock? Das geht nicht. (Schreyt.) Johann! Johann!

Fünfzehnter Auftritt.

Stelling. Spitzmaus. Notar.

Stelling

(faßt den eintretenden Spitzmaus beym Hals).

Lauf ihm nach! ſchrey! und bringe mir ihn todt oder lebendig.

Spitzmaus.

Was haben Sie denn? Sie erwürgen mich ja oder ſo was dergleichen.

Stelling.

Ja ſo — Sie ſind's, Herr Spitzmaus?

Spitzmaus.

Ja, ich bin's — und ich laſſe mir nicht umſonſt mein Halstuch zerreißen, und ich leide keine ſolchen extravaganten Streiche in meinem Hauſe. (Zum Notar.) Sie könnten wohl gleich die Güte haben, und könnten dem Herrn im Namen des Gerichtes mores lehren.

Stelling.

Himmel! der Notar ſchon da — Was fang ich an? Das Beſte iſt ich entwiſche. (Springt in ſeine Kammer.)

Notar.

Mein Herr, ich bin kein Häſcher, ſondern ein Notarius publicus et juratus, vom Baron von Reisheim hieher beſchieden, um einen Heirathscontrakt unterzeichnen zu laſſen.

Spitzmaus.

Dort iſt das Zimmer des Herrn Barons. (Für ſich im Abgehen.) Das ſind ſchöne Geſchichten!

Sechzehnter Auftritt.

Notar. Reisheim (in Uniform). **Amalie** (geputzt).

Reisheim.

Ah, Sie ſchon da, Herr Notar? Warum haben Sie nicht einen Schreiber mit ſich genommen? Das wäre in der Ordnung geweſen.

Notar.

Ich will mir ſelbſt das Vergnügen machen, den hohen Herrſchaften die Feder zu reichen.

Reisheim.

Nun meinetwegen. Aber ohne Bräutigam keine Verlobung — wo iſt er denn? Läßt noch warten auf ſich. (Pocht an Stellings Thür.) He Neffe! Neffe!

Amalie.

Wie ſchön er ſeyn wird in der Uniform!

Reisheim.

Mordtauſendelement! er antwortet nicht! Sollte er etwa gar nicht drinnen ſeyn?

Notar.

Wenn der der Bräutigam iſt, der da drin wohnt, ſo iſt er drinnen; ich ſah ihn eben erſt hinein gehen, um ſich anzukleiden.

Reisheim

(pocht noch ſtärker).

He! heraus da! Wir ſind ſchon Alle beyſammen. — Nun wird's? Himmeltauſendelement! (Er ſtößt die Thüre auf.)

Siebenzehnter Auftritt.

Vorige. Stelling (im Schlafrock und in der größten Verwirrung.)

Stelling.

Da bin ich Onkel! Verzeihen Sie, wenn ich warten ließ — aber — die Ungeduld — die Freude — (Für ſich.) Ich weiß gar nicht mehr was ich reden ſoll. (Laut.) Mein Freund Kranz — und mein Bedienter Johann — Uebrigens bin ich ganz zu Befehle. Herr Notar, wo iſt der Contrakt? — Theure Amalie — wir unterzeichnen.

Reisheim.

Nein, das wird nicht geſchehen! eine Verlobung im Schlafrock!

Notar.

Es iſt wahr, gewöhnlich iſt das nicht.

Amalie.

Vetter, haben Sie den Verſtand verloren?

Stelling.

Ja — ich ſeh' es wohl ein — und ich will den Schlafrock gleich ablegen — verzeihen Sie — aber mein Glück — und die Geſchwindigkeit — man denkt nicht auf Alles. (Wirft den Schlafrock ab.) Jetzt bin ich bereit.

Reisheim.

In Hemdeärmeln? Immer beſſer!

Stelling.

Ja freylich — ich ſoll — ich muß die Uniform — (Ruft.) He! Holla! (Für ſich.) Ich werde wüthend! (Laut.) Mein verdammter Bedienter iſt nie da wenn ich ihn brauche. Verzeihen Sie Onkel, wenn ich mich erzürne. (Ruft.) Johann! Johann! — Erlauben Sie Onkel, daß ich den Burſchen zum Fenſter hinauswerfen darf.

Reisheim.

Nein, das darfſt du nicht; aber ſehen will ich den

Burſchen mit ſeiner Livrée, die, wie du mir ſchriebſt, ſo prächtig iſt, und ſo viel gekoſtet hat.

Achtzehnter Auftritt.

Vorige. Johann (in Hemdeärmeln).

Reisheim.

Auch der in Hemdeärmeln! Habt Ihr Euch Alle verſchworen mich wüthend zu machen?

Stelling.

Ich bin's ja auch, Onkel! (Faßt Johann.) Spitzbube! wie kannſt du es wagen dich ſo vor meinem Onkel und meiner Couſine ſehen zu laſſen?

Johann

(leiſe zu Stelling).

Ich komme ſo eben vom Schneider; weil ich kein Geld brachte, ſo hat man mir dort auch mein Röcklein mit Gewalt ausgezogen, und zu dem Andern gelegt.

Stelling (leiſe).

Schweig! (Laut.) Onkel, ich bitte Sie um Verzeihung für den Burſchen.

Reisheim.

Ihm ſey verziehen, aber Dir — niemals! Fort, ich will nichts weiter von dir wiſſen.

Neunzehnter Auftritt.

Vorige. Kranz.

(Kranz tritt durch die Mittelthüre mit einem Schneiderburſchen ein, der Stellings Uniform und Johanns Livrée trägt — er winkt Johann, gibt ihm die Kleider, und dieſer trägt ſie auf deſſen Zeichen ſchnell in Stellings Kabinett. Kranz geht dann mit dem Schneiderburſchen wieder ab. — Dieß Alles geſchieht, ohne daß die Andern etwas davon bemerken.)

Zwanzigſter Auftritt.

Vorige ohne Kranz und Johann.

Amalie.

Vergeben Sie ihm, lieber Onkel!

Reisheim

Marſch fort von hier! ich will nichts weiter wiſſen.

Stelling.

Erbarmen! Soll dieſer kleinen Unart wegen das ganze Band zerriſſen ſeyn?

Reisheim.

Das Band, es muß zerriſſen ſeyn.

Einundzwanzigſter Auftritt

Vorige. Kranz. Gleich nachher Johann.

Kranz.

Was gibt's hier? Man ſtreitet? — Was ſeh' ich Sie Herr Baron hier, und auch die liebenswürdige Amalie?

Reisheim.

Nun endlich ſeh' ich doch einmal Einen, der angekleidet iſt, wie ſich's gehört.

Kranz.

Alles was ich hier ſehe, gibt mir eine gute Vorbedeutung für meinen Freund. Ein Notar hier, der Herr Baron in Uniform, und Fräulein Amalie mit einem Kranz und Schleyer; nur allein meines Freundes Stellings Coſtume derangirt ein wenig meine Idee.

Stelling (für ſich).

Der Verräther!

Reisheim

(auf den Schlafrock zeigend).

Sehen Sie, das iſt ſein hochzeitliches Kleid.

Kranz.

Ah Stelling, was thuſt du denn? Zu ſolchen Feſtlichkeiten gehört ja die Gallauniform.

Stelling (leiſe zu ihm).

Das ſollſt Du mir bezahlen!

Johann

(tritt in Livrée aus der Kammer).

Amalie.

Sehen Sie Onkel, da kommt ſchon der Bediente in Livrée, es läßt ſich hoffen, daß auch der Herr —

Johann (zu Stelling).

Wollen Euer Gnaden nicht Ihre Uniform anziehen?

Stelling (leiſe zu ihm).

Auch du unterſtehſt dich —?

Kranz

(leiſe zu Stelling).

Sie liegt in deinem Zimmer.

Stelling.

Iſt's wahr? — Ich eile! (Läuft in ſein Gemach, Johann folgt ihm.)

Zwey und zwanzigſter Auftritt.

Vorige. Spitzmaus.

Kranz.

Sie ſehen, ein einziges Wort von mir hat ihn wieder vernünftig gemacht. (Zu Amalien.) Vollenden Sie mein Werk, indem Sie ihm Ihre Hand reichen.

Spitzmaus.

Ah, eine Heirath oder ſo was dergleichen, ſo hoffe ich doch, daß Herr Stelling mir ſeine Schuld bezahlen wird.

Reisheim.

Schuld?

Spitzmaus.

Ja, vierhundert acht und ſechzig Gulden 32 kr.

Reisheim.

Eine ſo ennorme Summe, wofür?

Spitzmaus.

Für Wohnung, Eſſen, Wein und ſo etwas dergleichen.

Reisheim.

Schulden machen auch noch? Nein, das iſt zu arg!

Johann (anmeldend).

Mein Herr wird die Ehre haben —

Drey und zwanzigſter Auftritt.

Vorige. Stelling (in Gallauniform).

Stelling (verbeugt ſich an der Thüre).

Amalie.

Ah! jetzt ſieht er zum Küſſen aus.

Kranz.

Tritt doch näher, mein Freund, Herr Spitzmaus erwartet dich, er wünſcht, daß du ihm die vierhundert Gulden bezahlen ſollſt, die wir ihm ſchuldig ſind.

Stelling (für ſich).

Er macht ſich noch einen Spaß daraus mich zu verderben.

Kranz.

Du weißt, daß wir außerdem noch einige Kleinigkeiten ſchuldig ſind, und daß wir übereingekommen ſind, derjenige von uns, der ſich am erſten verheirathet, müſſe Alles bezahlen.

Stelling

(zu Kranz leiſe).

Du folterſt mich langſam.

Reisheim.

Schöne Conduite, das!

Kranz.

Du heirathest jetzt, alſo zahle. — Wir diſputirten dieſen Morgen, wer bezahlen ſollte, ich bin nicht ſo halsſtarrig wie du, ich weiche deiner Großmuth.

Stelling.

Das iſt zu viel! du ſollſt mir Genugthuung geben.

Kranz (lachend).

Ha, ha, ha! Seh' ein Menſch den Tuckmäuſer an, thut als ob ihm eine ſolche Kleinigkeit ungelegen käme, und ich weiß, er hat vielleicht tauſend Gulden im Sack.

Reisheim.

Die wär' ich begierig zu ſehen.

Spitzmaus.

Ich auch.

Kranz (gibt ihm ein Zeichen).

Such' nur nach, ſträube dich nicht, die Herren wollen's ſehen.

Stelling (greift in ſeine Taſchen).

O Himmel! — Ja, es iſt wahr — ich hatte vergeſſen — freylich, da hab' ich ja — Die Liebe hat mir ganz den Kopf verrückt. (Er zieht ein Portefeuille aus der Taſche.)

Amalie (leiſe zu Reisheim).

Hören Sie Onkel? Die Liebe!

Kranz.

Da iſt es, das liebe grüne Portefeuille, welches wir ſo oft leer gefunden haben. (Leiſe zu Stelling.) Alles was drin iſt hab' ich gewonnen.

Stelling

(zu Kranz ſehr freudig, und indem er das Portefeuille durchſucht).

Ich danke dir Freund, daß du mich auf mein

Geld erinnert haſt. (Mit ſtrengem Tone zu Spitzmaus.) Kommen Sie her, Herr Spitzmaus. Sie wollten dieſen Morgen mein Geld nicht annehmen, ſondern nur vön meinem Freunde Kranz bezahlt werden; Sie verdienten, daß ich Ihnen keinen Heller gäbe, allein ich will die Milde vorwalten laſſen. Hier haben Sie einen Wechſel von 500 Gulden an den Ueberbringer lautend.

Spitzmaus.

Ach ich bitte ſehr — es preſſirt ja nicht. (Er nimmt haſtig den Wechſel.)

Stelling (zu Reisheim).

Und Sie, lieber Onkel — Sie ſind reich, ich weiß es, aber auf der Reiſe kann man doch leicht in Verlegenheit kommen, darf ich Ihnen ein paar tauſend Gulden anbieten?

Reisheim.

Der Burſche foppt mich noch!

Kranz (zu Reisheim).

Geniren Sie ſich nicht! er hat's ja genug. (Nimmt das Portefeuille und übergibt es Amalien.) Den Reſt wollen wir in des Fräuleins Hände legen, zur Sicherheit unſerer andern Gläubiger.

Stelling.

Ja, mein Freund, ich bezahle alle deine Schulden.

Reisheim.

Soll mich der Henker holen, wenn ich von alledem ein Wort begreiſe.

Kranz (ernſthaft).

Das alles that die Liebe.

Amalie.

Hören Sie Onkel, die Liebe!

(Man hört von Weitem militäriſche Muſik.)

Kranz.

Das iſt der Marſch unſers Regiments. Ich habe meine Compagnie hieher beſtellt, ſie ſollen Alle den Heirathscontrakt mit unterzeichnen.

Reisheim.

Wie, die ganze Compagnie?

Stelling.

Das iſt eine Aufmerkſamkeit für Sie, lieber Onkel; Kranz weiß, daß Sie die Uniformen lieben.

Reisheim.

Ja, das thu ich. — Und nun, Kinder, gebt Euch die Hände. Ich hoffe, wenn der Sauſewind einmal gefeſſelt iſt, ſo wird er klüger werden.

Spitzmaus (für ſich).

Oder ſo was dergleichen.

(Der Vorhang fällt.)

Inhalt

der bereits erſchienenen ſechzehn Jahrgänge.

Erſter Jahrgang.

Haß allen Weibern, Luſtſpiel in einem Aufzuge. Frey nach dem Franzöſiſchen des Bouilly. In Alexandrinern bearbeitet.

Der kurze Roman, oder: **Die närriſche Wette**, Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Der Ehenſtifter, oder: **Die beiden Offiziere.** Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Die ſpaniſche Wand. Dramatiſche Kleinigkeit in einem Aufzuge. Frey nach dem Franzöſiſchen.

Die Ehemänner als Junggeſellen. Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Zweyter Jahrgang.

Die Schauſpielerinn. Luſtſpiel in drey Aufzügen, nach dem Franzöſiſchen, im Versmaß des Originals.

Wahnſinn. Drama in einem Aufzuge. Als Seitenſtück zu **Nina.** Nach dem Franzöſiſchen le delir frey bearbeitet.

Abneigung aus Liebe. Luſtſpiel in freyen Verſen und einem Aufzuge.

Der alte Jüngling. Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach dem Franzöſiſchen.

Verlegenheiten und Auswege. Poſſe in einem Aufzuge, frey nach dem Franzöſiſchen.

Dritter Jahrgang.

Peter und Paul. Luſtſpiel in drey Aufzügen. Als Seitenſtück zum Mädchen von Marienburg und dem liefländiſchen Tiſchler. Nach dem Franzöſiſchen des Lamarteliere.

Der Raſttag. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nach dem Franzöſiſchen des Bouilly.

Die beyden Ehen. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nach dem Franzöſiſchen des Etienne.

Der Wilddieb. Liederſpiel in einem Aufzuge.

Der Sie. Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Vierter Jahrgang.

Verkannte Treue. Drama in drey Aufzügen, nach Pelletier Volmeranges.

Die Zeche, oder: Gaſtwirth und Bürgermeiſter in einer Perſon. Krähwinkliade in einem Acte, nach einer wahren Anecdote.

Narrheit und Narrethey. Luſtſpiel in einem Act, nach Deſaugiers.

Die hölzerne Uhr. Drama in einem Acte, nach Bernard Valville.

Raphael. Luſtſpiel in Alexandrinern und einem Aufzuge.

Fünfter Jahrgang.

Czaar Iwan. Dramatiſirte Anecdote in zwey Acten.

Die Papageye. Luſtſpiel in einem Act. Nach dem franzöſiſchen Vaudeville: les Perroquets de la mère Philippe.

Die Bittſteller. Luſtſpiel in einem Acte. Nach Melesville.

Das Kammermädchen. Luſtſpiel in einem Act. Frey nach Longchamps.

Der Diener ſeines Nebenbuhlers. Luſtſpiel in einem Acte.

Sechster Jahrgang.

Der Prinz kommt! Luſtſpiel in einem Acte. Nach dem Franzöſiſchen des Rougemont.

Thomi, oder: Die Stimme der Natur. Drama in zwey Aufzügen, dem Franzöſiſchen nachgebildet.

Der Weibertauſch. Luſtſpiel in einem Acte. Nach dem Franzöſiſchen der Herren Dartois und Achille.

Der Einſiedler im Lerchenwalde, oder: Die geheimnißvolle Laube. Luſtſpiel in einem Acte. Nach einem franzöſiſchen Vaudeville der Herren Theaulon und Capelle.

Siebenter Jahrgang.

Gleiche Schuld. Gemählde unſerer Zeit in drey Aufzügen.

Die ſeltſame Lotterie. Luſtſpiel in einem Acte.

Die Tauben. Schwank in einem Acte. Als Seitenſtück zu den Papageyen.

Die Puppe, oder: Die kleine Schweſter der Geliebten. Luſtſpiel in einem Acte, nach Scribe und Melesville.

Achter Jahrgang.

Der buckelige Liebhaber. Luſtſpiel in einem Act, nach einem franzöſiſchen Vaudeville.

Hochzeit-Fatalitäten. Poſſe in einem Acte.

Das Stelldichein um Mitternacht. Luſtſpiel in einem Acte, nach dem Franzöſiſchen l'echelle de soie.

Das Fläſchchen Köllnerwaſſer, oder: Denkſchrift eines Huſarenoffiziers. Luſtſpiel in einem Acte, nach Scribe.

Die Verſchwornen. Oper in einem Acte.

Neunter Jahrgang.

Gabriele. Drama in drey Aufzügen. Nach der Valerie der Herren Scribe und Melesville.

Die junge Tante. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nach Melesville.

Emmy Teels. Drama in drey Aufzügen. Nach Pixerecourt.

Zehnter Jahrgang.

Der Großpapa. Luſtſpiel in einem Acte, nach dem Franzöſiſchen der Herren Scribe und Melesville.

Liebeszunder. Luſtſpiel in einem Acte, nach dem Franzöſiſchen der Herren Scribe und Delavigne.

Die Zauberlaterne. Luſtſpiel in zwey Acten. Frey nach Scribe und Dupin.

Fünf ſind Zwey, oder: Domeſtikenſtreiche. Luſtſpiel in einem Acte. Frey nach dem Franzöſiſchen.

Eilfter Jahrgang.

Ehelige Strafe. Luſtſpiel in einem Act, in freyen Verſen.

Der Kuß durch einen Wechſel. Poſſe in einem Act. Nach Scribe.

Urika, die Negerinn. Drama in einem Acte. Nach dem Franzöſiſchen.

Gutes Beyſpiel. Luſtſpiel in einem Act. Nach dem Franzöſiſchen des Theaulon.

Klimpern gehört zum Handwerke. Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach Scribe.

Zwölfter Jahrgang.

Erſte Liebe, oder: Jugend-Erinnerungen. Luſtſpiel in zwey Acten, nach dem Franzöſiſchen des Scribe.

Die Piſaniſchen Brüder. Drama in drey Acten, nach dem Italieniſchen des Federici.

Zwey Freunde und ein Rock. Poſſe in einem Act, nach einem franzöſiſchen Vaudeville.

Das einſame Haus. Luſtſpiel in drey Aufzügen, nach dem Franzöſiſchen.

Dreyzehnter Jahrgang.

Der Haustyrann. Charakter-Gemählde in drey Aufzügen, nach Alexander Duval.

Das Anekdotenbüchlein. Luſtſpiel in einem Acte. Nach dem Franzöſiſchen der Herren Scribe und Delavigne.

Der Perrückenmacher und der Haarkünſtler. Poſſe in einem Acte, frey nach dem Franzöſiſchen.

Die beyden Duennen. Dramatiſche Bagatelle in einem Act, dem Franzöſiſchen des Brazier nachgebildet.

Der Soldat ganz allein. Komiſches Zwiſchenſpiel in einem Auftritte. Nach einer Anekdote.

Vierzehnter Jahrgang.

Yelva, oder: die ruſſiſche Waiſe. Drama in zwey Abtheilungen nach dem Franzöſiſchen des Scribe.

Die zänkiſchen Brüder. Familiengemählde in drey Aufzügen. Nach dem Franzöſiſchen des Collin d'Harleville.

Lully und Quinault, oder: die Künſtler in Verlegenheit. Luſtſpiel in einem Aufzuge, und in Verſen nach dem Franzöſiſchen.

Fünfzehnter Jahrgang.

Eine für die Andere. Luſtſpiel in drey Aufzügen.

Diana von Poitiers. Geſchichtliches Luſtſpiel in zwey Acten, frey nach dem Franzöſiſchen.

Die in ein Weib verwandelte Katze. Operette in einem Acte, nach dem Franzöſiſchen der Herren Scribe und Melesville.

Sechzehnter Jahrgang.

Johann Haſel, oder: Umwandlung durch Liebe. Gemählde unſerer Zeit in vier Abtheilungen. Nach dem Franzöſiſchen des Theaulon frey bearbeitet.

Zwey Jahre nach der Hochzeit, oder: An wem iſt die Schuld? Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nach Scribe und Melesville.

Uniform und Schlafrock. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nach dem Franzöſiſchen bearbeitet.

Dramatiſches
Sträußchen
für das
Jahr 1832.

N. HOF THEATER

Von

J. F. Caſtelli.

Siebenzehnter Jahrgang.

Wien
Gedruckt und im Verlage bey J. B. Wallishauſſer.

WÜRTT LANDESBIBLIOTHEK
STUTTGART

Seinem hochverehrten Freunde

dem Wohlgeborenen

Freyherrn

J. Jakob von Geymüller

mit innigſter Hochachtung

gewidmet

von dem Verfaſſer.

Zueignung.

Nicht als ein Supplikant
Komm' ich zu Deiner Thüre,
Ein Büchlein in der Hand
Im Maroquinpapiere,
Und reich' es, Gönner, Dir
Mit demuthvollen Mienen,
Erwartend ob dafür
Ein Lohn mir werde grünen;

Pfuy, wer ſein bischen Kunſt
Aufdrängt großmüth'gen Reichen,
Weil er von ihrer Gunſt
Broſamen will erreichen; —
So tret' ich nicht heran,
Ein Buch Dir aufzudringen,
Du nähmeſt es nicht an,
Und ich — ich würd's nicht bringen.

Nein, weil es hoch mich ehrt!
Mich Deinen Freund zu nennen,
Und weil mir's unverwehrt
Dieß offen zu bekennen,
Drum ließ an Sträußchens Rand
Ich Deinen Nahmen ſetzen;
Nimm's an, — drück' mir die Hand —
Den Lohn weiß ich zu ſchätzen.

Wien im Oktober 1831.

J. F. Caſtelli.

Der Liebe Liſtgewebe.

Intriguen-Poſſe in drey Aufzügen.

Perſonen.

Don Pedro de Rocca.
Flora de Raganza, ſeine Mündel.
Donna Brigitta Alcyrn's, ihre Gouvernante.
Tarugo, Verwalter des Landhauſes des Don Pedro.
Conſtango.
Don Gomez de Ribera.
Don Alberto, ſein Neffe, Rittmeiſter.
Masquitto, Alberto's Reitknecht.
Erſter
Zweyter } Arzt.
Dritter
Ines,
Pollonia, } Flora's Geſpielinnen.
Diener des Don Pedro.
Junge Dorfmädchen.
Ein Notar.

(Die Scene iſt einige Meilen von Toledo auf dem Landhauſe des Don Pedro. Die Bühne ſtellt durch alle drey Akte ein Luſtwäldchen in dem Garten des Don Pedro vor. Ein kleiner Flügel des Landhauſes iſt von einer Seite ſichtbar. Mehrere Alleen bilden die Ausgänge. Auf jeder Seite ſteht eine Raſenbank und zwar jene rechts in einer ſehr ſtark verwachſenen Laube, jene links bey einem Gartentiſchchen. Mehrere Gartenſtühle rings umher. Blumenbeete, Vaſen mit Blumen und einige Statuen geben dem Ganzen ein freundliches Anſehen.)

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Conſtango (allein; er kommt aus einer Allee zur Linken, und geht zu einer andern zur Rechten, um durch ſelbe entlang hinabzuſehen).

Noch Niemand! — Bin doch hier, zu hören, um was es ſich eigentlich handelt! — Nun, nur Geduld. — Als Thorwärtel darf ich das Haus nicht verlaſſen, mein voriger Herr muß alſo ſchon ſo gütig ſeyn hieher zu kommen, wenn er mir Etwas zu ſagen hat. Nach 6 Jahren ſah' ich ihn geſtern zum erſtenmahle im Dorfe unten, und da ich mich nicht ſo lange dort aufhalten durfte, um ihm Rede zu ſtehen, ſo beſtellte ich ihn heute um dieſe Stunde hieher in unſern Garten. (Zieht eine große ſilberne Sackuhr heraus.) Ja, ja, muß bald kommen. Iſt gar ein braver liebenswürdiger Mann, Don Gomez de Ribera, und moraliſch — hu! — Er erlaubt Wein zu trinken, weil der Wein gut iſt, er erlaubt verliebt zu ſeyn, weil die Weiber liebenswürdig ſind; kurz er iſt ein vernünftiger Mann, der mit der armen Menſchheit Mitleiden hat, und alſo gerade das Gegentheil von meinem jetzigen Herrn Don Pedro de Rocca.

Zweyter Auftritt.

Conſtanzo. Don Gomez.

Gomez
(erſcheinet geheimnißvoll in der Allee zur Rechten).

Guten Morgen, Conſtanzo!

Conſtanzo.

Sie ſind pünktlich, Sennor!

Gomez.

Ja, die Sache leidet auch keinen Aufſchub. Sage mir vor Allem, ſind wir an dieſem Platz vor allen Blicken und Ohren ſicher?

Conſtanzo.

Was die Ohren betrifft, ſo gäb' es zwar einige in unſerm Hauſe, die bis daher reichten, aber die liegen noch auf dem Polſter.

Gomez.

Gut. — Für's Erſte alſo: (er tritt vor) nennt ſich die junge Sennora, welche in Eurem Hauſe eingeſperrt gehalten wird, nicht Flora de Raganza?

Conſtango.

Ganz recht, die junge Sennora nennt ſich Flora de Raganza und iſt die Mündel des Don Pedro de Rocca, einſtmals Prokurator, jetzt von ſeinen Mitteln lebend.

Gomez.

Was iſt Pedro für ein Mann?

Conſtango.

Ein Mann in den beſten Jahren, zwiſchen 50 und 60, reich als ob er in ſeinem Leben keinen redlichen Prozeß geführt hätte, häßlich — nun ſchon entſetzlich, ein Bär, ein Argus, boshaft, argwöhniſch, geheimnißvoll, der Waſſer trinkt aus Geiz und uns zwingt daſſelbe zu thun.

Gomez.

Und die Mündel?

Conſtango.

Das Gegentheil von Alledem. Sanft, ſchön, liebenswürdig, intereſſant und unglücklich.

Gomez.

Man ſagt, ſie ſey krank?

Conſtango.

Ja, ſehr krank — das will ſagen, krank und nicht krank.

Gomez.

Ich verſtehe dich, — die Aerzte reden ſie vielleicht krank?

Conſtango.

Nein, das iſt eben das Sonderbare. Hier iſt eine Krankheit ohne Arzt.

Gomez.

O Wunder! — Wie iſt das möglich?

Conſtango.

Sie müſſen vor Allem wiſſen, daß Flora einſt ein großes Vermögen zu erwarten hat. In des Mädchens zarteſter Jugend faßte ihr Vormund eine heftige Liebe—

Gomez.

Zu ihr?

Conſtango.

Nein, zu ihrem Gelde. — Als die Mündel älter wurde, und dieſe Liebe zu dem Gelde immer beſtändig blieb, ſuchte ſie der Vormund pfiffiger Weiſe in eine Liebe zu der Perſon zu maskiren.

Gomez.

Derley Liebeleyen ſieht man zu Duzenden.

Conſtango.

Allein Flora, die an allen Seufzern des Alten kein Intereſſe nahm, faßte vielmehr eine Zuneigung für einen jungen Rittmeiſter, den ſie faſt alle Tage — zufällig — bey einer ihrer Freundinnen ſah.

Gomez.

Gut. — Aber wenn ſie den jungen Mann liebte, warum entfernte ſie ſich denn von Toledo ſo plötzlich, ohne auch nur eine Spur zu hinterlaſſen, wohin ſie gegangen ſey?

Conſtango.

Aus Verdruß, mein Herr — aus purem Verdruß. Die Männer ſind heut zu Tage ſehr unbeſtändig (karikirt pathetiſch) alſo ganz der Gegenſatz von den Frauen. Stellen Sie ſich vor, Flora erhält eines Tages die Nachricht, daß der Rittmeiſter mit einer nagelneuen Geliebten die Stadt bereits verlaſſen habe.

Gomez.

Nicht möglich! der junge Offizier hat nie aufgehört ſie zu lieben.

Conſtango.

Oh! ich meines Theils, habe das Ding gleich gemerkt. Der alte Fuchs hat das Liebesverſtändniß der jungen Leute entdeckt, und um ſie zu trennen, ſeine Mündel mit einer erdichteten Untreue hintergangen.

Natürlich wirkte das, und man brachte die Arme unter dem Vorwande, ſie zu zerſtreuen, auf dieſes Landhaus. Hier verlieren nun die Augen ihr Feuer, die Wangen ihre Roſen, und ich glaube Flora würde gar ſterben, wenn es nicht ſchon lange aus der Mode wäre vor Liebe zu ſterben.

Gomez.

Stirbt auch hier und da Einer, ſo folgt die Auferſtehung gleich wieder hinterdrein.

Conſtango.

Der grauſame Vormund ſucht nun auf alle mögliche Weiſe zu hindern, daß ſie in keine Berührung mit der Welt komme und etwa auf dieſe Art Nachrichten von ihrem Geliebten erhalte. Er ſucht ſie zu überreden, daß ſie wirklich ſehr krank ſey. In ein abgelegenes Zimmer hat er ſie eingeſchloſſen, in welchem ſich nicht einmahl ein Spiegel befindet. Er ſelbſt ſagt ihr alle Tage, wie ihre Züge verändert ſeyen, und alle Hausleute haben den Befehl, ſie ihrer Bläſſe, ihres kranken Ausſehens wegen zu bedauern, ſo oft ſie ſie anſichtig werden.

Gomez.

Nun begreif' ich. — Ein Weib, die ſich nicht mehr hübſch glaubt, hält ſich auch ſicher ſchon für halb todt.

Conſtango.

So kömmt es denn, daß ſie oft Wochen lang ihr

Zimmer nicht verläßt, in welchem ein immerwährendes Halbdunkel herrſcht, und daß ſich die Melancholie ihrer Seele bemeiſtert.

Gomez.

Ein armes Mädchen auf dieſe Art um ihre Ruhe und ihre Geſundheit zu betrügen, iſt ſchändlich; lieber die ſchöne Blume verwelken laſſen, als einer glücklicheren Hand erlauben ſie zu brechen!

Conſtanzo.

Uebrigens hofft Flora noch immer.

Gomez.

In ihrem Zuſtande?

Conſtanzo.

Der Alte gibt ja vor, er könne ihr die Geſundheit wieder verſchaffen.

Gomez.

Iſt er denn Arzt?

Conſtanzo.

Im Gegentheile, wenn er Arzt wäre, würd' er ſie nicht heilen können. — Aber darf auch ich fragen, Sennor, was für einen Theil Sie an der ganzen Geſchichte nehmen?

Gomez.

Ich wünſche das arme Mädchen mit dem Rittmeiſter Alberto wieder zu vereinigen, der ſie noch immer liebt, und deſſen Onkel ich bin. — Nach 6 Monathen fruchtloſer Nachforſchungen hat er endlich Florens Aufenthalt entdeckt. Ich kenne Alberto, ſeine Liebe zu dem Mädchen und ſeine Heftigkeit, wodurch er Alles verderben würde. Ich verſprach ihm beyzuſtehn, unter der Bedingung, daß er mir Alles überlaſſen und die Frucht meiner Bemühungen in dem Gaſthauſe abwarten ſollte, in welchem wir abgeſtiegen ſind. — Für's Erſte: wie befreyen wir Flora aus der Gewalt des alten boshaften Pedro?

Conſtango.

Dieſes Erſte iſt gerade das Schwerſte. — Hören Sie, Sennor! Ich raiſonnire ſo: Don Pedro bezahlt mich mit dem Golde ſeiner Mündel, eigentlich bin ich alſo in Florens Dienſten, und zu ihrem Nutzen will ich Ihnen hülfreiche Hand leiſten.

Gomez.

Weißt du ein Mittel?

Conſtango.

Keines.

Gomez.

Näherſt du dich Floren öfters?

Conſtango.

Sie kommt nicht aus ihrem Zimmer und ich nicht aus meinem, und ſo begegnen wir uns nie.

Gomez.

Was für Leute ſind denn hier im Hauſe? Lehre ſie mich ein bischen kennen.

Conſtanzo.

Die Hauptperſon, Don Pedro, hab' ich Ihnen ſchon mit allen ſeinen Reizen beſchrieben. Außer ihm iſt noch eine zweyte Antiquität hier. Donna Brigitta Aleyrn's, Florens Gouvernante, ihrem Aeußerlichen nach ſo ziemlich nach dem Herrn vom Hauſe zugeſchnitten, häßlich, eine wahre Hexe, mürriſch, zänkiſch, und ſcharfſichtig, wie alle alten häßlichen Weiber, welche junge Mädchen zu bewachen haben. Mit einem Worte ein weiblicher Argus, der die arme Flora nicht eine Minute verläßt, wenn der Alte abweſend iſt.

Gomez.

Alt und häßlich? — Der iſt ſchwer beizukommen.

Conſtanzo.

Weiter zwey junge Perſonen, Nichten der Donna Brigitta, Florens Geſpielinnen, wahre Gänschen, auf die wir nicht rechnen können. Dann ein Herr Tarugo, Hausverwalter, Hausmeiſter, wie Sie ihn immer nennen wollen, eine Art Spürhund des Alten, deſſen wir uns zuerſt zu entledigen ſuchen müſſen.

Gomez.

Wie ſieht er aus, woraus erkennt man ihn?

Conſtanzo.

Mehr groß als klein, etwas ſchmeerbäuchig, ungeheure Füße; wenn er noch Ueberſchuhe trägt, ſo meint man zwey Fregatten ankommen zu ſehen — dicken Kopf — rothes Geſicht. Die Leute ſagen es ſey vom Weine, ich aber ſage, es ſey vom Trinken — ſchwarzem Rock, kurz abgetragene lange rothe Plüſche-Weſte und meiſtens veilchenblaue kurze Beinkleider.

Gomez.

Gut.

Conſtanzo.

Außer dieſen Perſonen quaestionis iſt noch eine Rudel von Bedienten im Hauſe, welche der alte Herr aber pfiffig genug aus den Aelteſten und Häßlichſten ausgewählt hat, um, ihnen gegenüber, bey ſeiner Mündel noch für jung und ſchön zu gelten.

Gomez.

Wir wollen den Kampf beginnen und für's Erſte die Avantgarde vorrücken laſſen. (Er zieht einen Brief aus der Taſche.) Suche dieſen Brief Floren in die Hände zu ſpielen — aber wage nichts, bedenke, dieſer Brief enthält all' unſre Pläne und Hoffnungen.

Conſtanzo.

Er ſoll in die rechten Hände kommen.

Gomez.

Du biſt unſer Alliirter. (Indem er ihm eine volle Börſe reicht.) Hier ſind Subſidien.

Conſtango.

Behalten Sie, Sennor, ich diene aus Menſchlichkeit, nicht aus Intereſſe.

Gomez.

Aus welchem Lande biſt du, Freund?

Conſtango.

Hier geboren und erzogen.

Gomez.

So gehörſt du zu den Merkwürdigkeiten des Landes. Nun du ſollſt nichts dabei verlieren. Lebe wohl, man kömmt, ich entferne mich. (Zur Rechten ab.)

Conſtango.

Und ich gehe in mein Obſervatorium, damit man keinen Verdacht ſchöpfe. (Ab.)

Dritter Auftritt.

Don Pedro

(allein; er kommt von der Seite des Landhauſes und reibt ſich vergnügt und ſelbſtzufrieden die Hände).

Ob ich ein feiner Mann bin? Ob ich Alles ſehe, Alles höre? Antwort: — Ja! Ob man mir ein X für ein U machen, ob mich Jemand überliſten kann? — Antwort: — Nein! — Meine treuen Domeſtiken machen jetzt in und um den Park ihre gewöhnliche Morgenrunde und wenn ſich auch nur ein verdächtiges Gräslein irgendwo blicken läßt, ſie verrathen's — ſie bringen mir's. — Glücklicher Don Pedro, durch deine Thätigkeit, durch deine Feinheit wirſt du der Gatte Florens, und einer der reichſten Männer in Toledo werden. Der liebe Gott gebe ſeinen Segen dazu. Wir wollen uns aufopfern. — Horch! ja da kommen meine Leute ſchon zurück, mir ihren Rapport abzuſtatten.

Vierter Auftritt.

Don Pedro. Mehrere Diener.

Pedro.

Nun meine Lieben — habt Ihr Eure Morgenrunde ſchon gemacht? Hat ſich nichts Verdächtiges blicken laſſen?

Erſter Diener.

Wir haben Niemand geſehen als Sie Sennor!

Pedro.

Das iſt gut. — Sagt mir, wißt Ihr auch nicht, warum ich Euch jeden Morgen dieſe geſunde Bewegung machen heiße?

Zweyter Diener.

Nein, wir wiſſen's nicht.

Pedro.

Das iſt ebenfalls gut!

Erſter Diener.

Wir möchtens aber gerne wiſſen.

Pedro.

Mein Freund, was dich nicht brennt, das blaſe nicht.

Erſter Diener.

Aber es iſt doch hübſch, wenn man weiß, warum man Etwas thut, und wenn man nicht gerade wie eine Maſchine handelt.

Pedro.

O lieber Gott, viele größere Herren als Ihr ſeyd, ſind in demſelben Falle, damit tröſtet Euch. — Jetzt geht und ſeyd verſchwiegen.

Zweyter Diener.

Wir haben leicht verſchwiegen ſeyn, wir wiſſen ja nichts.

Pedro.

Uebrigens verdient Euer Eifer Belohnung. Begebt Euch zu meinem Haushofmeiſter, und holt Euch —

Erſter Diener.

O, der Großmuth! —

Pedro.

Holt Euch — (zieht die Doſe heraus und ſchnupft eine Priſe) die weitern Befehle.

Zweyter Diener.

Wir danken ſchön. (Zu den Uebrigen.) Kommt, der Herr hat heute ſeinen freygebigen Tag.

(Alle Diener ab.)

Fünfter Auftritt.

Don Pedro (allein).

Das muß wahr ſeyn, brave, treue Diener hab' ich, — das macht, weil ich ſie knapp halte. Wie ein ſolcher Menſch, der zum Sclaven geboren iſt, in Ueberfluß lebt, wird er auch übermüthig und dünkt ſich ſelbſt ein Herr zu ſeyn. — Und dann: in Geld und Liebeshändeln muß man keinen Vertrauten haben. — Ach da kommt Brigitta und Tarugo — eben recht.

Sechster Auftritt.

Don Pedro. Brigitta. Tarugo.

Pedro.

Kommt, Freunde, ich habe mit Euch Manches zu berathſchlagen. — Ihr Beyde ſeyd die Grundpfeiler, auf welche ich mein Glück bauen will.

Brigitta (leiſe zu Pedro).

Wie, Sie ziehen den alten Fuchs in Ihr Vertrauen?

Pedro (leiſe zu ihr).

Ich brauche ihn.

Tarugo (leiſe zu Pedro).

Sennor, Sie verlaſſen ſich auf die alte Hexe?

Pedro (leiſe zu ihm).

Sie iſt mir nothwendig. (Für ſich.) Sie haſſen ſich, deſto beſſer. Der Herr iſt am beſten daran, wenn die Hausleute einander nicht gut ſind. (Laut.) Hört, meine Lieben: Ich habe geſtern das Glück gehabt, dem Poſtmeiſter einen Brief abzuſchwatzen, in welchem der Geliebte Floren meldet, daß er ihren Aufenthalt entdeckt habe und nicht ſäumen werde, ſich hier einzufinden.

Brigitta.

Stellen Sie ſich auf die Hinterfüße; Sennor wäre verloren, wenn ihn Flora zu Geſichte bekäme.

Tarugo.

Ja, ja, auf die Hinterfüße.

Pedro.

Ha, ha, ha! Wir ſind nicht ſo leicht zu überliſten.

Tarugo.

Recht, das ſind wir nicht.

Pedro.

Seht, folgenden Plan: Flora hat eingewilligt endlich einmahl ihr Zimmer zu verlaſſen und hier im Garten ſpazieren zu gehen. — Bey dieſer Promenade nun wird ſie wohl bemerken, daß ſie ihre Kräfte noch nicht ganz verlaſſen haben, wie ſie bisher ſich einbildete. Ich erſcheine, mache ihr einige Komplimente über ihre Wiedergeneſung, ihre Geſtalt, die Friſche ihrer Farbe, und ſie — ſie wird ſich für ganz geheilt halten.

Tarugo.

Schön, aber was folgt daraus?

Pedro.

Daraus folgt, daß ſie ſich wird beſtimmen laſſen, dieſen Ort zu verlaſſen, wo ihr ohnehin nichts gefallen kann.

Tarugo.

Natürlich, ſie ſieht ja Niemanden als uns.

Pedro.

Tarugo! geh — ſieh zu, daß der geſchloſſene Wagen bereit ſtehe, und beym erſten Zeichen am kleinen grünen Thürchen vorfahre. — Wir reiſen auf ein anderes Landgut, und der verliebte Herr Rittmeiſter mag hier erſcheinen, wann er will.

Tarugo.

Ja, wann er will. — Alles leer! — Niemand mehr da! recht iſt's! — ich gehe den Wagen zu beſorgen. (Geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Pedro. Brigitta.

Pedro.

Jetzt beantworten Sie mir eine Frage, Sennora Brigitta! Sie haben Gelegenheit gehabt, Floren kennen zu lernen. Wenn ſie den Gegenſtand ihrer Neigung nie mehr ſehen wird, glauben Sie, daß ſie endlich mir ihre Hand ſchenken werde?

Brigitta.

Sennor! — Wer weiß? — Man ſieht heut zu Tage ſo ſonderbare Neigungen. — Zum Beyſpiel: die Corrigidors Tochter von Naganza hat einem Einäugigen ihr Herz geſchenkt. — Die ſchöne junge Müllerin von Alertos brennt für einen Krummen; in Toledo haben wir Beyſpiele genug, daß eine jugendliche Schönheit einem Alten, eine Frau von Geiſt dem größten Dummkopf ihre Hand gereicht hat. — Hoffen Sie immer, Sennor!

Pedro.

Die Hoffnung hält mich aufrecht. Aber ich bitte Sie, ſprechen auch Sie zu meinen Gunſten?

Brigitta.

Ich verſäume gewiß keine Gelegenheit, Sie dem Mädchen von der beſten Seite darzuſtellen.

Pedro.

Loben Sie ihr meine Geſtalt?

Brigitta.

Das kann ich nicht.

Pedro.

Meine Liebenswürdigkeit?

Brigitta.

Auch nicht! — Ich kann ſie ja nicht von Dingen überreden, die ſogleich in die Augen fallen.

Pedro.

So ſagen Sie ihr, daß ich ein Ehrenmann ſey.

Brigitta.

Recht, das ſieht man nicht gleich. — Aber Alles dieß bringt keine große Wirkung hervor.

Pedro (unmuthig).

Ey, dann verſteh'n Sie ſich nicht darauf. Laſſen Sie mir die Kleine auf ein Viertelſtündchen in den Garten herabkommen.

Brigitta.

Wie Sie befehlen. (Bey Seite im Abgehen.*) Der alte Narr, auf Mädchen unſers Gleichen will er noch einen Eindruck machen!

Achter Auftritt.

Pedro (allein, reibt ſich vergnügt die Hände).

Wird gehn, muß gehn! Mich hat noch Keiner überliſtet. War einſt Prokurator, kenne alle Kniffe und Pfiffe der löblichen Juſtiz, welche doch jene eines Verliebten weit überwiegen, werde mit dieſem auch fertig werden. — (In die Scene ſehend.) Ach, da kommt Conſtanzo. Der Kerl ſcheint mir noch der durchtriebenſte von allen meinen Leuten zu ſeyn. Hm! Aber er iſt mir getreu wie Gold und ich bediene mich ſeiner, ohne ihn in meine Karten gucken zu laſſen. Iſt das Spiel zu Ende, ſo erhält er ſeinen Abſchied und damit Holla!

Neunter Auftritt.

Pedro. Conſtanzo.

Conſtanzo.

Sennor haben mich rufen laſſen.

Pedro.

Höre mich, Conſtanzo. Du weißt, welches Vertrauen ich in dich ſetze.

Conſtanzo.

Meine Treue, gnädiger Herr, gleicht ganz dieſem Vertrauen.

Pedro.

Ich will dir ein großes Geheimniß anvertrauen.

Constango.

Sie können mir es alſo nicht verſchweigen, Sennor?

Pedro.

Ich kann nicht, und will auch nicht.

Constango.

Dann kann und will ich auch ſchweigen.

Pedro.

Meine Mündel wird heute herabkommen in den Garten.

Constango.

Obſchon ſie krank iſt?

Pedro.

Sie iſt's nicht mehr, oder vielmehr, ich will nicht mehr, daß ſie krank ſeyn ſoll.

Constango.

Ah! dazu haben Sennor gewiß Ihre Urſachen.

Pedro.

Gute Urſachen.

Constango.

Ich frage nicht darum.

Pedro.

Ich würde ſie dir auch nicht ſagen.

Conſtango.

Sie wollen vermuthlich den Verſuch anſtellen, ob die Geſundheit Ihrer Liebe günſtiger ſey als die Krankheit.

Pedro.

Ich muß dir ſagen, mein Lieber, ich beſchäftige mich nur mit Florens Glück.

Conſtango (ſchnell).

Sie wollen ſie alſo nicht heirathen?

Pedro.

Im Gegentheil.

Conſtango.

Ich bin ſtets Ihr unterthäniger Diener. — Was haben Sie mir zu befehlen?

Pedro.

Sobald meine Diener von ihren Nachſuchungen außer der Gartenmauer, zurückgekommen ſind, führſt du ſie alle in den Garten her, ſuchſt Flora auf, und ſobald ihr ſie anſichtig werdet, ſo verwundert ihr Euch über ihr gutes Ausſehen, über die Friſche ihrer Geſichtsfarbe; ihr wünſcht ihr Glück zu ihrer gänzlichen Geneſung, und ſagt ihr, daß ſie blühe wie eine junge Roſe.

Conſtango.

Ganz recht, wir wollen uns pflichtſchuldigſt verwundern; aber wozu ſoll das führen?

Pedro (grob).

Das geht dich nichts an. (Schnell wieder höflich.) Du ſiehſt, ich vertraue dir.

Conſtango.

Werde Ihr Vertrauen auch gewiß nicht mißbrauchen.

Pedro.

Ich gehe jetzt zu Floren; halte dich bereit, erfülle meine Befehle auf's Pünktlichſte, dein Sohn iſt gewiß.

Conſtango

(die Hand auf's Herz legend).

Er iſt hier, Sennor!

Pedro.

Recht, mein Sohn, der iſt noch ſicherer und beſſer (im Abgehen für ſich) und ich erſpare den meinigen dabey.

Zehnter Auftritt.

Conſtango (allein.)

Flora kommt alſo in den Garten herab! — Prächtig! — da hab' ich ja die beſte Gelegenheit ihr das Briefchen zuzuſtecken, das mir Don Gomez gegeben hat. — Uebrigens müſſen *wir* auf unſerer Hut ſeyn. — Don Pedro führt etwas im Schilde. Umſonſt läßt er Floren nicht geſund werden, beſonders da ihn ihre Krankheit nichts koſtet. — Was kann er dabey für einen Plan haben? (Denkt nach.) Ey was! ſo viel iſt gewiß, wenns in ſeinem Plane liegt, daß Flora geſund ſeyn ſoll, ſo iſt's dem unſrigen gewiß günſtiger, ſie noch krank zu laſſen; darnach muß ich handeln.

Eilfter Auftritt.

Pedro und Conſtango.

Pedro.

Sie kommt, ſie kommt — rufe die Leute!

Conſtango.

Ich eile, Sennor! (Schnell ab.)

Zwölfter Auftritt.

Pedro. Flora. Ines. Pollonia.

Flora

(erſcheint auf Ines und Pollonia geſtützt).

Wo führt ihr mich hin, — was ſoll ich hier im Garten?

Ines.

Durch deine Gegenwart Alles hier verſchönern.

Flora.

Ich habe ja nichts mehr, was ich andern Gegenſtänden mittheilen ſoll. — Ich bin ja nicht mehr hübſch. (Sie ſetzt ſich auf eine Raſenbank.)

Pedro (zu Ines und Pollonia).

Schon gut, liebe Kinder. Entfernt Euch jetzt.

(Ines und Pollonia ab.)

Dreyzehnter Auftritt.

Pedro. Flora.

Pedro.

Erhole dich, meine liebe Flora, beruhige dich! Wenn man dich ſo anſieht, ſo ſollte man ſchwören, du wärſt gar nie krank geweſen. Du haſt gar nichts von deiner bezaubernden Schönheit verloren. Dein Auge ſtrömt Feuer aus, wie ehemahls; und lieblich iſt deine Stirne, wie ſie immer war. Sollte dir noch etwas fehlen, ſo wäre es ein wenig Heiterkeit auf deiner ſchönen Stirne und ein Lächeln auf dem Roſenmund.

Flora.

Ach, Herr Vormund, Sie ſcherzen. Damahls mag ich wohl gut ausgeſehen haben, als ich glücklich war. Damahls verſchönerte die Liebe mein Daſeyn und vielleicht auch mich. Ja, die Liebe iſt es allein, die Kraft in Seele und Körper gießt, und wer ſie aus unſerm Herzen reißt, bricht auch dieſes.

Pedro (ſchmunzelnd).

Nu, nu — du haſt ja noch nicht alle Hoffnung verloren, durch die Liebe glücklich zu ſeyn.

Flora (ſchnell).

Sie glauben alſo, daß ich ihn wieder ſehen werde?

Pedro.

Ah! wer meynt denn das? — denkſt du denn noch an ihn?

Flora

Immer, immer!

Pedro.

Wie, du könnteſt ihm alſo noch gut ſeyn?

Flora.

Habe nie aufgehört, es zu ſeyn. Ihm dank' ich ja die ſchönſten Stunden meines Lebens.

Pedro.

Aber auch die ſchmerzlichſten.

Flora.

O, Sie kannten ihn nicht. — Laſſen Sie mich Ihnen ſein Bild entwerfen.

Pedro.

Ach, ich weiß Alles, was du mir ſagen willſt. Er war gerade nicht übel.

Flora.

Nicht übel? Schön, ſchön war er.

Pedro.

Er wußte zu reden.

Flora.

Und wie? — Daß es einem bis in die Seele drang.

Pedro.

Das können andere Leute auch.

Flora.

O nein!

Pedro.

Alſo wäre er der Einzige?

Flora.

In meinem Herzen, ja!

Pedro.

Aber er war dir ja nicht treu.

Flora.

Man ſuchte es mir glauben zu machen, man gab mir ſogar Beweiſe und doch ruft es in meinem Innern: er hat dich nicht vergeſſen.

Pedro.

Ein falſcher Ruf.

Flora.

Noch ſeh' ich ihn ja vor mir, wie er mit ſeinem

Kohlenauge zum Himmel empor ſah, und mir ewige Lieb' und Treue ſchwur.

Pedro.

Augen lügen und Schwüre werden gebrochen.

Flora.

Ach Gott, wenn es wirklich ſo wäre!

Pedro.

Dann müßteſt du ihn vergeſſen.

Flora.

Wohl müßt' ich's, doch könnt' ich's auch? Ich habe es ſchon öfter verſucht, aber es wollte mir nicht gelingen. — Sie werden ſehen, Herr Vormund, da ſteckt etwas Anderes dahinter — Verleumdung. — Vielleicht kennt er meine Lage nicht, — vielleicht weiß er nicht einmahl wo ich bin. — Sie werden ſehen, er kommt gewiß noch — o welch' ein Wiederſehn!

Pedro (für ſich).

Das Uebel ſitzt tief. (Laut.) Du kannſt gar nicht glauben, liebes Kind, mit welchem Vergnügen ich ſehe, daß du dich ſo wohl befindeſt. Damit du ganz geneſen mögeſt, hab' ich den Entſchluß gefaßt, mit dir noch heute eine kleine ſehr angenehme Reiſe anzutreten.

Flora.

Mich von hier entfernen? Dann wird mich Alberto nicht mehr zu finden wiſſen, ich werde keine Nachricht mehr von ihm erhalten.

Pedro.

Laß doch einmahl den Alberto aus dem Spiele. Du befindeſt dich jetzt wieder beſſer, und eine kleine Reiſe, die Veränderung der Luft wird dich ganz herſtellen.

Flora.

Beſſer befinden? — O ich verſichere Sie, ich fühle mich heute übler als jemahls.

Pedro.

Aber du ſiehſt ſo gut aus.

Flora.

Sie ſcherzen, Herr Vormund. — Ach Gott, wie unglücklich ich bin! — Ich kann mich kaum aufrecht erhalten, meine Knie wanken und man will mich von hier wegbringen? Das Rütteln im Wagen, ich werde ſterben.

Pedro.

Aber du gehſt ja ſchon eine Stunde im Garten herum, ohne dich nur einmahl niederzuſetzen.

Flora.

Das kommt daher, weil ich auf meine Krankheit vergaß, und an ihn dachte.

Pedro.

Sieh einmahl, da kömmt eben Conſtango! Das iſt ein ſchlichter gerader Burſche; frage ihn nur einmahl wie du ausſiehſt, und du wirſt gleich hören.

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Conſtango.

Flora.

Conſtango! komm her! — Sieh mich einmahl an, und rede aufrichtig: Bin ich in einem Zuſtande, um reiſen zu können? — Wär' es nicht grauſam mich krankes, ſchwaches Mädchen 50 Meilen weit fortzuſchleppen.

Conſtango (für ſich).

Warte, alter Herr! (Laut.) Wie, Herr! — Wär' es möglich, Sie wollten das arme Fräulein ſo grauſam behandeln?

Pedro (leiſe zu ihm).

Was redeſt du denn? Beſinne dich.

Conſtango.

Sie ſieht ja ſo ſchwach, ſo blaß aus; wollen Sie ihr den Tod geben?

Pedro (leiſe).

Schlingel, wirſt du ſchweigen!

Conſtango.

Sie werden ſich ſchon ſelbſt davon überzeugen und mir danken, daß ich Sie gewarnt habe. Ich leiſte Ihnen einen großen Dienſt. Sehen Sie das Fräulein nur einmahl an. Auf der erſten Poſt müßten Sie ja anhalten, oder es wäre um ſie geſchehen.

Pedro.

Geh zum Henker!

Conſtango (im Abgehen).

Ich hab's gewiß für **uns** recht gemacht, weil er ſich darüber ärgert.

(Die andern Diener erſcheinen, Conſtango gibt ihnen im Abgehen Zeichen.)

Fünfzehnter Auftritt.

Pedro. Flora. Mehrere Diener.

Pedro.

Kommt näher und ſagt mir, ſieht meine Mündel krank aus?

Erſter Diener.

Sehr krank.

Zweyter Diener.

Ganz matt.

Dritter Diener.

Ganz blaß.

Vierter Diener.

Außerordentlich leidend.

Flora.

Nun, Herr Vormund, jetzt werden Sie's doch glauben.

Pedro

(leiſe zum erſten Diener).

Was für ein Satan hieß Euch ſo reden?

Erſter Diener.

Conſtango hat es uns geheißen; er ſagte Sie hätten's befohlen.

Pedro.

Nun, warte Burſche — Packt Euch! Ich muß nur Donna Brigitta aufſuchen. (Mit den Dienern ab.)

Sechzehnter Auftritt.

Flora (allein).

O ja! ich glaube ſie haben recht. — Ich bin wirklich heute ſehr leidend. Ich muß ein bischen ruhen.

(Sie ſetzt ſich auf eine Raſenbank.)

Siebenzehnter Auftritt.

Flora. Conſtango. Gleich darauf Brigitta.

Conſtango

(tritt vorſichtig ein und blickt ſpähend umher).

Ach, dort iſt ſie, und ganz allein, der Zufall iſt mit uns im Bunde, jetzt iſt die ſchicklichſte Gelegenheit ihr das Briefchen zu übergeben. Geſchwinde!

(Er hält das Briefchen vor ſich hin in der Hand und geht der Raſenbank näher; in dieſem Augenblick tritt Brigitta, ohne von ihm geſehen zu werden, im Hintergrunde auf, erblickt Conſtango mit dem Briefe, tritt zu ihm, und nimmt ihm den Brief aus der Hand.)

Brigitta.

Für wen iſt dieſes Billet?

Conſtango (erſchrocken).

Für wen? (ſteht einen Augenblick vor Verlegenheit ſchweigend und ſpricht dann plötzlich.) Für ſie! (Für ſich.) Es iſt das einzige Mittel. (Bey Seite zu Brigitten.) Geben Sie das Billet ja gewiß dem Herrn, er muß es erhalten, ich wollte es ihm eben ſelbſt einhändigen. (Bey Seite.) Ich will mich aus dem Staube machen und zuſehen, was die Sache für Folgen haben wird. (Geht ab.)

Achtzehnter Auftritt.

Flora. Brigitta. Pedro.

Pedro.

Ich bin vor Zorn außer mir — der Spitzbube Conſtanzo, der es wagte gerade gegen meine Befehle zu handeln.

Flora.

Nun ſehen Sie, Herr Vormund. Ihre Leute ſind ganz einerley Meynung über meine Geſundheitsumſtände; ach ich bin verloren.

Pedro.

Die Kerls verſtehen den Henker davon; aber geſetzt auch du wäreſt wirklich krank, ſo iſt dieſe Reiſe doch das einzige Mittel dich von einer thörichten Leidenſchaft zu heilen, die dich am Ende noch tödten würde.

Flora.

Glauben Sie? O Sie irren — Wenn die Liebe im Herzen ſitzt, ſo reiſt ſie überall mit uns.

Pedro (für ſich).

Mag ſeyn, wenn nur der Liebhaber nicht mitreiſt.

Brigitta (leiſe zu Pedro).

Don Pedro, ich habe eine Idee, die will ich ausführen. Laſſen Sie mich allein mit Floren, und ſeyn

Sie indeſſen achtſam auf Alles; denn die Gefahr iſt näher als Sie glauben — hier iſt ein Brief mit Flora's Adreſſe. (Gibt ihm den Brief.)

Pedro.

Ein Brief; ich eile ihn zu leſen und komme bald wieder. Führen Sie indeſſen Ihre Idee aus.

(Geht ab.)

Neunzehnter Auftritt.

Flora. Brigitta.

Flora.

Nun, meine Liebe! Siehſt du nun ein, wie grauſam man mich behandelt?

Brigitta (ſchmeichelnd).

Mein armes, liebes gutes Kind! Aber wenn Sie Alberto ſo ſehr lieben, warum thun Sie denn ſo gar nichts ihn wieder zu ſehen?

Flora.

Ihn wiederſehen? Rede, was ſoll, was kann ich thun? Ich bin ja hier wie eingekerkert.

Brigitta.

Freylich, freylich! Das Schlimmſte iſt wohl, daß Sie ſich ſo übel befinden, ſonſt wäre wohl noch etwas Hoffnung.

Flora (lebhaft).

Welche?

Brigitta.

Ja, wenn Sie nicht ſo leidend und im Stande wären zu reiſen, ſo könnte ſich ja doch leichter Gelegenheit finden, zu erfahren, wo Alberto ſich befindet.

Flora
(viel lebhafter).

Glaubſt du?

Brigitta.

Ich zweifle nicht daran; der Zufall kommt bey Reiſen meiſtens zu Statten. — Man ſieht neue Menſchen, ſpricht mit dieſen und erkundigt ſich bey jenen; endlich ſtößt man doch auf einen, der uns Auskunft geben kann. (Die Achſel zuckend.) Ja, wenn Sie nur reiſen könnten.

Flora.

Und glaubſt du denn, daß es mir unmöglich ſeyn wird? Es ſcheint mir, die friſche Luft hat heute ſchon einen ſehr wohlthätigen Eindruck auf mich gemacht.

Brigitta.

Gewiß, auch ich muß geſtehen, Sie kommen mir viel beſſer vor.

Flora.

Nicht wahr?

Brigitta (leiſe).

Und, liebes Fräulein! Bedenken Sie, Alberto beſitzt in jener Gegend ein Gut, wohin Sie Don Pedro führen will.

Flora.

Ein Gut? Dort — o liebe Brigitta, ich kann dir gar nicht beſchreiben, wie wohl mir jetzt wird.

Brigitta.

Da würd' ich wohl aus Freundſchaft für Sie mir Mühe geben, von Ihrem Geliebten etwas zu erfahren.

Flora.

Würdeſt du? o meine Gute — der Kopfſchmerz verſchwindet ganz.

Brigitta.

Ja, ich würde ſogar verſuchen, ihn ſelbſt zu ſprechen.

Flora.

Ihn ſelbſt zu ſprechen? — Tanzen könnt' ich, ſag' ich dir, tanzen und ſpringen, ſo leicht fühl' ich mich.

Brigitta.

Und — wer weiß, wer weiß, vielleicht ließe ſich ſogar ein Wiederſehen einleiten.

Flora

(in größter Freude).

Wiederſehen? O! Brigitta, laß dich küſſen. —

Alle Schmerzen ſind entflohen — ich reiſe, ich kann reiſen, mir fehlt gar nichts mehr, ich bin ganz geſund.

Brigitta.

Das wußt' ich ja.

Zwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Pedro, dann Conſtango.

Pedro (leiſe zu Brigitten).

Der Brief iſt vom Geliebten. (Laut zu Flora.) Flora! längeres Spazierengehen könnte dich zu ſehr ermüden, geh jetzt auf dein Zimmer.

Flora.

O lieber Herr Vormund! ich verſichere Sie, ich fühle jetzt gar keine Ermüdung mehr; ich bin ſo fröhlich, ſo heiter, ich kann gehen, laufen, wenn Sie wollen, auch ſogar Ihren Wunſch erfüllen und reiſen. Ja, laſſen Sie aufpacken, anſpannen, ich ſtehe zu Befehl, und glaube, daß dieſe Reiſe mir beſſer bekommen wird, als alle Arzneyen.

Pedro (leiſe zu Brigitten).

Sie haben ja Wunder gewirkt.

Brigitta.

Nicht wahr? Nehmen Sie ſie beym Wort; wenn wir bey dunkler Nacht abreiſen, ſo gewahrt uns Niemand; und dem verliebten Rittmeiſter bleibt Nichts, als das Nachſehen.

Pedro.

Sie haben recht. Du willſt alſo reiſen, meine Liebe? Wohlan, ich will deinen Wunſch erfüllen. Wir reiſen.

Conſtanzo
(welcher im Hintergrunde erſcheint).

Was hör' ich?

Flora (zu Brigitta).

Das iſt das erſte Vergnügen, das mir der Vormund macht.

Pedro (ihr liebkoſend).

Und damit deine ſchwächliche Geſundheit ja nicht darunter leide, ſo wollen wir recht langſam reiſen, in ganz kleinen Tagſtationen.

Flora.

O nein! Wollen Sie mich recht glücklich machen, ſo reiſen wir ſchnell — mit vier Pferden, Tag und Nacht — fort, nur fort.

Pedro.

Wie du willſt, das hängt Alles von dir ab, wenn du mir nur zufrieden biſt.

Flora.

O! im Innerſten.

Conſtango (für ſich).

Das gibt mir wieder Hoffnung.

Flora (für ſich).

Halte dich, mein Herz, bald ſchlägſt du ihm näher.

Pedro (für ſich).

Wenn ſie wüßte, daß ſie ſich mit jeder Meile mehr von ihm entfernt, ſie würde nicht ſo ſehr auf Eile dringen.

(Plötzlich ertönt ein kleines Ritornell von Geigen, Guitarren und Caſtagnetten in der Scene.)

Pedro.

Was iſt das?

Conſtango (tritt vor).

Sennor, das ſind Ihre Leute, welche ein kleines Ständchen probiren, und dieſe Laube mit Blumen ſchmücken, um des Fräuleins Wiedergeneſung feſtlich zu begehen.

Pedro.

Was unterſtehen ſie ſich? Wer hat ihnen befohlen?

Conſtango

(leiſe zu ihm).

Ich. Ich werde Ihnen ſogleich Alles erklären. Suchen Sie nur das Fräulein wegzubringen.

Pedro.

Geh jetzt, liebe Flora, und ruhe noch ein Stündchen auf deinem Gemache aus.

Flora.

Komm, Brigitta, und erzähle mir noch ein wenig von deinen Hoffnungen, das wird mich mehr ſtärken, als alle Ruhe.

(Sie geht mit Brigitta ab. Pedro begleitet ſie bis in die Couliſſe.)

Ein und zwanzigſter Auftritt.

Conſtango. Don Pedro.

Conſtango (für ſich).

Einer Erklärung kann ich nicht ausweichen, alſo Muth! — Ich ziehe mich aus der Affäre und öffne den Liebenden ein freyes Feld.

Pedro (kommt zurück).

Jetzt ſage mir vor Allem, Spitzbube, warum haſt du meinen Befehlen gerade zuwider gehandelt, und Floren geſagt, ſie ſehe ſehr übel aus?

Conſtango.

Danken ſollten Sie mir, anſtatt mich auszanken, aber das iſt ſchon ſo der Welt Lohn. Stellen Sie ſich vor, ich erhielt ein Briefchen, um es Ihrer Mündel zu übergeben. Ich wollte es Ihnen ſelbſt überbringen, da nahm es mir Frau Brigitta. — Haben Sie es erhalten? Haben Sie es geleſen?

Pedro.

Allerdings, mir bleibt nichts verborgen.

Conſtango.

Nun, ſo werden Sie auch wiſſen, daß des Fräuleins Vielgeliebter mit ſeinem Onkel hier angekommen iſt?

Pedro.

Freylich weiß ich es.

Conſtango.

Sehen Sie nun ein, Sennor! von welcher Unvorſichtigkeit ich Sie abgehalten habe. Wenn Sie mit Ihrer Mündel am hellen Tage abgereiſt wären, ich glaube der junge leidenſchaftliche Menſch wäre im Stande geweſen, Sie auf der Straße anzufallen, und Ihnen Ihr Kleinod mit Gewalt zu rauben.

Pedro.

Du haſt nicht unrecht; ſolche Sauſewinde ſind Alles im Stande. Aber warum unterrichteteſt du mich nicht früher?

Conſtango.

Konnt' ich denn? Fräulein Flora war zugegen — und ich hielt es für beſſer vorerſt zu handeln und dann zu reden; darum machte ich ihr glauben, ſie ſehe noch ſehr übel aus, damit ſie ſich der Abreiſe widerſetze.

Pedro.

Wenn das iſt, ſo haſt du mir wirklich einen ſehr großen Dienſt geleiſtet.

Conſtanzo.

Sennor! Dieſe Erkenntniß iſt mein ſchönſter Lohn. Es ſoll nicht der letzte Dienſt ſolcher Art ſeyn, und ich hoffe, Sie werden Ihrem treueſten Diener endlich doch Gerechtigkeit widerfahren laſſen.

Pedro.

Aber wozu alle die Vorbereitungen, die Geſänge, die Blumen?

Conſtanzo.

Eben das iſt ein Meiſterſtreich. Wir geben ihr heute ein Feſt; wenn ich ſage wir, ſo verſteh' ich darunter Sie, und bey dieſem Feſte muß ſie einwilligen ihrem guten liebenswürdigen Vormund ihre Hand zu reichen, und ſomit iſt Alles in Ordnung bis zur Abreiſe.

Pedro.

Das wäre freylich ſchön, aber erkläre mir nur wie? du vertrakter Burſche!

Conſtango.

Hören Sie, Sennor! Sie ſelbſt gehen alſogleich in's nahe Dorf, und wählen dort eine Anzahl ſicherer Perſonen aus, die Sie zum Feſte hieher beſcheiden; aber daß ja der Liebhaber nichts davon erfährt. Sie verfaſſen dann geſchwind ein kleines Lied zu Florens Geneſung auf eine ſchon bekannte Melodie, damit es leicht eingelernt werden kann. Es braucht nicht viel Sinn darin zu ſeyn. Schreiben Sie ſo wie gewöhnlich, Sennor! da wird denn ihr Mündel bewegt, ergriffen ſeyn, und in ſolchen Augenblicken leiſten die Frauen keinen Widerſtand und ſagen Alles zu.

Pedro
(vergnügt die Hände reibend).

Schön, ſchön Conſtango! das Gedicht ſchenk' ich dir hernach für den guten Einfall. Du kannſt es bey einer andern Gelegenheit wieder brauchen.

Conſtango.

Vielmahls verbunden.

Pedro.

Alſogleich will ich ſelbſt hinab ins Dorf gehen um mir die Perſonen zum Feſte auszuwählen.

Conſtango.

Recht.

Pedro.

Und damit ſich der pfiffige Sennor Alberto nicht etwa die Gelegenheit zu Nutze macht, ſo beſtell' ich mir nur Burſche und Mädchen von höchſtens 14 bis 16 Jahren.

Conſtango (bey Seite).

Verdammt!

Pedro.

Noch muß ich dich davon unterrichten, daß ich drey fremde Aerzte erwarte, die mir einer meiner Freunde aus der Hauptſtadt ſendet.

Conſtango.

Gut.

Pedro.

Da aber Flora nun ohnehin zur Reiſe einwilligt, ſo bedarf ich ihrer nicht mehr.

Conſtango (bey Seite).

Fatal!

Pedro.

Tarugo wird das Schloß ebenfalls verlaſſen.

Conſtango.

Schön.

Pedro.

Ich ſende ihn ab um alle Schritte und Tritte des

Liebhabers zu bewachen und mir ſogleich Nachricht zu geben, wenn er etwas Verdächtiges bemerkt.

Conſtanzo (bey Seite.)

Schlimm.

Pedro.

Jetzt mach' ich mich auf den Weg.

Conſtanzo.

Prächtig.

Pedro.

Ich komme bald wieder.

Conſtanzo (bey Seite).

Ach!

Pedro.

Es bleibt Niemand hier zurück als Brigitta.

Conſtanzo.

Genug.

Pedro.

Sie wird Floren keinen Augenblick verlaſſen.

Conſtanzo (für ſich).

Teufel!

Pedro.

Ich ſtelle Beyde noch überdieß unter dein wachſames Auge.

Conſtanzo.

Verbunden.

Pedro.

Nun iſt Alles beſprochen, eingeleitet, vorgeſehen, ich kann ganz ruhig ſeyn. Conſtango, ich danke dir viel, ich werde dankbar ſeyn.

Conſtango (mit einem Bückling).

Oh! (Pedro geht ab.)

Zwey und zwanzigſter Auftritt.

Conſtango
(allein; wiſcht ſich den Schweiß von der Stirne).

Uff! da hab' ich mich doch noch ſchön herausgelogen. Laß uns einmahl recapituliren, was iſt jetzt zu thun? Die Kranke iſt im Garten! Gut. Der Vormund und die alte Spürnaſe Tarugo ſind draußen; auch gut. — Aber Brigitte und die Bedienten. — Es muß fürs Erſte ein Mittel gefunden werden, dieſe zu entfernen. (Ruft in die Scene.) He! meine Freunde, kommt her da.

Drey und zwanzigſter Auftritt.

Conſtango. Mehrere **Bediente**, welche Blumentöpfe und Gewinde tragen.)

Conſtango.

Ihr ſeyd ja außerordentlich fleißig. Schmückt mit dieſen Töpfen und Gewinden dort die Laube. — Die Roſenſtöcke hieher — ſo. — Die Guirlanden von einem Aſt zum andern geſchlungen, das wird prächtig! — (Wenn alles in Ordnung iſt.) So, jetzt iſt Alles in Ordnung, jetzt kommt Alle mit mir. Der Herr hat ein Fäßchen Wein hergegeben, um Euch für Eure Mühe zu belohnen.

Ein Bedienter (ſehr verwundert).

Iſt das wahr?

Conſtango.

Wie kannſt du zweifeln?

Der Bediente.

Ah, das kann man recht gut. Ich diene dem Herrn 37 Jahre, und er hat noch nie was hergegeben.

Conſtango.

Dießmahl hat ers gethan, und zwar auf meine Fürſprache. Kommt mit mir in meine Stube, da ſoll das Fäßchen bis auf den letzten Tropfen ausgeleert werden.

Alle.

Vivat! (Alle ab).

(Der Vorhang fällt.)

Ende des erſten Aufzuges.

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Don Gomez (kommt durch die Allee zur Rechten).
Conſtango (aus dem Hintergrunde).

Conſtango.

Gut, daß Sie kommen, Sennor! der Zeitpunk
iſt uns günſtig. Ich will aus Vorſicht nur noch einen
Blick außer das Bosquet werfen, und ich komme gleic
wieder, um Ihnen zu melden, wie weit unſer Pla
gediehen iſt.

Gomez.

Beeile dich; denn ich fürchte Alberto's Ungeduld
Er begleitete mich bis zur Gartenthüre, wo er meine
harret unter der Aufſicht meines Reitknechtes Masqui
to, dem ich befahl, ihn auf keinen Fall in den Garte
treten zu laſſen.

Conſtanzo.
Ich bin gleich wieder hier.

(Geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Gomez (allein).

Die armen Liebenden, welches Glück werden ſie genieſſen, wenn es uns gelingt, ſie einander zuzuführen. Doch — horch! welch' Getöſe?

Dritter Auftritt.

Gomez. Alberto. Masquito.

Alberto (von Außen).
Fort Burſche! Ich will hinein. Ich muß hinein!

Masquito (von Alberto hereingeſtoßen).
Der Herr Onkel hat mir aber befohlen — (erblickt Gomez.) Ach, Sennor! Ich konnte ihn nicht zurückhalten.

Gomez.
Unbeſonnener! Was thuſt du? Verſprach ich dir nicht, Alles für dich zu thun?

Alberto.
Onkel, Sie haben gut reden.

Gomez.

Schon wieder eine neue Thorheit?

Alberto.

Warum nicht. Mit Klugheit richtet man in der Liebe nichts aus, Amor iſt den Tollen günſtig.

Gomez.

Du wirſt machen, daß wir entdeckt werden.

Alberto.

Ah, ſorgen Sie nicht, der alte Vormund wird uns doch nicht überliſten. Die junge Liebe iſt pfiffiger, wenn ſie anfängt, als die alte, wenn ſie endet.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Conſtanzo.

Conſtanzo.

Was ſeh' ich, Drey ſtatt Einen?

Alberto.

Freund, rede, antworte, was macht Flora?

Conſtanzo.

Nur gelaſſen, ſie war eben hier.

Alberto.

Hier? O mein theurer Oheim, ich ſtehe auf demſelben Platze, den ihr himmliſches Füßchen eben erſt berührt hat.

Conſtango.

Bleiben Sie meinetwegen ſtehen, aber nur ruhig, das bitt' ich mir aus.

Masquito.

Der junge Mann verliert noch den Verſtand.

Gomez.

Laß jetzt deine verliebten Uebertreibungen, und wenn du Flora dir erhalten willſt, ſo beſtimm dich wie ein Menſch, der gar nicht verliebt iſt.

Alberto.

Bis zur Hochzeit, in Gottesnamen.

Gomez (zu Conſtango).

Sage uns nur, Conſtango, wie weit ſind wir?

Conſtango.

Wir wollen Eins nach dem Andern durchgehen; alſo erſtens: Alles iſt verloren.

Gomez.

Wie?

Alberto.

Himmel!

Masquito.

Brav!

Conſtango.

Der Vormund entführt uns die Mündel, und ſie willigt ein. — Um das Unglück zu vollenden, fällt

Ihr Brief in Don Pedro's Hände, und ich ſtehe auf dem Punkt, fortgejagt zu werden.

Alberto.

Entſetzlich!

Conſtanzo.

Halt! Zweytens: Meine Pfiffigkeit macht Alles wieder gut. Die Abreiſe iſt für dieſen Abend aufgeſchoben. Der Verwalter Tarugo iſt außer dem Hauſe, die übrige Dienerſchaft außer Stand uns zu ſchaden, und die Mündel iſt hier im Garten unter Brigittens Aufſicht.

Alberto.

Im Garten? Wo? wo?

Gomez.

Mäßige dich!

Conſtanzo.

Ich bin nur über die Sendung des Verwalters unruhig; er iſt geſchickt worden, um Ihre Pläne auszuſpioniren.

Gomez.

Nach dem Bilde, welches du mir von ihm entwarfſt, hab' ich ihn ſogleich erkannt, als er zu uns in die Herberge trat, und meine Maßregeln darnach genommen. Es koſtete nicht viel, die Wirthsleute, die ihn ohnedieß nicht leiden können, zu gewinnen; ſie haben ihn ſogleich in der Gaſtſtube in Empfang genommen und halten ihn dort, bis auf neuen Auftrag, belagert.

Conſtango.

Das haben Sie ſehr klug gemacht. Ich habe auch für *uns* gearbeitet. Mein Herr, der alte Geizhals, läßt ſeinen Wein nur höchſtens ein paarmahl des Jahrs bey großen Feſten ſehen, aber ich weiß doch wo er ſteckt. Ich habe mich eines Korbes voll Madera bemächtigt, und damit die Dienerſchaft angezecht. Er ſelbſt iſt ausgegangen, um Leute zu holen, die bey einem Feſte gegenwärtig ſeyn-ſollen, welches er ſeiner Mündel geben will, und welches ich erſonnen habe, um ihn zu beſchäftigen und Zeit zu gewinnen. Er hat mir ſtrenge befohlen Niemand einzulaſſen. Hol mich der Henker, ich öffne auch ihm ſelbſt die Thüre nicht.

Alberto.

Ein Feſt! Alter Herr! Da wollen wir auch dabey ſeyn. Wir könnten uns ja mit den Gäſten einſchleichen.

Conſtango.

Es iſt nur ein einziges Hinderniß, zu dem Feſte werden nur junge Mädchen zwiſchen 14 und 15 Jahren zugelaſſen.

Alberto.

Verdammt! wenn's wenigſtens Mädchen zwiſchen 20 und 24 wären, ſo könnt' ich's auch verſuchen.

Conſtango.

Wir haben noch ein Mittel.

Alberto.

Welches?

Conſtango.

Ich weiß nicht zu welchem Zwecke, aber er erwartet dieſen Abend drey Aerzte.

Alberto.

Onkel! hören Sie, drey Aerzte! wir ſind unſer Drey, Sie, ich und Masquito.

Masquito.

Aber ich verſtehe ja nichts von der Doktorey.

Conſtango.

Das Fatale dabey iſt aber wieder, daß er den Beſuch der Aerzte gegenwärtig für überflüſſig hält, und mir befohlen hat, ſie wieder fortzuſchicken, wenn ſie kommen.

Gomez.

Jo, wie kommen wir dann herein?

Alberto.

Das iſt das Leichteſte; wir ſind ſchon herin, wir dürfen nur da bleiben.

Gomez.

Sind ihm die Aerzte, die da kommen ſollen, bekannt', oder kennt ſie Donna-Brigitta?

Conſtanzo.

Nein, Sennor! er hat einen ſeiner Freunde in Toledo gebeten, ihm welche zu ſchicken.

Gomez.

Gut. Uns kennt er auch nicht, wir erſcheinen alſo an ihrer Stelle, forciren die Thüre, Brigitta iſt allein, ſie muß uns empfangen.

Alberto.

Onkel, Sie ſind ein liebenswürdiger Mann.

Conſtanzo.

Recht — ſehen Sie jetzt nur, daß Sie die Aerzte nicht verfehlen, gehen Sie ihnen entgegen, geben Sie ihnen Geld, damit ſie nicht erſcheinen, ich eile indeſſen meinem Weibe zu ſagen, daß ſie die Thüre forciren läßt. (Will ab, blickt in die Scene.) Ha! da kommt Flora! gehen Sie, gehen Sie geſchwind.

Gomez.

Komm!

Alberto

(tritt in das Bosquet).

Nein, ihr ſo nahe, und ich ſoll ſie nicht ſehen? — Nicht um alle Welt würd' ich den Platz jetzt verlaſſen.

Gomez.

(faßt ihn an der Hand).

Du mußt.

Alberto.

Umſonſt! ach, ſehen, nur ſehen!

Conſtanzo.

So treten Sie in das Bosquet und verbergen Sie ſich gut im Geſträuche, damit Sie Niemand gewahr wird.

Gomez.

Du wirſt Alles verderben.

Alberto.

O nein, ich will ſchweigen, mich nicht bewegen, nur meine Augen ſollen in ihrem ſüßen Anblick ſchwelgen.

Gomez.

In's Himmelsnamen — einmahl mich mit einem Verliebten eingelaſſen und in meinem Leben nicht wieder. Kommt. (Sie verbergen ſich im Bosquet, Alberto in die Laube rechts, Gomez hinter ein Gebüſch, Masquito unter das Geſträuch links bey der Raſenbank.)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen (verborgen.) Flora. Brigitta. Conſtango.

Brigitta.

Kommen Sie, meine theure Flora — die Luft iſt hier von Düften gewürzt. Setzen Sie ſich in dieſes Bosquet, das man eigens für Sie ſo ſchön geſchmückt hat.

Alberto (Flora betrachtend).

Ach! obſchon krank und leidend, wie ſchön ſie iſt!

Masquito (Brigitta betrachtend).

Ach! obſchon geſund und fett, wie häßlich ſie iſt.

Conſtango (zu Flora).

Setzen Sie ſich hier auf dieſe Bank, Sennora.

(Führt ſie in das Bosquet rechts.)

Alberto.

O des Glücks! ſo nahe bey mir.

Conſtango (zu Brigitta).

Und Sie, Donna Brigitta, hieher.

(Führt ſie zur Raſenbank links.)

Masquito (für ſich).

Die Vertrauten werden immer ſchlecht bedacht.

Brigitta (zu Conſtanzo).

Willſt du mich nicht lieber gar an's andere Ende des Gartens führen?

Conſtanzo.

Auf dieſe Art iſt wenigſtens Sennora Flora nicht gehindert, den Blick auf alle die ſchönen Blumen und Geſträuche zu richten.

Brigitta.

Aber wenn ſie ſo allein ſitzt und nachdenkt, ſo wird ſie gleich wieder in ihre alte Melancholie und Schwärmerey verfallen.

Conſtanzo.

Ach nein, liebe Sennora! Sie müſſen nicht traurig ſeyn, das Glück iſt oft näher als man glaubt.

Flora.

Für mich iſt es wohl ewig verloren das Glück; werd' ich ihn wohl jemahls wiederſehn?

Alberto.

Wiederſehn.

Flora.

Was hör' ich?

Conſtanzo.

Erſchrecken Sie nicht, Sennora, es iſt nur das Echo.

Flora.

O ſüßes Echo, deine Antwort hat mir Troſt in's Herz geträufelt! Ich will dich noch um Mehreres fragen. — Sage mir, liebt er mich noch?

Alberto.

Noch.

Flora.

Denkt er meiner noch immer?

Alberto.

Immer.

Flora.

Herrlich, herrlich!

Brigitta (lächelt).

Ha, ha, ha! das iſt ſpaßig, gerade als ob's zuſammenpaßte; und wie verſtändlich das Echo hallte!

Masquito.

Alte!

Brigitta.

Hm? — Bey mir iſt auch ein Echo — das geht nicht mit rechten Dingen zu.

Conſtango.

Ja, es antwortet von beyden Seiten, ich hab's ſchon öfters bemerkt.

Flora.

Nur noch zwey Fragen, die letzten. — Wird noch lange jede aufſteigende Sonne meine Qualen, meine Sehnſucht nach ihm erneu'n?

Alberto.

Nein.

Flora.

Alſo werd' ich ihn bald in meine Arme ſchließen, bald?

Alberto.

Ja.

Flora.

Was iſt das? (Steht auf.)

Brigitta.

Das war ein ſonderbares Echo. (Steht auch auf.) Da iſt Betrügerey im Spiele — Ich wette, das iſt der Liebhaber.

Gomez (für ſich).

Der Unbeſonnene!

Conſtango (für ſich).

Jetzt ſtehn wir friſch.

Flora (für ſich).

Ich glaubte ſeine Stimme zu hören.

Brigitta.

Wer ſprach da?

Conſtango (leiſe zu ihr).

Ich, Sennora Brigitta, ich! haben Sie's denn nicht vom Anfang an bemerkt, daß ich antwortete, um dem Fräulein einen Spaß zu machen?

Brigitta.

Ja ſo. Warte Spitzbube, mir machſt du das nicht glauben.

Gomez (leiſe zu Alberto).

Jetzt komm, fort, fort, ſonſt iſt Alles verloren. (Sie verlieren ſich im Hintergrund in dem Gebüſch.)

Brigitta.

Laſſen Sie uns wieder in's Haus gehen, Sennora Flora, die Luft fängt an etwas kühl zu werden.

Flora.

Ach, ich möchte noch ſo gerne bei dem lieben Echo bleiben.

Brigitta.

Es antwortet nicht mehr ganz gut, weil ſich der Wind gedreht hat, Sie habens ja bei der letzten Antwort ſelbſt gehört. Auch höre ich die Stimme Ihres Vormundes — folgen Sie mir.

Flora.

Mein Vormund kommt? Ja, ich folge dir.
(Beyde ab.)

Sechſter Auftritt.

Conſtango (allein; er horcht auf der rechten Seite).

Was er für Lärmen macht! Er wird das große Thor geſchloſſen, und das kleine Thürlein offen gefunden haben. — Was iſt nun zu thun? Wiſſen muß er Alles, alſo ſoll er's durch mich ſelbſt erfahren. (Blickt in die Scene.) Voll Zorn eilt er hieher. — Alſo Zorn gegen Zorn, wir wollen ſehen.

Siebenter Auftritt.

Conſtango. Don Pedro.

Pedro.

Das iſt entſetzlich, niederträchtig!

Conſtango (für ſich).

Jetzt kommt's an mich. (Laut.) Das iſt niederträchtig, entſetzlich.

Pedro.

Ah, find' ich dich, Spitzbube?

Conſtango.

Ah ſind Sie endlich da, gnädiger Herr; Sie ſehen mich in einer Wuth —

Pedro.

Schau mich an, ich muß ganz blaß vor Zorn ſeyn.

Conſtango.

Sie werden das kleine Thürlein offen gefunden haben?

Pedro.

Ja, das hab' ich.

Conſtango.

Nun ſehen Sie, ſoll man nicht außer ſich ſeyn vor Aerger! Meine Pflicht iſt es nur das große Thor zu bewachen und das hab' ich auch treulich gethan, indeſſen aber begeht Ihr Verwalter Tarugo, der den Schlüſſel zum kleinen Thürlein hat, die Nachläſſigkeit, es offen zu laſſen.

Pedro.

Und glaubſt du, daß dieſe Nachläſſigkeit ſchlimme Folgen gehabt hat?

Conſtango.

Nun, das glaub' ich.

Pedro.

Was iſt geſchehen? Rede!

Conſtango.

Sennor! ich laß mir's nicht nehmen der Geliebte iſt im Garten.

Pedro.

Was? Himmel Tauſend!

Conſtango.

Fluchen hilft hier nichts.

Pedro (plötzlich ſehr leiſe).

Und glaubſt du, daß er noch herinnen iſt?

Conſtango.

Das wollt' ich ihm nicht gerathen haben; denn meine Wuth gegen ihn hat den höchſten Punkt erreicht. (Sehr laut ſchreyend.) Er ſoll ſich in Acht nehmen, daß er nicht entdeckt wird, er ſoll fliehen, ſchnell fliehen, das ſag' ich ihm!

Pedro.

Mäßige dich nur!

Conſtango.

Nein, ich kann mich nicht mäßigen, wenn er in meine Hände fällt, ſteh' ich für nichts. (Schreyt wieder ſehr laut.) Fliehen ſoll er, das ſag' ich ihm, ſchnell den Weg zurückgehen, den er gekommen iſt, oder den Zorn des betrogenen Vormunds und ſeines treuen Dieners fürchten.

Pedro.

Beruhige dich nur, du ſchreyſt dir ja die Seele aus dem Leibe.

Conſtango.

Weil Sie's durchaus wollen, ſo will ich mich beruhigen. (Für ſich.) Ich glaube ſie werden mich doch gehört haben. (Laut.) Aber Sennor, auf der Stelle müſſen Vorſichtsmaßregeln getroffen werden. Senden Sie ſogleich alle Ihre Leute aus, und laſſen Sie den ganzen Park genau durchſuchen.

Pedro.

Daran dacht' ich eben auch.

Constango.

Wir haben immer gleiche Ideen.

Pedro.

Wie viel dank' ich deiner Wachſamkeit auch dieſes Mahl!

Constango.

Gar nicht Urſache.

Pedro.

Aber wie weißt du denn, daß er im Garten iſt, oder war?

Constango.

Das iſt eine verfluchte Geſchichte. Stellen Sie ſich vor, Sennor, Ihre Nichte kam herunter in den Garten, um ſich an den Vorbereitungen zu dem Feſte zu ergetzen. — Plötzlich läßt ſich eine Stimme im Geſträuche vernehmen.

Pedro.

Eine Stimme? Das war die ſeinige.

Conſtango.

Ich glaub's auch. Zum Glück wiederholte dieſe Stimme nur immer die letzten Worte von dem, was Flora ſprach; ich hatte die Geiſtesgegenwart, Floren zu ſagen, es ſey das Echo, und Brigitta war ſo klug, ſie auf der Stelle fortzuführen, damit ſie die Wahrheit nicht entdecken könne.

Pedro.

Ich erkenne deinen Eifer.

Conſtango.

Ach, wenn Sie wüßten, welch' einen Antheil ich an allen Dem nehme.

Pedro.

Ich bin davon überzeugt.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Brigitta.

Brigitta.

Ach, Sennor! ich ſuche Sie — haben Sie ſchon gehört? Wiſſen Sie ſchon?

Pedro.

Alles.

Conſtango.

Ja, ich habe dem Herrn Alles ſchon erzählt, daß der Liebhaber da war.

Brigitta (für ſich).

Er hat's erzählt, und ich hatte ihn in Verdacht.

Pedro.

Hat Flora die Stimme erkannt?

Brigitta.

Nicht ganz, ſie zweifelt noch, ſie ſchwankt.

Pedro.

Gut, ich weiß noch ein Mittel, ihr zu beweiſen, daß dieß nicht Alberto war.

Conſtango.

Und welches, Sennor?

Pedro.

Conſtango! du gibſt ihr dieſen Brief, den ich ihr im Namen von Alberto's Onkel habe ſchreiben laſſen, und der ihr Herz endlich ganz von ihm los reißen ſoll. Sie, Brigitte, um ihr ja allen Verdacht zu benehmen, führen Sie hieher, ſobald der Park genau durchſucht ſeyn wird. Wir entfernen uns dann, um Conſtango Gelegenheit zu geben, ihr den Brief heimlich zuzuſtecken.

Conſtango.

O! das will ich ſchon machen, ich bin gewandt in ſolchen Dingen.

Pedro (zu Brigitten).

Kehren Sie jetzt wieder zu ihr zurück und unterlaſſen Sie es nicht, immer zu meinem Gunſten mit ihr zu ſprechen. Welch' ein Triumph für Sie, wenn Sie es ſo weit brächten, daß ſie mich endlich liebenswürdig fände.

Brigitta.

Sie kennen mich, Sennor, ich bringe auch das Unmögliche zu Stande.

(Sie geht ab.)

Neunter Auftritt.

Don Pedro. Conſtango.

Pedro.

Wir, mein treueſter Diener, wir wollen nun unſere Jagd auf den Liebhaber beginnen.

Conſtango.

Ich will für's Erſte die kleine Thür gut zuſchließen.

Pedro.

Iſt ſchon geſchehen, der Schlüſſel ſteckte, ich habe es bereits ſelbſt gethan; die Katze iſt gefangen, die das Mauſen nicht laſſen will.

Conſtango (für ſich).

Jetzt iſt's gut. (Sehr laut ſchreyend.) Aha! haben wir ihn! Er iſt gefangen, Herr Liebhaber! Er iſt gefangen!

Pedro.

So ſchweige doch nur!

Conſtango.

Nein, ich kann nicht, ich muß meiner Freude Luft machen. (Sehr laut.) Er kann nicht mehr hinaus, daß er's nur weiß.

Pedro.

Gewiß nicht, da hab' ich den Schlüſſel. Es wird von großem Nutzen ſeyn, wenn ihn meine Leute perſönlich kennen lernen, damit ſie ihm gleich den Weg zeigen, wenn er ſich wieder beygehen ließe, hieher zu kommen. Darum will ich gleich deinen Rath befolgen, ſie alle hieher berufen und die Jagd beginnen.

(Trippelt ab.)

Conſtango.

Und ich glaubte Sie wären ſchon längſt draußen; das iſt eine ſchöne Geſchichte.

Zehnter Auftritt.

Conſtango. Gomez. Alberto. Masquito.

Gomez

(ſteckt den Kopf aus einem Geſträuche).

Conſtango!

Conſtanzo.

Kommen Sie nur herbey; er iſt fort, aber leiſe. — Wiſſen Sie ſchon? Sie ſind hier eingeſperrt!

Gomez.

Du haſt es uns ja ſelbſt laut genug zu wiſſen gemacht. Jetzt iſt Alles verloren.

Alberto.

Wie Onkel! wenn ich mit ihr hier eingeſperrt bin, iſt ja Alles gewonnen, das iſt ja ein wahres Glück.

Gomez.

Ganz recht, aber mit all' deinem Glück, wie kommen wir wieder hinaus?

Conſtanzo.

Ich muß Ihnen noch eine ſehr betrübte Nachricht mittheilen, meine Herren.

Alberto.

Rede!

Conſtanzo.

Man wird Ihnen zu Ehren hier eine Jagd geben.

Gomez.

Wie verſtehſt du das?

Conſtanzo.

Das heißt, Sie werden nicht dabey jagen, aber gejagt werden, und ich ſelbſt bin die Urſache davon; denn da ich glaubte, Sie wären ſchon auf und davon, gab ich Don Pedro den Rath, ſeine Leute zuſammen zu berufen, und auf Sie Jagd zu machen.

Alberto.

Onkel — jetzt haben Sie recht, die Sachen ſtehen ſchlimm.

Gomez.

Du trateſt ja gegen meinen Willen hier ein, bliebſt gegen meinen Willen hier, jetzt ſage, was iſt zu thun?

Alberto.

Das geht mich nichts an, lieber Onkel! Sie ſind hieher gekommen, um meine Thorheiten gut zu machen, ich nur um welche zu begehen; da ſehen Sie nur zu, wie Sie ſich herauswinden, ich bin recht neugierig darauf.

Conſtanzo.

Still. Ich rette Sie alle! — Dank ſey es dem Korbe voll Wein, Don Pedro wird einige Zeit brauchen, um ſeine Leute aufzuwecken und zu verſammeln. Erwarten Sie mich hier, ich komme ſogleich wieder zurück. (Er will ab, kehrt aber gleich wieder um.) Noch Eins: Don Pedro hat mir den Auftrag gegeben, ſeiner Mündel einen Brief zu übergeben, ich könnte ihr ſtatt dieſen leicht auch einen andern übergeben, wenn Sie Schreibgeräthe hätten.

Alberto.

Mein Maſquito trägt Alles bey ſich.

Maſquito.

Ja. (Er zieht einen Schreibzeug, Feder und Papier heraus, ſtellt ſich dann mit gekrümmtem Rücken gegen Alberto.) Und hier das Bureau.

Conſtango.

Gut, aber nur mit wenig Worten.

(Geht ab).

Eilfter Auftritt.

Gomez. Alberto. Maſquito.

Gomez.

Sey vorſichtig, laß alle ſchönen Liebesfloſkeln.

Alberto.

Sie werden ſehen, wie kurz ich ſeyn werde. (Er ſchreibt auf Maſquito's Rücken.) „Endlich find' ich Sie theuerſte Flora, mein Leben, meine zweyte Seele."

Gomez.

Alles zu viel!

Alberto.

Nicht *ein* unnützes Wort, Onkel — „Solche Gefühle hat ein Kranker, der vom Rande des Grabes zurückgekehrt, wieder zum erſtenmahle die herrliche Sonne erblickt, den Duft der Blumen athmet.“ –

Gomez.

Ohne Gleichniß, zur Sache!

Alberto.

Gleich. „Ich bin im Garten, einer von den Leuten Ihres Onkels iſt im Einverſtändniß mit uns. Vertrauen Sie für's ganze Leben auf die Liebe Ihres –

Masquito.

Himmel! da ſchleicht ein alter häßlicher Mann hinter den Bäumen.

Gomez.

Das iſt der Alte. – Entwiſchen können wir nicht mehr, alſo ruhig.

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Pedro.

Pedro.

Conſtango! Conſtango! (Er ſchleicht herbey, erblickt die Drey, und zieht ſich gleich wieder zurück.) Ah! da ſind die Herren, ein Staatskleid, eine Uniform und eine Livree, das iſt der Onkel, der Neffe Liebhaber und der Bediente. —Wartet, wartet, man wird Euch bald den Weg mit Trommeln und Pfeifen zeigen. Ich weiß nur nicht, was meine Leute heute haben, daß ſie alle ſchlafen und gar nicht zu erwecken ſind. Betrunken können ſie nicht ſeyn, denn ſie bekommen ja das ganze Jahr keinen Tropfen Wein.

(Schleicht wieder ab.)

Dreyzehnter Auftritt.

Gomez. Alberto. Masquito.

Gomez.

Unglück über Unglück!

Masquito.

Lauter zufälliges Schickſal.

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Conſtango.

Conſtango.

Sie ſind gerettet

Gomez.

Schön, der Alte hat uns überraſcht.

Alberto.

Aber nur von rückwärts geſehen.

Conſtango.

Wenn das wahr iſt, ſo iſt noch nichts verloren. Nur kaltes Blut! Iſt der Brief geſchrieben?

Alberto

(gibt ihm den Brief.)

Hier.

Conſtango.

Gut. Vernehmen Sie, auf welche Art ich Sie aus dieſer ſchlimmen Affäre ziehen will. Sie ſind die drey Aerzte, welche Don Pedro erwartet; Sie ſind in den Garten hereingekommen, während die kleine Thür offen blieb, hören Sie — da er nun keine Aerzte mehr bedarf, ſo werden Sie wenigſtens auf eine höfliche Art wieder fortgeſchickt.

Gomez.

Aber in dieſen Kleidern?

Conſtango.

Auch dafür habe ich geſorgt. Während er beſchäftigt war, ſeine Leute aufzuwecken, bin ich in ſeine Garderobe hinaufgegangen und habe dort alles genommen, was nöthig iſt, ſchwarze Mäntel, Perrücken, Hüte; ſie finden alles dort im Gartenhäuschen beym Teiche.

Alberto.

Herrlich! Geſchwind Onkel zu unſerer Toilette.

Conſtango.

Ich höre Tritte, fort, fort.

(Alle Drey ab.)

Fünfzehnter Auftritt.

Conſtango (allein).

Ich bleibe hier, um die Nachforſchungen auf die entgegengeſetzte Seite zu lenken. — Aber was ſeh' ich, was kommen denn da für drey unheilbringende Geſichter? — So wahr ich lebe, das ſind die drey wirklichen Aerzte. Die haben gewiß davon profitirt, daß ich meinem Weibe befahl, das große Thor forciren zu laſſen, und ſind auf dieſe Art hereingekommen.

Sechzehnter Auftritt.

Conſtango. Die drey Aerzte.

Conſtango.

Was wünſchen die Herren?

Erſter Arzt.

Wir ſind die drey Aerzte, welche Don Pedro hieher berufen hat.

Conſtango.

Ah ſo!

Zweyter Arzt.

Ja, ah ſo.

Conſtango.

Wohl, meine Herren, ich habe den Auftrag. Ihnen zu ſagen, daß der Herr Ihrer Hülfe nicht mehr bedarf, Ihnen in ſeinem Namen zu danken, und Sie wieder fort zu ſchicken.

Erſter Arzt.

Danken? Fortſchicken? Das iſt nicht genug. Warum will uns Don Pedro nicht ſehen?

Conſtango.

Ja — da iſt — Sie müſſen wiſſen — Ich will Ihnen die wahre Urſache nur entdecken. Sehen Sie, ſeine Mündel hat eine ſolche Averſion vor allen Aerzten, daß ich es Ihnen gar nicht ſagen kann.

Zweyter Arzt.

Nihil facit ad rem. Man kurirt ſie mit Gewalt.

Conſtango.

Das wird nicht gehen. — Die Mündel hat entſetzlich ſchwache Nerven, und ich bin überzeugt, ſie dürfte nur Ihre ſchwarzen Kleider erblicken, um in die fürchterlichſten Krämpfe zu fallen. Darum wünſcht Don Pedro, daß Sie hier bey ihm in andern Coſtumen erſcheinen. Verlieren Sie alſo keine Zeit, meine Herren, gehen Sie jetzt, und kommen Sie morgen, übermorgen, oder in einigen Tagen anders gekleidet wieder; es hat nicht ſo große Eile.

Dritter Arzt.

Ey, ey! das hätte uns Don Pedro früher melden ſollen.

Erſter Arzt.

Das geht nicht ſo. Duplex labor, duplex honorarium.

Conſtanze.

Warten Sie, da fällt mir noch etwas ein; um Ihnen den doppelten Weg zu erſparen, könnte ich Ihnen hier andere Kleider verſchaffen, womit Sie ſich zeigen könnten. Warten Sie, ich will ſie herbringen; Sie begeben ſich dann in jene Allee, damit man Sie nicht gewahr werde, und kleiden ſich ſchnell um.

(Er läuft ab.)

Siebenzehnter Auftritt.

Die drey Aerzte.

Erſter Arzt.

Seltſame Geſchichten!

Zweyter Arzt.

Thut nichts. Don Pedro iſt reich und wird alles bezahlen.

Dritter Arzt.

Das iſt die Hauptſache.

Erſter Arzt.

Wenn es uns gelingt, die junge Perſon zu perſuadiren, daß ſie ſich wohl befinde, und daß ſie im Stande ſey, die Reiſe zu unternehmen, ſo geht Alles gut.

Zweyter Arzt.

Und was thut's denn auch, wenn wir die Kleider wechſeln, darauf kommt's uns nicht an.

Erſter Arzt.

Im Gegentheil, um das Glück zu erjagen, muß man gar viel thun, und das ehrwürdige Kleid des Weiſen iſt es ſelten, womit man ſich bereichert.

Achtzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Conſtango.

Conſtango

(welcher die Kleider des Gomez, Alberto und Masquito herbeibringt).

Hier, meine Herren, haben Sie Alles, was Sie brauchen — Sie dieſes — Sie dieſes — und Sie das!

Erſter Arzt.

Eine Offiziers-Uniform für mich?

Conſtango.

Ja, Sie ſind Regimentsarzt.

Erſter Arzt.

Wird's mir aber auch paſſen?

Conſtango.

Thut nichts, wenn's auch irgendwo zu lang, oder zu kurz iſt. Es gibt gar viele Leute, die Kleider tragen, die ihnen nicht paſſen. Aber jetzt treten Sie gleich in dieſes Geſträuch, und ſpuden Sie ſich ſo viel Sie können.

(Die Aerzte ab.)

Neunzehnter Auftritt

Conſtango (allein, ruft ihnen noch nach).

Vergeſſen Sie Hut und Degen nicht. — Ihre ſchwarzen Mäntel und die Perücken verſtecken Sie im Geſträuche. — Nur ſchnell, ſchnell, denn man kann uns alle Augenblick überraſchen. (Tritt vor und halbleiſe für ſich.) Bravo! Alles geht gut. Jetzt werde ich ſogleich die ganze Jagd unſerer Leute hieher dirigiren und ſie aus dem Garten expediren laſſen. Vor Allem aber muß ich nicht vergeſſen Flora'n den Brief ihres Geliebten ſtatt jenem ihres Vormunds zuzuſtecken. (Er blickt in das Geſträuch.) So recht, meine Herren, vortrefflich ſehen Sie aus. (Für ſich.) Die drey klugen Dummköpfe ſpuden ſich was ſie können, damit ſie nur recht bald hinausgejagt werden. (Blickt in die Scene.) Was ſeh' ich? Da kommen auch ſchon unſere Leute, das fügt ſich ja alles vortrefflich. (Die Aerzte treten in verändertem Koſtüme auf.) Schön, meine Herren! recht ſchön. Belieben Sie jetzt nur ein bischen zu verziehen, man kömmt dort ſchon, um Sie aufzuſuchen.

Zwanzigſter Auftritt.

Die drey Aerzte. Dienerſchaft des Don Pedro.

Erſter Arzt
(als er die vielen Diener erblickt).

Sehen Sie nur einmahl, meine werthen Herren Kollegen, das ganze Haus ſendet man uns zum Empfange entgegen.

Erſter Diener (im Hintergrund).

Eine Uniform, ein rothes und ein blaues Kleid — die ſind's. (Vortretend.) Wollen Sie ſo gefällig ſeyn, meine Herren, uns zu folgen.

Zweyter Arzt.

Wir ſind bereit. (Zu den andern Aerzten.) Das iſt ein Empfang!

Erſter Diener (etwas gröber).

Nicht ſo lange gezögert, marſch, marſch!

Erſter Arzt
(ſieht den Diener an).

Der gute Mann iſt gar zu eifrig.

(Die Aerzte werden von den Dienern abgeführt.)

Ein und zwanzigſter Auftritt.

Don Pedro (kommt lachend).

Ha, ha, ha! Unſer Liebhaber iſt ſo überraſcht, daß er ſich nicht einmahl widerſetzt hat. — Wie dumm man iſt, wenn man ſieht, daß man überliſtet worden iſt, wie dumm! — Meine Sache iſt es nun fürs Erſte, Floren die Meynung zu benehmen, als ſey es die Stimme ihres Liebſten geweſen, die ſie gehört hat. — Ach, da führt ſie Donna Brigitta eben her. Ich will Conſtango ein Zeichen geben, daß er ihr jetzt den Brief überbringt, der endlich alle ihre Hoffnungen zernichten ſoll.

Zwey und zwanzigſter Auftritt.

Brigitta. Flora. Pedro.

Flora.

Nein, nein, daß laß ich mir nicht nehmen, das war ſeine Stimme. Sie drang mir zu tief in's Herz.

Brigitta.

Es war das Echo, ſag' ich Ihnen, nichts als das Echo.

Flora.

Nicht möglich; weißt du noch, wie ich fragte, ob ich ihn bald in meine Arme ſchließen werde, wie er mir mit Ja antwortete. So ſpricht das Echo nicht, dieſes wiederholt nur diejenigen Worte, die man ſelbſt gebraucht.

Brigitta.

Glauben Sie das nicht. An verſchiedenen Orten iſt auch das Echo verſchieden. Es geht damit ſo wie bey den Menſchen, es gibt auch manche, die alles verkehrt nachreden.

(Geht ab.)

Drey und zwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Conſtango.

Pedro.

Nur näher, Conſtango, was willſt du denn?

Conſtango (leiſe zu ihm).

Entfernen Sie ſich nur ein wenig, damit die Sache natürlicher wird. (Laut.) Sennor! ich bringe da ein Briefſchen für Sennora Flora.

Flora.

Ein Brieſchen für mich? Ach! wenn's von ihm wäre.

Pedro.

Nun, ſo gib ihn Flora'n. — (Conſtango zögert.) Immerhin! — Was geht das mich an. Ein honetter Mann wird ſich nie erlauben Briefe zu öffnen, die nicht an ihn adreſſirt ſind. Ja, ich entferne mich ſogar, daß ihn meine Mündel ungeſtört leſen kann. Mein liebes Flörchen wird mir dann ſchon freywillig ſagen, was er enthält, nicht wahr, mein Mäuschen?

(Er geht lächelnd ab.)

Vier und zwanzigſter Auftritt.

Flora. Conſtango.

Conſtango

(gibt Floren den Brief).

Leſen Sie geſchwinde, er iſt von Don Alberto.

Flora.

Himmel, von ihm!

Conſtango.

Ja, nur eilig!

Flora.

Seine Züge — ein Brief von Alberto!

Fünf und zwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Brigitta. Pedro (im Hintergrund).

Brigitta.

Was gibt's da? Was iſt das für ein Papier?

Conſtango (für ſich).

Der Brief iſt übergeben, ich mache mich aus dem Staube. (Geht ab.)

Flora.

Das iſt ein Brief von ihm, meine Liebe! ſiehſt du?

Brigitta

(nimmt den Brief).

Von was für einem Ihm?

Flora.

Von Alberto, ach ich ſterbe vor Freude.

Pedro.

Was hör' ich, ſo wär es nicht der Brief, den ich Conſtango gab? (Er tritt vor und nimmt den Brief.) Erlaube, liebe Flora! (Oeffnet den Brief.)

Flora.

Wie, Herr Vormund, Sie öffnen den Brief? Sagten Sie nicht erſt ſelbſt, ein honetter Mann wird ſich nie erlauben, Briefe zu öffnen, die nicht an ihn gerichtet ſind.

Pedro.

Allerdings; allein hier treten Umſtände ein — Ich bin dein Vormund, dein zweyter Vater — auch will ich den Brief ja nur durchſehen.

Flora.

So ſpuden Sie ſich, ich brenne ſchon vor Neugierde zu leſen, was der liebe Menſch ſchreibt.

Pedro

(nachdem er den Brief leiſe durchgeleſen).

Himmel! was ſeh' ich? (Laut.) Weißt du was, Schätzchen, ich will ihn dir gleich vorleſen. (Leiſe zu Brigitta.) Sie ſoll etwas ganz Anderes vernehmen, als drin ſteht. Schauen Sie mit herein in den Brief, Brigitta, und beſtätigen Sie das, was ich leſe.

Flora.

Nun, ſo leſen Sie.

Pedro (ſeufzend).

Ach liebes, liebes Kind!

Flora.

Was iſt's denn?

Pedro.

Höre und ſieh ſelbſt, wie du dich auf Alberto's

Liebe verlaſſen konnteſt. (Als ob er leſe.) „Toulouſe den 27. —

Flora.

Toulouſe?

Brigitta

(ſieht in den Brief mit den Brillen, die ſie aufgeſetzt hat).

Ja, ſo ſteht es da. Er muß gegenwärtig in Toulouſe ſeyn.

Flora.

So weit von hier?

Pedro.

Daraus ſiehſt du wohl, daß es unmöglich ſeine Stimme geweſen ſeyn kann, die du gehört hatteſt.

Brigitta.

Ey, freylich nicht.

Flora (traurig).

Nur weiter:

Pedro (leſend).

„Ich weiß, Sennora, daß Sie noch immer die Hoffnung auf meine Rückkehr nähren.“

Flora.

O ja, das kann er wohl wiſſen, auf meine Treue kann er zählen.

Pedro.

Armes Kind! (Lieſt weiter:) „Allein, ich muß Ihnen endlich die Wahrheit geſtehen.“

Brigitta.

Die Wahrheit! richtig.

Pedro (leſend).

„Ich ſtehe im Begriffe mich mit einem Mädchen auf ewig zu verbinden“ —

Flora.

Gott!

Brigitta.

So ſteht es da, mit einem Weibe —

Flora.

Ich ſterbe. —

Pedro.

Sey doch klug, liebe Flora! Nein, ich darf nicht weiter leſen.

Flora.

Doch, doch. Ich bin ja ſeit langer Zeit gewohnt zu dulden, ich werde den Muth haben, mein Unglück ganz zu hören.

Pedro.

Nein, mein Kind, ich kann das unwürdige Schreiben nicht zu Ende leſen.

Flora.

Wohl, ſo will ich ſelbſt — (Sie will den Brief nehmen.)

Pedro.

Das wäre das Wahre! Du biſt ohnedieß ſchon ganz blaß und zitterſt am ganzen Leibe. — Solch ein niederträchtiges Schreiben verdient nichts anders, als daß man es vernichte. (Er zerreißt den Brief.)

Flora.

Wie, Sie zerreißen den Brief? (Weint.) O, ich Unglückliche!

Pedro.

Weine nicht, mein Kind, du brichſt mir ſonſt das Herz, ich muß gleich mit dir weinen. — Tröſte dich; meine Sorgfalt, die Zeit, die Reiſe wird alles wieder gut machen. (Für ſich.) Nun hab' ich ſie, wie ich ſie will.

Flora.

Reiſen? Nein, ich will nun nicht mehr reiſen, ich will gar nichts mehr als ſterben, und das iſt einerley wo es geſchieht. Erde zum Zudecken findet ſich überall. (Sie geht ſchnell ab. Brigitta folgt ihr kopfſchüttelnd).

Sechs und zwanzigſter Auftritt.

Pedro (allein).

Himmel Erden Tauſend! Ich möchte alle vier Elemente und alle neun und neunzig Donnerwetter zuſammen fluchen! — Jetzt ſteh' ich friſch, jetzt will ſie mir nicht reiſen. — Der verdammte Brief — und dennoch iſt es noch ein Glück, daß ſie ihn nicht geleſen hat. — Aber wenn mir der elende Spitzbube Conſtango vor die Augen kommt.

Sieben und zwanzigſter Auftritt.

Pedro. Conſtango.

Conſtango
(im Auftreten für ſich).

Sie wird den Brief doch geleſen haben. Jetzt muß ich nur ſehen, unſere falſchen Mediziner hinaus zu bringen — (Erblickt Pedro.) Sennor! ich komme zu melden —

Pedro
(ſtützt die beiden Hände in gebückter Stellung auf ſeine Kniee und im höchſten Zorn).

Verräther! Spitzbube! ſchlechter Menſch — Futteral über alle Taugenichtſe!

Conſtanzo.

Schöne Namen, — Sie ärgern ſich ſchon wieder nach Ihrer löblichen Gewohnheit, ohne mich gehört zu haben — Erklären Sie ſich doch.

Pedro.

Meine Erklärung wird ſeyn, daß ich dich brav durchprügele, und dann zum Teufel jage.

Conſtanzo.

Auf ſolche Redensarten hab' ich nichts zu erwiedern. Ich kann ſogleich geh'n, auch ohne Prügel. (Er wendet ſich.) Aber Sie werden's bereuen.

Pedro.

Halt! Ich hab's ſchon bereut, daß ich dich je in meine Dienſte genommen habe. — Sage mir, du entſetzlicher Menſch, was hat dich angefochten, daß du Floren ſtatt meines Briefes ein Billet von ihrem Geliebten übergabſt?

Conſtanzo.

Das iſt nicht möglich!

Pedro.

Am Ende diſputirt er mir's noch ab.

Conſtanzo (nachdenkend).

Doch — warten Sie — ja — es wäre dennoch möglich! — Himmel! und alles wäre verloren, wenn ſie den Brief geleſen hat. — Gehen Sie, eilen Sie Sennor, Floren daran zu hindern.

Pedro.

Zum Glück hab' ich nicht auf dich gewartet. Der Brief iſt ſchon vernichtet.

Conſtango (für ſich).

O Mißgeſchick! — (Laut.) Sie hat ihn alſo nicht geleſen? Welch ein Glück — für Sie Sennor! — Ja, ja, es wird mir jetzt klar, der Brief iſt von dem Geliebten.

Pedro.

Freylich iſt er.

Conſtango.

Ich bürg' Ihnen dafür.

Pedro.

Warum haſt du ihn aber denn übergeben?

Conſtango.

Ich werde ſogleich die Ehre haben Ihnen Alles zu ſagen.

Pedro.

Schöne Ehre, das!

Conſtango.

Sie erinnern ſich doch, daß Sie mir ein Brieſchen an Flora eingehändigt haben.

Pedro.

Freylich.

Conſtango.

Nun wohl. Gleich darauf — ich ſtand eben am Gartenthor, es zeigt ſich ein Fremder bey demſelben, und das war gewiß der Liebhaber, bietet mir eine ganze Rolle Geld, wenn ich ihm ein Briefchen an Flora beſtellen wollte. — Aber Sennor begreifen wohl, daß ich, als ein treuer Diener —

Pedro.

Das Geld genommen, und den Brief übergeben habe? nicht wahr? — Schöne Treue!

Conſtango.

Nur einen Augenblick. — Ich weiſe beleidigt das Geld zurück, er will mir's aufdringen. Da erzürne ich mich, werde grob, und eile endlich, da er nicht gehen will, Leute zu rufen, die ihm den Weg zeigen. — That ich daran Uebel?

Pedro.

Nein, das war deine Schuldigkeit.

Conſtango.

Nun, Sie werden gleich ſehen, wozu der Eifer, recht zu thun, führen kann. — Ich laufe alſo wie geſagt fort, der Brief aber, Ihr Brief, blieb auf meinem Tiſchchen, das beym Gartenthor ſteht, liegen, wahrſcheinlicher

Weiſe hat ihn nun der Liebhaber geſehen, die Adreſſe an Floren geleſen, ſeinen Brief ſtatt dieſem hingelegt, und den Ihrigen mit ſich genommen. Was verſteh' ich von Schriften, ich kann ſchlecht leſen und noch viel ſchlechter ſchreiben. Ich hatte keinen Verdacht, nahm den Brief, übergab ihn und glaubte meine Schuldigkeit recht gut gethan zu haben. Das iſt die ganze Geſchichte, wie ich ſie mir wahrſcheinlicher Weiſe zuſammen reimen kann.

Pedro.

Möglich iſt's wohl! — Aber der Liebhaber benachrichtigte in ſeinem Briefe Floren, daß er hier im Hauſe mit Jemand im Einverſtändniß ſey.

Conſtanzo.

So? Hat er den Jemand genannt?

Pedro.

Leider nein.

Conſtanzo.

Ja, hm! — Ich habe ſchon lange einen Verdacht.

Pedro.

Auf wen?

Conſtanzo.

Auf den alten Verwalter Tarugo. Er war es, der heute die kleine Gartenthür offen ließ, noch immer iſt er nicht zurück gekommen um Ihnen Nachricht von den

Plänen des Liebhabers zu geben. Das *muß* ja auffallen. — Gewiß *der* iſt mit ihm in Einverſtändniß.

Pedro.

Wahr iſt's, getraut hab' ich dem alten Schleicher nie recht.

Conſtanzo (bey Seite).

Wir ſind gerettet. (Laut.) Uebrigens muß ich Ihnen melden, daß drey Aerzte, die Sie verlangten, wirklich angekommen, und durch das kleine Thürchen, während es offen war, hereingekommen ſind. Die will ich jetzt gleich wieder fortſchicken.

Pedro.

Nicht doch. Sie kommen eben recht. Stelle dir vor, Flora, über die Untreue ihres Geliebten, die ich ihr vorzuſpiegeln ſuchte, ganz in Verzweiflung, will nun gar nicht mehr von hier fort. Die Aerzte müſſen ſie zur Reiſe überreden.

Conſtanzo.

Wohl, ſo werd' ich ſie Ihnen gleich vorſtellen; (blickt in die Scene) dort gehen ſie eben, ich werde ſie rufen.

(Ab).

Pedro.

Ich will recht auf meiner Huth ſeyn, mich ſoll man nicht überliſten. Der Teufel iſt ein Schelm, man kann nicht wiſſen. Bevor ich die Aerzte einführe, muß ich die Ueberzeugung haben, daß es die nämlichen ſind, die mir mein Freund aus Toledo geſandt hat. Ah, da kommen ſie ſchon. Nur näher, meine Herren, näher!

Acht und zwanzigſter Auftritt.

Pedro. Conſtanzo, Gomez. Alberto. Masquito (die drey letzten als Aerzte).

Gomez.

Sennor! Wir haben das Vergnügen uns auf Ihre Invitation einzuſtellen.

Masquito.

Ja, auf Dero Invitation.

Alberto.

Wollen die Güte haben, uns alſogleich zur Kranken zu führen, denn wir ſind preſſirt, non habemus temporem.

Masquito.

Ja, keinen Habemus.

Pedro.

Einen Augenblick, meine Herren. Vor allem muß ich Sie erſuchen, mir den Brief meines Freundes zu zeigen, der Sie hieher geſchickt hat.

Gomez (leiſe zu Alberto).

Brief?

Alberto.

Epistolam?

Masquito.

Pistolam?

Gomez.

Wir werden gleich die Ehre haben. (Sucht in ſeinen Säcken, dann zu Alberto.) Haben der Herr Confrater den Brief?

Alberto.

Non habeo. (Zu Masquito.) Wo haben der Herr Confrater den Brief?

Masquito.

Non abeo.

Gomez (zu Alberto).

Sie müſſen ihn haben.

Alberto.

Nequaquam. (Auf Masquito deutend.) Der hat ihn eingeſteckt.

Masquito.

Quaquaqua.

Pedro.

Die Leute ſcheinen mir verdächtig.

Conſtango.

Mir auch, Sennor. (Für ſich.) Schon wieder ein Brief — Malheur. (Laut.) Aber horch! was iſt denn das für ein Lärmen?

Pedro.

Ein fürchterliches Geſchrey! Ich muß nur ſehen — (zu den Aerzten.) Meine Herren, ich bin gleich wieder hier. (Zu Conſtango.) Conſtango! geh' ihnen nicht von der Seite. (Eilt ab.)

Neun und zwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen, ohne Pedro.

Gomez.

Wir haben keinen Brief, jetzt ſteh'n wir felſch.

Conſtango.

Wir müſſen einen Ausweg ſuchen.

Alberto.

Die Liebe wird uns ſchützen.

Masquito.

Ich fürchte Prügel.

Conſtango.

Ihre Kleider — und die wirklichen Aerzte, die vermuthlich dort den Lärmen angefangen haben. Es iſt zum Verzweifeln.

Alberto.

Hilf uns Conſtango.

Conſtango.

Mirakel kann ich nicht wirken — aber ich will ſehen.

(Eilt ab.)

Dreyßigſter Auftritt.

Die Vorigen. Pedro mit den drey Aerzten, (welche in Gomez, Alberto's und Masquito's Kleidern erſcheinen).

Pedro.

Meine Herren! ich begreiſe nicht, wie Sie noch ſolchen Lärmen machen können, nachdem ich Ihnen doch auf die gemäßigtſte Weiſe die Thüre weiſen ließ.

Erſter Arzt.

Sennor! Wir begreifen nichts! Anſtatt uns zu Ihnen zu führen, will man uns zum Garten hinaus weiſen. Wir aber haben darauf beſtanden mit Ihnen ſelbſt zu ſprechen, da ging denn der Lärmen los. Wir laſſen uns nicht zum Beſten haben.

Pedro (lacht).

Ha, ha, ha! Ich bitte, laſſen Sie das! Glauben Sie denn ich weiß nicht wer Sie ſind?

Erſter Arzt.

Bene, wenn Sie's wiſſen. Sumus Doctores Medicinae, promovirt auf der uralten und berühmten Univerſität zu Toledo.

Pedro.

Sie Doktoren? ha! ha! ha! Ja, es iſt zum Lachen.

Gomez.

Wie? was hör' ich? quid audio? Noch drey Doktoren; zweifeln Sie an unſern Talenten?

Alberto.

O Blasphemia! mandite dictum.

Masquito.

Ja, die Herren dürfen nicht ſo dick thun.

Pedro.

Beruhigen Sie ſich. (Zu den drey Aerzten.) Für Doktoren wollen Sie gelten, in dieſen Kleidern?

Erſter Arzt.

Das hängt ganz natürlich zuſammen. Wir wußten, daß wir der Kranken in unſern Amtskleidern Schrecken einjagen würden, und darum ſteckten wir uns, Ihnen zu Liebe Sennor, in die nächſten beſten, die wir bekamen, obſchon ſie unſers Standes nicht ganz würdig ſind.

Gomez (bey Seite).

Nun wird ſich alles entdecken.

Alberto.

Sennor Pedro! Geben Sie uns Genugthuung, wir dulden einen ſolchen Schimpf nicht. — Wir gehen auf der Stelle.

Pedro.

Nur ruhig. — Glauben Sie denn, ich laſſe mich ſo leicht überliſten. — Die drey Herren dort kenn' ich recht gut.

Gomez.

Ah, wenn Sie ſo ſprechen, ſo bleiben wir.

Ein und dreyßigſter Auftritt.

Die Vorigen. Conſtango.

Conſtango (für ſich).

Jetzt wird's auf's Aeußerſte gekommen ſeyn. Ich muß ihnen zu Hülfe eilen.

Erſter Arzt.

Ah, eben recht. (Auf Conſtango zeigend.) Da iſt ja der Burſch, der uns geſagt hat, wir ſollten unſere Kleider tauſchen, der kann uns Zeugniß geben.

Conſtango.

Wie, mein Herr, Sie ſchon wieder hier?

Erſter Arzt.

Sehen Sie, daß er mich kennt.

Conſtanzo.

Wollen Sie mich noch einmahl beſtechen und von meiner Pflicht abwendig machen?

Erſter Arzt.

Ich habe noch in meinem Leben keinen Menſchen beſtochen.

Conſtanzo.

Sie ſollen wiſſen, ſo fängt man mich nicht; es gibt noch Diener, wenn auch arm und niedrig, die ihrer Herrſchaft treu und ergeben ſind, und ſich von keinem Gelde blenden laſſen. (Zu Pedro.) Das iſt derſelbe, der am Gartenthor —

Pedro.

Geben Sie ſich weiter keine Mühe, ſich für das auszugeben, was Sie nicht ſind.

Gomez.

Wir ſind die drey Aerzte, die Sennor Pedro in Toledo hat beſtellen laſſen — —

Erſter Arzt.

Das ſind Sie nicht.

Masquito.

Nicht? Wollen Sie uns unſere Würde abſtreiken — uns, den drey berühmteſten Aerzten, denen noch kein einziger Kranker geſtorben iſt.

Erſter Arzt.

Sie ſehen, Sennor! daß dieß keine Aerzte ſeyn können. Wir in unſerer langen Praxis wiſſen das beſſer. — Wollen Sie Beweiſe?

Gomez

(den erſten Arzt fixirend).

Aber, was ſeh' ich? Ja wahrhaftig, ich irre mich nicht — Jetzt erkenne ich den Herrn — Sie ſind's!

Pedro.

Wer iſt er, wer?

Gomez.

Signor Alberto, Rittmeiſter beym vierten Regiment, den ich das Vergnügen hatte im vorigen Jahre von einem hitzigen Fieber zu heilen.

Alberto.

Richtig! Ich war auch zum Conſilium gerufen, Est — est.

Masquito.

Ja, was man ſagen kann est! (Zum Arzt.) Wie ſteht's denn jetzt mit der Geſundheit?

Pedro.

Nun? wie ſteht's? Nicht wahr, das hätten Sie nicht erwartet, ſogleich erkannt zu werden?

Erſter Arzt.

Ich weiß gar nicht mehr, was ich reden ſoll — Man verſpottet die ganze Facultät.

Alberto.

Was wollen Sie denn hier, Dominus Rittmeiſter?

Masquito.

Ja — wollen Sie?

Pedro.

Er will, was ihm nicht gelingen wird — er will mir meine Mündel entführen, allein nun iſt er entlarvt ſammt ſeinen Herren Kollegen, ha! ha! ha!

Conſtango (leiſe zu Pedro).

Sehen Sie nur, was ſie für Geſichter machen, die haben wir recht auf's Haupt geſchlagen.

Pedro (zu Conſtango).

Aber ſieh' ihn nur einmahl an, den Rittmeiſter, ich kann gar nicht begreifen, wie Flora zu einem ſolchen Gewächſe eine ſo ungeheure Liebe faſſen konnte.

Conſtango.

Ja, der Geſchmack der Frauenzimmer iſt manchmahl gar ſonderbar.

Erſter Arzt.

Sennor! damit wir doch endlich einmahl ins Reine kommen, ſo ſage ich Ihnen, daß wir hier in Auftrag des Don Sylvio y Melira hier erſcheinen.

Gomez (zu Pedro).

Nein, die Frechheit geht zu weit. Jetzt wiſſen ſie ſogar, wer uns hieher ſandte.

Pedro.

Das iſt ſchon recht, jetzt wollen wir ſie erſt ganz fangen. (Zum Arzt.) Alſo Don Sylvio hat Sie geſandt?

Erſter Arzt.

Ja, und ſein Brief wird Ihnen beweiſen —

Gomez (bey Seite).

O Himmel! (Zu Pedro.) An alles haben ſie gedacht, ſogar einen falſchen Brief.

Pedro

Ich will ſie beſchämen, wie ſie es verdienen.

Gomez.

Ich dächte, ſie ſind beſchämt genug, ich würde ſie lieber gleich fortjagen laſſen.

Pedro.

Nein, nein! Beweiſen muß ich ihnen ihre Lügen, muß ihnen zeigen, daß ich mir nicht auf der Naſe herumtanzen laſſe. (Zu den Aerzten.) Nun, der Brief? Nur her damit — ich möcht' ihn ſehen, wo iſt er?

Erſter Arzt.

Endlich. (Er greift in die Taſche.)

Gomez (leiſe zu Alberto).

Geſchwind einen Brief.

Alberto (zu Masquito).

Einen Brief.

Masquito (zu Conſtango).

Einen Brief.

Conſtango.

Zum Glück hab' ich den noch in der Taſche, den mir der Vormund gab, hier iſt er. (Er gibt ihn Masquito, dieſer Alberto, welcher ihn Gomez reicht.)

Gomez.

Gut.

Erſter Arzt

(welcher unterdeſſen den Brief hervorgezogen hat).

Hier iſt das Schreiben.

Gomez

(nimmt ihm den Brief aus der Hand, verwechſelt ihn ſchnell mit jenem, den ihm Masquito gegeben hat, und reicht ihn Pedro).

Was ſeh' ich? Sennor! leſen Sie doch einmahl die Adreſſe.

Pedro.

„An Sennora Flora de Raganza" Iſt's möglich?

Gomez

(der indeſſen den andern Brief in ſeine Taſche geſteckt hat, zieht aus derſelben eine volle Börſe heraus, und ſpricht leiſe zu Masquito, dem er die Börſe einhändigt).

Da, gib dem Doktor dieſe volle Börſe zurück, vielleicht bewirkt ſie, daß ſie ſich ſchneller entfernen.

Pedro.

Conſtango! das iſt ja der Brief, den ich dir für meine Mündel übergab.

Conſtango.

Freylich iſt er's, derſelbe, den er mir mit dem ſeinigen ausgetauſcht hat, während ich die Leute rief. — Sehen Sie jetzt ein, Sennor, daß ich Ihnen genau die Wahrheit ſagte.

Pedro.

Ja, ich muß dir Gerechtigkeit widerfahren laſſen. — (Zu den Aerzten.) Aber jetzt belieben Sie hinzugehen, wo Sie hergekommen ſind, meine Herren! Sie ſehen, hier fiſcht man nicht im Trüben.

Masquito

(zum erſten Arzt, dem er die Börſe gibt).

Da nehmen Sie Ihre Börſe wieder, Herr Kollege, ich laſſe mich auch nicht beſtechen.

Erſter Arzt (nimmt erſtaunt die Börſe, und zeigt ſie ſeinen beyden Kollegen).

Certo — ich weiß nicht, ſind wir hier vielleicht in ein Narrenhaus gerathen? (Die Börſe wiegend). Wenigſtens ſind wir für den Zeitverluſt honorirt, und ſomit gehen wir!

Pedro.

Ja, gehen Sie, es wird das Klügſte ſeyn.

Conſtango.

Ich will Ihnen die kleine Thüre öffnen.

Pedro.

Da haſt du recht, denn ſie iſt näher. (Zu den Aerzten.) Nichts für ungut, meine Herren, man iſt nicht auf den Kopf gefallen.

Erſter Arzt.

Es ſcheint dennoch, man ſey nicht recht richtig!

Pedro.

Wenn ich einmahl krank werden ſollte, ſo werd' ich mir die Ehre ausbitten, aber bey der Krankheit meiner Mündel kann ich *ſolche* Aerzte nicht brauchen.

Erſter Arzt.

Der Himmel liefre Sie einmahl in meine Hände, Sie ſollen's bereuen.

(Conſtango mit den Aerzten ab.)

Gomez.

Nun weiß ich des Alten Plan.

Zwey und dreyßigſter Auftritt.

Gomez. Alberto. Masquito. Pedro, dann **Conſtango,** (welcher gleich wieder zurück kommt.)

Pedro.

Die wären expedirt.

Gomez.

Und jetzt hab' ich die Ehre, Sennor, den Brief des Don — Don — nun Ihres Freundes zu überreichen, der uns auch viele tauſend Grüße mitgegeben hat. (Reicht ihm den Brief).

Pedro (lieſt ihn).

Ja, das iſt Don Sylvio's Hand. Seyn Sie mir vielmahl willkommen. (Mit einem Blick auf Alberto.) Aber ich bin erſtaunt, daß er mir auch einen ſo jungen Doktor mitgeſandt hat, ich bath ihn doch um drey erfahrne Aerzte von geſetztem Alter.

Gomez.

Ja ſehen Sie, das kam ſo: einer unſrer Kollegen wurde plötzlich ſehr krank und ſtarb auch gleich darauf.

Conſtango.

Er hat ſich vermuthlich ſelbſt curirt?

Gomez.

Da haben wir dieſen ſehr meritirten jungen Herrn Kollega an deſſen Stelle mitgenommen.

Alberto
(macht eine Verbeugung).

Pedro.

Ich zweifle keineswegs an ſeinen Kenntniſſen und Talenten, aber ich liebe weder die jungen Herren überhaupt, noch die jungen Aerzte insbeſondere. Zwey Doktoren ſind auch hinlänglich, und ich bitte den jungen Mann, während der Conſultation in meinem Zimmer zu verweilen.

Alberto (für ſich).

Verdammt!

Gomez (leiſe zu ihm).

Laß nur mich machen.

Drey und dreyßigſter Auftritt.

Die **Vorigen. Brigitta.**

Brigitta.

Sennor! ich komme Ihnen zu melden, daß Tarugo an der großen Gartenthüre ſteht, und einen Gewaltslärmen ſchlägt, daß man ihm öffne.

Pedro.

Der Betrüger! Laßt ihn herein, und ſchickt ihn gleich zu mir.

Alberto (für ſich).

Wenn er uns erkennt!

Gomez.

Ich glaube Sie würden beſſer thun, ihn gar nicht mehr ins Haus zu laſſen.

Conſtanzo.

Nein, nein, er ſoll nur kommen.

Gomez (leiſe zu ihm).

Was thuſt du denn?

Conſtanzo (eben ſo).

Ich brauche ihn um Sie von dem Alten zu befreyen, er iſt unſchädlicher. (Laut.) Ich hoffe ſchon alles ſo zu machen, daß man mit mir zufrieden ſeyn wird.

Pedro.

Wie?

Conſtanzo.

Während Sie die Herren ins Haus führen, laſſen wir Beyde, Sennora Brigitta und ich den Alten herein, und ohne auf ſeine Entſchuldigungen zu hören, ſperren wir ihn alſogleich irgendwo ein, wo er bleiben mag, bis alles nach Ihrem Wunſche eingeleitet iſt.

Pedro.

Schön, ſchön!

Brigitta (ſchadenfroh).

Ja, ja; wir ſperren ihn ein.

Pedro.

Conſtango! ich bin mit dir zufrieden, ich muß geſtehen, ich hatte dich kurze Zeit in Verdacht —

Conſtango.

Aber meine Unſchuld tritt ſtrahlend hervor, nicht wahr? — O, es iſt nichts ſo fein geſponnen, es kommt einmahl an den Mondſchein! — Ich bin mit dieſer Erklärung zufrieden. (Bey Seite.) Weil ich weiß, daß ich von dem alten Geizhals nichts weiter zu hoffen habe.

Pedro (zu den Dreyen).

Kommen Sie, meine Herren. (Er geht mit ihnen gegen das Haus, Conſtango und Brigitta auf der entgegen geſetzten Seite ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Ende des zweyten Aufzuges.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Conſtango (allein).

Es gibt doch nichts Lächerlicheres als einen alten verliebten Menſchen. Es iſt doch natürlich, daß, wenn ſie vorwärts, und er rückwärts im Leben geht, daß ſie nicht miteinander die Straße wandeln können. Aber ſo was denkt ein alter Geck nicht, er meynt grau ſey auch eine ſchöne Farbe, und der Untergang der Sonne noch prächtiger, als der Aufgang. — Unſere Affären ſtehen gut, die Hausleute ſind um den ganzen Garten vertheilt, damit ſie uns nicht geniren können. Brigitta und ich, wir haben den Verwalter in das Luſthäuschen auf der Ausſicht geführt, unter dem Vorwande, von dort aus die ganze Gegend zu beobachten, dort hab' ich ihn eingeſchloſſen, und der Schlüſſel iſt hier in meiner Taſche. Den armen Aerzten hab' ich ihre Kleider nachgeſandt, damit ſie doch wieder honetter Weiſe nach Toledo zurückgehen können. Sie haben mir dafür die unſrigen zurück geſandt; ſobald die Heilung vorüber iſt, werden die verſtellten Doktoren wohl froh ſeyn, die Wiſſenſchaftskitteln wieder ablegen zu können. Still! Da kommt mein beſter Freund.

Zweyter Auftritt.

Conſtanzo. Pedro.

Pedro.

Mein Liedchen iſt fertig. Die jungen Dorfmädchen, die ich auserwählt und um dieſe Stunde zur kleinen Gartenthür beſtellt habe, werden gewiß ſchon dort warten. Geh, laß ſie herein, hier haſt du den Schlüſſel, ſperre aber wieder gut zu.

Conſtanzo.

Sorgen Sie nicht, jetzt kommt mir gewiß kein Ungerufener mehr herein.

Dritter Auftritt.

Pedro (allein).

Dank ſey es meiner Vorſicht, meinen Berechnungen und meiner Feinheit, endlich iſt der Augenblick da, wo ich die Früchte meiner Mühe ernten kann. Ich habe die Aerzte unterrichtet, was ſie meinem Plane gemäß zu ſagen haben. Sie ſcheinen recht kluge, dienſtwillige Menſchen zu ſeyn. Sie haben mir den Rath gegeben, Brigitten ſtatt des alten Tarugo nach dem Dorfe zu ſenden, um die Schritte des Liebhabers zu beobachten. Ich glaube ſie haben recht. Ich werde Flora'n während der ganzen Conſultation nicht verlaſſen. Brigitta iſt mir alſo im Hauſe unnütz, und zur Stunde der Abreiſe muß ſie wieder zurück ſeyn. — Was den jungen Arzt betrifft, ſo darf mir der Flora'n nicht ſehen, er hat feurige Augen und das thut's nicht.

Vierter Auftritt.

Pedro. Conſtango (mit mehreren jungen Dorfmädchen).

Conſtango.

Sennor! Da ſind die jungen Dorfmädchen, recht hübſche Kinder — und da iſt der Schlüſſel.

Pedro.

Gut. (Zu den Mädchen.) Meine lieben Kinder, wir wollen hier ein kleines Feſt abhalten.

Erſtes Dorfmädchen.

Auch einen Tanz?

Pedro.

Nein, getanzt wird nicht.

Erſtes Dorfmädchen.

Das iſt Schade, ohne Tanz gibt's kein Feſt.

Pedro.

Ihr ſollt nur meiner Mündel Flora Glück wünſchen zu ihrer Geneſung, und ihr dann ein Liedchen ſingen, um ſie zu bewegen, ſich einen Mann zu nehmen, aber einen vernünftigen, keinen jungen.

Zweytes Dorfmädchen.

Einen alten? O pfuy!

Erſtes Dorfmädchen.

Eh' ich einen Alten heirathe, will ich lieber eine alte Jungfer bleiben.

Pedro.

Das ſind unvernünftige Grundſätze, thut nur was ich haben will, und ihr ſollt gut belohnt werden. Mein Conſtango wird euch unterrichten und das Lied einſtudiren, geht nur mit ihm.

Conſtango.

Ja kommt, wir wollen einſtudiren.

(Mit den Mädchen ab.)

Fünfter Auftritt.

Pedro. Flora. Brigitta. Ines. Pollonia.

Flora

(im Heraustreten zu Ines).

Nein, es iſt vorüber, ich haſſ' ihn, ich verachte ihn, rede mir nicht mehr von ihm, nie mehr.

Pedro.

Ich freue mich recht, daß du wieder in den Garten herabgekommen biſt; Kind! — Brigitta, ich habe mit Ihnen zu ſprechen, kommen Sie mit mir zur kleinen Gartenthüre, dort will ich Ihnen ſagen, was Sie zu thun haben. (Zu Flora.) Verzeih, liebes Kind, daß ich dich einige Augenblicke verlaſſe, aber ich habe mit Brigitten ein wichtiges Geſchäft abzumachen. Unterhalte dich indeſſen hier mit deinen Geſpielinnen.

(Er geht mit Brigitta ab).

Sechster Auftritt.

Flora. Ines. Pollonia.

Ines.

Du biſt noch immer traurig, liebe Flora.

Flora.

O ihr kennt meinen Kummer nicht. Möchtet ihr ihn nie kennen lernen! Wenn das Herz von Liebe ſo voll iſt und ſich verrathen ſieht, o das iſt der ſchrecklichſte Schmerz, den man empfinden kann. In dieſer Laube weinte ich, als mein Vormund mich hieher brachte, hier ſang ich zu meiner Guitarre die Romanze, die mir der Ungetreue lehrte, und in der er mir ewige Liebe ſchwur.

Pollonia.

Du wurdeſt immer ruhiger, wenn du dieſes Lied ſangſt. Thu' es doch wieder, um dich zu zerſtreu'n. Komm Ines, wir wollen Flora's Guitarre ſuchen und ſie ihr bringen.

Siebenter Auftritt.

Flora (allein).

Endlich bin ich hier allein. — Hier und in der Welt allein! — keine Freunde, keinen Geliebten, keine Freude mehr! Alberto hat alle mit ſich fortgenommen; es bleibt mir nur mehr ſein Bild, die Erinnerung und die Liebe im Herzen. (Nach einer Pauſe.) Aber wie war's möglich, daß ich hier ſeine Stimme hörte! ja es war ſeine Stimme, und dennoch ſoll er ſo weit entfernt ſeyn, und zu den Füßen einer Andern — Ach! — O liebliches Echo, nur einmahl laſſ' dich noch vernehmen, nur einmahl wiederhole mir noch das ſüße Wörtlein Liebe! — (Sie horcht.) Keine Antwort. — Vielleicht hab' ich mich nicht gut geſtellt. (Sie ſtellt ſich anders und ruft.) Liebe! — (horcht wieder.) Oder iſt meine Stimme vielleicht nicht die rechte, die das Echo weckt. (In einem höhern Tone.) Liebe! Liebe! — (Horcht wieder.) Umſonſt — Alles ſtille wie im Grabe, das mich bald aufnehmen möge. Und doch, dieſes Herz kann ihn nicht treulos glauben. — Man hat mich hintergangen. — Warum ließ mir mein Vormund den Brief nicht ſelbſt leſen, warum zerriß er ihn ſo ſchnell? — Ha! — Da liegen noch die Stücke auf der Erde. (Sie hebt ein Stück des Briefes auf.) Was ſeh' ich? „Ich bete Sie an.“ Iſt's möglich? (reibt ſich die Augen.) Ja „ich bete Sie an“ ſteht deutlich hier. — War nun der Brief an mich, ſo ſind die Worte, „Ich bete Sie an“ auch an mich gerichtet; denn das Sie iſt mit einem großen S geſchrieben. Warum hat mir der Vormund dieſe Worte nicht geleſen? Laß weiter ſehen. (Sie hebt die Stücke ſchnell auf, und beſieht ſie.) „Ewig geliebte Flora!“ O, mein Himmel, ja das ſteht hier, das iſt ſeine Hand, ich erkenne ſie, ſo ſchreibt man nicht an ein Mädchen, das man verlaſſen will. Und auch dieß hat mir Don Pedro nicht geleſen — (ſieht wieder) „Ich bin dein — mein Herz iſt“ — O Gott, da iſt das Blatt zerriſſen, nun weiß ich nicht was ſein Herz iſt? (nimmt ein anderes Stück und hält es daran.) Das paßt daran, und da ſteht „ewig dein!“ O des Glücks! — (Lieſt weiter.) „Ich bin dir nahe“ (lieſt ein anderes Blatt) „im Garten.“ Zu viel! zu viel! Es iſt klar, Pedro hat mich betrogen; hat mir ganz etwas Anderes geleſen als in dem Brief ſtand. Komm, du theurer Brief, ich will dich verbergen, und mir alle Mühe geben, dich zu enträthſeln. — Ich werde ihn alſo ſehen, ach! er wird mich ſehr verändert finden.

Achter Auftritt.

Flora. Ines. Pollonia.

Ines.

Hier haſt du deine Guitarre, ſinge nun deine Romanze, ſie wird dich zerſtreuen.

Flora.

Ja, liebe Freundin, jetzt, jetzt glaub' ich ſie ſingen zu können. (Sie präludirt auf ihrer Guitarre, wenn das Ritornell zu Ende iſt, und ſie eben anfangen will zu ſingen, hört man in der Scene **Alberto** ſingen.)

Alberto.

Flora! Flora! dich nur lieb' ich,
Ob uns trennt auch das Geſchick,

Wiederſehn iſt meine Sehnſucht,
Und die Treue iſt mein Glück.
Dieß Gefühl für dich, es endet
Nur mit meinem letzten Hauch,
Wenn du glaubeſt, daß ich lebe,
Glaub' an meine Liebe auch.

Flora.

Gott, was hör' ich!

Ines.

Die Stimme kommt von dieſer Seite.

Pollonia.

Aus dem Gemache deines Vormunds.

Flora.

Stille!

(Sie ſpielt wieder das Ritornell auf der Guitarre, nach deſſen Ende ſingt)

Alberto (von Innen).

Flora! traue nicht dem Scheine.
Bin ich, Theure, von dir fern,
Böſe Menſchen, ſchlimme Zungen
Trennen treue Herzen gern.
Meine Liebe für dich endet
Nur mit meinem letzten Hauch,
Wenn du glaubeſt, daß ich lebe,
Glaub' an meine Liebe auch.

Flora (während ſie das Schlußritornell ſpielt, ſingt die beyden letzten Verſe nach).

Wenn du glaubeſt, daß ich lebe,
Glaub' an meine Liebe auch.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Pedro.

Pedro (für ſich).

Sie ſingt, das iſt gut, ein Beweis, daß ſie nicht mehr ſo traurig iſt. (Zu Flora.) Brav, brav, liebe Flora! du kannſt gar nicht glauben, wie ſehr es mich freut, zu ſehen, daß du dich deinen alten Freuden wieder überlaſſeſt.

Flora.

Ja, Herr Vormund, meine alten Freuden, jetzt find' ich ſie weiter. (Für ſich.) Der Betrüger!

Pedro.

Fahre doch fort, mein Kind, laß mich doch auch etwas hören von deiner ſüßen Stimme.

Flora.

Verzeihen Sie, Herr Vormund, aber ich fühle mich etwas heiſer.

Pedro.

So ſind die Künſtlerinnen alle, wenn man ſie bittet, ſo ſingen ſie eben nicht. Nun auch recht. (Er nimmt ihr die Guitarre aus der Hand, und gibt ſie Ines.) So tragt die Guitarre jetzt hinein, (leiſe zu ihnen) und kommt dann mit den Dorfmädchen wieder.

(Ines und Pollonia ab.)

Zehnter Auftritt.

Pedro. Flora.

Pedro.

Nun, mein Kind, du fängſt endlich an, dich über die Untreue Alberto's zu tröſten.

Flora.

Sie ſehn wohl, mein Onkel, ſie macht mir keinen Kummer mehr.

Pedro.

Das iſt vernünftig, Betrüger verdienen nur Verachtung.

Flora.

Ganz recht, ganz recht, und ich ſehe jetzt erſt, Herr Vormund, was ich Ihnen ſchuldig bin.

Pedro.

Siehſt du es ein? Laſſeſt du mir endlich Gerechtigkeit widerfahren?

Flora.

Ganz. (Für ſich.) Ich habe Mühe meinen Unwillen zu verbergen.

Pedro (für ſich).

Jetzt iſt der beſte Augenblick von meiner Liebe zu ſprechen. (Laut.) Da du nun, mein Mäuschen, über Alberto ganz im Reinen biſt, und deinen Entſchluß gefaßt haſt —

Flora.

Ja, mein Entſchluß iſt gefaßt, und ich nehme Sie zum Zeugen meines Schwurs: nie einen Andern zu lieben, als ihn.

Pedro.

Was? — wo denkſt du hin? Alſo glaubſt du dem Briefe nicht?

Flora.

O ja, ich glaube ihm ganz und gar.

Pedro.

Sennora! Sie ſcheinen im Irrſinn zu ſprechen. Wenn Sie aller Beweiſe ungeachtet noch nicht von ihm laſſen wollen, ſo thun Sie es, ich ſpreche kein Wort mehr davon. Aber als Ihrem Vormund liegt es mir ob, für Ihr leibliches Wohl zu ſorgen. Ich habe alſo zwey ſehr geſchickte Aerzte aus Toledo hieher kommen laſſen, welche ſich zu meiner Beruhigung über Ihren Geſundheitszuſtand conſultiren werden, und wenn dieſe finden, daß Ihnen Luftveränderung zuträglich iſt —

Flora.

Sie mögen finden, was ſie wollen, ich reiſe nicht.

Pedro.

Aber wenn es nothwendig iſt?

Flora.

Nein, nein, nein! ich verlaſſe dieſen Ort nicht und will auch die Aerzte nicht ſehen.

Pedro.

Aber bedenke doch, Flörchen! ich kann ja die Herren nicht unverrichteter Sache fortſchicken! Einer von den Beyden nimmt gar großen Antheil an dir und wartet ſchon über eine Stunde in meinem Gemache, um dich zu ſehen.

Flora (bey Seite).

Was hör' ich? (Etwas ſanfter.) Er wartet, ſagen Sie, in Ihrem Gemache?

Pedro.

Ja. — Ich bitte dich, ſieh ihn nur, hör' ihn nur!

Flora (für ſich).

Daher kam die Stimme. (Laut.) Ja, wenn er ſchon ſo lange wartet, ſo wär' es freylich unhöflich.

Pedro.

Sehr.

Flora.

Alſo laſſen Sie ihn kommen, gleich, gleich!

Pedro.

So iſt's recht, mein Schätzchen!

Flora (bey Seite).

Wenn er's wäre!

Pedro (ruft ins Haus).

Kommen Sie, Herr Doktor!

Flora (für ſich).

Wie mein Herz pocht!

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Masquito (als Arzt).

Pedro.

Hier iſt die Kranke, die Sie ſchon mit Ungeduld erwartet.

Flora

(tritt näher zu Masquito).

O ja, mit großer Ungeduld. (Sieht ihm ins Antlitz und für ſich.) Ach nein, er iſt es nicht.

Pedro.

Meine Mündel ſetzt das größte Vertrauen in Sie.

Flora.

Nein, nein, gar kein Vertrauen.

Pedro.

Faſſen dich ſchon wieder deine Launen?

Masquito (pathetiſch).

Ja, die Fäden des Magnetismus, woraus die Sympathie, und hieraus das Zutrauen entſteht, ſind unerklärliche Wunder. Sennora erwartete vielleicht ganz eine andere Figur zu ſehen?

Flora.

Ach ja, ganz eine andere —

Masquito.

Demungeachtet kann ich verſichern, ich bin keiner der ſchlechteſten Aerzte, und ich habe beſonders Seelenkranken ſchon ſehr wichtige Dienſte geleiſtet. — (Blickt Flora'n an.) Die Kranke ſieht recht wohl aus, nur ein bischen verändert.

Flora.

Sie finden mich verändert, obſchon Sie mich noch nie geſehen haben.

Masquito.

Verzeihen Sie, ich bemerke wohl, daß auf dieſem Antlitz, von geheimen Kummer etwas alterirt, die Schönheit ſich unter einem Schleyer verborgen hat. —

Pedro.

Er iſt ſehr galant.

Masquito.

O, da hab' ich einen durchdringenden Blick; ſo ſeh' ich zum Beyſpiel auch, wenn ich Ihren Herrn Vormund betrachte, daß er vor 50 Jahren ein ſehr ſchöner Jüngling geweſen ſeyn muß.

Pedro (für ſich).

Die Galanterie iſt nicht ſo ſtark.

Masquito.

Ich will ſogleich damit anfangen der Sennora zu erklären, was ſie beyläufig fühlt, um ihr zu beweiſen, daß ich ihren Zuſtand genau kenne. (Er nimmt ſie bey der Hand und fühlt ihr den Puls.) Sie fühlen in dem Augenblick eine lebhafte Ungeduld, und ſind in einer Art von Blindheit befangen, welche Sie hindert zu ſehen, was Ihr Vormund für Sie thut.

Flora.

Nicht ganz.

Masquito.

Ich will Sie aber ſchon hell machen. Ferners ſind Sie auch in einer Art von Taubheit befangen, welche Ihnen nicht erlaubt ganz zu hören und zu verſtehen, was ich ſage.

Flora.

Verzeihen Sie, Sennor! ich fange bereits an —

Masquito (leiſe zu Pedro).

Sehen Sie, ſie fängt bereits an.

Pedro.

Gut.

Masquito.

Um über Ihren Zuſtand ins Reine zu kommen, erlauben Sie mir meinen Kollegen hieher zu rufen, der in dem Gemache Ihres Vormunds harret.

Flora (bey Seite).

Himmel! wenn der's wäre!

Masquito.

Ich bitte Sie ihn zu hören, er wird Ihnen noch mehr ſagen als ich, er iſt mein Herr.

Flora.

Ihr Herr?

Masquito.

Und mein Meiſter in der Medizin. Ah, da kommt er eben.

Gomez

(tritt aus dem Hauſe).

Flora (für ſich).

Nein, der iſt's auch nicht. (Laut.) Erlauben Sie mir, mich zu entfernen.

(Will ab.)

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Gomez.

Gomez

(faßt ſie an der Hand).

Erſchreckt Sie mein Anblick ſo ſehr, Sennora? Schöpfen Sie Muth. Ich bin keiner von jenen griesgrämigen Aerzten, ich heile meine Kranken auf eine ganz neue Art, ich lache mit ihnen, ich ſpiele mit ihnen, ja ich ſinge ihnen auch manchmahl etwas vor. — Ha! Ha! Ha! durch ein paar geſungene Verſe hab' ich oft ſchon einen Menſchen kurirt. Zum Beyſpiel. (Er ſingt:)

Wenn du glaubeſt, daß ich lebe,
Glaub' an meine Liebe auch.

Flora (für ſich).

Was hör' ich? daſſelbe Lied, aber nicht dieſelbe Stimme. (Zu Gomez.) O reden Sie, mein Herr, reden Sie, Sie flößen mir Vertrauen ein.

Gomez (leiſe zu Pedro).

Sehen Sie, was einige wenige Töne für eine Kraft beſitzen.

Pedro.

Ja, ja, ich ſeh's — aber gehen Sie ſchnell zur Hauptſache über.

Gomez.

Laſſen Sie nur mich machen.

Pedro (zu Masquito).

Reden Sie auch etwas, unterſtützen Sie Ihren Herrn Kollegen.

Masquito.

Ich ſchweige immer, wenn er ſpricht.

Gomez.

Um Ihr Vertrauen ganz zu gewinnen, will ich Ihnen das Abentheuer eines jungen Mannes erzählen, den ich das Leben wieder zu geben, das Vergnügen hatte, obſchon er faſt in einer ähnlichen Lage mit Ihnen war.

Flora.

Sie kennen alſo meine Leiden?

Gomez.

Ganz. — Auch er fühlte die Flamme der Liebe in ſeinem Herzen.

Flora.

Ich auch.

Gomez.

Getrennt von dem Gegenſtand derſelben, waren ſein Schmerz und ſeine Sehnſucht unendlich.

Flora.

Wie bey mir.

Pedro (zu Gomez).

Was thun Sie denn? Wer wird denn einer Kranken noch Liebesabenteuer erzählen, die ohnedieß ſchon den Kopf davon voll hat?

Masquito.

Das ſoll uns auf den Punkt führen, ihr die guten Wirkungen einer Reiſe zu beweiſen. (Laut.) Der junge Menſch wurde durch eine Reiſe geheilt.

Pedro.

Die Wendung war geſchickt.

Gomez.

Hören Sie weiter: Wir ließen ihn alſo reiſen. Bald färbten ſich ſeine Wangen wieder, ſein Auge ſtrahlte in früherer Gluth, er lächelte wieder manchmahl (indem er ihr verſtohlen ein Porträt zeigt.) Kurz er ſah ganz *ſo* aus — — — wie wir wünſchten.

Flora

(für ſich das Bild betrachtend).

Himmel, *ſein* Bild! (Laut.) Und was wurde aus ihm?

Gomez.

Er liebt jetzt mehr als jemahls.

Pedro.

Wie?

Gomez.

Eine Andere, verſteht ſich. (Zu Flora.) Wenn Sie wollen, Sennora, daß ich auch Sie heile, ſo müſſen Sie Alles thun, was ich Ihnen ſage.

Flora.

Alles.

Gomez.

Aber was ſeh' ich? Was iſt Ihnen denn?

Flora.

Wie ſo, mein Herr?

Gomez.

Sie werden plötzlich ſo blaß, Sie ſind einer Ohnmacht nahe.

Flora.

Ich?

Gomez.

Ja Sie, ich ſeh' es ja.

Masquito
(leiſe zu Flora).

Umgeſunken!

Flora (wankt).

Ach! ach!

Pedro.

Himmel! was iſt das! ſie ſtirbt.

Masquito.

Nicht doch, ſeyn Sie nur ruhig, es iſt nur die Schwäche, holen Sie nur geſchwind Köllnerwaſſer.

Pedro.

Das trag' ich immer bey mir.

Gomez (für ſich).

O Mißgeſchick! (Zu Flora.) Sagen Sie, zwey Aerzte ſeyen Ihnen zu wenig.

Pedro

(reicht Gomez einen Flacon).

Hier!

Gomez.

Sie erholt ſich ſchon wieder, laſſen Sie nur.

Flora

(die Augen aufſchlagend).

Wo bin ich?

Pedro.

Bey mir, mein Kind!

Flora.

Ach, wie übel!

Pedro.

Nun, es wird ſchon beſſer werden. Wie haſt du mich erſchreckt!

Gomez.

Beruhigen Sie ſich, der kleine Zufall wird keine böſen Folgen haben.

Pedro.

Glauben Sie, daß dieſes der Reiſe nicht ſchaden werde?

Gomez.

Nicht im Geringſten. — Sehen Sie, Sennora, ich glaube alſo, daß ich bey Ihnen daſſelbe Mittel werde anwenden müſſen, wie bey jenem jungen Menſchen — (zu Masquito.) Glauben Sie nicht auch, Herr Kollega? (Leiſe zu Masquito.) Widerſprich mir.

Masquito.

Nein, ich glaube nicht auch —

Gomez.

Und warum?

Masquito.

Ja, die Luft — und die Nerven — und der Weg, und der Wagen.

Gomez.

Was reden Sie denn da? Eben die Luft — das Lebens-Gas.

Masquito.

Ja, aber das andere Gas — und hernach auch wieder —

Gomez.

O, ſchweigen Sie.

Masquito.

Nein, ich halte es für meine Pflicht.

Flora.

Ich ſehe, meine Herren, Sie nehmen ſich ſehr lebhaft meiner an; aber da Sie Beyde in der Hauptſache uneinig ſind, ſo kann ich mich in einer ſo delikaten Sache nicht entſcheiden, bis ich auch einen dritten Arzt gehört habe.

Gomez.

Dagegen iſt nichts einzuwenden.

Masquito.

Fragen Sie nur; wenn er ſeine Wiſſenſchaft verſteht, ſo wird er mir beyſtimmen.

Pedro (für ſich).

Ich muß in den ſauern Apfel beißen. (Laut.) Bleiben Sie bey der Kranken, meine Herren, ich komme gleich wieder. (Ab.)

Dreyzehnter Auftritt.

Die Vorigen (ohne Pedro).

Flora.

Mein Herr! wer ſind Sie?

Gomez.

Alberto's Oheim, und dieſer hier iſt mein Diener. — Masquito, ſtelle dich auf die Lauer, damit man uns nicht überraſche. (Zu Flora.) Sennora! man hat Sie hintergangen. Ihr Vormund, der ſich ſelbſt Ihre Hand, und Ihr Vermögen zueignen will, hat Sie fälſchlich überredet, daß Alberto Ihnen untreu ſey.

Flora.

Er iſt es alſo nicht?

Gomez.

Er iſt es nicht, und war es nie. Don Pedro hat Sie hieher auf ſein abgelegenes Landgut geführt, um Sie ſeinen Nachforſchungen zu entziehen. Alberto hat endlich mit Mühe und getrieben von Sehnſucht Ihren Aufenthalt entdeckt. Durch Conſtango's Hülfe, der einſt in meinen Dienſten war, ſind wir hier eingedrungen, und Alberto iſt es, deſſen Stimme Sie zweymahl gehört haben.

Flora.

O, ich kannte ſie wohl, dieſe ſüße Stimme.

Gomez.

Eine Reihe von Abenteuern gab uns Gelegenheit uns für jene Aerzte auszugeben, welche Don Pedro kommen ließ, um Sie gegen Ihren Willen zu einer Reiſe zu bewegen.

Flora.

Nein, ich gehe nicht von hier.

Gomez.

Im Gegentheil, nehmen Sie den Vorſchlag an. Mein Wagen wird Sie ſtatt jenem Pedro's an der kleinen Gartenthüre erwarten, und uns zum Pfarrer im nächſten Orte führen, wo ich ſchon Alles zu Ihrer Vereinigung mit meinem Neffen vorbereitet habe.

Flora.

Und Alberto?

Gomez.

Sorgen Sie nicht für ihn, ich zweifle nicht, Don Pedro wird ihn ſogleich bringen. Da iſt er ſchon — Mäßigen Sie ſich nur, ſonſt verlieren wir faſt ſchon am Ziele noch Alles.

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Pedro. Alberto.

Pedro.

Flora! Du haſt gefunden, daß zwey Aerzte nicht genug ſeyen, um dich zu jenem, was dir heilſam iſt, zu beſtimmen. Ich bringe dir hier den dritten, der dich endlich, wie ich hoffe, zur Entſcheidung bringen wird.

Flora (für ſich).

Himmel, er iſt's, er iſt's!

Gomez (leiſe zu ihr).

Scht!

Pedro (zu Alberto).

Reden Sie, junger, gelehrter Herr!

Alberto.

Sennora, ich bin von Ihrer Lage genau unterrichtet, und muß geſteh'n, daß ich der Meynung bin, nur eine Entfernung von dieſem Orte kann Ihnen Geſundheit und Ruhe wieder geben. Ich bürge Ihnen dafür. (Pedro bey der Hand faſſend.) Denn derjenige, der Sie liebt, wird Sie ſelbſt geleiten.

Pedeo
(leiſe zu Alberto).

Schön geſprochen.

Flora.

Glauben Sie? Nun, ſo frag' ich Sie denn auch feyerlich, wenn ich Ihrem Rathe folge, wenn ich zur Reiſe einwillige, werde ich denn auch das wahre Glück finden?

Pedro.

Gewiß, mein Kind, denn die Liebe deines Begleiters wird nur mit ſeinem Leben enden!

Alberto.

Sie hören ſelbſt, Sennora, was Ihr Vormund verſpricht; ich verſpreche es mit ihm.

Pedro.

Schön, ſchön, mein Freund!

Flora.

Man liebt die Blume, wenn ſie blüht, aber hat ſie einmahl Farbe und Duft verloren —

Alberto.

Bey der Blume haben Sie recht, Sennora; allein das Weib, das man liebt, kann auch, wenn ihre Reize abgeblüht ſind, noch durch ihre ſchöne Seele liebenswerth ſeyn und bleiben.

Pedro.

Hörſt du, mein Kind, was der gelehrte Mann ſagt. — Und übrigens, du haſt von deiner Schönheit noch gar nichts verloren, deine Reize umwölkt nur ein Nebel.

Flora.

Ich bin alſo doch noch ein bischen hübſch?

Alberto.

Schön und liebenswürdig.

Flora.

Wahrhaftig, ich fange auch ſchon an zu glauben, daß ich ganz geſund bin.

Pedro (zu Alberto).

Das dank' ich Ihnen, lieber Freund.

Masquito.

Ja, die jungen Doktor's wirken oft durch den Magnetismus Unglaubliches.

Pedro (zu Flora).

Und du widerſetzeſt dich alſo der Reiſe nicht mehr, die ich ſo ſehnlich wünſche?

Gomez.

Und wir Alle mit Ihnen.

Alberto.

Es iſt das einzige Mittel Sie zu retten.

Masquito.

Ja, das einzige.

Alberto.

Glauben Sie mir, und ich ſchwöre Ihnen. (Er kniet vor Flora nieder.)

Pedro.

Genug, junger, braver Mann!

Alberto.

Ach, Sennor, man kann Ihr Mündel nicht ſchnell genug dazu bewegen. Es handelt ſich um ihre Ruhe und um ihr Glück.

Pedro.

Da hörſt du's ſelbſt.

Flora.

Sie fordern es, mein Herr? Wohlan; nach alledem, was dieſe Herren, und was Sie ſelbſt, werther Herr Vormund, für mich gethan haben, kann ich nicht länger widerſtehen.

Pedro.

Endlich!

Gomez (zu Pedro).

Sind Sie zufrieden?

Pedro.

Entzückt.

Masquito.

Wir auch.

Gomez.

Und ſomit iſt denn unſer Zweck erreicht, und es bleibt uns nichts übrig, als allerſeits Glück zu wünſchen, und uns zu empfehlen.

Alberto (leiſe zu Flora).

Und bey der kleinen Thüre zu warten; (zu Pedro.) Seanor, wir verlaſſen Sie erfreut. —

Pedro.

Halt, meine Herren! ich ſetze zwar das größte Vertrauen in Sie; allein damit ich außer Sorgen bin, daß der lauernde Liebhaber gewiß von Allem, was hier vorgeht, nichts erfahre, ſo darf Niemand von hier gehen, bis ich mit meiner Mündel ſchon abgereiſt ſeyn werde.

Alberto.

Jetzt ſtehen wir friſch.

Masquito.

Aber, Sennor! es warten unſer noch mehrere Kranke.

Pedro.

Sollen warten.

Gomez.

Was jetzt anfangen?

Fünfzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Conſtango. Ines. Pollonia. Die jungen Dorfmädchen und ein Notar.

Conſtango.

Sennor! iſt es erlaubt, das Feſt zu beginnen?

Pedro.

Ja, ja, meine liebe Flora iſt ganz geſund und fröhlich.

Conſtango.

So tretet näher. Hier ſind die jungen Bauermädchen, und hier der Herr Notar.

Notar.

Servus humilimmus obiendissimusque.

Gomez (zu Alberto).

Sieh einmahl, das iſt derſelbe Notar, den wir bereits in unſerm Solde haben.

Alberto.

Herrlich.

Conſtango
(zu den jungen Mädchen).

Fangt an! (Bey Seite.) Der alte Herr wird ſich über das Lied wundern, das ich ihnen einſtudirt habe.

Die Mädchen (ſingen).

Wollt Ihr Euch verbinden,
Glück und Freude finden,
In dem Eheſtand;
Reichet keinem alten,
Schmählichen und kalten
Manne Eure Hand.
Scherzen, lieben, koſen
Kann die Jugend nur,
Frühling nur bringt Roſen,
Lehrt Euch die Natur.

Pedro.

Das ſind ja nicht meine Worte?

Conſtanzo.

Wir haben nur einige Kleinigkeiten im Texte geändert, die Arie iſt doch immer die nämliche.

Floro.

Ich danke Euch, liebe Kinder, für den guten Rath, den Ihr mir gebt, ich werde ihn befolgen.

Pedro.

Nicht doch, liebes Kind. Es mag wohl ſeyn, daß ein junger Mann auch ſeine Vorzüge hat, aber bedenke, daß auch ich dich zärtlich liebe, und daß ich doch bey alledem die Delikateſſe gehabt habe, bisher niemahls von meiner Liebe zu ſprechen.

Flora.

O, lieber Vormund, fahren Sie doch fort delikat zu ſeyn.

Pedro.

Wenn du mir deine Hand reichſt, ſo kannſt du dich zugleich an einem Undankbaren rächen.

Flora.

Rache liegt nicht in meinen Charakter.

Pedro.

Hier iſt der Notar und Alles ſchon bereit bis zur Unterſchrift.

Flora.

Beweiſen Sie mir, daß Alberto undankbar und ungetreu iſt, und ich unterzeichne.

Pedro.

Das kann ich dir beweiſen. Ich habe hier noch einen Brief, den der Onkel des Schändlichen an dich geſchrieben hat, den ich dir aber bisher vorenthielt, um dir den Kummer zu erſparen. (Reicht ihr einen Brief.) Da lies ihn!

Flora.

Nein, haben Sie mir Alberto's Brief geleſen, ſo leſen Sie mir auch jenen ſeines Onkels.

Pedro.

Du ſollſt ihn hören.

Conſtanzo.

Stille!

Pedro (lieſt).

„Sennora! Umſonſt hoffen Sie auf meines Neffen Lieb' und Treue. Die Redlichkeit befiehlt mir, Ihnen zu melden, daß Alberto in dieſem Augenblicke ſich bey einem Mädchen befindet, die er anbetet und der ſein ganzes Herz gehört.“ — Glaubſt du meinen Worten nicht, ſo lies ſelbſt —

(Gomez, Alberto und Masquito entledigen ſich im

Hintergrunde ihrer Mäntel und Perücken, und ſtehen in ihren erſten Kleidern da).

Flora.

O nein, ich glaube jedes Wort.

Pedro (zu Conſtango).

Der Notar ſoll den Kontrakt bereit halten.

Conſtango.

Iſt ſchon geſchehen.

Pedro (lieſt).

„Auch das Mädchen liebt ihn unausſprechlich“ (hält ihr den Brief hin.) Schau ſelbſt, da ſteht's.

Flora.

O ich glaub's, ich glaub's!

Pedro (lieſt).

„Sie willigt ein ihm ihre Hand zu reichen“

Flora.

Ja, ſie willigt ein.

Pedro (leſend).

„Noch in dieſer Minute werden ſie den Kontrakt unterzeichnen“ — Glaub'ſt du's nicht?

Flora.

Warum ſoll ich's nicht glauben? (Alberto hat indeſſen den Kontrakt unterzeichnet, nun tritt Flora hin und thut es ebenfalls, dann ſinkt Alberto zu ihren Füßen, und küßt ihr die Hand.)

Pedro (lieſt).

„Ich ſehe meinen Neffen, eben wie er zu den Füßen ſeiner Braut liegt, und ihr ewige Liebe und Treue ſchwört.“ — Glaub'ſt du's nicht, mein Kind?

Flora.

Ich muß es ja glauben, da ich ihn ſelbſt ſehe!

Conſtanzo

(dreht Pedro gegen die Gruppe).

Und Sie können's auch glauben, wenn Sie wollen.

Pedro.

Himmel und Erde!

Alberto.

Ja, die Erde verſchwindet, und der Himmel nimmt uns auf.

Flora.

Dießmahl glaub' ich Alles, lieber Vormund.

Pedro

(Gomez erblickend).

Und der da?

Gomez.

Der iſt Don Gomez de Ribera, der Onkel des jungen Mannes, der Ihnen dankt, daß Sie ſich die Mühe gegeben haben, für ihn einen Brief zu ſchreiben.

Pedro.

Hu! Betrogen!

Masquito.

Richtig, wozu auch gegenwärtiger Masquito, der Diener oftbeſagten jungen Herrn, ſein Schärflein beygetragen hat.

Pedro.

Ich werde niemahls in dieſe Verbindung willigen.

Gomez.

Ich weiß, welche Rechte Sie über Floren haben, aber auch Ihre unwürdigen Schleichwege ſind uns bekannt.

Pedro

(zu Conſtango wüthend).

O du Hauptſpitzbube, das Alles dank' ich dir.

Conſtango.

Ganz recht, Sennor! Sie ſagten mir ja immer, Sie hätten nur das Glück Ihrer Mündel vor Augen; dieſes zu erreichen, hab' ich Ihnen, wider Ihren Willen, geholfen.

Flora.

Ja, Herr Vormund, ich habe mein Glück gefunden.

Pedro.

Finde meinetwegen was du willſt — es iſt entſetzlich, himmelſchreyend, einen guten alten Mann alſo zu hintergehen — ich überlaſſe dich deinem Schickſale, Undankbare, ich will nichts mehr von dir wiſſen. Onkel, Neffe, Bedienter, Mündel, betrügeriſcher Spitzbube von Diener, geht alle zum Henker, daß ich Euch nie mehr ſehe, Euch nicht und keinen Menſchen, ich will mich in mich ſelbſt zurückziehen.

(Geht wüthend ab.)

Conſtanzo.

Das iſt kein ſehr ſchönes Quartier.

Alberto.

Er hat nicht unterzeichnet?

Gomez.

Sorgt Euch nicht, wenn er Rechnung über das Vermögen ſeiner Mündel legen ſoll, wird er's ſchon thun.

Alberto.

Und du, meine theure Flora, wenn du dich noch nicht ganz wohl fühleſt, ſo ſoll, ich ſchwör' es dir, meine zärtlichſte Liebe deine Heilung vollenden.

Flora.

Ich fühle nichts mehr, als das freudige Pochen meines Herzens.

Gruppe.

Ende der Poſſe.

Ein Fehltritt.

Schauſpiel in zwey Aufzügen,

nach Scribe.

Perſonen.

Erneſt, Graf von **Villevallier**.
Mathilde, ſeine Gattin.
Die Marquiſe **Leontine Doricellos**.
Pierre Valmont, Gärtner des Grafen.
Joſephine, ſeine Frau, Kammerfrau der Gräfin.
Balthaſar, ein alter Diener des Grafen.
Verwandte und **Freunde** der gräflichen Familie.

(Die Scene iſt auf dem Schloſſe des Grafen, nahe bey Bordeaux.)

Erſter Aufzug.

(Die Bühne ſtellt einen Salon vor, deſſen Hintergrund offen iſt, und die Ausſicht in den Garten gewährt. — Zwey Seitenthüren.)

Erſter Auftritt.

Pierre und Joſephine.

(Joſephine ſitzt zur Rechten, und hält eine weibliche Arbeit in der Hand, womit ſie ſich aber nicht beſchäftigt, ſondern gedankenvoll vor ſich hinſtarrt. Pierre ſitzt zur Linken an einem Tiſchchen, macht Samen in Papiere und ſchreibt ihre Nahmen darauf.)

Pierre.

Browalia elata! — (Er legt ein Papier hin.) Potentilla formosa. — (wieder eins.) Zinnia — und hier die ſchönſten rothen, weißen und blauen Sommerlevkojen, die man nur ſehen kann — (legt wieder mehrere Papiere weg.) So! für dieſen Frühling wäre wieder geſorgt. (Er blickt auf ſeine Frau und hält inne.) Joſephine — Weib!

Joſephine (aufgeſchreckt).

Was gibt's denn?

Pierre.

Was machſt du denn dort?

Joſephine.

Ich arbeite an dem Kleid der Frau Gräfin.

Pierre.

Das iſt nicht wahr — Du ſitzeſt dort, und ſchauſt in die Luft! — du weißt, ich kann das nicht leiden. Willſt du's auch ſo machen, wie die Frau Gräfin, welche ſeit 6 Monaten immer traurig, leidend und kränklich iſt? — Das wäre mir das Rechte! — Sie iſt eine vornehme Frau, hat ein ſchönes Schloß, ein bedeutendes Vermögen, einen guten Mann, ſie kann leicht traurig ſeyn, ſie hat Zeit dazu, aber du, du mußt arbeiten!

Joſephine.

Du haſt auch immer zu zanken.

Pierre

(aufſtehend und zu ihr tretend).

Weib, wahrhaftig, ich kenne dich gar nicht mehr. Vier Jahre ſind wir nun verheirathet, früher warſt du ſo lebhaft, immer in der beſten Laune, du ſangſt wie die lieben Vögelein in der blauen Luft, und wenn du dann ausgeſungen hatteſt, ſo trateſt du zu mir, und drückteſt mir einen ſüßen Schmatz auf die Lippen, und ich arbeitete dann nochmahl ſo gern, und an einem Sonntag da machteſt du dich recht ſchön, blos für mich, wie du ſagteſt; wir gingen miteinander aus zum Tanze — aber jetzt — wenn ein Feyertag kommt — geſtern zum Beyſpiel — ja eben recht, wo warſt du denn geſtern Abends?

Joſephine.

Bey meiner Tante, der Frau des Greffier's.

Pierre

(den Kopf ſchüttelnd und mit der Zunge ſchnalzend).

Ta, ta, ta! ſonderbar! — Warum hat ſie denn mich nicht auch eingeladen? ſie that es doch ſonſt immer. — Ich war recht böſe, es war ein ſo ſchöner Nachmittag, ich ſuchte dich überall, und da ich dich nicht fand, nahm ich unſere beyden Jungen, und ging mit ihnen in der Allee Tourny ſpazieren, und ſtieg dann auf's alte Schloß Trompette hinauf; die beyden Buben wurden mir ſo müde, daß ich am Ende alle beyde, jeden auf einem Arme tragen mußte; das ſind die Vaterfreuden! und als ich dann nach Hauſe kam und ausruhen wollte und dich fand, da hatt' ich dann ſtatt Ruhe nur Galle.

Joſephine.

Ja, du warſt recht liebenswürdig.

Pierre.

Ich bin, weiß Gott, ein guter Menſch, aber — und du kannteſt mich ja, als du mich heiratheteſt; ich war nicht anders als jetzt, ich habe mich nicht geändert, wohl aber du.

Joſephine.

So? und wie hab' ich mich denn verändert?

Pierre.

Wahrlich nicht zu deinem Vortheile.

Joſephine (aufſpringend).

Höre, wenn du mir das ſagſt ſo, — ſo — ſo wird's nicht gut gehen.

Pierre.

Nun, nun, ereifere dich nicht, das hat's nicht Noth! — (ſchaut ihr feſt ins Geſicht.) Und wie ſie roth wird, die kleine Sünderin; wer ein gutes Gewiſſen hat, braucht nicht roth zu werden. Aber jetzt laß uns ſchweigen, da kömmt mein Vetter, der alte Balthaſar, der iſt ohnedieß auch immer übler Laune. Weiß der Himmel, man wird bald kein fröhliches Geſicht mehr auf dem Schloſſe ſehen.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Balthaſar.

Balthaſar

(langſam eintretend).

Es iſt wahrhaftig ein Gräul: wo man hinblickt, nichts als neue Gemälde, und chineſiſches Papier auf den Wänden und chineſiſche Figuren auf dem Kamin — Ey, ſo wollt' ich, daß ihr alle nach China wandertet! Es iſt gar nicht mehr unſer altes Schloß und ich erkenne mich faſt kaum mehr.

Pierre.

Nun, was brummt Ihr denn, Vetter? Wir haben aus dem alten Neſte einen prächtigen neuen Pallaſt gemacht, das iſt ja kein Unglück.

Balthaſar.

Ja, es iſt ein Unglück. Alle Neuerungen ſind ein Unglück. Das Alte bleibt doch immer ſchön und neu, und das Neue wird gar nie alt. — Ach, mein armer Herr, wann der wieder zurückkehrt und ſich ein Feſt daraus machen will, das Schloß ſeiner Väter wieder zu ſehen, der wird Augen machen, wenn er ſich in einem ganz fremden Haus erblickt. Ach! es iſt ja eine wahre Schande, alte Sachen ſo zu verhunzen. Was mich betrifft, mir hat es viel beſſer gefallen, wie es war; jeder Pfeiler, jedes alte Möble erinnerte mich an eine Freude oder an einen Schmerz, bey jedem Schritte kam mir eine Erinnerung entgegen, ich und das Schloß, wir waren wie zwey Freunde, die miteinander alt geworden ſind und es iſt doch ſehr ſchmerzlich für den Einen, wenn ſich der Andere ganz allein wieder verjüngt. — Aber laſſen wir das gut ſeyn! — Ach! es hat ſich noch viel Anderes geändert, und wenn der Herr zurückkehrt, — wenn wir ihn jemahls wieder ſehen — (zu Pierre, welcher ſich ihm genähert und ein Papier vorgehalten hat.) Was iſt denn das?

Pierre.

Das Verzeichniß über die ausländiſchen Bäume, Geſträuche und Pflanzen, welche ich kaufen mußte. — Ich habe die Herrſchaft dabey nicht überhalten, das dürft Ihr mir glauben, Vetter.

Balthaſar

(ſieht es durch).

Hm! Hm was für vertrakte Nahmen! und eine ſolche Summe! — Lauter unnöthige Koſten — der Garten mit ſeinen alten Kaſtanien-Alleen war viel ſchöner. — Aber was geht das mich an? der Herr hat's ſo wollen, ſeiner Frau zu Liebe.

Pierre.

Nun und das iſt doch auch ganz natürlich — wenn man eine ſo junge, ſchöne, gute Frau hat, wie die Gräfin iſt, wenn ſie nicht die großen pechſchwarzen Augen hätte, man würde gar nicht glauben, daß ſie eine Spanierin ſey, denn ſie iſt ja ſo liebenswürdig, wie eine geborne Franzöſin.

Balthaſar.

Ja, ja, ſie iſt die Tochter des einſtmahligen ſpaniſchen Geſandten an unſerm Hofe, da hat ſie der Herr geſehen und eine raſende Leidenſchaft zu ihr gefaßt. — Mein Gott! junges Blut und die erſte Inklination! — Hätte auch eine Tochter ſeines Vaterlandes zur Frau nehmen können, unſer Herr, ſie ſind hier auch nicht ſchlimmer als anderswo.

Joſephine (ironiſch).

Sieh, ſieh, wie galant Vetter Balthaſar iſt.

Balthaſar.

Hm? — Hab' ich denn Noth galant zu ſeyn? will ich's ſeyn? Nein, das iſt gar nicht meine Gewohnheit.

Joſephine.

Wahrhaftig nicht. Aber wenn Euch die Gräfin ſo reden hörte?

Balthaſar.

Was kümmert's mich. — Ich kann hier reden, wie mir der Schnabel gewachſen iſt. Der Graf von Villevallier, mein Herr, den ich in meine Arme nahm, wie er das erſtemahl das Licht der Welt erblickte, und den ich auf dieſen Armen trug, bis er ihrer entbehren konnte, ſprach oft zu mir: Balthaſar! ſo lang' ich lebe, wirſt du bey mir bleiben, und ich antwortete: Darauf rechne ich — und ich kann auch darauf rechnen, denn mein Herr iſt ein Goldherz, der bravſte junge Mann, den ich kenne, und wenn der Himmel gerecht geweſen wäre, hätte dieſer Mann einen Engel zur Frau bekommen müſſen.

Joſephine.

Nun, er hat ja auch einen Engel bekommen, oder habt Ihr der Gräfin etwa was vorzuwerfen, Vetter?

Balthaſar.

Ich? — nun — hab' ich denn ſchon was dergleichen geſagt?

Joſephine.

Geſagt nicht, aber Eure Miene —

Pierre.

Ja, Vetter, Ihr verzieht die Augen ſo, als ob —

Balthaſar.

Ah, bah!

Joſephine.

Wer kann ihr auch nur das mindeſte Uebles nachſagen? — Iſt ſie nicht in der ganzen Gegend geſchätzt und geehrt? Thut ſie nicht aller Welt Gutes — Iſt ihre Aufführung nicht muſterhaft?

Balthaſar.

Möglich! — Ich ſage nicht nein.

Joſephine.

Ihr ſollt aber ja ſagen. Seit einem Jahre hat ſie ihr Gemahl allein hier in dieſem Schloſſe gelaſſen, und ſeitdem iſt ihre Tante ihre einzige Geſellſchaft, und das iſt doch nicht kurzweilig, mein' ich?

Balthaſar.

Die Pflicht iſt nie kurzweilig, und ein Jahr der Beſtändigkeit, eine langweilige Sache.

Joſephine.

Herrlich, die Männer habens noch ſelten auf ein ſo langes Jahr in ihrer Beſtändigkeit gebracht, auch ſelbſt mein ehrenwerther Herr Vetter Balthaſar nicht, denn es iſt noch nicht ſo lange her, daß Ihr die Gräfin wie eine Heilige verehrtet.

Pierre.

Ja, man kann mit Recht ſagen, Ihr gingt ins Feuer für ſie, denn als es im Schloſſe brannte, hab't ihr Euch ſelbſt eine bedeutende Wunde beygefügt, indem Ihr ſie aus den Flammen trugt.

Joſephine.

Und jetzt verzieht er immer das Maul, wenn man von ihr ſpricht; pfui, ſchämt Euch Vetter! Ja, ja, es iſt wirklich ſo, als ob Ihr der guten Frau etwas vorzuwerfen hättet.

Balthaſar.

Ich? — Wer ſagt das? — Hab' ich ſchon Klage geführt? — Ihr hab' ich nichts vorzuwerfen.

Joſephine.

Wen denn?

Balthaſar.

Ihrer Tante, der Marquiſe.

Joſephine.

Wie? meiner Frau Pathe? die im Grunde eine ſo herzensgute Frau iſt.

Balthaſar.

Mag ſeyn, aber eine wahre Spanierin iſt ſie, die die Naſe immer hoch trägt, überall Romanenhelden ſieht, und von Empfindeley zuſammen geſetzt iſt. Einer ſiebenzehnjährigen Frau ſoll man keine ſolche Geſellſchafterin geben.

Joſephine.

Ueberall hat er was auszuſetzen, der griesgrämige Herr Vetter — Aber ich weiß ſchon — o ich weiß ſchon, uns Frauen läßt man niemahls Gerechtigkeit widerfahren.

Balthaſar.

Seyd froh, daß man's nicht immer thut.

Joſephine.

Gehorſame Dienerin für das Compliment, freylich, Herr Balthaſar ſetzt gar keinen Werth darauf artig zu ſeyn.

Balthaſar.

Geſtern war ich's aber doch mehr, als Ihr, liebe Muhme; denn ich habe Euch zweymahl gegrüßt, ohne daß Ihr mir auch nur einmahl danktet.

Pierre.

Und wo denn das, Vetter?

Balthaſar.

Draußen bey dem Schloß Rabe, wo meine kleine Frau Muhme in Geſellſchaft ſpazieren ging.

Pierre.

Vermuthlich nach dem Speiſen mit ihrer Tante?

Joſephine

(die Augen niederſchlagend).

Ja, lieber Mann.

Balthaſar

(ſich Joſephinen nähernd und leiſe zu ihr).

Wie? das war Eure Tante, der mit dem Federbuſch?

Joſephine
(ihn mit flehender Gebärde anblickend).

Herr Vetter!

Balthaſar
(leiſe und verdrießlich).

Seyd ruhig, was mich nicht brennt, das blaſ' ich nicht.

Pierre.

Was gibt's denn?

Balthaſar.

Ey nichts, nichts! — Ich will da deine Pflanzenliſte durchgehen, da kommt eben die Marquiſe.

Pierre (bey Seite).

Da ſteckt etwas dahinter, ich laſſe mirs nicht nehmen], ſie iſt mir all zu betroffen.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Die Marquiſe.

Marquiſe
(noch in die Scene redend).

Tragt die Kränze und Blumen nur auf mein Zimmer, und vor Allem haltet reinen Mund! (Sie tritt vor.) Ah, Balthaſar! Joſephine! Gut, das Ihr da ſeyd, ich habe Euch Aufträge zu ertheilen. Auch Pierre kann hier nützlich ſeyn.

Pierre.

Die Frau Marquiſe haben zu befehlen.

Marquiſe.

Es iſt heute der Geburtstag meiner Nichte, meiner lieben Mathilde, und da die Gute, die leider immer etwas kränkelt, ſich heute eben etwas beſſer befindet, ſo müſſen wir davon provitiren.

Joſephine.

Ich will der guten gnädigen Gräfin zuerſt meinen Blumenſtrauß überreichen.

(Sie will ab.)

Marquiſe

(hält ſie zurück).

Halt! — Noch iſt der günſtige Augenblick nicht gekommen. Ich will etwas Unerwartetes, etwas Ueberraſchendes anordnen, das Alle mit Staunen und Bewunderung erfüllen ſoll.

Balthaſar

(leiſe zwiſchen den Zähnen vor ſich hinmurmelnd).

Ja, Romanenideen — Theaterſtückchen, das iſt ſo ihre Sache.

Marquiſe.

Ich habe eine zahlreiche Geſellſchaft gebeten. Wir werden dieſen Abend großes Souper, Ball und Feuerwerk haben. Ich liebe bey ſolchen Feſten den Glanz. — Ueberall ſoll die Nahmenschiffer meiner Nichte in Feuer prangen, bey der Grotte wird verborgen Harmoniemuſik ſpielen, dann erſcheinen wir plötzlich Alle, überreichen ihr unſere Blumenſträußer, und bringen ihr unſere Wünſche dar. Ich an der Spitze, das wird ſich ſehr ſchön ausnehmen, und das ganze Feſt wird mir viel Vergnügen machen.

Balthaſar (für ſich).

Ja ja, ſie fetirt ihre Nichte, damit ſie ſich ſelbſt eine Unterhaltung macht.

Marquiſe.

Aber für den Schluß des Feſtes fehlt mir noch etwas recht Pompöſes, ſo eine recht eingreifende Situation, — ein außerordentlicher Coup, der das Herz zermalmt. — Was könnten wir denn da machen?

Joſephine.

Ja, ich verſtehe von den zermalmenden Geſchichten nichts.

Pierre.

Ich auch nicht.

Marquiſe.

Was iſt denn deine Meinung, Balthaſar?

Balthaſar.

Wenn ich die gnädige Frau Marquiſe wäre, ſo würde ich zur Gräfin hintreten und ſprechen: Liebe Nichte! Heute iſt der Tag, an welchem du zur Freude deiner Verwandten und zum Glücke deines Gatten geboren wurdeſt, denke an ihn, an deine Pflichten, nimm dieſen Blumenſtrauß zum Angedenken und umarme mich.

Marquiſe.

Fi donc! Wie gemein.

Balthaſar.

Dann würde ich noch hinzufügen. Wenn ich dir kein glänzendes Feſt zu dieſer Feyerlichkeit bereitet habe, ſo geſchah es darum; weil ich Soupers, Bälle, Feuerwerke und derley Feyerlichkeiten in Abweſenheit deines Gemahls zu geben nicht für ſchicklich halte.

Marquiſe

(mit vorwurfsvollem Tone).

Balthaſar!

Balthaſar.

Sie haben mich um meinen Rath gefragt, und ich habe ihn geſagt.

Marquiſe.

Aber dieſer Rath iſt unhöflich.

Balthaſar.

Nun, ſo folgt man ihm nicht, ſo wie manchem andern, den man nicht von mir begehrte, aber doch gut gethan hätte, ihn zu befolgen.

Marquiſe.

Ich bedarf weder deines Rathes, noch deiner Bewilligung; ich werde thun, was mir beliebt, und was auch meinem Neffen, dem Grafen, gefallen würde, wenn er hier wäre. Ja, und warum iſt er nicht hier? warum läßt er uns ſchon ſeit einem Jahre allein in dieſem Schloſſe?

Balthaſar.

Er wird ſeine Urſachen dazu haben.

Marquiſe.

Weißt du ſie nicht?

Balthaſar.

Nein, aber gegründet ſind ſie gewiß. Unbedingt darf man Alles, was der gute Herr ſpricht, anordnet und thut, billigen, der geht keinen krummen Weg.

Marquiſe.

Genug! — Warſt du dieſen Morgen in der Stadt, haſt du die Aufträge meiner Nichte beſorgt?

Balthaſar.

Ja, gnädige Frau!

Marquiſe.

Waren Briefe für uns da?

Balthaſar.

Briefe und Journale. — Sie vergeben, ich habe ſie hier in meiner Rocktaſche. (Er zieht ſie hervor.)

Marquiſe.

Und du haſt ſie uns noch nicht gebracht? Wo haſt du denn deinen Kopf, alter Menſch? Woran denkſt du denn? (Sie nimmt die Briefe und öffnet einen.) Was ſeh' ich? die Hand meines Neffen!

Balthaſar.

Wie? (Freudig.) Von meinem Herrn? Ach, ſagen Sie mir geſchwind, wie befindet er ſich?

Marquiſe (leſend).

Wohl.

Balthaſar.

Gott ſey Dank! — Nun, und was ſchreibt er weiter? Ach theilen Sie mir etwas mit — wird er bald zurückkommen?

Marquiſe.

Noch dieſen Abend kann er hier eintreffen.

Balthaſar.

Ach, iſt es wahr?

Marquiſe.

Ha! das iſt es, was ich ſuche! — Das Erſcheinen des Gemahls mitten unter dem Feſte, — das iſt ein herrlicher Coup — es kömmt nur jetzt darauf an, die ganze Scene recht eindringend vorzubereiten, und das ſoll meine Sache ſeyn, nur darf meine Nichte früher nichts davon erfahren.

Balthaſar (vor Freude hüpfend).

Ach, mein Herr! mein lieber Herr! — ich will ihn der Erſte ſehen, der Erſte begrüßen — ich gehe ihm entgegen — O ſagen Sie mir, von welcher Straße wird er kommen?

Marquiſe.

Iſt nicht nöthig, ich will, daß ſeine Ankunft ſtreng geheim gehalten werde — Auch wirſt du hier nöthig ſeyn zur Aufwartung bey der Tafel, zur Aufſicht über das Silbergeſchirr.

Balthaſar.

Ach, gnädige Frau Marquiſe, nur für heute laſſen Sie mich frey. Sie wiſſen wohl, ich ziehe mich ſonſt von keiner Arbeit zurück, und ob ich gleich ein Sechziger bin, tummle ich mich noch überall herum, wo es etwas zu thun gibt — aber heute, wo mein Herr kommt, meiner armen Seele, es würden mir alle Kräfte fehlen, etwas zu thun, und ich kann mir nur neue holen, wenn ich in ſein liebes Auge geblickt, und ſeine Hand an meine Lippen gedrückt habe.

Marquiſe
(mit verächtlichem Mitleid).

Was ſolche alte Domeſtiken doch für Lächerlichkeiten an ſich haben.

Balthaſar.

Deßwegen hat man doch kein Recht, ſie todt zu ſchlagen. (Zwiſchen den Zähnen.) Wenn man alle todtſchlagen wollte, die lächerlich ſind — —

Marquiſe.

Balthaſar!

Pierre.

Lieber Vetter!

Balthaſar.

Ey was, ich will mir Luft machen.

Marquiſe.

Das iſt zu viel — auf der Stelle geh mir aus den Augen.

Balthaſar.

Ich bin im Dienſte meines Herrn, und nur er kann mich fortjagen.

Marquiſe.

Aber in ſeiner Abweſenheit vertritt meine Nichte ſeine Stelle, und wenn ich ihr deine Grobheit erzähle, ſo wird ſie dich fortjagen.

Balthaſar.

Vielleicht, vielleicht auch nicht.

Marquiſe.

Nein, das geht zu weit, wir wollen ſehen wer hier mehr zu ſprechen hat, ich oder ein inſolenter Bedienter.

Joſephine.

Aber, lieber Vetter, ſo mäßigt Euch doch.

Balthaſar.

Nein, nein, ſie hat recht, wir wollen ſehen —

Pierre.

Stille, die Frau Gräfin kommt.

Vierter Auftritt.

Die **Vorigen.** **Mathilde** (tritt durch den Hintergrund ein.)

Mathilde.

Lieber Himmel, was iſt denn das für ein Lärmen?

Marquiſe.

Da, der alte Trotzkopf erlaubt ſich unhöflich zu ſeyn und die Achtung, die er mir ſchuldig iſt, zu vergeſſen.

Mathilde.

Wie? Balthaſar — du?

Marquiſe.

Ja, liebe Nichte, er war ſo grob, daß ich fordere, daß man ihn auf der Stelle fortjage.

Mathilde.

Balthaſar! haſt du wirklich?

Balthaſar.

Ja, Frau Gräfin — ich kann's nicht läugnen, ich war ein wenig hitzig.

Mathilde

(etwas aufgeregt, aber ohne Strenge).

Das war nicht gut, und wenn du dich auch nicht im Zaume hielteſt, aus Schonung für mich, da du weißt, daß mir bey meiner Kränklichkeit jeder Aerger ſchadet, ſo hätteſt du es doch aus Liebe für deinen Herrn thun, und die Achtung gegen meine, alſo auch ſeine Verwandte nicht verletzen ſollen.

Marquiſe.

Da höre man doch, mit welcher Mäßigung man ihm ſeine Kühnheit verweiſt, fortgeſchickt muß er werden, auf der Stelle fort.

Mathilde.

Balthaſar, ich ſollte freylich —

Balthaſar.

Nun wohl, ſo geh' ich, lege meine Hausrechnung und packe meine Sachen zuſammen.

Mathilde.

Nein, nein, nicht ſo ſchnell — ſpäter, ich will erſt noch mit dir ſprechen, mit dir allein.

Marquiſe.

Und wozu das noch?

Mathilde.

Verzeihen Sie, liebe Tante. (Leiſe zu ihr.) Es iſt ja nicht nothwendig, daß wir vor Pierre und Joſephine den alten Mann, — — (Zu Balthaſar.) In einer Stunde komme zu mir auf mein Zimmer.

Balthaſar.

Ganz wohl, Frau Gräfin! (Während Mathilde in den Hintergrund tritt, wirft Balthaſar auf die Marquiſe einen ſchadenfrohen Blick, und ſpricht dann leiſe zu Pierre) Hab' ich's nicht geſagt, ſie jagt mich nicht fort, ſie nicht — ja, da bin ich ruhig. (Geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen, ohne Balthaſar.

Marquiſe.

Bey meiner armen Seele, nur in dieſem Lande kann man ſolchen Inſolenzen ausgeſetzt ſeyn, wenn das in Madrid geſchehen wäre, auf die Galeere müßte der Burſch.

Mathilde.

Beruhigen Sie ſich, liebe Tante, ich verſpreche Ihnen, Sie ſollen Genugthuung erhalten — Aber wie iſt denn das geſchehen?

Marquiſe.

Einer Kleinigkeit wegen, die Briefe, die er ſchon des Morgens brachte, hat er mir erſt jetzt eingehändigt. Eben recht, da ſind auch für dich welche, Nichte. (Sie übergibt einige Briefe Mathilden, und durchſieht die andern, welche ihr übrig blieben.) Der iſt von meinem Buchhändler, er verſpricht mir mehrere neue Romane, ach, das iſt ſchön, ſo wird mein Herz ſich doch einmahl wieder ſtärkerer Empfindungen erfreuen können. (Beſieht einen andern Brief.) Hm! der Brief iſt nicht an mich.

Mathilde (heftig aufſtehend).

Gott! ſollte ſich Balthaſar geirrt haben?

Marquiſe
(lieſt die Adreſſe).

„An Frau Joſephine Valmont im Schloſſe des Grafen Villevallier.“

Pierre (nimmt den Brief).

An mein Weib?

Joſephine

(reißt ihm den Brief weg).

Alſo an mich und nicht an dich.

(Die Marquiſe durchlieſt ihre übrigen Briefe leiſe am Tiſche zur Rechten, Mathilde die ihrigen am Tiſche zur Linken. Pierre und Joſephine ſtehen im Vordergrund der Bühne.)

Pierre

(leiſe mit ſeiner Frau zankend).

Das iſt einerley, es wird mir, deinem Manne, doch auch erlaubt ſeyn, den Inhalt zu wiſſen?

Joſephine

(welche die Schrift erkannt hat, und ſehr betroffen darüber iſt, dieſes aber doch zu verbergen ſucht).

Nein, das iſt gar nicht nothwendig, und ich werd' ihn dir expreſſe nicht leſen laſſen.

Pierre.

Und ich werde ihn expreſſe leſen müſſen. — Wir wollen ſehen — O! was Balthaſar erſt zuvor geſagt hat, und wie er mich darauf mit ſo mitleidiger Miene anblickte, glaubſt du, ich hab's nicht geſehen? — Ich will nicht mitleidig angeſehen werden.

Joſephine.

Wenn du Balthaſar glaubſt — ha, ha, ha! —

Pierre.

Ja, lache nur, ich will einmahl wiſſen, wer an dich ſchreibt.

Joſephine.

Das wirſt du nicht erfahren.

Mathilde

(ungeduldig, das Leſen unterbrechend).

Was gibt's den da wieder für Wortwechſel? Wahrhaftig, ich bin doch recht unglücklich, nicht einmahl in dieſem Schloſſe, wo ich abgeſondert von der ganzen Welt lebe, kann ich Ruhe finden.

Pierre.

Verzeihung, Frau Gräfin! aber mein Weib — ſie will mir den Brief nicht zeigen, den ſie ſo eben bekommen hat.

Joſephine.

Ich habe auch meine kleinen Geheimniſſe.

Pierre.

Ein braves Weib ſoll vor ihrem Manne keine haben, in einer guten Ehe muß Alles gemeinſchaftlich ſeyn, und wenn du mir den Brief nicht zeigſt, ſo biſt du dir einer Schuld bewußt.

Mathilde (lebhaft und bewegt).

Schuld? — Was ſprichſt du da? Was gibt dir das Recht, ſie anzuklagen?

Pierre.

Sie ſelbſt. Wenn nichts Böſes im Brief ſteht, ſo kann ſie mir ihn zeigen. — Oder nicht einmahl, damit ich zeige, daß ich ein ganz guter Kerl bin, und meinen Willen eben nicht durchſetzen will, ſo weiß ich einen Ausweg. Sie, gnädige Frau Gräfin, ſollen den Brief leſen, Sie, die Klugheit, die Tugend ſelbſt, ſollen ihn leſen, und wenn Sie mir ſagen, daß die ganze Sache auf mich keinen Einfluß hat, ſo will ich's glauben, und ruhig ſeyn, auf Sie verlaſſ' ich mich.

Marquiſe.

Joſephine! das ſind' ich vernünftig von deinem Manne.

Joſephine.

Ja — wohl — gnädige Frau Pathe — aber warum ſoll ſich denn die Frau Gräfin die Mühe geben?

Pierre.

Nicht wahr, gnädige Gräfin, Sie willigen ein?

Mathilde.

Recht gerne, um dem Zank ein Ende zu machen. (Hält Joſephinen die Hand hin.) Nun?

Joſephine (zaudert).

Pierre.

Sehen Sie, ſie zaudert.

Joſephine.

Nein. (Gibt der Gräfin mit niedergeſchlagenen Augen den Brief.) Hier iſt er.

Mathilde

(in dem Augenblick, als ſie den Brief empfängt, Joſephinen bey der Hand faſſend und leiſe zu ihr).

Du zitterſt ja, Joſephine?

Joſephine.

Nein, — ich wüßte nicht.

Mathilde

(faßt ſie ins Auge, betrachtet dann den Brief, den ſie in der Hand hält und ſpricht dann, ſich gleichgültig ſtellend, zu Pierre, an dem ſie vorüber geht).

Schon gut, Pierre! — Verlaß dich auf mich, ich werde den Brief leſen, wenn auch nicht jetzt auf der Stelle, — ſpäter wenn ich Zeit habe und dann ſprechen wir ſchon miteinander. — Geh indeſſen!

Pierre.

Jetzt bin ich ganz zufrieden, gnädige Gräfin.

Marquiſe (für ſich).

Und ich eile, die nöthigen Anſtalten zum Feſte zu machen. (Zu Mathilde.) Adieu Nichte.

(Sie geht ab.)

Sechster Auftritt.

Mathilde. Joſephine.

Mathilde.

Nun, Joſephine, ſoll ich den Brief öffnen? — du antworteſt nicht — Wahrhaftig ich bin in dieſem Augenblicke faſt eben ſo betroffen — und zittre — wie du — dieſer Brief — du kennſt alſo die Hand, du weißt, wer ihn geſandt?

Joſephine.

Ich vermuthe es wenigſtens.

Mathilde.

Und muß ich ihn leſen?

Joſephine

(die Hände bittend zu ihr empor hebend).

Ja, gnädige Gräfin, ja, und wär's auch nur zur Strafe für mich.

Mathilde

(öffnet den Brief und beſieht die Unterſchrift).

„Eduard!" Wer iſt dieſer Eduard?

Joſephine.

Ein junger Menſch — kaum 20 Jahr alt — der ſtudirt hat, und daher ein einträgliches Amt in der Stadt hätte erhalten können, — aber er zog es vor, Schreiber bey ſeinem Onkel zu bleiben, der Verwalter auf dem Gute des Baron Darmentier iſt.

Mathilde.

Und warum das?

Joſephine (verſchämt).

Weil — weil das Schloß nahe an dem unſerigen liegt.

Mathilde.

Ich verſtehe, — er liebt dich.

Joſephine

(nickt mit dem Kopfe, ohne die Augen zu erheben).

Ich glaube ja. Achtzehn Monathe macht er mir nun ſchon die Cour, aber ich wollte ihn nie hören — nein nie, ich ſchwör' es.

Mathilde.

Iſt das wahr?

Joſephine.

Ach, leſen Sie nur den Brief, Sie werden ſehen, er wird ſich beklagen, denn er beklagt ſich immer und das thut mir wehe.

Mathilde

(indem ſie mit innerer Bewegung den Brief lieſt).

Du glaubſt alſo, du haſt dir nichts vorzuwerfen?

Joſephine.

Nichts — Ach, es iſt ja nicht meine Schuld — er liebt mich ſo leidenſchaftlich — und er iſt ſo gut, ſo zuvorkommend, ſo artig, während mein Mann mißtrauiſch, zänkiſch und eiferſüchtig iſt.

Mathilde.

War er immer ſo, dein Mann?

Joſephine.

Nein, gnädige Gräfin. Gleich Anfangs, wie wir uns geheirathet haben, war er recht honett liebenswürdig, das muß ich geſtehen, aber das hat nun ſchon lange aufgehört.

Mathilde.

Wie lange?

Joſephine.

Ja, genau kann ich's nicht ſagen.

Mathilde.

Ich aber glaub' es zu errathen. Joſephine, iſt es nicht beyläufig 18 Monate —

Joſephine.

Wie? gnädige Frau?

Mathilde.

Ja, ſeit ein Anderer dir liebenswürdig ſcheint, hat dein Mann in deinen Augen es aufgehört zu ſeyn. Leider zankt er mit dir, weil er Grund dazu hat, er iſt grämlich, weil du ihm nicht mit gewohnter Lieb' entgegen kommſt, er iſt eiferſüchtig, weil er bemerkt, daß deine Gedanken anderswo ſind, kurz er iſt nicht mehr derſelbe, weil du nicht mehr dieſelbe biſt, und ſein Unrecht iſt das deinige.

Joſephine.

Ach Gott!

Mathilde

(ſie bey der Hand faſſend, und mit ſehr vertraulichem Tone).

Ach, mein gutes Kind, wenn du wüßteſt, was für eine Zukunft du dir bereiteſt! Noch ein Schritt, und es gibt kein Glück, keine Ruhe mehr für dich. (Joſephine ſchaudert zurück.) Ich rede nicht von der Reue, von den immerwährenden Vorwürfen deines Gewiſſens, von deinem, auf ewig zerriſſenen Innern, von der Uneinigkeit in deinem Hausweſen. Aber hundertmahl des Tags wirſt du den Schrecken im Herzen, die Schande auf der Stirne, erzittern, verrathen zu werden. Du wirſt in Furcht leben vor deinen Nachbarn, in Abhängigkeit von einem Diener, der, wenn er in deinem Herzen geleſen zu haben glaubt, ſich auch das Recht herausnimmt, dich erröthen zu machen, und wenn ermüdet von einem ſolchen qualvollen Tage, du von der Nacht Ruhe erwarteſt, ſo wirſt du ſie vergebenſt ſuchen, du wirſt nicht ſchlafen, nein, kein Auge wirſt du ſchließen, die Erinnerung an deine Schuld wird dich auch im Schlummer verfolgen, und du alle Augenblicke aufgeſchreckt werden, aus Furcht, im Traum dein Geheimniß zu verrathen.

Joſephine.

Ach, mein Gott! ich ſchaudere.

Mathilde.

Ja, ja, glaube mir, noch iſt es Zeit, entferne aus deinem Herzen, aus deiner Einbildungskraft Ideen, über welche man immer ſiegen kann, wenn man es nur ernſtlich will. Man leidet zwar, wenn man von Jenem entfernt ſeyn muß, den man liebt, aber man iſt nicht wahrhaft unglücklich.

Joſephine (weinend).

Ach, und ich glaube doch, daß ich es wirklich ſchon bin.

Mathilde.

Joſephine! du kennſt die Gewiſſensbiſſe nicht.

Joſephine.

Was wollen Sie damit ſagen, gnädige Gräfin?

Mathilde.

Daß du ſelbſt in dieſem Augenblicke, wo du dich nach ihm ſehnſt, um ihn weinſt, doch in deiner eigenen Achtung, in der meinigen in dem Gefühle unverletzter Pflicht, Troſt für deine Leiden findeſt. Ach, man hat keinen Troſt mehr, wenn man ſich auch nur einen Augenblick ſelbſt vergeſſen hat. Joſephine, du biſt ſchon lange bey mir, du biſt die Pathe meiner Tante, ich fühle Theilnahme für dich, ach, daß dieſe Theilnahme und mein Rath dich vor einem ſolchen Unglück bewahren möchten; du haſt einen braven Mann, der dich liebt, du warſt glücklich mit ihm, ſuche es wieder zu werden, du wirſt es ſeyn, ſobald du nur ernſtlich willſt. Verſprichſt du mirs? — Mit dieſer Bedingung zerreiße ich dieſen Brief, (ſie zerreißt den Brief) und werde Pierre ſagen, du ſeyeſt, was du wirklich biſt und was ich wünſche, daß du immer bleiben möchteſt, ſein braves, rechtſchaffenes Weib.

Joſephine.

Ja, ja, ich ſchwör' es. (Weinend.) Es wird mir zwar viel Gram verurſachen — aber in's Himmelsnahmen, ich will Ihrem Rathe folgen — (nach einigem Zaudern.) Was ſchrieb er denn?

Mathilde.

Er verlangte dich zu ſehen, und ſchlug dir Zeit und Ort dazu vor.

Joſephine.

Armer Junge!

Mathilde.

Du im Gegentheil mußt ihn abweiſen, — ja, du mußt ihn fliehen, wo du ihn zu Geſichte bekommſt.

Joſephine.

Ja, ja, ich will ihn ja auch lieber gar nicht ſehen als unglücklich ſehen.

Mathilde.

So iſt's recht, habe Vertrauen zu mir, meine Freundin, ſage mir von nun an Alles, und ich werde dich nicht verlaſſen.

Joſephine.

Ja, ja, gnädige Frau, ich will alles thun, was in meinen Kräften ſteht, und ich küſſe Ihnen vielmahl die Hand für Ihren wohlgemeinten Rath. (Weinend.) Ach, wenn ich denke, wie der gute Junge auf mich wartet, ſich nach mir ſehnen wird, ſo drückt es mir das Herz ab, aber thut nichts, wenn es auch bricht, dieſes Herz, ich will Ihnen doch folgen, meine gute gnädige Frau.

(Geht weinend ab.)

Siebenter Auftritt.

Mathilde (allein).

Armes Kind! — Wohl wäre dieß noch ein Sonnenſtrahl in meinem düſtern Leben, wenn es mir gelänge, dich zu retten. (Sie ſetzt ſich zur Linken nieder, ſtützt ihr Haupt auf ihre Hand und bleibt, in

Gedanken verſunken, ſitzen, da fällt ihr Blick auf die Briefe, die ſie auf dem Tiſche liegen ließ.) Laß ſehen, was es hier noch für Briefe gibt (ſie öffnet einen Brief.) Ha! was ſeh' ich, von meinem Vater! (ſie küßt den Brief und lieſt dann.) „Mein geliebtes Kind! meine theure Tochter. Lange iſt es nun ſchon, daß ich dir nicht ſchreiben konnte, aber, daß ich es jetzt kann, daß ich überhaupt noch lebe, dieß danke ich dem edelſten, großmüthigſten aller Männer, deinem Gatten. Du weißt, ich fiel in Ungnade und wurde nach Spanien zurückberufen, aber unbekannt wird es dir noch ſeyn, daß ich kurze Zeit nach meiner Zurückkunft verhaftet, aller meiner Habe beraubt, ins Gefängniß geworfen, und zu einer entehrenden Strafe verurtheilt wurde (ſie hält inne.) Gerechter Gott! (fährt fort.) Schon war das Verdammungsurtheil ausgeſprochen, da kam mein Engel, dein Gemahl hier an, er konnte noch nichts erfahren haben, und nur Gott mußte ihn mir geſandt haben. Er eilte zu dem Geſandten, zu den Miniſtern, er wandte alles an, um mir Gerechtigkeit zu verſchaffen, vergebens! Der gerade Weg führte nicht zum Ziele. Endlich gelang es ihm durch Muth und Geſchicklichkeit meine Flucht zu bewerkſtelligen, wir verließen bey Nacht Madrid, und er führte mich in ein fremdes Land, wo er meine Leiden und meine Verbannung theilte, bis zum Tage der Gerechtigkeit, den er herbeyzuführen wußte und der endlich auch gekommen iſt. Geſtern erhielt ich meine Zurückberufung. Man gibt mir meine Ehre und meine Güter wieder zurück. Ich werde nun wieder ruhig auf vaterländiſcher Erde leben können, und meine letzte Lebenszeit nur dazu anwenden, um meinen Retter zu ſegnen und für ſein Wohl den Himmel anzuflehen. Vergelten kann ich ihm nicht, das mußt du thun, mein geliebtes Kind, du mußt die heilige Schuld deines Vaters bezahlen. Trage ihn auf deinen Händen, erlauſche jeden Wunſch ſeiner Seele um ihn zu erfüllen — betrübe ihn nie — nie — du dankſt ihm das Leben deines dich liebenden Vaters. Ramiro Graf von Lemos“ — (Sie läßt ihren Kopf auf ihre Hände ſinken.) Gott! — mein Gott!

Achter Auftritt.

Balthaſar. Mathilde (ſitzend).

Balthaſar

(tritt ein, ſieht, daß Mathilde auf den Tiſch geſtützt iſt, hält alſo an und huſtet, um ſich bemerkbar zu machen).

Mathilde.

Wer ſtört mich?

Balthaſar.

Ich bins, Frau Gräfin! ich komme auf Ihren Befehl.

Mathilde.

Ah, ja ſo. — Wohlan, Balthaſar, willſt du mich denn zwingen, ſtrenge gegen dich zu ſeyn? Du weißt, ich habe dich bisher nur mit Nachſicht und Güte behandelt.

Balthaſar (kaltblütig).

Ich weiß es.... Aber da Ihre Frau Tante darauf beſteht, daß ich fortgejagt werde, ſo werden Sie es wohl thun, nicht?

Mathilde (ſanft).

Hab' ich das geſagt? — Hab' ich eingewilligt, obſchon du es verdient hätteſt.

Balthaſar
(heftig auffahrend).

Ich? — Hm!

Mathilde
(ſchnell und furchtſam).

Nun, meine Tante glaubt es wenigſtens — aber ich — ich weiß, daß mein Gemahl dich gerne hat, daß du ſeine erſten Schritte geleitet haſt, und wenn ich daher auch dießmahl Nachſicht für Gerechtigkeit walten laſſe, ſo geſchieht es nur aus Rückſicht für ihn.

Balthaſar.

Nun, ſo werd' ich mich auch bey ihm dafür bedanken.

Mathilde.

Und mir, Balthaſar, glaubſt du gar keinen Dank ſchuldig zu ſeyn?

Balthaſar (verdrüßlich).

O ja! ich bin Ihnen auch dankbar, bins ſchon ſeit langer Zeit.

Mathilde.

Und warum haſt du dich ſeit kurzem ſo geändert, warum vergißt du gegen mich und meine Tante oft die Achtung, die du uns ſchuldig biſt?

Balthaſar.

Wenn das wirklich der Fall iſt, ſo geſchieht es wider meinem Willen — es iſt möglich, daß ich mich irre — daß ich Unrecht habe — ich wollt' es auch wünſchen — weiß Gott, ich gäb' viel darum, wenn ich Unrecht hätte.

Mathilde

(aufſtehend und ſehr vertrauenvoll zu ihm).

Balthaſar, ich verſtehe dich nicht. — Ich bitte dich, erkläre dich ohne Hinterhalt, ohne Furcht, was geht dir im Kopfe herum?

Balthaſar.

Sehen Sie, meine gnädige Frau Gräfin, ich bin Niemands Feind, aber meinen Herrn, meinen guten Herrn lieb' ich über alles in der Welt, er und ſein Vater haben mich mit Wohlthaten überhäuft, ich bin an ihn gewohnt, und an dieſes Schloß, als ob's mein eig'nes wäre, wir machen ſo zu ſagen nur Eine Familie aus, und manchmahl — verzeihen Sie mir — manchmahl iſt mirs, als ob ich Erneſts Vater wäre, wenn ich Alles für ihn thue, mich ganz für ihn opfere, ſo rechne ich mir das für kein Verdienſt an, ich kann nicht anders, mein Leben iſt mit dem ſeinigen verbunden —

Mathilde.

Ich weiß es — aber —

Balthaſar.

Ja freylich, jetzt kommt das Aber. Als mein Herr kurze Zeit nach ſeiner Hochzeit abreiſte, ſprach er zu mir: „Balthaſar, ein unglückliches Ereigniß, worüber ich mit meiner Frau nicht ſprechen kann, denn es würde ihr zu viel Kummer verurſachen, zwingt mich, abzureiſen. Ich weiß weder, wie lange ich abweſend bleiben, oder ob es mir möglich ſeyn werde Euch Nachricht von mir zu geben, aber ich laſſe dich hier zurück, und ich bin ruhig. Wache du über mein Liebſtes auf dieſer Welt, über meine Mathilde.“

Mathilde (bewegt).

So ſprach er?

Balthaſar.

Ja und ich antwortete: Reiſen Sie, und zählen Sie ganz auf ihren treuen alten Diener, ich bürge für Alles.

Mathilde.

Und du haſt redlich Wort gehalten; denn als die Flamme im Schloſſe ausbrach — —

Balthaſar.

Ah! — davon red' ich gar nicht — dieſes Wachen hab' ich nicht darunter verſtanden.

Mathilde.

Erkläre dich deutlicher.

Balthaſar.

Es gab hier manchmahl gewiſſe Geſellſchaften — gewiſſe Perſonen — Ihre Frau Tante fand ſie charmant, war auch gar nichts darüber zu ſagen, geſtohlen haben ſie nichts — und auch Niemanden etwas zu leid gethan — aber —

Mathilde.

Nun?

Balthaſar.

Jugend — Fröhlichkeit — Einſamkeit — Leichtſinn — Man läßt ſich mit fortreißen — Wär's von mir abgehangen, ich hätte allen dieſen charmanten Leuten das Schloßthor nicht geöffnet.

Mathilde.

Bedenke was du ſprichſt — Es waren Verwandte, Freunde meines Gatten — und ich weiß wahrhaftig nicht Balthaſar, was du mit alle dem ſagen willſt — kann mir die Welt etwas vorwerfen? — Hat man jemahls bemerkt —

Balthaſar.

Die Welt? — nein — Gott ſey Dank! nein — aber ich — ich allein, der immer auf ſeinen Füßen iſt — Tag und Nacht, ich glaubte zu ſehen — ich bin freylich alt und meine Augen ſind ſchwach (ihr ſtarr ins Geſicht ſehend) aber leider betrogen ſie mich dießmahl nicht, ja ich ſah wirklich.

Mathilde.

Was, was? — Rede ich fordere es.

Balthaſar

(mit ſehr ſtarkem Tone).

Sie fragen, — fragen mich?

Mathilde.

(plötzlich niedergedonnert).

Nein, nein! (ſich wieder mäßigend) denn hier kommt meine Tante, ſonſt würde ich dich über ſolche ſonderbare Worte zur Rede ſtellen, von denen ich nichts verſtehe.

Balthaſar.

Gäbe Gott, daß Sie wahr ſprechen.

Neunter Auftritt.

Die Marquiſe. Die Vorigen.

Marquiſe.

Was ſeh' ich? der Menſch iſt noch hier? Ich glaubte Nichte, du wollteſt ihn nur ſprechen, um ihn zu entlaſſen?

Mathilde.

Es war mein Vorſatz, aber nachdem er ſeine Verirrung einſah, und mir verſprach —

Marquiſe.

Zu ſpät, und wenn ich jetzt noch auf ſeiner Entlaſſung beſtehe, ſo geſchieht es nicht mehr meinetwegen, ſondern aus Rückſicht für dich.

Mathilde.

Wie das?

Marquiſe.

Stelle dir vor, er hat ſich gerühmt, er wolle uns zum Poſſen doch hier bleiben, du könnteſt ihn gar nicht wegjagen, du würdeſt es nicht wagen, und wahrhaftig, wenn du noch immer zögerſt, ſo muß ich es faſt glauben.

Mathilde (verlegen).

Liebe Tante. (Im Vorübergehen zu Balthaſar.) Balthaſar! du zwingſt mich alſo —

Balthaſar.

Wie? alſo doch?

Mathilde.

Schreibe es dir ſelbſt zu.

Balthaſar (ſchmerzhaft).

Nein, es iſt nicht möglich?

Marquiſe.

Hörſt du, wie kühn und zuverläſſig er ſpricht?

Mathilde.

Genug! du gehſt!

Marquiſe.

Und in dieſem Augenblicke.

Balthaſar.

Wohlan, ich gehe, ich muß wohl, da meine einzige Stütze nicht hier iſt, aber er wird kommen, vielleicht bald — und dann, wenn er fragt, warum man ſeinen treuen Diener verabſchiedet hat — (mit dem Finger drohend) wenn er fragt —

Marquiſe.

Er droht noch, fort Elender! (Balthaſar ab.)

Mathilde (ſetzt ſich).

Ach, ich kann mich kaum mehr aufrecht halten.

Marquiſe.

Thut mir leid, liebe Nichte, daß dich das ſo angegriffen hat, aber das thut nichts, ſo muß man handeln.

Mathilde.

Die Schwäche meiner Nerven — es wird ſchon vorüber gehen.

Zehnter Auftritt.

Mathilde (ſitzend). Die **Marquiſe** und **Pierre.**

Pierre

(tritt geheimnißvoll zur Linken ein und winkt der Marquiſe).

Gnädige Frau!

Marquiſe.

Was willſt du, Pierre?

Pierre (halblaut).

Ein Mann zu Pferde iſt ſo eben angekommen und im Schloßhof abgeſtiegen, er wünſcht mit Ihnen zu ſprechen, nur mit Ihnen allein, wie er ſagte.

Marquiſe.

Himmel! wenn er's wäre?

Pierre.

Ja, ja, ich glaube, er iſt's.

Marquiſe (für ſich).

Wie ſoll ich Mathilden entfernen? (Laut.) Liebe Nichte!

Mathilde

(die Marquiſe und Pierre betrachtend).

Was wollen Sie Tante? — Aber was iſt denn das — überall ſeh' ich ſo geheimnißvolle Geſichter.

Marquiſe.

So? — (Für ſich.) Ich muß ihr ſchon einen Theil meines Geheimniſſes opfern um den andern zu bewahren. (Laut.) Liebe Nichte, ich muß dir gerade heraus ſagen, du würdeſt uns einen Gefallen thun, wenn du uns allein ließeſt.

Mathilde.

Und warum?

Marquiſe.

Weil wir dir eine Ueberraſchung bereiten wollen, ein Feſt.

Mathilde.

Ein Feſt? mir? jetzt? (Für ſich.) Der Augenblick iſt gut gewählt.

Marquiſe.

Denkſt du denn an gar nichts? — Heute iſt ja dein Geburtstag! — Ich habe es dir geſagt, aber du mußt dich deßhalb doch überraſchen laſſen.

Mathilde
(ſich zum lächeln zwingend).

Recht gerne! — Ich danke Ihnen, liebe Tante, ich danke Ihnen. (Sie will ab).

Pierre (nähert ſich ihr).

Ich bitte tauſendmahl um Vergebung Euer gräflichen Gnaden, aber wie iſt's denn mit dem Brief meiner Frau?

Mathilde.

Ach! ich vergaß es dir zu ſagen, fürchte nichts, du darfſt mir glauben, der Brief hat auf dich gar keinen Bezug.

Pierre.

Ach, wenn's ſo iſt —

Mathilde.

Gewiß, ſey ganz ruhig.
(Pierre küßt der Gräfin die Hand, ſie geht ab.)

Marquiſe.

Sie iſt fort. (Zu Pierre.) Sage dem Fremden, ich ſey bereit ihn zu empfangen.

Pierre.

Er iſt nicht weit. (Oeffnet die Thüre zur Linken.) Treten Sie nur herein.

Eilfter Auftritt.

Die Marquiſe. Ernſt. Pierre.

Marquiſe.

Er iſt's. — Willkommen, mein lieber Neffe!

Ernſt.

Tauſendmahl gegrüßt, theure Tante!

Marquiſe

Stille! machen Sie kein Geräuſch, reden Sie nicht ſo laut! Pierre verlaß uns, und ſorge, daß uns Niemand überraſche. (Pierre ab).

Ernſt (blickt betroffen um ſich).

Warum ſo geheimnißvoll, bin ich denn nicht in meinem Hauſe? Erſt mußt ich eine ganze Viertelſtunde in meinem eigenen Vorſaale antichambriren und nun darf ich Ihnen nicht einmahl laut ſagen, wie erfreut ich bin, Sie wieder zu ſehen. — Und mein Weib, meine geliebte Mathilde, wo iſt ſie?

Marquiſe.

Nur ruhig! für ſie ſollen Sie ja ſchweigen! ſie weiß noch von nichts und wir bereiten ihr eine Ueberraſchung.

Ernſt (lächelnd).

So? Nun daran erkenn' ich wieder meine gute Tante, die nichts machen kann, wie andere Leute, und an gewöhnlichen Begebenheiten kein Vergnügen findet. Eine effektvolle Cataſtrophe iſt ihr lieber, als eine alltägliche Scene. Ich bin nicht ſo wie Sie, liebe Marquiſe, und ich möchte mein liebes Weib je eher, je lieber, umarmen.

Marquiſe.

Wenige Augenblicke werden Sie doch warten können.

Ernſt.

Nicht gerne! jeder Augenblick iſt verloren. Bedenken Sie, ich mußte ſie einen Monath nach unſerer Hochzeit verlaſſen, und ſo lange iſt es nun ſchon, daß ich ſie nicht geſehen habe, und ich liebe ſie aus voller Seele, ich habe immer nur ſie allein geliebt, Schweſter, Freundin, Geliebte, Alles iſt mir in meiner Frau vereinigt.

Marquiſe.

Ein ſeltenes Glück! Fürwahr.

Ernſt.

Sie, die Sie das Seltene lieben, müſſen davon entzückt ſeyn. — Aber noch eins! — Wo iſt Balthaſar? Ich hab' ihn nicht geſehen. (Beſorgt.) Der gute Alte lebt doch noch, nicht wahr?

Marquiſe.

Ja!

Ernſt.

Er iſt ſchon alt, wenn ich ihn verlaſſen muß, beſorge ich immer, ich könnt' ihn nicht mehr finden.

Marquiſe.

Er iſt abweſend, man wird Ihnen ſchon ſagen weßwegen.

Ernſt.

Abweſend? — Das iſt ſchlimm, denn, im Vertrauen, liebe Tante, es fehlt mir etwas hier, und wenn ich ihn nicht gutherzig brummen höre, ſo iſt mir, als ob ich gar nicht zu Hauſe wäre. Aber laſſen Sie uns lieber von meiner theuren Mathilde ſprechen. — Sie ſieht wohl recht blühend, recht ſchön aus, nicht wahr?

Marquiſe.

Alle die ſie kennen, ſagen es.

Ernſt.

Glücklicherweiſe waren Sie hier auf dem Schloſſe;

und haben den ſchönen Schatz, den ich Ihnen vertraute, als eine ſtrenge Duenna vertheidigt.

Marquiſe.

So, wie mich ſelbſt.

Ernſt.

Ich zweifle nicht.

Marquiſe.

Uebrigens habe ich ihr, um ſie über Ihre Abweſenheit zu tröſten, doch auch gerathen, ſich zu zerſtreuen und Geſellſchaft zu ſehen.

Ernſt.

Daran haben Sie wohl gethan. O möchte Frohſinn und Freude ſie immer umgeben.

Marquiſe.

Die Societes in Bordeaux waren dieſen Winter beſonders glänzend, und Mathilde war die Königin aller Feſte, — lebhaft, freundlich, witzig, wie ſie iſt, war ſie ganz unwiderſtehlich. Alles betete ſie an, und Sie können denken, daß mir das großes Vergnügen machte, — allein; — ach; das währte nicht lange, ſie wurde plötzlich trübſinnig, ſie wollte Niemand ſehen, ſie dachte nur an Sie, Neffe, beſchäftigte ſich nur mit Ihnen, und ſeit 6 Monathen iſt ſie vollends ganz von aller Welt abgeſondert, kränkelt, und leidet unaufhörlich.

Ernſt.

Wie? — meine Mathilde leidet — leidet um mich. Nun iſt es beſtimmt, ich nehme es nicht an.

Marquiſe.

Wovon ſprechen Sie?

Ernſt.

Ich habe Ihnen noch nicht geſagt, liebe Tante, daß man mir die Ehre anthun will, mir einen Geſandtſchaftspoſten anzuvertrauen.

Marquiſe.

Wie? Geſandter? — ach ich bin entzückt! Ich wünſche Glück.

Ernſt.

Nicht doch! — Denn ich werde die Ehre ablehnen. — Mein liebes Weib kränklich, leidend, und ich ſollte ſie verlaſſen? Nein, mit dieſem Gedanken würde ich mich mitten im Glanze elend fühlen, und wenn — ach Gott, ich kann den Gedanken gar nicht denken, — wenn ich ſie verlieren ſollte, ich folgte ihr bald nach. Nein, nichts ſoll mich mehr von ihr entfernen, ich will künftig hier als Gutsherr und Gatte unbemerkt, aber glückſelig leben. — Aber — liebe Tante, die Viertelſtunde iſt zu Ende, ich kann nun nicht länger mehr warten.

Marquiſe.

Und doch müſſen Sie Ihre Sehnſucht noch einige Minuten bezähmen. Ich muß Ihnen nur ſagen, 's iſt heute Ihrer Frau Geburtstag.

Ernſt.

Wie? — warten Sie! — ja richtig! — und gerade heute komm' ich an, herrlich, herrlich!

Marquiſe.

Das gibt ja die ſchönſte Scene, die man ſich denken kann; ich habe Geſellſchaft gebeten, glänzende Geſellſchaft — hören Sie? ſchon fahren Wagen in's Schloß. Wir treten nun Alle vor Mathilden hin, bringen ihr unſere Wünſche, reichen ihr Blumenſträuße, und wenn die Reihe an mich kömmt, dann wink' ich Ihnen, Sie müſſen nämlich in der Nähe verborgen ſeyn, Sie treten vor, ſtürzen in die Arme Ihrer Gattin, welche Freudenthränen weint; die Geſellſchaft ſtaunt, wundert ſich, und das ſchönſte Tableau, welches man ſich denken kann, ſchließt das Feſt.

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Pierre.

Pierre.

Gnädige Frau Marquiſe. Eine Menge Gäſte ſind ſchon angekommen. Ich bitte um Ihre Befehle, was ſoll geſchehen?

Marquiſe.

Dein Weib ſoll Jedem von ihnen einen Blumenſtrauß geben, und dann bitte ſie in dieſen Saal zu treten, aber ohne Getöſe, hörſt du? in aller Stille, du und Joſephine ſprecht zuerſt das, was ich Euch gelehrt habe.

Pierre.

Schon gut.

(Geht ab.)

Marquiſe.

Sie, lieber Neffe, treten hier in das Nebengemach, blicken durch die halb offene Thüre und erſcheinen plötzlich, wenn ich Ihnen winke.

Cenſt.

Gut — o wie freu' ich mich.

(Er geht in das Kabinet.)

Marquiſe.

Das wird eine Götterſcene geben.

Dreyzehnter Auftritt.

Die **Marquiſe**. **Joſephine**. **Pierre**. Gäſte (beyderley Geſchlechts mit Blumenſträußern in den Händen), dann **Mathilde** und zuletzt **Ernſt**.

(Die Gäſte kommen, von Joſephinen und Pierre geführt, welche ihnen bedeuten ſich leiſe zu verhalten, durch den Hintergrund; ihnen folgen vier kleine Mädchen, welche Baumzweige in den Händen haben. Die Gäſte reihen ſich alle links, bey der Thür, wo Ernſt abgegangen; an ihrer Spitze ſtehen die Marquiſe, Joſephine und Pierre, die vier kleinen Mädchen mit den Baumzweigen ſtellen ſich zu beyden Seiten der Thüre rechts. Die Marquiſe, nachdem ſie den Gäſten noch ein Zeichen zum Schweigen gegeben hat, ſchleicht auf den Zehen zur Thüre zur Rechten, öffnet ſie und ruft hinein:)

Liebe Nichte, komm doch ein wenig heraus!

(Sobald Mathilde unter der Thür erſcheint, ſetzen ihr zwey Bediente eine Art erhabenen Lehnſtuhl, ganz mit Blumen umwunden, die Marquiſe führt ſie an der Hand dahin, und in dem Augenblicke, als ſie ſich ſetzt, wölben die 4 kleinen Mädchen die Baumzweige über ihrem Haupte, ſo, daß ſie wie in eine Laube zu ſitzen kömmt.)

Mathilde.

Was ſeh' ich?

Die Gäſte.

Es lebe die Gräfin Villevalliere!

(Auf ein Zeichen der Marquiſe tritt Joſephine mit ihrem Blumenſtrauße vor und ſpricht, indem ſie ihn der Gräfin überreicht.)

Joſephine.

Wir reichen dir zum heut'gen Feſte,
Die ſchönſten Kinder unſrer Flur,
Sie ſind an Einfachheit und Unſchuld,
Verehrte! deine Schweſtern nur,
O möchten ſie noch lange lange
Den Pfad des Lebens dir beſtreun,
Und, wie die Roſe in dem Strauße,
Du unſer aller Vorbild ſeyn!

(Alle überreichen ihr Blumenſträußer.)

Mathilde.

Zu viel, zu viel. (Für ſich, die Hand auf ihr Herz drückend.) Vorbild? — ach mein Herz!

Marquiſe.

Die ſchönſte Blume aber, liebe Nichte, habe ich dir noch aufbehalten, ſie blüht nur für dich allein, und lange warſt du ihrer beraubt, von jetzt an aber ſoll ſie nicht mehr von deinem Buſen weichen.

Mathilde (erwartungsvoll).

Dieſe Blume?

Marquiſe.

Ich bringe ſie dir.

(Sie tritt hinter den geſchloſſenen Kreis der Gäſte zur Thüre zur Linken, und winkt Ernſt; der Kreis öffnet ſich, Ernſt tritt, an der Hand der Marquiſe, vor, und ſtürzt zu den Füßen ſeiner Frau.)

Ernſt.

Meine Mathilde!

(Mathilde erblickt ihn, ſtößt einen Schrey aus, wankt, und fällt dann ohnmächtig in die Arme ihrer Tante.)

Ernſt.

Heiliger Gott! was iſt das?

Marquiſe.

Zu Hülfe! zu Hülfe!

(Mathilde wird fortgetragen. Ernſt, die Marquiſe und Joſephine folgen. Die Gäſte ſtaunen.)

(Der Vorhang fällt.)

Ende des erſten Aufzuges.

Zweyter Aufzug.

(Die Bühne ſtellt einen kleinen Salon, neben dem Schlafgemache Mathildens, vor. Zwey Seitenthüren; die Thüre zur Rechten iſt die allgemeine Eingangsthüre, jene zur Linken führt in Mathildens Zimmer. Zur Linken im Vordergrunde ein Kanapee und zwey Lehnſtühle. Zur Rechten ein kleiner Tiſch mit Schreibgeräthe.)

Erſter Auftritt.

Joſephine
(allein; ſie ſteht an der Thüre zur Linken).

Ich wag' es nicht einzutreten. Sie war geſtern Abends ſo krank, und es iſt noch ſehr früh am Morgen. — Aber es war mir doch als hätt' ich klingeln gehört. — Ich muß doch hinein. (Sie pocht leiſe an der Thüre, dieſe öffnet ſich und Ernſt tritt ihr entgegen.)

Zweyter Auftritt.

Joſephine. Ernſt.

Joſephine.

Nun, Herr Graf, wie geht's, wie befindet ſich die gnädige Frau Gräfin?

Ernſt.

Ich hoffe, es wird ohne Gefahr vorüber gehen, liebe Kleine! Die Ohnmacht hat mir übrigens ſehr bange gemacht, ſie dauerte lange, und ſie erwachte daraus mit einem fürchterlichen Fieber die halbe Nacht hat ſie phantaſirt. Jetzt aber iſt ſie ſtiller und ruhiger. Ihr Zuſtand fordert nur Schonung und Ruhe.

Joſephine.

O, wie mich das freut!

Ernſt.

Wenn die Tante nur nicht etwa noch eine Ueberraſchung im Werke hat?

Joſephine.

Die arme Frau iſt recht traurig, daß ihr guter Wille ſo mißglückt hat.

Ernſt.

Ich glaub's! — Auch trage ich eigentlich die größte Schuld daran, weil ich die Schwachheit hatte, mich ihren Romanenideen zu fügen. Sage der guten Marquiſe, daß meine Frau ſchon verlangt hat, ſie zu ſehen, und daß ſie — wenn ſie anders auf alle ſtarken Effecte Verzicht leiſten, und wie andere Leute ſich benehmen will, herüber kommen ſoll, um den Morgen hier zuzubringen.

Joſephine.

An dem Bette der Frau Gräſin?

Ernſt.

Nein, Mathilde wird aufſtehen, der Arzt hat's erlaubt, der Tag iſt ſehr ſchön, und die warmen Sonnenſtrahlen werden ihr wohl thun.

Joſephine

(erblickt die Gräſin, welche aus ihrem Zimmer tritt).

Ach! da iſt ſie ja ſchon. (Sie läuft ihr entgegen, unterſtützt ſie und führt ſie zum Kanapee.)

Dritter Auftritt.

Joſephine. Ernſt. Mathilde.

Joſephine.

Nun, gnädige Frau! wie fühlen Sie ſich?

Mathilde.

Noch ſehr ſchwach! — der Kopf! der Kopf! — aber es wird ſchon vorübergehen.

Ernſt.

Ich hoffe dieſen Abend wirſt du kein Fieber mehr haben, liebe Mathilde.

Mathilde.

Ich hoff' es auch. — Warum iſt denn der Arzt jetzt wieder gekommen? — So eben verließ er mein Zimmer, um mit dir zu ſprechen, Ernſt — findet er mich ſo bedenklich?

Ernſt.

O gewiß nicht. — Aber geſtern, von deiner Ohnmacht ſo ſehr in Schrecken geſetzt, bat ich ihn heute Morgen wieder zu kommen, und ein Paar ſeiner berühmteſten Herren Collegen von Bordeaux mitzubringen.

Mathilde.

Wie?

Ernſt.

Ja, liebes Kind, ſie haben Conſultation gehalten. (Lächelnd.) Nun, drey Aerzte ſehen ja doch mehr als Einer. — Beſorge nichts, ich will den Herren ein gutes Frühſtück vorſetzen und ſie dann wieder nach der Stadt führen laſſen.

Mathilde.

So geh', lieber Ernſt.

Ernſt.

Nur um nachzuſehen. — Ich bin dann gleich wieder bey dir. Ich laſſe die Tante die Honneurs machen, und ſie wird das gerne thun, alle großen tragiſchen Effecte gefallen ihr wie du weißt, nun und drey Aerzte — das iſt gewiß ſchon faſt eine Tragödie. Lebe wohl, liebe Mathilde, ſey du nur ruhig, ganz ruhig — ich komme gleich wieder. (Geht ab.)

Vierter Auftritt.

Mathilde. Joſephine.

Joſephine.

Ach, wie ſanft und gut er iſt, der Herr Graf. — Ja, mein Vetter Balthaſar hat recht, es iſt ein Goldherz.

Mathilde (erſchreckend).

Balthaſar? Iſt er hier?

Joſephine.

Gnädige Gräfin! Warum erſchrecken Sie denn? ſeyn Sie ruhig, ich bitte.

Mathilde

(zu ſich kommend):

Ich bin ſchon ruhig (mit der Hand über ihre Stirne fahrend.) Was ſagteſt du?

Joſephine.

Daß es unmöglich iſt, den Herrn Grafen nicht aus ganzer Seele zu lieben. Wie aufmerkſam er iſt, wie er ſich nur immer mit Ihnen beſchäftigt. Ach geſtern hätten Sie ihn ſehen ſollen, wie er Sie pflegte.

Mathilde.

Wirklich?

Joſephine.

Ja, auf keinen Menſchen verließ er ſich, jede Arzney reichte er Ihnen ſelbſt — kein Menſch kam in Ihr Schlafgemach.

Mathilde.

Ja — als ich dieſen Morgen läutete, war er der Erſte da.

Joſephine.

Ich glaub's, er iſt gar nicht zu Bette gekommen, er wachte die ganze Nacht.

Mathilde.

Bey mir?

Joſephine.

Ja, und Sie waren recht krank. — Zwey ſtarke Fieberanfälle, und immer phantaſiren.

Mathilde.

Und als ich phantaſirte, wer war da bey mir?

Joſephine.

Er, er allein.

Mathilde (bey Seite).

O Gott!

Joſephine.

Ja, einen ſolchen Mann kann und muß man lieben, und ich ſeh' es wohl ein, bey Ihnen, gnädige Frau Gräſin, wars keine Kunſt treu zu bleiben — aber bey mir.

Mathilde.

Was redeſt du da Joſephine?

Joſephine.

Nun ſeyn Sie nur nicht böſe, ſeit geſtern, wo Sie mir ſo zum Herzen ſprachen, thu' ich ja mein Möglichſtes, und der Himmel wird mir die Gnade geben Alles zu Ende zu bringen. Aber geſtehen muß ich Ihnen doch, ich bin ſehr unglücklich.

Mathilde.

Und warum?

Joſephine.

Ja ſehen Sie, Eduard iſt hier — hier im Schloſſe. Er iſt unter dem Vorwande gekommen, um für ſeinen Onkel Hafer und Heu zu kaufen. Ich weiche ihm zwar aus, wie ich kann, aber er folgt mir überall, ſo zwar, daß es mein Mann ſchon bemerkt hat, wieder entſetzſich mißtrauiſch und eiferſüchtig wird, und ſeine Augen überall hat.

Mathilde (ungeduldig).

Und dann? — Ich bitte dich ende!

Joſephine.

Aber troß dem hat Pierre doch nicht geſehen, daß mir Eduard im Vorübergehen ein Briefchen in mein Schürzenſäckchen ſteckte, worin er mich um eine Antwort bittet, die ich auf der Wieſe vor dem Schloſſe in die alte hohle Linde ſtecken ſoll. — Und dann bittet er ſo rührend, ich ſoll ihm nicht ausweichen und ſoll doch mit ihm reden, und wenn ich es nicht thäte, ſo würde er —

Mathilde.

Doch nicht ſich tödten?

Joſephine.

Ach nein, noch etwas viel Schlimmeres — ſich verheirathen, und zwar mit der Nächſtbeſten, die ihm ſein Onkel vorſchlagen würde.

Mathilde.

Wohlan, Joſephine, anſtatt ihn davon abzuhalten, mußt du ihn dazu zu bewegen ſuchen.

Joſephine.

Das kann ich nicht, dann würde er gar nicht mehr an mich denken, mich haſſen.

Mathilde.

Im Gegentheil, er wird dich noch mehr achten, und dann erſt wird es ihm unmöglich ſeyn dich zu vergeſſen.

Joſephine.

Wenn das gewiß iſt, ſo will ich ihm antworten, auf der Stelle antworten. — Aber da kömmt der Herr Graf wieder.

(Mathilde ſetzt ſich wieder auf das Kanapee.)

Fünfter Auftritt.

Ernſt. Joſephine. Mathilde.

Ernſt.

Die Doktoren ſind bey Tiſche. Sie finden meinen Wein vortrefflich und deine Unbäßlichkeit nicht bedenklich, du ſollſt nur fleißig die verordneten Mittel gebrauchen — und dich vor jeder heftigen Gemüthsbewegung hüten, denn eine ſolche könnte das Fieber und jenen Zuſtand des Phantaſirens wieder zurückrufen, der mir ſo ſchrecklich war. — (Zu Joſephine.) Geh, Joſephine, und ſieh zu, daß Alles bereit ſtehe.

(Joſephine ab.)

Sechster Auftritt.

Mathilde. Ernſt.

Mathilde.

Was wollteſt du?

Ernſt

(ſetzt ſich zu ihrer Rechten auf das Kanapee).

Ich ſagte nur, daß Ruhe hier das Nöthigſte ſey. Ich hoffe wir werden die lateiniſchen Köche entbehren können, ich war auch wirklich ſchon eiferſüchtig auf ihre Hülfe. Mir allein kömmt es zu, über mein Liebſtes zu wachen.

Mathilde.

So viele Güte, mein Ernſt, verdien' ich nicht.

Ernſt.

Wo denkſt du hin? darin beſteht ja meine Pflicht und mein Glück. Dieſe Nacht ſelbſt, die mich doch ſo unruhig machte, ich gäbe ſie nicht um viele Schätze, denn ich war ſo glücklich, bey dir wachen, deine Athemzüge belauſchen, deine Hand in der meinigen halten, dieſe ſanften Züge, von Leiden zwar etwas verändert, betrachten zu können. Oefters ſprach'ſt du mit geſchloſſenen Augen —

Mathilde (heftig).

Sprach ich? und was? —

Ernſt.

Unverſtändliche Worte, unzuſammenhängende Phraſen, ich konnte nichts verſtehen.

Mathilde (freudig).

Ah!

Ernſt.

Aber meinen Namen hört ich doch auch und das that mir wohl. Ernſt! Ernſt! riefſt du öfters und ich war doch ſo nahe bey dir wie jetzt.

Mathilde.

Oh, warum haſt du mich jemahls verlaſſen?

Ernſt.

Ich mußte ja. Handelte es ſich doch um das Glück und das Leben deines Vaters, der einſt in jenen Zeiten bürgerlicher Unruhen mein und meiner Familie Retter war, der noch mehr an mir that, und mir ſeinen und meinen größten Schatz, dich, ſeine Tochter, zum Weibe gab. Konnt' ich anders, als Alles in Bewegung ſetzen, um ihm nur einigermaßen zu vergelten? O, wenn du wüßteſt, wie lange mir die Stunden der Entfernung von dir waren! Hundertmahl wär' ich zurückgekehrt, hätte mich nicht dieſe heilige Pflicht zurückgehalten. Plötzlich wär' ich angekommen und hätte geſagt. Theures Weib! da bin ich, denn ich kann nicht leben ohne dich. Aber — dank ſey es dem Himmel! die Zeit der

Verbannung iſt zu Ende, ich habe mein Glück, ich habe dich wieder gefunden, welch' ein beneidenswerthes Los wird künftig das unſrige ſeyn? Ich habe eine gute Handlung zu Ende geführt, der Himmel gab mir Vermögen, um unabhängig leben und deine Tage verſchönern, und Jugend um dich noch lange, lange lieben zu können — (er umarmt ſie.) O du mein gutes liebes Weib! — (Fröhlich.) Aber jetzt gib mir auch ein wenig Rechenſchaft, von allem dem, was ſeit meiner Abweſenheit geſchehen iſt. — Wie haſt du dein einſames Leben verbracht, wie haben ſich unſere Freunde gegen dich benommen? — warſt du mit unſerer Dienerſchaft zufrieden? Ich will alles wiſſen, Alles. — Ich vermiſſe Balthaſar.

Mathilde (betroffen).

Balthaſar!

Ernſt.

Ja, wo iſt er? auch ihn hab' ich um Vieles zu fragen, ihm manche Aufträge zu ertheilen. — Vielerley von ihm zu erforſchen.

Mathilde

(deren Bangigkeit ſich immer vermehrt).

Zu erforſchen?

Ernſt.

Was iſt dir denn?

Mathilde.

Nichts.

Ernſt.

Doch, doch, dein Puls geht ſchneller, du biſt aufgeregt.

Mathilde.

Du irr'ſt.

Ernſt
(ſie immer bey der Hand haltend).

Man ſagte mir, er ſey ſchon ſeit geſtern nicht mehr im Schloſſe — aber er kann ja höchſtens im Pachthofe ſeyn, und ich habe ſchon nach ihm geſandt.

Mathilde (wie oben).

Er wird alſo kommen?

Ernſt.

Wahrſcheinlich noch dieſen Morgen — aber — Mathilde! deine Hand glüht, fühlſt du wieder Fieber?

Mathilde
(egarirt und ihre Hand ſchnell zurückziehend).

Nein, mir iſt wohl.

Ernſt (ſteht auf).

Mein Gott, das beunruhigt mich. (Er ruft.) Joſephine! (er läuft zum Fenſter.) Die Wagen ſtehen auch nicht mehr im Hofe, die Aerzte ſind alſo auch ſchon fort.

Mathilde (für ſich).

Gott! was ich leide! Mein Kopf brennt.

Ernſt.

Soll ich dir Arzney geben? — Mathilde du hörſt mich nicht!

Mathilde (bewußtlos).

Stille! Schweige! — hörſt du nicht! — Tritte, er ſteigt herauf! — da iſt er.

Ernſt.

Wer?

Mathilde.

Balthaſar. — Vor mir? — ach wie fürcht' ich mich! — die Augen niederſchlagen? ja das hilft nichts, er ſieht mich doch, nicht wahr! (wirft ſich in Ernſt's Arme). Wer Sie immer ſeyn mögen, mein Herr, aus Mitleid, aus Barmherzigkeit verbergen Sie mich, daß er mich nicht ſehe — ſonſt — o Gott er würde mich verrathen, — da — würd' er ſagen — da ſteht die Verbrecherin.

Ernſt.

Mathilde — beſinne dich — welche Ideen — welche Lügen —

Mathilde.

Nein, nein! — man lügt nicht mit grauen Haaren — er ſprach die Wahrheit.

Ernſt.

Mäßige dich! — denke an dich ſelbſt, an deinen Vater.

Mathilde.

Mein Vater! — ach, mein Vater! komm und führe deine Tochter mit dir fort — ſchnell fort — ſonſt kommt er — der junge liebenswürdige Mann — Ernſts Verwandter —

Ernſt.

Mein Verwandter? welcher denn?

Mathilde.

Siehſt du ihn nicht? — Er tritt ja in den Saal, er geht ſchon morgen zur Armee ab — und meine Tante will, daß er bis Morgen hier bey uns auf dem Schloſſe bleibe! — Ich wollt' es nicht! — nein, bey Gott, ich nicht, ich durft es auch gar nicht leiden, denn er geſtand mir, daß er mich liebe — ich liebe ihn nicht — nein, nein! — ich liebe nur meinen Ernſt. — Er weint, er verzweifelt — um ihm Troſt zu geben, ließ ich meinen Blumenſtrauß vom Buſen fallen — er hebt ihn auf — ſiehſt du? jetzt drückt er ihn an ſeine Lippen und verbürgt ihn an ſeinem Herzen (mit einem Seufzer.) Ach! glücklicher Weiſe muß er ja ſchon morgen fort! — ha, ha, ha! zwiſchen heut und morgen iſt noch eine Nacht! — Wer kömmt da? — Wer wagt es bey mir einzutreten? — In der Nacht? — Ueber den Balkon? Er iſt's! — Ach, wie ſträflich war mein Leichtſinn, da er ihn ſo kühn machen konnte! — Gehen Sie — Verlaſſen Sie mich! — fort! fort! — ich erſchrecke vor Ihnen.

Ernſt.

Ich erſtarre!

Mathilde.

Ich liebe nur Ernſt! — O mein Ernſt! komme mich zu vertheidigen — ich bin deiner würdig! komm! komm! (verzweiflungsvoll kreiſchend) zurück! (fällt auf ihre Knie.) O mein Gott! mein Vater! Vergebung!

Ernſt.

Schweige, Unglückliche, ſchweige!

Mathilde.

Ja, ja — ſchweigen, das iſt das Beſte! — Mitternacht ſchlägt — Jetzt iſt er wieder über den Balkon hinabgeſtiegen, — über die Blumengeländer hinab — (mit einem Schrey.) Ha! — ein Schuß! — Man wird ihn geſehen haben — Balthaſar! — Balthaſar! — ſeinen Blicken entgeht nichts — ich kann ihm nicht ins Auge ſehen — ich muß immer erröthen vor ihm. — Wenn ich ihn um Erbarmen bäte — nein! nein! — er wird kein Mitleid haben! — Was ſoll ich thun? — Höre, ich wollte mich ſchon in den Fluß ſtürzen.

Ernſt.

Großer Gott!

Mathilde.

Ich that es nicht — mir graute! — Aber wenn Ernſt zurückkehrt, dann will ich's thun! — ach nur todt, nur todt! — mein Gott, haſt du mich erhört? — Ich fühle ſchon Todeskälte meine Gebeine durchrieſeln. (Sie ſinkt auf das Kanapee, und ſchließt nach und nach die Augen, indem ſie noch mit matter Stimme ſpricht.) Ernſt! verzeih, verzeih! (Dann ſinkt ihr Kopf auf ihre Schultern und ſie entſchlummert. Ernſt ſetzt ſich zum Tiſche zur Rechten, ſtützt ſeinen Kopf in ſeine Hände, und blickt ſtarr vor ſich hin.)

Siebenter Auftritt.

Ernſt. **Mathilde** (entſchlummert.) Die **Marquiſe** tritt mit **Joſephinen** leiſe ein.

Marquiſe.

Nur leiſe, leiſe! ſie ſchläft. — Hier iſt der Graf. Was iſt Ihnen, lieber Neffe, Sie ſind ja ganz blaß.

Ernſt (ſteht, ſich ermannend auf).

Nichts Tante, nichts! — (Zu Joſephinen auf Mathilden zeigend.) Joſephine bleibe bey ihr, verlaß ſie nicht. (Joſephine nähert ſich Mathilden, Ernſt führt die Marquiſe in den Vordergrund zur Rechten und die ganze Scene wird von Beyden halblaut geſprochen.) Einige Worte mit Ihnen Frau Marquiſe.

Marquiſe.

Mit Vergnügen, aber vorher bitte ich Sie, einen Blick auf dieſe Liſte zu werfen, ich habe diejenigen Ihrer Freunde und Bekannten aufgezeichnet, welche ich von Ihrer Ankunft benachrichtigen will. Es ſind diejenigen, welche uns auch während Ihrer Abweſenheit ihre Freundſchaft nicht entzogen.

Ernſt.

Sie hatten alſo während meiner Abweſenheit viel Beſuch?

Marquiſe.

O ja, faſt täglich. Man kam Vormittag, ſpeiſte hier, und fuhr des Abends wieder zurück nach der Stadt.

Ernſt.

Und blieb Niemand über Nacht hier? Sie hätten doch manchmahl die intimeren Freunde über mehrere Tage behalten ſollen.

Marquiſe.

Ja, einmahl iſt's geſchehen, nur einmahl und das wider den Willen meiner Nichte. Ich bin ſehr erfreut, daß Sie mein Benehmen billigen, denn, lieber Himmel, bey Verwandten —

Ernſt.

Ach! es war alſo ein Verwandter?

Marquiſe.

Ja, der Kapitän Eduard von Mirmont.

Ernſt.

So?

Marquiſe.

Derſelbe, den Sie in das Militärſtift von St. Cyr brachten. (Ernſt hat ſich ſtumm an den Tiſch geſetzt.) Aber was machen Sie denn?

Ernſt.

Ich fand ſeinen Nahmen nicht auf Ihrer Liſte, und ich will daher eine Einladung an ihn ſchreiben.

Marquiſe.

Wo denken Sie hin?

Ernſt.

Nein, er muß kommen, ich habe dringend mit ihm zu ſprechen.

Marquiſe.

Sie wiſſen alſo nicht, daß der arme Junge nicht mehr iſt?

Ernſt.

Was ſagen Sie?

Marquiſe.

Beiläufig 6 Monathe, einige Tage, nachdem er uns verlaſſen hatte, als er bey der Armee angekommen war, drang ihm die erſte Kugel durch's Herz.

Ernſt.

Todt alſo?

Marquiſe.

Ja.

Ernſt.

Todt. (Für ſich, indem er die Feder ſinken läßt.) An wem mich jetzt rächen? (Mitleidig auf Mathilden blickend.) An wem? — An der Tochter meines Wohlthäters, meines zweyten Vaters?

Joſephine.

Gnädiger Herr Graf! die Gräſin erwacht.

Mathilde.

Ach! was hab' ich gelitten! welch', ein fürchterlicher Traum. (Blickt um ſich.) Liebe Tante! — Joſephine — wo iſt er?

Marquiſe.

Immer bey dir! — Er hat dich nicht verlaſſen! — (Zu Ernſt.) Neffe! —

Mathilde.

Ach! ſey ſo gütig und komme zu mir! (Ernſt nähert ſich ſchweigend, Mathilde nimmt ihn bey der Hand und drückt ſie an ihre Lippen.) Ach ich leide weniger, wenn du bey mir biſt.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Pierre.

Pierre.

Gnädiger Herr Graf! (Erblickt Joſephinen.) Ach! da iſt auch mein Weib, ich wußte nicht, wo ſie ſey. (Zu Ernſt.) Es iſt Jemand draußen, der mit Ihnen zu ſprechen verlangt.

Ernſt.

Wer denn?

Pierre.

Mein Vetter Balthaſar.

Mathilde, Ernſt und die Marquiſe zugleich.

Balthaſar!

(Mathilde außer ſich ſpringt wie in einer convulſiviſchen Bewegung auf.)

Ernſt

(ſie bey der Hand faſſend).

Was thuſt du? (Für ſich.) Sie kann ſeinen Anblick nicht ertragen. (Laut zu Pierre.) Er ſoll warten, ſpäter werd' ich ihn ſprechen.

Pierre (geht ab).

Ganz wohl.

(Mathilde macht eine Bewegung der Freude und ſinkt wieder auf das Kanapee.)

Ernſt (ſie betrachtend, für ſich).

Armes Weib! Ich habe deinem Vater, da er uns am Altar vereinigte verſprochen, dein Schützer, dein Vertheidiger zu ſeyn, haſt auch du deine Schwüre gebrochen, ich will die meinigen halten, (ſich ihr gütig nähernd) beſänftige dich, Ruhe iſt dir vor Allem nöthig.

Marquiſe

(welche am Tiſche zur Rechten ſich niedergeſetzt hat).

Ja Ruhe und Zerſtreuung. Darum wollen wir dieſen Vormittag hier bey dir zubringen, arbeitend und ſchwätzend, nicht wahr Joſephine?

Joſephine.

Ja, gnädige Frau.

Marquiſe.

Und Sie, lieber Neffe, müſſen uns etwas erzählen. Sie kommen ja von Reiſen, haben Gefahren mitgemacht, wir hoffen etwas recht Intereſſantes aus ihrem

Munde zu hören. (Zu Mathilden.) Von dir verlangen wir gar nichts, als daß du ſtumm und ruhig zuhörſt.

Ernſt.

Ja — zuhören — und nichts ſprechen.

Mathilde.

Wenn du ſprichſt, lieber Ernſt, ſo wird es mir ein Leichtes ſeyn.

Pierre

(eintretend).

Ach, gnädiger Herr Graf! er ſagt, er wolle Sie ja nur ſehen.

Ernſt.

Wer?

Pierre.

Balthaſar!

Ernſt.

Unmöglich! (Nach einem augenblicklichen Nachdenken.) Doch, doch, er ſoll kommen.

Pierre.

Der Mann hat gar keine Ruhe und Raſt mehr, ſehen Sie, da iſt er ſchon.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Balthaſar.

Balthaſar
(ſtürzt auf Ernſt zu).

Ach, mein Herr! mein guter Herr! (Küßt ſeine Hände.)

Ernſt.

Schon gut, Alter! ich werde ſpäter mit dir reden, jetzt aber ſchweige, auch du, Pierre!

Joſephine.

Der gnädige Herr will uns etwas recht Intereſſantes erzählen.

Marquiſe.

Wir hören. — Stille!

(Mathilde ſitzt auf dem Kanapee. Ernſt zur Rechten neben ihr auf einem Lehnſtuhl. Die Marquiſe neben Ernſt, Joſephine ſteht neben Mathilde zur Linken. Balthaſar und Pierre ſtehen zur Rechten der Marquiſe.)

Ernſt
(nach kurzem Stillſchweigen).

Sie wiſſen, ich begab mich nach Madrid, um den Grafen Lemos, meinen Schwiegervater aus ſchimpflicher und ungerechter Gefangenſchaft zu befreyen. Ich will nicht von allen Schritten, von allen Verſuchen reden, die ich anwandte, ihn zu retten. — Das Alles iſt nichts Neues.

Marquiſe.

Ja, das kommt in allen Romanen vor, iſt aber doch immer ſehr intereſſant, beſonders wenn der Gefangene glücklich entwiſcht.

Ernſt.

Das war, Gott ſey Dank, auch bey uns der Fall. Wir hatten ſogar das Glück, durch Hülfe einer Verkleidung die Gränze zu gewinnen, doch noch waren wir nicht in Sicherheit, denn auch dort war der Befehl angelangt, den Grafen Lemos, wo man ihn finde zu verhaften und auszuliefern. Wir mußten uns alſo noch immer verborgen halten, ſtets verkleidet das mittägige Frankreich durchreiſen, um uns in Rochelle einzuſchiffen. Auf dieſer Reiſe kam ich nahe bey Bordeaux, und alſo auch nicht weit von hier vorüber.

Marquiſe.

Wann war das?

Ernſt.

Es war — ja, ja — beyläufig vor 6 Monden. — So nahe meinem Weibe und ſie nicht ſehen, das konnte ich nicht über mich gewinnen, beſonders nach 6 Monden Entfernung. Auf der andern Seite würde meine Gegenwart Aufſehen erregt und zur Entdeckung meines

Schwiegervaters beygetragen haben. — Da ich alſo nicht wagte mein Schloß bey hellem Tage zu beſuchen, ſo ſchrieb ich einige Zeilen an Mathilden, die allein davon wiſſen ſollte, und kam in der Nacht vor dem Marientage — um Mitternacht —

Mathilde.

Gott! was ſagſt du?

Ernſt.

Du haſt mir verſprochen zu ſchweigen und mich ruhig anzuhören.

Marquiſe.

Nichte! unterbrich ihn nicht. — Nun, lieber Neffe!

Ernſt.

Ich überſtieg die Gartenmauer.

Balthaſar.

Was hör' ich?

Mathilde

(blaß und zitternd).

O, mein Himmel!

Ernſt.

Auf dieſelbe Art glaubte ich ohne Gefahr und unbemerkt, geſchützt von der Dunkelheit der Nacht, wieder zurückzukehren, als Jemand aus dem Hauſe mich ſah, mich vermuthlich für einen Räuber hielt, und ein Gewehr auf mich losbrannte.

Mathilde

(thut einen Schrey und bedeckt ihr Geſicht mit beyden Händen, dann ſtreckt ſie die Hände gegen Ernſt aus, ruft faſt, auf ihre Knie ſinkend).

Ernſt! Ernſt!

Ernſt.

Stille! ruhig!

Balthaſar (für ſich).

Es iſt um mich geſchehen.

Pierre.

Was hat er denn?

Marquiſe.

Welch' ein Abenteuer! Aber — jetzt erinnere ich mich auch ganz genau, es war im Monath Dezember' die Nacht vor Maria Geburt.

Ernſt.

Ganz recht.

Marquiſe.

Gerade vor dem Tage, an welchem Eduard von uns ging. (Bewegung des Zorns von Seite Ernſtens.) Die Nacht war ſehr finſter und regneriſch, und eine Stunde, nachdem wir in unſere Schlafzimmer gegangen waren, kam mir's vor, als wenn Jemand leiſe, recht leiſe auf der Pfirſichttreillage, gegen den Balkon heraufſtiege —

Ernſt
(ſie unterbrechend).

Das war ich.

Balthaſar
(ganz verwirrt).

Sie? — Sie? —

Marquiſe.

Und was mir eben ganz unbegreiflich vorkam, war, daß ich von Zeit zu Zeit die Stimme eines Mannes zu vernehmen glaubte.

Ernſt (auffahrend).

Eines Mannes? (Schnell beſonnen.) Das war ich.

Balthaſar.

Wär's möglich? — und ich — ach ich zittre noch — ich ſchoß auf meinen geliebten Herrn.

Ernſt.

Wie? du?

Balthaſar.

Ja, der Schuß fiel von meiner Hand! — Gott ſey Dank, daß meine Augen ſo ſchwach ſind, und meine Hände zittern.

Ernſt.

Schweige! du haſt deine Schuldigkeit gethan, und es iſt ja Alles glücklich abgelaufen.

Balthaſar.

Ja, Gott ſey Dank, aber ich habe mir noch mehr vorzuwerfen, und dafür verdien' ich keine Verzeihung. (tritt zu Mathilden, und wirft ſich vor ihr auf die Knie.) Frau Gräfin, meine edle gute Frau, ich bin ein abſcheulicher Menſch, ein Elender, der es wagen konnte, einen Verdacht auf ſeine engelreine Gebieterin zu werfen.

Mathilde.

Balthaſar!

Balthaſar.

Sie waren immer ſo gut, ſo nachſichtig mit mir, Sie hätten mich für meine groben Reden ſchon zwanzigmahl fortjagen ſollen, und haben's doch erſt heute gethan, weil ich Sie dazu zwang.

Marquiſe.

Schon gut, Balthaſar! Weil du dein Unrecht erkennſt und eingeſtehſt, ſo wollen wir Alles vergeſſen, deine Verzeihung hängt von deinem Herrn ab.

Balthaſar.

Herr Graf, erhalt ich Gnade?

Ernſt.

Ich kann eine Unbild verzeihen, die mir perſönlich zugefügt wird, aber nie ein Unrecht gegen meine Frau. Weil dich deine Gebieterin fortgeſchickt hat, ſo gehſt du. Später werd' ich ſehen, was ich für dich thun kann.

Balthaſar.

Ach, das iſt hart, aber ich hab's verdient. (Sich Mathilden nähernd.) Ach, gnädige Frau, ich bin ſchuldig, aber bitten Sie Unſchuldige für mich.

Ernſt.

Liebe Tante, Ihr Alle, ich bitte Euch jetzt mich mit Mathilden einige Augenblicke allein zu laſſen. (Alle ab, zu Balthaſar der noch mit ihm reden will.) Geh!

Zehnter Auftritt.

Ernſt. Mathilde.

((Ernſt ſetzt ſich zur Rechten, und verſinkt in Nachdenken. Mathilde wendet ſich gegen ihn, ſie will mit ihm ſprechen, wagt es aber nicht. Endlich ſich nicht mehr halten könnend, wirft ſie ſich ſchluchzend zu ſeinen Füßen, und hält ihm die Hände flehend entgegen.)

Ernſt.

Mathilde, was thuſt du?

Mathilde.

Ach, ich wag' es nicht, dich anzuſehen, wenn du wüßteſt, was in meiner Seele vorgeht.

Ernſt.

Steh' auf und höre mich an.

Mathilde

(ſteht auf, und bleibt mit geſenkten Augen vor Ernſt ſtehen).

Dieſer Edelmuth —

Ernſt (kalt).

Danke mir nicht, ich dachte an deinen alten Vater, den dieſe Neuigkeit den Tod gebracht haben würde, ich that, was ich mußte, für ihn und für mich. Ich wollte, daß diejenige, welche meinen Nahmen trägt, geachtet und geehrt werde. Es gelang mir, Sie haben die Achtung Aller wieder gewonnen.

Mathilde.

Ausgenommen die Ihrige. Leichtſinn und Unbeſonnenheit haben mich in's Verderben geſtürzt. Ihre Entfernung hat wohl auch dazu beygetragen. Ich ſage dieß Alles nicht, um meine Schuld dadurch zu mildern, ich weiß, und der Himmel, der durch mein Gewiſſen zu mir ſpricht, ſagt es mir in jeder Minute, daß ſie unverzeihlich iſt, aber wenn Sie auch zu großmüthig waren, mich dafür zu beſtrafen und ſich zu rächen, ſo muß ich es thun — und ich verſpreche Ihnen mein Tod —

Ernſt.

Was ſagen Sie?

Mathilde.

Das Grab iſt mein einziger Zufluchtsort, meine einzige Hoffnung.

Ernſt.

So glauben Sie denn eine Schuld mit der andern zu tilgen? Leben müſſen Sie, leben, um Ihr Unrecht gut zu machen, allein das fordert Muth, und ich begreiſe, daß es leichter ſey zu ſterben.

Mathilde.

Ach Gott! — ich will Ihnen in Allem gehorchen.

Ernſt.

Leben müſſen Sie, aber entfernt von mir. Unſere Trennung ſoll ohne allem Aufſehen vor ſich gehen — bauen Sie auf mich, ich werde den Schein retten, und da Sie verſprochen haben mir in Allem zu gehorchen, ſo ſollen Sie bald erfahren, was ich für Sie thun will, und was ich von Ihnen wünſche. In wenigen Minuten ſehen Sie mich wieder. (Er wendet ſich.)

Mathilde.

Noch ein Wort — denn Alles verkündet mir, daß ich Sie heute zum letztenmahl ſehe — nur noch ein Wort.

Ernſt.

Ich höre — was wünſchen Sie?

Mathilde.

Ich werde mich Allem unterwerfen, was Ihre Gerechtigkeit über mich beſchließen mag, ſo ſtreng es auch ſey — aber rauben Sie mir nicht alle Hoffnung — einſt vielleicht — einſt — wenn meine Züge durch Leiden und Jahre welk gemacht, wenn meine Wangen durch Thränen gefurcht, Ihnen ſagen werden, daß ich meine Schuld genug beweint habe, — dann — ach die Zeit wird lange ſeyn bis dahin — aber darf ich auf dieſes Dann hoffen? (Ernſt will ſich, um ſeine tiefe Bewegung nicht zu zeigen, entfernen.) Ach! verlaſſen Sie mich noch nicht — noch einen Augenblick — einen noch — noch eine Gnade — nicht für mich! — Sie wollen Balthaſar ſtrafen — ſoll ich zu allem meinen Unrechte auch noch das beweinen, Ihnen einen alten treuen Diener geraubt zu haben?

Ernſt.

Er wird kommen — ich will ihm ſagen — erwarten Sie mich hier.

(Geht ſchnell ab.)

Eilfter Auftritt.

Mathilde (allein). Dann Pierre und Josephine.

Mathilde.

Er verläßt mich! — Gott! Gott! was für eine Zukunft wartet meiner? — Man kommt, (trocknet ihre Thränen) für ihn, für ſeine Ehre muß ich meine Thränen zu verbergen ſuchen.

Pierre

(Joſephinen bey der Hand herein führend).

Ja, mein liebes Weib, ich bin der glücklichſte Mann auf der Welt, und ich liebe dich mehr als jemahls.

Joſephine.

Und warum?

Pierre.

Warum? dir darf ich es doch nicht ſagen? Aber alle Welt ſoll es wiſſen, und bey der Frau Gräfin will ich gleich den Anfang machen, denn vor ihr hab' ich den erſten falſchen Verdacht auf dich geworfen.

Mathilde.

Was willſt du, Pierre?

Pierre.

Gnädige Frau Gräfin! Sie haben mir zwar geſagt, ich könne ganz ruhig ſeyn, und ich habe Ihnen auch verſprochen ich wolle ruhig ſeyn, aber ich war doch ſehr unruhig, denn da iſt ein großer blonder Menſch, ein Schreiber, der mein Weib auf jeden Schritt verfolgt. — Nun, natürlich verfolgte ich alle Beyde wieder, ſo zwar, daß wir alle Drey immer hinter einander her waren. Heute nun erblicke ich ihn ſchon dreymahl, wie er immer um die hohle Linde auf der Wieſe hinter dem Schloſſe herum ſchlich, und hinein guckte. Ich aber verſteckte mich nahe dabey in das Gebüſch, um zu ſehen, was denn da heraus, oder vielmehr hinein kommen ſollte. Da kam Joſephine, ſteckte geſchwinde und geheimnißvoll einen Zettel in die Höhlung der Linde, und lief wieder davon. Ich aber laufe gleich hin, nehme den Zettel heraus und leſe ihn, obſchon die Adreſſe nicht an mich war, und was las ich? ach! vor Freude treten mir die Thränen in die Augen. Sie ſagte ihm, er ſoll ſich nicht mehr unterſtehen ihr zu folgen, ſie liebe ihn nicht, ſie habe Niemanden gern als ihren Mann — ach Gott! Frau Gräfin! das ſagt das liebe Weib Andern, mir hat ſie's im Leben nicht geſagt.

Joſephine
(leiſe zur Gräfin).

Das dank' ich Ihnen, meine Wohlthäterin.

Pierre.

Gleich legte ich das Billet wieder in den Baum, und verſteckte mich. — Nicht lange nachher kam der Blonde und holte das Billet — ach, ſeine Verzweiflung hätten Sie ſehen ſollen — er ſchlug ſich vor den Kopf.

Joſephine
(für ſich).

Der arme Junge!

Pierre.

Und ſo hab' ich nun Beweiſe, daß meine Frau die beſte, treueſte, klügſte —

Joſephine.

Vielleicht nicht beſſer und klüger als eine andere — (dankbar auf Mathilden blickend) aber eine Freundin ſtand ihr zur Seite, die ihr guten Rath ertheilte, und dieſes Glück hat nicht Jede.

Pierre.

Sey es, wie es ſey, du kannſt von nun an thun was du willſt, ich werde an deinen Handlungen nie mehr Etwas auszuſetzen haben, und ich verſpreche dir, der beſte aller Ehemänner zu ſeyn, dir nichts mehr zu verweigern, dir in Allem zu gehorchen.

Joſephine
(ihn bey der Hand faſſend, mit der anderen ihm den Mund verhaltend).

Genug, genug, verſprich nicht zu viel! Ich im Gegentheil verſpreche dir ein braves Weib zu bleiben und gut Haus zu halten. Komm, bedanke dich bey der Frau Gräfin und laß uns gehen.

Pierre.

Bey der Frau Gräfin?

Joſephine.

Ja, ja, bedanke dich nur!

Pierre.

Ich habe dir verſprochen, dir deinen Willen zu thun. (Küßt der Gräfin die eine, Joſephinen die andere Hand.) Bedanke mich ſchönſtens!

Mathilde (für ſich).

Ich habe ſie vom Untergange gerettet — doch ein Tropfen Balſam in dem Meere meiner Leiden.

Zwölfter Auftritt.

Die **Vorigen**, die **Marquiſe** und **Balthaſar**,
(welcher an der Thüre ſtehen bleibt.)

Marquiſe.

Ach, Nichte! Nichte! — welch' ein Glück! — Du weißt noch nicht. — Dein Mann iſt zum Geſandten ernannt worden. — Alle Gemächer des Schloſſes füllen ſich ſchon mit Glückwünſchenden. Hörſt du? — Ach, man hat ſo viele Freunde, wenn man glücklich iſt.

Joſephine.

Ja, ja, der Himmel vergilt für mich — Sie müſſen ſich jetzt recht glücklich fühlen, gnädige Frau?

Mathilde

(mit unterdrückten Thränen).

Ja, meine Freunde, recht glücklich.

Dreyzehnter Auftritt.

Die **Vorigen**. **Ernſt**.

Ernſt (noch von Innen).

Ich danke Ihnen, meine Freunde, für Ihre Theilnahme.

Balthaſar (zu Mathilden).

Gnädige Frau, nehmen Sie meinen heißen Dank. — Der Herr hat mir auf Ihr Vorwort verziehen, Sie wollten, daß dieſer Tag für Alle ein Tag der Freude ſeyn ſoll. — Ach, ich kann Ihnen gar nicht ſagen, was ich in dieſem Augenblick empfinde. — Ich bewundere Sie — ich verehre Sie — ich möchte Ihnen auf den Knien huldigen.

Mathilde.

Genug, mein Lieber. (Für ſich.) So muß ich denn die Achtung Aller uſurpiren! —

Ernſt

(der mit der Marquiſe vortritt).

Sie ſehen wohl ein, liebe Tante, daß meine neue Würde mir auch neue Pflichten auferlegt. Ich muß mich vorerſt alſogleich nach Paris begeben.

Marquiſe.

Freylich, freylich! — Wir begleiten Sie — nicht wahr, Nichte?

Ernſt.

In dieſem Augenblick wird das nicht angehen; denn ein Courier bringt mir ſo eben den Befehl noch in dieſer Stunde abzureiſen — aber vorher will ich noch einige Anordnungen in Hinſicht auf meine Frau treffen. — Sie erlauben? (Er geht zu Mathilden, führt ſie in den Vordergrund der Bühne und ſpricht halblaut zu ihr:) Denn Geſandtſchaftspoſten, den man mir antrug, und den ich dieſen Morgen noch ausſchlagen wollte, ich nehme ihn jetzt an, aber da man, ehe man ſein Vaterland verläßt, ſeine Geſchäfte in Ordnung bringen muß, (gibt ihr ein Papier) ſo lege ich hier eine Schrift in Ihre Hände, die meinen Willen enthält.

Mathilde.

Ich werde ihm folgen.

Ernſt.

Die Hälfte meines Vermögens iſt von nun an das Ihrige. (Mathilde macht eine Bewegung, das Papier zu zerreißen.) Halt! Sie dürfen es nicht verweigern, Sie haben geſchworen zu gehorchen, halten Sie — dießmahl wenigſtens — Ihren Schwur.

Mathilde

(ſchamhaft den Kopf ſinken laſſend und das Papier mit der Hand zuſammendrückend).

Ah!

Ernſt

(ſich gegen die Marquiſe wendend).

Ich habe keine Zeit zu verlieren — Leben Sie wohl (bey Seite Balthaſar betrachtend.) Und der alte Balthaſar! — ach dieſesmahl werd' ich ihn nicht wieder finden, (laut) komm alter treuer Freund, umarme mich!

Balthaſar.

O mein guter Herr!

Ernſt

(ſich zum Lächeln zwingend).

Da kommen Thränen, und ich weiß nicht warum!

Balthaſar.

Ich weiß es wohl — aus Freude! man weint auch aus Freude.

Ernſt.

Ja, ja! — Aber jetzt fort (er macht einige Schritte gegen die Thür).

Marquiſe.

Und Ihrer Frau — ſagen Sie ihr gar nichts?

Ernſt (zurückhaltend).

O ja (tritt zu Mathilden und nimmt ſie bey der Hand.) Leb' wohl, meine Freundin! leb' wohl! (Er will wieder von ihr gehen.)

Mathilde

(mit einem flehenden Blick).

Ernſt! — man beobachtet uns.

Ernſt.

Du haſt recht. (Er drückt ihr einen Kuß auf die Stirne.)

Marquiſe.

Ich hoffe in wenigen Tagen werden wir uns wieder ſehen.

Ernſt.

Ja, liebe Tante — in wenigen Tagen.

Mathilde (leiſe zu ihm).

Ernſt! iſt das wahr?

Ernſt (eben ſo).
Nie mehr!

Balthaſar.
Glückliche Reiſe!

Pierre.
Und glückliche Zurückkunft.

Marquiſe
(Mathilden mit Stolz betrachtend).
Wie glücklich meine Nichte iſt.

Mathilde
(allein zur Rechten ſtehend).
Nahmenlos elend auf ewig!

(Ernſt entfernt ſich, indem er noch einen letzten mitleidsvollen Blick auf ſeine Frau wirft. Mathilde verbirgt ihr Geſicht in ihren Händen und ſchwimmt in Thränen. Alle übrigen begleiten Ernſt.)

(Der Vorhang fällt langſam.)

Ende.

Die

Familie Rickeburg.

Luſtſpiel in einem Aufzuge,

nach Scribe.

Perſonen.

Herr **Rickeburg**, Kaufmann.
Karoline, ſeine Gemahlin.
Georg, ſein Neffe.
Eliſe, ſeine Nichte.
von **Herenberg**, Patrizier und Rathsmitglied.
Peter, Rickeburgs Diener.

Die Scene iſt in einer freyen Reichsſtadt in Rickeburgs Hauſe.

Die Bühne ſtellt einen Salon mit Mittel- und Seitenthüren vor. Die Thüre zur Rechten des Zuſehers führt zu Karolinens Gemächern; die andere in Rickeburgs Schreibſtube. Ein Tiſch und Stühle zur Rechten.

Erſter Auftritt.

Eliſe (am Tiſche mit einem Buche beſchäftiget). Rickeburg (ſteht auf, und gibt Petern Bankbillets).

Rickeburg (zählend).

Zwey-, Vier-, Sechs-, Acht-, Zehntauſend. — Trage dieſe 10,000 Gulden meinem Kaſſier hinüber, es ſind die erſten Fonds zu ſeiner Reiſe.

(Peter ab.)

Eliſe.

Soll er ſchon wieder reiſen, der arme Hillmann? — hat erſt eine Frau genommen.

Rickeburg.

Ja, Mamſell Nichte, mit Ihrer gütigen Erlaubniß muß er fort, noch heute fort, erſt nach Hamburg, und von da nach Havannah. Das ſcheint dir nicht zu gefallen, Eliſe?

Eliſe.

Nein, wahrhaftig nicht.

Rickeburg.

Was machſt du denn dort?

Eliſe.

Ich lerne meine italieniſche Aufgabe.

Rickeburg.

Italieniſch — Franzöſiſch — zuletzt lernen ſie auch noch Chineſiſch — füllen ſich die Köpfe mit fremden Wörtern an, und vergeſſen am Ende ihre eigene Mutterſprache. — Schau mich an, Mädel, ich kann nichts als Deutſch, und hab's doch weiter gebracht, ich ſchreibe nach Frankreich, nach Italien, nach Spanien, nach Amerika deutſch, und überall hin deutſch — ich hab's geſchrieben, ſie ſollen's leſen, wenn ſie mit mir Geſchäfte machen wollen, und ſie thun's auch, denn ich darf mich rühmen, ſie machen gerne mit mir Geſchäfte. Mein Styl iſt von der alten Zeit, mein Vermögen von der neuen.

Eliſe.

So ein groſſes Vermögen — und man ſagt doch Sie ſollen einſt ſehr arm geweſen ſeyn, lieber Onkel?

Rickeburg.

Und da ſagt man ganz recht, ha! das war meine gute Zeit. — Ich ſehe mich noch, wie ich Magazinsburſche in Marſeille war, wohin mich mein Vater zu einem ſeiner Handelsfreunde ſandte — unter jenem mittäglichen Clima war's warm, ſo warm, daß es nicht viel brauchte, um mich gleich in Feuer und Flammen zu ſetzen.

Eliſe.

Das iſt bey Ihnen auch hier in unſerm gemäßigten Himmelsſtriche nicht ſchwer, verzeihen Sie mir, lieber Onkel, aber Ihr Blut kommt leicht in Wallung.

Rickeburg.

Weil's noch ein gutes unverdorbenes Blut iſt, mein Kind! Aber jetzt und ehmahls — lieber Himmel, da iſt gar kein Vergleich mehr, auch fehlen mir ja die Gelegenheiten! — Alles gibt mir jetzt nach. — Da heißt's überall: „Ja, Herr Rickeburg, wie Sie wünſchen“ — und: „Nein, Herr Rickeburg, wenn Sie's nicht haben wollen“ — man gehorcht jedem meiner Winke.

Eliſe.

Sie wollen auch nie etwas Böſes.

Rickeburg.

Da haſt du recht, hab's nie gewollt, das Böſe, aber das Gute hab' ich oft etwas zu heſtig und zu derb gewollt.

Eliſe.

Wie ſind Sie aber zu dem ungeheuren Vermögen gekommen?

Rickeburg.

Auf die ehrlichſte, aber einfachſte Art von der Welt. Ich habe angefangen für Andere Waaren zu verkaufen, und habe dann welche für mich ſelbſt verkauft, ein Bischen Verſtand, ein Bischen Glück und Genügſamkeit mit einem Bischen Gewinn thaten das Ihrige, ich bekam Käufer, Credit, und ſo wurde aus einem Magazinburſchen in Marſeille ein feſtſtehender Kaufmann in dieſer freyen Stadt, der ein paar Millionen in ſeinem Portefeuille hat, und der ſein Geld, ſo wie er es auf ehrliche Art gewonnen, auch wieder auf ehrliche Art unter die Leute bringen will.

Eliſe.

Ach ja, guter Onkel! Niemand verſteht das beſſer als Sie, Sie geben allen Armen.

Rickeburg.

Natürlich, ich muß ja etwas für meine alten Cameraden thun, ich war auch einmahl arm.

Eliſe.

Wie vielen Dank ſind *wir* Ihnen ſchuldig, ich und mein Couſin Georg. Sie unterſtützen Ihre ganze Familie.

Rickeburg.

Leider iſt ſie ſehr zuſammengeſchmolzen, meine Familie. Brave Leute leben nicht lange. Ich habe keine andern Verwandten mehr, als dich und den Georg. Wir Drey können mein Geld nicht alles aufzehren, und alle Welt ſagte mir: Nimm ein Weib Rickeburg, du biſt erſt 45 Jahre alt, es kann noch Eine mit dir, und du mit ihr glücklich ſeyn. — Sieh, Eliſe, dieſe Worte gingen mir im Kopfe herum, als ich eines Tages ein junges Mädchen ſah, das mir ſehr gefiel. — Auf der Stelle ſagte ich zu mir ſelbſt, *die* wär's, die dir gefallen könnte, und dieſe müßt' es ſeyn oder keine. Zum Unglück war ſie aus einer alten, ſtolzen Patrizier-Familie dieſer Stadt; eine Familie, die kein Ende nimmt, und die Naſen gewaltig hoch trägt, und Jedermann weiß, daß mancher Fürſt es nicht ſo ſtrenge nimmt mit ſeinen Töchtern als ſo ein Rathsherr, ein Patrizier in unſerer guten Stadt.

Eliſe.

Das war freylich ein gewaltiges Hinderniß.

Rickeburg.

Aber bald zog ich andere Erkundigungen ein, die ganze große hochmüthige Familie war zu Grunde gerichtet, da rief ich: Vorwärts ihr Millionen, und ließ ſie vor der Familie aufmarſchiren, man wies ſie nicht zurück, und erſt von dieſer Zeit an bin ich etwas ſtolz auf meinen Reichthum geworden, und ſo oft ich meine Kaſſe öffne, und mein Geld, und meine Bankbillete anſehe, denk' ich ſo bey mir ſelbſt: Das Ding hat doch auch ſein Verdienſt, denn ihm dank' ich das Glück eines der ſchönſten, liebenswürdigſten und bravſten Weiber zu beſitzen.

Eliſe.

Da haben Sie recht, Onkel! die Tante iſt ein Engel.

Rickeburg.

Nicht wahr? — welche Tugenden, welch' einen Geiſt! — Und dieſer Engel war ſo herablaſſend mich lieb zu haben, mich, der ich ihr gegenüber nur ein ganz gemeiner Menſch bin, mich, der gar kein Verdienſt beſitzt als das Bischen Geld im Kaſten — dieſes Verdienſt ſtell' ich aber auch ganz zu ihrer Dispoſition, und ſie mißbraucht es deßwegen doch nicht. Alles wär' ich im Stande für die gute Karoline zu thun, nur Eines hat mich Mühe gekoſtet, große Mühe. — Dazu hat's Zeit gebraucht und Feſtigkeit — Du hätteſt ſie ſehen ſollen, wie ſie mich bat, ich ſoll mir das gemeine Reden abgewöhnen, und vor Allem das Schelten — nun — ich hab's gethan, ſo viel in meinen Kräften ſtand, und beym Teufel ich will mir's ganz und gar abgewöhnen.

Eliſe (lächelnd).

Lieber Onkel!

Rickeburg.

Ja ſo! Siehſt du die böſe Gewohnheit! Ja, des Morgens, wenn ich allein bin, rutſcht mir oft noch ſo ein Wort heraus —

Eliſe.

Verzeihen Sie, aber die Tante meint es gut, ich habe ſelbſt oft geſehen, wie die hohen Herren ihrer Familie, wenn ſie uns beſuchten, über Ihre etwas unnoblen Redensarten die Naſen rümpften.

Rickeburg.

Ey ſollen's thun, ich rümpfe meine Naſe auch über ſie. Ich kann alle die hohen Rathsabkömmlinge und Patrizier für den Tod nicht leiden.

Eliſe.

Es gibt doch auch unter ihnen manche ſehr gute liebenswerthe Menſchen.

Rickeburg.

Kennſt du welche?

Eliſe.

Ja, lieber Onkel.

Rickeburg.

Nun, es iſt möglich, du haſt andere Bekanntſchaften als ich. Aber ſey ruhig, Eliſe, wenn ich dich einmahl verheirathe, einem ſolchen Reiter auf dem hohen Roſſe geb' ich dich nicht.

Eliſe.

Was ſagen Sie da, lieber Onkel?

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Peter (aus dem Gemache Karolinens kommend).

Peter.

Die gnädige Frau wünſcht Fräulein Eliſen bey ſich zu ſehen.

Rickeburg.

Gnädige Frau! — Fräulein! Hm! hm! hm! (für ſich in den Bart brummend.)

Eliſe.

Schade, ich hätte ſo gerne noch mit Ihnen geſprochen, lieber Onkel.

Rickeburg.

Nun ſo bleib da, und ſprich.

Eliſe.

Das kann ich nicht. Die Tante erwartet mich zur

Lektion in der Geographie und in der Geſchichte. Die gute Tante widmet meiner Bildung alle ihre übrigen Stunden. — Als Sie mich vor zwey Jahren hieher kommen ließen, ach, was war ich da noch unbeholfen, ich ſchäme mich noch, wenn ich daran denke, ich konnte ja faſt noch kein Wort ohne Fehler ausſprechen, vielweniger ſchreiben.

Rickeburg.

So warſt du mir recht, ſo hab' ich mich mit dir recht gut unterhalten können.

Eliſe.

Aber wenn ich ſo geblieben wäre, wer hätte mich denn zum Weibe genommen? Die Tante ſagte mir immer, meine Zukunft hinge von meinem Fleiße ab, und es gäbe in einem eheligen Verhältniſſe kein Glück, wenn ein Theil über den andern erröthen müßte. — Ja, und ſie hat recht, denn alle Mädchen beſitzen jetzt ſo viele Kenntniſſe und wiſſen von Allem ſo viel.

Rickeburg.

Nur von dem nichts, was ſie eigentlich wiſſen ſollten. Laß mich ungeſchoren, mit der Geographie und mit der Geſchichte wirſt du dir auch keinen Mann erfiſchen, ich gebe dir ein gutes Heirathsgut, und da werden ſich Freyer genug für dich finden, das iſt die wahre Geſchichte, und zwar die Geſchichte der ganzen Welt. Uebrigens haſt du deinen freyen Willen, thue was du magſt. (Eliſe geht zum Tiſche ihre Bücher zuſammen zu ſuchen.)

Rickeburg

(ſich räuspernd).

Hm! hm! bin von lauter Reden völlig trocken geworden; Peter! bring mir ein Gläschen Schnapps.

Peter.

Wie? — Schnapps?

Rickeburg.

Nun ja, Rhum oder Conjak — was du willſt, aber guten ſtarken. (Auf ein verneinendes Zeichen Eliſens zögert Peter.) Nun, haſt du mich nicht verſtanden? (Peter ab.)

Eliſe

(welche ihre Bücher und Schriften vom Tiſche genommen, tritt zu Rickeburg).

Was fällt Ihnen denn ein, lieber Onkel, der Arzt hat Ihnen doch alle geiſtigen Getränke verboten.

Rickeburg.

Ah bah! — was geht mich der Doktor an?

Eliſe.

Er behauptet aber —

Rickeburg.

Ja, ja — ſie behaupten alle, ich hätte die nämliche Krankheit wie mein Vater, es iſt aber nicht wahr.

Und wenn es wahr wäre; — der gute Vater war die Nüchternheit ſelbſt, ſo wie mein Großvater, keiner von Beyden hat Wein oder Branntwein getrunken, und ſind doch Beyde mit fünfzig Jahren abgeſegelt. (Peter bringt ein Glas und eine Flaſche Rhum, und präſentirt ſie Rickeburg, dieſer ſchenkt ein und trinkt.) Recht gut, recht ſtark! — Mit Rhum habe ich große und gute Geſchäfte gemacht, habe viel daran gewonnen, wäre ja undankbar von mir, wenn ich ihn jetzt ſo ganz von mir wieſe. (Man hört läuten.) Hörſt du, die Tante läutet ſchon.

Eliſe.

Ich eile. (Sie geht gegen die Thür.)

Rickeburg.

Höre, Elischen! — Sag' ihr nichts von den Dummheiten des Doktors, und daß ich mir da ein Gläschen ſchmecken laſſe, die Gute würde ſich ängſtigen.

Eliſe.

Wie Sie befehlen, lieber Onkel. (Sie geht in Karolinens Gemach.)

Rickeburg.

Da würde Sie mir immer zureden, ich ſoll Waſſer in den Wein gießen, und Brrr! ſolch ein Geſäufe ekelt mich an. (Er hält Petern das Glas hin.) Da, ſchenk noch einmahl ein — ganz voll — ſo! — Gerade.

wie das Leben iſt ſo ein Glas Rhum! — (Er trinkt aus.) Hinunter damit. (Er zeigt ihm das Glas.) Aus iſt's!

Peter
(gierig auf die Flaſche blickend).

Solch' ein Leben iſt aber gut.

Rickeburg.

Nun, wenn's gut iſt, ſo ſchenke dir auch ein (hält ihm ſein Glas hin) und mir auch noch einmahl! — und ſtoß mit mir an.

Peter (verſchämt).

Ach Herr! das würde ſich nicht ſchicken.

Rickeburg.

Ah bah! — Alles ſchickt ſich, was nicht ſchlecht iſt. — (Er ſtoßt mit ihm an.) Auf deine Geſundheit!

Peter.

So viel Tropfen, ſo viel Jahre! — (Für ſich.) das iſt ein guter Herr! gar nicht ſtolz.

Dritter Auftritt.

Die **Vorigen**, von **Herenberg**. **Georg**.

Herenberg
(noch unter der Thür).

Komm nur, komm. Du mußt mich ja vorſtellen.

Rickeburg
(ſein Glas wegſtellend).

Was will denn der?

Herenberg (zu Rickeburg).

Kann man ſeiner Gebieterin aufwarten?

Rickeburg.

Meiner Gebieterin?

Herenberg.

Nun ja, der Frau von Rickeburg. — Meld Er mich.

Rickeburg (zornig).

Ich? melden?

Georg (tritt ein, und zu Rickeburg).

Guten Morgen, Onkel!

Herenberg
(für ſich, verlegen).

Sein Onkel — was hab' ich gethan?

Georg
(beyde einander vorſtellend).

Herr Rickeburg, mein guter Onkel! — Herr von Herenberg, Mitglied des Raths.

Rickeburg (für ſich).

Patrizier! das hätt' ich mir gleich denken können

Georg.

Er machte die Bekanntſchaft der Tante und meiner Couſine vergangenen Sommer im Bade.

Herenberg.

Ja, ich hatte das Glück den Damen dort einige Dienſte erweiſen zu können.

Rickeburg.

Ich erinnere mich, meine Frau hat mir's geſchrieben.

Herenberg.

Und nun war man ſo gütig eine Einladung mir zu ſenden.

Rickeburg.

Einladung? — recht gut — wenn meine Frau Sie eingeladen hat, mir iſt's recht. (Zu Georg.) Aber wo zum Henker haſt denn du dieſe Bekanntſchaft gemacht?

Georg.

Wir ſind ſchon alte Freunde, Schulkameraden. Im politechniſchen Curſe haben wir uns kennen gelernt.

Rickeburg.

So? (Leiſe zu ihm.) Iſt doch Schade, daß der Menſch ein Patrizier iſt, aber was thut's, man muß gegen Niemanden ein Vorurtheil haben. (Zu Herenberg.) Als Freund meines Neffen ſeyn Sie mir vielmahl willkommen. — (Nimmt Glas und Flaſche.)

Darf ich Ihnen ein Gläschen Schnapps anbieten? Es iſt ein tüchtiger alter Kerl.

Herenberg.

Ich danke Ihnen — Vormittag — und der Geruch —

Rickeburg.

Ja ſo? — Nun, mir auch recht. (Zu Peter.) Trage fort. (Peter trägt Rhum und Glas fort; zu Herenberg.) Verzeihen Sie mir meine Höflichkeit. — Ich laſſe Sie mit meinem Neffen allein, denn ich habe noch Dispoſitionen zu treffen. — Thun Sie, als ob Sie hier zu Hauſe wären, denn mein Georg iſt wie unſer Sohn.

Georg.

Lieber Onkel!

Rickeburg.

Ich hab' ihn erzogen und ich bin ſtolz auf ihn, und wenn ſich dort und da Einer beygehen läßt, ſich über mich zu moquiren, ſo zeig' ich ihm auf meinen Georg und ſage: Wenn auch ich nicht viel weiß, der weiß deſto mehr. Erſt geſtern hat ſo ein Herr zu lachen angefangen, weil ich das Lateiniſche nicht verſtand, was er zu mir redete, wenn du dabey geweſen wäreſt, Georg, du würdeſt ihn ſchon auf's Maul geſchlagen haben, nicht wahr? du hätteſt ihm vielleicht gar griechiſch geantwortet, denn du kannſt griechiſch?

Georg.

Allerdings.

Rickeburg.

Ach, daß weiß ich, wenn du bey mir biſt, ſo trag' ich auch die Naſe immer etwas höher, und darum darfſt du mich auch nie verlaſſen. — Aber ſeit einiger Zeit ſehen wir dich etwas ſeltener, und das betrübt uns alle.

Georg.

Wirklich?

Rickeburg.

Auch find' ich dich ganz umgeſtimmt, immer traurig und niedergeſchlagen.

Georg

(ſich zum Lächeln zwingend).

Was fällt Ihnen ein, lieber Onkel?

Rickeburg.

Nun mir wirſt du doch nichts weiß machen. — Glaubſt du ich habe keine Augen? — das iſt eine Dummheit.

Herenberg.

Ja, dein Herr Onkel hat recht. — Noch geſtern Abends im Schauſpiel warſt du ſo blaß, und ſo unruhig, daß ich meinte du ſeyeſt unwohl. — Was ſoll das heißen? was fehlt dir?

Georg.

Ich hatte viel ſtudirt und gearbeitet.

Rickeburg.

Ja, da liegt der Hund begraben, er wird ſich mit ſeiner Mathematik noch umbringen, der Burſch iſt zu geſcheidt, und der Himmel gäbe, er hätte irgend einen honneten Fehler an ſich, der ihn zerſtreute. — (Zu Georg.) Willſt du ein ſchönes Reitpferd Georg? oder kutſchirſt du lieber und haſt Freude mit einem Paar tüchtiger Renner? Am Gelde ſtoße dich nicht, mein Junge! da bin ich da.

Georg.

Was Sie mir an Geld monathlich zuwenden, mein gütiger Oheim, iſt mehr als hinreichend.

Rickeburg.

Alſo fehlt dir was Anderes? — Du warſt geſtern im Schauſpiel ſo traurig und niedergeſchlagen, wie der Herr eben ſagte — auf dem Theater — nun wahr iſt's, die Frauenzimmer ſehen da allerliebſt aus — wär's vielleicht von dieſer *Seite* — — — Jugend hat Leichtſinn, muß vertobt ſeyn — hab meine Jugend auch vertobt — will dir zum Vertoben der Deinigen das meinige gern beytragen, und indem ich deine Thorheiten bezahle, mir einbilden, meine gute Zeit ſey wieder gekommen, und ich hätte ſie ſelbſt begangen.

Georg.

Wo denken Sie hin? Sie kränken mich durch einen ſolchen Verdacht.

Rickeburg.

Nun, das geht dich an — thue was du willſt, aber ſey mir luſtig Junge. Ich will jetzt meiner Frau ſagen, daß ſie der Herr zu ſprechen verlangt. Es kann wohl ſeyn, daß ſie ſich entſchuldigen läßt, denn auch ſie iſt ſeit einiger Zeit leidend. Aber ich will's verſuchen. Indeſſen ganz gehorſamſter Diener.

(Er geht in die Zimmer ſeiner Frau).

Vierter Auftritt.

Georg. Herenberg.

Herenberg.

Wie, Freund, das iſt alſo Rickeburg, der reiche, allgemein geachtete Kaufmann, von dem mir ſeine Frau ſo viel Lobenswerthes ſagte.

Georg.

Ja, das iſt mein herzensguter Onkel, dem ich Alles danke, und für den ich gerne mein Leben hingeben würde.

Herenberg.

Ich bin davon überzeugt, Georg, ich erinnere mich ja noch an die Affäre, welche du mit dem Herrn hatteſt, der über ihn ſich einen etwas derben Spott erlaubte. — Aber ich kann mir nur dieſe Frau und dieſen Mann nicht zuſammen denken. Sie, die artigſte, die feinſte, gebildetſte Frau von der Welt. —

Georg.

Sie hat noch viel vortrefflichere Eigenſchaften, als dieſe, und nie war Verſtand und Tugend ſo innig verbunden. Durch den Wunſch ihrer Verwandten, deren Glück dieſe Verbindung machte, mit einem Manne vereinigt, deſſen Sitten und Gewohnheiten mit den ihrigen nicht im Einklange ſtanden, wußte ſie wohl was ſie wagte, ſie kannte ganz die Schwierigkeiten ihrer Lage, allein ſie verſtand es ſie zu beſiegen, und wo eine Andere ſich nur der Pflicht geopfert hätte, wußte ſie das Glück ſich zu bannen.

Herenberg.

Wirklich?

Georg.

Vielleicht insgeheim über die etwas derbe Sitte ihres Gemahls ſeufzend und erröthend, zeigt ſie dieſes doch niemahls öffentlich, ſie leiht ihm ihre ganze Würde, ſie unterſtützt ihn mit ihrer ganzen Liebenswürdigkeit, ſie vertheidigt ihn mit ihrer ganzen Unwiderſtehlichkeit, und beweiſet ihm ſelbſt ſo viele Achtung, daß ihn auch alle Andern achten müſſen.

Herenberg.

Sie liebt ihn alſo wohl gar?

Georg.

Ohne Zweifel; denn ſie liebt vor Allem ihre Pflicht.

Herenberg.

Und glaubſt du, ſie ſey glücklich?

Georg.

Das weiß Gott allein, aber ſie ſcheint es zu ſeyn. Mein Onkel iſt manchmahl auffahrend, barſch, leicht erzürnt, aber auch bald wieder gut. Mit einem Worte, er iſt ganz ein Mann des Volkes. Aber er iſt ſo herzensgut, und liebt ſeine Frau aus ganzem Herzen. — Ja, ja, ſie iſt gewiß glücklich, ſie muß es ſeyn, und dann ihr ganzes Weſen beglückt ja Alles, was in ihrem Zauberkreiſe ſich befindet.

Herenberg.

Wem ſagſt du das? Mir, der ich vorigen Sommer drey Monathe in dieſem Zauberkreiſe zubrachte? Ich geſtehe dir, ſchon der erſte Blick dieſer liebenswürdigen Frau flößte mir Bewunderung ein.

Georg (ſehr heftig).

Wie? wär's möglich? du?

Herenberg.

Nun nur ruhig — Willſt du mir's etwa übel nehmen, daß ich deine Tante liebenswerth fand, da mußt du dich mit einigen Dutzenden herumſchlagen, denn Alle fanden ſie ſo, und Jeder ſuchte Eintritt in ihrem Hauſe. — Ich war freylich etwas klüger als die Andern, und merkte ſchon in der erſten Woche, daß das verlorene Zeit ſey, darum zog ich mich auch noch zur rechten Zeit zurück.

Georg.

O du mein lieber kluger Bruder!

Herenberg.

Bedanke dich nicht bey mir dafür; denn ich habe wahrlich kein Verdienſt dabey. Indeſſen hat ſie mir meine Beſcheidenheit Dank gewußt, ich gewann dadurch an ihrer Achtung, und dieß war mir ein großer Lohn. Auch wollte mein gutes Glück, daß ich, ſtatt einer unſinnigen Leidenſchaft, die mich entweder ſtrafbar oder unglücklich gemacht haben würde, nachzuhängen, bey einem andern liebenswürdigen weiblichen Weſen jene reine und wahrhafte Flamme entzündete, die kein Gewiſſensbiß erlöſchen, keine Furcht trüben kann, und welche jetzt das Glück meines Lebens macht. Kurz und gut, ich will mich jetzt verheirathen.

Georg.

Du, mein Freund? — Ich wünſche dir Glück dazu, und noch mehr derjenigen, welche deine Wahl traf.

Herenberg.

Nun — du kennſt ſie.

Georg.

Ich? —

Herenberg.

Ja, — und vielleicht iſt es gerade mein perſönliches Intereſſe, warum ich dir das Alles erzähle. Vor zwey Jahren traf ich in einer Geſellſchaft ein junges reizendes Mädchen, deren Bildung aber nicht mit ihrer Schönheit gleichen Schritt hielt, ſie war ohne Haltung, ohne Kenntniſſe, mit dem Firniß der Welt gänzlich unbekannt, und ſo zu ſagen ein Gegenſtand mitleidigen Lächelns, ich war dazumahl ihr einziger Vertheidiger. Ich ſah ſie nur dieß eine Mahl und nicht wieder, wußte auch gar nicht, was aus ihr geworden ſey, als ich ſie in jenem Bade, wo ich deine Tante kennen lernte, wieder traf, und zu meinem Erſtaunen ganz zu ihrem Vortheil verändert, ſie hatte ſich Alles angeeignet, was ein Frauenzimmer in unſerer Welt angenehm macht, ohne an ihrer früheren Naivetät etwas verloren zu haben. Zwey Jahre Fleiß und ſorgſame Pflege hatten dieſe Metamorphoſe zu Stande gebracht. — Ach, wie war meine Freude ſo groß, als ich erfuhr, daß auch meine Perſon an dieſer Umwandlung einen Antheil hatte, und daß meine Vertheidigung in jener Geſellſchaft die erſte Urſache dazu war.

Georg.

Wie?

Herenberg.

Ja, dieſes, das Beyſpiel und die Sorgfalt deiner Tante machten aus Eliſen das herrlichſte Mädchen unter der Sonne.

Georg.

Was hör' ich? Meine Couſine Eliſe?

Herenberg.

Ja, ſie iſt's, die ich liebe.

Georg.

Und du willſt ſie heirathen, du? von einer ſo reichen und vornehmen Familie?

Herenberg.

Warum nicht?

Georg.

Ach, das wäre ja ein Glück für ſie. Aber das wird doch nicht angehen. Mein Onkel iſt zwar ſehr reich, und einer der erſten Kaufleute in Deutſchland; aber er iſt von ſehr niederer Herkunft, er hat ſich von Nichts ſo hoch empor geſchwungen.

Herenberg.

Deſto mehr acht' ich ihn, und ich ſchäme mich, wenn ich manches mahl über ſein ſonderbares Benehmen lachen mußte. Um es von Nichts zu Etwas zu bringen, dazu gehört Fleiß und Beharrlichkeit, und Ehre ſey demjenigen, der Alles ſich ſelbſt dankt. Will man den Menſchen recht beurtheilen, ſo muß man nicht darauf ſehen, was er *iſt*, ſondern was er *war*, und Lob und Preis demjenigen, der als gemeiner Soldat aus ſeiner Bauernhütte zog, und als General wieder in ſein Dörfchen zurück kehrt.

Georg.

Aber deine Familie — die erſten Patrizier dieſer Stadt?

Herenberg.

Meine ganze Familie denkt Gott ſey Dank wie ich, und ſollte ich auch dieſe verlieren, ich hänge nicht von ihr ab, und kann mir ſelbſt eine neue Familie ſchaffen. Ich bin hier um meine Werbung zur Ehe zu thun, und habe ſie ſchon ſchriftlich in der Taſche.

Georg.

Ach, daß wäre ſchön! Wie glücklich würdeſt du mit meiner guten Eliſe ſeyn.

Herenberg.

Nun, wenn du das Glück einſiehſt, ſo hoffe ich, daß du meinem Beyſpiele folgen wirſt. — Ja Georg, verſcheuche dieſe trüben Wolken von deiner Stirne, nimm dir ein braves Weibchen und ſey glücklich wie ich.

Georg (ſeufzend).

Ich? — ach das iſt unmöglich! für mich gibt es kein Glück mehr auf Erden.

Herenberg.

Aber warum denn?

Georg.

O wenn du wüßteſt — wenn ich dir mein ganzes Herz öffnen dürfte — doch ſtill! — meine Familie kommt.

Fünfter Auftritt.

Rickeburg. Karoline. Herenberg. Georg.

Karoline.

Verzeihen Sie, Herr von Herenberg, daß ich Sie warten ließ. Ich hoffte Ihren Beſuch nicht ſo früh.

Herenberg.

An mir iſt es vielmehr mich zu entſchuldigen, daß ich eine Stunde wählte, welche in der galanten Welt zu Beſuchen noch nicht geeignet iſt.

Karoline.

Im Gegentheile, Sie behandeln uns als Freund, und daß freut mich, auch mein Gemahl denkt ſo, auch er haßt alle Ceremonien, und hat ſich ſo eben hierüber gegen mich ſehr freundlich geäußert.

Herenberg (zu Rickeburg).

Nehmen Sie meinen Dank.

Rickeburg.

Gar nicht Urſache. (Für ſich.) Iſt ein wahrer Schatz, meine Frau, redet die ſchönſten Worte für mich, und erſpart mir die Mühe ſie zu denken.

Karoline (wird Georg gewahr).

Guten Morgen, Georg! Wir erwarteten dich geſtern zu Mittag — du kamſt nicht, das hat uns beunruhiget.

Georg

(ihre Hand faſſend, und ſie mit Inbrunſt küſſend).

O, meine gütige Tante!

Rickeburg (zu Georg).

Hab' ich dir's nicht geſagt, daß ſie ſich um dich geängſtiget hat — Und warum biſt du nicht gekommen? — Ich rechnete auch Abends auf dich, du ſollteſt die Tante auf den Ball begleiten.

Georg.

Ich war verhindert, lieber Onkel.

Rickeburg.

Verhindert? verhindert? Ausflüchte! — Glaubſt du ich habe dich nicht geſehen, wie du im Platzregen auf der Straße ſtandeſt, als ich mit Karolinen in den Wagen ſtieg, und dann gingſt du ja, wie mir zuvor Herr von Herenberg ſagte, in die Oper, um dort ein blaſſes Geſicht zu machen. Was ſoll das heißen?

Georg (zu Karolinen).

Glauben Sie doch nicht, theuerſte Tante —

Karoline
(ſich zum Lächeln zwingend).

Und wenn es Ausflüchte wären, lieber Freund, was hätte das zu ſagen? Hältſt du mich den für ſo eigennützig? Wenn du froh und glücklich biſt, werd' ich dich nie fragen, wo du warſt oder warum du uns verließeſt, aber wenn du Kummer haſt, dann begehre ich meinen Theil daran, und mache Anſpruch auf dein Vertrauen, (lächelnd) das war ja von jeher das Vorrecht der Tanten.

Rickeburg.

Recht hat ſie, du biſt unſer Sohn, unſer Kind. — Denn Gott wird mich wohl nicht mehr mit Kindern ſegnen — freylich es wäre wohl — —

Karoline

(beeilt ſich ihn zu unterbrechen, und wendet ſich deswegen an Herenberg).

Herr von Herenberg! wollen Sie uns das Vergnügen machen, mit uns zu Mittag zu ſpeiſen?

Herenberg.

Allzuglücklich macht mich dieſe Einladung.

Rickeburg.

Recht, Sie eſſen bey uns, und dann gehen wir alle zuſammen in die Oper — du Georg führſt die Tante.

Karoline.

Warum willſt du Georg geniren, lieber Mann? Er geht vielleicht lieber ins Schauſpiel?

Herenberg.

Man gibt heute Emilie Galotti! meine Loge ſteht Ihnen zu Dienſten.

Rickeburg.

Nein, das Schauſpiel iſt für mich nichts, da ſitz' ich kaum eine halbe Stunde, ſo ſchlaf' ich über dem weinerlichen Zeug ſchon ein. Ich will mich unterhalten, da lob' ich mir die Oper, beſonders ſo etwas von Roſſini, da weckt mich doch die große Trommel gleich wieder auf, wenn ich anfange zu ſchlummern.

Karoline.

Wie du willſt, lieber Mann, was dir Vergnügen macht, macht es auch mir. Georg! willſt du ſo gut ſeyn zu ſagen, daß man uns eine Loge beſorge.

Georg.

Ich eile ſelbſt.

Herenberg.

Nicht doch, mein Wagen ſteht unten, ich führe dich hin.

Georg (leiſe zu ihm).

Und deine Werbung?

Herenberg.

Ich wag' es nicht, wenn dein Onkel dabey iſt. (Zu Karolinen.) Indem ich nicht hoffen konnte Sie perſönlich ſprechen zu können, ſo nahm ich mir die Freyheit an Sie zu ſchreiben.

Rickeburg.

Schreiben?

Herenberg.

Auch an Sie, mein Herr, um Ihnen Beyden eine Bitte vorzutragen, die mich ſehr intereſſirt.

Rickeburg.

Eine Bitte? Sie? mir?

Herenberg.

Um Ihnen Zeit zu gönnen darüber nachzudenken, leg' ich ſie hier in Ihre Hände (gibt Rickeburg den Brief) und werde Mittags die Ehre haben mir Ihre Antwort zu erbitten (zu Georg) komm mein Freund!

(Herenberg und Georg ab.)

Sechster Auftritt.

Rickeburg. Karoline.

Karoline (den Brief anſehend).

Was will das ſagen? —

Rickeburg

(reicht ihr den Brief).

Der Brief iſt an dich adreſſirt, da haſt du ihn, ich leſe nie Briefe an meine Frau, das ſoll manchmahl Verdruß verurſachen, ſagt man.

Karoline

(nachdem ſie den Brief geöffnet und durchflogen hat).

Himmel! wer hätte das gedacht? Herenberg wirbt um die Hand unſerer Nichte.

Rickeburg (ärgerlich).

Hm! was wäre das?

Karoline.

Wie, biſt du nicht auch erfreut über eine ſo ehrenvolle Verbindung?

Rickeburg.

Könnt's nicht ſagen.

Karoline.

Und warum?

Rickeburg.

Ich will nicht ſagen, daß ich die Patrizier, ſey's nun aus Grund oder aus Vorurtheil, haſſe, denn das wäre eine Dummheit, es gibt in allen Claſſen brave Leute, und er kann nichts dafür, daß er aus einer ſolchen Familie ſtammt, aber das muß ich ſagen: ich habe meiner Nichte ein Heirathsgut von Hunderttauſend Thalern beſtimmt, ja, ja, das Sümmchen liegt ſchon bereit, und ich will das nicht für einen Fremden zuſammengeſpart haben.

Karoline.

Aber Herenberg iſt ſelbſt reich.

Rickeburg.

Meinetwegen, ſo ſoll er ein armes Mädchen glücklich machen, er ſteht mir nun einmahl nicht an, und das, was ich im Schweiße meines Angeſichtes erworben habe, ſoll in der Familie bleiben. Ich kenne nur einen Mann für Eliſen, und der iſt — Georg.

Karoline.

Wie?

Rickeburg.

Nun, es gibt doch gewiß in der ganzen Welt keinen bravern Kerl als den Georg, wenn du ihn ſo wie ich geſehen hätteſt, mit dem Degen in der Fauſt.

Karoline.

Mit dem Degen? und wann denn?

Rickeburg.

Den vorigen Sommer, — du warſt eben abweſend, als die Schwindelköpfe aus dem benachbarten Staate bis zu unſern Mauern vordrangen. — Ich habe dir zwar nichts davon ſagen wollen, aber weil ich nun einmahl im Zuge bin, ſo ſollſt du Alles wiſſen. Ich bin kein Freund von dem hochmüthigen Rathsherrn-Volke, allein es iſt mir doch lieber, die rathen in den Tag hinein, als wenn Andere kommen, die gar nichts errathen. — Darum ſperrte ich mein Haus und meine Magazine zu, und zog mit meinen Commis und Arbeitern den Neuerern entgegen, ohne Wahl, ohne Ordnung, bloß wie es der Zufall wollte, denn ich bin nicht ſtark in der Taktik; da ſeh' ich plötzlich einen jungen Mann daher ſprengen in grüner Uniform, der ſich an unſere Spitze ſtellt, uns ordnet, und an den rechten Platz führt, ich ſeh' ihn näher an, meiner armen Seele? mein Georg iſt's, der da auf dem Pferde ſtatt in der Schule ſitzt. Vorwärts, ſchrie er, mir nach, und wir marſchirten — (lachend) ha! ha! ha! der Spitzbube machte ſeinen Onkel marſchiren, wir rückten gegen die Wälle, die Maulhelden von Außen ſandten einige Kugeln herein, und dann zogen ſie wieder ab. — Wie, und ich ſollte Eliſen nicht lieber meinem Neffen, meinem General geben, als irgend einem Andern?

Karoline.

Recht, — mein Freund, ich finde das ganz natürlich — aber —

Rickeburg.

Aber — aber? — Es gibt hier kein Aber, welches Stich hält — das war immer meine Idee, und wenn ich nicht ſchon früher davon ſprach, ſo geſchah's nur darum, weil ich ſeit einiger Zeit etwas bemerkt habe, was mich recht ſehr betrübt.

Karoline.

Und das wäre?

Rickeburg.

Du weißt, wie lieb ich Georg habe, könnte nicht mehr in ihm vernarrt ſeyn, wenn er mein eigener Sohn wäre. — Nach dir iſt er mir das liebſte Weſen auf der Welt. — Und weil du mein gutes liebes Weib biſt, ſo haſt du ihn wohl auch gerne, aber bloß meinetwegen, um mir ein Vergnügen zu machen, nicht ſo recht aus eigenem Herzen, nicht ſo, wie ich es wünſche.

Karoline.

Was ſagſt du?

Rickeburg.

Du hältſt dich zurück, es iſt ordentlich als ob du dich fürchteteſt ihm ein freundliches Wort zu ſagen, oder ihm die Hand zu reichen, du biſt voller Ceremonien, und manchmahl biſt du ſogar unfreundlich gegen ihn. —

Karoline.

Ich?

Rickeburg.

Ja, ja! zum Beyſpiel als du in das Bad reisteſt, und ich meiner Geſchäfte wegen hier zurück bleiben mußte, da war es mein Wunſch, daß Georg dich begleiten ſollte, aber du zogſt es vor, allein mit Eliſen und einem Kammermädchen zu reiſen. Ich widerſprach dir nicht, denn du biſt Herrin deines Willens, aber es hat mich recht geärgert.

Karoline.

Rickeburg!

Rickeburg.

Ja freylich — ſeine Reden weiß er nicht zu ſetzen, mit dem Maul iſt er eben kein Held, er ſchwatzt nicht, aber er handelt; und ich bin überzeugt davon, wie ſehr er uns Beyde liebt, mich und dich. Als ich krank war, ſtellte er ſich an die Spitze meines Geſchäftes, und obgleich das außer ſeinem Fache lag, gingen die Geſchäfte unter ſeiner Leitung doch vortrefflich, ja beſſer, als wenn ich ſelbſt dabey geweſen wäre, denn er beſaß, was ich nicht mehr beſitze: Jugend, Rührigkeit, und vor allem Eifer für mein Intereſſe. Und für dich, was thut er nicht Alles, um ſich dir angenehm zu machen? Ich glaube, er ließe ſich todtſchlagen, um eine Loge für dich in die Oper zu bekommen. — Glaube mir, Karoline, es wird unſer Glück vollſtändig machen, wenn wir Georg auf immer an uns feſſeln, und ich wünſchte, daß du noch heute mit ihm über meinen Plan ſprächeſt.

Karoline.

Ich?

Rickeburg.

Gerade du, denn er iſt ja immer deiner Meinung, er thut immer was du wünſcheſt, du wirſt ihn am leichteſten dazu beſtimmen.

Karoline.

Ich will es wenigſtens verſuchen.

Rickeburg.

Ja, thu's Karoline, ſonſt wär' ich wahrhaftig verſucht zu glauben, du hielteſt es insgeheim mit dem Rathsmanne.

Karoline.

Wie könnteſt du denken?

Rickeburg.

Ja, du haſt immer eine Neigung für die Patrizier, nun, iſt dir auch nicht übel zu nehmen, biſt ja ſelbſt aus einer ſolchen Familie.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Georg.

(Georg tritt nachdenkend mit ineinander geſchlungenen Armen auf, und bleibt im Hintergrunde ſtehen.)

Rickeburg.

Siehſt du, da iſt er, immer düſter und nachdenkend. Was ihm doch fehlen mag? (Ruft.) Georg

Georg

(aus ſeinem Nachdenken erwachend).

Ach! mein Onkel!

Rickeburg.

Tritt näher, mein Junge, deine Tante hat mit dir zu ſprechen.

Georg (lebhaft).

Iſt es wahr? Hier bin ich.

Rickeburg (lächelnd).

Sieh, das weckt ihn völlig auf. Ich gehe, ich muß mich mit dem Kaſſier noch beſprechen, der dieſen Abend abreiſt.

Georg.

Ich weiß, er reiſt nach Havannah, wo Sie ein neues Etabliſſement gründen wollen.

Rickeburg.

So iſt es.

Georg.

Eine herrliche Unternehmung, welche gut geleitet, vortreffliche Früchte tragen wird.

Rickeburg.

Ich hoff' es — Aber ich habe noch eine andere Unternehmung im Werke, welche mir näher am Herzen liegt. — Ich habe mich ſo eben mit deiner Tante über deine Zukunft, über dein Glück berathen, ich hab' ihr meine Meinung darüber geſagt, und ſie wird ſie dir mittheilen. — Iſt nicht ſchlecht, dieſe Meinung, Junge, vielleicht macht ſie dir ſogar Vergnügen (kneipt ihn in die Wange.) Bleibe da bey der Tante — rede mit ihr — rede! — es wird ſich alles geben.

(Er geht ab).

Achter Auftritt.

Karoline. Georg.

Georg
(ihm erſtaunt nachſehend).

Was hat denn der Onkel? Ich verſtehe ihn nicht.

Karoline.

Was er hat? Er will dich verheirathen.

Georg.

Und das nennt er mein Glück? Ich hoffe wenigſtens, er wird mich nicht gegen meinen Willen glücklich machen wollen, und ich werde nie einwilligen.

Karoline.

Ey, ey, Georg, du kennſt ja diejenige noch gar nicht, die er dir zur Frau beſtimmt hat.

Georg.

Kann ſeyn, daß ſie reich, ſchön, liebenswürdig iſt, ich weiß ja, wie gut's der Onkel mit mir meint, allein, wäre ſie auch der Inbegriff aller Vollkommenheit, ich würde ſie doch zurückweiſen — wo keine Liebe iſt, iſt auch kein Glück. — Ich will gar nicht heirathen, will bleiben wie ich bin.

Karoline.

Du biſt alſo zufrieden, glücklich?

Georg.

Ich? — O Gott! ich bin der unglücklichſte aller Menſchen.

Karoline.

Wie Georg? und warum?

Georg.

Ich weiß nicht — Ein langſames Fieber verzehrt und mordet mich. — Ohne Hoffnung ſcheint mir mein Leben, kaum begonnen, ſchon am Ende zu ſeyn.

Karoline.

Georg! ermanne dich, die Zukunft ſteht ja lachend vor dir, deine eigenen Talente, das Vermögen deines dich ſo ſehr liebenden Onkels öffnen dir jede Carriere, die dir angenehm dünkt, die Ehre ruft, Würden erwarten dich — Erweckt denn auch die Begierde, deinem Vaterlande zu dienen, deinen Ehrgeiz nicht?

Georg.

Ehrgeiz? — Ich habe keinen mehr. — Wozu ſoll ich mir Würden zu erringen ſuchen? — für wen? — Wer nimmt Theil an mir?

Karoline.

Wer? — Wir, deine Verwandte, deine beſten Freunde.

Georg.

Nun ja Tante, ich weiß, Sie können mich wohl leiden.

Karoline.

Wohl leiden? das iſt nicht der rechte Ausdruck — Ich — Wir — lieben dich; darum ſprich nicht ſo, mein Georg! — Ich weiß es, es ſteht mir nicht an, dir einen Rath zu ertheilen, allein, wenn auch mein Alter mir dieß Recht nicht gibt, ſo darf es doch meine Freundſchaft anſprechen. — Laß ſehen — vertraue dich mir ganz an, wirf dich in die Arme der Freundſchaft, ſage: was fehlt dir?

Georg.

Wer kann da widerſtehen? Ja, Ihr Zutrauen erweckt das meinige. Sie, Sie allein ſollen wiſſen, was auf meinem Herzen laſtet. — Ich liebe, liebe gränzenlos, aber ohne Hoffnung wieder geliebt zu werden. — Noch mehr, ohne den Wunſch Gegenliebe zu erhalten, denn erräng' ich ſie, ich eilte bis an's Ende der Welt, um mich vor mir ſelbſt zu verbergen.

Karoline.

Unbeſonnener! alſo haſt du einer ſträflichen Neigung dein Herz geöffnet?

Georg.

Sträflich? woher vermuthen Sie?

Karoline.

Die Gewiſſensbiſſe, welche dich foltern, zeigen es mir nur zu deutlich; wär's eine reine Neigung, ſie würde dich nur wohlthätig berühren. Georg, ſchau in dein Inneres, wohin kann dich eine ſolche Leidenſchaft führen?

Georg.

Tante! Sie haben nie geliebt, ſonſt würden Sie dieſe Frage nicht thun. — Wohin mich dieſe Leidenſchaft führen kann? Zu Leiden, allein dieſe Leiden machen ja die Seligkeit meines Lebens aus, ich würde ſie um alles Glück der Welt nicht austauſchen. — Anſtatt mich ihnen zu entziehen, ſuche ich ſie auf, ſehne mich nach dieſen Leiden. Ach! erſt neulich — mein Onkel weiß nichts davon, hat man mir einen ſehr ehrenvollen Poſten angeboten, allein ich ſchlug ihn aus, denn ich müßte dieſes Land, müßte ſie verlaſſen.

Karoline (ſehr bewegt).

Alſo iſt ſie hier?

Georg.

Ja, in dieſem Lande, aber weit von hier.

Karoline.

Und wenn du ſie wirklich liebſt, haſt du denn nie an ihre Ruhe gedacht, die du trüben; an ihre Zukunft, die du vergiften könnteſt?

Georg.

Nein! ſo weit wird es nicht kommen, meine Leidenſchaft wird ſie nie beunruhigen, ſie ſteht an Tugenden zu hoch über mir, als daß ſie das ſträfliche Feuer, welches in meinem Buſen lodert, ergreifen könnte, nein, dem Himmel ſey Dank, ich werde allein unglücklich ſeyn.

Karoline.

Wenn du es biſt, ſo willſt du es ſeyn, weil du dich der Gefahr ohne Vertheidigung hingibſt, weil du ſie nicht fliehſt. — Ich bin nur ein Weib, und — ich fühl' es, keins der ſtärkſten, aber wenn ich jemahls das Unglück hätte, durch eine ſolche Leidenſchaft mein Herz zerriſſen zu fühlen, ich würde ihr nicht Stand halten, vielleicht ſterben, aber ſie beſiegen. Willſt du weniger Muth haben? und ich muß dir eine Lehre geben, was hier zu thun iſt? Erwache, mein Georg, und glaube mir, es gibt keinen ſo herben Kummer, den die Vernunft nicht mildern könnte, kein Unglück ſo groß, das unſer Herz nicht ertragen und überwinden könnte. Ich biete dir meine Hülfe, meinen Beyſtand an, und wenn du — was ich glaube — meiner Achtung würdig biſt, ſo wirſt du meinem Rathe folgen.

Georg.

Reden Sie.

Karoline.

Dein Onkel will dir Eliſen zur Gattin geben.

Georg.

Eliſen. — Unmöglich! — Ein Anderer liebt ſie, und wird von ihr wieder geliebt, mein Freund Herenberg.

Karoline.

Wenn es ſo iſt, ſo ſage das deinem Onkel.

Georg.

Er ſoll es wiſſen.

Karoline.

Aber dann gibt es ja noch andere, gute, brave Mädchen.

Georg.

Für mich keine — ich hab's geſchworen! — Ihr allein will ich meine Liebe aufbehalten, die ſie nicht ahnet, ihr allein meine Schwüre halten, die ich ihr nie geleiſtet.

Karoline.

Wohlan! ſo iſt denn nur ein Mittel, deine Ruhe wieder zu gewinnen, und — vielleicht auch die ihrige. Nimm den Ehrenplatz an, den man dir angeboten, und der dich von hier entfernt.

Georg.

Nimmermehr! Ich ſollte mich ſelbſt meines einzigen Glückes: ihres Anblickes berauben. — Und dieſen Rath können Sie mir geben?

Karoline.

Du mußt ihm folgen. — Meine Freundſchaft ſteht auf dem Spiele. — Wähle?

Georg.

Nein, nein, ich kann nicht.

Karoline.

Ich hielt dich meines Vertrauens würdig, — ich laſſe dich nun mit dir allein, und habe dir nichts mehr zu ſagen. (Sie tritt zum Tiſche, Georg entfernt ſich langſam, allein an der Thüre will er nochmahls umkehren, er kämpft mit ſich ſelbſt, ſeufzt dann, macht eine verneinende Bewegung und ſtürzt ab.)

Neunter Auftritt.

Karoline (allein).

Er geht wirklich! — Gott wie zittre ich im Innerſten meiner Seele! Ich haſſe ihn — o nein, nein! ich vergebe ihm! wenn er vor mir ſteht, fürcht' ich ihn — wenn ich ihn nicht ſehe, ſehne ich mich nach ihm — ich erröthe, wenn man ihn nur nennt — fort, fort mit dem Gedanken an ihm! — Er hat mir den Nahmen derjenigen nicht genannt, die er liebt — und doch glaube ich ihn zu errathen — Ich will ihn aber nicht wiſſen, ich will nicht! — O mein Gott beſchütze mich. (Sie ſinkt auf einen Stuhl am Tiſche, ſtützt den Kopf in die Hand, und bleibt im Nachdenken verſunken ſitzen.)

Zehnter Auftritt.

Karoline. Rickeburg.

Rickeburg
(aus dem Zimmer zur Linken kommend, und vor ſich hinbrummend).

Ey, ey, ey, ſind das Kindereyen.

Karoline (ſich ermannend).

Mein Mann!

Rickeburg
(immer zu ſich ſelbſt ſprechend).

Ein Mann, und ſich ſo betragen?

Karoline.

Was haſt du denn?

Rickeburg.

Ey, der Kaſſier, ich rede mit ihm vom Geſchäfte, von Weinen, Zucker, Kaffeh und Indigo, und ihm rollt eine Thräne nach der andern aus dem Auge.

Karoline.

Und warum?

Rickeburg.

Er hörte mich gar nicht, dachte immer an ſein Weib und Kind, die er verlaſſen ſoll. — Zum Henker auch, an die ſoll er außer der Geſchäftszeit denken — Alles hat ſeine Zeit — Ich will ihn gar nicht hindern empfindſam zu ſeyn — Abends, nämlich zu Hauſe, aber nicht im Comptoir. — Nun Karoline, du haſt mit Georg geredet: Wann iſt die Hochzeit — Iſt er dazu entſchloſſen?

Karoline.

Noch nicht ganz — aber es wird ſich geben, wie ich hoffe.

Rickeburg.

Nun, wenn ſich's nur gibt, früher oder ſpäter, iſt einerley. — Es eilt nicht ſo, ich habe ohnedieß jetzt eine Idee im Kopfe — Sieh, wenn der Kaſſier abreiſt, ſo bleibt mir mehr Arbeit über den Hals, und da denk' ich Georg ganz zu mir zu nehmen.

Karoline (für ſich).

O Himmel!

Rickeburg.

Ich aſſocire ihn in meine Handlung — er gewöhnt ſich dann an das Geſchäft, an uns — er iſt mehr bey ſeiner Zukünftigen.

Karoline.

Und glaubſt du, daß er dieß annehmen wird?

Rickeburg.

O ganz gewiß, er thut ja mir einen Gefallen dadurch. Er hilft mir in meinen Geſchäften, er lernt ſie genau kennen, und kann ſie dann auch allein führen. — Und ich habe nicht nur einen Geſellſchafter in meiner Handlung, auch einen Geſellſchafter im Innern meines Hausweſens. — Wenn ich abweſend ſeyn muß, biſt du wenigſtens nicht allein, das wird dich unterhalten, zerſtreuen.

Karoline.

Ich danke dir für deine gute Meinung, lieber Mann, allein ich glaube es würde mich noch mehr aufheitern und zerſtreuen, wenn du nur das geſtatten wollteſt, um was ich dich ſchon öfters bat. Erlaube mir einige Monathe auf deinem Landgute Weidenſtein zuzubringen.

Rickeburg.

Wo denkſt du hin? — Ja, ja, wenn die Weiber einmahl etwas im Köpfchen haben — Seit dem vorigen Sommer haſt du eine außerordentliche Neigung zum Landleben — Mitten im Winter, bey dem ſchlechteſten Wetter, haſt du mich öfters gebeten dich hinaus fahren zu laſſen.

Karoline.

Nun, wenn es dir Mißvergnügen macht —

Rickeburg.

Ja, es macht mir Mißvergnügen, und großes. — Glaubſt du, ich könne immer ſo fort ohne dich leben? Schon dieſen Sommer — als du im Bade warſt, und uns Beyde, mich und meinen Neffen, als Witwer zurückließeſt, wußten wir gar nicht, was wir anfangen ſollten — das Haus iſt uns viel zu groß, wenn du nicht darin biſt, und Freude, Heiterkeit und Glück, alles nimmſt du immer mit dir fort.

Karoline:

Nun, ſo geh mit mir! —

Rickeburg.

Mit dir? O! vom Herzen gerne, wenn's nur auch möglich wäre — du weißt ja wohl, daß meine Geſchäfte mich hier feſthalten. — Der Cours ſchwankt jetzt von einem Tage, von einer Stunde zur andern, ein Kaufmann kann ſich ja auf gar nichts mehr verlaſſen — und, liebes Weib! (Er faßt ihre Hand.) Wenn ich den ganzen Tag gearbeitet habe, ſo muß ich dich Abends bey mir haben, das erheitert mich wieder, tröſtet mich über eine verfehlte Spekulation — beglückt mich — kurz ich kann mich von dir nicht trennen, nicht ohne dich leben — du biſt mir zu meinem Lebensglücke unumgänglich nothwendig.

Karoline.

Und doch, wenn ich dir theuer bin, ſo wirſt du mir dieſe Gunſt zugeſtehen. — Sieh, ich leide hier —

Rickeburg.

Ah! wenn es zu deiner Geſundheit nothwendig wäre, ſo würde ich keinen Augenblick anſtehen — allein die Aerzte meinen das Gegentheil; du weißt wohl, ſie ſagen, die rauhe Gebirgsluft auf dem Gute würde für dein zartes Nervenſyſtem zerſtörend ſeyn.

Karoline.

Wenn auch — laß mich hinreiſen.

Rickeburg.

Aber ſag mir nur, was treibt dich denn dazu?

Karoline.

Es muß ſeyn. Haſt du nicht ſo viel Vertrauen in dein Weib, daß du ihr freye Wahl laſſeſt in dem, was ihr nothwendig dünkt — Rickeburg, verlaß dich darauf, ich weiß, was mir frommt, und laß mich fort.

Rickeburg.

Nein, nein! — Ich weiß gar nicht, wie ich dieſe Halsſtarrigkeit deuten ſoll, und faſt vermuthe ich, daß Etwas dahinter ſteckt — aber das will ich wohl erforſchen; ich will, ich muß es wiſſen.

Karoline.

Ich kann es dir nicht ſagen.

Rickeburg.

Wohlan! ſo gebe ich auch meine Einwilligung nicht; du wirſt mich nicht verlaſſen, du bleibſt hier!

Karoline (ſehr ängſtlich).

O Gott! ſo iſt denn kein anderes Mittel, ſo ſoll mein Mund dir geſtehen, was meine Wangen mit Schamröthe bedeckt.

Rickeburg.

Wie?

Karoline.

Ja, du ſollſt, du mußt Alles wiſſen. Meiner Pflicht getreu bildete ich mir ein, es könne nichts, was dieſer Pflicht widerſtreitet, jemahls einen Eindruck auf mich machen. — Ich täuſchte mich! — Es gibt Gefühle, die weder von unſerm Herzen, noch von unſerm Willen abhängen; Gefühle, deren Entſtehung man nicht vorbeugen kann, denn in dem Augenblicke, in welchem man anfängt ſie zu fürchten, exiſtiren ſie bereits.

Rickeburg.

Was muß ich hören?

Karoline.

Nicht als ob du darüber dich ängſtigen dürfteſt, lieber Mann; mein Herz iſt noch dein, dein durch Pflicht, durch Achtung, durch Dankbarkeit, und Gott ſey gelobt, ich bin deiner noch würdig, ich habe mir keinen Vorwurf zu machen. Du biſt mein beſter Freund, mein Leiter, mein Beſchützer; darum komm mir zu Hülfe, erlaube mir, mich zu entfernen, erlaube mir, den Beſorgniſſen zu entfliehen, welche in meinem Pflichtgefühl und in meiner Neigung für dich ihren Urſprung haben.

Rickeburg.

Himmel! — das alſo — Karoline! du liebteſt einen Andern?

Karoline

(die Augen niederſchlagend).

Lieben? nein, nein! — und doch, ich fürcht' es — aber er weiß es nicht — ſoll es nie erfahren, und um mich nicht zu verrathen, will ich eben fliehen.

Rickeburg.

Wer iſt's?

Karoline (ſchweigt).

Rickeburg.

Wer iſt's, frag' ich?

Karoline.

Sein Nahme kommt nicht über meine Lippen.

Rickeburg
(ſehr erzürnt auf- und abgehend).

Da haben wir's. — Warum hab' ich alle die Viſiten geduldet? — warum hab' ich nicht mein Haus vor der ganzen Welt verſchloſſen? — O! es geſchieht mir recht. — Und du — warum haſt du dich nicht früher bezähmt — warum dir nicht früher Gewalt angethan? man iſt immer Herr ſeiner ſelbſt, wenn man's nur ernſtlich will.

Karoline.

Biſt du es in dieſem Augenblicke?

Rickeburg.

Ich? — das iſt ein großer Unterſchied — bey mir iſt's nicht Liebe, bey mir iſt's Zorn, gegen mich, gegen dich, gegen die ganze Welt.

Karoline.

Alſo that ich wohl Unrecht, dir Alles freymüthig zu geſtehen? — Ich glaubte es dir ſchuldig zu ſeyn — glaubte von dir Rath einzuholen, von dir Schutz zu erhalten.

Rickeburg
(ſich Gewalt anthuend).

Nein, nein, das war recht, das war ehrlich. — Ich ſehe wohl, ich bin es, der den Kopf verliert. Es wird nicht viele Frauen geben, welche ihrem Manne ein ſolches Geſtändniß machen. — Du biſt ein braves Weib, das ich achten muß; auf dich bin ich auch gar nicht böſe — aber ihn! ihn! Wer iſt er? wie heißt er? Nenn' ihn mir — ich bin im Voraus überzeugt, ich kenn' ihn, ich haſſe ihn — ich hab' ihn ſchon lange gehaßt, und wenn ich ihn je treffe —

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Peter.

Peter (anmeldend).

Herr von Herenberg.

Karoline.

Ach! — der kommt um Antwort.

Rickeburg.

Bin eben in der Stimmung, ihm welche zu geben. — Soll ſich packen!

Karoline.

Bedenke, lieber Mann, eine ſolche Unhöflichkeit — das geht nicht an. — Aber ihn empfangen — ihm deine Weigerung mittheilen — ich kann es in dieſem Augenblicke auch nicht. — (Zu Peter.) Bitte ihn, im Salon meiner zu warten, und ich würde bald die Ehre haben — ich wäre eben mit meiner Toilette beſchäftiget.

(**Peter** ab.)

Rickeburg.

Du machſt viel Umſtände mit dem Herrn. — (Für ſich.) Aber — wie? — wenn? Ja, es iſt möglich! — es iſt wahrſcheinlich, er iſt's — er.

Karoline.

Was haſt du?

Rickeburg.

Nichts — nichts! — verlaß mich! — geh' fort. (Karoline will durch die Mittelthür ab, Rickeburg zeigt ihr auf die Thür zur Rechten.) Da hinein, in dein Zimmer.

Karoline.

Mann! du biſt ja faſt außer dir?

Rickeburg.

Geh — geh.

Karoline.

Ich gehorche. (Sie geht in ihr Gemach.)

Zwölfter Auftritt.

Rickeburg (allein).

Ja, ja, er iſt's — er iſt's ganz gewiß. — Ich will mich überzeugen, dann ſoll er mir Rede ſtehen — ich will ihn fragen, wie er ſich unterſtehen kann, in meine Frau verliebt zu ſeyn, wie er ſo keck ſeyn kann, von ihr geliebt zu werden. — O! ich fürchte ihn nicht! — und wenn die ganze Welt den Spektakel erfahren ſollte, iſt mir auch einerley; iſt's ihm nicht recht, ſoll er ſich mit mir ſchlagen, entweder jag' ich ihm eine Kugel durch den Kopf oder er mir — kommt mir auch nicht darauf an! — In dieſem Augenblicke [illegible] mir das Leben auch ſchon verhaßt. — Er wartet unten im Saale auf meine Frau, ſtatt ihrer ſoll er ihren beleidigten Gatten ſehen. (Er will ab, Georg tritt ein.) Ah, mein Neffe!

Dreyzehnter Auftritt.

Rickeburg. Georg.

Rickeburg.

Ach, Georg! biſt du da?

Georg.

Was iſt Ihnen denn, lieber Onkel? — Sie ſehen ſo verſtört aus.

Rickeburg.

Komm her, umarme mich, daß noch ein treues Herz an dem meinigen ſchlage. — (Er umarmt ihn.) So, jetzt lebe wohl!

Georg.

Wo gehen Sie hin?

Rickeburg.

Ich gehe, mich zu rächen.

Georg.

Rächen? — Onkel! — wer hat Sie beleidigt? Reden Sie!

Rickeburg.

Ich möchte wohl reden, aber — ſchau Junge — beym Himmel, ich ſchäme mich vor dir! — Und doch, wem ſoll ich meinen Kummer anvertrauen, bey wem Rath holen, wenn nicht bey dir, meinem beſten Freunde?

Georg.

Kummer? — wer macht Ihnen Kummer?

Rickeburg.

Diejenige, die ich am meiſten liebe auf dieſer Welt, meine Frau. — Georg, du weiſſt, wie ich ſie verehre, aber dir darf ich es auch geſtehen, das wahre Glück hat in meiner Ehe doch nie ganz eingekehrt. — Ich weiß nicht, ich konnte mein Weib nie ſo recht für Meinesgleichen anſehen. — Eine Art Ehrfurcht, ein Gefühl von Scham hielt mich immer in einer ehrerbietigen Entfernung von ihr. — Ich wagte es nicht, ſie zu lieben, wie ich wohl lieben könnte, und ungeachtet ihrer Sorgfalt, mir zu gefallen, fühlte ich doch, daß ſie mit mir nicht ganz glücklich ſey, daß ſie vor der Welt manchmahl über mich erröthete.

Georg.

Was fällt Ihnen ein?

Rickeburg.

Nein, lieber Junge, das weiß ich beſſer — ich bin tief unter ihr, ich verdiene ſie gar nicht. — Ach! warum haben ſie mir ihre Verwandten geopfert? warum haben ſie mir das Mädchen für mein Geld gegeben?— Ich hätte vielleicht ein anderes Mädchen zum Weibe genommen, das nicht ſo hoch über mir geſtanden, daß mir gleich geweſen wäre, und mich nicht verachtet hätte, eine ſolche hätte für mich Achtung, vielleicht auch ſogar Liebe gefühlt.

Georg.

Und finden Sie das Alles nicht auch bey Ihrer Frau? können Sie an Ihrer Zuneigung zweifeln?

Rickeburg.

Ach, ja wohl! — Mit Recht zweifeln? — Wie könnt' es auch anders ſeyn, wenn ich mich ſelbſt betrachte, und die Eitelkeit aus dem Spiele laſſe? — In der Welt, von der ſie ſtammt, und die ſie leider jetzt noch umgibt, beſitzen ſie alle mehr Bildung, mehr Geiſt, mehr Talent. — Sie ſind angenehmer, witziger, jünger als ich.

Georg.

Und Sie könnten glauben, daß Karoline, ſie, die Tugend ſelbſt, Sie hintergehen könnte?

Rickeburg.

Hintergehen? Nein! Im Gegentheil, ich habe mich nur über ihre Aufrichtigkeit zu beklagen. — Ach! warum kam ſie mir mit ſo viel Vertrauen entgegen? — Ja, Junge, erſtaune nur! Du ſollſt wiſſen, ſie ſelbſt war es, die mir entdeckte, daß ihr Herz für einen Andern ſchlage.

Georg

(außer ſich vor Zorn).

Himmel! was hör' ich? — für einen Andern? — und das dulden Sie?

Rickeburg.

Mäßige dich nur, Georg!

Georg.

Onkel! nicht Ihnen, mir ſteht es zu, eine ſolche Unbild zu rächen, und zwar auf der Stelle!

Rickeburg

(ihn zurückhaltend).

Georg, mein Freund! —

Georg.

Laſſen Sie mich!

Rickeburg.

Du bleibſt, ich befehl' es dir!

Georg.

Dieſen Befehl kann ich nicht achten. — Sein Nahme! — ſagen Sie mir ſeinen Nahmen!

Rickeburg.

Den weiß ich ja eben nicht, ſie weigerte ſich mir ihn zu entdecken, aber aller Wahrſcheinlichkeit nach iſt es Herenberg.

Georg.

Herenberg?

Rickeburg.

Ja, und um meiner Sache gewiß zu ſeyn, wollt' ich ihn eben jetzt fragen.

Georg (gemäßigter).

Wo denken Sie hin? — Ihre Frau ſo zu compromitiren. — Nein Onkel, Sie irren, Herenberg hat andere Ideen, andere Ausſichten. — Aber was konnte Sie auf dieſe Vermuthung bringen?

Rickeburg.

Höre! Es muß Jemand ſeyn, den ſie fürchtet, den ſie fliehen will. Schon mehrere Mahle hat ſie mich gebeten, ſie auf mein Landgut gehen zu laſſen — aber immer nur zufällig, und ohne darauf zu beharren. — Heute hat ſie mich darum angefleht, iſt mit Halsſtarrigkeit darauf beſtanden. — Es muß ihr alſo der gewiſſe Jemand heute, — dieſen Morgen vor die Augen gekommen ſeyn, ſein Anblick ihr die Gefühle ihres Herzens zurückgerufen, und ſie dazu beſtimmt haben, mir ein ſolches Geſtändniß zu thun.

Georg.

O Himmel!

Rickeburg.

Hätteſt du vielleicht eine Vermuthung?

Georg.

Nein, nein! Ich weiß nichts.

Rickeburg.

Aber ich will's wiſſen, ſie muß mir ſeinen Nahmen ſagen, oder wehe ihr! O ihr wißt Alle nicht, was ich zu thun im Stande bin.

Georg.

Lieber Onkel! beruhigen Sie ſich.

Rickeburg.

Du haſt recht, immer läuft bey mir der Kopf mit dem Herzen davon, und das iſt gerade das ſicherſte Mittel, um Alles zu verderben. — Aber du Georg, du biſt unſer beyder Freund, du wirſt mehr Gewalt über ſie haben, haſt auch mehr Verſtand als ich, um die Sache einzuleiten. — Du mußt mit ihr reden.

Georg.

Ich?

Rickeburg.

Rathe ihr, mir Alles zu entdecken, und mir aufrichtig ſeinen Nahmen zu nennen. Willigt ſie ein, ſo bin ich Alles für ſie zu thun im Stande, aber wenn ſie es verweigert, ſo ſtelle ihr vor, daß der Friede unſerer Ehe, das Glück unſerer ganzen Zukunft davon abhängt. Mach's klug, mein Junge, ich verlaſſe mich ganz auf dich! — Nicht wahr, du thuſt mir den Gefallen? Sieh, Alles was ich für dich gethan habe, zahlſt du mir durch dieſen einzigen Dienſt tauſendfach ab.

(Er geht in das Gemach zur Linken.)

Vierzehnter Auftritt.

Georg (allein).

Gott! was hab' ich vernommen? — Mein Herz pocht hörbar! dürft' ich der Ahnung glauben, die mich zum Glücklichſten der Menſchen machte — vielleicht auch zum Unglücklichſten. — Nein, nein, es iſt nicht möglich! — Ich kann, — ich darf es nicht glauben. — Was für ein Verbrechen hätte ich dann gegen meinen Wohlthäter begangen? — Aber warum ein Verbrechen? — Wo wäre meine Schuld? — Ich will ja nichts, erwarte ja nichts — und wenn es wahr wäre, wenn meine größte Hoffnung erfüllt, wenn ich ihr nicht gleichgültig wäre, ſo würde ich meine Schuld bald mit meinem Leben gebüßt haben, denn — ja — vor Freude würde ich ſterben. (Er will ab, in dieſem Augenblicke tritt Karoline aus ihrem Gemache.) Himmel! da iſt ſie.

Fünfzehnter Auftritt.

Karoline. Georg.

Karoline.

Ich ſterbe vor Unruhe. — Mein Gemahl! — ich muß ihn ſprechen — Gott! da iſt Georg. (Sie ſinkt in einen Lehnſtuhl neben dem Tiſche.) Was beginn' ich?

Georg

(eilt zu ihr ſie zu unterſtützen).

Theure Tante! was iſt Ihnen?

Karoline.

Nichts! Georg! — Ich wünſche allein zu ſeyn.

Georg.

— Sie ſcheinen ſo leidend, ſo ſchwach, kann ich Sie in dieſem Zuſtande allein laſſen?

Karoline (zwingt ſich zu Lächeln).

Was fällt dir ein? — Mir iſt wohl. Ich hatte nur mit deinem Onkel eine Erklärung, die mich etwas aufregte, und wobey ich wohl das Unrecht auf meiner Seite hatte.

Georg.

Ich glaube nicht ſo ganz.

Karoline (betroffen).

Woher vermutheſt du?

Georg.

Der Onkel ſelbſt hat mir ſo eben den Grund Ihres Kummers entdeckt.

Karoline.

Dir? — (Sich faſſend, und ihre Bewegung zu verbergen ſuchend.) Ich hoffe, Geörg, du werdeſt die Vermuthungen deines Onkels nicht theilen. Du kennſt ihn ja eben ſo gut als ich, weißt, daß ſeine Lebhaftigkeit ihn oft über die Gränzen des Wahren treibt.

Georg.

Ich glaube nichts, als daß meine Tante die Achtung der ganzen Welt verdient, Alles beweiſt es mir, am meiſten aber dieſes aufrichtige Geſtändniß, welches Sie Ihrem Gemahle abgelegt haben. (Sich vor ihr auf ſeine Knie werfend.) Muſter weiblicher Tugend, ich will von nun an ſuchen, nicht dir gleich zu werden, denn das wäre unmöglich, aber wenigſtens dich nachzuahmen.

Karoline.

Georg! was ſagſt du?

Georg.

O könnt' ich jetzt ſterben. — Ich habe in einem Augenblicke alles Glück genoſſen, was ich von dieſer Welt erwarten konnte! — Ich habe nichts mehr zu wünſchen, nichts mehr zu hoffen. — Wenn nur dieſe Stunde mir ſagt, daß mein Herz das Ihrige verſtanden hat.

Karoline

(heftig aufſtehend).

Wie? Hätt' ich mich alſo doch verrathen?

Georg.

Nein — Ihr Geheimniß iſt noch Ihr Eigenthum — Sie haben nichts verrathen, ich weiß nichts, und ich kann mich wohl geirrt haben, indem ihr Mund meine Ahnungen nicht beſtätiget, allein laſſen Sie mir dieſen ſüßen Irrthum, durch ihn geſtärkt werde ich die Kraft erlangen meiner Pflicht und der Dankbarkeit Alles zu opfern.

Karoline.

Wohlan, beweiſen Sie es mir.

Georg.

Ich erwarte Ihre Befehle.

Karoline.

Dieſen Morgen, ſagten Sie zu mir: Wenn ich geliebt wäre, ich würde an das andere Ende der Welt fliehen.

Georg.

Ich hab' es geſagt!

Karoline

(nach einer kurzen Pauſe ihr Geſicht verſchämt abwendend).

Wohlan! ſo fliehen Sie!

Georg

(will ſich entzückt zu ihren Füßen ſtürzen).

Gott, was hab' ich gehört?

Karoline (hält ihn entfernt).

Kein Wort weiter! Ich kenne meine Pflichten, Sie die Ihrigen — Sie haben verſprochen meinen Befehlen zu folgen, und wenn Sie einen Augenblick zögern, ſo mögen Sie immer hier bleiben, ich ſcheue Ihren Anblick nicht mehr.

Georg.

Ich gehorche auf der Stelle. Mein Schickſal mag noch ſo ſtrenge ſeyn, ich werde mich ihm fügen. — Ich habe jetzt Vorrath an Glück für mein ganzes Leben. — Ha! der Onkel kömmt!

Sechzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Rickeburg. Dann Herenberg und Eliſe.

Rickeburg (zu Georg).

Nun, haſt du mit ihr geſprochen, willigt ſie ein mir Alles zu entdecken?

Karoline.

Ja, ich bin entſchloſſen, du ſollſt Alles wiſſen.

Rickeburg.

O, mein lieber Georg! wie viel Dank bin ich dir ſchuldig. — (Tritt zwiſchen Beyde und zu Karolinen.) Zum Lohn verſprech' ich auch alle deine Wünſche zu erfüllen. — Verlange nur, ſetze deine Bedingungen feſt, wenn du mir ſeinen Nahmen ſagſt, erfüll' ich alle.

Karoline.

Wohlan! Dein Verdacht fiel auf Herenberg?

Rickeburg.

Ich kann's nicht läugnen —

Georg

(welcher ſieht, daß Herenberg und Eliſe im Hintergrunde eintreten, ihnen ein Zeichen des Stillſchweigens gebend).

Scht! (Herenberg und Eliſe bleiben im Hintergrunde erwartungsvoll ſtehen).

Karoline (fortfahrend).

Um dir nun zu beweiſen, daß du dich irrteſt, und um einen ſolchen Verdacht für immer aus deiner Seele zu verbannen, ſetze ich als erſte Bedingung feſt: daß du deine Einwilligung zur Heirath Herenbergs mit Elisen gibſt.

Rickeburg.

Das kann nicht ſeyn.

Karoline.

Wie? ſo bald brichſt du dein Verſprechen?

Rickeburg.

Ja — ſieh das geht eigentlich mich nichts an, da ſoll ſich Georg rühren, dem ich das Mädel zur Frau beſtimmt habe — frage ihn nur, er wird's nicht dulden. (Herenberg ſieht Georgen flehend an, der ſeine Hand faßt und ihn beruhigt.)

Karoline.

Georg hat bereits ſeine Zuſtimmung gegeben, frag ihn nur?

Rickeburg (zu Georg).

Iſt das wahr?

Georg.

Ja, mein Onkel (leiſe zu Herenberg.) Was habe ich dir geſagt?

Herenberg (zu Georg).

O! mein theurer Freund!

Eliſe.

Lieber Couſin!

Rickeburg (zu Georg).

Alſo auch du? — In's Himmelsnahmen! — Sie mögen ſich haben, mögen glücklich ſeyn mit einander, wenn's möglich iſt. — Bleibſt doch du mir nun ganz, mein lieber Junge! (Zu Karoline.) Iſt's nun alle?

Karoline.

Noch nicht. Eliſe iſt nicht die einzige, für die ich ein Vorwort zu ſprechen habe, auch für Georg muß ich dich bitten.

Rickeburg.

Wenn er etwas wünſcht, warum redet er denn nicht ſelbſt?

Karoline.

Er wagt es nicht, und hat mich zu ſeiner Vertreterin erwählt.

Rickeburg.

Alſo, heraus damit, was iſt's?

Karoline.

Es iſt wohl natürlich, daß er in ſeinem Alter ſich zu bilden, zu unterrichten verlangt, und ſeit langer Zeit war es ſein ſehnlichſter Wunſch auf Reiſen zu gehen.

Rickeburg (zornig).

Reiſen? fortreiſen? nun da käm' er mir recht!

Karoline.

Sieh, lieber Mann, er wußte wohl, daß du darüber aufgebracht werden würdeſt, und das hinderte ihn zu ſprechen, er fürchtete dir Kummer zu machen, — er ſchwieg, aber eben dieſer unerfüllte Wunſch war es, der ihn immer ſo düſter, ſo traurig, ſo unglücklich machte, und wenn du Georg lieb haſt, ſo wirſt du ſeinen und meinen Bitten nicht widerſtehen.

Georg.

Ja, lieber Onkel! ich will fort! ich muß fort, und wenn Sie mir's nicht geſtatten —

Rickeburg.

Georg! Mein Georg! du wollteſt mich verlaſſen? was ſoll dann aus deinem Onkel werden? (mit einem bittern Seitenblick auf Karolinen.) Wem ſoll ich nun vertrauen? wem meinen Kummer mittheilen? Wer wird mich tröſten? mir rathen? — Aber nein, ich will nicht von mir reden, denke an dich ſelbſt, mein Junge! was willſt du in fremden Ländern machen? warum drängt es dich ſo ſie zu ſehen? Glaubſt du, daß du irgendwo Menſchen finden wirſt, die dich mehr lieben als wir? Ich will ja Alles, was in meinen Kräften ſteht, anwenden, dich glücklich zu machen, ich will Liebe und Sorgfalt für dich verdoppeln — aber geh' nicht von mir, hörſt du? Verlaß deinen Vater nicht, mein lieber Sohn!

Georg

(küßt ihm gerührt die Hand).

Ach, mein guter Vater!

Rickeburg.

Er iſt gerührt — er wankt (zu Herenberg und Eliſe.) Ach helft mir, meine Freunde, ihn zu bewegen. (Zu Karolinen.) Und auch du — du ſprichſt gar nichts, es ſcheint als ſäheſt du's gerne, wenn er uns verläßt — du ſtößeſt ihn vielleicht ſogar mit Willen aus dem Hauſe?

Georg.

Onkel! Je mehr ſich Ihre Liebe zu mir entfaltet, je mehr Sie mich mit Güte und Gnade überhäufen, je feſter! — ich fühl' es — muß ich auf meinem Entſchluſſe beharren.

Rickeburg.

Was ſagſt du?

Georg.

Nur durch eine Reiſe bin ich im Stande Ihnen ſo viele Wohlthaten einigermaßen zu vergelten. Laſſen Sie mich Ihres Kaſſier's Platz einnehmen, er wird zwar treu, aber doch immer nur als Diener, Ihr

Intereſſe vertreten, ich, als Ihr Freund, als Ihr Sohn. Laſſen Sie mich noch heute an ſeiner Stelle abreiſen.

Rickeburg.

Georg! du willſt gar nach Havannah gehen?

Georg.

Ich bin dazu bereit.

Rickeburg.

Und die Gefahren der Reiſe — das Clima — Gott wenn du krank würdeſt —

Georg.

Was thut's? Hab' ich doch das ſüße Bewußtſeyn, daß ich geliebt bin.

Rickeburg.

Nun? und wie? — Aber wenn auch das Alles nicht wäre, wenn du allen den Gefahren glücklich entgingeſt, und dann in einigen Jahren — wenn du zurückkehrſt, deinen Onkel nicht mehr fändeſt?

Georg.

O nein! nein!

Rickeburg.

Ja, die Aerzte meinen's — und wenn du dann nicht da wäreſt mir die Augen zuzudrücken?

Georg

(ſinkt mit dem Kopf auf Rickeburgs Hand).

O Gott!

Siebenzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Peter.

Peter.

Herr! der Kaſſier bittet um Ihre letzten Befehle, denn der Wagen ſteht angeſpannt im Hofe.

Georg.

Und wo iſt der Kaſſier?

Peter.

Bey ſeiner Frau iſt er, die weint, und von einer Ohnmacht in die andere fällt, das iſt ein wahrer Jammer.

Georg.

Da kann ich noch einen Glücklichen machen. (Zu Peter.) Geh, ſag' ihm, er ſoll hier bleiben, ich reiſe ſtatt ſeiner.

Peter.

Sie, Herr Georg?

Georg.

Lauf und bring ihm die freudige Nachricht.

(Peter ab.)

Rickeburg.

Alſo kann dich nichts zurück halten?

Georg

(Allen die Hände reichend).

Lebt wohl Alle, die ich liebe —

Karoline.

Georg, Sie ſind ein braver, edler Menſch!

Rickeburg (heftig).

Wer hat je daran gezweifelt? — Aber was ſeh' ich? auch du weinſt, Karoline? nun ſieh, das freut mich noch, es zeigt doch, daß du ihn nicht haſſeſt.

Georg

(umarmt Rickeburg heftig).

Adieu, mein Onkel! mein Vater!

Rickeburg

(ihn heftig küſſend).

Undankbarer! (er wiſcht ſich Thränen aus dem Auge, und tritt auf jene Seite, wo Eliſe und Herenberg ſtehen.)

Georg

(nähert ſich Karolinen, und ſpricht leiſe zu ihr).

Hab' ich meine Pflicht erfüllt!

Karoline

(indem ſie ihm mit Thränen in den Augen zuwinkt).

Vollkommen.

(Rickeburg ſetzt ſich erſchöpft auf einen Lehnſtuhl, Herenberg und Eliſe ſtellen ſich zu ihm, und ſuchen ihn zu tröſten.)

Georg

(freudig zu Karolinen).

Dieſes ſüße Selbſtbewußtſeyn dank' ich nur Ihnen — ich reiſe glücklich, ohne Gewiſſensbiſſe.

Karoline

(hält ihm ihre Hand hin).

Georg

(küßt ſie inbrünſtig).

Ach! (Faßt ihr Schnupftuch.) Dieſes Tuch, von Ihren Thränen befeuchtet, laſſen Sie mir, es ſoll mich nie mehr verlaſſen — darf ich?

Karoline

(überläßt ihm das Schnupftuch, Georg verbirgt es in ſeinen Buſen, und ſchnell abſtürzend ſchreit er noch:)

Georg.

Lebt wohl! denkt meiner! ſeyd glücklich! (Stürzt ab, Eliſe und Herenberg folgen ihm.)

Rickeburg

(die Hände nach ihm ausſtreckend).

Georg! mein lieber Sohn!

(Hier könnte eine ſehr leiſe und ſanfte Muſik einfallen, um die Schlußſituation zu erhöhen, aber ja nicht zu laut und ganz con Sordini, damit noch jedes Wort genau verſtanden werde.)

Rickeburg

(welcher mit Karolinen allein geblieben iſt, ſteht nach einigen Augenblicken Stillſchweigens auf, tritt zu Karolinen, und ſpricht:)

Was du gewollt, hab' ich erfüllt, ich habe in Eliſens Heirath gewilligt — ja, noch mehr, ich habe Georg reiſen laſſen — nun forder' ich auch die Erfüllung deines Verſprechens (mit hervorbrechendem Zorne.) Jener, den du liebſt, wie nennt er ſich? (Man hört von Außen das Abrollen eines Wagens, dieſes Geräuſch macht Rickeburg erbeben, der die Hand auf ſein Herz legt.) Wo iſt er?

Karoline

(mit der Hand auf jene Seite deutend, von welcher man das Rollen des Wagens vernommen).

Gott ſey gelobt, er iſt fort!

(Rickeburg ſtößt einen Schrey aus, und bleibt ſtarr, das Geſicht in ſeine Hände bergend, ſtehen).

Ende.

Inhalt
der bereits erſchienenen ſiebenzehn Jahrgänge.

Erſter Jahrgang.

Haß allen Weibern, Luſtſpiel in einem Aufzuge. Frey nach dem Franzöſiſchen des Bouilly. In Alexandrinern bearbeitet.

Der kurze Roman, oder: **Die närriſche Wette,** Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Der Ehenſtifter, oder: **Die beiden Offiziere.** Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Die ſpaniſche Wand. Dramatiſche Kleinigkeit in einem Aufzuge. Frey nach dem Franzöſiſchen.

Die Ehemänner als Junggeſellen. Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Zweyter Jahrgang.

Die Schauſpielerin. Luſtſpiel in drey Aufzügen, nach dem Franzöſiſchen, im Versmaß des Originals.

Wahnſinn. Drama in einem Aufzuge. Als Seitenſtück zu **Nina.** Nach dem Franzöſiſchen le delir frey bearbeitet.

Abneigung aus Liebe. Luſtſpiel in freyen Verſen und einem Aufzuge.

Der alte Jüngling. Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach dem Franzöſiſchen.

Verlegenheiten und Auswege. Poſſe in einem Aufzuge, frey nach dem Franzöſiſchen.

Dritter Jahrgang.

Peter und Paul. Luſtſpiel in drey Aufzügen. Als Seitenſtück zum **Mädchen von Marienburg** und dem **liefländiſchen Tiſchler.** Nach dem Franzöſiſchen des Lamartelière.

Der Raſttag. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nach dem Franzöſiſchen des Bouilly.

Die beyden Ehen. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nach dem Franzöſiſchen des Etienne.

Der Wilddieb. Liederſpiel in einem Aufzuge.

Der Sie. Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Vierter Jahrgang.

Verkannte Treue. Drama in drey Aufzügen, nach Pelletier Volmeranges.

Die Zeche, oder: Gaſtwirth und Bürgermeiſter in einer Perſon. Krähwinkliade in einem Acte, nach einer wahren Anecdote.

Narrheit und Narrethey. Luſtſpiel in einem Act, nach Deſaugiers.

Die hölzerne Uhr. Drama in einem Acte, nach Bernard Valville.

Raphael. Luſtſpiel in Alexandrinern und einem Aufzuge.

Fünfter Jahrgang.

Czaar Iwan. Dramatiſirte Anecdote in zwey Acten.

Die Papageye. Luſtſpiel in einem Act. Nach dem franzöſiſchen Vaudeville: les Perroquets de la mère Philippe.

Die Bittſteller. Luſtſpiel in einem Acte. Nach Melesville.

Das Kammermädchen. Luſtſpiel in einem Act. Frey nach Longchamps.

Der Diener ſeines Nebenbuhlers. Luſtſpiel in einem Acte.

Sechster Jahrgang.

Der Prinz kommt! Luſtſpiel in einem Acte. Nach dem Franzöſiſchen des Rougemont.

Thomi, oder: Die Stimme der Natur. Drama in zwey Aufzügen, dem Franzöſiſchen nachgebildet.

Der Weibertauſch. Luſtſpiel in einem Acte. Nach dem Franzöſiſchen der Herren Dartois und Achille.

Der Einſiedler im Lerchenwalde, oder: Die geheimnißvolle Laube. Luſtſpiel in einem Acte. Nach einem franzöſiſchen Vaudeville der Herren Theaulon und Capelle.

Siebenter Jahrgang.

Gleiche Schuld. Gemählde unſerer Zeit in drey Aufzügen.

Die ſeltſame Lotterie. Luſtſpiel in einem Acte.

Die Tauben. Schwank in einem Acte. Als Seitenſtück zu den Papagenen.

Die Puppe, oder: Die kleine Schweſter der Geliebten. Luſtſpiel in einem Acte, nach Scribe und Melesville.

Achter Jahrgang.

Der buckelige Liebhaber. Luſtſpiel in einem Act, nach einem franzöſiſchen Vaudeville.

Hochzeit-Fatalitäten. Poſſe in einem Acte.

Das Stelldichein um Mitternacht. Luſtſpiel in einem Acte; nach dem Franzöſiſchen l'echelle de soie.

Das Fläſchchen Köllnerwaſſer, oder: Denkſchrift eines Huſarenoffiziers. Luſtſpiel in einem Acte, nach Scribe.

Die Verſchwornen. Oper in einem Acte.

Neunter Jahrgang.

Gabriele. Drama in drey Aufzügen. Nach der Valerie der Herren Scribe und Melesville.

Die junge Tante. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nach Melesville.

Emmy Teels. Drama in drey Aufzügen. Nach Pixerecourt.

Zehnter Jahrgang.

Der Großpapa. Luſtſpiel in einem Acte, nach dem Franzöſiſchen der Herren Scribe und Melesville.

Liebeszunder. Luſtſpiel in einem Acte, nach dem Franzöſiſchen der Herren Scribe und Delavigne.

Die Zauberlaterne. Luſtſpiel in zwey Acten. Frey nach Scribe und Dupin.

Fünf ſind Zwey, oder: Domeſtikenſtreiche. Luſtſpiel in einem Acte. Frey nach dem Franzöſiſchen.

Eilfter Jahrgang.

Ehelige Strafe. Luſtſpiel in einem Act, in freyen Verſen.

Der Kuß durch einen Wechſel. Poſſe in einem Act. Nach Scribe.

Urika, die Negerinn. Drama in einem Acte. Nach dem Franzöſiſchen.

Gutes Beyſpiel. Luſtſpiel in einem Act. Nach dem Franzöſiſchen des Theaulon.

Klimpern gehört zum Handwerke. Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach Scribe.

Zwölfter Jahrgang.

Erſte Liebe, oder: Jugend-Erinnerungen. Luſtſpiel in zwey Acten, nach dem Franzöſiſchen des Scribe.

Die Piſaniſchen Brüder. Drama in drey Acten, nach dem Italieniſchen des Federici.

Zwey Freunde und ein Rock. Poſſe in einem Act, nach einem franzöſiſchen Vaudeville.

Das einſame Haus. Luſtſpiel in drey Aufzügen, nach dem Franzöſiſchen.

Dreyzehnter Jahrgang.

Der Haustyrann. Charakter-Gemählde in drey Aufzügen, nach Alexander Duval.

Das Anekdotenbüchlein. Luſtſpiel in einem Acte. Nach dem Franzöſiſchen der Herren Scribe und Delavigne.

Zwey Jahre nach der Hochzeit, oder: **An wem iſ die Schuld?** Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nac Scribe und Melesville.

Uniform und Schlafrock. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nach dem Franzöſiſchen bearbeitet.

Siebenzehnter Jahrgang.

Der Liebe Liſtgewebe. Intriguen-Poſſe in drey Aufzügen.

Ein Fehltritt. Schauſpiel in zwey Aufzügen, nach Scribe.

Die Familie Rickeburg. Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach Scribe.

Dramatiſches Sträußchen

für das

Jahr 1833.

Von

J. F. Caſtelli.

Achtzehnter Jahrgang.

Wien
Gedruckt und im Verlage bey J. B. Wallishauſſer.

KÖN. HOF THEATER

WÜRTT. LANDESBIBLIOTHEK
STUTTGART

Meinem lieben Freunde

Dengler

mit inniger Hochachtung und Freundſchaft

gewidmet

von dem Verfaſſer.

Zueignung.

Verſchied'ne Wege gehen
Wir Beide zwar im Leben,
Und unſre Wünſche drehen
Sich um verſchied'nes Streben;
Doch handeln wir auch Beide
Mit unſres Fleiſſes Früchten,
Du brauchſt dazu viel Kreide,
Ich kann's mit wenig richten;
Denn Handel ſpinnt ſich Seide
Und — gar nichts ſpinnt ſich Dichten;
Doch haben wir in Liebe
Uns Beide doch gefunden,
Und ob verſchied'ner Triebe.
Uns dennoch eng verbunden,

Dieß mag die Welt erfahren
Und will ich ſehr mich freuen,
Dir meines Fleißes Waaren:
Dieß Büchlein hier zu weihen.

Wien im März 1833.

J. F. Caſtelli.

Die
Tänzerinn und der Quäker.

Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Nach Scribe.

(Aufgeführt auf dem k. k. Hoftheater nächſt der Burg.)

Perſonen.

James Morton, ein Quäker.
Miß Georgina Barlow, eine Tänzerinn.
Arthur Darſie, Marquis von Cliffort, Pair von England.
Murray, deſſen Freund.
Toby.
Ein Diener.
Zwey Lords, Freunde Darſie's.
Mehrere Diener.

Die Scene iſt in London, im Hotel der Tänzerinn.

(Die Bühne ſtellt ein ſehr elegantes Boudoir, mit einer Mittel- und zwey Seitenthüren, vor. Jene zur Rechten führt in Georginas Zimmer. Auf derſelben Seite im Vordergrunde ein Canapee. Auf der andern Seite ein Pianoforte, worauf Muſikalien und Kupferſtiche liegen. Weiter vorne ein Tiſch mit Schreibgeräthe. Zwey hohe Fenſter auf beiden Seiten der Mittelthüre.)

Erſter Auftritt.

Georgina, Darſie, Murray und zwey Lords.

(Sie ſitzen beym Frühſtück. Georgina nimmt die Mitte des Tiſches, Darſie und Murray die beyden Enden ein.)

Darſie

(indem er ein Glas geleert hat).

Es bleibt einmal wahr, nur in England trinkt man guten Champagner.

Murray.

Ja, es iſt wahr, auch ich find' ihn noch beſſer, als in Frankreich.

Darſie.

Er koſtet hier auch mehr als dort.

Georgina.

Das kümmert mich wenig.

Murray.

Der Ihrige, Miß, iſt gar excellent.

Georgina

(auf Darſie deutend).

Sie machen da Mylord ein Compliment, er kömmt von ihm.

Darſie.

Wirklich eine ganz überflüſſige Galanterie von mir; denn Sie, Miß, das Lieblingskind der Grazien, das Wunder der Tanzkunſt, die Sylphe von England, Sie beſitzen — wie Talma einſt ſagte, ich weiß nicht mehr in welcher Comödie, Sie beſitzen ganz andere Mittel uns zu berauſchen.

Georgina (muthwillig).

Scheint es doch, als hätten Sie Ihren ganzen Witz aus Frankreich exportirt, Mylord Darſie.

Darſie.

So wie den Champagner, ich laſſe beyde in Bouteillen kommen.

Alle Uebrigen (laut lachend).

Charmant! charmant!

Darſie.

Nicht wahr, heute bin ich recht im Zuge? und weil der Zeitpunkt, wo man Champagner trinkt, eben ganz abſonderlich zu Indiskretionen geeignet iſt, ſo will ich Euch, meine Freunde, ſogleich mein ganzes Glück mittheilen.

Georgina.

Ich verbiet' es Ihnen.

Darſie.

Einerley. — Ich kenne eine franzöſiſche Oper, welche betitelt iſt: le Bonheur est de le repandre. Was mich betrifft, ſo glaub' ich, es gibt kein Glück, was man verſchweigen muß. Man muß es ſagen können, der ganzen Welt ſagen, ſonſt möcht' ich's lieber gar nicht genießen.

Georgina.

Mylord. Sie werden ſchweigen.

Darſie.

Unmöglich — (er ſteht auf.) Da ſteh' ich ſchon auf der Rednerbühne, und Ihr, meine Freunde, ſollt Alle wiſſen, daß gegenwärtiger Lord Arthur Darſie, Marquis von Cliffort und Pair von England, ſich in künftiger Woche insgeheim mit der grauſamen, unerbittlichen Miß Georgina, der Lucrezia aller unſerer Theater, vermählen wird. Ihr Alle ſeyd auf's Höflichſte zur Hochzeit geladen.

Alle (aufſtehend).

Wärs möglich?

(Darſie. Murray und Georgina treten in den Vordergrund, einer der übrigen Lords ſetzt ſich auf das Canapee, ein Anderer tritt zum Pianoforte und unterhält ſich mit Anſicht der Lythographien, welche darauf liegen. — Dienerſchaft trägt den Speiſetiſch fort.)

Darſie.

Nun? wird das ein Gerede und einen Spektakel in der großen Welt geben? Es iſt ſo ſchwer jetzt von ſich ſprechen zu machen, daß man ſich ſchon überglücklich preiſen darf, wenn man eine Gelegenheit dazu findet.

Georgina.

Es iſt wahr, ich verſprach Ihnen Verzicht auf die Kunſt zu leiſten und eine Marquiſe zu werden, aber — erinnern Sie ſich — ich habe Bedingungen geſetzt.

Darſie.

Ich habe ſie nicht vergeſſen; Sie ſagten: Wenn ſich binnen Jahresfriſt Niemand findet, der Ihre Neigung gewinnt, ſo werden Sie mir den Vorzug geben.

Georgina.

Das Jahr iſt noch nicht um.

Darſie.

Hm! noch vier oder fünf Tage! Sie werden ja doch nicht gar ſo ſtrenge ſeyn?

Georgina.

Strenge, bis zur letzten Minute des abgelaufenen Jahres. Ich werde mein Wort dem Buchſtaben nach halten.

Darſie.

Ey! das Wort einer Tänzerinn, ſie macht ja Alles in die Luft, alſo auch ihre Verſprechen.

Georgina.

Nehmen Sie ſich in Acht, es dürfte nur Jemand kommen, der mir Liebe einflößte, und der Himmel weiß, wie ſehr das mein Wunſch wäre.

Darſie.

Sie? Jemanden lieben? deſſen ſind Sie ja gar nicht fähig.

Georgina.

Und doch wollen Sie mich heirathen?

Darſie.

Weil ich, wie die ganze übrige edle Jugend von London, in Sie vernarrt bin. Ich habe nun einmal geſchworen, ich müſſe Sie beſitzen, ſo, oder anders, und da es nun anders nicht möglich war, ſo muß es freylich ſo ſeyn.

Georgina.

(mit ſtrengem Tone).

Mylord!

Darſie.

Nun ja, ja, man weiß ja wohl, daß Sie nicht eine Tänzerinn ſind, wie eine andere, daß Sie mit den Füßen Pirouetten machen und mit der Zunge der Tugend eine Lobrede halten.

Georgina.

Was wollen Sie, meine Herren? Meine Schuld iſt's nicht.

Darſie.

Vielleicht die unſrige.

Georgina.

Wohl möglich! Gegen wen hätt' ich mich denn zu vertheidigen? Zwey Jahre ſind es nun, daß ich Hunderte von Anbetern hinter mir herziehe, von den Couliſſen bis in den Salon, von dieſem bis in's Parlament und unter dieſer ganzen mir huldigenden Menge nicht ein Paar Augen, welchen die meinigen nicht hätten Stand halten können, nicht ein Mund, der ſo geſprochen hätte, daß der meinige geſchwiegen hätte.

Darſie.

Alſo bin ich der einzige Glückliche?

Georgina.

Horch, welch ein Lärmen auf der Straße?

Darſie.

Es wird mein Wagen ſeyn, den ich herbeſtellt habe, daß er uns nach dem Hyde-Park führe.

Georgina

(welche das Fenſter geöffnet hat).

Aber hört nur! — Dies Geſchrey! das Volk läuft zuſammen.

Darſie.

Hm! Vielleicht irgendwo eine öffentliche Beluſtigung! Etwa ein paar tüchtige Boxer, oder man wirft einem Parlamentsredner ein Fenſter ein! (Zu den Lords.) Meine Herren, ich zähle darauf, daß Sie ſich bey meinem Hochzeitfeſte einfinden werden.

Die Lords

(ihm ihre Hände reichend).

Verſteht ſich! — da ſollen die Stöpſel ſpringen und unſer Vivat durch die Lüfte erſchallen.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Morton.

Morton

(der durch den Hintergrund eintritt).

Hm, hm! Was muß ich hören, Freudengeſchrey, Vivatruf, wenn ein Bruder verwundet wird.

Darſie.

Bruder? — verwundet? Mein Bruder, der Baronet?

Morton.

Nein — Meiſter Patrick, ein braver Kaufmann, wurde unten durch eine Kutſche überfahren, welche in dieſes Hotel fuhr.

Darſie.

Das iſt meine Kutſche.

Georgina

(zu ihren Dienern, welche ab- und zugehen).

Geſchwind, eilt, bringt den armen Mann in ein Gemach und ſchafft Hilfe herbey. Ich will ſelbſt Anſtalten treffen. (Sie geht mit den Dienern ab, zwey Lords folgen ihr.)

Darſie.

Das gemeine Volk ſchaut auch nicht auf. Meine Pferde ſind etwas friſch.

Morton.

Der Kutſcher ſoll Acht haben, und langſam fahren.

Darſie.

Das wollt' ich mir verbeten haben, wenn mir der Burſche einmal daher trabte, als ob er einen Gichtbrüchigen führte, ich jagte ihn auf der Stelle davon.

Morton.

Und ich, Bruder! wenn ich an der Stelle Deines Kutſchers wäre, ich hätte einen ſolchen Herrn ſchon lange davon gejagt.

Darſie.

Welche Sprache. — Mich zu dutzen. — Ich bin Lord Darſie.

Murray.

Ereif're Dich nicht. — Siehſt Du denn nicht an ſeiner Kleidung, er iſt ja Quäker.

Darſie.

Ein Quäker? Ja ſo.

Murray.

Und vermuthlich ein Freund des Meiſter Kaufmanns.

Morton.

Alle Menſchen ſind meine Freunde, und unſere erſte Pflicht iſt, den Leidenden Hülfe zu leiſten, wer ſie auch immer ſeyn mögen.

Darſie (lachend).

Wer ſie ſeyn mögen? ha ha ha!

Morton.

So lauten wenigſtens die Grundſätze und Vorſchriften des unſterblichen Ben-Johnſon, unſers Herrn. Wenn Dein edles Pferd verwundet wäre, ich würde es auch pflegen, auch für Dich würd' ich in einem ſolchen Falle Sorge tragen.

Darſie.

Schöner Vergleich, das!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Georgina.

Georgina.

Die Verletzung iſt nicht von Bedeutung, wie ich hoffe. Ich habe den Armen bereits in eines meiner Zimmer bringen laſſen, und der Wundarzt wird ſogleich kommen.

Morton.

Frau! das iſt gut! (Sie betrachtend.) ah! Du biſt ſchön.

Georgina (etwas kokett).

Iſt das wahr?

Morton.

Ein Quäker ſpricht immer die Wahrheit.

Georgina.

Nun, dann iſt mir von Dir dieſe Verſicherung angenehmer als von dieſen Herren (auf Darſie und Murray deutend) und ich danke Dir dafür.

Morton.

Da Du die Frau vom Hauſe biſt, ſo ſende ſogleich an den Strand, die zweyte Boutike links iſt jene des armen Patricks, und laß ſeine Tochter von dem Unfall ihres Vaters benachrichtigen — doch nein, das könnte ſie zu ſehr erſchrecken, laß lieber um Toby, ſeinen erſten Commis, fragen, er ſoll her kommen zu ſeinem Herrn und mir.

Georgina

(zu einem Diener).

Du haſt gehört — geh ſogleich hin.

Morton.

Ja, geh, mein Freund! ich danke Dir im voraus für Deine Mühe und bin erbötig Dir dieſen Dienſt bey Gelegenheit zu vergelt:n.

(Der Diener ab.)

Darſie.

Charmant! der Herr befiehlt hier als ob er zu Hauſe wäre.

Georgina.

Und er thut recht daran. (Sie betrachtet Morton wohlgefällig.) Iſt doch recht amüſant ſo ein Quäker, ich habe nie Einen ſo recht in der Nähe betrachten können, und es freut mich ſeine Bekanntſchaft zu machen. Der Menſch wird uns viel Unterhaltung machen.

Morton
(betrübt den Kopf ſchüttelnd).

Hm! dacht' ich doch! — ich habe mich geirrt. — Leichtſinnig, wie die Andern.

Georgina.

Leichtſinnig? Das iſt ſehr ungalant. — Aber ich ſehe wohl, es iſt eine gute Spekulation, ſo ein Quäker zu ſeyn. Man erhält dadurch das Privilegium, jedem Menſchen ohne Gefahr Alles in's Geſicht ſagen zu können, und das iſt denn auch ein Mittel, Effekt zu machen, wie ein anderes.

Morton.

Wenn das Deine Gedanken ſind, deſto ſchlimmer, ich hatte eine beſſere Meinung von Dir.

Georgina.

Warum? Jeder Menſch ſpielt hier auf Erden ſeine Rolle. — Du haſt Dir dieſe gewählt.

Morton (verächtlich).

Ich eine Rolle ſpielen? Dafür bewahre mich der Himmel, ich habe Ben-Johnſons Grundſätze ſtudirt, ſuche ſie auszuüben und ein ehrlicher Mann zu ſeyn, das iſt Alles.

Georgina.

Ein ehrlicher Mann! — Ganz recht, das iſt es ja eben was ich ſage, — eine Originalrolle haſt Du Dir gewählt! (frivol.) Nun, Lord Darſie, Sie ſind ja ſonſt ein Liebhaber vom Sonderbaren und Uebertriebenen, wie wär's, wenn Sie ein Quäker würden?

Darſie.

Ich? ha ha ha!

Georgina.

Nun ja, vertauſchen Sie eine Thorheit mit einer andern.

Morton.

Thorheit? was willſt Du damit ſagen?

Georgina.

Aha, Philoſoph! ärgerſt Du Dich ſchon? Du haſt aber unrecht.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Castelli, I.V.F.

3-598-50426-8
FNr. 22647 / 078

Morton.

Unrecht?

Georgina.

Freylich! weil das für Dich vielmehr ein Compliment iſt. Der Lord iſt in mich verliebt, wenn er nun ein Quäker, und dadurch etwas vernünftiger würde, ſo würde er mir beſſer gefallen, das wollt' ich dadurch ſagen.

Morton.

Und weißt Du, was ich Dir darauf ſagen will. Wenn der Lord vernünftiger würde, ſo würde er Dich nicht mehr lieben.

Georgina.

Mein Herr! Sie ſind hier in meinem Hauſe.

Morton.

Siehſt Du, jetzt ärgerſt Du Dich, — aber das gilt mir einerley.

Georgina.

Du haſt recht, und ich verzeihe Dir. Ich weiß auch gar nicht, warum Du mich mehr ſchonen ſollteſt, als dieſe Herren, ich bin auch nicht mehr werth, als ſie.

Murray.

Ah, Miß! —

Georgina.

Um Dir aber zu zeigen, daß ich doch einen guten

Charakter habe, und gar nicht rachgierig bin, lade ich Dich für heute Abend zum Souper bey mir ein. Du kommſt doch!

Morton.

Nein!

Georgina.

Sehr höflich! — und warum nicht.

Morton.

Ich habe nein geſagt.

Georgina.

Ich habe Dich ſchon verſtanden, allein dieſes Wort hat mich eben ſo ſehr überraſcht, weil ich nicht daran gewohnt bin, aber erkläre mir wenigſtens warum Du Dich weigerſt. Erlauben Dir's vielleicht die Grundſätze des Herrn Ben-Johnſon nicht?

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Ein Bedienter.

Bedienter.

Der Commis des Herrn Patrick iſt ſchon hier bey ſeinem Herrn. (Zu Morton.) Er wünſcht mit Ihnen allein zu ſprechen.

Morton.

Ich komme.

Georgina.

Nein, wir verlaſſen Dich, er ſoll hieher kommen, wenn er mit Dir allein ſprechen will, und ſage dem armen Patrick nur immerhin, er ſoll, bis er nach Hauſe transportirt werden kann, mein Haus ganz für das ſeinige anſehen.

Darſie.

Dieſe Behandlung gegen einen Menſchen, der ſich unterſtanden hat, Ihnen ſo unhöflich zu widerſtehen.

Georgina.

Ich bin nicht böſe darüber, wenn man mir widerſteht. (Zu Morton.) Bleibe hier bei Deinem Freunde, ich laſſe ihn unter Deiner treuen Obſorge, und hoffe bald durch Dich von ihm beſſere Nachrichten zu erfahren, dieß verſprichſt Du mir doch?

Morton.

Ich verſpreche nichts, aber ich halte viel.

Georgina.

Sieh da, und ich thue gerade das Gegentheil.

Morton.

Du wagſt es ein ſolches Geſtändniß zu thun?

Georgina.

Damit Du Dich darnach zu richten weißt. (Hält ihm die Hand hin.) Alſo, leb wohl Quäker! wir ſcheiden ohne Groll.

Morton
(gibt ihr ſeine Hand).

Leb wohl, (ſie nach der Seite anblickend.) es iſt doch Schade, iſt doch mancher guter Keim da.

Georgina
(leiſe zu Darſie).

Darſie, ſuchen Sie nähere Nachrichten über dieß Original einzuholen.

Darſie.

Sie haben recht, wir müſſen ihn näher kennen lernen, er kann uns noch viel Spaß machen.

Georgina
(Morton eine zierliche Verbeugung machend).

Sir! ich habe die Ehre — (lachend, indem ſie wartet, ob er ihr ein Gegencompliment macht.) Es ſcheint das Grüßen liegt auch nicht in den Grundſätzen Deines Ben-Johnſon?

Morton.

Nein!

Georgina (zu Darſie).

Da werd' ich viel zu thun haben, bis ich den

Mann ein Bischen zu recht bringe, wird aber doch gehen, Sie werden ſchon ſehen.

(Sie geht in ihr Cabinet. Darſie und Murray begleiten ſie bis zur Thüre und gehen dann durch die Mitteltʰüre ab.)

Fünfter Auftritt.

Morton, der Bediente.

Morton.

Sage dem jungen Menſchen, der mit mir ſprechen will, daß er hieher komme.

Bedienter.

Sogleich!

Morton.

Warte — warte — Du haſt mir einen Dienſt erwieſen; — da — nimm! — (Er gibt ihm Geld.)

Bedienter

(ſieht verwundert bald das Geld bald Morton an, dann für ſich).

Zwey Guineen für einen Quäker!

Morton.

Geh — geh!

Bedienter.

Wie Euer Herrlichkeit befehlen, ich bin ganz zu Ihren Dienſten.

Morton.

Schon gut — aber höre Freund! ſage nicht mehr Herrlichkeit zu mir, denn die Herrlichkeit der Welt iſt nur ein unvernünftiger Traum, und es wäre mir faſt lieber, Du nenneſt mich „Eure Thorheit!“ Doch da kommt ſchon der, den ich erwarte, laß uns allein.

Bedienter.

Ganz recht Euer Herr — will ich ſagen: Herr von Quäker! (Geht ab.)

Sechſter Auftritt.

Morton, Toby (tritt von der Linken ein).

Toby.

Ach! Sir Morton — welch' ein Ereigniß!

Morton.

Wie — geht's dem armen Patrick etwa ſchlimmer?

Toby.

Nein, ich komme eben von ihm, er hat außer ein paar Contuſionen keinen Schaden genommen, aber bey ſeinem Alter hat ihn der Schrecken am meiſten krank gemacht, der Wundarzt, der ihm eine Ader geöffnet hat, hat gar nichts verordnet als Ruhe.

Morton.

Nun ſo geh' und ſage das ſeiner Tochter Betty, die Dir ſo wohl gewogen iſt.

Toby.

Ja, das iſt ſie, und Sie waren der Erſte, Herr Morton, der das bemerkt hat; denn ich hätte mir bey meiner armen Seele nichts davon träumen laſſen. Denken Sie ſich nun meine Verwunderung, als mich geſtern Vater Patrick zu ſich ruft und dieſer reiche, und im Grunde herzensgute, aber doch ſonſt etwas knauſerige Mann alſo zu mir ſpricht: Toby! Du biſt nichts als ein armer Commis, der keinen Schilling im Vermögen hat, Du haſt auch keine Hoffnung jemahls etwas zu bekommen oder zu ererben, auch hat Dich der Himmel mit Leibesanmuth nicht ſehr ausgezeichnet —

Morton (kalt).

Alles das iſt wahr.

Toby

(fortfahrend).

Auf der andern Seite iſt meine Tochter Betty eines der ſchönſten Mädchen der ganzen City und viele der reichſten Bürger und Handelsleute haben ſie von mir ſchon zum Weibe begehrt, aber— weil ſie Dir nun einmahl gut iſt, und weil der Quäker, Herr Morton, Dich liebt, achtet, und für Deine Rechtſchaffenheit und guten Wandel bürgt, ſo ſollſt Du ſie haben.

Morton.

Ja, dafür bürg' ich auch, arm und im Elende ſchmachtend, warſt Du doch immer ein braver Burſche. — Und als ich Dir, wie es meine Pflicht war, Hilfe leiſtete, glaubte ich Du würdeſt auch undankbar ſeyn, wie es die andern alle waren.

Toby.

Undankbar, ich? niemahls, niemahls!

Morton.

Und wenn Du's auch geweſen wäreſt, Freund, ſo würde mich das weder überraſcht, noch zurück gehalten haben, Dir zu dienen.

Toby.

Großmüthiger Mann!

Morton.

Nicht Großmuth, nur Grundſatz und Kenntniß der Welt. Wenn man immer nur auf Dank rechnen wollte, dürfte man ſelten ſeinem Nächſten Hilfe leiſten. Es iſt beſſer Undankbare machen als Unglückliche, und das Gute was man thut, muß man eben ſo ſchnell vergeſſen, als diejenigen, denen man es thut.

Toby.

Ach Herr Morton, ach mein Wohlthäter!

Morton.

Sprich: mein Freund! und denk' es auch. Dieſes Wort ſchließt Alles in ſich. Wann iſt die Hochzeit?

Toby.

Ja ſehen Sie, das iſt eben der Punkt, worüber ich mich mit Ihnen berathen wollte, ſchon übermorgen iſt der feſtgeſetzte Tag.

Morton.

Uebermorgen!

Toby.

Ach! und nun ſetzt mich das in die fürchterlichſte Verlegenheit, ja ja, ſehen Sie mich nur an, es iſt ein wahrer Spektakel, was mich glücklich machen ſollte, macht mich unglücklich. — Ich getraue mich gar nicht mit Jemand darüber zu ſprechen, aber Ihnen muß ich Alles ſagen, Ihnen meinem Wohlthäter, meinem Freund. Ach verzeihen Sie mir, daß ich ſo dumm unglücklich bin, ich mache mir Vorwürfe genug darüber, aber ich kann wahrhaftig nichts dafür. Wenn ich Ihnen nicht die Wahrheit ſagte, ich wäre Ihrer und des Herrn Patricks und der ſchönen Betty, die mich ſo ſehr liebt, und die auch ich vom ganzen Herzen liebe, gar nicht mehr würdig.

Morton.

Was iſt es denn alſo, das Dich ſo ſehr betrübt?

Toby

(mit geſenkten Blicken).

Ja ſehen Sie, es iſt noch eine Andere, die ich — wie mir vorkommt — noch mehr liebe, als die Betty.

Morton.

Wie Toby? Und wer iſt dieſe Andere?

Toby.

Ich weiß es nicht.

Morton.

Wo iſt ſie?

Toby.

Ich weiß es nicht.

Morton.

Freund Toby, Du biſt ein Narr!

Toby.

Ja, Herr Morton, ich fürcht' es faſt auch. — Sie iſt eine Zauberinn, ein Geſpenſt, mit einem Wort mein böſer Geiſt; denn jedesmahl, wenn ſie mir erſcheint, geſchieht mir ein Unglück.

Morton.

Erkläre Dich deutlicher, erzähle mir Alles, wo haſt Du ſie kennen gelernt?

Toby.

Es iſt drey Jahre her, als ich noch in meinem kleinen Dörfchen war, wo ich eine unbedeutende Stelle bey dem Steuereinnehmer begleitete. Ich hatte zwar dort das Nothwendige, allein ich habe Alles verlaſſen um ſie zu begleiten und mit ihr nach London zu gehen, mit ihr, mit Catharinen — Catharine hieß ſie, lieber Herr. Sie war ſo ſchön, ſo ſchön, ach es iſt gar nicht erlaubt gar ſo ſchön zu ſeyn, weil man allen Leuten die Köpfe dadurch verrückt.

Morton.

Ich ſehe es wohl, auch der Deinige wurde verrückt.

Toby.

Ja, und ſtark! ſo ſtark, daß ich auf Alles vergaß um ihr zu folgen, daß ich dann arm, elend, dem Hungertode nahe, allein auf der Straße von London da lag, und daß ich gewiß zu Grunde gegangen wäre, wenn Sie, großmüthiger Mann, mich nicht gefunden und ſich meiner angenommen hätten.

Morton.

Das laß bey Seite und fahre in Deiner Erzählung fort.

Toby.

Das gehört aber zu meiner Erzählung. Sie haben

Alles für mich gethan, mich ins Leben zurückgerufen und zu einem braven Mann gebracht, der mich als Commis bey ſich aufnahm. Schon fing ich an meinen Kummer zu vergeſſen, und that mir recht Gewalt an glücklich zu ſeyn, wär's auch nur aus Dankbarkeit. Betty, die gute liebe Seele, that auch Alles um mich aufzuheitern, und ich bin überzeugt, ich wäre mit ihr recht glücklich geworden, da — auf einmal — vor drey Tagen, geh' ich auf der Straße, ein prächtiger Wagen fährt an mir vorüber, eine Frau, mit Federn, Spitzen und Diamanten bedeckt, ſitzt darin, ſie zieht Aller Augen auf ſich, auch die meinigen, ich ſchaue, ſchaue — es iſt Catharine, eben die Catharine, die ich nach London begleitet habe, und die dann plötzlich verſchwand, ich will laut ſchreyen, aber die Sprache verſagt mir, ich will dem Wagen nachlaufen, aber meine Kniee brechen, bewußtlos ſink' ich nieder, man bringt mich in unſer Magazin und als ich zu mir komme, ſteht Betty an meinem Bette und pflegt mich und reibt mir die Stirne mit Köllnerwaſſer ein, und reicht mir Suppe und Thee. Darauf wurde es beſſer und am andern Tage, als ich zwar ſchon wieder an meine Arbeit gehen konnte, aber traurig und niedergeſchlagen herum ſchlich, ſagte ſie zu mir: Lieber Herr Toby! Sie müſſen ſich zerſtreuen, wiſſen Sie was gehen Sie in's Theater, das wird Sie aufheitern. Ich ging auch und zwar in das ſchönſte und theuerſte, ſchlief aber dort, ich weiß nicht, wie das kam, vermuthlich aus Mattigkeit, ein. Da weckt mich mit einem Male ein Sturm von Beifallklatſchen, ich reibe die Augen und ſchaue auf die Bühne. Wolken ſtiegen von allen Seiten auf die Bühne und ſammeln ſich zu einer Wolke, und dieſe eine öffnet ſich, und daraus tritt eine Frau hervor, und Herr! meiner armen Seele! dieſe Frau iſt wieder Catharine.

Morton.

Catharine!

Toby.

Ja, Herr Morton! und denken Sie nur ſie ſtellte ſich ganz vorne hin und tanzte und hob die Beine vor der ganzen Welt in die Höhe, ſie, die früher mit Niemand tanzen wollte um nur den böſen Jungen keinen Stoff zum Gerede zu geben.

Morton.

Armer Junge! Du biſt ſehr krank, Dein Kopf iſt ganz leidend, Deine Ideen ſind verwirrt.

Toby.

Nicht wahr? Das hab' ich mir auch oft geſagt um mich zu tröſten, aber wie es auch ſey, ich könnte der guten Betty, die mir ihr ganzes Herz geſchenkt hat, das meinige doch nur halb ſchenken, und das wäre ein unredlicher Handel, darum kann und darf ich ſie auch nicht heirathen und ich hab' ſchon beſchloſſen, ich will unter die Soldaten gehen.

Morton.

Wo denkſt Du hin?

Toby.

Ach Herr, ſchon ſeit langer Zeit war es mein ſehnlichſter Wunſch, wenn ich mich nur könnte erſchießen laſſen, aber ich wollt's doch nicht thun ohne mich vorher bey Ihnen, Herr Morton, zu entſchuldigen, jetzt hab' ich Ihnen Alles entdeckt, ich habe nichts mehr auf dem Gewiſſen, und Sie verzeihen mir, daß ich ſo viel leide, nicht wahr? Denn es iſt ja nicht meine Schuld. Jetzt leben Sie wohl, tröſten Sie Betty, ich laſſe mich anwerben, ich fechte gegen die Franzoſen.

Morton

(faßt ihn bey der Hand und nach einem Augenblick des Schweigens).

Gegen die Franzoſen? Biſt Du ihnen denn ſo gram?

Toby.

Gar nicht — aber im Krieg — nun, man zieht einander entgegen, man ladet das Gewehr, man ſchießt Einen nieder, deßwegen hat man gar nichts gegen ihn, im Gegentheil —

Morton.

Und wenn nun der Franzoſe, der Dir gerade gegenüber ſteht, und den Du niederſchießeſt, vielleicht eine Freundinn, eine Geliebte hat, die ſeinen Verluſt ſo wenig ertragen kann, als Du den Verluſt Catharinens?

Toby.

Sie glauben, daß er eine Geliebte hat, der Franzoſe?

Morton.

Liebe iſt in jedes Menſchen Herz geſchrieben, warum ſollte er ſie nicht eben ſo fühlen wie Du? und warum ſoll er eben ſterben, weil Du Deine Geliebte verloren haſt?

Toby.

Ja, das iſt wahr, darüber hab' ich nicht nachgedacht. — Nun wohlan! in den Krieg will ich doch gehen, aber ich will Niemand niederſchießen, ich will nur ſehen, daß ich niedergeſchoſſen werde.

Morton.

Freund! Dir fehlt der Muth. Wiſſe, der Menſch muß alle Leiden, alle Verhängniſſe mit Ruhe ertragen. Folge meinem Beiſpiele. Seitdem ich Quäker bin, haben die Leidenſchaften keine Macht mehr über mich.

Toby.

Alſo wenn man ein Quäker iſt, ſo kann man auch nicht verliebt werden?

Morton.

Die Grundſätze, zu denen ſich ein Quäker bekennt, und welche er auch ausüben muß, haben mich gelehrt, mich ſelbſt zu beherrſchen, und meinen lebhaften, herriſchen Charakter zu bezähmen, der mich noch zum Außerſten gebracht haben würde.

Toby.

Ja, wenn ich das früher gewußt hätte, aber jetzt iſt nicht mehr Zeit, das Uebel iſt einmal geſcheh'n.

Morton.

Es iſt immer noch Zeit zur Vernunft zurück zu kehren. Geh, hole nun Betty und führe ſie zu ihrem Vater her, ich ſelbſt will mit Beyden ſprechen. Wir werden die Hochzeit noch einige Monate aufſchieben, und bis dahin übernehm' ich es Dich zu heilen. Ich werde Dir den Ben-Johnſon vorleſen.

Toby

(den Kopf ſinken laſſend).

Wie Sie wollen, ich laß' Alles über mich ergehen.

Morton.

Gut. Aber Du verſprichſt mir zu leben?

Toby.

Weil Sie's wollen, ja, aber bloß um Ihnen ein Vergnügen zu machen.

Morton.

Ich danke Dir.

Toby.

Gar nicht Urſache. — Leben Sie wohl, Herr Morton! Ach der brave würdige Mann.

(Er geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Morton, dann Georgina.

Morton.

Der Unſinnige! ſein Herz einer ſolchen Leidenſchaft zu überlaſſen. — Aber ach! er iſt zu beklagen, es iſt nicht ſeine Schuld. (Indem er ein Buch aus der Taſche zieht.) O Ben-Johnſon! er kannte Dich nicht. (Er ſetzt ſich an den Tiſch, öffnet das Buch, und lieſt.)

Georgina

(tritt aus ihrem Gemache und erblickt ihn).

Noch hier! und allein, mit Leſen beſchäftigt, ſo vertieft in das Buch, daß er mich gar nicht bemerkt. (Setzt ſich auf das Canapee und betrachtet Morton.)

Ein ſchöner intereſſanter Kopf! — Kopf eines Philoſophen! (Leicht hin.) und doch wäre dieſer Kopf vielleicht eben ſo leicht zu verrücken, als ein anderer. (Lächelnd.) Es wäre der Mühe werth, das zu verſuchen, und würde zugleich Vergnügen machen ihn zu beugen, ihn und ſeine Grundſätze. (Sie huſtet und macht dann ein kleines Geräuſch mit dem Schemmel, der zu ihren Füßen ſteht, als ſie bemerkt, daß Morton dadurch nicht aufmerkſam gemacht wird, ſpricht ſie ihn an.) Mein Herr!

Morton
(ſich umwendend).

Biſt Du da? Ich ſah Dich nicht.

Georgina (gutmüthig).

Wie geht's unſerm Kranken, dem guten Meiſter Patrick?

Morton.

Beſſer! man hat ihm eine Ader geöffnet, und nun ſchlummert er — ich muß Dir in ſeinem und ſeiner Familie Namen danken —

Georgina.

Verzeih, ich verſtehe Dich nicht ſo weit von mir entfernt, willſt Du nicht ſo gut ſeyn, Deinen Stuhl näher zu mir her zu rücken, — recht nahe.

Morton

(trägt ſeinen Stuhl zum Canapee und ſetzt ſich darauf).

Da bin ich.

Georgina.

Verzeihe, aber bey Dir, der Du die Aufrichtigkeit ſelbſt biſt, braucht man ſich keinen Zwang anzuthun. Meine Nerven ſind heute ſo gewaltig aufgeregt, ich habe furchtbare Migraine — Du erlaubſt ſchon? (Sie ſtützt ihren Kopf auf das Kiſſen des Canapee's.) Nun alſo, Du ſagteſt?

Morton.

Ich ſagte — ſagte — (Er betrachtet das Boudoir.)

Georgina.

Du betrachteſt mein Boudoir? Wie findeſt Du es?

Morton (kalt).

Recht paſſend für den Zweck, wozu Du es beſtimmt haſt.

Georgina

(den Kopf lebhaft empor hebend).

Was willſt Du damit ſagen. — Welchen Zweck meinſt Du?

Morton.

Du willſt es wiſſen? — Weib! ich bin ein Quäker, und meine Grundſätze befehlen mir ohne Rückhalt zu ſprechen.

Georgina.

Thu' es immerhin!

Morton.

Wohlan, das iſt der eigentliche Tempel Deiner Eitelkeit, der Ort, wo Du Dich ſelbſt bewunderſt, wo Du all den Flitter aufbewahrſt, der Dich Deiner Meinung nach verſchönern ſoll, die Werkſtätte jener bedauernswerthen Kunſt, die natürlichen Reize durch künſtliche zu erhöhen, und ſo mit erborgten Waffen gegen unſer Geſchlecht zu Felde zu ziehen.

Georgina

(legt den Kopf wieder auf das Polſter zurück).

Ich geſtehe es, dieſe allgemeine Schwachheit meines Geſchlechts theile auch ich.

Morton.

Wie leid thut es mir, wenn ich ſolche Jugend und Schönheit vor mir ſehe —

Georgina.

Wirklich?

Morton.

Dann muß ich über all dieſen Schmuck und Prunk ſeufzen und zu mir ſprechen: „Ach, wie viele verlorne Schätze!“

Georgina.

Fahre nur fort, guter Freund, in Deiner Sittenlehre, es macht mir Vergnügen; denn ich höre ſo Etwas ſehr ſelten.

Morton.

Recht gerne! Du biſt von edlem Stande und reich, und ein Weib von Deinem Range und Deiner Geburt —

Georgina.

Wofür hältſt Du mich denn?

Morton.

Für irgend eine große Dame — für eine Marquiſe, für eine Gräfinn, vielleicht noch mehr, was weiß ich.

Georgina.

Du irrſt — darüber wollen wir uns verſtehen, man muß redlich ſeyn; denn wenn ich Dich vielleicht einſt zu meinen Füßen ſehen ſollte, ſo will ich es nicht einem Irrthum danken.

Morton

(rückt ſeinen Stuhl zurück).

Ich? — o Ben-Johnſon!

Gorgina.

Auch Ben-Johnſon könnte vor mir knieen, wenn er noch lebte, Alles iſt möglich. — Es hängt vielleicht nur von mir ab, von morgen an zu ſeyn, wofür Du mich hältſt, eine Marquiſe und Gattinn eines Pairs von England, aber ich will mich nicht erniedrigen; denn jetzt bin ich mehr.

Morton (kalt).

Mehr? alſo vielleicht eine Prinzeſſinn!

Georgina.

Noch eine Stufe höher — eine Göttinn — eine Operngöttinn.

Morton (aufſtehend).

Was hör' ich, und wo befind' ich mich?

Georgina.

Nimm Dich in Acht, oder ich muß vermuthen, daß die Philoſophie nur ein leeres Wort bey Dir iſt, und Du nicht einig mit Dir ſelbſt, ſondern, wie ſo viele Andere, ein Sklave Deiner Vorurtheile ſeyſt.

Morton.

Davon bin ich jetzt frey.

Georgina.

Warum entfernſt Du Dich dann von mir? Gilt Dir eine Tänzerinn weniger als eine große Dame? Achteſt Du den Zufall höher, der Rang und Würden verleiht, als die himmliſche Kunſt?

Morton.

Nein.

Georgina.

Wohlan, ſo nähere Dich mir wieder, und bringe Deine Grundſätze zu Ehren.

Morton

(nähert ſich).

Sie hat nicht unrecht. (Setzt ſich wieder.)

Georgina.

Noch näher, und höre mich an. Ungeachtet Deiner Begriffe iſt es ja doch auch möglich, daß ſelbſt eine Tänzerinn unempfindlich für Lockungen und Schmeicheleyen bleiben kann. Ich bin es geblieben, ich ſchwöre Dir's, wär' es nicht der Fall, ich würde Dir's eben ſo freymüthig geſtehen, und glaubſt Du, daß eine ſolche, wenn ſie dem allgemeinen Weihrauche, den man ihrer Kunſt und ihrer Schönheit ſtreut, allen Lobeserhebungen und Verführungen jeder Art widerſteht, und ein braves Weib bleibt, glaubſt Du, daß dieſe nicht mehr Verdienſt hat, als jene Tugenden, die nie Gelegenheit hatten, ſich zu vertheidigen?

Morton.

Ja, das glaub' ich.

Georgina.

Glaubſt Du nicht, daß ihre Weisheit ſchwerer zu erringen und daher glorreicher ſey, als die Deinige. Bey Dir vertritt die Gleichgültigkeit die Stelle der

Tugend; an Dein Herz, eingeſchloſſen von den Palliſaden hoher Wiſſenſchaft, dringt keine Leidenſchaft. Soldat! — der Du Dich als Sieger proclamiren laſſeſt, ohne einen Feind bekämpft zu haben. O! wenn Dein Herz die Freuden und Qualen der Liebe gekannt hätte, wenn Du aus dem Streite mit einer mächtigen, alles überwältigenden Leidenſchaft ſiegreich und Dich ſelbſt überwindend, hervor gegangen wäreſt, dann könnteſt Du von Deinem Muthe, von Deiner Weisheit ſprechen, aber ſo vergrabe Dich in Deine Bücher und räume mir das Uibergewicht ein.

Morton.

Weib! Du haſt einen falſchen Begriff von Weisheit. Sie lehrt auch Gefahren vermeiden, und auch dieß iſt ſchon ein Verdienſt.

Georgina.

Ja, das Verdienſt einer — Statue: Wenn man ſo, wie Du, gegen Alles fühllos iſt —

Morton.

Du irrſt, auch ich habe ein Herz — habe Augen —

Georgina.

So? nun ſo laß hören, was ſagen dieſe Deine Augen? wie findeſt Du mich?

Morton (aufſtehend).

Sehr kokett.

Georgina.

Ich läugne es nicht, Kokketterie iſt unſere sauvegarde.

Morton
(für ſich, ſie betrachtend).

Und ich vergaß über dieſes Geſchwätz den Kranken, der mich erwarten wird. — Ich gehe —

Georgina.

Nein, Du wirſt nicht gehen.

Morton.

Und warum nicht?

Georgina.

Weil ich mit Dir noch Manches zu ſprechen habe. — Bleibe! (Betrachtet ihn.) Er zögert, — gut — er wird nicht gehen, gewiß nicht.

(Morton bleibt einen Augenblick unbeweglich ſtehen, er thut einen Schritt gegen Georgina, faßt aber dann ſchnell einen andern Entſchluß, wendet ſich plötzlich und geht ſchnell in das Gemach, worin Patrick iſt, zur Linken ab.)

Achter Auftritt.

Georgina
(allein auf dem Canapee).

Nein! — wahrhaftig! er geht! — er iſt fort! —

horch! — kehrt er nicht wieder zurück? Nein, das wagt er nicht. (Man hört von Innen die Thüre abſchließen.) Er ſchließt ſich ein. (Aufſtehend.) Das pickirt mich — und nun ſoll er erniedrigt werden, koſte es auch, was es wolle. Aber um ihn an der rechten Stelle anzugreifen und zu beſiegen, muß ich ihn erſt genau kennen lernen.

Neunter Auftritt.

Darſie, Georgina.

Georgina.

Ach! Sie da Mylord?

Darſie.

Ja, verehrte Miß, ich bringe Ihnen hier die Artikel unſeres Ehekontrakts.

Georgina.

Schon gut! — Haben Sie Erkundigungen über unſern Quäker eingezogen?

Darſie.

Die beſten und authentiſchten; denn ich habe ſie von meinem Notar Frank, der auch der ſeinige iſt. (Reicht ihr den Contrakt.) Leſen Sie, Sie werden finden, daß ich Ihnen alle meine Güter in Devonſhire verſichere.

Georgina.

Später, ſpäter! — Nun der Quäker?

Darſie.

Er iſt, wie Sie ihn beurtheilten, ein Original.

Georgina.

Und ſein Name?

Darſie.

James Morton. Er iſt der Sohn des allgemein bekannten William Morton, jenes unermeßlich reichen Negozianten, der bey ſeinem Leben ſelbſt nie wußte, wie groß ſein Vermögen war. Der Herr Sohn hat ſich darin ſchon Klarheit verſchafft.

Georgina.

Wie? wäre er ein Verſchwender?

Darſie.

Nicht in der noblen Art, nicht in der unſrigen. Stellen Sie ſich vor, anſtatt daß er als ein freyer und unabhängiger Mann von 25 Jahren die väterlichen Schätze in alle Welt geſandt, ſich Pferde, Equipagen, Hunde, Weine angeſchafft hätte, kurz, anſtatt daß er gelebt hätte, ſo, was man eigentlich leben heißt, vergräbt er ſich in die Bücher und ſtudirt, ſtudirt daß man aus ihm einen Profeſſor, was ſag' ich Einen?

drey Profeſſoren auf der Univerſität Cambridge machen könnte.

Georgina.

Und iſt das ſeine einzige Beſchäftigung?

Darſie.

Er hat noch eine andere, eine noch originellere — Man ſieht ihn immer allein und zu Fuß, er trägt immer viel Gold in den Säcken und durchwandert die Straßen von London Tag und Nacht, wie ein Watchmann. Trifft er nun da einen armen Handwerksmann, der keine Arbeit hat, oder einen ruinirten Spieler, oder ſonſt einen Unglücklichen, welcher der Themſe zueilt, um ſeinem Leben ein Ende zu machen, ſo hält er ihn an, erſt zeigt er ihm eine volle Börſe, dann muß er von ihm eine lange Rede anhören, hierauf aber gibt er ihm die Börſe und läßt ihn gehen. Was treibt denn der Menſch? er greift ja eines unſerer erſten Rechte in England an.

Georgina.

Welches?

Darſie (lachend).

Nun, die Freiheit der Themſe.

Georgina.

Wahrhaftig.

Darſie.

Was geſchieht erſt vor Kurzem? Man ſah ihn in Newgate mitten unter Dieben, in einer Taverne. Da war er auf einen Tiſch geſtiegen, und hielt den Spitzbuben eine Diſſertation über die Redlichkeit. Noch war er mit dem erſten Theile ſeiner Oration nicht zu Ende, als er bemerkte, daß ſeine Tabaksdoſe verſchwunden ſey.

Georgina.

Charmant!

Darſie.

Aber ohne ſich dadurch irre machen zu laſſen, ſprach er alſo weiter zu ihnen. „Meine Freunde! ich bemerke ſo eben, daß Einer aus Euch an Tabak Mangel litt, und daß ihn dieſes hinderte, meiner wohlgemeinten Rede die gehörige Aufmerkſamkeit zu ſchenken, damit nun das nicht mehr geſchehe, ſo erſuche ich Euch, Ihr wollet Jeder von mir eine Guinee auf Tabak annehmen.“ — Er that, wie er ſagte, gab Jedem der Zuhörer eine Guinee, was ihm über 200 Guineen koſtete, und man verſichert, nie ſey ein Redner mit mehr Achtung und Ruhe angehört worden.

Georgina.

Das glaub' ich, läßt ſich's auch Keiner ſoviel koſten.

Darſie.

Er ſoll aber auch von allen dieſen Leuten angebetet ſeyn. Uebrigens macht er auch aus honetten Leuten, was er will; denn er ſoll eine außerordentliche Ueberredungsgabe haben. Mit Mund und Geld vollführt er Alles, was er will, er befreyt Schuldner aus dem Thurme, indem er ſich für ſie verbürgt, er nimmt ſich der jungen irländiſchen Bettlerinnen an, die man auf allen Straßen findet, und die alle behaupten, ſie ſeyen unſchuldig und unglücklich.

Georgina (lächelnd).

Hält er dieſen auch Vorleſungen?

Darſie.

Nein, er gibt ihnen ein Heirathgut und verſchafft ihnen einen Mann, dieſe Perſonen ſollte er lieber zum Corps de Ballet verweiſen.

Georgina.

Mylord!

Darſie.

Verzeihung, ich ſprach ja nur von den Figurantinnen? Nun, wie gefallen Ihnen ſeine Thorheiten?

Georgina.

Ich finde, daß in dieſen Thorheiten doch auch etwas Schätzenswerthes, ja ſogar etwas Rührendes liegt.

Darſie.

Aber laſſen Sie uns jetzt auf unſern Contrakt zurück kommen.

Georgina

(nimmt den Contrakt und beſieht ihn.)

Vor mir George Frank — Notar et caetera — iſt erſchienen Lord Darſie, Marquis von Cliffort — und (zu Darſie.) Und hat er ſonſt keine Neigung, keine Liebſchaft?

Darſie.

Wer?

Georgina.

Der Quäker.

Darſie.

Keine. — Er hat nie *einen* Menſchen geliebt, ſondern immer das ganze menſchliche Geſchlecht. — Man verſichert, daß viele bedeutende Familien in London Jagd auf ihn gemacht haben, nun, er iſt erſt 33 Jahre alt, ſeine Geſtalt — für einen Quäker — gerade nicht übel — und ſein unermeßliches Vermögen — man kann ſich's wohl denken — aber Alles vergebliche Mühe, ihn zu erobern wird für unmöglich angeſehen.

Georgina.

Unmöglich! — wollen ſehen.

Darſie.

Wie, ſchöne Miß, Sie wollten?

Georgina.

Nicht nur wollen — ich habe bereits begonnen.

Darſie.

Ach superbe! — delicieux! — Wie wollen wir über ihn lachen. Recht, der Mann iſt Ihrer Künſte würdig. Ich bin mit im Complotte.

Georgina.

Die Avantgarde hat bereits glücklich agirt, um mir zu entfliehen, hat er ſich dort in jenes Zimmer eingeſchloſſen. Wir laſſen ihn aber nicht in ſeiner feſten Stellung. Wie bringen wir ihn heraus?

Darſie.

Ich will ihn rufen.

Georgina.

Nicht doch! Er muß kommen, ohne daß man ihm ſagt: komm!

Darſie.

Recht, aber wie?

Georgina.

Hm! — das geht vielleicht. Ich ſetze mich zum Pianoforte, Sie nehmen die Violine, und wir ſpielen ein kleines Muſikſtück — Allons, allons. (Es geſchieht wie ſie ſagte, und ſie ſpielen.)

Georgina
(unter dem Spielen, unruhig).

Er kommt noch immer nicht, iſt er denn taub? (Sie ſpielen wieder. Georgina ſieht, daß ſich die Thüre öffnet.) Ach! endlich!

Zehnter Auftritt.

Georgina, Darſie, Morton.

Morton
(öffnet vorſichtig die Thüre, und tritt heraus halbleiſe ſprechend).

Stille! — Stille!

Georgina (erſtaunt).

Wie?

Morton.

Ihr werdet den armen Patrick mit Euerm Geklimper wecken, welcher jetzt ſchläft, und der Ruhe ſo nöthig hat, drum bitt' ich Euch hört auf.

Georgina (beleidigt).

Um uns dieſes zu ſagen, deswegen allein biſt Du heraus gekommen.

Morton.

Ja, das Ding ärgerte mich. — Nun, leb wohl!

Georgina
(leiſe zu Darſie):

Erfinden Sie geſchwind ein Mittel ihn zurück zu halten, ſonſt entwiſcht er uns wieder.

Darſie
(hält Morton in dem Augenblicke zurück, als er in's Cabinet treten will).

Sir Morton! noch auf ein Wort.

Morton.

Wie? Du kennſt meinen Namen?

Darſie.

Wer kennt ihn nicht? Wem iſt wohl der dienſtfertigſte Mann in ganz England unbekannt? Auch wir haben Dich um eine Gefälligkeit zu erſuchen.

Morton.

Mich? — Da bin ich Bruder! Schalte ganz über mich — Ich liebe Dich nicht, — ja Du mißfällſt mir, aber, wenn Du meiner bedarfſt, ſo ſind wir Freunde. — Was verlangſt Du?

Darſie.

Ich will Miß Georgina heirathen.

Morton.

Iſt das möglich?

Georgina.

Allerdings! — o! Lord Darſie iſt kein Quäker, er hat keine Vorurtheile.

Morton (kalt zu Darſie).

Ich wünſche Dir Glück dazu!

Georgina
(ihn neugierig beobachtend).

Aus Grund des Herzens?

Morton.

Ihm? — ja!

Georgina (luſtig).

Und mir auch, nicht wahr? — Ich werde ja dann auch Dir beſſer gefallen, weil ich keine Tänzerinn mehr bin, ſondern eine große Dame, eine Marquiſe.

Morton.

Marquiſe oder nicht, Du bleibſt immer dieſelbe.

Georgina (ſanft).

Und was bin ich denn, lieber Morton?

Morton.

Ich will's nicht ſagen; denn ich weiß nicht warum, aber es iſt Etwas in Deiner Stimme, in Deinen Blicken, in Deinem ganzen Weſen, das mich aufregen, ja das mich ſogar zum Zorne reizen könnte, wofür mich der Himmel bewahren wolle. (Zu Darſie.) Rede, Du, womit kann ich Dir dienen?

Darſie.

Ich habe bereits meine Zeugen zur Vermählung, aber Georgina hat keine.

Georgina.

Wenn Du mir den Gefallen thun wollteſt.

Morton.

Ich ſoll Dein Zeuge ſeyn?

Georgina.

Warum nicht?

Morton.

Du kennſt mich ja nur von heute.

Georgina.

Lange genug um Dich zu achten.

Morton.

Gewöhnlich iſt dieß ein Amt der Verwandten.

Georgina.

Ich habe keine Verwandte, ich bin eine Waiſe.

Morton (theilnehmend).

Eine Waiſe.

Georgina.

Ich kenne aus meiner Jugend nur eine gewiſſe Miſtriß Mowbray, die eine Anſtalt hielt, und bey der ich erzogen wurde.

Morton (nachdenkend).

Mowbray — Mowbray! — Auch ich kannte eine Frau dieſes Namens — in Canterbury, wenn mir recht iſt.

Georgina.

Ja, ja, dieſe iſt's, ſie hält ein berühmtes Mädcheninſtitut — ſehr ausgezeichnet, aber auch ſehr koſtſpielig — ich langweilte mich dort zum Sterben.

Morton (nachdenkend).

Sieh, ſieh, wie ſich das findet. — Ich habe Dich auch um einen Dienſt zu erſuchen. — Da Du in jenem Hauſe erzogen wurdeſt, kannteſt Du dort — vor 7 oder 8 Jahren, nicht ein junges Mädchen, daß ſich Miß Barlowe nannte?

Georgina (betroffen und bewegt).

Miß Barlowe? — O ja, ich kannte ſie ſehr gut. Aber welchen Antheil nimmſt Du an dieſem Mädchen? o ſag' es mir, ich bitte, ich beſchwöre Dich.

Morton (kalt).

Du biſt neugierig, ein Fehler mehr. Die ganze Geſchichte wird Deine Neugierde nicht ſehr befriedigen, denn ſie hat nichts Außerordentliches. Es mögen beiläufig acht Jahre ſeyn, als ich auf meiner Reiſe eines Mittags nach Canterbury kam; während ich dort die Pferde wechſelte, umgab ein Schwarm von Bettlern meinen Wagen, ich warf ihnen eine Handvoll kleine

Münze hinaus, auf welche ſie ſich Alle begierig los ſtürzten, Alle, bis auf ein kleines Mädchen von 9 oder 10 Jahren, welches, in Lumpen gehüllt, auf der Seite ſitzen blieb und nur weinend den Andern zuſah. Die Kleine dauerte mich, ich ſtieg aus dem Wagen, trat zu ihr und reichte ihr ein Goldſtück. Behaltet das Gold, lieber Herr, antwortete ſie mir ſchluchzend, die Andern dort würden es mir nur wieder nehmen. Und warum? fragte ich — Ja, verſetzte ſie, weil ich ganz allein auf der Welt bin, und Niemand habe, der mich beſchützt. Ach Gott, ich bin ſo hungrig, und mich friert ſo ſehr, und ich habe keinen Vater mehr. Du haſt einen, antwortete ich ihr, komm! — ich half ihr auf und führte ſie mit mir fort.

Darſie.

Ohne weitere Nachricht über ſie einzuziehen.

Morton.

Du hörſt ja, daß ſie fror und Hunger hatte.

Georgina (ſehr bewegt).

Ach, fahre fort, ich bitte.

Morton.

Meine erſte Idee war nun, ſie in meinen Wagen zu nehmen und ſie mit mir fort zu führen, aber was ſollte ich mit dem Kinde auf der langen Reiſe anfangen? Wie es pflegen, ich, der ich ſtets allein reiſe. —

So ſtand ich wieder in nicht geringer Verlegenheit, die Kleine an der Hand führend am Wagen, als ich in der Straße, gerade gegenüber, über einem großen Thore eine Tafel bemerkte, worauf die Worte ſtanden: „Miſtriß Mowbray's Erziehungs-Anſtalt für junge Lady's.“ Ich läute ſogleich an, trete hinein und frage um die Frau vom Hauſe. Ich vertraue ihr meinen jungen Schützling unter dem Namen, Miß Barlow, einer Verwandten, die ich verloren hatte an, bitte ſie, das Kind, gleich der Erſten, Vornehmſten und Reichſten ihrer Pflegebefohlenen zu halten und zu erziehen, zahle zu dieſem Ende vier Jahre Koſt- und Unterrichtsgeld in vorhinein, und ſetze mich dann wieder, vergnügt über mein gemachtes Geſchäft, in meinen Wagen und fahre davon.

Darſie.

Und haben Sie nie mehr von dem Mädchen Etwas gehört?

Morton.

Einmahl — vor vier Jahren — als ich von meiner Reiſe nach dem Continente wieder zurück kam, hielt ich in Canterbury an, und wollte mich ſelbſt überzeugen —

Darſie.

Ob das Mädchen Fortſchritte gemacht habe.

Morton.

Ja ja, ſie hatte Fortſchritte im eigentlichſten Sinne des Wortes gemacht; denn ſchon vor einem Jahre war ſie mit dem Tanzmeiſter des Inſtitutes davon gelaufen.

Darſie.

Dieſen Ausgang hätt' ich nicht erwartet.

Morton.

Ich auch nicht.

Georgina.

Und Sie wünſchen wohl jetzt zu wiſſen, was aus ihr geworden iſt, um ſich an ihr zu rächen?

Darſie.

Um ſie zu beſtrafen?

Morton.

Nein, Freund! — um ihr meinen Rath und meine Hilfe anzubieten; denn jetzt bedarf ſie deren gewiß nöthiger als jemahls.

Georgina (ganz außer ſich).

Ach, welches Uebermaß von Güte!

Darſie.

Was iſt Ihnen Miß, Sie ſind ja ganz außer ſich.

Georgina.

Nichts, nichts, — ich bitte Sie, verlaſſen Sie uns.

Darſie.

Aber —

Georgina (leiſe zu ihm).

Merken Sie denn nicht, daß meine Extaſe nur Verſtellung iſt? Geh'n Sie! jetzt iſt der beſte Zeitpunkt.

Darſie.

Ja ſo? alſo eine commandirte Gemüthsbewegung! Gut, ich gehe, komme aber bald wieder, um zu hören, wie viel ihre Liſt gewirkt hat. (Er geht ab.)

Eilfter Auftritt.

Georgina. Morton.

Georgina.

Gott ſey gedankt, er iſt fort. (Nähert ſich Morton.) Ach mein Herr, wie ſoll ich Ihnen den Eindruck beſchreiben, den Ihre Erzählung auf mich gemacht hat, ſie ſchnitt durch meine Seele, ich war einer Ohnmacht nahe, denn jene unglückliche Waiſe, die Ihrem großmüthigen Schutze Alles dankt, ſie iſt Ihnen nahe, ſie liegt zu Ihren Füßen, — ich bin es!

Morton (lebhaft und bewegt).

Wie? Du? (An ſich haltend und kalt.) Du biſt es?

Georgina.

Wie? Du biſt nicht ſtärker überraſcht?

Morton.

Nein, nach der Weiſe, wie Du angefangen haſt, mußteſt Du ja ſo enden — Du haſt meiner nicht mehr nöthig.

Georgina.

Mehr, als jemahls. — Ach höre mich an, mein zweyter Vater! Ich bin mir ſelbſt Erklärungen ſchuldig, welche Dir vielleicht beweiſen werden, daß Du mich zu ſtrenge beurtheilt.

Morton.

Ich wünſche es, — rede!

Georgina.

Wenn Du Dich noch erinnerſt, in welchem Zuſtande Du mich der Miſtriß Mowbray übergabſt, wie ich in Lumpen gehüllt das Inſtitut betrat, ſo kannſt Du Dir auch denken, wie ich von meinen Mitgeſpielinnen, welche meiſt von reichen und angeſehenen Familien waren, aufgenommen wurde, Hohn und Verachtung waren mein Los, und unter hundert Mädchen fand ich nicht eine Freundinn, alle zogen ſich von mir zurück, flohen mich und errötheten ſchon, wenn ich ſie nur anſprach. Allgemein nannte man mich das gefundene Kind, die Bettlerinn. — Welche Erniedrigungen mußt' ich erdulden? Ich wurde dafür um ſo mehr empfänglich, je mehr die Erziehung, die ich, Dank ſey es Deiner Großmuth erhielt, meinen Geiſt entwickelte, meine Gedanken ordnete, meine Seele erhob, und in meinem Innern jene Gefühle für die Kinder der großen Welt erzeugte, die man Stolz nennt, ich nenne ſie Rache, gerechte Rache. Ja, ich darf ſagen, binnen drey Jahren fühlte ich mich ſo namenlos unglücklich, daß ich ſelbſt jenen Stand der Blöße des Hungers und Froſtes mir zurückwünſchte, welchem Du mich entriſſen. Die Freiheit, ſelbſt im Gefolge des Elends, ſchien mir das höchſte aller Güter. Ich wollte an Dich, meinen einzigen Beſchützer auf dieſer Welt, ſchreiben, wollte mich über die erniedrigende und ſklaviſche Behandlung beklagen, aber wo Dich finden? wohin meinen Brief adreſſiren? So blieb mir denn nichts übrig als mich meiner unaushaltbaren Lage zu entziehen, ich ſuchte alle Mittel dazu auf, endlich bot ſich eines dar. Ich zählte damahls dreyzehn Jahre und zeigte das meiſte Talent für den Tanz. Sir Hugh, unſer Meiſter, der Einzige, der mir einige Theilnahme bewies, ſchlug mir vor, mich mit ſich zu nehmen, mich vollends auszubilden, mir dann ein Debut bey irgend einem großen Theater und dadurch ein freyes unabhängiges Leben zu verſchaffen. Ich hörte nur dieſe letzten Worte, und nahm ſeinen Vorſchlag ſogleich an, ich reiſte mit dieſem Manne insgeheim fort, der aber nicht, wie man Dir wohl ſagte, mein unſchuldsvolles Vertrauen mißbrauchte. — Nein, er war ein Mann in die ſechzig, und hatte — leider — weiterausſehende Pläne mit mir, die ich damahls noch nicht ahnte.

Morton.

Arme! fahre fort!

Georgina.

Nach dem einſamen Landhaus, 15 Meilen von London, wohin er mich führte und wo ich zwey Jahre blieb, um mich unter ſeiner Leitung in meiner Kunſt zu vervollkommnen, kam öfters einer der vornehmſten Lords von England, ein Herzog, wie man ihn nannte, er war alt und unermeßlich reich.

Morton

(die Arme gegen Himmel hebend).

Himmel! welch ein Gräul!

Georgina.

Du kannſt Dir nun das Los denken, welches mir vorbehalten war, allein, kaum ſah ich meine Lage ein, als ich auch ſchon den feſten Entſchluß faßte, in der nächſten Nacht zu entfliehen.

Morton.

Das war brav, und wie gelang Dir's?

Georgina.

Ein junger Menſch, unſer Nachbar, dem ich mich anvertraut hatte, leiſtete mir Hilfe und beſchützte meine Flucht. Ich hatte ihm mein Vertrauen geſchenkt, weil — ich darf es Dir wohl bekennen, weil ſeine Augen es mir ſeit längerer Zeit verrathen hatten, daß er mich liebte, anbethete; dennoch zitterte er, ſo oft er mir näher kam, und dieß gab mir den Muth. — Zum erſtenmahl war es, daß ich meine Reize eine ſolche Gewalt ausüben ſah, und vielleicht nie mehr liebt ein Mann mich ſo ſehr und ſo rein als er.

Morton.

Und Du?

Georgina.

Mir war er ganz gleichgültig, allein es handelte ſich um meine Ehre und ſo ſchien mir meine Kokketterie gegen ihn eine Tugend zu ſeyn.

Morton.

Fahre fort.

Georgina.

In London angekommen, gelang es mir zum **Debut** zu kommen und ich kann Dir nicht beſchreiben, mit welchem Enthuſiasmus ich aufgenommen wurde. Von dieſem Abende an, hatte ich keinen Schutz mehr nöthig. Arm und unbekannt war ich des Morgens, Abends war ich reich, geſucht, vergöttert. Die Theaterunternehmer antichambrirten Stundenlange bey mir, die reichſten

Lords ſuchten Zutritt in meinem Hauſe, ich habe alle dieſe reichen Herren die Erniedrigungen theuer bezahlen laſſen, und durch meine Launen rächte ich mich an den Launen des Glücks. Mein höchſtes Vergnügen beſtand darin, die Männer und Geliebten meiner ehemaligen Geſpielinnen erſt zu meinen Füßen zu ſehen und ſie ihnen dann mit Verachtung wieder zurück zu ſenden. Gleichgiltig für die Gegenwart, dacht ich nur an die Vergangenheit, an das einzige Weſen, das auf dieſer Welt Antheil an meinem Schickſal nahm, an Dich, großmüthiger Mann, und Alles in der Welt hätte ich darum gegeben, Dich wieder finden, Dich zum Zeugen meines Triumpfes machen und Dir meine Dankbarkeit bezeigen zu können.

Morton.

Iſt es möglich?

Georgina.

Zweifelſt Du daran, ſchau um Dich und betrachte mein Leben, Alles für den Schimmer, Alles für die Welt, nichts für mich, für mein Herz, Anbeter in Menge und nicht einen Freund.

Morton.

Du irrſt, Du beſitzeſt noch einen Freund, der Dich nie verlaſſen wird.

Georgina (freudig).

Du?

Morton.

Ich Dein älteſter. Ja, ſeitdem Du geſprochen, glaub' ich wieder an Dich, Du haſt noch edlen Stolz in der Seele und Freymüthigkeit im Herzen, ungeachtet Deiner Fehler und Schwächen, ja vielleicht eben ihretwegen, acht' ich Dich.

Georgina.

Fehler? Du findeſt alſo, daß ich viele habe?

Morton.

O ja, viele, viele.

Georgina.

Nun Du da biſt, und mir Freund ſeyn willſt, ſo mußt Du mich ſie alle kennen lehren.

Morton.

Darauf kannſt Du rechnen.

Georgina.

Du darfſt auf Gleiches zählen, ich werde Dir auch die deinigen ſagen.

Morton.

Alſo haſt Du auch ſchon welche an mir bemerkt?

Georgina

(nickt ſtumm mit dem Kopfe).

Morton.

Und viele?

Georgina.

Nein, einige; frey. , kenn' ich Dich erſt ſeit heute.

Morton.

Welche? Nenne ſie mir, damit ich mich beſſern kann.

Georgina.

Du biſt die Ehre, die Redlichkeit ſelbſt, Du beſitzeſt alle Tugenden —

Morton.

Weib! Du nennſt Dich meine Freundinn, und ſchmeichelſt mir?

Georgina.

Warte nur, es kommt ſchon! — Aber alle dieſe Tugenden, Du übſt ſie nicht ihretwegen ſelbſt aus. Du biſt faſt ein Bischen wie ich, wenn ich auf dem Theater bin, Du denkſt auf die Zuſeher — auf die Gallerie, — und Du beachteſt ſie, wie ſie Dich beachten.

Morton (betroffen).

Wie? wäre das wahr?

Georgina.

Ja. Die Originalität Deiner Sitten und Deiner Kleidung zieht die Aufmerkſamkeit auf Dich, und mir ſcheint; ein echter Weiſer müßte dieſer Aufmerkſamkeit zu entgehn ſuchen.

Morton (nachdenkend).

Es iſt doch ſonderbar! — Niemand hat mich noch darauf aufmerkſam gemacht, und es iſt doch etwas Wahres an der Sache. — Es iſt wunderbar wie Du —

Georgina.

Wie ein Weib eine ſo richtige Beurtheilung haben kann? — Sieh, lieber Freund, das iſt ſchon wieder ein Fehler, der in der guten Meinung, die Du von Dir ſelbſt hegſt, ſeinen Urſprung hat, das iſt nun Eitelkeit.

Morton.

Ja, Du ſprichſt wahr, Du erklärſt mir Etwas, was ich mir bisher ſelbſt nicht erklären konnte. Georgina! ich habe Dich falſch beurtheilt, Du biſt kein gewöhnliches Weib.

Georgina.

Bis jetzt war ich leider nur von leichtſinnigen Lebemänner umgeben, und ſo Etwas zieht an, nun ſteht ein kluger, würdiger Mann an meiner Seite, und bald, hoffe ich, wird unter ſeiner Leitung mein beſſeres Ich ſich entfalten. (Mit ſchmeichelndem Ton.) Damit ich aber nicht wieder zurück falle, damit ich Deiner ganz würdig werde, mußt Du mir verſprechen, mein Wohlthäter, mich oft zu beſuchen.

Morton.

Ich werde kommen.

Georgina.

Täglich?

Morton.

Wenn Du allein biſt.

Georgina.

Ich werde alle übrigen Beſuche von mir weiſen, und um gleich den Anfang zu machen, ſo nimmſt Du doch meine Einladung für dieſen Abend an, nicht wahr?

Morton.

Ja, jezt nehm' ich ſie an.

Georgina.

Gib mir Dein Wort!

Morton.

Wozu das? Ich habe nicht zwey Ja, wenn es nur eine Wahrheit gibt.

Georgina.

Ach! wie glücklich ich bin!

(Sie faßt zärtlich Mortons Hand, in dieſem Augenblicke tritt Lord Darſie ein, ein Journal in der Hand haltend, er hält an der Thüre an, und plazt in ein lautes Lachen aus, als er Beyde in dieſer Stellung ſieht.)

Morton.

Was iſt das?

Darſie.

Um Vergebung, aber ein Artikel dieſes Journals.

Morton.

Lebe wohl! ſpäter ſehen wir uns wieder. (In das Cabinet zur Linken ab.)

Zwölfter Auftritt.

Darſie. Georgina.

Darſie (lachend).

Ha! ha! ha! — charmant! — ach erzählen Sie mir doch geſchwind, wie Sie den Murrkopf herum bekommen haben.

Georgina.

Ein andermahl. — Jetzt thut es mir Noth, mich zu ſammeln, und ich wünſche allein zu ſeyn.

Darſie.

Um auf eine neue Liſt zu denken! — Ich bin bereit, Ihr Helfershelfer zu ſeyn

Georgina (für ſich).

Wenn er nur ginge!

Darſie.

Soll ich ein neues Mittel erſinnen, um ihn hier zurück zu halten?

Georgina.

Das wäre unnütz, — er geht nicht, — er bleibt, — er wird mit uns ſoupiren, er hat es mir verſprochen.

Darſie.

Alſo vollſtändiger Sieg, aber wie?

Georgina

(unruhig auf- und abgehend).

Sie ſollen Alles erfahren — aber jetzt leben Sie wohl — ich werde Alles allein zu Ende fechten, miſchen Sie ſich in nichts!

(Sie geht in ihr Cabinet.)

Dreyzehnter Auftritt.

Darſie (allein).

Miſchen Sie ſich in nichts! — Nicht doch, meine werthe Miß, wir haben auch unſer Schärflein zum Siege beygetragen, wir wollen daher auch beym Triumpheinzuge ſeyn. — Da fällt mir ein herrlicher Gedanke bey. (Setzt ſich zum Tiſche und ſchreibt.) Ein kleines Umlaufſchreiben an alle unſre Freunde: — Großes Soupér — Champagner in Strömen, wir berauſchen den Quäker, der taumelnd zu Georgina's Füßen ſinkt, — herrliches Tableau! — He! iſt Niemand da? (Er klingelt.)

Vierzehnter Auftritt.

Darſie. Toby,
(welcher einige Augenblicke früher aus dem Cabinete getreten iſt).

Toby. Der gute Vater Patrick, der, ungeachtet ſeines Uebelbefindens, uns noch heute vermählt ſehen wollte. (Erblickt Darſie.) Ah! ein Herr, welcher ſchreibt.

Darſie (betrachtet ihn).

Da iſt auch Einer, den ich hier noch nicht geſehen habe, vermuthlich ein neuer Bedienter. (Zu Toby.) Biſt Du erſt in's Haus gekommen, guter Freund?

Toby.

Ja, in dieſem Augenblicke.

Darſie.

Kannſt Du ſchreiben?

Toby.

Das will ich meinen, wenn es Etwas zu ſchreiben gibt, bin ich zu Ihren Dienſten, Mylord, und zu Dienſten aller Leute dieſes Hauſes, wo man ſo gut iſt, und uns ſo großmüthig behandelt. Befehlen Sie nur.

Darſie.

Gut, ſo mache von dieſem Briefe, der nur vier Zeilen enthält, zwölf Abſchriften, und bringe ſie mir dann in den Saal, dort werd' ich Dir auch die Adreſſen andiktiren, die Du darauf zu ſetzen haſt.

Toby
(ſetzt ſich zum Tiſche).

Dazu werd' ich nicht lange brauchen.

Darſie (im Abgehen).

Der Burſche hat ein gutes Geſicht, und wenn er eine hübſche Handſchrift hat, ſo behalt' ich ihn nach meiner Verehligung als Secretär bey mir. Mit dem Schreiben geb' ich mich ohnehin nicht gerne ab.

(Er geht in Georgina's Gemach.)

Fünfzehnter Auftritt.

Toby, dann Morton.

Toby (am Tiſche).

An's Werk! — Laß ſehen! — was ſteht denn da? — (verſucht zu leſen.) Mein — mein wer — werther Freund!

Morton
(tritt mit übereinander geſchlagenen Armen, nachdenkend, aus dem Cabinet zur Linken).

In keinem ſeiner Werke hat Ben-Johnſon das Gefühl beſchrieben und erklärt, das jetzt ſich meiner bemächtigt hat. Ich fühle eine neue Exiſtenz, Alles was ich ſehe, ſcheint mir gut zu ſeyn, und ich möchte die ganze Welt mit Liebe umfaſſen.

Toby.

Wie? — Was iſt das? — Hab' ich auch recht geleſen? — Und ich ſoll einen ſolchen Brief ſchreiben?

Morton.

Was thuſt Du denn, Freund Toby, und was ärgert Dich ſo?

Toby.

Was mich ärgert? ach, ich kenne mich gar nicht. — Man will Sie lächerlich machen, wie mir ſcheint.

Morton.

Mich? Das gilt mir gleich.

Toby.

Mir aber nicht. Ich werde dem feinen Herrn meine Meinung ſchon ſagen, ſey er nun ein Mylord oder nicht. Kein Menſch hat das Recht, einen Andern zur Zielſcheibe ſeines Spottes zu machen, am allerwenigſten einen ſo würdigen Mann, wie Sie ſind, mein Wohlthäter.

Morton.

Beruhige Dich nur!

Toby.

Und ich ſoll den Schandbrief noch zwölf Mahl abſchreiben.

Morton (ruhig).

Hat man Dich darum erſucht, ſo thue es, man muß aller Welt nützlich ſeyn, ſo viel man kann.

Toby.

Ach, Sie wiſſen nicht, ein Lord Darſie will Sie vor einer großen Geſellſchaft lächerlich machen, und eine Miß — Miß (ſteht in dem Brief) Georgina, oder wie ſie heißt, iſt auch mit im Complote, (reicht ihm den Brief) da leſen Sie nur!

Morton.

Du irrſt Dich gewiß. (Er lieſt.) „Mein werther Freund! Wir bereiten einem Original, einem Quäker, Nahmens Morton, eine Myſtiſikation, welche ohne Ihrem Beyſeyn nicht Statt haben ſoll, ich lade Sie daher ein in meinem und in Miß Georginens Nahmen, welche an der Spitze des Complots ſteht, dieſen Abend zu uns zum Souper zu kommen, und der erſten Vorſtellung der philoſophiſchen Farçe „Der verliebte Quäker“ beizuwohnen. Mit Achtung: Lord Darſie.“ Was hab' ich geleſen? (Er ſinkt in einen Lehnſtuhl.)

Toby.

Ach, lieber Himmel! Herr Morton! Iſt Ihnen nicht wohl? Soll ich um Hilfe rufen?

Morton

(hält ihn mit dem Arm zurück, ohne ihn anzuſehen).

Schweige! (Nach einer Pauſe.) Laß mich allein.

Toby (für ſich).

Ich ſehe wohl, die Grundſätze des Herrn Ben-Johnſon helfen auch nicht in allen Krankheiten.

Morton (ſteht auf).

Geh' und beſorge einen Wagen, um Patrick fort zu führen. Ich erwarte Dich hier.

Toby.

Ich eile.

(Läuft ab.)

Sechzehnter Auftritt.

Morton allein, dann Georgina.

Morton.

Erwarten? Nein, das kann ich nicht, das will ich nicht. — Die Undankbare, ich will ſie nicht mehr ſehen, — nie mehr. — Möge ſie glücklich ſeyn! dieß mein letzter Wunſch für ſie, und meine einzige Rache! jetzt fort, fort! — Was ſeh' ich? da iſt ſie!

Georgina.

Wohin willſt Du?

Morton.

Dieſen Ort auf immer verlaſſen.

Georgina.

Das iſt nicht möglich, Du haſt mir verſprochen bis Abends hier zu bleiben, und Du, der Du weißt, was ein Wort gilt, wirſt es nicht brechen.

Morton.

Es iſt wahr, auch ſeinen Feinden muß man ſein Wort halten, aber ich bitte Dich, gib mir das meinige zurück.

Georgina.

Sprichſt Du im Ernſte?

Morton.

Ja.

Georgina.

Dann werd' ich mich wohl hüten, Dir zu willfahren, bevor ich weiß, welchen Grund dieſe ſonderbare Anwandlung hat. Was geht in Deiner Seele vor?

Morton.

Wünſche es nicht zu erfahren, denn ich, der weder heucheln noch betrügen kann, würde Dir die Wahrheit ſagen.

Georgina.

Dieſe fordre ich.

Morton.

Und Du läſſeſt mich dann ungehindert ziehen?

Georgina.

Ja.

Morton.

Wohlan! Weib, ich verachte Dich! Leb' wohl.

Georgina
(hält ihn zurück).

Nein, ſo nicht, ſo darfſt Du mich nicht verlaſſen — Du verwundeſt mich in's tiefſte Herz und willſt die Wunde nicht mehr heilen? Du gibſt mir den Todesſtoß und eilſt dann lächelnd davon?

Morton.

Wer ſie ſo ſprechen hörte, die Schlange, ſollt' er nicht glauben, ſie ſey unſchuldig? — Mich betrügſt Du nicht mehr, Liſt und Verſtellung ſind Dein Inſtinkt, Dein Leben, Dein ganzes Weſen. Wir ſind himmelweit von einander entfernt, aber ehe ich Dich auf ewig verlaſſe, ſollſt Du noch Alles wiſſen. Dieſen Triumph, nach dem ſich Deine Eitelkeit ſehnte, Du haſt ihn errungen, Du haſt meine Sinne beſtrickt, meine Vernunft unterjocht, mein Herz überwältigt, ich liebte Dich.

Georgina.

Du, wär's möglich?

Morton.

Ja, Grauſame, Undankbare!

Georgina
(mit ausgelaſſener Freude).

Jetzt rede, jetzt kann ich Alles hören.

Morton.

Sie lacht noch meiner Qualen. Ach, ſie fühlt nicht, was ich leide, ſie weiß nicht, daß dieß Herz, welches nie für ein Weib ſchlug, ihr ganz angehörte, daß es ihr Alles hätte opfern können.

Georgina (entzückt).

O herrlich, herrlich, fahre fort.

Morton (erzürnt).

Nein, die Vernunft behauptet wieder ihr Recht, ich fürchte Dich nicht mehr, denn ich ſehe Dich ganz wie Du biſt, Dich, und jenen Lord Darſie.

Georgina.

Darſie? Alſo Eiferſucht im Spiele, mäßige Dich, ich habe verſprochen ihm meine Hand zu reichen, aber nur dann, wenn kein anderer Mann mir Liebe einflößt. (Mit einem ſeelenvollen Blick auf ihn.) Ich bin meines Wortes quitt.

Morton.

Umſonſt ſuchſt Du mich neuerdings zu hintergehen, ich bin von Eurer Schändlichkeit überzeugt, hier lies! (Er gibt ihr Darſie's Brief.)

Georgina
(nachdem ſie geleſen).

Dieß alſo die Urſache Deines Zornes? — Nichts als dieſes?

Morton.

Und was kannſt Du dagegen erwiedern?

Georgina.

Daß dieſer Brief dieſen Morgen noch hätte wahr ſeyn können, aber jetzt nicht mehr. — Aber wozu Worte? — dieſen glaubſt Du ja nicht mehr. Durch die That, durch mein Benehmen will ich Dir beweiſen, ob und wie ich Dich liebe. In einer Stunde entſcheide über mein Schickſal. (Sie geht in ihr-Gemach, bleibt aber an der Thüre noch ſtehen, wirft einen zärtlichen Blick auf Morton, hält die Hände bittend zuſammen und ſpricht) Bis dahin bleibe noch! (Ab.)

Siebzehnter Auftritt.

Morton. Toby.

Toby

(welcher etwas früher eingetreten iſt und Georgina noch an der Thüre erblickt hat, bleibt bey ihrem Anblick mit offenem Munde ſtehen).

Gott! — mein Gott! — oh! — oh!

Morton.

Nun, was haſt Du denn?

Toby (außer ſich).

Schon wieder die Erſcheinung! — ſie iſt's! — ſie! — Herr Morton, der Wagen ſteht unten, nur fort! — fort ſo ſchnell als möglich —

Morton.

Warum eilſt Du ſo?

Toby.

Weil mein Kopf — mein Herz — ich überſteh' es nicht — Sie verfolgt mich überall — ſie, oder ihr Bild.

Morton.

Wer denn?

Toby.

Die Nähmliche, die ich im ſchönen Wagen ſah, und die dann Abends aus den Wolken ſtieg — ich habe ſie geſehen, — eben jetzt, — da — da — ſie ging dort in's Cabinet.

Morton.

Georgina?

Toby.

Nein, es iſt Catharina! Ich habe ſie recht gut erkannt, dieſe ſanfte, in's Herz dringende Stimme, dieſe Augen, die eben ſo zärtlich auf Sie gerichtet waren, wie einſt auf mich, als ich ihren Schwüren glaubte.

Morton.

Schwüre? Sie hat Dir welche gegeben?

Toby.

Ja, freylich.

Morton.

Und will ſich jetzt doch mit einem Andern verbinden.

Toby.

Mit einem Andern, das iſt nicht möglich, ich habe ja ihr Wort. — O ſagen Sie mir, wen will ſie heirathen? wen? — Ich will zu ihm gehen, Sie, Herr Morton thun mir wohl den Gefallen, und geh'n auch mit, und reden ihm zu, und ſagen ihm, wenn er noch Gefühl für Wort und Recht hat, ſo wird er ſie nicht nehmen, ſie nicht zur Meineidigen machen.

Morton.

Du haſt recht, Deine Rechte ſind heilig.

Toby.

Werden Sie ihm das ſagen?

Morton.

Ganz gewiß, verlaß' Dich darauf.

Achtzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Darſie.

Darſie

(tritt durch die Mittelthüre ein und trägt ein Futteral, worin ſich zwey Piſtolen befinden, welches er auf den Tiſch legt).

Quäker! ich habe mit Dir zu ſprechen.

Morton (zu Toby).

Laß uns allein!

Toby (abgehend).

Ich will ſuchen, ſie noch einmahl zu ſehen, wenn es möglich iſt. (Er geht in Georgina's Zimmer.)

Morton.

Was willſt Du von mir?

Darſie.

So eben erhielt ich einen Brief von Miß Georgina.

Morton.

Was kümmert das mich?

Darſie.

Sehr viel.— Sie ſchlägt meine Hand aus, die Hand eines Lords und Pairs von England, und warum? weil ſie vorgibt, Dich zu lieben, Dich — ſie ſpricht von Achtung, Dankbarkeit und ſo weiter — die gewöhnlichen Redensarten.

Morton.

Iſt das wahr? hintergehſt Du mich nicht?

Darſie.

Wie? Du wußteſt nichts davon?

Morton.

Nein, wahrhaftig nicht.

Darſie (für ſich).

Und ich muß es ihm noch ſagen.

Morton (für ſich).

Ach! welche Mühe koſtet es, ſeine Pflicht zu erfüllen.

Darſie

(tritt ihm näher).

Nun frage ich Dich, mit welchem Rechte Du Dich erkühnſt zwey Herzen zu trennen, die ſchon enge mit einander verbunden waren? — Das iſt auch eine Myſtifikation, ich merk' es wohl, und ich würde ſie nicht übel finden, wenn ich nicht ſelbſt dabey der Myſtifizirte wäre, allein ſo kann ich dieſe Schmach nicht auf mir ruhen laſſen, und Du mußt mir Genugthuung geben. Einer von uns Beyden muß den Platz räumen, und eine Minute iſt hinlänglich um das mit den Waffen zu entſcheiden.

Morton.

Pfui, Freund!

Darſie.

Was findeſt Du daran Häßliches? — Dort liegen meine Piſtolen, ſie ſind bereits geladen, folge mir.

Morton

nach einer ſchnellen Aufwallung, die er aber ſogleich wieder unterdrückt).

Freund! ich kann mich nicht ſchlagen.

Darſie.

Was ſoll das heißen?

Morton.

Ein Quäker ſchlägt ſich nie.

Darſie
(nimmt die Piſtolen).

Dann muß ein Quäker ſich auch nicht unterſtehen, einer Frau gefallen zu wollen, die ich liebe. — Du ſchlägſt Dich, ſag' ich.

Morton.

Nein.

Darſie.

Nicht? — ſo erkläre ich Dich für den feigſten elendeſten Schuft unter der Sonne.

Morton.

Seymour! — Seymour! (Er geht haſtig auf Darſie zu und faßt ihn ſo heftig am Arme, daß dieſer eine Geberde des Schmerzes macht.) Freund, glaube mir, es gehört mehr Geduld dazu, Unbilden zu ertragen, als ſich zu rächen. Glaube mir, ich würde Alles dafür geben, Deine Ausforderung annehmen und Dich züchtigen zu können, allein meine Grundſätze verbieten es mir, glaube mir, ich kann nicht.

Darſie.

Leere Ausflüchte, Du haſt Furcht.

Morton.

Furcht? — Komm, ich will Dir das Gegentheil beweiſen. (Er zieht ihn zum Fenſter zur Rechten.) Siehſt Du dort unten auf der Straße den Stab, der gegenüber an der Mauer lehnt. (Er nimmt eine Piſtole und ſchießt ſie beym Fenſter hinaus.) Schau ihn nun an.

Darſie.

Himmel! mitten entzwey geſchoſſen.

Neunzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Georgina. Toby.

Georgina
(tritt erſchrocken ein).

Was hör' ich? Wortwechſel, ein Schuß.

Morton.

Nur ein Beweis, den ich dem Herrn Lord gegeben habe, ich hoffe, er wird ihn für gültig erkennen.

Darſie (betroffen.)

Allerdings.

Morton.

Und nun, da ich Dir bewieſen habe, daß es mir weder an Muth noch an Geſchicklichkeit fehlt, mich mit Dir zu ſchlagen, nun magſt Du wiſſen, daß ich Georgina zwar liebe, aber doch nie ihr Gatte werden kann.

Darſie.

Wie?

Georgina.

Und warum?

Morton

(auf Toby zeigend, welcher vorgetreten iſt).

Hier meine Antwort. Möge ſein Anblick Dir Deine Schwüre zurück rufen, erfülle Deine Pflichten, ich kenne die meinigen.

Toby (traurig).

Sie ſind ſehr gütig, Herr Morton, aber es iſt nun Alles vorüber.

Morton.

Wie?

Toby.

Als ich Sie verließ, ging ich zu ihr, zu Catharinen — (Zu Georgina.) Verzeihen Sie, Miß, daß ich Sie noch ſo nenne, es iſt zum letzten Male — Sie entdeckte mir Alles, ſie geſtand mir, wen ſie liebe, und als ſie mir ſeinen Namen nannte, da war es mir unmöglich ihr einen Vorwurf zu machen. In dieſem Augenblicke trat Betty ein, um der Miß für die gute Aufnahme und Pflege ihres Vaters zu danken, ich lief ihr entgegen, ich ſchlug ihr vor, daß morgen unſre Hochzeit ſeyn ſoll, heute noch, wenn ſie will, die gute Betty, ſie weinte vor Freuden, ich machte ſie ſo glücklich, daß ich es dadurch auch bin, und es iſt ſchon Alles abgemacht, heute Abend zwiſchen ſieben und acht Uhr werden wir getraut.

Georgina.

Guter Toby!

Morton.

Ein ſolches Opfer! Was beſtimmte Dich dazu? — Du biſt kein Quäker.

Toby.

Man hat ein Herz, Herr Morton, das empfangene Wohlthaten nicht vergißt.

Morton.

O Ben-Johnſon, dieſer iſt würdiger Dein Schüler zu ſeyn, als ich. Ich ſpreche von Grundſätzen, ich kenne, ich ſtudiere ſie, aber Du Toby lehrſt mich ſie ausüben.

Gruppe.

(Der Vorhang fällt.)

Die

Scheidewand.

Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Nach dem Franzöſiſchen.

Perſonen.

Herr v. Dörner.
Joſephine, ſeine Nichte.
Fritz Bach.

Die Handlung ſpielt in einer Hauptſtadt, in einem großen Gaſthofe.

(Das Theater ſtellt einen Saal vor, zur Linken des Zuſehers iſt eine Breterwand, welche mit einer Spalier überdeckt iſt und den Saal von einem andern Zimmer ſcheidet. Zur Rechten, im Vordergrunde, ſteht ein Tiſch mit Schreibgeräthe. Im Hintergrunde iſt eine Thür und bey der zweyten Couliſſe rechts auch eine. Unter verſchiedenen andern Meubles ſteht auch eine Harfe in einer Ecke des Saals.)

Erſter Auftritt.

Joſephine (allein).

(Sie kömmt durch die Thüre rechts, und geht dann zur Breterwand und horcht.)

Ich höre nichts! — Er iſt wohl nicht in ſeinem Zimmer? — Mein Onkel iſt ausgegangen, und Fritz vermuthlich auch! — Und wir haben doch heute noch kein Wort zuſammen geſprochen. — (Geht vor.) Hier iſts doch recht fatal für ein Paar Liebende. — Die 6 Monate, die ich bei meiner Couſine zubrachte, die vergeß ich gewiß nicht. -- Sie kannte Fritzen, ſie billigte unſre Liebe, wir konnten uns ungeſtört ſehen, und ſprechen. — Aber mein Onkel! — Freylich ich habe ihm noch nichts entdeckt. — Und er hat doch das beſte Herz von der Welt, er hat mich erzogen und liebt mich wie ſeine Tochter, aber er iſt alt, ſchon über 55 Jahre, und wie kann man einem Mann von dieſem Alter anvertrauen, daß man einen jungen Menſchen liebt, zudem iſt er ſo kalt — brrr! ſo kalt wie Eis, und hat mir erſt geſtern geſagt, daß einer ſeiner beſten Freunde um meine Hand ſchriftlich für ſeinen Sohn bey ihm anhielt. — Nein er darf es nicht wiſſen, daß Fritz den Herrn dieſes Gaſthofes in ſein Intereſſe zog; daß er nur durch dieſe Breterwand von mir geſchieden iſt, und daß wir uns jedesmal, wenn es ſeine Abweſenheit nur immer zuläßt, ſehen und ſprechen. — Doch ich höre etwas — ſtill! — (Sie horcht — Stille einen Augenblick.)

Zweyter Auftritt.

Fritz und Joſephine.

Fritz
(noch hinter der Wand).

Joſephine! — Pſt! — Joſephine! — Sind Sie hier?

Joſephine.

Ja, ich bin hier, aber Sie verdienen es nicht.

Fritz
(ſpringt heraus, indem er Joſephinen umfaßt).
Wie? liebes Mädchen, ſind Sie böſe auf mich?

Joſephine
(ſucht ſich loszuwinden).

Laſſen Sie mich! — Eine Viertelſtunde iſt's nun ſchon, daß ich auf Sie warte.

Fritz (ſchelmiſch).

Gewartet haben Sie auf mich — das zeigt mir, daß Sie mich lieb haben — — doch Vergebung! ein nothwendiges Geſchäft. — — Ich holte einen Brief meines Vaters.

Joſephine.

Nun und dieſer Brief? — —

Fritz.

Wie, Sie errathen ſeinen Inhalt nicht aus meiner Miene?

Joſephine.

Die Mienen unſerer jungen Herrn lügen ſo oft, daß man Ihnen gar nichts mehr glauben darf. — Zudem, wie kann ich wiſſen, was Ihr Herr Vater Ihnen befiehlt. — Er zankt Sie vielleicht aus — hat auch vollkommen recht, wenn Sie es verdienen.

Fritz.

O! wenn es nur das wäre! — Hören Sie mein ganzes Unglück. — Mein Vater macht mir zu wiſſen, daß er Willens ſey mich zu verheirathen, und daß er bereits an einen ſeiner guten Freunde geſchrieben, und ihn für mich, um die Hand ſeiner Nichte gebeten habe.

Joſephine.

Die ſaubere Mademoiſelle mag ſich nur immer den Guſto fein vergehen laſſen. Sie kömmt zu ſpät. Sie gaben ſich einmal mir, junger Herr, ich habe Sie angenommen, bin auch für jetzt noch gar nicht Willens Sie an Jemand Andern zu cediren, und ſomit bleibt der Vertrag in ſeiner vollen Gültigkeit.

Fritz.

Wenn ihn nicht mein Vater Null und Nichtig erklärt.

Joſephine.

Hier iſt nur Amor Richter — Schreiben Sie Ihrem Vater.

Fritz.

Ja ich will ihm ſchreiben, einen recht bittenden ehrerbietigen Brief.

Joſephine.

Sagen Sie ihm, daß es Ihnen unmöglich ſey, dießmal ihm zu gehorchen.

Fritz.

O! Joſephine, was rathen Sie mir da?

Joſephine.

Das was ich ſelbſt thun werde, — ſo wiſſen Sie denn, daß auch mich mein Onkel dem Sohne einer ſeiner Freunde zur Frau beſtimmt hat.

Fritz

(ganz betroffen).

Gott! Was ſagen Sie da?

Joſephine.

Gelaſſen, gelaſſen, lieber Freund, noch iſt nicht alles verloren — Sie lieben mich, ich Sie, und welche Macht auf Erden trennt zwey wahre Liebenden? Noch weiß Niemand von unſerem Einverſtändniſſe. — Aber Vorſicht iſt nothwendig. — Ich will Ihnen ein Zeichen geben, wenn wir ungeſtört mitſammen berathſchlagen können — (nachdem ſie ein wenig nachgedacht.) Ja — Wenn ich drey Schläge an dieſe Wand mache, ſo ſey das das Signal, daß ich allein in dieſem Saale bin. —

Fritz.

Vortrefflich, — Aber liebe Joſephine, wir müſſen immer in Furcht ſeyn! — Wenn uns Jemand überraſchte? ——— Wollten Sie mir wohl erlauben?

Joſephine (einfallend).

Was junger Herr? — Wenn man Ihnen Eines

zugeſtehet, ſo haben Sie immer wieder um etwas Anderes zu bitten. —

Fritz.

Wenn Sie mir erlauben wollten, Ihnen ſchreiben zu dürfen?

Joſephine.

Mir ſchreiben? — Nein, das will ich nicht. — — Wie ſollte ich ihre Briefe erhalten.

Fritz.

Nichts leichter als das. — — Es iſt ein Spalt in der Wand, den Niemand bemerkt. — — (Führt ſie zur Breterwand.) Sehen Sie — bey dem dritten Pfeiler 2 Fuß von der Erde weg. Da will ich meinen Brief immer hinein legen.

Joſephine.

Nun wohl! Sie können mir ſchreiben, — doch erkläre ich Ihnen hiemit für immer, daß Sie von mir nie eine Antwort zu hoffen haben, denn mit dem Geſchriebenen iſt's ſo eine Sache. Man hebt ſich derley Brieſchen gerne auf, um ſich in der Folge mit ſeinen gehabten Liebſchaften prahlen zu können.

Fritz.

Beſte Joſephine, wie können Sie von mir — —

Joſephine.

Genug. Es iſt Zeit, daß wir uns trennen. — —

In einer Viertelſtunde komme ich wieder, zu ſehen ob Ihr Brief bereits geendet iſt. — Adieu! Adieu.

Fritz
(faßt ſie zärtlich bey der Hand).

Schon wieder muß ich Sie verlaſſen. — O nur noch einmal ſagen Sie mir, daß Sie mich lieben, daß Sie mich immer lieben werden, denn allein darin beſteht mein Glück.

Joſephine
(feyerlich pathetiſch).

Immer das Nämliche wiederholen. — Sie ſind ein Freund von Repetitionen. — Nun wohl! Ja, ich liebe Sie. — —

(Herr Dörner erſcheint in der Mittelthüre, und bleibt in derſelben, ohne Geräuſch zu machen, ſtehen.)

Joſephine (fährt fort).

Ich werde Sie ewig lieben, mein Herz ändert ſich nie, es mag ſich auch ereignen, was da will, ich werde Ihre Gattin. — Wenn Himmel ſchmilzt, und Erde bricht, meine Liebe zu Ihnen reicht über Beyde. (Lächelnd.) Sind Sie nun zufrieden? Doch fort jetzt! fort! —

Fritz
(küßt ihr die Hand).

Göttliches Mädchen! (Er macht die Spalier los, und geht durch eine verborgene Thüre in der Bretterwand ab.)

Joſephine
(ruft ihm nach).

Vergeſſen Sie das Signal nicht — drey Schläge an die Wand! — (Sie macht die Spalier ſorgfältig wieder vor, unterdeſſen macht Dörner in der Thüre ein Zeichen, daß er das Signal verſtanden und macht leiſe die Thüre zu.)

Joſephine (tritt vor).

Der gute Menſch! — Er liebt mich wohl ſehr! Es iſt doch recht ſchön, wenn man von einem hübſchen jungen Menſchen angebetet wird. — (Sieht nach der Mittelthüre.) Doch, was muß wohl meinem Onkel ins Gehege gekommen ſeyn. — Er bleibt doch ſonſt gewöhnlich nicht ſo lange vom Hauſe weg. (Herr Dörner huſtet von außen.) Horch! da iſt er ſchon.

Dritter Auftritt.

Herr Dörner, Joſephine.

Dörner.

Guten Morgen, Joſephine! —

Joſephine.

Guten Morgen, Herr Onkel.

Dörner (bey Seite).

Ich will mich verſtellen, ſo gelingt's am erſten!

Joſephine.

Sie waren heute lange aus, lieber Onkel.

Dörner (gedehnt).

Du haſt mich vermuthlich früher erwartet?

Joſephine.

Ja — ich — ich dachte ſchon oft an Sie — Sie können gar nicht glauben, immer beſchäftigen ſich meine Gedanken mit Ihnen. — Und oft, wenn Sie weit vom Hauſe ſind, bin ich ſo unruhig — —

Dörner (ſchalkhaft).

Ich glaub' es. — Bin ſehr verbunden — Sprachſt Du vielleicht auch eben von mir? — —

Joſephine (ſchnell).

Ich geſprochen? — Wo denken Sie hin, lieber Onkel? mit wem hätte ich ſprechen ſollen? — Haben Sie mich ſprechen gehört? —

Dörner.

Ja, ich war da im Vorzimmer, und da ſchien es mir —

Joſephine (heftig).

Was ſchien Ihnen?

Dörner.

Ja, ja, mir ſchien es nicht nur, es war gewiß

Deine Stimme, die ich hörte. — Was findeſt Du denn daran ſo Sonderbares? —

Joſephine (bey Seite).

Gott! wenn er wüßte! — — (Laut.) Ja ja, ich beſinne mich — ich las da — —

Dörner.

Nach dem Affecte, in dem Du warſt, zu urtheilen, mußt Du etwas ſehr Intereſſantes geleſen haben.

Joſephine.

Ja, mein Onkel, etwas ſehr Intereſſantes. (Bey Seite.) Vortrefflich! er weiß nichts — —

Dörner.

Darf man fragen, was Du geleſen?

Joſephine (ſtotternd).

Es war — —

Dörner.

Vielleicht ein Roman?

Joſephine.

Nein, lieber Onkel, ich leſe keine Romane, denn Sie ſagten mir ja, daß man daraus nicht viel Gutes lerne. — — Es war — es war ein Brief von meiner Couſine, den ich las.

Dörner.

Ach! — — ein Brief von Deiner Couſine. — —

Wenn es nicht unbeſcheiden wäre, ſo würde ich Dich bitten, mir ihn zu zeigen.

Joſephine (betroffen).

Unmöglich, lieber Onkel! (Faßt ſich ſchnell wieder, und lächelnd, indem ſie die Hand auf ſeine Schulter legt.) Um Vergebung! ein Frauenzimmer hat auch ſeine Geheimniſſe.

Dörner.

Die für mein Alter nicht mehr paſſen. — Glaub's wohl, beſonders da das Wort Liebe darin vorkam —

Joſephine.

Das Wort Liebe! (Für ſich.) Amor ſteh mir bey, ſeine Gedanken auf etwas anderes zu leiten. (Laut.) Ja es war von Liebe etwas, es betrifft eine unſerer Freundinnen — — die eine geheime Neigung in ihrem Buſen verſchließen muß.

Dörner.

Geheim! — Die Arme — — das muß wohl ſehr drückend für ſie ſeyn. — Sie hat vielleicht ihre guten Urſachen, warum ſie ſich ihren Aeltern nicht entdeckt.

Joſephine.

Sie ſind ihrer Wahl zuwider.

Dörner.

Ach ich begreife! — Man hat einen Vater, oder einen Onkel.

Joſephine.

Ja, lieber Onkel!

Dörner.

Den man fürchtet.

Joſephine.

Sehr! — Man iſt genöthigt ihn zu betrügen, und man betrügt ihn daher auch.

Dörner.

Glaubſt Du nicht, daß man beſſer daran thun würde, wenn man ihm Alles entdeckte?

Joſephine.

Wie können Sie denn urtheilen, lieber Onkel, da Sie die näheren Umſtände nicht kennen.

Dörner.

Du haſt recht — aber an Deiner Stelle würde ich meiner jungen Freundinn rathen, ſich einem Verwandten, oder ſonſt einem Manne von Erfahrung und feſten Grundſätzen anzuvertrauen. — Guter Rath iſt hier ſehr nützlich.

Joſephine.

Da geben Sie uns dann immer Moral ſtatt guten Rath, und es gibt Augenblicke, wo dieſe mißfällt. — Mit einem Wort, lieber Onkel, das Mädchen hat ſeinen eigenen Kopf, und ich bitte Sie, nicht mehr davon zu ſprechen.

Dörner.

Wie Du willſt, liebe Joſephine! wie Du willſt — Du mußt mich kennen, mußt wiſſen, daß es mein einziger Wunſch iſt, Deine Achtung und Liebe zu erwerben — Doch was haſt Du, liebes Kind? Du ſcheinſt nicht wohl.

Joſephine.

Es iſt nichts — — Gähe Hitze — — Migraine — Sie wiſſen, lieber Onkel, daß ich dieſer Krankheit öfters unterworfen bin.

Dörner.

Geh, mein Kind, geh auf Dein Zimmer — ich will Dich nicht hindern. — — Ich hoffe, daß es bald wieder vorüber gehen wird. —

(Joſephine ab.)

Vierter Auftritt.

Dörner (allein).

Immer dieſelbe! — — lebhaft, gutmüthig, das beſte Herz von der Welt, — doch auch zurückhaltend, voll Verſtellung, dieſem Fehler konnte auch die ſorgfältigſte Erziehung nicht genug entgegen arbeiten — er blieb — — Doch dieſe Lection, die ich ihr nun zu geben Willens bin, ſoll, wie ich hoffe, ſie für immer davon heilen.... — Sie hält mich für leichtgläubig, leicht zu überliſten — Fehlgeſchoſſen, Jungfer Nichte, wir haben unſere eigenen Projecte, die es fordern, daß wir uns eben ſo ſtellen. — In der Kammer nebenan wohnt ein junger Menſch, der an einem Tage mit uns in dieſem Gaſthofe einlogirte. — — Man hat mir ſeinen wahren Namen noch nicht ſagen können, denn er verbirgt ihn ſorgfältig, doch ſein Aeußeres, wie man mir ſagt, zeigt von guter Erziehung. Er hat Kenntniſſe, und ſucht, glaub ich', eine Stelle bey dem Gubernium. Alles dieß überzeigt mich, und ich danke dem Himmel, daß meine unbeſonnene Wahl noch ſo glücklich ausfiel. — Durch dieſe dünne Wand ſprechen ſie ſich täglich — Drey Schläge an dieſelbe ſind das Signal! — — Ich will ſie thun, vielleicht erfahre ich etwas Mehreres — — Doch, wenn mich der junge Menſch erkennt? Was thuts? Die Sache iſt zu Ende! — — Ich will ſehen. (Er ſchlägt dreymal an die Wand.)

Fünfter Auftritt.

Fritz (hinter der Wand), und Dörner.

Fritz.

Sie ſind ſchon wieder hier, Joſephine! — Herrliches Mädchen! —

Dörner (bey Seite).

Bitte um Vergebung, Herr Liebhaber, wir ſind generis masculini.

Fritz.

Der Brief iſt gleich zu Ende, ich muß ihn nur noch klein genug falten, damit ich ihn in den Spalt bringe.

Dörner (bey Seite).

Ein Brief? — — Der Zufall iſt mit mir im Bunde.

Fritz.

Nun iſt er fertig — beym dritten Pfeiler — Sie wiſſen ſchon — — 2 Fuß von der Erde weg. (Dörner nimmt den Brief aus dem Spalt.) Haben Sie ihn?

Dörner

(im hohen Tone).

Ja.

Fritz.

Aber Sie ſprechen ja gar nichts. Iſt vielleicht Ihr Onkel in der Nähe?

Dörner.

Sch! — Sch! — (Er geht in den Vorgrund des Theaters und öffnet den Brief.) Laß ſehen, ob der junge Herr eine gute Hand führt — (er lieſt.) „Theure Joſephine!“ — Ja theuer genug ſollſt du ſie dir erkaufen müſſen! — (Lieſt weiter.) „Wie ſüß iſt es für mich, Ihnen ſchriftlich wiederholen zu können, daß ich Sie unausſprechlich liebe!“ — Charmant! — (Er lieſt ſtille weiter.)

Fritz
(leiſer als zuvor).

Joſephine, liebe Joſephine! nur wenigſtens ein Wort! — Oder ſind Sie vielleicht ſchon wieder böſe auf mich?

Dörner
(indem er ſich der Wand nähert).

St! — St! — (Kehrt in die Mitte des Theaters zurück und lieſt.) „Wenn wir in Gefahr ſind, überraſcht zu werden, oder wenn Ihr Herr Onkel in der Nähe iſt, ſo geben Sie mir es durch einen leichten Schlag in die Hand zu erkennen, damit wir uns nicht verrathen.“ — Vielmal verbunden für die Inſtruktion, kömmt eben recht —

Fritz (dringend).

Joſephine — Sie machen mich unruhig — Iſt Ihnen vielleicht nicht wohl?

Dörner
(ſchlägt leicht in die Hand).

Herrlich! — Nun bin ich Herr des Geheimniſſes! —

Sechſter Auftritt.

Dörner

(allein, er lieſt weiter).

„Herr Bill, unſer Hauswirth, ſagte mir; daß ihn Ihr Herr Onkel gebeten habe, ihm einen geſchickten Maler zu verſchaffen, um Ihr Porträt zu malen. — Zum Glück kann ich ſelbſt etwas malen, und da Ihr Herr Onkel, wie Sie mir ſelbſt ſagten, leicht zu betrügen iſt, ſo werde ich mich ihm binnen einigen Minuten als Maler vorſtellen“ — (ballt die Fauſt.) Leicht zu betrügen! Wollen ſehen junger Herr! Wollen ſehen! — (Lieſt weiter) „O welche Wonne für mich dieſe Götterreize ungeſtört anſehen und bewundern zu können — Doch da es immer dem Maler überlaſſen iſt, in welcher Stellung, oder mit welcher Trapperie er das Stück arbeiten wolle, ſo bitte ich Sie, ſich mit der Harfe in den Händen malen zu laſſen! — — Dem Künſtler wird es doch unbenommen ſeyn, für ſich eine Copie ſeines Werkes zu behalten?“ —— Ein ſchönes Complot wahrhaftig! — Gut, daß ich noch zur rechter Zeit dahinter kam! — Das iſt mir doch ein Hauswirth, auf den man ſich verlaſſen kann. Die Verliebten ſind des Teufels! — Arme Aeltern! Wenn euer Mädchen nur erſt ſchreiben kann, ſo ſeyd ihr ſchon betrogen! (Er lieſt.)

„Glauben Sie an die feſte Liebe Ihres ewig getreuen Fritz Bach!“ — Bach, Bach, — Wahrhaftig er iſt's. Nun warte, warte, dir will ich heiß machen — der Krieg beginnt — Die erſte Kriegsliſt iſt ſchon gebraucht. Man hat feindliche Correſpondenzen aufgefangen.

Siebenter Auftritt.

Joſephine. Dörner.

Joſephine (bey Seite).

Er iſt noch hier! — (Laut.) Herr Onkel — ich weiß nicht, — mir ſchien als hätte ich Sie rufen gehört?

Dörner (verſchmitzt).

Ich? Du irrſt, liebes Kind — Ich las nur da einen Brief, den ich von meinem Couſin erhielt, und da mag ich im Feuer vielleicht ein wenig zu laut geworden ſeyn, denn (er nimmt ſie bey der Hand.) ich verſichere Dich Joſephine, er hält an Intereſſe dem von Deiner Couſine gewiß das Gleichgewicht.

Joſephine
(unruhig, für ſich).

Er geht nicht von der Stelle, und Fritz wird vermuthlich den Brief ſchon geſchrieben haben. (Laut.) Lieder Onkel, Sie wollten ja ausgehen, ich will Sie nur erinnern — —

Dörner.

Ich, ausgehen? — Nein — Denkſt Du denn nicht daran, liebes Kind, daß heute der Maler kömmt, von dem ich neulich mit Dir ſprach?

Jaſephine.

Ein Maler — Ein Maler, wen wollen Sie denn malen laſſen?

Dörner.

Wen ſonſt, als Dich, liebes Kind — ich muß ja doch Deinem Bräutigam Dein Porträt ſchicken.

Joſephine.

O lieber Onkel, warten Sie doch lieber noch. Wenn er das Original hat, mag er ſich's immer ſelbſt copiren laſſen, ſo oft er will. (Für ſich.) Aber bis dahin, wie ich hoffe, hat's noch Zeit.

Dörner.

Aber, Joſephine! wenn ich Dich bitte — —

Joſephine.

Sie ſehen ſelbſt, ich bin nicht wohl, ich ſehe heute ſo blaß aus, die üble Laune hat eine Linie in mein Geſicht gegriffelt, die ihm ſchwerlich gefallen dürfte.

Dörner.

Ich finde das nicht. — Im Gegentheil, Du kömmſt mir heute allerliebſt vor.

Joſephine.

Sehen Sie, Herr Onkel, die Haube ſteht mir nicht gut.

Dörner.

Du thuſt mir ſchon die Gefälligkeit, und ſetzeſt eine andere auf — Nicht wahr, Du thuſt es?

Joſephine.

Die fatale Migraine! — Ich kann kaum ſprechen.

Dörner.

Deſto beſſer! deſto beſſer! So werden die Ideen des Künſtlers nicht abſtrahirt, und um das Mündchen herum iſt ſo ein ſcharmanter Zug.

Joſephine.

Welche Qual, zwey ganzer Stunden wie angeſchloſſen da zu ſitzen, ſich von ſolch einem Menſchen gleichſam durch und durch ſehen zu laſſen, ſeine abgeſchmackten Reden anzuhören, denn ſolche Leute ſind gewöhnlich unausſtehlich.

Dörner.

Der, den ich Dir bringe, iſt ein ſuperber junger Menſch, voll Delikateſſe, voll Verſtand.

Joſephine.

Ein junger Menſch, Sie wiſſen doch, daß ich unſere faden jungen Herrn nicht leiden mag.

Dörner.

Ich weiß es, ich weiß es, liebes Kind! aber der, ich ſtehe Dir dafür, der wird Deinen Beyfall haben.

Joſephine (aufgebracht).

Sie mögen ſagen, was Sie wollen, ich erkläre Ihnen hiemit freymüthig: Ich will mich nicht malen laſſen, nein, ich laſſe mich nicht malen.

Dörner.

Höre nur, Joſephine, was ich für eine herrliche Attitude für Dich ausſuchte — — Voll Grazie auf einem Stuhl ſitzend, Deine Harfe vor Dir, auf der Dein weißer runder Arm ruht, und in deren Saiten Deine kleinen Fingerchen klimpern.

Joſephine.

Meine Harfe? — Wirklich eine herrliche Idee? Ein Inſtrument, das mir zuwider iſt.

Dörner.

Das höre ich heute zum erſtenmal. — Die arme Harfe muß in dieſem Augenblicke das Unglück mit mir theilen, Dir zu mißfallen.

Joſephine (ärgerlich).

Es iſt doch wahr, lieber Onkel, wenn Sie einmal etwas im Kopfe haben, ſo machen Sie ſich ein Vergnügen daraus, mich recht zu quälen.

Dörner.

Quälen? — Ich Dich quälen, liebes Kind? — Nun wohl, ſprechen wir nichts mehr davon — Ich will den Maler wieder wegſchicken, wenn er kömmt.

Joſephine.

Da laſſen Sie nur mich machen. Ich ſtehe Ihnen dafür, daß er nicht wieder kömmt.

Dörner

(für ſich lachend).

Ihr Zorn beluſtiget mich! — Das wird eine Scene geben. — Ha! ha! ha! (Laut.) Horch! — — ich höre Tritte — — Das iſt er vermuthlich! — (Er geht gegen die Mittelthüre, wo ihm Fritz entgegen kömmt.)

Achter Auftritt.

Joſephine, Dörner, Fritz (als Maler, Pallete und Pinſeln unter dem Arme.)

Joſephine (für ſich).

Er mag kommen! — — Ich will ihm die Luſt benehmen, junge Mädchen wider ihren Willen zu malen.

Dörner
(zu Fritz bey der Thüre).

Nur immer herein, mein Herr! nur immer herein! Meine Nichte erwartet Sie, ſie wird ſich unendlich freuen, Sie zu ſehen.

Joſephine (lebhaft).

Was ſagen Sie da, Herr Onkel! ich — — ich — — (bey Seite, indem ſie Fritzen erblickt.) Himmel, was ſeh ich? — Fritz! —

Dörner (zu Fritz).

Es iſt doch Herr Friedberg, mit dem ich die Ehre habe zu ſprechen. Mein Herr, man hat mir Ihre Geſchicklichkeit und Gewandtheit im Porträtiren gerühmt! —

Joſephine (bey Seite).

O hätte ich das voraus gewußt.

Fritz.

Ja, mein Herr, ich bin Friedberg, und ich ſchmeichle mir, Sie zufrieden ſtellen zu können.

Dörner.

Ich bin ſchon im Voraus davon überzeugt! — Joſephine hier iſt Dein Maler. (Stumme Verbeugung wechſelſeitig voll Verlegenheit.) Ja, mein Herr, Sie werden viele Arbeit haben, denn ſehen Sie nur meine

Nichte da iſt verflucht widerſpänſtig, ſie will ſich nicht malen laſſen.

Fritz.

Wie Mademoiselle! — —

Joſephine.

Es iſt wahr, mein Herr, ich ſchlug es meinem Onkel ab, ich liebe das nicht — — aber da er es ſo ſehr wünſcht, und da Sie nun ſchon einmal hier ſind, ſo will ich nicht ſo unhöflich ſeyn, Sie umſonſt hieher bemüht zu haben —

Fritz

(indem er ihr die Hand küßt).

Ich danke Ihnen ſehr für dieſe Güte.

Joſephine (einfallend).

Ja, lieber Onkel, wiederholen Sie doch dem Herrn da Alles, was ich Ihnen ſeit acht Tagen ſagte.

Dörner.

Warum nicht? — Mir ſcheint, wenn ein Maler die Leidenſchaften, die Hauptneigungen ſeines Models kennt, ſo könne er dann immer genauer und treffender zeichnen, und die gewiſſen kleinen Nuanzen hineinbringen, die uns ſeine Copie ſo auffallend kennbar machen. (Ueberraſcht Fritzen, der Joſephinen zärtlich anblickt.) Ach ſieh einmal, der Herr verſteht das ſchon, er ſieht Dich ſchon lange mit der durchdringenden Künſtlermiene an.

Fritz (verlegen).

Ich ordnete ſchon alles im Gedanken, wie ich den Kopf halten würde, daß die ſchönen Augen recht ins Licht kommen.

Dörner
(leiſe zu Joſephine).

Hörſt Du, Joſephine! Der Herr Maler kann auch galant ſeyn. (Zu Fritz.) Ja, mein Herr, da haben Sie recht, meine Nichte hat ſchöne Augen, recht ſchöne Augen, aber heute iſts nichts, heute hat ſie ſchreckliche Migraine. Sonſt ſollen Sie ſehen, wie die kleinen Sternlein flimmern.

Joſephine (für ſich).

Noch immer! — (Laut.) Es wird ſich ſchon geben. (Für ſich.) Er hat ſich verſchworen, mich zu quälen! —

Dörner.

Unmöglich können Sie ſich bei ſolchen Umſtänden mit Ihrer Arbeit Ehre machen. — Das Beſte iſt, wir laſſen es auf einen andern Tag.

Joſephine.

Nein, mein lieber Onkel, gewiß! ich befinde mich nun ſchon beſſer, es war nur ſo vorübergehend (mit

Kokketterie.) Ich ſehe ja nicht gar ſo ſchlecht aus. (Zu Fritzen.) Nicht wahr, mein Herr?

Fritz
(ganz begeiſtert).

O Mademoiſelle! Auch der größte Künſtler muß verzweifeln die Copie dem Original auch nur ein wenig ähnlich zu machen — Dieſe Züge, wie ich ſie da vor mir ſehe, nachzuarbeiten, dazu gehörte Tizians Pinſel! —

Dörner.

Langſam, langſam junger Mann, man ſieht, daß Sie gewöhnlich Frauenzimmer malen, weil Sie ſo ſchmeicheln können — Doch ſag ich Ihnen im Voraus, damit kommen Sie bey meiner Nichte da nicht auf, ſie liebt das nicht, es iſt ihr unausſtehlich ſich Galanterien ſagen zu laſſen. — Einige Kunſtworte ſind gewiß das einzige, was ſie Ihnen erlaubt.

Joſephine (einfallend).

Lieber Onkel, der Herr da ſoll ja mich malen, nicht Sie, erlauben Sie alſo — —

Dörner.

Nun gut, gut! Ich will gar nichts mehr darein reden — Doch nun einmal zum Werk (indem er an den beyden Ecken des Tiſches Stühle zu rechte ſtellt.) Welche Trapperie geben wir — — Ein Buch in die

Hand zum Beyſpiel — — dabey iſt man weniger genirt, und darf den Maler nicht ſo ins Geſicht ſehen.

Fritz.

Da ſinken die Augen zuviel auf das Buch, man ſieht ihr helles Feuer nicht, das ganze Gemälde ſieht ſo ſchwermüthig aus — — Spielt die Mademoiſelle kein Inſtrument?

Joſephine.

Ja, ich ſpiele die Harfe.

Fritz.

Die Harfe? — Herrlich, vortrefflich! man kann einem Damenbilde keine ſchönere Haltung geben, als wenn man es mit einer Harfe malt.

Dörner.

Das iſt alles ganz gut, aber das Inſtrument iſt meiner Nichte zuwider —

Joſephine.

Es iſt wahr, ich liebe es eben nicht ſehr, aber die Form des Inſtrumentes iſt ganz artig, und da der Herr — — —

Dörner.

Gut! Gut! — ich will ſie ſogleich ſuchen.

Fritz
(heimlich zu Joſephinen).

Wenn wir ihn nur einen Augenblick entfernen könnten!

Joſephine
(eben ſo zu ihm).

Still! —

Dörner.

Das iſt gut, ganz gut! — — Setz Dich, mein Kind, und thue nur, was der Herr Maler von Dir verlangt. Man muß den Leuten hübſch ihren Willen laſſen, ſonſt geben ſie uns die Schuld, wenn die Arbeit nicht gelingt.

(Joſephine ſetzt ſich an die eine, Fritz an die andere Ecke des Tiſches, und richtet alles zum Malen Nöthige her.)

Fritz.

Der Ausdruck iſt eigentlich die Seele des Gemäldes, er gibt demſelben das Leben. — Darum bitte ich Mademoiſelle, mich anzuſehen, feſt, ſtarr, — ſo — ſo — — Stellen Sie ſich Etwas im Gedanken lebhaft vor, zum Beyſpiel: Einen ſtarken Eindruck der Freude, oder des Schmerzes, oder ſonſt einen geliebten Gegenſtand, denn das Aeußere iſt immer der Dollmetſch der Seele — Ihre Augen heften Sie feſt an die meinigen, ſo als ob — als ob wir durch Blicke miteinander ſprechen wollten — Recht gut! — Vortrefflich — — O nie, nie fühlte ich das Glück malen zu können ſo ſehr, als in dieſem Augenblicke. (Joſephine wirft zärtliche Blicke auf Fritzen, Fritz will zu Zeichnen anfangen.)

Dörner

(läuft ſchnell zu Fritzen, und hält ſeine Hand auf).

Halt! Halt! junger Mann — Wie, Sie wollten meine Nichte mit dieſem zärtlichen, leidenſchaftlichen Blick malen? Denken Sie nur Herr, das Porträt gehört für einen Bräutigam, der ſie noch nicht kennt, und wer dieſe Augen anſähe, der müßte ja darauf wetten, daß ſie ſich auf einen geliebten Gegenſtand hefteten.

Joſephine.

Lieber Onkel! ich bitte Sie, laſſen Sie doch den Herrn machen, wie er will — Ein Maler muß ſeine Kunſt verſtehen.

Fritz.

Mademoiſelle gibt mir den Muth Ihnen freymüthig zu geſtehen, daß es mir nicht lieb iſt, wenn viele Perſonen, die nicht zur Sache gehören, um mich herumſtehen. Ich bin am liebſten mit dem zu malenden Gegenſtand allein, weil ich ſonſt leicht verwirrt werde, die Gedanken conzentriren ſich nicht auf einen

Punkt, und ich kann für die genaue Aehnlichkeit des Porträts nicht bürgen. — Wenn Sie die Güte haben wollten, mein Herr, ſich ein wenig vom Tiſche zu entfernen —

Joſephine.

Ja, Herr Onkel! ich bitte Sie, ſetzen Sie ſich unterdeſſen dorthin, und nehmen Sie ein Buch. — Ich habe Ihrem Wunſche, mich malen zu laſſen, nachgegeben, ich hoffe nun auch von Ihnen, daß Sie ſich meiner Bitte fügen werden. — Bitte, bitte lieber Onkel.

Dörner.

Alles in der Welt, Herzenskind! Alles in der Welt, wenn Du ſo ſprichſt, dann weißt Du ja, daß Du Alles von mir erhältſt.

Joſephine.

Ich weiß es, ich weiß es, Sie ſind ſo gut! —

Fritz.

Gewiß, das zeigt ſich mir in Ihrer Phyſiognomie — Ja wirklich! Herzensgüte und Edelmuth ſtrahlt auf Ihrem Geſicht — Wenn ich einſt einen zärtlichen Vater malen ſollte, mein Herr! ich würde mich erkühnen, Sie zum Modell zu bitten.

Dörner.

Es freut mich, daß Sie ſo gut von mir urtheilen, es freut mich ſehr! — Joſephine! um Dir zu beweiſen, daß ich Dein Zutrauen verdiene, wohl! es ſey, Du haſt *meinem* Wunſche nachgegeben, *mir* zu Liebe läßt Du Dich, obwohl ungern, malen, ich entbinde Dich davon, Du darfſt Dich nicht malen laſſen.

Fritz

(bey Seite).

Himmel! — Was?

Joſephine.

Wie, Herr Onkel! —

Dörner.

Ja, liebes Kind, ja, ich will Dir zeigen, daß ich gut bin, ich bitte Dich ſogar um Vergebung, daß ich zuvor ſo in Dich drang, mit dem Alter kommen Schwachheiten! Du darfſt Dich nicht malen laſſen.

Fritz.

Aber mein Herr! —

Dörner.

Ich ſeh' es ein, ich hatte unrecht. — Sie ſieht heute ſehr blaß aus, hat Migraine, auch ſteht ihr die Haube nicht gut.

Joſephine.

Herr Onkel! — ich bitte Sie — —

Dörner.

Ich ſage Dir, ich wünſche es nun nicht mehr — —

Es iſt entſchieden! — Steh auf Joſephine! ſteh auf! — Es iſt nun gar keine Rede mehr davon — — (Etwas ſtrenge.) Nun, willſt Du gehorchen?

Joſephine

(indem ſie vom Seſſel aufſteht, aufgebracht).

Sie haben heute ſtarke Launen, Herr Onkel! — Und noch dazu vor einem Fremden.

Dörner.

Der Herr da wird mirs nicht übel nehmen! — Er ſieht dadurch nur, daß ich Dich liebe, daß ich Alles thue, was Du wünſcheſt, und daß er ſich in ſeinem Urtheile über mich nicht betrog.

Fritz.

Mein Herr — Gewiß — —

Joſephine (ironiſch).

Für wahr! Herr Friedberg wird es uns ſehr Dank wiſſen, daß er ſich umſonſt hieher bemühen mußte.

Dörner.

Ach! Da haſt Du recht. Das wäre unhöflich — Seine Zeit ſo umſonſt zu verlieren! Sie ſollen auch nicht vergebens hieher gekommen ſeyn. Ich will Ihnen Arbeit geben! —

Joſephine (ironiſch).

Vermuthlich das Bildniß Ihrer alten Stammmutter zu renoviren — oder einen von den 100jährigen Kupferſtichen zu illuminiren — Schöne Arbeit für einen Künſtler!

Dörner.

Nein, nein! liebe Nichte, das weiß ich ſchon — das gehört ſich nicht für ſolch' einen Mann — Ich habe ganz etwas Anderes im Sinne, etwas, daß ihn, ich ſtehe dafür, ſehr amuſiren wird. Schon lange wünſcht ich mich ſelbſt abporträtiren zu laſſen, für Dich liebes Kind, für Dich! Ich weiß Du hältſt das Bild in Ehren. — Ich will mir alſo nun die Gelegenheit zu Nutze machen.

Joſephine.

Ihr Porträt? — Soll dieſer Herr? — Heute?

Dörner.

Nun ja, was findeſt Du denn ſo Sonderbares daran? Mir ſteht kein Hinderniß im Wege. Ich befinde mich Gott ſey Dank vortrefflich! — Ich habe keine Migraine, und mein Kopfputz iſt täglich der nämliche — Auch erlaube ich dem Herrn Friedberg beim Malen zu ſprechen, was er immer mag, ich bin nicht ſo hart wie Du — Er kann mir meinetwegen Complimente und Galanterien ſagen, ſo viel ihm beliebt.

Fritz

(indem er ſein Arbeitszeug zuſammenrafft).

Mein Herr! Sie verzeihen ſchon, ich habe Geſchäfte, dringende, unverſchiebbare Geſchäfte, es iſt mir unmöglich!

Dörner.

Ta, ta, ta! Es wird nicht ſo nothwendig ſeyn, eine Viertelſtunde auf oder ab — Nur den erſten Umriß — Herr Friedberg, nur den erſten Umriß — (er ſetzt ſich auf jenen Seſſel, auf dem vorhin Joſephine geſeſſen.) Einige Striche mit dem Pinſel und ich bin zufrieden. — Aber hören Sie, was für eine Haltung? Was glauben Sie? — (Mit Nachdruck.) Mir ſcheint, Sie ſtellen mich, als wenn ich eben Etwas beobachtete, recht fein beobachtete. — Des Ausdrucks wegen meine Augen feſt an die Ihrigen geheftet. Ach, ich bin in meinem Alter noch gelehriger, als meine Nichte.

Joſephine

(geht zu Herrn Dörner, ſo daß ſie zwiſchen ihm und Fritzen bey dem Tiſche zu ſtehen kommt).

Sie ſehen ja, lieber Onkel, der Herr macht eine verdrießliche Miene, laſſen Sie doch — —

Dörner

(indem er ſie ſanft wegſchiebt).

Geh, liebes Kind, geh ein wenig weiter weg. Du haſt ja gehört, daß Herr Friedberg nicht gerne unnöthige Perſonen um ſich herum ſtehen hat, ſeine

Ideen zerſtreuen ſich zu viel, alſo geh, ſetze Dich dort auf einen Seſſel, und nimm ein Buch.

Fritz (für ſich).

Das heißt die Geduld aufs Aeußerſte getrieben — Ja ich will mich rächen! Wenn es mir gelänge, Joſephinens Umriß ſtatt des ſeinigen zu entwerfen! — (Er blickt Joſephinen zärtlich an, und zeichnet, ſie gibt ihm ein Zeichen, daß ſie ihn verſtanden, und ſtellt ſich hinter den Stuhl ihres Onkels.)

Fritz
(indem er zeichnet).

Gut — mein Herr! — So iſts recht! So wirds gehen — — Nun finde ich, daß Sie doch nicht gar ſo ſchwer zu treffen ſind, als ich Anfangs glaubte. —

Dörner.

Ja! — — Vertrauen Sie nicht zu viel auf Ihre Kunſt. Ich habe gewiſſe Züge und Linien in meinem Geſicht, die betrügen.

Fritz
(indem er zeichnet).

Sorgen Sie nicht! — — Nur den Kopf nicht verrücken. Stille gehalten — Nicht um ſich herum ſehen! —Noch einige Striche, und wir ſind fertig.

Dörner.

Halten Sie, Herr! — Halten Sie ein wenig, Sie werden mir den Kopf zu lang machen.

Fritz.

Wie? — Woher vermuthen Sie? —

Dörner.

Es iſt mir immer, als wenn Ihre Augen zu hoch blickten, und ſich die äußerſte Linie meines Kopfes zum Ziele wählten.

Joſephine

(die ſchnell hervor geht).

Lieber Onkel, Sie können ja nicht urtheilen — Ein Maler hat verſchiedene Mittel — —

Fritz

(einfallend).

Ueberdieß ſtehn Sie auch nicht auf dem Standpunkt, mein Herr, woraus man das Perſpectiv beurtheilt.

Dörner.

Nu! es mag ſeyn, es mag ſeyn! — — Aber a pro pos, Herr Friedberg, Sie ſind doch ein ehrlicher Mann, man darf Ihnen doch trauen —

Fritz.

Wie verſtehen Sie das, mein Herr! Erklären Sie ſich, ich begreife Sie nicht —

Dörner.

Die jungen Künſtler machen ſich oft keinen Skrupel daraus, intereſſante Köpfe für ſich abzukopiren — Ich hoffe nicht, daß Sie mit meinem Porträt — — Sehen Sie, es wäre mir nicht lieb, man weiß dann nicht in welche Hände — —

Fritz (lächelnd).

Darüber können Sie ganz ruhig ſeyn — Ihr Porträt kopire ich nicht.

Dörner

(indem er aufſteht).

Für heute will ich Sie nun nicht mehr aufhalten, mein Herr! — — Wenn meine Nichte einmal Luſt hat, ſich porträtiren zu laſſen, werde ich mir die Freyheit nehmen, es Ihnen zu wiſſen zu machen. —

Fritz (für ſich).

Gerade jetzt in dem Augenblick, wo ich die Aehnlichkeit erhalte! — Fatal! — (Laut.) Mein Herr! wenn Sie die Güte haben wollten — nur noch einen Augenblick — —

Dörner.

Nein, nein! Für heute iſt's genug. Sie haben dringende unverſchiebbare Geſchäfte, und ich habe auch einige Gänge zu machen — beſſer alſo wir laſſen das Uebrige auf ein andermal.

Fritz

(bey Seite, aufgebracht, indem er die Maler-Geräthſchaften zuſammenpackt).

Charmant! Charmant — Das alſo die Frucht meiner Liſt? —

Dörner (für ſich).

Die erſte unangemeldete Viſite des jungen Herrn ging nach meinen Wunſch — Laß ſehen, wie es ſich mit der zweyten fügen wird.

Fritz

(zu Dörner).

Mein Herr, ich habe alſo die Ehre, mich zu empfehlen. (Nähert ſich Joſephinen und will ihre Hand faſſen.) Mademoiſelle! — —

Dörner

(tritt ſchnell zwiſchen Beyde).

Gehorſamer Diener, Herr Friedberg, gehorſamer Diener! (Er will ihn bis vor die Thüre begleiten.)

Fritz.

Ich bitte recht ſehr — —

Joſephine.

Bleiben Sie da, lieber Onkel, ich will den Herrn begleiten — —

Dörner.

Nein, nein, das laß ich mir ſchon gar nicht nehmen. (Er begleitet Fritzen vor die Thüre, welcher noch einmahl zärtlich nach Joſephinen umblickt.)

Neunter Auftrit.

Joſephine (allein).

Widriges Schickſal! wie lang verfolgſt du noch zwey Liebende? — Der arme Fritz! — und mein Onkel! welch ein Mann! gerade als ob er es darauf angelegt hätte, uns zu quälen — Er glaubt ſich gütig gegen mich zu zeigen, und wird, hart, grauſam durch ſeine unzeitige Güte — — Heute Morgens war ich ſchon feſt entſchloſſen, ihm Alles zu entdecken! aber nun — nein, nun kann ich es auf keinen Fall mehr thun — wohl! Fritzen laſſe ich nicht, es komme auch was da wolle! Feſt und unerſchütterlich will ich meinen Weg verfolgen, und führte er mich auch zum Elend!

Zehnter Auftritt.

Dörner. Joſephine.

Dörner.

Nun Joſephine! — — Was ſprichſt Du zu unſerm Maler? — Ach, ich ſagte es ja gleich, das iſt ein herrlicher junger Mann — — Und ſeine verborgenen Eigenſchaften erſt — ſeine ganze Geſchicklichkeit hat er uns noch nicht gezeigt — Ich bin unſerm Hauswirth ſehr vielen Dank ſchuldig — — Herr Friedberg hat meinen vollkommenen Beyfall.

Joſephine.

Aber gewiß Sie deſto weniger den ſeinigen.

Dörner.

Wie, wie? — Warum denn? —

Joſephine.

Sie haben ſich ſchön betragen in ſeiner Gegenwart — und ſind doch ſonſt ein ſo liebenswürdiger Mann! Sahen Sie es ihm denn nicht an — Sie machten ihn ſo verlegen, er wußte gar nicht, was er mehr beginnen ſollte, um Ihnen nur recht zu thun.

Dörner.

Glaubſt Du? — Das wäre mir nicht lieb, wahrlich nicht lieb, ich will Niemanden kränken — lieber Gott, man muß doch reden um ſeine Sache, ich bin doch gewiß ein guter Mann.

Joſephine (herzlich).

Ja, lieber Onkel, Sie ſind ein guter, ein herzensgu — — — (Dörner beobachtet ſie, ſie hält ſchnell zurück.) Aber Sie ſagten ja vorhin, Sie hätten einen nothwendigen Gang zu machen.

Dörner.

Später werde ich ihn thun — jetzt erwarte ich noch Jemanden.

Josephine (ironiſch).

Vielleicht noch einen andern Maler?

Dörner (zärtlich).

Nein — das betrifft eine viel wichtigere Sache — Deinetwegen, liebes Kind, will ich einige Diſpoſitionen machen, Du weißt, Dein Glück liegt mir am Herzen.

Josephine.

Das weiß ich, und erkenne es mit dankbarem Herzen. Gewiß wegen der Schenkung, lieber Onkel, die Sie ſo gütig ſind, mir machen zu wollen?

Dörner.

Wirſt es ſchon ſehen, Goldkind! Wirſt es ſchon ſehen! — Die Leute überraſchen, nichts vor der Zeit ausplaudern, das iſt ſo meine Sache! — Ich habe einen Notar beſtellt, damit er die ganze Sache in Forma juris ins Reine bringe.

Josephine.

Vermuthlich haben Sie ihn wieder bey unſerm Hauswirth beſtellt, weil das erſte Subject, welches er Ihnen empfahl, ſo ſehr Ihren Beyfall hatte?

Dörner.

Ja, ja, bey Herrn Bill! (Für ſich lachend.) Ha ha ha! Weiß ſchon, warum Du fragſt! —

Joſephine.

Haben Sie ihm Jemand benannt, den er Ihnen ſchicken ſoll?

Dörner.

Nein. Du weißt ja, daß ich hier Niemanden kenne.

Joſephine
(freudig, für ſich).

Herrlich! Fritz hat nun neuerdings Gelegenheit zu kommen! — Vielleicht läuft die zweyte Viſite glücklicher ab. (Laut) Kömmt er bald, Herr Onkel, der Herr Notar?

Dörner.

Ich habe gebeten, ihn mir ſogleich zu ſchicken —

Joſephine (für ſich).

Wie finde ich nun Gelegenheit, Fritzen davon zu benachrichtigen? (Laut.) Sie gehen alſo vorher nicht mehr aus, Herr Onkel?

Dörner.

Nein, haſt Du vielleicht eine Commiſſion?

Joſephine.

Ich glaubte nur, weil Sie vorhin ſagten — — Aber das nöthige Papier oder die Documente — —

Dörner.

Du haſt recht, die muß ich holen, Du biſt ein liebes, braves Kind, das dem ſchwachen Gedächtniſſe ſeines Onkels zu Hilfe kömmt — Ich danke Dir, liebe Joſephine. (Im Abgehen für ſich.) Jetzt wird der Herr Nachbar benachrichtigt —— Ich muß ihnen ſchon Platz machen — Warte junger Herr, warte!

Eilfter Auftritt.

Joſephine (allein).

Wie er ſich in Alles fügt, wie er Alles ſo gutmüthig thut! — Gewiß kein Falſch, keine Argliſt iſt in ſeiner Seele! — — Doch ſchnell nun, Fritzen inſtruirt! — Er hat ja ſtudirt, gewiß, er weiß ſich darein zu fügen. (Sie ſchlägt 3 Mal an die Breterwand.)

Zwölfter Auftritt.

Fritz (hinter der Wand) und **Joſephine.**

Fritz.

Sind Sie es Joſephine?

Joſephine.

Ja, ich bins — Wir haben keine Zeit zu verlieren! Hören Sie! — Mein Onkel iſt Willens, mir eine Schenkung zu machen. Er hat daher bey Herrn

Will einen Notar beſtellt! — Werfen Sie ſich in die Uniform der Madam Themis, und erſcheinen Sie ſo bald als möglich — Wenn Sie ein Bischen verdreht ausſehen, und die Sache nach Recht und Gerechtigkeit verdrehen können, ſo kanns uns nicht fehlen. Liebe und Muth macht alles möglich — Antworten Sie mir nicht mehr, denn mein Onkel iſt in der Nähe! —

Dreyzehnter Auftritt.

Joſephine (allein).

Groß iſt das Wageſtück, denn wie leicht kann mein Onkel bemerken, daß Herr Friedberg und der Notar ein und dieſelbe Perſon ſind, aber wenn wir auch nur einige geheime Worte mitſammen ſprechen, nur einige Blicke wechſeln können, ſo haben wir nicht umſonſt gewagt. — Wer wagt gewinnt!

Vierzehnter Auftritt.

Dörner, Joſephine.

Dörner

(der ein Buch Papier, und mehrere Schreibgeräthſchaften bringt, und ſelbe auf den Tiſch legt).

Nichts bleibt in der gehörigen Ordnung! alles verräumt — da muß man immer eine Viertelſtunde ſuchen, bis man findet, was man braucht. — — Nun habe ich alles Nöthige, nun mag er kommen der Herr Notar! (für ſich bey Seite.) Ich glaube ich habe ihnen Zeit genug gelaſſen! (laut, indem er ſie zärtlich bey der Hand faßt.) Höre, liebe Joſephine! laß uns nun ernſthaft mitſammen ſprechen.

Joſephine (fröhlich).

Ich bin zu ihrem Befehle, lieber Onkel, wenn es anders meine Natur verträgt recht ernſthaft zu ſeyn.

Dörner.

Du wiederholſt es mir jeden Tag, jede Stunde, ich könne ganz auf Deine Achtung, auf Deine innige Zuneigung für mich rechnen, — und mein einziges Glück beſteht darin, daß ich Dir's glaube? —

Joſephine (leidenſchaftlich).

Es würde mich ſchmerzen, und gewiß, lieber Onkel, ſie würden mir ſehr unrecht thun, wenn ſie daran zweifelten.

Dörner.

Sieh! eben darum, weil ich davon überzeugt bin, will ich nun Alles ſo ordnen, daß wir uns nie, nie trennen dürfen. —

Joſephine (wie oben).

Wie ſchmeichelhaft iſt dieſe Anordnung für mich! — Mein Dank, lieber Onkel, iſt ohne Gränzen. —

Dörner

(indem er ihre Hand in der ſeinigen hält, und ſie ſanft auf die Backen klopft).

Recht glücklich will ich Dich dafür machen, Herzensmädchen! Nichts ſoll Dir mangeln! — Ich habe Ideen, Ideen! — Du wirſt ſchon ſehen! — Ich liebe Dich, Du mich, wir haben die nämlichen Neigungen, den nämlichen Geſchmack, die nämlichen Freuden! — Keine Geheimniſſe ſind in unſern Herzen verborgen, die nicht eines von dem andern wüßte. (Sie ſcharf ins Auge faſſend.) Nicht wahr Joſephine?

Joſephine.

Ja, lieber Onkel! wenn ſie anders von einiger Wichtigkeit ſind, denn es gibt gewiſſe Kleinigkeiten. — —

Dörner.

Auch Kleinigkeiten müſſen wahre Freunde nicht vor einander verborgen halten. Es gibt zu Mißhelligkeiten Anlaß. — Wenn Einer vor dem Andern Geheimniſſe hat, ſo zeigt er ſchon dadurch, daß er Mißtrauen in ſeinen Freund ſetzt. — Dieſer, wenn er es erfährt, ſieht ſich nun zu dem nämlichen berechtigt, und ſo erkaltet endlich nach und nach auch die wärmſte Freundſchaft.

Joſephine (etwas verlegen).

Wohl wahr, lieber Onkel! — Sie haben Recht! — Verbergen muß man vor ſeinem wahren Freunde nichts.

Dörner (für ſich).

Immer noch dieſelbe! — (Laut.) Du thuſt das nicht, Joſephine, nicht wahr Du thuſt das nicht? Keinen Gedanken hegt Deine Seele, den ich nicht wüßte?

Joſephine
(ſehr verlegen).

Lieber Onkel! — — (Schnell in fröhlichem Ton.) Aber Sie, Sie ſagen mir nicht, was der Herr Notar hier ſoll.

Dörner.

Sollſt es ſogleich erfahren! — Da kömmt er eben!

Joſephine (für ſich).

O wenn er ihn nur nicht erkennt!

Fünfzehnter Auftritt.

Joſephine, Dörner, Fritz als Notar.

Dörner
(geht Fritzen bis zur Thüre entgegen).

Vielmal willkommen, mein Herr! — Nur herein, nur herein! Ich habe Sie ſchon erwartet. — Wahrhaftig, liebe Nichte! wir ſind dem Herrn Bill doch außerordentlichen Dank ſchuldig. Einer ſcharmanter als der Andere, den er uns ſchickt. (Er faßt Fritzen ſcharf ins Auge.) Doch was ſeh ich? Joſephine, ſieh' nur einmal!

— Findeſt Du nicht, daß der Herr dem jungen Mahler von heute erſtaunlich, außerordentlich gleich ſieht? —

Joſephine.

Was fällt Ihnen ein, lieber Onkel?

Fritz.

Glauben Sie vielleicht dem Herrn Friedberg? — — Er iſt mein Bruder!

Dörner.

Der außerordentlichen Aehnlichkeit nach zu ſchließen müſſen Sie Zwillingsbrüder ſeyn.

Fritz.

Errathen, mein Herr! wir ſind an einem Tage geboren!

Dörner.

Ach! dann, dann will ich's wohl glauben, es wäre gar nicht möglich, daß ſich zwey ganz fremde Menſchen ſo auffallend glichen. — — Mein Herr, ich habe Sie zu mir bitten laſſen — — nun — — doch belieben Sie ſich zu ſetzen. Ich will Ihnen dann Alles umſtändlich erklären. — Hier iſt Papier, Feder, Tinte. — (Geht zum Tiſch und ſetzt Stühle zu rechte.)

Fritz

(leiſe zu Joſephinen).

O Joſephine!

Joſephine

(eben ſo zu ihm).

Vorſichtig! — Stellen Sie ſich, als wenn Sie ihm recht aufmerkſam zuhörten — ich werde ſchon einen Vorwand finden ihn zu entfernen.

Dörner.

Nun, mein Herr! Beliebt? (Präſentirt ihm einen Stuhl.)

Fritz.

Ich bin zu Befehl.

Dörner.

Hier in der Mitte, wenn es Ihnen gefällig iſt. Ich hier zu ihrer Rechten, — und Du Joſephine dort zur Linken. (Sie ſetzen ſich ſo, wie vorher geſagt.)

Fritz.

Wollen Sie nun von der Güte ſeyn, mir den ganzen Caſus, weßwegen Sie mich hierher berufen, langſam, deutlich, vernehmlich und mit allen dazu gehörigen Umſtänden gefälligſt zu erklären! — (Für ſich.) Je länger er es macht, deſto länger wird mir das Glück die Geliebte zu ſehen.

Dörner.

Zwey Worte genügen, Sie über das Factum zu inſtruiren. — Die ganze Sache betrifft meine Nichte. (Er faßt Fritzen, der unterdeſſen leiſe mit Joſephinen geſprochen, und nicht auf ihn gehört hat, am Arm, und rüttelt ihn.) Hören Sie, mein Herr! Meine Nichte betrifft die Sache — — —

Fritz.

Schon recht, ſchon recht, belieben Sie nur fortzufahren! —

Dörner.

Belieben Sie aber auch mich anzuhören. — Sonſt heißt es die Tagſatzung erſtrecken. — — (Fährt fort.) Ich brauche Ihnen nur die Hauptſache zu eröffnen. — Die Umſtände oder Nebenſachen, die dabey eintreten, werden Sie dann als ein verſtändiger und erfahrner Mann, der Sie mir zu ſeyn ſcheinen, ſelbſt hinzufügen können. — Es belangt —

Fritz (einfallend).

Eine Schenkung, mein Herr nicht wahr? — Ja ſehen Sie, es gibt verſchiedene Arten von Schenkungen. — (Schnell.) Schenkung vor Zeugen. — Schenkung durch Contract — Schenkung unter Lebenden — Schenkung unter Todten! — Bitte um Vergebung, durch Teſtament wollte ich ſagen, Schenkung eines Grundes, einer Sache — Schenkung des Fruchtgenuſſes — Schenkung — —

Dörner (einfallend).

Ich ſehe ſchon, ich ſehe ſchon, mein Herr, daß man mich nicht beteogen hat. — — Man kann über den Artikel der Schenkungen nicht beſſer belehrt ſeyn als Sie — — doch es handelt ſich nicht darum, ſondern um einen Heiraths-Contract.

Fritz.

Um einen Heiraths-Contract? —

Dörner.

Ja, mein Herr.

Josephine.

Für mich?

Dörner.

Ja, Mademoiſelle.

Josephine
(indem ſie aufſteht).

Wenn es ſo iſt, ſo habe ich hier nichts weiter zu thun — und der Herr iſt der Mühe länger hier zu bleiben überhoben — denn nie, nie werde ich ihn unterzeichnen. —

Dörner.

Du weißt ja aber noch nicht, liebes Kind, welches der andere contrahirende Theil iſt.

Josephine.

Das iſt wohl ſchwer zu errathen — der Sohn ihres guten Freundes.

Dörner.

Und wenn er es nicht wäre?

Fritz.

Mein Herr! Die Pflichten meines Amtes fordern mich auf, Ihnen zu ſagen, daß zur Gültigkeit jedes Vertrags die freywillige Einwilligung der contrahirenden Theile erforderlich iſt, und daß alſo, wenn ein Paciszent ſich weigert und daher zur Unterſchrift gezwungen würde, der Contract null und nichtig ſey.

Joſephine.

Gewiß, mein Herr, ich unterſchreibe nie, immer und ewig werde ich mich widerſetzen.

Fritz (indem er aufſteht).

Bey ſo bewandten Umſtänden kann ich als ein rechtſchaffener Mann Ihnen nicht länger meine Dienſte darbiethen. Vielmehr müßte ich, wenn Sie länger darauf beſtünden, die Mademoiſelle in meinen Schutz nehmen.

Dörner.

Haben Sie die Güte mich erſt ganz zu hören. — Ich will Ihnen alle Umſtände genau erörtern, und Sie ſelbſt ſollen dann Schiedsrichter ſeyn.

Joſephine.

Es ſey! — Auch ich unterwerfe mich ganz ihrem Ausſpruche, mein Herr!

Fritz.

Mit Uebereinſtimmung beyder Parteyen will ich dieſes gefährliche Amt übernehmen.

Dörner.

Wohlan! ſo hören Sie! — Einer meiner Freunde hat einen Sohn, der mit meiner Nichte in gleichem Alter iſt, der junge Menſch iſt liebenswürdig, er hat Vermögen, und alle guten Eigenſchaften, mit einem Worte die Partie iſt ſehr annehmbar. — — Ich ſchlug ihn meiner Nichte vor.

Fritz.

Und Mademoiſelle antwortete? — —

Joſephine.

Daß, wenn der junge Menſch andern liebenswürdig ſcheint, er es deßwegen nicht auch nothwendig für mich ſeyn müſſe, wenn er Vermögen hat, ich davon keinen Gebrauch machen wolle; wenn er auch alle guten Eigenſchaften beſitze, er doch gerade die nicht habe, mir zu gefallen, mit einem Worte, daß wenn auch der Vater der Freund meines Onkels iſt, der Sohn doch nie mein Gatte wird.

Fritz.

Dieſe Antwort iſt klar, und keineswegs mißzuverſtehen. — Allen Einwendungen iſt vorgebeugt, alle Hypotheſen ſind niedergeworfen, alle Argmente retorquirt.

Josephine.

Sie ſehen Herr Onkel! Der Sieg iſt auf meiner Seite.

Dörner.

Noch einen Augenblick, dann entſcheiden Sie. — Ein anderer Onkel an meiner Stelle hätte vielleicht von ſeiner väterlichen Gewalt über ſeine Nichte Gebrauch gemacht, und Sie zu einer Heirath gezwungen, der Sie ſich ſo unbeſonnen widerſetzt, denn Sie werden wiſſen, mein Herr, Unmündige kann man auch mit Gewalt zur Verbeſſerung ihres Schickſals zwingen. — Allein ich liebe Sie zu viel, und fand, das es beſſer ſey, zuvor die Urſache dieſer Widerſetzlichkeit aufzuſuchen, und ich glaube ſie gefunden zu haben.

Josephine (lächelnd).

Und die Urſache iſt, wenn ich bitten darf?

Dörner.

Ich fand, daß wenn Joſephine ſich weigert, dem jungen Menſchen quaestionis ihre Hand zu geben, ihr Herz heimlich für einen Andern brennen müſſe.

Fritz.

Für einen Andern?

Dörner.

Ich ſpürte immer mehr nach und ſieh! meine Vermuthung war gegründet! Ein anderer Onkel an meiner Stelle hätte nun gepoltert, gelärmt, vielleicht gar ſeine Nichte aus dem Hauſe verſtoßen, allein ich ſchrieb Alles das der Jugend und der damit verbundenen Unbeſonnenheit zu, und verſuchte die ganze Sache auf eine Art zu ſchlichten, die mir ihr Vertrauen und ihre Achtung ſchenken ſollte.

Joſephine (verlegen).

Herr Onkel! — wahrlich, ich weiß nicht — —.

Dörner

(ohne auf Joſephinen zu hören).

Meine Nichte iſt noch in Anſehung des Vermögens, welches ihr ihre Mutter hinterließ, in einen ſehr weitläufigen Prozeß verwickelt, ich glaube alſo in Anſehung deſſen Jemanden für ſie wählen zu müſſen, der Kenntniß von der Rechtsgelehrſamkeit hat — — Eben recht, mein Herr. Man rühmt mir einen Ihrer Herrn Collegen, Namens Friedrich Bach, als einen der geſchickteſten Rechtsgelehrten an?

Fritz.

Wie, mein Herr? — er wäre es, — ihm wollten Sie? —

Dörner.

Ja! — Wenn Sie es nicht ungütig nehmen wollten, ich wünſchte ihn kommen zu laſſen! — — wenn anders das Urtheil Anderer über ihn auch aus

Ihrem Munde mir beſtätiget wird. — Iſt er denn wirklich ſo außerordentlich geſchickt? —

Joſephine.

Ja, lieber Onkel! das iſt er, das iſt er.

Dörner.

Sieh, ſieh, ſein Ruhm iſt ſogar bis zu Dir gedrungen! — (Zu Fritz.) Er wohnt, glaube ich, in dieſem Gaſthofe.

Fritz.

Ja, mein Herr!

Dörner.

In dem Zimmer, welches hinter dieſer Breterwand iſt?

Fritz.

Ja, mein Herr.

Joſephine (bey Seite).

Er weiß Alles!

Dörner.

Er ſoll ein ſehr liebenswürdiger junger Menſch ſeyn!

Joſephine.

Lieber Onkel! — —

Dörner (zu Fritzen).

Was denken Sie, mein Herr?

Fritz.

Mademoiſells mag hier die Güte haben, zu antworten —

Joſephine.

Mein Onkel! — Da Sie bereits Alles wiſſen — —

Dörner

(ohne auf ſie gehört zu haben).

Da mir die ganze Welt ſo viel Gutes von dieſem jungen Manne ſagt, und da auch Sie Beyde mir es beſtätigen, ſo will ich ihn nun ſogleich rufen laſſen. (Er ſtellt ſich als wenn er abgehen wollte.)

Joſephine

(leiſe zu Fritz).

Nun iſt der Zeitpunkt da! — Geben Sie ſich ihm nun zu erkennen.

Dörner (zu Fritz).

Sind Sie vielleicht bekannt mit ihm? Wollen Sie ihn ſelbſt holen?

Joſephine.

Lieber Onkel, Fritz Bach — —

Dörner.

Nun? — —

Fritz.

Er fühlt in dieſem Augenblicke ſein großes Glück, aber auch ſeine Schuld und das Unrecht, Sie, beſter Mann, hintergangen zu haben.

Dörner.

Wie hängt das zuſammen? Was wollen Sie mit alle dem? ich verſtehe kein Wort.

Fritz.

Sie ſehen ihn hier vor ſich. — Können Sie ihm wohl verzeihen?

Dörner

(ſtellt ſich äußerſt erſtaunt).

Wie, mein Herr — Wär es möglich? — Sie wären —

Fritz.

Jener Friedrich Bach, zu deſſen Lob und Glück — —

Dörner

(mit Gutmüthigkeit).

Sie, Sie! — — Nun, da hat der Zufall wieder einmahl einen klugen Streich gemacht, Sie gerade jetzt hieher zu bringen. — Mich freut es außerordentlich.

Fritz.

Wie? — Sie ſind ſo gütig, eine Liſt zu entſchuldigen? —

Dörner.

An der ich gar nichts Strafbares finde. — Sie wollten ſich einen kleinen Spaß machen — Das bringt Ihr Alter ſo mit ſich — — — Ich habe nun nicht nöthig, Ihnen alles Geſagte zu wiederholen, Sie wiſſen, worum es ſich handelt. — Belieben Sie alſo Ihren Platz wieder einzunehmen, und den Heirathscontract zwiſchen mir und meiner Richte in aller Forma juris aufzuſetzen.

Joſephine.

Gott!

Fritz.

Was höre ich? — Sie wollten Joſephinen heirathen?

Dörner.

Allerdings!

Fritz.

Und ich bin — —

Dörner.

Unſer Geſchäftsmann, durch beyderſeitige Einwilligung dazu ernannt — Hier ſind ſchon alle dazu erforderlichen Documente und Belege — Ich überlaſſe ſie Ihnen, voll Vertrauen auf Ihre Redlichkeit — Sie können ſie nach Gefallen unterſuchen.

Fritz (für ſich).

Himmel ſteh mir bey. (Laut.) Haben Sie Mitleiden mit meiner Lage.

Joſephine.

Mein Onkel! — Dieſer Herr iſt nicht —

Dörner.

Wie? Er iſt nicht Friedrich Bach?

Fritz.

Ja, ich bin dieſer Friedrich Bach — Aber dieſer arme Unglückliche, den Sie hier zu Rathe ziehen, der Ihren Heiraths-Contract aufſetzen ſoll, liebt ſelbſt Joſephinen.

Dörner.

Meine Nichte? — Wie, Sie lieben Joſephinen?

Fritz.

Ja, mein Herr, ich bete ſie an, — auch ſie liebt mich, die göttliche Joſephine, und Sie wollen das Unglück unſers ganzen Lebens machen.

Dörner

(ſehr ernſthaft).

Joſephine liebte Sie wieder? — Nein, mein Herr, das kann nicht ſeyn, das iſt unmöglich — Sie kennt zu gut meine Liebe, meine Anhänglichkeit an ſie, ſie hat zu viel Vertrauen zu ihrem Onkel, als daß ſie mir ſo eine Neigung hätte verſchweigen können, die auf das ganze künftige Glück ihres Lebens ſo großen Einfluß hat, und die Sie ihr fälſchlich zumuthen.

Joſephine.

O wie ſehr beſchämen Sie mich, beſter Onkel, durch dieſes Vertrauen auf mich! — — Ja, ich war es, die Ihnen aus Furcht, Sie könnten meine Neigung mißbilligen, und mich von Fritzen trennen, dieſelbe gänzlich verſchwieg, aber nie, nie in meinem Leben, ich verſpreche es Ihnen heilig, will ich Ihr gutes Herz durch Mißtrauen mehr beleidigen.

Fritz.

Hören Sie unſere Bitte — Vergebung! Vergebung!

Joſephine

(wirft ſich zu ſeinen Füßen).

Gütigſter Onkel! —

Fritz.

Mein Herr!

Dörner

(indem er beyde Knieenden mit Wohlbehagen betrachtet, und endlich laut auflacht).

Da liegen nun die beyden liſtigen, verſchmitzten jungen Leute auf den Knien vor mir, vor jenem leichtgläubigen Alten, dem man aufbürden kann, was man will, der nichts durchſieht, in kein Geheimniß zu dringen verſteht, jedes Mährchen für blanke Wahrheit kauft — Steht auf, meine Lieben, ſteht auf! Ihr trefft mein Herz, ich vergebe Euch, und willige ein — —

Josephine (freudig).

Uns zu vereinen? —

Dörner.

Langſam, langſam! das nicht, aber ich ſelbſt will Josephinen nun nicht mehr ehligen.

Fritz.

Können Sie jetzt noch ſcherzen? — Vermag es Ihr gutes Herz uns noch länger in Unruhe zu laſſen?

Dörner.

Wenigſtens habe ich in mir einen Nebenbuhler auf die Seite geſchaft.

Josephine.

Und der Andere? —

Dörner.

Ja, da weiß ich nicht was geſchieht. — Aufrichtig zu reden, glaube ich ſchwerlich, daß er eben ſo großmüthig ſeyn wird als ich. — Er iſt jung, verliebt; — Josephine hübſch, liebenswürdig — und da ich ſchon einmahl mein Wort gegeben. — —

Josephine.

Wenn man durch das Brechen eines Wortes zwey Menſchen glücklich machen kann. —

Dörner.

Du ſollſt den Brief ſeines Vaters nur leſen, der junge Menſch muß Dich raſend lieben.

Joſephine.

Laſſen Sie es mir über ihn zu beantworten.

Dörner.

Wohlan! es ſey! — (Er zieht einen Brief aus der Taſche.) — Hier iſt er — damit Du ſiehſt, wie ſehr mich ſein Vater um Deine Hand bittet, und in welche Glücksumſtände Du treten könnteſt, ſo wollen wir ihn leſen. (Zu Fritzen.) Sie, mein Herr, ſind gewohnt verſchiedene Schriften zu dechiffriren. Wollen Sie die Güte haben. (Er gibt ihm den Brief.)

Fritz.

Mit Vergnügen. (Nachdem er ihn entfaltet hat.) Himmel! was ſeh ich? — — Die Züge meines Vaters. Ja, es iſt ſeine Unterſchrift. — Wie? der junge Menſch, der Sohn ihres Freundes, den ich ſo ſehr fürchtete?

Dörner.

Sind Sie ſelbſt. — Die Heirath zwiſchen Euch Beyden war ſchon lange durch mich und Ihrem Vater beſtimmt. — Zu was alſo alle die Feinheiten, alle die liſtigen Verſtellungen? — Ihre Strafe ſey der Gedanke: — So viele Mühe habe ich mir um nichts gegeben.

Fritz.

Wir glaubten Sie ſo fein zu hintergehen.

Dörner.

Und ich hinterging Euch. — Ich wußte Alles! —

Josephine (ſchelmiſch).

Nie hätte ich Ihnen zugetraut, daß Sie mich ſo peinigen könnten.

Dörner.

Ihr habt es verdient. — Lernt daraus, meine Lieben, daß man bey allen Zufällen, bey allen Gelegenheiten des menſchlichen Lebens keine beſſern, keine vertrautern und redlichern Freunde finden könne, als zärtliche Anverwandte, die durch ihren Rath und ihre Erfahrung der Unbeſonnenheit Eurer Jugend zu Hilfe kommen, und nur ſtets Euer wahres Glück zum Ziele ihrer Sorgfalt machen.

Gruppe.

(Der Vorhang fällt.)

Ueberſpanntheit,

oder:

Die entſetzliche Literatur.

Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Nach Scribe frey bearbeitet.

Perſonen.

Gortner.
Emil Weller, ſein Neffe.
Fahnberg.
Henriette, ſeine Tochter.
Fräulein **Palmyra**, ſeine Schweſter.
Hektor Falz, ein junger Buchhändler, **Fahnbergs** Vetter.

Die Handlung iſt auf **Fahnbergs** Landhauſe, eine halbe Meile von der Reſidenz.

(Die Bühne ſtellt einen Salon mit einer Mittel- und zwey Seitenthüren vor. Zur Rechten des Schauſpielers ein Tiſch.)

Erſter Auftritt.

Gottner, Fahnberg, Palmyra.

Fahnberg
(tritt durch die Mittelthüre ein mit Gottner, den er bey der Hand hält).

Da herein — komm' nur! — (ruft) Palmyra! Palmyra!

Palmyra
(tritt durch die Thüre zur Linken ein).

Was willſt Du denn Bruder?

Fahnberg.

Da ſieh' mal her, wer angekommen iſt. Unſer lieber alter Freund Gottner.

Gottner.

Ja, mein Fräulein, der alte Gottner hat's auch einmahl über ſich vermocht, ſein ſtilles Gut in Steyermark zu verlaſſen, um Ihnen einen Beſuch abzuſtatten. Verzeihen Sie, daß ich ſo plötzlich ins Haus falle.

Palmyra.

Was wäre hier zu verzeihen? Etwa das Vergnügen, welches Sie uns machen? Uebrigens hat für mich jede Ueberraſchung, jeder Zufall, und jede unerwartete Cataſtrophe etwas ſehr Intereſſantes.

Gottner (lächelnd).

Vielmal verbunden! (zu Fahnberg) Lieber alter Freund, Du kennſt mich, ich gehe nicht gerne lange um den Brey herum, alſo gleich zur Sache. Darf ich hoffen, daß Du meinem Neffen die Hand Deiner Tochter gibſt? Ich habe Dir in meinem Letzten geſchrieben, der Burſche hat, außer einem guten Platze bey der Rechnungskammer, auch noch von ſeinem verſtorbenen Vater ein ſchönes Kapitälchen, und wenn ich einmal hinüber gehe, bekömmt er Alles, was ich habe, weil ich ihn liebe wie meinen eigenen Sohn. Er macht meine ganze Familie aus.

Fahnberg.

Ganz gut, lieber Freund, wir werden ſchon davon ſprechen.

Gottner.

Warum ſagſt Du nicht gleich Ja?

Fahnberg.

Ich wollte wohl recht gerne, aber da meine Schweſter, der ich Deinen Brief gezeigt habe.

Gottner.

Nun, und haben Sie Etwas dagegen, mein Fräulein?

Palmyra.

O nein, nicht das Geringſte.

Gottner.

Nun, was wäre denn alſo für ein Hinderniß?

Palmyra.

Ja ſehen Sie, die Sache kömmt doch einmahl gar zu ſchnell.

Gottner.

Nun ich glaube, zwiſchen alten Freunden bedarf es doch keiner diplomatiſchen Ceremonien. Ich bin kein Fürſt oder Graf, ich bin ein einfacher Gutsbeſitzer, nicht viel beſſer als meine Bauern, und darum komm' ich ohne Umſchweife, und ſage: da iſt mein Neffe, Emil Weller, 18 Jahr alt, hübſch, gut und brav, der eine Frau ernähren kann, wollt Ihr ihn für Henrietten?

Palmyra.

Das iſt ganz gut, aber man muß ihn doch erſt ſehen, lieben —

Gottner.

Dazu geb' ich vierzehn Tage, ſo lange kann ich vom Hauſe wegbleiben.

Palmyra.

Wo denken Sie hin? wer wird dem Herzen eine Friſt ſetzen?

Gottner.

Warum nicht? Wenn Alles ſo zuſammenſtimmt, wie hier, Alter, Stand, Vermögen, ſo muß eben auch das Herz ſich fügen, und nichts Appartes wollen.

Palmyra.

Ja, bey meiner Nichte geht das nicht ſo geſchwind. Sie iſt kalt und phlegmatiſch. Ich habe ſie nie exaltiren, ihre Einbildungskraft nie zu ſtarken Aufregungen bringen können; und außer zu den häuslichen Geſchäften, zur Führung des Küchenbuches, uns zu pflegen, wenn wir krank ſind, und uns mit ihrem Clavierſpiel zu unterhalten, wenn wir geſund ſind, iſt ſie zu nichts gut, das macht mir auch viel Kummer.

Gottner.

Und mich entzückt das! Ein einfaches vernünftiges Mädchen, wie ich es für meinen Neffen wünſche.

Palmyra.

Mein Herr! Sie werden beleidigend.

Gottner.

Nehmen Sie das nicht ſo hoch auf, liebes Fräulein. Meinem Neffen thut eine ſolche Lebensgefährtinn Noth, um ein Gegengewicht zu ſeinen vertrakten Ideen zu bilden.

Fahnberg.

Was meinſt Du damit?

Gottner.

Ja ſieh', der Burſche iſt etwas verſchroben, er hat ſich leider mit unſerer neuen ſogenannten romantiſchen Literatur befaßt, und die hat ihm den Kopf verrückt. Das Schlimmſte dabey iſt, daß er ſolche Uebertreibungen, die bey dem Erfinder nur ein einfaches Spiel des Geiſtes ſind, für baare Münze hält, und ſie als Regel für ſeine Gefühle und ſeine Handlungen annimmt.

Palmyra.

Ein Beweis einer reinen kindlichen Seele.

Gottner.

Da bin ich anderer Meinung. — Wozu ſoll die Lektüre nützen, wenn ſie nicht den Geiſt bildet, und die Welt darſtellt, wie ſie iſt? Armer Junge, kaum ein paar Jahre iſt's, daß er von mir getrennt iſt, und ſeine letzten Briefe haben mich ſo erſchreckt, daß ich auch deßwegen meine Reiſe hierher etwas früher antrat. Aus jedem Worte ſpricht eine Melancholie, eine Sättigung am wirklichen Leben, eine Sucht nach Sonderbaren, jene epileptiſche düſtre Phantasmagorie, die man jetzt für angenehmer hält, als unſ're frühere Fröhlichkeit.

Palmyra.

Und darin hat man ſo unrecht nicht. Oder finden Sie etwa, daß unſ're neuern Schriftſteller ohne Talent, ohne Genie ſind?

Gottner.

Im Gegentheil, ſie haben viel Talent, und das iſt eben das Unglück. Könnte die Form wohl ſo anſprechend ſeyn, wenn ſie nicht Kunſt genug beſäßen, das Falſche und Leere, was darunter liegt, ſo geſchickt zu verbergen?

Palmyra.

O ich merke, wo Sie hinaus wollen? Sie ziehen die alten Schriftſteller vor.

Gottner.

Ja, das thu' ich, und ſollte man mich auch für einen Pedanten halten. Geſunder Sinn, Vernunft, klare Moral, Natürlichkeit, Kenntniß der geſellſchaftlichen Verhältniſſe und des menſchlichen Herzens, kurz Belehrung für das Denken und für das Handeln, das war ihr Zweck, und damit bin ich zufrieden, und mein alter Freund Fahnberg gewiß auch, nicht wahr?

Fahnberg.

Ja, höre, Bruder, ſeitdem man mir bewieſen hat, daß ſie mit ihren Ideen ſtark zurück ſind, kann ich ihnen doch keinen rechten Geſchmack mehr abgewinnen.

Gottner.

Wie? Tu quoque amice? auch Du ein Freund der Neuen?

Fahnberg.

Ah: das auch nicht, die ſind mir mit ihren Ideen wieder zu weit vorwärts. — Siehſt Du, ich halte mich ſo ziemlich in der richtigen Mitte, ich behaupte das juste milieu, ich leſe keine Bücher und gehe in kein Theater.

Gottner.

Das iſt die Geſchichte des ganzen Publikums. Beklagt Euch nur über deſſen Gleichgültigkeit — an wem iſt die Schuld? Vergebens ſchreien alle Journale: „Geht in's Theater, meine Herren, beſorgt Euch Sperrſitze; denn die ganze Stadt will das neue Stück ſehen;“ die ganze Stadt bleibt aber zu Hauſe, denn um den Abend vergnügt hinzubringen, findet nicht ein Jeder Geſchmack daran, einer Hinrichtung beyzuwohnen, und um meiner Frau und meinen Kindern eine Unterhaltung zu machen, will ich ſie nicht zuſehen laſſen, wie man es zu machen hat, um Gatten und Vater zu hintergehen, und einen Ehebruch zu begehen.

Palmyra.

Das iſt zu viel! — Sie ſind ungerecht, und müſſen doch geſtehen —

Gottner.

Alles, was Sie wollen, mein Fräulein; denn ich will Sie nicht böſe machen, und kenne Ihre Neigung. Ich weiß ja noch recht gut, wie Sie im Jahre 1803 meine Hand ausſchlugen, und zwar aus der einzigen Urſache, weil ich ſo kühn war, über den Werther zu lachen.

Palmyra.

Das zeigt aber auch von großer Unempfindlichkeit — Sagen Sie mir, wie ſoll man mit einem Manne leben, der laut erklärt, es könne nie ein Fall eintreten, wo er ſich das Leben nehmen würde?

Gottner.

Welcher Menſch hätte auch wohl das Recht dazu?

Palmyra.

Jener, welcher eine große Leidenſchaft in ſeinem

Buſen verſchließt, der hat keinen anderen Zufluchtsort, als das Grab.

Gottner.

Den ſollte man in's Narrenhaus ſenden.

Palmyra.

Himmel!

Gottner.

Ihr Bruder ſoll Schiedsrichter zwiſchen uns ſeyn.

Palmyra.

Ganz recht, mein Bruder!

Gottner.

Was ſoll man thun —

Palmyra.

Wenn heiße, unglückliche Liebe mit ihrer ganzen Glut unſer Herz durchflammt.

Gottner.

Soll man leben?

Palmyra.

Oder ſterben?

Fahnberg.

Man ſoll — man ſoll einen Mittelweg zwiſchen Beyden ergreifen, ein juste milieu.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Falz.

Falz
(im Eintreten zurückſprechend).

James! zäume die Bretty ab, und führe ſie etwas herum, damit ſie ſich nicht erkälte.

Gottner.

Wer iſt der junge Stutzer?

Fahnberg.

Unſer Vetter, und ein Protegé meiner Schweſter.

Palmyra.

Herr Hector Falz.

Hector
(biethet Palmyren ein Packet Bücher an).

Hier, ſchöne Couſine, iſt ein neuer Tribut, den ich Ihrem Geiſte zolle.

Palmyra.

Ihre letzten Werke vermuthlich?

Hector.

Ja.

Gottner.

Iſt Herr Falz Schriftſteller?

Hector.

Mehr als das, mein Herr, ich bin Herausgeber, Verleger. Ich werfe mich ganz auf die Literatur, auf die hohe nämlich, welche unſere Epoche dominirt, denn, ohne mich zu rühmen, ich habe ſie eigentlich auf jene hohe Stufe gebracht, auf der ſie jetzt ſteht, und ſie macht alle Tage noch Fortſchritte.

Gottner (bey Seite).

Ja, aber rückwärts.

Palmyra.

Es hat aber auch nichts ſo entſchiedenen Beyfall, als Ihre Werke. — Ihr letzter Roman beſonders, er hat mir faſt Convulſionen verurſacht.

Hector.

Sie ſind gar zu gütig.

Palmyra.

Nein, ohne Schmeicheley, ich habe nie etwas Gräßlicheres geleſen.

Hector
(mit Beſcheidenheit).

Hm! zwey Mordthaten, was iſt denn das?

Gottner.

Nun, das iſt ſchon ziemlich honett.

Hector.

Ich verſichere Sie, in dem, den ich Ihnen jetzt gebracht habe, finden Sie das doppelt. — Ich habe auch den Plan, eine neue Wochenſchrift herauszugeben, unter dem Titel: „Grabesdüfte.“ Da ſollen Sie erſt ſehen.

Gottner.

Das wird unterhaltlich werden.

Hector.

Gewiß! Die erſte Nummer iſt ſchon unter der Preſſe. — Sie enthält: — „Röcheln eines Gehängten, ein Sonett,“ — eine Novelle, betitelt: die unterirdiſchen Kerker von Schreckenſtein,“ und ein Drama: „Die Blutrache im Grabe.“

Gottner.

Barmherziger Himmel! und wir leben im 19. Jahrhundert.

Hector.

Ja, mein Herr! wir haben ſchon zu viel geleſen, es läßt uns Alles kalt, und wir bedürfen ſtarker Impulſe. Die düſtre Poeſie, die Blutliteratur, nur dieſe biethen Friſche und Leben. Sogar der ſimple Ehebruch greift faſt nicht mehr an, er iſt ſchon zu verbraucht, und wir müſſen noch ſtärkere Verbrechen ſuchen. Allein unſere jungen Literatoren finden ſie gewiß, darum iſt mir nicht bange.

Gottner.

Wie, mein Herr, junge Leute ſind es, die ſolche Schandthaten erſinnen und ausmahlen?

Hector.

Charmante Jünglinge, die eben ihre Collegien abſolvirt haben. Da iſt beſonders Einer mit 18 Jahren, ein ſchöner Burſche, blond, mit blauen Augen, der excellirt im Gräßlichen. Er hat in dieſem Augenblicke einen deliziöſen Doppelmord unter der Feder, den er mir noch dieſe Woche zu vollenden verſprochen hat. Wir haben den Plan zuſammen im Gaſthaus entworfen.

Gottner.

Wie, dieſe Leute eſſen und trinken auch?

Hector.

Nun, das will ich meinen, ſie ſind die luſtigſten liebenswürdigſten Lebemänner, voll Witz und Laune, voll Leben und Heiterkeit, man muß ſie ſehen, wenn der Champagner kreiſt. — Geſtern gab ich ein kleines Diner, da war ja ein Gepolter und ein Gelächter, und Witz auf Witz.

Gottner.

Und Sie können leben in einer ſolchen Atmoſphäre von Verbrechen?

Hector.

Ich befinde mich herrlich dabey, ich lebe ja davon. Ich habe guten Wein in meinem Keller, Geld in meiner Caſſe und drey engliſche Pferde in meinem Stalle.

Man muß ſich Pfeifen ſchneiden, wenn man im Rohre ſitzt. Jetzt bin ich auch geſonnen, mich zu verheirathen, und ich hoffe, daß Vetter Fahnberg ſich zu meinen Gunſten entſcheiden wird.

Gottner
(zu Fahnberg).

So? der Herr iſt alſo auch ein Bewerber um Henriettens Hand?

Fahnberg.

Ich habe nichts verſprochen — aber meine Schweſter —

Palmyra.

Auch ich habe noch kein Wort gegeben — allein ich finde, daß es gut iſt, wenn mehrere Concurrenten ſind, meine Nichte hat dann die Wahl.

Gottner.

Schweige, da kommt ſie.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Henriette.

Henriette.

Guten Morgen, lieber Vater. (Hector gewahr werdend.) Ah! ſieh da, Couſin Hector! Werden Sie mit uns frühſtücken?

Hector.

Nein, Couſine! Ich muß noch nach Schloß Hallſtein hinüber — Aber ſeyn Sie nicht ungehalten, ich komme zum Mittagsmahl.

Gottner
(zu Fahnberg, nachdem er Henrietten betrachtet hat).

Ich werde da eine allerliebſte Nichte haben. Allons Alter, ſtelle mich Deiner Tochter vor, damit ich ihr die Cour machen kann, verſteht ſich auf Rechnung meines Neffen.

Fahnberg.

Henriette! Dieſer Herr hier iſt mein alter Freund Gottner. Du weißt ſchon, ich habe Dir ſeinen Brief gezeigt.

Gottner
(zu Fahnberg).

Meiner armen Seele, wenn ich das friſche junge Weſen ſo anſehe, ſo thut es mir leid, daß ich ſchon ſo alt bin. (Zu Henrietten, welche verſchämt die Augen niederſchlägt.) Warum ſchlagen Sie die Augen nieder, mein Fräulein? wenn Sie das bey Allen thun wollen, welchen Sie gefallen, ſo dürfen Sie Niemanden anſehen.

Fahnberg.

Ho, ho, alter Freund, noch ſo galant?

Hector
(leiſe zu Palmyra).

Alte Literatur!

Palmyra.

Henriette, haſt Du unſern Gaſt heute noch nicht geſehen?

Henriette.

Ja, Tante, er geht im Garten ſpazieren. Ich ſah ihn dort zufällig, weil ich friſche Blumen in Ihre Gläſer pflückte.

Palmyra.

Wie ſah er aus, hat er ſich von dem Schrecken, den er für mich litt, etwas erholt?

Gottner.

Schrecken? Ein Gaſt? Darf ich fragen?

Hector.

Vielleicht ein Stoff zu einer Novelle?

Fahnberg.

Nicht doch — ein kleines Abentheuer von wenigen Zeilen.

Hector.

Thut nichts, gehörig aufgeputzt, ſplendid gedruckt, und ein Paar Vignetten dazu, gibts bald ein Bändchen.

Palmyra.

Ich will es Ihnen ſogleich erzählen.

Fahnberg
(tritt zwiſchen ſie und Gottner).

Gib Dir keine Mühe, liebe Schweſter, Du mahlſt Alles zu lange aus. Palmyra fuhr geſtern in einem kleinen Nachen auf dem Fluſſe ganz nahe am Ufer ſpazieren — Drey Fuß Waſſer.

Palmyra.

Fünf Fuß wenigſtens.

Fahnberg.

Der Nachen ſchwankte etwas, ſie hatte Furcht und ſchrie. Ein Jüngling, der mit einem Buche in der Hand am Ufer ſpazieren ging, ſtieg ins Waſſer bis an die Knie —

Palmyra.

Bis an den Hals.

Fahnberg.

Und zog den Nachen an's Ufer, das iſt die ganze Geſchichte.

Palmyra.

Und wollte ſich ſchnell wieder entfernen, aber das gab ich nicht zu, ich führte ihn hieher, um ſeine edle That und meinen Dank laut zu verkünden. Ich habe ihm gedankt, meine Nichte hat ihm gedankt, mein Bruder hat ihm trockne Pantalons und einen Oberrock geliehen, und wir Alle haben nicht eher nachgelaſſen, bis er darein willigte, dieſe Nacht bey uns zu bleiben.

Gottner.

Und wie heißt der Mann?

Palmyra.

Was kümmert mich ſein Name? Hat er mich um den meinigen gefragt, als er mich rettete?

Gottner.

Du lieber Himmel, was iſt denn das auch Großes? Im Monat July bis an die Knie in's Waſſer ſteigen, das iſt für ein Bad abgerechnet.

Palmyra.

O dieſe Aeußerung zeugt von kaltem Herzen. Ich ſchmeichle mir, den jungen Helden recht oft bey uns zu ſehen.

Gottner.

Den Sie nicht kennen?

Palmyra.

O ich kenne ihn nur zu genau. (Läuft zum Tiſche und holt ein Buch.) Dieſes Buch trug er bey ſich, als er mich rettete. Leſen Sie nur den Titel: „Lebe wohl, o Welt! ein Klagruf, in einzelnen Gedichten ausgehaucht von Julian Infelix.“ Schon dieſes Buch beweiſt eine düſtre Stimmung, eine außerordentliche Reizbarkeit, eine Lebensſattheit.

Henriette.

Die Tante mag wohl recht haben; denn eben ſprach ich im Garten mit ihm, und fand Betrübniß in ſeinen Blicken, und eine außerordentliche Weichheit in ſeinem Tone, er iſt wohl recht ſehr zu beklagen.

Gottner (für ſich).

Nun iſt es Zeit, daß mein Emil erſcheint, ſonſt wird das Mädchen auch noch angeſteckt. (Laut.) Alſo Bruder, Du erlaubſt, daß ich bald mit meinem Neffen wiederkomme, und ihn ſeiner Zukünftigen vorſtelle.

Hector.

Wie? ſeiner Zukünftigen?

Gottner.

Ja, mein Herr, Sie müſſen ſchon nicht übel nehmen, wenn ſich Emil Weller, mein Neffe, auch in die Schranken ſtellt, und ſich um die Hand der Tochter meines alten Freundes bewirbt. —

Hector
(tritt heftig zu Gottner).

Weller? — Emil Weller? Warten Sie doch — Jener Emil Weller, der bey der Rechenkammer angeſtellt iſt?

Gottner.

Derſelbe.

Hector.

Der auch ſelbſt einige romantiſche Poeſien ſchrieb?

Gottner.

Davon weiß ich nichts.

Hector.

Aber ich weiß es, ich beſitze ja ein Manuſcript von ihm.

Gottner.

Sie kennen ihn alſo?

Hector.

Nicht perſönlich, aber wenn ich keinen andern Nebenbuhler zu fürchten habe —

Gottner.

Was wollen Sie damit ſagen?

Hector.

Nichts, gar nichts. — Seit wann haben Sie ihn nicht geſehen?

Gottner.

Ein Jahr mag's beyläufig ſeyn. Ich komme ſo eben erſt aus Steyermark hier an.

Hector.

Ja ſo. (Drückt ihm die Hand.) Armer Mann!

Gottner.

Arm? warum arm?

Hector.

Ich kann Ihnen nicht ein Wort mehr ſagen, es gibt Dinge, welche man immer zu früh erfährt. Ich wünſche nichts vom Herrn von Fähnberg, als daß er mir ſein Wort gibt, wenn Emil Weller ſeine Tochter nicht heirathet, er ſie mir zur Frau geben wolle. Das iſt mir genug, dann bin ich meiner Sache gewiß. Adieu, lieber Schwiegervater, adieu, ſchöne Braut! (Mit mitleidigem Tone zu Gottner.) Ach armer, armer Onkel! Ich eile nach Hallſtein, und bin bis Mittag wieder bey Ihnen.

(Geht ab.)

Vierter Auftritt.

Gottner. Palmyra. Fahnberg. Henriette.

Gottner.

Der Henker hole ihn mit ſeinen halben Worten! Sollte mein Neffe vielleicht verſchwunden ſeyn?

Palmyra.

Oder vielleicht gar heimlich vermählt ſeyn? O das wäre ſchön.

Henriette (für ſich).

Der Himmel wollte!

Gottner.

Nein, das wäre abſcheulich. Ich fürchte vielmehr, daß er ein Narr geworden iſt, denn wenn ich noch an ſeinen letzten Brief denke — übrigens werd' ich ja bald im Klaren ſeyn. Es iſt nur eine halbe Meile bis in die Hauptſtadt, und ich mache mich alſogleich auf den Weg dahin.

Fahnberg.

Und ich geb's nicht zu, daß Du uns ſo geſchwinde verläſſeſt; ſchreibe an Deinen Neffen, einer meiner Leute ſoll hinreiten, und in einer Stunde haſt Du Antwort.

Gottner.

Nun, das iſt mir auch recht. Ich will den Brief ſogleich ſchreiben.

Fahnberg.

Und ich gehe, und laſſe ein Pferd ſatteln.
(Geht ab.)

Palmyra.

Und ich will die herrlichen Anmerkungen leſen, die der junge Mann bey gewiſſen Stellen dieſes Buches mit Bleyſtift dazu ſchrieb. Sie ſind herrlich; beſonders fiel mir ein vielſagendes indiſches Sprichwort auf, welches heißt — „Beſſer ſchlafen als wach ſeyn.“

(Geht ab.)

Henriette.

Und ich, je nun — ich will wieder in den Garten gehen.

(Geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Gottner (allein).

Der Menſch mit ſeinen Phraſen und ſeinem trübſeligen Geſicht hat mich ordentlich erſchreckt. Aber ich wette, es iſt an der ganzen Sache nichts, und das kommt Alles von der entſetzlichen Lektüre her. Henriette ſcheint mir auch an dem jungen Deus ex machina bedeutenden Antheil zu nehmen. Hm! da muß ich für meinen Neffen auf der Huth ſeyn, ſolche Romanenhelden ſind zu fürchten, beſonders in einem Hauſe, wo reiche Töchter zu verheirathen ſind. Aber ſchnell zum Briefe. (Er ſetzt ſich zum Tiſche, und fängt an zu ſchreiben.)

Sechſter Auftritt.

Gottner. Emil.

Emil
(tritt in großer Bewegung ein).

Alſo ein Bewerber um ihre Hand wird erwartet, er ſoll bald eintreffen? Hm! was kann das mich kümmern? Ich habe meine Rechnung mit der Welt abgeſchloſſen, und nur der letzte Strich fehlt noch, ich wollte ihn geſtern machen, bin aber wider meinen Willen daran verhindert worden. — Ach, ich fühle es wohl, es war ein Tag meines Lebens zu viel, denn geſtern war ich viel feſter in meinem Entſchluſſe, geſtern hatte ich nur düſtere Gedanken, jene an meinen guten Onkel — aber heute —

Gottner
(der ihn nicht bemerket hat).

So! (Setzt die Adreſſe auf den Brief.) Herrn Emil Weller.

Emil
(wendet ſich um).

Wer nennt meinen Namen? (Erblickt Gottner.) Was ſeh ich? Mein Onkel!

Gottner.

Wie, Emil? Lieber Junge! Du hier? — (Fröhlich.) Da kann man ſehen, eine Erkennungsſcene, das muß hier ſchon in der Luft liegen.

Emil.

Aber durch welchen Zufall kommen Sie hieher?

Gottner.

Dieſelbe Frage ſtelle ich an Dich.

Emil.

Mich? — mich führt ein unvorhergeſehener Umſtand in dieſes Haus?

Gottner.

Wie? — wärſt Du etwa gar derſelbe junge Menſch, der geſtern Abends am Fluſſe —

Emil.

Wie, Onkel, Sie wiſſen ſchon?

Gottner.

Alles, und ich mache Dir mein Compliment, Junge! Eine Schönheit von ſolcher Conſiſtenz! — Wir jungen Leute zu meiner Zeit zeigten uns als Helden höchſtens für eine achtzehnjährige Nichte, ihr aber für eine vierzigjährige Tante. Aber ſage mir, was machteſt Du denn geſtern da heraußen auf dem Lande am Fluſſe?

Emil
(bey Seite).

Nein, das darf er nicht erfahren. — (Laut.) Ein Spaziergang, lieber Onkel, — Sehnſucht nach der Einſamkeit —

Gottner.

So? — Schau, das glaub ich nicht, Du ſchlägſt die Augen nieder — Spitzbube! Vielleicht eine Beſtellung mit einem hübſchen Landmädchen?

Emil.

Wie können Sie glauben, lieber Onkel?

Gottner.

Nun, was wäre denn daran auch ſo Uebles? Es wäre mir ja noch immer lieber, als wenn ich Dich ein langes Geſicht machen ſähe. Ich verzeihe Dir lieber drey Liebſchaften, als einen Kummer ohne Urſache. Uebrigens, wenn das auch der Fall wäre, wenn Du eine Liebſchaft haſt, ſo mußt Du jetzt brechen; denn wenn man ſich verheirathet —

Emil.

Ich mich verheirathen?

Gottner.

Allerdings.

Emil.

Onkel, ich kenne Ihre Abſichten, ich weiß auch, daß Sie es gut mit mir meinen, aber darauf müſſen Sie Verzicht leiſten. Ich werde mich nie verheirathen.

Gottner.

Das wollen wir ſehen, wenn Du nur erſt weißt, wer Diejenige iſt, die ich Dir zur Frau beſtimmt habe.

Emil.

Das wird nichts ändern. (Mit einem Seufzer.) Jetzt weniger als jemals.

Gottner.

Nu nu — was haſt Du denn gegen die Tochter dieſes Hauſes, die hübſche kleine Henriette, einzuwenden?

Emil.

Wie, Onkel? Sie wäre es?

Gottner.

Keine Andere.

Emil.

Und der Bräutigam, den man erwartet?

Gottner.

Biſt Du ſelbſt.

Emil
(wirft ſich an ſeine Bruſt).

Onkel, lieber, theuerer Herzensonkel, wie glücklich Sie mich machen! (Reißt ſich wieder los, und tritt ein paar Schritte zurück.) Doch nein! nein! ich bin der Unglücklichſte der Menſchen, nie hat der Zufall mit einem Sterblichen ſo grauſam geſpielt.

Gottner.

Was iſt Dir denn?

Emil.

Ach, wenn Sie wüßten — (Sieht durch die Glasthüre zur Linken.) Aber ſtille, da kommen ſie —

Gottner
(ſieht auch hinaus).

Ja richtig, dort durch die Allee — Dein Schwiegervater und Deine Braut, jetzt will ich Dich gleich präſentiren.

Emil.

Nein, nein! noch dürfen ſie nicht erfahren, wer ich bin.

Gottner.

Und warum denn nicht?

Emil.

Onkel! ich bitte Sie, nur jetzt noch nicht.

Gottner.

Willſt vermuthlich einen Roman anſpinnen? Nicht doch, da mache ich Dir einen Strich durch die Rechnung und fange die ganze Geſchichte beym letzten Capitel an.

Emil.

Onkel, wenn Ihnen mein Glück, wenn Ihnen meine Vereinigung mit Henrietten am Herzen liegt, ſo ſagen Sie ja nicht, wer ich bin, durch Nennung meines Namens würden Sie beydes zerſtören.

Gottner.

Aber ums Himmelswillen! was iſt denn das wieder für ein Räthſel?

Emil.

Ich muß vor allem nach der Hauptſtadt ſenden, oder ſebſt hineilen, wenn's nur noch zur rechten Zeit iſt. — Stille, man kommt, bedenken Sie, was ich Ihnen geſagt habe.

Siebenter Auftritt.

Die **Vorigen**. **Henriette**. **Fahnberg** (hält ein Journal in der Hand), **Palmyra** (einen Roman).

Henriette (zu Palmyra).

Aber liebe Tante, das Frühſtück iſt fertig.

Palmyra.

Ich kann nicht, bis ich weiß, was mit meinem Helden geſchieht. Denke nur, er hat ſich getödtet, lebt aber noch, und nun ſoll er ſecirt werden.

Henriette.

Nun, ſo leſen Sie, Tante, und ich gehe mit dieſen Herren indeſſen zum Frühſtück. Wollen Sie mir den Arm geben, Herr von Gottner?

Gottner.

Mit Vergnügen, meine ſchöne Nichte.

Henriette (zu Emil).

Wollen auch Sie uns begleiten, mein Herr? oder fühlen Sie ſich vielleicht noch unwohl?

Emil.

Nein, mein Fräulein!

Gottner
(leiſe zu Emil).

Schau ſie nur einmal an, wie ſchön, wie liebenswürdig ſie iſt, und welche Theilnahme ſie Dir zeigt, und ich ſoll nicht ſagen, daß Du mein Neffe biſt?

Emil
(leiſe zu ihm).

Ich bitte Sie, mein lieber Onkel!

Gottner.

Hole Dich der Henker! (Henrietten den Arm bietend.) Kommen Sie, Fräulein!

Fahnberg
(welcher im Journal geleſen).

Halt! Da ſteht ja eine entſetzliche Geſchichte. (Lieſt laut.) „So eben erfahren wir, daß ein junger Mann von vielverſprechenden Talenten, der ſich ſchon durch manches gelungene Gedicht bemerkbar gemacht hat, und bey der Rechnungskammer angeſtellt iſt, Namens Emil Weller —

Gottner.

Mein Neffe?

Emil
(bey Seite).

O Himmel!

Fahnberg
(der indeſſen weiter geleſen).

Ach, mein Gott!

Henriette.

Was iſts denn?

Gottner
(nimmt Fahnberg das Journal aus der Hand).

Das werden wir ja ſogleich erfahren.

Fahnberg.

Haltet ihm die Hände, entreißt ihm das Journal!

Gottner.

Nichts da, ich will die Wahrheit wiſſen. (Lieſt laut weiter.) „Namens Emil Weller, geſtern, unter dem Vorwande eines Spazierganges, die Stadt verlaſſen, und außer derſelben im Fluſſe ſeinem Leben ein Ende gemacht habe.“

Henriette.

Ach, der arme junge Menſch!

Gottner
(blickt abwechſelnd bald ſeinen Neffen, bald das Journal an).

Todt alſo? — wie? Wärs möglich — ja freilich, hier ſtehts gedruckt. (Emil gibt ihm bittende Zeichen zu ſchweigen.)

Palmyra.

Ach, leider kein Zweifel.

Fahnberg (zu Gottner).

Ach, lieber Freund, Deine einzige Hoffnung, Du mußt Dich recht unglücklich fühlen?

Gottner.

Unglücklich! nein, aber zornig bin ich, wüthend.

Palmyra.

Das iſt eben der höchſte Grad des Schmerzes.

Gottner.

Ich bitte Euch, geht, und laßt mich einige Augenblicke, um mich zu ſammeln. Geht frühſtücken, ich komme bald nach; denn ich habe einen mörderiſchen Hunger.

Palmyra.

Hunger! Herr im Himmel! Sie könnten eſſen?

Gottner.

Wie ein Wolf. Aber geht nur, geht Alle, bis auf — dieſen Herrn, (auf Emil deutend) der mir vielleicht einige Aufklärungen geben kann.

Fahnberg.

Nun, ſo kommt.

Palmyra (zu Fahnberg).

Der Mann hat gar kein Herz.

Fahnberg.

Uebermaß des Schmerzes, folgt mir nur, und laßt ihn gewähren.

(Alle ab.)

Achter Auftritt.

Gottner. Emil.

Gottner.

Ich habe mein Wort gehalten und geſchwiegen, jetzt aber, mein ſeliger Herr Neffe, werden Sie mir dieſen närriſchen Artikel in der Zeitung erklären.

Emil.

Ich ſelbſt habe ihn dem Redakteur eingeſandt.

Gottner.

Du ſelbſt? Haſt Du den Verſtand verloren? — Und warum?

Emil.

Weil ich geſtern wirklich mit dem feſten Entſchluſſe die Stadt verließ, auszuführen, was Sie geleſen haben.

Gottner.

Iſt es möglich? Das Leben alſo wollteſt Du Dir nehmen? anſtatt zu mir zu kommen, und mir Deine Thorheiten aufrichtig zu bekennen; denn Du haſt welche begangen, das iſt gewiß. Haſt vielleicht geſpielt und verloren?

Emil.

Nein, Onkel.

Gottner.

Vielleicht etwas flott in die Welt hineingelebt? — Schulden — man drängt Dich?

Emil.

O nein, ich habe ein Einkommen, welches mir genügt.

Gottner.

Und doch Kummer?

Emil.

Kummer? Nein.

Gottner.

Alſo vielleicht eine heimliche Leidenſchaft.

Emil.

Dieſe kenne ich erſt ſeit geſtern, ſeit ich Henrietten geſehen habe.

Gottner.

Und es hängt nur von Dir ab, ſie zu heirathen übermorgen, morgen, wann Du willſt.

Emil.

Ach, mein gütiger Onkel!

Gottner.

Was fehlt Dir denn alſo?

Emil.

Nichts, ganz und gar nichts, und dieß iſt eben mein Unglück. Unbeſtimmte Ideen, eine vage Sehnſucht ergreifen mich — ich wünſche, und kann mir keine Rechenſchaft über meine Wünſche geben, ich bin des Lebens ſatt, weil ich es nicht mit einem Athemzuge ganz genießen kann.

Gottner.

Das iſt die Frucht der neuen Lektüre, jener Bücher voll Schrecken und Gräul, in denen der Selbſtmord ſogar vertheidigt und verſchönert wird.

Emil.

In den Büchern mag das wohl angehen, aber in der Wirklichkeit.

Gottner.

Ah! da hab' ich Dich, wo ich Dich wollte. Es wäre wohl recht gut, wenn man ſeine Einbildungskraft hinaufſchrauben könnte, ſo hoch man wollte, und ihr dann nur befehlen könnte, bis hieher und nicht weiter! Allein der Gedanke läßt ſich von der That nicht ſo genau trennen. Indem man den Geiſt mit der Theorie befreundet, hört man damit auf, dieſe Theorie auch praktiſch auszuüben. Wie ſoll ein junges leichtgläubiges Herz, wenn es immer von ſolchen Schändlichkeiten gefoltert wird, noch an die Schönheit, an die Würde des Lebens glauben? Für Alles wird es ſtumpf, Alles ekelt den Menſchen an, und er muß es wegwerfen dieſes Daſeyn, das ihm immer nur von der ſchwärzeſten Seite geſchildert wird. Er denkt wie ein Narr, er handelt wie ein Unſinniger. Ach, lieber Emil, um recht und vernünftig zu handeln, muß man vorerſt auch recht und vernünftig denken.

Emil.

Denken? Ja, lieber Onkel, ich muß es Ihnen geſtehen, ein Gedanke verfolgte mich ohne Unterlaß, ein Gedanke, deſſen edlen Beweggrund Sie wohl ſelbſt werden anerkennen müſſen. Es war mir unmöglich, ſo unbekannt, ſo vergeſſen zu leben, in einem Bureau zu verkümmern, mein ganzes Leben hindurch bey der Rechnungskammer drey und vier zuſammen zu zählen.

Gottner.

Nun, man bezahlt Dir dafür jährlich 1500 fl. und das wäre, dächt' ich, doch ſo übel nicht.

Emil.

Ja, für Denjenigen, der nichts Höheres kennt. — Aber ich! ich will mich erheben, will nicht am Boden kleben. — Mein Name ſoll genannt, bekannt, berühmt werden, oder lieber nicht leben.

Gottner.

Dein Name? Was haſt Du gegen Deinen Namen? Hat ihn Dein Vater nicht mit allgemeiner Achtung getragen?

Emil.

Nun ja, er war ein braver Mann.

Gottner.

Und iſt das nicht genug?

Emil.

Für mich nicht. Ich möchte gerne ein großer Mann werden, mir Ruhm, Ehre und Auszeichnung erwerben.

Gottner.

Paperlapapp! Jeder Menſch kann nicht ausgezeichnet ſeyn, und wenn ſich Alle, die es nicht ſind, tödten wollten, ſo würde die Welt bald auf einen einzigen Menſchen reduzirt ſeyn.

Emil.

Sie mögen recht haben, aber geſtern in meiner Aufgeregtheit befiel mich die Idee, wenn du dich nicht durch dein Leben bemerkbar machen kannſt, ſo ſuche es wenigſtens durch deinen Tod zu thun. Ich habe daher Alles ſo wirkungsreich arrangirt als möglich. Ich habe ſelbſt ein Gedicht auf meinen Tod gemacht, und es einem guten Freunde geſandt, von dem ich weiß, daß er es der ganzen Stadt vorleſen wird. Ich habe ſelbſt die Notiz über meinen Tod an die geleſenſten Tageblätter geſandt. Ich habe nur eine Entſchuldigung, und eine Rechtfertigung: Es war meine fixe Idee, und dieſe war ſtärker als ich.

Gottner.

Rechtfertigung, ſagſt Du? Schöne Rechtfertigung das, die zu allen Verbrechen führen kann. Wer einen Diebſtahl begeht, könnte ſagen: Ich kann nichts dafür.

es war meine fixe Idee, wer einen Menſchen mordet, ſchreyt den Richtern zu: Laßt mich fort aus meinem Kerker, es war ja meine fixe Idee, ich bin unſchuldig.

Emil
(zurückſchaudernd).

Lieber Onkel!

Gottner.

Menſch! wie weit hat Dich Deine Narrheit, und unſere entſetzliche Literatur gebracht? Haſt Du nicht erſt vor Kurzem in den Zeitungen ein fürchterliches Beyſpiel geleſen? Zwey Jünglinge, Freunde, Nebenbuhler an Talenten und an öffentlicher Anerkennung, denen ſich das Leben — außer einigen kleinen Hinderniſſen, welche jeder Menſch überwinden muß — nur von ſeiner freundlichen Seite zeigte, der Stolz ihrer Familie, vielleicht einſt die Ehre ihres Vaterlandes — in einer Nacht gingen ſie gewaltſam Beyde hinüber. — Welches Herz entſetzte ſich nicht bey dieſer Nachricht? wer ſchaudert nicht zurück vor dieſer Krankheit unſers Jahrhunderts? O ihr Jünglinge, unſere Stütze und unſere Hoffnung! laßt Euch doch von der herrſchenden Sucht des Schrecklichen, Wunderbaren, der Romantik, wie ſie das Ding nennen, nicht hinreißen, und habt den Muth vernünftig zu ſeyn.

Emil.

Ich will ihn haben, mein theuerer Onkel! Ich will Ihrem Rathe von nun an folgen, und Sie nie mehr verlaſſen.

Gottner
(umarmt ihn).

So hab' ich Dich endlich wieder gefunden, mein Emil! Wohlan, ſo folge meinem erſten Rathe, und verbinde Dich mit dem liebenswürdigſten Mädchen dieſes Hauſes. Wohl mir, ich kann Dich nun ohne Rückhalt als meinen Neffen vorſtellen.

Emil.

Noch nicht, theuerer Onkel! ich bitte Sie. Sie ſehen wohl ein, ein Menſch, der ſich heute morgens für todt ausgegeben hat, und jetzt plötzlich lebendig erſcheint — Ich könnte lächerlich werden. Und dann, ich muß mich doch auch erſt überzeugen, ob Henriette —

Gottner.

Dich liebt? Nun meinetwegen, das laß ich gelten. Gegen die Tochter will ich alſo noch ſchweigen, aber dem Vater will und muß ich Alles ſogleich entdecken. (Er wendet ſich.)

Emil.

Noch ein Wort, Onkel!

Gottner.

Laß mich, ich bin ja fürchterlich hungerig, und wenn ich noch länger wartete, ſo könnte da ein wirklicher Selbſtmord herauskommen, und Du kennſt meine Abneigung davor. (Erblickt Hector, der eben eintritt.) Ah, Herr Falz! Sie ſchon wieder zurück? (Leiſe zu Emil.) Ein junger Buchhändler, Dein Nebenbuhler.

Hector (mitleidig).

Ich ſehe aus Ihrer kummervollen Miene, Sie wiſſen jetzt ſchon die fürchterliche Neuigkeit.

Gottner.

Allerdings, allein — man iſt ein Mann, man weiß ſich zu faſſen, und man geht jetzt zum Frühſtück.
(Geht ab.)

Neunter Auftritt.

Emil. Hector.

Hector.

Armer Alter! er iſt völlig verwirrt. Ich theile ſeinen Schmerz.

Emil.

Wahrhaftig?

Hector.

Ja wirklich, um den alten ehrwürdigen Mann iſt mir leid. Um den Neffen? nun freilich, an dem war nicht viel.

Emil (ernſthaft).

Mein Herr!

Hector.

Kannten Sie ihn?

Emil.

Ja.

Hector.

So? Nun er läßt ſich wohl in Etwas entſchuldigen! — Mein Gott! vielleicht lag das in ſeinem körperlichen Organismus, in ſeiner Natur, vielleicht war auch ein geheimes Verbrechen Schuld.

Emil (für ſich).

Um einer ſolchen Nachrede Willen, war es ſchon der Mühe werth, ſich das Leben zu nehmen.

Hector.

Uebrigens ruhe er in Frieden, der junge Menſch. Was mich betrifft, ſo will ich ihm nichts Uebles nachreden, denn ich bin ihm Dank ſchuldig.

Emil.

Alſo waren Sie mit ihm in freundſchaftlicher Verbindung?

Hector.

Das nicht, aber durch ſeinen Tod komme ich zur Hand und zum Vermögen eines der bravſten, liebenswürdigſten Mädchen. Die Zuſage der Tante hab' ich ſchon, und der Papa muß auch einwilligen.

Emil.

Sie könnten ſich doch irren!

Hector.

Ich glaube nicht.

Emil.

Es wäre doch möglich, daß die Nachricht von ſeinem Tode ungegründet wäre.

Hector.

Das kann nicht ſeyn. Ich habe überzeugende Beweiſe in den Händen.

Emil.

Darf ich fragen?

Hector.

Erſtens verkündigen alle Journale ſeinen Tod, dann war heute ſchon ein junger Mann bey mir, der mir voll Entzücken erzählte, er habe Hoffnung ſeine Stelle bey der Rechenkammer zu erhalten.

Emil
(bey Seite).

Das iſt alſo das Mitleid, das ich einflößte?

Hector.

Und dann ſandte er geſtern an einen ſeiner beſten Freunde ein Gedicht, betitelt: „Mein Abſchied an das Leben,“ drey bis vierhundert Hexameter, worin er ſagt, daß er ſich mit Freuden in den Schoß der kühlen Wellen begrabe, und daß nur eine Memme vor dem Tode erbebe.

Emil.

Und ſein Freund hat Ihnen das Gedicht geleſen?

Hector.

Nicht nur geleſen, ſondern zum Drucke verkauft.

Emil.

Verkauft? Der Freund die letzten Herzensergießungen ſeines armen Freundes verkauft? mit welchem Rechte?

Hector.

Als Erbe, es ward ihm von dem Verſtorbenen geſchenkt, und er ſchaltet nach Gefallen damit. Ueberdieß erfüllt er auf dieſe Art gewiß ganz die Intention des Schenkers, der dieſes Gedicht gewiß nur geſchrieben hat, um ſich einen Triumph nach dem Tode zu bereiten, den wir ihm auch in allen Journalen gönnen wollen.

Emil.

Es iſt um mich geſchehen!

Hector.

Ich habe das Ding für 100 Gulden gekauft, aber unter ſolchen Umſtänden, und wie ich es auszuſtatten gedenke, ſoll es reißend abgehen. Ich laſſe eine hübſche Vignette dazu ſtechen. Eine Trauerweide, deren Zweige über ein offenes Grab herabhängen, auf welchem der Name des Verblichenen zu leſen. Der Einband ſchwarz, darauf mit weißen Lettern zu leſen: „Den Manen unſeres Freundes.“ —

Emil.

Den Sie nie kannten?

Hector.

Was thut das? Der Tod löſt Bande und knüpft

Pande. Hören Sie, da Sie ihn aber gekannt haben, könnten Sie mir einen Dienſt erweiſen, den ich Ihnen recht gerne gut honoriren will. Geben Sie mir einige biographiſche Notizen über ihn, dieſe drucken wir als Einleitung zum Gedichte.

Emil.

Im Gegentheil, mein Herr. Sie werden das Gedicht ſelbſt zurückgeben.

Hector.

Das wird nicht geſchehen. Ich hab's bezahlt, und Niemand kann mich hindern, es drucken zu laſſen.

Emil.

Doch er ſelbſt, wenn er noch lebte.

Hector.

Er kann nicht leben.

Emil.

Wie?

Hector.

Kann nicht, und darf nicht. — Ja, wenn man ſo etwas geſchrieben hat, darf man nicht mehr leben. — Lieber Himmel, die ganze Welt würde ſich ja über ihn luſtig machen. Anſtatt Thränen würde er ſich ein lautes Gelächter erwerben, und mein Gedicht würde noch geſchwinder vergriffen werden. Ueberdieß iſt es auch ſchon unter der Preſſe.

Emil.

O Himmel!

Hector.

Sobald ich ein Exemplar habe, ſollen Sie es erhalten. Ich eile nun zu meiner ſchönen Couſine. Beym Diner ſehen wir uns wieder — Leben Sie indeſſen wohl. (Betrachtet Emil, der ganz in Gedanken verſunken daſteht.) Er weint! — Ich will deinen Ausbruch achten, o heilige Freundſchaft!

(Geht ab.)

Zehnter Auftritt.

Emil (allein).

Er hat Recht! — Lachen wird man über mich, mit Fingern auf mich deuten. Ich darf es nicht mehr wagen, mich irgendwo zu zeigen. Nein, nein, ich kann, ich darf nicht mehr leben. — Himmel! Henriette!

(Er will ab.)

Eilfter Auftritt.

Emil. Henriette.

Henriette.

Wie, mein Herr! Sie wollen fort?

Emil.

Ja, mein Fräulein, ich bin gezwungen, Sie zu verlaſſen, zwar wider meinen Willen, ich verſichere Sie — aber eine ſehr wichtige Angelegenheit —

Henriette.

Die man wohl verſchieben kann, hoff' ich.

Emil.

Ich habe ſie ſchon einmahl verſchoben.

Henriette.

Nun ſehen Sie, dann geht's ſchon, und mein Vater und meine Tante werden es Ihnen Dank wiſſen.

Emil.

Und Sie?

Henriette.

Auch ich.

Emil (verlegen).

Wirklich, ach, wie angenehm würde es dann für mich ſeyn, zu gehorchen. Allein vielleicht mißfällt meine Gegenwart hier Jemanden, der Sie ſo eben aufſucht.

Henriette.

Und dieſer Jemand wäre?

Emil.

Ihr Vetter. Er wünſchte, wie er mir ſagte, mit Ihnen allein zu ſprechen.

Henriette.

So bleiben Sie ja da, das wird ihn daran hindern.

Emil (für ſich).

Ach, das gute, liebe Kind. (Laut.) Sie lieben ihn alſo nicht?

Henriette.

Ey ja doch, er iſt ja mein Verwandter.

Emil.

Und wenn er — wie er deutlich vernehmen läßt, die Idee hätte, Sie zu heirathen?

Henriette.

Dann wär mir's lieber, er hätte die Idee nicht. — Ich bin vielleicht ungerecht gegen ihn, allein ich weiß nicht, ſchon die Haſtigkeit, mit welcher er die Stelle jenes Unglücklichen einnehmen will, dem ich meine Hand reichen ſollte, mißfällt mir.

Emil.

Sie bedauern alſo Ihren beſtimmten Bräutigam wohl recht ſehr?

Henriette.

Ja wohl! in dieſem Alter ſich den Tod geben, iſt das nicht ſehr bedauernswerth?

Emil.

Und ich beneide ihn um dieſes Bedauern. — Mir würden Sie wohl keine ſolche Theilnahme ſchenken, wenn ich auch ſo unglücklich wäre.

Henriette (ſehr naiv).

Sie ſollen gar nicht unglücklich ſeyn! — Ich will es nicht haben — Ihn kannte ich gar nicht, aber Sie.

Emil.

Und mich kennen Sie auch nicht viel mehr?

Henriette.

O doch, doch! So eben hat Herr Gottner von Ihnen mit ſolcher Wärme und Theilnahme geſprochen, daß er darüber faſt ſeinen unglücklichen Neffen vergaß, er pries uns Ihr gutes Herz, Ihren Verſtand, Ihre Talente, ja er ſprach auch von Ihrem Vermögen, was uns zwar gar nichts angeht.

Emil
(bey Seite).

Der gute Onkel!

Henriette.

Am Ende ging er in ſeiner Lobrede ſo weit, daß er ſogar ſagte, von nun an, wolle er ſich ganz allein für Ihr Glück verwenden, und Ihnen alle ſeine Liebe zuwenden.

Emil.

Und Sie hörten das Alles ohne Mißvergnügen?

Henriette.

Wie ſollt' ich auch? Der gute alte Mann, er iſt ja der beſte Freund meines Vaters.

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Fahnberg und Hector.

Fahnberg (lachend).

Ha, ha, ha! Das iſt doch ein äußerſt komiſches Abentheuer. Stelle Dir vor, Henriette, was ich ſo eben erfahren habe? Emil Weller —

Alle.

Nun?

Fahnberg.

Iſt nicht todt.

Henriette.

O Himmel! Und wie iſt denn das möglich?

Fahnberg.

Er hatte den Entſchluß, ſich den Tod zu geben, er ſchrieb ſchon im voraus an alle Journale —

Emil
(für ſich).

Ich bin auf der Folter.

Fahnberg.

Und dann in einem Augenblicke hat ſich Alles geändert.

Hector.

Das wäre ſehr ſpaßig.

Fahnberg.

Da haben Sie recht, ſehr ſpaßig, beſonders für meinen Freund Gottner, der ſeinen Neffen wieder findet, und für meine Tochter, welche eine vortreffliche Partie macht.

Hector
(zu Henrietten).

Wie Henriette, und Sie könnten einwilligen?

Henriette.

Nein Vetter!

Emil.

O Himmel!

Henriette
(leiſe zu Emil, ihn beruhigend).

Beſorgen Sie nichts. (Laut.) Lieber Vater, Sie wiſſen, wie ſehr ich Ihre Wünſche ehre, allein Sie werden mich gewiß zu dieſer, nunmehr ganz unmöglichen Vereinigung nicht zwingen wollen.

Fahnberg.

Unmöglich? Ich verſtehe Dich nicht, unmöglich; jetzt? da der Bräutigam wirklich exiſtirt?

Henriette.

Gerade deßwegen! Ich freue mich allerdings, daß er ſeinem guten Onkel wieder gegeben iſt, allein Sie, lieber Vater, wollen mich gewiß nur mit einem Manne verbinden, den ich achten und ehren kann — und dieſer neue Werther, der will, was er nicht will, der ſeinen Tod ſelbſt kund macht, und dann plötzlich ſeinen Entſchluß ändert, ich finde das ganze Abentheuer wirklich ſo lächerlich, daß ich ihn wirklich nie anſehen könnte, ohne daran zu denken und ihm ins Geſicht zu lachen. (Lacht laut.)

Hector.

Sie haben recht. (Lacht ebenfalls.)

Fahnberg.

Ja, Recht haſt Du, ſpaßig iſt das Ding, ſehr komiſch. Aber, lieber Himmel, Du mußt ihn doch erſt ſehen, und dann, mein alter Freund Gottner, der darauf verharret. Kommt Kinder, wir wollen ihn zu Rathe ziehen, ſage ihm Deine Meinung geradezu Henriette, denn er liebt die Aufrichtigkeit, und nimmt ein Wort vom Herzen nie übel.

Henriette.

Ja, Vater, wir wollen mit ihm ſprechen, und Sie werden ſehen, der alte Herr mit ſeinem geſunden ſchlichten Verſtande wird das ſelbſt nicht in Abrede ſtellen können. (Im Abgehen leiſe zu Emil.) Nun ſind Sie mit mir zufrieden?

(Alle ab.)

Dreyzehnter Auftritt.

Emil (allein).

Mein Los iſt entſchieden, und ich kann ihm nicht entgehen. Hätt' ich auch das Urtheil der Welt dulden können, Henriettens Spott, ihre Verachtung kann ich nicht ertragen. Ich darf nun nicht mehr wanken, und meine Ehre fordert, daß ich wahr mache, was ich im Taumel geſagt — freilich — der Taumel iſt vorüber, und ich ſehe jetzt Alles ganz anders, — aber feig — nein feig ſollen ſie mich nicht nennen, ich will ihnen zeigen, daß ich den Tod nicht fürchte, fort! auf der Stelle! (Will ab, hält aber wieder zurück.) Aber, mein Onkel, mein guter Onkel, der mir ſo viele Wohlthaten erwieſen hat, in ſeinen Augen werd' ich als ein Undankbarer erſcheinen, ihn verlaſſen ohne eine Entſchuldigung, ohne ein Zeichen dankbarer Erinnerung? Ich will an ihn ſchreiben. (Er ſetzt ſich zum Tiſche und ſchreibt.) Gnade! Verzeihung, mein theurer Onkel, mein zweyter Vater, eine hoffnungsloſe Leidenſchaft bringt mich zur Verzweiflung, bedauern Sie mich, ich werde nicht geliebt! — (Hält inne.) Nicht geliebt? ſcheint mir's doch, als ob ſie mich liebte. — — (Heftig.) Ja, ſie liebt mich, aber jetzt, weil ſie noch nichts weiß, wüßte ſie Alles, ſie würde über mich lachen, mich verſpotten, mich verachten. (Fängt wieder an ſehr ſchnell zu ſchreiben.) Er muß die Wahrheit wiſſen, die letzte Stunde darf keine Lüge beflecken. (Nachdem er geſchrieben.) So! (Er faltet den Brief.) Wer wird ihm den Brief übergeben? (Ein Bedienter geht über die Bühne.) Ah! ein Diener des Hauſes. (Ruft.) He! guter Freund! Ein Wort! Wo iſt Herr Gottner?

Bedienter.

Im Salon, wo er mit unſerm Herrn eine Partie Picket ſpielt.

Emil.

Seyn Sie ſo gefällig, ihm dieſen Brief zu übergeben, der eben an ihn aus der Hauptſtadt angelangt iſt.

Bedienter.

Ganz zu Ihrem Befehle! (Nimmt den Brief und geht ab.)

Emil.

Und ich? — ich darf keine Zeit verlieren. In zehn Minuten hab ich dieſe Erde verlaſſen, die mir leider nie ſo ſchön geſchienen, als ſeit ich Henrietten ſah. Lebe wohl, Mädchen meiner Seele, ich opfre mich für dich, weihe dem armen Unglücklichen eine Thräne.

(Er will ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Der **Vorige**. **Henriette** und **Palmyra**, (welche ſchon früher eingetreten ſind, und die letzten Worte mit angehört haben).

Henriette.

Himmel! was hab' ich gehört?

Palmyra
(hält Emil am Arme zurück).

Wohin wollen Sie, unbeſonnener Jüngling?

Emil.

Wie — Sie vernahmen —

Henriette.

Die fürchterlichen Worte, welche Sie ausſtießen, die Verwirrung, in welcher Sie ſich befinden, junger Mann! Sie haben einen entſetzlichen Entſchluß gefaßt.

Palmyra.

Und warum, junger Menſch?

Henriette.

Ja warum? antworten Sie!

Emil.

Wohlan! — Henriette, ich liebte Sie — und dieſer Ihnen beſtimmte Bräutigam, der nun doch erſcheinen ſoll —

Palmyra.

Gottners Neffe? Von dem befürchten Sie nichts — Henriette kann ihn nicht ausſtehen.

Emil.

Und dann Ihr Vetter, Herr Falz.

Henriette.

Ich habe ihm erklärt, daß ich auch ihm meine Hand nie reichen werde.

Emil
(ſehr verwirrt).

Und wenn auch, — ach, Ihr Herr Vater würde ſeine Einwilligung nie geben.

Henriette.

Er hat mir verſprochen, mir freye Wahl zu laſſen.

Emil.

O dann wird wohl Ihre Tante Einſpruch thun.

Palmyra.

Nein, unglückſeliger junger Menſch, ich willige ein!

Emil
(verzweiflungsvoll).

Es iſt vorbey! Sie laſſen mir nicht einmahl mehr einen Vorwand.

Palmyra.

Wohlan, junger Unbekannter, wirf Dich zu Ihren Füßen, und nenne Dich!

Emil.

Mich nennen? Das kann ich nicht.

Palmyra.

Wie? welch' ein Geheimniß.

Emil.

Mich nennen? Dadurch würde ich Henriettens Zuneigung in Haß verwandeln, würde ſie zwingen mich zu fliehn.

Palmyra.

Ich erbebe! — Gott, wären Sie vielleicht gar ein Geächteter. (Sie ſtößt einen Schrey aus, und verhüllt ſich das Geſicht mit beyden Händen.)

Fünfzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Fahnberg.

Fahnberg.

Kinder, Kinder! Dieſsmahl gibt's nichts zu Lachen. Ich ſitze eben im Speiſeſaale und ſpiele eine Partie Picket mit dem armen Gottner, da bringt ein Bedienter einen Brief aus der Stadt. — Gottner ſieht ihn an. — Wie? — ſchreyt er — die Hand meines Neffen? er öffnet ihn, lieſt, erblaſst und wird ohnmächtig.

Emil.

Himmel!

Sechzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Gottner.

Gottner

(tritt blaſs und niedergeſchlagen ein, er wirft einen Blick auf Emil, welcher die Augen beſchämt niederſchlägt).

Henriette.

Ach! lieber Herr Gottner! Was iſt denn geſchehen? Ihr Neffe?

Gottner.

Ich habe keinen Neffen mehr. Alle Bande zwiſchen mir und ihm ſind zerriſſen — Ich muß, ich will ihn vergeſſen. Hat er keine Liebe, keine Schonung für mich, ſo will ich auch keine mehr für ihn haben; da leſen Sie. (Gibt Henrietten den Brief.)

Henriette (lieſt laut).

„Mein Wohlthäter, mein zweyter Vater! — Nach dem öffentlichen Aufſehen, welches meine Thorheit verurſacht hat, kann ich mich ohne Schaamerröthen nicht mehr vor Derjenigen zeigen, welche ich liebe. Lebend würde ich lächerlich für ſie ſeyn, todt wird ſie mich vielleicht bedauern. Leben Sie wohl, verzeihen Sie einem Unglücklichen, den die Welt von ſich ſtößt, und erinnern Sie Henrietten manchmahl an den Armen, der mit Segenswünſchen für Sie Beyde ſeinen letzten Athemzug thut.“

Emil
(zu ſeines Onkels Füßen ſinkend).

Onkel, Verzeihung!

Henriette.

Himmel! was ſeh' ich, Sie wären?

Gottner.

Mein abſcheulicher Neffe.

Henriette
(leiſe zu ihm).

Nun, ſo gar abſcheulich find' ich ihn nicht.

Siebenzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Falz.

Falz
(tritt ein, mit einer Brochure in den Händen, und bleibt verwundert ſtehen).

Wie — dieſer alſo der verſtorbene Neffe, der aus dem Grabe zurückkehrt?

Gottner.

Um zu heirathen.

Emil.

Und der von nun an das Leben feſt umfaſſen, und es in den Armen ſeiner angebeteten Braut im vollen Maße genießen will.

Gottner.

Nun, wenn Du Deine Thorheit einſiehſt, und nicht mehr von dem Poſten deſertiren willſt, wohin Dich die Pflicht und die Ehre ſtellen, ſo will auch ich Dir verzeihen. — Lerne im Arme der Liebe das Leben ſchätzen und achten. Und ihr, exaltirte jungen Leute, welche durch falſche Lehren irre geleitet werden, hört, was ein alter Schriftſteller ſagt: „Wenn dir in der Tiefe des Herzens noch ein Gefühl der Tugend ubrig bleibt, ſo kannſt du das Leben nicht verachten. Jedesmahl, wenn ein böſer Dämon in deinem Innern ruft: wirf es von dir, ſo ſprich zu dir ſelbſt: Ich will noch eine gute That begehen, bevor ich ſterbe. Dann geh und ſuche einen Armen auf, ihm zu helfen, einen Unglücklichen, ihn zu tröſten, einen Unterdrückten, ihn zu vertheidigen. Wenn dich dieſe Betrachtung heute zurückhält, dir den Tod zu geben, ſo wird ſie dich auch morgen zurückhalten, übermorgen, das ganze Leben hindurch. Und hält ſie dich nicht zurück, ſo ſtirb, denn du biſt nicht werth zu leben.“

Falz.

Nicht übel, aber der Styl paßt nicht mehr für unſere Zeiten.

Gottner.

Ja freylich, ſo etwas druckt ihr heut zu Tage nimmer!

Gruppe.

Ende.

Inhalt

der bereits erſchienenen achtzehn Jahrgänge.

Erſter Jahrgang.

Haß allen Weibern, Luſtſpiel in einem Aufzuge. Frey nach dem Franzöſiſchen des Bouilly. In Alexandrinern bearbeitet.

Der kurze Roman, oder: **Die närriſche Wette**, Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Der Ehenſtifter, oder: **Die beiden Offiziere.** Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Die ſpaniſche Wand. Dramatiſche Kleinigkeit in einem Aufzuge. Frey nach dem Franzöſiſchen.

Die Ehemänner als Junggeſellen. Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Zweyter Jahrgang.

Die Schauſpielerinn. Luſtſpiel in drey Aufzügen, nach dem Franzöſiſchen, im Versmaß des Originals.

Wahnſinn. Drama in einem Aufzuge. Als Seitenſtück zu Nina. Nach dem Franzöſiſchen le delir frey bearbeitet.

Abneigung aus Liebe. Luſtſpiel in freyen Verſen und einem Aufzuge.

Der alte Jüngling. Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach dem Franzöſiſchen.

Verlegenheiten und Auswege. Poſſe in einem Aufzuge, frey nach dem Franzöſiſchen.

Dritter Jahrgang.

Peter und Paul. Luſtſpiel in drey Aufzügen. Als Seitenſtück zum Mädchen von Marienburg und dem liefländiſchen Tiſchler. Nach dem Franzöſiſchen des Lamartelìere.

Der Raſttag. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nach dem Franzöſiſchen des Bouilly.

Die beyden Ehen. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nach dem Franzöſiſchen des Etienne.

Der Wilddieb. Liederſpiel in einem Aufzuge.

Der Sie. Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Vierter Jahrgang.

Verkannte Treue. Drama in drey Aufzügen, nach Pelletier Volmeranges.

Die Zeche, oder: Gaſtwirth und Bürgermeiſter in einer Perſon. Krähwinkliade in einem Acte, nach einer wahren Anecdote.

Narrheit und Narrethey. Luſtſpiel in einem Act, nach Deſaugiers.

Die hölzerne Uhr. Drama in einem Acte, nach Bernard Valville.

Raphael. Luſtſpiel in Alexandrinern und einem Aufzuge.

Fünfter Jahrgang.

Czaar Iwan. Dramatiſirte Anecdote in zwey Acten.

Die Papageye. Luſtſpiel in einem Act. Nach dem franzöſiſchen Vaudeville: les Perroquets de la mère Philippe.

Die Bittſteller. Luſtſpiel in einem Acte. Nach Melesville.

Das Kammermädchen. Luſtſpiel in einem Act. Frey nach Longchamps.

Der Diener ſeines Nebenbuhlers. Luſtſpiel in einem Acte.

Sechster Jahrgang.

Der Prinz kommt! Luſtſpiel in einem Acte. Nach dem Franzöſiſchen des Rougemont.

Thomi, oder: Die Stimme der Natur. Drama in zwey Aufzügen, dem Franzöſiſchen nachgebildet.

Der Weibertauſch. Luſtſpiel in einem Acte. Nach dem Franzöſiſchen der Herren Dartois und Achille.

Der Einſiedler im Lerchenwalde, oder: Die geheimnißvolle Laube. Luſtſpiel in einem Acte. Nach einem franzöſiſchen Vaudeville der Herren Theaulon und Capelle.

Siebenter Jahrgang.

Gleiche Schuld. Gemählde unſerer Zeit in drey Aufzügen.

Die ſeltſame Lotterie. Luſtſpiel in einem Acte.

Die Tauben. Schwank in einem Acte. Als Seitenſtück zu den Papageyen.

Die Puppe, oder: Die kleine Schweſter der Geliebten. Luſtſpiel in einem Acte, nach Scribe und Melesville.

Achter Jahrgang.

Der buckelige Liebhaber. Luſtſpiel in einem Act, nach einem franzöſiſchen Vaudeville.

Hochzeit-Fatalitäten. Poſſe in einem Acte.

Das Stelldichein um Mitternacht. Luſtſpiel in einem Acte, nach dem Franzöſiſchen l'echelle de soie.

Das Fläſchchen Köllnerwaſſer, oder: Denkſchrift eines Huſarenoffiziers. Luſtſpiel in einem Acte, nach Scribe.

Die Verſchwornen. Oper in einem Acte.

Neunter Jahrgang.

Gabriele. Drama in drey Aufzügen. Nach der Valerie der Herren Scribe und Melesville.

Die junge Tante. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nach Melesville.

Emmy Teels. Drama in drey Aufzügen. Nach Pixerecourt

Zehnter Jahrgang.

Der Großpapa. Luſtſpiel in einem Acte, nach dem Franzöſiſchen der Herren Scribe und Melesville.

Liebeszunder. Luſtſpiel in einem Acte, nach dem Franzöſiſchen der Herren Scribe und Delavigne.

Die Zauberlaterne. Luſtſpiel in zwey Acten. Frey nach Scribe und Dupin.

Fünf ſind Zwey, oder: **Domeſtikenſtreiche.** Luſtſpiel in einem Acte. Frey nach dem Franzöſiſchen.

Eilfter Jahrgang.

Ehelige Strafe. Luſtſpiel in einem Act, in freyen Verſen.

Der Kuß durch einen Wechſel. Poſſe in einem Act. Nach Scribe.

Urika, die Negerinn. Drama in einem Acte. Nach dem Franzöſiſchen.

Gutes Beyſpiel. Luſtſpiel in einem Act. Nach dem Franzöſiſchen des Theaulon.

Klimpern gehört zum Handwerke. Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach Scribe.

Zwölfter Jahrgang.

Erſte Liebe, oder: Jugend-Erinnerungen. Luſtſpiel in zwey Acten, nach dem Franzöſiſchen des Scribe.

Die Piſaniſchen Brüder. Drama in drey Acten, nach dem Italieniſchen des Federici.

Zwey Freunde und ein Rock. Poſſe in einem Act, nach einem franzöſiſchen Vaudeville.

Das einſame Haus. Luſtſpiel in drey Aufzügen, nach dem Franzöſiſchen.

Dreyzehnter Jahrgang.

Der Haustyrann. Charakter-Gemählde in drey Aufzügen, nach Alexander Duval.

Das Anekdotenbüchlein. Luſtſpiel in einem Acte. Nach dem Franzöſiſchen der Herren Scribe und Delavigne.

Der Perrückenmacher und der Haarkünſtler. Poſſe in einem Acte, frey nach dem Franzöſiſchen.

Die beyden Duennen. Dramatiſche Bagatelle in einem Act, dem Franzöſiſchen des Brazier nachgebildet.

Der Soldat ganz allein. Komiſches Zwiſchenſpiel in einem Auftritte. Nach einer Anekdote.

Vierzehnter Jahrgang.

Delva, oder: die ruſſiſche Waiſe. Drama in zwey Abtheilungen nach dem Franzöſiſchen des Scribe.

Die zänkiſchen Brüder. Familiengemählde in drey Aufzügen. Nach dem Franzöſiſchen des Collin d'Harleville.

Lully und Quinault, oder: die Künſtler in Verlegenheit. Luſtſpiel in einem Aufzuge, und in Verſen nach dem Franzöſiſchen.

Fünfzehnter Jahrgang.

Eine für die Andere. Luſtſpiel in drey Aufzügen.

Diana von Poitiers. Geſchichtliches Luſtſpiel in zwey Acten, frey nach dem Franzöſiſchen

Die in ein Weib verwandelte Katze. Operette in einem Acte, nach dem Franzöſiſchen der Herren Scribe und Melesville.

Sechzehnter Jahrgang.

Johann Haſel, oder: Umwandlung durch Liebe. Gemählde unſerer Zeit in vier Abtheilungen. Nach dem Franzöſiſchen des Theaulon frey bearbeitet.

Zwey Jahre nach der Hochzeit, oder: An wem iſt die Schuld? Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nach Scribe und Meleſville.

Uniform und Schlafrock. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nach dem Franzöſiſchen bearbeitet.

Siebenzehnter Jahrgang.

Der Liebe Liſtgewebe. Intriguen-Poſſe in drey Aufzügen.

Ein Fehltritt. Schauſpiel in zwey Aufzügen, nach Scribe.

Die Familie Rickeburg. Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach Scribe.

Achtzehnter Jahrgang.

Die Tänzerinn und der Quäker. Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach Scribe.

Die Scheidewand. Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach dem Franzöſiſchen.

Ueberſpanntheit, oder: **Die entſetzliche Literatur.** Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach Scribe frei bearbeitet.

[illegible]

Dramatiſches

Sträußchen

für das

Jahr 1834.

Von

J. F. Caſtelli.

Neunzehnter Jahrgang.

Wien.
Gedruckt und im Verlage bey J. B. Walliſhauſſer.

KÖN. HOF THEATER

WÜRTT. LANDESBIBLIOTHEK STUTTGART

Seinem Freunde,

dem

Herrn Banquier,

Salomon Bacher,

gewidmet

vom Verfaſſer.

Weil manchmal ſich Dein Geiſt vom ernſten Ziele,
Das Du im Leben Dir geſtecket, wendet,
Und ſich zerſtreuend neigt zum heitern Spiele,
Das Phantaſie uns auf der Bühne ſpendet,
So hab' ich Dir dieß Sträußchen hier geſendet,
Gereift in meines Lebens Abendkühle;
Nicht Großes ſchließt es in ſich, welches blendet,
Nur frohe, einfach menſchliche Gefühle.
Die Blüthen werden beſſer Dir gefallen,
Wenn Du erfährſt, ich wollte Dem ſie ſtreuen,
An dem mit inn'ger Freundſchaft ich gehangen,
Und den' auch Du geliebet haſt vor Allen;
Was ich dem Sohn kann leider nicht mehr weihen,
Der Vater, als Vermächtniß, mag's empfangen.

Wien, im Februar 1834.

J. F. Caſtelli.

Der General.

Luſtſpiel in drey Aufzügen.

Perſonen:

Kaſimir Rißberg, Edler von Riſſenſtein, ein Gutsbeſitzer in Deutſchland.

Frau von Riſſenſtein, ſeine Gemahlinn.

Louiſe, ihre Tochter.

Philipp Rißberg, v. Riſſenſtein's Stiefbruder.

Ulrich, ſein Diener.

Rochus, ein Bauer, v. Riſſenſtein's Diener.

Ein Gerichtsdiener.

Landleute, mehrere Nachbarn und Diener des v. Riſſenſtein.

Die Scene iſt auf v. Riſſenſtein's Landgute.

Erſter Aufzug.

Die Bühne ſtellt eine ländliche Gegend vor. Im Vordergrunde, zur Rechten des Zuſehers, iſt ein altes Schloß; über dem Thore deſſelben ein Hirſchgeweih, zur Linken eine Raſenbank, von Blumenbeeten umgeben und von großen Bäumen beſchattet. Im Hintergrunde eine hölzerne Barriere, welche den ganzen Schloßraum einſchließt. Weiter entfernt ein Hügel, welcher zu einem Dorfe führt, deſſen erſte Häuſer man ganz nahe erblickt. An den linken Flügel des Schloſſes ſchließt ſich ein kleines Thürmchen an, in welchem man eine große Glocke erblickt.

(Dieſe Decoration bleibt durch alle 3 Acte dieſelbe.)

Erſter Auftritt.

Kaſimir v. Riſſenſtein kömmt aus dem Schloſſe, er hat ein Kasket auf dem Kopfe und einen Stock in der Hand. Er geht ſpazieren. (Sonnenaufgang).

Kaſimir.

Heute iſt wieder ganz herrliches Wetter, ein kleiner Spaziergang wird Appetit zum Mittagsmahle geben — (Er ruft in's Schloß hinein) He Louischen, Louischen!

Louiſe (von Innen).

Ich komme ſchon Vater.

Kaſimir.

Iſt gar ein gutes gehorſames Mädchen, hat keine Ader von ihrer Mutter.

Zweyter Auftritt.

Kaſimir. Louiſe.

Louiſe.

Sie befehlen, lieber Vater?

Kaſimir.

Du ſollſt mit mir ſpazieren gehen, Louiſe.

Louiſe.

Recht gerne, aber die Mutter hat mir befohlen, ich ſoll die Scala ein paarmal durchſingen.

Kaſimir.

Ey, laß das ewige Krähen, da kommt eben Deine Mutter, die hab' ich geheirathet, ohne daß ſie auch nur einen einzigen ſchönen Ton hervorbringen konnte.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Frau v. Riſſenſtein.

Frau v. Riſſenſtein.

Wo wollt Ihr hin?

Louiſe.

Der Vater will ſpazieren gehen, liebe Mutter.

Frau v. Riſſenſtein.

Will — will? der Vater hat nichts zu wollen, und ich kann ſo im Negligé nicht mit Euch gehen, muß mich erſt ankleiden.

Kaſimir.

Ach, liebe Suſanna, wozu erſt ankleiden, wer ſieht Dich denn hier auf dem Lande? höchſtens ein Kuhhirt, einige Schnitter und ein Haſe, der quer über den Weg läuft, und zudem biſt Du nie ſchöner, als wenn Du ganz einfach gekleidet biſt.

Frau v. Riſſenſtein.

Nun, das iſt einmal ein Wort, das ſich hören läßt. So mag's denn darum ſeyn, wir wollen ſpazieren gehen.

Kaſimir

(ruft in's Schloß).

He, Rochus! Rochus! — Wo ſteckſt Du denn?

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Rochus (aus dem Schlöſſe).

Rochus.

Da ſteck' ich, Herr!

Kaſimir.

Du gehſt mir jetzt nicht vom Hauſe weg, hörſt Du?

Rochus.

Ja, Herr!

Kaſimir.

Längſtens in einer Stunde kommen wir wieder zurück. Sage dem Koch, daß er bis dahin das Frühſtück bereit hält. —

Rochus.

Frühſtück? — Ja, Herr! (Will ab.)

Frau v. Riſſenſtein.

Rochus!

Rochus.

Frau!

Frau v. Riſſenſtein.

Ich empfehle Dir ein für allemal, wenn wir nicht zu Hauſe ſind, ſorgſam darüber zu wachen, daß kein Fremder in's Schloß kömmt.

Rochus.

Ja, Frau!

Kaſimir.

Beſonders Leute mit ſchlechten Geſichtern und ſchlechten Kleidern; Du weißt ohnedem, daß wir Niemanden empfangen, als die Gutsherren aus der Nachbarſchaft. —

Rochus.

Schon recht, Herr! — Wenn Einer kommt, der keinem Gutsherrn gleich ſieht, ſo laſſe ich ihn mit den Hunden weghetzen.

Louiſe.

Aber, lieber Vater, das Verbot iſt doch ein bischen zu ſtrenge. Wenn nun ein Unglücklicher käme, und um einen Zehrpfennig bäte.

Kaſimir.

Von Armen red' ich nicht; ich habe auch ein empfindſames Herz; — Du weißt, auf meinem Schreibtiſche ſteht immer ein Sack mit halben Kreuzern angefüllt, welche blos für die Armen beſtimmt ſind. — Allein nicht Alles iſt dürftig was bettelt: ſolche Leute ſchleichen ſich meiſtens in die Häuſer ein, um zu nehmen, was man ihnen nicht gibt.

Frau v. Riſſenſtein.

Ueberall muß das naſenweiſe Ding ihr Mäulchen dabey haben. — Dießmahl hat der Papa einmal recht. —

Kaſimir (für ſich).

So gut iſt mir's lange nicht geworden. (Er reicht ſeiner Frau den Arm.) Kommen Sie, mein Schatz.

Frau v. Riſſenſtein
(zu Louiſen).

Du gehſt voraus, kleine Widerſprecherinn, damit man auf Dich ſieht! — (Im Abgehen zu ihrem Gemahle) Wie das Ding emporwächſt. Ich möchte manchmal raſend werden, wenn ich bedenke, daß ich ſchon eine ſo große Tochter habe. —

Kaſimir.

Das thut nichts, mein Schatz: — man ſieht Ihnen das gar nicht an. — Noch neulich hat Euch der blinde Amtsdiener von Grünfeld für zwey Schweſtern angeſehen.

Frau v. Riſſenſtein
(kokettirend).

Wirklich? — Ach!

Kaſimir.

Ja — ja — Es iſt auch gar kein Wunder, Sie ſehen aus wie eine Paeonie. — Ihre Jugend nimmt mit Ihrem Alter zu. —

(Sie gehen zur rechten Seite ab.)

Rochus (allein).

Alſo, die ſchlechten Leute ſoll ich nicht hineinlaſſen. — Ja! wenn man ſie nur auch gleich erkennt. — Die ſchlechteſten Leute haben bey unſerer Zeit oft die ſchönſten Kleider an. — Man kommt durch Schlechtigkeiten zu Gut und Gold. — — Das Geſicht — mein Gott! das Geſicht iſt auch kein Atteſtat, und ein Fenſter hat kein Menſch auf der Bruſt; (im Abgehen) das iſt eine ſchwere Commiſſion! —

Fünfter Auftritt.

Philipp Rißberg und **Ulrich**. (Beide kommen von der linken Seite; Philipp iſt ärmlich gekleidet, Ulrich noch ärmlicher; dieſer hat einen Knotenſtock in der Hand und ein Felleiſen auf dem Rücken. Sie ſind ſehr ermüdet, und beſehen die Gegend.)

Rißberg.

Dem Himmel ſey Dank, da ſind wir endlich bey meinem Bruder angelangt.

Ulrich.

Und wie kommen wir an? — In der natürlichſten Equipage von der Welt (auf ſeine Füße deutend) mit unſern eigenen Rappen. — Das wird ein ſchöner Willkomm werden. Glauben Sie wohl, daß er Sie nach einer zehnjährigen Abweſenheit noch erkennen werde? Zudem ſagten Sie mir ja ſelbſt, daß er Sie für todt hält.

Rißberg.

Ich glaube, daß er die Nachricht von meinem Tode ſelbſt ausgeſprengt hat, um die reiche Erbſchaft meines Onkels allein zu bekommen.

Ulrich.

Nun, daß iſt eben nicht ſehr brüderlich gehandelt.

Rißberg.

Das befremdet mich gar nicht. Wir ſind nur Stiefbrüder, wuchſen nicht miteinander auf, unſere Intereſſen theilten ſich immer, und nie umſchlang uns das Band der Freundſchaft enger.

Ulrich.

Und doch meinen Sie, daß er Ihnen die Hälfte der Erbſchaft herausgeben werde?

Rißberg.

Ich habe Briefe meines ſeligen Onkels, worin er mich verſichert, daß ſein Vermögen uns nach ſeinem Tode zu gleichen Theilen angehören ſoll.

Ulrich.

Briefe? — Ganz gut! Haben Sie aber auch ſo viel Geld, um einen langen Prozeß, rückſichtlich dieſer Briefe, führen zu können?

Rißberg.

Ich hoffe, es durch freundſchaftliche Uebereinkunft dahin zu bringen, daß mir mein Bruder wenigſtens einen Theil der Erbſchaft herausbezahlt.

Ulrich.

Das wäre meiner armen Seele ſehr nöthig; — wär' es auch nur ſo viel, um den verdammten Schuldſchein bezahlen zu können; der uns in der letzten Zeit ſo viel Galle machte. — Ich muß Ihnen ſagen, ich ſehe den verfluchten Gerichtsdiener mit der Korallennaſe noch immer hinter uns hergehen, damit er uns ja nicht aus den Augen verliere.

Rißberg.

Wir haben nichts zu befürchten. Ich habe ja allen meinen Gläubigern vor meiner Abreiſe geſagt, aus welcher Urſache ich die Reiſe hierher unternehme. — Das einzige Wort Erbſchaft machte ſie ganz mürb, und ſie verſprachen, noch bis zu meiner Rückkehr abzuwarten.

Ulrich.

Da werden ſie lange warten dürfen.

Rißberg.

Verſchone mich jetzt mit Deinen Bemerkungen, gehe lieber in dieſes Haus, frag' um Herrn Rißberg, und ſage ihm, daß ein Bekannter ihn heimlich zu ſprechen wünſche.

Ulrich.

Wie, mein Herr! Warum wollen Sie nicht lieber ſelbſt in die Arme Ihres Bruders ſtürzen? Iſt die Stimme der Natur bey Ihnen ſo ſchwach?

Rißberg.

Dieſer Anzug — ſeine Frau, welche mich noch nicht kennt. — Melde mich nur vorerſt an, und bringe mir bald Antwort.

Ulrich.

Sie befehlen; — ich muß gehorchen. (Er klopft an das Thor des Schloſſes; Rißberg zieht ſich zur Laube zurück.)

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Rochus (aus dem Schloſſe).

Rochus.

Wer da?

Ulrich
(ein wenig betroffen).

Ich bin's.

Rochus.

Wer iſt der Ich? — (Er beſchaut ihn vom Kopf bis zu den Füßen.) Sey auf deiner Huth, Rochus! der Kerl ſieht verdächtig aus.

Ulrich.

Guter Freund! —

Rochus.

Ich bin kein guter Freund, ich bin der Rochus.

Ulrich.

Ich bitte um Vergebung! — Alſo, Herr Rochus, iſt dieß nicht das Haus — —

Rochus.

Haus? — das iſt kein Haus, das iſt ein Schloß, das kann man doch gleich aus dem Hirſchgeweih ſehen, das über dem Thore iſt.

Ulrich.

Nehmen Sie es nicht übel, ich habe die Hörner nicht gleich beobachtet. — Iſt das nicht das Schloß des Herrn Rißberg?

Rochus.

Rißberg? — Nein, das iſt das Schloß des Herrn Kaſimir Edlen von Riſſenſtein.

Ulrich

(tritt zu ſeinem Herrn zurück).

Sie haben ſich geirrt.

Rißberg.

Nein, nein! — das iſt der Name ſeines Gutes;

Verlange nur mit Herrn von Riſſenſtein zu ſprechen.

Rochus

(Rißberg erblickend).

Oh — oh! Es ſind ihrer Zwey! — das ſind richtig Spitzbuben.

Ulrich (zu Rochus).

Herr von Riſſenſtein! — Ganz recht, mit dem wünſchte ich zu ſprechen.

Rochus.

Und was wollt Ihr mit ihm ſprechen?

Ulrich.

Ich habe eine geheime Sache mit ihm abzumachen.

Rochus.

Mein Herr läßt nichts mit ſich abmachen, am allerwenigſten von Leuten Eures Gelichters.

Rißberg.

Der Grobian!

Ulrich.

Ich habe ihm Dinge von der größten Wichtigkeit zu ſagen.

Rochus.

Wichtigkeit? — Nun ja, ein Almoſen wird das wichtige Ding ſeyn, um welches Ihr ihn zu bitten habt.

Rißberg (beleidigt).

Almoſen? —

Rochus.

Mein Herr hat ſeine Hausarmen. — Er hat viele Arme im Dorf zu unterſtützen, die der Verwalter auszieht. — Fremden Vagabunden wird nichts ausgetheilt.

Rißberg.

Vagabunden? — Impertinenter Kerl! (Er gibt Rochus eine derbe Ohrfeige, und ſpricht dann zu Ulrich) Komm, ich will ſelbſt zu meinem Bruder. (Sie gehen in das Schloß, noch ehe Rochus, der ſich vor Schmerz die Backe hält, es bemerkt.)

Rochus.

Das war eine Ohrfeige. — Mein Herr kann's gut, aber der kann's beſſer! Zu Hilfe, Räuber! Diebe! Mörder! — Wo ſind ſie denn? — Wohl gar in's Schloß gegangen! Da haben ſich die Vögel ſelbſt gefangen. — Ich ſchließe die Thüre zu, und rufe das ganze Dorf herbey. (Er ſchließt die Thüre, und zieht dann die große Schloßglocke).

Siebenter Auftritt.

Rochus und **Landleute**, (welche von verſchiedenen Seiten herbeylaufen).

Ein Bauer.

Was iſt denn das für ein Lärmen?

Rochus.

Still, gemeiner Unterthan, wenn die gnädige Herrſchaft befiehlt.

Bauer.

Wir haben ſchon geglaubt, es brennt im Schloſſe.

Rochus.

Im Schloſſe brennt's nicht, aber da brennt's. (Auf ſeine Wange deutend.) Bedenkt! ich, der Kammerdiener Eures gnädigen Herrn, habe eine Ohrfeige empfangen.

Bauer.

Mein Gott! da hab' ich ſchon genug gekriegt, wer wird denn wegen einer ſolchen Kleinigkeit gleich einen ſolchen Lärm anfangen?

Rochus.

Aber noch mehr, zwey Spitzbuben ſind in's Schloß eingedrungen.

Bauer.

Wirkliche Spitzbuben?

Rochus.

Ja, ſag' ich Euch; Gauner, Diebe, vielleicht gar Mörder. Ich habe die Thüre hinter ihnen zugeſchloſſen und ſie gefangen. Nun geht hinein und haltet ſie feſt.

Bauer.

Ah! wenn das iſt, ſo müſſen wir ſie doch bei'm Kragen faſſen. Kommt, Kameraden. (Sie gehen in's Schloß, wozu ihnen Rochus die Thüre öffnet.)

Rochus.

Die Kerls ſollen mir büßen. Gehangen werden iſt das Allerwenigſte. (Rißberg und Ulrich werden von den Bauern aus dem Schloſſe gezogen.)

Bauern.

Nur heraus da, Ihr Spitzbuben.

Rißberg.

Laßt ab, was wollt Ihr denn?

Ulrich.

Was haben wir denn gethan?

Rochus.

Ein Spitzbube ſeyn und noch dazu Ohrfeigen geben, das iſt zu viel.

Rißberg.

Zurück, ſag' ich.

Rochus.

Nichts da, in's Gefängniß mit Euch.

Bauern.

Ja, ja! Fort mit ihnen in's Gefängniß.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Herr und Frau v. Riſſenſtein. Louiſe.

Frau v. Riſſenſtein.

Was iſt denn daß für ein Lärmen? Was gibt's hier?

Rochus.

Zwey Spitzbuben haben ſich in's Schloß geſchlichen, und die haben wir gefangen.

Kaſimir.

In mein Schloß?

Rochus.

Ja, in unſer Schloß.

Rißberg.

Ich hoffe, mein Herr, Sie werden uns für unhöfliche Behandlung Genugthuung geben.

Rochus.

Unhöflich? (Befühlt ſeine Backen.) Au contraire, darum hab' ich zu bitten.

Kaſimir.

Wer ſind Sie, mein Herr, daß Sie in dieſem Tone ſprechen?

Ulrich.

Ich erſuche Sie, zu glauben, daß wir honette Leute ſind.

Rißberg (leiſe zu ihm).

Wie? Du erkenneſt mich alſo gar nicht? — Meine Züge haben ſich wohl nicht ſo ſehr verändert, doch die Kleidung, in welcher ich vor Dir erſcheine.

Kaſimir

(betrachtet ihn näher, und ruft dann betroffen aber leiſe aus).

Wie? — Philipp!

Frau v. Riſſenſtein

(welche die Verlegenheit ihres Gemahles bemerkt).

Was iſt Dir denn, mein Schatz — Du biſt ja ganz erſchrocken.

Kaſimir (noch verlegner).

Nein, mein Schatz! Es iſt gar nichts — mein Schwindel, — Du weißt ja! — Geh' in's Schloß, — Louiſe, folge Deiner Mutter. (Zu den Landleuten) Und

Ihr, meine Kinder, kehrt zu Eurer Arbeit zurück, es iſt mir leid, daß Euch der Dummkopf (auf Rochus zeigend) unnöthigerweiſe erſchreckt hat, indeſſen beweiſt mir Eure Bereitwilligkeit, daß ich, im Falle der Noth, auf Euch rechnen kann; — ich danke Euch, meine Kinder, geht nur, geht! — (Die Landleute gehen ab.)

Frau v. Riſſenſtein
(zu ihrem Gemahl).

Haben Sie Geſchäfte mit dieſen Fremden?

Kaſimir.

Ja, Madame, — ich will allein ſeyn.

Frau v. Riſſenſtein.

Folgen Sie uns bald nach, das Frühſtück erwartet Sie.

Louiſe
(im Abgehen noch einmal auf Rißberg blickend).

Der iſt gewiß kein Spitzbube, er ſieht einem ja ſo feſt in die Augen, daß man ſeinen Blick kaum aushalten kann. — Wär' ich nur zu Hauſe geweſen, man hätte ihnen nicht ſo übel begegnen dürfen. (Sie geht mit ihrer Mutter in's Schloß.)

Kaſimir
(zu Rochus, der die Hand auf ſeine Backe haltend, noch immer ſtehen bleibt).

Was machſt denn Du noch da? — Geh! —

Rochus.

Herr, ich habe eine Ohrfeige bekommen.

Kaſimir.

Gib acht, daß ich Dir nicht die zweyte gebe.

Rochus

(brummend abgehend).

Das hat man davon, wenn man ſeine Schuldigkeit thut

Neunter Auftritt.

Ulrich. Rißberg. Kaſimir.

Kaſimir.

Wer iſt der Menſch, der mit Ihnen iſt?

Rißberg.

Mein Reiſegefährte, ein getreuer Diener, vor dem ich kein Geheimniß habe. — Und jetzt, lieber Bruder, komm in meine Arme. (Er umarmt Kaſimir, welcher es ſehr kalt erwiedert.)

Kaſimir.

Sagen Sie mir doch, was führt Sie denn hierher? Ich hielt Sie ſchon lange für todt. — Ich glaubte, Sie ſeyen in Aſien, in Africa, in America oder irgendwo geſtorben.

Rißberg.

Gott ſey Dank, ich befinde mich recht wohl; und, meine Vermögensumſtände abgerechnet, bin ich in dieſem Augenblick der glücklichſte Menſch, da ich meinen lieben Bruder wieder an mein Herz drücke.

Kaſimir.

Gehorſamer Diener! — Ich bin auch erfreut — innerlich — denn äußerlich kann ich's nicht ſo recht von mir geben. — Nur das verdrießt mich, daß Sie ſo ganz unvermuthet angekommen ſind. — Sie hätten uns doch präveniren ſollen; und dann den Spektakel, den Sie da angefangen haben, — das ganze Dorf in Allarm zu bringen. —

Rißberg.

Das iſt die Schuld Ihres — —

Kaſimir.

Nein, das iſt Ihre Schuld, — einzig und allein Ihre Schuld: wie ein paar Abentheurer hier anzukommen — zu Fuß, in einem ſolchen Aufzug, mit dem Felleiſen auf dem Rücken. —

Rißberg.

Ich muß Dir aufrichtig geſtehen — das iſt unſere ganze Bagage.

Kaſimir.

Wie? Du lieber Himmel!

Ulrich.

Ja, mein Herr. Wir ſind Philoſophen omnia nostra nobiscum portamus.

Rißberg.

Deine Güte, lieber Bruder, nehm' ich nun in Anſpruch.

Kaſimir.

Ja, ich bin gut, das iſt wahr — aber ich bin wirklich ſo betroffen.

Rißberg.

Du wirſt Dich doch meiner nicht ſchämen?

Kaſimir.

Schämen? — Gott ſey Dank, ich ſchäme mich nie — aber es gibt Pflichten — und Vorurtheile, gewiſſe Rückſichten — die Welt — die Verläumdung — die Delikateſſe — und meine Frau, eine geborne von Stixenſtein, ich kann doch nicht — —

Rißberg.

Ich ſehe, lieber Bruder — — Herr v. Riſſenſtein wollt' ich ſagen — daß meine Gegenwart Sie verlegen macht. — Das ſoll nicht ſeyn, ich will Ihnen nicht überläſtig fallen, ich habe da (er zieht eine Brieftaſche heraus und öffnet ſelbe) mehrere Empfehlungsbriefe, unter andern einen an einen ſehr braven men=

ſchenfreundlichen Mann, an den Herrn Amtmann von Grauwalde. —

Kaſimir (für ſich).

Verflucht! — das iſt derſelbe, der des Onkels Teſtament gemacht hat?

Rißberg.

Haben Sie nur die Güte, mir den Weg zu bezeichnen; iſt das Schloß Grauwalde weit von hier?

Kaſimir.

O ſehr weit — ganz raſend weit. — Auch werden Sie ihn jetzt nicht zu Hauſe finden, er iſt, glaub' ich, nach der Hauptſtadt gefahren.

Rißberg.

Nun, ſo geh' ich zu Herrn von Plattenfeld, an den ich auch einen Brief habe. —

Kaſimir (für ſich).

Plattenfeld war der beſte Freund des Onkels! Der Menſch hat ja Briefe an die ganze Welt! (Laut) Hören Sie, ich will Etwas für Sie thun; doch meine Frau darf um Alles in der Welt nichts davon erfahren. — Ich will Sie mit meinen eigenen Pferden bis in's nächſte Städtchen führen laſſen, dort ſetzen Sie ſich auf die Diligence und kehren nach Wien zurück. — 500 Gulden, die ich Ihnen mitgebe, werden Ihre Reiſe beſtreiten, und es bleibt Ihnen noch ein Sümmchen übrig, womit Sie leben können, bis Sie einen Dienſt bekommen. — Mein Gott, in der Hauptſtadt wird das einem ſo geſchickten Menſchen ja nicht ſchwer fallen. — Ich gehe, die 500 Gulden zu holen. — Warten Sie nur hier auf mich, in ein paar Minuten bin ich wieder da. — Sie ſehen, ich thue was ich kann. — (Im Abgehen für ſich.) Muß mir auch noch ein todter Bruder über den Hals kommen.

Zehnter Auftritt.

Ulrich. Rißberg.

Ulrich.

Nun, mein Herr! Zu dieſer Aufnahme dürfen wir uns Glück wünſchen.

Rißberg.

Ich geſtehe, ſo vermuthete ich ſie mir nicht. — Komm, laſſ' uns den Elenden fliehen.

Ulrich

(als ob ihm in dieſem Augenblicke ein Plan einfiele).

Nein, mein Herr! — wir fliehen nicht! — Erſt wollen wir uns an Ihrem Bruder für ſeinen Hochmuth und Geiz rächen.

Rißberg.

Was willſt Du ohne Geld unternehmen? —

Ulrich.

Das ſoll ſchon kommen. — Laſſen Sie nur mich machen. — Still, da kommt Ihr Bruder! Sie werden ſogleich meinen Plan errathen, unterſtützen Sie mich.

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Kaſimir.

Ulrich
(ſehr laut lachend).

Nun freuen Sie ſich nur, Herr v. Riſſenſtein! —

Kaſimir
(welcher aus dem Schloſſe getreten iſt, und ein Päckchen mit Banknoten zählt, bleibt, als er ſeinen Namen hört, ſtehen und horcht).

Sie ſprechen von mir. —— Horch, was ſie brüten.

Ulrich (leiſe).

Er horcht ſchon. (Laut ſich die Hände reibend.) Sie werden die Hände über den Kopf zuſammenſchlagen, daß Sie uns ſo unhöflich aufgenommen haben.

Kaſimir
(leiſe für ſich).

Mein Gott! Will mir der Spitzbube etwa gar das Schloß anzünden?

Ulrich.

Euer Gnaden dürfen ſich Glück wünſchen, daß Sie meinen Rath befolgt haben. In dieſer Verkleidung, unter dem Scheine der Armuth gelang es Ihnen, das Herz Ihres Bruders zu prüfen, Sie überzeugten ſich nun ſelbſt, daß er Sie nicht liebt, und werden keine Thorheit begehen.

Kaſimir.

Thorheit? —

Rißberg
(leiſe zu Ulrich).

Nun verſteh' ich Dich!

Ulrich.

Noch geſtern ſprachen Sie zu mir: Ulrich! — das Herumreiſen habe ich endlich ſatt, auch hab' ich es nicht mehr nöthig, von nun an will ich in meinem Vaterlande bleiben, in dem Schooße meiner Familie, deren Glück ich zu machen glaube. Sie ſagten das ſo rührend, daß mir noch jetzt die Augen übergehen.

Kaſimir.

Glück? — Familie? — Was iſt das?

Rißberg
(leiſe zu Ulrich).

Aber Schlingel! Wir haben ja keinen Kreuzer in der Taſche.

Ulrich (laut).

Was wollen Sie jetzt mit den 300,000 Stück Dukaten anfangen, die Sie auf Ihrer letzten Reiſe gewonnen?

Kaſimir.

Drei — — mal — — hundert — tauſend — und noch dazu Dukaten?

Ulrich

(leiſe zu ſeinem Herrn).

So beſtätigen Sie doch die Summe.

Rißberg

(zieht ſeine Brieftaſche heraus).

Hier in dieſer unanſehnlichen Brieftaſche liegen ſie in guten Wechſeln.

Kaſimir.

Die Stimme verſagt mir.

Riß-berg.

Wie freute ich mich ſchon auf den Augenblick, wo ich dieſe Wechſel vor meinem Bruder auf dem Tiſch ausbreiten, und zu ihm ſagen würde — Bruder! — Ich bin allein, ich brauche ſo viel nicht, aber Du haſt Familie, mach' mir die Freude und theile mit mir meinen Ueberfluß! —

Ulrich.

Ja, das iſt wirklich eine ſchöne Idee!

Kaſimir

(ſchlägt ſich an die Stirne).

Dummkopf! — Eſel! — Was haſt du gethan?

Rißberg

(in Schmerz verſunken ſcheinend).

Es iſt vorbey:

Ulrich.

Undank würde Ihr Lohn ſeyn!

Kaſimir.

Ich bringe mich um.

Ulrich.

Laſſen Sie uns ſchnell wieder abreiſen, gnädiger Herr! — Sie müſſen den Hochmüthigen gar nicht mehr ſehen. — Mit 500 Gulden wollte er Sie abfertigen.

Rißberg

(laut lachend).

500 Gulden, ha, ha, ha, ha! —

Ulrich.

So viel bezahlen Sie monatlich Ihrem Parfumeur! Was der Geizhals doch für ein Geſicht machen würde, wenn er Ihre Equipage ſähe, welche Sie auf der letzten Poſt ſtehen ließen.

Kaſimir.

Seine Equipage!

Ulrich.

Und dann den engliſchen Reitknecht und die 4 Bedienten.

Kaſimir.

Vier Stück Bedienten?

Ulrich und Rißberg
(lachen aus vollem Halſe).

Kaſimir.

Da lachen Sie nun auf meine Koſten! — Daß Ihr erſticken möchtet!

Ulrich.

Und wenn dann erſt ich in meiner Gallalivree erſcheine, mit den goldenen Epaulets! — Aber nein, was ſag' ich denn; — wir ſind ja ein paar Abentheurer, Vagabunden, ha, ha, ha, ha!

Kaſimir.

Was fang' ich jetzt an? Ich darf ſie nicht fortlaſſen. Wenn ich? wie wär's? — Ja, das kann noch helfen. (Er eilt in's Schloß.)

Zwölfter Auftritt.

Rißberg. Ulrich.

Ulrich.

Jetzt iſt er fort.

Rißberg.

Haſt Du ihn beobachtet?

Ulrich.

Ich habe immer auf ihn hinübergeſchielt, er war ganz außer ſich, er ſchlug ſich vor die Stirne! — Nun, mein Herr, habe ich Ihnen nicht zu einem ungeheuren Vermögen geholfen?

Rißberg.

Ich danke Dir — Du kannſt Dir davon gleich Deinen rückſtändigen Lohn nehmen! — Aber die Equipage — die Bedienten?

Ulrich.

Schaden auch nichts. Sie werden ſchon ſehen. — Vergeſſen Sie nur ja nicht, daß Sie 300,000 Dukaten in Ihrer Brieftaſche haben.

Rißberg.

Schon recht — (er öffnet ſeine Brieftaſche) und das in excellenten Papieren, — nämlich ein Paß, ein paar Billets = doux und einige Ermahnungen von Gläubigern.

Ulrich.

Wenn uns nur die Gläubiger nicht ſelbſt über den Hals kommen. — Indeſſen fallen Sie nicht aus Ihrer Rolle, ich will die meinige bis zu Ende durchführen.

Dreyzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Kaſimir. Später Frau v. Riſſenſtein und Louiſe.

Kaſimir
(läuft auf ſeinen Bruder zu).

Bruder! lieber Bruder! — Ich bin ganz böſe auf mich ſelbſt, daß ich Dich nicht ſo empfing, wie mein Herz gern gewollt hätte; — aber mein Schwindel, und meine Frau — unter uns geſagt, ich glaubte, meine Frau würde Dich in dieſem Aufzuge nicht ganz gut aufnehmen; allein nun ſind alle meine Beſorgniſſe gehoben. Als ich ihr ſagte, daß Du angekommen ſeyſt, ſchrie ſie, — nun, man muß ſie nur ſchreyen hören — mein Schwager! welche Freude, welches Glück! — und ſieh, da kömmt ſie eben ſelbſt, Dir die Freude zu bezeugen, welche uns Allen Deine Ankunft gewährt.

Ulrich
(leiſe zu Rißberg).

Ulrichs Verwandlungen, ein Seitenſtück zu Ovids Verwandlungen.

Rißberg
(eben ſo zu ihm).

Ich kann das Lachen kaum zurückhalten.

(Frau von Riſſenſtein und Louiſe treten ein.)

Kaſimir.

Frau — Tochter! da ſeht er, das iſt mein Philipp, mein theurer Bruder, der mit mir unter einem Herzen gelegen, nein, nicht unter einem Herzen gelegen, aber mit dem ich mein ganzes Herz theilen will.

Frau v. Riſſenſtein.

Werther Herr Schwager!

Louiſe.

Lieber Onkel! (Küßt ihm die Hand.)

Rißberg (verlegen).

Gnädige Frau!

Frau v. Riſſenſtein.

Nicht ſo, umarmen Sie mich und nennen Sie mich Schweſter!

Rißberg.

Wodurch verdiene ich ſo viel Güte?

Ulrich
(leiſe zu ihm).

Durch meine Pfiffigkeit.

Kaſimir.

Ach das iſt der ſchönſte Tag meines Lebens! —

Bruder! Verzeih mir meine anfängliche Kälte, allein die Ueberraſchung!

Rißberg.

Jeder Groll entweiche zwiſchen uns.

Kaſimir.

Nicht wahr, Du bleibſt jetzt bey uns?

Frau v. Riſſenſtein.

Wir trennen uns nie mehr?

Rißberg.

Eure Güte macht mich wirklich verlegen.

Kaſimir.

Was Güte? Du machſt ja uns die größte Freude. Sieh Deines Bruders Haus als das Deinige an, befiehl, Alles wird Dir gehorchen, wir wollen ein Herz und eine Seele ſeyn, wir wollen Dich pflegen und lieben, und ſo wird dieſer ländliche Aufenthalt uns ein Paradies werden.

Frau v. Riſſenſtein.

Ja, mein Mann hat recht, die Freude hat mich ſo ergriffen, daß meine ſchwachen Nerven faſt zerſpringen wollen. Kommen Sie, Herr Bruder, reichen Sie mir Ihren Arm, ſeyen Sie Herr, ſeyen Sie König in unſerem Hauſe, und glauben Sie, daß Ihre Zufriedenheit unſer höchſtes Ziel iſt. (Sie geht mit ihm ab. Kaſimir und Louiſe folgen.)

Ulrich
(bleibt noch ſtehen und ſpricht ironiſch).

Ach was das für gemüthliche herzensgute Menſchen ſind. Butter! Ganz Butter, der im Sonnenſcheine des Goldes ſchmilzt.

(Er geht den Uebrigen in's Schloß nach.)

Ende des erſten Aufzuges.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Herr und Frau v. Riſſenſtein.

Kaſimir.

Ich habe ihm mein eigenes Zimmer eingeräumt, wo er ſich jetzt umzieht, alle meine Kaſten habe ich ihm geöffnet, da mag er ſich nun aus meinen Kleidern wählen was ihm beliebt.

Frau v. Riſſenſtein.

Wir können jetzt einige Minuten allein mit einander ſprechen?

Kaſimir.

Allerdings.

Frau v. Riſſenſtein.

So erzähle mir doch nur weiter, ich bitte Dich.

Kaſimir.

Seine Brieftaſche enthält 300,000 Dukaten. Du darfſt mir's glauben. Ich habe ja die Wechſel mit meinen eigenen Augen geſehen. Noch höre ich ſeine Worte — er vermuthete nämlich nicht, daß ich ihn behorchte; — „O wie ſehr“ ſagte er — „freute ich mich auf den Augenblick wo ich alle dieſe Wechſel vor meinem Bruder auf einem Tiſche ausbreiten, und zu ihm ſagen würde: Bruder! ich bin allein, ich habe ſo viel Geld nicht nöthig, du haſt Familie, mache mir das Vergnügen und theile mit mir meinen Ueberfluß,“ — und dabei kamen ihm Thränen in die Augen, und ich — ich mußte mit weinen.

Frau v. Riſſenſtein.

Der gute, brave Mann! — ſo viel Geld hat er alſo? — Aber noch komm' ich von meinem Erſtaunen nicht zu mir. — Es iſt doch eine entſetzliche Idee für einen armen Teufel gelten zu wollen.

Kaſimir.

Mich überraſcht das weniger, als Dich; — denn ich kenne meinen Bruder, er iſt ein Liebhaber vom Sonderbaren, kurz ein wahres Original! — Es iſt doch lächerlich, er kömmt hier an wie ein Bettler, und hat eine ganze Suite von Bedienten und eine prächtige Equipage, welche er auf der nächſten Poſt ſtehen ließ. — Eben recht, daß ich daran denke, man könnte doch Jemanden dahin ſenden, der ſich erkundige, ob — —

Frau v. Riſſenſtein.

Iſt ſchon geſchehen. — Rochus iſt nach Sparfeld geritten, um ſich zu überzeugen ob das Alles ſo iſt, — verſteht ſich, es darf Niemand von ſeinen Leuten etwas davon merken; -- das hab' ich dem Rochus auf die Seele gebunden; — Er muß bald wieder zurück ſeyn. — Sieh da kömmt er eben.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Rochus.

Frau v. Riſſenſtein
(geht ihm entgegen).

Nun Rochus, was haſt Du erforſcht?

Rochus
(mit geheimnißvoller Miene).

St! — St! — darf ich vor dem Herrn reden?

Frau v. Riſſenſtein.

Ja, ja! — Rede nur!

Rochus.

Ach! — wie bin ich geritten und dann die Hitze! Ich bin völlig im Saft gebraten.

Kaſimir.

Du warſt alſo im Sparfeld?

Rochus.

War dort, Herr! — habe Alles geſehen! — Gleich zu Anfang des Städtchens iſt ein ſchlechtes Wirthshaus, da ließ ich meinen Schimmel ſtehen; damit es nicht das Anſehen habe, als ob ich ein honneter Menſch ſey.

Kaſimir.

Recht gut! — ich verſtehe Dich ſchon, nur weiter! —

Rochus.

Dann — dann ging ich zu Fuß — ſo wie man ſpazieren geht, beym Poſthauſe vorbey.

Kaſimir.

Recht gut! Zur Sache!

Rochus.

Herr! — Frau! — ach was iſt das für eine Equipage! —

Kaſimir

(zu ſeiner Frau).

Nun, mein Schatz? —

Rochus.

In meinem Leben habe ich keinen prächtigeren Wagen geſehen. — Ganz gelb, mit goldenen Leiſten. —

und auf jedem Schlag ein Gemälde; — und Coffre's und Mantelſäcke einer über dem andern, vorne und hinten; und Laternen; — und der Bock, Frau! der Bock das iſt ſchon eine Pracht auch, wenn man darauf ſitzt, ſo kann man bei jedem Haus im erſten Stock hineinſehen.

Kaſimir.

Wir dürfen nicht mehr zweifeln.

Rochus.

Es ſind mehr als 100 Perſonen um den Wagen herumgeſtanden, die ihn betrachteten.

Frau v. Riſſenſtein.

Haſt Du auch Bediente geſehen? —

Rochus.

Bediente? Nun, ob ich ſie geſehen habe? Wohl zehn, und Alle ſind hinten und vorne voll Gold. — Meine Livree iſt gar nicht mit der ihrigen zu vergleichen.

Frau v. Riſſenſtein.

Haſt Du auch gefragt, wem der Wagen und dieſe Bedienten gehören?

Rochus.

Freylich! — Einem General!

Herr und Frau v. Riſſenſtein.

Wie? — einem General?

Rochus.

Nun ja, einem General der hieher gereiſt iſt, um die nahen Feſtungswerke zu unterſuchen.

Kaſimir.

Alſo wäre mein Bruder gar General? — (Sich beſinnend.) Warte! — Ja, er hat einen Brief an den Amtmann von Grauwalde, der enthält vermuthlich Befehle der Regierung, in Rückſicht auf ſeine Sendung.

Frau v. Riſſenſtein.

Wär's möglich? —

Kaſimir.

Auch erinnere ich mich ſo eben, er hat ja beym Militär gedient. — Kam uns denn nicht die Nachricht zu, daß er in einem Treffen todt geblieben ſey! — Es iſt gar kein Zweifel mehr; — mein Bruder iſt General, und der General iſt mein Bruder.

Rochus.

Herr! — Haben Sie jetzt nichts mehr zu fragen?

Kaſimir.

Nein — geh', und ſage keinem Menſchen was Du geſehen haſt.

Rochus.

Schon recht, Herr! — (Geht, und kehrt wieder um.) Noch eins, ſoll ich noch ferner allen Leuten, die ſchlecht ausſehen, unſer Thor verſchließen?

Kaſimir.

Nein, nein, dieſer Vorfall ſoll mir zur Witzigung dienen.

Rochus.

Ich glaub's ſelbſt. — Es kann leicht noch ein anderer ſchlechter Menſch kommen, der dann wieder ein Bruder oder ein Vetter iſt. — Ueberdieß, wann man Alle hereinläßt, ſo riskirt man doch keine Ohrfeige.

(Er geht ab.)

Dritter Auftritt.

Herr und Frau v. Riſſenſtein.

Kaſimir.

Jetzt laſſ' uns auf der Hut ſeyn, mein Schatz; — Philipp darf nicht ahnen, daß wir um ſeinen Plan wiſſen. — In unſeren Augen muß er noch immer ein armer Teufel bleiben. — Ach, da kommt er; — wie gefällt Dir ſeine Haltung?

Frau v. Riſſenſtein.

Ach Gott! Man hat's ja gleich auf den erſten Blick weg, daß er ein Menſch von Bildung iſt.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen und Rißberg. (Letzterer kommt in einem reich geſtickten Kleide aus dem Schloſſe.)

Rißberg.

Wahrlich, lieber Bruder, bey Dir iſt Alles ſo noble, ſo elegant! — Beſonders Deine Garderobe.

Kaſimir.

Dieß Kleid ſteht Dir vortrefflich.

Frau v. Riſſenſtein.

Ja, es kömmt auch bey einem Kleide viel darauf an, wie man es trägt.

Rißberg.

Sie ſchmeicheln, Frau Schwägerin!

Kaſimir.

Das iſt ſonſt der Fehler meiner Frau nicht. — Sieh, lieber Bruder! an mir iſt ſie den Putz nicht gewohnt — hier auf dem Lande, unter den Bauern.

Rißberg.

Wozu bedarfſt Du denn einer ſo entſetzlichen Menge reichgeſtickter Kleider; Deine Garderobe muß Dich ja eine enorme Summe koſten?

Kaſimir (ſchnell).

O nein! — die Kleider habe ich alle vom Onkel geerbt. (Frau v. Riſſenſtein gibt ihrem Gemahl einen Wink, ſich nicht zu vergeſſen, dieſer ſpricht für ſich.) Der Teufel! das hätt' ich wohl auch nicht ſagen dürfen.

Rißberg.

Der gute Onkel iſt alſo todt?

Frau v. Riſſenſtein
(Traurigkeit affectirend).

Leider, ſeit 3 Jahren.

Rißberg.

O wie ſehr betrau're ich ſeinen Verluſt!

Frau v. Riſſenſtein.

Oh! —

Kaſimir.

Ach!

Rißberg.

Er liebte mich ſehr, ich bin davon überzeugt! — Ich habe ſogar noch Briefe von ihm, in denen er mir verſprach, mich nach ſeinem Tode nicht zu vergeſſen.

Kaſimir.

Ja — er wollte auch — aber er wußte nicht was mit Dir geſchehen ſey.

Rißberg.

Ja freylich, freylich! — Ich war dazumal in Spanien.

Frau v. Riſſenſtein.

Sie dienten ja beym Militär, nicht wahr, Herr Bruder?

Rißberg.

Ja, als gemeiner Soldat, Frau Schweſter!

Kaſimir

(huſtend, und ſeine Frau anblickend).

Hm! — hm! — als gemeiner Soldat.

Rißberg.

Ich wäre wohl avancirt, allein meine Bleſſur hinderte mich, weiter zu dienen. — Ja, liebe Freunde! ich hatte leider nie viel Glück.

Kaſimir.

Das iſt recht traurig!

Rißberg.

Du haſt alſo den Onkel ganz allein geerbt! —

Kaſimir.

Lieber Himmel, ja! —

Rißberg.

Er hatte ja doch ein großes Vermögen.

Kaſimir.

Auch große Schulden.

Rißberg.

Man hat mir doch geſagt, die Erbſchaft hätte wenigſtens 400,000 Gulden betragen.

Kaſimir.

So beyläufig, ja — aber mein Gott! das Meiſte war in Grundſtücken; — alle im ſchlechten Zuſtande; — einige Meyereyen, — ſchlecht verwaltet; — ein paar alte Schlöſſer, — baufällig; — die Reparationskoſten, die Steuern; ich verſichere Dich, wenn man am Schluſſe des Jahres zuſammenrechnet — —

Frau v. Riſſenſtein
(das Geſpräch ablenkend).

Lieber Bruder! — Ich und mein Mann haben um dieſe Zeit immer einige verdrüßliche Hausgeſchäfte. — Wollten Sie wohl erlauben? —

Rißberg.

Ganz nach Belieben, ich bitte daß Sie meinetwegen ganz ſo leben wie ſonſt. (Louiſe tritt auf.)

Frau v. Riſſenſtein.

Da kömmt eben meine Tochter! — Louiſe! leiſte Deinem Onkel indeſſen Geſellſchaft, zeige ihm ein wenig, was Du ſchon kannſt. — Mein Gott! das Kind iſt denn doch noch gar zu jung! — Ich lehre ſie tanzen.

Kaſimir.

Und von mir lernt ſie die Muſik. — Jetzt verzeih', lieber Bruder, daß wir uns entfernen, ich bin recht bald wieder bey Dir, dann zeig' ich Dir meinen Park, Du wirſt ſehen, es gibt keinen ſchöneren auf 20 Meilen in die Runde. (Bemerkt, daß er ſchon wieder zu viel geſagt habe, ſchlägt ſich unbemerkt auf den Mund, und geht mit ſeiner Frau ab.)

Fünfter Auftritt.

Louiſe. Rißberg.

Rißberg.

Nun, liebes Louischen! — Du ſtehſt ja ſo entfernt; fürchteſt Du Dich denn vor mir; — ich bin ja Dein Onkel.

Louiſe.

Ja, das weiß ich, und ich habe den Herrn Onkel auch recht lieb. —

Rißberg (für ſich).

Das Mädchen iſt allerliebſt. — (Laut.) Komm her, gib mir einen Kuß.

Louiſe.

Herr Onkel, die Mama hat befohlen, ich ſoll Ihnen etwas ſingen; — wollen Sie?

Rißberg.

Recht gern, laß mich Deine Silberſtimme hören. —

Louiſe.

Ach Gott! Sie ſcherzen; — ich habe keine Silberſtimme.

Rißberg.

Du biſt gar zu beſcheiden, ſinge nur!

Louiſe.

Wenn Sie durchaus befehlen! (Sie ſingt ihre Lection.)

Re la re ut re mi fa
Mi fa mi re ut mi la.

Rißberg (lachend).

Ha, ha, ha, liebes Louischen! das Lied iſt recht artig, aber könnteſt Du mir denn nicht auch die Worte dazu ſagen?

Louiſe.

Das Lied hat gar keine Worte, Herr Onkel! — Die Mama will überhaupt nicht, daß ich Worte lernen ſoll.

Rißberg (lachend).

Ach! — das iſt etwas Anders! Nun, und hat man Dich nebſt dem Singen auch noch etwas Anderes gelehret?

Louiſe.

O ja! Tanzen, aber leider will's auch da nicht gehen. 'Mit den Eccosaisen und Contratänzen bring' ich's nicht vorwärts, aber — (leiſe zu ihm) wenn ich an einem Sonntag entwiſchen, und zur Linde hinausgehen kann, da ſollen Sie mich walzen ſehen, Herr Onkel, das geht wie der Wind, obſchon ich's nie gelernt habe.

Rißberg (lachend).

Recht ſchön, liebes Louischen. — Aber mit wem tanzeſt Du denn am liebſten unter der Linde?

Louiſe.

Mit dem Monſieur Heinrich.

Rißberg.

Wer iſt der Monſieur Heinrich?

Louiſe.

O ein gar hübſcher, liebenswürdiger Burſche, Herr Onkel!

Rißberg.

Er wohnt vermuthlich hier im Dorfe?

Louiſe.

Ja, er iſt der Sohn unſers Notars.

Rißberg.

Das iſt auch ein Freund meines ſeligen Onkels, an den ich Briefe habe. — Ich werde ihn beſuchen, und da werde ich den Monſieur Heinrich wohl auch kennen lernen.

Louiſe.

O Herr Onkel, wenn Sie ihn ſehen, ſo lieben Sie ihn gewiß ſo ſehr als ich. — Er iſt ſo ſanft, ſo redlich, und dann ſo beſcheiden. — Sie werden es mir nicht glauben, aber er hat mir noch nicht einmal die Hand geküßt.

Rißberg.

Wiſſen Deine Eltern von Eurer Liebe?

Louiſe.

Ja, Heinrich hat ſchon um mich angehalten.

Rißberg.

Und bekam vermuthlich eine abſchlägige Antwort?

Louiſe.

Mein Gott, freylich! Aber wenn der Herr Onkel ſich darein miſchen wollten, ich wette, Sie dürfen ein einziges Wort ſagen, ſo iſt's richtig.

Rißberg.

Erſt will ich den Heinrich kennen lernen.

Louiſe.

Ich will Sie gleich zu ihm führen, wenn's Ihnen gefällig iſt.

Rißberg.

Ich verſtehe, während ich mit dem Vater ſpreche, haſt Du Gelegenheit mit dem Sohne zu ſprechen.

Louiſe.

Ja wohl, und die Mama kann mich doch nicht darüber ausſchelten.

Rißberg.

Nun, ſo komm Du kleine Hexe! Man kann Dir ja nichts abſchlagen. (Sie wollen ab.)

Sechster Auftritt.

Die **Vorigen.** **Ulrich** (in reicher Livree).

Ulrich
(indem er ſich vor Rißberg herum dreht).
Nun, wie finden mich Euer Gnaden jetzt?

Rißberg.

Biſt Du's wirklich Ulrich? ich kenne Dich kaum — welche Veränderung?

Ulrich.

Ja, es iſt ſtark, das muß ich ſelbſt geſtehen; in einem großen Coffer fand ich dieſe noch ganz neue Livree, welche, wie mir die Hausleute ſagen, vor ſechs Monaten für einen Bedienten gemacht worden iſt, der, noch eh' er ſie an den Leib brachte, ſeiner Betrügereyen wegen aus dem Hauſe mußte. — Sie iſt mir wie angemeſſen, und ſo bin ich wieder ſo herrlich equipirt, und Dank ſey es einer ungeheuren Paſtete und einigen Hühnern, welche für mich ihr Leben opfern mußten, ſo wohl genährt, daß ich kühn neuen Schickſalsſtürmen trotzen kann.

Rißberg.

Biſt Du endlich einmal zufrieden?

Ulrich.

Ja, es war aber auch endlich einmal Zeit, daß dieß Endlich kam.

Rißberg.

Geh' nun in das Vorzimmer und erwarte meine Befehle! — komm Louiſe!

(Er geht mit Louiſen ab.)

Siebenter Auftritt.

Ulrich (allein).

Ulrich

(die Stimme ſeines Herren nachahmend).

Geh' in das Vorzimmer und erwarte meine Befehle! — das klingt ganz anders, als vor ein paar Stunden, wo es hieß: Mein armer Ulrich hinten, und mein armer Ulrich vorne! — Ja, ja, ſo ſind die Leute, ſo lange Sie einen armen Menſchen brauchen, kriechen ſie ihm faſt in die Schuhe, aber wenn er ihnen den Schämmel gezimmert hat, auf welchem ſie zum Glücke emporſteigen, ſo werfen ſie ihn, wenn er ihnen nachklimmen will, hübſch zurück, ziehen die Naſe hoch empor, und ſehen von ihrer Höhe zu, wenn er ſich im Staube wälzt — — J nu! wer weiß, ob das erlogne Glück auch lange dauert! Sey es wie es ſey! Jch kümmere mich weder um Vergangenheit noch Zukunft, ſondern lebe als ein wahrer Lebensphiloſoph in der Gegenwart. Jch höre Jemanden! — Herr und Frau von Riſſenſtein kommen aus dem Schloſſe. — — Jch möchte ihnen gerne aus den Augen gehen, aber es iſt nicht mehr möglich. (Er macht ihnen eine tiefe Verbeugung.)

Achter Auftritt.

Ulrich. Herr und Frau v. Riſſenſtein.

Kaſimir
(zu ſeiner Frau).

Da iſt ſein Bedienter; den müſſen wir zu gewinnen ſuchen; denn er beſitzt das ganze Vertrauen ſeines Herren. (Zu Ulrich.) Wo iſt denn ſein Herr?

Frau v. Riſſenſtein

Wir haben ihn hier verlaſſen.

Ulrich.

Er ging erſt zuvor mit Ihrem Fräulein Tochter fort.

Kaſimir.

Sie ſind vermuthlich im Park. —

Ulrich.

Befehlen Sie, daß ich ſie rufe?

Kaſimir.

Nein, mein Freund, bleib' Er nur hier.

Ulrich (für ſich).

Jetzt geht's vermuthlich an's Fragen, Gott der Winde, ſey mir gnädig!

Frau v. Riſſenſtein.

Wir wollen uns ein wenig mit ihm unterhalten, mein Freund.

Ulrich.

Wie kann ich, gemeiner Menſch? — (Für ſich.) Hab's ja geſagt!

Kaſimir.

Nun, lieber Junge! — Gefällt's ihm hier?

Ulrich.

Wer wird die Seligen fragen, ob's ihnen im Paradieſe gefällt?

Frau v. Riſſenſtein.

Sehr galant!

Kaſimir.

Haben meine Leute für Ihn geſorgt?

Ulrich.

Hätte ich ihnen nachgegeben, ſo ſäßen wir noch bey Tiſche.

Kaſimir.

Was mich betrifft, ſo will ich Ihm einen beſonderen Beweis meiner Zuneigung geben. (Er reicht ihm einige Goldſtücke.) Nimm Er das!

Ulrich.

Wie, Euer Gnaden? — Geld? — pfui!

Kaſimir

(glaubt ihn beleidigt zu haben, und ſteckt daher das Geld ſchnell wieder in die Taſche.)

Nun, ich wollte Ihn ja nicht beleidigen!

Ulrich.

Nein, von Beleidigung iſt nicht die Rede! — Und da Euer Gnaden glauben könnten, es geſchehe aus Stolz, ſo bitte ich, mir das Geſchenk zu reichen. — (Er nimmt die Goldſtücke.) Nie werde ich dieſe Goldſtücke ausgeben — wenn ich wirklich ihrer bedürfte, was doch nie der Fall ſeyn kann!

Kaſimir.

Er iſt ein Muſter von Uneigennützigkeit.

Ulrich.

Aufrichtig geſagt! — Mein Herr und ich wir fragen wenig um's Geld! — Eine Höflichkeit, die man uns erweiſt, hat in unſern Augen mehr Werth, als alle Schätze der Welt. Und damit werden wir in dieſem Schloſſe überhäuft.

Kaſimir.

Sag' Er mir, lieber Ulrich, wie lang' iſt Er denn ſchon in meines Bruders Dienſten?

Ulrich.

Das iſt jetzt — (zählend.) 5, 6, 7, 8 — 9 Jahre.

Frau v. Riſſenſtein.

Er hat ihn alſo auch auf allen ſeinen Reiſen begleitet?

Ulrich.

Ach ja, gnädige Frau! — Ich war mit ihm in Congo, in Masulipatan — in — —

Kaſimir.

Welche war die letzte Reiſe, die Ihr gemacht habt?

Ulrich.

Die letzte Reiſe? — Erlauben Sie ein wenig, — die letzte ging an den Strom la Plata.

Frau v. Riſſenſtein.

La Plata?

Ulrich.

Ja, gnädige Frau — der Strom la Plata iſt ein Strom, der eine ungeheure Menge Goldſand mit ſich führt.

Frau v. Riſſenſtein.

Goldſand? — (Sie reicht ihm Gold.) Er hat von meinem Manne ein kleines Geſchenk angenommen, Er darf es auch mir nicht abſchlagen.

Ulrich.

Wer wird von ſo ſchönen Händen etwas verſchmähen?

Frau v. Riſſenſtein.

Man merkt's doch gleich, wenn ein Menſch in der Welt herumgekommen iſt.

Kaſimir (lächelnd).

Auf einer ſolchen Reiſe hättet Ihr doch große Reichthümer erwerben können.

Ulrich.

Wir haben ſie auch erworben — allein das menſchliche Glück iſt ſo vielen Zufällen unterworfen; — auf uns haben ſo viele Widerwärtigkeiten eingeſtürmt, daß wir nichts in unſer Vaterland mitbrachten, als Armuth und Müdigkeit von der beſchwerlichen Reiſe.

Kaſimir.

Er ſpielt den Verſchwiegenen gegen uns? (Lacht.) He, he, he, he!

Ulrich.

Ich, Euer Gnaden?

Kaſimir.

Wenn ich Ihm aber ſage, daß ich Alles weiß.

Ulrich.

Alles?

Kaſimir.

Ja — Sein Herr wollte uns nur auf die Probe ſtellen. —

Ulrich.

Ich weiß wahrlich nicht —

Kaſimir.

Aber ich weiß, daß er unmenſchlich reich iſt. —

Ulrich.

Wirklich? —

Kaſimir.

Eure Equipage, — die Dienerſchaft, die Ihr in Sparfeld zurückgelaſſen habt — —

Ulrich.

Was wollen Euer-Gnaden damit ſagen?

Kaſimir.

Geſehen hab' ich ſie, — ſelbſt geſehen.

Ulrich.

Unſ're Equipage, unſ're Dienerſchaft haben Euer Gnaden geſehen?

Frau v. Riſſenſtein.

Er ſpielt den Erſtaunten vortrefflich.

Ulrich.

Ich ſchwöre Ihnen aber — —

Kaſimir (lachend).

Und mein Bruder iſt kein General? he, he, he! — Nein, nein, er iſt kein General!

Ulrich.

General!

Frau v. Riſſenſtein.

Er iſt nicht hieher geſandt, um die nahen Feſtungswerke zu unterſuchen?

Ulrich.

Feſtungswerke? — Ich muß geſtehen, daß Sie beſſer in der Sache unterrichtet ſind als ich.

Kaſimir.

Nun, das hat Mühe gebraucht, Ihm das Geheimniß zu entlocken.

Ulrich.

Ich bitte Euer Gnaden um Alles in der Welt, ſagen Sie nur meinem Herrn nichts, daß ich — —

Kaſimir.

Sey Er ruhig, — verſchweig' auch Er ihm unſere Unterredung, Er ſoll's nicht bereuen.

Frau v. Riſſenſtein
(mit einem zärtlichen Blicke).

Er ſoll's gewiß nicht bereuen, hört Er?

Ulrich.

Ich bin ſtumm, gnädige Frau! ſtumm, wie ein Fiſch. (Im Abgehen für ſich.) Teufel! in dem Hauſe avancirt man ſchnell.

Neunter Auftritt.

Herr und Frau v. Riſſenſtein.

Kaſimir.

Nun, hab' ich das pfiffig herausgebracht?

Frau v. Riſſenſtein.

Sage mir vor Allem, wozu biſt Du jetzt entſchloſſen?

Kaſimir.

Wozu? — Ihn ganz an uns zu binden, — ihm die Hälfte des Erbtheiles anzubieten. — Nach dem Ausſpruch des Teſtaments könnte ich die ganze Erbſchaft jetzt rechtlicherweiſe für mich behalten. Der 5te

Paragraph ſagt ausdrücklich: „Wenn nach 3 Jahren von dem Tage, der bei meinem Teſtament unterzeichnet iſt, keine Nachricht eingelaufen iſt, daß mein Neffe, Carl Philipp Rißberg, noch am Leben ſey, ſo ſoll mein ganzes Vermögen meinem ältern Neffen, Kaſimir Rißberg, zufallen.“ — Das Teſtament iſt vom 16. July 1830. Heute haben wir den 17. July 1833, die Präſcriptionszeit iſt alſo vorüber, und Philipp, welcher erſt dieſen Morgen erſchien, kann keinen Anſpruch mehr auf einen Theil desſelben machen.

Frau v. Riſſenſtein.

Aber wenn er nichts davon verlangt, warum willſt Du ihm etwas anbieten?

Kaſimir.

Warum? warum? — O! ihr ſchwachen Weiber! die ihr nicht weiter ſeht, als eure Naſe reicht. — Still, da kömmt Louiſe, vor dem Kinde darf man nichts davon reden.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Louiſe.

Louiſe (hüpft ſingend daher).

Das Herz der ſchönen, kleinen Liſe
Macht's immer tick, tick, tick, tick, tick.

Frau v. Riſſenſtein.

Du kommſt allein? — wo iſt denn der Onkel?

Louiſe.

Ich habe ihn beym Notar gelaſſen.

Kaſimir.

Beym Notar? (Zu ſeiner Frau). Ich wette, er will Erkundigungen in Betreff des Teſtamentes einziehen.

Louiſe.

Gott bewahre, ſie ſprechen von einer Heirath, nicht von einem Teſtamente.

Frau v. Riſſenſtein.

Von einer Heirath?

Louiſe.

Ja, der Onkel ſah den Heinrich und ſprach mit ihm, und fand ihn ſehr liebenswürdig, und dann ſagte er, er wolle Alles daran ſetzen, daß er mich zur Frau bekäme.

Kaſimir.

Wirklich?

Frau v. Riſſenſtein.

Meine Tochter den Sohn eines Notars?

Louiſe.

Der Onkel ſagte, die Heirath müßte geſtiftet werden, und wenn er ſich auch mit meinen Eltern überwerfen ſollte.

Frau v. Riſſenſtein.

Du liebſt alſo den Sohn des Notars? das verräth einen ſchlechten Geſchmack.

Louiſe.

Aber liebe Mama, Sie heiratheten ja auch den Papa. — —

Frau v. Riſſenſtein.

Wie?

Louiſe.

Ich meine, weil Sie ihn liebten.

Kaſimir.

Louiſe hat recht, mein Kind jetzt iſt nicht die Zeit, ſie auszuſchelten. — — Bedenke, der Bruder nimmt dieſe Ehe in Schutz. — Man muß ihm nicht wiederſprechen.

Louiſe.

Da kömmt der Onkel ſchon.

Eilfter Auftritt.

Die **Vorigen**. **Rißberg** (tritt mit ernſthafter Miene, und nachdenkend auf).

Kaſimir.

Was iſt Dir denn, lieber Bruder?

Frau v. Riſſenſtein.

Warum ſo traurig?

Rißberg.

Ich habe wohl Urſache es zu ſeyn. Alle meine Hoffnungen ſind auf einmal zerſtört, und ich begreiſe nun gar wohl, warum Ihr mir über das Teſtament nie Rede ſtandet. Ich kam ſo eben von dem Notar, welcher das Teſtament des Onkels mit unterzeichnete. Er ſagte mir, daß die Präſcriptionszeit meiner Zurückkunft bereits abgelaufen ſey, und ich daher nichts mehr zu fordern habe.

Kaſimir

(leiſe zu ſeiner Frau).

Merkſt Du was? — Das iſt wieder eine neue Probe.

Rißberg.

Genieße die Erbſchaft noch lange geſund und froh, lieber Bruder. — Ich reiſe noch in dieſem Augenblicke, und will einen Ort ſuchen, wo ich mir mein Brot verdienen kann.

Kaſimir (wie oben).

Nun iſt's Zeit zur Großmuth! Lieber Bruder! Du darfſt nicht fort, Du darfſt uns nicht verlaſſen. Wenn Du auch nichts zu fordern haſt, glaubſt Du Dein Bruder könnte Dir vorenthalten, was Dir der

Onkel einmal zugedacht hat. Nein, ich ſelbſt ſetze Dich in Deine Erbſchaftsrechte wieder ein, und trete Dir mit Freuden die Hälfte von des Onkels Vermögen ab.

Rißberg.

Bruder! wär's möglich?

Kaſimir.

Nun, was ſtaunſt Du denn ſo? Haſt Du denn allen Glauben an Pflichtgefühl und Bruderliebe ſchon verloren?

Rißberg.

So viel Güte!

Frau v. Riſſenſtein.

Nicht Güte, Schuldigkeit. Ich würde meinen Mann nicht mehr lieben, wenn er anders handelte.

Louiſe.

Nicht wahr, lieber Onkel! nun bleiben Sie da, und (leiſe zu ihm) jetzt wäre vielleicht auch eben der rechte Augenblick von dem Gewiſſen zu reden. Sie verſtehen mich ſchon.

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Ulrich.

Rißberg.

Komm her, mein treuer Ulrich, und theile mein Glück.

Ulrich

(leiſe zu ihm).

Schönes Glück. Häſcher ſind in der Nähe, die uns ſuchen.

Rißberg.

Schweige!

Ulrich.

Ja, wenn nur ſie ſchweigen.

Kaſimir.

Komm, mein Philipp, wir gehen auf der Stelle zum Notar, und der ſoll ein Inſtrument in aller Form Rechtens aufſetzen, worin ich Dir die Hälfte der Erbſchaft zuſichere und abtrete.

Louiſe

(leiſe zu Rißberg).

Zum Notar? zum Vater meines Heinrichs? Onkel, bitte! bitte!

Rißberg.

Laß' nur mich machen! (Laut.) Wohlan, Bruder! ich nehme Dein großmüthiges Anerbieten an, möge es Dich nie gereuen.

Kaſimir.

Reuen, mich reuen was ich für Dich thue? nimmermehr! Komm, Philipp! (Zu ſeiner Frau im Abgehen) Iſt das ein Meiſterſtreich?

Ulrich (pathetiſch).

Consummatum est!

Ende des zweyten Aufzuges.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Louiſe (allein).

Louiſe
(kommt aus dem Hintergrunde, ſo als ob ſie mit Jemanden ſpräche).

Leb' wohl, Heinrich! leb' wohl! bald ſehen wir uns wieder, um uns nie mehr zu verlaſſen! — (Sie geht in den Vordergrund.) Ach, lieber Gott! jetzt iſt's doch einmal Ernſt, der gute, liebe Onkel hat Alles in Ordnung gebracht. Wie freu' ich mich, eine Frau zu werden.

Zweyter Auftritt.

Louiſe. Rochus (kömmt traurig aus dem Schloſſe).

Rochus.

Mamſell!

Louiſe.

Was willſt Du, Rochus?

Rochus.

Ich weiß ſelbſt nicht was ich will, Mamſell — ich bin ſo traurig, was man ſagen kann traurig; — und ſo luſtig, was man ſich nur denken kann luſtig. Ich weine mit einem Auge, und lache mit dem anderen.

Louiſe (lachend).

Wie ſo denn?

Rochus.

Ja, wie ſo? — Sie werden ſich verheirathen — und das freut mich, — aber wir werden uns trennen müſſen, und das ſchmerzt mich. — Sie haben mich immer ſo gut behandelt, und das hat mich gefreut, und jetzt wird mich Alles ſchlecht behandeln, und das ſchmerzt mich. — Wenn der Herr und die Frau mich einen Dummkopf heißen, ſo ſagten Sie immer: ſind ſie nicht böſe auf den Rochus, vielleicht wird er noch einmal geſcheidt, und das hat mir wohl gethan; —

künftig wird mir kein Menſch mehr die Stange halten, und das — (ſchluchzend) das thut mir weh.

Louiſe.

So ſey nur klug, ich bleibe ja hier; denn ich heirathe den Sohn des Herrn Lambert.

Rochus.

Den Mosje Heinrich? ach, das iſt etwas Anderes; wenn das iſt, ſo muß alle Traurigkeit weichen, und die Freude behält die Oberhand.

Frau v. Riſſenſtein
(ruft im Schloſſe).

Louiſe! Louiſe!

Louiſe.

Die Mama ruft. (Will ab.)

Rochus.

Noch eins, Mamſell! Sie wiſſen, daß es bey uns gebräuchlich iſt, daß bey einer Verlobung die jungen Mädchen der Braut einen Blumenkranz reichen. Laſſen Sie dieſen Gebrauch ja nicht abkommen, es iſt gar nicht übel, wenn eine Braut noch vor der Hochzeit friſche Blumen bekommt, nach derſelben verwelken ſie ohnehin! — Ich will alle jungen Mädchen aus dem Dorfe zuſammentrommeln; ich ſelbſt will mich an ihre Spitze ſtellen, damit das Ding beſſer abſticht, und dann wollen wir einen Einzug halten wie hier noch keiner geſehen worden iſt.

Louiſe.

Das iſt ſchon recht, Rochus, das freut mich. — Ueberhaupt hätt' ich's gerne, daß meine Heirath recht großes Aufſehen macht, und daß es dabey recht luſtig zugeht. (Geht in's Schloß.)

Dritter Auftritt.

Rochus (allein).

Rochus.

Großes Aufſehen ſoll's machen, die Hochzeit ſoll einen Lärmen verurſachen, daß die Schloßfenſter zittern; was der Rochus ausſpintiſirt das wird gewiß prächtig.

Vierter Auftritt.

Rochus. Rißberg und **Ulrich** (welche aus dem Hintergrunde kommen).

Rißberg (zu Ulrich).

Bald hätteſt Du uns durch Deine dumme Angſt verrathen. Jetzt ſage mir, was iſt es denn, das —

Ulrich

(leiſe zu ſeinem Herrn).

Still! wir ſind nicht allein.

Rochus

(erblickt Rißberg).

Ah! — das iſt der Herr mit der gelenken Hand.

Ulrich

(ſchlägt Rochus derb auf die Schultern).

Ah! — Freund Rochus!

Rochus

(nimmt ſeinen Hut ab).

Sie ſind gar zu gnädig.

Rißberg.

Du haſt doch die kleine Ungemächlichkeit ſchon vergeſſen, die ich Dir dieſen Morgen gemacht habe.

Rochus.

Kleine Ungemächlichkeit. (Deprecirend.) Ah! — ah! — bitte um Vergebung, die Ungemächlichkeit war ſchon ziemlich groß.

Rißberg.

Ulrich! — Gib dem armen Menſchen einen Dukaten, ich will, daß er ſich meiner erinnere.

Rochus.

O, das iſt gar zu viel. (Indem er ſeine Backe befühlt.) Ich würde Euer Gnaden auch ohnedieß nicht vergeſſen haben.

Rißberg.

Ulrich! — Gib ihm zwey Dukaten.

Ulrich (zu Rißberg).

Aber bedenken Euer Gnaden nur, den Curs.

Rißberg.

Keine Widerrede!

Rochus (zu Ulrich).

Mach' Er ſeinen Herrn nicht böſe, und geb' Er ſie in Gottesnamen her.

Ulrich

(gibt ihm verdrüßlich 2 Dukaten.)

Da haſt Du! — Jetzt geh' uns aber aus dem Wege, Du kämſt uns ſonſt zu theuer zu ſtehen.

Rochus.

Unterthänigſter Diener. Ich danke Euer Gnaden für Alles was ich empfangen habe! — (Im Abgehen.) Jetzt ſchau' ich zu den Mädchen, damit der Zug in Ordnung kommt.

Fünfter Auftritt.

Rißberg. Ulrich.

Rißberg.

Jetzt erzähle, Ulrich! erzähle!

Ulrich.

Nun wohl! ich verſichere Euer Gnaden, daß ich im Dorfe bey dem Gemeindewirthshauſe Geſichter geſehen habe, Geſichter, die nichts Gutes prophezeyen. — Ich habe ſchon von weitem gerochen, was ſie wollen, wie die Raben das Pulver.

Rißberg.

Wär's wohl möglich, daß ein Proteſt eines Schuldſcheines von mir — —

Ulrich.

Ach Gott! — die Schikane iſt überall zu Hauſe.

Rißberg.

Ah bah! — Was hab' ich denn jetzt mehr zu fürchten? — Bin ich nicht im Stande alle meine Schulden auf der Stelle zu bezahlen? da ſieh' einmal, welche Beſitzungen ich habe. (Er zieht ein großes Papier aus der Taſche und liest.)

Ein Schloß in Halberfeld,
Eine Mühle in Grünfeld,
Eine Meyerey in Buchsfeld,
Zwey Häuſer in Grubenfeld,
Einen Wald im Spießfeld.

Ulrich.

Da fällt ſich Alles. — — Aber was wollen Sie denn mit allen dieſen Beſitzungen anfangen? Vermuthlich als ein ſchlichter redlicher Landmann hier leben.

Rißberg.

Gott bewahre mich.

Ulrich.

Nehmen Sie ſich ein kerniges Landmädchen zu Ihrer Gattinn, und bleiben Sie bey Ihrem Bruder.

Rißberg.

Wenn mein Bruder einmal erfährt, daß es mit meinen Reichthümern nicht Stich hält —

Ulrich.

Ja, dann möchte das Einverſtändniß wohl nicht ſehr freundſchaftlich ſeyn. Eben recht, gnädiger Herr erlauben Sie, daß ich Ihnen zu Ihrem Avancement Glück wünſche. — (Stellt ſich in Poſitur). Herr General!

Rißberg.

Was willſt Du damit ſagen?

Ulrich.

Daß man einen Boten nach Sparfeld geſandt hat, um ſich zu überzeugen, ob Sie wirklich Ihre Equipage dort gelaſſen haben, daß der Zufall dieſen Boten dort den Wagen eines Generals finden ließ, der hieher gekommen iſt die Feſtungswerke zu unterſuchen, und daß man Sie nun für dieſen General hält.

Rißberg.

Wie doch der Geiz die Menſchen blind macht.

Ulrich.

Und leichtgläubig.

Rißberg.

Da ſeh' ich eben meine zärtlichen Verwandten auf uns zukommen. — Ich muß lachen, ſo oft ich ſie ſehe. — Sie ſcheinen den Augenblick mit Ungeduld zu erwarten. — —

Ulrich.

Wo Sie Ihre Brieftaſche öffnen und die 300,000 Stück Dukaten vor Ihnen ausſchütten werden. — Schöne Ueberraſchung. —

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Herr und Frau v. Riſſenſtein (prächtig gekleidet, kommen aus dem Schloſſe).

Kaſimir.

Du ſiehſt, lieber Bruder! wir haben Dir zu Ehren unſ're Körper ganz neu renovirt.

Rißberg.

Keine Zeremonien, wenn ich bitten darf.

Frau v. Riſſenſtein.

Wir kennen unſ're Schuldigkeit, und wiſſen die Leute nach ihrem Verdienſte zu ſchätzen.

Ulrich (bey Seite).

Und nach ihrem Rang.

Rißberg

(zu Frau v. Riſſenſtein).

Die Kunſt iſt überflüſſig, wenn man, wie Sie Frau Schweſter, noch alle Reize der Jugend beſitzt.

Ulrich (bey Seite).

Ja, der alten Jugend.

Frau v. Riſſenſtein.

Sehr galant! —

Kaſimir.

Wir haben auch noch and're Projecte, weßwegen wir uns ſo geſchmückt haben.

Frau v. Riſſenſtein.

Es wird heute Abends Cercle im Schloſſe ſeyn.

Ulrich.

Die gnädige Frau geben vielleicht nichts als einen Thee, wie es die Mode mit ſich bringt.

Frau v. Riſſenſtein.

Und Spiel.

Kaſimir.

Wir haben alle Leute der Umgegend geladen, mit denen man doch umgehen kann, ohne ſich zu proſtituiren. Sie ſollen Dir ihre Aufwartung machen, lieber Bruder!

Ulrich

(leiſe zu ſeinem Herrn).

Alles dem Herrn General zu Ehren.

Frau v. Riſſenſtein.

Wollen wir nicht in den großen Saal gehen? Herr Bruder geben Sie mir Ihren Arm.

Rißberg.

Ich bin entzückt über die Gunſtbezeugungen womit Sie mich überhäufen, Frau Schweſter! — Wie glücklich iſt doch mein Bruder, eine Frau zu beſitzen, die mit ſo viel Geiſt auch ſo viel Geſchmack und Delikateſſe vereinigt.

Ulrich (für ſich).

Die Beſcheidenheit und Uneigennützigkeit nicht zu vergeſſen.

Frau v. Riſſenſtein

(indem ſie mit Rißberg, welcher ihr den Arm geboten hat, abgeht, zu ihrem Gemahl, den ſie mit dem Fächer auf die Backe klopft).

Nur nicht eiferſüchtig, Herr Gemahl!

Kaſimir (lachend).

Ich? — Gott ſey Dank, dieſe Krankheit kenn' ich gar nicht. (Kaſimir läßt ſeine Gattinn mit Rißberg abgehen, er ſtellt ſich an, als ob er ihnen folgte, kehrt aber wieder zu Ulrich zurück.)

Siebenter Auftritt.

Kaſimir. Ulrich.

Kaſimir.

Ulrich! was ſagt Er dazu, daß ſein Herr noch immer ſein Incognito behält? Er wird nicht wenig erſtaunt ſeyn, wenn er heute Abend die Beſcherung ſieht, denn ich muß ihm nur ſagen, die ganze Geſellſchaft weiß um das Geheimniß.

Ulrich.

So?

Kaſimir.

Ja. — Man wird ihn als General begrüßen.

Ulrich.

Oh! — Oh!

Kaſimir.

Ich habe einen Nachbar, der ſo ein Stück von einem Poeten iſt, der hat mir ein Lobgedicht auf ihn verſprochen.

Ulrich.

Ein Lobgedicht?

Kaſimir.

Nun ja; er muß doch eine große, tapfere That begangen haben, wodurch er ſich zu dieſem Range emporgeſchwungen hat.

Ulrich.

Ich verſichere Euer Gnaden, der General iſt ihm, was man ſagt, vom Himmel gefallen.

Kaſimir.

Thut auch nichts; den Poeten ſind immer kleine Freyheiten erlaubt.

Ulrich (für ſich).

Vulgo Lügen.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. **Sauerſtrauch** (ein Häſcher, er hat einen Kapot an, kömmt aus dem Hintergrunde zur Rechten, und betrachtet aufmerkſam Riſſenſteins Schloß).

Ulrich (erblickt ihn).

Was ſeh' ich? — Da iſt ſchon wieder das verdammte Geſicht, das mir heute Morgens ſo viel Schrecken eingejagt hat.

Kaſimir
(erblickt ihn auch).

Wer iſt der Menſch? was will er?

Ulrich.

Ich weiß es nicht. — Kennen Sie ihn nicht?

Kaſimir.

Nein. — Er iſt nicht aus der Gegend. — Wie er mein Schloß betrachtet.

Ulrich
(als ob er nachdächte).

Er will gewiß meinen Herrn ſprechen. (Zum Häſcher.) Suchen Sie nicht Herrn Rißberg?

Sauerſtrauch
(erſtaunt über dieſe Frage).

Ja wohl — Herrn Philipp Rißberg.

Ulrich.

Warten Sie nur ein wenig; Sie ſollen ſogleich Auskunft erhalten. (Zu Kaſimir, aber ſo, daß der Häſcher nicht hören kann, was er ſpricht.) Euer Gnaden, ich kenne den Menſchen ſchon. — Es iſt ein alter Feldwäbel, der unter meinem Herrn dient, und ihm einmal das Leben gerettet hat.

Kaſimir.

Ein Soldat?

Ulrich.

Ein Teufel von einem Kerl. — Sie ſollten nur wiſſen, wie viele Menſchen der ſchon gepackt und gefangen hat.

Kaſimir.

Hat aber wirklich einen ſonderbaren Aufzug auf einen Militär.

Ulrich.

Er hat ſich verkleidet, um meinen Herrn hier nicht zu verrathen. — Merken Sie denn das nicht?

Kaſimir (lacht).

Ha, ha, ha! — Jetzt verſteh' ich.

Sauerſtrauch (tritt vor).

Ich bringe einen Befehl.

Kaſimir.

Einen Befehl?

Ulrich (zu Kaſimir).

Nun ja. Iſt eine Ordonnance, die man an den Herrn General abgeſchickt hat! — St! — ſchweigen Sie nur.

Sauerſtrauch (tritt wieder vor).

Ich habe auch meine Truppe bey mir.

Kaſimir.

Seine Truppe?

Ulrich (wie oben).

Es handelt ſich gewiß um eine geheime Expedition.

Sauerſtrauch
(zieht ein Papier aus der Taſche).

Und hier iſt das Urtheil!

Ulrich
(leiſe zu Sauerſtrauch).

Schweig doch, altes Krodokodill, wenn man Dich nicht fragt; Dein Schweigen wird Dir bezahlt werden.

Kaſimir
(zu Sauerſtrauch).

Warte Er nur, mein Freund. Ich habe die Ehre, der Bruder ſeines — — — des Herrn Philipp Rißberg zu ſeyn, ich will es ihm ſogleich ſagen, daß Papiere von der äußerſten Wichtigkeit an ihn angelangt ſind. (Für ſich im Abgehen.) Ein herrlicher Zufall, der ihn wohl zwingen wird ſein Incognito abzuwerfen.

Neunter Auftritt.

Ulrich. Sauerſtrauch.

Ulrich.

Wer ſeyd Ihr? — Woher kommt Ihr? — Welcher Teufel hat Euch hiehergeſchickt, uns die reichſte Erbſchaft vor dem Munde wegzufiſchen? — O wenn doch ein Waſſergraben um das Schloß ginge!

Sauerſtrauch.

Was würde der Herr thun?

Ulrich.

Mich hineinſtürzen. (Bey Seite.) Langſam, Ulrich, der Kerl könnte dich beym Wort nehmen. (Laut, mit ſtolzem Air.) Bereitet Euren Schuldſchein, man wird ihn bezahlen.

Sauerſtrauch.

Will der Herr? —

Ulrich.

Ich oder mein Herr, — gleichviel. — Wie viel iſt man Euch ſchuldig? —

Sauerſtrauch.

4998 Gulden.

Ulrich.

Gut! — Man bietet Euch an Zahlungsſtatt die Meyerey in Buchsfeld, — ſeyd Ihr damit zufrieden?

Sauerſtrauch.

Ich ſehe, daß mich der Herr zum Beſten haben will. -- Ich muß Geld ſehen; — wo nicht, ſo — —

Ulrich.

Ihr bittet ſo liebenswürdig, ſo delikat, daß man

Euch nichts abſchlagen kann. — Wartet nur noch bis dieſen Abend. Ich verſpreche Euch, bey allen Schuldnern der ganzen Welt, bis dahin ſollt Ihr das Geld haben.

Sauerſtrauch.

Ja, — wenn Ihr ſchon über alle Berge ſeyd? — Ey, ja wohl, man iſt nicht ſo dumm.

Ulrich.

Nun, ſo bleibt hier, laßt mich nicht aus den Augen, aber ſagt nur keiner Seele etwas davon, in welcher Abſicht Ihr gekommen ſeyd, und daß Ihr ein Packfeſt ſeyd, oder wir und Ihr verlieren zugleich Alles.

Sauerſtrauch.

Nun, meinetwegen; — darauf will ich mich einlaſſen.

Ulrich.

So kommt, wir wollen uns verbergen. (Er verbirgt ſich mit Sauerſtrauch in die Laube.)

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Rochus (an der Spitze vieler junger Mädchen aus dem Dorfe, welche paarweiſe einziehen).

Rochus (kommandirt).

Halt! — Man wird ſich links ziehen! — (Die Mädchen reihen ſich links gegenüber dem Schloſſe.) Nicht gerührt! — und ſtillgeſchwiegen, wenn's Euch ſanders möglich iſt, bis die Braut erſcheint. (In dieſem Augenblick tritt Louiſe aus dem Schloſſe.)

Alle Mädchen (ſchreyen):

Da iſt ſie ſchon! (Und laufen in Unordnung auf ſie zu).

Rochus.

Da haben wir's! — Jetzt iſt die ganze Disciplin beym Teufel.

Louiſe
(vor Freude hüpfend).

Mama! — Mama! — Das ganze Dorf bewillkommt mich.

Eilfter Auftritt.

Frau v. Riſſenſtein. Louiſe. Rochus. Die jungen Mädchen. Ulrich und Sauerſtrauch (in der Laube verſteckt).

Chor der Mädchen,
(welche um Louiſen einen Kreis bilden).

Dieſe frohe Stunde,
Welche Deine Wünſche krönt,
Wo aus Deinem Munde
Das ſüße Ja der Liebe tönt,
Dieſen Tag der Ehen
Feſtlich zu begehen
Zogen wir heran,
Zum ew'gen Freundſchaftszeichen
Dir den Strauß zu reichen,
Nimm ihn freundlich an.

(Sie übergeben Louiſen Sträußer.)

Zwölfter Auftritt.

Die **Vorigen.** **Kaſimir** (führt Rißberg aus dem Schloſſe.)

Kaſimir.

Dir dankt meine Tochter ihr Glück, komm, Deines Werkes Dich zu freuen.

Sauerſtrauch (will hervor).

Ah! da iſt er ja!

Ulrich

(hält ihn zurück).

Nicht gemuxt! noch iſt es nicht Zeit.

Kaſimir.

Und nun, lieber Bruder! da alle Deine Wünſche erfüllt ſind, erfülle auch die meinigen. Laß mir die Freude, auch vor der Welt mit meinem geliebten Bruder zu prunken! Kein Incognito mehr, zeige Dich in Deiner ganzen Würde. (Er geht zur Thüre und öffnet ſie.) Herein, meine Freunde! und bringt meinem Bruder, dem großen General, Eure Huldigung dar.

Dreyzehnter Auftritt.

Mehrere Nachbarn und Nachbarinnen (feſtlich gekleidet, treten hervor, und bewillkommen Rißberg).

Es lebe der Herr General!

(Je mehr Rißberg deprecirt, je ärger ſchreyen die Uebrigen.)

Sauerſtrauch

(läßt ſich von Ulrich nicht mehr zurückhalten, und tritt vor, hinter Rißberg).

Rißberg.

Ich wiederhole es Ihnen noch einmal, meine Herren und Damen, ſie erheben mich da auf einen Poſten, auf den ich weder durch Talent noch Glück Anſpruch habe.

Kaſimir (für ſich).

Wir wollen ihn gleich zum Geſtändniß zwingen. (Zu Sauerſtrauch.) Hervor, mein Freund, und übergeb er ſeinem Herrn General die Ordre.

Rißberg.

Was ſeh' ich? (Zu Sauerſtrauch.) Wer ſind Sie, mein Herr! — Was wollen Sie hier?

Sauerſtrauch.

Ich heiße Jonathas Sauerſtrauch; — bin Polizeyfeldwäbel, und habe die Ehre, Sie im Namen Abraham Spöttlingers, dem Sie 4998 Gulden ſchuldig ſind, zu arretiren.

Herr und Frau v. Riſſenſtein.

Polizey! — Arretiren! — Was ſoll das heißen?

Ulrich.

Das ſoll heißen, daß mein Herr vielleicht ſchon dieſe Nacht im Arreſt zugebracht hätte, wenn Sie nicht geweſen wären.

Kaſimir.

Im Arreſt?

Ulrich.

Eines verfluchten Schuldſcheines wegen, deſſen Bezahlung uns bisher eine Unmöglichkeit war.

Frau v. Riſſenſtein.

Iſt's möglich?

Ulrich.

Ja, dieſe Unmöglichkeit iſt möglich.

Rißberg.

Herr Sauerſtrauch, gehen Sie zum Notar des Dorfes, er wird Ihnen die Summe bezahlen. —

Dir, lieber Bruder, dank ich die Rettung aus dieſer Verlegenheit.

Kaſimir
(zu ſeiner Frau).

Wir ſind geprellt, aber laß' uns thun als ob wir Alles gewußt hätten, ſo werden wir doch nicht ausgelacht.

Rißberg
(zu den Umſtehenden).

Ja, meine Herren und Damen, ich bin nichts als ein armer Teufel. Ich kam hier bey meinem Bruder an, und wurde von ihm auf das Zärtlichſte und Liebreichſte empfangen. Er trat mir ſogar die Hälfte der Erbſchaft des Onkels freywillig ab, auf welche ich, eines unglücklichen Zufalls wegen, keinen Anſpruch mehr zu machen hatte.

Frau v. Riſſenſtein.

Mein Herr!

Rißberg.

Ihre Beſcheidenheit, Frau Schweſter! ſucht mich umſonſt zum Schweigen zu bewegen. Ich will Alles geſtehen.

Ulrich.

Mein Herr hat recht, gnädige Frau! Man kann edle Handlungen bey unſeren tugendarmen Zeiten nicht genug auspoſaunen.

Rißberg.

Bruder! Ich will von Deinem Geſchenk einen guten Gebrauch machen. Du gabſt auf mein Vorwort die Hand Deiner Tochter dem Manne, den ſie liebt, ich gebe ihr die Hälfte meines Erbſchaftstheils zum Heirathsgut.

Louiſe.

Tauſend Dank, guter Onkel!

Rochus.

Herr! — So gehört der ſchöne Wagen, den ich in Sparfeld ſah, nicht Dero Herrn Bruder?

Kaſimir

Schweig, Eſel!

Rißberg.

Ich habe weder eine Equipage, noch Dienerſchaft.

Ulrich

(zeigt Kaſimir die offne Brieftaſche.)

Noch 300,000 Dukaten in der Brieftaſche.

Rißberg.

Aber ein Herz habe ich, welches fühlt, daß es Euch lieben kann.

Kaſimir.

Bruder! (Leiſe zu ihm). Behalten! aber ſchweigen.

Rißberg.

Rechne auf meine Verſchwiegenheit.

Ulrich (zu Rißberg).

Nun, gnädiger Herr! Reiſen wir, oder bleiben wir da?

Rißberg.

Wir bleiben hier, Ulrich! und ich beauftrage Dich, das Hochzeitfeſt Louiſens, zu welchem ich mir die Ehre ihres allerſeitigen Beſuches erbitte, auf das Glänzendſte zu veranſtalten.

Der Vorhang fällt.

Der eilige Zauderer.

Luſtſpiel in einem Aufzuge,

in

Verſen.

Perſonen:

Herr v. Lieven, Gutsbeſitzer.
Frau v. Welling, Witwe, ſeine Nichte.
Herr v. Langen.
Carl Brück, Major.
Roſine, Kammermädchen der Frau v. Welling.
Spatz, Langens Reitknecht.
Ein Notar.

Die Handlung geſchieht auf dem Landgute des Herrn v. Lieven.

Ein Salon mit Mittel- und Seitenthüren. In der Mitte der allgemeine Eingang, links die Zimmer der Frau v. Welling, rechts die Bibliothek.

Erſter Auftritt.

Frau v. Welling (ſitzt an einem Tiſche, den Kopf auf den Arm geſtützt). **Roſine** (tritt zu ihr).

Roſine.

Ihr Schweigen iſt umſonſt, Roſinchen iſt zu fein,
Und ſieht, ob man ſich auch verſtellt, in's Herz hinein;
Sie ſind, ich merk' es wohl, nachdenkend und befangen,
Sie träumen von dem lang erſehnten Herrn v. Langen.

Frau. v. Welling.

Verhehlen will ich's nicht, in einer ſeltnen Lage
Befind' ich mich, ich will fortreiſen alle Tage,
Und jeder Abend trifft mich dennoch wieder hier;
Man ſucht zu halten mich, bereitet Freuden mir;
Heut gibt man eine Jagd und Fiſchfang mir zu Ehren,
Und Morgen läd't man mich zu einem Schafeſcheren,
Den nächſten Tag iſt Ball, den folgenden iſt Tanz,
Die Unterhaltungen verſchlingen ſich im Kranz,
Und jeden Augenblick erwartet, wie es ſcheint,
Der Onkel einen Sohn von ſeinem alten Freund,
Er ſpricht ſehr oft mit mir von ſeinem Liebling, malt
Mit ſchönen Farben mir die herrliche Geſtalt,
Preiſt ſein Vermögen an und auch ſein gutes Herz,
Und ſpricht ſo nebenbey, im Ernſt als wär' es Scherz,
Es ſey denn doch nicht gut ſo ganz allein zu bleiben,
Der Junge wär' ein Mann, die Zeit mir zu vertreiben,
Und was dergleichen mehr. —

Roſine.

Ja, ja Sie werden ſehen,
Gefeſſelt werden Sie von dieſem Schloſſe gehen.

Frau v. Welling.

Du weißt, der Onkel iſt mir väterlich geſinnt,
Er liebt mich, ſorgt für mich, wie für ſein eignes Kind,

Als ich mit Welling mich verband, ich ſeh' es jetzt,
Da hat er wohl mit Recht dagegen ſich geſetzt;
O hätt' ich ihm gefolgt und dieſes Band zerriſſen,
Nicht würd' ich jetzt drey Jahr' des Unglücks zählen
müſſen.
Schnell hat der Schändliche ſein Herz von mir gewendet,
Als er mir Hab und Gut in Saus und Braus verſchwendet,
Doch kurze Zeit nachher befreyte Gott mich Arme
Von dem Verräther, und des Onkels Vaterarme
Sie öffneten auf's Neu ſich der Verlaſſ'nen nun,
Was er für mich gethan, kann kaum ein Vater thun,
D'rum, ſollt ich wirklich auch noch einmal mich vermählen,
So werd' ich nur den Mann, den er mir vorſchlägt,
wählen.

Roſine.

Ganz recht, dagegen iſt beym Himmel nichts zu ſagen,
Doch ſcheint mir, auch ein Mann, den er nicht vorgeſchlagen,
Gefällt der gnäd'gen Frau.

Frau v. Welling.

Wer wäre der?

Roſine.

Ein Blick
Verräth mir ſo was gleich; der Herr Major v. Brück.

Frau v. Welling (etwas betroffen).

Was bildeſt Du Dir ein?

Roſine.

Ich meine ja nur ſo!
Er mindeſtens, er brennt für Sie ganz lichterloh.

Frau v. Welling.

Ach Gott! man weiß es ja, wie ſolche Herren lieben,
Da wird wohl vierzehn Tag' ein kleiner Scherz getrieben,
Dann fliegt man weiter; ach, ich wette d'rauf, er glüht
Für eine And're ſchon, da er mich nicht mehr ſieht!

Roſine.

Verzeih'n Sie, gnäd'ge Frau; doch dieſe Leidenſchaft
Scheint mir von beſſ'rer Art, voll Feſtigkeit und Kraft.

Frau v. Welling.

Genug, nur der Vernunft will jetzt mein Ohr ich leih'n,
Und meine Wahl beſtimmt der Onkel ganz allein.
Herr Langen, wie man ſagt, ſoll liebenswürdig ſeyn.

Roſine.

Nun ja, er iſt wohl nicht das ſchlecht'ſte Exemplar
Von einem Mann, doch iſt, was man erzählte, wahr,
So iſt's ein Sonderling; aus jeder Kleinigkeit
Macht er, ſo malt man ihn, ſich eine Wichtigkeit;
Gerade weil er nichts, gar nichts verſäumen will,
So thut er gar nichts, und verſäumt entſetzlich viel.
Er ſoll Verſtand und auch ein gutes Herz beſitzen,
Die aber beyde mehr ihm ſchaden als ſie nützen.
Um Alles nimmt er ſich heiß an und führt nichts aus,
Projecte hat er ſtets, und immer wird nichts d'raus —
Und Eile hat er, daß man kaum ihn halten kann,
Und immer reiſ't er ab, und nirgend kommt er an.

Frau v. Willing.

Wahr iſt es, man erzählt von ihm ſich vielerley.

Roſine.

Sein' erſte Liebſchaft war das Fräulein van der Ney —
Sie waren ſchon verlobt, der Tag zum Hochzeitsfeſte
War ſchon bereits beſtimmt, geladen ſchon die Gäſte;
Da mußte Langen fort, es hieß für kurze Zeit,
Nach Prag in einer wicht'gen Angelegenheit;
Er reiſ't, acht Tag' vergeh'n, er läßt ſich noch nicht ſehen,
Noch vierzehn ſchwinden hin, zwey Monate vergehen,

Er kommt noch immer nicht und ſchreibt auch nicht, und doch
Harrt man im Haus der Braut mit Bangen ſeiner noch;
Vergebens noch vergeht ein ganzes halbes Jahr,
Und als er endlich doch zurückgekehret war,
Und eilt zu ſeiner Braut, will geh'n mit ihr zur Trau,
Da findet dieſe er als eines Andern Frau.
So hat er, wie man ſagt, ſchon hundert wicht'ge Sachen
Verſäumt; vor Kurzem erſt, es iſt fürwahr zum Lachen,
Da lag ſein Onkel krank auf ſeinem Todtenbette
Und ſchrieb ihm, daß er ihn noch gern geſehen hätte.
Er ſetzt ſich auf die Poſt, und eilt, was er nur kann,
Kommt bey dem Onkel doch erſt in vier Wochen an.
Und hört, geſtorben ſey der gute Mann, weil er
Den Heißerſehnten nicht erwarten konnte mehr.

Frau v. Welling.

Du ſcherzeſt.

Roſine.

Ey, nicht doch. Man hat ſogar erzählt,
Um eine Stunde ſey zu ſpät auf dieſe Welt
Der gute Langen einſt gekommen, und ſeither
Komm' er im Leben nie zur rechten Stunde mehr.

Frau v. Welling.

Genug!

Roſine.

Ach, ihn zu ſehn, d'rauf freu' ich mich ſchon ſehr.
(Sie horcht.)
Horch! — Tritte, ſollt' er's ſeyn?
(Lächelnd.)
Doch nein, ich darf nicht hoffen,
Er wär' zur rechten Zeit dann einmal eingetroffen.
Ihr Onkel, gnäd'ge Frau.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Herr v. Lieven.

Lieven.

Ei, guten Morgen, ſieh,
Im Bett noch glaubt' ich Dich — und Du ſchon auf ſo früh?

Frau v. Welling.

Die Morgenſtunde weiß auch ich recht wohl zu ſchätzen,
Wir waren ſchon im Park auf Ihren Lieblingsplätzen.

Lieven.

So? Ey, das iſt recht brav! D'rum blühen Deine Wangen

Auch jungen Roſen gleich, und dieſe Augen prangen
In doppelt ſtarker Glut, es geht nichts über's Land,
Die göttlich heit're Luſt —

Roſine (bey Seite).

Und dann der Sonnenbrand —

Lieven.

Die Küh' und Lämmer — wie ſie ſpringen froh herum —

Roſine (wie vorhin).

Zur Converſation ſind ſie doch gar zu dumm —

Lieven.

Der Vögelein Geſang auf jedem Baumesblatt —

Roſine (wie zuvor).

Man ſingt doch beſſer in den Opern in der Stadt.

Frau v. Welling.

Recht, Onkelchen! ich weiß auch ſicher das Vergnügen
Zu ſchätzen, und ich ſchlürf' es auch in vollen Zügen;
Doch mein' ich, endlich wär's doch an der Zeit für mich,
Zurückzukehren nach der Stadt.

Lieven.

Was zwinget Dich?
Den Rechtsſtreit wird für Dich Dein Advokat ſchon führen,

Glaubſt Du er könn' ihn nicht auch ohne Dich verlieren?
(Ihr gutmüthig die Hand reichend.)
Sey ruhig, Louiſchen! ſollt' es auch zum Schlimmſten geh'n,
Der Onkel wird es ſchon zu repariren ſeh'n.

Frau v. Welling (küßt ihm die Hand).
Mein guter Onkel!

Lieven.

Sieh', ich habe meinen Plan,
Kommt Langen — und will's Gott, kommt er doch einmal an —
Denn ſeit acht Tagen hat — ich kann es gar nicht faſſen —
Der wunderliche Menſch die Hauptſtadt ſchon verlaſſen.

Roſine.

Acht Tage! nun recht ſchön, man legt doch ſonſt die Reiſ'
In zweyen leicht zurück.

Lieven.

Still, Jungfer Naſeweis!
(Leiſe zu Frau v. Welling.)
Ich muß es ſelbſt geſteh'n, er iſt nicht gar behende,
Es geht ſchon auch bey mir mit der Geduld zu Ende.

So lang zu zaudern, da er Dich zu finden weiß.
In ſeinem Alter — ha! um viel geringern Preis
Hätt' ich wohl unterm Leib zwey Pferde todt geritten.
Roſine (ſeufzend).
Ja, and're Männer gab's noch damals, and're Sitten,
Der gnäd'ge Herr ſind auch aus jener guten Zeit,
Wo man für Frauengunſt kein Opfer hat geſcheu't.
Lieven (ſelbſtgefällig).
Nicht wahr?
Roſine.
Ach, Keiner will mehr kämpfen jetzt mit Drachen,
Kein Grübchen überſpringt man, ſich beliebt zu machen.
Lançaden machte man einſt vor der Frauen Fenſter,
Jetzt traben ſie vorbey, ſo langſam wie Geſpenſter.
Und ſo weit geht es ſchon, daß unſ're jungen Herrn
Sogar auf einem Ball nicht einmal tanzen gern.
Lieven.
Recht hat Sie! — Aber nein, es darf mir gar nicht bangen,
Ganz anders iſt gewiß der junge Herr von Langen.
Sein Vater war mein Freund durch 32 Jahr,
Zuſammen dienten wir — wo's in der Schlacht Gefahr
Zu überwinden gab, da war er mir zur Seite,
Das Leben rettet' er ſogar mir einſt im Streite. —

Nicht kann der Apfel weit vom Stamm gefallen ſeyn,
Er ſchleicht ſich ganz gewiß in unſ're Herzen ein.
Er iſt recht männlich ſchön, und artig auch daneben,
Den ſchönen Künſten auch mit ganzer Seel' ergeben.
Er ſpricht vortrefflich, kann ſogar auch Verſe machen,
Zu unterhalten weiß er ſtets mit ſchnurr'gen Sachen,
Gelernet hat er viel, das läßt ihm ſelbſt der Neid,
Beſitzt ein gutes Herz und viel Gemüthlichkeit.
Kurz, einen Fehler nur hat dieſer junge Mann,
Und dieſer iſt, daß man ihn nicht erwarten kann.

Roſine (für ſich).

Der böſeſte fürwahr für einen Ehemann.

Lieven.

Doch horch — Getöſe — ja — ein Wagen fährt herein,
Laßt uns am Fenſter ſeh'n, gewiß, das wird er ſeyn.

Frau v. Welling (für ſich).

Wie wird das enden? — ach, mir fängt doch an zu bangen.

Roſine (am Fenſter).

Ein Mann ſteigt aus, doch nein, das iſt nicht Herr von Langen.

Lieven
(tritt zum Fenſter).

Wer denn?

Roſine.

Die Uniform — das iſt ein Offizier!

(Zu Frau v. Welling).

Was ſeh' ich? — ja, er iſt's, Major von Brück iſt hier.

Lieven (zu Roſine).

Kennſt Du den Herrn?

Roſine.

O ja, ſo ſo, vom Sehen bloß.

Lieven.

Sein Onkel hat von hier zwey Stunden weit ein Schloß.

Wir ſeh'n einander oft.

Roſine.

Ein hübſcher, junger Mann!

Lieven (bey Seite).

Jetzt iſt der auch ſchon da!

(Laut.)

Und Langen kommt nicht an.

Frau v. Welling.

Ich fürcht', ein Unglücksfall hat ihn vielleicht verhindert.

Lieven.

Das iſt das Einz'ge noch, was ſeine Schuld vermindert;

Brach er nicht wenigſtens bey'm Fahren Arm und Bein,
So ſoll er etwas kalt von mir empfangen ſeyn.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Brück.

Brück (zu Lieven).
Willkommen, tauſendmal! Verzeih'n Sie, lieber Freund,
Daß ungemeldet jetzt Ihr Nachbar hier erſcheint.
So freundlich ward ich ſtets bey Ihnen aufgenommen,
Daß ich entſchuldigt bin. —

Lieven.
Seyn Sie mir ſchön willkommen!
Nicht Ceremonien macht — Sie wiſſen's — man bey mir.

Brück
(erblickt Frau v. Welling).
O Himmel, ſeh' ich recht? — Wie, gnäd'ge Frau, Sie hier?

Lieven.
Mein Nichtchen kennen Sie, Major?

Brück (betroffen).
Die Ehre — ja!

Frau v. Welling (ihn unterbrechend).
Bey meinem Vetter war's, wo ich den Herren ſah —
Ich tanzte zweymal dort mit ihm auf einem Ball.

Lieven (luſtig).
Nun gut; vielleicht iſt dieß auch jetzt bey mir der Fall.
Sie kommen, Herr Major, zu recht geleg'ner Zeit,
Vielleicht gibt's hier im Schloß bald große Feſtlichkeit,
Da ſoll's recht luſtig ſeyn, Jagd, Tanz und großer Schmaus.

Brück
(mit einem Seitenblick auf Frau v. Welling).
Was mir Vergnügen macht, find' ich in dieſem Haus,
Hier wohnet Freundlichkeit und alle Lebensreize,
Ja, hier nur find' ich das, wonach ich tracht' und geize.
Wie gern entbehr' ich hier die ganze große Welt.

Lieven.
Ich danke! Freut mich ſehr, wenn's Ihnen hier gefällt;
Doch muß ich wohl geſteh'n, in dieſem Augenblick
Erwartet' ich Sie nicht, mein lieber Herr v. Brück.
Als Ihre Kutſche fuhr bey meinem Thor herein,
Dacht' ich, es müßte wohl der Herr v. Langen ſeyn.

Brück.

Wie? Langen?

Lieven.

Kennen Sie ihn?

Brück.

Ja, ein braver Mann!
Ein Viertelſtündchen weit von hier traf ich ihn an,
Wir ſprachen uns — mir ſchien er habe Eile.

Lieven.

Ja,
Die hat er allerdings; doch iſt er noch nicht da.
Nun, endlich werden wir den Zauderer doch ſehen —
Ich will nur gleich hinauf auf meine Ausſicht gehen
Und ſchauen, ob er kommt.

(Zu Brück.)

Adieu! Sie ſehen ſchon,
Bey mir herrſcht gar kein Zwang.

Brück.

Das iſt der Freundſchaft Ton!

Frau v. Welling.

Auch ich verlaſſe Sie, mein Herr, auf kurze Zeit

Lieven (leiſe zu Brück).

Man macht am Putztiſch ſich auf den Empfang bereit.

(Lieven geht durch die Mitte ab. Brück bietet Frau v. Welling den Arm und begleitet ſie zu ihrem Zimmer.)

Vierter Auftritt.

Roſine (allein).

Roſine.

Die Ankunft des Majors begreift ſich wohl nicht ſchwer,
Den führt der Zufall nicht, den führt die Liebe her.
Und meine gnäd'ge Frau — ja ja, wenn's glücklich geht,
So kommt Herr Langen auch ſchon wieder hier zu ſpät.

Fünfter Auftritt.

Roſine. Brück.

Brück
(im Hintergrunde rufend).

Roſinchen!

Roſine
(will ſich entfernen).

Sie verzeih'n, ich habe jetzt nicht Zeit.

Brück (faßt ſie am Arm).

Du mußt mir Rede ſteh'n.
(Gibt ihr eine Börſe.)
Nimm dieſe Kleinigkeit.

Roſine.

Pfui, jetzt erſt ſollt' ich mich durch ſchnelles Fliehen rächen!
Was glauben Sie von mir? Sie wollen mich beſtechen?
(Indem ſie das Geld einſteckt.)
Jedoch mein gutes Herz und Ihre wicht'ge Miene —

Brück.

Ich liebe Deine Frau!

Roſine.

Das weiß ich ſchon!

Brück.

Roſine!
Der Himmel weiß, ich kann nicht ohne ſie mehr leben!
Zwar mußt' ich mich im Dienſt fort von der Stadt begeben,
Doch geſtern führte mich mein guter Stern zurück,
Da eil' ich hin zu Euch im erſten Augenblick,
Und höre, Deine Frau ſey auf dem Lande hier,
Auf ihres Onkels Schloß; da ſetz' ich voll Begier
Mich wieder ſchnell auf's Pferd, verfolge ihre Bahn,
Spreng' im Galoppe fort und komme ſo hier an.

Roſine.

Und kommen recht, um nicht die Hochzeit zu verfehlen.

Indeſſen dürfen Sie den Bräutigam nicht ſchmählen,
Denn, hätte er ſich nicht zur Reiſe Zeit genommen
Und käm' zu ſpät, ſo wären Sie zu ſpät gekommen.

Brück.

O Gott! was ſagſt Du da?

Roſine.

Ja ja, man complottirt,
Daß Langen meine Frau zum Traualtare führt.

Brück.

So fänd' ich ſie, um ſie auf ewig zu verlieren?
Nein, nein, das duld' ich nicht! Man möge komplottiren,
Ich hau' den Knoten durch, mir raubet, was ich liebe,
Selbſt nicht des Himmels Macht, und wenn nichts übrig bliebe,
Wohlan, ſo zwing' ich mit dem Degen in der Hand
Den Gegner, daß Verzicht er leiſt' auf dieſes Band.

Roſine.

Wie? Mit den Waffen? Nein, bewahr' uns Gott vor Blut,
Ich lobe zwar recht ſehr den großen Heldenmuth;
Doch darf die Sache kein ſo tragiſch Ende nehmen,
Mehr nützt es, wollen Sie zur Kriegsliſt ſich bequemen.

Brück.

Zur Liſt? Wie meinſt Du das?

Roſine.

Ja, ſeh'n Sie, meine Frau —
Sie dürfen glauben mir, ich kenn' ihr Herz genau —
Sie haßt zwar Langen nicht, und möchte wohl auch eben
Dem Onkel willig ſeyn, der ihr den Mann will geben,
Im Herzen aber iſt's ganz anders ihr zu Muth.
(Mit Beziehung.)
Denn einem Andern iſt ſie wider Willen gut.
Ich ſage gut, je nun, die Liebe muß erſt kommen,
Und darum heißt es jetzt, das Herz ſchnell eingenommen.
Sehr koſtbar iſt die Zeit, hier gilts den Augenblick,
Und ganz in Ihrer Hand, liegt jetzt Ihr eig'nes Glück.

Brück.

Ich baue auf mein Herz, ich liebe ſie ſo heiß.

Roſine.

Ganz recht, die Lieb' iſt ja der Liebe würd'ger Preis!
Verſäumen Sie nur nichts, es drängt der Tag die Stunde,
Und bombardiren Sie mit Hand und Blick und Munde,
Verfolgen Sie ſie ſtets, und machen Sie ja immer
Ein leidendes Geſicht, das fängt uns Frauenzimmer.

Und frägt ſie endlich dann um Ihres Kummers Grund,
Dann brechen Sie erſt los, dann iſt die rechte Stund'.

Brück.

Die Leidenſchaft ſoll bald des Mundes Siegel brechen,
Doch wann — wie kann ich wohl mit ihr, der Theuren
ſprechen?
Viel Blicke lauern hier auf uns.

Roſine.

Das wird ſich finden;
Vielleicht gelingt es mir, zwey Augen zu verbinden —
Doch ſtill — man kommt — vielleicht iſt Langen angekommen.
Nicht unvorſichtig und ſich fein in Acht genommen.

Brück.

Wir ſprechen uns recht bald.

Roſine.

Mich freut es, kann ich dienen.
(Auf ihr Vortuchſäckchen ſchlagend.)
Denn immerdar gewinnt man im Geſpräch mit Ihnen.
(Beyde zu verſchiedenen Seiten ab.)

Sechster Auftritt.

Lieven (tritt ein). Spatz (folgt ihm mit vielen Bücklingen).

Spatz.

Die Ehre gnäd'ger Herr! —

Lieven.

Laß jetzt die Complimente.
Dein Herr? —

Spatz.

O, daß ich ſein Entzücken ſchildern könnte —
Als er Ihr Schloß hier ſah.

Lieven.

Mich freut es auch recht ſehr!
Wo bleibt er?

Spatz.

Ach, er kann es kaum erwarten mehr
Hier einzutreten.

Lieven.

Nun, wo iſt er?

Spatz.

In der Au'
Steht er, bewundernd dort des Schloſſes prächt'gen Bau;
Mich ſandt' er ſchnell voraus ihn anzumelden.

Lieven.

Wie?

Jetzt läßt er ſich ſogar noch melden!

Spatz.

Sehen Sie,
Zu leben weiß mein Herr, er iſt ein Mann der Welt,
Die feinſten Sitten hat er niemals noch verfehlt.
Um einzutreffen nicht zu ſpät, hat er die Nacht
Im nächſten Dorfe dort im Wirthshaus zugebracht.
Ich mußte rein'gen Pferd' und Wagen dieſen Morgen
Indeſſen ſah' ich ihn die Toilett' beſorgen;
Doch horch! ja, ja, das iſt ſein eil'ger Tritt!

Lieven.

'S iſt Zeit!

Spatz
(mit einer Verbeugung).

Empfehle mich in Ihre Wohlgewogenheit!

(Geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Lieven. Langen.

Lieven
(ihm entgegen[illegible]).

Nun, ſind Sie endlich da?

Langen
(ſich den Schweiß von der Stirne trocknend).
Und außer Athem, Freund!
Nicht glauben können Sie, wie ich geeilt.

Lieven (lächelnd).
Es ſcheint!

Langen.
Schon vor vier Tagen hofft' ich einzutreffen hier,
Doch ſetzt' entgegen ſich ſo mancher Zufall mir.
Schon auf der erſten Poſt ſteht auf der Straß' ein Mann,
Er grüßt mich, winkt mir zu, ich ſeh' ihn näher an;
Ein Schulkam'rade iſt's, der Liebſte mir von Allen —
Ich ſteige freudig ab ihm um den Hals zu fallen,
Sein Schloß iſt, wie er ſagt, entfernt nur wen'ge Schritte,
„Beſuchen mußt Du mich!“ ruft er, und ſeiner Bitte
Konnt' ich nicht widerſteh'n; kopfſchüttelnd geh' ich hin,
Da gibt er mir ein Feſt, wovon ich König bin,
Und hält den ganzen Tag und auch die Nacht mich dort,
Am Morgen endlich ſpreng' ich ohne Abſchied fort;
Doch kaum zwey Stunden war ich fortgeeilt im Flug,
Da kommt entgegen mir ein froher Hochzeitzug.

Anhalten mußt' ich doch, daß Niemand Schaden nahm,
Ich ſeh' die Braut mir an und dann den Bräutigam —
Wer iſt's? — Mein Vetter Max, der hier ſich feſtgeſetzt,
Und ſich das ſchönſte Kind der Gegend heimführt jetzt.
Max! ſchrey' ich, Philipp! er, ein Drängen und ein Treiben
Iſt jetzt um mich herum. — „Heut' mußt Du bey mir bleiben“ —
Ruft Max, „und mußt als Zeug' den Eh'pakt unterſchreiben.“
Ich deprecire — doch, man hebt mich aus dem Wagen —
Was hilft's, ich kann doch nicht mit meinem Stock d'rein ſchlagen;
Geh' alſo mit zur Kirch', da werden ſie getraut,
Dann unter Pöllerknall mit in das Haus der Braut.
Man räumt als Ehrengaſt mir bey dem Hochzeitſchmaus
Die erſte Stelle ein; und als das Eſſen aus
Tanzt man; ich gebe vor, daß ich die Zeit nicht hätte,
Da fordert mich die Braut zur Ehren-Menuette.
Ich tanze ſeufzend nur, und jetzt läßt man mich wandern

Im Walzer und Galopp von einer Hand zur andern,
So geht's in Einem fort, bis zu dem Morgen faſt,
Da ſchleich ich mich davon; doch hält ein Hochzeitgaſt
Mich auf, zuflüſternd mir, es wolle eine Schar
Von Muſikern gleich jetzt dem neuvermählten Paar
Ein Ständchen bringen, und da fehle leider noch
Der Trommelſchläger, der bey dieſem Stücke doch
(Denn von Roſſini war's.) ganz unentbehrlich wäre.
Da bäten ſie ſich denn von mir nun aus die Ehre —
Was wollt' ich thun? ich ſchlug die Trommel voll Verdruß —
Entwiſchte aber doch noch vor des Ständchens Schluß,
Und eilte weiter. — Ach — noch zwanzig Hinderniſſe
Die legten weiter noch ſich dann vor meine Füße. —
Ein Mann, der einſt im Dienſt bey meinem Vater ſtand,
Und den ich jetzt als Wirth im nächſten Städchen fand,
Hielt mich ein Stündchen auf; zwey Stunden lenkt' ich ab
Vom Wege, um zu ſeh'n ein ſehr berühmtes Grab.
Auch fand ich an der Straß' ein armes krankes Mädchen,
Die ich in's Hoſpital gebracht in's nahe Städtchen.
Kurz, wenn ich recht bedenk' was Alles mir geſcheh'n,

So wundr' ich mich noch ſelbſt, mich jetzt ſchon hier
zu ſeh'n.

Lieven.

Schon? Nun, es mag d'rum ſeyn; auszanken wollt'
ich Sie —
(Lächelnd und ironiſch.)
Allein jetzt ſeh' ich ein, Sie kommen noch zu früh;
Doch ſagen Sie, mein Freund, wie konnt' es denn
geſchehen,
Ich ſtieg auf meinen Thurm, daß ich Sie nicht geſehen?

Langen.

Das konnten Sie wohl nicht, denn mehr als eine
Stunde
Bin ich ſchon hier im Park, kutſchirte in der Runde
Darin herum, beſah das Glashaus und den Teich,
Die friſchen Bäume all' an edlem Obſt ſo reich.
Süperb, mein Freund, ſüperb!

Lieven.

Nein, das iſt arg! wir warten
Hier ſehnſuchtsvoll auf ihn, und er beſieht den Garten —
Was für ein Satan fuhr in Sie, mein lieber Mann,
Daß man bey aller Eil' Sie nie erwarten kann?
Sie wußten doch, es ſey Eliſe hier bey mir;

Auch ſchrieb ich Ihnen ja, warum ich jetzt Sie hier
Recht ſchleunig wünſchte.

Langen.

Wohl! und danken muß ich Ihnen,
So viele Güte will ich ſuchen zu verdienen.
Noch mehr, mein Wertheſter! ich muß ſogar geſtehen,
Ich lieb' Eliſen ſehr, noch eh' ich ſie geſehen.

Lieven.

Und doch gezaudert?

Langen.

Ach, ich brannte vor Begierde
Sie anzuſtaunen hier der Frauen Schmuck und Zierde —
Und vorwärts rief mein Herz; doch die Vernunft rief:
weile!
Bey Frau'n gewinnt man nichts durch all zu große
Eile,
Es reifet jedes Ding auf Erden mit der Zeit,
Imagination thut mehr als Wirklichkeit.
Dem Unbekannten leiht ſie Reize, lieber Freund,
Die dann verſchwinden ſchnell in Nichts, wenn er er-
ſcheint.
So dacht' ich — rechnete auf Ihre Güte ſehr —
Sie ſprachen wohl von mir viel Gutes, lobten mehr
Als ich's verdiene, mich, und nützten ſo auf Ehre
Mir beſſer, als wenn ich ſelbſt da geweſen wäre.

Lieven.

Nun, dieſe Art iſt neu — kann ſeyn, vielleicht auch gut;
Doch jetzt empfehl' ich, Freund, mehr Schnelligkeit und Muth.
Ein böſer Rechtsſtreit zwingt Eliſen morgen eben
Schon fortzuzieh'n und nach der Stadt ſich zu begeben.

Langen.

Wie?

Lieven.

Darum ſuchen Sie ihr Herz ſchnell zu gewinnen.

Langen.

Gott! in ſo kurzer Zeit, wie ſoll ich das beginnen?
Ich muß doch ſuchen erſt den Weg zu ihrem Herzen,
Studiren ihren Geiſt, die Freuden und die Schmerzen,
Die ſie am meiſten afficiren, muß vor Allen
Den Standpunkt ſtellen mir, in dem ich kann gefallen,
Muß ſtufenweiſe mir bezeichnen alle Grade,
Vom Händedruck bis zu des erſten Kuſſes Gnade.
Denn ſonſt verſchütt' ich ja das Kind mir mit dem Bade.
Die Nebenbuhler muß ich aus dem Sattel heben,
Das Kammerkätzchen auch mir zu gewinnen ſtreben,
Zugleich die Minen all' der Liebe ſpringen laſſen,

Und endlich, endlich dann den rechten Zeitpunkt faſſen,
Wo ich, von keinem fremden Ohr belauſchet, dann
Auf meinen Knien ihr mein Gefühl geſtehen kann.
Zu alle dem, mein Freund, Sie ſehen das wohl ein,
Muß dieſer einz'ge Tag mir viel zu wenig ſeyn.

Lieven.

Bey der Bedächtlichkeit genüget kaum ein Jahr!
Mein Lieber, da ich einſt in Ihrem Alter war,
Da hab' ich weniger als Sie zwar räſonirt,
Doch ſchneller auch als Sie, ein Plänchen ausgeführt.

(Faßt ihn an der Hand.)

Fort, kommen Sie mit mir! wir gehen zu Eliſen!

Langen.

Wie?

Lieven.

Zieren Sie ſich nicht!

Langen.

Ich kann doch nicht in dieſen
Beſtäubten Kleidern —

Lieven.

Ach, was thuts?

Langen.

Nein, nimmermehr!
Der erſte Augenblick entſcheidet viel zu ſehr

Bey Frau'n; ſie fordern, daß man ſich der Mode zwingt,
Und ihnen ſo durch Zwang die erſte Huld'gung bringt.

Lieven

(will ihn mit fortziehen).

So ſeyn Sie klug!

Langen.

Ich kann der Sitte nichts vergeben.

Lieven

(läßt ihn unwillig los).

Schon wieder iſt's zu ſpät; da kommt Eliſe eben!

Langen.

Sie kommt! O Himmel, nein! — In dieſem Augenblick
Kann ich nicht zeigen mich — ich eile —

(Er will fort.)

Lieven

(verſtellt ihm den Weg).

Halt! Zurück!

Wenn Sie, ſo oft ſie kommt, ihr aus dem Wege gehen,
Habt Ihr in Jahresfriſt Euch gar noch nicht geſehen.

Achter Auftritt.

Frau v. Welling. Roſine. Lieven. Langen.
Dann Brück.

Langen
(mit einer tiefen Verbeugung zu Frau v. Welling).
Verzeih'n Sie, gnäd'ge Frau —

Frau v. Welling
(erwiedert die Verbeugung).
Mein Herr! —

Langen
(auf ſeine Kleider zeigend).
Nicht meine Schuld
Iſt's, daß ich ſo —

Lieven (für ſich).
Nein, jetzt verlier' ich die Geduld!
(Langen ſeiner Nichte präſentirend.)
Eliſ', ich ſtelle hier Dir vor den Herrn von Langen,
Sohn meines beſten Freund's, er brannte vor Verlangen
Zu ſehen Dich; ſchon oft ſprach ich von ihm mit Dir.

Langen
(mit vielen Bücklingen).
Zu Schmeichelhaftes ſprach der Gute wohl von mir.

Verehrte gnäd'ge Frau — o möcht' es doch geſchehen,
Daß einſt auch Sie mich ſo mit güt'gen Augen ſehen —
Was mich betrifft, ſo malt' ich mir Ihr theures Bild
In meiner Phantaſie mit allem Reiz erfüllt,
Und dennoch ſeh' ich jetzt ſchon auf den erſten Blick,
Weit blieb das Abbild hinterm Original zurück.

Lieven (für ſich).

Das war nicht übel!

(Zu Frau v. Welling.)

Nun, gefällt Dir was er ſpricht?

Frau v. Welling (leiſe zu Lieven).

An Complimenten fehlt's dem guten Manne nicht.

Langen

(erblickt Brück, der eben eintritt).

Auch Sie hier, Herr Major! ich freue mich recht ſehr,
Mein Glücksſtern führte mich zur rechten Stunde her!

Brück.

Dem Zufall dank' auch ich —

Langen.

O hochbeglückter Langen
Den hier die Freundſchaft und die Grazien empfangen!

Lieven.

Der Complimente jetzt genug. — Der Tag iſt ſchön, Laßt uns ein Stündchen nun im Park ſpazieren geh'n.

(Zu Langen.)

Da will ich Ihnen, Freund, mein neues Glashaus zeigen,
Und die Treillage beſät' mit Pfirſichen und Feigen.
Die Baumſchul' auch. —

(Leiſe zu ihm.)

Ich ſtehle mich dann leiſe fort.
Und mit Eliſen laß' ich Sie alleine dort.

Langen

(leiſe zu Lieven).

Wie gütig Sie doch ſind!

(Laut und mit Enthuſiasmus.)

Ganz glücklich kann man ſeyn
Nur auf dem Lande, hier zieh'n ſchaarenweiſe ein
Die Freuden in die Bruſt, die ohne Zwang und Scheu
Sich öffnet der Natur; von Etikette frey
Spricht das Gefühl ſich aus, wie's ſchlummert in dem Buſen,
Und näher ſind uns hier die Grazien und die Muſen.
O, glücklich Jener, der in kühler Bäume Schatten
Mit der Geliebten wallt auf blumenreichen Matten.
Hier bricht Vertraulichkeit das Siegel an dem Mund.

Die Flamme thut ſich bald durch Aug' und Zunge
kund,
Denn mit der Lieb' iſt hier auch die Natur im Bund!

Lieven
(leiſe zu Langen).

So recht!

Roſine (lächelnd).

Das iſt touchant!

Lieven.

Kommt, Kinder! laßt uns gehen.
(Leiſe zu Langen.)
Allons, und bieten Sie den Arm!

Langen
(ganz in Eliſens Anblick verſunken).

Wer kann ſie ſehen,
Und nicht von ihrem Reiz ſich ganz ergriffen fühlen?
Im Auge, welche Glut, und in den Grübchen ſpielen
Die Amoretten.

Lieven (leiſe zu ihm).

Laſſen Sie die Amoretten,
Wenn Sie doch lieber ſchon den Arm geboten hätten!

Langen.

Welch eine Frau!

Lieven.

Nun wird's?

Langen.

Wie wird man mich beneiden,
Mich Ueberglücklichen! um ſolcher Ehe Freuden!

Lieven.

Sie ſollen, ſagte ich, den Arm Eliſen geben.

Brück

(tritt zu Eliſen und bietet ihr ſeinen Arm).

Darf ich? —

Frau v. Welling

(für ſich, indem ſie ihm den Arm gibt.)

Verweigern kann ich's nicht!

(Sie geht mit Brück ab, Roſine folgt.)

Langen

(will Frau v. Welling ſeinen Arm bieten, und ſieht wie ſie ſo eben mit Brück abgeht).

Ach Gott! ſo eben
Wollt' ich die Ehre mir —

Lieven (verdrüßlich).

Da ſeh'n Sie, wie es geht,
Wenn man ſtets räſonirt, ſo kommt man ſtets zu ſpät.

Neunter Auftritt.

Lieven. Langen.

Langen.

Das nenn' ich Unglück!

Lieven.

Nein, ich nenn' es Langſamkeit!

(Ihm höhnend ſeinen Arm bietend.)

Jetzt bleibt nur noch mein Arm — mein Herr ich bin bereit.

Langen.

Ganz ohne Scherz, mein Freund, der Herr Major von Brück

Macht mir ein böſes Spiel; Sie ſahen doch den Blick

Den auf Eliſen er —

Lieven.

Jetzt ſchnell nur in den Garten!

Langen.

Ich bin recht ärgerlich!

Lieven.

Fort! ſag' ich, fort! ſie warten.

Langen.

Ach, Ihre Nichte iſt ſo reizend, daß kein Mann

Sie — ohne ihr ſein Herz zu ſchenken — ſehen kann —
Und Brück iſt feurig!

Lieven.

Nun, ſo laſſen Sie uns eilen!

Langen.

Ich bin entſchloſſen —

Lieven.

Mir zu folgen?

Langen.

Nein, zu weilen.

Lieven

(ſteht ſtarr und verwundert).

Nein, das iſt doch zu arg! Sie ſpaßen!

Langen.

Nimmermehr!
Verdrießen könnte das Brück und Eliſen ſehr;
Es ſäh' wohl gar ſo aus, als ob wir Mißtrau'n hegten,
Und böſen Sinn in ganz unſchuld'ge Handlung legten.
Nein, nein, ich bleibe hier — Sie werden, Lieber ſeh'n,
Gerade wenn wir zögern, ihnen nachzugeh'n,
So wird Eliſe, die ſo klug, in kurzer Zeit
Durch dieſes tête à tête ſich in Verlegenheit

Geſetzet fühlen und ſchnell einen Vorwand finden,
Es abzubrechen.

Lieven.

Wohl — jedoch die Stunden ſchwinden!

Langen

(tritt zum Fenſter und ſieht hinaus).

Ach ſeh'n Sie nur, was ich geſagt, es traf ſchon ein.
Sie kommt, und Brück geht ganz verlegen hinterd'rein!

Lieven.

So geh'n Sie jetzt zu ihr, ich ſuch' indeſſen Brück
Und halt' ihn, daß er Sie nicht ſtör't, bey mir zurück.
Fort, fort! und faſſen Sie einmal den Augenblick,
Geh'n Sie ihr nicht vom Leib, bis Sie ſich ganz erklärt,
Geſtanden Ihre Lieb' und Ihre Hand begehrt.

Langen.

Das wäre doch zu ſchnell!

Lieven.

Nicht überraſchen wird
Sie das Geſtändniß; denn ſie iſt ſchon avertirt.

Langen (mit Feuer).

O Gott! geläng' es mir, ihr Herz mir zu erringen,
Wie gerne wollt' ich mein's dafür zum Opfer bringen.
(Er geht einige Schritte, kehrt aber wieder um.)

Doch beſſer wär' es noch, viel beſſer, meine ich,
Sie warten hier auf ſie, und ſprechen erſt für mich.

Lieven
(mit einem Achſelzucken).
Ja, ja, das ſeh' ich wohl — meng' ich mich nicht in's Spiel,
So kommen Sie, lebend'ger Zweifler, nie zum Ziel.
Und geht's ſo fort, ſo iſt es nöthig noch ſogar,
Ich reich' am End' die Hand für Sie noch am Altar. —
Es ſey! — Ich höre ſchon Eliſen kommen — fort,
Geh'n Sie indeſſen in den Bücherſaal!

Langen.
Wo?

Lieven
(zeigt auf die Thüre zur Bibliothek).
Dort!

Langen
(öffnet die Thüre, ſieht hinein, und bleibt erſtaunt, die Arme in einander ſchlingend, vor derſelben ſtehn).
Ha! Welche Sammlung und welch' angemeſſ'ner Platz!

Lieven.
So geh'n Sie nur hinein!

Langen.
Das iſt der wahre Schatz,

Der Menſchen beſter Freund, ganz ohne allem Trug,
Und ohne Schmeichelei'n iſt nur ein gutes Buch.

Lieven.

Fort!

Langen (fort perorirend).

Glücklich Jener, der —

Lieven
(ſchiebt ihn mit Gewalt in die Bibliothek).

Et caetera — hinein!
Und ſeh'n Sie, daß ich geh' dann ſtellen Sie ſich ein.
Dann wird die rechte Stunde zur Erklärung ſeyn.

Zehnter Auftritt.

Lieven. Frau v. Welling. Roſine.

Frau v. Welling.

Oheim ich ſuchte Sie — Sie ließen mich mit Brück
So ganz allein —

Lieven.

Ich blieb bey Langen hier zurück,
Der Gute wollte mir die Leidenſchaft geſtehen,
Die mächtig ihn ergriff, da er Dich nur geſehen —
Eliſe, ſag' auch Du mir nun, gefällt er Dir?

Frau v. Welling (betroffen).
O ja! Er ſcheint —

Lieven
(zu Roſinen, welche näher getreten iſt, um zu horchen).
Fort, Lauſcherin! was willſt Du hier?

Roſine
(im Abgehen für ſich).
Der arme Brück! man bricht nun über ihn den Stab.

Eilfter Auftritt.

Lieven. Frau v. Welling.

Lieven.
Nun, war das Bild nicht treu, das ich von ihm Dir gab?
Gefühlvoll iſt er, gut, ein Redner ohne Gleichen,
Durch ſein Benehmen weiß er ſich in's Herz zu ſchleichen.

Frau v. Welling.
Ein liebenswerther Mann, das muß ich ſelbſt geſteh'n.

Lieven.
Nun ſchön, mit Freude werd' ich Euch vereinet ſeh'n.
Noch dieſen Abend bring' in's Reine ich die Sachen,

Durch Eine Schrift will ich Euch Beyde glücklich machen,
Und Dir zugleich, im Fall' ich geh' aus dieſer Welt,
Mein Gut zuwenden, der Notar iſt ſchon beſtellt.

Frau v. Welling.

Ach, theurer Onkel!

Lieven.

Nun?

Frau v. Wellking.

Es wird ſo bange mir.

Lieven.

Thu's, oder thu' es nicht, es hängt nur ab von Dir.

Frau v. Welling.

Ihr Wunſch iſt mir Befehl, doch laſſen Sie mir Zeit;
Noch kenn' ich Langen nicht, wir wechſelten ja heut
Kaum ein'ge Worte noch; auch iſt mir nicht bekannt,
Ob er mich liebt —

Lieven.

Er iſt ja ganz für Dich entbrannt.

Frau v. Welling.

Mit Ihrem günſt'gen Blick ſieht nicht ein Jeder.

Lieven.

Bah!
Mach' keine Scrupel Dir — entdecket hat er da
Auf dieſem Platz mir erſt voll Feuer ſeine Triebe —

Mein Kind, ich gehe jetzt, er wird Dir ſeine Liebe
Im nächſten Augenblick ſchon ſelbſt geſteh'n —
(Sie auf die Wange tätſchelnd.)
Leb' wohl,
Und wenn er kommt, Eliſ', empfang' ihn liebevoll.
Hörſt Du? thu's mir zu lieb! —
(Im Abgehen für ſich.)
Jetzt iſt das Eiſen heiß,
Wenn er es ſchmiedet gleich, ſo winket ihm der Preis.
(Geht ab.)

Zwölfter Auftritt.

Frau v. Welling (allein).

Frau. v. Welling.

Gefallen iſt mein Los — zu ändern iſt nichts mehr.
(Mit einem Seufzer.)
Ach, wie's hier ängſtlich klopft — warum kam Brück hierher?
Umzogen war ſein Bild bereits mit einem Schleyer,
Ich ſah ihn, und es glänzt auf's Neu' im mag'ſchen Feuer —
Fort, ihr Gedanken, fort, ich darf euch nicht bewahren —

Schweig, thöricht Herz, ich kenne leider die Gefahren,
In welche Leidenſchaft uns ſtürzt — hervor Verſtand,
Bezwinge du das Herz, verſchenke meine Hand!
Des guten Onkels Wunſch, erfüllen will ich ihn,
Er führe, wann er will, mich zum Altare hin.
Ich bin bereit, mich ſoll die Leidenſchaft nicht trügen.
Poch immer zu du Herz, du mußt dich dennoch fügen.
(Sie horcht.)
Man kommt -- ach, ganz gewiß iſt's Langen! Himmel! nein!
Brück iſt's! muß Alles denn gen mich im Bunde ſeyn?

Dreyzehnter Auftritt.

Brück. Frau v. Welling.

Brück.

Nicht länger, gnäd'ge Frau, kann ich den Zweifel tragen,
Zu öffnen ganz mein Herz, ich muß es einmal wagen —
Gott! wär' es ſchon zu ſpät? iſt's wahr, was ich vernommen?
Ein Glücklicherer ſoll die ſchöne Hand bekommen,
Eliſe, reden Sie, Gewißheit mir zu geben,

Und ſo entſcheid' ein Wort mein Glück, ja ſelbſt mein Leben.

Frau v. Welling

(ſanft aber mit Würde).

Was wollen Sie von mir? wer hat das Recht zu fragen?
Muß ich von meiner Wahl die Gründe Jemand ſagen?
Frey bin ich und kein Menſch —

Brück.

Dieß Recht, Eliſe, gibt
Mein Herz mir, welches Sie mit aller Inbrunſt liebt.
Ausſprechen will ich's nun, was lang mein Herz geſtanden,
Und was, wenn ſich Gefühl mittheilt, auch Sie empfanden.
Seit ich zum erſten Mal Sie ſah, ſo lieb' ich Sie,
Die Flamme lodert fort, verlöſchen wird ſie nie,
Und kann ich Ihre Hand, Ihr Herz mir nicht erwerben,
Wird doch die Leidenſchaft nur, wenn ich ſterbe, ſterben.

Frau v. Welling.

Brück! Schweigen Sie!

Brück.

O nein, die Glut, die in mir lodert
Sie kann ſich länger nicht verbergen.

Frau v. Welling.

Nun, was fodert
Ihr Ungeſtüm von mir?

Brück.

Ein Wort, ein kleines Wort,
Des Menſchen höchſtes Glück, des Menſchen einz'ger Hort,
Das Wörtlein: Hoffnung! nur aus Ihrem ſchönen Mund.

Frau v. Welling.

Ich kann nicht — Herr Major! Sie wiſſen, welch ein Bund —

Brück.

Vom Onkel projectirt, ich weiß es — aber nein —
Ihr Wille iſt es nicht, Ihr Wille kann's nicht ſeyn!

Frau v. Welling (zögernd).

Und doch die Klugheit —

Brück.

Die kalte Klugheit ſchweigt,
Wo heiße Liebe ſich in ihrer Allmacht zeigt.

Frau v. Welling.

Ich bitte Sie —

Brück.

Eliſ', ach nur ein einzig Wort
Des Troſt's!

Frau v. Welling.

Sind Sie mir wirklich gut, ſo geh'n Sie fort.

Brück

(zu ihren Füßen).

Ach, ich beſchwöre Sie, zerreißen Sie dieß Band!

Frau v. Welling (ſehr ängſtlich horchend).

Man kommt!

Brück.

Zum Zeichen, daß mein Herz das Ihre fand,
So reichen Sie mir —

Frau v. Welling.

Was denn? Reden Sie!

Brück.

Die Hand.

Frau v. Welling (reicht ihm die Hand).

Hier — aber ſteh'n Sie auf.

Brück

(ihre Hand mit Küſſen bedeckend).

Geſchloſſen iſt das Band!

(Steht auf.)

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Langen.

Langen
(tritt aus der Bibliothek, ein Buch in der Hand).

Wie himmliſch ſchreibt der Mann, mit welcher Kraft
und Wahrheit!
Dabey zugleich ſein Styl voll Eleganz und Klarheit.
Nicht trennen kann ich mich von dieſem Buche.

Frau v. Welling (leiſe zu Brück).

Brück!
Entfernen Sie ſich jetzt!

Brück
(indem er ihre Hand küßt).

Mit mir trag' ich mein Glück!
(Geht ab.)

Langen
(Brück bemerkend).

War der ſchon wieder da? Das nenn' ich Mißgeſchick!
(Er legt das Buch auf einen Tiſch.)

Fünfzehnter Auftritt.

Langen. Frau v. Welling.

Langen (für ſich).
Ihr Alles zu geſteh'n — jetzt iſt der Augenblick,
(Laut zu Frau v. Welling und näher tretend.)
Verehrte gnäd'ge Frau, ſchon lange ſcheut' ich mich
Nach dieſem günſtigen Moment, in welchem ich
Mit Ihnen ganz allein zu ſprechen wagen kann;
Darum erlauben Sie —

Frau v. Welling (ihn unterbrechend.)
Jetzt, Lieber, geht's nicht an,
Verzeihen Sie, allein, ich kann mich jetzt nicht faſſen —
Ein ſtarker Schmerz im Kopf — ich muß Sie ſchnell verlaſſen.
Ein andermal —
(Sie geht, die Hände an den Kopf haltend, ab.)

Sechszehnter Auftritt.

Langen
(allein, ſieht ihr ſtarr nach).
Recht ſchön, das Schickſal will mich äffen!

Gelingt mir's einmal auch, allein ſie anzutreffen,
So hat ſie Kopfſchmerz, ha! das nenn' ich Unglück!

Siebenzehnter Auftritt.

Langen. Lieven.

Lieven
(kommt fröhlich und ſpricht geheimnißvoll zu ihm).

Freund!
Ging das Geſtändniß gut, ſind Sie mit ihr vereint?
O ja, vortrefflich ging's — Sie ſind ja ganz bewegt —
Sie triumphiren —

Langen (verdrüßlich).

Schön! zu Bett hat ſich gelegt
Eliſe — ſie iſt krank.

Lieven.

Wie?

Langen.

Kopfſchmerz plagt ſie jetzt.

Lieven.

Aha! Sie haben wohl zu ſtark ihr zugeſetzt;
Und ihre Reizbarkeit —
(Mit dem Finger drohend.)
Sie ſind ein ſchlimmer Mann! —

Langen.

O ſpotten Sie nur zu! kein Wörtchen bracht' ich an.

Lieven.

Iſt's möglich?

Langen.

Allerdings; denn als ich eintrat hier,
Fand ich ſchon wieder den Major von Brück bey ihr.

Lieven.

Doch als ich von ihr ging, war ſie ja ganz allein,
Weßwegen traten Sie denn da nicht gleich herein?

Langen.

Ich war im Bücherſaal, verlor ſo ganz mich da
Im Anblick jener großen Schätze, die ich ſah,
Ich blätterte bald hier, bald dort, und endlich fiel
Mein Blick auf jene prächt'ge Auflag' vom Virgil,
Die Alles übertrifft — ich las —

Lieven

(fällt ihm verdrüßlich ein).

Sie machen's fein!
Sie steh'n im Bücherſaal und leſen dort Latein,
Indeſſen ſagt ein Nebenbuhler Ihrer Braut,
Daß er ſie liebe, hier verſtändlich deutſch und laut;
O ſchön! Studiren Sie, mein Freund, Virgils Gedichte,
Ein Anderer indeß heirathet meine Nichte.

Herr! Sie verdienten wohl, daß ich den Handel ſchließe,
Und Ihrem Schickſal nun Sie gänzlich überließe. —
Doch kann ich meinen Plan nicht ſo geſcheitert ſeh'n,
Auch regt mich Alles dieß, ich muß es ſelbſt geſteh'n,
Nur mehr noch an, für Sie noch kräft'ger zu agiren,
Um über Ihren böſen Stern zu triumphiren.
Mein Neffe werden Sie, ich ſchwöre es, noch heut,
Trotz Schickſal und Major und Ihrer Langſamkeit.

Langen.

Der liebenswürd'ge Zorn, er macht mein ganzes Glück.

Lieven.

Es drängt die Zeit, und fort muß heute noch Herr Brück!
Er iſt ein hübſcher Mann, des reichſten Nachbars Sohn,
Und bracht' es zum Major in dieſem Alter ſchon!
Kann Anſpruch machen ſo auf jedes Vaters Segen
Kann einen Lorberkranz der Braut zu Füßen legen.
Das ſchmeichelt, und dabey die Uniform, die macht.
Das jedem Weibe gleich das Herz im Leibe lacht.
Gefährlich iſt der Mann und lieber bleib' er fern.

Langen.

Verdienſte kann auch ich anführen.

Lieven.

Glaub' es gern.

Langen.

Sie wiſſen ja, auch ich dient' auf dem Feld der Ehre,
Und hätt' ich nicht quittirt, ganz ohne Zweifel wäre
Auch ich jetzt ſchon Major; denn manche heiße Schlacht
Hab' ich, ich darf es ſagen, muthvoll mitgemacht;
Jedoch auch dort hat mich mein bös Geſchick gequält —
Sie lächeln? hören Sie erſt, wie es ſich verhält:
Mit einem Bataillon der ſchönſten Grenadiere
War ich einſt commandirt, daß ich den Sturm anführe;
Da ſtanden wir denn feſt geſchloſſen an dem Thurm
Der Feſtung, harrend mit Verlangen auf den Sturm;
Jetzt tönte das Signal, es donnerte das Erz,
Es pochte vor Begier uns Allen ſchon das Herz. —
Da ließ ich ein Quarree formiren ſchnell um mich,
Hielt eine Rede an die Mannſchaft, welche ſich
Auszeichnete durch Kraft, ich ſpornte jeden Mann,
Der in der Linie ſtand, mit Worten einzeln an,
Ich zeigte ihnen in der Fern' den Lorberkranz,
Den Ruhm, die Ehre und den Dank des Vaterland's.
Und eben will zum Schluß ich neuen Athem leihen,
Da hör' ich neben mir „Sieg und Victoria!“ ſchreyen.
Ich ſchau empor zum Wall, ha! unſ're Fahne ſteht
Schon oben aufgepflanzt — da war's für mich zu ſpät.
Es floh bereits der Feind, gewonnen war die Stadt,

Und nimmer konnt' ich thun, was ſchon ein And'rer that.
Der Vorfall kränkte mich und meine Wuth war groß,
Und da man gleich nach dieſer Schlacht den Frieden ſchloß,
Quittirt' ich meinen Dienſt und trat dann in's Civil.

Lieven
(die Achſel zuckend).

Ja, *reden* muß man nicht, wo *Handeln* führt zum Ziel.

Langen.

Doch gab ich's noch nicht auf, dem Vaterland zu dienen —
Jetzt, wo der Augenblick nun wieder iſt erſchienen —
Und wo der Krieg beginnt, will gern ich wieder gehen,
Es hat mir — Ihnen, Freund, darf ich das wohl geſtehen —
Der Kriegsminiſter auch geſchrieben ſchon, ich ſollte
Eintreten als Major, ich könnt' es, wann ich wollte.
(Gibt Lieven einen Brief.)
Hier, leſen Sie den Brief —

Lieven
(durchläuft den Brief).

Das iſt ſehr ehrenvoll.

Langen.

Viel Mitbewerber gibt's!

Lieven

(auf den Brief zeigend).

Ja ja, das ſeh' ich wohl!

Langen.

Beſtürmt ward er darum!

Lieven.

Und was hat er gethan?

Langen.

Er harrt auf Antwort noch von mir.

Lieven.

Entſetzensmann!
So eilen Sie ſich doch und nehmen Sie es an.
Wird in der Uniform Sie meine Nichte ſehen,
Dann wird, ich bürge wohl, ſie nimmer widerſtehen.
Fort! ſchreiben Sie ſogleich!

Langen.

Erſt unterzeichn' ich hier
Den Eh'kontrakt, ſo ſcheint die Sache ſich'rer mir;
Dann ohne Zaudern eil' ich nach der Hauptſtadt fort,
Denn beſſer als ein Brief wirkt dort das eig'ne Wort.
(Lieven will ihm einreden, er beſchwichtigt ihn.)
Nur ruhig, dießmal faſſ' ich ganz gewiß mein Glück,
Ich weiß, verſäumen darf man keinen Augenblick.

Lieven.

Wohl Ihnen, wenn Sie das gelernet endlich doch!
Ich gehe jetzt zu Brück, fort muß er heute noch;
Dann hol' ich zum Contract den Mann uns vom Gerichte,
Und Sie erklären ſich indeſſen meiner Nichte.
(Freundlich.)
Adieu! dießmal bin ich mit Ihnen wohl zufrieden!
(Geht ab.)

Achtzehnter Auftritt.

Langen (allein).

Langen.

Ich Ueberglücklicher! dem ſolch ein Weib beſchieden!
Ich eile nun zu ihr, jetzt ſoll mich nichts mehr halten,
Die Flamme lodert jetzt, ſie darf nicht mehr erkalten. —
(Er will ſchnell ab, kommt aber wieder zurück und ſpricht für ſich ſelbſt überlegend.)
Es war doch klug von mir, daß ich nicht früher ſprach.
Gelungen wär's wohl auch; denn Frauen ſind ſtets ſchwach.
Doch nicht will ich mein Glück der Ueberredung danken,

Ein Haus, ſo ſchnell gebaut, pflegt leider bald zu
wanken.
Darum gab ich ihr Zeit, ſich Zweifel aufzuhellen
Und zwiſchen mir und Brück Vergleichung anzuſtellen,
Was jetzt entſchieden wird, dictiret der Verſtand,
Und dieſem folgt nun auch ihr Herz und ihre Hand.
Fort! fort! zu nippen, da der Glückesbecher ſchäumt.
Nicht ſagen ſoll man mir, daß ich etwas verſäumt.

Neunzehnter Auftritt.

Langen. Brück.

Brück
(hält Langen in dem Augenblicke zurück, da er bey
Frau v. Welling eintreten will).
Ich ſuchte Sie, mein Herr, um Ihnen zu erklären,
Noch heute reiſ' ich ab. Sie werden nicht begehren,
Daß ich erſt das Warum noch detailliren ſoll —
Die Gründe wiſſen Sie nur leider all zu wohl.

Langen.
Ich bin nicht Schuld!

Brück (höhniſch).
Sieh' doch — man ging die krummen Straßen,
Des Onkels Schwächen wußte man recht gut zu faſſen.

Durch Schmeichelei'n und Liſt verſtand man durchzudringen,
Und ſo das Opfer nicht gar löblich zu erringen.
Langen (auffahrend).
Mein Herr! —
Brück.
Es iſt geſcheh'n — nun muß ich Ihnen weichen,
Und Ihnen wird Eliſ' die Hand noch heute reichen;
Doch will ich Ihnen, eh' ich geh', beweiſen noch,
Zu treten in die Schranken war ich würdig doch,
Eliſe iſt es werth, etwas für ſie zu wagen,
Sind Sie ein Mann von Muth, ſo werden Sie ſich ſchlagen
Mit mir noch heut'!
Langen.
Mein Herr! zwar hofft' ich einen Freund
In Ihnen hier zu ſeh'n — und finde einen Feind;
Doch nennen liſtig Sie und bös mein offnes Streben,
So muß Genugthuung ich mir und Ihnen geben —
Ich bin bereit dazu.
Brück (mit Nachdruck).
Mein Herr, ich reiſe *bald*!
Langen.
Beſtimmen Sie die Stund'!

Brück.

Ich werd' im nahen Wald
In einer Viertelſtunde Ihrer warten.

Langen.

Ja.
Ganz recht, ich komme ſchon.

Brück.

Daß Sie ganz ſicher da
Sich finden, bitt' ich ſehr; denn ich, ich habe Eile.

Langen.

Seyn Sie verſichert, daß ich ſicher nicht verweile!

Brück.

Sie müſſen ſchon verzeih'n; allein die Rede geht,
Sie kämen manchesmal ein wenig oft zu ſpät.
Darum erinn'r ich Sie noch einmal, bald, recht bald
Verlaß ich dieſes Schloß, erwarte Sie im Wald,
Wenn hier der Poſtillon im Hofe bläſt, iſt dieß
Das ſicherſte Signal.

Langen.

Ich komme ganz gewiß.

(Brück geht ab.)

Zwanzigſter Auftritt.

Langen (allein).

Langen.

Der Sieg iſt mein, das iſt ganz klar, der arme Tropf,
Wenn's anders wär' hing er gewiß nicht ſo den Kopf;
Nun zu Eliſen fort, erſt will ich dort mein Glück
Ganz feſt begründet ſeh'n, dann ſchlag' ich mich mit Brück!

(Will ab.)

Einundzwanzigſter Auftritt.

Langen. Lieven mit einem Notar.

Lieven.

Beloben Sie mich, Freund! ich handle ſchnell für Euch,
Hier bring' ich den Notar und den Contrakt zugleich.
Durchleſen Sie ihn nur, ich glaube er iſt recht
Und bündig —

Langen (zum Notar).

Geben Sie!

Notar
(überreicht mit vielen Bücklingen den Contrakt).

Ganz unterthän'ger Knecht!
Ich darf mir ſchmeicheln wohl, es gebe nicht ſehr viele,
Die es ſo weit gebracht an Kürze in dem Style
Und an Gediegenheit.

Langen.

Ich zweifle nicht daran.
(Durchliest den Contrakt und gibt Zeichen ſeiner Billigung.)
Gut, gut, gleich billig — für die Frau wie für den Mann!

Notar.

Nichts fehlt mehr als die Namen beyder Paciscenten.

Lieven.

Nun wird Ihr Unglücksſtern ſich endlich einmal wenden,
Im Hafen laufen Sie nun ein, es bleibt nichts mehr
Als daß Ihr Glücklichen ſchreibt Eure Namen her.

Langen
(geht zum Tiſch und nimmt eine Feder).

Und das will ich ſogleich.

Lieven.

Auch Brück reiſt eben fort.

Langen.

Brück?

(Man hört einen Poſtillon blaſen.)

Lieven.

Hören Sie denn nicht?

Langen

(wirft Contrakt und Feder weg und ſtürzt ſchnell mit den Worten ab):

Ha! das Signal! mein Wort!

(Stürzt ab.)

Zweyundzwanzigſter Auftritt.

Lieven. Notar.

Notar.

Was ſoll das heißen?

Lieven.

Ja, das weiß ich ſelber nicht.

(Auf ſeine Stirn deutend.)

Mir ſcheint, daß es ihm hier am Nöthigen gebricht.

Notar.

Noch iſt in Praxi mir nichts Aehnliches geſchehen;
Noch keinen hab' ich vor der Hochzeit fliehen ſehen,

Ja, nachher — ah, das iſt was And'res, da entſchlüpfte
So Mancher wieder, wenn ich noch ſo feſt ihn knüpfte.

Lieven.

Der Menſch ſcheint nur um mich zu ärgern auf der Welt,
Das, was er ſpricht, iſt gut, und was er thut gefehlt;
Gleich will er Alles thun und iſt bey Allem träge,
Indem er Bahn ſich bricht, ſteht er ſich ſelbſt im Wege —
Bey meiner armen Seel', ich möchte wetten d'rauf,
Schließt einſt die Himmelsthür ſich allen Sel'gen auf,
So räſonirt er erſt, und kommt ſo dort erſt an,
Wenn alle d'rin ſind und die Thür man zugethan.

Notar (etwas brüsk).

So viel mir ſcheint, ward ich wohl auch umſonſt geholt.

Lieven.

Umſonſt? Nicht doch, ich zahl' den Zeitverluſt mit Gold.

Notar

(plötzlich wieder ſehr ſubmiß).

Ah, gar zu gütig!

Dreyundzwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Frau v. Welling. Roſine.

Frau v. Welling
(im Eintreten zu Roſine).
Ach, mein Himmel! Iſt es wahr?

Roſine.
Ach, leider ja, ich zitt're noch.

Frau v. Welling.
Und iſt Gefahr?

Lieven.
Was iſt geſchehen? Sprecht!

Roſine.
Der Herr von Langen fand
Herrn Brück gleich außerm Park, und dort im Streit entbrannt,
Dort ſchlugen beyde ſich.

Frau v. Welling.
O ſprich, wer iſt verwundet?

Roſine.
Es neigte ſich das Glück, ſo viel ich hab' erkundet,
Für Langen — der Major erhielt wohl einen Stich,]
Doch iſt die Wunde nicht gefährlich —

Lieven (zornig lachend).

Herrlich! — ich
Schick' ihm den Nebenbuhler fort, ha, ha! und er
Verwundet draußen ihn und bringt ihn wieder her.

Roſine.

Ein edelmüth'ger Feind, verbindet er ſo eben
Des Gegners Wunde mit ſehr rühmlichem Beſtreben.

Frau v. Welling.

Ach, Onkel! eilen Sie —

Lieven.

Ja ja, ich geh' hinaus;
Doch iſt's mit Langen ein für alle Mal nun aus.
(Ab.)

Notar.

Und ich begleite Sie. — Bey ſo geſtalten Sachen
Gibt's dort vielleicht für mich ein Teſtament zu machen.
(Ab.)

Vierundzwanzigſter Auftritt.

Frau v. Welling. Roſine.

Frau v. Welling.
(ſinkt erſchöpft in einen Stuhl).

Ach Gott! Roſine!

Roſine.

Ja, das iſt ein böſ's Ereigniß!

Frau v. Welling

(die Hand auf ihr Herz legend).

Was jetzt ich fühle, gibt mir leider auch das Zeugniß,
Das dieſes ſchwache Herz noch immer ſchlägt für
Brück.

Roſine.

Wohlan, ſo reden Sie, jetzt iſt der Augenblick!

Frau v. Welling.

Bedenk', mein Onkel gab ſein Wort.

Roſine.

Ach, nur nicht bangen,
Der Onkel iſt jetzt ſelbſt gar ſehr erboßt auf Langen,
Sie hörten ja, er ſprach, nun ſey es aus, rein aus!

Frau v. Welling.

Du gibſt mir Troſt!

Roſine.

Nur mit der Sprache jetzt heraus!
Geſteh'n dem Onkel Sie, ſobald er wiederkehrt,
Daß Brück Ihr Herz beſitzt, und daß er deſſen werth,
Daß Sie zwar unterdrückt bishero Ihr Gefühl,
Um zu verfolgen ganz des guten Onkels Ziel;
Daß aber jetzt Ihr Herz doch leider ſtärker ſey,
Als Wille und Vernunft, und laſſen Sie dabey,

Wenn Sie ſo ſprechen, ein'ge bitt're Thränlein fließen,
Die Hoffnung drücken Sie dann aus, nicht werde
ſchließen
Der Onkel je ein Band, wo niemals Ihnen lacht
Des Lebens Heiterkeit, das Sie unglücklich macht.
Verſteh'n Sie Alles das recht rührend vorzubringen, —
Und welchem Weibe ſollte dieß wohl nicht gelingen —
So bürg' ich wohl dafür, der Onkel wird erweicht,
Und des Geliebten Glück und Ihres wird erreicht.
Man kömmt!

Fünfundzwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Lieven. Brück.

Brück
(beſchämt ſich vor Frau v. Welling verneigend).

Ach, gnäd'ge Frau!

Lieven.

Sey ruhig, liebe Nichte,
Dem Himmel ſey gedankt, es hatte die Geſchichte
Nicht böſe Folgen.

Frau v. Welling (ängſtlich).

Doch — ich ſehe nicht Herrn Langen. —

Lieven.

Der Himmel weiß, was der nun wieder angefangen.
Als ich den Wald betrat, wo ich die Beiden fand,
Da übergab er den Major mir und verſchwand.
Soll laufen wie er will, mit einem ſolchen Mann
Hab' ich nichts mehr zu thun, er geht mich nichts
mehr an.

Roſine
(leiſe zu Frau v. Welling).

Vortrefflich!

Brück (zu Lieven).

Theurer Freund! was lang' verſchwieg mein Mund,
Thut dieß Ereigniß nun gen meinen Willen kund;
Ja, Ihre Nichte lieb' ich mit dem ſtärkſten Feuer
Des Herzens —

Lieven.

So?
(Zu Frau v. Welling.)
Und Du?

Roſine
(leiſe zu Frau v. Welling).

Nur Muth!

Frau v. Welling.

Auch er iſt theuer

Mir lange ſchon; doch wollt' ich *Sie* ja nicht betrüben,
Und jenen Mann allein, den Sie mir gaben, lieben.
Ich konnt' es leider nicht.

Lieven.

Und haſt auch Recht, mein Kind,
'S iſt mit den Männern nichts, die gar ſo langſam ſind.
Gäb' tauſend Uhren ich zum Heirathsgut Dir mit,
Ich wette doch, daß der die Stunde überſieht —
Verlangteſt Du, mein Kind, nach einem Kuſſe ſehr,
So räſonirt er erſt, auf welche Wange er
Ihn Dir wohl geben ſoll. Nein, nein, mit dem iſt's aus,
Der ſuch' ein Weibchen ſich in einem andern Haus,
Das meine ſchließ' ich ihm.

(Zärtlich.)

Ich will ja nur Dein Glück,
D'rum mache was Du willſt, und liebſt Du Herrn von Brück,
So nimm ihn, *Deine* Luſt iſt ja auch meine Freude.

(Er legt Beyder Hände in einander.)

Nehmt meinen Segen hin und ſeyd recht glücklich Beyde.

Frau v. Welling
(küßt ihm freudig die Hand).
O theurer Onkel!

Brück
(drückt ihn an ſich).
Jetzt auch meiner!

Lieven
(ſich losmachend).
Laßt mich leben
Nur und erdrückt mich nicht!

Roſine.
Da kommt Herr Langen eben.

Lieven.
Ja, ja, nach ſeiner ganz gewöhnlichen Manier,
Wenn man ihn nicht mehr braucht, ſo iſt er richtig hier.

Sechsundzwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Langen.

Langen
(kommt ganz außer Athem).
Da bin ich endlich!

Lieven
(lächelnd für ſich).

Ja wohl, endlich!

Langen (zu Brück).

Lieber Freund,
Ich' war beym Wundarzt, der ſogleich auch hier erſcheint.

Lieven (für ſich).

Die größte Wunde heilt' ich ihm in dieſer Zeit.

Brück (zu Langen).

Sie ſehen mich beſchämt und in Verlegenheit —
Sie überhäufen mich mit Güte und ich war
Ihr Nebenbuhler doch.

Langen.

In Stunden der Gefahr
Seh' ich den Menſchen nur. —

Lieven.

Sie haben recht, das war
Ein Stündchen der Gefahr, für Sie, mein lieber Langen;
(Auf Brück und Frau v. Welling deutend.)
Denn meinen Segen hat ſeitdem dieß Paar empfangen.

Langen.

Was ſagen Sie?

Lieven.

Ja, ja, bald ſind ſie Frau und Mann,
Schon lange waren ſie ſich heimlich zugethan;
Doch während Sie, mein Freund, ſtets dachten und nicht ſprachen,
Geſchah es, daß die Zwey ihr Schweigen klüglich brachen
Und ſich erklärten.

Frau v. Welling.

O, verzeihen Sie mir, Langen,
Sie hätten nur die Hand, und nicht mein Herz empfangen,
Das ungeſtüm ſchon lang für Brück ſich hat erklärt;
Sie aber, braver Mann, ſind eines Herzens werth!

Langen.

Ich ſeh's, Sie wollen mir vergolden dieſe Pille,
Ich muß ſie ſchlucken wohl und thu's — gekränkt, doch ſtille,
Es raubet Alles mir mein grauſames Geſchick,

Doch mehr als meines gilt mir, gnäd'ge Frau, Ihr Glück.

(Er ruft heftig zur Thür hinaus.)

Spatz! Spatz!

(Zu Lieven.)

Ihr Wort, mein Herr, ich geb' es jetzt zurück.

Spatz (tritt ein).

Befehlen?

Langen (heftig).

Alſogleich anſpannen, fort, geſchwind!
Damit wir morgen Früh ſchon in der Hauptſtadt ſind!

(Spatz geht ſchnell ab.)

Langen
(wendet ſich zu Frau v. Welling).

Mög' Ihnen dieſer Schritt das ſchönſte Los gewähren,
Das meine ſuch' ich auf dem Tummelplatz der Ehren.
Ich eile nach der Stadt, ein Regiment ſchifft dort
Sich nächſter Tagen ein und zieht an fernen Ort.
Mit dieſem reiſ' ich ab, mit mir Ihr Angedenken —
O möchten Sie auch mir entfernt Erinn'rung ſchenken.

Lieven (am Fenſter).

Der Kutſcher ſſpudet ſich.

(Zu Langen.)

Warum denn gar ſo ſchnelle?

Langen (heftig).

Um zu erhalten die mir angebot'ne Stelle,
Muß ich mich eilen.

(Salbungsreich zu Brück.)

Freund! Ich leg' in Ihre Hand
Das Glück der beſten Frau!

Spatz (tritt ein).

Es iſt ſchon angeſpannt.

Langen.

Gleich! —

(Spatz ab.)

(Fortfahrend zu Brück.)

Suchen Sie ſich ja den Vorzug zu verdienen
Mit dem man Sie beehrt. Mag Eure Liebe grünen
Und blüh'n nach Jahren noch, ſo wie in dieſen Tagen,
Und Euch recht würd'ge und geliebte Früchte tragen.
(Man hört von Außen mit der Peitſche knallen.)
Jetzt muß ich fort!

(Zu Frau v. Welling.)

Und darf ich eine Bitte wagen,

So laſſen Sie doch ja den erſten ſüßen Knaben
Den Namen führen, den mir einſt die Aeltern gaben —
Ich heiße Wilhelm. O, Eliſ' ich bitte, ſchenken
Dem Kleinen Sie auch dieſen Namen, ſo gedenken
Sie manchmal deſſen doch, der weit entfernet iſt,
Sie doch — ob Meere auch ihn trennen — nie vergißt.

Spatz (eintretend).

Der Kutſcher, gnäd'ger Herr! —

Langen.

Ja, ja, ich komme ſchon.
(Zu Frau v. Welling und Brück.)
Wenn Ihr recht glücklich ſeyd iſt dieß mein ſchönſter Lohn!
(Er nimmt eilig ſeinen Hut und zieht ſich, während er das Folgende ſpricht, immer mehr gegen die Thüre, ſo daß er die letzten Worte ſchon draußen ſpricht. — Die Uebrigen begleiten ihn.)
Lebt wohl, lebt Alle wohl! noch einen Druck der Hand!
Ich geb' Euch Nachricht bald aus einem fernen Land,
Und höret Ihr vielleicht, daß mir des Feindes Bley
Bey einer heißen Schlacht in's Herz gedrungen ſey,

So denkt, es war dieß Herz von Liebe für Euch
voll —
O haltet mich nicht mehr! Lebt wohl, ich muß — lebt
wohl! —

Lieven
(nachdem er abgegangen iſt, zu den Uebrigen).

Macht er's ſo fort, ſo trifft er in der Stadt erſt ein,
Wenn dort das Regiment ſchon abgereiſt wird ſeyn.

Der Vorhang fällt.

[illegible]

[illegible]

Die Schwäbin~~n~~.

Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Perſonen:

Baron Hobern, Obriſt.

Carl, ſein Neffe.

Julie, deſſen Frau.

Robert, ein alter Wachtmeiſter des Obr

Steidele, ein Schwabe, Schloßvogt

Die Handlung ſpielt auf einem alten Schloſſe, dem Baron gehörig.

[illegible]

[illegible]

Die Bühne ſtellt einen Saal in einem alten Schloſſe vor. Zur Rechten ein runder Tiſch und ein großer Lehnſtuhl. Zur Linken mehrere Stühle. Eine Mittel- und zwey Seitenthüren.

Erſter Auftritt.

Carl (im einfachen Morgenkleide, ſitzt am Tiſche und lieſt.) **Robert** (ſpricht zur Mittelthür hinaus, durch welche er dann eintritt.)

Robert.

Wie ich Euch ſage, er kommt, er folgt mir auf dem Fuße! ein gutes Mittagsmahl bereitet, eingefeuert in den Ofen.

Carl (ſteht auf).

Was ſeh' ich? Robert!

Robert.

Bin's, Junker Carl'chen. (Stellt ſich in militäriſche Poſitur.) Ey, bitte tauſendmal um Excusation, aus dem kleinen Carl'chen iſt ein Carolus Magnus geworden.

Carl.

Laß das, alter Freund! durch welchen Zufall kommeſt Du hieher?

Robert.

Kein Zufall! Auf Befehl meines Herrn Obriſten bin ich vorausgeritten, er folgt mir auf dem Fuße.

Carl.

Wie, mein Onkel kommt hieher?

Robert.

Wird keine Stunde mehr ausbleiben.

Carl.

Da bin ich in ſchöner Verlegenheit.

Robert.

Nicht doch! er weiß wohl, daß Sie die Hauptſtadt verlaſſen haben, und hofft Sie hier zu finden.

Carl.

Ach, Robert! Du glaubſt gar nicht wie mich die Hauptſtadt angewidert hat. (Zieht ihn bey Seite.) Ueberall begegneten mir Geſichter, denen ich etwas ſchuldig war, und ich hätte wirklich am Ende noch mit der löblichen Juſtiz in Fatalitäten kommen können.

Robert (lächelnd).

Nun, weiß ſchon wie das geht, hab's auch nicht immer vollauf gehabt, das runde Metall — aber das thut nichts, ſeyn Sie getroſt, eine vortheilhafte Heirath macht das Alles wieder gut.

Carl.

Glaubſt Du?

Robert.

Der Herr Obriſt hat für Sie eine herrliche Partie ausgeſucht, ein Mädel, das in Gold ſteckt bis über die ſchönen Goldlocken, und wenn Sie ſich in ſeinen Willen fügen, ſo zahlt er dießmal noch Ihre Schulden.

Carl (lächelnd).

Ja, er wird ſie wohl auch ohnedem zahlen müſſen, denn ich werde von ſeiner herrlichen Partie nicht profitiren können.

Robert.

Ho, ho! junger Herr! nicht ſo geſchwinde abgeſprochen! denken Sie fein an die Zukunft! nehmen Sie ſich in Acht, der Herr Onkel ſind etwas heftig, und auch in den Jahren, wo er ſelbſt noch darauf denken könnte ſich zu verehlichen. — Wenn ihm der Kopf einmal wirblig wird, ſo iſt er im Stande und begeht einen ſolchen Streich, und dann adieu Erbſchaft. — Seyn Sie klug, und heirathen Sie die, welche er für Sie beſtimmt hat.

Carl.

Heirathen Sie! heirathen Sie! — das iſt leicht geſagt.

Robert.

Hm! iſt auch nicht ſchwer gethan.

Carl

(halbleiſe zu ihm).

Aber ich bin ja ſchon verheirathet.

Robert.

Wie — dieſe Thorheit. —

Carl.

Iſt einmal geſchehen.

Robert.

Nein, das iſt zu arg! — Alſo wirklich verheirathet? Und vielleicht gar mit dem Mädchen, deſſen Familie mit dem Onkel in Prozeß verwickelt war?

Carl.

Die nämliche.

Robert.

Die kein Vermögen hat?

Carl.

Keinen Kreuzer.

Robert.

Nein, Carlchen! verzeihen Sie, aber das war kein kluger Streich.

Carl.

Ey was! warum fordert man von mir Unmöglichkeiten? Glaubte mein Onkel vielleicht, ich würde es hier auf ſeinem alten Schloſſe auch nur eine Woche aushalten können, wenn ich allein hier ſeyn müßte?

Robert.

Wie? Ihre Frau iſt alſo mit Ihnen hier auf dem Schloſſe?

Carl.

Allerdings.

Robert.

Nein, das verzeiht Ihnen Ihr Onkel in ſeinem Leben nicht, und wenn ihm Ihre Frau vor die Augen kömmt, ſo gibt's ein Mordſpectakel.

Carl.

Glaubſt Du? Nun, ſo laß uns nachdenken, wie wir das verhindern können. — Was könnt' ich denn mit meiner Frau anfangen?

Robert.

Sie in ein abgelegenes Gemach verſperren, und

Fenſterladen und Thüren zuſchließen. Das Schloß iſt ſo groß.

Carl.

Dazu würde ſie ſich nimmermehr verſtehen; denn die kleine Frau hat ihr Köpſchen. Stelle Dir vor, ſie wollte geradezu nach der Stadt fahren, und mir nichts Dir nichts bey meinem Onkel abſteigen. Ueber ſeinen Zorn lacht ſie, und behauptet, es würde ihr nicht ſchwer werden, ihn zu beſänftigen.

Robert.

Ein Beweis, daß ſie ihn nicht kennt. — Wir müſſen auf jeden Fall ein Mittel finden, ihm zu verbergen wer ſie iſt. — Warten Sie. (Er denkt nach.) Wenn mir mein Gedächtniß treu iſt, ſo muß ja der Schloßvogt eine Tochter von beyläufig 18 bis 19 Jahren haben.

Carl.

Ich habe noch keine geſehen.

Robert.

Ja, das glaub' ich, er hat ſie nach Schwaben zu ihrer Tante geſchickt. Könnten wir nicht ſagen, dieſe ſey zurück gekommen?

Carl.

Vortrefflicher Einfall! Auf dieſe Art lernt der Onkel ſie kennen, ohne zu wiſſen, daß ſie meine Frau iſt, und dann wird er gewiß von ihr bezaubert; denn ſolche Anmuth, ſolcher Geiſt, ſolche Liebenswürdigkeit gibt es nicht mehr auf der Welt.

Robert.

Wie lange ſind Sie verheirathet?

Carl.

Vierzehn Tage.

Robert.

Das merkt man aus dieſer Beſchreibung. — Aber was geben wir für eine Urſache an, daß das Mädchen zurückgekommen?

Carl.

Urſache? Ihre Tante muß geſtorben ſeyn.

Robert.

Recht! die Tante bringen wir um.

Zweyter Auftritt.

Carl. Robert. Julie.

Julie.

Carl! Was hör' ich? Dein Onkel kommt?

Carl.

Leider, er will mich zur Verzweiflung bringen — aber wir haben uns gegen ihn verſchworen.

Julie.

Recht! (Pathetiſch.) Ich bin in Eurem Bunde die Dritte.

Robert
(leiſe zu Carl).

Tauſend! Sie haben nicht zu viel geſagt. Das iſt ein liebes Geſichtchen, das müſſen wir dem Herrn Obriſten zeigen, denn er iſt ein Kenner.

Carl.

Ich ſtelle hier Dir meinen alten Freund Robert vor, von dem ich Dir ſchon ſo viel erzählte, der mich, wie ich noch klein war, immer mit Mährchen einſchläferte, er will uns beyſtehen, uns helfen. Für's erſte darfſt Du, um den Zorn meines Onkels nicht zu erregen, nicht als meine Frau vor ihm erſcheinen.

Julie.

Ich verſtehe.

Robert.

Steidele, der Schloßvogt, hat eine Tochter, die beyläufig in Ihrem Alter ſeyn muß, — ſie iſt bey ihrer Tante in Schwaben.

Carl.

Und Niemand kennt ſie.

Julie.

Aha! ich merke wo das hinaus ſoll. Ihr wollt mich für dieſe Schwäbinn ausgeben. Nun, ich will's verſuchen, ich hab' immer gern Comödie geſpielt, und nicht mit Unglück, wie mich meine Gönner verſicherten. Ich will das linkiſche Benehmen und die naive Sprache eines ſchwäbiſchen Landmädchens nachzuahmen ſuchen, ſo gut ich's vermag. Aber wenn uns nur mein verehrungswürdiger Herr Vater keinen Strich durch die Rechnung macht. Der Herr Schloßvogt ſind etwas ſchwachköpfiger Natur.

Robert.

Sorgen Sie nicht, auch er ſoll ſeine Rolle gut ſpielen, ich will ſein Soffleur ſeyn.

Carl.

Aber der ſchwäbiſche Dialekt, Julie?

Julie

(im ſchwäbiſchen Dialekt).

Darüber laſſe Sie ſich kein graues Häärle wachſe, liebes Jünkerle, ich habe ja in meiner Jugend eine Erzieherinn g'hat, die eine Schwäbinn geweſe iſcht, ich kann das Ding im Maul ſchon untereinander arbeite, daß es ä Luſcht iſcht.

Carl.

O! vortrefflich, wie eine geborne Schwäbinn.

Julie.

Ich bin doch recht neugierig, den fürchterlichen

Onkel kennen zu lernen, der nichts von mir ſehen und wiſſen will. — Verſtößt mich der alte Herr, und ich war doch ſo disponirt ihn recht lieb zu haben.

Robert.

Sie fürchten ſich alſo gar nicht vor ihm, gnädige Frau?

Julie.

Warum ſollt' ich auch? Zahm muß er mir werden, zahm, daß ich ihn um den Finger wickeln kann. Er war einſt, wie man mir ſagte, ſehr galant und liebenswürdig gegen Frauen, es wird beym Untergange ſeiner Lebensſonne ſein Herz doch auch noch zum Schlagen zu bewegen ſeyn. — Wollen ſehen, wollen ſehen!

Carl.

Du ſcheinſt Deines Sieges ganz gewiß zu ſeyn.

Julie.

Mein Vater hieß mich immer den Eiſenkopf, und ſagte hundertmal, das Mädchen iſt entſchloſſener und conſequenter als alle meine Buben, die wird einmal Alles durchſetzen was ſie will.

Carl (zu Robert).

Siehſt Du, ſie iſt ein verzogenes Kind! die Eitelkeit iſt mit der Vernunft davon gelaufen.

Julie.

Sie irren, mein Herr! Wer von uns Beyden iſt wohl vernünftiger, wer hat ein armes Mädchen geheirathet, an das er, nach dem Befehle ſeines Onkels, nicht einmal denken ſollte? Sie haben's gethan — und doch will ich alle meine Vernunft aufbieten um Ihnen für Ihre Thorheit Verzeihung zu erwirken. — Doch ich will eilen, mein Coſtume zu bereiten.

Carl.

Und ich gehe, um mit Steidele zu ſprechen. Ich mache ihn, Kraft meiner Machtvollkommenheit, zu Deinem Vater, und verſpreche ihm eine gute Belohnung, die der Onkel dann ausbezahlen mag. (Man hört einen Wagen in den Schloßhof einfahren.)

Robert.

Lieber Himmel, da hör' ich ſchon einen Wagen.

Carl.

Das iſt der Onkel.

Julie.

Fort auf meinen Poſten! Du Deinem Onkel entgegen! (Julie geht zur Rechten, Carl durch die Mittelthüre ab.)

Robert.

(ſich in Poſitur ſtellend).

Die Schlacht beginnt! — Vorgeſeh'n — ich werde wohl mit den Hilfstruppen die Avant-Garde commandiren müſſen.

Dritter Auftritt.

Robert. Der Obriſt. Carl.

Obriſt
(etwas ſchwer auftretend, und von Carl unterſtützt).

So, jetzt komm ich ſchon wieder in den Gang, wenn ich eine Stunde im Wagen ſitze, ſo ſind meine Unterthanen wie gelähmt. Ah! biſt Du da, Robert!

Robert
(militäriſch ſalutirend).

Auf Ihre Ordre, mein Herr Obriſt.

Obriſt (zu Carl).

Du vermutheteſt wohl nicht, mich hier zu ſehen?

Carl.

Nein, mein gnädiger Onkel -- die Jahrszeit und der Weg —

Obriſt.

Ja, es hat mich tüchtig untereinander gerüttelt, aber das iſt geſund, wenn nur mein verdammtes Zipperlein nicht wäre. (Setzt ſich, und ſieht ſich dann im Gemache um.) Nu? das Schloß iſt doch ſo übel nicht.

Carl.

Im Gegentheil, herrlich — alte Thürme, Klippen, Gräben, Precipiſſe.

Obriſt (ironiſch).

Nun, iſt mir lieb, wenn's Dir hier gefällt, kannſt hier bleiben und in der Einſamkeit über Deine begangenen Thorheiten nachdenken.

Carl.

Wie, lieber Onkel, ſchon wieder Moral predigen? Sehen Sie, ich bin ſo erfreut Sie wieder zu ſehen, ich vergeſſe alle Ihre frühern, manchmal wohl etwas zu ſtrengen, Abhandlungen; machen Sie es eben ſo, vergeben wir uns wechſelweiſe unſ're kleinen Fehler, und leben wir ruhig und freundſchaftlich mit einander.

Obriſt.

Ah! Du machſt den Scherzhaften, ich aber bin gar nicht aufgelegt zum Spaße, Herr Neffe. Vor Allem ford're ich von Dir, wenn wir anders ruhig und freundſchaftlich mit einander leben ſollen, daß Du Dir Deine thörichte Neigung aus dem Sinne ſchlageſt, und auf jene lächerliche Verbindung Verzicht leiſteſt.

Carl.

Sie ſcheinen ſehr eilig in Ihren Forderungen zu ſeyn, Onkel!

Obriſt.

Allerdings. Ich kann nicht Eile genug anwenden, Deinen Thorheiten einmal ein Ende zu machen.

Carl.

Thorheiten?

Obriſt.

Frage noch? Wund're Dich noch? — Ich ſage Dir, wenn Du Dich nicht bald änderſt, ſo werde ich der ganzen Geſchichte dadurch ein Ende machen, daß ich mir ſelbſt ein Weib nehme.

Carl.

Sie, Onkel?

Obriſt.

Ja, ja, hat man etwas dagegen einzuwenden?

Carl.

Ich? — Nicht das Geringſte, aber Sie ſelbſt werden etwas dagegen einzuwenden haben. Sie lieben doch ſo ſehr ihre Ruhe?

Obriſt.

Glaubſt Du, ich werde als Ehmann unruhig werden? Nicht im Geringſten. — Ich brauche eine

Geſellſchafterinn, denn Du vernachläſſigſt mich ja ganz und gar.

Carl.

Ich? Wo denken Sie hin, wie oft waren Ihnen meine Beſuche ſchon zu läſtig.

Obriſt.

Ja, weil Du immer kommeſt wenn Du kein Geld mehr haſt.

Carl.

Nun, und da komm' ich oft genug.

Obriſt.

Wenn ich aber einmal verheirathet bin, dann wollen wir ſehen, wie Du Dich aus der Affäre ziehen wirſt. Ich wette darauf, Du ſteckſt noch immer in Schulden bis über den Kopf?

Carl.

Wetten Sie, Onkel! wetten Sie um eine große Summe, und geben Sie mir dann das Geld, denn Sie gewinnen gewiß. Aber wie wär's auch anders möglich? Sie bezahlen ja nie für mich.

Obriſt.

Ich habe wohl unrecht, und ſoll mich wohl beeilen Deine Thorheiten wieder gut zu machen?

Carl.

Wenn Sie mein liebes, gutes Onkelchen ſeyn wollten, allerdings. — Ach, Ihre Ankunft in dieſem Schloſſe iſt eine Schickung des Himmels. —

Obriſt.

Genug, ich will nichts mehr hören. — Geh', und ſage meinem Verwalter, er ſoll kommen, ich habe mit ihm zu ſprechen.

Carl

(küßt ihm die Hand).

O! mein gütigſter Onkel! Ich ſehe, Sie ſind gerührt, ja, da ſtiehlt ſich eine Thräne aus dem großen, feurigen Auge. Sie haben Mitleid mit Ihrem armen, ganz ohne ſeine Schuld in's Unglück gekommenen, Neffen. Sie laſſen den Verwalter kommen, um ihm zu befehlen, daß er die Kaſſa öffne und mir eine namhafte Summe ausbezahle.

Obriſt

(halb lachend, halb ärgerlich).

Geh' zum Teufel!

Carl.

Nicht zum Teufel, aber zum Verwalter, und ich dank Ihnen im voraus für Ihre Güte und Großmuth. (Leiſe zu Robert, der abſeits im Hintergrunde ſteht.) Robert, jetzt iſt er in guter Laune, jetzt rede mit ihm von meiner Frau, man muß das Eiſen ſchmieden, weil es warm iſt. (Durch die Mittelthür ab.)

Vierter Auftritt.

Der Obriſt. Robert.

Obriſt (lächelnd).

Das iſt ein Hauptſpitzbube, man kann ihm nicht gram ſeyn; gerade wie ich in ſeinem Alter war. (Laut.) Robert!

Robert (mit militäriſcher Haltung).

Euer Gnaden, Herr Obriſt!

Obriſt.

Stell' mir den Lehnſtuhl ein bizchen weiter vor. (Es geſchieht und er ſetzt ſich.) Das Gemach gefällt mir, hier will ich wohnen. Die Reiſe ſteckt mir noch in allen Gliedern.

Robert.

Sie ſind auch ſo ſchnell gefahren.

Obriſt.

Ich hoffe, die friſche Luft hier wird mir gut bekommen, auch muß ich ja der Wirthſchaft hier einmal ſelbſt nachſehen, man ſagt mir, mein Verwalter läßt manchen Gulden in ſeinen Sack fallen.

Robert.

Das iſt ſchon der Brauch dieſer Leute.

Obriſt.

Der Kerl erwartete mich nicht ſo ſchnell.

Robert.

Aber — bey! allen Bomben, Sie werden doch Ihre Zeit nicht in dieſer Einöde zubringen wollen — keine Geſellſchaft — keine Zerſtreuung — ich wette, nicht einmal ein guter Keller iſt hier.

Obriſt

(ſich zu ihm hin beugend, und halb leiſe).

Keine Geſellſchaft meinſt Du, alter Menſch? Du irrſt. — Ich habe eine Entdeckung gemacht, (ſchnalzt in die Finger) eine Entdeckung —

Robert.

Doch nicht etwa gar ein ſaub'res Weibsſtück?

Obriſt.

Ein herrliches Mädchen, mit einem ſchwarzen Kohlenauge das Feuer ſprüht.

Robert.

Halten zu Gnaden, Herr Obriſt! ſolche Augen ſind aber für uns nicht mehr gemacht, wir Invaliden dürfen uns nicht mehr in's Feuer wagen.

Oberſt (lachend).

Das magſt Du für Dich ſagen, invalider Menſch, aber nicht für mich. Als ich aus dem Wagen ſtieg gewahrte ich hinter einer Jalouſie ein junges Mädchen, nein, ſo was hab' ich in meinem Leben nicht geſehen. (Greift ſchmerzhaft an ſein Bein.) Uff!

Robert.

Was haben Sie denn?

Obriſt.

Nichts, nichts, nur ein Stich im Waden.

Robert.

Ja, ja, Invaliden!

Obriſt.

Und weißt Du wer die Schöne iſt?

Robert.

Nein, wenn's nicht die Tochter des Verwalters iſt, die kleine Käthe! die lange bey ihrer Tante zu Reitlingen in Schwaben war, und die er jetzt hat zurückkommen laſſen.

Obriſt.

Ah! Steidele hat eine hübſche Tochter? (Er ſteht auf.) Iſt ein braver, treuer Kerl, der Steidele! Ich will ihn ſehen — vielleicht kann ich für das kleine Weſen etwas thun. — Du kannſt ihm ſagen, er ſoll mir das Mädel vorſtellen.

Robert

(den Kopf ſchüttelnd).

Ey, mein Herr Obriſt, das wir ſich nicht ſchicken.

Obriſt.

Nun, ſoll ich ihr etwa nachlaufen? das kann ich nicht mehr, — einmal, ja —

Robert.

Für das, was einmal war, geben die Juden und die Mädels keinen Kreuzer.

Obriſt.

Wenn ich noch denke, was ich für ein Kerl war, ~~im Jahre 1785~~, wie ich zu Mannheim in Garniſon lag.

Robert.

Süße Erinnerungen, nicht wahr? — Aber mit Gunſt, Herr Obriſt! wenn Sie ſich daran mit ſo vielem Vergnügen erinnern, warum ſind Sie ſo ſchonungslos gegen Ihren Neffen, der jetzt thut, was Sie damals gethan haben.

Obriſt.

Davon ſchweige mir. Es gibt dumme Streiche, die unverzeihlich ſind. — Carl mit ſeiner lächerlichen Liebe — und alle neun und neunzig Donnerwetter ſollen mich erſchlagen, wenn ich

Robert.

Fluchen Sie nicht, ſchwören Sie nicht, Sie werden dem jungen Manne doch am Ende vergeben.

Obriſt (zornig).

Nun und nimmermehr, außer er heirathet das Mädchen, das ich für ihn beſtimmt habe. — Der Burſche aber ſetzt ſeinen Kopf auf, hat große Paſſionen, und für wen, für eine Dirne, deren Namen nicht einmal bekannt iſt. — Wenn er es ſo weit triebe und heirathete ſie gar —

Robert.

Nun, und wenn er ſie heirathete, ſo würde er zwar eine Unklugheit begehen, das geb' ich zu, aber er würde doch auch wieder redlich handeln, denn jeder brave Burſche heirathet das Mädchen, das er liebt, und nur ein Taugenichts läßt ein Mädel ſitzen, dem er geſagt hat ich liebe dich. — Nichts für ungut, aber es iſt ſchon heraußen.

Obriſt.

Und ich ſage Dir, wenn er ſie heirathet, ſo enterb' ich ihn.

Robert.

Ihren Neffen, Ihren einzigen Verwandten?

Obriſt.

Ja.

Robert.

Ah bah!

Obriſt.

Ich will nicht diſputiren! — Aber ich ärgere mich ſo, daß ich das Zipperlein bekommen könnte, wenn ich's nicht ſchon hätte. (Er ſetzt ſich.)

Robert.

Ich kann nicht dafür, aber ich kann nun einmal keine Ungerechtigkeit leiden, auch würden Sie ſich dadurch nur ſelbſt unglücklich machen durch Ihre eig'ne Schuld, und das gibt Ihr alter Robert nicht zu.

Obriſt.

Durch meine eigene Schuld?

Robert.

Ja, ja, ja! — Wenn Ihr Neffe ſich von einem Irrthum hat befangen laſſen, ſoll er dafür Zeitlebens beſtraft werden? Wenn Sie Ihre Hand von ihm abziehen, was wird ſein Los ſeyn? Armuth und Elend.

Obriſt.

Ich brauche kein Gemälde davon, hör' auf!

Robert.

Und er, wenn er Kinder bekommt, und die wird er bekommen, Ihnen zum Trotz bekommen, was ſoll aus den armen Würmern werden?

Obriſt.

Wirſt Du aufhören?

Robert.

Herr Obriſt, folgen Sie meinem Rath und ſchützen Sie ſich, weil es noch Zeit iſt, vor Gewiſſensbiſſen, die Ihnen in Ihrem Alter keine ruhige Stunde laſſen würden.

Obriſt

(laut ſchreyend).

Still, ſag' ich — es ſchickt ſich nicht für einen Diener, ſeinem Herrn Lehren zu geben.

Robert

(anfangs wie vom Donner gerührt, dann immer bewegter, endlich mit Thränen, die er aber zu verbergen ſucht.)

Diener? — Ah ja ſo! iſt's um dieſe Zeit? Diener? das Wort hab' ich aus Ihrem Munde noch nie gehört, glaubt' es auch niemals zu hören. — Iſt das der Titel für alle Sorgfalt, die ich Ihnen gewidmet habe, für mein Blut, das ich für Sie gegeben habe. — Verzeihen Sie, ich hab's gethan und nie davon geſprochen, aber jetzt muß ich ſprechen, der Bediente darf ſo etwas ſchon in Anregung bringen. Als ich bey Hohenlinden Sie aus den Feinden heraus hieb, und da die Wunde an der Stirne bekam, die, wenn ſie ein bischen tiefer gedrungen wäre, mir den Schädel geſpalten hätte, da thaten mir der Herr Obriſt, damals noch Hauptmann, die Ehre an, mich Camerad zu tituliren, und jetzt — nein, das überleb' ich nicht.

Obriſt.

Verfluchte Heftigkeit! (mild.) Robert!

Robert

(ſich die Augen trocknend).

Ich kann Ihren übeln Humor, Ihren Zorn ertragen, aber keine Erniedrigung.

Obriſt.

Was ſeh' ich, gar Thränen?

Robert.

Aus Wuth wein' ich, und wären Sie nicht mein Obriſt, bey meiner armen Seele —

Obriſt

(hält ihm die Hand hin).

Gib mir die Hand!

Robert

(wendet ſich weg).

Hm!

Obriſt (aufſtehend).

Du willſt nicht? Ja da werden wir uns alſo wohl ſchlagen müſſen?

Robert.

Schlagen?

Obriſt.

Freylich! wenn mein braver, alter Camerad daran nicht genug hat.

Robert

(ſtürzt in ſeine Arme).

Ach, wenn Sie ſo ſprechen — ſo ſey Alles vergeben und vergeſſen.

Obriſt.

Ich ſehe ein, ich hatte Unrecht.

Robert.

Nun, ich habe auch juſt nicht ganz recht gehabt, ich habe Sie gereizt.

Obriſt.

Nein, nein, ich kenn mich ſchon.

Robert.

Alle Bomben, ich hab' den Zankapfel geworfen.

Obriſt.

Willſt Du ſchon wieder anfangen, unbändiger Menſch? Rede mir nicht mehr von meinem Neffen. Du ſiehſt, wozu das führt. — Nicht wahr, Du ſprichſt nicht mehr von der ganzen dummen Geſchichte. Du verſprichſt mir's?

Robert.

Alles, was Sie wollen, mein verehrter Herr Camerad.

Obriſt.

So iſt's recht. Nun thut's mir aber Noth ein wenig friſche Luft zu ſchöpfen. (Robert bietet ihm den Arm, um ihn zu führen.) Nein, laß' mich, ich kann ſchon allein gehen, ich weiß nicht, ich fühle mich völlig vergnügt, ſeitdem ich das wunderſchöne, junge Blut geſehen habe.

(Durch die Thür zur Linken ab.)

Fünfter Auftritt.

Robert (allein).

Robert.

Hm! — da bin ich nun aus der ganzen Schlachtlinie hinausgeworfen. — Hab' aber auch plären müſſen, und wenn mir das dumme Waſſer in die Augen ſteigt, ſo bin ich linkiſcher als ein Huſar zu Fuß.

Sechster Auftritt.

Robert. Julie (als ſchwäbiſches Landmädchen gekleidet), und Steidele.

Julie

(im Hintergrunde, leiſe, und bey der Thüre ſtehen bleibend).

Bſt, Bſt, Robert! Sind Sie allein?

Robert.

Ja, kommen Sie nur, er iſt nicht da. (Schaut Julien mit Vergnügen rundum an.) Welche Haltung! Vortrefflich.

Steidele.

Nicht wahr, es iſcht eine Freude ſolch ein Töchterlein zu ha'n.

Julie (zu Robert).

Sie haben mit dem Herrn Obriſt geſprochen, iſt er gut geſtimmt?

Robert.

Unbeugſam wie immer.

Julie.

Wie, Sie konnten Ihn nicht beſänftigen und milder machen?

Robert.

Milder? Er war ſo mild, daß es nicht viel gebraucht hätte, daß wir uns geſchlagen hätten.

Steidele (erſchrocken).

Liebes-Herr Göttle! kommt er oft in ſolche Stimmung?

Robert.

Ich mußte ihm verſprechen, mich künftig in nichts mehr zu miſchen. Sie ſind ſich alſo jetzt ganz allein überlaſſen.

Julie.

Deſto beſſer, die Hinderniſſe vermehren nur meinen Muth. — Wohlan! werther Herr Onkel, ich allein ſoll alſo den Sieg über ihr Eiſenherz erfechten?

Robert.

O! daß es Ihnen gelänge. Und Du Steidele! haſt Du Dich gut in Deine Rolle einſtudirt?

Steidele.

So gut als möglich, ich weiß aber doch nicht wie's ausfalle wird; denn mit dem Comödieſpiele hat's nie recht bey mir gehe wolle.

Robert.

Nun, Du brauchſt ja nur zu lügen, und das wird ſchon von ſelbſt gehen.

Steidele.

Nichts als lüge, ah, das werd' ~~ich ſchon treffe~~.

Robert

(zur Linken blickend).

Still, ich glaube die Gartenthür wird geöffnet. Das iſt der Onkel, ich laſſe Sie mit ihm allein, geben Sie acht, daß das erſte Debut gut ausfällt.

Julie.

Sagen Sie Carl'n, er ſoll mich nicht ganz verlaſſen!

Robert.

Aha, kommt das Bataillenfieber ſchon? Sorgen Sie nicht, ich ſende ihn ſchon, wenn es Zeit ſeyn wird.

(Er geht im Hintergrunde ab.)

Siebenter Auftritt.

Steidele. Julie.

Steidele.

Ja, da kommt er ſchon, der Herr Baron, fröſtelet mich doch ein bizle durch die Gebeine.

Julie.

Muth, Steidele, Muth, ſonſt könnteſt Du Alles verderben.

Steidele.

Ja, ſehe Sie, er iſcht doch immer ein Soldat, und ein rabiater Soldat, wie der Herr Robert erzählt, und einen Stock trägt er auch, und das verwirrt meine Gedanke.

Julie.

Sey nur auf Deiner Hut. Laß mich ein bischen ſcharf an, und denke, Du machſt unſer Aller Glück.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Der Obriſt.

Obriſt
(tritt zur Linken ein, und ſpricht zu ſich ſelbſt).

Hm! Hm! geht mir nicht recht zuſammen. — Ob Carl den Robert nicht etwa gar in ſein Intereſſe gezogen hat? Aber ich will ihnen einen Strich durch die Rechnung machen.

Julie
(leiſe zu Steidele).

Stelle mich ihm vor!

Steidele.

Hat ſich vorſtelle, er ſchaut ſo grimmig d'rein.

Julie.

So ſey nur klug.

Steidele

(ſich mit Kratzfüßen nähernd).

Herr Baron! — Herr Obriſt! — Euer Gnaden!

Obriſt.

Was gibt's?

Steidele.

Ein Weibsſtückle gibt's, was ich Ihnen gerne vorſtelle möchte, mein eheleibliches Töchterle, Käthele.

Obriſt

(erblickt Julien).

Ah ja ſo! das iſt alſo Deine Tochter?

Steidele.

Mit ihr aufzuwarten, Herr Baron!

Obriſt.

Du haſt ſie aus Schwaben wieder zurück berufen?

Steidele.

Berufe? Nein! ſie iſcht ſelber gekomme, weil ihr Bäsle geſtorbe iſcht, und darum ſie nicht länger hat behalte könne. — Aber der Herr Baron habe jetzt wohl keine Zeit, ſich mit dem Mädle abzugebe. Wir wolle ein andersmal komme.

Obriſt.

Nein, nein, bleibt nur. — (Zu Julien.) Tritt näher, mein Kind!

Julie

(zupft verlegen an ihrer Schürze, und bleibt ſtehen).

Steidele.

Haſt Du nicht gehöret, näher ſollſt Du komme. (Schiebt ſie vor.) Müſſe ſchon verzeihe, Herr Baron, das Mädle iſcht, was man ſagt, ganz ſcheu.

Obriſt

(Julien betrachtend).

Welche natürliche Anmuth, Wangen wie Roſen, und Lippen wie Erdbeeren. (Für ſich, mit dem Munde ſchmatzend.) Wer da naſchen dürfte. (Zu Steidele.) Aber hör' einmal, Steidele, das Mädchen hat gar keine Aehnlichkeit mit Dir.

Steidele.

Das iſcht wohl wahr, aber ich mach' mir nichts d'raus, es iſcht nicht das erſchte Kindle und wird nicht das letzte ſeyn, was ſeinem Väterle nicht gleich ſchaue thut.

Obriſt

(leiſe zu Steidele).

Sage mir, hat mein Neffe das Mädel ſchon geſeh'n?

Steidele.

Ey, Gott behüte, da bin ich vorſichtig geweſe, verzeihet Euer Gnade, aber der junge Herr hat ja eine infame Reputation.

Obriſt.

Abſcheulich.

Steidele.

Und ſo ein junges Maidle, das noch nicht weiß wo Barthele den Moſt ſchenkt — das ginge nicht.

Obriſt.

Beyleibe nicht.

Steidele.

Und die böſe Junge, die nie ruhe. — Man dürfte nur ſehe, daß ihr der junge Herr ein Schmätzle gebe, ſo wär' ſchon im ganze Dorfe Feuer im Dache.

Obriſt.

Ey, ja freylich, ganz gewiß, und ich muß Dich Deiner Vorſicht wegen beloben. — Solche junge, unſchuldsvolle Geſchöpfe dürfen nur in Geſellſchaft von Männern ſeyn, deren Ruf keinen Makel hat. Zum Beyſpiel in meiner Geſellſchaft, mich wirſt Du doch nicht fürchten?

Steidele.

Ey — Sie, Herr Baron? Sie ganz und gar nicht. — Ein Mann von dieſe Jahre

Obriſt

(huſtet, damit Julie dieſe Worte nicht hören ſoll).

Steidele (zu Julien).

Aber Mädle! warum ſtehſt Du denn da wie ein Stöckle, und redeſt kein Sterbenswörtle, ſoll ich ganz allein mit dem Herrn Baron kauſche? Haſt doch ſonſt das Maul auf dem rechten Fleckle.

Julie.

Ja — was ſoll ich denn ſage?

Steidele (nachſpottend).

Was ſoll ich ſage? Sag' dem Herrn Baron, daß Dir die Ehre — und das Vergnüge — und daß ſeine Güte für Dich, und daß Du — wenn er — Du verſtehſt mich ſchon.

Julie.

Nein, Väterle! das verſteh' ich nicht.

Steidele.

Halte dem dumme Maidle zu Gnade, Herr Baron. — Sie ſehet wohl, ſie hat bey ihrem Väsle nichts gelernt, als was man in's Haus brauche thut.

Obriſt.

Das iſt für ein Mädchen ihres Standes das Beſte und Nützlichſte. — Laß ſie nur, und mache ſie nicht ſcheu. — Wie alt iſt ſie denn?

Steidele.

Sie wird — warte Sie — ſie wird beyläufig habe — (für ſich) das iſcht ſchön, jetzt habe ſie mir nicht geſagt wie alt ſie iſt.

Julie

(welche Steideles Verlegenheit bemerkt, tritt vor, und mit einem Knix zum Baron).

Achtzehn Jährle bin ich alt, Euer Gnade, Herr von Baron.

Steidele.

Ja — ja — richtig — es war Sankt Medardi — ein Montag, und da hat's fürchterlich geregnet — ja, ja, das iſt achtzehn Jahre. (Tritt zwiſchen Julien und den Obriſt.) Aber jetzt wolle wir uns höflichſt empfehle, und Ihnen Ihre Zeit nicht raube. — Sie werde mit dem Herrn Neffe zu rede habe, und ich habe auch im Schloſſe zu thun.

Obriſt.

Genire Dich nicht, wenn Du etwas zu thun haſt, was mich betrifft, ſo hab' ich jetzt keine Geſchäfte, laß mir das Mädchen da, ſie ſoll mir Geſellſchaft leiſten.

Steidele.

Ach, Du liebes Herrgöttle, das ungeſchickte Ding wird Sie ſchlecht divertire.

Obriſt.

Bah! ſie intereſſirt mich! Ich will ihre kleinen Geheimniſſe zu erforſchen ſuchen, das wird mich unterhalten, und kann ich etwas für ſie thun, mit Vergnügen, das Wohl meiner Unterthanen liegt mir ja am Herzen, Du weißt es.

Steidele.

Ach, wenn ſie nur einmal in's Rauſche geräth, dann geht's fort wie eine Mühle. Sie wird Euer Gnade Geſchichte erzähle, daß Sie ſich völlig verſtaune werde, nun, und wenn ſie Ihnen überläſtig wird, ſo dürfe Sie nur ſage brrr! dann läuft ſie was ſie kann, daran hab' ich ſie ſchon gewohnt.

Obriſt.

Wir werden uns ſchon vertragen.

Steidele (zu Julie).

Alſo ich gehe, Du bleibſt da, der Herr Obriſt will Dir die Ehre anthun ſich mit Dir zu unterhalte.

Julie

(ſucht ihn zurück zu halten).

Väterle! Väterle! bleib da, oder nimm mich mit Dir, ich fürchte die Herre Soldate!

Steidele.

Bey dem gnädige Herre haſt Du nichts zu fürchte.

Sey nicht ſo dumm, erſt hat ſie ſich gefreut, den Herr Baron zu ſehe, und jetzt — Nimm Dich zuſammen, ſteh' gerade, und den Kopf in die Höhe, er wird Dir die Naſe nicht abbeiße. (Im Abgehen für ſich.) Wenn ich wirklich ihr Vater wäre, meiner armen Seele ich ließe ſie nicht allein zurück.

Neunter Auftritt:

Obriſt. Julie.

Obriſt
(für ſich, ſie betrachtend).

Wirklich! die Kleine hat etwas Gewiſſes — ſo etwas — (Laut.) Tritt doch näher, liebes Kind!

Julie
(ſich etwas nähernd).

Ich trau' mi nit!

Obriſt.

Haſt Du denn Furcht vor mir?

Julie

A bizele! Mein Bäsle hat mir oft geſagt, bevor ſie geſtorbe iſcht, denn nachher hat ſie nichts mehr ſage könne, Bäsle! hat ſie geſagt, nimm Dich in acht vor die Mannsbilder! das iſcht a ſchlimmes Volk, beſonders Diejenige, die ſo mit die Auge ſteche thue, und (den Blick verſchämt ſenkend.) Sie habe ſolche ſtechende Glure, Herr von Baron.

Obriſt (ſelbſtgefällig).

Geh', kleine Schmeichlerinn!

Julie.

Dann hat mein Bäsle noch geſagt, hüte dich ja, zu glaube, was Dir die Mannsbilder ſage, ſie lüge und betrüge, und plauſche dich an, daß du ſchwarz und gelb wirſt, geh' den gerade verlaubte Weg, denn wie du einmal ein Fehltrittle wagſt biſt du verlore.

Obriſt
(liebenswürdig).

Deine Baſe hat auch recht gehabt, und darum muß ein junges, unerfahrenes Mädchen einen Leiter, einen Beſchützer haben, der ihm mit Rath und That an die Hand geht.

Julie.

Ja, das wäre freylich nicht zu verachte.

Obriſt.

Ein ſolcher wird ſich finden, liebe Kleine! Sage mir, wie gefällt Dir's denn hier? Du mußt wohl recht viel Langeweile hier haben in dem alten Schloſſe? mit Deinem Vater ſo ganz allein? Und dann — Mädchen (mit dem Finger drohend) geſteh' mir's, Du haſt dort in Schwaben gewiß einen guten Freund zurückgelaſſen, dem Du ſehr gut warſt?

Julie.

Einen guten Freund? — nein, meiner Treu' nicht.

Obriſt.

Wär's möglich?

Julie.

Ah! — das geht nicht ſo geſchwind, ich bin ſehr häcklich, ich.

Obriſt.

So?

Julie.

Ja, es habe mir viele hübſche Bürſche Schönheite geſagt, aber ich hab' nicht d'rauf geloſet.

Obriſt.

Und warum nicht?

Julie.

Ja, ſchaue Sie, ich bin ein armes Maidle, und da hab' ich mir immer gedacht, ſie wolle dich nur ferire, Käthele.

Obriſt (für ſich).

Das liebe Kind, ſie hat mehr Klugheit als ich ihr zugetraut hätte.

Julie.

Wenn mir nun ſo ein hübſches Bürſchle tauſend ſchöne Sächelche vorgeſchwätzet hat, und hat gemeinet ich ſollte ihm ein Schmätzle dafür gebe, ſo hab' ich geantwortet, komme der Herr auf's künftige Jahr, da wolle wir ſehe was zu mache iſcht, und wenn mir wieder ein Anderer was von ſeinem Reichthum verzählet hat, und daß er mich glücklich machen wollte, ſo hab' ich auch wieder geantwortet: Komme der Herr auf's künftige Jahr, da wolle wir ſehe was zu mache iſcht, aber auf's künftige Jahr habe ſie ſich alle Zwey nicht mehr ſehe laſſe.

Obriſt.

Uebrigens, liebes Käthchen! biſt Du doch ſchon in dem Alter wo Du Dein Herz irgend Jemanden zuwenden ſollteſt.

Julie.

Ja, 'szuwende wär' ſchon recht, aber wem, die Wahl iſcht hat a bizele ſchwer.

Obriſt.

Du ſollteſt Dir einen Mann wählen, der artig, zuvorkommend, höflich iſt, aber nicht zu jung, ja nicht zu jung.

Julie.

Ja, da habe Sie recht.

Obriſt.

Einen geſetzten, vernünftigen Mann — einen

Mann, wie ich zum Beyſpiel. Sag' mir aufrichtig, Käthchen, mißfall' ich Dir?

Julie.

A gehe Sie, Sie probire mich nur.

Obriſt.

Nein, hol' mich der Teufel! —

Julie.

Pfui, fluche müſſe Sie nicht.

Obriſt

(faßt ſie zärtlich bey der Hand).

Alſo ohne Schwur, ich verſichere Dich, Deine Unſchuld, Deine Liebenswürdigkeit haben einen tiefen Eindruck auf mein Herz gemacht, und es hängt nur von Dir ab, Dich und mich auf ewig glücklich zu machen.

Julie.

Sehe Sie, jetzt kauſche Sie gerade ebe ſo, wie ſie dort in Schwabe zu mir geſproche habe, aber das iſcht nur ſo ein Taumele, ein Räuſchle, was gleich wieder verfliege thut, und ich muß daher auch zu Ihnen ſage: Komme Sie auf's künftige Jahr wieder, da wolle wir ſehe, was zu mache iſcht.

Obriſt.

Alſo biſt Du mir gram, kannſt mich gar nicht leiden?

Julie.

Das ſag' ich ebe nicht, im Gegentheil, Sie ſind ein recht gutes, freundliches Herrle, und es würde mir recht weh' thue, Sie wieder verlaſſen zu müſſen.

Obriſt.

Herrliche Kleine! Es iſt beſchloſſen, ich verlaſſe dieſes Schloß nicht mehr. — Im Gegentheil, ich ſchicke meinen Neffen fort.

Julie
(ihm näher tretend).

Ihre Neffe? Ja, wenn Sie mich nicht verrathe wollte, ſo wollt' ich Ihnen von dem wohl ein Geheimniß entdecke, was Sie ſich gewiß nicht vermuthe.

Obriſt.

So? Hat der Burſche Dir vielleicht auch ſchon ſchön gethan, etwa gar Anträge gemacht? das ſoll er ſich unterſteh'n.

Julie.

Nein, das iſcht es nit.

Obriſt.

Was denn?

Julie.

Verſpreche Sie mir, daß Sie ſich nicht verzürne wolle.

Obriſt.

Ich verſpreche es.

Julie (leiſe).

Ich habe gehört, wie er meinem Vater verzählet hat, daß er ſich heimlich mit einem Maidle verheirathet hat, in das er verliebt iſcht.

Obriſt (zornig).

Verheirathet? Er hätte es gewagt?

Julie.

Eſcht — ſcht! ſchreye Sie nur nicht ſo.

Obriſt.

Der Elende! Auf der Stelle jag' ich ihn fort, und dann —

Julie.

Und dann? Sehe Sie, was Sie für ein Mann von Wort ſind, Sie habe mir doch verſproche ruhig zu ſeyn.

Obriſt.

Der Henker bleibe ruhig bey ſolchen Neuigkeiten.

Julie.

Wer wird ſich denn wege eine Heirath ſo ärgere! — Aber gut, ſchimpfe Sie fort, ſchreye Sie fort! Ich glaube Ihnen nun auch nichts mehr.

Obriſt
(faßt ihre Hand).

Glaube, daß Du das niedlichſte Mädchen biſt, das ich noch geſehen habe, daß ich Dich liebe, anbete, glaube das immerhin; denn eben das hängt mit dem Ungehorſam meines Neffen, und mit der Strafe, die ich ihm zugedacht habe, eng zuſammen. Ja, Mädchen — höre! — ich will — ich will Dich heirathen.

Julie
(ſehr betroffen).

Wie? mich?

Obriſt (lebhaft).

Ja, aus Revenche, wir wollen, dem Burſchen zum Trotz, uns lieben wie die Turteltauben, ich verſchreibe Dir im Ehekontracte mein ganzes Vermögen, und Carl wird wüthen. Warte, warte, Burſche! Du ſollſt Dir das gewiß nicht erwarten.

Julie.

Ne! das verhoffet er nicht.

Obriſt.

Denke Dir nur, wenn Du ſeine Tante ſeyn wirſt, wird das nicht recht ſpaßig ſeyn?

Julie (ſeufzend).

Ja, das wird ä Spaß ſeyn zum krank lache. Aber er wird's gar nicht glaube wolle.

Obriſt.

Wird's glauben müſſen, wenn er ſehen wird wie der Prieſter am Altare unſere Hände zuſammenlegt.

Julie (ſchreyt auf).

Hu! Sie erſchrecke mich ja, daß mir das Mäusle über das Buckele läuft.

Obriſt.

Kindiſches Mädchen!

Julie.

Aber Ihr Herr Neffe wird Hinderniſſe in den Weg legen.

Obriſt.

Was kann der Burſche thun? Bin ich nicht Herr meines Willens, und unabhängig? — Die Vorurtheile der Welt! Hm! ich kümmere mich nicht darum! Ich thue Verzicht auf die Welt, ich will Niemand mehr seh'n, ich lebe künftig hier auf meinem Gute mit Dir, mit Dir allein.

Julie.

Ach, du liebes Herrgöttle, was haſcht Du fur kalte Füßle! Wenn man Ihnen geſtern noch geſagt hätte, Sie ſollte ſich bald verheirathe, Sie hätte es gewiß ſelbſt nicht geglaubet, und darüber gelachet.

Obriſt.

Natürlich, konnte ich denn auch nur denken, daß dieſes alte Neſt einen ſo herrlichen Schatz in ſich ſchließe?

Julie.

Ihr Herr Neffe? war er ſchon lange in das Maidle verliebt, das er geheirathet hat?

Obriſt.

Ueber zwey Jahre.

Julie.

Mein Vater ſagt, die Frau wäre recht gut, und recht wohl erzoge.

Obriſt. [illegible]

Das mag wohl ſeyn, aber eine Dirne, ~~die~~ nichts iſt, und nichts hat — Aber was iſt Dir denn, Du biſt ja auf einmal ganz nachdenkend.

Julie

(ſehr gemüthlich).

Ach, lieber Herr Obriſt! ich bin auch eine Dirne, die nichts iſt, und nichts hat.

Obriſt.

Das iſt ganz ein and'rer Fall. Ich bin in einem Alter — ich bin unabhängig, ich habe Vermögen genug Dich zu ernähren, aber mein Neffe —

Julie.

Ah ich begreife: Ihr Neffe hat eine Thorheit begange, da er eine Perſon geheirathet hat, deren Alter zu dem ſeinige paſſe thut, und die er ſchon lange liebet — Sie im Gegentheil, Sie begehe einen ſehr kluge Streich, wenn ſie ein Maidle zum Weible nehme, die aus der Wolke herab fallet, und deren Großpapa Sie ſeyn könnte.

Obriſt (betroffen).

He! — Was ſagſt Du da? — Ganz recht, Alles hängt von den Umſtänden ab.

Julie.

Nun, es mag ſeyn. — Aber pardonire Sie, ich habe noch einige kleine Scrupele, und wenn ich Sie heirathe ſoll, ſo müſſe Sie mir verſpreche —

Obriſt.

Alles was Du verlangſt.

Julie.

Saget Sie mir vor Alle. — Iſt Ihr Herr Neffe viel ſchuldig?

Obriſt.

Der Burſche hat entſetzlich in's Zeug hinein gelebt. — Ich glaube, gewiß einige tauſend Gulden! — ſoll ſehen, wer für ihn bezahlt.

Julie.

Sie werde zahle — Sie — (Ihm ſchmeichelnd.) Nicht wahr?

Obriſt.

Nimmermehr!

Julie.

Ja, Männle! Du wirſt bezahle.

Obriſt.

Du biſt gewiß zu vernünftig, um das zu fordern.

Julie.

Ich bin gar nicht vernünftig — und wenn Sie nicht bezahle wolle, ſo will auch ich nichts von eine Heirath wiſſe. — Wie? ich ſollte reich werde, und ſchöne Kleider trage, und wie eine Dame herum ſtolzire, und das Alles auf Koſte Ihres arme Neffe? Nein, das thu' ich nit!

Obriſt.

O herrliches Mädchen, Dein Herz iſt noch ſchöner als Dein Körper. — Wohlan! ich will thun was Du begehrſt, der Undankbare verdient es zwar nicht, aber Dir zu Liebe ſoll es geſcheh'n.

Julie.

Brav, Herrle! und Sie verſpreche auch, daß er mit ſeine Weible zu uns komme, und bey uns lebe darf?

Obriſt.

Nein, was das betrifft, das ſoll und darf nie geſchehen, davon mußt Du mir nie mehr ſprechen.

Julie.

Ich? ich werde immer davon rede.

Obriſt.

Mädchen! ich weiß gar nicht, was dieſe Halsſtarrigkeit bedeuten ſoll?

Julie.

Sie bedeutet, daß ich Sie lieb habe, daß ich nicht will, daß man über Sie ſpotte, und Sie vielleicht gar eine Thore taufe ſoll, der ſeine Neffe grauſam behandelt, weil er das gethan hat, was er ſelbſt thuet.

Obriſt.

Aber ſo bedenke doch.

Julie.

Tauſend ſappermoſcht! ich will nichts bedenke. (Der Obriſt will reden, ſie legt ihm die Hand auf den Mund.) Stille geſchwiege, das Göſchle gehalte, und gar nichts mehr geſproche, als „Ja!“

Obriſt.

Mäßige Dich nur, wir wollen ſehen.

Julie.

Sehe — ja ich werde ſehe wie Sie ein gutes Männle ſeyn werde — wie Sie Ja ſage werde (Sie küßt ihm heftig die Hand.) Ach, wie wird ſich Ihre Nichte freue, ſie ſoll bey uns wohne, ſoll meine Freundinn, mein liebes Schweſterle ſeyn, wir wolle uns um die Wette bemühe, Sie zu pflege und Ihne das Lebe angenehm zu mache — und ich bin überzeuget, Sie werde ſie bald ſo lieb habe wie mich.

Obriſt.

Das glaub' ich ſchwerlich. Zum Henker! da kommt Carl. — Sage ihm nichts.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Carl.

Carl

(tritt durch die Thüre zur Linken ein).

Ich kann nicht länger in Ungewißheit bleiben — ich muß ſehen — (Julie gibt ihm Zeichen) Ah! (Laut.) Ich bin wohl unbeſcheiden, lieber Onkel, hier ein tête à tête zu ſtören.

Obriſt.

Was fällt Dir ein?

Carl.

In dieſem Falle will ich mich wieder entfernen.

Obriſt.

Nicht doch, bleibe! — Vor Allem, begrüße dieſes Mädchen, und behandle es mit aller Achtung.

Carl.

Achtung — dieſe Dirne — Sie ſcherzen, lieber Onkel.

Obriſt.

Nein, ich wiederhole es Dir, Du mußt dieſem Mädchen alle mögliche Achtung und Ehrfurcht bezeigen, denn — ich, ich will — hm! ich werde ſie heirathen.

Carl
(laut auflachend).

Heirathen? — Sie — Sie? — die Schwäbinn? ah geh'n Sie.

Obriſt.

Was gibt's da zu lachen? — Sie iſt ein Weib und ich bin ein Mann, und wir ſind Beyde ledig — und — und Tauſendſapperment, ſolch ein dummes Gelächter iſt eine reine Impertinenz.

Carl.

Verzeihen Sie, lieber Onkel. — (Für ſich.) Meine Frau will er heirathen, der Spaß geht etwas zu weit.

Julie (zum Obriſt).

Gucke Sie einmal, Männle — han ich's nit geſeit, daß er das Näsle rümpfe wird.

Obriſt.

Und was macht das? — Ihn hab' ich nicht um Erlaubniß zu bitten.

Carl.

Nein, Onkel! ich bitte Sie, ſagen Sie mir, iſt das wirklich Ihr Ernſt? (Er blickt Beyde an, welche ſich zuwinken.) Ja, meiner armen Seele, ich erblicke Zeichen des Einverſtändniſſes. (Tritt zum Obriſten.) Aber bedenken Sie doch, lieber Onkel, es iſt ja kaum eine Stunde, daß Sie die Perſon kennen.

Obriſt.

Und wenn ich ſie eine halbe Stunde kennte, oder eine Viertelſtunde, und wenn ich ſie noch gar nicht kennte, und ich wollte ſie heirathen, hat Jemand etwas dagegen einzuwenden? Bin ich nicht Herr meines Willens? Und dann, welch ein Ausdruck, dieſe Perſon! — Ich werde Dich Ehrerbiethung lehren, Burſche!

Carl.

Nun wohl, lieber Onkel! wenn's denn durchaus nicht anders iſt, ſo will ich mich fügen.

Obriſt.

Das wird auch das Klügſte ſeyn.

Carl

(ſich Julien nähernd).

Meine liebe — liebe Tante, ich bitte um Ihre — Freundſchaft, ich werde mich derſelben würdig zu machen beſtreben.

Obriſt.

So iſt's recht.

Carl

(faßt Juliens Hand).

Ach, meine theure, ſchöne Tante! erlauben Sie mir, Ihre Hand zu küſſen. (Er küßt Juliens Hand zum öftern.)

Obriſt

(zwiſchen Beyde tretend).

Halt! das iſt wieder zu viel.

Carl.

Ich will Alles anwenden, daß Sie mit mir zufrieden ſind, und daß meine ſchöne Tante mich lieb gewinnt.

Julie.

Herr Baron! mein Vater wird auf mich warte, wenn Sie erlaube, ſo will ich zu ihm gehe.

Obriſt.

Ja, geh' mein liebes Kind! geh'. (Für ſich.) Der Burſche macht das Mädchen ſchamroth und furchtſam. — (Laut.) Aber höre, Käthchen.

Julie

(welche indeſſen heimlich mit Carl geſprochen, ſchrickt zuſammen, und läuft ſchnell zum Obriſt).

Was wollet Sie, Herr von Oberſcht?

Obriſt.

Nun, fürchte Dich doch nicht vor dem Jungen. (Er droht Carl mit dem Finger.) Geh' jetzt zu Deinem Vater, mein Käthchen! aber komm ja bald wieder, recht bald, hörſt Du?

Julie.

Ja, ja, ich komme bald wieder zu meinem liebe, gnädige Herr von Baron, der mir ſo ſchön zu thue weiß, und der das arme Käthele, das nichts hat, als zwey Hände zum arbeite und ein dankbares Herzle, ſogar heirathe will. (Sie wirft ihm eine Kußhand zu.) Auf Wiederſehe, Sie gutes, liebes Herrle.

(Läuft ab.)

Eilfter Auftritt.

Der Obriſt. Carl.

Obriſt

geht im Zimmer herum, eine Melodie trillernd und ſich brüſtend).

Tralalalala!

Carl (für ſich).

Welche Siegermiene. (Laut.) Alſo Onkel! — Iſt es möglich? Sie wollen die kleine Schwäbinn wirklich zur Frau nehmen?

Obriſt.

Frage nicht mehr, verwund're Dich nicht mehr. Ich werde Dir beweiſen, daß es möglich iſt.

Carl

(ſich vor dem Obriſt hinſtellend, und mit gewichtigem Tone perorirend).

Herr Onkel, ich ſehe wohl, Sie handeln hier wie ein junger, unbeſonnener Menſch. Ich bin es Ihnen, ich bin es mir ſchuldig, Ihnen den Abgrund zu zeigen, der ſich vor Ihnen öffnet. Mir, Ihrem zwar noch jungen, aber von ſeinen Irrthümern zurückgekommenen Neffen, befiehlt die Pflicht, die Liebe und die Dankbarkeit für Sie, Sie auf die Gefahren einer ungleichen Ehe aufmerkſam zu machen.

Obriſt.

Hm? was unterſteht Er ſich da?

Carl.

Ich widerhole Ihnen nur was Sie mir ſelbſt ſo oft geſagt haben. (In ſeinem natürlichen Tone.) Aufrichtig, lieber Onkel! wie kann ein Mann von Ihrem Geſchmack dieſe Bauerndirne liebenswürdig finden?

Obriſt.

Glaubſt Du?

Carl.

Ihre unedle Haltung, ihre gemeinen Manieren.

Obriſt.

Du biſt ein Kenner.

Carl.

Und ohngeachtet ihrer unſchuldigen Miene bin ich doch verſichert, ſie hat die ihr eigenen Künſte angewendet um meinen Onkel zu fangen.

Obriſt.

Nichts hat ſie angewendet, der Onkel hat ſich ſelbſt gefangen, hat ſich gerne gefangen. — Sie iſt ein Engel. Wenn Du erſt wüßteſt, was ſie für Dich gethan hat, für Dich, der Du ſo lieblos über ſie urtheilſt.

Carl (lebhaft).

Nun, Onkel! Was hat ſie denn gethan?

Obriſt.

Wenn ich Dir's ſage, ſo wirſt Du die Spuren ihres kleinen Fußes küſſen, wenn Du anders ein Herz haſt.

Carl.

Reden Sie, Onkel! ich beſchwöre Sie.

Obriſt.

Wohlan! Sie hat mir Deine Heirath entdeckt.

Carl (verlegen).

Hat ſie?

Obriſt.

Hätte mir das ein anderer Mund und bey einer andern Gelegenheit geſagt, ich hätte mit allen Donnerwettern d'rein geſchlagen. Aber das gute Kind hat alle Mittel angewendet mich zu beugen, ſelbſt Drohungen.

Carl.

Drohungen?

Obriſt.

Ja, ja. Sie hat nur unter der Bedingung eingewilliget, meine Frau zu werden, daß ich Deine Schulden bezahle.

Carl.

O, das liebe Mädchen!

Obriſt.

Und daß ich Dich und Deine Frau in meinem Hauſe aufnehme.

Carl

(den Obriſt umarmend).

Ach, lieber Onkel! iſt das möglich? Was wird meine Frau darüber für eine Freude haben. Ich will ihr ſogleich ſchreiben; denn ſie iſt nicht weit von hier entfernt, bey einer Verwandten.

Obriſt.

Mir recht, ſchreib' ihr! — Aber Du ſiehſt jetzt doch ein, will ich hoffen, was Du dem Mädchen mit der unedlen Haltung und den gemeinen Manieren dankſt?

Carl.

Ach, ich erkenne mein Unrecht.

Obriſt.

Wohlan! ſo erklär' ich Dir auch, daß ſie in Zukunft die einzige Gebieterinn in meinem Hauſe ſeyn wird.

Carl.

Ganz recht.

Obriſt.

Und auch Du nur ſo lange darin bleiben wirſt, als es ihr Wille iſt.

Carl.

Vortrefflicher Onkel. — Ach, wie freu' ich mich! — Gewiß, Sie können nicht froher ſeyn als ich.

Obriſt.

Ich bin ſtolz auf meine Eroberung.

Carl.

Da haben Sie auch vollkommen recht Onkel! — Aber der Glücklichſte von uns Beyden bin doch ich.

(Er küßt dem Obriſten die Hand und geht ab.)

Zwölfter Auftritt.

Obriſt (allein).

Oberſt
(reibt ſich vergnügt die Hände).

Nun, das wär' auch in Richtigkeit. Jetzt muß ich nur noch die Einwilligung des Alten haben, an der nicht zu zweifeln iſt. — Carl hat die ganze Sache beſſer aufgenommen als ich dachte; denn meine Verehligung fügt ihm wirklich einiges Unrecht zu. Er konnte auf mein Vermögen rechnen, und jetzt fällt's auf meine Kinder. (Macht ein ſaures, leidendes Geſicht, und hält die Hand an ſein Bein.) Hu! was iſt denn das? — Mmmm! — ſtich du und der Satan! — (Er ſetzt ſich nieder.)

Dreyzehnter Auftritt.

Der Obriſt. Steidele.

Obriſt.

Ah, biſt Du da, Steidele? Du kommſt wie gerufen.

Steidele.

Ich habe die Käthele rufe wolle! damit Ihnen das Mädle nicht gar zu viel vorkauſchet. Aber Sie habe ſie weggeſchickt, daran habe Sie wohl gethan.

Obriſt.

Komm her, Alter! ſetze Dich da neben mir.

Steidele.

Neben meine gnädigſte Herrſchaft? das wird ſich wohl nicht zieme.

Obriſt (heftig).

Tauſendmordbrand! Setzen ſollſt Du Dich, ſag' ich.

Steidele.

Sie ſind gar zu gnädig. (Nimmt ſchnell einen Stuhl und ſetzt ſich.) Da ſitz' ich ſchon.

Obriſt.

Höre, Deine Tochter iſt ein ſcharmantes Mädchen.

Steidele.

Darauf müſſe Sie ſich beſſer verſtehe als ich.

Obriſt.

Und dabey ſo klug, ſo verſtändig.

Steidele.

Ja, ſie hat ſo ihre eigene Gedanke, und Meinuge —

Obriſt.

Mit einem Worte, ſie gefällt mir, und ich heirathe ſie.

Steidele (ſtarr).

Sie — heirathe — meine Tochter?

Obriſt.

Ja, Deine Tochter, mache nur keine ſo großen Augen.

Steidele (für ſich).

Das iſcht ſchön, darauf habe ſie mich nicht vorbereitet.

Obriſt.

Alles iſt ſchon vorbereitet, heute Abends die Verlobung und in acht Tagen die Hochzeit.

Steidele.

Eile Sie nur nicht gar ſo.

Obriſt.

Du gibſt doch Deine Einwilligung?

Steidele
(ſich vergeſſend).

Ja, was geht das mich an?

Obriſt.

Wie, Dich den Vater?

Steidele.

Ja ſo — ja freylich — der Vater — aber wenn ſie einverſtande iſcht.

Obriſt.

Sie iſt einverſtanden.

Steidele (verlegen).

So? und Ihr Neffe, der Herr Carl?

Obriſt.

Der hat ſich in meine Angelegenheiten nicht zu miſchen, wenn Dir aber übrigens daran gelegen iſt, ſo kann ich Dir ſagen, daß auch er meine Wahl billiget, und damit ſehr zufrieden iſt.

Steidele.

Er billiget? Er iſcht zufriede?

Obriſt.

Allerdings. Er und ſeine Frau werden bey uns wohnen.

Steidele.

So? — wie iſcht mir denn?

Obriſt.

Nun — biſt Du etwa dagegen?

Steidele.

O nein, wenn der Herr Carl will, und wenn mein Töchterle will, und wenn der Herr Baron auch wolle, ſo hab' ich nichts mehr zu ſage.

Obriſt (ſteht auf).

Ich werde auch für Dich ſorgen, Alter; denn da Du mein Schwiegervater wirſt, darfſt Du nicht mehr in meinen Dienſten ſeyn. Ich ſchenke Dir die große Meyerey in Vollberg, ſammt allen dazu gehörigen Aeckern und Wieſen, und ſomit biſt Du nun ſelbſt ein Gutsherr.

Steidele.

Halte Sie mich, ich fall um!

Obriſt

(gibt ihm eine Börſe).

Hier haſt Du auch 100 Stück Dukaten zum Anfang.

Steidele.

Ach! was einem ſo ein wohlgerathenes Kind für

Freud' macht! Aber erlaube Sie, Herr Baron — eine kleine Bemerkung — wenn Sie, ſo aus Zufall Ihre Idee ändern würde — wenn Sie die Frau — will ich ſagen mein Töchterle nicht heirathe, wie iſt's dann mit den gelbe Dingerche?

Obriſt.

Wie kannſt Du fürchten?

Steidele.

Ja, man weiß nicht was geſchehe kann, und der Menſch iſcht oft am Abend ganz anders geſinnt als am Morge, alſo wenn es geſchähe? —

Obriſt.

So würdeſt Du behalten, was ich gegeben. Mein Wort nehm' ich nie zurück.

Steidele
(ſehr ſchnell ſprechend).

So wolle Sie das liebe Herrgöttle in ſeine gnädige Schutz nehme, und Alles zu Ihrem Beſte geſchehe laſſe.

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Robert.

Robert.

Herr Obriſt! Ich komme zu rapportiren, daß eben Ihre Frau Nichte hier angekommen iſt.

Obriſt.

Schon?

Steidele.

Ach, wenn die Frau Nichte angekommen iſcht, ſo parir' ich d'rauf mein Töchterle iſcht nirgend mehr zu finde.

Obriſt.

Fürchte das nicht, ſie hat keine Scheu vor ihr — Nun, Robert, wie ſieht ſie aus meine Frau Nichte?

Robert.

Herr Obriſt, ſoll mich Der und Jener holen! (ſchmatzt in die Finger) ganz appetitlich — Sie werden ſogleich ſelbſt urtheilen können.

Obriſt.

Nun, ſo nett und pikant, wie meine kleine Käthe iſt ſie gewiß nicht (Sucht in ſeinen Taſchen.) Aber — wo hab' ich denn meine Lunette?

Robert.

Da iſt ſie ſchon.

Fünfzehnter Auftritt.

Die **Vorigen.** **Carl.** **Julie.** (Letztere im einfachen aber eleganten Coſtume.)

Carl (ſchüchtern).

Herr Onkel! ich habe die Ehre Ihnen meine Frau vorzuſtellen.

Obriſt
(immer ſeine Augengläſer ſuchend, und dabey etwas verlegen).

So? — Ja — nun — iſt mir eine Ehre. — Treten Sie nur näher, es iſt Alles vergeſſen und vergeben.

Robert
(leiſe zu Julien).

Courage!

Julie.

Sie verzeihen uns alſo großmüthiger Mann?

Obriſt.

Was hör' ich? dieſe Stimme — (Nun hat er ſeine Lunettes gefunden, ſetzt ſie auf, tritt Julien näher, erkennt ſie und bleibt mit dem Ausrufe: „Ah — ah!“ — ſtarr vor ihr ſtehen.)

Carl.

Nun, Onkel! was iſt Ihnen denn?

Julie

(des Obriſten Hand faſſend und ſie küſſen wollend, im ſchwäbiſchen Dialecte).

Unſer Väterle iſt ja ſo ein ſeelengutes Herrle, er wird ſein Verſpreche nicht zurück nehme.

Obriſt.

Ha! ich bin verrathen und verkauft!

Alle.

Verzeihung.

Obriſt.

Nichts da, alle neun und neunzig Donnerwetter! Ihr habt mich zum Beſten gehabt.

Julie.

Strafen Sie Ihre Nichte ob einer ſchuldloſen Liſt. Sie wollte Ihr Herz gewinnen, dieß iſt ihr gelungen.

Nehmen Sie uns nun Ihre Reichthümer, nach dieſen haben wir nie gegeizt, aber laſſen Sie mir dieſes Herz, theurer Onkel! und das Recht: Sie zu lieben.

Obriſt.

Nichte — Käthchen! — Hexe! entſetzliche Perſon! Was ſoll ich thun? dieſe ſchwarzen Augen, ſie haben mich ſelbſt zu einer Thorheit verleitet, wie ſoll ich's dem Burſchen übel nehmen? — Himmel — Erden — Tauſend Granaten — Sapperment! ſo mögt Ihr Euch haben und (Julien in ſeine Arme ſchließend) mich dazu.

Julie. Carl.

O, mein gütigſter Onkel!

Obriſt.

Aber Eines mach' ich zur Bedingung: — Sechs Tage in der Woche magſt Du die geliebte Julie des glücklichen Burſchen dort ſeyn, aber am ſiebenten mußt Du mich als naives Käthchen unterhalten.

Julie.

O, ſo oft Sie's nur verlange will ich Ihne chwäbiſch vorplaudere, und Sie unterhalte und pflege und warte, und —

Obriſt
(lächelnd und mit dem Finger drohend).

Ja, pflege und unterhalte — und warte — aber nur nicht heirathe, nicht wahr?

Julie.

Ne, lieb's Herrle, da iſcht mir der da lieber. (Auf Carl zeigend.)

Obriſt.

Carl! Trau' der meſchanten Perſon nicht zu viel. ſie kann Dich glauben machen was ſie will, an ihr iſt eine Schauſpielerinn verdorben.

Steidele
(tritt verlegen zum Obriſt).

Gnädige Herr! Mit dem gewiſſen Andern bleibt's doch beym Alte?

Obriſt.

Spitzbube! Du haſt Dich ſchon vorgeſehen.

Steidele (zu Julien).

Wenn Sie wieder einmal einen Vater brauche, gnädige Frau, ſo ſteh' ich allemal zu Dienſte.

Julie

(in des Obriſten Armen).

O nein! jetzt hab' ich meinen Vater gefunden, den ich nie mehr verlaſſen will.

(Gruppe.)

Der Vorhang fällt.

Inhalt

der bereits erſchienenen neunzehn Jahrgänge.

Erſter Jahrgang.

Haß allen Weibern, Luſtſpiel in einem Aufzuge. Frey nach dem Franzöſiſchen des Bouilly. In Alexandrinern bearbeitet.

Der kurze Roman, oder: **Die närriſche Wette**, Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Der Ehenſtifter, oder: **Die beiden Offiziere**. Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Die ſpaniſche Wand. Dramatiſche Kleinigkeit in einem Aufzuge. Frey nach dem Franzöſiſchen.

Die Ehemänner als Junggeſellen. Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Zweyter Jahrgang.

Die Schauſpielerinn. Luſtſpiel in drey Aufzügen, nach dem Franzöſiſchen, im Versmaß des Originals.

Wahnſinn. Drama in einem Aufzuge. Als Seitenſtück zu **Nina.** Nach dem Franzöſiſchen le delir frey bearbeitet.

Abneigung aus Liebe. Luſtſpiel in freyen Verſen und einem Aufzuge.

Der alte Jüngling. Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach dem Franzöſiſchen.

Verlegenheiten und Auswege. Poſſe in einem Aufzuge, frey nach dem Franzöſiſchen.

Dritter Jahrgang.

Peter und Paul. Luſtſpiel in drey Aufzügen. Als Seitenſtück zum **Mädchen von Marienburg** und dem **liefländiſchen Tiſchler.** Nach dem Franzöſiſchen des Lamarteliere.

Der Raſttag. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nach dem Franzöſiſchen des Bouilly.

Die beyden Ehen. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nach dem Franzöſiſchen des Etienne.

Der Wilddieb. Liederſpiel in einem Aufzuge.

Der Sie. Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Vierter Jahrgang.

Verkannte Treue. Drama in drey Aufzügen, nach Pelletier Volmeranges.

Die Zeche, oder: Gaſtwirth und Bürgermeiſter in einer Perſon. Krähwinkliade in einem Acte, nach einer wahren Anecdote.

Narrheit und Narrethey. Luſtſpiel in einem Act, nach Deſaugiers.

Die hölzerne Uhr. Drama in einem Acte, nach Bernard Valville.

Raphael. Luſtſpiel in Alexandrinern und einem Aufzuge.

Fünfter Jahrgang.

Czaar Iwan. Dramatiſirte Anecdote in zwey Acten.

Die Papageye. Luſtſpiel in einem Act. Nach dem franzöſiſchen Vaudeville: les Perroquets de la mère Philippe.

Die Bittſteller. Luſtſpiel in einem Acte. Nach Melesville.

Das Kammermädchen. Luſtſpiel in einem Act. Frey nach Longchamps.

Der Diener ſeines Nebenbuhlers. Luſtſpiel in einem Acte.

Sechster Jahrgang.

Der Prinz kommt! Luſtſpiel in einem Acte. Nach dem Franzöſiſchen des Rougemont.

Thomi, oder: Die Stimme der Natur. Drama in zwey Aufzügen, dem Franzöſiſchen nachgebildet.

Der Weibertauſch. Luſtſpiel in einem Acte. Nach dem Franzöſiſchen der Herren Dartois und Achille.

Der Einſiedler im Lerchenwalde, oder: Die geheimnißvolle Laube. Luſtſpiel in einem Acte. Nach einem franzöſiſchen Vaudeville der Herren Theaulon und Capelle.

Siebenter Jahrgang.

Gleiche Schuld. Gemählde unſerer Zeit in drey Aufzügen.

Die ſeltſame Lotterie. Luſtſpiel in einem Acte.

Die Tauben. Schwank in einem Acte. Als Seitenſtück zu den Papageyen.

Die Puppe, oder: Die kleine Schweſter der Geliebten. Luſtſpiel in einem Acte, nach Scribe und Melesville.

Achter Jahrgang.

Der buckelige Liebhaber. Luſtſpiel in einem Act, nach einem franzöſiſchen Vaudeville.

Hochzeit-Fatalitäten. Poſſe in einem Acte.

Das Stelldichein um Mitternacht. Luſtſpiel in einem Acte, nach dem Franzöſiſchen l'echelle de soie.

Das Fläſchchen Köllnerwaſſer, oder: Denkſchrift eines Huſarenoffiziers. Luſtſpiel in einem Acte, nach Scribe.

Die Verſchwornen. Oper in einem Acte.

Neunter Jahrgang.

Gabriele. Drama in drey Aufzügen. Nach der Valerie der Herren Scribe und Melesville.

Die junge Tante. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nach Melesville.

Emmy Teels. Drama in drey Aufzügen. Nach Pixerecourt

Zehnter Jahrgang.

Der Großpapa. Luſtſpiel in einem Acte, nach dem Franzöſiſchen der Herren Scribe und Melesville.

Liebeszunder. Luſtſpiel in einem Acte, nach dem Franzöſiſchen der Herren Scribe und Delavigne.

Die Zauberlaterne. Luſtſpiel in zwey Acten. Frey nach Scribe und Dupin.

Fünf ſind Zwey, oder: Domeſtikenſtreiche. Luſtſpiel in einem Acte. Frey nach dem Franzöſiſchen.

Eilfter Jahrgang.

Ehelige Strafe. Luſtſpiel in einem Act, in freyen Verſen.

Der Kuß durch einen Wechſel. Poſſe in einem Act. Nach Scribe.

Urika, die Negerinn. Drama in einem Acte. Nach dem Franzöſiſchen.

Gutes Beyſpiel. Luſtſpiel in einem Act. Nach dem Franzöſiſchen des Theaulon.

Klimpern gehört zum Handwerke. Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach Scribe.

Zwölfter Jahrgang.

Erſte Liebe, oder: Jugend-Erinnerungen. Luſtſpiel in zwey Acten, nach dem Franzöſiſchen des Scribe.

Die Piſaniſchen Brüder. Drama in drey Acten, nach dem Italieniſchen des Federici.

Zwey Freunde und ein Rock. Poſſe in einem Act, nach einem franzöſiſchen Vaudeville.

Das einſame Haus. Luſtſpiel in drey Aufzügen, nach dem Franzöſiſchen.

Dreyzehnter Jahrgang.

Der Haustyrann. Charakter-Gemählde in drey Aufzügen, nach Alexander Duval.

Das Anekdotenbüchlein. Luſtſpiel in einem Acte. Nach dem Franzöſiſchen der Herren Scribe und Delavigne.

Der Perrückenmacher und der Haarkünſtler. Poſſe in einem Acte, frey nach dem Franzöſiſchen.

Die beyden Duennen. Dramatiſche Bagatelle in einem Act, dem Franzöſiſchen des Brazier nachgebildet.

Der Soldat ganz allein. Komiſches Zwiſchenſpiel in einem Auftritte. Nach einer Anekdote.

Vierzehnter Jahrgang.

Delya, oder: die ruſſiſche Waiſe. Drama in zwey Abtheilungen nach dem Franzöſiſchen des Scribe.

Die zänkiſchen Brüder. Familiengemählde in drey Aufzügen. Nach dem Franzöſiſchen des Collin d'Harleville.

Lully und Quinault, oder: die Künſtler in Verlegenheit. Luſtſpiel in einem Aufzuge, und in Verſen nach dem Franzöſiſchen.

Fünfzehnter Jahrgang.

Eine für die Andere. Luſtſpiel in drey Aufzügen.

Diana von Poitiers. Geſchichtliches Luſtſpiel in zwey Acten, frey nach dem Franzöſiſchen

Die in ein Weib verwandelte Katze. Operette in einem Acte, nach dem Franzöſiſchen der Herren Scribe und Melesville.

Sechzehnter Jahrgang.

Johann Haſel, oder: Umwandlung durch Liebe. Gemählde unſerer Zeit in vier Abtheilungen. Nach dem Franzöſiſchen des Theaulon frey bearbeitet.

Zwey Jahre nach der Hochzeit, oder: An wem iſt die Schuld? Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nach Scribe und Melesville.

Uniform und Schlafrock. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nach dem Franzöſiſchen bearbeitet.

Siebenzehnter Jahrgang.

Der Liebe Liſtgewebe. Intriguen-Poſſe in drey Aufzügen.

Ein Fehltritt. Schauſpiel in zwey Aufzügen, nach Scribe.

Die Familie Nickeburg. Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach Scribe.

Achtzehnter Jahrgang.

Die Tänzerinn und der Quäker. Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach Scribe.

Die Scheidewand. Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach dem Franzöſiſchen.

Ueberſpanntheit, oder: Die entſetzliche Literatur. Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach Scribe frey bearbeitet.

Neunzehnter Jahrgang.

Der General. Luſtſpiel in drey Aufzügen.

Der eilige Zauderer. Luſtſpiel in einem Aufzuge, in Verſen.

Die Schwäbinn. Luſtſpiel in einem Aufzuge.

KÖN. HOF-THEATER

Dramatiſches
Sträußchen

für das

Jahr 1835.

Von

J. F. Caſtelli.

Zwanzigſter Jahrgang.

Wien.
Gedruckt und im Verlage bey J. B. Wallishauſſer.

Meinen

werthen Freundinnen

Caroline Appl

und deren Tochter

Caroline Baronin von Siber

mit inniger Freundſchaft

gewidmet

vom Verfaſſer.

WÜRTT LANDESBIBLIOTHEK STUTTGART

Die »Mißheirath« ging in die Scene
Und ward gegeben mit Glück;
In Eurem Aug' eine Thräne,
Floß Carolinens Geſchick.

Nicht ſchwer war dieſes Gelingen,
Ich dank' es nur Euch und nicht mir;
Ich brauchte nur Worte zu bringen, —
Doch Herzen dazu brachtet Ihr!

Wien, im July 1835.

J. F. Caſtelli.

Das

Luſtſpiel auf der Stiege.

Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Perſonen.

Herr Ringelſtein, Hauseigenthümer (im erſten Stock, die Thüre dem Zuſeher zur Linken).

Roſette, ſeine Nichte.

Habrecht, ein Advokat (im erſten Stock, die Thüre zur Rechten).

Doctor Leiche, ein Arzt (im zweyten Stock, die Thüre zur Rechten).

Pathos, ein Poet (im dritten Stock, die Thüre zur Linken).

Charles, ein Friſeur.

Theodor, Roſettens Geliebter.

Andres, Hausmeiſter.

Jeremias Pixel, ein Holzhändlersſohn aus Linz, Roſettens beſtimmter Bräutigam.

Ein Kranker (im dritten Stock, die Thüre zur Rechten).

Ein Briefträger.

Die Scene iſt in Wien im Hauſe des Herrn Ringelſtein.

Die Bühne ſtellt das Innere eines Hauſes von 3 Stöcken vor, man erblickt in jedem Stock den eiſernen Gang. Im erſten Stock zur Rechten iſt eine Thüre mit einer Tafel, worauf zu leſen: Habrecht, Doctor utriusque juris auch Notarius publicus. Zur Linken iſt Herrn Ringelſteins Wohnung. Auf der Thüre zur Rechten, im zweyten Stock, iſt ebenfalls auf einer Tafel zu leſen: Doctor Leiche. Die Thüre zur Linken führt in eine Wohnung, welche zu vermiethen iſt. Im dritten Stock, zur Linken, wohnt der Dichter Pathos. Zu ebener Erde, zur Linken, iſt eine Thüre, worüber geſchrieben ſteht: Hausmeiſterswohnung. Zur Rechten iſt die Kellerthür, deſſen Luftloch dem Publicum en face zu ſehen iſt. Das Hauptthor des Hauſes iſt in der Mitte unter dem Gangabſatz.

Erſter Auftritt.

Andre
(allein, er kehrt die Stiege).

O mein Gott, mein Gott! ich kann faſt nicht mehr. — Es kommt mir gerade ſo vor, als ob das verfluchte Haus alle Tag um einen Stock höher würde.

Es iſt auch gar kein Wunder. Ich werd' auch alle 12 Monate um ein Jahr älter und mit 68 Jahren wollen Einem die lieben Unterthanen nicht mehr ſo recht gehorchen. Beym Tag zehnmal die Stiegen auf und ab, vom Boden in den Keller und vom Keller auf den Boden. — Bei der Nacht alle Augenblicke aus dem Bett und um einen elenden Groſchen das Thor auf und zu machen, da braucht Einer 10 Füße 20 Hände und 3 Köpfe. — Der Teufel hat das recht gut eingeſehen, darum hat ſein Höllenhausmeiſter, der Cerberus, auch wirklich drei Köpfe.

Zweyter Auftritt.

Andre und Pathos. Letzterer öffnet ſeine Thüre im dritten Stock, trägt einen Kleiderſtänder heraus, worauf er einen ſchwarzen Rock hängt, und bereitet ſich denſelben auszuklopfen und auszubürſten.

Pathos.

Komm her, mein alter Gottfried, heute mußt du Parade machen. — Ich muß heute dem Ausſchuß mein neues Trauerſpiel vorleſen.

Andre.

Ach! — Schon auf, Herr Pathos! — Guten Morgen! Wie viel Uhr haben wir denn ſchon?

Pathos.

Die Sonnenuhr, welche ich künſtlicherweiſe vor mein Fenſter gemacht habe, zeigt drey Viertel auf ſieben.

Andre.

Teufel, da muß ich mich ſpuden. (Er kehrt luſtig weiter.)

Pathos (klopfend).

Mußt geſchlagen werden, kann dir nicht helfen, obſchon du mir lange treue Dienſte geleiſtet haſt.

Andre (kehrend).

Man mag thun was man will, es gibt in jedem Hauſe ſchon ſolchen Miſt, den man nicht hinausbringen kann.

Pathos.

Ja ja, das iſt eben das Unglück in unſern böſen Zeiten, daß auf einen Fleck Tuch alles in der Welt ankömmt. — Ihr armen Muſenſöhne, je mehr euer Rock Flecken hat, deſto mehr haben eure Werke Fehler.

(Man klopft an dem Hausthore.)

Andre.

Schon wieder wer da.

Pathos.

Herr Andre, wenn das etwa der Wirth iſt, der ſchon geſtern da war, und dem ich noch 25 fl. ſchuldig bin, ſo ſag der Herr nur, ich ſey nicht zu Hauſe. (Er geht hinein.)

Andre.

Schon recht! — Ein Hausmeiſter muß lügen lernen, er mag wollen oder nicht! (Man hört auf einer Harfe präludiren.) Ah, das iſt der Mamſell Roſette ihr alter blinder Mann; heute kömmt er ein wenig früher. (Er öffnet das Thor.) Nur herein Alter, nur herein.

Dritter Auftritt.

Theodor (als alter blinder Mann verkleidet) und **Andre.**

Theodor
(zum Thore hinausſprechend).

Erwarte mich nur hier Kleiner, geh mir aber ja nicht fort, ſonſt fänd' ich nicht weiter. (Eintretend.) Schönen guten Morgen Herr Andre, wie gehts denn heute?

Andre.

Immer gleich, — viel Plag, wenig Geld! — Nun, Alter, bringt Ihr uns heut' wieder ein neues Lied?

Theodor.

Ja freylich; — und meine Wohlthäterin, die gute Mamſell Roſette, ſoll's zuerſt hören.

Andre.

Nun ſo ſtimmt nur an! — Ich will dabey meine Stiege ganz herab kehren.

Theodor (ſtimmend).

Gleich, gleich.

Romanze *).

1.

Theodor liebte die ſchöne Adele,
Die ein Alter Argus bewacht,
Brachte ihr Bild nicht mehr aus der Seele,
Dachte an ſie bei Tag und bei Nacht; —
Kleidete ſich als ein armer Blinder,
Schlich ſich liſtig zum Schloſſe hinein,
Sang da ein Liedchen zu ſeiner Harfe,
Dieß war das Zeichen für Liebchen ſein.

---

*) Wäre kein Schauſpieler zu finden, der auch ſingen könnte, ſo dürfte ſtatt deſſen nur auf der Harfe geſpielt werden.

2.

Kaum hatt' Adele die Töne vernommen,
Kam ſie ſchon an das Fenſterlein,
Strecket durch das eiſerne Gitter,
Weit heraus, ihr Händchen klein;
Wirft dem armen blinden Greiſe
Ein Papierchen von oben zu,
Jeder glaubt ein Almoſen ſey es,
Doch es iſt ein Billet doux.

Vierter Auftritt.

Roſette (erſcheint im erſten Stock auf dem Gange, wickelt mehrere Geldſtücke in ein Papier und wirft ſie herab).

Roſette.

Hier armer alter Mann. (Ab.)

Theodor

(hebt das Papier ſchnell auf).

Andre

(der indeſſen über die Stiege auf das Theater gekommen iſt, und das mit angeſehen hat).

Der Teufel, für einen Blinden ſeyd Ihr nicht ungeſchickt, Alter, wie ſchnell Ihr das Papier erwiſcht habt.

Theodor (für ſich).

Wie unvorſichtig ich war. (Er läßt mit Willen alle Geldſtücke fallen, und ſteckt nur das Papier ein.)

Andre.

Langſam! — Da liegt das Geld jetzt Alles auf der Erde.

Theodor.

Ich bitte recht ſchön, Herr Andre, ſucht mir's doch ein wenig zuſammen. — Es iſt doch ein rechtes Unglück, wenn man gar nichts ſieht. (Andre ſucht das Geld zuſammen.) Geſchwinde geleſen.

Andre (ſuchend).

Da herüber muß noch ein Stück gekollert ſeyn.

Theodor
(nachdem er geleſen).

Gott! das iſt ſchrecklich.

Andre (ſteht auf).

Da Alter, ich glaube es wird Alles ſeyn. Wenn Euch alle hübſchen Mädchen ſo viel geben, ſo könnt Ihr bald in einem Wagen zu den Häuſern herumfahren.

Theodor.

Schönen Dank, Herr Andre! (Bey Seite.) Ich habe keinen Augenblick zu verlieren. (Laut.) Jetzt will ich meinen Weg weiter fortſetzen.

Andre.

Singt mir doch eh noch das Ende von dem Lied. — Denn der Theoder intereſſirt mich.

Theodor (will fort).

Morgen, Herr Andre, wenn ich wieder komme.

Andre.

Nein, nein, gleich. Es wird ja nicht ſo lang ſeyn. Ihr ſeyd dabey geblieben, daß er ſtatt dem Almoſen ein Brieflein bekommen hat, was iſt denn da d'rin geſtanden?

Theodor.

So hört:

3.

Theodor kann ſich vor Schrecken kaum faſſen,
Denn Adele thuet ihm kund:
Ihren beſtimmten Gatten erwarte
Sie noch heute zur nächſten Stund';
Theodor weiß ſich nicht mehr zu rathen,
Tobet, fluchet und raſet und weint,
Lieber Andre, was weiter geſchehen
Das erzähl' ich Dir morgen, mein Freund!

(Andre öffnet ihm die Thür, er geht ſchnell ab.)

Fünfter Auftritt.

Andre. Dr. Leiche (im zweyten Stocke).

Leiche.

Andre!

Andre.

Wer ruft? — Ah Sie ſind's, Herr Doctor.

Leiche.

Mach' Er doch, daß der verfluchte blinde Kerl einmal das Maul hält; er weckt mir ja alle meine Kranken auf. Da oben hab' ich gar einen gefährlichen.

Andre.

Im dritten Stock?

Leiche.

Ja. — Ich hab' ihm ſchon wenigſtens 7 Gran Opium gegeben, und doch konnt' ich ihn nicht zum Schlafen bringen; heut endlich hat die Natur das Ihrige gethan, er iſt ein wenig eingeſchlummert, und jetzt fangt das verdammte Geplärre an.

Andre.

Aber Herr Doctor. — Die ganze Welt will ja leben, der arme blinde Mann kann ſich ſein Brot nicht anders verdienen.

Leiche.

Soll in andre Häuſer gehen. — Kurz und gut, wenn das noch einmal geſchieht, ſo beklag' ich mich beym Hausherrn.

Sechster Auftritt.

Leiche (im zweyten), **Ringelſtein** (im erſten Stock). **Andre** (auf dem Theater).

Ringelſtein.

Was ſoll's mit dem Hausherrn?

Leiche.

Ich habe mich ſtark zu beklagen Hausherr! — Alle Morgen um 8 Uhr iſt ſchon ein Lärm im Hof, daß kein Menſch mehr ruhen kann. — Da kommt immer ſo ein blinder Muſikant.

Ringelſtein.

Ah — das iſt der, den meine Tochter ſo gern hört. Mein Gott, man muß einem jungen Mädchen doch auch eine unſchuldige Freude machen.

Leiche.

Aber meine Kranken.

Ringelſtein.

Die ſterben deßwegen doch.

Leiche.

Mit einem Wort, Hausherr, wenn das Ding kein Ende nimmt, ſo zieh' ich zu künftigen Georgi aus.

Ringelſtein.

Meinetwegen, ich bekomme Parteyen genug.

Leiche.

Ich habe aber Contract.

Ringelſtein.

Der wird Ihnen gehalten und damit Punktum.

Leiche.

Aber der Lärmen im Haus und meine Kranken.

Ringelſtein.

Mein Gott, von Ihren Kranken zieht ohnedieß alle Tage Einer aus, wenn auch Sie im Hauſe bleiben.

Leiche
(ſtark ſchreyend).

Nein, das iſt impertinent; Sie ſteigern ohnedieß alle halbe Jahre, und wenn man ſich beklagt, ſo wird er noch grob.

Ringelſtein.

Ich bin einmal Hausherr, und laſſe mir in meinem Haus nicht vorſchreiben was geſchehen ſoll.

Siebenter Auftritt.

Pathos
(im dritten Stock).

Holla he! was iſt denn das für ein Lärmen, da ſoll Einer dabei Verſe machen.

Ringelſtein.

Was gehen mich Ihre Verſe an.

Achter Auftritt.

Habrecht
(im erſten Stocke).

Wird keine Ruhe ſeyn, ich habe eben eine Hauptklage zu machen und da ſchreyen ſie im Hauſe wie die Zahnbrecher.

Neunter Auftritt.

Mehrere **Parteyen** kommen aus ihren Wohnungen
und ſchreyen untereinander:

Wird das Geſchrey einmal ein Ende nehmen? Das Haus iſt ja eine Judenſchule! — Ruhe will ich haben, Herr Hausherr, oder ich zieh aus! (Dann gehen die Parteyen alle wieder in ihre Wohnungen.)

Zehnter Auftritt.

Herr Ringelſtein und Roſette (im erſten Stocke), Andre (zu ebener Erde).

Roſette
(kömmt heraus).

Was ſoll denn der Lärm, lieber Oheim?

Ringelſtein
(ſie nachſpottend).

Was ſoll denn der Lärm, lieber Oheim? — — Meine Schwachheit, womit ich Deine Capricen dulde, iſt Schuld daran.

Roſette.

Meine Capricen?

Ringelſtein.

Ja Mamſell — aber der Muſikant ſoll ſich nicht mehr in meinem Hauſe blicken laſſen, das ſchwör' ich. — Soll wo anders ſingen, gibt viel größere und mitleidigere Häuſer als das meinige.

Roſette.

Wie, Herr Onkel, Sie wollten? — —

Ringelſtein.

Ihn hinauswerfen laſſen, wenn er wieder kommt.

Roſette.

Aber bedenken Sie doch, das Bischen Almoſen, das er ſich hier verdient. — —

Ringelſtein.

Ich denke nur an meine Parteyen.

Roſette.

Er iſt ſo ſehr zu beklagen.

Ringelſtein.

Unſ're Ohren noch mehr. — Kein Wort mehr, geh jetzt hinein. — Mein Friſeur wird bald kommen. — — Apropos Andre!

Andre

(tritt aus ſeiner Wohnung).

Hausherr!

Ringelſtein.

Vergiß nicht, daß mir im Keller Alles in Ordnung gebracht wird; Du weißt, Morgen iſt die Hochzeit meiner Nichte, und dabey werden einige Tropfen getrunken werden.

Andre.

Welches Faß ſoll ich denn abziehen?

Ringelſtein.

Das Viereimerfaß, wo der Grinzinger drin iſt.

Andre.

Schon recht. (Ringelſtein geht hinein).

(Man klopft an das Hausthor, Andre öffnet).

Eilfter Auftritt.

Andre und Charles.

Charles.

Est il chez lui Monsieur de Ringelstein?

Andre.

Mit mir muß man Deutſch reden, nicht Wälliſch.

Charles.

Is er bey ſik Monsieur Ringelstein?

Andre.

Er iſt nicht außer ſich.

Charles

(wiſcht ſich den Schweiß von der Stirne).

Comme il fait chaud anjourdui, aber was thuen der Menſ nikt om der Gonſt ſu Lieb.

Andre.

Iſt denn das Haaraccommodiren auch eine Kunſt? —

Charles.

Ob ſan ein Gonſt — ein großer Gonſt — kann man macken der Menſ ſu was man will.

Andre.

Nu, ſo mach mich der Herr zu einem Baron.

Charles (lacht).

Vous etés fou, mon chere, Adieu. (Er ſteigt über die Stiege in den erſten Stock und läutet bey einer Thüre an.)

Ringelſtein (von Innen).

Wer iſt da?

Charles.

Le perruquier, Monsieur.

Ringelſtein
(öffnet und tritt heraus).

Zwölfter Auftritt.

Ringelſtein und Charles (im erſten Stocke).
Andre (in ſeiner Wohnung).

Ringelſtein.

Das iſt gut, daß Sie heut ſo früh kommen, Monsieur Charles; denn ich erwarte augenblicklich den Bräutigam meiner Nichte.

Charles
(nimmt Kamm und Schere aus dem Sack und will in das Zimmer gehen).

Allons donc aux armes!

Ringelſtein.

Warten Sie ein wenig, wir wollen gleich hier bleiben, Sie machen mir ohnedieß mein Zimmer immer voll Haarpuder. (Er ruft hinein.) Roſette! einen Seſſel und einen Pudermantel!

(Ein Bedienter bringt Beydes, Ringelſtein ſetzt ſich, Charles coeffirt ihn.)

Charles.

Alſo eute komm der jeune homme?

Ringelſtein.

Ah! — Schön iſt er eben nicht, aber ein gutes Stück Menſch. Ich erwarte ihn noch zum Frühſtück.

Charles.

Frühſtücken? — Enfin, Vous n'avez pas encore dejeuné. — Ik aben ſchon mangé cottelettes en papillottes. — Wenn Sie will aben ſolcker cottelettes, addressez Vous a moi.

Ringelſtein.

Wie kommen denn Sie zum Kochen, Herr Charles?

Charles.

Bin keweſen cidevant maitre d'hôtèl — meiner pieds de boeuf a la maitre d'hôtèl — ſans delicieux, wie ik maken der Beafsteak, ſo bekommen Sie nirgend und an tête de veau, an Saf — — comment dit — on — an Safkopf kann ik zu rickten a merveilles.

Ringelſtein.

Sie ſind ja ein Univerſalgenie, ſo viel ich ſehe, Sie wiſſen Alles.

Charles.

Halles! — Tout, — C'est le mot, — Voyez·Vous ick aber herfahren depuis hier aussi quelque chose de vous, aner chose, die Sie betreffen.

Ringelſtein.

Eine Sache, die mich betrifft, ich bin neugierig, zu erfahren.

Charles.

Vous avez une nièce charmante. — Sie aben an ſchöner — comment dit — on — Weibel von der Wetter?

Ringelſtein.

Nichte wollen Sie ſagen.

Charles.

Oui, oui, Nickter — und tous les matins gomm ein Blinder.

Ringelſtein.

Nun ja, der ſpielt Harfe hier im Hofe. —

Charles.

Aber der aveugle gucken Alles ſo gut comme moi et Vous, c'est ce qu' on dit.

Ringelſtein.

Wär's möglich? Aber was kann er für einen Plan dabey haben, ſich zu verſtellen?

Charles.

Sie nickt begreifen das? (Lachend.) Oui, oui, ils sont passés ces jours des fêtes.

Ringelſtein.

Nun ich das weiß, ſoll er ſich noch einmal blicken laſſen, ich will ihm das Thor mit dem Stock zeigen laſſen.

Dreyzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Pathos (kömmt mit einem Manuſcript unter dem Arm aus ſeiner Wohnung, und ſteigt über die Stiege herab bis in den erſten Stock).

Pathos

(mit Enthuſiasmus).

Hier halt ich ihn alſo unter meinen Armen.

Ringelſtein.

Wen? meinen Blinden.

Pathos.

Nein, meinen Siſoſtophanes, mein neueſtes Trauerſpiel. Es iſt das Höchſte, was die Poeſie noch hervorgebracht hat und hervorbringen wird.

Ringelſtein.

Wird mir das Werk wenigſtens meinen Jahrszins bezahlen, den Sie mir ſchon ſchuldig ſind?

Pathos

(mitleidig lächelnd).

Was Jahreszins? — Alle Minen von Peru können dieſes Werk nicht bezahlen. — Ich bitte Sie um Gotteswillen, hören Sie nur einige Verſe, und ſagen Sie dann, ob Schiller je etwas Aehnliches geſchrieben hat?

(Er lieſt.)

Die Tuba bläſt, da ſtehen beide Heere,
Dem Spargelbuſchen gleicht der Wald der Speere,
In Aller Augen glühen Grimm und Rache
Des Feldherrn Sach' iſt auch des Tambours Sache,
Und näher ſeht ihr ſie und immer näher rücken,
Und Keiner rennt davon, da ſieht man keine Lücken;
Jetzt bum bum bum bum donnern die Kanonen,
Piff paff piff paff das Feuer der Legionen;
Dort macht ritz ratz das Schwert, tick tack die Lanze da,
Und Alles ſteht im dichten Staub und Dampfe da.

(Bey dieſen Worten pudert Charles den alten Herrn ſo ſtark, daß wirklich Alle in einem gewaltigen Dampfe da ſtehen.)

Ringelſtein (huſtet).

Ja ja, ich kann mir das wirklich recht lebhaft vorſtellen.

Pathos.

Iſt das eine Stelle? — — Ha! — da kommt mir noch ein herrlicher Gedanke, da kann ich noch Etwas dazu ſetzen, was den Effect noch vergrößert. Dank Euch, ihr Muſen! (Er läuft in ſeine Wohnung).

Vierzehnter Auftritt.

Charles. Ringelſtein.

Charles.

Um wieder zu revenir auf unſer dialogue je me charge zu erforſchen, wer ſans dieſer blinder Mann, und was er wollen.

Ringelſtein.

Wenn Sie mir das herausbringen, Monſieur Charles, ſo geb' ich Ihnen, was Sie verlangen.

Charles.

Soyez tranquille Monsieur! Mir ſans nix ſu fein, et demain, je Vous le jure — je le saisis au toupet. — Morgen wiſſen Sie halles. J'ai l'honneur de Vous saluer.

(Charles empfiehlt ſich und läuft über die Stiege herab, Ringelſtein ſteht auf und trägt ſeinen Stuhl in ſeine Wohnung, in dieſem Augenblick wird bei dem Hausmeiſter angeläutet).

Fünfzehnter Auftritt.

Charles. Andre und Theodor (im Frack).

Theodor (zu Andre).

Hier iſt eine Wohnung zu vermiethen?

Andre.

Ja, belieben Sie nur hinaufzuſteigen. Im erſten Stock links wohnt der Hausherr.

Charles

(welcher Theodor auf der Stiege begegnet).

Ah Serviteur Monsieur! Sie ſtehen ſo früh auf. — Ik waren ſon um ſieben Uhr bey Ihnen, et pourtant vous etiez sorti.

Theodor.

Ich hatte Dich heute nicht nöthig. — Aber wie kömmſt Du in dieſes Haus. Haſt Du eine Kundſchaft hier?

Charles.

Eh donc le proprietair, der Auſnerr! —

Theodor.

Wie, hör' ich recht? den Hausherrn.

Charles.

Oui Monsieur! — Ick accomodir ihn tous les jours und ick raſir ihn trois fois par semaine — mais erlauben Sie, daß ick me recommende, ick ſan heut son aide de camp — ick müſſen ausſpionir an blinder Monsieur, der komm tous les matins in der Aus.

Theodor.

Was ſagſt Du?

Charles.

Certain aveugle qu'on soupconne, er ſans an junger Winderſaus gomm tous les jours daer in der Of.

Theodor.

Was geht das Dich an?

Charles.

Ay, das gehen mick viel an, er ſans un petit drole, un vaut rien, un audacieux, un seducteur und der Er von Ringelſtein at mir groß Douçeur verſprocken, wenn ick auskundſchafte, wer er nock iſt.

Theodor.

Nun wohl, Charles, der vaut rien, der Seducteur ſteht vor Dir. Ich bin es.

Charles.

Vous même?

Theodor.

Ja, Charles, ſeit 6 Monaten lieb' ich die ſchöne

Roſette, allein noch heute kommt ein vom Vater begünſtigter Nebenbuhler an, dem ſie morgen ihre Hand reichen ſoll. Mich wirſt Du doch nicht verrathen und mir vielmehr beyſtehen?

Charles.

Je suis a votre service.

Theodor.

Was gethan werden ſoll, muß ſchnell gethan werden. — Während ich zu dem Alten gehe, um die Wohnung zu beſehen, welche hier im Hauſe zu vermiethen iſt, ſo ſuche Du der Nichte dieſes Briefchen (er gibt ihm eines) zuzuſtecken, in welchem ich ihr mehrere Pläne angab, von deren Ausführung Alles abhängt.

Charles.

Bon, Monsieur, mais Monsieur Ringelstein ouvre sa porte — silence.

Sechszehnter Auftritt.

Theodor, Charles (im Vordergrund des Theaters). Ringelſtein (einen Weinkorb am Arme und einen Heber in der Hand, kömmt aus ſeiner Wohnung).

Ringelſtein (erblickt Charles).

Iſt der Schwätzer noch da?

Charles.

Monsieur! Ick waren ſchon fort, mais ce Monsieur da wünſchen auer logis, und da aben ick conduit hieher, und aben ihm macken der eloge de votre maison.

Ringelſtein.

Ah! — Das iſt etwas Anders. Ich danke. (Zu Theodor.) Wollen Sie ſich herauf bemühen, mein Herr.

Theodor (ſteigt hinauf).

Ringelſtein.

Und Du, Charles, ſuche mir ja den jungen Menſchen ausfindig zu machen, der mir die loſen Streiche ſpielt, und führ' mir ihn bey den Haaren her, wenn er nicht gutwillig geht.

Charles.

Ne craignez rien. — Es is als ob er ſchon wären bey Ihnen. (Er geht lachend ab.)

Siebenzehnter Auftritt.

Ringelſtein, Theodor (im erſten Stock).

Ringelſtein.

Roſine!

Roſine (von Innen).

Herr Onkel!

Ringelſtein.

Bring mir den Schlüſſel zum Quartier im zweyten Stock.

Theodor (für ſich).

Sie wird kommen.

Ringelſtein.

Das Logis iſt charmant. — Wollen Sie die Güte haben, mir zu folgen. (Er ſteigt in den zweyten Stock, Theodor folgt ihm). Sie ſind vermuthlich verheirathet; für eine Familie iſt das Quartier wie gemacht, es hat es durch 7 Jahre ein Vater mit 6 Kindern bewohnt.

Theodor.

Nein, mein Herr, ich bin ledig.

Ringelſtein.

So? — Nun Sie werden ſehen, ein einzelner Herr kann gar kein bequemeres Quartier finden, als dieſes.

Achtzehnter Auftritt.

Roſine. Die Vorigen. (Roſine ſteigt in den zweiten Stock hinauf, erblickt noch auf der Stiege Theodor und ſchreyt laut auf.)

Ringelſtein.

Was haſt Du denn?

Roſine.

Ich wäre bald gefallen, lieber Onkel, die Stiege hat ſo viele Löcher.

Ringelſtein.

Dummes Ding! Die Stiege iſt vortrefflich. Ich habe ſie erſt vor 11 Jahren neu machen laſſen. Aber wenn man ſo unvorſichtig in die Welt hinein läuft. — Wo iſt der Schlüſſel?

Roſine.

Hier, lieber Onkel. — Ich will aufſchließen.

Ringelſtein.

Nein — Du kannſt ſchon wieder gehen. Nimm lieber den Weinkorb, welchen ich unten auf dem Gang habe ſtehen laſſen, geh in den Keller und bring einige Bouteillen Wein herauf, damit Du Deinem Bräutigam doch mit Etwas aufwarten kannſt, wenn er kömmt.

Theodor
(leiſe zu Roſinen, indem er ihr einen Brief gibt).
Lies ſchnell dieſe Zeilen.

Ringelſtein (zu Theodor).
Ich hoffe, Sie werden zufrieden ſeyn. Sie haben 4 Zimmer, alle mit weißen Oefen und ſchön gemahlt, zwey davon ſehen zwar aus, als wenn ſie naß wären, allein das thut nichts, iſt nur von der Wetterſeite, die Küche raucht zwar ein wenig, aber nur wenn ein conträrer Wind geht. — Sie erlauben ſchon, daß ich voraus gehe. (Beyde gehen in die Wohnung.)

Neunzehnter Auftritt.

Roſine (allein, welche indeſſen wieder in den erſten Stock herabgeſtiegen iſt).

Ich will geſchwind leſen. (Sie lieſt.) „Das einzige Mittel, liebe Roſine, welches uns noch übrig bleibt, iſt, daß Du den Hausmeiſter zu gewinnen ſuchſt, daß er Deinen Bräutigam, unter was immer für einem Vorwand, wieder fortſchickt, wenn er kömmt. Geſchieht das nicht, ſo haben wir keine Hoffnung mehr. — Eine Bitte aus Deinem Munde, eine Thräne in Deinen Augen, wer könnte noch widerſtehen. — Handle gleich, wir haben keinen Augenblick zu verlieren. — Dein bis

den Tod.“ (Sie ruft.) He Andre! Andre! (Sie
uft über die Stiege hinab mit dem Weinkorb im
rme.)

Zwanzigſter Auftritt.

Andre. Roſine.

Andre
(kömmt aus ſeiner Wohnung).

Was gibt's.

Roſine.

Lieber Andre! Ich habe eine Bitte an Dich.

Andre.

Lieber Andre! — Das hat mir in meiner Ju-
nd kein hübſches Mädchen umſonſt geſagt. — (Er
ht den Weinkorb.) Ah ich ſeh ſchon, wo das hinaus
ill. — Ich ſoll in den Keller gehen, nicht wahr?

Roſine.

Nein, lieber Andre; — es betrifft eine Sache
n der größten Wichtigkeit. Aber ſprich nur leiſe, da-
it uns Niemand höre.

Andre.

Geben Sie es nur von ſich, Mamſell. —

Roſine.

Du weißt, daß mich mein Onkel morgen an einen Menſchen verheirathen will.

Andre.

Der noch heute ankommt.

Roſine.

Und den ich gar nicht kenne.

Andre.

Nun, wenn Sie ihn in 24 Stunden heirathen, ſo iſt die Bekanntſchaft bald gemacht.

Roſine.

Das iſt es eben, was ich nicht kann, und darum nehm' ich meine Zuflucht zu Dir.

Andre.

Wie kann denn ich das hindern?

Roſine.

Du kannſt es. — Du mußt es ſo pfiffig anſtellen, daß der Bräutigam gar nicht ins Haus kömmt, Du mußt ihn unter irgend einem Vorwand wieder fortſchicken, das wird Dir ein Leichtes ſeyn, Du biſt ja ſo klug.

Andre.

Ja, geſcheidt bin ich, aber das wird doch nicht gehen.

Roſette.

Andre! — ich bitte, ich beſchwöre Dich, mein lieber guter Andre! —

Andre.

Ja, das iſt Alles recht, aber wenn's herauskömmt, ſo verlier' ich meine Hausmeiſtersſtelle.

Roſette.

Ich und Theodor werden Dich ewig verſorgen.

Andre (für ſich).

Aha, kommt ſchon mit einem Theodor angeſtochen.

Roſette.

Andre, wenn Du mir nicht hilfſt, ſo bin ich verloren. Ich werde morgen heirathen, und übermorgen ſterben, und überübermorgen. (Sie thut als ob ſie ſchluchzte.)

Andre

(wiſcht ſich die Augen aus).

Still ſeyn! Ruhig ſeyn. — Meinetwegen ſollen Sie nicht ſterben, ich will Ihnen helfen. —

Roſette.

O Du Engel der Hoffnung!

Andre.

Der Herr Bräutigam kommt mir nicht ins Haus, da ſteh' ich dafür. — Iſt nicht der Erſte, dem ich das

Thor vor der Naſe zugeſchlagen habe. — Verlaſſen Sie ſich auf den alten Andre, Mamſell, und bleiben Sie hübſch am Leben! —

(Er geht in ſeine Wohnung.)

Einundzwanzigſter Auftritt.

Roſette (allein).

Andre iſt gegangen! — O daß unſer Plan gelänge! — Gott der Liebe, ſchütze mich und meinen Theodor, ihn allein kann und werd' ich ewig lieben. (Es wird am Hausthor ſtark und wiederholt geklopft.) Ach mein Gott! Wenn er das ſchon wäre! — Geſchwinde in den Keller, er darf mich gar nicht ſehen. (Sie geht in den Keller.)

Zweyundzwanzigſter Auftritt.

Jeremias und Andre.

Andre macht auf, Jeremias erſcheint, das Halstuch nachläſſig umgebunden mit ſehr ſtaubigen Stiefeln, ſo wie ein Menſch der ſehr müd iſt.

Jeremias (zu Andre).

Sag mir der Herr, bin ich endlich einmal da?

Andre.

Ja, wo ſoll denn der Herr ſeyn?

Jeremias.

Bey dem Herrn Vetter meiner Braut, bey dem Herrn Ringelſtein.

Andre (für ſich).

Ah! das iſt mein Mann. (Zu ihm.) Ja, das iſt ſein Haus.

Jeremias.

Gott ſey Dank — Wenn ich nicht da wär, ſo käm' ich auch nimmer her; denn ich bin ſo müd, daß ſich die Füße ſchon völlig ſperren, und alleweil einer hinter dem andern bleibt.

Andre.

Wer iſt denn der Herr?

Jeremias.

Wie kann man ſo dumm fragen? ich bin der Bräutigam. Mein Herr Vater iſt der reiche Holzhändler, Jakob Pixel in Linz, und ich bin ſein reicher Sohn. — Da werd' ich doch gnug ſeyn, will ich hoffen?

Andre.

Erlaub der Herr, das kann ich glauben oder bleiben laſſen. Ein ſolcher Herr käm' von Linz in einem hübſchen Wagen, und nicht wie ein Handwerksburſch, zu Fuß und ohne Bagage hier an.

Jeremias.

Ich habe auch Bagage gehabt, wie ich zu Hauſe weg bin, ich bin auch in einem ſaubern Steyrerwagen ausgefahren; aber jetzt iſt nichts mehr von Allem dem da; — meinen Coffer hat mir ein bildſchöner Herr davon getragen, den ich zu mir hab aufſitzen laſſen, während ich im Wirthshaus eine Jauſen genommen hab, und mein Wagen liegt Bröckelweis in einem Graben bey St. Pölten. — Notabene ich hab' noch ſelber kutſchirt. —

Andre.

Alſo wären Sie wirklich der beſtimmte Bräutigam der Mamſell? —

Jeremias.

Tauſend Sapperment itzt werd ich bald toll werden, warum ſoll ich's denn nicht ſeyn?

Andre.

Ja, ſo müſſen Sie ſchon die Güte haben, und müſſen wieder weiter gehen.

Jeremias.

Weiter gehn? — Gehorſamſter Diener, das laſſ' ich wohl bleiben — ich kann nicht mehr gehn, meine Füße wollen's nicht mehr.

Andre.

Es iſt freylich traurig. Aber Herr Ringelſtein erwartet Sie in ſeinem Landhauſe. — Es iſt nicht weit, nur 5 Meilen von der Stadt.

Jeremias.

5 Meilen? Das ſind wenigſtens 1 Million Schritte? Auf einen einzigen Schritt, den ich weiter geh', ſteht der Tod. — Ich kann einmal nicht, und damit Punktum.

Andre.

Ja Punktum hin, und Beyſtrich her, ſo müſſen Sie ſich in einem Wirthshaus um ein Quartier umſehen, denn in der Wohnung des Herrn von Ringelſtein iſt Niemand, und es iſt auch Alles zugeſperrt. — Aber Schade iſt's auf jeden Fall, wenn Sie nicht hinaus gehen; denn er hat ein ordentliches Feſt veranſtaltet Ihretwegen, und die Mamſell Roſette hat mir aufgeboten, — ich kann gar nicht ſagen wie; ich ſoll Sie nur gleich wieder fortſchicken, wenn Sie kommen.

Jeremias.

Hat Sie das wirklich? (Wirft eine Kußhand in die Luft.) Du Holde! — Da kann man ſehen was die Simplathie in zwey ſeelenverwandten Herzen iſt!

Andre.

Aber ſo gehen Sie nur, gehn Sie.

Jeremias.

Iſt das Landhaus nicht in der Stadt?

Andre.

Nein, außer Sieghartskirchen auf einem kleinen Berg.

Jeremias.

Berg auch noch? — — Ach du mein Gott, ich habe heute außer der Sonne, noch gar nichts Warmes in meinen Magen gebracht, der Hunger muß mir ja aus jeder Pockennarbe herausſehen.

Andre.

Sie werden deſto mehr Appetit auf Mittag haben.

Jeremias.

Auf die Art dürfte man durchs ganze Jahr nichts eſſen, ſo hätte man am Neujahrstag noch einen beſſern Appetit.

Andre.

Nur geſchwind auf den Weg gemacht, es wird nicht aus ſeyn wegen der einigen Stunden.

Jeremias.

Ja — ja, mein lieber Herr, es wird aus ſeyn. — Meinetwegen ich geh, aber ich will nichts davon wiſſen, wenn ich todt dort ankomme.

Dreyundzwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Ringelſtein, Theodor (kommen aus der Wohnung im zweyten Stock).

Ringelſtein.

Umarmen Sie mich, lieber Freund. So eine Freude hätte ich mir nicht träumen laſſen, den Sohn meines alten Freundes wieder zu finden.

Jeremias.

Was hör' ich, das iſt ja des Herrn Ringelſteins Stimme? —

Andre.

Sie irren ſich, nur fort, fort.

Jeremias (ruft).

Herr Ringelſtein, Herr Ringelſtein!

Ringelſtein.

Wer ruft.

Jeremias.

Ich ſelbſt, der Jeremias Pixel, wohlconditionirter Bräutigam.

Theodor (für ſich).

Der Bräutigam! Alles iſt verloren.

Ringelſtein.

Wie — Sie ſind's? — So kommen Sie doch

herauf. (Jeremias ſteigt über die Stiege hinauf und Ringelſtein umarmt ihn.) Tauſendmal willkommen lieber Herr Vetter. Wir erwarteten Sie ſchon mit Ungeduld.

Jeremias.

Ich habe mich ſelber nicht erwarten können.

Ringelſtein.

Aber, mein Gott, wie ſehen Sie denn aus?

Jeremias.

Ja, das iſt eine ſehr traurige Geſchichte, der Herr Vetter wird's ſchon hören, wenn ich's ihn erzähle. — Aber man hat mir ja geſagt, daß der Herr Vetter in ſeinem Landhauſe ſey. Iſt der Herr Vetter wirklich hier?

Ringelſtein

Wer hat Ihnen denn das geſagt?

Andre

(unterbricht ihn).

Hausherr!

Vierundzwanzigſter Auftritt.

Ringelſtein, Jeremias, Theodor, Andre,
dann Roſette.

Ringelſtein.

Was willſt Du?

Andre.

Iſt die Wohnung ſchon beſtanden?

Ringelſtein.

Ja.

Andre.

So kann ich den Zettel vom Thor herabnehmen?

Ringelſtein.

Allerdings.

(Andre geht vor das Thor, reißt einen daran klebenden Zettel herab, und trägt ihn in ſeine Wohnung.)

Theodor (zu Ringelſtein).

Mein Herr, ich will Sie nicht länger aufhalten. Ich werde Morgen von meiner Wohnung Beſitz nehmen.

Ringelſtein.

Wie es Ihnen gefällig iſt.

(Theodor geht über die Stiege herab, in eben dieſem Augenblicke ſteigt Roſette vom Keller herauf, ſie ſinken einander in die Arme, in dem Augenblicke, als Ringelſtein und Jeremias ſich auch im erſten Stock umarmen.)

Ringelſtein.

Kommen Sie in meine Arme, ach wie freu' ich mich Sie zu ſehen.

Jeremias.

Ich, und meine Füße ebenfalls.

(Sie umarmen ſich.)

Jeremias.

Aber nicht ſo ſtark umarmen bitt' ich, denn ich bin völlig aus dem Leim gegangen.

Ringelſtein.

Und was wird meine Tochter erſt für eine Freude haben?

Jeremias.

Das will ich hoffen, denn ich bin auch kein übler junger Menſch.

Ringelſtein.

Folgen Sie mir nur auf der Stelle, das Mädchen iſt eben im Keller, wir ſchleichen uns leiſe hinab, und überraſchen ſie dort.

Jeremias.

Ja, ja, nur recht ſtill. — Da geh ich dann von hinten auf ſie zu, verhalte ihr die Augen, und laſſe ſie rathen, wer ich bin.

Roſette (zu Theodor).

Stille, ſie kommen herab.

Theodor.

Roſette, Dir bleibt nur mehr ein einziges Mittel, flüchte Dich zu Habrecht, er iſt ein alter Freund meines Vaters. Er wird ſich um Dich annehmen, und vielleicht Mittel finden, die ſchreckliche Verbindung zu hindern.

Roſette.

Ich thue Alles gern, was Du willſt.

Theodor.

Ich ſuche indeſſen Charles auf, um mich mit ihm zu berathſchlagen. — Lebe wohl.

Roſette.

Lebe wohl.

Theodor (ſchleicht ſich zum Thore hinaus, Roſette tritt indeſſen in Andres Wohnung, bis Ringelſtein und Jeremias im Keller ſind, dann läuft ſie ſchnell über die Stiege in Habrechts Wohnung).

Jeremias.

Nimmt der Vetter kein Licht mit?

Ringelſtein.

Nein. — Roſine hat ſchon eines unten.

(Sie ſind indeſſen auf die Kellerſtiege gekommen.)

Jeremias

(ſchon auf der Kellerſtiege).

Es iſt ſo finſter da, — ſo finſter, daß man gar keine Nadel einfädeln könnte.

Ringelſtein.

Nur hübſch mir nachgegangen.

(Es iſt ein paar Augenblicke ſtill, dann hört man ein Getöſe, als ob ein Menſch die Stiege hinabfiele,

und gleich darauf ſchreyen Ringelſtein und Jeremias.
Licht! Licht! zu Hilfe! zu Hilfe!)

Fünfundzwanzigſter Auftritt.

Andre, dann Jeremias und Ringelſtein.

Andre
(kömmt aus ſeiner Wohnung).

Was iſt denn das für ein Lärmen?

Jeremias (von Innen).

Au — au! — mein Kopf! — mein Herr Vater und meine Frau Mutter! — auweh!

Andre.

Die Stimme kommt aus dem Keller. (Er ſteigt hinab, und kommt gleich wieder mit Jeremias zurück, welchen er und Ringelſtein unterſtützen.)

Jeremias.

Ich bin ſchon todt. — — Nein, Herr Vetter, das koſtet mich mehr als mein Leben — au — auweh mein Kopf. — Hab' ich denn nichts gebrochen? — — 32 Zähne ſoll der Menſch haben; zähl der Herr Vetter ein wenig.

Ringelſtein.

Das iſt ganz Ihre Schuld, ich habe Ihnen noch geſagt, Sie ſollen ſich hübſch links halten. —

Jeremias.

Ja, wenn man keinen Stich ſieht, wie kann man denn da wiſſen, was Links oder Rechts iſt.

Ringelſtein.

Aber, wo iſt denn das Teufelskind, meine Nichte? He Roſette, Roſette. (Er ſteigt in ſeine Wohnung hinauf.)

Jeremias.

O mein lieber Gott! — Ich bin ganz zerbröſelt! — Der kleine Finger ſchaut ganz von den andern weg — o du armer Narr! — Hilfe, Hilfe! — ſonſt bin ich ein Krippel auf mein Lebetag. —

Andre.

Glücklicherweiſe wohnt ein Doctor in unſerm Haus. (Er ſchreyt hinauf.) Herr Doctor! — Herr Doctor!

Jeremias.

Nur keinen Doctor, ſonſt ſterbe ich noch um zwey Stunden früher.

Ringelſtein

(läutet was er kann an der Glocke ſeiner Wohnung). Roſette! Roſette!

Sechsundzwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Leiche (tritt aus ſeiner Wohnung, eine Lanzette und ein Aderlaßbindel in der Hand).

Leiche.

Wer ruft denn?

Ringelſtein.

Iſt meine Nichte bey Ihnen?

Leiche.

Nein, — die Frage war auch der Mühe werth, mich von meinen Kranken wegzurufen.

Andre.

Kommen Sie doch herab Herr Doctor, da liegt ein Menſch ſchon halb todt.

Jeremias

(ſchreyt aus Leibeskräften).

Ganz todt, maustodt.

Leiche.

Ah! — ſo iſt's recht, da bin ich ſchon da. (Er läuft über die Stiege herab.)

Jeremias.

Da reißt's; — und da ſticht's, — und da brennt's — und da thut's weh! —

Leiche
(der herabgekommen iſt).

Nun, was iſt Ihm denn? — fallende Sucht! — oder Herzklopfen, — Seitenſtechen, — Fraiſen, — Blutſturz — oder ein Schlag?

Jeremias.

Alles, alles Herr Doctor.

Leiche.

Da müſſen wir Aderlaſſen, — und Klyſtiren geben — und Umſchläge brauchen. (Er reißt ihm den Kopf herüber.) Mich angeſchaut!

Jeremias (ſchreyt laut).

Au — auweh mein Kopf!

Leiche.

Der junge Menſch iſt übel daran — ſehr übel! — (Die Zunge heraus, Jeremias zeigt ihm die Zunge.) Ganz weiß.

Jeremias.

Ja, ſie hat einen Schrecken, weil ſie ſo lang nichts Warmes über ſich gebracht hat.

Leiche.

Die Hand her. (Fühlt ihm die Puls.) Starkes Fieber.

Jeremias.

Wie ein Roß, Herr Doctor.

Leiche.

Da muß ein Aderlaß applicirt werden, wenigſtens 12 Unzen: Herr Ringelſtein, Andre! Helfen Sie mir den Patienten in meine Wohnung bringen.

(Beyde wollen Jeremias unterſtützen, und ihn über die Stiege bringen, in dieſem Augenblick hört man oben ſchreyen.)

Siebenundzwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Habrecht.

Habrecht.

Herr Ringelſtein, — kommen Sie geſchwind! geſchwind, ihre Nichte iſt bey mir in Ohnmacht gefallen. (Alle laſſen Jeremias auf den Boden fallen, und ſchreyen: in Ohnmacht, Jeremias heult vor Schmerzen).

Ringelſtein.

In Ohnmacht, aber mein Gott, warum denn?

Habrecht.

Sie hat ihren Heirathscontract auf meinem Schreibtiſch liegen geſehen, und darüber iſt ſie ſo erſchrocken.

Ringelſtein.

Geſchwinde, Herr Doctor, kommen Sie zu meiner Nichte.

Leiche.

Aber, wenn ich den jungen Menſchen nicht gleich zur Ader laſſe, ſo iſt er verloren.

Ringelſtein.

Meine Nichte ſtirbt, wenn Sie nicht gleich kommen.

Jeremias.

Herr Doctor!

Ringelſtein.

Herr Doctor!

Habrecht.

Herr Doctor!

Andre.

Herr Doctor!

Ringelſtein.

Mit mir, mit mir. (Er ſucht ihn fortzuziehen.)

Jeremias
(hält ſich an des Doctors Rockzipfel).

Da geblieben, da geblieben.

(Endlich reißt der Doctor aus, und geht mit Ringelſtein in die Wohnung des Notars; Jeremias ſetzt ſich auf die Stiege, Andre bleibt bey ihm.)

Achtundzwanzigſter Auftritt.

Jeremias. Andre.

Jeremias.

Da ſitzt nun der arme Bräutigam, der noch vor einer Stunde ein Mann war wie eine Tanne und jetzt kein ganzes Glied am Leibe hat. Ich hab's immer geſagt, ich tauge nicht zur Ehe, und das Schickſal, das grimmige, zeigt mir's jetzt auch. O Schickſal! Schickſal! Schickſal!

Neunundzwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Charles.

(Es wird an das Thor geklopft, Andre öffnet, Charles tritt ein.)

Charles.

C'est sans doute lui! — Wollen gleick anfangen unſer Roll'.

Andre.

Was wollen Sie jetzt hier, Monsieur Charles?

Charles.

Ick wollen raſir der Bräutigam.

Jeremias.

Der bin ich.

Charles.

Als Coeffeur et barbier de Monsieur Ringelſtein ick reclamir Ihre Kopf comme une tête de famille.

Jeremias.

Meinen Kopf, da kriegen Sie nicht viel Gutes.

Charles.

O Monsieur, wie ſan Sie glückelick. — Sie begomm an ange an Henkel ſu Ihre Madame.

Jeremias.

Iſt denn meine Braut wirklich ſo bildſauber?

Charles.

Wie. — Sie aben nock nickt geſehen?

Jeremias.

Nein.

Charles.

C'est une veuve charmante. — Aner unvergleicklicken Wittib.

Jeremias.

Wittib? — Was Wittib?

Charles.

Aben nock aller fraicheur von aner Demoiselle von fenfzehn Jahren.

Jeremias.

Sie war alſo ſchon eine verheirathete Frau?

Charles.

Certainement — Mais permettez que je Vous accomode. Ick nickt aben Zeit.

Jeremias
(greift auf ſeinen Kopf).

Ich bin ſchon accomodirt. — Beantworte mir der Herr vorher noch ein paar Fragen. Seit wann iſt denn ihr Mann todt?

Charles.

Lequel? Der Welkene?

Jeremias.

Welcher? — Nun der von dem wir reden.

Charles.

Ah das ſans der letzte. — Il y a — — — an Jahr.

Jeremias.

Der letzte? — Was reden Sie denn da?

Charles.

Ah Monsieur — das waren un Homme, wie an guter Stond. — Aber was ick nickt kann begreifen c'etait den Tod von der zweiten Mann.

Jeremias.

Von wem reden Sie denn?

Charles.

Von der zweiten mari von der niece der Monsieur Ringelſtein. — Er waren viermal ſo grob, que Vous Monsieur — weiſe and rothe — ond in anne Monat er waren keſtorben. — O pauvre Monsieur Streller!

Jeremias.

Ah, gehn Sie Herr von Perückenmacher. — Sie machen nur Spaß.

Charles.

Nix Spaſe — point des plaisanteries — Voyez Monsieur ces larmes. — Sehen der Thränen. (Er thut als ob er weinte.)

Jeremias

(fangt auch zu weinen an).

Alſo iſt es wahr? —

Charles.

Oui Monsieur.

Jeremias.

Aber wie viel hat das Weibsbild denn alſo Männer gehabt?

Charles.

Trois. (zeigt an den Fingern 3.) Monsieur Bernard, Monsieur Streller et Monsieur Packan.

Jeremias.

Und alle 3 ſind todt?

Charles.

Mauſetodt.

(Es wird an dem Thor geklopft, Andre öffnet es treten ein.)

Dreißigſter Auftritt.

Theodor, ein **Briefträger**. — **Die Vorigen.** **Theodor** zeigt dem Briefträger auf **Jeremias**, und geht dann ſchnell in des Hausmeiſters Wohnung.

Briefträger.

Ich habe da einen Brief, an Herrn Jeremias Pixel abzugeben.

Charles (bei Seite).

Bon, c'est ma lettre.

Andre.

Dort ſitzt er.

Jeremias.

Ja, ich bin der arme Jeremias. (Nimmt den Brief.) Iſt etwas dafür zu zahlen?

Briefträger.

12 Kreuzer.

Jeremias.

Gib der Hausmeiſter indeſſen die 12 Kreuzer her, er wird's ſchon wieder bekommen, wenn ich's ihm gebe.

(Andre bezahlt den Briefträger, welcher abgeht.)

Theodor.

Ich will indeſſen geſchwinde zum Advokaten hinauf ſteigen um ihn ganz in unſer Intereſſe zu ziehen.

Jeremias

(beſieht die Adreſſe).

Der Tauſend, wer kann denn mir ſchreiben, die Leute wiſſen doch, daß ich nicht gut leſen kann. — Laß ſehen. (Er lieſt.) Mein Herr! — — Ich habe zwar nicht die — die Schere — ah die Ehre Sie zu kennen — allein da ich ein ſchädlicher — — Mann bin. — — (Kann der Hausmeiſter leſen?)

Andre.

Ja.

Jeremias.

So ſey der Hausmeiſter ſo gut, und leſ' er mir den Brief vor. Er iſt deutſch geſchrieben, und ich kann nur lateiniſch leſen.

Andre (lieſt).

Mein Herr! ich habe zwar nicht die Ehre Sie zu kennen, allein da ich ein redlicher Mann bin, ſo halte ich es für meine Pflicht Ihnen die Augen über die Gefahr zu öffnen, welche Ihnen droht.

Jeremias.

Gefahr? — O mein Gott, o mein Gott!

Andre (lieſt).

Die Perſon, welche Sie zu heirathen gedenken, hat ſchon 3 Männer in die Grube gebracht.

Jeremias.

Da haben wir's, es iſt richtig. —

Andre (lieſt).

Alle drey ſind genau einen Monat nach dem Hochzeitstag, und genau um dieſelbe Stunde geſtorben. — Nach dem Zeugniß von 23 Aerzten ſcheint dieß ein Unglück zu ſeyn, welches an dieſem ſonderbaren Weibe haftet, und auf dieſe Art werden Sie das vierte Opfer ſeyn.

Jeremias.

Nein, nein! — ich will kein Opfer ſeyn.

Andre (lieſt).

Möchten dieſe Zeilen noch zur rechten Zeit in Ihre Hände kommen, um Ihnen nützlich zu ſeyn. Im entgegengeſetzten Falle, wird Ihr Freund Thränen des Schmerzes auf Ihren Grabhügel fallen laſſen.

Jeremias.

Nichts Grabhügel! nichts Thränen! — Ich werde

Einunddreyßigſter Auftritt.

Die Vorige. Pathos (vor ſeine Thüre im dritten Stock).

Pathos.

Halt an unſchuld'ges Opfer trenn das Band!
Glaub mir du ſteheſt an des Abgrunds Rand
Noch heute wirſt du an des Styxes Wellen,
Dein Haupt, das haarbehangene zerſchellen;
Siehſt du den Charon dort mit ſeinem Ruder,
Entflieh ihm, ſieh nur, rufen, winken thut er;
Du mußt nun ſterben, ſieh mein O und Ach!
Und dieſe Thrän' folgt in das Grab dir nach.

Jeremias.

Welche Stimme! Alſo hilft nichts, muß ich ſterben? (Fällt auf ſeine Knie.) Barmherzigkeit! mein junges Leben und meine ungebornen Kinder!

Zweyunddreyßigſter Auftritt.

Die Vorigen. Habrecht. Ringelſtein. Leiche. Roſette. Theodor (kommen aus des Advokaten Wohnung und ſteigen herab).

Ringelſtein.

Was iſt denn das wieder? Auf meiner Stiege iſt ja heut ein Lärmen, als ob alle Teufeln ſich da ein Rendezvous gegeben hätte.

Jeremias (zu Ringelſtein).

Fort Barbar! — weg von mir tyranniſches Weibsbild.

Ringelſtein.

Herr Vetter! was iſt Ihnen denn?

Jeremias.

Vetter? — Ha! — Oh! — Nein! — Alles iſt entdeckt. — Ich weiß Alles! — Noch mehr als Alles! — Vetter, Nichte, Notar und Doctor! ihr ſeyd alle Verräther!

Habrecht und Leiche.

Mein Herr! —

Jeremias.

Stille! — Ruhig! — Nichtgeſprochen! — Ich bin keiner von denjenigen, die ſich ſo expediren laſſen, — dahin expediren, wo man ſein Lebtag todt unter der Erde zubringt! —

Ringelſtein.

Er iſt närriſch.

Alle.

Ja, närriſch. —

Jeremias.

Närriſch? — O ihr kleingeiſteriſchen Seelenwürmer. — — Das Bret hat ein Loch bekommen und er ſiehet durch. — Glaubt Ihr Jeremias ſey von Linz daher geſchwommen, um eine — eine — nun Eine zu heirathen?

Ringelſtein.

Halt, halt! Reſpect vor meiner Nichte. — —

Jeremias.

Alſo, mit Reſpect zu melden, ſie iſt eine Männerumbringerin!

Ringelſtein.

Was wollen Sie damit ſagen?

Jeremias.

Daß ich nicht der vierte ſeyn will.

Ringelſtein.

Der vierte?

Jeremias.

Daß ich noch leben will.

Ringelſtein.

Wer will Sie denn todt machen?

Jeremias.

Sie, ſie, — und nochmal ſie — Es haftet der Fluch auf ihr.

Ringelſtein.

Nein', das iſt zu viel.

Jeremias.

Mir iſt es auch zu viel, darum mag ich Sie nicht zum Weibe.

Habrecht (zu Ringelſtein).

Sie hören, er ſpricht irre. — Was hab' ich Ihnen geſagt? Sie ſehen doch jetzt ſelbſt ein, daß dieſer junge Mann. (Theodor vorführend.) Der Sohn Ihres alten Freundes beſſer zum Mann Ihrer Nichte paßt.

Roſette.

Lieber Onkel.

Theodor.

Wir wollen Sie pflegen wie unſern Vater, Herr Ringelſtein.

Jeremias

(mitleidig auf Theodor deutend).

Nun, der arme Narr bittet noch darum, daß ſie ihn expedirt.

Ringelſtein.

Wahrhaftig! — Ich widerſetze mich Eurer Verbindung gar nicht, nur mein Wort, welches ich Herrn Pixel gab, beſtimmte mich.

Jeremias.

Das geb' ich Ihnen vom Herzen gern zurück.

Theodor.

Tauſend Dank, Herr Jeremias.

Jeremias.

Armer Mann, in einem Monat werden Sie ſich nicht mehr bedanken.

Theodor.

Was wollen Sie damit ſagen?

Jeremias.

Nein, ich muß reden. — Die menſchliche Humanität fordert es von mir. (Zu Theodor.) Sie ſind noch jung mein Herr?

Theodor.

Was wollen Sie mit dieſer Frage?

Jeremias.

Sind Sie noch jung?

Theodor.

Ja.

Jeremias.

Gut. — Sie gehören vermuthlich Ihren Herrn Eltern zu, Die Sie lieb haben?

Theodor.

Mein Herr?

Jeremias.

Gehören Sie Ihren Herren Eltern zu?

Theodor.

Ja.

Jeremias.

Gut. — Das Leben muß Ihnen alſo theuer ſeyn?

Theodor.

Ich weiß nicht. —

Jeremias.

Iſt Ihnen das Leben theuer?

Theodor

(auf Roſetten blickend).

Mehr als jemals.

Jeremias.

Gut. — Alſo mein Herr. (Gibt ihm einen Brief.) So buchſtabiren Sie, und hernach zittern Sie.

Habrecht

(welcher indeſſen aus ſeiner Wohnung den Heirathscontract geholt hat).

Hier iſt der Contract, es fehlen nur die Unterſchriften.

Theodor

(nachdem er geleſen, lachend zu Roſetten).

Wie, Roſette Du haſt ſchon 3 Männer?

Jeremias.

Drey — was man ſagt drey.

Theodor.

Auf die Gefahr will ich unterſchreiben. (Er unterzeichnet den Contract.)

Jeremias.

Gut. — Ich habe das Meinige gethan, Sie können mir wenigſtens keinen Vorwurf machen, wenn Sie einmal todt ſind. — Aber wenn Sie, wie ich, jene unterirdiſche Stimme gehört hätten.

Charles.

Der unterirdiſche voix gomm von der Boden. (Er zeigt in den dritten Stock, auf Pathos.) Voila le spectre qui s'avance.

Ringelſtein.

Herr Pathos, kommen Sie herab. — Sie ſollen das Hochzeitscarmen meiner Tochter machen.

Jeremias.

Und den Todtengeſang für ihren Mann. —

Gruppe.

(Ende der Poſſe.)

Ein Tag

Carls des Fünften.

Hiſtoriſches Gemälde in Verſen, und in zwey Aufzügen.

Perſonen.

Carl V., genannt der Weiſe.
Der Sänger Froiſſart.
Graf Bertrand Beaumanoir.
Thevenay.
Gaſton, Page.
Hermance de Merouan, deſſen Mutter.
Clariſſe, Thevenay's Tochter.
Ein Mann aus dem Volke.
Ein Bote.
Hofleute.
Leibwachen.
Volk.

Die Scene iſt im Hotel Saint-Pol im Pallaſte Carls V

Erſter Aufzug.

(Die Bühne ſtellt einen Saal, hinten mit Säulengängen vor.)

Erſter Auftritt.

Froiſſart. Gaſton.

Gaſton.

Das Lied, das Ihr mir geſtern habt verſprochen,
Um unſers guten Königs Sieg zu feyern,
Wo iſt's, Herr Froiſſart?

Froiſſart (lächelnd).

In der Feder noch.

Gaſton (unwillig).

Ihr ſeyd recht langſam.

Froiſſart.

Müßt Euch ſchon beſcheiden.
Glaubt Ihr, mein junger Freund, man macht ein Lied
So ſchnell, als einen tollen Pagenſtreich?
Begeiſt'rung ſteht nicht immer zu Befehl.

Gaſton.
Ich dächt', ein ſolcher Stoff muß ſie erwecken,
Und Ihr, Herr Froiſſart, — meint' ich — der Ihr längſt
Der Meiſter ſeyd von allen Meiſterſängern,
Müßt kommandiren ſchon die Poeſie.
Froiſſart.
Sie iſt ein Weib, mein Freund; — doch ſeyd nur ruhig!
Ich denke immer d'ran, es muß gelingen!
Ich liebe unſern König doch gewiß
So ſehr, als Ihr.
Gaſton (heftig).
Das iſt nicht möglich, Herr!
Froiſſart.
Ihr redet dreiſt. Glaubt Ihr vielleicht, weil Ihr
Bey Hof' und näher um den Theuern ſeyd,
So hättet Ihr ein Vorrecht, ihn zu lieben?
Mein guter Freund, die Liebe zu dem König
Wird nie ein Privilegium in Frankreich;
Das ganze Volk wär' eiferſüchtig d'rauf.
Gaſton.
Ihr mißverſteht mich, Herr! ich glaube nur,
Daß Niemand ſo viel Gründe hat in Frankreich,
Den guten, theuern König anzubeten:
Bin eine Waiſe, bey den Schreckenskriegen
Der Jaquerie verſchwand mir meine Mutter;

Und ſeit der Zeit hab' ich von ihrem Schickſal
Nichts mehr erfahren. Auf das Schlachtfeld nahm mich
Der rauhe Vater mit, der, von den Feinden
Des Herrn verlockt, in ihren Reihen focht.
Auch ihn verlor ich; und ich blieb allein,
Ein Gegenſtand des allgemeinen Mitleids,
Ganz ohne Troſt und ohne Schutz zurück: —
Da fiel auf mich des edlen Dauphin's Blick,
Der Frankreichs König nun; gerührt durch mein
Erbarmungswerthes Loos, nahm er mich zu ſich,
Verſprach, für das verlaßne Kind des Feindes
Und für ſein künft'ges Schickſal ſelbſt zu ſorgen;
In ſeiner Näh' erlaubt' er mir zu bleiben,
Zu ſeinem Pagen ſelbſt ernannt' er mich,
Und war ein Lehrer, ja ein Vater mir;
Die Krone aufzuſetzen ſeiner Güte,
Gab er ſogar mir einen andern Namen,
Damit der meine mich in Zukunft nicht
Mit bitteren Erinnerungen quäle,
Und meine Schultern nicht mit dem Gewichte
Des Irrthum's — der nicht meiner war — belaſte.
Ja, dieſes Alles that an mir der Edle,
Und ich ſollt' ihn nicht ſtärker lieben noch,
Als Ihr? als alle Herren ſeines Hofes?
Ja mehr, als ihn ganz Frankreich lieben kann?

Froiſſart.

Ihr traut Euch Vieles zu! — Beruhig't Euch!
Seh't, aller Unterſchied von den Gefühlen,
Die uns beherrſchen, und von deren Ausdruck
Kommt von dem Unterſchiede unſrer Jahre.
Ihr ſeyd gleich Feu'r und Flamme für den Herrn,
Ich aber wäg' ihn, ſchätz' ihn, ehre ihn;
In Eurem Alter liebt man ſtärker, Gaſton,
In meinem Alter aber liebt man beſſer.

Gaſton (trübſelig).

Das mag wohl wahr ſeyn! Ja, in meinem Alter
Liebt man ſo, ohne daß man ſich darob
Den Grund angeben kann, — liebt, um zu lieben, —
Aus Sehnſucht, aus Bedürfniß, — manchesmal
Selbſt wider ſeinen Willen. (Mit einem tiefen Seufzer.)
Ach!!

Froiſſart.

Ein Seufzer,
Und zwar ein tiefer, macht ja da ſich Luft!
Sieh da, was ſoll das heißen? Ha der König
Vielleicht hat er wohl Nebenbuhler, oder
Gar Nebenbuhlerinnen?

Gaſton (betroffen).

Lieber Herr!

Froiſſart.

Hier fragt ſich's nicht um einen lieben Herrn;
'ne liebe Frau iſt, wie es ſcheint, im Spiele.

Gaſton.

Wohlan, ich will's, ich kann's Euch nicht verhehlen,
Ich bin der unglückſeligſte der Männer!

Froiſſart (lächelnd).

Der Männer? Wie es ſcheint, mein lieber Junge,
Leiht Ihr ſchon von der Zukunft Titel aus.

Gaſton.

Ihr lächelt? Immerhin! Mich ſoll's nicht hindern,
Euch meines Herzens Qualen zu entdecken!
Ihr ſeyd wohl manchmal boshaft; doch dabey
Auch herzensgut und klug, und Euern Rath,
Ihr werdet ihn dem Armen nicht verſagen.

Froiſſart.

Sprecht immerhin! Ich werde mich bemüh'n,
Bey einer wicht'gen Angelegenheit,
Wie dieſe, ganz gewaltig ernſt zu ſeyn.
(Schlägt die Hände über einander, und pathetiſch.)
Ihr habet alſo eine Liebeley?

Gaſton.

Nicht Liebeley, das iſt ſchon Liebe, Herr,
Schon Leidenſchaft, die ſtärkſte, zärtlichſte.

Froiſſart.
Ah, das verſpricht. —
Gaſton (ſeufzend).
Ach!
Froiſſart.
Noch ein Seufzer? — Wird
Die Flamme Eures Herzens nicht erwidert?
Gaſton
(nickt mit dem Kopfe).
Froiſſart.
So gibt's ein ander Hinderniß?
Gaſton.
Das größte,
Unüberwindlichſte. Clariſſens Vater
Iſt einer der ergrimmteſten Vertheid'ger
Des Prinzen von Navarra.
Froiſſart (erſtaunt).
Wie? — und Ihr —?
Gaſton.
Erſpar't Euch jeden Vorwurf! Hundertmal
Hab' ich ſchon Alles ſelbſt mir hergezählt,
Was meiner Leidenſchaft entgegen iſt;
Und doch, — wenn ich mir's eben klar bewieſen,
Daß ich nicht lieben dürfe, — 's iſt doch ſeltſam,
So lieb' ich ſtärker noch.

Froiſſart.
Nennt mir den Namen
Des Vaters!

Gaſton.
Thevenay.

Froiſſart (fährt zurück).

Gaſton.
Ja, Thevenay,
Der unter den ergrimmt'ſten Widerſachern
Des Königs ſich befindet.

Froiſſart (heftig).
Thevenay?
Ihr wiſſet alſo, wo er ſich verborgen?

Gaſton.
Nein, Herr, auch ſeine Tochter weiß es nicht.
Seit Ruhe über Frankreich herrſcht, wußt' er
Sich ſchlau den Blicken Aller zu entziehen;
Clariſſe lebte in Verborgenheit
Und Trauer in Paris — Ach, güt'ger Himmel!
Was kann der reine Engel denn dafür,
Daß Er. —

Froiſſart.
Man kommt, — es iſt der ſtolze Graf
Beaumanoir, — wir ſprechen bald uns weiter.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Beaumanoir.

Beaumanoir
(im Hintergrunde, in der Collonade).
Schickt rundum Forſcher aus! Man muß ſie finden,
Ich habe ſich're Kunde. (Tritt vor.)

Froiſſart
(mit einer Verbeugung).
Edler Graf,
Iſt's wohl erlaubt zu fragen, was geſchehen?

Beaumanoir
(den Kopf empor werfend).
He? — Was beliebt, mein Freund?
(Ihn näher betrachtend.)
Wenn ich nicht irre
So ſeid Ihr Froiſſart wohl, der Liedermacher?
(Für ſich.)
Was derley Leute Alles ſich erlauben!
Sie wagen's, ihre Rede kecken Muth's
An einen Mann von meinem Rang zu ſtellen.

Froiſſart.
Ihr ſeyd ſo eifrig, Herr. —

Beaumanoir.

Wie ſich's gebührt.
Wer hoch ſteht, hat auch mehr zu überſehen. —
Mit wichtigen Verhaftungen bin ich
Beauftragt.

Gaſton (für ſich).

Gott! Wenn er. —

Beaumanoir (zu Froiſſart).

Doch ſaget mir:
Was führt denn Euch hieher? Mit welchem Rechte
Erſcheint Ihr im Pallaſte unſers Königs?

Froiſſart
(demüthig, aber pfiffig).

Ich hätte wohl kein Recht, hier zu erſcheinen. —

Beaumanoir (grob).

Nun alſo?

Froiſſart
(ſchnell einfallend).

Hätte nicht der König ſelbſt
Mich rufen laſſen.

Beaumanoir
(verdutzt, und einlenkend).

Ah! — Wenn's ſo iſt — wenn

Die Majeſtät Euch ſelbſt — der König hat
Nur zu befehlen.

Froiſſart.

Seht, da nah't er eben.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Carl. Ritter. Hofleute.

Carl.

Ja, edle Herr'n, ich will den Anfang meiner
Regierung gern mit Handlungen bezeichnen,
Die Wünſch' erregen, daß ſie lange daure.
Man kann ſich wahrlich nicht genug beeilen,
Um Glückliche zu machen.

Froiſſart

(leiſe zu Beaumanoir).

Hört Ihr, was
Der König ſagt? Und Ihr ſprecht vom Verhaften!

Beaumanoir

(wirft Froiſſart einen verächtlichen Blick zu, tritt von ihm weg und auf die andere Seite).

Carl.

Gewähr't ſey, Ramelin, Euch das Commando,
Das Ihr Euch wünſcht! — Ihr wollt in Rathe ſitzen,

Callot? Wohlan, ich geb' Euch einen Stuhl! —
Florville, holt Euern Bruder vom Gefängniß!

Die drey Benannten
(treten vor und verbeugen ſich).

Sire! dieſe Güte. —

Carl.

Nennt's nicht ſo, ihr Herrn!
Nicht wär' ich gut, ließ ich die Güte walten,
Wo die Gerechtigkeit es mir verbietet:
Ihr habt verdient, was ich Euch gern gewährt.
(Zu Gaſton.)
Und Du, mein armer Gaſton, haſt Du nichts
Zu bitten?

Gaſton.

Majeſtät, noch bin ich ja
Mit meinem Dank für frühere Wohlthaten
Nicht fertig.

Carl
(Froiſſart erblickend).

Ah! ſieh da, Herr Froiſſart, ſchon?
Freund Troubadour, es freut mich, Euch zu ſehen.

Beaumanoir (tritt vor).

Erlaubt mir, Majeſtät, Euch zu verkünden. —

Carl.

Kommt etwas ſpäter! Laßt mich jetzt, ihr Herrn,
Mit unſerm lieben Sänger hier allein!

Beaumanoir.

Wie, Sire, Ihr wollt' —?

Carl.

Ihr wundert Euch, Graf Bertrand?
Des Reiches ſchönſter Schmuck ſind Wiſſenſchaften
Und Künſte. Dieſe muß der Herrſcher ehren,
Und ihre Jünger achten; blühen ſie,
So blüht der Staat. — Gehabt Euch wohl!

(Alle ab.)

Vierter Auftritt.

Carl. Froiſſart.

Froiſſart.

Der Graf Beaumanoir kann's nicht verzeihen,
Daß Eure Majeſtät den armen Sänger
Ihm vorgezogen.

Carl.

Dieſer Bertrand iſt
Nicht unſer Bertrand Duguesclin.

Froiſſart.

Wohl wahr!

Doch würde der Vergleich nicht ſehr ihm ſchmeicheln;
Der Duguesclin war nur ein Glücksſoldat.

Carl.

Aus ſolchen aber kann man Connetables
Von Frankreich machen. Laſſen wir das jetzt!
Ich ließ Euch rufen, Froiſſart, um mit Euch
Ein wenig über Mancherley zu ſchwatzen.
Nun ſitz' ich auf dem Thron, — feſt, will ich hoffen: —
Da möcht' ich denn die allgemeine Meinung
Wohl etwas näher kennen lernen. Ihr
Seyd unabhängig, frey, wie das Genie
Es immer iſt, und mindeſtens ſeyn ſoll;
Ihr werdet ohne Rückhalt mit mir ſprechen.
Sagt mir, mein Freund, was denkt das Volk von mir?

Froiſſart.

Man hofft auf Euch.

Carl (feurig).

Gibt mir der Himmel Segen,
So ſoll die Hoffnung auch gewiß nicht täuſchen.

Froiſſart.

Man liebt Euch.

Carl.

O wohl mir! Kömmt Liebe mir
Entgegen, werd' ich um ſo leichter auch
Mein vorgeſtecktes Ziel erreichen können.

Froiſſart.

Man nennet Euch den Weiſen.

Carl.

Ha! Vielleicht
Braucht man dieß Beywort ſtatt des Wortes: ſtrenge.
Man fürchtet wohl, ungnädig mich zu finden.
Fürwahr, dann hat mein Herz man nicht gekannt.
Ich habe kein Gedächtniß für vergang'ne
Beleidigungen. Irren kann ein Jeder,
Und hält er ſeine Meinung — wär's die falſche —
Nur feſt, und ſetzet Blut daran und Leben,
Dann iſt er wohl ein Mann, und Männer acht' ich.
Seht, ſo kann ich auch Einem nimmer gram ſeyn
Obſchon er mir als ein erklärter Feind
Genüber ſtand und Vieles mir vereitelt,
Der ſonderbare Mann, mein ärgſter Feind,
Hat dennoch einſt das Leben mir gerettet.

Froiſſart.

Wie, Sire?

Carl.

Ihr hörtet doch ſchon hundertmal
Den Namen Thevenay.

Froiſſart.

Wie? — Thevenay?

Carl.

Ein wüthender Anhänger der Navarra's.
Nun ſeht: — Marcell legt' eine Schlinge mir:
Er ſchlug mir vor, ob eines Waffenſtillſtandes
Mit mir zu unterhandeln, wollte ſelbſt
Mit mir ſich drob beſprechen; Lavillere,
Das Schloß, das zwiſchen beyden Heeren lag,
Ward zur Zuſammenkunft beſtimmt. — Da kam
Der Thevenay zu mir. Mit barſcher Stimme
Und düſterm Blicke redete er alſo:
„Ihr wißt es wohl, Herr Carl, ich lieb Euch nicht,
Und Eurer Sache bin ich abhold; find'
Ich auf dem Schlachtfeld' Euch, ſo ſoll mein Schwert
Beweiſen, was jetzt meine Zunge ſpricht:
Allein ich mag's nicht leiden, wenn die Mittel
Den Zweck entheiligen, und das Verſteckte,
Was ſo im Hinterhalt bereitet wird
Und Gottes Sonne ſcheut, das haß' ich auch
Und ſelbſt den ärgſten Feind mag ich nicht meuchlings
Ermorden ſehen. Darum ſag' ich Euch,
Herr Carl, geht nicht nach Lavillere hin;
Nur eine Falle iſt's, die man Euch legt,
Und Dolche lauern dort auf Euer Leben!“
So ſprach er und entſchwand auch ſchnelle wieder.
Seit dieſer Zeit ſah ich ihn niemals mehr;

Es ſcheint, er habe ſorgſam ſich verborgen.
O, kennt' er beſſer mich, er würde kommen,
Um meinen Dank für ſeine That zu ernten.

Froiſſart.

Wenn Thevenay's Geſchick Euch Theilnahm' einflößt,
Mein König, nun, ſo gäb' es wohl ein Mittel,
Den Zufluchtsort des Mannes zu erforſchen.

Carl.

Ihr wiſſet eins?

Froiſſart.

Ein Page ſagte mir. —

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Beaumanoir.

Beaumanoir.

Verzeiht mir, wenn ich ſtöre, Majeſtät!
Doch Wichtiges komm' ich zu künden.

Carl.

Redet,
Was iſt's?

Beaumanoir.

Durch meine Sorgfalt iſt's gelungen,

In den Umgebungen der Hauptſtadt ein'ge
Der alten Unruhſtifter zu verhaften;
Am Thore des Pallaſtes harren ſie.
Gefällt es Eurer Majeſtät, ihr Schickſal
Gleich zu entſcheiden?

Carl.

Zeigen ſie Betrübniß
Und Reue?

Beaumanoir.

Alle, alle, bis auf Einen,
Der ſich hartnäckig weigert, ſeinen Namen
Zu ſagen.

Carl.

Alſo, ein verſtockter Sünder?
Ich bin begierig ihn zu ſeh'n, zu ſprechen.

Beaumanoir (zurücktretend).

Wie? Wagen wollten's Eure Majeſtät —?

Carl.

Was iſt zu wagen? Ja, ich will ihn ſehen.
Geht, führt ihn her!

Beaumanoir.

Sire!

Carl.

Alſogleich, ich will es.

Beaumanoir
(für ſich im Abgehen).

Der König hat vor gar nichts Furcht auf Erden;
Es iſt gar kein Vergnügen, ihm zu dienen.

(Geht kopfſchüttelnd ab.)

Carl
(zu Froiſſart, der ſich entfernen will).

Bleibt Froiſſart, doch! Ich ſeh mich gern umgeben
Von Leuten, die da neben dem Verſtande
Auch dem Gemüthe ſeine Rechte gönnen. —
Ihr wollt ja, wie ich höre, die Geſchichte
Der heut'gen Zeit verfaſſen! Nun vielleicht
Gibt Euch die jetz'ge Scene eine kleine
Randgloſſe.

Froiſſart.

Welches Glück für einen Mann,
Der die Geſchichte ſeiner Zeit zu ſchreiben
Sich vorgeſetzt, und unter einem König
Zu leben hat, wie Ihr, mein gnäd'ger Herr!

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Beaumanoir. Thevenay.
Gaſton. Hofleute.

Beaumanoir
(zu Thevenay im Eintreten).

Ihr wollt den Namen alſo nicht bekennen?
Nun kommt nur, kommt! Da iſt wohl Einer, der
Dazu Euch noch zu zwingen wiſſen wird,
Der König ſelbſt.
(Zu Carl'n, ihm Thevenay vorſtellend.)
Hier iſt der Schuld'ge, Sire!

Carl
(Thevenay erkennend, erſtaunt).

Was ſeh' ich? — Thevenay?

Alle (voll Staunen).

Ha, Thevenay!

Gaſton (für ſich).

O Gott! Fort zu Clariſſen, um die Arme
Vorzubereiten.

(Eilt ab.)

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Castelli, I.V.F.

3-598-50426-8
FNr. 22648 / 079

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen, ohne Gaſton.

Carl.

Wie? — Ihr, Thevenay,
Hier in Paris?

Thevenay.

Ja, Sire!

Carl.

Und kommt Ihr her,
Um Euch mit mir doch endlich auszuſöhnen?

Thevenay.

Nein, Sire!

Carl.

Wie? Ihr verharrt auf Euerm Irrthum?
Ihr, der mir einſt das Leben hat gerettet?

Thevenay.

Das that ich nur, weil ich nicht anders konnte.
Ich haſſe den Verrath, ich würde noch
Es thun; doch iſt mein Herz d'rum nicht verändert.

Beaumanoir (für ſich).

Der Menſch thut ganz vertraulich mit dem König,
Nimmt ſich kein Blatt vor's Maul.

Carl.

Ihr ſetzet mich
In eine harte Lage, Thevenay.
Glaubt Ihr, daß ich wohl einen Unterthan,
Der ſträflich noch beharrt auf ſeinem Irrthum,
Der gegen ſeinen Herrn das Schwert gezogen,
Und ſich daraus, im Angeſichte Aller,
Noch eine Siegstrophäe bildet, — glaubt Ihr,
Daß einen ſolchen Unterthan ich ohne
Gefahr kann ungeſtrafet laſſen?

Thevenay.

Sire!
Euch ſteht es zu, darüber zu entſcheiden;
Ihr könnt gebieten über meine Freyheit,
Und Leben.

Carl.

Ach, ich ſeh' es wohl, — vergebens
Würd' ich's verſuchen, Euch mir zu gewinnen;
Das reichet über meine Macht. — Wohlan,
Weil Ihr nicht wollt, daß wir als Freunde reden;
So bleibt mir nichts, als Würde und Gewalt
Des Königs walten hier zu laſſen.

Beaumanoir (für ſich freudig).

Endlich!

Carl.

Ich will gerecht ſeyn! — Lohnen muß ich Euch
Für jene Lebensrettung, aber ſtrafen
Für dieſen Trotz, der Euch wohl nicht gebührt.
Ich zieh' es vor, für's Erſte mit dem Lohne
Mich zu beſchäft'gen; 's bleibt ſchon auch noch Zeit
Zur Strafe. — Sagt mir, Thevenay, was kann
Ich für Euch thun?

Thevenay.

Weil Ihr mich ſchonen wollt,
— Ich bat Euch nicht darum, — ſo wollet Eines
Mir zugeſteh'n.

Carl.

Verlangt, es ſey gewährt!

Thevenay.

Gebt die Erlaubniß, daß ich Frankreich morgen
Verlaſſen darf.

Carl (für ſich).

Hartherz'ger Mann! Er bleibt
Sich treu bis an das End'. (Laut.) Ich hab's verſprochen;
Des Königs Wort iſt heilig; morgen alſo
Mögt frey Ihr zieh'n. Zur Strafe alſo bleibt
Mir nur der heut'ge Tag! — Er ſey dazu
Verwandt! — und ich verurtheil' Euch.

Beaumanoir
(ſich die Hände reibend).
Jetzt kommts!

Carl.

Verurtheil' Euch, den ganzen langen Tag
In dem Pallaſt, — in meiner Näh' — um meine
Perſon hier zuzubringen.
(Allgemeines Staunen und Stille — Pauſe.)

Beaumanoir
(für ſich, verwundert).
Iſt das Strafe?

Thevenay
(etwas gebeugt).

Sire! dieſe. —
(Den Kopf empor werfend, für ſich.)
Nein, ich werde doch nicht wanken!

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Gaſton. Clariſſe.

Gaſton
(hinten in der Säulenhalle zu Clariſſen).

Dort iſt der König; geht und fürchtet nichts!

Clariſſe
(ſtürzt vor und zu des Königs Füßen).
Zu Deinen Füßen, o mein Herr und König,
Erfleh' ich Gnade.

Beaumanoir.
Was iſt das ſchon wieder?
Steht am Pallaſtthor keine Wache mehr?

Thevenay (erblaſſend).
Gott! meine Tochter. —

Carl.
Wer iſt dieſes Mädchen?
Steh' auf, mein Kind, was ſuchſt Du denn bey mir?

Clariſſe.
Ach, Majeſtät, die unglückſel'gſte Tochter
Umfaſſet Deine Knie: den Vater hat man
Verhaftet mir; gib mir ihn wieder, Gnade!

Carl.
So ſteh doch auf! Ich danke Dir dafür,
Daß Du Gelegenheit mir gibſt, den Tag
So glücklich zu beginnen, gerne, gerne
Will Deine Bitte ich bewill'gen. Sage,
Wer iſt Dein Vater?

Thevenay.
Sire! Erſparet Euch
Unnütze Sorge; dieſes junge Mädchen. —

Clariſſe

(die ſeine Stimme gehört hat, und jetzt in ſeine Arme ſtürzt).

Mein Vater! —

Carl.

Ihr die Tochter, Thevenay's?

(Gutmüthig lächelnd.)

Ja ſeht, da kann ich wahrlich nicht mehr helfen,
Sein Urtheil iſt geſprochen.

(Clariſſe macht eine ängliche Bewegung, er beruhigt ſie.)

Zittert nicht!
Frey iſt er morgen — heute aber iſt
Mein Schloß hier ſein Gefängniß. Wollt Ihr, Fräulein,
So könnt Ihr hier mit ihm gefangen ſitzen.
Beaumanoir, in Eure Obhut ſtell' ich
Das Mädchen; gebt mir auf das liebe Kind
Gut Acht! Kommt Thevenay, die Strafezeit beginnt.

(Er geht ab. — Alle folgen ihm.)

(Ende des erſten Aufzuges.)

Zweyter Aufzug.

(Dieſelbe Decoration.)

Erſter Auftritt.

Beaumanoir und Clariſſe.

(Clariſſe ſitzt weinend rechts auf einem Stuhl. Beaumanoir geht im Vordergrunde mit großen Schritten auf und nieder.)

Beaumanoir.

So weit haſt du es alſo ſchon gebracht,
Mein edler Bertrand de Beaumanoir,
Daß du zum Ehrenhüter eines Mädchens
Wirſt aufgeſtellt? Und was für eines Mädchens?
Wenn's eine Fürſtin wäre, ſey es drum!
Da wäre doch das Wachen eine Ehre,
Und für das Hüten fiele Etwas ab,
Ein Titelchen, ein Orden! — Aber ſo! —

Die Welt iſt ganz verkehrt, und keiner ſteht mehr
An ſeinem Platz; in's Himmelsnamen denn!

Clariſſe
(für ſich nachdenkend).

Mein armer Vater! — Wird der König halten,
Was er verſprach?

Beaumanoir.
Wer wagt es, d'ran zu zweifeln?

Clariſſe.

Verzeiht, o Herr!

Beaumanoir.
Man ſchweig' und harre fein
Geduldig!

(Clariſſe verhält ſich die Augen mit der Hand.)

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Froiſſart und Gaſton.

(Beyde hatten die letzten Worte im Hintergrunde mit angehört und treten nun vor.)

Froiſſart (zu Clariſſen).
Tröſtet Euch, mein liebes Fräulein!
Ihr ſeht ja wohl, der König rächt ſich edel.

Gaſton (leiſe zu ihr).
Nicht weinen, ſicher geht noch Alles gut.

Froiſſart.
Doch ſagt, wer hat Euch ſo zur rechten Zeit
Von der Gefahr des Vaters unterrichtet?

Clariſſe (ſtotternd).
Mein Herr! — es war — ich kam. —

Beaumanoir.
Ja, ja ganz recht.
Wie kamt Ihr denn hieher in den Pallaſt?
Die ſtrengſten Ordres hatt' ich doch gegeben,
Daß Niemand in das Schloß gelaſſen werde;
Da herrſcht ein Einverſtändniß, und wenn ich
Den Schuldigen entdecke. —

Gaſton.
Unrecht wählt
Ihr hier das Wort, Herr Graf — den Schuldigen?
Iſt der wohl ſträflich, der dem Könige
Gelegenheit anbietet, ſeine Großmuth
Im vollen Glanz zu zeigen?

Beaumanoir.
Junger Menſch!
Wer fragte Euch? Es iſt doch unerhört,
Wie die Subordination jetzt abnimmt, —

Die Pagen gar — das Volk hat eine Keckheit! —
(Sich wieder zu Clariſſen wendend.)
Nun alſo Jüngferchen, wollt Ihr geſtehen?
Wer ließ Euch ein?

Froiſſart (für ſich).

Ich muß den armen Kindern
Zu Hilfe kommen nur.

Beaumanoir.

Wird's bald? Ich warte
Auf Antwort.

Clariſſe.

Seh't es war — es war —

Beaumanoir (heftig).

Wer war's?

Clariſſe (zurücktretend).

Ihr ſchreckt mir's immer von dem Munde weg;
Viel wen'ger Furcht verſpürte ich, als mich
Der König ſelber fragte.

Beaumanoir (ſelbſtgenügſam).

Ja man hat
Ein impoſantes Air.

Froiſſart (tritt zu ihm).

Herr Graf! erlaubt. —

Beaumanoir.

Was will man denn ſchon wieder?

(Für ſich überlegend.)

Hm! der König

Hat ſich mit dieſem Manne vorerſt ſelbſt

In Zwieſprach' eingelaſſen; alſo können

Wir's auch thun, ohn' uns bloß zu geben.

(Zu Froiſſart.)

Nun?

Froiſſart

(halbleiſe mit wichtiger Miene).

Ein wicht'ges Hofgeheimniß. —

Beaumanoir

(ihm ſchnell und neugierig näher trippelnd).

Hofgeheimniß?

Das Ihr nur wüßtet?

(Froiſſart zieht ihn immer mehr ganz an die Ecke der linken Seite, und ſpricht leiſe und mit wichtiger Miene mit ihm weiter; während deſſen nähert ſich Gaſton Clariſſen auf der rechten Seite.)

Gaſton.

Theuerſte Clariſſe!

Clariſſe.

Wie lohn' ich Euch den großen Dienſt, den Ihr

Mir heut' erwieſen? (Feurig.) Ewig ſchlägt dieß Herz
Euch — (Zurückhaltend.) dankbar zu.

Gaſton.

Wie glücklich macht Ihr mich!

Clariſſe (betrübt).

Wir ſprechen uns wohl heut' zum letztenmal. —

Gaſton.

Zum letztenmal?

Clariſſe.

Ja, Gaſton! Trennung legt
Die Pflicht uns auf. Wir dürfen an einander
Nicht denken mehr.

Gaſton.

Und ſoll die Liebe denn
Nichts für uns thun?

Clariſſe.

Der Haß wird ſie vertreiben.
Ihr dient dem König, und mein ſtrenger Vater
Wird nie es dulden. —

Gaſton.

Gott!

Froiſſart (zu Beaumanoir).

Wie ich Euch ſage
Man ſpricht, der König hab' im Parlamente
Den Akt der Amneſtie ſchon vorgelegt.

Beaumanoir.

Wär's möglich? Seyd Ihr deſſen auch gewiß?

Froiſſart.

Mich wundert nur, daß Ihr davon nichts wißt,
Ein Mann, wie Ihr. —

Beaumanoir (bitter lachend).

Ja wohl, ein Mann wie ich! —
's iſt Alles jetzt aus Fug' und Recht getreten:
Was ich der Erſte wiſſen ſollte, weiß ich
Der Letzte oft, und oft — ja ja, — auch gar nicht;
Man fragt mich gar nicht mehr um meine Meinung;
Ob ich bey Hofe bin, ob nicht, 's iſt eins faſt.

Froiſſart.

Das iſt doch ſonderbar!

Gaſton (lebhaft).

Nein, nein Clariſſe!
Ich kann die Hoffnung mir nicht rauben laſſen.

Beaumanoir.

Was hör' ich da? Der Page flüſtert dort
Mit jenem Mädchen, das mir anvertraut iſt.
Was ſoll das heißen? Fort da, junger Menſch!
Und Ihr, Clariſſe folget mir! ich führ' Euch
Hinüber in's Gemach der Ehrenfräuleins;
Dort hat doch wenigſtens kein Page Eintritt.

Froiſſart (zu Clariſſen).

Folgt ohne Furcht!

Beaumanoir (zu Froiſſart).

Hab' ich ſie nur vom Halſe,
Dann eil' ich gleich, um Kundſchaft einzuziehen;
Ob's mit der Amneſtie auch richtig iſt.

Clariſſe
(leiſe zu Gaſton).

O Gaſton! Wachet über meinen Vater!
Den Zorn des Königs wird er auf ſich laden.

Gaſton.

Der König zürnet ſeinen Feinden nie.

Beaumanoir.

Noch ein Gelispel? Fort da, junger Fant!
Kommt, Dirnlein! Denkt, ich muß ja für Euch haften.

(Gaſton küßt Clariſſen die Hand, welche ſich deſſen vergebens erwehren will, Beaumanoir wendet ſich um und bemerkt es.)

Was iſt den das? — Nein, das geht doch zu weit —
Verführer! — Libertin! Nun warte nur,
Dich wollen wir ſchon auch zu Paaren treiben!

(Nimmt Clariſſen an die Hand, und geht mit ihr ab.)

Dritter Auftritt.

Froiſſart. Gaſton.

Gaſton.

Da führt er ſie nun fort, und nicht die Hälfte
Von dem, was ich ihr ſagen wollte, hab' ich
Ihr noch geſagt.

Froiſſart.

Das iſt nur Eure Schuld.
Wißt Ihr denn nicht, daß ein verliebtes Mägdlein
Recht gut verſteht, was ſie verſtehen will.
Wenn man es ihr auch noch ſo leiſe ſagt?

Gaſton.

Ihr habt ganz Recht, ich handelte wohl thöricht;
Allein ich war faſt in Verzweiflung. — Denket,
Sie fordert, daß ich ſie vergeſſe!

Froiſſart.

Und
Habt Ihr's verſprochen?

Gaſton.

Nein, ich könnt' es ja
Nicht halten.

Froiſſart.

Darauf kömmt's nicht an.

Gar viel Verliebte haben treu zu ſeyn
Verſprochen, und es eben nicht gehalten,
So könnt' ein Umgekehrtes Ihr verſprechen;
Das Wort von einem Pagen bindet nicht.

Gaſton.

Zu niedrig denkt Ihr von dem armen Gaſton,
Und ſeht, mir ſcheint, es wäre dennoch Hoffnung;
Der König läßt ja doch Clariſſens Vater
Gnad' angedeih'n.

Froiſſart.

Wohl, doch Clariſſens Vater
Läßt keine Gnad' dem König angedeih'n.

Gaſton.

Ihr ſcherzt?

Froiſſart.

Nicht doch, 's iſt meine ernſte Meinung.
Drum lieber Freund, muß ich, ſo ſchwer mir's fällt,
Euch rathen, der Geliebten Wink zu folgen,
Sie zu vergeſſen, oder wenigſtens
Im Arme eines andern ſchönen Mädchens
Es zu verſuchen.

Gaſton.

Ach! das wird nicht geh'n.

Froiſſart.

In dieſer Liebſchaft iſt einmal kein Heil,

Thut, was Ihr wollt! — Doch ſeh't, da denk' ich wieder
An das Gedicht, das Ihr von mir begehrt.
Ihr, ſcheint es, hab't des Königs Ruhm und Ehre
Schon über Eure Liebe ganz vergeſſen.
Jetzt fühl' ich mich zu ſingen aufgelegt:
Laßt mich allein, die Stunde der Begeiſt'rung.
Iſt da, ich hoffe, jetzt wird's gut gelingen.

(Er ſetzt ſich ſeitwärts auf einen Stuhl, zieht eine Schreibtafel hervor und ſtützt nachdenkend den Kopf in die hohle Hand.)

Gaſton (ihn betrachtend).

So ſind ſie, dieſe Dichter! Ach, ſie legen
All' ihr Gefühl in ihre Verſe, und
In ihren Herzen bleibt dann kein's mehr übrig;
Für ein erdachtes Unglück haben ſie
Des Mitleids überley, doch für das wahre
Des Freundes ſind ſie ſtumpf.

(Unruhig auf und nieder gehend.)

Was ſoll ich thun?
Clariſſen kann ich nimmermehr entſagen,
Und meinen König kann ich nicht verlaſſen!

(Von einem Gedanken plötzlich ergriffen.)

Wie? Wenn ich es verſuchte, Thevenay
Zu rühren, ihn auf rechten Weg zu bringen?
Ja ja, das will ich thun; hintreten will ich

Vor ihm, lebendig mahlen ihm das Unglück,
Das er und ſeines Gleichen über Frankreich
Gebracht.
(Immer lebhafter und enthuſiaſtiſcher.)
Klar ſoll ihm werden die Verirrung,
In die er ſich verſtrickt, bereuen ſoll er —
Sein Herz werd' ich erweichen, und das Licht
Vorhalten ihm, das ihm den rechten Pfad
Beleuchtet. Ja, es braucht nur Feſtigkeit
Und Muth; und beyde fehlen mir ja nicht,
Da ich die gute Sache hier vertheid'ge.
Fort, hin zu ihm!
(Blickt in die Scene und furchtſam.)
Ach Gott! da kommt er eben!
Der düſtre Blick ſcheucht meinen Muth zurück!
(Er eilt auf der entgegengeſetzten Seite ab).

Vierter Auftritt.

Froiſſart. Thevenay.

Thevenay

(tritt, mit in einander geſchlagenen Armen, düſter und nachdenkend auf).

Wie laut der Jubel ihm entgegen ſcholl
Von allen Seiten, wie die Freude ſich

In Aller Blicken ſo lebendig mahlte!
So wär' er doch geliebt? — Wahrhaft geliebt?
Verdient' er's etwa auch, geliebt zu ſeyn??

Froiſſart
(blickt auf, für ſich).
Das iſt ja Thevenay! Er ſpricht für ſich.

Thevenay
(heftig einige Schritte auf und nieder gehend).
Ich kann's nicht läugnen, ja ich war bewegt! —
Man mußt' es auch nur ſehen, wie die Mütter
Empor die Kinder hoben, freudig riefen:
„Seht ihr den König dort? der wird uns helfen!"
Und wie er laut beſchwor: „Will's Gott, das wird er!"
Und wie er anhielt dann, und einem ſchwachen,
Benarbten Krieger ſchnell die Krück' aufhob,
Die ihm entfallen, weil er freud'gen Sinnes
Den Hut geſchwenket.

Froiſſart (für ſich).
Regt ſich ſchon das Herz?

Thevenay.
Mit welchem Blick er den Gardiſten ſtrafte,
Der eine Bittende keck von ſich wies;
Und wie er d'rauf hinaustrat aus der Reihe,
Die, dicht geſchloſſen, ehrfurchtsvoll ihm wich,

Und ihr die Bittſchrift abnahm! — Wahrlich ja.
Man muß geſteh'n. —

Froiſſart

(aufſtehend, und ihm in die Rede fallend).

Das iſt doch Güte, nicht?

Thevenay.

Man hat mich hier behorcht.

Froiſſart.

Wo iſt denn jetzt
Der König, und warum ſeyd Ihr von ihm
Getrennt?

Thevenay.

Befohlen hat der König mir,
Zu folgen ihm; ich war' ihm auch gefolgt.
Er muſterte die Truppen, dann ſtieg er
Vom Pferd' und ging zu Fuße durch die Stadt,
Ich auch mit ihm, und jetzt begab er ſich
In das Conſeil. Ich, ohne d'ran zu denken,
Will auch dahin ihm folgen; aber er
Sprach lächelnd an der Thür des Saal's zu mir:
„Für jetzt, mein guter Thevenay, entlaſſe
Ich Euch der Straf' auf kurze Zeit; erwartet
In meinem Zimmer mich!“ — So bin ich hier.

Froiſſart.

Faſt ſcheint es mir, es koſtet Euch nicht mehr
So viele Müh', den König zu begleiten.

Thevenay.

Man muß ſich ſelbſt zu überwinden wiſſen.

Froiſſart (lächelnd).

Nun ja, ja freylich braucht es Ueberwindung,
Dem König ſelbſt bis in den Rath zu folgen!

Thevenay.

Zerſtreuung war's.

Froiſſart (fein).

Nun wenigſtens zerſtreut
Euch Euer Aufenthalt beym König hier
Und dadurch iſt ſchon auch etwas gewonnen.

Thevenay.

Wohin ſoll Eure ſpitze Rede führen?

Froiſſart
(mit Feſtigkeit, aber gutmüthig).

Sie ſoll Euch ſagen, daß es leid mir thut,
Zu ſehen, wie ein Mann voll Geiſt und Herz
Die Augen ſchließet mit Gewalt, um nicht
Zu ſehen, was ſo klar liegt vor uns Allen;
Die Ohren ſich verhält um nicht zu hören
Die Stimme ſeines Herzens, die ihm zuruft,
Zu lieben dieſen guten Fürſten.

Thevenay.
Ah!
Nun merk' ich, was Ihr wollt, mein lieber Herr!
Umſtimmen wollt Ihr mich! doch Thevenay
Iſt unerſchütterlich. Ganz Frankreich ſieht
Auf mich, was würd' es ſagen, ſäh' es mich
So plötzlich umgewandt?
Froiſſart.
Iſt's Frankreich nur,
Das Euch zurückhält; nun, da könnt ihr wohl,
Wie's Euch gefällt, Euch ändern, Glaubet mir,
Es wird ſich ſicher d'rüber nicht beklagen,
Iſt Fried' im Land' wird das Geſetz geachtet,
Und jedem Einzelnen ſein Recht beſchützt,
Der Handel und die Künſte unterſtützt
Die Straßen gut erhalten; um das andre
Frägt Frankreich wenig.
Thevenay.
Dieſe Sprache, Ritter! —
Froiſſart.
Ich bin kein Ritter.
Thevenay.
Alſo Hofherr wohl?
Froiſſart.
Auch das nicht.

Thevenay.

Nun, wer ſeyd Ihr denn, daß Ihr
Solch einen Ton zu führen Euch erlaubt?

Froiſſart.

Ein ſimpler Miniſtrel, mein lieber Herr!
Was thut der Rang, der Name hier zur Sache?
Iſt das nur, was man redet, recht und wahr
Gleichgültig iſt ſodann wohl, wer es ſagt.
(Mit Feuer und Beredſamkeit.)
Seht um Euch her! Die Ruhe breitet wieder
Den Fittig über Frankreichs Wunden aus;
Der Engel des Vertrauens ſteigt hernieder;
Aus ihrer Aſche ſteigen Hof und Haus;
Der Landmann pflüget die zerſtampfte Erde,
Der Kaufherr treibet hoffend ſein Geſchäft.
Als ob gerufen Gott ſein zweytes: Werde!
Erwachet wieder, was im Chaos ſchläft;
Die Wiſſenſchaften und die Künſte heben
Die blüh'nden Zweige wieder neu empor;
Die Induſtrie gewinnet friſches Leben;
Es weicht die Macht, das Recht tritt wieder vor;
Nicht zittern Mütter mehr für ihre Kinder,
Die man zum Kampfe trieb vom Vaterheerd;
Der Mann iſt im Talare nicht mehr minder
Als jener, der den Säbel führt, geehrt,

Es löst in einen ſanften, milden Regen
Das tobende Gewitter jetzt ſich auf,
Rundum verbreitend Fruchtbarkeit und Segen.
Und dankend blickt das ganze Land hinauf
Auf Carln, der mit ſo ſtarker Hand geführt
Das Schwert, und mild das Zepter jetzt regiert.

Thevenay.

Ha! die Begeiſterung! Nach dieſer Sprache
Könnt Ihr kein Andrer ſeyn, als Froiſſart.

Froiſſart.

Ja,
Ich bin's! Es macht mich ſtolz, wenn man mich gleich
Erkennt an meiner Liebe für den König.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Beaumanoir. Hermance de Merouan.

Beaumanvir

(Hermance zurückweiſend).

Den König wollt Ihr ſprechen? Ja, ich glaub' es;
Das wollten Manche! — Liebe Frau, man ſpricht
Nicht gleich ſo mit dem König. — Iſt's doch faſt,
Als ob die ganze Welt ein Rendez-vous
Sich heute im Pallaſt gegeben hätte.

Hermance.
Doch ſeine Majeſtät erlauben ſelbſt. —
Thevenay.
Irr' ich mich nicht, ſo ſeyd Ihr jene Dame,
Der eben auf der Straße erſt der König
Die Bittſchrift abnahm?
Hermance.
Ja ich bin es, Herr.
(Zu Beaumanoir.)
Ihr ſeht, nicht hintergehen wollt' ich Euch;
Das Zeugniß dieſes edlen Herren hier. —
Beaumanoir (lächelnd).
Ein edler Herr? — ein Zeugniß? — Nun, ſchon gut,
In wenig Stunden wird ſich Alles zeigen;
Denn die Verordnung wird noch heut' erwartet.
Froiſſart.
Was ſagt Ihr?
Beaumanoir.
Nun die nämliche Verordnung
Die der Verirrten Schickſal wird beſtimmen.
(Halbleiſe zu ihm.)
Ich habe mich erkundigt lieber Freund,
Nichts wird verzieh'n, von Gnad' iſt keine Rede,
Geſtraft wird. — Alles, Alles wird geſtraft.
(Er geht ab.)

Sechter Auftritt.

Froiſſart. Thevenay. Hermance.

Thevenay.
Wenn's ſo iſt, deſto beſſer! Dann hat man
Mich hintergangen, und mir wird das Recht,
Mich zu beklagen.

Froiſſart.
Hofft das nicht! Der König
Bricht nie ſein Wort.

Thevenay.
Ey, mag er's immerhin!
Mag er verfolgen mich es ſoll mich freuen!

Froiſſart.
Die Freude wird er Euch nicht machen.

Hermance.
Ach!
Wenn jener Mann die Wahrheit ſprach, ſo bleibt
Hier auch für mich nichts mehr zu thun.

Froiſſart (theilnehmend).
Wie ſo?
Was ängſtigt Euch?

Thevenay.
Seyd durch des Blutes Bande

Mit Einem Ihr von denen wohl verbunden,
Die eine Strafe hier zu fürchten haben?

Hermance.

O Gott! Mögt Ihr mein volles Unglück wiſſen!
Mein ganzes Haus war dem Dauphin ergeben,
Und mein Gemahl begab ſich nach Paris,
Um deſſen Rechte laut dort zu vertreten.
Da nahte ihm die Schlange der Verführung:
Es wußte ein Rebell ſein Ehrgefühl
Auf falſchen Pfad zu leiten, zu gewinnen
Den Mann durch falſches Wort und falſchen Ruhm,
Und ihn mit ſich zu ziehen in die Reihen
Der Schändlichen, die gegen Pflicht und Recht
Die Schwerter zogen. Möge dem Verführer
Der Himmel einſt verzeih'n! ich kann es nicht,
Und wenn er Kinder hat, der Thevenay! —

Froiſſart.

Welch einen Namen ſprecht Ihr aus?

Thevenay.

O Himmel!

Hermance.

Ja, Thevenay war meines Gatten Satan!
O möge ihn, ſein Haus und ſeine Kinder
Der Himmel nie ſo unglückſelig machen,
Als er's um mich, die Meinen hat verdient!

Thevenay (verwirrt).
Wie edle Frau? — Ich — Ihr — Gott, meine Tochter.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Clariſſe.

Clariſſe
(auf Thevenay zu ſtürzend).
Mein theurer Vater! O wie bin ich glücklich!
Der König — wenn Ihr wüßtet — ach, der König! —
Bald wird er hier ſeyn.
(Hermance erblickend.)
Doch, wer iſt die Dame,
Die dort in Thränen. —

Thevenay.
Geh' zu ihr mein Kind,
Und tröſte ſie.

Clariſſe
(zu Hermance tretend).
Was fehlt Euch edle Frau?
Verbannt die Angſt und trocknet Eure Thränen,
Ihr ſeyd ja hier, mit unſerm lieben König
Zu ſprechen, iſt's nicht ſo? O glaubet mir,
Von ihm geht Niemand ungetröſtet fort.

Hermance.

Mein gutes Fräulein, Euch iſt nicht bekannt,
Was ich zu fürchten habe.

Clariſſe.

Sorget nicht,
Ich hatte auch — wohl Größ'res noch zu fürchten —
Und, ſeht mich an, wie bin ich jetzt ſo fröhlich,
So glücklich! und warum? weil ich den König
Geſprochen. — Eben ging er aus dem Rathe,
Da ſtand ich, wollte reden, — konnte nicht,
Da ſprach er ſelbſt mich an: Clariſſe! — ſagt' er,
Er ſetzte noch ein Beywort zu dem Namen,
Doch dieſes wag' ich nicht zu wiederholen;
Ach Gott! er iſt der beſte aller Fürſten!

Froiſſart.

Wollt Ihr uns ſagen, was der König ſprach?

Clariſſe.

Clariſſe! fragt' er, iſt mir Euer Vater
Noch immerfort ſo gram? — Ich ſagte d'rauf:
Nein Sire, ich glaube nicht. — Hatt' ich nicht Recht,
Mein Vater? — Geht, verſetzte d'rauf der König
Sucht Euern Vater auf und ſaget ihm,
Ich werde bald ihn ſeh'n und ihm, — ich hoff' es
Was Angenehmes zu verkünden haben.
Da faßt' ich freudetrunken ſeine Hand,

Und küßte ſie und eilte gleich hieher,
Um Euch, mein Vater, dieſe Troſtesworte
Zu wiederholen. — Einen Herrn wie dieſen,
Unmöglich iſt es wohl, ihn nicht zu lieben.

Thevenay (überraſcht).

Schon gut, dir iſt es wohl nicht zu verargen,
Mein Kind, daß du ſo denkſt.

Froiſſart.

So iſt es recht
Die Wort' aus Eurem Munde zeigen mir,
Ihr ſeyd beſiegt.

Thevenay.

Nicht vorſchnell, muß ich bitten,
Das junge Mädchen, — und der feſte Mann.

Froiſſart.

Man kömmt! — Der König iſt's! —
(Zu Hermance.)
Kommt edle Frau.
Und tretet hier ein wenig nur bey Seite;
Zeigt ſich für Euch der günſt'ge Augenblick,
So werd' ich ſelbſt vorſtellen Euch dem König.

(Er tritt mit Hermance bey Seite.)

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Carl.

Carl
(zu Thevenay).
Ach, ſieh' da, mein Gefang'ner, treff' ich Euch?
Seh't, über die Euch auferlegte Strafe
Hab' ich nun nachgedacht, und finde wirklich,
Daß ſie vielleicht etwas zu ſtrenge ſey.
Zu zwingen Euch, den ganzen langen Tag
Um mich zu ſeyn, das iſt für einen Mann,
Der feſt beſchloſſen, ſeinen König nicht
Zu lieben, gar zu hart; darum erlaſſ' ich Euch
Den Reſt der Qual, und frey ſey's Euch geſtellt
In dieſem Augenblick mich zu verlaſſen,
Und nur, wenn Ihr ſelbſt wollet, mögt Ihr bleiben.

Thevenay.
Ich habe nicht um Milderung gebeten.

Carl.
Und ich werd' Euch nicht zwingen, anzunehmen,
Was ich Euch biete.

Froiſſart (tritt vor).
Sire! erlaubet mir,
Euch zu vermelden, daß dort eine Frau

Den Augenblick erwartet, Euern Schutz
Sich zu erflehen.

Carl.

Eine Frau?
(Wendet ſich um und erblickt Hermance, welche ſich
demüthig nähert.)
Nur näher!
Wir kennen uns ja ſchon. Es war mir noch
Kein Augenblick vergönnt, um Eure Bittſchrift
Zu leſen, doch es iſt ſo beſſer; kommt nur
Und ſagt mir ſelbſt, was Ihr zu wünſchen habt.

Hermance.

Mein König!

Carl.

Iſt ein Unrecht Euch geſcheh'n?
Ich bin bereit, es wieder gut zu machen.

Hermance.

Nicht um Gerechtigkeit, um Gnade nur
Hab' ich zu fleh'n. — Mein Gatte fiel im Kampfe,
Ach, leider nicht für Eure gute Sache,
Er war verführt, ein And'rer trägt die Schuld
An unſerm Elend, dieſer war. —

Carl

(ſchnell einfallend).

Schweigt Frau!

Ich will des Schuld'gen Namen gar nicht wiſſen,
Sprecht nur von Euch.
Hermance.
Ich floh nach meinem Schloſſe,
Die Feinde griffen's an, verbrannten es —
Nun liegt's im Schutt.
Carl.
Was kann ich für Euch thun?
Wenn ein Aſyl an meinem Hofe —?
Hermance.
Sire!
Noch lebt ein Sohn mir — ja! er muß noch leben;
Denn Alles, was uns an den Himmel bindet,
Kann uns der allgerechte Gott nicht rauben —
Doch iſt ſein Aufenthalt mir unbekannt. —
Allein und ohne Führer, ohne Schützer,
Wie ſoll, wie kann ich wohl den Theuren finden?
Erhab'ner Herr! o laßt den Schmerz der Mutter
Euch rühren, laſſet forſchen in dem Lande,
Wo ich ihn finde. — Geb't mir einen Führer,
Ich will zu Fuß das ganze Land durchwandern,
In jedem Schloß, in jeder Hütt' ihn ſuchen,
Und wenn ich ihn dann find', an ſeine Bruſt
Mich werfen und ihm täglich, ſtündlich ſagen,
Was wir der Güte unſers Königs danken;

Und hätt' er die Verirrung ſeines Vaters
Auch ſelbſt getheilt, ſo ſollen meine Worte
Zum treu'ſten Eurer Unterthanen ihn
Verwandeln, und in ſeinen Armen werd' ich,
Noch mit dem letzten Hauch Euch ſegnend, ſterben.

Carl.

O arme Mutter!
(Sich zu den Uebrigen wendend.)
Seht die ſchönen Früchte
Von unſern innern Kriegen! Ihres Hauptes
Beraubt ſind die Familien. — Auf dem Grabe
Des Gatten weint die Gattin heiße Thränen,
Und den verlornen Sohn beweint die Mutter.
Gibt Gott mir Kraft, ſo ſoll mein gutes Frankreich
Nie ſolche Schreckenstage mehr erleben!
Könnt' ich auch die Erinn'rung d'ran vertilgen!
(Zu Hermance.)
Doch liebe Frau, nicht ſteht's in meiner Macht,
Den Sohn in Euern Arm zurückzuführen,
Wer weiß, wohin der böſe Geiſt der Zeit
Ihn hat geworfen. Doch wenn er noch lebt,
So wollen wir, Ihr habt mein Wort, ihn finden.
Ich will Euch gerne einen Führer geben,
Mit Vollmacht ausgeſtattet, ſoll mit Euch
Ganz Frankreich er durchreiſen; findet Ihr

Dann Euern Sohn, ſo bring't ihn her zu mir,
Selbſt will ich für ſein künft'ges Schickſal ſorgen. —
Wie nennt Ihr Euch?

Hermance.

Hermance de Merouan.

Thevenay
(erſchüttert für ſich).

Ha! Merouan?

Carl
(ſehr freudig, aber ſeine Freude verbergend).

Iſt's möglich? Hört' ich recht?
Ihr ſeyd die Witwe jenes Merouan,
Der gegen mich. —
(Mit einem Blicke gegen den Himmel, für ſich.)
Ich danke dir, o Vorſicht!
(Laut zu Hermance.)
Ja Frau, ich will Euch einen Führer geben,
Den ſicherſten, den treu'ſten. (Ruft.) Froiſſart, hört!
(Froiſſart tritt zum König, dieſer ſpricht leiſe zu ihm.)

Froiſſart
(mit einer Verbeugung).

Sogleich mein großer König!

(Geht ab.)

Neunter Auftritt.

Die Vorigen, ohne Froiſſart.

Thevenay.

Sire! Jenem, der der edlen Dame Gatten
Beführt, gebührt es wohl, hier zu vergüten,
Was er verbrach, ſie mag ihn nennen.

Carl.

Nein!
Ich kenn' ihn ſchon, und was er auch verbrochen,
Vergeſſen hab' ich Alles, das nur nicht,
Daß, — als man einen Mord an mir beſchloſſen,
Er dazu nicht die Hand bot, und mich warnte.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Froiſſart. Gaſton. Clariſſe.

Carl

(zu Hermance).

Euch, edle Frau, verſprach ich einen Führer,
Zu ſuchen Euern Sohn.
(Nimmt Gaſton bey der Hand und führt ihn zu ihr.)
Hier hab't Ihr ihn!

Hermance

(im größten Entzücken).

Was ſeh' ich, Gott! mein Sohn!

Gaſton.

O theure Mutter!

(Sie ſtürzen ſich in die Arme, dann zu des Königs Füßen.)

Zu Euern Füßen, großer edler König!

Carl.

Steht auf!

(Zu Thevenay, welcher ſtarr geſtanden iſt, dann anfing gerührt zu werden, endlich zitterte und ſich der Thränen, trotz der Gewalt, die er ſich anthut, nicht mehr erwehren kann.)

Was hab't Ihr, Thevenay? Ihr ſcheint
Bewegt?

Thevenay.

Ich bin's, ſo vieler Güte kann
Ich wahrlich länger nicht mehr widerſteh'n.
Ich bin bewegt, — erſchüttert, — bin beſiegt,
Ja, Sire! Ihr ſeyd der beſte Fürſt auf Erden,
Ich ehr' — ich liebe Euch!

(Stürzt zu ſeinen Füßen und mit lautem Schrey.)

Es leb' der König.

Carl (vergnügt).

Gelang mir's doch? — Jetzt bin ich ganz gerächt.

Thevenay.

Wenn's Eure einz'ge Rach' iſt, Euern Feinden
All' Eure Tugenden zu zeigen, o!
So mögt Ihr ihnen nie verzeihen.

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Beaumanoir.

Beaumanoir.

Sire!
Ein Bote von dem Parlamente brachte
So eben die Verordnung, welche dort
Man allgemein, es leb' der König! rufend,
Hat angenommen; nach ſtürzt' ihm das Volk,
Und nur mit Mühe konnten Eure Garden
Die Wüthenden zurücke halten, nicht
In's Schloß herein zu ſtrömen.

Carl

(tritt in den Hintergrund und ruft hinaus).

Nur herein,
Wer will, ich brauche keine Hellebarden!

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Parlamentsbote. Hofherren. Damen. Volk.

Bote
(reicht dem König die Schrift).
Sire, Eure Majeſtät!

Beaumanoir (für ſich).
Jetzt wird ſich's zeigen.

Carl
(nimmt dem Boten die Schrift, und reicht ſelbe Beaumanoir).
Graf Bertrand leſet laut uns und vernehmbar.

Beaumanoir.
Mit meiner beſten Stimme, Majeſtät.
(Laut leſend.)
„Wir Carl. —“

Carl.
Den Titel brauchen wir hier nicht,

Beaumanoir (leſend).
„Bewilligen vollkomm'ne Amneſtie.“
(Läßt die Schrift ſinken.)
O Himmel!

Thevenay.

Ha! ſo viele Güte, Sire!
Er lebe, lebe hoch der gute König!

Alle.

Der König lebe hoch!

Ein Mann aus dem Volke
(ein Greis, tritt vor und zu Carl).

Herr König!

Beaumanoir
(will ihn zurückweiſen).

Halt!
Was wollt Ihr? — Habt Ihr den Verſtand verloren?
Spricht man die Majeſtät denn gleich ſo an?

Carl.

Laßt ihn, Graf Bertrand! — Jeder hat das Recht
Mit mir zu reden.
(Zu dem Greiſe tretend und ſanft.)
Sage nur, mein Alter.
Was willſt Du denn?

Der Greis (ſehr zutraulich).

Herr König! Ihr verzeiht,
Allein ich hab' Euch vor zwey Tagen ſchon —
's war auf der Straße, grad' an Notre-Dame,
Ihr ging't da — eine Bittſchrift übergeben,
Und d'rauf erhielt ich jetzt noch keine Antwort,

Da möcht' ich Euch denn bitten, mir recht bald
Die Antwort zu ertheilen, — es preſſirt,
Ich bin ein alter Mann und habe Rechnung
Darauf gemacht.

Carl

(eben ſo zutraulich).

Verzeih' mir, lieber Alter,
Sieh nur, ich habe jetzt ein wenig viel
Zu thun, da konnt' ich Deine Bittſchrift noch
Nicht leſen, doch noch heute ſoll's geſcheh'n,
Und morgen haſt Du Antwort; geh nur geh,
Verlaß Dich d'rauf.

(Der Greis zieht ſich zurück.)

Carl.

Ihr Thevenay, bleibt hier
An meinem Hofe! — Graf von Beaumanoir,
Söhnt Euch mit dieſem Manne aus.

Beaumanoir.

Wenn Ihr
Befehlt. —

(Er reicht Thevenay die Hand).

Carl.

Nein meine Freunde, keinen Haß
Und keinen Zwiſt mehr unter Frankreichs Söhnen,
Wir waren nur zu lang' entzweit. Vergeſſen

Wir, was geſcheh'n, die Zukunft lieget ja
In unſern Händen, laſſ't uns ſie verbeſſern,
Uns Hand in Hand zum ſchönen Ziele geh'n,
Nur Glückliche will ich in Frankreich ſeh'n!

(Geht ab.)

Alle

(ihm jubelnd nachrufend).

Heil unſerm guten König Carl und Glück!

Dreyzehnter Auftritt.

Die Vorigen, ohne Carl.

Froiſſart (zu Thevenay).

Der König will nur Glückliche hier ſeh'n,
Ihr könnt' ihm ſeinen Zweck erreichen helfen,
Wenn Ihr hier Einen glücklich machen woll't.

Thevenay.

Wie meint Ihr das?

Froiſſart.

Ich will mich gleich erklären.

Gaſton und Clariſſe

(ſtürzen zu Thevenay's Füßen).

Gaſton.

Mein edler Herr!

Clariſſe.
Mein Vater!

Thevenay.
Ich begreife;
Wenn jene edle Dame darein willigt,
(Auf Hermance blickend.)
So will ich an dem Sohne hier vergüten,
Was leider an dem Vater ich verbrach.

Hermance.
Wir ahmen durch Verzeih'n dem König nach.

Froiſſart.
So recht! die Hände muß ſich alles reichen
Und um den guten König wollen wir
So eine untrennbare Kette ſchließen.
(Alle reichen ſich die Hände.)

(Der Vorhang fällt.)

Ein

Freund ſtatt einer ganzen Familie.

Poſſe in einem Aufzuge.

9

Perſonen.

Reiſig, ein junger Mahler.
Baron von Warnersfeld, ſein Freund.
Marquis von Himmelſturm.
Judith, ſeine Schweſter.
Oskar, ſein Neffe.
Corinne von Breling, } ſeine Nichten.
Nathalie,
Franz, Bedienter.

Die Handlung geht auf dem Landgute des Marquis von Himmelſturm vor.

(Die Bühne ſtellt einen Saal auf dem Schloſſe des Marquis mit Fenſtern, Mittel- und Seitenthüren vor.

Erſter Auftritt.

Marquis. Oscar. Corinne. Nathalie. Judith.

(Der Marquis und Judith ſitzen an einem Tiſche, worauf ein Korb ſteht, die Uebrigen ſtehen darum herum.)

Corinne
(zieht eine Stickerey aus dem Korbe).

Da ſeht her, das iſt gewiß Pariſerwaare, ſo was macht man bey uns nicht. — Das muß man geſtehen, der Baron hat Geſchmack, in dem ganzen Korbe herrſcht eine Uebereinſtimmung, eine Zierlichkeit, kurz eine poetiſche Idee.

Oskar.

Ja, ja, liebe Couſine! Sie ſind die Sappho unſeres ganzen Gaues, und ſehen überall Poeſie, ſelbſt in unſern Kuhſtällen, ich aber, der ich die pure glatte Proſa bin, ich halte mich an das Solide, z. B. an dieſen Schmuck, der unter Brüdern 8 bis 10,000 fl. werth iſt, nicht wahr Onkel?

Himmelſturm.

Was Geld? — was frag ich nach Geld? — das haben auch gemeine Menſchen, und oft noch mehr als die Noblen. (Zeigt die Kehrſeite des Schmuckes.) Aber da — Kinder — da ſeht her, das eingravirte und emaillirte Wappen — Superbe! — Superbe!

Judith.

Der Baron iſt aus guter alter Familie — ein Warner ſoll ſchon zu Zeiten der Kreuzzüge im heiligen Lande geblieben ſeyn. Du lachſt immer Oskar.

Oskar.

Und meine werthe Tante Judith lacht gar nicht — ſie iſt faſt eben ſo ernſthaft als unſere Nathalie. — Pfui ſchäme dich Nathalie, eine Braut, und macht ein Geſicht wie eine Witwe.

Nathalie.

Was fällt Ihnen ein Couſin?

Corinne.

Ja, ja, Oskar hat recht, kein Menſch würde glauben, daß Du auf dem Punct ſtehſt, Dich zu verehligen. Da benahm ich mich ganz anders als ich den

Kammerherrn von Breking heirathete. — Komm doch her, und ſieh Deine Brautgeſchenke an.

Nathalie.

Was darf das mich kümmern, liebe Couſine, wenn ſie nur meiner Familie gefallen.

Corinne.

Nun, und der Bräutigam?

Nathalie.

Die Familie hat ihn für mich auserwählt.

Himmelſturm.

Schön liebe Nichte! ſo hör' ich's gern, — alſo ſprachen auch die wohlerzogenen Mädchen zu meiner Zeit.

Judith.

Die Familie vor Allem.

Himmelſturm.

Ohne Einwilligung und Zuſtimmung der Anverwandten geſchah gar nichts.

Nathalie

Alſo, wenn ſich ein junges Mädchen verlieben wollte? —

Himmelſturm.

So wurde früher die Familie gefragt.

Nathalie

(mit einem Seufzer).

Und wenn ihr Herz ſchlug, ohne daß ſie es hindern konnte?

Himmelſturm.

So wurde ſie von der Familie gezüchtigt.

Nathalie

(für ſich, mit einem Seufzer).

Ach Gott!

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Franz.

Himmelſturm.

Was gibt's?

Franz.

Baron von Warnersfeld wünſcht aufzuwarten.

Himmelſturm.

Willkommen.

Franz.

Auch hat man das neue Kleid und die neue Perücke von Eurer Herrlichkeit gebracht.

Himmelſturm.

Gut. Ich will mich zu Unterzeichnung des Contractes in den beſten Staat verſetzen.

Franz.

Wenn's gefällig iſt, es liegt Alles hier im Nebenkabinet in Bereitſchaft.

(Geht ab.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. v. Warnersfeld.

Himmelſtürm

(Warnersfeld entgegen tretend).

Ach! da iſt er ja, der liebe Neffe!

Warnersfeld.

Willkommen, verehrter Herr Onkel. (Zu Judith.) Meine ſchöne Tante. (Er küßt ihr die Hand, dann zu Corinne.) Ihr Diener liebenswürdige Couſine. — (Herumblickend.) Aber, — es fehlt mir noch Jemand aus der achtungswerthen Familie — Ihr Gemahl der Kammerherr — iſt vermuthlich noch auf der Jagd?

Corinne.

Ja, Herr Baron.

Judith.

Nun werther Neffe! wie ſteht's mit Ihrer werthen Familie, die wir ſchon ſeit einem Monate erwarten, haben Sie Nachricht von den Ihrigen, wann kommen ſie?

Warnersfeld.

Ach, das iſt eine betrübte Geſchichte. Mein Vater, der Graf Warnersfeld, iſt unbäßlich, und meine Mutter muß ihn natürlicher Weiſe pflegen.

Himmelſturm.

Ganz recht, aber Ihre übrigen Verwandten — Ihr Onkel in Schwaben. —

Warnersfeld.

Iſt gegenwärtig in Wien bey der Verſammlung der Naturforſcher.

Himmelſturm.

Iſt er ſelbſt ein Naturkundiger?

Warnersfeld.

Das glaub' ich, er iſt Arzt, und ein berühmter Homöopath.

Judith.

Ihre Tante, die Vicomteſſe, und deren Sohn?

Warnersfeld.

Haben eine Reiſe nach der Schweiz gemacht.

Himmelſturm.

Ich glaubte, ſie wären ſchon auf der Reiſe hierher, um Ihrer Hochzeit beyzuwohnen. Sie haben uns wenigſtens ſo geſagt.

Warnersfeld.

Ich hoffte es ſelbſt — allein, wie ich höre ſo gefallen Sie ſich ſo gut in den Gebirgen, daß der Himmel weiß, wann ſie hier ankommen. — Theurer Onkel, ich bin ſo ungeduldig — daß ich ſelbſt ſchon ganz traurig bin. Aber ich dächte, wir dürften mein Glück darum nicht verzögern, wir könnten ja doch heute Abend zur Unterzeichnung des Contractes ſchreiten.

Himmelſturm.

Wo denken Sie hin? Wie können Sie uns einen ſolchen Vorſchlag machen? — Ich würde um die ganze Welt nicht meine Einwilligung dazu geben.

Warnersfeld.

Und weßwegen?

Himmelſturm.

Das wäre ja ein unverzeihlicher Affront, den wir Ihrer Familie anthäten, wenn wir ſie nicht erwarteten.

Oskar.

Und dann, ich habe ein eigenes Gelegenheitsſchauſpiel zu dieſer Feſtlichkeit geſchrieben, das ich ohne ihre Familie gar nicht geben kann, weil es Beziehungen auf dieſe enthält.

Corinne.

Und ich habe ein Gedicht gemacht, welches — ich darf es ohne Unbeſcheidenheit ſagen — die trefflichſten Tiraden auf den väterlichen Segen enthält.

Warnersfeld.

Das thut mir leid, aber mein Vater wird in keinem Falle erſcheinen können.

Corinne.

Deſto mehr Grund den Onkel zu erwarten, der ſeine Stelle vertreten muß.

Himmelſturm.

Ich bin ganz mit Dir einverſtanden, liebe Nichte! — und Du auch Nathalie, nicht wahr?

Nathalie.

Wenn es meine Familie ſo wünſcht.

Himmelſturm.

Ja ſie wünſcht, ſie fordert es. (Er ſteht auf.) Jetzt mein lieber Baron, bald mein theurer Neffe, überlaſſ' ich Sie Ihren Geſchäften. Ich habe zwar keine, aber ich ziehe mich zurück, und begebe mich auf meinen alten Schloßthurm, um auf die Hauptſtraße hinaus zu lugen, ob ich keinen Wagen erblicke. — Apropos! Wie pflegt denn Ihr Oheim gewöhnlich zu reiſen?

Warnersfeld.

In einem Landauer — gelb lackirt.

Himmelſturm.

Gut, ſobald ich einen ſolchen gewahre, geb' ich Ihnen Nachricht, und wir gehen ihm entgegen.

(Geht ab.)

Judith.

Und ich werde mich um das Abendmahl bekümmern.

(Geht ab.)

Oskar.

Und ich ſehe mein Gelegenheitsſtück noch einmal durch.

(Geht ab.)

Corinne.

Und ich wiederhole mein Gedicht.

(Geht ab.)

Warnersfeld

(zu Nathalien, welche noch allein daſteht).

Und was wird meine theure Nathalie thun. — Wird Sie ein bischen meiner gedenken?

Nathalie.

Wenn es meine Familie erlaubt, o ja!

(Mit einem Knix ab.)

Vierter Auftritt.

Warnersfeld (allein).

Zum Henker mit allen dieſen Convenienzen! — Das ſind wirklich recht brave Leute, aber mit ihren Forderungen und Familienrückſichten bringen ſie mich nicht wenig in die Enge. — Wie werde ich mich da herausziehen? (Bleibt in nachdenkender Stellung ſtehen.)

Fünfter Auftritt.

Warnersfeld. Reiſig.

(Reiſig tritt durch den Hintergrund auf, er hat einen Knotenſtock in der Hand, ein Käppchen auf dem Kopf, und trägt an einem Riemen über der Schulter hängend ein Portefeuille mit Mahlergeräthen.)

Reiſig.

Das Schloß hat gar eine herrliche Lage, die Ruinen dominiren die ganze Gegend, ich will den Eigenthümer bitten, mir zu erlauben, von hier aus Skizzen aufzunehmen.

Warnersfeld.

Ein Fremder.

Reiſig
(erblickt Warnersfeld).

Ah! vermuthlich der Schloßherr! (Mit einer Verbeugung.) Mein Herr, ich habe die Ehre. — (Faßt ihn beſſer ins Auge.) Seh' ich recht? — Warnersfeld — Du?

Warnersfeld.

Iſt's möglich? — Reiſig! — Mein Schulkamerad! Seit wir aus der Poeſie getreten ſind, hab' ich Dich mit keinem Auge mehr geſehen, jetzt erinnere ich mich aber noch recht lebhaft der ſchönen Verſe, die Du bey der Prüfung rezitirteſt, und weßwegen Du auch ein Prämium erhielteſt.

Reiſig.

Richtig, es führte den Titel: „Die Ruinen von Rom“, und ich erinnerte mich erſt deutlich daran, als ich dieſes Schloß ſah. — Aber biſt Du denn hier zu Hauſe?

Warnersfeld.

Beynahe.

Reiſig.

Ich mache Dir mein Compliment, Herr Bruder, Du beſitzeſt hier das ſchönſte ruinirte Schloß, was ich noch geſehen habe.

Warnersfeld.

Es iſt eine alte Lehenbeſitzung, welche einer der erſten Familien gehört. Der Eigenthümer nennt ſich Marquis von Himmelſturm, und iſt ein alter Edelmann, mit Leib und Seele, der alte Thürme mehr liebt als ein neues Haus.

Reiſig.

Mag nicht unrecht haben, man iſt beynahe ſicherer darin.

Warnersfeld.

Und Du? Biſt Du noch immer Künſtler — iſt die Mahlerey noch immer Dein Lieblingsſtudium?

Reiſig.

Ja, mein Freund! Und Du?

Warnersfeld.

Ich, dem Himmel ſey Dank, bin ein Millionär.

Reiſig.

Das nimmt mich gar nicht Wunder, Du hatteſt ſchon in der Schule Anlagen dazu, haſt ſchon dazumal immer Geld ausgeliehen.

Warnersfeld.

Ich bin noch zu Deinen Dienſten, darfſt nur befehlen.

Reiſig.

Ich danke Dir, ich habe nichts mehr nöthig, auch ich beſitze Vermögen.

Warnersfeld.

Haſt Du's gemacht wie ich, haſt Du auch auf der Börſe geſpielt? —

Reiſig.

Nicht doch, die Börſe leert öfters die Börſe, als ſie ſie füllt. Nein, mein Freund, das Glück iſt an die Thüre eines armen Mahlers getreten, und hat angepocht. — (Lächelnd.) Iſt vermuthlich einmal irre gegangen die blinde Frau Fortuna — und der arme Mahler rief: Herein! — Du weißt, ich ſtamme von einer guten, ſogar adeligen aber etwas bornirten Familie, denn mein rechtſchaffener Vater verlor in demſelben Jahre, da ich mit Dir Poeſie ſtudirte eben dadurch ſein ganzes Vermögen, wodurch manche, weniger ehrliche Leute ſich ein angenehmes und ſorgenfreyes Leben bereiten, nämlich — durch einen Bankrut. Ich mußte aufhören zu ſtudiren, griff zum Pinſel, der immer mein Liebling war, und ſprach zu ihm: du mußt mich ernähren; ich war damals jung und verliebt, und ſo ſchien mir Alles, was ich machte, vortrefflich.

Warnersfeld.

Verliebt?

Reiſig.

Ja, mein Freund, eine himmliſche, eine Wertheriſche Liebe, aber ſo viel Hitze iſt mir doch noch geblieben, daß ich auf dem Grabe meiner Lotte nicht erfroren bin. Leider aber war ſie bald zu Ende, denn der grauſame Vater entführte mir den Gegenſtand meiner Flamme, und ließ mir keine Adreſſe zurück, wo ich ſie finden könnte. — Aber Spaß bey Seite, zwey Jahre ſind ſeitdem vergangen, und noch immer denk' ich an ſie — ihr Bild iſt in meinem Carton und in meinem Herzen, und meine Sehnſucht ſie wieder zu finden, iſt um ſo größer als ich einige Monat nachher eine Einladung erhielt. —

Warnersfeld.

Einladung? wohin?

Reiſig.

Nach Stuttgard, wo noch ein Onkel von mir lebte — der aber den klugen Einfall hatte, jetzt zu ſterben, und mir ein ſo bedeutendes Vermögen zu hinterlaſſen, daß ich jetzt davon eine jährliche Rente von 10,000 fl. beziehe.

Warnersfeld.

Gratulire.

Reiſig.

Treu meinem Pinſel, der mich in meinem Unglücke unterſtützte, verließ ich ihn auch nicht im Glücke. — Ich blieb zu meinem Vergnügen Künſtler. — So reiſe ich denn auch zu Fuße, im ſtrengſten Incognito, ſuche Abenteuer, ſchöne Gegenden — und — ich darf es Dir bekennen, auch meine verlorne Geliebte auf, und finde jetzt ſtatt ihrer einen alten mir ſehr lieben Freund.

(Ihm die Hand reichend.) Das Glück hat mich noch immer nicht verlaſſen.

Warnersfeld.

Ja, Du biſt ſehr glücklich, Namen, Freyheit, Vermögen.

Reiſig.

Ha, ha! Dir ſteht es gut an, mich darob zu preiſen, Dir, der Du zehnmal reicher biſt als ich.

Warnersfeld.

Ja, lieber Freund, mir fehlt doch viel.

Reiſig.

Ey — kann man denn um's Geld nicht Alles haben?

Warnersfeld.

Nein, man kann ſich keine Verwandte kaufen.

Reiſig.

Verwandte? — Wozu? — Man muß allerdings welche haben, um auf die Welt zu kommen, aber nun Du einmal da biſt. —

Warnersfeld.

Wenn man ſie aber unumgänglich nöthig hat.

Reiſig.

Nun, Du wirſt doch wie jeder Menſch einen Vater und eine Mutter haben.

Warnersfeld (ſenkt den Kopf).

Reiſig.

Wie? was ſoll das? — Erkläre Dich deutlicher.

Warnersfeld.

Ja, das Erklären iſt hier eben das Schwerſte. Kennſt Du nicht Werke die keinen Autornamen haben?

Reiſig.

O ja, man nennt ſie anonyme Werk.

Warnersfeld.

Ganz recht, ein ſolches anonymes Werk bin ich.

Reiſig.

Und das betrübt Dich! Bruder ſchlage Dir ſolche Kleinigkeiten aus dem Sinn. Das Glück hat Dich mit Reichthum geſegnet, mache davon einen guten Gebrauch, thue Gutes — reiche die Hand dem Unglücklichen, auf dieſe Weiſe haſt Du ja eine Welt voll Brüder. — Und bedenke, es gibt ja ſo viele große Männer, die angefangen haben, wie Du. —

Warnersfeld.

Ja, aber ich will mich verheirathen, ich ſtehe im Begriffe, mich mit einer der nobelſten Familien dieſer Provinz zu verbinden, und die Familie meiner Braut will lebende Verwandte ſehen.

Reiſig.

So? und wie viel?

Warnersfeld.

Nun, was eben hinreicht, um eine honette Familie auszumachen.

Reiſig.

Ich begreife. — Für's Erſte Vater und Mutter.

Warnersfeld.

Die hab' ich krank gemacht, die können wir entbehren. —

Reiſig.

Ah, das nenn' ich Oekonomie. — Alſo brauchteſt Du ein Paar Onkels, ebenfalls auch eine Tante und einige Couſins.

Warnersfeld.

Ja, lieber Freund.

Reiſig.

Nun, da könnte ja geholfen werden.

Warnersfeld.

Still, man kömmt, es iſt der Couſin meiner Braut, Oskar, der ſchon ein Stück zu unſerer Hochzeit gedichtet, und die Couſine Corinne, die dazu Verſe gemacht hat.

Sechſter Auftritt.

Die Vorigen. Oskar (ein Heft in der Hand haltend) und Corinne (ein Blatt Papier, beyde treten langſam vor, während dem ziehen ſich Warnersfeld und Reiſig in den Hintergrund).

Corinne (deklamirend).

Nun trete vor an des Altares Schwelle,
Du, der du hier vertrittſt des Vaters Stelle;
Leg' auf des Sohnes Haupt die Hand und ſprich,
Den Blick empor gewandt: —

Reiſig
(tritt vor, und vollendet den Vers).

Gott ſegne Dich!

Corinne.

Was iſt das?

Reiſig
(vortretend und fröhlich).

Verzeihen Sie, daß ich ſo mit der Thüre in's Haus falle, aber als der Bruder des Barons von Warnersfeld, war es mir wohl erlaubt.

Corinne und Oskar.

Sein Bruder?

Warnersfeld (betroffen).

Mein Bruder! (Leiſe zu ihm.) Was ſprichſt Du denn?

Reiſig.

Schweige und nimm indeſſen mit dieſer Kleinigkeit vorlieb.

Corinne.

Es iſt ſonderbar, denn der Baron ſprach nie von einem Bruder.

Reiſig.

Wie? Der Undankbare, er dachte nicht ſeines jüngern Bruders Friedrich, Eduard, Wilhelm von Warnersfeld. — Ja, freylich konnte er auf meine Gegenwart nicht rechnen. Seit drey Jahren durchzog ich Italien — und die Kunſt galt mir mehr als Alles. Apoll und die Muſen machten meine Familie aus.

Corinne.

Der Herr Baron ſind alſo Poet?

Reiſig.

Ja, ich cultivire die düſtere, die melancholiſche, die fürchterliche Poeſie. Mondſcheinnächte, Grabmäler, Kerker ſind mein Feld, Geiſter, Verurtheilte, Hingerichtete meine Helden, das Schrecklichſte iſt mir das Liebſte.

Corinne.

Der Herr Baron ſind alſo von der neuen Secte?

Reiſig

(ſich verbeugend).

Zu dienen. Wir neuen Poeten leben nur von Ruinen, Eulen, Epheu, Kröten und Nachtgeflügel, wir laſſen weiße, ſchwarze, grüne Geſtalten auftreten, kurz unſere Poeſie ſpielt alle Farben, ohne eigentlich eine Farbe zu haben; und ich darf es ohne Unbeſcheidenheit bekennen, ich habe in dieſer Gattung von Literatur einen großen Beyfall errungen.

Oskar.

Großen Beyfall? Das muß bey der Menge von Nebenbuhlern nicht leicht ſeyn.

Reiſig.

Nicht ſo ſchwer. Sehen Sie junger Herr! Ich lobe mich, Du lobeſt Dich, er lobet ſich, wir loben uns, und ſo weiter. Man braucht nur dieſes Zeitwort gehörig abzuwandeln zu verſtehen, um ſich den gehörigen Beyfall zu erzwingen, und unter guten Freunden eine Unſterblichkeit zu erlangen, die wenigſtens acht Tage dauert, dann endet, und in der nächſten Woche wieder anfängt.

Corinne.

Das muß aber ſehr ermüdend ſeyn.

Reiſig.

Für das Publicum allerdings, aber für uns nicht, wir ſind daran gewohnt. Wenn wir uns beſſer kennen lernen, mein Fräulein, ſo werden auch wir vielleicht manche Triumphe mit einander feyern, denn ich weiß ſchon, daß auch Sie in dem Gebiete der Poeſie ſäen, und gute Körner ſäen, obſchon Sie die Ernte — verzeihen Sie mir — noch nicht recht zu gewinnen wiſſen. Sie improviſiren auch, wie ich höre, charmant! Darin ſchmeichle ich mir zu excelliren.

Corinne.

Hat man Ihnen auch von meinen Epiſteln geſprochen, darin ich glaube Etwas geleiſtet zu haben!

Reiſig.

O ja. —

Corinne.

Ich habe vor meiner Ehe gedichtet eine Epiſtel an Denjenigen, der mich haben wird, während derſelben eine Epiſtel an Denjenigen, der mich hat, und als Witwe eine Epiſtel an den, der mich gehabt hat.

Reiſig.

Herrlich! Glücklich Derjenige, der ſich eine dieſer Epiſteln zueignen darf.

Corinne
(zu Warnersfeld).

Ihr Herr Bruder iſt ein charmanter Mann. (Zu Reiſig.) Wenn es nicht unbeſcheiden wäre, ſo würde ich Sie wohl bitten, auch mir etwas von Ihren poetiſchen Werken vorzutragen. Sie werden doch etwas auswendig wiſſen.

Warnersfeld (leiſe zu Reiſig).

Da haſt Du Dich in eine ſchöne Geſchichte verwickelt.

Reiſig
(eben ſo zu Warnersfeld).

Werde mich auch wieder herauswickeln, laß nur mich machen.

Oskar.

Ja, geben Sie uns Etwas zum Beſten.

Reiſig.

Ey, ey, ich will Ihnen eine meiner gelungenſten Romanzen vorzutragen die Ehre haben, die an Tiefe des Gefühles alle andern übertrifft, ein Gedicht — was — ich darf es zu meiner Ehre ſagen, — was man nicht verſteht, und doch davon im Innerſten gerührt wird. Es iſt ein funkelnder Edelſtein aus der neueſten myſtiſch-romantiſchen Demantgrube, und führt den Titel: Des Reheleins Treue.

Corinne.

Nebelein! — und Treue! — o ſchön, ſchön! alſo ich bitte — bin ganz Ohr.

Warnersfeld (für ſich).

Was wird da heraus kommen?

Reiſig (deklamirend).

Es war ein Ritter im Ardennerwald,
Der wohl eine Klauſe bewohnte,
Und in der Klauſe er ſchalt't und walt't,
Als wenn auf dem Throne er thronte,
Die Klauſe dahin, die Klauſe daher,
Der Ritter darin in der Kreuz und Quer.

Corinne.

Welch' ein feyerlicher Eingang!

Reiſig.

Warten Sie nur auf den Ausgang. (Fährt deklamirend fort.)

Wohl war die Klauſe dem Ritter werth,
Doch war ihm Manches noch werther,
Die Lanze und ſein großmächtiges Schwert,
Das größte Schwert aller Schwerter,
Das Schwert dahin mit dem Kreuze daher,
Die Lanze über dem Schwerte die Quer!

Corinne.

Welch' ein Bild!

Reiſig.

Folgt noch ein ſchöneres. (Fährt fort.)

Doch werther als Lanze und werther als Schwert,
War ihm ein Mägdlein aus Weſten,
Das hat er geliebet, das hat er verehrt,
Das fand er unter den Aeſten:
Die Aeſte dahin, die Aeſte daher,
Da lag das Mädchen die Kreuz und die Quer.

Corinne.

Schön! ſchön!

Reiſig.

Und ein Rehlein das Mägdelein ſich erzog,
Sie pflegt es mit liebenden Händen,
Das Reh'lein nicht das Mägd'lein betrog,
Thät' all' ſeine Lieb' ihm zu wenden;
Das Mägd'lein dahin, das Reh'lein daher,
Die Liebe alsdann in die Kreuz und Quer

Und bey der Klauſe, da war eine Quell',
Wo thäte das Rehelein graſen,
Das Mägdlein, das Rehlein, der Ritter zur Stell',
Die lagerten dort in dem Raſen:
„Siehſt du, o Ritter, dahin und daher
Gewitter ziehen die Kreuz und Quer?"

„Gewitter, — o Ritter! Die Zither nimm!“ —
Das Mägdlein ſprach zu dem Lieben,
Da nahte das Rehlein mit flehender Stimm'
Und ſchien ſich ſehr zu betrüben,
Das Mägdlein ſchaut hin, der Ritter ſchaut her,
Das Rehlein ſchaut in die Kreuz und Quer.

Und da ſank der Ritter in Zauberſchlaf,
Das Mägdlein ihm in die Arme;
Und beyde vereint ein Blitzſtrahl traf,
Daß Keines zum Leben erwarme;
Das Reihlein allein dahin und daher,
Sucht das Mägdlein auf, die Kreuz und Quer'.

Und zieht, und zieht im Ardennerwald,
Wohl auf, wohl ab, voll Schmerze,
Und es faßt es heißen Sehnens Gewalt,
Und nagt zu Tod ihm ſein Herze
Es ſinkt an dem Quell dahin — daher —
Und der Wald rauſcht traurig die Kreuz und Quer'.

Corinne.

Nein, dieſes Gedicht hat das Innerſte meines Innerſten ergriffen. Es iſt ſtupent!

Warnersfeld (bey Seite).

Und ſtupid.

Corinne.

Ach! wenn doch die Familie dieſes herrliche Werk mit angehört hätte!

Oskar.

Wir werden ihr den Herrn Schwager vorſtellen.

Corinne.

Ja, ja, und das ſogleich. (Zu Reiſig.) Kommen Sie!

Reiſig.

In dieſen Kleidern? Das wäre nicht ſchicklich. Ich will vorerſt auf das Zimmer meines Bruders gehen, um mich dort umzukleiden.

Oskar.

Ach! ich höre den Onkel! (Er und Corinne gehen dem Onkel entgegen.)

Reiſig

(leiſe zu Warnersfeld).

Wo ſoll ich nun mit meinem Portefeuille hin?

Warnersfeld

(zeigt ihm auf das Kabinet zur Linken).

Da hinein!

Reiſig

(öffnet die Thüre zu dieſem Kabinette).

Was ſeh' ich? Das paßt mir ja ganz zu meinem Vorhaben.

Warnersfeld.

Was haſt Du denn?

Reiſig.

Nichts, ſey nur ganz ruhig! (Er geht ſchnell in das Kabinet.)

Siebenter Auftritt.

Himmelſturm. Corinne. Oskar. Warnersfeld.

Warnersfeld (für ſich).

Nun, da iſt mir auf einmal ein Bruder aus den Lüften gefallen.

Oskar
(zu Himmelſturm).

Ich ſage Ihnen, Herr Onkel! ein charmanter junger Mann.

Himmelſturm.

Ah, das glaub' ich wohl. — Alſo der Bruder iſt hier, und ich bringe Euch die Nachricht, daß ſo eben auch der Onkel ankommt.

Corinne.

Der Onkel?

Warnersfeld.

Mein Onkel! (Bey Seite.) Das iſt ein bischen ſtark.

Himmelſturm.

Ja, mein lieber Freund, ich habe ſo eben von meinem Thurm auf der Straße einen gelb lackirten Landauer geſehen.

Warnersfeld.

Wirklich. (Bey Seite.) Nun, deren gibt es immer auf der Landſtraße.

Himmelſturm.

Und das muß Ihr Herr Onkel ſeyn; denn der Wagen iſt hinten bis über den Kaſten hinauf bepackt, und zeigt von großer Wohlhabenheit.

Warnersfeld.

Und iſt der Wagen hieher in's Schloß gefahren?

Himmelſturm.

Nein, er muß vermuthlich unten am Fuße des Berges am Wirthshauſe gehalten haben. (Selbſt gefällig.) Ja, das hat mein Schloß vor allen übrigen voraus, daß es ſo herrlich gelegen iſt, daß man kaum dazu gelangen kann. Das iſt eine vortreffliche militäriſche Poſition.

Warnersfeld (bey Seite).

In Friedenszeiten!

Oskar.

Wir müſſen dem Herrn Onkel entgegen gehen.

Himmelſturm.

Allerdings will ſich das geziemen.

Warnersfeld.

Ich wiederhole Ihnen, Sie haben ſich geirrt, und es iſt unmöglich.

Himmelſturm.

Ey, Sie haben ja ſelbſt geſagt, Ihr Onkel pflege gewöhnlich in einem gelb lackirten Landauer zu reiſen, und er muß jetzt ſchon zu Fuß den Berg herauf kommen, da ſehen Sie ſelbſt. (Er tritt zum Fenſter und macht es auf.) Nein, ich ſehe wahrhaftig nichts. — Aber warten Sie, da hab' ich mein Perſpectiv, da wollen wir gleich ſehen. — (Er nimmt das Perſpectiv und ſieht beym Fenſter hinaus.) Ha! Da ſeh' ich etwas — einen Wagen, aber noch ſehr weit, ſehr weit.

Warnersfeld.

Der könnte es vielleicht ſeyn. (Für ſich lächelnd.) Denn, wenn mir Verwandte erſcheinen ſollen, ſo müſſen es ſehr entfernte ſeyn.

Himmelſturm.

Dießmal aber iſt es kein Landauer.

Corinne.

Was denn?

Himmelſturm.

Da ſeht ſelbſt. (Alle treten zu dem Fenſter um hinauszuſehen, während dem tritt Reiſig als Onkel gekleidet ſchnell aus dem Seitenkabinette, und wiſcht unbemerkt bey der Mittelthüre hinaus.)

Corinne.

Das iſt eine Britſchka, hinten ſitzen zwey Kammermädchen, und im Wagen bey der Herrſchaft zwey Hunde.

Himmelſturm.

Das ſind Engländer.

Reiſig

(räuspert von Außen um ſich bemerkbar zu machen, und tritt dann ein).

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Reiſig (als Onkel aus Schwaben).

Warnersfeld (ihn erblickend).

Wo zum Henker, hat er das Coſtume hergenommen? (Laut.) Was ſeh' ich? Mein theurer Onkel!

Himmelſturm.

Wie? Ihr Herr Onkel?

Warnersfeld

(die Worte ſtark betonend, damit er Reiſig unterrichte).

Ja, mein Onkel aus Schwaben, berühmter Naturforſcher, und homöopatiſcher Arzt.

Reiſig

(im ſchwäbiſchen Dialekt).

Ich grüße Sie alleſammt viel tauſed Mahle, und ich bin gekommen das Glück meines Neffe mit eigene Auge zu ſchaue.

Warnersfeld

(auf Himmelſturm zeigend).

In dieſem Manne hab' ich die Ehre, Ihnen, theurer Onkel, den Oheim meiner Braut vorzuſtellen, den Herrn Marquis von Himmelſturm.

Reiſig.

Ah, das freut mich, Sie ſehe recht wohl aus Herr Marquis. — Einige kleine gelbe Fleckle da bey di Schläfe, ihre Leber muß nicht recht geſund ſeyn.

Himmelſturm.

Ich befinde mich, Gott ſey Dank, recht wohl, und kann ſagen, ich war in meinem ganzen Leben nicht krank.

Reiſig.

Ja, ſehet Sie, das iſcht eigentlich die größte Krankheit, wenn man gar nicht weiß, daß man krank iſcht.

Ich habe eine Menſche gekannt, dem gar nichts gefehlet hat und er iſcht in einer halbe Stunde frey umgeſtande, wie ein Fiſchle.

Himmelſturm.

Den wird vermuthlich der Schlag gerührt haben?

Reiſig.

Ne — nichts Schlag, das viele Blut hat ihm die beyde Herzkammere auf einmal zerſprengt. Ja das Blut, das Blut, das iſcht eigentlich das fatalſte im ganze Menſche, man kann's ablaſſe, aber nit zulaſſe, man kann's verdünne, aber das wolle die wenigſte Menſche, ſie wolle nit Waſſer ſaufe wie die Fiſche.

Warnersfeld (leiſe zu ihm).

Was redeſt Du denn für dummes Zeug zuſammen?

Reiſig (ebenſo).

Ich rede wie ein Doctor.

Himmelſturm.

Sie waren in Wien, wie mir Ihr Herr Neffe geſagt hat, haben dort der Geſellſchaft der Naturforſcher beygewohnt?

Reiſig.

Ja, wir habe da gegeſſe und getrunke, das es eine Luſcht war, und habe auch Alles angeſchauet, und Sitzunge gehalte, verſteht ſich nur Vormittag, denn Nachmittag habe wir Spazierfahrte gemacht, und

Abends habe wir die Theater angeſchaut. Man muß Alles kenne lerne, es gehört Alles zur Natur; das hat mir auch in Wien auf die Theater am beſte gefalle, daß ſie nicht ſo herum haue, ſondern hübſch natürlich ſpiele.

Himmelſturm.

Sind recht große bedeutende Entdeckungen zur Sprache gekommen?

Reiſig.

Das will ich meine. Zehn neue Arte von Mehlwürme ſind vorgezeigt worde, und ein Gewand, was gar nicht verbrenne kann, wenn man damit mitte durch's Feuer geht, und viele and're Sache, ja und die Hauptſache war, daß wir große Männer uns habe kennen gelernt.

Warnersfeld (leiſe zu ihm).

Aber ich bitte Dich!

Reiſig (eben ſo).

Man muß ſich ſelbſt loben.

Corinne.

Haben Sie auch eine Vorleſung gehalten?

Reiſig.

Nu, ich will's glaube! Zwey Glockeſtunde hab' ich geſproche, und meine neue Entdeckunge über die homöopatiſche Kurart mitgetheilt.

Himmelſturm.

Iſt den wirklich was an der Sache?

Reiſig.

Ob was d'ran iſt? Herrle! wie komme Sie mir vor? Alles iſt d'ran, Alles! Mit eine Fingerhütle voll Pulver curir' ich Ihnen die ganze Welt, die Wirkung von einem Staubkörn'le iſt größer als alle die Centner in der Apothecke, aber verſtehe muß man's, das rechte Staubkörnele muß man beybringe. Ich habe Cure gemacht, ich ſoll's nicht ſage, aber meine Patiente rede, die Welt ſchreit. Innerliche Krankheit — nu das will gar nichts ſage, aber äußerliche — ja, ja, ſchauet ſie mich nur an, Beinbrüche habe ich durch die Homöopathie geheilt, ohne das Bein von einem Chirurgus einrichte zu laſſe.

Himmelſturm.

Das wäre ja außerordentlich.

Reiſig.

Gar nicht, man muß nur die geheime Ordnung der menſchliche Natur kenne, ſo findet man Alles ganz in der Ordnung. Sie habe auch darein geſchauet in Wien, wie ich Ihnen das demonſtrirt habe, aber ich habe gedacht, gucket nur, gucket, ich will's Euch beweiſe, und ich hab's bewieſe.

Himmelſturm.

Ah, wie bin ich erfreuet, einen ſo großen Arzt in dem Onkel meines künftigen Neffen kennen zu lernen. Wir wollen in der Folge noch viel über dieſen Gegenſtand ſchwätzen.

Reiſig.

Ja, das wolle wir.

Corinne.

Und mir muß der Herr Doctor meine ſchwachen Nerven curiren.

Reiſig.

Schwache Nerve? Habet Sie ſchwache Nerve? Verlaſſe Sie ſich auf mich, auf drey Pülverle ſolle ſie ſo ſtark werde, wie die Strick.

Himmelſturm.

Ich überlaſſe Sie jetzt, werther Herr Doctor, Ihrem Neffen, und eile mich in den Staat zu werfen, kommt Kinder! (Er geht mit Oskar und Corinne ab.)

Neunter Auftritt.

Reiſig. Warnersfeld.

Reiſig.

Sieg, mein Freund! Da haſt Du nun ſchon einen Bruder, und einen Onkel.

Warnersfeld.

Ganz recht, aber die anderen Verwandten, die ich ihnen noch unvorſichtiger Weiſe verſprach?

Reiſig.

Werden auch kommen.

Warnersfeld.

Aber wie?

Reiſig.

Nun? bin ich nicht da? Weil ich nun ſchon im Zuge bin, ſo kommt's mir auf ein Duzend Rollen mehr oder weniger nicht an.

Warnersfeld.

Wo denkſt Du hin? Eine oder zwey, aber die ganze Familie.

Reiſig.

Weißt Du nicht, daß *ein* wahrer Freund eine ganze Familie aufwiegt?

Warnersfeld.

Schweig, ich höre meine künftige Tante Judith, die ſpröde.

Reiſig.

Judith? und ſpröde?

Warnersfeld.

Ja, ſie predigt immer nur Moral, ihr drittes

Wort iſt Wohlanſtändigkeit, und ſie hält einen Handkuß ſchon für etwas Unſchickliches.

Reiſig.

So?

Warnersfeld.

Die wird Dir nicht ſo leicht in die Falle gehen.

Reiſig.

Nun, wir wollen ſehen. (Er nimmt die Perücke ab, knöpft ſeinen Rock bis oben zu, ſtreicht ſich die Haare glatt und nimmt eine ſehr beſcheidene, ſittſame Miene an.)

Warnersfeld

(der während dem zur Thüre hinausgeſehen hat, ob Judith kömmt).

Da iſt ſie ſchon. — Reiſig! (Blickt rund herum.) Aber wo iſt er denn?

Reiſig (mit ſehr ſanfter, ſchmelzender Stimme).

Hier, mein theurer Couſin.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Judith (in großer Toilette).

Judith.

Was hör' ich, Ihr Herr Onkel, der Herr Docter von Warnersfeld iſt angekommen?

Warnersfeld.

Ja, mein Fräulein, er iſt aber ſo eben ein wenig um's Schloß herumgegangen, um ſich die Gebirgsart zu beſehen. Hier aber iſt ſein Sohn, mein Couſin, den ich die Ehre habe, Ihnen vorzuſtellen.

Reiſig

(mit niedergeſchlagenen Augen).

Verehrtes gnädiges Fräulein, ich hätte Ihnen ſchon früher meine Aufwartung gemacht, aber man ſagte mir, Sie ſeyen bey Ihrer Toilette, und da wolle mich der Himmel behüthen, daß ich — Sie wiſſen, was ich ſagen will, und werden mir erlauben, der Wohlanſtändigkeit wegen, zu ſchweigen.

Judith.

Ah, das iſt ein junger Mann voll guter Sitte. (Zu Warnersfeld.) Darf ich ſo frey ſeyn, um Ihren Stand und Ihre Beſchäftigung zu fragen?

Reiſig.

Ich habe gar keine, mein Fräulein, und zwar aus Grundſatz. Die Einen trachten nach Vermögen, die Anderen drängen ſich zu Würden, mein höchſter Zweck iſt die Sittlichkeit. — Ich bin Junggeſelle und ſtrebe nach Tugend, das iſt mein Stand.

Judith.

Das iſt auch mein Fall.

Reiſig.

Sie ſind alſo Fräulein Judith, die verehrungswürdige Dame, deren Herz der Tempel aller guten Grundſätze iſt.

Judith.

Bin's, mein Herr!

Reiſig.

Die Reine, die Himmliſche, welche die Ehe und ihre Ketten floh und daher bis zu dieſem Augenblicke — erlauben Sie mir nicht weiter zu ſprechen, der Wohlanſtändigkeit wegen.

Judith (zu Warnersfeld).

Ihr Couſin, lieber Warnersfeld, iſt ein junger Mann, wie es heut' zu Tage wenige gibt.

Reiſig
(verſchämt und zurückhaltend).

Mein gnädiges Fräulein! — ich. —

Judith.

Was wünſchen Sie?

Reiſig.

Wenn ich es wagen dürfte — aber ja, dem Reinen iſt Alles rein — eine Unterredung unter vier Augen.

Warnersfeld.

Ich verſtehe und verlaſſe Sie. (Leiſe zu Reiſig.) Was zum Henker haſt Du denn mit ihr zu ſprechen?

Reiſig (eben ſo).

Das wird ſich zeigen.

Judith.

Mein Herr, wenn Ihre Abſichten. —

Reiſig (ſehr ſittſam).

Ach! ich habe gar keine Abſichten, ſondern nur Vorſichten für das Wohl meines Couſin.

Judith.

Dann mag es darum ſeyn!

(Warnersfeld entfernt ſich mit einer Verbeugung.)

Eilfter Auftritt.

Judith. Reiſig.

Judith.

Belieben Sie ſich zu ſetzen. (Reiſig biethet Judith einen Stuhl und nimmt dann ſelbſt einen. Judith ſetzt ſich — dann auch Reiſig, der dabey eine ſchmerzhafte Miene macht.) Was iſt Ihnen denn?

Reiſig.

Nichts, wenn man 45 Meilen mit der Poſt macht, ſo wird man, ſo gut übrigens die Wagenpolſter auch ſeyn mögen, ſo zuſammengerüttelt — doch erlauben Sie mir nicht weiter zu ſprechen, die Wohlanſtändigkeit geſtattet es nicht.

Judith.

Was haben Sie mir zu ſagen? ich höre.

Reiſig.

Sie fühlen wohl ſelbſt, mein Fräulein, daß, wenn man auf dem Puncte ſteht, ſich mit einer Familie zu vermengen, man auch wünſcht, dieſe Familie ganz genau kennen zu lernen, und darum wende ich mich an Sie, verehrtes Fräulein!

Judith.

Ich weiß Ihr Vertrauen zu ſchätzen. Die Familie Himmelſturm iſt eine der achtungswertheſten und untadeligſten.

Reiſig.

Das ſeh' ich, an dem mir gegenüberſitzenden verehrungswürdigen Mitgliede. Ihr Herr Bruder. —

Judith.

Ein Mann von vortrefflichen Grundſätzen, wenn auch wenigem Kopfe — er hält ſehr viel auf ſeinen alten Adel, und behandelt Alles mit der größten Wichtigkeit.

Reiſig.

O menſchliche Eitelkeit!

Judith.

Dieſe ſträfliche Eitelkeit findet man jetzt überall, beſonders aber bey meinem Geſchlechte — in Kleidern und Toilette.

Reiſig.

O ja, Sie haben leider recht. Ich habe auch Couſinen und Tanten, welche mich oft dazu zwingen, die Augen niederzuſchlagen — beſonders wenn ſie dahier — ihre. — (Zeigt auf Judithens Hals.) Wie nennen Sie das?

Judith.

Fichu.

Reiſig.

Wenn ſie dieſe ſkandaloſen Fichu's tragen, ſie ſind ja ſo fein und transparent, daß man durch den indezenten Muſſelin — erlauben Sie mir nicht weiter zu ſprechen, die Wohlanſtändigkeit geſtattet es nicht. Welch' ein Unterſchied mit Ihrem Anzuge, da iſt Alles ſo ſittlich und compakt, daß das gierige Auge wie der Pfeil von einem Panzer zurückprallt, und die verſucheriſche Einbildungskraft. — Ich ſchweige.

Judith (kokett).

Finden Sie?

Reiſig.

O! ich finde in dem Ganzen Ihrer Toillette einen ſittlichen Einklang, ein tugendhaftes Ebenmaß bey der zierlichſten Einfachheit; zum Beyſpiel dieſer Stoff. (Er berührt den Stoff ihres Kleides.) Iſt er nicht. —

Judith

(ſtolz ihren Stuhl zurückrückend).

Es iſt ganz einfacher Wollenzeug, mein Herr.

Reiſig.

Verzeihen Sie, aber er ſchien mir ſo weich, daß ich ihn ſchon für verführeriſchen Sammt hielt. Ach es herrſcht jetzt ſo viel Luxus.

Judith.

Bey Jung und Alt.

Reiſig.

Ich bitte reden Sie mir nicht davon. — Und mit dem Luxus geh'n die ſchlechten Sitten, das gemeine Benehmen Hand in Hand. Ich habe ja in den Salons junge Leute geſehen, welche, anſtatt ſich in ehrerbiethiger Ferne der Damen zu halten, ihnen unanſtändig auf den Leib rücken, zum Beyſpiel, ſo. (Er nähert ſeinen Stuhl.)

Judith.

Wirklich?

Reiſig.

Wie ich Ihnen zu ſagen die Ehre habe. — Sie wagen es ſogar, ein Mädchen, eine Frau mit Blicken anzuſehen, mit Blicken, woraus ein unanſtändiges Feuer ſprüht, und welche ſprechen: O! wenn ich's wagen dürfte. —

Judith.

Iſt es möglich?

Reiſig.

Ich habe ſogar Männer geſehen, welche ſich erkühnten, die Hand einer Frau zu faſſen, nicht die ſittlich mit einem Handſchuh bedeckte Hand, nein. — (Er zieht Judith den Handſchuh aus.) Sehen Sie — ſo, die nackte bloße Hand, und einen langen brennenden Kuß darauf zu drücken. — Iſt das nicht ein Gräu'l?

Judith.

Entſetzlich!

Reiſig.

Man hat keinen Begriff, wie weit ſie die Wohlanſtändigkeit vernachläſſigen. Vor einigen Wochen, in Paris, kam ich in ein Hotel zu einer vornehmen Dame. Ich trete plötzlich ein, und was ſeh' ich? ich kann nicht daran ohne Scham denken. — Bin ich nicht ganz roth, mein Fräulein?

Judith.

Allerdings, aber ſagen Sie, was ſahen Sie denn?

Reiſig.

Ich ſah einen Offizier, einen jungen Schwarzkopf, der vor der Dame auf ſeinen Knieen lag. — ſehen Sie, gerade ſo. (Er wirft ſich vor ihr auf die Knie.)

Judith.

Was thun Sie?

Reiſig.

Ich zeige Ihnen nur, wie weit die Unverſchämtheit gehen kann.

Warnersfeld (von Außen).

Ganz recht, ich will ihm ſagen.

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Warnersfeld.

Judith.

Alle Mächte des Himmels. — Ihr Couſin! — Was würde der denken? Fort! Fort! (Sie entflieht.)

Reiſig

(zur Entfliehenden).

Fürchten Sie nichts, theures Fräulein, — wenn die Abſicht rein iſt. — (Zu Warnersfeld, indem er aufſteht und die Kniee abwiſcht.) Elender Menſch, iſt es wohl anſtändig irgendwo ſo holterpolter einzutreten, ohne vorher anzupochen?

Warnersfeld.

Was machteſt Du denn übermüthiger Menſch?

Reiſig.

Ich lag auf meinen Knieen vor Deiner Tante, und wir ſprachen von nichts als von Tugend.

Warnersfeld.

Reden und Händeln iſt zweyerley.

Reiſig.

Man kann auch nicht Alles zugleich thun. Du ſiehſt übrigens, daß Deine Angelegenheiten gut ſtehen, und das Deine Verwandten Alles Mögliche für Dich thun.

Warnersfeld.

Zum erſtenmal ſehen, und ſchon auf Deinen Knien vor ihr.

Reiſig.

Dabey laß ich's aber auch bewenden, weiter ſteigt meine Ambition nicht. Aber was haſt Du indeſſen gethan?

Warnersfeld.

Ich habe angekündigt, daß mein Onkel wieder abgereiſt ſey, daß aber ſein Sohn. —

Reiſig.

Auf der Stelle dasſelbe thun wird.

Warnersfeld.

Wer bleibt mir aber dann von meiner ganzen Familie?

Reiſig.

Deine theure Tante, welche man erwartet. Laß mich jetzt, ich will auf der Stelle Toilette machen. Verſchaffe mir Kleider.

Warnersfeld.

Und wo ſoll ich ſie hernehmen? — Doch halt, ja, Sie ſpielen ja hier im Schloſſe öfters Komödie, da wird ſich wohl etwas vorfinden. (Er will ab, kehrt aber wieder um.) Noch Eins, da hätt' ich bald vergeſſen. Aus dem Wirthshaus vom rothen Pferd im nächſten Städtchen war Jemand da.

Reiſig.

In dieſem Wirthshauſe hab' ich mich einquartirt.

Warnersfeld.

Ein Bedienter in grüner Livree.

Reiſig.

Es iſt der meinige.

Warnersfeld.

Er brachte einen Brief, den nahm ich ihm ab, und ſchickte ihn auf der Stelle wieder fort.

Reiſig.

Das war klug.

Warnersfeld

(gibt ihm einen Brief).

Da iſt er.

Reiſig.

Danke. Vor allem aber, ſieh jetzt nach der Tante.

Warnersfeld.

Ich werde ſie ſuchen.

(Ab.)

Dreyzehnter Auftritt.

Reiſig

(allein, er erbricht den Brief).

Von meinem Freunde Golling. Was ſchreibt er denn? (Lieſt.) „Lieber Freund! Endlich kann ich Dir Nachricht von Deiner geliebten Verlornen geben.“ (Unterbrechend.) Dem Himmel ſey Dank! Da kann man ſehen, das Schickſal vergilt, was ich einem Freunde thue. (Lieſt weiter.) „Nathalie hat, ich weiß es aus zuverläſſiger Quelle, ſeit mehr als einem Jahre ihren Vater verloren, und lebt nun bey ihrem Onkel und ihrer Familie auf einem Schloſſe auf dem Lande, welches man mir zwar nicht genau hat bezeichnen können, aber welches zwiſchen Linz und Braunau liegen ſoll.“ — Nun da wäre ich ja gerade auf der rechten Straße!

Vierzehnter Auftritt.

Reiſig. Nathalie.

Reiſig.

Himmel! was ſeh' ich?

Nathalie.

Carl! Sie hier?

Reiſig.

Nathalie! Sage mir Einer noch einmal, die Romane ſeyen unwahrſcheinlich. — O! meine theure Nathalie! ich ſehe Sie wieder! Seit zwei Jahren ſuche ich Sie vergebens, wo waren Sie denn?

Nathalie.

Hier, bei meiner Familie. Und was machen Sie hier?

Reiſig.

Ich ſtehe einem Freunde bey. Warnersfeld —

Nathalie.

Was ſagen Sie?

Reiſig.

Soll durch meine Hilfe ſeine Braut erhalten, und ich will auf ſeiner Hochzeit mit meiner Nathalie tanzen.

Nathalie.

Auf meiner Hochzeit?

Reiſig.

O Himmel! Sie wären. — —

Nathalie.

Die Braut. Man erwartet nur Warnersfeld's Familie.

Reiſig.

Verdammt!

Nathalie.

Und da ſind nun ſchon, wie man mir ſagt, ein Bruder, ein Onkel und ein Couſin angekommen.

Reiſig.

Nein, das iſt unerhört. (Schlägt ſich auf die Stirne.) O du bereitwilliger dummer Menſch!

Nathalie.

Was haben Sie denn?

Reiſig.

Nichts, ſeyn Sie ruhig, er wird Sie nicht heirathen, er darf nicht. — Der Onkel — der Bruder — und ich. —

Nathalie.

Sie reden ja ganz verwirrt.

Reiſig.

Das kann ſeyn, ich weiß auch noch gar nicht, wie ich's anfangen werde, aber das iſt einerley. — Glauben Sie Nathalie, daß ich Sie liebe, unausſprechlich liebe, und daß Sie mein ſeyn müſſen, und wenn zehn Familien ſich dagegen ſtellten. Man kömmt, — auf Wiederſehen! (Nathalie ab.)

Fünfzehnter Auftritt.

Warnersfeld. Reiſig.

Warnersfeld
(mit einem Carton).

Da haſt Du die Tante. Es iſt Alles was ich habe finden können. Ich habe es durch Geld und gute Worte aus der Garderobe der Tante Judith bekommen. Ein ganz neues, ſehr ſchönes Kleid, welches ſie ſich zu meiner Hochzeit machen ließ. Wir werden Sie mit ihren eigenen Waffen ſchlagen. Aber was haſt Du denn? Du biſt ja ganz ernſthaft.

Reiſig.

Ein widriger unvermutheter Streich. —

Warnersfeld.

Wie? Etwa der Brief, den ich Dir brachte?

Reiſig.

Allerdings, er iſt von einem Freunde, und meldet mir. —

Warnersfeld.

Doch nicht einen Verluſt Deines Vermögens, ich reparire ihn wieder. —

Reiſig.

Ich danke Dir, das iſt es nicht, man meldet mir, daß meine Geliebte gefunden ſey.

Warnersfeld.

Nun, darüber ſollteſt Du Dich ja freuen, dächt' ich.

Reiſig.

Ach nein, denn man will ſie zwingen einem Andern ihre Hand zu reichen.

Warnersfeld.

Iſt's noch Zeit?

Reiſig.

Allerdings.

Warnersfeld.

Wohl! Morgen eilen wir miteinander hin, und entführen ſie Deinem Nebenbuhler.

Reiſig.

Ja, aber eben dieſer mein Nebenbuhler iſt ein Schulkamerade von mir.

Warnersfeld.

Was thut das?

Reiſig.

Ein Freund.

Warnersfeld.

In der Liebe leidet's keine Freundſchaft.

Reiſig.

Glaubſt Du?

Warnersfeld.

Allerdings! — Liebt das Mädchen Dich, oder ihn?

Reiſig.

Mich, mich!

Warnersfeld.

Dann ſoll er froh ſeyn, wenn Du ihn von einer Ehe abhältſt, die ihn doch nie glücklich machen könnte. Allons! Freund, luſtig, wir erklären ihm den Krieg und wir ſiegen.

Reiſig.

Wenn Du ſo ſprichſt, ſo hab' ich keine Bedenklichkeit mehr, und ich will ſogleich anfangen. —

Warnersfeld.

Halt! erſt muſt Du für mich enden, dann fange für Dich an.

Reiſig.

Aber Du mußt mir dießmal auch helfen. Ich kann nicht Alles allein thun.

Warnersfeld.

Mit Vergnügen, ſage nur was ſoll ich?

Reiſig.

Ich werde Dir es ſagen, aber vor allem fort zu meiner Toilette. Man kommt, ich gehe in mein Boudoir, ſieh zu, daß mir Niemand über den Hals kommt, bevor ich fertig bin.

Warnersfeld.

Und die Rolle, die Du mir zugetheilt haſt?

Reiſig.

Ich werde ſie Dir mit zwey Worten ſchreiben, und Dir den Zettel in die Hand drücken, dann wirſt Du ſchon ſehen, wann Du anfangen ſollſt.

Warnersfeld.

Gut, geh' jetzt nur.

(Reiſig geht in das Cabinet zur Linken.)

Sechszehnter Auftritt.

Warnersfeld. Himmelſturm. Oskar. Nathalie. Corinne. Judith.

Himmelſturm.

Alſo eine ganz herrliche Familie! — Nun dem Himmel ſey Dank, es wird ſich reines Blut mit reinem Blute vermählen. Herr Neffe, ich mache Ihnen mein Compliment zu Ihrem Herrn Onkel, ein ganz einfacher, unſcheinbarer Mann, aber tief eingeweiht in ſeine Wiſſenſchaft.

Corinne.

Und Ihr Herr Bruder! welch' ein Genie! nein das Rehelein vergeß ich nie.

Judith.

Und der Couſin erſt! Kinder! Ihr habt den Couſin nicht geſehen? ein ſo intereſſanter junger Mann, und dabey doch ſo ſanft, beſcheiden und wohlanſtändig iſt mir noch gar nicht vorgekommen. Ich glaube er könnte die ſkandaloſeſten Sachen ſagen, in ſeinem Munde klingen ſie muſterhaft.

Himmelſturm.

Wie glücklich ſind Sie, eine ſolche Familie zu beſitzen.

Warnersfeld.

Sie ſind zu gütig, aber ich verſichere Sie, Sie haben noch gar nichts geſehen. Ich hoffe Ihre ganze Zufriedenheit zu erlangen, wenn ich Ihnen erſt meine Tante, die Vicomteſſe von Warnersfeld, vorgeſtellt haben werde.

Nathalie.

O du lieber Himmel!

Himmelſturm.

Was haſt Du denn?

Nathalie.

Nichts lieber Onkel. (Bey Seite.) Keine Hoffnung mehr, jetzt iſt die Tante auch ſchon angekommen.

Judith

(zu Warnersfeld).

Sie erwarten alſo Ihre Frau Tante?

Warnersfeld.

Nicht erwarten, ſie iſt ſchon hier.

Himmelſturm.

Wär's möglich?

Corinne.

Und Sie ſagten uns nichts?

Himmelſturm.

Wo iſt ſie, wo iſt ſie?

Warnersfeld

(auf das Kabinet zur Linken deutend).

Hier in ihrem Boudoir.

Himmelſturm.

Gebt mir meinen Hut und meine Handſchuhe, daß ich der achtbaren Vicomteſſe meinen Arm biethe.

Warnersfeld.

Nicht doch, Herr Marquis, das wird ſich nicht thun laſſen.

Himmelſturm.

Warum nicht?

Warnersfeld.

Weil meine Tante in dieſem Augenblicke bey der Toilette iſt.

Judith.

Ah! das iſt ganz in der Ordnung mein Bruder! Wohlanſtändigkeit geht vor der Höflichkeit. — Aber wir Frauen können uns zu ihr verfügen.

Corinne.

Allerdings, und ihr unſ're Dienſte anbieten.

Judith.

Ja, kommt Kinder! Du auch Nathalie folge uns, und bewillkomme Deine künftige Tante.

Warnersfeld (bey Seite).

Himmel! das hab' ich gut gemacht.

(Judith und Corinne gehen zur Seitenthüre links, Nathalie folgt ihnen, als ſie dieſelbe öffnen wollen, wird dieſe plötzlich von innen zugeſchloſſen und eine Weiberſtimme läßt ſich von innen vernehmen: „Zurück! Niemand darf herein!“ die Damen ſtehen betroffen.)

Warnersfeld.

Ja, das wundert mich gar nicht, meine Tante iſt darin ſehr empfindlich.

Judith.

Die liebe Frau, gerade ſo wie ich.

Warnersfeld.

Ich würde ſogar — wenn es mir die Achtung erlaubte — ſagen, etwas übertrieben, aber ſie erſetzt dieſe kleine Schwachheit durch einen außerordentlichen Geiſt und eine Liebenswürdigkeit ſonder gleichen. —

Himmelſturm.

Ganz recht, was man eine femme de qualité — eine femme de cour nennt.

Warnersfeld.

Ich glaube kaum, daß es bey Hofe viele Frauen ihrer Art geben wird.

Oskar.

Und wie ſieht denn ſo ihr Aeußeres aus, iſt ſie noch rüſtig, noch hübſch?

Warnersfeld (für ſich).

Ich weiß noch ſelbſt nicht, was Reiſig für eine Figur machen wird. (Laut.) So ganz genau kann ich das wohl nicht ſagen, denn es iſt ſchon lange, daß ich meine Tante nicht geſehen habe, und ich würde ſie vielleicht ſelbſt nicht mehr erkennen, wenn ich nicht wüßte, daß ſie es iſt, und wenn nicht die Stimme des Bluts. —

Himmelſturm.

Still, die Thüre geht auf, ſie kommt.

Oskar.

(ſieht mit der Lorgnette in das Kabinet).
Auf ihr Alter ſcheint ſie gar nicht übel.

Siebenzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Reiſig (als Dame).

(Alles grüßt, Himmelſturm geht entgegen und reicht ſeinen Arm.)

Reiſig.

Ah quel jour de charmes pour moi. Seyn Sie mir alle tauſendmal gegrüßt! Meine Damen, erlauben Sie mir, daß ich Sie umarme. (Zu Judith.) Ah dieſe reife Schönheit iſt vermuthlich Fräulein Judith, von welcher mir mein Neffe ſo viel Vorzügliches geſchrieben hat? Permettez moi! (Er umarmt Judith mit allem Anſtande, dann zu Corinne.) Und dieſe ſchwellende Knoſpe, mit dem Adlerblicke, mit der erhabenen Stirne, ja, das iſt die große Dichterin Corinne, bald noch berühmter als diejenige, von der ſie geſchrieben worden iſt. Embrassez moi! (Er umarmt ſie, endlich auf Nathalie zugehend.) Und wer iſt denn dieſe niedliche Kleine?

Warnersfeld.

Das iſt meine Braut Nathalie.

Reiſig.

So? lieber Neffe, Dein Geſchmack macht Dir Ehre. (Zu Nathalie.) Wirklich zum küſſen. (Er will ſie umarmen, und ſagt ihr leiſe mit ſeiner natürlichen Stimme.) Ich bin's.

Nathalie.

O Himmel! (Wendet ſich von ihm ab.)

Corinne (leiſe zu ihr).

Dummes Ding, wer wird ſich den ſpreizen.

Judith.

Du mußt Dir eine Ehre daraus machen, wenn Dich die Frau Vicomteſſe, Deine künftige Tante, küſſen will.

Nathalie.

Muß ich?

Himmelſturm.

Ja freylich!

Nathalie.

Nun, wenn's die Familie durchaus haben will. (Sie küßt Reiſig.)

Oskar.

Erlauben Sie. (Er küßt Reiſig die Hand.)

Himmelſturm.

Mein Neffe Oskar.

Reiſig.

Ah c'est Oscar! charmant! — Dieſe Aufnahme enchartirt mich. (Zu Warnersfeld ihm die Hand hinhaltend.) Nun, und Du Neffe! nimmſt Du Dir kein Beyſpiel an der politesse Deiner Familie! — da! ich erlaube Dir, meine Hand zu küſſen.

Warnersfeld

(indem er ihm die Hand küßt leiſe zu ihm).

Spitzbube!

Himmelſturm.

Bediente! Stühle!

(Bediente treten ein, und ſetzen Stühle, alle ſetzen ſich.)

Himmelſturm

(in der Mitte ſitzend).

Ah, wie glücklich man iſt in der Mitte ſeiner Familie.

Reiſig.

Ich glaube mich ebenfalls in meiner Familie zu befinden, ſonſt würde ich es auch nicht gewagt haben, ſo ganz ohne gene, bloß én negligée zu erſcheinen.

Himmelſturm.

Negligée — ach das iſt ja ein prächtiges Kleid.

Reiſig
(ihn hinaufſchlagend).

Taisez vous, flatteur!

Judith
(Reiſig näher betrachtend).

Es iſt aber wirklich ſonderbar — dieſes Kleid — ich muß mir zu meinem Geſchmacke Glück wünſchen, ich beſitze ganz dasſelbe.

Reiſig.

So? das iſt die letzte Mode.

Judith.

Was mich aber noch mehr wundert, iſt die außerordentliche Aehnlichkeit der Frau Vicomteſſe mit ihrem Couſin lieber Warnersfeld.

Reiſig.

Nun, das iſt doch natürlich, iſt ja mein Sohn.

Himmelſturm.

Wie, der Sohn des Vicomt von Warnersfeld? (Zu Warnersfeld.) Sie ſagten mir ja, der habe keine Kinder.

Reiſig (verlegen).

Nein, nicht der Sohn des Vicomts, ſondern aus einer andern Ehe.

Judith.

Alſo von Ihrem erſten Gemahl?

Reiſig

(immer verlegener).

Ey nicht doch, von meinem Zweyten.

Himmelſturm.

Der Vicomte iſt alſo ſchon Ihr dritter Mann?

Reiſig.

Ja, mein Herr. (Mit einem Seufzer.) Und auch dieſer iſt jetzt a l'extremité, was ihn verhindert hat zu kommen.

Judith.

Verzeihen Sie, aber ich begreife nicht, wie man dreymal heirathen kann.

Reiſig.

O mon dieu, c'est ce, que je dis la premiere. — Ich verehligte mich auch nur das Letztemal aus Neigung, die erſten beyden Male geſchah es wider meinen Willen, par respect humain.

Himmelſturm.

Wie das? wenn ich bitten darf.

Reiſig.

Ja, ſehen Sie, zur Zeit des Krieges reiſte ich ganz allein mit meiner Kammerfrau, wir fielen in die Hände eines feindlichen Vorpoſtens — ein Pulk Koſaken. —

Judith.

Herr im Himmel, ſteh' der Unſchuld bey!

Reiſig.

Es waren fürchterliche Kerls meine Damen — Naſen wie die Kröten, und Bärte wie — wie unſere jetzigen jungen Herren — Erſchrecklich! — Einer ihrer Chefs rettete mich, und aus Dankbarkeit reichte ich ihm meine Hand, es war der Graf von Karakutikin, er iſt der Vater meines kleinen Emanuel Nikolajoff, den ſie heute geſehen haben.

Judith.

Wie? der junge Menſch mit den vortrefflichen Sitten?

Reiſig.

Iſt ein junger Koſak — Cosaque civilisé. Aber ſeine Natur ſcheint ſich jetzt doch ſchon zu deklariren. — (Zu Judith.) Sie müſſen wohl bemerkt haben, wie unternehmend er bey Frauenzimmern iſt. —

Judith

(etwas beleidigt).

Madame la Vicomtesse!

Reiſig.

Taisez vous ma chere! — Er hat mir Alles geſagt, er ſprach von einer Erklärung, die er zu Ihren Füßen gewagt.

Judith.

Entſetzlich! eine Frau wie ich?

Reiſig.

Das wird Sie ja doch nicht verdrießen? — Est elle drolle! Eine plaisanterie, nichts weiter. — O ſein Vater war noch viel ärger. — Pauvre chere Tartare! — Dem Himmel ſey Dank, eine Kanonenkugel hat ihn mir entriſſen, und ſo wurde ich meinem Vaterlande, der Freyheit, und der Geſellſchaft wieder gegeben, deren Zierde ich — wie man mir ſchon manchmal ſagte, — geweſen ſeyn ſoll.

Himmelſturm.

Das ſind wirklich ſeltſame Abenteuer.

Warnersfeld (einlenkend).

Man muß aber auch ſagen, daß nach dieſem bewegten gefahrvollen Leben, meine theure Tante nur ruhige und zufriedene Tage im Schoße der Freundſchaft und der Künſte hingebracht hat.

Reiſig.

Ja, ja, die Künſte habe ich immer aus Inſtinkt geliebt, ſie auch ſelbſt in meiner Jugend cultivirt, und ich darf ſagen, mit vielem Succe's. Das war es auch, wodurch ich das Herz des Vicomte von Warnersfeld, meines letzten Gemahls eroberte. Er verliebte ſich in meine Stimme, denn ich ſang, — vielleicht noch beſſer als Madame Malibran. Er entführte mich et voila comment je fus seduite pour la seconde fois.

Judith (zurückſchaudernd).

Zum zweyten Male?

Warnersfeld.

Meine Tante irrt ſich — ihr Gedächtniß. —

Reiſig.

Ja, es iſt möglich, ich hatte ſo wenig Erfahrung, war noch ſo jung, als ich das väterliche Haus verließ. Mein Vater Paſtetenbäcker des Herzogs. (Alle ſtehen auf und ſtaunen.) Dieſes Amt gab in meiner Heimath zugleich den Adel, mein Vater ging immer in ſeidenen Strümpfen und trug einen Degen. — O der gute Mann, er gab uns Kindern mehr Ohrfeigen als Tortelettes. — Eines Tages als ſeine vivacité paternelle ſich gegen mich gar zu ſtark äußerte, lief ich ihm davon, und meine Eltern hörten nie mehr etwas von mir. (Er ſingt.) Ein freyes Leben führte ich, ein Leben voller Wonne. —

Himmelſturm.

Was hör' ich?

Judith.

Wahrer Gräuel!

Corinne.

Entſetzlich!

Reiſig.

Verzeihen Sie, ich bin heute nicht bey Stimme, und im Salon hier iſt's auch ſo dumpf. Wenn ſie mich gehört hätten, wie ich noch in Regensburg auf dem Theater ſang.

Himmelſturm (ganz entſetzt).

Wie, auch auf dem Theater?

Reiſig.

Das glaub' ich, geſungen und geſpielt — durch drey Jahre — machte ich alle dummen Bedienten — wollt' ich ſagen alle naiven Mädchen, die Gurli hab' ich wohl zwanzigmal geſpielt.

Himmelſturm.

Geſpielt? Komödie geſpielt?

Reiſig.

Das war es ja, womit ich mein größtes Glück machte. Ganz Regensburg verehrte mich wie einen Abgott, der Bürgermeiſter war in mich verliebt, den hatt' ich ganz in der Taſche.

Judith.

Entſetzlich!

Himmelſturm.

Zu viel, zu viel!

Reiſig.

O alter Herr, Sie wären eben ſo verliebt geweſen, wie er, wenn Sie mich hätten die Cosaque tanzen geſehen, die ich noch von meinem erſten Manne lernte. (Er macht einige Schritte, dazu ſingend.) La! la! la!

Oskar.

Nein, das iſt zu arg!

Himmelſturm.

Und das duld' ich noch?

Judith.

Das iſt eine Unverſchämte!

Reiſig.

Unverſchämt, wer hat mich unverſchämt genannt?

Himmelſturm.

Ich, und wir Alle.

Reiſig.

Ah grand dieu! quel affront! Aber Sie ſollen mir Genugthuung geben. Meine ganze Familie wird dieſe Impertinenz rächen, und Deine Pflicht Neffe (Zu Warnersfeld.) iſt es vor Allen anderen. Ich befehle Dir jede Vereinigung mit dieſem Hauſe abzubrechen, und Deine Braut auf der Stelle zu verlaſſen!

Warnersfeld

(leiſe zu ihm).

Ich werde mich rächen, aber an Dir Elender.

Reiſig

(drückt ihm einen kleinen Zettel in die Hand).

Jetzt fängt Deine Rolle an, lies dieſen Zettel.

(Er entflieht.)

Achtzehnter Auftritt.

Die Vorigen (ohne Reiſig).

Himmelſturm.

Alles ſey aus, Alles abgebrochen. Herr Baron von Warnersfeld, ich bitte verlaſſen auch Sie unſer Haus, denn in eine ſolche Familie laß ich meine Nathalie nicht heirathen.

Warnersfeld.

Ich bitte Sie, nur einen Augenblick einzuhalten. Hier iſt eine Irrung, ein Betrug, den ich Ihnen noch nicht erklären kann, allein dieſe Perſon iſt nicht meine Tante, kann es nicht ſeyn.

Himmelſturm.

Nicht Ihre Tante?

Oskar.

Weiß der Himmel, dieß Weibsſtück könnte viel eher ein Onkel ſeyn.

Judith.

Aber wer iſt ſie denn?

Warnersfeld.

Ich weiß es noch nicht, allein dieſer Brief, den ſie mir in die Hände geſteckt hat, wird uns ſie kennen lehren.

Alle.

Leſen Sie, leſen Sie!

Warnersfeld (für ſich leſend).

„Du haſt mir ſelbſt gerathen, meinem Freunde ſeine Braut zu entführen, dieſe Braut iſt Nathalie, und dieſer Freund biſt Du, aber Du wirſt mir verzeihen, — denn Du weißt wohl, in der Liebe leidet es keine Freundſchaft.“ (Er läßt den Brief ſinken.)

Himmelſturm.

Nun wie iſt's?

Warnersfeld.

Nur noch einen Augenblick! (Lieſt weiter.) „Ich habe Deinem Rathe gefolgt, folge Du dem meinigen, ſpiele den Großmüthigen, es iſt eine ſchöne Rolle, die ich Dir zugedacht habe. Wenn Du nicht willſt, ſo werde ich von einem gewiſſen anonymen Werke ſprechen. — Genug.“ (Er zerknittert den Brief, und ſteckt ihn in die Taſche.)

Himmelſturm.

Jetzt ſprechen Sie, was war's?

Warnersfeld.

Ein unbegreifliches Abenteuer. Ich ſagte ja gleich, das könne meine Tante nicht ſeyn, ſie war es auch nicht, aber unterrichtet von ihrer Herreiſe hat ſich ein Nebenbuhler an ihrer Statt hier eingbfunden.

Himmelſturm.

Ein Nebenbuhler!

Warnersfeld.

Aber auch ein Freund von mir! Aergern Sie ſich nicht, ſehen Sie, ich thu's auch nicht. Geht auch mein Glück verloren, ſo kann ich doch das Glück zweyer anderer Weſen gründen, die ſich lieben, denn dieſer Nebenbuhler liebt Nathalien, und ſie liebt ihn, und ſo hätt' ich ja doch nur ihre Hand ohne ihrem Herzen erhalten.

Himmelſturm.

Wie, eine Liebe, ohne Vorwiſſen der Familie?

Warnersfeld.

Ja, lieber guter alter Herr, ich der Bräutigam habe auch nichts davon gewußt, und hier kommt der Vorgezogene, der Nebenbuhler, der Freund.

Neunzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Reiſig (als junger Mann).

Nathalie.

Herr von Reiſig.

Alle.

Was ſeh' ich?

Warnersfeld.

Ja, meine lieben Exverwandte, ich ſtelle Ihnen hier Herrn von Reiſig. (Er betont das Wörtchen „von" ganz beſonders.) Einen jungen Mann aus einer großen allgemein geachteten Familie, von ganz unzweydeutiger Geburt mit einer jährlichen Rente von 10,000 fl.

vor, und ich verzichte zu ſeinen Gunſten auf alle meine Rechte, auf meine ſchöne, aber leider mich nicht liebende Braut, welche Rechte Sie allerſeits wohl nicht anſtehen werden auf ihn zu übertragen. (Leiſe zu Reiſig.) Iſt meine Familie mit mir zufrieden?

Reiſig
(eben ſo zu ihm).

Von Deinem edlen Herzen vermuthete ich nicht weniger. (Laut.) Wenn der Herr Marquis v. Himmelſturm, und dieſe liebenswürdigen Damen mir erlauben wollen, das Unſchickliche meines plötzlichen Erſcheinens wieder gut machen zu dürfen, ſo ſchmeichle ich mir, daß Sie mit mir zufrieden ſeyn werden.

Judith.

Aber Nathalie!

Nathalie.

O liebe Tante, ich liebe dieſen Mann ſchon lange.

Judith.

Aber die Wohlanſtändigkeit?

Nathalie.

Ach ja, er ſteht mir auch zum Manne recht wohl an.

Himmelſturm.

Das Ganze war alſo nur eine Komödie?

Reiſig.

Sie ſind zu gütig einer kleinen Familienbagatelle dieſen Namen beyzulegen.

Ende der Poſſe.

Folgen einer Mißheirath.

Gemälde aus dem Leben, in vier Aufzügen.

Nach dem Franzöſiſchen.

(Aufgeführt auf dem k. k. Hofburgtheater.)

Perſonen.

Gräfin von Aiglemont.
Arthur, ihr Sohn.
Baronin von Alby.
Von Monval.
Bertrand, Invalide.
Charlotte, ſeine Tochter.
Madame Dutour, ihre Muhme.
Peter Moulin.
Ein Kammermädchen.
Ein Bedienter.

(Die Scene iſt in Paris.)

Erſter Aufzug.

Die Bühne ſtellt einen Salon im Hotel der Gräfin von Aiglemont vor. Ein Tiſch zur Rechten, ein Sekretär zur Linken. Eine Mittel- und zwey Seitenthüren.

Erſter Auftritt.

Die Gräfin von Aiglemont, Arthur, die Baronin von Alby, (ſitzen am Tiſche und frühſtücken).

Gräfin.

Liebe Baronin, nach einer Reiſe von drey Tagen und Nächten ſehen Sie ſehr friſch und munter aus.

Baronin.

Das bewirkt die Freude des Wiederſehens.

Gräfin.

Die Bäder in Nizza haben ihre Schuldigkeit gethan, und ein Winter in Paris mit allen ſeinen Bällen und Feſten kann nun wieder auf die Gegenwart der liebenswürdigen Alby rechnen. Ich, meines Theils, muß freylich auf alle Anſprüche Verzicht leiſten, wenn ich eine ſo junge, ſchöne Witwe in die große Welt begleite; allein ich habe nun ſchon die mir gebührende Partie ergriffen, nämlich jene einer alten Frau.

Baronin.

Viel zu früh, liebe Gräfin.

Gräfin.

Nicht doch; es iſt immer beſſer, man ſchickt ſich ſelbſt darein, bevor uns die Welt dazu verurtheilt. Ich gewinne auf dieſe Art leichter die Herzen junger Mädchen und Frauen, lerne ſie kennen, und das wird mir ſehr dienlich ſeyn, die Wahl meines lieben Arthurs auf einen würdigen Gegenſtand zu leiten. Nicht wahr, lieber Sohn?

Arthur.

Meine gütige Mutter!

Gräfin.

Ich geſtehe, daß ich eine Hoffnung nähre, deren Erfüllung mir mein Alter noch verſchönern könnte. Du kennſt dieſe Hoffnung, Arthur.

Arthur (verlegen).

Ich bitte Sie, liebe Mutter –

Gräfin.

Ja, Arthur, eine junge, fröhliche, liebenswürdige Frau ſoll unſer einföemiges Leben erheitern. Jeder Tag nimmt etwas von meiner Fröhlichkeit mit ſich, und auch Du, mein lieber Sohn, biſt für Dein Alter viel zu ernſthaft. Die Vernunft iſt die Thorheit unſers Jahrhunderts.

Baronin.

Mir ſcheint doch, mit dem Range eines Vicomts, in einem Alter von fünf und zwanzig Jahren und vierzigtauſend Livres jährlicher Einkünfte hätte man wohl Urſache, das Leben von ſeiner fröhlichen Seite zu nehmen. Es gibt ſo Viele, die gezwungen ſind mit Wenigerem glücklich zu ſeyn.

Gräfin.

Du lieber Himmel! denkt man denn auch jetzt daran, glücklich zu ſeyn?

Arthur.

Sie ſind auch gar zu ſtrenge gegen unſere Zeit.

Baronin.

Ich hoffe, die Gräfin wieder mit ihr zu verſöhnen. Um für's Erſte dieſen Morgen angenehm hinzubringen, kommen Sie mit mir, wir wollen eine Spazierfahrt nach dem Boulogner Wäldchen machen; dann will ich einige Modenmagazine beſuchen; ich bin wenigſtens drey Monate zurück, denn in Nizza herrſcht gar keine Eleganz. — Ich beſuche kein ſolches Bad mehr, wo ſich nur wirklich Kranke einfinden. Sie begleiten uns doch, Graf Arthur?

Arthur.

Sie müſſen mich entſchuldigen, Baronin, ich kann heute nicht von der Partie ſeyn. (Sie ſtehen vom Tiſche auf.)

Gräfin.

Arthur! Wer ſind denn jene neuen Freunde, welche faſt Deine ganze Zeit in Anſpruch nehmen, und die ich noch nicht kenne? Ich hoffe, mein Sohn, Du wirſt Dich nicht von der guten Geſellſchaft entfernen?

Arthur.

Alſo wäre wohl der mir gebührende Platz in jenen Cirkeln, wo man nur die Jagd, die Pferde, das Spiel und die neuen Moden zum höchſten Zweck des Lebens macht? Hätt' ich Unrecht in den Augen meiner Mutter, wenn ich mich jenen Menſchen näherte, welche vom Glücke zwar nicht ſo bedacht ſind wie wir, aber durch ihre Gefühle bei weitem höher ſtehen?

Baronin (für ſich).

Eine ſeltſame Sprache?

Gräfin.

Glaube, Arthur, daß nur meine zärtliche Liebe für Dich —

Arthur.

Ich weiß es, liebe Mutter; aber auch Sie können auf die Grundſätze, die ich Ihnen danke, und auf meinen Wunſch, Ihnen zu gefallen, rechnen. Ich habe dieſen Vormittag Geſchäfte.

Gräfin.

Nun, ſo ſchenkſt Du uns doch den Abend?

Baronin.

Wir wollen dann mit einander ein paar Duette von Meyer-Beer ſingen.

Arthur.

Ich bin zu Ihrem Befehle, Baronin.

Gräfin.

Seit Ihrer Abreiſe hat er ohnedieß das Pianoforte gar nicht geöffnet.

Zweyter Auftritt.

Vorige. Ein Bedienter.

Bedienter.

Madame Dutour wünſcht Euer gräflichen Gnaden ihre neuen Modewaaren zu zeigen.

Arthur (für ſich).

Dutour? Himmel! (Laut.) Verzeihen Sie, liebe Mutter, ich muß fort. Frau Baronin, Ihr Diener!

(In eine Seitenthüre ab.)

Baronin.

Laſſen Sie ſie herein kommen, liebe Gräfin, ich habe Mancherley nöthig.

Gräfin.

Laß ſie herein.

(Der Bediente geht ab.)

Gräfin (zur Baronin).

Ich empfehle Ihnen dieſe Frau, ich nehme beſonderen Antheil an ihrer Familie.

Baronin.

Aber, liebe Freundin, ich finde Ihren Sohn ſehr verändert.

Gräfin.

Sie wiſſen ja, er war immer ernſthaft.

Baronin.

Ja, aber jetzt kommt er mir ſo unruhig, ſo zurückhaltend vor.

Gräfin.

Die Aufregungen eines liebenden Herzens gleichen manchmal der Unruhe.

Baronin.

Liebe? möglich! Aber wenn es Liebe iſt, ſo fühlt er ſie gewiß nicht für mich.

Gräfin.

Doch, doch, liebe Angela. Er hat mir ja alle ſeine Wünſche und Hoffnungen entdeckt, als Ihr Gemal ſtarb und Sie frey wurden. Er wollte Ihnen nach Nizza folgen, allein das hielt ich nicht für ſchicklich, und um von einer neuen Ehe zu ſprechen, mußten wir doch erſt die Zeit der Trauer abwarten. Glauben Sie mir, Arthur liebt Sie.

Bedienter (öffnet die Thür.)

Madame Dutour.

Dritter Auftritt.

Die **Gräfin**. Die **Baronin**. Madame **Dutour** (mehrere Cartons tragend).

Gräfin.

Nur näher, Madame Dutour! Hier iſt eine junge Dame, die mit Ihnen Geſchäfte machen will.

Dutour.

Euer Gnaden werden mit mir zufrieden ſeyn. Ich habe immer das Neueſte und Schönſte, bin in beſtändigem Verkehr mit den erſten Putzhändlerinnen. Die ſchöne Fürſtin von de la Cour, welche als ein Muſter der neueſten Mode gilt, iſt meine Kundſchaft, und die Gräfin Lapilliere trägt gar nichts, was ſie nicht von mir hat. Haben Sie die neuen Häubchen ſchon geſehen, die ſo allerliebſt ſtehen? Ich habe ſie erfunden, ſie führen meinen Namen: Bonnets a la Dutour. Was befehlen Sie? Ich kann mit Allem dienen und laſſe Alles zu den billigſten Preiſen ab.

Baronin.

Für's Erſte, liebe Frau, haben Sie ſchwediſche Handſchuhe?

Dutour.

Von der beſten Qualität; ſind erſt geſtern aus Petersburg angekommen.

Baronin (lächelnd).

So? Nun, ſo geben Sie mir ein Dutzend ſchwediſche Handſchuhe aus Petersburg.

Gräfin.

Wie geht es Ihrer Couſine, der ſchönen Charlotte? Befindet ſie ſich ſchon beſſer?

Dutour.

O, freylich. Es konnte ja auch gar nicht anders ſeyn; ſie wurde ja gepflegt und gewartet, wie die erſte Fürſtin. Drey Aerzte beſuchten ſie täglich, und Alles wurde angeſchafft was nur zu ihrer Geneſung beytragen konnte. Der Herr Sohn bezahlte Alles zehnfach.

Baronin.

Was hör' ich?

Gräfin.

Eine ſeltſame Geſchichte, liebe Baronin! Vor ſechs Wochen fuhr mein Sohn in ſeinem Tilbury durch die Straße Saint-Honoré, er hatte ein neues, lebhaftes Pferd. Ein junges Mädchen — lieber Himmel! die Leute, welche zu Fuß gehen, ſind ſo unvorſichtig, — ein Mädchen geht vorüber; in dem Augenblicke ſchlägt das Pferd aus und —

Baronin.

Gerechter Gott!

Gräfin.

Arthur riß es ſo ſchnell zurück, daß es das Mädchen ohne Schaden berührte; aber ſie fiel und brach ſich im Falle eine Rippe; man fürchtete einige Tage für ihr Leben.

Baronin.

Die arme Kleine! Aber nun iſt ſie doch wieder geheilt?

Dutour.

Heute wird ſie zum erſten Male ausgehen und gewiß hierher kommen, um Euer gräflichen Gnaden für ſo viele Güte zu danken. Während ihrer Krankheit durfte ſie kein Wort reden, — ach, es war zum Erbarmen! Nicht reden! das iſt ja das Allerfürchterlichſte! Daher hab' ich ihr des Abends immer Unterhaltung gemacht, und ſtatt ihrer geredet und ihr alle Stadtneuigkeiten erzählt. Und dann kam auch der Herr Vicomte täglich, wie man mir ſagte, ſie zu beſuchen; ich habe ihn, leider, nicht geſehen, den guten Herrn, denn meine Geſchäfte riefen mich zu der Zeit, als er kam, auf die Straße.

Baronin (für ſich).

Er kam täglich? (Laut.) Iſt das Mädchen ſchön?

Dutour.

Die ſchönſte in der ganzen Familie, und die Bertrand'ſche Familie — ich bin auch eine geborne Bertrand, unterthänigſt aufzuwarten, — die Bertrand'ſche Familie hat nicht ein einziges häßliches Geſicht aufzuweiſen. Obſchon Charlotte nur eine arme Nähterin iſt und nichts hat als ihre Nadel, ſo hätte ſie doch ſchon ſehr gute Partien machen können; aber ich glaube, ſie hat eine beſondere Neigung zu ihrem Vetter, den Peter Moulin, einem jungen Bäckergeſellen, einem ſehr hübſchen Burſchen.

Baronin.

So? Glauben Sie wirklich?

Dutour.

O, auf ſo etwas verſteh' ich mich. Leider hat ſich der junge Menſch geſtern zur Conſcription ſtellen müſſen, und ſie haben ihn richtig zum vierten Regiment enrollirt. Der arme Bäckergeſelle hat nun das Vermögen nicht, einen Mann für ſich zu ſtellen, der Vater Bertrand kann's auch nicht thun, ſo gern er wollte, denn er liebt ſeine Tochter ſo ſehr, und die Heirath lag ihm am Herzen; aber er hat als ausgedienter Feldwäbel ſelbſt nur ſeine kleine Penſion, und zweyhundert funfzig Franken jährlich für das Ehrenkreuz, das reicht kaum zum Leben hin, und warten, bis Peter die acht Jahre ausgedient, — o du lieber Himmel!

Gräfin.

Tröſten Sie Ihre Couſine, liebe Dutour! ihr Geliebter ſoll ſie nicht verlaſſen.

Dutour.

Wie? Wär's möglich? Nun, hat das Mädchen doch ein Glück!

Baronin.

Madame Dutour, dieſe drey Stücke Bänder, zwey Dutzend ſchwediſche und ſechs Dutzend farbige Glaçe-Handſchuhe laſſen Sie auf mein Zimmer bringen.

Dutour.

Ich werde ſie ſogleich ſelbſt dahin tragen.

Gräfin.

Für mich auch zwey Dutzend weiße Handſchuhe. Und vergeſſen Sie nicht, mir Ihre Couſine zu tröſten.

Dutour.

O gewiß nicht, gnädigſte Gräfin. Seyn Sie verſichert, Sie verſchwenden Ihre Güte gewiß an keine Undankbaren. Der Vater Bertrand ginge für Sie durch's Feuer und für den Herrn Sohn, der ſein Commandant war; denn Bertrand iſt erſt ſeit vier Jahren aus dem Dienſt getreten, und war Feldwäbel in des Herrn Vicomte Regimente. Uebrigens haben die Damen weiter nichts zu befehlen? ſo habe ich die Ehre, mich zu empfehlen.

Gräfin.

Auf Wiederſehen, Madame Dutour!

(Madame Dutour mit vielen Bücklingen ab.)

Vierter Auftritt.

Die **Gräfin**. Die **Baronin**. Hernach der **Bediente**.

Gräfin.

Laſſen Sie uns jetzt gehen, liebe Baronin.

Baronin.

Ich weiß nicht, ich fühle mich doch etwas ermattet; wollen wir's nicht lieber auf morgen laſſen?

Gräfin.

Wie es Ihnen gefällt.

Baronin

(nachdenkend für ſich).'

Er kam alle Tage!

Der Bediente (tritt ein).

Ein alter Soldat und ein junges Mädchen, welche der Herr Graf hierher brachte, wünſchen aufzuwarten.

Gräfin.

Ah! Das iſt gewiß die kleine Bertrand mit ihrem Vater. Nur herein.

(Der Bediente geht ab)

Baronin.

Ah! (Für ſich.) Ich werde ſie alſo ſehen.

Fünfter Auftitt.

Vorige. Bertrand. Charlotte. Arthur.

Arthur

(für ſich im Eintreten).

. Die Baronin noch da? — (Laut.) Liebe Mutter, ich ſtelle Ihnen hier einen alten Kriegskameraden und ſeine Tochter vor, welcher meine Unvorſichtigkeit ſehr gefährlich hätte werden können. Ich wünſchte ſchon lange, liebe Mutter, Sie mit dieſen braven Leuten bekannt zu machen, aber Mademoiſelle durfte erſt heute zum erſten Male wieder das Zimmer verlaſſen.

Gräfin (ſitzend).

Willkommen, liebe Kleine! Fühlen Sie ſich ſchon beſſer?

Charlotte (ſehr furchtſam).

Ja, gnädige Gräfin, es geht mir ſchon recht wohl.

Arthur
(präſentirt ihr einen Stuhl).

Setzen Sie ſich, Mademoiſelle.

(Charlotte verweigert ihn durch eine Geberde.)

Baronin (für ſich).

Welcher Eifer, ihr gefällig zu ſeyn!

Gräfin.

Es freut mich recht ſehr, daß Sie der Gefahr glücklich entgangen ſind.

Bertrand.

Mich auch, Frau Gräfin, weiß der liebe Himmel! Aber das danken wir alles der Sorgfalt Ihres Herrn Sohnes, meines braven Commandanten.

Arthur.

Liebe Mutter, dieſem alten Schnurrbart danke ich das Leben: er fing einen Säbelhieb auf, der mir gelten ſollte.

Gräfin.

Das iſt ſchön von Ihnen, mein Lieber — Wie heißen Sie?

Bertrand.

Jakob Bertrand, zu dienen.

Gräfin (fortfahrend).

Mein lieber Bertrand, und mein Sohn hat ſehr Recht, dafür erkenntlich zu ſeyn.

Bertrand.

Ey, was iſt denn da auch Großes daran? Ein feindlicher Cavalleriſt führte einen tüchtigen Hieb auf meinen Commandanten, während er mit zwey Anderen beſchäftigt war, ich ſah's und dachte mir, wenn der Commandant fällt, wer wird kommandiren? wenn aber Du fällſt, zum Herumraufen gibt's noch Mehrere; ich ſprang alſo dazwiſchen, und da hat mich der Säbel des Cavalleriſten ein wenig in der Achſel geritzt, das war alles.

Arthur.

Ja, und Dein Arm wurde unbrauchbar.

Bertrand

(ſucht den Arm mit Anſtrengung zu bewegen).

Ey, es geht ſchon noch zur Noth.

Gräfin.

Sie haben nur ein Kind, mein lieber Bertrand?

Bertrand.

Ja, das iſt mein Alles.

Arthur.

Liebe Mutter, das gute Kind hat Ihnen eine kleine Ueberraſchung bereitet, ſie hat einen ſehr ſchönen Voile für Sie geſtickt.

Bertrand.

Sie arbeitete im Bette daran. Ich habe ihr oft geſagt: „Charlotte, ſchone Dich jetzt, laß das, bis Du wieder geſund biſt;“ allein ſie ließ nicht nach, da er für die Mutter meines braven Commandanten gehörte, und das mag ihm einigen Werth geben.

Charlotte

(den Voile anbietend).

Wenn ihn die gnädige Gräfin annehmen wollten?

Gräfin

(ihn nehmend).

Ich danke Ihnen, liebes Kind. (Beſieht den Voile.) Recht ſchön, recht fein und geſchmackvoll geſtickt. Sehen Sie, Baronin?

Baronin.

Charmant! Die Stickerey muß Ihnen viel Zeit gekoſtet haben.

Arthur

(zu Charlotten mit zärtlicher Theilnahme).

Die lieben Augen werden dabey gelitten haben.

Charlotte.

O nein! Das gab mir Beſchäftigung und hielt den Kummer von mir fern, wenn ich allein war.

Baronin.

Kummer? Vermuthlich, wenn der Herr Graf nicht bey Ihnen war?

Charlotte.

Ja, gnädige Frau. Der Herr Graf war ſo munter, wenn er bey uns war, daß wir alle traurig waren, wenn er nicht da war.

Gräfin

(hat während der ſo eben geſprochenen Worte einen Sekretär geöffnet, daraus ein kleines Portefeuille genommen und Banknoten hineingeſteckt; ſie reicht dieſes nun Charlotten).

Liebes Kind, nehmen Sie dieſes kleine Andenken für Ihre Mühe.

Charlotte

(das Portefeuille nehmend).

Die gnädige Gräfin ſind ſo gütig. — (Betrachtet es.) Ach, wie ſchön! (Oeffnet es und bemerkt das Geld.) Ach! — Gnädige Frau, nein, — nein, ich kann's nicht nehmen.

Arthur.

Weßwegen denn, liebe Charlotte?

Gräfin.

Nur behalten, Liebe, nur behalten.

Charlotte

(etwas bitter und mit Thränen in den Augen).

Nein, nein, ich will's nicht.

Arthur.

Thränen in Ihren Augen? Warum denn?

Charlotte

(reicht ihm das Portefeuille mit abgewandtem Geſichte).

Da ſehen Sie nur, Herr Arthur.

Arthur.

Geld? Liebe Mutter! Wie konnten Sie —!

Gräfin (zu Charlotten).

Mein Kind, das ſoll Sie nicht kränken; ich wußte nicht, ob ich bey einem anderen Geſchenke Ihren Geſchmack treffen und Ihnen ein Vergnügen machen würde, daher —

Bertrand (für ſich).

Geld! Hm! (Zur Gräfin.) Frau Gräfin, meine Tochter iſt ganz complett equipirt, ſie braucht nichts.

Gräfin.

Ich bitte Sie, Liebe.

Charlotte.

Glauben Sie an meine ſtäte Dankbarkeit, allein, dieß Geſchenk kann ich nicht annehmen. (Sie nimmt die Banknoten aus dem Portefeuille und gibt ſie der Gräfin zurück.) Dieſes ſchöne Brieftäſchchen behalte ich jetzt zum ewigen Andenken an Ihre Güte; das Glück, Ihnen nicht zu mißfallen, war das Einzige, was ich wünſchte; wenn ich anderen Lohn annehmen würde, ſo könnt' ich dabey nur verlieren. Darf ich das Brieftäſchchen behalten?

Gräfin.

Recht gerne; aber Sie ſind kindiſch!

Baronin.

Nicht doch, Gräfin; das ſind edle Geſinnungen. Graf Arthur, ihre Protegée iſt charmant! -- Jetzt muß ich Sie verlaſſen. Adieu!

Gräfin.

Arthur, biete doch der Baronin den Arm.

Arthur.

Die gute Baronin verzeiht mir ſchon, aber —

Baronin (lächelnd).

Nein, nein, derangiren Sie ſich gar nicht. Bleiben Sie, ich will's durchaus. (Geht ab.)

Bertrand.

Charlotte es kommt der Abend heran; empfiehl Dich bey der Gräfinn, wir wollen nach Hauſe, ehe der Nebel fällt.

Arthur.

Mein Wagen ſoll Sie nach Hauſe führen, und ich will gleich mit, denn ich habe ohnedieß in jener Gegend einen Beſuch zu machen.

Gräfin.

Arthur! Ich wünſche mit Dir zu ſprechen.

Charlotte.

Ich bitte, Herr Arthur! wir können ſchon zu Fuße gehen. Ich fühle mich heute ſchon recht kräftig.

Bertrand.

Sie hat Recht, mein Herr Commandant, das wäre überflüſſig, und iſt überhaupt nur eine üble Angewohnheit. Wird Charlotte allenfalls müde, ſo ſtehen ja an jeder Straßenecke Fiakers. Frau Gräfin, — Herr Commandant, — ich empfehle mich.

Arthur.

Wenigſtens will ich Charlotten bis über die Treppe hinab den Arm bieten.

Charlotte.

Ihre Mutter will mit Ihnen ſprechen.

Arthur.

Ich komme gleich wieder. (Er führt Charlotten im Arme ab. Bertrand folgt.)

Sechster Auftritt.

Die Gräfin (allein).

Gräfin.

Wahrhaftig, ſein Benehmen ging bis zum Lächerlichen. Gar keine Aufmerkſamkeit mehr für die Baronin, als ob ſie ihm ganz gleichgültig wäre, — und er ſprach doch während ihrer Abweſenheit ſo oft von ihr und mit ſolcher Theilnahme! — Und dieſes junge Mädchen, er ſah ſie ja mit Blicken an, mit Blicken! — Es läßt ſich nicht läugnen, ſie iſt recht anmuthig, man könnte ſagen, ſchön. Es werden meinem Sohne doch keine Romanen-Ideen durch den Kopf gehen? — Man hat leider nur zu viele Beyſpiele von dergleichen Thorheiten. — Doch nein, nein! es iſt unmöglich! Ein Nähtermädchen, ohne alle Erziehung!

Siebenter Auftritt.

Die Gräfin. Arthur.

Arthur (heftig).

Nun? nicht wahr, liebe Mutter, ſie iſt ſehr ſchön?

Gräfin.

Nicht übel. — Aber wie kalt und theilnahmlos Du Dich gegen die Baronin betrugſt!

Arthur.

Es war nicht delicat von Ihnen, meine gute Mutter, dem Mädchen Geld anzubieten.

Gräfin.

Weißt Du, daß es mich gar nicht befremdet, wenn es Angela bemerkt und übel genommen hat?

Arthur.

Welche Grundſätze in der Seele dieſes Mädchens!

Gräfin.

Du hörſt mich ja gar nicht, Arthur!

Arthur.

Was wollten Sie ſagen?

Gräfin.

Ich ſpreche mit Dir von der Baronin von Alby, und Du beſchäftigſt Dich immer mit der kleinen Handarbeiterin. — Genug des Scherzes, mein Sohn! Erinnere Dich, was ich Dir vor ein paar Monaten im Betreffe der Baronin ſagte.

Arhur.

So? Ich entſinne mich wahrhaftig nicht.

Gräfin.

Angela iſt die Frau, die Dir convenirt.

Arthur.

Meine Frau?

Gräfin.

Damals ſchienſt Du darüber erfreut.

Arthur.

Ich fand die Baronin immer ſehr liebenswürdig, aber — unſere Geſinnungen, unſere Charaktere paſſen nicht zuſammen.

Gräfin.

Arthur!

Arthur.

Meine gute Mutter!

Gräfin.

Ich kenne Dich gar nicht mehr! Hätte Dein Herz ſich vielleicht zu einem anderen Gegenſtande gewendet? Wäreſt Du wohl gar in die junge Dirne verliebt?

Arthur.

Und wenn es wäre? wäre ſie dieſer Liebe wohl unwerth?

Gräfin.

Nein, mein Sohn, das kann ich nicht glauben. Du wirſt das arme, verlaſſene Geſchöpf, ohne Erfahrung, doch nicht betriegen, ſie nicht um die Ruhe ihres ganzen Lebens bringen wollen?

Arthur.

Der Himmel iſt mein Zeuge, nein!

Gräfin.

Was alſo denn? Du wirſt doch nicht gar den Gedanken faſſen, ſie zu heirathen?

Arthur.

Ich geſtehe, daß ich über die Zukunft noch gar nicht gedacht habe. Charlottens Schönheit, die Reinheit ihrer Seele, der Adel ihres Herzens, die himmliſche Demuth, Alles, Alles entzückt mich an ihr, und ich weiche ohne Ueberlegung dem Gefühle, das mich an ſie zieht.

Gräfin.

Du biſt närriſch, Arthur!

Arthur.

Ich wiederhole Ihnen, daß ich noch keinen Entſchluß gefaßt habe.

Gräfin

(mit einem verächtlichen Lächeln).

Wirklich? Das wäre ja noch ein Glück.

Arthur.

Sagen Sie, liebe Mutter, wenn ich nun wüßte, daß dieſes Mädchen zu meinem Lebensglücke mir unentbehrlich iſt, wenn ich mich damit begnügte, die ſeltenſten Tugenden, die koſtbarſten Eigenſchaften der Seele an derjenigen zu finden, die ich auf ewig an mich ketten will, wäre denn das wirklich eine ſo große Thorheit?

Gräfin.

Der Vicomte von Aiglemont eine Nähterin heirathen!

Arthur.

Wie, Mutter! auch Sie, eine ſo rechtliche, aufgeklärte Frau, hängen an Vorurtheilen?

Gräfin.

Kannſt Du die Meinung der Welt ändern?

Arthur.

Was kümmert mich die Welt?

Gräfin.

Und wenn auch die niedrige Geburt dieſes Mädchens nicht eine Kluft zwiſchen Euch ſetzte, ſo würde es doch die Erziehung thun. Glaube mir, mein lieber Sohn, Charlotte würde weder Deine Gedanken, noch Deine Gefühle, noch Deine Gewohnheiten mit Dir theilen, und bey einer engen, unauflöslichen Vereinigung würde dieſe verſchiedene Denk- und Sinnesart nur in jedem Augenblicke noch greller hervortreten. In dieſer inneren Verſchiedenheit liegt eigentlich das Schreckliche einer Mißheirath.

Arthur.

Ihr Herz iſt das edelſte.

Gräfin.

Würde es Dir angenehm ſeyn, einen alten, polternden Feldwäbel zum Schwiegervater zu haben?

Arthur.

Er iſt der bravſte Mann von der Welt. Und was liegt denn eigentlich an einem kleinen Unterſchiede des Ranges? Iſt nicht die Gleichheit Aller in der letzten Zeit zu Ehren gekommen?

Gräfin.

Gleichheit! — O, mein Sohn, ſeit vierzig Jahren ſehen wir, leider! was an dieſer geprieſenen Gleichheit iſt. Eine Lüge iſt dieſe Gleichheit, welche Ehrgeizige leichtgläubigen Thoren aufheften. Höre mich, Arthur; Du hältſt Dich für einen Menſchen, der leicht über das Gewohnte und Gewöhnliche hinweghüpft, für einen ſogenannten Philoſophen; aber ich kenne Dich beſſer. Wider Deinen Willen werden Erziehung, Gewohnheiten, — Vorurtheile, wenn Du willſt, — ihr Recht über Dich behaupten, und dann, welch ein Unglück! — Sey vernünftig, mein lieber Sohn, und laß von einer ſolchen Thorheit nie mehr die Rede zwiſchen uns ſeyn; verzeihe der zärtlichen Mutter, die ſich verpflichtet hält, gegen eine augenblickliche Aufregung in Deinem Inneren, erzeugt von Romanenideen, nach ihren Kräften anzukämpfen.

Arthur
(ihre Hand küſſend).

Meine zu beſorgte Mutter, ich zähle fünf und zwanzig Jahre und weiß, was ich will.

Gräfin
(etwas aufgebracht).

Recht wohl, mein großjähriger Herr Sohn; ſagen Sie mir auch noch, daß Sie das Recht haben, dieſes Haus ganz allein als das Ihrige zu betrachten und mich daraus zu verweiſen, da ich Ihrem Vater nichts zur Mitgift brachte, als meinen alten Adel.

Arthur.

Sie wiſſen ja, liebe Mutter, daß mein Vermögen das Ihrige iſt.

Gräfin (ſtolz).

Nein, ich wollte lieber nichts mit Dir gemein haben und Dich ſogar verlaſſen, als eine gemeine Handarbeiterin meine Tochter nennen.

Arthur.

Ich bitte, laſſen Sie uns nicht in voraus über eine noch ſo ungewiſſe Zukunft ſtreiten.

Gräfin.

Ja, Arthur, Du haſt Recht, reden wir nicht weiter davon. Du wirſt nie vergeſſen, daß das ganze Glück meines Alters von Deinen edlen, erhabenen Grundſätzen abhängt.

Arthur.

Adieu, liebe Mutter! Adieu!

(Zur Seite ab.)

Achter Auftritt.

Die **Gräfin** (allein). Dann der **Bediente.**

Gräfin.

Hier iſt kein Augenblick zu verlieren. Ich kenne ihn, nichts würde ihn mehr zurückhalten, wenn er einmal einen Entſchluß gefaßt hat. Ich muß ihn vor einer Uebereilung bewahren, und dazu (nachdenkend) ja, dazu iſt dieß das beſte Mittel. (Sie ſetzt ſich und ſchreibt.) Jede Hoffnung muß ihm mit Einem Male benommen werden. (Sie ſiegelt den Brief und klingelt dann.)

(Der Bediente tritt ein.)

Dieſen Brief alſogleich an ſeine Adreſſe.

(Der Bediente geht ab.)

Neunter Auftritt.

Die Gräfin. Die Baronin (tritt ein). Nach ihr Peter Moulin.

Baronin

(aus vollem Halſe lachend).

Hahaha! — Ach, liebſte Gräfin — hahaha! — ich kann kaum vor Lachen Ihnen mittheilen, was mir begegnet iſt.

Gräfin.

Nun, etwas Komiſches muß es auf jeden Fall geweſen ſeyn. Aber wer iſt der Burſch?

Peter

(macht viele Kratzfüße gegen die Gräfin).

Baronin.

O, der junge Mann läßt ſich nicht gern anmelden; er tritt überall muthig ſelbſt ein. Stellen Sie ſich vor: ich war eben mit meiner Toilette beſchäftigt, da hör' ich Tritte hinter mir, wende mich erſchrocken um und ſehe dieſen Menſchen, der, nachdem er mich vom Kopfe bis zum Fuße betrachtet hat, fragt, ob er die Ehre habe, mit dem Grafen von Aiglemont zu ſprechen?

Peter.

Ich bitte recht ſchön um Verzeihung, derlei Sachen geſchehen mir öfters; aber ich bin nicht Schuld daran.

Baronin.

Wer denn?

Peter.

Meine fatale dumme Geburt. (Mit einem tiefen Seufzer.) Ach, das macht alles der Krebs, in dem ich geboren bin.

Gräfin.

Was wollte Er denn von meinem Sohne?

Baronin.

Ihn um ſeinen Schutz bitten; aber ich glaube, in dieſem Falle werde ich ihm eher helfen können und wollen, als der Graf. Es iſt der Verlobte der Charlotte Bertrand.

Peter.

Verlobter? Nun ja, es iſt wahr, ich habe mich verlobt, daß ich nie eine Andere lieben und heirathen will, als Mamſell Charlotte, ich glaube wohl auch, daß es von Seite des Vaters kein Hinderniß hätte, — denn ich bin ſein Pathe; aber — aber — es wird ſich leider, doch nicht thun laſſen.

Gräfin.

Und warum nicht?

Peter.

Ja, du lieber Himmel! da iſt wieder mein Malheur Schuld. Ich bin neulich zur Conſcriptions-Verloſung berufen worden, und da hab' ich richtig die Nummer gezogen, wodurch ich Soldat werden muß;

ja, da hab' ich die Nummer erwiſcht, auf den erſten Griff, und wenn ich zehn Mal in die Lotterie ſetze, errath' ich nicht das Geringſte.

Baronin.

Wenn dieß das ganze Unglück iſt —

Peter.

Nun, das iſt doch ſchon genug, mein ich, ein Soldat, der hinaus muß in's Feld, und muß hinſchießen, wo ſie herſchießen, und ſoll ſeine Braut indeſſen zurücklaſſen hier — nein, nein!

Gräfin.

Armer Burſch!

Peter.

Ja, das bin ich. Ich ſag' Ihnen, mit mir treibt es das Schickſal entſetzlich, Alles mißglückt mir bis auf die kleinſte Kleinigkeit. Hab' ich einen neuen Rock an, ſo bin ich gewiß, daß ich einen Fleck darein bekomme; ich zerbreche richtig alle Tage Etwas; ich verliere alle Wochen richtig ein Sacktuch oder einen Handſchuh; geh' ich in's Theater, ſo bekomm' ich keinen Platz mehr; beſuch' ich Jemand, ſo iſt er nicht zu Hauſe. Wie ich einmal krank war, ſo iſt mir in der Apotheke ſogar die Medizin ausgetauſcht worden, und ich bin überzeugt, weil ich ein Bäcker geworden bin, ſo wird das Brot bald auch durch Dampfmaſchinen gebacken werden.

Baronin.

Wirklich?

Peter.

Ja, ſo iſt's. Sehen Sie nur jetzt wieder. Vater Bertrand hat mir geſagt, daß der Herr Graf von Aiglemont ſo viele Güte für ſeine Familie habe, und daß ich hierher gehen ſoll, ihn um ſeinen Rath und um ſeine Unterſtützung zu bitten. — Ich gehe her und finde ihn nicht.

Gräfin.

Nun, da iſt noch nicht Alles verloren. Ich verſichere Dich, Du wirſt Deine Charlotte doch noch heirathen können.

Peter.

Wenn das wahr iſt, ſo ſteh' ich nicht dafür, daß ich nicht ein Narr werde; denn ich liebe ſie ganz unbarmherzig.

Baronin.

Nun, und liebt ſie Dich auch wieder?

Peter.

Ja, ſehen Sie, über ſolche Sachen weiß man nie etwas ganz Gewiſſes; aber ſie iſt ein braves Mädel, und wenn ich nur einmal ihr Mann bin —

Gräfin.

Wohlan! ich will für Dich einen Stellvertreter bezahlen und Dich auch mit etwas Geld unterſtützen, daß Du Dein Hausweſen einrichten kannſt.

Peter.

Ach nein! das wäre gar zu viel, das könnt' ich nicht annehmen, würd's aber mit Freuden annehmen. Aber foppen Sie mich auch nicht, gnädige Frau? wären Sie wirklich ſo gut?

Gräfin.

Ich wiederhole es Dir, Du heiratheſt Charlotten.

Peter.

Mein Gott, mein Gott! da hörte ja der Krebs auf Einmal zu wirken auf, und ich wäre der glücklichſte Burſch auf der ganzen Welt!

Gräfin.

Die Vermählung muß aber unverzüglich vor ſich gehen.

Peter.

Wie? gleich, auf der Stelle?

Gräfin.

Du mußt vor Allem beſorgt ſeyn, einen Stellvertreter aufzufinden, den ich gut bezahle.

Peter.

Ach, das wird nicht ſchwer ſeyn; für Geld bekommt man ja Alles. — Aber ſorgen Sie nicht, ich werde ſchon feilſchen, als ob's aus meinem eigenen Sacke ginge.

Der Bediente
(tritt ein, anmeldend).

Mademoiſelle Bertrand.

Gräfin.

Nur herein!

(Der Bediente geht ab.)

Peter.

Charlotte?

Zehnter Auftritt.

Vorige. Charlotte.

Charlotte.

Die Frau Gräfin haben mich rufen laſſen.

Gräfin.

Ja, mein Kind. Treten Sie näher, — ohne Furcht; ich beſchäftigte mich ſo eben mit Ihnen.

Baronin.

Ich hoffe, Peter, das wird doch Einmal ein glücklicher Tag ſeyn.

Peter.

Oh! famos!

Gräfin.

Charlotte, ich will Ihr Glück begründen.

Baronin.

Ja, die Gräfin will alle Hinderniſſe aus dem Wege räumen, welche ſich Ihrer Vereinigung mit dieſem jungen Manne in den Weg ſtellen.

Charlotte.

Was hör' ich?

Peter.

Seh'n Sie, wie ſie verwundert iſt? Sie ſieht ſtarr auf einen Punkt. Mamſell Charlotte! —

Charlotte (zitternd).

Gnädige Gräfin! —

Gräfin.

Faſſen Sie ſich nur. — Und Sie, Peter, gehen Sie ſogleich und erkundigen Sie ſich um einen Erſatzmann.

Peter.

Ich gehe ſchon, ja, ich laufe. (Für ſich.) Ich hätte freylich noch gerne mit Charlotten geſprochen, denn es ſieht mir doch nicht ganz ſo aus, als ob ſie ſehr darüber erfreut wäre. Fängt der Krebs etwa ſchon wieder an ſich zu rühren?

(Geht ab.)

Charlotte.

Frau Gräfin, Ihre Güte für mich iſt gränzenlos, ich danke Ihnen mit bewegtem Herzen; aber ich kann nicht Gebrauch davon machen, ich will mich gar nicht verheirathen.

Baronin (für ſich).

Aha!

Gräfin.

Und Ihre Gründe?

Charlotte.

Gründe? Ich habe keine. Ich will einmal nicht heirathen, werde es nie thun.

Gräfin.

Aber Ihr Vater ſagte mir, vor einigen Monaten hätten Sie anders gedacht, Sie hätten die Bewerbung des jungen Mannes nicht unwillig aufgenommen. Wodurch hat ſich Ihre Sinnesart ſo ſchnell geändert?

Charlotte.

Ich — ich weiß es nicht.

Baronin.

Mademoiſelle kam vielleicht in den Fall, ſeit dieſer Zeit Vergleichungen anzuſtellen, welche nicht zu Peters Gunſten ausfielen?

Gräfin.

Liebes Mädchen, ich will ja nur Dein Glück. Peter ſcheint ein guter Junge zu ſeyn, er liebt Dich ganz außerordentlich; ich werde ihm ſo viel geben, daß er ſich ſelbſt ein kleines Gewerbe ankaufen kann, und Du und Dein Vater werdet ohne Sorgen zufrieden leben.

Charlotte.

Mein Vater? — Meine Handarbeit genügt, um uns Beide fortzubringen.

Eilfter Auftritt.

Vorige. Der Bediente.

Bedienter.

Der Notar, den Euer gräflichen Gnaden haben beſtellen laſſen.

Gräfin.

Soll in meinem Kabinete warten, ich komme ſchon. (Der Bediente geht ab.) Sie Charlotte bleiben hier. Denken Sie über meinen Vorſchlag nach und glauben Sie, daß Sie es bitter bereuen würden, wenn Sie einigen thörichten Hoffnungen nachhängen wollten. Bey meiner Rückkehr hoff' ich Sie klüger zu finden. Reden Sie mit dem Mädchen, liebe Baronin.

(Geht ab.)

Zwölfter Auftritt.

Die Baronin. Charlotte, (welche gegen die Thür zurücktritt).

Baronin (für ſich).

Hübſch und jung iſt ſie. La beauté du diable. — Laß ſehen, wie es mit ihrem Geiſte ſteht. (Laut zu Charlotten.) Warum entfernen Sie ſich, meine Liebe? Laſſen Sie uns ein wenig mit einander ſchwätzen. Ihr

Vater hat Ihnen gewiß eine Erziehung über Ihren Stand gegeben.

Charlotte.

Ach nein, gnädige Frau.

Baronin.

Wie? Er hat Ihnen keine Lehrer gehalten?

Charlotte.

O ja. Ich habe leſen und ſchreiben, nähen und ſticken gelernt.

Baronin.

Aber in Ihren Ruheſtunden Sprache, Muſik?

Charlotte.

Meine Arbeit läßt mir keine Ruheſtunden.

Baronin.

Ja, womit unterhielt ſich denn der Graf Aiglemont mit Ihnen, während ſeinen langen Beſuchen? Sprach er immer von ſeiner Liebe?

Charlotte.

Gnädige Frau! wer hat Ihnen geſagt —?

Baronin.

Liebes Kind, das erräth ſich leicht. Und was antworteten Sie?

Charlotte.

Ach, ich war ſo krank und ſchwach, daß ich nur ſehr wenig und ſehr ſelten reden durfte. Ich ſchwieg aber gerne, weil mir das Zuhören ſo viel Vergnügen machte.

Baronin.

Er ſchwur Ihnen vermuthlich, daß er Sie liebe, allein liebe, unendlich liebe, er verſprach, Sie nie zu verlaſſen?

Charlotte.

Er ſchwur und verſprach mir gar nichts, aber er verließ mich nicht.

Baronin.

Und was hoffen Sie denn?

Charlotte.

Ich, gnädige Frau? was ſoll ich denn hoffen?

Baronin.

Sie haben Recht. Aber wenn Sie nichts hoffen, warum ſchlagen Sie denn dieſe Heirath aus?

Charlotte.

Weil ich den nicht liebe, den man mir zum Gatten geben will.

Baronin.

Ich verſtehe. Der arme Peter könnte nur ein mäßiges Los bieten, das Ihnen nicht genügt. Sie würden ſich ſchämen, das Weib eines Bäckers zu ſeyn.

Charlotte.

Schämen? Warum?

Baronin.

Nun, ein einfaches kattunenes Kleid und ein beſcheidenes kleines Häubchen würde Ihr ganzer Schmuck ſeyn, und ſchöne Hüte, Mäntel und Pelzwerk würden Sie ſich wohl aus dem Sinne ſchagen müſſen.

Charlotte.

Alles dieß iſt nicht für mich. Ich wiederhole Ihnen, gnädige Frau: ich lebe von meiner Hände Arbeit.

Baronin.

Und die Liebe des Grafen? —

Charlotte.

Was wollen Sie damit ſagen?

Baronin.

Stellen Sie ſich nur nicht gar ſo unſchuldig. Der Graf iſt ein großmüthiger junger Herr, und ſeine Liebe zu Ihnen —

Charlotte.

Ach, gnädige Frau, wodurch hab' ich das verdient?

Baronin.

Nur nicht ſo empfindlich, meine Liebe! Ich wollte Sie nicht kränken; ich ſage nur das, was die ganze Welt ſagen und glauben muß.

Charlotte.

Was hör' ich! Man könnte meinen? —

Baronin.

Man kennt den Grafen als einen jungen, liebenswürdigen Mann, eben ſo leicht entflammt als abgekühlt, man ſah ihn ganze Tage bey einer hübſchen Handarbeiterin von achtzehn Jahren zubringen, und

Sie wollen, die Welt ſoll hier von keinem näheren-innigeren Verhältniſſe reden? Hahaha!

Charlotte.

Halten Sie ein, gnädige Frau! Ich kann meine Armuth ertragen, aber nicht die Schande. — Und mein guter Vater! wenn er vermuthen könnte — er würde ſterben!

Baronin.

Ich will's glauben; er iſt ein wackerer alter Soldat, dem die Ehre mehr iſt als das Leben, der nichts Theuereres beſitzt, als den guten Ruf ſeines einzigen Kindes; daher wünſcht er auch ſo begierig Sie verſorgt zu ſehen.

Charlotte.

O ich Unglückliche! Wie wird es mit Einem Male ſo fürchterlich hell in meinem Kopfe. Und ſie ſpricht wahr!

Baronin.

Dieſe Heirath, welche man Ihnen vorſchlägt, wird Sie vor künftiger Reue ſichern; denn glauben Sie mir, Charlotte, es käme ein Tag, wo Sie von Ihrer eigenen Familie zurückgeſtoßen, von dem Grafen verlaſſen und verachtet — —

Charlotte.

Verachtet?! — Ja, Sie haben Recht. Die Welt iſt zu böſe. Er iſt reich, ich arm. — Verachtung! — Ja, ja, ich heirathe Petern, ich wähle das Unglück.

Baronin.

Brav, mein gutes muthiges Mädchen! Ich will Ihren Entſchluß ſogleich der Gräfin mittheilen.

Charlotte.

O ja, ſagen Sie es ihr gleich, auf der Stelle; Gott weiß, ob ich lange die Kraft haben werde, dieſen Entſchluß zu behaupten.

Baronin.

Ich will ſie aufſuchen; beruhigen Sie ſich indeſſen. (Geht ab.)

Charlotte (allein).

Alles iſt aus! (Sie blickt wehmüthig einen Ring an ihrem Finger an.) Dieſer Ring, das einzige Geſchenk, was ich von ihm annahm, weil er ſeinen Namen trägt, auch von ihm muß ich mich trennen. (Sie drückt den Ring an die Lippen.)

Dreyzehnter Auftritt.

Charlotte. Arthur.

Arthur.

Was ſeh' ich? — Küſſe dem kalten Metall, die mir gehören?

Charlotte.

Laſſen Sie mich, Herr Graf!

Arthur.

Was iſt Ihnen, Charlotte? warum mich fliehen?

Charlotte.

Ich muß. Ich werde — ich will Sie nie mehr ſehen; — ich verheirathe mich.

Arthur.

Wie?

Charlotte
(ohne ihn anzuſehen).

Ja, mit Peter Moulin, einem recht braven, jungen Menſchen, der meinem Vater recht ſehr gefällt und — mir auch. Er hat mich ſchon vor ſechs Monaten um meine Hand gebeten, und jetzt — jetzt reiche ich ſie ihm. Darum bitte ich, Herr Graf, nehmen Sie Ihren Ring zurück.

Arthur
(weiſet den Ring zurück und faßt ihre Hand).

Charlotte! Iſt das wahr? Sie lieben? — Sie heirathen ihn? Sie glauben mit ihm glücklich zu werden?

Charlotte.

Ganz glücklich. (Sie bricht in Thränen aus und ſinkt auf einen Stuhl.)

Arthur.

Ha! — ich begreife! — O meine Charlotte!

Charlotte.

Nicht ſo, Herr Graf, nicht dieſes Wort, es raubt mir alle Kraft, die ich jetzt ſo nöthig habe.

Die Gräfin (von Außen).

Nur hierher, Herr Bertrand!

Arthur.

Ach! meine Mutter.

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Die Gräfin. Die Baronin. Bertrand und **Peter.**

Gräfin.

Auch Du, Peter, komm nur herein zu Deiner Braut. — Arthur, ſeit ſechs Monaten lieben ſich dieſe beiden jungen Leute.

Peter.

Erlauben Sie, gnädige Frau Gräfin: was mich anbelangt, hat es mit den ſechs Monaten ſeine Richtigkeit, ich liebe Charlotten ſchon ſo lange; aber ſie — ja, ſie muß mich erſt jetzt gar ſo lieb gewonnen haben, da ſie einwilligt meine Frau zu werden; denn früher hab' ich's nicht ſo recht bemerkt.

Gräfin.

Ja, das Mädchen wünſcht die Deinige zu werden.

Arthur.

Charlotte, reden Sie, antworten Sie: iſt es Ihr freier Wille? Sie allein ſind Herrinn Ihres Schickſals, Niemand darf Sie zwingen.

Charlotte
(ſich an die Bruſt ihres Vaters werfend).

O mein Vater!

Bertrand.

Was willſt Du, mein Kind?

Charlotte.

Ich will Niemand hintergehen, — Vater, verzeihe, — aber ich kann nicht Peters Weib werden, ich habe nie Liebe für ihn gefühlt.

Peter.

Nun, da haben wir's! Da wirkt der Krebs ſchon wieder. Wenn das iſt, ſo hab' ich auch Ihr Geld nicht mehr nöthig, gnädige Gräfin; ich werde mit Freuden Soldat, und es iſt mir recht, wenn mich eine Kugel mitten durchſchießt; aber Sie werden ſehen, eben weil ich's wünſche, wird mich keine treffen; o, der Krebs wird ſchon auch dort das Seinige thun.

Gräfin.

Was ſoll das alles heißen? (Zu Charlotten.) Haben Sie nicht ſo eben eingewilligt?

Bertrand.

Meine Tochter! Dahinter ſteckt etwas. Du weißt, Dein Vater geht immer den geraden Weg und wird Dich nie zu einem Schritte gegen Deine Neigung zwingen.

Gräfin.

Ich wollte das Glück Ihrer Tochter gründen, Herr Bertrand, wollte den jungen Leuten eine Ausſteuer geben, und Charlotte widerſetzt ſich nun? Sie wird wohl die Urſache dieſes Widerſtandes nicht ohne Erröthen zu geſtehen wagen.

Arthur.

(im Tone des Vorwurfes).

Mutter!

Bertrand.

Erröthen? Was hör' ich da? — Was hätte meine Tochter gethan, worüber ſie erröthen müßte? Lieber wollte ich ſie todt als verachtet wiſſen! Charlotte! was mir da die Frau Gräfin ſagt, bringt mich auf Gedanken — kurz und gut, Du heiratheſt Petern, ich will's haben, und wenn Du ihn auch nicht liebſt, das wird ſchon hinterher kommen.

Charlotte.

Nein, nimmermehr!

Gräfin.

Das iſt zu viel! Ich will nichts mehr von dem jungen Mädchen und ihren Launen wiſſen. — Verlaſſen Sie uns!

Arthur.

Mutter, ſenden Sie das Mädchen nicht ſo fort.

Gräfin.

Warum nicht? Wer hat mir zu befehlen? Kann ich in meinem Hauſe nicht dulden, wen ich will? ſoll ich vielleicht ein Nähtermädchen zu meiner Geſellſchafterin machen?

Bertrand.

Frau, Gräfin, bitte, ſich zu moderiren.

Charlotte.

Kommen Sie, Vater!

Arthur

(ſie zurückhaltend).

Nein, bleiben Sie. Ich duld' es nicht, daß man die Unſchuld in meiner Gegenwart kränkt.

Gräfin.

Und ich dulde ſie nicht länger vor meinen Augen. Fort, ſag' ich!

Arthur

(mit Kraft Charlotten an der Hand faſſend).

Sie bleiben, ſag' ich!

Baronin.

Was will er thun?

Gräfin.

Nun, es gibt ja noch Bediente. (Will zu einem Glockenzuge treten, um zu läuten.)

Arthur

(hält ſie zurück).

Halt, Mutter!

Bertrand.

Laſſen Sie uns fort, Herr Commandant, ſonſt ſteh' ich für nichts.

Charlotte.

Arthur! es iſt Ihre Mutter, die befiehlt.

Arthur.

Niemand hat das Recht, Euch aus dieſem Hauſe zu weiſen.

Gräfin.

Was iſt das für eine Sprache?

Arthur.

Mutter, nehmen Sie Ihren Befehl zurück, oder bey Gott, Sie zwingen mich —

Gräfin.

Wozu? Das möcht' ich wohl ſehen.

Arthur.

Wohlan, Sie ſollen es ſehen! (Faßt Charlotten bey der Hand, führt ſie mitten ganz vor und ſpricht mit Würde.) Gräfin von Aiglemont, Sie ſind in Ihrem Hauſe!

(Allgemeine Beſtürzung.)

Ende des erſten Aufzuges.

Zweyter Aufzug.

Ein Salon, welcher ſich hinten in einen Garten öffnet. Ein Tiſch zur Rechten.

Erſter Auftritt.

Bertrand und **Peter** (treten durch den Hintergrund ein).

Bertrand.

Herein, Kamerad, herein! Ich will Dich lehren, ſo vorbey zu marſchiren, ohne Deine alten Freunde zu beſuchen.

Peter.

Ja, ſehen Sie, Herr Bertrand, ich hab' es nicht gewagt; das ſchöne Schloß —

Bertrand.

Schönes Wort das, für einen Soldaten! Aber was ſeh' ich? Du biſt ja gar ſchon Corporal! Erſt neun Monate bey'm Militär, und ſchon ſo weit, und hat's nicht gewagt, Er, der Corporal! Was geht Dich das ſchöne Schloß an? Ich muß da ſeyn, als Schwiegervater.

Peter.

Ja, das iſt's ja eben. — Ich kann Alles vergeſſen auf der Welt, nur nicht, daß Mamſell Charlotte ſo wunderſchön war. (Er ſeufzt.)

Bertrand.

Nun, jetzt geht Dich meine Tochter nichts mehr an.

Peter.

Freylich nicht; ich weiß wohl, daß ſie eine große Dame geworden iſt; aber — wenn ich Euch jetzt ſo anſehe, Herr Bertrand, wie auch Ihr jetzt viel ſchöner ausſehet, ſo macht das eine gewiſſe Empfindung bey mir, die mir nun einmal nicht wohl thut.

Bertrand.

Mußt etwa nicht glauben, ich ſey ſtolz geworden. Seit meine Tochter mit dem Herrn Grafen vermählt iſt, der ſo reich iſt, iſt auch ſie reich geworden und ich auch; — aber — wenn ich Dir die Wahrheit ſagen ſoll, — ich habe lange Weile.

Peter.

Ach nein!

Bertrand.

Ja, mein Sohn! — Wie ich noch Kanonier war, da hab' ich nie lange Weile gehabt. Es gibt gar nichts

Kurzweiligeres als den Krieg; und dann die Kugeln, die herumfliegen, — he, mein Sohn, das wird doch unterhaltlich ſeyn?

Peter.

Nun, 's iſt möglich, ich habe noch keine pfeifen gehört; ich habe das Gewehr nur erſt bey'm Exerziren losgeſchoſſen.

Bertrand.

Wie? Du haſt aber doch ſchon eine Campagne mitgemacht?

Peter.

Freylich; ich komme ja eben aus Italien.

Bertrand.

Ah! Ich war auch dort. Zu meiner Zeit war's ſehr warm dort.

Peter.

Jetzt auch noch.

Bertrand.

Ich habe dort eine ſchöne Portion Kugeln verſchoſſen.

Peter.

Ich — ich habe dort drey Monate das Fieber gehabt. — Nun, wenn Ihr's auch damals gefährlicher gehabt, ſo habt Ihr jetzt die Ehre davon und Euer Leben iſt jetzt auch prächtig. Ihr könnt ja hier eſſen und trinken wie im feindlichen Lande.

Bertrand.

Was redeſt Du denn da? der Commandant iſt ja mein Schwiegerſohn.

Peter.

O, daß weiß ich wohl. Ich vergeſſe nie in meinem Leben den Augenblick, wo er ſagte: „Gräfin von Aiglemont, Sie ſind in Ihrem Hauſe!“

Bertrand.

Die alte Gräfin mochte ſagen, was ſie wollte, und weinen, was ſie nur aus den Augen heraus brachte, es half nichts, der Graf heirathete meine Charlotte. Seitdem hat ihn die Mutter auch gar nicht mehr geſehen und wir bewohnen ſeit der Zeit dieſes Schloß, fünf Meilen von Paris. — Weißt Du auch, daß mein Schwiegerſohn meiner Charlotte wegen ſogar eine Anſtellung von fünftauſend Franken geopfert hat? Der Kriegsminiſter ſagte zu ihm: „Ihre Heirath gefällt mir nicht,“ und er antwortete ganz kurz und trocken: „Wohlan, Herr General, ſo bitt' ich um meine Entlaſſung.“

Peter
(mit einem Seufzer).

Da kann man ſehen, wie er ſie liebt!

Bertrand.

Der Graf iſt heute nicht hier, er iſt nach Paris gefahren, um eine Verſöhnung mit ſeiner Mutter einzuleiten. Die alte Dame iſt ſehr hoffärtig.

Peter.

Iſt Mamſell — die gnädige — wie ſoll ich den ſagen? Iſt die Frau Gräfin auch mit ihm?

Bertrand.

Nein; Du wirſt ſie gleich ſehen. Sie iſt auf Ihrem Zimmer und nimmt Unterricht in der deutſchen Sprache.

Peter.

Wie iſt das? Nun, ich glaube, ſie ſpricht ſo gut deutſch als Ihr und ich.

Bertrand.

So gut als ich und Du, allerdings; aber ihr Gemahl — nun er iſt etwas ſtrenger darin, er hat immer etwas zu corrigiren, und da will ſie ſich denn recht Mühe geben, um es ihm recht zu machen.

Peter.

Ja, ja, ſie wird eine Schriftgelehrte werden, wird hohe Manieren annehmen und dann über uns erröthen. Aber ich will auch ſtudiren, fürchterlich ſtudiren, daß mir der Kopf weh thut.

Bertrand.

Lieber Peter, ich glaube, Dein Herz hängt noch immer an Charlotten.

Peter.

Ach, Vater Bertrand, das vergeht nicht ſo geſchwind. Da iſt auch wieder mein fataler Krebs Urſache. — Aber ſagt mir, iſt Eure Tochter denn auch recht glücklich?

Bertrand.

O ja, ſehr, ſehr! Ihr Mann liebt ſie ganz außerordentlich. Nun, Kleinigkeiten gibt's in jeder Haushaltung, aber dieſe ſind ſo unbedeutend, daß es kaum der Mühe werth iſt, davon zu reden. So will der Graf zum Beyſpiel nicht, daß Charlotte in die Küche gehen und dort ſelbſt Hand anlegen ſoll, und — wie geſagt, im Reden iſt er ein wenig empfindlich, da hat er ihr alle Augenblicke etwas auszuſetzen. Zum Beyſpiel ſoll ſie nicht ſagen: Der oder jener mit ſeinem Weibe iſt da geweſen, ſondern: mit ſeiner Gemahlin.

Peter.

Mir hat ſie Alles recht geſagt.

Bertrand.

Sie hat auch angefangen Muſik zu lernen. Der Graf hat ſogar einen Claviermeiſter aus Paris hierher kommen laſſen; allein in ein paar Monaten wurde der Graf ungeduldig und ſandte ihn wieder fort, denn Charlotte machte keine großen Fortſchritte. — Aber ſieh, da kommt ſie eben.

Peter.

Ich zittere am ganzen Leibe.

Zweyter Auftritt.

Vorige. **Charlotte** (von der linken Seite.) Später ein **Bedienter**.

Bertrand.

Charlotte! ſieh einmahl, wer da iſt: unſer Freund Peter. Er kommt hierher, um ſein Regiment aufzuſuchen, und da ließ ich ihn nicht weiter und ſagte ihm, er müſſe wenigſtens mit uns frühſtücken.

Charlotte.

Freilich muß er mit uns frühſtücken, der gute Peter.

Peter.

Ach, Mamſ — — will ich ſagen: gnädige Gräfin, — in dieſem Aufzuge wird ſich's wohl nicht ſchicken, mit Ihnen zu Frühſtücken.

Charlotte.

Peter! was ſprichſt Du da? Iſt das auch eine Urſache?

Bertrand.

Du biſt eine brave Tochter, meine Charlotte! — Jetzt ſage mir Peter, welche Gattung Wein willſt Du zum Frühſtück?

Peter.

Das iſt mir gleichviel; der Beſte, mein' ich, wäre der Beſte.

Bertrand.

Sey unbeſorgt, er ſoll Dir ſchmecken. (Sich die Hände reibend.) Wirſt ſchon ſehen, den prächtigen ſtarken Kaffeh in den Schalen mit vergoldeten Rändern, und Butter, und Obſt, und daneben die kleinen Gläschen mit Liqueur (ſchmazt in die Finger, dann zieht er an einer Glocke.)

(Ein Bedinter tritt ein.)

Herr Michel, haben Sie die Güte, den Koch zu bitten, er möchte uns Frühſtück für drey Perſonen ſenden.

Bedienter.

Kommt der Herr Graf vielleicht ſchon zurück?

Bertrand.

Ich glaube nicht; aber — (auf Petern zeigend.) der Herr da wird mit uns frühſtücken.

Bedienter.

Ah — der da?

Charlotte

(etwas beleidigt.)

Ja! Und wir wollen alſogleich frühſtücken. (Der Bediente tritt ab.) Setze Dich, lieber Peter, Du wirſt müde ſeyn.

Peter.

Nun, geht mit, meine Füße ſind gut.

Bertrand.

Tauſend Bomben! da hab' ich vergeſſen, die Piſtolen des Commandanten herzurichten, er hat mir's doch aufgetragen. Peter, ſchwatze ein wenig mit Charlotten, ich komme bald wieder.

(Geht ab.)

Dritter Auftritt.

Charlotte. Peter. Dann der Bediente.

Charlotte.

Lieber Peter! Es hat ſich Manches ereignet, ſeit wir uns nicht geſehen haben.

Peter.

Ach ja es iſt auch ſchon lange. Man hat mir geſchrieben, daß ſich Ihre Couſine Annette verheirathet hat.

Charlotte.

So?

Peter.

Wie? davon wiſſen Sie nichts? Und Ihre andere Couſine, Madame Dutour, wie geht's denn der? Haben Sie ſie auch lange nicht geſehen?

Charlotte.

Seit ich verheirathet bin nicht.

Peter (für ſich).

Ja, da guckt doch ſchon die große Dame hervor, die ſich um ihre Familie nicht bekümmert.

Der Bediente (anmeldend).

Der Herr Graf ſteigt ſo eben vom Pferde.

Charlotte.

Ach mein lieber Mann! (Sie eilt ihm entgegen.)

Vierter Auftritt.

Vorige. Arthur (durch die Mitte eintretend).

Arthur.

(Charlotten die Hand reichend).

Willkommen, Charlotte!

Charlotte

(ſich an ſeine Bruſt werfend).

Ach, mein lieber Arthur!

Arthur

(halbleiſe zu ihr).

Mit wem unterhältſt Du Dich denn da? Wer iſt der Mann?

Peter

(ſtellt ſich, militäriſch grüßend, in Poſitur).

Herr Commandant —

Arthur

(betrachtet ihn näher).

Ah, ich glaube, das iſt ein bekanntes Geſicht. — Seyd Ihr nicht —?

Peter.

Peter Moulin, vom dritten Infanterieregiment, Corporal beym erſten Bataillon, zweyte Compagnie.

Arthur (zum Bedienten).

Michel, laß Er dem Menſchen ein gutes Frühſtück geben. — Adieu, mein Freund. Wenn Er wünſcht, ſo will ich Ihn bey ſeinem Oberſten empfehlen.

Peter.

Vielmahls verbunden, Euer gräflichen Gnaden. — Mamſ— — Madame Frau Gräfin, ich habe die Ehre. Seyn Sie ſo gut und richten Sie mein ſchönes Compliment an meinen Pathen, Ihren Herrn Vater aus.

Arthur.

Schon recht, ſchon recht!

Charlotte

(welche das Mißfallen des Grafen bemerkt).

Geh' jetzt, Peter, geh!

Arthur.

(bemerkend, daß es ſeinetwegen geſchieht).

Nicht doch, Charlotte. Wenn Du mit Deinem alten Bekannten noch gerne ſprechen willſt, thu' es immerhin. Er kann auch mit uns frühſtücken, hier auf dem Lande. —

Peter.

Schönen Dank. Ich bin nicht hungerig, und ich muß fleißig auftreten, wenn ich heute noch in Paris ſeyn will.

Arthur.

Alſo adieu! Wenn ich Ihm ſonſt in irgend etwas nützlich ſeyn kann —

Charlotte.

Bedarfſt Du vielleicht Geld?

Peter.

Nein; — Ein Bißchen Bley (auf Kopf und Herz deutend) da, oder da hinein, wäre mir lieber. Der Krebs läßt mich nicht ruhen. Gott befohlen.

(Geht mit dem Bedienten ab.)

Fünfter Auftitt.

Arthur. Charlotte.

(Charlotte ſetzt ſich und läßt den Kopf ſinken.)

Arthur (tritt zu ihr).

Was fehlt Dir, Charlotte?

Charlotte.

Der arme Burſch dauert mich. Er ging ſo traurig fort. Er wird ſagen, ich ſey ſtolz, und er iſt doch mein Verwandter.

Arthur.

Ich habe gethan, was ich konnte, um ihn zurückzuhalten. Allein, ich erwarte heute große Geſellſchaft, und Deine Verwandten —

Charlotte.

Immer, wenn Du von Paris aus der großen Welt kommſt, haſt Du Etwas gegen meine Verwandten. Während den erſten Monaten unſerer Ehe bliebſt Du immer bey mir und ſprachſt nie davon.

Arthur.

Verzeihe, liebe Freundin; aber Du mußt ja doch ſelbſt einſehen —

Charlotte.

Arthur! liebſt Du mich denn noch?

Arthur.

Ich liebe Dich und werde Dich immer lieben.

Charlotte.

Ach, dieſe Worte thun mir wohl im Innerſten von meinem Herzen!

Arthur.

Man ſagt nicht „im Innerſten von meinem Herzen,“ ſondern: „im Innerſten meines Herzens.“ Gewöhne Dir doch einmal eine beſſere deutſche Sprache an.

Charlotte.

Sey nicht böſe. Mein Lehrer iſt zufrieden mit mir, er ſagt, ich mache Fortſchritte. — Waren viele Fehler in dem Briefe, den ich Dir geſtern ſchrieb?

Arthur

(reicht ihr gemüthlich die Hand).

Wenn ich in jeder Zeile leſe, daß Du mich liebſt, was kümmert mich Dein Styl? Aber Du fragſt mich ja gar nicht, was ich in Paris gethan?

Charlotte.

Haſt Du Deine Mutter geſehen? Seyd Ihr verſöhnt?

Arthur.

Ja, und zwar ohne weitere gegenſeitige Erklärung. Ich warf mich in ihre Arme, ſie weinte, und ſo war Alles vergeben und vergeſſen. Sie wird heute noch ſelbſt hierher kommen mit der Baronin d'Alby, der ich eigentlich unſere Wiedervereinigung danke.

Charlotte.

Die Baronin d'Alby? die junge ſchöne Dame? — Ich erinnere mich auf ſie.

Arthur.

Man ſagt nicht: „ich erinnere mich auf ſie, ſondern „ich erinnere mich ihrer.“

Charlotte.

Du haſt mich noch nie ſo gehofmeiſtert als heute. Höre, lieber Arthur, ich werde gewiß mein Möchlichſtes thun, damit Du über Dein Weib — (ſieht, daß der Graf eine Bewegung macht und verbeſſert ſich geſchwind) will ich ſagen — damit Du über Deine Gemahlin nicht erröthen darfſt. Gehe den künftigen Winter nach Paris und nimm mich mit Dir, Du wirſt ſehen, wie ich in Geſellſchaften von der Geſchichte und von der Geographie reden werde, daß es eine Freude iſt.

Arthur.

In Geſellſchaften, liebes Kind, ſpricht man von ganz etwas Anderem als von Geographie. Aber laß uns jetzt vor allen Anſtalten treffen, unſere Gäſte würdig zu empfangen; Du biſt noch im Negligé, Du mußt Dich recht ſchön machen.

Charlotte.

Wenn Du mich ſo liebſt, wie ich bin, was brauch ich Anderen zu gefallen?

Arthur.

Ganz recht; aber ich wünſchte, daß Dich auch meine Mutter und die Baronin ſchön finden, recht ſchön.

Charlotte.

Wie ſonderbar Du biſt! — Ich will thun, was Du wünſcheſt, aber keine große Toilette, nicht wahr? denn darin bin ich wohl noch etwas linkiſch.

Arthur.

Du haſt Recht, keine große Toilette; ſchön, aber einfach. Verſprich mir nur, während des Frühſtückes und Mittagmahles über Dich zu wachen und meine Lehren nicht zu vergeſſen.

Charlotte.

Sey ruhig, Du ſollſt mit mir zufrieden ſeyn, ich werde die Taſſen nicht übergießen, die Handſchuhe hübſch anbehalten, das Meſſer in der Rechten, die Gabel in der linken Hand behalten. — Aber was findeſt Du denn zu lachen?

Arthur.

Ich lache über Dich — über mich ſelbſt. Geh', liebe Charlotte, bleibe immer ſo ſanft und gut, wie Du biſt.

und Du wirſt keine andern Künſte bedürfen, um zu gefallen.

Charlotte.

Wie glücklich bin ich, wenn Du ſo ſprichſt. An Liebe für Dich und Achtung für Deine Wünſche wird es mir nie fehlen.

(Geht links ab.)

Sechster Auftritt.

Arthur (allein).

Ein vortreffliches Kind! Wahrlich, ich ſchäme mich, Ihr liebenswürdiges, natürliches Weſen durch all' dieſe läppiſchen Kleinigkeiten, die man gute Art nennt, verderben zu müſſen. Ach, Charlotte, Deine Unſchuld und Einfachheit ſind mehr werth als alle Talente, welche Dir mangeln. — Ah, Du da, Bertrand?

Siebenter Auftritt.

Arthur, Bertrand.

Bertrand.

Guten Morgen, Herr Commandant! Haben Sie eine gute Reiſe gemacht?

Arthur.

Sehr gut.

Bertrand.

Nun, deſto beſſer.

Arthur.

Haſt Du mir etwas zu ſagen, Alter?

Bertrand.

Ja, meiner Seele, und etwas ſehr Wichtiges.

Arthur.

Nun, ſo rede.

Bertrand.

Ich komme, Ihnen zu ſagen, — zu ſagen — mein ſchönſtes Lebewohl. Ich begebe mich wieder nach Paris.

Arthur.

Nach Paris? Und warum?

Bertrand.

Ich habe Geſchäfte dort.

Arthur.

So? Und was wären das für Geſchäfte?

Bertrand.

Ja wir arme Teufel haben freilich keine ſo großen Geſchäfte, und es wäre nicht der Mühe werth, Sie damit zu langweilen. Adieu, Herr Commandant! Ich wünſche Ihnen recht geſund zu verbleiben, ich verändere meine Station.

Arthur.

Was zum Henker haſt Du denn, Bertrand? Du ſcheinſt übler Laune.

Bertrand.

O nein!

Arthur.

Was iſt Dir geſchehen? Rede frey; hat Dich Jemand beleidigt?

Bertrand.

Beleidigt? Sie verzeihen, Herr Commandant, der alte Bertrand läßt ſich nicht beleidigen. Auch weiß ich recht wohl, daß ich hier nicht Herr im Hauſe bin und nichts zu commandiren habe; nur der, welcher die Suppe bezahlt, hat das Recht, Jemand einzuladen, daher kann ich mich auch nicht beklagen.

Arthur.

Ah, ich merke wohl, wo Du hinaus willſt. Peter hat Dir geſagt, daß ich ihn fortgeſchickt habe. Nun, mein Alter, es iſt ja doch nichts ſo Außerordentliches —

Bertrand.

Außerordentliches ganz und gar nicht, und wenn ich ein Herr wäre, wie Sie, ein Graf, reich, nobel und Eſcadrons-Chef, ich würde mich ganz anders in die Bruſt werfen, aber ſehen Sie, ich fühle, es iſt hier nicht mein rechter Platz, und gerade die unbedeutende Geſchichte mit dem Peter, der mit vollem Herzen und leeren Bauche davongegangen iſt, hat mir die Augen geöffnet. Ich ſagte zu mir ſelbſt: „Was machſt Du hier?“ und in dem Augenblicke war auch mein Entſchluß gefaßt: ich gehe nach Paris zurück, in meine kleine Stube in der Vorſtadt.

Arthur.

Bertrand! ich werde Dich nicht ſo von mir gehen laſſen.

Bertrand.

Und doch muß es ſeyn. Ich will Ihnen ganz reinen Wein einſchenken: es iſt mir hier auch nicht wohl, weil ich meine alten Gewohnheiten vermiſſe. In den prächtigen Sälen und vertapezirten Gemächern kann ich meine Pfeife nicht rauchen, ich frühſtücke zu Mittag, und Mittagmahle Abends. Die Leute lachen nicht mit Unrecht über manche Ungeſchicklichkeit, die ich begehe; aber mich ärgert es nun einmal. Sie werden ſehen, Herr Commandant, auch Sie, ſo viele Schonung Sie auch für mich haben, würden bald Etwas an dem Alten zu rügen finden. Daher laſſen Sie mich gehen; wenn wir getrennt ſind werden wir in beſter Freundſchaft mit einander leben.

Arthur.

Aber, wie kommt es, daß Du heute zum erſten Mahle dieſe Betrachtungen anſtelleſt?

Bertrand.

Zum erſten Mahle? O nein! es iſt mir ſchon oft eingefallen, allein ich wollt' es übertauchen, kann aber nicht. Des Abends, zum Beiſpiele, wie freu' ich mich, einmahl wieder meine alten Kameraden in der räucherigen Bierkneipe zur rothen Henne aufzuſuchen und mit ihnen wieder alle Schlachten durchzumachen. Das geht mir ab, ja, ja. Sie würden Ihre Freunde verlieren und ich die meinigen, das thut's nicht. Was meine Tochter anbetrifft, die iſt Ihre Frau, und es iſt Ihre Pflicht, ſich in alles zu ſchicken, die ſoll die noblen Manieren annehmen, wenn ſie kann, und kann ſie nicht, und man lacht ſie aus, ſo iſt es Ihre Pflicht, den Lachern einen Merks zu geben, und Sie werden es thun, davon bin ich überzeugt.

Arthur.

Bertrand, Du machſt mir Kummer.

Bertrand.

Auch mir macht es Kummer, Sie zu verlaſſen, aber was ſoll ich thun? Trennen wir uns als gute Freunde. Ich komme dann manchmal, Sie zu beſuchen, ich bleibe einen ganzen Tag da, ſpeiſe mit Ihnen, oder auch unten mit dem Gärtner, das macht mir nichts. Nun leben Sie wohl. Sagen Sie meiner Tochter nichts davon, es bleibt unter uns. Adieu, Herr Commandant! dieſen Abend noch rauche ich meine Pfeife bey der rothen Henne.

(Arthur reicht ihm gerührt die Hand, Bertrand drückt und küßt ſie und geht ab.)

Arthur (allein).

Ach, überall ſo viel Gutmüthigkeit und doch ſo wenig Glück!

Achter Auftritt.

Arthur. Der Bediente.

Bedienter
(bringt eine Harfe und Muſikalien, auch Pinſel und ein Farbenkäſtchen).

Hier iſt alles, wie Euer gräflichen Gnaden befohlen haben.

Arthur.

Gut. (Der Bediente geht wieder ab.) Die Baronin ſoll uns einige neue Arien ſingen; es iſt ſchon ſo lange, daß ich keine gute Muſik gehört habe. — Wie gut ſie iſt, hierher kommen zu wollen, ſie, die ich doch ſo ſehr beleidigt habe. Ach, die Frau hat außerordentlichen Verſtand und ſo viel Liebenswürdigkeit! — Es ſcheint mir wahrhaſtig, ſie iſt auch während der Zeit, als ich ſie nicht ſah, noch hübſcher geworden. Wenn Charlotte ſich ſo recht blöde und linkiſch benähme, — das wäre — Wie, Arthur, wollteſt du dich jetzt ſchämen, daß du alle Vorurtheile der großen Welt überwunden und aufgeopfert haſt? Iſt Charlottens kindliche Unbefangenheit nicht mehr werth als alle Kokettenkünſte der Baronin?

Neunter Auftritt.

Arthur. Charlotte (herbeylaufend).

Charlotte.
Ich hörte einen Wagen in den Park fahren.

Arthur.
Gewiß meine Mutter und die Baronin.

Charlotte.
Ach, mein Gott! wie mir das Herz ſchlägt!

Arthur.
Komm, laß uns ihnen entgegen gehen. (Er faßt ſie an der Hand.) Aber faſſe Dich doch, Charlotte! ich bitte Dich! — Da ſind ſie ſchon.

Zehnter Auftritt.

Vorige. Die Gräfin. Die Baronin. Später der Bediente.

Gräfin.
Guten Morgen, Arthur! Guten Morgen — Madame!

Arthur
(ſie unterbrechend).
Wie glücklich bin ich, Sie wieder bey mir zu ſe-

hen, liebe Mutter! (Zur Baronin.) Verehrte Baronin, ich ſtelle Ihnen hier meine Gemahlin vor.

Baronin.

Ich wünſchte ſchon lange nähere Bekanntſchaft mit der Gräfin zu machen.

Charlotte.

Sie ſind ſehr gütig, Frau Baronin, und ich danke Ihnen, daß Sie — —

Arthur

(ſie unterbrechend).

Sie werden ermüdet ſeyn, meine Damen.

Baronin.

Nicht im Geringſten. — Liebe Gräfin, dieſe Gegend und dieſes Schloß ſind herrlich.

Gräfin.

Es war in trüben Zeiten immer mein Zufluchtsort.

Baronin.

Und Ihr Sohn ſucht nun hier Zuflucht vor den *Freuden* der Welt.

Arthur.

Das macht, weil ich glaube, daß die Vergnügungen der Welt das wahre Glück beeinträchtigen.

Gräfin.

Und biſt Du wahrhaft glücklich, mein Sohn?

Arthur.

Sehr glücklich!

Gräfin
(halblaut zu ihm).

Biſt Du deſſen auch ganz gewiß?

Arthur.

Sehr glücklich!

Gräfin.

Und Sie, Madame?

Charlotte.

O Gott, wie könnt' ich es nicht ſeyn? Arthur iſt ja immer bey mir.

Baronin.

Recht gut; aber Sie müſſen uns den Grafen nicht ganz rauben, und auch Sie ſelbſt müſſen ſich nicht ganz von der Welt entfernen. Sie müſſen dieſen Winter nach der Stadt kommen.

Charlotte.

Ich werde thun, was mein Gemahl will, und ich muß geſtehen, es wird auch mir recht angenehm ſeyn, meine Verwandten, meine Jugendfreundinnen wieder zu ſehen.

Arthur
(ſie unterbrechend).

Ja, gewiß, dieſen Winter gehen wir nach Paris. — Baronin, wollen Sie mein Schloß, meinen Park beſehen?

Baronin.

Mit Vergnügen. Ich verſpreche Ihnen, Sie ſollen heute noch Gelegenheit genug haben, den galanten Hausherrn zu machen; ich will Alles ſehen, Alles, bis auf die Hühnerkammer. (Bemerkt die Harfe.) Aber was ſeh' ich! Auch die Künſte verſchönen Ihre Einſamkeit? Das iſt wohl die Harfe für Ihre Gemahlin?

Charlotte.

Nein, Frau Baronin; ich —

Arthur.

Die Gräfin ſpielt nur das Pianoforte. Ich habe dieß Inſtrument hierher bringen laſſen, damit Sie uns das Vergnügen machen, Baronin.

Baronin.

Sehr gerne.

Gräfin (für ſich).

Der arme Arthur, wie verlegen er iſt!

Der Bediente (tritt ein).

Euer gräflichen Gnaden, ein Bote hat ſo eben dieſen Brief gebracht und wartet auf Antwort.

Arthur.

Sie erlauben, meine Damen. (Nimmt den Brief und öffnet ihn.) Ah, was ſeh' ich! Ein Billet von dem Sauſewind Monval. Er iſt eben von ſeiner Reiſe zurück gekommen.

Baronin.

O, das freut mich!

Arthur.

Hören Sie, was er mir ſchreibt. (Liest.)

Mein lieber Arthur!

„Ich komme ſo eben in das Vaterland zurück, und da ich nicht weit von Deinem Schloſſe vorüberfahre, ſo ſagt man mir, daß Du es in dieſem Augenblicke bewohneſt, und zwar mit Deiner jungen Frau. Alſo haſt Du während meiner Abweſenheit zur Fahne Hymens geſchworen? — Brav, mein Junge! Wenn Du erlaubſt, ſo beſuche ich Dich auf ein paar Stunden und bringe der ſchönen Gräfin von Aiglemont meine Huldigung dar. Ich erwarte Deine Erlaubniß hierzu im Wirthshauſe zu Saint-Marin, wo ich mich entſetzlich langweile.“ — Dein Freund

Monval.

Baronin.

Sie laſſen ihn doch kommen, lieber Graf? er wird uns unterhalten.

Arthur.

Ich eile ſogleich ſelbſt. Saint-Marin iſt kaum zehn Minuten von hier; Monval ſoll in Kurzem zu Ihren Füßen liegen, ſchöne Baronin.

(Er geht ab. Der Bediente folgt.)

Eilfter Auftritt.

Die Gräfin. Die Baronin. Charlotte.
Später der Bediente.

Gräfin
(zur Baronin).

Nun, liebe Freundin, wollten Sie uns nicht etwas auf der Harfe ſpielen?

Baronin.

Recht gern, aber das könnte unſere liebe Wirthin vielleicht nicht unterhalten.

Charlotte.

Im Gegentheile, ich höre Muſik ſehr gerne.

Baronin
(beobachtet eine geſtickte Chemiſette, welche Charlotte trägt).

Was ſeh' ich! Das iſt ja eine ſehr ſchöne und feine Stickerey!

Charlotte.

Nicht ſo ſchön und fein wie die Ihrige, Frau Baronin. Iſt das Ihre eigene Arbeit?

Baronin (lächelnd).

Meine Arbeit? Nein! Ich habe ſie bei der Putzhändlerin Minette gekauft.

Charlotte.

Aber! — Was ſeh' ich? — Ja, wahrhaftig, da iſt ein Riß.

Baronin.

Das muß mir bey'm Ausſteigen aus dem Wagen geſchehen ſeyn.

Charlotte.

Ich will es ſogleich etwas repariren.

Baronin.

Nicht doch, Liebe! Wollten Sie ſich ſelbſt die Mühe nehmen?

Charlotte

(nimmt Nadel und Zwirn aus einem Nähkäſtchen und fängt an zu nähen).

Recht gern; es könnte weiter reißen, und das wäre Jammerſchade.

Gräfin.

Ihre naive Einfalt rührt mich.

Der Bediente (anmeldend).

Herr von Monval. (Geht ab.)

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Monval.

Monval.

Milles pardons, Mesdames, daß ich erſcheine, aber ich hatte keine Geduld, länger zu warten.

Gräfin.

Mein Sohn iſt gleich nach Empfang Ihres Briefes gegangen Sie abzuholen.

Monval.

Der gute Arthur! Wir müſſen uns vermuthlich bey'm Wäldchen nicht geſehen haben. Kaum hatte ich den Boten abgeſchickt, ſo dachte ich darüber nach, und fand, daß ich lieber ſelbſt hätte gehen ſollen. — Das geſchieht mir öfter. — Warum, dachte ich mir, ſollſt du da noch eine halbe Stunde in dem elenden Wirthshauſe zubringen? und ſo eilte ich hierher, um der Gräſin von Aiglemont, der Gattin meines lieben Freundes Arthur, meine Huldigung darzubringen. (Zur Baronin gewandt.) Das ganze Glück meines Freundes war mir noch nicht bekannt. (Zur Gräſin.) Auch Sie, Gräſin, hoffte ich nicht hier zu treffen. (Erblickt Charlotte, und lorgnettirt ſie.) Was ſeh' ich! — Da iſt ja auch noch eine Bekannte. Erinnern Sie ſich meiner nicht mehr?

Charlotte.

Ich erinnere mich, dieſen Herrn bey der Madame Robert, Putzmacherin in der Straße Saint Honoré, geſehen zu haben.

Monval.

Richtig!

Baronin
(Monval mit dem Finger drohend).

Ah! Sie haben Bekanntſchaften mit Putzmacherinnen?

Monval.

Alles in Ehren, meine Gnädige. Madame Robert war einſt Kammermädchen bey meiner Mutter, hat dann eine Erbſchaft gemacht und ein Putzwaaren-Magazin eröffnet, wo man immer die hübſcheſten Mädchen findet.

Baronin (lacht).

So?

Monval.

Nun, nur kein ſarkaſtiſches Lächeln. Madame Robert war zwanzig Jahre in unſerem Hauſe, ſie hat mich gepflegt, wie ich noch ein kleiner Junge war.

Baronin.

Und die hübſchen Ladenmädchen? —

Monval.

Beobachtungsſucht, Menſchenſtudium, das war's, was mich manchmal hinführte. (Zu Charlotte.) Was iſt denn aus der allerliebſten Kleinen geworden mit den ſchwarzen Augen und dem pikanten Geſichte?

Charlotte.

Jene, welche Sie ſo oft ſpazieren führten? Cäcilie Bizot?

Monval.

Nein, die Andere, die Kleinere.

Charlotte.

Ah, meine Couſine?

Dreyzehnter Auftritt.

Vorige. Arthur.

Arthur.

Du ſchon hier, mein lieber Monval? (wiſcht ſich den Schweiß von der Stirne.) Zum Henker auch, Du haſt mich laufen gemacht.

Monval.

Verzeihe mir, lieber Freund, ich hatte ſo große Sehnſucht Dich zu ſehen; allein ſie wäre noch größer geweſen, wenn ich vorher gewußt hätte, wen ich hier finden würde.

Arthur.

Ich hätte Dich meiner Gemahlin ſo gern ſelbſt vorgeſtellt.

Monval.

Zehn Monate aus Frankreich entfernt, wußte ich kein Wort von dem, was in unſerem guten Paris vorging. Ich erfuhr erſt jetzt in der Herberge, daß Du vermählt ſeyſt. Nimm meinen Glückwunſch, Du haſt Dir die Grazien feſt gebannt.

Arthur.

Ich danke Dir.

Gräfin.

Mein Sohn führt ein ſehr zurückgezogenes Leben.

Monval.

Ich begreife. Für einige Monate. O, ihr erſten Tage der Liebe, was vergäße man nicht um euretwillen? Aber keinen Egoismus, Freund, ich hoffe, Du haſt der Welt nicht für immer Valet geſagt.

Baronin.

Wir hoffen, daß der Graf dieſen Winter in Paris zubringen werde.

Monval.

Ah! das laſſ' ich gelten. Ich werde in Ihrer Geſellſchaft meinen Kummer vergeſſen.

Arthur.

Nun, für Deinen Kummer ſind wir nicht beſorgt.

Monval.

Nein, mein Freundchen, ohne Scherz, wirklichen Kummer, eine unglückliche Leidenſchaft.

Gräfin.

Sie, Herr von Monval?

Monval.

Ja, ja, lachen Sie nicht. Wiſſen Sie, daß ich auf dem Punkte ſtand, mich zu verheirathen. Ich war raſend verliebt, aber zum Glück fiel noch der Schleyer von meinem Auge. Ein junges Mädchen, von niedriger Herkunſt. Ich berechnete, was das für Folgen haben könne, und brach mit ihr.

Arthur.

Wer rechnet, liebt nicht. Wie konnteſt Du ein Mädchen, das Dich liebte, ſo ſchnöde verlaſſen?

Monval.

Lieber Himmel, ich ſage Dir ja, es war nur Ueberſpannung, Einbildung! Eine lächerliche Verwandtſchaft, die mich in tauſend Verlegenheiten brachte und dadurch ſelbſt dazu beytrug, daß ich meine Thorheit einſah.

Arthur.

Es iſt oft Pflicht, nicht Thorheit, gegen die Gewohnheit zu handeln.

Monval.

Pah! wer wird ſich da ſo viele Skrupel in den Kopf ſetzen. Ich habe einige hundert Franken dort gelaſſen, und man hat mir die Hände geküßt. Aber, wie geſagt, es thut mir jetzt doch Noth, mich zu zerſtreuen, und da will ich alle meine alten Bekanntſchaften in Paris wieder anknüpfen. (Zu Charlotten.) Sie ſagten, daß Ihre Couſine —

Charlotte.

Sie hat jetzt einen kleinen Kramladen.

Monval.

So, ſo! — Nun, weit gebracht.

Arthur
(näher tretend).

Aber —

Monval.

Laß mich doch! Ich kenne ja auch Mamſell Charlotte Bertrand ſchon von früher her.

Baronin.

So? Nähere Bekanntſchaft?

Monval.

Das will ich glauben! Aber honny soit qui mal y pense! Charlotte war immer eine ſtrenge Schönheit, gegen *mich* wenigſtens.

Arthur.

Mein Herr! —

Monval.

Nun macht er große Augen, weil ich da ein paar Wörtchen mit dem Mädchen ſpreche. — Sey unbeſorgt, ich habe zu viele Achtung für Deine Frau, als daß ich ihrem Mädchen zu nahe treten ſollte, wenn auch die ſchelmiſchen Blitzaugen dazu auffordern.

Charlotte (für ſich).

Ach, ich Unglückliche!

Arthur.

Was wagen Sie zu ſchwätzen?

Baronin.

Sie ſind im Irrthum, Herr von Monval.

Monval.

Was ſoll das alles heißen? Ich begreife nicht —

Arthur

(ſtellt ſich neben Charlotten und faßt ihre Hand).

Daß Sie ſich ſehr geirrt haben; dieß iſt meine Gemahlin, die Gräfin von Aiglemont.

Monval.

Mon Dieu! Wer hätte denken können! — Entſchuldigen Sie mich, Madame! und Du, mein Freund, glaube, wenn ich hätte muthmaßen können —

Arthur

(mit ſichtbarer innerer, aber unterdrückter Aufwallung).

Wer viel ſpricht, ſpricht nicht immer das Rechte und Schickliche.

Gräfin.

Ruhig, meine Herren, ich ſelbſt will der Ruhe genießen.

Baronin.

Wir finden uns doch wieder, Herr von Monval?

Monval.

Ich weiß nicht, ob ich noch das Vergnügen haben werde; ich möchte noch vor Abend in Paris ſeyn.

Arthur

(mit Bitterkeit).

Freylich, nach einer Campagne wünſcht man ſeine Heldenthaten und Eroberungen auszupoſaunen, ſeine Trophäen und Wunden zu zeigen.

Monval.

Arthur!

Arthur.

Wie wird man zittern, in den Boudoir's und hinter den Couliſſen ſchon bey der Erzählung dieſer Heldenthaten.

Monval.

Noch einmal, Arthur! —

Arthur.

Sie müſſen uns ein Exemplar von dem Journale ſenden, welches das alles beſchreibt, es wird uns unterhalten.

Monval.

Graf von Aiglemont, dieſer ſpottende Ton! —

Arthur.

Freylich, es iſt gefährlich mit einem Helden zu ſcherzen, wie Monval.

Monval
(halbleiſe zu ihm).

Vielleicht!

Gräfin
(tritt zwiſchen Beyde).

Seyd Ihr Beyde raſend geworden?

Charlotte.

Mein Gott, Arthur!

Arthur

(mit erzwungenem Lächeln).

Nichts, meine Damen, als Scherz, den Herr von Monval wohl verſtehen wird.

Gräfin

(leiſe zu ihrem Sohne).

Mein Sohn, ſo mäßige Dich; Du mußt das Los ertragen lernen, welches Du Dir ſelber gewählt haſt. (Zur Baronin.) Kommen Sie, Freundin. (Zu Monval, der ihr den Arm bietet und ſie bis zur Thüre führt.) Herr von Monval, auf Wiederſehen. — Bedenken Sie, Sie ſind der Gaſt meines Sohnes.

(Mit der Baronin ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Charlotte. Arthur. Monval.

Monval

(halbleiſe zu ihm).

Sage mir, Arthur, haſt Du den Verſtand verloren? Was ſoll ich von dieſer Sprache denken?

Arthur.

Was Ihnen gefällig iſt.

Monval.

Wenn ich nicht in Ihrem Hauſe wäre —

Arthur.

Deßhalb geniren Sie ſich gar nicht. Wir wollen hiervon gleich im Parke weiter ſprechen. (Laut.) Kommen Sie, Herr von Monval, wir wollen einen Spaziergang in den Park machen.

Charlotte.

Du verläſſeſt mich, Arthur?

Arthur.

Nur auf einen Augenblick, meine Liebe. Beſchäftige Dich indeſſen mit meiner Mutter, mit der Baronin; ich komme bald wieder. Ich muß ja doch meinem alten Freunde die Honneurs des Hauſes machen. (Monval feſt an der Hand faſſend.) Kommen Sie!

(Beyde ab.)

Fünfzehnter Auftritt.

Charlotte, dann Bertrand.

Charlotte.

Gott! Mein Gott! Arthur iſt aufgebracht, und der Gang in den Park! — Wie, wenn ich die unſchuldige Urſache? — (Sie geht in der größten Unruhe auf und ab.)

Bertrand.

(welcher eingetreten und ſie einen Augenblick ſtillſchweigend beobachtet hat).

Was iſt Dir, meine Tochter? Du biſt ja ganz ängſtlich.

Charlotte.

Nichts, nichts, mein Vater.

Bertrand.

Doch, doch, — ich ſeh' es Dir ja an. Und wer iſt der fremde Herr, der mich da draußen mit ſeinem Augenglaſe auf eine Art angeſehen hat, die mir gar nicht gefallen? Nun, meinetwegen, es wird bald anders ſeyn. Höre, meine Tochter, ich komme, um Dir Lebewohl zu ſagen, ich gehe nach Paris.

Charlotte.

Wie? Sie wollen mich verlaſſen, mein lieber Vater?

Bertrand.

Ich habe dort nothwendige Geſchäfte, die mich längere Zeit entfernt halten werden.

Charlotte

(küßt ihm die Hand).

Ach! ich begreife wohl, und wag' es nicht, Sie zurück zu halten.

Bertrand.

Peter iſt auch noch da, wir gehen mit einander. Er möchte Dir auch noch gerne Adieu ſagen.

Charlotte.

Soll kommen, der gute Peter!

Bertrand

(ſpricht zur Thüre hinaus).

Komm herein, Peter, ohne Scheu, ſie iſt ganz allein.

Sechszehnter Auftritt.

Vorige. Peter.

Peter.

Gnädige — Frau Gräfin, — weil Sie erlauben, und weil wir fortgehen, und weil —

Charlotte
(reicht ihm die Hand).

Adieu, Peter! Bleibe recht geſund und ſieh auf meinen Vater.

Peter.

Ach! ich werde Alles thun, was Ihnen lieb iſt.

Charlotte (mit Theilnahme).

Mein lieber, alter Freund!

Peter.

Mamſ— gnädige Gräfin, ſo müſſen Sie nicht reden, wenn ich ſtandhaft bleiben ſoll. Man iſt nicht von Stein, wenn man auch ein Soldat iſt. Ach! ich wollte, ich hätte nie einer werden dürfen, — und Sie hätten nie das Unglück auf der Straße gehabt, und ich wäre — Ah, pah! was hilft das Alles; der Krebs hat's nicht anders zugelaſſen. Sie ſind jetzt recht glücklich und — (ſich die Thränen aus den Augen wiſchend) das freut mich, und ich habe gar nichts dagegen; aber wenn Sie noch einmal im Leben Kummer haben ſollten, was der liebe Himmel verhüthen wolle, — dann erlauben Sie Petern, den Kummer mit Ihnen zu theilen. (Er küßt ihr die Hand.)

Bertrand.

Allons, Corporal! Wer wird denn heulen wie ein altes Weib! Komm, wir müſſen fort.

(Man hört von Außen zwey Schüſſe.)

Charlotte.

Großer Gott! Was iſt das?

Bertrand.

Ah! Die Jäger werden im Park einige Repphühner zuſammengeknallt haben.

Charlotte.

Ich werde Sie aber doch bald wieder ſehen, lieber Vater?

Bertrand.

Ja, mein Kind, ich beſuche Dich bald, recht bald. Lebe wohl.

Peter (ſchluchzend).

Auch ſo viel.

(Beyde ab.)

Charlotte (allein).

Auch mein Vater fort! Allein, — allein!

Eine Stimme (von Außen).

Zu Hülfe! Michel! John!

Charlotte.

Großer Gott! was iſt das?

Siebenzehnter Auftritt.

Charlotte. Die Baronin. Die Gräfin. Gleich darauf Arthur, (welcher am Arme verwundet iſt) auf Bertrand und Petern ſich ſtützend, durch die Mittelthüre. (Man ſetzt ihn auf einen Stuhl in der Mitte der Bühne.)

Baronin
(kommt aus ihrem Zimmer).

Was iſt geſchehen?

Gräfin (herbeylaufend).

Was ſoll das Geſchrey?

Charlotte
(auf Arthur hinſtürzend).

Himmel, mein Gemahl!

Gräfin.

Mein Sohn!

Baronin.

Zu Hülfe, zu Hülfe! Nur ſchnell einen Wundarzt.

Bertrand.

Beruhigen Sie ſich, es iſt keine Gefahr dabey. — Der andere Kamerad iſt nicht ſo leicht weggekommen.

Baronin.

Wie? Warum?

Bertrand.

Der Commandant hat gethan, was jeder Mann von Ehre thun muß. Er züchtigte den Unverſchämten, der ſich über ſeine Frau luſtig machte.

Arthur.

Es iſt nichts; beunruhigen Sie ſich nicht.

Charlotte.

Mein Arthur! — Gott, wie er blaß iſt, ſein Kopf ſinkt, er verliert die Beſinnung. Ich Unglückliche!

Gräfin

(Charlotten von Arthur wegreißend).

Laß mich meinem Sohne zu Hülfe eilen.

Charlotte.

Ach, ſtoßen Sie mich nicht zurück; der Gattin Pflicht iſt es.

Gräfin.

Wenn er ſtirbt, Du haſt ihn getödtet.

Charlotte

(mit einem herzzerreißenden Schrey).

Ah!

Bertrand.

Ey, Weibergewimmer und kein Ende! Ich ſage Ihnen, es iſt nur eine leichte Wunde.

Baronin.

Er öffnet die Augen.

Gräfin.

Mein Sohn! mein lieber Sohn!

Arthur.

Meine Mutter! (Sie umarmen ſich.) Charlotte!

Charlotte (läuft zu ihm).

O, Verzeihung! Verzeihung! Ich bin Urſache! Ach! es iſt kein Glück in unſerer Ehe!

Arthur.

Was ſagſt Du?

Charlotte.

Ich mache Dir Schande, ich ſetze ſogar Dein Leben in Gefahr.

Arthur.

Nein, liebes Weib!

Charlotte.

Dieſe Wunde! dieſe Wunde!

Bertrand.

Iſt ehrenvoll und wird vernarben.

Peter.

Ich ſeh' es wohl, ſie iſt nicht gar ſo glücklich.

(Während Alle bey Arthur beſchäftigt ſind, Bertrand den Verband zurechtlegt, die Gräſin ihm den Schweiß von der Stirne wiſcht, Charlotte zu ſeinen Füßen kniet und ſeine Hand mit Thränen küßt, tritt die Baronin rechts ganz in den Vordergrund der Bühne und ſpricht zu ſich ſelbſt mit heimlicher Schadenfreude):

Er hat über ſie erröthen müſſen, ihr Reich iſt zu Ende.

Ende des zweyten Aufzuges.

Dritter Aufzug.

Die Bühne ſtellt Charlottens Gemach im Hotél des Grafen von Aiglemont in Paris vor. Bey Eröffnung der Cortine ſitzt **Charlotte** ſchlafend auf einem Lehnſtuhl zur Linken, nahe bey einem Tiſche, worauf eine, ſchon faſt ganz ausgebrannte, Kerze ſteht. Ein anderer Tiſch iſt zur Rechten. Eine Toilette und ein lit. de repos.

Erſter Auftritt.

Charlotte (ſchlafend). **Arthur** (tritt ein, ihm folgt ein **Bedienter**, der ein geſchmackvolles Bedarfkäſtchen (Necessär) trägt.)

Arthur.

Stelle das nur dort hin und geh'. (Der Bediente ſtellt das Käſtchen auf den Tiſch zur Rechten und geht ab.) Was ſeh' ich? Charlotte! — Sie ſchläft. Sie iſt nicht zu Bette gegangen; — ihr Schlaf ſcheint ſehr unruhig.

Charlotte
(im Schlafe ſprechend).

Eins — zwey — drey! — Schon drey Uhr. — Er kommt noch nicht. — Wie prächtig der Ball iſt. — Hu! die Blumen! — Die Diamanten! — Was für ſchöne Frauen — und wie zierlich ſie tanzen! —

Arthur.

Arme Charlotte!

Charlotte
(immer ſchlafend).

Möchte auch tanzen. — Nein, nein! — ſie lachen mich aus. — Fort, fort! (Sie macht eine Bewegung aufzuſteh'n, und erwacht). Ach, Arthur! mein Arthur! Du zu Hauſe?

Arthur.

Liebe Freundin, ich bin ſchon lange zu Hauſe. Es iſt ja ſchon zehn Uhr.

Charlotte.

Schon? (Sieht um ſich.) Ich bin eingeſchlafen — hier, — ich weiß nicht wie.

Arthur.

So lange wachen! Charlotte, Du wirſt krank werden.

Charlotte.

Ich arbeitete — ich las, — der Schlaf überfiel mich.

Arthur.

Du hintergehſt mich. Deine Unruhe ließ Dich meine Rückkehr erwarten.

Charlotte.

Lieber Arthur, vergib! Wenn ich Dich zu Hauſe weiß, ſchlafe ich viel beſſer und ruhiger.

Arthur.

Die Geſellſchaften ziehen ſich oft ſo in die Nacht hinein.

Charlotte.

Ja, es wird oft ſehr ſpät.

Arthur.

Ein paar Monate theilteſt Du mit mir die Rückſichten, welche man der Geſellſchaft ſchuldig iſt; jetzt aber haſt Du Dich ganz zurückgezogen.

Charlotte.

Du haſt in dieſer kurzen Zeit ſchon zu viele Erniedrigungen meinetwegen erlitten. Ich ſah es wohl, Du freuteſt Dich nicht recht, wenn ich zugegen war; unruhig über alles, was ich ſprach, fürchtend, mich den Gegenſtand des Spottes der ſchönen Damen zu ſehen, genoſſeſt Du alle Vergnügungen nur halb oder gar nicht. Und was litt ich ſelbſt dabey? Wenn ich mit Dir allein war, wußte ich immer zu ſprechen und mich beſſer auszudrucken; aber in dieſen glänzenden Sälen fühlte ich mich verlegen, linkiſch, ich konnte keine Worte finden. Da bemerkte ich oft, wie Du über mich errötheteſt, und ſagte zu mir ſelbſt: „mag er die gewohnten Vergnügungen genießen, ich will ihm ſein Glück nicht verkümmern, will nur meine Liebe noch hinzufügen. Wenn er die glänzenden Freuden ſatt hat, wird er ſchon zu mir zurückkehren; in der Welt ſoll er ſich unterhalten, zu Hauſe ſoll er geliebt ſeyn.“

Arthur.

Gute Charlotte! Ich habe Deiner nicht vergeſſen. (Zeigt ihr auf das Käſtchen.) Sieh jene Kleinigkeiten an, ich habe ſie für Dich gekauft. Gefallen ſie Dir?

Charlotte

(hat das Käſtchen aufgemacht).

O ſchön! prächtig! Wie gut Du biſt!

Arthur

(küßt ihr die Hand).

O, meine theure Freundin!

Charlotte.

Du küſſeſt mir die Hand, als ob ich eine große Dame wäre.

Arthur

(umarmt ſie zärtlich).

Iſt es Dir ſo lieber?

Charlotte.

Es gibt Augenblicke, wo ich recht glücklich bin; dieſer zum Beyſpiel. (Sehr fröhlich.) Ich habe mehrere Tage hindurch nicht allein mit Dir ſprechen können; komm' her, ſetze Dich zu mir. (Sie ſetzen ſich auf das Ruhebett.) Haſt Du Dich recht gut unterhalten auf dem Balle? Wer war da?

Arthur.

Faſt die halbe Stadt. Die ſchöne Herzoginn de la Tremouille.

Charlotte (lachend).

Tremouille? ein ſpaßiger Name!

Arthur (ernſthaft).

Das iſt ein Name, den Frankreich nie vergeſſen darf.

Charlotte
(auch ernſthaft).

Ah! — Und dann? —

Arthur.

Die Namen der anderen Perſonen würden Dir eben ſo unbekannt ſeyn.

Charlotte (ſeufzend).

Es iſt wahr! — War auch die Baronin von Alby dort?

Arthur.

Verſteht ſich!

Charlotte.

Und was hat man gethan?

Arthur.

Was man überall thut. Madame Malibran hat eine Arie aus Othello geſungen. — Aber Du kennſt die italieniſche Muſik nicht, Du wollteſt keine Loge in der Oper.

Charlotte.

Ich kann nichts dafür, aber als Du mich hineinführteſt, empfand ich Langeweile, weil ich die Worte nicht verſtand.

Arthur.

Nach dem Concerte hat man getanzt, geſpielt, ſoupirt.

Charlotte.

Und die Toilette der Damen? —

Arthur.

Sehr geſchmackvoll; aber die Einzelheiten kann ich Dir nicht beſchreiben.

Charlotte.

Haſt Du auch getanzt?

Arthur.

Ein paar Walzer mit der Baronin.

Charlotte.

Die wird wohl recht reizend gekleidet geweſen ſeyn?

Arthur.

Wie ein Engel! — Ein Blondenkleid, mit Camelien garnirt —

Charlotte.

Sieh, ſieh! — Die Einzelheiten dieſer Toilette haſt Du Dir doch gemerkt. — Haſt Du im **Ecarté** gewonnen?

Arthur.

Ich habe nicht geſpielt. Wir ſchwatzten viel, — man erzählte ſehr komiſche Stadtanekdoten —

Charlotte.

Erzähle ſie mir doch auch.

Arthur.

Wenn ſie Dich intereſſiren ſollten müßteſt Du erſt die Perſonen kennen.

Charlotte.

Ja freylich. — Und wer erzählte dieſe Anekdoten? vermuthlich auch die Baronin?

Arthur.

Sie — — und Andere.

Charlotte.

(ſteht nach einem Augenblick ſtillſchweigend vom Ruhebette auf).

Arthur! Es iſt in unſerer Vereinigung Etwas, was nicht darin ſeyn ſollte; wir nahmen uns keine Zeit, gehörig nachzudenken.

Arthur.

Was ſagſt Du?

Charlotte.

Ich glaubte wohl, es werde mir durch Fleiß und Lernen gelingen, mich zu Dir zu erheben, aber ich ſehe nun, es gibt Dinge, die man ſich von Kindheit an eigen machen muß. Du ſelbſt gibſt Dir keine Mühe mehr, mich zu unterrichten.

Arthur.

Du haſt Fortſchritte gemacht, Deine Sprache iſt reiner geworden.

Charlotte.

Und doch fühle ich, Du kannſt mit mir nicht ſo angenehm ſchwätzen, wie — wie mit der Baronin zum Beyſpiel.

Arthur (verlegen).

Was fällt Dir ein!

Charlotte.

Ihr, oder Deiner Mutter gegenüber bin ich immer doppelt verlegen. Ach, es iſt mir ein Bedürfniß, mit Leuten umzugehen, welche mich nicht über die Achſel anſehen, und da ich nun Deinen Verwandten nie gefallen werde, ſo erlaube mir, die meinigen manchmal zu empfangen.

Arthur.

Ich habe nichts dagegen, wenn es Dir Vergnügen macht.

Charlotte.

Seit ich vereheligt bin, habe ich noch keine meiner Jugendfreundinnen geſehen; daher war ich ſo frey, eine Couſine heute den ganzen Tag zu mir zu bitten.

Arthur.

Recht!

Charlotte.

Noch Eins. — Ich habe vergeſſen, Dir zu ſagen, daß ich eine Einladung von Madame von Verigny erhalten habe, namentlich für mich.

Arthur.

Von der Schweſter Monval's? Dieſe Einladung dankſt Du dem Bruder. Er hat für Dich jetzt alle Aufmerkſamkeit, worauf die Gräfin von Aiglemont Anſpruch machen kann.

Charlotte.

Du haſt ihm das vor drey Monaten ein wenig derb gelehrt.

Arthur.

Der Arme! Er iſt ein Sauſewind, hat aber doch ein gutes Herz. (Sieht auf ſeine Uhr.) Ey! ſchon bald eilf Uhr. Verzeih', liebe Freundin, ich muß Dich verlaſſen; ich frühſtücke mit mehreren Freunden, dann machen wir einen Spazierritt.

Charlotte.

Die Baronin reitet ja auch, — iſt ſie auch dabey?

Arthur.

Ich glaube ja. — Jetzt lebe wohl, mein Kind; Du mußt ſehr ermüdet ſeyn, ruhe aus, bis ich wieder komme.

(Geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Charlotte (allein). Dann ein Kammermädchen.

Charlotte.

Er geht. — Ich weiß nicht, warum ich mich ſo aufgeregt fühle! — Er liebt mich, ich bin davon überzeugt. Hätte er die Baronin von Alby mehr geliebt, er würde ſie geheirathet haben. — Warum thut mir denn dieſer Name ſo weh? — Ach! Wenn er aufhörte, mich zu lieben, — wenn ich ihm nicht mehr gefiele! — Ey, fort mit dieſen traurigen Gedanken! ich muß mich mit meiner Toilette beſchäftigen. Meine Couſine wird vermuthlich nicht lange mehr ausbleiben. Ich freue mich recht, ſie wieder zu ſehen, und mit ihr zu ſchwätzen (Sie klingelt. Ein Kammermädchen tritt ein.) Sophie, ich will mich ankleiden. (Das Mädchen geht ab.)

Dritter Auftritt.

Charlotte. Madame Dutour. Dann das Mädchen.

Dutour (noch von Außen).

Nichts anmelden, mich braucht Niemand anzumelden, ich bin die Couſine. (Eintretend.) Guten Morgen, liebe Couſine! Wie geht's? immer geſund und guter Dinge?

Charlotte.

Heute, ja. Und Sie?

Dutour.

Mir geht's delikat. Ich komme, Ihnen für die Einladung auf den heutigen Tag zu danken.

Charlotte.

Wie? Sie können nicht?

Dutour.

Ey ja doch; nur eine einzige Stunde werde ich Sie verlaſſen müſſen, eines dringenden Handelsgeſchäftes wegen, dann bin ich aber gleich wieder zu Ihren Dienſten. Deßwegen bin ich auch früher gekommen. Freundinnen haben ſich Manches zu erzählen, wenn ſie ſich lange nicht geſehen haben. Der Herr Graf von Aiglemont, Ihr Gemahl und daher mein Herr Vetter, ſcheint nicht großes Verlangen zu haben, die Verwandten ſeiner Frau kennen zu lernen, und es war mir recht fatal, den Leuten, die mich um Sie und um ihn fragten, antworten zu müſſen, daß ich ihn nicht einmal noch kenne. Iſt er ein hübſcher Mann?

Charlotte.

Sehr ſchön? — ſehr ſchön!

(Das Kammermädchen tritt ein und bringt ein Kleid.)

Dutour.

Deſto beſſer, ſo was kann nicht ſchaden. (Beſieht das Kleid.) Ey, was für ein ſchönes Kleid, und die koſtbaren Blonden! Wer das gedacht hätte, daß meine liebe Couſine einmal eine Comteſſe werden ſollte! (Seufzend.) Ach, wie glücklich Sie ſind, liebe Charlotte! — Aber wiſſen Sie, daß Sie mir doch viel ernſthafter vorkommen als früher?

Charlotte.

Meine Geſundheit iſt nicht die beſte.

Dutour.

Ey, was wird's denn auch ſeyn! Etwas Krämpfe und damit Baſta! Wie kann man krank ſeyn, wenn man die beſten Aerzte, Zeit, ſich zu pflegen und ein zufriedenes Herz hat?

Charlotte (bey Seite).

Ein zufriedenes Herz!

Dutour.

Ich kann mich zwar auch nicht beklagen, dem Himmel ſey Dank, ich bin Witwe, kann thun was ich will, und mein Geſchäft geht gut.

Charlotte (für ſich).

Dieſes Geſchwätz! Dieſes Benehmen! — War ſie denn ſonſt auch ſo?

Dutour.

Haben Sie unſern Verwandten, den Peter, lange nicht geſehen?

Charlotte.

Seit ich in der Reſidenz bin, nicht.

Dutour.

Den würden Sie gar nicht mehr kennen, iſt nicht mehr derſelbe Menſch, hat die Naſe immer in den Büchern ſtecken, liest, ſchreibt, ſtudirt den ganzen Tag. Iſt auch ſchon Sergeant-Major, und ſieht jetzt aus wie ein tüchtiger Soldat. Man wollte ihm eine gute Partie zubringen, will ſich aber nicht verheirathen, um keinen Preis; es ſcheint, er trägt ſchon eine Leidenſchaft im Herzen.

Charlotte.

So?

Dutour.

Ja, aber man kann nicht erfahren für wen. — Apropos! liebe Couſine! Ihre Schwiegermama, die Gräfin von Aiglemont, kauft nichts mehr bey mir; ihre Handſchuhe nimmt ſie jetzt bey der Sellier. Sie müſſen mit ihr zu meinen Gunſten ſprechen. Aber ich werde ſie ja wohl ſelbſt hier ſehen und ſie fragen, was ſie an meinen Waaren auszuſetzen hat. Noch geſtern ſagte die Baronin von Alby zu mir: „Liebe Dutour, ſo ſchöne und feine Handſchuhe bekomm' ich nirgend als bey Ihnen.“

Charlotte.

Baronin von Alby?

Dutour.

Ja. Ich verſehe ſie mit allem; ihre Kammerfrau iſt meine beſte Freundin, hat einen prächtigen Platz dort.

Charlotte

(gibt dem Mädchen einen Wink, das Kleid wieder weg zu tragen; es geſchieht).

Liebe Couſine, wollen Sie mir einen Gefallen erweiſen?

Dutour.

O, mit dem größten Vergnügen!

Charlotte

(gibt ihr eine goldene Kette).

So tragen Sie, zur Erinnerung an mich, dieſes goldene Kettchen.

Dutour.

O, ſchön! ſehr ſchön! Vielen Dank, liebe Couſine. Da werden die böſen Zungen wieder Anmerkungen zu machen haben, wenn ſie die Kette an meinem Halſe werden hängen ſehen; gewiß ſagen ſie auch wieder Monſieur Benoit habe ſie mir zum Präſent gemacht.

Charlotte.

Wer iſt der Monſieur Benoit?

Dutour.

Mein Miethsmann, ein gar lieber, geſcheidter, junger Mann. Er iſt vom Lande und ſtudirt hier, um Advocat zu werden. Mein Himmel, ſo ein Menſch hat nichts Ueberflüſſiges, und da hab' ich ihm ein ſchönes, lichtes, ganz eingerichtetes Zimmer für zwanzig Franken monatlich überlaſſen. Da machen ſie in der Nachbarſchaft Anmerkungen — aber Anmerkungen, liebe Couſine.

Charlotte.

Derley muß man verachten.

Dutour.

Das thu' ich auch. Beſonders fällt es ihnen auf, wenn mich der junge Mann, aus Artigkeit und Dankbarkeit, manchmal des Sonntags an einen öffentlichen Beluſtigungsort führt, da ſtecken ſie die Köpfe zuſammen, und ziſcheln und lachen; aber ich ſehe mit triumphirender Miene auf ſie herab und denke mir: haben doch die vornehmen Damen auch einen Cavalier an ihrer Seite.

Charlotte.

Das weiß ich nicht.

Dutour.

Aber ich weiß es; ſie haben nur nicht ſo lange denſelben, wie wir, und wechſeln öfter. Ich ſehe das bey manchen meiner Kunden. Das dauert nicht länger als eine neue Mode. — Nur Wenige machen eine Ausnahme. Die Baronin von Alby zum Beyſpiele: die hat ſchon zwey volle Monate denſelben.

Charlotte (mit Theilnahme).

Wahrhaftig? Erzählen Sie mir das doch, liebe Couſine.

Dutour.

Ein ſchöner Mann, ich hab' ihn öfters geſehen; noch geſtern. Die Baronin ſuchte ſich eben bey mir Bänder aus, da kam er und brachte ihr ein wunderſchönes Bouquet von natürlichen Blumen zu einem Balle, wohin er ſie des Abends führte. Und heute Morgens ſagte mir die Kammerfrau, die Baronin ſey erſt um drey Uhr nach Hauſe gekommen.

Charlotte.

Das iſt vermuthlich auch ein Mann, geboren und erzogen in der großen Welt. (Mit einem Seufzer.) Sie paſſen zuſammen. Sie beſuchen täglich mit einander Geſellſchaften?

Dutour.

Nein, nicht täglich, aber wenn ſie nicht ausgehen, ſo machen ſie zu Hauſe mit einander Muſik oder leſen.

Charlotte.

Ja, ſie haben denſelben Geſchmack und dieſelben Talente; die langweilen ſich gewiß nie, wenn ſie allein ſind, die werden auch recht glücklich ſeyn, wenn ſie heirathen. (Heftig.) Ach! wenn ſich die Baronin von Alby doch verheirathete, ich würde mich ſehr darüber freuen.

Dutour.

Sie, Couſine?

Charlotte (ſich mäßigend).

Nun ja, Ihretwegen, liebe Couſine. Sie brächten da viele Waaren an.

Dutour.

Schönen Dank. — Nun, es kann ſich machen, die Augen deuten darauf hin.

Charlotte.

Wiſſen Sie den Namen des Herrn, Couſine?

Dutour.

Nein, ich habe mich noch nicht darum erkundigt, aber wenn Sie ihn wiſſen wollen —

Charlotte.

Wozu auch? — Ah! ich höre die Stimme meines Vaters!

Vierter Auftritt.

Vorige. Bertrand. Peter. Dann der Bediente.

Charlotte
(ihrem Vater entgegen gehend).

Guten Morgen, mein lieber Vater! Schon vierzehn Tage hab' ich Sie nicht geſehen.

Bertrand.

Es iſt wahr, mein Kind, aber mußt deßwegen nicht böſe auf mich ſeyn.

Charlotte.

Wie könnt' ich, mein geliebter Vater?

Peter.

Frau Gräfin, ich habe die Ehre — (Verbeugt ſich.)

Charlotte.

Ach, Peter! es freut mich.

Bertrand.

Er wollte nicht hergehen, ich mußte ihn faſt mit Gewalt mitziehen. Er hat Dich um Etwas zu bitten.

Charlotte.

Es ſoll mir ein Vergnügen ſeyn, ihm dienen zu können.

Peter.

Sie ſind gar zu gut, Frau Gräfin. Halten Sie mir meine Unbeſcheidenheit zu Guten, denn nur Ihr Herr Vater —

Charlotte (für ſich).

Welche Aenderung! Wie er ſich ausdrückt!

Bertrand.

Er will einen Brief an ſeinen Oberſten ſchreiben, und da hab' ich gemeint, Dein Mann könnte ihn mit einem empfehlenden Beyſatze unterſtützen. Ah! unſer Peter wird's noch weit bringen. Sieh ihn an, Charlotte, er iſt ſchon Sergeant-Major, und in Kurzem vielleicht Offizier. Aber wie führt er ſich auch auf: kein Spiel, keine Schenke; Dienſt und immer Dienſt, er kennt nichts Anderes.

Dutour.

Was hab' ich Ihnen geſagt, Couſine?

Charlotte (mit Theilnahme).

Das iſt recht ſchön, Peter!

Peter.

Ganz natürlich, ſagen Sie, liebe, gnädige Gräfin. Was thut man nicht, um ſich den Beyfall derjenigen Perſonen zu gewinnen, die man hochſchätzt? Es iſt ſo bitter, vor denen erröthen zu müſſen, die uns theuer ſind.

Charlotte.

Ja, ja, Peter, Sie haben Recht, ſehr bitter!

Peter.

Noch hab' ich nur wenig gewonnen, aber mit Entſchloſſenheit und Ausdauer hoff' ich es ſchon noch weiter zu bringen. Ach! wenn Sie mir Ihren Rath nicht verſagen, wenn Sie mir erlauben wollten, Sie manchmal zu ſehen —

Charlotte.

Ich werde Sie immer gerne ſehen. Sie zweifeln doch nicht an meiner Freundſchaft?

Peter.

Ich werde ſie zu verdienen ſuchen.

Bertrand
(halb leiſe zu ſeiner Tochter).

Sage mir, wie geht's in Deiner Ehe? Biſt Du zufrieden? Dein Mann? —

Charlotte.

Er behandelt mich immer gütig, ich bin glücklich.

Bertrand.

Wirklich?

Charlotte.

Ja, mein Vater.

Bertrand.

Nun, dann bin ich's auch. (Bey Seite.) Sie hat noch keine Vermuthung, oder man hat mir Lügen aufgebürdet.

Der Bediente (anmeldend).

Herr von Monval.

Charlotte (für ſich).

Gerade jetzt! (Zum Bedienten.) Sage, ich ſey noch bey der Toilette.

Dutour.

Aber warum denn, liebe Couſine?

Charlotte.

Ihretwegen, es könnte Sie geniren.

Dutour.

Nicht im Geringſten. Wenn mir recht iſt, ſo kenn' ich den Herrn von Monval ſogar. Laſſen Sie ihn doch herein.

Charlotte.

Aber! —

Bertrand.

Wenn Du meinetwegen, liebe Tochter? — ſo geh' ich.

Charlotte.

Nicht doch, mein Vater. (Zum Bedienten.) Soll kommen.

(Der Bediente geht ab.)

Bertrand

(für ſich, Charlottens Geberden nachahmend).

„Sage, ich ſey noch bey der Toilette! — Soll kommen!“ Gerade wie die großen Damen.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Monval.

Monval.

Ich konnte vor Ihrem Hôtél nicht vorüber gehen, ohne mich von Ihrem Wohlbefinden zu überzeugen. Verzeihen Sie, daß ich ſchon ſo früh komme.

Dutour.

Er iſt's! Kennt mich Herr von Monval nicht mehr?

Monval (lorgnettirt ſie).

Ey, was ſeh' ich? Madame Dutour?

Dutour.

Ja, ich bin's. Ach, wie lange hab' ich Sie ſchon nicht geſehen! Warum beſuchen Sie mich denn gar nie in meinem Magazin, wenn Sie durch die Bärenſtraße gehen?

Monval (lächelnd).

Weil ich nie in die Bärenſtraße komme, meine Liebe.

Charlotte.

Herr von Monval, Sie haben vielleicht gewünſcht, meinen Mann zu ſprechen? er iſt nicht zu Hauſe.

Dutour.

Iſt das ſchön, ſeine alten Bekanntſchaften ſo zu vergeſſen? — Sie ſehen mich ſtaunend an, weil Sie mich hier bey der Gräfin treffen? — Ey, Sie müſſen wiſſen, ich bin ja eine Verwandte vom Hauſe.

Monval (lächelnd).

Eine Verwandte? So? (Bemerkt Charlottens Verlegenheit und nimmt einen ernſthaften Ton an.) Ich weiß, daß Sie die Couſine der Gräfin ſind, und als ſolche wird meine Achtung —

Dutour.

Was Achtung! Paperlapap! Erinnern Sie ſich nicht mehr auf unſere Landpartien mit Fanny und Catharinchen?

Monval (verlegen).

Ich habe nichts vergeſſen, ich verſichere Sie.

Dutour.

Die arme Fanny! Eine unglückliche Inclination hätte ihr bald den Garaus gemacht; ſie war zu empfindſam. Chatharinchen iſt aber noch immer das alte luſtige Mädchen. Meine Couſine kannte ſie ja auch.

Charlotte

(bey Seite, einen Flacon, den ſie in den Händen hat, ungeduldig auf den Tiſch werfend).

Ich bin auf der Folter!

Peter

(ſucht Madame-Dutour zum Schweigen zu bewegen).

Madame Dutour! —

Dutour.

Was thun Sie denn da, Couſine? (Sie nimmt den hingeworfenen Flacon) Cöllnerwaſſer? Hahaha! Warum nimmt der Herr Vetter dieſes nicht lieber bey mir? er bekommt es echter und wohlfeiler, und der Profit fiele doch in die Taſche einer Verwandten.

Charlotte (bey Seite).

Sie martert mich!

Peter (ebenſo).

Die arme Frau, ich muß ihr zu Hülfe kommen. (Laut.) Vater Bertrand, da die Frau Gräfin ſo gütig ſeyn will, meinen Brief an den Colonel zu unterſtützen, ſo wollen wir gehen; ich will Ihnen den Brief übergeben.

Bertrand.

Du haſt Recht, Peter, es iſt keine Zeit zu verlieren.

Peter.

Madame Dutour, wollen Sie auch mitkommen? ich werde die Ehre haben, Sie zu begleiten. (Bietet ihr den Arm.)

Dutour.

Ich danke und nehm' es an, mein galanter Chevalier. Wie geſagt, liebe Couſine, ich habe nur ein kleines Geſchäft abzumachen, und bin längſtens in einer Stunde wieder hier.

Bertrand.

Auf Wiederſehen, liebe Tochter. Ich bringe Dir heute noch den Brief.

Charlotte.

Kommen Sie bald, Vater.

Dutour.

Herr von Monval, Ihre Unterthänigſte!

Peter.

Empfangen Sie meinen Dank, gnädige Gräfin.

(Sie gehen ab.)

Charlotte.

Adieu, Peter!

Sechster Auftritt.

Charlotte. Monval. (Charlotte bleibt, in Nachdenken verſunken, ſtehen.)

Monval.

Gräfin! —

Charlotte (für ſich).

Wie ungebildet ſie iſt! — und früher bemerkt' ich das gar nicht.

Monval (eben ſo).

Sie hört mich gar nicht.

Charlotte (wie oben).

Mein Gott! wenn ich meinem Gemahle eben ſo vorkäme, wie ſie mir!

Monval.

Gräfin!

Charlotte

(aus ihrem Nachdenken erwachend).

Ach, verzeihen Sie!

Monval.

Schon lange, Gräfin, wollt' ich mir erlauben, offenherzig mit Ihnen zu reden, in der Hoffnung, Sie werden mir meine Freymüthigkeit verzeihen. Ich verſichere Sie, es thut Ihnen Noth, ſich zu unterhalten, zu zerſtreuen; denn Sie haben Kummer.

Charlotte.

Sie irren, Herr von Monval, ich habe keinen Kummer und ich bedarf der Zerſtreuung nicht.

Monval.

Ich weiß wohl, es gibt Frauen, welche Langeweile für Tugend halten, allein ſie haben Unrecht. Für die Uebel des Lebens Entſchädigung ſuchen, das iſt wahre Weisheit.

Charlotte.

Was wollen Sie damit ſagen?

Monval.

Daß es endlich Zeit ſey, dieſe Einſamkeit zu verlaſſen, in der Sie mitten in Paris leben, daß Sie endlich die Welt ſehen.

Charlotte.

Und welche Geſellſchaft ſoll ich ſehen?

Monval.

Welche Sie wollen. Die Gräfin von Aiglemont, jung, ſchön und reich, darf nur wählen.

Charlotte.

O nein, nein, das darf ſie nicht.

Monval.

Ich verſtehe Sie nicht.

Charlotte.

In jenen glänzenden Geſellſchaften, in welchen Arthur erzogen wurde, werde ich nie meinen Platz behaupten können.

Monval.

Sie ſind zu ſtrenge gegen ſich ſelbſt.

Charlotte.

O nein. — Wenn ich ſo mitten unter den Reihen geſchmückter Damen ſaß, bemerkte ich wohl an der Unruhe, an der Verlegenheit meines Gatten, daß ich nicht war wie die Anderen. Ach, wenn Sie wüßten, was ich da litt!

Monval.

Arme Frau!

Charlotte.

Schweigend und duldend hofft' ich bis heute unter meinen Jugendfreundinen ein Herz zu finden, das mich verſtände — aber — darf ich ſagen, was ich fühle?

Monval.

Sie reden zu einem Freunde.

Charlotte.

Ich erhielt von Arthur die Erlaubniß, meine Familie wieder zu empfangen, ich freute mich ſo ſehr, jene Jugendfreundinn wieder zu ſehen, und — ach! ihre Gegenwart hat meine ganze Hoffnung vernichtet. — Hat ſie ſich verändert? — bin ich nicht mehr dieſelbe? Ich weiß es nicht; aber das weiß ich, wir Beyde können uns nimmermehr verſtehen, und ſo ſteh' ich denn allein in der Welt, ohne Freundin! Doch verzeihen Sie, Herr von Monval; was kann Sie alles dieſes kümmern, aber mein Herz war zu voll, zu gedrückt, ich mußte ſprechen.

Monval.

Und glauben Sie, ich verdiente zu hören. Man hält mich für leichtſinnig, aber ſoll ich in der Welt Gefühle zur Schau tragen, um mich verlacht zu ſehen? Für ein Herz, wie das Ihrige, Gräfin, fühlt das meinige noch alle Achtung und Bewunderung.

Charlotte (für ſich).

Was hab' ich gethan? (Laut und mit erzwungener Heiterkeit.) Ich bin ein Kind, daß ich mich über ſo etwas gräme. Arthur liebt mich, und dieſe Liebe genügt zu meinem Glücke. Ich will gar nicht mehr an dieſe Welt denken. Einige Bekanntſchaften werden mir doch bleiben. Ihre Frau Schweſter war erſt ſo gütig, mich zu ſich zu bitten, und wenn Sie ſich verheirathen, Herr von Monval —

Monval.

Ich? Liebe Gräfin, daran denk' ich nicht.

Charlotte.

Nun, ſo will ich für Sie denken.

Monval.

Sie?

Charlotte.

Ja. — Sie lachen? Aber es iſt wahr; ich dachte an die Baronin von Alby.

Monval.

Die Baronin?

Charlotte.

Sie iſt die einzige Frau, welche mir Freundſchaft beweiſ't und mich manchmal beſucht.

Monval.

Wenn ich auch an die Ehe dächte, dieſe Frau wäre es wahrlich nicht.

Charlotte.

Ach ja, — ich erinnere mich, — man hat mir geſagt —

Monval (lebhaft).

Was? wenn ich bitten darf?

Charlotte.

Ach, vielleicht ungegründete Schwätzereyen. Man behauptet, ein junger Mann ſchwärme um die Baronin herum; allein, Ihnen gibt ſie gewiß den Vorzug.

Monval.

Ich werde ihn nicht zu erringen ſuchen. Eine Frau, deren Ruf nicht ganz fleckenlos iſt, wird nie die meinige.

Charlotte.

Wie? — So wäre es doch wahr? — Doch nein, es kann nicht ſeyn. Die Gräfin von Aiglemont hatte ſie doch ſelbſt ihrem Sohne zur Frau beſtimmt.

Monval.

Ja, damals; aber jetzt —

Siebenter Auftritt.

Vorige. Arthur.

Arthur.

Ah! guten Morgen, lieber Monval! Ich hoffte nicht, Dich hier zu finden. Die Promenade war deliziös! Man vermißte Dich ſehr.

(Charlotte ſetzt ſich zur Linken.)

Monval.

Man hat mir meine neue Caleſche erſt morgen verſprochen. Dann will ich mit meinen ſchönen engliſchen Pferden die ländliche Einſamkeit aufſuchen und von der Stadt gar nichts mehr wiſſen.

Arthur.

Geh, Du Philoſoph!

Monval.

Nun, nichts gelacht. Da predige ich ſchon eine halbe Stunde Deiner liebenswürdigen Gattin nichts als reine Vernunft. Sie findet mich wirklich auch ſo ernſthaft, daß ſie mich für einen Ehemann tauglich hält.

Charlotte.

Glaubſt Du nicht auch, daß Herr von Monval gut thäte, zu heirathen?

Arthur.

Warum nicht?

Monval.

Du alſo auch? Wenn ich Dir aber ſagte, welche Frau man mir vorſchlägt?

Arthur.

Nun, welche?

Charlotte.

Ich meinte, die Baronin von Alby.

Arthur.

Die Baronin? welche Idee!

Monval.

Nun, was räthſt Du mir?

Arthur
(zu Charlotten).

Was fällt Dir ein, die Leute verheirathen zu wollen? Worein mengſt Du Dich?

Charlotte (ſteht auf).

Warum biſt Du ungehalten, Arthur? Als ich davon ſprach, glaubte ich ja alles das nicht, was man gegen Madame Alby ſagt.

Arthur.

Wie? — Was kann man ſagen? — Ich vertheidige dieſe Frau gegen jede Verleumdung.

Monval (für ſich).

Einmal hat er ſich mit mir geſchlagen wegen ſeiner Frau; will er ſich jetzt vielleicht auch ſchlagen wegen ſeiner Geliebten?

Charlotte.

Niemand beſchuldigt ſie; ich hörte nur —

Arthur (unruhig).

Hörteſt? — Was hörteſt Du?

Charlotte.

Daß ſie die Zudringlichkeiten eines jungen Mannes duldet; aber ſie iſt frey, ſie wird ihn vermuthlich heirathen.

Arthur (für ſich).

Sie weiß nichts. (Laut.) Nun, und haſt Du daran etwas auszuſetzen?

Charlotte.

O nein. Wenn die Baronin den Mann liebt und ihn recht oft bey ſich ſehen will, ſo lob' ich das.

Monval (bey Seite).

Arme Frau!

Charlotte.

Dieſe Beyden werden, bevor ſie ewige Bande ſchließen, ſich ganz überzeugen, ob ſie auch zu einander paſſen. O, wie glücklich ſie iſt! bey ihr wird der Mann, denn ſie liebt, nie Langeweile haben.

Arthur (betroffen).

Charlotte!

Charlotte.

Geſtern hat er ſie auf den Ball geführt, wo Du ſie getroffen. Du ſagteſt mir, man habe ſie gelobt, bewundert, und er, wie wird er ſich deſſen gefreut haben! Er brauchte nur aus Stolz, ſie die Seinige nennen zu können, zu erröthen. Ach! wie glücklich ſie iſt!

Arthur.

Du irrſt Dich, Du bildeſt Dir alles dieſes nur ein. Ich kenne keinen Liebhaber der Baronin.

Charlotte.

Ich bin deſſen gewiß, was ich ſage; noch dieſen Morgen hat die Kammerfrau der Baronin es erzählt.

Achter Auftritt.

Vorige. Mademe Dutour.

Dutour
(noch von Außen).

Ich hab's bereits geſagt, mich braucht man nicht zu melden.

Charlotte (bey Seite).

Himmel! Madame Dutour!

Arthur.

Wer ſchreyt denn ſo?

Charlotte.

Es iſt meine Couſine.

Arthur.

Ah!

Dutour (eintretend).

Sie ſehen, Couſine, ich habe geeilt.

Arthur (ſie anſehend).

Gott! Iſt das nicht die Krämerin? —

Dutour

(Arthur anſehend).

Wie! was ſeh' ich? Das iſt ja der ſchöne, junge Mann, von dem ich Ihnen heute erzählte.

Charlotte

(faßt ſie feſt am Arme).

Was ſagen Sie?

Dutour.

Couſine! Sie drücken mir ja den Arm ab! Was iſt Ihnen?

Charlotte

(in der heftigſten Bewegung).

Sehen Sie ihn gut an und reden Sie. — Dieſer Mann — die Baronin von Alby? —

Dutour.

Ja, ja, der iſt's.

Charlotte

(mit einem Schrey).

Heiliger Gott! Mein Mann!

Dutour.

Ihr Mann?!

Charlotte.

Alles iſt vorbey! — Ich vergehe! (Sie ſinkt in einen Stuhl.)

Arthur.

Charlotte! (Zur Dutour.) Unvorſichtige, was haſt Du gethan!

Dutour.

Meine arme Couſine! (Zum Grafen.) Aber ſo geht's, wenn man ſeine Verwandte vernachläſſigt; hätte ich Sie gekannt, ſo wäre das alles nicht geſchehen.

Neunter Auftritt.

Vorige. Bertrand.

Bertrand.

Um Vergebung! Alle beyſammen. Ich bringe meiner Tochter einen Brief. — Aber, Herr Gott! was ſeh' ich? Charlotte! Iſt ſie todt?

Dutour.

Nicht doch; nur eine Ohnmacht, ein plötzlicher Schrecken.

Bertrand.

Welch' eine Veränderung! (Zu Arthur.) Herr Commandant, die Tochter des armen Soldaten war ſo heiter und friſch; — ſehen Sie nun die Gemahlin des reichen Grafen von Aiglemont!

Dutour

(welche um Charlotten beſchäftigt iſt).

Sie erholt ſich, — ſie ſchlägt die Augen auf.

Arthur

(nähert ſich ihr).

Charlotte!

Bertrand

(hält ihn zurück).

Herr Graf, laſſen Sie mich zu meinem Kinde. (Bitter lachend.) Hahaha! Heirathet, Ihr Mädchen, heirathet über Euern Stand!

Charlotte

(mit ſchwacher Stimme).

Ach, mein Vater! — nimm mich mit Dir.

(Man beſchäftigt ſich mit Charlotten, Arthur ſteht nachdenkend auf einer Seite der Bühne.)

Ende des dritten Aufzuges.

Vierter Aufzug.

Ein Saal im Hotel des Grafen von Aiglemont, mit einer Mittel- und zwey Seitenthüren.

Erſter Auftritt.

Arthur
(allein, nachdenkend und ſitzend).

Trennung! — Ja, ſie iſt nothwendig. Dieſe Lage iſt unerträglich. — Ach, meine gute Mutter hatte wohl Recht. Sie ſtarb, indem ſie mir meine Zukunft voraus ſagte, und vielleicht war es auch meine Ehe, welche ihr die kleine Anzahl von Lebensjahren noch abkürzte. Ich habe aus Neigung geheirathet, mein Herz ſprach für dieſes junge Mädchen mit aller Gluth der Jugend, mit aller Gewalt der Liebe und — war ich glücklich? O nein, nein, ich war es nicht! — Die Mutter ſagte mir es wohl. Ohne dieſelben Neigungen, Gewohnheiten, Gedanken, gibt es kein Glück in einer eheligen Vereinigung. — Durch dieſen immerwährenden Zwieſpalt entmuthigt, erſchöpft, ließ ich mir großes Unrecht zu Schulden kommen, es iſt wahr; allein, konnt' ich denn anders? Ich mußte Vergnügungen auswärts ſuchen, da ich zu Hauſe nur immer ein blaſſes, trauriges Weſen ſah, das ſchwieg und duldete. — O, hätte ſie mir Vorwürfe gemacht, ſie und ihr Vater, es wäre mir zehn Mal lieber geweſen. — Unglückliche Charlotte! Seit der Zeit, als ihr mein Unrecht bekannt iſt, haben wir kaum eine Stunde mit einander zugebracht. Unter Einem Dache leben wir wie Fremde. Ja, ihr Vater hat Recht, es muß anders werden. (Er ſtützt ſeinen Kopf in die Hand.)

Zweyter Auftritt.

Arthur. Bertrand. Madame Dutour.

Dutour.

Friſch, Vater Bertrand!

Bertrand.

Meiner armen Seele, ich habe den Muth nicht!

Dutour.

Pfuy! Hat er Euch doch vor den Kanonen nicht verlaſſen.

Bertrand.

Ich wollte, es hätte mich eine hinüber expedirt, ſo durfte ich dieſen Tag nicht erleben.

Arthur.

Wer iſt da? Ach! Ihr ſeyd's? (Steht auf.)

Dutour

(zu Bertrand).

Jetzt iſt der günſtige Augenblick. (Arthur macht eine Bewegung, abzugehen.) Gnädiger Herr Graf! — Wertheſter Herr Vetter, — denn Sie ſind doch einmal mein Herr Vetter, — Vater Bertrand wünſcht mit Ihnen zu ſprechen.

Arthur.

Ein andermal; ich habe Eile.

Dutour.

Nur einen Augenblick, wenn's gefällig iſt. (Sie wartet, und als Bertrand nicht ſpricht, ſetzt ſie ſich in Poſitur.) Nun, wenn Sie nicht reden wollen, Herr Bertrand, ſo will ich — .

Bertrand (kräftig).

Nein, nein, — mir gehört es zu, ich bin ihr Vater. — Herr Graf, Charlotte war mein Alles.

Arthur.

Schon wieder Vorwürfe?

Bertrand.

Vorwürfe? Nein! Aber reden muß man über eine Sache, die Einem ſo nahe am Herzen liegt.

Arthur.

Ueber welche Sache?

Bertrand.

Ueber Ihre Trennung von meiner Tochter.

Arthur.

Ah!

Bertrand.

Das konnte nicht dauern, ich hab's geſagt. Sie ſind ein braver, guter Mann, Herr Commandant, Sie ſahen meine arme Charlotte, die — ich darf's ſagen, ſchön, gut und tugendhaft war, — ein Gedanke von edler Großmuth flog durch Ihr Herz und Sie machten ſie zu Ihrer Frau. Ja, das war alles recht gut und ſchön; aber der Menſch kennt ſich oft ſelbſt nicht, die Zeiten ändern ſich, alte Sitten und Gewohnheiten brechen, wie alte Wunden, wieder auf und ſchmerzen dann oft mehr als neue. Ihre Mutter, Herr Graf, hat's Ihnen geſagt, ich hab's meiner Tochter auch geſagt; aber das half nichts, die Jungen wollten meiſt klüger ſeyn als die Alten. Verzeihen Sie, Herr Commandant, es iſt nur ſo ein Sprichwort; was geſchehen iſt, iſt geſchehen, darum kein Wort mehr davon.

Dutour (für ſich).

Ach die Ungeheuer von Männern!

Bertrand.

Sehen Sie, ich will meine Tochter nun wieder mit mir nehmen. — Noch heute will ich mit ihr fort, noch dieſen Abend.

Arthur.

Schon dieſen Abend?

Dutour.

Es iſt das Beſte, was wir thun können.

Bertrand.

Meine Tochter weiß noch nichts davon. Als ich nach jener fatalen Geſchichte vor drey Monathen um Ihre ſchriftliche Zuſtimmung zur Trennung bath, da — ich muß es geſtehen, — hoffte ich noch. Die Formalitäten, dacht' ich, brauchen Zeit, und in Ihrem Alter ändert man oft ſeine Entſchlüſſe. Aber nun ſehe ich klar und deutlich, die Sache hält nicht mehr zuſammen. Sie haben ja während der ganzen Zeit kaum drey Mal mit ihr geſprochen. Darum muß ein Ende werden.

Dutour.

Jammerſchade! Meine Couſine hat ſich ſchon ſo ſchön in alle noblen Manieren gefunden.

Bertrand.

Wenn Sie nun alſo erlauben, ſo will ich meine Tochter, um ihr die Thränen des Abſchiedes zu erſparen, unter dem Vorwande einer Reiſe von einigen Wochen fortführen. Wir gehen nach jenem ſchönen Pachthofe, den Sie ihr vor einem Jahre geſchenkt haben. Sie waren ja immer großmüthig und hatten ein gutes Herz, und iſt dieſe Vereinigung zum Böſen ausgefallen, je nun, Erziehung — Vorurtheile —

Dutour.

Recht! Die Natur wird dort wohlthätig auf ſie wirken, und ſie wird wenigſtens nicht immer den Gegenſtand vor ſich ſehen, den ſie liebt, der aber keine Liebe mehr für ſie fühlt.

Arthur.

Sie wird alle ſechs Monate die ihr von mir beſtimmte Summe erhalten, und ich wünſche, daß ſie glücklich ſey. Ich beklage mich nicht über Deine Tochter, ich kann mich in gar nichts über ſie beklagen. Wir paßten nicht zuſammen, das iſt das ganze Unglück.

Bertrand.

Unglück genug, das ich vorausgeſehen habe. — Es bleibt mir alſo nichts mehr, als Sie zu bitten, dieſen Trennungsact, ohne gänzlicher Auflöſung der Ehe, den ein Rechtsmann aufgeſetzt hat, zu unterzeichnen. Hier. (Er überreicht ihm die Schrift.)

Arthur.

Laß ſehen. (Er liest.)

Dutour.

Wird er das Herz haben, zu unterſchreiben?

Arthur.

Ganz in der Ordnung. (Geht zum Tiſche.)

Dutour (für ſich).

Und wie der Menſch verliebt war! — Ja, trau' Eine nur!

Bertrand

(ſich die Augen trocknend.)

Sich' da, die alten Augen haben noch Waſſer? Hab' in meinem Leben keine Zähre vergoſſen; aber jetzt. —

Arthur

(hat unterſchrieben und gibt Bertrand das Papier, beyde die Blicke abgewandt).

Bertrand.

Sobald meine Tochter alles wiſſen und unterſchrieben haben wird, ſende ich Ihnen das zweyte Exemplar zurück. (Zur Dutour.) Und nun kommen Sie, wir haben hier nichts mehr zu thun.

Dutour.

Halt! ich habe noch Etwas zu thun, was Wichtiges. Ich muß dem Herrn Grafen noch ein Abſchiedswort ſagen, ſonſt erdrückt es mich, denn ich halte mich ohnedieß ſchon eine halbe Stunde zurück. — Wiſſen Sie, Herr Graf, daß es noch Leute gibt, die ſich getrauen, Ihnen Ihre Handlungen ſo recht auseinander zu legen und vor Augen zu halten. (Bertrand zieht ſie am Rocke.) Laſſen Sie mich nur reden. — Vater Bertrand hat zu viel Reſpect vor Ihnen, und meine Couſine iſt ein wahrer Engel, die aus dem hübſchen Mündchen gar kein böſes Wort herausbringt. — Wiſſen Sie, was ich an ihrer Stelle gethan haben würde? Ich würde Sie haben brummen und Geſichter ſchneiden laſſen, wie Sie mochten, und ich hätte meinen ſchönen Wagen und Pferde, meine bordirten Lakayen, meine prächtigen Kleider und meine Loge im Theater behalten; Sie hätten meinetwegen thun können, was Sie gewollt hätten, und ich hätte auch das Meinige gethan. Aber Charlotte iſt gar eine Perle von einer Frau, die Sie — verzeihen Sie mir, — die Sie, ſo reich und vornehm Sie ſind, gar nicht verdienen; die hat keinen Gran Hochmuth, die liebte Sie, nur Sie, auch ohne alle die ſchönen Sachen, und will dieſe gar nicht mehr, da ſie ſieht, daß ſie Ihr Herz verloren hat, das iſt ein Herz, wie es nie eines gegeben hat, und wie Sie auch nie mehr eines finden werden, und Sie werden ſich noch die Haare um ſie ausraufen.

Bertrand
(der ſie immer am Rocke gezogen hat).

So kommen Sie doch!

Dutour (boshaft).

Nein, nein! ich wollte, er raufte ſich die Haare aus, das könnte gar nicht ſchaden. — Aber jetzt geh' ich ſchon, Vater Bertrand, jetzt iſt mir auch ſchon leichter. — Herr Graf, Ihre Dienerin! Ich hätte Ihnen noch eine Menge zu ſagen, aber mein Vetter läßt mich nicht mehr reden, daher — unterthänigſte Dienerin. (Mit Bertrand ab.)

Dritter Auftritt.

Arthur (allein).

Dieſes Weib hat meine Geduld auf die Probe geſtellt! — Aber der arme Bertrand! — Doch fort mit allem Mitleid. Charlotte ſoll ihre Freyheit haben, ich nehme die meinige in Anſpruch. — Hier iſt ſie. Muth, mein Herz!

Vierter Auftritt.

Arthur. Charlotte (in einem eleganten Negligee. Sie ſpricht in der ganzen Scene mit Ruhe und mehr heiter als traurig).

Charlotte.

Verzeih', Arthur, wenn ich Dich ſtöre, ich glaubte meines Vaters Stimme zu vernehmen; aber es freut mich, Dich zu treffen. Ich habe Dich um eine kurze Unterredung bitten laſſen. Ich reiſe, wie Du weißt, auf einen ganzen Monat fort, und da wollt' ich Dich fragen, ob Du nichts wünſcheſt, ob Du Dich wohl befindeſt; Du ſcheinſt ſeit einiger Zeit leidend; wenn Du meiner Pflege und Sorgfalt bedürfteſt, ſo würde ich gerne hier bleiben, ſo großes Vergnügen mir auch dieſe Reiſe macht.

Arthur.

Alſo freueſt Du Dich auf dieſe Reiſe?

Charlotte.

Ich freue mich, die Natur wieder zu ſehen. Seit einem Jahre haben wir die Stadt nicht verlaſſen. Es iſt kein Vorwurf, den ich Dir mache; ich weiß wohl, daß Du nicht mit mir Dein Landgut beſuchen kannſt, Du haſt ja dort im erſten Jahre unſerer Ehe zu viel Langeweile gehabt.

Arthur.

Und die Einſamkeit ſchreckt Dich nicht ab?

Charlotte.

Ich bin ja hier auch an ſie gewöhnt, und ich werde ſie mir ſchon durch Beſchäftigung angenehm zu machen ſuchen. Auch werde ich ja dort nicht allein ſeyn; mein Vater, Peter und Madame Dutour begleiten mich.

Arthur.

Madame Dutour? Dieſes ungebildete Weib?

Charlotte.

Sie hat in unglücklichen Tagen mich getröſtet, mich mit freundſchaftlicher Sorgfalt überhäuft; ihre Herzensgüte läßt mich ihr Benehmen überſehen. Und dann, Arthur! -- hab' ich wohl das Recht, darin ſtrenge zu ſeyn?

Arthur.

Ach, vergleiche Dich nicht mit dieſem Weibe! (Er betrachtet ſie aufmerkſam und mit Theilnahme.) Du haſt Dich gebildet, Deine Geſtalt, alle Deine Bewegungen haben an Anmuth gewonnen, Deine Sprache ſelbſt iſt reiner und ausdrucksvoller geworden. — Wahrhaftig, Du biſt liebenswürdiger als jemals.

Charlotte.

Ich habe viel gelitten, viel nachgedacht.

Arthur.

Nachgedacht?

Charlotte.

Ja, Liebe und Kummer ſind zwey unverſiegbare Quellen des Nachdenkens. Mein Geiſt wurde aufgeklärt, mein Herz geſtärkt durch das Unglück. Jetzt erſt weiß ich das Leben nach ſeinem wahren Werthe zu ſchätzen. Ein ſüßer Wahn blendet den armen Sterblichen, er wandert und wandert, einen Traum verfolgend, und glaubt am Ende ſeiner Wanderſchaft das Glück zu finden; allein, verſäumt er, auf ſeiner Wanderſchaft die Blumen zu pflücken, die ihm an beyden Seiten des Weges blühen, ſo findet er ſich am Ende betrogen; er findet das Glück nicht und hat auch den Weg umſonſt gemacht.

Arthur.

Wahrhaftig, das iſt die wahre Philoſophie.

Charlotte.

Ich fand dieſe Philoſophie, ohne mich darum zu bemühen. Lange Zeit beſchäftigte mich nur Eine Idee, ich kannte nichts als ſie, ich lebte nur in ihr; jetzt haben Lectüre, Natur, Freundſchaft wieder Reiz für mich. Dank ſey es Deiner Großmuth, Arthur, ich kann hin und wieder Gutes thun, mancher Arme ſegnet mich, ja, es gibt Leute, die mich *lieben*. — Du glaubſt das vielleicht nicht?

Arthur.

Wie ſollt' ich nicht?

Charlotte.

Sie ſind nachſichtig, alles dieſes erfreut, erheitert mich. Dazu kommt das Bewußtſeyn: Du haſt Niemanden mit Willen etwas Böſes gethan. Ja, ich fühle, ich bin nicht ganz unglücklich. — Du ſiehſt mich mitleidig an, Arthur? ja, mein ſtilles Glück iſt von Deinem bewegten, glänzenden, freylich himmelweit entfernt.

Arthur (traurig).

Glück!

Charlotte.

Darf ich Dir's geſtehen, Arthur, ich war nicht immer ſo vernünftig, ich hatte viele böſe, böſe Stunden. Erinnerſt Du Dich, wie Du mich einige Male in die großen glänzenden Salons führteſt? Ach, wie haben mich da Schmuck, Beleuchtung, Toiletten, der Zauber der Muſik, ach, Alles bis auf meine eigene

Kleidung geblendet und berauſcht, — wie konnt' es auch anders ſeyn? ich armes Mädchen hatte noch nie ſo etwas geſehen. Ach, wenn ſich mitten in dieſer Zauberwelt Deine Blicke freundlich, liebevoll auf mich geheftet hätten, dann wäre mir dieſe, — Deine Welt ein Himmel geworden; allein, Du wandteſt Deine Blicke erröthend von mir, ſie ſuchten eine Andere. — (Arthur macht eine Bewegung, Charlotte, deren Ton ſchon etwas weich geworden war, lenkt plötzlich ein.) Nein, nein, reden wir nicht mehr davon, dieſe Zeit iſt ja vorüber. Kränke Dich nicht, Arthur, ich leide nicht mehr, ich bin jetzt ganz ruhig, ich habe keinen Wunſch, keine Klage mehr.

Arthur.

Ich muß erſtaunen über alles, was ich höre! Welche Ideen! So weit iſt Dein Geiſt vorgeſchritten!

Charlotte.

Wir Frauen, Arthur, denken mit dem Herzen.

Arthur.

Wirklich, ich bewundere Dich; ich finde Dich ganz verändert; Du entwickelſt Begriffe, die Deinem Verſtande Ehre machen.

Charlotte (lächelnd).

Sieh, ſieh! iſt es doch auch ſeit zwei Jahren das erſte Mal, daß Du mir aufmerkſam zuhöreſt, wenn ich rede.

Arthur
(für ſich, traurig).
Das erſte — und das letzte Mal!

Fünfter Auftritt.

Vorige. Der Bediente. Darauf Monval.

Bedienter (anmeldend).
Herr von Monval. (Ab.)

Charlotte.
Ich gehe, ich habe noch einige Vorbereitungen zu treffen.

Arthur.
Ich hoffe Dich noch zu ſehen, Charlotte.

Monval (tritt ein).

Charlotte.
Ich werde doch nicht abreiſen, ohne Dir Lebewohl zu ſagen. (Zu Monval.) Herr von Monval, Ihre Dienerin.

Monval.
Was hör' ich? Sie ſprechen von Abreiſe?

Charlotte
(indem ſie zur Rechten abgeht).
In einem Monat ſehen wir uns wieder.

Monval (für ſich).
Wie? Sie reiſ't? (Bleibt nachdenkend ſtehen.)

Arthur (für ſich).

Nie ſchien ſie mir ſo liebenswürdig. (Zu Monval.) Nun, was haſt Du denn? Steht er nicht da, als ob ihm ein Unglück geſchehen wäre. (Rüttelt ihn.) Biſt Du närriſch, Monval?

Monval.

Vielleicht klüger als je. Aber langweiliger bin ich geworden, das geb' ich zu.

Arthur.

Du, der Du ſonſt ſo luſtig warſt, über alles ſpotteteſt? — Monval, man ſagt ſich Dinge, die ich ohne Schaudern nicht nachſagen kann.

Monval.

Zum Beyſpiel?

Arthur.

Man ſagt, Du ſey'ſt verliebt. Wenn das iſt, biſt Du ein verlorner Menſch. Du biſt vermuthlich in die Hände einer launenhaften Kokette gefallen, die Dir das Leben ſauer macht?

Monval.

Verſchone mich mit Deinen Vermuthungen und glaube mir: Du biſt der Wahrheit ganz nahe und wirſt ſie doch nicht ergründen. Du weißt nicht, Du willſt es nicht wiſſen, daß es noch Frauen gibt, — nein, nur Eine in der Welt gibt es, — die nie eine Laune hat, nie ein Unrecht verübt, die nie ſich ein Vergnügen daraus gemacht hat, eine Nebenbuhlerin zu erniedrigen oder Bewunderung zu erregen, eine Frau, der die Tugend ſo natürlich iſt, daß ſie ſie für gar nichts Bemerkenswerthes hält.

Arthur.

Und Du hätteſt dieſes Wunderwerk entdeckt? In welchem unbekannten Welttheile, wenn ich bitten darf?

Monval.

Lieber Freund, es gibt mehr Wunderwerke in der Welt, als Leute, die fähig ſind, ſie zu entdecken.

Sechster Auftritt.

Vorige. Madame Dutour.

Dutour.

Um Vergebung, meine Herren, wenn ich Sie ſtöre. Ich glaubte meine Couſine hier zu finden. Müſſen nicht ungehalten ſeyn, Herr Graf, wir machen Ihnen ohnedieß zum letzten Male Ungelegenheit, denn Charlotte wird heute noch auf immer mit mir dieſes Haus verlaſſen.

Monval.

Was ſagen Sie? — auf immer?

Dutour.

Ach, Herr von Monval, Sie wiſſen gar nicht, was vorgefallen iſt? Alles iſt aus. Der Herr Graf hat dieſen Morgen das Trennungs-Inſtrument unterſchrieben.

Monval.

Arthur! Wär' es möglich? Du wollteſt Dich von Charlotten trennen?

Arthur.

Alles geſchieht durch wechſelſeitiges Uebereinkommen. Dieſe Ehe war eine jugendliche Thorheit, ſie machte mein und ihr Unglück. Wir haben es Beyde gefühlt, und das menſchliche Geſetz gibt uns unſere perſönliche Freyheit wieder, wenn wir auch nach dem göttlichen für unſer Leben verbunden bleiben.

Dutour.

O, wenn meine Couſine nur wollte, ſie würde Anbether genug finden, die ſie beſſer zu ſchätzen wüßten, dafür bürg' ich; ich kenne jetzt ſchon welche.

Arthur.

Wie?

Dutour.

Ja, ja, ja! Ich kenne jetzt ſchon welche, da darf man gar keine großen Augen darüber machen.

Arthur.

Sie blicken auf Herrn von Monval? Wenn ich nicht wüßte, daß er ſchon eine Leidenſchaft im Herzen trägt —

Monval.

Wenigſtens glaube, Arthur, daß nie eine Leidenſchaft, wenn ſie auch die heftigſte wäre, mich bewegen könnte, die Pflichten der Freundſchaft zu verrathen, und daß nur die gänzliche Freyheit des geliebten Gegenſtandes mich veranlaſſen würde, mein Herz zu öffnen.

Arthur (nachdenkend).

Ihre Freyheit?

Monval.

Adieu, Arthur!

(Geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Arthur. Madame Dutour.

Arthur

(im Nachdenken verſunken).

Dieſe Frau, von der er mit ſo viel Enthuſiasmus ſprach — Charlottens Freyheit — und daß er dann nur ſein Herz öffnen würde? — Wie, wenn ſie es wäre?

Dutour.

Nun, und warum könnte ſie es nicht ſeyn?

Arthur.

Er könnte es wagen, ſie zu lieben? und Sie wären ſo kühn, es mir zu ſagen?

Dutour.

Wer wird ſich da geniren? Wenn die gute Seele für Sie keinen Reiz mehr hat, wollen Sie Andere auch noch blind machen?

Arthur.

Und Charlotte? — Nein, ſie liebt ihn nicht. — Dieſer Zweifel muß mir noch klar werden, und wär' es wahr, dann lach' ich zu unſerer Trennung. (Ab.)

Achter Auftritt.

Dutour

(allein, mit den Händen freudig in einander ſchlagend).

Ich habe ihm wenigſtens einen Floh in's Ohr geſetzt, und das freut mich. Wenn er erſt erfährt, daß ſeine Baronin, der er meine liebe Couſine aufopfert, noch heute den alten Fürſten von Saint Omer heirathet, da wird er erſt Augen machen. Recht geſchieht ihm, zwiſchen zwey Stühlen, pautz! ſitzt er auf der Erde.

Neunter Auftritt.

Madame **Dutour**. **Peter**. **Charlotte**.

Charlotte.

Ah, ſind Sie hier?

Dutour.

Ja, liebe Couſine, ich will Sie bitten, mir genau die Stunde der Abreiſe zu ſagen.

Charlotte.

In zwey Stunden.

Dutour.

Ganz recht. Ich habe nur noch einige Aufträge für die Zeit meiner Abweſenheit zu geben, dann bin ich ganz zu Ihren Dienſten. Iſt Peter auch von der Partie?

Peter.

Ich habe einen Urlaub auf einen Monat erhalten, und bin ſehr glücklich darüber.

Dutour.

O, wir wollen uns auch prächtig unterhalten. Da werd' ich erſt recht aufthauen. Alſo, auf Wiederſehen zur beſtimmten Stunde, (Geht ab.)

Zehnter Auftritt.

Charlotte. Peter. Dann der Bediente.

Peter.

Ach, welch ein Monat wird uns verfließen!

Charlotte (heiter).

Wir wollen unſere Lectüre wieder zur Hand nehmen, woran uns die Zubereitungen zur Reiſe einige Tage hinderten.

Peter.

Mein höchſtes Glück auf dieſer Erde! Ach, was dank' ich Ihnen nicht ſchon alles. Dieſen Stunden und dem heißen Wunſche, Ihrer Freundſchaft würdig zu werden, verdanke ich, was ich weiß und was ich bin. Wie glücklich fühlte ich mich, von Ihnen etwas zu lernen.

Charlotte.

Hm! Der Meiſter lernte ſelbſt dadurch, er wußte ſeinem Schüler oft keine befriedigende Antwort zu geben; aber — (reicht ihm lächelnd die Hand) er ſchämte ſich ſeiner Unwiſſenheit nicht.

Peter
(indem er die dargebotene Hand küßt).

Seit Sie mir, verehrte Gräfin, Ihre Freundſchaft ſchenken, hat mich mein böſer Geiſt verlaſſen; meine Chefs haben mich ausgezeichnet. So hab' ich es ſchon in ſo kurzer Zeit zum Lieutenant gebracht. Ihr Vater wundert ſich über dieſes ſchnelle Avancement, und ich ſelbſt kenne mich kaum mehr. Meine Gedanken, meine Worte haben ſich nach den Ihrigen gebildet. ich ſuche in den Büchern, welche Sie lieben, das auf, was Ihnen gefällt, und leſe es wohl zwanzig Mal, und die Stunden, welche ich bey Ihnen zubringen darf, ſind die glücklichſten meines Lebens.

Charlotte
(mit bitterem Lächeln).

Arme Charlotte! Hätteſt Du geglaubt, daß es noch Jemand geben könne, der Dir ſeine Bildung verdankt! Ach, ich fühlte mich auch Ihnen gegenüber weniger ſchüchtern, und empfand nie jene Furcht, welche mir mein Gemahl und die Welt einflößten.

Peter.

Ach! wir Beyde, in der niederen Claſſe geboren, Beyde durch Nachdenken und Studium auf jene Stufe gebracht, auf welcher wir jetzt ſtehen, wir haben dieſelben Ideen, wir können vor einander nicht erröthen; obwohl ich Ihr Uebergewicht bewundere, ſo fühl' ich mich dadurch doch nicht erniedrigt, und — ach, ich fühle es in jeder Minute, — wenn es ſich anders gefügt hätte, wenn ich der Glückliche —

Charlotte (verweiſend).

Peter!

Peter.

Verzeihen Sie, ich weiß, daß nur gegen die Bedingung, daß ich Ihnen nie mehr als meine kalte Freundſchaft ausdrücke, mir geſtattet ward, Sie öfters zu ſehen. Urtheilen Sie, welchen Werth dieſes Glück für mich hat, da es nach einem Jahre das erſte Mal iſt, daß mein Herz ſich verräth.

Charlotte.

Ich bin die Gräfin von Aiglemont; welches mein Los auch ſeyn mag, ich kann, ich will das nie vergeſſen. Aber ſprechen wir nicht weiter davon. — Sagen

Sie mir, lieber Freund, ſcheint es Ihnen nicht auch, als ob mein Vater einen geheimen Kummer nährte? Seit einiger Zeit iſt er ſo ſtill, und heute, als er mit mir ſprach, ſah ich ſogar eine Thräne in ſeinem Auge.

Peter.

Bertrand weinen? Gott, das könnte er nur, wenn Ihnen ein Unglück droht.

Charlotte.

Mir? Was könnte mir noch begegnen? —

Der Bediente (tritt ein).

Herr von Monval, von der Abreiſe der Frau Gräſin unterrichtet, bittet ſehr, Sie ſprechen zu dürfen.

Charlotte.

Ich bin bereit, ihn zu empfangen.

(Der Bediente geht ab.)

Eilfter Auftritt.

Vorige. Monval.

Monval (für ſich).

Sie iſt nicht allein. (Laut.) Wie, Gräfin, Sie wollten reiſen, ohne daß man mehr das Glück genöſſe, Sie zu ſehen und zu ſprechen?

Charlotte.

Ey, es iſt ja nur eine Reiſe auf kurze Zeit, und nach meiner Rückkehr —

Monval.

Kurz, — einen Monat vielleicht, — vielleicht auch auf immer!

Charlotte.

Wie? Wer hat Ihnen geſagt? —

Monval.

Umſtände können Manches ändern; in einem Monate kann Vieles geſchehen.

Charlotte.

Wenn ich nicht gewohnt wäre, Sie in Räthſeln ſprechen zu hören, Sie könnten mich beunruhigen.

Monval.

Sehen Sie denn nicht, Gräfin, daß ich Alles weiß?

Charlotte.

Was wiſſen Sie?

Monval.

Daß Sie mir vergebens zu verbergen ſuchen, wovon ich, leider, ganz unterrichtet bin.

Charlotte.

Reden Sie deutlicher.

Monval.

Sie werden mir verzeihen, daß ich Sie noch ein mal zu ſpechen wünſchte, da ich weiß, daß Sie dieſes Haus auf immer verlaſſen.

Charlotte.

Auf immer?

Peter.

Was ſagt er?

Monval.

Und daß ich Sie um die Erlaubniß bitte, Sie wieder ſehen zu dürfen, wenn Ihre Bande zerbrochen ſind.

Charlotte.

Zerbrochen?

Monval.

Iſt denn nicht alles mit Ihrer Uebereinſtimmung geſchehen? warum dieß Geheimniß?

Charlotte

(welche ihren Kopf mit beyden Händen gefaßt und einen Augenblick ſtille geſchwiegen hat, als wolle ſie ihre Gedanken ſammeln).

Ha! — warten Sie! — Wie iſt mir denn? (Faßt Monval lebhaft bey der Hand.) Reden Sie im Ernſte, Herr von Monval? — Wie? — wär' ich nicht mehr die Gattin des Grafen von Aiglemont? — Peter, iſt das wahr? — kann das ſeyn?

Peter.

Ich weiß nicht, — aber Sie haben mir ſelbſt geſagt, Ihr Vater habe geweint —

Charlotte (erbittert).

Ach, ja, ja! — er ſtößt mich von ſich, ganz, — auf immer, — und die ganze Welt weiß es, nur ich nicht! Hahaha! Das iſt fürchterlich komiſch!

Monval.

Wie, wär's möglich? Sie hätten nichts davon gewußt, Gräfin?

Charlotte.

Verzeihen Sie, ich höre Sie jetzt nicht. Eine Menge Ideen durchkreuzen dieſen Kopf. — Ich wäre frey! — frey! nicht mehr die Gattin des Grafen von Aiglemont?

Monval.

Sie, durch Ihre Tugenden weit über alle die Vorurtheile erhaben, welche Sie dadurch verlieren.

Charlotte.

Ich wäre frey!

Monval.

Ja, frey, und Sie dürfen von einem anderen, beſtändigeren Munde die ſüßen Worte hören: „ich liebe Dich!“

Charlotte.

Nein! nie mehr! (Wie zu ſich ſelbſt kommend.) Herr von Monval, das, was ich gehört habe, erregt in meinem Geiſt ganz neue Gedanken, es iſt ein neues Leben, welches für mich beginnt. Ich habe die Vergangenheit viel zu wenig zu preiſen, als daß ich die Zukunft nicht fürchten ſollte. Seyn Sie verſichert, daß Dankbarkeit und Freundſchaft für Sie ewig einen Platz in meinem Herzen behaupten werden; Ihnen größere Hoffnung einzuräumen, hieße Sie hintergehen. Bin ich auch getrennt von meinem Gatten, ſo werd' ich doch nie mehr die Liebe eines anderen Mannes erwiedern können. Iſt ſein Herz wankelmüthig, meines, ach, leider! meines iſt feſt!

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Arthur.

Arthur
(noch in der Scene).

Die Poſtpferde ſollen warten!

Charlotte
(mit Ruhe und Würde, bis an das Ende des Stückes).

Schon angeſpannt? — Herr von Monval, ich empfehle mich Ihrem freundſchaftlichen Andenken.

Monval.

Möge die Zukunft Sie entſchädigen, würdige Frau! (Geht ab.)

Charlotte.

Peter, ich bitte Sie, meinen Vater und meine Couſine zu holen. (Peter geht ab.)

Charlotte

(will in ihr Zimmer gehen, hält aber noch an und ſpricht zu Arthur, welcher eintritt).

Herr Graf, ich weiß nun, daß ich Ihnen das letzte Lebewohl ſage. (Sie öffnet die Seitenthür.)

Arthur.

Charlotte!

Charlotte

(läßt die Thür wieder zufallen).

Ja, ich bin nunmehr wieder Charlotte Bertrand.

Arthur.

Unter dieſem Namen haſt Du mich geliebt.

Charlotte.

Ich hätt' ihn nie ändern ſollen.

Arthur.

Du verwünſcheſt unſere Vereinigung?

Charlotte.

Sie hat Sie ja unglücklich gemacht.

Arthur.

Auch Du haſt gelitten.

Charlotte.

Hab' ich mich jemals beklagt?

Arthur.

Nein, aber Dein ſtummer Schmerz berührte mich um ſo mehr.

Charlotte.

Sie werden ihn nun nimmer ſehen.

Arthur.

Welche Kälte! Haſt Du mir denn im Augenblicke unſerer Trennung nichts mehr zu ſagen?

Charlotte.

Nichts.

Arthur.

Und ſo willſt Du mich verlaſſen?

Charlotte.

Wozu noch Worte? — Es kam Ihnen einſt die Idee, Herr Graf, einem armen Mädchen Ihre Hand und Ihren Rang zu ſchenken, — es war darum nicht ſtolzer; es fällt Ihnen jetzt ein, ihr all' dieß wieder zu nehmen, ſie glaubt ſich dadurch nicht erniedrigt.

Arthur.

Ich hielt dieſe Trennung zu Deiner und meiner Ruhe für nothwendig. Seit langer Zeit ſchon gingen wir Jedes unſern eigenen Weg, ja, wir ſahen und ſprachen uns kaum; und doch hat ſich heute ein bitteres Gefühl meiner bemächtigt, als mir Dein Vater den Scheidungsakt zur Unterſchrift vorlegte.

Charlotte (fixirt ihn feſt).

Haben Sie unterzeichnet?

Arthur.

Ja; — aber Deine Unterſchrift fehlt noch. Du kannſt ſie verweigern, und nichts iſt geſchehen.

Charlotte (mit Bitterkeit).

Alles iſt geſchehen, Alles iſt vorbey!

Arthur.

Selbſt damals warſt Du nicht ſo herzlos, kalt, als Du mein Unrecht erfuhreſt, als Du hörteſt, daß eine Andere —

Charlotte.

Ach ja, damals hatt' ich Worte, Thränen, denn ich verlor alles, Deine Liebe; jetzt nimmſt Du mir einen Titel, einen Namen, was weiß ich, — darauf leg' ich keinen Werth; ich hatte ſchon lange nichts mehr zu verlieren.

Arthur.

Du wirſt mir nie verzeihen, Dein Haß —

Charlotte.

Nein, ich ſchwöre es Dir, ich haſſe Dich nicht.

Arthur.

Deſto ſchlimmer, dann fühlſt Du auch keinen Funken von Liebe mehr für mich.

Charlotte.

Was könnte meine Liebe auch mehr nützen?

Arthur (heftig).

Sie könnte Alles wieder gut machen.

Charlotte.

Nein; denn keine Macht könnte bewirken, daß jene fürchterlichen Tage, welche mein Herz brachen, nicht exiſtirten, daß jene Nächte aus meinem Gedächtniſſe verſchwinden, wo der Schlummer meine thränennaſſen Augen floh. Ich war in Verzweiflung, in jener fürchterlichen Verzweiflung, welche ſich eines zwanzigjährigen Herzens bemächtigt, das eine Zukunft voll Unglück vor ſich ſieht und ihr nicht entfliehen kann. Kein Tag, keine Stunde, keine Minute verfloß mir ohne Kummer. Ach, Herr Graf, das größte Uebel auf der Welt iſt eine Verbindung zwiſchen zwey Menſchen, die ſich nicht verſtehen, und dafür gibt es kein Mittel.

Arthur.

O, Charlotte! Unrecht kann von der einen Seite erkannt, bereu't, von der anderen verziehen werden, und die, gegen die man ungerecht war, liebt man dann nur um ſo heißer. Wenn ich Dir nun ſagte: „jene flüchtige Neigung, welche mich zu einer Anderen hinzog, ſie beſteht nicht mehr; jene Vorurtheile, welche mich in der großen Welt über Dich erröthen machten, ich habe ſie überwunden. Ich komme zu Dir zurück, ich flehe Dich an, mir Dein Vertrauen, Deine Liebe wieder zu ſchenken, nimm den Reuigen auf!“ was würdeſt Du antworten?

Charlotte.

Es iſt zu ſpät. Meine Geburt iſt niedrig, aber meine Seele erhabenen, edlen Empfindungen nicht fremd. Glücklich durch Ihre Liebe, ſuchte ich mich zu Ihnen zu erheben, es gelang mir nicht, und Sie verſchmähten meinen guten Willen. Ihre Unbeſtändigkeit zerriß mein Herz, die Verachtung Ihrer Familie empörte meinen Stolz, und jetzt, nach zwey Jahren der Leiden und Thränen, nachdem Sie ſelbſt das Band gelöſ't, wollen Sie ſo gütig ſeyn, noch einige Reize an mir zu finden, und bieten mir Wiedervereinigung an? Nein, Herr Graf! ich war Ihres Namens und Ranges nicht würdig, Ihr Herz iſt des meinigen nicht mehr würdig.

Arthur.

Gott! Mein Gott! (Er ſetzt ſich, von Schmerz überwältigt.)

Dreyzehnter Auftritt.

Vorige. Bertrand. Madame Dutour. Peter.

Charlotte
(ſich ihrem Vater in die Arme werfend).

Mein Vater! Ihre Tochter iſt Ihnen wieder gegeben.

Bertrand.

Wie? Du weißt? —

Charlotte.

Alles. — Wo iſt das Scheidungs-Inſtrument?

Bertrand.

Hier.

Charlotte.

Geben Sie. (Sie geht damit zum Tiſche, um zu unterzeichnen, in dieſem Augenblicke ertönt von Außen eine fröhliche Hochzeitmuſik, Charlotte hält inne.) Was iſt das?

Dutour.

Eine Hochzeit. Sie kommen eben von der Kirche zurück und gehen nach Hauſe.

Charlotte (heftig fragend).

Wer ſind die Brautleute?

Dutour.

Ein Gärtnergeſelle und ein Stubenmädchen.

Charlotte.

Die werden glücklich ſeyn. (Sie unterſchreibt ſchnell, gibt das Papier dem Grafen mit den Worten:) Hier. Leben Sie wohl auf ewig, und nehmen Sie die Verſicherung: Sie haben ein Herz gebrochen, welches doch nie aufhören wird, für Sie zu ſchlagen. (Sie ſtürzt ab. Bertrand, Mad. Dutour und Peter folgen ihr.)

Arthur (allein).

Ich habe Alles verloren, und durch meine Schuld! (Er ſtützt verzweiflungsvoll den Kopf in beyde Hände. Die fröhliche Muſik von Außen dauert fort, der Vorhang fällt ſchnell.)

Ende des vierten Aufzuges.

Inhalt

der bereits erſchienenen zwanzig Jahrgänge.

Erſter Jahrgang.

Haß allen Weibern, Luſtſpiel in einem Aufzuge. Frey nach dem Franzöſiſchen des Bouilly. In Alexandrinern bearbeitet.

Der kurze Roman, oder: Die närriſche Wette, Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Der Ehenſtifter, oder: Die beiden Offiziere. Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Die ſpaniſche Wand. Dramatiſche Kleinigkeit in einem Aufzuge. Frey nach dem Franzöſiſchen.

Die Ehemänner als Junggeſellen. Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Zweyter Jahrgang.

Die Schauſpielerinn. Luſtſpiel in drey Aufzugen, nach dem Franzöſiſchen, im Versmaß des Originals.

Wahnſinn. Drama in einem Aufzuge. Als Seitenſtück zu Nina. Nach dem Franzöſiſchen le delir frey bearbeitet.

Abneigung aus Liebe. Luſtſpiel in freyen Verſen und einem Aufzuge.

Der alte Jüngling. Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach dem Franzöſiſchen.

Verlegenheiten und Auswege. Poſſe in einem Aufzuge, frey nach dem Franzöſiſchen.

Dritter Jahrgang.

Peter und Paul. Luſtſpiel in drey Aufzügen. Als Seitenſtück zum Mädchen von Marienburg und dem liefländiſchen Tiſchler. Nach dem Franzöſiſchen des Lamarteliere.

Der Raſttag. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nach dem Franzöſiſchen des Bouilly.

Die beyden Ehen. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nach dem Franzöſiſchen des Etienne.

Der Wilddieb. Liederſpiel in einem Aufzuge.

Der Sie. Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Vierter Jahrgang.

Verkannte Treue. Drama in drey Aufzügen, nach Pelletier Volmeranges.

Die Zeche, oder: Gaſtwirth und Bürgermeiſter in einer Perſon. Krähwinkliade in einem Acte, nach einer wahren Anecdote.

Narrheit und Narrethey. Luſtſpiel in einem Act, nach Deſaugiers.

Die hölzerne Uhr. Drama in einem Acte, nach Bernard Valville.

Raphael. Luſtſpiel in Alexandrinern und einem Aufzuge.

Fünfter Jahrgang.

Czaar Iwan. Dramatiſirte Anecdote in zwey Acten

Die Papageye. Luſtſpiel in einem Act. Nach dem franzöſiſchen Vaudeville: les Perroquets de la mère Philippe.

Die Bittſteller. Luſtſpiel in einem Acte. Nach Melesville.

Das Kammermädchen. Luſtſpiel in einem Act. Frey nach Longchamps.

Der Diener ſeines Nebenbuhlers. Luſtſpiel in einem Acte.

Sechster Jahrgang.

Der Prinz kommt! Luſtſpiel in einem Acte. Nach dem Franzöſiſchen des Rougemont.

Thomi, oder: Die Stimme der Natur. Drama in zwey Aufzügen, dem Franzöſiſchen nachgebildet.

Der Weibertauſch. Luſtſpiel in einem Acte. Nach dem Franzöſiſchen der Herren Dartois und Achille.

Der Einſiedler im Lerchenwalde, oder: Die geheimnißvolle Laube. Luſtſpiel in einem Acte. Nach einem franzöſiſchen Vaudeville der Herren Theaulon und Capelle.

Siebenter Jahrgang.

Gleiche Schuld. Gemählde unſerer Zeit in drey Aufzügen.

Die ſeltſame Lotterie. Luſtſpiel in einem Acte.

Die Tauben. Schwank in einem Acte. Als Seitenſtück zu den Papageyen.

Die Puppe, oder: Die kleine Schweſter der Geliebten. Luſtſpiel in einem Acte, nach Scribe und Melesville.

Achter Jahrgang.

Der buckelige Liebhaber. Luſtſpiel in einem Act, nach einem franzöſiſchen Vaudeville.

Hochzeit-Fatalitäten. Poſſe in einem Acte.

Das Stelldichein um Mitternacht. Luſtſpiel in einem Acte, nach dem Franzöſiſchen l'echelle de soie.

Das Fläſchchen Köllnerwaſſer, oder: Denkſchrift eines Huſarenoffiziers. Luſtſpiel in einem Acte, nach Scribe.

Die Verſchwornen. Oper in einem Acte.

Neunter Jahrgang.

Gabriele. Drama in drey Aufzügen. Nach der Valerie der Herren Scribe und Melesville.

Die junge Tante. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nach Melesville.

Emmy Teels. Drama in drey Aufzügen. Nach Pixerecourt.

Zehnter Jahrgang.

Der Großpapa. Luſtſpiel in einem Acte, nach dem Franzöſiſchen der Herren Scribe und Melesville.

Liebeszunder. Luſtſpiel in einem Acte, nach dem Franzöſiſchen der Herren Scribe und Delavigne.

Die Zauberlaterne. Luſtſpiel in zwey Acten. Frey nach Scribe und Dupin.

Fünf ſind Zwey, oder: Domeſtikenſtreiche. Luſtſpiel in einem Acte. Frey nach dem Franzöſiſchen.

Eilfter Jahrgang.

Ehelige Strafe. Luſtſpiel in einem Act, in freyen Verſen.

Der Kuß durch einen Wechſel. Poſſe in einem Act. Nach Scribe.

Urika, die Negerinn. Drama in einem Acte. Nach dem Franzöſiſchen.

Gutes Beyſpiel. Luſtſpiel in einem Act. Nach dem Franzöſiſchen des Theaulon.

Klimpern gehört zum Handwerke. Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach Scribe.

Zwölfter Jahrgang.

Erſte Liebe, oder: Jugend-Erinnerungen. Luſtſpiel in zwey Acten, nach dem Franzöſiſchen des Scribe.

Die Piſaniſchen Brüder. Drama in drey Acten, nach dem Italieniſchen des Federici.

Zwey Freunde und ein Rock. Poſſe in einem Act, nach einem franzöſiſchen Vaudeville.

Das einſame Haus. Luſtſpiel in drey Aufzügen, nach dem Franzöſiſchen.

Dreyzehnter Jahrgang.

Der Haustyrann. Charakter-Gemählde in drey Aufzügen, nach Alexander Duval.

Das Anekdotenbüchlein. Luſtſpiel in einem Acte. Nach dem Franzöſiſchen der Herren Scribe und Delavigne.

Der Perrückenmacher und der Haarkünſtler, Poſſe in einem Acte, frey nach dem Franzöſiſchen.

Die beyden Duennen. Dramatiſche Bagatelle in einem Act, dem Franzöſiſchen des Brazier nachgebildet.

Der Soldat ganz allein. Komiſches Zwiſchenſpiel in einem Auftritte. Nach einer Anekdote.

Vierzehnter Jahrgang.

Yelva, oder: die ruſſiſche Waiſe. Drama in zwey Abtheilungen nach dem Franzöſiſchen des Scribe.

Die zänkiſchen Brüder. Familiengemählde in drey Aufzügen. Nach dem Franzöſiſchen des Collin d'Harleville.

Lully und Quinault, oder: die Künſtler in Verlegenheit. Luſtſpiel in einem Aufzuge, und in Verſen nach dem Franzöſiſchen.

Fünfzehnter Jahrgang.

Eine für die Andere. Luſtſpiel in drey Aufzügen.

Diana von Poitiers. Geſchichtliches Luſtſpiel in zwey Acten, frey nach dem Franzöſiſchen.

Die in ein Weib verwandelte Katze. Operette in einem Acte, nach dem Franzöſiſchen der Herren Scribe und Melesville.

Sechzehnter Jahrgang.

Johann Haſel, oder: Umwandlung durch Liebe. Gemählde unſerer Zeit in vier Abtheilungen. Nach dem Franzöſiſchen des Theaulon frey bearbeitet.

Zwey Jahre nach der Hochzeit, oder: An wem iſt die Schuld? Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nach Scribe und Melesville.

Uniform und Schlafrock. Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nach dem Franzöſiſchen bearbeitet.

Siebenzehnter Jahrgang.

Der Liebe Liſtgewebe. Intriguen-Poſſe in drey Aufzügen.

Ein Fehltritt. Schauſpiel in zwey Aufzügen, nach Scribe.

Die Familie Rickeburg. Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach Scribe.

Achtzehnter Jahrgang.

Die Tänzerinn und der Quäker. Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach Scribe.

Die Scheidewand. Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach dem Franzöſiſchen.

Ueberſpanntheit, oder: Die entſetzliche Literatur. Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach Scribe frey bearbeitet.

Neunzehnter Jahrgang.

Der General. Luſtſpiel in drey Aufzügen.

Der eilige Zauderer. Luſtſpiel in einem Aufzuge in Verſen.

Die Schwäbinn. Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Zwanzigſter Jahrgang.

Das Luſtſpiel auf der Stiege. Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Ein Tag Carls des Fünften. Hiſtoriſches Gemälde in Verſen, und in zwey Aufzügen.

Ein Freund ſtatt einer ganzen Familie. Poſſe in einem Aufzuge.

Folgen einer Mißheirath. Gemälde aus dem Leben, in vier Aufzügen. Nach dem Franzöſiſchen.

Ein
Wort zu rechter Zeit

eines Öſterreichers

an ſeine verzagten Mitbürger.

WIENER STADT-

1 8 1 3.

II. 1124

Wackere Landsleute und Mitbürger!

Wir leben in einer drangvollen Zeit, das brauche ich keinem unter Euch zu ſagen, denn jeder fühlt es. Wir müſſen eine große Anſtrengung machen, und daher große Opfer bringen; auch davon ſind die meiſten aus Euch überzeugt. Aber dieſe Anſtrengungen und dieſe Opfer werden nicht vergebens gemacht ſeyn. Jetzt iſt die Hoffnung vorhanden, daß der große, heilige Zweck, um deßwillen zu den Waffen gegriffen wird, erreicht werden kann, und da, — fragt Euch ſelbſt, — gibt es manche, die nur auf das Vergangene ſehen, und, durch die Gefahr kleinmüthig gemacht, den beherztern Mitbürgern ihre Beſorgniſſe mittheilen, und auf dieſe Art, ohne die Abſicht zum Böſen, recht viel Böſes thun können. Um dieſer Menſchen Willen, welche übrigens recht gute Patrioten ſeyn mögen, deren Paroxismus aber ihren Patriotismus überwiegt, habe ich mit Euch zu reden.

Laßt mich vorher zwey Fragen ſtellen:

Seyd ihr glücklich?

Jeder von Euch hat eine Klage in Bereitſchaft. Das befremdet mich nicht; Jeder lobt die frühere Zeit, die Jugend hört ſie ſo oft von den Alten preiſen, daß ſie es endlich ſelbſt glaubt. So war es immer und ſo wird es immer ſeyn. Es iſt aber auch gar wohl möglich, daß Euch in andern Zeiten Euer Lebensunterhalt mehr erleichtert wurde. Die Frage, ob Ihr glücklich ſeyd, iſt daher auch nur bedingungsweiſe gemeint, und ſollte eigentlich heißen: Seyd ihr ſo glücklich, als die Zeitumſtände es erlauben? oder ſind Eure ausländiſchen Nachbarn glücklicher? Jetzt iſt mir um Eure Antwort gar nicht bange. Ihr fühlt es recht gut, daß Ihr bey allem Druck, den das Unglück von Europa auch über Euch brachte, doch unter dem Schutze wohlthätiger Geſetze Euer Erworbenes genießen könnt, daß man Euch Erwerbsquellen offen läßt, daß Ihr, wenn Ihr nur fleißig ſeyn, und vernünftig haushalten wollt, immer genug verdienen könnt, um nebſt den Bedürfniſſen des Augenblicks auch für Euer Alter und für Eure Familien zu ſorgen. Blickt einmahl auf die deutſchen Nachbarſtaaten, oder fragt einen unparteyiſchen Ausländer! Ihr ſeht dort das Volk unter der Laſt von Steuern erliegen, die ſein Beherrſcher ihm für ein fremdes Intereſſe auflegen muß; Ihr ſeht es im Schweiße ſeines Angeſichtes und mit aller Anſtrengung nicht das Nothwendige verdienen; Ihr ſeht durch ein grauſames Militär-Geſetz die ganze männliche Jugend die Unabhängigkeit ihres eigenen Fürſten bekämpfen. Geht auf die Felder; Ihr findet ſie von den Hufen der Roſſe ihrer ſogenannten Beſchützer zertreten, oder von Weibern beſtellt; geht in die Werkſtätten, Ihr findet ſie ſtille ſtehn. Geht in das nördliche Deutſchland, nach Holland, nach Italien! Fragt einmahl nach den Mauthgeſetzen! Denkt, wenn Ihr an die Linien Wiens von einem Spatziergange zurückkommend, Euch alle, Männer und Weiber einer eben ſo läſtigen, als die Schamhaftigkeit beleidigenden Unterſuchung eines Heeres von Mauthbedienten unterwerfen müßtet, die zur

Aufrechthaltung des Continentalſyſtems den Krieg mit England in den Taſchen der Bürger führen. Laßt Euch nicht täuſchen, wenn Ihr etwa hört, daß einige Lebensmittel anderswo wohlfeiler ſind, als bey uns. Jene Wohlfeilheit, welche der Geldmangel erzeugt, iſt eigentlich die fürchterlichſte Theurung. — Was hilft es Euch, wenn Ihr anderswo das Brot, welches bey uns 6 kr. koſtet, um 2 kr. bekommt? Ihr werdet dort kaum 2 kr. verdienen, wo ihr hier 10 kr. verdient. — Wenn Ihr alles dieß beherzigt, ſo müßt Ihr Euch, wenigſtens bedingt, glücklich ſchätzen, in einem Staate zu leben, der von ſeinem Bürger nicht mehr fordert, als er bedarf, ihn keiner läſtigen Conſcription unterwirft, ſeine Ehre nicht Halbbanditen Preis gibt, und durch einen wohlthätigen Geldumlauf für den Nahrungszuſtand ſeiner Unterthanen Sorge trägt.

Wenn Ihr alſo glücklich ſeyd, (verſteht mich wohl, glücklich im Vergleiche mit andern Nationen) ſo wird die zweyte Frage: Liebt Ihr Eure Landesverfaſſung? beynahe überflüſſig. Wer ſollte den nicht lieben, der uns Gutes thut? Aber Ihr ſeyd nicht ſo eigennützig mit Eurer Liebe. Ihr ſeyd Oeſterreicher! Als ſolche iſt die Liebe zu Eurem alten, ehrwürdigen Fürſtenſtamm Euch angeboren; Ihr wißt, daß Eure Vorväter unter dem öſterreichiſchen Zepter glücklich waren, Ihr verlangt Euch kein beſſeres Glück. Die Laſten drücken Euch, aber Ihr habt auch genug hellen Sinn, um einzuſehen, daß ſie nur die Folgen äußerer Verhältniſſe ſind, und daß dieſe erſt geändert werden müſſen, wenn dieſe Regierung fortan erhalten, und der vorige glückliche Zuſtand zurückgeführt werden ſoll.

Jetzt kann ich wieder einlenken. Ihr müßt Euch glücklich fühlen, Ihr könnt die Regierung nur lieben. Wen man liebt, dem vertraut man, Vertrauen aber ſchließt die Furcht aus. Ich will gerne glauben, daß es Beſorgniſſe der edelſten Art ſind, welche einige unter Euch beſeelen. Ihr fürchtet den Ausgang dieſes Krieges, weil Ihr mit ihm jene Verfaſſung zu verlieren fürchtet, die Ihr liebt, da ſie Euch glücklich macht. — Aber auch das an ſich Edle hört auf edel zu ſeyn, wenn es durch die Folgen zum Uebel wird. Laßt einmahl hören, welche Gründe Ihr vorbringen könnt. Vielleicht gelingt es mir nicht bloß Euch zu widerlegen, das könnte jeder Rabuliſt, — ſondern Euch zu überzeugen.

„Wir haben," — ſo ſagt Ihr, — „vier
„unglückliche Kriege mit Frankreich geführt,
„Trotz aller Tapferkeit unſers Heeres ſind
„ſchon Provinzen von unſerm Staate abge-
„riſſen worden. An der Spitze der feindlichen
„Kriegsmacht ſteht ein eben ſo geſchickter als
„gefürchteter und glücklicher Feldherr. Die
„Hülfsquellen Frankreichs ſind groß, und
„der Regierung jenes Landes ſind auch die
„härteſten Mittel nicht zu hart, um den vor-
„geſteckten Zweck zu erreichen. — Gleiche
„Urſachen haben gleiche Wirkungen. Die
„Lehren der Erfahrung gehn bey uns nicht
„verloren. Daß die öſterreichiſche Regierung
„ſelbſt Mißtrauen in den Erfolg des Krieges
„ſetzt, beweiſet der Umſtand, daß jetzt ſchon
„alle Koſtbarkeiten, Archive, Kunſtſchätze
„u. dgl. geflüchtet werden."

Sagt ſelbſt, liebe, allzubeſorgliche Landsleute! iſt das nicht die Quinteſſenz aller Gründe, die Ihr für den ſchlimmen Ausſchlag einer ſo gerechten Sache vorbringen könnt?

Sie ſind nicht aus der Luft gegriffen, ſonſt verdienten ſie keine Antwort, aber gerade ihre Scheinbarkeit macht eine Widerlegung nöthig. Erlaubt mir alſo, Euern Anſichten Punct für Punct zu folgen.

Es iſt leider wahr, daß wir nach vier blutigen Kriegen, nach der muthvollſten Tapferkeit manch köſtliches Kleinod aus unſerer Krone geriſſen ſahen. Die Urſache iſt eben nicht ſchwer zu finden. Frankreich wurde durch ſeine gewaltſame Staatsumwälzung wiedergeboren; an die Stelle der Erſchlaffung trat Kraftentwickelung. Die durch die Revolution verurſachte Lähmung der Fabriken und Manufakturen, der Geldmangel und die allgemeine Noth gaben dem Staate Soldaten zu Hunderttauſenden. Die Machthaber, welche an der Erhaltung des Staates auf gewöhnlichen Wegen verzweifelten, ſchwangen die Kriegsfackel über Europa. Es gelang ihnen, ihr Volk durch eine Idee zu begeiſtern. Politiſche Machinationen krönten das Werk, und Frankreich erkaufte ſich Siegestrophäen um den Preis ſeines Wohlſtandes. Endlich legten ſich die innern Stürme. Das Reich, auf Militärgewalt gegründet, konnte nur durch

Militärmacht erhalten werden, der fähigſte, der glücklichſte Feldherr mußte ſein Beherrſcher werden. Durch eine glückliche Kenntniß von dem Charakter des regierten Volkes gelang es dem gekrönten General, die verlorne Idee von Freyheit und Gleichheit durch eine andere von Ehre und Größe zu erſetzen. Er benutzte die fieberiſchen Zuckungen des Gährungsſtoffes zu ehrgeitzigen Zwecken, und Frankreich kämpfte Jahre lang für den Vortheil ſeines neuen Fürſten, indem es noch immer bloß für ſein eigenes Beſtes zu kämpfen glaubte. So wird es erklärbar, wie der Vortheil im Kriege auf der Seite einer Macht ſeyn mußte, die keinen Vertrag achtend, nur die Alleinherrſchaft im Auge, mit allen Mitteln auf Einen Zweck hinarbeitete, indeß die andern Fürſten Europens, in deren Staaten das ſtarke bürgerliche und geſellſchaftliche Band nicht gewaltſam zerriſſen worden war, dem Außergewöhnlichen nur das Gewöhnliche entgegenſetzten, und den Rieſen mit der Kraft des Mannes bekämpfen wollten. Rechnet man noch dazu, daß Neid und Eiferſucht die Hand im Spiele hatten, daß nicht jede verſprochene Hülfe ſchnell und kräftig geleiſtet wurde, daß Trennung und Abfall oft in der wichtigſten

Epoche eintrat, und ſelbſt die Ehrlichkeit einer übelberechneten Politik zum Raube wurde, ſo erklärt ſich das Phänomen auf eine natürliche Weiſe, ohne daß wir nöthig haben an Wunder zu glauben. Nach zwanzig Jahren des Blutkampfes und der Entkräftung wurde es endlich allen europäiſchen Cabinetten klar, woher die größte Gefahr drohe. Die Unterjochung Italiens, Deutſchlands, Spaniens und Hollands mußte die Augen öffnen. Der nordiſche Krieg begann. Mit ungeheurer Kraft ſtürzte der weſtliche Koloß auf den nördlichen. Die Reſultate ſind bekannt. Ein flüchtiger Blick auf die Landkarte wird uns den veränderten Zuſtand Europens ſchneller zeigen, als Wort und Schrift. Man beherzige doch die Begebenheiten eines einzigen Jahres: — Frankreichs Fahnen wehten auf den Trümmern des verbrannten Moskau. Petersburg war bedroht. Pohlen, Italien, der Rheinbund ſtanden mit allen ihren Hülfsquellen dem Mächtigen zu Geboth. Oeſterreich und Preußen ſtellten Truppen für ſeine Sache ins Feld. In Spanien war ſeine Macht, — obwohl durch Wellington's Talente erſchüttert, — doch auf den Beſitz vieler wichtiger feſter Plätze, reicher Provinzen und militäriſcher Stellungen gegründet. Ein Tag ſchien hinlänglich zu ſeyn, die Alleinherrſchaft über Europa zu gewinnen. Nun aber kamen die Tage von Maloi-Jaroslawetz, von Krasnoi, von Smolensk, von der Berreſina, von Salamanca.

Der geſchickteſte, gefürchtetſte und glücklichſte Feldherr erlitt eine Niederlage, wie die Annalen der Weltgeſchichte keine aufzuweiſen haben. Die eroberten Provinzen waren noch ſchneller verloren, als gewonnen. Von einem Heere von mehr als 300,000 Streitern kamen nur ſchwache Ueberreſte an der Weichſel an. Nun veränderte ſich die Geſtalt des europäiſchen Feſtlandes (Continents). Preußen, des Dranges Europa's enthoben, ſchloß ſich an ſeine Befreyer, die ſiegenden Ruſſen. In Vereinigung mit dieſen trug es ſeine Waffen an die Oder, an die Elbe, an die Saale. Die Völker des nördlichen Deutſchlands, im Gefühl der erwachenden Freyheit, machten große Anſtrengungen für die Sache ihres Vaterlandes.

So ſtanden die Angelegenheiten, als Napoleon, durch die Noth zu einer großen Anſtrengung gezwungen, mit neu geworbenen zahlreichen Heeren über den Rhein ging. Die erſten Schlachten wurden geſchlagen, und führten, obſchon ſich die Alliirten fechtend zurückzogen, zu keinem entſcheidenden militäriſchen Reſultat. Nun unterhandelte man einen Waffenſtillſtand, um unter Oeſterreichs Vermittlung dem Blutvergießen ein Ziel zu ſetzen, und durch einen allgemeinen Frieden die erſchütterte Welt zu beruhigen. Ein neuer glücklicher Stern ſchien nun Europa zu leuchten. Ein durch ſeine Gerechtigkeitsliebe bekannter Monarch nahm das ſchwere und oft undankbare Geſchäft auf ſich, die erbitterten Parteyen auf einem Congreß zu vereinigen. Oeſterreich wollte nicht als Schiedsrichter, ſondern als Vermittler den großen Völkerzwiſt beylegen, und lud die andern Höfe zu einem der ganzen Menſchheit ſo wohlthätigen Vereine. Niemand konnte zweifeln, daß es Rußland und Preußen mit dem Frieden eben ſo Ernſt war, als dem Vermittler. Der Kaiſer von Oeſterreich hatte früher ſeine Friedensliebe in ſo manchem nachtheiligen Vertrage dargethan. Sein eigenes Kind ſollte Bürge für die Ruhe ſeiner Völker ſeyn. Dennoch konnte ein Friede, ich meine ein dauerhafter, nicht zu Stande kommen, wenn Frankreich ſich nicht auf das beſchränkte, was ihm der Krieg gab, ſondern auch ſeine mitten im Frieden gemachten Eroberungen als rechtskräftige Erwerbstitel geltend machen wollte. Auf dieſen Fall, der auf den Charakter des Cabinets der Thuillerien berechnet war, mußte Oeſterreich mit einer Macht auftreten, die ſeinen Vorſchlägen Gewicht geben, und es vor dem Ausbruch der Erbitterung ſichern konnte, welche jenes herrſchſüchtige Cabinet ſeinen billigen Anträgen entgegen zu ſetzen drohte. Dieß veranlaßte nothwendig jene koſtſpieligen Rüſtungen, welche man in dem Maße vermehren mußte, als die Friedenshoffnung verſchwand, theils, weil man ſich nicht unbewehrt überfallen laſſen, theils weil man hoffen durfte, durch jene Machtentwickelung den Eroberer zu den gewünſchten Grundſätzen der Mäßigung zu bewegen. Dieſe Erwartung ſchlug leider fehl; der Krieg bricht aus, und kein Friede wird geſchloſſen werden, bis die Selbſtſtändigkeit Europa's, mit welcher das Wohl unſrer Kaiſerſtaaten ſo enge verknüpft iſt, errungen wird.

Welche Hoffnungen ſchwellen, in dieſem wichtigen Augenblick die Bruſt, des Vaterlandsfreundes?

Der Krieg vom Jahre 1809, obwohl unglücklich in ſeinem Reſultat, hat doch den Ruhm der öſterreichiſchen Waffen, und die Bedeutenheit unſers Kaiſers in dem Fürſten-Senate erhöht. Damahls, wo ganz Europa gegen uns unter Waffen ſtand, war es nicht das Uebergewicht des franzöſiſchen Heeres, ſondern die Beſorgniß für mehrere entblößte Puncte der Monarchie, welche den Frieden wünſchenswerth machten. Eine Armee, die nach den Unglücksfällen von Landshut und Regensburg, nach der Beſetzung von Wien noch Kraft genug hat, die Rieſenſchlachten von Aſpern, Wagram und Znaym ruhmwürdig zu beſtehen, verdient den Nahmen einer Heldenarmee. Was wird dieſe Armee erſt dann leiſten, wenn ſie nicht mehr die volle Macht des Feindes auszuhalten hat? — Das ſiegreiche ruſſiſche Heer ſteht ſchlagfertig zu unſerm Schutze da. Preußen, welches für ſeine theuerſten Intereſſen ficht, hat bereits unzweydeutige Beweiſe gegeben, daß ihm für ſeine und die allgemeine Sache kein Opfer zu groß ſey. Im Norden von Deutſchland ſteht der Kronprinz von Schweden mit einem zahlreichen und erleſenen Heere bereit, den noch unterm Joche ſchmachtenden Bewohnern der

Elbe und der Weſer das Zeichen der Freyheit zu geben, und ſie gegen ihre Unterdrücker anzuführen. In Spanien hat der große Wellington die Szene von Moskau erneuert, und die zahlreichen franzöſiſchen Heere aus ihrer ſchimpflichen Eroberung verjagt. Frankreich, welches binnen acht Monathen 400,000 Mann alter Truppen verlor, kann dieſen Verluſt an Mannſchaft zwar ergänzen, aber nicht mehr ſeine vorige Ueberlegenheit im Felde behaupten. Die Rheinfürſten, welche ihre Kernſoldaten ebenfalls im nordiſchen Feldzuge verloren, haben ihre Contingente nur durch Neugeworbene vollzählig machen können. Das Herzogthum Warſchau, welches ſonſt der franzöſiſchen Armee 70,000 Mann guter Truppen ſtellte, iſt in der Gewalt der Ruſſen, und Tauſende junger Pohlen fechten jetzt in den Reihen dieſer ſiegreichen Krieger.

So iſt jetzt unſere Lage. Außer den unzuberechnenden Zufällen des Krieges, die überdieß bey ausdaurendem Muth für den Ausgang desſelben nicht entſcheiden können, iſt keine Möglichkeit denkbar, daß der große Zweck der Verbündeten, wenn ſie ihn einträchtig und kräftig verfolgen, mißlingen könne. Kein ungünſtiges Ereigniß darf uns

muthlos

muthlos machen, wir ſind darauf gefaßt. Darum die weiſe Einrichtung, alle Caſſen, Archive und ſonſtigen Koſtbarkeiten gleich bey Ausbruch des Kampfes in Sicherheit zu bringen. Haltet ja, liebe Mitbürger, die Maßregeln der Klugheit nicht für Wirkungen der Furcht. Wer ſich überzeugt hält, daß er geſchlagen werden kann, hat die größte Hoffnung zum Siege. Die Gewißheit des Sieges führt gewöhnlich zu Niederlagen. Wir haben einen großen, fähigen, mächtigen Gegner. Glaubt nicht, daß es je meine Abſicht ſey, ihn gering zu ſchätzen, wenn ich Euch ſage, daß er uns größtentheils junge Truppen entgegenführt. Junge Truppen ſind deßhalb nicht ſchlechte Truppen. Dieß hat unſere Landwehr im letzten Kriege gezeigt, und wird es zur Verherrlichung Oeſterreichs in dieſem Kriege wieder beweiſen. Ich wollte Euch nur bemerkbar machen, daß unſere Heerſchaaren, die ſchon öfters des Feindes Rücken ſchauten, jetzt noch größeres Recht haben, den günſtigſten Erfolg zu erwarten. — —

Seht Ihr Ungläubigen, Verzagten, Aengſtlichen, wie eitel Eure Furcht iſt. Ich bin kein Redner, ſonſt hätt' ich Euch Blumen ſtatt Früchten gegeben. Ich ſagte Euch nur die ſchlichte Wahrheit, weil ich glaube, daß Täuſchung einer ſo heiligen Sache, wie die unſrige, unwürdig iſt. Wenn ich Euch dennoch nicht überzeugt habe, ſo thut es mir herzlich leid, und ich habe dann nur noch eine Bitte an Euch. Behaltet Eure Grämlichkeit und Engbrüſtigkeit für Euch, und ſteckt mir ja Eure beherztern Mitbürger nicht mit Eurem Gifte an, denn von dieſem Augenblicke wäret ihr nicht mehr unſchädlich, ſondern ein wucherndes Unkraut, das man unbarmherzig ausraufen müßte, damit der edlen Pflanze nicht der Nahrungsſaft entzogen werde. Hüllt Euch dann nicht mehr in den Mantel des Patriotismus. Der iſt kein guter Staatsbürger, welcher ſeiner Regierung nicht vertraut, wer aber andern dieß Vertrauen rauben will, der iſt ein ſchlechter Menſch, der des Bodens nicht werth iſt, der ihn ernährt, und der Luft, die er einathmet.

Ihr andern aber, redliche, biedere deutſche Mitbrüder! ſchließt einen engen Kreis der Liebe des Gehorſams und Vertrauens um Euern Monarchen. Ueberlaßt es ſeiner höhern

Einſicht zu thun, was Euch frommt, — er will ja nur Euer Beſtes; — tragt die Bürden, welche das Vaterland Euch auflegen muß, mit Ergebung. Seyd wenigſtens Egoiſten, und opfert als ſolche einen Theil, um das Ganze zu retten. Seyd einig, und ſteht Einer für den Andern. Dann wird das Ziel dieſes Kampfes glorreich erreicht, und ein Friede geſchloſſen werden, deſſen Bedingungen ſeine Dauer verbürgen, ein Friede, der Euch den Wohlſtand, das häusliche Glück ſichert, und Eure Väter, Männer und Söhne in Eure Arme zurückführt. — Gott ſegne unſere Waffen!

Converſationsblatt.

Zeitſchrift
für
wiſſenſchaftliche Unterhaltung.

»L'art du Journaliste n'est pas celui de faire rire, ou d'amuser: il doit analyser et instruire. Un Journaliste plaisant est un plaisant Journaliste.«

Esprit de l'Encyclopédie.

Erſter Jahrgang.

1819.

Erſter Band, erſter Theil.

WIENER STADT-BIBLIOTHEK

Wien,
gedruckt und im Verlage bey Joh. Bapt. Wallishauſſer.

Allgemeine Inhaltsanzeige.

(Am Schluſſe eines jeden Jahrganges wird ein ſpecielles Real-Regiſter beygegeben.)

Nr. 1. Harmonie, Prolog, von Franz Gräffer. — Ueber die Mode, vom Grafen Segur. — Notizen und Correſpondenz-Nachrichten.

Nr. 2. Auffallende Nachricht über den Orden der Templer. — Die neue Denkmünze des Herrn Propſten zu Kloſterneuburg, von Albg. — Ueber die geſellſchaftlichen Verhältniſſe in den Nordamerikaniſchen Freyſtaaten, von M. v. M. — Die Bell-Lancaſter'ſche Lehrmethode, vom Verf. d. Sch. d. M. Not. und Correſp.

Nr. 3. Briefe über Geldnoth, Finanzen und andere dringliche Angelegenheiten, von Adam Müller. — Not. und Correſp.

Nr. 4. Literatur und Ideenverkehr in Frankreich und England, von F. Bernhard. — Eines Amerikaners Anſichten uber Italien. — Ideal einer weiblichen Erziehungsanſtalt im Geiſte der Zeit, von Franz Gräffer. — Zu den Aufgaben. — Not. und Correſp.

Nr. 5. Nordpol-Expeditionen. Dafür und dawider; Poliſten und Antipoliſten. — Rhabdomantie, oder animaliſche Electrometrie. — Not. u. Correſp.

Nr. 6. Geſchichte der Aſſaſſinen, durch Joſeph von Hammer, von X. — Die Statue der Gelegenheit und der Wanderer, von Mich. von Kollier. — Begriffe von Gott, von J. F. Caſtelli. — Die alten Deutſchen. — Not. und Correſp.

Nr. 7. Nordpol-Expeditionen. Dafür und dawider; Poliſten und Antipoliſten. (Fortſ.) — Not. und Correſp.

Nr. 8. Gegenſeitiges Verhältniß des diplomatiſchen Corps an der hohen Pforte; Audienz-Ceremoniell der Bothſchafter, von H. — Das allerſeltenſte Buch, von Franz Gräffer. — Neueſtes Gemählde der Japaner, von M. v. M. — Not. und Correſp.

Nr. 9. Schiller in ſeinen letzten Momenten. — Nordpol-Expeditionen. Dafür und dawider; Poliſten u. Antipoliſten (Schluß). — Not. und Correſp.

Nr. 10. Ueber den Character der deutſchen Kunſt und ihr Verhältniß zum Staate, von M. v. Collin. — Klinger, gezeichnet von Fanny Tarnow. — Neueſtes Gemählde der Japaner (Schluß). — Not. und Correſp.

Nr. 11. Ueber den Character der deutſchen Kunſt und ihr Verhältniß zum Staate (Schluß). — Plinius Geiſt in Pompeja, von Franz Gräffer. — Ausſichten der Iſraelitiſchen Nation. — Not. und Correſp.

Nr. 12. Ueber die Errichtung der Sparbanken, von Adam Müller. — Valide, die voriges Jahr verſtorbene Sultaninn, von X. — Ueber den thieriſchen Magnetismus, von Dr. Mühlibach. — Not. u. Corr.

Nr. 13. Der Geburtstag Sr. Majeſtät Kaiſer Franz I., von O. Th. Hohler. —

Ueber die Errichtung der Sparbanken (Schluß). — Not. und Correſp.

Nr. 14. Am Gipfel des Schneebergs, von Mich. v. Moiner. — Erinnerungen gegen den in Nro. 3 enthaltenen Brief über Geldnoth ꝛc. — Die Hindus, von J. P. — Not. und Correſp.

Nr. 15. Die Algieriſchen Herrſcher, von M. — Frankreichs Literatur. (Fortſ.) — Not. und Correſp.

Nr. 16. Geſchichts-Hauptgrundſätze, von Julius Franz Schneller. — Impulſe, von Franz Gräffer. — Prof. Schultes Donaufahrten. — Not. und Correſp.

Nr. 17. Geſchichts-Hauptgrundſätze (Fortſetzung). — Witterungsregeln. — Des Eſkimo Erſchaffung, von Franz Gräffer. — Not. und Correſp.

Nr. 18. Neues Schema der Natur, von Leopold Trattinnick. — Prinz Alexander Muruſi, Abentheurer und Tempelherr. Wein und Liebe, von Georg v. Gaal. — Prof. Schultes Donaufahrten (Fortſetzung). — Not. und Correſp.

Nr. 19. Drey noch ungedruckte Sinngedichte, von Käſtner. — Geſchichts-Hauptgrundſätze (Fortſetzung). — Nachſchrift zum Teſtament eines Selbſtmörders, von C. Töpfer. — Not. und Correſp.

Nr. 20. Neues Schema der Natur (Fortſetzung). — Briefe über Geldnoth, Finanzen und andere dringliche Angelegenheiten, von Adam Müller. Nr. II. — Geſchichts-Hauptgrundſätze (Schluß). Die Tarantel. — Not. und Correſp.

Nr. 21. Ueber die Aufſuchungen in der Tiber, und deren muthmaßliche Erfolge, von W. Hebenſtreit. — Not. und Corr.

Nr. 22. Grabſchriften, von Julius Schneller. — Einrichtung der Engliſchen und Franzöſiſchen Sparbanken, von F. Bernhard. — Das Einbalſamiren der alten Egypter. — Prof. Schultes Donaufahrten (Fortſetzung). — Not. und Correſp.

Nr. 23. Nachrichten über Chriſtophe, oder Heinrich I. von Hayti. — Die deutſche Catalani, v. C. v. Rebiabe. — Geſtändniſſe von J. P. Grafen Germage. — Not. und Correſp.

Nr. 24. Die männliche Kokette, von Adolf Rehwitz. — Neues Schema der Natur (Fortſetzung). — Catalani; Catalaniſche Honorare und Honorirungen, von Gffr. — Prof. Schultes Donaufahrten (Schluß). — Not. und Correſp.

Nr. 25. Einrichtung der Engliſchen und Franzöſiſchen Sparbanken (Fortſetz.) — Betrachtung: frey nach Kant, von J. C. Lauer. — Not. und Correſp.

Nr. 26. Papſt Pius der Siebente; geſchildert von de Pradt. Einrichtung der Engliſchen und Franzöſiſchen Sparbanken (Schluß). — Neues Schema der Natur (Schluß). — Drey Anekdoten vom Prinzen de Ligne, nach mündlicher Mittheilung, von Gffr. — Flüche am Lebensbrunnen, von J. C. Lauer. — Not. und Correſp.

Converſationsblatt.

1.

Freytag, den 1. Januar 1819.

Harmonie.

Die noch kein Dichter würdig hat erſchwungen,
Und doch in reicher Bruſt muß ewig tragen;
Die nur der Tonkunſt Zauber konnten wagen,
Wenn himmliſch ſie dem Göttlichen erklungen;

Nach der umſonſt des Pinſels Kunſt gerungen,
Des Meiſſels ſtarre Werke ſehnend ragen;
Die nur in frühern, hellern Ruhmestagen
Das Herrlichſte hat liebevoll umſchlungen; —

Die im Gemüth, dem reinen nur, ſich findet,
Und ihm, dem ird'ſchen Feſſelband entwunden,
Der Ahnung hohe Seligkeit verleihet,

Geheimnißvoll der Weſen Ring verbindet:
Ihr ſind die Kinder unſrer flücht'gen Stunden,
Der **Harmonie** ſind hoffend ſie geweihet. —

Und wie wir ſelber uns den Kreis beſchrieben,
In dem wir regſam muthig mögen walten,
Zum Ganzen ihn, zum runden, zu geſtalten:
So zeichne ihn die heil'ge Zahl, die Sieben. —

Natur, in der ſich einet alles Lieben,
Wird ihre Wunder freundlich uns entfalten,
Sie Euch in klarem Spiegel vorzuhalten;
Und was der Menſchheit ewig regen Trieben

Für Clios Griffel kündend ſich erſchloſſen,
In lichter Nähe, wie in dunkler Ferne,
Das ſey vor Euch lebendig treu geſtellet;

So, was Minervens Pflege iſt entſproſſen,
Das glänz' uns wieder, wie die Schaar der Sterne
Die Nacht, die dunkle, leitend mild erhellet.

Auch was in andern Kreiſen ward gewonnen
Durch Fauſtens Söhne, redlich forſchend wollen
Zur nähern Kunde wir es Euch entrollen.
So was in holden Künſten uns erſonnen,

Was ihrem ewig jugendlichen Bronnen
Für's arme Leben ſühnend iſt entquollen.
Im Genius der Zeit, im deutungsvollen,
Was ſich geſtaltet und in ihm verronnen,

Das ſammle ſich im Brennpunkt gleich den Strahlen. —
Von Innen dann erblüh' ein Wechſelleben
Durch des Impulſes Kraft in muth'gem Ringen. —

Dieß ſind des Cirkels inhaltsreiche Zahlen.
Zum ſchönen Einklang leite ihr Bewegen!
Nehmt freundlich auf, was freundlich wir Euch bringen!!

Franz Gräffer.

Ueber die Mode.

Vom Grafen Segur.

Es gibt eine Herrſcherian, deren drückendſte Befehle niemals Widerſtand erfahren. Niemand thut ihren Beſchlüſſen Einſpruch. Ihre Einfälle ſind hochverehrte Geſetze, ihre Launen Orakel; nach ihrem Belieben ändert ſie die Gebräuche; ſie ſpottet der Uebereinkünfte, und beugt die ſtrenge Vernunft unter die Kappe der Thorheit. Sie beſtimmt das Gute und Ueble; erſchafft und vernichtet den guten Namen, verleiht dem Häßlichen Schönheit, dem Einfältigen Geiſt, Wiſſenſchaft dem Charlatan, und widerſetzt ſich ungeſtraft den Vorſtellungen der Billigkeit, den Rathſchlägen der Weisheit, und ſelbſt den Vorſchriften der Religion.

Dieſe Königinn und Großherrſcherinn der Welt, (wie Montaigne ſich ausdrückt), iſt die Mode (ſonſt hieß ſie Brauch.) Ihr vorliebſter Aufenthalt iſt Frankreich, die Hauptſtadt ihres Reiches Paris. Ihr einziger Zweck geht dahin, zu gefallen; ihre Weſenheit iſt Abwechslung; ſie belohnt durch Beyfall und ſtraft durch Lächerlichkeit: dieß ſind ihre einzigen Kräfte, ihre einzigen Waffen, aber nichts kann ihnen widerſtehen. Voltaire hat ſie in folgenden Verſen ſehr treffend geſchildert:

Il est une déesse inconstante, incommode,
Bizarre dans ses goûts, folle en ses ornemens,
Qui parait, fuit, revient, et nait dans tous les tems;
Protée etoit son père, et son nom c'est la mode.

Dieſe Göttinn iſt eine immerwährende und faſt allezeit ſiegreiche Feindinn des Verſtandes. Der Verſtand ſagt zu den Menſchen: thut, was ihr thun ſollt! Die Mode gibt ihnen im Gegentheil den ausdrücklichen Befehl: thut, was die Andern thun! Es iſt nicht nöthig, zu erweiſen, daß es dann das Geboth der Mode ſey, dem man jederzeit nachkommt.

Was bey dieſer univerſellen Unterwerfung in Verwunderung ſetzen muß, iſt, daß ſie augenſcheinlich gegen ihren eigenen Zweck zu wirken ſcheint. In der That ſind die Wünſche der Modelieblinge auf den Glanz und das Gefallen gerichtet; nun aber laſſen ſich glänzende Erfolge nur durch Auszeichnung erreichen. Iſt es alſo nicht das übelſte Mittel, um zu glänzen und ſich zu diſtinguiren, das zu thun, was die Andern thun; ſich zu kleiden, wie die Menge; zu reden, wie alle Leute, denen man begegnet; nur die überkommene Meinung zu unterhalten, und ſich zu betragen, wie alle Welt?

Unſere franzöſiſchen Damen waren Anfangs wie Nonnen gekleidet: in der Folge nahmen ſie das ſehr ähnliche Coſtüm der römiſchen Damen an; bald kam eine herzförmige Coeffüre in Gebrauch; darauf folgten die lächerlichſten Hörner, und auf dieſe die Pyramiden und Kegel; bald wurden ſie durch niedere Nachthäubchen, und kurz darauf durch Federhüte, wie die der Männer, erſetzt. Das Bloßtragen der Schultern und des Buſens war am Hofe Iſabellens von Bayern entſtanden. Anna von Bretagne verwandelte die weiße Farbe der Trauer in ſchwarz. Unter Franz I. ſah man die monſtröſen Reifröcke, welche die Damen zu pyramidaliſchen Thürmen entſtellte, entſtehn. Franz II. brachte die künſtlichen Bäuche auf. Die Hoffrauen erfanden eine andere Gattung ganz entgegengeſetzter Anzüge, welche zu nennen, der Anſtand nicht wohl erlaubt.

Catharina von Medicis trieb die Kleiderpracht bis zur Ausſchweifung; ſie lernte, wie den Franzoſen die Ränke, den Franzöſinnen die Schminke kennen. Der übertriebene Mißbrauch, den man damahls von den Treſſen machte, iſt eine arge Anklage der Hofſitten.

Heinrich IV. brachte den guten Geſchmack und die Einfachheit zurück; die reichen Kleider geſtattete er nur den Gaunern und Freudenmädchen. Und wenn man in den aufgeſtutzten Collets und Halskrägen ſeiner Zeit etwas Schwülſtiges findet, ſo knüpfen ſich ſo viel ſüße Erinnerungen daran, daß ſie unter dem Schutz des Urtheils ſtehen; auch kann man ſich nicht entſchließen, in Heinrichs und Gabrielens Putz etwas Lächerliches zu finden.

Bald verſchwanden die Moden des guten Heinrichs, wie ſeine offene Staatskunſt und ſeine ritterliche Munterkeit; man legte Bart und Mantel ab; man ſah jene mit Bändern gezierten Kniebauſchen entſtehen, jene langen und weiten, von einem bis zum andern Ende beknöpften Röcke, jene rothen, aufgerollten Strümpfe, jene eckigen Schuhe, die ein ſo plumpes und lächerliches Ganze bildeten, und jene enormen Perücken, welche die Köpfe von Ludwigs XIV. Courtiſanen entſtellt hätten, wenn ſie nicht ſo herrlich mit Palmen, Myrthen und Lorbeern geſchmückt geweſen wären.

Während dieſer Zeit erregten zwey Engländerinnen zu Paris, die man Anfangs auslachte, eine ſchnelle und große Revolution. Die gigantesken Kopfzeuge verſchwanden; die Damen kehrten zur Natur zurück; aber die kleinen Frauen, über einen Sturz, der ſie ſo ſehr verkürzte, erſchreckt, erhoben, um ſich Genugthuung zu verſchaffen, um einen halben Fuß ihre Abſätze.

Unter Ludwig XV. änderten ſich die Moden noch immer; aber auf einmahl wurden ſie von aller Würde (!) und Anmuth entblößt: die gekräuſelten und gepuderten Haare, die dicken Locken, das dunkelſte Roth auf den Wangen, die Ueberladung der Schönpfläſterchen, die hohen Abſätze, die langen und ſpitzigen Taillen, die ſchwülſtigen Reifröcke, machten die Mahler troſtlos, beleidigten den Geſchmack, und hätten die Liebe erſchrecken und verſcheuchen müſſen, wäre ſie nicht von der Wirklichkeit der Reize, der Grazie der Bewegungen, und dem Pikanten des Geiſtes, das die franzöſiſchen Damen nie verläßt, zurück gerufen worden.

Die Männer waren damahls nicht viel anſtändiger gekleidet; ihre großen Toupets en goutière, ihre kleinen, flachen Hüte unter dem Arm, ihre etriquirten Kleider, zu lang für Weſten, zu kurz für einen ordentlichen Rock, ihre langen Taſchen und rothen Abſätze, waren von Adel, Eleganz und Bequemlichkeit gleich entblößt.

Unter Ludwig XVI. machte man in dieſem Genre nur lächerliche Fortſchritte; die Mode der niedern Kutſchen und hohen Kopfzeuge kam zu gleicher Zeit in Aufnahme, ſo daß die Damen in den Kutſchen auf den Knieen lagen.

Der gute König Ludwig XVI. hatte einen einfachen Geſchmack; er liebte die Oeconomie und haßte den Luxus; der Hof hörte auf, ſich reich zu tragen. Die Mode, da ſie nicht müſſig ſeyn kann, äußerte ihren Einfluß auf die Farben, und da ſie keine neuen erfinden konnte, ſo varirte ſie in Nüancen, und wechſelte die Namen. Bald ſah man flohfarbne Trachten, erſtickte Seufzer-Farben, indiscrete Thränen-Farben, Gemüths-Unruh-Farben, Nymphen-Farben, Pariſer Koth-Farben u. ſ. w.

In der Folge bemächtigte ſich unſer die Wuth, die Engländer nachzuahmen; ihre Stahldegen, ihre runden Hüte, ihre glatten Sättel, ihre zerbrechlichen wiski, ihre abgeſchnittenen Fracks und leichten Jokeys, erſetzten und verdarben den franzöſiſchen Geſchmack; keine Auszeichnung des Standes, des Glücks, des Rangs wurde unter uns mehr beobachtet, und die Gleichheit des Coſtüms war die Vorgängerinn, die Verkünderinn und Einleitung jener Gleichheit der innern Bedingungen, welche ſeitdem die Geſtalt der Welt ſo ſehr verändert, und an ſo vielen Proſelyten, Martyrern und neuen Schlachtopfern ſchuld iſt.

Endlich erzeugte die Revolution, Frankreich umkehrend, neue Mittel zu gefallen, und ſich zu diſtinguiren. Die Männer coeffirten ſich à la romaine, die Frauen kleideten ſich à la grecque; die Cothurne, die Gürtel, die leichten Draperien, die Coeffüren à la Titus wurden die Wonne der Einen; das Phrygiſche Häubchen der Putz der Andern; die Nacktheit ſelbſt war auf dem Punkt, die Lieblingsmode der Damen zu werden, und die Durchſichtigkeit ihrer Gewänder rief jene antike Robe zurück, die man toga vitrea, die gläſerne Tunica nannte, weil ſie keinen der Reize verhüllte, die man kaum ſoll errathen laſſen.

Wenn wir unſerer Seits die Ausländer über ihre Gebräuche durchziehen, ſo ſind wir nicht vernünftiger; denn wir haben uns nur zu oft als ihre Affen gezeigt, als daß wir ſie ſollten verdammen können. Einſt waren die Moden und die Sprache der Spanier bey uns im Schwung. Medicis machte uns zu ſehr zu Nachahmern der Italiener; während mehrerer Jahre ſah man uns mit Leidenſchaft die Disciplin, die Tactik, die Kleidungs- und Strafarten der deutſchen Soldaten copiren. Kants Philoſophie, Swedenborgs Illuminatismus, die Schädellehre des Dr. Gall, Mesmers Somnambulismus, haben ſich in Frankreich ſehr leicht eingebürgert. Unſer Intereſſe für unſere Seidenmanufacturen hat uns nicht vor den Moden Englands bewahrt, das uns mit ſeinen Muſſelinzeugen überſchwemmt hat. Unſre ſchönen Franzöſinnen kleideten ſich als Pohlinnen, coeffirten ſich als Chineſerinnen, und ſchienen ihre artigen, eleganten und öconomiſchen Mäntelchen entſcheidend aufgegeben zu haben, um von den Sultanen jene reichen und dichten Caſchemirs zu entlehnen, die ſo viel Ehemänner zu Grunde richten, und dieſen noch theurer zu ſtehen kommen, wenn nicht ſie es ſind, die ſie bezahlen.

Unter dem Namen des Brauchs iſt es, daß die Mode ihre Macht ausbreitet. Wie viele Widerſprüche, Ungereimtheiten und Thorheiten hat dieſe fremde Geſetzgeberinn auf Erden nicht annehmen und heiligen gemacht! Alle Völker können das nacheinander bezeugen. Das Eine opfert Tribute, um in ſeinem Schooß ausländiſche Weiber zu beſitzen; die Andern zwingen ihre Gefangenen, ſich untereinander umzubringen, oder ſich zur Unterhaltung der römiſchen Damen, von Löwen zerreißen zu laſſen. Am Ganges iſt eine junge Frau verbunden, ſich zu verbrennen, weil die Gicht die Tage ihres gealterten Ehemanns geendigt hat. Und indeß arme Indianer keine Kuh tödten dürfen, um die Seele ihrer Mutter nicht zu verwunden, halten ſich unwiſſende Amerikaner verpflichtet, ihre Väter, wenn ſie ſchon zu alt geworden, aus kindlichem Mitleid umzubringen. Hier will es die Sitte, ſeine Frau und Tochter den Fremden anzutragen: dort ſperrt man ſie zeitlebens ein, und läßt ſie von Männern bewachen, die es aus einer abſcheulichen Barbarey nur dem Namen nach ſind; anderwärts übt man, aus Mißbrauch der heiligſten Geſetze, an Kindern die nämliche Grauſamkeit aus, um die Oper mit ſchönen Stimmen zu bereichern. In Frankreich, zur Zeit der erſtern Stämme, ſicherten die Fürſten ihre Macht nur dadurch, daß ſie ihren Verwandten die Augen ausſtachen, und nichts heilte ſie von der Gewohnheit, die Monarchie zu zerſtören, indem ſie ſie theilten.

Die Wuth der Kreuzzüge, die den Occident entvölkerte, um den Orient zu verwüſten, dauerte, Trotz der Rathſchläge der Vernunft, und der Gründe der aufgeklärteſten Politik, faſt 300 Jahre. In der Folge bedeckte die Mode der Sectenkriege Europa mit Unglück und Verbrechen, und die damahlige Mode des Cothurns und des Dolches gefiel ſich in einer traurigen Miſchung von Demuth, Galanterie und Grauſamkeit.

Endlich erſchien das große Jahrhundert; es regierte Ludwig XIV.: die Mode verließ ihr tragiſches Reich; ſie ließ den Ruhm, die Vernunft, die Gerechtigkeit und Politik die Völker beherrſchen, und beſchäftigte ſich, in ihr natürliches Gebieth zurück kehrend, nur mit unſerm Geſchmack und unſern Kleidern. Indeß erhielt ſie uns, um noch einige Spuren ihrer alten Macht zu hinterlaſſen, die Mode der Zweykämpfe, und verpflichtete uns beſtändig im Namen der Ehre, dasjenige auszuüben, was Religion und Geſetz verbothen.

Der Name »Mode« ſelbſt kann dazu dienen, ihre Grillen zu erklären. Er will die Art zu ſeyn, zu handeln, oder zu reden, wie es wohlanſtändig ſey, ausdrücken. Alſo beſtimmt ein glänzender Erfolg, der bald der Schönheit, bald dem Geiſt, zuweilen dem Glück oder der Macht, oft auch dem Zufall angehört, die Art des Benehmens, um ihn gleichfalls zu erreichen. Man ſucht dieſen oder jenen Bewunderten nachzuahmen, und die Hoffnung, durch dieſe Nachahmung denſelben Erfolg zu erzwecken, verblendet dergeſtalt, daß man ohne Unterſchied die Eigenſchaft der Perſon copirt, deren Aufſehen man beneidet; die Fehler ſelbſt, als viel leichter anzueignen, copirt man zuweilen mit dem allergrößten Eifer!

Alexanders Courtiſanen hielten den Hals eben ſo gebogen, wie er ſelbſt; es war ihnen leichter, ſeine Haltung nachzuahmen, als ſein Genie Wenige Frauen konnten ſich ſchmeicheln, den Geiſt und die Anmuth Ninon's zu beſitzen; deßwegen nahm der größte Theil ihrer Nebenbuhlerinne nur ihren Kopfputz und ihre Unbeſonnenheit an.

Ich trete in einen Salon; ich ſehe mehrere Damen, beneidenswert durch ihre Schönheit, Züchtigkeit, Beſcheidenheit, betrübt fern von de Männern ſitzen, und faſt ganz von ihnen vergeſſen. In einer Ecke des Appartements vernehme ich ein Geräuſch; ich gewahre eine mehr luxurios al geſchmackvoll gekleidete Frau; ihre Taille iſt gemein; ihr Teint hat nur ei ne geborgte Schönheit; ihre Stimme iſt hart, ihr Blick dreiſt; ſie iſt von Anbethern umgeben; ſie haben nur für ſie Augen und Ohren. Ich frage meinen Nachbar, wer dieſe Frau ſey? Es iſt Madame Dorlis, ſagt er, eine charmante Frau. — Aber ſie iſt nicht ſchön? — O nein! — Selbſt nicht artig. — Es iſt wahr. — Hat ſie Geiſt? — Nicht ſehr, aber viel Weltton und Lebhaftigkeit. — Sie beſitzt ohne Zweifel Talente? — Nein! — Was finden Sie denn für ein Verdienſt an ihr? — Es iſt eine Frau à la mode, eine charmante Frau. — — Einige Tage darnach ſehe ich mehrere jener verlaſſenen Schönheiten, die mir aufgefallen waren, gekleidet und coeffirt wie Madame Dorlis; ſie glaubten, indem ſie ihren Putz nachahmten, die Männer an ſich zu ziehen, welches der Gegenſtand ihrer Eiferſucht, Mad. Dorlis, nur ihrer Lebhaftigkeit, ihrer Dreiſtigkeit und ihrer Coquetterie verdankte.

Madame T...., Madame R...., blendend durch die Schönheit ihrer Formen, die Regelmäßigkeit ihrer Züge, die Weiße ihrer Haut, die Eleganz ihrer Taille, kleiden ſich eines Tages à la grecque, und verbergen uns wenig von ihren Reizen; man folgt ihnen auf den öffentlichen Promenaden, man umringt ſie in den Cirkeln, man applaudirt ihnen im Schauſpiel; die Bewunderung, die Trunkenheit haben den höchſten Gipfel erreicht. Tags darauf iſt Paris mit langen, magern, dicken, kurzen, dünnen, gelben und ſchwarzen Frauenzimmern angefüllt, Buſen, Arme und Hals entblößt, die dem Gelächter und der Critik Trotz biethen, und ſich für Aſpaſien halten.

Ein junger Mann, von der Armee zurück kommend, fällt in eine Krankheit; ſein Onkel wollte Herrn A., einen alten, ſehr erfahrnen Arzt, holen laſſen; die Geſellſchaft widerſetzt ſich: das wäre ein Mord — man muß durchaus den Doctor S. kommen laſſen Iſt er gelehrt? - Nein! — Iſt er thätig? - Er hat nicht Zeit dazu — War er bey den Spitälern? — Pfuy doch! er ſieht nur die gute Geſellſchaft — Worin beſteht denn alſo ſein Verdienſt? — Er glaubt nicht an die Arzneykunſt; er iſt ein charmanter Mann, voll Geiſt; er erräth Ihre Krankheit, wenn er Sie nur anſieht; er ſpricht zum Verwundern uber Politik, alle Frauen ſind in ihn vernarrt. Der Aeskulap macht kurze Viſiten, gibt kleine Syrupe und große Hoffnungen; der junge Offizier ſtirbt, und der Doctor bleibt nicht minder der Medecin à la mode.

"Alles hängt von den Damen ab; wir ſind immer das, was ſie wollen, daß wir ſeyen, und es iſt ſehr gegründet, wenn Guibert ſagt: Les hommes font les lois, les femmes font les moeurs.

* * *

(Hiezu ein Notizenblatt.)

Notizen und Correſpondenz-Nachrichten.

Unter den Kunſtwerken, welche die Stände des Lombardiſch-Venezianiſchen Königreiches Ihrer Majeſtät der allergnädigſten Kaiſerinn von Oeſterreich verehren zu dürfen das Glück hatten, befindet ſich auch ein großes, unter dem Namen des heil. Abendmahls (Coena Domini) bekanntes Gemählde in Moſaik, welches einſtweilen im Belvedere aufgeſtellt iſt. Man betrachtet dieſes Tableau als ein Meiſterſtuck der Kunſt. Es wurde nach dem gleichnamigen Gemählde des berühmten Leonard' da Vinci ausgeführt, und erforderte eine Arbeit von neun Jahren. Bey der Fortſchaffung nach Wien mußte man dieſes koloſiale Werk auf mehrere Rüſtwagen vertheilen, zu deren Beſpannung achtzig Pferde nöthig waren. — Dieſes Meiſterſtuck wird fortan unter den Zierden, welche dieſe an herrlichen und großen Kunſtſchätzen ſo reiche Kaiſerſtadt ſchmücken, einen der vorzüglichſten Plätze einnehmen, und jeden Freund der Kunſt höchlich intereſſiren.

Anſichten von den Civiliſationseinrichtungen der mit jugendlicher Energie ſich erhebenden Republik Hayti, gibt das Lycée Haïtien, eine Piece in Quarto, zu Port-au-Prince in der Regierungsdruckerey erſchienen. Beſondere Aufmerkſamkeit erregt und verdient die Schilderung deß, was daſelbſt für den öffentlichen Unterricht gewirkt wird. Von der Ueberzeugung ausgehend, daß der Flor der Staaten ſich auf wohleingerichtete Schulanſtalten gründe, gehort es unter die eifrigſten Bemühungen des Bürgerhelden, (héros-magistrat), der Haytiſchen Jugend eine möglichſt freye, immer mit der Idee des Patriotiſmus im Einklang ſtehende Bildung zu geben. Der Bürger Colombel, Privatſecretär des Präſidenten, adjungirte in deſſen Namen, bis das große Inſtitut ſich conſolidirt habe, den Bürger Ballette als Prof. der lateiniſchen Sprache, und den Bürger Delille Lapree als Prof. der Mathematik. Vorgetragen werden in dieſem Inſtitut, die lateiniſche, und nebſt mehreren neuen Sprachen die franzöſiſche und engliſche; ferner Mathematik, Statik, Schiffahrtkunſt, alte und neue Geographie, Profan- und Kirchengeſchichte. Eigene Lehrer ſind da für Muſik, Zeichnen, Fechten, Tanzen und — Turnen. In dieſer Anſtalt finden Söhne gefallener vaterländiſcher Krieger freye Aufnahme; der Staat läßt ſie auf ſeine Koſten erziehen. Die ganze Organiſation trägt ein europäiſches Gepräge.

Wie ſehr in Hayti die Journaliſtik in Aufnahme kommt, wiſſen wir aus unſern Zeitungen. Minder bekannt aber iſt die Erſcheinung einer neuen politiſch-literariſchen Zeitſchrift: L'Abeille Haïtienne (die Haytiſche Biene). Sie iſt von einem Herrn Milſcent redigirt. Alle 14 Tage kommt ein Heft heraus. Gehalt und vielſeitiges Intereſſe verſchaffen dieſem Journal viele Leſer. Die Nummer XVIII enthält von dem oben berührten Delille Lapree eine ſehr gelungene Elegie auf Alex. Pethions Tod.

Die Franzoſen fahren fort, ſich mit unſrer Literatur bekannter zu machen. Unter Andern iſt in der Galerie des Palais royal zu Paris ein deutſches Leſecabinett von politiſchen und literariſchen Zeitungen angelegt worden, und eine »deutſche Bibliothek« ſoll damit verbunden werden.

Zu Paris erſcheint bey Colnet eine neue Zeitſchrift: Journal des voyages, decouvertes et navigations, deren Proſpectus große Erwartungen anregt.

Der Graf J. H. Sandels, ſeit Kurzem Statthalter von Norwegen, iſt nun auch zum Curator der Univerſität zu Chriſtiania ernannt worden.

Die neue Univerſität zu Bonn hat indeß ein proviſoriſches Reglement erhalten; die eigentlichen Statuten werden bey der feyerlichen Einweihung zu Oſtern d. J. publicirt werden. Erſter Rector iſt der wackere Hiſtoriker, Prof. Hüllmann. Die Decane der 5 Facultäten ſind ſchon beſtimmt. 18 Profeſſoren ſind bereits hier, und die Zahl der Studierenden vermehrt ſich zuſehends. Curator der Univerſität iſt der Graf Solms-Laubach, Local-Commiſſär der Kreisdirector Rehfues.

Von dem Profeſſor Olufſen erſcheint in Heften eine ſtaatsöconomiſche Ueberſicht von Dänemark. Heraus iſt indeß das erſte.

In dem britiſch Monitor wird (laut der Zeitſchrift Erholungen Nro. 97 v. J.) ein äuſſerſt merkwürdiges Document zur öffentlichen Kenntniß gebracht, das beſonders die chriſtliche Welt intereſſiren muß. Es iſt nichts Geringeres, als eine Perſon-Beſchreibung Jeſu Chriſti, enthalten in einem Briefe des Statthalters von Judäa, Publius Lentulus, an den römiſchen Senat. Weder Tacitus noch Sueton erwähnen deß, auch nicht mit einer Silbe. Dieſer Brief ſoll ſich unter den Handſchriften des Vaticans befinden, und wir werden alſo über ſeine Aechtheit bald im Reinen ſeyn. Er lautet wie folgt: »Es befindet ſich gegenwärtig in Judäa ein Mann von ſeltenen Tugenden, der ſich ſelbſt Jeſus Chriſtus nennt. Die Ausländer halten ihn für einen Propheten, aber ſeine Anhänger verehren ihn als den Sohn des unſterblichen Gottes. Er weckt die Todten auf, und heilt alle Krankheiten durch einige Worte, oder durch Legung der Hände auf den Kranken. Er iſt groß und wohlgebaut, ſein Blick iſt ſanft und ehrwürdig. Seine Haare haben eine Farbe, welche nicht genau zu beſchreiben iſt; ſie fallen in gewundenen Locken bis auf die Schultern; auf der Stirn ſind ſie getheilt. Seine Stirne iſt glatt und lang; die Wangen haben ein angenehmes Roth; die Naſe und der Mund ſind ausnehmend ſchön geformt; ſein Bart iſt ſtark, von der nämlichen Farbe wie ſeine Haare, ungefähr einen Zoll lang, und gabelförmig getheilt. Seine Augen ſind auſſerordentlich lebhaft. Er verweiſet mit Anſtand und ermahnet mit Sanftheit; in ſeinen Reden und in ſeinem Handeln herrſcht immer Anmuth und Würde. Man hat ihn nie lachen, aber oft weinen geſehn. Er beſitzt ſehr viele Mäßigung und iſt äußerſt beſcheiden. Kurz, er iſt ein Mann, welcher durch ſeine vollendete Schönheit und göttlichen Vollkommenheiten alle andern Menſchen übertrifft« (Dem Redact. d. Conv. Bl. iſt dieſer Brief nicht neu; er hat ihn ſchon viel früher irgendwo gedruckt geleſen, und in ſein hier erſchienenes Curioſitäten-Cabinett aufgenommen. Es handelt ſich jetzt nur darum, ob das Document authentiſch ſey, und vielleicht wird das durch dieſe neuen Anregungen ausgemittelt.)

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Conversationsblatt.

2.

Dinſtag, den 5. Januar 1819.

Auffallende Nachricht über den Orden der Templer.

Zufolge dieſer Nachricht iſt der noch lebende Marquis Saint-Croix ein Abkömmling Jacob Molay's, des letzten (öffentlichen) Großmeiſters der Templer. — Des Marquis oftmalige Reiſen nach Rom geben ſogar Veranlaſſung zu Muthmaßungen eines Verſuches der Wiederherſtellung des Ordens. — Dieſem Gerüchte widerſprach zwar der Marquis öffentlich, es wird aber für eine, wiewohl wenig bekannte Thatſache, welche ſich auf eine achtbare Autorität ſtützen ſoll, erklärt, daß es ſeit Molay's Tode eine ununterbrochene Reihe von Großmeiſtern gegeben habe, und zwar bis auf die jetzige Zeit; und daß einige der angeſehenſten Perſonen in Frankreich unter dieſelben gehörten. Wie weit die Gewalt dieſes (geheimen) Großmeiſters ſich erſtreckt habe, und worin ſelbe beſtanden, iſt nicht ausgemittelt.

Unſere Quelle gibt folgenden Auszug als völlig zuverläſſig an:

Kurz vor ſeinem Tode ernannte Jacob Molay unter dem Siegel des Geheimniſſes in der Perſon des Jean Marie Larmanoi ſeinen Nachfolger. Dieſer erfand, im Einverſtändniß mit andern, der Aechtung entronnenen Rittern, verſchiedene Zeichen, einander zu erkennen, ſich zu verſtändigen, und neue Glieder aufzunehmen. — Das Verzeichniß der angeblichen Großmeiſter bis zum Jahre 1776 iſt gedruckt vorhanden. Im Jahre 1705 ſoll Philipp v. Bourbon, Herzog v. Orleans (Regent des Reichs,) Großmeiſter geweſen ſeyn; im Jahre 1724 Ludwig Auguſt v. Bourbon, Herzog v. Maine; im Jahre 1737 Ludwig Heinrich v. Bourbon-Conti; im Jahre 1745 Ludwig Franz v. Bourbon-Condé; 1776 Ludwig Heinrich Timoleon von Coſſé-Briſſac; 1814 Bernard Raymund Fabre.

Wir ſtellen dieſe picante bisher wenig Glauben findende Notiz ganz nackt her, und enthalten uns aller Anmerkungen. Doch erinnern wir, daß uns alle mitgetheilten Anſichten darüber, ſo wie über das neue Heft der Fundgruben des Orients, deß wir umgehend erwähnen wollen, ſehr willkommen ſeyn werden.

* * *

Die neue Denkmünze des Herrn Propſten zu Kloſterneuburg.

Die Pröpſte des im J. 1114 von dem Markgrafen Leopold den IV., aus dem Babenberger-Stamme errichteten Chorherren-Stifts Kloſterneuburg, hatten ſeit mehreren Jahrhunderten Anhänge-Münzen prägen laſſen, die unter der Benennung Leopold-Pfennige vorkommen, und ehemahls am 15ten November jeden Jahrs, am Feſte dieſes Oeſterreichiſchen Schutzheiligen, unter die Gäſte, die im Stifte ſich einfanden, vertheilt, (geſpendet) wurden. Dieſe meiſtens eyrunden Denkmünzen, die vom Propſte Balthaſer Polzmann im J. 1584 angefangen, eine ununterbrochene Folge bilden, ſind um ſo merkwürdiger, als die Schickſale dieſes wichtigen Stifts mit der Geſchichte des Erzherzogthums Oeſterreichs eng verbunden ſind, und in den Werken von Herrgott, Köhler, Hauſchild, ſo wie in dem Cabinet des Monnoïes en or et en argent nur ſehr mangelhafte Nachrichten und Abbildungen davon vorkommen.

Der jetzige Herr Propſt, Gaudenz Dunkler, der dieſe Würde, womit jene eines k. k. Raths und Oeſterreichiſchen Erbhofcapellans verbunden iſt, ſeit dem J. 1800 rühmlich bekleidet, hat vor Kurzem folgendes Denkmünzchen prägen laſſen:

Hauptſeite: Gaudentius Præp. Claustroneoburgensis A. Jub. 1814. (**Gaudenz**, Probſt zu Kloſterneuburg im Jubiläums-Jahre 1814.)

Zwey aneinander gereihte Schilde, woven einer das Wappen des Stiftes, nähmlich ein halbes Kreuz in rothem Felde, und der andere das quadrirte Familien-Wappen, den Pegaſus in ſilbernem, und drey Sterne in blauem Felde enthält. Beyde ſind mit der dieſem Stifte eigenen Inful und dem Krummſtabe gezieret. Unten lieſt man einen um die neuere Münzkunde hochverdienten Nahmen: Appel. inv. (cnit.) Rückſeite: S. Leopoldus. Dieſer Heilige auf die gewöhnliche Art vorgeſtellt, das Oeſterreichiſche Panier haltend. Neben ihm ſieht man einen Engel und die Stiftskirche. Gewicht 3/4 Loth. Größe nach **Maders** Münzmeſſer 19.

Die Jahreszahl 1814 zeigt an, daß der ſiebenhundertjährige Jubeltag des Stiftes, unter dem gegenwärtigen Herrn Propſt gefeyert wurde.

Man iſt damit beſchäftigt, den Leſern eine Beſchreibung der ganzen Reihe dieſer in ſo mancher Anſicht merkwürdigen Denkpfennige vorzubereiten.

Akbg.

* * *

Ueber die geſellſchaftlichen Verhältniſſe in den Nordamerikaniſchen Freyſtaaten.

Nordamerika's jetzige Geſtalt biethet dem Denker ein merkwürdiges Schauſpiel dar. Bey den abweichendſten Formen in Glauben, Sitten, Gebräuchen, politiſchen Anſichten und ökonomiſchen Verhältniſſen herrſcht die größtmöglichſte Einheit einer bürgerlichen Geſellſchaft; und die individuellen Anſprüche ſind mehr als irgendwo auf die allgemeinen Forderungen der Menſchheit zurückgewieſen.

Reichthum begründet in Nordamerika kein Recht auf öffentliche Verweſungen, und gewährt blos die Vortheile einer angenehmen und bequemen Lebensart. Anderſeits iſt es in den Augen der Mehrzahl verächtlich, politiſch indifferent zu bleiben. Nur der, deſſen politiſches Glaubensbekenntniß irgend einer Parthey huldiget, wird als bürgerlich exiſtent betrachtet, — ja, um öffentlichen Einfluß zu erlangen, wird Reichthum eher als ein Hinderniß angeſehen, denn er erſchafft ſich oft Partheyen, und man wird ſo leicht Partheyhaupt, ohne ſich zu einer Parthey zu ſchlagen. —

Religion. — Der Unterſchied der einen von der andern begründet keine Vorrechte. Aller Unterſchied der Stände und Glaubensbekenntniſſe löſet ſich in die Harmonie der allgemeinen Staatsrechte auf. In New-York gibt es 17 Religionen, und darunter iſt keine herrſchend.

Stände. — Zu allen Gewerbsarten hat jeder Anſäſſige gleiches Recht. Jede Art des Handels ſteht Jedermann offen. Die Geiſtlichkeit wird geachtet, ſie verrichtet ihre Functionen ohne gegenſeitiger Störung; Verketzerungseifer und Bekehrungsſucht werden nicht geduldet. Kein eigentlicher Gelehrtenſtand wird angetroffen; einige wenige Individuen ausgenommen, gibt ſich Niemand ausſchließlich mit Gelehrſamkeit, als einem gewinnſtbringenden Gewerbe ab. Was daher zu Tage gefördert wird, iſt eigenthümlich. — Von ausländiſcher Literatur wird am meiſten die der Engländer berückſichtiget, und engliſche Werke gehören zur Modelectüre. Der Buchhandel ſtand ſchon auf einer ſo großen Stufe des Gedeihens, daß Meſſen gehalten werden konnten, welche aber, durch Nachdrücke ohne gehörige Auswahl, mit großem Verluſte der Bücherverkäufer bald wieder eingingen.

Das Verhältniß zwiſchen Herren und Knecht iſt auf die bloße Verpflichtung gegründet, einerſeits Dienſte und körperliche Leiſtungen zu bezahlen, anderſeits ſelbe zu bethätigen. Kein anderweitiger Vorrang des Dienſtgebers findet Statt.

Das eheliche Verhältniß führt keine Begründung eines Vorrechtes auf Reichthum oder Würde herbey; denn das Recht der Erſtgeburt iſt abgeſchafft; daher vertheilt ſich ein anſehnliches Vermögen gleich nach des Beſitzers Tode unter mehrere Individuen. Alles dieſes verweiſet die Anſprüche Einzelner auf Selbſtwerth.

Ehen werden ſehr frühe geſchloſſen, weil ein junger Mann bald in den Stand geſetzt iſt, ſeine Familie ernähren zu können. — Daher werden die Eheloſen nicht ſehr geachtet. — Eben weil die Wohlhabenheit allgemein verbreitet iſt, werden Heirathen aus bloßem Geldintereſſe deſto ſeltener geſchloſſen. —

Nationalhaß iſt aus den Nordamerikaniſchen Staaten gebannt; Franzoſen und Engländer, und die verſchiedenſten Nationen leben neben einander in ungetrübter Ruhe und Eintracht. Den überall hervortretenden Nationalſtolz wird kein Vernünftiger zur Nationaleitelkeit ſtempeln wollen. — Er gibt ſich im geſelligen Verkehr, wie in Zeitungen und Büchern zu erkennen.

Die Zeitungen tragen viel bey, denſelbe zu nähren. Maryland hat allein 18 aufzuweiſen; Baltimore 5, — zehen derſelben ſind demokratiſch, acht föderaliſtiſch - New-York 17. Sie geben auch von den neueſten Erzeugniſſen der Literatur Englands, Frankreichs und Italiens Nachrichten. Faſt kein Dorf iſt, welches nicht zwey beſäße, und es iſt gewiß, daß in der ganzen Union wöchentlich 300,000 periodiſche Blätter aller Art in Umlauf kommen.

Die Wohlhabenden leben faſt auf gleichem, nur nicht ganz ſo ſplendidem Fuße wie in Europa. Man hat bey weniger Ausgaben größere Bequemlichkeiten; die zwey bevölkertſten und reichſten Städte der Union, New-York und Philadelphia, weiſen höchſtens 12 Familien auf, welche jährlich über 20,000 Dollars aufgehen laſſen.

In dieſen erſterwähnten Städten leben beyläufig 50 Familien, welche jährlich bey 12 bis 16000 Dollars verzehren; 150, welche 6 bis 12000; 1000, welche von 3 bis 6000; und 3000, welche von 1500 bis 3000 Dollars jährlich ausgeben. Mit dieſer letztern Summe verſchafft ſich eine nicht zu große Familie alles, was zu einem bequemen Leben mit nicht zu hohen Anſprüchen verlangt werden kann. Handwerker gewinnen bey 1300 Dollars jährlich; Schneider, Maurer und Zimmerleute verdienen ſich einen bis anderthalb Dollars täglich, welches in einem Lande, wo 100 engliſche Pfund Rindfleiſch 12 Dollars koſten, zum Leben hinreicht — 128 Kubikfuß-Holz koſten im Durchſchnitte 8 Dollars. — Der Präſident der vereinigten Staaten hat 25000 Dollars jährlich als feſtgeſetzten Gehalt.

Die Sitten und Gebräuche auf dem Lande ſind von denen in den Städten wenig unterſchieden, die Art zu Leben ebenfalls. Das bringt ſchon die Miſchung aller möglichen Landsmannſchaften und Stände mit ſich — franzöſiſche, holländiſche, engliſche und deutſche Kochkunſt iſt an der Tagesordnung, aber nur mit dem Unterſchiede, daß man, je weiter von den Hauptſtädten, deſto wohlfeiler leben kann.

Die Vergnügungen in den Seeſtädten beſtehen vornehmlich in Schauſpiel, Tanz und Muſik; Pianofortes trifft man überall, jedoch die Hauptquelle aller Erheiterungen geben die Familienzirkel. Italieniſche Oper hat keine Stadt Nordamerika's aufzuweiſen, franzöſiſches Theater exiſtirt auch nicht. Das Theater zu New-York faßt dritthalbtauſend Zuſeher. Auf dem Lande findet man von auswärtigen Nationen vorzüglich Deutſche und Franzoſen. Die Gaſtfreyheit der Eingebornen iſt groß; die verſchiedenſten Lebensformen löſen ſich bey geſellſchaflichen Zuſammenkünften in eine allgemeine Harmonie der Mittheilung auf.

Dieſen allgemeinen Anſichten fügen wir Bemerkungen zweyer Ausländer bey, die unlängſt dieſes Land bereiſet haben. — Einer derſelben, Herr Bradbury, ein Engländer, geſteht, 1000 Meilen in den vereinten Staaten zurückgelegt zu haben, ohne die mindeſte Unhöflichkeit oder Beleidigung zu erfahren. Sagt dieß ein Engländer, ſo verdient es um ſo eher Glauben. Auch findet er Urſache, die Gaſtfreyheit anzurühmen, und obgleich bey einer beynahe 2000 engliſche Meilen — unternommenen Reiſe durch die nur wenig bevölkerten Theile der Staaten, wo kein Gaſthof anzutreffen war, litt unſer Reiſender doch nie Mangel — ja ſeine Beherbergung war mit Aufopferung von Seite der Landesbewohner verbunden. —

Nie hatte er ſich vergeblich an ſie gewendet, und meiſtens weigerte man ſich ſogar, eine angebothene Erſtattung anzunehmen. Gleichwohl, ſagt er, haben ſich mehrere Undankbare unterfangen, die ſchwärzeſten Verläumdungen zur Vergeltung der in den Nordamerikaniſchen Freyſtaaten erfahrenen Willfährigkeiten auszuſtreuen.

Unſer Reiſender bemerkt, daß er in den weſtlichen Theilen die Thüren meiſtens ohne Schloß und Riegel fand — und die Gefängniſſe verödet — »Glückliches Land!« ruft er aus.

Herr Birkbeck, ein engliſcher Landwirth, durchreiſete das Illinois-Gebieth, und beſtätigt dieß größtentheils. Er erwähnt der geſelligen Bildung ſelbſt der von Städten entfernten Bewohner, und äußert ſich unter andern: »Auf unſerer Reiſe von Norfolk, an den Küſten Virginiens, in der Mitte der Alleghany-Gebirge, haben wir nicht einen Augenblick die Sitten der geſelligen Verfeinerung vermißt — Ueberfeinerung iſt dort ſeltener als bey uns, allein eben ſo ſelten Gemeinheit oder rohe Pöbelhaftigkeit. Jede Klaſſe der Geſellſchaft ſteht hier an Lebensart und Erziehung höher, als in England. Auch iſt ihnen alle Eiferſucht und aller Argwohn gegen Ausländer fremd.«

Beſonders rühmt unſer Verfaſſer die Artigkeit und Holdſeligkeit des weiblichen Geſchlechtes, ihre Sitten als ungezwungen, als anmuthig, ihre Unterhaltung lebhaft und verſtändig, in den Verhältniſſen als Jungfrauen, Gattinnen, Mütter und Töchter achtungswürdig. Da der größte Theil der Einwohner engliſcher Abkunft iſt, ſo herrſchen engliſche Lebensart, Sitte, Gebräuche häufig, daher läßt ſich auch zum Theile die ausgebreitete Neigung zur engliſchen Literatur erklären. Die Koloniſten in Neu-England waren größtentheils Engländer, in Maſſachuſſets iſt eine irländiſche Anſiedelung, und in New-Hampſhire gibt es einige Schott- und Irländer. In den mittlern und ſüdlich gelegenen Gegenden iſt das Volk meiſtentheils gleicher Abkunft.

Herr Birkbeck gibt uns von den Wohnplätzen der Eingewanderten nachſtehende Ueberſicht: In Neu-England meiſtens Engländer, eine irländiſche Kolonie, (in Maſſachuſſets) wenige Schott- und Irländer, (in New-Hampſhire) — In New-

York Deutſche, Holländer, franzöſiſche Proteſtanten, (zu State-Iſland) und Schottländer. — In Penſilvanien, Deutſche, Holländer, Irländer, Schottländer und Schweden. — In New-Jerſey, Deutſche, Holländer, Schottländer. — In New-Rochelle, franzöſiſche Proteſtanten. — In Süd-Carolina (Charlestown) franzöſiſche Proteſtanten. — In Maryland, Irländer, Schweden. — In New-Hampſhire, Schottländer. — In Nordkarolina, Schottländer. — Im Staate Indiana, Schweizer. — Irländer findet man übrigens faſt in allen Staaten zerſtreut.

»Die weſtlichen neuen Staaten werden, wie ſich Herr Birkbeck ausdrückt, durch den Ueberfluß aller Länder bevölkert.«

Man erſieht aus dieſem Verzeichniſſe, daß in Penſilvanien und New-York der größte Zuſammenfluß fremder Anſiedler iſt.

Dieſe verſchiedenartigſten Elemente zu einem Volks-Charakter zu verſchmelzen, iſt um ſo ſchwieriger, wenn man bedenkt, das gerade in den Hauptgegenden die abweichendſten National-Charaktere anzutreffen ſind: Deutſche, Engländer, Holländer, Franzoſen und Eingeborne; daß ferner Kolonien durch noch unbebaute Strecken getrennt und die Städte ohnedieß ſehr von einander entlegen ſind.

Welch ein intereſſantes Schauſpiel für den Denker, alle Stufen der menſchlichen Kultur, und zwar von ihrer erſten Entwickelung bis zur vollendetſten Verfeinerung einer Hauptſtadt, bey Bereiſung des Gebiethes der vereinigten Staaten in der lebhafteſten Anſchauung vor Augen zu haben! —

Aber auch der retrograde Weg, nähmlich von einer der Hauptſtädte in die entlegenen Gegenden iſt für die Geſchichte des Menſchengeſchlechtes höchſt interreſſant. Von der Behaglichkeit des Wohlſtandes, ja Reichthums einer großen, volkreichen Stadt bis zu der genüglichen Beſchränktheit einer armſeligen Hütte, von der geſelligen Verfeinerung bis zu den Naturlauten des Urſtandes! Und überall herrſcht derſelbe Haupt-Character bey den verſchiedenartigſten Formen, ſie treffen alle in ihren Hauptvortheilen zuſammen, daher die nähmlichen Geſetze, dieſelbe Verwaltung bey den abweichendſten Anſichten und Eigenthümlichkeiten.

Die herrſchende Sprache, ohne allem Dialect-Unterſchied iſt die engliſche; doch die Volksbeluſtigungen des Boxens, Hahnenkampfes, und der Stiergefechte konnten in den Nordamerikaniſchen Staaten nicht in Schwung kommen, aber die Jagd iſt eine Lieblings-Erholung, ſie iſt frey für Jedermann — Sie bildet frühzeitig zum Schützen; der Nordamerikaniſche Scharfſchütze gibt im Kriege einen guten Jäger ab.

Die Londner Routs kommen täglich mehr in Aufnahme; die guten Bekannten werden nähmlich alle zuſammen geladen, und die Stube mit Perſonen voll gepfropft. Ein Irländer äußerte ſich über dieſe unangenehme Gewohnheit treffend, indem er ſagte: »Das Zimmer iſt mit ſo viel Leuten angefüllt, als es zu faſſen vermag, ja mit noch mehr.« Das Tobackrauchen und Kauen iſt allgemein üblich, ja ſelbſt in den beſten Zirkeln, und in Gegenwart der Damen.

Unſer Reiſender erzahlt: »Als General Morris aus Europa zurück kam, fragten ihn etliche Amerikaner, von denen er unter die Kreuzfeuer ihrer Cigaro's genommen werden, raucht man in Europa auch ſo ſtark?« »Meine Herren!« erwiederte Morris ernſthaft, »feine Leute rauchen in keinem Lande!«

Der Handelsgeiſt iſt natürlich allgemein ausgebreitet, See- wie Landſoldat, ja ſelbſt der Geiſtliche macht Geſchäfte. Der Luxus hat daher in den Hauptſtädten den Platz der genügſamen Einſchränkung eingenommen, und obwohl es viele Bankerotte gibt, ſo liegt ein Hauptgrund derſelben dennoch darin, daß die Wohlhabenden viele Hände beſchäftigen, vielen Handelskonſorten zu leben geben, und der allgemeine Flor leidet nicht darunter, denn er hängt nicht von dem Reichthume Einzelner in den vereinten Staaten ab.

Dieſen Anſichten reihen wir im Auszug folgende Nachrichten eines der neueſten Reiſenden an. Das Aeußere der Städte gleicht ſich völlig, die Häuſer ſind ſämmtlich von Backſteinen, die Straßen ſind ſehr breit und geradlinig, die Wege ſorgfältig gepflaſtert und mit Pappelbäumen in regelmäßigen Reihen oder auch ſtellenweiſe in Gruppen umpflanzt. Weil faſt alles zum Handelſtande gehört, ſieht man eine große Menge Kaufmannsgewölber. Fiaker und gedungene Bequemlichkeits-Fuhrwerke gibt es eben ſo wenig als Luxuswägen.

Ueberhaupt zweckt Alles mehr auf Nutzen als Kunſt ab; ſelbſt die Wohnung des letzten Präſidenten, Herr Maddiſſons, zeichnet ſich bloß durch ein Portal mit 4 geſchmackvollen Säulen vor andern Häuſern aus, ſonſt iſt es ein kleines, hinter Bäumen verſtecktes Haus, ein Stockwerk hoch. Der Beſitzer ſelbſt ſcheint beym erſten Anblicke ein ernſt-ſtrenger Mann, im Umgange aber wird er liebenswürdig und intereſſant; die Gewohnheit des anhaltenden Nachdenkens hatte ſeinen Geſichtszügen dieſen Ausdruck des Ernſtes aufgeprägt; er zählt jetzt 64 Jahre.

Wenn ſich zur Congreßzeit zu Waſhington Häuptlinge der verſchiedenen indiſchen Völkerſchaften einfinden, ſchickt ihnen die Regierung an die Gränze-Wägen entgegen, und Kleider zur Vorſtellung bey dem Präſidenten. Sie kommen gewöhnlich mit ihren Weibern an. Die Frauenzimmer benehmen ſich ſehr ungezwungen. So ſetzten ſie ſich im Theater zu Baltimore, während der Zwiſchenacte, auf die Logengallerien, und kehrten dem Publikum den Rücken. Mit dem Ausdrucke der Naturerſcheinungen machte man ſichs ſehr bequem, den Donner ahmte man z. B. durch Trommelſchläge nach.

Derſelbe Reiſende erzählt von einem Balle, dem er zu Neuorleans beywohnte. Die Anzahl der gegenwärtigen Frauenzimmer belief ſich auf 60. Sie waren ſämmtlich weiß gekleidet, und hatten weiße Roſen in den Haaren; er begann um 8 Uhr Abends, endete aber ſchon um 3 Uhr, wo dann das ſchöne Geſchlecht, nach raſtloſem Tanzen, ſich zu Fuße (weil es keine Wägen gibt) nach Hauſe begeben mußte.

Charlstown hat ſehr ſchöne breite Straßen, doch entbehren die Fußwege des Pflaſters. Von europäiſchen Waaren ſind die Kaufmannsläden voll. Die Häuſer zeichnen ſich durch Eleganz und Bequemlichkeit aus. Viele haben in jedem Stockwerke lange bedeckte Gänge. Schöne Mädchen gibt es hier ſehr wenige, und noch geringer iſt die Anzahl der artigen Weiber. (Eine entweder äußerſt begreifliche, oder äußerſt unbegreifliche Conſequenz.) Der Geſchmack in der Tracht theilt ſich in die Pariſer und Londner Moden, wiewohl man letztere vorzuziehen pflegt.

M. v. M.

◆

Die Bell-Lancaſter'ſche Lehrmethode.

Von der ſo viel beſprochenen Bell-Lancaſter'ſchen Methode, welche weſentlich auf das Wohl der untern Volks-Claſſen wirkt, und nun ſchon in allen Theilen der Welt mit dem glücklichſten Erfolg eingeführt iſt, wollen wir hier eine mit dem Raum unſers Blattes verträgliche Anſicht geben.

Dr. Bell, ein würdiger Geiſtlicher in England, erhielt die Aufſicht über eine 1786 von den Directoren der Oſtindiſchen Handelsgeſellſchaft zu Madras geſtifteten Bildungsanſtalt für die Waiſenkinder der europäiſchen Krieger. Die Kinder waren in Elend und Laſter aufgewachſen, und kein Lehrer hatte den guten Willen, Dr. Bell zu unterſtützen. — Da faßte er den kühnen Gedanken, die gelehrigſten und geſitteſten Kinder auszuwählen, dieſe zu Meiſtern, und durch ſie wieder neue Schüler zu bilden. Im Jahre 1790 führte er dieſes Verfahren ein, und fünf Jahre ſpäter hatte er in ſeiner Schule mehr als 200 Zöglinge. Seine Geſundheitsumſtände zwangen ihn nach England zurück zu kehren. Er verließ ſeine Zöglinge, die alle ſeine Erwartungen erfüllt hatten, und ihm aufrichtig zugethan waren, mit gerührtem Herzen. Als er nach England kam, gab er ein kleines Werk über die neu angewendete Unterrichtsmethode im Druck heraus, und errichtete eine Schule, die ſo glücklichen Fortgang hatte, daß in weniger als acht Jahren, durch die Unterſtützung der Geiſtlichkeit und der Gutsbeſitzer, mehr als 60000 Kinder in den Kirchſprengeln Englands verſammelt, und unentgeltlich nach Bell's Methode unterrichtet wurden.

Joſeph Lancaſter in London faßte Bell's Gedanken auf, legte ſie ſeiner Lehr-Anſtalt zum Grunde, veränderte die Schulzucht und vervollkommte die Sache überhaupt in vielen Stücken, ſo, daß er bereits im Jahre 1805, von dem Herzog von Bedford und Lord Sommerville unterſtützt, eine Schule von 800 Knaben und 300 Mädchen hatte.

Seit dieſer Zeit machte die neue, bloß aufs Leſen, Schreiben und Rechnen ſich beſchränkende Unterrichtsart, wobey zugleich den Kindern die reinſten Grundſätze der Gottesfurcht und Moral tief eingeprägt werden, in ganz England die bewundernswürdigſten Fortſchritte. Dieß verdankte ſie beſonders den Anſtrengungen der königlichen Prinzen von Suſſex und von Kent (welche auch in der Regel den Vorſitz in den öffentlichen deßhalb Statt findenden Verſammlungen haben), und dem nun nicht mehr lebenden Wundarzt Joſeph Fox, der ſich an die Spitze der Lancaſter'ſchen Schule ſtellte, und 7000 Ducaten aufopferte, nicht nur, damit ſie ſich erhalte, ſondern auch weit umher neue Zweige treibe.

Es wurden Zöglinge nach Calkutta, Ceylon, Canada und nach allen unter brittiſcher Herrſchaft ſtehenden Ländern, nach allen Theilen Europa's, nach Afrika, Nord- und Süd-Amerika, St. Domingo und nach den Süd-See-Inſeln geſandt.

Die glücklichen Folgen, welche die neue Unterrichtsweiſe in England hatte, ſprechen für die Vortrefflichkeit dieſer Schulen: denn nicht ein einziges Kind (?!) von 100tauſenden, die ſchon unentgeltlich in den Bell-Lancaſter'ſchen Schulen gebildet worden, wurde wegen eines Verbrechens beſtraft oder vor Gericht geführt, wie vormals häufig geſchah. Man bemerkt, daß dieſe Kinder viel ſanfter ſind, als die andern, viel geſetzter, aufrichtiger, zurückgezogener, weniger ausgelaſſen in ihren Spielen; daher denn angeſehene und reiche Leute ihre Kinder in dieſe Schulen führten, und Herrſchaften und Handwerker, die hier Gebildeten zu ſich zu nehmen, vorzogen. Man hat auch ſchon mit Erfolg den Verſuch gemacht, dieſe Lehrweiſe auf Sprach-, Erd-, Geſchicht-, Größen- und Denklehre, auf Zeichnen und Muſik anzuwenden.

Als im Jahre 1814 der erſte Pariſer-Frieden geſchloſſen und dadurch die Verbindung zwiſchen England und Frankreich wieder hergeſtellt wurde, hatten viele Franzoſen nichts Wichtigers zu thun, als die Einrichtung der Bell-Lancaſter'ſchen Schulen an Ort und Stelle kennen zu lernen, und den Saamen nach Paris zu bringen. Mehrere Freunde vereinigten ſich zum Entwurf eines Planes, den ſie der Geſellſchaft zur Aufmunterung des Volksfleißes in der Sitzung vom 1. März 1815 mittheilten, die ſogleich 500 Franken unterſchrieb, und alle Mittel zur Ausführung verſprach, die ihr zu Gebot ſtänden!

Die jährlichen Koſten für den Unterricht eines Kindes belaufen ſich beyläufig auf 2 bis 3 fl. Conv. Geld, und nach Verhältniß des wohlfeileren Lebens und der größern Zahl der Kinder in einer Schule, ſind ſie auch noch geringer. Im Durchſchnitte lernen die Kinder in 1 1/4 Jahre vollkommen gut Leſen, Schreiben und Rechnen. Anfangs October 1815 waren in Paris ſchon vier ſolcher Schulen in voller Thätigkeit. Die erſte auf Koſten der Stadt, die zweyte auf Koſten des Vereins, die dritte auf Koſten des Evangeliſchen Conſiſtoriums, die vierte im Hôtel der Frau Herzoginn von Duras, die ſelbſt Aufſicht und Koſten dieſer Anſtalt übernahm. Am 3. November deſſelben Jahres wurde auf Befehl des Staatsraths bey der Präfektur des Seine-Departements ein Unterrichts-Rath gebildet, zu deſſen Mitgliedern unter andern die Herzoge v. Doudenville, de la Rochefoucault-Liancourt, der Graf Paſtoret, der Graf de Laborde, der Baron de Gerande, der Abbe Gaultier ernannt wurden.

Zu Ende 1818 waren viele hundert der angeſehenſten Männer, Pairs, Generale, Miniſter, Beamte aller Claſſen, und Bürger aller Stände, theils beytragende, theils mitarbeitende Mitglieder des Pariſer Vereins; dreyzehen ähnliche Vereine haben ſich in den Provinzen gebildet; über 800 Bell-Lancaſter Schulen ſind in ganz Frankreich in Thätigkeit und täglich wächſt ihre Zahl. — Bey allen Franzöſiſchen Regimentern wird eine ſolche Schule zum Unterricht der Soldaten errichtet, ſo wie deren ſchon bey den Ruſſiſchen und Engliſchen in Frankreich geſtandenen Regimentern beſtehen.

So viel über das Geſchichtliche.

Und worin, fragt man, beſtehet denn das Eigenthümliche dieſer Bell-Lancaſterſchen Schulen? Man muß ſich dieſe als eine Verſammlung von

100 bis höchſtens 1000 Kindern denken, die zu gleicher Zeit beſchäftigt werden können. — Der Saal, in dem ſie ſich verſammeln, iſt mit einer hinreichenden Zahl von Bänken und ſchmalen Pulten verſehen, doch ſo, daß noch hinlängliche Räume zwiſchen den Bänken und der Wand bleiben, die zu den Halbkreiſen beſtimmt ſind, in die ſich die Kinder vereinigen, um an den an der Wand hängenden Tabellen zu buchſtabiren und zu leſen. Der Lehrer hat einen erhobenen Sitz, damit er die ganze Schule überſehen könne.

Der ſinnreiche Mechanismus dieſer Erfindung beſtehet eigentlich darin, daß ſich die Kinder unter ſich ſelbſt unterrichten, d. h. daß eine gewiſſe Anzahl aus ihrer Mitte, geſchickter als die übrigen, bey ihren Geſpielen, unter Aufſicht eines Einzigen, der mehr Aufſeher als Lehrer dieſer kleinen Geſellſchaft zu ſeyn ſcheint, das Amt von Regenten oder Präfecten verſehen. Die Kinder ſind, nach dem Grade ihrer Fähigkeiten oder Kenntniſſe in verſchiedene Abtheilungen gebracht, von denen, die mit der Buchſtaben-Kenntniß anfangen, und mit dem Finger die Buchſtaben in Sand zeichnen, bis zu denen die fehlerfrey leſen und ſchreiben und die erſten Haupt-Regeln der Rechenkunde verſehen. Jede dieſer Abtheilungen iſt einem Kinde (oder mehreren nach Verhältniß ihrer Zahl) untergeordnet, das die Aufgabe, die es beſſer gelernt hat als die Anderen, ſo lange herſagen läßt, bis es in ſeiner Klaſſe einen fähigen und ſeiner würdigen Nachfolger gebildet hat. Dann ſchreitet dieſer kleine Lehrer zu einer höheren Abtheilung vor, wo er wieder Schüler iſt.

So trägt ſich die Wiſſenſchaft und die Kunſt ſie zu verbreiten, von einem Kinde auf das andere, durch Ueberlieferung fort.

Die Vortheile dieſer Lehrweiſe für Verſtandes- und Sitten-Bildung ſind auffallend. Die Kinder ſind keinen Augenblick müſſig, denn ſie werden alle, ohne Ausnahme, zu gleicher Zeit beſchäftigt. Kein faules oder ungelehriges Kind hält die Fortſchritte der andern auf, denn dieſe können, ohne einen beſtimmten Zeit-Abſchnitt abzuwarten, in jedem Augenblick zu einer höhern Abtheilung fortrücken. Das Kind lehrt beſſer, denn es kennt auch die Schwierigkeiten beſſer, und weiß das, was es gelernt hat, dem Kinde im Geiſte des Kindes mitzutheilen. — (Eine wichtige, noch nicht genug beachtete, durch die Spiele der Kinder ſehr beſtätigte Wahhreit!) — Die Möglichkeit und der Wunſch, zur Ausübung der Gewalt zu gelangen, erregt Eifer, und die Kinder bekommen frühzeitig das Gefühl eigener Würde. Sie ſitzen nicht zum Nachtheil ihrer Geſundheit ſtundenlang wie angenagelt, ſondern das unentbehrliche Bedürfniß der äußern Thätigkeit wird durch regelmäßige, im Einklang angeordnete Bewegungen befriedigt; zehn-, zwanzigmal des Tags rückt ein Kind vor- oder rückwärts, und es macht nicht einen Schritt, ohne daß ein anderer Schüler einen Schritt im entgegengeſetzten Sinne macht, welches, trotz der Menge, nicht die mindeſte Störung verurſacht. — Die Hauptvortheile ſind Zeiterſparniß, Wohlfeilheit, Gewöhnung an Ordnung und Regelmäßigkeit, und daß die Kinder gründlicher unterrichtet werden als in den gewöhnlichen Schulen. —

Wir wünſchen einen deutlichen Begriff von dieſer neuen Unterrichts-Methode gegeben, und das Publikum auf den Gegenſtand aufmerkſam gemacht zu haben, damit Männer von Kraft und Willen Hand an's Werk legen, und wir Deutſche nicht gegen andere Nationen zurück bleiben. Bekannte Schulmänner haben die, vielleicht nicht ganz uneigennützige Frage aufgeworfen, ob wir Deutſche ſolcher Schulen bedürfen? mit einem Worten, ob unſere jetzigen Schulen nicht ſo vollkommen ſind, daß ſie über alle Verbeſſerungen erhaben wären? Die Antwort iſt leicht. In die jetzigen Schulen gehen die Kinder ungerne; manche Lehrer treiben ihr Amt mit Widerwillen, die Kinder werden in den gewöhnlichen Schulen ſelten beſſer. In einem engen Raum eingezwängt, ſitzen 60 bis 100 Kinder, 5 bis 6 Stunden des Tags, durch die Zuchtruthe des Schulmeiſters in Ordnung gehalten, und werden mit todtem Wortkram, mit ſchalem Gedächtnißwerke, wovon ſie nichts verſtehen, mit dem Einmaleins, bey deſſen Nennung ſie ſchon gähnen oder zittern, gepeinigt.

In den Lancaſter-Schulen ſieht man von alle dieſem gerade das Gegentheil, und ihr ſchönſtes Lob beſtehet darin, daß die Kinder den Augenblick der Eröffnung der Schule nicht erwarten können, und Stundenlang den Eintritt mit Ungeduld erwarten.

Ungläubige! gehet, ſehet die alte und auch die neue Methode, wenn ihr Gelegenheit dazu habt; vergleichet vorurtheilsfrey, und dann entſcheidet!

Dieſe allgemeinen Anſichten und Bemerkungen mögen für den Umfang unſres Blattes genügen. Umſtändlichere Aufklärungen und Anweiſungen gewährt das hier bey H. H. Schaumburg und Comp. zu findende Werk: Schulen der Menſchheit (4 Bände, 20fl. W. W.). Es enthält unter Andern auch eine Darſtellung der Lehrart des Hrn. Abbe Gaultier in Paris, der nun leider nicht mehr iſt; der holländiſchen Volksſchulen, der landwirthſchaftlichen Anſtalten des Herrn v. Fellenberg in Hofwyl, und ſo Manches, was jeden Freund höherer Pädagogik und Menſchenbildung intereſſiren muß.

Sch. d. M.

* * *

Notizen und Correſpondenz-Nachrichten.

In der vorigen Nummer haben wir Meldung gemacht von einem Briefe des Prätors **Lentulus**, die Perſonbeſchreibung **Chriſti** enthaltend, und dabey bemerkt, daß er uns eben nicht neu ſey. Nun finden wir in einer der letztern Nummern einer hier wenig circulirenden Zeitſchrift eine ſehr intereſſante Notiz über den nähmlichen Gegenſtand. Herr **Silber**, Major und Caſſier des Preußiſchen Soldatenkinder-Inſtituts zu Annaburg (in Pr. Sachſ.,) zeigt nähmlich an, er ſey im Beſitz eines ſehr alten, von einem unbekannten Meiſter in Oel auf Leinwand gemahlten und gut erhaltenen Profil-Bruſtbildes **Chriſti**, (1 Dresdner Elle 1 Zoll breit, 1 Elle 6 1/2 Zoll hoch) das mit jener Characteriſtik völlig übereinſtimmt, und mit nachſtehender Unterſchrift in lateiniſchen Initialbuchſtaben verſehen iſt:

Jhsus Nazarenus Rex Judeorum. Dieses Bild Christi ist gestalt wie es Lentulus hat abgemalt und geschickt gen Rom dem Senat von Jerusalem aus der Stadt.

Hierauf folgt ein etwa 8 Zoll langer Strich, unter welchem ſteht:

Seine Länge ist dieser Linien zehenmal.

Sehr auffallend müßte es nun freylich ſeyn, wenn von dieſem Bildniß keine Copien bekannt wären. Wir glauben jedoch, daß der hier erſchienene Kupferſtich des Herrn **Lang** darnach gearbeitet ſey; indeß, das zunächſt Liegende zu unterſuchen, dazu hat man bekanntlich am wenigſten Zeit, und ſo dürften wir irgend eine Stimme hierüber nicht vergebens erwarten. Mit Recht kann man vorausſetzen, daß an den Beſitzer dieſes Bildes vielerley Inſchriften ergehen werden. Auch wir haben nicht ermangelt, uns an ihn zu wenden, und (es möge nun an der Sache ſeyn, was da wolle) können uns wohl eines wünſchenswerthen Erfolgs verſehen.

Der Collegienrath und Ritter von **Peſſarovius** in Petersburg gibt daſelbſt ein **deutſches Tageblatt** (das auch ruſſiſch überſetzt zu haben iſt) zum Beſten der invalid gewordenen ruſſiſchen Krieger heraus. Bereits hatte der edle Menſchenfreund die ſchöne Genugthuung, ſein patriotiſches Unternehmen ſo ſehr gedeihen zu ſehen, daß er nicht weniger als 500,000 Rubel Papiergeld an dieſe Verunglückten hat austheilen laſſen können. Man mag daraus den erfreulichen Schluß ziehn, daß in Handlungen der Humanität, beſonders, wenn es auf Unterſtützung der Vaterlandsvertheidiger ankömmt, die Ruſſen und Petersburger den Oeſterreichern (Monarchie) und Wienern nicht nachſtehen.

Der Engländer **Browne** hat von dem König von Sardinien auf 15 Jahre ein Privilegium erhalten, in der Stadt Mandovi eine Eiſenfabrik nach engliſcher Art anzulegen. Auch hat ihm der großmüthige Monarch 20000 Franken auf 10 Jahre ohne allen Intereſſen, vorgeſchoſſen.

Aus dem Canton **Neufchatel** werden nun jährlich 130000 Stük Uhren ausgeführt.

Die Anwendung der Gasbeleuchtung gewinnt große Ausbreitung. Zu Copenhagen iſt die Schaubühne mit Gas beleuchtet. Desgleichen das Beckeriſche Caffehaus in Manheim; in Geſtalt eines Kronleuchters erhellen 16 Flammen den Billardſaal dergeſtalt, daß man in jeder Ecke deutlich leſen kann. Alle großen Theater in Paris ſind mit Gas illuminirt.

Danneker hat ein Modell zu einem Chriſtus entworfen, welches er coloſſal ausführen will. Dieß iſt die höchſte Aufgabe der bildenden Kunſt überhaupt, und erfordert als ein noch nie gewagtes Unternehmen der Bildhauer ein von aller Nachahmung der Antiken unabhängiges, ſelbſtſtändiges Kunſttalent. Die Vollendung dieſes Kunſtwerkes wird eine neue Epoche in der Sculptur begründen.

Für das königl. Bayriſche Militär iſt ein neues Exercierreglement erſchienen; es wird bis ſpät in die Nacht exerciert, und wie in Kriegszeiten bey den Bürgern einquartirt. — Der Kronprinz von Bayern widmet einen großen Theil ſeiner Zeit und ſeines Studiums ſeiner Glypthotek (Sammlung geſchnittener Steine), die er mit beſonderer Vorliebe cultivirt, dem Herodot und Joh. v. Müller. — Die ungeheuchelte Humanität, die tiefen Einſichten und der lebendige Dienſteifer der Grafen Thürheim und Rechberg haben ihnen die allgemeine Liebe und Verehrung geſichert. — Der Hofmarſchall von Göhren hat einen Oberſtküchenmeiſter ad latus erhalten. — Die Düſſeldorfer-Gallerie wird bald mit Recht wieder ſo heißen: ſie kommt zurück nach Düſſeldorf.

Im Jahre 1708 gab Herr Rector Loſius in Hildesheim eine ſingende Geographie heraus. — Ein anderer Rector Kaſtendik in Hameln im Jahre 1818, einen Verſuch einer in Verſen bearbeiteten Erdebeſchreibung von Europa, — welche auf Vertreibung des hypochondriſchen Dämons berechnet zu ſeyn ſcheint. —

Von Weimar ſingt der Verfaſſer:

»Gelehrte und Künſtler ſind hier hochgeſchätzt,
Indem man auf Bildung ſehr großen Werth ſetzt,
Nicht weit davon iſt auch die Stadt Apolda,
Wir ſehen eine wichtige Strumpffabrik da. —

Wir erinnern uns bey dieſer Gelegenheit an die bizarre Idee jenes Franzoſen, der es ſich nicht verdrüßen ließ, den Codex Napoleon in Verſe zu bringen. — Eben ſo fällt uns der, wiewohl nur humoriſtiſche Plan bey, ein Journal ganz in Sonettenform heraus zu geben, worüber wir gelegentlich ein Näheres anführen wollen.

Journaliſtik von Island. Im Jahre 1818 gab es auf dieſer Inſel eine ſchon ſeit 1795 beſtehende Nationalzeitung — Minisverd Tilindi — genannt, welche Stephanſen's raſtloſe litter. Thätigkeit ins Daſeyn rief. Die Buchdruckerey zu Lelaraaegård (die einzige auf dieſer Inſel) fördert ſelbe. Dieſe Buchdruckerey gehört der k. Landesaufklärungs-Geſellſchaft, ebenfalls von Stephenſen geſtiftet — Sie hat ſeither viele gemeinnützige Originalſchriften und Ueberſetzungen geliefert, früher erloſchen folgende wiſſenſchaftliche Inſtitute: Die unſichtbare Geſellſchaft von 1760 — 1770; die isländiſche Literaturgeſellſchaft; auch mehrere Leſe-Inſtitute.

Ein vorzügliches Augenmerk richtet die Preuſſiſche Regierung jetzt auf die Beförderung der Schiffahrt. Auf der Inſel Rügen läßt ſie Leuchtthürme errichten. Nächſtens wird der auf dem Vorgebirge Arcona ausgebaut ſeyn; andere werden auf der Rugiſchen Nebeninſel Hiddenſee und an den Halbinſeln Jasmund und Mönchgut angelegt. Dieſe Anſtalten werden ſehr dazu dienen, die häufigen Schiffbrüche an dieſen Küſten zu vermindern.

Die Leipziger Literaturzeitung hat zum Hauptredacteur nicht mehr den Hrn. Hofrath Beck. Er hat ſie, ſo wie die beſondere Redaction der ihm zugetheilt geweſenen Fächer, überhäufter Geſchäfte wegen, niedergelegt, wird aber fortfahren, das Inſtitut mit Beyträgen zu unterſtützen. Es findet hinführo keine Centralredaction, ſondern eine abwechſelnde Direction, unter den H. H. Dr. Blümmer, Prof. Krug, Mollweide, Heinroth, Roſenmüller und Politz, Statt.

Daß der Mechanismus in der Typographie gleichſam noch in der Kindheit, folglich noch einer außerordentlichen Vervollkommnung fähig ſey, würdigen die für alle techniſchen Verbeſſerungen ſo empfänglichen Engländer am thätigſten. Beſonders zeichnet ſich der Buchdrucker Bensley in London aus. Mittelſt der von ihm erfundenen Maſchine, druckt er beyde Seiten des Bogens zugleich, und liefert in Einer Stunde 900 Abdrücke, folglich 20mal ſo viel als auf die gewöhnliche Art. Das erſte alſo gedruckte Werk iſt: The institutions of Physiologie by J. Fr. Blumenbach, transl. from the Latin of the third edit. and. Suppl. withte numer. and. extens. not. by Elliotson. Second ed. 1818, 8. Von dieſem klaſſiſchen Werke hat man noch eine engliſche Ueberſetzung von Dr. Caldwell, zu Philadelphia erſchienen; zwey holländiſche Ueberſetzungen von Dr. Wolff und Bosmarr, eine deutſche von Dr. Eyerel, eine franzöſiſche von Dr. Pugnet, eine ſpaniſche von Coll, und eine ruſſiſche von Dr. Moiſeew.

Der Buchhändler Göſchen in Leipzig wird eine Sammlung der Briefe ſeines Freundes Iffland veranſtalten.

Converſations-Almanach. Dieß iſt der Titel eines Taſchenbuchs für die elegante Welt, von welchem wir ſeiner Zeit das Nähere melden werden. Jetzt nur dieſe Andeutung, um allenfälligen Begegnungen vorzubeugen, und im Allgemeinen zu Beyträgen, deren Geiſt wohl der Titel ſchon bezeichnen mag, einzuladen. Nur erinnern wir, daß unſer Plan hier mehr auf häusliche und ländliche Unterhaltung durch Spiele, durch Declamation, Muſik, Tanz, andere ſchöne Künſte, und leichteren geſelligen Ideenaustauſch geht, als auf theoretiſche Anſichten und ernſtere Geiſtesbeſchäftigung.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationsblatt.

3.

Freytag, den 8. Januar 1819.

Briefe über Geldnoth, Finanzen und andere dringliche Angelegenheiten.

Von Adam Müller.

Die Criſe, welche der Handel im vorigen Herbſte erlebt, und noch nicht überlebt hat, iſt von außerordentlicher Art; ſie iſt eine allgemeine, eine europäiſche Begebenheit: an allen Mittelplätzen von Europa eine ſeltene Höhe der Disconte, ein krampfhaftes Feſthalten der baaren Fonds, ungewöhnliches Mißtrauen im Verkehr und ſelbſt im höheren Wechſelhandel, den man bis jetzt für unerſchütterlich gehalten, Spuren gegenſeitiger Bedenklichkeiten, die man noch vor wenigen Jahren für unmöglich gehalten hätte. Das Bedürfniß der Regierungen, große Maſſen baaren Geldes auf einzelnen Puncten zu concentriren, mag die nächſte Veranlaſſung der allgemeinen Beklemmung ſeyn; Sie aber, mein Freund, werden nicht zu dem großen Haufen derer gehören, welche die Veranlaſſung einer Begebenheit mit deren Urſache verwechſeln. Die Urſache unſerer Geldnoth, fürchte ich, liegt ſehr tief in dem Gewebe der Schickſale, welche ſeit dreyßig Jahren über unſern Weltheil ergangen ſind; und die Wirkung, nähmlich die Geldnoth ſelbſt, kann nur der Unwiſſende oder Leichtfertige für eine vorübergehende Erſcheinung an der Oberfläche der Zeit halten.

Die Thatſache iſt, daß die Materie des Silbers und Goldes, daß das Unentbehrliche von der Natur Gegebene, daß das Datum, ohne welches die Theſis unſrer Oeconemie nicht gelöſt werden kann, nicht etwa zu mangeln ſcheint, ſondern wirklich zu mangeln anfängt. Die regelmäßigen Zuflüſſe, an die Europa ſeit Jahrhunderten von America her gewöhnt war, und welche als ein fixes Gefäll in der Bilanz unſrer europäiſchen Haushaltung aufgerechnet wurden, haben aufgehört; ich getraue mir den Beweis zu führen, daß die directen Rimeſſen von America nach England und dem übrigen Europa mit Einſchluß deſſen, was Europa über Spanien bezieht, dermalen nicht die Hälfte der alten regelmäßigen Zuflüſſe beträgt; daß der Abfluß nach Indien und China ſich in demſelben Zeitraume eher vermehrt, als vermindert hat, werden Sie nicht in Abrede ſtellen.

Räumen Sie mir alſo immerhin ein, daß ſich die Maſſe der edlen Metalle in Europa merklich vermindert hat. Wir würden dennoch beſtehen können: Friede, Zutrauen, Credit, würden die Lücken zu ergänzen vermögen, wenn nur das Bedürfniß unſers Welttheils nach der Materie des Goldes und Silbers nicht in einem viel größeren Verhältniſſe zugenommen hätte. Möchten Rußland und America, wie es bey angehenden Haushaltungen überhaupt der Fall zu ſeyn pflegt, noch ſo große Maſſen der edlen Metalle bedürfen und einſaugen, wie ſich dann offenbar das baare Bedürfniß dieſer beyden Erdſtriche ſeit dreyßig Jahren mindeſtens verdoppelt hat, ſo würden dennoch in dem unermeßlichen Capitale des alten Europa hinreichende Hülfsmittel liegen, den Ausfall unmerklich zu machen, wenn nicht in mitten unſers Welttheils und von innen heraus ein ganz neues Bedürfniß der edlen Metalle erwacht wäre. Daß ich Sie nicht von dem Luxus und der Begierlichkeit unſrer Zeit unterhalten will, ſetzen Sie gütigſt voraus; überhaupt wollen wir den moraliſchen Zuſtand unſrer Generation, wie mißtrauenswürdig alſo metallbedürftig er ſeyn möge, für jetzt bey Seite ſetzen. In den inneren politiſchen Verhältniſſen der Zeit liegt der nächſte und dringendſte Antrieb eines gewiſſen Hungers nach den edlen Metallen, der in ſolchem Umfange ohne Beyſpiel in der Geſchichte iſt.

Was wir, mein Freund, was Sie und ich über das ſogenannte Syſtem der politiſchen Liberalität und über die Abſchaffung des ſogenannten Feudal-Syſtems denken, bleibe dahin geſtellt. Gewiß aber iſt, daß das neue Syſtem noch niemals von der Seite betrachtet worden iſt, von der ich es Ihnen jetzt darſtelle. Es iſt, ſage ich, ein koſtbares, d. h. gold- und ſilber-freſſendes Syſtem; die Art der Freyheit, welche ſich unſere Generation in den Kopf geſetzet, erfordert, um zu Stande zu kommen, eine dreymahl größere Maſſe von edlen Metallen, als in irgend einem Augenblicke gleichzeitig in Europa vorhanden geweſen iſt; noch mehr: ſie erfordert eine viel größere Summe baaren Geldes, als Europa ertragen kann, wenn der Werth der Silber- und Gold-Münzen nicht durch den bloßen Ueberfluß herabgewürdigt werden ſoll.

Nicht wahr, mein Freund! das neue Syſtem beſtehet im Weſentlichen darin, daß alle perſönlichen und unbezahlten Verpflichtungen der Menſchen abgeſchafft, oder in Geldleiſtungen verwandelt werden ſollen? Der geſammte bürgerliche Verkehr ſoll durch Dazwiſchenkunft des Geldes abgemacht werden; der einzelne Menſch ſoll nicht mehr unmittelbar von dem andern, ſondern nur mittelbar von demſelben, unmittelbar aber von dem Gelde abhängen. Deßhalb nun wird freylich die natürliche Abhängigkeit der Menſchen von einander nicht aufhören, und es beſtehet alſo, was unſer Jahrhundert Freyheit nennet, nur in einer Verdopplung der Ketten: jedoch enthalten wir uns aller Rüge des Syſtems und betrachten nur deſſen Folgen im Geldumlauf.

Der Beſitzer eines Landgutes z. B. bedurfte vor Aufhebung der perſönlichen Dienſte und der Unterthänigkeit eines beſtändigen Verlages von einigen hundert Gulden in ſeiner Caſſe; dieß aber nur um, ich möchte ſagen, die auswärtigen Bedürfniſſe ſeines Hauſes, ſeine Abgaben, ſeinen ſtädtiſchen Bedarf u. ſ. f. zu decken. Jetzt, wo ſämmtliche Dienſte für Geld, Tage und Dienſtlohn beſtritten werden ſollen, bedarf er das Dreyfache der früheren Summe. Alle ſeine inneren Angelegenheiten erfordern Geld. Sein baares Bedürfniß vermehret ſich im Kleinen grade in demſelben Verhältniſſe, wie ſich der Geldbedarf unſrer Regierungen vermehrt hat, ſeitdem die perſönlichen Staats- und Kriegsdienſte in Geldpräſtationen und der Dienſt ſelbſt in ein Sold-

und Penſions-Weſen verwandelt werden. Andrerſeits aber hat der einzelne nunmehr freygeſprochene Taglöhner auf die baare Abtragung ſeines Canons, ſeiner Zinſen und übrigen Entſchädigungs-Verpflichtungen an den Gutsherrn für zu denken, der ſteigenden Abgaben an den Staat nicht zu erwähnen, und ſo geſchieht es, daß die neue Freyheit, das Drey- und Vierfache derjenigen baaren Summe in Anſpruch nimmt, womit die alte Dienſtbarkeit beſtritten worden. In jedem Dorfe entſtehet ein eigenes Circulations-Syſtem, und der jeweilige auch vorübergehende Geldmangel der Haupt- oder Handelsſtädte, der ehemals das ländliche Leben, die Grundlage unſres geſammten politiſchen Daſeyns, kaum zu berühren vermochte, dringet nunmehr unmittelbar ſtörend und verderblich bis in das Mark der ländlichen Haushaltung ein.

Möchte ich Sie, mein verehrter Freund, und alle Welt mit dieſer einfachen Darſtellung der Sache nur davon überzeugen können, daß das Wort Geldnoth heut zu Tag eine dreyfach ſchrecklichere Landplage bezeichnet, als unſre Väter damit andeuteten, die ſie nicht zu erwähnen würdigten, wenn von Peſt, Hungersnoth, Erdbeben, Heuſchrecken oder Krieg die Rede war.

In dem Maaße nun als die perſönlichen Dienſte aufgehoben und in Geldpräſtationen verwandelt werden, entſteht unten an der breiten Grundlage der bürgerlichen Geſellſchaft, eine die edlen Metalle anziehende, von ihrer bisherigen Beſtimmung ableitende, und feſthaltende Kraft, welche ich in den bisherigen ſtaatswirthſchaftlichen Syſtemen, ja ſelbſt von den erfahrenſten Geld- und Wechſelhändlern nirgends beachten ſehe, ſo augenſcheinlich ſie unſern bisherigen Verkehr mit ſehr weſentlichen Veränderungen bedrohet, und ſo gewiß ſie die wahre Urſache der ungewöhnlich ſchlimmen Symptome unſrer gegenwärtigen Geldnoth iſt. In einem beträchtlichen Theile von Europa iſt dieſes Geſchäft angeblicher Befreiung vollzogen, und alldort ein permanenter Geldrang künſtlich erzeugt worden, von welchem man in Ländern, die, wie Oeſterreich, dem älteren Syſtem der Dienſte treuer geblieben ſind, keine Vorſtellung hat.

Setzen wir nun den Fall, dieſes alte Syſtem der perſönlichen Dienſtbarkeit, ſowohl der edlen als der [illegible] man beyde in dem Begriffe des Feudalismus durcheinander wirft, wäre in ganz Europa abgeſchafft; was würde, frage ich Sie, alsdann aus unſerm bisherigen Geldſyſteme, mit welchem unſre dermahligen Bedürfniſſe, Sitten und Lebensart unzertrennlich verwachſen ſind?

Zuförderſt wäre eine Verdopplung der circulirenden Geldzeichen erforderlich, um den Bedarf der unermeßlichen Landwirthſchaft von Europa zu ſättigen. Da die Maſſe der vorhandenen Metalle eine ſchlechthin gegebene, und noch obenein, wie ich früher gezeigt, eine progreſſiv abnehmende iſt; da America und Rußland im Verhältniß ihrer ſteigenden Cultur größere und größere Summen verſchlucken, ſo kann der raſch vermehrte Bedarf des innern Europa nur mit künſtlichen Geldzeichen befriedigt werden. Jede Vermehrung, ſo wie jede neue Stiftung künſtlicher Geldzeichen, würdigt einerſeits den Werth des Geldes überhaupt herab; andrerſeits vermehrt ſie die Schwankungen der Valuten. Mit der vermehrten Schwankung der Valuten hebt ſich mehr und mehr die Kunſt der Agiotage und des Wechſelhandels; das Geld häuft ſich mehr und mehr von allen Enden unſers Welttheils her in einzelnen Händen, und die gleiche Vertheilung des Geldes, welche das neue Wirthſchaftsſyſtem beabſichtigt, und deſſen ſie zufolge einer ſelbſterwähnten unerbittlichen Nothwendigkeit bedarf, wird in dem Maaße unmöglicher, als eben dieſes neue Wirthſchaftsſyſtem um ſich greift. Es würde zwiſchen dem Wechſelhandel, der über die großen Geldmaſſen gebietet, und zwiſchen dem Ackerbau, der über die Bedürfniſſe der erſten Nothwendigkeit zu disponiren hat, eine verderbliche Spannung erfolgen, die zum Vortheil des ländlichen Gewerbes über kurz oder lang ausſchlagen müßte, aber dafür auch das ganze ſtädtiſche Gewerbe, das eigentliche Kriegstheater jener beyden Mächte, zu Grunde richten würde. Das ganze Capital von Credit, worauf unſre Fähigkeit: Wechſel und Geldzeichen zu creiren, demnach auch unſere ganze geiſtige Cultur und Induſtrie beruhet, würde verſchwinden, und wir würden in einen Zuſtand roher Production der bloßen Nothwendigkeiten verſinken. Die geſammte Maſſe des noch circulirenden baaren Geldes würde dem Ackerbau zufallen. Die herrſchenden Syſteme der National-Oeconomie würden das Ideal, welches ihnen überall vorſchwebt, den rohen und ſeelenloſen Zuſtand von Nordamerica erreicht ſehen, und alle höheren Blüthen unſerer Cultur, die ſie jetzt nicht zu begreifen vermögen, würden unvermeidlich zu Grunde gehn.

Daß es dahin nicht kommen könne, dafür wird in einer höheren Ordnung der Dinge, als der, die unſerm kümmerlichen Calcül unterworfen iſt, geſorgt ſeyn. Aber ſchon jetzt wirkt die in Frankreich und einem großen Theile des Nordens vollzogene Aufhebung aller unbezahlten Dienſte beym Landbau ſo unverkennbar auf die Zerrüttung des Geldweſens, daß eine ernſtliche Warnung vor den nahebevorſtehenden Folgen an der Zeit iſt. Die baare Metallmünze ſenkt ſich dort ſichtlich auf den Boden der bürgerlichen Geſellſchaft hinab, und in den höhern Regionen derſelben ſammelt ſich ein eitler Schaum eingebildeter Zahlungsverſprechungen ohne alle Gewährleiſtung.

Erwägen Sie dieſe Anſicht einer hochwichtigen Angelegenheit, mein verehrter Freund! und berechtigen Sie mich durch eine freundliche Rückäußerung, Ihnen, was ich über die bedenkliche Lage des europäiſchen Geldweſens und Wechſelhandels weiter auf dem Herzen habe, vorzulegen.

A. M.

(Wir haben den ausgezeichneten hochgefeyerten Herrn Verfaſſer um die baldige Fortſetzung gebethen; und dürfen nach der warmen Theilnahme, womit Er die Güte hat, unſer Inſtitut zu begünſtigen, uns ſchmeicheln, ſie eheſtens liefern zu können. — Die Redact.)

Notizen und Correſpondenz-Nachrichten.

Aufforderung.

Ich bin feſt und für mein ganzes Leben entſchloſſen, keinem ungenannten Richter meiner Schriften zu antworten. Dieß erklärte ich oftmahls, zuletzt im Heſperus, Jahrgang 1818, Nummer 4. Ich will meinem Worte treu bleiben, aber auf eine harte Probe ſtellt mich ein Aufſatz im dritten Bande der Jahrbücher der Literatur.

Man ſagt allgemein, der Freyherr von Hormayr, der Ritter von Kalchberg, der Archivar Wartinger, und der Zeitungsſchreiber Kollmann hätten ihn gemeinſchaftlich abgefaßt. Aber die Sage genügt mir nicht; ich liebe den offenen Helm.

Ich bitte alſo dieſe Herren oder Jeden Andern redlich und deutſch ſich zu Wort und That zu bekennen. Ich möchte gar gern antworten.

Grätz am 1. Jänner 1819.

Julius Schneller, Profeſſor.

* * *

In China ſoll, nach Ellis Geſandtſchaftsreiſe, der Kaiſer ſogar die ad patres oder ad matres gegangenen Heiligen promoviren und zu einer höhern Rangſtufe erheben.

Den 1ten dieſes Monats und Jahrs iſt zu Paris ein äußerſt merkwürdiges, ganz auf das Zeitbedürfniß berechnetes Journal, unter dem Titel: Revue encyclopedique, erſchienen. Dieſe Revue iſt eine raiſonnirende Analyſe der beachtenswertheſten Producte der Literatur, der Wiſſenſchaften und Künſte, herausgegeben von einer Geſellſchaft von Mitgliedern des Inſtituts und anderen Gelehrten. Die vorzunehmenden Werke ſind in folgende 3 Claſſen eingetheilt: 1) Phyſicaliſche und mathematiſche — 2) moraliſche und politiſche Wiſſenſchaften — 3) Literatur und ſchöne Künſte. Dieſe Analyſen werden von particulären Memoiren, Notizen, Necrologen ꝛc., und einem bibliographiſchen Bülletin begleitet ſeyn. Monatlich erſcheint ein Cahier von 12 Bogen in 8vo. (Das iſt denn endlich einmal die einzig richtige Form für eine Encyclopädie. Was die Zeit erſchafft, was, wie die menſchlichen Kenntniſſe, einem ſo raſchen ſteigenden Wechſel unterliegt, iſt nur in hiſtoriſcher, nie in practiſcher Hinſicht geeignet, alphabetiſch und bändereich im Verlauf vieler Jahre hervorzutreten. Ein Blick auf das betrübte Schickſal unſrer deutſchen Encyclopädien, die nicht, wie jene Frankreichs, oder wie das Converſationslexicon, gleichſam auf einen Moſaiſchen Zauberſchlag zu Tage gefördert worden und werden, muß dieſe Behauptung genugſam rechtfertigen, u. ſ. w.)

Auf Aachen macht das Viele, was für Künſte und Wiſſenſchaften von Seite der Regierung, z. B. durch die Errichtung der Univerſität zu Bonn, geſchieht, nur geringen Eindruck. Man ſucht überall nur das Lucrative, und ſchnappt nach — Geld. — Einem jungen Mahler aus Cölln hat der preußiſche Staat ſo eben eine frühere Jugendarbeit für 9000 Franken abgekauft, weil er viel Talent gezeigt und Aufmunterung verdient. »Nur« heißt es, »iſt zu bedauern, daß ſich der junge Mann durch ſeine Vorliebe für das Altdeutſche in der Mahlerey von dem wahren Wege der Kunſt abwenden laſſe.« Leider kränkeln auch wir an dieſem herrſchenden Geſchmack. —

Die Ueberſicht der öffentlichen Spielhäuſer in Paris und ihrer jährl. Geſchäfte (in des 4. Bandes 4. Heft der Bibliotheque historique) ſetzt in Erſtaunen. Es ſind gegenwärtig in Paris 7 Tiſche Trente et un, 9 Roulette, 1 Passe dix, 1 Craps, 1 Creps, 1 Biribi. Beſoldet werden an dieſen 20 Tiſchen (von denen 13 bloß im Palais royal) für Trente et un 28 Tailleurs, jeder monatlich mit 550 Franken; 28 Croupiers, jeder mit 380 Fr.; 42 l. B. (??) mit 200 Fr.; auf die 9 Roulettes und 1 Passe dix kommen 80 Tailleurs, jeder zu 275 Fr. (auch monatlich), dann 60 l. B. zu 150 Fr.; für Craps, Biribi und Creps 12 Tailleurs zu 300 Fr.; 12 Inſpectoren zu 180 Fr.; 10 Stellvertreter zu 100 Fr.; 6 Partheyhäupter (chefs de partie) in den großen Sälen zu 700 Fr. (per Monat), 3 derley für die Roulettes zu 500 Fr.; 20 geheime Inſpectoren zu 200 Fr.; dann ein Generalinſpector zu 1000 Fr.; 130 Aufwärter zu 75 Fr. — Für Carten ſind beſtimmt 1500 Fr. monatlich; für Erfriſchungen und Bier 3000 Fr.; Beleuchtung 5300 Fr.; Refrescaden für den großen Salon 12000 Fr. Sonach beträgt die monatliche Ausgabe 22000 Fr. Rechnet man nun die Jahresmiethe der Häuſer pr. 130000 Fr. und die Büreaukoſten pr. 50000 Fr., ſo ergibt ſich ein Jahresbetrag von

1 Million 551,480 Fr. — Dem Aerario werden als Pacht 6 Millionen, und iſt der Pacht auf 6 Jahre, noch 1 Million als **Trinkgeld** (pot de vin) bezahlt. Die ganze Ausgabe des Pachtes beträgt folglich 7 Millionen und 718,146 Fr. Was hat aber der Pächter monatlich für eine Einnahme? **Antwort**: 800,000 Fr., alſo jährlich 9 Millionen u. 600000 Fr.; demnach bleibt ihm jährlich der ganz artige Gewinn von 1 Million 881,854 Fr., und bey Verlauf der Pachtzeit von 6 Jahren 11 Millionen 291,124 Fr. — (NB. nicht aus dem Wanderer, der die Quelle nicht nennt, ſondern aus ihr ſelbſt, aus Kotzebues Wochenbl.; daher nicht wörtlich wie im Wanderer, weil wir uns in einem ſolchen Falle der Anführungszeichen bedienen.) Was treffend irgend ein franz. Poet über die Spielhäuſer ſingt, wollen wir zum Schluß dieſer unwirſchen Notiz herſetzen:

Caverne à l'avarice ouverte
Où l'on court le danger certain
D'être ruiné par la perte,
Ou déshonoré par le gain!

Schade, daß **Meißners** Idee, in der frühern Literatur Nach- und Aehrenleſen zu halten, zum Theil ausgeführt in ſeiner Quartalſchrift: Für ältere Literatur und neuere Lectüre, keine Nachahmer findet! Viel Wichtiges und Intereſſantes würde dann wieder auf einige Zeit der Vergeſſenheit entriſſen. Indeß wird hie und da Manches, beſonders in Journalen hervorgezogen. So gibt uns der ehrwürdige Veteran Göckingk in der Abendzeitung vom 26. Dez. v. J. über die ſogenannte eiſerne Jungfer ein bemerkenswerthes Datum, welches ihm im 10. Bande der Hist. des empires et des republ. des Abbé Gryon (Paris 1741) aufgeſtoßen, aus dem hervorgeht, daß ſchon die alten Griechen eine ſolche Maſchine beſeſſen hatten. Es wird erzählt, daß der Tyrann Nabis, während ſeiner 14jährigen gewaltthätigen Herrſchaft über die Lacedämonier ſich einer ſolchen eiſernen Dame als Foltermaſchine bedient habe. »Mit einer ſeiner Torturen,« heißt es, »verband Nabis zugleich Spott und Scherz in einer Folter, die nur er zu erfinden fähig war. Er ließ eine Figur verfertigen, die ſeiner Gemahlinn, Apega, vollkommen ähnlich war. Dieſe ſtellte er in ſeinem Audienzſaale auf. Wenn er einige Bürger vorfordern ließ, um Geld von ihnen zu erpreſſen, ſo machte er den Anfang damit, ihnen die dringende Verlegenheit des Staats vorzuſtellen, um ſie dadurch zu veranlaſſen, ſich von ſelbſt zu Beyträgen zu erbiethen. Dann zeigte er ihnen die Figur ſeiner Gemahlinn — die mit ausgebreiteten Armen da ſtand — und ſagte: Apega! bitte ſie inſtändig, ſich des allgemeinen Wohls anzunehmen. Wenn ſie dann noch widerſtanden, ſo mußten ſie ſich der Figur nähern, und ihr Geſicht wurde gegen ihren Buſen gedrückt, der mit ſpitzen, eiſernen, unter ihrem Kleide verborgenen Stacheln beſetzt war. Dann ſchloß die nachgemachte Apega, vermittelſt einiger Springfedern, ihre Arme, und drückte das Geſicht des Bürgers ſo lange gegen die Stacheln, bis er mündlich oder ſchriftlich verſprochen hatte, Alles herzugeben.«

Gedruckt bey J. B. Wallishausser.

Converſationsblatt.

4.

Dinſtag, den 12. Januar 1819.

Literatur und Ideenverkehr in Frankreich und England.

Von J. Bernhard.

Einem Blatte, welches ſeinem Titel zufolge, den geiſtigen Verkehr befördern, und ſowohl zur Belehrung als zur Erheiterung beytragen ſoll, darf es auch nicht an einer Ueberſicht der neuen Erzeugniſſe fremder Literatur mangeln. Vorzugsweiſe verdienen wohl die literariſchen Erſcheinungen in Frankreich und in England nicht vernachläſſigt zu werden, nicht allein, weil wir mit den Sprachen ihrer Völker vertrauter ſind als mit andern Idiomen Europa's, ſondern weil das Gebieth ihrer Literatur ſich durch rege Thätigkeit immer mehr und mehr erweitert und ſich in der ganzen Welt ein eignes Reich gründet. Frankreichs Streben, ſeinen literariſchen Ruhm zu bewahren, wird uns beſonders beſchäftigen. Es iſt gewiß für jeden Denker ein fruchtbares Unternehmen den Gang, das Schickſal, die Lage dieſes Staats zu betrachten, und den Einfluß zu beherzigen, den der Geiſt der Jahrhunderte und ihre ſo verſchiedenartigen Regierungen auf die Fortſchritte der Cultur, des Wiſſens und der Sprache dieſer Nationen und dieſe hinwieder auf jene übten.

Aber wie mannigfaltig ſind die verſchiedenen Zweige des menſchlichen Wiſſens, und wie beſchränkt der Raum, der uns geſtattet wird, unſern Leſern von dem, was für Manchen wohl wiſſenswerth ſeyn möchte, Kenntniß zu geben; ſehr oft werden wir, beſonders in den wiſſenſchaftlichen Fächern, ihn kaum mit etwas mehr als mit den Titeln neuer Werke bekannt machen können, und höchſtens uns damit begnügen müſſen, anzuzeigen, was ſchon von dem Verfaſſer zur Erweiterung und Vervollkommnung ſeiner Wiſſenſchaft geleiſtet worden.

In Paris ſind die Deputirten aus den meiſten Departements mit Aufträgen von ihren Comittenten erſchienen, auf geſetzliche Einführung und Anordnung der neuen Unterrichtungsmethode durch wechſelſeitige Belehrung anzutragen, und ſich mit der Einrichtung und Vermehrung der Spar-Caſſen zu beſchäftigen.

Aus patriotiſchen Abſichten möge man uns erlauben, von dem, was ſowohl in England als in Frankreich für dieſe beyden Gegenſtände bisher geſchehen, in beſondern Artikeln zu benachrichtigen.

Wenn es unwiderlegbar iſt, daß ein unterrichtetes Volk leichter als ein unwiſſendes regiert (ich ſage nicht »beherrſcht«) werden könne, weil das erſtere den Werth der Geſetze fühlt und ſolche achtet, ſo dürfte es wohl keinem Staatsbürger gleichgültig ſeyn, in der neuen Unterrichtsmethode ein unfehlbares und wohlfeiles Mittel zu kennen, wodurch mit erwieſenem Erfolge die Volkserziehung bewirkt werden kann, und zur Einführung derſelben beyzutragen.

In unſerm Jahrhunderte und an den meiſten Orten, beſonders aber in den Hauptſtädten, wo die Induſtrie täglich neue Reizungen erſinnt, verzehrt eine unerſättliche Genußſucht täglich das Glück, das Vermögen, die Geſundheit, und, was noch ſchlimmer iſt, die Sittlichkeit von Tauſenden. Der Gedanke an die Zukunft ſcheint ganz verſchwunden zu ſeyn, und man glaubt die Frucht ſeiner Thätigkeit nicht beſſer ſichern zu können, als wenn man ſie verzehrt. Sind die Spar-Caſſen ein Mittel, dieſem Unfuge zu ſteuern, ſo verdient ihre Erfindung gewiß nicht bloße Verehrung, ſondern kräftige Nachahmung. Leicht werden ſie gedeihen, wo der Fürſt ſelbſt allgemein als das Muſter aller häuslichen Tugenden und Ordnung bewundert wird, und wo es nicht an Capitaliſten mangelt, deren eignes Intereſſe Theilnahme an einem ſo ehrenvollen Unternehmen heiſcht. Würde man ſich aber noch außerdem überzeugen, daß die Spar-Caſſen wirklich das ſicherſte Mittel ſind, den Credit der Staatspapiere aufrecht zu erhalten, ſo dürfte bey einer wohlwollenden Regierung die Errichtung derſelben keiner weitern Empfehlung benöthiget ſeyn.

Gern wird man uns ja wohl dieſe kleine Abweichung von unſerm Hauptzwecke verzeihen, um ſo mehr, da wir uns anheiſchig machen, Alles, was auf beyde obige Gegenſtände Bezug hat, ins Künftige beſonders zu behandeln.

Unter dem Namen Literatur verſteht man gewöhnlich alle äſthetiſchen Werke einer Nation, die auf ihre Sprache, ihre Dichtkunſt, ihre Beredſamkeit, ihre Geſchichte, Bezug haben, und da es doch vielleicht manchem unſerer Leſer angenehm ſeyn dürfte, eine kurze Ueberſicht der Geſchichte der ältern franzöſiſchen Literatur zu haben, um ihre gegenwärtigen Fortſchritte ſicherer beurtheilen zu können, ſo eröffnen wir unſere Darſtellung mit folgender Anſicht, die wir von einem der geachtetſten franzöſiſchen Literatoren zum Theil entlehnen:

Unter der Regierung Philipp Auguſts, des eigentlichen Stifters der Pariſer Univerſität, zeigte ſich zuerſt ein ſchwacher Schimmer der franzöſiſchen Literatur. Helinand, der älteſte unter den franzöſiſchen Dichtern, lebte am Hofe dieſes ritterlichen Königs. Alexander von Paris, Helinands Zeitgenoſſe, der als Dichter, jedoch erſt nach ihm auftrat, ſpricht von ihm als einem berühmten Dichter, auch dieſer wurde mit den nähmlichen Gunſtbezeigungen überhäuft. Thibaut, Graf von Champagne und König von Navarra, glänzte unter der folgenden Regierung und während der Minderjährigkeit Ludwigs IX. Seine romantiſche Liebe für die Königinn Blanche, und die feurigen Geſänge, welche ſie ihm einflößte, machten ihn berühmt. Gegen die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts fing Guillaume de Lorris an, das bekannte Gedicht: le roman de la rose, zu ſchreiben, und erſt vierzig Jahre ſpäter unter der Regierung Philipps des Schönen beendigte es Jean de Meung. Im vierzehnten Jahrhundert verfiel die Dichtkunſt in Frankreich. Unter der Regierung Carls des V., der die öffentliche Bibliothek in Paris ſtiftete, hob ſie ſich wieder. Damahls beſchäftigte ſie ſich viel mit Balladen. Alle Arten Versmaße waren damahls gebräuchlich; alle waren unmittelbar aus den Zeiten der Troubadours entlehnt. Das fünfzehnte Jahrhundert war reich an Dichtern. Man zeichnet unter ihnen aus. Alain Chartier, der unter Carl dem VII. Staatsminiſter war; den Herzog von Orleans, den Vater Ludwigs XII.; Villon, ſeinen Zeitgenoſſen, der aber kein ſo angenehmer Dichter war, und den Clement Marot viel zu ſehr gelobt hat; endlich auch den Biſchof von Angouleme, Octavien de St. Gelais, deſſen größtes Verdienſt aber doch mehr darin beſtand, daß er der Vater des in der nächſtfolgenden Epoche ſo berühmten Mellin de St. Gelais war, als in ſeinen dichteriſchen Producten. Die dramatiſche Dichtkunſt, die bey den Provencalen ſchon zu Philipps des Schönen Zeiten bekannt war, wurde in franzöſiſcher Sprache erſt zwey Jahrhunderte ſpäter unter Carls des VI. Regierung verſucht. Damahls fing man damit an, die Myſterien dramatiſch vorzuſtellen; darauf folgten die Sotien oder Narrenſtreiche, ſpäter die berühmte Farçe von Patelin, die unter Ludwig XI. erſchien; ſpäter, während der Zwiſtigkeiten Ludwigs XII. mit dem römiſchen Hofe, führte man in Paris noch zwey andere Farçen von nicht minderm Gehalte auf, deren Verfaſſer Pierre Grinepore war. Es fehlt dieſen Producten nicht an komiſchem Witz, und die Zeitumſtände erhöhten ihren Werth. Der Urſprung der franzöſiſchen Romane iſt noch älter als der der Dichtkunſt, und zerfällt in zu viel Abtheilungen, als daß dieſes Zweigs der Literatur hier, ſo wie er es verdient, erwähnt werden könnte. Bemerken wollen wir bloß, daß der älteſte franzöſiſche und in Verſen geſchriebene Roman le Brut, oder: le livre des Bretons, den Miniſter Huistace zum Verfaſſer hat, und am Hofe Eleonorens von Aquitanien, die damahls ſchon Königinn von England war, geſchrieben wurde. Der Dichter gibt in folgenden Reimen ſelbſt ſehr genau die Zeit an, in welcher er ſeinen Roman verfaßte:

Puisque Dieu incarnation
Prit pour notre redemption
Mille et cent cinquante ans
Fit Maitre Huistace ce romans.

Es bleibt uns noch übrig die vorzüglichſten Geſchichtſchreiber anzuführen, die ſich in dieſer Epoche auszeichneten. Wir übergehen die Menge lateiniſcher Chroniken, und bemerken zuerſt Froißart, der eine Geſchichte hinterlaſſen hat, die mit der Regierung Ludwigs von Valois anhebt, und mit dem vierzehnten Jahrhundert endigt. »Ich habe,« ſagt Montaigne, »die Geſchichtſchreiber ſehr gern, die entweder ganz einfach oder recht vortrefflich ſind;« und fügt hinzu, indem er ſchildern will, was er unter einem einfachen Geſchichtſchreiber verſteht, »die nichts von ihrem Eigenen darein zu mengen haben;« »ſo,« ſagt er, »iſt zu Beyſpiel der gute Froißart, der in ſeinen Unternehmungen mit einer ſo freymüthigen Offenheit zu Werke geht, daß, wenn er einen Fehler gemacht hat, er ſich gar nicht ſcheut, ihn an Ort und Stelle zu erkennen und zu berichtigen.« — Noch heute hat Froißarts Geſchichte einigen Werth, allein dem gutmuthigen Urtheile des Montaigne können wir doch nicht ganz beyſtimmen. Juvenal des Urſias, Erzbiſchof von Rheims, der im funfzehnten Jahrhundert ſchrieb, verdient auch mit Achtung erwähnt zu werden. Wir haben von ihm eine Geſchichte der Regierung Carls des VI. Er hat die Ereigniſſe in der Ordnung, in welcher ſie ſich zugetragen haben und in der Form von Jahrbüchern aufgezeichnet; vor ihm ſchrieb kein franzöſiſcher Schriftſteller die Geſchichte mit ſo viel Methode wie er, ſein Kiel hat aber keine Schärfe. Aber unter allen Geſchichtſchreibern damaliger Zeit gehört dem Philipp von Commines der erſte Rang; beſonders glänzend iſt er, wenn er ſeine Bemerkungen über das Erzählte macht. Nicht ſo tief in ſeinem Forſchen iſt er wie Machiavel, der ihm ſpäter folgte, aber weit erhaben über dieſen durch ſein ſittliches Gefühl! Man leſe, wie er die Regierungen Ludwigs des XI. und Ludwigs des XII. ſchildert, es wird jeden unterhalten, jedem belehrend ſeyn. Zwey ſehr mittelmäßige Schriftſteller: Pierre de Saligny und André de la Vigne, aus jener Epoche, führen wir hier blos deßhalb als Geſchichtſchreiber an, weil erſterer, der die Regierung Carls des VIII. vom dritten Jahre an bis in das ſiebente beſchreibt, mit den Ränken des Hofes ſehr bekannt geweſen zu ſeyn ſcheint, und letzterer, Secretär der Königinn von Bretagne, uns eine Geſchichte der Eroberung von Neapel hinterlaſſen hat. Commines umfaßt auch die Regierung Carls VII., und ſchildert dieſen Monarchen in einer einzigen Zeile meiſterhaft: »Il étoit peu entendu,« ſagt er, »mais si bon que meilleur ne se pouvoit.«

Männer, die ſich eigentlich mit der Philoſophie beſonders beſchäftiget hätten, gab es nicht während des langen Zeitraumes, auf welchen wir einen flüchtigen Blick geworfen haben. In den literariſchen Denkmählern, die man noch aus dieſer Zeit beſitzt, fällt beſonders ein barbariſcher Aberglaube und die ausgelaſſenſte Licenz auf. Die franzöſiſche Sprache, durch keine Regeln geordnet, war noch ein unverſtändliches Gemiſch von willkührlich ausgeſprochenen Wörtern, und vom Lehrſtuhle trug man das Wenige, was man wußte, in einer Sprache vor, der man die Ehre anthat, ſie lateiniſch zu nennen. Die Muſter des Alterthums lagen in den Klöſtern vergraben, und wurden gar nicht oder wenigſtens ſchlecht benützt. Vergebens für Frankreich verjüngte Dante durch ſein unſterbliches Werk den Ruhm Italiens; vergebens folgten ihm Petrarca und Boccaz; in Frankreich fanden ſich keine Nebenbuhler, keine Nachahmer. Dieſer Staat hatte ſeit Philipp von Valois ſo viel und ſo mancherley Unfälle erlitten, daß er in allen ſeinen Kräften gelähmt war. Kaum aber hatten die Siege Carls VII. Frankreich von dem engliſchen Joche befreyt, ſo ging dieſem Lande eine neue Morgenröthe auf. Zwey wichtige und glückliche Ereigniſſe machten die Regierung Carls VII., merkwürdig. Das morgenländiſche Reich zerfiel in Trümmer, und die Künſte und Wiſſenſchaften flüchteten ſich in das abendländiſche Europa. Wahre Gelehrte beſtiegen den Lehrſtuhl, und der Unterricht gewann bedeutend dabey. Die Buchdruckerkunſt hatte ein ſo mächtiges Gedeihen, daß man durch ihre Hülfe mit den Schätzen der römiſchen und griechiſchen Literatur bekannt wurde und ſie ſtudieren konnte. Zwar eröffnete dieſe vortreffliche Erfindung der Lüge und der Wahrheit einen gleich weiten Spielraum, aber auch nur durch die Preſſe wird die Wahrheit Siegerinn des Betrugs, und ihr Sieg iſt unvermeidlich und gewiß: jedem wird durch ihre Wirkung das Unterſuchen leicht; alles, was die bürgerliche Geſellſchaft, beſonders ſeit dem die Buchdruckerkunſt erfunden worden, betroffen hat, iſt vorhanden, und kann nicht mehr vernichtet werden: alle Geheimniſſe der Wiſſenſchaften hat ſie uns bewahrt und uns ſelbſt diejenigen entdeckt, die ihr eigen ſind. Wenn den philoſophiſchen Menſchenfreund bisweilen Anzeigen eines ſcheinbaren oder wirklichen Verfalls betrüben, ſo tröſtet ihn dieſe Erfindung, die viel zu ausgebreitet iſt, um der Menſchheit geraubt zu werden. Das nothwendige Forſchreiten der Ausbildung des menſchlichen Geiſtes kann keine Macht mehr hindern.

Flüchtig haben wir einen Blick auf Jahrhunderte geworfen, wo die franzöſiſche Literatur ſich mühſam emporarbeitete, und nichts weniger als das zu leiſten verſprach, was in den künftigen Zeiten ihr einen ſo ehrenvollen Platz einräumte. In den folgenden Nummern werden wir uns über das Weitere verbreiten.

……

müſſen ſchon an ſich ein ganz eigenthümliches Intereſſe einflößen. Um wie viel höher muß dieß aber nicht geſteigert werden, wenn ſie von einem Manne herrühren, der die innigſte Befreundung mit den ſchönen Künſten, und den edelſten feinſten Geſchmack mit claſſiſcher Bildung und tiefer Einſicht verbindet; deſſen lebendiges Gefühl für das Schöne und Erhabene ſich in einer eben ſo lebendigen blühenden Darſtellung ergießt! Das ausgezeichnete Werk, welches wir hier berühren, 1818 zu Baltimore erſchienen, heißt: Rambles in Italy (Ausflüge nach Italien.) Wir ſind nicht ſo glücklich, den Namen des genialen Verfaſſers zu wiſſen, aber folgende Züge mögen ſeinen hohen Beruf ausweiſen, und unſern Leſern denſelben Genuß gewähren, der uns aus der Quelle geworden. Alſo:

Italien zeigt allenthalben Narben von den Wunden, welche menſchliche Gewaltthätigkeiten geſchlagen haben; jeder Gegenſtand verkündigt, daß dieſes Land der Schauplatz raſtloſer Leidenſchaften war, alles bezeugt eine gänzliche Unterwerfung, überall ſieht man die furchtbaren Vermächtniſſe der Herrſchaft und Macht. In Sicilien und Calabrien beſteht der Boden größtentheils aus Lava und ſcheint von Ferne unfruchtbar zu ſeyn. Aber die Täuſchung verſchwindet in der Nähe, und man wird durch einen Reichthum von mannichfaltigen Pflanzen und Blüthen überraſcht, die der Boden hervorbringt. Ein prachtvolleres Gewand würde der Schönheit nachtheilig ſeyn. Hohe, ausgebreitete Wälder würden die ſchönen Umriſſe der fernen Berge, oder den Ueberblick eines Landes verhindern, welches anmuthig mit Hügeln und Thälern abwechſelt und das die Hand der Cultur ſo reitzend geſchmückt hat.

In dieſem Lande, wo ſich die Werke der Kunſt unter der Laſt des Alters beugen, iſt die Natur noch immer ſo jugendlich und kräftig, als wenn ſie Vergnügen darin fände, hier ihre ſchöpferiſche Kraft und ihre ungeſchwächte Herrſchaft zu zeigen, hier auf der nähmlichen Stelle, wo die Kunſt ihre vortrefflichen Werke errichtet hat. Sie, die Natur, hat die Ruinen der Palläſte und Tempel mit den ſchönſten Gaben der Flora geſchmückt; die zweymal blühende Roſe von Paeſtum blühet mit ungeſchwächter Schönheit in der Mitte der Scenen hingeſunkner Pracht, und lächelt auf dem Antlitz der Zerſtörung.

Das dunkle Laub der Orange, daneben das falbe Grün der Olive, die mächtig blühende Aloe, welche ihre breiten Blätter auf den Gipfeln der nahen Hügel ausbreitet, machen die Hauptzüge in dem Gemählde der Küſte Siciliens aus, während in Calabrien reiche Felder und Weingärten, durch Dörfer und elegante Landhäuſer erheitert, am Fuß der beſchneiten Apenninen ſich ausbreiten. Hier herrſcht eine friedliche Stille; dort das geſchäftige Leben der Stadt Meſſina, in deren Hafen es von levantiniſchen Schiffen wimmelt, und wo verſchiedene Völker mit mannichfaltigen Sitten und Gewändern ſich auf dem Kay in Gruppen ſammeln oder in der Sonne ſitzen und ſich wärmen.

Ich habe Italiener ſagen hören, daß die Schönheit der Sonne und des Mondes in ihrem Lande allein mehr werth ſey, als die Reitze aller andern Länder zuſammengenommen. Dieſe Bemerkung, obgleich übertrieben, iſt doch nicht ganz ohne Grund. In Wahrheit, die Natur hat nicht nur die äußere Geſtalt Italiens beſonders fein und anmuthig gebildet, ſondern hat auch ſorgfältig ihr Lieblingswerk in das vortheilhafteſte Licht geſtellt. Italiens Reitze werden erhöht durch Italiens Sonne, ſeinen Mond und ſeine Atmoſphäre. Die Luft auf den Bergen iſt azur, und die Strahlen der Sonne glühen durch die Maſſe des transparenten Duftes, und vergolden alle Gegenſtände mit Tinten, welche jenes phantaſtiſche Licht verwirklichen, womit die Einbildungskraft Virgils die idealiſchen Scenen ſeines Eliſiums beleuchtet hat:

»Largior hic campos aether et lumine vestit,
Purpureo.«

Der junge Americaner, unter dem glänzenden Himmel Italiens und umgeben von dem Zauber der Kunſt, wird oft niedergeſchlagen beym Anblick der Verderbtheit und des Elends der Menſchen, und fühlt eine Sehnſucht nach dem vaterländiſchen Herd. Seine Einbildungskraft zeiget ihm die ungebahnten Wildniſſe ſeines Landes, und große fruchtbare Kraft als das Bildniß eines Mannes, welcher durch die Künſte des geſellſchaftlichen Lebens noch nicht abgeſchliffen und verfälſcht iſt. Er vergleicht den jugendlichen Staat America's, welcher heranwuchs, unverbildet durch die Hand grauer Vorurtheile, mit den Staaten Italiens. Kann ſich America noch keiner ſolchen prächtigen Palläſte, keiner Monumente antiker Größe rühmen, als Italien, ſo iſt es dagegen frey von dem Elende, welches die Cultur in ihren Ausartungen nach ſich zieht. Italien, eitel auf den Glanz ſeines erworbenen Ruhms, ſitzt und betrachtet ſeine hinwelkende Blüthe, indeſſen America thätig und kühn, ſtrebend nach ſolider Größe, alle ſeine moraliſchen und phyſiſchen Hülfsquellen kräftig benutzt, um zu einer ächten Verfeinerung zu gelangen.

Wir wünſchen, bald mit einer vollſtändigen Verdeutſchung dieſes vortrefflichen Buches beſchenkt zu werden.

Ideal einer weiblichen Erziehungsanſtalt im Geiſte der Zeit.

Frey nach dem Franzöſiſchen. (Le Causeur. Paris 1817.)

Wozu iſt das Schöne da? Zu reizen, zu gefallen, zu feſſeln, zu herrſchen. Was iſt alſo die Beſtimmung des ſchönen Geſchlechts? Nichts anders, als zu glänzen, zu imponiren, Männerherzen zu erobern, und durch die Allgewalt natürlicher und künſtlicher Reize eine unwiderſtehliche Herrſchaft auszuüben. Darum heißt es auch par excellence, das ſchöne Geſchlecht. Zu einer ſo großen Beſtimmung, zu einer ſo erhabenen Praxis gehört jedoch, wie zu jeder andern, eine planmäßige Theorie, und dieſe gibt die Erziehung. Sie muß ſo ſeyn, wie das Geſchlecht ſelbſt und ſeine Tendenz, nähmlich ſchön. Dieſe Anſicht hat man, beſonders in Deutſchland und bey uns ſeither ganz vernachläſſigt, denn womit ſind die zarten ſchönen Seelen behelligt worden? Etwa auch mit analogen äſthetiſchen Gegenſtänden? Nicht doch: mit trockenen Regeln der Moral, mit ſchwerfälligen Sprachſachen, mit ſchmutzigen Wirthſchaftsangelegenheiten, mit mechaniſchen, den ſelbſtſtändigen Sinn compromittirenden Häuslichkeiten aller Art: damit hat man die jungen Huldinnen heimgeſucht, ohne zu bedenken, daß das Schöne aufhört, ſchön zu ſeyn, wenn es ſich nicht frey wieder nur in den Regionen des Schönen bewegen kann. Man hat in Rückſicht der weiblichen Erziehung lauter Meſſaliancen begangen. Zwar fängt man ſeit Kurzem an, dieſe abgedroſchenen Vorurtheile aus dem pädagogiſchen Syſtemen zu verbannen, die weibliche Jugend nur mit dem, was ſeiner ſchönen Beſtimmung zukömmt, bekannt zu machen, und die pedantiſchen Serioſa zu exorciren; allein noch iſt kein entſcheidender Schritt geſchehen, und es ſteht ſehr zu beſorgen, daß man wieder ins alte Geleis gerathe. Nichts iſt unerträglicher als dieſer ſchauerliche Gedanke; nichts pflichtgemäßer, als daran zu denken, dieſe gefährliche Richtung im Keime zu erſticken, und durch Aufſtellung eines Syſtems, das der Idee der Liebenswürdigkeit entſpricht, den Ruhm des ſchönen Geſchlechts, und zugleich das edlere Intereſſe des unſrigen zu retten und zu ſichern.

Dieſes Syſtem muß, wie geſagt, auf dem Grundſatz beruhen, daß das weibliche Geſchlecht nur geſchaffen ſey, um zu gefallen, und zu entzücken. Daher iſt in der Erziehung das Angenehme, weil es von Jedermann leicht aufgefaßt und gewürdigt werden kann, dem ſchwerfälligen Nützlichen vorzuziehen, das nur eine ſehr kleine Anzahl von Kennern für ſich hat, die noch überdieß meiſt aus Matronen und alten Herren beſteht. Ich werde mich alſo gar nicht damit abgeben, die Mädchen zu Familienmüttern zu bilden, denn das iſt eine Sache der lieben Natur, die verſteht das am beſten, und hier iſt nur von der Kunſt die Rede, weil es ſich um das Schöne handelt. Den Vorzug, gute Wirthinnen zu ſeyn, werden meine Schülerinnen den berühmten Prinzeſſinnen in der Odyſſee überlaſſen; denn die kleinſten Bürgermädchen unſrer Tage ſind weit über eine ſchöne Naſica, eine Königinn Penelope erhaben. Mit Nähen, Sticken, Rechnen, und derley techniſchen Armſeligkeiten will ich ihnen nicht läſtig fallen, ja ein gewaltiges Regiſter würde alles das ausmachen, was ich ihnen nicht beybringen will. Mein Plan iſt einfach. Es wird hinreichen, die ſchönen Schülerinnen mit dem bekannt zu machen, was zur Entwicklung ihrer äußern und innern Reize beyträgt, und ſie in den Stand ſetzt, ihren angebornen Tact, ſolche zur Gründung einer ſüßen Herrſchaft zu benützen, zu einer eigentlichen Tactik zu erheben.

Mein Curſus beginne ſofort mit der alten Geſchichte. Ihre Objecte werden ſeyn: Urſprung und Fortſchritte der Tanzkunſt bey den Griechen und Römern; gewählte Anecdoten über Pilades und andere berühmte Tänzer der Vorzeit. Zuſtand der Moden unter Kaiſer Titus und Caracalla. Picanterien zur Geſchichte des Luxus in Trachten, öffentlichen und häuslichen Luſtbarkeiten. Biographien berühmter Gourmands. Geſchichte der Gaſtronomie. Memoiren über die Kunſt der Toilette. Scenen aus der höhern Galanterie. Privatleben der Aſpaſia, nebſt einer philoſophiſch-äſthetiſchen Unterſuchung über die Robe, welche ſie bey den olympiſchen Spielen getragen hat.

Neue Geſchichte. Fortſchritte der Tanzkunſt in England, Frankreich, Italien und Deutſchland; London, Paris und Wien in Parallele. Geſchichte der Turniere, der Feſte und Bälle, welchen Könige und große Herren beygewohnt. Biographien der eminenteſten Coquetten, und der ſchönſten Weiber und Mädchen. Coſtümweſen. Geſchichte der Oper von ihrem Urſprung an. Leben und Memoiren der famoſeſten Sänger, Sängerinnen, Schauſpieler und Actricen. Anecdoten aus der Geſchichte des geſammten Theaterweſens. Darſtellungen der Siege und Triumphe des ſchönen Geſchlechts. Geſchichte ſämmtlicher plaſtiſchen Künſte. —

Geographie. Statiſtik der Moden und des Coſtüms der verſchiedenen Völker, mit Erinnerungen über diejenigen Trachten, welche der Schönheit am beſten zuſagen. Billige Verkleinerung einheimiſcher, noch billigere Erhebung ausländiſcher Fabricate; daher Oeſterreich als Böotien, Frankreich als Elderado des Modeweſens dargeſtellt. Topographie der Modejournale. Beweis, daß das Wieneriſche kein Modejournal iſt. Anführung der Länder, wo man die ſchönſten und precioſeſten Shawls verfertigt und trägt. Namen und Stand der glücklichen Damen, welche die koſtbarſten beſitzen. Beobachtungen über die Orte, wo die ſchönſten Bänder und feinſten Spitzen gemacht werden, über die Gegenden, welche die Perlen, Corallen, Diamanten, und überhaupt alle die Stoffe der Bijouterien hervorbringen, die für den Putz einer artigen Frau gehören. Länder- und Völkerkunde, in Beziehung auf die Kunſt der Toilette, und auf die Tactik zu reizen, zu gefallen, und im geſellſchaftlichen Leben Epoche zu machen.

Sprachen. Die Königinn bleibt, wie es ſich verſteht, die franzöſiſche. Ihre Regeln werde ich aber nur aus neuen Chanſons lehren. Vor allem wird darauf geſehn werden, die Fräuleins an einen Accent zu gewöhnen, der alle Nuancen der Leidenſchaft und Empfindſamkeit bezeichnend ausdrückt. Das Wort aimer werden ſie mit beſonderer Grazie appliciren lernen. Der Pariſer Dialect wird als Norm angenommen. Die Converſationsſprachen müſſen ſie gut memoriren. Mit gramaticaliſchem Unterricht bleiben ſie natürlich verſchont. Nebſt dem Franzöſiſchen müſſen ſie etwas Italieniſch und Engliſch parliren lernen, aber bey Leibe kein Wort ihrer deutſchen Mutterſprache verlautbaren, bey Strafe von ſo und ſo viel Küſſen.

Mythologie. Dieſe wird in einer Auswahl Desjenigen tradirt, was die Damen am meiſten intereſſiren kann, als: die Liebſchaften Hero und Leanders, Theſeus und Ariadnens; die Galanterien Jupiters, das Urtheil des Paris, die Abentheuer der Pſyche, Alles im Geiſt des Demouſtier. Dabey werden die ſchönen Eleven in galanten Madrigaux mit Venus und den Grazien verglichen, und ihn überhaupt die weiſe Lehre eingeprägt, ſich ſelbſt mehr für Göttinnen als für Menſchen zu halten.

Muſik, Tanz, Declamation und Geſang. Dieß ſind die Hauptbranchen, in welchen ich mich vorzüglich bemühen werde, meine Eleven meiner würdig zu machen. Vor Allem werde ich ihnen den traité de la danse par Menestrier in die Hände ſpielen. Die Praxis, mit der Theorie verbindend, werden ſie in dieſer edlen Kunſt, welche ſo einzig geeignet iſt, den Bau der Glieder und das Junoniſche Formenſpiel in das reizendſte Licht zu ſtellen, täglich acht Stunden verarbeiten; nie werde ich ſie eher verlaſſen, bis ſie nicht im Stande ſind, die Winde in dem Retour du Zephyr zu ſpielen. Die lettres sur la Danse et les ballets par Noverre zur beyläufigen Lectüre; das Becker'ſche Taſchenbuch aber, ſämmtliche Jahrgänge, in Rückſicht der neuen Tanzmanieren und Abbildungen zu einem weſentlichen Nebenſtudium. Belangend die Muſik und den Geſang, ſo werden die Fräuleins in allen neuen Arien Virtuoſinnen ſeyn, und alle practicablen Inſtrumente ſpielen: ſie ſollen eine wahre Panharmonica ſeyn, daß alle Welt neugierig werde, ſie zu hören und zu bewundern. Die Declamation wird mit beſonderer Sorgfalt cultivirt; denn es iſt unerläßlich, daß die Fräuleins Comödie ſpielen können, um ihre Reize und Talente vor einem größern Spectatorio, als ſonſt auf Promenaden ꝛc. möglich wäre, zu entwickeln. Wetzels Syſtem iſt die Bibel. In theatraliſchen Kenntniſſen, daß heißt in der Terminologie müſſen es die Eleven ſo weit bringen, daß ſie jeden Augenblick ein Theater-Journal zu redigiren verſtünden, eine Kunſt, die man ſich ohnehin viel ſchwerer vorſtellt, als ſie iſt, denn ſie iſt nur ein Können.

Moral. Dieſe Branche bleibt in meinem Erziehungsplan billiger Maßen zuletzt. Wozu ſoll man auch ein eigenes Studium daraus machen? Sie wird ja heut zu Tage ohnedieß allenthalben angetroffen. Man findet ſie in jedem Geſangſtück, in jedem Roman von Lafontaine, Fouqué ꝛc. Die Ballets haben auch ihre Moral, ſo wie der Tanz und die Muſik, weil ſie die Empfindſamkeit anregen, den Character mildern, und die Sitten bilden können. Eben ſo wird mich die dramatiſche Kunſt unterſtützen. Das Theater iſt die Schule der Sitten. Unnöthig wäre es, zu bemerken, daß ſchon Ariſtoteles den Tragödien- und Comödiendichtern die Moral ans Herz gelegt hat. Die Schuld und der Rehbock ſind ſprechende Beweiſe. Ich fordre nur Phantaſie, dann wird ſich's mit der Moral ſchon geben.

Dieß iſt mein Lehrcurs. Die fleißigſten und talentvollſten Schülerinnen werden ihren Lohn erndten; ſind ſie ſchön, ſo werden ſie doppelt belohnt. Sie werden in dieſer Hinſicht zeitweiſe vor die Publicität gebracht, und tour à tour vor dem Publikum glänzen, im Theater, auf der Baſtey, im Prater, in der Redoute, in Concerten, (in die man ohnedieß mehr des Sehens als Hörens wegen geht und fährt) und an einem ſolchen feyerlichen Tage wird das Corps meiner reizenden Schülerinnen gleichſam das ſechſte Theater in Wien bilden. Am Abend werden die Preiſe vertheilt. Die berühmteſten Künſtler und Schauſpieler, und die ſchönſten jungen Männer der Stadt präſidiren dabey. Die Zahl der Preiſe iſt nach folgendem Maßſtab beſtimmt: 24 für den Tanz, 15 für Declamation, 10 für die Muſik, 8 für die Geſchichte, 6 für die Geographie, 4 für die Mythologie, 2 für die Sprachen, und einer für die Moral.

Die wohlthätigen Wirkungen meiner Erziehungsorganiſation werden ſich gleich beym Austritt des Fräuleins bewähren. Alle Herzen werden ihnen auf dem Wege ſchon entgegen fliegen; alle jungen Männer werden den Wagen der Huldinnen umgeben, und ihnen den ſüßen Genuß des Triumphs bereiten. Meine Schülerinnen werden ſo erzogen, als ob ſie nur 25 Jahre lebten, auf ein längeres Daſeyn iſt mein Plan begreiflicher Weiſe nicht berechnet. — Diejenigen, welche Trotz ihrer artiſtiſchen Ausbildung und aufgeklärten Sinnes- und Sinnart gleichwohl länger leben ſollten, mögen werden, was ſie können, denn zu weiterer Aſſecuranz mache ich mich nicht verbindlich. Meine, ſolchergeſtalt amplificirten Schönen werden immer ein Heer von tauſend Anbethern um ſich haben, und durch Talent und Geiſt ſchon irgend ein männliches Individuum finden, welches die Güte hat, den Herrn Gemahl vorzuſtellen.

Franz Gräffer.

Zu den Aufgaben.

Die Redaction, von der Tendenz des Wechſels, der Neuheit und Steigerung, dieſen Elementen aller Lebendigkeit ausgehend, ſtrebend nach Rundung und Einheit, nicht zufrieden alſo mit dem, allein, was überhaupt reichhaltig ſchon da iſt, unausgeſetzt eingeht und kommt, wird ſich nicht ſelten erlauben, ihre Wünſche durch Aufgaben kund zu thun. Immer das Edlere, Höhere, Schönere wird deren Zweck ſeyn. Sie zu löſen, wird es in dieſer Monarchie, wird es in einem Wien an Empfänglichkeit nicht gebrechen, wo Kraft und Wirkſamkeit unaufhörlich die erfreulichſten Blüthen treiben; nicht mangeln an Geiſtern, wo die großen Worte des proteiſchen ſtattlichen Coryphäen, Adam Müller, unſers eng verbundenen Mitbürgers, ausgeſprochen in einem Briefe an den Redacteur, ſich eben ſo groß erwahren. »Laſſen Sie uns,« drückt ſich der Vortreffliche aus, »lebhaft zuſammen wirken, Ihr angebornes Vaterland, das Vaterland meiner Wahl und meines Herzens, durch die edelſten Beſtrebungen zu verherrlichen! Wien iſt auf dem Wege, die Hauptſtadt der deutſchen Literatur und Bildung zu werden.« — Und was der unſterbliche Sänger der Meſſiade nur bedingungsweiſe offenbart:

»Wenn Geiſt mit Muth Ihr einet, und wenn in Euch
Des Schweren Reiz nie ſchlummernde Funken nährt.« u. ſ. w.

dieß beſteht und fruchtet luſtig und mächtig bey uns.

Als das analogeſte Thema biethet ſich uns von ſelbſt das Converſationsweſen dar. Hier aber faſſen wir es nach ſeinen allſeitigen höhern Bedeutungen auf, hiſtoriſch, philoſophiſch, äſthetiſch: nach ſeiner Idee. Das Elaborat, welches wir wünſchen, ſoll ein großes lebendiges Bild ſeyn, eine reiche, anſprechende Compoſition, leicht, geiſtvoll und klar. Es ſey vielleicht eine Aſſemblee, ein Salon, gruppirt mit characteriſtiſchen Perſonen, Damen und Herren. Pariſer, Londoner, Wiener, Berliner, Madriter, Mayländer, Petersburger ꝛc. höherer Stände, finden ſich hier. Sie entwickeln im geſellſchaftlichen Ton ihre Nationaleigenthümlichkeiten; der Geiſt der Converſation verſchmilzt ſie alle harmoniſch zu einem friſch bewegten Ganzen. Die Form dieſes Tableaus ohne Zweifel dialogiſch, eine Gattung freyes Drama. Das ungefähr iſt das Ideal. Die Farben ſind da; es bedarf nur der Kunſt, ſie zu miſchen. Man weiß, wie viel es beym Mahler vorausſetzt, welchen Blick, welches Talent, welche Gewandtheit; das Thema iſt ſchwierig wie alles Neue, aber reizend und lohnend, es kann verewigen, wie nicht alles Neue. Mehr Geiſt vielleicht als Wiſſen, mehr Wiſſen als Idealiſiren, mehr Idealiſiren als Copiren; vielleicht mehr Tact als Tactik u. ſ. w. Der Umfang 3 bis 4 Druckbogen. Aeuſſerungen über ein weiteres »Wien« nähmen wir gerne ins Blatt auf.

Eben ſo über ein anderes verwandtes Süjet.

Wer nähmlich mag wohl Zeit, Geſchick und Quellen haben, eine auch der Form nach anſprechende Geſchichte von dem zu ſchreiben, was der ſcharfſehende Verfaſſer der neuen Skizze von Wien ſo treffend und trefflich »das Nothwendige im Entbehrlichen« nennt, nähmlich eine Geſchichte des Luxus!? — Welch ein reichhaltiges noch nie im rechten Zuſammenhang aufgefaßtes Thema, (wenn man nicht etwa den ganzen geſellſchaftlichen Zuſtand Luxus nennen will), wie beziehungsvoll für alle Claſſen und Intereſſen; wie wichtig für das Converſationsweſen, das ſelbſt man den Luxus im Leben nennen könnte! ꝛc. Es ſoll uns doppelt freuen, wenn dieſe Erörterungen nicht ohne Erfolg bleiben.

Die Redaction.

Notizen und Correſpondenz-Nachrichten.

Wenn man von einer aus 244 Blättern beſtehenden Carte, die im Induſtrie-Comtoir zu Weimar erſcheint, warnet, ſo muß das natürlich ſehr auffallen. Indeß lieſt man in Kotzebue's Wochenblatt Nro. 1 d. J., daß der Preuß. Lieutenant Schulze eine ſolche Warnungstafel gegen dieſe Carte von Deutſchland ausgehängt habe. Man habe, wird dieſer Carte vorgeworfen, nur die erſten Sectionen aus bereits gut aufgenommenen Gegenden gewählt, die man nur zu copiren gebraucht, ſpäterhin aber ſey Gutes und Schlechtes flüchtig weg zuſammengerafft worden, aus dem kein Menſch klug werden könne. In der 92. Section z. B. habe keine Stadt, kein Dorf ꝛc. die richtige Lage, es wimmle von verfälſchten Namen, und manche Orte ſeyen ganz ausgeblieben. Das iſt denn eine harte Anklage, an der doch etwas Wahres ſeyn muß, weil ein Kunſtverſtändiger ſie öffentlich macht.

Die Flagge der vereinigten Staaten hatte im Jahre 1777 in Folge der Verordnung des Congreſſes 13 Streifen roth und weiß, die 13 zuerſt unabhängigen Staaten bedeutend, und 13 weiße Sterne in blauem Felde. Im Jahre 1794 hatte ſie, nachdem die Staaten Vermont und Kentuky dazu gewonnen, 15 Streifen und 15 Sterne. Gegenwärtig ſieht man auf der Flagge wieder 13 horizontale Streifen, und, weil die Unionen 20 Staaten enthält, 20 Sterne.

Der Magiſtratsrath zu Cambrai hat beſchloſſen, dem Gottesmann Fenelon, ein Monument zu errichten. Bereits iſt eine Subſcription bis zum 1. April ausgeſchrieben. Die Subſcribentenliſte ſoll dann in dem Monument ſelbſt auf die Nachwelt gebracht werden.

Eine ſingende Geographie, eine andere metriſche, ein Volkscodex in Verſen, (ſ. Nr. 2.) nun auch das Evangelium in Verſen! Es hat nähmlich ein emeritirter Profeſſor der franzöſiſchen Literatur in Paris eine Ueberſetzung des Evangeliums in franzöſiſchen Verſen bearbeitet, und davon neuerlich das Evangelium des heiligen Lucas herausgegeben. Wie er in der Vorrede ſagt, ſo hat ihn zu dieſer Arbeit die vielfach gemachte Bemerkung beſtimmt, daß die erhabene Einfalt der Bibelſprache heut zu Tage nicht allgemein genug gewürdigt wird, und daß die Poeſie eben ſo gut, wie die Kanzelberedſamkeit, zur Belebung des religiöſen Gefühls beyzutragen berufen iſt. — In dieſe Cathegorie mag auch der Einfall jenes Engländers gehören, die Magna-Charta in Muſik zu ſetzen.

Der ruſſiſche Generalmajor v. Sievers iſt mit dem Patronat der St. Petri-Kirche betheilt, und der Etatsrath v. Adelung in das Directorium der deutſchen Hauptſchule als Mitglied getreten. — Beynahe ganz ausgebaut iſt das Waiſenhaus bey der St. Petrikirche, zu welchem am Reformationsfeſt der Grundſtein war gelegt worden. Die Collecte für dieſes Inſtitut betrug 50000 Rbl. — Das ruſſiſch geſchriebene Journal der kaiſerl. menſchenliebenden Geſellſchaft wird in dieſem Jahr fortgeſetzt. Dieſe Monatſchrift gibt Nachrichten über einheimiſche und auswärtige wohlthätige Stiftungen, Handlungen, Erfindungen ꝛc., Vorſchläge zur Abhülfe der Dürftigkeit ꝛc., die Redaction fordert zu Beyträgen auf, und unterzieht ſich allen Sendungskoſten. Was beym Abonnement über 25 Rbl. ganz, über 15 Rbl. halbjährig eingeht, iſt wohlthätigen Zwecken geweiht. Man wendet ſich an das Petersburger Poſtamt.

Mit Beginn dieſes Jahrs erſchien in Berlin ein neues von den Hrn. Hrn. Müchler und Symanski, redigirtes Journal: Der Freymüthige für Deutſchland, Zeitblatt der Belehrung und Aufheiterung. Alles was in Deutſchland wiſſenſchaftliches und artiſtiſches Intereſſe hat, gehört in den Kreis der Anzeige und Prüfung deſſelben. Es erſcheinen wöchentlich 5 Stücke in größtem Quart.

Von dem Elend, das die arme Schweiz in den Jahren 1816 — 17 getroffen, zeigen ſich die Folgen nur zu unverkennbar. Z. B. ſind laut Aarauer Zeitung im Jahre 1817 im Canton Apenzell Auſſerrohden 3332 Menſchen geſtorben, während dem nur 1088 geboren worden.

Ueber den Zoll in den Rheinpreußiſchen Staaten äußert ſich ein Handlungshaus, wie folgt: »Sollte Ihnen von A. in B. eine Kiſte Glas zukommen, ſo bitte ich ſolche an ſich zu halten, bis ich Gelegenheit finden werde, ſie zu placiren, da bey uns allen Glaswaaren 100 p. C. Acciſe auferlegt ſind. Für Fracht und Acciſe von 32 Bout. Wein, aus Frankfurt am Mayn habe ich neulich 36 fl. 36 kr. Abgaben bezahlt. ꝛc.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationsblatt.

5.

Freytag, den 15. Januar 1819.

Nordpol-Expeditionen.

Dafür und dawider; Poliſten und Antipoliſten *)

Dem Entdeckungsgeiſte der gegenwärtigen Zeit blieb es vorbehalten auf die Idee der planmäßigen Umſchiffung des **Nordpoles** zu gerathen. — Engliſche und ruſſiſche Expeditionen wurden ausgerüſtet, und nach dem fernen Pole hingeſteuert, in der ſchönſten Hoffnung, ohne den leiſeſten Zweifel an eine Vereitelung derſelben aufglimmen zu laſſen, indem der mit der Kraft und Macht der Natur bekanntere, tiefere und kaltblütige Forſcher, geſpannt auf den Erfolg, ſeine Stimme noch an ſich hielt. —

---

*) Nach dem neuen vortrefflichen crit. Jahrbuch: **Hermes.**

Durch das mehrmalige Hinſteuern haben wir bis jetzt doch ſo viel gewonnen, zu wiſſen, daß eine ſolche (nordweſtliche) Durchfahrt in den ſtillen Ocean nicht auf dem gewöhnlichen Wege der Umſchiffung, ſondern durch vorhergegangene Ueberwinterung in Grönland und Fahrt mit Hunden über Spitzbergen, ſtatt finden könne. — Wir dürfen ſo wenig die Gewißheit des Gelingens, als die eitle Mühe des Unternehmens ausſprechen. — Es iſt ein Verſuch! — Alea jacta est! Das iſt der Standpunct, auf dem wir ſtehen! —

Wie alles erſt Begonnene, Unternommene, alles, was noch nicht zur Endſchaft des Reſultates hinzugeführt worden iſt, was von ſo vielen phyſiſchen Urſachen des Gelingens und Nichtgelingens abhängt, den Forſchungsgeiſt aufregt, Läugner und Beglaubiger findet, eben ſo die Umfahrung des Nordpoles. — Es war zu erwarten: es konnte nicht anders kommen. —

Der energiſch ſich ausſprechende Nationalgeiſt der Engländer regte ſich ſogleich in den beyden Partheyen der Poliſten und Antipoliſten. —

An der Spitze der erſtern ſteht ihr eifrigſter und gründlichſter Vertheidiger, der gelehrte Barrow, der im Februarheft des Quarterly Review, vorigen Jahres, der Ausführbarkeit des Unternehmens in einer meiſterhaften Abhandlung huldigt. —

Da trat im Junyhefte des Edinburgh Review Profeſſor Leſſlie als ſein vornehmſter Gegner auf, mit ſolcher Gewandtheit in dem Practiſchen ſeines Gegenſtandes, daß ſelbſt ſeine entſchiedenſten Antipoden dieſe Schrift mit Intereſſe leſen werden. —

Der Poliſt Barrow nimmt nach geſchehener Anzeige der Reiſe Chappell's Gelegenheit, ſich über dieſen Gegenſtand folgendermaßen umſtändlich zu verbreiten:

»Es wird allgemein eingeräumet, daß während der letzten 400 Jahre eine undurchdringliche Scheidewand von Eis einen ausgedehnten Theil der öſtlichen Küſte von Alt-Grönland, und mit derſelben die unglücklichen norwegiſchen oder däniſchen Colonieen abgeſchnitten hat, und deren Gemeinſchaft mit dem Mutterlande auf ſolche Art gänzlich gehemmt worden; es wird ferner zugegeben, daß von Zeit zu Zeit mancherley Verſuche gemacht worden ſind, dieſer Küſte zu nahen, in der Abſicht, das Schickſal der unglücklichen Anſiedler zu erfahren — Verſuche, welche durch die Undurchdringlichkeit des Eiſes vereitelt wurden.

Seefahrer aus Weſtindien und Amerika, und andere, die nach Halifax und Neufoundland ſegelten, beobachteten in den Sommermonaten 1815, und noch beſtimmter in der nähmlichen Jahreszeit von 1816 und 1817, daß Eiseilande, ungewöhnlicher Größe und Anzahl, ſich im atlantiſchen Ocean zeigten, und zwar manche derſelben bis zur vierzigſten Parallele der Breite herab. Einige beſtanden aus abgeriſſenen Eisbergen, 100 bis 130 Fuß über der Meeresfläche erhoben, und mehrere Meilen im Umkreiſe, andere waren flache Inſeln compacten Eiſes von weitem Umfange. Die mittlern Theile dieſer unermeßlichen Eisfläche, welche den Kanal zwiſchen Grönland und Spitzbergen einnehmen, trennen ſich von Zeit zu Zeit in große abgeriſſene Stücke, und wechſeln ihre Lage nach den Winden und Fluthen; allein im Allgemeinen bewegen ſie ſich mit der Strömung vom Nordoſt nach Nordweſt, oder geradezu gegen denjenigen Theil von Alt-Grönland, wo, wie angenommen wird, die däniſchen Colonieen, Island gerade gegenüber, errichtet ſind. — Hier wurden, wie es ſcheint, jene Eismaſſen zu einer Art von Knäuel, an welchen ſich rings umher eine Reihe ſchwimmender Eisfelder anſetzte, bis die angehäufte Eismaſſe, durch die Wirkungskraft der gehemmten Strömung endlich ihrer Feſſeln ſich entledigte, und gegen Süden fortgeriſſen wurde. —

Es iſt von Naturkundigen gemuthmaßt worden, daß die auffallende Kälte der Atmoſphäre während der beyden letzten Sommer, vorzüglich bey Weſtindien nur der Anhäufung, oder vielmehr der Annäherung des Polareiſes gegen Süden zuzuſchreiben ſey. — Die Berichte der Grönlands-Fiſcher bey ihrer Rückkehr im Auguſt 1817, verbunden mit den Nachrichten über das im atlantiſchen Ocean wahrgenommene Eis, bekräftigten dieſe Hypotheſe. — Als einen würdigen, damit zuſammentreffenden Umſtand hat man beobachtet, daß dieſes Losreißen gleichzeitig mit dem Zeitpuncte eintrat, als die Abweichung der Magnetnadel nach Weſten dauernd war. — Bekanntlich zeigt der Compaß im Meere von Baffin eine außerordentliche Veränderung und eine größere Abweichung als in irgend einer andern bekannten Gegend der Welt, ſo, daß man dadurch auf die Muthmaßung geleitet iſt, einer der magnetiſchen Pole müſſe in dieſer Gegend liegen. — Hiezu kömmt, daß man den Urſprung, oder doch die Verſtärkung des Nordlichts den Veränderungen zuſchreibt, welche im Gefrieren, Aufthauen oder Zuſammenſtoßen des Polareiſes eintreten; denn im Winter iſt ſelbſt in Schweden das Nordlicht ſo ſtark, und ſeine Bewegungen haben eine ſo reißende Schnelle, daß man ein krachendes Getöſe vernimmt, gleich dem Funkenſprühen aus dem Cylinder einer Electriſirmaſchine. — In ſolchen Zeitpuncten hat man bemerkt, daß die Magnetnadel mit einer zitternden Bewegung heftig vibrirt, und zu Zeiten ſich mit Schnelligkeit rund um den ganzen Zirkel des Horizonts dreht.

Franklins Theorie von der Naturerſcheinung des Nordlichts, die er der ungeheuern, in der Atmoſphäre angehäuften Maſſe von Electricität zuſchreibt, welche durch die land- und meerincruſtirende Eismaſſe an der Ableitung gehindert wird, führt zur Erklärung der Wahrnehmung, daß das Nordlicht ſich zuerſt etwa ein Jahrhundert nach der Feſtſetzung des Eiſes, längs der Küſte von Grönland, in den letztern Jahren aber ſehr ſelten gezeigt hat.

Wenn die Electricität der Atmoſphäre eine ſo außerordentliche Wirkung auf die Magnetnadel, und auf die Veränderungen hervorbringt, welche bey atmoſphäriſcher Electricität auf dem Eiſe ſtatt finden, ſo wird auf jeden Fall die Muthmaßung nicht grundlos ſeyn, daß das Losreißen der unermeßlichen Eisberge und Eisfelder, die ſo viele Jahrhunderte lang die arktiſchen Meere bedeckten, auf die Hemmung der weſtlichen Abweichung der Magnetnadel einige Einwirkung gehabt habe.

(Die Fortſetzung folgt.)

Rhabdomantie, oder animaliſche Electrometrie.

Die Empfänglichkeit vieler Menſchen für eigenthümliche Einflüſſe der Metalle, mit dem Namen der Rhabdomantie oder animaliſchen Electrometrie belegt, iſt erſt durch die neueſten Forſchungen außer Zweifel geſetzt worden, obgleich man von der Sache ſelbſt ſchon mehrere Jahrhunderte hindurch ſpricht. — In unſerm Vaterlande hat einzig Ritter den Gegenſtand um einen Schritt weiter gebracht, und erhebliche Reſultate über denſelben gewonnen. Carl Amoretti, als einer der vier Bibliothekare der Ambroſianiſchen Bibliothek, zu Mayland verſtorben, glaubte gefunden zu haben, der menſchliche Körper vermöge durch eigenthümliche Empfindungsfähigkeit und verſchiedene Bewegungen, in welche er eine nach vorgeſchriebener Art gehaltene Wünſchelruthe, oder ein von den Fingern an einem Faden herabhangenden Körper verſetzt, lothrecht unter der Erde verborgene Metalle, Quellen und Steinkohlenlagen (alles electriſche Leiter) zu entdecken, ja ſelbſt electriſche Gegenſätze (Polaritäten) faſt in allen Körpern aufzufinden, wenn man über ihnen ſteht, oder den Schwefelkies-Pendel über ſie ſchwebend hält. — Dieſen Gegenſtand hat er in ſeinem Grundriſſe der thieriſchen Electrometrie ausführlich abgehandelt. Sollte auch die ganze (?) Sache auf Täuſchung beruhen, ſo erhält man doch einen erſchöpfenden Bericht über das, was in derſelben zur Sprache gekommen, und mit welchen Gründen die aufgeſtellten Sätze vertheidiget werden. —

Die Zueignungsſchrift lautet an den Grafen Magawli-Cerati, Staatsminiſter in Parma, der ſelbſt das rhabdomantiſche Vermögen beſitzen ſoll. — Ungefähr der fünfte Theil der Menſchen iſt, nach Amoretti, mit dieſer eigenthümlichen Empfindlichkeit begabt. — Um zu erfahren, ob dieſes bey einem Individuum der Fall ſey, gebe man ihm ein zweypoliges Stäbchen zwiſchen den Daumen und Zeigefinger. Geräth ſelbes in eine kreisförmige Bewegung, ſo iſt das Individuum ſicher ein Electrometer. Bringt man den Fuß, oder die andere Hand mit dem Electrometor in Bewegung, ſo wird (bey vorhandener electrometriſcher Empfindlichkeit) das gehaltene Inſtrument ſich drehen in der einen oder andern Richtung, nach der verſchiedenen Natur der Electrometoren. —

Amoretti wollte gar nicht die Möglichkeit eines Zweifels aufkommen laſſen. Er iſt kein gründlicher Phyſiker, ſondern reihet bloß Facta aneinander, deren Widerlegung ihn keineswegs beunruhiget. — Im ganzen Werkchen iſt nirgend von einem wahren Electrometor die Rede, kurz: nirgend von Electricität — und in ſo ferne ſind ſeine Behauptungen unhaltbar. —

Sogar der berühmte Verfaſſer des Essai theor. et experim. sur le Galvanisme, Chevalier Aldini, vormals Profeſſor der Phyſik zu Bologna, Galvani's Verwandter und eifrigſter Verfechter in Bezug auf thieriſche Electricität — verwarf Amoretti's Behauptungen unbedingt. —

* * *

Notizen und Correſpondenz-Nachrichten.

Zur Beförderung der Landwirthſchaft hat der König von Würtemberg ein öconomiſches Inſtitut gegründet, und ſolches mit der bedeutenden Domaine von Hohenheim dotirt. Director iſt der berühmte (Regierungsrath) Schwerz. Für die Hülfswiſſenſchaften ſind eigene Lehrer beſtimmt.

Von dem in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrs zu Boſton erſchienenen wichtigen Werk: America and her Resources, by John Bristed, kommt im Induſtrie-Comtoir in Weimar nächſtens eine deutſche Ueberſetzung heraus.

Hr. Rath André, als Herausgeber des Heſperus, beſtimmt einen Preis von 30, und ein Acceſſit von 10 Spec. Ducaten für Denjenigen, der bis Ende 1819 in die benannte Zeitſchrift 1) entweder die größte Menge der mannigfaltigſten Notizen von Intereſſe über laufende neue Ereigniſſe des Tages gegeben, oder 2) ſich durch die eigenthümliche Neuheit und Originalität intereſſanter Mittheilungen, oder aber 3) durch die gelungenſte Ausführung in der Darſtellung ꝛc. ausgezeichnet haben wird. H. A. ladet alle Redactionen ein, dieſe Aufforderung zu verbreiten, eine Rückſicht, die wir, in Beziehung auf Perſon und Sache, hiermit gerne beobachtet haben wollen.

Cöllns freymüthige Blätter und die auch zu Berlin herausgegebene Zeitſchrift: die Laren haben aufgehört. »Nur eigentlich ſtreng wiſſenſchaftliche Journale haben (in Berlin) einen längern Fortgang gehabt,« ſagt der Ref., und dieß iſt denn wahrlich ein ſehr ehrenvolles Criterium. Das Journal der Reiſen wird an der Stelle des Herrn Bratring von Herrn Spieker redigirt.

Als man in Berlin neuerlich bey Veranlaſſung eines beſprochenen Selbſtmords auch der großen Sterblichkeit erwähnte, und mehrere Aerzte ihre Meinung ſagten, äußerte ſich Jemand: viele möchten wohl an zurückgetretener Hoffnung ſterben.

Bey Cnobloch in Leipzig erſcheint jetzt ein allgemeines Repertorium der neueſten in- und ausländiſchen Literatur, eine Art Catalogue raisonné, wovon alle 14 Tage 1 Stück von 4 Bogen ausgegeben wird. Eine ſehr glückliche Idee.

In Philadelphia erſcheinen 2 neue Zeitſchriften, die der Beförderung gemeinnütziger und gewerbwiſſenſchaftlicher Kenntniſſe gewidmet ſind. Sie heißen: The Washington Museum or Repository of useful Arts und Emporium of Arts and Sciences. – Eben daſelbſt gibt der Prof. Barton in 8 Lief. in 4to. und m. K., ein wichtiges Werk, zur Kunde der einheimiſchen Vegetabilien heraus, betitelt: Vegetable materia medica of the united States, or med. bot. Ebenda wird Say's vortreffliche American entomology (with cuts col.) fortgeſetzt.

Dietrichs 5ter Nachtrag zu ſeinem berühmte[illegible] der Gärtner[illegible] wird im Laufe dieſes Monats fertig.

Hier können wir wiſſen, daß von der zu Hayti erſcheinenden Zeitſchrift: l'Abeille Haïtienne (deren wir in Nr. 1 ged[illegible]) bereits [illegible] Heft heraus gekommen. Es enthält unter andern die [illegible], in jedem Departement ein Armenſpital zu errichten. In der Nr. 12 befindet ſich ein gegen die Materialiſten gerichtetes Gedicht über die Unſterblichkeit der Seele. Von minderem Gehalte als die Biene iſt der Telegraph.

Die Franciskanermönche, in Frankreich wieder auferſtanden, fahren daſelbſt fort, Proſelyten zu machen. Man erſieht aus einem Pariſer Flugblatt, daß der Ordensgeiſtliche Humbert in ſeinen Bemühungen bey den Papſt nicht unglücklich geweſen, indem ihm der Ablaß beſtätigt worden. Vorzüglich intereſſirt ſich der Pat. H. für den Portiuncula-Ablaß. »Wir ſind,« ſagt er, »nöthigenfalls die Helfer der Pfarrer in Stadt und Land, unſere Ordensregel iſt nicht ſtreng; junge Leute nehme ich mit Vergnügen auf.« Unterzeichnet iſt er: Mineur-conventuel, Commissaire-général du dit ordre, rue etc.

Der hochverdiente, gelehrte Biſchof Gregoire, hat ein Gebethbuch für farbige und ſchwarze Menſchen herausgegeben, (Manuel de piété, à l'usage des hommes de couleur et des noirs, 12mo. Paris 1818) mit dem Motto: Alle Menſchen ſind aus eben der Erde und eben dem Staube erſchaffen, wie Adam. (Eccles. 33. 10.) Das Titelkupfer zeigt eine rührende Gruppe: ein ſchwarzer, ein farbiger und ein weißer Menſch knieen vor einem Crucifix. Den Litaneyen gehn religiöſe Betrachtungen über Africa voraus; den Schluß bilden Legenden mehrerer Heiligen aus farbigem und ſchwarzem Geſchlecht, z. B. die h. Iphigenie, der h. Elesbaan, der ehrwürdige Porras, der h. Benedict der Maure, (welcher im Jahre 1806 von Pius VII. ſelig geſprochen wurde.) In der Biographie dieſes Letztern heißt es unter Andern: »Viele Potentaten lebten auf Erden, und waren Geißeln der Menſchheit, während ein armer Neger, welcher ſeinen Mitmenſchen Erbauung gab, Himmelsbürger geworden, und jetzt von Catholiken aller Farben Huldigungen empfängt.«

Nebſt den Critiken und Anzeigen, welche im Feuilleton faſt aller Zeitungen und Tagsblätter über die Productionen der franzöſiſchen Theater erſcheinen, kommen in Paris auch mehrere eigene Theaterzeitungen heraus, als z. B. der Courier des Spectacles von Herrn Priſette, und die Archives de Thalie von Herrn Ricord redigirt.

Herr Malkandal, berühmter Phyſiker zu Philadelphia, hat Stubenöfen erfunden, welche aufs wohlfeilſte heitzen. — Auf der innern Seite der vordern Platte befindet ſich eine dicht anliegende große Scheibe, die durch einen einfachen Mechanismus ſehr ſchnell ſich herumdreht, und dadurch die äußerſte Platte ſo heiß macht, das ſie durch ganze Zimmer Wärme verbreitet. Was mit ſolchen Oefen erſpart wird, iſt nicht zu berechnen.

Dr. Wieland, welcher ſeine Zeitſchrift: »Der Patriot,« bekanntlich mit dem vorigen Sept. geſchloſſen hat, ſoll in Verbindung mit Mehrern ſich zur Herausgabe eines neuen Journals vorbereiten.

Von Benj. Franklins Werken in 3 Bänden, (4to und 8vo) herausgegeben von ſeinem Enkel, Temple Franklin, iſt nun auch der erſte Band heraus. (Aus unbekannten Gründen war der zweyte früher erſchienen.) Er hat 5 Abſchnitte; der erſte enthält das Leben Franklins, (den ein geiſtreicher Mann hier »den größten Menſchen« zu nennen pflegt). Bereits iſt er nach dem Originalmanuſcripte treu ins Franzöſiſche, und nicht mißlungen, aus dieſem ins Deutſche überſetzt. Der erſte Abſchnitt iſt von dem Helden ſelbſt, die andern zum Theil von ihm; das Uebrige von dem Enkel. Bemerkenswerth ſind die Vorwürfe, welche dieſem die americaniſche Critik macht. Sie tadelt ihn, daß er mit der Herausgabe ſo lange gezögert, und dadurch ſo viele Freunde Franklins, die indeß geſtorben, um den Genuß gebracht. Der Enkel entſchuldigt ſich aber damit, daß er während der franz. Revolution nicht habe Oel ins Feuer gießen wollen. — Ferner wird dem Enkel vorgeworfen, daß er ſeinen Großvater, um den er doch in der wichtigen Periode, wo dieſer in Paris als americaniſcher Geſandter war, ſich doch immer befand, nicht auch nach ſeiner ſo liebenswürdigen Individualität als Privatmann geſchildert habe. Endlich begreift man nicht, daß dieſer Enkel von einem ſo heitern, geiſtvollen witzigen Geſellſchafter, in einer Beylage nicht mehr als 7 Anecdoten auf 2 Seiten vorbringt, uns alſo faſt überall nur den Philoſophen und Staatsmann, und ſo ſelten den Menſchen zeigt. — Aus dieſem Leben Franklins, der bekanntlich zuerſt Buchdrucker ohne Vermögen war, theilen wir folgenden Zug mit: »Ich war glücklich, ich hatte eine Frau, welche eben ſo geneigt zum Fleiß und zur Sparſamkeit war, als ich ſelbſt. Indem ich Bücher machte, ſetzte und heftete ſie die Broſchüren, ſtand dem Laden vor, kaufte Lumpen ein, welche die Papiermacher von mir als Zahlung annahmen ꝛc. Wir hielten keine unnöthigen Domeſtiken; unſer Tiſch war ganz einfach. Lange Zeit genoß ich zum Frühſtük weder Thee noch Caffee, ſondern bloß Milch und Brod, und aß ſolches aus einem Napf, welcher nicht einen Groſchen werth war, mit einen Löffel von Blech. Aber ſchauet, wie Luxus ſich in die Familie einſchleicht, und ſich einniſtet, trotz aller Grundſätze! Eines Morgens ward ich zum Frühſtück gerufen — und wie fand ich es? in einer Schale von chineſiſchem Porcellan mit einem ſilbernen Löffel. Meine Frau hatte das ohne mein Wiſſen gekauft, und dafür die enorme Summe von 23 Schilling bezahlt. Kind, fragte ich, was haſt du gemacht? Sie konnte ſich mit nichts Anderm vertheidigen und entſchuldigen, als damit: daß ſie glaube, ihr Mann verdiene eben ſo gut einen ſilbernen Löffel und eine Porcellanſchale, als irgend ein Mann in der Nachbarſchaft. Dieſes war die erſte Erſcheinung von Silberzeug und Porcellan in unſerm Hauſe, welches nachher im Verlauf einiger Jahre, als ſich unſere Einnahme vermehrete, nach und nach bis auf den Werth von mehrern hundert Pfund Sterling ſtieg.«

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationsblatt.

6.

Dinſtag, den 19. Januar 1819.

Geſchichte der Aſſaſſinen, durch Joſeph von Hammer.

Nähere Aufſchlüſſe über dieſe einſt ſo furchtbare Verbindung, über dieſes unerhörte, vermeſſene Vehmgericht, gibt uns der unermüdliche Forſcher, Herr Joſeph von Hammer, aus morgenländiſchen Quellenſchätzen, zu deren Hebung nur Er durch ſein Genie und ſeine unermeßlichen Kenntniſſe die Wünſchelruthe beſitzt. Wir liefern hier eine gedrängte Ueberſicht dieſes Epoche machenden Werkes, und erlauben uns, ſie nach dem allgemeinern Zwecke unſeres Blattes mit Zuſätzen zu begleiten. Der Titel des Buches heißt: Geſchichte der Aſſaſſinen, aus morgenländiſchen Quellen, durch Joſeph von Hammer. 4. Tübingen, 1818.

Die Haupttendenz iſt: Lebendige Darſtellung des verderblichen Einfluſſes geheimer Geſellſchaften unter ſchwachen Regierungen, und des Mißbrauches der Religion zu Zwecken unumſchränkter Herrſchſucht.

Die Aſſaſſinen*), welche einen Zweig der Ismaëliten ausma- n, (der Illuminaten des Orients,) ſuchten durch das Anlockende und eimnißvolle ihrer äußern Einrichtungen der Loge zu Kahira, das verſprechende und Myſterioſe der Einweihungsgrade, den Eid des den Gehorſams gegen unbekannte Obere, die Mehrzahl zu gewin- n, um im Dunkeln den großen Schlag vorzubereiten, welcher Herr- r und Obrigkeiten aller Art ſtürzen ſollte. Dieſe Geſellſchaft wird mit der (zu hart angeſchuldeten) der Templer verglichen.

Durch die Vermeſſenheit eines Abentheurers erhielten die Aſſaſ- en eine ſolche Gewalt, daß Meuchelmord den Weg zum Thron nte, und die unumſchränkte Herrſchaft des Dolches in den Händen Aſſaſſinen, ein Schreckbild für alle Fürſten und Regierungen, ellos in der Geſchichte**), die Menſchheit läſtert! —

Die neuern Beyträge eines Silveſter de Sacy, eines Jour n, und Rouſſeau ꝛc. ſind, wie die frühern Schriftſteller, be- , aber noch ganz unbenützte arabiſche, perſiſche und türkiſche (ge- bene) Geſchichtbücher, werden hier als Quellen das erſtemal aufge- . — Mahomed wird als Urheber des Islam aufgeſtellt, ihm in gedrängter Kürze das von Gibbon, Voltaire und annes Müller Uebergangene erzählt, und in der kurzen Ueber- ſeiner Lehre vorzüglich des mit der Lehre der Ismaëliten im Zu- enhange Stehenden erwähnt; die verſchiedenen Secten, zu wel- Mahomeds Lehre Anlaß gab, werden berührt, und ſomit des ters Vorausſagung, daß ſich ſein Volk in 73 Zweige theilen, und nur eine die unverfälſchte Lehre beybehalten werde, als eingetroffen erwähnt. Unter dieſen Secten iſt die der Imamier den mahomedaniſchen Thronen gefährlich, die eine Reihe von offenbaren (ſichtbaren) Imams, und nach Verſchwindung des letzten unter ihnen verborgene Imams annehmen, und in die Zwölfer und Siebener zerfallen, je nachdem ſie 12 oder 7 ſichtbare Imams annehmen. — Zu den letztern gehören die Ismaëliten, deren Herrſchaft ſich durch die Dynaſtie der Fatimiten an der Seeküſte und im Innern Afrika's zu Mehadia und Kahira, und 150 Jahre ſpäter in Aſien, in Syrien und im gebirgigen Irak erhob. — Obeidallah, Stifter der Dynaſtie der Fatimiten, war Abkömmling im vierten Geſchlechte von Ismaël, dem ſiebenten Imam.

---

*) Man nannte ſie auch Batheniten, d. i. Erleuchtete, in ſich ſelbſt Eingekehrte, Vertraute (der Gottheit) — Anhänger der allegoriſchen Lehre des Islamismus.

**) Kalifen, Kaiſer, Könige, Sultane, Fürſten, Chriſten, Mahomedaner, Juden, mit einem Worte: alle Throne, Glaubensbekenner, und alle Individuen von einem Ende der Erde zum andern, bebten vor ihren Dolchen. — Wenn ein Potentat nur einigermaßen ſein Leben bedroht glaubte, ſo vervielfältigte er ſeine Wachen. — Philipp Auguſt v. Frankreich legte ſich, auf die (falſche) Nachricht, der Scheik wolle ihn erdolchen laſſen, eine beſondere Leibwache bey, die eherne Kolben, Bogen, und mit Pfeilen verſehene Köcher führte. Selbſt der König ließ ſich von dieſer Zeit an, nie ohne eine mit Eiſen oder Gold beſchlagene Kolbe ſehen, ja manche Potentaten ließen dem Scheik eine nahmhafte Beſoldung zufließen, um nur mit Sicherheit leben zu können.

Am verderblichſten haben auf Dynaſtien und Regierungen jene Secten gewirkt, welche weltliche Oberherrſchaft mit geiſtlicher vereint hatten, wie die mahomedaniſche, wo der Kalif und Imam beyde Gewalten beſitzt. — Mehrere Stifter gefährlicher und höchſt fanatiſcher Secten ſind namentlich aufgeführt, die bis nun zu wenig oder gar nicht bekannt waren, vornehmlich Babek und ſein Anhang, und die Karmathiten. Gleich nach begründeter Herrſchaft der Fatimiten wurden auch ſogenannte Weisheitsgeſellſchaften errichtet, die ſieben Grade hatten, von denen der ſechſte die Lehre aufſtellte, daß alle poſitive Religion der philoſophiſchen Sichtung untergeordnet ſeyn müſſe; der ſiebente Grad enthielt den Uebergang in die myſtiſche All-Eins-Lehre. — Darauf folgt die Geſchichte der Gründung des Ordens der Aſſaſſinen, und der Regierung des erſten Großmeiſters, Haſſan Sabah.*)

Der Verfaſſer geht von der älteſten Prieſterpolitik in Egypten aus, welche aus der Lehre der Unſterblichkeit ein Geheimniß machte, als die ausſchließliche Wiſſenſchaft der Prieſtercaſte, dagegen die neue geheime Lehre des Mittelalters in Egypten den Umſturz der Thronen bezweckte. — Sie verbreitete ſich aus der Loge zu Cairo, dem Sitze des Großmeiſters, Dail Doak, durch Dai's (Glaubensboten und Thronwerber), denen die gewöhnlichen Anhänger (Refik, Geſellen) untergeordnet waren. Dieſe Stiftung beſtand vom Jahre Chriſti 1004 bis 1123, wo auf Veranlaſſung eines Aufſtandes die Loge zerſtört worden.

---

*) Man nannte ihn auch (wie deſſen ſieben Nachfolger im Occident) den Alten vom Berge, — weil er ſeinen Sitz auf der Bergfeſtung Meſſiade in Syrien, im Gebirge Semmak am Libanon, hatte. —

Bald erſtand eine neue, und die Wirkungen derſelben äußerten ſich gar bald im Verfalle des Kalifats — Einer der Dai's, Haſſan Ben Sabbäh Hamairi, wurde Stifter eines neuen Zweiges jener Secte, der öſtlichen Jsmaëliten, oder Aſſaſſinen, gegen Ende des 11ten Jahrhunderts unter Malekſchah. — Seine teufliſche Politik wird umſtändlich aufgedeckt, und ganz Neues ausführlich über ihn geſagt. Jn Egypten verband er ſich im Jahre Chriſti 1078 mit der Loge zu Cairo, in deren Geheimniſſe er jedoch ſchon in Perſien eingeweihet war. Nachdem er ſich in Syrien viele Anhänger erwerben, nahm er (1090) das feſte Schloß Alamut (Geierneſt) ein, und ſchlug dort ſeine Reſidenz auf, die er vorgeblich für das Kalifat der Fatimiten in Egypten, in der That aber nur für ſich ſelbſt gründete. — Zu den zwey Claſſen des Ordens der Jsmaëliten, den Dai's und den Refik's ſtiftete er noch eine dritte, der Fedavie (Selbſtopferer), die man in Syrien, weil ſie ſich, um deſto kühner morden zu können, durch Kräuterpaſtillen aus Hyoscyamos (Haſchiſche) berauſchten, Haſchiſchim (Kräutler) nannte, woraus Aſſaſſinen entſtanden iſt.

Sie waren weiß gekleidet, und trugen rothe Mützen. — Stets waren ſie mit Dolchen umgürtet, die ſie auf Befehl des Großmeiſters zückten. — Er war kein weltlicher Fürſt, ſondern bloß Ordenshaupt, deſſen ganze Einrichtung und ſieben Grade dargeſtellt werden, unter welchen der ſiebente die Lehre von der Gleichgültigkeit aller moraliſchen und religiöſen Geſetze enthielt. — Die erſten Meuchelmorde, der Kampf gegen die neue Secte mit Eiſen und der Feder, die Stiftung der Unterherrſchaft der Secte in Syrien, und Haſſans Tod, ſo wie die Hinrichtung ſeiner zwey Söhne durch ihn, werden ausführlich entwickelt. Hierauf folgt die Regierungsgeſchichte Kia Büſürgomid's, und deſſen Sohnes — Mahomed, die Erzählung der Kriege, in die ſie durch die Seldſchuken und Abaſſidiſchen Kalifen verwickelt wurden; der Greuelthaten ihrer Dolche, und anderer Denkwürdigkeiten, unter welchen ein abentheuerliches Bündniß des Königs von Jeruſalem, Balduin II., mit Abulwefa, einem ismaëlitiſchen Prior, und dann die Geſchichte Nureddins und ſeiner Eroberung Egyptens, hervorſtechen.

Nun folgt die Regierung Haſſans III., des Sohnes Mohameds, welch letzterer die Strafloſigkeit aller Verbrechen predigte, und dafür durch den Dolch ſeines Schwagers im vierten Jahre ſeiner Regierung fiel, — und ſeines Sohnes, Mahomed II., der noch lauter als ein Vater die ruchloſeſten Lehren predigte. Viele wichtige, die damalige Literatur und Gelehrten des Orients betreffende Aufklärungen, Schilderungen abendländiſcher Schriftſteller, von den Aſſaſſinen in Parallele mit den Thaten der Templer, ſind in das große, ausführliche Gemählde eingeflochten; es wird erwieſen, daß Richard, König von England, den Markgrafen von Montferrat, Conrad, durch Aſſaſſinen habe ermorden laſſen. — Der blinde Gehorſam der Aſſaſſinen, und die Mittel, ſie dazu einzuweihen, und zu berauſchen, werden überdieß angegeben. — Die Schilderung der Regierung Dſchelaleddins Haſſan III., lehrt uns, in ihm den Widerherſteller des Islam kennen, allein die Aufrichtigkeit ſeiner Bekehrung wird bezweifelt. — Ihm folgte ſein Sohn, Aladdin, — unter dem Namen: Mahomed III. Unter dieſem fielen die Ismaëliten in die alten Schandthaten zurück, wovon mehrere intereſſante Anecdoten. — Vatermorde waren auf dem Throne zu Alamut an der Tagesordnung. — Der letzte Großmeiſter der Aſſaſſinen war, Roknedbin Charſcha. Alamut wurde wieder vom Mogolen Hulagu erobert, ſo auch die übrigen Schlöſſer des Ordens; die Ismaëliten grauſam ausgerottet, dieß, nebſt manchen Anecdoten, z. B. die Vernichtung der Bibliothek zu Alamut betreffend, ſo wie die Eroberung Bagdad's durch die Mongolen, die ſchreckliche Verheerung derſelben, und Hinrichtung des Kalifen, die gänzliche Ausrottung der Aſſaſſinen auch in Syrien durch einen egyptiſchen Sultan, alles dieſes wird umſtändlich erzählt. — Endlich gelang es, die Lehre der Ismaëliten zu vertilgen; nur die Ueberreſte derſelben haben ſich bis jetzt in Perſien und Syrien noch erhalten. Zum Schluſſe wird noch der Noſſairi's, Motewellis und Druſen erwähnt, dreyer ihres Unglaubens und ihrer Geſetzloſigkeit wegen verrufenen Secten, eben ſo der Jeſidi's, Stämme ſyriſcher und aſſyriſcher Kurden, welche den Teufel in hohen Ehren halten. —

Dieſes iſt die gedrängte Auffaſſung eines, des reichhaltigen Inhalts, und vieler originellen Aufklärungen wegen in der Geſchichte des Orients Epoche machenden Werkes. —

Zur Characteriſtik des Geiſtes der Aſſaſſinen theilen wir hier noch folgende Züge mit:

Religiöſer Fanatismus gab dem Alten vom Berge Geiſt und Herz ſeiner Untergebenen gefangen. Der Tod, am Fuße ſeines Throns erfleht, erhob ſie in den letzten Lebensmomenten über ſich ſelbſt. — Als Heinrich, Graf von Champagne, durch

Syrien reiſte, fragte ihn der Chef der Aſſaſſinen: Ob er ſo gehorſame Unterthanen habe, als er — Er gab nur ein Zeichen mit der Hand, und drey Jünglinge ſtürzten ſich von einem nahegelegenen Thurme herab. —

Sultan Malek-Schah ließ den Scheik auffordern, ſich ihm gutwillig zu unterwerfen; der Alte vom Berge wandte ſich ganz kalt gegen ſeine Leibwache, befahl dem Einen, ſich zu ermorden, dem Andern ſich vom Felſen herabzuſtürzen, und kaum hatte er den Befehl ausgeſprochen, ſo war er auch ſchon vollführt. Darauf wandte er ſich an den Geſandten des Sultans: »Geht hin« — waren ſeine Worte, »und verkündet euerm Herrn, daß ich noch 70,000 habe, die auf den erſten Wink von mir ſich opfern werden.« —

Auf Befehl ihres Tyrannen ermordeten ſie Prinzen auf den Thronen. — Sie änderten nach Erforderniß der Umſtände Sprache, Kleidung, Sitten, ja ſelbſt — zur Täuſchung — äußerlich — die Religionen. —

Als Saladdin bey der Belagerung von Mambedge in Oberſyrien den Platz beſtimmen wollte, von welchem aus die Stadt am vortheilhafteſten zu belagern wäre, entfernte er ſich von ſeinem Gefolge. Aber plötzlich war er von einem ſchnell herbey geeilten Manne am Kopfe verwundet. Saladdin entwaffnete, und tödtete ihn, als ſchnell ein zweyter herbeyeilte, das mißlungene Verbrechen auszuführen, doch er hatte ein gleiches Schickſal. Bey einem dritten war es derſelbe Fall. Dieß alles geſchah ſo ſchnell, daß ſelbſt Saladdins Wache nicht Zeit hatte, dieſe Abſcheulichkeiten zu hindern.

Nach dieſer Begebenheit ging Saladdin tiefſinnig in ſein Zelt, und ließ eine genaue Unterſuchung unter ſeinen Hausleuten anſtellen, um dieſem Greuelverſuche auf die Spur zu kommen. — Dieſe entdeckte ſich aber für ihn nie. — Es waren Unterthanen des Alten vom Berge. Die drey Mörder waren, um deſto leichter ihr Geſchäft auszuführen, in Saladdins Dienſte getreten, und trugen die Kleidung ſeiner Mammelucken.

Der Scheik ſuchte die Schwärmerey ſolcher Menſchen zum Fanatismus durch einen ſinnlichen Vorgeſchmack der Freuden des Paradieſes, ehe er ſie zu Meuchelmördern ausſandte, zu ſteigern. Man berauſchte ſie durch Kräuter-Paſteten aus Hyaſciamos, trug die in feſten Banden des Schlafes Gehaltenen, in paradieſiſche Gärten, und ſagte ihnen,

als ſie von dieſen Säften umnebelt erwachten, und ihren Sin
nicht trauten: »Dieß iſt ein Vorgeſchmack des Paradieſe
und entließ ſie ſodann zur Bewerkſtelligung ihren Mordthaten.

Die Aſſaſſinen begannen ſich in die Gerechtſame der Templer zu
ſchen, und mehrere wollten die chriſtcatholiſche Religion annehmen, al
die Templer ließen deren Abgeſandte an König Almerich tödten, u
weigerten die Auslieferung des Mörders, deſſen Tod ſie verlangten. Al
aber König Almerich denſelben in gefängliche Haft nehmen lie
und zu beſtrafen gelobte, ſo wollte der Orden in Maſſa gegen die Aſſa
nen aufſtehen, um ſelbe ſich ſelbſt unſchädlich zu machen, — allein du
Almerichs Tod ward dieſes Hinderniß von ſelbſt gehoben.

— X —

Die Statue der Gelegenheit und der Wandere

(Frey nach dem Lateiniſchen des Auſon.)

Wanderer.
Sage, welches Meiſſels Kunſt
Hat dir Leben eingehauchet? —
Statue.
Deſſen, den des Glatzkopfs *) Gunſt
Einſt zu Pallas Bild gebrauchet:
Den Homeros Geiſt entzücket,
Jenen ewig zu beleben,
Deſſen Wink die Welten beben: —
Der ihn zum Olymp entrückt. —
Wanderer.
Welche Gottheit ſchwebeſt du
Aus den Sphären ſchnell uns zu?
Statue.
Bin die Gunſt des Augenblickes,
Bin die Mutter deines Glückes.
Selbſt die Seltnen, die mich kennen,
Seh' ich ſchnell vorüber rennen,
Um Fortuna zu erjagen,
Eh' ihr Augenblick geſchlagen:
Bin euch die Gelegenheit.
Wanderer.
Schwebſt auf ſchnellen Rades Bogen:

---

*) Phidias, dieſer geniale Glatzkopf, den Homers: „qui nutu tremefaci
Olympum," zu ſeinem Jupiter begeiſterte.

Statue.
Bin gleich wieder fortgezogen!
Wanderer.
Flügel an den flücht'gen Sohlen? —
Statue.
Kann die Vögel überholen!
Wanderer.
Wie? — In's Antlitz hangen Locken!?
Statue.
Suche mich. — Nicht aufgeſchrecken
Sollſt du ſeyn durch meine Nähe!
Lacht Fortuna dir, ſo ſpähe. —
Wanderer.
Jugend ziert dich, doch dein Haupt
Iſt des ſchönſten Schmuck's beraubt!?
Statue.
Kahl im Nacken und am Scheitel,
Iſt wohl jedes Haſchen eitel:
Nur die knappgedrehte Flechte
Gibt die bald entſchwundne Rechte.
Wanderer.
Sieh zurück! — Du biſt enteilt!
Statue.
O der Reue Göttinn weilt!
Iſt der Augenblick entſchwunden,
Bleibt der Harm durch lange Stunden. —
Mußt mich ſelber überraſchen,
Willſt du mich im Fluge haſchen. —
Weilſt du ſtets noch fragend hier? —
Wirſt dich gleich an Jene wenden:
„Sie entſchlüpfte meinen Händen!“ —

Michael von Molitor.

* * *

Begriffe von Gott.

(Ein Mährchen.)

Von J. F. Caſtelli.

In ſehr alter Zeit flüchtete ſich eine Familie, um den Verfolgungen eines der grauſamſten Beherrſcher Aſiens zu entgehn, in ein wildes unbewohntes, von Gebirgen eingeſchloſſenes Thal. Die Oberhäupter der Familie gingen dort zu Grunde, ohne ihre Kinder erzogen zu haben, und dieſe wuchſen unwiſſend empor, und wurden die Stammväter eines kleinen Volkes, welches ſich in Einfalt und Einfältigkeit vermehrte. Dieſes Völklein hatte zwar wenig Bedürfniſſe, aber auch wenig Begriffe von ſich ſelbſt und der Welt, doch wußten dieſe Menſchen (wenn man ſie anders ſo nennen darf) durch eine verwirrte Tradition, von ihren Vorältern her, daß es ein mächtiges überirdiſches Weſen gebe, welches Alles um ſie her und auch ſie ſelbſt erſchaffen habe. Sie konnten ſich zwar nicht erklären, wie dieſes Weſen ausſehe, wo es wohne, und welche ſeine Handlungsweiſe ſey, allein ſie verehrten als ſolches den Waldſtrom, der über ihr Gebirge herabſtürzte; denn es erquickte ſie ſein Waſſer, und ſein Geräuſch machte ihnen Furcht.

Der Schnee ſchmolz im Frühjahr in den Gebirgen, und dieſer Waldſtrom ſchwoll ſo ſehr an, daß er ſeine Ufer überſchritt, das ganze Thal überſchwemmte, und Thiere, Menſchen und deren Wohnungen mit ſich fortriß. — Da zitterten ſie vor ihrem Gotte und ſprachen: »Er iſt gegen uns erzürnt, laßt uns ihn dadurch wieder beſänftigen, daß wir ihm das Liebſte, was wir haben, opfern.« Sie beſchloſſen, in Folge deſſen, ihre Kinder in die Fluthen zu ſtürzen.

Die Eltern weinten und erwarteten zitternd den Tag des Opfers. Dieſer erſchien, und ſchon führten die Mütter ihr Liebſtes dem Strome entgegen, da erſchien plötzlich ein Fremder mitten unter ihnen. Er nannte ſich Maho, (Sohn des Meeres) und redete ſie an: »Warum wollt Ihr unſchuldige Kinder opfern? ſucht lieber den Strom zu bekämpfen!« Allein das Volk wich ſchaudernd zurück, und rief: »Hört ihn nicht, er läſtert unſern Gott!«

Der Fremde trug eine Leyer, und griff in deren Saiten. Sie klangen ſo lieblich, daß ſich das Volk alſogleich wieder um ihn ſammelte, und den Tönen unter fröhlichen Tänzen bis an den Fuß des Gebirges folgte. Seinem Beyſpiele nach brachen ſie Steine aus den Gebirgen, legten ſie an beyden Ufern des Stromes aufeinander, und bildeten auf dieſe Art einen Damm. Im nächſten Frühjahr ſchmolz der Schnee wieder, der Strom ſchwoll wieder an, allein er zürnte und rauſchte vergebens, und konnte die ihm vorgeſchriebenen Gränzen nicht durchbrechen.

Das ganze Volk ſtaunte den Fremden an, und ſchrie: »Maho, Maho iſt Gott!« Allein dieſer verſetzte: »Wenn ich Gott bin, ſo ſeyd Ihr es Alle auch; denn Ihr Alle habt ja den Strom durch Eure Kräfte eben ſo gut bekämpft, als ich, ich habe Euch nur dieſe Kräfte kennen gelehrt. Erforſcht Euer Herz, übt das, was es Euch befiehlt, und Ihr werdet anfangen Gott kennen zu lernen.«

»Wo iſt er? Wo wohnt er?« fielen tauſend Stimmen ihm in die Rede. — Maho antwortete ihnen nicht, allein er lehrte ſie die Erde bearbeiten, und Bäume pflanzen. Sie bemerkten bald, daß der Thau und der Regen ihre Felder fruchtbar machte, und den Segen von oben brachte. Da ſprachen ſie: »Gott iſt über uns, die Wolken ſind ſeine »Wohnung. Laßt uns ihm die ſchönſten unſerer Früchte anbiethen, »damit er zu uns hernieder ſteige.« Sie bauten aus Baumzweigen eine Hütte auf einen Hügel, und verbrannten dort die Erſtlinge ihrer Blumen und Früchte, damit ihr Rauch emporſteige, und ihrem Gotte den Wohlgeruch derſelben darbringe.

Obſchon ſie übrigens von Gott nur verwirrte und ſehr unvollkommene Begriffe hatten, ſo wurde ihr Thal doch allgemach immer ſchöner und fruchtbarer, und das Volk war glücklich in ſeiner Einfalt. Auch das Verlangen, das unbekannte höchſte Weſen zu ſehen, wurde immer lebhafter, und ſie ſprachen zu dem weiſen Maho: »Entwirf uns doch »ein Bild von Gott, damit wir uns ihn vorſtellen können; denn er »will nicht zu uns herabſteigen.« Maho lächelte und meiſſelte ihnen ein Bild von menſchlicher Geſtalt. Sie ſtellten dieſes Bild unter einem Zelte auf, und nannten das Zelt, das Haus Gottes. Von dieſem Augenblicke an fragten ſie nicht mehr, wo Gott wohne; denn ſie nahmen das Bild Gottes für Gott ſelbſt.

Dieß mißfiel dem weiſen Fremden und er ſprach zu dem Volke: »Ihr ſollt Euch überzeugen ob dieſes Bild wirklich das unbekannte »höchſte Weſen ſey oder nicht.« Und alſogleich legte er Feuer an in dem Hauſe Gottes, und dieſes ward in einigen Minuten ſammt dem Bilde verzehrt. Da ſchrie das Volk: »Wir ſehn wohl ein, das Bild war nicht Gott!« aber zugleich fragten ſie auch auf's Neue: »Wo iſt alſo Gott zu finden?« Der Fremde antwortete: »Schaut um Euch, die Bäume und Blumen wachſen und blühen, und die Erde gebiert tauſend und abermaltauſend Weſen vor Euern Augen, ein unſichtbarer Hauch belebt und durchdringt ſie, obſchon ihr weder die Geſtalt noch die Weſenheit dieſes Hauches kennt, der Berg und Thal, Menſchen und Thiere belebt.« Das Volk erwartete nicht die Folge ſeiner Rede. — Nun wiſſen wir Alles, — ertönte es von allen Seiten. — Gott iſt ein Hauch, und der Hauch iſt Gott. Er durchdringt die Erde und wohnt in Menſchen und Thieren. — Doch der Weiſe erwiederte: Kümmert Euch weder um die Geſtalt noch um den Nahmen des höchſten Weſens. Seyd wohlthäthig gegen einander, wie der Hauch, der Alles durchdringt; dann wird jenes unbekannte Weſen von ſelbſt zu Euch kommen.

Zu dieſer Zeit erhob ſich unter dem Volke ein ſtolzer neidiſcher Mann, der den weiſen Fremden mit eiferſüchtigen Blicken anſah, und ihn ſchon darum haßte, weil ihn alle Andern verehrten. Man nannte ihn Zalmi, (den Düſtern) weil er ſich mit einer düſtern und kummervollen Miene von aller Welt entfernte.

Eines Tages ließ ſich ein fürchterliches Ungeheuer in dem Thale ſehen. Es war ein ſehr großer Löwe, welcher über die Gebirge gekommen war. Menſchen und Thiere griff er an, und verbarg ſich erſt, nachdem er ſich im Blute gebadet hatte, in eine Höhle. Die Bewohner des Thales meinten, dieß ſey ein übernatürliches Weſen, welches die Erde ausgeſpien habe, und ſie verkrochen ſich in ihre Hütten, allein der weiſe Maho ſagte ihnen: Es ſey nothwendig dem Ungeheuer entgegen zu gehen. Er ſtellte ſich an ihre Spitze und ſie folgten ihm. —

Da der Zug bey Zalmi's Hütte vorüber ging, zeigte ſich dieſer an der Thüre, beſchimpfte den Fremden und ſprach zum Volke: »Er führt Euch gerade in den Rachen des Ungeheuers, damit ſich Eure Anzahl vermindere, und er deſto leichter über Euch Herr werden möge. Dieſer Böſewicht iſt mit dem Ungeheuer im Einverſtändniſſe.«

Maho ſchwieg, aber das Volk war außer ſich vor Schrecken. —

Zalmi hatte einen zweyjährigen Sohn, welcher eben vor der Hütte ſpielte. — Da kam der Löwe daher, und ſtürzte brüllend auf den Kleinen los. Das Volk wich, laut ſchreyend, zurück. Zalmi und ſein Weib ſtanden ſtarr vor Schrecken. Maho allein warf ſich dem wüthenden Thiere entgegen, verſetzte ihm einen Schlag mit ſeiner Keule, — der Löwe ſtürzte, erhob ſich aber auf's Neue; und ſtürzte nun noch heftiger brüllend auf Maho los. Noch einmal hob Maho hochauf ſeine Keule, und todt ſtürzte das Unthier zu ſeinen Füßen hin. — Kaum hatte Maho — der mit Schweiß und Blut bedeckt war — mehr ſo viel Kraft, das Kind vom Boden aufzuheben, und es ſeinem grauſamen Gegner in die Arme zu legen. Da fielen Vater und Mutter vor ihm in den Staub auf ihre Angeſichter, und ſprachen mit Thränen: — Großmüthiger! wir ſind nicht würdig unſere Augen zu Dir zu erheben.

Auch das Volk kam wieder herbey, und wollte den Beſieger des Ungeheuers knieend verehren. »Biſt Du denn ein Sterblicher?« — redeten ſie ihn an — »oder biſt Du das unbekannte höchſte Weſen in menſchlicher

Geſtalt, Du, der Du Dich ſo gütig gegen Deinen Feind zeigteſt, der Du Dein eigenes Leben nicht ſchonſt, um Andern Gutes zu thun?«

So redete das Volk, aber Maho verſetzte:

Meine Kinder! Ich bin ein Menſch, wie Ihr. Eine geheime Stimme, welche in meinem Herzen ſpricht, befahl mir, ſo zu handeln, wie Ihr ſo eben ſaht. Eine ähnliche Stimme ſpricht auch in Euer Aller Herzen. Ja, dieſelbe Stimme ließ ſich ſogar in Zalmis Herzen hören, der mich haßte. Sie war es allein, die ihm zurief: Wirf dich auf dein Antlitz und weine! Und ſeht, eben dieſe Stimme ſpricht auch in dem Herzen ſeines kleinen unmündigen Kindes, denn es faßt meine Knie mit ſeinen zarten Händchen, und liebkoſt mir. Dieß, meine Freunde, iſt der Hauch und die Stimme des unſichtbaren höchſten Weſens. Gehorcht dieſer Stimme, und Ihr werdet dieſes Weſen ganz kennen lernen; denn die Gottheit iſt uns am nächſten in unſern Herzen.

Und das ganze Volk ſchrie: — Wir erkennen nun, daß es weder auf die Wohnung, noch auf das Bild, noch auf den Namen ankömmt. — Gott iſt überall, er hat alle Geſtalten und alle Namen zugleich.

Und ſeit dieſem Tage verehrten ſie das höchſte Weſen durch Treue, Liebe, und kindliche Unſchuld. — Ihre Augen öffneten ſich immer mehr dem Lichte, und nie mehr hörte man ſie fragen: »Wer iſt Gott, wo wohnt er?«

Die alten Deutſchen.

Wir machen auf das Werk des bayriſchen Herrn Regierungsrathes Barth: »Deutſchlands Urgeſchichte,« als ein durch neue Erörterungen und ſcharfſinnige Anſichten ſich vortheilhaft unterſcheidendes Denkmal deutſchen Forſchungsgeiſtes, aufmerkſam, und heben aus demſelben folgende Thatſachen, welche den Character der damaligen Nationen höchſt treffend ſchildern, als Proben aus:

Als die Iſtrier ihre belagerte Hauptſtadt Meſartium nicht länger halten konnten, führten ſie Weiber und Kinder auf die Mauer, tödteten ſie vor den Augen des ſtürmenden Feindes, und fielen im Kampfe, oder in ihre eigenen Schwerdter. — Eben ſo die Euganer in Stonos (dem heutigen Tirol). Als ſie ſich überfallen, und zu ſchwach zur Gegenwehre erkannten, tödteten ſie Weiber und Kinder zündeten die Stadt an, und ſtürzten ſich in die Flammen. Nicht ein Knabe blieb übrig, welcher das Joch der Knechtſchaft ertragen hätte. —

Zu Sieg und Tod verbunden, hatten ſich die auf den raudiſchen Fluren (bey Vercelli oder Verona?) in den erſten Reihen fechtenden Cimbrer, bey den Gürteln, aneinander gekettet, keiner konnte weichen, niemand ſich trennen. — Das Morden endete die Schlacht ohne Entſcheidung. — Als die Tapferſten gefallen waren, floh der hintere Haufe. Da ſtanden in ſchwarzer Kleidung die Weiber auf der Wagenburg, und mordeten die Fliehenden, ſelbſt die darunter befindlichen Gatten, Brüder, Väter. — Eine Weibsperſon tödtete die andere. Viele Männer knüpften ſich an die Hörner und Beine der Stiere, ſo daß ſie todt geſchleift wurden. —

Notizen und Correſpondenz-Nachrichten.

Einer rechten Theorie muß immer die Praxis vorausgegangen ſeyn. Als Frucht der letzten ruſſiſchen Campagne bewundern Phyſiker folgendes ſo eben erſchienene Werk: Des effets et des proprietés du froid, avec un apperçu hist. et medical sur la campagne de Russie, par Moricheau-Beaupré.

Die Proceßkoſten des Wellington-Büſcher'ſchen Streits betrugen: 1) für den Fiſcus 2 Franken 25 Centimen, 2.) für den Beklagten 1 Fr. 25 Cent. Das Juſtizweſen muß in Belgien alſo eine ganz eigene Einrichtung haben.

Petersburg zählte im J. 1796, Einwohner 225,200, und 4000 Häuſer; gegenwärtig hat es 386,300 Einwohner, und 8400 Häuſer, worunter jedoch 5300 hölzerne.

Das ſonſt ganz unmerkwürdige Bagnenthal in der Schweiz hat gleichwohl die juridiſche Merkwürdigkeit, daß unter ſeinen Bewohnern ſeit einem Jahrhundert kein Proceß vorgefallen iſt.

In Oberegypten herrſcht eine außerordentliche Wohlfeilheit. Tauſend Eyer koſten 1/2 Dollar (1 1/4 fl.), für denſelben Betrag kann man 10 Hühner und ſo viel Tauben haben, als man nur will.

Schweden, welches ſeit einem Jahre die beliebten Dichter Oxenſtiern und Adlerbeth, den ausgezeichneten Redner Wingård, und den berühmten Botaniker Schwartz durch den Tod verloren hat, bedauert nun auch den Verluſt des Profeſſors Ritter von Breda, eines ſeiner verdienſtvolleſten Künſtler und erſten Hiſtorienmahler, der neuerlich in Stockholm im 59. Jahre des Lebens verſtorben iſt.

Das Werk: Inductions morales et physiologiques betitelt, von A. H. Keratry (Paris, bey Maradan) wird für das beſte und wichtigſte gehalten, welches die franzöſiſche Philoſophie ſeit einem halben Jahrhundert geliefert hat. Der Weg der Induction, welcher auf Beobachtung und glücklicher Zuſammenſtellung von Thatſachen beruht, ſcheint auch der den natürlichen Anlagen des franzöſiſchen Geiſtes angemeſſenſte zu ſeyn. Die ſpeculative Reflexion iſt und bleibt dagegen das angeborne Erbtheil des deutſchen Geiſtes.

Der gelehrte Linguiſt Moriſſon läßt nun ſein chineſiſches Wörterbuch drucken. Alle Koſten werden von der Oſtindiſchen Geſellſchaft beſtritten. Der Preis eines Exemplars wird 20 Guineen ſeyn; man druckt nur 150. Das Werk hat 3 Theile; der erſte die Einleitung und den Schlüſſel; der zweyte das engliſch-chineſiſche Lexicon von 40,000 Wörtern; der dritte das chineſiſch-engliſche. — Von der Sanscrit, die für die Urquelle aller Sprachen angeſehen werden kann, welche durch Wortbiegungen Verhältnißbegriffe bezeichnen, werden immerfort die vortrefflichſten Wörterbücher und Sprachlehren geliefert.

Im Königreich Würtemberg iſt die bisherige Hundeſchau aufgehoben, und dafür eine Abgabe von 4 Gulden auf entbehrliche (Luxus-) Hunde, zum Beſten der Local-Armencaſſe, eingeführt.

Neuorleans beſitzt vier engliſche und franzöſiſche Tagblätter. Kürzlich iſt der franzöſiſche Catechismus gedruckt worden. In den Städten herrſcht viel Luxus; auf dem Lande die Trunkenheit. Um 8 Uhr Abends treibt das Signal der Kanonenſchüſſe die Neger in die Häuſer; Jedermann begibt ſich um dieſe Zeit nach Hauſe. Die Religion iſt catholiſch; der Clerus unter dem zu St. Louis reſidirenden Biſchof. In der Stadt Orleans ſteht alles Geiſtliche unter dem Pater Anton. Die Leichen werden beſtens wie hochzeitlich geſchmückt begraben.

In London verfertigt man eiſerne Patentſärge, die in eiſerne Patentgräber geſetzt werden; beyde ſind wohlfeiler und nehmen weniger Platz ein.

Die Nordamericaner ſuchen nun auch Geſellſchaften zu bilden, die ſich anheiſchig machen, ſich bloß in einheimiſche Stoffe zu kleiden, und alle engliſchen Fabricate zu meiden.

Jene Verleger, deren gemeinſchaftlicher Namenstag den 25. Oct. fällt, werden nicht ermangeln, ſich für nachſtehendes vielſeitig practiſche Werk zu intereſſiren: Sammlung franzöſiſcher Schriftſteller aus dem 19ten bis in das 13te Jahrhundert zurück, von Dr. J. W. W. Schmidt. (Berlin Nicolai 1818). Es führt dieſe ſchöne Aufgabe in 24 Abſchn. durch, (eigentlich geht es bis zum 9ten Seculum zurück, weil es mit dem Eid Ludwigs des Deutſchen in der romaniſchen Sprache 842 ſchließt). Die poetiſchen und proſaiſchen Stücke machen immer ein Ganzes; es iſt Alles da, was die Eigenthümlichkeit characteriſirt; treffliche Noten, ein Lexicon ꝛc, vollenden den Werth. Wir bedauern, wie überall, die Beſchränkung des Raums.

Der Titel des von dem Ritter Peſſarovius in Petersburg, zum beſondern Vortheil vaterländiſcher Krieger, erſcheinenden Journals (ſ. Nr. 2 des Conv. Bl.) iſt nach einer neuern detaillirten Angabe: Kriegszeitung oder der ruſſiſche Invalide. Der menſchenfreundliche Herausgeber iſt gegenwärtig mit einer franzöſiſchen Ueberſetzung von Schuberts Anſichten von der Nachtſeite der Naturwiſſenſchaft, beſchäftigt. Man begreift, warum er die Uebertragung dieſes abſtracten und eſoteriſchen Werkes nicht in ruſſiſcher Sprache vornimmt.

Die ruſſiſchen Bibelgeſellſchaften ſind außerordentlich thätig. Die in Petersburg hatte vom Kaiſer das Privilegium einer Buchdruckerey in Abo, und neuerlich die Stereotyptafeln aus England zu dem neuen Teſtament in neugriechiſcher Sprache erhalten, um eine Auflage von 300,000 Exemplaren zu veranſtalten. Selbſt die burätiſchen heidniſchen Völker in Siberien haben eine bedeutende Subſcription auf die Bibel in mongoliſcher Sprache eröffnet.

Der ruſſiſche Dichter Derſchawni (ſeine frühern Poeſien hat, wenn wir nicht irren, Kotzebue deutſch gegeben) ſchrieb eine treffliche Ode an Gott. Der Kaiſer von China ließ ſie überſetzen, nebſt dem Original auf koſtbares feines Gewebe ſchreiben, und an die Wand eines ſeiner Prachtſäle heften.

Die Engländer haben in Neuholland weitere Entdeckungen gemacht. Capitän King drang bis hinter die Roſamary-Inſeln, wo Dampierre geglaubt, daß ein großer Fluß oder eine Bucht ſey; King fand es nicht beſtätigt. Als er bey Vandymens-Bay, nördlich von Neuholland, ankam, entdeckte er einen großen Fluß, der an der Mündung ein beträchtliches Delta bildet. Er fuhr dieſen Strom mit einem Schoner 60 Meilen aufwärts, wo der Fluß noch mehr als 400 Fuß breit war.

Eine auffallende Erſcheinung iſt es, daß in einem Paris nun auch Lobredner der Volksdummheit aufſtehn können. (Gegen die Aufklärung hat zwar ſchon Napoleon in einem gewiſſen Sinn geeifert, da es ihm eigentlich nur um eine polytechniſch-militäriſche Nation zu thun war.) Selbſt mehrere Schriftſteller gehn von dem liebenswürdigen Princip aus, daß man wohl viel wiſſen aber nicht viel denken müſſe. In der 5ten Lief. des Memorial de l'homme public wird ohne Weiterem gefragt: Soll ein Volk aufgeklärt ſeyn? — Und die Antwort beſtand — in einem vernehmlichen »Nein!« Denn, hieß es, wozu ſoll der gemeine Mann leſen und ſchreiben lernen, Schulen und Schulmeiſter haben? Andere Kenntniſſe machen ihm den Pflug verächtlich. — Herr Boutroux kramt ſeine philantropiſchen Geſinnungen ſofort mit folgender Exclamation: »Durch wen wurden ſo viel Ehrenleute, die auf dem Lande wohnten, während der Revolution angeklagt? — Durch die Dorfgelehrten und Dorfſchulmeiſter. — Und durch wen wurden ſie gerettet? — Durch ehrliche Bauern, die nicht das Abc konnten!« Bewahre uns o Herr vor ſolchem Scharfſinn! — Boutroux findet Anhänger. Doch commentirt der Herausgeber des Memorial das Wort peuple etwas delicat durch plebs, menu peuple, und macht es zu einer höchſt wichtigen Frage der économie politique: quel genre d'éducation appartient à la classe du menu peuple? Hierbey bemerkt der Mittheiler ſehr richtig, daß jener Preisfrage immer noch die vorangehen müßte: »Wie weit bis zum hohen Adel herauf erſtrecken ſich die Gränzen des menu peuple?«

Die Zeitſchrift: »Der neue graue Mann« in Paris, kündigt ein ganz originelles Journal an, das weder eines Redacteurs noch Cenſors bedarf, noch jemals von der Polizey angefochten werden kann. Es iſt ein Verbal quotidien, ein täglich mündliches Journal, das eine Geſellſchaft von Damen herausgeben wird. In Paris werden dazu 12 Hörſäle eröffnet; eloquente Virtuoſinnen, eine alte Marquiſe ꝛc. präſidiren. Täglich hält man vier Sitzungen; die Präſidentinn functionirt als Zeitung, Alles, was die Cenſur geſtrichen, wird mündlich vorgetragen ꝛc.

Der phantaſie- und geiſtvolle Freyherr von Steigenteſch gibt (bey Heyer in Darmſtadt) eine Auswahl ſeiner Werke in 6 Bänden heraus: (1. Gedichte und Mährchen, 2. u. 3. Luſtſpiele, 4. Marie, 5. Kleine Erzählungen, 6. vermiſchte Schriften.) Man ſubſcribirt bis Oſtern mit 18 fl. C. M. Velin, mit 13 fl. 30 kr. Schreibp.

Zur Geſchichte der Nachdrucker-Unverſchämtheit folgender Zug: Beym Aachner-Congreß wurde von einem Memoire sur l'etat actuel de l'Allemagne eine kleine Anzahl (von 50 Exempl.) auf hohen Befehl bloß zur confidentiellen Mittheilung an die verbündeten Mächte gedruckt. Von dieſer officiellen Schrift nun exiſtirt, ſelbſt mit dem Namen des Redacteurs, ein, ohne Zweifel auch in Deutſchland veranſtalteter Nachdruck. (!!)

In Peſt macht der Engländer Watts Anſtalten zu einer Stereotyp-Pracht-Ausgabe des ungariſchen Corpus Juris. Die darin vorkommenden Portraits der Könige werden in London geſtochen. — Ein junger Gelehrter in Peſt arbeitet an einer Vertheidigung des Werböcz. Er will unter andern beweiſen, daß Werböcz ein Deutſcher war, und Hunt geheißen habe.

Gedruckt bey J. B. Wallishausser.

Converſationsblatt.

7.

Freytag, den 22. Januar 1819.

Nordpol-Expeditionen.

Dafür und dawider; Poliſten und Antipoliſten.

(Fortſetzung von Nr. 5.)

Die Vortheile, welche das Verſchwinden des Eiſes für die Menſchheit überhaupt, für die Fortſchritte der Wiſſenſchaft und Erweiterung des Handels hervorbringen kann, ſind folgende: 1.) Die mögliche Einwirkung des Verſchwindens einer ſo großen Eismaſſe auf unſer eignes Klima. 2.) Die Gelegenheit, das Schickſal der lange verlornen Niederlaſſung an der Oſtküſte von Alt-Grönland zu erforſchen. 3.) Die Erleichterung der Mittel zur Berichtigung der ſehr mangelhaften Erdbeſchreibung der Arktiſchen Regionen, und des Verſuchs der Umſchiffung Grönlands, einer unmittelbaren Durchfahrt über den Pol, und einer mittelbaren, vermöge eines Umwegs längs der Nordküſte America's, in den ſtillen Ozean. — Alſo:

I. Die Einwirkung ungeheurer Berge und Inſeln von Eis auf die Umwandlung der Temperatur zeigt ſich namentlich auf Island, das einſt mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt war, und unverkennbare Spuren ehemaliger guter Vegetation trägt, jetzt aber nur noch wenige verkrüppelte Birken und zwergartige Küchengewächſe hervorbringt. — In der Schweitz bezweifelt man keineswegs, daß die zunehmende Kälte mit dem fortſchreitenden Anwachſen der Eisberge, gegen die Thäler hin gleichen Schritt gehalten habe. In Nordamerica hat man die nähmlichen Wirkungen verſpürt. — Daß auch unſer Klima im Laufe der drey letzten Jahre durch das Herabflieſſen des Eiſes ins atlantiſche Meer gelitten hat, iſt durch genaue Beobachtungen vergewiſſert. Im Sommer 1816 und 1817 fiel das Queckſilber unwandelbar bey weſtlichen Winden. Es iſt erwieſen, daß einſt Weinberge in England ſehr allgemein waren. — In England war im Sommer 1816 die Wärme nicht hinreichend, das Korn gehörig zu reifen, und ſeit 16 Jahren hatten dort die Obſtgärten keine reiche Erndte geliefert. — Iſt gleich der Wechſel der Temperatur von mannigfachen Urſachen abhängig, ſo kann doch ſchon die bloße Wirkung der Atmosphäre, erkältet und verdichtet über einer eiſigen Oberfläche von wenigſtens 50,000 Quadrat Meilen, und aus Weſten unmittelbar eindringend, auf die brittiſchen Inſeln, allen übrigen Urſachen zuſammen gleich geweſen ſeyn. —

II. Eine Centralkette hoher Gebirge, mit ewigem Schnee bedeckt, ſcheidet Alt-Grönland in 2 abgeſonderte Theile, zwiſchen welchen alle Gemeinſchaft zu Lande und zur See abgeſchnitten iſt. Die däniſche und norwegiſche Kolonie im Weſten ward in Feindſeligkeiten mit den Esquimaux zerſtört. — Im Jahre 1721 ward eine neue Kolonie an der Weſtküſte Grönlands angelegt, die ſich nach den neueſten Nachrichten auf wenigſtens 20,000 Menſchen beläuft. — Weit ausgedehnter war die däniſche Kolonie an der Oſtſeite, die (1406) durchs Eis in dem Grade unzugänglich geworden, daß von jenem Zeitpuncte an bis zum letzten Sommer, alle Gemeinſchaft mit den unglücklichen Koloniſten abgeſchnitten zu ſeyn ſcheint, und alle neuern Verſuche vergeblich blieben.

III. Das Abfließen des Eiſes darf man als eine bedeutende Erleichterung künftiger Entdeckungen in dieſen Weltgegenden annehmen, namentlich des Strebens nach der Umſchiffung Alt-Grönlands, und der Entſcheidung der lange beſtrittenen Frage über die Verbindung dieſes Landes mit dem feſten Boden America's, ferner der Erforſchung des auf den Karten unter dem Namen Baffins-Bey verzeichneten

Meeres, und der Löſung des wichtigen Problems, ob zwiſchen dem atlandiſchen und ſtillen Ozean (mittelſt einer Fahrt um die Nordküſte Nordamerica's) eine ungehemmte Gemeinſchaft vorhanden iſt. — Eine unaufhörliche Strömung aus Norden längs der Oſtküſte Nordamerica's und den weſtlichen Küſten Alt-Grönlands leitet auf die Vermuthung, daß zwiſchen der Davisſtraſſe und der großen Polar-Waſſermaſſe eine ununterbrochene Gemeinſchaft vorhanden iſt. — Aber dieß iſt nicht der einzige Beweisgrund einer fortlaufenden offenen See nach Norden. Eine unermeßliche Menge Treibholz iſt ſowohl durch dieſe nördliche Strömung, als längs der Oſtſeite von Grönland hinabgeſchwommen, und hatte zu Zeiten alle Bayen an der Nordküſte Island's gefüllt. Nichts von dieſem Holze konnte gegen Norden gewachſen ſeyn, da gegen Norden bloß zwergartiges Birkengeſträuch wächſt. — Daß viele dieſer Stämme noch neuerlich im Wachsthum geweſen waren, zeigten die daran hängenden Reſte von Baumrinden und Zweigen; ſie beſtehen aus Tannen, Lerchenbäumen, Eſpen und Baumarten, welche Producte Aſiens und America's ſind, und, aller Wahrſcheinlichkeit nach, die zahlreichen Ströme beyder Kontinente hinab, oder einige etwa durch die Behringsſtraſſe in den großen Polarwaſſerbehälter, und von dort mittelſt der Strömung durch den Ausfluß in den nördlichen Ozean fortgeſchwemmt ſind. — Man kann daher mit Grund ſchließen, daß zwiſchen dieſem Waſſerbehälter und der Davisſtraſſe eine freye und offene Durchfahrt ſeyn müſſe. — Der Umſtand, daß mehrere Seefahrer bis auf die Höhe von Baffin gekommen ſind, ohne das mindeſte Abzeichen von Land wahrzunehmen, vergewiſſert, daß die Bay, ſo wie ſie in den Karten verzeichnet iſt, gar nicht exiſtirt. Ein fernerer Beweis, daß Alt-Grönland eine Inſel iſt, läßt ſich daher entnehmen, daß Wallfiſche, die an den Küſten von Spitzbergen von Harpunen getroffen ſind, ſehr oft in der Davis-Straſſe mit dieſen Harpunen im Leibe erlegt werden, und umgekehrt. Hier kann kein Irrthum obwalten, da die Namen der Schiffe, und die Häfen, wohin ſie gehören, jederzeit auf dem Griffe der Harpunen eingegraben ſind. — Im Jahre 1805 verwundete Kapitain Franks in der Davis-Straſſe einen Wallfiſch, der nahe bey Spitzbergen von ſeinem Sohne erlegt worden, und noch die Harpune, mit des Vaters Namen bezeichnet, im Leibe trug. —

Da man ausfindig gemacht hat, daß die Nordküſte America's an den Mündungen der Flüſſe Makenzie und Coppermine ohngeſähr in der 70. Parallele der Breite endet, da das Eiskap der äußerſte weſtliche Punct America's iſt, und im Oſten niemand über den arktiſchen Kreis ihr Ende verfolgt hat, ſo darf man mit Grunde ſchließen, daß die Hauptlandzunge jener Küſte von einem Ende zum andern innerhalb der 69. und 71. Parallele der Breite begrenzt ſey. — Dieß erhält noch mehr Wahrſcheinlichkeit dadurch, daß die aſiatiſche Küſte mit Ausnahme von einem oder zwey Puncten beynahe dieſe beyden Parallelen entlang läuft. — Unwahrſcheinlich ſind nach den angeführten Thatſachen die Hypotheſen, daß das Feſtland von America mit Alt-Grönland, oder Neu-Siberien mit Nord-America zuſammen hänge. Noch weit unwahrſcheinlicher iſt die Meinung, daß Alt-Siberien mit America verbunden ſey, und eine tiefe Bay bilde, wovon die Behringsſtraſſe die Einfahrt ſey. Die Strömung, welche durch die Behringsſtraſſe in das Polarwaſſerbecken, und aus demſelben in den nördl. atlantiſchen Ozean fällt, iſt keineswegs bloße Muthmaſſung. Durch dieſe 2 Oeffnungen ſcheint eine ſtete kreisförmige Bewegung der Gewäſſer zwiſchen dem ſtillen und atlantiſchen Ozean in der nördlichen Hemiſphäre erhalten zu werden.

Die Urſachen des Mißlingens aller Verſuche, ſowohl die Durchfahrt zu bewerkſtelligen, als ſich von der Unmöglichkeit derſelben Gewißheit zu verſchaffen, läßt ſich leicht erklären. Da die Sommerſonne auf die ungeheuern Eismaſſen ſo wenig einwirkt, ſo häufen ſich ſelbe, und verbreiten ſich von Jahr zu Jahr über eine größere Fläche. Würden nun nicht große Theile durch die Strömungen häufig davon abgeriſſen und fortgeſchwemmt, ſo wäre die ganze Oberfläche der Durchfahrten und Meerenge im Laufe der Zeiten mit Eis bedeckt worden. — Aus dieſem Grunde finden wir die Bayen und Häfen von Neufoundland und Cap Breton, die Straſſe von Belleisle und die Küſten der Inſeln im Meerbuſen von St. Lorenz jährlich mit Eis angefüllt, obwohl mehrere derſelben ſogar um viele Grade ſüdlicher liegen, als London. Die nördlichen Durchfahrten und Inſeln, welche die Einfahrten nach Hudſonsbay bilden, ſind folglich nie frey von Eisbergen, und dennoch ſind alle auf Entdeckungen ausgeſegelten Seefahrer durch dieſe Straſſe paſſirt, und hatten gegen Eis, Strömungen oder Ebbe und Fluth an der Oſtküſte von America zu kämpfen, oder ſie hatten ſich ſo nahe an die Weſtküſte von Grönland gehalten, daß ihnen die nähmlichen Hinderniſſe aufſtießen. Die Mitte des Kanals der Davisſtraſſe iſt hingegen bekanntermaſſen in gewiſſen Jahrszeiten in weit höhern Breitegraden frey von Eis. — Spitzbergen iſt gewöhnlich mit Eis umgeben, allein gegen Norden iſt das Meer allenthalben ſo offen, daß es eine vorherrſchende Idee unter den Wallfiſchfängern iſt, man könne ſich von dort aus ohne Schwierigkeit dem Pole nähern. — Nicht ſowohl der Breitegrad, ſondern dieſe Anhäufung von Eis, rund um das Land, verurſacht die ſchreckliche Kälte und die ſtürmiſche Witterung in der Nähe von Spitzbergen und Nova-Zembla. Es wird alſo der Klugheit gemäß ſeyn, Land zu vermeiden, und ſich, ſo viel thunlich, in offener See, und an, oder nahe dem Rande der Strömung zu halten, wo man das Meer frey zu finden hoffen darf. Die Oberfläche des Meeres friert nicht leicht, und es iſt eine merkwürdige Thatſache, daß alles Eis, welches um die ſüdweſtliche Strömung rund um Spitzbergen angehäuft iſt, aus Feldeis, jenes hingegen, welches die Davisſtraſſe hinabfließt, aus Bergeis beſteht. Dieß leitet zur Vermuthung, daß das unbeſtimmte Land, Neu-Siberien genannt, der Urſprung von Eisbergen iſt; und wenn dem ſo iſt, muß das Meer, welches dieſe Bergmaſſen durchflieſſen, offen ſeyn.

Uebrigens wird die Durchfahrt des Pols die ungetheilte Aufmerkſamkeit des Seefahrers erfordern. — Sobald er ſich dem Puncte, welchem die Nordküſten von Europa, Aſien und America ſüdwärts liegen, nähert, ſo kann ihm unmöglich irgend etwas zur Beſtimmung ſeines Laufes behülflich ſeyn, als eine genaue Kenntniß der Zeit. Bey der nebelumhüllten Atmosphäre und bey dem gleich hohen Sonnenſtand muß er nicht erwarten, ſelbſt die anſcheinende Zeit durch Beobachtungen annähernd beſtimmen zu können. — Die Magnetnadel wird ſich ihrem unbekannten magnetiſchen Pole zuwenden, oder ſich von dem Puncte des Behältniſſes, in welchem ſie ruht, ſchnell rund umher bewegen, und was Nord war, wird jetzt Süd ſeyn, Oſt wird Weſt, und Mitternacht Mittagsſtunde ſeyn. — Dennoch wird die Fahrt über den Pol wahrſcheinlich eben ſo leicht gefunden werden, als die nordweſtliche Durchfahrt

Sollten aber auch alle Verſuche kein erfreuliches Reſultat geben, ſo wird es immer befriedigend ſeyn, durch Vergewiſſerung der Thatſache jeden Zweifel in dieſer Hinſicht zu heben; die Erdbeſchreibung der Nordküſte von America und der Weſtküſte von Grönland zu berichtigen; die Tiefe, Temperatur, Salzhältigkeit und ſpecifiſche Schwere des Seewaſſers; die Schnelligkeit der Strömungen, ſo wie den Zuſtand der atmosphäriſchen Electricität, und deren Zuſammenhang mit der Abweichung und Kraft der Magnetnadel in den arktiſchen Regionen zu vergewiſſern.« Dieß aus Barrows Abhandlung. —

Barrington, ein Mann von vieler Gelehrſamkeit, iſt ebenfalls den eifrigſten Poliſten beyzuzählen. — Vor länger als vierzig Jahren ſuchte derſelbe der Londoner Akademie der Wiſſenſchaften die Möglichkeit der Umſchiffung der Pole zu beweiſen. Im Jahre 1773 wurde eine Expedition unter Kapitain Phipps (nachmaligem Lord Mulgrove) auf Barringtons Verwendung ausgerüſtet. — Seine Schrift führt den Titel: Ueber die Möglichkeit einer Annäherung zum Nordpole. Mit einem Anhange über den nähmlichen Gegenſtand und über eine weſtliche Durchfahrt. 1818.*) Sie wird wohl bald überſetzt werden. Der Anhang des Obriſten Beaufoy enthält die eingezogenen Nachrichten der auf Spitzbergen lebenden Jäger, welche keinen günſtigen Erfolg hoffen laſſen ſollen. —

Herr Skoreby ließ eine Schrift über das Polar-Eis**) in den 2ten Band der Memoiren der Werneriſchen naturhiſteriſchen Geſellſchaft einrücken, als das Reſultat vieljährigen Studiums und mehrmaliger Reiſen nach Grönland. —

Hans Egede legte im Jahre 1721 in Grönland unter 64 Grad Nordbreite eine Colonie an, hielt ſich 15 Jahre als Miſſionär an jener Küſte auf, und gab in däniſcher Sprache 1757 eine, mit ſeiner Biographie verbundene, Beſchreibung von Grönland heraus. Herr Laing machte als Wundarzt in den Jahren 1806 u. 7, Reiſen nach Grönland und Spitzbergen. Herr O'Reilly, ebenfalls Wundarzt, gab ſeine Reiſe mit eben ſo vieler Anmaſſung als prächtiger Ausſtattung heraus.

Dieſe Schriftſteller, alle mehr oder weniger Poliſten, waren demnach, auf dem natürlichen Wege des Antagonismus, der Impuls zur Bildung der Parthey der Antipoliſten.

(Der Schluß folgt.)

---

*) The Possibility of appro a ching the North Pole asserted, by the Hon. D. Barrington. With an Appendix containing Papers ond the same Subject and on a North-West-Passage. — By Colonel Beaufoy. London. 1818.

**) On the Groenland or Polar Ice. By William Soresby jun. Esq. In the second Volume of the Memoirs of the Wernerian Natural History Society, printed at Edinburgh in 1818.

Notizen und Correſpondenz-Nachrichten.

Preſſante Wichtigkeiten für Freunde der Nationalcultur und des Menſchenwohls aus einem Pariſerbrief (Leipziger Modenzeitung): Man bekommt bey Weitem nicht mehr ſo viele veilchenblaue Hüte als gewöhnlich zu ſehen. Da es viele weiße Roben gibt, und man an das Weiße ſehr häufig eine roſenrothe Beſetzung macht, ſo bekömmt man eine ziemlich große Menge ſolcher Hüte zu Geſicht. Die Mode der Metallſchnallen nahm auf der linken Seite der Hutformen auf den Caſtorhuten ihren Anfang. Seit 6 Wochen ſieht man an einigen Roben von oben bis unten Bordenknopflocher; auf der Bruſt gibt es keine mehr. Auf den Spaziergängen hat man einige junge Leute mit olivengrünen Halstüchern geſehen. Porro?

An der Verſchönerung von Petersburg wird mit auſſerordentlichem Eifer und Koſtenaufwand gearbeitet. Auf dem Marsfelde ſind Suwarows und Romanzows Denkmäler aufgeſtellt worden. Die beyden Plätze führen auf Befehl des Kaiſers die Namen der zwey Heroen. Der bloße Transport dieſer beyden Monumente kommt auf 50000 Rbl. Das Denkmal Peters des I. erhält eine günſtigere Stelle, eine Veränderung, welche 100000 Rbl. koſten wird. Die Denkmäler Kutuſows und Barclais de Tolly's kommen vor die Cathedrale. Gebaut wird beyſpiellos viel und ſchnell. Der fürſtl. Labanow'ſche Pallaſt, zu dem im vorigen Jahre das Fundament gelegt worden, ſteht bereits unter Dach. Ueber die ſogenannte blaue Brücke wird eine neue Straſſe durch das Zſchernitſchew'ſche Palais angelegt. — Der Cenſur müſſen alle Muſikalien, die Textunterlagen haben, vorgelegt, und überhaupt 6 Pflichtexemplare verabreicht werden. — Die Virtuoſen Maurer und Czerwenka ſind nach Deutſchland gegangen. Madame Seſſi gibt auf dem Petersburger-Theater noch immer Vorſtellungen.

Herrn Hundeshagens Werk über Friedrich des Rothbarts Pallaſt iſt nun erſchienen. Es führt den Titel: »Kaiſer Friedrichs I. Barbaroſſa, Pallaſt in der Burg zu Gelnhauſen. Eine architectoniſche Urkunde vom Adel der von Hohenſtaufen, und der ſchönen Bildung ihrer Zeit. 2te Auflage gr. Med. Fol. [Velin, 20 Bogen und 13 Kupf. (12 fl. R. M.)« Es heißt zweyte Auflage, weil bey dem Bombardement von Hanau in der Druckerey der ganze Text in Flammen aufgegangen. Jedes Kupferblatt hat hiſtoriſchen und artiſtiſchen Text; den Beſchluß macht eine Betrachtung über die höhere deutſche Baukunſt im Mittelalter.

Von der ſeit 1. dieſes Monats hier erſcheinenden religioſen Zeitſchrift: »Oelzweige« ſind die erſten 6 Nummern bereits vergriffen. Der zunehmende Beyfall aller Wohlgeſinnten veranlaßt eine neue Auflage dieſer Nummern, und eine verdoppelte der kunftigen; ein Gedeihen, an welchem Alle, denen es um Beförderung chriſtlichen Sinnes redlich zu thun iſt, innigen Antheil nehmen werden.

In London erſchienen in den letztern Monaten 63 Zeitungen; von dieſen: 8 des Morgens, 7 des Abends, und 10 nur an Sonntagen. Die erſtern haben ungefähr 15000; die Abendzeitungen etwa 13000, und die Letztern 26000 Abnehmer; die an verſchiedenen Wochentagen ausgegebenen, 20000. Im Ganzen werden wöchentlich 240,000 Stuck Zeitungen debitirt. Der Verkaufsbetrag iſt 5000 Pfund Sterl. Die Inſertionsgebuhren machen 2200 Pf.; der Regierung werfen ſie 4000 Pf. ab. In den Provinzen werden jede Woche 250,000 Exempl. öffentliche Blätter gedruckt.

Der Schulrath Roſenheyn in Memel hat (bey Unzer in Königsberg) Horazens Werke in gereimten Ueberſetzungen und Nachahmungen von verſchiedenen deutſchen Dichtern ält. u. neuerer Zeit (in 2 Theilen) herausgegeben.

Der Prof. Wallraff erzählt in ſeinen kürzlich erſchienenen Beyträgen zur Geſchichte der Stadt Cölln, über die Leiber der heil. 3 Könige, daß es im J. 1164 dem Erzbiſchof Rainold gelungen ſey, allen Concurrenten zuvorzukommen, und die drey Leiber aus Mayland nach Cölln zu bringen. Dieſe Dislocirung wäre bald der Zunder eines Kriegs geworden. Der Pfalzgraf Konrad war mit einem anſehnlichen Heer ausgezogen, ſich der koſtbaren Beute zu bemächtigen (wir nehmen dieſes »koſtbar« nicht nach den am Grabmal der drey Leiber mit Edelſteinen reich verzierten Namen Casper, Melchior und Balzer); da er aber 100,000 Cöllner und Bundesgenoſſen als Oppoſitionsparthey bereit ſah, ſo zog er ab und ließ den Schatz fahren; Zugleich wird notificirt, daß man in jenen Zeiten die reichen und anmaſſenden Cöllner nicht anders nannte, als »die Herrn von Cölln.«

Die ruſſiſche Bibelgeſellſchaft hat durch Herrn Paterſons Sorgfalt eine engliſche Druckmaſchine erhalten, die durch leichte Beyhülfe dreyer Arbeiter in einer Stunde 800 und mehr Bogen auf beyden Seiten abdruckt. Gegenwärtig veranſtaltet man 12 Auflagen von 175000 Exempl. in 9 Sprachen, 11 Editionen von 49000 und 46500 in 8 Sprachen. Theils ſchon gedruckt, theils noch im Druck begriffen ſind von der heil. Schrift 59 Auflagen von 270600 Ex. in 21 Sprachen. Verkauft ſind 59832 Exempl., vertheilt 9100, und ſonſt in Umlauf durch die Comitteen 55000 Exempl.

Der geſchickte Büchſenmacher Diamanti in Rom iſt darauf verfallen, Kanonen vorzuſchlagen, die man am hintern Theile laden kann. Sein Modell wird in Rom zur Schau ausgeſtellt, nachdem es bereits den Beyfall der Sachverſtändigen erhalten hatte.

Der Prof. Mertens in Bremen, mit einer neuen Ausgabe des hochgeſchätzten Werks: Röhlings Deutſchlands Flora beſchäftigt, läßt alle ſüddeutſchen Botaniker einladen, ihm über die 12 erſten Claſſen des Linneiſchen Syſtems jede gemachte Entdeckung oder Berichtigung früherer Beobachtungen in Hinſicht auf den generellen oder ſpeciellen Character, Wohnort, Blüthezeit ꝛc. zur Vervollkommnung des Werkes mitzutheilen. Die Addreſſe direct, oder an ſeinen Verleger Herrn Wilmans in Frankfurt a. M.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationsblatt.

8.

Dinſtag, den 26. Januar 1819.

Gegenſeitiges Verhältniß des diplomatiſchen Corps an der hohen Pforte; Audienz-Ceremoniell der Bothſchafter.

Bey dem in Pera (einer Vorſtadt Conſtantinopels) befindlichen diplomatiſchen Corps bey der hohen Pforte, hat der franzöſiſche Geſandte den Vorrang. England ſendet zuweilen bloß einen Geſchäftsträger. — Der öſterreichiſche Internuntius behauptet den Mittel-Character zwiſchen einem förmlich accreditirten Geſandten, und einem bloßen Chargé d'affaires; führt aber, wie jener, den Titel Excellenz. Unter den Miniſtern ihres Ranges führen die Geſchäftsträger Spaniens und Rußlands den Vorſitz. Der Geſandte der vormaligen Republik Venedig übte über die Individuen derſelben die unumſchränkteſte Gewalt ſogar über Leben und Tod aus. — Jetzt hat der franzöſiſche Geſandte die ausgedehnteſte Gewalt über ſeine Landsleute. — Er hat ſogar das Recht, Perſonen, die das Anſehen ſeiner Nation zu beflecken geeignet wären, aus dem Lande zu bannen, und iſt nach einer mit der Pforte eigens abgeſchloſſenen Capitulation der Schutzherr aller Ausländer, deren Geburtsland keinen bevollmächtigten Miniſter an die Pforte ſendet. Sehr beſchränkt iſt die Macht des engliſchen Großbothſchafters. — Die Engländer ſind gewohnt, ihn mehr als einen von ihrem Lande aufgeſtellten Protector anzuſehen. Die Hälfte ſeiner Beſoldung wird von der engliſchen Compagnie in der Levante entrichtet, die auch den Geſandtſchaftsſecretär und die engliſchen Conſuln bezahlt, und ſogar ernennt. Die Ausſtellung der Diplome von Seite der Pforte an letztere, iſt mehr pro forma.

Will ein Miniſter ſeinen Pallaſt verlaſſen, ſo geſchieht es ſtets unter Vorausſendung mehrerer von ihm eigens hiezu aufgenommenen und beſoldeten Janitſcharen, welche das Volk mit Stecken oder langen Dolchen auseinander treiben, (ein ſonderbares: Viam date Consulis!) Die Etikette wird unter dem diplomatiſchen Corps und von dieſem gegen den Großherrn ſehr ſtrenge beobachtet. Bey dem letztern hat ein fremder Geſandter, wie auch beym Großvezier nie mehr als eine feyerliche Audienz. Bey den Miniſtern des Großherrn ſtatten ſie ſowohl Etikette- als Incognito-Viſiten ab. Der feyerlichen Audienz beym Sultan geht folgendes Ceremoniell voran:

Der fremde Geſandte übergibt ſein Beglaubigungsſchreiben an den Großvezier. Den Zug des Geſandten eröffnen Janitſcharen — dieſen folgen verſchiedene türkiſche Officiere, die Livreen des Pallaſts, und endlich der Geſandte, begleitet von ſeinem ſämmtlichen Perſonale, und der Kaufmannſchaft. Am Kai von Tophana finden ſich Fahrzeuge zur Ueberfahrt in Bereitſchaft. Bey der Ankunft in Conſtantinopel wird er in einem Kiosk empfangen. Nach einer Viertelſtunde ſteigt der Zug zu Pferde, und beobachtet gleiche Ordnung, wie vorher. Nächſt den Janitſcharen erblickt man die Dolmetſcher, die Secretärs, und den Kanzler der Geſandtſchaft. Der erſte Secretär trägt in erhobenen Händen und in einem Seckel von Goldbrokat das Beglaubigungsſchreiben, indeß zwey Diener zu Fuß ſeinem Pferde die Zügel halten. So wie nun der Geſandte den Audienzſaal betritt, erſcheint durch die Thüre gegenüber der Großvezier, welcher von den Schergen mit dem Zurufe: »Mouhalla!« — begrüßt wird. Der Geſandte und er ſetzen ſich zu gleicher Zeit einander gegenüber; es wird Caffee aufgetragen, und der Bothſchafter hält eine Rede, welche der Dragoman der Pforte an der Seite des Großveziers ins Türkiſche überträgt. — Dann überſetzt der Dollmetſcher des Bothſchafters die Antwort. Beym Abſchiede erhält der Bothſchafter einen koſtbaren Pelz, der ihm ſogleich umgehangen wird, und ſein Perſonale erhält den Domino's ähnliche Schleppkleider. —

Einen Monat darauf iſt erſt die Audienz beym Sultan. Dieß geſchieht an einem Dinſtage, dem Tage des Divans. — Der Aufbruch des Bothſchafters geſchieht in erſtbeſchriebener Ordnung, nur mit dem Unterſchiede, daß der Bothſchafter eine Stunde lang im Kiosk warten muß, und ſchon um 4 Uhr Morgens aufzubrechen hat. In dem erſten Vorhofe wird vom Pferde geſtiegen, und der zweite zu Fuße betreten. Nun ſtürzen auf ein gegebenes Zeichen einige hundert, im Hintergrunde des Hofes weilende Janitſcharen, mit Ungeſtüm auf Schuſſeln mit Pilan los. Den gewandteſten wird die größte Portion zu Theil, die andern erhalten tüchtige Schläge, jedoch iſt es ihnen erlaubt, die unterlaſſene Gewandtheit durch eine andere gut zu machen, und ihr Heil in der Flucht zu ſuchen. Nun erfolgt die Einführung des Bothſchafters in den Divan. Hier empfangen ihn ſitzend auf einem Sopha der Großvezier, und der Kapudan-Paſcha, und dann erſt iſts ihm erlaubt, auf einem lehnloſen Stuhle Sitz zu nehmen. Mit Geduld muß er nun einige Prozeſſe aburtheilen hören, um eine gute Idee von der Gerechtigkeitsliebe des Sultans zu erhalten, welcher, auf einer Tribune ſitzend, durch ein ſehr enges Gitterwerk Alles anhört.

Hierauf folgt eine feſtliche Bewirthung, lauter tantaliſche Schauſtücke, — denn ein Aufträger verdrängt den andern – alles in den prächtigſten chineſiſchen Porzellain-Schüſſeln. Mitten im Hofe wird er wieder mit einem Ehrenpelze bekleidet, und zum Sitzen auf einen Quaderſtein geladen, bis zum Augenblicke, welcher ihm denjenigen zeigt, »der über Kronen und Thronen gebeut.« Nach einer halben Stunde wird er beym Großherrn eingeführt. — Nach geſchehener Antrittsrede, und Beantwortung derſelben durch den Großvezier, erhält er Erlaubniß, ſich wieder zu entfernen, und nach Pera zurückzukehren. —

Der Poſten des erſten franzöſiſchen Dollmetſchers iſt wichtig. In allen Entſcheidungen zwiſchen dem Großbothſchafter und den Miniſtern der Pforte, iſt er der Mittelsmann. Von den übrigen ſechs Dollmetſchern, die Frankreich bey der Pforte hält, iſt jedem eine beſtimmte Geſchäftsleiſtung aufgetragen.

Noch gibt es zu Pera eine Schule zur Bildung junger Leute zu Dollmetſchpoſten. Dieſe Jeunes des langues, wie ſie heißen, müſſen auf Koſten der franzöſiſchen Regierung zwey bis drey Jahre die orientaliſchen Sprachen erlernen, und ſind beſtimmt, die Dragomans auf den Stapelplätzen der Levante und zu Conſtantinopel zu werden; einigen derſelben gelingt es, nach der Zeit ſich zu Dollmetſchern bey der Geſandtſchaft ſelbſt zu ſchwingen. Oeſtreich hält daſelbſt eine gleiche Schule. — Die Zöglinge der öſtreichiſchen Anſtalt können es aber bis zu Conſuls-, ja ſogar Internuntien-Stellen bringen. Das Corps der Dragomanen bildet zu Pera die Claſſe der ſogenannten Edlen des Landes. — Man ſieht ſie öffentlich bloß zu Pferde. Sie tragen eine viereckige Mütze (Kalpak). Vor ihnen wallen ihre Bedienten, die Kapli-Oglans heißen.

— H —

* * *

Das allerſeltenſte Buch.

Von Franz Gräffer *).

Selten iſt entweder abſolut oder relativ. So auch bey Büchern. Abſolut ſelten ſind jene, von denen nur eine geringe Anzahl aufgelegt; die, ſo unterdrückt, oder durch Zufälle zerſtört worden. Der Werth der relativ ſeltenen temporiſirt, localiſirt und individualiſirt ſich. **) — Ueberhaupt aber muß dasjenige Buch (immer nur rein typographiſch verſtanden), von dem man bloß zwey Exemplare kennt, nothwendig das allerſeltenſte ſeyn, wenn es nebſtbey auch alle Rivalität ausſchließt.

Der Titel dieſes Buches iſt: Christianismi restitutio, hoc est totius ecclesiae ad sua limina vocatio, in integrum restituta cognitione Dei, fidei Christi, justificationis nostrae, regenerationis baptismi, et coenae domini manducationis, restituto denique nobis regno coelesti, Babylonis impiae captivitate soluta, et Anti-Christo cum suis penitus destructo. Viennae Allobrogum, *) 1553. **) Es iſt in groß Octav, hat 734 Seiten, und 1 Blatt Druckfehler.

---

*) Eine für ſich ſelbſtſtändige Epiſode aus ſeiner weitläufigen allgemeinen critiſchen Geſchichte des Buchhandels, 2 Bände, ſo im Laufe des nächſten Jahres erſcheinen ſoll.

**) „Inter nunc et tunc, inter hic et illic, inter mihi et tibi, distinctio non est negligenda“ ſagt Vogt in der Vorrede zu ſeinem Catal. libr. rar.

Der Verfaſſer dieſes anonym erſchienenen Werks heißt: Michael Servet, (ſonſt Revès.) Er war, im Jahr 1509, zu Villanueva in Arragonien geboren, längere Zeit Profeſſor der Medicin, und ausübender Arzt in ſeinem Vaterlande. Die Sucht ſich hervorzuthun, verleitete ihn zu dem gefährlichen Schritt, die Dogmen von der Dreyeinigkeit anzugreifen. Leidenſchaftlich und nicht ohne Geiſt (denn alles Leidenſchaftliche iſt geiſtreich,) ſtellte er alle Sophismen der Alten und Neuern zuſammen, und bildete daraus ein Syſtem, das ſich auf folgende Hauptſätze ſtützt: »Diejenigen ſind Atheiſten oder Polytheiſten, welche die göttliche Weſenheit in drey Perſonen vereinigen. Es iſt nur eine Vorſtellung denkbar, und dieſe in der Perſon Jeſu Chriſti in Gott, an welcher die Engel Theil nehmen. Die Seele iſt ein Theil Gottes und ſeiner Weſenheit. Die Taufe der Kinder iſt unnütz, eine bloß menſchliche Erfindung; vor einem Alter von 24 Jahren gibt es keine Sünde, und die Seele wird durch die Sünde ſterblich.« — Unglücklicher Weiſe verſtrickte ſich der verirrte Mann zugleich in einen Briefwechſel über dieſe und andere religiöſe Gegenſtände mit Calvin, welcher ſchwur, daß Servet, ſollte er den Fuß einmal auf das Genfiſche Gebieth ſetzen, es nicht ungeſtraft gethan haben würde; eine Drohung, die ſich nur zu grell verwirklichte.

Indeß fuhr Servet fort, ſeine Lieblingsſätze geltend zu machen, und durch mehrere Schriften zu verbreiten. Er begab ſich nach Frankreich. Im Jahr 1536 zog er ſich durch ſeine Apologia contra facultatem medicorum Parisiensium den glühendſten Haß aller Pariſer Aerzte zu. Dieſe Schrift ward durch Parlaments-Arret unterdrückt. Seine religiöſen Publicationen machten immer größeres Aufſehn, und beſchleunigten ſeine Verfolgungen ***) Das beſprochene Werk: Chri-

---

*) Vienne in der Dauphiné.

**) Roche, Vogt, Sandius, Niceron, Osmont, Dict. typ., Buddaeus, hist. theol. ſelbſt die Genfer-Ausgabe der Encyclopädie, ſelbſt Chauffepié. und Allwoerden in Servets Leben, haben Alle den Titel falſch.

***) Unbeſonnenheit iſt eben ſowohl Character des Alters als der Jugendstianismi restitutio gab er im Jahr 1553 zu Vienne heraus. Er ward daſelbſt arretirt und zum Feuertod verurtheilt. Zwar entging er ihm durch die Flucht, aber nur, um ihn anderswo zu erdulden. Das italieniſche Gebieth zu gewinnen, flüchtet er nach — Genf. Hier iſt der Markſtein ſeines Lebens. Calvin läßt ihn feſtnehmen, und zum Scheiterhaufen verdammen. Das Urtheil ward vollzogen, aber durch den Zug des Windes, der die Flammen abſeits trieb, ſo martervoll für den Unglücklichen, daß er zwey Stunden lang braten mußte. »Ich Elender!« rief er aus, »ſind die 100 Goldſtücke und die Halskette, die ihr mir genommen, nicht ſo viel werth, daß ihr noch Holz herbeyſchafft, um meine Qualen abzukürzen!« So endete Michael Servet, den 27. Oct. 1553, ein rettungsloſes Opfer des Fanatismus.*)

Servets Schriften wurden, wo man deren nur immer habhaft werden konnte, vernichtet, viele mit dem Autor zugleich verbrannt. Am vollſtändigſten gelang dieß bey dem oben angeführten Werk, das nur wenige Monate vor des Verfaſſers Hinrichtung erſchienen war.

Man kennt nur zwey Exemplare, nachdem man lange Zeit der Meynung geweſen, daß nur ein einziges exiſtire. Dieſes war aus den Händen des engliſchen Doctors Richard Mead in den Beſitz des Secretärs der Academie der Inſchriften, Deboze zu Paris, gekommen. Nach deſſen Tod brachten Boutin, ehemaliger Finanzintendant, und der Präſident de Cotte, ſeine Bibliothek an ſich. In der Theilung kam der unicus Phoenix an den Letztern. Debure (Bibliographie Vol. I, pag. 418) meynt, dieſes merkwürdige Buch ſey ehemals in der Bücherſammlung eines Prinzen von Heſſen-Caſſel geweſen; der Prinz Eugen von Savoyen habe bey ſeiner Reiſe durch Caſſel dar-

---

denn jenes iſt auch Jugend. — Ein 66 Jähriger vergißt ſich, critiſirt die Dreyeinigkeit. Zwar ſpricht ihn das Geſchwornengericht über die Preßfreyheit los; aber die Behörde entſetzt ihn ſeines Amtes, und das Urtheil wird beſtätigt. Beydes geſchah vor einigen Monaten, geſchah in Stockholm. Der Greis heißt Tybeck, aber ſein Amt war das eines Predigers.

*) Calvin ſuchte nach der Hand ſein grauſames Verfahren vergebens durch eine eigene Druckſchrift: Calvini defensio orthodoxae fidei de sacra trinitate contra Serveti errores etc. 8. Oliva 1554, zu beſchönigen. — Ueber Servets Leben ausführl. Daten in Arnolds Kirchenhiſt. — Mosheim hist. Serveti. — Chauſſepié dict. hist, Allwoerden hist. Serveti. ꝛc. ꝛc.

nach gefragt, aber es habe ſich nicht vorgefunden, ſey auch lange Zeit verſchwunden geweſen; und ſchließt daraus, daß es das nähmliche Exemplar ſey, von dem nun der Präſident de Cotte der Beſitzer geworden. Dem ſey nun wie ihm wolle, dieſer verkaufte den Juwel an Gaignat ſehr theuer. Bey der Verſteigerung von deſſen reichem Büchercabinett, im Jahr 1769, ward Servets Werk für die Bibliothek des Herzogs von La Valliere, und zwar um dreytauſend achthundert zehn Livres erſtanden; dann bey der Licitation der Bibliothek dieſes Herzogs, im Jahr 1784, um viertauſend einhundert zwanzig Livres acquirirt. Von wem? darüber finde ich in keinem Bibliographen Notiz. Genug, es befand ſich laut Peignot (Essai de curiosités bibliogr. pag. 108) im Jahr 1804 in Paris, und iſt wohl wahrſcheinlich noch dort. Das Exemplar (dem 6 analoge Tractate beygebunden ſind) iſt am Anfang und in der Mitte von der Fäulniß ziemlich beſchädigt, ſelbſt die Druckcolumnen ſind angegriffen, doch iſt der Sinn nicht geſtört.

Die Behauptung des Richard Simon, des Abbé Artigny ſowohl, als auch des Placcius und der Verfaſſer der Encyclopädie, daß außer dieſem Exemplar noch 2 oder gar 3 exiſtiren, gründet ſich nicht auf Autopſie, iſt demnach eine bloße Meynung, und verdient keine Autorität.

Das einzige, welches man nächſt dem Pariſer Exemplar noch kennt, befindet ſich unter den Schätzen der hieſigen Hofbibliothek. Es iſt beſſer conſervirt als jenes. Peignot (am angef. Ort) ſagt: »das Exemplar, welches ich hier citire, gilt für das einzige; indeß hat man uns verſichert (?), daß noch eines in der kaiſerlichen Bibliothek (er ſchrieb anno 1804) exiſtire, das beſſer erhalten ſey, als das Pariſer.« Und das iſt der nähmliche Peignot, welcher in ſeinem kurz zuvor erſchienenen Dictionnaire raisonné de Bibliologie, (Supplement pag. 69) bey der Nahmhaftmachung der Seltenheiten unſrer Hofbibliothek, von Servets Buch anführt: »Ich glaube, daß dieß das nähmliche ſey, womit der Graf de Laky (ſoll heißen Teleky dem Kaiſer Joſeph II. ein Geſchenk machte, der ihm dann einen Solitär von 10,000 Gulden im Werth, dafür gab; man kennt nur zwey Exemplare dieſes Werks, das, von dem hier die Rede, und ein zweytes, welches zu Paris, aber minder gut conſervirt iſt.« — Eine ſeltſame Inconſequenz! Indeß, wer viel ſchreibt, ſonach zum Nichtvergeſſen beyträgt, mag auch das Vorrecht haben, zuweilen ſelbſt Etwas zu vergeſſen.

Der erwähnte Doctor Mead hatte den ächt brittiſchen Einfall, von

Servets Buch ein einziges Exemplar nachzudrucken. Doch führte er ihn bloß bis pag. 252 aus. Die Piece iſt ohne Titel, und der Reſt des Textes geſchrieben. Sie iſt in 2 Quartbänden, und wurde zu Paris in der Auction des Meyzieu um 425, dann in der La Valliereſchen um 1700 Franken erſtanden. (Brunet manuel du libraire II. édit. Vol. I. pag. 307). Späterhin, im Jahr 1791, veranſtaltete Murr in Nürnberg (ohne Zweifel durch eine Verbindung mit Paris) eine mit dem Original möglichſt gleichförmige Auflage. Layen können getäuſcht werden. Am Ende des Werkes iſt die neue Jahreszahl, aber ſo klein angebracht, daß man ſie nur bey genauer Beſichtigung nicht für eine Art Schlußlinie hält.

In der Geſchichte der Arzneywiſſenſchaft gebührt dem Servet eine ehrenvolle Erwähnung. Die rechte Theorie des Blutumlaufs rührt von ihm her. (Origine des decouvertes attribuées aux modernes, Tome II. pag. 17.) Boerhave und Haller irrten, glaubend, daß dieſe Paſſage in Servets Werk: De trinitatis erroribus, und nicht in dem obigen enthalten ſey; ſie kommt da im 5ten Buch der erſten Abtheilung vor. Debure (a. a. O.) gibt einen Auszug dieſer Paſſage.

Servets Tractate: De trinitatis erroribus libri VII., anno 1531, und de trinitate dialogorum libri duo 2c. 1532 (klein Octav, sine loco,) wie Debure glaubt, zu Baſel, auf Koſten des Autors (ja wohl!) *) gedruckt, ſind außerordentlich ſelten (excessivement rare, ſagt Peignot in ſeinem Dictionnaire des livres condamnés au feu, Tome II pag 121). Beyde gehören zuſammen, doch kommt noch eher der erſte als der zweyte vor. Sie wurden miteinander bey Gaignat um 605, bey La Valliere um 700 Franken verkauft. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts druckte man beyde in Deutſchland ungemein täuſchend nach. Von Kennern wird das Original vom Nachdruck durch das Abtheilungszeichen des Wortes Trinitatis unterſchieden. Bey Erſterm iſt es ſchräg: Trini ≠, bey Letzterm parallel: Trini =. Daſſelbe findet bey dem zweyten Tractat Statt. Bemerkenswerth iſt, daß der ſonſt ſo genaue Brunet gerade das entgegengeſetzte Criterium angibt. Der Nachdruck iſt etwa 25 fl. werth. — Von dem erſtern Tractat hat man eine holländiſche Ueberſetzung von 1620 in Quarto.

---

*) Klotz de libris auctoribus suis fatalibus. 8. Lips. 1761.

Servet hat unter Andern curioſe Anmerkungen zu der Bibel des Pagnini, einen intereſſanten Aufſatz über Syrup: ratio syruporum und treffliche Noten zu der lateiniſchen Ueberſetzung des Ptolomäus (unter dem pſeudonymen Namen Villanovano) geſchrieben, die man deßwegen in den Ausgaben von Lyon 1535, und Wien 1541 (dieſe hat Brunet nicht) vorzüglich ſchätzt.

Uebrigens muß es auffallend ſeyn, daß dieſer Servet, eine in der Kirchen-, Literar-, Cultur- und Medicinal-Geſchichte ſo merkwürdige Perſonnage, im Converſationslexicon ausgeblieben iſt. Wir werden daher auf den Artikel: »Servet« in unſerm Blatte Rückſicht nehmen.

* * *

Neueſtes Gemählde der Japaner.

Japan wurde um die Mitte des 16. Jahrhunderts von den Portugieſen entdeckt, welche die Abſicht hatten, es ſich zu Gunſten ihres Handels zu unterjochen. Die von ihnen dahin geſandten Miſſionäre erhielten freyen Zutritt ins Innere des Reiches, und hatten in ihrem Bekehrungsgeſchäfte einen unverhofft guten Erfolg. Der zu Ende des 16. Jahrhunderts herrſchende Kaiſer Teigo und ſein Nachfolger vertrieben aber alle Europäer, mit Ausnahme der Holländer, die jedoch im Zuſtande der Gefangenſchaft gehalten wurden, und das Anſehen eines des Handels wegen dahin ſteuernden Volkes gänzlich einbüßten.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts wagte es ſchon Niemand mehr, ſich öffentlich als einen Bekenner des Chriſtenthums zu zeigen. Das üble und habſüchtige Benehmen der portugieſiſchen Kaufleute und Jeſuiten erregte einen ſolchen Haß gegen die Europäer, daß man die Vertreibung und Verfolgung derſelben mit den grauſamſten Martern verband. Selbſt der eigene Handel wurde durch den Verboth beſchränkt, Schiffe nach fernen Ländern zu bemannen. — Die Furie der Zwietracht war in Japan nun ſchon aufgeregt, und die lang geherrſchte Ruhe prägte der Nation den Charakter der Grauſamkeit und der Rachſucht auf. — Daher konnten die früheſten Berichte nicht anders als höchſt ungünſtig ausfallen. Japaniſche Tücke und Bosheit wurden

Sprichwörter. Doch hatten ſelbſt die früheren Reiſenden: Walten, Spangenberg, Laxmann, wie Reſanow die beſte Aufnahme erfahren; nur wurden ſie mit argwöhniſchem Auge beobachtet. — Der Grund hiervon lag in dem unklugen Benehmen der Miſſionäre und Kaufleute gegen die Japaner. —

Dem Kapitän Golownin blieb es vorbehalten, ſelbſt trotz ſeiner 27 monatlichen Gefangenſchaft, dieſe Vorurtheile zu widerlegen und ſcheinbar widerſprechende Urtheile gegenſeitig auszugleichen. Er hatte dem im Jahre 1811 erhaltenen Auftrage zufolge, von Kamtſchatka aus, die geographiſche Lage der ſüdlich gelegenen kuruliſchen Inſeln zu unterſuchen, und knüpfte zur Begründung eines freundſchaftlichen Verhältniſſes mit den Japanern auf der Inſel Kanaſchir Unterhandlungen an; allein der Verſuch ſchlug fehl, und Kapitän Golownin mußte mit zweyen Officieren und vier Matroſen erſterwähntes Schickſal erfahren.

Als Frucht ſeines Aufenthaltes ſind ſeine in ruſſiſcher Sprache erſchienenen, von Schulze deutſch überſetzten Bemerkungen (Leipzig 1818) anzuſehen. Das Werk hat 2 Bände, iſt aber ſo gewaltig breit und monoton gehalten, daß es ſich in einem Duodezband ungleich beſſer ausnehmen würde. Wir liefern hier folgenden bearbeiteten Auszug:

Gute Anlagen und lobenswerthe Eigenſchaften laſſen ſich den Japanern nicht abſprechen. Man hat ihnen Zaghaftigkeit vorgeworfen. — Mit Recht! — Aber der ungetrübte Friede einer glücklichen Regierung hatte dieſen Characterzug in ihnen begründet. Auch der Vorwurf der häufigen Berauſchung läßt ſich mit Unpartheylichkeit nicht von ihnen abwälzen. Allein am Tage betrunken zu ſeyn, wird, ſelbſt unter der gemeinſten Claſſe, für die größte Schande gehalten. — Das unter den Japanern ausgebreiteſte Laſter iſt die gröbſte Sinnlichkeit. Zwar hat nur eine Frau die Rechte ehelicher Verbindungen, jedoch ſind Kebsweiber öffentlich geduldet.

Die Provinz Kioto, der Aufenthaltsort des geiſtlichen Kaiſers, iſt wegen der Schönheit der Bewohner männlichen Geſchlechtes berühmt, und liefert den größten Theil der Knaben zu einem ſehr ſchändlichen Handelszweige. —

Die Japaner ſprechen mit größter Verachtung von der Habſucht, und wiſſen eine Menge beißende Bemerkungen über Geiz und Zuſammenraffen zu machen.

Die Reichen ſetzen viel Geld in Umlauf, und es wird für Schande gehalten, ſelbes todt liegen zu laſſen, ohne es durch große Unternehmungen vielfältig umzuwenden.

Im Landbaue, der Gartenkultur, der Bereitung ſeidener und baumwollener Stoffe, wie auch in Verfertigung des Porzellans, und der Polirung der Metalle geben ſie den Engländern wenig nach. — In Wiſſenſchaft und bildender Kunſt ſind ſie natürlich ſehr zurück. Die Heilkräfte vieler Kräuter ſind ihnen aus der Erfahrung bekannt; auf ſympathetiſche Heilungen halten ſie ſehr viel. — Faſt Jeder trägt ſeine gewöhnlichen Arzneyen bey ſich, Laxative, Vomitive u. ſ. w.

Die Bekanntmachung mit fremden Gebräuchen und Sitten iſt wie in China aufs ſtrengſte verbothen, um allen Zunder zur Verderbniß der Sitteneinfalt zu unterdrücken. — Ihre Kenntniß fremder Länder beſchränkt ſich auf Nachweiſung derſelben auf den Landkarten, deren ſie einige höchſt elende beſitzen.

Als Quellen, welche der Regierung dienen, Reſultate aus dem Gang europäiſcher Angelegenheiten zu ziehen, benützen ſie die Berichte der Holländer. — Die groſe Macht der Britten in Indien, und die ruſſiſchen Kolonien in Amerika beunruhigen ſie ſehr.

Hätten ſie Gelegenheit gehabt, die entfernten Gegenden Aſiens und Amerika's, die ſich unter ihrem Schutze glücklich fuhlen, näher kennen zu lernen; ſie wären ſchon langſt aus Schutzherren deren Beherrſcher geworden. — Sobald ſie einige Schritte weiter thäten, würden ſich die Chineſen genöthigt ſehen, daſſelbe zu thun, und welch eine ganz andere Geſtalt könnte Japan, im Vereine mit China, der europäiſchen Welt aufprägen! —

Im geſelligen Verkehr ſind die Japaner ſehr zuvorkommend. Friedfertigkeit characteriſirt ihr Benehmen in jeder Hinſicht — ſowohl gegen Fremde, als unter einander.

Ihre Sprache iſt eine Urſprache, aber mit vielen Wörtern, außereuropäiſcher Sprachen bereichert; ſogar Ausdrücke, die an's Holländiſche und Portugieſiſche mahnen, ſind nicht ganz ungewöhnlich, z. B. Savon (Seife,) iſt portugieſiſchen Urſprungs, je nachdem nähmlich die Japaner mit dieſer oder jener Nation im Handelsverkehr ſtanden. —

Die Schrift der Gebildeten, und ſohin auch die der Bücher iſt die hieroglyphiſche, wie bey den Chineſen. Die gewöhnliche Schrift beſteht aus 43 Zeichen, deren einige nicht Buchſtaben, ſondern Sylben genannt werden müſſen. Die Ausſprache iſt für uns Europäer äußerſt ſchwierig, indem ſelbe ganz eigene Zungenlaute erfordert. — Bloß die Gelehrten ſind im vollſtändigen Beſitze der Schreibekunſt. — Das Schwierigſte bleibt immer die Ausſprache.

Die Japaner bekennen ſich zu verſchiedenen Religionen, deren größte Zahl ganz von einander abweichende Glaubensbekenntniſſe aufſtellet, deren kleinere aber den Nahmen Secten verdient. — Die älteſten der herrſchenden gebiethet die Anbetung der Kinder des höchſten Weſens, (Kami,) deren es ſehr viele gibt.

Sie beten die Seelen der durch frommen Lebenswandel berühmten Verſtorbenen an. Man errichtet ihnen ſogar Tempel. — Der Oberprieſter dieſer Religion, der älteſte in Japan, iſt der geiſtliche Kaiſer. — Die Bekenner dieſer Religion dürfen weder Thiere tödten, noch zu irgend einer Arbeit oder häuslichen Verrichtung gebrauchte, verzehren, und werden ſie mit Blute befleckt, ſo müſſen ſie ſich alſogleich reinigen, um dem Gottesdienſte obzuliegen.

Die aus Indien ſtammende Religion iſt ein Zweig des Glaubens der Braminen. — Auch in Japan lehrt ſie die Seelenwanderung, daher verbiethet ſie jeden Todſchlag.

Das Glaubensbekenntniß der Chineſen, oder die Lehre des Con-fut-ſe — iſt das der japaniſchen Philoſophen.

Die Anbetung der Himmelskörper iſt allgemein unter allen Religionsbekennern verbreitet. Die Sonne nimmt hier den erſten Rang ein, den zweyten der Mond, und den dritten die Sterne. Dieſe Gottheiten leben miteinander in ewigem Zwieſpalte, verſöhnen ſich aber alle Augenblicke wieder. — Sie treten durch Ehen in Verbindungen, ſuchen ſich gegenſeitig zu ſchaden, unterliegen jeder menſchlichen Schwäche, und wandeln ſich in jede Geſtalt. —

Dieß ſind die vier Hauptreligionen in Japan. Die andern ſind Secten.

(Der Schluß folgt.)

Notizen und Correſpondenz-Nachrichten.

In Aachen wurde während der Congreßzeit in der Druckerey des jüngern Bauſert eine Schrift mit außerordentlicher Verheimlichung gedruckt. Es hieß, die Officin ſey abwechſelnd von 3 Staatsräthen bewacht worden, aus ihren Händen hätten die Setzer das Manuſcript und zwar nur Stückweiſe erhalten; bald ein Fragment aus der Mitte, bald ein anderes vom Anfang oder vom Ende, ſo, daß die Setzer keinen Zuſammenhang herausbringen konnten. Nachdem alle einzelnen Stücke geſetzt geweſen, habe einer der Herren ſie geordnet, eine kleine Anzahl abdrucken und dann gleich den ganzen Satz wieder auseinander legen laſſen. Und dieſe Schrift war — das Memoire über Deutſchland von Herrn v. Stourdza, Neffen des Miniſters von Capo d'Iſtria, wovon wir in öffentlichen Blättern bereits der Bruchſtücke genug geleſen haben. — Von dieſer Denkſchrift werden gegenwärtig in Paris und London Ueberſetzungen gedruckt. Wir werden alſo bald im Zuſammenhang erſehen, wie unſer Vaterland von dieſem Ausländer beurtheilt worden. Ein Engländer ſagt über ſie: »daß darin, in Hinſicht des Styls, das Fehlerhafte, was ſich bey Frau von Stael und bey Chateaubriand fände, nachgeahmt ſey, und daß das Urtheil über die deutſchen Univerſitäten und den Geiſt der deutſchen Gelehrten ſehr übertrieben und aus den bekannten Bülletins genommen ſey, die Kotzebue an ſeinen Hof eingeſendet habe ꝛc.«

Die ganze civiliſirte Welt ſieht mit Begierde den literariſchen Reſultaten des Herren Bergraths Gieſeke entgegen. Wir wiſſen aus dem Munde dieſes bewunderten Naturforſchers, daß ſein unternehmender Verleger, Hr. Gerh. Fleiſcher in Leipzig, bereits mit den Anſtalten beſchäftigt iſt, das wichtige Werk in einer würdigen Ausſtattung, 3 Bände in 4to mit einem Atlas, zur Publicität zu fördern; und hoffen, bald ein Näheres verlautbaren zu können.

Außer den bekannten neun Pariſer Theatern, als: Academie royale de Musique, Theatre français. Opera comique, Theatre Favart, Vaudeville, Variétés, Theatre de la Gaieté, Ambigu-Comique, und Theatre de la Porte Saint-Martin gibt es in dieſem Augenblicke noch folgende öffentliche Beluſtigungs- und Erheiterungsörter, als: Cirque Olympique de M. M. Fezaucori fils, Fêtes d'hivêr de Ruggieri, Galerie de Pompéi ci-devant l'Elysée, Galerie Corinthienne, Redoute ci-devant Tivoli d'hiver, Prado, Cirque des Muses, Montagnes Lilliputiennes, Theatre pittoresque et mecanique de Pierre. — Eine ſo erſtaunliche Menge von öffentlich beſuchten Unterhaltungsörtern kann nur in dem gewohnten Bedürfniß der geſelligen Beluſtigung ihren Grund haben.

Das Nachmachen der Bancnoten nimmt in England dergeſtalt überhand, daß von nun an nur jene Verfälſcher verurtheilt werden dürften, welche man bey dieſer verpönten Arbeit ſelbſt, antrifft. Kleinere Noten circuliren ſo häufig, daß ſich Jedermann ſcheut, derley von unbekannten oder geringen Leuten anzunehmen, beſorgt, daß dieſe dann den Betrag nicht zu erſehen vermöchten.

Aus der ſtoff- und geiſtreichen Reiſe nach dem ſchwarzen Meer und dem Thraziſchen Bosphorus, mit der uns neuerlich der Graf Andreoſſy beſchenkt hat, geht unter Andern hervor, daß man ſich ſehr irrt, wenn man die türkiſche Regierung als ein Muſterbild willkührlicher Gewaltherrſchaft aufſtellt. Wie wäre es möglich, daß eine große Nation fünf Jahrhunderte hindurch unter einer regelloſen Herrſchaft, ohne poſitive Geſetze, hätte beſtehen können? In der Türkey finden ſich neben den Fundamentalgeſetzen noch beſondere Inſtitutionen. Z. B. über die Verhältniſſe der Sclaven zu ihren Herren, und die Freylaſſung derſelben, gibt es ſehr philantropiſche Geſetze. —

In der Türkey wird das Poſtweſen ſehr verbeſſert. Es wird auf Koſten der Regierung unterhalten. Die Poſtämter in den Städten, an den Hauptſtraßen, (in den Seitenpaſſagen gibt es keine) werden an die Mindeſtfordernden vermiethet; dieſen liefert dann die Regierung fur ein Geringes die Pferde. Deren ſtehen gewöhnlich uber 100 zum Behuf der Paſſagiers bereit. Die ankommenden Bothen und Briefträger (meiſtens Tartaren) muſſen von den Poſtmeiſtern verköſtigt werden. Die Stationen ſind lang, und die Wege ſchlecht; dafür treibt aber der Poſtillion ſeine Roſſe tuchtig an. Man bedient ſich meiſtens tartariſcher Pferde. Dieſe ſind häufig da, und um wahre Spottpreiſe zu haben. Der Poſtillion, für die Erhaltung derſelben nicht verantwortlich, treibt ſie zur ſchnellſten Eile an; wollen oder können die armen Thiere nicht mehr fort, ſo ſchneidet er ihnen die Ohren ab, und läßt ſie in die Wälder laufen. — In der Druckerey zu Scutari ſind die erſten Verſuche der Turken in der Landkartenſtecherey bemerkenswerth. Die Carte vom ſchwarzen Meer zeichnet ſich durch Genauigkeit aus.

Man weiß, daß von Stolbergs unſterblicher Geſchichte Jeſu in Rom, auf Befehl der Propagande, eine italieniſche Ueberſetzung erſcheint. Merkwürdig iſt, was die Cenſur dabey wegſtrich. Es blieb unter Andern aus: »Auf dem Stuhl Petri ſaß mancher Kajaphas« — Bey Homer mußte das Beywort »weiſe« ausbleiben. — Anſtatt »der Herr der Welten,« ward geſetzt: »der Herr der Welt.« Der Cenſor, Padre Grandi, ein Barnabit, erklärte nähmlich, daß Gott nur Eine Welt erſchaffen habe u. ſ. w. (Wir erwähnen dieſes wohl ſchon bekannten Zuges deßwegen, weil wir hoffen, auch die et caetera mittheilen zu können.)

Man kennt einen Baum, welcher völlig trinkbare Milch liefert. Er gedeiht jedoch, wie der Brod-, der Butter-, Wachs- und Talgbaum nur in warmer Zone. Er heißt Kuhbaum (von den Einwohnern palo de vacca genannt), und wächſt vorzüglich in der Provinz Caraccas in Südamerica. Dort fand ihn Humboldt. Dieſer neue Plinius ſchildert das merkwürdige Gewächs als dem Chrysophyllum Cainito ähnlich. Die zehn Zoll langen Blätter ſind ſpitzig, lederig; die etwas fleiſchige Frucht enthält eine Nuß, zuweilen auch zwey. Wie man in den Stamm Einſchnitte macht, ſo fließt die Milch heraus. Sie iſt klebrig, nicht im mindeſten ſcharf, und riecht wie Balſam. Man ſtreicht ſie auf Brod, oder läßt ſie zu Kaſe verdichten. Ein ähnlicher Baum wächſt in dem Küſtengebieth von Venezuela, und auf Ceylon. Ueberhaupt bemerkt man, daß die der heißen Zone eigenen Gewächſe Eiweis und Käſeſtoff führen.

Die Auswanderungen nach Nordamerica, und die Luſt dazu, ſcheinen in dem Maße abzunehmen, als uns vorurtheilsfreye und aufrichtige Nachrichten von dort Eingewanderten, auch die vielleicht ſogar überwiegenden Schattenſeiten aufdecken. In einer neuern unpartheyiſchen Schilderung lieſt man über dieſes Land Folgendes: »Man hat hier keinen Begriff, ja nicht die

Ahnung eines höhern und feinern Lebens; man vermißt Alles, was es verſchönern und veredeln kann. Grober Materialismus und Intereſſe ſind der Character und das leitende Princip der Bewohner. Ungeſelligkeit, verächtlicher Stolz, Zurückhaltung und Grobheit ſtoßen den Europäer von Bildung und Gefühl zurück. Dieſer wird ſich beſonders zuerſt äußerſt unglücklich und iſolirt fühlen. Wenn die Americaner mit Recht auf ihre bürgerliche Freyheit, auf ihre Freyheit im Glauben, Sprechen, Denken und im geſellſchaftlichen Leben ſtolz ſeyn können, ſo kennen ſie doch jene höhere Seelenfreyheit nicht, welche nur in Europa, am meiſten in Deutſchland, (deſſen prädominirender Staat, ſetzen wir hinzu, das wahre Muſterbild ächter Humanität darſtellt) zufinden iſt. Jene ſind immer Sclaven ihrer Beſchränktheit und ihrer Nationalvorurtheile. Dieſes Volk beſitzt nicht jenen Reiz, welchen Natur, Alterthum und Geſchichte einer Nation leihen. Es iſt ein Volk ohne Jugend.

Nicht anders als kurz und gut können wir das Urtheil nennen, das Herr v. Kotzebue (Wochenbl. Nr. 7) über Schulzes Cäcilie, die Verleger und Publicum gewaltſam hinauf potenzirend loben, rühmen und preiſen, und die gleichwohl Niemand leſen will, fällt. »Ohne Zweifel,« ſagt Herr v. Kotzebue, »wird man uns wieder verketzern, wenn wir in das Poſaunenlob nicht einzuſtimmen vermögen, welches jetzt von Vielen dem verſtorbenen jungen Dichter, Ernſt Schulze, ertheilt wird.« Herr v. Kotzebue geſteht ihm die Leichtigkeit, allerliebſte Verſe zu machen, wohl zu, ſpricht ihm jedoch die eigentliche Dichtergabe, Phantaſie, ab. Und da liegt es auch. Denn Reimen heißt noch nicht Dichten. Es kann eben ſo gut Poeten ohne Reime, als Mahler ohne Arme geben.

Don Llorente, ehemaliger Secretär der ſpaniſchen Inquiſition, beweiſt in ſeiner neuerlich heraus gekommenen kritiſchen Geſchichte der Inquiſition aus hiſtoriſchen Daten, daß dieſelbe ſchon lange vor 1481 in Spanien beſtanden, und alſo Cardinal Ximenes weder als Stifter, noch Pater Torquemada als älteſter Großinquiſitor derſelben anzuſehen ſey. — Schon vor Conſtantin des Großen Zeiten beſtand ſie. Nach Conſtantin verlangte man zuerſt bürgerliche Strafen über Ketzer zu verhängen. Unter Gregor VII. verhing dieſes Inſtitut zuerſt Todesſtrafen, aber blos über Manichäer. — Im dreyzehnten Jahrhunderte wurde die General-Inquiſition eingeführt, jedoch noch ohne die Form eines corps permanent. — Die Unabhängigkeit der Commiſſion von den Biſchöffen war durch einen Schlag begründet. — Die Ehre der Bildung einer auf beſtimmten, ausgebreiteten Normalien beruhenden Inquiſition, als eines bleibenden Gerichts, gehört dem Pabſt Gregor IX. — In Spanien wurde die ältere Inquiſition im Jahre 1232 eingeführt; an ihrer Spitze ſtand der Dominikaner-Provincial in Caſtilien. Die neuere ſpaniſche Inquiſition entſtand unter Ferdinand V., im Jahre 1481, und war vorzüglich gegen die von dem Inſtitute zum Catholicismus gezwungenen Juden gerichtet. Nun konnte man auch nach dem Tode ins Gericht fallen, das Vermögen konnte eingezogen, der todte Körper verbrannt werden. — Jetzt erſt erſcheint der Großinquiſitor. Er imponirte ſelbſt dem Könige und deſſen Gemahlinn. Als die Juden 30,000 Ducaten zur Abwendung ihrer Ausrottung in Spanien dem Könige zu zahlen verſprachen, erſchien Torquemada mit dem Crucifixe in den Händen vor ſeinem Könige, und redete ihn alſo an: »Judas hat zuerſt ſeinen Herrn und Meiſter um 30 Silberlinge verkauft; Ihre Hoheit gedenken um 30,000 Ducaten ihn zum zweitenmale zu verkaufen.« — Binnen vier Monaten mußten auf Befehl des Königs alle Juden Spanien verlaſſen haben.

Müllers Kupferſtich der Dresdner Madonna wird in Rom nachgeſtochen. Da Müllern eine nicht ganz gelungene Zeichnung zum Grunde lag, ſo muß man im Voraus die unausweichlichen zahlreicheren Mängel des Nachſtichs bedauern. — Viel Beyfall findet die auch in Rom von Pavon geſtochene Madonna des Saſſoferato; ſie zeichnet ſich durch kraftvollen, markigen Gebrauch des Grabſtichels in den Gewändern und Schatten, und durch das Sanfte und Liebliche in den Geſichtstheilen aus, und iſt eines der trefflichſten Blätter der neuern Zeit. — Pavon iſt im Begriff einen Chriſtuskopf von Corregio zu ſtechen.

Im vorigen Jahr betrug die Einnahme der nordamericaniſchen Staaten 28, und die Ausgabe 26 Millionen Dollars. Derſelbe Anſchlag iſt für dieſes Jahr gemacht. Der Verkauf von Ländereyen betrug 11,2 Million. In dem dießfälligen Bericht wird über Mangel an baarem Gelde geklagt, den man vorzüglich dem geringen Zufluß edler Metalle aus Südamerica zuſchreibt. Schatzkammernoten ſollen für 300000 Dollars circuliren. — Ein Handelsſchreiben aus Baltimore gibt folgende intereſſante Nachricht: »18 hieſige Häuſer, worunter die meiſten zu den angeſehenſten des hieſigen Handelsſtandes gehören, haben innerhalb 6 Wochen die ungeheure Summe von 20 Millionen Dollars gewonnen. Sie hatten ſich Certificate und Kaperbriefe von dem ſpaniſchen Inſurgentenchef Artigas, der mit den Portugieſen im Krieg begriffen iſt, zu verſchaffen gewußt, und, mit dieſen verſehen, Korſaren in die See geſandt, die über 30 reich beladene, nach Braſilien beſtimmte portugieſiſche Schiffe genommen haben. Die Sache iſt mit ſo vieler Vorſicht und Verſchlagenheit geſchehen, daß die portugieſiſche Regierung mit ihren Reclamationen ſchwerlich etwas ausrichten wird.«

Aus einer enorm langen Ode auf Frankreichs Befreyung, kommen im Moniteur einige Probepaſſagen vor. In einer derſelben macht der Schatten Heinrichs IV. dem Kaiſer von Rußland in Aachen einen Beſuch; die ruſſiſchen Schildwachen präſentiren dem Geiſt das Gewehr, worüber dieſer ſich ſehr höflich bedankt, u. dgl. m.

Zum Druck wurden in Frankreich vor der Revolution jährlich 160,000, und im Jahr 1797 zwey Millionen 800,000 Ries Papier verbraucht. »Ob man jetzt 27 mal mehr unterrichtet, und 27 mal beſſer geworden ſey, als vor der Revolution?« frägt ein Pariſer Blatt ſehr naiv.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Conversationsblatt.

9.

Freytag, den 29. Januar 1819.

Schiller in ſeinen letzten Momenten.

(Neueſte ſo eben eingetroffene Nachricht.)

Schiller's herrlichſte Seite war die rein menſchliche. Er war nach einſtimmigem Zeugniſſe derer, die ihn gekannt, ein vortrefflicher, d. i. ein natürlich-guter Menſch; ohne Prätenſion im Umgange mit Andern; frey bis zur Kühnheit in ſeinen ausgeſprochenen Anſichten, und nur verlegen, wenn er über Andere ein etwas ungünſtigeres Urtheil fällen ſollte, oder wenn von ſeinen eigenen Verdienſten geſprochen wurde; offenherzig bis zur ſchönſten Hingebung, und nur zurückhaltend, wenn er befürchten mußte, ſeine Ausſprüche über Literatur und Kunſt als Eigenlob ausgedeutet zu ſehen. Er ſprach über artiſtiſche Gegenſtände überhaupt nur wenig und mit Wenigen.

Mit ſchauerlicher Wehmuth wird jedes fühlende Herz, jede edle Seele bey der Schilderung ergriffen werden, welche Herr Chriſtian Niemeyer aus noch ungedruckten Quellen über des Unvergeßlichen letzte Momente entwirft: »Kurz vor der letzten Krankheit,« ſagt Hr. Niemeyer — »etwa acht Wochen vorher, lag Schiller an einer ähnlichen nieder, die acht Tage dauerte. — In der erſten Nacht dieſer Krankheit litt er heftig, war erſchöpft durch Faſten und Verſtopfung, aber erheiterte ſich doch alsbald bey der geringſten Veranlaſſung. Als er einmal aufſtand, um im Zimmer auf und ab zu gehen, und ein bey ihm wachender Freund ihm unter die Arme griff, ſah er denſelben traurig an, und fragte: »Bin ich denn wirklich ſo matt?« — Der Freund erwiederte tröſtend: »Ich ſtütze Sie nicht ſowohl, weil Sie nicht gehen könnten, als vielmehr, um es Ihnen nur zu erleichtern.« — —

Aber um Mitternacht ward er von Neuem ſehr unruhig, und ſagte zu ſeiner Gattinn, ſie möchte nur hinunter, und zu Bette gehen. Sie faßte ſogleich ihre Strickſachen zuſammen, aber dennoch dauerte es Schillern zu lange; er wurde aufs Aeußerſte dringend und ungeſtüm, und bat ſie um Gotteswillen, doch ihrer Geſundheit zu gedenken, und ſich zur Ruhe zu begeben. Kaum war ſie zur Thüre hinaus, ſo ſtand Schiller vom Sopha auf. Sein wilder Blick verkündigte nichts Gutes, ſein Geſicht war blaß; der Freund, welcher bey ihm wachte, eilte erſchrocken auf ihn zu, Schiller ſtürzte auf ihn nieder, und lag wie todt in ſeinen Armen. Als aber der Freund ihm ſchnell Bruſt und Schläfe mit einem Spiritus, der zur Hand war, gerieben hatte, kam er wieder zu ſich. »Um Gotteswillen!« fragte Schiller, »wie kommen Sie hieher?« — »Guter Hofrath!« antwortete dieſer, und ſtreichelte ihm Stirn und Wangen, »ich leiſte Ihnen in dieſer Nacht Geſellſchaft.« —. »Hab ich auch verwirrt geſprochen?« fragte er hierauf ſehr ängſtlich. — »Nein!« verſicherte der Freund aufs Feyerlichſte. »Hat meine Frau auch etwas gemerkt?« fragte er darauf mit großer Beſorgniß. — Blos um der Gattinn einen Schrecken zu erſparen, hatte er mit übermenſchlicher Gewalt die Ohnmacht ſo lange zurückgehalten, bis jene ſich entfernen können, und war nun um deſto heftiger von dem Anfall ergriffen worden. Als er ſich ein wenig erholt hatte, fing er ſogleich an zu ſcherzen, und verglich ſich mit Muhamed, der einmal, während der wenigen Augenblicke, in welchen er ſeinen Kopf in den Waſſerkeſſel getaucht hielt, beym Herausziehen deſſelben 14 Jahre durchlebt zu haben wähnte. Auf gleiche Weiſe, meynte er, ſeyen auch ihm während der kurzen Ohnmacht wohl hundert Dinge durch den Kopf gefahren. — Er genoß einiger Stunden des ſüßeſten Schlummers.

»Ach!« ſagte er am folgenden Tage, »die verwünſchten Verſtopfungen, ſie rauben mir alle Jahre zwey Trauerſpiele, die ich ohne ſie ſchreiben würde.«

Den Abend wollte der Freund wieder zu ihm kommen und bey ihm wachen, aber er wollte es durchaus nicht erlauben. Jener konnte ſich die Urſache der Weigerung nicht erklären, bis er endlich erfuhr, es ſey Maskerade, und Schiller wollte dem fleißigen Maskeradengänger dieſe Freude nicht rauben. Dieſe Fürſorge rührte den Freund bis zu Thränen, und er rief aus: »O Sie wiſſen nicht, welch Vergnügen es iſt, bey Ihnen zu verweilen!« Nun reichte ihm Schiller freundlich die Hand, und bat ihn dann, nur bey ihm zu bleiben. Bald fing er auch wieder an zu ſcherzen, und ſagte: »Sie hätten nur auf die Maskerade gehen ſollen, vielleicht wäre ich Ihnen nachgekommen. Nicht wahr, (fügte er lächelnd hinzu) dann würden Sie doch erſchrocken ſeyn, und geglaubt haben, ich wäre unterdeſſen geſtorben, und es wäre mein Geiſt, der Sie heimſuchte.« —

Nach ſechs Tagen war er wieder geneſen. Wie kindlich fröhlich war der Mann! — Wie ſpielte der Freundliche mit ſeinen Kindern! — Die kleine ſechsmonatliche Emilie nahm er auf den Arm, küßte ſie, und ſah ſie mit einem Blicke von verſchlingender Innigkeit an, recht, als wenn er ſein unendliches Glück im Beſitze dieſes holdſeligen Kindes zu Ende denken wollte. Wie fröhlich war er, als er zum erſtenmale wieder ſpazieren fuhr! In den noch unbelaubten Bäumen ſah er ſchon einem baldigen Frühling entgegen. (1805.)*)

Gerade dieſer Frühling, und vor Allem der Maymonat, in welchem Schiller (am neunten) ſtarb, war, wenigſtens in der Mitte Norddeutſchlands, der kälteſte und freudenloſeſte, den man vielleicht ſeit Menſchenalter erlebt hatte.

An den Frühling knüpfte er Reiſeplane, an die Reiſen Geſundheit, und an ſeine Geſundheit Werke, die er noch zu liefern gedachte.

---

*) In friſchem Andenken bleiben allen Verehrern Schillers — Göthe's denkwürdige Worte in der Threnodie auf den Tod ſeines unvergeßlichen Freundes:

Ihn haben wir dem lähmenden Gefühle,
Der Gegenwart, der drückenden, entrückt,
Und noch am Abend vor den letzten Sonne,
Ein holdes Lächeln glücklich abgewonnen.

Armer! deine dießmalige Geneſung war das letzte Auflodern des Lebensflämmchens, der letzte Sonnenſchein im Herbſte, und bald ſollte der ſchwere Winterſchlaf folgen.

Unter die ſchönen Plane Schillers gehörte damals noch vorzüglich eine Reiſe nach dem Meere, zu dem er von jeher eine große Sehnſucht gehabt hat. »Eine Reiſe nach dem adriatiſchen Meere,« ſagte er, »wird mir zu koſtbar, ich brauche dazu 1500 Rthlr., die kann ich nicht daran wenden.« — Es wurde alſo ein Reiſeplan nach Kurhaven geſchmiedet. —

Etwa acht Wochen nach jener frühern Krankheit folgte die letzte. Zwölf Tage vor ſeinem Hinſcheiden war Schiller noch bey Hofe. Derſelbe Freund, der ſtets um ihn zu ſeyn pflegte, half ihn ſchmücken, und freute ſich ſeines geſunden Ausſehens, und ſeiner ſtattlichen Figur im grünen Gallakleide. Zwey Tage nachher war Schiller das letztemal im Schauſpiele. Als jener Freund am Schluſſe des Stückes in des Dichters Loge ging, um ihn nach Hauſe zu begleiten, fand er ihn von einem ſo heftigen Fieber ergriffen, daß ihm die Zähne klapperten. Als er nach Hauſe kam, ward Punſch gemacht, durch den er ſich ſonſt wohl zu erholen pflegte. Am folgenden Morgen fand ihn der Getreue matt auf dem Sopha liegen, in einem Mittelzuſtande von Schlafen und Wachen. Seine Kinder kamen, und küßten ihn, er aber bewies, wider ſeine Gewohnheit, wenig Theilnahme. Sein Zuſtand ward von Tag zu Tage gefährlicher, und ſchien ſchon vier Tage vor ſeinem Tode rettungslos. Die Augen lagen tief im Kopfe, jede Nerve zuckte krampfartig. Ein Mädchen brachte Zitronen herein. Er griff haſtig nach einer, als wenn er ſie verſchlingen wollte, legte ſie aber alsbald mit matter Hand wieder hin. Des Abends fiel er in eine Fieberphantaſie, und blieb in dieſem Zuſtande 24 Stunden lang. Als ſein Bewußtſeyn zurück kehrte, ließ er ſein jüngſtes Kind kommen. Er wandte ſich mit dem Kopfe um, nach dem Kinde hin, faßte es an der Hand, und blickte ihm mit unausſprechlicher Wehmuth ins Geſicht. — Dann fing er bitterlich zu weinen an, hüllte den Kopf ins Kiſſen, und winkte, daß man das Kind wegtragen möchte. Da ahndete ihm, wie bald er ſich von dem Engel trennen ſollte, — und in 24 Stunden war ſein edles Herz gebrochen!

Noch in der letzten Nacht ſaß er aufrecht im Bette, und ſprach mit großer Geiſteskraft. Gegen Morgen ſchlief er ein. Um zehn Uhr erwachte er wieder, phantaſirte, kam aber wieder zu ſich, nahm jedoch von nun an ſichtbar an Kräften ab. Um 4 Uhr Nachmittags forderte er Naphta, aber die letzte Sylbe des Wortes erſtarb in ſeinem Munde. Er verſuchte zu ſchreiben, brachte aber nur drey Buchſtaben hervor, — die letzten Reſte der Lebenskraft, und in wenigen Minuten lag er entſchlafen da, voll Ruhe in dem noch im Tode edlen, großen Blicke.

Wer mag den Schmerz und die Angſt der Gattinn und der älteſten Kinder beſchreiben! — Karl, der älteſte, ganz das Ebenbild ſeines Vaters, lag auf dem Boden, und ſchrie, vom fürchterlichſten Grame zerriſſen. Ernſt ſaß in der Ecke, die Hände gefaltet, und weinte bitterlich. Karoline wußte nicht, was das zu bedeuten habe. Der Tod, von dem ſie keinen Begriff hatte, war ihr nicht fürchterlich. Sie ſagte ganz ruhig: »Der gute Papa ſchläft!« — Als ſie aber die Mutter in Thränen zerfließen ſah, fing ſie auch an zu weinen, und verbarg ihr Geſicht im Schoße der Mutter!«

So weit Niemeyer. —

Die vierte nachmittagige Stunde des neunten Tages des Maymonats ſey eine alljährige Trauerſtunde für uns Deutſche!

Nordpol-Expeditionen.

Dafür und dawider; Poliſten und Antipoliſten.

(Schluß von Nr. 7.)

Als Haupt der Antipoliſten ſehen wir Herrn Leſſlie an. Seine Theorie beruht auf folgender Anſicht: »Sowohl die Strömung erhitzter Luft, welche vom Aequator die obern Regionen entlang den Polen zufließt, und durch eine Unterſchichte von kalter Luft erſetzt wird, die von den Polen dem Aequator zuſtrömt, als auch die unmittelbare Einwirkung der Sonnenſtrahlen auf die Pole, während der Sommermonate, iſt unzureichend, zu irgend einer Zeit die große Umwandlung der Temperatur hervorzubringen, welche den gewöhnlichen Gang jener erſtaunenswerthen natürlichen Chemie zu verändern, und die Losreißung des Polareiſes in dem Maße zu bewirken geeignet wäre, daß es auf dieſe hohen Breiten oder auf das Clima niedriger gelegener Breiten Einfluß haben könnte.

So wie die Hitze der Atmosphäre im Prozeſſe des Aufthauens eingeſogen wird, ſo wird ſie im Acte des Gefrierens wieder entwickelt. — Die jährliche Entſtehung und Vernichtung des Eiſes innerhalb des arktiſchen Kreiſes iſt daher eine ſchöne Fügung der Mutter Natur, um die übermäßige Ungleichheit der Temperatur zu mildern. Wäre dort nur trecknes Land der Sonne entgegengeſetzt, ſo würde es im Sommer durch ihre unaufhörlichen Strahlen gänzlich verſengt, und im Winter durch die große Heftigkeit der Kälte in die elendiſte Lage verſetzt werden; nichts, was dem Thier- und Pflanzenreiche angehört, würde ſolche Experimente ertragen können. Allein bey gegenwärtiger Einrichtung wird der Ueberfluß von Sonnenhitze auf das Schmelzen des Eiſes verwendet, und der Mangel derſelben im Winter zum Theile durch Einwirken auf die Fortſchritte des Frierens erſetzt. – So lange es noch Eis zum Aufthauen oder Waſſer zum Gefrieren gibt, kann die Temperatur der Atmosphäre nie über gewiſſe Gränzen wechſeln.

In manchen Jahren kann mehr Eis entſtehen, als in andern; allein es wäre eine eitle Hoffnung, eine allgemeine Löſung der Eisrinde, welche die Nordregionen umgibt, zu erwarten. —

Die erheblicheren Einflüſſe, bewirkt durch das Polareis, läugnet Herr Leſſlie gänzlich — indem der Flächenraum, auf welchem der Froſt herrſchet, im zu geringen Verhältniſſe mit der Oberfläche der nördlichen Hemisphäre ſtehe. —

Die Idee, daß Winde die Einwirkungen der Pole auf unſere Regionen ausbreiten könnten, verwirft er ebenfalls als unhaltbar. — Seine Gründe ſind folgende: Eine, über eine wärmere Oberfläche, ſie ſey Waſſer oder feſtes Land, ſtreichende Luftſtrömung wird innerhalb einer Stunde durch eine 80 Fuß dicke Schichte von der nähmlichen Temperatur durchdrungen, ſollte auch die Gränze der Berührung oder Reibung auf eine Fläche beſchränkt ſeyn, deren Dicke nur den fünfhundertſten Theil eines Zolls beträgt. – Hat ſie eine Höhe einer Meile, (das Höchſte was angenommen werden kann,) ſo wird ſie in 66 Stunden den ſie umgebenden Wärmegrad annehmen — Legt dieſer Wind 20 Meilen in einer Stunde zurück, ſo hat er nach 1320 zurückgelegten Meilen jede kalte Einwirkung verloren. – Die fernſten Nordwinde müſſen alſo ihre Froſttheile in dem atlantiſchen Ocean ausſtröhmen. Selbſt eine ſolche, durch Jahrhunderte fortgeſetzte Einwirkung wäre nicht hinreichend, den mindeſten Einfluß, das Gefrieren der Oberfläche des Waſſers, zu bewirken. Denn ein ſolcher, von der Kälte ergriffener Waſſertheil müßte alſogleich, ſeiner ſpecifiſchen Schwere wegen, unterſinken. — Nur wenn die ganze Waſſermaſſe des Oceans, vom Grunde aus, von der Kälte durchdrungen werden könnte, würde auch die Oberfläche zuſammenfrieren.

Gegen den Satz der Peliſten, daß einſt ein milderes Klima in Europa geherrſcht habe, wendet Herr Leſſlie ein, daß Holzpflanzungen im hohen nördlichen Breiten deßhalb nicht fortkommen, weil ſie nicht durch große Waldungen vor dem Andrange der kalten Nordſtürme geſichert ſeyen. — Den Einwurf, auf welche Weiſe doch die erſten Bäume Wachsthum erhielten, unterläßt er aber zu beantworten. — Das unläugbare Factum, daß in Gegenden ehemahls Weinbau kultivirt worden, wo jetzt keine Spur deſſelben vorhanden iſt, ſucht er durch die Behauptung zu entkräften, daß ehemahls der Weinſtock viel robuſter geweſen ſey.

Die Erſcheinungen mit dem, durch Harpunen gefangenen Wallfiſche, der Abweichungen des Kompaſſes, und die ungewöhnlichen Veränderungen im Zuſtande des Poleiſes läßt er ganz unbeantwortet. Herr Leſſlie ſchließt ſeine Abhandlung mit folgenden Worten:

»Mag auch die große Eiswand ihre Lagen in manchen Jahrszeiten theilweiſe verändern, bald wird ſie in ihre alten Gränzen zurückkehren, und auf immer dem Seefahrer jede Annäherung verbiethen. Noch unwahrſcheinlicher iſt es, je in dem ſtillen Ocean durch die Polarwäſſer zu ſegeln. Iſt wirklich eine Durchfahrt vorhanden, ſo muß ſie wegen ihrer hohen Breiten unaufhörlich durch Eis gehemmt ſeyn. Der Glaube an die Trennung des amerikaniſchen Kontinents von der alten Welt, beruht auf ſchwachen Gründen, und bis man beweiſendere vorgebracht hat, muß man die Behringsſtraße nicht als die Scheidewand zweyer großen Kontinente, ſondern nach der Meynung des gelehrten Weltumſeglers, Kapitän Burnays, Cooks ehemahligen Gefährtens, blos als die Einfahrt zu einer großen Bay, oder einem inländiſchen See betrachten.«

Dieß ſind die Hauptmomente in den Syſtemen der Poliſten und Antipoliſten. Und mit welch wichtigen Erörterungen und Aufklärungen werden uns nicht Herrn Bergrath Gieſekes literariſche Reſultate bereichern!

* * *

Notizen und Correſpondenz-Nachrichten.

Walter Scott, der berühmte engliſche Dichter, ſchätzt deutſche Literatur überaus. Er hat den Götz von Berlichingen überſetzt; den Erlkönig vortrefflich. Von dem berühmten Gedichte: the Lady of the Lake (die Jungfrau des Sees) wurden in England in einem Vierteljahre 16000 Exemplare abgeſetzt. Für das Honorar einer Sammlung von Erzählungen hat ſich Scott ein Landgut kaufen können. —

(Ernſt) Platner, dieſer Heros unter den Anthropologen, iſt nicht mehr. Die Leipziger Literaturzeitung verkündet den Tod dieſes ſeltenen Philoſophen kurz und würdevoll alſo: Mit dem verwichenen Jahre verblich eins der glänzendſten Geſtirne am literariſchen Himmel Leipzigs, Sachſens, Deutſchlands: Ernſt Platner ſtarb am 27. Dec. 1818 im 75. Jahre ſeines Alters. Sein nicht immer gebührend erkanntes Verdienſt wird die dankbare Nachwelt beſſer, als ſeine Zeitgenoſſen zu würdigen wiſſen.

Der Freyherr von Seckendorf (Patrik Peale) ſagt in ſeinen Grundzügen der philoſoph. Politik, über Schauſpielweſen Folgendes: »Der Schauſpieler dient dem Staate wahrhaft, auch wie jeder Künſtler und Gelehrte; was iſt alſo der Grund ſeiner Staatshintanſetzung, wenn er nicht unſittlicher iſt, als viele in andern Ständen? Ehrenbezeigung, auch Ordensertheilung hat bereits bey dieſem Stande Platz gefunden; noch fehlt aber etwas: Ertheilung des Ranges. Ein Schröder, Eckhof, Iffland waren gewiß nicht minder fähig, Staatstitel zu führen, als mancher Advocat und Gelehrte. Wahrhaftes Studium mit Talent zu verbinden, ſollte von dem Staate belohnt werden, und die Folge würde eine doppelte ſeyn: Die Künſtler würden ſich würdiger benehmen, die unächten Gemüther aus ihrem Kreiſe verdrängen, und weniger wandern; Viele aber dürften ſich weniger ſchämen, der theatraliſchen Kunſt anzugehören.« — Man ſieht, daß der Herr Baron, wie alle Idealiſten, ein großes Talent hat, pia desideria zu hegen.

Ein merkwürdiges Naturſpiel entdeckte ſich unlängſt an einem türkiſchen Staatsbeamten. Er foderte einen Arzt auf, ſeine hypochondriſchen Beſchwerden zu heben, und reichte demſelben die Hand hin. Lange ſuchte der Arzt den Puls vergebens, bis er auf die Spur kam, daß die Pulsader nicht bis an den gewöhnlichen Ort reiche, ſondern ſich gegen die Mitte des Vorderarms in zwey Zweige theile.

In den Niederlanden 3 neue Journale auf Einmal; alle dieſe 3 Journale von einem und demſelben Verfaſſer; alle 3 mit dem Titel: Minerva. 1) Minerva der Niederlande, 2) Freymaurer-Minerva, 3) Politiſche Minerva. Der überfruchtbare Redacteur iſt Herr Chandon in Amſterdam.

(Hierzu noch ein Notizenblatt.)

Fortſetzung der Notizen und Correſpondenz-Nachrichten.

Eine dieſes Jahr begonnene Zeitſchrift ſkizzirt einige merkwürdige literariſche Zeitgenoſſen, wie folgt:

»Hofrath Oken, in Jena, iſt ein kleiner, ſchmächtiger, artiger, anſpruchloſer, gutmüthiger Mann, in dem man den Herausgeber der ſcharfgezahnten Iſis ſchwerlich erkennen dürfte. Die Milde, die er im Umgange äußert, macht den rauhen und burſchikoſen Ton in ſeinem Blatte wirklich zum Räthſel. Mit Göthe ſteht er auf keinem freundſchaftlichen Fuße, da er die angeblich Göthiſche Idee, die Knochen des Kopfes ſeyen eine Wiederholung der Knochen des Körpers, ſich zugeeignet, und weiter ausgebildet hat. — Audiatur et altera pars! Der Hofrath Oken hat ſich neulich über dieſen Gegenſtand in der Iſis erklärt, wie er nähmlich durch ſich ſelbſt auf ſeine Anſicht der Knochen des Kopfes gekommen ſey, bey dem Anblick des wohlerhaltenen Schädels einer Hirſchkuh, den er auf einer Harzreiſe in der Nähe des Ilſenſteins unvermuthet antraf.«

»Der geheime Hofrath Luden iſt ein friſcher, rüſtiger, lebenskräftiger Mann, mit einer eben ſo hinreißenden Beredſamkeit als tiefen und umfaſſenden Einſichten.«

»Dr. Garlieb Merkel iſt vom Kammergericht zu Berlin, wegen einer Ausfälle auf Niebuhr, zu ſechsmonatl. Arreſt oder 500 Thaler Strafe verurtheilt worden. Er pflegt ſich aus ſo etwas wenig zu machen, wird aber nun wohl, vor's erſte, Deutſchland mit ſeiner Gegenwart verſchonen.«

»Der Begleiter der Frau v. Krüdener, Profeſſor Kölner (oder Kellner) ſagt in einem Briefe: »daß unſere Reiſe am erſten April nach Mietau, eine Aprilreiſe, für mich wenigſtens, ſeyn würde, ahndete mir faſt. Wirklich, ich wurde am 1. April neuen Styls nach Rußland hereingeholt, und am 1. April alten Styls wieder herausgeleitet, alſo recht eigentlich in den April geſchickt, deßhalb darf ich auch die Sache nicht ſo ernſtlich nehmen.«

Zur Zeit der franzöſiſchen Revolution ſind 25428 Geſetze gegeben worden. Die Gehalte der erſten Staatsämter betrugen 1,176,402,077 Franken Der Verkauf der Nationalgüter 3325 Millionen Franken, die Verausgebung der Aſſignaten 7565 Millionen, und durch gezwungene Anleihen wurden nicht weniger erhoben als — 2 Milliarden. Mandate erſchienen 2407 Millionen, und das Leben eingebüßt haben — — 1526476 Franzoſen! Noch intereſſanter müßte es ſeyn, eine ſolche Ueberſicht von der Periode des großen N. B. zu entwerfen.

In den, aus der Correſpondenz des Marquis Louville gezogenen geheimen Memoiren über die Einſetzung der Bourbons in Spanien, kommen folgende merkwürdige Vorſchriften vor, die Ludwig XIV. dem neuen König ertheilt: »Er ſoll die Janſeniſten verbannen, die päbſtliche Macht beſchränken, die Gewiſſensſcrupel vermeiden, immer einen Jeſuiten zum Beichtvater haben, keinen ungerechten Krieg beginnen, ſich nicht einfallen laſſen, ſich in die verwittwete junge Königinn zu verlieben, nie eine Oeſterreichiſche Prinzeſſinn heirathen ꝛc.

Im December Heft der Annales encyclopédiques, die auch nach dem Tode des thätigen Herrn Millin von ſeinen Mitarbeitern fortgeſetzt werden, finden wir eine Continuation der literariſchen Correſpondenz des Dr. Bonaventure d'Argone eines geiſtreichen Carthäuſers, und in derſelben folgendes:

»Einer meiner Freunde meldet mir, daß vor einigen Jahren, als er ſich gerade in Orleans aufhielt, daſelbſt ein Fuhrknecht ſtarb, der kurz vor ſeinem Tode die Erklärung von ſich gab, er ſey der Chevalier von ***, habe ſeine Schwägerinn, die Marquiſe von ***, ermordet, und darüber ſo heftige Gewiſſensbiſſe empfunden, daß er den Entſchluß gefaßt, ſich die ſtrengſte Buße aufzulegen; da er nun immer einen unwiderſtehlichen Abſcheu vor der Armuth und der Sclaverey gehabt, ſo hätte er den Stand gewählt, von dem ihn jetzt der Tod befreye, und er habe auch wirklich unzähliges Elend darin erduldet.« Sie ſehen aus dieſer Geſchichte, daß es noch heutzutage Leute gibt, die öffentlich Buße leiſten, die man gar nicht kennt, und die deßhalb unter allen reuigen Sündern nicht die ſchlechteſten ſind.

In dem nordamericaniſchen Freyſtaate nehmen Bevölkerung, Handel und Gewerbfleiß auf eine unglaubliche Weiſe zu. Jeden Tag werden tauſend Kinder geboren, wandern zweyhundert Europäer ein. Die Bevölkerung hat ſich in 27 Jahren verdreyfacht.

In England ſind erſchienen: Schon die 4te Auflage der Memoiren der Prinzeſſinn Charlotte von Coburg. — Noch bis jetzt ungedruckte Briefe des Horace Walpole, Grafen von Orford, an Georg Montagu aus den Jahren 1736 bis 1776. — Das Leben Jakobs II. aus den merkwürdigen und viel beſprochenen Manuſcripten, die ſonſt in Rom waren, jetzt in Carltonhouſe, auf Befehl des Prinz-Regenten herausgegeben. — Eine neue und authentiſche Lebensbeſchreibung Marlborough's. — Moriers (Sekretär's des brittiſchen Geſandten am perſiſchen Hofe) zweyte Reiſe durch Perſien. — Eine Autobiographie Franklin's, ein treffliches Seitenſtück zu den unlängſt erſchienenen Briefen des groſen Mannes. — Biographie des ſpaniſchen Luſtſpieldichters Lope de Vega, von Richard Lord Holland, (2 Bde. 8.) Mit dem Bilde und dem fac simile des Dichters. —

Zu Flensburg in Dänemark beſteht erſt ſeit 3 Jahren eine Sonntagsſchule, und doch hat ſie ſchon 369 Eleven. 11 Lehrer ertheilen den Unterricht unentgeltlich. — Die Gymnaſtik wird in Dänemark ſehr thätig cultivirt. Das gymnaſt. Inſtitut zu Copenhagen zählt 2057 Lehrlinge. Zu Lehrern bey den Militär-Unterrichts-Anſtalten haben ſich darin 107 gebildet.

(Wegen des am 2. Februar eintretenden Feyertages, wird das Blatt Mittwochs den 3. ausgegeben.)

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationsblatt.

10.

Dinſtag, den 2. Februar 1819.

Ueber den Character der deutſchen Kunſt und ihr Verhältniß zum Staate.

Von M. v. Collin.

Daß die ſchönen Künſte einen bedeutenden nie ruhenden Einfluß auf das geſellige Leben ausüben, iſt eine Thatſache, welche Niemand zu läugnen begehrt. Es wäre eine intereſſante Beſchäftigung, der Art dieſes Einfluſſes in unſern Tagen, und dem Verhältniſſe der verſchiedenen Künſte in dieſer Hinſicht zu einander, nachzuforſchen; die gegenwärtige Unterſuchung indeß iſt vielmehr, mit Uebergehung deſſen, was die Kunſt, in Ausſchmückung und Erheiterung des geſelligen Lebens der gebildeteren Welt leiſtet, beſtrebt, derſelben eine höhere Bedeutung in Hinſicht ihres Einfluſſes auf den Character der Völker und die Eigenthümlichkeit ihres Daſeyns nachzuweiſen.

Wir ſind in unſerer Zeit gewohnt, die Kunſt als auf die Wiſſenſchaft begründet zu betrachten, wir ſehen ſie in ihren verſchiedenen

Erſcheinungen von einer mehr oder weniger Probe haltenden Theorie geleitet, und lenken daher bey Würdigung der Kunſtproducte unſere Aufmerkſamkeit gewöhnlich mehr auf das, was in derſelben durch freye Wahl des Menſchen geſchaffen, als auf dasjenige, was dort nach der ewigen Richtſchnur der Natur in großartiger Regel geformt und vollendet wird. Die nachfolgenden, größtentheils zwar nur fragmentariſchen Betrachtungen ſollen auf das Letztere hinweiſen, und dasjenige wenigſtens vorläufig andeuten, was ausführlicher zu entwickeln der Verfaſſer ſich für eine ihm günſtigere Zeit der Muße vorbehält.

Vor allem wird es nöthig ſeyn, auf den innern Grund der Entſtehung der Kunſt bey den Völkern, und auf die Geſtalt, in der wir ſie in ihrer erſten Blüthe überall finden, einen Blick zu werfen. Dem Menſchen war von jeher die Anerkennung der Erhabenheit und Schönheit des Daſeyns, und zwar ſowohl in Hinſicht der vor ihm verbreiteten Wirklichkeit, als auch in Hinſicht deſſen, was dieſe Höheres ahnden ließ, gegeben, und nothwendig mit ſeinem innerſten Leben verbunden. Sie hat auch die Völker in ihrer früheſten Jugendzeit zu dem Verſuche geleitet, dieß Gefühl auf eine würdige Weiſe auszuſprechen, und dadurch der Kunſt das Daſeyn gegeben. In welcher Geſtalt daher die Kunſt auch immer auftreten mag, ſo iſt ſie nur das Streben des von der Herrlichkeit des Daſeyns begeiſterten, oder von den Tiefen ſeiner Geheimniſſe und den in der äußern Erſcheinung nicht gelöſten Widerſprüchen ergriffenen Gemüths, dieſes Daſeyn ſelbſt entweder durch würdige Nachbildungen zu feyern, oder dem Reichthume menſchlicher Empfindung, in Erwägung deſſelben, Raum der Entwicklung zu ſchaffen. Weil aber alle Kunſt nur durch ein Verſenken des Geiſts in ſich ſelbſt, und durch Ueberſchauung des Lebens entſtehen konnte, ſo finden wir bey vielen Völkern mit ihr auch die erſten Anfänge der Wiſſenſchaft — welche einzig nur die Erforſchung des Daſeyns beabſichtigt — zugleich gelegt. Beyde aber konnten ohne Religion weder aufkeimen, noch ſich fortbilden, da dieſe, die demüthige Anerkennung der Größe des Schöpfers, die Begeiſterung und Rührung beym Anblicke ſeiner Schöpfung, die eigentliche Quelle ihrer Exiſtenz war. Es entſtand ſo eine Vermiſchung der Dichtung und Philoſophie, durch ein drittes, das religiöſe Gefühl nähmlich, zu einem bedeutungsvollen Ganzen verbunden, die Mythologie. Wie nun die Mythologie nach der Eigenthümlichkeit der Anſicht des Univerſums bey verſchiedenen Völkern verſchieden ſich bildete, ſo auch ihre Kunſt, die nur aus der Eigenthümlichkeit dieſer Anſicht des Daſeyns hervor ging. Die ſo verſchieden geſtaltete Kunſt der Inder, Aegypter, Griechen und der germaniſchen Nationen liefert hiezu unwiderſprechliche Belege. Die große Beſtimmung alles Kunſtbeſtrebens mag übrigens aus dieſen Thatſachen klar hervorgehen. Wenn ſich daſſelbe ſpäter, ſeiner Natur gemäß, von wiſſenſchaftlicher Unterſuchung wie von religiöſer Beſchaulichkeit trennte, und ſeine eigenen Bahnen brach, ſo iſt es dennoch immer, ſo lange der Character der Völker nicht von urſprünglicher Würde wich, ſeiner erhabnen Natur getreu geblieben, und zu leerem Spiele überall nur erſt dann herabgeſunken, wenn die Nationen, wo früher wahre Kunſt geblüht hatte, nun für edleres Seyn unempfänglich geworden, aufgehört hatten, der hohen Beruhigung, welche Kunſt gewährt, zu bedürfen.

Daß dieſes Zurückſinken oder dieſe Entartung des Characters der Kunſt bey den Völkern nicht ohne die Einwirkung, welche der Volkscharacter ſelbſt auf die Kunſt ausübte, geſchehen konnte, iſt ſchon daraus klar, weil, wie es im Leben überhaupt kein aus dem großen Ganzen deſſelben geriſſenes einzelnes Streben gibt, dieß auch im Staate in ſo weit nicht ſtatt findet, als er ein in ſich geſchloſſenes organiſches Ganzes bildet, deſſen mannigfaltige Strebungen, als aus einem Mittelpuncte des Lebens ausgehend, betrachtet werden müſſen.

Was der Staat ſey, und welche geheiligten Ideen durch denſelben realiſirt werden, hat Adam Müller auf eine ſo klare und zugleich umfaſſende Art entwickelt, daß es ſchwer zu begreifen iſt, wie man hierin anderer Meynung, als er ſeyn könne. Einige glaubten in der Behauptung alles umfaßt zu haben: daß der Wunſch, die erlangten Güter des Lebens ſich zu bewahren, den Staatsverein hervorbrachte, und daß er daher ein Inſtitut ſey, zur Wahrung und Aufrechthaltung des Eigenthums errichtet. Indeß ſtreitet gegen dieſe Anſicht die Erfahrung ſelbſt. Die Geſchichte liefert oft erneuerte Beyſpiele, daß ganze Völker vielmehr dieſe äußern Güter des Lebens willig hingeopfert, um den Staat zu erhalten, daß ferner edle Menſchen das höchſte irdiſche Gut, das Leben ſelbſt, zum Opfer brachten, um den Staat vom Untergange zu retten. So hat auch der Staat ſelbſt durch ſeine Führer oder Vorſteher dieſes Opfer des Lebens ſeiner Bürger jederzeit als Pflicht gefordert, welches nicht möglich wäre, wenn der Staat nur den Verein der Bürger zur Schirmung der Güter des Lebens beabſichtigte. Vielmehr wird daher der Staat ein Verein zur Schirmung der Art und Weiſe des Daſeyns ſeyn müſſen, in welchem die Menſchen, die ihn gründen, ſich befinden. Er wird jene individuellen Anſichten über die heiligſten Gegenſtände menſchlicher Betrachtung, über Gott und die Welt, weit über die engen Gränzen eines einzelnen menſchlichen Lebens hinaus, feſt und dauerhaft erhalten wollen. Da aber die ganze bürgerliche Einrichtung des Staats eine Folge dieſer individuellen Anſichten iſt, die jedem Staate ein von den übrigen geſondertes, characteriſtiſch verſchiedenes Leben geben, ſo wird er dieſe Gattung oder Art der Exiſtenz, die durch ſeine Geſetzgebung garantirt iſt, zu bewahren und aufrecht zu halten ſuchen. Für dieſen großen Zweck haben Völker alter und neuer Zeit oft erſtaunungswürdige Thaten geübt, und große Opfer gebracht. Es hat daher die Ehrfurcht, welche ein Volk für die Art und Weiſe ſeines Daſeyns, für ſeine Ueberzeugungen, Empfindungen, für ſeine individuelle Anſicht der Religion nährt, die Staaten gegründet, und ſie erhält ſie um ſo ſicherer, wenn äußere feindliche Angriffe die innere entgegen ſtrebende Kraft wach und thätig erhalten.

Es iſt hier nur davon die Rede, wie Staaten entſtehen, und was ihre eigentliche Weſenheit ausmacht; denn daß, wenn auch aller Sinn für das Höhere und für die einſtigen Bedingungen ſeiner Entſtehung, im Volke bereits erſtorben iſt, durch den Einfluß mannigfacher Umſtände das äußere Leben des Staates noch lange fortbeſtehen kann, lehrt die Vergangenheit, wie die Gegenwart. Es kommt nun aber darauf an, zu unterſuchen, welche Wechſelwirkung zwiſchen der Kunſt und der Staatsgeſinnung (der allgemeinen Denkweiſe des Volks) beſtehe; daß, wenn dieſe ſich nachweiſen läßt, die hohe Beſtimmung der Kunſt keinem Zweifel unterliegen wird.

Die Denk- und Sinnesweiſe eines Volks drückt ſich in ſeiner Kunſt am unzweydeutigſten aus; denn die Kunſt iſt kein willkührliches, nach eigenſinnig ſelbſt gewählten Zwecken gelenktes, ſondern ein nothwendiges durch die Volksanſicht ſelbſt geleitetes Streben nach Darſtellung des Schönen. Daß aber das Schöne bloß in der äußern Erſcheinung des Daſeyns beruhe, und daß die Kunſt nur auf dieſe hingewieſen ſey, iſt eine Einbildung, welche einſeitige Studien des griechiſchen Alterthums wohl für kurze Zeit unter uns erzeugen, nicht aber feſt halten konnten; denn niemand bezweifelt jetzt, daß die Kunſt den vollen Gehalt des Lebens als Gegenſtand der Darſtellung ſuche und würdige. Dieſe Darſtellung ſelbſt aber iſt ächter Spiegel der Nationalgeſinnung. Alle Gefühle, welche einem Volke nur immer eigen ſeyn mögen, drücken ſich in ſeiner Kunſt unzweydeutig und klar aus. In den vielfältigen Mißgeſchicken des öffentlichen Lebens, während ſo vielen Unglücks, welches die Staaten oft lange niederdrückt, wo die Verwirrung der Zeit oft den Ueberblick des Daſeyns und die Lebhaftigkeit alt angeerbter Geſirnung hemmt und verdunkelt, tritt durch die Kunſt dem Staatsbürger das Bild ſeines Lebens im hellen Lichte entgegen, und die eigenthümliche Richtung ſeines Daſeyns muß ihm aus den Kunſtdarſtellungen, welche nur in dieſem Geiſte gedacht und geſchaffen worden, klar entgegen ſchimmern. Die edle Eigenthümlichkeit helleniſcher Kunſt, die ſtolze Beſchränkung auf ſich ſelbſt, welche ſich aus den Werken egyptiſcher Bildnerey und Baukunſt verkündet, das höchſt Characteriſtiſche indiſcher Dichtung, die ganz aus der innerſten Individualität unſerer Vorzeit herausgeblühte alt germaniſche Heldenſage, laſſen wohl auch für den, der hier ganz allein nur den Thatſachen der Geſchichte Gehör leihen will, keinen Zweifel übrig, daß, wenn auch die Kunſt überall unbedingt nach dem Schönen ſtrebt, ſie dieß doch nur auf eine dem Character des Volks, unter welchem ſie gedeiht, angemeſſene und deſſen Bild in ſeiner Veredlung zurück ſtrahlende Weiſe leiſte. An ſolchen Kunſtwerken nur, welche ein reines Bild des heimathlichen Daſeyns nicht ſowohl durch Ausmahlung rühmlicher Thaten als durch die ihnen aufgeprägte Nationalgeſinnung und Gefühlsweiſe geben, kann, wie ſich das Volk in ſeiner edleren Eigenheit darin wieder erkennt, der Staat ſelbſt eine Stütze finden, indem ſie nothwendig verhindern, daß die Nationalanſichten des Lebens, die dem Volke eigenthümlichen Ideen über das Heiligſte und Höchſte des Daſeyns, ſich verflüchtigen.

Mit andern Völkern haben auch die Deutſchen, und zwar ſchon in früheſter Zeit, die Gabe einer hohen Kunſt empfangen. Sie iſt ſo ganz eigenthümlich, und ſo aus ihren tiefſten Character geſchöpft geweſen, daß nur die Zeit einer gänzlichen Verwirrung aller Ideen ſich Mißgriffe, wie wir ſie erlebten, erlauben, und das Geheimniß der Kunſt nicht in der heimathlichen Anſicht des Schönen, ſondern in fremder, halb begriffener Regel, und in Nachbildung ungewöhnlicher Formen des Ausdrucks ſuchen konnte. Die Sucht, das Fremde über einheimiſche Eigenheit zu erheben, iſt unter den Deutſchen ſo weit gegangen, daß ſie ſich ſelbſt jede Eigenthümlichkeit abſprachen, mit Ausnahme der einen Fähigkeit, jede fremde nachzuahmen. Dieß war aber, wenn auch nicht viele Jahre ſeither verfloſſen ſind, allgemeine Meynung nur zur Zeit eine vorübergehend eingetretenen Erſchlaffung des Volkscharacters; und auch die Kunſt konnte damahls nicht aus dem Gemüthe, und nicht aus einer ganz und gar verdunkelten Nationalgeſinnung emporblühen, ſondern war eine lebensarme, einſeitige, nur den Speculationen des Verſtandes folgende Kunſt. Es wäre unrecht, deutſchen Genius nach ſolcher Mißbildung zu beurtheilen. Ueberhaupt iſt der Zeitpunct der Entnervung eines Volkes nicht derjenige, wo man über deſſen eigentliche Natur zu urtheilen unternehmen darf; keinem iſt es beygefallen, aus der Art, wie die Römer unter Tiberius und Nero, oder auch unter Trajan oder Titus ſich zeigten, den vollſtändigen Umriß ihres Characters geben zu wollen. Vielmehr muß hier in die frühe Zeit der erſt ſich entwickelnden Kraft zurück gegangen werden, die, mit jener Zeit des Verfalls zuſammen genommen, erſt das Totale, deſſen Mittelpunct leicht aufzufinden wäre, geben könnte. Was aber die ſo oft geſchmähte Nachahmungsſucht des Deutſchen betrifft, ſo iſt hier vor allem dieß in Erwähnung zu ziehen: Aus dem Urvolke Deutſchlands ſind die übrigen Völker des heutigen gebildeten Europa beynahe alle, wenigſtens in der Art ausgegangen, daß bey der Uebermacht deutſchen Einfluſſes im Allgemeinen deutſche Geſinnung, wenn auch modificirt, dort einheimiſch wurde. All die verſchiedenen Individualitäten, die ſich in jenen Ländern, unter den dort gegebenen Bedingniſſen nur in größern oder geringeren Abſtufungen vom Stammvolke abweichend bildeten, haben ihren urſprünglichen Keim doch im germaniſchen Character, als dem Character des Stammvolks: der Deutſche betrachtet daher dieſe Völker-Individualitäten, die ſich in ihren Kunſtbildungen ausſprechen, nicht als fremde, ſeiner Eigenheit nicht zuſagende, ſondern als ſeiner Eigenthümlichkeit und Kunſtanſicht verwandte, und fühlt ſich zu ihnen, als dem Supplemente ſeines eigenen Weſens, mit dem ganz natürlichen Triebe, ſich dieſelben anzueignen, hingezogen. Die Nachahmung antiker Kunſt aber unter den Deutſchen beruht vorzüglich, wie bekannt, auf dem Umſtande, daß die neuere deutſche Kunſt ſich nicht aus ihrer alten Heldendichtung in ununterbrochener Folge fortbildete, ſondern nachdem dieſe in Vergeſſenheit gekommen war, die wiſſenſchaftliche auf fremde Kunſtregel geſtützte Bildung nach jenen hohen Muſtern der Vollendung einſchlug, welche Griechenland ſo reichhaltig darbot.

Dieſen Betrachtungen zufolge, kann man die Nachahmungsſucht der Deutſchen in einem günſtigeren Lichte betrachten. Der reine Trieb nach Wahrheit bey gänzlicher Nichtberückſichtigung des eigenen Intereſſe, Werthſchätzung jeder Vollendung, und der eifrige Wunſch, dieſelbe zu erringen, hat ihn auf den Irrweg geführt, über dem raſtloſen Streben nach Allſeitigkeit der Bildung für lange mehr das Fremde als ſich ſelbſt zu beachten. Von dieſem Fehltritte hat ihn die Belehrung der Zeit vielleicht für immer zurück geführt. Uebrigens bildet Deutſchland, wie bereits öfter bemerkt worden, das Mittelvolk Europa's, in welchem alle Einwirkungen der Nachbarländer ſich begegnen. Der Deutſche muß daher entweder mit voller Kraft der Thätigkeit in dieſe Länder hinaus wirken, und ſie der Macht ſeines Einfluſſes offen halten, oder er wird, wenn er in Unthätigkeit verweilt, dem in ſeinem Gebiethe, dem Mittelpuncte des Welttheils, zuſammenſtrömenden Radien fremder Eigenthümlichkeit unterliegen, und ſich moraliſch anihilirt finden.

Wie nun der Deutſche das Mittelvolk Europa's iſt, das lange den Einwirkungen der übrigen europäiſchen Völker moraliſch unterlag, ſo kann jetzt ſeine Kunſt, wenn er eine Kunſt beſitzt, oder erringen wird, keine andere ſeyn, als eine, die verſchiedenen europäiſchen Kunſtanſichten vollſtändig in ſich vereinende; denn alle Kunſt muß ſich an das Leben anſchließen, und deſſen Eigenheit an ſich tragen. Durch gründliche Erforſchung des Alterthums leuchtete dem Deutſchen auch die Schönheit antiker Kunſt mit freudigem Glanze herüber in's Vaterland, und er hat vor Entzücken über ihren Anblick für einige Zeit, wie ihm ſo leicht geſchieht, der eigenen Heimath beynahe vergeſſen. Von dieſer Nichtachtung ſeiner ſelbſt wieder zurück gekommen, wird er doch jener neu gewonnenen Anſichten ſich nicht wieder entäußern können. Nachdem er die Epoche der Schule und des Lernens überſtand, wird er dieſes fremde Schöne nicht nach Art der Knaben ferner nachahmen, ſondern (an Bildungsfähigkeit dem Hellenen mehr wie andere europäiſche Völker verwandt) dieſe vielmehr in ſeine Kunſt-Eigenthümlichkeit verſchmelzen, und ſo die neuere Zeit mit dem Alterthume in freundſchaftliche Verbindung bringen. So wird endlich die Eigenthümlichkeit aller Völker Europa's in deutſcher Kunſt vereinigt, und dieſe dennoch im engſten Verſtande eine nationale Kunſt ſeyn, auf die tiefe Kraft des deutſchen Characters gegründet, der alles Leben partheylos würdigt, und mit Liebe in ſein reiches Gefühl aufnimmt. Die übrigen Völker aber werden in dieſer Kunſt der Deutſchen, wie dieß, was Erkenntniß und Speculation betrifft, in mancher Wiſſenſchaft bereits der Fall iſt, ihr eigenes, durch die Verſchmelzung mit ſo reichhaltiger fremder Trefflichkeit unendlich erhöhtes Beſitzthum wieder erkennen, und achten müſſen.

(Der Schluß folgt.)

Klinger, gezeichnet von Fanny Tarnow.

Die 1819 bey Enslin in Berlin erſchienenen Briefe dieſes geiſtvollen Frauenzimmers über Rußland, enthalten unter andern mehrere Characterzeichnungen, die von ächt weiblichem, feinem Beobachtungsgeiſt zeigen. Aus dieſen heben wir hier indeß den wackern Klinger aus:

»Klinger,« heißt es, »iſt von Geſtalt ſehr groß, und trägt ſich ſtolz und edel. Seine Haltung iſt nicht ſteif, aber militäriſch, und vorzüglich liegt in der Art, wie er den Kopf trägt, etwas ſehr Characteriſtiſches. Man ſieht es ihm an, daß er immer gerade geſtanden, und ſich nicht gebeugt hat. — Das Bild vor der neueſten, (bey Nicolovius) in Königsberg erſchienenen Ausgabe ſeiner Werke ſieht ihm ſprechend ähnlich, nur iſt es viel jünger als er, wenn man ihm gleich auch im Leben ſeine 60 Jahre und darüber nicht anſieht. — In ſeinem Geſichte iſt kein Zug der Milde, keine Freundlichkeit, aber auch durchaus nichts Hartes und Abſtoßendes: nur Gepräge der Großheit und einer ernſten, im Laufe der Jahre vielleicht eiſern gewordenen Kraft. *) — Sein Sprachton iſt herbe, und doch hat ſein Accent eine ſo erſchütternde, ſo zermalmende und tiefgreifende Gewalt über das Gemüth, daß ich ihm aus meinem Leben durchaus nichts zu vergleichen weiß.« —

Er iſt General-Curator der Univerſität Dorpat, **) Director des Pagen- und Cadetencorps, ſo wie auch mehrere der Erziehungs- und Wohlthätigkeits-Inſtitute, der Kaiſerinn Mutter, unter ſeiner Aufſicht ſtehen. — In ſeinem Leben als Menſch, Gatte und Vater, hat das Schickſal ſeine Kraft furchtbar ernſt geprüft. Der Schmerz eines ſolchen Mannes hat etwas ſo Ehrfurchtgebietendes, daß ich ihn kaum anzudeuten wage. — Er verlor in der Schlacht bey Borodinow einen einzigen Sohn, die unglückliche Mutter weinte ſich über den Verluſt ihres Lieblings blind. — Auch die erbittertſten ſeiner Gegner laſſen ihm den Ruhm einer ſtrengen, unbeſtechlichen Rechtſchaffenheit. Nun lebt er ſeit 30 Jahren in Rußland.« —

---

*) Man erinnere ſich an Göthe's intereſſante Characterſkizzen zu Klingers Leben in Wahrheit und Dichtung.

**) Im Jahre 1817 erbat und erhielt Klinger ſeine Entlaſſung als Curator. —

Treffend iſt das Urtheil der Verfaſſerinn dieſer Briefe: »Als Tragiker erinnert Klinger an Alfieri, und Alfieri an ihn — und es iſt der Beobachtung werth, wie ſich der Norden und der Süd in der Tiefe des Gemüths beyder Dichter eint.« —

Für gewiſſe, auch nun in Oeſtreich in die Mode kommende weibliche Geſchöpfe heben wir zur Beherzigung folgende Stelle aus. — Sie iſt von einem höchſt gebildeten und gemüthvollen Frauenzimmer geſchrieben! —

»Die äſthetiſche Ueberbildung vieler Frauen unſerer Zeit, und die daraus hervorgehende Kränklichkeit der Idealität, die der wahren, friſchen, kräftigen Geſundheit des Leibes und der Seele ſo ſehr nachtheilig iſt, iſt in Amelie *) ſtrenge, und ernſt warnend dargeſtellt. Möchte dieſer Theil des Buches doch von recht vielen unſerer gebildeten Frauen beherzigt werden, — vorzüglich von den Müttern talentvoller Töchter.« —

* * *

Neueſtes Gemählde der Japaner.

(Schluß von Nr. 8.)

Die Prieſter erlauben ſich ſtarke Ausnahmen von den Geſetzen ihrer Religionen. Viele eſſen, ihren Satzungen zum Trotze, öffentlich Fleiſch. — Einer derſelben bereitete ſich ſein Eſſen, (Hundefleiſch, nach Sitte der matsmaiſchen Kurilen,) auf die ekelhafteſte Weiſe, welche ſelbſt den Kurilen einen geheimen Schauer abzwang. Er tauchte lebende junge Hunde in ſiedendes Waſſer, und beym Herausziehen riß er ihnen die Haare aus, zerſetzte ſie in Stücke, und verzehrte ſie ſodann.

---

*) Siehe: Klingers Geſchichte eines Deutſchen der neueſten Zeit.

Die Japaner ſind in der Regel ſehr abergläubiſch. Ihr böſer Geiſt iſt der Fuchs, dem ſie alle loſen Streiche der Erde zuſchreiben. — Im tödtenden Blitze ſehen ſie eine herabgeſchleuderte Katze. — Niemand geht über eine neue Brücke, aus Furcht, auf ſelber zu ſterben, wenn nicht der älteſte Greis ſchon darüber gegangen iſt. — Wenn man bey einem Gewitter einige auf einer Pfanne gebratene Erbſen an die Wand wirft, ſo kann, nach ihrem Dafürhalten, der Blitz in ein ſolches Haus nicht hineinfahren. —

In Rückſicht der Glaubensmeynungen herrſcht die größte Toleranz. Jede Religionsparthey hat gleiche bürgerliche Anſprüche, und Jedermann kann ſeine Religion ſo oft ändern, als er will. Proſelytenmacherey iſt aber geſetzlich verboten.

Der geiſtliche Kaiſer ſcheint mehr die Aufſicht über religiöſes Leben überhaupt zu haben, als ſtrenge über die Bekennung ſeiner Glaubensgenoſſen, deren Oberhaupt er iſt, zu wachen. Seine Beſitzungen unterliegen der Oberherrlichkeit des weltlichen Kaiſers, in deſſen Gebiethe ſie auch liegen, und ſeine geiſtliche Macht über letztern beſteht in einer Art Controlle über deſſen religiöſes Betragen. So hält er z. B. am Hofe deſſelben einige Perſonen, (worunter auch Weiber,) die über ſeine Aufführung zu wachen, und ihn, bey jeder Uebertretung, ſeine Pflicht ins Gedächtniß zu rufen haben. Auch über die eheliche Ergebenheit, und das Betragen gegen ſeine Gattinn wachen von dem geiſtlichen Kaiſer eigens ernannte Frauenzimmer, was aber die Kebsweiberey nicht ausſchließt. — Einer ſolchen Bewachung bedarf es aber gar nicht, indem des weltlichen Kaiſers Eiferſucht eigene Wächterinnen bezahlt.

Die Gewalt des geiſtlichen Kaiſers iſt in jeder Hinſicht mehr negativ, abwehrend, und mehr berathend als entſcheidend; ſo muß z. B. bey Abfaſſung oder Abänderung eines Geſetzes, bey Alliancen mit auswärtigen Mächten, bey Kriegserklärungen und Friedensſchlüſſen, der weltliche Kaiſer erſt den Rath des geiſtlichen einholen. Dieß iſt die Regel, aber gewöhnlich thut der weltliche Kaiſer, was er will.

Die Miliz im Gebiethe des geiſtlichen Kaiſers wird vom weltlichen beſoldet, daher liegt der Soldat dem Intereſſe des Letztern näher. — Auch gibt es zu viele Religionen, zu viele vom weltlichen Kaiſer unabhängige Gebiethe kleiner Fürſten, um fanatiſche Aufwiegelungen, oder ſo leicht Bündniſſe einzelner Machthaber zur Vergrößerung auf Koſten Anderer befürchten zu müſſen. Das divide et impera zeigt ſich hier um ſo mehr durch die Anwendung beſtätiget. — Der weltliche Kaiſer ſcheint mehr eine Art Schutzherrlichkeit zu beſitzen; die vielen kleinen Fürſten ſind unter einander und von ihm in ihren weſentlichſten Rechten unabhängig, und können daher von ihm nicht zu Privatzwecken ſo leicht gebraucht werden. Die ehrgeizigen Verſuche einiger wenigen kleineren Furſten würden bald unſchädlich gemacht ſeyn, und ein Einzelner derſelben hätte ſicher nicht eine bedeutendere Anzahl für ſich, denn wie ſchwer würde es ihm ankommen, Vieler ehrgeitzige Abſichten zu befriedigen; und bey weitausſehenden Privatzwecken wäre immer nur eine deſto größere Anzahl gefährdet. —

Die geiſtliche Obergewalt iſt erblich. Der geiſtliche Kaiſer hält zwölf Frauen, um der Erlöſchung ſeines Stammes vorzubeugen. Die jetzige Dynaſtie hat ſchon 600 Jahre vor Chriſti Geburt geherrſchet. In früheren Zeiten beſtiegen, in Ermangelung männlicher Nachkommen, die Witwen und Töchter des geiſtlichen Kaiſers deſſen Thron, jetzt aber adoptirt derſelbe Söhne aus fürſtlichem Geblüte.

Die vielen Häuptlinge können innerhalb ihres Gebiethes Geſetze geben und aufheben, und legen die Anerkennung der weltlichen Oberherrlichkeit bloß durch Stellung eines feſtgeſetzten Kriegskontingentes an den Tag. Nur in außergewöhnlichen Fällen holt der aus 5 fürſtlichen Perſonen beſtehende hohe Rath die Bewilligung des weltlichen Kaiſers nach, aber letzterer beſitzt bloß das Recht einer Stimme. Der Kaiſer kann zwar die Glieder deſſelben eigenmächtig ernennen, da er aber den Widerſtand der vielen kleinen Fürſten zu beſorgen hat, ſo öffnet dieß Mißbräuchen doch nicht die Thore. —

Der geiſtliche Kaiſer darf nicht im Mindeſten die weltlichen Rechte beeinträchtigen. Zur Vereitelung von Mißbräuchen der Art ſtehen dem weltlichen Kaiſer erhebliche Mittel zu Gebothe.

Dieß die auf Golownins Daten beruhenden Anſichten über geiſtliche und weltliche Oberherrſchaft in Japan.

Die Bewohner Japans zerfallen in acht Claſſen: 1) Regierende Fürſten; 2) Adel; 3) Geiſtliche; 4) Soldaten; 5) Kaufleute; 6) Handwerker; 7) Bauern und Tagelöhner; 8) Sclaven.

Ueber dieſe Claſſen nur einiges vorzüglich Characteriſtiſche:

Die Würde aller regierenden Fürſten iſt erblich, und gebührt eigentlich dem älteſten Sohne. Iſt dieſer aber unfähig, die Stelle des Vaters zu vertreten, ſo ernennt letzterer den Tauglichſten aus den jüngern. Manchmahl adoptirt ein Fürſt einen jüngern Sohn eines andern Fürſten, und erklärt nach genommener Einſicht, alle eigenen Kinder für regierungsunfähig. Die Folge dieſer Maßregel iſt, daß die regierenden Fürſten meiſtens wackere Männer ſind; daher werden ſie dem weltlichen Kaiſer ſo furchtbar, und halten ſeine Macht in ſichern Schranken. —

Der Adel iſt bloß auf den älteſten Sohn, oder (nach der Beſtimmung des Vaters) auf den Tauglichſten erblich. — Die wichtigſten Staatsämter werden durch Individuen aus demſelben beſetzt. —

Die Geiſtlichkeit iſt ſehr zahlreich, was ſich bey ſo vielen Religionsformen leicht denken läßt.

Jeder, der in öffentlichen Dienſten ſteht, muß die Kriegskunſt erlernen, um nöthigenfalls das Land zu vertheidigen. — Der Stand der niedern Kriegsbeamten und der gemeinen Soldaten iſt erblich, und kein noch ſo alter oder gebrechlicher Krieger wird eher entlaſſen, bis er nicht ſeinen Sohn als einen wackern Nachfolger ſtellen kann. — Mit dem 15ten Jahre tritt die Waffenfähigkeit ein. — In Ermangelung eines Sohnes leiſtet ein adoptirter dieſelben Dienſte. — Der Soldatenſtand iſt ſehr geehrt. Der gemeine Soldat wird mit »Herr« angeredet. — Alle Krieger haben das Recht, wie die angeſehenſten Staatsbeamten, Säbel und Dolche zu tragen. —

Der Kaufmannsſtand iſt ſehr ausgebreitet, wohlhabend, aber nicht ſonderlich geachtet. — Reichthum ſcheint meiſtens nur dann das Thor zu Würden und Ehrenſtellen zu öffnen, wenn Talente damit verbunden ſind. —

Einen Unterſchied zwiſchen Handwerkern und Künſtlern kennen die Japaner nicht. —

Die Bauern, Arbeitsleute und Taglöhner machen die letzte Claſſe der freyen Bewohner Japans aus. — Jeder, welcher nur eine Scholle Landes beſitzt, läßt ſie durch Andere bearbeiten. Deßhalb ſind bey der großen Bevölkerung Japans Vieler Hände beſchäftiget. —

Die letzte Claſſe machen die Sclaven. — Sie ſind Abſtämmlinge der in alten Zeiten in Korea oder China gemachten Gefangenen, und von den, armuthshalber von ihren Eltern verkauften Kindern. — Das Geſetz, Gefangene zu Sclaven zu machen, iſt aufgehoben. — Sie ſind ganz in die Gewalt ihrer Herrn gegeben.

Der großen Anzahl der Leibärzte des weltlichen Kaiſers liegt das Geſchäft ob, jedes Reiskorn für die kaiſerliche Tafel mit einer Zange auszuſuchen.

Das Leben (körperlich?) mißrathener Kinder ſteht ganz in des Vaters Gewalt. — Den Verführer ſeiner Tochter kann er, wie der Gatte ſeine eigene Frau ſammt dem Ehebrecher, tödten, wenn er beyde auf der That ertappt, und dieſe zu beweiſen ſich getrauet. — Die Töchter erhalten kein Heirathsgut, im Gegentheile, der Freyer muß zahlen, und iſt derſelbe reich, ſo iſt die Summe ſehr anſehnlich. —

Selten vermacht ein Vater ſeinen Kindern das Vermögen zu gleichen Theilen; dem Würdigſten ſpricht er gewöhnlich den größten Theil zu. —

Nur eine Frau hat eheliche Rechte; Kebsweiber kann ſich Jeder halten, ſo viel er will; ſie wohnen in einem Hauſe mit erſterer — und oft in der friedlichſten Eintracht. — Eine Braut kann man von einer Jungfrau leicht unterſcheiden, ſie darf nur lachen — alsdann muß ſie ſchwarze Zähne zeigen, denn ſobald ein Mädchen in den Brautſtand tritt, werden ihr ſelbe ſchwarz gebeitzt. — Eheliche Verbindungen unter leiblichen Geſchwiſtern ſind verboten — alle andern Verwandten können ſich heirathen. —

M. v. M.

Notizen und Correſpondenz-Nachrichten.

Das hier erſchienene Prachtwerk: Denkmahle der Baukunſt und Bildnerey des Mittelalters in dem öſterreichiſchen Kaiſerthum; gezeichnet und unter Aufſicht des Herrn Joſ. Fiſcher, beſchrieben vom Fürſten Lichnovsky, iſt in den vaterländiſchen Blättern, im Hermes ꝛc., und nun auch in den Göttinger-Anzeigen (1819 Nr. 4) mit Lob berührt worden. Der Recenſent in den Letztern, (ohne Zweifel der hochcompetente Fiorillo) ſagt indeß ſehr beſcheiden: »Wir äußern zum Schluß nur noch den Wunſch, bey der Fortſetzung dieſes Werks, mehr auf das Characteriſtiſche dieſer Gebäude und ihrer Architectur bedacht zu ſeyn, als dem Auge wohlgefällige, ſchöne Anſichten zu liefern.« Dieſe Bemerkung iſt gewiß ſehr motiviert, weil es bey ſolchen Werken nicht bloß auf äſthetiſch gearbeitete »Bilder« allein, ſondern weſentlich auf wiſſenſchaftlichen Geiſt ankommt; denn das Artiſtiſche und Literariſche, Bild und Wort, müſſen ſich harmoniſch ergänzen und erklären.

Kurz nach Platner, gleichfalls in Leipzig, war auch die Verfaſſerinn des Hermann v. Unna, des Walter v. Montbarry, und anderer hiſt. romant. Darſtellungen, Frau Bened. Naubert, heimgegangen; für die äſthetiſche Leſewelt allerdings ein empfindlicher Verluſt, der jedoch von zahlreichen Subſtituten ihres Geſchlechts vielfältig erſetzt zu werden droht.

De origine Damii. (Vom Urſprung des römiſchen Feſtes Damium) Scripsit **Hüllmann**, 4to. 1818. — Dieß iſt die erſte Schrift, mit welcher die Univerſität zu Bonn auftritt. Der gelehrte Verfaſſer thut dar, daß dieſes Feſt in die Cathegorie derjenigen gehört, die im Orient unter der Benennung Cerealia und Dionysia meiſt von Frauen, und mit einer Zügelloſigkeit, gefeyert worden, daß ſie unter dem Nahmen der Orgien zum Sprichwort geworden. Das Feſt Damium war urſprünglich ein Privatfeſt des königl. Geſchlechts; ſpäter eignete es ſich das Volk zu, und es wurde nun in den Häuſern der Conſuls oder der Prätoren gegeben. In der Folge artete es in die ſchrankenloſeſten Ausſchweifungen aus, und kam daher gegen Ende der Republik in den übelſten Ruf. Das Feſt der Damia, als Bona Dea, wurde im Beyſeyn der Veſtalinnen (wobey der Sage nach, alle Männer ausgeſchloſſen blieben) alljährlich im December gefeyert.

Herr Curwen, Mitglied des Parlaments, hat Bemerkungen über den Zuſtand Irlands bekannt gemacht, in welchen er die Beſorgniß niederzuſchlagen ſucht, welche aus der zu zahlreichen Auswanderung der Irländer entſtanden iſt. — Zwar zogen im Verlaufe des vorigen Jahres über 1000 Familien nach Nord-Amerika aus, und man ſollte allerdings Entvölkerung befürchten; allein die auffallend ſchnell ſich mehrende Population, von welcher die täglich neu aufgebauten Hütten den ſprechendſten Beweis liefern, erſetzt die abgängige Menſchenzahl hinreichend. — Zwar ſind die Irländer ſehr mäßig in ihren Wünſchen, und leicht zufrieden geſtellt, denn dieſe Hütten haben ein ſehr armſeliges Ausſehen, und ſind von den nöthigſten Geräthſchaften entblößt; ihre Nahrung beſteht aus ungeſalzenen Kartoffeln, höchſtens aus Buttermilch, ihre Kleidung aus zuſammengehefteten Lappen, — und dennoch ſtrotzen die nackten Kinder von Geſundheit. — Allein die arbeitenden Hände konnen nicht genug beſchäftiget werden, und die zur Herbeyſchaffung der nöthigſten Lebensbedürfniſſe erforderliche Münze kann ſich daher das Volk nicht ſo leicht verſchaffen. Auch ſind die Beſitzungen auf dem Lande in zu kleine Territorien abgemarket, um der ärmern Claſſe Dienſtleiſtungen zu gewähren. Oft wird der Haushalt auf dem Torfmoore errichtet, welcher zugleich das Kartoffelfeld abgibt, und auf die Beſtellung des letztern iſt die ganze Betriebſamkeit des irländiſchen Landmannes beſchränkt. — So lange derſelbe einen aus den Kartoffeln gegen das Verboth ſelbſt deſtillirten elenden Brantweinvorrath vor ſich ſteht, flieht und ſcheut er alle Arbeit; hat er ſich ſelbſt plötzlich in den allergrößten Nothſtand verſetzt, ſo mühet er ſich Tag und Nacht im Schweiße ſeines Angeſichtes ab, bis er wieder zu Etwas gekommen iſt, was er eben ſo ſchnell unter Ausſicht auf künftige trübſelige Tage vergeudet.

Des neueſten literariſchen Kampfes zwiſchen Oehlenſchläger und Baggeſen erwähnen ſogar politiſche Blätter. Die Studenten der Univerſität zu Kopenhagen haben ſich entſchieden zu Gunſten des erſtern ausgeſprochen. Ruhig prüfende Literatoren mißbilligen den übertriebenen Eifer Baggeſens gegen den jungen talentvollen Dichter. — Auch ſoll Baggeſens Parthey ſehr in Abnahme ſeyn. Er gehört in die Claſſe derjenigen, welche die Aeſthetik auf dem nähmlichen Standpuncte erblicken wollen, auf welchem ſie in ihren Jünglingsjahren war, und jede neue Anſicht verwerfen und verfolgen.

Die Minerve françoise (Nro. 47.) nimmt es entſetzlich übel auf, daß das zu Mailand erſcheinende Journal: Conciliatore, das ziemlich liberal geſchrieben ſeyn ſoll, ſo leidenſchaftlich von den »oscurantis« verfolgt wird. Wir haben nicht die Ehre dieſen Conciliatore zu kennen, erſehn aber aus der ganzen Dialectik der Minerve, daß ſie ſich ſeiner nur als Prätext bedient, um gewiſſe Lieblingsideen zur Sprache zu bringen.

Ueber die von der engliſchen Regierung veranlaßte Entdeckungsreiſe nach dem Nordpol durch den Capitän John Roß und David Buchan, werden in England nächſtens folgende 3 Werke erſcheinen: 1) A voyage of discovery to the arctic regions in search of a North-West-Passage in H. M. Ships Isabella and Alexander, by C. J. Ross. — 2) Narrative of an attempt to discover a passage over the North-Pole to Behrings-Straits, by C. D. Buchan. — 3) Sabine an account of a voyage in search of a North-West-Passage by Ships-Isabella and Alexander ꝛc. Von allen dreyen wird die thätige J. B. G. Fleiſcher'ſche Buchhandlung in Leipzig in möglicher Schnelligkeit deutſche Bearbeitungen liefern.

Der unerſchöpfliche »Maitre de plaisir« iſt der übrigens glückliche Titel eines neuerlich (zu Sondershauſen) erſchienenen Buches, das zum Zwecke die Kunſt hat: »in allen Jahrszeiten im Freyen und zu Hauſe, ſo wie in allen nur denkbaren Freudentagen die unterhaltendſten und beluſtigendſten Partien anzuordnen.« Dabey iſt auf ächt Epicuräiſch (wenn dieſes Epitheton nicht Traveſtie iſt —) ſelbſt »auf ganze und halbe Tage in allen Jahrszeiten auf eine höchſt ſinnreiche Art« vorgedacht worden. Der Verleger thut ſich auch etwas darauf zu Guten, und erklärt ganz ſelbſtgefällig: »ein Buch, wie dieſes, iſt nie da geweſen.« Die Eichhorns, Wachlers ꝛc. werden auch nicht ermangeln, dieſem hochwichtigen Werk in der deutſchen Literargeſchichte eine Stelle anzuweiſen.

Der unermüdete wahrhaft »hochwürdige« Hr. Pfarrer Aemil. Janitſch, der in menſchenfreundlichen Handlungen ſeinen ſüßeſten Triumph, im literariſchen Wirken die edelſte Ausfüllung ſeiner wenigen Mußeſtunden findet, hat eine deutſche Ueberſetzung von Polyäns Kriegsliſten in der Abſicht herausgegeben, den Ueberſchuß der Druckkoſten, der Unterſtützung der Kranken im hieſigen Militärſpital, oder falls er bedeutend ausfiele, dem Invalidenfond, zu widmen. Exemplare ſind bey den meiſten hieſigen Buchhändlern, ſo auch bey Franz Gräffer, niedergelegt. Der Preis aller 3 Abtheilungen (wovon die 3te das längſt gewünſchte allgemeine Regiſter über die 7 Bände der bekannten Kriegsgeſchichte enthält) iſt ſtatt 4 fl. 30, nun 2 fl. — Höhere Beträge werden beſonders quittirt. Möchte dieſer humane Zweck mit einem günſtigen Erfolg gekrönt werden!

In den Häfen von Amerika wird der Handel ganz anders betrieben, als auf die in Europa übliche Art. Die meiſten Kaufmannswaaren werden hier verſteigerungsweiſe hindangegeben. Daher gelangen Kaufleute ſehr ſchnell zur Stufe der Wohlhabenheit. Die Geſchäfte werden durch Anweiſungen geſchlichtet.

Im öffentlichen Handel ſieht man wenig baares Geld. — Die große Zahl engliſcher Producte dreht keinesweges die Verſchlingung der klingenden Munze, indem die Britten ihre Gelder in nordamerikaniſche Banken anlegen.

Oft verdingen eingewanderte Familien ihre Kinder zur Dienſtpflichtigkeit, allein es erwächſt hieraus keine Unterwürfigkeit des Dienenden von dem Dienſtgeber, ſondern eine bloße Verbindlichkeit der ſtreng zu leiſtenden und abzutragenden Dienſte. —

Die jedes Jahr aus Deutſchland, Brittannien und Frankreich ankommenden Eingewanderten, von allen Ständen und Gewerbsarten, berechnete man auf 20,000.

Eine Schweizerzeitung enthalt Folgendes aus einem aus Philadelphia erhaltenen Schreiben gezogen: »Franzöſiſche Marſchälle, Obriſten ꝛc. ſind hier Taglöhner, Perukenmacher u. ſ. w. Deßhalb iſt es wohl Niemanden zu rathen, nach Amerika auszuwandern, als entweder einem armen Teufel, der gar nichts hat, oder einem Bauer mit vielen Kindern, der im Stande iſt, ſeine Paſſage zu zahlen, und bey ſeiner Ankunft noch Geld hat um ſich ins Innere zu begeben, und allda Land zu kaufen. — Dieſer iſt nun bald nach ein paar ſauern Jahren reich, und man kann ſagen, glücklich, denn ein beſſeres Leben im Eſſen kann wohl Niemand als ein Bauer im Innern führen. Alle Arten von Hausthieren koſten ihm keinen Unterhalt; Schweine, Kühe, Pferde, läßt man im Sommer ganz frey. — Wild iſt im Ueberfluſſe vorhanden, nur muß man ſich nicht vor Klapperſchlangen fürchten. Ich tödtete ſelbſt eine, ſo wie einen Hirſch. — Abgaben gibt es blos im Kriege. Ueberhaupt iſt die Hälfte der Stadt New York — deutſcher Abkunft; allein ſie halten ſo wenig zuſammen, als die Schweizer«.

Man hat geglaubt, beſorgen zu müſſen, daß Redoute's Prachtwerk: les Roses ins Stocken gerathen werde. Nun aber kündigt die Minerve (Nro. 50.) die erfolgte Erſcheinung des 10ten oder Schlußhefts des 1ten Bandes an, (der 36 Roſen enthält.)

Die Leipziger Modenzeitung, in der es Mode iſt, 6/7 von allerhand artigen und unartigen Sachen zu erzählen und zu faſeln, nur nicht von Dingen der Mode ſelbſt, hat plötzlich einen Aufſatz, betitelt: über die Moden. Er iſt in ſeiner Art zu originell, als daß wir nicht wenigſtens das erſte Periödchen mittheilen ſollten. »Je ſchneller« heißt es, »und je öfter die Moden wechſeln, deſto gebildeter iſt das Zeitalter. Der menſchliche Geiſt, der ſelbſt denken gelernt hat, ringt immer nach etwas Neuem, und da unſere Sitten das weibliche Geſchlecht von dem Gebiethe der Gelehrſamkeit und der Politik ausſchließen, ſo bleibt ihm bloß die Herrſchaft im Reiche der Moden und auch bisweilen — im Hauſe.« Genug, ſonſt könnten wir in Verſuchung kommen, uns 2tens mit der comiſch-ſeriöſen Philoſophie des Verfaſſers zu überwerfen, und 1tens es mit dem ſchönſten Geſchlecht zu verderben, das in die Angelegenheiten ſeines Regiments ſtets eine diplomatiſche Wichtigkeit zu legen gewohnt (bey Leibe nicht verwöhnt) iſt.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationsblatt.

11.

Freytag, den 5. Februar 1819.

Ueber den Character der deutſchen Kunſt und ihr Verhältniß zum Staate.

Von M. v. Collin.

(Schluß von Nr. 10.)

Schon früher wurde hier vorläufig darauf hingewieſen, daß es, um ein Volk zu characteriſiren, nöthig ſey, ſeine frühe Jugendzeit zu beachten, wo die urſprüngliche Individualität, durch äußere Einflüſſe noch nicht umgeſtaltet, dem Betrachter klar entgegen tritt. Dieß wird aber vorzüglich durch die Betrachtung der Kunſterzeugniſſe jener Zeit gelingen. Aus den Werken altdeutſcher Kunſt wird uns über den Character des Deutſchen und ſeines Kunſtbeſtrebens Folgendes klar: Der Deutſche iſt vorzüglich bemüht, die innere geiſtige Exiſtenz in der äußern Umhüllung aufzuſuchen, und glanzvoll über dieſe zu erheben. Selbſt die körperliche Exiſtenz ſucht er zu vergeiſtigen, und die äußere Welt nur als den Abdruck jener innern geiſtigen Schönheit darzuſtellen, durch welche ſie ihm einzig der Neigung und der Liebe werth ſcheint. Dieſes Streben der Vergeiſtigung des Irdiſchen, welches ſich am klarſten in der früheſten Zeit der deutſchen Kunſt ausſpricht, läßt ſich indeß ſelbſt noch in den Kunſtproducten des vorigen Jahrhunderts nachweiſen. Es iſt eben ſo in dem vollendeten Künſtler, welcher Meiſterwerke hervorbringt, als das Hauptbeſtreben deſſelben leicht erkennbar, als auch im Stümper aufzufinden, der über ſeinen Bemühungen im Verſuche ſcheitert. Hieraus läßt ſich ſowohl der hohe Vorzug, als das Mangelhafte deutſcher Kunſt ableiten. Der falſche Myſticismus neuerer Zeit, ſo wie manche bedeutende Verirrung in der Philoſophie erklärt ſich hieraus insbeſondere. Hieraus geht von ſelbſt hervor, daß dem Deutſchen mehr wie andern Völkern eine Kunſtwelt nothwendig ſey, um nicht in materielle Anſicht des Lebens, ohne dieſen Spiegel ſeiner Geſinnung, zu verſinken. Eben ſo ſehr aber bedarf er zur Vollendung ſeiner Bildung mehr wie andere Völker einer umfaſſenden practiſchen Wirkſamkeit. Die Römer gingen, ganz auf äußere Wirkung hingerichtet, in der Maſſe ihres aufgehäuften Reichthums zu Grunde: der Deutſche läuft im Gegentheile durch zu lange Zurückgezogenheit Gefahr, endlich in leeren Speculationen ſich an ſich ſelbſt zu verlieren, und nach der, durch die langwährende einſeitige Anſtrengung des Geiſtes herbeygeführte Ermattung, ſich in einem graſſeren Materialismus, als ſelbſt ſeine weſtlichen Nachbarn, begraben zu ſehen. Große Weltbegebenheiten, vielfältige Prüfung durch That und Handlung können ihm allein als wirkſames Gegenmittel ſeines zu ſpeculativen Strebens dienen. In die regſame Welt der Wirklichkeit hinausgeſetzt, wird er aber eine edle Kunſt erringen, welche dem Leben ſeine Bedeutung abforſcht, und in deſſen Mittelpunct vordringt, während ſein Nachbar, der Franzoſe, über den Schimmer der Aeußerlichkeit die edlere geiſtige Schönheit vernachläſſigt, durch ſein Kunſtbeſtreben aber auch größtentheils nur eitlen Glanz und öde Freude an äußerer Geſtaltung bezweckt und hervorbringt.

Der Verfall, welchen alt deutſche Kunſt erfuhr, verdient hier eine kurze Betrachtung. Es iſt an ſich ſelbſt klar, daß nach der Art, in welcher deutſcher Character und deutſche Kunſt geſtaltet ſind, beyde der Gefahr, frühe zu Grunde zu gehen, unterliegen müſſen, wenn ſie vor ihrer gänzlichen Ausbildung von ungünſtigen Umſtänden überraſcht werden, und daß bis zur Widerbelebung der in Ohnmacht gehaltenen Kraft leicht eine lange düſtere Zeit dahin ziehen könne. Der Deutſche hat eine ſolche traurige Zeit moraliſcher Nicht-Exiſtenz mehr als zu ſehr erfahren. Auf die ſeit dem Chriſtenthume erneute jugendliche Blüthe ſeines Geiſtes, unter den Hohenſtaufen in herrlicher Pracht die Welt überſtrahlend, traf ihn Erlahmung, Hinwelken, Nichtigkeit, die Folge gänzlicher Erſchöpfung. Mit Rudolph von Habsburg erneuerte ſich zwar größtentheils die alte Würde der Geſinnung; die urſprüngliche Schönheit des Nationalcharacters zeigt ſich ſogar in den Werken bildender Kunſt bis zu den Zeiten der Reformation; doch war jener allgemeine Enthuſiasmus für die angeborne Anſicht der Dinge bereits verflüchtigt, einheimiſche Kunſt verſtummte, und man fing an, ſich durch unbedingte Nachahmung des Fremden zu entwürdigen.

Durch die plötzliche Einwirkung der damals erwachenden Wiſſenſchaft auf die nicht vorbereiteten Gemüther, ward die frühere deutſche Kunſt, die eine reine Blüthe der Phantaſie war, noch ſchneller zerſtört. Die Deutſchen wollten, wie andere Völker, den Vorzug alter Weisheit und Kunſt ſich erringen; ſtatt aber dieſe, wie einſt die Griechen gethan, in ihre Eigenthümlichkeit zu verſchmelzen, ſuchten ſie anfangs vielmehr aus derſelben heraus zu treten, um jene fremde anzunehmen. Ihre Kunſtverſuche gingen daher nicht mehr aus dem Volkscharacter ſelbſt, ſondern aus jedes Einzelnen zufällig gewonnenen Anſichten jener fremden Schönheit hervor, und wurden Schattengeſtalten ohne Wahrheit des Lebens. Wiſſenſchaftliche Beſtrebungen drängten ſich zugleich mit in dieſe matten Kunſterzeugniſſe, und verkrüppelten ſie zu vollſtändigen Zwittergeburten. Doch war, was in der Geſchichte der Kunſt beynahe ohne zweytes Beyſpiel iſt, es Deutſchland vorbehalten, ſein Heil in dem, was ihm anfangs Verderben gebracht, in der Wiſſenſchaft nämlich, nach Verlauf der Jahrhunderte wieder zu finden.

Es war in neuerer Zeit eine lang unbeſtrittene Behauptung, daß die Kunſt durch die Wiſſenſchaft nur Gewinn erhalten könne, und eigentlich durch dieſe erſt zur wahren Vollendung gelange. Man hat dabey aber vergeſſen, daß die Kunſt bey den Völkern gewöhnlich der vollſtändigeren Ausbildung der Wiſſenſchaft vorausgeht, und daß, um hier nur die einzigen Griechen anzuführen, Homer vor aller Wiſſenſchaft herrlich war. Die dramatiſche Kunſt, welche vielfältige Berührung des Dichters mit dem Leben, eben ſo wie die epiſche Kunſt erfordert, in ihrer Conſtruction aber verwickelter als dieſe iſt, verlangt zwar in einiger Hinſicht größere Ausbildung des Dichters; dennoch aber ging bey den Griechen dieſe hohe Kunſt des Drama durch Euripides einen geraden Weg zur Auflöſung, als die Gewalt der Wiſſenſchaft und ihr Einfluß auf das Gemüth des Dichters zu vorherrſchend geworden war. Zur Zeit ſelbſt, als bey den Alexandrinern eine vielfach gewandte Kunſtkritik blühte, war eben darum, weil ſich der Geiſt mehr auf die Erforſchung des Schönen wandte, die Kraft der Production ſchwach und ohne dem urſprünglichen Feuer älterer Zeit; denn alle Speculation zieht den Geiſt vom Leben zurück; die Kunſt aber iſt beſtimmt, in daſſelbe hinaus zu wirken, wie ſie einzig auch aus demſelben hervorgeht. So hatte auch unter den Deutſchen der überwiegende Einfluß des Denkvermögens den freyen Schwung der Einbildungskraft zerſtören helfen.

Dennoch aber iſt es möglich, daß die Kunſt durch die Wiſſenſchaft nicht nur unterſtützt, ſondern daß ihr durch dieſelbe auch ein neues Daſeyn eröffnet werde. Wenn die Erfahrung über die Gegenſtände des Daſeyns, wenn die Erforſchung der Geheimniſſe der Kunſt einen hohen Grad der Vollendung erreichten, wie dieß in unſern Tagen in Europa überhaupt, vorzüglich aber in Deutſchland der Fall iſt, mag eine neue Kunſt auf dieſe durch die Wiſſenſchaft erhöhte Beſchauung der Welt ſich begründen. Deutſchland verdankt die Wiederbelebung ſeines künſtleriſchen Lebens auch wirklich der Wiſſenſchaft, welche allmählig in ſeinen vorzüglichſten Männern dem Nationalcharacter neue Kraft, Werthſchätzung ſeiner ſelbſt verlieh, und einen klaren Blick in die Verhältniſſe des Daſeyns wieder eröffnete. Daß dieſe durch die Wiſſenſchaft gepflegte, allmählig in männlicher Stärke herangezogene Kunſt auch dem Nationalcharacter neue Kraft und Würde verlieh, hat die Geſchichte des Tages bewährt. Durch dieſe bewirkte Erneuerung des Nationalcharacters wird die nun veredelte Kunſt ſelbſt noch eines höhern Aufſchwungs fähig werden, als jenes, deſſen ſie ſich jetzt erfreut. Sie wird dem Volke ein edles Bild der Nationalgeſinnung in der Mannigfaltigkeit ſeiner Darſtellungen fortwährend ſchenken, und ſo im vollen Sinne des Wortes Stütze des Staates werden.

◆

Plinius Geiſt in Pompeia.

An Herrn Wenzel Edlen von Ankerberg.

Laſſet ab Vandalen, ab vom Raube,
Den ihr an der größern Vorzeit Staube
Kindiſch frevelnd fort und fort begeht!

Nimmer frommt euch, Eitle! unſre Kunde,
Jeder Schaufelſtich iſt eine Wunde,
Unſre Spur bleibt ewig euch verweht. —

Was ſoll Kleine, euch das Große frommen?
Wollt den Gipfel, den nur wir erklommen,
Ihr, Verwegne klimmen auch hinan?!
Kehret um, ihr, eure eignen Spötter,
Laßt uns in dem Schooße unſrer Götter!!
Kehrt zurück von eurem eitlen Wahn!!

Euch, Barbaren, ſollen die Ruinen
Eines Göttervolks zum Schauwerk dienen,
Faule Gaffer klügelnd zu erfreun?
Gierig wühlend wollt mit unſerm Gute
Keck ihr ſchachern, und mit dreiſtem Muthe
Unſrer Gräber Heiligthum entweihn?

Pralen, an dem Seltnen euch ergetzen:
Lernen wollet ihr aus unſern Schätzen?
In den Grüften, Blinde, ſucht ihr Licht? —
Freche Gaukler! nicht in dieſen Gründen
Sind der Vorzeit Geiſter aufzufinden:
Weich zurück! Pygmäenangeſicht! —

Ihr aus dem entarteten Geſchlechte,
Stört nicht weiter unſre edlern Rechte,
Ehrt die Nemeſis in unſerm Grab!
Würdigt, was für euer kleines Leben
Euer Jupiter euch hat gegeben:
Zu Heroen ſteigt man nicht hinab. —

Was euch euer Himmel hat beſchieden,
Damit ſeyd, Vergängliche, zufrieden,
Laſſet ab von eurem frechen Thun!
Plündert nicht die Form, erzeugt das Weſen,
In Ruinen könnt ihr unſern Geiſt nicht leſen,
Kleine! laßt die großen Todten ruhn!!

Franz Gräffer.

* * *

Ausſichten der Iſraelitiſchen Nation.

Eine zu New-York erſchienene Schrift (deren Verfaſſer Herr Noah ſeyn ſoll) äußert ſich über die Iſraelitiſche Nation unter andern folgender Maßen: »Nie gab es glänzendere Ausſichten für die Wiedereinſetzung der Jüdiſchen Nation in ihre Rechte und ihr Eigenthum, als gerade jetzt. Man weiß, daß über 7 Millionen Iſraeliten in der Welt ſind, eine ſtärkere Anzahl, als nach der Geſchichte jemals exiſtirt; und dieſe beſitzen mehr Reichthum, Thätigkeit, Einfluß und Fähigkeiten, als irgend ein Volk auf Erden, welches ſo viele Menſchen zählt. Das Loſungszeichen zum Zerbrechen des Türkiſchen Scepters in Europa wird auch das Zeichen zur Emancipation der Juden ſeyn. Sie werden das nördliche Africa von ſeinen Bedrückern befreyen; ſie werden in der Europäiſchen Türkey die Civiliſation wieder herſtellen, und Handel und Künſte in Griechenland von Neuem beleben. Sie werden in triumphirenden Schaaren fortziehen, noch Einmal Syrien in Beſitz nehmen, und einen Rang unter den Völkern der Erde einnehmen. Dieß iſt keine Einbildung. Ich bin zu viel unter ihnen in Europa und in Africa geweſen; ich bin zu gut mit ihren Ausſichten und ihren Niederlaſſungen in Aſien bekannt, um an ihren Abſichten zu zweifeln. Sie beſitzen die Geldkräfte und können das Schwert führen (?); ſie können 100,000 Mann ins Feld ſtellen.« — So weit Noah.

Wir unſrer Seits ſind beynahe verſucht, dieſe An- und Ausſichten nicht für ſo abentheuerlich zu halten, als ſie auf den erſten Blick vielleicht ſcheinen mögen. Der innere Fond an Schwung und Unternehmungsgeiſt, an gediegener Beſonnenheit und energiſcher Ausdauer, reich und unerſchöpflich ſecundirt von äußern Mitteln; vor Allem aber jener innig verkittende und verkettende Gemeingeiſt, der vor allen andern die Iſraelitiſche Nation auszeichnet, können ihr auch Schweres leicht machen. Dazu noch ihre ſtill aber mächtig glühende Ambition, die man vielleicht zu ſtrenge getadelt hat. Die gehaltene Kraft, der gewaltige Thätigkeitstrieb, der umſichtige, penetrirende Scharfſinn der Juden, zeichnen ewig ſie aus. Der Druck, unter dem ſie leben, gibt dieſem Grundcharacter einen intereſſanten Anſtrich. Sie wirken im Stillen, und bilden, wiewohl in allen Winden zerſtiebt und ausgeſtreut, eine ſtreng harmoniſche Einheit. — Gehn andere Nationen unter, ſo ſtehn ſie aufrecht, eben weil ſie ſich, wie der geniale Bülow in der Tactik empfiehlt, excentriſch und nicht concentriſch verhalten. Das iſt das Geheimniß der Dauer, in dem es die Juden weiter gebracht haben, als irgend eine andere Geſellſchaft; es iſt zugleich die Bürgſchaft künftiger Thaten, geeignet, das Prognoſticon zum Theil zu verwirklichen, welches Herrn Noah's Enthuſiasmus aufſtellt.

Die Redaction.

* * *

Notizen und Correſpondenz-Nachrichten.

Die zwey perſiſchen Prinzen: Jaafar Hali Jainey, und Saulih, welche ſich längere Zeit in England aufgehalten, ſind nun abgereiſt. Der Eine legte ſich auf das Studium der europäiſchen Tactik, der Andere cultivirte die Dichtkunſt; ſehr ſchätzt er Milton. Vor der heil. Schrift zeigten ſie viel Ehrfurcht, und benahmen ſich überhaupt als verſtändige Männer. Die Predigten kamen ihnen allzumyſtiſch vor; ſie äußerten, daß ihre Vorleſer in den Moſcheen mehr auf practiſche Meralität abzielten. Sie haben viel Bücher, Carten, Kupferſtiche und Apparate aller Art eingekauft; und der Courier meynt, daß dieß für Perſien »von wichtigen Folgen« ſeyn könne.

Zu Albi kommt ein Fremder in einen Galanterieladen. In dem Augenblick eilt ihm eine Dame zuvor, und fragt den Commis: Sagen Sie, haben Sie denn keine Ringe à la Manson? — Es war — ſie ſelbſt. — Schauderhaft iſt der Vorfall, welcher ſich im Yonne-Departement ereignete. Man fand einen Mann an der Seite ſeiner jungen Gattinn beyde erſchoſſen; neben ihm den einbalſamirten Leichnam ſeines vor 2 Jahren verſtorbnen Kindes; in ihren Armen ein zweytes Kind erdroſſelt. Mangel ſoll der Beweggrund dieſes entſetzlichen Dreymords geweſen ſeyn. —

Unter dem Titel: Description géographique, historique, chronologique, politique et physique de l'empire japonais et des pays voisins, tirée des écrivains originaux; von einer Geſellſchaft von Gelehrten bearbeitet und mit vielen Carten und Kupfern verſehen, wird in den Pariſer liter. Blättern ein ſehr großes Unternehmen angekündiget. Die Verfaſſer werden von der Regierung unterſtützt und ſind bereits für die Koſten des Drucks und der zahlreichen Platten gedeckt. Die Ankündigung unterſcheidet ſich ſehr vortheilhaft von allen andern dergleichen, indem ſie meiſtens die Quellen anzeigt, aus welchen die Materialen geſchöpft werden ſollen; ſo dienen z. B. zur Bearbeitung des geſchichtlichen Theils: die großen Annalen des japaniſchen Reichs, ein Manuſcript in 60 Bänden, welches ſich auf der königl. Bibliothek in Paris befindet, und der Ripon Ki, wovon der daſige Profeſſor der ſineſiſchen und tartariſchen Sprache, Herr Abel Remeſat, ein Exemplar beſitzt. Die ganze literariſche Arbeit über Japan wird 11 Hauptgegenſtände umfaſſen: die Geographie, die Topographie, die Geſchichte, die Religion, die Regierung, die Münzen und Maße, den Zuſtand der Sittlichkeit, die Literatur und Sprachkunde, den Gewerbfleiß und den Handel, die Thiere, Erzeugniſſe und ihren Gebrauch, und endlich eine beſondere Geſchichte von Corea. Wir vermuthen mit Grund, daß dieſem Werke die literariſchen Reichthümer und Zeichnungen, welche der Herr Graf C. de Laſtepries beſitzt, zum Grunde liegen, ob er gleich nicht in der Anzeige genannt iſt. Frankreich verdankt dieſem würdigen, raſtlos und immer im Stillen thätigen Gelehrten zum Theil die ſich immer mehr verbreitenden Volksſchulen, eine lythographiſche Anſtalt, die Verbeſſerung der Schaafzucht und mehrere nützliche Einrichtungen.

Die Bibelüberſetzungen in Aſien machen unglaublich raſche Fortſchritte. Von der ganzen heil. Schrift wird eine neue Ausgabe der Bengali-Ueberſetzung von 5000 Exemplaren; desgleichen in der Ourina-Sprache veranſtaltet. In der Sanscrit ſind die hiſtor. Bücher fertig, ſo wie im Mahrattiſchen; in der Sikh-Sprache der Pentateuch, eben ſo in der Chineſiſchen ꝛc. Eine Kiſte mit Exempl. dieſer letztern iſt nach Java abgegangen. Der Bruder Aratun, ein Armenier, hatte während ſeiner Reiſe in Hindoſtan über 10000 bibliſche Bücher und Broſchuren vertheilt.

Der Forſtrath Graumüller und der Dr. Valenti haben zu Jena ein allgemeines großes Forſtinſtitut errichtet, welches alle Zweige dieſer complicirten Wiſſenſchaft umfaſſen, und mit nächſten Oſtern ſeinen Anfang nehmen wird.

Aus Petersburg wird gemeldet: »Wie beträchtlich ſeit 2 Jahren die Einfuhr des Goldes und Silbers geweſen iſt, ergibt ſich aus dem Quantum dieſer Metalle, die in dem gedachten Zeitraum in der Münze ausgeprägt und ausgegeben ſind. Im Jahr 1817 betrug daſſelbe mehr als 18 Millionen Silberrubel, und im gegenwärtigen Jahre (1818) waren bereits bis zum 1. December mehr als 22 Millionen Silberrubel ausgeprägt. Der noch ungemünzte Vorrath dieſer Münze beträgt mehr als 16 Millionen. — Obgleich täglich 70000 Silberrubel ausgeprägt werden, ſo iſt die Münze doch nicht im Stande, ſo ſchnell zu arbeiten, daß ſie die eingelieferten Metalle gleich geprägt ausliefern könnte; ſie theilt daher Silberſcheine aus ꝛc.«

So eben iſt ein, Ihrer Majeſtät der Kaiſerinn allerunterthänigſt gewidmeter Kupferſtich, nach einem Gemählde des Guido Reni erſchienen, das in der Bilderſammlung des um das Vaterland und die Künſte hochverdienten Präſidenten der Academie, Herrn Grafen von Lamberg ſich befindet. Er ſtellt die Mutter Gottes vor, die mit inniger Andacht das ſchlafende Jeſuskind betrachtet. Man braucht nur den Nahmen des Mahlers zu erwägen, um einzuräumen, daß das Sanfte, Liebliche und Anmuthige in Stellung und Ausdruck unübertreffbar ſind. Der Stich iſt in Linienmanier von Paul Gleditſch (einem Zöglinge der hieſigen Academie) 15 1/2 Zoll breit und 15 Zoll hoch. Der Grabſtichel iſt, nach Erforderniß der verſchiedenen Partieen, mit Kraft und Zartheit geführt. Das Blatt kann als ein vollendetes Kunſtwerk angeſehen werden. — Akbg.

Die Redact. beſtätigt den Empfang des, gegen den in Nr. 3. enthaltenen Brief über Geldnoth gerichteten (»Der Einſiedler« unterzeichneten) Aufſatzes, mit der Bemerkung, daß ſie nicht ermangeln werde, ihn in eine der nächſten Nummern aufzunehmen.

Gedruckt bey J. B. Walliſshauſſer.

Conversationsblatt.

12.

Dinſtag, den 9. Februar 1819.

Ueber die Errichtung der Sparbanken.

Von Adam Müller.

Erlauben Sie mir, verehrter Herr, die früherhin im Oeſterreichiſchen Beobachter verſuchten allgemeinen Andeutungen über Sparbanken, jetzt durch den Weg Ihrer Zeitſchrift fortzuſetzen, und die moraliſchen, ſo wie die öconomiſchen Vortheile dieſer Anſtalten einleuchtend zu machen.

Zur Zufriedenheit des Menſchen überhaupt, und des Gliedes eines großen Vaterhauſes (wie es die Oeſterreichiſche Monarchie ſeit Jahrhunderten darſtellet) insbeſondere, gehöret 1.) daß er ſeines nächſten Unterhaltes gewiß ſey; 2.) und eben ſo weſentlich, daß er für den Wechſel der Umſtände, und gegen die nothwendig eigene Hinfälligkeit und die Folgen der Abnahme ſeiner Kräfte leidlich ſicher geſtellt ſey. Er verlangt ſein tägliches Brod, aber außerdem noch einige beruhigende Gewähr, daß es ihm niemahls fehlen werde.

In einer Zeit der größten Revolutionen, wie die gegenwärtige, wo ſich das geſammte Hausweſen der Europäiſchen Völker gleichſam auf einen neuen Fuß geſtellet hat, verdient dieſes doppelte Verlangen der Menſchen eine ganz beſondere Beachtung In einer wahrhaft natürlichen Ordnung der Dinge wäre nicht nur für jeden Bürger dieſer Erde ſein Tiſch zu rechter Zeit gedeckt, ſondern er würde als Unterthan einer väterlichen Localobrigkeit, als Glied einer Familie, als Theilnehmer einer Corporation oder Gemeinde auch die hinreichende Bürgſchaft für die Zukunft finden. So finden wir es, wenn wir die Urkunden älterer Zeiten befragen: jeder Menſch hatte, außer ſeinem täglichen Unterhalte, noch eine Baſis der Exiſtenz, einen bleibenden Zuſtand oder Stand, dem er angehörte, auf den aber gegentheils er ſelbſt auch wieder bauen und rechnen konnte. Er war einer Familie, einer Corporation, einer Gemeinde, einem Stande für immer verpflichtet (adscriptus); er war auf Tod und Leben einem gewiſſen Zuſtande (état, status, condition, oder nach dem höchſt treffenden Sprachgebrauche des großen Edmund Burke, einer gewiſſen description) ergeben, und dieſer Zuſtand oder Stand hatte ſeinestheils wieder die Verpflichtung, für ihn zu ſorgen. Eine ſolche Vorſorge war kein Almoſen, welches den Empfänger erniedrigt, ſondern eine ſtrenge Verpflichtung, deren Erfüllung das edlere Selbſtgefühl der Menſchheit niemahls verletzen konnte.

Wie natürlich dieſe Ordnung der Dinge war, erhellet beſonders daraus, daß durch jede nützliche Arbeit in der bürgerlichen Geſellſchaft zweyerley Zwecke erreicht werden: 1. der Vortheil des Arbeiters; 2. der Vortheil der bürgerlichen Geſellſchaft überhaupt; ſo daß alſo der Arbeiter auch nothwendig zweyerley Lohn zu erwarten hat: 1. den unmittelbaren Unterhalt; 2. die Befeſtigung ſeines ganzen Zuſtandes, die Gewährleiſtung ſeines Daſeyns abſeiten der bürgerlichen Geſellſchaft, welche doppelte Belohnung die ehemahlige Ordnung der Dinge reichlich gewährte.

Ich halte mich bey der Betrachtung dieſer natürlichen Ordnung der Dinge länger auf, weil ſie faſt ununterbrochen die vorherrſchende Ordnung Oeſterreichs geweſen iſt. Nirgends hat ſich ein Bedürfniß von Armengeſetzen und von einer allgemeinen, politiſchen Vorſorge für brodlos gewordene Glieder der bürgerlichen Geſellſchaft ſpäter gezeigt als in Oeſterreich: die große Maſſe des Volks war durch die Erhaltung der unzähligen natürlichen und einzelnen Körperſchaften, Obrigkeiten, Familien, Gemeinden, Stände, denen jeder Einzelne angehörte, gegen den Verfall ſeiner eigenen Kräfte geſchützt, und für die eigentlich Verlaſſenen, Gebrechlichen, Heimathloſen, für die wenigen, denen kein beſonderes Obdach zu Theil geworden war, ſorgte die Kirche.

Eben ſo iſt in England bis auf die Zeiten der Reformation keine einzige Spur eines bürgerlichen Armengeſetzes aufzufinden; dagegen aber erwäge man die Maſſe von Statuten, im Fache des Armenweſens, welche unter der Regierung Heinrich VIII. und ſeiner Kinder ans Licht kommen. Die weltliche Macht mußte unter den übrigen, glänzenden Erbſchaften der verdrängten Kirche auch die beſchwerliche, der Vorſorge für die Armen übernehmen. Es geſchah dieſes, wie das Meiſte in dem beneidenswerthen Lande, auf dem natürlichſten Wege: die Armen wurden der Gemeinde oder dem Kirchſpiele ihrer Geburt zugewieſen, theils weil die große Gemeinde der Kirche in die einzelnen Localgemeinden, als ihren Urbeſtandtheilen, dismembrirt und zerſprengt worden war, theils aus der Ueberzeugung, daß die Körperſchaft das Daſeyn ihrer einzelnen Glieder verbürgen müſſe. Durch eine fictio legis wurde die einzelne Gemeinde für das Vaterhaus aller der Individuen angeſehn, welche in ihrem Umkreiſe geboren worden waren, wenn auch dieſe oft durchaus in keiner bürgerlichen Verbindung mit der Gemeinde ſtanden. Dieſe Einrichtung wurde von dem brittiſchen Volke beynahe dritthalb Jahrhunderte hindurch ohne erhebliche Beſchwerde getragen, als ſich plötzlich die Maſſe der ſogenannten und unverkennbar Armen in einer fürchterlichen Progreſſion vermehrte, und nun in dem kurzen Zeitraume von fünfzig Jahren die urſprünglich ſo leichte Bürde ganz unerträglich wurde.

Unterſcheiden wir die *natürlich Armen*, welche bisher zu verſorgen geweſen waren, und deren Unterhalt, nach ewigen Naturgeſetzen, niemahls die Kräfte der Bemittelten überſteigen kann, von den *künſtlich Brodloſen*, d. h. von denen durch eine unnatürliche Verfaſſung der Gewerbe aus allem Lebensgenuß künſtlich herausgedrängten Perſonen, ſo verhält ſich die Anzahl der letzteren zu der der erſteren in dem heutigen England wie 15 bis 20 zu 1.

Die unmittelbare Urſache dieſer fürchterlichen Erſcheinung (des tiefer liegenden Grundes wollen wir hier nicht gedenken) iſt die, im Laufe des 18ten Jahrhunderts aufgekommene öconomiſche und Geld-Verfaſſung. Man hat ſich durch die wunderbaren Wirkungen des Geldes zu dem Irrthume verleiten laſſen: 1.) der Menſch lebe nicht ſowohl vom

Brode als vom Gelde; 2.) das Daſeyn des Menſchen würde nicht ſowohl durch ſeinen natürlichen Stand, durch die Familie, Körperſchaft, Gemeinde, in welche ihn die Natur verſetzt habe, als vielmehr durch ein Geldcapital verbürgt.

Ein Syſtem falſcher Freyheit hatte ſich in den Gemüthern der Menſchen feſtgeſetzt. Daß der Menſch einem natürlichen Zuſtande durchaus verpflichtet oder adſcribirt ſeyn ſollte, ſchien Sclaverey; daß mit dieſer Verpflichtung ein wohlthätiges Anrecht auf Gegenhülfe verbunden war, wurde über den Reizungen der augenblicklichen Freyheit vergeſſen. Hausväter, Corporations-Vorſtände, Localobrigkeiten — aus nicht beſſerem Holze als ihre Pfleglinge und Schutzverwandten geſchnitzet — hatten das ihre gethan, dieſe Zuſtände drückend zu machen. Dieſe wie Jene ſtrebten nach Entbindung der bisherigen gegenſeitigen Verpflichtungen. In dem Geldweſen ſchien das glückliche Auskunftsmittel für die beyderſeitige Befreyung zu liegen. »Auf meine Hülfe in natura,« ſagte der Vorſtand zu ſeinem Untergebenen, »kommt es dir nicht an, ſondern auf das Geld, welches ich dir zahle; mir gegentheils kommt es nicht auf deine Dienſte in natura, ſondern auf deine Arbeit, auf dein Geldeswerth, welches du erzeugeſt, an. Sey du frey, treibe es und lebe wie du willſt und entbinde mich aller meiner Verpflichtungen gegen dich. Ich zahle dir bey jedesmaliger, dir gefälliger Arbeit, höheren Arbeitslohn, damit du auch für die Vorſorge, welche du verlierſt, entſchädigt werdeſt. Ich bin durch die Entledigung einer perſönlichen Laſt, durch die freye Dispoſition über mein Capital und durch den wahrſcheinlichen viel größeren Ertrag deiner freyen Arbeit hinreichend entſchädigt.«

Dieſes ſcheinbar gründliche und rechtliche Raiſonnement iſt die eigentliche Grundlage der ökonomiſchen Verwirrung unſers Jahrhunderts. So wurden alle natürlichen Geſchäfte des Menſchen, alle Amtsverrichtungen, welche ihm die Vorſehung auferlegt hat, Ackerbau, Künſte, Handel, Erziehung, Staatsdienſt, u. ſ. f. zu eitlen Geldgewerben herabgewürdigt: die Welt zu einer großen Manufactur, zu einem unermeßlichen Markte. Für aller Weisheit Gipfel galt es, die alten natürlichen Zuſtände der Menſchen zu zerſtören und durch künſtliches Fabrikweſen zu erſetzen. Leben, hieß Geld erwerben; regieren, hieß die Natur, welche Gott erſchaffen, durch eine andere künſtliche Natur, durch eine große Geldſchöpfung erſetzen.

Erſetzen — falls ſie ſich erſetzen ließ: die neumodiſche Ackerwirthſchaft, ein Zweig jenes großen Manufacturſyſtems beruhet auf der Meinung: daß ſich das Getreide durch Geld erſetzen laſſe, auch wenn es nicht vorhanden ſey; die Menſchenarme durch Geld, auch wenn man ihrer nicht habhaft werden könne; die *Künſte*: daß ſich der menſchliche Geiſt erſetzen laſſe durch Maſchinen und Geld; der neumodiſche *Staat* darauf: daß ſich die Liebe zur Sache, welche in allen Werken das Höchſte thut, durch Geld; Ergebenheit und Treue in Noth und Gefahr, durch Geld erſetzen laſſe.

Dieſe thörichte Anſicht der Dinge, der innerliche Grundpfeiler der den Nahmen *Liberalität* entweihenden, täglich mehr um ſich greifenden und verderblicher werdenden Geſinnung, entwickelte ſich am vollſtändigſten in Großbrittanien, daher auch dort am früheſten die unvermeidliche Züchtigung eintrat. Der Stamm jenes Landes blieb unberührt, Dank ſey es den gothiſchen Formen, und der unerſchütterlichen Feſtigkeit des feudaliſtiſchen Kernes der brittiſchen Verfaſſung, ſo wie der Zähigkeit ihrer Körperſchaften, und der Sprödigkeit ihrer Juriſten; aber unter den Lockungen des Welthandels und eines gewiſſen Berufes zum Vorrange im Reiche der Induſtrie, gewann das künſtliche Fabrikſyſtem im Gebiete der Künſte wie des Ackerbaus, über das ältere natürliche Syſtem der corporativen und familienartigen Betreibung dieſer Geſchäfte in England ein ſo furchtbares Uebergewicht, daß in demſelben Verhältniſſe, als einerſeits eine Vermehrung der Population herbeygezwungen wurde, auch andrerſeits die Maſſe der Hände, welche in der großen Arbeitsmaſchine bald hier, bald dort, theils überflüſſig, theils entkräftet wurden, anwuchs. Wöchentlich wurden tauſende durch veränderte Conjuncturen des Handels, wechſelnde Bedürfniſſe des Weltmarktes, und hundert andre Gebrechlichkeiten des neuen künſtlichen Syſtems, in Brodloſigkeit verſetzt und fielen der Armentaxe, d. h. den Kirchſpielen zur Verſorgung anheim. Dabey war die kaum erträgliche Bürde dieſer Taxe noch das geringere Uebel; die perſönliche, moraliſche Entwürdigung deſſen, der ſich im Vollbeſtande ſeiner Kraft, mitten in dem Lande der vielgeprieſenen Freyheit, in Armen- d. h. in Sklaven-Stand verſetzt ſahe, war das größere. Hätte ſelbſt die Nation den Unterhalt dieſer Brodloſen nicht auf die Gemeinden werfen, ſondern vermittelſt parliamentariſcher Taxen mit gleichen Schultern tragen wollen; ſo blieb nichts deſtoweniger der Theil der Nation, welcher empfangen ſollte, vor dem, welcher zu geben hatte, herabgewürdigt, und alle Segnungen der freyen brittiſchen Conſtitution hatten es nicht verhüthen können, daß mehrere hundert tauſende freyer

Bürger nebſt den übrigen, als müſſige Leibeigne und Koſtgänger des Gemeinweſens, dem Staate, wie ein abgeſtorbenes Glied, nachſchleppten. Zur Ehre der brittiſchen Nationaldenkungsart darf nicht überſehen werden, daß dieſe letztere Erwägung noch mehr, als die Laſt der Armentaxen ſelbſt, zur Entſtehung der Sparbanken, als einer der zweckmäßigſten Gegenanſtalten, Veranlaſſung gegeben hat.

Ich glaube ein Recht erworben zu haben, mein verehrter Herr, dieſes allgemeine, angeblich liberale Fabrik-Syſtem, welches alle natürliche Ordnung der Dinge in Europa zu verſchlingen drohet, bey ſeinem wahren Nahmen zu nennen und als ein Univerſalverderben anzuklagen, weil ich nicht müſſig geweſen bin, wenn es darauf ankam, das ächte, wohlthätige Fabrikſyſtem, die wahre Induſtrie und ſelbſt die Wundermacht des Geldes, in wiefern dieß alles in ſeinen natürlichen Schranken blieb, mit Begeiſterung zu vertheidigen. Bis jetzo iſt die Wurzel des alten Europa noch nicht ganz ausgerottet; der alte Grund unſers Wohlſtandes iſt noch nicht ganz aufgewühlt; Stände, Corporationen, Familien beſtehen noch, trotz allen unſern Theorien, die ihnen den Tod geſchworen haben; der weiſe Einkäufer einer engliſchen Waare frägt noch immer: ob ſie town-made (aus den ehrſamen Zünften der Stadt London) oder aus den Fabriken und Mühlen von Birmingham hervorgegangen ſey, und läßt ſich durch keine Theorie über die relative Schlechtigkeit der letztern Waare verblenden; die alte Ordnung der Dinge iſt überſchrieen, aber nicht überwunden. Bis jetzt haben wir die Wunder der Fabriken, der Induſtrie und des Geldes in der Wirklichkeit nur neben jener alten Ordnung, neben jenem viel verrufenen Feudalismus des alten Ackerbaus und der alten geſchloſſenen Künſte und Gewerbe, operiren ſehn. Welcher Zuſtand eintreten würde, wenn das neue Syſtem, nach der Abſicht unſrer Theorien, allein herrſchen ſollte, darauf kann uns die dermalige Verfaſſung mehrerer Gegenden des nördlichen Deutſchlandes einen Vorſchmack geben. — Alſo hoffe ich, daß Sie mich für einen ſolchen anerkennen, der beydes will: das vergängliche Fabrikſyſtem, wo es hingehört, und die alten ewigen corporativen und ſtändiſchen Einrichtungen, wo ſie hingehören.

(Fortſetzung folgt.)

Validé, die voriges Jahr verſtorbene Sultaninn, eine Georgierinn von Geburt, war eine Frau von ausgezeichneter Schönheit und großen Geiſtesgaben. Sie ſtammte von chriſtlichen Aeltern, war Sclavinn eines Muſelmannes, und genoß mit dem berühmten Mameluken-Anführer, Murad-Bey, gemeinſchaftliche Erziehung. — Mit neun Jahren ſchenkte ſie ihr Herr dem Sultan Muſtapha, und bald wurde ſie Mutter Sultans Selim III. (des vorigen Kaiſers der Türken) ihres einzigen Sohnes. — Sie liebte ihren Sohn ſo ſehr, daß ſie ihm, der mit Nervenſchwachheit beladen war, die Beſetzung Egyptens durch das franzöſiſche Heer verheimlichte. Ihr Günſtling und Intendant war: Juſſuf-Aga, welcher ſich unter ihrer Begünſtigung große Schätze ſammelte. Die Sultaninn beſchwor ihren Sohn auf dem Todtbette, denſelben zu ſchonen, denn er hatte ſich durch Uebermuth eine große Zahl Feinde zugezogen, ja ſie ſoll Selim einen Eid vorgeſagt haben, den er gewiſſenhaft nachſprechen mußte, und welcher in der feierlichen Gelobung beſtand, dem Juſſuf kein Haar zu krümmen; und daß letzterer den Propheten bitten werde, bey Nichtachtung ſeiner Rathſchläge jeden Tropfen Milch ihres Sohnes, den er aus ihren Brüſten empfangen, in Gift zu wandeln. — Als der Sultan eidlich ſich verpflichtet hatte, küßte ſie denſelben, und verſchied. — Sie erreichte das 72te Jahr. —

Dieſe Eidesverpflichtung eines Sohnes durch ſeine Mutter iſt einem Muſelmanne die wichtigſte und furchtbarſte Feſſel. Der Sultan ließ nicht auf einen einzigen von den der Millionen Piaſter des Juſſuf Beſchlag legen. Nach Verlauf eines Jahres mußte jedoch derſelbe, auf Einleitung des Oberhauptes der ſchwarzen Verſchnittenen, der Pforte einer in Aſien gelegenen Statthalterey vorſtehen, und Selim fiel in die Fallſtricke ſeines Feindes Muſa Paſcha. Die Empörung der Janitſcharen blieb nicht aus; den Engländern gelang, unter Admiral Dukworth, der Durchgang durch die Dardanellen, Selim wurde entthront, ſtarb eines gewaltſamen Todes, und ſo wurde die Vorherſagung ſeiner Mutter erfüllt, da er ſeinen weiſen Rathgeber entfernt hatte.

Der Leibarzt der Sultaninn Validé war von Geburt ein Türke, aber auf der Wiener-Univerſität unter van Swieten's Leitung gebildet. Er hatte große Reichthümer geſammelt, und gehörte auch unter ihre Günſtlinge. Er fürchtete nach ihrem Abſterben die Schnur. —

Als er ſich dem Sultan zu Füßen warf, verſicherte ihn dieſer ſeiner fortdauernden Gunſt. — Letzterer hatte ihn noch bey Lebzeiten der Sultaninn Validé mit einem herrlichen Landgute und Pallaſte am thraziſchen Bosphorus beſchenkt, welch letzterer 30,000 Pfund Sterling koſtete.

Die Franzoſen ſtiegen kurz vor ihrem Tode in ihrer Gunſt, welche die Ruſſen immer mehr einbüßten. — Sie war gerecht, leutſelig, und für eine Sultaninn ungewöhnlich herablaſſend. —

— X —

* * *

Ueber den thieriſchen Magnetismus.

An die Frau G. v. W.

Sie haben das Verlangen geäußert, durch mich eine möglichſt einfache Darſtellung des Merkwürdigſten vom thieriſchen Magnetismus, nach ſeinen natürlichen Erſcheinungen, ohne künſtlicher Mitwirkung, zu erhalten. Mit Vergnügen werde ich Ihrem Wunſche, welcher bey mir an die Stelle einer angenehmen Pflicht tritt, in ſo ferne es die Gränzen einiger Briefe zulaſſen, zu entſprechen ſuchen.

Ohne Zweifel beurkundet ſich die erhabenſte aller Erſcheinungen in dem weiten Gebiete des organiſch-thieriſchen Lebens dort, wo das Erkenntnißvermögen einzelner Menſchennaturen, durch mehr umfaſſende und klare Wahrnehmung der Dinge, auf einen ſolchen Punct geſteigert wird, daß es ſich weit über den oberſten Gipfel des gemeinen menſchlichen Erkennens emporſchwingt, und mit der höhern unabhängigern Geiſterwelt in die innigſte Gemeinſchaft zu treten ſcheint. Die Geſchichte der Vergangenheit hat uns Beyſpiele ähnlicher Art, in allen ihren Zeiträumen und unter den verſchiedenſten Völkern in Menge aufbewahrt. Sie waren immer der Gegenſtand des Staunens und der Bewunderung, ſo wie die Perſonen, deren Einzelleben ſo große Theilnahme an dem Geſammtleben der Welt offenbarte, in dem harmloſeſten ihrer Unſchuld, von ihren Mitgenoſſen nicht ſelten entweder vergöttert oder zum Scheiterhaufen verdammt wurden. Denn das Urtheil des weniger Gebildeten, wie Sie wiſſen, pflegt gerne alles dasjenige irgend einer höhern guten oder böſen Macht zuzuſchreiben, was der Faſſungskraft des Verſtandes nicht erreichbar iſt. Es hat alſo von jeher einzelne Menſchen gegeben, ſo wie es deren noch heut zu Tage gibt welche, ohne wiſſentliches oder wiſſenſchaftliches Mitwirken irgend einer zweyten Perſon, ohne Anwendung irgend eines künſtlichen Verfahrens ohne beſondere Einwirkung irgend einer bekannten oder unbekannten höhern Macht, blos nach den obwaltenden Verhältniſſen ihrer körperlichen und geiſtigen Natur zu ſich ſelbſt, zu den übrigen Geſchöpfen und zu der Welt im Ganzen, in einen Zuſtand verfallen, in welchem ihr Erkenntnißvermögen ſie in den Beſitz anſchaulicher Begriffe von ſolchen Dingen ſetzt, die den Sterblichen, in dem gewöhnlichen Zuſtande ihres Lebens, ewige Geheimniſſe bleiben. Dieſes, bis zum unfehlbaren Wiſſen geſteigerte Erkennen gründet ſich, wenn man es von ſeiner ſinnlichen Außenſeite betrachtet, auf eine, dem gewöhnlichen Sehen nicht unähnliche, klare Anſchauung der Dinge, obgleich das Auge, als ſolches, keinen beſondern Antheil an dem Vorgange zu nehmen pflegt.

Der Hellſeher (Clairvoyant) bedarf zweyer Hauptbedingungen, durch welche das gewöhnliche Sehen vermittelt wird, nähmlich des Auges und des Lichtes, nicht um anzuſchauen, und mittelſt dieſer Anſchauung zu erkennen; daher iſt ſein Anſchauen unbegränzt, es unterliegt nicht den beſchränkenden Verhältniſſen des Raumes. Die ganze Natur ſchwebt gleichſam, enthüllt und entfaltet, dem Hellſehenden vor, er darf nur ſeine Aufmerkſamkeit auf einen beſtimmten Gegenſtand wenden, um ſogleich vermögend zu ſeyn, zu erkennen, zu vergleichen, zu urtheilen und zu ſchließen. Da nun aber das Ganze der Natur einzig durch einen ununterbrochenen Wechſel von Veränderungen in den Theilen aufrecht erhalten wird, ſo iſt dieſe höhere Anſchauung auch ſelbſt unabhängig von der Zeit. Denn, ſo wohl die Vergangenheit als die Zukunft liegen in der Gegenwart, und zwar jene in den Wirkungen und dieſe in den Urſachen; daher die mit ſo viel Recht bewunderte ſcheinbare Allwiſſenheit bey den Hellſehern. Ich behalte mir vor, Ihnen in einem der nachfolgenden Briefe, die ſehr merkwürdige, bisher nicht öffentlich bekannt gemachte Geſchichte einer Hellſeherinn, welche ohne die geringſte willkührliche Veranlaſſung, alſo einzig durch die natürlichen Verhältniſſe ihrer Perſönlichkeit, in den Zuſtand der höhern Anſchauung gelangt iſt, zum Beweis des bisher Angeführten, mitzutheilen, und gehe weiter. Bekanntlich begeht die Natur in ihren Wirkungen, wie man zu ſagen pflegt, keine Sprünge; auch das Erkenntnißvermögen jener Hellſeher, welche ohne willkührliche Veranlaſſung, durch zufällig ſcheinende natürliche Urſachen, in ihren gegenwärtigen Zuſtand gerathen ſind, hat ſich nicht auf Einmal in jenen höchſten

Kreis unabhängiger freyer Wirkung emporgeſchwungen, ohne vorher in dem tiefer liegenden — ſo wie dieſes auch bey dem Prozeſſe des künſtlichen Magnetiſirens zu geſchehen pflegt — eine längere wahrnehmbare, oder kürzere, unſerer Aufmerkſamkeit entgehende Zeit, verweilt zu haben. Ein ſehr auffallendes Beyſpiel des auf einer tiefern Stufe ſtehenden natürlichen (durch kein künſtliches Verfahren bewirkten) Hellſehens, geben uns die ſogenannten Nachtwandler oder Mondſüchtigen, bey welchen die höhere Anſchauung mehr ihrer materiellen Seite nach hervortritt, und ſich in den engen Gränzen jenes Raumes, in welchem die Bewegung ihres Körpers vor ſich geht, offenbaret. Minder andauernde Erſcheinungen, welche Wirkungen des Hellſehens ſind, werden bey einzelnen Menſchen ſehr oft überſehen, oder als Erzeugniſſe einer verwirrten Phantaſie betrachtet. Wenn die Gränzen zwiſchen dem gewöhnlichen Leben und dem höhern der klaren Anſchauung, nicht dermaßen ſcharf gezeichnet wären, daß dem erſten entweder gar nichts in dem Bewußtſeyn, oder höchſtens eine wankende dunkle Erinnerung von dem letztern zurück bliebe, ſo würden wir ſtaunen über die große Anzahl jener Menſchen, welche einzelne Räume in dem Gebiete des Hellſehens wirklich durchwandert haben. So nahe ſteht das Tiefere dem Höhern, ich möchte ſagen, das Irdiſche dem Himmliſchen im Reiche der Schöpfung!

Was die Verhältniſſe betrifft, unter welchen ſich der Zuſtand des Hellſehens bey dem Menſchen, ohne willkührliche Mitwirkung irgend einer zweyten Perſon, entwickelt, und von welchem ich voraus ſehe, daß ſie Ihre Wißbegierde rege machen werden, läßt ſich hier kurz Folgendes ſagen: Obgleich die nächſte und unmittelbare Urſache dieſer wahrhaft großen Erſcheinung noch zu tief in den Geheimniſſen des Lebens verborgen liegt, als daß ſie der Gegenſtand irgend einer befriedigenden Erklärung werden könnte, ſo fehlt es doch nicht an ſolchen der Erfahrung ſich beurkundenden Bedingungen, welche einzelne Menſchen zum Uebergange in den Zuſtand des Hellſehens vorbereiten, und für die Einwirkung der näher liegenden Urſache dieſer Umwandlung empfänglich machen. Daher rechne ich das weibliche Geſchlecht, ſehr reizbare, feingebildete, leicht bewegliche Nerven, krankhafte, auf Schwäche gegründete, oder mit Schwäche in Verbindung ſtehende Beſchaffenheit des Körpers überhaupt, und lange anhaltende Nervenkrankheiten insbeſondere; ſtrenge beobachtetes Faſten, fortgeſetztes ernſtes Studieren, unausgeſetztes Nachdenken über abſtracte, myſteriöſe und religiöſe Gegenſtände; das Nachtwachen, vorzüglich in Verbindung mit Geiſtesanſtrengung. Hieher gehören ferner ſolche Einwirkungen auf den Menſchen, durch welche die Empfindlichkeit der Nerven unverhältnißmaßig erhöht, und das Pflanzenleben zugleich auf einen tiefern Grad von Kraftäußerung herabgeſetzt wird; als zum Beyſpiele, unwillkührliche Abgeſchiedenheit von der Geſellſchaft anderer Menſchen, Mangel an körperlicher Bewegung Mangel an zerſtreuender, abwechſelnder Beſchäftigung; ferner, Furcht, Mitleid, Kummer, Traurigkeit, das Heimwehe u. ſ. w. Einer vorzüglichen Erwähnung verdient die Muſik, welche unter allen bekannten Dingen, die auf unſere Sinne einwirken, die größte Gewalt auf den Zuſtand des Gemüthes auszuüben vermag. Die Kirchengeſchichte macht Meldung von einer beſtandenen Religions-Secte, deren Angehörige ſich einzeln in einen Winkel des Zimmers ſetzten, ihr Kinn auf das Bruſtbein legten, und beyde Augen ſo lange feſt und unverrückt auf die Nabelgegend richteten, bis ſie in Ecſtaſe geriethen, und übernatürliche Erſcheinungen hatten. — Daß Mineralogen, Geognoſten und Bergleute, welche ihren Körper mit dem Magnetismus der Erde in innigere und vielſeitigere Verbindung ſetzen, ſich dadurch für den magnetiſchen Zuſtand empfänglicher machen, kann nicht geläugnet werden. Die entſcheidende Stunde des Todes, in welcher der menſchliche Geiſt ſich der trägen Hülle entfeſſelt, um frey und fortan in einem ungetrübten höhern Daſeyn zu walten, iſt, unter allen Verhältniſſen des Lebens, dem vorübergehenden Zuſtande der höhern Anſchauung am allergünſtigſten. Leicht entſchwindet die Seele der dahin ſinkenden Maſſe, um ſich an dem ſtrahlenden Vorbilde einer wonnevollen Zukunft zu ergötzen. Wie wichtig und vielbedeutend ſind nicht oft die Worte eines Sterbenden!— Zu der Claſſe von beſondern Verhältniſſen, welche den Menſchen für den Zuſtand des Hellſehens empfänglich machen, gehört endlich noch der Zeitpunct der Entſcheidung (Criſis) bey heftigen Fieberkrankheiten.

Ich will Ihnen von mehrern hieher gehörigen Beobachtungen nur eine kurze mittheilen. Einer meiner Freunde, ein hieſiger practiſcher Arzt, mußte vor kurzer Zeit, Geſchäfte halber, auf das Land. Unter andern Kranken, übergab er mir auch einen jungen Mann, welcher an einem heftigen ſchnell verlaufenden Fieber darnieder lag, zur einſtweiligen Beſorgung. Am zweyten Tage meiner gepflogenen Aufſicht über den Kranken ſtellten ſich gegen den Abend die Erſcheinungen einer heftigen kritiſchen Bewegung ein. Allein, bald veränderte ſich die ganze Scene in folgendes Bild: Plötzlich ſchien der Kranke verſunken in einen angenehmen Schlummer, zufriedene Ruhe mahlte ſich auf jedem ſeiner Geſichtszüge, ein frohes Lächeln, voll Ausdruck und Anmuth, beurkundete die Wonne ſeiner Seele; das Athmen, welches vorher beſchleunigt vor ſich gegangen war, unterſchied ſich von dem im geſunden Zuſtande nicht mehr. Dieſe ſonderbare Lage des Kranken wurde, nachdem ſie etwa eine halbe Stunde gedauert hatte, auf Einmal auf folgende Art unterbrochen. Ich trat nähmlich dem Patienten näher, und faßte mit dem Daumen und Zeigefinger, gleichſam von ungefähr, einen Finger ſeiner Hand, welcher gerade unter der Bettbedeckung hervorragte, ganz leiſe an. Zu meiner größten Verwunderung ſagte er in dem nähmlichen Augenblicke, unter Aeußerung der ſchmerzlichſten Unruhe, ohne jedoch die Augen zu öffnen: »Dieſe Berührung, welche ſich wie ein kalter Blitzſtrahl über meinen ganzen Körper ergoſſen hat, beraubt mich eines unausſprechlichen, himmliſchen Genuſſes, gegen welchen das Leben mit allen ſeinen Reizen und Herrlichkeiten ein elendes Nichts iſt. Ich fühle nun wieder die beſchwerlichen Feſſeln des Körpers, und die Qualen der Krankheit, auch habe ich nun nicht mehr das Vermögen, meine untern Gliedmaßen im Geringſten zu bewegen, und dieſes wird bald auch mit den obern, ſo wie mit meinem ganzen Körper, der Fall ſeyn; das Alles ſehe ich deutlich.« Es verfloß auch wirklich nur eine kurze Zeit, nach welcher der Kranke die willkührliche Bewegung ſeines Körpers, mit Ausnahme der Stimmorgane, die er, obgleich mit ſichtbarer Anſtrengung, ſo ziemlich in ſeiner Gewalt erhielt, gänzlich verloren hatte. Da dieſer Mann nun bewegungslos da lag, ſchien der vorbeſchriebene Zuſtand eines höhern Daſeyns öfters auf kurze Zeit in ſeiner Seele zurück zu kehren, während dem ihm in den Zwiſchenräumen der Zuſtand ſeines eigenen Körpers ſo bekannt war, daß er das baldige Wiederkehren des gehemmten Bewegungsvermögens zum voraus beſtimmte. Mit dem Wiedereintreten der Macht, ſich zu bewegen, war die ganze Erſcheinung, welche ſich auf einen Zeitraum von ungefähr dritthalb Stunden beſchränkte, zu Ende. An den folgenden Tagen, da ſich der Kranke wieder unter der Obſorge ſeines eigenen Arztes befand, ergaben ſich noch mehrere Criſen, welche die Krankheit glücklich entſchieden, ohne fernere Merkwürdigkeiten an den Tag zu legen.

Ich ende dieſen Brief mit der Verſicherung, die Fortſetzung nächſtens folgen zu laſſen.

Dr. Mühlibach.

* * *

Notizen und Correſpondenz-Nachrichten.

Der berühmte Engländer **Morrier** hat uns mit einer zweyten Reiſe nach Perſien, Armenien und Kleinaſien voll der wichtigſten Aufſchlüſſe, welche die gereifte Frucht eines 6jährigen Aufenthaltes ſind, beſchenkt. — Der Bothſchafter **Mirza Abal Haſſan** hatte ſich einige Zeit am Londner Hofe aufgehalten. Es gefiel den Perſern in England ſo wohl, daß einer derſelben kein beſſeres Paradies ſich wünſchte, als das Hoſpital zu **Chelſea**, wo er ſein ganzes Leben durch unter den Bäumen ſitzen könnte, und nichts anderes zu thun hätte, als ſo viel Porter zu trinken, als ihm beliebte. Die Sterndeuterey hat großen Einfluß auf die Beſtimmung zu Handlungen bey den Perſern. Der Geſandte landete nicht eher in **Abuſchär**, als bis ihm die Aſtrologen einen günſtigen Erfolg weiſſagten. — Faſt jede perſiſche Stadt hat ihren eigenen Aſtrologen, und große Herren führen oft einen in ihrem Gefolge, welcher den günſtigen Augenblick zu einer Handlung beſtimmet. — Die Perſer halten Europa für einen **einzigen** Staat. Allein der Großvezier hat ſich aus Gelegenheit der Anweſenheit vieler Europäer überzeugt, daß es vielerley Verfaſſungen in Europa geben müſſe, und mancherley Völkerſchaften. Von **Bonaparte** haben ſie einen hohen Begriff, weil ſeine Geſchichte der des Schah-Nadir ähnlich ſeyn ſoll. Sie wünſchen ſehr die Zurückgabe Georgiens durch die Ruſſen. Ihre Kriegsart iſt mehr auf ſcythiſche Art, ein hordenweiſer Angriff als ein regelmäßiges Gefecht. Zu den anziehendſten Parthien des Buches gehören die Schilderungen der Ruinen von Perſepolis, und die Audienzceremonie des engliſchen Geſandten in Perſiens Hauptſtadt. Die Perſer haben weder Marine- noch Kauffartheyſchiffe, ſind überhaupt ſehr furchtſam zu Waſſer, und halten es für ein Wageſtück, in einem Kahne über einen Fluß zu ſetzen. — Vorzüglich ſchätzbar iſt dieſe Reiſebeſchreibung für den aufgeklärten Theologen. Herr **Morrier** hat den originellen Gedanken, die perſiſchen Gebräuche zur Erklärung des alten Teſtamentes anzuwenden. So erläutert er z. B. den Rükzug der 10000. —

Ein Dr. F. G. **Wetzel** in Bamberg gibt eine proviſoriſche Ankündigung eines Muſenalmanachs, in der es unter Andern heißt: — Poeſie iſt doch unſtreitig die urſprüngliche, die eigentliche Sprache des Menſchen, ſo wie ſie die Sprache der Götter iſt ꝛc. Drum, weil die Muſen nur in Verſen ſprechen, ſey auch aus unſerm Muſenalmanach verbannt, was nur Proſa iſt ꝛc. Herr W. ladet zu Beyträgen ein, und exclamirt: Auf nun! wer in deutſcher Zunge zu ſingen und zu dichten vermag, hoch oder tief, grob oder klar, wenns nur friſch und lebendig vom Herzen kömmt, ohne Aefferey, Klingklang und katzengoldne Sentiments! **Wer mit will, ſey im Uns!** (?!)

Der Graf von **Wackerbarth** in Hamburg will unſre Literatur mit einem wichtigen Werke, das ihr noch mangelt, bereichern, mit einer Geſchichte der Vorfahren des Osmaniſchen Hauſes. Der Titel dieſes, auf Subſcription erſcheinenden Buches wird ſeyn: »Die früheſte Geſchichte der Türken bis zur Vernichtung des Byzantiniſchen Kaiſerthums, oder bis zur

Eroberung von Conſtantinopel im Jahr 1453. Ohne Zweifel wird der talentvolle Verf. das Stillſchweigen, welches er ein Vierteljahrhundert hindurch beobachtet hat, auf eine glänzende Weiſe rechtfertigen.

Die Gymnaſien in Griechenland fahren fort zu blühen. Das zu Chio, das anſehnlichſte, hat ausgezeichnete Profeſſoren: Bambas, der in Paris, Bardalacho, welcher in Italien und Frankreich ſtudiert hat, David, der Sohn des franzöſ. Mahlers ꝛc. und 600 Studenten. — Das zu Smyrna hat den wackern Prof. Kouma, den wir von hier aus kennen, Stephan Oeconomo, ſo in Jena ſtudirte. Eben ſo wohl beſetzt iſt jenes zu Cydonis in Klein-Aſien, und das des Bergs Pelion in Theſſalien, wo jetzt der, lange Zeit hier ſeßhaft geweſene berühmte Anthimos Gazes lehrt. Nicht minder florieren die Gymnaſien zu Buchareſt und Jaſſy. Die in neugriechiſcher Sprache, und zwar hierorts erſcheinenden Zeitſchriften ſind: der gelehrte Mercur, v. Teophilus und Colinaki; der philologiſche Telegraph, v. Alexandrides, und der griech. Telegraph von ebendemſelben.

Da das Andenken an Leſſing durch ſein ſich ſelbſt geſtiftetes unvergängliches Denkmal, ſeinen Nathan den Weiſen, bey allen Gebildeten unſerer Kaiſerſtadt durch die vortreffliche Darſtellung der Hofſchauſpieler einen neuen Triumph feyerte, ſo wird die Stimme ſeines innigen Freundes, Medelsſohn des Weiſen, über dieſes dramatiſch-didactiſche Meiſterwerk gewiß von hohem Intereſſe ſeyn. — Letzterer drückt ſich in einem, kurz vor dem Tode des Dichters, an deſſen Bruder, den Münzdirector geſchriebenen, im 1ten Hefte des 3ten Bandes der Zeitſchrift Jedidja uns mitgetheilten Briefe, alſo aus: »Fontenelle,« ſagt von Kopernikus: »Er machte ſein neues Syſtem bekannt, und ſtarb. — Der Biograph Ihres Bruders wird mit eben dem Anſtande ſagen können: Er ſchrieb Nathan den Weiſen, und ſtarb. Von einem Werke des Geiſtes, das eben ſo ſehr über Nathan hervorragte, als dieſes Stück in meinen Augen über Alles, was er bis dahin geſchrieben, kann ich mir keinen Begriff machen. Er konnte nicht höher ſteigen, ohne in eine Region zu kommen, die ſich unſeren ſinnlichen Augen völlig entzieht — und dieß that er. — Nun ſtehn wir da, wie die Jünger des Propheten, und ſtaunen den Ort an, wo er in die Höhe fuhr, und verſchwand.«

Mit Gewißheit dürfen alle Verehrer Tiedge's einer 6ten Auflage der vortrefflichen Urania entgegen ſehen, welche der 64jährige Muſengünſtling mit faſt 400 neuen Verſen bereicherte, die ſeine geniale Schöpfungskraft aufs Neue beurkunden.

Die Mönche in Ober-Altaich in Bayern, heißt es in Prof. Schultes hier ſo eben erſchienener Donaufahrt, (die wir nächſtens umſtändlich anführen werden) bewahren etwas von der Krippe und von dem Heue, wovon der Eſel bey Chriſti Geburt gefreſſen, von den Broſamen am Tiſche, an welchem Chriſtus das letzte Abendmahl einnahm, etwas von den Thränen des heiligen Petrus, etwas von der Aufſchrift am Kreuze, von dem Fiſche, den Chriſtus mit ſeinen Jüngern genoſſen. Auf dem Plafond ſind Wölfe und Hunde mit Menſchengeſichtern, und dicken Halskrägen abkonterfeit, a la Callot. In der heiterſten Kapelle iſt ein Gemählde, auf welchem im Hintergrunde Straubing, im Vordergrunde Benedictiner ſind, die Weihwaſſer um ſich ſpritzen. Durch die Lüfte gallopirt Doctor Luther auf einer fetten Sau, die Bibel unter dem Arme, in einer Hand ein gefülltes Glas, in der andern eine Bratwurſt. Die Allegorie deutet auf die Verbannung der evangeliſchen Lehre aus Straubingen.

Ueber unſre Jahrbücher der Literatur äußert ſich Hr. v. Kotzebue ganz a la Kotzebue folgender Maßen: »Sie umfaſſen bis jetzt Werke aus allen Theilen der Wiſſenſchaft und Kunſt, auch ausländiſche. Es fällt in die Augen, daß bey einer ſolchen Einrichtung nur eine gewiſſe Anzahl Schriften recenſirt werden können, zumal da manche Recenſionen ſehr umſtändlich ausfallen. Dieſe Quartalſchrift ſcheint daher mehr für Fortbildung und Unterhaltung der bereits gebildeten Claſſe, als für größere Ausbreitung wiſſenſchaftlicher Bildung überhaupt berechnet, bey welchem letzten Zwecke einzelne, wöchentliche, und mehr Schriften umfaſſende Blätter vorzuziehen ſeyn möchten. Die Recenſionen ſelbſt ſind in einem guten Style und anſtändigen Tone gearbeitet. Aufgefallen iſt uns eine umſtändliche Recenſion etlicher Schriften über die Preßfreyheit. Sie iſt aber noch nicht vollendet, wie es viele wünſchen. Man muß ſie leſen, wenn man eine ſorgfältige und hiſtoriſche Darſtellung der Preßfreyheit in England kennen lernen will. Da ſie aber blos darauf berechnet ſcheinet, ſie von der Schattenſeite zu zeigen, ſo dürfte ſie alle Liebhaber der deutſchen Preßfreyheit zu Gegnern bekommen. Die meiſte Befangenheit des Urtheils und des Forſchungsgeiſtes, (eines der edelſten Triebe, den uns der Schöpfer gegeben) glauben wir in Recenſionen theologiſcher Werke bemerkt zu haben. Man kann übrigens Oeſterreich, in jetziger Lage der Dinge, nur Glück zu ſolchen literariſchen Unternehmungen wünſchen, und die erlaubte Importation kräftiger Geiſtesnahrung kann der Monarchie auch im Reiche des Lichts die Achtung vergrößern, die man ihr als Reich der Erde, und des redlichen Gemüths zollt.«

Der berühmte Dunkelboden, um Regensburg und Pleinting, (nach Schultes) hat ſein Entſtehen dem ehemaligen binnländiſchen See zu danken, deſſen Schlamm nun den fruchtbarſten Boden begründet. Der Weizenbau bringt auf demſelben bis 20 fältige Frucht. In manchen Gegenden wird blos von 7 zu 7 Jahren gedüngt, weil die Rindviehzucht beynahe überall vernachläſſiget iſt, während man Luxuspferde hält. Die Bauern fahren hier gewöhnlich mit 4 Pferden, und ſchämen ſich mit Ochſen zu pflügen. Die Bauernhöfe, ſo ſchlecht die Außenſeite derſelben iſt, ſind im Ueberſchlage bis 20,000 fl. werth. Die Ehen ſind nicht ſehr geſegnet, und unter 6 Kindern iſt eines gewiß unehelich. Bis auf 10,000 fl. beläuft ſich oft das Heurathsgut der Töchter. Die Tracht der Bauern und Bäuerinnen iſt äußerſt luxuriös. — Erſtere tragen kein anderes Tuch, als die Elle zu 8—12 fl. Das Theuerſte iſt den Bäuerinnen das Liebſte. Der Krämer wird gefragt: »Gibt es nichts Theureres?« —

Die feinſte Schweizer- und Holländer-Leinwand wird zu Hemden gebraucht; ſeidene Tücher und Taft, Niederländer-Spitzen, Gold- und Silberſtoffe ſind an den Bäuerinnen nichts Seltenes. Goldene Ringe und Sackuhren bey den Burſchen und Mädchen an ungeheuern ſilbernen Ketten ſind häufig zu treffen. Die Brautführerinn (Kränzeljungfer) ſchläft die erſte Nacht mit der Braut in Einem Bette, nicht der Bräutigam. Mehrere Tage hindurch wird täglich dreymal von den Hochzeitgäſten geſchmauſet. — Der Bauer ißt täglich Fleiſch. Erdäpfel verachtet ſogar das Geſinde. —

Der Dr. James **Johnson**, welcher ein Werk herausgegeben, worin er den **Einfluß des tropiſchen Climas auf die europäiſchen Regierungen** unterſucht, wird nächſtens eine neue Schrift erſcheinen laſſen, in der er ſeine Bemerkungen über den Einfluß des häuslichen und ſtillen Lebens auf den Character und die Sitten des Menſchen mittheilen will; er wird derſelben eine Ueberſicht der Genüſſe und Unannehmlichkeiten, die den verſchiedenen Arten zu leben eigen ſind, beyfügen. Ein Werk von dem nähmlichen Gelehrten: **über den Geſchmack**, iſt dem Drucke überliefert; es ſoll einen Ueberblick auf alle Entdeckungen enthalten, die in den letzten Jahren die Kenntniſſe in der Naturgeſchichte erweitert haben und die Stellen der beſten Schriftſteller aller Nationen anführen, die ſich auf dieſen Gegenſtand beziehen.

Die in Europa erſt nach vielen Jahrhunderten durch unverfälſchte Fortpflanzung vollkommen einheimiſch gewordenen Citrusarten (Pomeranzen, Citronen, Limonien,) haben ſich an Italiens Klima ſo ſehr gewöhnt, daß einige derſelben 40 Schuhe (palmi) in der Höhe, und manche eben ſo viel im weiteſten Durchmeſſer der Krone beſitzen, und 8 bis 10,000 Früchte geben. Dieſes ſchien vielen Pomologen unwahrſcheinlich. Herr **Galleſio** erzielte in ſeinem, in **Finale** gelegenen Landgute, von einem mittelmäßigen Baume, 5200 Pomeranzen, welche alle geſund und von nicht gemeiner Größe waren. — Graf St. **Vallier**, Senator in Frankreich, und Mr. **Chabrol**, ehemaliger Präfect von Savona, überzeugten ſich von der Wahrheit durch den Augenſchein. Der von **Galleſio**, in ſeiner Abhandlung über die Citrusarten angeführte Pomeranzenbaum, wurde wiederholt gemeſſen, war nach einſtimmigem Zeugniſſe aller Anweſenden 36 Schuhe hoch, und hatte einen 6 Schuhe breiten Stamm im Durchmeſſer. Der Umfang der Krone betrug 136 Schuhe. — Der von ihm in der nahen Umgebung der Stadt **Maſſa** im toskaniſchen Gebiethe geſehene, war noch einen Fuß höher und prachtvoller, beſaß einen etwas weiteren Umfang der Aeſte, und lieferte faſt 12000 Früchte.

Die Literatur iſt endlich im Beſitze des **dramatiſchen Nachlaſſes** von J. M. de **Chenier**; ſein Theater iſt in 3 Bänden in 8vo erſchienen. Die zwey erſten enthalten die früher bekannten Trauerſpiele, deren Aufführung unterſagt wurde, weil der Verfaſſer ſich erlaubt hatte, ſich in einer Epiſtel an Voltaire über Verbreitung der Finſterniß zu beklagen; der dritte Band enthält die neuern noch nicht auf der Bühne erſchienenen Trauerſpiele dieſes feurigen Dichters. Er war, wie bekannt, ein geborner Grieche, mit der alten und neuen Literatur der Griechen ſehr bekannt, und einer der beſten neuen franzöſiſchen Schriftſteller; ſeine ſich im dritten Bande befindenden Nachahmungen des Sophocles verdienen, wegen ihrer Genauigkeit und Schönheit, einen Rang unter den claſſiſchen Ueberſetzungen.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationsblatt.

13.

Freytag, den 12. Februar 1819.

Der Geburtstag
Sr. Majeſtät des Kaiſers Franz I.

Der zwölfte Februar iſt der ſeyerliche Tag, welcher in den Stammtafeln des öſterreichiſchen Kaiſerhauſes als der hohe Geburtstag Sr. Majeſtät, unſers glorreichen Erbkaiſers und allergnädigſten Landesfürſten, Franz I., hervorglänzt.

An dieſem ſegensvollen Tage, im Jahre 1768, wurde unſer landesväterlicher Monarch zu Florenz, der Haupt- und Reſidenzſtadt des, ſeit 1737 mit dem Hauſe Oeſterreich vereinigten, Großherzogthums Toscana geboren, wo ſein erhabener Vater Leopold durch ſeine Geſetzgebung den zwar nicht geräuſchvollen, aber um deſto ſchönern und dauerhafteren Ruhm des Weiſen erwarb. Da eben dieſer Fürſt von der Vorſehung beſtimmt war, dem öſterreichiſchen Kaiſerhauſe, welches ſich von dem Erſtgebornen, Kaiſer Joſeph II., keiner Nachkommenſchaft erfreute, den theuern Stamm der großen Maria Thereſia durch eine neue Regentenfolge zu erhalten: ſo kam, durch die geheiligten Rechte der Erſtgeburt berufen, unſer Franz ſchon am 30. Juni 1784 als Kronprinz nach Wien, um an dem Hofe ſeines unſterblichen Oheims und zweyten Vaters, Kaiſer Joſeph II., deſſen koſtbares Andenken wir durch die coloſſale Bildſäule auf dem Joſephsplatze in Wien verewiget ſehen, zu dem großen Berufe des künftigen Thronfolgers eingeweihet zu werden. Unter Joſephs II. thatenreicher Regierung waren die, ſchon in Kaiſer Carl VI. und M. Thereſias glänzenden Tagen begonnenen, Reformen, welche die kraftvollere Entwicklung der innern Kräfte der Monarchie und die Emporhebung ihrer Staatsmacht zum Ziele hatten, zu ſchneller Reiſe gediehen. So übernahm, nach Joſephs und Leopolds ſchnell auf einander gefolgtem Hinſcheiden, unſer allergnädigſt regierender Monarch, am 1. März 1792, in der ſchönſten Blüthe der Jahre, die Herrſchaft über die weitausgebreiteten Reiche ſeines mächtigen Erzhauſes, mit der ganzen reichen Erbſchaft treuer Anhänglichkeit, Liebe und vertrauensvoller Ergebenheit, welche das herrliche Eigenthum ſeiner Vorfahren in den Herzen ihrer Völker geweſen waren.

Was Franz I. ſeit ſeiner Thronbeſteigung, nach Joſephs II. Vorbilde, für die fortgeſetzte Entwicklung der innern Kräfte der Monarchie gethan; welche ununterbrochene Sorgfalt er auf Schulen und Kirche verwandt; welche neue Inſtitute und Muſäen der gelehrten und bürgerlichen Ausbildung er in allen Gegenden der Monarchie begründet; welche Beförderungsmittel der Induſtrie und des Verkehrs er geſchaffen; welche Vollkommenheit er, nach dem Beyſpiele ſeines Vaters, des Geſetzgebers von Toskana, der öſterreichiſchen Geſetzgebung durch das neue peinliche und bürgerliche Geſetzbuch verſchafft hat; – dieſes würde allein hinreichen, das Glück und den ewigen Ruhm einer friedlichen Regierung zu begründen! —

Allein das letzt verfloſſene Vierteljahrhundert war kein Zeitalter des Friedens und der Ruhe. Blutige Stürme durchtobten unſern Welttheil von einem Ende bis zum andern, und Oeſterreich, in der Mitte von Europa gelegen und mit allen mächtigen Reichen des Continents in nächſter Berührung, hatte den langwierigſten und härteſten Kampf für ſeine ſelbſtſtändige Erhaltung und Unabhängigkeit zu beſtehen. Zwölf volle Jahre von Franzens Regierung waren mit Krieg erfüllt; ſelbſt die kurzen Zwiſchenräume des Stillſtandes waren keine Perioden der Ruhe; thätige Drohungen des Feindes nöthigten zu neuen Waffenrüſtungen, um der bevorſtehenden Gefahr mit verdoppelter Anſtrengung der Nothwehre zu begegnen. Erſt ſeit dem zweyten Pariſer Frieden vom Jahr 1815. glänzt die Sonne des Völkerfriedens unbewölkt am Himmel der europäiſchen Staatenwelt, und verſpricht den Segenswerken friedlicher Regierungen einen langen glücklichen Zeitraum des Gedeihens.

Wenn die öſterreichiſche Monarchie den langen Kampf unſrer Tage am ſtandhafteſten und ausdauerndſten kämpfte; wenn ſich der Muth und die Vaterlandsliebe ihrer kräftigen Völker mit jeder neuen Gefahr glänzender bewährte: ſo muß uns eine längere Friedensdauer zur Erhohlung und Wiederherſtellung unſrer ſo bereitwillig aufgebothenen Kräfte um ſo erwünſchlicher ſeyn. Dieſes Bedürfniß erkennend, hat unſer allergnädigſter Landesfürſt den Frieden ſeines Reiches durch die heiligſten Traktate geſichert, und durch die mächtigen Bande der Freundſchaft mit allen Höfen befeſtiget.

Die unausgeſetzten Bemühungen ſeiner väterlichen Regentenſorgfalt, Milde und Weisheit, welche ſich bereits in ſo vielen Denkmählern ewigen Ruhmes beurkundet haben, werden nicht mehr durch die Verheerungen der Waffen unterbrochen oder in ihren wohlthätigen Wirkungen geſchwächt werden. So wie unſre Väter, unter M. Thereſias Regierung, nach den harten Tagen des öſterreichiſchen Erbfolge- und des ſiebenjährigen Krieges, ein goldenes Zeitalter der Ruhe und Sicherheit, der innern Wohlfahrt und Blüthe zu erleben das unvergeßliche Glück hatten: eben ſo dürfen auch wir uns, nach Erhohlung der innern Kräfte unſrer unerſchöpflichen Monarchie, heitere Tage des öffentlichen und häuslichen Glückes verſprechen! Laſſet uns heute den Herrn der Heerſchaaren mit Inbrunſt bitten, daß er uns unſern guten Kaiſer Franz lange erhalte! Das Wohl aller ſeiner Völker im Vaterbuſen, vollendet er jetzt die, ſchon im vorigen Jahre einem Theile der neuerworbenen Länder, welche er durch das Glück ſeiner Waffen und die Weisheit der Unterhandlungen dem Geſammtkörper ſeines Erbreiches angereiht hat, gewährte Wohlthat der Länderbereiſung. Er wird auch das ſchöne Land wieder ſehen, welches, durch die glückliche Fügung der Vorſehung, Ihn zum Landesfürſten und Vater des Erbkaiſerthums uns geſchenkt hat. Die ſturmvolle fünf und zwanzigjährige Zeit, welche Seiner auf dem Throne von Oeſterreich wartete, iſt vorüber. Mit dem ſtolzen Gefühle des erfüllten Berufes, welcher Ihm in der Blüthe der Jahre auferlegt war: das Reich ſeines Hauſes vor den Zerſtörungen einer ungeheuern Zeit zu bewahren, wird

Franz I. die Stadt ſeiner Geburt und ſeiner erſten Jugend wieder ſehen! — Als Wiederherſteller und Erhalter werden ihn auch die befreundeten Höfe und Länder von Modena, Toſkana, Neapel und Rom begrüßen! —

C. Th. Hohler.

Sicher wird jeder Redliche, der Sinn für ſo viel ſtille ächte Größe, für ſo viel rein menſchliche Tugenden und erhabene Vorzüge hat, vom Himmel mit Begeiſterung reichen Segen für den ſegnenden Vater **Franz** erflehen!

Die Redact.

* * *

Ueber die Errichtung der Sparbanken.

Von Adam Müller.

(Schluß von Nr. 12.)

In keiner europäiſchen Monarchie haben dieſe letzteren noch heute in praxi ein ſo entſchiedenes Uebergewicht als in Oeſterreich; aber da ſich kein Staat unſers Welttheils den Gemeinſchickſalen deſſelben ganz entziehen kann, ſo hat auch das Fabrikſyſtem bey uns (und Sie wiſſen, daß ich unter dieſem Ausdrucke mehr als das eigentliche Syſtem der Fabriken verſtehe) ſeine natürlichen Grenzen überſchritten. Auch bey uns hat ſich daraus, wie in England, die unvermeidliche Folge, ein Ueberſchuß von brodloſen Händen, von künſtlicher Armuth ergeben, der von ſeinen Mitbürgern herabgewürdigt, und des Selbſtgefühles freyer Thätigkeit beraubt, daſtehet. Wenn ich für dieſes große Uebel, das beſte in England erfundene Heilmittel, nähmlich die Sparbanken empfehle, ſo geben Sie zu, daß ich damit nicht die Ausſchweifungen des Fabrikſyſtems beſchönigen oder permanent machen will.

Grade die Sparbanken ſind ein kräftiges, obwohl unſcheinbares Mittel, das Gleichgewicht herzuſtellen, und die alte natürliche Ordnung, die ich meyne, da, wo ſie verdrängt worden, zurück zu führen. Dieß iſt der oberſte Grundſatz, von dem man, meiner innigſten Ueberzeugung nach, bey Errichtung von Sparbanken für Oeſterreich ausgehen müßte: Sie ſollen dem einzelnen Arbeiter die Hand bieten, das, was er durch das Fabrikſyſtem verloren hat, nähmlich einen zuverläſſigen Stand in der bürgerlichen Geſellſchaft (un état, status) wieder zu erwerben. Der lebens- und genußluſtige Character der Völker des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates empfiehlt an und für ſich ſchon jede Veranſtaltung, wodurch Sparſamkeit und haushälteriſche Gewohnheiten befördert werden; der Reiz, einen hohen Arbeitslohn zu verſchwenden, iſt bey uns noch größer, als ſelbſt in England. Aus eben dieſem Grunde aber würde auch die Anlage von Sparbanken in Oeſterreich weniger dahin wirken, (wie in England) kleine Capitaliſten und Rentenirer zu erzeugen; ſondern im Allgemeinen würden die Intereſſenten unſrer Sparbanken, zumal in den Fabriksgegenden von Böhmen, Mähren und Oeſterreich dahin geleitet, ſich eine natürliche Baſis der Exiſtenz im Ackerbau oder in den Gewerben zu verſchaffen. Das Grundeigenthum bey uns verträgt noch einige weitere Vertheilung, und ſo verbleiben dem ſparſamen Fleiß noch vielfältige Ausſichten auf Eigenthum, Erbpacht oder freyes Eingehn in edlere Unterthänigkeitsverhältniſſe. Kurz, die Hauptſorge bey Anlage der Sparbanken muß ſeyn: denjenigen Theil der Nation, welcher durch unſer Geld- und Fabrikſyſtem die Wurzel ſeines Daſeyns verlohren hat, und der gleichſam als Taglöhner, als heimathsloſer Einlieger, oder vergänglicher Miethsmann, hors de la loi, außer den eigentlichen bleibenden Umkreis des Staates geſtellt worden iſt, nicht blos zu einem kleinen Capital, ſondern zu einem Zuſtand (état) in natura zu verhelfen.

Schon in England hat es die Erfahrung bewieſen, daß nur die Centralbanken nach allgemeinen Regeln angeordnet werden können: die Anlage der einzelnen Sparanſtalten wird ſo unendlich verſchieden ausfallen, als Local und Bedürfniſſe verſchieden ſind. Die Centralbanken haben die Bedingungen anzuzeigen, unter denen ſie, etwa monathlich, die Beyträge der einzelnen Sparanſtalten empfangen, unter denen ſie Kündigungen annehmen und die Verzinſung beſorgen; alles übrige iſt eine durchaus freye, moraliſche Veranſtaltung wohldenkender Ortsvorſtände, gewiſſenhafter Fabrik- oder Handelsherren; am meiſten werden tugendhafte Seelſorger zu dem recht ſegensreichen Erfolge beytragen können; hauptſächlich ihnen wäre der Geſichtspunct ans Herz zu legen, daß es nicht ſowohl auf die bloße Erübrigung eines Nothpfennigs, als vielmehr darauf ankomme, tauſende ihrer Brüder, die aus dem Zuſammenhange des Gemeinweſens herausgeriſſen, und ſeiner wohlthätigen Obhut beraubt ſind, wieder dahin zu führen, daß ſie Wurzel ſchlagen und einem Hausweſen, wenn nicht vorſtehen, doch angehören können.

In unſern national-öconomiſchen Lehrbüchern iſt viel von Production, von Ertrag, von Conſumtion — wenig von Sparſamkeit, von der eigentlichen Kunſt der Erhaltung, der ſchonenden Berathung, ich möchte ſagen, von dem eigentlichen *weiblichen Theil der Oeconomie* die Rede; und doch iſt die Erfahrung ſo alt wie die Welt, daß das Schaffen und Erwerben an ſich keinen Segen, keinen Wohlſtand, keinen Reichthum bringe. Wer einer Erwerbsanſtalt, einem Handlungshauſe, einer Fabrik u. ſ. f., in welchem dieſer weibliche Theil der Oeconomie man gelt, Credit gibt, der ſehe wohl zu, wie er es vor ſich ſelbſt verantworte. Die wahre Sparſamkeit, welche durch die Sparbanken erweckt werden ſoll, iſt an ſich ſelbſt ſchon eine Grundlage der Haushaltung; die Erwerbung eines Capitals, oder vielmehr eines Zuſtandes (état) in natura iſt nur die äußere Offenbarung dieſes ſparſamen Geiſtes; und ſo gewiß zwey Geſchlechter dazu gehören, daß ein Menſch geboren werde, ſo gewiß muß zur Erwerbsthätigkeit und Productionskraft der Geiſt der Sparſamkeit hinzu kommen, wenn irgend ein Capital oder ein Zuſtand entſtehen ſoll. Daher aber bewirkt auch ſchon die bloße Uebung des gemeinen Sparens, welche die Sparbanken befördern ſollen, daß in den verwilderten, heimathloſen Tagelöhnern Liebe zu bleibenden Zuſtänden, und ſtändiſche Gewohnheiten erwachen; daß die Hoffnung ihre alte Macht über die Seele zurückgewinnt und nicht länger die Triebe des augenblicklichen Genuſſes allein herrſchen. *Die Hoffnung*, einen Zuſtand zu begründen, ſoll durch die Sparbanken erweckt, nicht bloß die *Furcht*, den wüſten Genuß der Tage zu verlieren, ſoll beſchwichtigt werden; jene iſt das hervorbringende, ſegensreiche Princip, dieſe vermöchte kaum den Nothpfennig anzuwenden, den ſie endlich erſchwungen hätte.

Es iſt alſo augenſcheinlich, und das Beyſpiel von England beſtätigt es, daß *ohne den Beyſtand der Frauen* in Sachen der *Sparbanken* nichts Gründliches zu bewirken ſtehet. Hausmütterlicher Geiſt muß von oben herab und von unten herauf dieſe Angelegenheit in Gang ſetzen, wenn ſie werden ſoll, was ſie werden kann.

Drey Hauptclaſſen Bedürftiger gibt es, denen die *Sparbanken* zu Hülfe kommen ſollen; dreyerley Opfer des neuen liberalen europäiſchen Geld- und Fabrikſyſtems; dreyerley Gattungen von Miethlingen, denen wir zu einem bleibenden Zuſtande verhelfen möchten:

1. Die eigentlichen Fabrik- und Manufacturarbeiter und Tagelöhner;

2. Das Lohngeſinde, und

3. auch die verſchämteren Heimathloſen unter den höhern Stän-

den, die auf ein bloßes Arbeitseinkommen, ohne Fundament und Capital oder Stand, von der Hand in den Mund leben, und für die Gelegenheit aus kleinen allmählichen Erſparungen ſich und den Ihrigen eine deutliche Zukunft zu bereiten nicht unempfindlich ſeyn würden. — Alle drey wollen, jeder in ſeiner Art, berückſichtigt werden.

Zeigen Sie, verehrter Herr, nicht nur den Männern, aber vornehmlich den Frauen, die in dieſe Cathegorie gehören, und ſich in Sorge um die Zukunft verzehren, die Ausſicht, welche ihnen die Sparanſtalten eröffnen; beleben Sie den Antheil derjenigen Frauen, die ſchon jetzt in dem Stande leben, wohin jenen erſt der Weg gebahnt werden ſoll; — und der weſentlichſte Schritt zur Vollendung des großen Werkes wird gethan ſeyn!*)

Widmen Sie einen beſonderen Platz in Ihrer Zeitſchrift dieſem erhabenen Zwecke. Gott wird es lohnen! Möge die Ehre der Erfindung England verbleiben, und die Erfahrung, welche wir dort vor uns ſehen, dankbar benutzt werden. Unſer Ruhm ſey die Veredlung des Empfangenen!

---

*) Gewiß wird jeder Menſchenfreund dieſen rührenden, ſo tief und wahrhaft begründeten Zuruf beherzigen; ſicher wird er zunächſt die milden Gemüther der Frauen theilnehmend erfüllen, ihrer humanen Wirkſamkeit die ſegenbringendſten Erfolge verdanken. An ſie vor Allem ſey die große heilige Hoffnung verwieſen; den Frauen wendet ſich dieſe hochwichtige Angelegenheit von ſelbſt vertrauungsvoll zu, denn was ſie bedingt, iſt ſchon da: ein Verein. Indeß wird jeder Empfängliche, weß Geſchlechts, Alters und Stands er auch ſey, dieſen ernſten, troſtbringenden Entwurf mit edler Willenskraft auffaſſen, und ſeine Verwirklichung mit jenem Eifer, den er verdient und erheiſcht, nach Kräften befördern. In dieſer wohlthätigen Ueberzeugung können wir den gerechten Erwartungen des erleuchteten gefühlvollen Herrn Verfaſſers die ſchönſte Genugthuung verbürgen. Ihm das Verdienſt des Impulſes; Ihm des Segens Triumph!

Die Redact.

Notizen und Correſpondenz-Nachrichten.

Auf Otahiti iſt nun der Götzendienſt ganz abgeſchafft; auf der ganzen herrlichen Gruppe der Geſellſchaftsinſeln herrſcht jetzt das Chriſtenthum. Auf Otahiti zählt man 66 Kapellen. 4000 Individuen ſollen bereits leſen, davon viele auch ſchreiben können. Die Miſſionsgeſellſchaft, mit einem Buchdrucker-Apparat verſehen, wird nächſtens die Bibel in der Landesſprache herausgeben.

Ein jüngſthin hier beendigter, zwar nicht zum Verkauf beſtimmter Kupferſtich verdient in Rückſicht ſeines innern Werths bekannt zu werden. Es iſt das Bruſtbild des Großhändlers Herrn Salomon Edlen von **Herz**, der wegen ſeines hohen Alters, wegen der Emſigkeit, womit er ſeit mehr als einem halben Jahrhundert ausgebreiteten Handlungsunternehmungen vorgeſtanden, und der Wohlthätigkeit, die er ohne Unterſchied des Glaubens ausübt, die allgemeine Hochachtung verdient. Dieſer Kupferſtich iſt 8 Zoll hoch und 6 Zoll breit, gezeichnet von Dom. **Boſſi**, 1813; radirt von Guſtav **Leybold**. Die Ausführung iſt frey, die Aehnlichkeit ſprechend. In den ausdrucksvollen Zügen ſind die Spuren, welche Alter, Krankheiten, raſtloſe Arbeiten und, eine gänzliche Erblindung zurück laſſen, eben ſo wenig, als der Frohſinn und die Seelenruhe zu verkennen, welche endlich den quälendſten Gram beſiegen.

Akbg.

Der in **China** ſich häufig vorfindende Demantſpath gab Gelegenheit zur Vervollkommnung der Bearbeitung harter Steine daſelbſt. So liefern die Chineſen z. B. Fläſchchen von Achat und Bergkryſtall, welche durch den Hals, nicht über 1/4 Zoll weit, und inwendig völlig hohl ausgearbeitet ſind. Mit dem Staub dieſes Foſſils ſchleifen ſie auch Brillengläſer von Bergkryſtall. Auch der berühmte Stein Yu wird gut, in allen Formen, zugeſchliſſen. Er beſitzt die Härte des Bergkryſtalls. Selbſt Ringe für Bogenſchützen macht man davon, damit die Sehne nicht an der Hand abpralle. Ein neuer Beweis, daß wir Europäer noch lange nicht auf dem Standpuncte ſind, die Chineſer, in Betreff ihrer Cultur, gerecht zu würdigen.

Schon oft iſt erfolglos vorgeſchlagen worden, die ſeit 2000 Jahren in der Tiber verſunkenen Kunſtwerke wieder zu Tage zu fördern. Nun aber werden ernſtliche Anſtalten dazu gemacht. Dieſe Antikenfiſcherey geht auf Subſcription vor ſich, an deren Spitze der Prinz **Friedrich** von Sachſen-Gotha und die Herzoginn von **Devonſhire** ſtehn. Die Koſten dieſer ſchwierigen Unternehmung ſind auf 60000 Scudi angeſchlagen, und es ſind demnach 120 Actien, jede zu 500 Scudi beſtimmt. Bürge iſt der päpſtliche Bankier Duca di Torlonia. Mittelſt einer eigens vorgerichteten Tauchermaſchine wird man das Flußbett der Tiber vom Ponte Molle bis zum Ausfluß bey Oſtia unter der Leitung des V. G. **Naro** durchſuchen. Dieſer Sachkenner (von welchem das ganze Project eigentlich ausgeht) hat bereits vor einigen Monaten durch ſeine Druckſchrift: Manifesto di assoziatione per la privilegiata escavazione nel Tevere die Erwartungen der Kunſtfreunde ſehr geſpannt. Die Bedingungen des Papſtes ſind 2/8 der Ausbeute, die Er ſich wählt, und das Recht des Vorkaufs; Naro erhält 1/8; die übrigen 5/8 gehören den Actionären. Wollen dieſe ihre Acquiſitionen aus dem Lande führen, (was wohl bey den meiſten der Fall ſeyn dürfte) ſo müſſen ſie 1/6 des Werths an die päpſtl. Kammer abgeben. Entſpricht das Unternehmen, ſo erhält jeder Actionär 200 Scudi zurück. Mit dem 1. Juny ſoll nun dieſe Ausgrabung beginnen, und mit dem 31. Aug. beendigt ſeyn; ein Werk, deſſen Reſultaten die ganze kunſtliebende Welt mit ſo gerechter Begierde entgegen ſieht.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationsblatt.

14.

Dinstag, den 16. Februar 1819.

Am Gipfel des Schneebergs.

Gleich einem leichten Nebel den Hauch eines ſanft belebenden Weſtes erwartend, liegt als ein kleiner Punct nordöſtlich die hohe Kaiſerſtadt vor meinen Blicken. Wie ein Silberſtreif, der im wechſelnden Glanze das Auge vergnügt, erſcheint der Strohm, von deſſen Wogen Wiens Mauern umſpühlet werden, und welcher Pannoniens üppige Fluren tränkt. — Den Hintergrund bilden die Karpathen, die ſich in die Contouren des Rieſengebirges verlieren, welchem die in die Oſtſee ſich ergießende Oder entquillt.

Ich war neuerdings ganz in dem Strudel der Natur verſunken, und nur eine begeiſterte Fantaſie rieß meine, an dem feſſelnden Anblicke ſich weidenden, nie geſtillten Augen, welche mehr die des Geiſtes, als des Körpers waren, auf ihren Flügeln mit allmächtigem Zauber von Scene zu Scene aufwärts, bis zu jener undurchdringlichen Decke, die der reinſte und feinſte Aether weit ober meinem Scheitel wölbte, um dasjenige über uns ahnden zu laſſen, was zu mannigfaltig für unſere Sinne, und von der kühnſten Fantaſie unter keinem Bilde der Einheit aufgefaßt werden kann.

Hier erhob ſich mein geiſtiges Auge, jeder einengenden Feſſel entladen: der auf dem lauten Lebensteppiche unter dem heitern Strahle unſerer Sonne in tauſendfachen Abſtuffungen freudig ſpielende Farbenglanz iſt nicht mehr für mich vorhanden. Die höhern Welten haben nur in ſo ferne Reiz für das geiſtige Auge als ſelbe dienende Ringe zu der großen Verkettung des harmonievollen Sphärentanzes ſind. — O unendliche, gränzenloſe Welten! Wie ſehr adelt ihr den Erdenwaller, der euer Daſeyn und euern Sphärenlauf ahnden kann, ehe noch ſein Geiſt euch die unabänderlichen Geſetze vorſchreibt, die euch eine höhere Hand als eure ewigen Schranken abgeſteckt hat. — Hinreißender Anblick deſſen, was noch kein Auge geſehen, kein Ohr gehört hat! Die reine Luft ſchien mir nur vorhanden zu ſeyn, um mich über die letzten Höhen aller ins Daſeyn geruffener Welten, — nachdem für meine Blicke ſchon lange kein Thal mehr da war — zu heben, um in jenes Empyräum emporzuſchweben, wo —

Nicht reif für Hymnen jener Ewigkeiten,
Vom Menſchenauge ſtumme Zähren gleiten.
Die tieferfüllte Bruſt voll heil'ger Schauer ſchweigt. —
Dich kann des Seraphs Pſalter nimmer loben,
Ihn hat der Schöpfung Wunder ſo erhoben,
Daß er verſtummend ſich vor deinem Antlitz neigt.

Sie ahnden dich, du Schöpfer! deine Welten!
Ihr Halleluja tönt von ihren fernſten Welten
Zu mir herauf, der deinem Abglanz gleicht,
Von deren letzter Hemisphäre,
Beſchränkt auf das Geſetz der Endlichkeit und Schwere,
Ihr Lied an Harmonie der ſel'gen Geiſter reicht.

Des Weltalls Raum und Zeit ſind keine Schranken
Für deine Huld; — Nie werden Berge wanken,
Wenn Brandung ſie umbrauſt, wenn Blitz die Eiche fällt: —
Ein ewiges Geſetz haſt du der Welt gegeben:
Du willſt — der Menſch macht Berge eben, —
Und iſt — der Gott der Welt. —

In Wechſelkraft machſt du die Weltfixſterne ſchweben;
Der Geiſt kann über alle ſich erheben,
Zu dir, der Berg und Meer an deinen Erdkreis bannt.
Durch alle Alter führſt du uns, laßt alle Zeiten
In fernſten Gegenden an uns vorübergleiten: —
Drückſt uns den Stab durch's Leben in die Hand.

Auf! auf! Zu ihm, ich Menſch! Sein mächtig' Werde,
Schenkt, Halleluja! mir die Erde!
In meinem engen Lebenslauf
Drück ich, der Allmacht treuer Spiegel,
Du willſt es, — der Veredlung letztes Siegel
Den Reichen der Natur erſt auf.

Reicht jubelnd mir die Hand, ihr Brüder!
Ich kenne meine Heimath wieder. —
(Millionen Stäubchen rollen unter mir),
Die Bürger fernſter Zonen kann ich lieben,
Und ſollte auch der Bau des Alls in Nichts zerſtieben, —
Wir ſchwängen uns zu Dir! —

⁂

Die Nacht hielt die Erde ſchon bis auf ihre höchſten Zinnen allmählich umſchlungen, und feſſelte ſie in ſchweigender Umhüllung. Aber Nivona's Haupt ragte noch im hellen Verklärungsglanze in den Aether, und warf auf einen nahen Berg einen fahlen Geiſterſchatten. — Dämm're auf, o Mond, und verkläre die im Arme des Schlafes gefeſſelte Welt! — Ich konnte ihn kaum erwarten, den hinreiſſenden, meines ganzen Innern ſich bemächtigenden Moment, in welchem die Natur in ewig ſchöpferiſcher Zauberkraft einen ganz neuen Erdkreis vor mir aufſteigen laſſen wird.

Der Sonnengott weilte noch auf der höchſten Bergkuppel, als wollte er Zeuge dieſer Scene ſeyn. Das Glockenſpiel des fernen Rindergeläutes, und der im leiſeſten Nachſchlummern des Echo forttönende Geſang der Hirten, die Klänge der ſchwanenbefiederten Wolken, die in das immer tiefer gezogene Blau des Aethers verſchwebten, und nichts zurückließen, als eine unausdrückbare Sehnſucht nach Fernen, — und das Windesfächeln, das mir nun als vernehmbare Geiſterworte des Abglanzes der Rieſenkuppe Nivona's erklang, die nach höhern Welten riefen, welche bald über mir aufgehen ſollten, — alles dieß zuſammen genommen ſchien mich, wie mit einer, von der Schöpfung plötzlich für mich angenommen Geniusſprache, mächtig zu ergreifen, es war mir, als ob ich augenblicklich über den Lebensſtrom geſetzt hätte. Die Abenddämmerung zeigte mir nun die Umriſſe der fernſten Berge zuerſt vollkommen, und die immer tiefere, dunklere Glut, war die lichtwerfende Peripherie auf dieſer zum Nachtſtücke des Lebens eingedämmerten Todeshülle. — Das Zirpen des Heimchens paßte zu den von wandelbarem Dufte überfloſſenen Waldhöhen, dieſem Auferſtehungsſchleyer über die Nacht des Grabes: Alles war entſchlummert, nur die Hoffnung nicht, die tönte in die erlöſchenden Gluten des Tages hinein, und ſchien die ewigen Sterne heraufzurufen.

Die Sehenerven, welche der Glanz des ſcheidenden Tages abſpannte und ermattete, ſättigten ſich hier im erquickendſten ſtarkgetränkteſten Dunkelrothe, und die allmählig erlabten Blicke, welche faſt ſchon zu brechen geneigt waren, ruhen nun in ſtiller Sättigung auf den wie Roſenalpen erſcheinenden fernſten Höhen aus; — und während alles Uebrige im matten Verklärungsglanze, wie das verhallende Echo der Hirtenlieder, und das Tönen der Rinderglocken, erſtarb, ragte die blaſſe Alpenzinne in den Gluthorizont, wie ein Greis in die Tage ſeines Frühlingsalters hinein. — Ich war im Lande der Sehnſucht, in welches mich oft die Fantaſie auf Zauberſittigen verſetzte. — Während dieſes Scenenwechſels förderte ich meine Schritte frohen Muthes nach der einſiedleriſchen immer näher mir herüberlachenden Alpenhütte. — Ein roſenfarber Wolkenkranz ſchwebte über ihr, und war mein Wegweiſer bey der überhandnehmenden Finſterniß, denn ich mochte nun ſelten mehr meinen Hinblick unterbrechen, alle meine Ahndungen und Hoffnungen ſchickte ich in lauten Selbſtgeſprächen dieſer immer größer werdenden, nach und nach in das matteſte Roth erblaſſenden Wolke zu, und hoffte ſelbe dort unter ihr ſelbſt erfüllt zu ſehen. — Sie ſcheine über mich und die Bewohner der Hütte noch, wenn ſchon der Morgen erwacht ſeyn wird, als Goldwolke, und geleite mich noch weiter. — — —

Ich dachte mir die ganze Erde lautlos unter mir, und voll Eingeſchlafener, aber nicht die Erdenfreuden und Wehen Verſchlafender, ſondern ſelig ein künftiges Leben Vor- — und das vergangene Nachträumender. — Das verklärte Sein über den Menſchen auf den Gipfeln, und an der mich leitenden Wolke beruhigten mich über meiner Mitbrüder feſten Schlaf, der nur die Finſterniß — verträumen — ſollte, und nur ſelten iſt es Nacht über dem ganzen Erdkreiſe, es erglänzen meiſtens noch die wolkenanragenden Höhen bald darauf, ehe die Sterne erwachen. — Und ich dachte mir die vielen kleinen Wölkchen, welche im dunkelblauen Aether herumſchwammen, als eben ſo viele Traumbilder über den Häuptern der vom Schlummer Gefeſſelten — und ſprach zu mir ſelbſt, freigegeben den Erſcheinungen und Spielen des luſtigen Geſichtskreiſes: — »Auch für die Welt mit geſchloſſenen Augen iſt die heilige Nacht der ſchönſte Theil des Lebens.« — Und wie fand ich mich erhoben, als ſich die Abendwölkchen immer mehr mit Purpurrändern verbrämten: Auch das immer matter angeſtreifte Roſenwölkchen übe dem Alpenhüttlein floß einen ſtäts ruhigern Frieden in den Traum meiner nahen Zukunft unter den dort etwa ſchon Schlummernden, und es webt ſich vielleicht unter dir bald das beſeligendſte Traumbild für ſie und mich. — — —

Die Sterne erwachen nach und nach, zugleich fangen die leiſen Nachtwinde ſich auf den Wölkchen zu wiegen an. Nivona ſchien mir in der letzten Anſtrahlung des ſchwachen Sonnenlichtes immer mehr den Wolken anzugehören. Der Mond verſilberte, dieſſeits unſichtbar eines Bergrückens aufgehend, plötzlich die Schlummerwelt, nur Heſper glänzte ſeitwärts über einem zarten Silberwölkchen, und alle andern Wolken dehnten ſich in lange Silberſtreiſe aus.

Nun tritt er hervor, der ſchweigende Zeuge ſeiner von ihm beleuchteten ſtillen Nächte, und die Höhen wie die Tiefen erglänzen im Frieden der Entſchlafenen, und ehe alle Sterne aufſchimmern, hängt mein Herz ſo ſehnſuchtsvoll an meiner Welt, daß alle Gefühle der Theilnahme und Freundſchaft erwachen. Nun miſcht ſich der Silberglanz mit dem mattern goldenen der geſchiedenen Sonne auf Nivonas äußerſter Wandſcheide, und erſcheint wie eine herabgeſenkte Inſel der Seligen in dem Frieden einer ſchlummerfeſten Welt. — Mein Herz iſt getheilt zwiſchen der Erhebung des Gemüths nach einer Seligkeit über uns, und zur Hinneigung nach der beglückten Erde. — Wir liegen täglich mit ausgeſtreckten Armen, und dann etwas tiefer Alle; und ich dachte: Einige wachen immer ober der entſchlafenen Welt, aber es ſind meiſtens Suchende, deren Sehnſucht bey Tage nicht geſtillt werden iſt: — oft auch Bedrängte, die nur ewige Sterne zu Zeugen nehmen. — Dieſe Verklärung der äußerſten Höhen und der von dem zurückgeworfenen Lichtflore erzeugte Regenbogen, der nach einem kleinen Regenſchauer theilweiſe zwiſchen Gebirgswänden ſich im ſchwachen ſiebenfarbigen Lichte an der tiefblauen Himmelswand anwölbte, ſind die letzten Prachteffecte des thatenreichen Tageslaufes der Sonne, und neue Freude überſtröhmt mich, indem ſie bey ihrer Entfernung von der Schöpfung die Herrlichkeit derſelben feyert und der ſtill aufgehenden Nacht verkündet. — Die rege gewordenen Winde treiben kleine Silberwölkchen zu Schneeklippen hinter die Regenbogenbänder zuſammen, und leztere werfen ihre ſiebenfarbigen Strahlen um die Scheitelpuncte derſelben, und inkruſtiren die Gipfel der Luftgebilde, die als Vorgebirge ſchöner Hoffnungen hinter Felſenwänden ſich monddurchſtrahlt hinziehen. — Doch, wie der lezte Sonnenſtreif von Nivona's Höhe als ein Lichtſtrahl mit Pfeilſchnelle entſchwebt, ſo glänzen heller und heller die Geſtirne auf, der ganze Himmel läßt ſich als Diadem um das im Mondesſilber verklärte, in den tiefſten Aether reichende Haupt Nivona's herunter, und die Silberberge einer ſchönen Hoffnung fließen in immer mehr ſich abrundende Hügelſtrecken in weitere Fernen, und zertheilen ſich wieder in ihre vorigen Schneeflockenwölkchen. — Da ſteht er nun, der herrliche Geiſterrieſe in ſeiner Sternenwelt: —

Es ziehe die Erſcheinung der höhern Welt,
Nivona — den Blick an die Sterne,
Ihr hat ſich kein anderer Gipfel geſellt,
Sie ragen in heiliger Ferne;
Er iſt den Wolken, der Sonne vertraut:
Die Zeitenuhr ſchweigt, und das Echo wird laut. —

Ihn zieret als Hügel der Berge Kranz:
Strahlt golden der einſame Gipfel,
So halten am Gürtel Dryaden den Tanz,
Unter nächtlichen Tannenwalds Wipfel:
Wenn vom Scheitel rings Helios den Alpen lacht,
So verliert ſich ſein Fuß in dem Schatten der Nacht.

Die Kuppe, gefurchet vom Zahne der Zeit,
Trägt vieler Jahrhunderte Siegel,
Hier ſind Wolken und Winde im ewigen Streit;
Gelagert um Klüfte und Hügel,
Nehmen tiefer ſie ungeweckt ſtäten Beſitz, —
Und behauſen den ſchlafenden Donner und Blitz.

Sie wölben Palläſte von Wolken hoch,
Mit eiſigen, thürmenden Bögen,
Im Raume des Aethers ſchwebt luftig das Joch. —
Ein Wolkenſtreif ſegelt entlegen:
Man ſieht ihn an ihren befaltenen Säulen
Wie Landſchaft an Ewigkeitspfeilern enteilen.

Brauſ't Sturm um des Gürtels umwölkter Nacht
Und heult in die donnernde Brandung,
Dann ruht oft dein Gipfel in Sonnenpracht,
Iſt dem Fremden die ſicherſte Landung: —
Und fähret der Blitz in den unteren Wald,
Zur Kuppe des Berges als Echo er hallt.

Ein reizendes Eiland iſt rings dir die Welt,
Sie lächelt im ewigen Frieden,
Nur der Aether hat hier die Gränze geſtellt,
Nicht als Volk ſcheint der Menſch hier geſchieden:
Deiner Höh' in der Nacht hat kein Zeug' ſich geſellt;
Du wacheſt als Gipfel der entſchlummerten Welt.

Die Nacht war da, die Roſenwolke, welche ſich während meiner Wallfahrt immer höher über meinem Haupte zu nähern ſchien, ſtand nun, in Silberglorie verklärt, in meinem Zenit, denn ich war am Alpenhütchen, und pochte ſchon an, indem die Sterne mir: »Willkommen!« zunickten, und ich ſie im Scheiden begrüßte; und die Welt erſchien mir als ein Hesperien ſelig Träumender, wo der, welcher ſo glücklich iſt, daſſelbe wachend zu belauſchen, aus jeder Erſcheinung mit ſchaurig — wonnigem Gefühle leiſe Geiſterſtimmen liſpeln hört, wo die ruhigſte Hingebung das Gemüth heiligt, welches die Mondlicht- und Wolkenſpiele in dem fantaſiereichſten Scenenwechſel überraſcht. —

Michael v. Moliter.

* * *

(Erinnerungen gegen den in Nro. 3 enthaltenen Brief über Geldnoth ꝛc.)

Aus meiner Unterſchrift, Herr Redacteur, werden Sie erſehen, daß ich mich bereits am Ufer des politiſchen Stromes befinde, und nur von Ferne die gelehrten Schwimmer betrachte, wie ſie nach Herzensluſt mit ſeinen Wellen ſpielen, wie jeder ſeine erlangte Fertigkeit den Andern zu zeigen bemüht iſt, von denen es einige durch Uebung wirklich ſo weit brachten, daß ſie ſogar gegen den Strom ſchwimmen. Ich ſehe ruhig zu und denke: Cuique suum! —

Nun kommt mir Ihr ſchätzbares Blatt in die Hände, und, ſieh da! eine neue Art von Philantropie finde ich in einem an Sie gerichteten Briefe über Geldnoth.

Die Urſache der Geldnoth liegt, nach der Meynung des Hrn. Verf. nicht in den blutigen Kriegen, die Europa durch 20 Jahre verheerten; nicht in den mangelnden Zuflüſſen der edlen Metalle aus America, und vermehrtem Abfluß nach Indien und China; nicht im ſteigenden Luxus unſerer Zeit: ſondern einzig und allein in dem gold- und ſilberfreſſenden Syſteme der Abſchaffung des Feudalismus. Ob die erſt angeführten Umſtände nicht die Urſachen der Geldnoth ſeyen, überlaſſe ich jedem unbefangenen Beobachter zu entſcheiden: daß es das letzt angeführte nicht iſt, hoffe ich zu beweiſen.

Das Geld unterſcheidet ſich von allen übrigen materiellen Gütern durch drey Eigenheiten, erſtens durch ſeine allgemeine repräſentative

Kraft, vermöge welcher es jedes Gut vorſtellt; zweytens durch ſeine Gebrauchsart, daß es nähmlich nur durch die Weggabe als ein Gut benützt werden kann; drittens durch ſeine Entſtehungsart, denn dieſe ſetzt andere materielle Güter, die es vorſtellen ſoll, voraus. Wie wichtig dieſe Anſicht des Geldes iſt, läßt ſich aus den Folgerungen ſchließen, die ſich bey näherer Betrachtung von ſelbſt ergeben. Hat das Geld eine allgemeine repräſentative Kraft, ſo muß es im Staate, wie das Blut in einem Körper, bis zu den äußerſten Gliedern ſich ergießen, wenn ſie nicht in einen krankhaften Zuſtand gerathen, oder gar abſterben ſollen, und darf, vermöge ſeiner Gebrauchsart, nirgends lange verweilen, weil ſonſt leicht eine Stockung hervorgebracht würde. Ferner, da das Geld, als ſolches, keine eigene, ſondern nur repräſentative Kraft hat, und der Repräſentant deſto wichtiger wird, je größer und mannigfaltiger das Repräſentatum iſt, ſo wird es deſto größern Werth erhalten, je mehr die Production der materiellen Güter wächſt. Ein jedes Verwaltungsſyſtem alſo, das den Abfluß des Geldes in die entfernteſten Theile des Staates hemmt, daſſelbe an Einem oder einigen Orten durch längere Zeit feſthält, und der Vermehrung der Güter, durch die jenes, als Vorſtellendes, ſeinen Werth erhält und vergrößert, muß als gemeinſchädlich verworfen werden. Betrachten Sie nun den Feudalismus, wo Hunderte für Einen arbeiten, und, in ihrer freyen Thätigkeit gehemmt, und jede Luſt zur Vermehrung der Production verlierend, auf das Nothwendigſte ſich einſchränken; wo die größte Gütermaſſe und dadurch das ſie vorſtellende Geld in die Hände einiger Privaten geräth, die es entweder auf eine unproductive Weiſe losſchlagen oder als todt in Käſten liegen laſſen, und Sie werden mir eingeſtehen müſſen, daß dieſes Syſtem gar nicht geeignet ſey, den Forderungen, welche die Eigenheiten des Geldes, an die Verwaltung ſtellen, zu entſprechen. Nehmen Sie noch die übrigen Ereigniſſe dazu, ſo werden Sie dieſe Criſis, welche den Hrn. Verf. mit ſo vieler Furcht vor der Zukunft erfüllt, als eine ganz natürliche Erſcheinung anſehen.

Laſſen Sie uns die Folgen, welche, nach dem Hrn. Verf., durch die Aufhebung des Feudalismus entſtehen müſſen, näher prüfen. Erſtens, folgert derſelbe, würden die Beſitzer der Landgüter da, wo ſie ſonſt nur einige hundert Gulden bedurften, nach Aufhebung der unentgeldlichen Perſonaldienſtleiſtungen mehrere tauſende nöthig haben; anderer Seits würden die Grundholden, die nun alle ihre Verpflichtungen in Geld leiſten müßten, in eine neue Lage von Geldbedürfniß kommen. Zweytens entſtünde, weil man Alles mit Geld leiſten müßte, eine die Metallmünze anziehende und feſthaltende Kraft, wodurch die Circulation gehemmt und ein künſtlicher Geldmangel hervorgebracht würde. Drittens würde man die drey- oder vierfache Geldmaſſe, welches dieſes Syſtem fordert, auch anſchaffen können, ſo entſtünde eben dadurch ein neues Uebel, nähmlich die Geringſchätzung deſſelben, in dem Maße, als es ſich vermehrt.

Allein der Hr. Verf. ſcheint nicht berückſichtigt zu haben, daß die Wirkung dieſes politiſchen Hebels, des Geldes, aus zwey im umgekehrten Verhältniſſe ſtehenden Kräften, der Quantität und der Schnelligkeit der Circulation, zuſammengeſetzt iſt, daß alſo die Quantität multiplicirt mit der halben Schnelligkeit, der halben Quantität, multiplicirt mit der ganzen Schnelligkeit gleich ſey, nähmlich: $Q \times \frac{C}{2} = \frac{Q}{2} \times C$. Das Geld, deſſen Zauberkreis erweitert wird, nimmt, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, mit der Gewandtheit eines Proteus, in einem Tage tauſend Geſtalten an, und bleibt in Quantität immer daſſelbe. Hat vorher der Güterbeſitzer nur einige hundert Gulden gebraucht, wird er jetzt, da er perſönliche Dienſte baar bezahlen muß, einige tauſend brauchen; dafür aber ungefähr eben ſo viel von ſeinen vormaligen Grundholden erhalten. Und ſo umgekehrt, die Grundholden, welche vorher Geld kaum zu Geſichte bekamen, werden jetzt als Entgeld ihrer Dienſtleiſtungen es brauchen; dafür aber einerſeits durch vermehrte Production, anderſeits durch das von ihren Gutsherrn für ihre Arbeit zufließende Geld reichlich entſchädigt werden. Geſetzt auch, es würde zwiſchen Wechslern und Landbauern eine temporäre Spannung, wie der Hr. Verf. glaubt, eintreten, (welches bey wahrer Kenntniß dieſes Syſtems Niemand fürchten kann) ſo iſt noch nicht einzuſehen, wie der Ruin der ſtädtiſchen Gewerbe dadurch herbeygeführt werde, da beyde Gewerbsarten die nähmliche Freyheit genießen, des nähmlichen Schutzes der Geſetze ſich erfreuen. Wo die Regierung, wie die Mutter Natur, ihre ſchützenden Schwingen über Alle ausbreitet, und mit gleicher Sorgfalt Jeden ohne Ausnahme ſchützt, da können ihre Kinder ruhig ihres Daſeyns ſich freuen, mit Zuverſicht in dem Kreiſe ihrer Wirkſamkeit arbeiten, denn Alles wird ſich durch Druck und Gegendruck, wie die bewegten Meereswellen, von ſelbſt ins Gleichgewicht ſetzen. Wann werden die Menſchen endlich einſehen lernen, daß die Naturgeſetze es ſind, die dem Gebäude derſelben Dauer und Feſtigkeit gewähren! Und wie leicht machte nicht die liebende Mutter ihren Auserwählten das Lernen! Tag und Nacht hält ſie das große Buch der Schöpfung vor unſern Augen aufgeſchlagen, worin mit den einfachſten Lettern ihr Geſetz verzeichnet iſt. Es heißt: Ein jedes Geſchöpf werde ſo vollkommen, als es ſeiner innern Structur und den Umſtänden nach, in die es verſetzt iſt, werden kann. Die Menſchen wollten überall künſteln, es beſſer wiſſen, und brachten hervor, ſtatt Bäume, grüne Mauern und Häuſer; ſtatt Religion, Aber- und Unglauben; ſtatt Geſetze, Machtſprüche; ſtatt väterliche Regenten, Deſpoten; endlich ſtatt Menſchen, elende Sclaven. Ach tief hat die Menſchheit ihre Irrthümer büßen müſſen, Jahrhunderte lang bluteten ihre Wunden, die dieſe ihr geſchlagen; ausgelöſcht war das heilige Licht der Vernunft, und Irrwiſche leiteten die Armen aus einer Pfütze in die andere. Nun, da der ſchöne Morgen erwacht, und die Regenten Europens im heiligen Bunde die Verherrlichte über ſich erheben, und von ihr nur die hochverdienten Huldigungskränze annehmen, warum wollten wir noch dieſen Irrthum, das Erzeugniß jener finſtern Jahrhunderte, beybehalten wollen? —

Sehen Sie, Herr Redacteur, dieß ſind meine Geſinnungen, und ich zweifle keinen Augenblick, daß Sie dieſe mit mir theilen!

Der Einſiedler.

Der reſp. Herr Verfaſſer irrt Sich nicht, wenn Er die Güte hat, vorauszuſetzen, daß der Redacteur jene Geſinnungen theile, folglich auch hege, die der Idee ächter Humanität entſprechen können. — Daher ſind ihm (dem Redact.) alle im Geiſt der Wiſſenſchaft eröffneten Anſichten über ihre Formen und Bedingungen theuer. Keiner einzelnen Meynung huldigend, wünſcht er vielmehr, dieß Inſtitut als ein Vermittelungs-Organ differirender Urtheile betrachtet zu wiſſen. Das Gute und Rechte zu befördern, iſt in der Cathegorie der Oeffentlichkeit doppelt heilige Pflicht. Der Redact. erkennt ſie auch redlich für die ſeine; ihr zu genügen, für ſein edelſtes Streben. Darum ermangelte er nicht, dieſe Erinnerungen aufzunehmen, weil auch ſie wieder beſprochen werden ſollen. —

Der Redact.

* * *

Die Hindus.

Die engliſche Literatur iſt ſeit Kurzem mit drey neuen Werken über Indien beſchenkt worden. A view of the History etc. Ueberſicht der Literatur, der Geſchichte und Religion der Hindus, nebſt einer genauen Beſchreibung der Sitten und Gebräuche dieſes Volks, von W. Ward. 2 Bände in 8., iſt eigentlich bloß der Auszug eines größern Werks über Indien, bekannt unter dem Titel: Account of the Writings etc. oder Verſuch über die Religion, Literatur und Sitten der Hindus; 4 Bände in 8. wovon aber nur wenig Exemplare nach Europa gekommen ſind. Herr Ward beſitzt in der höchſten Vollkommenheit die Sprache der Hindus, und dieſes Werk iſt die Frucht eines eilfjährigen Studiums. Faſt zu gleicher Zeit mit obigem Auszuge des Herrn Ward, erſchien auch eine Darſtellung des Characters, der Sitten, der religiöſen und bürgerlichen Inſtitutionen der Hindus von Abbe A. Dubois, Miſſionär in Myſore aus der noch ungedruckten Handſchrift des Verfaſſers ins Engliſche übertragen. — Hr. Dubois verließ im Jahre 1789 Frankreich, hielt ſich achtzehn Jahre in Myſore auf, unterrichtete die Einwohner daſelbſt in allerley Kenntniſſen, die den Genuß des Lebens verſchönern, und gewann ihre Liebe in einem ſo hohen Grade, daß wenn er im Lande umher reiſte, die guten Leute ſich unter einander um die Ehre beneideten, die Gaſtfreundſchaft an ihm auszuüben; ein Vorzug, der ſonſt niemanden als den Brachmanen zu Theil wird. Sie ſahen aber Hrn. Dubois ſo an als bekenne er ſich zu ihrer Religion. Kein Europäer hatte ſich bisher noch in ſo vortheilhaften Verhältniſſen befunden, die Sitten, Gebräuche, Literatur u. ſ. w ſelbſt die geheimſten Ideen dieſes Volks kennen zu lernen, und niemand war wohl hierzu mehr geeignet als Hr. Dubois. Er behandelte dieſe verſchiednen Gegenſtände in einem Memoire und verkaufte ſelbiges im Jahre 1806 für zweytauſend Pagoden an den Gouverneur von Madras; dieſer ſchickte das Manuſcript nach Europa, wo es in der Bibliothek der Indiſchen Geſellſchaft aufbewahrt wurde, bis endlich ein Unbekannter im Jahre 1817, mit Erlaubniß der Directoren, eine Ueberſetzung davon übernahm. Wir führen dieſen Umſtand hier an, um einen Begriff von der Wichtigkeit dieſes Werks zu geben. Hr. Ward gibt in dem erſten Theile des ſeinigen Kenntniß von den Gottheiten der Hindus; in dem zweyten Theile beſchreibt er ihre Tempel, Statuen, Prieſter, heiligen Gebräuche, Religion und Dogmen, die Heiligen, die ſie verehren und verſchiedne Secten, wie z. B. die Bandhas, Jainas, die Sikhs u. a.

Dubois hat ſein Werk in drey Bücher eingetheilt; im erſten will er dem Titel zu Folge den geſellſchaftlichen Zuſtand der Hindus im Allgemeinen unterſuchen, handelt aber, ſo wie auch im zweyten, faſt ausſchließlich von den Prieſtern. Im dritten Buche hingegen, was er überſchrieben hat, von der Religion, ſchilvert Dubois die Civil- und Criminal-Proceßordnung der Hindus, ihre militäriſchen Einrichtungen und erzählt die Mährchen und Fabeln, die bey dieſem Volke Credit finden. Ein Supplement zu dieſem Buche enthält einen Verſuch über die Secte der Jainas und über den vorzüglichen Unterſchied, der zwiſchen dieſer Secte und den Brahmanen ſtatt findet. Ein engliſches Blatt behauptet, man brauche nur dieſes Werk mit dem Eutropus des Herodot zu vergleichen, um ſich zu überzeugen, daß die erſten Bewohner von Aegypten aus dem Orient gekommen ſind, und die Satzungen der Brahmanen ſehr wohl kannten.

Es gibt auf der ganzen Erde kein Volk, bey welchem die religiöſen Meynungen auf das Leben jedes Einzelnen ſo viel Einfluß hat, als bey den Hindus; ſie haben ſich mit allen geſellſchaftlichen Verhältniſſen verwebt, und ſind, wenn die erſten Bedürfniſſe des Lebens befriedigt ſind, ihre Hauptbeſchäftigung. Die Zahl ihrer Gottheiten beläuft ſich auf drey hundert dreißig Millionen; in Beziehung auf Sittlichkeit ſtehen ſie weit unter den verworfenſten Menſchen. Man beſchuldiget ſie der empörendſten Verbrechen; Ward führt mehrere Beyſpiele davon an. Die Prieſter, (Bramhuns) ihre Frauen und Töchter, werden beynahe eben ſo verehrt, wie die Gottheiten ſelbſt. Unter den Thieren, welche die Hindus anbeten, behauptet die Kuh den erſten Rang, (ein Aberglauben, den der würdige Menſchenfreund, Hr. Dr. Carro, ſo glücklich benutzte,) um der Einimpfung der Kuhpocken Eingang zu verſchaffen; dann kommen Affen, Hunde, Schakals und mehrere Arten Vögel. Alles verehren ſie übrigens als Gottheit, Pflanzen, Steine, Stöcke, Bücher, Flüſſe und ſogar die Fiſche in den heiligen Flüſſen Nerbudda, Godavery und dem Ganges. Ihre religiöſen Gebräuche ſind ſo zahlreich, daß es keinem Menſchen möglich iſt, ſie alle zu befolgen: einige finden alle Jahre, andre alle Monate, alle Wochen, alle Tage ſtatt; diejenigen, die täglich wiederhohlt werden, verzehren den größten Theil des Lebens. Man muß beyde angekündigten Werke ſelbſt leſen, um ſich eine Vorſtellung von der Sonderbarkeit dieſer Ceremonien zu machen. Ein Tieger, den man der Kalikapurana opfert, verſöhnt dieſe Göttinn für hundert Jahre; durch das Blut eines Löwen oder Leoparden kann man ihre Gunſt tauſend Jahre hindurch erlangen, und werden gar drey Menſchen geopfert, ſo iſt man ihrer Zuneigung hunderttauſend Jahre lang gewiß. — In Rückſicht der ausgelaſſenſten Zügelloſigkeit, die man ſich bey den öffentlichen Ceremonien Preis gibt, kann man die Bachanalien dagegen Tugendſchulen nennen. Mädchen von den angeſehenſten Familien werden ſchon bey ihrer Geburt dem Dienſte der Pagoda gewidmet, wo ſie das ſchändlichſte Leben führen: ſie ſind die einzigen Perſonen ihres Geſchlechts, die im Hindus Tanz und Muſik erlernen. Der Schatz des Tempels, den ſie bedienen, und der Lohn, den ſie für ihr Gewerbe erhalten, verſchaffen ihnen den nöthigen Unterhalt. Dort werden ſie von zarter Kindheit an in der Kunſt zu gefallen und anzulocken erzogen. Die Braminen erreichen durch dieſe Mädchen den dreyfachen Zweck: ihre eigenen Begierden zu befriedigen, ſich zu bereichern und dem Tempel Zulauf zu verſchaffen. Wenn ein ſolches Mädchen altert und an Anmuth verliehrt, ſo glaubt das Volk die Gottheit verſtoße ſie, man macht ihr alsdann ein Zeichen auf die Bruſt, ſchickt ſie mit einem Zeugniſſe fort, daß ſie dem Gotte Tripati ſo und ſo viel Jahre gedient hat, und empfiehlt ſie der Liebe des Nächſten ohne ſich weiter um ſie zu bekümmern.

Die Trunkenheit iſt eines der Hauptlaſter, welchen die Bramhuns im Hindus fröhnen; ſie wiſſen es aber recht gut in den Augen des Volkes durch eine ſtrenge Enthaltſamkeit zu beſchönigen, die ſie ſich bey gewiſſen Anläſſen ſelbſt auflegen. Man impft den Bramhuns von Kindheit an den Keim zu allen Laſtern ein; man bringt ihnen frühzeitig den höchſten Grad von Verachtung für alle übrige Claſſen von Menſchen bey: Hochmuth, Selbſtſucht, die gänzliche Vernichtung aller menſchlichen Gefühle ſind die unvermeidlichen Früchte einer ſolchen Erziehung. Spizbüberey und Lügen ſind bey dieſem Stande noch weit mehr im Schwunge als in allen andern Claſſen der Hindus, und es iſt bekannt, daß Falſchheit ein Hauptcharacterzug dieſes Volkes iſt.

Ungeachtet der peinlichen Verehrung, die die Hindus ihren Gottheiten zollen, behandeln ſie ſelbige auf die unwürdigſte Art, wenn ſie glauben, eine Urſache zu haben mit ihnen unzufrieden zu ſeyn. Bramha, der Vater der Götter und der Menſchen, welcher blos ſeine Gaben im künftigen Leben ſpendet, iſt in Indoſtan gänzlich vergeſſen, hat keinen Altar, keine Statue, keinen Tempel, ihm iſt nicht die mindeſte Feyer geweiht. Die verſchiednen Secten im Hindus ſtreiten ſich um die Gaben, die ihnen ihre Gottheiten bewilligen; wenn Gründe nicht hinreichen, um dergleichen Zänkereyen zu ſchlichten, ſo werden ſie handgemein, plündern einander aus und bekriegen ſich. Gern möchten wir noch einige Auszüge aus dem dritten Werke Johnson's journey from India to England etc. oder Johnſons Reiſe von Indien, nach England, durch Perſien, Georgien, Rußland, Pohlen und Preußen im Jahr 1817. in einem Bande in 4to. hier aufnehmen, wenn wir mehr Raum hätten. Da man ſich dieſes Werk in der hieſigen Schalbacherſchen Buchhandlung verſchaffen kann, ſo beſchränken wir uns bloß auf die Bemerkung, daß es durch ſeine typographiſche Schönheit und die nach der Natur getreu colorirten Kupfer den andern Erzeugniſſen der engliſchen Künſtler nicht nachſteht. F. B.

Notizen und Correſpondenz-Nachrichten.

»Ein ſehr ſchönes Süjet für einen Mahler wären einige kleine unſchuldige Mädchen, die neugierig in einen Brunnen gucken, aus dem, ihrer Meynung nach, die Kinder gehohlt werden.« Dieſer, unter des genialen Lichtenberg's Vorſchlägen ſich befindende Gedanke, (2. Th. ſeiner vermiſchten Schriften) iſt von Herrn Schnorr von Karlsfeld in einem kleinen Gemählde aufgefaßt, und durch Herrn C. Rahl in Kupfer geſtochen worden. — Bekannt iſt Herr Schnorr ſchon lange durch die gelungene Ausführung ſeiner Zeichnungen und Gemählde. Wir halten es daher für überflüſſig etwas über die glückliche im Sinne des Dichters gehaltene Darſtellung des erwähnten Gedankens zu ſagen. Jedoch glauben wir unſern Leſern die Beſchreibung des Kupferſtiches geben zu müſſen, da wir ihn gerade vor Augen haben. Dieſes Blatt iſt 9 1/2 Zoll hoch und 11 1/2 Zoll breit. Links auf demſelben befindet ſich der Ziehbrunnen, in welchen 3 Mädchen (dem Anſcheine nach von 8—10 Jahren) gucken. Ein 4tes zerrt, von Neugierde getrieben, eines der Erſteren hinten am Kleide, wahrſcheinlich um auch hinunterſehen zu können. Rechts ſizt auf der Erde eine Amme, mit einem Säugling auf dem Schoße, welcher nach der Deutung zweyer Kinder, die weiter rückwärts ſtehen, ſo eben aus dem Brunnen gekommen ſeyn ſoll. Den Hintergrund füllt eine ländliche Gegend. — Herr Rahl hat dieſes Blatt mit der ihm eigenen Meiſterſchaft ausgeführt. Die Charactere ſind vortrefflich und auf das Wahrſte darin ausgedrückt. Die zarte, aber an den gehörigen Stellen dennoch kräftige Haltung dieſes Kupferſtiches läßt wünſchen, daß Herr Rahl uns bald wieder mit neuen Arbeiten ſeines Grabſtichels erfreuen möge.

Bey dem thätigen Ackermann in London, dem Brockhaus der Britten, erſcheint in 30 Monatheften, vom 1ten des vorigen Monats, eine zweyte vermehrte Auflage des vortrefflichen Werkes: The Cabinet of arts, being a new and universal Drawing-book forming a complete system of drawing, and painting, in all its branches (Kunſtcabinett; oder neues allgemeines Zeichenbuch; ein vollſtändiges Syſtem der Zeichen- und Mahlerkunſt nach all ihren Zweigen) by Hudson and Dougall. Jedes Heft hat 4 Kupfertafeln und 12 S. Text. — Ein ſolches Werk mangelt uns Deutſchen.

Die Kreuzabnehmung, nach Raphael, von Agricola; Kupferſtich. In dieſer Zeichnung iſt der Augenblick gewählt, wo der Heiland, vom Kreuz herabgenommen, mit dem Kopfe auf den Knien der, vor Schmerz ohnmächtig werdenden, Maria ruht, indeß andere heilige Jungfrauen um ihn und den Leichnam beſchäftigt ſind. Hinter dieſer Gruppe ſteht mitleidsvoll herabblickend, der heil. Joſeph von Aritmethea; rechts, in tiefen Schmerz verſunken und mit gefalteten Händen, der heil. Johannes. Herr Agricola hat dieſes Blatt nach einer Zeichnung Raphaels, aus dem Cabinett des Herrn Grafen von Fries, radirt. Die Anordnung iſt vortreflich. Zeichnung, Stellung und Ausdruck ſind höchſt edel. Den tiefen ſtummen Schmerz, wie er edlen feinfühlenden Characteren eigen iſt, hat der Künſtler ſehr gut ausgedrückt, und überhaupt dieſes Blatt zu einem ſeiner gelungenſten gemacht. Breite 16. Zoll, Höhe 14. Zoll.

Vom Niederrhein wird gemeldet, daß der geniale Cornelius, berühmt durch ſeine Zeichnungen zu Fauſt, und zum Niebelungenlied, von Rom weg nach Düſſeldorf berufen worden ſeyn ſoll, um daſelbſt die neue Zeichenſchule zu organiſiren. — Mad. Catalani, hinſichtlich ihrer »Silber- oder vielmehr Goldtöne« wird in gutmüthiger Laune perſiflirt. »Ob ſie ſelbſt,« heißt es, »oder Andere es am weiteſten gebracht, laſſen wir dahin geſtellt ſeyn. Soviel aber iſt gewiß, daß ſie den Leuten keine geringe Summe aus den Taſchen geſungen hat. Schade, daß der Handel mit ganzen Ländern jetzt ſelten geworden iſt; dieſe Künſtlerinn würde ſich ſonſt unfehlbar ein Königreich erſingen ꝛc.«

»Vorwärts! Flugſchriften, politiſchen und wiſſenſchaftlichen Inhalts,« das iſt der Titel einer Zeitſchrift, von welcher im Ind. Comt. zu Weimar, ſo eben das 1ſte Heft erſchienen iſt. Es enthält Bemerkungen v. Ludwig Wieland über Hrn. v. Bergs Ueberſicht der verſchiedenen Geſetzgebungen über Preßfreyheit.

»Man glaubte bisher immer (Schultes Donaufahrt) die Porzellanerde entſtünde aus verwittertem Feldſpath. Steffens und Klaproth haben an dieſer Behauptung längſt gezweifelt, und Hofrath Fuchs hat ſich an Ort und Stelle ſowohl als durch Analyſe überzeugt, daß das Geſtein, welches in Porzellanerde übergeht, eine eigene Art unter den Foſſilien bildet, die er Porzellanſpath nennen wird. Dieſer Porzellanſpath kommt in grauem Feldſpathe ſäulenförmig chryſtalliſirt vor, und in dieſem verwitterten Porzellanſpathe findet ſich gemeiner Opal in großen Stücken, gerade ſo, wie Feuerſtein in Kreide.«

Ueber die Fernſchreibekunſt (Telegraphie) hat der Engländer Joh. Canolly bereits mehrere Werke herausgegeben. Z. B. Telegraphic dictionary, dann: Essay on universal telegraphic communication, wofür er von der Geſellſchaft der Künſte die goldene und ſilberne Medaille erhalten hat. Nun kündigt er ein ähnliches Werk zum Handgebrauch an, betitelt: the Thelegraphist's Vademecum.

Kaſchemire hat den größten Theil ſeines Ruhmes und Wohlſtandes den Shawl-Manufacturen zu danken. — Sie ſind noch gegenwärtig unerreicht, und ohne Nebenbuhlerinnen. Das übliche Maaß für jedes Stück iſt eine Elle in der Breite, und anderthalb Ellen in der Länge. — An den Enden ſind ſie eingefaßt. Sowohl die Mongolen als Hindus, ſowohl Männer als Weiber pflegen ſolche, über den Kopf geſchlagen, über die linke Schulter herabhangend, zu tragen. — Es gibt zweyerley Arten. Die eine beſteht aus inländiſcher Wolle, die feiner und zarter iſt, als die ſpaniſche, die vornehmere aus Bruſthaaren wilder großtibetaniſcher Ziegen. — Dieſe letztern Haare ſind von der größten Feinheit und Weichheit. — Die Schönheit und Zartheit dieſer Shawls aus Kaſchemire mißt man vorzüglich des Waſſers bey. — Die Wolle iſt urſprünglich dunkelgrau. Die Bleichung geſchieht mittelſt einer Zubereitung aus Reismehl. Das Garn wird verſchiedentlich gefärbt. — Der Saum, welcher allerley Figuren enthält, wird an die fertigen Shawls ſo fein angeſetzt, daß man die Stelle, wo dieß geſchehen iſt, nicht wahrnimmt. — Die Ziegen ſind bald ſchwarz, bräunlich, weiß, ja ſpielen manchmal ins Blaue. — Sie ſcheinen die Zartheit und Weichheit des Felles dem Clima verdanken zu müſſen, denn bringt man ſie ins heiße Bengalen, ſo büßen ſie alſobald ihre ſchöne Wolle ein, und eine Hautgeſchwulſt zerſtört ihr Fell. — Der Preis eines Shawls gewöhnlicher Güte iſt, vom Webſtuhle weg, 8 Rupien. Er ſteigt nach Verhältniß der größern Güte auf 40, die Einfaſſung erhöht ſie auf 100 Rupien, und darüber. Die langen und ſehr ſchmalen mit ſtarker Beymiſchung ſchwarzer Farbe dienen den Aſiaten als Gürtel. — Unter der Regierung der Timuriden (einem Zeitraume von 160 Jahren,) waren 40,000 Webſtühle für Shawls vorhanden.

Unter den wenigen jetzt lebenden ruſſiſchen Dichtern iſt Schukowsky (der auch wie Katſchanewsky die gelungenſten Ueberſetzungen franzöſiſcher und deutſcher Romane geliefert hat) der talentvollſte. In den Jahren 1808 und 9 redigirte er das ruſſ. Journal: Der Verkündiger. Von dem Kaiſer Alexander genießt er jetzt einen Jahrgehalt von 4000 Rubeln, und zwar (wie es in der Ukaſe heißt) nicht bloß als Bezeigung des Wohlwollens, ſondern auch, ihm die, einem ſolchen Dichter geziemende Unabhängigkeit zu ſichern. Eine Epiſtel an den Kaiſer, und die beyden Gedichte: Der Sänger unter den ruſſ. Kriegern, und der Sänger auf den Trümmern des Kreml, hält man für claſſiſch. Schukowsky hat mehrere Gedichte von Göthe und Schiller überſetzt. Er lebt gegenwärtig zu Dorpat.

Von Stourdzas Denkſchrift iſt ſo eben eine deutſche Ueberſetzung bey Cotta, und eine Würdigung in jurid. moral. polit. und religiöſer Hinſicht von Prof. Krug, bey Brockhaus erſchienen; letztere aus dem 2ten Stück des Hermes, das im April wird ausgegeben werden.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationsblatt.

15.

Freytag, den 19. Februar 1819.

Die Algieriſchen Herrſcher.

Einer der beliebteſten jetzt lebenden italieniſchen Dichter und Literatoren, Herr **Pananti**, hat während ſeiner Gefangenſchaft in Algier die genaueſten Nachrichten darüber einzuziehen Gelegenheit gefunden, und ſelbe in einem vollſtändigen politiſch-ſtatiſtiſchen Gemählde niedergelegt. Hieraus Folgendes dem Geiſte nach:

Der Staat von Algier wird nicht bloß deſpotiſch regiert, ſondern der Regent (Dey) auch auf die zwangvollſte Art gewählet. — Er **muß** regieren, ſobald er einſtimmig erwählt worden iſt. Da hilft kein Weigern, und bey etwaiger Flucht iſt er jedem auflauernden Dolche Preis gegeben. Die Erbfolge iſt ein ganz unbekanntes Succeſſionsmittel. — Daher der beſtändige Streit bey ſtets wechſelndem Oberhaupte, ſowohl wenn es ſich weigert, die Regierung zu führen, als wenn es bloß durch Stimmenmehrheit gewählet worden. — In letzterm Falle ſucht ihn die kleinere Zahl aus dem Wege zu räumen. — Da die Vorherbeſtimmung des Schickſales jedes Einzelnen eine unumſtößliche Glaubensregel iſt, ſo muß jeder Erwählte den Platz des Gemordeten ungeſtraft einnehmen. — Sogar in den Audienzſaal dringen die Unzufriedenen, und tödten den von ihnen unbegünſtigten Erkohrenen. — Nicht ſelten bekleidet ſich das Haupt des Complottes, noch vom Blute triefend, mit der Fürſtenwürde.

Durch Gewalt der Soldaten erhoben, erhält ſich der Dey durch eigenen Despotismus. — Er beginnt ſeine Herrſchaft mit der Abſetzung des geſammten Miniſteriums ſeines Vorgängers, und läßt ſelbes gewöhnlich erdroſſeln. — Ali Dey ließ bey ſeinem Regierungsantritte nicht weniger als 1700 Menſchen tödten. Eigentlich ſollte, nach den Fundamentalgeſetzen, alle 6 Monate ein andrer Dey erwählt werden; allein die meiſten derſelben wiſſen ſich durch Despotismus länger zu behaupten; doch eben derſelbe Despotismus iſt auch ihr Sturz. — Vor etlichen Jahren erhob die Glückslaune einen Schulmeiſter auf den Thron. Allein ſeine Ehrſucht überſchritt nicht die Gränzen ſeiner Schule. Er weigerte ſich der Annahme, und wurde erdolcht. Einer der letzgewählten Herrſcher wollte dem Throne entfliehen, und eilte über die Teraſſen des Pallaſtes; aber ein Janitſchar ſchoß ihn mit ſeinem Karabiner vom Pferde. Oft dauerte eine Regierung nur etliche Stunden. Vor einem der Stadtthore ſieht man 7 Steine; dieſe ſind die ſchmachvollen Gräber ſo vieler an einem und demſelben Tage gewählter und gemordeter Dey's. — Der Fall eines natürlichen Todes des Dey iſt ſo ſelten, daß Haſſan Baſſa, der dieſer Gunſt des Schickſals genoß, unter die Zahl der Heiligen verſetzt wurde. —

Während Herrn Pananti's Anweſenheit in Algier herrſchte Haggi Ali Baſſa. Er war ein äußerſt fanatiſcher Muſelmann, der bitterſte Feind der Chriſten. Die häufigen Mordbefehle, welche ſeine Regierung bezeichnen, führten auch ſeinen Tod herbey. — Das Jahr 1814 war das ſiebente ſeiner Regierung, (eine ungewöhnlich lange Dauer in Algier). Die Wegnahme des Schiffes, auf welchem ſich Hr. Pananti befand, verſchaffte dem Dey Gelegenheit, ſeinen Soldaten gute Beute zuzumitteln. Obwohl plötzlich ſeiner Auflöſung nahe, ſollte er doch keines natürlichen Todes ſterben; ſein verſchnittener Koch ſpielte ihm eine Pille in ſeine Speiſe, und bey ſeinem Tode wählten die Soldaten alſogleich einen Interimsmonarchen, welchem, ſobald der rechte ausgerufen war, der Kopf abgeſchlagen wurde. — Dieſer neue Günſtling der Soldaten war Omar Aga, 45 Jahre alt, kühn und einer der ſchönſten Männer ſeiner Zeit. — Er beſaß einen natürlichen Scharfblick, eine gefällige Lebhaftigkeit; dieß Alles, wie ſein glänzender Sieg über die kriegeriſchen Bewohner der Gebirge von Congo, erwarb ihm die Gunſt des Divans, welcher ihn einſtimmig erwählte. — Selten hat Algier einen unternehmendern Regenten gehabt. — Dem Mordanſchlage ſeines Vorgängers trotzte er durch Aufforderung an denſelben, ihn in ſeiner von ſeinem Anhange umlagerten Caſerne aufzuſuchen. — Im Jahre 1818 ſchlug auch ihm die verhängnißvolle Stunde. Die Janitſcharen umzingelten ſeinen Pallaſt; vergebens bot er ihnen doppelten Sold, ſie verlangten ſeinen Kopf. Er nahm ſchnell Gift, allein, ohne die Wirkung deſſelben abzuwarten, banden ihn die Janitſcharen, ſchleppten ihn ſo auf den öffentlichen Richtplatz, und erwürgten ihn. Seinen tyranniſchen Nachfolger raffte die Peſt weg. —

Der gegenwärtige Dey ſoll ein Maure ſeyn; er bildet unter ſeinen Landsleuten eine mächtige Faction gegen die Janitſcharen. — Der Geiſt der Miniſter wird mit den ſchwärzeſten Farben geſchildert. — Die Staatsbeamten werden nicht regelmäßig beſoldet, und müſſen ſich größtentheils durch eigenmächtige Abgaben der Unterthanen entſchädigen. — M.

* * *

Frankreichs Literatur.

Von F. Bernhard.

(Fortſetzung.)

Sechs Jahrhunderte lang hatte ein allgemein herrſchender pedantiſcher Schulſchlendrian jedes Emporſtreben des menſchlichen Geiſtes ſiegreich unterdrückt, und den Keim der geſunden Vernunft da, wo er ſich zeigte, ſorgfältig im Schlamme ſophiſtiſcher Zänkereyen erſtickt. Mit dem Beginn des ſechzehnten Jahrhunderts aber, und durch die Erfindung der Buchdruckerkunſt, wurde die Menſchheit aus ihrem trägen Schlummer zu einem neuen Leben geweckt.

In Frankreich war der Einfluß der großen und vielfachen Ereigniſſe, während der ſo verſchiedenartigen Regierungen eines Franz I., Carls IX. und Heinrichs IV., auf die Literatur und Wiſſenſchaften nicht ſehr bedeutend. Die franzöſiſche Sprache gewann durch die Arbeiten des Dichters Clement Marot an Feinheit, Leichtigkeit und Anmuth. — Lächerlich werden ſeine Bemühungen, ſobald er ſich zum Pomp der orientaliſchen Dichtkunſt emporſchwingen will; mehr als mittelmäßig iſt er, will er den an Eleganz ſo reichen Ovid nachahmen; aber glänzend wird er im Sinngedichte, und darin bildete er auch gute Schüler, den Mellin de Saint-Gelais, deſſen wir früher erwähnten, und Paſſerat, der zwar als Dichter etwas ſpäter auftrat, aber zu ſeiner Schule gehört. Ronſard's dichteriſche Verſuche, Adel und Kühnheit in die franzöſiſche Sprache zu bringen, fielen ungünſtig aus; ſie wurde durch ihn bloß ſchwülſtig und barbariſch. Indeſſen, auch mißlungene Verſuche befördern das Gute: ſein Beyſpiel belehrte ſeine Nachfolger; ſie zügelten ihre Einbildungskraft mehr, und gingen, wie dieß ganz beſonders mit Sprachbereicherungen zu wünſchen iſt, behutſamer zu Werke. Malherbe allein wird von den Franzoſen als der Stifter ihrer Sprache und ihrer Dichtkunſt anerkannt. Als lyriſcher Dichter iſt er einer von den vorzüglichſten, die ſie beſitzen, und es gebührt ihm auch unter ihren ältern großen Dichtern unſtreitig die erſte Stelle. Racan und Maynard ſuchten ihn nachzuahmen, konnten ihn aber nicht erreichen. Regnier, Malherbes Zeitgenoſſe, war Original; ſeine Satyren, die man noch immer mit Vergnügen lieſt, enthalten viel Anziehendes und eine Menge wohlgelungener Verſe, aber auch ſo viel grobe Fehler, daß man ihm nicht eine Stelle unter den claſſiſchen Dichtern einräumen darf. — In der dramatiſchen Dichtkunſt kann ſich Frankreich im ſechzehnten Jahrhundert noch keines gelungenen Verſuches rühmen; Jodelle's Verſuche, der Stifter der tragiſchen und comiſchen Scene zu werden, fielen alle ſchlecht aus; auch Garnier war nicht mehr zu leiſten fähig.

Reich an proſaiſchen Schriftſtellern in dieſem Jahrhundert, kann Frankreich mit Recht zuerſt auf ſeinen Rabelais ſtolz ſeyn. Viel umfaſſenden Geiſtes, launig, Sonderling ſogar, verbirgt er unter der Larve eines Spaßmachers den tiefſten Denker. Die Schweſter Franz des I., Margarethe von Valois, Königinn von Navarra, ob ſie gleich auch wegen einiger Gedichte, die ihr von der Frömmigkeit eingegeben worden, aber eben nicht zum beſten gelungen ſind, auf einen Platz unter den Dichtern dieſes Jahrhunderts Anſprüche hat, ſo möchte ſie doch wohl als Erzählerinn der anmuthigſten und witzigſten Novellen ſich ſelbſt beſſer gefallen haben. — Von den Geſchichtſchreibern führen wir bloß den Präſidenten de Thou an, der aber, wie bekannt, in lateiniſcher

Sprache ſchrieb. Die merkwürdige Satyre! Menippée, die einen lächerlichen und auf Verfolgung ſinnenden Fanatiſmus aufs natürlichſte ſchildert, darf auch nicht unerwähnt bleiben.

Kanzelredner, die redneriſches Talent zu beſitzen vermeinten, gab es auch in Menge, aber keinen Boſſuet, keinen Maſſillon. Auch mangelte es in einem Jahrhunderte, wo politiſches Unweſen unter religiöſem Vorwand das Blut der beſten Fürſten und der treuſten Unterthanen meuchelmörderiſch vergoß, nicht an ſogenannten Heterodoxen oder von der herrſchenden Meynung abweichenden Schriftſtellern, aber Philoſophen waren es keineswegs. Zu dieſen letztern hätten wir Neigung, in ſo ferne von literariſchen Werken bloß die Rede iſt, auch den gelehrten Henri Etienne zu geſellen, der unter dem Vorwande, Herodots Apologie zu ſchreiben, nicht die der Vorurtheile ſchrieb. Viel und großes Verdienſt um die franzöſiſche Sprache und Literatur hat Amyot durch ſeine Ueberſetzungen. Wer wird aber nicht gern einen Augenblick bey Montaigne verweilen, der durch die Art, wie ſeine philoſophiſchen Verſuche geſchrieben ſind, jedem Schriftſteller die einfache Lehre gibt, daß die Kunſt, gut zu ſchreiben, allein auf der Kunſt richtig zu denken beruht. Sein Gedanke ſteht immer bloß da, ohne Verzierung, und er feſſelt den Leſer; er bekümmert ſich nie um die Wahl des Ausdrucks, und ſchreibt immer richtig, ſchön und kraftvoll. Montaigne iſt der vorzüglichſte Lehrer der ſceptiſchen Philoſophie bis auf unſere Zeiten, und der Stifter der philoſophiſchen Schule in Frankreich. Malherbe ſtudirte und vervollkommnete die franzöſiſche Sprache, Montaigne ſchuf ſie ſich um nach ſeinem Genie. Charron, ein gleichzeitiger Schriftſteller, hatte zwar das philoſophiſche Syſtem von Montaigne angenommen, aber nicht ſeine Schreibart.

Von politiſchen Schriftſtellern des ſechzehnten Jahrhunderts führen wir bloß drey an: La Boetie, deſſen vortreffliche Abhandlung über die Tyranney in ſehr vielen Ausgaben von Montaigne's Verſuchen zu finden iſt, und dem auch letzterer in dem Capitel von der Freundſchaft ſeinen Rang bey der Nachwelt anwies. Ferner Hubert Languet, der unter dem Namen Junius Brutus ſchrieb; und Bodin, der in ſeiner Abhandlung von den Republiken einige vortreffliche Wahrheiten hinwarf, die das Genie Monteſquieu's in den kommenden Jahrhunderten aufnahm und entwickelte.

Wir beſchließen dieſe kurze Muſterung des Zuſtandes der Literatur in Frankreich, während des ſechzehnten Jahrhunderts, mit der Erinnerung an zwey große und wirkſame Staatsmänner, den Kanzler de l'Hospital und Sully, den Freund Heinrichs IV. Erſterer bewirkte, ſo viel als es die Schwäche der damaligen Staatsverfaſſung Frankreichs zuließ, große Verbeſſerungen in der franzöſiſchen Geſetzgebung: letzterer unterwarf die Verwaltung des Staats und der Staatseinkünfte beſtimmten Grundſätzen; und wenn Heinrich der IV. einer von den Monarchen war, die es wohl verdienen, daß ihnen die Vorſicht einen ſolchen Freund an die Seite ſtellt, ſo war auch Sully in jeder Hinſicht würdig, der Freund ſeines Königs zu ſeyn.

So wie in der gegenwärtigen Zeit große Weltereigniſſe kaum unſere Aufmerkſamkeit geweckt haben, wenn andere, aus ihren Wirkungen hervorgehende, ſie ſchon wieder verſchlingen, ſo häufen ſich nun auch die Wunderſchöpfungen des menſchlichen Geiſtes in der Geſchichte der Literatur der beyden folgenden Jahrhunderte, die uns in den nächſten Blättern beſchäftigen werden.

Notizen und Correſpondenz-Nachrichten.

Wir freuen uns, dem Publikum, das der Erſcheinung von Grillparzers »Sappho« mit ſo gerechtem Verlangen entgegen ſieht, anzeigen zu können, daß dieſe geniale Dichtung künftige Woche zu haben ſeyn wird. Der Verleger, J. B. Wallishauſſer, hat auch bey dieſem Product ſeine Sorgfalt und ſeinen Geſchmack bewährt. Es ſind zweyerley Ausgaben veranſtaltet; die eine auf dem ſchönſten Velinpapier, geziert mit dem von Daffinger gezeichneten, von Höfel geſtochenen Bildniß unſerer claſſiſchen Schröder (in Umſchlag cartonirt 5 fl.); die andere auf Poſtvelin-Druckpapier, in Umſchlag broch. (2 fl. 30 kr.) Indem wir dieſe längſt erwartete Erſcheinung verkünden, äußern wir zugleich die Hoffnung, eheſtens eine umſtändliche Beurtheilung dieſer Tragödie, nach dem Texte ſelbſt, von kunſtberufener Feder, liefern zu können.

Der Sultan wird es, Trotz ſeines energiſchen Eifers, nicht durchſetzen können, in Conſtantinopel eine Buchdruckerey zu etabliren. Der Mufti und die Imans ſind die conſequente Oppoſitionsparthey; ihr Einwurf iſt, daß die Typographie den Sitten und der Religion gefährlich ſey. Die braven Muſelmänner, meynen ſie, würden ſich dann gar bald verſucht finden, zu bezweifeln, »daß der große Mahomed den Mond in ſeinen Aermel geſteckt habe.«

Die Schrift iſt noch der Künſte höchſte nicht;
Der Uebel größtes aber iſt der Druck!

möchte hier Mancher beyfällig hinzu ſetzen.

Intereſſante Grabmähler bey Paris. — Pere la Chaiſe, ein nahe bey Paris gelegener Begräbnißplatz, hat folgende bemerkenswerthe Grabmähler aufzuweiſen: Das des berühmten Abelard und der Heloiſe, welches unlängſt aus dem Kloſter der Auguſtiner hieher gebracht worden. — Ein wenig weiter iſt der Begräbnißort Labedoyere's, dieſes irregeleiteten vortrefflichen Officiers, deſſen Ende noch in friſchem Andenken iſt; ein ſchwarz angeſtrichenes Kreuz von Holz, von Roſen und Veilchen umpflanzt, bezeichnet die Stätte. Daß etwas Rührendes in dieſem Denkmahle liegt, läßt ſich nicht läugnen. — Eine einfache Marmorplatte decket die Hülle des ehemaligen Marſchalls Ney, und führt folgende Aufſchrift: Ci git, le Marshl - Ney, Duc D'Elchingen, Prince de Moscowa. Décédé le 7. Dec. 1815. — Das Monument der berühmten Romanen-Dichterinn, Madame Cottin, iſt, gleich ihren Schriften, einfach und rührend. — Innerhalb eines mit Roſen umpflanzten Gitters erblickt man eine Bildſäule aus fein polirtem, blendend weißem Marmor, mit der Unterſchrift: Ici repose Marie Sophie Risteau. Veuve de I. M. Cottin. Décédé le 25. Aout. 1815. — Nahe dabey zeigt ſich Delille's Grabmahl. Es iſt von weitem Umfange, aus weißem Marmor, und mit einem kleinen Garten umgeben, voll der erleſenſten Blumen. Man nähert ſich durch einen Laubengang. Die Thüre iſt von Erz, mit allegoriſchen Figuren geſchmückt. Oberhalb ſteht mit goldnen Buchſtaben: Jacques Delille. Eine mit mannigfaltigem Immergrün durchwebte ehrwürdige Linde bildet einen anmuthigen Strauß um das Grabmahl. — Zur Rechten ſind die Monumente Gretry's des Componiſten der lieblichen Oper: Azor und Zemire; des bekannten Chemikers Fourcroy, Fontenelle's, Boileau's, Racine's und der Mlle. Raucourt, welche oft in ſeinen Theaterſtücken zu glänzen Gelegenheit hatte. Dicht neben ihrem Grabſteine iſt einer, deſſen rührende und naive Aufſchrift nicht übergangen werden darf. In einem Bouquet von Roſen und Lilien ſteht eine Marmorſäule mit der Aufſchrift: Ici repose, mon meilleur ami, c'etait mon frere. Oct. 1818. Isabel. Eine Akazie hält die Sonnenſtrahlen ab. —

Unſer großer Philolog, Heinrich Voß, äußerte ſich gegen einen ihn beſuchenden Nordamericaner, daß Shakeſpeare wahrſcheinlich die meiſten Stellen ſeiner Schauſpiele in gebundener Rede verfertiget habe; in vielen der gegenwärtigen proſaiſchen Stellen könne man genau die Spur ehemaligen Versmaaßes erkennen, und deutlich erſehen, daß engliſche Schauſpieler und Theater-Directoren, zur Bequemlichkeit der (meiſtens wandernden) Truppen, den großen Britten nach ihrem beliebigen Gutachten zuſtutzten, kühn hinzuſetzten, und wegſtrichen. — Ein erheblicher Wink zur Beurtheilung des voreiligen Abſprechens über deſſen Werke. —

Prof. Steffens hat für den nächſten Sommer eine naturphiloſophiſche Reiſe durch Schwaben nach Gasconne vor. »Wir haben,« bemerkt Ref., »ein ſehr geiſtreiches Werk zu erwarten, worin er alle bekannten und unbekannten Gascognaden aus ſeinen Principien deduciren wird, die er in den Carricaturen des Heiligſten ausgeſprochen hat.«

Taubſtumm Geborne durch die Augen hören zu lehren: Mit der Theorie dazu, werden wir nächſtens von einem Franzoſen, einem gewiſſen Moret, beſchenkt werden. Dieſer Mann hat es ſich ein anhaltendes Studium koſten laſſen, und es bereits dahin gebracht, daß dieſe Unglücklichen ihre Gedanken vernehmlich ausſprechen und ordentlich leſen können.

Nach der neueſten Zählung iſt Bayern populirt mit 789,190 Familien oder 4 Millionen Individuen.

Es iſt höchſt erquicklich, in der poetiſchen Sahara-Wüſte plötzlich durch eine belebende Stimme aufgeregt zu werden, welche uns zu bedenken gibt, daß wir lange nicht in einem Arkadien wandeln. Der Rezenſent des Leipziger Kunſtblattes ſagt am Schluſſe ſeiner Beurtheilung: »Nur Eines, das Noth thut, möchten wir noch empfehlen, nähmlich mehr critiſchen Rigorismus (um nicht zu ſagen Terrorismus!) in ſeinem Urtheil über die Kunſtproductionen unſerer Zeit. Denn von allen Seiten drängt ſich eine ſolche Maſſe des Mittelmäßigen, ja Schlechten, in unſerer ſchönen Literatur und Kunſt jetzt heran, daß das Geſchäft eines äſthetiſchen Criticers heut zu Tage faſt dem des Herkules im Stalle des Augias zu vergleichen iſt.« — Dieſe Allegorie iſt gewiß ſehr treffend. Aber woher kommt dieſe Sündfluth von ſogenannten äſthetiſchen Productionen? Weil jeder, der da nur leſen und ſchreiben kann, ſich berufen wähnt, die Leſewelt mit Ausgeburten der Phantaſie heimzuſuchen. Dabey belieben dieſe Poetaſter ſich ohne Weiterem den Literatoren beyzuzählen, und halten es für ſehr natürlich, in einem Gelehrtenlexicon eine Stelle einzunehmen.

Barbados iſt der Aufenthalt vieler Colibri's. Ein geiſtreicher Franzoſe erwähnt in ſeinen Skizzen von den Antillen dieſer ungemein reizenden und zarten Vögelchen mit vielem Intereſſe. Er beobachtete ſie unter einer Laube voll Barbalinen, deren acht Zoll im Durchmeſſer haltenden Blüthen alle ihm bis dorthin bekannten Blumen zu übertreffen ſchienen. Die ſtets rege Beweglichkeit dieſer Thierchen, ihre im Sonnenſtrahle ſtark glänzenden goldenen Flügelchen feſſeln die Aufmerkſamkeit der ununterbrochen auf ſich gezogenen Blicke, während ſie, von Blüthe zu Blüthe flatternd, in weniger als einer Secunde den Honig eines Blüthenkelches ausſaugen. — Sie genießen ihr kurzes Leben in ſchnellen zugemeſſenen Augenblicken ungetrübter Freude durch, denn man kann ſie leicht mit den Händen fangen. Auch ihre Neſter ſind leicht auszuheben, denn ſie bauen ſelbe drey Fuß hoch von der Erde auf niedern Geſträuchen. Mit bewundernswerther Zartheit und Kunſt machen ſie dieſelben aus der feinſtgefaſerten Baumwolle. (In Indien aus den mannigfaltigſten Blättern der ſchönſten Blüthen.) In einem ausgehobenen Neſte fand unſer Reiſender 2 Junge von der Größe einer kleinen Erbſe. In Trinidad ſind die beyden ſchönſten Gattungen. Sie ſcheinen mit einem Rubin, in Form einer Krone, geſchmückt, der Hals der einen hat die Farbe des Topaſes, die andere den ſchönſten grünen Schmelz des Smaragdes.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationsblatt.

16.

Dinſtag, den 23. Februar 1819.

Geſchichts-Hauptgrundſätze.

Von Julius Franz Schneller,
Profeſſor zu Grätz.

Nutzen! — Die helleſten Köpfe dachten über das wahrhaft Nützliche in den verſchiedenſten Lagen und Zeiten vollkommen gleich. Man höre einen großen Staatsmann des Alterthums, einen armen Franziskaner des Mittelalters, und einen reichen Freygeiſt des aufgeklärteſten Jahrhunderts über den Nutzen der Geſchichte!

Der Staatsmann Polybios ſagte im fernen Alterthume: »Es gibt für alle Menſchen zwey Arten von Unterricht, denn ſie erkennen Gutes und Rechtes entweder aus eigener oder fremder Erfahrung. Kräftiger ſcheint wohl die Belehrung aus ſelbſt erduldeten Leiden, aber gewiß unſchädlicher iſt jene, welche wir aus dem Anblicke fremden Unglückes ſchöpfen. Darum gibt Uns jene Erkenntniß, welche aus der pragmatiſchen Geſchichte hervorgehet, die ſchönſte Anweiſung zum vernünftigen

Leben. Sie allein ſammelt aus allen Zeiten und Räumen, aus allen Ständen und Lagen die wahren Kennzeichen des Guten. Sie macht Uns ohne Schaden klug.«

Der arme Franziskaner *Baco* ſagte in dem finſtern Mittelalter: »Es gibt zwey Arten von Erkenntniß, die eine durch einen Vernunftſchluß, die andere durch eine Anſchauung. Der Vernunftſchluß entſcheidet, und führt zur Entſcheidung; aber er vergewiſſert Uns nicht: er hebt nicht jeglichen Zweifel. Nur dann beruhigt ſich das Gemüth bis zu der vollen Ueberzeugung und bis zum innigſten Bewußtſeyn der Wahrheit, wenn es dieſelbe auf dem Wege der Anſchauung gefunden. Warum achten Viele nicht auf das, was ſie wiſſen? Warum wenden ſie ſich weg vom Guten, und ſtürzen ſich ins Unglück? Weil ſie die Erkenntniß des Guten und Böſen nur aus dem Verſtande, nicht durch Anſchauung haben.«

Der reiche Freygeiſt *Bolingbroke* ſagte in dem aufgeklärten achtzehnten Jahrhunderte: »Die Schule des Beyſpiels iſt die Welt, und die Meiſter dieſer Schule ſind Geſchichte und Erfahrung. Geſchichte iſt Weltweisheit, lehrend durch Beyſpiel. Erfahrung iſt doppelt mangelhaft. Wir werden zu ſpät geboren, um den Anfang vieler Dinge zu ſehen, und Wir ſterben zu früh, um Zeugen ihres Ausganges zu ſeyn. Die Geſchichte hilft dieſen beyden Mängeln ab.«

∴

Kritik! — Man unterſcheidet die philologiſche von der philoſophiſchen, wie das Handwerk von der Baukunſt.

Der philologiſche Kritiker unterſucht Zeugenausſagen und Jahrbücher, Urkunden und Denkſchriften, Quellen und Hülfsmittel in Rückſicht auf Wort und Sinn. Er veranſtaltet Ueberſetzungen, berichtigt Mißverſtändniſſe, verwirft das Unterſchobene, und ergänzt, was der Zahn der Zeit wegfraß oder benagte. Er erklärt ſchwierige Stellen durch Wortforſchung oder Sinndeutung. Einſt mußten alle Geſchichtſchreiber dieſer Kenntniß ſich widmen, um erſten Bauſtoff zu erhalten. Jetzt aber durfte der Britte *Bolingbroke* den Ausſpruch wagen: »Wenn Werke eilig müſſen aufgeführt werden, ſo mögen ſelbſt die Heerführer Spaten und Haue in die Hand nehmen; aber im ordentlichen Lauf der Dinge, wenn die dringende Noth vorüber iſt, werden dergleichen Arbeiten Jenen überlaſſen, welche dazu beſtimmt ſind, nähmlich den gemeinen Soldaten und Bauern.«

Der philoſophiſche Kritiker unterſucht Zeugenausſagen und Jahrbücher, Urkunden und Denkſchriften, Quellen und Hülfsmittel in Rückſicht auf Geiſt und Werth. Er erörtert die Stufenfolge der Möglichkeit, der Wahrſcheinlichkeit, der Wirklichkeit einer Angabe. Dabey ſchaut er zuerſt in den Kopf, dann in das Herz, endlich in den Sack des Zeugen. Er macht die Probe pſychiſcher Addition und Subtraction bey Ausſagen von Feinden und Freunden. Er verſtärkt die Schmerzenslaute der Unterdrückten, und mäßigt das Jubelgeſchrey des Siegers. Er berechnet genau das fortſchreitend umgekehrte Verhältniß, in welchem Eifer, Begeiſterung, Schwärmerey, Meinungswuth zur Wahrheit ſtehen. Er weiß, daß Wahrheit allein mit der Ruhe die völlige Gleichung bildet. Er prüfet Alles, und wählet — das Beſte. Für's Beſte erklärt er die Wahrheit. Denn es ſtehet geſchrieben: Kennet die Wahrheit, und die Wahrheit wird euch — befreyen.

* * *

Syſtem! — Es gebiethet die Verſammlung mannigfaltiger Erkenntniß unter Einen Urbegriff. Es muß gegliedert aber nicht angehäuft ſeyn. Es gibt eine beſtimmte Abmarkung und geſtattet keinen zufälligen Anhang. Es darf nur innerlich wachſen, nicht von außen anſchwellen. Da nicht alle Geſchichtſchreiber von der nähmlichen Hauptanſicht ausgingen, wechſelte die Auswahl und Stellung der Ereigniſſe. Daher verſchiedene Syſteme.

Mably brauchte die ganze Geſchichte, um als oberſten Grundſatz zu erweiſen: Der Menſch erreicht die Vollendung durch den Staat, und der Staat erreicht die Vollendung durch das Geſetz. Daran reihte er folgende fünf Hauptwahrheiten. Geſetz und Herrſchaft ſind nothwendig. Recht und Unrecht des Geſetzes iſt die eigentliche Urſache alles Wohls und Weh's. Der Bürger muß dem Herrſcher, der Herrſcher dem Geſetze gehorchen. Fürſten unterliegen gegen äußere Mächte dem Naturgeſetz. Völker erreichen ihre höchſte Glückſeligkeit durch Ausbildung natürlicher Anlage nach dem Naturgeſetz.

Herder brauchte die ganze Geſchichte, um als oberſten Grundſatz zu erweiſen: In der Schöpfung der Erde herrſcht eine Reihe aufſteigender Formen und Kräfte, ſo wie auch in den Kräften und Formen der Menſchheit weder Rückgang noch Stillſtand, ſondern Fortſchreitung iſt. Daran reihte er folgende fünf Hauptwahrheiten, 1. Humanität iſt der Zweck der Menſchennatur, und Gott hat mit dieſem Zweck Unſerm Geſchlecht ſein eigenes Schickſal in die Hände gegeben. 2. Alle zerſtörenden Kräfte in der Natur müſſen den erhaltenden Kräften in der Zeitenfolge nicht nur unterliegen, ſondern auch ſelbſt zur Ausbildung des Ganzen dienen. 3. Das Menſchengeſchlecht iſt beſtimmt, mancherley Stufen der Cultur in mancherley Veränderungen zu durchgehen; auf Vernunft und Billigkeit aber iſt der dauernde Zuſtand ſeiner Wohlfahrt weſentlich und allein gegründet. 4. Nach Geſetzen ihrer innern Natur muß mit der Zeitenfolge auch die Vernunft und Billigkeit unter den Menſchen mehr Platz gewinnen, und einen daurenderen Zuſtand der Humanität befördern. 5. Es waltet eine weiſe Güte im Schickſal der Menſchen; daher es keine ſchönere Würde, kein dauerhafteres und reineres Glück gibt, als im Rath derſelben zu wirken.

Weitläufige Leute lachen laut über die Syſteme, weil ſie keinen langen Beſtand haben, weil ſie eine Sache der Mode ſeyen, weil ja ohnehin alle Augenblicke neue entſtehen. Allein die ſcheinbaren Veränderungen exiſtiren nur für den Unwiſſenden, welcher in dem verſchiedenen Beſtreben nicht erkennt, wo Alles hinaus will. Der ſchwache Menſch muß alle Syſteme verſuchen, damit die ſtarke Gattung das Beſſere erwähle. Das Beſte liegt einzig in dem unendlichen Urgeiſt.

⁂

Pragmatiſm! — Alles, was geſchieht in der Geſchichte, Alles, was entſteht in der Natur oder in der Nation, erſcheint niemals ganz abgeſondert, ohne etwas, was ihm unmittelbar voran geht, oder ohne etwas, was ihm unmittelbar nachfolgt. Dieſe Stätigkeit allgemeiner Verbindung enthält die zwey Axiome der Cauſalität: Nichts geſchieht ohne hinreichenden Grund: Nichts verbleibt ohne entſprechenden Erfolg.

Selbſt der Wortſinn beſtätigt die Allgemeinheit der Geſchichterfahrung. Geſchehen — deutet auf den Uebergang eines Zuſtandes in den andern. Natur und Nation — ſtammen von Naſci, das iſt, Wachſen, oder allmählige Zunahme aus innerer Kraft bey äußerem Anlaß. Wirklichkeit — enthält die zwey Begriffe von Wirkung und Wirkſamkeit.

Die Auffindung der Urſache zur Sache gibt Klarheit und Lehre. Die Geſchichte muß zerſtören, was der Unwiſſende Zufall, und der Verzweifelnde Schickſal nennt. Wenn Denker von Zufall und Schickſal weltgeſchichtlich reden, wollen ſie ſagen: Wir ſind zu kurzſichtig, um das Geſchehene rückwärts und vorwärts in der Wechſelwirkung mit Nothzwang und Freyheit zu faſſen.

Rom fiel durch eine Sündenreihe eigener Schandthaten in die Gewalt fernher trabender Barbaren, welche die Roſſe auf dem Caucaſus geweidet und im Boriſthenes getränkt, (innere und äußere Urſachen). Die Kreuzzüge machten den langen Kampfweg bis zum Oehlberg und auf Golgatha, zugleich erſchaffend Ritterorden, Handelsverkehr, Bürgergemeinſchaft, (äußere und innere Wirkung). Luther, mit dem Bannſtrahle zu Rom belegt, wird nach drey Jahrhunderten in einem Jubelfeſte verehrt, (nahe und ferne Folge). Frankreich begann ſeine Umwälzung unter dem ſechzehnten Ludwig wegen dem Druck einer Schuldenlaſt, welche unter dem fünfzehnten durch Verſchwendung, und unter dem vierzehnten durch Kriegsaufwand ſich gethürmt, (nahe und ferne Urſache). (Fortſetzung folgt.)

* * *

Impulſe.

Von Franz Gräffer.

„Friede im Leben, Krieg in der Literatur!“

Ohne Anſtoß keine Bewegung, ohne Bewegung kein Gegenſtoß, ohne dieſen keine Reibung, ohne die keine Wärme, kein Leben, Gedeihn. Da liegen Stahl und Stein: wollt Ihr Funken und Licht, müßt Ihr ſchlagen und hauen. Das iſt der Dinge Geſetz, in der Materie wie im Geiſterreich. Alles rechte, tüchtige Leben und höhere Trachten iſt ein ewiges Ringen, Kämpfen und Rangablaufen, ein keckes Angreifen und noch keckeres Zurückſchlagen. Um Frieden zu haben, um zu wiſſen, woran man iſt (nicht ſey), muß gerauft, geblutet, geheilt und wieder geblutet, der Kraftſend, das Muskelſyſtem brav durcheinander gerüttelt, erprobt, geſtählt worden ſeyn. Hernach iſt man ſtark, kennt ſich und Andere, reſpectirt ſich und die Andern, wirds dann von ihnen. Alsfort glückt der gelenkern ſelbſtbewußten Stärke das kühnere energiſche Werk, das fröhliche Wagniß und die That der Bewunderung. — Iſt doch die Idee des Seyns ſelber nichts als Antagonismus! Wer ſichs bequem macht, ſitzen, ſtehen, liegen bleibt auf Einem Fleck, verſauert, verkümmert, verknöchert. Der lebendige Springer, Luger und rüſtige Kampfbold iſt der Geſell des frommenden Umtriebs und fruchtbaren Wirkens, des weitaus fortzeugenden electriſchen Nervenzunders. Und wie's im Phyſiſchen ſoll, ſo muß es im Geiſtigen, hier iſts doppelt bedungen. Es iſt kein Wollen ohne Sollen, kein Erkennen ohne Prüfen, kein Denken ohne Zweifeln, ohne Suchen kein Fund, kein

Wiſſen ohne Einwurf, ohne Widerſpruch keine Wahrheit. Zwiſchen pro und contra ſchlummert das Wahre. Das Fegfeuer der Wiſſenſchaft iſt die Critik, die Oppoſition ihr Princip, und das Element von Allem iſt der Impuls.

Das Converſationsblatt, auch dem Höhern huldigend, will's nicht beym eitlen einfachen Hergeben, Hinſtellen und bequemen Abgethanſeyn bewenden laſſen. Es will von Innen hinaus anregen, auf daß von Außen herein repulſirt werde, ſich eine Wechſelwirkung erzeuge, ein Verkehren, Verhandeln eintrete, ein friſches luſtiges Leben, Drängen, Reiben, Finden und Wirken, Alles zu Nutz und Frommen in Sachen der Wiſſenſchaft, der Kunſt, in allerley Anliegen des Menſchen und der Menſchheit ſelber. Ein großer, weiter Turnplatz ſey hier aufgethan, für muthige wackere Kämpen, rüſtige, öhlige Ringer, für gewandte, wundenverachtende Fechter und ſchwarzeintreffende Schützen. Alle ſind willkommen, Groß oder Klein, Gering oder Vornehm, Jung oder Alt; im Geiſtigen gibts keine Statur, keinen Stand und kein Alter. Jeder ſey gegrüßt! Nur den muthwilligen Raufbold ſchließen wir aus, den nebligen Ercurdi, Bravourmacher und Gascogner, den bloßen Charlatan, Eulenſpiegel und Klopffechter, den Incroyable und toſenden Roland: alle dieſe ſind verpönt. Alle Andern aber, gläubigen Herzens, und frommen, wahrhaftigen Sinns, ſind geladen, die's redlich meinen mit redlicher Waffe, und die ringen wollen zum großen Gemeinziel des Rechten, Schönern, Höhern und Beſſern, wie Jaſon männlich ums goldene Vließ. — Wer kommt, iſt Feind; Weh dem, ſo unſer Freund iſt: lauter Feinde ſind's, die wir da brauchen und wollen. Doch zärtlichen Gruß zum Empfang, biedern Händedruck zum Abſchied, herzlich Umarmen zum fördernden Bund, auf daß es mit dem erſten deutſchen Meiſterſänger heißen möge:

»Sieh! da entbrennen im feurigen Kampf die eifernden Kräfte,
Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund!«

Die Rubrik »Impulſe« wird alſo oft beſtehn aus Paradoxien, Exaltationen, Problemen, Picanterien, Sophiſmen und allerhand cauſtiſchen Behauptungen und wunderlichen Poſitionen. Drum wird ſie wohl mitunter den gewiſſen Normaltheoremen entſprechen, nicht ſelten aber deren Feſſel zerſchellen, ihren eigenen Weg wandeln, fliegen ihren eigenen Flug, und ſich zuweilen ſogar in vorſätzlichen Contrarien gefallen, denn die Ausnahmen ſind allezeit lehrreicher, als die Regeln, (weil man mehr dabey denkt) und die rechten Wahrheiten ſtecken in den Paradoxien. Es werden gleichſam Ausſtellungen ſeyn, zu Jedermanns Anſchau und Urtheil. Alles, ſo wichtig ſcheinet und iſt, wird aufgefaßt, wie's eben ſich zeigt. Der zäh gelehrte Pedant und Ariſtoteliſche Syſtematiker, der Optimiſt, der Alletagsmenſch, der gemüthliche ſentimentale Süßling mögen immer ihr Zeter erheben; immer mögen der ariſtarchiſche Kauz, der Zungenfechter und alle die eiskalten proſaiſchen Naturen, ſo in ſteifer entſetzlicher Correctheit und Ramleriſcher Sylbenvirtuoſität fein emſig und zirklig das Vulcaniſche ins Neptuniſche überſetzen, ketzern über Verletzung der allein beglückenden Schultheorie: ſey's auch! Ich will's entgelten, und muß es eo ipso, weil ich alle dieſe Impulſe ſelber ſchreibe. Ich expectorire mich, wie's dem Zweck nutzen kann; dieſen wird der Freund des semper altius würdigen, und an ſolchen Freunden iſt das Meiſte gelegen.

Wunden vom Ehrenfeld ſind ſchöne Monumente, und »ein tüchtiger Menſch,« ſagt irgend ein tüchtiger Menſch, »kann geiſtig nicht todt geſchoſſen werden.« Alſo:

1.

Schlechtigkeit iſt eigentlich nur Dummheit. Das Schlechte ſtraft ſich allezeit ſelbſt, ſey's von Außen früh oder ſpät, ſey's von innen früh und ſpät. Der Schlechte wird der Nemeſis nimmer entrinnen. Spüren die Geſetze ihn nicht aus, bleibt er unerreicht von ihnen, ſo iſt er unaufhörlich ſein eigener Richter, ſein eigener, ſtufenweiſe wiederholender Hin- und Nachrichter; das Entſetzlichſte, ſo es geben kann, die Anticipation, das Propyläum des Höllenfluchs: ſein eigener Verfolger. Vide Kain. Er hat ſich immer eingeholt, erfaßt, und fährt fort, ſich im eignen Haar zu verfolgen. Er weiß jenes und dieß voraus, und iſt doch ſchlecht; die Moral predigt es in jedem ihrer Dogmen, die Geſchichte wiederholt es auf jedem Blatt, das Beyſpiel beſtätigt es jede Minute, jeden Augenblick beſiegeln es Tauſende von Opfern, und doch geſchieht das Schlechte auch jeden Augenblick wieder. Schlechtſeyn heißt demnach nur Dummſeyn.

2.

— *) Wiſſen und Können ſind Haben. Wir ſichten und ſchichten es auf, machen ein Inventarium davon, und taufen es Encyclo-

---

*) Eine Stelle aus einer Zuſchrift des Redact. an den wirklich und ſehr wohlgebornen Herrn Jean-Paul Friedr. Richter.

pädie. **) Da wiſſen wir nun nach Reih und Glied, von A bis Z, was wir Alles wiſſen, und gefallen uns in dem bunten Reichthum. Nun aber mache ſich (nicht gleich irgend) Einer darüber, eine negative Encyclopädie zu entwerfen, ein Inventarium deß, ſo wir nicht wiſſen, nicht können, durch das ſeitherige »Was« und »Wie« des Wiſſens und Könnens beſtimmt, oder ganz neue Artikel ſo recht prognoſtiſch. Solch ein Werk müßte recht fruchtbringend ſeyn, Viel aufklären, noch mehr anregen und ergänzen, durch Vergleichung ſchärfen, zu glänzenden Entdeckungen führen. Es müßte rein originell, ſo ex ingenio hervorgehen, präcis und nicht prätiös gehalten ſeyn. Dieſes Werk der Nichtwerke mache dann bey den Regierungen, wohl auch bey den weißen, ſchwarzen und braunen, außereuropäiſchen, die Runde. Eine jede, kraft ihrer verſchiedenen Cathegorien, ſchreibe hernach bey dieſem oder jenem Artikel Prämien hinzu; eine überbiethe die andere; es ſey ein Concurs, eine Auction, und endlich mache man das Lexicon der Preisaufgaben publik. Das gäbe den nobelſten Krieg, der je geführt worden, einen Krieg um Wiſſenſchaft und Kunſt. Welche Nation Siegerinn ſeyn werde, läßt ſich außerordentlich leicht errathen; in welchem Sinn das Alles gemeint ſey, noch leichter.

3.

Aergerlich iſt es doch, über gewiſſe Dinge nicht einmal ſagen zu dürfen, daß man über ſie nichts ſagen darf. Es geſchieht alſo allerhand nicht, ohne daß Jemand wiſſe, daß allerhand nicht geſchieht; und eben darum geſchieht wieder Manches, weil Niemand gewußt hat, daß ſo Manches nicht geſchehn ſolle. (Der Catalog der verbothenen Bücher war in Rom einſt ſelbſt ein verbothenes Buch.)

**) Bacos wird bey ſolchen Anläſſen ſo en passant, etwa in Contexten erwähnt, ſeiner, des Linnees der Wiſſenſchaften, ſeiner, der die Wüſte zum Garten umſchuf. — A propos! Welcher Nation doch der Ruhm gebührt, die erſte Encyclopädie hervorgebracht zu haben? Die Antwort liegt nicht ſo nahe, als man vielleicht glaubt. — Bey dieſer Gelegenheit eine hochnothpeinliche Frage: Wenn ſo irgend ein bibliopoliſcher Criſpinusjünger den heilloſen, himmelſchreyend frechen Einfall hätte, die Erſch-Gruber'ſche neue deutſche Encyclopädie nachzudrucken, (die bloße Idee erregt ſchon Schauer); dieſes Werk nachzudrucken, das den Schatz der Kenntniſſe und Talente der ganzen Nation in ſich faſſend, nur durch zahlreiche Abnahme zu Stande kommen kann, an das ein hochherziger Originalverleger Vermögen und Ehre ſetzt: welche Strafe ſollte für einen ſolchen verbrecheriſchen, hochverrätheriſchen bloßen Einfall erſonnen werden? Entweder das Irrenhaus, oder . . .

4.

Gewiſſen Dingen ſieht man auf den erſten Blick an, daß ſie nicht Werke des Menſchen. Mache ein Plato (er heiße immerhin der göttliche), ein Taulerus, irgend ein Pius (er heiße immerhin Statthalter Gottes), oder gar ein Schöngeiſt, ſey er auch ein Klopſtock, ein Sonnenberg, mache einmal ein Solcher ein Opus wie das Vater-Unſer iſt! Ein Einziger war, der da hätte ſagen können: Warum nicht? Er hätte aber geſagt: Warum nicht gar? Der hieß Claudius, der Wandsbecker. Das Vater-unſer iſt der Triumph der Philoſophie und daher der Triumph der Einfalt, weil alle rechte Philoſophie einfältig iſt. Es verſteht's jedes Kind, und jeder Schelling zerbricht ſich darüber den Kopf. Deßwegen iſt es göttlich, deßwegen wäre es Vermeſſenheit, daran zu klügeln, zu ändern. Es iſt das reichhaltigſte unter den Bethbüchern, die Encyclopädie der Gebethe, göttlich und menſchlich zugleich (das iſt eben das Geheimniß), weil es der Gottmenſch gemacht hat. Amen.

5.

Die fixen Ideen kommen vom Böſen und wuchern dem Böſen. Nur Schafsköpfe oder Genies, oder was ſo zunächſt daran gränzt, ſind ihnen ausgeſetzt. Die glücklichen Mittelmenſchen, die ſelbſtbeherrſchenden, bleiben verſchont. Leute, die gern abſtrahiren, müſſen ſich ſehr in Acht nehmen. Philoſophen, Mathematiker, Poeten, Verliebte, Geizhälſe und Hypochondriſten ſind oft des Teufels. Zerſtreuung hilft nicht mehr. Lapis infernalis. Sich über ſich ſelber erheben; die fixe Idee erringen, die fixe Idee zu exorciren; das Nicht-Ich mit dem Ich ausreitſchen, dann ein kleines Wundfieber und die Cur iſt vorbey. Wer nicht ringt und rauft, geht im Weltleben unter. Die Erfindung der Nerven (ja, juſt! ihre Erfindung!) hat Alles verdorben. — — In ihnen ſitzt der Geiſt; dieſer und jene müſſen ſich wechſelweiſe ſchmeicheln, wie die zwey Eſel in Erasmi Lob der Narrheit.

6.

Die merkwürdigen Menſchen friſchen das Leben auf, verhindern die Monotonie der großen Idee, welche »Seyn« heißt, ſind das Salz, das unermeßliche Geiſtesweltmeer vor Fäulniß zu bewahren, die ragenden Hügel und ſtattlichen Berge, die ungeheure Ebene erträglich und pittoresk zu machen; die Nothpuncte, an denen der unabſehbare Faden der Geſchichte ſich fortknüpft. Darum halten wir uns in den Periodirungen der Hiſtorie immer an die merkwürdigen Menſchen, weil der

Menſch uns auch überhaupt nicht mehr merkwürdig iſt. Seine Zahmheit und Uniformität, ſeine Unergründlichkeit machen ihn widerlich; er iſt abgethan, wir werfen ihn weg, und langen nach dem Pikanten. Daher kommts, daß wir ſelber ſo wenig Merkwürdiges thun; das überlaſſen wir Andern. Das Bewundern vernichtet die Erzeugung des Bewunderungswerthen. Man muß glauben, daß man Alles kann; ein anch'io son pittore muß jeglichen Buſen beſeelen. Lieber zehn Fehlgriffe, als keinen einzigen Verſuch. »Wer ernſtlich will, kann Pabſt werden,« hat Einer geſagt. Der Einfall allein verdient die Tiare. Aber man will lieber ernſtlich, nichts ernſtlich zu wollen, ob der Schlegelſchen göttlichen Faulheit (verſchieden von dem Dolce far niente). So iſt's recht, ſo bleibts ruhig und »commoder« Frieden. Denn es muß gewiß ſehr viel Unbequemlichkeit haben, ein merkwürdiger Menſch zu ſeyn.

(Fortſetzung folgt.)

Prof. Schultes Donaufahrten. *)

Nicht anders, als ſehr willkommen kann allen Freunden der Landeskunde, allen Liebhabern pittoresker Waſſerfahrten, das Geſchenk ſeyn, welches ihnen Prof. Schultes durch ſein Werk: „Donaufahrten, ein Handbuch für Reiſende auf der Donau“ darbringt. Die Topographie der Ortſchaften an den Ufern dieſes, nach ſeiner Angabe größten Stromes in Europa, hat Verfaſſer aus Selbſtanſicht, die Geſchichte derſelben aus den beſten Quellen geſchöpft. Auch für Mineralogie und Oreologie findet ſich eine reichhaltige Ausbeute.

Der ſo eben hier bey Anton Doll erſchienene erſte Theil (12. mit einer Karte und einer Vignette) enthält die Donaufahrt durch Bayern, (mit den an den Ufern vorkommenden Merkwürdigkeiten), der zweyte wird die Waſſerfahrt von Engelhardszell bis Wien, der dritte die hungariſche Donau von Wien bis Belgrad, der vierte die türkiſche von Belgrad bis ins ſchwarze Meer, enthalten. — Die Flora und Fauna ſind als ein für ſich beſtehendes Ganze dem letzten Theil vorbehalten.

Nach einer, in der Einleitung vorangeſchickten erſchöpfenden Belehrung über die Arten der Donaureiſen, die Preiſe derſelben, die bey ſolchen Fahrten zu beobachtenden Klugheitsmaßregeln, und einer (bis jetzt nur den äußern Umſtänden nach möglich ſcheinenden) Geſchichte der Schiffahrt auf dieſem Strome, und der Beyträge, welche zu Aufklärung derſelben im Texte hier und da zerſtreut vorkommen, ſpricht Herr Prof. Schultes im erſten Abſchnitte von der Etymologie des bey den Alten doppelnamigen Fluſſes, und zeigt, daß ſie in der Angabe des Ortes, wo der Danubius den Namen Iſter erhielt, von einander ſehr abweichen. Beyläufige Seitenhiebe auf die unſtreitig lächerliche Fruchtbarkeit deutſcher Etymologen beweiſen hier nichts; die Sichtung der

---

*) Wiewohl es nicht in dem Plane dieſer Zeitſchrift liegt, umſtändliche Ueberſichten literariſcher Producte zu liefern, ſo machen wir doch bey dieſem Werke, das ein ſo mannigfaltiges Intereſſe für alle Leſerclaſſen darbiethet, eine, gewiß nicht unwillkommene Ausnahme. — Die Redact.

Spreu von dem Weizen, kann in einem ſolchen Falle allein entſcheiden. — Was Verfaſſer über die abweichenden und dunkeln Angaben der älteſten Geographen und Geſchichtſchreiber bey Beſtimmung der Donauquellen anführt, iſt vollkommen gegründet, und beweiſet, daß weder die Urach, (wie Viele behaupten) noch andere Bäche für Quellen dieſes Stromes gelten können, vielmehr dieſelben von der Brege, ehe ſich letzterer unter Donaueſchingen mit der Brigach vereinigt, aufgenommen werden. — Die im Schwarzwalde entſpringenden beyden Flüßchen, die Brege und die Brigach, deren erſtere nordweſtlich weit über Donaueſchingen entſpringt, und bey Villingen dem Brigacherthale den Namen gibt, und deren zweyte weſtlich und noch weit höher als die erſte ihren Urſprung nimmt, vereinigen ſich unter Donaueſchingen, und bilden den unter dem Namen Donau bekannten Fluß. Hr. Prof. Schultes erwirbt ſich um ſeine Leſer durch den, nach der ſehr ſorgfältig entworfenen Amman-Bohnenbergerſchen Karte von Schwaben gelieferten Umriß des Donau-Urſprungs, und die am Ende des Abſchnittes gelieferte Vignette der vorgeblichen Donauquelle ein nicht geringes Verdienſt.

Im zweyten Abſchnitte wird bemerkt, daß der Donauſtrom eine gerade Linie von 666.000 bayriſche Fuß, oder 111.000 Klafter, oder 27 Meilen beſchreiben würde, wenn er ohne Krümmung fortliefe. Die Breite und Tiefe iſt bekanntlich ſehr verſchieden, an einigen Stellen nimmt erſtere kaum den Raum von etlichen 60 Schritten ein, wie bey Donauwörth, und doch gibt es in der Nähe dieſer Strömungen Stellen, wo der Strom mehrere hundert Schritte, und mit Einſchluß der Inſeln bis eine halbe Meile breit iſt. — Eben ſo verhält ſichs mit der Tiefe. Ueber die Schnelle des Stroms wird Eiſenmanns Schema aus deſſen Geographie von Bayern gegeben: Geſchwindigkeit der Donau in einer Sekunde bey mittlerer Tiefe von 10 = 6 Fuß.

Von den fremdartigen Theilen, welche die Donau mit ſich führt, iſt das Gold der intereſſanteſte. Die Goldwäſcherey, welche (ſo viel wir bis nunzu urkundlich zu wiſſen ſcheinen,) ſchon im Jahre 1477 am Iſarfluſſe gebräuchlich, von Herzog Ludwig dem Reichen einer Kompagnie von Moosburg bis Plattling in Pacht gegeben worden, wandelte ſich im Jahre 1611 unter Kaiſer Max I. in eine allgemeine Befugniß gegen Entrichtung des Zehends. Churfürſt Max. Joſeph behielt ſich, bey einer Abgabe jährlicher 2 fl. bloß das Vorkaufsrecht bevor. Im Jahre 1784 wurde auch dieſe Abgabe aufgehoben, und die Krone Waſchgold mit 4 fl 45 kr. bezahlt. Gegenwärtig wird die Goldwäſcherey faſt ganz vernachläſſigt. Merkwürdig bleibt, daß das Gold in den deutſchen Flüſſen in eben der Geſellſchaft wie in jenen Braſiliens vorkommt, mit bräunlich rothem Quarze und ſchwarzen magnetiſchen Eiſenkörnern. Die Schilderungsart, den Goldſand zu gewinnen, wie das Ausſcheiden desſelben, iſt nicht ohne Intereſſe zu leſen. Verfaſſer bemerkt ſehr treffend, daß die Verzeichnung des Donauthales auf der Homanniſchen Karte ohne alle Angabe der Gebirge und Ortſchaften, bloß als erſter Verſuch einer Hydrographie bemerkenswerth ſey, und daß nach Berückſichtigung der Quellen der in die Donau ſich ergießenden Flüſſe, und der Gewäſſer, welche durch letztere aufgenommen werden, allein eine genaue Verzeichnung der drey Donauthäler zu erhalten ſtehe. — Eine ſolche Karte wäre allerdings für phyſiſche Geographie, und zum Behufe der Abſteckung der von der Natur vorgezeichneten Gränzen ein unentbehrliches Poſtulat.

Der vierte Abſchnitt behandelt die Fahrt von Ulm bis Günzburg. Ulm, dieſe Vaterſtadt Freinsheims; des gelehrten Buchhändlers Heinzmann; des Polygraphen Häberlin; Joh. Mart. Millers, des Verfaſſers Siegfrieds von Lindenberg, Thomas Abbts; Afſprungs, und des alten Hanns Nythard, (welcher das erſte Luſtſpiel in deutſcher Sprache zu Ulm drucken ließ); des berühmten Scultetus (Schultes?) u. ſ. w., wird in Rückſicht der Betriebſamkeit ſeiner Einwohner mit Recht gelobt; — die Bauart des Münſters wird ſarazeniſch genannt, indem bekanntlich alles, was wir in der Baukunſt gothiſch nennen, ſarazeniſchen Urſprunges ſey. — Die Umgebungen der Stadt ſind billig gelobt, und die Fahrt bis Günsburg als ſehr angenehm geprieſen. — Ueber **Elchingen** und **Leipheim** wird Mehreres nicht Unerhebliche beygebracht. — Letzteres Oertchen hatte ehemals vor ſeinem Schloſſe einen ſogenannten Freyhof (Freiſtätte) für fremde Verbrecher. Von den Drangſalen des 30jährigen Krieges bis auf die unſelige Succeſſionsfehde herab, von dieſer bis auf die noch friſch in unſer Aller Erinnerung lebenden Ereigniſſe der Jahre 1796—800 und 805, bey welcher Gelegenheit General **Mak** einen vielleicht verdienten Seitenhieb erhält, war **Ulm** ein Schauplatz unglücklicher Scenen.

Der fünfte Abſchnitt erzählt uns des Verfaſſers Donaufahrt von **Günzburg** bis **Dillingen**. **Günzburg**. Dieſe ehemalige Hauptſtadt des Markgrafthums Burgau, deſſen Beſitzſtreitigkeiten ſo viele Federn und Lanzen in Bewegung ſetzten, wird nach ſeinen Schickſalen aufgeführt, und der von Markgraf **Carl**, dem Sohne der ſchönen und guten **Philippine Welſer**, erbauten Reſidenz erwähnt. Dieſer Zierde ihres Geſchlechtes wurde auf dem Schloſſe Ambras die Adern im Bade geöffnet, und ſie mußte ſich zu Tode bluten, weil ſie des Proteſtantismus verdächtig war. — Die Schickſale des Kloſters der Dominikanerinnen zu **Medlingen** werden ſatyriſch in Prof. **Schultes** Manier erzählt. — **Lavingen**. In dieſer Stadt erblickte **Albertus Magnus** das Tageslicht. Er nannte ſich Albert von **Bollſtadt** oder **Feimingen**, und brachte es vom Dominikanermönche zum Biſchoffe von Regensburg. Ihm iſt die Pfarrkirche geweiht. Die ihn betreffende Anecdote iſt ein zu merkwürdiger Pinſelſtrich zu ſeinem Charactergemählde, um ſie hier übergehen zu können. „**Albertus Magnus**, der, wie alle ausgezeichneten Männer im Mittelalter, für einen Zauberer galt, verfertigte ein Automat, das ſich bewegte, und einige Worte deutlich ſprechen konnte. Der heilige **Thomas** von Aquino, **Alberts** Schüler, erſchrack ſo ſehr über dieſes Ding, als es ihm eines Tages in dem Zimmer ſeines Lehrers entgegen lief, daß er ſeinen Stock dagegen aufhob, und es ritterlich in Stücken hieb, wie weiland Don **Quixote** die Weinſchläuche." — Die reumuthvolle, zerknirſchte Seele des Thomas von Aquino glaubte wahrſcheinlich den leidigen Satan zu ſehen. — Vielleicht hatte ein Ungläubiger ſich noch mehr in jenen finſtern Zeiten über das Unerklärliche, als über eine Strafe Gottes entſetzt, als der ehrliche **Thomas**, „welcher das Automat **ritterlich** in Stücke hieb." — Mancher Profeſſor wäre — davon gelaufen. — Und wie benahm ſich **Albertus Magnus**? „O amice," rief er aus: „opus triginta annorum perdidisti!" — Die hohe Ruhe des großen **Albert** iſt nicht ſowohl der Geiſtesgegenwart und einer augenblicklichen Faſſung, als vielmehr der ihm zur zweyten Natur gewordenen, ſein innerſtes Seyn durchdringenden humanen Schätzung menſchlicher Anſichten zuzuſchreiben. — Von **Dillingen** heißt es: „Das **neue** Licht, das einige **Krüdener**'ſche Nachtvögel daſelbſt durch — eine Dame anzünden ließen, leuchtet nicht viel beſſer, als das Licht unter dem Scheffel." — Welchen Gang die intellectuelle Bildung in Dillingen genommen, wird mit Intereſſe geleſen werden. — Daß der von Myſtikern in den Sonnenhof eines heiligen Nimbus hinüber geſpielte Magnetismus als Mittel zu dem Zwecke, Seelen zu bearbeiten und zu fangen, würde aufgegriffen werden, ſtand zu erwarten. — Die größten Moräſte in Bayern liegen um die ehemaligen Klöſter. Daher läßt ſich, wie Prof. **Schultes** bemerkt, Bayerns Cultur nicht, wie faſt allgemein geglaubt wird, auf Rechnung der Bisthümer und Klöſter ſchreiben. — Um die Ueberſchwemmung der Vorſtadt bey gänzlich vernachläſſigtem Waſſerbaue der Donau zu hindern, ließ der gegenwärtige König im Jahre 1807, zwiſchen Lavingen und Dillingen, einen Canal am rechten Donauufer bauen, durch welchen die Gewalt des Stromes vom gegenſeitigen Ufer geſchwächt und abgeleitet wird. — Er iſt unter dem Namen **Karolinens-Canal** bekannt.

(Fortſetzung folgt.)

Notizen und Correſpondenz-Nachrichten.

In Deutſchland unerhört wäre das Honorar, das Hr. v. Berg für ſeine bekannte Abhandlung über deutſche Preßfreyheit erhalten haben ſoll, nähmlich ein Jahr Dispenſation von ſeinen ſonſtigen Arbeiten, folglich ſeinen fixen Jahrgehalt von 6000 Thalern.

In keinem Lande von Europa werden ſo viel Verbrechen begangen, als in England. Man zählte im J. 1817 in England und Wales bey einer Bevölkerung von 10,194,000 Seelen, nicht weniger als 13,932 Verbrecher, während Frankreich bey einer Bevölkerung von 28,996,000 Menſchen nur 9,185 Criminalfälle zu ſtrafen hatte. Hieraus folgt, daß die Anzahl der Verbrecher in England beyläufig 4mal großer iſt, als in Frankreich. Dieſe Ueberzahl der Verbrecher in England hat zwey Haupturſachen. Eine davon liegt in dem barbariſchen Character der engliſchen Criminalgeſetze, und in der Menge der Uebertretungen, welche als Verbrechen behandelt werden. Die Jagdgeſetze allein geben in England zu mehr Criminalbehandlungen Veranlaſſung, als deren in dem ganzen Umfange der öſterreichiſchen Monarchie überhaupt vorkommen. Die beſtändige Strenge der engliſchen Geſetze hat das Volk ſo verhärtet, daß eine Execution wenig Eindruck auf daßſelbe macht. Die andere Urſache liegt in dem Elende des Volkes; denn Elend und Verbrechen gehen gewöhnlich Hand in Hand! G. Th. H.

In dem neuerlich eingetroffenen 12ten Band der Asiatic Researches, gibt unter Andern der gelehrte Thom. Raffles überraſchende Nachrichten von den Malayen. Dieſe machen, wiewohl ſie zerſtreut ſind, und verſchiedene Sprachen haben, doch nur ein einziges Volk aus. Außer dem Coran beſitzen ſie noch mehrere locale Geſetzbücher: Undang Undang, meiſtens den Seehandel betreffend, daher deren Kenntniß für die mit ihnen in Commerz ſtehenden Nationen ſehr wichtig iſt. Für den Hiſtoriker intereſſant iſt die, aus einem Malayiſchen Manuſcript geſchöpfte authentiſche Kunde von der erſten Ankunft der Portugieſen in Malacca. Sie hatten ſich deß mit Gewalt und Liſt bemächtigt, und der König floh nach Johor. In der Folge verbanden ſich die Holländer mit den Malayen, belagerten die Feſtung, ließen 50 Mann den Muck (Mengamock) laufen, und eroberten ſie wieder. (Wie ſehr weichen hiervon die Europäiſchen Nachrichten ab!) — In dem 4ten Artikel dieſes reichhaltigen Bandes ſtellt Felix Carey die Begräbnißgebräuche bey der Leiche eines Birmaniſchen Prieſters zu Rangun, dar. Nachdem der Leichnam einbalſamirt und mit Wachs überzogen worden, wird er lakirt und vergoldet; er bleibt dann ein ganzes Jahr in dem Hauſe, eben ſo lange in dem Todtengebäude, und wird ſofort auf Befehl der Prieſter in einem Sarge, welchen man von Ferne mit Raketen anzündet, verbrannt. — Aus dem 13. Artikel erſieht man, daß ſich unter [illegible] Hindus, nicht weniger als 7307 Brahminen befinden. — Der Appendix enthält das Verzeichniß der Mitglieder der Geſellſchaft, unter denen als Heros erſter Größe, Hr. Hofr. von Hammer hervorragt, ihre Statuten und Beſchlüſſe. Seit 1814 beſitzt ſie ein orientaliſch-hiſtoriſches Muſeum, reich an Inſchriften, Münzen, Manuſcripten, muſikal. Inſtrumenten, Waffen, Kunſtwerken ꝛc. — Dieſer merkwürdige Band ſchließt mit der Angabe der Geſchenke an die Bibliothek ſeit dem Jahre 1810 und an das Muſeum. Hierunter zeichnet ſich das unter der Aufſicht des Hrn. Celebrooke zu Stand gebrachte große Sanskrit-Wörterbuch in 4 Foliobänden, aus. — Nicht minder wichtig iſt die mathematiſche und phyſicaliſche Section dieſes Bandes, die wir aber aus Mangel an Raum übergehen müſſen. Gſr.

Ueber die Kotzebue'ſche ſogenannte Ehrenſache ließ Dr. Fr. L. Lindner, in Nr. 33 des deutſchen Anzeigers ein Schreiben (datirt auf der Rheinbrücke zwiſchen Kehl und Straßburg vom 20. Jan.) einrücken, in welchem es unter Andern heißt: »Ich halte es für den geringſten Grad von Muth, ruhig zu bleiben, wenn Kotzebue ſchimpft. ꝛc. Nach der Schlacht bey Leipzig wurde ich zu Jena der Militarbehörde als franzöſiſch geſinnt, denuncirt, darauf von derſelben arretirt, und nach drey Tagen ohne aller Unterſuchung wieder auf freyen Fuß geſetzt ꝛc. Für die franzöſiſche Nation, die ſich durch einen hohen Grad von Civiliſation auszeichnet, hege ich noch gegenwärtig die höchſte Achtung. Meine Verweiſung von Aachen iſt eine Sache für ſich.«

Das 27. Stück der Nürnberger-Handlungszeitung gibt über die Staatsſchulden Englands und Frankreichs nachſtehende Notiz: »Die nicht aufgekaufte Staatsſchuld Englands beträgt 800 Mill. Pf. Sterling, und die jährlichen Zinſen betragen 28 Mill.; die Staatsſchuld Frankreichs beträgt 100 Mill. und die Zinſen 5 Mill.; die von den vereinten nordamerikaniſchen Staaten 20 Mill. und die Zinſen eine Mill. Pf. St. Die wegen der Staatsſchuld nöthigen Auflagen belaufen ſich in England jährl. auf 32 Mill oder 3 Pf. St auf jeden Menſchen, in Frankreich auf 7 Mill oder 5 Schilling, und in den vereinten Staaten auf eine Mill. oder 2 Schilling auf jeden Menſchen. Alle Staatsausgaben Englands, mit Inbegriff der Gehalte des königl. Hauſes, belaufen ſich auf 18 Mill. Pf. Sterl. jährlich, oder auf 25 Schilling für jeden Menſchen. Es ergibt ſich hieraus, daß in England jeder wegen der Staatsſchuld 3 Pf. St. (42 Franken) und an Auflagen nur 25 Schilling (31 Franken) zahlen muß, oder 2 1/3 mal mehr für die Fehler der vorigen Regierungen, als zu den Ausgaben der gegenwärtigen, und daß ſie die größte Laſt der engliſchen Nation iſt, welche ihr von Wilhelm III. und andern Königen aufgebürdet worden.

Die in unſern Zeiten mit verdoppeltem Eifer bearbeitete Geſchichte des Mittelalters hat nächſtens ſehr wichtige Aufklärungen aus Rußland zu erwarten. Hr. Frahn in Petersburg, Director des daſelbſt ſeit Kurzem eröffneten orientaliſchen Muſeums, beſchäftiget ſich mit Ordnung des unermeßlichen Schatzes von beynahe 20,000 alten aſiatiſchen Münzen, welche von der kaiſerl. Academie der Wiſſenſchaften nach und nach geſammelt, und jetzt in dieſem Muſeum aufbewahrt ſind. Er wird nicht nur ein Verzeichniß davon herausgeben, ſondern daſſelbe auch mit einem allgemeinen Commentar begleiten, welcher getreue Abdrücke der gänzlich unbekannten oder ſeltenen Stücke enthalten ſoll. Drey bis vier Quartbände ſind für den Umfang dieſer Arbeit beſtimmt, welche ein großes Licht über jene faſt noch ganz dunkle Epoche des Mittelalters verbreiten wird, wo Rußland von den Tartaren unterjocht war.

E. Th. H.

Die öffentlichen Bibliotheken Frankreichs enthalten viertehalb Millionen Bände (nicht Artikel oder Werke). 40 Städte beſitzen 1,896,000 Bände; in den übrigen aber iſt keine Bibliothek 10000 Bände ſtark. Von dieſem Bücherreichthum Frankreichs hat man viel Aufhebens gemacht, ohne zu erwägen, daß das kleinere Deutſchland mehr als das Doppelte beſitzt. 750 Orte ſind, die öffentliche Bibliotheken haben; die Zahl der Bände von 30 derſelben, von denen die geringſte 20000 Bände enthält, beträgt, ohne die Manuſcripte und kleinern Artikel zu rechnen, allein ſchon 3,135,000 Bde. Die öffentlichen Bibliotheken Wiens haben circa 500,000 Bände; nächſt Wien iſt München am reichſten: die königl. Centralbibliothek zählt 400,000 Bde. Den dritten Rang behauptet Göttingen, wiewohl in Rückſicht auf Gemeinnützigkeit gewiß den erſten: ſeine Bibliothek beſitzt an die 300,000 Bände, 5000 Handſchriften, und nebſtbey die größte Sammlung von Diſſertationen: über 100,000. Dann mag Dresden mit ſeinen 280,000, ſofort Wolfenbüttel mit 190,000 Bänden kommen; ferner Stuttgard mit 170,000 Bänden, und den 12000 Bibeln; Berlin mit ſeinen 7 öffentlichen Bibliotheken; der königl. von 160,000, jener der Univerſität von 30000 Bänden; weiter Grätz, Frankfurt, Hamburg, Breslau ꝛc. à 100,000 Bände, Landshut mit 20000 u. ſ. w. Hieraus geht demnach hervor, daß in Deutſchland wenigſtens noch Einmal ſo viel Bücherſchätze aufgehäuft ſind, als in Frankreich, wobey man wohl kühn behaupten kann, daß Deutſchlands Bibliotheken auch in Hinſicht auf eigentliches Studium doppelt ſo eifrig und fruchtbringend benutzt werden, als jene Frankreichs.

Gfr.

Ein ächt brittiſcher Einfall war es, auszurechnen, wie viel Thal. C. M. ein engliſcher Pfennig (penny), Zinſen zu Zinſen geſchlagen, von der Geburt Chriſti an bis zum Weihnachtsabend 1815 betrage. Das Facit (nach dem neueſten Heft der Curioſitäten) iſt nicht weniger als: 36,515,920,297, 303,446,291,658,536,232,190,076 Thaler. Dabey iſt bemerkt worden, daß dieſe Summe, in eine Kugel zuſammengeballt, einen Durchmeſſer von 135,335 geogr. Meilen, und 1039 1/3 Fuß haben, und demnach alle Planeten des Sonnenſyſtems an Größe übertreffen müßte. Die ganze Erde, würde, wenn ſie ſelbſt von Gold wäre, nicht zulangen, das Intereſſe jener Summe, auch nur für eine einzige Stunde zu bezahlen. Bey dieſer ſpitzfindigen Berechnung iſt jedoch die Kleinigkeit überſehen worden, die Termine der Zinſen, und dieſe ſelbſt, anzugeben.

Dr. Tappe, in Detmold, wird nächſtens eine Schrift über eine von ihm erfundene feuerfeſte und äußerſt wohlfeile Bauart heraus geben. Die Fürſtinn Pauline von Lippe ließ bereits mehrere ſolcher Hütten für arme Unterthanen auf dem Lande bauen. Die Form iſt wie ein Bienenſtock; in der Mitte ſteigt der Schornſtein hervor; der untere Theil iſt von Back-, der obere von Lehmſteinen; die Deckung iſt von Stroh. Mehrere Proben haben die Feuerfeſtigkeit unwiderlegbar bewährt. Ob der Dr. auch das Arcanum publiciren werde, iſt noch nicht bekannt. Wir erinnern uns hierbey, daß unſer verdienſtvoller Phyſiker, Freyh. v. Meidinger, vor etwa 18 Jahren, hier ähnliche Verſuche angeſtellt hat.

Ueber die Brieftauben-Poſt im Orient exiſtirt eine eigene Abhandlung, welche ein in Paris ſich befundener Morgenländer, Sabbay, verfertigte, und die der berühmte Sylveſter de Sacy ins Franzöſiſche überſetzte. Aus derſelben erſieht man, daß Sultan Mureddin Mahmud die erſte Poſt dieſer Art anlegte, welcher er ſich bis zu ſeinem Tode bediente (1174). Der Chalife Ahmed Alnaſerlidin-Allah (1179) hielt viele Tauben dieſer Art, und legte jeder einen Vor- und Zunahmen bey. — Ein abgerichtetes Paar koſtete damals 1000 Dinare (arabiſche Ducaten). Dieſe Poſt erhielt ſich bis zum Abſterben des letzten abbaſidiſchen Chalifen. Als deſſen Hauptſtadt, Bagdad, von den Mongolen erobert und zerſtört, er ſelbſt aber hingerichtet worden, nahm ſie ihr Ende. — Heutzutage gibt es aber im Oriente noch Leute, welche ſich der Tauben zu Briefbothen bedienen. — Sie werden ſehr jung abgerichtet. Sobald ſie Federn bekommen, werden ſie gewohnt, aus der Hand zu freſſen, und aus dem Munde zu trinken. Man zieht gewöhnlich Weibchen und Männchen zuſammen auf. Können ſie fliegen, ſo gibt man ſie in einen unbedeckten Käfig, und trägt ſie an den Ort hin, an welchem ſie dereinſt hin zu fliegen haben. Dort ſperrt man ſie nach öfter wiederholter Reiſe 1 bis 2 Monate ein, dann trennt man ſie, und nimmt eine an den Ort, von welchem aus man ſie hingetragen hat, und läßt ſie mit einem angehefteten Brieflein, auf feinſtem Seidenpapier, abfliegen; ſie ſucht gewiß immer ſobald als möglich zu der andern zu gelangen. Dieſer Brief wird unter einem Flügel mit einer mit den Spitzen auswärts gekehrten Doppelnadel an eine Feder angeheftet. Die Nadeln werden mit Zwirn öfter umwunden, um feſt zu bleiben. — Im Freyen wird ſie erſt losgelaſſen, und es wird anfangs genau acht gegeben, daß ſie ſich nicht niederlaſſe. Sie legt oft in einem Tage 600 deutſche Meilen zurück. In Arabien wurden ſolche Tauben in Thürmen verwahrt, und die dem Sultan zugeſandten waren ſo abgerichtet, daß ſie auf die Wachen zuflogen, welche ſie ins Gemach des Sultans trugen, der ihnen eigenhändig das Briefchen ablöſte. In Egypten gab es unter der Herrſchaft der Fatimiten eigene Fonds für Taubenpoſten. Ja man hat ein Taubenpoſten-Stationen-Verzeichniß in dem Buche »Tamaim el Hamaim« (Amulete der Taube), deſſen Verfaſſer Madſch-Eldin-Abdel-Doher iſt, und welches ſich in Volney's Reiſe durch Syrien und Egypten abgedruckt befindet. —

Für Micrologen: Iſt es ſonderbar, das Sonderbare für nicht ſonderbar zu halten, ſo mag es noch ſonderbarer ſeyn, das nicht Sonderbare ſonderbar zu finden. Z. B. Es ſtirbt bey Jena ein merkwürdiger Mann im Jahr 1803; nach 14 Jahren fällt es einem Augenzeugen des Todfalls ein, ſeine Beobachtungen durch den Druck zu publiciren. So wie die Nachricht, von frühern Daten mehr oder weniger abweichend, ſich conſtatirt, iſt ſie die neueſte. Sie kommt in einer Entfernung von 70 Meilen den ſo und ſo vielten an, iſt alſo den ſo und ſo vielten ſo eben eingetroffen, und demnach die neueſte ſo eben eingetroffene Nachricht. Dieſe Paar Zeilen ſtehn da, weil zufällig gerade Raum dazu iſt.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationsblatt.

17.

Freytag, den 26. Februar 1819.

Geſchichts-Hauptgrundſätze.

Von Julius Franz Schneller,
Profeſſor zu Grätz.

(Fortſetzung von Nr. 16.)

Styl! — Das Horaziſche: Descriptas servare vices, operumque colores, das iſt, Umriß, Licht, Schatten, Farbe von dem Erzählten anzunehmen, hat allgemeine Gültigkeit für jeden Vortrag. Wer immer gleich ſchreibt, hat oft ſchlecht geſchrieben. Der Geſchichtſchreiber muß raſch dem jungen Helden auf ſeinen raſchen Zügen folgen, fein das Gewebe einer feinen Staatskunſt entwickeln, ernſt den feyerlichen Gang einer dauernden Verfaſſung begleiten, feurig die hinreißende Lehre eines kühnen Geiſtes darſtellen, lieblich das Erblühen einer Kunſt ſchildern, und gründlich die allmählige Entwicklung einer Wiſſenſchaft zeigen.

Die drey Meiſter des geſchichtlichen Styles in Deutſchland, Gotthold Leſſing, Friedr. Schiller, Ernſt Poſſelt, unterſcheiden ſich in

Ton und Tracht ſo weſentlich, als die drey Römer Cornelius Tacitus, Criſpus Saluſtius, Titus Livius. Jede dieſer Arten des Styles erreget Bewunderung, weil jede hervorgeht aus der Eigenthümlichkeit eines ſeltenen Geiſtes, weil jede ein Gemüth in ſeinen Höhen und Tiefen darſtellt, weil jede den Grundton einer Seele mit allen Uebergängen, und das Hauptlicht derſelben mit allen Schattirungen verſinnlicht.

Wer ein Ich hat, muß die Welt auf ſeine eigene Weiſe anblicken, ſo wie Jeder, wer ein Auge hat, ſeinen eigenen, das iſt, einen andern Regenbogen ſieht, obſchon die Sonne nur Ein Weſen iſt, und das Geſetz des Lichts überall als dasſelbe ſich offenbart. In der nähmlichen Gegend erhebt der eine Mahler die weitumſchließenden Bergkuppen, der Zweyte die niedern Hügelreihen, der Dritte den rauſchenden Waldſtrom, der Vierte die ſtillnährenden Quellwaſſer, der Fünfte den dichten Baumſchlag, der Sechste die lichten Fruchtgelände, der Siebente das Lebende in der Natur. Eben ſo die Beſchreiber der geſchichtlichen Welt. Daher die bewunderte Verſchiedenheit des Styls in Herodotos, Thukydides, Plutarchos, den trefflichſten Meiſtern des antiken Muſterlandes. Daher die bewunderte Verſchiedenheit des Styls in Hume, Robertſon, Gibbon, den trefflichſten Meiſtern des modernen Muſterlandes. — Lächerlich wär' es, den Geiſt über Einen Leiſt ſchlagen zu wollen.

* * *

Methode! — Das Horaziſche: Cui lecta potenter erit res, nec facundia deseret hunc, nec lucidus ordo, das iſt: Auswahl mit Verſtandeskraft, und Klarheit in Anordnung hat allgemeine Gültigkeit für jede Methode. Ihr Vorzug beſteht darin, daß ſie das Vielgliedrige zum Ganzen auf eine lichtvolle Art verbinde, welche leichtfaßlich im Augenblick der erſten Anſchauung, und leicht anwendbar im Augenblick des ſpätern Wiederbedarfs ſich zeiget.

Die Methode heißt chronologiſch, wenn die Thatſätze nach der Zeitfolge gereiht ſind. Synchroniſtiſch, wenn das Zugleichgeſchehene auch verſchiedener Völker, zuſammen geſtellt iſt. Ethnographiſch, wenn ein Volksſtamm nach dem andern hervortritt. Technographiſch, wenn Alles nach einer Kunſtvorſtellung erſcheint. Geographiſch, wenn die Lage der Länder die Anordnung der Erzählung beſtimmt. Faſt alle dieſe Formen verriethen und bewirkten Aengſtlichkeit und Beſchränkung. Daher brauchten die Claſſiker meiſtens eine Real-Methode in Verbindung mit Epiſoden-Manier, das heißt, ſie behandeln Eine Sache als Hauptgegenſtand, und ſchalten alles Uebrige als Zwiſchentheil ein. Auch hierin ſind die Griechen als Vorbilder, ſelbſt nach dem Ausſpruch eines Römers, mit nächtlicher und täglicher Hand zu durchblättern.

Genie's haben ſich die verſchiedenen Methoden erſchaffen, und in jeder ihrer Schöpfungen Außerordentliches gewirkt. Geiſter zweyter Größe lieferten in jeder viel Brauchbares. Schwache Köpfe werden durch keine Methode ſtark.

* * *

Wahrheit und Wahrhaftigkeit! — Dahin zielt das Grundgeſetz, welches die Wahrheit der Geſchichte als Uebereinſtimmung des Berichts mit der äußern Wirklichkeit, und die Wahrhaftigkeit des Geſchichtſchreibers als Uebereinſtimmung des Berichts mit ſeiner innern Ueberzeugung gebiethet. Die Wahrheit bezieht ſich auf das Object; ihr ſteht das Irrige entgegen. Die Wahrhaftigkeit bezieht ſich auf das Subject; ihr ſteht die Lüge entgegen. Der Unterſchied iſt weſentlich und folgenreich. Schwer läßt ſich beſtimmen, ob der Irrthum oder die Lüge mehr die Geſchichte entſtellte und entſtelle.

Ein Ehrenmann lügt nie. Doch oft wird er ein ſelbſtbetrogener Betrüger. Er berichtet und bezeugt (beſchwört ſogar) Falſches nach ſeinem beſten Wiſſen und Gewiſſen, wenn er ſich ſelbſt täuſcht, oder wenn ein Anderer ihn irrführt. Bedarf es der Beyſpiele? Sie ſtehen in jeder Straſſe der Stadt, auf jedem Blatte des Buchs. Mancher täuſcht ſich ſelbſt gern, denn er liebt einen Wahn, der ihn beglückt, mehr, als eine Wahrheit, die ihn zu Boden drückt. Einige möchten die Selbſttäuſchung vernichten, aber ſie legen das Meſſer nicht hoch oder tief genug an; ſie wächſt in Gipfel oder Wurzel, von Oben herab, oder von Unten hinauf. Viele ſind irrgeführt von Andern; zufällig oder abſichtlich.

(Fortſetzung folgt.)

* * *

Witterungsregeln.

Unter dieſer Aufſchrift iſt in Nr. 10 des allgemeinen Anzeigers der Deutſchen, ein Aufſatz, unterzeichnet Eduard Stern, den wir hier, weil er ſo trefflich geſchrieben iſt, und dabey eine Abänderung nur eine Verunſtaltung ſeyn würde, wörtlich mitzutheilen, nicht anſtehn wollen.

1.) Fliegt eine kleine Silberwolke, wie ein fröhlicher Herold der aufgehenden Sonne voran, — das pflegt immer einen ſchönen Tag zu bedeuten! Aber lagert ſich ein Nebelgewölke dann am öſtlichen Himmel, ſo wird der ganze Tag nicht freundlich ſeyn. Und wenn gar, im Gefolge der aufgehenden Sonne, mehrere finſtere Wolken beym wehenden Südwinde erſcheinen, ſo darf man mit Gewißheit Sturm und Ungewitter für den Tag erwarten. —

2.) Iſt die Sonne bey ihrem Untergange mit einer blinkenden, glänzenden Krone geſchmückt, und verſchwindet dieſe endlich auf einmal, — hoffe auf einen ſchönen Tag! — Aber wehe uns, wenn dieſe Krone zerbricht, vor dem Untergange der Sonne, oder wenn ſie gar in die ſchwarze Farbe der Trauer ſich hüllend — zerfließt!

3.) Schmückt ſich die Sonne mit langen, goldenen Zöpfen, und ſchimmert bey ihrem Aufgange ein feuriges Morgenroth auf ihrem Haupte, man rechne doch ja auf keinen freundlichen Tag. Denn der Schmuck des Morgens verſchlingt die Freude des kommenden Tages. —

4.) Auf beſtändiges gutes Wetter darf man mit einiger Wahrſcheinlichkeit denken, wenn die großen Wolken am Himmel nach und nach in kleinere zerfließen, denn jene ſind es, die den ſegnenden Strahl der Sonne auffangen und verſchlucken, ohne daß ſolcher die Erde berührt. Die Sonne ſcheint nie Hunger ins Land, aber die großen Wolken bringen Regen, und endlich Koth, und Kothjahre ſind immer Nothjahre.

5.) Der gemeine Mann in meiner Gegend nennt die Nebenſonne, eine fremde Sonne. Ein ſolches Geſicht bedeutet, wie im Luftkreiſe, ſo in einem Lande, mit ſeltener Ausnahme, anhaltendes, ungeſtümmes Wetter. Gegenkaiſer haben Unglück genug in der Welt angerichtet.

6.) Blüthen im Spätherbſte verkünden dem Landmanne keine gedeihliche Witterung, denn ſie ſind die Folge einer zu angenehmen Witterung, wodurch der Saft ſich verleiten läßt, länger in den Adern der Gewächſe zu weilen, als er billig mußte. Schnell ereilet ihn dann der Froſt, und es erſtarret das kreiſende Blut in den Adern. — Eine luſtige Hochzeit im Spätherbſte tödtet das Leben vor dem Winter!

7.) Die blätterreichen Wipfel der Birken und der Weiden im Herbſte deuten auf einen ſchönen Frühling, und grünen ihm gleichſam ſchon entgegen. Aber verliert die Krone zuerſt ihren Blätterſchmuck, und ſind ſie unten am längſten grün, — das verſpricht uns keinen guten Frühling. — Eine hoffnungsreiche, mit dem Schmucke des Frühlings begabte Jugend deutet auf eine glückliche Zukunft. Aber, wenn kahl und blätterlos, wie Beſenreiſe, die jüngſten und höchſten Zweiglein des Baums emporſtreben auf dem Gipfel, der Schmuck der grünen Blätter aber nur unten bey den Alten weilt, — da iſt die Zukunft nicht erfreulich! —

8.) Umſumſen Bremſen in Menge, noch am Ende des Weinmonaths, das Vieh auf der Weide, jagen es hin und her, und zapfen das nährende Blut ihm ab, — o, es folgt ein langer harter Winter! —

9.) Wer zu früh redet, muß nachher dafür deſto länger ſchweigen! So die Lerche! So lange dieſe vor Lichtmeß ſich hören läßt, ſo lange muß ſie auch nach Lichtmeß ſchweigen. Den Fröſchen gehts nicht beſſer, ſo wie allen unzeitigen, zu lauten Schreyern! — Der 25. April iſt der Tag, wo ſie ein Recht haben, zu reden; aber ſie können es nicht erwarten, ſondern fangen oft ſchon im Anfange des Märzmonaths an zu ſchreyen und zu lärmen. Dafür aber müſſen ſie auch eben ſo viele Tage nach dem 25. April wieder ſchweigen. Nie hat das Gequäk der Fröſche den Frühling zeitiger herbeygeführt, als es nach dem Laufe der Natur möglich war.

10.) Das alte Sprichwort unſerer Landleute: »Trauert im Frühling das Land, ſo lacht im Herbſte die Scheune!« mag für Deutſchlands Literatur von guter Vorbedeutung ſeyn. —

* * *

Des Eiſens Erſchaffung.

An Herrn J. Ph. Schalbacher.

„Fahre wohl, du duft'ge Linde!
Sieh, ſchon blutet deine Rinde!!
Königliche ſtolze Eiche,
Hingeſtreckt vom Todesſtreiche
Liegſt du auf gemeiner Erde!
Und die ſtolz empor ſich kehrte,
Ewig junge, edle Fichte:
Nicht mehr trägſt du hoch im Lichte,
In des Himmels Glanz dein Haupt!!

Und ihr Pappeln, frey in Lüften!
Athmend nur in Aethers Düften,
Auch auf eure edlen Leiber
Lauern furchtbar ſchon die Räuber!
Auch der heil'gen Ceder Ehre
Iſt dahin; die ſtille, hehre
Sinket rettungslos darnieder!
Alle Schweſtern, alle Brüder,
Sind des Lebens wir beraubt!

Denn nun iſt's um uns geſchehen!
Müſſen troſtlos untergehen,
Und umſonſt iſt unſer Flehen,
Abzuwenden dieſe Wehen!!“

Alſo jammerten die Bäume
Kläglich durch des Waldes Räume,
Als, zu ſchlagen Tod und Wunden,
Als das Eiſen ward gefunden.

Schaurig klangen ihre Lieder
In der weiten Schöpfung wieder;
Und durch Thäler, und durch Klüfte
Pflanzte aufwärts in die Lüfte
Echo ſie in weite Fernen
Schadenfroh bis zu den Sternen.

Und der Sterne matt Geflimmer
Glänzte auf in hellem Schimmer,

Und die Nacht zerfloß, es tagte,
Und die hehre Dryas ſagte:
„Schweigt, verzweiflungsvolle Thoren!
Ihr, wie Alle, ſeyd geboren,
Gegen Schickſals Nothgefahren
Selbſt, euch kennend, zu verwahren;
Iſt das Eiſen gleich erſchaffen,
Habt ihr eure Gegenwaffen:
Gebt dem Beile keinen Stiel!!"

Aber Baum und Waldung fiel:
Nicht verhindert's die Lehre,
Daß das Eiſen fort verheere.

Franz Graffer.

Notizen und Correſpondenz-Nachrichten.

Zur Geſchichte der Aufklärung: In Spanien ſind die verbothenen Bücher in zwey Claſſen gebracht. Die erſte begreift diejenigen, welche auch für ſolche Individuen verbothen ſind, die durch das heil. Officium eine beſondere Licenz genießen; die zweyte Claſſe enthält die »verführeriſchen;« die Sitten, die Inquiſition, die monarchiſche Verfaſſung, den Souverain beleidigende Bücher, und ſolche, »wodurch die eiferſüchtigen Ehemänner lächerlich gemacht werden können.« — In ſpaniſcher Sprache von Eingebornen außer Landes gedruckte Schriften einzuführen, iſt bey vierjähriger Galeerenſtrafe verbothen. Jedes neue Buch muß ein Privilegium haben. Der Drucker oder Buchhändler, der ein Werk ohne Privilegium heraus gibt, muß das erſtemal 50,000 Realen Strafe zahlen, und 2 Jahre lang das Reich meiden; das zweytemal iſt doppelte Strafe, und das dritte- (wie gewöhnlich das letzte-) mal werden die ſämmtlichen Beſitzungen des Uebertreters confiscirt, und er ſelbſt auf immer und ewig — verbannt.

Eine gewiſſe **Maria Davis** wurde kürzlich vor dem Gerichtshof zu Baltimore als öffentliche Zänkerinn verklagt, und erlitt, als der Gegenbeweiſe unfähig, die in den engliſchen Geſetzen ausgeſprochene Strafe des Untertauchens ins Waſſer. — Auf der Inſel St. **Helena** war vor 40 und etlichen Jahren ein eigener Tagsbefehl gegen die weiblichen Klatſchzungen erſchienen, in dem dieſelbe Strafe verhängt wird. Dieſes merkwürdige Bülletin (welches nach ſeiner Local- und Sexualbeziehung freylich nur auf die nicht literariſchen Impertinenzen gemünzt ſeyn konnte) befindet ſich überſetzt wörtlich abgedruckt in der nächſt erſcheinenden zweyten Auflage der hiſtor. Raritäten.

Ein ſchottländiſcher Schiffer (berichtet das 11. Stück von **Okens Iſis**) brachte aus Südamerika ein Ei eines Alligators nach Greenok, aus dem während der Ueberfahrt das Junge kroch. Er wußte ſelbes nicht zu nähren, und dennoch lebte es 6 Monathe ohne Nahrung, und mußte ſich ſonach von dem Waſſer erhalten haben, mit dem es verſehen wurde. In Edinburg zog es ein Unterrichteter groß, und es nahm ſehr ſchnell zu, ſo, daß es bald 3 Fuß maß. Man hofft, es werde zahm werden und 20 Fuß erreichen. Es frißt jede Fleiſchart, vorzüglich gerne Auſtern und Häringe. Man hält es im Waſſer, nahe beym Feuer. Seine Klugheit iſt nicht gemein. Wenn ihm das Waſſer nächtlicher Weile ausgeht, ſpringt es zu des Wärters Schlafſtelle, mahnt ihn, und wenn er nicht ſogleich wach wird, ſtreichelt es ihn mit dem

Schnabel oder Schwanze, bis er auf ſein Bedürfniß Rückſicht nimmt. Friert es, des ausgegangenen Feuers wegen, ſo ſchiebt es des Wärters Bettdecke weg und legt ſich neben ihn, um zu erwarmen.

In Rußland beſtehen gegenwärtig 31 Mutter- und Töchter-Bibelgeſellſchaften. Man veranſtaltet jetzt eine Stereotypen-Ausgabe der ganzen Bibel in 7 Sprachen. Beſonders merkwürdig iſt, daß die Miſſionarien in Aſtrachan Bibeln in der Sanscrit-Sprache für die Braminen von der Geſellſchaft verlangten, und daß dieſer ein von 6 Rabbinern unterfertigtes Geſuch in hebräiſcher Sprache, um hebräiſche Bibeln für 900 jüdiſche Familien einging, die ſich im Lande Kumak, (weſtlich am Kaſpiſchen Meere) aufhalten. Der Fürſt Ypſilanti läßt auf ſeine Koſten 5000 neue Teſtamente in wallachiſcher Sprache zur unentgeldlichen Vertheilung drucken.

Der Haarkräusler Courtois in London, welcher kürzlich ſtarb, und das ungeheure Vermögen von 200,000 Pf. Sterl. hinterließ, hatte vor einigen Jahren im Haus der Oſtindiſchen Geſellſchaft den Lord Gage beſucht, und erklärt, daß er da ſey, um beym Wahlgeſchäft zu ſtimmen. Der Lord fragte, ob er denn Actionär ſey. »Ja wohl,« erwiederte Courtois, »ich habe deren 4.« — Nun, ſagte der Lord, eh ihr das Buch zur Hand nehmt, ſeyd ſo gut, mich zu friſiren! Und der Wahlmann — ſtand keinen Augenblik an, den Haarkräusler zu machen.

In der Zeitung von Frankfurt a. M. wird das dortige Irrenhaus ganz gewaltig herausgeſtrichen, ſo, daß man in Verſuchung kommen könnte, das äußere Schickſal ſeiner Bewohner zu beneiden. Es heißt unter Andern: »Die Behandlung der Seelenkranken iſt, wie die Grundſätze der Humanität ſie fordern, mild und gelind. Sie erhalten kleine Aufmunterungen, Schnupftabak, den ſie ſehr lieben, (köſtlicher Einfall!) oder andere Spielereyen, nach welchen ſie begierig ſind. Im Irrenhauſe wird niemand in den Sack geſteckt, oder ihm der Mund verſtopft; völlige Rede- und Gedankenfreyheit herrſcht da. Das Haus iſt demnach vor oder hinter dem Zeitgeiſt.

Numismatikern, welche ſich für die Münzen des Mittelalters intereſſiren, empfehlen wir das neue Werk des gelehrten Marchant, betitelt: Melanges de numismatique et d'histoire, ou correspondance sur les Medailles et monnoïes des Empereurs d'Orient, des Princes croisés d'Asie, des Barons françois etc. mit Abbildungen. Am ausführlichſten iſt Hr. M. über die Byzantiniſchen Münzen, die ſein Lieblingsſtudium ausmachen; er theilt viele unbekannte mit, erklärt und berichtigt bekanntere. Die Schrift beſteht aus 12 Briefen an Sacy, Millin, Mionnet, de Serre ꝛc.

Die »theologiſche Quartalſchrift« — in Verbindung mit mehreren Gelehrten von Dr Gratz, Drey, Herbſt und Hirſcher, (Profeſſoren der Theologie zu Tübingen) iſt eine höchſt erfreuliche Erſcheinung unter der Vielzahl der mit gegenwärtigem Jahre beginnenden Zeitſchriften. — Sie füllt eine lange ſchmerzhafte Lücke in der kathol. Literatur aus; denn eine Zeitſchrift, welche die Wiſſenſchaftlichkeit der Theologie, durchgeführt in allen Theilen derſelben, berückſichtigt, und zugleich *durch* die (obwohl critiſch-gründliche) Darſtellung den religiöſen Sinn, oder den *Geiſt der Pietät* anregt und befördert, verdient gewiß ausgezeichnete Beachtung. —

Unter den vielen eingelaufenen Beyträgen befinden ſich einige Aufſätze und Gedichte, die gegen ein ſich durch auffallenden Ton unterſcheidendes hieſiges Journal gerichtet ſind. Dieſe und ähnliche können wir aber nicht aufnehmen. Die Tendenz des Conv. Bl. ſchließt alle Polemik aus, bey der weder Wiſſenſchaft noch anſtändige Unterhaltung gewinnen, oder wohl gar herabgewürdigt werden. Zu eitlen Klopffechtereyen haben wir weder Frivolität, noch Zeit und Raum genug. Ueberdieß ſind wir es dem Publikum, das die Güte hat, unſer Inſtitut ſo über alle Erwartung zu begünſtigen, ſchuldig, es mit nähern Behelligungen ſolcher Art zu verſchonen. Unſer Leſepublikum nimmt von einſeitigen, verfälſchten und leidenſchaftlichen Critiken, Anti- und Anti-Anti-Critiken ohnehin keine Notiz: es iſt zu aufgeklärt, zu nüchtern, und urtheilt daher nach dem Totalgeiſt. Zu ernſter, gerechter, ehrlicher Fehde gebricht es uns nicht an Luſt, nicht an Muth, nicht an gelenken Gliedern. Die Folge mags zeigen. Indeß wandeln wir geräuſchlos und unbekümmert unſern Weg, und fahren, im Bewußtſeyn unſers redlichen Strebens, wiſſenſchaftliche Unterhaltung zu befördern, fort, kleinliche Neckereyen und neidiſche Ausfälle zu ignoriren; enthalten uns thunlichſt aller Veranlaſſung, und daher der Aufnahme der bezeichneten Beyträge. Trägt doch aller Unfug den Zunder der Strafe in ſich ſelber! Und

Jedwedem Sinn,
Der's treu und redlich meint, blüht ſeine Erndte;
Fängt ſie was ſpät an, ſo verlängert auch
Ein günſt'ges Schickſal wohl das Erndtewetter,
Bis all' die Aehren aufgeſpeichert ſind.

ſingen wir mit Fouqué.

Die Redact.

Im Verlage dieſer Zeitſchrift (Neuburgergaſſe Nro. 1177) ſind folgende *neue* Werke zu haben:

Sappho, Trauerſpiel in 5 Aufzügen, von Franz Grillparzer. Wien 1819. Ausgabe in 12. auf Poſtdruckp. in Umſchlag 2 fl. 30 kr. In 8. auf Velinpap. mit dem Porträt der k. k. Hofſchauſpielerinn *Sophie Schröder*, ſteif geb. 5 fl.

Odeon, häuslichen und öffentlichen declamatoriſchen Unterhaltungen gewidmet von J. N. Paſſy. 16. Wien 1819, auf Poſtdruckp. cartonirt 3 fl. 30 kr.

Sinnbilder der Chriſten. Erklärt von Arthur vom Nordſtern. Prachtausgabe mit 21 Holzſchnitten von Nesbit, Branſton, Clennell und Hole. gr. 4. Leipzig. 36 fl. W. W. *Inhaltsverzeichniß*: 1. Tod und Sünde vom Kreuze vernichtet. 2. Ruf zur Wachſamkeit. 3. Die Welt in Gefangenſchaft. 4. Vergeltung. 5. Die entfliehende Hoffnung. 6. Ruhe für Müde. 7. Ausſaat durch den Tod. 8. Rettung aus den Fluthen. 9. Beſtändigkeit. 10. Geiz, Wohlthätigkeit. 11. Selbſtgenügſamkeit der Forſcher. 12. Die Welt in der Wagſchale. 13. Bürdenfreyer Ausflug. 14. Die Töchter von Jeruſalem. 15. Sehnſucht nach lebendigem Waſſer. 16. Sehnſucht nach Befreyung. 17. Schreckniſſe des Sünders. 18. Erwartung des Tagesanbruchs. 19. Verwundung im geiſtigen Auge. 20. Himmliſche Quellen für geiſtiges Leben. 21. Der Lebenshain. —

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationsblatt.

18.

Dinſtag, den 2. März 1819.

Neues Schema der Natur.

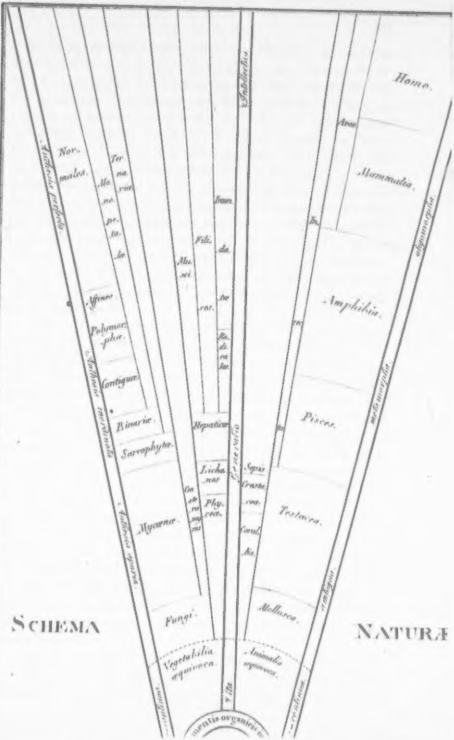
Von Leopold Trattinnick.

(Mit einer Kupfertafel.)

Es gibt bekanntlich natürliche und künſtliche Syſteme, nach welchen man alle bekannten natürlichen Dinge claſſificirt, um in ihrer Benennung eine allgemeine Uebereinſtimmung zu bewirken, um die aufgenommenen Benennungen daſelbſt wieder finden, um den Weg zur Nominalkenntniß abkürzen und erleichtern zu können. Es gibt noch andere ſogenannte Naturſyſteme, welche aber nicht jene Einheit und Erleichterung zum Hauptzweck haben, ſondern bald die Stufenfolge der natürlichen Ausbildung, bald den cosmiſchen Werth, bald eine gewiſſe Zeugungstheorie als Hauptſache vor Augen haben. Mein Schema weicht ſowohl in der Idee als im Zweck von allen dieſen gänzlich ab. Es iſt weder ein Syſtem, nach dem man claſſificiren, noch eine Darſtellung, nach welcher man die Entbildung der natürlichen Capacitäten erklären könnte.

Der Zweck, den ich bey dem Entwurf deſſelben mir vorgeſetzt hatte, war allein die Realiſirung einer allgemeinen Ueberſicht aller natürlichen Dinge, und zwar nur in ſo ferne, als dieſe nöthig und erſprießlich iſt, um ihre gegenſeitigen, anſchaulichen, poſitiven Verhältniſſe in Maſſa richtig aufzufaſſen, zu beurtheilen und zu behalten. Es kümmert mich gar nicht, ob die Naturproducte im intellectuellen, oder im Range der Generation wirklich ſo ſtehen, wenn ſie nur ſo erſcheinen und ſich ſo am beſten beſchauen, vergleichen, im Raume zwiſchen der unterſten und höchſten uns bekannten Vollkommenheit am leichteſten ſich alſo eingeſchaltet denken laſſen.

Daß zu einer ſolchen Beſchauung weder die Idee der Leiter, noch jene der Mappe tauge, läßt ſich leicht begreifen; denn was die erſte betrifft, ſo gibt es in dem organiſchen Naturreich ein gemeinſchaftliches Normal, das ſich nicht abſchneiden und übereinander ſetzen läßt. Das Leben und die Zeugung iſt den Thieren, wie den Pflanzen eigenthümlich, und die Grade des Lebens, ſo wie die Grade der Zeugung, erheben ſich bey Beyden gleichförmig. Der höhere Werth, den einige Naturforſcher der Thierheit, ohne alle Rückſicht auf die ſtufenweiſe Vollkommenheit, beylegen, läßt ſich um ſo weniger demonſtriren, als in den unterſten Stufen die Anſprüche auf Animalität oder Vegetabilität immer noch ſehr zweifelhaft, ja ſogar eine Definition von beyden, die eine ſtrenge Prüfung aushalten dürfte, noch immer nur eine Aufgabe iſt. Wenn wir alſo einen Naturkörper bisher für eine der niedrigſten Pflanzen gehalten hätten, und es würde erwieſen, daß er ein Thier ſey, ſo wären wir genöthigt, den ungeheuern Sprung zu machen, und auf einmal das ganze Gewächsreich zu überſetzen, um in die unterſte Reihe des Thierreichs zu gelangen; das heißt ungefähr eben ſo viel, als ein Sandkörnlein zum Weltkörper erheben, oder ein Kind, das noch nicht lallen kann, weil es von einem Profeſſor erzeugt worden, auf die Lehrkanzel ſetzen. Das Leben und die Zeugung haben in ihren niedrigſten Stufen, in den Thieren und in den Pflanzen, ſo viel Gemeinſchaftliches, daß man Thier und Pflanze auf denſelben nicht von einander unterſcheiden kann. Erſt wenn ſie ſich weiter erheben, äußern ſie ſich divergirend, durch ihre Tendenz und durch ihre Functionen. Dieſe Tendenz und dieſe Functionen erheben ſich durch ſtufenweiſe Veredlung neben einander, und ohne uns zu nöthigen, ſie ſelbſt einander unterzuordnen. Selbſt dann, wenn es erwieſen wäre, daß die animaliſche Natur edler ſey, als die vegetabiliſche, hätten wir noch nicht Ur-


Homo.
Aves.
Mammalia.
Intellectus
Nor-males.
Ter-na-riæ.
Mo-no-pe-ta-læ.
Filices.
Musci.
Frondosæ
Radicales.
Affines.
Polymorphæ.
Contiguæ.
Binariæ.
Sarcophytæ.
Hepaticæ.
Lichenes
Phyceæ.
Gasteromyces
Myarnæ.
Fungi.
Vegetabilia æquivoca.
Animalia æquivoca.
Generatio
Vita
Insecta
Vermes
Amphibia.
Pisces.
Sepiæ
Crustacea.
Corallia.
Testacea.
Mollusca.
Anthesis perfecta.
Anthesis incompleta
Anthesis apparens.
Anthesis abscondita
oligomorpha.
metamorphosis
ambigua.
… evolutiona
mentis organicis

SCHEMA NATURÆ

ſache, ſie übereinander zu ordnen; denn eine divergirende Tendenz kann ja immerhin viel niedriger ſeyn, als die andere, ohne deßwegen der andern untergeordnet zu ſeyn. Die Rechenkunſt dient dem Mäkler und dem Aſtronomen; muß man denn eben vorher ein Mäkler geweſen ſeyn, ehe man ein Aſtronom geworden iſt? Doch alle dieſe Anſichten ſollen meinetwegen verworfen werden! Mein Schema ſoll nicht ein Ideal, es ſoll eine getreue Contour der Schöpfung ſeyn, wie ſie uns in allen ihren Verhältniſſen wirklich erſcheinet. Und wer kann läugnen, daß die Tendenz der Vegetation von jener der Thierwelt ganz abweiche? wer kann widerſprechen, daß die Schwämme und die Phycäen den Corallien und den Mollusken (Weichthieren) weit näher verwandt ſind, als die veredeltſten Pflanzencohorten, die Normalen, Monopetalen, Ternarien, u. ſ. w.? Iſt es alſo nicht widernatürlich, jene weit von einander zu ſondern, und dieſe zunächſt aneinander zu ſtellen, wenn man die Abſicht hat, uns die Aehnlichkeiten aller Naturdinge im Ganzen anſchaulich zu machen?

Die Idee der Mappe taugt zu dieſer Abſicht eben ſo wenig. In einer Mappe iſt alles aneinander, nichts übereinander. Nun gibt es doch wirklich in der Natur Rangſtufen, und dieſe können hier nicht ausgedrückt werden. Wie ſollte man z. E. in einer Mappe das Rangverhältniß zwiſchen den Mammalien (Säugethieren) und den Mollusken, oder jenes zwiſchen den Normalpflanzen und den Schwämmen bezeichnen?

Wenn aber auch dieſe beyden Ideen, rein und ausſchließend genommen, zu einer treffenden Darſtellung aller ſichtbaren Verhältniſſe unanwendbar ſind, ſo geben ſie doch, vereinigt, das Schema, welches ich für das entſprechende halte. Denn, wie ſchon aus dem bisher Geſagten erhellet, es gibt in der Natur zugleich Grade des Ranges und Grade der Abweichung. Jene bezeichnen z. E. in meinem Schema die Abſchnitte zwiſchen den Mollusken und dem Menſchen, dieſe die Radien zwiſchen den Normalpflanzen und den Säugethieren. Wie der Geograph den Standpunct einer Stadt bezeichnet, wenn er den Grad der Breite mit jenem der Länge angibt, ſo kann nach dieſem Schema auch der Naturforſcher alle Verhältniſſe, oder vielmehr das Reſultat aller Verhältniſſe eines Naturkörpers beſtimmen, wenn er den Radius und die Stufe benennet.

Ich glaube daher, daß man die geſammten Naturkörper am leichteſten in dem auf der beyliegenden Kupfertafel entworfenen Schema überſehen und beurtheilen könne. Ich darf wohl nicht erſt erinnern, daß dieſes hier nur eine Weltcharte iſt, und daß man alſo nur die höchſt allgemeinen Verhältniſſe darnach beurtheilen möge!

Um dieſes Schema beſſer zu verſtehen, finde ich, außer obiger Einleitung, noch folgende Erläuterungen dienlich:

In die unterſte Reihe ſetze ich die Materia inorganica, nicht, als ob ich dadurch behaupten wollte, daß alles, was nicht Thier oder Pflanze iſt, für leblos, oder auch nur für anorganiſch gehalten werden müſſe. Der Organismus des Weltgebäudes iſt wohl der größte und der unwiderſprechlichſte, und in einem gewiſſen Sinne könnte man vielleicht von allen Materien behaupten, daß ſie leben, und nach organiſchen Geſetzen ineinander wirken. Allein, dieſes Leben und dieſer Organismus iſt doch ganz ein anderer, und von jenem der Thiere und der Pflanzen ſo ſehr verſchieden, daß wir die nur von demſelben erfaßten Materien, in Vergleich gegen die Thiere und Pflanzen, unbedenklich, leblos und anorganiſch nennen können, ohne beſorgen zu muſſen, daß wir von Naturforſchern, denen es nur um die Ueberſicht der ſogenannten drey Naturreiche zu thun iſt, mißverſtanden werden dürften. Ich verſtehe alſo unter Materia inorganica die Weltkörper, in ſoferne ſie noch als unveränderte ſeit der Schöpfung exiſtirende Weſen zu betrachten ſind, alſo z. E. den Kern unſerer Erde.

Den erſten Grad, Ring, oder wie man es nennen will, über jener, erfüllet die organiſch geſchwängerte Materie (Materia elementis organicis impraegnata). Man mag dieſe Befruchtung wo immer herleiten, genug, die Cruſte der Weltkörper, oder wenigſtens die Cruſte unſeres Erdkörpers, iſt ſchon in einem gewiſſen Grade lebendig, aber ihr Leben iſt chaotiſch, und noch jeder Ausbildung fähig. Es gibt hier abgeriebene Elemente der rohen anorganiſchen Materie, vermengt mit denen der zerſtörten organiſchen Bewohner der Erde, ja ſogar mit ſolchen, die aus anderen Weltkörpern herſtammen, wie z. B. das Licht, der Aether, die Präcipitate der Luftmeteore, die Meteorſteine u. dgl. Die ewigen Veranderungen der Temperatur, der Atmoſphäre, der Trockenheit, und ſelbſt die Bewegungen unſeres Weltkörpers, veranlaſſen eine immerwährende Umwandlung dieſer Cruſtenmaterie, und das allgemeine Leben ſcheint auf dieſe harmoniſch einzuwirken, und ſie vorzubereiten, daß ſie unter gewiſſen begünſtigenden Umſtänden tauglich wird, wirklich organiſirten Körpern zum Stoffe zu dienen, und in ihm nach den Geſetzen ſeines Organismus zu leben. Nur dieſe Cruſtenmaterie iſt fähig, Pflanzen und Thiere zu ernähren; der Kern der Erde würde nie dazu taugen.

Noch muß ich anmerken, daß ich zur Cruſtenmaterie nicht allein die Erde ſammt allen ihren Mineralien, ſondern auch die Atmoſphäre und das Waſſer rechne, als welche ebenfalls nichts anderes als abgeriebene zerſetzte, und Millionenmal umgewandelte, von dem allgemeinen Leben ergriffene Elemente ſind.

Den zweyten Grad behaupten Weſen, die ſchon ein, Jedermann unverkennbares, Leben und einen Organismus darſtellen. Ich nenne dieſes Leben ephemeriſch fortwährend (vita ephemerico-continua). In dieſem Grade des Lebens und der erkennbaren, natürlichen Vollkommenheit befinden ſich Weſen, welche zwar organiſch leben, aber geſchlechtlos ſind, und nicht zeugen, alſo auch nicht erzeugt werden. Sie ſind ſeit der Schöpfung vorhanden, aber ihre Form iſt höchſt wandelbar, und nähert ſich bald mehr der thieriſchen, bald der vegetabiliſchen Natur. Solche dürften nach meiner Meinung die meiſten byſſusartigen Gewächſe (die Fadenpilze), die Infuſionsthierchen, viele Eingeweidewürmer u. dgl. ſeyn. Der enthaltende Ort, die Einwirkung der Atmoſphäre, die Temperatur, die mitgetheilten Impulſe beſtimmen dieſe vagen Geſchöpfe, ſich bald in dieſe, bald in jene Form zu verwandeln, und bald mehr einem Thier, bald einer Pflanze zu gleichen. So wie ſich dieſe Einwirkungen ändern, ſo verwandelt ſich auch das Geſchöpf wieder in ein anderes, und es iſt unmöglich, die Zahl der Formen anzugeben, die dieſe Weſen ſchon angenommen haben, und noch annehmen können. Man kann alſo nicht eigentlich ſagen, daß es Gattungen und Arten von ſolchen Geſchöpfen gibt; es iſt nur eine einzige Art, und dieſe Art iſt weder Thier noch Pflanze, ſondern ein eigenes, aus einer einzigen Art beſtehendes Naturreich, das auch wirklich ſchon manche groſe Naturforſcher geahndet haben. Eben ſo wenig kann man dieſer Art eine fortwährende Sterblichkeit zuſchreiben. Es kann nur mit dem Untergang der Welt ſterben, denn da es gar keine beſtimmte Form hat, ſo kann es ſich in alle auf dieſer Welt vorfallende Umwandlungen fügen, und in jeder derſeben fortleben, ohne vorher den eigentlichen Tod zu erleiden. War es jetzt ein Fadenpilz, ſo kann es gleich darauf ein Infuſionsthierchen werden. Manche dieſer Bildungen können, wenn die Begünſtigung der bildenden Einwirkungen, z. E. in einem thieriſchen Körper ſehr groß iſt, ihre Organiſation ſo weit fortſetzen, daß ſie z. E. wirklichen Thieren ſehr ähnlich werden, und ſogar proliferiren, ja wohl ſelbſt Geſchlechtstheile anſetzen, ohne jedoch eigentlich zu erzeugen. Denn ihre Geburten ſind keine neuen Producte, ſondern nur Zertheilung ihrer eigenen Subſtanz, und wenn die Umſtände der Einwirkung ſich ändern, wenn z. E. das enthaltende Thier krank wird, oder wenn der Eingeweidewurm in ein heterogenes Eingeweide verſetzt wird, ſo werden auch dieſe unächt erzeugten Geburten ihren Aeltern nicht mehr ähnlich werden, und ohne zu ſterben, in eine ganz andere Form, vielleicht gar in eine pflanzenartige, übergehen. Eben darum habe ich auch die hieher gehörigen Naturproducte Animalia und Vegetabilia aequivoca, und ihr Leben Vita ephemerico-continua genannt. Denn in der Form, in der ſie uns erſcheinen, ſind ſie bloße ephemeriſche Weſen, ſonſt aber unzerſtörbar, und die Form ſelbſt, in der ſie erſcheinen ſollen, hängt nicht von der Geburt, ſondern nur allein von den Umſtänden ab, die auf ſie einwirken, und ſie durch den mitgetheilten Impuls zu dieſer oder jener Entwicklung beſtimmen.

(Fortſetzung folgt.)

* * *

Prinz Alexander Muroſi, Abentheurer und Tempelherr.

»Er war« (erzählt der Hofr. Bretſchneider*) in ſeiner naiven Manier) »ein Bruder des ehemaligen Hoſpodars der Wallachen, und Schwager des Hoſpodaren Ypſilanti. Er hatte ſich in den Kopf geſetzt, das Reich des Freymaurerordens in dieſer Welt zu ſuchen, und 50.000 Mann zur Wiedereroberung der Güter, die ehehin dem Tempelherrenorden gehört hatten, ins Feld zu ſtellen. Von ihm und ſeinen Abentheuern könnte ich ein ganzes Buch ſchreiben, denn ich kannte ihn ſehr gut, ſah ihn aber immer in ſehr armſeliger Geſtalt, und er erwarb ſich mein Mitleid, weil er ein gutes Herz hatte. Das war aber auch Alles, denn er war ein Poltron, kriechend oder übermüthig, wie es die Umſtände mit ſich brachten, ohne alle Kenntniſſe und Cultur. — In Conſtantinopel ließ er ſich beſchneiden, glaubte dort an Muhamed, und in Petersburg an den heil. Nikolaus. Im Jahre 1790 ſah ich ihn das letztemal. Da ging er mit einem Paſſe vom ruſſiſchen Geſandten nach Petersburg, wo ſeine zwey Töchter als Hofdamen der Kaiſerinn verſorgt waren. Er war von der Kaiſerinn beſtimmt, unter Orlow zur See zu dienen, und kam auch nach Livorno, aber die Abbrennung einer einzigen Kanone, des Sieges wegen, erſchütterte ſeine Nerven ſo heftig, daß er alle Luſt zum Seedienſte verlor. Er ſtellte ſich krank, bat um Urlaub, zu ſeiner Mutter nach Jaſſy zu reiſen, erhielt ihn, und nahm ſeinen Weg durch ***, wo das Glück ſeiner wartete, in den uralten königl. Orden der Freymaurer aufgenommen zu werden. Durch Geld war es ihm ganz leicht, die obern Grade zu erlangen, und da erfuhr er denn, daß er ein Tempelherr war. (?) Er ſchwur, das Seinige zur Wiederherſtellung des Ordens beyzutragen. Wenn mir recht iſt, war ſein Ordensnahme: Eques de tribus capellis, oder de Capri mulgo. Sobald er demnach das große Geheimniß erfahren hatte, wollte er ſeiner Pflicht Genüge leiſten, und offerirte dem Herzog Ferdinand von Braunſchweig 50,000 Mann, die er ſich ganz leicht in der Wallachey zuſammen zu bringen getraute, um die verlornen Güter mit Feuer und Schwert zurück zu erobern. Der Herzog, der den Mann nicht kannte, kam dadurch in Verlegenheit, und ſchrieb ihm eine ernſthafte Vermahnung mit der Nachricht: »daß Alles, was ihm geoffenbaret worden wäre, nur als ein Glauben, nicht als ein Schauen anzunehmen ſey.« — Der Herzog hätte ganz ruhig bleiben können, denn dieſer Eques a Caprimulgo trug zwar einen fürchterlichen Raufer an der Seite, er hatte aber die nämliche Krankheit, wie jener König von Schottland (Jakob VI., als König von Großbrittanien I.) der keinen bloßen Degen ſehen konnte.« —

---

*) Meuſels hiſt. und liter. Unterhaltungen. B. 1818.

Was weiter aus dieſem Helden geworden ſey, (ſetzt Hofr. Meuſel hinzu) wußte Bretſchneider nicht, wünſchte es aber zu erfahren. —

⁂

Wein und Liebe.

Von Georg v. Gaal.

Gewiſſe Naturen vertragen ein Maß von Weine ohne ſich auch nur zu entfärben, während andere ſchon ein Drittheil deſſelben zu Boden ſtrecken würde; ja ſie vertragen ſo viel, daß eine Quantität, welche andern unerrettbar den Tod bringen würde, ſie nur in eine mäßige Lebhaftigkeit verſetzt, und dadurch gleichſam die Demarcationslinie des Uebergangs ihrer Pflanzenſeelen ins Reich wirklicher Thierſeelen zu beſtimmen ſcheint. Erſt dann, wenn die wirkliche Menſchenſeele eines verunglückten Trunkdilettanten durch die Schwere des Saftes, womit ſie ſich beſtoben, ſchon längſt über Lethe und Phlegeton hinüber iſt, erwacht im Herzen des echt bacchantiſchen Athleten eine eigentliche Lebensregung, und beſtimmt ihn, ſein glorreiches Wohlbefinden durch ein: mir iſt ganz canibaliſch Wohl! zu erkennen zu geben.

Nicht anders verhält ſichs mit der Liebe. Manchen umfängt ſie mit dem ganzen Himmel ihrer Reize und Entzückungen; ganze Schaaren von Amoretten umgaukeln ihn, alle holden Künſte derſelben ſcheinen ſich ſeinetwillen zu erſchöpfen, und das ganze Arſenal der paphiſchen Königinn erarmt an Wunder- und Luſtſtücken ihn zu beſeligen, oder auch wohl nur zum Lebensgefühle aufzuregen. — Vergebens! es ſtröme der Zauber dieſes wahrhaften Fluidi divini (eine Benamſung, deren die Liebe allerdings würdig iſt,) wie eine Gasfluth in ſeine Adern, er regt ſich höchſtens nur ſo viel als eben nöthig iſt, einige Behaglichkeit kund zu geben. Er liebt aus Gewohnheit, und zwar, ſo wie Jener den Rebenſaft nicht der Qualität, ſondern der Quantität willen.

Mancher liebt zwar den Wein, aber nur in ſo fern, als die Gunſt der Umgebungen ihm geſtattet, ſeinen Durſt auf fremde Koſten zu ſtillen. Im Nothfalle begnügt er ſich auch mit Froſchgetränke und zuweilen nicht ohne einen Anſchein von Zufriedenheit, welche aller echten Trinker Augen ein wahrer Gräuel iſt. —

Eben ſo iſt es mit der Liebe. Mancher liebt, oder liebelt wenigſtens, wann und wo er kann; aber nie verleitet die ſüße Liebesgluth ihn zum Entſchluſſe, ein Herzensbedürfniß auf eigene Rechnung zu befriedigen. So lang es noch andrer Männer Frauen gibt, weiß er ſich wohl zu helfen, gibt es keine mehr für ihn, ſo tritt er ganz geruhig an den — Waſſerkrug hin, und trinkt ſtillbedächtig, als ein leibhaftes Exempel von Mäßigkeit, woran ſich auch ein Encratite erbauen könnte.

Manchem behagt nur neuer, junger Wein; vor gutem und altem eckelt ihm. — Mancher trinkt ſechs und mehr Sorten unter einander, nicht ſelten zur Abwechſelung auch Schuſterwaſſer. (So nennen wir das heutige Surrogat eines Getränks, das unſre Aeltern zu ihrer Zeit Bier genannt haben). Und dieß zwar ohne Nachtheil Leibs oder der Seele; während ein Anderer auch dem Nectar von Tokay oder Madera eben nicht viel regern Lebensgeiſtes abgewinnt, und im Ganzen ſo ziemlich in Ordnung bleibt.

Iſt es mit der Liebe nicht eben ſo? Weiß wohl jeder ihr wahres Heiligthum zu finden? ſich mit einem edeln, reinen Herzen zu begnügen? ſich in daſſelbe einzubauen, und gern und ewig ſich in demſelben zu erhalten? Mancher rennt über Berg und Thal, durch Straßen und Redouten, ſucht und forſcht und ſchmachtet; und wenn er endlich ganz nahe dem Herzen begegnet, das ihn zu beglücken geſchaffen wäre, dann iſt ſein Geſchmack durch das zu viele Koſten ſchon ſo ſehr verdorben, daß er es leider zu ſpät fühlt, wie ſchwer es ſey, nach ſo häufiger Ueberſättigung zu reinem und nüchternen Genuſſe zu gelangen. Im gewohnten Taumel fährt er fort zu koſten, und ſchließt endlich, ſo wie unſer Gleichniß, mit dem Ausruf: Ach! wie iſt doch alles ſo eitel!

* * *

Prof. Schultes Donaufahrten.

(Fortſetzung.)

Der ſechste Abſchnitt beſpricht die Donaureiſe von Dillingen bis Donauwörth. Bey Erwähnung des Vorbeyſchiffens vor Höchſtätt gibt Verfaſſer ein niederſchlagendes Gemählde von den in dieſer Stadt vorgefallenen Ereigniſſen, auf welcher der Arm des Schickſales ſchwer laſtete. Auf den Gefilden um dieſe Stadt büßte Welf I. ſein Herzogthum Bayern, und ſeine Beſitzungen in Schwaben ein (1081); hier mordeten und ſengten ſchonungslos die Croaten (1643). Hier verlor der öſterreichiſche General Graf Styrum gegen Max von Bayern und Marſchall Villars ſeine ganze Artillerie und ſein ganzes Gepäcke. — Im folgenden Jahre wurde dem heldenmüthigen Maximilian an der nämlichen Stelle durch die großen Männer, Eugen und Marlborough, ſein Land entriſſen, alſo der bayer'ſche Fürſtenhut zweymal durch öſterreichiſche Waffen. Zweymal wurde Marlborough geworfen, das gab ihm aber nur Gelegenheit, ſich nach der durch Eugen ſchnell erhaltenen Verſtärkung auf's neue zu conzentriren, und mit vereinten Kräften den großen Schlag auszuführen. Daß die entſcheidende Wendung allein durch Tallards Irrthum herbeygeführt worden ſeyn ſoll, iſt den partheiiſchen Memoiren des Marquis von Feuquieres auf Treu und Glauben wohl ſchwerlich nachzuſagen. — Sehr intereſſant ſind die ſeit der Zeit der Reformation und des Beytrittes der Einwohner zum ſchmalkaldiſchen Bunde vorgefallenen Begebenheiten dieſer Stadt zu leſen; als freye Reichsſtadt, durch die Erklärung Kaiſer Friedrichs trat ſie demſelben bey. Obwohl durch Karl V. erobert, wurde ſie dennoch im Paſſauer Vertrage in die Rechte einer freyen Reichsſtadt wieder eingeſetzt. Der gegenſeitige Haß zwiſchen Katholiken und Proteſtanten brach bey Gelegenheit einer öffentlichen Prozeſſion der erſteren in Thätlichkeiten aus, und hatte die Achterklärung der Stadt zur Folge. Bayern ergriff die Gelegenheit, welche der Ingrimm der Proteſtanten darbot, nun auch zum viertenmale, dieſe Stadt beſitzen zu können, bezwang die prot. Unterthanen mit Gewalt der Waffen, übergab die Pfarrkirche den Jeſuiten, und erhielt ſich den Proteſtationen und dem Sträuben der ſchwäbiſchen Stände zum Trotze, in dem Beſitze dieſer Stadt. Auch das fünftemal mußte ſie den Schweden im 30jährigen Kriege abgewonnen werden; Kaiſer Joſeph I. erklärte ſie wieder zur freyen Reichsſtadt, allein im Badner Frieden kam ſie das ſechstemal an Bayern. —

Der ſiebente Abſchnitt enthält die Waſſerfahrt von Donauwörth bis Ingolſtadt. — Daß Hr. Profeſſor Schultes häufig Gelegenheit nimmt, aus alten Urkunden (meiſtens aus dem ſchwäbiſchen Lexicon faſt wörtlich, und dem alten Cruſius) Vieles, in die Specialgeſchichte der in das Kriegstheater des langwierigen Schwedenkrieges verflochtenen Ortſchaften Einſchlagende, beybringt, war nach ſeinem in der Einleitung gemachten Verſprechen zu erwarten. — Die Erzählung des äußerſt pikanten Fatums Ludwigs mit dem Barte ſtehe hier: „Dieſer Herzog von Ingolſtadt wurde durch ſeinen ungerathnen Sohn, Ludwig den Buckligen im Greiſenalter belagert, gefangen genommen, und von demſelben an Albert Achilles v. Brandenburg um 9000 Goldgulden verkauft. Letzterer verhandelte ihn neuerdings an den Herzog Heinrich von Landshut um 32000 Goldgulden. Welcher Schmerz mußte den würdigen 80jährigen Alten ergreifen bey dem Gedanken, durch wen und an wen er verkauft worden; durch ſeinen Sohn, und dennoch hintereinander an jene, welche auf offenem Felde ihm gegenüber ſeine Gefangennehmung dem Verruchten erleichterten! — Aber: ne quid nimis; ſpricht die allwaltende Nemeſis! Zwey Jahre vor ſeinem, durch den am Marke des Lebens zehrenden Gram beſchleunigten Tode auf dem Schloſſe Burghauſen, in welches ihn erſterwähnter Heinrich ſchleppen ließ, endete der unmenſchliche Sohn ſeine irdiſche Laufbahn." —

Der achte Abſchnitt erzählt die Donaufahrt des Verf. von Ingolſtadt bis Kelheim. — Die Schickſale Ingolſtadts ſind leſenswerth. Die burſchikoſen Studentenunfuge den Profeſſoren Schuld geben, ſie deßhalb Buben ſchelten, erregt Lächeln über die überfließende Galle des ſonſt ſo philantropiſchen Profeſſors. Die Exceſſe der Studierenden auf proteſtantiſchen Univerſitäten haben wohl einen tiefer liegenden Grund, als die zu weit getriebene Nachſicht der Profeſſoren. So lange die Bezahlung der letztern von der Gunſt und Anzahl der Hörer abhängt, (was auch wieder in mancher Hinſicht ſein Gutes hat), ſo lange der gewerbetreibende Stand von den Studenten größtentheils leben muß, ſo lange laſſen ſich keine hemmenden Schranken des renommiſtiſchen Weſens hoffen. — Hr. Prof. Schultes prognoſtiſiert: „Ohnedieß ſcheint den Univerſitäten ihr Sterbeſtündlein geſchlagen zu haben, ſie werden in Schulen verwandelt werden müſſen." — Eine Univerſität, (wie es Verf. bey der Ingolſtädter thut) deßhalb als eine gute aufzuführen, weil große Männer aus ihr hervorgegangen ſind, iſt unſtatthaft, beſonders wenn nach des Verf. Angabe der wüthendſte Fanatismus auf ſelber getobt; denn gerade aus dem Kampfe des Lichtes mit der Finſterniß gehen die tüchtigſten Widerſacher der letztern hervor, und große Lehrer laſſen hinwieder gar nicht auf gute Lehrlinge ſchließen. — Das nördliche Deutſchland wird höchſt ungerecht beſchuldigt, die ſüddeutſchen Univerſitäten con amore zu verunglimpfen. Die zur Gewähr dieſer Behauptung aufgeführte Univerſität Landshut genoß zu allen Zeiten die Achtung des proteſtantiſchen Deutſchlands, und Hr. Profeſſor darf nur die ausländiſchen literariſchen Zeitſchriften nachſchlagen, um ſeinen eigenen Namen mit Werthſchätzung angeführt zu finden. Das Verdienſt darf derſelbe immer in Anſpruch nehmen, den Sinn an vaterländiſchen Naturſchönheiten und Schätzung des heimiſchen Grunds und Bodens in dem öſterreichiſchen Staate und Bayern geweckt und belebt zu haben. — Von Ingolſtadt bemerkt der Herr Verf., daß in einer der dortigen Kirchen der biederherzige Gewold neben dem berüchtigten Doctor Eckius begraben liege, dem er im Leben ſchwerlich ſo friedlich an der Seite geweſen wäre. — (Dieß erinnert an ein ähnliches Schickſal des berühmten Tyche de Brahe. — In Böhmens Hauptſtadt ſteht in einer Kirche die Kanzel, auf welcher gegen die Huſſiten losgedonnert worden iſt, neben der Grabſtätte dieſes großen Aſtronomen, welcher den ruhigen, ewigen Kreislauf der Geſtirne beobachtete.)

Daß nie Handel in Ingolſtadt geblühet, iſt bey der vortheilhaften Lage und dem Stapelrechte dieſer Stadt wirklich ſonderbar. Verf. ſchreibt dieſe Erſcheinung dem Mangel der Bayern an Handelsgeiſt zu. — Von Kloſter Weltenburg beginnen die langen grotesken Donauufer, welche die Natur durch ein Felſengebirge der Donau, durch eine Strecke von 2000 Klaftern geſpalten hat. Die intereſſante Schilderung dieſes Schauſpieles der Natur wird den Leſer ſehr unterhalten. — Weltenburg ſoll das älteſte bayriſche Kloſter ſeyn.

Der neunte Abſchnitt liefert des Verf. Donaureiſe von Kelheim bis Regensburg. Das romantiſche Kelheim, das Keltege der alten Celten, war der Wohnſitz Friedrichs I., (1156) welcher auf den nahen Ebenen den Streit zwiſchen Heinrich von Bayern und Heinrich den Löwen, indem er Oeſterreich von Bayern trennte, zum Nachtheile Otto's V., ſeines gaſtlichen Freundes, entſchied. Otto's unglücklicher Sohn, Ludwig, wurde auf der Brücke von einem Unbekannten erſtochen, den einige für einen Abgeſandten des Alten vom Berge, andere für einen von Heinrich (welchem?) und dem Pabſte (?) abgeſandten Banditen hielten. — Die Donaufahrt von Kelheim bis Regensburg iſt eine der angenehmſten. — Bey Poſt-Saal zog ſich die nur etliche Zolle über die Donau ragende, oft von ihr überſpühlte Chauſſee, ſehr ſchmal unter einem hundert achtzig Fuß hohen Felsſtücke hin, welches kühn von der Steinwand gegen die Donau hervortrat, und den jähligen Einſturz drohte. Adrian Riedl ſchmetterte ſie durch eine glücklich angelegte Mine nieder, und führte über die Trümmer die Straße hoch über den Donauſpiegel. —

(Fortſetzung folgt.)

Notizen und Correſpondenz-Nachrichten

Unter den neueſten zu Port-au-Prince gedruckten Schriften verdienen folgende 2 eine beſondere Beachtung: Der republicaniſche Staatskalender (Almanac républicain pour l'année 1818, présenté à Son Excellence le Président d'Haiti, par Desrivieres Chanlatte). Dieſer Almanach iſt ſehr elegant gedruckt, und enthält nebſt mehreren Actenſtücken auch die geſammte Correſpondenz zwiſchen den Commiſſarien Ludwigs XVIII. und dem Präſidenten der Republik. — Die zweyte, eine Flugſchrift, hat den Titel: Appel aux Haitiens, ou riposte à l'attaque de la cour royale de Bordeaux et de M. Martignac, par l'auteur de l'almanac républicain. Desrivieres-Chanlatte äußert ſich hierin über das Handelsverhältniß mit Frankreich, folgender Maßen: »Der franzöſiſche Handel iſt kein Bedürfniß für Haiti, deſſen Einwohner der Manufactur- und Luxus-Waaren Frankreichs ſehr bald entwöhnt waren. Was wir von ſolchen bedürfen, liefert uns der brittiſche Handel hinlänglich; den Bedarf an Lebensmitteln und Bauholz erhalten wir aus America. Dieſe zwey Nationen haben ſich allezeit theilnehmend gegen uns gezeigt, während Frankreich unſer ſteter unverſöhnlicher Feind geweſen iſt, und bleiben wird; denn nur, weil es ihm dazu an Kraft und Mitteln gebrach, hat es bis dahin unterlaſſen, neue Kriegsrüſtungen gegen Haiti zu veranſtalten und abzuſenden«. (Die H. H. Comte und Dunoyer glauben in ihrem Censeur Européen T. IX. p. 330 — daß es, um dieſe Jacobiner zu Paaren zu treiben, am beſten ſeyn würde, eine hinlängliche Anzahl von frères ignorantins oder von Miſſionaren dahin zu ſchicken)

Durch eine merkwürdige Beobachtung beſtätigte ſich kürzlich, was Funke in ſeiner Naturgeſchichte von den Störchen ſagt. In dieſer lieſt man: »Ehe ſie im September ihre Reiſe nach Africa und Egypten anſtellen, verſammeln ſie ſich zu Hunderten auf einem freyen Platze, und ziehen ſodann in Geſellſchaft fort. Einige (Perſonen) wollen bey dieſer Verſammlung ſogar eine Art von Muſterung beobachtet haben, und verſichern, daß die lahmen und unvermögenden von den Anführern getödtet würden, weil ſie doch die Reiſe nicht mitmachen könnten.« — Ueber dieſen characteriſtiſchen Zug theilt nun ein Herr Gh. R. G. folgende intereſſante Wahrnehmung mit: »Bey mir dient ſeit anderthalb Jahren ein Mädchen, Charlotte W., von ungefähr 17 Jahren, dem es eben nicht an Kopf fehlt. Dieſe Perſon erzählte vor einiger Zeit, als ſie von einem zahmen Storch reden hörte, Folgendes: Sie ſey vor etlichen Jahren, gegen die Herbſtzeit hin, mit einer Geſellſchafterinn in der Nähe von Alsfeld ſpazieren gegangen. Mittlerweile habe ſie, in einiger Entfernung, ſehr viele Störche ſich nach und nach auf einer etwas ſumpfigen Wieſe verſammeln ſehen. Als dieſelben alle beyſammen geweſen ſeyen, hätten ſie eine Art von Kreis gebildet, wären dann ſämmtlich über einen von ihnen hergefallen, und hätten denſelben nach und nach getödtet. Hierauf wären ſie, partieenweiſe und nach verſchiedenen Richtungen, wieder fortgeflogen. Gleich darauf ſey ſie auf den Platz ſelbſt hingegangen, und habe den umgebrachten Storch ſehr zerbiſſen da liegen ſehen. Dieſe Geſchichte erzählte ſie mir nach länger als einem halben Jahre wieder noch eben ſo.« —

Zu Eberbach, im Naſſauiſchen, werden in dem Correctionshaus Feuerſpritzen-Schläuche von Hanf verfertigt. Der Director, Hr. Eindpantner, verſichert, daß ſie außerordentlich brauchbar ſeyen, und ladet zu Beſtellungen ein. Der Schuh koſtet nicht mehr als 24 kr.

Zu München erſcheint (in der Fleiſchmanniſchen Handlung) während der Dauer der Ständeverſammlung eine »Bayriſche Landtagszeitung« in gr. 4to., täglich 1 Stück; 24 machen eine Lieferung und koſten einen Thaler.

Omar, ein reicher Kaufmann von Damaskus, erbaute im 7ten Jahrhunderte eine Moſchee in Jeruſalem, welche nach ihm genannt wurde. Jeder, im Innern derſelben betretene Chriſt, büßt ſeine Neugierde mit dem Leben. Vor Kurzem wußte ſich ein reiſender Catholik einen Firman vom Großherrn zu verſchaffen, der ihm erlaubte, das Innere der Moſchee zu betreten. Er übergab das ſchriftliche Erlaubnißſchreiben dem Bey, welcher ihm erklärte, der Eintritt ſey ihm ohne Weiterem verſtattet. Nachdem unſer Reiſender ſeine Neugierde geſtillt hatte, wollte er die Moſchee verlaſſen, allein er fand den Eingang verſchloſſen, und man rief ihm von Außen die Worte zu: »Der Firman hat dir zwar allerdings den Eintritt, aber keineswegs den Ausgang zugeſtanden.« Nachdem er eine Nacht voller Todesſchauer im Innern zugebracht hatte, ließ ihm der Bey am kommenden Morgen den Kopf abſchlagen, und den Leichnam außerhalb der Mauern Jeruſalems einſcharren.

Dr. Spieker, aus Berlin, hat im Jahr 1817 England, Schottland und die Provinz Wallis bereiſt, um literariſche Unterſuchungen anzuſtellen. Die Beſchreibung ſeiner Reiſe wird drey Bände ſtark werden; der erſte Band davon iſt bereits erſchienen. Man beſchäftigt ſich in London mit der

Herausgabe einer Ueberſetzung in engliſcher Sprache, die mit Bewilligung des Verfaſſers unternommen und von demſelben mit neuen Bemerkungen bereichert wird. — Sehr intereſſant iſt das Werk von Herrn Thomas Heming, was nächſtens erſcheinen ſoll. Dieſer Gelehrte hat eine Abhandlung über die bibliſche Geographie geſchrieben; ſie wird ein hiſtoriſches Gemählde der Urvölker enthalten, und alle Länder und Nationen beſchreiben, wovon in der heil. Schrift die Rede iſt. In der Einleitung wird der Urſprung und der Character von jedem in der Bibel befindlichen Buche gründlich unterſucht. — Wer altengliſchen Witz liebt, dem empfehlen wir ein kleines Duodezbändchen unter dem Titel: Spiller's cabinet of comicalities or humorous repository etc.

Ueber La Perouſen's Tod gibt die Zeitung von Bahia folgende Nachricht: »Längſt wollte ich die Erzählung von La Perouſens Schickſal mittheilen; nun darf ich die Sache nicht länger verſchieben ꝛc. Ein portugieſiſches Schiff, das (ich glaube) in den indiſchen Meeren ſchiffte, kam bey einer Felsgruppe vorbey, auf welcher man einen Menſchen gewahrte, welcher ängſtliche Zeichen gab, man möchte ihn abholen. Das Boot nahm ihn ein, und man fand nun einen verhungerten, abgelebten langbärtigen Mann, der zu verſtehen gab, er ſey der Aſtronom von La Perouſens Expedition. Dieſer unglückliche Seefahrer war bey einer (ich glaube den Sandwich-Inſeln verwandten) Inſel vorbey geſegelt, und hatte Schiffbruch gelitten; die Bewohner der Inſel hatten ihn ſehr freundſchaftlich empfangen und behandelt, bis ſie ſahen, daß man mit dem Gedanken umging, ein neues Schiff zu bauen. Da man ſich nun das Holz dennoch zu verſchaffen verſuchte, entſtand Krieg, und die Europäer mußten vertheidigungsweiſe zu Werke gehen. Sie wurden rund eingeſchloſſen, und verſchwendeten allmählich ihre Kräfte an Menſchen, Pulver und Bley, bis endlich bey einem Hauptangriff La Perouſe ſelbſt mit dem größten Theil ſeiner Leute das Leben verlor. Der Reſt der geängſtigten Mannſchaft flüchtete auf gutes Glück mit den Booten in die See hinaus, und fand glücklich genug ein ödes nacktes Felſenriff, wo ſie einige Zeit kärglich von Muſcheln und Seeproducten ſich ernährten. Jedoch ſie unterlagen dieſer harten Probe, und nur der Aſtronom erlebte die zufällige Errettung durch das portugieſiſche Schiff, wo man ihm nach und nach etwas Nahrung beybrachte, bis er ſehr umſtändlich die ſehr abgekürzte Erzählung mittheilte. Er erlag ebenfalls den gehabten Mühſeligkeiten, und hatte, ſo weit ich mich noch erinnere, auch das Tagebuch gerettet, welches das portugieſiſche Schiff in Sicherheit gebracht hat. Dieſe Nachricht fand ich zur Zeit meines Aufenthaltes in Bahia ꝛc. — Das ſind die Data, welche der Prinz Max v. Neuwied in der Zeitung von Bahia geleſen hat.

Die heilige Familie, nach Parmeggianino, von C. Agricola geſtochen, iſt unſtreitig eins der zarteſten und lieblichſten Producte aus der Nadel des Herrn Agricola. Links, unter der Säulenhalle eines Pallaſtes, ſitzt die heilige Jungfrau auf einem Steine. Zur Rechten neben ihr, liegt nachläßig hingeſtreckt das kleine Jeſuskindlein auf einem Kiſſen, zu ihr gewendet und zu einem Engel, welcher hinter Beyden ſteht und mit ihnen zu ſprechen ſcheint. Der heil. Joſeph, rechts ſitzend, betrachtet mit Antheil dieſe ſchöne Gruppe. Im Hintergrunde ſieht man eine bergige Landſchaft. Der Eſel rückwärts, und die bey St. Joſeph auf der Erde liegende Laterne, ſcheinen eine Ausruhe auf der Flucht in Egypten anzuzeigen. — Dieſes 9 Zoll breite und 7 Zoll hohe Blatt, iſt, wie geſagt, eins der intereſſanteſten des Herrn Agricola. Der Stich iſt äußerſt zierlich, die Charactere der Köpfe im hohen Grade geiſtreich und ausdrucksvoll, und das Ganze mit Anmuth und Sorgfalt ausgeführt. Dieſes, ſo wie das in Nr. 14 angezeigte können den Liebhabern und Sammlern mit Recht empfohlen werden. Beyde ſind im Verlag des Kunſthändlers Hrn. Sprenger, am Kohlmarkt, erſchienen. —*—

Hr. v. Wiebeking hat die glückliche Idee, eine architectoniſche Zeitſchrift herauszugeben. Sie wird den Titel: Jahrbücher der Bauwiſſenſchaft, haben, und alle 5 Haupt-Branchen dieſer complicirten Scienz umfaſſen, nähmlich: 1.) die Waſſerbaukunde, welche auch den Brücken- und Straſſenbau, ſo wie die Errichtung der von Waſſer und durch Dämpfe in Bewegung geſetzten Maſchinen begreift; 2.) die bürgerliche Baukunſt; 3.) die Kriegs- 4.) die Schiffs- und 5.) die Bergbaukunde. Alle geeigneten Beyträge werden dem Hrn. Herausgeber ſehr willkommen ſeyn. Der erſte Band ſoll in nächſter Michaeli-Meſſe erſcheinen. Man pränumerirt bis 1. Juni unmittelbar bey Hrn. v. W. oder durch den Buchhandel mit 11 fl. Rhein. Wer ſich portofrey an den Herausgeber wendet, erhält das 6. Exemplar gratis. — Das Nähere werden die Literaturzeitungen bekannt machen.

In Dr. Beckers (des G—h unter den Aerzten) kürzlich erſchienener Anleitung, wie man geſund bleiben, ſich und die Seinigen vor Krankheiten bewahren könne, wird pag. 119 empfohlen, vor dem Schlafengehn keine Romane, ſondern zur Herbeyführung der zum Schlaf nöthigen Gemüthsruhe lieber hiſtoriſche oder philoſophiſche Schriften zu leſen. Wir erinnern uns dabey, daß Kotzebue als unfehlbares Einſchläferungsmittel die Qual- (Wahl-) verwandtſchaften des Herrn v. Göthe angeprieſen hat.

Es iſt bekannt, daß die erſte Auflage des Werks: De l'Allemagne, von der Frau von Stael in Paris unterdrückt worden. Der Grund dazu ſoll folgendes Geſpräch Napoleons mit dem General-Director der Druckereyen geweſen ſeyn. Nap. Was gibt es Neues in Ihrem Departement? — Dir. Kleinigkeiten, und den neuen Roman (?) der Frau v. Stael. — Nap. Was ſagt ſie von mir? — Dir. Nichts, Sire! durchaus nichts, ich habe alle (?) Bände durchgeleſen. — Nap. Eine Zeitgenoſſinn mit dem Ruf der Frau v. Stael, die nicht offenbar gut von ihrem Gebiether redet, denkt im Stillen ſchlecht von ihm: unterdrücken Sie das Buch! — Alſo ward das Werk zerſtampft, und die Verfaſſerinn zum Erſatz des Honorars von 20,000, ſo wie der Druckkoſten von 6000 Franken verhalten u. ſ. w. — Der Druck war noch nicht vollendet. Zwey Exemplare wurden gerettet. Das Eine nahm die Verfaſſerinn mit nach England; das zweyte hatte der Redact. zur Diſpoſition in Handen; der Reſt des Textes war im Manuſcript beygelegt. Vielleicht kann er dieſe bibliographiſche Merkwürdigkeit noch an ſich bringen. Uebrigens iſt die neuere Zeit reich genug an Daten, Klotzens Werk: de libris auctoribus nuis fatalibus, oder **Peignots** Dictionnaire des livres condamnés zu ſuppliren.

Die Transactions of the society instit. at London, und das damit verbundene Repertory of arts and manufactures, werden unausgeſetzt continuirt. Dieſe beyden Werke ſind wahre Fundgruben techniſcher Arcana; ſie bergen gleichſam den Schlüſſel zu den Wunderſchöpfungen der engliſchen Induſtrie und Gewerbsthätigkeit. Deutliche Kupfer verſinnlichen den ſchwierigern Text, und geben die überraſchendſten Anſichten von Manufacten ꝛc. und complicirtern Vorrichtungen, z. B. der Dampfſchiffe, über die man ſich auf dem Continent die Köpfe zerbricht. Beyde Werke werden in England ſelbſt geheim gehalten, wenigſtens ſind ſie äußerſt ſchwer zu haben, und bey uns nie in den Handel gekommen. Der Bücherantiquar J. Gräffer hat ein Exemplar; das Minimum des Preiſes iſt 160 Spec. Ducaten.

Die berühmten Steinöhlbrunnen bey dem Städtchen Rainang-Hong im Reiche Burmha, ſind Schachten, die 100 Fuß tief durch den Sand, und dann in einen mit Steinöhl getränkten, und darnach riechenden, hellblauen, ſtark verhärteten Thon getrieben ſind. Gewöhnlich füllt ſich der Boden des Brunnens in einer Tiefe von 150 Fuß mit Steinöhl, das man mittelſt eines Berghaſpels fördert. Noch kein Brunnen ſoll ganz verſiegt ſeyn. Unter dieſem Thon kommt man auf wahren Schieferthon, dann auf Steinkohlen, aus denen die Natur hier ſelbſt das Steinöhl zu deſtillieren ſcheint.

Ueber die Berückſichtigung des Zuſtandes des Herzens bey Verrückten und Verbrechern, geben die wackern philoſophiſchen Aerzte Naſſe und Henke (Archiv med. Erfahrg.) in einer eigenen Abhandlung treffliche ſcharfſinnige Winke. Zuerſt wird gezeigt, daß Herzenskrankheiten ſchon an ſich eine Veränderung des Gemüthszuſtandes hervorbringen; dann werden viele Fälle erzählt, in welchen bey Anatomirung ſolcher Unglücklicher von der gewöhnlichen Form abweichende Herzſtructuren ſich gezeigt haben. »Von gerichtlichen Aerzten,« ſetzt Rez. in der Leipziger Literaturzeitung (Nr 118 d. J.) hinzu — »verdient dieſer Aufſatz vorzüglich beachtet zu werden.« —

Man kennt jetzt den Namen des lange unbekannten Verfaſſers der neuern berühmten engliſchen Romane, als: Die Puritaner, Rob-Roy, Waverley, Guy-Mannering und des Gefängniſſes v. Edimburg. Es iſt der bekannte Dichter Walter Scot. Die von ihm herausgegebenen Gedichte, worunter die Frau des See's am meiſten geſchätzt iſt, fanden alle großen Beyfall, bis auf das Gedicht, welches er auf die Schlacht von Waterloo verfaßte. Hier ſah er ſeinen Dichterlorbeer verblühen. Seit dieſer Zeit ſchrieb er in Proſa, und gab nach und nach die obenangezeigten hiſtoriſchen Romane heraus, welche gleichſam ein fortlaufendes Gemählde der ſchottiſchen Geſchichte in ihren intereſſanteſten Perioden ausmachen. Dieſe Romane kamen zu London ohne Namen des Verfaſſers heraus, und wurden verſchiedenen Autoren zugeſchrieben. Lange Zeit blieb es ein Räthſel, wer der wahre Verfaſſer wäre, der ſich gewöhnlich unter dem ſonderbaren Namen: Jedediah Cleiſh-Botham, Schulmeiſter und Küſter der Pfarre von Gaudercchugh, verbarg. Bey der Herausgabe ſeines neueſten Romans: das Gefängniß von Edimburg betitelt, zerriß er endlich den Schleyer, und bekannte ſich als Verfaſſer der angezeigten hiſtoriſchen Romane, deren Inhalt aus ſchottiſchen Sagen geſchöpft iſt. Statt der faden Liebeshändel, und der bis zum Lächerlichen getriebenen romantiſchen Verwicklungen, welche das einförmige Gewebe der gewöhnlichen Romane ausmachen, findet man in Scots Werken geſchichtliche Scenen von höchſtem Intereſſe, anziehende Situationen, trefflich gezeichnete Charactere und Ortſchilderungen, welche beweiſen, daß der Verfaſſer noch Dichter iſt, auch wenn er in Proſa ſchreibt! In ſeinen ſchottiſchen Puritanern hat er den Fanatismus der puritaniſchen Secte mit den lebendigſten Farben dargeſtellt. Die religiöſe Begeiſterung der Cameronier, welche auf die Puritaner folgten, mahlt er mit großen Zügen in ſeinem Gefängniß von Edimburg. Auf jeden Fall gebührt ihm das Verdienſt einer beſſern Behandlung des hiſtoriſchen Romans. Wir merken hier nur noch an, daß alle ſeine Werke auch ins Franzöſiſche überſetzt, und nicht minder in der Ueberſetzung ſehr geſchätzt ſind, und machen auf deutſche Bearbeitungen aufmerkſam. E. Th. H.

Gegenwärtig wird (Okens Iſis 11. Stück) in Hamburg, in der Schiffergeſellſchaft eine vielleicht noch nie in Europa geſehene, höchſt merkwürdige Schildkröte gezeigt. — Sie iſt eine Landſchildkröte, und nicht in Lacepede's (Haupt-) Werk über Amphibien angegeben. Zwar iſt die größte bekannte, 8 Fuß lang und wiegt 800 Pfund, aber dieſe iſt eine Seeſchildkröte (Testudo Midas — Rieſenſchildkröte). Die gegenwärtige iſt noch um 1 Fuß länger, und 5 Zoll breiter als die 3 Fuß lange, und 2 Fuß breite größte bisher bekannte Landſchildkröte des Lacepede. Der ganze Körper iſt 2 Fuß hoch in liegender Stellung, ſtehend 3 Fuß, von der Naſenſpitze bis zum Ende des Schwanzes 6 Fuß 10 Zoll; der Kopf, nach Verhältniß klein, eiförmig, platt, 7 Zoll lang, 5 3/4 breit. Vorder- und Hinterfüße ohne Schwimmhaut, kolbig, erſtere mit 5 Zehen, letztere mit 4, wovon die dritte, als die größte, mit einer Kralle von 2 1/2 Zoll Länge. Der Schwanz iſt 10 Zoll lang, und läuft in eine 1 Zoll lange Hornſpitze aus. Das Rückenſchild enthält in 3 Reihen 13 Hauptfelder, und zwar 5 nach der Länge des Rückens, wovon das größte 15 1/2 Zoll breit, 9 1/2 Zoll lang iſt. An jeder Seite ſind 4 derſelben, und alle von aſchgrauer, nach dem Mittelpunct hin ſchwarzer Farbe. Der Saum hat 24 Felder, (das allerkleinſte beym Halſe) die Augenhöhlen ſind 1 Zoll lang, die Pupille 3 Linien. Beyde Augen, wahrſcheinlich vom hohen Alter, blind, das Gehör ſehr gut. Der einzige Laut des Thiers iſt die Ausſtrömung der Luft aus den Naſenlöchern. — Der Mund iſt 3 1/2 Zoll lang; bey der leiſeſten Berührung des Kopfs zieht ſie ſelben ein, und obwohl ſie an Schwere während des Transports abgenommen, wiegt ſie dennoch 240 Pf. Ihre Bewegung iſt, (wie bey allen Landſchildkroten), viel langſamer, als jene der Seeſchildkroten. — Wenn ſich 2 Männer auf ſelbe ſetzen, ſo bemerkt man keinen Unterſchied im Fortſchreiten. — Wahrſcheinlich iſt ſie aus Madagascar, meint Hr. Peter Friedrich Röding, Eigenthümer des Hamburger Muſeums für Natur und Kunſt, und ord. Mitglied der Jenaer mineralog. Geſellſchaft, welcher der Berichterſtatter gegenwärtiger Angabe iſt.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Conversationsblatt.

19.

Freytag, den 5. März 1819.

Drey noch ungedruckte Sinngedichte

von Käſtner *).

Daß Wieland Klopſtocks Ehre raubt,
Für Schnickſchnack unſer Geld in ſeinen Beutel klaubt,
Das thut er ſeine Pflicht zu üben,
Merkur iſt ja der Gott von Schelmen und von Dieben.

Drey Männern ſieht man's eben an:
Daß Haller denken will und kann,
Daß Klopſtock, wenn er könnte — dächte,
Und Gottſched, könnt' er auch — nicht möchte.

Klopſtock iſt nicht für die galante Welt,
Iſt denn Merkur dafür? du Schäker!
Ja freylich, ſpricht ein Apotheker,
Merkur iſt gut für die galante Welt.

◆

---

*) Nach dem vor uns liegenden Autograph. Gleichfalls autographiſche Briefe von Wallenſtein dem Friedländer Herzog, von Leſſing, Wieland, Herder, Thümmel, ferner Sendſchreiben von Kaiſer Joſeph II.; ſämmtlich noch ungedruckt, und im Beſitze der Redaction, ſollen in der Folge geliefert werden.

Geſchichts-Hauptgrundſätze.

Von Julius Franz Schneller,

Profeſſor zu Grätz.

(Fortſetzung von Nr. 17.)

Der Lügenfreund betrügt Anfangs mit Bewußtſeyn, endlich aus Gewohnheit. Die Grobſchmiede der Lügner erdichten ein Ganzes, oder ſetzen zum Wahren einen verändernden Umſtand. Die feineren Arbeiter verſchweigen einen weſentlichen Umſtand, oder ſtellen das Ganze in ein falſches Licht. Jene (die Groben) ſind leichter zu beſtreiten, als dieſe. Wie viel gibt es Urſachen ſolchen Betrugs? Gerade ſo viel als Gegenſtände des Erdenbeſitzes, ſo viel als Antriebe der Leidenſchaft. Wer wägt, wer zählt ſie Alle? — Jedes Aemtchen und Amt, der Pfenning des Zeitungsblatts, ſo wie der Louisd'or eines ſogenannten Honorars oder Ehrenſolds, ein Bändchen zur Kette geworden, ein hoffnunganregendes Lächeln, die franzöſiſchen Wörtchen Gage und Pension, ſo wie die lateiniſchen Ausdrücke Salarium und Quota — machten und machen aus Geſchichtſchreibern Lügenverbreiter und Lügenerfinder. Eben ſo mächtig und oftmals wirkt der Trieb von Lieb, Gunſt, Lob; Neid, Stolz, Zorn, Haß, Wuth und die Sucht jeglicher Art bis zur Süchteley herab. Furchtſamkeit verſchweigt, Heucheley verdreht, Wohldienerſchaft ſtößt in alle Poſaunen. Nirgend befolgt man Cicero's Ausſpruch: die Geſchichte muß weder irgend etwas Falſches zu ſagen ſich erkühnen, noch irgend etwas Wahres zu ſagen ſich nicht erkühnen.

Oftmals verſtärkt ſich das Lügenwerk aus Grundſatz, bisweilen borgt es ſogar eine heiligende Geſtalt. Die Welt wolle ja betrogen ſeyn, nach ihrem eigenen Sprichwort, ſo thue man es denn, ihr zu Lieb! Mancher Geſchichts-Irrthum nütze wenigſtens der Menge, ſo erhalte man ſie denn darin! Der Wahrheit reines Licht blende allzuſehr; darum müſſe man ſie geſchichtlich mit allerley grünen Schirmen oder bläulichen Dünſten umgeben! Die Darſprache voller Ueberzeugung bedrohe den Erzähler allzuſtark, daher müſſe er manches bemänteln oder verdreben, um Mehreres von dem Geſchehenen ſagen zu können! Sey ja doch Hintergehung der Feinde, und Ermuthigung der Freunde durch Lüge ein löbliches Hausmittel, welches ſchon der erfindungsreiche Odyſſeus im göttergleichen Homeros vielfach brauche und probe, um ſeine eigene Seele und ſeine Gefährten zu retten.

Trotz ſolcher Ausflucht und Klügeley bleibt Wahrheit das Grundgeſetz der Geſchichte als Menſchenfreundinn, und Wahrhaftigkeit das Grundgeſetz des Geſchichtſchreibers als Ehrenmann.

* * *

Ιατρη της ψυχης! Heilkunſt der Seele! — Dieſer ſinnvolle Denkſpruch eines Hellenen enthält nach dem Grundgeſetz die erſte Regel der Geſchichte. Ich will ſie figürlich erörtern.

Der Arzt muß vor Allem den Stand der Krankheit, ihren offenkundigen und geheim gehaltenen Urſprung erforſchen. Er muß jeden verſchlimmernden Umſtand in ſeiner Zerſtörungskraft würdigen. Er darf ſich ſelbſt kein Uebel verheimlichen, und dem Leidenden kein Mittel der Erfahrung verſchweigen. Er darf aus kindiſcher Schonung die bittere Arzeney nicht verwerfen, und aus augenblicklicher Rückſicht den beleidigenden Rath nicht zurückhalten. Er muß bey äußerſten Fällen, um das Ganze zu retten, die Abnahme eines Gliedes gebiethen. Er ſoll bey beginnender Geneſung vor allzukühnem Selbſtvertrauen warnen, und bey erlangter Geſundheit die Regel der Lebensweiſe feſtſetzen. Selbſt in verzweifelten Lagen darf er allein nicht verzweifeln; er muß lindern, wenn nicht heilen. Droht Anſteckung, den Andern mit Gefahr, ihm ſelbſt mit Tod, dann trete er unerſchrocken, aber beſonnen, dem ſchleichenden oder raſenden Uebel entgegen. Ruft dringend das Leiden der Menſchheit, ſo opfere er die Tageszeiten der Freude, und ſogar nächtliche Stunden der Erquickung dem hohen Beruf. Erntet er von der geretteten Menge nicht Lohn, nicht Dank, ſo ſtähle er ſich mit Entſagung und Bewußtſeyn. Wer in Armuth und Verkanntheit nicht froh ſeyn kann, wird ſchwer ein Volksarzt, und ſchwer ein Geſchichtſchreiber der Wahrheit.

* * *

Magistra vitae! Meiſterinn des Lebens! — Dieſer ſinnvolle Denkſpruch Cicero's enthält nach dem Grundgeſetz die zweyte Regel der Geſchichte. Ich will ſie figürlich erörtern.

Die Meiſterinn muß Kleinliches verſchmähen, aber klare Einſicht verſchaffen von dem, was weſentlich Noth thut. Von kindiſcher Neugierde und eitelm Prunkwerk ſo fern als von grämlichem Mißmuth und rohem Plumpſinn muß ſie warnen, leiten, führen, endlich hinweiſen zum Feſtſtehn und Selbſtgang. Anziehen ſoll ſie durch ein liebvoll geöffnetes Herz, niemahls zurückſtoßen durch ein feindlich ausgeſprochenes Gemüth. Vor Allem muß ſie von jedem Geſchwür und jedem Geſchwürchen ſich ſelbſt reinigen, damit die Schüler nicht an der Lehrerinn ſogar ſich vergiften. Wenn ihr Ernſt durch Bitterkeit ſich entwürdigt, wenn ihr Unterricht durch Leichtſinn ſich entweiht, wenn ihre Strafe zur Rache entartet, dann ſinkt ſie vom Adelſtand in die Gemeinheit hinab. Wer nicht eine reine Seele im Buſen ſich fühlt, wird reine Wahrheit als Erzieher und Geſchichtſchreiber ſchwerlich verbreiten.

* * *

Miniera di diamanti! — Schacht von Diamanten! — Dieſer ſinnvolle Denkſpruch eines Italieners enthält im morgenländiſchen Bild nach dem Grundgeſetz die dritte Regel der Geſchichte. Ich will ſie figürlich erörtern.

Der Schacht unterſcheidet ſich weſenlich von Landſtraße und Oberfläche, worauf der Gemeine das Taglohn zu gewinnen eilet. Des Schachtes Anlage und Stütze heiſcht größere Einſicht und Umſicht, als die weiteren Gebäude der Höhe. Sein Dunkel muß durch innere Lichter ſich erhellen, damit der Schritt in die Tiefe den Gräber und Forſcher mit Sicherheit trage. Des Gräbers und Forſchers Beſtimmung iſt, geheim gehaltene Schätze näher zu kennen, und das lang verborgene Gut für die Menſchheit zu Tage zu fördern. Für das Steigen in die Nacht muß er lohnen mit Silber (dem Monde des Abgrunds), mit Gold (der Sonne der Tiefe), mit Edelgeſtein (den Sternen der Unterwelt). Der Steine Edelſter beweiſt ſich unzergänglicher, unzermalmbarer, unauflöslicher als Alles, woran ſich der Sterblichen Zerſtörungskraft verſuchte; er gleichet der Weisheit. Jedem fremden Werkzeug widerſtehend, nur durch ſich ſelbſt geſchliffen, wird mit reinerem Waſſer und Feuer der Brillant. Weisheit iſt ein geiſtiger Diamant. Wer jene nicht höher achtet als dieſen, wird als Geſchichtſchreiber nichts Großes vollbringen.

* * *

Body of the time! Körper der Zeit! — Dieſer ſinnvolle Denkſpruch Shakſpeare's enthält nach dem Grundgeſetz die vierte Regel der Geſchichte. Ich will ſie figürlich erörtern.

Die Zeit wechſelt die Außengeſtalt und das Geiſtesleben des Staates eben ſo, wie das fünffache Alter des Menſchen. Hülfloſe Schwäche des Kindes gleicht dem Weſen eines beginnenden Stammes, welcher als ein verlaſſener Waiſe umherirret an dem öden Strande des Lebens

Wachſende Stärke des Knaben ähnelt der Kraft einer geworbenen Horde, welche ſich mit Muth und Muthwillen am kleinen Nachbar verſucht. Blühende Fülle des Jünglings zeigt ſich auch im Wirken des heran gereiften Volkes, das in kühner Begeiſterung die Gefahren liebt, um den Muth zu erproben. Gediegene Kraft des Mannes zeigt ſich auch im geordneten Staate, welcher mit klarem Bewußtſeyn feſt den nähmlichen Hauptzweck verfolgt. Die allmählig ſchwindende Stärke des Greiſen erſcheint auch in lang beſtandenen Reichen, welche durch Markkrebs abfaulen, oder durch Sturmwind abbrechen, oder aus Altersſchwäche in ſich ſelbſt zuſammen ſinken. — So geht der Menſch, der Staat, die Welt in dem, was ſie Alle umfängt, in der Zeit, welche als Mutter, Schweſter, Braut, Gattinn, Todtengräberinn und Richterinn der Sterblichen erſcheint. Wer ihr Antlitz mit Furchen und Narben, wer ihr Auge mit Feuerblick und Todesmattheit, wer ihre Wange mit Roſenroth und Leichenbläſſe, wer ihren Rumpf mit Leib und Glied, wer ihren Körper mit Wuchs und Tracht nicht zu zeichnen verſteht, kann niemahls als Geſchichtſchreiber wirken.

* * *

Fable convenue! Mährchen der Uebereinkunft! — So nennt der geiſtreiche Fontenelle ſpottend die Geſchichte. Aus dieſem Worte will ich ernſthaft erörtern die fünfte Hauptregel, daß ſie niemal ſich erniedern dürfe zum Mährchen der Uebereinkunft.

Zaubergeſchichten und Wunderthaten regten ſtets die Menge mehr an, als die nüchterne Darſtellung einfacher Ereigniſſe des Tags und des Jahrs. Daher erſannen und verbreiteten die lügenhaften oder ſelbſtgetäuſchten Geſchichtſchreiber in allerley Formen die Mährchen. Die Urwelt wimmelte davon in China, Indien und Aegypten zu religiöſem Zweck. Das Alterthum verſchönerte ſie in Hellas und Italia durch claſſiſche Tracht. Das Mittelalter gab ihnen in Frankreich und Spanien ein eckiges, gothiſches Gewand. Die Neuzeit ſiegte von England aus nicht völlig über ſie durch echt philoſophiſchen Geiſt. Unſere Tage ſtreben aufs neue ſogar den gelaſſenen Deutſchen den Wunderglauben wieder zu geben. Pyrrho, der Grieche, zweifelte und läugnete. Bayle, der Franzoſe, beſtritt und verwarf. Jedes Jahrhundert braucht ſeinen Pyrrho und Bayle. Nicht jedes Volk iſt ſo glücklich, im Jahrtauſend den Seinigen zu finden.

Uebereinkunft umgab allerdings den Thronſitz und Altar von Aſien mit Geſchichten, welche den ſchärferen Blick nicht aushalten. Afrika, Amerika und Polyneſien lebten zu zerriſſen oder zu unwiſſend, um Uebereinkunft über irgend einen Gegenſtand der Kirche oder des Staats zu treffen. Die Uebereinkunft hält in Europa manche Erzählung aufrecht, wogegen triſtige Gründe ſtreiten. Doch mitten unter die Uebereingekommenen oder Verſchwornen trat dort und hier Einer, welcher außer dem Bunde mit den ſchwachen Menſchen ſeinen Haltpunct an der ſtarken Menſchheit beurkundete. Einzelne Lichter mit reiner Flamme ſind genug, um das künſtliche Halbdunkel allmählig zu lichten, und ſogar die ſtockfinſtere Nacht ein wenig zu erhellen. Rings im Umkreis leuchtende Fackeln erhellen völlig einen Schwarzbehängten im Mittelpunct, welcher ſein eigenes Lichtchen ausbläſt. Wenn nur einige Geſchichtſchreiber Wahrheit berichten, ſo kann man auch die übrigen als Beytrag zur geheimen Geſchichte des menſchlichen Herzens und Umtriebs gebrauchen. Entdeckter Irrthum und entdeckter Betrug enthalten wichtige Lehren.

(Schluß folgt.)

* * *

Nachſchrift zum Teſtament eines Selbſtmörders.

— Und meine letzten Wunſche alle
Zur Achtung dieſe Schrift euch nennt: —
Sobald von meiner Hand ich falle,
Mag wirken gleich dieß Teſtament.
Doch! ſollte ich am Leben bleiben,
Dann werd' ich wohl ein and'res ſchreiben.

C. Töpfer.

Notizen und Correſpondenz-Nachrichten.

Dr. Halloran hat von den in das trefflich eingerichtete Irrenhaus zu Cork in Irland gebrachten Wahnſinnigen, tabellariſche Ueberſichten vom Jahre 1798—1818 entworfen. Von den Reſultaten theilen wir hier nachſtehende mit: Von 1334 dieſer Unglücklichen waren 643 männlichen, und 691 weiblichen Geſchlechts; bey 587 wußte man die Urſachen der Geiſteszerrüttung nicht; bey den übrigen aber waren folgende Veranlaſſungen: Stolz 1 Mann, 9 Frauen. — Fieber 3 M. 5 Fr. — Gram 6 M. 34 Fr. — Auszehrung 6 M. 2 Fr. — Fehlgeſchlagene Hoffnung 10 M. 37 Fr. — Religiöſer Eifer 11 M. 9 Fr. — Gues venerea 12 M. 1 Fr. — Eiferſucht 20 M. 25 Fr. — Unmäßigkeit im Trunke 103 M. 57 Fr. ꝛc.

Für Archäologen und Hiſtoriker wichtig, und für die Freunde von Barthelemy's unſterblichen Reiſen des Anacharſis äußerſt intereſſant, iſt die

Numismatique du voyage du jeune Anacharsis, ou médailles des beaux tems de la Grèce, publ. p. Landon; accomp. de descript. et d'un essai sur la science des médailles p. Dumersan. 2 Vol. Par. 1818. Dieſe numismatiſche Geſchichte des alten Griechenlands, ganz in Barthelemy's Geiſt behandelt, und ein unentbehrliches Supplement zu ſeinem Werk, iſt mit 90 vortrefflich geſtochenen Abbildungen geziert.

Wohl muß ein Jeder zu Nutz und Frommen des gemeinen Weſens nach ſeiner Individualität beytragen, entweder mit Kopf oder Hand, oder Fuß oder Hab oder Gut, und nicht, wie Seuffert (Verhältniß des Staats ꝛc.) ſagt, »den Staat für die goldne Gans halten, die ihm goldne Eyer legen ſoll,« denn ſonſt iſt er im Kunſtgarten der geſellſchaftlichen Einrichtung eine Schmarotzerpflanze, Unkraut, ſo, laut heil. Schrift, ausgerottet, in Büſchel gebunden werden, ins Feuer wandern ſoll. Allein gar ſo bunt und lebendig ſolls denn doch nicht hergehn, wie der Hr. Kirchenrath Ewald in der Vorrede ſeiner eben erſchienenen Schrift: Krieg und Friede aus dem Standpunct des Chriſten betrachtet, proclamirt: »Jetzt muß Jeder laut reden, der eine Stimme hat, (gar nicht nöthig) ſo wie Jeder geben muß, der Geld hat (ſehr nöthig); viel oder wenig geben, lauter oder ſchwächer reden, beſſer oder ſchlechter ſchreiben, wie er es vermag, erleuchten, bedeuten, ermuthigen, beleben nach der Gabe, die er empfangen hat. (außerordentlich überflüſſig, maßen nicht alle Gaben zum Wiedergeben). Millionen Beutel und Kornboden und Weinkeller müſſen ſich öffnen, (werden ſich aber nicht zu öffnen belieben), tauſend Stimmen reden, ſingen, (oho!) rufen, 1000 Federn ſchreiben, (ja, um die 3 Nullen zu viel). Was dichten kann, muß dichten, (Vide Hrn. Ewald ſelbſt); was begeiſtern kann, begeiſtere (nähmlich in den geöffneten Weinkellern); wer beruhigen kann, beruhige, (das wird wohl das ſchwerſte Penſum ſeyn). Das treibt auch mich an, zu geben, was ich habe.« Von derley Antrieben wird die Fortſetzung aber höflichſt verbethen.

Preis-Courrant aus der Newyorker Zeitung über die dortige Moralität: »Rechtlichkeit iſt kaum vorhanden. Patriotismus erſter Güte, keine Nachfrage nach demſelben. Patriotismus zweyter Güte, wird beſonders auf Speculation gekauft. Beſcheidenheit: es ſind auf hieſigem Platze nur wenige verdorbene Parthien davon zu finden. Laſter, in großer Menge vorhanden. Religion, meiſt ſehr verdorben. Liebe, nur für klingende Münze zu haben. Talente, ein ſehr rarer Artikel, es fehlt an Credit. (Trefflich gegeben, ganz a posteriori). Aufrichtigkeit, ein Artikel, der aus der Mode gekommen iſt.« C'est tout comme chez nous!

Ueber das Ausgraben und Dislociren der antiken Kunſtwerke iſt der critiſche Oken nicht gut zu ſprechen. Er äußert ſich hierüber bey Gelegenheit des Berichts von Cockerells Kunſtreiſe, wo von der Verſetzung des Frieſes aus dem Tempel des Apollo Epicurius in das brittiſche Muſeum die Rede, folgender Maßen: »Leider! die ſogenannten gebildeten Europäer zerſtören in Griechenland mehr Kunſtwerke binnen 10 Jahren, als die Türken binnen 4 Jahrhunderten. Nicht genug, daß ſie Bilder, Säulen, Särge u. ſ. w. fortſchleppen, ſie ſchlagen auch Capitäler, Frieſe, ja ſogar Arme, Finger und Naſen ab — dieſe kunſtollen Barbaren. Wären doch die bewohnenden Griechen die einzigen Erben dieſer Schätze, der ſchönſten Früchte des Geiſtes ihrer Vorältern, wenigſtens nur ſo weit zu unterrichten, daß ſie jedem kunſttollen Europäer den Staupbeſen gäben, (freylich etwas cathegoriſch!) der ſich in ihrem Lande blicken läßt, um ihr Eigenthum zu rauben. Es ſtudieren ja doch ſo viele Griechen in Europa, und es ſind an verſchiedenen Orten Gymnaſien, mithin gelehrte Männer von Einſicht genug, welche den Werth ihrer Kunſtſchätze erkennen. Möchten ſie doch ein Geſetz auswirken, wäre es auch von den Türken, das alles Aufgraben von Kunſtwerken ohne weiters verbothe. Beſſer iſt es ja, ſie liegen unter der Erde vergraben, als daß ſie zerriſſen und verſtümmelt in unſern Nebelländern in Guckkäſtchen ſtehen. Wollen die Europäer dieſe Kunſtſchätze auf eine gerechte, die Kunſt fördernde und genießende Weiſe beſitzen, ſo mögen ſie die Türken zum Teufel jagen, und ſie dann aufgraben, ſtehen laſſen und bewundern. So erlangten ſie doch durch Anſtrengung von Kraft, durch Beweiſung von Muth und Tapferkeit einiges Recht daran, während ſie jetzt wie feige Diebe in der Nacht ſtehlen, zerſtören, und mit abgeriſſenen Fetzen davon laufen.“ — Bis auf das excentriſche „zum Teufel jagen,“ dürfte Alles ſo ziemlich treffend geſagt ſeyn.

Bey der Vergleichung des Bau's der Thiere mit dem der Pflanzen, muß man die niederen wählen. Eine gewiſſe Ibbethon, eine Engländerinn, hat eine ganz originelle Pflanzenphyſiologie erſonnen, in der unter Anderm aufgeſtellt wird: Es gäbe keine Ausdünſtung der Pflanzen; was man ſo nenne, ſey ein aus der Luft angezogener Stoff, denn die Ausdünſtung ſey bey einem kaltblütigen Leibe, wie die Pflanze, unnütz und unmöglich. Manchmal habe man auch durchſichtige Eyer von kleinen Inſecten für Ausdünſtungen angeſehen. Das Laboratorium der Pflanze ſey die Wurzel, worin die Samen und Blumen zwar nicht gebildet, aber vorgezeichnet lägen, und nachher durch die Gefäße an die Stelle geſchafft werden, wo ſie ſich vergrößern ſollen, und wo ſchon die Nahrung für ſie im Voraus liegt.

Mit welch großmüthiger Liberalität unſre menſchenfreundliche Staatsverwaltung ſelbſt diejenigen Humanitäts-Anſtalten fördert, die ſchon der Natur ihres Gegenſtandes nach, nicht durch glänzende Erfolge gekrönt werden können; wie ſehr ſie alſo überall die geräuſchloſe innere Erreichung edler Zwecke dem äußern Prunk und Anſpruch vorzieht, davon iſt das hieſige Blinden-Inſtitut ein ſprechender Beweis. Der wackere Director, Hr. J. W Klein, opfert ſich mit raſtloſem Eifer dem ſchwierigen Beruf, die Lage ſeiner Zöglinge zu erleichtern, ſie nützlich zu beſchäftigen, und zur bürgerlichen Brauchbarkeit zu bilden. Das Lehrbuch zum Unterrichte der Blinden, welches Herr Klein kürzlich heraus gegeben, (Wien, bey Schaumburg u. Comp. mit 6 Kupf.) thut ſeine entſchiedene Competenz dar, und zwingt Jedem, der es kennt, dankbare Bewunderung ab. Läßt das Vaterland Hrn. K. billige Gerechtigkeit wiederfahren, ſo würdigt auch das Ausland nicht minder ſeine Verdienſte, wie denn ſo eben Se Maj. der König von Bayern geruhte, ihn mit einer goldenen Verdienſtmedaille (20 Ducaten ſchwer) auszuzeichnen.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationsblatt.

20.

Dinſtag, den 9. März 1819.

Neues Schema der Natur.

Von Leopold Trattinick.

(Fortſetzung von Nr. 18.)

Bisher war nur eine ſchichtenweiſe Stufenfolge. In der zweyten Schichte zeigte ſich zwar eine Neigung zur Divergenz, aber dieſe wurde durch die ungeregelte Fähigkeit des Ueberganges und der Rückkehr ausgeglichen. Dieſe Welt war noch chaotiſch, und alſo ein wahres Mittelding zwiſchen der mineraliſchen und der eigentlichen organiſchen, zeugenden. Wir können uns über dieſen Kreis nicht erheben, ohne einen Radius auszuſchließen, und müſſen uns entweder für die Thiere, oder für die Pflanzen erklären. In beyden Radien finden wir zunächſt Weſen, die ſich ſehr enge an die ewigen Wandelgeſchöpfe anſchließen, aber die Einen ſind wirkliche Pflanzen, und die Andern wirkliche Thiere. Nehmen wir noch ein Regulativ zu Hülfe, um nach demſelben die Steigerung der natürlichen Zunahme oder Vervollkommnung zu meſſen! Es iſt die Vermehrung der ſcheinbaren Tendenz dieſer Weſen. Die Weltkörper im urſprünglichen Zuſtande betrachtet, und nur allein von dem allgemeinen

Leben durchdrungen, kennen keine andere Tendenz, als die der wechſelſeitigen Anziehung. Die Tendenz der Cruſtenmaterie hat nebſt jener auch die Formatien zum Zweck. Zu dieſer geſellt ſich im Grade des ewigen Wandelweſens noch jene — zu leben, d. h. von ſeinen eigenen Formen Gebrauch zu machen. Endlich über dieſe Stufe hinaus kömmt noch die Tendenz zu zeugen hinzu; und da die Zeugung keine bloße Zertheilung ſeiner Subſtanz, ſondern eine, mit Unterdrückung des Triebes zu leben, verbundene Anregung einiger ſeiner eigenen Elemente iſt, ſo lernen die Weſen dieſes Grades, unter gewiſſen Verhältniſſen, das Vermögen auszuuben, auf das Leben zu verzichten, und dieſen Trieb nach einem anderen Ziele zu lenken. Sie müſſen ſterben, weil ſie zeugen, der Tod iſt die Kehrſeite der Zeugung. Es iſt eine Tendenz überzugehn in ein anderes, in ein beſſeres Daſeyn. Sie wird nur auf zweyerley Weiſe ausgeübt; die weſentlichſte iſt der Tod, die mindere aber die Zeugung. Noch ſind wir nicht auf der Stufe des Menſchen, bey dem endlich zu allen dieſen Tendenzen noch das Verlangen nach einer ewigen, mit Gott vereinigten, intellectuellen Fortdauer hinzukommt.

Die todbringende Tendenz der Zeugung herrſcht eben ſo bey den Thieren, wie bey den Pflanzen, nur die Modification der Ausübung iſt verſchieden. Und, wenn wir in den Thieren der höheren Grade, eine gewiſſe Annäherung zur intellectuellen Natur des Menſchen wahrnehmen, ſo beweiſet dieſes nur, daß in der Schöpfung ſelbſt die Gränzen nicht ſo genau gezogen, die Grade nicht ſo ſcharf abgeſchnitten ſind, als wir es um unſerer Bequemlichkeit willen wünſchen möchten, und wie wir ſie wirklich hier im Skizzenbilde abgeſchnitten haben.*) Keineswegs beweiſet dieſelbe eine gradative Stellung des ganzen Thierreiches über dem Pflanzenreiche. In den unteren Graden der Thiere iſt die Energie ſo gering, daß ſie jener der Pflanzen, ſelbſt jener der niedrigſten Pflanzenfamilien nicht vorgezogen zu werden verdienet. Der Trieb ſich zu veredeln und zu vervollkommnen, oder, um mich richtiger auszudrücken, die ſichtbare Stufenfolge von einer Vollendung zur anderen, iſt an den Pflanzen eben ſo erkennbar, wie an den Thieren. Nur ihre Richtung iſt verſchieden. — Ich will es verſuchen, dieſe Richtung in Worten darzuſtellen. Die Pflanzen ſtreben ein gewiſſes Ideal darzuſtellen, und jede Stufe zeigt davon ein edleres. Welches das höchſte ſeyn dürfte, können wir noch nicht beſtimmen. Aber es iſt immer nur ein Ideal, das jedes Individuum darſtellt. Die Thiere hingegen verwechſeln ihre

---

*) Siehe die Kupfertafel in Nr. 18.

Fiſche, Amphibien, Säugthiere, Menſch, folgen ſo aufeinander. Aber die Corallenthiere ſtellen uns nur eine Divergenz von den Molluſken dar. Wollen wir ſie zwiſchen dieſen und den Teſtaceen einſchalten, ſo iſt der Zuſammenhang unterbrochen, der von den Molluſken zu den Teſtaceen ſo leicht und ſo begreiflich iſt. Die Cruſtaceen ſind eine höhere Stufe von Corallien, und können füglich an der Seite der Teſtaceen, aber nicht zwiſchen dieſen und den Molluſken ſtehen. Da ſie ſowohl als die Corallien mit den Pflanzen die größte Aehnlichkeit haben, ſo gehört ihr Theilungsradius auf jene Seite, die an den Radius des Pflanzenreichs gränzet? Eine weitere Erhebung in dieſem Radius iſt unbekannt, und vielleicht nur in anderen Weltkörpern zu ſehen. Der Radius bleibt alſo offen, denn die hier darüber geſetzte Sepia gehört noch zu den Molluſken, und iſt nur durch Uebereilung an dieſe Stelle gekommen. Warum ich ſie aber dennoch hier ſtehen ließ, darüber ein andersmal.

Die Inſecten des unterſten Ranges nehmen an der Natur der Teſtaceen (Lepas, Pholas etc.) eben ſo vielen Antheil, als die Amphibien, in Vereinigung mit den Reptilien. Die des mittlern (Cancer, Dytiscus etc.) gränzen an die Amphibien; die des höchſten aber (Papilio, Phalaena, Sphinx etc.) ſchon etwas Weniges an die Vögel; ſie müſſen alſo einen langen Seitenradius oder den Teſtaceen einnehmen, der bis an die Vögel hinaufreicht, und für weitere, noch unbekannte Stufen — offen ſteht. Die Vögel ſelbſt gränzen nach ihrem organiſchen Bau an die Amphibien, aber ſie paſſen nicht hinein zwiſchen dieſe und die Säugethiere, ſie entbilden eine eigene Art von Vollkommenheit, die mit jener der Säugethiere ungefähr von gleichem Range, deren weitere Erhebung aber noch gedenkbar, folglich in der Darſtellung ebenfalls ungeſchloſſen iſt. (Fortſetzung folgt.)

Briefe über Geldnoth, Finanzen und andere dringliche Angelegenheiten.

Von Adam Müller.

II.

Es freut mich, daß Sie neue, aus der Natur der Geldverhältniſſe gegen das beliebte Syſtem der Liberalität erhobenen Bedenklichkeiten in hohem Grade beachtungswerth finden. Auch dem Einſiedler bin ich für ſeine Einwendungen *) verbunden, obwohl ich auf die weſentlichen der von ihm beygebrachten Argumente, wie Sie mir gütigſt zutrauen, nach beynahe zwanzigjähriger aufmerkſamer Beſchäftigung mit dieſen Gegenſtänden, einigermaßen gefaßt war. Was er übrigens »in dem großen Buche der Schöpfung lieſt,« habe ich nicht darin gefunden: zu den »Auserwählten«, denen die Mutter Natur das ſtaatswirthſchaftliche Lernen, und die Kenntniß ihrer Geſetze leicht gemacht, gehöre ich nicht. Mit algebraiſchen Formeln umzugehn, habe ich zwar gelernt, aber ſie in den innern menſchlichen Angelegenheiten völlig unanwendbar gefunden. Wo ſollte alſo die Verſtändigung beginnen, und wo aufhören zwiſchen jenem Einſiedler, der die finanzielle Beglückung der Welt für ein ſo leichtes Werk hält, und mir, der ich alle Irrthümer unſerer Zeit gerade in ihrer Staatswirthſchaft, in den am tiefſten verwickelten Knoten zuſammengeſchlungen, und alſo in deſſen Löſung große Schwierigkeiten, finde? Was ſoll ich mit einem Gegner anfangen, welcher mir, der ich in meiner Schule an einige Beſtimmtheit der Begriffe gewohnt bin, drey Eigenſchaften des Geldes herzählt, ohne alle Explication, ob er von der Idee des Geldes, oder von den zum Gelde verwendeten Materien des Goldes und Silbers rede? der den Feudalismus ein Verwaltungsſyſtem nennt, der mich am Schluſſe ſeines Aufſatzes überreden will, mich lieber den Meereswellen auf Gnade und Ungnade Preis zu geben, als die Kunſt zu üben, die er mir im Anfange zugeſprochen hat, nämlich die: gegen den Strom zu ſchwimmen? —

Alſo nur das Eine: ich halte mich an ſein Gleichniß vom Umlaufe des Blutes, ein treffendes, allgemein verſtändliches Gleichniß, weil wir den Umlauf des Blutes im Ganzen überſehen können, während wir von den Meereswellen nur die wenigen wahrnehmen, die mechaniſch unſern Fuß beſpülen. Das Blut heißt es, ſoll durch den ganzen Körper cirkuliren, nirgends lange verweilen, oder gar ſtocken: Recht! — Aber doch auch jedem Organ nach ſeinem Maße und Verhältniß zu Theil werden, den großen Gefäßen in Fülle, den kleinen, obwohl eben ſo weſentlichen in ſo geringer Menge, daß ſich die Wahrnehmung oft ganz dem menſchlichen Auge entzieht. Die Einſiedler unſers Jahrhunderts pflegen zu wiſſen, was Congeſtionen ſind: Häufungen des Bluts in den kleinen Gefäßen, zum Nachtheil

---

*) Siehe Nr. 15. des Conv. Bl.

der größeren und zu großer Beſchwerde des Ganzen. Gerade die kleinen Gefäße im menſchlichen wie im Staatskörper, haben bey irgend einer Verſtimmung, die das Ganze betrifft, eine entſchiedene Neigung das Blut feſtzuhalten. Von ſolchen Congeſtionen habe ich geſprochen, und, wie der Erfolg lehren wird, die Staats-Hypochondrie und den eigentlichen Sitz der politiſchen Krankheit richtig beurtheilt.

Zwiſchen den Staatswirthen und Aerzten iſt eine nahe Berührung; ſie haben einander wechſelweiſe unendlich viel zu ſagen und zu lehren; der größte Erfinder auf dem Gebiethe der Staatswirthſchaft war ein Leibarzt Ludwig des XV., und der bekannteſte Reformator der Landwirthſchaft, ein Arzt und lebhafter Anhänger der Browniſchen Schule, bevor er die Lehre von der öconomiſchen Sthenie und Aſthenie aufſtellte. Aus den öconomiſchen Syſtemen beyder ließe ſich mit großer Zuverſicht ihr früheres ärztliches Syſtem und deſſen Einſeitigkeit deduciren. Alſo kann ich den Einſiedler nur bitten, ſich den Meereswellen und algebraiſchen Formeln, ſo wie der allgemeinen ſchon durch ihre Leichtigkeit verdächtigen Natur und Vernunftgeſetze zu entſchlagen, und ſich dafür an das concrete, poſitive Gleichniß des menſchlichen Körpers zu halten, — nicht weil ich, oder überhaupt, weil menſchlicher Witz, ſondern weil die göttliche Offenbarung dazu auffordert. Statt der unbeſtimmten Weiſungen der »Mutter Natur,« die ja nicht mehr oder weniger iſt, als was ihr verzogenes, launiſches und muthwilliges Kind, die menſchliche Vernunft, gerade erlauben will, daß ſie ſey, frage unſer Einſiedler den heil. Ausleger der göttlichen Offenbarungen im 12. Capitel ſeines erſten Briefes an die Corinther: Corpus non est unum membrum, sed multa u. ſ. f. Dieß Buch wird ihn über die politiſche Schöpfung etwas deutlicher und gründlicher berichten, als ſein Buch der Natur, aus dem er den, freylich ſehr einfachen, Spruch entnommen, »daß ein jedes Geſchöpf ſo vollkommen ſeyn ſolle, als es nach Umſtänden ſeyn könne.«

Daß jedes Organ an ſeinem Ort und in ſeiner Art wirken ſolle, ohne die übrigen zu beeinträchtigen, iſt die große, mit unnachahmlicher Klarheit ausgeſprochene Lehre des heil. Paulus: Anfang und Ende aller Politik. Wer hat behauptet, daß irgend ein Organ von der Bluterzeugung oder Circulation ausgeſchloſſen werden ſoll? Ich gewiß nicht. Behauptet habe ich, und hoffe auch noch alle Einſiedler der Welt davon zu überzeugen, daß die heutige Geldnoth, welche den Kaufmannsſtand, die ſtädtiſche Induſtrie, und demnach auch die Regierungen einpfinden, nicht bloß, wie gewöhnlich geglaubt wird, in zufälligen, äußeren Aderläſſen, ſondern hauptſächlich in einer innern körperlichen Zerrüttung, in falſchen Functionen des Gefäßſyſtems ihren Grund habe. —

Wenn etwa das venöſe und das arterielle Syſtem in ihren Functionen verwirrt wären, und ich dieſe Umkehrung der natürlichen Ordnung der Dinge anklagte: würde ich dann deshalb die Verbindung der beyden Syſteme aufgehoben, jene geheimnißvollen Stellen, wo die Anaſtomoſe vor ſich geht, geſpart und den großen Gefäßen ausſchließend alles Blut zugewendet wiſſen wollen?

Die Zeiten ſind vorüber, wo man das Blut für den ausſchließlichen Sitz der Seele im menſchlichen Körper, und die Metallgeldmaterie für den eigentlichen Sitz des Lebens im politiſchen Körper hielt. Adam Smith hat gelehrt, daß die Verrichtungen der Organe, daß die induſtriellen Arbeiten mit eben demſelben Rechte für die Weſentlichkeit des bürgerlichen Lebens gehalten werden können. Aber auch er haftete nur an der Maſſe dieſer Arbeiten, wie die früheren an der Maſſe des Geldes. Nunc autem posuit Deus membra, unum quodque eorum in corpore sicut voluit: auf das Verhältniß der verſchiedenen Arbeiten und Functionen, auf die von einer höhern Hand, als der unſrigen, feſtgeſetzte Ordnung der Organe kommt in der politiſchen wie in der mediciniſchen Diagnoſe alles an. Die Erkenntniß dieſes Verhältniſſes ſetzt ein tiefes Studium des Vorhandenen, Gegebenen, Poſitiven voraus; mit einer algebraiſchen Formel iſt in der Politik ſo wenig, als mit einer Browniſchen Formel in der Medicin auszurichten. Was z. B. nützt uns die Formel unſers Einſiedlers von dem umgekehrten Verhältniß, in welchem die Quantität und die Schnelligkeit der Circulation des Geldes gegen einander ſtehen ſollen? Auf den menſchlichen Körper angewendet, würde die halbe Quantität des Blutes bey verdoppelter Schnelligkeit des Umlaufs, eine Bleichſucht mit heftigen Fieberanfällen ergeben. Wie nun? wenn es auch für die Schnelligkeit des Geldumlaufes ein Maß, einen natürlichen Pulsſchlag gäbe? Einen practiſchen Staatsmann würde ich nicht erſt darauf zu erinnern brauchen, daß es auch einen fieberhaften Geldumlauf gebe, daß die raſchere Circulation des Geldes keineswegs ein abſoluter Vortheil oder gar als permanenter Zuſtand zu wünſchen ſey, ſondern daß ſie, wie das Fieber, je nach den Umſtänden, dem politiſchen Leben, wie dem politiſchen Tode förderlich werden könne.

Gern habe ich, auf Anſtoß Ihres Einſiedlers, bey dieſem großen Gleichniſſe verweilt; könnten meine Aeußerungen zu einiger Annäherung zwiſchen den beyden für einander berufenen Wiſſenſchaften der Oeconomie und der Medicin Gelegenheit geben! Möchte der wahre Arzt erkennen, daß er als einzelnes Organ in einem großen Körper lebt, der genau nach demſelben Geſetze gebildet iſt, wie jener, den er auf dem Krankenbette von außen betoſtet, und der wahre Staatswirth inne werden, daß der große Kranke, den er zu behandeln hat, in ſeiner lebendigen Geſtalt, nur unter Anleitung des Arztes, zu erkennen iſt!

Die Bemerkung, daß das Verſchwinden der baaren Geldmaſſen aus den ihnen zunächſt angewieſenen, commerziellen und induſtriellen Canälen aus einem falſchen Betriebe der Landwirthſchaft herrühre, und daß die Verwandlung der Bauern in Geldmenſchen, als wozu ihnen aller Beruf und alles Geſchick abgehn, und mit noch ſchlimmeren, als den bereits eingetretenen Folgen bedrohe, war nicht aus eitler Speculation, ſondern aus gründlichen Erfahrungen über einen großen Theil Deutſchlands und Frankreichs hervorgegangen. Seitdem hat der Moniteur in einer geiſtreichen Aeußerung über den Verfall der franzöſiſchen Renten dieſelbe Urſache, die — dans une proportion vraiment effrayante — zunehmende Theilung des Grundeigenthums, angegeben. Auf eine bloße Vertheidigung des Feudalismus oder derjenigen Inſtitutionen, auf denen alles, was wir Reichthum, Wohlſtand oder Credit nennen, bis auf den heutigen Tag, als auf ſeiner weſentlichen Grundlage beruhet hat, war es dießmal nicht abgeſehn. Das was ich, oder Beſſere als ich, in den letztverfloſſenen zwanzig Jahren revolutionärer Verwilderung aller Staatsanſichten, zu Ehren jener verkannten Inſtitutionen geſagt haben, iſt nicht in den Wind geredet worden: die Treue trägt ihre Früchte, und der redliche Triumph des Guten und Rechten iſt nicht ſo entfernt, als ſich der Zeitgeiſt ſchmeichelt. Ich habe nicht die gegenwärtige Geldnoth abgewartet, um nach meinen ſchwachen Kräften für die ewige Vernunft meinen Proteſt gegen die Zeitvernunft einzulegen.

Aber die Geldnoth iſt eine erwünſchte Veranlaſſung, denen durch den Sinn zu greifen, die, für alle moraliſche oder conſequent juriſtiſche Anſicht des bürgerlichen Lebens abgeſtumpft, außer dem ſogenannten Hebel des Geldes und ſeiner mechaniſchen Operation keine anderweite politiſche Kraft mehr anerkennen. Auf dieſe, erlauben Sie mir, es in meinem dritten Schreiben noch näher anzulegen; heut kam es darauf an, unſern Einſiedler zu beruhigen.

……

Geſchichts-Hauptgrundſätze.

Von Julius Franz Schneller,

Profeſſor zu Grätz.

(Schluß von Nr. 19.)

Lucian von Samoſata, welcher Attiſchen Witz für Lakoniſchen Ernſt aufboth, um den Lügenfreund ſo wie den Ungläubigen meiſterhaft darzuſtellen, hinterließ einen Aufſatz: »wie man Geſchichte ſchreiben müſſe.« Ich finde darin vor ſechzehn Jahrhunderten bemerkt und gerügt alle Mängel der heutigen Hiſtoriographen, ſo wie auch meine eigenen Fehler. Ich gebe einige Hauptſätze: »Seitdem die Römer über die Parther einige Siege hinter einander erfochten, iſt Niemand, welcher ſich nicht hinſetzt, um eine Geſchichte der Zeit zu ſchreiben. (Gelegenheitswerke). Die Meiſten glauben, zum Geſchichtſchreiben eben ſo wenig eines guten Raths zu bedürfen, als zum Gehen, Schlafen, Eſſen oder Trinken. (Selbſtgefälligkeit). Die Meiſten pflegen, anſtatt uns zu erzählen, was geſchehen iſt, bloß Lobpreiſungen der Fürſten und Feldherrn ihrer Parthey zu geben, hingegen die feindlichen in den Staub zu treten und zu verleumden. (Wohldienerſchaft). Auf die Beſchreibung des Schildes, den der Cäſar trug, verwandte Einer tauſend Zeilen; mitten auf demſelben ragt die Gorgone hervor, mit ihren aus blau, weiß und ſchwarz gemiſchten Augen, mit ihrem regenbogenähnlichen Bruſtgürtel, und ihren geringelten und in dicken Locken gewundenen Schlangen. (Kleinigkeitsgeiſt). Einer ſagte: die Maſchine erkrachte, und die umſtürzende Mauer erdonnerte ringsumher, die Stadt ertönete vor Zuſammenſtoß der Waffen, Alles war ein Getöſe und ein Getümmel. (Ziererey.) Vor lauter Begierde im höchſten Grade Attiſch zu ſchreiben, hat ſich Einer beygehen laſſen, die Römiſchen Geſchlechtsnahmen ins Griechiſche umzuſchaffen; darum nennt er den Saturninus ſtets Kewnios. (Neuerungsſucht). Es fehlt auch nicht an

Andern; die ihren Werken ſo ſchimmernde, vielverſprechende und unmäßig lange Vorreden vorſetzen, daß man voll Erwartung iſt, was für wundervolle Dinge nun wohl kommen werden, aber der Körper ihrer Geſchichte gleicht einem Anhang zur Vorrede. (Ruhmredigkeit).

* * *

Lucian von Samoſata warnt zuerſt vor den Klippen, welche man vermeiden ſoll, dann aber ſpricht er auch von den Mitteln, um auf voller See zu ſegeln, und ruhmbekrönt in den Hafen einzulaufen. »Ich verlange von einem Geſchichtſchreiber, daß er ohne Menſchenfurcht, unbeſtechlich, edel, ein Freund der Wahrheit, und freymüthig genug ſey, um, wie der komiſche Dichter ſagt, eine Feige — eine Feige, und einen Kahn — einen Kahn zu nennen. Er ſage nichts aus Freundſchaft, nichts aus Haß, und verſchweige nichts aus Mitleiden, Scham, noch Ehrerbiethung. Er ſey gegen Alle ein gleichbilliger und gleichwohlwollender Richter, und gebe Keinem mehr, als ihm gebührt. Er ſey in ſeinen Schriften ohne Vaterland, ohne Fürſten, keinem Volke zugethan; er lebe bloß unter ſeinen eigenen Geſetzen, und ſage uns, was geſchehen iſt, ohne in Anſchlag zu bringen, was dieſer oder jener von der Sache denke. — Was die Sprache betrifft, ſo wünſchte ich, daß er (zumal im Anfange ſeines Werkes) aller Affectation, die Leſer durch ſein Feuer zu blenden, und in großen Perioden und in einander geſchlungenen Argumentationen mit ſich fort zu reißen, überhaupt aller oratoriſchen Täuſchungskünſte ſich begeben, und dagegen in einem ſanften, ruhigen Tone ſich vernehmen laſſen möchte. Je gedrungener und gehäufter die Gedanken ſind, deſto beſſer; der Vortrag aber ſey ungekünſtelt, der Geſchäftsſprache ähnlich. So wie die Wahrheit in Anſehung der Sachen, ſo ſey die Klarheit in Anſehung des Vortrags das Hauptaugenmerk des Geſchichtſchreibers. Er ſoll ſich weder ungewöhnlicher Wörter, noch weit hergeholter Redensarten bedienen, aber auch nicht ſolcher, die man nur auf dem Fiſchmarkt und in den Schenken hört. Ueberdieß iſt auch in der Stellung der Wörter ein Mittelweg zu beobachten; ſie müſſen nicht unangenehm und holpricht klingen, aber auch nicht, wie bey den meiſten Geſchichtſchreibern Unſerer Zeit, in einem Rhythmus, der beynahe zum dichteriſchen Sylbenmaße wird. — Ueberhaupt vergiß nie, daß du nicht ſchreibeſt, nur von den Menſchen deiner Zeit gelobt und geehrt zu werden, ſondern habe beſtändig die ganze Nachwelt im Auge. Arbeite für die, welche nach dir kommen werden, und verlange keine andere Belohnung für dein

Werk, als daß man dereinſt von dir ſage: das war ein Mann von freyer Seele, der den Muth hatte zu ſchreiben, wie er dachte; ein Mann, der nie ſchmeichelt, nie kriecht, ſondern der Wahrheit immer treu iſt. Dieſe Belohnung wird jeder Gutdenkende über alle die Vortheile ſetzen, die er von ſeiner Zeit hoffen könnte, und die von ſo kurzer Dauer ſind.«

Julius Schneller, Profeſſor.

◆

Die Tarantel *)

Die Tarantel findet ſich in ſüdlichen Gegenden, und auch in der Campagna von Rom, am häufigſten aber in Apulien. Auch in Toscana kommt ſie nach der Fauna etrusca von Roſſi vor, auch in Mayland hat man ſie getroffen, jedoch ſelten. Es gibt 3 Verſchiedenheiten in Betreff der Farbe, Alba, Stellata, Uvea; die erſte hält man für unſchädlich, den Biß der zweyten bösartig, der dritten ſehr ſchlimm. Das Gift ſcheint ein gelbes Tröpfchen zu ſeyn. Dieſes Inſect war nicht einmal noch den Römern bekannt. Der Erſte, welcher vom Taranteltanz geſprochen hat, iſt Nicolaus Perotti, Philolog des 15. Jahrhunderts. Aeltere Aerzte beſtätigten die allgemein gehegte Meinung von dem unwiderſtehlichen Triebe zum Tanzen, und der Heilung davon durch Muſik. Doch gab es noch immer Ungläubige. Ein neapolitaniſcher Arzt ließ ſich (1693) in Gegenwart von 6 Zeugen von zwey Taranteln in den Arm beißen, und wurde nicht im mindeſten tanzwüthig. Allein dieſer Verſuch zerſtörte das Vorurtheil nicht. Die Gebiſſenen ſollen etliche Stunden darauf in unarticulirten Tönen jammern, ſtier vor ſich hinblicken, und mit der Hand aufs Herz deuten. — Die Beſeſſenen verlangen Degen, Spiegel, prächtige Kleider, was ſie nach Erhaltung auf dem Tanzboden herumlegen, um ſich bald des einen, bald des andern Stückes zu bedienen. Der Tanz beginnt eine Stunde vor Sonnenaufgang, und ſchließt eine Stunde vor Mittag, ohne daß ſie je Athem ſchöpften, auſſer wenn das Inſtrument verſagt, das ihnen vorgeſpielt wird. — Eine

---

*) Auszug aus einem Briefe des Sr. Cancellieri an Dr. Koreff, Profeſſor der Medicin zu Berlin. (Bibliotheca Italiana).

Stunde nach Mittag fängt der Tanz von vorne an, und währt bis Sonnenuntergang. Das geſchähe nun drey Tage hintereinander.

Dieſe Fabeleyen erhielten allgemein Glauben bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Da trat plötzlich Fr. Seras, ein Phyſiker, im Jahre 1742 in Neapel mit einer Abhandlung dagegen auf, und Dr. Grillo zeigte die Unſtatthaftigkeit der Sache vollends. Das gemeine Volk in Apulien glaubt aber noch immer daran.

Obwohl nun der Tarantelbiß die verſchiedenen Wirkungen nicht hervorbringt, ſo iſt er dennoch nicht ganz unſchädlich. Profeſſor Maltheis zu Rom behauptet, daß Schläfrigkeit, Erſchlaffung, und Druck auf dem Herzen die Symptome ſeyen. Reitz- und Giftmittel reichten zur Heilung hin. — Der Biß ſcheint nach Roſſi nur eine ſchwache Entzündung zu bewirken. Er ließ Vögel von Taranteln beißen; von Vergiftung zeigte ſich nichts, aber einer ſtarb am dritten Tage wegen Eiterung und Brand des gebiſſenen Schenkels. Die eigentliche Krankheit ſcheint bloß in dem Wahne zu beſtehen, daß der Biß durch Tanz und Muſik zu heilen ſey.

Notizen und Correſpondenz-Nachrichten.

Die Geſchichte der ungariſchen Geſetzgebung (Historia juris), welche der rühmlich bekannte königliche Rath v. Kelemen der zweyten Auflage ſeines ungariſchen Privat-Rechtes beyfügte, wird von Joh. v. Jung bearbeitet und mit Anmerkungen verſehen, nächſtens in deutſcher Sprache erſcheinen.

Der auf der Inſel Marygott (bey Barbados) befindliche Fluß Choko iſt bekanntlich goldhältig. Einer der neueſten engl. Seefahrer, James Hacket, macht folgende intereſſante Schilderung der von den Indianern dort betriebenen Goldfiſcherey: »Einige Tage vor den Märkten kommen ungeheure Haufen von Indianern regelmäßig an gewiſſen Orten an den Ufern des Fluſſes Choko zuſammen, der ſeines reichen Inhalts wegen berühmt iſt. Hier tauchen ſie ſich bis zu einer Tiefe von 10—15 Klaftern unter, und kommen dann etliche hundert Schritte von dem Platze, wo ſie in den Fluß geſprungen ſind, wieder zum Vorſchein, mit ſo viel Kies und Sand, als ſie am Grunde haben aufſammeln können, den ſie ſogleich ſichten, und kleine Goldkörner von der Größe eines Stecknadelkopfes darin finden. Nachdem ſie, durch mehrmaliges Untertauchen ſich eine nahmhafte Menge Gold verſchafft, begeben ſie ſich in großen Haufen nach Carthagena, das beynahe 400 Meilen vom Fluſſe entfernt iſt, und verhandeln ihr Gold auf die ſparſamſte Weiſe für das, was ſie brauchen. Das Außerordentlichſte iſt aber, daß, falls ſie, nachdem ſie alle ihre Ankäufe gemacht, noch etwas Gold übrig behalten ſollten, ſie dieß gewiſſenhaft zum Fluße zurücktragen, und wieder auf deſſen Grunde einſcharren, angeblich aus Furcht vor den Spaniern, deren Grauſamkeit und unerſättlichem Durſt nach Reichthümern ſchon ſo viele ihrer Landsleute geopfert worden ſeyen.« —

In der Nähe von Jesdekhaſt (in Perſien), ſind die ſteinigen Ebenen mit der Pflanze Oſchak bedeckt, welche das Amoniak hervorbringt. Sie wird beyläufig 6 Fuß hoch, ein Stiel iſt von dunkler Farbe, die andern von einem lichten Grün, mit etwas röthlicher Färbung an den Gliedern. Nur an den letztern trägt ſie Blätter, welche dem Boden nahe ſind, wo ſie dick um den Stiel herwachſen. Gegen Ende Juny werden die untern Blätter gelb, und die Pflanze wird reif. Aber ſchon im May, wo die Pflanze noch weich iſt, beginnt ein Inſect vom Käfergeſchlechte den Stiel an mehreren Orten mit ſeinem Rüſſel zu durchbohren, und ſobald der Stiel abdorrt, dringt aus den Oeffnungen ein Milchſaft, welcher im Herabfließen an den Schüſſen härtet — wo er dann von den Einwohnern gegen Ende July abgenommen wird. — Dieſe Gummiart wird im rohen Zuſtande an die Händler verkauft, welche ſie in Ispahan (der ehemaligen Hauptſtadt) oder an den Küſten feilbiethen.

Ein Hr. Ivan Dobrowsky, Muſiklehrer (moderniſirt Profeſſor der Muſik, denn die Herrn Lehrer ſind jetzt lauter Profeſſoren) am Gymnaſium zu Aſtrachan, gibt daſelbſt ſeit Kurzem ein »Journal der Aſiatiſchen Muſik« mit vielem Beyfall heraus. Dieſes originelle Journal liefert armeniſche, perſiſche, indiſche, kirgiſiſche, tartariſche, kalmuckiſche, chineſiſche, koſakiſche ꝛc. Romanzen, Arien und Nationaltänze. Alles erſcheint in voller Partitur und im Clavierauszug zugleich. Jeder Monat bringt ein Heft.

Nach der in Nr. 16 gegebenen Notiz über die Staatsſchuld Englands, wollen wir einige Blicke auf die Schilderung werfen, die Hr. Say in ſeinem vortrefflichen Werke: De l'Angleterre et des Anglais, von deren fürchterlichen Fortſchritten und Folgen macht. Die engliſche Nationalſchuld hatte ſich im Jahr 1689 zur Zeit der Thronbeſteigung Wilhelms und Mariens auf 1,054,925 Pf. Sterl. belaufen; im Jahr 1815 war ſie ſchon auf 777,469,000 Pf. geſtiegen. »Jede Familie,« ſagt Say, »iſt genöthigt, doppelt ſo viel zu erwerben, als das, was ſie für ſich nöthig hat.« Die häufigen Reiſen der Engländer, und ihre Niederlaſſungen auf dem Continent gehn lediglich von dem Antrieb der Oeconomie aus. Mit 10000 Fr. jährl. Einkünfte kann man in England kaum behaglich leben. »Ein handeltreibender Engländer« ſagt der Verf. »kann ſeine Familie nicht ernähren, wenn das Capital, welches er benutzt, ihm nicht gehört, und wenn er die Intereſſen davon bezahlen muß. Eine Grundbeſitzung, ein Capital, welches anderswo überall hinreichen würde, ohne Arbeit ein Auskommen zu gewähren, reicht in England zu dem Unterhalte ſeines Beſitzers nicht hin; er muß daher, entweder ſelbſt eine Kunſt ausüben, oder an einem andern Unternehmen entweder als Vorſteher, oder als ein Untergeordneter mitwirken.« Und in einer andern Stelle: »Das engliſche Volk im Allgemeinen iſt zu einer ununterbrochenen Arbeit genöthigt; es darf nicht ausruhen. Man ſieht in England keine Müſſiggänger von Profeſſion; man wird ſogleich bemerkt. Es gibt dort keine ſolchen Caffeehäuſer, die vom Morgen bis an den Abend mit Müſſiggängern angefüllt ſind, und die Promenaden ſind, außer des Sonntags, immer menſchenleer; Jeder geht in ſeine Geſchäfte vertieft. Die größte Schande in Frankreich iſt, keinen Muth, in England, keine Guineen haben.«

Auf dem Victualienmarkte zu Nanking wird viel Pferdefleiſch, eine Leckerſpeiſe der Tartarn, feilgebothen. Es ſteht im Preiſe hoher als Rindfleiſch. Hunde, Katzen und Ratten ſind Hauptartikel der Feilſchung. In Ta-tung wurden 18 Pence zugleich für eine Katze und für einen Faſan für den Geſandten gefordert.

In Nordamerica werden nun bald alle Transporte und Reiſen zu Waſſer im Innern des Landes mittelſt der Dampfboote vor ſich gehen können, ſo ſehr nimmt deren Anzahl zu. Im vorigen Sommer lagen in Orleans 17 ſolcher Fahrzeuge zugleich im Hafen, jedes von 100 bis 400 Tonnen Gehalt. Aller Handel und Transport auf dem Miſſiſſippi geſchieht durch Dampfboote. Das Dampfſchiff Fulton (von dem Erfinder alſo benamſet), welches 190000 Gulden gekoſtet, wirft einen reinen Ertrag von 23 1/2 Procent ab. In dieſem Schiffe, welches für Reiſende eingerichtet iſt, hat jedes Zimmer ſeinen Ofen, plüſchene Soffas, ſogar Gemählde, ſeidene Vorhänge, Brüßler-Tapeten, treffliche Betten, kurz Alles, was nur immer zur Bequemlichkeit dienen kann. Geſpeiſet wird auf dieſen Schiffen, wie in den beſten Gaſthöfen.

Für dieſes Jahr iſt in Paris ein Almanach angekündigt, mit dem Titel: Almanach franzöſiſcher Krieger, oder: »Ruhm jeden Tag.« Nach des patriotiſchen Herrn Verfaſſers Entdeckung (hier dürfte wohl Erfindung ſynonym ſeyn) iſt ſeit der Revolution kein einziger Tag im Jahe verfloſſen, an welchem zum Vortheil und zur »gloire« der Franzoſen nicht ein Gefecht vorgefallen ſey.

Aeußerſt merkwürdig iſt die von Llorente im 4. Bande ſeiner Geſchichte der ſpan. Inquiſition dargeſtellte Enthüllung der Mittel, welche man verſucht hatte, den Friedensfürſten zu ſtürzen. Dieſer verhaßte Glücksgünſtling hieß allgemein ein Couſin des Königs und der Königinn. Von Seite ſeiner politiſchen Verhältniſſe war ihm alſo nicht leicht beyzukommen; nur geiſtliche Waffen konnten hier Erfolge verſprechen. Er ward alſo bezüchtigt, ein Atheiſt zu ſeyn, in doppelter Ehe zu leben, und 8 Jahre nicht gebeichtet und communicirt zu haben. Auf des Großinquiſitors Laurenzana's Befehl ſchritt man ſofort zur Erkundigungs-Einziehung. Da jedoch die Verhaftung ohne des Königs Zuſtimmung nicht vor ſich gehen konnte, ſo wandte man ſich an den Pabſt, der dann an den König ſchrieb, den Emporkömmling den Intereſſen der Kirche aufzuopfern. »Bonaparte,« ſagt Llorente, »ward von dieſer Correſpondenz unterrichtet, fing ſie auf, und gab ſie in die Hände des Friedensfürſten, bey dem er zum Lohne dafür nun die aufrichtigſte Gegebenheit fand.« Durch die Entdeckung dieſer Intrigue hatte Godoi gewonnen Spiel.

Die Einnahme der Pariſer Vergnügungsörter im Jahre 1818 war folgende: Theater: Academie royale de Musique 598,622 Fr. — Theatre françois 654,729 Fr. — Opera comique 704,975 Fr. — Odéon Favart 273,116 Fr. — Bouffes 63,394 Fr. — Vaudeville 540,473 Fr. — Variétés 495,581 Fr. — La Gaieté 400,112 Fr. — L'Ambigu 413,813 Fr. — Porte St. Martin 451,839 Fr. - Kunſtreiter: Cirque Olympique 222,099 Fr. — Bälle: Bals de l'Opera 27,945 Fr. — Bals de l'Odéon 4107 Fr. — Gärten: Jardin Baujou 68,075 Fr. — Ruggieri 4251 Fr. Zuſammen 5 Millionen, 17 Tauſend und ſo viel 100 Fr. Hierbey ſind übrigens die Montagues Lilliputiennes, Belleville etc. nicht gerechnet.

Von Pradts neuer Schrift: l'Europe aprés le Congrés d'Aix-la-Chapelle gibt das 55. Stück der Minerve françoise eine ſehr panegyriſche Anſicht. Z. B. »Hr. v. Pradt iſt der Geſandte der Wahrheit; er leitet ſeine Sendung aus ſich ſelbſt; die Königinn der Welt: die öffentliche Meinung, erkennt ihn neben den Königen und Nationen an. Die Mittel dieſes Diplomatikers von ganz eigenem Schlage (d'un nouveau genre) ſind die Beredſamkeit der Vernunft, die Liebe zum allgemeinen Beſten, und der Muth, Alles zu ſagen. ꝛc.« — Aus demſelben Heft erſieht man, daß die Summe der Subſcription: ouverte au profit des françois réfugiés au Champ d'Asyle bis zum 18. Febr. bereits auf 75,379 Fr. geſtiegen iſt.

Der Druk der Reſeda, einer Sammlung der poetiſchen Schriften des Grafen J. P. C. Sermage geht nun bey Anton Strauß raſch vorwärts. Das Ganze in 2 Duodezbändchen, jedes zu ungefähr 14 Bogen, erhalten die Subſcribenten um den äußerſt billigen Preis von 5 fl. W. W.; außer der Subſcription wird es in der Strauß'ſchen Verlagshandlung um 8 fl. zu bekommen ſeyn.

Wie ſteht es jetzt um die Religioſität in Frankreich? — Dieſe Frage beantwortet der unermüdete de Pradt in ſeinem neuen Werk über die Concordate, wie folgt: »Nie war Frankreich frömmer als jetzt. (Plut à Dieu! exclamirt das friedliebende und friedbedürftige Europa). Es iſt es mehr als in einem, der Frömmigkeit wegen, berühmten Zeitpuncte, — als unter Ludwigs XIV. Regierung; es iſt es ungleich mehr, als unter Ludwig XV., der Zeit der größten Unreligion. (Dieſe Parallele iſt ganz überflüſſig.) Eben ſo, wie es vor der Revolution zum guten Ton gehörte, ſich über alles Religiöſe hinwegzuſetzen, würde es jetzt gegen den guten Ton ſeyn, beleidigende Anſichten von ihr zu äußern. (Es iſt aber gewiß ein ſchlechter Ton, beſonders für einen Cleriker, wie Hr. de Pradt, die Religion zu einem Gegenſtand des Tons zu machen; das ſind die zwey heterogenſten Dinge von der Welt; den Ton auf die Religioſität anwenden, heißt, ſie profaniren. Daher mag es alſo auch heißen: beleidigende Anſichten äußern; vom Hegen iſt keine

Rede; die apparences alſo, die apparences!) Eben ſo ſehe, wie ſie ehemals Gegenſtand des Lächerlichen (!) war, iſt ſie nun Gegenſtand der Achtung; und das, was man ſonſt mit Beyfall aufgenommen hätte, würde jetzt ausgepfiffen werden. (Das iſt Alles ächt franzöſiſch; lauter Decora; lächerlich und auspfeifen! Wie rein weltmänniſch). Die Religion hat eine Bürgſchaft erhalten, die ihr bisher fehlte: die des religiöſen Gefühls, nebſt der Ueberzeugung von ihrer Nothwendigkeit. (Sollte hier Zerknirſchung heißen; indeß noch einmal Plut á Dieu! es bleibe bey der Ueberzeugung der Nothwendigkeit; dem bloß irdiſchen Intereſſe wird dann bald auch das überirdiſche folgen.) Die Franzoſen wollen in der Religion wie in der Monarchie, Beſtimmtheit und Bürgen der Ruhe. Durch die Verbindung dieſer beyden Empfindungen hängt das franzöſiſche Volk an der Religion. Heut zu Tage würde es in **Voltaires** Unfrömmigkeit nicht halb den Geiſt finden, der ſeine Väter zu ihrer Zeit verführt hat. (Unterdeſſen aber druckt man eine neue Auflage um die andere von des Ketzers Oeuvres complettes, und um ſie recht gemeinnützig zu machen, ſogar in éditions économiques; ſammelt eifrig die posthumes ꝛc). In dieſer Rückſicht iſt Alles verändert, und wir müſſen Gott nun für dieſe Veränderung danken.« (Er gebe auch, daß das ernſthaft gemeint ſey, und Früchte trage! Im Uebrigen bitten wir Hrn. **de Pradt** für dieſe Randgloſſen geziemend um Vergebung.).

Der jetzige Catalogue des Antiques du Musée royal begreift 13 Säle, den Eingang, und mehrere Bogen und Durchgänge. Die aufgeſtellten Denkmähler ſind in 355 Nummern enthalten, in denen aber meiſtens mehrere Stücke zuſammen gefaßt ſind. Die Säle führen die Namen der römiſchen Kaiſer, der Jahrszeiten, des Friedens, der Römer, der Centauren, der Diana, der Candelabers, des Tiberfluſſes, des borgheſiſchen Heros ꝛc.; Statuen ſind 162 vorhanden, 27 Hermen, 110 Köpfe und Büſten, 41 Altäre ꝛc. Einen anſehnlichen Zuwachs hat das Muſeum durch die neu acquirirten griechiſchen Monumente erhalten. Ungleich mehr, als man zu glauben ſcheint, iſt von den aus Italien geraubten Kunſtwerken zurück geblieben; ſey es nun, daß viel davon verſteckt worden, der Unterhandlung nicht werth, oder im Rücktransport zu koſtſpielig geſchienen hat. — Von der Grafen **Choiſeul-Gouffier** Kunſtſammlung ſind für 60,000 Fr. Bildſäulen, Gefäße ꝛc. hinzu gekauft worden.

Nachricht.

Ich will durch die beſtimmte Erklärung:

> »daß ich die einmahl niedergelegte Redaction der **Wiener Zeitſchrift für Kunſt, Literatur, Theater und Mode** ſo wenig wieder übernehmen, als Aufſätze irgend einer Art für dieſelbe liefern werde,«

allen an mich dieſerhalb ergehenden An- und Nachfragen auf immer ein Ende machen.

Wien, 6. März 1819.

W. Hebenſtreit.

Gedruckt bey J. B. Wallishausser.

Conversationsblatt.

21.

Freytag, den 12. März 1819.

Ueber die Aufſuchungen in der Tiber, und deren muthmaßliche Erfolge.

Von W. Hebenſtreit.

Mehrere öffentliche Blätter, unter dieſen auch das Conversationsblatt Nr. 13. S. 156, haben der Subſcription erwähnt, an deren Spitze der Prinz Friedrich von Sachſen Gotha und die Herzoginn von Devonſhire ſtehen, um die ſeit zwey tauſend Jahren in der Tiber verſunkenen Kunſtwerke wieder aufzuſuchen und zu Tage zu fördern. Die Sache ſelbſt ſchien einigermaßen lebhaft zwar ſchon im Jahre 1811 angeregt zu werden, als der Freyherr Friedrich von Drieberg die Beſchreibung ſeiner neu erfundenen Tauchermaſchine, Triton genannt, herausgab, und über Gebrauch und Nutzen derſelben der jetzige geheime Regierungsrath Dr. Koreff in Berlin eine beſondere Abhandlung lieferte. Allein beyde in franzöſiſcher Sprache geſchriebene Aufſätze *) ſind eigentlich nicht in den Buchhandel gekom-

---

*) Die Titel der Aufſätze heißen, ſo viel ich mich erinnere: Description

men, und meines Wiſſens iſt auch, außer den damahls in irgend einer Zeitſchrift über die Erfindung und ihre Folgen von mir mitgetheilten Nachrichten, nichts weiter davon bekannt geworden. Das jetzige von B. G. Naro in Rom geleitete Unternehmen der Ausgrabung des Flußbeetes der Tiber ſpannt indeß mit Recht die Erwartungen der Kunſtfreunde, und gibt, da man hierzu ſich einer eigenen Vorrichtung der Tauchermaſchine bedienen will, mir Gelegenheit, nicht nur auf die Erfindung des Herrn Fr. v. Drieberg zurück zu weiſen, ſondern auch einige Bruchſtücke aus der gedachten Abhandlung des Dr. Koreff zur näheren Kenntniß zu bringen, in ſo weit ſolche nähmlich noch in meinem Beſitze ſind, und auf den Gegenſtand ſelbſt, oder deſſen weiteren Verfolg, Bezug haben.

»Mit Hülfe der neuen Tauchermaſchine wird man der Vergeſſenheit mehr Denkmäler entziehen, als bis jetzt durch den größten Geld- und Zeitaufwand geſchehen konnte. Dieſe Behauptung außer Zweifel zu ſetzen, denke man nur an die Tiber. Ich ſpreche nicht bloß von ihren Ueberſchwemmungen, von den verſunkenen Palläſten, von den durch das Anſchwellen ihrer Fluth, ſelbſt nachdem Auguſt ihren Lauf verändert hatte, verſunkenen Meiſterwerken, ſondern erinnere hauptſächlich an die Verheerungen, welche Rom von jenen Barbaren erlitten hat, die mehr zum Verwüſten als zum Plündern geneigt waren, mehr nach Rache als nach Eroberung dürſteten, alles, was ſie nicht fortzuſchaffen vermochten, dem Waſſer zutrugen, und, nach geraubtem Golde, der Königinn der Welt nicht einmahl den Trauerſchmuck vergönnten.«

»Doch nicht die nordiſchen Horden allein haben hier Statuen und Altäre den Fluthen geopfert; auch der Krieg, barbariſch wie ſie, nöthigte die Römer dazu. Als Beliſar ſich in Hadrian's Mauſoleum belagert fand, als das Grabmahl eines Kaiſers die letzte Schutzwehr des Reichs war, mußte dieſer, von jedem andern Mittel entblößte, Held fünfzehn Tage lang ſich mit den Statuen des Prachtgebäudes vertheidigen. Praxiteles und Lyſippus Meiſterwerke rollten von der hohen Mauer herab; der mit dem Stämpel des ewigen Genie's bezeich-

---

d'une nouvelle machine à plonger, appellée Triton, par M. Fr. de Drieberg. Paris 1811. Memoire sur une nouvelle machine à plonger, inventée par M. le Bar. de Drieberg. Paris 1811. Der berühmte Mechaniker Mälzel, damals in Wien, hat die Tauchermaſchine nach dem empfangenen Modell verfertiget; die Koſten ihrer Anſchaffung ſind unbedeutend.

nete Marmorblock ward in den Augen des Kriegers zum gewöhnlichen Stein, und tauſend zur Fortdauer und Lebensverſchönerung beſtimmte Gegenſtände dienten in ſeiner blutigen Hand zu Werkzeugen des Todes. In ihren mütterlichen Arm empfing die Tiber die Götter und Heroen des Ufers, und während Barbaren und Römer Roms Herrlichkeit mit Füßen traten, bewahrte ſie nur allein deren Andenken auf. Was den Händen der Sieger und Beſiegten entgangen war, opferte Fanatismus im neunten und zehnten Jahrhunderte ihren Wellen: ſanft gleiten ſie über die bezaubernden Formen hin, und vielleicht bald wird ſie ſolche dem würdigen, ihren Werth kennenden, Sterblichen überliefern, der aus ihren Armen ſie unmittelbar zurückzufordern wagt. Noch jetzt wähnt das römiſche Volk beym Anblick der Tiber-Ueberſchwemmungen, daß Statuen ihr Anſchwellen veranlaſſen. Eine glückliche und naive Tradition, die der Römer, ſtatt durch ſie das Steigen des Waſſers zu erklären, als Anreiz hätte benützen ſollen, alles wieder zu erlangen, womit er die ihn umgebende Oede verzieren könnte.«

»Aber die ſchönen Künſte blühten nicht ausſchließlich in Rom. Ueberall im Gefolge der Römer erblickte man aſiatiſchen Luxus, und Phantaſie und Geſchmack kannten kein Hinderniß mehr. Neue Schwierigkeiten wurden lediglich in der Abſicht geſchaffen, ſie beſiegen zu können. Die Römer verließen ſogar den Boden, den Sitz ihres alten Ruhms und ihrer Größe, und ſuchten über dem Geſtade des ſtürmiſchen Meeres hinaus einen neuen Despotismus zu gründen. Neptun unterwarf ſich gleichfalls, die bisher freyen Wellen des mittelländiſchen Meeres ließen durch Mauern ſich einengen, ſtolze Dämme entſtiegen dem Abgrunde, und murrend brach die Fluth ſich am Fuße der korinthiſchen Säule. Dieſem Uebermuthe verdankt Bajae ſein Entſtehen; Bajae, der prachtvolle Sammelplatz des Vergnügens der Reichen und Schöngeiſter Roms, die Zuflucht der Muſe und entwaffneter Tyrannen; Bajae von Horaz, Virgil und Martial beſungen und gerühmt, der Lieblingsort des Philoſophen Seneka, des großen Pompejus und Cäſar, deſſen Ufer, ehemahls mit Schätzen und Kunſtwerken überladen, ſelbſt gegenwärtig noch der Aufenthalt der Künſte und der Wolluſt zu ſeyn ſcheinen.«

»Bajaes berauſchendem Schimmer entſprachen die Umgebungen. Hier ſtand das Haus des Piſo, in welchem Nero, unbezweifelt von der Naturſchönheit des Orts und ſo vieler Pracht ergriffen und zur Milde geſtimmt, der Furcht und dem Argwohn entſagte; hier beſaß Lucullus, der römiſche Xerxes, mehrere Palläſte; einen am Pauſilippiſchen Vorgebürge, den zweyten am Agrianiſchen See, den dritten am Vorgebürge Myſene. Ungeheuer weitläuftig waren die Gebäude des letzteren; ſie erſtreckten ſich, wie dieſes die vorhandenen Ruinen bezeugen, weit ins Meer, und Bajae ſelbſt enthält noch tief unterm Waſſer die Neroniſchen Bäder.«

»Cicero folgte dem Beyſpiele ſeiner Zeitgenoſſen. Eines ſeiner Landhäuſer lag am Ufer nahe bey Puteoli, ein anderes am Lucriniſchen See. Dort verlebte er, wie in Tusculum, die heiterſten Tage; dort ruhte ſein Blick auf Griechenlands Weltweiſen, und bey der ſanftwogenden Fluth vergaß ſeine Seele das ſtürmiſche Rom; dort ſchuf er auch ſeine erhabenen Werke, deren groſſer Theil für uns verloren ging. Vielleicht trotzen ſie noch, in eiſernen Kiſten ſorgfältig verſchloſſen, dem Meere, und harren des Tages, an dem ſie vor dem Richterſtuhle der Nachwelt ſeinen Ruhm zu krönen beſtimmt ſind. Warum ſollten wir nicht das mittelländiſche Meer zur Herausgabe deſſen nöthigen, was ſeinem Ruhme ermangelt, da wir nach zwanzig Jahrhunderten noch verſuchen, den Flammen des Veſuvs ſo viele wichtige Handſchriften zu entreißen!«

»Auch Plinius hatte verſchiedene Wohnungen am Meere. Sein Laurentinum befand ſich an demſelben, und die anderen ſtanden in Ober-Italien, am See Larius, jetzt der See von Come genannt. Er ſelbſt erzählt uns, wie er unter ſeinem Fenſter mit der Schnur fiſchte, und dieſe Oerter verſprechen uns beym Nachforſchen keinen geringern Gewinn, als diejenigen, welche der Erſte der Redner durch ſeine Gegenwart zierte.«

»Die gröſte Ausbeute der Alterthümer würden wir jedoch ohne Zweifel unter den zwölf Palläſten von Capri erwarten, in denen Tiberius alles aufgehäuft hatte, was die erſchlafften Sinne wecken, und den gebeugten Geiſt beleben konnte. Man erinnere ſich der gränzenloſen Macht dieſes römiſchen Kaiſers, denke ſich auf einem Punct verſammelt, was Furcht und Niedrigkeit zum Tribut zu erfinden vermochte, leſe des Tacitus Beſchreibung, unterſuche die entdeckten koſtbaren Trümmer, prüfe die Berichte der neuern Reiſenden darüber, und jeder Zweifel wird ſchwinden, daß unter den ſteilen Ufern dieſer Inſel, und vorzüglich an deren öſtlichen Seite, wo der gröſre Theil der Pallaſte gleichſam über den Wellen ſchwebte, die bedeutendſten Schätze zu finden ſind.«

»Nicht minder prächtige, nicht weniger berühmte Ruinen feſſeln unſere Aufmerkſamkeit an Griechenlands Geſtaden, und erregen unſere Theilnahme durch mächtige Erinnerungen. Nicht ſo verborgen, wie die früher erwähnten, ſcheinen ſie ihre Befreyung aus den Fluthen von einem mächtigen Arme ſehnſuchtsvoll zu erwarten. Oder dürften wir etwa nicht die 368 Jahre vor Chriſti Geburt verſchlungenen Städte Achaia, Heliſe und Bura in ihren wogenden Gräbern unterſuchen? Ein Lavameer verſchüttete Herculanum und Pompeji; einige alte Denkmäler erweckten das Intereſſe, aber ihre eigentliche Lage wurde durch nichts beſtimmt angedeutet. So wie ein neues Jahrhundert aus dem Grabe des verfloſſenen entſteht, blühte auch eine neue Stadt über der Stadt des Herkules auf, und der mit ihrer ſteten Verſchönerung beſchäftigte Bewohner ahnete es nicht, daß unter ſeinen Füßen eine ganze Generation der Wiederkehr des Lichts entgegenharre. Allein eine bloße Muthmaßung genügte; die Größe der Arbeit war kein Hinderniß; die vulkaniſche Schichte wurde durchbrochen, und das himmliſche Licht beleuchtete plötzlich das große National-Schauſpiel. Die bewegliche Welle wird jetzt weniger ſchwierig als jene Steinmaſſe ſeyn, und ein neues Herculanum, ein neues Pompeji dem erſtaunten Wanderer im Abgrunde die Pforte öffnen.«

»Verlaſſen wir Griechenland und Italien, ſo ziehen eben ſo reiche, obgleich weniger berühmte Gegenden unſere Blicke auf ſich. Als der Vandalen König Genſerich Rom geplündert hatte, befahl er die erbeuteten Reichthümer aller Art in ſeine Staaten zu bringen. Seine ſämmtlichen Schiffe erreichten ihre Beſtimmung; nur ein einziges, mit der Beute des Capitol's beladen, litt an Afrika's Küſten auf einer von den Geſchichtſchreibern *) genau bezeichneten Stelle Schiffbruch. Das alte Capitol war damahls zwar nicht mehr des Gottes der Götter Heiligthum, aber noch bewunderte man dort die Opfer des Aberglaubens und den Tribut der Künſte. Unter ſeinen mit zahlreichen Statuen gezierten Säulengängen tröſteten die Römer ſich über ihr Mißgeſchick; unter dem goldnen Dache, einſt Jupiters Wohnung, prangten noch die Trophäen des Titus, und ſeine verlaſſenen Altäre ſtrotzten vom Raube des Jeruſalemiſchen Tempels. Hier ſah man den goldenen Tiſch, dort den ſiebenarmigen Leuchter. Alle dieſe Heiligthümer verſchiedener Völker verſchwanden unter den kirchenräuberiſchen Händen Genſerichs.

---

*) Gibbon. T. VIII. Chap. 36.; Procop. de bello vandalico. lib. 3

Das Capitol wurde zur Wüſte, ein Schiff die Niederlage von dem Koſtbarſten, dem Verehrteſten des Weltalls. Doch das Meer rächte Menſchen und Götter; das Schiff ging unter; der Vandale verlor ſeinen Raub, und Roms Götter und Salomo's Schätze ſeufzen noch unter dem Mauriſchen Felſen. Eine ganze Flotte, welche Conſtantin Pog. mit allem, was das ſo oft geplünderte, nie erſchöpfte Rom noch aufbewahrte, verſank ebenfalls nicht weit von jenem Orte in Siciliens Fluthen.

»So haben Zeit, Krieg und Menſchen die herrlichſten Ueberreſte großer Reiche in Flüſſen und Meeren verſenkt; welch überraſchendes Schauſpiel müßte die plötzliche Wiedererſcheinung der Schätze und Tribute der alten Welt der neuen gewähren.«

Verſtehende Andeutungen werden hoffentlich hinreichen, auf die Wichtigkeit des im Eingange erwähnten Unternehmens hinzuweiſen. Entſpricht der Erfolg den Erwartungen, ſo mögen ſie als Fingerzeige zum weiteren Nachforſchen dienen. Gar mancher Ort wäre noch nahmhaft zu machen, den die Stimme der Geſchichte und das Echo der Ruinen bezeichnet, denn das Meer verdankt nicht alle Reichthümer bloß der Begierde, Kühnheit und Unklugheit der Menſchen. Unrechtmäßiger Weiſe hat es ſelbſt weit mehr an ſich geriſſen, als begangenes Unrecht geſtraft. Doch davon an einem andern Orte. Hier nur noch die Bemerkung, daß, ſo wie der furchtſame Peruaner zum See flüchtete, ſeine durch alten Beſitz und Verehrung geweihten Heiligthümer der Gewalt der Spanier zu entziehen, auch der fanatiſche Sarazene in den Hellespont ſtürzte, was Jahrhunderte in Byzanz unter dem Schutze der Muſen hervorgebracht und verſammelt hatten. Erwägt man, daß Italien und Griechenland, der Occident und Orient zur Ausſtattung des neuen Roms geplündert wurden, daß der blinde Haß der Türken keine Statue duldete, daß die Plünderung Conſtantinopels mehrere Tage dauerte und ſchlechterdings nichts verſchont blieb, ſo wird man feſt überzeugt, und durch einſtimmige Berichte der Reiſenden beſtärkt, daß wenige Schritte vom Ufer eine wundervolle Anhäufung von Denkmälern ſich vorfinden muß, und es nur der Nachforſchung von wenigen Wochen und der Arbeit von einigen Jahren bedürfen wird, jene erhabenen Trümmer wieder zu erlangen. *)

---

*) Wer über den in Rede ſtehenden Gegenſtand nähere Auskunft wünſcht, der ſchlage nach: Winkelmanns Geſchichte der Kunſt. Th. 1, S. 52. 53. Th. 3. S. 263.; Winkelmanns Nachricht von den neueſten herkulaniſchen Entdeckungen §. 23.; Procop. lib. 1. cap. 25. S. Non.

Vielleicht beginnen unter jenem ſchönen Himmel die ſo lange geſchlummerten Künſte und Wiſſenſchaften ihre Herrſchaft noch einmahl von Neuem! Vielleicht ruft der Hellespont beym Erblicken ſeiner Tempel und Heroen noch einmahl die Muſen und die Freyheit zurück!

Notizen und Correſpondenz-Nachrichten.

In den Nummern 35—37 der Zeitung für die elegante Welt gibt der Verfaſſer der **Schuld** Proben einer noch ungedruckten Tragödie von ihm, betitelt: **die Albaneſerinn.** Sowohl die mitgetheilte Expoſition, als die Stellen des Trauerſpiels riechen zwar etwas **Shakſpeariſch**, laſſen aber eben kein impoſantes, Epoche machendes Stück erwarten.

Der Schauſpieler **Kean** in London hat einen Löwen ſo gezähmt, daß er ohne alle Gefahr (?) vertraulich ſogar mit Kindern ſpielt. »Wem dieß unglaublich dünkt,« ſetzt Ref. hinzu, »der bedenke doch nur, daß einſt ein Muſiker (**Orpheus**) auch wilde Thiere zähmte; warum ſollte es nicht auch einem Schauſpieler gelingen? Kunſt iſt Kunſt, unter welcher Form ſie ſich zeige!« Jenes ſoll wohl Witz, dieſes wohl Perſiflage ſeyn; Eins iſt aber ſo froſtig und profan als das Andere.

Das königl. franzöſiſche Inſtitut, deſſen belebendes Princip der hochverdiente **Sylv. de Sacy** iſt, hat, um den unſchätzbaren Manuſcripten-Reichthum der königl. und anderer Bibliotheken, der Gemeinnützigkeit zu eröffnen, folgendes Werk in 4. (indeß die erſten 2 Bände) erſcheinen laſſen: Notices

---

Voyage pittor. de Naples. Tom. 1, part. 2, pag. 219.; Orosii Histor. lib. 4. cap. 11.; Athanas. Kircheri mundus subterraneus Tom. 1. pag. 79.; Annati de Muratori Inondations modernes du Tibre. 1530. pag. 57—98.; Volateran. Anthropol. L. XXII. ; Seneca Epistol. 51, 55.; Varro R. R. Lib. 3. cap. 17. §. 5. Plinii Epist. Lib. II. epist. 17. Lib. IX. epist. 7.; Plinii N. N. IX. 54.; Plutarchi vita Luculli.; Paterculi Lib. II. cap. 33.; Strabo. Lib. VIII.; Stat. Silv. II. 2. 13.; Tacit. Annal. IV. 67. Tractatus de spoliis templi hierosolymitani in arcu Titiano Romae conspicuis, d'Adrien Reland. 1716.; Itinerarium Antonini, voce Mellaria. Historia de Gibraltar, por Ignacio Lopez. Lib. 1. pag. 77.; Flora Espagn. Sagrada. Tom. IV. Trac. 2. cap. 1.; History of the herculan straits. Tom. II. pag. 410. Lond. 1771.; Felibien, plans et descript. de deux maisons de camp de Pline. Paris 1699.; Delices de maisons de camp app. de Laurentin et le maison de Toscane. Amst. 1736.; The Villas of ancient. illustrated by Robert Castell. London 1728. Fol.; Norbert Hadrawa.; Briefe über Capri. ꝛc.

et extraits des Manuscrits de la Bibliotheque du Roi et autres Bibliotheques etc. Nicht zu berechnen iſt der Gewinn, der aus dieſem Werk für Aſiatiſche Sprachkunde, Geſchichte und Geographie hervor geht. Unter Andern iſt von **Abel-Remuſat** eine Notiz über die, gewöhnlich dem **Confucius** zugeſchriebenen moraliſchen 4 Bücher, mitgetheilt. Eine treffliche, nähere Ueberſicht gibt das 26. Stück der Göttinger-Anzeigen.

Dr. **Aſcher** hat ſeinen dritten Falken losfliegen laſſen, oder vielmehr ſich zum drittenmal umgeſchaut. Wie's aber hier geſchieht, iſt's eigentlich nur umgegafft, umgeblinzelt. Iſt das zweyte Stück dieſer Zeitſchrift ſeines unvorſichtigen Inhalts wegen confiscirt worden, ſo verbiethet ſich dieſes dritte durch ſein vages, potenzloſes (um nicht zu ſagen impotentes) höchſtens durch verſprechende Ueberſchriften in etwas aufgeſtutztes Materiale, gleichſam von ſelbſt. Ueber Zeitgeiſt, über die Londoner Polizey ꝛc. hätte ſich doch ſo manches Pikante ſagen laſſen können, ja es muß ſogar ſchwer ſeyn, über derley Objecte etwas Anders als Intereſſantes vorzubringen. Es iſt lauter Kunſt der Nichtkunſt ſichtbar, und der Falke ſcheint nach und nach zum Sperling zu werden.

In **Peking** kommt wöchentlich auf **Seidenzeug** in ungeheuerſtem Formate eine Zeitung heraus, welche mit Recht als das Jahrbuch des chineſiſchen Reiches betrachtet werden kann, denn in Rückſicht der inländiſchen Verfügungen und Ereigniſſe iſt ſie äußerſt reichhaltig. Von ausländiſchen Begebenheiten enthält ſie nicht das Geringſte. Sie exiſtiert ſchon ſehr lange. Ihre Berichte tragen den Stempel der Glaubwürdigkeit. — Ein Staatsbeamter wagte es im Jahre 1726 einen falſchen Bericht einzurücken, das mußte er mit dem Leben bezahlen. Seitdem iſt kein Fall dieſer Art mehr vorgekommen. Die Kaiſer von China übernehmen oft ſelbſt die Cenſur. Der letztregierende trieb dieſes Geſchäft recht con amore. Der Nachfolger des großen **Kienlong, Ka-King**, rückte eine Threnodie auf den Tod des erſteren in ein Blatt von 1798 ein. Dieſe Zeitung iſt die einzige, die in **Peking** beſtehen darf; ſie iſt das Organ des Landesfürſten. Unter Andern zeigt ſie jedesmal auch an, welcher Mandarin das gelbe Oberkleid, oder gar die Pfauenfeder, (hohe und höchſte Auszeichnung), oder zur Beſtrafung die Rabenfeder auf die Mütze erhalten habe, in dieſem Falle werden ſeine Güter zu Gunſten der Krone eingezogen. — Auf dieſe Art iſt die Zeitung von **Peking** das allgemeine und alleinige Geſetzbuch. In China, wo ohnedieß die Buchdruckerkunſt weit eher als in Europa erfunden worden, beſtanden auch viel früher Zeitungen. Beynahe tauſend Jahre ſind ſie im Gange. — Sie haben ſogar den Europäiſchen den Urſprung. Rußland ahmte ſie zuerſt nach. In der Hauptſtadt des **Großmoguls** zu Delphi, wird ein ähnliches Blatt zu Tage gefördert. Die Pariſer Bibliothek beſitzt etliche Exemplare, welche den 26. Februar 1798 gedruckt wurden, und 10 1/4 Ellen lang ſind. — Auch die Viſitenkarten der Chineſen, deren Größe und Farbe ſich nach dem Range der Perſonen richtet, an welche ſie geſchickt werden, haben ein enormes Format. — Lord **Makartney** bekam vom Vicekönig von **Petchelie** eine ſolche Karte, womit er ein ganzes Cabinet hätte ausſpalieren können.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationsblatt.

22.

Dinſtag, den 16. März 1819.

Grabſchriften.

Von

Julius Schneller, Profeſſor.

1. Gottesacker.

So wie der Sämann gewinnvoll ſtreut in die Furchen das Fruchtkorn,
Leget der emſige Tod Menſchen hinab in den Grund.

2. Sinnbilder.

Wurm, Korn, Keim, Schlaf — zeigen der Auferſtehung Geheimniß;
Oſtern und Frühling erſcheint weckend im Dom der Natur.

3. Einem todt Geborenen.

Wie ein Reiſender nächtlich ſchlummernd ein Städtchen vorbeyfähret,
Zogſt du, ſchlafender Knab'! über den Erdball hinweg.

4. Benjamin.

Streng entnimmt des Gärtners ſchneidendes Meſſer den Baumzweig,
Um dem veredelten Reis würdig zu geben den Ort.

5. Die Warnerinn.

Mädchen! dein Unglück war heilſam, denn ſchaurig ertönet dein Zuruf:
Jegliche, welche noch ſteht, hüte ſich, daß ſie nicht falle.

6. Einem gräflichen Jüngling.

Leipzig gab dir den Tod, und Wien beſchaute dein Leben;
Leben und Fallen mit Ruhm hat dir das Schickſal gegönnt.

7. Einer hohen Dulderinn.

Lohnet ſich jenſeits höher die Thräne, die du zurückhieltſt,
Oder die heilige Glut, die du im Buſen verbargſt?

8. Einem Hingerichteten.

Abgeſondert liegſt du von der gläubigen Chriſtengemeinſchaft.
Chriſtus, der Himmliſche, nahm Einen der Schächer zu ſich.

9. Geſchichte.

Meinem verdüſterten Blick erſcheinſt du Cypreſſe als Denkmal;
Wurzel, Blüthe und Blatt zeugt von verſtorbener Welt.

10. Brockmann.

Als er ins Leben getreten, begann ſein eigenes Schauſpiel;
Als er zum Manne gereift, ſpielt' er das fremde mit Kunſt.
Beydes verließ er als Greis, hinwandelnd zum höheren Schauplatz.
Möge gnädig ihm Gott dort ſeine Rolle verleihn.

11. Iffland.

Glücklich ſpielt' er den Dümmling — doch war er gelehrt und ein Denker;
Künſtlich ſpielt' er den Schuft — ſelbſt war er bieder und brav.

12. Shakſpeare.

Tauſende haſt du geführt zur Höhe und Tiefe der Denkkraft;
Nur der Ewige zählt, was du für Ewigkeit wirkſt.

13. Schiller.

Dreyfach wardſt du bekränzt mit Lorbeer, Myrthe und Eichblatt;
Freyheit, Liebe und Ruhm ſang dein unſterblich Gedicht.

14. Young.

Herr! erleuchte die doppelte Nacht der Natur und der Seele!
Was du hienieden geſucht, werde dir jenſeits gewährt.

15. Rouſſeau.

Tod iſt dein Lohn. Er ſchlägt den Kummer des Lebens in Ketten.
Was du hienieden vermißt, werde dir jenſeits gereicht.

16. Friedrich der Zweyte.

Was iſt die Gruft, wo von Stürmen und Bauen ſchlummernd du ausruhſt?
Armer, verödeter Hof, welchen der Schmeichler verließ.

17. Unſer Joſeph.

Duldung gabſt du den Menſchen, zum Menſchen erſchufſt du den Landmann.
Andere haſt du beglückt; dich nur vergaßeſt du ſelbſt.

18. Katharina die Zweyte.

Herrſcherinn warſt du mit Größe und Starkmuth im Hauſe und Staatsrath.
Herrſcher im Donnergewölk! gib ihr den würdigen Platz.

19. Unſere Thereſia.

Mütterlich walteteſt du mit Liebe und Zartſinn im Hauſe und Staatsrath.
Mutter des Himmels! verleih ihr den verdienten Raum.

20. Denis S. J.

Uebriggebliebner! dich raffte der Tod im nähmlichen Zeitpunct,
Als aus dem früheren Grab wieder dein Orden erſteht.

21. Blumauer.

Thoren und Dümmlingen gab die Nadelſtiche dein Witzſpiel,
Wächſt doch der Roſe zunächſt ſtechend der ritzende Dorn.

22. Meinem Vater.

Hellas und Rom in Sprache, Starkmuth, Freyheit, Gemeinſinn
Haſt in den Grund des Gemüths du mir erhebend geſtellt.

23. Meiner Mutter.

Liebe — beſchaut ich ſo vielfach deinem ſchönen Geſichtskreis,
Daß eine feindliche Welt nie mir den Glauben zerſtört.

24. Meinem Verläumder.

Lieblos — ſchriebeſt du mir hohnlachend die ſpöttiſche Grabſchrift,
Gleiches vergelt ich dir nicht. Alles verſöhnet die Gruft.

25. Mir ſelbſt.

Gutes wollte ich immer, doch handelnd irrte ich oftmahls.
Freyheit und Liebe war Ziel, ſtilles Bewußtſeyn der Lohn.

Julius Schneller, Profeſſor.

Einrichtung der Engliſchen und Franzöſiſchen Sparbanken*).

Von J. Bernhard.

Die Errichtung von Spar- oder Vorſichts-Caſſen in mehreren europäiſchen Staaten iſt unſtreitig ein Gegenſtand, der die Aufmerkſamkeit aller Regierungen, und die Theilnahme aller Claſſen, ſowohl der reichſten als der ärmſten, verdient. Die höhere Staatskunde, deren Blick nicht bloß die Gegenwart, nicht bloß das augenblickliche Intereſſe eines Volks in ſeinen einzeln hingeſtellten Verhältniſſen beachtet, ſondern den Zuſtand und das Fortſchreiten des menſchlichen Geſchlechts umfaßt, mit den Folgen, die ſelbige unausbleiblich auf jede Nation insbeſondere haben müſſen, dieſe kann in ſolchen Anſtalten wohl nicht den wohlthätigen Einfluß einer höhern Vorſicht verkennen.

---

*) Die Leſer werden hier an Herrn Adam Müllers Aufſatz über die Errichtung der Sparbanken in Nr. 12 und 13 des Conv. Bl. erinnert. — Jetzt wollen wir auch in Rückſicht der Organiſation ſolch heilſamer Anſtalten das Unſrige beytragen.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Castelli, I.V.F.

3-598-50426-8
FNr. 22649 / 080

Jedes Geſchenk der Vorſehung, jede nährende oder heilſame Pflanze, ſobald ſie von dem Mutterboden auf fremdes Land verpflanzt, und dort einheimiſch gemacht werden ſoll, verlangt aber auch beſondere Pflege und Wartung. Hätte man die Lancaſterſche Methode des wechſelſeitigen Unterrichts, (in Rückſicht der ungleichen Volksbildung in den europäiſchen Staaten nicht minder wichtig und wohlthätig, als die Sparcaſſen) ſo pünctlich in Frankreich einführen wollen, wie ſie in England getrieben wurde, leicht hätte daſelbſt die Gewohnheit, ſogleich das Lächerliche an einer fremden Sitte oder Erzeugniß aufzufinden, den Keim des Guten, was jetzt ſo erſprießlich wuchert, im Entſtehen erſtickt. Oft ſteht dem Emporkommen des Nützlichen Eitelkeit, manchmal aber auch bloß Trägheit im Wege. Daher dürften in deutſchen Staaten, mit manchen Abänderungen, dieſe zwar nicht neu entdeckten, aber durch die Nothwendigkeit mehr ausgebildeten Mittel, zur Verbeſſerung des ſtaatsbürgerlichen Zuſtandes eingeführt, jedoch vorher mit dem Zweck jedes einzelnen Staates insbeſondere und mit der weiſen Anwendung ſeiner vorhandenen Mittel ſorgfältig verglichen werden müſſen.

Die allgemeine Abſicht der Sparanſtalten iſt, mittelſt einer beſondern Caſſe, einem Jeden ohne Ausnahme für die willkührliche Einlage eines geringen Theils ſeines erſparten Einkommens oder Erwerbes, die beſtimmte Ausſicht zu ſichern, nicht allein im ſpäten Alter ein mäßiges Auskommen zu haben, ſondern auch dem thätigen Handwerker, nach Verlauf einiger Jahre, ein Capital zu eignem Etabliſſement, dem Hausvater die Mittel zur Ausſteuer ſeiner Familie zu verſchaffen, überhaupt aber die Betteley zu vermindern, und die Sittlichkeit zu befördern.

In Frankreich, wie aus der Einrichtung der daſigen Sparcaſſen hervorgeht, iſt ein beſonderer politiſcher Zweck damit verbunden worden. Dort war es ein Bedürfniß der Regierung, die Nation auf alle mögliche Weiſe mit ihrem Beſtehen und mit den gegen fremde Staaten eingegangenen Verbindlichkeiten zu verſchmelzen; den Antheil jedes einzelnen Staatsbürgers an dem Credit der Staatspapiere zu vervielfältigen, und die Wichtigkeit dieſes Credits zu verſinnlichen, damit es der Regierung möglich werde, die von den Renten abzutragenden Intereſſen erheben zu können. Die ganz einfache Weiſe, wie man die Sparcaſſen zu dieſem Zwecke benutzt, iſt wohl eine der merkwürdigſten Erſcheinungen im Verwaltungsweſen; ſie beweiſt, welche Vortheile die Regierungen aus den Sparcaſſen ziehen können.

Ein allgemeiner und unwiderlegbarer Vortheil der Sparbanken iſt die Eigenſchaft, daß ſie Jeden, der daran Theil nimmt, an ſein Land und an ſeine Regierung feſſeln.

Wenn in einem wohlgeordneten Staate der Impuls zur Errichtung und Verbreitung der Sparbanken von der Regierung ausgeht, ſo iſt dieſes ſehr dienlich; — Doch dürfte die Verwaltung dieſer Caſſen nicht wohl eine Quelle von Beamtenſtellen werden, denn Sparſamkeit iſt die Grundlage des wohlthätigen Unternehmens, und die Achtung, das Zutrauen der Mehrheit der Mitbürger, ſind doch wohl immer für einen guten moraliſchen Mann die höchſte Belohnung, die ihm für ſeine Dienſte zu Theil werden kann.

Eine der erſten Verſicherungsanſtalten auf Lebensdauer ſtiftete Hr. **Dodſon** in London. Die Verwaltung derſelben wurde durch die Mitglieder dir Geſellſchaft ſelbſt, und folglich ſo wohlfeil als möglich, nach der von ihnen einſtimmig angenommenen Ordnung verſehen. Jeder Theilnehmer legte entweder zu unbeſtimmten Epochen oder periodiſch größere oder kleinere Summen in die Caſſe nieder, und ſicherte ſich dadurch nach Verlauf einer gewiſſen Zeit eine größere Summe, welche entweder er ſelbſt, oder ſeine Erben bezogen: auch ſtand es einem jeden, den Unglücksfälle dazu bewogen, frey, ſeine eingelegten Gelder früher zurück zu nehmen.

Später entſtanden in Edemburg und in Bath ähnliche Geſellſchaften, und endlich, nachdem ſich ein proviſoriſcher Ausſchuß mit Errichtung einer öffentlichen Sparbank lange beſchäftiget hatte, wurde eine allgemeine Sparcaſſe (saving's bank) den 29. Januar 1816 in London eröffnet. Seitdem kamen in Großbrittanien ſehr ſchnell mehrere dergleichen in Aufnahme.

In die in Southampton im Februar 1817 eröffnete Sparcaſſe waren bis zum 27. Julius 1818 ſchon 7819 verſchiedene Einlagen geleiſtet worden, von denen vier Fünftel derſelben, einzeln nicht die Summe von fünf Pfund Sterling erreichten, und doch zuſammen ein Capital von 32,700 Pf. Sterling ausmachten.

Welchen lebhaften Antheil das engliſche Volk an dieſen Anſtalten nimmt, kann man daraus folgern, daß die Commiſſion, welcher die Reduction der Nationalſchuld übertragen worden, aus den in Großbrittanien errichteten Sparbanken ſchon am 31. Julius vorigen Jahres eine Summe von 1,254,021 Pf. Sterl. erhalten hatte, die zum Ankaufe von conſol. Stocks zu 3 pCt. angewendet wurde.

Da allen übrigen Sparbanken in den drey Königreichen die Einrichtung der Londner mit ſehr geringen Abweichungen zum Grunde liegt, ſo wird es zur Kenntniß derſelben hinreichend ſeyn, das Weſentliche der Verfaſſung von dieſer zu wiſſen.

Montags Abends ſind die Stunden von 7 bis 9 Uhr den Geſchäften der Sparbank gewidmet.

Man hat die Londner Sparbank in der Abſicht errichtet, um den Handelsleuten, Handwerkern, Arbeitern, Bedienten, und der ſämmtlichen erwerbenden Claſſe ein ſicheres und vortheilbringendes Depot zu verſchaffen, wo ſie jede beliebige Summe einlegen können; der Plan der Sparbank iſt ſo eingerichtet, daß jedweder Beytragende fähig iſt, den Zuſtand des Ganzen jeden Augenblick zu überſchauen. Dieſe Anſtalt iſt unter der Verwaltung eines proviſoriſchen Ausſchuſſes, welcher von der Maſſe der Deponenten gewählt wird.

Folgendes iſt eine kurze ſummariſche Ueberſicht der vornehmſten Sparbankgeſetze.

»Die Einlage, welche weniger als einen Schilling beträgt, wird nicht angenommen.«

»Das eingelegte Geld trägt jährlich fünf Procent Intereſſen, und wird auf Verlangen zurückgezahlt.«

»Keine Summe, die weniger als Ein Pfund Sterl. beträgt, bringt Intereſſen; jedes ganze Pfund Sterling, welches auf einmal oder nach und nach hinzugefügt worden, fängt alſo an, ſobald es vollſtändig iſt, Intereſſen zu geben; es ſind ſelbe Intereſſen, die monatlich berechnet werden, erſt nach Verlauf eines Monats von dem Tage an zahlbar, wo das Pfund Sterl. eingelegt worden, nämlich vom erſten Tage bis zum letzten eines ſolchen Monats.«

»Für die zu leiſtenden Eiplagen iſt keine feſte Zeit beſtimmt, ſie hängen gänzlich von der freyen Wahl und der Bequemlichkeit des Einlegers ab, ſie können wöchentlich, monatlich oder auf jede andere Weiſe, regelmäßig oder nach Willkühr geſchehen.«

»Wer eine Summe in der Sparbank niederlegt, wird Beſitzer eines Verrechnungsbuches, worin der Zuſtand ſeiner Erſparniſſe und der Intereſſen mit den Büchern der Sparbank gleichförmig eingetragen, und durch die Unterſchrift von einem der Directoren beſcheinigt wird.«

»Die Ueberſicht der Verhandlungen der Caſſe, die an jedem hiezu beſtimmten Abend vorgenommen werden, wird unterſucht, überſchlagen und von den Directoren der Anſtalt, welche gegenwärtig ſind, unterzeichnet, um zu bezeugen, daß der Zuſtand der Caſſe wirklich ſo iſt, wie er darauf angegeben: von dieſem Caſſenzuſtand wird ein Bilanz-Blatt ausgezogen, welches zugleich die Darſtellung der Sicherheiten angibt, auf welchen die Bilanz beruht; dieſe Bilanz wird in dem Saale der Bank aufgeſtellt, und bleibt dort bis zum nächſten Abend, damit alle Einlegenden von Allem, was die Generalcaſſe dieſer Anſtalt belangt, genaue Kenntniß nehmen können.«

»Das Eigenthum dieſer Anſtalt wird von der Regierung, oder den öffentlichen Sicherheitsbehörden geſchützt, und der Obercaſſirer ſoll erſucht werden, den Directoren für die Gelder, die in ſeinen Händen bleiben, Sicherheit zu leiſten.«

Unterz. **Charles Taylor,**
proviſoriſcher Director und Obercaſſirer.

Nachſtehende Auszüge aus dem Haupt-Caſſenbuche, einem Verrechnungsbuche, und die Abſchrift einer oben erwähnten Bilanz der Londner Sparbank werden zur Erläuterung dienen.

A.

Ueberſicht des progreſſiven Wachsthums der Capitale in der Londner Sparbank durch Hinzufügung der Intereſſen.

macht in	Einlage von 1 Schilling wöchentlich.			Wöchentliche Einlage von 5 Schilling.			Wöchentliche Einlage von 10 Schilling.			Wöchentliche Einlage von 1 Pf. Sterl.		
	Pf.	S.	dl.	Pf.	S.	dl.	Pf.	S.	dl.	Pf.	S.	dl.
1 Jahr	2	12	9	13	5	6	26	11	0	53	2	0
5 —	14	11	7	73	6	5	146	13	8	293	8	0
10 —	33	4	6	167	3	10	334	8	6	668	17	0
20 —	87	7	6	439	11	9	879	4	10	1758	10	0
40 —	319	5	9	1606	16	0	3214	1	1	6428	3	0

B.

Auszug aus dem Haupt-Caſſenbuch.

493. **Peter Kluge**

Nr. 7. Comfort Court, Careful Street

Thimotheus Truſtworthy Nr. 361.

1816		Pf.	Sch.	Pf.	Intereſſe
Jan. 29	Zehn Pfund, fünf Schilling . .	10	5	—	
Febr. 5	Zehn Schilling	—	10	—	
— 12	Zehn Schilling	—	10	—	
— 28	Ein Pfund	1	—	—	
	Betrag	12	5		10 Pf.
März 4	Fünf Schilling und ſechs Pfennige	—	5	6	
	Total	12	10	6	
— 11	Zurückgenommen Ein Pf. ſechs Sch.	1	6	—	
	Bleibt	11	4	6	
— 25	Fünfzehn Schilling	—	15	—	
	Betrag	11	19	6	11 Pf.

C.

Auszug aus einem Verrechnungsbuche, welches dem Einleger zugeſtellt wird.

Nr. 493. **Peter Kluge.**

Nr. 7. Comfort Court, Careful Street.

Thimotheus Truſtworthy Nr. 361.

		Pf.	Sch.	Pf.	
Jan. 29	Zehn Pfund, fünf Schilling . .	10	5	—	C. T.
Febr. 5	Zehn Schilling	—	10	—	I. A.
— 12	Zehn Schilling	—	10	—	I. H.
— 26	Ein Pfund	1	—	—	W. B.
März 4	Fünf Schilling und ſechs Pfennig	—	5	6	
	Total	12	10	6	
— 11	Zurückgezahlt Ein Pfund 6 Schilling	1	6	—	
	Bleibt	11	4	6	W. S.
— 25	Fünfzehn Schilling	—	15	—	B. I.
April 1	Zehn Schilling	—	10	—	I. N.
— 8	Vier Schilling und ſechs Pfennige .	—	4	6	D. B.
— 22	Acht Schilling	—	8	—	I. S.
— 29	Drey Schilling	—	3	—	I. B.
May 6	Sieben Schilling	—	7	—	W.W.I.
		13	12	—	

D.

Londner Sparcaſſe-Bilanz.

2

Londner Sparbank.

Wöchentliche Bilanz.

Montag, 5. Februar 1816.

Total Nr. der Einleger 66.	Blieb in Caſſe laut voriger Bilanz	85	13	0
	Die Caſſe hat empfangen 5. Febr.	46	13	6
	Gänzlicher Beſtand	132	6	6
	Ankauf in Papieren d. Ind. Comp.	101	18	0
	Bilanz in den Händen des Caſſirers	30	8	6
		132	6	6

Abſchrift aus dem Caſſen-Bilanzbuche.

untersucht und richtig befunden.

Unterſchrift d. Secretärs.

Unterſchrift (des Ober- und der Unter-Caſſirer.

(Schluß folgt.

Das Einbalſamiren der alten Egypter.

(Royer descript. de l'Egypte.)

Der Gebrauch des Einbalſamirens der Verſtorbenen geht in das höchſte Alterthum hinauf, er war faſt bey allen Völkern des früheſten Weltalters bekannt. In Aſien und Afrika, ganz beſonders aber in Egypten, waren die Einbalſamirungen am meiſten gebräuchlich. Die alten Egypter, welche die kindliche Verehrung und Hochachtung für die Verſtorbenen auf den höchſten Grad trieben, ſcheinen die erſten geweſen zu ſeyn, welche daran gedacht haben, die ſterblichen Hüllen ihrer Vorfahren einbalſamiren zu laſſen, um ihre Dauer zu verlängern. Dieſe fromme Pflicht ward nicht allein den Aeltern, Freunden, und den im Nyl todt Gefundenen erwieſen, ſondern auch den vorzüglichſten, für heilig gehaltenen Thieren. Die Egypter ſind auch die einzigen aus allen alten und neuen Völkern, bey welchen die Einbalſamirungen mit viel Methode und Erfolg gemacht werden ſind. Die Aethiopier überzogen die

Verſtorbenen mit einer Art durchſichtigen Harzes, welches glauben machte, daß ſie die Verſtorbenen in gläſernen Kiſten eingeſchloſſen verwahrt haben. Die alten Perſer hüllten ſie in Wachs ein, die Scythen nähten ſie in Säcke von Fellen, die Griechen und Römer wendeten mehrere Jahrhunderte hindurch die ſeltenſten und koſtbarſten Räucherwerke beym Einbalſamiren an, doch alle dieſe unvollkommenen Arten waren nur Nachahmungen der Egypter.

Herodot iſt der erſte, der die Methode angezeigt hat, welche die Egypter befolgten, um die Leichname einzubalſamiren.

Es gibt in Egypten, ſagt er, gewiſſe Menſchen, welche das Geſetz mit dem Geſchäfte der Einbalſamirungen beauftragt hat, und die es als Handwerk treiben.

Bey der koſtbarſten Einbalſamirung gehen ſie folgender Geſtalt zu Werke: Zuerſt ziehen ſie das Gehirn durch die Naſenlöcher heraus, zum Theile mit einem gekrümmten Eiſen, zum Theile durch Hülfe von Apothekerwaaren, welche ſie in den Kopf hineinbringen; hierauf machen ſie einen Einſchnitt in die Seite, mit einem ſchneidenden Stein aus Aethiopien; durch dieſe Oeffnung ziehen ſie Palmwein. Hierauf füllen ſie die Bauchhöhle mit reinen, zerbröckelten Myrrhen, Zimmt und anderm Räucherwerk, doch Weihrauch ausgenommen; hierauf nähen ſie ſie wieder zu. Wenn dieß fertig iſt, ſalzen ſie den Körper, indem ſie ihn ſiebenzig Tage lang mit Natrum bedecken. Nach Verlauf der 70 Tage waſchen ſie den Leichnam, und hüllen ihn ganz und gar in Streifen baumwollnen Zeuges ein, die mit Gummi beſtrichen ſind, deſſen ſich die Egypter gewöhnlich als Leim bedienten.

Diejenigen, welche den Aufwand vermeiden wollen, wählen dieſe andere Verfahrungsart. Man füllt Spritzen mit einer öhligen Flüſſigkeit an, welche man aus dem Cederbaume gewinnt, und ſpritzt den todten Körper damit aus, ohne einen Einſchnitt darein zu machen, und die Eingeweide heraus zu ziehen. Dann verſtopft man den Leichnam, hierauf ſetzt man den Körper die vorgeſchriebene Zeit ein. Den letzten Tag läßt man die hineingeſpritzte Flüſſigkeit herauslaufen; ſie iſt ſo kräftig, daß ſie den Magen und die Eingeweide auflöſt und mit herausbringt. Vom Natrum wird das Fleiſch verzehrt, und nur noch Haut und Knochen bleiben. —

Die dritte Art iſt nur für die Armen. Man injicirt den Körper mit einer Flüſſigkeit, und legt ihn 70 Tage lang in Natrum.

Prof. Schultes Donaufahrten.

(Fortſetzung von Nr. 18.)

Das Abacher-Bad entwickelt ſo ſtarkes geſchwefeltes Waſſerſtoffgas, daß ſnahe vorüberſchwebende Vögel augenblicklich betäubt hineinfallen; Rouſſeau, Profeſſor der Chemie, hat in der Badeſtube Schwefelblumen aus dem gekochten Waſſer ſich ſublimiren geſehen. —

Der zehnte Abſchnitt ſchildert Regensburg, und deſſen Umgebungen. In dieſer älteſten Stadt an der Donau wurde oft das verhängnißvolle Loos Bayerns entſchieden. — Was den Zuſtand der intellectuellen Cultur dieſer Stadt betrifft, iſt ſehr leſenswerth. Der Engländer Griffith, ſagt Verf. ruht hier von ſeinen Reiſen aus. Gegenwärtig iſt er mit einer engliſchen Ueberſetzung dieſer Donaufahrt beſchäftigt. Der Handel Regensburgs hat von ſeinem vormaligen Flore viel eingebüßt. Die ganz aus Stein aufgeführte Brücke, die größte aller, die von Ulm bis an das ſchwarze Meer über die Donau führen, gewährt den Anblick ſchöner Umgebungen. „Ich habe noch keine Stadt geſehen," ſagt Verf., „deren Promenade ſo ſchön, ſo einladend, ſo edel in ihrer Anlage gedacht wäre." Die glücklichſte Epoche hat Regensburg unſtreitig unter der Altbayer'ſchen Herrſchaft der Agilolfinger erlebt. — Die Umgebungen Regensburgs gehören unter die ſchönſten in Deutſchland. Im nahe gelegenen ehemaligen Karthäuſerkloſter Priel, hielt ſich einige Monathe Kaiſer Ferdinand (1653) auf; man zeigt noch den Stuhl, auf welchem er einen Roſenkranz drechſelte, während ſeine Gemahlinn ihm das Rad trieb. — Das Kloſter übte einſt ein heimliches Gericht, und der Scharfrichter, Bärtling genannt, verrichtete zugleich das Amt des Schenken im Kloſter. Ueber Regensburg fällt Hr. Prof. am Schluſſe dieſes Abſchnittes, nachdem derſelbe ſchon bemerkt hatte, daß dieſe Stadt vielleicht mehr, als jede andere des Königreiches Bayern geeignet wäre, eine Univerſität zu beſitzen, folgendes Endreſultat: „Tage werden zu Stunden in Regensburg, und Vergnügen und Unterricht wechſeln für den Fremden in ſtets ſich erneuerndem Kreiſe. Die zuvorkommende Gefälligkeit, die Gaſtfreyheit der guten Bewohner dieſer Stadt, — — — — laſſen den Reiſenden hier wenig zu wünſchen übrig. — — Freunde der Botanik werden um Regensburg eine reichliche Aerndte finden."

Der eilfte Abſchnitt beſpricht die Donaureiſe von Regensburg bis Straubing. Treffend nennt Verf. die Fahrt am rechten Donauufer eine tantaliſche; die unendlichen Krümmungen bringen dem Schiffenden die nämlichen Anſichten wiederholt vor's Auge, und man glaubt ſie doch nicht erreichen zu können. — Es iſt hier kein Fort- und kein Ankommen, wie die Schiffer ſehr bezeichnend ſagen. — Die Bergkette hinter Degern oder Tegenheim biethet dem Mineralogen eine ſonderbare Erſcheinung dar: der weſtliche Theil iſt grauer Kalkſtein, mit einemmale wandelt ſich, ohne die mindeſte Unterbrechung, dieſe Bergreihe in ein Porphyr-Gebirge. — Donauſtauf, mit ſeinem alt-ehrwürdigen Schloſſe gewährt eine der ſchönſten Parthieen an der Donau. — Im Schloſſe Donauſtauf lauerten einſt des Biſchofs Albert v. Regensburg Burgwärter und Söldner täglich, um die Regensburger-Bürger zu überfallen und zu plündern. Als im Nov. 1250 die Nachricht nach Donauſtauf kam, daß am andern Morgen die Prinzeſſinn des Herzogs Albert von Sachſen, Kaiſer Friedrichs verlobte Braut, von den Regensburgern das Geleit durch ihr Gebieth erhalten würde, legte der Biſchof ſeine Reiſige in Hinterhalt, überfiel den Zug, und führte vierzig Rathsherren, die dem Adel damals gleichgeachtet waren, nach Donauſtauf ins Gefängniß. Die Entflohenen eilten zu dem Könige Conrad, der die Braut erwartete, und zu Herzog

Otto nach Landshut, und erzählten die erlittene Schmach. Augenblicklich ſaßen die Fürſten auf, kamen mit Heeresmacht, und ſteckten Alles in Brand, was dem Biſthume Regensburg gehörte. — Der Biſchof war gezwungen, um Stillſtand zu bitten. Der König verzieh, und unter des Königs Schutz kam der Biſchof in die Stadt. Da fand er nun freylich, daß des Königs Leute übel im Stifte gehauſet hatten. Er ſann auf Rache, und dachte, wie er den König, der damals in Regensburg war, ermorden laſſen könnte. Ein Lehensmann ſeines Stiftes, Conrad von Hohenfels, erboth ſich zur ſchändlichen That. In der Nacht vom 28. Dec. ſchlich Hohenfels, nachdem er den Abt von St. Emeran mit in die Verſchwörung gezogen hatte, ſich ins Kloſter Emeran, wo König Conrad wohnte. Er drang in das Schlafgemach desſelben, und mordete den Schlafenden im königl. Bette. Mit hohnlachender Freude wurde einem Haufen biſchöfl. Söldner, die vor dem Thore der Stadt verſammelt waren, das Zeichen gegeben, daß die ſchändliche That gelungen, und der König ermordet ſey. Sie drangen nun in die Stadt, und Biſchof Albert ſetzte ſich an ihre Spitze.

Allein — der König war gerettet. Ein treuer Diener, Friedrich von Ewesheim, hatte ihn mit ſeinem Leben gerettet. Er gab dem Könige heimliche Kunde von der Verſchwörung, tauſchte mit ihm die Kleider, legte ſich an des Königs Stelle ins königl. Schlafgemach, und der Bube Hohenfels erſtach ſtatt des Königs, des Königs treuen Freund. — Dieſes ſeltne Beyſpiel von Treue reizte den König noch mehr zur Rache, als der an ſeiner Perſon gewagte Meuchelmord. Der Biſchof entging der Strafe durch die Flucht. Das Kloſter ward der Plünderung Preis gegeben, ſo wie das Domſtift und die Häuſer der Geiſtlichkeit. Der Abt wurde in Ketten fortgeführt, und nur durch das Bitten und Flehen einiger Mönche, deren Unſchuld erprobt war, wurde der König erweicht, nicht nach der Strenge der Geſetze das ganze Kloſter, ſondern nur denjenigen Theil desſelben, den der verruchte Mörder mit Blut befleckte, niederreißen zu laſſen. Das Kloſter, das in der Plünderung ſeinen Altar von purem Golde verloren hatte, ward zu 500 Pf. Strafe verdammt, und die Mönche mußten zum Andenken der Erhaltung der geheiligten Perſon des Königs, eine eigene Capelle erbauen. Man wird wiſſen wollen, wie es dem Biſchoffe Albert erging? Er ward vom Pabſte wieder eingeſetzt, und Otto und Conrad in den Bann gethan. Hohenfels ward vom Donner erſchlagen. (?) Siehe Gemeiner Nachrichten von ſeltenen und merkwürdigen Büchern in der Regensburger Stadtbibliothek. —

Unter Carl IV. war Donauſtauf Böhmens Gränzfeſtung gegen Bayern. Der Ort Bach hat ſchöne, in Würfeln kryſtalliſirende gras- und ſmaragdgrüne, graulich-weiße, und violette, ins Rothe ziehende Flußſpathe. Die meiſten derſelben tragen im bunten Gemiſche alle dieſe Farben. Das auf ſeinem Bergkegel ſtattlich liegende Wörth wurde dreymal von ſeinen Beſitzern an Andere verpfändet. — Im Jahre 1809 kaufte es Fürſt Taxis, welcher um die Verſchönerung mancher Gegenden in Bayern ſo viele Verdienſte ſich erworben hat, der bayriſchen Krone ab. — Gewichtige Worte ſpricht Verf. zu Gunſten der Landeskultur. Für Oekonomen merkwürdig iſt, was derſelbe vom Dunkelboden ſagt, welcher ſich von Regensburg bis gegen Pleinting erſtreckt. — Künſtliche Wieſen ſind beynahe unbekannt, Gartenkultur iſt ſehr vernachläſſiget, Gemüſe wird auf den Aeckern angebaut. — Höchſt characteriſtiſch und merkwürdig iſt, was über die ſittenloſen, reichen und hoffärtigen Bauern und Bäuerinnen vom Dunkelboden geſagt wird. — „Bayern," ſagt Verf. „gleicht in mehr als einer Hinſicht dem alten Egypten. Bey egyptiſcher Fruchtbarkeit iſt auch egyptiſche Finſterniß unter dem Volke. Ich bin ſelbſt Bayer, und Bayern ſprechen die Wahrheit." —

Der zwölfte Abſchnitt handelt von Straubing bis Bogen. Auch Straubing iſt, wie ganz Bayern, Fabrikenarm. Hier iſt der ſtärkſte Getreidehandel des Landes, und vielleicht des ganzen Deutſchlands. Von feinerer Induſtrie keine Spur. — Im Jahre

1393 brannte faſt die ganze Stadt ab, und weil das Feuer bey einem Schreiner auskam, durfte bis zum Jahre 1540 kein Schreiner mehr in derſelben wohnen. — Straubing hatte viel Kriegesnoth auszuſtehen. Derſelben nach den Epochen zu erwähnen, unterläßt Verf. nicht. — Die Moralität iſt in dieſen Gegenden ſehr geſunken, indem das 5te, 6te Kind ein uneheliches iſt. Der den Seelſorgern vom Hochſtifte von Regensburg abgeforderte Bericht über den Grund dieſer überhandnehmenden Erſcheinung gibt zur Urſache die zu kurzen Röcke des Weibsvolkes an. — Der ſchon bey Donauſtauf ins Auge fallende Bogenberg zeigt die romantiſchen Ruinen des Stammſchloſſes der ehemals ſo mächtigen Grafen von Bogen, deſſen letzter Sproſſe, Albert IV., mit dem unglücklichen Friedrich von Oeſterreich nach dem gelobten Lande zog. — Deſſelben Mutter, eine böhmiſche Prinzeſſinn, Namens Ludmille, verſprach den ihr fort zuſetzenden Ludwig II. als Wittwe, die Ehe, wenn ihr derſelbe vor drey an die Tapeten gemahlten Zeugen den Eid der Treue leiſten würde. Der Herzog, welcher ſolche Zeugen nicht zu fürchten glaubte, that es ohne Weigerung; aber auf einmal fielen die Tapeten ein, drey Ritter von Fleiſch und Blut ſtürzten hervor, und nöthigten den Herzog, den Schwur zu halten. „Otto der Erlauchte," ſetzt der Verf. nach der Erzählung hinzu, „war die Folge dieſes Spaßes." —

(Schluß folgt.)

Notizen und Correſpondenz-Nachrichten.

Briſteds Werk: America and her Resources, ſoll eheſtens ins Deutſche überſetzt werden. Seine Ueberſicht des literariſchen und wiſſenſchaftlichen Zuſtandes der nordamerikaniſchen Freyſtaaten wird als lichtvoll und unpartheyiſch angerühmt. Er klagt über die Langſamkeit der Fortſchritte, weiſt die Hinderniſſe nach, und macht auf die Mittel zur Abhülfe aufmerkſam. — Das berühmte Edinburgher- und Quarterly-Review werden in Newyork nachgedruckt; das American-Review von Walſh, und die Boston-Anthology haben aufgehört.

Die preußiſche Staatszeitung nennt die Bell-Lancaſter-Schulen, ziemlich ſonderbar, aber doch treffender als ſie vielleicht wollte: pädagogiſche Dampfmaſchinen, beyde von großer Wirkung durch einfache Mittel. — Einem hieſigen Bonmotiſten iſt es eingefallen, das Bell-Lancaſteriſiren die moraliſche Turnkunſt, und dieſe antithetiſch die phyſiſche Bell-Lancaſter-Schule zu nennen. So iſt es das Schickſal alles Neuen, ſelbſt in den Nüancen der Bewährung, traveſtirt zu werden, bis endlich Durchgriff und Sieg den Scherz und die Perſiflage in Anerkennung und Reſpect verwandeln.

Obſchon die bekannte Haude und Spener'ſche Zeitung in der Rubrik: Theater, ſonſt nur Stücke und Darſtellungen der Berliner-Bühne aufnahm, ſo recenſirt ſie (in Nr. 140) gleichwohl den Müllner'ſchen Almanach für Privatbühnen 1819. Die Critik ſchließt, wie folgt: »Der Herausgeber hat zu wenig Raum im Almanach gewonnen, es iſt nichts wie ſeine Onkeley darinn, die wir »frey, zierlich, raſch geſpielt« mit Vergnügen hier auf der Bühne ſahen: man leſe aber das Stück auch, weil die Phanlaſſe oft beſſer ſpielt, als die Schauſpieler, und weil ſo manche Feinheit und Spitze der vollendeten Diction des Dichters durch ſceniſchen Zufall verloren geht. Beyläufig: Müllner ſcheint zu ruhen — auf Lorbeeren, das gebe ich zu, aber — freylich kann er antworten: »ehe man dichtet, muß man leben, denn vom Dichter lebt ſichs ſchlecht,« und doch weiß ich nichts, als daß ich feſt hoffe und glaube: man werde das edle Gewächs, durch Tropfen von Oben, ernähren, und verhüten, daß es nicht ausgehe, oder in fremden Boden verpflanzt werde.« Dieſe Schlußworte ſind (nach der Note des Freymüthigen für Deutſchl.) doch unſtreitig mehr eine höfliche Betteley, als eine Beurtheilung des Almanachs, und ſchwerlich wird der Herr Hofr. M. dem Verfaſſer dafür Dank wiſſen.»

Wer über den univerſalhiſtoriſchen Moſkauiſchen Rettungsbrand intereſſante und authentiſche Aufſchlüſſe begehrt, findet ſie im dießjahr. Febr. Heft des Heſperus, zuſammengeſtellt aus der Schrift: Verſuch einer Darſtellung der Verbrennung ꝛc Petersb. 1813, und den Göttinger-Anzeigen 1817 Nr. 146. Wir begnügen uns hier mit der bloßen Hinweiſung, da der Heſperus ein inländiſches Blatt und in vielen Händen iſt.

In China werden zur Verhinderung des Sterbens — Patente ertheilt. Es ſind die Tao-Tiees, Schüler des Laokiim, welche das ſeltne Arcanum beſitzen.

Nach der Nr. 2017, der Liſte der Börſenhalle, können von dieſem Jahr an die franzöſiſchen Zeitungen und Journale wohl ohne Cenſur erſcheinen; allein die Herausgeber ſollen, zur Deckung der Koſten bey den Strafvergehen, eine Caution von 72,000 Franken erlegen. Die politiſchen Blätter würden ſonach ſehr politiſch redigirt werden müſſen.

Iſt ein Buch nicht in der Reſidenzſtadt erſchienen, nicht von einem in die Augen ſpringenden Volumen, nicht ſchön ſchwarz auf ſchön weiß gedruckt, mit farbigem Umſchlag und ſogenanntem prächtigen Titelkupfer, warm abgedruckt verſehen: wer regardirt es? Hat ein Buch nicht einen famoſen Namen an der Stirn; wirds nicht auspoſaunt durch Buchhändler-Annoncen, und Affichen und critiſche Blätter: wer, beſonders, wenn es nicht unmittelbares Zeitintereſſe hat: wer kennt es?! Wozu dieſe Exclamation? — Sie gilt folgenden 1818 im kleinen Olmütz auf nicht großem grauen Papier mit blaſſer Schrift (weiß auf ſchwarz) gedruckten Büchlein: Ueber die philoſophiſche Hiſtoriographie der neueſten Zeit, oder über den Prieſterorden des alten Egyptens, von — Joh. Babor. — Nur mit Befremden ſuchen wir uns vergebens an eine Ankündigung oder Recenſion dieſes gediegenen Werkchens eines gelehrten und vielverdienten Autors zu erinnern. So wird die leichte Spreu durch jeglichen Luftzug uns in die Augen geſtreut, während das gewichtige Goldkorn, glanzlos aber edel und werth geſucht ſeyn will, um zu erfreuen. — Auf dieſe vortreffliche Schrift aufmerkſam zu machen, dazu fühlen wir uns aus eigenem, innern Antrieb verbunden, und nicht ohne Ueberwindung würden wir uns enthalten können, wenigſtens aus der Vorrede, in welcher der wackre Verf. über die philoſophiſche Geſchichtſchreibung redet, Einiges aufzuheben. »Thucydides, ſagt er, Tacitus, Plutarch, um Andere nicht zu nennen, ſchrieben philoſophiſche Geſchichten, ob ſie gleich mit dieſem vielumfaſſenden Namen ihre Werke nicht geziert haben. Sie hielten es fur ihre heiligſte Pflicht, Niemanden in einem unverdienten Lichte der Nachwelt zu überliefern, um auf dieſe Art, die hohe Würde ihres Berufs, Lehrer aller kommenden Generationen zu ſeyn, nicht zu ſchänden. Ihre ruhige Sprache, fern von bittern Ausfällen, entehrenden Benennungen ꝛc. hat ſie eben zu claſſiſchen Hiſtoriographen erhoben. Allein ſeit einer gewiſſen Zeit hat die Hiſtoriographie eine ganz andere, beynahe entgegengeſetzte Form und Tendenz angenommen. Man brachte ſchon zu ihrem Studium eigene Abſichten und Zwecke, die man durch Hülfe der Geſchichte erreichen wollte, mit; dieſen individuellen Zwecken und Abſichten wurde nun Alles untergeordnet. Die Begebenheiten erhielten ein anderes Colorit: ganz andre Urſachen, zu oft nur erdichtet, wurden denſelben untergeſchoben ꝛc. Alte und neue, obgleich die verſchiedenartigſten Dinge wurden unter irgend einem bekannten Namen vereiniget, um unter dieſem Aushängeſchild bey unwiſſenden Leſern Lob oder Tadel zu ſpenden ꝛc.« Am Schluß der Vorrede ſagt der würdige Verf. mit jener edlen Unbefangenheit, die dem wahren Geſchichtſchreiber ziemt: »Ich vermuthe, man werde mich in die Claſſe der Obſcuranten (allerneueſte Terminologie des Zeitgeiſts) verbannen. Das ſoll mich in meiner Anſicht der Dinge, welche die Sanction der alten und der neueſten Geſchichte und eigener Erfahrung für ſich hat, nicht irre machen.« Mit freudiger Erhebung finden wir in den Erklärungen dieſes wackern Hiſtorikers (welchen durch dieß Werkchen allein ein Rang neben einem Spittler, Heeren ꝛc. gebührt) jene reellen Anſichten von der männlichen und unbeſtechlichen Wahrhaftigkeit des Geſchichtſchreibers wieder, die unſer ſtoff-, geiſt- und gemüthreicher Prof. Schneller in ſeinen Geſchichts-Hauptgrundſätzen (ſiehe die leztern Nummern dieſer Zeitſchr.) mit anſtändiger feſter Freymüthigkeit aufgeſtellt hat. Beyden Männern mags wohl erlaubt ſeyn, mit ſtolzem Selbſtgefühl zu ſagen: — sed magis amica veritas, denn — ſie haben es durch Wort und Schrift und Wandel lebendig erwahret.

In der Literatur der Volksſage vom ewigen Juden, die kürzlich im Morgenblatt und im Sammler mitgetheilt worden, iſt folgendes Hauptwerk vergeſſen: Commentatio histor. de Judaeo immortali, in qua haec fabula examinatur et confutatur, auctore Carolo Antonio, Philos. P. P. Ord. in Acad. Julia Carol. Jene Sage wird in dieſem Werke critiſch behandelt, und die Literatur angegeben. Es iſt im Jahr 1756 zu Helmſtädt (8.) in einer zweyten vermehrten und verbeſſerten Auflage erſchienen.

Großbrittaniens Einnahme betrug im Jahr 1817, ohne Kriegs- und Grundſteuer 44,946,919 Pf. St., und 1818: 48,416,321 Pf., folglich um 3,469,402 Pf. mehr. 1817 betrug die Acciſe 16,370,854 Pf. und 1818: 18,948,450 Pf. Der Ertrag der conſolidirten Fonds 1817: 39,782,044, und 1818. 42,443,595, ſonach um 2,663,551 Pf. mehr.

Eines der merkwürdigſten Reſultate der Nordexpedition des Capitän Roß, iſt die Entdeckung des meteoriſchen Eiſens, welches man bey den Esquimaux angetroffen. Es fand ſich auf der Baffins-Bay eine ungeheure Felſenmaſſe dieſes Stoffs. Man hat das nach England mitgebrachte Stück unterſucht, wobey ſich zeigte, daß es aus 3 Theilen Nickel und 97 Theilen Eiſen beſtehe. Aus dieſer Materie beſtanden die Werkzeuge, mit denen die Expedition zu ihrer größten Ueberraſchung die Esquimaux beſchäftigt antraf. Man verſpricht ſich aus dieſer Entdeckung wichtige Aufklärungen über das Phänomen des Nordlichts, der Abweichungen der Magnetnadel in jenen Breiten, und über das ganze Geheimniß des Magnets überhaupt.

Die Fortſetzung des Converſationsblattes.

Geräuſchlos, wie bey der urſprünglichen Erſcheinung dieſer Zeitſchrift, enthalten wir uns aller vorlauten Anpreiſung ihres eigenthümlichen Characters, und begnügen uns mit der ſchlichten Hinweiſung auf den ſeitherigen Inhalt. — Dieſes neue Inſtitut, obſchon noch in der Entwicklung begriffen, hat ſich gleichwohl bereits eines ausgezeichneten Einganges bey demjenigen Publikum, welchem zunächſt es ſich widmet, und einer ſchmeichelhaften Würdigung jedes Unpartheyiſchen zu erfreuen. Unſere Empfänglichkeit und unſern Dank werden wir am entſprechendſten durch die verdoppelte Bemühung an den Tag zu legen ſuchen, das Intereſſe und den Gehalt des Blattes immerfort zu erhöhen. — Unſere vielſeitigen, gewichtigen Verbindungen, die ſeltenen literariſchen Hülfsmittel, welche uns zu Geboth ſtehen, und unſer reichhaltiger Materialienvorrath, mögen insbeſondere die Erfüllung dieſer Zuſage begründen. — Auf die hiſtoriſche Branche und auf Gegenſtände der Erheiterung wollen wir in Hinkunft vorzüglich Rückſicht nehmen. — Es wird eine neue, vielfach intereſſante ſtehende Rubrik: Artiſtiſche Novelliſtik, hinzukommen; und, um unſere ſchon jetzt ſo ſehr beliebten Notizen und Correſpondenz-Nachrichten noch mehr zu bereichern, haben wir uns weitere engliſche, franzöſiſche, italieniſche und deutſche Original-Quellen eröffnet, und den Kreis unſeres Briefwechſels erweitert. So hoffen wir in dem Verhältniß, als wir dem Blatte mehr äußern Raum verſtatten können, allmählich unſere Idee des innern Umfanges zu verwirklichen. — Billige Beurtheiler von Competenz werden unſer Streben nach wiſſenſchaftlicher Unterhaltung nicht mißkennen, und partheyiſche Anſichten — ignorirt unſer Bewußtſeyn. Noch einmal die Worte Fouqué's:

„Jedwedem Sinn,
Der's treu und redlich meint, blüht ſeine Erndte!"

Sofort laden wir hiermit das Publikum ein, ſich auf das zweyte Vierteljahr mit 7 fl. W. W. zu abonniren. Von dem erſten Quartal ſind noch Exemplare zu demſelben Preis vorräthig. Die halbjährige Pränumeration iſt 14 fl. W. W. hier bey dem Verleger J. B. Wallishauſſer (Neuburgergaſſe Nr. 1177). Entferntere Liebhaber wollen ſich an die k. k. Oberſte Hofpoſtamts-Hauptzeitungsexpedition, oder an die ihnen näher liegenden Ober- auch Abſatz-Poſtämter und Stationen wenden, welche ſämmtlich gegen halbjährige Vorausbezahlung von 17 fl. W. W. die Verſendung wöchentlich zweymal vornehmen. Es erſcheint wie ſeither pünctlich jeden Dinſtag ein ganzer, jeden Freytag ein halber Bogen. — Zweckdienliche Beyträge, (die wir in jedem Anbetracht honoriren), bitten wir unter der Addreſſe: An die Redaction des Converſationsblatts, an die Verlagshandlung gelangen zu laſſen.

Wien, den 15. März 1819. Die Redaction und der Verlag.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationsblatt.

23.

Freytag, den 19. März 1819.

Nachrichten über Chriſtophe, oder Heinrich I. von Hayti.

Geſalbt (mit Cocosnußöhl) und gekrönt wurde er durch einen deutſchen Capuziner, Namens **Cornelius Brell**, der einzige Weiße, der am Hofe von Hayti lebt; er hat den Titel **Duc de l'Anſe**). Bekanntlich organiſirt der neue Souverain ſeinen Hof ganz nach dem Muſter **Bonaparte's**. Er ernannte eine gewiſſe Anzahl ſchwarzer Herzone, Grafen und Barons, und gab ihnen die bedeutendſten Pflanzungen der Colonie zu **Lehen**. So gibt es einen **Comte de Limonade**, einen **Duc de Marmelade**, einen **Prince de Sale-trone**, **Barons de Jeremie et de la Sereigne**, und **Chevalier de Coco**, **de Jacot** ꝛc. alle mit Ordensbändern bedeckt. — Der **Duc de Marmelade** iſt Gouverneur des Cap; er hat ſich bey mehreren Gelegenheiten ſehr hervorgethan, und die Schwarzen betrachten ihn als einen geſchickten General und talentvollen Mann; er iſt ein 60jähriger freundlicher Africaner. — Der **Duc de Conſtantine** iſt Haven-Admiral. — Premier-Miniſter iſt **Baron Dupuy**, ein Mulatte, 50 Jahre alt, welcher ein ſehr unterrichteter Mann iſt, angenehmes Aeußere, und gebildetes Benehmen beſitzt, und für das Muſter der Haytiſchen Nobleſſe gilt.

Chriſtophe belohnt ſeine Anhänger freygebig, entwickelt eine große Feſtigkeit gegen Feinde ſeiner Macht, und vernachläſſiget kein Mittel, letztere zu befeſtigen Er hat nach verſchiedenen Theilen Europa's und America's Commiſſarien geſendet, um Leute zu engagiren, welche im Stande ſind, die verſchiedenen Verwaltungen zu leiten, in welchem große Einheit herrſcht. Er hat mehrere Schulen am Cap angelegt, auch eine für den wechſelſeitigen Unterricht, unter der Direction eines Engländers. Doch erſtreckt ſich der Unterricht bis jetzt nur auf die Knaben. Mädchenſchulen gibt es noch nicht.

Chriſtophe iſt von herculiſcher Geſtalt, von der höchſten Tapferkeit, welche durch die Gefahr nur noch erhöhet wird. Gegen die Schwarzen iſt er deſpotiſch, hält ſtrenge über Erfüllung der Geſetze, und ſchützt die Fremden, welche ſie beobachten. Wenn man ihm vorſtellt, wie zweckmäßig es ſey, wenn er die Capſtadt wieder aufbaute, ſo entſchuldigt er ſich damit, daß er ſagt: So lange er nicht vom Frankreich anerkannt ſey, könne er angegriffen werden, und es ihm dann unmöglich ſeyn, die Stadt zu vertheidigen; die Klugheit gebiete ihm alſo, die große Summe bis zu einer andern Zeit aufzubewahren, welche der Aufbau der Stadt koſten würde. Man ſagt, daß er große Schätze in **Ferrière** aufbewahrt habe. Es iſt dieß ein Fort*) mit mehreren 100 Kanonen beſetzt, und mit Munition und Lebensmitteln auf 7 Jahre verſehen. Man ſagt, daß 20,000 Mann bequem darinn aufgenommen werden können. Es darf kein Weißer in dieſe Feſtung hinein, außer der Ingenieur-Offizier (ein Deutſcher), welcher ſie gebauet hat, und der zur Belohnung dort leben und ſterben wird. —

◆

---

*) Bekanntlich hat vor einiger Zeit der Blitz in dieſe Feſtung geſchlagen, gezündet, und mehrere Gebäude mit allen Vorräthen ſind zu Grunde gegangen. Viele Menſchen ſind umgekommen. Seit dieſem Unglücksfall trägt alle Welt einen ſchwarzen Flor um den Arm, und alle Weiber haben Befehl erhalten, täglich die Meſſe barfuß und in weiſſen Kleidern zu hören. **Chriſtophe** hat eine ungeheure Zahl Arbeiter requirirt, um die Feſtung von neuem aufzubauen.

Die deutſche Catalani.

Da es ſich hier um ein Sträußchen der Galanterie handelt, ſo mag auch ihre Sprache den erſten Stoff darleihen. Der Name der italieniſchen Catalani beſtehet aus acht Zeichen, ich melde mit Freuden daſſelbe von der Deutſchen. Gönnt dem Folgenden einen geneigten Blick, und bald werdet Ihr ſie kennen.

1.

Die drey Vorderzeichen erinnern, wenn man ein c hinzuſetzt, an ein franzöſiſches Sprichwort, das man mit »lange Zeit ſtehen und warten« verdeutſchet, wofür man aber durch das Ganze reichlich entſchädigt wird.

(Grue, Kranich. Faire le pied de Grue, allenfalls auf Kranichsfüßen ſtehen.)

2.

Eben dieſe Zeichen characteriſiren in einer andern Bedeutung den Mann, der die hohe Kunſtwürde und ſeltenen Naturgaben des Ganzen in Zweifel ziehen könnte. (Grue, Tölpel.)

3.

In den vier Vorderzeichen erblickt man die Farbe der Hoffnung und den Schmuck der Natur. Auch wir hoffen noch lange den Schmuck der Natur, ich meine das Ganze, zu beſitzen. (Grün.)

4.

Jede architectoniſche Schöpfung bezeichnen das Fünfte, Sechste, und Siebente. Will die Kunſt einſt der Euterpe einen Tempel errichten, ſo werde das Ganze deſſen Oberprieſterinn. (Bau.)

5.

Bis dahin aber werde es mit Kränzen gekrönt, aus jener Blumenfülle geflochten, die den zwey vorletzten Zeichen entſprießt. (Au.)

6.

Den Fürſten der Pflanzenwelt deuten die vier Letzten an. Was die wundervolle Aloe in der Pflanzen-, iſt das Ganze in der Menſchenwelt.

(Baum.)

7.

Stellt man das 4. 7. 8. und 6. Zeichen zuſammen, ſo gewahrt man den Liebling und Vertrauten der weiſen Egeria. Möge doch auch mancher neue Geſetzgeber im Reiche der Kunſt vom Ganzen Rath und Unterricht erhalten. (Numa.)

II.

Mit verwirrten Zeichen nenne ich das Ganze, wenn ich ſage, daß ſeine Stimme den wilden Huſſitenführer noch früher erweicht hätte, als das vereinigte Flehen der Kinder von Naumburg.

(Auflöſung. Durch Verſetzung der Buchſtaben wird man ſtatt Naumburg — Grünbaum erhalten.)

C. v. Redjahr.

Geſtändniſſe.

Von J. P. Grafen Sermage.

Die wahre Liebe, die einzige, welche dieſes Namens werth iſt, die wahre Liebe iſt eben ſo hingebend und uneigennützig, als jene ſchmutzige Leidenſchaft (Pſeudo-Liebe) unerſättlich iſt. Der unſchuldige Genuß, der durchs Auge eingeht, die Seligkeit in demſelben Dunſtkreiſe zu athmen mit dem geliebten Gegenſtande, die Stimme der lieben Seele zu hören, das ſind ſcheinbare Kleinigkeiten, mit denen ſich aber der, welcher liebt, vollkommen zufrieden ſtellt. Im Gegentheile macht der rein phyſiſche Genuß immer nach einem neuen geſteigerten lüſtern, und man könnte daher wohl behaupten, die Himmelstochter Liebe ſey eben ſo Eins und ewig, als die Erdentochter unzählig mal ewig iſt.

* * *

Willſt du Andre richtig beurtheilen, ſo iſt es unbedingt nothwendig, daß du dich ſelbſt vollkommen kenneſt; denn immer biſt du ſelbſt der Maßſtab, den du Andern anlegſt. Jeder hat ſeinen Engel und ſeinen Teufel in ſich. Kennſt du die Beyden nur erſt recht in dir, wird's nicht ſchwer halten, ihre Verwandten außer dir zu erkennen.

* * *

Das probatum est, das ich unter den vielen Lebensmaximen, die ich mir in einer Reihe von Jahren abwechſelnd zu befolgen vorgenommen hatte, bleibt denn doch:

Thu recht! Wünſche wenig! Hoffe nichts! Sey ſtets gefaßt aufs Schlimmſte!

Wäre das nur auch ſo leicht gethan, als geſagt!

* * *

Wären die zwey wichtigſten Begebenheiten, die ſich mit dem Menſchen zutragen, nicht außer ſeiner Willkühr, ſo könnte man mit vollem Rechte behaupten, daß Jeder nur Einen dummen, und Einen vernünftigen Streich begehe; der Erſtere wäre, daß er ſich gebären läßt, der Zweyte, daß er ſtirbt.

* * *

Mich hat wohl nie in meinem Leben Etwas ſo ſehr ärgern können, als wenn ich Menſchen fand, die Erzeugniſſe der Kunſt vom Gemüth des Künſtlers trennten. Alles, was er ſingt, mahlt oder meiſſelt, iſt er ſelbſt. Eine ſchöne Form kann ihre Heimath nie in einem häßlichen Gemüthe haben.

* * *

Weßhalb wollt ihr euerm Mädchen beſſer, gefälliger, liebenswürdiger erſcheinen, als ihr ſeyd? Wozu Erwartungen erregen, die ihr entweder in der Folge nicht erfüllen könnt oder wollt? Wollt ihr denn euer Liebſtes wirklich betrügen und Schurken ſeyn, oder glaubt ihr, daß die Ehe nicht länger dauern werde, als die Zeit der erſten Liebe oder der Brautſtand? Liebt beſſer! ſeyd weniger verliebt! dann wirds bald mehr glückliche Ehen geben.

* * *

Es gibt ſo Vieles, was ſich nicht durch Worte noch willkührliche Zeichen ſagen läßt. Das viele Gerede iſt ein ſicherer Beweis für wenig Gefühl. Sollt' ich einer Geliebten nach langer Trennung ſagen: »Mich freut es, dich wieder zu ſehen!« Ich würde mir höchſt lächerlich vorkommen, und betröge mich ſomit ſelbſt um den ſchönen Augenblick. Das Gefühl vergleiche ich dem reinen Quellwaſſer, es hüpft fröhlich hin wie jenes; ſobald ich es in Worte faſſe, erſtarrt es zu Eiſe, wird ſpröde, kalt, und ändert ſeine Natur. Wer mich nicht ohne Worte verſteht, wird mich nie verſtehn; denn, (es mag ein Fehler ſeyn, aber) mein Gefühl iſt unausſprechlich.

Notizen und Correſpondenz-Nachrichten.

Man wird ſich aus den Zeitungen vielleicht noch an den Zweykampf erinnern, in welchem der Graf St. Mory erſchoſſen worden. Nun zieht ein Hr. Pleiſair in der zu Paris in engliſcher Sprache erſcheinenden Zeitſchrift: Galliganis Meſſenger, den Muth des Grafen in Zweifel. Die Witwe des Gebliebenen klagt. Die Sache geht durch zwey Inſtanzen, und in der letzten wird der Zweifler zu 300 Fr. Geldbuße, und zur Entſchädigung von — 10,000 Fr. für die Gräfinn verurtheilt. Pleiſairs Anwald aber trägt darauf an, die Witwe ſoll beweiſen, daß ihr Mann ſo eine Summe werth geweſen ſey.

Durch dieſe Wendung dürfte wenigſtens eine Verminderung der Summe zu erwarten ſtehen.

Von den Gemmen, gedeutet von Arthur vom Nordſtern, (Leipzig. Brockhaus, hier auch bey Wallishauſſer) ſtellt die 6te überſchrieben: Wer iſt's? einen Hahn vor, im Schnabel eine volle Aehre, neben ihm ein Krug und ein Caduceus. Hier iſt die Deutung. Wer iſt's?

Stolz, feſt auf wohlbekannter Bahn,
Gemäſtet von der goldnen Aehre,
Geſättigt, und doch ihre Schwere
Berechnend, ſchreitet vor der Hahn.

Der Schlangenſtab folgt ſeiner Spur
Von ſelbſt, und noch dazu beflügelt;
Wer keck ihn faßt, nicht lange klügelt,
Den ſegnet Plutus durch Mercur.

Zur Aehre ziemt der volle Krug,
Doch nicht der Andern Durſt zu ſtillen,
Ihn nur für eignen Vortheil füllen,
Erfahrung lehrt's, nur das iſt klug.

Wer ſtellt in dieſem Bild ſich dar?
Wer ſchaut in ihm den Herzensſpiegel?
Wer führet es als ein redend Siegel?
Ein Kriegsverpflegungs-Commiſſar.

In Neu-Orleans iſt einem Hrn. Tudor von der franzöſiſchen Regierung auf 10 Jahre das Privilegium ertheilt worden, die Inſeln Guadeloupe und Martinique vom Jahr 1820 an mit Eis zu verſehen. Man braucht daſelbſt das Eis in den Spitälern, um den Krankheiten des tropiſchen Clima's Einhalt zu thun.

Unter der Aufſchrift: Streit über einen todten Juden, erzählt Hartlebens Polizeyfama (Nr. 173) nachſtehenden Vorfall: »Nach Bonn kam vor Kurzem ein armer Reiſender, und wurde ins Spital gebracht. Als ſein Ende herannahte, wurde der catholiſche Geiſtliche des Kirchſpiels zu ihm gerufen, welcher ihn aber beynahe ſchon beſinnungslos fand. Nachdem der Sterbende noch die Worte: »Ich bin ein großer Sünder,« hervorgebracht, erhielt er die gewöhnlichen Sacramente der Sterbenden, und verſchied. An der Leiche zeigte es ſich nun, daß der Verſtorbene ein Jude geweſen. Jetzt verlangte die jüdiſche Gemeinde die Auslieferung des Leichnams, und erboth ſich, dafür eine namhafte Summe an die Kirche oder die Armen zu bezahlen; allein die chriſtliche Geiſtlichkeit behauptete das Recht des Beſitzes, und begrub ihn nach ihrer Weiſe. Auch ſoll der Verſtorbene die Begierde der Taufe gehabt, und daher die übrigen Sacramente mit Fug empfangen haben«

In der neueſten Nummer (16) der Zeitſchrift: America, dargeſtellt durch ſich ſelbſt, wird folgende diplomatiſche Zeitungsoperation gemeldet: »In Philadelphia hält ſich eine Perſon auf, welche ehemals genöthigt wurde, Cadix zu verlaſſen, weil ſie zu frey geſchrieben hatte, und die ihre Armuth abhängig gemacht hat von einem Agenten, der große Summen für ſeine diplomatiſchen Dienſte erhält. Dieſer Agent, deſſen Name und Handlungen uns recht wohl bekannt ſind, hat den Auftrag, daß er auf jede Neuigkeit in den Zeitungen, welche glückliche Erfolge der Patrioten in Südamerica anzeigt, ſogleich eine Widerlegung einrücken läßt, oder mit andern Worten, Gegengift ausſtreut. In Newyork und Neu-Orleans gibt es mehrere ſolche Agenten, welche die nähmlichen Aufträge haben.«

Nach **Cölns** neuen literariſchen Blättern hat der Erzfriedensfürſt **Godoi** in England anliegen 40 Mill. Piaſter, in Frankreich 10 Mill.; 20 Mill. in Genua; 10 Mill. in Corunna, bey ſeiner heimlichen Frau **Joſephine Tudo** eine halbe Mill.; bey dem Großinquiſitor eine ganze; bey **Eſpinoſa** 800,000 Piaſter, 600,000 bey dem Staatsſchatz. Sein ſämmtliches Vermögen, das er ſich binnen der kurzen Zeit von 16 Jahren in und außer Spanien geſammelt, beträgt mit Inbegriff ſeiner Kleinodien und Kunſtſchätze wenigſtens die Summe von 100 Millionen. — Dieß erinnert wohl an jenen römiſchen Feldherrn (wir glauben **Varus**), von dem ein Zeitgenoſſe ſagt, daß er in das reiche Syrien arm gezogen ſey, und das arme Syrien reich verlaſſen habe.

Bey der Feyer der Errichtung des preußiſchen Königsthrons zu Königsberg hielt die königl. deutſche Geſellſchaft eine öffentliche Sitzung. Hofr. **Burdach** hielt dabey eine kurze Rede über die Eigenthümlichkeit der preußiſchen Krone, und Conſiſtorialrath **Krauſe** über die innige Verknüpfung des wiſſenſchaftlichen Strebens mit dem Sinne für Wahrheit, als den deutſchen Character vorzüglich bezeichnend; Director **Struve** gab eine Vorleſung über die Ungewißheit der alten Geſchichte. Gegen Mittag unterſuchte im großen Hörſaal Prof. **Lobeck**, was die Griechen und Römer von dem Einfluß einer ſchönen Naturumgebung auf das Gedeihen wiſſenſchaftlicher Forſchungen gehalten hatten. Dann Mittags große Tafel, und Abends großer Ball.

Zu einer Zeit, wo ſich, beſonders bey den jüngern Mahlern, die Neigung zeigt, die Kunſtwerke des 14. und 15. Jahrhunderts vorherrſchend zu benutzen, wird die ſo eben in Frankfurt a. M. erſchienene Schrift: Ueber die Nachahmung in der Mahlerey, doppelt intereſſant ſeyn müſſen. In dieſem zu Rom geſchriebenen Büchlein wird jene Verliebe gegen **Göthe's** verwerfendes Urtheil (Kunſt und Alterth. am Rhein ꝛc.) mit Geiſt und Gründlichkeit in Schutz genommen. In der Einleitung dieſer Schrift, welche viele critiſche Vorzüge hat, ſagt der Verfaſſer: »Jemehr in unſerm Zeitalter die Künſtler, vermöge einer mehrſeitigen Ausbildung, zu philoſophiren ſich angeleitet ſehen, deſto bedeutender wird der Einfluß der Critik auf die Production ſeyn können.«

Ehe wir mit Hrn. Bergrath **Gieſeke's** ſehnlich erwartetem Werk erfreut werden, mögen wir uns mit dem neuerlich erſchienenen ſehr merkwürdigen Nachrichten des gelehrten **Egede Saabye**, vormaligen Miſſionärs begnügen. **G. Fries** hat ſie aus dem Däniſchen überſetzt, mit einer interreſſanten Vorerinnerung, und einer trefflichen Carte von Grönland begleitet. Ueber dieſe Nachrichten, betitelt: Bruchſtücke eines Tagebuches, gehalten in Grönland, äußert ſich ein critiſches Blatt, wie folgt: »Grönland iſt eine der Gegenden unſerer Erde, wo das allgemeine, von den Polen beginnende Abſterben des Planeten am ſichtbarſten iſt. Nach allen Nachrichten waren auf der öſtlichen Seite des Landes 190 große Dorfſchaften, mehrere Klöſter und ein Biſchofſitz zu Gardar, auf der weſtlichen Seite aber 90 Dorfſchaften, und 4 bis 5 Kirchen. Das Land hatte Reichthum an Weiden, Rindern und Schafen. Die Butter und der Käſe, welchen die Einwohner als Steuer entrichteten waren von ſo vorzüglicher Güte, daß ſie zur königl. Speiſekammer nach Drontheim geliefert wurden. Auch Korn, obwohl nur weniges, brachte das Land hervor. Die Ueberfahrt von Island nach Grönland war leicht; der Handel zwiſchen beyden Ländern war lebhaft, und die Verbindung mit dem feſten Lande von Europa nie unterbrochen. — Wie ſehr hat ſich alles dieſes geändert ꝛc. — Wir erfahren, daß Grönland vormals 10 ordinirte Miſſionäre hatte, daß aber ſeit 1792 dieſe Anzahl aus öconomiſchen Urſachen auf die Hälfte herabgeſetzt iſt. Zuletzt war nur ein Miſſionär vorhanden. Als auch dieſer im Jahr 1816 Grönland verließ, war im ganzen Lande nur Ein Prediger. Im April 1817 ſind 4 Miſſionäre nach Grönland abgegangen. Die Beſtimmung derſelben iſt vorzüglich, Miniſterialverrichtungen zu beſorgen, Katecheten anzunehmen, und zu unterrichten. Die Population iſt auf einer 300 Meilen langen Küſte zerſtreut, weite Reiſen werden daher nothwendig. Die Erlernung der grönländiſchen Sprache, die mit keiner Europäiſchen Aehnlichkeit hat, ſondern mit der der Eſkimos verwandt iſt, hält ſchwer. Durch die Miſſionäre iſt bewirkt, daß in der Regel jeder Grönländer leſen kann, und die Hauptbegriffe der chriſtl. Religion inne hat. Auch die mähriſchen Brüder haben 3 Niederlaſſungen im ſüdlichen Grönland. Der däniſchen Niederlaſſungen gibt es 18 größere und einige kleinere. Von dem Innern des Landes kennt man wenig oder gar nichts, eben ſo wenig von der Oſtſeite. Uebrigens iſt es außer Zweifel, daß dieſe Küſte von derſelben Menſchenart, als die Grönländer der Weſtſeite, bewohnt iſt. Denn dieſe Bewohner kommen dann und wann nach Nennortalik, um zu handeln, und es iſt zu vermuthen, daß ſich die Bewohnbarkeit bis über den Polarkreis hinaus erſtrecke, da man von einem jener Fremden gehört haben will, er wohne ſoweit nach Norden, daß in ſeiner Heimath die Sonne im Sommer mehrere Tage nicht untergehe. Jeder Verſuch, ſich der Oſtküſte Grönlands, in der Breite von Island, zu nähern, iſt bis jetzt geſcheitert; undurchdringliche Eismaſſen verſperren die Küſte. Dieſe Mittheilungen aus der intereſſanten Vorrede des Ueberſetzers. —

(Schluß folgt.)

Hiermit laden wir das Publicum ein, ſich auf das 2te Vierteljahr dieſer Zeitſchrift mit 7 fl. W. W. zu abonniren. Von dem erſten Quartal ſind noch Exemplare zu demſelben Preis vorräthig. Die halbjährige Pränumeration iſt 14 fl. W. W. hier bey dem Verleger J. B. Wallishauſſer (Renburgergaſſe Nr. 1177). Entferntere Abnehmer wollen ſich an die k. k. Oberſte Hofpoſtamts-Hauptzeitungsexpedition, oder an die ihnen näher liegenden Ober- auch Abſatz-Poſtämter und Stationen wenden, welche ſämmtlich gegen halbjährige Vorauszahlung von 17 fl. W. W. die Verſendung wöchentlich zweymal vornehmen. Es erſcheint wie ſeither pünctlich jeden Dinſtag ein ganzer, jeden Freytag ein halber Bogen. — Zweckdienliche Beyträge, (die wir in jedem Anbetracht honoriren), bitten wir unter der Adreſſe: An die Redaction des Converſationsblatts, an die Verlagshandlung gelangen zu laſſen.

Wien, den 19. März 1819. Die Redaction und der Verlag.

(In einigen Exempl. der vorigen Nummer, erſte Seite heißt es „ſchlafender Grab“ ſtatt „ſchlafender Knab’“).

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationsblatt.

24.

Dinſtag, den 23. März 1819.

Die männliche Kokette*).

Als ich der Hydra Häupter aus Hütten und Pallästen (hier meiſt con sordini) ziſchend, hörte — — da tröſtete ich mich, daß ich Freund Guſtav, der uns die Treue über das Grab hinaus zuſchwor, wie einen Riff mit ſicherer Bucht im Wogenſturme finden, und eines Lebens im Leben, eines Kernes in der ungeſtalteten Hülle mich erfreuen würde. Ich ſuchte ihn in ſeiner Behauſung auf und fand ihn, wie er, (der ſonſt ſo liebe Jüngling) mit fett getränkter Haartour, das Converſations-Lexicon in der beringten Hand, ſich im Zimmer erging und eifrig den Artikel »Petrarca« recitirte. Er kam mir höchſt freundlich, ja penibelhöflich entgegen. Ich ſah mich ſchnell rings um. Wo war der Geiſt hehrer Wiſſenſchaft hingeflohen? Im Staube und unter der Guitarre lagen beſtäubt die Bände ſeiner Muſageten, ſeiner Leitſterne zum Tempel der Weisheit. Socrates Büſte war zertrümmert, und in den Scherden derſelben amalgamirten ſich die Stoffe des Süd's, Oſt's und Weſt's zur Quinteſſenz des Geruchs. Baſtardmuſen hatten hier ihren Sitz aufgeſchlagen und elende Dichter, Anacreontiaden und Cretiaden prunkten in koſtbaren Franzbänden. Die Flöte hing an der Wand in den Feſſeln purpurrother und gelber — Strumpfbänder, ringsherum prangten Lutetias ſeichte Kupferſtiche. Ich beſah mir den Anglo-Gallo- und Neo-Germanen, der etwas wohlfeil Türkiſches an ſich hatte, lange, (etwa wie einen Mamuthsknochen aus der Gegend von Wolfenbüttel), und verſtand erſt nicht, was er ſagte, denn er ſtieg ſogleich auf dünnen Stelzen in transcendentale Gefilde, und rückte mir gutem Chriſten mit einer heidniſchen Parnaß-Encyclopädie und einem ſo gelehrten und unſchmackhaften Gruße, einer ſo trivialen Lobrede auf die Freundſchaft, und einer ſo kunſtmäßigen Poſition zur Umarmung auf den Leib, daß ich alles Seelengefühl und aufkeimende Mitleid, heilige Bruder- und Schuldutzluſt, — daß ich die ganze roſige Vergangenheit vergaß, ihm ein ächt-deutſches Leb wohl! zurief, die Thüre donnernd in ihre Angeln zurückſchleuderte, und mir den Staub von den Sandalen ſchüttelte! — —

---

*) Auszug eines gedruckten Briefes.

Ach! Willy! Wir haben unſern Freund verloren! — Ich habe über ihn geweint und getrauert! — Aber er iſt unſrer unwürdig — er hat ſich ſeiner Mannheit begeben, und iſt zur elendeſten Baſtardgeburt des bleyernſten aller Zeitalter herabgeſunken; – er iſt — nicht etwa bloß zum Stutzer — nein, er iſt zur männlichen Kokette worden, und geht in ſeiner eigenen Seichtheit unter, wird von allen Edlen verachtet, und iſt ein Aggregat von Schwachheit, Wolluſt und negativer Bosheit. O! Freund! Warum muß der Mann mit ſeiner Geiſteskraft, mit ſeinem Feuerſtolze, ſeiner Würde, ſeinem Ernſte, warum muß, warum kann er ſo ſinken? Wahrlich ich kannte an dem Weibe ſchon lange die Eitelkeit, mit ihrer civiliſirten Schweſter, der Koketterie; — wie ſich die ſich ſelbſt Verläugnende das eigne Herz kalt ausreiſſet, und die leere, blutloſe Stelle in tauſend lockende Giftblaſen zertheilet, die beym ſeelenvollen Hauch, beym ſeelenvollen Anblick zerſpringen, und Athem und Auge verpeſten! – Ich weiß, wie die Kokette gefühllos und berechnend den lebewarmen Jüngling zerfließen oder zertröpfeln läſſet in ein fades Nichts; wie ſie amazoniſch-naiv angreift, wie ein ſchalkhaftes, halbteufliſches Lächeln, ein zwiebel- und ſpeichelentlocktes Zährchen im brünſtig-blinzelnden Auge, ein in Falten und Schminkterraſſen verlornes Grübchen am verküßten, perlenloſen Munde, eine ſüdliche Actricenſtimme, eine Wölbung von zerfloſſenem Schnee, ein reizendes Hüftenſtück von Lyon, Legionen der Söhne Teuts um die eiſerne Beſonnenheit ihrer Nationalität, und endlich zum dumpfen zu ſpäten Erwachen bringen, da denn der Tempel der Humanität ihnen verſchloſſen bleibt. — Nachſicht aber dem ſchwächern Geſchlecht, der durch Romanenmuttermilch verbildeten, der eheloſen Jungfrau, die ihre Schönheit welken ſieht, und in ihren eignen Ruinen wohnet, — dieſer Nachſicht! — Ueber die männliche Kokette jedoch, über den Damoiseau, den Androgyn, den verworfenſten Ritter d'Eon, über den geſunkenen Geiſtescaſtrat Guſtav ein dreyfach Wehe, ein dreyfach Abracadabra! —

Ich weiß, daß du mit mir im edeln, ſympathetiſchen Zorn entbrenneſt, und will dich zur Bekräftigung meiner Denunciation in den Concertſaal führen, wo ſich ein Kranz aus Frühlings-, Sommer- und Herbſtblüthen, auch aus Treibhaus- und Winterpflanzen und Papierblumen, vom Halb- und Truglichte der Deckenſonnen überſchienen, geformt hat, und die unſern Excommunicirten in ſeiner glorreichen, neuen Sphäre und iſthmiſchen Rennbahn agirend zeigen, wo er den Genius des galanten Ritterthums verjüngt und modern-potenzirt darzuſtellen ſucht! —

Der Held tritt in die Verſammlung, altdeutſch gekleidet; — Freya umſchwebt ihn! Ueber ihm räuchern die heidniſchen Amoretten und Amerinnen mit Pariſer Fleur d'Orange und cöllniſchem Waſſer; — ſein Haar ſtrebet ruſſiſch bergan, und die griechiſch-mohriſche Naſe trägt auf ihrem Dromedar-Rücken die Brille aus London. Wie er näher rückt, färbt ſich die bleiche, ſentimentale Wange höher, das mattere Auge blitzet gezwungen-feurig und frey, dann aber ſchmachtend-ſchwärmeriſch in Theaterflammen und Strahlen. Der Mund gehet zum weichen und witzigen, zum martialiſchen und kindlichen Zuge kunſtmäßig variirend über, und zeiget zuweilen eine Zahn-Milchſtraße. — Der Gang des Hermann-entſproſſenen Jungfernknechts wird brittiſch-ſtolzer, die Arme beginnen rhythmiſch und a la Vestris ihre Pendelſchwingungen mit arkadiſch-höfiſcher Grazie; — der etwas breite und thieriſche Fuß ſchleicht ſich in Thuiskons Matroſen, und der Beſitzer der Abnormität weiß die Aufmerkſamkeit von ſeinen untern Extremitäten weislich abzulenken. Mit convulſiviſcher und genialer Haſt wühlet er in den braunen oder mauſefahlen Lockengeſpenſtern, und ſuchet im Momentblitze das Janus-Toupet des Melancholikers und Sanguinikers zu erringen.

Jetzt umſchweifet er in einer Elipſe den Kreis des relativ-ſchönen Geſchlechts und claſſificirt mit einem Schnellblicke das Frauenreich, wie Linné in Jahren das Naturreich. — Ach! Er findet kein Aſyl, wo er ruhen, keinen Ort, wo er mit ſeiner Magie bannen kann; denn ſchon fliehet ihn Jegliche als den verkappten Höllenfürſten, den Sänger und Heuchler ſchmachtender Serenaden à la Don Juan und hyperboliſcher Sonnette, als den Räuber ruhiger Sinnesunſchuld. Endlich (er fühlet es an der Wärme, die Jedem ein redlich geführtes Amt einflößt), endlich hat es gezündet! — Zwey zeigen ſich! — Keine derſelben beſtürmte er je! — Die Eine heißet von, nähert ſich den Dreyßigen, kennet der Welt Lauf und der Männer modernes Liebes-Waidwerk; ſie nimmt den goldnen Regen durchdringender Blicke mit Gleichmuth auf, und iſt ſchon in die letzten Grade der Myſterien eingeweihet. — Die Andere, Edens unangehauchte Blüthe, eine reine Pflanze aus dem Garten Gottes, mit der ſiegenden Engelsgewalt in dem blauen, in unbewußter Sehnſucht ſchwimmenden Auge, mit dem unbefleckten Buſenſchnee, wo die Keime der Liebe, Kraft und Geſundheit noch wohl bewahrt liegen, — mit dem jugendlich-friſchen und feſten Bau, den Wangenroſen, der züchtigen, aber freyen Dianenbewegung, — mit dem hüllenden Gewande, — dieſe Beyde laſſen ihn wenige Minuten auf dem Herkulspfade der Zweifelspein. — Das Loos fällt! — Das Naturkind (kein Lafontainiſches) wird ſchon mit der feindurchdachteſten Strategie und Empirie angefallen; der Held avancirt und retirirt — girret und zürnet — lächelt und weinelt (verbo venia!) — ſpricht durch die Zähne (der Bart mangelt dem Palaiogermanen) — betet und fluchet — ſinget und pfeifet liebenswürdig-zerſtreut — witzelt laut, und wird dann gelehrt — ſchwärmet und ſentimentaliſirt als Apologet der Ahnfrau — wird religiös und heilig duldend — wühlet dabey in den Haaren — zeiget des ſeidnen Schnupftuchs beſte Seiten — läſſet in der Taſche wenigen lockenden Mammon erklingen — drehet ſich jetzt, und zeiget den göttlich-apolliniſchen Wuchs im Deutſchgewand — courbettirt in tanzender Wiegung — lange, entfleiſchte Beine birgt des Rockes heiliger Schleier! — Ach, ſie iſt gefangen! — Solch ein Gott, ſolch ein Chamäleon, Proteus, Philadelphia, alles Liebenswürdigen Ideal, — ſolch ein Heros und Eros — ſolch ein Hercules und Daphnis!! — Wer kann ſolchem Magiker widerſtreben! — Armes, reines, gutes Herz, du biſt vergiftet, geläſtert, zerſtört, im Pauſen zerrupfet! Wehe!! —

Ach! Laß mich ſchweigen, Willy! — Wo ſich das innerſte, beſte Selbſt ſo verläugnet, bricht mir das Herz! — O! laß uns feſt den guten Geiſt bewahren, und nicht im Sumpf des Modeſchmutzes untergehn — laß uns den jugendlichen Buſen rein für die reinſte Schöne des Lebens und der Liebe, ſtark und warm für Ernſt, Würde und feurige Glutkraft, tief und lebendig für die Ströme heiliger und heiterer Wiſſenſchaft, laß uns ihn ſo erhalten! — Dann wird uns, von aller Gemeinheit und Flachheit befreyt, das Zauberreich der Freundſchaft, der Himmelstochter, immer ſonnig heller, immer elyſiſcher aufblühen! — O, laß uns menſchlich, ächt-menſchlich leben, Willy! —

Adolf Nehmitz.

* * *

Neues Schema der Natur.

Von Leopold Trattinnick.

(Fortſetzung von Nr. 20.)

So verhält es ſich mit dem Thierreiche; das Maß ſeiner Erhebung iſt die Zeugung, die in den unterſten Stufen zweydeutig (ambigua), in den mittleren verwandelnd (metamorpha), in den höchſten aber vollendet (oligomorpha) iſt. Der Menſch, einzig auf ſeiner Stufe, verbindet mit der thieriſchen Natur auch noch die intellectuelle. Zur Tendenz des Lebens und der Zeugung kommt bey ihm noch jene der Vereinigung mit dem Unendlichen. Er gehört eigentlich nicht mehr in das Schema, denn in ihm beginnt eine erhabnere Schöpfung, die einer ſolchen Darſtellung nicht mehr fähig iſt. Aber hier iſt die Gränze, und nur dieſe ſollte bezeichnet werden! Zwar ſagt man, der Menſch ſey nach ſeinem Körper betrachtet, ein Thier, doch dieſer Begriff bedarf erſt noch einer höhern Beſtimmung, um nicht unrichtig und verführeriſch zu werden. Nur in dem Sinne, in welchem man den Löwen eine Erde nennen kann, kann man auch den Menſchen ein Thier nennen; aber der Löwe iſt eine lebende und zeugende Erde, und der Menſch iſt ein der höchſten Vollkommenheit nachſpürendes Thier! Er mußte erſt Mineral, dann Thier geweſen ſeyn, um, was er ſeyn ſollte, zu werden! (Pflanze brauchte er wohl nicht geweſen zu ſeyn, denn von der Pflanzenweſenheit iſt gar nichts in der ſeinigen!) in dieſem irdiſchen Zuſtande iſt aber die Menſchheit noch nicht vollendet; ſie gehört nicht zur Erde, ſie geht das ganze Weltall an! Ihr Weſen beſteht in einer geiſtigen, aus der Animalität hervorgehenden, und nur von dem unendlichen Urweſen erregbaren Vollkommenheit. Zur Anregung fand dieſes höchſte Urweſen die höchſt veredelte Thiernatur tauglich!

Verlaſſen wir den animaliſchen Radius, und wenden wir uns zu dem vegetabiliſchen! Hier werden wir uns zwar nicht bis an die Gränzen der Unendlichkeit verſteigen, aber doch ſo manche Vollkommenheit wahrnehmen, die wir vielleicht bisher noch kaum geahnet haben.

Wenn wir ein Thier anſehen, ſo ſchließen wir aus ſeiner Phyſiognomie und aus ſeinen Handlungen auf ſeinen innerlichen, animaliſchen Zuſtand, und dieſer iſt mehr oder weniger nach den Momenten verſchieden. Bey der Pflanze können wir ſchlechterdings keine phyſiognemiſchen Veränderungen wahrnehmen; es fehlt ihnen an jedem andern Inſtinct oder Willen, als dem, ſich auszubilden und fortzupflanzen. Thiere gerathen in Leidenſchaften, Pflanzen ſind derſelben ganz unfähig. Dennoch iſt auch dieſe zweyfache Tendenz ſchon hinlänglich, um auch den Pflanzen eine Phyſiognomie zu ertheilen, um ſie zu determiniren. Nur iſt dieſe Phyſiognomie höchſt einfach, und fern von momentaner Veränderung. Es iſt eine Phyſiognomie der Arten und der Individuen. Was ſich in den Pflanzen ausſpricht, iſt eine einfache Combination fixer Ideen, wie die Handlung im hiſtoriſchen Gemählde, und ſie bleibt ewig dieſelbe, ohne deßwegen weniger ein lebhafter Ausdruck deſſelben Zuſtandes zu ſeyn. Setzen wir, wir hätten die Geſchichte eines Menſchen, aller ſeiner Handlungen, Leidenſchaften und Veränderungen von ſeiner Geburt an, bis zu ſeinem Tode in Bildern; jedes dieſer Bilder würde uns ewig auf dieſelbe Weiſe anſprechen; aber das ganze Aggregat dieſer Bilder würde uns erſt den ganzen moraliſchen, intellectuellen und animaliſchen Character dieſes Menſchen Preis geben. Da nun aber die Tendenz einer Pflanze von jener einer andern in eben dem Grade verſchieden ſeyn muß, als die Bildung der Arten ſelbſt, ſo iſt es gewiß, daß wenigſtens jede Art eine andere darſtellt. Nun zeichnet ſich aber jede Art durch etwas Anderes aus, das uns anzieht, das uns bald Achtung, bald Verwunderung, bald Liebe und Aufmerkſamkeit einflößt. Dieß Auszeichnende iſt freylich nicht bey allen in die Augen ſpringend, und jedem, auch dem rohen, ganz vernachläſſigten Menſchen bemerkbar; aber Einiges davon können doch ſelbſt die ungebildetſten, die verderbteſten Menſchen ſich nicht verläugnen, z. E. die Liebenswürdigkeit der Roſe, die Beſcheidenheit des Veilchens, die Majeſtät des Piſang, die Ehrwürdigkeit der Ceder u. ſ. w. Nur den Eingeweihten der natürlichen Weisheit, nur den würdigen Prieſtern der Blumengöttinn (nicht jedem botaniſchen Piraten!) iſt es vorbehalten, ins Heiligthum ſelbſt einzutreten, und in jeder einzelnen Pflanze den Geiſt des höchſten Urweſens zu leſen, das ſie gebildet, und zu dieſer ſpezifiken Tendenz berufen hat. An den Thieren können wir nur die inſtinctmäßige Capacität errathen, ſich unter gewiſſen Umſtänden ſo oder ſo zu verhalten. An den Pflanzen hingegen iſt jeder einzelne Ausdruck ein Gemählde aus dem Geiſte ihres großen Urhebers, den ſie rein und unentheiligt darſtellen; und die einzelnen Pflanzenarten, die wir bisher kennen gelernt haben, ſind eben ſo viele Revelationen und einzelne Ausdrücke aus dem unendlich erhabenen Geiſte der allerſchaffenden Gottheit! Wenn wir nun von allen dieſen, oder wohl gar von allen auf dieſer Welt exiſtirenden Pflanzen die Tauſende der Ideen aufgefaßt hätten, die ſie uns ſtillſchweigend aber bedeutungsvoll aufbewahren: ach! welch ein Himmel von Seligkeit würde ſich aufthun, würde uns ſchon hier den Vorgeſchmack jener hohen Glorie darbiethen, die wir einſt in vollem Maße in der Anſchauung der Herrlichkeit Gottes fühlen, und uns aneignen ſollen!

Die Schöpfung der Pflanzen iſt, um mich nach menſchlicher Weiſe auszudrücken, der Hofſtaat des großen Weltmonarchen auf dieſer Erde. Denn ſo wie an dem Hofe eines großen Regenten die Fürſten und die Würdenträger, jeder einzeln, einen Theil von der Hoheit des höchſten Oberhauptes repräſentiren, eben ſo ſind dieſe unüberſehbaren Pflanzenformen, jede ein Repräſentant von irgend einer der anbetungswürdigſten Eigenſchaften des Allerheiligſten! So viele Grade von Liebenswürdigkeit, ſo viele Spuren von Allmacht, ſo viele Wunder der Weisheit, ſo erſtaunliche Producte der unfehlbarſten Genauigkeit — o! wer ſollte nicht hinſtürzen und anbethen, wenn ihm ſo, auch ſchon im trüben Standort dieſer Raupenwelt die Herrlichkeit Gottes erſcheint, und ſich ſo tauſendfältig ihm ausſpricht, daß er nicht mehr Worte findet, die fähig wären, die ergriffenen Ideen auszudrücken, und Andern in die Seele zu blitzen!

Das ſind die Pflanzen, das iſt die Tendenz, die der wahre Naturforſcher an ihnen beachtet, und nach dieſer Tendenz habe ich in meinem Schema die Grade und die Divergenzen geordnet. Ich habe anderswo*) die Idee einer Phyſiopſologie (Naturanſchauungslehre) in ihrer einfachen Skizze entwerfen, ich habe in meiner Flora des öſterreichiſchen Kaiſerthumes, und in meiner Auswahl der Gartenpflanzen eine bedeutende Anzahl von Beyſpielen zu dieſer Lehre geliefert. Hier wird man mir es alſo wohl erlaſſen, weiter ins Detail einzudringen, und dieſe Ausdrücke oder Darſtellungen göttlicher Ideen durch die Bildung der Pflanzen noch näher zu erklären.

Unmittelbar über dem chaotiſchen, ewig lebenden, ephemeriſch erſcheinenden, einartigen Naturreich erſcheinen (wie im Thierreiche die Corallien und Molluſken) in zwey Reihen, die Phyceen und die Schwämme. Jene, die Phyceen (Conferva, Fucus, Ulva etc.) nähern ſich mehr den Thieren, und ſind zum Theil, ſelbſt von neueren Naturforſchern, wirklich für Thiere erklärt worden. Die Schwämme, wenn man gleich noch darüber ſtreitet, ob ſie wirklich fructificiren, mögen immerhin in der Stufe der Anthesis spuria zu unterſt ſtehen bleiben. Denn wenn ſie auch noch ſo ſelten wirklich erzeugen, ſo macht es doch ſchon ihre große Analogie mit den Gaſterophyten, Lebermooſen u. dgl. höchſt wahrſcheinlich, daß ſie unter gewiſſen Umſtänden wirklich zeugen könnten, und daß das Lebendiggebähren oder Knoſpenabwerfen bey ihnen nur ein höherer Grad von jener Erſcheinung iſt, die wir auch ſonſt bey Polygonum viviparum, Dentaria bulbifera, Daphne Mezereum, Poa bulbosa, Aspidium bulbiferum, Lilium bulbiferum, tigrinum u. ſ. w. wahrnehmen, ohne deßwegen in Verſuchung zu gerathen, und ihnen die wirkliche Zeugungsfähigkeit abzuſprechen.

(Schluß folgt.)

Catalani; Catalaniſche Honorare und Honorirungen.

Durch unſern klar und freundlich leuchtenden Hesperus, wie bey andern öffentlichen und nicht öffentlichen Gelegenheiten, hat ſich mancher Malcontent über die glänzenden und klingenden Erfolge der Sängerinn Catalani tadelnd explicirt, und gefragt, ob man denn wohl die höchſte Tugend und das ſeltenſte moraliſche Verdienſt auch ſo ehren und lohnen werde.« In Amerika detto detto. So äußert ſich die Zeitſchrift dieſes Titels Nro. 46 wie folgt: »Es iſt der Character des Zeitalters, für die Vergnügungen der Sinne außerordentliche Preiſe zu fordern. Eine Sängerinn, Mad. Catalani, läßt ſich, wie wir erfahren haben, für einen Ohrenſchmaus drey, auch mehr Thaler von der Perſon in ihren Concerten bezahlen. Ihr Talent zu ſingen iſt zwar außerordentlich, aber es iſt doch nur ein Talent. Wir möchten fragen, was ein Mann, den die Natur mit allen Kräften einer außerordentlichen Seele begabt, und der ſolche mit Anſtrengung ausgebildet hat; deſſen Witz ſcharf und treffend wie ein Pfeil iſt, deſſen Gedächtniß große Schätze der Erkenntniß treu bewahrt, deſſen ſchaffende Phantaſie keine Feſſeln trägt, deſſen Urtheilskraft entſcheidend iſt, der die Gegenwart richtig durchblickt, und die Zukunft ſicher erräth, was ein ſolcher Mann für ein Product ſeines Geiſtes fordern, und bekommen würde? == =« Daß man in Amerika ſo ſieht und denkt, iſt aber eben ſo natürlich, als daß man in Europa nicht überall ſo ſieht und denkt, denn bey allen verfeinerten, folglich mit dem Luxus vertrauten Nationen, iſt die Sinnlichkeit überall vorherrſchend.

---

*) Im erſten Bande meines Werks, das den Titel führet: Ausgemahlte Tafeln aus dem Archiv der Gewächskunde.

Wirke alſo nur auf die Sinnlichkeit, und du wirſt Glück machen! Schreib eine Theodicee, bilde Plato's erſte Idee vom Fegfeuer aus, (was zum Theil von Gregor dem Großen geſchehn) erfinde ein Dutzend Hausmittel, unfehlbar in den Himmel zu kommen (nicht à la Montgolfier, ſondern à la * * *), oder ſchreib andere philoſophiſche Tractätchen: du wirſt dein normalmäßiges Honorar, ſo und ſo viel Louisd'or oder Gulden ꝛc. einſtreichen, und verſchiedene Leute werden dich kennen, und auf der Straße dir ein Gegen-Compliment machen. Schreib aber eine Emilia Galotti (warum nicht gar, das matte Zeug, es muß höher potenzirt, irritirender ſeyn) einen unfauſtiſchen Fauſt, eine ſchuldvolle Schuld *), componire einen M. M. Marſch, ein Ding à quatre mains oder noch beſſer à quatre pieds (ſehr nahe verwandt), oder Improviſire weltlich oder nicht weltlich, du biſt fetirt, honorirt, excellirt, favoriſirt, publicirt in optima forma. — Ja publicirt, darauf kommts an, da liegt das Arcanum. Wer am beſten auf Öffentlichkeit wirkt, die Sinnlichkeit bearbeitet und verarbeitet, der iſt der Rechte. Iſt Einer in einer ſolchen Cathegorie,

---

*) Die Schuld iſt noch der Dramen Höchſtes nicht,
Der Dramen Schlimmſtes aber iſt die That.

und macht nicht Epoche, so hat er kein Recht, sich zu beklagen, wie jener russische General, der sich über den zwanzigmal größern Gehalt einer Tänzerinn aufhielt. »Warum hat der Mann nichts Besseres gelernt,« diese Pille mußte der gute Mann verschlucken. Im Uebrigen stehe die Worte eines gewissen Rousseau: »Ich wollte sie zu Philosophen machen, und sie gähnten, jetzt schreibe ich Noten und sie singen.«

Wr.

* * *

Prof. Schultes Donaufahrten.

(Schluß von Nr. 55.)

Der dreyzehnte Abschnitt geht von Regensburg bis Nieder-Altaich. Je näher nun die Donau der Isarmündung zueilt, desto interessanter und belebter werden die Uferparthien. — Die schönen abwechselnden Gegenden am Rheinstrome scheint es der Donau nachzuahmen, wird dem Verf. nicht gelingen; wenn man auch zugeben muß, daß die Ufer des Rheins nicht die Aussicht auf und nebeneinander sich thürmender Berggipfel und majestätischer [illegible] gewähren. — Der Natternberg ist die einzige Felsenmasse am rechten Donauufer von den Hügeln ober Straubing bis hinab unter Plattling; eine Strecke von [illegible] Stunden. — Dieser [illegible] eine Viertelstunde lange Waldwiesen mitten in einer unabsehbaren Fläche gab der Sage den Ursprung, daß der böse Feind die Deggendorfer, ihrer ausharrenden Frömmigkeit wegen, unter Wasser setzen, und sie mit Mann und Maus ersäufen wollte. Er flog mit dieser Felsmasse aus Italien zu ihnen. Schon war er der Stadt nahe genug, als ihn das Läuten der [illegible] in solche Furcht setzte, daß er den Fels in der Gegend herabfallen ließ, wo er noch jetzt sich befindet. — „Wahrlich," sagt der Verf., „diese Hypothese ist eben so gut, als viele andere geologische, mit welchen Grundgelehrte und vorzüglich naturphilosophische Geologen uns jede Woche heimsuchen." — Bey Deggendorf beginnt die neue Straße, welche der gegenwärtige König von Bayern durch die unwegsamen Gebirge nach Böhmen führen ließ. Würde dieselbe auch von Böhmen aus verlängert, so wäre dem Commerze beyder Länder ein weites Feld eröffnet. — So erzählt Verf. —

Der vierzehnte Abschnitt handelt von der Wasserreise von Nieder-Altaich bis Passau. — Die Ruinen von Hoch-Winzer gewähren einen vortrefflichen Anblick. — Dieses Schloß, oberhalb des gleichnamigen Marktes, schreibt seine Benennung von dem starken Weinbaue um die Gegend her. — „Die schönen Ruinen sind ein Werk der Panduren, die das Schloß im Jahre 1742 in Asche legten. Bey Erwähnung des am rechten Donauufer sanft emporsteigenden Kinzing versäumt Verf. die Gelegenheit nicht, den weiten Ozean der Legenden neuerdings zu durchsteuern, die Scribenten derselben zu brandschatzen, und manchmal zu geißeln. — Die große Sterblichkeit in Bayern wird mit Recht der schlechten Pflege und ihrer Erziehung der Kinder zugeschrieben. „In welchen Händen," heißt es, „war bisher die Erziehung in Bayern und ist es noch zum Theile? — Wer hält Vorlesungen über Erziehung? Leute, die es verschworen haben, Kinder zu erzeugen. — Ich wollte an einer Universität (!), in deren Stadt man den kleinen Kindern ihr Wasser auf Bleyschrote gießt, damit es hübsch süß wird, unentgeldlich über physische Erziehung Vorlesungen halten. Man wußte aber die Erlaubniß zu hintertreiben." Das Collegiatstift zu Vilshofen hat eine sonderbare Entstehung. Heinrich Tuschl'

Ritter v. Söldenau fand ſeine Gattinn in den Armen eines Andern. Er ließ ſie lebendig einmauern, und vermachte den größten Theil ſeines Vermögens zur Gründung eines Collegiatſtiftes. Unter der Stiftungsurkunde ſteht:

„Zwen Hund an ain Bain,
„Ich Luitolt bleib' allain."

Jeder Canonicus hat noch jetzt auf ſeiner Inſignie am Kleide und am Hauſe die Aufſchrift: „Allain" — Unter Heining drängen ſich auf einmal die am linken Ufer liegenden Hügel immer höher und höher hervor, bis der Freunde-Hain den Gegenden von einem der Gipfel zulächelt, und bald am Fuße desſelben die Stadt Paſſau, von welcher der fünfzehnte Abſchnitt handelt. —

Dieſe Stadt, „das Koblenz an der Donau, mit welchem es mehr als eine Ähnlichkeit hat," wie Verf. ſehr treffend bemerkt, liegt am Einfluſſe des Inn und der Ilz in die Donau. — Die geſicherte Lage zwiſchen einer vierfachen Bergreihe beſtimmte die Römer an der von dem Inn und der Donau begränzten Landſpitze ſich zu lagern. Die Ilz und die Iſar wurden ſchon hier unter den größten Flüſſen Europa's aufgeführt werden. Durch die günſtige Lage für den Handel hat ſich Paſſau aller durch Schweden und Thüringen erlittenen Verheerungen ungeachtet, ſchon damals immer gleich wieder emporgeſchwungen. — Ja noch früher, im Jahre [illegible] regte ſich der Handelsgeiſt der Einwohner. — Die in ihrer Bauart und [illegible] Alterthümlichkeit wenig anſprechende Stadt beſitzt am ehemaligen Jeſuiten-Collegium, das einzig wahrhaft ſchöne Gebäude. — Sehr angenehm ſind die Umgebungen, auf welche Verf. nach einer kurzen Schilderung des Äußern der Stadt übergeht. — Beſonders anmuthig iſt der Spaziergang an den Ufern des Inn. Um das Panorama von Paſſau vom ſchönſten Standpunkte aus zu genießen, muß man, wie Verf. richtig bemerkt, am Mariahilfberg Morgens, und auf den Schanzwerken des bekannten Oberhauſes Nachmittags ſich befinden. — [illegible] iſt der Hauptpunkt als [illegible] angegeben, aber etwas ſeltſam gibt der Verf. die Art des Eindruckes zu erkennen, welche ſich ſeiner bemächtigte. — Und endlich das in der Kirche am Berggipfel befindliche Gnadenbild! — Das war Waſſer auf die Mühle! — Zerſtören ſolche in ihrer ewigen Monotonie wiederkehrende Ausfälle nicht den ernſten, würdevollen Eindruck erhabener Naturſcenen muthwillig wieder. — Neuhaus und Vornbach gewähren die ſchönſten Proſpecte, und werden für Kupferſtecher und Mahler reiche, noch nie benutzte Ausbeute gewähren. — Die herrlichen Waſſerfälle des Innſtromes entzücken jeden Reiſenden. Die ſchönen Felſenpartieen, die Ruinen von Neuhaus, die Wald- und Felſenufer am Inn von Neuhaus bis [illegible] gewähren herrlichen Genuß. — Die Perlen, aus Perlenmuſcheln der Ilz gewonnen, werden ſehr angeprieſen. — „Die Biſchöfe von Paſſau hatten nicht einmahl einen [illegible] für die Bibliothek angewieſen, obſchon ihr Biſthum ihnen jährlich an 100,000 fl. trug. — Die Küche mit 22 Köchen koſtete allein jährlich 30,000 fl., der Hofſtall mit 24 Kutſchern 36,000 fl. — Was über den lebhaften Verkehr Paſſau's angeführt wird, iſt höchſt intereſſant und leſenswerth.

Der ſechzehnte Abſchnitt beſchließt die Donaufahrt in Bayern; er handelt nämlich von der Waſſerreiſe von Paſſau bis Engelhardszell. Die mannigfaltigen Gruppen, welche ſchnellwechſelnd an den Blicken der Gegenden vorübereilen, gewähren den Zauber eines augenblicklichen Feenlandes, mit welchem die gütige Natur das Auge der Vorübergleitenden in Anſpruch zu nehmen beginnt. Ein Bild jagt das andere, wie die Freuden des ganzen Menſchenlebens. — Das rechte Ufer iſt, von Achleiten an, ſchon öſterreichiſch. — Die Gegenden beyder Ufer erwarten den Pinſel und die Radiernadel des Künſtlers. — Zu Ober-Zell werden die berühmten Paſſauer- und Ipſer-Schmelz-Tiegel verfertiget. Mancher Speculant hat ſich durch den Verkehr mit denſelben in Kurzem außerordentlich bereichert. Ehe die Engländer in der Nähe von

Ebelsee das Materiale zu ähnlicher Töpferwaare benützten, trieb der unbedeutende Markt schon Handel damit. — Director Schmid verwendet den hier gegrabenen Graphit oder Reißbley auch zu Bleystiften; er ist bey dem billigsten Verkaufe seit zwey Jahren schon ein wohlhabender Mann geworden, und kann seine zahlreichen Kunden nicht befriedigen. — Er wird eine neue Fabrik errichten, in welcher er das Reißbley zu Selterskrügen verwenden will, welche die so kostspieligen Krüge, in denen Bier und Wein versendet wurde, entbehrlich machen werden. In Mexico und Peru, wie in Ostindien würde man das häufig gewonnene Gold ohne die Schmelztiegel von Ober-Zell nicht schmelzen können. — Der Graphit wie die Porzellanerde wird von den Bauern aus der Erde herausgeschwemmt. Alles Porzellan, das man in Wien verfertigt, wird in der Gegend von Griesbach und bey Hauzenberg gewonnen. — Der fernern Reise von Ober-Zell bis an die österreichische Gränze wird Erwähnung gethan, und manches Interessante beygebracht. — Die Vergleichung zwischen Schwaben, Pfälzern, und Bayern, Waldler und Passauern ist sehr interessant, wahr und lehrreich. — Endlich ist des Verf. Gedanke, die Schilderung, welche der achtungswerthe Hermann von den Bauern des vorigen Jahrhunderts entwirft, zur billigen Vergleichung der Bauern unter dem gegenwärtigen König beyzufügen. —

Der achtzehnte Abschnitt endlich enthält Betrachtungen über den Wasserbau an der Donau in Bayern. (Meistens nach Riedl.) Als schätzbaren Anhang liefert der neunzehnte Abschnitt äußerst fleißig und genau gearbeitete Tabellen der an beyden Donauufern in Bayern gelegenen Ortschaften, nebst Angabe ihrer Entfernungen, und sogar Häuser- und Einwohnerzahl nach den neuesten und sichersten Quellen.

Dem Leser dieses Bandes ist eine sehr angenehme und belehrende Unterhaltung bereitet, und Hr. Prof. Schultes verdient aber vielen Dank, welcher wohl mehr Topographie der am Donauufer in Bayern gelegenen Orte, als eigentliche Donaufahrt genannt werden muß, den lehrreichenden Faden durch die langweilige Länge öder Gegendenschilderung eines wüsten Mönchswesens, welche mehrere Bogen des gegenwärtig vor uns liegenden Theiles füllt, und die aus dem Reichthume seiner mannigfaltigen Kenntnisse geschöpften Mittheilungen entzogen zu haben. — Jedoch gibt es der belehrenden Notizen genug, um auch streng wissenschaftliche Leser zu fesseln. — Recensent glaubt wenig Bedeutendes übergangen zu haben; eine genau dem Texte folgende Recension liegt weder im Plane der gegenwärtigen Zeitschrift, noch wollte Recensent eine solche liefern. — Der Verf., welcher für die, die Schätze jedes vaterländischen Bodens erzielende Menschenclasse mit dem Feuer des Kosmopoliten und stets regem Freymuthe spricht, erregt große Spannung für die Folge seines Werkes. Nach einem solchen Gesichtspuncte schwindet der Eindruck der erwähnten Eigenheiten des Verfassers gänzlich, und so scheidet Rec. mit Achtung von diesem vielseitig interessanten und wichtigen Buche, das wir mit Recht unter die trefflichsten Acquisitionen unserer Literatur zählen.

Notizen und Correspondenz-Nachrichten

Ein wackerer Freund der Naturwiſſenſchaften hat uns folgende

»Frage an Gelehrte und Freunde der Naturgeſchichte« zur Bekanntmachung mitgetheilt: Bey den großen Fortſchritten der naturhiſtoriſchen Wiſſenſchaften in Deutſchland und andern Ländern, die, von allen Seiten unterſtützt, ſich der ſchönſten Blüthe erfreuen, dringt ſich uns die Frage auf, ob es nicht möglich ſey, in Oeſterreich und zumal in Wien, wo

Trotz des Centralpunctes unermeßlicher Schätze und vieler Gelehrten und Liebhaber, noch große Ruhe hierin herrſcht, einen naturhiſtoriſchen Verein zu bilden, der auf eine zugängliche Art, das Beſte dieſer Wiſſenſchaft bezweckend, beſtehen möchte? — — An euch Gelehrte, Profeſſoren, Cuſtoden naturhiſtoriſcher Schätze, an euch Liebhaber und an Alle, deren Sinn für dieſe Wiſſenſchaft empfänglich iſt, ergehet unſer Ruf! Antwortet!! — (Die Redact. ergreift mit Vergnügen und Eifer dieſe wie jede andere Gelegenheit, zur Beförderung des Guten und Nützlichen, zur Weckung und Belebung des Sinns für Wiſſenſchaftlichkeit, beyzutragen. Obiger Aufruf birgt einen herrlichen vielverſprechenden Keim. Möchte er in ſeiner großen, tiefen Bedeutung aufgefaßt, beherzigt werden; möchte, wie der Gedanke zum Worte, das Wort zur lebendigen That, zur gedeihlichen Vollführung übergehn! Alſo — Antwortet!!)

Um die Fortſchritte des Ackerbaues zu befördern, wird in Frankreich, in jedem Departement eine eigene Experimental-Meierey eingerichtet, um neue Entdeckungen und Erfindungen zu prüfen, und die Theorien, ehe ſie weiterhin in Ausführung kommen, durch practiſche Verſuche zu controlliren; ein Project, das Nachahmung verdient.

Der engliſche Gärtner Mackey meldet in dem zweyten Band der Transactions of the horticultural society, daß die Blüthen der Hoya carnosa (ſonſt Asclepias carnosa) vorzugsweiſe die Eigenſchaft haben, die Inſecten anzulocken, ſo, daß wenn z. B. die ſchönſten Trauben daneben hiengen, die Weſpen nicht davon berühren, und die Hoya carnosa ſonach als eine merkwürdige Univerſal-Schutzpflanze anzuſehen ſey; eine allerdings ſehr beachtenswerthe Entdeckung.

Von des gelehrten Buchhändlers Henrici Stephani weitberühmtem Thesaurus linguae graecae, veranſtaltet der Buchdrucker Valpy zu London, ſelbſt ein ſehr literariſcher Mann, eine höchſt bereicherte Ausgabe. Barker und Dr. Paar unterſtützen die Leitung eines bekannten Philologen. Von nun an ſollen jährlich 8 Hefte erſcheinen.

Wie ſind Viehzucht und Menſchenbildung vereinbar? — Antwort: Den 9. Jahrgang des Wochenblatts der Viehzucht kündigt die Raspe'ſche Buchhandlung in Nürnberg mit der Erklärung an, daß der Ertrag des Blattes zu dem wohlthätigen Zweck der Errichtung eines techniſch-oeconomiſchen armen Knaben-Erziehungs-Inſtitutes beſtimmt iſt.

Die königl. Societät der Wiſſenſchaften zu Göttingen (den 5. Dec. v. J. hatte ſie ihren 67. Jahrstag gefeyert) ſchreibt unter Andern folgende Preisaufgaben aus: Für den Nov. 1820 eine Ueberſicht und critiſche Vergleichung derjenigen alten Denkmäler aller Art, welche bis jetzt in America bekannt wurden, mit den aſiatiſchen und egyptiſchen Denkmälern. — Für den Nov. 1821: die gründlichſte und umfaſſendſte Unterſuchung über die Veränderungen der Erdoberfläche, welche in der Geſchichte ſich nachweiſen laſſen; und die Anwendung, welche man von ihrer Kunde bey Erforſchung der Erdrevolutionen, die außer dem Gebieth der Geſchichte liegen, machen kann. — Die

Concurrenzſchriften müſſen in lateiniſcher Sprache abgefaßt, und vor Ablauf des Sept. jedes Jahrs eingegangen ſeyn. Der Preis beſteht in 50 Ducaten.

Von Robert Southey's Geſchichte von Braſilien (The History of Brasil, by Robert Southey) geht der erſte Band bis zum Jahr 1640, der zweyte bis 1683. In dem letztern wird mit Unbefangenheit und Scharfſinn über das Reich der Jeſuiten, Paraguay geſprochen. Der Schluß enthält eine lichtvolle Darſtellung der Fortſchritte der Civiliſation und des Wohlſtandes der verſchiedenen portugieſiſchen Colonien bis zum Jahre 1683. Beyde hatten damals den Genith des Flors erreicht; ſeitdem war Braſilien immer im Rückſchreiten.

Herzlich freuen wir uns, daß »die nordiſchen Gäſte von Hrn. v. Gaal, (den irgend ein öffentliches Blatt ſo glücklich den Klaude Lorrain der Dichter nennt), auch auswärts nach ihrer Vortrefflichkeit gewürdigt werden. Das neueſte Urtheil leſen wir in Nr. 40 der Zeitung für die elegante Welt. »Es weht (ſagt Rec.) wirklich in dem Werke ein zarter belebender Hauch jenes Geiſtes der Vorzeit, und man erkennt in dem Verf. einen wahren Dichter, der ſeine mit ſeltener Vollendung geſtaltete Bildung aus der Tiefe eines zart und innig fühlenden Herzens (wie überhaupt, wenn wir unſrer Seits hinzu, wird nicht jeder dieſer richtigen Anſicht beyſtimmen, der Hrn. v. Gaals wahre Individualität als Menſch, Gelehrter und Dichter kennt und zu würdigen weiß, drey Eigenſchaften, die ſich ſo ſelten vereinigt haben), zu ſchöpfen wußte. Man bemerkt überall, daß der Dichter ſeinen Gegenſtand auch bis aufs Geringſte und Unbedeutendſte mit jener Lebenskraft zu durchdringen ſuchte, welche allein plaſtiſch werden kann u. ſ. w.« Die kleine Bemängelung des Rec. iſt ein billiger Zoll der ächten Huldigung, und muß mehr dazu dienen, den ungewöhnlichen Gehalt des Werkes in ein helleres Licht zu ſetzen. Wir wünſchen Hrn. v. G. und nicht minder uns ſelbſt aufrichtig Glück zu dieſen wohlverdienten Triumphen.

Warum hat das weibliche Geſchlecht häufiger und heftiger als das männliche mit Kopf und Zahnweh zu kämpfen? — Nach der Erklärung des Ausſchuſſes des med. Collegiums zu Paris liegt die Urſache in den Ohrringen aus ſchlechtem Golde, oder von vergoldetem Kupfer, woran ſich Grünſpan erzeuge, der in die ſympathiſchen Theile des Gehirns dringe, und die heftigen Schmerzen verurſache. So (heißt es) ſchafft die Weiblichkeit ſich ſelber Nachtheile, während ihr die Natur manchen Vortheil gewährt hat. Unter Andern ſoll der bekannte Feuerwind (Samum, Sirocco ꝛc.) in Oſtindien wenigſtens dem weiblichen Geſchlecht nicht ſo gefährlich ſeyn, als dem männlichen.

Der nun verſtorbene Oberjägermeiſter von Wernek, theilt uns in Sylvan, ein Jahrbuch für Forſtmänner (herausgegeben v. Laurop) folgende intereſſante Notizen über die Erfindung des Schießpulvers mit: »daß das Schießpulver ſchon vor Berthold Schwarz in Deutſchland gebraucht worden ſey.« Im Jahre 1344 war nehmlich ein Feuerſchütze nach Ehrenfels gekommen. Der Churfürſt von Mainz ſchrieb deßhalb an ſeinen Zollſchreiber Ludwig v. Amoneburg folgende Ordre: Archiep. Mogunt - Tibi Lud. rev in Ehrenfels Thelon. mand ytenus absque mora Ignis Sagittarium videlicet (Für Schützen) tecum in Ehrenfels commorantem ad nos Aschaffenburgum cum omnibus suis paramentis transmittere non obmittas et dicas sibi, si aliquem in sua arte similem scies, quod illum secum una adducas, Das. Asch. ipso die otorum symonis et Judae Apelorum. Et necessaria Secum ad artem suam nostro nomine emas et procures. Dat. ut sup. Anno Dni — M. CCC. XLIIII.«

(Grönland. Schluß von Nr. 23). Das Werk ſelbſt zerfällt in 23 Abſchnitte. Hier Einiges aus den erſteren. 1) Der Jſefiord in Diſco-Bucht. Dieſer Meerbuſen erſtreckt ſich zwiſchen den Landſtrichen, wo Claushavn und Jacobshavn liegen, zwiſchen dem 68. und 69. Gr. N. Br. Er iſt 8 bis 9 Meilen lang, und 1/2 Meile breit. In den älteſten Zeiten ſoll er frey von Eisbergen geweſen ſeyn, wie die Grönländer erzählen, daß man durch ihn zu Waſſer nach der Oſtſeite des Landes habe gelangen können. Jetzt wird er durch ungeheure Eisberge beengt, zwiſchen welchen die Grönländer mit Lebensgefahr ihren Fiſchfang betreiben. Die Beſchreibung, welche der Verf. von dieſen Eisbergen gibt, iſt äußerſt mahleriſch. »Man denke ſich,« ſagt er, »eine Strecke von vielen Meilen, voller Eisberge, ſo groß, daß ſie 200 bis 300 Klafter unter den Waſſerſpiegel hinabreichen. Sie ſehen aus, als ſollten ſie der Zeit trotzen, und ſind doch veränderlich wie das Waſſer. Im Vorbeyſchiffen ſieht man Städte, Schlöſſer, Thore, Häuſer, Schornſteine. Eine angenehme Täuſchung, beſonders ſo lange man nicht weiß, wie gefährlich es iſt, ſich ihnen zu nähern. Ich ſah unter ſo vielen andern Prachtgebäuden, Chriſtiansburgs großes Schloß mit ſeinen Pfeilern und Seitenflügeln, und mein Blick verweilte bey der Marmor-Kirke, die zum Verwundern ähnlich war. Da dieſe Eismaſſen, je nachdem ſie aus ſüßem oder ſalzigem Waſſer entſtanden, weißblau oder grün ſind, ſo erhöhet dieſe Verſchiedenheit der Farbe die Täuſchung, beſonders, wenn die Sonne mit ihren mächtigen Strahlen zu Hülfe kommt.« 2) Es iſt noch immer möglich, nach der öſtlichen Seite von Grönland zu kommen. — Die Vorſchläge des Verf. ſind doppelter Art. Er räth mit kupferbeſchlagenem Schiffe mehrere Jahre im Eisland überwintern zu laſſen, um den Sommer hindurch das Eis der Oſtküſte Grönlands, welches beweglich iſt, zu beobachten, und ſo eine ſchickliche Gelegenheit, durch daſſelbe zur Küſte zu gelangen, auszuſpähen. Noch ſicherer ſey die Entdeckung von der Landſeite her, indem man von Zeit zu Zeit auf der Weſtſeite, Colonieen nach Süden zu, anlegte, ſo mit den Colonieen die Südſpitze zu erreichen ſuchte, und dann an der Oſtküſte nach Norden zu fortführe. Uebrigens erhält ſich noch jetzt unter den Weſtgrönländern die Sage, daß auf der Oſtküſte Ueberbleibſel der alten Normänner vorhanden ſeyen, die ſie als große bärtige Menſchen ſchildern, die fürchterlich und ohne Zweifel Menſchenfreſſer wären! Hr. Fries hält übrigens in einer characteriſtiſchen Note dafür, daß der ſchwarze Tod doch wohl die erſte und vorzüglichſte Veranlaſſung zur Verſäumung der Fahrt auf Grönland, und zur Ausrottung der Norwegiſchen und Isländiſchen Anſiedler geweſen ſey; oder die Peſt, die bekanntlich um das Jahr 1350 im Norden wüthete, und ungefähr 2/3 der Bevölkerung wegraffte.«

Das Dorf Fontenay-aux-Roſes, in einem Thale (einige Meilen von Paris), welches von der herrlichen Roſenzucht den Namen führt, gehört einem jungen Manne, welchen die launenhafte Glücksgöttinn zu wiederholten Malen an den Rand des Verderbens ſtellte, um ihm deſto überraſchender den roſenbeſtreuten Weg nach den Heſperidengärten zu bahnen. — Sein geitziger Vater ließ ihn einſt, als er eben das achtzehnte Jahr erreicht hatte, zu ſich kommen, und redete ihn folgendergeſtalt an: »Ich fing das Leben in deinem Alter mit einer halben Krone an, hier haſt du eine — geh — und ſey ſo glücklich, als ich geweſen bin. — Mit dieſen Worten ſtieß er ihn zum Hauſe hinaus, und ſchloß hinter ihm die Thüre. — Der Jüngling verlor nichts weniger als den Muth, und legte ſich auf die Arzneykunde. Er hatte das Glück, eine reiche Dame dem Tode zu entreißen. Aus Dankbarkeit bot ſie ihm ihre Hand, und mit derſelben ein Einkommen von 30,000 Livres. Er ſchlug ein. Die Revolution brach darauf aus, und ſie büßte in den Stürmen derſelben ihr ganzes Vermögen ein. Jetzt kam die Reihe an den jungen Mann, ſeine Gattinn vor Mangel zu ſchützen. Er übte ſeine Kunſt mit dem beſten Erfolge, und trat in kurzer Zeit in die glücklichſten oeconomiſchen Umſtände. Sein Vater ſtarb, und er nahm Beſitz von erſterwähntem Dorfe, welchem er als Knabe ſo unfreundlich den Rücken zukehren mußte. Aber Fortuna war noch nicht müde, ihn auf harte Proben zu ſetzen. Als er einſt einen Spiegel über einem Kamin wegheben ließ, entdeckte er einen hinter dem Gemäuer von ſeinem Vater verborgenen Schatz! Gleich ſendete er nach ſeinen 2 Schweſtern, und theilte redlich mit ihnen. Bald darauf ſtarb ſeine von ihm angebethete Gattinn, worauf er ſich auf den ſtillen und eingeſchränkten Kreis ſeiner beyden Schweſtern beſchränkt, und ſein größtes Vergnügen im Wohlthun findet, durch welches er ſich in der ganzen Umgegend den Namen eines Vaters ſeiner Untergebenen erwarb. Sein Name iſt Ledru. —

Statt Mütter muß es (nicht in unſerem Blatt) heißen: Münter; ſtatt Samereyen: Sameneyer ꝛc. —

Hiermit laden wir das Publicum ein, ſich auf das 2te Vierteljahr dieſer Zeitſchrift mit 7 fl. W. W. zu abonniren. Von dem erſten Quartal ſind noch Exemplare zu demſelben Preis vorräthig. Die halbjährige Pränumeration iſt 14 fl. W. W. hier bey dem Verleger J. B. Wallishauſſer (Neuburgergaſſe Nr. 1177). Entferntere Abnehmer wollen ſich an die k. k. Oberſte Hofpoſtamts-Hauptzeitungsexpedition, oder an die ihnen näher liegenden Ober- und Filial-Poſtämter und Stationen wenden, welche ſämmtlich gegen halbjährige Vorausbezahlung von 17 fl. W. W. die Verſendung wöchentlich zweymal vornehmen. Es erſcheint wie bisher pünctlich jeden Dinſtag ein ganzer, jeden Freytag ein halber Bogen. — Zweckdienliche Beyträge, (die wir in jedem Anbetracht honoriren), bitten wir unter der Addreſſe: An die Redaction des Converſationsblatts, an die Verlagshandlung gelangen zu laſſen.

Wien, den 25. März 1819. Die Redaction und der Verlag.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationsblatt.

25.

Freytag, den 26. März 1819.

Einrichtung der Engliſchen und Franzöſiſchen Sparbanken.

Von J. Bernhard.

(Fortſetzung von Nr. 22.)

Obgleich die erſte Idee, Sparbanken zu errichten, aus den mannigfaltigen Verſicherungsanſtalten, an denen England vorzüglich reich iſt, hergeleitet worden, ſo beſchäftigte man ſich doch ſchon in Frankreich mit dieſem Gegenſtande, ehe er in England zur Reiſe gedieh.

Das Journal politique de Bruxelles, Sept. 1785 Nr. 41 und folgende, enthält die erſten bekannt gewordenen Anſichten über dieſen Gegenſtand. Den darin aufgeſtellten Plan zu einer allgemeinen Sparcaſſe für das Volk hatte, Hr. de la Rocque, Parlaments-Advocat und Kammerdiener der Königinn Marie Antoinette von Frankreich, entworfen. Die ganze, bey Einführung von dergleichen Anſtalten ſehr zu beherzigende Abhandlung wurde im folgenden Jahre 1786 in Brüſſel in einem beſondern mit vielen Tabellen bereicherten Werke dem Druck übergeben, unter dem Titel: Etablissement d'une caisse génerale des épargnes du peuple, susceptible d'être exécuté dans les principaux gouvernemens de l'Europe. Accompagné de tables, ou l'on compare la vie moyenne des hommes, pris indistinctement et sans choix, avec celle des rentiers viagers de la Hollande, des Tontiniers de la France et des habitans de la Suede etc. 8vo.

Der in Frankreich mit Rieſenſchritten zunehmende Luxus in allen Claſſen, und die aus der Genußſucht herkommende Volksarmuth hatten wahrſcheinlich den menſchenfreundlichen de la Rocque dieſes Mittel eingegeben, allein der Vorſchlag kam zu ſpät für Frankreich; die bald darauf eintretenden Ereigniſſe machten dort die Ausführung unmöglich, und beſchäftigten die Regierungen ſeiner Nachbarſtaaten viel zu ſehr, als daß ein ſolcher Plan damals bey ihnen in Erwägung gekommen wäre.

Die Schrift des Herrn de la Rocque, welche einen für alle Staaten entworfenen Geſetzvorſchlag zur Errichtung von Sparbanken enthält, faßt ſo viel helle Begriffe über die Lage der untern Claſſen der bürgerlichen Geſellſchaften in ſich, daß wir in Verſuchung gerathen möchten, einen Auszug davon zu liefern, wenn wir es uns nicht zur Pflicht gemacht hätten, bloß von dem, was endlich gelungen iſt, ausführliche Kenntniß zu geben.

Indeß wird man uns erlauben, hier demnach bloß einige der Beweggründe anzuführen, die Hr. de la Rocque (1785) in der Einleitung ſeines, vermeintlich von den Regierungen ausgehenden, Geſetzentwurfs aufſtellt.

1). Die untern und ärmern Claſſen der Geſellſchaft machen den bedeutendſten Theil der Staatsunterthanen aus, und haben alſo die gerechteſten Anſprüche, daß der Fürſt ſeine Sorgfalt vorzugsweiſe auf ſie wende.

2). Elend iſt gewöhnlich bey herannahendem Alter der Lohn des Handwerkers für ſeine Arbeit, wenn es kein Mittel zu erwerben gibt, was in gehörigem Verhältniſſe mit der mäßigen Löhnung ſteht, die er für ſeine Arbeit erhält.

3). Mißlungene Verſuche und Bemühungen zu erwerben, erzeugen Kleinmuth, und Verzagtheit wird die Quelle aller Laſter.

4). Der arbeitenden Volksclaſſe mangelt es nicht an Mitteln zu erſparen, aber es mangelt ihr an Mitteln, ihre Erſparniſſe ſicher und vortheilhaft anzulegen.

5). Die Gewinnſucht iſt die geſchickteſte Regiererinn des Volks; ſie entwickelt ſeinen Kunſtfleiß und bringt es dahin, daß es endlich wirklich die Reichthümer beſitzt, nach denen es geitzte.

In den folgenden Puncten dieſer Einleitung wird ferner bewieſen, daß eine allgemeine Sparbank für das Volk das tauglichſte Mittel iſt, deſſen Moralität und Wohlſtand zu befördern.

Einen ausgedehntern Plan zu einer Verſicherungsanſtalt auf Lebensdauer, legte der durch ſeine ſtatiſtiſchen Arbeiten bekannte Hr. du Villard der franzöſiſchen National-Verſammlung im Jahre 1790 vor.

Dieſe Sparbank ſollte mehrere verſchiedene Zwecke begünſtigen; im erſten Falle ſollte das darin angelegte Capital das Eigenthum des Einlegers oder ſeiner Erben mit den erworbenen Intereſſen bleiben; im zweyten Falle that der Einleger, wenn er vor Verlauf der zur Rückzahlung beſtimmten Zeit mit Tode abginge, für ſeine Erben auf das angelegte Capital und die dadurch erworbenen Intereſſen Verzicht, erhielt aber dafür die Ausſicht, wenn er den Rückzahlungstermin überlebte, einen ſehr vortheilhaften Zins gewonnen zu haben, der ihm mit ſeinem Capital erſtattet wurde. Drittens ſtand es dem Einleger frey, auf ſein in der Sparbank angelegtes Capital und den Ertrag deſſelben für ſeine Perſon Verzicht zu leiſten, und ſelbiges bloß darin zum Beſten ſeiner Erben anzulegen; und endlich konnte man viertens durch darin angelegte Gelder ſich auch die Verſicherung verſchaffen, im Falle herannahender Altersſchwäche oder eintretender Krankheiten, in den Städten gepflegt zu werden. Hr. du Villard hatte ſeinen Berechnungen hierüber die Northamptonſchen Sterblichkeitsliſten zu Grunde gelegt, und die Zinſen zu vier Procent angenommen.

Die National-Verſammlung übergab den Plan dieſer Sparanſtalt, und die ihm beygefügten Berechnungen, einer Commiſſion der Pariſer Academie der Wiſſenſchaften zur Unterſuchung, und die Herren Condorcet, Vandermonde und Laplace, die damit beauftragt wurden, ſtatteten einen ſehr günſtigen Bericht ab, allein auch dießmal hinderten politiſche Uebel die Errichtung dieſer wohlthätigen Anſtalt.

Die Art, wie ſpäterhin in einer ähnlichen Anſtalt, die unter dem Namen Caisse de la fargue bekannt war, und die gar keine Sicherheit des Eigenthums darboth, das Zutrauen derer, die daran Antheil nahmen, mißbraucht wurde, hätte auf die Vermuthung bringen ſollen, daß es in Frankreich nicht mehr möglich wäre, an die Errichtung einer Sparbank ernſtlich zu denken.

Den verlornen Schlachten und der Staatsverfaſſung, die dadurch begründet werden, verdankt Frankreich allein die Möalichkeit, jetzt Anſtalten bey ſich einzuführen, die den geſellſchaftlichen Zuſtand ſeiner Nation verbeſſern, und nichts mehr von politiſchen Veränderungen für ihre Dauer befürchten laſſen.

Im Laufe des vorigen Jahres traten die angeſehenſten Pariſer Negotianten, die Hrn. Lafitte, Boucherot, Perier, Bartillon, Flory, Buſony, Guerin de Foncin, J. Lefevre, Caccia, Guiton und mehrere zuſammen, und entwarfen folgendes Reglement zu einer Sparbank für Frankreich, welches von dem Könige durch eine Ordonanz beſtätigt wurde:

Die Direction der franzöſiſchen Spar- und Vorſichtsbank (Caisse d'Epargne et de Prévoyance) beſteht aus einem Präſidenten, drey Vice-Präſidenten, einem Secretär, vier Gehülfen des Secretärs, und fünfzehn Directoren. Der Herzog de la Rochefoucauld iſt Präſident, und die Herren B. Deleßert, J. Lafitte und H. Flory ſind Vice-Präſidenten. Die Stellen des Secretariats und der Directoren werden von angeſehenen Männern aus allen Ständen verſehen.

Die Geſchäfte der Sparcaſſe werden unentgeldlich verwaltet.

Die Spar- und Vorſichtscaſſe iſt ausſchließlich dazu beſtimmt, die täglichen Erſparniſſe eines jeden, der ſie darin anlegen will, aufzunehmen; dieſe eingelegten Erſparniſſe werden ſogleich zum Ankauf von Staats-Renten verwendet, deren Ertrag dergeſtalt verwaltet wird, daß durch Zuſchlagung der Zinſen zum Capital, die von Monath zu Monath berechnet werden, dieſes zum Vortheil des Eigenthümers vergrößert wird.

Der durch königliche Verordnung vom 29. Julius beſtätigte Verein der Geſellſchaft enthält im Auszuge folgende Haupt-Artikel:

Art. 1. Alle in die Caſſe niedergelegten Summen werden zum Ankaufe von Staats-Renten verwendet, die auf den Namen der Spar- und Verſichtscaſſe eingetragen werden.

Art. 9. Im Monath December jedweden Jahres werden die Directoren beſtimmen, wieviel Zinſen den Einlegenden im Laufe des folgenden Jahres berechnet werden ſollen.

Art. 10. Für jede runde Summe von zwölf Franken werden Zinſen gezahlt; Summen unter zwölf Franken, ſo wie auch ein Ueberſchuß, der nicht wieder die Summe von zwölf Franken erreicht, tragen keine Zinſen.

Art. 11. Der Zins wird vom erſten Tage des Monaths an berechnet, welcher der Epoche folgt, wo jede runde Summe von zwölf Franken eingelegt oder vollſtändig gemacht worden iſt.

Art. 12. Die Zinſenrechnung wird am Ende jedes Monaths in Richtigkeit gebracht; die Zinſen werden ſogleich zum Capital geſchlagen, und können im folgenden Monath ſchon wieder Zinſen einbringen.

Art. 13. Die Einlagen werden jederzeit, es ſey wann es wolle, nach Willkühr der Einlegenden, wenn ſelbige *acht Tage vorher* aufgekündiget worden, ausgezahlt; die Caſſe behält ſich jedoch vor, wenn ſie es für gut achtet, ſelbige auch vor Verlauf der acht Tage zurückzahlen zu dürfen.

Art. 14. Die aus der Caſſe zurückgenommenen Gelder verzinſen ſich nicht für die Tage, die ſchon in dem Monathe verfloſſen ſind, während welchem die Zurückerſtattung erfolgt, denn die Caſſe zahlt keine Intereſſen für einzelne Tage im Monath.

(Schluß folgt.)

* * *

Betrachtung.

Frey nach Kant.

Mich faſſet heil'ge Scheu, wenn ich zwey Dinge denke,
Und ernſter Forſchung voll, mich in ihr Seyn verſenke:
 Der goldnen Sterne Heer, und innrer Ruf der Pflicht.
Nicht ſuchen darf ich ſie, nicht ringen erſt nach Wahrheit,
Sie Beyde ſtehn vor mir in wundervoller Klarheit,
 Sie ſind, ich fühl's, *ſie ſind:* ſo wahr ein ew'ges Licht!

Beugt mich zermalmend auch der Erſten Größe nieder:
Ich bin mir ſelbſt bewußt! dieß hebt mich ſiegreich wieder,
 Und kündet mich mir ſelbſt, als Weſen höh'rer Art:
Hoch über niedern Stoff werd' ich emporgeflügelt,
Mein freyer Wille wird durch eigne Kraft gezügelt,
 Und mir ein edles Seyn im Geiſte offenbart.

J. C. Lauer.

* * *

Notizen und Correſpondenz-Nachrichten.

»Die Zahl der Abonnenten der Minerve françoise, (ſagt die allg. Zeitung) vermehrt ſich mit jedem Tage. Dieſes Haupt-Journal der liberalen Parthey, an dem viele der berühmteſten, aufgeklärteſten und geiſtvollſten Männer arbeiten, ſetzt gegenwärtig 15000 und einige 100 Exemplare ab. Man ſchätzt die Zahl der Leſer der Minerva in Frankreich auf eine halbe Million. Die Vortheile, welche dieſes literariſche Unternehmen abwirft, ſind dermalen ſo bedeutend, daß jeder der 8 Eigenthümer und Herausgeber, die ſich zu aller Verantwortlichkeit in solidum verbunden haben, monathlich davon ein reines Einkommen von 4000 Franken genießt.«

Wieder eine Raketenerfindung! Noch weit wirkſamer (!) und ſchußrichtiger als die Congreviſchen ſind die Raketen, deren Erfindungsruhm der däniſche Capitän Schumacher in Anſpruch nimmt. Sie ſteigen (ſagt der Anzeig. d. Deutſchen) bis zu einer ungeheuern Höhe, und enden auf ihrem höchſten Puncte in eine Feuerkugel, die beym Zerplatzen ein plötzliches und ſtarkes Licht, das auf 1718 deutſche Meilen und noch weiter vollkommen ſichtbar iſt, um ſich her verbreitet. Sie ſind für Aſtronomen von der größten Wichtigkeit. Bey den frühern Verſuchen ſah man in einer Entfernung von 17 1/2 Meile die Feuerkugel durchs Fernglas als einen Stern der erſten Größe in einem Augenblicke erſcheinen und verſchwinden. Es iſt, heißt es, unmöglich, ſchönere und augenblicklichere Signale auf die weiteſten Entfernungen zu haben. Mit einigen 100 ſolcher Raketen läßt ſich mit außerordentlicher Genauigkeit der größte Himmelsbogen meſſen.

Eine Statiſtik des Journalweſens! Das wäre kein übles Thema für einen comparativen Kopf. Ein ſolcher, hätte er Zeit und Luſt, müßte es ſehr characteriſtiſch finden, daß die Zahl der Madrider Journale nicht höher iſt, als 5, oder vielmehr geſtiegen iſt bis auf 5. Dieſe Reſidenzſtadt eines Staats von Rang hat 2 officielle und 3 nicht officielle Blätter. Die Hofzeitung (Gaceta de Madrid), welche wöchentlich dreymal erſcheint, iſt nichts als eine ſclaviſche Ueberſetzung des Moniteurs. Desgleichen der Mercur (Mercurio de Espanna), der in monathlichen Heften heraus kommt; ſeine literariſche Abtheilung enthält meiſt Ueberſetzungen aus der Bibliotheque universelle. Das ſind die zwey officiellen Zeitungen. — Sonſt ſind da: 1. Das Madrider Tagblatt. Sein Inhalt beſteht aus ſchlichten Anzeigen von verlornen Sachen, Kauf- und Handels-Anträge und derley Localitäten, gleich dem Intelligenzblatt der Wienerzeitung. 2. Die literariſche Chronik (Cronica cientifica y literaria) liefert Recenſionen und Auszüge aus fremden Blättern. Der Herausgeber hat viele Verbindungen mit den Societäten des Königreichs, welches macht, daß das Blatt eben nicht ſchlecht iſt. Auch wird es durch die Thätigkeit der Expedition ziemlich verbreitet. (Es iſt ſogar uns in die Hände gekommen). 3. Almazen de frutos literarios: Magazin literariſcher Früchte, hat einen vom Plan ſehr abweichenden Titel. Es enthält Actenſtücke zur vaterländiſchen Zeitgeſchichte, Gelegenheitsreden u. dergl.

»Welchen Einfluß hat der Befreyungskrieg der Jahre 1813 — 15 auf die Entwicklung der Menſchheit, in ihrer reinen Idee geäußert? Iſt ſie durch denſelben ihr näher gebracht, oder weiter entfernt worden? An welchen Erſcheinungen iſt dieß im bürgerlichen Leben zu erkennen, und in welchen Ländern Europa's kommen ſolche vor, die ein Vor- oder Rückwärtsſchreiten beurkunden?« Auf dieſe, von der königl. Preußiſchen Academie gemeinnütziger Wiſſenſchaften zu Erfurt geſtellte Preisaufgabe, konnte der Preis nicht vertheilt werden, »da die meiſten der eingegangenen Bewerbungsſchriften den Sinn der Frage gar nicht gefaßt hatten.« Die Academie verlängert alſo jetzt den Termin, und zwar bis zum 1. May 1820 rückſichtlich der Einſendung; entſchieden wird den 3. Auguſt. Der Preis iſt 100 Thaler; das Manuſcript bleibt Eigenthum des Verfaſſers.

Der Herausgeber des Londoniſchen Examiners verkündete die Entbindung der Gattinn des edlen Barden Byron (mit einem Töchterlein) mit folgender originellen Bedeutſamkeit: »Die Dichter unſerer Zeit ſcheinen in der Verewigung ihres Namens auf dieſe Weiſe glücklicher zu ſeyn, als ihre meiſten Vorgänger. Kaum einer der alten Dichter, die wir kennen, hatte einen Sohn. Homer hatte keinen, Anacreon keinen, Pindar keinen, Theocrit, Aeſchylus, Euripides, Menander, Virgil, Horaz, Catull, Tibull, Properz, Lucan, Lucretius — keiner von Allen hatte Kinder. — Mit den ſpätern italiſchen Dichtern war es derſelbe Fall. Auch Taſſo hatte keine Kinder; Arioſto und Petrarca natürliche; der Letzte einen Sohn, der ihn abſcheulich plagte; die Art aber erloſch. — Auch von unſern großen Landsmännern ſcheint das Geſchlecht im dritten und vierten Grade erloſchen zu ſeyn. Die Chaucer ſind erloſchen, die Shakſpeares, eben ſo die Miltons, Pope, Young, Gray, Collins, Schanstone, Surrey, Johnſon, Carrew, Denham, Sandeys, Waller, Beaumont, Fletcher, Akenſide, Churchil, Goldſmith, Otway, Garth, Pernell, Prior, Congreve, Gay, Thomſon, Rocheſter, Lowper &c., keiner von Allen hatte Kinder. — Die einzigen, die ihren Stamm in Nebenbranchen erhalten haben, ſind Dryden und Pernell, beyde Baronets. Man vermuthet aber, daß von einem Dichter Nachkommen vorhanden ſind, deſſen Name ſo viel, wie Tauſend gilt, wir meinen Spencer. Ein Sylvanus Spencer, ſein Enkel, ein Zeitgenoſſe von Steele und Addiſſon, erhielt von der Regierung einen Theil der Güter des Dichters zurück, welche bey den Unruhen in Irland verloren waren. — Die Familien der jetzt lebenden Dichter werden, wir verhoffen es, glücklicher ſeyn. Alle von einigem Ruhme haben Kinder: Campbell, Coleridge, Moore, Scott, Southey, Wordsworth, und nun auch — Byron. Mr. Moore verlor vor Kurzem ein kleines Töchterchen, hat aber noch zwey andere; und im Begriffe: Tochter eines Dichters, liegt etwas Beſonderes, welches den natürlichen Reiz des Geſchlechts noch vermehrt.

Dieß ſind auch die ſchönſten Titel, und Lord Byron wird ſeine Nachkommenſchaft durch ſeinen literariſchen Ruhm mehr verherrlichen, als wenn er alle mögliche Bänder und Kreuze erlangt hätte, die Höfe geben können.

Des berühmten Archäologen Viſconti ſämmtl. Werke erſcheinen bey Ziegler in Mailand in 17 Bänden, in 8vo. und 4to., in franzöſiſcher Sprache mit etwa 800 Kupf. auf Subſcription. Den Hauptinhalt bilden natürlich das Museo-Pioclementino und die Iconographie grecque et romaine.

Auf den zwey Theatern, die Madrid beſitzt, gibt man jetzt regelmäßige Stücke, die Meiſterwerke des Calderon, Ueberſetzungen franzöſiſcher Melodramen, Shakſpeareſche Stücke. Der Schauſpieler Maiquez wird, ſelbſt von Franzoſen, weit über Talma geſtellt. Sein äußerſt ausdrucksvolles Geſicht, ſeine ſprechenden Augen, ſeine edle Haltung zeichnen ihn aus. — Schlecht iſt die Oper; nur von der berühmten Corea, die lange Zeit der Schmuck der Theater Italiens geweſen, wird ſie in etwas aufrecht erhalten. Roſſini und Generali kommen nicht vom Repertoire.

Ueber die Ergiebigkeit und Eigenthumsrechte der Braſilianiſchen Goldgruben (meiſt in der Capitanie Minas Geraes befindlich) gibt Chr. A. Fiſcher in dem neueſten Gemählde von Braſilien folgende merkwürdige Notiz: »Von dieſen Goldgruben, oder richtiger Goldwäſchereyen, gehört ein Theil der Regierung, die dieſelben verwalten läßt. Die meiſten ſind indeſſen Privateigenthum, doch hat die Regierung ein gewiſſes Recht daran. Dieß iſt auf den fünften Theil des reinen Ertrages feſtgeſetzt. Kein Eigenthümer kann daher ſein Gold in Umlauf bringen, bis er die vorgeſchriebenen [illegible] beobachtet hat. Zu dieſem Ende wird alles Gold in die Münze gebracht, wo es geſchmolzen, probirt, und geſtempelt werden muß. Der Stempel zeigt Gehalt, Gewicht und Nummer des Klumpens, ſo wie Ort und Jahrzahl an. Alles dieß wird in ein eigenes Buch eingetragen, das lauter ſolche Protokolle enthält. Ein Blatt, mit der Abſchrift davon, dient zum Einwickeln des Klumpens, der nun in Umlauf kommt. Der Gehalt des Goldes wechſelt von 16 Karat bis 23 1/2, ſo daß alſo zum reinſten nur ein halber Karat fehlt. Zwey und zwanzig iſt der Normalgehalt; feineres enthält eine Prämie. Das Fünftel, was die Regierung am reinen Ertrage (vor dem Schmelzen) bezieht, wird unverbürgt auf 200,000 Kaiſer-Ducaten geſchätzt; ſonach beſtimmt ſich das Ganze von ſelbſt. Zwiſchen den Jahren 1730—1750, wo dieſe Wäſchereyen in ihrem Flore waren, ſoll das königl. Fünftel von 4 1/7 Millionen Kaiſer-Ducaten geweſen ſeyn. — Aber das Ganze ſeit Jahrhunderten — welche Maſſe von Kräften, von Ideen und Leidenſchaften, von Glück und Unglück, von Leben und Tod!«

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationsblatt.

26.

Dinſtag, den 30. März 1819.

Pabſt Pius VII.

Geſchildert von de Pradt.

Der Stern, der den römiſchen Hof in dem langen Lauf einer Regierung, die an Dauer der des erſten der Apoſtel gleich, erleuchtet hat, war untergegangen; Pius VI. war nicht mehr, in fremder Erde ruhte ſeine Aſche. Eine ſtille Dämmerung folgt oft den Tagen, an denen die Sonne all ihr Feuer ausgeſtrömt hat; ſo trat die beſtändige Heiterkeit der milden Tugenden Pius des Sechsten an die Stelle der hellſtrahlenden Eigenſchaften Pius des Siebenten; durch ihn ſahen die Religion und Rom wirklich ihre Würde ſich vergrößern und vervielfältigen. In der Perſon des Erſtern hatte die Natur alles vereinigt, was die Würde des Menſchen mit der Majeſtät des Thrones, den göttlichen Character des Hohenprieſters mit der impoſanten Aeußerlichkeit des Herrſchers in Harmonie bringen kann. Ueber die Perſon des Letztern iſt der Reiz anziehender und geiſtvoller Milde ausgegoſſen. Pius VI. hatte etwas von der Größe der alten Herrn des Capitols; man fühlte, wenn man ihn ſah, daß er mitten unter Siegern wie an der Spitze des heil. Collegiums ſtand. Pius VII., weniger imponirend, zeigt den Stellvertreter deſſen, von dem die Menſchen lernten, was ſanft und demüthig iſt; Pius VI. hatte die Miene des Herrſchers, Pius VII. hat mehr die Miene des Vaters der Chriſten. Ein ſanftes Lächeln iſt über ſein Geſicht ausgegoſſen, ein unbeſchreiblicher Reiz iſt darüber verbreitet, und ſtrahlt auf alles über, was ihn umgibt. Ich war ihm öfters nahe: auf keiner andern Stirn habe ich noch geſehen, was auf der ſeinigen ſich zeigt, wenn er von Dingen ſpricht*), die ihm zu gefallen ſcheinen, und mit Blicken mehr ſagt, als was alle Worte ſagen können. Wenn ſeine leicht gegen den Himmel gerichteten Augen ſich von dieſem Feuer belebten, in ſeine Strahlen tauchen, könnte er einem Mahler als Modell der Entzückung dienen. — Ich fürchte, man möchte es für Spott halten, wenn ich einen Pabſt ſeiner Frömmigkeit wegen loben wollte. Ich rede daher von Pius Frömmigkeit nur, um zu bemerken, daß ſie nichts Gezwungenes, Hartes, Abſtoßendes hat, ſo groß ſie auch iſt, und daß er dadurch lehrt, daß die perſönliche Frömmigkeit des Einen, Andern nicht läſtig werden dürfe. Pius VII., in Klöſtern erzogen, hat jene Einfachheit und Mäßigung der Begierden bewahrt, die einem ſolchen Stande der Entſagung und Zurückgezogenheit geziemt. Profeſſor der Theologie in einem Benedictinerkloſter, und ſelbſt Mitglied dieſes Ordens, der ſich mehr mit gelehrten Forſchungen, als mit dem, was man eigentlich Theologie nennt, beſchäftigt, hat ſeine ſcholaſtiſche Bildung den Anſtrich des Unterrichtes angenommen, den er ſelbſt erhalten und ertheilt hat. Auf dem biſchöflichen Stuhle von Imola gab er ſchon Proben von den ſtillen und wohlthätigen Tugenden, die er auf dem päbſtlichen Throne entwickelte. Es iſt eins von den Gemüthern, denen eine Umwandlung der Lage nicht die Heiterkeit raubt, und die der Glanz umgibt, ohne ſie zu ſtören. Als das Loos des Krieges ſeine Diöces mit der neuen Republik Italien vereinigte, und Pius VI. dieſen Theil ſeiner Staaten im Frieden von Tolentino abtrat, grübelte er nicht über dieß Ereigniß, ſondern einzig und allein mit der Ruhe und Ordnung ſeiner Gemeine beſchäftigt, die Welt ſich ſelbſt überlaſſend, ſprach er an ſie Worte der Ergebung, die zweyfache Bosheit, wie ein zweyſchneidiges Schwert, zu ſeinem Nachtheile wenden wollte*), während man darin nur Grundſätze findet, die mit den Vorſchriften der Religion und der Vernunft übereinſtimmen. Pius VII. ſorgte mit Hochherzigkeit für die Sicherheit der franzöſiſchen Truppen, welche der Wechſel kriegeriſcher Ereigniſſe in Imola, tauſend Gefahren preißgegeben, zurückließ. Dieß menſchenfreundliche Betragen, leider in dieſen Landen nur zu neu, war die erſte Annäherung zwiſchen Napoleon und ihm.

---

*) Der Pabſt erzählt ganz vorzüglich; er erzählt gerne Anecdoten von Perſonen oder Vorfällen in Rom, Imola u. ſ. w. Er erwähnt mit Vergnügen des Anerbiethens, das ihm der Capitän einer türkiſchen Fregatte gemacht, ihn von Venedig nach Ancona zu bringen, als er nach ſeiner Erwählung in ſeine Staaten ſich begeben wollte.

Napoleon gründete ſeine Hoffnung auf ein Herz, das ſolchen Edelmuth bewieſen, daher zeigte er ſich geneigt, dem Pabſte, der in Venedig gewählt werden, die Rückkehr in ſeine Staaten zu erleichtern. Bald darauf wurden die Unterhandlungen des Concordats wegen eingeleitet. So lange als Pius VII. und Napoleon mit einander einig waren, wagte es niemand, jenen aus Haß gegen den letztern der Nachſicht gegen ihn zu beſchuldigen, aber ſobald ſie uneins geworden waren, hatte das Geſchrey keine Gränzen mehr; alles wurde an den Himmel erhoben, der Pabſt verſchwand, nur ein Held blieb übrig, man machte eine eherne Mauer um ihn, jeder bemächtigte ſich deſſelben als eines Kriegswerkzeugs gegen Napoleon. So iſt die Sprache der Leidenſchaft; ſie kennt keine Verſöhnung, überall das Aeußerſte; nach ihr hatte der Pabſt nie nachgegeben, in keinem Puncte; lieber alles wagen, alles dulden, alles zu Grunde gehen laſſen, ſelbſt ein wenig Martyrerthum unter der Bedingung, nur Zuſchauer dabey zu ſeyn, ſchien dieſen Schwätzern ein Zug, ihr Gemählde zu vollenden. So hörte man Menſchen, die ſich gegen alle Angriffe ſicher geſtellt hatten, zu innerem Zwiſte rufen, das entſetzliche Wort Bürgerkrieg ausſprechen. Glücklicher Weiſe war dieß alles nur in der Phantaſie dieſer Mahler da. Sie fühlten es nicht, daß ſie dem Pabſte einen leidenſchaftlichen und ſtarrſinnigen Character gaben, der ganz dem ſeinigen widerſpricht; ſie fühlten es nicht, daß ſie ihm einen falſchen Heroismus andichteten, deſſen er nicht bedurfte, und der den Character richtiger Anſichten, wie man ſie bey ihm findet, nur entſtellt hatte.

---

*) Dieſe Rede führt den Titel: Homelie des Bürger-Cardinal Chiaramonti, Biſchofs von Imola, gehalten am Weihnachtstage 1797. — Ich wünſche, daß man dieſe Rede leſe; ſie gereicht Pius VII. ſehr zum Ruhme.

Der Pabſt war weder hart noch wankelmüthig; er that, was er als thunlich im Felde ſeiner heiligen Pflichten, auf der Linie, die ihm die Umſtände zogen, und die zum Guten führten, erkannte. Er kämpfte, wenn gekämpft werden mußte, er gab nach, wenn der Kampf ihm von keiner Bedeutung und verloren ſchien. So handelt jeder Vernünftige. Pius VII. wäre lieber tauſendmal geſtorben, ehe er annahm, was nicht einzugehn; Pius VII, war ſo klug, anzunehmen, was zwiſchen Vor- und Nachtheilen ſchwankte, und mehr dorthin als hierher ſich neigte. — Wenn man ſeine Handlungen aufmerkſam prüft, ſo findet man, daß er von 1801 bis 1817 nichts ausſchlug, ſobald man ihm zeigte, daß er damit Gutes thun, oder ein Uebel vermeiden könne. Die Religion bedurfte ſeiner, um in Frankreich wieder ihren Thron aufzuſchlagen. Er machte ſich's zur heiligen Pflicht, dazu durch einen Act beyzutragen, der immer der entſcheidendſte und ehrenvollſte unter allen ſeinen Handlungen als Pabſt bleiben wird. Napoleon lud ihn ein, nach Frankreich zu kommen, um ihn zu krönen. Auch dazu entſchloß ſich Pius VII., nach langem Ueberlegen, den großen Beweggründen, welche die Umſtände ihm vor die Augen ſtellten, nachgebend, in der Ueberzeugung, Gutes zu thun.

Pius VII. nahm 1811 in Savoyen die Vorſchläge der erſten Deputation an, die an ihn geſendet worden, ſo wie das Decret des Conciliums, das ihm durch die zweyte vorgelegt worden war. Er widerſetzte ſich ſelbſt dem Antrage, an Napoleon einen Brief zu ſchreiben, der geeignet war, alle Spuren ihres Zwiſtes zu vernichten, nicht im geringſten; eine ehrenvolle Annäherung, würdig des erſten Dieners einer Religion der Verſöhnung. Im Jahre 1813 unterzeichnete er zu Fontainebleau das Concordat, das die zeitlichen Verhältniſſe der Päbſte ganz und gar umgeſtaltete, das ihn für immer von Rom trennte, und das den Erzbiſchöfen einen Antheil an der canoniſchen Einſetzung der Biſchöfe gab. Nicht Pius VII. hat dieſen Vertrag vernichtet, ſondern das Schwert der Verbündeten; Pius VII. iſt nicht von ſelbſt nach Rom zurückgekommen, ſondern die allgemeine Bewegung von Europa, ſich wieder auf die alten Stühle zu ſetzen, hat ihn auf den ſeinigen geſetzt. — In allem, was in den verſchiedenen Epochen ſich ergeben hat, ſehe ich nur einen Mann, durchdrungen vom Gefühle ſeiner Pflichten, das Gute in der Einfalt des Herzens, und fern von den Blicken der Menſchen ſuchend, erleuchtet vom Strahle der Wahrheit, ſich nach den Zeitumſtänden richtend, die er nicht herbeygeführt, und ſeine Intereſſen, ſein perſönliches Gefühl der Erhaltung deſſen unterordnend, was ihm anvertraut iſt. So erſcheint uns der Character Pius VII. Die Farben, mit denen ich gemalt, ſind nicht durch das Gefühl des Unrechtes, das ich perſönlich durch ihn, wiewohl ohne ſeinen Willen, noch meine Schuld erlitten habe, getrübt.

P.

Einrichtung der Engliſchen und Franzöſiſchen Sparbanken.

Von J. Bernhard.

(Schluß von Nr. 25.)

Art. 15. Sobald die Einlage eines Einlegenden mit den dazu geſchlagenen Intereſſen hinreicht, um nach dem mittlern Courſe des Tages eine Staatsrente von fünfzig Franken anzukaufen, ſo wird ſelbige auf ſeinen Namen ausgeſtellt, oder im Staatsſchulden-Buche eingetragen; er wird der Eigenthümer von dieſer Staatsrente, und ihr Werth wird von dem Betrage ſeines Guthabens abgezogen.

Art. 16. Wenn die Anleiher die auf ihren Namen übertragenen Inſcriptionen von fünf Prozent nicht ſelbſt übernehmen, ſo bleiben dieſe Staatsrenten in der Caſſe deponirt, und die Zinſen davon werden zum Vortheile des Titular-Eigenthümers erhoben.

Art. 18. Die zufälligen Vortheile, welche für die Caſſe abfallen würden, ſollen entweder zur Vergrößerung ihres Capitals oder dazu verwendet werden, den Einlegenden die jährlichen Zinſen zu erhöhen.

Ein jeder der Richter und Directoren der Spar- und Vorſichtscaſſe hat eine Schenkung von fünfzig Franken in Staatsrenten gemacht, die zum Beſten der Caſſe in das Staatsſchuldenbuch eingetragen werden.

Die innere Einrichtung der franzöſiſchen Sparbank iſt folgende:

Alle Sonntage von 9 bis 12 Uhr Morgens werden in der Central-Caſſe und bey dem in jedem Viertel der Stadt wohnenden Sparcaſſen-Verwalter die Einlagen vorgenommen.

Die Caſſe nimmt keine Einlagen an, die ihr mit der Poſt zugeſchickt werden.

Die nicht in Paris wohnenden Einlegenden können ſich durch eine mit Unterſchrift und Siegel bewährte Vollmacht vertreten laſſen. Kein Einlegender kann mehr als ſechshundert Franken auf Einmal in die Caſſe deponiren. Einlagen von hundert Franken und mehr, werden nur von der Centralcaſſe ſelbſt angenommen.

Die eingelegten Summen werden in Gegenwart des Einlegenden in ein Einlagebuch und auf einen Einſchreibzettel eingetragen. Beyde, ſowohl das Einlagebuch als der Einſchreibzettel müſſen enthalten den Tag, wann die Einlage geſchehen, den Namen, Vornamen, das Gewerbe und die Wohnung des Einlegenden, und die Nummer des Verrechnungsbuches.

Sobald das Verrechnungsbuch dem Einlegenden zugeſtellt wird, muß er dieſes im Caſſebuch durch ſeine Unterſchrift beſcheinigen; kann er nicht ſchreiben, ſo wird dieſer Umſtand bemerkt.

Der Einlegende kann ſich durch eine andere Perſon vertreten laſſen, die er mit einer Vollmacht, wie oben bemerkt, alsdann verſehen muß.

Dem Einlegenden wird ein paginirtes, und von einem Director und einem Secretär unterzeichnetes Buch zugeſtellt, wo ſeine Einlagen eingetragen ſind.

Das Einlagebuch enthält:

Die Verpflichtungen der Caſſe gegen den Einleger, und die des Einlegenden gegen die Caſſe. Den Monathstag und die Nummer der Einlage, den Namen des Deponenten, die eingelegte Summe in Worten und in Ziffern ausgedrückt.

Jede Einlage wird in dem Buche vom Caſſirer beſcheiniget, und durch die Unterſchrift eines Directoren oder Verwalters bekräftiget.

Die Zinſen der eingelegten Gelder werden zu Folge des 12. Art. des geſellſchaftlichen Vereins, jeden Monath in den Caſſebüchern regulirt.

Das Intereſſe wird in die Bücher der Einlegenden eingetragen, ſobald dieſe der Centralcaſſe vorgelegt werden.

Die Bücher der Einlegenden müſſen wenigſtens alle Jahre einmal der Centralcaſſe vorgelegt werden, um darin die Intereſſen einzuſchreiben.

Wenn die Einlegenden vor dem 31. December jeden Jahres ihre Bücher nicht vorlegen, ſo werden ihnen vom 1. Januar des nächſt verfloſſenen an gerechnet, bloß die Jahreszinſen, von der Zeit der letzten Einlage oder der letzten Berichtigung ihres Buches, gut geſchrieben. —

Die eingelegten Gelder werden alle Sonntage von 9 bis 12 U. Morgens von der Centralcaſſe auf Verlangen und nach vorläufiger im 13. Art. bemerkter Anzeige ausgezahlt.

Die Anzeige, daß man die eingelegten Gelder ganz oder zum Theil zurückverlangt, wird jedesmal den Sonntag vorher bey der Centralcaſſe eingegeben, der Einleger zeigt alsdann ſein Buch vor, die zurückgezahlten Summen werden darin eingetragen, und der Deponent und der Caſſirer unterzeichnen Beyde.

Nimmt der Einlegende ſeine ganze Einlage aus der Caſſe, ſo wird das Buch von dem Caſſirer zurückbehalten.

Auf jeden Fall, wenn irgend eine Summe zurückgezahlt wird, muß der Einlegende eine beſondere Quittung daneben unterzeichnen.

Ueberſicht

wie hoch eine alle Monathe deponirte Summe zu 5 Prozent zu jährlichen Intereſſen anwächſt:

		Nach Verlauf von				
		1 Jahren	5 J.	10 J.	20 J.	30 J.
Die alle Monathe wiederholte Einlage einer Summe von		Fr.	Fr.	Fr.	Fr.	Fr.
	12 Fr. bringt ein	303	819	1871	4953	10,029
	24 — — —	606	1638	3742	9906	20,059
	36 — — —	909	2457	5613	14859	30,088
	48 — — —	1212	3276	7484	19812	40,118

Schema des Verrechnungsbuches, welches dem Verleger zugeſtellt wird.

Verrechnungsbuch Nr.

Hr. N.

Monath u. Tag.		Einlagen und Zurückzahlungen.	Summen.		Zinſen.	
			Frank.	Cent.	Frank.	Cent.

Dieſe Verfügungen, auf welchen das Verwaltungsſyſtem der engliſchen und franzöſiſchen Sparbanken beruht, dürften, wenn auch nicht im Weſentlichen, mancherley örtlicher Verbeſſerungen fähig ſeyn. Das Gute, was aus der Anſtalt hervorgeht, iſt indeſſen einleuchtend genug, um jeden Menſchenfreund aufzumuntern, thätigen Antheil an Verbreitung derſelben zu nehmen, und ſich nicht durch unbedeutende Hinderniſſe abſchrecken zu laſſen. Auch auf deutſchem Boden gedeihen die Sparbanken: in die vor Kurzem in Stuttgard errichtete, haben im Laufe von 4 Monathen 498 Perſonen zuſammen eine Summe von 21,000 fl. angelegt.

Um nicht die Geduld des Leſers zu ermüden, hat man in dieſer Darſtellung noch manches Bemerkenswerthe weglaſſen müſſen. Aufgemuntert durch Staatskundige und verehrte Männer, die mir verſprochen haben, ihre Erfahrungen, Anſichten und Meinungen über die Möglichkeit mitzutheilen, eine ähnliche Anſtalt in den k. k. Staaten zu errichten, ohne die vorhandenen Inſtitutionen zu beeinträchtigen, behalten wir uns vor, in den nächſten Nummern dieſes Blattes ſowohl unſere eigenen, als die uns hierüber mitgetheilten Anſichten der öffentlichen Meinung zur Beurtheilung vorzulegen. Willkommen wird dem Verfaſſer jede belehrende, erläuternde und beſonders gemeinnützige Bemerkung über dieſen Gegenſtand ſeyn, und er wird mit Dank davon Gebrauch machen.

……

Neues Schema der Natur.

Von Leopold Trattinnick.

(Schluß von Nr. 24.)

Den Rang der Lichenoſen ober den Phycäen, ſo wie jenen der Lebermooſe (Hepaticae) ober den Lichenoſen wird mir Niemand ſtreitig machen. Allein die Laubmooſe (Musci), die Farren (Filices), und die Wurzelblümler (Radicales) glaubte ich, nicht übereinander, ſondern nur neben einander in divergirende partielle Radien ſetzen zu dürfen. Die Befruchtung, der Bau und die Lebensweiſe dieſer drey Familien ſind zu unähnlich, als daß man eine gradative Annäherung von der einen zur andern in denſelben finden möchte. Unterdeſſen verhalten ſie ſich in gradativer Hinſicht zu den Lebermooſen eine genau wie die andere. Nimmt man Rückſicht auf die vegetabiliſche und thieriſche Entbildung, ſo haben unſtreitig die Mooſe die größten Anſprüche auf wahre Vegetabilität, obgleich ſie weniger veredelt ſind, als gewiſſe Farren (Davallia canariensis, Aspidium arboreum u. dgl.) Die Wurzelblümler hingegen haben hinſichtlich ihrer Zeugung und ſelbſt der Formation eine gewiſſe in die Augen fallende Aehnlichkeit mit den Thieren, beſonders den Cruſtaceen. Die Inundaten (Ceratophyllum, Najas, Zanichellia etc.) ſind nur durch eine gradative höhere Ausbildung, beſonders der Sexualorgane von den letzteren verſchieden. Ueber die Mooſe, Farren und Innubaten hinaus gibt es keine Ausbildung, die man mit dieſen in Verbindung bringen könnte, ohne ſowohl hier als anderswo eine Störung der ſchönen natürlichen Harmonie zu veranlaſſen. Gehen wir alſo zum Radius der Bauchſchwämme (Gasteromyces). Dieſe ſind edler als die wirklichen Schwämme, weil ſie ihre Brut in kelchartigen, mit den Früchten ſchon etwas analogen Behältniſſen reifen, wie Battarrea, Geastrum, Bovista, Lycoperdon, u. dgl. Allein auch dieſe Familie läßt ſich keiner andern unterordnen, und ungeachtet ihre Stufe ſehr niedrig iſt, ſo bleibt doch ihr Grad offen, d. h. es gibt noch eine Möglichkeit höherer Entbildung in dieſem Radius, aber unſere eingeſchränkten Kenntniſſe der Natur haben uns noch nicht geſtattet, ſie wirklich aufzufinden. Der andere, über die Schwämme geordnete Grad enthält die Myzänen oder Capſelſchwämme (Tubes, Sclerotium, Naemaspora, Sphaeria u. ſ. w.); dieſe ſind ſchon viel künſtlicher gebaut, und ihre Brut iſt weit ſorgfältiger bewahrt, auch überhaupt ihre Geſtalt ſchon viel mehr Pflanzenartig als jene der niedrigeren Familien, aber doch im Uebrigen ſind ſie eben ſo gut Abkömmlinge oder Annäherungen zu den Schwämmen als die Bauchſchwämme. Zunächſt ober dieſe ſchalte ich eine neue Familie ein, die ich Sarcophytae (Fleiſchpflanzen) nenne. Hieher gehören die Gattungen Sarcophyta (des Sparrmann), Aphyteja, Cynomorium, Balanophora u. dgl. Dieſe Pflanzen ſind, ihrer Subſtanz nach, wahre Pflanzen, aber unbeſtreitbare Phoenerogamen mit zwar ſehr ſonderbar geordneten, aber doch ſehr deutlichen und fruchtbaren Sexualorganen.

Nun zeigen ſich wieder zwey Radien, jener der Ternarien, und der Binarien ihrer. Die Ternarien erheben ſich faſt ſo hoch, als nur irgend eine andere Pflanzenfamilie, ſie beginnen mit Typha, Sparganium, Carex, und gehen durch die Gräſer, Juncineen, Orchideen, Scitamineen, Palmen ꝛc. fort, bis ſie endlich in den Liliaceen ſich enden, ohne weiter eine Stufe über ſich zu erkennen, mit offenem Strahle. Die Binarien rechtfertigen ihren Namen durch eine gewiſſe, mit Unvollkommenheit der Organiſation verknüpfte, Trennung der Geſchlechter. Ich rechne hieher die Gattungen Pandarus, Zamia, Aponogeton, Casuarina, Ephedra, Pinus, Pothos, Arum, Abrosinia u. dgl. Mit einer weiteren Aufſteigung ſpaltet ſich wieder der Radius in die ſchon ſehr veredelten, und nichts mehr über ſich habenden

Monopetalen, (Asperifoliae, Bilabiatae, Primulaceae u. ſ. w.) und in die Contiguas, unter welche ich die eigentlichen Syngeneſiſten und Umbelliferen rechne. Dann kommen die mir ſogenannten Polymorphae (Geſtaltenwechsler), Mimosa, Protea, Erica, Aristolochia, Passiflora, Cactus u. ſ. w. Dann die Affines (Bruderſchaftige) mit verwachſenen Staubgefäßen, und endlich die Krone der uns bekannten Vegetation, die Muſterpflanzen (Normales), die Nelkenartigen, die Papaveraceen u. dgl.

Unſtreitig iſt der höchſte Grad der Veredlung, der Deutlichkeit, Vielſeitigkeit und des Anſtandes auch mit dem letzten in dieſer meiner Darſtellung vereinigt, und man wird bey genauer Beleuchtung der Untergeordneten finden, daß ſich der Rang des Ausdruckes wie jener der Entbildung in dem Schema verhalte. Man möchte ſagen, daß ſich im geraden Haupt-Radius des Pflanzenſtaates, die Schwämme wie die Bauern, die Mycänen wie die Gewerbsleute, die Sarcophyten wie die Schauſpieler, die Binarien wie die Honoratioren, die Contiguen wie die geſellſchaftlichen Vereine, die Polymorphen wie die Gelehrten, die Affines wie die Adelichen, die Normalen wie die Religioſen verhalten. In den Seitenradien erinnern uns die Monopetalen an das Militär, die Ternarien an die Staatsverwaltung, die Gaſteromyceen an den Handelſtand, die Phycäen an die Wilden, die Lichenoſen an die halbcultivirten Bewohner von Alt-Mexico, die Hepaticeen an die kleinen Republiken und freyen Städte, die Mooſe an die Einwohner der Polarkreiſe, die Farren an die Reiſeluſtigen, die Radicalen an die Geldſammler, und die Innundaten an die Bettler.

Dieß alſo iſt die Skizze von meiner Anſicht eines Schema's der Natur. Ich bin weit entfernt, mir einzubilden, daß dieſe Anſicht gerade die richtigſte und die beſte ſey, aber ich bin kühn genug, zu behaupten, daß uns dieſes Schema als Impuls dazu dienen könne, zu beſſeren Anſichten zu gelangen. Gerade die Paradoxieen und die Verirrungen ſind es, die den Eifer für Wahrheit und Rechtmäßigkeit am meiſten anregen. — Ich gebe dieſe meine Idee ohne alle Anmaßung hin, und werde mich freuen, wenn ein philoſophiſcher, mit dem Weſen der Natur mehr vertrauter Geiſt meine Irrthümer widerlegt und berichtigt. Denn jedem redlichen Freunde der Wahrheit muß es nur darum zu thun ſeyn, dieſe zu entſchleyern, und nicht ſeine Einbildungen hinter ihr Gewand zu verſtecken.

Leop. Trattinnick.

Drey Anecdoten vom Prinzen de Ligne,

nach mündlicher Mittheilung.

Als der Wiener-Neuſtädter-Canal der Vollendung nahe war, äußerte ſich der Prinz in einer vertrauten Geſellſchaft ſcherzweiſe, der Canal ſey doch nicht ſo tief, daß Jemand darin ertrinken könne. Kurze Zeit darauf erzählte in demſelben Cirkel ein Freund des Prinzen, daß in der vorigen Nacht gleichwohl ein Mann im Canal ſey ertrunken gefunden worden. Jedermann merkte die zurechtweiſende Perſiflage und ſah den Prinzen fragend an. Dieſer aber, ſtets ſchlagfertig zu Repliken, rief lachend auf: Ah! ce n'etoit qu'un flatteur! —

* * *

Kurze Zeit, nachdem die Frau von Stael ihr geiſt- und phantaſievolles Werk: Corinne ou l'Italie herausgegeben hatte, befand ſie ſich in Wien. Sie war Anfangs in einem mittelmäßigen Gaſthof abgeſtiegen. Der Prinz, ihr Geiſtesbruder, der auch im Briefwechſel mit ihr ſtand, wollte keine Zeit verſäumen, die geniale Frau zu begrüßen, und begab ſich in den Gaſthof. Frau von Stael entſchuldigte ſich, daß ſie ihn in keinem anſtändigern Locale empfangen könne. »Point d'excuse,« entgegnete der gewandte Hofmann, »quand on est chez Corinne, on est toujours au Parnasse!«

* * *

Bey einer vornehmen Tafel, wo auch der Prinz zugegen war, befand ſich ein Herr, der ein eben ſo guter General, als mittelmäßiger Poet war, und gleichwohl ſehr eifrig ambitionirte, für einen geiſtvollen Dichter zu gelten. »Es hat mir,« erzählte er, »dieſe Nacht geträumt, ich ſey auf dem Kahlenberg geſtanden, und habe Gott in ſo glücklichen Verſen um ein langes, ſegenvolles Leben für Sie, mein Prinz angefleht, daß eine Stimme aus den Wolken mir zurief: Sohn, dein Gebeth wird erhört werden. — »Was?!« rief der Prinz, der auf den eitlen Poeten ſchon lange her einen Zahn hatte, mit verſtelltem Ernſt, »Was? dem iſt nicht alſo; das hat Ihnen die Stimme gar nicht geſagt!« Man ſah ſich an, und wußte nicht, woran man ſey; ganz frappirt aber war der complaiſante Poetaſter. »Nun, was denn anders?« fragte er den Prinzen. »Ich will's Ihnen denn ſagen,« entgegnete dieſer. »Allez vous en miserable poete! das hat Ihnen unſer Herrgott zugerufen.« Daß nun weidlich gelacht wurde, kann man ſich leicht denken.

Gſr.

* * *

Pſyche am Lebensbrunnen.

Drey der himmliſchen Töchter wohnen am Brunnen des Lebens:
 Weisheit, Aehren gekrönt, Schönheit, Blumen geſchmückt,
Dann des köſtlichen Reichthums Gaben ſpendende Göttinn,
 Deren lockiges Haupt purpurner Mohn hold umſchlingt.
Und wie die liebliche Charis ſorgſam hütet den Gürtel,
 Wachen die himmliſchen Drey ſtrenge am ewigen Quell.
Pſyche, die ſelige, nur ſchwebt auf den Wegen des Aethers
 Leiſe von oben, und ſchöpft traulich die heilige Fluth.
Einſam beſpiegelt die Himmliſche ſich in magiſchen Wellen,
 Und des Lebens Gebild' faltet ihr lieblich ſich auf;
Wonneglühender trinkt nun Eros vergöttlichte Freundinn,
 Küſſet der Grazien Mund, lächelt und ſchauert und flieht.

J. G. Lauer.

Notizen und Correſpondenz-Nachrichten.

Zum Vortheil der franzöſiſchen Flüchtlings-Coloniſten iſt zu Paris ein Buch erſchienen, unter dem Titel: Champ d'Asyle. Es iſt eine topographiſch-hiſtoriſche Darſtellung der betreffenden Provinz Texas, und enthält zugleich Documente über die Organiſation der Colonie, Auszüge aus Proclamationen, Briefen ꝛc. Unter Andern kommt die Behauptung vor, daß derjenige Einwohner von Mexico, bey dem man Pope's Verſuch über den Menſchen finde, keine geringere Strafe zu erdulden habe, als lebendig verbrannt zu werden, Im vorigen Jahre, heißt es, wären zwey Schiffsladungen deßwegen confiscirt worden, weil die Capitäns eine Carte constitutionelle, und Portraits von Voltaire und Rouſſeau bey ſich gehabt haben.

Die Abendzeitung erzählt nachſtehenden Doppelſelbſtmord in England: Vor Kurzem haben zwey Brüder, Namens Younghusband, ſich gleichzeitig entleibt. Beyde waren Greiſe, einer 70, der andere 65 Jahre alt und verheirathet. Niemand kann die Veranlaſſung ergründen. Ueber die Lebensumſtände dieſer Unglücklichen gibt die Newcastle Chronicle folgende Data: »Sie waren bey Lebzeiten (!!) unzertrennliche Gefährten, in Temperament und Geſinnung ſo gleich geſtimmt, daß ſie, ſo viel man weiß, ſich nie gezankt haben; ſie waren ein Leib und eine Seele, ja der Tod ſelbſt hat, wie die Erfahrung es gelehrt, ſie nicht trennen können. Sie waren in ihrer Lebensart äußerſt mäßig, dabey fleißige Kirchgänger, und genoſſen im Cirkel ihrer Bekannten der höchſten Achtung. Der melancholiſche Entſchluß, ſo plötzlich und eigenmächtig aus der Welt zu ſcheiden, der eine überdem mit Hinterlaſſung einer jammernden Witwe und Tochter, muß ſehr plötzlich bey ihnen entſtanden, und eben ſo raſch ausgeführt worden ſeyn ꝛc.« Ihr Vermögen fällt, wie das aller Selbſtmörder, der Krone zu.

Ueber die engliſche Nationalſchuld kommt in Kotzebue's Wochenblatt folgende ſpitzfindige Berechnung vor: »Wenn man dieſe Schuld in Bancnoten von 1 Pf. Sterling neben einander legte, ſo würde ſie 4516 Quadratmeilen bedecken. In Guineen würde die Linie über 10,000 Meilen lang ſeyn; in Schillingen würde ſie faſt 9 mal die ganze Erdkugel umwickeln; in Pfennigen würde dieſe 17 mal von der Erde bis zum Monde reichen, und nebenher noch 2 mal um die Erde, und 3 mal um den Mond geſchlungen werden können. Um die Nationalſchuld in baarem Gelde zu tragen, 40 Pfund auf jeden Träger gerechnet, würden 374,531 Mann erforderlich ſeyn, wenn es Gold wäre; weit über 3 Millionen Menſchen, wenn es Silber, und mehr als 262 Millionen, wenn es Kupfer wäre. Wollte man die Schuld auf Wagen transportiren, ſo würde man für das Gold 7401 Wagen, jeden zu 2000 Pfund gebrauchen, oder zur See 9373 Schiffe zu 300 Laſten. Um ſie in Gold zu zählen, geſetzt man zählte 100 Goldſtücke in 2 Minuten, und beſchäftigte ſich täglich 12 Stunden damit, ſo würden mehr als 27 Jahre dazu erforderlich ſeyn, und in Pfennigen faſt 7000 Jahre, ſo daß, wenn man bey Erſchaffung der Welt angefangen hätte, man jetzt noch nicht fertig wäre.«

Alle Zeitungen haben uns von dem Hutmacher Mannlich zu Caſſel erzählt, der einen für Schuß und Hieb undurchdringlichen Filz erfunden habe, dieſerhalb nach Rußland berufen worden ſey u. ſ. w. Die Publicirung dieſer Erfindung iſt aber nicht neu. Der Prof. Zinſerling zu Caſſel, hat ſchon in ſeiner zu Münſter erſchienenen Zeitſchrift »Eos« ſich darüber geäußert, und zwar in nachſtehender, humoriſtiſchen Form: Ich verſetze mich im Geiſt ins Jahr 1840. Was ſehe ich! Ich ſehe ganze Regimenter ſtatt des Gewehrs den Knüppel präſentiren, ich ſehe ganze Schaaren von Chirurgen, Schwertfegern und Flintenmachern brodlos herumirren, hunderttauſende im Schlachtgewühle ſich mit Ziegenhörnern herumſchlagen, den ſtolzen Marſchall vom ſtolzen Bauerjungen geprügelt daliegen, und die Generale über die Zahl der todtgeprügelten Soldaten triumphiren. Nicht mit gefälltem Bajonet, mit gefälltem Knüppel ſehe ich ſie auf einander losgehen, und die Infanterie von der nicht mehr einhauenden, ſondern einknüppelnden Cavallerie niederſchmettern. Nicht Hieb- und Schußwunden: Prügel ſind es, die dann Anſpruch auf Kreuz und Ordensband geben, und erſt dann wird man mit Wahrheit ſagen, was jetzt nur uneigentlich zu verſtehen iſt, daß eine Armee geſchlagen worden ſey, oder Schläge bekommen habe. Wenn der Name Berthold Schwarz ſo oft mit Fluch in den letzten Jahrhunderten genannt worden iſt, ſo wird der Name Mannlich mit Dank und Achtung auf die Nachwelt kommen; im Uebrigen verwandeln ſich von nun an Schlachten in unſchuldige Prügelſuppen, wenn erſt die Erfindung allen Nationen bekannt ſeyn wird.

Während es von dem Innern Großbrittaniens unzählige Beſchreibungen und mahleriſche Darſtellungen gab, mangelte es noch an einer wichtigen, genauern Kunde der Küſten. Dieſe ſind nun von Ayton und Daniell bereiſet, und die Reſultate in einem Prachtwerk folgenden Titels niedergelegt worden: A voyage round Great Britain, Cornwall by Rich. Ayton. Die beyden erſten Bände in größtem Quart ſind von 55 illuminirten Anſichten begleitet, und koſten 15 Pfund Sterling. Die Reiſe wurde größtentheils zu Lande gemacht, weil das Meer, die Witterung, die Seichtigkeit des Waſſers und andere Umſtände die Reiſe in einem Boot allzu unſicher und beſchwerlich machten. – Am erhabenſten erſcheint die See an der nördlichen Küſte von Cornwall, welche dem atlantiſchen Meere völlig blosgeſtellt iſt. Dem Leuchtthurm bey Longſhips kann man ſich ſelten nähern, und die beyden Männer, welche das Feuer unterhalten, können nur monathlich abgelöſt werden. Wegen des über unermeßliche Seeſtrecken herkommenden, mit Salztheilen geſchwängerten Weſtwindes iſt die ganze Küſte von Cornwall weit und breit ohne Bäume; ſie beſteht aus einem ununterbrochenen Bollwerk von ſchwarzen Felſen. Die Küſte von Devonſhire iſt nur zum Theil felſig. Die Häven an den Küſten verſanden immer mehr, und werden zuletzt ganz verſtopft werden. Für die, welche die bequemen Wirthshäuſer im Innern Englands gewohnt ſind, iſt an dieſen Küſten, wo Dürftigkeit, Wildheit und Barbarey oft in ſehr hohem Grade herrſchen, übel reiſen. Noch ungleich mehr aber ſind die Unglücklichen zu bedauern, die hier oder an den Küſten von Wales Schiffbruch leiden. Man nimmt ihnen ohne Umſtände Alles; ohne Rückſicht auf Alter und Geſchlecht reißt man Weibern und Kindern, die von Kälte ſtarren, oder von Seewaſſer triefen, die Kleider vom Leibe. Mitunter ſoll dieß Gelichter die Schiffbrüchigen ſogar erſchlagen. Zu Combe-Martin klagten die Einwohner, daß in neuern Zeiten die Schiffbrüche abnähmen. Die Jahre, wo recht viele Schiffe ſcheitern oder ſtranden, ſind in ihren Augen am geſegnetſten. (An der preußiſchen Küſte wurde bekanntlich ehemals in den Kirchen gebethen, daß Gott den Strand ſegnen, das heißt, recht viel Schiffe untergehen laſſen möge). Früherhin trieb auch der Adel dieß ſaubere Gewerbe, und ein Lord, Namens Vaughan ließ ſogar eine eigene, noch jetzt vorhandene Warte, bauen, um durch ſeine Wächter zu erfahren, wenn ein Schiff in Noth ſey, um es plündern zu können, ehe die Bauern aus dem Innern heraus kämen. — Kein Leuchtthurm ſteht in einer entbloßtern und fürchterlichern Lage, als der auf dem Felſen the Smalls, unweit des ſüdlichen Vorgebirgs von St. Bride's Bay. Er iſt 7 Lieues vom feſten Lande entfernt, und ganz dem Atlantiſchen Ocean Preiß gegeben. Der Grundfelſen ragt nur 6 Fuß über das Meer zur Zeit der höchſten Fluth hervor, ſo daß die See bey der kleinſten Bewegung ganz darüber ſchlägt. Der Leuchtthurm iſt ganz von Holz und ſehr kunſtreich gebaut. Er ruht auf 8 Eichenſtämmen, die einen neunten umgeben. Sie ſind 8 Schuh tief in den Felſen befeſtigt, und erheben ſich 40 Schuh über denſelben. Die Zwiſchenräume ſind offen, ſo daß das Seewaſſer frey ablaufen kann, außer an einem kleinen Raume, nahe am Obertheile, wo ſich die 7 Fuß hohe, dicht mit Brettern vermachte Cajüte befindet, die den drey Wächtern zum Aufenthalt dient. Oben darüber befindet ſich die Laterne in einem hölzernen Behältniß. Im Jahre 1812 wurde einer der Eichenſtämme vom Sturme zerbrochen, die übrigen locker gemacht, die Laterne herabgeſchleudert, und die Cajüte fürchterlich zerſplittert. Die 3 Wächter ſchwebten 15 Tage lang in Todesangſt, ehe ſie Hülfe erhielten.

Von der Geſchwindigkeit der Telegraphiſchen Mittheilungen geben folgende Daten einen deutlichern Begriff. In Paris erhält man durch die Telegraphenlinien Nachrichten aus Calais (durch 22 Telegraphen) in 3 Minuten; aus Lille (durch 22) in 2 Minuten; aus Straßburg (durch 45) in 6 1/2; aus Lyon durch 50; in 8, und aus Breſt (durch 80 Telegraphen) ebenfalls in 8 Minuten.

Zu den Tachygraphien und Stenographien, die wir ſchon haben, liefert uns nun ein Profeſſor Vidal eine Notographie. Sie bezieht ſich gleichfalls aufs Schnellſchreiben, ihre Zeichen ſind aber einfacher, und beſtehen bloß aus Puncten, Comma's und geraden, gebogenen und krummen Strichen. Dieſe Art iſt daher in allen Sprachen anwendbar. Der Verf. will ſogar Muſik damit nachſchreiben können.

Der in Nr. 12 gegebenen Notiz über die Bildungsanſtalten in Neugriechenland tragen wir hier folgende neuere Angaben nach: »Die Gymnaſien in Smyrna, Kydonios und auf der Inſel Chios ſind in voller Thätigkeit; in Kydonios zumal herrſcht ein Enthuſiasmus für alles Geiſtige. Es wird eine Druckerey dort begründet von einem jungen Manne, der bey Didot in Paris dieſe Kunſt erlernte, und mehrere Schriften ſind ſchon im Umlauf; ſo eine Abhandlung über weibliche Erziehung (nach Fenelon). Die Bewohner von Chios legen auf eigene Koſten eine Volksbibliothek an; ſchon iſt ein Gebäude dazu errichtet. Nach Berichten aus Odeſſa haben die dortigen griechiſchen Einwohner daſelbſt eine Schule und Buchdruckerey angelegt, und auch ein Theater erbaut, auf dem ſchon das ins Neugriechiſche überſetzte Trauerſpiel Philoctetes, von Sophocles, und der Tod des Demoſthenes aufgeführt wird.«

Die Anzahl der bekannten über 36 Karat haltenden Diamanten beläuft ſich etwa auf 19. Davon hat Holland 1, England 2, Frankreich 2, Deutſchland 1, Rußland die meiſten; außerdem Perſien 2 ſehr große, aber den größten hat Portugal, welcher (bis jetzt noch ungeſchliffen) 1,880 Karat wiegt. Verlöre er beym Schleifen auch die Hälfte, ſo iſt er noch 136 Mill. Franken werth. Ein anderer, im Beſitz des Hauſes Braganza iſt 7 Millionen Franken werth.

Unlängſt erneuerte ſich zu Paris einmal wieder das Beyſpiel, daß Jemand, der viel Branntwein trank, von Innen verbrannte. Es war eine Frau. Die Eingeweide, ein ganzer Theil des Bauches, und die ganze linke Lende waren verkohlt.

Die Fabrication des Tabaks, welche die franzöſiſche Regierung ſtets ſich vorbehalten hat, betrug 1817: 32,016,630 Franken, und 1818 ſchon 40 Millionen.

Ein Geiſtlicher, Herr Davis in Südcarolina, hat ausgemittelt, daß das tauſendjährige Reich im Jahr 1847 beginnen wird. Viele der neuern Propheten haben den Anfang dieſes Zeitraums ſo weit hinaus geſetzt, daß ſie ſowohl, wie ihre Prophezeihung noch früher vergeſſen werden mußten, als der von ihnen angedeutete Zeitpunct eintreten konnte: allein dieſer erleuchtete Seher ſeßt doch die neue Ordnung der Dinge nur 28 Jahre weit hinaus. »Meine Leſer (ſagt er) mögen mich nicht der Eitelkeit anklagen: aber man denke an Columbus Ey.«

Seit Anfang des vorigen Jahres verzehrte die Gaserleuchtung zu London täglich 300,000 Cubikfuß Gas, deſſen Herſtellung 100,000 Pfund und mehr noch an Steinkohlen erforderte. Dieſe Maſſe Gas unterhielt 76,500 Argandiſche Lampen, deren jede eben ſo viel Licht gibt, wie 6 Lichter, 6 Stück auf 1 Pfund gerechnet. Die Röhren zuſammen genommen, betragen 40 engl. Meilen Länge. In einem einzigen Gazometer erhält man 27,000 Cubikfuß Gas.

Ueber eine Nägel- und Zopfſteuer enthält Tombes Reiſe nach Oſtindien folgendes curioſe Datum: Unter der Bevölkerung von Batavia, die man ſonſt auf 160,000 Menſchen ſchätzte, waren immer an 100,000 Chineſen, welche die ſehr bedeutenden Vorſtädte bewohnten. Die Wohlhabenden hielten ſehr auf lange Nägel und Zöpfe, die bey ihnen ein Zeichen des Anſehns und Reichthums ſind. Die ehemalige holländiſche Regierung hatte dieß nicht überſehen, ſondern eine bedeutende Abgabe auf die Nägel und Zöpfe gelegt. Je länger ein Chineſe beydes trug, deſto mehr hatte er zu zahlen, denn es war darüber ein genauer Tariſ gefertigt, und von Zeit zu Zeit wurden die erforderlichen Meſſungen vorgenommen.

In Großbrittanien bezahlt nach Cromes neuer Ueberſicht der Staatskräfte ꝛc. jeder Kopf zu den Staatsausgaben 23 5/6 fl. und in der Schweiz nur 2 1/2 fl. In dem Königreich der Niederlande ſteigt dagegen dieſe Zahl auf 12 4/5 fl.; in Frankreich auf 9 1/50 fl.; in Deutſchland im Durchſchnitt auf 7 1/3 fl.; im Preußiſchen auf 5 fl.; im Oeſterreichiſchen auf 5 fl.; in Schweden auf 4 1/2 fl., und in dem fruchtbaren Italien fällt ſie in einigen Staaten bis auf 3 fl. herab. In Rußland beträgt ſie 3 1/3 fl.

Hiermit laden wir das Publicum ein, ſich auf das 2te Vierteljahr dieſer Zeitſchrift mit 7 fl. W. W. zu abonniren. Von dem erſten Quartal ſind noch Exemplare zu demſelben Preis vorräthig. Die halbjährige Pränumeration iſt 14 fl. W. W. hier bey dem Verleger J. B. Wallishauſſer (Neuburgergaſſe Nr. 1177). Entferntere Abnehmer wollen ſich an die k. k. Oberſte Hofpoſtamts-Hauptzeitungsexpedition, oder an die ihnen näher liegenden Ober- auch Abſatz-Poſtämter und Stationen wenden, welche ſämmtlich gegen halbjährige Vorausbezahlung von 17 fl. W. W. die Verſendung wöchentlich zweymal vornehmen. Es erſcheint wie ſeither pünctlich jeden Dinſtag ein ganzer, jeden Freytag ein halber Bogen. — Zweckdienliche Beyträge, (die wir in jedem Anbetracht honoriren), bitten wir unter der Addreſſe: An die Redaction des Converſationsblatts, an die Verlagshandlung gelangen zu laſſen.

Wien, den 30. März 1819. **Die Redaction und der Verlag.**

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationsblatt.

⁂

Zeitſchrift
für
wiſſenſchaftliche Unterhaltung.

»L'art du Journaliste n'est pas celui, de faire rire, ou d'amuser: il doit analyser et instruire. Un Journaliste plaisant est un plaisant Journaliste.«

Esprit de l'Encyclopédie.

Erſter Jahrgang.

1819.

Erſter Band, zweyter Theil.

Wiener Stadt-Bibliothek

Wien,
gedruckt und im Verlage bey Joh. Bapt. Wallishauſſer.

Allgemeine Inhaltsanzeige.

(Am Schluſſe eines jeden Jahrganges wird ein ſpecielles Real-Regiſter beygegeben.)

Nr. 27. Diamanten; Braſilianiſche Diamantgruben. — Notizen und Correſpondenz-Nachrichten.

Nr. 28. Adams Grab auf der Inſel Ceylon. — Erweiterte Leſeanſtalt am Joanneum zu Grätz, von Julius Schneller, Prof. — Critiſche Umblicke, von Franz Gräffer. — Sehnſucht und Glaube, Sonnett, von C. H. — Not. und Correſp.

Nr. 29. Die Feyer des grünen Donnerstags und Charfreytags zu Pernambuco in Braſilien. — Der ſehende Blinde, von Franz Gräffer. — Münzkunde, von Atbg. — Not. und Correſp.

Nr. 30. Verſuch über den Credit, von Adam Müller. — Marquis von St. Germain, der Wundermann. — Not. und Correſp.

Nr. 31. Marquis von St. Germain, der Wundermann (Schluß). — Was iſt Leſen? (Eine Verbiage.) von Gffr. — Not. und Correſp. — Nekrolog, Aug. Friedr. Ferd. von Kotzebue, von M. —

Nr. 32. Sonnenaufgang. Aus dem großen (ungedruckten) Gedicht „das Weltmeer," von J. A. Kanne. — Verſuch über den Credit, von Adam Müller (Schluß). — Die Cedern auf dem Libanon. — Not. und Correſp.

Nr. 33. Erfahrung, Geſchichte und Poeſie, in ihrem Verhältniß zur Menſchenkenntniß, von Hr. — Wie es gekommen, daß die jüngſt verſtorbene Königinn von England ſich als Prinzeſſinn von Meklenburg den Heirathsantrag des Königs erworben hat. — Not. und Correſp.

Nr. 34. Drey bibliſche Fabeln, von A. Pollak. — Fünf Crocodilleyer. — Eine myſtiſche Dame, deren Herr Gemahl ſich von ihr ſcheiden laſſen wollte, an den Oberamtmann von R... in T... — Not. und Correſp.

Nr. 35. Schaumünze auf Baden, von Atbg. — Der Almanac royal (Auszug der letzten Nummer des Kotzebue'ſchen Wochenblatts.) — Erfahrung, Geſchichte und Poeſie, in ihrem Verhältniß zur Menſchenkenntniß, von Hr. (Schluß). — Not. u. Cor.

Nr. 36. Neueſte Anſichten von Perſien, von J. M. Tancoigne. — Ueber die Ermordung des Herrn von Kotzebue. — Hiſtoriſche Anſichten, von Joh. Gunz. — Oeſterreichs Tibur. — Not. und Correſp.

Nr. 37. Papiergeld in China, ſchon im dreyzehnten Jahrhundert. — Holyrood-houſe. — Novelliſtik.

Nr. 38. Analecten zu einer Geſchichte der Oper, von Georg v. Gaal. — Blutrache des Corſiſchen Landadels. — Amneſtik, von Franz Gräffer. — Novelliſtik.

Nr. 39. Blüthen der Salisburia adiantifolia Sm. oder Gingko biloba L., von Leopold Trattinnick. — Mirza Abul

Haſſen, über die Engländer. — Novelliſtik.

Nr. 40. Drey Bilder aus dem neuen Werk der Gräfinn Genlis: Les Parvenus. — Analecten zu einer Geſchichte der Oper, von Georg v. Gaal (Fortſetzung). — Umblicke, von Alda. — Cross-Readings. — Novelliſtik.

Nr. 41. Etwas über die Gemählde-Sammlung der Gebrüder Boiſſeree in Heidelberg, von Wilh. Hebenſtreit. — Ein neues Schlangenungeheuer. — Novelliſtik.

Nr. 42. Etwas über die Gemählde-Sammlung der Gebrüder Boiſſeree in Heidelberg, von Wilh. Hebenſtreit (Fortſetzung). — Analecten zu einer Geſchichte der Oper, von Georg v. Gaal (Schluß.) — Joanneum; weitere Daten über die Leſeanſtalt, von Dr. Veſt. — Umblicke. II., von Alda. — Novelliſtik.

Nr. 43. Marienbad. — Etwas über die Gemählde-Sammlung der Gebrüder Boiſſeree in Heidelberg, von Wilh. Hebenſtreit (Schluß). — Novelliſtik.

Nr. 44. Betrachtungen über die Dichtkunſt, von Sr. Hoheit dem Prinzen Ludwig III. von Gonzaga Caſtiglione ꝛc. — Mantua's koſtbarſte Reliquie. — Joanneum; weitere Daten über die Leſeanſtalt, von Dr. Veſt (Schluß). — Nachtphantaſie, von Franz v. Gechmiller. — Warum iſt Wallenſtein bey Lützen geſchlagen worden? — Catharina I. Statuten zur Herſtellung der Sitten. — Griechiſche Münchhauſiaden. — Novelliſtik.

Nr. 45. Scene aus der noch ungedruckten Tragödie: Die Mutter der Makkabäer, von F. L. Z. Werner. — Novelliſtik.

Nr. 46. Scene aus der noch ungedruckten Tragödie: Die Mutter der Makkabäer, von F. L. Z. Werner (Schluß). — Kearons Skizzen von Amerika. — Oeſterreichiſche Volkslieder. — Novelliſtik.

Nr. 47. Urſprung und Tendenz des repräſentativen Geldes. — Betrachtungen über die Dichtkunſt, von Sr. Hoheit dem Prinzen Ludwig III. von Gonzaga Caſtiglione ꝛc. (Schluß). — Eliſabeth von England als Schriftſtellerinn, von Ofr. — Novelliſtik.

Nr. 48. Der Frohnleichnamstag; Hymnus, von J. P. Silbert. — Die wirkliche Exiſtenz der Sirenen. — Kearons Skizzen von Amerika (Schluß). — Wie muß man das in Krügen verſendete Mineralwaſſer trinken, ohne von den darin enthaltenen flüchtigen Beſtandtheilen etwas zu verlieren? von G. Th. H. — Charade, von A. Schumacher. — Novelliſtik.

Nr. 49. Epochen von Gedanken und Erfriſchungen, von K. — Splitter, von Franz Graffer. — Der Handkuß, von Ofr. — Novelliſtik.

Nr. 50. Gottfried von Bouillon, von C. Ferd. Schulze in Gotha. — Umblicke. III., von Alda. — Kunſt verwelkte Blumen wieder zu beleben. (Ein einfaches und angenehmes Experiment.) — Novelliſtik.

Nr. 51. Gottfried von Bouillon, von C. Ferd. Schulze in Gotha (Schluß). — Der Parnaß. — Novelliſtik.

Nr. 52. Chriſtusbilder; von Wilhelm Hebenſtreit. — Logogryph. An meine Freundinn Fr. Joſephine P., von Prof. H. — Athen und Sparta, Corinth und Theben, Delphi und Marathon, was ſind ſie gegenwärtig? — Die Himmelspförtnerinn. Eine Oeſterreichiſche Volksſage, von Franz Ziska. — Novelliſtik.

Converſationsblatt.

27.

Freytag, den 2. April 1819.

Diamanten; Braſilianiſche Diamantgruben.

Unter den Edelſteinen iſt der ſchwerſte, härteſte und durchſichtigſte, der Diamant. Er hat gewöhnlich eine achteckige Triangelform. Die farbloſen ſind die beſten. Der Diamant wird nur mit ſeinem eigenen Pulver bezwungen. Der aſiatiſche iſt viel härter als der braſilianiſche. Die älteſte Diamantengrube in Oſtindien iſt am Gouelfluß, der ſich in den Ganges ergießt. Die Gruben ſind da nur 6 bis 12 Fuß tief. Die Einwohner verkaufen die Steine an reiche Banianen, die ſie dann nach Calcutta in ſortirten Beuteln ſenden. Einige ſind von acht gleichen Triangeln, welche durch Vereinigung zweyer, in vier gleichſeitige Triangel eingeſchloſſener Pyramiden ſich bilden. Dieſe Sorte findet man faſt immer in der obern Kruſte der Berge. Andere wieder ſind faſt rund; wieder andere länglich und rund. Die beyden letztern findet man gewöhnlich in dem Bette der Flüſſe, und unter der angeſchwemmten Erde an den Ufern der Ströme. Die Gewinnung geſchieht entweder auf die Art, daß man die Flüſſe ableitet, und hernach das trockne Bette durchſucht, oder man wäſcht den groben Sand aus, zerſchlägt mit großen Hämmern die Hülle, und wäſcht darauf das Zerſchlagene am Lande aus.

Die Braſilianiſchen Diamantgruben *) befinden ſich im Schooße der höchſten Gebirge, nicht nur der Capitanie von Minas Geraes, ſondern von Braſilien überhaupt. Es iſt der unter dem Namen Cerro do Frio bekannte Theil. Hier nimmt der eigentliche Diamantboden, ſechzehn Stunden von Norden nach Süden, und halb ſo viel von Oſten nach Weſten ein. In ihrem innerſten Heiligthum bildet die Natur jene wundervollen Blüthen des Lichtes aus, die ein liebender Strom der Freyheit entgegenführt. So alle Diamanten in Schluchten, in Höhlen, am Ufer, in den Betten von Bächen und Flüſſen; ſo auch die Gewinnung derſelben durch das Waſchen des Cascalhao, worin ſie eingeſchloſſen ſind.

Es werden in allem acht Diamantgruben gezählt. Die größte darunter befindet ſich am Fluſſe Jigi-ton-honha, und wird Mandanga genannt. Eine Gruppe von hundert kleinen, einzeln ſtehenden, runden Häuſern, mit hohen Strohdächern, zum Theil mit Gärten umringt; ein großer, offener Schupfen, der ein länglichtes Viereck bildet, mit einem tief herabgehenden Dache von Riedgras; ungeheure Haufen von Abfall auf der einen, und von friſchem Cascalhao auf der andern Seite; endlich ein breiter, ſchnellfließender Strom mit Seitencanälen — das iſt der Eindruck des erſten Anblicks der Werke von Mandanga.

Wie bey dem Golde erfordert es auch bey der Diamantengewinnung eine doppelte Arbeit: das Ausgraben und das Waſchen des Cascalhao; jenes in der trocknen, dieſes in der naſſen Jahreszeit.

Um den Cascalhao auszugraben, muß der Canal abgedämmt und ausgetrocknet, ſo wie der Schlamm weggeſchafft worden ſeyn. Der ausgegrabene Cascalhao wird vermittelſt eines Maſchinenwerks verführt, das einem ſogenannten Hunde gleicht. Zwey Karren bewegen ſich unaufhörlich in entgegengeſetzter Richtung hin und her. So ſchichtet man die Maſſe in der Nähe des Waſchſchoppens auf. Der Cascalhao iſt derſelbe, wie er in den Goldgruben gefunden wird.

---

*) Die meiſten der nachſtehenden Angaben entlehnen wir aus Chr. A. Fiſchers neueſtem Gemählde von Braſilien, weil wir ihm in Rückſicht auf Reichthum der Daten, Präciſion und geiſtvolle Lebendigkeit der Darſtellung den Vorzug einräumen. Das Werkchen hat 2 Theile, und ſchließt ſich unmittelbar an die mit Recht beliebten Miniaturgemählde aus der Länder- und Völkerkunde.

Der Waſchſchoppen ſelbſt hat folgende Einrichtung. An dem einen Ende, und etwas unterhalb der Mitte deſſelben geht quer der Waſſercanal hindurch. Dieſer iſt mit dicken Bohlen bedeckt, worauf der Cascalhao zwey bis drey Fuß hoch ausgebreitet wird. Von dem Canale aus laufen der Länge nach gegen dem andern Ende des Schupfens zwanzig Tröge hin. Sie ſind jeder drey Fuß breit, und werden durch Breter gebildet, die unten eingezapfet, auf beyden Seiten aber wie gewöhnlich befeſtigt ſind. Sämmtliche Tröge haben die gehörige Abſchüſſigkeit, ſo, daß das Waſſer vermittelſt kleiner Oeffnungen oben hinein und unten wieder hinaus laufen kann.

Wenn nun die Wäſche anfangen ſoll, nehmen 3 Aufſeher über dem Canale und auf dem Cascalhao Platz. Sie haben hohe, in gleicher Entfernung auf Gerüſten aufgerichtete Stühle, die aber, um ſie wach zu erhalten, ohne alle Lehnen ſind. Zu gleicher Zeit begeben ſich die Neger je drey bis ſechs zu einem Troge, je nachdem die zu bearbeitende Maſſe mehr oder weniger nöthig macht.

Sie ſtellen ſich ausgeſpreizt, einer hinter den andern darauf, ſo, daß ſie mit den Füßen auf beyden Rändern ruhn. Jeder iſt mit einem eiſernen Harken verſehen, der einen kurzen Griff und 5 Zähne hat. Der erſte harkt nun den zweyten u. ſ. w. eine Ladung Cascalhao zu, worauf, da zugleich Waſſer eingelaſſen wird, das Durcharbeiten derſelben beginnt.

Dieß dauert ſo lange, bis alle erdigen Theile weggeſchwemmt ſind, und das Waſſer völlig hell abfließt. Jetzt wird die grobe Steinmaſſe herausgeworfen, und das Uebrige ſorgfältig unterſucht. So wie ein Neger einen Diamanten findet, richtet er ſich auf, klatſcht in die Hände, hält ihn zwiſchen den Fingern empor, und übergibt ihn dem nächſten Aufſeher, der ihn in die Gamelle thut. Dieß iſt eine trichterförmige, halb mit Waſſer gefüllte Schale, die in der Mitte des Schupfens herabhängt, und alle Abende an den Oberbeamten abgeliefert wird. Eine Tagesarbeit gibt 8 bis 10 Diamanten im Durchſchnitt.

Die Neger ſind bey ſämmtlichen Werken in Rotten von zweyhundert Mann abgetheilt, wovon jede ihren Geiſtlichen und Wundarzt hat. Sie gehören theils den Ober- und Unterbeamten, theils andern Perſonen, von denen ſie die Regierung zu miethen pflegt. Außer dem Eſſen erhalten ſie ungefähr fünfzig Kreuzer rhein. täglich, was natürlich die Eigenthümer beziehen. Ihre Arbeit iſt, der gebückten Stellung wegen, äußerſt beſchwerlich, daher man ſie öfters ausruhen laſſen muß. Sie arbeiten keineswegs nackend, wie ſonſt behauptet wurde, ſie haben Hoſen und Weſten an.

Für jeden gefundenen Diamanten iſt eine gewiſſe Belohnung ausgeſetzt. Für kleine Steine z. B. etwas Tabak, beſonders Schnupftabak, wovon die Neger große Liebhaber ſind. Für einen Diamanten von 8 bis 10 Karat, ein vollſtändiger Anzug. Für einen Octavo (von 17 1/2 Kar.) die Freyheit, ſo, daß die Regierung dafür bezahlt.

Um auf der andern Seite den Diebſtahl zu verhindern, werden mancherley Maßregeln angewandt. Die Neger müſſen die Tröge ſchnell und häufig wechſeln, ſie werden entkleidet, durchſucht, bey dem geringſten Verdachte, Steine verſchluckt zu haben, purgirt, u. dgl. m. Indeſſen will es ſcheinen, daß doch nicht alle Entwendungen zu verhindern ſind.

Die Reichhaltigkeit des Diamantbodens iſt außerordentlich. Sämmtliche Werke ſind mit eben ſo koſtbaren Lagern umringt. — »Dieſes Stück wird acht, oder zehn, oder zwölftauſend Karats eintragen« — heißt es. So hat die Regierung für außerordentliche Fälle Hülfsquellen in Ueberfluß! Als die koſtbarſten Steine von Braſilien werden die von Rio Pardo genannt. Sie liefern unter andern auch die bläulichgrünen Diamanten, nach denen ehedem ſtarke Nachfrage war.

Im Allgemeinen trifft man die Diamanten von ſehr verſchiedener Größe an. Einige ſind ſo klein, daß 16 bis 20 auf den Karat gehen; Steine über 20 Karat werden nicht häufig gefunden, die von 30 ſind eine ziemliche Seltenheit. Der Geſammtertrag wird jährlich auf 20,000 Karat geſchätzt; die Diamantgruben ſind ein Regale wie man weiß. Die ſchönſten und größten behält die Krone für ſich, wie denn der königliche Diamantenſchatz auf zwölf Millionen Kronenthaler und darüber geſchätzt wird. Die übrigen gehen nach England, wo jetzt der Hauptmarkt dafür iſt.

Dieß ſind die Diamantgruben von Braſilien. Ihr, die ihr euch mit dieſen Sonnenblüthen ſchmückt; ihr, die ihr ſie in euren Kronen tragt — vergeßt der armen, arbeitenden Negerſclaven nicht!

Eine vorzügliche Merkwürdigkeit zu Tejuco iſt der Diamantenſchatz. Hier bewahrt man die Diamanten in ſchwarzſeidenen Beuteln und geſchmackvollen Käſtchen auf, die wieder in große, ſtark mit Eiſen beſchlagene Kaſten verſchloſſen ſind. Jeder derſelben hat drey Schlöſſer, ſo daß jeder Schlüſſel in den Händen eines andern Beamten iſt. Beym Oeffnen müſſen daher dieſe alle drey zugegen ſeyn. So wie die

Diamanten monathlich eingeliefert werden, wiegt und ſortirt man ſie. Am Ende des Jahres geht dann der ganze Vorrath, unter ſtarker Bedeckung nach Rio Janeiro ab.

Zu Rio Janeiro befindet ſich das Diamanten-Cabinett in der Schatzkammer des königlichen Pallaſtes; neue glaubwürdige Nachrichten ſchlagen den Werth deſſelben zu 6000 Karat an. Niemand kann es indeſſen zu ſehen bekommen, wenn er nicht mit einem Befehle verſehen iſt, der die Unterſchriften ſämmtlicher Miniſter habeꝝ muß.

Die Diamanten befinden ſich in einer Reihe ſtarker Kiſten, die eine, wie die andere, mit drey verſchiedenen Schlöſſern verſehen ſind. Die Schlüſſel zu dieſen werden von eben ſo viel beſondern Beamten aufbewahrt; ſo daß demnach nur ein gemeinſchaftliches Oeffnen möglich iſt.

Der größte Diamant, vielleicht der einzige in ſeiner Art, ein regelmäßiges Achteck, hat 7/11 Unz. Troy. Gewicht. Die meiſten ſind nur von acht Karat, ſonſt aber außerordentlich ſchön. Unter den farbigen wird auch ein herrlicher nelkenrother bemerkt, ſechstauſend Karat in Geldwerth*). — Welch ein Schatz für unvorhergeſehene Fälle, der überdem noch jährlich vermehrt wird! Welche Maſſe von ſchlummernden Kräften, die die Zukunft ins Leben zu rufen verſpricht.

Vor einigen Jahren befand ſich in dieſer Sammlung ein angeblicher Diamant, der beynahe ein Pfund ſchwer war. Ein Freyneger zu Villa do Principe hatte ihn von einem Freunde geerbt, dem Könige ſelbſt überreicht, und erwartete eine außerordentliche Belohnung dafür. Allein bey der Probe ward der Stein als bloße Kryſtallmaſſe erkannt. Bey dem Ritzen mit einem kleinern Diamante von 5 bis 6 Karat entſtand nähmlich eine tiefe Furche darin. Dieſer Beweis war unwiderleglich; beſchämt kehrte der arme Neger in ſeine Heimath zurück. Die Maſſe ſelbſt als Kryſtall betrachtet, war wirklich außerordentlich ſchön; ſie erinnerte an die herrlichſten Proben dieſer Art, wie man ſie nur in den höchſten Alpen zu finden pflegt.

Die Kunſt Diamanten zu ſchneiden, zu ſchleifen, zu ſpalten, zu ſägen und zu poliren iſt vielleicht nur Amſterdam und Antwerpen eigen. Von der Verſchiedenheit im Schnitte hat die Waare ihre unterſcheidenden Namen bekommen, nach welchen man ſie in ſechſerley Claſſen ſortirt hat, nämlich in Tafelſteine, Dünnſteine, Roſenſteine, Brillanten, halbe Brillanten oder Brillonets, und Birnförmige, auf indiſche Art zu Ohrgehängen geſchliffene.

---

*) Nur mäßig angeſchlagen, gewiß einige zwanzig Millionen Gulden Conv. Münze.

Die Kunſt Dickſteine, Tafelſteine, nämlich mit vier Faſſetten umher, oder auf indiſche Art zu ſchleifen, iſt ſeit etwa 400 Jahren bekannt geworden. Der Roſenſchnitt ſeit 200, und der Brillantenſchnitt erſt ſeit der Zeit Ludwig XIV. Der Cardinal Mazarini hat die erſten für ſich ſchleifen laſſen, und man heißt ſie noch in Frankreich les douze Mazarins.

Notizen und Correſpondenz-Nachrichten.

Nach genauer Berechnung eines Americaners beträgt die ganze Kleidung einer vornehmen Dame in London an Gewicht ganz genau, nicht mehr und nicht weniger als 8 Unzen. Die Damen in America, welche ſolches vornehmlich bey Bällen nachahmen wollen, werden für ihr ganzes Leben leichte 8 Unzen-Damen genannt.

Göthe's Iphigenie und Shakſpeare's König Lear ſind unlängſt ſehr gut ins Schwediſche überſetzt worden.

Zu London hält jetzt Coleridge, ein geachteter, und neuerdings durch ſeine Sibylline leaves beliebter, auch mit der deutſchen Literatur nicht unbekannter Schriftſteller, Vorleſungen über Shakſpeare, welche die frühern Erklärungen des großen Dichters weit übertreffen ſollen.

Von der durch den bekannten trefflichen Kupferſtecher Carl Müller in Weimar angekündigten Folge von Porträten der vorzüglichſten deutſchen Dichter und Gelehrten, ſind bereits die Bildniſſe von Göthe und Wieland erſchienen; und die Theilnahme, mit welcher dieſe zwey Blätter aufgenommen werden, haben den wackern Künſtler zur Fortſetzung eines Unternehmens aufgemuntert, womit er allen vaterländiſch geſinnten Deutſchen eine Gallerie ihrer erſten Männer in Wiſſenſchaft und Kunſt aufzuſtellen gedenkt. In dieſem Monathe ſoll nunmehr Schillers Bild nach der gelungenen Zeichnung von Jagemann, ebenfalls in Lebensgröße und Zeichnungsmanier geſtochen, auf gefärbtes Papier gedruckt, die Lichter mit Weiß erhöht, vollendet ſeyn. Dann folgen Hufeland, Herder ꝛc.

Der Velocipede und die Draiſine haben einem Mayländer, Hrn. Carton Brianza, die Idee zur Erfindung einer neuen Maſchine, genannt Velocimano, geliefert. Sie wird mit abwechſelnder leichter Bewegung der Hände, oder auch nur einer Hand getrieben; der Fahrende ſitzt ganz bequem, und ſeine Füße ruhen auf einer Lehne; er bedient ſich letzterer einzig zum Umdrehen. Man geht mit dieſer Maſchine eben ſo leicht vor- als rückwärts, und fährt viel leichter damit aufwärts, als mit dem Velocipeden. Vor dem Sitzenden iſt ein mechaniſches Pferd angebracht, deſſen ſich auch die Damen bedienen können, vorzüglich weil es die Perſonen zu keinem Gleichgewicht verbindet. Der Erfinder ſchlägt den Weg der Subſcription ein. Ein mechaniſches Pferd koſtet 300 Mayl. Lire. Die Maſchine hat vorn ein Rad und hinten 2 Räder. Der ganze Mechanismus beſteht darin, daß man die Flügel an dem mechaniſchen Pferde auf- und niederhebt.

Daß der Caffee Gift ſey, iſt uns kürzlich lang und breit von einem Magyariſchen Aesculap ſo überzeugend demonſtrirt worden, daß es wirklich nahe dran war, keinen mehr zu genießen, wenn nicht zum Glück noch zeitlich genug eine Ehrenrettung erſchienen wäre. Nun wird auch über den Thee das Pereat ausgeſprochen. Man lieſt nähmlich im Monthly Magazine Folgendes: Der Extract der Theepflanze iſt eines der wirkſamſten narcotiſchen Gifte. Man hat bemerkt, daß die Perſonen, die in dem Waarenlager der Oſtindiſchen Compagnie zum Auspacken und Behandeln des Thee's gebraucht werden, meiſt binnen wenigen Jahren paralytiſch werden, und daß ſeine Ausdünſtungen Kopfweh, Betäubung und Schwindel verurſachen.

Ueber Petersburgs wiſſenſchaftliche Anſtalten wird Folgendes gemeldet: Das Studium der morgenländiſchen Sprache wird ſeit Anfang des Jahrs 1819 hier in erweitertem Maße betrieben. Bis jetzt ward durch zwey Zöglinge des Hrn. Sylv. de Sacy, durch die Prof. Demange und Charmoy bloß das Arabiſche gelehrt; nun wird auch im Perſiſchen, und in der Folge auch in der türkiſchen, in der tartariſchen und in der armeniſchen Sprache Unterricht ertheilt werden. Hülfsmittel dazu ſind von mancherley Art theils ſchon vorhanden, theils werden ſie noch herbeygeſchafft. So hat der Fürſt Gallizin, der an der Spitze des öffentlichen Unterrichts ſteht, und deſſen Verwaltung hierin Epoche macht, dem Kaiſer vorgeſchlagen, des franzöſiſchen Conſuls zu Bagdad, Hrn. Rouſſeau's koſtbare »Sammlung von arabiſchen, perſiſchen und türkiſchen Handſchriften anzukaufen, welches der Monarch auch genehmigt, und dieſen Schatz der kaiſerl. Academie der Wiſſenſchaften geſchenkt hat. Jetzt wird auch ein »orientaliſches Muſeum« angelegt, zu welchem Alles, was die Academie von gedruckten und von handſchriftlichen orientaliſchen und das Morgenland betreffenden Werken, von Medaillen und andern hieher gehörigen Monumenten bereits beſitzt, den Stamm ausmachen ſoll. Die der Academie gehörige »Sammlung aſiatiſcher Medaillen« enthält allein gegen 20,000 Nummern, mit deren Claſſificirung der Academiker, Herr Fröhn, dermalen beſchäftigt iſt. (Vergl. Nr. 16 des Conv. Bl.) Er wird von dieſem reichen Vorrath ein räſonnirendes Verzeichniß in 3 Quartbänden, mit Abbildung der mindeſt bekannten und ſeltenſten erläutert, herausgeben, und dadurch über manche bisher noch im Dunkel liegende Puncte der ältern Geſchichte Rußlands Licht verbreiten.

Von dem großen Prachtwerk: Description de l'Egypte in Folio, iſt die dritte Lieferung erſchienen, und zwar in 3 Abtheilungen: Antiquités, Histoire naturelle, Etát moderne, die mit wahren Schauſtücken der

Zeichen- und Kupferſtecherkunſt begleitet ſind. In der Nr. 4 ſteigt Du-Bois-Aymé in ſeiner Notice sur le sejour des Hebreux en Egypte sur leur fuite dans le desert bis zu ihren Uebergängen vom Jäger- zum Hirtenleben, und von dieſem zum Ackerbau hinauf, und gibt die richtigſten Begriffe über die Perſonen und die Beduinen-Sitten der Patriarchen. Den Sagen in der Geneſis läßt er die volleſte Gerechtigkeit wiederfahren, und macht auf deren Wahrheit beſonders dadurch aufmerkſam, daß er bemerkt, wie ſich die hiſtoriſche Würde ſogleich in ungereimte Erzählungen verliere, wenn Araber und Perſer in Sagen aus dieſen frühen Zeiten eingingen. Die Lücke der egypt. Geſchichte zwiſchen Jacob und Moſes füllt er aus Manetho aus. Hiernach hätte Moſes ſeine Rolle unter Pheron, dem Sohne Seſoſtris geſpielt. Die egypt. Plagen ſieht der Verf. für natürliche Ereigniſſe an. Die Feuer- und Wolkenſäule iſt ihm das Caravanenfeuer. Goſen ſucht er in dem Thale Saba'h-byar, das öſtlich von Egypten ſich nach Syrien ausdehnt; Pi Hachireth, vor dem die Iſraeliten an dem Abend gelagert waren, ehe ſie über das arabiſche Meer gingen, findet er in dem Schloß Hadjeroth, 3 Stunden von dem Brunnen Suez gelegen; den von Niebuhr angegebenen Platz des Durchgangs auf der Fuhrt bey Suez findet er zwar ſehr wahrſcheinlich; doch möchte er ihn etwas nördlicher anſetzen, an der Gegend, die jetzt kein Meer mehr bedeckt, wegen der Lage von Hadjeroth und der Vorausſetzung, daß in alten Zeiten das Meer bey Suez tiefer geweſen, und ſein Sand erſt ſpäter höher geworden ſey ꝛc.

Vor der franzöſiſchen Revolution war die Summe des baaren Geldes höchſt wahrſcheinlich 8 bis 900 Millionen Gulden, aber dieſe iſt durch den langen Krieg vermindert worden. Hier über den Gold- und Silberbergbau in Deutſchland Einiges aus Crome's Ueberſicht der Staatskräfte. An mineraliſchen Producten hat unſer Vaterland einen großen Ueberfluß; daher es auch zu denjenigen Staaten in Europa gehört, die des älteſten und ausgebreitetſten Bergbaues ſich rühmen können. Indeſſen hat Deutſchland doch nur wenige und nicht reiche Goldbergwerke, nämlich bloß im Salzburgiſchen, in Tyrol und in Böhmen, und auch dieſe geben wenig Ausbeute. Im Harz, im Bayreuthiſchen ſind ſie faſt ganz eingegangen. Auch wird nur wenig Scheidegold aus den Silber- und Kupfererzen gezogen, ſo wie faſt gar nichts mehr aus den Goldwäſchereyen am Rhein u. ſ. w. gewonnen wird. Sachſen hat das meiſte Silber von allen europäiſchen Staaten aus ſeinen Gebirgen, denn ſein Erzgebirge bringt allein in einzelnen Jahren 46,000 Mark Silber. Auf dem Harz werden in manchen Jahren 30 bis 40,000 Mark gewonnen. Oeſterreich liefert in Europa hinwieder das meiſte Gold, denn in Siebenbürgen allein gewinnt man 2000 bis 2500 Mark in einzelnen Jahren; Ungarn aber liefert bloß 1500 bis 1600 Mark jährlich; dagegen gibt dieß letzte Land in Silber jährlich 86860 Mark, Siebenbürgen nur etwa 6000.

In London war es bey den Damen eine Zeitlang Mode, Schuhe aus Rattenleder zu tragen. Nun aber iſt man wieder davon abgekommen. Die Katzen, vom Geruch angelockt, haben mehrere artige Füßchen angefallen, und zu ſchneller Flucht genöthigt.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationsblatt.

28.

Dinſtag, den 6. April 1819.

Adams Grab auf der Inſel Ceylon.

Seit der Beſitznahme der Engländer von dieſer Inſel, mangelt es nicht an genauern Nachrichten über das merkwürdige Denkmal unſers gemeinſchaftlichen Stammvaters. Der Reiſende Davy macht uns nachſtehende Schilderung:

Ich komme ſo eben vom Adams-Pick. Es iſt ein mächtiger Berg, umgeben von Höhen, welche er alle überragt. Der Weg zu dem Gipfel, acht (engliſche) Meilen, iſt ſteil, beſchwerlich, und an einigen Stellen gefahrvoll; er zieht ſich durch ſchöne Waldung, oder undurchdringliches Dickicht, über ungeheure Felſenmaſſen, am Rande von Abgründen hin und durch Strombetten. An den gefährlichſten Stellen wird das Steigen durch plumpe Leitern, die aus Baumzweigen beſtehen, durch Stufen, die in den Felſen gehauen ſind, und durch ſtarke eiſerne Ketten erleichtert. Unſtreitig iſt dieſer Weg, wie er jetzt iſt, das Werk von Menſchenhänden, und für die Pilger angelegt worden; keineswegs aber, nach der gewöhnlichen Angabe, das

Bett eines Bergſtroms. Die Richtung deſſelben, der lockere Flugſand, Gries und Thon, womit derſelbe an vielen Stellen bedeckt iſt, ſind mit dieſer Meinung unvereinbar. Der Gipfel des Berges bildet eine Fläche von 72 Fuß Länge und 54 Fuß Breite. Dieß iſt eine heilige Stelle, wo man den angeblichen Eindruck von Buddha's (Adams) Fuße ſieht. Sie iſt der Andacht geweiht, mit einer niedrigen Mauer umgeben, und mit einem Gehölze von heiligen Bäumen bedeckt. Dieſe Bäume, die zu einer noch unbeſchriebenen Gattung des Roſenholzes (Rhododendron) gehören ſollen, ſind von ehrwürdigem Alter. Ihr immergrünes Laub iſt dunkel und dicht, ihre Blumen ſind glänzend roth, groß und prächtig. Die Eingebornen haben eine hohe Verehrung für dieſe Bäume; Niemand wagt es, ſie anzurühren, und noch weniger eine Blume abzubrechen. Sie ſind, wie die Sage erzählt, von dem Gotte der Hügel gepflanzt worden, als Buddha die Erde verließ, und von dieſem Berge ſchied. Wenn die Sage Recht hat, ſo findet man ſie ſonſt nirgend, als auf der Inſel Ceylon. Der angebliche Eindruck von Buddha's Fuße befindet ſich in einem Felſen, faſt im Mittelpunct des umſchloſſenen Bodens, aber die Aehnlichkeit mit menſchlichen Fußtapfen iſt in der That ſehr unvollkommen. Es iſt eine langliche Figur, fünf Fuß vier Zoll lang, und zwey Fuß ſieben Zoll breit, in dem breiteſten Theile, bey den Zehen. Dieſer Zehen ſind fünf, und alle von gleicher Länge. Das Ganze iſt umgeben von einem kupfernen Rande, der mit einigen ſchlechten Edelſteinen geziert iſt, meiſt Bergkryſtall und Rubinen, oder Bergkryſtall mit einer untergelegten Folie, um ihm das Anſehn jenes Edelſteines zu geben. Das Heiligthum bedeckt ein kleines hölzernes Gebäude, das wir, da wir es zur Zeit der Wallfahrt beſuchten, fröhlich mit Blumen und Flaggen geſchmückt fanden.

Der heilige Fuß-Eindruck, welchen der Berg ſein Anſehen bey den Eingebornen verdankt, iſt, wie ich mit gutem Grunde glaube, größtentheils Menſchenarbeit. Ich konnte auf der Oberfläche Spuren von Menſchenarbeit unterſcheiden, und die Abtheilungen zwiſchen den Zehen, die zwar, dem Anſcheine nach, dem Felſen ähnlich ſind, beſtehen, wie ich bey genauer Unterſuchung fand, aus einer Miſchung von Kalk und Sand. Wie groß der Einfluß der Religion auf die Gemüther der Eingebornen iſt, beweiſet die ungeheure Anzahl von Pilgern, welche jährlich den ſteilen, ſchroffen Berg erklimmen. Es ſind ihrer gewiß viele Tauſende. Wir ſahen wenigſtens zwey- bis dreyhundert. Sie waren von allen Ständen und Volksclaſſen, von der höchſten bis zur niedrigſten Kaſte, Weiber ſowohl, als Männer, und von jedem Alter, von dem Kinde, das der Vater auf dem Rücken trug, bis zu dem ſilberhaarigen, wankenden Greiſe, der nicht ohne Stütze hinanſteigen konnte. Die dargebrachten Gaben beſtehen in Früchten des Landes; die Wallfahrer beten zuerſt für ihre Angehörigen, dann für die Wohlfahrt des Heiligthums, und zuletzt für ſich ſelbſt. Ehe die Pilger wieder hinabſteigen, findet ein rührender Auftritt ſtatt. Sie tauſchen unter einander das Betel-Blatt, ihr Friedenszeichen, aus; die Weiber bezeigen durch tiefe Verbeugungen ihre Ehrfurcht und Liebe gegen ihre Männer, wie die Kinder gegen ihre Aeltern, und Freunde gegen Freunde. So werden die Bande der Verwandtenliebe befeſtigt, Freundſchaften bekraftigt, und Feindſchaften verſöhnt. Endlich ſegnet ſie der Prieſter und heißt ſie in die Heimath zurückgehen, und ein tugendhaftes Leben führen.

……

Erweiterte Leſeanſtalt am Joanneum zu Grätz.

Von

Julius Schneller, Profeſſor.

Crescit eundo.

Der Erzherzog Johann beſuchte Grätz noch nie, ohne eine ſchöne oder große Spur Seines Dahierſeyns zu hinterlaſſen.

Seitdem Er die Anlegung ſeiner Bildungsſchule in Steyermark beſchloß, arbeitete Er Anfangs für den Ankauf eines würdigen Raumes, dann für die Gründung eines wiſſenſchaftlichen Gartens, dann für Berufung der großen Lehrer Mohs und Veſt, ſpäter für Ausſchmückung aller Gänge durch uralte Denkmahle einheimiſcher Vorzeit, noch ſpäter für Sammlung geſchriebener Nachrichten aus den dunkeln Jahrhunderten, darauf für Gründung einer Gewerbkammer aller Steyermärkiſchen Erzeugniſſe, endlich für Aufſtellung des Seltenen, welches England dem Reiſenden both. Alles vollbrachte Er ſchnell, ſtark, gut.

Seitdem das Ganze im Gang iſt, hat Er zu thun, um zu wecken, was ſchlummert; um zu heben, was ſinkt. Weisſagend verkündete Sein heller Geiſt, was Noth thut, damit ſolche Anſtalten durch Stilleſtehn nicht Eis werden oder Sumpf. Sie müſſen wachſen im Lauf nach dem römiſchen Sinnſpruch, welchen ich zum Motto erwählte.

Als man Ihm den Plan zur Erweiterung der Leſeanſtalt durch zahlende Mitglieder vorlegte, faßte er weitblickend den ſchönen Gedanken auf. Da man Ihm aber vorſchlug, die Männer zum Ausſchuß und zum Erſatz ſelbſt zu ernennen, ſagte Er: »Wiſſenſchaftliche Vereine können nur durch gleiche Rechte beſtehen; laſſen Sie nur die Mitglieder ſelbſt wählen, dieſe wiſſen am beſten, wem ſie vertrauen.«

Die Erweiterung der Leſeanſtalt kam zu Stande. Mit dem Anfang des neuen Jahres geſchah der Anfang des neuen Vereines. Seitdem biethet das Joanneum in drey getrennten Abtheilungen drey Hauptzweige der menſchlichen und wiſſenſchaftlichen Bildung; nämlich Bücher, Zeitſchriften, Tagblätter.

Den erſten Zweig enthält die Bibliothek. Sie enthält für Geſchichte, Reiſen, Erdbeſchreibung und Naturkunde herrliche Werke, deren der gütige Erzherzog Sich Selbſt beraubte, um dem öffentlichen Gebrauche ſie zu weihen. Die urſprüngliche Sammlung ward vermehrt und vervielfacht durch bedeutende Geſchenke des Grafen von Brigido, welcher durchreiſend das Werdende ſah, und abſterbend ſein Gewordenes hieher beſtimmte. An die zwey edlen Stifter reihte ſich opfernd und ſchenkend der oberſte Staatskanzler, Graf von Saurau, ein Steyermärker, welcher bey ſeiner langjährigen Bildung und bey ſeinen mannigfachen Reiſen, Bücher ſeltenen Werthes und großer Belehrung ſich verſchaffte. Bekanntlich iſt dieſer Graf ſolch ein Kenner Horazens, daß er auf jeden geſagten Hauptgegenſtand von Welt und Zeit, von Hof und Haus mit einem Verſe des Römers augenblicklich zu antworten weiß. Einen ſeiner hierher geſandten wunderſchönen Horaze nahm ich mit doppelter Verehrung in die Hand.

Die Bibliothek wird ſehr beſucht. Von dreißig bis vierzig Seſſeln ſind Abends Alle beſetzt. Jünglinge, ohne durch ein Studiengeſetz gezwungen, oder durch arithmetiſchen Gewinn gelockt zu ſeyn, gehen hierher aus eigenem Antrieb, weil die Werke von einer neueren und anziehenderen Art als jene im Lyceum ſind, welche großen Theils aus aufgehobenen Klöſtern kamen. Es befinden ſich in den Sammlungen des Erzherzogs, des Grafen Brigido, und des Staatskanzlers prachtvolle Ausgaben in den koſtbarſten Einbänden, zum Theil Geſchenke der eingeſchriebenen Autoren oder Verleger, z. B. Göſchen's Prachtwerke von Wieland und Klopſtock, Hammer's ſchönſte Ausgabe der perſiſchen Dichter, Denon Description de l'Egypte, Monumens de France, und Voyage pittoresque et historique de l'Espagne par

Laborde, Vocabulaire de Marine publié à Milan, Bondi le Georgiche, Londonio Storia delle Colonie Inglesi in America, und viele Andere, alles auf Velin, wunderſchön. Als man dem Erzherzog andeutete, daß ſolche Koſtbarkeiten durch allgemeinen Gebrauch nothwendig litten, und daß man vielleicht einen vortheilhaften Tauſch einleiten könnte, ſagte Er mit wahrhaft königlicher Seele: »Hierher ſind ſie geſchenkt, hier müſſen ſie bleiben, hier ſoll man ſie brauchen; möge ſich auch der Gemeine am Schönſten des Lebens erfreuen!«

Den zweyten Zweig der Leſeanſtalt bildet die Journaliſtik. Schon früher ſandte der Erzherzog auf eigene Koſten die ſeltenſten und wichtigſten Zeitſchriften, aber die neu entſtandene Geſellſchaft hat dieſelben aus eigener Kraft vermehrt. *)

) Hier folgen die Namen, wobey die ſchon früher vorhandenen mit Sternchen bezeichnet ſind. 1. Göttingiſche gelehrte Anzeigen. 2.* Halle'ſche allgemeine Literatur-Zeitung. 3.* Jenaer allgemeine Literatur-Zeitung. 4.* Leipziger allgemeine Literatur-Zeitung. 5.* Heidelberger Jahrbücher der Literatur. 6. Wiener-Jahrbücher der Literatur. 7.* Bulletin des Sciences. 8.* Journal des Savans. 9.* Bibliotheque universelle. 10. Miszellen der neueſten ausländiſchen Literatur. 11. Theologiſche Zeitſchrift von Wien. 12. Tübinger theologiſche Zeitſchrift für Katholiken. 13. Theologiſche Nachrichten von Wachler. 14. Zeitſchrift für geſchichtliche Rechtswiſſenſchaft von Savigny. 15. Archiv für die civiliſtiſche Praxis. 16. Materialien für Geſetzkunde, von Pratobevera. 17. Juſtiz-, Cameral- und Polizeyfama. 18. Deutſche Staatsanzeigen von Adam Müller. 19. Europäiſche Annalen. 20. Die Zeiten, von Voß. 21. Hiſtoriſch-politiſches Journal für Deutſchland, von Buchholz. 22.* Minerva. 23. Der europäiſche Aufſeher, v. Berak. 24. Nemeſis, von Luden. 25. le Censeur par Comte et Dunoyer à Paris. 26. Beyträge zur Erörterung und Prüfung der Taatsmeinungen über Politik, Staatsrecht und Staatswirthſchaft. 27. Neue allgemeine Weltbühne, politiſch-ſtatiſtiſche Zeitſchrift. 28.* Archiv für Geographie, Hiſtorie, Staats- und Kriegskunſt, von Hormayr. 29.* Heſperus, von André. 30. America durch ſich ſelbſt dargeſtellt, bey Göſchen. 31.* Vaterländiſche Blätter für den öſterreichiſchen Kaiſerſtaat. 32.* Neue allgemeine geographiſche Ephemeriden, von Bertuch. 33.* Neueſte Länder- und Völkerkunde. 34.* Militäriſche Zeitſchrift. 35.* Jahrbücher der Medicin. 36. Mediciniſch-chirurgiſche Zeitung von Erhard. 37.* Bibliothek der practiſchen Heilkunde von Hufeland und Harles. 38.* Journal der practiſchen Heilkunde von Hufeland und Harles. 39. Zeitſchrift für pſychiſche Aerzte, von Naſſe. 40. Archiv für den thieriſchen Magnetismus, von Eſchenmayer. 41.* Annalen der Phyſik, von Gilbert. 42. Journal für Chemie und Phyſik, von Schweigger. 43. Magazin der neueſten Erfindungen in der

Die Leſung der Zeitſchriften ſetzt einen gerüſteten Geiſt voraus, um bey der Menge verſchiedener und ſogar widerſprechender Anſichten mit ſich einig zu werden und zu bleiben. Dieſe abgeriſſenen Arbeiten, in welche ſich unſere Literatur immer mehr auflöſet, bilden einen fortdauernden Zuſammenhang aller Denker Europa's. Obwohl ich die Leſung der Zeitſchriften nicht vorzüglich liebe, und als **Hauptbeſchäftigung** Jedem mißrathe, ſo ſehe ich dennoch, wie auf dieſe flüchtigen Blätter ſelbſt mehr als auf ſtehende Werke der Zeitgeiſt ſein Siegel und ſeinen Stämpel drückt. Sie ſind hauptſächlich beſtimmt, nach **Shakspeare** zu zeigen »das wahre Alter und den Körper der Zeit, ihre Form und ihren Druck; to shew the very age and body of the time, its form and pressure.«

Den dritten Theil der Leſeanſtalt bildet das **Converſations-Zimmer**, wo man über das Neue und Neueſte ſich beſpricht, Zeitungen und Tagblätter erhält. Dieſe ſind nun durch die Erweiterung alle ganz neu angeſchafft.*)

---

geſammten Naturkunde. 44.* Muſeum des Neueſten und Wiſſenswürdigſten aus dem Gebiethe der Naturwiſſenſchaften, der Künſte, von **Hermbſtädt**. 45. Magazin der neueſten Erfindungen, Entdeckungen und Verbeſſerungen, von **Poppe**. 46.* Zeitſchrift für Aſtronomie, von **Lindenau** und **Bohnenberger**. 47.* Annales des Mines. 48. Verhandlungen der botaniſchen Geſellſchaft von Regensburg. 49. Magazin der Entomologie, von **Germar**. 50. Archiv der Agricultur-Chemie, von **Hermbſtädt**. 51. Oeconomiſche Neuigkeiten und Verhandlungen, von **André**. 52. Der Steuer-Regulirungs-Zuſchauer. 53. Mögelin'ſche Annalen der Landwirthſchaft, von **Thaer**. 54.* Annales des Arts et des Manufactures. 55.* Archives des Découvertes. 56. Weimar'ſches Journal für Literatur, Kunſt, Luxus, Mode. 57. Rheiniſcher Hausfreund, von **Hebel** 58. Unterhaltungen für gebildete Leſer, von **Schießler**. 59. Zeitblätter für Freunde wahrer Menſchenbildung. 60. **Krug's** Hermes, oder critiſches Jahrbuch der Literatur.

*) Ihre Namen ſind: 1. Allgemeine Zeitung, in zwey Exempl. 2. Hamburger unpartheyiſcher Correſpondent. 3. Correſpondent von und für Deutſchland. 4 **Kotzebue's** literariſches Wochenblatt. 5. Der Freymüthige. 6. Leipzig[illegible]llgemeine muſikaliſche Zeitung. 7. Zeitung für die elegante Welt. 8. Morgenblatt. 9. Abendzeitung. Dazu folgende Einheimiſche: 10. Wienerzeitung. 11. Oeſterreichiſcher Beobachter. 12. Klagenfurter-Zeitung. 13. Grätzer-Zeitung. 14. Wiener-Zeitſchrift für Mode. 15. **Bäuerle's** allgemeine Theater-Zeitung. 16. Sammler. 17. Curs-Zettel. 18. Eipeldauer. 19. Oelzweige. 20. Converſationsblatt.

Das Leſen erwecket zum Denken, und erfriſcht im Reden. Daher halt' ich ſehr weiſe die Gründung eines Ortes für Lectüre und Converſation, wo der Geſchäftsmann wie der Gelehrte in einer freyen Stunde der Erholung Menſchen höherer Art zum Geſpräche findet. Noch ein beſonderer Vortheil iſt, daß Männer aller Stände hier zuſammen treten; ſie rücken ſich näher; die kleinen Scheidewände fallen, ſie lernen ſich kennen; Umgang erzeugt Achtung, und Mancher gewinnt ein Herz, das ihm ſonſt fern und alſo fremd geblieben wäre. Die Converſation führt Alle nothwendig zur Urbanität, und leitet einige ſogar bis zum Humanen. Sie mildert die Sitten und ſchärft den Verſtand. Sie weckt den Geiſt durch Nacheifer ſowohl als Vorbild, durch Widerſpruch oder Verein. Wahr bemerkte Diderot: »Tüchtig reiben muß man Ein Hirn am Andern, um heraus zu bringen die Funken des Geiſtes. Il faut bien frotter une cervelle contre l'autre, pour en faire sortir l'étincelle de l'esprit.«

Nun möchte ich fragen, ob das große und weite Kaiſerthum Oeſterreich auf ſeinen zwölftauſend Geviertmeilen eine zweyte Anſtalt enthält, welche achtzig Zeitſchriften und Zeitungen in dem Umfang eines einzigen Gebäudes biethet, für den kleinen monathlichen Beytrag von drey Gulden in Papiergeld.

Für die weitere Verbreitung der Kenntniſſe könnte die Beylage zur Grätzer-Zeitung weſentlich wirken, wenn ſie wöchentlich körnige und kernige Auszüge von dem Wiſſenswürdigſten lieferte, was von den verſchiedenen Puncten des Auslandes täglich im Joanneum zuſammen ſtrömt. Die Strahlen, welche das Joanneum wie in einem Brennpuncte vereinigt, gingen dann durch dieſes Mittel erhellend und erwärmend auf alle Puncte in den weiten Umkreis unſerer Steyermark. Dadurch würde die Beylage zur Grätzer-Zeitung die Neugierde der Gegenwärtigen erwecken, den Abweſenden ihren Mangel erſetzen, den Namen des Aufmerkſamen verdienen, und die Beſtimmung erfüllen, wegen welcher ſie urſprünglich von Einem Blatt auf drey in der Woche geſetzt ward.

Die Namen der Mitglieder in der erweiterten Leſeanſtalt habe ich heute (am 12. Februar 1819) gezählt, und die Zahl zweyhundert ſieben und zwanzig gefunden. Ihr jährlicher Beytrag macht alſo achttauſend zwey und ſiebzig Gulden. Die Stände der Steyermark, geleitet von dem ehrwürdigen Greiſe, dem Landeshauptmann, Grafen v. Attems, geben die Zimmer, die Beleuchtung, die Heitzung und alle die andern Kleinigkeiten, ohne welche doch auch das Größte und Schönſte auf Erden nicht beſtehen kann.

Haupt iſt der, welcher auch der Geiſt iſt, nähmlich der Erzherzog. Seine Stelle vertritt der Herr Gubernialrath v. Perſoon. Den Ausſchuß bilden für dieſes Jahr Landrath von Fichtl, Profeſſor der Rechte Jenull, Ritter von Kalchberg, Profeſſor der Rechte Leeb. Erſatzmänner ſind: Profeſſor und Ordensprieſter Kreil, Doctor und Arzt Menz, der Eiſengewerke Edler von Thinfeld, und der Wirthſchaftsrath Wanggo. Den geiſtreichen und freymüthigen Rath Waſtel entriß der harte Tod ſeiner Wirkſamkeit. Rückſichten der Krankheit nöthigten den Herrn Gubernialrath von Ehrenberg ſeine fernere Theilnahme zu verweigern. Ich habe die auf mich gefallene Wahl nicht angenommen, um hier einzig zu genießen, ohne etwas zu arbeiten.

Die Herren Advocaten, welche den geiſtreichſten, rührigſten, und gewiſſer Maßen den einflußvollſten Stand der Stadt bilden, nahmen häufig Antheil. Mit mehreren derſelben, deren Anſichten meiſtens aus dem innerſten Leben gegriffen ſind, ſprach ich einzeln und vertraut über den Beginn und die Fortdauer dieſer Anſtalt. Ich hörte von ihnen ſehr natürliche und auffallende Bemerkungen, welche dem Ausſchuſſe und den Erſatzmännern kein Geheimniß bleiben ſollten.

Bey Gründung einer ſolchen, auch reif durchdachten Anſtalt zeigt die Erſcheinung und Wirklichkeit mehrere unvorgeſehene Hinderniſſe und Gegenſätze. Aber die Zeit ebnet und berichtigt. Der witzigſte Kopf unſerer Stadt ſagte treffend: Laßt es ſeyn, damit es werde! Was iſt, wird!

Einzelne, auch die beſten Köpfe, können nur über Einzelnes entſcheiden. Nur in Allen liegt Alles. Will man alſo allgemein die Geſinnung der Geſellſchaft hören und bewahren, ſo eröffne man ein weiſſes Buch, worein Jedes von den Mitgliedern ſchreiben darf. Doch jeder muß ſeinen Namen unterzeichnen. Wer nicht den Muth hat, für ſein Wort zu ſtehn, ſoll nicht ſchreiben.

Julius Schneller, Profeſſor.

* * *

Critiſche Umblicke.

Von Franz Gräffer.

1.

Manche Autoren zeigen mehr Genie, als ſie haben — die ſind Dichter nolens volens. Daher der Ausdruck: »Glücklich« — Dieſe, jene Idee iſt glücklich durchgeführt. — Es iſt auch ſo. Es geſchieht, iſt geſchehn, ohne daß der Verfaſſer es merkt. Das iſt Hauptbedingniß, Haupt-Character der Poeſie. Die gediegene Fruchtbarkeit iſt die Mutter glücklicher Bilder, Ausdrücke, Wendungen, die Dichtkunſt ihre natürlichſte edelſte Sphäre. — Wir haben manche Proſaiſten, die beſſere Dichter wären; viele Dichter, ſo beſſere Proſaiſten ſeyn würden, und noch mehr Autoren, die Beydes zugleich ſind, ohne Eins oder das Andere zu ſeyn.

2.

Um die Sprache als ſolche, als geiſtiges Band geiſtiger Weſen iſt's eine erhabene Idee. Wenn eine Sprache ſtirbt, nicht in Schrift, ſondern in ihrer natürlichſten, unmittelbarſten Function: der Rede, wenn noch Einer, ein Einziger lebt, der ſie ſpricht, und dieſer Einzige dann auch ſtirbt, das iſt ein wehmüthig erhabener Gedanke. Von einem ſolchen Schmerzgefühl wird man ergriffen, wenn man lieſt, wie Wansleb Anno 1673 noch den letzten Mann ſah, der die egyptiſche Urſprache, der coptiſch ſprach. Dieſer Mann war bereits 80 Jahre alt, ſein Name Muallim Athanas. Dieſer Mann ſtarb bald darauf, und nahm die Sprache mit ins Grab. Das iſt ein wehmüthig erhabener Gedanke. —

3.

Es iſt eine ſehr ernſthafte Abſurdität policirter Völker, daß es eine Schmach iſt, unbemittelt zu ſeyn, und eine Ehre, viel Geld zu haben; es iſt eine noch ernſthaftere Verkehrtheit, daß jene Schmach bedeutſamer iſt, als dieſe Ehre.

4.

Was man doch vordruckt und nachdruckt; was man doch auch Alles nicht druckt! (Nicht unverdienſtlich, ja Noth wär' es, zu proclamiren Ideen, Titel von Büchern, ſo zu unternehmen, vor- oder nachzudrucken, — Pensa). Warum druckt keiner von den vielen Virtuoſen, deren gemeinſchaftlicher Namenstag den 25. October fällt, Goguets

Unterſuchung von dem Urſprung der Geſetze, Künſte und Wiſſenſcha ten ꝛc. der alten Völker? Dieſes goldene Buch hat Hamberge germaniſirt, aber die Sprache iſt ſchon veraltet, es erſchien Anno 6 (der Auszug von Sattler iſt — ein Auszug). Warum macht ſi Niemand daran, dieß goldne Buch neu aufzulegen; und Nota bene was ein doppelt Verdienſt wäre, es fortſetzen, beendigen zu laſſen denn die drey Quartbände gehn nur bis Cyrus! Noch mehr. Ei tüchtiger Archäolog ſollte es mit der modernen Zeit critiſch paralleliſiren Aus einem ſolchen Buch ließe ſich wieder etwas lernen! Die Holländer, noch vor Kurzem die Phönizier der neuen Welt, trieben de Buchhandel mit rationellerem Geiſt, mit mehr Selbſtthätigkeit. Di Data ſind zu erlaſſen. — Nur Ein, obwohl profanes Beyſpiel. Al der feine Epicuräer, der ſcharfſinnige, vielberedte St. Evremon (vielleicht der Wieland der Franzoſen) au jour war, lief in Pari aus Holland ein Brief nach dem andern an die literariſchen Correſpondenten ein, laconiſch des Inhalts: Schreibt uns St. Evremonts! St. Evremonts ſchreibt uns! Und — man ſchrieb St. Evremonts, und — die Amſterdamer proſperirten ꝛc.

5.

Der Character des Laſſens in Dingen der Leidenſchaft iſt Erhabenheit. Es bedingt Abſtraction, Selbſtbeherrſchung. Die Kraft bändigen, iſt mehr werth, als ſie ſelber. Laſſen iſt größer als Thun. Leider weiß nur der eigne Zügler ſelbſt um ſeinen Sieg; es geht das fruchtende Beyſpiel verloren. Dieſe Parthie gehört für den Philoſophen nicht für den Hiſtoriker. Der weiß nichts davon; Jener kann nich genug practiſch ſeyn, darum wird ſo viel gethan, verübt, was ſon nicht geſchähe. Man lehrt uns nur das Ueben, nicht das Unterlaſſen das ſollen wir uns ſelbſt lehren. Und wir ſind doch nicht lauter Blondins und Blondinen (die Tugend muß blaue Augen haben, ſagt Steigenteſch). Aber auf Haare und Augen nimmt die Juſtiz keine Rückſich »Ich habe das und das nicht gethan!« Seht, darin liegt oft meh Verdienſt, als in einer Bogenlangen, ſogenannten Meritenliſte.

6.

Vermögen, Mittel: darunter verſteht man das liebe Geld. Abe bey aufgeklärten Leuten ſollte dieſes wenigſtens nicht das einzige Mittel ſeyn, zu Anſehn und Auszeichnung. Allein iſt denn das auch de Fall? Mit nichten. Aber wo ſind die aufgeklärten Leute? Da, wo di beliebten Mittel nicht ſind. »Ja ſo!« —

7.

Der Zufall iſt ein größerer Meiſter, als die Abſicht. Es ſey in beſonderer Anwendung auf die Mahlerey der Töne (nicht P. Caſtels glänzendes Phantom des Farbenclavires), auf das, was man Tongemählde nennt, geſagt. In Compoſition und Titel, (ſelbſt die ſchöpferiſche Schöpfung nicht ausgenommen) ſind ſie es immer nicht; durch Zufall, wie das Bley am Chriſtabend, die Wolkengebilde, die Fenſterblumen im Winter, ſind ſie es öfter. Es kommt nur darauf an, daß man es bemerkt und ausſpricht. So iſt nach meinem Gefühl die Ouverture von der Oper Tancredi das charakteriſtiſchſte Tableau des platoniſchen und nicht platoniſchen Proceſſes eines feurigen und glücklichen Liebhabers durch alle Grade hindurch, vom erſten Keim der Leidenſchaft; Seufzer, Geſtändniß, Erhörung, wildere Wünſche, Zudringlichkeit, Widerſtand, Nachgiebigkeit, Sturm und Sieg, Alles lebendig, mit den Händen, nicht doch, mit den Ohren zu greifen. Ob der Compoſiteur es planmäßig ſo getroffen hätte? Ob Jedermann das darinnen findet, was ich?

8.

Eine ſtreng critiſche Mythologie wäre ein ſchönes Buch, aber wer ſoll es ſchreiben? Woher die authenthiſchen Daten? Creuzer und Böttiger, Böttiger und Creuzer wären zwey Männer. Die Herder, die Heyne ſind ſelbſt ſchon Götter. Es wäre ein ſchönes Buch. Nicht für Antiquare allein, (ich werde wohl nicht die uneigentlich alſo benannten Buchhändler meinen!); auch für die Leſewelt. Denn vielleicht würde es herauskommen, daß dieſer Jupiter und Apoll, dieſe Venus und Juno, und wie alle die Sippſchaften heißen, nichts als ſehr gute, ſehr kluge Phyſiker waren, Leute von Genie, vorgeübt im Stillen, gehoben, befeſtigt, allmächtig durch den Contraſt der profanen Zeitgenoſſen, u. ſ. w. »Das künſtliche Völkchen, ein mythologiſcher Schwank« das iſt die Aufſchrift einer ziemlich langen humoriſtiſchen Epopoe, von der ich bey Gelegenheit einige Strophen als Probe publiciren will. Alſo, es wäre ein ſchönes Buch; ein Verleger von großen Anſichten ſollte einen Preis ausſchreiben.

Sehnſucht und Glaube.

Sonnet.

Wozu dieß heiße, unnennbare Sehnen
In meiner Bruſt? — Es wird doch nie geſtillt;
Wird auch des Wiſſens Tiefe mir enthüllt,
Mag Ruhm und Freude meinen Scheitel krönen.

Den Zauberkelch der Erdenfreuden füllt
Oft eine Quelle bitterer Kummerthränen,
Das klarſte Wiſſen wird oft dunkles Wähnen:
Nur aus dem Glauben ſüßer Friede quillt.

Der Glaube ſieht das Paradies noch offen,
Schafft bange Sehnſucht ſchnell in frohes Hoffen,
In heitres Licht des Lebens Dunkel um:

Er löſet ſanft des Grams, des Leidens Bande,
Ihm blühen Roſen noch am Grabesrande:
Drum flieh' ich, Glaube! in dein Heiligthum.

G. H.

Notizen und Correſpondenz-Nachrichten.

Daß Herr von **Kotzebue** nicht mehr iſt; daß er ein auffallend tragiſches Ende genommen, haben alle periodiſchen Blätter, beſonders die, ſo täglich erſcheinen, zur Genüge verkündet. Wiederholte Wiederholungen zu liefern, kann nicht im Plan unſerer Zeitſchrift liegen; da wir aber die Sache doch nicht ganz übergehn können, ſo wollen wir ſie hierdurch wenigſtens berühren, bevor ſich ein Weiteres verlautbaren läßt.

Nur in wenigen periodiſchen Blättern haben wir angezeigt gefunden, daß in England eine Geſellſchaft zur Bekehrung der Juden geſtiftet worden iſt. Für welches chriſtliche Bekenntniß die Iſraeliten ſich entſcheiden wollen, bleibt ihnen ganz anheim geſtellt. An der Spitze der Geſellſchaft ſtehen die Biſchöfe von **Gloceſter** und von St. **David**. Es ſind ſchon 2 Filialgeſellſchaften in Calcutta und America errichtet. — Auf der andern Seite hat zu Frankfurt a. M. ein reicher Iſraelit, **Model Schuſter**, einen Fond von 65,000 fl. zur Errichtung einer größern Talmudſchule beſtimmt, um das Talmud'ſche Judenthum (wieder) zu befeſtigen.

Ein vor einigen Wochen bey Abtragung des Schneidwalls zu Frankfurt gefundenes Menſchengerippe lag in einem, eigens in die Mauer des Thurms, tief unter der Erde eingebrochenen, mit Quadern und eiſernen Banden vermauerten, ungefähr 4 Schuh großen Loche. Das Gerippe gehörte einem weiblichen Körper an, und Alles läßt vermuthen, daß die Unglückliche lebendig eingemauert worden iſt. Nach dem Urtheil der Aerzte mochte ſie zwiſchen 20 und 30 Jahre alt geweſen ſeyn. Sie hatte in ihrer Stellung die eine Hand unter den Kopf geſtützt; man fand an ihr mehrere Verletzungen, die ſie früher erhalten haben mochte. Der eine Arm war gebrochen, aber wieder verknöchert, und aus der Hirnſchale war ein Stück in der Größe eines Zwanzigers gehauen. Man fand bey ihr noch die Ueberreſte eines Gerichts von einem Hammel. Ueber ihrem engen Kerker war ein rundes Loch befindlich, durch welches man ihr wahrſcheinlich die Nahrung zukommen ließ. Auf der entgegengeſetzten Seite fand man einen ähnlichen Behälter, worin ein ſteinernes Crucifix befindlich war. In einem der Mauerſteine waren die Buchſtaben S. F. eingehauen, woraus man ſchließt, daß die Unglückliche ein Opfer der heil. Fehme geworden. Auch wurde in dieſem Thurme die ſogenannte eiſerne Jungfrau aufbewahrt.

Nach einem Briefe von Benjamin Shaw, der im polit. Journal 1819, Jänner, Seite 53 überſetzt iſt, macht das Lancaſter'ſche Unterrichtsſyſtem in allen Weltgegenden große Fortſchritte. In Frankreich ſind ſeit ſeiner Einführung ſchon 800 Schulen nach dieſer Methode errichtet. — Die vier jungen Männer, welche der Kaiſer von Rußland nach England geſchickt hat, um ſich mit dieſem Syſtem bekannt zu machen, ſind zurückgekehrt, und es werden mehrere Schulen dieſer Art im ruſſiſchen Reiche geſtiftet werden. Warſchau hat bereits eine. Selbſt in Madrid iſt eine ſolche Schule angelegt. — Ganz im Geiſte der urſprünglichen Stifter iſt die, unlängſt in Lemberg angelegte. Daß man aber in Deutſchland und andern Nordſtaaten keine Rückſicht darauf nimmt, rührt (wie eine Leipziger Zeitſchrift ſagt) daher, weil man da beſſere Schul- und Unterrichts-Anſtalten und Methoden längſt ſchon hat. (Eine Ueberſicht der Geſchichte und Einrichtung der Bell-Lancaſter-Schulen gibt das Conv. Bl. Nr. 2.)

Der Hiſtoriograph des Reichs der Niederlande, Hr. M. Stuart, Prediger der Remonſtranten-Gemeine zu Amſterdam, arbeitet auf Befehl ſeines Souverains an den Jahrbüchern dieſes Königreichs. Hr. Stuart iſt ein Mann von ausgebreiteten Kenntniſſen, nüchternem Blick und ſtrenger Wahrheitsliebe. Seine Gelehrſamkeit und Thätigkeit hat er bereits durch ſeine römiſche Geſchichte in 30 Bänden, (die erſten 4 ſind ins Deutſche überſetzt) und durch ſeine Geſchichte der franzöſiſchen Revolution, dargethan.

Das große Nationalwerk: Rerum Gallicarum et Francicarum scriptores, welches der Benedictiner Mart. Boucquet im Jahr 1739 begonnen, und das zweymal wieder unterbrochen worden, (1762—81, und von 1787 an), wird von dem gelehrten Brial fortgeſetzt. Es iſt nunmehr der 17. Band (in Folio) erſchienen, welcher die Regierung Philipp Auguſts und Ludwigs VIII. umfaßt (46 Jahre). Voraus geht eine Abhandlung des Herausgebers über den Urſprung und die Ausbildung der Pairie in Frankreich. — Ueber das neue Werk: Ueber die Democratie in Frankreich, von dem fruchtbaren de Pradt werden wir nächſtens ein Weiteres berichten. Der Titel iſt: Y a-t-il democratie en France? Qu'est-ce que la democratie ou l'esprit constitutionel. — Die zu Stockholm herauskommende franzöſiſche Zeitung: la Scandinavie, hat aufgehört. — Le Drapeau blanc, ein neues franzöſiſches Journal von Martainville iſt ganz in dem Geiſte des Conservateur vom Grafen Chateaubriand geſchrieben. — Die Zahl der in Paris gegenwärtig erſcheinenden Zeitſchriften beträgt 107. — In dieſem Monathe wird der Naturforſcher Leſueur von New-York aus eine wiſſenſchaftliche Expedition nach Mexico und dem Miſſiſippi, unterſtützt von den Verwaltern des königlichen Muſeums, und dem Miniſterium des Innern, antreten.

Viele Einwohner von Oldenburg haben folgenden Beſchluß gefaßt und unterzeichnet: Die Unterſchriebenen verpflichten ſich hierdurch, daß ſie künftig ſo wenig auf den Straßen als auf den Stadtwällen irgend Jemand, der nicht den Rang eines Fürſten hat, durch Hutabnehmen, ſondern nur durch bloßes Berühren des Hutes mit der Hand grüßen wollen. NB. Wird nicht nachgeahmt werden, weil es — nachgeahmt zu werden verdiente.

In Paris wurde ein Proceß zwiſchen den Schneidern und den Trödlern geführt, der 251 Jahre dauerte, und der ſich um die große Frage drehte: welche Kleider als neu, welche als alt zu betrachten ſind. (Vide etiam Moderner und Antiquar-Buchhandel). Mehr als 20,000 Urtheile ſind dabey gefällt, und am Ende blieb doch Alles unentſchieden.

Die jetzige Bevölkerung Europa's belauft ſich nach der Gazette de France, auf 177,221,600 Individuen auf 154,450 Quadrat-Meilen. Sie umfaßt 53,195,600 Germanen, 60,586,400 Nachkommen der Römer, 45,120,900 Slaven, 3,718,000 Caledonier, 3,499,500 Tartaren und Bulgaren, 3,070,000 Magyaren, 2,022,000 Griechen, 1,179,500 Juden, 1,760,400 Finnen, 1,610,000 Cimbrier, 622,001 Baskiren, 313,600 Zigeuner (Egypter oder Böhmacken), 294,000 Arnauten, 131,000 Armenier, 88,000 Maltheſer, 8000 Tſcherkaſſier und 2,100 Samojeden. In religiöſer Hinſicht 2,100 Chamanen, 1,179,500 Juden, 3,607,500 Mahomedaner, 172,132,500 Chriſten (d. h. 98,229,100 Catholiken, und 42,898,300 Proteſtanten); ferner 31,636,900 Griechen, 224,000 Mennoniten, 189,000 Methodiſten, 55,000 Unitarier, 40,000 Quäcker, und 40,000 Herrnhuter.

Storia di Pontificato di Pio Papa VII. Opera corred. di Documenti dell' istoria di tempo, Carte diplom. Manifesti, Lettere, Note minist. etc. Dieſes, beſonders für die Kirchengeſchichte äußerſt merkwürdige Werk, das ſich durchaus auf Actenſtücke gründet, war ſeit 1815, wo zwey Bände erſchienen, unterbrochen: wird aber nunmehr fortgeſetzt.

Die vornehmſten jetzigen ſpaniſchen Dichter ſind: Moratin, (Verf. mehrerer Luſtſpiele); Quintana, (Verf. des Trauerſpiels Pelayo); Ciſta (Verf. mehrerer Romanzen und Hymnen); Melendez Valdes (der Pindar der Spanier); Geroſtica (Verf. eines Luſtſpiels). Die meiſten leben in Frankreich oder in der Verbannung. Arria hat eine Sammlung von Gedichten herausgegeben. — Unter den Mahlern ſind berühmt: Madrazzo und D. Vincente Lopez, erſter Mahler des Königs. Das ſeit Sept. vor. Jahrs in London herauskommende ſpaniſche Journal, das der ſpaniſchen Regierung ſo unangenehm iſt, hat den Titel: El Espannol Constitutional. o Miscellanea de Politica etc.

Zu Irkutsk in Sibirien befindet ſich jetzt eine Normalſchule, eine zweyt Schule für die Japaneſiſche Sprache, eine Schiffsſchule und eine Bibliothek. —

In England ſind auf Befehl des Unterhauſes mehrere Schriften über die Einrichtung der Irrenhäuſer bekannt gemacht worden, z. B. Hintson the construct. and economy of Lunatic Asylum. von Turet. Aus allen dieſen Schriften erſieht man, daß zu den weſentlichſten Erforderniſſen einer guten Irrenanſtalt Billard, Spielbälle, Geigen, Karten, Bücher, lebendige Thiere ꝛc. gehören. In Swifts Krankenhaus zu Dublin ſtehn alle Abende zwey Whiſttiſche bereit, und die Theegeſellſchaft gehört (begreiflich) zu den wirkſamſten Heilmitteln.

Die American ornithology von Alex. Wilſon, 9 Bde. in Folio zu Philadelphia erſchienen, iſt eines der gehaltvollſten und merkwürdigſten Werke der neuern Zeit, und es gereicht, wie ſich ein ſehr competentes Blatt ausdruckt, in mehrerer Hinſicht der neuen Welt zur Ehre. Der Verf. ehrt ſein Vaterland durch das Bekenntniß, daß alle Materialien, die er bey der Verfertigung ſeines Werks brauchte, von americaniſchem Boden und aus americaniſchen Fabriken ſind, und mit Ausnahme einiger Farben nichts aus Europa entlehnt iſt. Ausgezeichnet wie das Exterieur des Werkes iſt auch die Darſtellungsgabe des Verf. ganz in Humboldts Geiſt und Lebendigkeit. Als Probe ſtehe folgende Stelle aus der Characteriſtik des Fiſcheradlers hier: »Eine große Strecke über ihm (dem falco Leucoceph.) ſchwebt ein anderer Vogel, der die ganze Aufmerkſamkeit des Adlers erregt. An den weiten Kreiſen, die er am Himmel beſchreibt, an den plötzlichen Pauſen, wo er unbeweglich in der Luft ſteht, hat der Adler den Fiſcheradler (falco piscator) erkannt, der in der Tiefe der Gewäſſer ſein Schlachtopfer ausſucht; ſein Auge funkelt bey dieſem Anblick; mit halb geöffneten Fittigen ſchwankt er auf ſeinem Aſte, und beobachtet ſorgfältig was vorgeht. Mit der Schnelligkeit eines Pfeiles ſtürzt der Fiſcheradler ſich ins Meer und verſchwindet; das Geräuſch ſeiner Flügel erſchallt weit umher, man ſieht die Welle ſchäumen, in die er ſich ſtürzte. In dieſem Augenblick ſtrahlen des Adlers Augen von neuem Feuer, er reckt den Hals vor, ſich in Flug zu ſetzen, und ſieht den Fiſcheradler aus den Wellen hervorkommend, mit ſeiner Beute ſtreiten, und mit Freudengeſchrey ſich in die Luft erheben. Dieſes Geſchrey iſt das Signal, nach dem der Adler ſich hinabſtürzt; er ſetzt ihm nach, und bald iſt er ihm vorgeeilt. Jeder ſtrengt ſich möglichſt an, um über den andern ſich aufzuſchwingen, und hierbey machen ſie die ſchönſten Bewegungen in der Luft. Der Adler, der keine Laſt zu tragen hat, kommt ſchnell vorwärts, und greift ſeinen Gegner an; dieſer läßt mit einem Schrey der Verzweiflung und Wuth den Fiſch fallen, den er in ſeinen Fängen hielt. Nun ſteht der Adler einen Augenblick ſtill, ſetzt ſich ins Gleichgewicht, ſtürzt dann wie ein Wirbel herab, ergreift mit ſeinen Fängen den Fiſch, noch ehe er das Waſſer berührt, und trägt ſeine ſchlechterworbne Beute ſtillſchweigend ins Gehölze. Dieſe Kriege zwiſchen beyden Adlern ſind ein tägliches Schauſpiel für die Strandbewohner von Georgien bis nach Neuengland.«

Aus der kürzlich erſchienenen und in americaniſchen Zeitſchriften rühmlich erwähnten Geſchichte von Philadelphia gibt ein Berlinerblatt nachſtehende Ueberſicht: »In der Zeit des Unabhängigkeitskrieges zählte die Stadt nicht über 20,000 Einwohner, jetzt geht die Volksmenge weit über 100,000 hinaus. Die Bevölkerung hat ſich demnach in weniger als einem halben Jahrhundert mehr als verfünffacht. So ſehr die Stadt, beſonders in den letzten Jahren, auch an Umfang zugenommen, und Erweiterung ihrer Gränzen erhalten hat, ſo iſt die Nachfrage um Wohnungen doch ſo groß, daß die Logis ſich in hohen Preiſen erhalten, und ungeachtet der Höhe des Arbeitslohns der Häuſerbau als eine einträgliche Speculation betrachtet wird. Alle Räume ſind dergeſtalt beſetzt, daß neulich ein holländiſches Kaufmannshaus, das ſich hier etabliren wollte, kein zu ſeinen Geſchäften hinreichendes Local finden konnte, und genöthigt war, nach Germantown zu ziehen. Mit Sehnſucht wird ſchon jetzt die Ankunft des Frühlings erwartet, wo die neuen Bauten beginnen werden. Man wird da den Grund zu mehreren 100 Häuſern zugleich legen ſehen, für deren Erbauung das nöthige Terrain an die Meiſtbiethenden verkauft worden iſt, und die noch ſämmtlich im Lauf dieſes Jahrs vollendet ſeyn ſollen. Der Handel nach China, Japan und Oſtindien beſchäftigt von Jahr zu Jahr mehr Leute in den Comtoirs; die Zahl der China- und Oſtindienfahrer wird ſich in dieſem Jahre noch vermehren. Die Cultur des Indigo's und Zuckerrohres nimmt in unſern ſüdlichen Staaten ſo zu, daß wir bald nicht mehr nöthig haben werden, dieſe Erzeugniſſe zur Ausfuhr aus Weſtindien zu holen.«

Wir proteſtiren ernſtlich gegen alle unredlichen Zumuthungen. Wie kann man ſich einfallen laſſen, uns mit anonymen Ausfällen auf Dieſen und Jenen heimzuſuchen; uns anzuſinnen, das Conv. Blatt zu beſudeln, rechtſchaffenen Leſern ein Aergerniß zu geben? Wie kann man das? Meint man, weil faſt alle, ja die geleſenſten, beſonders auswärtigen Blätter leichtſinnig oder gewiſſenlos genug ſind, ſich zu ſolch unwürdigen Privatzwecken herzugeben, daß auch wir bereit dazu wären? Eine ſolche Meynung würde ein gewaltiger Irrthum ſeyn. Solch ruchloſe Sitte, die Hand zur Verleumdung zu biethen, verachten wir mit dem ganzen Unwillen des wahren Biedermanns. Frevelt unter dem meuchliſchen, buſchklepperiſchen Deckmantel der Anonymität fort, wo man euch Raum dazu leiht, und vermehrt anderswo das Scandal, wodurch die Journaliſtik einer Nation, die ſich die deutſche nennt, ſich beym Ausland herabzuſetzen, noch immer fortfahrt. Uns hier gilt die Ausnahme als feſt beſchloſſene Regel. Anonymitäten, weil ſie immer ſchlechte Erziehung, böslichen Sinn, ſchwarzes, zügelloſes, gefährliches Blut verrathen, beflecken ſchon im gemeinen bürgerlichen Leben; in der diſtinguirten Welt der Literatur ſchänden ſie doppelt. —

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationsblatt.

29.

Freytag, den 9. April 1319.

Die Feyer des grünen Donnerstags und Charfreytags zu Pernambuco in Braſilien.

Die Art, wie in Pernambuco (auch St. Antonio do Recife), einer Stadt von 25,000 Einwohnern, der grüne Donnerstag und Charfreytag gefeyert werden, iſt ganz eigenthümlich. Ein neuerer Reiſender, Herr Koſter, ein Engländer, beſchreibt ſie in ſeinem Werke: Travels in Brazil, (wovon kürzlich zu Weimar eine gute Ueberſetzung erſchienen iſt), wie folgt:

Am grünen Donnerstag machte ich mich um 3 Uhr mit zweyen meiner Landsleute auf, um die Kirchen zu beſuchen, welche bey dieſer Veranlaſſung erleuchtet und mit großem Pomp verziert ſind. Die ganze Stadt war in Bewegung. Auch das weibliche Geſchlecht, hohen und niedern Standes ließ ſich an dieſem Nachmittage zu Fuß auf den Gaſſen paradirend ſehen, ihrer ſonſtigen Gewohnheit ganz zuwider. Viele von ihnen waren in Seide von mannichfachen Farben gekleidet, und mit goldenen Ketten und anderem Schmuck beladen, da ſie an dieſem Tage eine allgemeine Muſterung aller Koſtbarkeiten gehalten hatten, die ſie beſaßen. In einigen Kirchen war das Flammenlicht von der Menge der Kerzen faſt zum Erſchrecken; die Hervorbringung ſo vielen Lichts als möglich, ſchien ein Hauptzweck bey dieſem Feſte zu ſeyn, denn ſtellenweis hatte man hinter die Kerzen auch noch Spiegel aufgehangt. Die Mitte des Kirchſchiffes iſt bey ſolchen Gelegenheiten Jedem offen, da ſind keine Stühle oder andere Unterſchiede des Platzes. Die Hauptcapelle iſt ſtets an dem, dem Haupteingange entgegengeſetzten Ende, ſondert ſich von der Kirche ab, und iſt enger. Dieſer Theil gehöret ausſchließend den Amthaltenden Prieſtern, und iſt vom Kirchſchiffe durch Barrieren ganz abgeſchloſſen. Die Frauen ſowohl von den Schwarzen als den Weißen, ſtellen ſich, gleich nach ihrem Eintritt in die Kirche, ſo nahe an dieſe Barrieren, als ſie nur können, und kauern wieder auf den Steinen des, im Mittelpunct befindlichen, großen offenen Platzes. Die Männer ſtellen ſich längs den beyden Seiten des Kirchſchiffes, wozu gewöhnlich mit Barrieren ein langer enger Raum abgeſteckt iſt, oder ſie bleiben nahe bey dem Eingange hinter den Weibern ſtehen. Aber die letzteren, ohne Unterſchied der Farbe, müſſen erſt ihre Bequemlichkeit finden.

Am folgenden Tage, dem Charfreytage, wurden die Decorationen der Kirchen, der Anzug der Frauen, und ſelbſt das Benehmen beyder Geſchlechter verändert. Alles war traurend. Ich ging Morgens mit demſelben Engländer in die Kirche do Sacramento, um einer Vorſtellung der Abnahme **Chriſti** vom Kreuze beyzuwohnen. Wir gingen durch eine Seitenthür in die Kirche. Sie war gedrängt voll, und die Schwierigkeiten hinein zu kommen, ſehr groß. Ein ungeheurer Verhang hing vom Getäfel der Decke herab, der die Hauptcapelle dem Auge ganz verbarg. Ein italieniſcher Miſſionarienbruder vom Panha-Kloſter, mit einem langen Barte und in einem Kleide von dickem dunkelbraunem Tuch, ſtand auf der Kanzel, und wollte eben einen extemporiſirten Sermon beginnen. Nach einem nicht ganz kurzen Exordium, das auf die Feyer des Tages ſich bezog, rief er aus: Sehet ihr! Augenblicklich fiel der Verhang, und ließ ein ungeheures Kreuz mit einem hölzernen Gebilde des Heilandes in Lebensgröße ſehen, außerordentlich gut geſchnitzt und gemahlt, und ringsherum eine Schaar von Engeln. Dieſe wurden von ſchön herausgeputzten Knaben vorgeſtellt, deren Jeder ein paar gewaltig große, von Gaze gemachte Flügel trug. Ein Mann mit einer Stutzperücke und in einem erbſengrünen Kleide ſtellte den heil.

Johannes vor, und die Magdalena, am Fuße des Kreuzes knieend, wurde von einer Dame vorgeſtellt, die ebenfalls, wie man mir ſagte, nicht im Rufe der ſtrengſten Keuſchheit war, alſo wahrſcheinlich der ſtärkern Illuſion wegen. Der Mönch fuhr mit großer Vehemenz der Stimme und Action in ſeiner Erzählung von der Kreuzigung fort, und nach einigen Minuten rief er ſehr laut: »Sehet, ſie nehmen ihn herab!« Vier Kerle, wie römiſche Soldaten gekleidet, rückten an. Die Geſichter dieſer Perſonen waren zum Theil mit ſchwarzem Flor bedeckt. Zwey von ihnen beſtiegen Leitern, die an's Kreuz angelehnt waren, und Einer nahm das Bret mit den Buchſtaben J. N. R. J. weg. Dann ward die Dornenkrone vom Haupte abgehoben, und ein weißes Tuch darüber gebreitet und auf das Haupt gedrückt, dann wieder weggenommen, und mit dem darauf im Blute abgedrückten Zirkel von der Dornenkrone dem Volke gezeigt. Hierauf wurden ganz langſam die Nägel, womit die Hände angenagelt waren, herausgezogen, und dem weiblichen Theile der Gemeinde verurſachte dieſer Act ſehr ſtarkes Herzklopfen. Eine lange weiße Binde ward dann unter jede Armhöhle des Bildniſſes gelegt, die Nägel, welche die Füße durchbohrten, wurden ebenfalls herausgezogen, der Leichnam ganz ſanft herabgehoben, und ſorgfältig in ein weißes Leichentuch gehüllt. Alles dieſes geſchah auf jedesmaliges Begehren des Predigers. Dieſer eilte dann zum Schluſſe ſeines Sermons, und wir verließen die Kirche. Ich war in Staunen. Ich hatte zwar gehört, daß ich ſo etwas ſehen werde, allein ich hatte mir nicht träumen laſſen, daß man die Vorſtellung mit ſolcher Umſtändlichkeit geben werde.

* * *

Der ſehende Blinde.

„Der Mutterbruſt entlaufen iſt das Kind —
Es deckt ſich mit der Weisheit kaltem Schilde,
Allein ihm iſt das innre Auge blind!“

Werner.

„Ihr Damen und Herren kommt herein,
Hier ſind ſchöne Bildlein zu ſchauen!
Kommt her und kaufet, es wird Euch nicht reu'n,
Porträte von Männern und Frauen!
Seht an, was bunt hier das Auge ergetzt,
Und Euch in vergnügliche Laune verſetzt!“

So rief der Nürnberger Bildermann
Am Jahrmarkt zu Frankfurt am Marne.

Sich luſtig Geber und Kunden heran
Beym glänzenden Bundtagsvereine;
Und Alles ſtrömte begierig herbey,
Zu ſehen was drinn in der Bude doch ſey.

Den Höpfner wählet der Advocat,
Und Clio's Verehrer den Müller;
Nach Eugens Bildniß greift der Soldat,
Der Dichter erkieſt ſich den Schiller;
Und Aesculaps Sohn, der kauft den Galen.
Den Baſedow hat ſich der Schulmann erſehn.

Nach Grotius Bild greift der Publiciſt,
Und Sydows Portrait reizt den Schwätzer;
Die Krüdener nimmt ſich der Pietiſt,
Voltairen erſchnappet der Ketzer:
Kurz Alt und Jung, der Chriſt wie der Jude,
Verlaſſen befriedigt des Krämers Bude. —

Da wanket ein alter Blinder heran,
Am Arm eines lieblichen Knaben. — —
Und vor einen Chriſtuskopf tritt der Mann.
Das Bild, ruft er laut, will ich haben!
Das Heiland-Bild, das hier aufgehangen,
Nach dieſem allein trägt mein Herz Verlangen!

Darauf der Krämer wundert ſich ſchier
Ob des blinden Mannes Begehren;
Doch wie der Knabe ihm zahlt dafür,
Da mag er's ihm nimmer verwehren;
Doch gibt er den ſchlechteſten Abdruck ihm hin,
Betrüglich vermehrend den ſchnöden Gewinn.

Doch war der Alte betrogen nicht,
Mit Inbrunſt den Heiland er küſſet,
Denn fehlet ihm auch der Augen Licht,
Er das Himmelslicht nicht vermiſſet. — —
Dem inneren Auge, nicht äußerem Schauen,
Muß ahnend und glaubig der Chriſt vertrauen. —

Franz Gräffer.

◆

Münzkunde.

Die Schaumünzen des unvergeſſlichen Hedlinger ſind nicht nur den Numismatikern, ſondern auch den übrigen Kunſtfreunden aus den ſchätzbaren Kupferſtichwerken von Mechel und von Hayd, und aus den Beſchreibungen von Füeßli hinlänglich bekannt. Nun iſt deſſen

Reihe der ſchwediſchen Könige, welche mit Biörno (J. 829) anfängt, und von dem königl. ſchwediſchen Stämpelſchneider, Daniel Fehrman, ergänzt und fortgeſetzt worden, und unter der Aufſchrift: Medailler oefver Sveniska Konungar af Hedlinger och Fehrman in Stockholm erſchienen.

Wir begnügen uns hier die zwey neueſten Denkmünzen des regierenden Königs anzuzeigen.

Vorderſeite: Carolus XIV. Joh. Rex Sveciae et Norvegiae. linksſehendes, wenig bekleidetes Bruſtbild mit kurzen Haaren, unten C. E. — Rückſeite: Eine Inſchrift in 9 Zeilen. Nat. 1764. Regni Successor A Svecis Electus 1810. Sveciam et Norveg. Uno Imperio Conjunxit 1814. Rex 1818. (Geboren 1764, zum königlichen Nachfolger von den Schweden erwählt 1810, vereinigt Schweden und Norwegen in Ein Reich 1814, wird König 1818.) — Bey der zweyten Schaumünze iſt folgende Rückſeite mit des Königs Wahlſpruch: Splendorem Splendor Adauget. (Der Glanz wird durch Glanz vergrößert). Der ſtrahlende Polarſtern, um welchen 3 Kronen im Dreyecke und zwiſchen denſelben drey Wapen der Schweden, Gothen und Wenden angebracht ſind. Größe nach Maders Münzmeſſer 20. — Die Zahl zwiſchen die zwey Vornahmen zu ſetzen: Carolus 14 Johannes, war bisher bey den Fürſten, die zwey Nahmen führen, und ſelbſt bey den ſchwediſchen Königen ungewöhnlich; denn ſie ſchrieben ſich Gustavus Adolphus, Carolus Gustavus, (Carl der Zehnte). Adolphus Frideric. und eben ſo Philippus August. Frideric. Wilhelm. III., Johannes Georgius II. u. ſ. w., und wird dieſe Bezeichnung zuerſt bey dem ehemaligen nun in Deutſchland lebenden ſchwediſchen Könige wahrgenommen, wo es auf ſeinen Münzen heißt: Gustaf IV. Adolph.

Cracau, ehemals eine Hauptſtadt und Feſtung Pohlens, die während des Wiener-Congreſſes unter dem Schutze von Oeſterreich, Rußland und Preußen zu einer Freyſtadt erklärt wurde, hat nun unter Mitwirkung der von dieſen Mächten hierzu beſtimmten Abgeordneten, die für ſich und einen dazu gehörigen, Umkreis entworfene Verfaſſung in Gang geſetzt, und als Denkmahl dieſes Ereigniſſes folgende Schaumünze prägen, und Jedem der Hrn. Hrn. Commiſſäre ein goldenes Exemplar behändigen laſſen.

V. S. Senatus Populusque Cracoviensis D. VI. Sept. A. MDCCCXVIII. (Der Senat und das Volk von Cracau am 6. September 1818). Das Wapen, nämlich eine Stadtmauer mit einem offenen Thore und einer aufgezogenen Fallbrücke. Innerhalb ſieht man einen gekrönten Adler. Auf der Mauer iſt eine mit einer Krone bedeckte Erhöhung, nebſt drey befeſtigten Thürmen. R. S. Commissariis Ad. Constit. Rempubl. Cracoviensem Per Aug: Ejus Protec: Delegat: (Den von den hohen Beſchützern des Cracauer Freyſtaates zur Einrichtung ſeiner Verfaſſung abgeordneten Geſchäftsführern gewidmet.)

In drey mit einander verbundenen Eichenkränzen findet man die Nahmen dieſer 3 Bevollmächtigten; von Seite Oeſterreichs der geheime Rath Graf Sweerts-Spork; von Rußland der Staniſlaus-Ordens-Ritter Miaczynski; von Preußen der Appellations-Präſident Freyherr von Reibnitz. Sie lauten: Josepho Comiti Sweerts-Spork. S. C. R. A. M. Intimo Consil. Ordin. S. Steph. Equiti. — Ignatio Miaczynski Ordinis S. Stanisl. 1. Classis Equiti. Wilhel. Baroni A Reibnitz Praesidi Judic. Sup. Appellationum. — Größe 41. Dieſe Schaumünze iſt in gutem Geſchmack gearbeitet, man könnte jedoch zu bemerken finden, daß in der Umſchrift das Wort Senatus nach der Jahreszahl 1818 ſtehet, ſo daß es den Anſchein hat, als ob der andere Halbkreis mit Populusque anfinge.

Zu Paris iſt jüngſthin folgende Denkmünze auf den Fürſten Poniatowski erſchienen:

V. S. J Pce. Poniatowski Maréchal de France. Rechtsſehendes Bruſtbild mit kurzen Haaren und einem ſehr ſtarken Backenbarte. Unten der Nahme des Stämpelſchneiders Caunois. — R. S. Eine in einem Kranze von Lorbeer- und Eichenzweigen enthaltene Inſchrift in 6 Zeilen: Smolensk Moskow a Wachau Leipsick — Né a Vienne en 1770. Mort en 1813. — Gr. 26. — Das Bruſtbild in antikem Geſchmacke iſt, wenn auch nicht vollkommen richtig gezeichnet, doch kraftvoll, und beſonders das Haar ſchön behandelt. Da es jedoch die weſentlichſte Betrachtung bey jedem Denkmahle iſt, daß es den Gegenſtand bündig und klar ausſpreche, ſo hätte der Taufnahme Joſeph ausgeſchrieben, auch bey den vorkommenden Nahmen angedeutet werden ſollen, daß dort Schlachten vorfielen, und in der letzteren dieſer Feldherr am 19. October 1813 ſeinen Tod in den Fluthen der Elſter fand. Statt Leipsick ſoll es Leipzig heißen. Auch war dieſer Fürſt nicht im Jahr 1770, ſondern den 7. May 1762 zu Wien geboren, da ſein Vater, Bruder des Königs Staniſlaus Auguſt von

Pohlen, mit einer Gräſinn **Kinski** vermählt, als General bis zu ſeinem Tode dem Hauſe Oeſterreich diente, und ein Inſanterie-Regiment (nachher **Stein**) ſeinen Nahmen führte.

Akbg.

Notizen und Correſpondenz-Nachrichten.

Die im vorigen Sommer in Berlin errichtete Sparcaſſe hat erfreulichen Fortgang, und der am Schluß des vorigen Jahres erfolgte erſte Abſchluß ergab, daß bereis 565 Theilnehmer derſelben beygetreten waren, und daß der Beſtand ſich auf 13,593 Thaler beziehungsweiſe in baarem Gelde und in Stadt-Obligationen belief. In den erſten Wochen des Jänners ſind noch an 2500 Thaler neue Einnahmen hinzugekommen, indem Eltern für ihre Kinder, ſo wie Dienſtbothen häuſig ihre mancherley Geſchenke in die Sparcaſſe niedergelegt haben.

Zu Paris machen zwey Zwerginnen, von denen die jüngſte erſt 75 Sommer zählt, vieles Aufſehen. Die eine iſt 34, die andere 39 Zoll hoch. Die kleinere heißt Mad. **Bebé**, zum Andenken an des Konigs **Stanislaus** berühmten Zwerg, der ſich in ihr Porträt verliebt, und um ſie angehalten hatte. Ihre Eltern hatten dem zärtlichen **Bebé** die Hand der damals 15 jährigen Schönen verſagt. Dieß war zu viel für das Herzchen eines Liebhabers von 3 Fuß Höhe. Er ſtarb aus Liebesgram in ſeinem 23. Jahre.

Wie groß die Summe des Geldes iſt, das von allen Seiten nach Indien ſtrömt, erhellt daraus, daß in einem **einzigen** Monath, bloß nach Calcutta 2,503,598 Sicka Rupien baar zur See eingeführt wurden, nämlich 1,999,285 in Piaſtern, 470,688 in Silber- und 33,625 in Goldbarren.

Unſern beyden Notizen von der Perſonbeſchreibung und dem Bildniſſe **Chriſti** in Nr. 1 und 2 dieſes Blattes, tragen wir hier aus **Büſchings** ſchätzbarem Werk: der Deutſchen Leben, Kunſt und Wiſſen im Mittelalter, erſter Bd (Breslau 1818) folgende ſehr intereſſante Angaben nach: »Ob uns gleich Gründe fehlen, daß der Römer (man ſehe in Nr. 1 den Brief des Conſuls **Lentulus**) wirklich Verfaſſer dieſes Bildes ſey, und hier die Critik nicht ſtreng befriedigt werden kann, ſo fällt doch die Aehnlichkeit und Zuſammenſtellung der Beſchreibung des **Nicephorus Calliſtus** H. E. Lib. I. cap. 40 de Forma Christi, welche **Lange** interpretirt hat, um ſo mehr wunderbar auf, da ſie obiges Bild des **Lentulus** nicht nur beſtätigt, ſondern auch mit einer Genauigkeit dabey verfahren wird, die das höchſte Intereſſe und höchſte Einfachheit mit hoher Liebe bezeichnet. »Dieſe Beſchreibung nun lautet zu deutſch alſo: ſein Leib hatte eine ſchöne Geſtalt; ſein Wuchs übertraf 7 volle Spannen (spitama) nach **Plinius**, ſein Haar war gelblich, nicht dicht, und an den Spitzen etwas kraus; ſeine Augenbraunen waren ſchwarz, nicht ſehr gewölbt, und ununterbrochen; ſeine Au-

gen grün (fulvus, heißt auch dunkelroth, z. B. ein gelber Löwe), welch
man fröhliche Augen nennt ꝛc. ſeine Naſe erhaben, ſein Bart gelb, nicht lan
aber die Haupthaare waren lang, weil ſie nie mit dem Scheermeſſer (!) od
eines Menſchen Hand geſchoren worden; ſein Hals etwas gebogen, ſo daß
nicht völlig aufrecht ſtand; die Farbe des Geſichts bräunlich, dem Waitz
ähnlich; das Geſicht nicht rund, ſondern wie das Geſicht der Mutter war
ein wenig geſenkt und errothend (rubescens). Sein Antlitz bezeichnete eine
verſtändigen Menſchen, ehrbare gefällige Sitten, und zugleich allem Zor
fremd. Aehnlich war er ſeiner reinſten Mutter. — Ueber das **Bildniß** Chr
ſti macht der Verf. folgende Erörterungen: »Hiezu gehört noch die Sage
welche verſchieden von Ueberſendung des Bildes **Chriſti** an **Abgarus** er
zählt wird. Nach einigen, namentlich **Damascenus**, (de fide orthod.
hat **Abgarus** (Fürſt von **Edeſſa**) einen Mahler nach Jeruſalem geſende
um **Chriſti** Bild zu fertigen, welches aber der Mahler, wegen des hohe
Glanzes ſeines Angeſichtes nicht im Stande geweſen. Da habe der Herr ſelbſ
das Bild durch göttliche Kraft ſeinem Mantel eingeprägt, und auf dieſe Ar
dem Wunſch des **Abgarus** genüget. Nach Andern hat **Chriſtus** auf ei
leinenes Schweißtuch die Züge ſeines Geſichts eingedruckt, und ſolches an **Ab
garus** geſendet.« Als ſpäterhin die Stadt Edeſſa vom perſiſchen König **Co
roes** belagert wurde, hat, nach der Angabe des **Damascenus**, de
Metropolit, um die Stadt zu retten, einen Umgang mit dem obengedachte
Schweißtuch gehalten, wodurch die erwähnte Ueberſendung beſtätigt ſcheint.

In einer deutſchen Zeitſchrift ſtand unlängſt eine Beurtheilung von **Gö
the's**: »Aus meinem Leben« mit dem Beyſatz: aus dem Edimburgh-Review
überſetzt. Dieſe Critik, zugleich mit einer rigurosen unbekümmerten Charac
teriſtik des Göthe'ſchen Genius verwebt, war ſo cauſtiſch und freymüthig, daß
man den Beyſatz der Ueberſetzung nur für eine Fiction hielt. Der Aufſatz iſ
aber wirklich eine Ueberſetzung aus dem benannten Review, und nun weiß
man auch den Verfaſſer. Er heißt **William Hagliff**. — Auch der Verfaſſer der viel geleſenen, in 4 Bänden erſchienenen Tales of my Landlord,
die man nacheinander mehreren Autoren, und am längſten dem Dichter **Walter Scott** zugeſchrieben hatte, iſt endlich bekannt geworden; es iſt der Bruder **Scotts**, der als engl. Offizier in Canada lebt.

Erfreulich iſt es zu vernehmen, daß der Alterthumsforſcher und Reiſende **Bellinzoni** nicht geſtorben iſt. Der nach einer Reiſe durch Egypten, Paläſtina, Syrien, Troja ꝛc. jetzt in Neapel ſich befindende Lord **Belmore**, iſt weit über die Cataracten in Nubien eingedrungen, und hat, bey Nachgrabungen in Theben, wichtige Entdeckungen gemacht.

Die Zahl der Studierenden in Göttingen beträgt jetzt 770; der zu Halle 600, zu Breslau 365, zu Heidelberg eben ſo, zu Gießen 241, zu Marburg 107, zu Kiel daſſelbe, zu Roſtock 160, zu Greifswald 35, zu Landshut 640, zu Tübingen 698, zu Berlin 942, zu Leipzig 912, zu Jena 83, zu Wien [illegible] (?), zu Prag 800.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationsblatt.

30.

Dinſtag, den 13. April 1819.

Verſuch über den Credit.

Von Adam Müller.

Credit iſt Glaube, und der einzelne Menſch verdient keinen Glauben, zuerſt wegen der Beſchränktheit ſeiner perſönlichen Macht, dann wegen ſeiner kurzen Lebensdauer: er muß ſich alſo erweitern, ſeiner eigenen Vergänglichkeit abhelfen, um Glauben zu verdienen. Das natürlichſte Mittel iſt, daß er ſich umſehe nach größeren und bleibenderen Dingen, nach Weſen, die ihn übertreffen und überleben, und daß er an dieſe ſich anſchließe.

In dem geſammten irdiſchen Gebiethe ſeines Daſeyns und Wirkens findet er nur zwey ſolche Weſen, von denen ſich mit Zuverſicht ſagen läßt, daß ſie ihn zu allen Zeiten an Macht übertreffen, und an Dauer überleben werden. Das erſte iſt der Boden, der ihn trägt, das andere die große Familie, das durch die Jahrhunderte fortwebende, nie abreißende Geſchlecht aus dem er entſprungen, das Volk mit dem, der Staat in dem er lebt. Sich eng und unauflöslich mit der

Scholle des Bodens und mit der bürgerlichen Geſellſchaft zu verbinden, wird das ſicherſte irdiſche Mittel ſeyn, ſeine Mangelhaftigkeit zu ergänzen, und an Credit, an Glaubwürdigkeit zuzunehmen.

Da aber ſowohl der Boden als die bürgerliche Geſellſchaft größere, beſſere, vornehmere Weſen ſind als der einzelne Menſch, ſo kann dieſer ſich auch nur dadurch an dieſelben anſchließen, und ihrer Vorzüge theilhaftig machen, indem er ſich ihnen und ihren Geſetzen unterwirft. Er kann alſo nur ſtärker werden dadurch, daß er freywillig ſchwächer; er kann nur freyer werden dadurch, daß er freywillig gehorſamer wird.

Es iſt eine bekannte Erfahrung, daß der Menſch durch die Erwerbung beweglicher Güter nicht eben zunimmt an Credit. Auch kann es nicht anders ſeyn, denn die meiſten dieſer beweglichen Güter ſind geringer und vergänglicher als der Menſch, werden überdieß noch von ſeiner Geringfügigkeit und Vergänglichkeit abhängig, es iſt alſo kein Grund vorhanden, um ihrentwillen mehr zu glauben und zu vertrauen als vorher. Die Sicherheit der unbeweglichen oder vielmehr bleibenden Güter aber, des Grund und Bodens und ſeiner Dependenzen, liegt darin, daß ſie größer und dauernder ſind, als der Menſch, und daß dieſer ihrer nur genießen kann, indem er ſich ihrer Natur und ihren Geſetzen unterordnet. So alſo entſteht die Eine, dem einfachſten Menſchen einleuchtende Art des Credits, nämlich der hypothekariſche, auf Grund und Boden fundirte Credit.

Uebereilen wir aber unſere Unterſuchung nicht. Iſt dieſer hypothekariſche Credit wohl möglich, bevor die andere Art des Credits, die auf der Verbindung mit der bürgerlichen Geſellſchaft beruht, vorhanden iſt?

Soll der Grundbeſitz den Credit eines Menſchen vermehren, ſo muß der Acker auf eine gewiſſe, unauflösliche Weiſe an den Menſchen gebunden, ein Eigenthumsverhältniß muß errichtet und gehörig befeſtigt ſeyn. Hierzu aber gehört die Anerkennung des Nächſten, des Nachbarn, des Nebenmenſchen: das Verhältniß unter den Menſchen, ihre geſellſchaftliche Vereinigung, ihr gegenſeitiges Herrſchen und Dienen muß auf feſten Fuß geſtellt ſeyn; die Berichtigung dieſes Verhältniſſes erſcheint als die zweyte, eben ſo weſentliche, oder gar als die Vorbedingung alles Credits. Was hälfe es mir, daß die Scholle an ſich bliebe und einen unvergänglichen Werth hätte, wenn nicht meine Verbindung mit ihr bleibt. Nur die Feſtigkeit des Bandes, welches mich an meinen Nebenmenſchen knüpft, kann meine Verbindung mit der Scholle verbürgen. Aller hypothekariſche Credit beruht auf dem Credit, den die Staatsverbindung genießt, ohne welche es kein wahres Grundeigenthum geben kann.

Wie aber, wenn es keine Staatsverbindung, von derjenigen Art, die das Grundeigenthum ſicher ſtellen ſoll, geben könnte, ſo lange das Grundeigenthum ſelbſt nicht ſicher geſtellt iſt? So würden wir uns mit unſerer Unterſuchung in einem vitiöſen Cirkelſchluſſe umher treiben: von der Feſtigkeit des Grundeigenthums würden wir auf die Feſtigkeit der Staatsverbindung ſchließen, und aus der Feſtigkeit der Staatsverbindung würden wir wieder die Feſtigkeit des Grundeigenthums deduciren wollen.

So iſt es, in dieſen, wie in allen irdiſchen Angelegenheiten; in ſolchen Cirkeln treibt ſich unſer Verlangen nach Sicherheit und Dauer überall umher, bis wir erkennen, daß uns ein Höheres zu Hülfe kommen muß, wenn wir in unſerm Leben und in unſerm Denken zur Ruhe gelangen ſollen. Wir haben uns nach den feſteſten Grundlagen des irdiſchen Credits umgeſehn, und bey genauer Unterſuchung gefunden, daß dieſe Grundlagen ſelbſt aller Grundlage entbehrten. Der Staatscredit hat uns an den Grundcredit, als ſeiner eigentlichen Baſis, und letzterer wieder an den erſteren gewieſen, und ſo ſind wir, wie der betrogene Gläubiger in jenem Schwindelgeſchäfte, welches man Wechſelreiterey zu nennen pflegt, herüber und hinüber geſchickt, und zuletzt nur davon überzeugt worden, daß überall nur Schein, nirgends Realität ſey.

Dieſe Bemerkung über die Haltungsloſigkeit alles, auf bloß irdiſchen Baſen beruhenden Credits, wird eine hohe practiſche Bedeutung gewinnen, wenn wir den gegenwärtigen Stand des europäiſchen Creditweſens beachten wollen. Der Privatcredit, der in letzter Inſtanz überall auf dem Grundeigenthume beruhet, und der Staatscredit bedingen einander dermalen durch eben ſolchen fehlerhaften Cirkelſchluß. Einer Hypothek und einem Wechſel vertrauen wir, weil wir glauben, daß ein Staat da ſey, der uns mit ſeinem hypothekariſchen und Wechſel-Rechte zur Realiſation ſolcher Forderungen verhelfe, und für die Glaubwürdigkeit des Staates ſollen uns wieder Privathypotheken und Wechſel großer Handelshäuſer gut ſagen. — Ja, noch mehr: die mercantiliſche Republik von Europa, d. h. die große Verbindung des Geldweſens unſeres Welttheils, zu der nicht bloß die Wechſelhäuſer, Fabrik- und Geldeigenthümer, ſondern auch eine ſehr beträchtliche Anzahl von Grundeigenthümern zu rechnen ſind, weil ſie durch Revolutionen und revolutionäre Theorien zu Geldmenſchen und Gewerbsleuten geworden — dieſe große Geldrepublik, ſage ich, und der ſich an ſie anſchließende unermeßliche Geld- und Wechſelhandel beruhen auf der Sicherheit der ihnen gegenüberſtehenden Staaten und politiſchen Garantien. Müſſen wir uns aber nicht anderſeits geſtehen, daß die meiſten dieſer Staaten und politiſchen Garantien, nachdem das Geld ihr eigentliches Lebensprincip geworden iſt, nunmehr von der Feſtigkeit jenes Geld- und Wechſelhandels abhängen? Wer kann die Frage beantworten: ob es die europäiſchen Staaten ſind, die jene Geldrepublik tragen, oder ob es dieſe Geldrepublik iſt, welche jene Staaten trägt?

Wenn man ſich bey näherer Erwägung dieſer Bodenloſigkeit des europäiſchen Credits der größten Beſorgniſſe für die Zukunft kaum entſchlagen kann, ſo drängt ſich das Bedürfniß auf, nach einer etwa verborgenern, tiefern Grundlage zu forſchen, auf welcher der hypothekariſche und der Staats-Credit gemeinſchaftlich beruhen, oder zu baſiren ſeyn möchten.

Und ſo ſoll denn derjenige noch geboren werden, der uns von der Sicherheit jener beyden Arten des irdiſchen Credites gründlich zu überzeugen vermöchte, ohne zu einer höheren, unſichtbaren, überirdiſchen Bürgſchaft für dieſelben ſeine Zuflucht zu nehmen. Weder die feſte Erde, welche uns trägt, iſt feſt genug, noch die Verbindung der Menſchen, welche ihre gemeinſame Noth ſtiftet, iſt innig genug, um einen wahrhaften Credit zu begründen. Eine höhere Macht muß uns zu Hülfe kommen, muß die ganze große Gemeinſchaft der Menſchen und der Dinge mit einem ſittlichen Bande umſchlingen; Glauben und Treue müſſen ſelbſt, ich möchte ſagen in Perſon auf die Erde herabkommen: kurz religiöſe Geſinnung iſt die einzige Grundlage, welche das ungeheure, künſtliche Gebäude des europäiſchen Credites tragen und verbürgen kann. Dieſe Geſinnung war vorherrſchend in jenen Zeiten, da unſere Creditverhältniſſe gegründet wurden; daß wir in Zeiten leben, wo ſie von Grund aus erſchüttert worden, wird niemand läugnen, der die gegenwärtigen Weltumſtände kennt; ohne die Wiederbelebung jener religiöſen Geſinnung wird es niemanden gelingen, ſie herzuſtellen oder zu befeſtigen. Feſtigkeit des Grundeigenthums Unauflöslichkeit des Staatsverbandes, und Herrſchaft der religiöſen Geſinnung ſind die drey Säulen, von denen alles Vertrauen und aller Credit der Menſchen unter einander getragen wird.

Dreyerley Hülfsmittel hat die Verſehung den Menſchen zu ihrer Vereinigung auf den Weg gegeben. Zuerſt die Bande des Blutes, wodurch die Familien, — dann die Bande des Bodens und des Bedürfniſſes, wodurch die Körperſchaften, Herrſchaften und Staaten, endlich die Bande der Geſinnung, wodurch die geiſtlichen Gemeinden entſtehen. In allen dieſen drey Rückſichten, insbeſondere aber der letzten, muß ich an meinen Nebenmenſchen gefeſſelt ſeyn, wenn ich wahres Eigenthum, dauerhaften Beſitz und ächten Credit verdienen und genießen will. Wird das Haus (die Familie) zerrüttet, dem ich verſtehe, oder ſtürzt das größere Haus (die Körperſchaft, der Staat) dem ich angehöre und diene, oder zerfällt gar die Glaubensgemeinſchaft, in der ich mit jenen beyden Häuſern ſtehe und lebe, zerreißt das Band der innerlichen Treue, welches ſie verbindet, ſo iſt es um meinen Credit geſchehn. Das Haus, der kleine Staat, dem ich vorſtehe, ſeine Ordnung und Feſtigkeit, begründet meinen perſönlichen Credit; das Haus (die Körperſchaft, Herrſchaft, Staat) dem ich untergeben bin, und das mein äußeres Daſeyn verbürgt, meinen ſächlichen Credit; die Glaubensgemeinſchaft endlich, die mich und alles Meinige, ſo wie Alles, was mich ſein nennt, umfängt, drückt allem perſönlichen und ſächlichen Credit erſt das Siegel höherer Beſtätigung und Gewißheit auf.

Das Haus, dem ich vorſtehe, (corpus, habeas corpus.) iſt die Sphäre meiner moraliſchen und wirthſchaftlichen Verpflichtungen, bey denen ich nur Gott, ſeine Gebothe und Beyſpiele als meine Richtſchnur anerkenne; das Haus, (der Staat) dem ich als dienendes Glied untergeordnet bin, iſt die Sphäre meiner äußeren, juriſtiſchen Zwangsverpflichtungen, in welcher menſchliche Geſetze und Beſchlüſſe meine Regel ſind. Die menſchlichen Obrigkeiten, an die ich in letzterer, und die göttlichen Geſetze, an die ich in erſterer Rückſicht gebunden bin; die Freyheit, die ich in meinem Hauſe genieße, und die Unterthänigkeit, zu der ich gegen den Staat gehalten bin — treten nie in Uebereinſtimmung, in eine glaubwürdige und dauerhafte Verbindung, wenn nicht eine dritte Sphäre, ein Geſammtleben, nämlich die Glaubensgemeinſchaft, beyde verſöhnt und trägt. Ohne dieſe dritte können ſich die beyden andern Sphären des menſchlichen Daſeyns weder gehörig abſondern, noch gründlich vereinigen; ohne ſie kann es alſo kein Heil, nichts Dauerhaftes, und ſelbſt in den irdiſchen Angelegenheiten kein Vertrauen und keinen Glauben geben. Die Glaubensgemeinſchaft iſt das eigentliche Terrain, auf dem beyderley Haus, die Familie, und der Staat ſtehet, ſich deutlich und eigenthümlich abſcheidet, ohne jemals aus der Gemeinſchaftlichkeit, durch die erſt das Beſondere und Eigenthümliche möglich wird, herauszutreten.

(Schluß folgt.)

……

Marquis von St. Germain, der Wundermann.

Die Daten über dieſen merkwürdigen, außerordentlichen Mann, meiſt von Zeitgenoſſen und Augenzeugen, in vielerley Schriften, zum Theil in Memoiren zerſtreut, hat ein fleißiger Sammler und verſtändiger Ordner zuſammengeſtellt. Aus dieſen Denkwürdigkeiten über den wunderbarſten Abenteurer der neuern Zeit, liefern wir hier im Auszug dasjenige, was Raum und ſonſtige Rückſicht uns geſtatten.

Zuerſt wollen wir mittheilen, was der Graf Max von Lamberg als Augenzeuge in ſeinem Memorial d'un Mondain (p. 119) erzählt.

Eine ſehenswürdige Perſon (lautet es) iſt der unter dem Namen St. Germain bekannte Marquis d'Aimar oder Belmar. Er ſagt, er ſey zu Vitri geboren. Der Cardinal von Lenoncourt, damaliger Biſchof von Chalons, gab ihm den Namen Germain. Die Geſchichte iſt erzählt in den Essais de Montaigne L. 1. p. 20. — »Alle Einwohner von Vitri,« ſagt Montaigne, »haben ihn bis ins 22. Jahr als Mädchen gekannt, geſehen und Maria geheißen. Damals war er ſehr bärtig, mannbar und lebendig. Als er ſich im Springen einige Gewalt anthat, wurde er plötzlich zum Mann. — Es iſt auch unter den dortigen Mädchen noch ein Lied im Gange, wodurch ſie ſich wechſelweiſe warnen, keine großen Luftſprünge zu thun, aus Furcht zum Buben zu werden, wie Maria Germain.« Dieſer Marquis St. Germain wohnt ſeit einiger Zeit (1769) zu Venedig, und beſchäftig ſich in einem Kreiſe von hundert Weibern, die eine Unterhändlerinn ihm ſchafft, Verſuche mit Flachs anzuſtellen, welchen er bleicht, und der rohen italieniſchen Seide gleich macht. Er glaubt 350 Jahre alt zu ſeyn, und gibt vor, um es vielleicht nicht zu ſehr zu übertreiben, den Thamas Kulikan in Perſien gekannt zu haben.

Als der Herzog von York in Venedig ankam, begehrte der Marquis vom Senat den Rang über dieſen Prinzen, und gab zur Urſache an, man wüßte ſchon, wer der Herzog von York wäre, aber die Titel des Marquis von Belmar wären noch unbekannt. Er habe einen Balſam, der wieder verjüngere; eine betagte Frau, welche ſich eine größere Portion davon, als nöthig war, einreiben ließ, wurde wieder zum Embryo.

Er gab einem ſeiner Freunde eine Papillotte; ein Wechsler, der den Marquis nicht einmal kannte, zahlte jenem auf der Stelle 200 Ducaten baar hin. Ich fragte ihn, ob er nach Frankreich zurückkehren würde? Er verſicherte mich mit einer überzeugten Miene, die Flaſche, welche den König bey ſeinen jetzigen Kräften erhielt, müßte nah am Ende ſeyn; hernach würde er die Bühne mit großem Aufſehen wieder betreten, und ſich ganz Europa zu erkennen geben.

Er ſoll zu Pekin geweſen ſeyn, ganz und gar ohne einen Namen zu haben, und da ihm die Polizey anlag, ſich zu nennen, entſchuldigte er ſich damit, er wüßte es ſelbſt nicht, wie er heiße. In Venedig, ſagt er, ruft man mich: indem man die Hand ans Kinn ſtreicht, in Hamburg nennt man mich: mein Herr, in Rom Monsignor, in Wien Pſt! Pſt! zu Neapel pfeift man mir, wenn man mich haben will, in Paris lorgnirt man mich, und bey dieſem Zeichen nähere ich mich gern denjenigen, die mich betrachten. Laſſen ſie mich meinen Namen nicht irre machen, meine Herren Mandarinen! So lange ich mich bey ihnen aufhalte, werde ich mich ſo betragen, als wenn ich einen ſehr berühmten Namen hätte; ich mag Kunz oder Hans, Piſo oder Cicero heißen, mein Name muß ihnen gleichgültig ſeyn. Er erhielt zu Venedig ſogar Briefe, auf deren Couverte nur das einzige Wort Venedig ſtand, das Uebrige war unbeſchrieben. Sein Secretär frug auf der Poſt nur nach Briefen, die Niemand angehörten.

Als ihm der König, nach dem Tode des Marſchalls von Sachſen, Chambord ſchenkte, umarmte er ihn beym Abſchied. St. Germain wurde in allen guten Häuſern mit Vergnügen und beſonderem Vorzuge aufgenommen. Er ging ſehr oft zu Ihro Durchlaucht der Prinzeſſinn von Anhalt, Mutter Ihrer Majeſtät der jetzigen Czaarin; »Prinzeſſinn,« ſagte er, »ich muß wohl ſehr gern in Ihrer Geſellſchaft ſeyn, um, wie ich gethan habe, vergeſſen zu können, daß mein Wagen ſchon ſeit zwey Stunden mich erwartet, nach Verſailles zu fahren.« — Man weiß übrigens nicht, wer dieſer ſonderbare Mann iſt; er wird für einen

Portugieſen gehalten; er hat tauſend Talente, die nicht leicht in Einem Manne zuſammentreffen; er ſpielt ausnehmend ſchön auf der Violine, aber hinter einem Schirme; man glaubt alsdann, fünf oder ſechs Inſtrumente zugleich zu hören.

Er ſpricht viel, ſehr gut, und thut an alle, die er anredet, ſo ſchicklich angebrachte Fragen, daß ſie dieſelben in Verwunderung ſetzen. Er zeigte mir in einer Art von Stammbuch, worin mehrere Unterſchriften berühmter Männer waren, zwey lateiniſche Worte von meinem Großvater Caspar Friedrich, der im Jahr 1686 ſtarb, mit ſeinem gemahlten Familien-Wappen und folgender Ueberſchrift: Lingua mea calamus scribae velociter scribentis Psalm 44. V. 2. Die Tinte und das Papier ſelbſt, die ſehr bräunlich und verloſchen waren, ſchienen mir alt zu ſeyn; das Datum iſt von 1678. Ein anderer Denkſpruch, angeblich geſchrieben von Michael Montaigne, im Jahre 1550, iſt dieſer: »Es iſt kein Mann ſo bieder, der alle ſeine Handlungen und Gedanken ſo auf die Wagſchale der Geſetze legte, daß er nicht wenigſtens zehnmal in ſeinem Leben den Galgen verdiente; ſelbſt ſolche, welche zu ſtrafen und zu Grunde zu richten, ein großer Schade und die größte Unbilligkeit wäre.«

Ich ſchließe aus allen dieſem, daß es eben ſo leicht iſt, zwey Schriften ſich ähnlich zu machen, als es leicht iſt, zwey ſich vollkommen gleichende Menſchen aufzutreiben. Der Herr le Vayer führt Beyſpiele an, die uns glauben machen ſollten, als wäre eine Zeit geweſen, wo es ein Verdienſt war, Handſchriften nachmahlen zu können *). —

Den beyden Inſchriften, von welchen die Rede iſt, zu Folge, ſollte man dem Alter des Marquis faſt Glauben beymeſſen, wenn die Natur des Menſchen nicht für das Gegentheil bewieſe. Bey allen Epochen, die er anführt, iſt man ſelten im Stande, ihn eines Irrthums beſchuldigen zu können. Er führt ſehr weit entfernte Data an, und bejahet nichts mit eingebildetem Uebermuth. Er iſt ein ſeltener Mann, der unſere Verwunderung erweckt, und — was das größte Vergnügen macht — Stich hält. Er verbindet die Ueberredungskunſt mit ei-

---

*) In unſern kunſtreichen Zeiten hat man ſich dieſes Verdienſt ſehr oft, beſonders in Frankreich erworben, als Betrug jeder Art entſchuldigt, und ſogar (wie man behauptete), nöthig gemacht wurde. Leider! wiſſen wir Alle, wovon ich ſpreche. (Sagt nähmlich L.)

nem critiſchen Geiſte, und mit einer nicht alltäglichen Gelehrſamkeit, ein ausgebreitetes, obgleich locales Gedächtniß.

St. Germain ſagt, er habe dem Inſectenbändiger Wildmann das Geheimniß gelehrt, die Bienen zahm*), und die Schlangen auf die Muſik und den Gang aufmerkſam zu machen. Der eine ſowohl, als der andere Artikel, wenn ſie mit ſicheren Factis unterſtützt ſind, geben der Sonderbarkeit des Marquis keinen andern Glanz als den, welchen die Neuheit der Sache verſchafft: ein Vortheil, den er oft andern angenommenen verzieht. Ich habe einen ſehr intereſſanten Brief abgeſchrieben, den er mir von Mantua aus im Jahre 1773 zuſchrieb.

»Ich ſah ihn (Wildmann) im Haag (ſagt der Hr. v. Belmar) als ich daſelbſt angehalten wurde; ich beſtand darauf, man ſollte mich, ehe ich meinen Degen abgäbe, mit dem Herrn d'Affry, franzöſiſchen Geſandten bey den General-Staaten, ſprechen laſſen. Man führte mich in Geſellſchaft des Officiers, der den Auftrag hatte, auf meine Perſon Acht zu haben, in meinem Wagen dahin. Der Herr Geſandte empfing mich ſo, als wenn er ſich wunderte, mich zu ſehen; bald darauf aber hieß er meinem Wächter ſich zu entfernen, und vor allen Dingen die Herren Bürgermeiſter zu benachrichtigen, daß ich des Schutzes des Königs genöſſe, und folglich während meines Aufenthaltes in Holland mich der Protection Sr. Majeſtät zu getröſten hätte. Ich glaubte eben, dieſem Offizier einen Diamant von dem ſchönſten Waſſer und einem Karat, wie man ihrer nicht viel findet, anbiethen zu können, er ſchlug ihn aber aus; und da weder mein Bitten, noch mein Anhalten fruchten wollte, zerſchlug ich den Stein mit einem Hammer in viele kleine Stücke, die ſich zerſtreuten, und welche die Lakaien zu ihrem Nutzen auflaſen. Der Verluſt dieſes Diamants, welcher in Braſilien und im Reiche des Mogols für einen ſolchen gehalten worden, war mir indeſſen doch nicht gleichgültig, um ſo viel mehr, da er mich eine unendliche Mühe zu verfertigen gekoſtet hatte. Der Graf Zebor, Kammerherr des höchſtſeligen Kaiſers,

---

*) Er trug ſie mit und an ſich herum auf allen ſeinen weiten Wegen. Gallerie menſchlicher Schickſale. S. 264. Auf der Weſtküſte von Afrika ſah der Reiſende Bruce einen gleichen Mann, der ſich den Bienenkönig nannte. Dieſem ganz von Bienen bedeckten Manne folgten alle Schwärme nach, wie Schafe ihrem Hirten. Labat nouvelle relation d'Afrique. Paris 1728.

(ſeine erhabenen Eigenſchaften, und der Schutz, den er den Künſten gönnte, machen ihn unſterblich), hat ihrer mit mir gemacht. Der Fürſt T** bezahlte einen, der aus meiner Fabrik war, ungefähr vor ſechs Jahren, mit 5,500 Louisd'or. Er hat ihn, ſeit der Zeit, an einen reichen Narren mit 1000 Ducaten Profit wieder verkauft. Man muß in der That König oder Narr ſeyn, ſagt der Graf von Barre, um beträchtliche Summen an den Ankauf eines Diamants zu verwenden.«

»Der dem Schickſal ſich überlaſſende Menſch übrigens gibt bisweilen der Natur in Kunſtſachen einen gewiſſen Schwung, welcher ſonſt den Artiſten allein eigen iſt. — Ein Pot ** ein Marquis Rouelle ꝛc. urtheilen vom Dreyfuß herab, Niemand hätte Diamanten gemacht, weil ſie die Gründe nicht kennen, die dem Erfolge entgegengeſetzt ſind. Laßt alle dieſe Herren (denn es gibt eine ganze Heerde) mehr die Menſchen als die Bücher ſtudieren, ſo werden ſie Geheimniſſe entdecken, die nicht in der goldenen Kette Homers, nicht im kleinen oder großen Albert, nicht im geheimnißreichen Band Picatrix u. ſ. f. zu finden ſind. Wichtige Entdeckungen zeigen ſich nur dem Reiſenden. — Meine Kunſt, Steine zu ſchmelzen, habe ich meiner zweyten Reiſe nach Indien, die ich im Jahr 755 mit dem Oberſten Clive, der unter dem Vice-Admiral Watſon ſtand, gethan habe, zu danken. Auf meiner erſten Ausflucht hatte ich nur ſehr geringe Einſichten in dieſes wunderbare Geheimniß, wovon die Rede iſt, erhalten: alle meine Verſuche, die ich zu Wien, Paris, London angeſtellt habe, ſind nichts als Probeſtücke; das große Werk war dem Zeitpunct, den ich angegeben habe, aufgehoben.«

Ein Talent, welches der Marquis von Belmar allein beſitzt, und welches verdiente, in allen Familien gelernt und cultivirt zu werden, iſt, mit beyden Händen zugleich zu ſchreiben. Ich ſagte ihm ungefähr 20 Verſe aus der Zaire vor, welche er ſo gerade hin auf zwey Bogen Papier zugleich niederſchrieb, daß man hätte ſagen ſollen, die beyden gleichzeitigen Schriften wären ſich in den Characteren völlig ähnlich. Ich bin nicht viel werth, ſagte er zu mir, aber Sie müſſen mir doch eingeſtehen, daß ich meinen Secretär nicht umſonſt füttere. Die Künſte ſind in ihrem Wachsthum langſam; man fängt mit Verſuchen an, auf welchen man zuletzt ein förmliches Syſtem bauet.

Die Notizie del mondo, Giulio 1770 geben mir den Herrn v. St. Germain zum Reiſegefährten nach Afrika, zu einer Zeit, da der Herr von Belmar von Genua aus an einen Freund in Livorno ſchrieb, daß er geſonnen ſey, nach Wien zu reiſen, den Fürſten Ferdinand Lobkowitz wieder zu ſehen, den er zu London im Jahre 1745 gekannt habe.

So weit Graf Lamberg. — Ein anderer (welcher des Grafen Nachrichten *) wörtlich benutzte), ſetzt hinzu:

Ungeachtet aller ſeiner Talente und Geiſtesgaben, verließ dieſen Wundermann ſein Hang zum Wunderbaren nie, und er wußte davon gar klüglich Nutzen zu ziehen, denn ſeine ſogenannten Arcana verkaufte er ſehr theuer. Uebrigens wurde er Stifter geheimer Geſellſchaften, und initiirte mit vielem Gepränge und Aufwand. Selbſt den bekannten Abenteurer Caglioſtro ſoll er in einen ſolchen myſtiſchen Iſis-Orden aufgenommen haben, und man muß geſtehen, daß (die Gelehrſamkeit ausgenommen), St. Germain an ihm ein, ſeinen geheimen Abſichten vollkommen entſprechendes Mitglied fand.

Als ein Augenzeuge ſpricht ferner der Baron von Gleichen, Geſandter des Königs von Dänemark an verſchiedenen Höfen, in ſeinen handſchriftlichen Mémoires depuis 1760—1771 **) und erzählt von unſerem Wundermanne:

»Als ich 1759 auf meiner Rückreiſe nach Paris kam, beſuchte ich die Witwe des Chevalier Lambert, die ich früher gekannt hatte. Kaum war ich bey ihr, als ein Mann ins Zimmer trat, von mittlerer Größe und ſtarkem Körperbau. Er war wirklich mit ausgezeichneter Pracht gekleidet. Ganz ungenirt warf er Hut und Degen aufs Bett der Dame des Hauſes, ſetzte ſich auf einen Armſeſſel ans Camin, und unterbrach den, welcher eben ſprach: Sie wiſſen nicht, was Sie reden. Ich allein kann mit Sachkenntniß über dieſen Gegenſtand ſprechen, denn ich habe ihn aus dem Grunde ſtudiert und erſchöpft, gleich der Tonkunſt, die ich wieder aufgab, nachdem ich Alles darin leiſtete, was zu leiſten möglich war. Ich fragte meinen Nachbar: wer der Mann ſey? und erfuhr, es ſey der famöſe Marquis St. Germain, ein Mann im Beſitz der ſeltenſten Geheimniſſe, dem der König eigene Zimmer in Chamfort eingeräumt habe, der in Verſailles ganze Abende bey dem Könige und der Madame Pompadour zubringe, und den, wenn er nach Paris komme, die ganze Welt aufſuche.

---

*) Ueber Zauberglauben ꝛc. S. 3–8.

**) Morgenblatt, Jahrg. 1813. Nr. 107. 109. 110.

Auf den folgenden Tag wurde ich von Madame Lambert zum Mittagseſſen eingeladen, wo ich, wie ſie mit ſehr bedeutender Miene ſagte: den Marquis St. Germain treffen würde, der, im Vorbeygehen geſagt, einer ihrer Töchter den Hof machte. Wir kamen über Tiſche auf Gemählde zu ſprechen, die ich in Italien geſehen hatte, und meine Bemerkungen fanden Gnade bey dem Herrn Marquis. Er ſagte: »Ich bin mit Ihnen zufrieden, und Sie verdienen es, daß ich nach Tiſche Ihnen ein Dutzend Gemählde zeige, dergleichen Sie in Italien gewiß nirgends werden geſehen haben.« Er hielt Wort, und in der That, die Stücke, welche er mir zeigte, trugen alle einen Character von Vortrefflichkeit und Sonderbarkeit an ſich, wodurch ſie ungleich merkwürdiger wurden, als viele Stücke vom erſten Rang. Auch zeigte er mir eine Menge von ſchönen Edelſteinen, und vorzüglich farbige Diamanten von vorzüglicher Größe und Vortrefflichkeit. Ich glaubte Schätze aus dem Feenreiche zu ſehen. Unter andern fand ſich darunter ein Opal von rieſenhafter Größe und ein weißer Saphir, ſo groß wie ein Ey, deſſen Glanz allen den anderer Steine, die ich ihm zur Vergleichung an die Seite legte, übertraf. Ich darf mich rühmen, in Kenntniß der Juwelen nicht unerfahren zu ſeyn, und kann verſichern, daß das Auge keine Urſache fand, die Feinheit dieſer Steine in Zweifel zu ziehen, um ſo mehr, da ſie nicht gefaßt waren.

Ich blieb bis Mitternacht bey ihm, und verließ ihn als ſein erklärter Anhänger. Während ſechs Monathen blieb ich ſein treuer und folgſamer Jünger, ohne etwas Anderes in ſeinem Umgange zu lernen, als die Manier und die Seltſamkeiten ſeines Charlatanism. Das Talent, die Neugierde aufzuregen, und die Leichtgläubigkeit der Zuhörer zu benutzen, beſaß wohl nie Jemand in ſolchem Grade. Seine wunderbaren Erzählungen wußte er jedesmal der Empfänglichkeit des Zuhörers anzupaſſen, und nach Maßgabe derſelben zu verbrämen; war es ein Schaafskopf, dem er eine Begebenheit aus Carls V. Zeit erzählte, ſo erklärte er ohne Umſchweif: er ſey dabey zugegen geweſen; hatte er einen minder leichtgläubigen Menſchen vor ſich, ſo begnügte er ſich, die geringfügigſten Umſtände, die Mienen und Geberden der Einredner, bis auf das Zimmer und den Platz eines Jeden, mit ſolchem Detail und ſo lebhaft auszumahlen, daß man in der That glauben mußte, einen Menſchen zu hören, der bey dem Vorfalle zugegen war. Bisweilen, wenn er Franz I. oder Heinrich VIII. ſprechen ließ, ſpielte er den Zerſtreuten, indem er ſagte: der König wandte ſich gegen mich . . . aber ſchnell verſchluckte er das mich, und vertauſchte es, mit der Eile eines Menſchen, der ſich vergaß, gegen den Namen einer andern Perſon.

(Schluß folgt.)

Notizen und Correſpondenz-Nachrichten.

Morgen wird Hr. Dr. Chladni (im chemiſchen Hörſaal des Univerſitätsgebäudes) die erſte ſeiner 12—14 Vorleſungen über Akuſtik und Meteormaſſen halten. Sie finden Montag, Mittwoch und Freytag von halb 1 bis 2 Uhr Statt. Eintrittskarten à 20 fl. W. W. für ſämmtliche Vorleſungen ſind bey Hrn. Gerold, Heubner und Volke, ſo wie bey dem Naturalien-Cabinetsdiener Gißl zu haben.

Ein gar freundliches, ſchönes, mit viel Geſchmack und Liberalität ausgeſtattetes Büchlein, deſſen innere und äußere Form allen Stadtbeſchreibungen zum Muſter dienen kann, iſt das ſo eben angekommene »Taſchenbuch von Nürnberg.« Man erſieht aus dieſen verſtändig eingerichteten Werkchen, daß der Pegneſiſche Blumenorden noch beſteht. Er ward von G. Ph. Harsdörfer und Joh. Klai im Jahr 1644 geſtiftet, und es gebührt ihm unter allen Nürnberger gelehrten Vereinen, (vielleicht unter allen deutſchen) ſeiner langen Dauer wegen, der erſte Rang. Er zählt (meldet der Verf.) viele Mitglieder im In- und Auslande, und hält ſeine Sitzungen alle Vierteljahr. Nachdem der ehemalige Zweck, Ausbildung der deutſchen Sprache und Dichtkunſt, aufgehört hat, und auch die Blumen- und Schäfernahmen der Mitglieder längſt ſchon weggefallen, machen geſchichtlich-literariſche Unterhaltungen und Vorleſungen poetiſcher und anderer Arbeiten die Beſchäftigung aus. Einmal im Jahre beſuchen diejenigen Mitglieder, die in Nürnberg oder in der Nähe wohnen, mit ihren Familien, den, der Geſellſchaft überlaſſenen Irrhain bey Kraftshof, und bringen dort, unter dem Schatten hoher Eichen, in den Lauben und Irrgängen, und unter den Denkmahlen der verſtorbenen Mitglieder, einige genußreiche Stunden zu. Der Blumenorden beſitzt eine kleine Bibliothek ꝛc., ſo ihm durch Schenkungen zugefallen.

Der empörende Gebrauch der Hindusfrauen, ſich nach dem Tode ihrer Männer zu verbrennen, iſt zwar ſeltener geworden, hat aber darum doch nicht aufgehört. Der Reiſende Ward (man ſehe in Nr. 14 des C. Bl. den Aufſatz über ſein Werk) erzählt als Augenzeuge folgendes Beyſpiel eines ſolchen Actes, der zu Komillah, in der Landſchaft Tipperah, Statt fand: »Die Witwe, von der ich hier ſpreche, ſagt der Erzähler, war eine Nichte des verſtorbenen Rajah von Tipperah. Abends um 4 Uhr ging ich auf den Platz, der zu dem Opfer beſtimmt war; nicht lange darauf erſchien der feyerliche Zug unter kriegeriſcher Muſik. Der Leichnam des verſtorbenen Hindus lag auf einer Bahre ausgeſtreckt, und war in den feinſten Muſſelin geſchmackvoll gekleidet. Sein Geſicht war nach Art der Rajebutten, (ſo heißt die zweyte oder Kriegerkaſte bey den Hindus) gemahlt, und an ſeinem Ohre war ein Stern verfertigt, der aus buntgefarbten Faden un kleinen Stückchen Bambusrohr von der Größe einer dicken Stopfnadel verfertigt war. Auf derſelben Bahre befand ſich auch mit zurückgelehntem Ko per ſeine Witwe, die man mit Muſſelin und ſchönen Gewändern aufs prach tigſte bekleidet ſah. Ihr Haar hing loſe herab, und mehrere Kränze von gel ben Blumen ſchmückten dasſelbe. In ihrem Ohre und in ihrer Naſe trug ſi Ringe von maſſivem Gold, und um ihre Handgelenke, ſo wie um die Knoche ihrer Füße Ringe von maſſivem Silber. Ihre Verwandten, und ich ſelbſt machten verſchiedene Verſuche, ihr den raſchen Schritt, den ſie zu thun im Begriff war, auszureden, aber wir vermochten nichts über ſie. Endlich, da die Nacht ſtark heranrückte, erhielten einige Kulis (d. i. Arbeitsleute, Gräber, Laſtträger u. ſ. w.) Befehl, eine Grube in die Erde zu graben, die die Form eines Kreuzes erhielt; während ſie damit beſchäftigt waren, bat ſie ſie zu wiederhohlten Malen, Sorgfalt auf die Sache zu wenden. Da ſie in dieſer Rückſicht zufrieden geſtellt war, ſo bemerkte ſie, daß nicht Holz genug vorhanden wäre, um bis zum Anbruch des Tages ein großes Feuer zu unterhalten, und ſie gab daher ihrem Gewiſſensrath, einem Braminen, Auftrag, ihr noch ſieben Suparibäume zu verſchaffen. Da dieſe herbeygebracht worden waren, ſo bezeugte ſie ihr Verlangen, daß die Ceremonie ihren Anfang nehmen möchte. Sie ſtieg dann von der Bahre, legte eine Anzahl Kauris in ein Tuch, und vertheilte dieſe bloß unter ihre eigene Kaſte, indem ſie dabey einen kurzen Spruch aus den heiligen Büchern wiederholte, und die Worte: Ram, Hori, Ram, Kriſcher, Hori zur Antwort erhielt. Sie wurde darauf gebadet, ging dreymal um den Scheiterhaufen, der 6 Fuß lang und 3 Fuß breit war, und wurde wieder gebadet. Sie vertheilte dann ihre Kleidungsſtücke, behielt allen ihren Schmuck, ging dann wieder viermal (in allem ſiebenmal) um den Scheiterhaufen, und wurde zum dritten Male gebadet. Hierauf trat ſie zum Scheiterhaufen, ſprach mit ihren weiblichen Verwandten, denen ſie, wie ich nachher erfuhr, die Befolgung ihres Beyſpiels empfahl, bat einen Braminen, ihr eine ſchwarze Taube zu reichen, und beſtieg mit großer Faſſung den Scheiterhaufen. Jetzt wurde der Leichnam ihres verſtorbenen Gatten gebracht, und dicht neben ſie geſtellt. Sie umarmte und küßte ihn, bat dann ihre Freunde, nicht länger zu zögern, und begab ſich — zur Ruhe, ja, zur Ruhe kann ich mit Recht ſagen, denn da ich vor der Anzündung des Holzes ihr an den Puls fühlte, verſpürte ich nicht die geringſte unruhige Bewegung. Unter lautem Geſchrey der Zuſchauer wurde der Scheiterhaufen in Brand geſteckt, indeß ſich die ganze Zeit hindurch die Muſik hören ließ, und obgleich die Flammen Alles erhellten, ſo wurde doch ihr Anblick lange durch einen Regen von kurzen Bambusröhren entzogen, welche alle Umſtehende, Muſelmänner ſowohl als Hindus, hineinwarfen. Ich habe nur noch hinzu zu ſetzen, daß dieſe Sati (d. i. Witwe) ein ſehr ſchönes Frauenzimmer war, deren Geſichtsbildung ſich einigermaßen der chineſiſchen näherte.«

Man hat viel Rühmens von dem glänzenden Zuſtand der Muſik in Rußland gemacht; insbeſondere auch von dem in Moskau. Die neueſte Nummer (12) der Leipziger muſikaliſchen Zeitung belehrt uns aber durch eine Correſpondenz-Nachricht vom Febr aus letzterer Stadt, eines Andern. Doch — man weiß wohl, wie man es eben mit den Correſpondenz-Nachrichten zu nehmen hat, die in der Regel nur von Oberflächlichkeit, leidenſchaftlicher Perſönlichkeit, und überhaupt vom Partheygeiſt (vulgo Falſchmünzerey) dictirt ſind. »Es gehört (wird gemeldet) allerdings zum guten Ton, die berühmteſten fremden Künſtler zu hören, und in den Kreis der adeligen Erziehung gehört ein Claviermeiſter; wahrer Sinn für Muſik und höhere Kunſtbildung iſt jedoch hier nur ſelten. Einheimiſche Künſtler ſind wenig geachtet, die eingebornen ruſſiſchen am wenigſten. (Ce n'est pas tout comme chez nous; die Literatoren ein klein wenig ausgenommen). Ein Mahler, ein Architect kann nach einigen Jahren Officiersrang erhalten, ein Tonkünſtler nie. (Bey uns ſind die Tonkunſtler lauter Generale). Muſikaliſche Cirkel bey dem Adel ſind nur ſelten. Der hohe Adel ſetzt vielmehr etwas daran, eine Verachtung der ſogenannten Muſicomanie zu zeigen. Eine ſtehende Concert-Anſtalt, um periodiſch die bedeutendſten neuen Muſikwerke auszuführen, iſt hier nicht; ſelbſt den vorzüglichſten der hieſigen Künſtler gelingt es nur mit vieler Mühe, ein Concert zu Stande zu bringen, und einen mäßigen Erfolg dabey zu finden. (Welch ein Eldorado hingegen bey uns!) Auch iſt zu höherer muſikaliſcher Bildung hier wenig Gelegenheit. Beethoven'ſche Muſik iſt hier wenig geliebt u. ſ. w.«

Es iſt uns eine »Aufforderung zur Herausgabe einer pädagogiſchen Zeitſchrift zur Beförderung des vaterländiſchen Schulweſens« mit dem Erſuchen zugekommen, ſie in unſer Blatt aufzunehmen. Wir glauben nur unſre Pflicht zu thun, wenn wir zur weitern Anregung einer ſo gemeinnützigen Idee das Unſrige beytragen. Der anonyme Einſender ſetzt vorerſt die Zweckmäßigkeit und das Bedürfniß eines ſolchen Unternehmens, und zwar mit einer Umſicht und Gründlichkeit auseinander, die den practiſchen Denker und Schulmann unverkennbar bezeichnen. (Leider erlaubt uns der Mangel an Raum nicht, den ganzen Aufſatz mitzutheilen). Dann geht er auf den Plan der Zeitſchrift über. Seiner Meinung nach ſollte ſie den Titel: Der vaterländiſche Schulfreund, führen, und enthalten: 1. Ausführliche Abhandlungen über Gegenſtände des deutſchen Schulweſens mit ſteter Hinſicht auf die in den k. k. deutſchen Erbſtaaten eingeführte politiſche Verfaſſung der deutſchen Schulen. — 2. Kürzere Gedanken und Vorſchläge über verbeſſerte Lehrarten, Verſuche, Erfahrungen, Grundſätze in Beziehung auf die Schulzucht, Notizen über Sonntags-Wiederholungsſchulen, Erzählungen, Briefe u dgl. — 3. Schulnachrichten und Neuigkeiten, Beſchreibungen wohlgelungener öffentlicher Schulprüfungen und Schulfeyerlichkeiten, landesherrliche und obrigkeitliche Schulverordnungen, Beförderungen und Belohnungen, auch allenfalls Necrologen würdiger Schulvorſteher, Lehrer und Orts-Schulaufſeher, Anfragen, Schul-Anecdoten u. ſ. w. — 4. Kurze Beurtheilungen (Recenſionen) neuer, für Volks-Schullehrer gehörender Bücher. — Wir wünſchen und hoffen, daß dieſer Vorſchlag die Beherzigung finde, die er verdient, und erſuchen den würdigen Hrn. Verfaſſer ſich (uns) zu nennen.

Von der großen neuen Prachtauflage des unvergleichlichen, claſſiſchen Werkes: Traité des arbres et arbustes par Duhamel, Jeſus-Velin, mit Farbenabdrucken, iſt ſo eben das 82ſte Cahier (wahrſcheinlich das Schlußheft) erſchienen. Es iſt hier ein ganz ungebrauchtes Exemplar dieſes Prachtwerkes um 400 fl. Conv. Münze wohlfeiler als der gewöhnliche Preis, nähmlich um 950 fl. Conv. Münze zu verkaufen. Auskunft gibt der Verleger dieſer Zeitſchrift.

Nicht mehr in Spanien ſelbſt iſt die feinſte ſpaniſche Wolle, ſondern in — Sachſen. Anfangs Jänner d. J galt zu London die gereinigte Leoneſa-Wolle höchſtens 6 Sch. 3 D., das Pfund gereinigte ſächſiſche dagegen 9 Sch. 6 D. Die Veredlung der Schafe iſt demnach entweder in Sachſen gehoben, oder in Spanien vernachläſſigt worden. Die Wolle aus der berühmten Schäferey zu Rambouillet wurde letzthin nur zu 5 Fr. 37 Cent das Kilogramm (2 Pfund) verkauft. Napoleons Aufwand für die Racenverbeſſerung der Schafe in Frankreich blieb ohne Erfolg. Von der ſächſiſchen Electoralwolle wurde im Jahr 1817 mehr als 500,000 Pfund Sterl an Werth in England eingeführt. Auf welcher erfreulich hohen Stufe der Veredlung unſre vaterländiſche Schafzucht ſich befindet, iſt nicht uns allein, ſondern dem geſammten Ausland bekannt.

Die Zeitſchrift: Minerve françoise, die erſt ſeit einem Jahre beſteht, macht zwar, wie wir neulich angezeigt haben, ganz gewaltige Epoche, doch werden die Freunde der öffentlichen Ruhe weder glauben und noch weniger wünſchen, daß dieſe Minerva je das Glück mache, welches unter der vorigen Regierung das Journal de l'Empire erlebt hat. Dieſe Zeitung ſtand, nach einem neuen Pariſerblatt, im Jahr 1810 auf dem höchſten Gipfel ihres Flors; ſie zählte 23,000 Abnehmer, eine Million Leſer, und der Ertrag belief ſich nach Abrechnung aller Koſten jährlich faſt auf eine halbe Million, nähmlich auf 450,000 bis 480,000 Franken. Die damalige Regierung zog das Inſtitut an ſich, und behielt ſich ein Drittel vor, das in die Polizeycaſſe kam, um, wie es hieß, zu Bezahlung von Jahrgehalten an Gelehrte, verwendet zu werden. Die zwey andern Drittheile wurden in 16 gleiche Actien vertheilt, die an Günſtlinge verſchenkt wurden, welche durch ihre Stellen ohnehin ein reichliches Einkommen hatten. Die Namen brauchen wir hier nicht anzuführen. Im Jahr darauf erging es der Gazette de France, dem Journal de Paris, und den petites affiches eben ſo; aber es waren hier nicht ſo viele Actien, und da ſie nur ein Drittheil ſo viel eintrugen, als jene vom Journal de l'Empire, ſo erhielten ſie faſt ſämmtlich Mitglieder des Inſtituts, Dichter, Sänger, welche offenbar Dienſte geleiſtet hatten, mit denen man zufrieden war. Eine der erſten Handlungen der Bourbon'ſchen Regierung beſtand darin, daß ſie die rechtmäßigen Eigenthümer aller dieſer Zeitungen in den vollen Genuß ihrer Rechte einſetzte.

In einer kürzlich gehaltenen öffentlichen Rede heißt es: »Schon durch Geburt von den Niedern geſchieden zu ſeyn, ſey ein Geſchenk, das immer mit Dank aus der Hand des Zufalls angenommen werden müſſe; auch habe er (der Redner) beſtätigt gefunden, daß die Jugend der Vornehmen meiſtens mit vortrefflichen Naturanlagen ausgeſtattet ſey.« Der Name des Proclamators iſt Jahn, ſein Character Profeſſor. Daß es aber nicht der Berliner Turner ſey, iſt begreiflich; daß die Rede in Bern gehalten, nicht minder.

Gedruckt bey J. B. Walliſhauſſer.

Converſationsblatt.

31.

Freytag, den 16. April 1819.

Marquis von St. Germain, der Wundermann.

(Schluß von Nr. 30.)

Von der Geſchichte hatte er eine Menge kleiner Umſtände genau inne, und wußte viele Begebenheiten und hiſtoriſche Vorgänge ſo natürlich zu ſchildern, daß kein Augenzeuge ganz neuer Vorfälle dieſe mit ſolcher Lebhaftigkeit erzählen konnte, wie er Dinge erzählte, welche ſich vor Jahrhunderten zugetragen hatten. »Die Pariſer Schafköpfe,« ſagte er zu mir, »glauben, ich ſey fünfhundert Jahre alt, und ich beſtärke ſie in dieſer Meinung, weil ich ſehe, daß ſie ihnen ſo viel Vergnügen macht; nicht, daß ich nicht wirklich viel älter ſey, als man nach meinem Ausſehen denken ſollte.« — Denn er wünſchte, auch ich möchte mich bis zu einem gewiſſen Grad zum Narren halten laſſen. Die Thorheit der Pariſer blieb aber nicht dabey ſtehen, ihn einige hundert Jahre alt zu glauben, ſie ging ſo weit, ihn zu einem Zeitgenoſſen des Heilands zu machen.

Es lebte in Paris ein Spaßvogel, der **Milord Gower** hieß, weil er die Engländer vortrefflich nachzumachen verſtand. Man hatte ihn während des ſiebenjährigen Kriegs als Spion bey der brittiſchen Armee gebraucht, und jetzt bedienten ſich die Hofleute ſeiner zu allerley Nachäffungen und Myſtificationen. Dieſen Milord Gower führten andere Spaßmacher unter dem Namen des Hrn. von St. Germain ins Marais-Quartier von Paris, um die Neugier ſeiner Damen und Maulaffen zu befriedigen. Der falſche Abenteurer ſpielte ſeine Rolle Anfangs mit mäßiger Uebertreibung; als er aber ſah, daß hier Alles eine bewundernde Aufnahme fand, ſtieg er von einem Jahrhundert zum andern, bis zu Chriſtus herauf, von dem er mit einer großen Vertraulichkeit, als wäre er ſein Freund geweſen, ſprach.

Dieſe ungereimte, in Paris jedoch ziemlich ernſt nacherzählte, Poſſe verſchaffte dem Hrn. von St. Germain den Ruf, eine Arzney zu beſitzen, durch die man ſich verjüngen und unſterblich werden könne; wovon dann hinwieder die närriſche Erzählung von der alten Kammerfrau entſtand, deren Herrſchaft eine Flaſche des Göttergetränks beſaß. Die alte Kammerzofe entdeckte den Schatz, und nahm davon ſo viel Schlücke zu ſich, daß ſie zuletzt ganz jung, und wieder ein kleines Kind ward.

Ob nun gleich alle dieſe Mährchen, und noch andere, über das Alter des Hrn. von St. Germain verbreitete Sagen bey vernünftigen Leuten weder Glauben noch Aufmerkſamkeit verdienen, ſo iſt dennoch wahr, daß die Zuſammenſtellung deſſen, was mir von glaubwürdigen Perſonen über die Ausdauer und beynahe unglaubliche Erhaltung ſeiner Geſtalt verſichert ward, ans Wunderbare gränzt. Rameau ſowohl als eine alte Verwandte eines franzöſiſchen Bothſchafters in Venedig bezeugten mir, ſie hätten den Hrn. von St. Germain im Jahre 1710 gekannt, wo er das Ausſehen eines Mannes von fünfzig Jahren hatte. Im Jahr 1759 ſah er einem Sechziger gleich; damals erneuerte Herr Morin, welcher nachher mein Geſandtſchafts-Secretär ward, und für deſſen Wahrhaftigkeit ich gut ſtehe, ſeine fruher im Jahr 1735, während einer Reiſe durch Holland, gemachte Bekanntſchaft deßſelben in meinem Hauſe, und wunderte ſich außerordentlich, ihn kaum um ein Jahr gealtert zu finden. Alle Perſonen, die ihn ſeither bis an ſeinen, wo ich nicht irre, zu Schleswig im Jahr 1780 erfolgten Tod ſahen, und die ich denn Anlaß hatte, über ſein Ausſehen und vermuthliches Alter zu befragen, antworteten mir, er ſey ihnen als ein wohl erhaltener Sechziger vorgekommen.

Einige characteriſtiſche Züge aus dem Leben dieſes Wundermannes gedenken wir nachzuliefern.

……

Was iſt Leſen?

(Eine Verbiage.)

Leſen ſoll ſeyn Geiſtesgymnaſtik, intellectuelle Diätetik, (beſſer Hygiaſtik), geiſtige Promenade. Man läßt ſein beſſeres Ich an einem öffentlichen Ort, fremden Eigenthums, ſpazieren. Ob es nun eine flache Wieſe, ein Obſtgarten, ein Kornfeld, ein engliſcher Park iſt, oder eine Blumenflur, ein Küchengarten, ein Weinberg, ein Eichenwald, das Stadtpflaſter, oder wohl gar eine Steppe, das hängt dann von des Wandlers Perſönlichkeit ab. Natürlich iſt der öffentliche Ort und das fremde Eigenthum das »Buch,« und noch natürlicher iſt dann die flache Wieſe Kotzebue's Wochenblatt, der Obſtgarten Reinhards chriſtliche Moral, das Kornfeld Schnellers Weltgeſchichte, der engliſche Park das Morgenblatt, die Blumenflur Jean Pauls Hesperus, der Küchengarten ein Opus von Garve, der Weinberg der Schiller, der Eichenwald der Leſſing, die Steppe Grävells Menſch u. ſ. w. Man promenirt zur Luſt oder der Geſundheit wegen; ſich zu amüſiren oder durch Bewegung zu ſtärken, oder wohl auch aus beyden Urſachen zugleich, um dann erquickt zu rechter Zeit, oder oft ſchon ermüdet vor der Zeit heimzukehren. — Was iſt wohl reizender und bequemer (zu deutſch: commoder, wie Kotzebue ironiſirt, daß Böttiger das gute deutſche Wort: Korkbildnerey ſehr glücklich in: Felloplaſtik überſetzt habe —) als in fremdem Gehege nach Laune und Willkühr zu hauſen, auf fremden Saatfeldern zu ärndten, zu pflücken auf eines Andern Blumengefilde, zu requiriren, zu fouragiren in fremden Gauen? Und gleichwohl! wie reizlos, wie unbequem iſt ſo Manchem dieſes Aerndten, Pflücken und Requiriren zu eignem Nutz und Frommen auf fremdem Grund und Boden! Woher mag das doch kommen? zweytens weil es keine irdiſchen, klingenden Zinſen trägt, oder weil dieſe gar zu lang ausſtehn; drittens weil dieſes Aneignen fremden Gutes nicht nur nicht verbothen, (Caffee und Wein würden noch Einmal ſo gut ſchmecken, wenn ſie verbothen wären. Vide 1) die famoſe Handelsſperre; vide 2) die löbl. Muſelmännerſchaft ꝛc.), ſondern ſogar empfohlen, mehr oder weniger bedungen, und dabey doch von keiner äußern Auszeichnung, etwa wie in einem Knopfloch, begleitet iſt: viertens aus göttlicher Faulheit oder nicht-göttlicher Süffiſance; und endlich weil das Leſen bey ſinnlichen Nationen beſonders, wie Buchholz irgendwo ſehr richtig bemerkt, nur heißt, ſich in einen unangenehmen Zuſtand verſetzen.

Trotz dem wird aber doch enorm viel geleſen! Ja wohl, aber von wem, und wie? Das Frauenzimmer lieſt, aber was? der junge Wißbegierige, der Gelehrte leſen, aber wie? das Publikum in genere lieſt, aber was und wie? und wo, und warum? Es wird geleſen, um zu leſen, ſo wie man ſpazieren geht, um ſpazieren zu gehn; oder um ſagen zu können: ich habe Dieß und Jenes auch geleſen, oder wohl gar, um ſich zu brüſten: ich habe Dieß und Jenes nicht geleſen (ſurregirende Literatur-Zeitungen); aus Ton oder Langeweile, oder aus einer Art von mechaniſchem Heißhunger, wie es gewiſſen Leuten leichter wäre gar nicht Toback zu ſchnupfen, als darin mäßig zu ſeyn. Es wird zuviel, und darum wird zu wenig geleſen, denn viel Bücher, ſagt Luther, machen nicht gelehrt; aber gut Ding und oft Leſen, das macht gelehrt und fromm zugleich. Das iſt das Geheimniß, über das uns wohl eine ordentliche Theorie Noth thäte. (Bergks Kunſt Bücher zu leſen, iſt außerordentlich fließend, weil es der Character des Waſſers iſt, daß es fließe; Marées Anleitung zur Lectüre iſt eben ſo außerordentlich concis, weil es die Natur des gefrornen Waſſers iſt, daß es concis ſey.) Da aber bey dem chamäleontiſchen Character des Bücherweſens, und der Hydra des Buchhandels gar nicht daran zu denken iſt, ſo bleibt es beym Alten, oder vielmehr immer beym Neuen und Allerneueſten (oder beſſer bey Letzterem, denn neu iſt im Buchhandel nur das Allerneueſte, wie daher nicht das Allerälteſte alt), und das ſchöne bibliſche Sprüchlein: Der Buchſtabe tödtet, der Geiſt macht lebendig, ſchießt nimmer in geiſtigem Saamen auf. Ja es erinnert wohl an die cauſtiſche Anecdote jenes im Geruch der Gelehrſamkeit ſtehenden Paſtors, bey deſſen Tod man ſehr in Verwunderung war, keine Bibliothek, dafür aber einen wohlgefüllten Weinkeller anzutreffen, und deſſen lachende Erben getröſtet ausriefen: Nun, der gute Mann hielt, wie Figura zeigt, auf den Grundſatz: Der Buchſtabe tödtet, der Geiſt macht lebendig. Doch — was heißt auch: eine Bibliothek haben? Augenſcheinlich zeigt ſie an, daß man eine Menge Sachen nicht wiſſe; je mehr Bücher, deſto mehr Zeugen und Zeichen und verrätheriſche Monumente unſerer Unwiſſenheit.

Wer kein Buch, oder höchſtens nur ein Paar Dictionärs hat, kann ſagen, er wiſſe genug; wer eine Bibliothek beſitzt, geſteht ſtillſchweigend ein, daß er noch gar viel nicht wiſſe, oder ein ſehr ſchlechtes Gedächtniß beſitze, was auch keine große Ehre ſeyn ſoll.

»Ein Leſer ſoll ein Menſch ſeyn, der ſich anſtellt, als ob ihm an einem Buche etwas gelegen wäre.« Hippel oder Benzel dixit. Das ſind aber die wenigſten Leſer; oder eigentlich alle, weil gewiß alle ſich wenigſtens ſo anſtellen. Das iſt alſo die Expoſition, daß man ſich ſo anſtellt. Gut! Nun zeigt es ſich aber gar häufig, daß der Titel nur ein lockendes, verſchmitztes Aushängeſchild ſey, (zur Rechtfertigung der Autoren muß man erwägen, daß die Titel — Verlängerung der Vorreden nach Jean Paul — meiſtens von den Verlegern gemacht werden); oder bey weiterem Durchblättern, daß entweder der Gegenſtand, oder die Darſtellungsart, oder oft Beyde unſern Erwartungen nicht entſprechen, oder daß wir ein Plagiat vor uns haben ꝛc. Genug, wir finden uns getäuſcht, legen das Buch bey Seite, um uns gleich darauf aufs Neue täuſchen zu laſſen. Die Beſchaffenheit der Bücher ſelbſt iſt demnach eigentlich an der unfruchtbaren Vielleſerey Schuld, denn es würde erfolgreicher geleſen werden, wenn wir weniger, aber gute Lectüre beſäßen. Und daran iſt, wie einige Klügler ſagen wollen, wieder der ſuperfötirende Buchhandel Schuld; nähmlich der Umſtand, daß Schriftſtellerey und Bücherverſchleiß zu lucrativen Gewerben herab geſunken ſind.

Inzwiſchen, da dieß nicht hierher gehört, wollen wir nur die übrigen Hauptantriebe des Leſens betrachten. Wenn man in der Regel lieſt, um ſich zu unterhalten oder zu belehren, ſo gibt es noch zwey Claſſen von Leuten, die ſich weder aus dem einen noch aus dem andern Grunde mit Lectüre beſchäftigen. Zur erſtern zählen wir die Schriftſteller, die nur leſen um zu ſchreiben, wie man ſonſt nur ſchrieb um zu leſen (ſein Eigenes dem unzuverläßigen Gedächtniß aufzubewahren), fremde Gedanken zu den ihrigen zu machen, um ſich ein Privilegium darauf geben zu laſſen, oder über Nachdruck zu ſchreyen. Und zur zweyten Claſſe gehört jene ehrſame Gilde der Critiker und Ariſtarchen, die bey dem Leſen irgend eines Werkes keinen andern Zweck haben, als alle menſchlichen Blößen und Mängel, oder wohl auch, um alle kleinen und nicht kleinen Vorzüge aufzuſpüren, um dann jene zu läſtern, oder dieſe zu erheben.

Leſen heißt alſo immer und überall das, was es nicht heißen ſollte, und da alles Unheil nur vom Leſen herkommt, und die Erfindung der Buchdruckerkunſt ein ganz fatales Ereigniß für die Ruhe der Welt und der Einzelnen iſt, ſo wollen wir als ächte Menſchenkinder hübſch fortfahren, eifrig zu leſen.

Gſr.

Notizen und Correſpondenz-Nachrichten.

Herr Grillparzer, welcher den 24. vor. Monaths von hier ſeine Reiſe nach Rom und Neapel angetreten hatte, ward zu Venedig von dem Lombardiſch-Venetianiſchen Hofkanzler, Hrn. Grafen v. Goes Exc., einer beſonders huldvollen Aufnahme gewürdigt, und von ihm zu einem Abendfeſte geladen, nach deſſen Ende Hr. G. noch in derſelben Nacht (31 März) in Geſellſchaft des um die armen Bewohner des böhm. Rieſengebirgs ſo verdienten Kämmerers, Hrn. Maj. Grafen Franz Deym ſeine Reiſe nach Rom fortſetzte. Der herzlichſte Wunſch begleitet ihn, daß der mehrmonathliche Aufenthalt in Italiens mildem Clima ſeine Geſundheit befeſtigen möge.

P.

Der Herausgeber der Zeitſchwingen, Herr Pfeilſchifter, bemerkt in ſeinem Blatte: »Dem Buchhändler Hartleben iſt bey der Anzeige von A. F. Fiſchers Gemählde von Braſilien ein kleiner Anachronismus entſchlüpft; er ſagt nähmlich, in dem erwähnten Gemählde ſeyen alle Werke über Braſilien, ſelbſt die Reiſe des Prinzen M. von Neuwied benutzt; ſo viel wir aber wiſſen, iſt dieſes Werk noch unter der Preſſe. Wie ſoll man einen ſo abſichtlichen Anachronismus aber nennen?« — Wir aber fragen, wie ſoll man einen ſo unabſichtlichen Irrthum nennen? Iſt auch das Werk des Prinzen wirklich noch unter der Preſſe, warum ſoll der Herausgeber des Gemähldes es nicht ſchon haben benutzen können, da Okens Iſis bereits mehrere der intereſſanteſten Fragmente aus jener Reiſe des Braſilianiſchen Plinius mitgetheilt hat? Auch iſt ja dort nur die Rede von der Reiſe, und nicht vom ausgearbeiteten Werk ſelbſt ꝛc.

Auch die Pariſer Spielhäuſer werden nun ein Journal haben; es ſind davon einſtweilen der Plan und die Ankündigung erſchienen. Der Herausgeber verſpricht, alle großen Vermögens-Revolutionen bekannt zu machen. Ein Verzeichniß der Gewinnenden und Verlierenden ſoll regelmäßig erſcheinen; aber gewiſſe Namen ſollen nur durch die Anfangsbuchſtaben bezeichnet werden. Es iſt eine Schonung, welche er den Männern, die das Heirathsgut ihrer Frauen auf der grünen Tafel verrouliren, und den jungen Thoren, welche mit Hülfe der Wucherer hier ein Glück gründen wollen, das ſie noch nicht beſitzen, ſchuldig zu ſeyn glaubt. Gleiche Schonung verſpricht er aber nicht den Caſſirern und den Reiſenden, die mit dem Gelde ihrer Prinzipalen ſpielen; ihre Na-

Nachdem er hier zehn Jahre gedient hatte, erhielt er auf eigenes Anſuchen ſeine Entlaſſung, zog ſich 1795 auf ſein kleines 48 Werſte von Narva entferntes Landgut Friedenthal zurück, und weihte ſich ganz ſeiner Familie und den Wiſſenſchaften. Schon früher hatte er mehrere Stücke fürs Theater der Kaiſerinn geſchrieben, welche nicht wenig zu den Gnaden beytrugen, die ſie ihm angedeihen ließ, und zu ſeinem ſpätern Ruhme den eigentlichen Grund legten. Unter ſeinen zahlreichen dramatiſchen Erzeugniſſen fand das Schauſpiel: »Menſchenhaß und Reue,« allenthalben den meiſten Beyfall. Daſſelbe ward bald nach ſeiner Erſcheinung durch **Weiß** ins Franzöſiſche überſetzt, und durch Madame **Molé**, ſo wie auch ſpäter ſein: »Bruderzwiſt« für die Pariſer Bühne bearbeitet. Im Jahr 1790 erſchien ſein Luſtſpiel: »der Jakobinerklub,« im Jahre 1792 ſein Buch: »Vom Adel, Bruchſtück eines größern hiſtor. philoſ. Werks über Ehre und Schande, Ruhm und Nachruhm aller Völker aller Jahrhunderte.« Im Jahre 1795 ward er als Dichter und Director des Theaters nach Wien berufen, verließ aber wegen Verdrießlichkeiten im folgenden Jahre dieſe Stelle, und behielt eine jährliche Penſion für ſeine gleichwohl kurze Dienſtleiſtung. Nun lebte er in Weimar, und gab im Jahr 1799 eine Schrift heraus, worin er dem Publikum Rechenſchaft »über ſeinen Aufenthalt in Wien und ſeine erbethene Dienſtentlaſſung« ablegt. In eben dieſem Jahre entſchloß er ſich, auf dringendes Verlangen ſeiner Gattinn, um ſo mehr wieder nach Rußland, wo er ſie geheirathet hatte, zurück zu kehren, als er ſchon lang ſeine beyden Söhne, welche zu Petersburg im Kadetenſtifte erzogen worden, zu ſehen wünſchte.

Mit einem Freipaſſe, welchen er von dem damaligen ruſſiſchen Geſandten zu Berlin, Freiherrn von **Krüdner**, im Februar 1810 erhalten, trat er den 10. April ſeine Reiſe an; kaum aber hatte er die Gränze des ruſſiſchen Reichs erreicht, ſo wurde er auf Befehl des Kaiſers **Paul**, ſowohl wegen eines frühern Vergehens in Reval, als wegen einiger gefährlichen politiſchen Schriften, die er verfaßt haben ſoll, in Verhaft genommen. Seinen eignen Berichten zufolge ward er nach Mittau, und von dort nach Siberien geführet, nachdem er aber entwiſcht, und geraume Zeit in den liefländiſchen Wäldern umher irrte, wieder ergriffen, und nach tauſend beſtandenen Gefahren über Tobolsk nach Kurgan, dem Orte ſeines eigentlichen Exils, gebracht. Die Nachrichten von dieſen ſeinen Schickſalen, welche er in ſeinem Buche: »das merkwürdigſte Jahr meines Lebens,« kund gemacht, ſind durch den Herrn de **Maſſon**, deſſen Memoires secrets sur la Russie der Verfaſſer ſcharf angegriffen zu haben ſchien, nicht nur in Zweifel gezogen, ſondern auch größtentheils für unwahr erklärt worden. **Kotzebue** ließ ungeſäumt eine Vertheidigungsſchrift, unter dem Titel: »kurze und gelaſſene Antwort auf eine lange und heftige Schmähſchrift des Herrn von **Maſſon**, bey **Sander** in Berlin, erſcheinen. Den meiſten Zweifel fand jene Stelle des obbenannten Buches, wo er ſagt, der Kaiſer Paul habe, nachdem er ihn von ſeinem Exile zurück berufen, ihn nicht nur ſehr huldreich behandelt, ſondern ſogar ſein Benehmen gegen ihn zu entſchuldigen geſucht. — Indeſſen wurde ihm doch in der Folge von Seite des ruſſiſchen Hofes die Verfaſſung mehrerer politiſchen Schriften aufgetragen, und ihm die Würde eines Hofrathes, ſpäter auch jene eines Kollegienraths, ertheilt.

Das Verlangen, ſeine Familie zu ſehen, beſtimmte ihn ſeine Entlaſſung zu fordern; er erhielt ſie aber erſt nach Kaiſer Pauls Tode. Den 19.

April 1801 verließ er Petersburg und begab ſich nach Weimar. Aber auch
hier nöthigten ihn mancherley Verdrießlichkeiten, welche er ſich von Seiten
Göthes, dem er in einem umſtändlichen Aufſatze verwarf und zu bewei-
ſen ſuchte, daß er kein Deutſch verſtände (!) und der beyden Schlege
zuzog, ſich auch von hier zu entfernen. Er ging nach Berlin, lebte da bi
zum Jahr 1802, wo er eine Reiſe nach Paris, und ſpäter nach Italien un
ternahm, deren Beſchreibung er im Jahre 1804 unter dem Titel: »Erin
nerungen aus Paris,« und im folgenden als: »Erinnerungen von einer Rei
ſe aus Liefland nach Rom und Neapel,« bekannt machte.

Im Jahr 1803 unternahm er mit Merkel zu Berlin die Herausga
be des Journals: »der Freimüthige,« worin er ſich oft und nachdrücklich ge
gen Napoleons Regierung und Herrſchſucht erklärte; nachdem er ſi
aber auch mit Merkel entzweyte, erlebte er bald das Mißvergnügen, ſi
durch denſelben in beſagtem Journale nicht wenig verunglimpft zu ſehen. In
deſſen ſetzte er ſein literariſches Wirken fort, und ließ im Jahr 1808: »D
Biene,« im Jahr 1809: »den Geiſt der Journale, und 1811: »die Grille,
als eben ſo viele Journale erſcheinen.

In den Jahren 1812 und 1813 verfaßte er mehrere politiſche Schri
ten; und auch eine bedeutende Anzahl von Proklamationen und diplomatiſche
Stücken, welche zu jener Zeit von Seiten des ruſſiſchen Kabinetts bekan
gemacht wurden, werden ihm zugeſchrieben.

Im Jahr 1813 ernannte ihn der Kaiſer Alexander zum General-Co
ſul in Königsberg, welche Stelle er bis 1816 bekleidete, wo er zum Staat
rathe bey dem Bureau der auswärtigen Angelegenheiten erhoben wurde. I
folgenden Jahr erlaubte ihm der Kaiſer wieder in ſein Vaterland zurück
kehren, und ließ ihm den Genuß ſeines ganzen Gehalts unter der Bedingun
ihm von Zeit zu Zeit Bericht über Weſen und Beſtand der Literatur u
Kunſt in Deutſchland zu erſtatten. Eine Leiſtung, welche an jene des Grim
und des Laharpe aus den Zeiten Katharinens und Pauls I. erinne
durch welche er ſich aber viele Feinde zuzog, und höchſt wahrſcheinlich d
Grund zu dem traurigen Schickſale legte, das er durch den viel zu freimüt
gen Ton, den ſein letztes Journal: »das literariſche Wochenblatt« athm
beſchleunigte. Er tadelte in dieſem Blatte die allzuloſe Lizenz der auf d
deutſchen Univerſitäten herrſchenden Burſchenſchaft mit einer Animoſität, w
che einen Jenaer Studenten, Namens Sand, zu dem gräulichen Entſch
empörte, Herrn von Kotzebue mit eigner Hand zu ermorden. Da die
ſammt ſeinen Angehörigen ſich in Mannheim befand, machte der Student
auf den Weg, und eilte ſeinen Anſchlag auszuführen. In Mannheim ließ
ſich als ein Fremder von Weimar, der Briefe hätte, bey Kotzebue
melden, wurde ohne Hinderniß in deſſen Studierzimmer eingelaſſen,
ſtieß nach kurzer Unterredung dem achtloſen Manne ſo geſchickt ſein Meſſer
Herz, daß er ſogleich todt zu Boden fiel. Kotzebue hinterläßt eine G
tinn (ſeine dritte), welche erſt 14 Tage zuvor war entbunden worden,
Söhne, fünf Töchter und eine 84 jährige Mutter. —

M. —

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

men wird er mit großen Buchſtaben drucken laſſen. Wie er es mit den Fremden halten werde, ſagt er nicht.

Nr. 15 der Neuwieder-Zeitung enthält über die Hiſtoriographie in China (nicht über die chineſiſche Hiſtoriographie, wie denn z. B. franzöſiſche Revolution, und Revolution in Frankreich, und daher der Titel des hinterlaſſenen Werks der Frau von Stael Considérations sur la revolution françoise, logiſch falſch iſt ꝛc.), folgende intereſſante Züge: »Dem Kaiſer von China darf und muß man die Wahrheit ſagen. An den Höfen in Europa wird man bekanntlich nicht dazu gezwungen, (aber doch auch eben ſo wenig zum Gegentheil?). In China beſteht ein Tribunal der Geſchichte, welches aus 2 Abtheilungen beſteht. Die erſte muß dasjenige aufzeichnen, was außerhalb der Reſidenz des Kaiſers vorgeht, nähmlich Alles, was die Geſchäfte im Allgemeinen betrifft; die andere, was innerhalb derſelben vorgeht, d. h. alle Handlungen und Reden des Fürſten, ſeiner Miniſter und Beamten. Jedes Glied dieſes Tribunals ſchreibt auf ein Blatt Alles, was es in Erfahrung gebracht hat, unterſchreibt ſeine Erzählung, (man muß alſo in China die Anonymität für das halten, was ſie iſt, und den Grundſatz haben, daß Jeder, der etwas ſchreibt, Muth und Gründe haben ſoll, dafür zu ſtehn), ohne ſie vorher ſeinen Collegen mitzutheilen, und ſteckt ſie in einen großen Kaſten, der verſchloſſen mitten in ihrem Verſammlungsſaal ſteht. Um den Geiſt dieſes Tribunals näher zu bezeichnen, erzählt ein Reiſender, der in China war, Hr. Freret, folgende Geſchichte: Tſou-i-chong ermordete den Kaiſer T-chong-chong, deſſen Armeen er befehligte, weil er ihm ſein Weib geraubt hatte. Das Tribunal ſetzte die Geſchichte dieſer That, und ihre Veranlaſſung auf, und verwahrte dieſes Actenſtück in ſeinen Archiven. Der General erfuhr dieß, entſetzte den Präſidenten des Tribunals der Geſchichte ſeiner Stelle, verurtheilte ihn zum Tode, unterdrückte das Actenſtück, und ernannte einen andern Präſidenten. Kaum war dieſer an ſeiner Stelle, ſo wurde die Geſchichte aufs Neue niedergeſchrieben und ins Archiv gelegt. Nicht ſobald war Tſou-i-chong von dieſer kühnen Handlung unterrichtet, als er alle Glieder des Tribunals hinrichten ließ. Sogleich war ganz China durch öffentliche Schriften von der abſcheulichen That des Generals unterrichtet, und es war eine allgemeine Empörung zu befürchten. Das Tribunal der Geſchichte mußte wieder hergeſtellt werden. Die Annalen der Dynaſtie Tong (heißt es weiter) erzählen in dieſer Rückſicht eine andere Thatſache. Ta-i-tſong, zweyter Kaiſer aus der Dynaſtie Tong, begehrte einſt vom Präſidenten des vorgenannten Tribunals die vorhandenen Denkſchriften zu der Geſchichte ſeiner Regierung zu leſen. Herr, ſagte der Präſident zu ihm, bedenke, daß wir ein genaues Verzeichniß von den Tugenden und Laſtern unſerer Regenten halten, und daß unſer Tribunal nicht mehr frey ſeyn würde, wenn du auf deinem Willen beharreſt. Wie, verſetzte der Kaiſer, du, der du mir ſo viel zu verdanken haſt, du, der du mir ſonſt ſo verpflichtet warſt, du wollteſt die Nachkommenſchaft von meinen Fehlern unterrichten? — Es wäre, erwiederte der Präſident, nicht in meiner Gewalt, ſie zu verheimlichen; mit Schmerz würde ich ſie aufzeichnen. Allein, ſo will es die Pflicht meines Standes, ich muß die Nachwelt auch ſogar von dem unterrichten, was ſo eben unter uns Beyden verhandelt ward.« (Und das iſt denn auch wohl eingetroffen, weil wir es leſen. Aus alle dem zuſammen ergibt ſich, daß die Chineſen von dem Amt eines Hiſtorikers gar delicate Begriffe haben. Worin mag bey ihnen das Hauptintereſſe der Geſchichte beſtehn? Ohne Zweifel in der Wahrheit. Welche mögen ihnen demnach die Cardinaltugenden des Hiſtorikers ſeyn? — Wieder ohne Zweifel: daß er richtig ſehe, und ein ehrlicher Mann ſey.).

Nach dem **Journal de commerce** beſteht unſer Erdtheil aus 78 unabhängigen Staaten, und deren Kriegsmacht in Friedenszeiten aus 1,500,000 Soldaten, im Kriegszuſtande aus 3,600,000. Ihre Seemacht beträgt 409 Linien-, und 33 andere Schiffe; jedes dieſer Letztern mit 50 Kanonen bewaffnet, 348 Fregatten, 1668 kleinere Schiffe, im Ganzen 2463 Segel ausmachend, mit 60,750 Kanonen und 281,400 Individuen bemannt. Die gewöhnlichen Einkünfte dieſer Staaten belaufen ſich auf 1,263,243,181 Gulden.

Der Berliner Kunſthändler Jacoby (berichtet ein dortiges Blatt) hat unter ſeinem neuen Verlage einen Kupferſtich, der den Kunſtliebhabern und Denen, welche bey einer Zimmerverzierung, nächſt dem Kunſtwerthe, mehr einen angenehmen Eindruck beabſichtigen, gleich ſehr empfohlen werden kann. Es iſt dieſes Blatt »die Nonne von Oviedo« unterſchrieben, und in Linienmanier geſtochen von Schuler nach von Bree. Den Stoff gab folgende gläubig verbreitete Sage: Als die Franzoſen in Spanien vordrangen, verjagten ſie die Nonnen aus dem Kloſter Oviedo, (welches auf dem Bilde im Hintergrund ſichtbar iſt): auf der Flucht fand eine der Nonnen ein Kind, das faſt verſchmachtet war, und, von Mitleid ergriffen, legte ſie es an ihre Bruſt, die Mutter Gottes inbrünſtig bittend, daß ſie ihr die Kraft verleihe, es zu nähren, und ihr Wunſch ward erfüllt. — Man ſieht hier die Nonne in dem Augenblicke des Gebeths; ſie kniet an einem Standbilde der Maria mit dem Kinde. Das Bild iſt 24 Zoll breit, und 22 Zoll hoch; der Preis 6 Thaler.

Nekrolog.

Auguſt Friedrich Ferdinand von Kotzebue.

Er wurde den 3. May im Jahr 1761, als Sohn eines Legationsrathes zu Weimar, geboren. Nachdem er ſeine erſte Bildung durch den berühmten Muſäus erhalten hatte, bekam er in ſeinem 20. Jahre, durch den Grafen von Görz, königlich preußiſchem Miniſter in Rußland, und Freund ſeines Vaters, einen Ruf nach Petersburg. Dort wurde er zum Secretär bey dem General des Genieweſens, Herrn von Bauer, ernannt, bekleidete dieſe Stelle mit Treue und Geſchicklichkeit bis zu deſſen Lebensende, und erwarb ſich bey verſchiednen Negoziationen mancherley Verdienſte. Da ihn dieſer General in ſeinem Teſtamente der Kaiſerinn empfohlen hatte, erhielt er auch bald den Titel eines Rathes, und eine Anſtellung bey der Verwaltung zu Reval. Im Jahr 1783 wurde er zum Beyſitzer der oberſten Gerichtstafel, und bald nachher zum Präſidenten des Adminiſtrations-Magiſtrats ernannt, welche Stelle er mit dem Range eines Oberſtlieutenants geraume Zeit behauptete.

(Fortſetzung und Schluß auf dem beyliegenden Blatt.)

Conversationsblatt.

32.

Dinſtag, den 20. April 1819.

Sonnenaufgang.

Aus dem großen (ungedruckten) Gedicht »das Weltmeer,« von J. A. Kanne.

Sonnenſtrahlendes,
Himmelmahlendes,
Prachtvolles Meer!
Frühroth ſchimmert daher auf den Wellen,
Schimmert und flimmert aus ſtrahlenden Quellen
Purpurn und golden aus himmliſcher Au'
Wie Millionen der Flämmchen erglüh'n!
Wie Millionen der Funken aufſprüh'n!
Wie es ſich faltet
Roſig und blau,
Wie ſich geſtaltet
Brennender Thau.
Rauſchet ein Purpurſchleyer heran,
Nimmt von Oſten gen Weſten den Lauf!
Oeffne mir bald
Des Himmels Gewalt,

Heiliger Tag! Schließ auf nur dein Thor!
Sonne, tritt bald aus dem Schlafe hervor:
Da liegt die Königinn, und noch geſchloſſen
Ruht feſt die Wimper auf dem Götteraug',
Der Glieder Reiz, von Nebelduft umfloſſen,
Leis angeweht von inn'rer Gluthen Hauch!
Der ſchöne Leib auf Seide hingegoſſen,
Kühlt junger Roſenblätter Opferrauch!
Und wie verſtummt, voll Sehnſucht all', die Frauen
Ob ihre Königinn erwachet, ſchauen.

So mit Liebesmacht,
Ob die Sonn' erwacht,
Harret das Meer.
Siehe, da zucket die Wimper ihr leiſe,
Wonne ſchon ſtrahlt in dem harrenden Kreiſe
Aller im Antlitz, gleich goldenem Saum!
Aber die Wimper bewegte ſich kaum,
Ward nur gehoben von reizendem Traum.
Höher ſich hebet
Wieder die Bruſt!
Hat ſie belebet
Innere Luſt?
Göttergleiche! Erhebe dich bald,
Oeffne des Auges Zaubergewalt!
Die Wimper ſich regt,
Und auf ſich nun ſchlägt!
Wonn' und Entzücken erfüllet ſogleich,
Königinn! dein ſtillharrendes Reich!
Und wie geſchäftig alles, neu belebet,
Zu ihrem Dienſt auf Liebesflügeln eilt,
Und wie ihr Blick nun rings im Kreiſe ſchwebet,
Und huldvoll auf den Glücklichen verweilt!
Und wie im Anſchau'n jede Bruſt erbebet,
Und ſanft ein Zauberſchlag ihr mit ſich theilt!
Und wie ſich alle hin aufs Knie nun neigen,
Und jeder Blick ſpricht laut: „Wir ſind dein eigen“

So auch hebet ſich
Sanft und wonniglich
Die Sonn' aus dem Meer! –
Wie in die goldene Schale nun tauchet,
Zart die Finger, von Roſen behauchet,
Die Königinn, wendet ſie ſchauend ſich ſchnell:
Wie ſie nun träufelt den ſilbernen Quell
Auf des Buſens entzückende Well'!
Wie ſie die Wangen
Feuchtet im Thau!
Wie ſie nun prangen,
Roſen der Au'!

Wie von der Stirn' erhabener Macht
Wieder das Glück auf ſie alle lacht!
Wie ſie zum Thor
Schreitet hervor,
Wie ſie nun allen Geliebten winkt:
„Lieb' iſt erwachet!“ ihr Auge blinkt.
Und wie ſie nun dem holden Bräut'gam nahet,
Der ihrer ſchon mit Liebesſehnſucht harr't!
Und wie er innig froh ſein Glück umfahet,
Und glühend heiß nach ihren Blicken ſtarrt!
Und wie die Welt nun wieder neu ihm lächelt,
Nun ihn der Huldinn Liebeshauch umfächelt!
Und wie er möcht' in Liebeshauch hinſinken,
Und aus dem ew'gen Quell des Lebens trinken!

So zur Luſt erwacht,
In der Strahlen Pracht,
Herrlich das Meer!
Wie nun ſanft ſchon die Lüftchen ſich regen,
Daß ſie die Schleyer zu Rechte legen,
Die um die Stirn' die Königinn wind't:
Roſige Falten, mit Purpur geſäumt,
Goldene Wellchen, mit Silber umſchäumt,
Wie durch die Himmel
Sie flattern geſchwind,
Schnell das Gewimmel
Unten beginnt,
Die Sonne nun tritt aus dem Schleyer hervor,
Weit iſt geöffnet das Zauberthor!
Der Tag iſt erwacht!
Der Himmel voll Pracht!
Die Pforten der Wonne ſtehn aufgethan,
Die Sonne beginnet die Gluthenbahn!
Tritt, Erdenwaller, nun zum Meeresſtrande,
Und faß' in Eins des Herzens ganze Kraft!
Und ſtänd'ſt du dicht an deines Grabes Rande,
Sein Odem haucht dich an, der das erſchafft!
Wer in den Brennpunct aller Luſt kann ſchauen,
Fühlt von ſich weichen auch des Todes Grauen;
Und blieb er gern auch länger noch hier oben,
Er ſah's, ward aller ird'ſchen Luſt enthoben!

* * *

Verſuch uber den Credit.

Von Adam Müller.

(Schluß von Nr. 30.)

Um die innere Wahrheit dieſer Darſtellung der Elemente des Credits handgreiflich zu machen, wird es hinreichen, ihr die dermalen herrſchenden Theorien des Credits entgegen zu halten.

Seit einigen Jahrhunderten ſpricht man ungewöhnlich viel von Credit; das Wort, kann man ſagen, iſt genau in demſelbigen Verhältniß in größeren Umlauf gekommen, als die deutſche Benennung Glaube, in Abnahme kam; in demſelben Verhältniß, als die mit dem Worte Credit bezeichnete Sache in Verfall gerathen iſt. Die ſtaatswirthſchaftlichen Theorien haben verſucht, einen Glauben aus bloß irdiſchen Mitteln und Materialien zuſammen zu ſetzen, und da der göttlichen Hülfe in den irdiſchen Veranſtaltungen überhaupt nicht mehr erwähnt werden ſollte, ſo hat der künſtliche Credit, welchen dieſe Theorien conſtruirten, nicht drey, ſondern zwey Elemente, die, einander im Cirkel bedingend, gleichſam ohne Anhaltspunct in der Luft ſchweben: nähmlich den Privatcredit und den ſogenannten Staats- oder Nationalcredit.

Privatcredit, in dem Sinne dieſer Theorien, iſt derjenige Glaube, den der Menſch, nicht als Menſch, ſondern als Sache, mit allem ihm zufällig anklebenden ſächlichen Beſitz, nach einer meiſtentheils täuſchenden Veranſchlagung anſprechen kann. Hierbey kommt er nicht durch ſeine perſönlichen Eigenſchaften und ſeinen innern Werth als Herr und Vater eines Hauſes in Betrachtung, ſondern es kommt auf die ſächliche Bedeutung an, welche ſein Beſitzthum, einzeln und aus dem gegliederten Ganzen des Hausweſens herausgeriſſen, zufälliger Weiſe haben möchte: es kommt auf das Löſegeld an, welches ſeine Perſon als Sache etwa herbeyzwingen könnte, falls man ſich ihrer nach Wechſelrecht bemächtigte.

National- oder Staatscredit hingegen iſt der gleichfalls ſächliche Glaube, den man gewiſſen großen, unbeſtimmten, idealiſchen Körperſchaften, welche jene Theorien ausſchließlich mit dem Nahmen Staat, oft auch mit dem Nahmen Nation bezeichnen, beylegen ſoll, weil es eben dieſen Theorien gefallen hat, dieſen großen Phantomen ihrer Einbildung, die eigentlich in der Wirklichkeit nirgends exiſtiren, die unbedingte Bothmäßigkeit über alle andre Sachen einzuräumen.

In der Wirklichkeit gibt es Herrſchaften, Fürſtenthümer, Königreiche, Republiken, Staaten mancherley Art; innerhalb dieſer Staaten wieder unendliche Abſtufungen kleinerer Staaten, Obrigkeiten, Körperſchaften, Gemeinheiten u. ſ. f. Jeder dieſer kleineren und größeren Staaten hat Kraft ſeiner Wirklichkeit einen gewiſſen Kreis wirklichen Credits. Wir haben noch niemand gefunden, der nicht lieber der Gläubiger eines wirklichen Kaiſers, Königs, Standes, oder einer wirklichen Körperſchaft, oder einer Gemeinde, oder eines bloßen realen Eigenthümers, als der Gläubiger jenes allgemeinen Gedankenweſens, welches unſere Theorien Staat nennen, und dem ſie faſt göttliche Ehre erweiſen, ſeyn möchte.

Nichts deſto weniger geht das theoretiſche Streben dahin, alle jene wirklichen Staaten zu zerſtören, und das Staatsphantom allein gültig zu machen, ihm allein Glauben beyzumeſſen. Wo keine Götter ſind, walten Geſpenſter, hat ein Weiſer geſagt: wollt ihr nicht den wahren Gott und ſeinen Einfluß in die menſchlichen und bürgerlichen Geſchäfte, ſo werdet ihr wider euren Willen ein Götzenbild machen müſſen. Es würde zu weit führen, wenn ich der Wahrheit gemäß ſchildern wollte, wie dieſer weſenloſe Staatsbegriff, dieſes Surrogat der verſchmähten Religion überall da untergeſchoben worden iſt, wo in früheren Jahrhunderten der Einfluß einer unſichtbaren ſittlichen Macht, kurz, die Mitwirkung Gottes ſupponirt wurde.

Die Einwirkung dieſer Theorien auf den practiſchen Gang der europäiſchen Angelegenheiten wird mit jedem Tage ſichtbarer.

Seitdem die Religion aus den irdiſchen Angelegenheiten förmlich hinaus gewieſen worden, und die bürgerliche Geſellſchaft zu einer großen Zwangsanſtalt, zu einem eitlen Waaren-Magazin und Markte herabgeſunken iſt, auf dem nur die Sachen gelten; die Perſönlichkeit des Menſchen aber, da ſie mit der höhern Beſtimmung des Menſchen allzugenau zuſammenhängt, keinen Credit genießt, iſt aller Segen, und alles wahre Gedeihen verſchwunden. Je mehr Sachen producirt werden, je mehr der dingliche Reichthum wächſt, um ſo größer wird der Widerſtreit dieſer Sachen mit den nunmehr ungezügelten Bedürfniſſen und Begierden der Menſchen. Das gerade gegenwärtige Geſchlecht reicht mit den ihm von der Natur angewieſenen dinglichen Gütern nicht aus; die ganze Vergangenheit muß herbeygezogen, ihre geſammte Erbſchaft veräußerlich gemacht, und die Zukunft muß auf ſo weit hinaus als möglich in Beſchlag genommen werden, um die bedürftige Gegenwart zu befriedigen. Dieß iſt nun das innerliche Weſen der Creditoperationen unſerer heutigen Theorien.

Der ſächliche Privatcredit zuförderſt, den wir oben beſchrieben haben, erzeugt ein unermeßliches Heer von hypothecariſchen und Wechſelverpflichtungen, womit er Europa überſchwemmt; ausgehend gleich von der Vorausſetzung, daß, ſo wie Gott die Welt und die vorhandenen Perſonen und Sachen Einmal erſchaffen habe, es nun dem Menſchen auch ſeinerſeits freyſtünde, ſie noch Einmal in verkäuflichem Papier, in Obligationen und Wechſeln nachzuerſchaffen, ſo, daß im Grunde die Welt ſtatt einmal, zweymal da und in Bewegung zu ſetzen ſey. Das iſt das Schöpfungswunder des heutigen Privatcredits.

Eben ſo ſind aus dem Wahne des allgemeinen ſächlichen Staats- oder Nationalcredits ungeheure Maſſen von Staatspapieren und Renten hervorgegangen, in welchen das unbeſtimmte Weſen, welches noch niemand zu definiren, oder überhaupt nur in Gedanken feſtzuhalten gewußt hat, nähmlich der ſogenannte reine Staat der Idee daſſelbige Schöpfungswerk (die Creation von Renten, Noten u. ſ. f.) zum drittenmale verſucht, und auch dieſe dritte Welt, wie es gelingen will, in Bewegung und Circulation ſetzt.

So geſchieht es nun, daß unſere beſcheidene Generation gleichſam an dreyen Tiſchen zugleich ſchmauſet, und die Vergangenheit, das Erbe der Vorwelt in den Wechſel- und hypothecariſchen Documenten, dann die Gegenwart in re und natura der handgreiflichen Dinge, endlich aber auch noch die Zukunft in den unermeßlichen Haufen der Staatspapiere und Renten verſpeiſet. Denn eben weil die Zukunft zu den Bedürfniſſen der Gegenwart herangezogen werden ſoll, und nicht der einzelne Menſch, ſondern nur eine gewiſſe Gemeinſchaft der Menſchen für unſterblich gelten, und die Zukunft verbürgen kann, ſo entſteht ein allgemeines practiſches Bedürfniß, ein ſolches irdiſch unſterbliches Weſen zu imaginiren, welches dann, durch eine ſtillſchweigende Convention der Noth, mit dem groſſen, heiligen und tiefſinnigen Nahmen: Staat bezeichnet wird.

Wahr iſt es, daß die Vorſehung den Menſchen und den Staaten, in wiefern ihr Daſeyn auf den obenbeſchriebenen drey Grundſäulen des Hauſes, des Staates, und der Glaubensgemeinſchaft oder der Kirche ruht, eine gewiſſe zurück und vorgreifende Macht über Vergangenheit und Zukunft verliehen hat; es iſt ihnen geſtattet, das Erbe der Väter, den Capitalsfond ihres Daſeyns anzugreifen, auch die

Ernten der kommenden Geſchlechter in dem bedürftigen Augenblicke vorweg zu nehmen; ſie dürfen vermittelſt des baaren Geldes und ſeiner Repräſentanten die Vergangenheit, vermittelſt der Schuldobligationen die Zukunft zu der Noth des Augenblickes heranziehen; ſie können dergeſtalt, wenn es erfordert wird, eine viel mächtigere Gegenwart bilden, als die ſich ihnen unmittelbar und handgreiflich in der äußern Natur darbiethet: — und daher kann es mir nicht in den Sinn kommen, Wechſel, Hypotheken, oder auch Staatsobligationen und den ganzen Apparat des modernen Credits, als ſolche, zu verdammen. — Vielmehr je größer dieſe, ich möchte ſagen Expanſivkraft oder Elaſticität des gegenwärtigen Augenblickes, je mehr der einzelne Menſch oder der einzelne Staat vermögen wird, Vergangenheit und Zukunft zu der hülfsbedürftigen Gegenwart heranzuziehn, für um ſo vollkommener werde ich die beyderſeitige häusliche Einrichtung finden; um ſo größern Credit werde auch ich ihnen beymeſſen. Nur muß es eine wahre Elaſticität ſeyn; das ausgedehnte Weſen muß ſich, wenn die Bedrängniß verüber iſt, in die natürlichen Gränzen der Gegenwart zurückziehen können; die Gegenwart muß nicht Vergangenheit und Zukunft überſchwellend verſchlingen wollen, das Vermächtniß und die Rechte der Vergangenheit, und die Ausſaat für die Zukunft müſſen geſchont werden können.

Dieſes aber iſt nur möglich 1.) in wiefern die traditionellen und urkundlichen Rechte der einzelnen Familien, Stände und Körperſchaften, vor allem aber das reale und perſönliche Eigenthum und Recht des Landesherrn geſchont werden. Beſchirmt von dieſen Rechten hat ſich das Haus gewölbt und zuſammen gefügt, in welchem wir die Gegenwart genießen und vertheidigen. Achtung vor den Satzungen unſerer Vorfahren iſt die einzige Bürgſchaft, welche wir unſerm Gläubiger leiſten können, dafür, daß auch unſre Nachkommen die gegen ihn übernommenen Verpflichtungen erfüllen werden. Jene Satzungen und Rechte mit Füßen treten, oder ſie verkäuflich erklären, um die eitlen Inhaber derſelben dahin zu verleiten, daß ſie ihre Erbſtücke für Geld, ihre Erſtgeburtsrechte für ein Linſengericht fahren laſſen, iſt das ſicherſte Mittel, allen wahren Credit zu untergraben. Das nun iſt das rechte Kennzeichen der revolutionären Theorien des Credits, daß alle poſitiven und wirklichen Herrſchaften, Körperſchaften und Rechte ganz abgeſchafft, oder wenigſtens zu bloßem Scheinweſen herabgebracht werden ſollen, indem ſie feil werden für Geld, und daß der reale Staat mit ſeinen tauſendfältigen Herrſchaften, Häuſern, Gebiethen und Wohnungen zuſammenſchwinden ſoll, in die Eine, große, einförmige Chimäre des National-Staates.'

Die andere Bedingung aber der Möglichkeit des wahren Credits iſt 2.) daß eine wahre und ſichtbare Gemeinſchaft des Glaubens und der Treue unter den Menſchen beſtehe. Wer ſagt dem Gläubiger, der dem Einzelnen oder dem Staate mit ſeinem Capitale zu Hülfe kommt, dafür gut, daß die Geſinnung, auf welcher Treu und Glauben beruhet, nicht ganz aus der Welt verſchwinden, und jenem Univerſal-Egoismus, den die politiſchen Theorien des Jahrhunderts zum oberſten Prinzip erhoben, das Feld einräumen werde? Nicht jene unſichtbare Kirche der philoſophiſchen Vernunft, nicht jene Gemeinſchaft der Privatwillkuhr, der Privatdenkfreyheit und des Privatnutzens, die in ſich nichts gemein hat, als gerade den Grundſatz, daß es kein Gemeinſchaftliches geben ſoll, — kann hier aushelfen. Der weiſe Gläubiger verlangt eine ſichtbare Bürgſchaft dafür, daß Treu und Glauben ihren alten Vorrang vor alle übrigen Erwägungen des Hauswirthes und des Staatsmannes behaupten werden, ein ſichtbares moraliſches Forum, an das ſeine Kinder und Enkel appelliren könnten von allen bevorſtehenden Willkührlichkeiten dieſer neumodiſchen Staatswiſſenſchaft. — Hätten wir nicht ein Recht, zu bezweifeln, daß die beyden Grundlagen unſers Daſeyns, Haus und Staat, auch in bloß irdiſcher Rückſicht dauerhaft und nachhaltig beſtehen könnten, ohne die dritte beyden gemeinſchaftliche Grundlage einer ſolchen ſichtbaren Glaubensgemeinſchaft oder Kirche?

Es erhebt ſich in dem vergänglichen Menſchen ein Gelüſt mit Zukunft und Vergangenheit nach Willkühr zu ſchalten, was eine Hülfe der Noth ſeyn ſoll, gleichſam zu ſeinem täglichen Brote zu machen; die Wunderkraft des Geldes biethet ſich als angenehmes und behendes Mittel dar, dieſen Zweck zu erreichen. Die alte Glaubensgemeinſchaft, die ſichtbare Kirche mit ihren wohlthätigen Anmuthungen und Beſchränkungen ſtehet im Wege: ſie wird verworfen, wenigſtens über die Seite geſchoben. Sogleich erhebt ſich ein Kampf auf Tod und Leben zwiſchen den beyden andern Elementen des Lebens, welche nur die Kirche in ihr gerechtes Verhältniß gebracht, alſo auch nur ſie verſöhnend zu tragen vermocht hat; zwiſchen dem Hauſe und dem Staate, zwiſchen der Familie und der Körperſchaft; bald dunkle Vermiſchung beyder, bald ihre feindſelige und hoffnungsloſe Abſonderung. Die Körperſchaft will die Familienrechte nicht dulden (der Adel ſoll weichen): die Rechte der Familien ſinden ſich durch die Körperſchaften und reges Aufblühen bürgerlicher Freyheiten beeinträchtigt (alle Gemeindeverfaſſung, alle Innungen, alle ſtädtiſchen Rechte ſollen aufhören). Der Staat will nicht die Rechte des Hauſes, ſondern nur den einzelnen Kopf, die einzelne Seele, die als Zahl gilt, anerkennen; das Haus will keinen lebendigen Körper, keinen perſönlichen Herrn über ſich leiden, ſondern nur einen abſtracten Begriff, eine todte Staatsmaſchine, eine Mühle, die für ſeinen Nutzen mahlt.

So bleiben von der reichen Geſammtheit menſchlichen Daſeyns und Wirkens, von den großen Elementen des wahren Credits, welche wir dargeſtellt, zuletzt nur zwey feindſelige Schattenbilder zurück:

Zuerſt die Larve des einzelnen Kopfes, der aus allen häuslichen und bürgerlichen Beziehungen herausgeriſſene, leere und abgezogene Begriff des Menſchen, oder des Privatmanns: — und dem gegenuber

Zweytens das Geſpenſt des ſ. g. Staats, des Allerwelts- und metaphyſiſchen Staates, der eingebildeten Summe oder Totalität jener Köpfe, von denen uns die Theorie kein anderes, derberes oder handgreiflicheres Merkmal anzugeben weiß, als daß ſie von niemand als ihrer eigenen Willkühr abhängig, alſo in Ewigkeit nicht unter Einen Hut zu bringen ſind.

Man unterſuche die heutigen Theorien der Staatswirthſchaft und des Credits eben ſo gründlich als unbefangen, und man wird finden, daß ſie auf dem unbedingten Egoismus des Einzelnen, und auf dem eben ſo unbedingten Despotismus des eingebildeten Ganzen, nähmlich des metaphyſiſchen Staates, d. h. auf zwey Prinzipen beruhen, die wie Feuer und Waſſer ſich gegenſeitig verzehren, und dann alle diejenigen Güter dahinraffen, um derentwillen menſchlicher Gebrechlichkeit einiger Credit zugeſtanden werden kann.

◆

Die Cedern auf dem Libanon.

In unſern heiligen Schriften werden die Cedern auf dem Libanon öfters erwähnt, und dieſe ſind wegen der Vortrefflichkeit ihres Holzes allgemein berühmt. Es gibt zwar auch Cedern auf dem Taurus und Amanus, aber ſie kommen an Ruhm nicht denen auf dem Libanon gleich, jedoch ſind die Cedernwälder, welche ſonſt auf dieſem Gebirge wachſen, ſchon längſt größtentheils verſchwunden, indeſſen findet man doch dergleichen noch auf der nordöſtlichen Höhe deſſelben, wo ſie einen kleinen Wald bilden. Als der engliſche Hauptmann Kinneir zu Ende des Jahres 1813 in Syrien war, verſicherte der engliſche Reſident Backer zu Haleb, die Anzahl der Cedern belaufe ſich auf dem Libanon jetzt nicht über 4 bis 500. Ein deutſcher Reiſender, Hr. Mayer aus Arbon in der Schweiz, der zur ſelben Zeit (im Sommer 1813) in Syrien herumwanderte, beſuchte ebenfalls den Libanon, und rechnet die Anzahl der Cedern auf 8 bis 900. Er fand den Cedernwald nicht groß; man kann ihn in einer Viertelſtunde umgehen. Neun Hauptcedern, ausgezeichnet vor allen Andern durch Umfang und Alterthum, nicht durch Höhe (weit jüngere übertreffen ſie in dieſer Hinſicht), zählte ich. Ich maß den Umfang des Stammes der größten mit einem Seile, und fand ihn 10 und eine halbe franzöſiſche Elle (21 Fuß). Ein einziger Aſt hielt bis zum gebrochenen Ende 30 Schritte Länge. Der Stamm von fünf der größten beſteht in drey bis vier Abtheilungen, von welchen jede einzelne an Umfang dem Stamme unſerer ſtärkſten Eichen gleichkommt. Das Gewächs der Ceder ſelbſt gehört wohl zum Geſchlechte des Nadelholzes, iſt aber weder Tanne, noch Farre, auch nicht Lerche, obgleich die jungen Cedern Aehnlichkeit mit dieſen haben. Die zerſtümmelten Büſchel gleichen beynahe dem Reckholder, und der Geruch erinnerte an den Arbor vitä. Das ausgezeichnete Schöne der Pflanze ſind die ſtraffen, kräftigen, ſich weit ausdehnenden Aeſte, und was keine Baumgattung mit dieſer gemein hat, die Sprödigkeit des Holzes, ſogar der zarteſten und kleinſten Zweige, die ſich brechen, wie Glas, beſonders bey den Alten. Die Aeſte ſind ſehr dicht von Nadeln und ſich büſchelnd, aber überaus zart und von prächtigem, lebhaftem Grün. Der ganze Wald mag wohl nicht über 8 bis 900 Stämme halten, kleine und große. Auf den größten finden ſich eine Menge Namen von Engländern eingeſchnitten. Da die Buchſtaben ſchuhhoch ſeyn ſollten, ſo finden ſich Stellen, an denen die Rinde mehrere Schuhe in die Höhe und Breite weggeſchnitten wurde. Auf den jungen und denen von mittlerm Alter befanden ſich Früchte in der Größe eines Eyes; hellgrün mit braunen Ringen und Flecken ſtanden ſie alle ganz aufrecht auf dem Grath der Nebenäſte. Auch dieſe Eigenthümlichkeit der Cedernfrucht unterſcheidet ſie vom andern Nadelholze; übrigens hat ſie durch das Harzige des Innern ſowohl als in Rückſicht der Form Verwandtſchaft und Aehnlichkeit mit demſelben.

Der ſchattige Wald ruht auf ſechs bis ſieben hügelligen Erhöhungen. Zwiſchen inne ſind beträchtliche Felſenbrocken; mehrere Hauptſtämme ſind vom Strahl des Blitzes halb abgebrannt; Einer der ſchönſten war ganz darnieder geſtürzt.

Ich dachte mir den Berg Libanon voller Cedern, und war begierig, dieſen Baum kennen zu lernen, aber während ſechs Tagen, in denen ich den Berg durchkreuzte, fand ich keinen Wald, wenigſtens keinen Platz, der bey uns für einen Wald gelten würde. Eine Menge Grüneichen und noch mehr Arbor vitä (eine Gattung Sevi), freylich zu ſehr großen Bäumen angewachſen, deckten abwechſelnd, bald tiefer, bald höher, den Berg nicht aber als ſchattige Waldung, ſondern als einzeln ſtehende Stämme, wo ſelten der Schatten des Einen den des Andern erreichte.

Eine Gebirgskette von der Länge einer Tagereiſe dehnt ſich über die oberſte Höhe des Libanon gegen den Cedernwald hin. In der Tiefe des Halbzirkels, den ſie am Ende um denſelben bildet, hebt ſich derſelbe, wie ein ſchwarzer Fleck, aus dem falben, blendendem Felſenlande hervor. Nichts anders Grünes in jener Nähe, als das der Cedern.

Der Libanon hat nicht die Beſchaffenheit, wie unſere hohen Berge. Man ſieht auf ſeinen Höhen keine Zacken und Stöcke von Schnee, die als Gletſcher ſich über die Hauptlinie erheben. Beynahe in wagerechter Flucht wogen die oberſten Linien an einander hin, nur wo die ungleichern Abhänge ſich in ſtarken Abfällen oder Winkeln berühren, bleibt in der Mitte die Schneeſchlucht auch den Sommer über. Weißgelb, wie ſchmutzige Kreide, erſcheint die ſteile Felſenwand, ohne Spur von einiger Vegetation auf der ganzen Fläche, wirkt die falbe Farbe des Gebirgs und das Hellblau des Himmels, beydes an und für ſich ſanfte Farben, doch blendend auf das Auge. Die Schneeſtreifen reichen am Libanon von oben bis an die Mitte des Gebirgs herab im erhöheten Lichte gegen das lebhafte Azurblau des Horizonts vom Strahl der Sonne befeuert. (Schickſale eines Schweitzers während ſeiner Reiſe nach Jeruſalem und dem Libanen. Von ihm ſelbſt beſchrieben. 1—3. Bdch. St. Gallen).

* * *

Notizen und Correſpondenz-Nachrichten

Geiſers Perpetuum mobile, das ſo viel Aufſehen macht, von dem berühmten Technologen **Poppe** gewürdigt worden iſt, und nun in verſchiedenen Städten gezeigt wird, beſteht aus einem Rad von Meſſing, etwa 1 1/2 Fuß hoch, durchbrochen gearbeitet. Auf ſeiner Felge ſind 39 Walzen eingelenkt, die ſich aufrichten und anlegen; durch jenes wird die Speiche verlängert, und durch dieſes verkürzt. Das Anlegen geſchieht unten, das Aufrichten oben. Dieß iſt ſo ſinnreich ausgedacht, daß es ſcheint, es hätte nur dieſes Gedankens bedurft, um das große, ſeit Jahrtauſenden geſuchte Werk, die lebendige Bewegung mechaniſch darzuſtellen, (oder die mechaniſche lebendig?) zu ſchaffen. Es iſt hierbey nur Ein Fall denkbar. Nähmlich, es mußte in der Radwelle ſelbſt eine Feder angebracht ſeyn, welche einige Wochen das Werk in Bewegung erhielte ꝛc.

Kürzlich wurde zu Madrit mit der Hofzeitung der Plan zu einer Zeitſchrift bekannt gemacht, welche bloß Nachrichten von Stiergefechten ertheilen ſoll, die in Spanien gehalten werden. Vom May bis zum November finden in Madrit jedes Jahr 18 Stiergefechte Statt, und die Zeitſchrift will Nachricht von dem liefern, was jedesmal dabey vorfällt. Alle 8 Tage ſoll ein Stück erſcheinen. In derſelben wird angegeben 1. Das Vaterland jedes Stiers, der Name ſeines Eigenthümers, und die Deviſen, welche er auf dem Kampfplatze führt. 2. Die Anzahl der Pickenſtiche, die jeder Stier erhalten hat, der Name des Picador, wie vielmal der letzte niedergeworfen worden iſt, die Anzahl der auf dem Platze gebliebenen Pferde, der ſterbenden, die man auf dem Kampfplatze liegen gelaſſen hat, um getödtet zu werden, und der verwundeten, welche Hoffnung zur Heilung geben, um wieder bey einem andern Stiergefecht gebraucht zu werden. 3. Wie viel Banderillas (kleine Wurfpfeile mit Fähnleins geziert) an jedem Stier ſitzen geblieben ſind; ob die Banderillas Schwärmer hatten oder nicht, ob Hunde nöthig waren, um den Stier wüthend zu machen, wie viel man Hunde dabey gebraucht hat, die Anzahl der getödteten Hunde und der verwundeten, welche keine Hoffnung zur Wiederherſtellung geben. 4. Wie viel der Stier Eſtocades (Stiche mit dem Degen) erhalten hat, den Namen des Fechters, ob dieſer die Stöße nach der Regel verſetzt, oder das Thier erwürgt hat. 5. Eine allgemeine Wiederholung der von den Stieren erhaltenen Stöße, der von den Reitern erlittenen Fälle ꝛc. Den vierten Theil des Ertrages will der Herausgeber den Hoſpitälern zu Madrit ſchenken. Man verſichert, der Plan dieſer Zeitſchrift ſey mit Hülfe des königl. Infanten Don **Carlos** gemacht worden, der ein großer Liebhaber von Stiergefechten ſeyn ſoll.

Auf die in Nr. 25 aus **Fiſchers** Gemählde mitgetheilte Notiz über die Goldbehandlung in Braſilien, laſſen wir jetzt die neuern Nachrichten folgen, welche uns von den bayriſchen Naturforſchern zugekommen ſind. — Hier in Villa Rica (wird gemeldet), dem Mittelpuncte der Goldformation, haben wir den reichhaltigſten Stoff zu unſern Unterſuchungen. Bis jetzt hat man beynahe noch gar nicht nach Innen gegraben, und begnügt ſich bey dem Reichthum der Oberfläche des Bodens mit dem bloßen Aufſchürfen deſſelben. Man gräbt Löcher, macht Furchen, wie jene unſerer Felder, läßt durch Regen oder durch das dahin geleitete Bachwaſſer das Gold ausſchwemmen, ſammelt den Goldſtaub aus den Gruben, und nimmt durch Auswaſchen die letzte Reinigung vor. Man kann ſich bey dieſer Art, oder vielmehr bey dem Mangel des Bergbaues leicht vorſtellen, wie zerfleiſcht und zerriſſen der Boden beynahe in der ganzen Provinz iſt. Hier hat man nebſt obiger Methode, die man Lavra a talha aperta nennt, noch eine andere, nähmlich aus dem Fluſſe zu waſchen. Man gräbt mit einem concaven hölzernen Gefäße (Gamella) in das Flußbett, wirft die Steine heraus, ſchüttelt mit Hülfe des Stromes den aufgefangenen Sand ſo lange, bis der überflüſſige weggeſchwemmt iſt, und der ſchwerere Goldſtaub in dem tiefen Mittelpunct des Gefäßes erſcheint. Dieſe Methode heißt Mercuriar, und ein Schwarzer kann ſo in einem Tage 1/2 bis 1 Gulden Gold gewinnen. Wären die Einwohner nicht ſo träge, ſo würden ſie die Goldadern, nähmlich die Quarzvenen durch regelmäßigen Bergbau verfolgen; allein dieß koſtete ihnen zu viele Anſtrengung, und die häufigen Fälle, daß eine Perſon aus einer Grube von 6—12 Schritten 60,000 bis 80,000 Cruſaden Gold gewaſchen hat, beſtärken ſie in dem Gedanken, bloß auf der Oberfläche des Bodens zu arbeiten. Der gewonnene Goldſtaub wird in eines der königlichen Gußhäuſer in Villa Rica, Villa do Principe, Sabaria und St. Juano del Rey abgeliefert, der fünfte Theil für den König abgezogen, das Uebrige in Stangen (Barras) gegoſſen, nebſt einem Zettel, der den Werth bezeugt, an den Eigenthümer abgegeben. Bloß Villa Rica liefert jährlich circa 50 Arrobe Barren. Der Quint betrug im Jahre 1753, 118 Arrob, und von der Entdeckung der Minen bis vor einigen Jahren (1812) mehr als 6895 Arr. oder 85 Millionen Cruſaden. Gegenwärtig rentirt der Quint wenig mehr als 20 Arrob jährlich. Das Gold kommt theils aus Staub, theils in kleineren oder größeren Blättchen, und in den verſchiedenſten Farben, welche beſonders von der Beymiſchung des Eiſens, des Platins, des Arſeniks u. ſ. w. herrühren mögen, vor; mit dem Gold kommt zugleich das Eiſen und zwar im Ueberfluſſe, als Rotheiſenſtein, Eiſenglimmer und Eiſenglanz vor. Bis jetzt wird es, ſo ergiebige Procente es auch abwirft, außer in den Fabriken bey Gaspar Suare, und Congonhas do Campo, als den einzigen im Lande, wenig benutzt. In dem Rotheiſenſtein, und der aus ihm entſtandenen Erde, ſo wie an einzelnen Stellen im Eiſenglimmer-Schiefer, und in einer ſchwarzen Erde, welche zwiſchen dem Thonſchiefer vorkommt, wird das Gold am reichhaltigſten gefunden. In dem Chloritſchiefer und zum Theil in dem Eiſen-Conglomerat werden die ſchönen gelben Topaſe, und grünlich weiße Euclaſe angetroffen.

Da in Deutſchland jetzt die Abſtellung oder wenigſtens die Einſchränkung des Büchernachdrucks mit Ernſt vorgenommen zu werden ſcheint, ſo wollen wir sans comparaison ſehen, wie man es mit dieſer Angelegenheit in einem andern Welttheil hält. In dieſem Sinn kann natürlich nur von America die Rede ſeyn. Der Nachdruck iſt daſelbſt durch 2 Acten des Congreſſes verbothen. Der Eigenthümer gibt den Titel des Buches an: es wird eingezeichnet, und iſt dadurch geſichert. Die Form dieſer Einzeichnung iſt, wie folgt: Diſtrict von Penſylvanien: »Ich mache bekannt, daß am . . . Tage des . . . im Jahre . . . der Unabhängigkeit der vereinigten Staaten N. N. den Titel eines Buches . . . in dieſem Bureau niedergelegt hat, zu welchem er das Recht als Verleger nach weiter unten angeführter Congreß-Acte in Anſpruch nimmt. Newton.« Zufolge einer Acte des Congreſſes der vereinigten Staaten, betitelt: Acte zur Beförderung der Wiſſenſchaften durch Zuſicherung des Verlages von Land- und Seecarten und Büchern an die Eigenthümer auf die darin feſtgeſetzte Zeit; ferner zufolge eines andern Decrets ſoll das Recht auch auf die Zeichenkunſt, Kupferſtecherkunſt ꝛc. ausgedehnt werden. Dieß alſo Grundſatz und Form. Der Verfaſſer des Aufſatzes, aus welchem wir dieſe Erörterung entlehnen, (er iſt unterſchrieben: Von einem deutſchen Buchhändler, und wir vermuthen unter Andern daraus, daß es der ehrenfeſte Göſchen ſey, weil auch geklagt wird, daß von dem 7. Band eines großen Dichters, Velinausgabe in 4. (alſo Klopſtock) nur 36 Exemplare abgeſetzt worden ſeyen) bemerkt noch folgendes: »Die Americaniſche Regierung ſah ein, daß der Nachdruck den Wiſſenſchaften hinderlich iſt, und verboth ihn; die Deutſchen glaubten, der Nachdruck befördere das Leſen, und erlaubten ihn; die Americaner glaubten, daß, wenn die Quelle aufhöre, das Schöpfen von ſelbſt wegfalle; und die Deutſchen können nicht läugnen, daß dieſer Glaube ſehr glaubwürdig iſt.«

Das in Frankreich erſchienene Verzeichniß der Penſionen, iſt nicht weniger als zehn Bände ſtark; es iſt auf Koſten des Staats gedruckt.

Das Morning Chronicle theilt einen merkwürdigen Tagsbefehl mit, den Bonaparte einſt als erſter Conſul, bey Gelegenheit des Selbſtmordes eines Grenadiers der Conſulargarde erlaſſen hatte. Er lautet: »der Grenadier Grobin hat ſich in Folge eines Liebeshandels ums Leben gebracht: Das iſt der zweyte Fall der Art, der ſich in Zeit eines Monaths bey dieſem Corps ereignet hat. Der erſte Conſul hat befohlen, daß in dem Tagsbefehl der Garde bekannt gemacht werden ſoll, daß ein Soldat Kummer und Stürme der Leidenſchaften zu ertragen wiſſen müſſe; daß es von einem größern Muthe zeugt, mit Standhaftigkeit Leiden des Gemüths zu erdulden, als unter dem Kugelregen einer Batterie zu ſtehen. Sich ſelbſt ohne Widerſtand dem Schmerze hingeben, ſich ſelbſt ums Leben bringen, um ihm zu entgehen, heißt vom Schlachtfelde fliehen, bevor man geſiegt!« (Gegen dieſe Philoſophie läßt ſich nichts einwenden).

Volkserziehung und Volksunterricht, das ſind freylich zwey verſchiedene Dinge, die oft verwechſelt worden und noch werden. Der jetzt fromme wackre Falk (wer kennt ihn nicht auch als Satyriker?) hat das in einem »Aufruf an die Landſtände Weimars, an das ganze deutſche Volk ꝛc. über eine der ſchauderhafteſten Lücken unſrer Geſetzgebungen ꝛc. mit der ihm eigenen Einfalt, Stärke und Gemüthlichkeit dargethan, und ſeine Schrift auf folgende 2 Ideen baſirt, »in welchen ſich uns gleichſam das Fundament einer echt chriſtlich practiſchen Volkserziehung vor die Augen ſtellt.« Die erſte Idee iſt (nach Falks eigenen Worten) die Begründung einer frommen Miſſions-Anſtalt, aber nicht in Aſia, Africa oder in einem andern fremden Welttheil, ſondern in unſerer eignen Mitte; zu Jena, Sulza ꝛc.; eine wahrhafte Heidenbekehrung der Jugend; eine Seligſprechung verlorner Kinder ꝛc. ein chriſtlich frommer Betrug, nähmlich das Criminal- und Zuchthaus um ſo viel Candidaten zu betrügen, als nur immer möglich iſt ꝛc. Die zweyte Idee betrifft (ſagt der Verf.) die Errichtung einer von uns in Vorſchlag gebrachten Anſtalt für junge angehende Landſchullehrer. Wir behaupten nicht ohne Grund, daß ein ſolches Lehrer-Clinicum von dieſer frommen Miſſions-Anſtalt unzertrennlich ſey. Alle Erzieher ſind nähmlich nach unſrer Vorſtellung Seelenärzte. Wie nun ein junger Leibesarzt nicht bloß aus dem Buch, ſondern aus der Erfahrung klug wird ꝛc., ja deſſenthalben oft viele Reiſen nach Wien, Jena, Berlin und Würzburg unternimmt, ſo möchte es ꝛc. Dieſe pia desideria machen dem philantropiſchen Herzen des Verf. eben ſo viel Ehre, als es ſchwer ſeyn durfte, zu machen, daß ſie aufhoren, etwas anderes zu ſeyn, als pia desideria.

Prof. Schmid in Dillingen, der die Zeitſchrift über Paſigraphie herausgibt, wunſcht, es möchte irgend ein Ausländer mit ihm die Probe machen, ob er nicht im Stande wäre, paſigraphirt an ihn geſchriebene Briefe zu verſtehn, wofern er ſich nur die geringe Muhe geben wollte, ſich mit den Grundſätzen bekannt zu machen.

In Neutſcherkask, dem Hauptorte der Doniſchen Koſaken, iſt vom Hetmann, Andreas Deniſow, ein geſellſchaftlicher Verein zu gegenſeitiger Unterhaltung, unter dem Namen »Adels-Verſammlung« geſtiftet worden. Die Zahl der Mitglieder beläuft ſich einſtweilen auf 100, nimmt aber täglich zu. Die Gegenſtände der Unterhaltung ſind Lecture der Zeitſchriften; Geſellſchaftsſpiele ꝛc.

Unter die wenigen Bücher, die dazu dienen, den Geiſt des wahren Chriſtenthums zu nähren, und ächte Frömmigkeit zu befordern, gehört auch nachſtehendes: Philoſophiſch-theologiſche Abhandlung über die Eigenſchaften Gottes und der menſchlichen Seele, nebſt einer ſtatiſtiſch-theologiſchen Abhandlung über die Vorzüge der römiſch-catholiſchen Religion; aus dem Franzöſiſchen, 4 Hefte, 8vo. St Pölten 1817. Die gelungene Ueberſetzung iſt von einem auch als Literator wohl bekannten Prieſter, der nach Sinn und Wandel als reiner Gottesmann verehrt wird. Da dieß ſchätzbare Werk nicht verbreitet genug ſcheint, ſo wollen wir auf ſolches hierdurch aufmerkſam machen, und es beſonders Familienhäuptern empfehlen.

In engliſchen Blättern lieſt man (ſagt die Neuwieder-Zeitung), daß die franzöſiſche Regierung ein Gemählde des Hrn. Lethiers: »Brutus, ſeine Söhne verurtheilend« um 60,000 Franken zu London hat kaufen laſſen. Dieſes ſchöne Kunſtwerk wurde in Rom verfertigt, als Hr. Lethiers dort das franz. Inſtitut dirigirte. Es durfte nach der Reſtauration Ludwigs XVIII. nicht nach Frankreich gebracht werden, weil die Ultra's es nicht für ein rein royaliſtiſches Gemählde hielten, und ſo kam es nach England.

Dem deutſchen Beobachter, der bekanntlich in Hamburg erſcheint, ward ein baldiges Ende prophezeiht. Im Jahr 1815 und 16 hatte er nur 2—300 Exemplare Abſatz; ſeitdem höchſtens 6—700. Der hohe Preis von 8 Mark

Gold in loco, und von 12 M. durch die Poſten; die Zahlung von 500 Mark an den Cenſor, von 450 an die Kammer und von 1500 an das Stämpelbüreau ſoll daran Schuld ſeyn. Der Buchhändler Cotta, der damals im nördlichen Deutſchland eben ſo eine Zeitung zu ſeiner Verfügung haben wollte, wie im ſüdlichen die allgemeine Zeitung, verwendete auf den Beobachter bedeutende Summen, und man kann annehmen, daß er 32,000 M. Banco bis zum Jahr 1816 zugeſetzt hatte.

Ein durch ſeine Geburt, wie durch ſeine ausgebreiteten Kenntniſſe ausgezeichneter, in Paris verſtorbener Ausländer, Mitglied mehrerer Academien, hatte in ſeinem Teſtamente dem Verfaſſer der beſten Denkſchrift: »Ueber die Mittel, den Verbrechen zuvor zu kommen,« ſeine Bibliothek vermacht. Zehn Gelehrte ſind von dem Teſtator beauftragt worden, die Denkſchriften zu unterſuchen, die über dieſen wichtigen Gegenſtand erſcheinen würden, und dem Sieger die Palme zuzuerkennen. Nach einer langen und ernſten Unterſuchung hat dieſer Ausſchuß zu Gunſten des Herrn Deblongue sen., eines ſehr ausgezeichneten Schriftſtellers, entſchieden. 63 Perſonen hatten ſich um den Preis beworben. Möge dieſes Beyſpiel unter den Beſchützern der Wiſſenſchaften Nachahmer finden!

Es iſt bemerkenswerth, daß wir noch kein gutes Porträt von Herrn v. Kotzebue beſitzen. Alle ſind mehr oder weniger in Zeichnung oder Stich mittelmäßig. Nun wird der berühmte Kupferſtecher, Herr C. Müller in Weimar bis Ende des nächſten Monaths Kotzebue's Bildniß liefern, und zwar in derſelben Größe und Manier, wie die von ihm bisher erſchienenen Porträts (Göthe und Wieland). Es liegt eine nach der Natur gefertigte Zeichnung von Jagemann zum Grunde. Der Pränumerationspreis iſt 2 fl. C. M.

Wiewohl es in Deutſchland mit der Gasbeleuchtung nicht recht vorwärts will, ſo gibt es doch eine Menge aufmunternder Beyſpiele. So iſt jetzt das Gaſthaus zum Frankfurterhof in Oberrad (bey Frankfurt a. M.) vollſtändig mit Gas beleuchtet. Der geſchickte Künſtler N. Becker und ſein Gehülfe Olivier, beyde aus Mannheim, haben dieß complicirte Werk vollbracht. Aus 80 Pfund Steinkohlen kann mit ihrem Apparat ſo viel Gas entwickelt werden, daß mehr als 180 in dem obern und untern Gebäude angebrachten Brennmündungen, in den mannigfaltigſten Formen, faſt vier Stunden lang geſpeiſet werden können. Jede einfache Mündung gibt eben ſo viel Licht, als 2 Unſchlittlichter; die Farbe des Lichts iſt angenehm weiß; nicht der geringſte Dunſt oder Geruch iſt dabey zu verſpüren. Die Maſchinerie iſt äußerſt einfach und wohlfeil.

Hr. Sennefelder, Erfinder des Stein- und Papierdrucks hat von der franz. Regierung für die letztere Erfindung (Papyrographie) ein Patent erhalten, und eine Papierdruckerey in Paris, Rue de Bourbon, angelegt.

Gedruckt bey J. B. Walliſhauſſer.

Converſationsblatt.

33.

Freytag, den 23. April 1819.

Erfahrung, Geſchichte und Poeſie, in ihrem Verhältniß zur Menſchenkenntniß.

Idealiſche Darſtellung der Natur und Welt iſt der Vorwurf der Kunſt überhaupt, alſo auch der Poeſie. Inſofern der Menſch die Krone der ſichtbaren, ſo wie das wunderbare Abbild der unſichtbaren Welt iſt, wird er ſtets der höchſte Gegenſtand der Kunſt ſeyn. Wenn die Poeſie in der Darſtellung der lebloſen und auch der bloß thieriſchen Natur von der bildenden Kunſt meiſtens übertroffen wird, weil dieſe in einem einzigen wohlgefaßten Moment faſt ihr ganzes Weſen offenbaret; ſo iſt dagegen der Menſch, ſo weit er ſich nicht durch ſeine bloße Geſtalt und Ausdruck der Mienen, ſondern durch eine Kette von Handlungen und dieſelben begleitender Gedanken und Affecte ausſpricht, der Hauptgegenſtand der Poeſie, der es hierin keine andere Kunſt gleich thut, weil ihr dabey die Fortſchreitung durch Worte zu Statten kommt, welche den bildenden Künſten abgeht. Darſtellung des Menſchen in der zuſammenhängenden Reihe ſeiner Beſtrebungen und Handlungen müſſen wir alſo als den vorzüglichſten und eigenthümlichen Gegenſtand der Poeſie betrachten, welche im Epos und Drama ihren Gipfel erreicht. Da wir aber auch durch Erfahrung und Geſchichte eine Vorſtellung des Menſchen erhalten, ſo dürfte es intereſſant ſeyn, eine nähere Vergleichung zwiſchen dieſen drey, auf die Idee des Menſchen ſich beziehenden, Erkenntnißquellen anzuſtellen, und zu erwägen, was wir jeder derſelben verdanken.

Allerdings lehrt auch Erfahrung, lehrt auch Geſchichte den Menſchen kennen, jedoch öfter die Menſchen, als den Menſchen, d. h. ſie geben mehr erfahrungsmäßige Notizen vom Benehmen der Menſchen gegen einander, woraus Regeln für das eigne Verhalten hervorgehn, als daß ſie in das innere Weſen des Menſchen tiefe Blicke thun ließen. Indeſſen bleibt auch dieſes letztere keineswegs von ihnen ausgeſchloſſen; jedoch, ſo oft es das Weſen, der allgemeine Character der Menſchheit, ſelbſt iſt, das in der Geſchichte, oder in der eigenen Erfahrung ſich uns eröffnet, ſo haben wir dieſe, ſchon mit künſtleriſchen Augen, ſchon poetiſch, d. h. der ewigen Idee, nicht der wechſelnden Erſcheinung nach, aufgefaßt.

Unumgänglich iſt die eigene Selbſterkenntniß und Erfahrung Bedingung zum Verſtändniß der Dichtkunſt wie der Geſchichte, denn ſie iſt gleichſam das Wörterbuch der Sprache, welche beyde reden. Geſchichte aber verhält ſich zur Poeſie eigentlich, wie Porträtmahlerey zur Hiſtorienmahlerey. Jene gibt das im Einzelnen, dieſe das im Allgemeinen Wahre; jene hat die Wahrheit des Individuellen, und kann ſie nachweiſen; dieſe hat die Wahrheit der Idee, die in keiner einzelnen Erſcheinung zu finden, und dennoch aus allen ſpricht. Der Dichter ſtellt mit Wahl und Abſicht bedeutende Charactere in bedeutenden Situationen dar; der Hiſtoriker nimmt beyde, wie ſie kommen; er hat die Begebenheiten und Perſonen nicht nach der innern, ſondern nach der äußern d. i. durch die Wichtigkeit der Folgen beſtimmten Bedeutſamkeit anzuſehen und auszuwählen. Darum wird er eine wenig bedeutende, ja an ſich gemeine Handlung nicht übergehen, wenn ſie Folgen und Einfluß hat. Hingegen ſind an ſich höchſt bedeutungsvolle Handlungen der Einzelnen, wenn ſie keinen Einfluß auf die Mit- und Nachwelt haben, von ihm nicht zu erwähnen.

Der Dichter aber faßt die Idee auf, und das Weſen der Menſchheit, und ſtellt ſeine geniale Anſchauung in Idealen dar, die meiſtentheils viel mehr eigentliche, ächte und innere Wahrheit haben, als die Porträte des Hiſtorikers. Denn der Hiſtoriker ſoll der individuellen

Begebenheit genau nach dem Leben folgen, wie ſie ſich aus der Verkettung von Urſachen und Wirkungen in der Zeit entwickelt; aber unmöglich kann er hiezu alle Thatſachen beſitzen; er wird jeden Augenblick vom Original ſeines Bildes verlaſſen, oder ein falſches ſchiebt ſich ihm unter, und dieß ſo häufig, daß wir annehmen dürfen, in aller Geſchichte ſey des Falſchen mehr als des Wahren. Der geniale Dichter hingegen, (denn von Stümpern iſt hier nicht die Rede), hat die Idee der Menſchheit von irgend einer beſtimmten, eben darzuſtellenden Seite aufgefaßt; ſein Muſterbild ſteht vor ſeinem geiſtigen Auge, feſt, deutlich, hell beleuchtet, kann ihn nicht verlaſſen, daher zeigt er uns im Spiegel ſeines Geiſtes die Idee rein und deutlich, und ſeine Schilderung iſt, bis auf das Einzelne herab, wahr wie das Leben ſelbſt, aus welchem er ſchöpft.

Die großen alten Hiſtoriker ſind daher im Einzelnen, wo die Thatſachen ſie verlaſſen, ſehr häufig poetiſch, wie z. B. in den Reden ihrer Helden: ja ihre ganze Behandlungsart des Stoffes nähert ſich dem Epiſchen. Man hat dem Livius in neuern Zeiten den Vorwurf gemacht, daß ſeine ganze Urgeſchichte Roms bis zu Camillus Zeiten nichts als ein in Proſa aufgelöſtes Heldengedicht wäre; allein wenn auch in den Schriften dieſer Meiſter die äußere Wahrheit verfehlt ſeyn ſollte, ſo muß man doch zugeben, daß ſie ihren Stoff ſo darſtellen, daß ſich darin die Idee der Menſchheit in irgend einer ihrer Seiten getreu ausſpricht. Die neuern dagegen, Wenige ausgenommen, geben wohl eine Maſſa von hiſtoriſchen Begebenheiten; aber das innere Weſen der Menſchheit tritt ſelten in ihren Darſtellungen hervor. Wer alſo die Menſchheit ihrem innern Weſen nach erkennen will, dem werden die Werke der großen, unſterblichen Dichter ein viel treueres und deutlicheres Bild vorhalten, als die Hiſtoriker je vermögen.

Der Dichter erreicht dieſen Zweck durch zwey Mittel: durch richtige und tiefgefaßte Darſtellung bedeutender Charactere und durch Erfindung bedeutſamer Situationen, an denen dieſe Charactere mit ihren Eigenthümlichkeiten ſich gänzlich entfalten und in ſcharfen Umriſſen uns deutlich werden.

Im wirklichen Leben und in der Geſchichte führt der Zufall nur ſelten Situationen von dieſer Eigenſchaft herbey, und ſie ſtehn dort einzeln, verloren und verdeckt durch die Menge des Unbedeutſamen.

Die durchgängige Bedeutſamkeit der Situationen eben ſo ſehr, als die Zuſammenſtellung und Wahl bedeutſamer Charactere iſt es, was den Roman, das epiſche und dramatiſche Gedicht vom wirklichen Leben unterſcheidet; darum müſſen die Charactere der Dichtung ausgewählt ſeyn und in ſolche Umſtände verſetzt erſcheinen, daß ſich alle ihre Eigenthümlichkeiten entfalten, die Tiefen des menſchlichen Gemüthes ſich aufſchließen, und in außerordentlichen und bedeutungsvollen Handlungen ſichtbar werden.

Die Dichtkunſt hält uns demnach den verdeutlichenden Spiegel vor, in welchem alles Weſentliche und Bedeutſame des Menſchen-Characters zuſammengeſtellt und ins hellſte Licht geſetzt uns entgegen tritt, das Zufällige und Fremdartige aber ausgeſchieden iſt.

Man wird ſogar nicht umhin können, in Hinſicht auf die Erkenntniß des Weſens der Menſchheit den Biographien, vorzüglich den Selbſtbiographien, einen größern Werth zuzugeſtehen, als der eigentlichen Geſchichte, wenigſtens wie ſie gewöhnlich behandelt wird. Theils nähmlich ſind bey jenen die Data richtiger und vollſtändiger zuſammen zu bringen, als bey dieſer; theils handeln in der eigentlichen Geſchichte nicht ſowohl einzelne Menſchen als ganze Völker, wenigſtens ſtehen jene zu ſehr in der Ferne. Hingegen zeigt die treu geſchilderte Biographie in einer engen Sphäre, die Handlungsweiſe des Menſchen in allen ihren Geſtalten und Abſtufungen, die Trefflichkeit, Tugend, ja die Heiligkeit Einzelner, die Verkehrtheit, Erbärmlichkeit, Tücke ſehr Vieler, die Ruchloſigkeit Mancher. Dabey iſt es ja, in der hier allein betrachteten Rückſicht, nähmlich in Betreff der innern Bedeutung des Erſcheinenden ganz gleichgültig, ob die Gegenſtände, um die ſich die Handlung dreht, relativ betrachtet, Kleinigkeiten oder Wichtigkeiten ſind, denn dieſe gehören nicht zum innern Weſen des Menſchen. Auch hat man Unrecht zu meinen, die Selbſtbiographien ſeyen voller Trug und Verſtellung. Vielmehr iſt das Lügen (wiewohl überall möglich), dort vielleicht ſchwerer als irgendwo; Verſtellung iſt am leichteſten in der bloßen Unterredung; viel ſchwerer ſchon in einem Briefe, oder gar in einem Buche, weil da der Menſch ſich ſelbſt überlaſſen, in ſich ſieht, und nicht nach außen, und den Maßſtab des Eindrucks auf den Andern nicht vor Augen hat; in einer Selbſtbiographie aber ſich zu verſtellen, iſt ſo ſchwer, daß es vielleicht keine einzige gibt, die nicht im Ganzen wahrer wäre, als andere geſchriebene Geſchichte. Der Menſch, der ſein Leben aufzeichnet, überblickt es im Ganzen und Großen, die kleinlichen Rückſichten verſchwinden hier im erweiterten Geſichtskreiſe. Der Geiſt der Lüge faßt ihn hier nicht ſo leicht, denn es liegt in jedem Menſchen auch eine Neigung zur Wahrheit, die bey jeder Lüge erſt überwältigt werden muß. Wenn Göthe in ſeinem Leben Wahrheit und Dichtung vereiniget, ſo ſcheint er den Grundſatz Winkelmanns zu befolgen, welcher will, daß das Porträt das Ideal des Individuums ſeyn ſoll.

(Schluß folgt.)

* * *

Wie es gekommen, daß die jüngſt verſtorbene Königinn von England ſich als Prinzeſſinn von Mecklenburg den Heirathsantrag des Königs erworben hat.

Die in London ſo eben erſchienenen Memoirs of her most excellent Majesty, Sophia Charlotte, Queen of Great Britain etc. by John Watkins, geben hierüber folgende merkwürdige Aufklärung:

Die Jammerſcenen, welche der ſiebenjährige Krieg über Mecklenburg brachte, verurſachten der Herzoginn ſo vielen Kummer, daß ſie den Grund zu der Krankheit legten, welche ihr das Leben koſtete. Sie half den entblößten Unterthanen ſo lange ſie konnte; aber bey dem überhäuften Elende waren ihre Mittel bald erſchöpft. Als der König von Preußen am 3. Nov. 1760 zu Torgau den Marſchall Daun beſiegt hatte, ſchienen ſich die Sachen ändern zu wollen. Während der allgemeinen Freude über dieſe Begebenheit faßte die jüngſte Prinzeſſinn von Mecklenburg-Strelitz, Charlotte, den muthigen Entſchluß, an den König von Preußen zu ſchreiben. Sie ſtellte ihm das Elend, worin das Herzogthum M. Str. geſtürzt war, vor, und bath Se. Maj. das Loos des unglücklichen Ländchens zu mildern. Was dieſer Brief bey Friedrich gewirkt haben mochte, weiß man nicht; ſo viel iſt gewiß, daß General Ziethen bald nachher einen allgemeinen Befehl erhielt, hinfort mehr Mannszucht und Ordnung in der Armee beobachten zu laſſen. Von dieſem Briefe der Prinzeſſinn Charlotte von Strelitz gingen Abſchriften an den Höfen herum, und eine gerieth in die Hände der verwitweten Prinzeſſinn von Wales, die ihn mit deſto mehr Vergnügen las, da ſie den Krieg in Deutſchland und den König von Preußen haßte; doch mußte ſie ſchweigen, weil nicht nur Georg II.

ſondern ganz England den König von Preußen bewunderte, und die Allianz mit ihm für nothwendig hielt. Georg II. hatte auch ſeit langer Zeit eine Nichte Friedrichs zur Gemahlinn ſeines Enkels beſtimmt, und Friedrich both Alles auf, damit dieſe Verbindung zu Stande kommen möchte. Allein die Prinzeſſinn von Wales ſetzte ſich immer dawider, unter dem Vorwande, daß ihr Sohn noch zu jung ſey, im Grunde aber, weil ſie die Denkart des Preußiſchen Hofes mißbilligte. Der bejahrte Georg II. ſuchte den jungen Prinzen durch das Verſprechen eines glänzenden Hofſtaates zu gewinnen, aber dieſer lehnte die Verbindung mit einer preußiſchen Prinzeſſinn immer ab.

Mittler Weile lebte der Erbe des brittiſchen Thrones ganz im Dunkeln und Stillen mit ſeinen übrigen Geſchwiſtern und ſeiner verwitweten Mutter, welche viele Kränkungen von Seite des Königs erdulden mußte. In dieſer Lage war ihr das gehorſame, liebevolle und äußerſt muſterhafte Betragen des Sohns ein unbeſchreiblicher Troſt. Es mochte damals unter den Prinzen der Erde wenige geben, die ihre Mutter aufrichtiger verehrt und zärtlicher geliebt hätten. Auf Einmal ſtarb Georg II. im Jahr 1760, da er ein Alter von 77 Jahren erreicht hatte. Gerade um dieſe Zeit wurde der obengedachte Brief der jüngſten Prinzeſſinn von Mecklenburg bekannt. Er machte einen tiefen Eindruck auf die verwitwete Prinzeſſinn von Wales und auf den jungen König. Beyde, vornehmlich die Mutter, wünſchten zu erfahren, ob die Briefſtellerinn der vortheilhaften Meinung entſpräche, welche man aus dem Briefe von ihr zu faſſen geneigt war. Es wurden deßhalb heimlich am Strelitzer-Hofe die genaueſten Erkundigungen eingezogen, ohne daß weder dort noch in England Jemand etwas davon erfuhr. Die Antworten fielen ſehr günſtig für die Prinzeſſinn Charlotte aus. Nun ſchickte die Mutter des Königs ebenfalls ganz unter der Hand den General Gräme mit einem Briefe an die Herzoginn von Mecklenburg-Strelitz, worin der Heirathsantrag förmlich gemacht wurde. Es läßt ſich erachten, wie ſehr die Herzeginn über den Inhalt erſtaunen mochte. Am Strelitzer-Hofe war gerade damals ein ſchottiſcher Herzog, welcher um die Hand der älteſten Prinzeſſinn Chriſtiana warb. Die Unterhandlung war ſchon weit gediehen, als dieſer glänzende Antrag der jüngſten Schweſter dazwiſchen kam; beyde junge Perſonen mußten zu ihrem größten Leidweſen Verzicht auf die erwünſchte Verbindung thun, und beyde blieben auf immer ledig. Inzwiſchen wurde der Briefwechſel der Höfe von England und Mecklenburg immer geheim fortgeſetzt, weil ſonſt velitiſche oder Familien-Intriguen in England die Sache hätten rückgängig machen können. Ganz unerwartet kündigte der junge König am 8. July 1761 in einer außerordentlichen Verſammlung des Staatsraths ſeine Wahl einer Braut an. Am 6. September landete die Prinzeſſinn Charlotte in England.

Notizen und Correſpondenz-Nachrichten.

Die hieſigen Kunſt- und Muſikalienhändler Steiner und Comp. haben die Idee angeregt, unſern zwey vaterländiſchen Heroen der Tonkunſt, Mozart und Haydn ein gemeinſchaftliches öffentliches Denkmal zu ſtiften. Das Unternehmen ſoll durch Subſcription zu Stande kommen. Der Termin iſt bis Ende dieſes Jahrs. Sehr entſprechend iſt vorgeſchlagen, das Monument hier in Wien zu errichten, wo die beyden claſſiſchen Künſtler wirkten und ſtarben. Es ſoll in einer durch architectoniſche und Local-Vorzüge geeigneten Kirche angebracht, und daſelbſt auch das alljährliche Requiem gehalten werden. Herr Steiner und Comp., von denen die ſchöne Idee ausgeht, werden für die Namen der Subſcribenten und die Geldbeträge ein eigenes Buch halten, und ein Modell zu Jedermanns Beurtheilung ausſtellen. Die Fortſchritte der Unternehmung werden von Zeit zu Zeit bekannt gemacht. Bey Vollendung des Werkes wird eine Denkſchrift das Hiſtoriſche deſſelben darſtellen, und einige Exemplare des Memoires, in dem Monumente ſelbſt, wie man es in Cambrai mit Fenelons Denkmal vorhat, eingemauert auf die Nachwelt gebracht werden. Man erwartet mit Recht eine lebhafte und reelle Theilnahme nicht nur von Seite des muſikaliſchen Publikums ſelbſt, ſondern von Allen, denen die Verherrlichung des Verdienſtes nicht gleichgültig iſt.

In England iſt der große hiſtoriſche und geographiſche Schatz, dem ähnlich kein anderer aus dem Mittelalter vorhanden iſt, das ſogenannte Domesdays-Buch, nun auch mit einem höchſtnöthigen Regiſter verſehen worden. Dieſes Domesdays-Buch enthält das Land- und Grundbuch von England, welches Wilhelm der Eroberer zwiſchen den Jahren 1080 und 1083 hat abfaſſen laſſen. Der Druck deſſelben auf Antrag des Parlaments vom König genehmigt, begann 1770, wurde aber erſt 1783 vollendet. Es wurden eigene, die Handſchrift genau nachahmende Schriften dazu gegoſſen, die im Jahre 1808 mit Nichols Officin in einem Brand zu Grunde gingen. Daher wäre ein zweyter Abdruck jetzt unmöglich. Der vorhandene in 2 Folianten läßt nichts zu wünſchen übrig, denn er ahmt auf das Getreueſte alle Abkürzungen und Contractionen des Originals nach, und gleicht ganz einem wirklichem Codex. Er dient zunächſt freylich nur für Englands Geſchichte, Geographie und Alterthümer, würde aber auch von deutſchen Geſchichtforſchern gewiß mit Nutzen gebraucht werden.

Für Kunſtfreunde wichtig iſt das neue Werk des Herrn Stef. Ticozzi, betitelt: Wörterbuch der Mahler ſeit dem Wiederaufleben der ſchönen Künſte bis zum Jahr 1800, Mayland, 2 Bände, mit den in Kupfer geſtochenen Monogrammen. Dieß vortreffliche Buch enthält auch möglichſt getreue Nachrichten, an welchen Orten die Hauptwerke der Mahler zu finden ſind. In der Beurtheilung ſtellt der Verſ. oft abweichende Meinungen neben einander. Als Zugabe iſt die Folgenreihe berühmter griechiſcher und römiſcher Mahler (nach dem geſchätzten Werk des Junius) geliefert. Der Verſ. verſpricht ein ähnliches Werk über die berühmten Kupferſtecher. Da wir außer dem chronologiſch mangelhaften d'Argenville und dem voluminoſen theuren Füßli kein Buch dieſer Art beſitzen, ſo würde es ſehr befremden müſſen, wenn von dem obigen nicht bald eine deutſche Ueberſetzung erſchiene.

Lachluſtigen Leſern tiſchen wir hier aus den 2 neueſten Heften der Witzfunken und Lichtleiter im Auszug ein „Auctionsverzeichniß von ſeltenen Sachen“ auf. Leicht könnte man es für eine eben nicht unmotivirte Satyre auf die Cataloge einer gewiſſen ſtehenden Auctionsanſtalt zu halten geneigt ſeyn, wenn es anzunehmen wäre, daß der Herausgeber der Witzfunken von ihrer Exiſtenz Kenntniß habe. Alſo: 1. Eine kleine Taſchendruckerey, um ſeine Gedanken während des Gehens durch Schnelldruck zu verpapieren. 2. Eine Cellner-Tabakspfeife nebſt Deckel, von Martin Luther; der Werth iſt noch dadurch erhöht, daß ſie noch nicht völlig ausgeraucht iſt. 3. Eine vollſtändige Reihe von Gypsabgüſſen aller Zöpfe ſeit dem Untergange des römiſchen Reichs. 4. Eine Sammlung von mehr als hundert Abdrucken der berühmteſten Thurmknöpfe in Europa, in Siegellack und Wachs, die der Beſitzer nicht ſonder Gefahr, Mühe und Koſten auf den Thürmen ſelbſt entnommen hat. 5. Eine alte Tante zum Zuſammenlegen. 6. Ein ſpaniſches Rohr, welches alle Stunden ſchlägt, auch weckt. 7. Ein ganz neuer Pariſer-Pranger, blau angelaufen, und mit allen Bequemlichkeiten, daran zu ſtehen, verſehn. 8. Ein dummer Junge zum Aus- und Anziehn für erwachſene Mädchen. 9. Sechs Paar rauchlederne Caffeetaſſen, leer. 10. Eine Mutterbeſchwerung von getriebener Arbeit. 11. Zwey Dintenkleckſe von dem Dichter Homer, unter Glas. 12. Ein kaſtanienbraunes Pferdgerippe mit Sattel und Zeug. 13. Ein completter engl. Reiſegalgen mit Rädern und dazu gehörigen Schinderknechten, in Maroquin-Futteral. 14. Ein Donnerkeil in Oehl auf Flanell, von Lucas Cranach. 15 Eine Stutzperücke, die ſehr gut catechiſirt. 16. Ein Paar Ohrfeigen mit Stahlfedern. 17. Ein Floh an einer Kette zum Sauhetzen. 18. Ein Elephant von 100 Jahren in Weingeiſt. 19. Eine Londoner Patent-Singuhr, die ſich die ſchönſten Stückchen vorſpielen läßt. 20. Fünf fettgemäſtete Schmetterlinge. 21. Ein brillantener Rabenſtein zu einem Ringe. 22. Ein Ladeſtock, davon die Flinte fehlt. 23. Eine gute Brille ohne Glas. 24. Zwölf Stück gute Blähungen von Chodowiecki gezeichnet und geſtochen, unter Glas. 25. Ein Haarbeutel von Rheinwein, wiegt 40 Pfund 12 Loth. 26. Eine herumziehende Geſellſchaft von Meerſchweinchen, ſie gibt vorzüglich Opern ſehr gut. 27. Ein Chocoladerülpschen mittlerer Größe. 28. Ein ſteinalter Stadthauptmann, nebſt Korkzieher und Krücken. 29. Ein ſchläfriger Marquer, welcher aufgezogen werden kann.

Gedruckt bey J. B. Wallishausser.

Conversationsblatt.

34.

Dinſtag, den 27. April 1819.

Drey bibliſche Fabeln.

Von A. Pollak.

I.

Die Königswahl im Pflanzenreiche. — Buch der Richter, Cap. IX. Vers 8—15.

Zur nähern Kenntniß der Beziehungen nachfolgender, ſo getreu als möglich überſetzter, Fabeln *) dürften die folgenden Vorerinnerungen nicht unpaſſend gefunden werden.

Die erſte dieſer Fabeln, vielleicht die älteſte des Menſchengeſchlechts, wurde — nach der jüdiſchen Zeitrechnung vor 2776 Jahren, (nach der des Calviſius vor 2965, nach Petavius und Keppler vor 3016 Jahren) zuerſt vorgetragen. In jener Zeit hatte Abimelech, Sohn Jerubaal Gideons, Richters von Israel, die Bewohner der

---

*) Wir können hinzuſetzen: zum Erſtenmal getreu und im Geiſte des Urtextes, überſetzt. Wir haben dieſe, in ein ſo glückliches Metrum

ſehr anſehnlichen Ephraimitenſtadt Sichem vermocht, ihn zum Alleinherrſcher zu ernennen, obgleich er 70 Brüder hatte, die er, mit Ausnahme Jothams, der ſich zu verbergen wußte, tödten ließ. Dieſer Letztere warnte nun durch dieſe Fabel die Bewohner Israels vor dem Grauſamen, welcher jedoch erſt drey Jahre ſpäter, im Kampf mit mißvergnügten Unterthanen, das Leben verlor.

In dieſer ſchönen Fabel ſind Perſonen, die würdig der Herrſchaft wären, ſolche aber aus edlen Rückſichten verſchmähen, mit fruchtbaren, den Menſchen höchſt wichtigen Pflanzen verglichen, während der Dornſtrauch Tyrannen bezeichnet, die, bey dem Anſchein beabſichtigter Volksbeglückung, die Unterthanen zu quälen gewohnt ſind.

⁂

Die Bäume waren einſt dahin gegangen,
Um einen König über ſich, zu ſalben;
Zum Oehlbaum ſagten ſie: „Sey unſer König!"
„Hab' ich," entgegnete der Oehlbaum ihnen,
Verzicht gethan auf meine üpp'gen Säfte,
Womit man Menſchen und die Gottheit ehret,
Daß ich nun über Bäumen ſchweben ſollte?" –
Zum Feigenbaume ſagten nun die Bäume:
„O komme, herrſche über uns als König!,
Doch ihnen gab der Feigenbaum zur Antwort:
„Hab' ich auf jene Süſſigkeit verzichtet,
Mit welcher meine holden Früchte laben,
Daß ich nun über Bäumen ſchweben ſollte?"
Zum Weinſtock ſagten ſpäter dieſe Bäume:
„O komm' zu herrſchen über uns als König!"
Worauf der Weinſtock ihnen dieß entgegnet:
„Wie? ſollte meinem Moſte ich entſagen,
Der Menſchen, und, als Opfer, Gott erfreuet,
Daß hin ich, über Bäumen, ſchweben ſollte?" –
Da ſprachen alle Bäume zu dem Dornbuſch:
„O komm', und herrſche über uns als König!"
„Wollt ihr," erwiederte der Dornbuſch ihnen,
„Zu eurem Könige mich wirklich ſalben,
So kommt und ſuchet Schutz in meinem Schatten;
Wo nicht, ſo möge Feuer, mir entfahrend,
Die Cedern ſelbſt, des Libanons, verzehren!"

---

gebrachte Verdeutſchung mit mehrern frühern Bearbeitungen, unter andern mit jener Juſtis (Blumen althebräiſcher Dichtkunſt) verglichen, und gefunden, daß Hr. P. ſein ausgezeichnetes Talent, welchem erſt jüngſthin bey Gelegenheit ſeiner Huldigungen, der Gottheit dargebracht, (in Wallishauſſers Verlag) volle Gerechtigkeit widerfahren iſt, aufs Neue bewährt hat.

II.

Der Arme und ſein Lieblingsſchaf. — 2. Buch Samuels, C. XII, Vers 1—4.

Durch dieſe einfache, rührende Fabel, die dem Könige **David**, vor 2543 Jahren vom Propheten **Natan** vorgetragen wurde, ſollte erſterer zur Reue über das bekannte, gegen **Uria** begangene Verbrechen bewegt werden. — Unter der darin vorkommenden Perſon des **Gaſtes** iſt jene unlautere Begierde verſtanden, welche **Betſabeh** in **David** geweckt hatte.

* * *

Es wohnten einſt in einer Stadt zwey Männer,
Der Eine war ſehr reich, doch arm der And're.
Der Reiche hatt' in großer Menge Schafe
Und Rinder, aber nichts beſaß der Arme,
Als nur ein einziges, ein kleines Schäfchen,
Das er ſich eingekauft. Von ihm ernähret,
War allgemach bey ihm mit ſeinen Kindern
Herangewachſen dieſes Schaf, es nährte
Von ſeiner Koſt ſich, und aus ſeinem Becher
Erhielt es das Getränk, in ſeinem Schooße
Genoß es Ruhe, mild gehegt als Tochter. —
Als einſt ein Wanderer zum reichen Manne
Gekommen war, that ihm der eignen Schafe
Und Rinder allzuleid, daraus ein Gaſtmahl
Dem zu Bewirthenden auch zu bereiten.
Da nahm dem armen Mann er weg ſein Schäfchen,
Und richtete es zu für jenen Fremdling.

III.

Der hochmüthige Dornſtrauch. — 2. Buch der Könige. C. XII. V. 9.

Stolz auf den erfochtenen Sieg über die Edomiten glaubte Juda's König, **Amazia**, den freundlichen Verhältniſſen mit **Joaſch**, König von Israel, ein Ende machen zu dürfen. Doch dieſer warnte ihn durch folgende, vor 2353 Jahren entſtandene Fabel, und wirklich erlitt **Amazia** in der Folge das anſpielungsweiſe gedrohte Schickſal, indem er bey Betſemes gegen dieſen Monarchen Schlacht und Freyheit verlor.

* * *

Ein Libanon'ſcher Dornſtrauch
Beſchickte eine Ceder
Daſelbſt, und ließ ihr melden:
Verleihe deine Tochter
Du meinem Sohn zur Gattinn! —

Da kam das Wild der Auen
Des Libanonsgebirges
Hin, und zertrat den Dornſtrauch.

* * *

Fünf Crocodileyer.

(In einem winzigen Broſchürchen ſteckt oft mehr Geiſt und Weisheit, als in 20 Folianten. Das wird doch hoffentlich Jedermänniglich unterſchreiben, der nähmlich leſen und ſchreiben kann. Aber Vermeſſenheit läſtert man es, wenn ſich Einer herausnimmt, auf eine Duodezſeite ſo viel Stoff und Ideen-Reſultate zuſammen zu drängen, die doch ſonſt ſo ſchön und regelrecht 6 Quartſeiten hätten füllen können, ja ſollen ꝛc. Es präſentirt ſich Manches anders, und Dieſer und Jener weiß nicht, woran er iſt, oder thut ſo. Da iſt es einem gewiſſen Rudolf von Frauſtadt eingefallen, in einem Heftlein von 5 Bogen gewaltig viel Verſtand und Witz und Geiſt und Lebendigkeit blicken zu laſſen. Die Piece heißt: Neunzig Crocodileyer und ſieben Nebenblätter; iſt gedruckt in dieſem Jahr zu Berlin, und koſtet 12 gute Groſchen. Da ſagt er in der Vorrede: »Wenn der geneigte Leſer nur nicht ein Alletagsmenſch wäre, der die Crocodileyer durchlieſt, weglegt und dann ſagt: ich habe die Crocodileyer geleſen. Mir iſt nähmlich hauptſächlich darum zu thun, daß er mich verſteht, auch iſt es ſehr erwünſcht, wenn er weiß »was Spaß im Ernſt, und Ernſt im Spaß iſt.« — Dieſer Geſell nun (vielleicht ein Pſeudonymus) wird ganz ohne Zweifel von Manchem und Mancher, im wahren Sinn des Worts für einen Narren gehalten werden; die Nichtnarren werdens hinterdrein wohl zugeſtehn. Dieſen ſey denn empfohlen, den Dotter des 28. Crocodileyes, heißend: Bauholz zu einem Narren, ein wenig zu beriechen. Ein Jean-Paul und Comp. (wenns eine gibt) ſind nicht überall Jean-Pauls: in der Literatur, wie in der Kunſt und in allem Geiſtigen, localiſirt ſich die Anerkennung. Dabey fällt ein, daß ſich die Membra einer ſolchen Comp. auch, wie der Firmaträger ſelber, einen zweyten Namen beylegen ſollten Unter dieſem dann die Extraordinarien ausgehen laſſen; mit dem rechten, bürtigen, die Normalitäten bezeichnen, die Dinge und Dingerchen, wo man ſich als ein geſcheider, ruhig denkender, ordentlicher Menſch bewähren muß. Beydes muß man können und wollen, ſonſt iſt man ein gefährlicher Taugenichts, ein ſchmählich Genie, ein Genie im Ungenie. Deßhalb ſchreibt Friedrich Richter auch köſtliche, gediegne, klare Proſa à la Leſſing, wenns der Stoff erheiſcht. Aber wir wollen jetzt aufhören zu ſchwätzen, um unſre Sache nicht verdächtig zu machen, und den Eyerleger auftreten laſſen. Aus den 90 Exemplaren mit Erlaubniß nur folgende fünf.)

28. Bauholz zu einem Narren.

Will etwa nächſtens einer meiner Leſer ein romantiſches Bühnenſtück nach Shakeſpeare's Art ſchreiben, und läßt er — wie ich als wahrſcheinlich vermuthe, einen Hofnarren darin vorkommen, ſo kann er dieſen Narren dadurch zur anziehenden Perſon machen, daß er ihm folgende Ausſprüche bald hier, bald da in den Mund legt: — Alle Menſchen in der Welt ſind Narren, ausgenommen die Narren, d. h. alle, die ſich recht klug dünken, und die der ſteife Philiſter für ordnungsmäßige, richtige und gichtige Menſchen hält und anerkennt, ſind beym Lichte beſehen Narren. Die aber vom Volke Narren genannt werden, ſind eben deßhalb die einzig Weiſen. — Die Aehnlichkeit eines Narren mit einem Paradiesvogel beſteht darin, daß die Leute von beyden glauben, ſie hätten gar keine Füße, bloß weil ſie nicht Luſt haben, ihre ſchönen Füße ſo oft im Erdenſchmutze zu beſudeln. — In dem Kettenringe der Welt ſind der größte Narr und der erhabenſte Geiſt zwey dicht in einander gefügte Glieder, und das Volk macht's wie der gemeine Mann, der Alles, was nicht zu ſeinem Alltagshimmel gehört, in Ein Fach zuſammenbringt, es mögen nun faule Sternſchnuppen, oder leuchtende Bartſterne ſeyn. — Jeder Menſch iſt närriſch auf ſeine eigene Art und auf ſeiner eigenen Seite. Auf eines andern Seite närriſch zu ſeyn, wäre die künſtlichſte Kunſt, aber niemand kann auf allen Seiten und überall ein Narr ſeyn; von wem die Leute das glauben, der iſt gewiß keiner. — Es iſt überhaupt der größte Trugſchluß und die unſicherſte Vermuthung von der Welt, wenn man ſagt: deſſen Geiſt iſt nach der Ordnung, weil viele, und jenes Geiſt iſt wider die Ordnung, weil wenige ſo ſind. Der arme Menſch kann ja gar nicht wiſſen, wie er eigentlich ſeyn ſoll, wenn er recht iſt. — Es hat Niemand ein fröhlicher Leben, als ein ſogenannter Narr, aber freylich gehört auch außerordentlich viel Verſtand dazu, um gar keinen zu haben. — Man kann kaum aus zehn Klugen einen Narren machen, aber aus einem Narren mehr wie zehn Kluge. — Ich bedaure nur die armen Narren, die ihre Narrheit nicht öffentlich von ſich geben dürfen, ſondern wieder zurückwürgen müſſen. Ich glaube gewiß, und will damit niemanden beleidigen, Jean-Paul z. B. oder Schiller wären noch zehnmal mehr geworden, wenn man ihnen zu Zeiten erlaubt hätte, ſich ein wenig wie Verrückte zu geberden; denn außerordentlich und unordentlich iſt immer Eins. — Mancher weiſe König oder Kaiſer würde plötzlich all ſeinen Ruhm verlieren, wenn man ihm ſeine Narren nähme. — Wie mancher große Gelehrte und Weltweiſe mag nicht ſchon ganz heimlich gewünſcht haben, nur einmal auf einen Tag ſeine Weisheit los zu werden und ein Narr ſeyn zu dürfen. — An dem, was ein Narr in ſeiner Narrheit hat fallen laſſen, haben ein Schock Weltweiſe zu kauen und zu verdauen, gleichwie eine ganze Tafel voll Eßgäſte vom Koth einer einzigen Schnepfe leckt. u. ſ. w.

5. Phyſiognomiſche Schönheit der Frauen.

Nicht die in Wahrheit und eigentlich ſchönen Frauen ſind für ein weiches Gemüth und hoch feuerhaltige oder ſchnellkräftige Nerven die gefährlichen; denn gar zu oft ſind ſie — leider! — nichts weiter denn ſchöne Marmorgebilde ohne Liebe und Leben, und du ſuchſt in der ſchönen Geſtalt vergebens nach einer ſchönen Seele, dafür dir eine ſchale Alltagsſeele entgegengreint. Wahrlich und gewißlich, iſt unſer einem ſchon ſolch ein Betrug hier und da widerfahren, da möchte man raſend werden über die tückiſche Grauſamkeit, wie Marktſchreyer, hinter ſo erhabenen Aushängezetteln, und in ſo geheimnißvollen Büchſen nichts weiter zu verwahren, als etwas Mehlſtaub, der manchmal gar zum giftigen Mehlthau werden mag. Ich komme zum Nachſatz: Nicht dieſe leeren, bunten Puppenhüllen der gemeinen grauen Nachtfalter ſind die gefährlichſten, ſondern die — wenn zur jetzigen Zeit mir noch vergönnet iſt, im Ernſt ein fremd Wort zu gebrauchen — Phyſiognomiſch-Schönen, denen das gute, unbeſchreiblich treue und trauliche Herz, die unbefleckte göttliche Weiberzucht und das deutſche Frauenthum ſo recht aus jedem Blick und Wink der Augen, aus jedem Zug des Antlitzes herausleuchten: Mag immerhin vor der beeiſten Brille des aber- und aftergelehrten Kunſtrichters, der die Schönheit ausmeſſen und abreißen will, gleich einem Feldmeſſer — mag vor der auch nicht Gnade finden die breite Naſe, die flache Stirn, das ſpitze Kinn; ſchön bleiben ſie dennoch im wahrſten Sinne des Wortes, und die Regel, daß in einem ſchönen Körper auch eine ſchöne Seele wohne, geht nur umgekehrt in Erfüllung, indem die ſchöne Seele ihrem Körper eben dadurch, daß er *ihr* Körper iſt und *ſie* ausdrückt, ſchon die höchſtmögliche Schönheit verliehen hat. — Sonſt gibt's denn freylich auch Fälle, wo höchſte Schönheit für Kunſt und Natur mit der ſchönſten Seele begabt erſcheint; aber von derley Laternenträgern und Admirolen, die auf den glänzenden Flügeln ihr eignes Schau- und Ehrendenkmal tragen, und kaum noch mit den Nachtfaltern zu einem Geſchlecht gehören, von ſolchen Paradiesvögeln ſollte man eigentlich gar nicht reden, ſondern nur flöten — und auch da würde man noch vergeblich nach ſo ſchmelzenden, zitternden, leisgehauchten Zartklängen ſuchen, wie ſie ſelber im großen Allſpiel der Schöpfung ſind. Treibt das blinde Schickſal ſolch ein feinartig Wundervöglein in eines Philiſters Hand, ſo ſpießt er es erbärmiglich auf, und läßt es vor der ganzen Welt prangen und prunken im bunten Glasſchrank ſeiner Kerbthierſammlung — während der ſinnige Jüngling ſich traut und geheim einſchließt mit dem zarten Wundervöglein, in einen ſüß duftigen, ſelbſtgepflanzten Blüthengarten, ſich in ſtillem Schauen ergötzt an dem Flittern und Flattern ſeines Kleinods von Blume zu Blume im Sonnengold, und leislauſchend ehrfurchtsvoll beſcheiden die Flügel berührt, auf daß er nicht den blinkenden Himmelsthau von ihnen hauche.

12. Frauenwürde.

Weibliche Unſchuld und Reinheit im höchſten Sinn iſt das Höchſte und Heiligſte auf Erden. Hier iſt die Stufe, über welche Gott zum Menſchen herabſteigt, eine Jungfrau iſt als ſolche nothwendig zugleich ein Engel in Menſchengeſtalt, worüber man das Wörterbuch aller Dichter und Verliebten nachſehe. Kinder nähmlich (d. h. Dichter) und Narren (d. h. Verliebte) reden nach einem alten Sprichworte ſtets die Wahrheit. Eben darum konnte der ewige Gottmenſch auch nur von einer reinen Jungfrau geboren werden, — wie es alle vorchriſtlichen Sagenlehren ahnen, in denen von der Menſchwerdung eines Gottes die Rede iſt — und wer dieß Stück der Glaubenslehre umgeht, vernichtet damit zugleich die Gottheit des Chriſtes. Eben darum iſt der höchſte Gipfel des Schönen in der zarten Geſtalt des unſchuldigen Weibes — die Mutter iſt nur ſchön, in ſo fern ſie ſich ſelbſt als ſolche nach Jungfräulichkeit erhalten konnte — und der höchſte Sieg der Kunſt in der mediceiſchen Venus und der Madonna — darum iſt Schönheit und Jungfräulichkeit eigentlich einerley im tiefſten Urgrund. Darum leuchtet der Himmel mit allen ſeinen Sternen aus dem reinen Blicke der Jungfrau, die nichts davon weiß, daß ihr unbefangen die Erde betrachtendes Auge den Himmel rückſtrahlt durch Offenbarungswunder. Darum vermag die edle Herrinn den wildeſten Ritter zu ſänftigen, und darum iſt die Tugend, Wahrheit und Schönheit in allen tugendhaften Sprachen weiblichen Geſchlechts. Wer dieß Heiligthum des Jungfrauenherzens nicht ehrt und anbetet, iſt auch kein Menſch, und wer dieſen reinen Spiegel des Himmels beflecken kann mit der Luſt der Erde, der begeht die eigentliche Sünde wider den heiligen Geiſt. Wehe euch neumodiſchen Weiberhaſſern, die ihr im reinen Spiegel des weiblichen Herzens nur den eigenen

Teufel erblickt, da er doch jedem guten Menſchen ein Engelbild zuſtrahlt. Glaubt und ſagt nicht, daß dieſe Reinheit des Weibes jetzt etwa ſeltner ſey als je; ſuchet ſie nur zu allen Zeiten, und ihr werdet ſie ſtets finden, wo ſie am wenigſten geſucht wird. Eine Zeit und ein Volk, wo man die Frauen nicht ehrt, iſt eben darum eine ſchlechte Zeit, und ein geſunkenes Volk; und einſt wird das jüngſte Gericht von dem geſunkenen Männervolke des Zeitalters Vergeltung fordern für all die unzähligen ſtill und heimlich gefloſſenen Thränen und erſtickten Seufzer der verkannten, zertrümmerten und niedergedrückten Weiblichkeit!

20. Die Brautnacht für Reine.

Es gibt kein heiligeres, den ganzen Menſchen mit namenloſer Ahnung an- und ergreifendes Wort, als das Wort **Brautnacht**. Wehe und Wehe dem Leſer, dem der Anfang dieſes Epes nicht ſo ins Herz klingt, wie es ſollte! Die Brautnacht iſt jedem Menſchen die Tag- und Nachtgleiche ſeines Lebens, die Sonnenwende ſeines Erdenjahres, die höchſte Polhöhe ſeines Himmels, und der Mittelpunct aller ſeiner Fühl- und Denkkreiſe. Es verſteht ſich am Rande, daß ich hier nur von Menſchen rede, die, wie **Sonnenberg**, ihr Herz keuſch bewahrten, ein unentheiligt Delphi der Liebe*); und nicht von denen, die, Gott weiß in welchem lichtſcheuen Winkel, Schandnächte ſtatt Brautnächten genoſſen. Denen freylich iſt dann die Brautnacht nur noch ein ſchwacher Nach- und Spätſchatten oder Spiegelglanz des ſterbenden Lebens, und ſie wird Tag- und Nachtgleiche in dem Sinne, daß eines ſolchen Tag nun geſunken iſt, und nach dieſem Sonnenſtillſtand ſeine ewige Nacht anfängt. Beym Lichte beſehn iſt's aber Unrecht, daß man ſich erſt mit dem Gedanken an dergleichen Miß- und Nachgeburten der Menſchheit die ſchöne Stimmung verdirbt. O ihr alle, denen Männerkeuſchheit keine Grille dünkt, wie jenem altweiſen Arzte, und die ihr alle rein euch weiht und aufbehaltet der im Bilde oder im Leben Auserkohrnen, es ſey nun eure Sonnenwende ſchon gekommen, oder komme noch und glühe im Hoffnungszauber der Zukunft in eurem Herzen — es gibt ein Himmelsglück auf Erden, und das iſt die Brautnacht dem Reinen. Sie ſcheint zwar nur kurze Zeit, aber ihre langen, langen Strahlen wärmen und leuchten noch tief und

---

*) S. **Sonnenbergs** Ode: Die Erwählte.

weit ins Leben hinein, wenn euch die Sonne der Strahlen längſt untergegangen iſt. Fühlt das nur recht lebhaft, und ihr werdet euch nicht muthwillig durch einen thörichten Augenblick die höchſte Wonne eures Lebens zerſtören. — Grabt nicht in Sümpfen und Moräſten, auch nicht erſt in rauhen Felsadern nach dem reinen Goldkorn, das euch nur der klare, lichte Strom blinkend entgegen ſpült — ſeyd vielmehr wie Muſcheln, die ſich tief verſchloſſen und einſam im Meeresgrund verſenken, um ſo die köſtliche Perle in ſich zu erzeugen. Wird ſie euch denn doch nicht, wie den Muſcheln, tückiſch geraubt, ſondern ſie bleibt euch ja ſelber zum ſchönſten Genuſſe!

26. Die Tonkunſt des Weltalls.

Wenn die Tonkunſt nicht wäre, ſo wäre die Welt Nichts, ſie wäre ein kalter ſtarrer Leichnam ohne Leben. Sprache iſt das Leben eines Weſens, und Tönen iſt die Sprache der Welt, oder was einerley iſt, die Sprache der Gottheit — nähmlich das Tönen, in ſo fern es Eins iſt mit dem Leuchten, in ſo fern auf den beyden Seiten des Schalles und Lichtes ſich nur die eine Einheit der widerſtreitenden Kräfte im zur Gleichgültigkeit aufgelöſten und dadurch geiſtig gewordenen Stoffe darſtellt. Die Weltgeſchichte, als Ur- und Allgeſchichte des Weltalls, iſt in ihrer Ewigkeit ein großer Einklang der verſchiedenartigſten Klangſpiele. Im höchſten Seyn iſt jeder Laut überhaupt Kettenglied der Tonkunſtleiter, das Krachen fallender Sterne und das Riſcheln des Windes über den Saatwellen, das Ziſchen der wirkenden Bernkraft (Electricität) um den Sonnenleib und der, nur Elfenohren vernehmliche Geſang der geheim aufſprießenden Pflanzenkeime. Vom höchſten bis zum tiefſten Ton der unendlichen Orgel iſt Alles Einheit, ein einziger großer, aufgelöſter Dreyklang des ewigen Herr Gott dich loben wir. — Weſſen erſchaffnen Geiſtes Herz und Geiſt in dieſem Sinne tonkündig iſt, deſſen geſchärftes Ohr vermag ſchon auf Erden zu faſſen den großen Allklang dieſes Tonſpiels, den Urgeſang der Himmel, während der Unverſtändige, Uneingeweihte in dem Brüllen des Donners, und im Schrillen und Pfeifen der Eule nur Mißtöne hört, die er nicht mit aufzunehmen vermag in den Alleinklang des Haydn'ſchen: Es werde Licht! — So und nicht anders aber kann und muß der die Welt auffaſſen in ſich, deſſen erhabne Meiſterwerke in der Tonkunſt die tiefſten und innerſten Saiten des menſchlichen Herzens regen und bewegen.

* * *

Eine myſtiſche Dame, deren Herr Gemahl ſich von ihr ſcheiden laſſen wollte, an den Oberamtmann von N... in T... *)

Schon lange wollte ich in dem mächtigen Gebäude der Gerechtigkeit meine bisherige Lebensbahn zur endlichen Geltendmachung der mir von Gott und Natur zukommende Rechte ergebenſt ſuchen, von deſſen Gewalt und erhabene Menſchlichkeit den Ausſchlag erflehen und gehorſamſt bitten: einen beſtmöglichſten Blick auf meine Lage zu werfen. Uneingedenk ſeiner Flüchten und hoher Würde der Menſchheit, beträgt ſich mein Ehegatte auf die niedrigſte Weiſe, was Gotte und deſſen ganze heilige Schöpfung empört. Er wiederhohlt boshaft, den hohen Beruf meiner Ehre zu tödten.

Wo iſt die Gewalt, die Gewalt zu zerſtören? Wo das Naturrecht, das Natur zerſtückeln kann? Er, der jedes Natur-Geſetz gegen mich früher oder ſpäter in jeder Branche zerſchmetterte, der das erhabene zertritt, und nur dem ſchlechten fröhnt, ſoll mich und meine Gerechtſame nicht überſtimmen, laut und vernehmlich ſoll Stimme mit Stimme wechſeln.

Er, als allgemein und in jedem Zweige anerkanntes Muſter der Laſter, wagte es ebenfalls, mich in ſeine Reihe als Mittel ſeiner Vertheidigung zu ſtellen! Wenn gleich nicht zur Entſchuldigung geboren, noch durch irgend eine Veranlaſſung daran gewöhnt — ſo muß ich ja doch reden — um auch zugleich zu ſehen: ob nicht die eiſerne Rinde, die ſich ſeinem Herzen als Schutzmauer umzogen, ihre eigne Maſſe fühlbar und den verſtockten ausgebrannten Sünder zur hellen Flamme auflodern macht! —

Nicht würdig des hohen Gefühls meiner Beſtimmung, des achtbaren Zwecks meines Seyns, wäre ich, wenn ich eine ſolche Zerrüttung meiner Ehre ruhig erduldete, mich und meine Mitſchweſtern in ein ſolches Licht ſetzen lieſe! Warum belegte er meine Handlungsweiſe noch

---

*) Dieſen Brief theilen wir ohne allem Beyſatz mit, um unſre Leſer des andern Geſchlechts, nicht auf den Argwohn zu bringen, als ſey er eine Satyre auf ihr evidentes logiſches, grammaticaliſches und ſtyliſtiſches Talent, in der epiſtolariſchen Kunſt, und überhaupt in jeder Gattung ſchriftlicher Darſtellung. Das Epitheton »myſtiſch« iſt begreiflicher Weiſe nur aus Delicateſſe gewählt worden.

bey ſeinem Abſchied mit dem Siegel der Göttlichkeit, ſo er nur in meinem Beſitze finden wollte?

Warum krönte er dort, was er hinten ſo entehrend verdammt?

Seine ſchriftliche Beſchuldigung meiner, iſt ein Werk, das keine Chronik, keine Zeit umfaßt, Barbaren entarten würde und wozu nur der Höllengriffel die Züge gab. Klein, wo Höhe erfordert wurde und hoch, wo klein ſehr gut gekleidet hätte und angebracht geweſen wäre, Starrſinn mit Stolz begleidet, iſt die Krone, womit er ſich ſchmückt. Spiel iſt der Hauptzug unter den Hauptzügen und Wein die Baſis ſeiner Laſter, der, als ein ſicheres Monopol den übrigen dient! Wie kann er es wagen: mich des Umgangs mit Schauſpielern zu bezüchtigen? Unſere einzige Tochter, das Muſter des ganzen Geſchlechts, Meiſterſtück der Schöpfung, hatte Gefühl für alles erhabene und ſchöne und beſondere Dispoſition für das Theatraliſche, wo ſie ihren lieben zarten Empfindungen fürs Schöne höhern Schwung geben konnte und ſtudierte ein Röllchen ein.

Dies ſchwört mein Herz und meine Seele, iſt das ganze geiſtige Verhältniß zwiſchen mir und dem Herrn Schauſpieldirector R..! Wie alſo nur die Hand meines Ehemannes, wenn auch Tigerblut in ihr walte, dieſe Beſchuldigungen niederſetzen konnte? O der Würger. Ich die Schuldnerinn! Dies kann nur der Religionsverächter und der thun, der auf den Grenzen der heiligen Natur wankt. —

Ich ſchwöre beym Allvater, daß es dem nicht ſo iſt, warte den vollkommendſten Schwertſtreich ab, um ſagen zu können: ſiehe, dies mußte er thun, um zu ſeinem elenden Ziele zu gelangen und dich Noble ſterben laſſen! Der ſtandhaft entgegenkommende Tod ſtempelt das Herz und hat doch wohl mehr Werth, wenigſtens für uns, ſo lange wir leben, als der langſame unter dem Joche der Zwangsmittel!

Mein Herz iſt des Schmerzes Herberge, die ihn willig empfängt; mein Mann liebt nur Extendirungen. Er war es, welcher die Geſellſchaften in unſer Haus zog, um ſeines Geiſtes Glanz prahlend zu zeigen und mit ſeiner Tochter zu glänzen. Er war im Kaffekochen mit der Maſchine ſehr berühmt bey den Damen. Sie, die zu jedes Schöne eher beytrugen, als verſchmähten. Gottlob ich ſtehe ausgerichtet da, ohne zu erröthen vor dem Richtergewiſſen!

Er iſt der Schuldner unſerer Uneinigkeit, ſeine Laſter beugten mich zu Boden und nun will er ſich von mir ſcheiden, mich dem Elende Preiß geben, aber ich werde nicht das Opfer ſeiner Liſt ſeyn, denn ſo ſehr ich für Freyheit gebohren, für Freyheit zu ſterben von Kindesbeinen an gewöhnt bin, ſo ſehr ich ſeit dem erſten Blick auf des Schöpfers herrliche Werke mein Motto für ſie ergehen ließ, ſo ſehr ich für Freyheit lebte und noch lebte, ſo wenig kenne ich da Feſſeln, wo Bande der Ehre mich knüpfen, ſo wenig werde ich mich je von einem Manne trennen, der, ohne Beweiß, mein Gemüth, meine Ehre zerſchmettern will! Ich werde im Tempel der Gerechtigkeit Gehör finden, denn Mitleid und Theilnahme fühlt ja jedes Weſen, das Menſch ſeyn will! Nie habe ich mein Mich, auf das mit Recht ſtolz bin, — denn das Wahre reine gibt allein den Werth — ſo vergeſſen!

In Betreff ſeiner Schmiedekunſt verdient mein Gemahl mit der vortrefflichen Meiſterinn Fama verehlicht und beſonders bey unſerer jetzigen Preßfreyheit wohl zum Drucken und öffentlicher Mittheilung zu werden, nach ſeinen Characteriſiren — den Aeußerungen ihres Samens. Was Fama ſtreut, hat der Rechtliche nicht zu ſammeln, iſt mein Satz!

Was die große Geſellſchaften auf den Reiſen betrifft, durch welche ich ſo vieles Geld verſchwendet haben ſoll, ſo mußte ich dieſe Einladung vornehmen, wenn ich nicht mein ganzes Mich durch indelicate und ſogar Pflicht der Gegenerwiederung ſo vieler genoſſenen Ehrenbezeugungen meiner Freunde, vergeſſen wollte.

Mein Mann, der kurze Inbegriff aller Laſter und Untugenden allein, hat durch tolle Projecte unſer Vermögen verſchleudert und mir von jeher das ſchlechteſte Beyſpiel gegeben, ja, läge nicht in mir eine Feſtigkeit von beſſer wollen in allem, der Schändliche hätte ſchon mein Selbſtvergeſſen in jeder Art hervorgebracht.

Auch keineswegs leugnend, daß den Zirkel gebildeter Männer, ohne Anſtandsverletzung verſteht ſich, noch öffentlicher Verabſäumung zugethan — daß dem Schönen, Noblen, Erhabenen in allem lebe, ſondern vielmehr geſtehend, daß in mich zu einer höhern Stufe Schwung fühle, als mich meine bisherige Beſtimmung geſtellt und Gewohnheit, Vaterlandsſitte, Erziehung, Abkunft eingedenk, ich nicht nur den Lampenſchimmer, ſondern das Licht ſuchte und das mit der Natur ein zu glückliches Bündniß von Kind auf gepflogen, um nicht meinem eigenen Werth, daß der Allvater einem jeden vergönnt, zu beſtimmen und daß auch nur je dieſe glückliche Huldigung verkürzen werde oder wollte.

Ich war nicht geſchaffen, um als Einſiedlerinn zu leben. Aber warum ſäte der Säer ſeine Saat ſo ſpät, die er doch von der Huldgöttinn Zwietracht erborgt? Warum beſchuldigt er mich erſtlich jetzo? Darinnen will er das Stürzende für mich finden; aber ſo lange dieſe Bruſt fühlt, werde ich unverändert mit Stolz mein Recht geltend machen! Denn nur das ächte beſtimmt den Werth der Sache, das ſubſtantiöſe ſuchte ich, aber fand es nie! Seine zweyte Beſchuldigung gibt an Ridicule der erſtern nichts nach.

…. Ich lernte in N. einen jungen Menſchen an table d'hote kennen, ohne jedoch im mindeſten, außer ſeinem ſehr artigen gebildeten Unterhalt, einen Werth darauf zu ſetzen. Die mir vorgeworfene Tour de blaisir nach A. mit dieſem jungen Mann iſt ein abermaliges Labirinth von höchſtem Verbrechen.

Ich muß hier Beweiß haben; denn Ehre iſt wohl mehr werth, als Leben und wehe dem, der ſich mir nicht ſtellt, denn ich ruhe nicht, alles, alles muß heraus! Wer meinen Lebenshang betaſtete, blute! —

Die franzöſiſchen Officiere ſoll ich auch im Uebermaas tractirt haben. O der Schändliche Frevler von Gatten! Er aas und trank mit, war auch Liebhaber von Tiſchgeſellſchaft und guter Küche, und ſuchte damals ſeinen Stolz in mir, in meiner hohen Bildung! Nie habe einen Schritt gegen Moralſitte gethan. Aber nicht umſonſt ſoll er den Zahn des Unglücks geſät haben. Der Officier, welcher bey uns logirte, hatte einen intimen Freund, der, außer ſeinem beſitzenden großen Talent, ſehr laſterhaften Charakters war in Betreff des Mißbrauchs unſers Geſchlechts. Wenn er ſie kaum geſehen, vielweniger in engen Conexionen geſtanden, er ſich gleich rühmte. Dieſem habe ich nur etwas zu ſeiner Beſſerung geſagt, das war alles. Ich ſollte einem fremden Officier durch Begünſtigungen huldigen? Er ſollte meinen reinen, ja den reinſten Körper, den je ein Weib gehabt, berühren? Die Erzählungen von meinem ſchwachen kränklichen Körper ſind auch Dichtungen. Meine Geſundheits-Conſtitution iſt eine der Beſten, aber er iſt ein Mörder. Ich fordre ihn auf, deutlich zu reden, oder der Donner wird ihn reden machen! Welche Drehkunſt, welcher einzigen Envellopirung bedient er ſich! O ſchade, daß er ſich nicht ganz der Schwarzkunſt widmete, denn er wäre ſeinen Teufelsbrüdern ein Muſter. Glauben Sie alſo nichts von allen dieſen Anklagen. Es iſt blos die Müdigkeit ſeiner ge-ättigten Lüſten, welche mich verſtoßen mögte, nicht Wahrheit! Errö-hen und ſchämen ſoll er ſich vor dem Richterſtuhl; wenn er es noch ann, in ſeinem Pful der luſtigen Verworfenheit ſchwimmend. Verſagen Sie alſo einer preßhaften Ihren Beyſtand nicht und helfen Sie mit dem Speere der Wahrheit das Recht der verfolgten Unſchuld vertheidigen. Von dieſen Hoffnungen belebt, erſterbe ich in tiefſter Verehrung

Euer Hochwohlgebohrn
unterthänigſte Dienerinn
O. v. A.

G. den

Notizen und Correſpondenz-Nachrichten.

Spikers Reiſe durch England, Wales und Schottland (indeß erſter Band) gehört zu den wichtigern und reichhaltigern neuern Reiſebeſchreibungen, und enthält beſonders über Literatur, Gelehrſamkeit, alte und neue Kunſt in England, eine Menge ſchätzbarer, auf eigene Erfahrung und Selbſtanſicht beruhender Nachrichten. Aus ſeiner Beſchreibung von Edimburgh Folgendes: Die Zimmer der Maria Stuart im alten Pallaſt der ſchottiſchen Könige ſind noch ganz in dem Zuſtand erhalten, in welchem ſie dieſelben einſt bewohnte; ſowohl ihr Prachtſchlafzimmer und ihr gewöhnliches, als auch das Cabinett, in welchem die Königinn und ihr Günſtling Rizzio von den Verſchwornen überfallen wurden. Die geheime Thüre, durch welche ſie eintraten, und die mit einem Vorhange bedeckt iſt, wird ebenfalls gezeigt, ſo wie einige Blutflecken auf dem Boden, welche die Stelle bezeichnen, wo Rizzio unter der Hand ſeiner Mörder den Reſt erhielt. In einem Nebenzimmer zeigt man die ungeheuren Stiefel, das Degengehenk und die Waffenrüſtung Darnley's des zweyten Gemahls der Maria, (der erſte war bekanntlich Franz II. von Frankreich) der, hiernach zu urtheilen, ein coloſſaler Mann geweſen iſt. — Auf einem Bilde der Königinn (vielleicht von Holbein?) erſcheinen ihre Züge regelmäßig, aber es liegt darinn ein kalter Ernſt, den man nicht erwarten ſollte.

Don Francesco Amoros, ein Spanier, und einer der thätigſten Anhänger Joſeph Bonaparte's, der ſich, ergriffen von deſſen glänzenden Zuſagen, die ſpaniſche Nation von Grund aus zu regeneriren, mit blindem Eifer an das Uſurpationsſyſtem anſchloß, und dafür zum Staatsrath und General-Polizey-Intendanten befördert wurde, ſteht neuerdings an der Spitze einer Turnanſtalt in Paris. Er iſt ein ſtarkgebauter, ziemlich wohlgebildeter Mann, der noch beſſer zum Commandiren, als zum Rathen geeignet ſcheint. Das Turnen findet in Paris Eingang, und man ſah, bey einer von Amoros angeſtellten Preisvertheilung einen 50jährigen, vom Alter ſchwerfälligen Hauptmann des Pompier-Corps, mit kahlem Kopfe, unter den muntern Knaben die Stange hinaufklettern. Es gab unter Andern auch einen Preis für die Grazie, den ein kleiner, 8jähriger Knabe erhielt, welcher ſich auch, Trotz unſrer Balletkinder, recht niedlich benahm.

Auf Veranlaſſung des Herrn Grafen Karl Albert Feſtetics erſcheint zu Peſth eine neue Zeitſchrift unter dem Titel Pannonia, deren In halt (alles Rein-Politiſche ausſchließend) bloß ſittliche und äſthetiſche Bildung bezwecken ſoll, und allen Freunden der Literatur und Kunſt gewidmet iſt.

Monument für Haydn und Mozart.

Der Einfluß, den die Wohlthäter der Menſchheit, oder diejenigen Genies, die durch ſeltne Schöpferkraft dazu beygetragen, das Leben zu veredeln und zu verſchönern, auf ihre Zeitgenoſſen ausgeübt haben, iſt zwar in ſeinen Wirkungen unvergänglich; zwar haben ſich jene Seltenen durch ihre Werke ſelbſt das bleibendſte Denkmal geſtiftet, doch haben es alle Nationen und Zeiten für eine ſtillſchweigende Verpflichtung erkannt, die Bewunderung und Verehrung ihrer großen Männer, auch durch ein dauerndes äußeres Zeichen zu offenbaren, das ihren Sinn für hohe Verdienſte auch den kommenden Geſchlechtern verkünde.

Es war alſo weniger darum zu thun, den Manen jener Heroen, ein ihrer Unſterblichkeit wohl entbehrliches Prunkandenken aufzuſtellen, als dem eigenen Dankgefühl ein öffentliches Opfer zu bringen, und dem ſtillen aber unwiderſtehlichen Gefühle der Huldigung eine edle Genugthuung zu bereiten.

Ueberſchauen wir den Umkreis jener Denkmähler, welche unſeren ausgezeichneten Männern die Würdigung ihrer Verdienſte geſtiftet hat, ſo können wir unmöglich ohne eine Gattung von Demüthigung und Scham, an Haydn und Mozart, dieſe zwey Grundſäulen der Tonkunſt, erinnert werden. — Sie, mit ihren unerreichbaren Anſprüchen; ſie, deren claſſiſcher Genius uns und der ganzen Nachwelt eine Fülle, einen Born von unerſchöpflichen Genüſſen gewährt; ſie, deren hohen Meiſterſchaft der größte Theil der neuern Tonkünſtler ſeine Bildung verdankt: Haydn und Mozart haben kein öffentliches Monument!!

Dieſe Erwägung würde eine herbe Mahnung an uns Alle ſeyn müſſen, wenn man nicht annehmen könnte, daß es ſeither nur eines entſcheidenden Aufrufs, eines Punctes bedürft hätte, um die unzähligen, weitaus verbreiteten Stimmen zu verſammeln; eines Punctes, von welchem der ausdrückliche Vorſchlag ausginge, und in welchem ſich wieder alle Meinungen und Behelfe vereinigten, um die todte Idee ſofort zum lebendigen Werk zu geſtalten.

So ſey es denn alſo ausgeſprochen! Wir wollen Hand anlegen, den lang verſchobenen Tribut zu entrichten, die große Verherrlichung zu vollführen!! Ueber das »Ob« kann keine Ueberlegung mehr eintreten; nur das Wie? Wann? und Wo? ſind auszumitteln.

Die Unternehmung ſoll, wie wir gedenken, auf dem Wege der Subſcription zu Stande kommen. Wir Gefertigte verbinden uns zur Unterzeichnung eines nicht unangemeſſenen Beytrages. Der Subſcriptionstermin ſey bis Ende dieſes Jahres feſtgeſetzt. Zur Notirung der Beyträge iſt bey uns ein eigenes Buch eingerichtet, in welches ſich die Beförderer mit ihren Beträgen einſchreiben, oder einſchreiben laſſen. — Ein Modell des Monuments wird im Laufe dieſes Sommers zur Beurtheilung der Intereſſenten bey uns ausgeſtellt ſeyn. —

Daß unſer kunſtſinniges Wien auch in Anſehung der Muſik die Reſidenzſtadt heißen möge, iſt ſchon irgendwo ſehr treffend geſagt worden; wir vermeinen demnach, daß es am analogeſten ſey, wenn der Plan zu einer ſolchen Unternehmung auch von hier ſeinen Ausgang nehme, um ſo mehr, da es

Wien iſt, wo Beyde lebten, ihre unſterblichen Werke erſchufen, und wo auch die nichts verſchonende Parze ihren Lebensfaden zerſchnitt.

In dieſer Anſicht wählen wir auf alle Fälle Wien ſelbſt, vielleicht eine durch architectoniſche Vorzüge und beſonders günſtige Lage geeignete Kirche, wo zugleich die alljährlichen Requien zu halten wären.

Zum Organ dieſes vaterländiſchen Unternehmens ſchlagen wir uns (unter Mitwirkung einiger achtungswerthen Männer) lediglich vor; wir biethen uns im redlichſten Eifer nur an, und ſind weit davon entfernt, uns aufdringen zu wollen. Wir haben nur die Erreichung des Zweckes vor Augen, und ſind jeden Augenblick bereit, die Leitung der Mittel Jedem, der ſich zu einer energiſchen Förderung verſtehen will und kann, zu übertragen. Durch dieſe Erklärung wollen wir uns gegen jeden etwaigen Tadel der Anmaßung verwahren. Aber ein Anſtoß mußte gegeben werden, eine Leitung muß ſeyn; jener iſt geſchehn, dieſer unterziehn wir uns, weil wir uns vielleicht des Vertrauens, das ſie bedingt, ſchmeicheln dürfen, gerne, und mit jener Liebe und Werkthätigkeit, die ſolch ein bedeutſames Vornehmen erheiſcht.

Wir gedenken, dieſe proviſoriſche Einladung nicht nur für ſich beſtehend, in gedruckten Parthien zur weitern Kenntnißbringung zu verbreiten, ſondern auch in die geleſenſten in- und ausländiſchen Zeitſchriften einrücken zu laſſen. — Alle gemachten Fortſchritte ſollen dann, nach Maßgabe ihrer Bedeutſamkeit bekannt gemacht werden, und in der Folge für die Theilnehmer der ganze Hergang des Unternehmens, die Liſte der Beförderer mit ihren Beyträgen, die Abbildung des Monuments, in einer eigenen Denkſchrift erſcheinen, und dieſe in dem Monumente ſelbſt auf die Nachwelt gebracht werden.

S. A. Steiner und Comp.
k. k. priv. Kunſt- und Muſikalien-Verlagshändler
in Wien, am Graben Nr. 612.

Von Hrn. Caſtelli's poetiſchen Kleinigkeiten (der Sammlung ſeiner Gedichte nähmlich, welche dieſen beſcheidenen Titel hat) iſt das dritte Bändchen erſchienen. Es zeichnet ſich durch eine reiche Mannigfaltigkeit an Stoff und Einkleidung aus, und enthält viele Stücke, die ſich ſehr glücklich für die Declamation eignen. Lebhafte Phantaſie, reger Witz, liebliche Laune und natürliche Leichtigkeit characteriſiren auch dieſe Sammlung eines eben ſo beliebten als anſpruchloſen Dichters. Den zahlreichen Freunden von Hrn. Caſtellis Muſe iſt dieſe Fortſetzung viel zu lange ausgeblieben; dafür werden ſie aber auch durch ein größeres Volumen entſchädigt, indem dieß Bändchen faſt eben ſo ſtark iſt, als die beyden erſten zuſammen.

In Nr. 32 des Conv. Bl. ſind in dem Gedicht: „Sonnenaufgang" folgende Fehler zu verbeſſern: Auf der 1. Seite des Bogens, Zeile 4 muß es heißen ſchwimmet ſtatt ſchimmert. Seite 370 Zeile 7 Den ſchönen Leib, ſtatt Der ſchöne Leib. Seite 377, Zeile 2 Nieder ſtatt Wieder. Zeile 13 Und wie er möcht' an ihre Bruſt hinſinken, ſtatt: Und wie er möcht' in Liebeshauch hinſinken.

Gedruckt bey J. B. Wallishausser.

Converſationsblatt.

35.

Freytag, den 30. April 1819.

Schaumünze auf Baden.

Der k. k. Münz-Graveur zu Wien, Hr. **Joſeph Lang**, verkauft ſeit einigen Tagen eine Schaumünze auf Baden, die durch Niedlichkeit und Treue der Abbildungen ſich auszeichnet, und mit folgender gedruckten Beſchreibung ausgegeben wird:

»Unter allen Badeörtern der Welt möchte wohl unſer Baden, wegen der Wirkſamkeit der Heilquellen; wegen der Anmuth der Lage, Schönheiten der Natur, Merkwürdigkeiten der Geſchichte und des Kunſtfleißes; und wegen der Nähe der Hauptſtadt, die alle Bequemlichkeiten und jeden Ueberfluß anbiethet, einen der erſten Plätze einnehmen. Man hat daher geglaubt, daß es angenehm ſeyn dürfte, dieſen Geſundheitsort durch eine bildliche Darſtellung ſich ins Gedächtniß zurück zu rufen.

In dieſer Abſicht hat der k. k. Münz-Graveur, **Joſeph Lang**, folgende Denkmünze verfertiget: Auf der Vorderſeite ſieht man den

Thereſiengarten (Park), und die darin ſtehende Säulenhalle (Kioſk), als den gewöhnlichen Verſammlungsplatz der Einwohner, Badegäſte und Fremden. Rechts iſt das Bad, der Urſprung genannt, und das von der großen Thereſia im Jahre 1758 erbaute Thereſien-Bad. Die Umſchrift lautet: Heiliger Quell, Anmuthiges Thal, Genesung und Frohsinn schaffend. Unten lieſt man: Der Ursprung zu Baden. Aquae Pannoniae, unter welchem Namen, oder jenem der Thermae Pannoniae oder Thermae Cetiae, dieſe Heilquellen bereits den Römern im hohen Alterthume bekannt waren.

Auf der Rückſeite iſt eine der reizendſten Umgebungen Badens, das St. Helenen-Thal mit den dort befindlichen Gebäuden, wo Georg Sauer im Jahre 1594 eine Capelle zur Ehre dieſer Heiligen ſtiftete, vorgeſtellt. Es iſt hierzu der Umkreis gewählt, wo der Schwächafluß aus den durchbrochenen Bergklüften hervorſtrömt. Rechts ſieht man das nach Heiligenkreuz ſich hinziehende Gebirge von Rauchenek, und links den ſchroffen Felſen Rauchenſtein, mit den am Gipfel befindlichen Trümmern des alten Ritterſchloſſes, deſſen Beſitzer ſchon im zwölften Jahrhunderte bekannt waren. Unten lieſt man: Helenen-Thal bey Baden. I. Lang F. (ecit).«

Das Gewicht dieſer Schaumünze in feinem Silber iſt 3/4 Loth. Größe nach Maders Münzmeſſer 24.

Obſchon neuere öſterreichiſche Schriftſteller aus Nachgiebigkeit gegen verwandte deutſche Mundarten Rauhenſtein und Rauheneck ſchreiben, ſo ſteht doch hier Rauch, da dieſes Wort dem Glatten entgegengeſetzt wird, und ſelbſt von Luther in ſeinen Ueberſetzungen gebraucht wird. Auch in den von Bernhard Petz und Hoheneck angeführten Urkunden vom Jahr 1188 und 1495 ausdrücklich Rauchenstein verkommt. Der bemerkte Fluß wird zwar in der Badner-Gegend gewöhnlich Schwächat genannt, und in neueren Topographien wohl auch Schwöchand geſchrieben, allein derſelbe ſollte nach alten Schriftſtellern doch eigentlich Schwöcha heißen, ſo wie der beträchtliche Markt, der nahe bey ſeinem Ausfluſſe in die Donau liegt, und Schwächant oder Schwächat genannt wird, nach ähnlichen, in oberdeutſcher und ſchweizeriſcher Mundart üblichen Ableitungen, das Ende der Schwächa bedeutet.

Möchte doch Baden und ſeine herrlichen Umgebungen, etwa im Umfange einer halben Meile, bis wohin Spaziergänge ausgedehnt zu werden pflegen, bald einen Mann finden, der alles Jenes emſig ſammelt, was in Beziehung auf Geſundheitspflege, Naturgeſchichte, Alterthumskunde, Statiſtik und auf mahleriſche Anſichten, in ſo vielerley Werken zerſtreut ſich findet, um es gemüthlich und bündig in einem bequemen Taſchenbuche darzuſtellen: unſer Baden, von dem der Arzt und vortreffliche Dichter mit Recht ſagt:

— — — Seit Jahrhunderten ſtieg ſchon
Aus den Strömungen hier bleichwangiger Siechlinge Menge
Die der Geneſung Glück verdanken dem kräftigen Heilbad.
Hier, ich bin es gewiß, hier hatte die brünſtige Sappho
Sichrer die wüthende Flamme getilgt, und Heilung gefunden,
Als durch einen gefährlichen Sprung vom leucadiſchen Felſen
In das ioniſche Meer.

Akbg.

……

Der Almanac royal.

(Auszug der allerletzten Nummer des Kotzebue'ſchen Wochenblatts).

Der Pariſer königliche Kalender für 1819 iſt erſchienen, und enthält nicht weniger als 936 Seiten. Man muß aber auch bekennen, daß man Alles, Alles darin findet von der Ceder bis zum Yſop. Wir wollen einiges anmerken, was uns aufgefallen iſt.

Unter der kaiſerlichen Familie von Oeſterreich iſt die Erzherzoginn Marie Louiſe als Herzoginn von Parma angeführt; ihres Sohnes wird gar nicht erwähnt. Von der an Jerome Buonaparte vermählten würtembergiſchen Prinzeſſinn iſt gar nicht die Rede, indeſſen die Verbindung der bayriſchen Prinzeſſinn mit Eugene Beauharnois nicht übergangen iſt.

Zu der ſogenannten Maison du Roi gehören auch drey Kammer- und Kabinetsvorleſer. — Der Erhalter (Conservateur) der öffentlichen Monumente heißt — Lafolie. — Wenn es kein Druckfehler iſt, daß Talleyrand den Orden des heil. Geiſtes im Jahr 1808 erhalten, ſo gäbe das Stoff zum Nachdenken. — Unter den Ludwigsrittern ſind mehrere Fremde genannt, deren Tod man auch in Frankreich aus den Zeitungen recht gut hätte wiſſen können, z. B. Fürſt Barclay de Tolly, Graf Bülow v. Dennewitz ꝛc. Den letzten nennt dieſer Kalender Bülow-Dönitz, vermuthlich weil das Dennewitz den Franzoſen im Halſe ſtecken bleibt.

Zu dem Departement des Großmeiſters von Frankreich gehören auch zwey Becher-Controlleurs (Contrôleurs de gobelet) und zwey Mundthürſteher (Huissiers de la bouche).

Der Oberkammerherr reicht dem Könige das Hemd und tritt dieſe Ehre nur den Prinzen von Geblüt oder den legitimirten Prinzen ab. — Bey der königlichen Salbung (Sacre) hat der Oberkammerherr auch die hohe Ehre, dem Könige die Stiefeln anzuziehen. Bey feyerlichen Audienzen ſteht er hinter dem Lehnſtuhle des Königs; bey andern Ceremonien ſtellt man ihm einen Feldſtuhl (Siège pliant) hinter den königlichen Lehnſtuhl, und wenn der König ſtirbt, ſo begräbt ihn der Oberkammerherr — und das iſt nun Alles, was er zu thun hat! und dafür bekommt er jährlich 100,000 Franken!

Es iſt unglaublich, welch eine Menge Menſchen zu der ſogenannten Kammer des Königs gehören. Da ſind z. E. vier erſte Kammerdiener — zwölf Kammerdiener par quartier — drey ordinäre Kammerdiener — zwey Balbier-Kammerdiener — zwey Tapezier-Kammerdiener — zwey Uhren-Kammerdiener — und noch überdieß ſechs Kammerjungen und drey Toilett-Jungen — zwey Kabinets-Thürſteher — dreyzehn Kammer-Thürſteher — vier Vorzimmer-Thürſteher — ſechs Mantelträger und zwey Büchſenſpanner (Portes-Arquebuse). Wenn wir nun noch acht Pagen dazu rechnen, ſo braucht der König (die gemeinen Bedienten ungezählt) neun und ſechzig Menſchen zu ſeiner Kammerbedienung.

Der Obergarderobemeiſter hängt an feyerlichen Tagen dem Könige den Mantel um und läßt alle Kleider machen. Unter ihm ſteht abermals ein Heer von Garderobe-Dienern, unter welchen ſich auch ein Halsbindenmacher (Cravatier) befindet.

Auch das Perſonal der vornehmſten Theater iſt in dieſem Almanach verzeichnet, und die geringe Zahl desſelben bildet einen gewaltigen Contraſt mit dem unſrer deutſchen Bühnen, auf welchen — Dank ſey es unſern Spectakelſtücken — die kleinſte Geſellſchaft in der Provinz nicht unter 30 bis 40 Mitgliedern beſtehen kann. Das theatre français, bekanntlich das Erſte in Paris für Trauer- und Luſtſpiele, zählt nicht mehr als 16 Männer und 10 Frauen. Noch Einige ſind unter dem Titel Comédiens á l'essai (Schauſpieler auf die Probe) beygefügt. Das theatre Odeon hat gar nur 12 Männer und 7 Frauen; das theatre Feydeau nur 10 Männer und 6 Frauen. —

Unter dem Artikel Academie française haben wir mit Verwunderung bemerkt, daß unter den 6 auswärtigen Mitgliedern der Academie des Inscriptions et belles lettres ſich kein Deutſcher befindet. Jene 6 ſind Jefferſon zu Philadelphia, Rennel zu London, Wildfort zu Calcutta, Wyttenbach zu Leyden, Wilkins zu Hertfort und Morelli zu Venedig. Auch unter den 8 auswärtigen Mitgliedern der Academie der Wiſſenſchaften iſt nur ein einziger Deutſcher, Humboldt zu Berlin. Die übrigen 7 ſind Banks, Herſchel, Jenner und Watt in London, Volta und Scarpa in Pavia und Piazzi in Palerme. — Die deutſchen gelehrten Geſellſchaften ſind weit zuvorkommender. Man wird keine finden, in der nicht eine Menge Franzoſen als auswärtige Mitglieder figurirten.

In dem Collége royal de France kann man nicht allein hebräiſch, chaldäiſch und ſyriſch lernen, ſondern auch arabiſch bey Cauſſin, türkiſch bey Rüffin und Kieffer, perſiſch bey Sylveſter de Sacy, chineſiſch und mandſchu-tartariſch bey Abel-Remúſat, ſanskrit bey Chezy; in der Ecole royale perſiſch und maleyiſch bey Langlès, armenianiſch bey Cerbied, neugriechiſch bey Haſe ꝛc.

Aus einem der letzten Artikel in dieſem reichhaltigen Werke, dem von der Hoftrauer, haben wir gelernt, daß der König, wenn er trauert, vom Haupt bis zu den Füßen violet gekleidet iſt, ſogar Schuh und Handſchuh nicht ausgenommen. — Sehr aufgefallen iſt es uns, daß eine Witwe um ihren verſtorbenen Gatten ein Jahr und 6 Monathe, ein Witwer hingegen um ſeine Frau nur 6 Monathe trauert. Iſt das nicht ein ſchmähliches Bekenntniß, daß die Männer ihre Frauen weniger lieben, als ſie von ihnen geliebt werden! —

* * *

Erfahrung, Geſchichte und Poeſie, in ihrem Verhältniß zur Menſchenkenntniß.

(Schluß von Nr. 33.)

Es iſt bekannt, daß kaum eine Literatur ſo reich an Memoires und Biographien iſt, als die franzöſiſche. Auch iſt es eine merkwürdige Erſcheinung des ſonſt für leichtſinnig und für veränderlich gehaltenen Characters der Franzoſen, daß ſie die theatraliſchen Darſtellungen der

Meiſterwerke ihrer großen Dichter, die ſie ſeit ungefähr Einem Jahrhunderte erhalten haben, ſtets mit neuer und unveränderter Theilnahme beſuchen, und dieſe keineswegs als ſchon veraltet anſehen, oder als abgethan bey Seite ſetzen. Nur dann widerfährt dieſes Loos einem guten alten franzöſiſchen Stücke, wenn irgend ein Haupt-Character oder auch die ganze Idee deſſelben in einem neuen Stücke mit noch mehr innerer Wahrheit und poetiſcher Anſchaulichkeit entfaltet wird. Auf dieſe Weiſe iſt das franzöſiſche Theater zu einem Repertorium von claſſiſchen Stücken gelangt, deren jedes ſich durch die vollkommene Darſtellung irgend eines bedeutſamen Characters der Menſchheit von den übrigen auszeichnend unterſcheidet. Da es der Menſchheit eigen iſt, ihr Weſen in höchſt mannigfaltigen Characteren zu entfalten, ſo kann auch das franzöſiſche Theater, ſo wenig als ein anderes, als abgeſchloſſen betrachtet werden, obgleich es, in dem Maaße, als die bedeutſamſten Charactere ſchon poetiſch dargeſtellt ſind, ſchwerer wird, den Umfang deſſelben zu erweitern. Hieraus iſt vielleicht die Erſcheinung zu erklären, daß jede Literatur nur einmal die glänzende Epoche erlebt, welche man ihr goldenes Zeitalter zu nennen pflegt. Aus dem, was wir eben über das franzöſiſche Theater geſagt, erhält auch die bey demſelben beſtehende Einrichtung, nach welcher jeder Schauſpieler ſein eigenes abgeſondertes Rollenfach hat, ihre Rechtfertigung, die wir hier nur beyläufig anführen.

Aber ſo viel glauben wir aus der aufgeſtellten Anſicht folgern zu dürfen, daß die Vorliebe der Franzoſen für ihre Memoires ſo wie für ihr claſſiſches Theater einen ſehr wirkſamen Einfluß auf Verbreitung und Verfeinerung der Menſchenkenntniß, und des darauf beruhenden practiſchen Verſtandes der Nation haben muß.

Zum Beſchluß wollen wir noch einen Blick auf das Verhältniß der Philoſophie zu dem hier in Anregung gebrachten Gegenſtand werfen. Die Leſer dürfen nicht fürchten, daß wir ſie hierbey in das endloſe Gebieth der philoſophiſchen Syſteme verführen werden; denn die Philoſophie iſt nicht ſowohl Quelle der anſchaulichen Menſchenkenntniß, als vielmehr Reflexion darüber und Uebertragung derſelben in abgezogene Begriffe, welche zu Stande gebracht werden, indem das Gleichartige in unſerm Bewußtſeyn in eine allgemeine Vorſtellung vereiniget, und das Verſchiedene zu einem andern Begriffe ausgeſondert wird. Die Philoſophie iſt daher nur eine Abſpiegelung der Menſchen- und Welterkenntniß, welche letztere ihre Quelle in der Anſchauung hat, und aus dieſer unmittelbar ſchöpfen allein Erfahrung, Geſchichte und Poeſie wie hier gezeigt worden.

Hr.

Notizen und Correſpondenz-Nachrichten.

Der Correſpondent von und für Deutſchland kündigt an: »Die Kunſt, in der Geſchwindigkeit die ſchönſten, ſinnreichſten Gratulations- und Gelegenheitsgedichte durch Würfel zu verfertigen. Dieſes köſtliche Werkchen iſt übrigens gar nicht koſtbar, für 12 gute Groſchen iſt es überall zu haben, und jede Buchhandlung wird ſo artig ſeyn, die Namen der Käufer, wenn es vielleicht aus Schamhaftigkeit gewünſcht würde, zu verſchweigen.«

In Schweden kommen jetzt 46 Zeitungen heraus, eine Literaturzeitung, mehrere Journale, namentlich Iduna, Penelope, ein mediciniſches, eines für thieriſchen Magnetismus, das Kunſt- und Neuigkeits-Magazin des Kammerherrn Bove, eine neue Zeitſchrift für Wiſſenſchaft und Kunſt, betitelt: Swea. Die deutſchen Claſſiker werden nachgedruckt; es ſind bereits 66 Bände erſchienen.

Man hat bemerkt, daß in Rom ſeit wenigen Jahren 13 Künſtler zur catholiſchen Kirche übergetreten ſind; zuletzt der königl. ſächſ. penſionirte Porträtmahler Vogel, aus Dresden.

Das Märzheft des Hamburger politiſchen Journals gibt nach einem Schreiben aus Bahia de Todos-Santos in dem wenig bekannten fabelhaften Patagonen- oder Feuerlande, folgende Schilderung des dortigen Aufenthaltes: Es ſind jetzt 12 Monathe, ſeit ich mich an dieſen unglücklichen wilden Küſten befinde. Seit den letzten 5 Monathen haben wir uns nur mit der Jagd beſchäftigt. Man hat hier treffliche Pferde und Hunde; Rehe und Haſen ſind hier im Ueberfluß, ebenfalls wilde Vögel, Enten, Gänſe und Strauße in Menge. Raubthiere ſind hier gleichfalls zahlreich, vornähmlich Löwen, welche weniger wild und groß wie die Afrikaniſchen ſind; auch die Tieger ſind viel kleiner und zahmer. Wilde Pferde und Hornvieh gibts bey Tauſenden in dieſen wilden Ebenen, aber ſie werden hier nicht wegen der Hörner und des Felles getödtet, wie in Buenos-Ayres. Die Patagonen ſind ohne Ausnahme die ſchönſten Menſchen der Welt; häufig trifft man Männer von 8 bis 9 Fuß Höhe, ſehr proportionirt, von ſchönen, regelmaßigen Geſichtszügen, lebhaft und thätig und die beſten Leute auf der Welt. Indem die Spanier Pferde nach Südamerica überführen, haben ſie alle indianiſchen Stämme in Tartaren verwandelt. Sie leben gleich ihnen als Nomaden von Pferdefleiſch und haben gleiche Sitten. Die Frauenzimmer ſind ebenfalls ſehr hübſch und den Engländerinnen ähnlich; ſie pflegen ſich aber das ganze Geſicht roth oder ſchwarz zu mahlen. Die Hauptbeſchäftigung der Kaufleute iſt die Jagd der See-Elephanten und der Wallfiſchfang; die Producte derſelben werden aber in China und Oſtindien mit größerm Vortheil abgeſetzt, als in Europa.

In England beſteht eine Geſellſchaft von Freunden unglücklicher Ausländer in dieſem Reiche. Protectoren dieſer Societät ſind ſammtliche brittiſche Prinzen und Prinzeſſinnen (mit Ausnahme des Prinzen-Regenten), ferner Prinz Leopold von Sachſen-Coburg, die Erzherzoge Johann und Ludwig von Oeſterreich, die Großfürſten Nicolaus und Michael von Rußland, der Großherzog von Weimar ꝛc. Präſident iſt der Herzog von Wellington, unter den Vice-Präſidenten befinden ſich Fürſt Blucher, der Fürſt Eſterhazy, der Herzog von San-Carlos ꝛc. Der Berliner-Geſellſchafter, welcher dieſe Notiz aus der Times mittheilt, ſetzt Folgendes hinzu: »In Deutſchland thäte es, bey den jetzigen Fabrikszuſtänden Noth, eine Geſellſchaft von Freunden unglucklicher Inländer zu errichten; ſollte ſie entſtehen, ſo wunſchen wir ihr eben ſo viele, recht thätige Protectoren.«

Sehr ſchlimm mußte es in Rom mit der Literatur ſtehn, wenn das, was die übrigens nichts weniger als competente Bibliotheque historique hierüber ſagt, wahr wäre. Da heißt es denn: »Fremde Zeitungen und Journale werden in Rom nicht zugelaſſen, das Diario romano handelt bloß von religiöſen Feyerlichkeiten. Montesquieu iſt zu leſen verbothen, (das ware eben noch nicht das Aergſte). Selbſt Boſſuet, wenigſtens ſeine Politik der heil. Schrift, die doch ſehr unſchuldig iſt. Was in Rom ſelbſt gedruckt wird, unterliegt einer doppelten Cenſur, zuerſt in der Handſchrift und dann im Correcturbogen. Indeſſen iſt man doch gefällig gegen fremde Ketzer, welchen die Buchhändler, gegen Vorzeigung der Päſſe, verbothene Bucher verkaufen dürfen.«

In Capitain Tuckeys (bekanntlich verunglückten) Entdeckunsreiſe auf dem Zaireſtrom, enthält die Schilderung der Inſel Buka Embemma, viel vorzuglich Denkwürdiges. Es iſt daſelbſt eine Reihe von Felſen, deren einige beſondere Namen tragen. Der merkwürdigſte heißt der »Sprung der Liebenden,« gleichſam der Leucadiſche Fels dieſes Landes, obwohl in einem ſehr abweichenden Sinn, denn hier werden die ehebrecheriſchen Weiber des Konigs mit ihren Liebhabern in den Fluß geſtürzt. Als die Expedition ans Land ſtieg, um den Tſchenu (Oberhaupt) der auf dem linken Ufer gelegenen Berge zu beſuchen, war der Empfang ſehr ſtattlich und zugleich von der europäiſchen Sitte abweichender als der zu Embomma. Sitze und Boden waren mit Löwen- und Leopardenhäuten bedeckt. Wer ſo unglücklich iſt, dieſe Häute zu berühren, und wäre er der Vornehmſte, wird als Staatsverbrecher behandelt, und als Sclave verkauft. Der Konig trug einen ungeheuren Kopfſchmuck von Reiherfedern; auch wohnten zwey ſeiner Collegen, Tſchenus benachbarter Dorfer, der Audienz bey, wovon der eine einen alten Sammtmantel und eine gläſerne Krone trug. Die Wichtigkeit dieſer Decorationen darf nicht auffallen, wenn man in Zimmermanns (1ten) Taſchenbuch der Reiſen lieſt, daß zwey dortige Konige einen Krieg geführt haben, wegen einer alten Grenadiermütze, indem die erſte Frau Gemahlinn eines Jeden ſie zu ihrem Kopfputz auserſehen hatte. Ein altes Theatergarderobſtück, zumal eine Kopfbedeckung, der man in Europa bereits allen Reſpect verweigert hat, darf immer noch hoffen, in Africa eine große Rolle zu ſpielen.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationsblatt.

36.

Dinſtag, den 4. Mai 1819.

Neueſte Anſichten von Perſien.

Von J. M. Tancoigne.*)

Bey dem Morgenländer iſt der wahre Name von Perſien **Iran**; die Türken nennen es **Adjem**, oder das Land der Schwachen, weil ſie die Perſer verachten. Den Namen Perſien dankt es der Provinz **Fars** oder **Farſiſtan**, dem ſchönſten und reichſten der perſiſchen Lande. Die ſüßen und ſchmackhaften **Weine von Schiras** ſind durch den ganzen Orient berühmt und ſelbſt das Abendland kennt ſie. Perſien bringt herrliche Früchte hervor; ich zweifle, ob man irgendwo beſſere Melonen finden kann, als die von Iſpahan und Kaſchan ſind. Die Pfirſiche, die Aprikoſen und die Trauben ſind von einer vorzüglichen Güte, aber die

---

*) Aus ſeinen Lettres sur la Perse et la Turquie d'Asie, 2 Vol. Paris 1819, einem Werke, das ſich durch ſeinen Beobachtungsgeiſt und angenehme Diction auszeichnet. Es iſt ſo eben hier angekommen.

Feigen ſind, beſonders fü[illegible] Fremde, ſchädlich, ſo lieblich und verführeriſch ſie auch ausſehen. — Die Perſer beſchäftigen ſich viel mit der Blumenzucht, beſonders lieben ſie die Roſen. Dieſe ſind eben nicht ſchön geformt, aber ſie duften liebliche Gerüche aus, und haben oft die Muſe der perſiſchen Dichter begeiſtert. Saadi hat eines ſeiner Gedichte, »Guliſtan« oder Roſenbeet genannt, und ſein »Boſtan« oder Garten, iſt ein neuer Beweis von der Vorliebe der Perſer für alles, was an die Schönheiten der Natur erinnert. — Der perſiſche Handel iſt ſo beſchaffen, wie er in Ländern zu ſeyn pflegt, wo Künſte und Gewerbe noch in der Kindheit ſind. Die Türkey, Rußland und die Länder der oſtindiſchen Compagnie treiben die meiſten Geſchäfte mit dieſem Lande. Indien liefert ihm chineſiſches und japaniſches Porzelan, engliſche Glaswaaren und Tuch. Die Ausfuhr geht vorzüglich nach der Türkey, und beſteht in ſchönen Teppichen, Baumwollen- und Seidenzeugen, Gold- und Silberſtoffen und Perlen. Aller Handel im Inlande wird durch Kameel- oder Maulthier-Caravanen getrieben. Die Perſer verlaſſen ihre Heimath ſelten, um im Auslande zu reiſen, wenn nicht gerade in Indien oder der aſiatiſchen Türkey. Einige wenige ſind in Bagdad und Erzerum etablirt. Vor dem Meere haben ſie eine entſchiedene Abneigung; dieß Vorurtheil iſt auch Urſache, daß ſie keine Marine haben.

Die jetzige Bevölkerung von Perſien dürfte nicht über zehn oder zwölf Millionen betragen. Der größere Theil ſind Chias-Mahomedaner, d. h. von der Secte Ali's, die wieder in mehrere Abtheilungen zerfällt, als die Sufis, in deren Vorſchriften man einige Aehnlichkeit mit den Pythagoräern zu finden glaubt; die Sahis und die Ali-Ullahs, die Ali für Gott ſelbſt halten, u. ſ. w. Die Perſer, welche Mahomedaner ſind, theilen ſich in zwey Claſſen: 1) die Nachkommen der alten türkiſchen oder tartariſchen, kurdiſchen und arabiſchen Stämme, die Perſien erobert haben; ihre Zahl beträgt über 800,000; 2) die Eingebornen, die Thať oder Tadjik genannt, die Nachkommen der alten Perſer, die allmählich aus Zwang oder Ueberzeugung zum Mahomedanismus übergegangen ſind. Die erſtern nennen ſie auch Raja oder Rejett, d. h. Unterthanen, und behandeln ſie auch bey jeder Gelegenheit als ſolche. Bey den Türken wird jeder, ſobald er Muſelmann iſt, dadurch ſchon allen andern in Bezug auf die politiſchen Rechte gleich; ſo aber iſts nicht bey den Perſern. — Die Sunni's, welche Abubecker und Omar als die wahren Nachfolger im Califat anſehen, ſind noch zahlreich, aber aus Furcht, von den Anhängern der herrſchenden Religion beunruhigt zu werden, verheimlichen ſie ihren Glauben. Die Armenier ſind, ſeit der letzten Revolution ihrer Reichthümer beraubt, faſt alle ausgewandert. Die Katholiken ſind wenige und alle Ausländer, die ſich hier nur kurze Zeit aufhalten. Juden findet man faſt garnicht; eben ſo, wie in der Türkey verachtet, wagen ſie ſich kaum zu zeigen.

Die Gebern oder Parſi verdienen unter allen perſiſchen Volksſtämmen am meiſten unſere Aufmerkſamkeit, theils ihres Alters, theils ihres Characters wegen. Ihre Zahl hat ſich durch die Verfolgungen, denen ſie zu verſchiedenen Zeiten ausgeſetzt geweſen ſind, ſehr vermindert. Sie ſind die rechtlichſten Menſchen in dieſem Lande, und die Perſer ſelber, ungeachtet ſie dieſelben zu verachten den Anſchein ſich geben, können nicht umhin, ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Ueber ihren Glauben iſt ſchwer etwas Beſtimmtes zu erfahren, ſie ſcheinen ein Geheimniß daraus zu machen, und lieben die Fragen über dieſen Gegenſtand nicht.

Perſien bildet eine rein deſpotiſche Monarchie, die durch keine vermittelnde Macht beſchränkt iſt, wie in der Türkey, durch keine bürgerliche oder militäriſche Körperſchaft, wie die Ulemas oder Janitſcharen. Der Dichter Saadi läßt in einer Erzählung in ſeinem Guliſtan zu einem Vezier ſagen: »Wer nicht denkt, wie der Fürſt, taucht ſeine Hände in ſein eigenes Blut; wenn der Fürſt am hellen Tage ſagte! es iſt Nacht! ſo müßte alles rufen: Sieh da, Mond und Sterne!« — Dieſe Grundſätze ſchildern die grenzenloſe Macht eines perſiſchen Monarchen deutlicher, als alle Reflexionen, und ſie gelten heut zu Tage mehr als jemals. Seit der Regierung des Schach Abbas des Erſten iſt der Wille des Königs das einzige und höchſte Geſetz in Perſien: ſelbſt der Koran muß ihm oft weichen. Der König kann nach Willkühr über Gut und Leben ſeiner Unterthanen verfügen, und er überträgt den Miniſtern und Statthaltern nur einen kleinen Theil ſeiner Gewalt. Er allein verurtheilt in der Hauptſtadt zum Tode, und die Todesurtheile, die in der Provinz gefällt werden, müſſen ihm erſt vorgelegt werden, bevor ſie vollzogen werden können. In Theheran werden alle Criminalſachen unmittelbar vor den König gebracht, und ſchnelle und ſtrenge Juſtiz trifft den Schuldigen. — Man würde das Wort Conſtitution mißbrauchen, wenn man es in Beziehung auf Perſien gebrauchen wollte; alles geht hier nach Willkühr, Gewalt oder Gebrauch. Die Thronfolge iſt durch kein Geſetz beſtimmt; der Monarch wählt aus ſeinen Söhnen oder Verwandten den, welchen er für den tauglichſten hält. Die perſiſchen Könige haben faſt zu allen Zeiten den Gebrauch gehabt, ihre Brüder oder Verwandte, deren Ehrgeiz ſie fürchteten, blenden oder ihnen die Augen ausſtechen zu laſſen. Feth-Ali-Schach ſelbſt macht keine Ausnahme; er hatte nur einen Bruder, und hat dieſen blenden laſſen. Dieſer Prinz iſt während unſers Aufenthaltes in der Hauptſtadt geſtorben. Der König hat bey der Nachricht von ſeinem Tode Zeichen des tiefſten Schmerzes gezeigt, und acht Tage lang die Bazars ſchließen laſſen.

Die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten iſt in den Händen eines erſten Miniſters, des Veziers, den man Ittimad-uddewlet (das Vertrauen des Staates) nennt. Sein Anſehen iſt nicht ſo bedeutend, als das eines Groß-Veziers der ottomanniſchen Pforte: denn er befehligt weder die Armee, noch hat er über Leben und Tod der Unterthanen des Königs zu gebiethen. Jetzt bekleidet dieſe Würde Mirza-Muhamed-Schefi. Ein General-Secretär und mehrere Unter-Secretäre, wovon der eine das Finanz-Departement hat, bilden das gegenwärtige Miniſterium. Ein gewiſſer Ismael-Bey, erſter Kammerdiener des Königs, verſieht den Dienſt eines Kriegsminiſters. Ein Menge von Mirza's oder Schreibern bekleidet die niedern Civil-, und die Chans die Militär-Stellen. Feth-Ali-Schach hat bereits über 60 Söhne, und mehr als 100 Töchter. Die ältern davon leben in den Provinzen, wo ſie den Oberbefehl haben. Abas-Mirza, Statthalter in Tauris, iſt zum Thronerben beſtimmt Die jüngern Söhne leben noch im Harem unter der Aufſicht ihrer Mütter. Einige ſind (ein ſeltſamer Gebrauch, den man ſonſt nirgends finden dürfte) von den Vornehmſten des Reiches adoptirt. Wir ſahen zwey im Hauſe des Groß-Veziers, und andere in andern Häuſern. Der König erſpart auf ſolche Weiſe die Koſten der Erziehung, und die Großen hüthen ſich als Höflinge wohl, eine ſolche Ehre auszuſchlagen, die ihren Einfluß vergrößert.

Man nennt die Perſer die Franzoſen von Aſien; ich bin nicht dieſer Meinung. Abgeſehn von allem Nationalvorurtheile, finde ich keine Aehnlichkeit zwiſchen einem Volke, das die höchſte Stufe der Civiliſation erreicht hat, und deſſen Uebergewicht die Schmähungen ſeiner Neider nur in ein deſto helleres Licht ſtellen, und einer Nation, auf der noch die Nacht der Unwiſſenheit und des Aberglaubens liegt.

Wenn man ein Volk nach dem Scheine und den erſten Eindrücken beurtheilen dürfte, müßte man die Perſer ohne Widerrede rühmen; ihre aufs Aeußerſte getriebene Artigkeit, ihr zuvorkommendes Weſen und ihre Aufmerkſamkeit für den Fremden verführt, und wenn er ſie nicht genauer beobachtet oder nur in gewöhnlichem Verkehr mit ihnen geſtanden hat, kann er nur eine höchſt günſtige Meinung von ihnen faſſen. Um ihnen allen verdiente Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, und ohne die Vorzüge zu verkennen, wodurch ſie vor ihren Nachbarn, den Türken, ſich auszeichnen, bemerke ich noch, daß ſie geiſtvoll und liebenswürdig ſind; daß ſie jenen barbariſchen Fanatismus, der uns in gewiſſer Beziehung eine gerechte Kälte gegen die Türken einflößt, nicht theilen, daß in Perſien der Chriſt, der Mahomedaner, der Jude und der Geber von Seiten des Gouvernements faſt gleichen Schutz genießt; daß man ſich ohne Unterſchied der Religion mit den Worten: Selam-Aleſkim! (der Segen komme über euch) grüßt; daß man keine erniedrigende Merkzeichen an der Kleidung der verſchiedenen Secten wahrnimmt; daß Chriſten ſogar Chan's und Mirza's geworden, und öffentliche Stellen erhalten haben. War ich bisher gerecht, muß ich jetzt auch wahr ſeyn. Die Perſer ſind trotz des gefälligſten und verführeriſchſten Benehmens nicht aufrichtig und bieder; ſie ſind verſchlagen, hinterliſtig, Schwätzer und Lügner, und ich ſehe in allen dieſem nichts Franzöſiſches, nichts, das die zu leicht und nur zu ungerecht ausgeſprochene Vergleichung rechtfertigen könnte. In den wichtigſten Angelegenheiten wie im Lebensverkehr ſcheinen ſie entſchiedendſte Abneigung für die Wahrhaftigkeit zu haben; und ein Fremder, der ihnen aufs Wort glauben, ihren Schwüren und Verſicherungen trauen wollte, würde gewiß und ohne es zu merken, der Spielball der verſchlagenſten Menſchen auf der Welt werden. Man muß daher nie zeigen, daß man ihnen glaubt, muß ſtets die Miene des Zweifels und der Superiorität haben, das einzige Mittel, ihnen zu imponiren. Religiöſe Heucheley, Habſucht und Geiz ſind Hauptzüge ihres Characters. Nie habe ich Menſchen geſehen, die eine Beleidigung ſo gleichgültig ertragen, für Schläge ſo unempfindlich ſind. Sie boxen mit einander, wie die Engländer, ſuchen ſich den Bart auszureißen, und der Beſiegte geht in Thränen weg.

Die Perſer ſind geiſtvoll und verſtändig; ſie nehmen leicht und ohne ſich einen Gewiſſensſcrupel zu machen, fremde Gebräuche an, wenn ſie ihnen vorzüglicher ſcheinen, als die eigenen, und ohne die ungeheure Entfernung von Europa würden ſie gewiß ſchnell zu einem hohen

Grade der Bildung gelangen. Dieſe Bereitwilligkeit iſt merkwürdig bey einem Volke, das ſich zum Mahomedanismus bekennt, und noch die meiſten Vorurtheile desſelben theilt. Dieſelben Menſchen, die uns mit Artigkeiten überhäufen, nennen uns Nedjis oder Unreine, und glauben ſich zu verunreinigen, wenn ſie aus Einer Schüſſel mit uns äßen. In Folge einer andern Art von Unwiſſenheit und Aberglauben unternehmen ſie nichts, ohne erſt ihre Sterndeuter befragt zu haben. Und doch iſt die Sterndeuterey mit dem Koran im Widerſpruche, der lehrt, daß die Geſchicke unwandelbar ſind, und daß alles Glück oder Unglück nur nach Gottes Willen ſich ereignet. Doch die Gewohnheit hat in dieſem Falle den Sieg über die Religion davon getragen.

Ich habe in den Sitten der Perſer nichts wahrgenommen, was den Vorwurf der Grauſamkeit rechtfertigen könnte, der ihnen ſonſt von einigen Schriftſtellern gemacht worden iſt. Es iſt wahr, ſie genießen jetzt Ruhe und Friede, ihre Revolutionen ſind, ich will nicht ſagen, beendigt, doch einſtweilen gedämpft, und der Menſch, der dem Ackerbaue und häuslichen Arbeiten obliegt, iſt nicht mehr derſelbe, der er in Bürgerkriegen war. Doch ich habe ihnen noch andere Fehler vorzuwerfen. Der größte iſt ihre Ungerechtigkeit und Gleichgültigkeit gegen ein Geſchlecht, das unſer Daſeyn mit Reizen ausſchmückt und beglückt. Die Weiber ſind in den Augen dieſer rohen Menſchen nur da zu ihrem Vergnügen. Durch Erziehung und Gewohnheit vor den Leiden und Widerwärtigkeiten der Liebe bewahrt, andererſeits aus religiöſen Vorurtheilen unfähig, ihre Reize und zarte Gunſt zu empfinden, iſt dieß Gefühl bey ihnen ganz ausgeartet. — Die Reichern und Mächtigern, frühzeitig entnervt durch die Hitze des Klima's und Heirathen vor der Zeit, wo der Menſch zur vollen Entwicklung ſeiner Kraft gelangt iſt, bringen ihr ganzes Leben in Trägheit, Weichlichkeit und Ausſchweifungen hin. Unter Kleidern, die von Gold ſtrotzen, mit Ungeziefer bedeckt, könnte man die Perſer in der Beziehung mit einem uns näher wohnenden Volke vergleichen, das durch ſeine Faulheit und Unreinlichkeit in Europa berüchtigt geworden iſt. Doch alles iſt hier voll Widerſprüche; ſo ſehr ſie die Reinlichkeit ihres Körpers vernachläſſigen, ſo viel halten ſie auf die Reinlichkeit ihrer Wohnungen. Die Höfe ſind immer rein gewaſchen, die Teppiche ſorgfältig ausgeklopft, und nie tritt man in ein Zimmer, ohne die Schuhe an der Thüre zu laſſen.

Die Kaufleute und das Volk führen nothwendiger Weiſe ein minder träges Leben, und wirklich bedarf es der Nothwendigkeit, ſie vor demſelben Müſſigang zu bewahren. Die Marktplätze ſind ſehr früh ſchon bevölkert; man ſchließt die Buden, um während der groſſen Tageshitze zu ſchlafen, und öffnet ſie dann wieder bis neun oder zehn Uhr Abends. Von zwey bis fünf Uhr findet man wenig Menſchen auf der Straſſe, und es herrſcht eine Stille, wie um Mitternacht. Die Abende ſind unter den Reichen den Sorbets oder Geſellſchaften gewidmet, die bis Mitternacht und noch länger dauern. Damen ſind, wie natürlich nicht zugelaſſen. Man raucht, trinkt Kaffee, Thee oder Sorbet, ſcherzt, und ſpricht bald von Religion, bald von Literatur und Poeſie: wenn die Unterhaltung dieſe Gegenſtände berührt, iſt ſie auch für den Fremden angenehm. Zu ihren Vergnügungen müſſen auch die koſtbaren Gaſtmahle gerechnet werden, die Muſik und Tanz erheitern. Bey ſolchen Anläſſen überſchreiten die Perſer oft die Grenzen ihrer gewohnten Mäßigkeit und Frugalität, insbeſondere, wenn ſie Wein oder Brantwein trinken. Sie lieben letztern, den ſie aus Rußland beziehen, leidenſchaftlich.

Der öffentliche Unterricht iſt in den Händen der Mollahs, und die Schulen ſind in der Nähe der Moſcheen. Die Kinder lernen da leſen und ſchreiben, und man macht ſie mit den Werken der berühmteſten Dichter bekannt. Dieſe Anſtalten ſind aber nicht zahlreich, und ſie ſehen aus, wie unſere ſchlechteſten Dorfſchulen. Die Kenntniſſe ſind jetzt in Perſien ſeltner, als in den zwey letzten Jahrhunderten. Die Dichtkunſt, wofür dieſe Nation immer eine entſchiedene Vorliebe gehabt hat, wird noch gepflegt, allein ſie iſt in Verfall. Es iſt ſehr ſchwierig, ſelbſt um hohe Preiſe eines der ſchönen Manuſcripte zu bekommen, die von Orientaliſten ſo ſehr geſucht ſind. Während der Unruhen ſind faſt alle nach der Türkey oder in unſere reichen Bibliotheken gewandert.

……

Ueber die Ermordung des Herrn von Kotzebue.

Von den vielerley und begreiflicher Weiſe von einander ſehr abweichenden Urtheilen und Meinungen über Kotzebues gewaltſames Ende, welche uns in den nicht- und halbpolitiſchen Zeitſchriften vorgekommen ſind, ſcheint uns ein Aufſatz in Dr. Bergks Europäiſchem Aufſeher Nr. 28 beſondere Erwähnung zu verdienen. Wir wollen uns daher erlauben, ihn hier mitzutheilen.

»Der deutſche Character verabſcheuet vorzüglich alles, was Heimtücke und Hinterliſt verräth und ihm ſind alle Laſter und Verbrechen fremd, welche ihren Grund in denſelben haben. Daher iſt der Meuchelmord eine Erſcheinung in Deutſchland, welche ſich bloß aus überſpannten Ideen und einer überreizten Einbildungskraft erklären läßt; denn er wird eben ſo ſehr von dem Gefühl eines jeden verabſcheuet als von der Vernunft verdammt. Es kommt keinem Staubgebornen zu, ſich auf dieſe Art Recht zu verſchaffen, und eine Maxime, welche neben der Verſtellung und dem Geheimnißvollen noch einen böſen Willen verräth, empört alle redlichen und offenen Gemüther. Daher iſt die Mißbilligung der That in Deutſchland allgemein, welche Kotzebue'n aus der Zahl der Lebendigen vertilgt hat.

Kotzebue hat als Schriftſteller einen ſehr bekannten Namen; er iſt der Geſchäftsträger einer auswärtigen Macht und wird von Leuten begünſtigt, welche großen Einfluß beſitzen. Man wird behaupten, daß der Hr. von Stourdza doch recht habe in dem, was er von den deutſchen Univerſitäten und von Deutſchland überhaupt ſagt: man wird die Deutſchen als ein unruhiges Volk ſchildern, und ihr Vaterland als einen Vulkan darſtellen, welcher alle Augenblicke einen Ausbruch drohe; man wird die Lehrer auf unſern Univerſitäten verläumden, und gegen die Verbreitung von Einſichten und die Begründung der Volksfreyheit zu Felde ziehen; allein es würde Thorheit und Ungerechtigkeit zugleich ſeyn, wenn man das Ganze für die sträfliche Handlung eines Einzelnen verantwortlich machen, und wenn ein biederes, aufgeklärtes, redliches und getreues Volk büßen ſollte für das, was ein Einzelner im Rauſche eines vorübergehenden Wahnſinnes verbrochen hat.

Aber wer iſt ſo unbekannt mit Deutſchland, ſeiner Politik und ſeiner Literatur, daß er nicht wiſſen ſollte, was Hr. v. Kotzebue ſeit dreyßig Jahren gethan, und in mancher Hinſicht verſchuldet hat? wie er bald die Zeitideen vertheidigte, bald einen wüthenden Gegner derſelben machte. Er hat jugendliche Leidenſchaften gereizt, Männerſtolz gekränkt, und öfters mit dem, was jedem edeldenkenden Gemüthe ehrwürdig iſt, ſeinen Spott getrieben. Und war er es nicht, der die gelehrten Beſtrebungen und die politiſchen Abſichten vieler achtungswerthen Männer insgeheim bey dem Auslande angab und Deutſchlands

Thun und Laſſen in einem gehäſſigen Lichte darſtellte? Allein über das Letzte war kein Unterthan, kein Privatmann machthabender Richter; den Fürſten Deutſchlands kam es zu, einen Mann, der in der Mitte Deutſchlands weilte, deßhalb zur Rechenſchaft zu ziehen. Noch weniger durfte ſich jemand an ſeinem Leben vergreifen und Eingriffe in die Regalien einer Macht thun, welche über das Staubgeborne gebiethet. Man hat durch dieſe ſchreckliche That Niemand etwas genutzt, und doch den Schein erregt, als ob man ſie doch vielleicht um einer guten Sache willen gethan habe. Kotzebue forderte durch ſeine kecken und ſchneidenden Behauptungen nur zu Viele von denen heraus, welche gegen ihn als Gegner auftraten, aber man würde ſeine unrichtigen Behauptungen, ja ſeine gefährlichen Meinungen in Zukunft, wie bisher, widerlegt und in ihrer Blöße dargeſtellt haben. Durch ungerechte Mittel, durch eine Schandthat fördert man eine gute Sache nie, und ſelbſt das Beſte kommt in üblen Verdacht, wenn man verabſcheuungswerthe Mittel zu ſeiner Durchſetzung braucht.

Hiſtoriſche Anſichten.

„Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht.“
Schiller.

Wahr ſey das Weltgericht, wahr darum die Geſchichte. Wahr?.— Was iſt der Welt wahr! — Jedem das. woran er hängt! — Und doch wäre Geſchichte die einzig gerecht lohnende, und rächende Richterinn?!

* * *

Wer ſoll mich richten? — Die That? — Aber es iſt ja nur das Verhältniß, unter dem ſie geſchieht, und nur der Wille, durch den ſie hervorgerufen wird, die mein Verdienſt beſtimmen? — Nicht ſie, nur der Zweck adelt? — Nicht ſie, nur der Zweck entehrt? —

* * *

Der Hiſtoriograph des Reiches? — »Was ihr doch für unverſchämte Lügner ſeyd'« ſo rief jener große Habsburger aus? — Der Geſchichtſchreiber überhaupt, der Gleichzeitige: Er kenne die That, ſind ihm darum ſchon alle Verhältniſſe, alle Hebel enthüllt? — gelüſtet die Schleyer der Herzen? — Und ſind ſie es, wird — darf er es wagen, den Zorn ſeiner Zeit zu reitzen? — Und wagt er es, werd' ich ſeine

Geſchichte zu leſen erhalten? — Und erhalte ich ſie, was habe ich gewonnen? — Um zu richten, muß er wägen, urtheilen? — Du guter, ehrlicher Lucian von Samoſata! Ein Freund der Wahrheit, gleich billig, gleich wohlwollend, edel, unbeſtechlich, ohne Menſchenfurcht ſey dein Geſchichtſchreiber? Er kenne nicht Herrſcher, nicht Vaterland? — Vom neunten Himmel führt keine Straße herab! Noch ward dein Geſchichtſchreiber nicht geboren! Und er ſey es, was mehr? — Noch hat er eine Phantaſie, die wirkt! Noch einen Verſtand, der ſich betrügen kann! — Noch hat er nothwendig ein höchſtes Ideal, nach dem er ringt, das ihn beherrſcht? — Noch kann ihn ein Podagra verſtimmen! — Oder richte mich der ſpäter geborne Geſchichtſchreiber? Sind ihm die Gegenſtände nicht zu ſehr in die Ferne gerückt? — Und ſind ſie es auch nicht, was hat er vor dem gleichzeitigen ſo überwiegend voraus? — Alſo richte mich der Leſer? — Ich denke jenes Hofnarren, der, als ſeine Todtenſchädel von der Spitze des Berges nach allen Seiten kollerten, ausrief: »So viele Köpfe, ſo viele Sinne!«

* * *

Vor dem Tage bey Pultawa galt Karl XII. der Welt für groß. Hätte ihm die Sonne des Sieges auch an dieſem Tage geſchienen, er gälte es ihr noch. Woran hängt nun das Urtheil der Geſchichte? —

* * *

Der Feind flieht. Seine Kriegscaſſe, ſeine Bagage, ſeine Artillerie, ſeine halbe Armee iſt gefangen, ſein halbes Reich in der Gewalt. Geſchichte! du nennſt mich einen Helden, einen Sieger, einen Eroberer? — Aber ich ſiegte nur darum, weil der Feind die Kunſt zu ſiegen nicht verſtand! — Ich eroberte nur darum, weil es dem Feinde an Muth, ſich zu vertheidigen, gebrach! — Geſchichte! was iſt dein Urtheil werth? —

* * *

Geſchichte, nenne mir die Elle, an welcher du die Größe eines Menſchen meſſen, die Wage, auf welcher du ſein Verdienſt wägen willſt! — An der Elle, auf der Wage des Vaterlandes? — An der Elle, auf der Wage der Menſchheit? — Kann das Vaterland nicht Gründe haben, den Mann anzubethen, welchen alle übrigen Völker verfluchen? — Und weinen nicht oft Nationen über Tugenden, denen die Menſchheit die Palme reicht! — Willſt du, Geſchichte nun richten auf der Wage des Vaterlandes, ſo predigeſt du das Laſter; dein Zweck heiligt deine Mittel! Willſt du richten auf der Wage der Menſchheit, ſo biſt du ungerecht; du wägſt meine Pflichten als Bürger nicht! —

* * *

Hinweg alſo mit dem falſchen Satze: »Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht'« — Das Höchſte, was ſie vermag, iſt, die Zeit zu ſtellen in die Zeit, aufzufaſſen ihren allgemeinen Character, und dieſen, wechſelſeitig entwickelnd, zu knüpfen an die Folge. — Das Reſultat, das Geſchichte gibt, liegt ſchon **vor ihr**, vor dem denkenden Geiſte. Geſchichte iſt ihm lediglich die Summe der Puncte, an die er ſeine Erinnerung knüpft.

Johann Gunz.

Oeſterreichs Tibur.

In einigen Tagen erſcheint hier in **Wien** in der **Anton Doll'ſchen Buchhandlung** ein Werk, auf das wir die Natur- und Kunſtfreunde der öſterreichiſchen Monarchie hiermit aufmerkſam machen. Es führt den Titel: **Oeſterreichs Tibur, oder Natur- und Kunſtgemählde aus dem öſterreichiſchen Kaiſerthume.** Mit Beyträgen von **Joſ. v. Hammer, Schultes, Trattinnick, v. Berzeviczy, Eißl, Mitterdorfer.** Herausgegeben von Dr. **Franz Sartori.** Die geſchmackvolle Auflage und die Niedlichkeit der vier Kupferſtiche empfehlen das Aeußere dieſes Jahrbuches, das mit einem, den Gehalt desſelben bezeichnenden Motto von **Friederike Suſan** beginnt. Die darauf folgende Zuſchrift des Herausgebers an Se. Excellenz den oberſten Kanzler **Franz** Grafen von **Saurau** drückt den Dank des Steyermärkers an dieſen der Steyermark durch die Geburt angehörigen hohen Muſageten für ſo viele den Wiſſenſchaften gedeihliche Handlungen aus.

Die Vorrede erklärt in blühenden Worten den Titel und Zweck dieſes Werkes. Das Werk ſelbſt enthält folgende Abhandlungen: **Ernſtbrunn bey Wien.** Dieſes Tuſculum des hochgefeyerten Wiſſenſchaftsfreundes **Prosper** Fürſten von **Sinzendorf** fand an dem berühmten Hofrathe Ritter von **Hammer** einen kunſtgeübten und feinſinnigen Beſchreiber, der das an Naturſchätzen und Kunſtmerkwürdigkeiten überreiche Ernſtbrunn mit blühender Phantaſie ſchildert. Dr. **Sartori** lieferte ein getreues Gemählde des neuaufblühenden Marienbades, dieſes wunderbaren Heilortes, der die Quellen von Pyrmont und Driburg, von Baden und Teplitz, von Carlsbad und Franzensbrunn in ſich vereinigt, und deſſen Kreuzbrunnen bey der Mineralcuranſtalt auf dem Glacis in Wien ſo großen Zuſpruch hat. Hofrath **Schultes** beſchrieb den Wirbel und Strudel an der Donau ſo intereſſant, wie alle ſeine Werke geſchrieben ſind. Leſenswerth iſt die Würdigung der früheren Beſchreibungen. Cuſtos **Trattinnick's** Aufſatz über die Dattelpalmen iſt eben ſo anziehend für den Botaniker, als gefällig und leicht verſtändlich für jeden Freund der Naturkunde. Das Wildbad Gaſtein iſt mehr berühmt als bekannt. Hier gibt der Prof. **Mitterdorfer**, ein impoſantes Tableau dieſes Heilortes, das ſchon **Blumauer** grotesk genug ſchilderte. Die Cretinnen in Steyermark ꝛc. von Dr. **Sartori** ſind ein Gemählde dieſer unglücklichen Abart der Menſchheit, das dieſe ſchrecklichen Gebilde eben ſo lebhaft und anſchaulich darſtellt, als die Urſachen unbefangen würdigt, die dieſen Mißbildungen der Natur zum Grunde liegen. Eine inhaltſchwere aber auch lebhafte und characteriſtiſche Darſtellung der ungriſchen Karpaten dankt man dem berühmten ungriſchen Schriftſteller, **Gregor v. Berzeviczy**. Carlsbad im Sommer 1818 von Dr. **Sartori**, ſchildert alle die Herrlichkeiten dieſes Curortes in dieſem Sommer und enthält genaue bezeichnende Momente alles deſſen, wodurch Carlsbad ſeinen Ruhm durch Europa verbreitet hat. Der Wirtſchafts-Director **Eißl** beſchrieb das Templer-Monument zu Schöngrabern, 7 Stunden von Wien, das er der **Erſte** auffand und die Biographien **Jacquins** und **Hermanns**, wovon die erſte mit allen Reitzen der Diction ausgeſchmückt iſt, die zweyte einen Mann darſtellt, der es von einem ſteyriſchen Bauernſohne zum ruſſiſchen Staatsrath, Ritter mehrerer Orden und Oberberghauptmann zu Katharinenburg in Sibirien brachte, machen den Beſchluß.

Notizen und Correſpondenz-Nachrichten.

Ein ſehr treffend Wörtlein über den Mißbrauch der Correſpondenz-Nachrichten gab unlängſt das Journal de Francfort und aus ihm der Oeſterreichiſche Beobachter Nr. 117. Ueber einen nach der Hand als grundlos erkannten Berliner-Artikel lieſt man nähmlich: »Es iſt allerdings unglaublich, daß die beſte deutſche Zeitung (die allgemeine) ſich ſelbſt nicht genugſam achtet, um dergleichen abgeſchmackte Nachrichten von der Hand zu weiſen ꝛc. Auf ſolche Weiſe werden ja die öffentlichen Blätter eine wahre Läſterſchule.« Und in der That, man weiß nicht, ſoll man über die Unverſchämtheit der Einſender ſolcher Nachrichten, oder über die Etourderie der Redactionen, die ſie aufnehmen, erſtaunen! So ſteht in dem eben eingetroffenen Märzheft eines belletriſtiſchen Blattes, das wir gar nicht zu nennen brauchen, weil es genugſam herum kommt, auch eine Correſpondenz-Nachricht aus Wien, in der mit der aufgeregteſten Leidenſchaftlichkeit Dieſes ſo gewaltig geprieſen, Jenes ſo gewaltig herunter gemacht, entſtellt, verfälſcht wird, daß ſie »bey der nächſten Umgebung nur ein ſardoniſches Gelächter erregen konnte« um ſo mehr, als bey einigen Artikeln gerade das Gegentheil der über ſie gefällten Ausſprüche eintrifft. Was iſt zu thun? Nichts als mitzulachen, dem Einſender wie dem unbeſonnenen Redacteur die wohlverdiente Proſtitution zu vergönnen; und — nicht ſo weiter. Wir ſagen hierdurch nur ſo wenig als wir nach unſern Grundſätzen wollen, folglich ungleich weniger, als wir ſicherlich dürften.

Von dem unvergeßlichen und gleichwohl vergeſſenen Gellert werden nächſtens die Briefe erſcheinen, welche er an ſeine ältere Schweſter, damals Witwe des Diaconi Biehle, einer Frau von ausgezeichneter Bildung, geſchrieben hatte. Dieſe Familienbriefe fanden ſich in dem Nachlaß ihres vor Kurzem verſtorbenen Sohnes vor, und der Paſtor Leuchte wird ſie zum Beſten der, bey der Feyer von des frommen Dichters hundertjährigem Geburtstag, gegründeten Stiftung, dem Druck übergeben. Man kann überall mit 14 Gr. ſubſcribiren.

Weimar hat bey 8000 Einwohnern Ein Theater, Frankfurt a. M. bey 40,000, Hamburg bey 110,000, und Berlin bey 170,000 auch nur Eines. Dagegen hat München bey 46,000 Einwohnern zwey Theater, Dresden bey 50,000 Einwohnern ein deutſches Theater und eine italieniſche Oper, die jedoch vom Hofe ſtarke Zuſchüſſe erhalten; Wien bey 290,000 Einwohnern fünf (tehalb) Theater, und Florenz bey etwa 75,000 Einwohnern nur ſechs, dann London, das während der Parlamentsſitzungen vielleicht 1,200,000 Einwohner zählt, nur drey große Theater.

Franzöſiſche Blätter ſprechen von einer höchſt wichtigen Abhandlung »Ueber die Knoten der Halstücher« die in London erſchienen, und mit 14 Kupfern begleitet iſt.

Mehrere reiche Judenfamilien haben in Hamburg den Bau eines neuen Tempels befördert, in welchem der Gottesdienſt nach einer verbeſſerten Liturgie gehalten werden ſoll. Es werden deutſche Predigten gehalten und die Gebethe mehrentheils deutſch geſprochen. Deutſche Chorale werden unter Orgelbegleitung geſungen, und das, was noch in hebräiſcher Sprache vorgetragen wird, muß nach den grammatiſch-richtigen Accenten geleſen werden, mit Beſeitigung des bis jetzt in den Synagogen beybehaltenen Jargons. Es ſoll durch dieſen Verein ein geläutertes Judenthum vorbereitet werden, wie ſolches der Präſident Jacobſon zuerſt in Anregung brachte.

Der Prof. Hanſtern zu Chriſtiania in Norwegen, der ſich ſeit 1807 ausſchließlich dem Studium des Magnetismus unſerer Erdkugel gewidmet hat, behauptet jetzt, daß ſie vier magnetiſche Pole und zwey magnetiſche Achſen enthalte, welche Winkel von 28° und 30° mit der Erdachſe machen. Der arctiſche Pol einer dieſer Achſen, liegt nördlich von der Hudſonsſtraße; der antarctiſche (ſüdliche) im indiſchen Meer unter Neuholland. Die andere Achſe hat ihren arctiſchen Pol nördlich von Sibirien, nahe bey Nova-Zembla, und den antarctiſchen in der Südſee, weſtlich vom Feuerlande. Dieſe magnetiſchen Achſen ändern ihre Lage jedes Jahr, und veranlaſſen die Unregelmäßigkeit der Magnetnadeln. (Durch Beſtätigung dieſer Anſicht würde die Hypotheſe des Pr. Steinhäuſer ihren vornehmſten Stützpunct verlieren).

Eine ſeltſame Naivetät zweyer Buſchmänner, erzählt das Aprilheft von Zſchokke's Ueberlieferungen: Tiefer ins Innere Süd-Africa's wohnen die wanderſamen Jägerſtämme der Buſchmänner bis zum großen Orangeſtrom. Alle ſind ſie wie die Kaffern überhapt, ein kräftiger, ſchöner Menſchenſchlag, braun von Farbe, wollig von Haar. Hier in grünen üppigen Thälern, zwiſchen ungeheuren Sandwüſten, weiten Wäldern und zerſtreuten Gebirgsverkettungen, leben ſie von geringem Landbau und von der Zucht ihrer Rinderheerden. Einige haben zwar Ahnung eines höchſten, unſichtbaren Weſens — Wahrſagung und Glaube an Zauberey aber iſt der meiſten Religion. Wenige haben noch daran gedacht, ob das, was in ihnen empfindet und denkt, etwas anders als der Korper ſey. Da Campbell zwey Buſchmänner fragte: Wer hat die Sonne dort an den Himmel hingeſtellt, und gemacht, daß ſie nicht falle? antworteten ſie: Das wiſſen wir nicht, haben uns aber ſchon oft darüber gewundert.

Der zu Hamburg erſcheinende deutſche Beobachter (urſprünglich von Hrn. Hartmann herausgegeben, der eine Zeit lang unſre Wiener-Literatur-Zeitung redigirt hatte), hat ſeinen ſehr geſchickten Herausgeber, Hrn. Prof. Benzenberg eingebüßt; er hat die Redaction niedergelegt. Das 1. Heft der Emma ſagt dazu: »Die Aengſtlichkeit der Hamburger-Cenſur, und die beſtändige Ungewißheit, in welcher er als Herausgeber ſchwebte, ob ein Aufſatz ganz oder verſtümmelt, oder ob er gar nicht abgedruckt wurde, haben ihn zu dieſem Schritt bewogen.«

Das Fräulein Wilhelmine Luiſe Eliſ. von Schlieben zu Brieſen in der Niederlouſitz hat unter dem Titel: Mitfeyer denkwürdiger Begebenheiten ꝛc. ein Verſuch in Predigten, 13 Kanzelreden und zwar ſogenannte Caſualreden herausgegeben. Dieſe Predigten ſind nicht ſchlecht; Reinhard hat ſie zum Theil geſehn und empfohlen; ſie erſcheinen auch bey ſeinem Verleger. (Seidel in Sulzbach). Die Leipziger Literatur-Zeitung Nro. 25 theilt eine gelungene Probe aus dieſen Predigten mit. Es iſt auch nicht das erſte mal, daß Frauen Predigten drucken laſſen; Meuſels gelehrtes Deutſchland führt Predigten von einer Frau Wilmſen an. In ſo fern iſt es noch merkwürdiger, daß neulich eine Dame, Eliſe von Hohenhauſen in der Abendzeitung als Verfaſſerinn einer Recenſion auftrat.

Die in den verſchiedenen franzöſiſchen Departements umherziehenden geiſtlichen Miſſionen (ſagen Zſchokke's Ueberlieferungen, April), arbeiteten bisher mit geringem Erfolg. Die Leute werden nicht frömmer, als ſie es wirklich durch ihre meiſtentheils rechtſchaffenen Pfarrer geworden ſind. Von den Miſſionarien veranſtaltete fromme Feyerlichkeiten verurſachten manchen Gegenden Unkoſten, die ſehr läſtig wurden In Nevers z. B. koſtete die Erbauung eines Calvarienbergs ungefähr 30,000 Francs, die noch nicht bezahlt ſind. Zu Valence predigte einer der Geiſtlichen wörtlich: die Religion befehlt Ehrfurcht vor dem alten Adel.

Das im vorigen Jahre in Sicilien Statt gefundene Erdbeben, hatte der Naturforſcher Dr. Agatino Longo mit wiſſenſchaftlicher Aufmerkſamkeit beobachtet. Er hat darüber in der Bibliotheca italiana eine Abhandlung herausgegeben, aus welcher das zweyte Aprilheft von Zſchokke's Ueberlieferungen einen freyen Auszug enthält. Er iſt mit ſo viel Geiſt und mahleriſcher Darſtellungskunſt behandelt, ſo ganz à la Dupaty, daß es unmöglich iſt, ihn ohne hohe tragiſche Rührung zu leſen. Hier iſt er: Mehrere bedenkliche Zeichen gingen der ſchrecklichen Erſcheinung voran. Das Meer ſchien am Morgen deſſelben Tags ganz ſtill, und doch ſchlug es, wie von einem unbemerkbaren Strom gejagt, ſchäumend gegen das Geſtade; hin und wieder ſchien die glatte Fläche des Waſſers wie gefurcht, an einigen Orten wie aufbrauſend oder kochend. Zuweilen kam eine ungeheure Woge und warf ſich, als wär' es Sturm, über Hafendämme. In höher gelegenen Häuſern vernahm man leiſes Anklingen der Hausklingeln und ſanftes Bewegen frey ſchwebender Körper. — Der Aetna ſelbſt zeigte ſich ruhig, wie er es ſeit dem Oct. 1811 immer geweſen war. Das Wetter blieb ſchön. Es hatte vor 10 Tagen ſtark geregnet. — Als es am Abende dunkler wurde, ſah man mit Verwunderung droben über den Wäldern des Aetna, wo ſein kahler Obertheil nur von Schnee und Aſche bedeckt iſt, über der alten Lava ſchlangenhaft niederkriechende Flammen; hin und wieder blitzte es matt aus den Lavaſpalten auf. — Noch war es ein Paar Stunden vor Mitternacht. Da bebte die Erde. Von den Giebeln der Häuſer ſtürzten Steinmaſſen, und zerſchlugen die Dachungen und Gewölbe. Zum Glück war es noch nicht ſpät; noch Volk auf. Niemand ward erſchlagen. Aber der Schreck war nicht minder groß; eine betagte Frau ſtarb daran plötzlich. Leider wurden Barometer und Thermometer nicht beobachtet; ſelbſt Richtung und Dauer der Stöße nur unvollkommen. Die Richtung ſchien von Südoſt nach Nordweſt zu gehen; anfangs aufſtoßend, dann wellenförmig. Die Erde ſchien ſich einer großen Menge Electricität zu entladen. Es fuhren Blitze und Strahlen. Die Leute in den benachbarten Dörfern von Catanea ſahen dieſe Stadt wie von Flammen eingehüllt. — Die Bewegung dauerte 25 Secunden. Man unterſchied beſtimmt zwey aufeinander folgende Erſchütterungen in Catanea; die zweyte war am ſtärkſten. Thüren und Fenſter öffneten ſich im Innern der Häuſer. Mauern ſpalteten ſich, daß der Mond einen Augenblick durchſchien, und ſchloſſen ſich wieder, daß man nachher kaum Spuren des Riſſes wahrnahm. Sobald die erſten Stöße vorbey waren, heulten von allen Thürmen die Glocken voller Andacht, um das Ungewitter der Erde zu beſchwören. In allen 25 Klöſtern der Stadt erſcholl Gebeth; Gebeth auf den Straßen und in den Kirchen ꝛc. — Schon einige Tage vor dem Ereigniſſe hatten ſich viele Brunnen getrübt, ein Vorzeichen des Erdbebens, das ſchon Plinius gekannt hat. An einem Orte, Paraſpeſe heißt er, ſah man 5 oder 6 Minuten vor dem Erdbeben plötzlich mit mächtigem Brauſen 14 ſtarke Strahlen geſalzenen Waſſers aus der Erde, ungefähr 6 Palmen hoch in die Höhe fahren, und ungefähr 20 Minuten lang fortdauern. Die Oeffnungen, aus welchen das Waſſer geſprizt war, hatten noch nach 2 Tagen eine ſolche Hitze, daß man die Hand nicht hinein halten konnte. Neben einigen derſelben erſtarben die Pflanzen, neben andern aber grünten ſie fort. ꝛc. Von den Thieren ward die Naturerſcheinung am beſtimmteſten im Vorgefühl erkannt, wie gewöhnlich; auch von vielen Menſchen. Einige empfanden an den Füßen eine eigene Art Durchwärmung; Andere hatten Schwindel, Andere Betäubung oder Dumpfheit.

Die k. Academie der Wiſſenſchaften zu München hat einen Preis von 200 Ducaten auf die beſte »geſchichtliche Darſtellung der deutſchen Literatur des 16. Jahrhunderts« ausgeſetzt. Der Termin iſt bis 28. März 1822. Zu dem obigen Preis kommt noch das Honorar des Verlegers. Herr Hofrath Böttiger ſetzt in der Abendzeitung ſehr treffend hinzu: »Es war ſehr gut, daß die Agonotheten und Preisverkündiger (Schelling und Thierſch ſind unterſchrieben) nicht der gewöhnlichen Eintheilung folgend, die Periode von Luther bis Opitz 1519 bis 1619 zur Aufgabe machten. Denn da wäre ja der wahre Fruchtboden für alle Wurzeln des ganzen deutſchen Literaturbaums, das Zeitalter Maximilians I. mit allem was Treibſauerwein und ſeine Gehülfen, und Maxens Feldoberſten und Albrecht Durer und andere Heroen beym Eintritt des Jahrhunderts ſchon vorbereiteten oder vollendeten, gleich ausgeſchloſſen worden.«

In der Jenaer »Literaturzeitung, deren Anſehen übrigens in dem Maße zu ſinken fortfährt, als ſie unvorſichtig genug bleibt, auch Recenſionen und Nachrichten von Leuten aufzunehmen, die weder durch Talent, noch durch Erudition oder Gemüth irgend eine Competenz haben, werden die bekannteſten hiſtoriſchen Quellen über den franzöſiſchen Feldzug in Rußland 1812, folgender Maßen gewürdigt: Die ruſſiſchen Berichte ſind faſt gar nicht zu gebrauchen; die franzöſiſchen faſt nur in ſo weit, daß ſie hin und wieder das Datum der Ankunft der Armee oder einzelner Corps auf einem Puncte beſtimmen. Labaumes Bericht iſt ſo zuverläßig, als ihn ein Franzoſe nur immer geben kann: er umfaßt leider nur die Bewegungen des unter dem Vicekönig von Italien ſtehenden Corps. Die Mittheilungen des Rittmeiſters Roeder von Bomsdorf ſind nicht immer ganz zuverläſſig, ſein Räſonnement oft gehaltlos. Ker Porter iſt ein großer, dabey etwas ungeſchickter Lügner, dem man kein Wort glauben darf. Venturini, der ihm meiſt gefolgt iſt, und bey der Geſchichte dieſes Feldzugs wenig hiſtoriſche Critik beurkundet hat, kann daher auch nirgends als Autorität gelten. Arndts Darſtellung iſt mehr Declamation als Hiſtorie: die Geſchichte dieſes Krieges von **r iſt auch nicht ohne große Mängel.

In Nr. 35 des Conv. Bl. Seite 416. Zeile 7 von unten muß es, Statt Schwecha, heißen: **Schwäche.**

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationsblatt.

37.

Freytag, den 7. Mai 1819.

Papiergeld in China, ſchon im dreyzehnten Jahrhundert.

Daß bey den Chineſen das Pulver, die Buchdruckerkunſt, (eigentlich wohl nur die Xylographie, Formſchneidekunſt) und ähnliche techniſche Künſte ſchon weit früher bekannt waren, als bey den Europäern, weiß Jedermann. Minder bekannt aber iſt es, daß dieſes merkwürdige Volk das handelerleichternde Papiergeld ſchon im 13. Jahrhundert beſaß. Zuſammenhängende Nachrichten hierüber theilte erſt kürzlich Hr. C. A. **Semler** mit. Hier ſind ſie:

Es iſt, ſagt der ehrenwerthe **Marco Polo** (ein Augenzeuge, deſſen Glaubwürdigkeit ſich immer mehr beſtätigt, in der von **Ramuſio** redigirten italieniſchen Beſchreibung ſeiner Reiſe) in der Stadt Cambalu (Peking) auch die Münzanſtalt des großen Chans. Man ſammelt nähmlich die Rinde der Maulberbäume, von deren Blättern ſich die Würmer nähren, welche die Seide erzeugen; und zwar nimmt man dazu den zarten Baſt, der ſich zwiſchen der äußern groben Schale und dem Holze des Stammes befindet. Dieſen zerreibt und ſtampft man, und macht daraus mit Leim eine Art von Papier, wie Baumwollenpapier von ſchwarzer Farbe. Iſt dieſes fertig, ſo läßt der Chan daraus große und kleine Stücke ſchneiden, in der Geſtalt von viereckigen Münzen, die mehr lang als breit ſind. Da macht man denn ganz kleine, die einen Sol tournois gelten, andere die einen venetianiſchen Silbergroſchen, andere die zwey, fünf und zehn ſolcher Groſchen werth ſind; noch andere, die einen, zwey oder drey Byzantiner gelten, und ſo ſteigt es bis zu dem Werthe von zehn Byzantinern. Alle dieſe Papiere oder Münzen aber werden, als wenn es Münzen von reinem Golde oder Silber wären, unter obrigkeitlicher Aufſicht und mit vielen Formalitäten verfertiget. Denn auf jede Münze ſchreiben viele dazu beſtimmte Beamte ihren Namen, und ſetzen ihre Zeichen dazu; iſt dieß aber Alles gehörig geſchehen, ſo beſtreicht der vom Chan ernannte Vorgeſetzte dieſer Beamten, den ihm verliehenen Stämpel mit Zinnober, und drückt ihn auf die Papiermünze, ſo daß der rothe Abdruck des Stämpels darauf bleibt; und alsdann iſt die Münze ächt und geſetzmäßig. Wollte ſie Jemand verfälſchen, ſo würde er am Leben geſtraft werden.

Mehrere Mahle des Jahres kömmt eine Menge von Kaufleuten zugleich an, welche Perlen, Edelſteine, Gold und Silber, reiche und ſeidene Zeuge dem Chan zum Kauf anbiethen. Er läßt alsdann zwölf wohlerfahrene Männer rufen, die dazu ausgewählt und ſehr geſchickt ſind, ein ſolches Geſchäft zu verrichten. Dieſen befiehlt er, was die Kaufleute gebracht haben, ſorgfältig zu ſchätzen, und es ihnen nach ſeinem Werthe bezahlen zu laſſen. Haben ſie nun gewiſſenhaft die Waaren geſchätzt, ſo laſſen ſie dieſelben den Kaufleuten zu ihrem Vortheile ſogleich baar mit jenem Papiergelde bezahlen, und die Kaufleute nehmen es gern, weil ſie damit jede Zahlung machen können.

Hat aber Jemand ſolche Papiere, die wegen ihres Alters unſcheinbar geworden und verdorben ſind, ſo trägt er ſie in die Münze und erhält dafür jedesmal andere neue. Auch werden alle Armeen des Chans mit dieſer Art von Münze bezahlt, deren ſie ſich eben ſo gut bedienen können, als wenn ſie von Silber oder Gold wäre.

Dieß aus Marco Polo. Nach ſeiner Erzählung wäre alſo das Papiergeld viel früher, als man gewöhnlich glaubt, in die Welt gekommen, und nicht erſt vor etwa 200 Jahren von europäiſchen, raffinirenden Financiers, ſondern ſchon vor 500 Jahren von den über China herrſchenden Mongolen, die wir für Barbaren halten, erfunden und eingeführt worden. So wunderbar uns dieß vorkommt, ſo iſt es doch nicht zu bezweifeln. Denn was Marco Polo, der allein ſchon ein hinreichend ſicherer Gewährsmann iſt, davon erzählt hat, beſtätigt eine ganze Reihe von Zeugniſſen, die man bey Rubruquis, Oderich von Portenau, Pegoletti und noch mehr andern Reiſebeſchreibern des Mittelalters findet. Sprengel in der Geſchichte der geographiſchen Entdeckungen und Forſter in der Geſchichte der Entdeckungen im Norden haben ſie nachgewieſen, und Schlözer hat in ſeinen hiſtoriſch-critiſchen Nebenſtunden mehrere dieſer Zeugniſſe als Beylagen zu ſeiner Abhandlung über das Mongoliſche Papiergeld abdrucken laſſen; ſo wie auch, als Hauptactenſtück für jene Unterſuchung das hier mitgetheilte Capitel des Marco Polo. Da dieſes aber Schlözer unglücklicher Weiſe aus der ſehr mangelhaften lateiniſchen Ausgabe von Polo's Reiſe genommen hat, ſo ſchien es nicht überflüſſig, dasſelbe aus der viel vollſtändigern und richtigern italieniſchen Ausgabe, die Ramuſio beſorgt hat, noch einmal mitzutheilen und wieder in Erinnerung zu bringen. Schon längſt hat Leſſing *) auf die Vorzüge, welche dieſe mit ſorgfältiger Critik und aus ſehr guten alten Manuſcripten gemachte italieniſche Ueberſetzung vor der gewöhnlich gebrauchten lateiniſchen Ausgabe hat, aufmerkſam gemacht, und es beſtätigt ſich dieß auch bey dem hier mitgetheilten Capitel. Er erzählt nähmlich in der italieniſchen Ueberſetzung den, in der lateiniſchen Ausgabe ganz übergangenen Umſtand, daß mit der Fabrik jenes Papiergeldes eine Art von Auswechslungscaſſe verbunden war. Schlözer, der nur der lateiniſchen Ausgabe folgte, fragte mit Recht verwundert, was nur der Chan mit alle dem eingewechſelten Golde und Silber angefangen, und wozu ihm das todte Capital genutzt habe? Wenn man weiß, daß er wenigſtens einen Theil davon gegen Papier wieder weggab, ſo ſieht man, daß ſein Schatz gar nicht ſo unermeßlich groß werden konnte, als die lateiniſche Ausgabe vermuthen läßt. Auch findet ſich in der italieniſchen Ueberſetzung keine Spur davon, daß alle andere Münze, wie die lateiniſche Ausgabe behauptet, wäre eingerufen und bey Lebensſtrafe verbothen worden; jene erzählt bloß, daß auf der Verfälſchung des Papiergeldes der Tod ſtand.

---

*) Im 1. Theile ſeiner Beyträge zur Geſchichte u. Literatur. Braunſchw. 1773.

Holyroodhouſe.

Ein, England und Schottland jetzt bereiſender Deutſcher gibt in einem Briefe folgende kurze Schilderung von Holyroodhouſe in Edimburgh: Ein Theil dieſes Pallaſtes iſt noch von Jacob V. und enthält die Zimmer, die von der unglücklichen Maria bewohnt wurden. (Vergl. Spikers Angaben in Nr. 31 des Conv. Bl.) In dem Vorzimmer der Königinn ſind noch die Blutflecken von Rizzio zu ſehen, der hier ermordet wurde. Alles in dieſen Zimmern iſt noch ſo wie es zur Zeit war, als ſie zuletzt bewohnt wurden. Nichts gibt einen deutlicheren Begriff von den damaligen Sitten der Schotten, als dieſe Möbeln und dieſe Zimmer einer Königinn, die früher durch ihre Schönheit, und ſpäter durch ihr Unglück ſo berühmt wurde. Dieſe Aermlichkeit war auch für jene Zeiten auffallend. Ein alter Geſchichtſchreiber, der die Königinn aus Frankreich hieher begleitet hatte, beſchreibt den Eindruck, den der Einzug auf die ſchöne Maria gemacht, mit folgenden Worten: »Wir landeten in Leith, und gingen von da nach Edimburgh; die Königinn ritt auf ihrem Leibroß, und die Herren und Damen ihrer Begleitung auf den kleinen elenden Kleppern dieſes Landes, mit eben ſo erbärmlichen Sattel und Zeug, ein Anblick, über welchen die Königinn weinte; Klepper und Aufputz verglichen mit den prächtigen, prunkvoll geſchmückten Zeltern Frankreichs, verſetzte ſie in Trauer, aber hier half weiter nichts als Geduld. Allein es wurde noch ſchlimmer. Kaum hatte ſie Edimburgh und die Abtey Holyrood, ſich dort zu erholen, erreicht, als in dem Hofe, unter ihrem Fenſter, ein Haufen von 50 oder 60 Lumpenkerlen aus der Stadt kam, und ihr eine Muſik mit jämmerlichen Violinen und kleinen Stockgeigen brachte, deren es eine Anzahl in hieſiger Gegend gibt, und dazu Pſalmen ſang, ſo ſtümperhaft in Ton und Tact, daß man nichts Abſcheulicheres hören kann.« — Hier werden drey Portraite der Königinn gezeigt. Das eine ſtellt ſie in einem Alter von 16 Jahren, das andere in ihrer vollen Weiblichkeit als Königinn vor; in dieſem Bilde, welches ſich an der langen Gallerie befindet, wo die ganze Reihe der ſchottiſchen Könige aufgeſtellt iſt, hat ſie etwas Melancholiſches. Das dritte ſoll nach ihrem Tode gemacht worden ſeyn. Keines dieſer Bilder iſt, wie ich die reizende Sünderinn zu ſehen wünſchte. Vortrefflich aber iſt das Bildniß des Darnley in Lebensgröße. Der armen Marie war im Eheſtand kein Glück beſchieden, und ihr Unglück zu ertragen, beſaß ſie weder Geſchick noch Kräfte genug, ſich zu behelſen, oder ihre Lage zu verbeſſern. Darnley war ſehr ſchön, ja vielleicht zu ſchön für einen Mann. (*) Als Liebhaber einer Königinn wie Maria war, mußte er unendlich anziehend ſeyn, eben ſo deutlich iſt aber auch, wie ein ſolcher Geck ein unerträglicher Gemahl ſeyn konnte.

Novelliſtik.

Concert. — Hr. Wenzel Sedlak, Kapellmeiſter bey dem regierenden Fürſten von Liechtenſtein, gab im Pallaſte Sr. Durchlaucht, in der Roſſau am 1. Mai, eine muſikaliſche Morgen-Unterhaltung, die einem bedeutenden Theile des Muſikliebenden Publikums um ſo erwünſchter war, als es an dieſem Tage ſeit Jahren eine ähnliche Unterhaltung im k. k. Augarten vergebens erwartet hatte. Der überaus prachtvolle, majeſtätiſche Saal des erwähnten Pallaſtes reizte noch überdieß. Es war alſo nicht zu verwundern, daß ſich der Concertgeber eines zahlreicheren Zuſpruches, und in Anſehung der Wahl der Muſikſtücke, ſo wie der Ausführung, einer würdigen Anerkennung erfreuen konnte. — Das Intereſſanteſte war das Spiel der 11jährigen Tochter des Concertgebers, Anna Sedlak, in einem Concerte und einem Rondo brillant für Pianoforte von ihrem Meiſter, Hrn. Moſcheles. Sie gehört unter die jungen Talente, die in dieſem Alter ſchon einer beſondern Aufmerkſamkeit würdig, in der Folge auf eine Kunſtſtufe gelangen konnen, wo ſie eminent bleiben, wenn ſie einſichtsvoll geleitet werden. Die Fähigkeit hierzu erprobte ſie in einem richtigen Fingerſatze, in einer großen Fertigkeit, bey welcher ſich wenig oder gar keine Anſtrengung zeigte. Der Vortrag erhalt immer das gehörige Colorit durch den Geſchmack, dieſen werden Zeit und Empfindung beſtimmen. — In einer Arie von Nicolini hörten wir die herrliche, klangvolle Alt-Stimme des Fräul. Millani, welche unlängſt ſchon in einem Geſellſchafts-Concerte im k. k. großen Redouten-Saale allgemeine Bewunderung erregte; ja es iſt nicht übertrieben, zu bemerken, daß man auf mancher Klangſtufe Mad. Borgondio zu hören glaubt, und nur der den Mitteltönen am wenigſten günſtige Widerhall im Saale, das Zurückhalten bey dem eintretenden ſchnelleren Tempo (durch den Chor und einige Blasinſtrumente veranlaßt) ließen ihre Vorzüge weniger als damals wahrnehmen. — Hr. Sedlak in dem erſten Stück eines angenehmen Clarinet-Concertes von Krommer, Hr. Mozatti und Fräul. Unger in einem Duett von Paveſi, ſo wie Hr. A. Wranitzky in einer Polonaiſe für die Violine von Polledro, wurden nach Verdienſt gewürdiget — Eine Ouverture vom Freyh von Lannoy, deren Hauptthema ſich durch einen muntern, ländlichen Character auszeichnet, worin die Blasinſtrumente hier und da beſonders vortheilhaft hervortreten, iſt überdieß lebhaft und mit vieler Gewandtheit durchgeführt worden. Ueberhaupt ſcheint dieſer talentvolle angehende Componiſt allenthalben verdienten Eingang zu gewinnen. K.

Es iſt (hier bey Gerold) ſo eben erſchienen: Jahrbücher der Literatur, fünfter Band (1819 Jänner bis März). — Dieſes ausgezeichnete critiſche

Inſtitut, welches ſeit 1818, alſo ſeit dem Untergang unſerer precären Literaturzeitungen beſteht, iſt das, was es ſeyn will, in einem ſeltnen Grade der Vollkommenheit. Die Organiſation der Jahrbücher und die Form ihrer Leiſtungen ſind das Reſultat eines feſt aufgefaßten eigenthümlichen, mehr eſoteriſchen Plans, und daher nicht nach dem practiſchen Maßſtab unſers wahren oder eingebildeten allgemeinen Bedürfniſſes zu bemeſſen. Jene eigenthümliche Tendenz dieſer vorzüglich für Gelehrte und Bibliotheken ſo überaus ſchätzbaren critiſchen Zeitſchrift, ſehen wir auch in dieſer Fortſetzung mit ſtrenger Conſequenz beobachtet. Der 5. Band recenſirt nachſtehende Werke: 1) Zſchokke's Bayeriſche Geſchichten, 5 Bände. 2) Roberts Cambrian popular Antiquities, (von Büſching). 3) Sichlers Kadmus ꝛc. erſte Abtheilung. 4) Merkel über Deutſchland. 5) Pietro voyage en Egypte. 6) Möller über die Or. Zeichnung des Doms zu Cölln, (von Büſching). 7) Bevilacqua Traduzz. del D. Chiosciotte da G. Meli. 8) Buttmanns Lexicologus. 9) Darnaut ꝛc. kirchliche Topographie von Oeſterreich. 10) Examination etc. of the doctrines of Gall and Spurzheim. 11) Mai's philolog. Entdeckungen. (Anzeige ſämmtl. durch ihn edirter Werke). 12) Amici: a) memoria de' microscopj catadiottrici. b) circulazione del Succhio nella Chara, (von Schreibers). 13) Jahns deutſches Volksthum, dann 6 der neueſten Schriften über Turnweſen. 14) Mone de emend. ratione Grammat. Germ. (von van der Hagen). 15) Pradt l'Europe après le Congrès d'Aix-la-Chapelle. Drey dieſer 15 Artikel ſind mit Chiffern unterzeichnet; doch hält es nicht ſchwer, ſowohl hier, als bey den anonymen die ausgezeichneten Verfaſſer zu erkennen. Bey Nr. 1 und 9 z. B. iſt »Anonymität Publicität«. Denn in dieſer eminenten Eigenthümlichkeit in opulenter Erudition, genialem Scharfſinn und geiſtvoller, blühender, energiſcher Darſtellung iſt der Verf. in ſeinem Genre über alle Concurrenz erhaben. Nicht minder bezeichnet Nr. 15 durch tiefe politiſche Blicke, diplomatiſche Beſonnenheit, Gewandtheit und Umſicht, ſo wie durch Klarheit, Haltung und Geſchmack der Diction, den berühmten Autor. — Dieß der Hauptinhalt auf 318 Seiten. Das Anzeigeblatt für Wiſſenſchaft und Kunſt enthält auf 44 Seiten Nachrichten über die Chronik des Euſebius, über die Spaniſche, Franzöſiſche, über Bayerns geſchichtliche Literatur; Seltenheiten böhmiſcher und mähriſcher Bibliotheken, endlich: der König im Bade, ein altes Lied. (Allegirt ſind 2 Bogen Intelligenz-Nachrichten der Verlagshandlung). — Auch aus dem Character dieſes 5. Bandes geht hervor, daß unſre Jahrbücher in Rückſicht auf Auswahl und Umfang der Artikel, auf Geiſt, Erudition und Gediegenheit der Recenſionen, mit den berühmteſten ausländiſchen Inſtituten dieſer Art ſiegreich wetteifern können. Und ſo tragen ſie auch, wiewohl ſie planmäßig nicht für das größere literariſche Publikum beſtimmt ſind, die Bürgſchaft einer ruhm- und ehrenvollen Fortdauer um ſo mehr in ſich ſelbſt, als ſie ſich noch insbeſondere eines hohen Schutzes erfreuen dürfen. — Bey dieſem Anlaß können wir übrigens nicht umhin, zu erörtern, daß bey der ſo erfreulich geſtiegenen Cultur des Vaterlandes, eben die Vortrefflichkeit dieſer Jahrbücher und das Bedürfniß einer hier erſcheinenden gemeinnützigen und ſelbſtſtändigen Literaturzeitung doppelt fühlbar macht. Gſr.

Nach Wehrs Rückerinnerungen aus ſeiner franzöſiſchen Kriegsgefangenſchaft, iſt es mit den Moden in Frankreich, die Hauptſtadte etwa ausgenommen, lange nicht ſo arg, als man auswärts glaubt; alte Franzoſen und Franzöſinnen bleiben im Coſtume zurück, und nicht leicht kleidet ſich Jemand über ſeinem Stand (wird wohl heißen ſollen »unter ſeinem Stande«); ein Mädchen von der geringern Claſſe wird ſich nicht unterſtehen, ein langes Kleid zu tragen, wie man es bey uns täglich ſieht (Ey, ey, das klingt wohl ganz ironiſch?). Unverheirathete Franzöſinnen ſind frey mit dem Munde, aber äußerſt züchtig und zurückhaltend mit der That; ſie werden zwar in Geſellſchaften geführt, außerdem aber ſehr unter Aufſicht gehalten. — Amboiſe und Blois werden am umſtändlichſten beſchrieben, weil ſich der Verf. am längſten da aufgehalten hat. Er ſchildert auch ziemlich en detail das alte, hochliegende Schloß von Amboiſe, dieſen Schauplatz der Unthaten Ludwigs XI. (Niemand hat dieſen Tyrannen wohl beſſer characteriſirt als Klinger —), und nicht minder den runden Thurm; aber von den in der Mitte deſſelben befindlichen Spuren der ſogenannten ſpaniſchen Jungfrau (auch Oubliette genannt) macht er nicht die mindeſte Meldung. Das muß auffallen, und iſt Schade; es wäre eine ſchöne Gelegenheit zur Controlle mit der Behauptung des Hrn. v. Goeckingk geweſen, in Folge welcher Niemand bekannt ſeyn ſoll, der dieß Inſtrument wirklich geſehn zu haben, verſicherte.

Einige Zeitungen hatten die Nachricht, daß man in Egypten eine alte Stadt entdeckt habe, von welcher noch 800 Häuſer ſtehen. Jetzt hat ein Mitglied der Academie der Inſchriften zu Paris ein ausführliches Schreiben darüber, ſo wie über eine ebenfalls wieder aufgefundene Smaragdgrube erhalten. Die Abzeichnungen von den Ruinen, von der Grube und von einer Menge intereſſanter Gegenſtände ſind an Ort und Stelle von einem geſchickten Künſtler gemacht worden, und der Miniſter des Innern in Frankreich hat die nöthigen Fonds zum Ankauf dieſer Zeichnungen bewilligt.

Capitän Hodgſen hat die Quelle des Ganges entdeckt, und ſah zwiſchen Felſenufern den Fluß aus einem Felſenbogen unter einer dichten Schneelage von 300 Fuß Höhe hervorrauſchen. Der unwiſſende Bramine, welcher ihn begleitete, hielt dieſe Schnee- und Eisdecke für das Haupthaar des Gottes Mahadia, welchem, nach dem Shaſter, der Ganges entſtrömen ſoll. Die Höhe des Felſengipfels, zu deſſen Füßen ſich dieſes Naturwunder zeigte, wurde auf 12,014 Fuß über der Meeresfläche, und die einer Bergſpitze des Himalaya, der Hodgſon den Namen St. Georges gab, auf 22,240 Fuß berechnet.

»Deutſchland iſt ſchon eine Academie der Naturforſcher, die nur eines bereitwilligen Dieners, als des Organs leichterer und ſchnellerer Wechſelwirkung, und einer gemeinſchaftlichen Herausgabe ihrer Societätsſchriften bedürfe, um der Abkunft von Leopold dem Erſten, und der Huld aller Fürſten des deutſchen Bundes nicht unwerth zu erſcheinen.« Dieſe ſchönen Worte lieſt man in dem erſten Heft des Jahrbuchs der Univerſität zu Bonn, welches ſo eben hier angekommen iſt. Sie enthalten mehr Wahres als Ausführbares; auch hier wird es auf ein vorleuchtendes Beyſpiel aufkommen, denn das bloße wörtliche Anregen will nicht mehr recht fruchten. —

Die beyden größten jetzt exiſtirenden galvaniſchen Batterien ſind folgende: Die Eine iſt die der Royalinſtitution zu London. Sie beſteht aus 200 verſchiedenen Theilen, jeder Theil von 10 Doppelplatten, deren jede 32 Quadratzoll Oberfläche hält; dieſemnach aus 2000 Platten. Mit dieſer mächtigen Maſchine werden Platina, Quarz, Saphir, Magneſia und Kalk ſchnell geſchmolzen: Diamant, Steinkohle und Reißbley dagegen verſchwinden völlig, und ſcheinen zu verdunſten. — Die andere, und bis jetzt die mächtigſte von allen Maſchinen, die bekannt ſind, iſt aber die, welche ein Hr. Children aufgebaut hat. Ihre Platten ſind 6 Fuß lang, und 2 Fuß 8 Zoll breit. Die Wirkung dieſer Batterie iſt ungeheuer. Ein Platinadraht 5 1/2 Fuß lang, und etwas über 1/10 Zoll dick, gerieth in das Rothglühen bey hellem Tageslicht; Molybdenoxyd wurde geſchmolzen und ſchnell reducirt; Tantaloxyd zum Theil geſchmolzen. Als man Eiſen in Berührung mit Diamantpulver durch ſie erhitzte, wurde der Diamant verzehrt, und das Eiſen in Stahl verwandelt.

Folgendes iſt eine Ueberſicht der tragiſchen Schickſale der berühmteſten Generale der franzöſiſchen Revolution (wie the Star ſie gibt): Dumouriez, verbannt, genießt ein Jahrgeld von 1200 L. St. von der engliſchen Regierung; Luckner, Cuſtine, Houchard, Biron, Duc de Lauzun, Weſtermann, Ronſin und Roſſignal (auch Alex. Beauharnois und Brunet) guillotinirt; Miranda aus Carracas ſtarb unlängſt als Staatsgefangener in Cadiz; Hoche auf Befehl des Directoriums, und Championnet unter Bonapartes Conſulat vergiftet; Kleber in Egypten ermordet; Mallet und Lahorie erſchoſſen; Ney und Mouton Duvernet 1815 unter Ludwig XVIII., und Murat auf Befehl des Königs von Neapel erſchoſſen; Berthier in Bamberg aus dem Fenſter erſtürzt; Grouchy, Vandamme, Thureau, Savary, Soult, Humbert, Bertrand, Lefebvre und die Brüder Lallemand leben im Exil.

Die Zeitungen erzählten vor Kurzem, daß in St. Petersburg für das Scharfrichteramt kein Candidat gefunden werden konnte. Einen in Beziehung auf Eine Perſon ähnlichen Vorfall erzählte der ehemahlige Oberrath von St. Domingo, Moreau de Mercy. Er hatte dort einen Neger gekannt, der dreymal ſeinem Herrn entlaufen, und alſo gehangen werden ſollte. Um ihn vom Tod zu retten, rieth man ihm, das Henkeramt anzunehmen, wozu man ſonſt begnadigte Sclaven wählte. Moreau ſelbſt ging zu ihm ins Gefängniß, und ſuchte ihn zu bewegen, ſo ſein Leben zu retten. Der Neger antwortete ihm aber: Gehenkt werden, heißt nur Einmal ſterben, aber ſelbſt henken, heißt täglich ſterben. Einige Tage darauf wurde dieſer Neger hingerichtet.

Gedruckt bey J. B. Wallishaußer.

Converſationsblatt.

38.

Dinſtag, den 11. Mai 1819.

Analecten zu einer Geſchichte der Eyer.

Von Georg v. Gaal.

> — Genus omne avium mediis e partibus ovi
> Ni sciret fieri, quis nasci posse putaret? (Ovid.)

Wir ſehen die Eyer ſchon im graueſten Alterthume ihre Rolle ſpielen. Die Egyptier, welche, wie ſich aus einer in Nordens Voyage en Egypte vorkommenden hieroglyphiſchen Abbildung vermuthen läßt, die Geſchichte Adams, ſeines Falls durch Eva, den Geiſt der Verſuchung, und den Apfelbaum gekannt haben möchten, waren gleichwohl der Meinung: dieſer unſer erſter Stammvater ſey ſammt ſeinem Weibe wie Küchlein aus einem Ey hervorgekrochen, welches die Weisheit ins irdiſche Paradies gelegt hatte. (Garasse Doctrine curieuse p. 232.)

Zu Sparta war in dem, den Töchtern Apollons, Ilaria und Phöbe geweihten Tempel ein Ey zu ſehen, welches Leda ſoll geboren haben; es hing in der Mitte des Heiligthums am Plafond befeſtigt an zierlichen Bändern. Aus dem Ey, welches ſie durch die Umarmung Jupiters, der ſie in Geſtalt eines Schwanes beſuchte, empfing, ſollen Caſtor und Pollux entſtanden ſeyn. Bekanntlich aber brachte Leda zwey Eyer zur Welt, indem ſie zugleich von Jupiter und Tyndareus ſchwanger war. Das eine enthielt dieſe beyden Brüder, das andere hingegen die Clytemneſtra und Helena. Nach Anderer Meinung ſoll das Ey, woraus Helena geboren ward, aus dem Monde gefallen ſeyn, und man glaubte, daß die aus ähnlichen Eyern entſtehenden Menſchen fünfzigmal größer wären, als die gewöhnlichen Erdenſöhne. (Paus. in Laconicis. Erasm. Adag. Ovid Metam. VI. v. 109. Ep. Her. ad Orest. v. 67. Hygin. fab. 77.)

Die Malabaren behaupten, ihr höchſter Gott, Iſparetta, der vor allen Dingen geſchaffen worden, habe ſich in ein Ey verwandelt, aus welchem das ganze Gebäude des Himmels und der Erde ſammt alle ſeinem Inbegriffe nochmals hervorkam. (Propagation of the Gospel in the Eart. P. 1. Lett. 3.)

Benſaiten, die Göttinn des Reichthums bey den Japanern, welche, als ſie noch ſterblich war, Bunsjo hieß, konnte ihrem Gatten keine Kinder gebären, deshalb rief ſie die Camis, oder die Götter des Landes an, um ſolche zu erlangen. Sie ward erhört, und gebar fünfhundert — Eyer. Weil ſie aber befürchtete, es möchten aus dieſen Eyern, wenn ſie ausgebrütet würden, ungeſtalte Thiere kriechen, ſo legte ſie ſolche in eine Büchſe, und warf ſie in den Fluß Rinſagava. Doch brauchte ſie die Vorſicht, daß ſie die Büchſe mit dem Worte Foſzoroo bezeichnete. Nach einiger Zeit fand ein alter Fiſcher dieſe Büchſe, und weil ſie mit Eyern angefüllt war, ſo beſchenkte er ſein Weib damit. Dieſe ließ den Inhalt in einen Ofen ausbrüten, und fand in jedem derſelben — ein Kind.

Die zwey alten Eheleute entſchloſſen ſich, ſie alle mit gehackten Beyfußblättern und gekochtem Reiße zu ernähren. Aber ſie wurden mit der Zeit ſo groß, daß dieſe beyden Pflegeältern ſie nicht mehr ernähren konnten. Sie ſahen ſich daher bald genöthigt, ſich ſelbſt um ihren Unterhalt zu bekümmern, und da der Erwerb desſelben ihnen immer ſchwerer wurde, ſogar auf den Landſtraßen zu rauben. Bey dieſer Gelegenheit kamen ſie einſt zufälligerweiſe in das Haus ihrer Mutter, und da die Magd derſelben ſie fragte, wer ſie wären, ſo verſetzten ſie, ſie hätten keinen Namen, ſondern wären eine Geſellſchaft von Brüdern.

ſo aus 500 Eyern entſprungen, und ſich in großem Mangel befänden. Sobald ihre Mutter dieſes gehört hatte, ließ ſie ſolche fragen, ob die Büchſe, worin die Eyer geſteckt hätten, keine Aufſchrift gehabt; und als ſie erfahren, daß ſie mit dem Worte Foſioroo bezeichnet geweſen, ſo erkannte ſie dieſelben für ihre Söhne. Die Mutter ward nachher den Göttinnen des Landes beygeſellt, und die Japaner glauben, ihre ſämmtlichen Söhne pflegten ihr in den glückſeligen Wohnungen aufzuwarten. (Kaempfer History of Japan. V. 3. C. 3.)

Die Griechen opferten bey ihrem den Furien zu Ehren gehaltenen Feſte Eumenideia gewöhnlich Eyer, Kuchen und Libationen von Wein und Honig. (Pausan. in Boet.)

Und auch die Römer hielten bey den Feſten, welche ſie dem Vater Liber (Bacchus) feyerten, das Ey in hohen Ehren, weil ſie an deſſen Geſtalt und der Rundung, womit es ſeinen lebenden Inhalt umfängt, das Sinnbild der Welt zu erkennen glaubten. (Macrob. l. 7. Satur. c. 16.)

Bekanntlich beſtand bey den Mahlzeiten derſelben die erſte Speiſe aus Eyern, die letzte aus Aepfeln, daher ſagt Horaz Serm. 1. Ab ovo usque ad mala. (Cael. L. 27. c. 17. antiq. lect.)

Livia hatte das Verurtheil zu glauben, daß wenn ſie ein Ey durch ihre eigene Lebenswärme ausbrüten, aus dieſem aber ſodann ein männliches Huhn hervorkriechen wurde, ſie dieſes für ein ſicheres Anzeichen eines zu gebährenden Söhnleins halten dürfe. Um ſich hiervon zu überzeugen, trug bald ſie, bald eine ihrer Zofen ein Ey geraume Zeit in der Hand oder im Buſen. Und wirklich kam aus demſelben ein Hähnlein mit einem Kamme hervor. Eine Erſcheinung, welche der Mathematiker Scribonius auf die Thronfolge deutete, zu welcher Tiber, den ſie bald nachher geboren, nach Auguſts Tode gelangte. (Plin. l. 10. c. 55. Sueton.)

Zu derſelben Stunde und in demſelben Augenblicke als Anton Geta zu Mayland geboren ward, kam ein Lamm mit einem purpurfarbnen Vließe, und eine Henne legte ein Ey, das dieſelbe Farbe hatte. Beydes geſchah in dem Hauſe, wo Geta das Licht erblickte. (Spartian.)

In der Fabel vom Vogel Phönix ſehen wir die Eyer mit beſonderer Bedeutſamkeit erſcheinen. Da nur drey von dieſem Vogelgeſchlechte auf einmal geboren werden können, ſo legt das Weibchen auch nur drey Eyer, und zwar ohne mit dem Hähnchen Gemeinſchaft gehabt zu haben. Dieſe Eyer ſind aber ſo außerordentlich kalt, daß nur die Mutter dieſelben berühren kann, und ſie ſelbſt wird ſo kalt, daß ſie nicht zu berühren iſt. Hat ſie nun Froſt genug geduldet, fliegt ſie ins Thal Hebron, wo ſich der Stein Piroſiſte, der von unendlicher Hitze iſt, befindet. Wer ihn berührt, wird von der Hitze ſogleich roth wie Blut. Die Mutter aber glaubt, die Hitze ſey noch nicht groß genug, und fliegt mit ihm zum Neſte. Aber da hat ſchon die Hitze ihren Körper durchbrannt, ſie weiß, auch die Eyer würden anbrennen, käme denſelben der Stein zu nahe, daher legt ſie ihn nur fern, er aber brütet dennoch die Eyer aus. Die Mutter aber verbrennt, und es bleibt nur einige Aſche, und zähe nährende Theile des Körpers zurück. Aus den Eyern entſtehen zwey männliche Vögel und ein weiblicher, die ſich, ſo lange bis ſie zu Kräften gekommen ſind, von der Aſche der Mutter nähren, dann eſſen ſie nie wieder. Die beyden Männchen ſind ſtolz, und jedes will das Weibchen haben und beherrſchen. Es kömmt darüber zum Kampf. Beyde bleiben todt auf dem Kampfſplatze, und nur das Weibchen, Serpellions genannt, bleibt zurück, um dereinſt auf gleiche Weiſe ſich wieder fortzupflanzen und zu zerſtören. (Curioſitäten IV. Band, Seite 147. aus L'Histoire du St. Greaal.)

Der Kaiſer Claudius verurtheilte einen römiſchen Ritter zum Tode, weil er durch ein Pflanzeney, das er heimlich bey ſich trug, das Volk auf ſeine Seite zu ziehen, und gleichſam zu bezaubern ſuchte. (Plin. l. 29. c. 3.)

Manes, der Erzketzer, verboth den Anhängern ſeiner Secte (den Manichäern) den Genuß der Eyer auf das Strengſte, doch durften ſie auch weder Käſe noch Milch und Wein genießen. (Aug. Haer. 46. Euseb. Baro. Epiph. Haer. 6. D'Herbelot p. 549.)

Die heil. Clara von Montefalco, deren Enthaltſamkeit von allen Fleiſchſpeiſen uns ihr Biograph Mutius Petroni erbaulich ſchildert, hatte in ihrem Leben nur ein einziges Ey gegeſſen, und auch dieſes bereute ſie bis an ihr Ende.

(Fortſetzung folgt.)

Blutrache des Corſiſchen Landadels.

Am Schluſſe der Sitzungen des Corſiſchen Ober-Gerichtshofes vorigen Jahres ſagte der Präſident deſſelben:

»Endlich nimmt die Privatrache und der Straßenraub in unſerm Tribunals-Bezirke ab, die Beleidigten fangen an verſöhnlich zu werden, ohne blutige Sühnopfer abzufordern. Doch iſt noch die Zahl der aus Rache oder Eigennutz begangenen Verbrechen groß. Vermögen und Anſehen will noch nicht vor der Gerechtigkeit eines armen Unterdrückten ſich beugen, der im Tempel der Themis nicht zurückſtehen darf. Gränz-, Jagd- und Servitutſtreitigkeiten ſchlichten noch ſelten die Tribunäle und faſt immer proviſoriſch eine blutige Privathand, woraus neue Blutfehden zu keimen pflegen.«

Solche Sitten herrſchen im übrigen Europa nur noch gleichartig auf der Inſel Sardinien. Jahrhunderte regierten dem Namen nach bis 1769 die Genueſer über Corſica, aber unter beſtändigen Inſurrectionen der Capitanes des Innern oder der Landesgemeinden, bald weil die Genueſer nach dortigen Begriffen zu ſtrenge Juſtiz geübt hatten, bald weil ſie ſolche nicht zu üben wagten, bald weil die Corſicaner von gar keiner bürgerlichen Ordnung etwas wiſſen wollten. Nachdem Genua 1715 mit Hülfe öſterreichiſcher Truppen auf eine Zeitlang Ruhe gebothen hatte, nahm man ein Verzeichniß der, zur gerichtlichen Kunde auf der Inſel bey einer Bevölkerung von 130,000 Menſchen gelangten Mordthaten auf. Das Namenregiſter der Ermordeten in den letzten 23 Jahren war 20,715 Perſonen.

Die Quelle ſo vieler Morde war faſt immer Blutrache, das heißt der Mord wechſelte zwiſchen den Familien, die ſich befehdeten, bis eine, um nicht vertilgt zu werden, auswanderte; aber auch dann verfolgte man noch die befreundeten Familienglieder jedes Alters und jedes Geſchlechts, wenn ſie der Zufall mit einem Gliede der feindlichen Familie zuſammenführte, und dieſes die Blutrechnung verlängern wollte, denn die ſtrenge Ehre forderte eigentlich nur, ſo lange der Gegenſtand auf der Inſel lebte, Fortdauer des Blutvergießens aus Rache. Bald mordete man ſelbſt, bald bezahlte man Mörder, und glaubte die Familien könnten ſich Ehren halber erſt dann wieder ausſöhnen, wenn nach Kopfzahl aus jeder gleiche Opfer in der Zahl gefallen waren. Die Rache der Familie lebte mit dem Corſicaner, ſtarb aber nicht mit ihm.

Sobald die Fehde begonnen hatte, erlaubte die Sitte jede Rache wider die Perſon, das Gut, die Familie, ja wider die Diener, Vaſallen und Freunde des Feindes. Jeder Beſchützer, jeder Hausgenoſſe, jeder Arbeiter war unter dem Fluche einer Corſicaniſchen Blutrache; ſogar ein zufällig mit dem befehdeten Feinde eines Corſen Spazierengehender, lief ſo lange Gefahr, für eine ihm fremde Fehde zu bluten, bis er ſich von jeder Verbindung mit dem Befehdeten losgemacht hatte. Man mordete auch den, der völlig vertheidigungslos war, vergaß aber nie, wenn die Zeit es erlaubte, dem tödtlich Verwundeten zu ſagen, warum man ihm Schaden zufügte, und nannte das *Rechtfertigung* gegen den, der nicht wußte, daß er in eine Blutrache verwickelt war.

Der lange Greuel hat gewiſſe Gebräuche bey der Uebung der Blutrache eingeführt, die unter dieſen Barbaren, denen ſonſt nichts heilig iſt, mit Ehrfurcht beobachtet werden. Den Oehl- und Caſtanienbaum des Befehdeten darf man nicht fällen, wohl aber ſein Halmgetraide verbrennen. Das Getraide hat *er* geſäet, das nimmt man *ihm* alſo; der Baum *ſoll* Nachkommen ernähren, dieſen zum Schaden darf man die Bäume *nicht* fällen. Die Befehder hielten ſorgfältig Anſchrift über das, was ſie in der Fehde thaten oder duldeten. Dieſe Bücher dienen bey Verſöhnungs-Verſuchen zur Abrechnung, denn *mit Ehre* verſöhnet ſich dort nur der, der ſich vollkommen gerächet hat, nie vorher. — Minderjährige ſind nur in der Blutrache, wenn ſie *bereits* befehdet haben. — Blutrache iſt *erblich*, denn ſie iſt eine Schuld gegen die bereits gefallenen Opfer. — Jede Obrigkeit, welche die Ausübung freyer Blutrache ſtört, nennt der Corſe, der eine Familienrache mit Blut verſöhnen muß, *grauſam*; doch ſiſtirte die öffentliche Beſtrafung eines Mörders in der Familie des Gegners jede fernere Blutrache, deßwegen haben auch alle franzöſiſche und genueſiſche Obrigkeiten, die Todſchlag durch Hinrichtung der Mörder beſtraften, ſtets eine Zeitlang dem Unweſen geſteuert, und perſönlich ganz ſicher ihr Amt verwaltet. Man bezeichnet ſie als öffentliche Rächer, und ſie ſind unter dem Schutze der Unverletzlichkeit, *ſo lange* ſie den Ruf vollkommener Unpartheylichkeit behaupten, *aber nicht länger*. —

Sie ruhete an Feſttagen, Nationalfeſten und zur Zeit verglichener Stillſtände.

Der Corſe ſetzt in ſeinen Bergen ſein höchſtes Glück in eigner Unabhängkeit und in der Abhängigkeit Anderer. Zur Zeit der Genueſer beherrſchte Genua nur die Städte und einen Theil des Innern; mit dem andern Theile führte es beſtändig Krieg. Sobald der Landadel (die Capitanos) ſich vereinigte, war die Republik nicht einmal im Stande, ihre Häven und Feſtungen zu behaupten.

Dieſe Capitanos erkannten in ihren Bergen keinen Herrn über ſich, und die franzöſiſche Regierung behandelt ſie noch ſehr ſanft in Abgaben ꝛc. Die höchſte Felsſpitze in der Herrſchaft des Capitano iſt faſt immer ſeine Burg, befeſtigt durch Natur und Kunſt. Häufig ſind die Gemächer im Felſen ſelbſt eingehauen, und ein ſchmaler Pfad führt zur Burg des Capitano.

Solcher beſchäftigt ſich und ſeine Hörigen mit Jagd, Uebung im Fernſchießen, mit Fehde, wenn er ſich beleidigt glaubt, gibt oder nimmt Beſuch, hört ſorfältig ſeine Meſſe und pflegt der Andacht ꝛc.

Es iſt dort edel, in der Herrſchaft und im Thale anderer Eigenthümer und Capitanos Rechte zu üben, oder üben zu laſſen, in fremder Gerichtsbarkeit Hörige zu haben und ſie zu beſchützen. Nichts beobachtet der Corſe heiliger als einmal gelobten Schutz, dagegen fordert er Treue, das heißt Benutzung des Hörigen zu ſeinem Zweck. Er fordert von Letzterem aber nur Dienſte des Bluts, nicht des Schweißes, erwartet aber für ſeinen Schutz Geſchenke an Naturalien.

Den geringen Ackerbau und deſſen Aernte betreibt der Corſe meiſtentheils durch fremde Arbeiter, die zu ſolcher Arbeit vom feſten Lande kommen.

Außer der Zeit der Korn-, Oehl- und Kaſtanien-Aernte iſt jeder Fremde, der ein Thal oder einen Berg eines Capitanos, alſo deſſen Gerichtsbarkeit, betritt, ohne deſſen Erlaubniß verfehmt, wenn er das nicht leiden will. Er tödtet ihn nicht, ſtraft ihn aber gering an Geld, weil er das Geleite ſchuldig geblieben.

Erbetene Gaſtfreundſchaft wird dem Bittenden, der nicht Feind iſt, ſelten verſagt und großmüthig geübt. Der aufgenommene Fremde muß vom Hausherrn ſelbſt mit Lebensgefahr geſchützt werden. Das will die Ehre. Reich ſind die Corſen ſehr ſelten.

Das Anſehen anderer Capitanos, als die in Fehde leben, vermittelt leicht einen Waffenſtillſtand, ſchwieriger eine Verſöhnung. Vormals überließ man bekannten Friedensmännern bisweilen die Blut- und Schadenrechnung zweyer feindlichen Familien zu ſtellen, daß der Rache beleidigter Ehre bereits genügt war. Wenn man der ſteten Lebens- und Vermögensgefahr ſatt geworden war, ſehnten ſich die Ueberlebenden nach Ruhe und Frieden: doch mußten gewiſſe Förmlichkeiten beobachtet ſeyn, ſonſt konnte ſich das Blutvergießen nach langer Zeit doch wieder erneuern.

In Frankreichs Souveränität werden mit vieler Feyerlichkeit bisweilen ſchriftliche Ausſöhnungen vor Notarien geſchloſſen, und durch Anſchlagzettel, und wo es ſonſt ſchicklich, öffentlich verkündigt. Dergleichen iſt eine frohe Begebenheit ganzer Communen, eben ſo die Hinrichtung eines, als ganz unverſöhnlich berüchtigten Mannes, oder wenn, was ſelten iſt, die Gensd'armerie einen Erb- und Gerichtsherrn von großen Verbindungen, wie z. B. 1818 einen Grafen Viterbi, zu arretiren wagt.

Die großen Landſtraßen längs der Küſte, zwiſchen den Städten und dieſe Städte ſelbſt, ſind ſeltener der Platz der Mordthaten und Befehdungen, als das innere Corſica, das nie ſicher bereiſet werden kann, als in der Aernte, in der alle Fehde nach dem Volksherkommen zu ruhen pflegt.

……

Amneſtik.

Von Franz Gräffer.

Jedermann wünſcht ſich ein treues Gedächtniß, ſey es zur Erleichterung der Berufsfunctionen, ſey es zu einem luxurioſeren Leben des Geiſtes ꝛc. — Das Gedächtniß iſt, wie Schiller irgendwo ſagt, »das Arſenal des Verſtandes;« und hat man auch in früherer Zeit hier und da gefaſelt, ein ſtarkes Memorium ſey ein Zeichen eines ſchwachen Kopfes, ſo beweiſet das nur, daß man auch in früherer Zeit hat albern ſeyn können. Die Cicerone, (wenn man hier pluraliſiren darf) haben immer ein tüchtiges Gedächtniß gehabt. Ein Cyrus weiß, wie Scipio Africanus, jeden einzelnen Mann ſeiner Armeen beym Namen zu nennen; ein Seneca kann 2000 Wörter und 200 Verſe, ſo ihm vorgelegt, nach einer einzigen Durchſicht vor und rückwärts herſagen; ein Mithridates verſteht 25 Sprachen; ein Picus von Mirandola recitirt drittehalb tauſend vorgeſagte Namen in derſelben Reihe pünctlich her. Eben ſo erſtaunenswerth iſt es, wenn wir hören, daß in neuerer Zeit ein Scaliger in 21 Tagen den Homer, und in 4 Monathen alle griechiſchen Claſſiker auswendig lernt; daß ein Gatterer (wie in Neebs vermiſchten Schriften gerühmt wird) 42 Sprachen verſteht*), und der Rector Bauer in Hirſchberg (laut Meuſels hiſter. literar. Unterhaltungen) alle lateiniſchen Claſſiker dermaßen inne hat, daß er bey deren Erklärung gar kein Buch braucht. (Sein treffliches lateiniſches Wörterbuch, ſo wie ſeine andern Schulbücher, ſoll dieſer Bauer ohne beſonderer Vorbereitung, ganz aus dem Kopf, niedergeſchrieben haben, und was derley curioſe Exempel mehr ſeyn mögen.)

Trotz mancher pedantiſchen Einrede war Mnemoſyne den Alten theuer und lieb. Quinctilian macht ein treues Gedächtniß zur Bedingung eines guten Kopfs; Cicero nennt ein ſolches thesaurum rerum omnium. Nur das Genie hat das privilegium exclusivum, ein mittelmäßiges oder ſchlechtes Gedächtniß zu haben, denn die Genies ſind nicht Leute von Kopf, ſondern von Geiſt, und der Geiſt iſt das unermeßliche Surrogat aller mechaniſchen Seelenkräfte, die er leicht entbehrt und noch öfter verſchmäht. Genies ſind Exceſſe der Natur. Ordentliche Leute von Vernunft, Verſtand und Kopf, dieſe Säulen der wahren Aufklärung und geſellſchaftlichen Glückſeligkeit, wenn es eine ſolche geben darf, können eines wackern Gedächtniſſes nicht entrathen. Ein Schulmann, ein Kanzelredner, ein Diplomatiker, ein Kaufmann, eine Amtsperſon, müſſen ein gutes Memorium haben. Man verzeiht ihnen eher den Mangel an Urtheilskraft, als den des Gedächtniſſes. Siehe die Weltgeſchichten.

Wie aber die Natur überall der Krücke der Kunſt bedarf, ſo hat man auch ſchon in den älteſten Zeiten auf Mittel geſonnen, ein gutes Memorium zu bewahren, ein ſchwaches zu verſtärken. Die Theorie der Mnemonik entſtand. Käſtner hat darüber ein ſchätzbares Werk geliefert. In neueſter Zeit bildete ſich das Syſtem noch ſcharfſinniger aus. Aretin, Feinaigel, Duchet ꝛc. haben es mit Glück verſucht, der Mnemonik einen feſten, practiſchen Werth zu verſchaffen.

---

*) Wiewohl: welch ein Unterſchied zwiſchen Verſtehen und Können, zwiſchen Können und Reden, zwiſchen Reden und Schreiben, ohne das entſcheidende »Wie« dabey in Anſchlag zu bringen. Anders iſt das Reden überhaupt. Leute, die viel herum gekommen, Reiſende, Gereiſete, Commis, Kammerdiener, Militärperſonen reden alle allerhand Sprachen auf allerhand Weiſe, wiſſen ſie aber ſelten zu leſen, noch ſeltener zu ſchreiben, am allerſeltenſten correct zu ſchreiben. Es gibt Bediente, ſo ein Dutzend Sprachen kennen und können. Es gibt aber hinwieder Gelehrte, die nur 6 verſtehn; das iſt ſo die gewöhnliche Doſis. Der Werth liegt im Grammaticaliſchen, im Geiſt der Sprachen, im Wiſſenſchaftlichen. Daß unſer gelehrter Gatterer 42 Stück Sprachen alſo ſoll verſtanden haben, iſt ſchlechterdings unmöglich.

Iſt das Gedächtniß nächſt der Wichtigkeit für das bürgerliche Leben, das Conſervatorium für die höhern und edlern Genüſſe des Geiſtes, ſo muß es nothwendig auch deren unbarmherzige Geiſſel zugleich ſeyn. — Das nähmliche Vermögen, angenehme Eindrücke zu behalten, iſt zugleich derjenige Fluch die bitterſten, zerſtörendſten Impreſſionen zu bewahren. Man iſt entzückt über eine ſegenreiche Erndte und troſtlos bey dem Verluſt einer Geliebten. Die Idee des Verluſtes zerſtört die Freude des Gewinns, oder führt wenigſtens einen Kampf herbey, der für das Subject allezeit ermüdend, oft gefährlich, und eben ſo oft verderblich ſeyn muß. In einer und derſelben Kammer ſind der zärtlichſte Freund und der grimmigſte Feind zuſammen gepfercht; das Lamm und der Tieger in Einem Behältniß; in Einem Raum Engel und Teufel; das Paradies und die Hölle in Einem Gehirn. Das iſt's, was das Mark des Lebens verzehrt, den Nervengeiſt auspumpt, die Exiſtenz reducirt, den Organismus ſchnell wie der Blitz vernichtet, oder langſam mit Henkersfriſt wie Aqua Toffana vermürbt und verkümmert.

Das Gedeihliche anzuziehn, das Schädliche abzuſtoßen liegt in der Natur eines jeden athmenden Weſens. Man hat die Gewohnheit zu eſſen, wenn man hungrig iſt; einen Ueberrock anzuziehn, wenn es friert. Das iſt ſehr natürlich und ſehr löblich. Man iſt Herr, Meiſter und Philoſoph in Sachen des Leichnams, Sclave und Ignorant in Dingen der Seele. Man iſt philoſophiſch beym Thieriſchen, und thieriſch beym Philoſophiſchen. — Wie man die Maſchine cultivirt, conſervirt und cajolirt, ſo ſollte man es mit der Seele rückſichtlich des Gedächtniſſes halten — halten können.

Von Themiſtocles, dieſem Virtuoſen des Memoriums, der die Namen aller Bürger im Kopf hatte, ſagt Cicero, daß er ſich eher die Kunſt gewünſcht habe, zu vergeſſen, als das Gedächtniß zu vervollkommnen. Hinc ille lacrimae! Da liegt's, hier iſt das Geheimniß des Lebensglücks, das gewaltige Räthſel des Gleichgewichts mit ſich ſelber. Wer ſein Gedächtniß ſo dreſſiren kann, daß er nur die angenehmen Eindrücke behalte, die unangenehmen aber alſogleich annullire, amortiſire, oder noch künſtlicher verfahrend, von dieſen eben nur ſo viel adoptire, als erſprießlich wäre, jene zu würzen: der müßte nothwendig das Ideal des zufriedenſten, folglich des glücklichſten Menſchen ſeyn. Meine ſegenreiche Ernte würde nicht aufhören mich zu entzücken, denn der Verluſt meiner Geliebten hätte nicht angefangen, mich mit Troſtloſigkeit zu erfüllen: dieſer Verluſt ſelbſt wäre augenblicklich auch wieder verloren geweſen: Verluſt des Verluſtes = Gewinn, Nichtverluſt. Alſo lauter Roſen und kein einziger Dorn!! — Aber die Theorie, die Theorie!! Non licet omnibus adire Corinthum! »Kein Arzt kann das Gedächtniß von ſeinem Ausſatz reinigen,« ſagt der Verfaſſer der Schuld. Nun, da muß denn der Patient ſich ſelber operiren. —

»Abſtraction« iſt das Arcanum. Quae medicamenta non sanant, ferrum sanat, quae ferrum non sanat, ignis sanat, ſind Worte des Evangeliſten Hippocrates. Das »ignis« iſt hier die Abſtraction. Jedermann abſtrahirt, ohne es eben zu wiſſen, zu merken. Was ſchon da iſt, verträgt leicht eine Steigerung, und die Kunſt vermag Alles, noch mehr als die Natur, weil die Natur ſelbſt ein Product der Kunſt, Ausfluß der höchſten Kunſt iſt. — Vide das bibliſche Buch von der Genesis. Iſt gleich das Vergeſſen ſchwerer als das Behalten, wie das Laſſen ſchwerer als das Thun, wie alles andere Erhabene ſchwerer als das Gemeine, ſo iſt doch der Reiz des Zwecks und Erfolgs zu ſtachelnd und zu köſtlich, um ſich nicht im Verſuch zu verſuchen. Magnum voluisse sat est, iſt überall falſch, es muß heißen: non sat est. — »Die Menſchen ſind nur darum unglücklich, weil ſie nicht abſtrahiren können« Meiſter Kant dixit. Die Kunſt zu vergeſſen, eine Metaphyſik der Abſtraction, wäre die Kunſt glücklich zu ſeyn. Vor Allem müßte man vergeſſen, daß die Kunſt zu vergeſſen eine unmögliche Kunſt ſey. Vergeſſen wir uns doch ſo oft ſelbſt, warum ſollten wir es nicht dahin bringen können, die Einwirkungen zu vergeſſen, welche machen, daß wir uns ſelber vergeſſen?

Die Kunſt zu vergeſſen, oder präciſer Amneſtik, Amneſtonik, wäre ein ſchöner Stoff für eine Preisaufgabe. Wenigſtens würde die Speculation viel dabey gewinnen. Das Skelett zu einem ſolchen Tractätlein habe ich längſt entworfen. Aber ich bin ein zu ſchlechter Pſycholog, und zu faul oder zu ungeſchickt, ein beſſerer zu werden.

Novelliſtik.

Academie. — Herr Stephan Franz, Tonkünſtler der k. k. Hofkapelle und Componiſt, gab am 2. Mai, im Müller'ſchen Saale, vier neue, von ihm componirte Stücke, als: 1) eine Ouverture in

Es dur. 2) Adagio und Rondo für die Violine. 3) Duo concertante für Oboe und Flöte, vorgetragen durch die HH. Joſeph und Aloys Khayll. 4) Variationen für die Violine. Statt einer angekündigten Arie, ebenfalls von ſeiner Compoſition, welche wegen Unpäßlichkeit des Hrn. Barth wegbleiben mußte, ſang Fräul. Milani die Arie von Roſſini: Ti tanti etc. aus Tancredi. Nr. 2 und 4 trug Hr. Franz ſelbſt vor. Sämmtliche Muſikſtücke, beſonders die Ouverture, das Duo und die Arie (ſo oft ſchon gehört, konnte ſie nur durch die ſchöne Stimme der Sängerinn neuen Reitz erhalten) wurden mit Beyfall aufgenommen. — Referent erlaubt ſich in Kürze Folgendes zu bemerken: die Compoſitionen des Herrn Franz verdienen in mancher Hinſicht viele Achtung. Originalität und Schwung der Fantaſie ſind darin vorherrſchend; Inſtrumenten-Kenntniß, wie in der Ouverture und dem Duo werden leicht bemerkbar; das Motiv im Rondo, das Thema in den Variationen iſt gut entwickelt, und variirt; doch auch er ſcheint einem falſchen Geſchmack im Mißbrauche der Modulationen zuweilen zu huldigen. Dieß faßt wohl plötzlich die Aufmerkſamkeit des Zuhörers, aber bald wird es dem feineren Ohre peinlich, wenn es nicht dahin gelangt, wohin man es früher zu führen ſchien. Als Violinſpieler wird er ſich beſcheiden mit der Bezeichnung eines Künſtlers begnügen, deſſen Fähigkeiten überhaupt Auszeichnung verdienen. Das Orcheſter (größtentheils aus Kunſtfreunden, unter Leitung des Herrn Piringer beſtehend) hat ihn ehrenvoll unterſtützt.

L.

Wenn man die ganze, kaum überſehbare Maſſe periodiſcher Schriften, welche dermalen in Deutſchland überhaupt erſcheint, zuſammen faßt, ſo iſt es freylich außer allem Zweifel, daß auch in dieſem Felde jetzt die franzöſiſche von der deutſchen Literatur an Reichthum bey Weitem überflügelt wird. Denn wenn von franzöſiſcher Journaliſtik die Rede iſt, ſo kann man ſich eigentlich, wie faſt überall, in Gegenſtänden der franzöſiſchen Literatur und Kunſt, nur auf die Hauptſtadt Frankreichs beziehen, indem die, in den Provinzen erſcheinenden periodiſchen Blätter kaum einer Erwähnung verdienen, da ſie nichts andres als Nachdrucke oder Auszüge der Pariſer enthalten. Sieht man aber auf das, was die ſchriftſtelleriſche Thätigkeit dieſer Gattung in einer einzelnen Stadt hervorzubringen vermag, ſo iſt es unläugbar, daß keine der ganzen Welt, ſelbſt London nicht, ſich hierin mit Paris zu meſſen im Stande iſt, denn die Zahl der gegenwärtig in dieſer Hauptſtadt allein, erſcheinenden Zeitſchriften beläuft ſich auf mehr als 160.

Schrecklich iſt die Schilderung, welche von der Tyranney der Negerkönige, ein diſtinguirtes Zeitblatt, bey Gelegenheit einer Ueberſicht der jetzigen Ausbreitung des Chriſtenthums, macht. Faſt alle Negervölker Africas (lautet es) haben ihre Prieſter und Prieſterinnen, welche die Gebethe und Opfer des Volks zu den Göttern bringen, und im Namen derſelben antworten. Die Prieſterſchaft ſagt den Unterthanen wie den Fürſten, welche Art Opfer, ob Kühe, ob Schafe, Seidenwaaren, junge Mädchen, oder Branntwein, dem Wolf, oder der heiligen Schlange, oder dem ſchwarzen Bock u. ſ. w. die lieblichſten Gaben ſeyn werden. Die Negerkönige ſind größtentheils Deſpoten. Sie ſind grauſam, um mächtig zu ſcheinen; ihre Harems nicht ſelten mit 1000 Weibern gefüllt, die zugleich für ſie manchmal bewaffnete Leibwachten bilden; ihre Feſte oft mit Niedermetzlung von Kriegsgefangenen oder eigenen Unterthanen unmenſchlich gefeyert. Als einſt ein König von Akim ſtarb, zerbrach man 336 Bewohnerinnen ſeines Harems Arme, Beine und Rippen, und verſcharrte ſie lebendig. Zur Schauſtellung ihrer gräßlichen Herrlichkeit gehört, daß ſie, beym Empfang fremder Geſandten, dieſelben zuweilen durch ganze Reihen friſch abgehauener Menſchen- und Pferdeköpfe zum Thron nahen laſſen.

Die aſiatiſche Inſel Scio (ſonſt Chios) iſt jetzt als der Hauptſitz neugriechiſcher Literatur und Bildung zu betrachten. Mit einer Bevölkerung von 120,000 Menſchen verſehen, genießt dieſe Inſel mehr Freyheit, als jeder andere Theil des türkiſchen Reichs. Sie iſt der Aufenthalt mehrer griechiſcher Kaufleute, die ſich von Geſchäften zurück gezogen haben, und welche Reichthum und langer Aufenthalt in den europäiſchen Hauptſtädten doppelt liberal machen. Die dortige ausgedehnte und blühende Lehranſtalt zählt, wie wir ſchon früher gemeldet haben, 300 bis 600 Schüler. Der Biſchof iſt ein ſehr gelehrter Mann, der auch an den Bibelgeſellſchaften lebhaften Antheil nimmt.

Will man eine wahrhaft pragmatiſche Anſicht von dem Zuſtand Englands haben, ſo muß man **Montverans** neues Werk leſen, genießen, ſtudiren. Der Titel iſt: Histoire critique et raisonnee de la Situation de l'Angleterre, 3 Vol. Paris. So viel es der Raum geſtattet, wollen wir einige Endreſultate ausheben. Im Jahr 1786 betrug die engl. Staatsſchuld 272 Mill. Pf. Sterl., was damals ungeheuer groß erſchien; jetzt beträgt ſie 1000 Mill. Pf. — 1787 war die Zahl der Armen 800,000, jetzt fallen mehr als 4 Millionen den Pfarreyen zur Laſt, und England zahlt 12 Mill. Pf. St. Armenſteuern. Der blühende Zuſtand der engl. Fabriken nimmt von Tag zu Tag ab. Die Handelsbilanz war 1792 mehr als 2 mal ſo günſtig als jetzt. Die moraliſche Macht Englands, der Volksgeiſt, hat ſehr abgenommen. Wahre Bildung iſt ſeltener geworden. Die Zahl der Todesurtheile hat ſich, trotz des alten Beſtands der Geſetze, um das 3ofache vermehrt. Die engl. Repräſentation iſt in ihren Grundlagen verdorben. Weſentlich ſchlimm aber hat eingewirkt, daß das Erbſchaftsgeſetz den Reichthum in ungefähr 20,000 Familien concentrirt ꝛc.

Florenz hat ſeit 3 Jahren ein Lyceum der Muſik (Liceo di Musica). Unter den Lehrern (oder Profeſſoren, wie man will) ſind ausgezeichnet **Disma Ugolini** (Compoſition); **Gaspero Pelleschi** (Geſang); **Salvador Tinti** (Violine). Die beyden erſten ſind übrigens die einzigen, welche, als Componiſten von Gründlichkeit, beſonders im Kirchenſtyl, einer rühmlichen Erwähnung verdienen. Im Geſang vortrefflich ſind außer **Pelleschi**: **Magnelli** und **Ceccherini**. **Franceschini**, von der Regierung als Baſſiſt angeſtellt, verdient gerechtes Lob. Ein wackrer Tenoriſt iſt **Campana**, Officier bey der Leibgarde. Unter den vielen weiblichen Dilettanten in der Singkunſt glänzen die Herzoginn **Lante**, die **Bellini**, Mad. Roſellini, die Fabris ꝛc. Ueber den berühmten Violinſpieler Paganini äußert ſich eine Correſpondenz-Nachricht in der Leipziger muſikaliſchen Zeitung (aus der Obiges als Auszug entlehnt iſt) in folgenden merkwürdigen Worten: Er iſt keiner Methode irgend eines Meiſters gefolgt; ſeine Manier iſt ihm ganz eigenthümlich; ſein Vortrag ohne gleichen; kurz Alles, was Ergötzung und Bewunderung bewirken kann, ſteht ihm zu Gebothe. Jedoch darf man ſeinem Spiele nicht zuſehen, denn bey der ſchlechteſten Bogenführung erſcheint ſeine Violine einen Augenblick gefällig, bald darauf aber ſo zu ſagen, furchtbar, wegen der Schwierigkeiten, die er nun überwindet. Er bringt auf ſeinem Inſtrumente auch mancherley Scherz an, und ausnehmend gelingen ihm die Flageolettöne. Er ſpielt auch ein Concert herrlich auf der bloßen G Saite: »er iſt, mit Einem Worte, der erſte Violiniſt von Europa.«

Die Geſchichte des Journal de Commerce iſt ein fortgehendes Unterdrücktwerden und Namenwechſeln. Den 1. Mai 1815 geboren und Indépendant getauft, ſtarb es ſchon den 11. Aug. eines gewaltſamen Todes; als Echo du Soir oder Ami du Prince wieder aufgelebt, wurde es vom 26. Aug. an als Courier fortgeſetzt. Zu Anfang des Jahrs 1816 wieder unterdrückt, verwandelte es ſich in den Constitutionnel; und im July 1817 wieder verbothen, erſtand es einige Tage nachher als Journal du Commerce, de politique et de literature. Dieſen Verfolgungen dankt es ſeinen großen Ruf unter der liberalen Parthey.

Nach den neueſten Berechnungen iſt Frankreichs ſtehendes Heer ſtark 240,000 Mann activ, und faſt eben ſo viel Reſerve: und ſein ſitzendes Heer (die Beamten) 1,300,000.

In London hat ſich aus den vorzüglichſten Advocaten ein Hauptverein für die Rechtswiſſenſchaft geſtiftet (Metropolitan Law Society), um die Würde des Advocatenſtandes aufrecht zu halten, und die Zulaſſung unwürdiger Subjecte zu hindern.

Ueber die Fortſetzung von Kotzebues literariſchem Wochenblatt meldet uns ein Brief der Hoffmann'ſchen Verlagshandlung in Weimar (vom 1. dieß) Folgendes: »Kotzebues Wochenblatt dritter, Band, wird größtentheils mit deſſen Manuſcript ausgedruckt; vom vierten Band an aber, von acht der geiſtreichſten und witzigſten Köpfe Deutſchlands in demſelben Sinne fortgeſetzt.«

Es iſt in mehr als Einer Hinſicht eine merkwürdige Erſcheinung, daß ſeit Kurzem im Neapolitaniſchen für die ärmere Volksclaſſe eine Bell-Lancaſterſche Lehranſtalt errichtet worden iſt. Aber freylich gilt ſie noch nicht für die Jugend auf dem Lande, ſondern bloß der dürftigen in der Hauptſtadt Neapel. Dazu wird die ſogenannte Armenherberge, Albergo dei poveri, in Neapel noch bekannter unter dem Namen des Seraglio, ein weitläuftiges, großes Gebäude, eingeräumt. Es werden da gegenwärtig täglich über 400 arme 8—12jährige Knaben unterrichtet, die außerdem ganz ohne Unterweiſung geblieben wären. Die Sache gefällt. Einige Große unterſtützen ſie. Das Vorurtheil iſt gegen die Lehrart und ihren Zweck ſogar minder ſtark in Neapel, als es ſelbſt in Freyburg in der Schweiz war.

In dem Dockyard zu Portsmouth hat man Verſuche angeſtellt, um auszumitteln, ob nicht ein »Gras«, was ein gewöhnliches Product Neuſeelands iſt, und des Jahrs dreymal geſchnitten werden kann, zu Tauen und Stricken fähig iſt. Dem Vernehmen nach iſt der Bericht darüber günſtig ausgefallen. Der Stoff iſt ſtark und biegſam, und von ſeidenartiger Natur. Es kann die Tonne (2000 Pfd.) für 8 Pf. St. nach England geliefert werden, alſo für 1/7 deß, was der Hanf koſtet.

In den Epigraphi cinesi di Quang-Ceu, einer italieniſchen Erläuterung der chineſiſchen Inſchriften, welche zu einem topographiſchen Gemählde der Stadt Canton gehören, zu Mailand von dem Ritter Hager herausgegeben, finden ſich mehrere intereſſante Notizen. Was am meiſten frappirt, iſt der Vorrang, den die Civilmandarinen vor den Militärmandarinen haben. Merkwürdig iſt auch, daß alle Mandarinen, ſie ſeyen vom Civil oder Militär, wenn ſie vor dem Gebäude, welches den Namen Pallaſt der Wiſſenſchaften führt, vorbeyreiten, vom Pferde ſteigen müſſen. Hr. Hager findet eine große Analogie zwiſchen den Gebräuchen, Geräthſchaften und Lehren in China, mit denen Griechenlands und Roms. Er kündigt hierüber ein Werk in 21 Capiteln unter dem Titel an: Archaeologia sinica, sive novus fons pro graecarum pariter ac romanarum antiquitatum origine.

Im Courier von London lieſt man folgende Stelle: »Wir Engländer laſſen die Franzoſen in Erfindungen, die auf Erleichterung und Bequemlichkeit des Lebens Bezug haben, weit hinter uns zurück, obwohl ſie manche treffliche Einrichtungen für wohlthätige Zwecke beſitzen. Unter die letztern zähle ich die Bildung einer Geſellſchaft von Rechtsgelehrten, die ſich die gerichtliche Verfechtung der Intereſſen von ſolchen Individuen, denen es an Mitteln zur Beſtreitung der Prozeßkoſten gebricht, zum Gegenſtande wählten. In England iſt es nicht ſelten der Fall, daß ein armer Mann, nachdem er dem Attorney ſeinen letzten Schilling hingegeben, ſich aus Mangel der nöthigen Hülfsquellen genöthigt ſieht, ſeinen Rechtshandel aufzugeben. Ein ſolcher Fall kann jetzt in Paris nicht mehr Statt finden. Die neue Geſellſchaft unterſucht mit Sorgfalt jeden ihr zugewieſenen Prozeß, und wenn er gerecht befunden wird, ſo befaßt ſie ſich mit ihm auf ihre eigene Gefahr und leiſtet alle nöthigen Vorſchüſſe. Verliert ſie, ſo trägt der Client von den Koſten nichts, und gewinnt ſie, ſo hat er wieder nichts zu bezahlen, weil der Beklagte zum Erſatz der Koſten verfällt wird.« Nicht ohne innige Rührung kann man von dieſer ächt philantropiſchen Einrichtung hören; ſie erfüllt zugleich mit hoher Bewunderung jener edlen Menſchenfreunde, und erregt den Wunſch, daß andere Nationen an Großmuth oder vielmehr nur an Gerechtigkeit und Nächſtenpflicht nicht zurück bleiben möchten. Jetzt, da eine ſolche Einrichtung beſteht, begreift man nicht, wie man dort und da ſie nicht ſchon längſt gemacht hat.

Es gibt wenig Länder in der Welt, welche für die Schafzucht ſo günſtig wären, als Neuholland; unglücklicher Weiſe aber iſt eine Art von Hyäne (eigentlich der Schakal) dort häufig, welche den Heerden ſehr gefährlich iſt. Die Coloniſten nennen das Thier Hundtieger: es hat ſehr ſtarke Glieder, die Schnauze eines Fuchſes und iſt hellgrau von Farbe mit ſchwarzen Streifen auf dem Rücken.

Unter den Großen Englands gibt es Männer, deren Grundbeſitz beträchtlicher iſt, als mancher deutſche Staat. So beſitzt an jährlichem Einkommen der Herzog von Northumberland 150,000 Pfund Sterling, Herzog von Devonſhire 120,000, Herzog von Rutland 105,000, von Bedford 100,000 ꝛc.

Der Moniteur universel, welcher den 24. Nov. 1789 von Maret (jetzt Herzog von Baſſano) für die Nationalverſammlung geſtiftet, und bis jetzt fortgeſetzt worden iſt, bildet eine höchſt intereſſante Sammlung von Materialien für die Zeitgeſchichte. In Verſteigerungen wird ein complettes Exemplar mit 12000 Franken bezahlt. Den officiellen Character erhielt dieſe Zeitſchrift erſt mit dem Nivoſe VIII. d. R. und erſcheint jetzt in eine partie officielle, und partie non officielle abgetheilt.

Die Summe der Subſcription für die Flüchtlinge von Champ d'Asile betrug laut Minerve franç. Nr. 64 bis zum 20. April 92,168 Franken.

Der in der Abendzeitung oft auftretende pſeudonyme Adolph Emmerich Kroneisler, iſt im Anagramm der Name des Regierungsprocurators Salomon Friedrich Merkel, zu Caſſel.

Einen ſehr freundlichen Anblick gewährt des Caffeewirthes, Herrn Curty Etabliſſement in dem ſogenannten Paradies- oder Kaiſergärtchen nächſt der Burgbaſtey, woſelbſt es, der vorgenommenen Anlagen wegen, das Terrain räumen mußte. Auf der Seite des neuen Thors empfängt eine von Staketen und Wallmauern eingefaßte mit Sand beſtreute Pläne die Gäſte und Wandler. Man genießt hier eine herrliche Aus- und Umſicht auf das Glacis, die Vorſtädte und Berge. Abends iſt da die gewöhnliche Harmoniemuſik. Zwiſchen jenem und einem kleinen Raum des Paradiesgärtchens ſelbſt, der ebenfalls benutzt werden darf, dient der geſchmackvolle Pavillon mit einer Etage, ſowohl für die Credenz, als zum Aufenthalt für Gäſte. Das Locale hat mancherley Reize, die dem vorigen mangelten, und für die Beſchränktheit des Raumes einiger Maßen entſchädigen. Von dem bekannten liberalen Sinn des Unternehmers ſteht auch zu erwarten, daß er das Publikum noch mit manchen Verſchönerungen und Bequemlichkeitseinrichtungen überraſchen werde. Sehr willkommen iſt es, daß man auch des Morgens, wie den ganzen Tag über mit Getränken ꝛc. bedient werden kann, die, wie man es rühmen muß, immer von vorzüglicher Güte ſind. Man wünſcht dieſem intereſſanten Erfriſchungs- und Verſammlungsort, welcher unſerer ſchönen Welt ſchon ſo ſehr zur Gewohnheit geworden, das beſte Gedeihen.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationsblatt.

39.

Freytag, den 14. Mai 1819.

Blüthen der Salisburia adiantifolia Sm. oder Gingko biloba L.

Von Leopold Trattinnick.

Wenn eine Pflanze ſo ſelten, wie die gegenwärtige in dem Zuſtande ihrer Verklärung, der Blüthe, zu ſehen iſt, ſo pflegen nicht allein alle Botaniker und Gartenfreunde, ſondern auch überhaupt alle Gebildeten daran Antheil zu nehmen. Da nun dieſer ausnehmend ſchöne Baum in den Staaten des öſterreichiſchen Kaiſerthumes noch gar niemals geblüht hat, obgleich er in den Gärten ſehr verbreitet iſt, ſo wird ohne Zweifel folgende Anzeige für Viele wichtig ſeyn.

Sobald ich hiezu von dem Herrn Joſ. Ritter v. Pernold, k. k. Hof- und Kriegsagenten, die Einladung erhielt, begab ich mich (am 4. d. Monaths) in Geſellſchaft des Herrn Dr. Franz v. Portenſchlag nach dem Kahlenbergerdörfchen in ſeinen Garten, um die ſo eben ausgebrochenen Blüthen des Ginkobaumes zu unterſuchen.

Der Baum mag etwa 25 Fuß hoch ſeyn, hat einen geſunden, etwas ſchiefen, faſt einen Fuß dicken Stamm, eine feine, aſchgraue Rinde, und eine weitläuftige, ſehr veräſtelte Krone. Er iſt, wie ich erfahren habe, 30 Jahre alt, und ſteht hier am Fuß eines Rebenhügels, 100 Schritte vom Ufer der Donau an der Oſtſeite, dicht eingeengt von verſchiedenen anderen Bäumen.

An den älteren Aeſten gab es viele kurze, 1 Zoll lange Zweiglein, die an ihrer Spitze mit 4—8 breiten, häutigen, durchſcheinenden, bräunlichen, geſpitzten und abfälligen Ausſchlagblättern (Ramenta) beſetzt waren. Innerhalb derſelben kamen in der Runde 3—6 junge Blätter, und zwiſchen dieſen 1—5 männliche, geſtielte, meiſt überhängende, nackte, 1 Zoll lange Kätzchen (Amenta) hervor. Dieſe hatten gar keine Spur von Schuppen, ſondern bloß Staubgefäße (Stamina), welche etwas dick, anfangs aufrecht und an die Achſe anliegend, in der Folge aber, d. h. bey ſpäterer Entwicklung, und nach verſtreutem Pollen, abſtehend, und ungefähr 2 Linien lang waren. Die großen, kugelförmigen, gelbgrünen Staubbeutel ſind zweyfächerig oder vielmehr zweytheilig (antherae bipartitae) nach abwärts an den Träger (Filamentum) feſt angedrückt, auch ſelbſt dann noch, wenn ſie ſich entleeret haben; ſie ſind ſo lang als der Träger, von einer hornartigen, perſiſtenten Subſtanz, und gleichen nach der Entleerung zwey runden Schalen, in deren Boden öfters noch ein kleiner Reſt von grünlichgelben Pollen zurückbleibt. Ober der Einfügung des Staubbeutels zeigt ſich ein kleiner Höcker an dem fleiſchigen Träger.

Im Centrum der Blätter und der Kätzchen ſitzt, von lockerer weiſſer Wolle umgeben, und daher faſt unſichtbar, das Piſtill. Dieſes iſt grün, eyförmig, zuſammengedrückt, und an der Spitze mit einer gelbgrünen, häutigen, nachenförmigen, ſchiefen, gefalteten Narbe (Stigma) verſehen, nicht viel höher als 2 Linien.

Dieſe Pflanze gehört, nach dem Linnee'ſchen Sexualſyſtem, allerdings in die Claſſe der Mononcia, aber nicht in die Ordnung Polyandrie, ſondern entweder Monandrie, oder Monadelphie. Denn entweder betrachtet man die Achſe der Staubgefäße als ein Kätzchen, und dann iſt jedes Staubgefäß für ſich als ein männliches Blümchen zu betrachten, oder man erklärt es für einen Vereinigungstheil derſelben, und dann ſind alſo alle Staubgefäße eines und desſelben Körpers mit einander verwachſen, oder, wie ſich die Kunſtſprache ausdrückt, verbrudert.

Die natürliche Verwandtſchaft iſt viel ſchwerer auszumitteln. Es ſcheint uns noch eine ganze Reihe von jenen Pflanzengattungen unbekannt zu ſeyn, die mit der Salisburia am nächſten verwandt ſind.

Einige Annäherung zeigen zwar die Gattungen Myrica, Platanus, Liquidambar, ſelbſt Artocarpus u. dgl. Allein das ganze nackte Kätzchen, und das einſame, im Centrum ſitzende Piſtil, entfernen dieſe Gattung doch wieder ziemlich weit von den eben genannten.

Es iſt zu wünſchen, daß dieſer edle und ſchöne Baum auch Früchte tragen möchte; und er wird ſie auch tragen, wenn anders ſeine Blüthen nicht, wie jene des Cheirodendron platanoides, zwar nicht aus Aberglauben, aber doch aus Neugierde oder — — alle abgepflückt werden! Unterdeſſen wiſſen wir, daß auch andere exotiſche Bäume eine gewiſſe Stärke erlangen müſſen, um Früchte zu tragen, und daß ihre erſten Blüthen öfters vergeblich ſind. Es mag auch ſeyn, daß der Ginkobaum in Europa ſchon viel öfter geblüht hat, als wir es wiſſen. Denn ſeine Blüthen ſind ſo leicht zu überſehen, daß man wirklich ſehr aufmerkſam ſeyn muß, um ſie zu entdecken.

Kämpfer ſagt in ſeinen Amoen. exot. V. p. 812: daß die Japaner die Kerne dieſes Baumes nach Tiſch zu ſpeiſen pflegen, um die Verdauung zu befördern, und daß es bey feyerlichen Gaſtmahlen ſchon gar nie daran mangeln dürfe. Man nimmt ſie auch als Zuſatz, wie Mandeln oder Piſtazien zu verſchiedenen Gerichten. Wir dürfen daher um eine Delicateſſe mehr haben, wenn dieſer Baum ganz acclimatiſirt und durch Saamen verbreitet würde.

* * *

Mirza Abul Haſſan, über die Engländer.

Der perſiſche Bothſchafter Mirza Abul Haſſan, den wir kürzlich hier geſehen haben, ſchrieb während ſeines vorigen Aufenthalts in London an einen Edelmann, der ihn um die Mittheilung ſeiner Anſicht über das engliſche Volk angegangen hatte, einen Brief. Dieſes Schreiben ward ſehr wenig bekannt; nun aber iſt es in der Literary Gazette abgedruckt, und in dem vor einigen Tagen hier eingetroffenen vierten Heft der Miſcellen ausländiſcher Literatur, verdeutſcht geliefert. Es lautet wie folgt:

Sir, My-Lord!

»Als Sie mir vor einiger Zeit ſchrieben, ich möchte Ihnen meine Gedanken über das Schlechte und Gute in dieſem Lande mittheilen, ſprach ich das Engliſche nicht gut; jetzt leſe und ſchreibe ich ein wenig beſſer; jetzt will ich Ihnen meine Gedanken ſagen. In dieſem Lande iſt nicht Vieles ſchlecht, Alles iſt ſehr gut. Aber wenn ich gar nichts Schlechtes aufzahle, werden Sie ſagen — ich ſchmeichle; deßhalb will ich alle die ſchlechteſten Dinge nennen. Ich liebe nicht das Gedränge bey den Abendparthien jede Nacht. Bey kaltem Wetter ſind ſie nicht ſehr gut, jetzt bey heißem Wetter viel zu ſchlecht. Ich bin ſehr verwundert, daß jetzt, da das Wetter alle Tage wärmer wird, die Abendparthien immer gedrängter werden. Hübſche, ſchöne Frauen kommen in Schweiß, das iſt nicht ſehr gut. Ich fürchte immer, daß irgend eine alte Frau in dem Gedränge ums Leben komme. Das iſt nicht ſehr gut und verdirbt mein Glück. Ich meine, alte Frauen über 85 Jahre ſollten nicht zu den Abendparthien kommen; das wäre viel beſſer: warum machen ſie ſich die Mühe! —

Einige andere Dinge ſind ein wenig ſchlecht; jetzt will ich Gutes ſagen. Die Engländer ſind alle ſehr gut, alle ſehr glücklich; thun, was ſie wollen, ſagen, was ſie wollen, ſchreiben in den Zeitungen, was ſie wollen. Ich liebe die Engländer ſehr, ſie ſind ſehr gut, ſehr freundlich gegen mich. Ich will meinem König erzählen, die Engländer liebten die Perſer ſehr. Der engliſche König iſt der beſte Mann von der Welt; er liebt ſein Volk ſehr. Die Königinn iſt die beſte Frau, die ich jemals ſah. Der Prinz-Regent, ſolch ein feiner, eleganter, ſchöner Mann! Ich verſtehe nicht Engliſch genug, um ihn zu loben, er iſt zu groß für meine Sprache. Ich achte ihn wie meinen eigenen König; ich liebe ihn ſehr, ſeine Manieren ſind alle wie Zaubermittel und Reiz. —

Alle Prinzen ſind ſehr feine Leute, ſehr ſchöne Leute, ſehr ſüße Worte, ſehr freundlich. Ich mag ſie alle zu gerne leiden. Ich denke, die Lady's und Gentlemen in dieſem Lande ſind ſehr hoch von Stand, hoch von Ehre, ſehr reich (zwey oder drey ausgenommen), ſehr gut, ſehr freundlich gegen die niedre Claſſe. Das iſt ſehr gut. —

Ich ging um Chelſea zu ſehen; alle alte Männer ſaßen auf dem Gras, im Schatten ſchöner Bäume, ein ſchöner Fluß floß darneben; ein herrlicher Platz, viel zu trinken, gute Kleider, alles ſehr gut. Sir Gore erzählte mir vom König Carl und König Jacob: ich ſagte Sir Gore: ſie waren keine Muſelmänner, aber ich denke, Gott liebte ſie ſehr. Gott muß den König ſehr lieben, weil er die charity aufrecht erhält. Dann ſah ich ein kleines Regiment von Kindern zum Mittagseſſen gehn. Ein kleiner Knabe dankte Gott für Eſſen, Trinken und Kleider; die andern kleinen Knaben antworteten Alle: Amen! — Da weinte ich ein wenig, mein Herz war zu froh. —

Das Alles iſt ſehr gut aus zwey Gründen; einmal iſt es Gott ſehr wohlgefällig, und zweytens fechten die Soldaten viel beſſer, weil ſie ſehen, daß ihr guter König ſorgt für alle verwundete Väter und die kleinen Kinder. Dann ging ich nach Greenwich; der Ort iſt zu gut. Solche ſchöne Ausſicht macht mich ein wenig krank vor Freude; alle alte Männer ſind ſo glücklich, haben gutes Eſſen, ſchöne Häuſer, ſchöne Betten, alles ſehr gut. Dieß iſt ein ſehr gutes Land.

Die engliſchen Frauen ſind ſehr hübſch, ſehr ſchön. — Ich bin viel gereiſt, bin in Arabien, Calcutta, Hyderabat, Pünah, Bombay, Georgien, Armenien, Conſtantinopel, Malta und Gibraltar geweſen; ich habe die beſten georgiſchen, circaſſiſchen, türkiſchen und griechiſchen Weiber geſehen; aber nichts ſo ſchön, als die engliſchen Frauen. Sie ſind alle ſehr geſchickt; ſprechen Franzöſiſch, Engliſch und Italieniſch; verſtehen Muſik und ſingen ſehr gut; ich wäre ſehr froh, wenn die perſiſchen Frauen ihnen gleich wären. Aber die engliſchen Frauen ſprechen ſo ſüße Worte — ich denke, ſie ſchneiden ein wenig auf — das iſt nicht ſehr gut. Noch etwas ſah ich, und ich verſtehe nicht, ob das gut oder ſchlecht iſt. Letzten Tonnerstag ſah ich mehrere ſchöne Wagen, ſchöne Pferde; tauſend Menſchen gingen hin, um die Wagen zu ſehen. Ich fragte, warum? Sie ſagten mir, die Herren auf den Kutſcherböcken führen ihre eigenen Wagen.

Ich ſagte, warum machen ſie ſich ſo viel Mühe? Sie ſagten mir, ſie führen ſehr gut — das iſt eine ſehr gute Sache. Es regnete ſehr ſtark, einige Lords, einige Herren wurden ſehr naß. Ich ſagte, warum ſteigen ſie nicht in den Wagen hinein? Sie erzählten mir, einen guten Kutſcher kümmerts nicht, ob er alle Tage naß wird, er müßte ſich ſchämen, hinein zu ſteigen. — Das verſtehe ich nicht.

Sir, My-Lord, gute Nacht.

Abul Haſſan.

* * *

Novelliſtik.

Die von Hrn. Quentin Durand, Director des Magazins der Erfindungen und der Modelle in Paris, erfundene neue Mühle ſoll nachſtehende Erfolge ihrer Operation darſtellen: Sie gibt in jeder Stunde 20 bis 25 Pf. feines Mehl, und bedarf zur Stellung und Aufſicht auf den Gang der Maſchine nur Eines Menſchen, welcher ſelbſt ein Kind ſeyn kann. Die Maſchine bedarf, um zu gehen, wenig Platz und keiner Reparatur, als am Räderwerke. Nur muß ſie von Zeit zu Zeit auseinander genommen und mit Oehl geſchmiert werden. Sie kann auch zu andern Mahl- oder Quetſchbedürfniſſen benutzt werden. Schon hat der Erfinder 800 Mühlen verkauft. Ihr Preis iſt frachtfrey in ganz Frankreich nicht höher als 70 Franken. R.

Auf der Univerſität zu Moskau ſind nunmehr alle Profeſſoren, die ſeit dem verwüſtenden Brande ſich geflüchtet hatten, wieder zurück gekehrt. Die Vorleſungen haben beynahe alle wieder begonnen, und die academiſchen Studien gehen, wie vorher, ihren gewöhnlichen Gang. Nur ſind die mitverbrannten Bücherſammlungen ſobald nicht wieder zu erſetzen. Auch das im allgemeinen Brande mitzerſtörte große Univerſitätsgebäude iſt wieder hergeſtellt, und weit prächtiger, als vorher, aufgebaut worden. Der feyerlichen Einweihung wohnten alle Profeſſoren und Studirenden nebſt den Schülern des Gymnaſiums bey. Es wurden mehrere Reden gehalten, und Abends waren glänzende Gaſtmähler.

Die Zeitungen gedenken der ſchauderhaften galvaniſchen Experimente, welche Dr. Ure in Glasgow an dem Leichnam eines hingerichteten Verbrechers mit einer Voltaiſchen Batterie von 270 vierzolligen Platten gemacht hat. Bey dieſem Verſuche hat ſich das abſichtlich zurückgebogene Knie des Hingerichteten mit einer ſolchen Gewalt gerade geſtreckt, daß eine der Perſonen, die es hielten, beynahe umgeworfen worden wäre; es hat die Bruſt wieder mühſam geathmet, und das Zwerchfell ſich auf und nieder bewegt. Bey der Berührung der Augennerven bewegten ſich alle Muskeln des Geſichts mit einer ſo fürchterlichen Verzerrung, daß mehrere Zuſchauer die Flucht ergriffen; endlich bey dem Experiment im Rückgrat bewegten ſich Arme und Finger ꝛc. Dieſe Experimente ſind aber nichts Neues; Dr. Weinhold hat ſolche ebenfalls ſchon längſt gemacht, worüber man eine ſehr ausführliche, für Layen beſonders ſchauderhafte Beſchreibung in ſeinen: Verſuchen über das Leben ꝛc. leſen kann.

Dem Vernehmen nach bildet ſich, wie unlängſt in Frankreich, auch in Böhmen ein Verein zur Aufmunterung der Gewerbsthätigkeit.

Der Schottländer J. J. Alex. M'Carthy hat eine beſondere Art eiſerner Brücken erfunden, und dafür ein Patent erhalten. Sie dienen für Flüſſe und andere Gewäſſer, und ſind ſo eingerichtet, daß man ſie in die Höhe ziehn, und ins Waſſer verſenken kann, damit die Schiffe über dieſelben fahren können.

Auswärtige Zeitungen machen rühmliche Erwähnung eines neuen Heldengedichts, das Kosciuszko zum Gegenſtand hat. Der Titel iſt: Les obsèques de Kosciuszko, aux tombeaux des Rois de Pologne, à Cracovie. Es iſt mit hiſtoriſchen Noten begleitet, und ſoll an Feuer und glücklichen Bildern die berühmte Lobrede des Franzoſen Thomas auf Marc-Aurel, weit zurück laſſen. (Freylich iſt die lyriſche Form ſchon an ſich günſtiger als das, was die Franzoſen »Discours« nennen, ſey dieſer auch noch ſo declamatoriſch). Der Dichter dieſer Epopoe iſt der, bereits durch mehrere talentvolle Producte vortheilhaft bekannte Graf Lagarde-Messence, Mitglied der königl. Geſellſchaft zu Warſchau, der Academie zu Neapel, und der literariſchen Geſellſchaft zu Cracau. Das Werk in 4to. auf Velin, mit dem ſchönen Porträt des Helden, iſt bey Lentner in München gedruckt.

In dem Muſeum zu Oxford, heißt es, ſind ein Paar Schnürbrüſte, wie ſie jetzt von den Univerſitäts-Dandies getragen werden, als eine Merkwürdigkeit niedergelegt worden, um der Nachwelt eine Idee von der Verweichlichung und Abgeſchmacktheit zu geben, zu welchen die Grille der Mode die Söhne Englands im Jahr 1818 vermocht hat. Ein Deutſcher machte bey Erwähnung dieſer Bereicherung des Muſeums die Bemerkung: Wie manches Zeughaus ließe ſich mit ſolchen, leider vielen, Paradehelden oder militäriſchen Dandies abzunehmenden Trophäen würdig ausſchmücken!

In einer der letzten Nummern des Anzeigers der Deutſchen lieſt man Folgendes: Zu dem großen Churfürſten Auguſt im 16. Jahrhundert kam, ſo erzählt man, ein Jude, genannt Mardochai de Nolle. Der kündigte ſich dem Landesvater als einen Mann an, welcher ſehen könne in den Spiegel der Zukunft, beſonders der ſächſiſchen, und fragte den Churfürſten: ob er ihm kund thun ſolle die Schickſale ſeines Landes und ſeiner Nachkommen auf dem Throne. Der Churfürſt, wie bekannt ein großer Freund und Verehrer, zum Theil auch Kenner der ſogenannten geheimen Wiſſenſchaften freute ſich nicht wenig der Frage des Juden, erlaubte ihm, ſeine Prophezeihungen kund zu thun, nahm zur Hand eine Bibel, und ſchrieb auf die angebundenen weißen Blätter derſelben getreulich, was der Jude ſprach, machte ihm dann und wann Einwürfe, und bemerkte auch die Beantwortung derſelben. Dieſe jüdiſchen Weisſagungen ſollen bis auf heutigen Tag genau in Erfüllung gegangen ſeyn: Es fragt ſich nun: 1) Gibt es irgendwo eine Bibel mit der gedachten Handſchrift des Churfürſten? ꝛc. 2) Finden ſich irgendwo dieſe Worte der Weisſagung gedruckt? oder wenigſtens eine gedruckte Nachricht von denſelben? — Der verſtorbene Hofrath und Oberbibliothekar Adelung zu Dresden hielt dieſe Prophezeihung für das Machwerk des Noſtradamus. Die Meinungen Geſchichtskundiger hierüber würden ſehr erwünſcht ſeyn.

Unterzeichnet—M.

Beſonders leſenswerth ſind die Nachrichten, welche Morrier in ſeiner neueſten Reiſe nach Perſien über die verſteinerten Seen daſelbſt gibt. Dieſe Naturmerkwürdigkeit (ſagt er) beſteht in mehreren Seen oder ungewöhnlichen Sümpfen, deren ſtehende Waſſer verderben, ihre Theilchen wieder vereinigen, und ſich verſteinern. Ihre Verhärtung erzeugt einen ſehr ſchönen durchſichtigen Stein, unter dem Namen des Jouriziſchen Marmors bekannt, von welchem ein Theil der ſchönſten Gräber in Perſien verfertiget iſt, und der die Hauptverzierung aller anſehnlichen Gebäude dieſes Landes ausmacht. Dieſe Sümpfe liegen dicht neben einander, und nehmen eine Fläche von einer halben Meile ein. — In der Umgebung dieſer Fläche gibt die Erde einen dumpfen Schall, und kömmt man an die Stelle ſelbſt, ſo ſieht man aus den Sümpfen eine bedeutende Mineralquelle entſpringen. Das Auge kann dem Laufe der Verſteinerung von Anfang bis zu Ende folgen. Hier iſt das Waſſer klar, dort iſt es ſchon kondens (ſtagnirt), weiterhin iſt es ganz ſchwarz, und am Ende ſeiner Verwandlungen erſcheint es als weiße Gallerte. Die Oberfläche in ihrem Zuſtande der Verſteinerung, gleicht einer Eisſcheibe. Bevor noch dieſer Vorgang beendet iſt, zerbricht ein auf die Kruſte geworfener Stein dieſelbe, und macht das Waſſer, welches jene bedeckt, herausſpringen; wenn aber die Verwandlung vollendet iſt, macht ein Stein gar keinen Eindruck mehr, und man kann ſelbſt darauf umhergehen, ohne zu fürchten, ſeine Fußſohlen zu benetzen. — Wenn man dieſe Verſteinerungen zerſetzt, kann man ſehr leicht das Fortſchreiten der Verhärtung verfolgen, und man unterſcheidet die verſchiedenen Lagen als eben ſo viel auf einander gelegte Papierblätter. Das beſtändige Streben dieſes Waſſers, ſich zu verſteinern, iſt ſo groß, daß an den Stellen, wo es in Blaſen durchſchwitzt, die Verſteinerung die Geſtalt eines Kügelchens annimmt, als wenn ſie durch Zauberey aufgehalten und in Marmor verwandelt würde. Die ſteinernen Blaſen, welche die merkwürdigſten Stücke dieſer ganz außerordentlichen Steinerzeugung bilden, enthalten oft Theile der Erde, durch welche das Waſſer gegangen iſt. Dieſe Subſtanz iſt ſehr zerreiblich, durchſcheinend, und manchmal reich geadert in verſchiedenen Farben, als grün, roth und kupfergelb. Er läßt ſich in Stücken von erſtaunlicher Größe zerſägen, und iſt einer ſehr ſchönen Politur fähig. Außer der Binſe wächſt keine einzige Pflanze in dieſen Sümpfen, die ohne Widerrede eine der außerordentlichſten, und der Aufmerkſamkeit der Naturforſcher würdigſten Merkwürdigkeiten ſind, und die zu beſuchen bis jetzt kein Europäer Gelegenheit hatte.

Der Dichter der Sappho, Hr. Grillparzer, war am 6. April in Rom eingetroffen. — Der kaiſerl. Bothſchafter, Hr. Fürſt von Kaunitz, fand Herrn Grillparzer der Auszeichnung werth, ihn einer Mittagstafel beyzuziehen, welche verdienſtvollen Fremden gewidmet war. Se. Exc. der Herr Oberſthofmeiſter Ihrer Majeſtät der Kaiſerinn, Graf von Wurmbrand, machte Hrn. Gr. die ehrenvolle Einladung, die Reiſe nach Neapel in ſeiner Geſellſchaft fortzuſetzen und auch auf dem Rückwege an ſeiner Seite zu bleiben.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationsblatt.

40.

Dinſtag, den 18. Mai 1819.

Drey Bilder aus dem neuen Werk der Gräfinn Genlis: Les Parvenus.

Der Adel, ſonſt und heute.

Ich habe ſeit der Revolution viele junge Leute geſehen, die glaubten, die Hofleute der vorigen Regierung (l'ancien régime) ſeyen über alle Maßen unwiſſend geweſen. Es iſt wahr, es gab zwey oder drey Perſonen darunter, die kaum orthographiſch zu ſchreiben wußten, allein die Mehrzahl machte der ehemaligen Erziehung Ehre, und wenn man damals einen Grafen Choiſeul, Caylus, Montesquiou, einen Prinzen von Beauvau u. ſ. w. ſah, und jetzt noch einen de la R*** F***, einen L**, T** de L**, u. dgl. ſieht, ſo ſind ſolche Anſichten eben ſo lächerlich als ungerecht. Und wenn man damals am Hofe Männer, in jeder Wiſſenſchaft ausgezeichnet, mit ſolchen Verdienſten ſo ächt franzöſiſche Artigkeit verbinden ſah, hat man, jetzt vierzig Jahre ſpäter, gewiß kein Recht über den jungen Adel von ehemals ſich luſtig zu machen, und ich füge zur Ehre der untern Claſſe hinzu, daß damals die jungen Leute aus dem Bürgerſtande den heutigen an Geiſt und Bildung das Gleichgewicht hielten, weil dieſer Stand ſo viele Gelehrte, Künſtler und Schriftſteller hervorbrachte, daß, wenn die Lancaſter-Methode die Zahl, wie man verſichert, verfünffacht, in 25 Jahren Geiſt und Kenntniſſe ſo allgemein ſeyn werden, daß man ſchwerlich mehr ſo einfältige Menſchen finden wird, die Steine klopfen oder Schuhe machen.

Paris, im zweyten Jahr der Republik.

Ich kann die verſchiedenartigen Gefühle, welche mein Herz bewegten, als ich Paris wieder ſah, nur höchſt unvollkommen ſchildern. Mein Herz ſchlug heftig bey dem Gedanken, heute noch Edelie zu ſehen. Mit unruhiger Neugierde blickt' ich nach allem, was in den Straßen ſich meinen Blicken darbot. Das gemeine Volk hatte in der That in Haltung und Miene etwas Rohes und Anmaßendes. Es war der 10. Pluvioſe, ein Decadenfeſt, an dem ich in Paris ankam; ich blätterte im Nationalkalender, den ich auf der Reiſe gekauft, und fand, daß es das Feſt der Schamhaftigkeit war. Ich ſah eine Menge Weiber auf den Straßen und aus Wägen ſteigen, zu Reſtaurateurs und in Keller gehen, um das Feſt der Schamhaftigkeit zu feyern; ſie waren faſt nackt oder wenigſtens ſo leicht gekleidet, wie antike Bildſäulen. Die Männer, die bey ihnen waren, trugen den rechten Arm und die Bruſt bloß, eine rothe Kappe ſchief auf dem Kopfe, und zeigten die größte Frechheit in ihrem Benehmen. In den Schenken hörten wir im Vorbeyfahren die ausgelaſſenſten Lieder ertönen, und während dieſe Orgien zu Ehren der Schamhaftigkeit begangen wurden, boten auf den Straßen die Colporteurs das Blatt des Père Duchêne aus, das, wie bekannt, voll Obſcönitäten und Läſterungen war. Uebrigens wußte ich, daß man auch das Feſt unſerer Voraltern ſchon begangen, während man ihre Gräber erbrochen, und ihre Aſche in den Wind zerſtreuet. — Ich ſtieg aus dem Poſtwagen und nahm einen Fiaker, um zu Durand zu fahren. Mit Entſetzen näherte ich mich dem bluttriefenden Platz der Revolution, über den mich der Weg führte; ich kam an Altären vorbey, die jetzt Schenken geworden, ſah Kirchen in Pferdeſtälle verwandelt! — Doch hatte ich den Troſt, an den Straßenecken große Zettel kleben zu ſehen, wo mit großen Buchſtaben die erbaulichen

Worte geſchrieben ſtanden: »Das franzöſiſche Volk erkennt das Daſeyn eines höchſten Weſens und die Unſterblichkeit der Seele an.« Es war ein neues Decret des National-Convents, in Folge einer Abſtimmung entſtanden; es war verkündigt worden, und blieb drey Wochen öffentlich angeſchlagen. Plötzlich vernahm ich ſtarkes Getöſe; es war eine Maſſe Menſchen, Männer und Weiber, die einem Karren folgten, worauf neue Opfer zur Richtſtätte geſchleppt wurden. Das Getöſe hatten die Holzſchuhe der Menge, und die Pferde der Gensd'armes verurſacht. Man beleidigte die unglücklichen Schlachtopfer nicht; im Gegentheil, man ſchien ſie zu bedauern; Entſetzen und Mitleid mahlte ſich auf allen Geſichtern. Es gab damals unter dem Pöbel einige Elende, die man zu Mördern machte; allein die Maſſe des Volkes bewahrte die Menſchenliebe. Dem Volke die Schrecken der Revolution beymeſſen, hieße, es läſtern; ſeine Häupter allein haben alles gethan.

Der Prieſtermörder.

Oft ſah ich den Abbé Desforges, der täglich ſein Leben wagte, um in Kellern Meſſe zu leſen, das Sacrament der Taufe auszuſpenden, und Sterbende zu tröſten. Heute Abend, ſagte mir der Abbé eines Tages, muß ich zu einem Septembriſeur, der auf dem Todbette liegt, und Zeichen der Reue blicken läßt; ſeine Gattinn, die nie ſeine Verbrechen getheilt, wünſchte die Todesſtunde zu nützen. Ich bat, ihn begleiten zu dürfen, weil ich für ſein Leben zitterte. Die Glocke ſchlug zehn, als wir an der Thüre eines alten Hauſes in der Straße Gerard-Boquet pochten. Eine alte Frau öffnete uns die Thüre. Wir ſtiegen zwey Treppen hinauf, und traten in ein ſeltſam meublirtes Gemach. Ich vermuthete, daß alles, was wir hier ungeordnet ſahen, geraubtes Gut war. Bürger Vicarius, ſagte hier die Frau ganz leiſe zu mir, bleiben Sie hier! und wandte ſich nach einer Thüre, indem ſie den Bürger Pfarrer heimlich einlud, hinein zu treten. Da ich dem Abbé nur gefolgt war, um über ihn zu wachen, ſo verließ ich ihn hier nicht. — Wir traten in ein großes Zimmer, wo ein entſetzlicher Anblick ſich uns darbot Ein großer, hagerer Mann lag auf einem Bette ausgeſtreckt da; ſein Ausſehen war wild, die ſchwarzen Haare ſträubten ſich auf dem Kopfe. Er blutete heftig aus der Naſe; Hemd und Arme waren blutig; ſo hatte man ihn in den Gräueln des Septembers geſehen, ſo war ſeine

Todesſtunde, zähneknirſchend, in Blut gebadet! Seine Gattinn meldete ihm die Ankunft des Bürger Pfarrer, wie ſie ſich ausdrückte. Der Mörder knirſchte, hob den zitternden, blutbenetzten Arm auf, und ſchrie mit einer Grabesſtimme: Weg, weg! für mich iſt kein Erbarmen! Dieſer Arm hat mehr als neunzig Prieſter erſchlagen! — Dankt dem gütigen Gott, entgegnete der Abbé, der noch einen gerettet, daß er euch losſpreche! Dieß heilige Wort verſcheuchte die Wuth des Unglücklichen, ſein Arm ſank zurück, ſein Blick wurde milder, ſeine Augen füllten ſich mit Thränen, er wagte, ſie zu Gott aufzuheben. Der Abbé, würdiger Diener des Gottes der Liebe und Gnade, ſchloß den Unglücklichen in die Arme, und ſprach mit milden Worten Reue und Hoffnung in ſeine verzweifelnde Seele. Plötzlich faltete der Sterbende die Hände, und ſchien, als wolle er beten. — Mir traten Thränen in die Augen; ich ſah, daß er beichten wolle, und zog mich zurück. Nach einer halben Stunde kam der Abbé, drückte mir die Hand und ſagte: Ich bin zufrieden. Bewundern Sie die göttliche Barmherzigkeit; wenige Minuten haben ihn mit dem Himmel ausgeſöhnt!

* * *

Analecten zu einer Geſchichte der Eyer.

Von Georg v. Gaal.

(Fortſetzung von Nr. 38.)

Der Straußeneyer bediente man ſich ſchon im Alterthume zu Gefäßen verſchiedener Art; man ſchnitt ſie in der Mitte entzwey, und machte Becher daraus. Auch hängt man ſie bey den Mahomedanern und morgenländiſchen Chriſten zur Zierde in Tempeln auf. (Plin. l. 10. c. 1.) Ein gewiſſer Joh. Conrad Mayer, Bürgermeiſter und Rechtsgelehrter zu Schaffhauſen (um das Jahr 1550) hatte eine Sammlung höchſt zierlich gearbeiteter, vergoldeter und mit allerley Schnitzwerk geſchmückter Trinkgefäße von Straußeneyern, welche er ſeinen Tiſchgäſten zu kredenzen pflegte.

Ehemals glaubte man, daß aus den Eyern, welche Hähne legten, die furchtbaren Baſilisken entſtänden, welche durch ihren Blick alles tödteten, was ihnen begegnet. Man meinte nähmlich, wenn ein Hahn ſieben, oder neun Jahre alt ſey, lege er ein Ey in den Miſt. Dieſes werde von Kröten ausgebrütet, und daraus kröche jenes ſchreckliche Ungethüm hervor. (Gerbezii Observ. de ovo Galli. Misc. Nat. Curios. Dec. III. A. V. Obs. 138.)

Manches Intereſſante von Eyern erzählen die Curioſitäten der phyſiſch-literariſch-artiſtiſch-hiſtoriſchen Vor- und Mitwelt; und wir erlauben uns, da nicht Jeder unſrer Leſer dieſes empfehlungswerthe Buch beſitzen wird, Einiges von dem Inhalt der Eyermerkwürdigkeiten deſſelben hier mitzutheilen.

»Wer kennt nicht Hogarths Meiſterzeichnungen, wie Columbus das Ey auf den Tiſch ſtellt? So große Augen auch ſeine Zuſchauer darüber machten, ſo waren jene doch wohl noch größer, welche diejenigen aufriſſen, die das Ey erblickten von einer Henne in Navarra am 25. Juni 1749 bey einer Sonnenfinſterniß gelegt, auf welchem eine Sonnenfinſterniß ganz eigentlich abgebildet erſchien, wie auf einem zweyten zu Berlin, als eben keine Sonnenfinſterniß war. Im 17. Jahrhundert, als der große Komet erſchien, legte eine Henne zu Rom das bekannte ſogenannte Kometen-Ey, auf welchem der Komet ganz deutlich abgebildet zu ſehen war, wie Augenzeugen verſicherten.

Auf mehreren Eyern waren Sonnen zu ſehen; auf einem Ey ganz natürlich geſtaltet, eine Hechtleber, auf andern Schlangen; ſo wie auf dem Ey, welches im Kloſter Tara gelegt wurde, die Figur der heil. Jungfrau zu ſehen war. — Ein ganz ſonderbares Ey wurde im Jahre 1690 zu Nürnberg von einer Henne gelegt, an welchem eine bewegliche Muſchel erhaben, und ein menſchliches Bildniß zu ſehen waren, die ſich herumdrehen ließen. — Was dabey auf Rechnung der Natur, und auf Rechnung der Kunſt zu ſchreiben ſeyn möchte, iſt ſchon von Dieſem und Jenem unterſucht worden, und dürfte wohl leicht noch zu weitern Unterſuchungen führen.

Man hat gefunden, daß ein ganz vollkommenes Ey in einem anderen Eye ſteckte. Dieſes ſogenannte ſchwangere Ey (Ovum praegnans) iſt an mehreren Orten gefunden, geſehen, und von Phyſikern beſchrieben worden.

Nach einer alten Bemerkung wird von den Juden das Ey an der Spitze, von den Italienern oben, und von den Deutſchen an der Seite geöffnet, wenn es geſpeiſet werden ſoll. — Aus einem goldenen Eye tranken ehemals die Könige von Perſien.

Zu Oſtern wurden und werden in den Kirchen Eyer geweiht, vertheilt und verſchenkt. Die ganze chriſtliche Welt beſchenkte ſich ehemals mit Oſter-Eyern, die gefärbt, bemahlt, verziert, und mit Bändern und Goldplättchen ausgeputzt waren, oft mit gar feinen Reimen verſehen, und Mancher ſchrieb auf ein, ſeinem Liebchen beſtimmtes Ey:

Ich wünſche, Liebchen, froh und frey
Mich Dir, Dich mir zum Oſterey.

Die Kinder beſuchten ihre Pathen, und erhielten von dieſen das ſogenannte ſchöne Ey; kurz alle Geſchenke der frohen Oſterzeit, welche den peinlichen Faſtenwochen folgt, waren mit Eyern begleitet.«

Zur Speiſe wählt man lieber die ſpitzigen Eyer, als die runden, nach Simon Günthers Verſe in ſeinem horto sanitatis:

Longa quibus facies ovis erit elige semper;
Ut succi melioris, et ut magis alba rotundis.

Die Kaiſerinn Irene ließ von der Einnahme für die auf ihren Gütern verkauften Eyer, eine köſtliche, mit Edelſteinen beſetzte Krone machen, welche von ihr und ihren Nachfolgerinnen getragen, und die Eyerkrone genannt wurde. — Doch können zu jener Zeit die Eyer nicht ſo wohlfeil geweſen ſeyn, wie in Deutſchland im Jahre 1373, wo 14 Eyer einen Pfennig, und im Jahr 1580, wo 10 Eyer einen Heller koſteten.

Als Kaiſer Ludwig im Jahre 1323 die heiße Schlacht ſeinem Gegner Friedrich von Oeſterreich bey Gundersdorf in Bayern lieferte, hätte er ohne die Tapferkeit und Entſchloſſenheit eines Nürnberger Patriciers, Seyfried Schweppermann, dieſelbe verloren. Daher als nach der Schlacht die Tafel beſtellt werden ſollte, und nur wenige Eyer ſich vorfanden, welche der Kaiſer unter ſeine Feldhauptleute ſelbſt austheilte, theilte derſelbe, da Jeder nur ein Ey bekam, dem wackern Schweppermann zwey Eyer zu, mit den Worten: Einem Jeden ein Ey; dem frommen Schweppermann zwey. Dieſes iſt mit zu ſeiner Grabſchrift benutzt worden, und es ſteht auf ſeinem im Kloſter-Kaſtel befindlichen Leichenſteine:

Hier liegt begraben Herr Seyfried Schweppermann
Alles Thuns und Wandels an,
Ein Ritter keck und feſt,
Der zu Gunderstorf im Streit thät das Beſt.
Er iſt nun tod,
Dem Gott genad: Obiit A. 1337.
Jedem ein Ey,
Dem frommen Schweppermann zwey.

Den Tag nach einer Schlacht, nach ſo viel Anſtrengung und Beſchwerden, mag nun freylich eine Magenſtärkung von 2 Eyern gar wenig zu bedeuten haben, es müßten denn Straußeneyer ſeyn, von denen **Saar**, der derſelben gar viele gegeſſen hatte, verſicherte, daß in ein Straußeney 36 Hühnereyer gingen.

Was ſind aber alle Eyer in der Welt gegen ein einziges Ey des Vogels **Sis**, auch genannt **Barjuchnè**, weil derſelbe nebſt dem großen Fiſche Leviathan und anderen Rieſenthieren, nach der allgemeinen Auferſtehung von den Gerechten (d. i. Juden), geſpeiſet werden ſoll, bey dem großen Gaſtmahl in Erwartung. Von einem ſolchen Ey lieſet man im **Talmud**:

»Es geſchah einſt, daß ein Ey aus dem Neſte des Barjuchnè fiel; dieß überſchwemmte 60 Dörfer und zerbrach 300 Cedernbäume, es war faul, und er mocht's nicht mehr unter ſich behalten.«

»Wir fuhren einmal, erzählt **Rabba**, des **Channa** Enkel in einem Schiffe, und ſahen einen Vogel, der bis an ſein Schienbein im Waſſer ſtund, und ſein Kopf reichte bis an das Firmament des Himmels. Da ſprachen wir, iſt das Waſſer nicht tief, ſo wollen wir hinein ſteigen, und uns abkühlen. Es kam aber eine Stimme vom Himmel, und ſprach zu uns: Steiget nicht hinein, denn es iſt **vor ſieben Jahren** einem Zimmermann eine Axt hinein gefallen, und ſie iſt **noch nicht** auf den Grund gekommen.«

Das mag ein Ey, das mag ein Vogel ſeyn; dem der Vogel Reck, deſſen Ey nur ſo groß wie ein Berg iſt, und der große **Talmuds**-Rabe aus dem Wege fliegen müſſen. Dennoch erzählt der würdige Rabbi **Bar Channa** von dem Letzteren:

»Einmal ſah ich einen Froſch, der ſo groß war, wie das Dorf Akra in Hagronia. Wie groß war denn das Dorf? Es hatte 60 Häuſer. Es kam aber eine große Schlange, und verſchlang den Froſch, hierauf kam ein großer Rabe, der verſchlang die Schlange ſammt dem Froſch, flog fort, und ſetzte ſich auf einen Baum. Wär ich nicht dort geweſen, und hätt' es nicht geſehen, ich hätte es nicht geglaubt.«

Und ich fürchte, wir werden es, trotz der Verſicherung des ehrenfeſten Herrn Rabbi dennoch nicht glauben! —

Die Gewohnheit, ſich mit Eyern zu beſchenken, iſt ſehr alt. Auch ſelbſt die Prieſter wurden mit Eyern beſchenkt, und erhielten noch dazu Geld, genannt Oſtergroſchen. Die übrige chriſtliche Welt beſchenkte ſich mit Oſtereyern, die vergoldet, bemahlt, verziert, und mit allerley Verslein beſchrieben waren. Ganze Körbe voll weiße und bemahlte Eyer wurden von den Prieſtern geweiht, und dann vertheilt und verſchenkt. In die Körbchen, in welchen ſie lagen, wurden Blumen, Kränze, Briefchen, Verſe gelegt, ehe man ſie wegſchickte, und gab man ſie ſelbſt, ſo lagen ſie auf Kiſſen. Auf den Eyern aber ſtanden, wie ſchon bemerkt, allerley Versleins, nach damaliger Kunſt und Reimweiſe, z. B.

Ich, du, das Ey,
Das ſind unſrer drey:
Theilen wir das Ey,
Bleiben unſrer Zwey.
Einen wir uns zwey,
Bleibt's bey Einerley.

Von dem Eyerfeſte der Ruſſen werden folgende merkwürdige Nachrichten gegeben:

»Feyerlich wird von der griechiſchen Kirche die Auferſtehung Chriſti vor dem Oſterfeſte begangen, und wo es geſchehen kann, wird durch Löſung der Kanonen dazu das Signal gegeben. Nun ſtrömt Alles den Kirchen zu, und alle ſich treffenden Bekannte küſſen ſich mit dem Gruße: Chriſtus iſt auferſtanden. Dabey beſchenkt man ſich wechſelſeits mit Eyern, die in der vornehmen Welt ſchön gemahlt, und von Andern wo möglich wenigſtens gemahlt, verſchenkt werden. Es gibt auch noch andere Dinge, die man verſchenkt und ſich ſchenken läßt, und wer es vermag, erſcheint bey dem Feſte in neuen Kleidern.

Der gemeine Mann, welcher ſeit Aſchermittwoch ſich nur des Leinöhls bedient, und faſtlich ſparſam gelebt hat, ſeufzet gar ſehr nach dem Oſterfeſte. Am Sonnabend Abend geht er um 10 Uhr in die Kirche, bleibt bis 12 Uhr dort, und geht dann nach Hauſe, um ſich bey einem Gelage, welches bis zum folgenden Mittag dauert, ſchadlos für ſein bisheriges Faſten zu halten. Was ſich ſieht, reicht ſich darauf gefärbte Eyer mit dem ſchon angegebenen Gruße. Geringeren wird nach der Umarmung auch mit der Antwort ein Geſchenk von einigen Kopeken gereicht. Die harten Eyer werden an dieſem in ſo großer Menge verſchlungen, daß ſie den Genießenden oft große Ungemächlichkeiten verurſachen; ja, man will Beyſpiele haben, daß Menſchen davon geſtorben ſind.

(Schluß folgt.)

Umblicke*).

Zu London beſteht eine Geſellſchaft (in oberdeutſcher Sprechart gewöhnlich ein Verein genannt), die vielleicht auch anderswo auf ähnliche

---

*) Werden fortgeſetzt.

Weiſe nachgeahmt zu werden verdiente. Sie heißt: Society of guardians for the protection of Trade, against Swindlers and Sharpers. (Geſellſchaft von Aufſehern zum Schutze des Handels gegen Schwindler und Gauner). Die letztere gedruckte Einladung, die uns davon zu Geſicht gekommen, iſt vom Monath November 1818, und iſt unterzeichnet: **Richard Clark**, Präſident; Ritter **Georg Bridges**, Aldermann, Vicepräſident; **Wilhelm Pread** und Comp., Schatzmeiſter; **Foſt** und Sohn, Secretär.

* * *

Der Graf **Andreoſſy**, ehemaliger franzöſiſcher Bothſchafter zu Conſtantinopel, ſpricht in ſeinem unlängſt erſchienenen Werke über den Bosphorus, mit großem Lobe von dem jetzigen Sultan. **Mahmud** II. (erſt 34 Jahr alt) ſey ungemein arbeitſam, unternehmend, von einem frommen und ſittlichen Sinne, in ſich verſchloſſen; und er habe die türkiſche Geiſtlichkeit, die ſonſt einen wichtigen Einfluß in die Ränke des Serails nahm, ausdrücklich von ſeinem Harem ausgeſchloſſen. Wir bemerken bey dieſer Gelegenheit, einen vor einigen Monathen in Bogengröße erſchienenen gedruckten Verſuch über die türkiſche Geſchichte von dem Hrn. Raugrafen **Wackerbart** geſehen zu haben, welcher dieſem Sultan zugeeignet iſt. Eine eben ſo ſeltene Sache, als daß man darin manchen türkiſchen Fürſten, die gewöhnlich als tolle Gewaltherrſcher geſchildert werden, Gerechtigkeit widerfahren läßt.

* * *

Von unſerem Landsmanne **Mälzel**, dem verdienſtlichen Erfinder des Panharmonikons und des muſikaliſchen Zeitmeſſers, wird zu London der uns bekannte mechaniſche Schachſpieler und Trompeter mit fortwährendem Beyfalle um einen ziemlich hohen Eintrittspreis gezeigt.

* * *

Zu London bey **Smethurſt** wird eine neue Art von Lampen verkauft, die vorzüglich bey Gaſtmählern und Tafeln ſehr anwendbar ſind, und worauf die Staatsverwaltung ein Vorrecht (Patent) bewilligt hat. Vielleicht wäre es nützlich, wenn eine ſolche Lampe zur Nachahmung beſtellt würde.

* * *

In einer jüngſthin bekannt gemachten Reiſebeſchreibung von Buenos-Ayres über die Cordilleras, findet der Verfaſſer eine außerordentliche

Aehnlichkeit der dortigen Gegend mit den in der andern Halbkugel der Welt liegenden Steppen Rußlands. Weit ausgedehnte Ebenen von dürrem Boden, wo nur weniges Geſträuch ſich zeigt; die Flüſſe beſonders aber die Teiche und Seen enthalten ſehr viele ſalzige Beſtandtheile. Die Bewohner ſind Hirtenvölker, die in Hütten oder Zelten ſich aufhalten, die von einer unbeſchreiblichen Menge von Moſquiten (nicht Moſcoviten) umſchwärmt werden. Die Antilopen und Schakals ſind in beyden Ländern einheimiſch.

* * *

Jeder Gedanke des unſterblichen Franklin verdient der Nachwelt aufbewahrt zu werden. Folgender launige Einfall von ihm ſcheint wenig bekannt worden zu ſeyn. Da er als Bothſchafter nach Paris kam, ließ er in die dortigen Zeitungsblätter einrücken: »Ich habe hier eine Beobachtung gemacht, die für einen großen Theil der Einwohner dieſer volkreichen Stadt eben ſo neu als merkwürdig ſeyn wird; daß man nähmlich in dieſen Tagen des Monaths Junius ſchon um fünf Uhr Morgens deutlich ſieht, und die Spaziergänge um dieſe Zeit ſehr angenehm und erquickend ſind.«

Akbg.

Cross-Readings.

Aus demſelben neuen Witzmagazin, den Witzfunken und Lichtleitern, (die, beyläufig geſagt, es ſich noch nicht in den Sinn haben kommen laſſen, das hieſige Briefträger-Neujahrsbüchel zu plündern –) welches uns in Nr. 33 das comiſche Auctions-Verzeichniß geliefert hat, theilen wir hier eine Parthie Cross-Readings mit, (ſonderbare Nonſenſicalia nähmlich, die ſich ergeben, wenn man bey Büchern oder Zeitungen, die in Spalten gedruckt ſind, die Zeilen über die Spaltung hinweg der Länge nach fortlieſet):

Es iſt ein eichner Weißzeugſchrank und eine Rolle . . . von den Ruſſen bey Bender mit gefälltem Bajonet in die Flucht geſchlagen, und die Leichname . . . ſind zur fünften Claſſe der ein und zwanzigſten Lotterie bey mir zu haben. — Es ſind verſchiedene Sorten baumwollene und wollene Mannsſtrümpfe . . . aus dem hieſigen Stadtgefängniſſe entſprungen. — Unter die Armen der Stadt ſind abermals 200 Klafter ... Branntwein zum Gebrauch der Mannſchaft auf der Flotte ... in Kupfer geſtochen worden. — Zur erſten Claſſe der 22. Lotterie ſind annoch ... nach dem Kirchenbuche 128 unehliche Kinder geboren, und ... gratis zu haben. — Der Pohlniſche Geſandte, Fürſt v. P. ... mit Stallung, Wagenremiſe und Keller iſt ... mit dem Hypothekenbuche, Seite 1309 Lit. N. geſtohlen worden, und wird gebeten, ſolchen gegen ein Recompens ... zentnerweiſe zu verauctioniren. — Ein Catalog von mediciniſchen, juridiſchen und philoſophiſchen Büchern ... welcher ſchon bey verſchiedenen Herrſchaften als Kutſcher gedient, wünſcht ... eine Witwe mit 4 unerzogenen Kindern. — Es ſind hundert Thaler Friedrichsd'or, zu 4 Prct. ... wegen Ochſendiebſtahl ... in Glas und Rahm ... aus dem Gefängniß entſprungen. — Im vorigen Jahre ſind hier überhaupt 102 Schiffe angekommen ... haben erſt den Staupbeſen, hernach das Brandmahl auf beyden Backen erhalten. — Die Dame Lamotte, welche in ihrem Gefängniß beſtändig den Tod anrief, ... hat an vielen Orten einen halben Fuß hoch auf dem Felde gelegen. — Ein hundert Friedrichsd'or ... von dickplutzigem Geſichte ... mit einer Schmarre über die Backe ... attaquirten die Schildwachen, wurden aber ſogleich verhaftet. — Johann von Schwaben, ein Trauerſpiel in 5 Aufzügen ... ſucht auf dem Lande als Schreiber unterzukommen. — Mein Collegium über die Experimental-Phyſik ... ein Burſche von 15 Jahren iſt allhier aus der Lehre ... zu Ende des Mai auf der ſüdl. Hemiſphäre ohne Ferngläſer geſehen worden. — Die Herzoginn von N. iſt von Rom nach Neapel ... durch das Fenſter herein gefahren und längs des Bodens die Dielen verſengt, iſt nachher den Schornſtein herunter ... in Ruſſiſche Gefangenſchaft gerathen. — Klippfiſche, das Pfd. 9 Pfennige, und Stockfiſche zu 18 Pfennigen das Pfd. ... welche an dem Nachlaſſe des Glaſers David Anſpruch machen, ... ſind mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht worden. — Unter dem Donner der Kanonen und Läuten der Glocken ... ſind im weißen Schwan wieder Braunſchweiger Würſte angekommen, ... und vorigen Sonntag zum dritten Male aufgeboten worden. — Bey der Belagerung von Glogau ſind 5000 Kanonenſchüſſe ... von der Weide geſtohlen worden.

Novelliſtik.

Ueber Roſſinis Compoſition der Gazza ladra. — Gazza ladra! diebiſche Elſter! dieß iſt der Centralpunct des Werks, der Repräſentant des Schickſals, der böſe Dämon, der in einen Mantel von ſchwarz und weißen Federn gehüllt, über dem Haupte der ſchuldloſen Sterblichen ſchwebt, und ſein furchtbares »Wehe-Geſchnicker« mit drohendem Kopfnicken, gleich dem Geiſte Don Juans, hören läßt, welches er ungleich dieſem, aber um ſo rührender mit dem Wackeln ſeines Schweifes noch begleitet!

Dieſen ornithologiſchen Schickſalsknoten in ſeiner ganzen bedeutenden Tiefe ahnen zu laſſen, ohne dadurch dem Gebiethe des Wunderbaren ſchon im Voraus etwas zu benehmen, und der darin waltenden Geſchichtsfabel räthſelhafte Verwebung ſchon voraus zu verrathen — war die große Aufgabe, welche dieſer Meiſter dadurch löſte, daß er ſich als diebiſche Elſter perſonificirte, und ſich in der Ouverture mit dem Schnabel die eigenen Schwanzfedern ausrupfte, welche ihm im Tancred und Othello zu ſo einem hohen Fluge verholfen hatten.

Den unverwelklichen Kranz, welchen er durch dieſe muſikaliſche Mahlerey ſich als feiner Charactermahler mit humoriſtiſcher Selbſtverlachung um die Stirne gewunden hat, wird kein Neid und keine Scheelſucht ihm entwinden, ja, es wird ein Jahrhundert vergehen, ehe der Würfel des Zufalls wieder eine ſolche Conſtellation durch die Erfindung eines Operntitels herbeyführen wird, an der das Genie eines Compoſiteurs durch ſo kühne Erfindung ſich wieder einmal erproben könne. Wie thöricht und unverſtändig iſt daher der gemeine Vorwurf der Welt, welche behauptet, es verrathe eine Geiſtesarmuth, wenn man in Tancred, Othello und Gazza ladra immer dieſelben Gedanken wieder aufgewärmt findet, und wenn dieſe Welt glaubt, der Compoſiteur gefalle ſich in ſeiner eigenen Schönheit, und coquettire damit. Nein, es iſt dieß der umgekehrte Fall, und hat ſicher weit mehr Selbſtbeherrſchung gebraucht, als man einem Compoſiteur zutrauen ſollte.

Einige critiſche Geiſter werden mir vorwerfen, es ſey doch ein Fehler, daß Roſſini dadurch ſeine Ouverture allzutragiſch gehalten habe, weil die arme Magd Ninette eigentlich keine tragiſche Perſon ſey, ſondern weil ihr nur ein ſogenanntes Küchen-malheur zuſtoße, indem ein Silberlöffel wegkommt, und ſie dadurch mehr unſer Bedauern erregen könne, als den Zorn des Schickſals.

Freylich kann kein Engel oder makelloſer Sterblicher in die drohende Verflechtung des Schickſals gezogen werden, weil dieß unſere Seele empören würde, aber iſt Ninette ein Engel? — Verlezt ſie nicht die höchſte Tugend, welche in dem Buſen einer Köchinn gleich einer unerlöſchlichen Flamme lodern, und dadurch unſere Bewunderung erregen ſoll — die Tugend, daß ſie auf ihr Silberzeug Acht habe? Sophokles ſelbſt würde es nicht läugnen können, daß ſie hierdurch zur tragiſchen Perſon wird, und ſich noch mehr dazu im Erfolg des Stücks eignet, weil dieſe Silberlöffel, und ſogar auch der größte darunter, der Vorleglöffel durch einen ganzen Act auf der Gaſſe liegen bleiben. Hier iſt das Hereindrohen des Schickſals meiſterhaft gezeichnet, welches ſeinen Bliz in der Wolke zurückhält, indem auch der Jude oder ein Bauerjunge die Gräuelthat hätte vollziehen können. Alſo hatte Roſſini Recht, die Ouverture gleich in ſo tragiſchem Character durch die Perſonificirung der Elſter anzulegen.

Einige gehen in ihrem muſikaliſch-techniſchen Eifer ſo weit, daß ſie die Anſtrengung tadeln, welcher der Tonſetzer das ganze blaſende Orcheſter, beſonders die Clarinetten und Oboen ausgeſetzt hat, indem er ihnen Paſſagen auferlegt, welche durch den Gebrauch allzuvieler Klappen im Vortrag alle Rundung verlieren, und oft halsbrechend ſind. Wie irren dieſe wiederum, denn auch dieſes iſt eine Ahnung von der Gefahr, welche er allen ſeinen Singſtimmen zugedacht hat, und die ſie gewiß nicht ſo gut beſtehen würden, wenn der Schöpfer am Halſe eines Sängers ſo viele Klappen angebracht hätte, als die Inſtrumentmacher an den Clarinetten. Die Höhe und Tiefe, welche ein Sänger in den Parten der Gazza entwickeln muß, iſt in der Ouverture dadurch ſattſam dargethan, und gibt einen völligen Vorgeſchmack zu künſtlichen und bizarren Figuren.

In der Folge wird dieß blaſende Orcheſter noch mehr in Athem geſetzt, daß es kaum wieder zu Athem kommen kann, und Manchem die Lippen wehe thun müſſen. Wie würden alle dieſe Leute ſich über ihren Schmerz beruhigen, wenn ſie bedächten, daß im Schauſpiel die Tugend erſt am Schluſſe des letzten Aufzugs belohnt, und das Laſter beſtraft wird! Noch mehr Troſt zu Ertragung ihrer Prüfung und Leiden würde es ihnen aber ſeyn, wenn ſie bedächten, daß in Italien gewöhnlich fünf Clarinettiſten beſtimmt ſind, einer zum Solo, zwey zum Piano, und zwey zum Tutti-Blaſen, welche ſich alſo auf dieſe Weiſe erholen, und die Strapaze leicht aushalten können. Sie ſollten ſich auch dadurch zu tröſten ſuchen, daß ſie bedenken, wie es da gehen wird, wo man nicht treſſliche blaſende Inſtrumentalvirtuoſen hat, und wo die guten Leute ſich vielleicht des Stratagems werden bedienen müſſen, welches einen alten Baßſänger ſo oft aus der Noth half, der bey tiefen Tönen den Mund öffnete, ohne einen Klang von ſich zu geben, ſo daß nun jeder glaubte, er ſey der einzige, der dieſen Ton überhört habe.

In der Anlage und Ausführung des Buffo (der Podeſta) liegt ein Meiſterzug, der einen Beweis liefert, wie ſehr Roſſini von der poetiſchen Gerechtigkeit und ihrer Handhabung im Drama durchdrungen iſt. Denn da dieſer ruchloſe Verführer am Leben bleibt, ſo hat der Tonſetzer, aus gerechtem Haſſe gegen das Laſter, ihm eine ſolche Parthie geſchrieben, daß, wenn er dieſe ſchweren Paſſagen, dieſe Violoncellvariationen, dieſe Triolen und Salti mortali alle rein herausbringen will, er nothgedrungen ſeinen Geiſt doch nach der Hand aufgeben muß, denn entweder ſtirbt er an einer Berſtung der Blutadern, oder an einer Stimmſtockszerbrechung.

Die übrigen Perſonen, beſonders Rinette und Gianetto haben ſehr liebliche und oft reizende Geſangſtüke, welche das Gemüth wahrhaft anſprechen, und von der glücklichen Stunde zeugen, in der R. das Glück hatte, ſie zu erfinden. Es ſind Enſemble-Stüke da, welche Roſſini große Ehre machen, und ſeine Geſchicklichkeit beweiſen, wenn er nur will. Aber wunderbar iſt, wenn die Todtenrichter das Urtheil ſprechen, und nach einem Moment dumpfer Stille, plötzlich ihren Haß gegen das Laſter in einen Deutſchen losbrechen laſſen.

Es ſcheint, als habe R. damit dem unſchuldigen Schlachtopfer wollen heimlich zu verſtehen geben, es ſey nicht Ernſt mit dem Halsbrechen, und ſie könne darauf rechnen, daß auf der nächſten Kirchweih ſie wieder deutſch tanzen werde.

A.

Der zu Paris erſcheinende Observateur des Modes; petite revue morale et politique fährt fort, recht intereſſant zu ſeyn. Leichte, geiſtreiche Aufſätze über Gegenſtände der Mode; eine Chronik der dramatiſchen Neuigkeiten, der neuen Romane, Muſicalien, Kupferſtiche ꝛc. bilden den Inhalt, und wechſeln in jedem Heft. So artig aber der Text iſt, ſo mittelmäßig ſind die illuminirten Modenabbildungen; dieſe müſſen gegen die der hieſigen Modenzeitung weit zurück ſtehen. In dem vor uns liegenden, ſo eben angekommenen 8. Heft des 3. Bandes leſen wir unter Andern, daß in England ein Geſetz beſtehe, das Jedermann, weß Standes oder Alters, verbiethet, andere als metalline Knöpfe zu tragen. Jene Perſonen, die gleichwohl welche von Tuch oder Seide tragen wollen, ſind verhalten, wenigſtens die Form der metallenen zu beobachten (d'en prendre le moule en metal), um ſie dann dem Polizeyofficier zu zeigen ꝛc. Die Folgſamkeit, mit der man ſich in dieſem Lande der Freyheit einem ſolchen Befehl unterwirft, müßte allerdings in Erſtaunen ſetzen, wenn man nicht bedächte, daß ſie aus dem Nationalgeiſt hervorgeht, und daß ohne ſie die beträchtlichſten Fabriken und eine ungeheuere Anzahl von Arbeitern des Unterhaltes beraubt würden. Der Herausgeber des Observateur wünſcht bey dieſer Gelegenheit, daß ein ähnlicher Geiſt, ohne erſt durch Edicte hervorgerufen zu werden, ſich auch zu Gunſten der franzöſiſchen Fabriken zeigen möchte.

Von dem gegenwärtigen Zuſtand des Bettelweſens in England gibt die Nürnberger-Handelszeitung folgende characteriſtiſche Anſicht: England, dieß Reich der Extreme, wird eigentlich nur bewohnt von Armen und Reichen, und wenn die Ausbreitung eines wohlhabenden Mittelſtandes den ächten dauerhaften Kern der Landeswohlfahrt bildet, ſo beſitzt Britannien dieſen nicht. Man glaubt die Zahl der Herumtreiber auf Almoſen ohne Dach und Fach in London auf 10,000 ſchätzen zu können, die, einzeln, und in Familien, wo ſie zur Nacht nun eben ſich befinden, ihr Bette machen, die Erde zum Lager, und den Himmel zur Decke nehmen. Dieſe 10,000 und noch gar viel 10,000 mehr, ſchnappen nach den Broſamen, ſo von des Reichen Tiſche fallen. Mit Worten beläſtigt wird man nur zur Abendzeit; ſie ſprechen den Vorübergehenden nicht an. Ein alter Neger, kaum 4 Fuß groß, einen Beſen zum Straßenkehren ſtets in der Hand führend, tritt unter dieſen Bettelfiguranten beſonders auffallend hervor. Das Betteln mit dem Munde läßt ſich wohl verbiethen, aber nicht das ſchweigende Almoſenflehn. So behängen ſie ſich mit großen Zeddeln, in welchen geſchrieben und gedruckt die rührendſten Elendsgeſchichten zu leſen ſind ꝛc.

Die hohe Achtung und Liebe, welche ſich der verſtorbene Füger, als gebildeter Menſch, als Künſtler und als Director der Academie erworben, macht ſeinen Verluſt für viele ältere und jüngere Künſtler, denen er als Freund oder Lehrer theuer war, äußerſt ſchmerzlich. Ungeheuchelt ſprach ſich dieſe innige Trauer über ſeinen Verluſt in der ganzen zahlreichen Begleitung aus, die ſeiner Beſtattung beywohnte. Bey Vielen erzeugte ſich der Gedanke, ein, ſein Andenken erhaltendes Monument zu errichten. Aufgemuntert hiedurch, eröffneten die Herren Zauner, Klieber und Kininger eine Subſcription zu dieſem Behufe (woran jedoch bloß Künſtler Theil nehmen ſollten). Der erſte Entwurf war, ein prunkloſes doch ſchönes Grabmahl von geſchliffenem Granit zu errichten; allein die Ueberzeugung, daß die Auslagen für ein ſolches Monument die Kräfte der Subſcriptions-Kaſſe überſteigen würde, und daß auf dem ſehr entlegenen Gottesacker dieſes Denkmahl doch nur von Wenigen geſehen, es auch der Zerſtörung durch die Zeit zu ſehr ausgeſetzt wäre, mithin der eigentliche Zweck dieſer Unternehmung nicht erreicht würde, führte auf die glücklichere Idee einer Preisſtiftung von dem eingegangnen Gelde; und von dem Ertrag derſelben jährlich an eine der verſchiednen Kunſtklaſſen der Academie, eine mit Fügers Bruſtbild und einer paſſenden Inſchrift gezierte goldne Preismedaille *) für die gelungenſte Zeichnung von eigner Erfindung, zu verleihen Hiermit glaubt man Fügers Andenken beſſer zu ehren, und ſein Beyſpiel eifrigen Strebens nach immer höherer Kunſtvollkommenheit daurend und nützlich zu erhalten, welches wohl ſchwerlich durch irgend ein Grabmonument erreicht worden wäre. Das Stammkapital iſt von der Art, daß man von den Erträgniſſen ſchon jetzt im Stande iſt, zwey Kunſtklaſſen zu betheilen, und man hofft, daß durch kluge Verwendung der ſich ergebenden Ueberſchüſſe man in einer Reihe von Jahren im Stande ſeyn dürfte, dieſe aufmunternde Stiftung noch mehr auszudehnen. K.

Zuverläßigen Nachrichten aus Bergen in Norwegen zufolge, hatte man dort bereits über 100,000 Tonnen Heringe dießjährigen Fangs geſalzen, und in Tonnen geſchlagen; und man war bey Abgang der Poſt noch in vollſter Thätigkeit in dieſem ſo einträglichen Erwerbszweige.

Der Bauchredner und Phyſiker Comte hat ſich jüngſt vor dem Perſiſchen Geſandten in Paris gezeigt, und unter Andern einen Luftball mit den perſiſchen Inſignien aufſteigen laſſen. Dieß hat dem Geſandten ſo gefallen, daß ihm derſelbe ein eigenhändiges Empfehlungsſchreiben an ſeinen Kaiſer zukommen ließ.

In Nr. 17 des Conv. Bl. haben wir erzählt, daß zu Baltimore eine gewiſſe Maria Davis als öffentliche Zänkerinn die in den engl. Geſetzen ausgeſprochene Strafe des Untertauchens ins Waſſer, hat erleiden müſſen. Dabey bemerkten wir, daß das förmliche Edict dieſer Strafe, ergangen auf der ſpäterhin ſo merkwürdig gewordenen Inſel St. Helena in der neuen Auflage der hiſtoriſchen Raritäten enthalten ſey. Nachdem dieſe nun erſchienen ſind,

---

*) Der k. k. Münzgraveur, Herr Lang, eben ſo vortheilhaft bekannt durch ſein ausgezeichnetes Kunſttalent, als durch ſeinen uneigennützigen und regen Eifer für die Beförderung alles Schönen und Guten, hat ſich erbothen, die Stempel hierzu gratis zu liefern.

wollen wir jenen (im Jahr 1709 ergangenen) »Tagsbefehl gegen die Klatſchzungen« hier vorbringen: »In Betrachtung, daß viele muſſige Schwätzerinnen auf der Inſel es ſich zur Beſchäftigung machen, von einem Hauſe zum andern zu rennen, und allerley ſchädliche und ärgerliche Gerüchte auf Rechnung des beſſern Theils der Einwohner zu erfinden und zu verbreiten, und dadurch nicht nur unter den Nachbarn, ſondern öfters ſogar unter den Ehegenoſſen, Streit zu erregen, und den Samen der Zwietracht auszuſtreuen, welches Betragen jeder Freundſchaft und guten Nachbarſchaft zum Verderben gereicht, und allen friedliebenden Leuten Verdruß und Unruhe verurſacht; in der Abſicht, ſolche Mißbräuche zu beſtrafen und abzuſchaffen, ſo wie auch allen Mißhelligkeiten ein Ziel zu ſetzen, und die Verhältniſſe der Freundſchaft und Liebe zu behalten, und aufs Neue zu beleben, haben wir verordnet und verordnen: daß alle Weibsperſonen, welche von heute an überwieſen werden können, Reden und Gerüchte von Hauſe zu Hauſe getragen, Zänkerey angeſtiftet, verläumdet, ſich der Trunkenheit oder irgend eines anderen notoriſchen Laſters ſchuldig gemacht zu haben, entweder durch Untertauchen unter das Waſſer beſtraft, oder mit körperlicher Züchtigung belegt, oder ihre Vergehungen auch auf irgend eine andere Art geahndet werden ſollen, je nachdem der Fall es erfordert, und der Gouverneur ſammt dem Magiſtrat es zuträglich erachten.« Man mag dieſes Edict ſowohl von Seite ſeiner Motivirung als ſeines Endzweckes, im Ernſt oder im Scherz betrachten, ſo wird man nicht umhin können, zu wünſchen, daß wenigſtens ein ähnliches auch in unſerer bürgerlichen Geſellſchaft ergehen möge. Aber — für den Fall, daß die Ahndung dieſelbe bliebe — wie würde es dann mit dem Beſtand unſerer Schifffahrt ausſehen?!« — — Aehnliche Curioſa enthält dieſes Werk viele. Es iſt aus Chroniken und vielen andern alten und nicht alten, ungedruckten und gedruckten Schriften geſammelt, und von dem bekannten Verf. neu bearbeitet. Eine ſtarke Auflage war in kurzer Zeit vergriffen, und dieſe zweyte verbeſſerte iſt in dem Verlage der erſten, bey Ant. Doll, zu haben. Der Verf. hatte nur den Zweck, durch ein ſo intereſſantes Vehikel als die Geſchichte, zu unterhalten, und iſt bey dieſem, auch einer früheren Periode angehörigen Werke, von wiſſenſchaftlichen oder äſthetiſchen Anſprüchen, weit entfernt.

In einer vielgeleſenen auswärtigen Zeitſchrift iſt eine gar poſſirliche Läſterung des Converſationsblatts enthalten. Sie iſt ſo plump und unvorſichtig, daß ſie ſich Jedermann, der ſie mit dem Conv. Bl. und der Individualität ſeines Redacteurs zuſammen hält, auf den erſten Blick als das Werk perſönlicher Gehäſſigkeit ankündigt. Da, wo man das Converſationsblatt kennt, hat jene famoſe Correſpondenz-Nachricht gar nichts zu bedeuten; im Ausland ſelbſt, wohin jenes noch nicht gekommen ſeyn ſollte, wird ſie durch günſtige Ausſprüche anderer unpartheyiſcher Blätter genugſam widerlegt; und der animoſe Einſender hat demnach nichts erreicht, als ſeine eigene Beſchämung. Dieſe Zeilen ſind mit andern Worten nur die Wiederholung einer Notiz in Nr. 36 unſeres Blattes, weil wir uns nicht dem Anſchein ausſetzen wollen, als wäre ſie zufällig.

In Nr. 38 Seite 456, Zeile 9 von Unten, muß es ſtatt ille, heißen illae.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationsblatt.

41.

Freytag, den 21. Mai 1819.

Etwas über die Gemählde-Sammlung der Gebrüder Boiſſerée in Heidelberg*).

Von Wilh. Hebenſtreit.

— Man erzählte mir in Stuttgard, daß Heidelberg größtentheils in Nebel gehüllt ſey, und ein Engländer, welcher nach mehrwöchentlichem Warten, ohne die ſchöne Gegend geſehen zu haben, abgereiſet war, ſeinen nach fünfzehn Jahren ebenfalls von dort zurückgekehrten Landsmann gefragt habe: »Regnet es noch in Heidelberg?

Das war nun weder bey meiner Anweſenheit im Monathe July 1818 der Fall geweſen, noch fand ich es jetzt am 10. November; denn kaum hatte ich meine Wohnung betreten, ſo beleuchtete der Mond freundlich die Fenſter, und die Berge lagen im Lichtdunkel ausgebreitet vor mir. Die heiterſte Witterung belebte die folgenden Tage.

---

*) Skizze aus meinen noch ungedruckten Reiſebemerkungen. 1818. 1819. (Die Gemählde-Sammlung befindet ſich jetzt in Stuttgard.)

Ich durchſuchte nicht mehr die Ruinen des Schloſſes; ſie waren mir ſchon bekannt, auch ſind ſie vielfältig beſchrieben; wohl aber ergötzte ich mich von der entgegengeſetzten Seite, jenſeits der ſchönen, unter *Carl Theodor* 1784—1786 erbauten ſteinernen, Neckarbrücke an den wahrhaft mahleriſch beleuchteten Baumgruppen um, unter und über dem Schloſſe. Noch war das Laub nicht abgefallen, ſondern ſchattirte durch Grau, Gelb, Grün wunderbar ineinander. Wer dieſe reitzende Gegend beſucht, betrete ja den in der Mitte des, der Stadt gegenüberliegenden, Weinberges hinlaufenden Fußſteig, auf welchem man eine der herrlichſten Anſichten des Neckar-Thales gewinnt ꝛc. —

Die mit Recht geprieſene Gemählde-Sammlung der Gebrüder *Boiſſerée* beſteht aus mehr als zweyhundert Bildern, die durch Zufall, koſtſpielige Reiſen und Ankäufe zuſammengebracht, ſich auszeichnen: durch Seltenheit, Reinheit, glückliche Erhaltung und Wiederherſtellung, beſonders aber, wie *Göthe* *) ihr nachrühmt, durch *reine geſchichtliche Folge*. Hier will ich nur eines Theils derſelben, der beynahe noch ganz unbekannten Schule des *Johann v. Eyck*, erwähnen. Von dieſem Meiſter wurden wir, als ihm entſchieden angehörig, drey Bilder vorgewieſen.

Das große Bild, eine fortſchreitende Trilogie, beſteht aus einem Mittelbilde und zwey Seiten- (Flügel-) Bildern. Auf dem linken Flügel die *Verkündigung*. Der Engel erſcheint *Marien*: Ave gratia plena, Dominus tecum! noch ſchwebend, im Begriffe, die Erde zu berühren. Zu ſeinen Füßen eine Lilie. Sein Gewand weiß, ins Violette ſpielend; ſein Haar blond; ſein Geſicht rein idealiſch, im trefflichſten Gegenſatze der Porträte auf dem Mittelbilde. Man fährt, beym Fortziehen des Vorhanges, unwillkührlich vor Ueberraſchung und Erſtaunen zurück, und wird von dieſer herrlichen Figur dennoch immer wieder unwiderſtehlich angezogen. Das Zimmer iſt verſchloſſen, ſchmal, hoch, von oben erleuchtet, zierlich, und alles darin auf Unſchuld deutend. In der Mitte die Mutter mit dem Kinde: die *Anbetung der Könige*; unbezweifelt Porträte, ungemein characteriſtiſch. Innige Demuth im Blicke der Knieenden, edler, ja ſtolzer Aus-

---

*) Ueber Kunſt und Alterthum in den Rhein- und Mayn-Gegenden, von *Göthe*. Erſtes Heft. Stuttgard bey *Cotta*. 1816.

druck in der Haltung des dritten Stehenden. Bildhauer mögen das Plaſtiſche ſeines Nackens bewundern. Der Ton des ganzen Gemähldes iſt rein und edel, fern von allem, was an Gemeinheit und Niedrigkeit erinnern könnte. Der Stall iſt freylich da; der Eſel an ſeiner Krippe auch; der Ochſe, gleichſam verwundert um ſich blickend, ebenfalls; allein durch die Säulen des Stalls, in freyeſter Ausſicht, blickt man in das ſchöne Blau des Himmels, ſich ausdehnend und verlierend in waſſerreicher Weite, und überall bemerkt man einen höheren, das Irdiſche heiligenden Schimmer. Zur Rechten: die Weihe des Kindes im Tempel, und, im völligen Gegenſatze des erſten Zimmers zur Linken, der Theil eines runden Tempelgebäudes von mehreren Stockwerken; in den Säulenhallen die ausgebildete Kunſt der Perſpective; an den Gewändern der knieenden, ſtehenden, ſitzenden Figuren der höchſte Grad der Täuſchung in der Nachahmung des Pelzwerkes, des Sammets, der wollenen Zeuge, des Goldſtoffes, der Perlen und der buntgewirkten Teppiche.

Gleiche Trefflichkeit in dieſer Hinſicht biethet das zweyte Bild dar, vorſtellend: den Tod der Maria; ſitzend, im Momente des Entſchlummerns, leicht himmelblau gekleidet; die Drapperie des Betthimmels und die Verzierungen der Kopfpolſter eben ſo kunſtreich, als der Ausdruck der, die Hauptfigur umgebenden, Perſonen in ihrer Trauer kräftig und ſprechend. Auch hier treten die Figuren gleichſam plaſtiſch hervor.

Ein drittes Bild ſtellt vor: die Mutter Maria dem Kinde die Bruſt reichend, vor ihr Lucas, ſie zeichnend. Eine überaus anziehende Madonna, liebreich und edel, ſanft und kräftig, mit allen, den vorigen Gemählden nachgerühmten, Vorzügen, beſonders mit einer Verſchmelzung des Wirklichen und Idealen, wovon erſteres jedoch vorherrſchend iſt.

(Fortſetzung folgt.)

* * *

Ein neues Schlangenungeheuer

beſchreibt der Engländer Clarke Abel in ſeinem (1818) herausgegebenen Tagebuche *). Er hatte bekanntlich den Lord Amherſt auf deſſen Geſandtſchaftsreiſe nach China, als Naturforſcher, begleitet. Die Art läßt er unbeſtimmt. Deſto merkwürdiger iſt, was er von ihrer Naturgeſchichte zu erzählen weiß.

---

*) Zſchokke Ueberſetz.

Man brachte ihm zu Sirang auf der Inſel Java, eine Haut der großen javaniſchen Schlange, die ohne den Kopf 9 Schuh Länge hatte. Oft ſoll ſie über zwanzig Schuh lang ſeyn. Dieſes Ungeheuer, das ſich gewöhnlich in Sumpfgegenden aufhält, und zu den Häuſern ſchleicht, um das Geflügel in den Ställen zu überraſchen, verzehrt auch Ziegen, Schafe, Schweine u. ſ. w., Thiere, die es mit Haut und Haar unzerſtückelt verſchlingt. Eine Schlange dieſer Art ward in Java einſt getödtet, welche einen Hirſch von mittlerer Größe im Leibe hatte, deſſen Haut noch ganz unverletzt war. Ja in einem andern fand man ſogar eine ſchwangere Frau.

Billig mag man zu ſolchen Geſchichten den Kopf ungläubig ſchütteln. Was inzwiſchen Clarke Abel erzählt, der endlich ſelbſt eine lebendige Schlange fütterte, macht das Unwahrſcheinliche glaubwürdig.

In Batavia wurde eine ſolche lebendige Schlange in einem Käfig ernährt. Sie war achtzehn Schuh lang, und hatte, wo ſie am dickſten war, achtzehn Zoll im Umfang. Der Kopf hatte nur eine Länge von fünf Zoll, und eine Breite von vier und einem halben Zoll. Die Breite von der Tiefe ihres Maules, oder der Oeffnung des Rachens, durch welche die getödtete Beute hinein muß, betrug nur etwas über achtzehn Linien. Ihre Farbe war bräunlich grün, mit durchſchimmerndem Purpur, ſchwarz und gelb. Der Rücken war braungrün, gelb gefleckt. Der Bauch braungelblich, ſchwarz gefleckt. Es war ein männliches Thier. Wenn es auf dem Erdboden ſtill lag, war es ſchwer von demſelben zu unterſcheiden und zu erkennen

Man gab dieſer Schlange gewöhnlich eine Ziege zum Gaſtmahl. Die Engländer brachten ſie auf ihr Schiff. Sie fraß da in ihrem Käfig in einem Monat zwei Ziegen, die man lebend zu ihr ins Gefängniß that.

Sobald ſie die Ziege bei ſich erblickte, erhob ſie den Kopf langſam aus der Mitte ihrer Ringe, in die ſie ſich zuſammengerollt hatte, betrachtete ihre Beute ein paar Sekunden lang, und berührte ſie mit ihrer Zunge. Die Ziege ſchien gar nicht erſchrocken, betrachtete die Schlange und beſchnoberte ſie aufmerkſam. Dieſe zog den Kopf etwas zurück, und ſchoß dann gegen die Ziege damit, um ſie ins Genick zu faſſen. Die Ziege empfing ſie aber mit den Hörnern, und trieb ſie ab. Zum andernmal fuhr die Schlange mit dem Kopf gegen die Ziege, packte ſie bey einem Bein, riß ſie an ſich, umwickelte ſie mit ihren Ringen, und erdrückte ſie durch ihr bloßes Gewicht. Binnen acht Minuten war die Ziege erſtickt, und von der Laſt erdrückt. Solch ein Thier iſt noch zu klein für die Schlange, als daß ſie es durch bloße Kraft der Umſchlingung zerdrücken könnte.

Die Schlange bewegte ſich, auch da die Ziege ſchon todt war, einige Minuten lang nicht. Endlich löſete ſie ihre Knoten, aber langſam und ſehr vorſichtig, als wollte ſie ſich erſt verſichern, daß ihr Raub wirklich leblos ſey. Nach dieſem legte ſie ſich in ſolche Stellung, daß ſie den Kopf der Ziege gerade vor ſich hatte. Sie fing an, die Schnauze derſelben zu berühren; dabey entfloß ihr viel Geifer. Darauf nahm ſie die Naſe zwiſchen die Zähne, und ſtrengte ſich an, den Kopf zu verſchlingen. Das war aber kein leichtes Stück Arbeit. Es ſcheint, die Ausdehnung ihres Rachens gehe Anfangs nur ſehr langſam vor ſich. Wenigſtens ein Drittheil der Zeit, die auf dieſes Gaſtmahl verwandt wurde, ging mit der Mühe vorüber, den Kopf zu verſchlucken. Die Hörner waren vier Zoll lang und auseinander geſperrt. Endlich glitten ſie hinein; dann machten die Vorderbeine mit der Bruſt neue Noth; aber in einigen Augenblicken war die Sache gethan. Der übrige Leib glitt leicht hinter. Es vergingen vom Anfang bis zum Ende der Mahlzeit 2 Stunden 5 Minuten. So oft ſich die Schlange zu einem neuen Schluck beym Hinterſchlingen bereitete, zog ſie mit ſtarkem Geräuſche die Luft ein.

Nichts ſcheußlicher als der Augenblick, da Bruſt und Schulterblätter der Ziege in den Rachen der Schlange hineingingen. Die Kinnladen der Schlange ſchienen brechen zu müſſen. Die Luftröhre ſtand 3 Zoll vor; die Ziegenhörner bezeichneten ſich im Hinterſchlund durch zwey Hügel der Schlangenhaut, als würden ſie dieſe durchbohren, denn die Schuppen derſelben klafften ganz auseinander.

So wie die Ziege verſchlungen war, rührte ſich die Schlange faſt gar nicht mehr. Sie fiel in eine Art von Schlaf oder Betäubung, aus der man ſie ein paar Tage lang umſonſt zu ſtören ſuchte. Ihr Durchmeſſer hatte ſich verdoppelt. Der dickſte Theil ihres Leibes hatte 3 Fuß im Umfang.

Dieſe Schlange ſtarb am einundvierzigſten Tag auf der Reiſe, nachdem man ihr die zweyte Ziege zu freſſen gegeben hatte. Herr Clarke Abel öffnete ſie. Es iſt hier nicht der Ort, ſeine Beſchreibung ihres Innern zu geben. Nur ſo viel merken wir noch an, daß die verſchlungene Ziege in den Magen der Schlange ganz und gar, und ohne äußere Verletzung hinabgeglitten war.

Ein gewiſſer Capitän Heyland in Java beſaß eine ſolche lebendige Schlange vom Jänner 1813 bis zum Juli. Sie trank alle Tage ein Viertelmaas Waſſer und gab von Zeit zu Zeit gelbe, harte Exkremente von ſich. Hunden, Katzen und Schweinen wollte ſie nicht an. Ziegen fraß ſie am liebſten, in Ermangelung derſelben aber auch Geflügel und Schafe. Vor den Schweinen ſchien ſie ſogar Scheu zu haben. Sobald man ihr eins brachte, rollte ſie ſich zuſammen und verbarg den Kopf. Gab man ihr Hühner, fraß ſie alle Tage. Hatte ſie aber eine Ziege verſchlungen, nahm ſie einen ganzen Monath nichts mehr zu ſich. Das größte Thier, welches dieſe Schlange hinterſchluckte, war ein Kalb.

Bey der Aufſchneidung der Schlange hat Clarke Abel gefunden, daß die untere Kinnlade nicht aus einem Stücke, ſondern aus zwey Knochen zuſammengeſetzt iſt, die von einer ſehr elaſtiſchen, großer Ausdehnung fähigen Haut verbunden ſind. Auch iſt die untere Kinnlade mit der obern durch mehrere ſehr ausdehnbare Intermaxillarknochen vereint. So erklärt ſich die Möglichkeit, wie durch den engen Schlund zuletzt große Thiere unzerſtückt hinabgepreßt werden können. Auch die Schuppen der Schlange ſind um den Hals weitläufiger, als auf dem übrigen Leibe, und unter dem Schlunde und Maul hat ſie gar keine Schuppen, ſondern nur Haut.

Novelliſtik.

Das perſiſche Heer wird auf 1,800,000 Mann angegeben. Kein Soldat darf je bewaffnet erſcheinen, als nur wenn er im Dienſt iſt. Will ein junger Menſch heirathen, ſo geht er mit einem muſicaliſchen Inſtrument vor das Haus ſeiner Geliebten. Gefällt er ihr, ſo kommt ſie heraus, und Beyde beſprechen nun ihre Heirath, dann benachrichtigen ſie ihre Eltern davon, und die der Braut bereiten die Hochzeit vor ꝛc.

Hr. Mongez zu Paris hat der Akademie der Inſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften daſelbſt eine Abhandlung überreicht, worin er die bey Donatus und Servius befindliche Nachricht, daß Virgil das 6. Buch der Aeneide in Gegenwart Auguſts und der Octavia vorgeleſen habe, vornehmlich aus dem Grunde beſtreitet, weil Seneca in der Consol. ad Martiam ſagt, Octavia habe nie ihres verſtorbenen Sohnes Marcellus wollen erwähnen laſſen, und deßwegen alle Gedichte zu ſeiner Ehre von ſich gewieſen.

In der Speyeriſchen Zeitung wird die Frage aufgeworfen: Warum das Heidelberger-Verzeichniß die Akademiker in Adelige und Unadelige eintheile? Von Standesungleichheit wiſſe man nichts in der gelehrten Republik, und da wo es aufs Lernen ankomme, gebühre nicht dem goldenen Helme, ſondern dem goldenen Kopfe der erſte Rang.

Von einer Demoiſelle Leſne, die in Paris Unterricht in der Compoſition und dem Pianoforte gibt, erſcheint ſo eben eine muſikaliſche Grammatik, in welcher die Verfaſſerinn das Wort Grammatik im eigentlichen Verſtande genommen, das heißt, ſämmtliche muſikaliſche Regeln auf grammatiſche Formen zurück geführt hat. So findet man in derſelben muſikaliſche Conjugationen und Declinationen, muſikaliſche Subſtantive, Adjective ꝛc.

Das Journal général gibt eine gedrängte Ueberſicht deſſen, was die nach China geſendeten Miſſionarien berichten. Pekings Bevölkerung wird auf 2 bis 3 Millionen Einwohner angegeben. Faſt alle Straßen ſind ſchnurgerade eine gute Meile lang, und etwa 120 Fuß breit. Mitten in dieſer ungeheuern Bevölkerung, wird man auch unaufhörlich durch Trupps von Menſchen aufgehalten, welche ſich um einen Neuigkeitskrämer, Taſchenſpieler, Sänger, und tauſend andere Arten Charlatans verſammelt haben. Wenn ein Mandarin ausgeht, ſo iſt er immer von ſeinem ganzen Tribunal begleitet; eben ſo ſind alle öffentlich angeſtellte Perſonen von Rang umgeben; dabey hat jeder Unterofficiant auch alle ſeine Diener bey ſich; kurz man ſieht lauter Suiten. Den Hofbeamten und Prinzen folgt ſtets eine Truppe Reiter, und da ſie täglich nach dem Schloſſe müſſen, ſo iſt unaufhörlich die Straße gefüllt. Zur Vermeidung jeder Unordnung ſtreifen indeß Tag und Nacht Leibgarden umher, welche mit einer — Peitſche jeden, ohne Unterſchied, für eine Unordnung züchtigen. Peking iſt aber noch nicht der Hauptort, ſondern Sou-Tcheon, in der Provinz Kian Nane. Hier iſt die Schule der größten Künſtler, der größten Gelehrten, der reichſten Kaufleute, der geſchickteſten Schauſpieler, Seiltänzer, Taſchenſpieler und der Aufenthalt der ſchönſten und kleinfüßigſten Weiber. Dieſe Stadt iſt dadurch die Modegeſetzgeberinn. Dagegen werden in einer andern Stadt, Yan-Tcheon, die galanten Vergnügungen am meiſten cultivirt. Eine Maſſe reizender junger Mädchen wird dort in Allem, was ihre Perſon geiſtig und nichtgeiſtig anziehend machen kann, unterrichtet. Yan-Tcheon iſt daher das Magazin der weiblichen Schönheiten für ganz China. Die Kaufleute in China ſind alle unendlich zuvorkommend; betritt ein Fremder ihren Laden, ſo nöthigt man ihn, ſich zu ſetzen und Thee zu trinken, wobey man Alles vor ihm ausbreitet, was ſeinen Geſchmack reizen kann. Kauft er auch gar nichts, ſo wird er doch mit gleicher Höflichkeit entlaſſen.

Unter den jetzt beſtehenden franzöſiſchen Zeitungen iſt die allerälteſte die Gazette de France. Sie exiſtirte ſchon zur Zeit des 30jährigen Kriegs, weßhalb man auch in ihren erſten Jahrgängen noch Kriegsberichte Wallenſteins findet, und war bis zum Anfang der Revolution eine ganz gewöhnliche Hofzeitung. Sie iſt jetzt ſehr mittelmäßig.

Es gibt in Philadelphia jetzt über 60 Buchdruckereyen, aus denen, außer einer Anzahl von americaniſchen Originalſchriften und Nachdrücken engliſcher Werke, 8 Tageblätter, zuſammen in mehr als 8000 Exemplaren, 9 Wochenblätter in mehr als 7000 Exemplaren und 4 andere, die theils 2 mahl, theils 3 mahl in der Woche erſcheinen, in beynahe 4000 Exemplaren hervor gehen. Überhaupt erſcheinen in Penſylvanien faſt 100 politiſche Zeitungen. Die geleſenſten periodiſchen Schriften ſind: the Port folio, the American Review, von Robert Walsh d. Jüng. und the American Register of History, Politices and Sciences.

Wie thätig die Iſraeliten auch in die nicht iſraelitiſche Journaliſtik eingreifen, geht aus dem Umſtand hervor, daß jetzt viele, unter dieſen folgende Zeitſchriften von Hebräern redigirt werden: die Staatszeitung der freyen Stadt Frankfurt, die (deutſche) Minerva, das Journal für Deutſchland (?) die Miscellen der ausländiſchen Literatur, der Freymüthige, die Hammonia, das ethnographiſche Archiv, die Caſſelſche Zeitung.

Folgendes iſt die Liſte der bürgerlichen und Criminalproceſſe, die im Laufe des vorigen Jahres vor die Real Audiencia von Catalonien gebracht worden ſind. Bey einer Bevölkerung von kaum einer Million ſogenannter Seelen fielen vor: 202 Diebſtähle, 1 Brand, 7 Schändungen, 13 Treuloſigkeiten (infidelitad), 2 Selbſtmorde, 1 Verwandtenmord, 1 Ehebruch, 1 Polygamie, 4 Widerſetzlichkeiten gegen die Behörde, 3 Kindermorde, 2 Nothzucht, 1 Ausſchweifung (?), 1 Vergiftung, 7 Falſchmünzereyen, 9 verbothene Waffenführung, 12 Landſtreichereyen, 82 gefährliche Verwundungen, 1 Anheftung eines Pasquills. Es wurden im Ganzen 809 Urtheile gefällt, nähmlich 12 zum Tode verurtheilt, 307 zu der Galeere, 23 des Landes verwieſen, 82 begnadigt, 171 mit gerichtlichen Verweiſen entlaſſen, 67 losgeſprochen, 27 in volle Freyheit geſetzt ꝛc.

Das Diario di Roma hat berichtet, daß ein Engländer M. Sams, neulich eine vollſtändige hebräiſche Handſchrift des Pentateuch von großem Alter auf dem feſten Lande angekauft habe. Die Handſchrift ſoll das Eigenthum einer jüdiſchen Familie geweſen ſeyn, die ſolche in bedrängten Umſtänden verpfändete, und nicht im Stande war, ſie auszulöſen. Das Materiale dieſes Manuſcripts iſt eine Haut, nach dem Dafürhalten, von Schafen. Das Ganze bildet 3 Rollen, die 2 Fuß breit, und 169 Fuß lang ſind. Ein eben ſo merkwürdiges Manuſcript beſaß einſt Hr. de la Serna Santander zu Brüſſel, von welchem er in ſeinem gelehrten Catalog (Tome I. p. 8) Nachricht gibt. Es beſteht aus 57 Häuten, die mit demſelben Materiale zuſammen geheftet ſind, welche eine Länge von 113 Fuß ausmachen. Die Buchſtaben ſind von ſchöner großer Form, aber ohne Vocale.

Gedruckt bey J. B. Wallishausser.

Converſationsblatt.

42.

Dinſtag, den 25. Mai 1819.

Etwas
über die Gemählde-Sammlung
der Gebrüder Boiſſerée in Heidelberg*).

Von Wilh. Hebenſtreit.

(Fortſetzung von Nr. 41.)

Die Glorie der deutſchen Mahlerkunſt jener Zeit ſcheinen aber zwey Bilder von Hemmling zu ſeyn: ein Chriſtuskopf, und St. Chriſtoph, das Jeſuskind durch einen Fluß tragend. Erſterer, angeblich übereinſtimmend mit den älteſten, etwa 150 Jahre nach Chriſtus gefertigten, Abbildungen, begegnet dem bisherigen Vorwurfe, daß den Chriſtusköpfen insgeſammt eine gewiſſe Sentimentalität angebildet ſey, und ihnen daher der Character der Kraft und Idealität mangle. Das ſchöne, braune Haar wallt geſcheitelt über die Schulter; das große, ſprechende Auge iſt mehr grau als braun, und in der Unterlippe liegt unverkennbar der Ausdruck der Beredſamkeit. Wer an das Schmachtende und Leidende der Chriſtusköpfe gewöhnt, oder dadurch verwöhnt iſt, wird hier eine Strenge, eine Härte wohl gar, zu erblicken glauben; allein es iſt doch kein Jupiter tonans, ſondern die Kraft nur Bedingung und Quelle der ausſtrömenden Milde.

Das Jeſuskind, von Chriſtoph durchs Waſſer getragen, iſt ſo ſinnreich in der Erfindung, als herrlich in der Ausführung. Die Legende erzählt davon Folgendes: »Chriſtoph habe bey einem Einſiedler Unterricht im wahren Glauben geſucht, ohne volle Befriedigung zu finden. Sein Wunſch nach dieſer wurde aber immer lebhafter; der Einſiedler vertröſtete ihn daher auf einen glücklichen Zufall, und rieth ihm, irgend ein frommes Werk zu verrichten. Chriſtoph trug alſo die Wanderer durch einen Bergſtrom. Einſt trug er auch einen kleinen Knaben, deſſen Gewicht immer ſchwerer und ſchwerer wurde, ſo daß er unter der Laſt ſchier zu erliegen glaubte. Da ermuthigte er ſich, und ſprach: Du biſt doch nur ein Kindlein, und drückſt mich nieder, als trüge ich die Welt auf meinen Schultern! Worauf das Kindlein erwiederte: Du trägſt auch den Herrn und Schöpfer der Welt.«

Dieſe Idee hat den Mahler begeiſtert, und er hat vorgeſtellt: »den reiſſenden, ſchäumenden Strom zwiſchen zwey Bergen; Chriſtoph, auf den Stock geſtützt, in der Mitte; Chriſtus auf ſeinen Schultern, die rechte Hand gleichſam belehrend erheben; über ihnen im Hintergrunde die aufgehende, und das Blaue des Himmels röthlich ſäumende Sonne; auf dem Felſen rechter Hand den Einſiedler mit der Laterne in der Hand, wähnend, daß ſeine Hülfe nöthig ſey, und ſtaunend über das Licht des Tages.« Die aufgehende Sonne ſoll nähmlich das aufgehende Glaubenslicht andeuten, und den Gegenſatz von dem Laternenlichte, dem ſchwacheren Lichte, des Einſiedlers im Glauben und in der Lehre bilden. Eine Allegorie, die wahrlich nicht ſchöner und treffender ſeyn kann.

Alles, was man auf dieſem Bilde ſieht, iſt herrlich. Die Richtigkeit der Zeichnung im Körperbaue Chriſtophs reißt zum Erſtaunen hin, und ſelbſt die Farbenmiſchung trägt das Gepräge der Harmonie. Das Blaue und Rothe an Chriſtophs Gewande iſt durch das Violette, womit Chriſtus bekleidet, gemildert und verſchmelzen, wie denn überhaupt wohl die Violenfarbe zur Bezeichnung des Ueberirdiſchen gebraucht zu ſeyn ſcheint.

Man begreift kaum, wie ſolche Gebilde aus der deutſchen Schule vor Raphael (1483—1520) und Leonardo da Vinci

(1443—1520) hervorgegangen ſeyn können; aber klar und klarer wird die Behauptung, daß die Italiener ihre Muſter in den Deutſchen gefunden haben, und der Unterſchied ihrer Schulen darin beſtanden: daß während jene durch das Streben nach Idealität ſich verflachten, letztere durch ein Halten an der ſchönen Wirklichkeit ſich individualiſirten.

Denn, da nicht zu beſtreiten iſt, daß die nach Auflöſung des römiſchen Reichs im wilden Kriegsweſen verloren gegangene ausgebildetſte Kunſtfertigkeit ihre Wiederauflebung, wie auch Göthe*) ausführlicher dargethan, der chriſtlichen Kirche verdankt, (eben deshalb, weil in dem Geſchichtlichen der Religion ein vielfacher Same lag), ſo ging auch die chriſtliche Kunſt, ganz im Gegenſatze der griechiſchen, von Individualitäten aus, um ſich zum Allgemeinen zu erheben. Ihre Bildung konnte jedoch in Weſten bey der daſelbſt herrſchenden Verwirrung nicht gedeihen, wohl aber erhielt ſich ihre Geſtalt, wie jene der Kirche, in Byzanz. Dieſer zwar alte, ſtarre und mumienhafte Styl bewahrte dennoch ſeine Bedeutſamkeit, weil er bey großer Uebereinſtimmung, man könnte ſagen, bey völliger Gleichheit der Bilder eine gewiſſe Symmetrie in der Gliederſtellung und in der Mannigfaltigkeit der Gegenſtände, mithin auch eine gewiſſe Anmuth hervorbrachte.

Solche Eigenthümlichkeiten der byzantiniſchen Schule, welche in ihren Verzweigungen mehrere Jahre über den ganzen Weſten und auch am Rhein geherrſcht hatte, (die ſymmetriſche Compoſition nähmlich und den Unterſchied der Charactere), ergriff man ſogleich in Italien, wo alles, was gebildet werden ſollte, von den Griechen abgehangen, als im dreyzehnten Jahrhunderte Gefühl für Wahrheit und Lieblichkeit der Natur wieder erwachte, und der Sinn für die Form ſich um ſo ſchneller ausbildete, da er bey den vorhandenen Kunſtwerken unmöglich hatte untergehen können. Der Sinn für Farbe erwachte aber beſonders bey den Venetianern, als Bewohnern der Küſten und Niederungen, und dient zum Uebergange mit den in dieſer Hinſicht verwandten Niederländern.

Hier, am Rhein, erheiterte ſich ebenfalls im 13. Jahrhunderte die düſtere Trockenheit des Orients, und ein frohes Naturgefühl erſchloß ſich, jedoch nicht als Nachahmung des Wirklichen, ſondern als Ergebniß einer behaglichen Augenluſt. Dem Künſtler war nur zu thun um einen allgemeinen Ausdruck des Mannigfaltigen in der Natur; daher erſchienen ſeine Figuren, wie die Farben, ohne eigentliche Harmonie, klar, kräftig, dem Auge angenehm und gefällig, bis ein Jahrhundert ſpäter auch ein entſcheidender Schritt zur Nachahmung menſchlicher Geſichter geſchah.

---

*) Am a. O. Seite 132—150.

Nunmehr ſcheint ſich aber eine große Lücke oder ein großer Sprung zu ergeben. Denn Johann v. Eyck, der erſt ganz gegen das Ende des 14. Jahrhunderts als entſchiedener Künſtler blühte, wirft plötzlich alles, bisher gewöhnliche Geſtämpelte, wie den Goldgrund, weg, und ſchafft ſich ein freyes Locale, worin nicht allein die Hauptperſonen, ſondern auch alle Nebenfiguren Porträts ſind. Erwägt man die Vorzüge ſeiner und der oberländiſchen Schule überhaupt, ſo ergibt ſich:

1. Ein Glanz und eine Dauerhaftigkeit der Farben, deren Geheimniß, da die italieniſchen Bilder ſämmtlich nachdunkeln, wieder aufgefunden werden muß. Ein großer Kunſtkenner meint, daß v. Eyck vielleicht der Erſte geweſen, welcher öhlige Subſtanzen, die man ſonſt über die fertigen Bilder zog, unter die Farben ſelbſt gemiſcht; unter jenen, die am leichteſten trocknenden, und unter den Farben die klarſten ausgeſucht habe, um beym Auflegen derſelben das Licht des weiſſen Gewandes, und Farbe durch Farbe beliebig durchſcheinen zu laſſen, wodurch die höchſte phyſiſche und artiſtiſche Forderung befriedigt wird.

2. Die Eigenthümlichkeit, nur Gegenſtände aus der Religionsgeſchichte (die höhere Sphäre) darzuſtellen, im Gegenſatze der niederländiſchen Schule, welche Gegenſtände aus dem gemeinen, häuslichen Leben zur Anſchauung brachte.

3. Eine herrliche, auf die Wirklichkeit (Nachahmung der Natur) ſich gründende Characteriſtik, die zwar oft dem Plaſtiſchen ſich annähert, dennoch aber

4. Ihr Weſen im Colorit und in der Farbengebung findet, und daher den Maßſtab des Vergleichs nicht vom Plaſtiſchen hernimmt, worin der Mahler dem Bildhauer auch immer nachſtehen wird; Endlich

5. Eine große Kenntniß der Perſpective, in deren Beſitz ſich ſchon v. Eyck geſetzt, und ſich die Mannigfaltigkeit der Landſchaft, beſonders unendlicher Baulichkeiten eigen gemacht hatte, welche die

Stelle des Goldgrundes oder Teppiches vertreten; wogegen er aber wieder einigermaßen die ſymmetriſche Compoſition vernachläſſigte, und ſich, zum Erſatz des fehlenden Kunſtgerechten, der Naivetät anſchloß.

(Schluß folgt.)

……

Analecten zu einer Geſchichte der Eyer.

Von Georg v. Gaal.

(Schluß von Nr. 40.)

In großen Kirchen wird der feyerliche Gottesdienſt am Oſtertage des Morgens fruhe alſo begangen: Ein in Lebensgröße gemahltes Chriſtusbild tragen 6 Geiſtliche auf einem Tiſch ins Allerheiligſte. Der vornehmſte Geiſtliche geht unter dem Bilde gebückt. Schnell kommt er aus dem Allerheiligſten zurück, und kündet freudig der Gemeine die Auferſtehung an, mit den Worten: Kristos woskres; (Einige ſagen waskres und wasgres); Chriſtus iſt erſtanden. Die Gemeine antwortet: Woistinnu wokres: Wahrhaftig er iſt auferſtanden. Zuruf und Antwort werden dreymal wiederholt. Hierauf zieht die Geiſtlichkeit nebſt der Gemeine mit Lichtern und Fahnen unter dem Geläute der Glocken dreymal um die Kirche; wo es Kanonen gibt, werden dieſelben abgefeuert. Kommen ſie in die Kirche zurück, gibt der Prieſter einem Jeden das Kreuz, ein Anderer das Evangelium zu küſſen, und jeder bekömmt dafür ein Ey. Nun grüßen ſich alle in der Gemeine mit gleichen Worten, und beſchenken ſich mit Eyern, indem ſie ſich küſſen. Hierauf ſegnet der Prieſter Jedem, der es verlangt, in der Kirche ſeine Speiſe ein, und dann geht es zum Schmauſe.

Drauf geht es zu den ſo allbeliebten Schaukeln. Es gibt drey Arten derſelben; einige haben eine ſchwingende Bewegung, und dieß ſind die allgemeinſten auch in Deutſchland bekannten; andere werden in ſenkrechter, und noch andere werden in waſſergleicher Richtung umgetrieben. Alle dieſe Arten von Schaukeln werden um Oſtern auf den öffentlichen Plätzen errichtet, und da das Volk dieſe Beluſtigung ſehr liebt, ſo iſt dieſe eine der fröhlichſten Zeiten, welche es gibt, wo man ſich dem Hange zu Nationalluſtbarkeiten ganz überläßt. Es verſammelt ſich alles, was ſehen und geſehen werden will, und im Genuſſe des Vergnügens ſelbſt ſowohl, als im Anſchauen der Glücklichen und ihrer Freuden, iſt alles froh vergnügt und heiter.« So weit der Auszug.

Ein gewiſſer Mahler in Frankreich, welchen der Emaillen-Mahler Roquet, der im Jahre 1753 lebte, durch die Brochüre: L'art de peinture en fromage, ou en ramequin, lächerlich zu machen wußte, rühmte ſich die Kunſt erfunden zu haben, mit Eyern und Käſe zu mahlen. Er kaufte ſich einen großen Vorrath von Käſe, löſte denſelben in geſottenen Eyern auf, und erhielt dadurch eine Art von dichter Subſtanz, womit er mahlte. Sein Wohlgefallen an dieſer neuen Erfindung veranlaßte ihn, eine bedeutende Anzahl ſolcher Eyer-Gemählde zu verfertigen; da er aber bey dieſer Beſchäftigung ſeine eigentliche Kunſt ganz vernachläſſigte, verlor er auch bald ſeine Kunden, und gerieth in ſolche Noth, daß er ſich genöthigt ſah, dieſe ſeine Gemählde, welche ſo wie ein alter Eyerkuchen ſchmeckten, aufzueſſen. —

Zur Zeit Heinrich IV. legte eine Henne ein Ey zu Rom, auf welchem die Geſtalt einer Schlange, wie von eines Künſtlers Hand geſtochen, zu ſehen war. Man prophezeyhte aus dieſer Erſcheinung, daß Heinrich römiſcher König werden würde. (Aventin. A. D.)

Der durch ſein außerordentliches Gedächtniß berühmte Florentiner Gelehrte Magliabechi, genoß faſt keinen Tag mehr, als 3 harte Eyer und einen Trunk Waſſer zur Mahlzeit. (Anecd. zur Lebensg. berühmt. franz., deutsch., ital., holländ. u. anderer Gelehrten. Leipzig 764. 7ter Theil).

Bey den Juden beſteht nach dem Begräbniſſe eines Todten die erſte Mahlzeit der Trauernden in Linſen und harten Eyern, die man ihnen aus der Nachbarſchaft ſchickt, weil ſie nichts von dem Ihrigen eſſen dürfen. Die Linſen, ſo wie die Eyer, ſollen ihnen andeuten, daß eben ſo, wie ſie rund ſeyen, der Tod rund unter den Menſchen herumgehe, und ſie mit ſich hinweg nehme. — (La botanique de l'histoire etc. par Mad. Genlis. II. Tome. in den Zuſätzen des deutſchen Ueberſetzers Dr. K. J. Stang. S. 104.)

In manchen Gegenden glaubt das Volk, man müſſe eine Henne gerade in dem Augenblick zu brüten aufſetzen, wenn die Leute aus der Kirche kommen. Denn ſo geſchwind dieſe aus der Kirche gehen, ſagt man, ſo geſchwind laufen die jungen Hühner aus. — Wenn ſie eine Gluckhenne ſetzen wollen, ſo legen ſie die Eyer vorher in eine Pelzmütze, woraus ſie dieſelben ſo geſchwind als möglich ins Neſt ſchütten, damit die Küchlein alle auf einmal herauskommen. Wenn aber letzteres doch nicht ſchnell genug geſchieht, ſo brennen ſie Hollunderſtengel auf dem Heerd, denn ſo wie der Hollunder knickt, ſo glaubt man, knickern die Eyer entzwey, und die Jungen kommen heraus. (Das Buch vom Aberglauben ꝛc. Frankf. u. Leipz. 792. S. 171.)

Merkwürdig iſt die ſeltſame Art Eyer zu kochen, deren (nach Cälius Bericht) ſich die alten Babylonier bedient haben ſollen. Da ſie gewöhnlich der Jagd oblagen, ſo geſchah es oft, daß ſie in der Wildniß der Gebirge und Wälder kein Kochgeräthe hatten. Sie wußten dem Mangel abzuhelfen, ſie legten nähmlich die rohen Eyer in ihre Schleudern, und ſchwangen ſelbe ſo lang im Kreiſe herum, bis ſie durch die Reibung und den Wirbel erhitzt und geſotten waren. (Antiq. lect. L. 8. c. 12.)

Wir wüßten noch Manches von Eyern, zumal von verſchiedenen Naturerſcheinungen an denſelben, von allerley Seltenheiten und Curioſitäten, welche man an ihnen wahrgenommen, zu berichten, z. B. daß eine Henne im Jahre 1743 zweyhundert zwey und vierzig Eyer innerhalb 10 1/2 Monathen hinter einander gelegt; — daß zu Obernick in Schleſien eine Gans zwey ganze Jahre mit einem Ey ſchwanger ging, und man, nachdem ſie es gelegt, vierzehn Dotter darin gefunden habe; — daß im Jahre 1781 in der Schule der Vieharzneykunſt zu Paris, eine Henne ein Ey ohne Schale, und 1748 eine Gans in Danzig ein ſolches von der Größe eines Straußeneyes gelegt habe, worin ein anderes kleineres verſchloſſen war, u. dgl. aber wir beſchränken uns um ſo williger auf die bereits angeführten einzelnen Merkwürdigkeiten, als wir keineswegs geſonnen ſind, eine eigentliche Eyer-Encyclopädie zu ſchreiben. Dieſemnach wollen wir zum Schluſſe nur noch der Sprichwörter erwähnen, in welchen der Eyer gedacht wird: Das Ey will klüger ſeyn, als die Henne. — Es iſt beſſer ein halbes Ey, als gar keines. — Man darf die Eyer nicht wannen, man ißt ſie wohl mit dem Staube. — Aus gebratenen Eyern kommen keine Küchlein. — Man muß keinen Narren über Eyer ſetzen. — Wer Eyer haben will, muß der Hühner Gaggen leiden. — Iſt die Henne mein, ſo gehören mir auch die Eyer. — Wie der Vogel, ſo das Ey. — Böſer Vogel, böſes Ey. — Böſes Ey, böſes Küchlein. — Bekümmere dich nicht um ungelegte Eyer. — Ein faules Ey verdirbt den ganzen Kuchen. — Wer viele Eyer hat, macht viele Dotter. — Haben wir nicht Eyer, ſo braten wir das Neſt, u. ſ. w.; und ſomit ſchließen wir mit dem Rathe der hochweiſen ſalernitaniſchen Schule:

Si amas ovum, molle sit, atque novum;
Singula post ova pocula sume nova! —

* * *

Joanneum.

Weitere Daten über die Leſeanſtalt.

Von Dr. Beſt.

Im Converſationsblatt Nr. 28 befindet ſich ein Aufſatz, welcher dem Publikum von dem Leſeverein, der ſich in Grätz unter den Auſpicien Sr. kaiſerl. Hoheit des Erzherzogs Johann gebildet hat, und von ſeinem Zuſtande, Nachricht gibt. Sie iſt von dem als Hiſtoriker und Dichter rühmlichſt bekannten Hrn. Profeſſor Schneller, der ſelbſt ein achtenswerthes Mitglied dieſes Vereines iſt. Einige Daten, die hier nachgeliefert werden, dienen zur Vervollſtändigung deſſelben *).

Unter den von uns gefeyerten Namen, welche durch wichtige und große Beyträge die Bibliothek, und die naturhiſtoriſche Sammlung des Joanneums bereicherten, verdient auch der des Hrn. Franz Grafen von Egger zu ſtehen. Er ward durch Kauf Eigenthümer der auserleſenen Bibliothek und ſchönen Naturalienſammlung des berühmten Sigmund von Hohenwart, dermalen Biſchof zu Linz, und machte damit eine Schenkung ans Joanneum. Nur ein höherer Sinn vermag es, die Luſt des Beſitzes dem Allgemeinen aufzuopfern.

Die Zeitſchriften und Tageblätter, die in dieſer Leſeanſtalt vorhanden ſind, hat Hr. Prof. Schneller angegeben, und dieſe Enumeration gibt über den Geiſt und Umfang dieſer Anſtalt hinlängliche Erklärung. Das ſchnelle Altern und Abſterben mancher dieſer Schriften, das Erſcheinen neuer, bringt natürlich manche Veränderung in dieſen Catalog; auch muß man mehrere Schriften wirklich verſuchsweiſe auf den Tiſch legen, ſowohl um zu erfahren was an ihnen iſt,

---

*) Hr. Prof. Schneller, in deſſen reellem Character es liegt, überall nur die Beförderung der guten Sache vor Augen zu haben, wird die Aufnahme dieſer Erörterungen nicht nur nicht mißdeuten, ſondern beyfällig würdigen; deß ſind wir überzeugt. Die Redact.

als auch, ob ſie den Theilnehmern entſprechen. Wir wollen hier einige Daten im Conv. Bl. in Betreff der Journale berichtigen *).

Die Zahl der Mitglieder iſt ebenfalls ſehr veränderlich, beſonders da mehrere Theilnehmer im Sommer aufs Land ziehen. Es iſt aus dieſem Grunde, und weil mehrere nur verſuchsweiſe beygetreten zu ſeyn ſcheinen, wohl nicht möglich, mit einiger Zuverläſſigkeit das jährliche Einkommen der Leſeanſtalt anzugeben. Die Klugheit ſcheint zu rathen, wenigſtens die Hälfte des angegebenen Betrages bey Annahme eines wahrſcheinlichen bleibenden Einkommens der Geſellſchaft, wegzulaſſen.

Unter den Mitgliedern des Ausſchuſſes ſollte billig dem k. k. Landrath, Herrn Philipp von Fichtl, als einem der Gründer ꝛc. laute Anerkennung nicht entgehen. Der Director der Geſellſchaft, Hr. Prof. Kudler, iſt gar nicht angeführt, der doch durch ſeine ausgebreitete Literaturkenntniß um die Lectüre, und durch ſeinen ordnung-

---

*) Journale, welche die Leſeanſtalt der Gnade Sr. kaiſerl. Hoheit verdankt, die aber in Nr. 28 des Conv. Bl. als ſolche angegeben werden, welche der Verein ſelbſt anſchafft: sub Nr. 36. Mediciniſch-chyrurgiſche Zeitung, von Erhard. — 42. Journal für Chemie und Phyſik, von Schweigger. — 43 Magazin der neueſten Erfindungen in der geſammten Naturkunde. — 45. Magazin der neueſten Erfindungen, Entdeckungen und Verbeſſerungen ꝛc. von Poppe. — 50. Archiv der Agricultur-Chemie, von Hermbſtädt. — 51. Oeconomiſche Neuigkeiten und Verhandlungen, von André. — Dagegen wird vom Vereine, nicht aber von Sr. kaiſerl. Hoheit beygeſchafft: Nr. 34. Militäriſche Zeitſchrift. — Gar nicht gedacht wurde der damals ſchon beſtellten Nürnberger Handels-Zeitung. — Nachträglich iſt zu bemerken: Von den als beſtellt angegebenen Zeitſchriften erſcheinen nicht mehr: Nr. 18. Deutſche Staatsanzeigen, von Adam Müller. — 24. Nemeſis, von Luden. — 52. Der Steuer-Regulirungs-Zuſchauer. — 59. Zeitblätter für Freunde wahrer Menſchenbildung. — Dagegen ſind nach Einſendung jener Notizen noch beſtellet worden: Die Zeitgenoſſen. — Jahrbücher der Bauwiſſenſchaft, von K. F. v. Wiebeking. — Der Feyerabend für Berg- und Hüttenmänner, von Pantz. — Der öſterreichiſche Landwirth auf Reiſen, von Thomann. — Ueberlieferungen zur Geſchichte der Zeit, von Zſchokke. — Journal von Braſilien, von Eſchwege. — Leben und Weben in Indien. — Militäriſches Taſchenbuch. — Das Athenäum von Günther und Wachsmuth. — Allgemeines Repertorium der neueſten deutſchen und ausländiſchen Literatur. — Literariſcher Anzeiger. — Janus. — Se. kaiſerl. Hoheit geruhten überdieß der Anſtalt mitzutheilen: Quarterly Review 1819.

liebenden Geiſt und die virtus conservatrix um das Gedeihen derſelben ſich verdient gemacht. So angenehm auch einem denkenden Kopf das erſtere mehr wiſſenſchaftliche Geſchäft des Directorates iſt, ſo unangenehm iſt das letztere, allein es iſt vielleicht für das Beſtehen des Vereines von größerer Wichtigkeit. Der Director iſt es, der die Angelegenheiten desſelben bey den verſchiedenen Behörden beſorgt, und über das Gemeingut, bis auf das kleinſte Inventarialſtück zu wachen hat. Er handhabt die Rechte des Ganzen, wie die des Einzelnen, nach den Statuten. Wer die mannigfaltigen kleinen und großen, meiſtens aber läſtigen Geſchäfte einer ſolchen Direction kennt, das Beſtellen, Beſergen, Abholen laſſen, Evidenthalten der verſchiedenen Zeitſchriften, die Verhandlungen mit ſo vielen Mitgliedern, deren größere Anzahl nicht in den öffentlichen Zimmern lieſet, ſondern die Journale u. ſ. w. nach Hauſe nimmt, einmal verſucht hat, oder nur überhaupt zu beurtheilen weiß, muß eingeſtehen, daß dieſes Geſchäft, wenn es, wie hier, mit Ordnung und Genauigkeit geführt wird, großen Zeitaufwand, Ruhe des Gemüthes, Beſcheidenheit und Kenntniß der Menſchen wie des Gegenſtandes vorausſetzt. Der Mann, der ſich dieſem Geſchäfte unterzieht, alles leiſtet, was der Sinn der Anſtalt fordert, macht ſich um ſie unſtreitig ungemein verdient.

(Schluß folgt.)

* * *

Umblicke.

II.

Seit undenklicher Zeit wurden die reiſenden Engländer als Muſter der Freygebigkeit und des Aufwands geprieſen, und die Romane von Rouſſeau bis Lafontaine, ſo wie alle Bühnen Deutſchlands, ertönen von ſolchen Schilderungen. Um ſo auffallender ſind nun die häufigen Klagen, welche beſonders in deutſchen und ſchweizeriſchen Schriften mit Bitterkeit und Perſönlichkeiten über die, um den gelindeſten Ausdruck auszuheben, kümmerliche Kargheit derſelben, geführt werden; eine Umwandlung, die einer näheren Beleuchtung nicht unwerth wäre. Als Belege zu einer ſparſamen Reiſe verdient jene des engliſchen Obriſtlieutenants Johnſon erwähnt zu werden, die er im J. 1817 aus Oſtindien über Perſien, Georgien, Rußland, Pohlen und Deutſchland nach ſeinem Vaterland unternahm, und worin er auf eine ſonderbare Art alle Koſten und Ausgaben mit gewiſſenhafter Pünctlichkeit bekannt macht, die er dabey beſtritten hatte, welche dann in allem und jedem auf 220 Pf. Sterl. (beyläufig 1900 fl.) ſich belaufen; ſo daß es ſcheint, als ob die eilf Claſſen der Reiſenden, die der unnachahmlichſte aller Reiſenden, Yorick, aufzählt, nun durch die ſparſamen Reiſenden zu einem Dutzend angewachſen ſeyn.

* * *

Der neuerwählte Präſident von Nordamerica, Hr. Jacob Monroe, hat den Wahlſpruch angenommen: Grundſätze nicht Parteyen.

* * *

Es iſt erfreulich zu bemerken, daß die neuerrichtete hohe Schule zu Bonn am Ende des verfloſſenen Jahrs mit einer gelehrten Abhandlung eröffnet worden iſt, welche Anneigung zur gründlichen Alterthumskunde beweiſet. Sie iſt vom Prof. Hüllmann, und heißt: De origine Damii. Ad celebranda Academiae Boruſsicae Rhenanae primordia *). Das Feſt der Göttinn Damia als Bona Dea wurde in Gegenwart der Veſtalinnen begangen. Faſt ſo alt als die Erbauung der Stadt (Rom) ſelbſt, ward es anfänglich bloß im Kreiſe des königlichen Hauſes, dann aber vom geſammten Volke gefeyert. Im Zuſammenhange mit den Myſterien der Ceres, (von deren griechiſcher Benennung in doriſcher Ausſprache Damater, wohl auch der Nahme der Göttinn Damia abſtammen mag), war es ein Feſt, das zur Zeit der Ernte gefeyert wurde; fiel aber in ſpätern Jahrhunderten, durch die Verwirrungen, welche in dem Calender, bis zur Zeit als der große Julius Cäſar ihn verbeſſerte, eingeriſſen waren, in den Monath December. (Eben ſo wie die Völker, welche fortfahren, den neuen, durch Gregor XIII. verbeſſerten Calender zu verwerfen, einſt ihre Weihnachten im Frühling, und ihre Pfingſten im Winter feyern werden).

* * *

In neueſten engliſchen Schriften wird von der Erfindung und den Handgriffen geſprochen, wie durch den ausgedrückten Saft einiger Theile der Erdäpfel eine glänzende und dauerhafte gelbe Farbe, nebſt den daraus entſtehenden Mittelfarben, (Nüancen), hergeſtellt, und wollene, ſeidene, baumwollene und hanfene Stoffe damit gefärbt wer-

---

*) Vergl. Conv. Bl. Nr. 10, S. 121.

den können. (Wir hoffen, daß es auch in unſrem Vaterlande an Verſuchen hierüber nicht mangeln werde.)

* * *

In einer lange nach Kotzebue's Ermordung (22. April) herausgekommenen Nummer ſeines Wochenblatts wird angeführt, daß es dem Oberchyrurg und Prof. Richerand zu Paris gelungen ſey, einen als hülflos erklärten Kranken, ſelbſt ein Wundarzt, der durch 3 Jahre an einer krebsartigen Geſchwulſt in der Gegend des Herzens gelitten hatte, durch eine äußerſt kühne Operation vollkommen herzuſtellen; ſo daß er in 27 Tagen in ſeine Vaterſtadt nach Nemours zurückkehren konnte; indem er ihm die Rippen entblößte, die Intercoſtal-Muskeln durchſchnitt, die Knochen an beyden Enden abſägte, und ein Stück des Fells abnahm, ſo daß man das Herz wie hinter einer hellen Glasglocke erblickte. Da Richerand in ſeiner hierüber der Academie der Wiſſenſchaften vorgelegten Abhandlung (die wir ſelbſt bald zu erhalten Hoffnung haben) behauptet, daß hierdurch auch die ſchauderhafte Bruſtwaſſerſucht und ſolche Lungenübel, welche man bisher als unheilbar betrachtete, geheilt werden könnten; ſo hat die Academie zweyen ihrer Mitglieder den Auftrag ertheilt, dieſe Angabe genau zu prüfen, und darüber ihre Meinungen zu eröffnen. Der franzöſiſche Recenſent macht dabey, wie Kotzebue anführt, die Bemerkung, daß bereits Harvey, (der berühmte Anatom, der den Kreislauf des Bluts entdeckte) einen Mann Carln II. zeigte, (da Harvey Leibarzt von Carl I. war, und ſchon im Jahr 1657 ſtarb, ſo wird es hier wohl Carl I. heißen ſollen), der wegen eines Beinfraßes am Bruſtbein ein Herzfenſter hatte, vor dem er eine ſilberne Platte in Geſtalt eines Fenſterladens trug; und Kotzebue fügt hinzu: wenn man dieſes ewig unruhige Organ der Leidenſchaften beobachten könnte, wie das Geſicht, würde es ſich nicht eben ſo verſtellen und heucheln lernen? — (Hierbey erinnern wir uns aus den engliſchen Parlaments-Debatten, daß im vorigen franzöſiſchen Kriege, als dem Miniſter Pitt ſehr heftige Vorwürfe wegen Bedrückungen des Volks, und wegen ſeinen menſchenfeindlichen Geſinnungen gegen daſſelbe gemacht wurden, er in ſeiner Rechtfertigungsrede ausrief: Ach, könnte nur der Wunſch des Momus erfüllt werden, daß jeder Menſch ein Fenſter vor der Bruſt hätte! Hier unterbrach ihn ſchnell der witzige Sheridan: Ha, gewiß nur deßhalb, damit Sie auch auf dieſe Fenſter Ihre Fenſtertaxe ausbreiten könnten!) Abh.

Novelliſtik.

Der Hofrath und Canonicus Hr. F. L. Z. **Werner**, iſt geſtern von hier (Wien) wo er dieſen Winter zugebracht hatte, nach Steyermark abgereiſet. Er wird in der Pfarre **Maria-Troſt** nächſt Gratz, dieſen Sommer über, ſeinen Aufenthalt nehmen, und im Spätherbſt vermuthlich wieder nach Wien zurückkehren. Hier hatte dieſer ausgezeichnete Dichter in der letzten Zeit ſeine längſt mit Begierde erwartete Tragodie: »Die Mutter der Makkabäer« vollendet. Sie wird bey dem Verleger dieſer Zeitſchrift erſcheinen, und eheſtens der Preſſe übergeben.

Den Wienern war das **Feuerwerk im Prater** immer eines der liebſten und anziehendſten Spectakel, und unzertrennlich von demſelben war ihnen auch der Name **Stuwer**, weil die ganze gegenwärtige Generation gewohnt war, dieſem Manne ihr pyrotechniſches Vergnügen zu danken. — Dieß ging ſo weit, daß bey dem gemeinen Manne das: **Bravo Stuwer!** zum Sprichworte geworden iſt, welches er bey allen beyfallswürdigen Gelegenheiten gebrauchte. Daraus wird es erklärlich, daß man dem dießjährigen 20. Mai mit erhöhtem Intereſſe entgegen ſah, an deſſen Abend ein ganz neuer, bisher noch unbekannter Feuerwerkskünſtler die **erſten** Proben ſeiner Kenntniß und Geſchicklichkeit ablegen wollte. Der Hr. Prof. **Franz X. Müller** nähmlich hat nach dem Tode des Sohnes **Stuwer** dieſe Anſtalt übernommen. — Ein herrlicher Frühlingstag begünſtigte ſchon ſein erſtes Unternehmen; kein Wölkchen am Firmamente gewährte Beſorgniß für den Abend, daher fanden ſich Adel und Publikum in außerordentlicher Menge ein. Der Raſenplatz und die Gallerien waren mit Menſchen vollgepfropft, und auch der ruſſiſche Großfürſt kaiſ. Hoheit beehrte ſammt den Erzherzogen kaiſ. Hoheiten das Spectakel mit ſeiner Gegenwart. Kenner und Liebhaber hatten Urſache mit den Leiſtungen des Hrn. Profeſſors ganz zufrieden zu ſeyn. Die Zeichnungen der Gegenſtände empfahlen ſich durch Correctheit und Anmuth. — Seine Farbenmiſchungen erregten Bewunderung, die Reinheit und der Glanz ſeines Brillantfeuers zeichnen ſich vor allem bisher Geſchehenen aus, und er zeigte eine vorzügliche Kenntniß in den plötzlichen Veränderungen und Entfaltungen Eines Feuerbildes aus dem andern. Die Entwicklungen waren, beſonders in der vierten Fronte, von überraſchenden Wirkungen. Ueberdieß ſparte er auch keine Koſten, und die Luftſtücke ſowohl als die Schlußkanonade waren ſo reich (wenn ich mich dieſes Ausdrucks bedienen darf), als wir ſie früher nie ſahen. Sein in der 5. Fronte ausgeſprochener Wunſch: **Ihr Beyfall mein Lohn**, ging in Erfüllung. —*

Der berühmte Mahler **Trumbull** hat ein großes Gemählde vollendet, welches die Declaration der Unabhängigkeit darſtellt, und für das Capitol in Washington beſtimmt iſt. Das Tableau enthält 47 Figuren; die Köpfe ſind ſämmtlich Porträts. Unter den dargeſtellten Perſonen befinden ſich: **Jefferſon**, **Franklin**, **Livingſtan**, **Scherman**, und der Präſident **Adams**.

Unter den Notizen, die das neueſte Heft eines (fliegenden) deutſchen Zeitblattes über die franzöſiſchen Journale gibt, hat uns die über das Journal des Debats vorzüglich intereſſant geſchienen. Dieſe Zeitſchrift, welche im Jahr 1789 unter dem Titel: Journal des Debats et Decrets de l'assemblée nationale begonnen, erſchien bis 1800 in kleinen Octavheften. Bis hierher hatte es, ſeinem Titel getreu, nur von den Sitzungen der verſchiedenen franzöſiſchen Kammern Bericht erſtattet; jetzt aber nahm es das kleine Folio-Format an, worin die andern Zeitungen es nachahmten, und erfand das Feuilleton, das jetzt faſt keiner Zeitung mehr fehlen darf, und wurde zum Journal des Debats, politiques et literaires; darauf 1804 zum Journal de l'Empire, im April 1814 wieder des Debats, im März 1815 de l'Empire und im July zum drittenmal des Debats. Die Geſchichte dieſes Journals bildet ein Capitel in der Geſchichte der Philoſophie, Literatur und Politik unſers Jahrhunderts. Unter Bonapartes Auſpicien beym Antritt des Conſulats war es, wie eine franzöſiſche Brochüre ſagt, beſtimmt, alle falſchen Grundſätze, welche die franz. Revolution zerſtört hatte, wieder in Umlauf zu bringen, und die Wiederherſtellung der alten Inſtitutionen zu begründen. Ausgezeichnete Talente bemächtigten ſich des critiſchen Richterſtuhls, und hielten mit feſter Hand die Zügel der Literatur. Bis 1807 ſtand Fievée an der Spitze dieſer merkwürdigen Coalition; ihm folgte Etienne. Den ungeheuren Beyfall, den 13 Jahre lang das Feuilleton von Geoffroy erhielt, wird man noch lange nicht vergeſſen. Zum Theil verdankte dieß Blatt den Beyfall auch den ausgezeichneten Verdienſten mehrerer Redacteurs, von denen wir nur noch Auger, Boiſſonade, Duſſault und Hoffmann nennen. In ſeiner glänzendſten Epoche hatte es gegen 20,000 Abnehmer; indeß iſt es auch jetzt noch das am beſten redigirte, wiſſenſchaftliche und geleſenſte Tagblatt. Jetzt nehmen Antheil an dieſem Blatte: Bertin, als Herausgeber und Redacteur, Abbé Mutin, als verantwortlicher Redacteur, Malte-Brun liefert politiſche und wiſſenſchaftliche Artikel, Duvicquet dramaturgiſche, de Feletz literariſche, Aimé Martin naturhiſtoriſche, und Boutard artiſtiſche; le Breton iſt Geſchwindſchreiber für die Sitzungen der Kammern und Tribunale. — Von den Annales politiques, redigirt von Villenave, ꝛc., wird in dieſen Notizen geſagt: »Dieſe Zeitſchrift iſt mit Gewiſſenhaftigkeit, Treue und Unpartheylichkeit geſchrieben; daß ſie den verdienten Beyfall noch nicht gefunden, daran iſt wohl nur ihre Unpartheylichkeit und die Vernachläſſigung aller Intriguen ſchuld.«

Die ohnehin bereits übergroße Anzahl unſrer eben ſo fruchtbaren als fruchtloſen Sprachreiniger, vulgo Sprachfeger, Deutſchthümler, und wie die wohlmeinenden Verbalpatrioten heißen mögen, iſt noch durch den Pfarrer Heigelin vermehrt worden, der ein allgemeines Fremdwörterbuch für Deutſche ꝛc., Tübingen bey Oſiander 1819 herausgegeben hat. Er überſetzt Spiritus durch Geiſt-Auszug Trank, Musketier durch Langflintner u. ſ. w. Man lieſt, hört, lächelt, lacht, goutirt, und thut, was man will, oder thut, wie man zuweilen nicht anders thun kann ꝛc.

Endlich können wir mit Zuverläſſigkeit der baldigen Erſcheinung eines der wichtigſten Werke der Länder- und Völkerkunde entgegen ſehen. Es iſt die: Reiſe des Prinzen Maximilian von Wied-Neuwied nach Braſilien in den Jahren 1815—17; 2 Bände in gr. 4 mit Kupfern und Karten. Der Verleger, Hr. Brönner in Frankfurt kündigt an, daß der erſte Band binnen drey Monathen wird abgeliefert werden. Aus dieſer Ankündigung heben wir nachſtehende Hauptpuncte aus: »Hier ſey nur in der Kürze erwähnt, daß der Prinz das völlig unbekannte, noch von keinem Reiſenden in wiſſenſchaftlicher Hinſicht betretene Land längs der Oſtküſte von Braſilien zwiſchen dem 13. und 23. Grad ſüdl. Breite unterſuchte, und nebſt ſeinen gehaltreichen zoologiſchen Beobachtungen auch über die Beſchaffenheit des Landes, ſeiner Einwohner, ſowohl der Portugieſen, als der ſchon gezähmten, und der noch im rohen, wilden Urzuſtande befindlichen Völkerſtämme mit ihren Einrichtungen, Sitten und Gebräuchen, die gründlichſten Bemerkungen niederſchrieb. Der Prinz ſcheute keine Aufopferungen, um ſich über Alles die richtigſten Anſichten zu verſchaffen, und mit dem größten Intereſſe wird man die originellen Schilderungen dieſes merkwürdigen Landes, und ſeiner noch in den Wäldern hauſenden Urbewohner, der Puris, Botocudos, Patachos, Cammacans u. ſ. w. leſen; und indem man dem Reiſenden auf ſeinen mit den größten Mühſeligkeiten und Beſchwerden verbundenen Wegen folgt, wird man ſich durch das reichhaltige ſeiner Darſtellungen von dem uberzeugen, was Hr. Hofrath Oken ſchon früher in Nr. 190 und 191 ſeiner Iſis über dieſe Reiſe ſagte. — Der ganze Umfang dieſer Reiſebeſchreibung zerfällt in zwey von einander unabhängige Abtheilungen, und zwar in die hiermit angekündigten zwey Bände der eigentlichen Reiſegeſchichte, und in die Beſchreibung der naturhiſtoriſchen Gegenſtände, welche ſpäter erſcheinen, und woruber ſeiner Zeit eine beſondere Ankündigung ergehen wird. — Zwey ſtarke Bände Text auf ſeinem Royal-Velin-Papier mit neuen Antiqua Lettern gedruckt, ſind von 22 großen 13 Zoll breiten, und 10 Zoll hohen, ganz für die Faſſung unter Glas und Rahmen ſich eignenden Kupfern und 19 halb ſo großen Vignetten, ſo wie mehreren Karten von den beſten Künſtlern begleitet. Das Publikum hiervon zu überzeugen ſind hier bey Hrn. Buchhändler Schalbacher ein Bogen Text und mehrere Kupfer als Probe einzuſehen. Der Subſcriptions-Termin iſt in allen Buch- und Kunſthandlungen bis zu Erſcheinung des erſten Bandes offen, und der Preis für beyde Bände iſt 4 Carolins für ein Exemplar auf fein Royal-Velin, 6 Carolins für ein Exemplar auf ganz großes Imperial-Velin mit breitem Rand und erſten Kupferabdrücken, und 36 Carolins für ein Exemplar mit en gouache von den beſten Künſtlern ſorgfältig ausgemahlten Kupfern. Nach Ablieferung des erſten Bandes tritt der um ein Drittel erhöhte Ladenpreis ein. — Subſcriptions-Sammlern wird bey Einſendung des baren Betrags für 7 Exemplare der 1. und 2. Ausgabe das 8te gratis geſtattet. — Die Namen der Subſcribenten werden dem Werke beygedruckt, und es wird Sorge getragen, denſelben beſonders ſchöne Exemplare mit den beſten Kupferabdrücken zu liefern.«

Der Buchſtabe C ſpielt in der Geſchichte der verſtorbenen Prinzeſſinn Charlotte von England eine bedeutende Rolle. Ihre Mutter hieß Caroline, ſie ſelbſt Charlotte, ihr Gemahl Coburg. Sie war vermählt zu Carltonhouſe, in London wohnte ſie in Cambforthouſe, deſſen letzter Eigenthümer, Cambfort, im Zweykampf blieb. Ihr Landhaus hieß Clarment, das zuvor einem Lord Clear zugehörte, ihr Geburtshelfer aber Croft.

Der Memnonskopf, welcher von Belzoni (wir gedenken nächſtens einige biographiſche Notizen über dieſen merkwürdigen Alterthumsforſcher zu liefern) mobil gemacht, und von Salt nach England geſendet wurde, iſt kürzlich im British Museum aufgeſtellt worden. Es mag vielleicht das vollkommenſte Stück ägyptiſcher Kunſt ſeyn, was man noch beſitzt. Nach Proportion muß die ganze Figur etwa 20 Fuß hoch geweſen ſeyn. Es hat auf der rechten Seite des Kopfes etwas gelitten; das Antlitz aber iſt unverletzt. Der Mund geſchloſſen. Der ganze Kopf iſt oberhalb von röthlichem, unterhalb von mehr grauem Granit. Der hintere Theil der Figur iſt mit Hieroglyphen bedeckt. Das Gewicht des Kopfes beträgt 7 Tonnen (14000 Pf.) — Höchſt intereſſant iſt auch eine, in der Nähe dieſes Kopfes aufgeſtellte Fauſt von faſt 6 Fuß Länge, ſo, daß die Statue, zu welcher ſie gehört hat, etwa 60 Fuß hoch (gewiß das coloſſalſte Bildhauerwerk, von dem man je gehört hat) geweſen ſeyn muß.

Capitän Pinkham, welcher mit der Schaluppe William in Norfolk ankam, berichtet, daß er 140 Meilen Oſt-Nord-Oſt vom Gebirge Henry durch einen Haufen von drey hundert Wallfiſchen gefahren ſey — viele derſelben waren ſehr groß (noch mehr derſelben aber waren vermuthlich ſehr klein, ſo was man unſichtbar nennt).

Ein Handelſchiff, das unlängſt aus Calcutta zu Havre einlief, brachte ein wirkliches Caſchemir-Schaf mit, beſtimmt für das naturhiſtoriſche Muſeum zu Paris. Es hat die Figur eines Hundes, keine Hörner, und nur kurzes Haar, und iſt von der Gattung, welche die feine Caſchemirwolle liefert.

Es iſt hier (bey H. Ant. Strauß) vor einigen Tagen erſchienen: Theorie der Fechtkunſt; eine analytiſche Abhandlung ſämmtlicher Stellungen, Stöße, Paraden, Finten, ꝛc von den Hrn. Hrn. Lüpſcher und Gommel, mit 20 Abbildungen. Da es an einem erſchöpfenden, rein wiſſenſchaftlichen Fechtbuch beſonders in deutſcher Sprache längſt gefehlt hat, ſo wird dieſes entſprechende Werk, das ſich ſowohl durch ſyſtematiſchen Geiſt als klare Diction, und vortreffliche, wahrhaft kunſtmäßige Abbildungen (von Hrn C. P. Goebel) ſo vortheilhaft vor allen ſeitherigen auszeichnet, allen Freunden dieſer edlen Kunſt, beſonders aber dem löbl. Militärſtande, gewiß ſehr willkommen ſeyn.

Schriftſteller, Künſtler, Buch- und Kunſthändler können, wenn ſie von ihren Neuigkeiten eine angemeſſene Notiz wünſchen, unſer Blatt benutzen. Wir dienen gern.

In Nr. 38. Seite 450 Z. 13 v. u. muß es: Schlangeneyer heißen, ſtatt Pflanzeneyer; in Nr. 40. S. 474 Z. 11 v. u. gehört die Citation: Plinius etc. weg.

Gedruckt bey J. V. Walliſhauſſer.

Converſationsblatt.

43.

Freytag, den 28. Mai 1819.

Marienbad.

Ein Schreiben aus Marienbad in Böhmen vom 11. May d. J. enthält folgende intereſſante Notizen: »Unſer Kurort, dem erſt kürzlich die allgemeine Zeitung in einem gehaltvollen Aufſatz über die böhmiſchen Kurörter verdientes Lob ertheilte, fängt bereits an, ſich mit Gäſten zu füllen. Nach der Menge der für dieſes Jahr gemachten Quartierbeſtellungen zu urtheilen, wird die heurige Kurzeit in Marienbad außerordentlich lebhaft ſeyn. Für die Verſchönerung des Ortes iſt ſeit vorigem Sommer ſehr viel gethan worden. Die Straßenverbindung Marienbads mit Eger und Carlsbad hat in dieſer kurzen Zeit bewunderungswürdige Fortſchritte gemacht, und zeigt bereits die nützlichſten Früchte; denn von allen Seiten ziehen täglich ſchwere Fuhrwerke heran, um den friſch geſchöpften Kreuzbrunn in großen Kiſtenladungen zu verführen. Außer den ſtarken Verſendungen nach Wien und Prag gehen auch zahlreiche Transporte nach Sachſen und Bayern. Sogar aus

Lübeck, Königsberg und Riga ſind Kreuzbrunn-Beſtellungen eingelaufen; ein beſonders ſtarker Abſatz findet aber nach Berlin Statt, welches gleichſam der Stappelplatz der Kreuzbrunn-Verſendung im Norden, zu werden ſcheint. Zu dieſer günſtigen Aufnahme des Marienbader Kreuzbrunn-Mineralwaſſers in ganz Deutſchland, haben gewiß auch die neuerlich erſchienenen Schriften mehrerer auswärtigen Aerzte beygetragen, welche im vorigen Jahre die Heilquellen Marienbades an Ort und Stelle fleißig unterſucht hatten. Denn in Bayern erſchien eine treffliche Abhandlung unter dem Titel: »Einige Worte über das Kreuzbrunnwaſſer des Marienbades in Böhmen als Heilmittel,« und der in der mediciniſchen Welt rühmlichſt bekannte Dr. Joh. Nep. Ruſt zu Berlin theilte in einem überaus gehaltvollen Aufſatze über Marienbad höchſt anziehende Bemerkungen mit. Beyde Schriftſteller ſtimmen in der Würdigung der Marienbader-Heilquellen überein. So ſagt Dr. Ruſt in dem erwähnten Aufſatze: »Ich ſehe das Marienbad für eine der merkwürdigſten Erſcheinungen im Reiche der Natur an. Sie, welche Böhmen überhaupt ſo reichlich mit Heilquellen aller Art ausſtattete, ſcheint ganz vorzüglich an dieſem Orte ihr heil- und ſegenſpendendes Füllhorn im vollen Maße ergoſſen zu haben. Wohin man in dem kleinen lieblichen Thale ſein Auge nur wendet, nach welcher Richtung hin der Wißbegierige oder Naturfreund im engen Kreiſe dieſes ſtillen und anſpruchloſen Kurortes nur immer herumſchweifen mag, dort und da entdeckt man eine mineraliſche Quelle, bald ſalziger, bald eiſenhaltiger, bald anderer Natur, dem Felſen entſprudeln, oder aus dem moorigen, den Steingrund deckenden Boden das kohlenſaure Gas in ungewöhnlicher Menge emporſteigen.«

In der angeführten, in Bayern erſchienenen Abhandlung heißt es, Seite 6: »Ein geheimnißvoller, tiefer Schauer überfällt den tiefblickenden Forſcher der Natur beym Anblick der Fülle der Kraft, die das kleine Thal von Marienbad erfüllt, und ein lange nicht empfundenes Wonnegefühl durchzieht den Kranken. Hat die da wirkende heilſame Naturkraft nur kurze Zeit hindurch als Luft ſeine Lungen erquickt, und als Waſſer, oder Gas die innere und äußere Fläche ſeines Körpers beſpült, oder im Moore ſeine Glieder umſchlungen, ſo gerath er in Verſuchung, mit Jacob auszurufen: Gewißlich iſt der Herr an dieſem Orte. Es iſt dieß, heißt es weiter, nur die einmuthige Stimme aller da geweſenen Kurgäſte; davon zeugen die da aufgehängten, den Geheilten entbehrlich gewordenen Stöcke und Krücken, wie einſt in jenen alten heidniſchen Tempeln die aufgeſtellten Votiv-Tafeln. In drey Quellen erkennen ſich hier die Nymphen von Karlsbad, Eger und jene des Marienbades; und was in dieſem Thale noch zerſtreut liegt, iſt in dem ſogenannten Kreuzbrunn, dem unermeßlichen Schatze des Badeortes, gleichſam wieder zur individuellen Einheit gekommen. Dieſe vereinten Kräfte werden ſich alſo hier dem ganzen großen Heere der menſchlichen Leiden entgegen ſetzen, denen ſie in obengenannten Orten nur partienweiſe begegnen. Eben wegen dieſer ausgedehnteren Beziehung zum menſchlichen Organismus, die im Kreuzbrunn zu Stande gekommen, muß auch die Extenſion ſeiner ſpezifiſchen Heileinwirkung auf denſelben größer ſeyn.« —

Wenn durch die Verſendung des Kreuzbrunns für das Heilbedürfniß der nahen und fernen Orte geſorgt wird, ſo wird in Marienbad ſelbſt nicht minder ſorgfältig auf die Befriedigung der Gäſte gedacht, die unſern Kurort beſuchen. So iſt der ſalzige Kreuzbrunn mit einem Porticus umgeben worden, wo die Quelle-Trinkenden, vor den Einflüſſen widriger Witterung geſchützt, ſpazieren gehen können. Der eiſenhaltige Carolinenbrunn iſt neu decorirt, und mit einem lieblichen Park umfangen. Die Zimmer des Badehauſes ſind neu gemahlt und beſſer eingerichtet worden.

Die Gasbäder bekommen in eben dieſem Augenblicke eine ganz neue Geſtalt, und werden in einem runden Gebäude zuſammengeſtellt bis auf acht vermehrt. Dabey iſt für Küche und Keller köſtlich geſorgt. Alles, was die Umgegend und die Jahrszeit gibt, langt in regelmäßigen Zufuhren an.

Unſer Traiteur, vormals Koch in einem anſehnlichen Herrſchaftshauſe zu Wien, iſt wegen der Köſtlichkeit ſeiner Zurichtung, ſo wie der Pünctlichkeit und Gefälligkeit ſeiner Bedienung nicht minder, als wegen der äußerſten, von allen Kurgäſten einſtimmig belobten Billigkeit der Preiſe geſchätzt, die, wie die allgemeine Zeitung mit Recht bemerkt, gegen andere Kurörter ſo auffallend iſt, und als Beyſpiel der Nachahmung aufgeſtellt zu werden verdient.

Und ſo iſt von unſrer Seite nichts verſäumt, was den Fremden den Aufenthalt in unſerm jugendlich aufblühenden Thale angenehm und anziehend machen, ſo wie die Verſendung des Kreuzbrunns immer mehr und mehr erweitern kann.

Der raſchfortſchreitende Bau vieler neuen Häuſer und die bequeme

Einrichtung derſelben für die Kurgäſte, die Zufuhr der Materialien un Lebensmittel, der große Bedarf an Flaſchen zur Verſendung des Kreuzbrunns, die Füllung, Verkorkung und Verpichung derſelben, die Erzeugung der Verſendungskiſten, und die Verführung derſelben nach allen Richtungen, endlich die Bedienung der Kurgäſte während der Kurzeit bringt in dieſer Gegend eine Beſchäftigung und einen Erwerb hervor, von welchem man vor einigen Jahren noch keine Vorſtellung hatte. Weit und breit, nicht nur auf der Herrſchaft Tepel, wozu Marienbad gehört, ſondern auf allen benachbarten Herrſchaften, vorzüglich Königswart, Plan, Tachau, Teuſing u. ſ. w. ſind Holzhauer, Steinbrecher und Steinmetze, Ziegelhütten, Kalköfen, Bretmühlen und Flaſchenfabriken, Tiſchler, Zimmerleute, Maurer, Schloſſer und Schmiede, Tauſende von Taglöhnern und Handlangern und unzählige Fuhrwerke durch und für Marienbad beſchäftiget. Alle landwirthſchaftlichen Erzeugniſſe, wie Butter, Eyer, Geflügel und alle Arten von Gemüſe erhalten hier einen ſchnellen Abſatz, den ſie ſonſt nie gefunden. So iſt Marienbad der Mittelpunct einer Volksthätigkeit, und die Quelle eines Erwerbes, der die ganze Umgegend friſch belebt. Unſere Heilquellen ſind daher nicht bloß in mediciniſcher, ſondern auch in national-öconomiſcher Hinſicht als ein reicher Segen des Landes zu betrachten.

Etwas
über die Gemählde-Sammlung der Gebrüder Boiſſerée in Heidelberg.

Von Wilh. Hebenſtreit.

(Schluß von Nr. 43.)

Man ſoll nun zwar bey Würdigung außerordentlicher Talente voreilig nicht auszumitteln gedenken, woher ſie ihre Vorzüge genommen; allein eben deshalb, weil die göttliche Kraft der Vorfahren eine zweyte Welt in der Welt erſchaffen, wird es mir wahrſcheinlich, daß v. Eyck, wenn auch die ganze Reihe der vor ihm vorhandenen Gemählde nichts Aehnliches aufweiſet, kaum mit dieſem Grade der Kunſtvollendung begonnen habe. Welche Zeitgenoſſen er gehabt, zeigt ſchon das ebenfalls berühmte Dombild in Cöln, vorſtellend die heiligen drey Könige, die heil. Urſula mit ihren Geſpielen, und den heil. Gereon mit ſeinem Ritter, gemahlt im J. 1410 unſtreitig von einem deutſchen Künſtler, der von dem Geſtämpelten ſich loszumachen ſtrebte, und von der Allgemeinheit des Ausdrucks auf die vollkommene Wirklichkeit des Porträts hinarbeitete. Denn nur der Goldgrund iſt beybehalten, und nur der Teppich hinter Maria mit Stämpeln gepreßt, alles ſonſt Farbenwechſelnde und Glänzende aber durch den Pinſel hervorgebracht; die Figuren ſind mit vieler Mannigfaltigkeit behandelt, und die beyden knieenden Könige, wahrſcheinlich auch Maria, vollkommene Porträts. Dieſes Gemählde iſt überaus anziehend, beſonders auch wegen der Lieblichkeit und Freyheit, welche bey der in demſelben noch herrſchenden byzantiniſchen Manier beobachtet iſt. Man findet es im Dom zu Cöln, rechts vom Grabe der heil. drey Könige aufgeſtellt.

Ferner gab mir Herr Superintendent Juſti, ein bewährter Kunſtkenner und Beſitzer einer ſchönen Kupferſtich- und Gemähldeſammlung in Marburg von zwey Gemählden Nachricht: eine Leidensgeſchichte vom J. 1405, umſchrieben mit Mönchsſchrift: O Menſch bedenk, was ich für dich gethan habe! und ein Chriſtophkopf vom J. 1407, welche unvergleichlich ſchön in der Abtey Altenberg bey Cöln aufgefunden ſind, und ſich jetzt im Beſitze des Kronprinzen von Preußen befinden. Eine critiſche Nachricht von demſelben wäre um ſo mehr wünſchenswerth, da ſie obgleich deutſchen Urſprungs, gänzlich unbekannt, der Periode angehören, in welcher v. Eyck ſchon ſeinen Künſtlerruhm gegründet hatte. Vielleicht dient auch noch ein anderer glücklicher Zufall, die Vortrefflichkeit der v. Eyck'ſchen Kunſt zu erklären.

Ich kann hier einen Umſtand nicht unerwähnt laſſen, der mir bey meiner ſpäteren Anweſenheit in Cöln ſehr auffallend geweſen iſt. Höchſt merkwürdig ſind nähmlich im dortigen Dom die alten enkauſtiſchen Werke an den Fenſtern im Bezirk des Chors und im Nebengange des Schiffs an der Nordſeite. Unter den mancherley Figuren dieſer, durch Glanz und Pracht der Farbe ausgezeichneten, Glasmahlerey am letztgedachten Orte bemerkt man eine wunderbare Aehnlichkeit in einer Anbetung der heil. drey Könige mit dem v. Eyck'ſchen Gemählde in der Boiſſerée'ſchen Sammlung, beſonders rückſichtlich des erſten knieenden Königs. Iſt dieſer im Gemählde, wie nicht zu bezweifeln, Porträt, ſo iſt er es nicht minder auf der Glasſcheibe im Dom zu Cöln, und man könnte ſo dreiſt behaupten, daß ſolcher dem v. Eyck nicht nur zum Vorbilde gedient, ſondern überhaupt ſchon früher die Mahlerey ſich dem Porträtartigen angenähert habe. Denn der Bau des Doms wurde im Jahr 1248 angefangen, und obgleich bis 1499 fortgeſetzt, iſt doch nicht anzunehmen, daß die erwähnten enkauſtiſchen Werke gerade zuletzt gearbeitet ſeyn ſollten, oder in dieſem Falle der Glasmahler aus der v. Eyck'ſchen Quelle geſchöpft habe. Die Erklärung durch ein zufälliges Zuſammentreffen dürfte um ſo weniger genügen, als in einer andern Gruppe, Chriſtoph mit dem Jeſuskindlein, die Hemmling'ſche Farbengebung unverkennbar iſt, mithin die Behauptung immer mehr Wahrſcheinlichkeit gewinnt, daß in der Kunſtgeſchichte zwiſchen dem 14. und 15. Jahrhundert noch eine Lücke auszufüllen bleibt ꝛc.

Novelliſtik.

Die alte Stadt in Egypten, deren Spuren unlängſt ein franzöſiſcher Reiſender aufgefunden hat, liegt ungefähr 9 Tagereiſen vom rothen Meere, zwiſchen dem 24. und 25. Breitengrad. Schon hat man 11 ziemlich gut conſervirte, mehrere verunſtaltete Bildſäulen, und deutliche Ruinen von Tempeln entdeckt. Auch die alten Stationen der Straße durch die Wüſte vom rothen Meere bis in das Nilthal, in regelmäßigen Zwiſchenräumen von 9 Stunden, hat dieſer Reiſende entdeckt. — Die Entdeckung dieſer Stadt (Berenice) in Egypten und der Smaragdminen, ſchreibt ein italieniſches Blatt einem Römer mit Namen Romanis, ein anderes italieniſches Blatt dem römiſchen Architecten Belzoni, und das Journal de Marſeille einem Franzoſen Cailliaud zu. Letzterer ſoll, nach der Verſicherung eines franzöſiſchen Gelehrten, koſtbare Proben aus dieſen Minen, in welche er bis zu einer beträchtlichen Tiefe eingedrungen, ſo wie mehrere Zeugniſſe des Factums von den europäiſchen Conſuln in Egypten mitgebracht haben.

Ein Herr Beillan hat der franzöſiſchen Regierung einen Plan zu einer neuen Organiſation der Telegraphen vorgelegt, nach welchem es möglich ſeyn ſoll, täglich 300 Depeſchen nach allen Puncten des Königreichs zu übermachen, und Antwort darauf zu erhalten. Hr. Beillan ſchlägt zugleich vor, auch dem Handelsſtande dieſe ſchnelle Correſpondenz zu gut kommen zu laſſen.

Der vor Kurzem in England verſtorbene ehemalige Generalgouverneur von Oſtindien, Warren Haſtings, ſagt der Courier, hatte die Bewohner Bengalens mit unmenſchlicher Härte behandelt, und durch Erpreſſungen ein Vermögen von mehreren Millionen Pfund Sterling zuſammen gehäuft. Unter den Strafen, die unter ihm vollzogen worden, befand ſich auch die, daß die Söhne ihre Väter prügeln mußten; ferner legte man den Verurtheilten ganz enge Beinkleider von ſtarkem Leder an, die feſtgeſchloſſen wurden. Es kam nun auf die Natur des Schlachtopfers an, in wie viel Tagen ſie durch Blaſenentzündung ꝛc. den ſchrecklichſten Tod herbeyführen ſollte.

In London iſt unter dem Titel: Faits relatifs au traitement de Napoléon Bonaparte à St. Hélène eine Schrift erſchienen, welche zum Zweck hat, den vielen falſchen und erdichteten Nachrichten über die Behandlung Bonapartes auf St. Helena zu widerſprechen und ſie zu berichtigen. Der Verfaſſer, welcher ſelbſt in St. Helena war, ſah Bonaparte'n zweymahl; das einemahl ſaß er unter der Vorhalle und trug eine rothe Nachtmütze; einige Tage ſpäter ſah er ihn im Freyen herum gehen, wobey er ein Stückchen pfiff. Nicht leicht ſagt er, wird man einen kleinen Mann finden, der wohlgenährter, viereckiger und überhaupt wohler ausſähe. Das treffliche Clima der Inſel ſpielt ihm den Streich, ſeiner Geſundheit ſehr vortheilhaft zu ſeyn. Nach dem, was der Verfaſſer von ſeiner Lebensweiſe hörte, ſteht Bonaparte zwiſchen 8 und 9 Uhr auf, und nachdem er gefrühſtückt hat, lieſet er in einem warmen Bade, oder er ſchreibt oder dictirt dem Grafen Montholon, welcher ihm bey Niederſchreibung ſeiner Memoiren zum Secretär dient; um 3 Uhr ſpeißt er zu Mittag, ſehr oft allein, worauf er ſich in die Vorhalle begibt, um den Caffee einzunehmen. Er kann, wenn er will, ſpazieren gehn, aber in Begleitung eines engliſchen Officiers ꝛc.

Das neueſte Heft der Zeitſchrift America enthält nachſtehende Beyſpiele ſtarker Menſchen-Conſumtion und Vermehrung: Wie viele Menſchen hat Frankreich in 25 Kriegsjahren verloren durch erzwungene Auswanderungen, durch Mord unter der Guillotine, durch Bürgerkrieg! Hoche ſagt, daß der Krieg in der Vendee allein 600,000 Franzoſen gekoſtet hat. Im Jahr 1794 zählte Frankreich 750,000 Krieger im Felde und 400,000 als Reſerve oder Kranke. Pradt ſchätzt den Verluſt an Menſchen, den Frankreich in 6 Feldzügen erlitt, auf 600,000. Jomini gibt die Recrutirung der Jahre 1812 und 13 zu 1,307,000 an. Von den 524,000 hauptſächlich Franzoſen, die nach Rußland getrieben wurden, kam eine Kleinigkeit wieder, und doch fochten bey Leipzig wieder 170,000 Franzoſen. Wie viele Leute hat Frankreich nach dieſer Schlacht verloren? Und doch zählt Mentelle nach dem Frieden von Paris 28,300,000 Einwohner in Frankreich. Behält America Frieden, wie groß wird ſeine Bevölkerung in 10 Jahre ſeyn.

Der Engländer Clarke, welcher in Paläſtina war, ſpricht in ſeinen Travels in various countries bey Jeruſalem von einem Grabe, welches er für das Grab Jeſu Chriſti hält. Hr. Biſchof Munter in Copenhagen glaubt aber, daß Clarke ſich hierin irrt, weil dieß Grab in den Felſen des Berges Gihon gehauen geweſen ſeyn müſſe, auf dem Wege nach Joppe, nicht aber in den Berg Sion. Clarke will auch Golgatha zu einem Kirchhof oder Gottesacker machen; allein es iſt viel wahrſcheinlicher, daß es der Hinrichtungsort oder die ſogenannte Schädelſtätte war, wie faſt alle Ueberſetzer es ausgedrückt haben.

Die Southwark-Brücke in London, dieſes herrliche Werk der Baukunſt, welches dem Publicum vor Kurzem eröffnet wurde, erregt allgemeine Bewunderung. Der mittlere Bogen iſt der größte in der Welt, das Gewicht des Eiſens daran 2000 Tonnen; ſeine Weite iſt 4 Fuß größer als die von der geprieſenen Sunderlandbrücke. Bemerkenswerth iſt, daß dieſe Brücke wieder auf Actien erbaut iſt, und zu Gunſten der Actieninhaber auf eine gewiſſe Zahl von Jahren ein Brückenzoll erhoben wird.

Die Fortſchritte der techniſchen Gewerbe in Frankreich ſind energiſch wie die Nation ſelbſt. Die Verfertigung der Feilen z. B. war den Franzoſen lange ganz fremd; ſie erhielten ſie aus England, die groben aus Deutſchland. Jetzt hat man 8 – 10 Feilenfabriken. Die Eiſenblechfabriken haben ſich ſo vermehrt, daß ſie mehr liefern als man braucht. Noch vor Kurzem wußte man nichts von der Kunſt, die Eiſenbleche zu firniſſen, jetzt macht ſie einen ſehr ausgebreiteten Erwerbszweig aus. Man hat es ſogar dahin gebracht, den Marmor, den Porphyr, den Granit in einem ſolchen Grade nachzuahmen, daß niemand einen Unterſchied bemerkt. Seit der Erfindung, des Metallmors, was durch Säuren geſchieht, hat man dem überzinnten Blech (fer-blanc) eine ſchöne Perlenmutterfarbe gegeben. Die Fortſchritte in den Stahlarbeiten hat man, nach Chaptals Behauptung einem Hr. Schay zu danken, der durch ein ſinnreiches Verfahren ein Mittel entdeckt hat, dem Stahle eine Hämmerbarkeit zu geben, welche ſeine Bearbeitung erleichtert. Der Hauptgrund ſolcher Fortſchritte iſt die Theilnahme wiſſenſchaftlicher Männer. Seitdem man Chemiker an der Spitze großer Unternehmungen geſehen hat, iſt die Scheidewand gefallen; Theorie und Praxis haben ſich wechſelſeitig zum großen Vortheil der Gewerbe unterſtützt.

In London hat man in einem engen Gäßchen zwiſchen zwey gegenüber ſtehenden Häuſern, die dem Einſturz drohten, einen großen Balken eingefügt. Bey der Einſamkeit des Orts und der bequemen Lage des Balkens ereignete es ſich, daß faſt kein Morgen heran kam, wo man nicht einen, oder ein Paar Engländer daran aufgehängt fand, und es wurde nun eine Schildwache hingeſtellt. An einem Spätabend kommt nun ein Gentlemen, und hat ſchon den Strick bey der Hand, als der Soldat hervortritt und ihn abwehrt. »Teufel,« rief hierauf der Abgewieſene, »wo iſt denn unſere Freyheit geblieben?«

Auch in Rußland macht Stourdzas Schrift Senſation. Der in Petersburg heraus kommende: Invalide, eine Monathſchrift, die jährlich einen Beytrag von 10,000 Rubeln als Unterſtützung von der Regierung erhält, theilt wörtlich die ſehr cauſtiſchen Bemerkungen der Speyer'ſchen Zeitung über jene Piece mit, ohne von der Cenſur deßhalb in Anſpruch genommen, vielweniger in der Bekanntmachung gehindert worden zu ſeyn. Merkels Liefländiſcher Mercur, der Anfangs einige Aufmerkſamkeit erregte, hat mit dem 12. Stücke ſchon ſeine Endſchaft erreicht. — St. Petersburg verſchönert ſich mit jedem Tage, und das Eiſen ſpielt dabey eine Hauptrolle. Ganze Balcons, Treppen, welche durch mehrere Stockwerke gehen, und architectoniſche Verzierungen aller Art, werden aus Eiſen gegoſſen.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationsblatt.

44.

Dinſtag, den 1. Juni 1819.

Betrachtungen über die Dichtkunſt *).

Von Sr. Hoheit dem Prinzen Ludwig III. von Gonzaga Caſtiglione ꝛc.

Die Dichtkunſt iſt kein erworbenes Geſchick; ſie iſt ein Geſchenk der Natur, eine himmliſche Eingebung, ein Erguß des Genies. Dichter hat es ſchon während der Wiegenzeit der Kunſte und der Morgenröthe der Wiſſenſchaften gegeben, und dieſe erſten Poeten haben ſich zu einer Höhe der Vollkommenheit erhoben, welche ihre Nachfolger ſtets in Verzweiflung ſetzen wird. Sie hatten den wunderbaren Vorzug, ſich ſolcher Gegenſtände zu bemächtigen, die für das poetiſche Colorit am empfänglichſten, und groſser Wirkungen am fähigſten waren; ſie mahlten nach der Natur, und dieſe Natur war damals neu. — Wie mußte ein ſo ſchönes Vorbild nicht fühlende Seelen, lebhafte Phan-

---

*) »Essai analytique sur les découvertes capitales de l'ésprit humain, compose pour la société roy. de Londres etc. par

taſien und Genies begeiſtern, die, als die erſten, nothwendig originell waren? In der That ſind es die alten Dichter, bey denen man alle Arten von Schönheiten ſuchen muß, welche aus einer glücklichen Wahl, einer impoſanten Anordnung, aus einem rechten und wahren Ausdruck, und aus alle dem hervorgehen, was die Harmonie dieſen Schönheiten des erſten Rangs Reizendes verleihen kann. Auch haben dieſe Dichter ihren Nachfolgern nichts übrig gelaſſen, als die Freyheit zu copiren, die nähmlichen Gemählde nachzuahmen, oder die verſchiedenen Parthien anders zuſammen zu ſetzen. Jene haben von der Natur Beſitz genommen, und die Kunſt erſchaffen, ohne daran zu denken; Dieſe haben das von ſich geglaubt, weil ſie aus den Meiſterwerken Jener die Regeln geſchöpft; Jene haben den Vorzug der Erfindung, der Darſtellung des wahrhaft Schönen; Dieſe glänzen durch Geſchmack, Eleganz und den Reichthum des Details; aber immer zu ſehr für das conventionell Schöne eingenommen, ſtets geneigt, die Natur den Launen der Geſellſchaft und oft der Einbildung der Mode unterzuordnen oder aufzuopfern, können ſie nicht jene Stärke haben, deren Mutter die Wahrheit der Empfindung iſt, noch ſich jenem großen poetiſchen Character anders als durch eine weiſe Nachahmung der Alten nähern. Es iſt ſelbſt ſehr zweifelhaft, daß eine bis aufs Aeußerſte, bis auf den Grad der Manierirung civiliſirte Nation, ihren guten Geſchmack in ſeiner ganzen Reinheit, die ſchönen Künſte in ihrer ganzen Vollkommenheit, bewahren könne.

Die Poeſie kann als der Zauber-Traum der Philoſophie betrachtet werden, ſie beſchäftigt ſich mit denſelben Gegenſtänden, mit den Menſchen und der Natur, dieß jedoch weniger, ſie von Grund aus zu kennen, als ſie zu mahlen und zu verſchönern. Die Wahrheit iſt das erſte Muſter ihrer Schilderungen, wie ſie der höchſte Zweck der philoſophiſchen Arbeiten iſt; aber es iſt die mögliche, ideale Wahrheit, em-

---

Son Altesse Monseigneur le Prince Louis Gonzaga de Castiglione, de l'académie royale des sciences de Berlin et d'autres sociétés litéraires. 2me édit (Vienne, imprim. de Degen.) Dieſes Werk iſt ein merkwürdiges Monument der philoſophiſchen Literatur. Vielſeitige Beleſenheit, tiefe Erudition, Klarheit der Anſichten, Scharfſinn und Gediegenheit des Urtheils, verbunden mit einem hohen Talent der Darſtellung zeichnen es aus. Eben ſo intereſſant ſind die beygedruckten zwey Aufſätze: l'homme de lettres, bon citoyen, und réflexions sur la poësie. Einſtweilen wird hier die Ueberſetzung des Letztern geliefert.

pfänglich für die Ausſchmückungen der Dichtung, der ſie Bewegung, Handlung und Leben verleiht. Durch dieſe wunderbare Kunſt geſchieht es, daß ſie nach Belieben ſanfte Regungen oder heftige Leidenſchaften in den Gemüthern erregt. Von gekrönten Laſtern und glücklichen Verbrechen ſtellt uns die Geſchichte nur zu getreue und demüthigende Gemählde auf; die Poeſie, dem moraliſchen Bilde des Menſchen ſchmeichelnd, gibt ihm eine hohe Idee von ſich ſelbſt, erweckt in ſeinem Herzen das Gefühl ſeiner Würde, und haucht ihm jenen edlen Stolz ein, der Alles, außer der Tugend, unter ſich zieht. Eben ſo hat ſie jederzeit die Wonne edler, tugendhafter und empfindſamer Seelen ausgemacht: die Liebe zur Freyheit, den Abſcheu der Sclaverey, den Haß gegen Laſter und Ungerechtigkeit, die Anhänglichkeit an die Geſetze, die ſchönen Handlungen, ſolcher, die der ganzen Menſchheit Nutzen bringen: das iſt's, was die Dichtkunſt der Unſterblichkeit weiht, und unſerer Nachahmung empfiehlt; das iſt's, was ein Homer, ein Virgil, Dante, Milton, Corneille und andere ſeltene Genies gefeyert, welche die Wonne und die Bewunderung aller Jahrhunderte ausmachten und bleiben werden.

(Schluß folgt.)

Mantua's koſtbarſte Reliquie*).

In der Capelle St. Andreas zu Mantua, die in einer Höhle erbaut iſt, wird Chriſti Blut aufbewahrt. Dieſe koſtbare Reliquie iſt unter Riegeln verſchloſſen; die Capelle wird nur Einmal des Jahrs geöffnet.

Ohne zu wiederholen, daß das Blut des Heilands mit Waſſer vermiſcht war, und ſich mit der ausgetrockneten Erde unzertrennbar vereinigt hat, wollen wir hier erzählen, wie dieſe koſtbare Reliquie erhalten, und nach der Capelle des heil. Andreas gebracht worden.

Unter den römiſchen Soldaten, welche von Pilates geſchickt wurden, Chriſtus und den 2 ans Kreuz geſchlagenen Miſſethätern die Kniee zu brechen, war einer mit Namen Longin, der von den Vätern und Doctoren der Kirche ſo genannt wird, im Evangelio aber nicht vorkömmt; der bemerkte, daß Chriſtus ſchon todt, und daß die Beine zu brechen unnöthig ſey; um ſich jedoch davon zu überzeugen, ſtach er ihn mit ſeiner Lanze in die Seite, und da ging Blut mit Waſſer gemiſcht, aus der Wunde heraus, wovon einige Tropfen ihm auf die Augen fielen, die ihm das Geſicht wieder gaben, was ſchwach geworden war. Dieſes Wunder brachte Longin auf der Stelle zur Bekehrung; er ſammelte alles Blut, was auf der Erde lag, zuſammen, und bewahrte es mit dem in Eſſig und Galle getauchten Schwamm als einen theuern Schatz, ſuchte die heil. Apoſtel auf, und empfing mit ihnen am Pfingſtfeſt den heil. Geiſt und die Berührung der Zunge.

---

*) Millin voyage dans le Milanais. T. II. p. 250.

Longin verließ Jeruſalem mit dem koſtbaren Blute, dem Schwamm und der Lanze. Die Lanze ließ er zu Antiochien, und ſchiffte ſich nach Iſaurien, ſeinem Vaterlande, ein, aber Gottes Wille führte ihn an die Ufer des adriatiſchen Meeres, von wo er ſich nach Mantua begab und daſelbſt blieb. Da er befürchtete, den Beſitz ſeiner koſtbaren Schätze zu verlieren, die er bis daher ſo glücklich erhalten hatte, ſo ſchloß er ſie in eine bleierne Schachtel ein. Er zog ſich bald darauf in die kleine Inſel Mincio zurück, wo jetzt Gradoto ſteht, die er zu ſeinem Aufenthalt gewählt hatte, und beſchäftigte ſich dort, den Gläubigen zu predigen, und Heiden zu bekehren.

Alles dieſes iſt unter der Regierung des Kaiſer Tiberius vorgegangen. Ein gewiſſer Octavius wurde, unter der Regierung des Kaiſer Claudius, zum Präfecten von Mantua ernannt. Auf die Berichte, welche man ihm über den Eifer des Longin, zu lehren und Heiden zu bekehren, erſtattete, befahl er, ihm die Zunge aus dem Halſe zu ſchneiden, worauf, nachdem dieſer Befehl vollzogen worden, die Stimme dieſes heiligen Mannes, zur größten Verwunderung Aller, ſich viel lauter erhob, als vorher, und Octavius wurde für dieſes Urtheil von ganzen Legionen Teufeln beſtürmt und geplagt.

Anfänglich erſchrack der Präfect ſehr darüber; aber auch aus der Eingebung eines dieſer böſen Geiſter geſchahe es, daß er den Longin enthaupten ließ, und es ſtehet noch zu Gradoto eine Säule auf dem Platze, wo die Enthauptung geſchehen, mit einer Inſchrift, welche bezeuget, daß dieſes der Platz ſey, auf welchem dieſe Execution geſchehen.

Von dem allen, was hier erzählt worden, findet ſich in den heiligen Büchern nichts erwähnt, aber ſchon aus den älteſten Zeiten ſind dieſe einzelnen Umſtände von einer Generation zu der andern, durch Erzählungen bis auf den heutigen Tag zu Mantua übergetragen, und ſelbſt in den älteſten Kirchenbüchern aufgezeichnet worden.

Folgendes wird davon von unterſchiedenen Geſchichtſchreibern erzählt: Der Kaſten, in welchem das Blut und der Schwamm eingeſchloſſen war, wurde im Jahr 804 wieder gefunden, und eben ſo der Körper des Longin, von dem der Name nahe bey ihm aufgezeichnet war. Der Glaube an dieſe koſtbare Reliquie wuchs von Tag zu Tag. Der Pabſt Leo beſuchte ſie, und warf ſich mit ſeinen Cardinälen vor ihr nieder; ihr Ruf erſchallte auf der ganzen Erde, und ſie wurde zu Mantua ein Gegenſtand der öffentlichen Verehrung *).

Der Herzog Vincent bewieß ſeine hohe Verehrung für ſie dadurch, daß er bey Gelegenheit der Vermählung ſeines Sohnes, des Prinzen Franz, mit der Margarethe von Savoyen, den Orden des koſtbaren Blutes oder der Erlöſung im J. 1608 ſtiftete. Das Ordenszeichen iſt ein emaillirtes Medaillon, in welchem man die Figur des Sacrament-Häusleins und das Käſtchen wahrnimmt, in welchem das theure Blut aufbewahret wird mit der Umſchrift: Probasti me, Domine; es wird an einem Halsband, das mit kleinen goldenen Ruthen, in flammender Geſtalt, geziert iſt, getragen.

Vielleicht enthält dieſe Deviſe eine moraliſche Deutung, aber man glaubt, daß ſolche von Franz II. angenommen worden ſey, der zu Venedig ein Jahr gefangen geſeſſen, weil er beſchuldiget worden, den Franzoſen Beyſtand geleiſtet zu haben; er wurde aber unſchuldig befunden, und von dem Senat frey geſprochen.

Das koſtbare und heilige Blut Chriſti wird in einer Flaſche von Cryſtall, in Form eines Cylinders in der Schatzkammer aufbewahrt, zu welcher zwölf Ritter des Ordens, jeder einen von dem andern verſchiedenen Schlüſſel haben und alſo ſämmtlich zugegen ſeyn müſſen, um die Thür zu öffnen, was jedoch alljährlich nur einmal, am Charfreytag, Statt findet.

Schon ſeit langer Zeit wird dieſer Dienſt der Ordens-Ritter durch Vicarien verſehen.

Nahe bey dieſer heiligen Stelle liegt der Körper des heiligen Longin, der zugleich mit der Reliquie des Blutes Chriſti gefunden und dahin gebracht wurde.

* * *

---

*) Aziani Istoria del Sangue, trattato del costato di Giesu Cristo per Longino. Mantua 1609.

Joanneum.

Weitere Daten über die Leſeanſtalt.

Von Dr. Beſt.

(Schluß von Nr. 42.)

Hr. Prof. **Kudler** führt ferner die Aufſchreibung der eingegangenen Beyträge, indem er für jedes Mitglied die Eintrittskarte auf die Zeit, für die ſich jedes erkläret, ausfertiget, dieſe dem Financier der Geſellſchaft übergibt, um dafür die Beträge in Empfang zu nehmen. Seine Aufſchreibungen ſind alſo eine Controlle für die Caſſe, die keine Ausgabe machen kann, welche nicht vom Ausſchuß genehmigt, und vom Director angewieſen wird. Am Ende des Jahres wird nach den Statuten der ganzen Geſellſchaft die Rechnung vorgelegt, und die Gebahrung mit ihrem Vermögen ausgewieſen. Des Oeconomen der Geſellſchaft iſt in der Nachricht, die Hr. Prof. **Schneller** gab, ebenfalls nicht gedacht worden. Damals war es Herr von **Fridau**, und da dieſer ſeiner Privatgeſchäfte wegen als ſolcher austrat, Hr. Kaufmann **Klein**, nach deſſen Tod Hr. v. **Kodolitſch** gewählet worden iſt. Der Director und der Oeconom ſind die eigentlich arbeitenden Mitglieder des Ausſchuſſes, welcher, nach den Statuten, alle Jahre gewählet wird, und der an dieſe gebundene Geſchäftsträger der Geſellſchaft iſt. Die übrigen Mitglieder ſind nur deliberirende und votirende.

Das weiße Buch, das in Vorſchlag gebracht worden, iſt eröffnet, damit jedes einzelne Mitglied dem Ausſchuſſe — da, wie begreiflich, mündliche Diskuſſionen eines jeden Einzelnen mit einem Ausſchuß nicht wohl möglich ſind — ſeine Anſichten und Wünſche mittheilen könne. Früher geſchah es durch mündliche Mittheilung an den Director. Ob jene Weiſe von Communication bey einer ſo kleinen Geſellſchaft beſſer und zweckmäßiger ſey, mag hier unentſchieden bleiben; allein ſie wurde eingeführt, weil mehrere Mitglieder es ſo gewünſcht hatten; ſie erinnert aber an das ſo oft ſchon getadelte, umſtändliche, dicaſteriale Verfahren, und beweiſet, daß es den Tadlern bey ihrem Tadel nicht immer Ernſt iſt.

Bisher wurde wenig Erhebliches noch mittelſt dieſes Buches zur Sprache gebracht, eigentlich nur Anſichten, Meinungen und Begehren einiger Wenigen, was aber ein Beweis iſt, daß die Organiſation der Geſellſchaft gut prämeditirt worden iſt. Der Geſchäftsträger einer zahlreichen Geſellſchaft kann natürlich nicht jedem Einzelnen oder Wenigen willfahren, da er etwas, was Allen gehört, verwaltet, durch ſanctionirte Statuten gebunden iſt, und den Zweck, zu welchem ſich die Geſellſchaft vereinigt hat, nie aus den Augen verlieren darf. Er darf alſo nur das beſchließen, was — wenn auch nicht Alle — doch möglichſt Viele befriediget, und der witzige Kopf hat Recht, der ſagt: Laßt es ſeyn, damit es werde; denn alle Tage beſſern wollen und ändern, läßt wirklich nichts werden.

An der Anſtalt nehmen viele geiſtvolle und nach Kenntniſſen ſtrebende Männer aus allen Ständen Antheil, folglich auch viele Advocaten, die als Männer, welche mit allen Ständen in mehrſeitige Berührung kommen, wie ſo viele Andere, mit der wiſſenſchaftlichen auch Weltbildung verbinden. Das wiſſenſchaftliche Leben beſteht, wie das organiſche, nicht in einer einſeitigen Tendenz, ſondern gleicht darin vollkommen einem Organismus, daß ſich in ihm viele verſchiedene Tendenzen verbinden, die für einander Mittel und Zweck ſind. Das Specielle ſoll ſeine Richtung befolgen, und möglichſt ſich ausbilden, aber es darf die andern Richtungen nicht ſich ſubordiniren. Die Urtheile Einzelner oder eines Standes über die gute Organiſation und die Gebrechen eines Vereines, ſind nicht immer die richtigſten, ſowohl weil ſie über einen ihnen nicht als Geſchäftsſache vorkommenden Gegenſtand nicht immer erſchöpfend nachzudenken ſich die Zeit nehmen, und der gehörigen Daten entbehren, als auch weil ſo oft ſpecielle oder gar Privatwünſche für allgemeine ausgegeben werden. Das Aneinanderreiben der Köpfe iſt allerdings eine vortreffliche und fruchtbare Sache, denn wahrlich, nur ſo wird die Pallas geboren, aber es wird jeder Funke zur Eris, wenn jeder Kopf den ſeinen für Pallas ausgeben und verehrt wiſſen will. Das wohlfeilſte in der Welt iſt ein Rath, und jeder wird für einen guten angeprieſen. Ob die Geſellſchaft beſtehen wird? Wer kann das wiſſen — man ſollte glauben ja, denn die Vortheile für die Theilnehmer fallen in die Augen, wenn es für vortheilhaft gehalten wird, um wenig Geld an Vielem Theil nehmen, manches Wiſſenswürdige ſich eigen machen zu können. Jede Geſellſchaft beſteht, wenn nicht Spaltungen in ihr entſtehen, aber einzelne differente Meinungen ſpalten nicht, ſondern helfen das Rechte finden, und das Gute, wenn es verkannt iſt, hat eine innig bindende, vereinigende Kraft.

◆

Nachtphantaſie.

Wenn Luna's ſilberbleiches Licht
Durch's Grün verſchlung'ner Aeſte bricht,
Und funkelnd durch die braune Nacht
In ſchauerlicher, hehrer Pracht,
Mit [illegible] Widerſchein
Sich zahllos Stern' an Sterne reih'n;
Wenn Todenſtille rings umher
Die Flur beherrſcht, die Flur, in der
Vom dämmernden Gebirg begränzt,
Der Saaten goldner Schimmer glänzt:
Dann füllen ſüße Schauer mich;
Dann ſchwingt die Seele feyerlich
Sich durch des Aethers weites Reich,
Und dünkt ſich höhern Weſen gleich.
Ich ſeh' auf lichterfüllten Höh'n
Der Vorwelt Edle winkend ſteh'n;
Die Freunde, die vorausgegangen,
Das Weib, das einſt mich treu umfangen,
Geſchmückt mit der Vollendung Kranz,
Seh' ich ſie hier im Mondenglanz.
D'rum, ſchließet mit geſchwungner Hippe
Wie einſt der Tod die bleiche Lippe,
So ruf' ich ſchwebend nur herüben,
Ich folg' euch jenſeits nach, ihr Lieben!

Franz v. Grezmiller.

* * *

Warum iſt Wallenſtein bey Lützen geſchlagen worden? *)

»In der Marienkirche zu Zwickau (ſagt die Zwickauer-Chronik) iſt in der gewölbten Sacriſtey verwahret worden ein Stücklein vom Kreuze Chriſti in arabiſch Gold eingefaſſet, welches Martin Römer, weiland Hauptmann zu Zwickau, 1479 in die Capelle verordnet. Dieſes hat 1632 den 14. September der kaiſerliche Generaliſſimus Herzog von Friedland begehret; und durch ſeinen Vetter, Graf Maximilian von Wallenſtein nebſt Graf Paul von Lichtenſtein abholen, und hernach auf der Poſt durch ermeldeten Grafen von Wallenſtein dem Kaiſer offeriren laſſen, als ver-

---

*) Dieſer Aufſatz (mit Ausnahme des Autographen) und die zwey folgenden ſind aus den hiſtoriſchen Raritäten, 2te Aufl., ſo eben erſchienen.

ehrte die Stadt Zwickau und das Miniſterium den Kaiſer willig damit. Es war aber wenig Willigkeit zu finden, ſondern Gewalt, und dieß vielmehr: Willſt du nicht, ſo mußt du: denn damals war die Stadt in des Feindes Gewalt und ſtark beſetzet. Nur dieſes iſt mit Stillſchweigen nicht zu übergehen, daß der Fluch, der in das Geld gegraben, beydes, den Generaliſſimum, Herzog von Friedland, der es hat nehmen laſſen, und die beyden Grafen, die es weggenommen, redlich getroffen, und an ihnen erfüllt worden. Denn als dieſes den 14. September in Zwickau geſchehen, hat der Generaliſſimus den 6. November darauf die nahmhafte Schlacht bey Lützen verloren, und hat Stücke, Munition, Proviant ꝛc. im Stiche laſſen müſſen. In welcher auch der berühmte Cavalier, der Graf von Pappenheim, mit einem Falkonet durch die Hüfte geſchoſſen worden, daß er drey Stunden hernach Todes verblichen. Der Abt von Fulda aber, welcher dem Streite mit beygewohnt, und mit einem Crucifixe herum reitend, die Soldaten hat tröſten wollen, iſt alsbald auf der Wahlſtatt todt blieben. So hat auch hernach genannter Friedländer nicht nur aus der Churſachſen wieder in die kaiſerlichen Länder ſich begeben müſſen; ſondern hat auch kein Glück mehr gehabt, wie er denn darauf zu Eger mit Schrecken ein blutiges Ende nehmen müſſen. Die beyden Grafen aber, als Maximilian von Wallenſtein und Graf Paul von Lichtenſtein, ſind beyde noch dasſelbe Jahr umkommen, und iſt keiner eines reinen Todes geſtorben.«

Der ominoſe Fluch jenes Kreuzes (welches das Stücklein, oder nach der Ueberſchrift vielmehr die 5 Stücklein von dem heil. Kreuze enthielt) auf ſelbem geſchrieben, lautet alſo: Quicunque partem ligni hujus crucis violenter auferet divinae maledictioni subjaceat, et crux perimat eum veneranda. — Jene 5 Stücklein ſollen 2000 Gulden gekoſtet haben, und die vier in dem Kreuze angebrachten Edelſteine mit der goldnen Einfaſſung 1000 Gulden. Dieſes merkwürdige Kreuz hat, nach ſeiner Ueberſchrift, in der Dreyfaltigkeitskirche zu Conſtantinopel, von einer gewiſſen Königinn dahin verehrt, geſtanden. Ein Grieche rettete es bey der Einnahme von Conſtantinopel, und verkaufte es ſpäterhin jenem Martin Römer, welcher es der Marienkirche zum Geſchenk machte. — Das fernere Schickſal dieſes Kreuzes iſt unbekannt.

* * *

Bey dieſer Gelegenheit wollen wir einen noch ungedruckten **eigenhändigen** Brief **Wallenſteins** bekannt machen, welcher ſich im Beſitz der Redaction befindet, und den ſie abzutreten bereit iſt. Er lautet, diplomatiſch treu, wie folgt:

Allergnedigſter Kayſer.

Was anbelangt mein Regiement wiederumb mitt Kiriſen zu armiren weis ich derzeitt kein anders mitl vorzuſchlagen es ſey denn das Eure Maj. ſolche oder ſelbſten bekommen vndt in Abſchlag der beſoldung den ſoldaten austheilen laſſen oder aber alsbalden einem ieden Capitan eintauſent fl. geben das er ſeine Compagni armiren aufs eheſte ſich obligire welche tauſent fl. darnach ihnen bey der abrathung können abgezogen werden vndt da Eure Maj. gnedigſter willen iſt ſo wolte ich zur befürderung der ſachen alsbalden ſolches gelt erlegen doch das ich nacher nicht ſolte ſchuldig ſein das erſte monat ſolt vor die 7 neu geworbene Comp. hergeben. Was die piſtolen anlangt ſolche werden Eure Maj. durch Kaufleit aus Niederlandt oder andern reich kommen laſſen, denn ich weiß nicht wo ich ſie dahir auftreiben köndte. Was nun in dem Eure Maj. gnedigſter willen ſein wirdt bitt ſie wollen mirs durch ein decret befehlen auf das ich zeitlich zu der ſachen thun köndte.

Eure Maj.

vnthertheinigſter diener

(Das Datum fehlt.) **Albrecht von Waldſtein.**

……

Catharina I. Statuten zur Herſtellung der Sitten.

Wenn das Sittenverderbniß in Rußland ſchon in den letzten Regierungsjahren **Peters** des Großen zugleich mit ſeiner Schwäche außerordentlich zunahm, ſo erreichte es den höchſten Grad unter der Alleinherrſchaft ſeiner Witwe. Um dem fortreißenden Uebel Einhalt zu thun, ſah ſie ſich genöthigt, eigene Statuten ergehen zu laſſen. Es ſind, characteriſtiſch genug, nachſtehende:

1. **Zur Verbeſſerung der Lebensart der Frauenzimmer** ſollen **vermiſchte Aſſembleen** errichtet werden. — Derjenige, in deſſen Hauſe die Zuſammenkunft iſt, ſoll es durch Aushängezettel oder durch andere öffentliche Anzeigen bekannt machen.

2. Die Aſſemblee ſoll Nachmittags um 4 oder 5 Uhr angehen, und dauern bis Nachts um 10 Uhr.

3. Der Wirth braucht ſeinen Gäſten nicht entgegen zu gehen; er iſt nicht ſchuldig, ſie zu begleiten, oder ihnen Geſellſchaft zu leiſten. Nur muß er für Stühle, Lichter und Liqueurs (!) ſorgen, ingleichen muß er die Geſellſchaft mit Karten, Würfeln (!) und allem, was zum Spiele gehört, verſehen.

4. Zum Kommen oder Weggehen ſoll keine beſtimmte Stunde feſtgeſetzt ſeyn.

5. Jeder hat die Freyheit, ſich zu ſetzen, herumzugehen, oder zu ſpielen. Auch ſoll ihn niemand daran hindern, oder ſich über das, was er vornimmt, aufhalten, bey Strafe, den großen Adler zu trinken (einen großen Pokal mit Branntwein gefüllt).

6. Standesperſonen, Adelige, Stabsofficiere, Kaufleute und Krämer, angeſehene Handwerker, beſonders Zimmerleute, die bey der Kanzley gebraucht werden, dürfen in den Aſſembleen erſcheinen, ſo wie auch deren Frauen und Kinder.

7. Den Bedienten, wobey aber die vom Hauſe ausgenommen werden, ſoll man einen beſondern Ort anweiſen, damit man in den Zimmern der Aſſemblee's Raum genug habe.

8. Frauenzimmer ſollen ſich unter keinem Vorwande betrinken, und Mannsperſonen dürfen vor 9 Uhr nicht betrunken ſeyn.

9. Damen, die Pfand-, Frage- und Commandirſpiele u. dgl. treiben, ſollen nicht zu viel lärmen, oder zu ausgelaſſen ſeyn.

10. Keine Mannsperſon ſoll mit Gewalt einen Kuß rauben, und niemand ſoll, bey Strafe künftiger Ausſchließung, einem Frauenzimmer in der Aſſemblee — Schläge anbiethen. (!)

* * *

Griechiſche Münchhauſiaden.

Die griechiſchen Epigrammen ſind voll von Gascognaden und Uebertreibungen aller Art; einige der intereſſanteſten ſind folgende:

Hermon war ſo dünnleibig und gewandt, daß es ihm eine

Kleinigkeit war, durch ein Nähnadelöhr nicht nur zu ſchlüpfen, ſondern auch im ſchnellſten Flug zu ſpringen.

Demas ſpazierte auf den Spinnengeweben keck und luſtig einher, und ergetzte ſich darauf in mancherley gymnaſtiſchen Uebungen. Dieſe Vermeſſenheit mußte er aber theuer bezahlen, denn einſt, als er auf dem Gewebe ſich tanzend unterhielt, ſiehe, da kommt die entrüſtete Spinne, ſpinnt ihm einen Faden um den Hals, ſchnürt dem Frevler damit die Kehle zu, zieht ihn ſo in die Luft, und erwürgt ihn.

Soſipater war von ſo ſubtiler Conſtitution, daß ihn kein Menſch wahrnehmen konnte: er beſtand faſt bloß aus Geiſt und Athem.

Marculus war ſo klein, daß er mit ſeinem Kopf ein Sonnenſtäubchen durchlöchern, ja durch ſolches mit ſeinem ganzen Leib kriechen konnte.

Cajus war ſo leicht, daß er ſich bleyerner Fußſohlen bedienen mußte, um von der Luft nicht davon getragen zu werden.

Den leichten Archeſtratus, als er von den Feinden gefangen und auf eine Wage gelegt wurde, fand man nicht ſo ſchwer, als ein halbes Gerſtenkorn.

Meneſtratus pflegte zum Reitpferd eine Ameiſe zu haben; einſt aber wurde er von ihr abgeworfen, und mit ihrem Fuße todt geſchlagen.

Proculus wollte einmal Feuer anblaſen, das Wageſtück lief aber ſchlimm ab, denn es ergriff ihn der entſtandene Rauch und entführte ihn zum Schornſtein hinaus.

Artemidorus lag einſt bey dem Demetrius, welcher ſchlief; da dieſer aber ſtark Athem holte, ſo geſchah es, daß er ſeinen Cameraden mit dem Athem zum Fenſter hinaus warf.

Cherämon war ſo klein und leicht, daß er ſich wohl hüthen mußte, den Leuten zu nahe zu kommen, wenn er nicht die Ungelegenheit haben wollte, von ihnen durch ihr Athemholen mit der Luft in die Naſe gezogen zu werden.

◆

Novelliſtik.

Folgende unmittelbare Nachrichten aus Madrid ertheilt das neueſte Heft einer hier ſehr wenig bekannten deutſchen Zeitſchrift: »Wir werden nächſter Tage eine ſchöne Kunſtausſtellung, beſtehend in ungefähr 200 Bildern der ſpaniſchen Schule, haben; die ſchönen Künſte machen jezt große Fortſchritte; nichts beweiſet dieß mehr, als das prachtvolle Denkmal, das bey den Begräbniß-Feyerlichkeiten der verſtorbenen Königinn in der Sanct Franciskuskirche errichtet war. Beſonders bewunderte man vier Gruppen coloſſaler Statuen, die in Stucco gearbeitet waren. Die Inſchriften waren von unſerm berühmten Dichter Arriaza. — Die Verſchönerungen der Hauptſtadt werden eifrig betrieben. Neben der königl. Reſidenz legt man einen länglichen Plaz an mit einer Colonnade, an deren Ende man ein Theater erbauen will, welches das Hoftheater werden ſoll. — Ein hier wohnender franzöſiſcher Arzt, Dr. Eymery, behauptet, daß Dr. de Carro und Darcet die Erfindung der Anwendung von Schwefeleinreibungen bey Hautkrankheiten von ihm entlehnt hätten. Er iſt im Begriff in der Cronica cient. y lit. ſeine Denkſchrift bekannt zu machen.«

Die eben eingetroffene Nummer 34 der Zeitſchrift: America, gibt über den Diebſtahl zu Portland nachſtehende Details: »In der Nacht des 1. dieſes wurde das Cumberlandiſche Bankhaus in Portland (Maine) mit Nachſchlüſſeln erbrochen, und eine Summe von mehr als 200,000 Dollars geraubt. (Das ganze Capital der Bank beträgt 300,000). Ungefähr 195,000 Dollars waren in Cumberlandiſchen Bancnoten, meiſtens von 50, 20, und 10. Da geſezmäßig keine 50 oder 20 Dollars-Noten dieſer Bank im Umlauf ſind, und nur wenige Zehner, ſo hofft man, daß dieſer Umſtand zur Entdeckung der Diebe leiten wird ꝛc.« Es iſt eine Belohnung von 1000 Dollars für die Entdeckung des Diebes ausgeſezt.

Prinz Guſtav (Sohn Guſtavs IV.) hat (laut der Gazette de France) von ſeinem Oheim, dem Kaiſer Alexander, die Erlaubniß erhalten, ſich von Petersburg nach England zu begeben, um auf der dortigen Univerſität Oxford ſeine Studien zu vollenden. Ein großer Potentat ſoll ihm dazu 2000 Pfund Sterling jährlich bewilligt haben. Nach ſeiner Rückkehr wird der Prinz ſeine Couſine, eine Prinzeſſinn von Heſſen-Caſſel, heirathen.

Theologiſche Zeitſchriften hat Paris jezt 4. L'Ami de la Religion et du Roi, wurde 1814 begonnen, jede Woche erſcheinen 2 Hefte. Redacteur iſt Picot. Dieſe Zeitſchrift gilt allgemein als eine ſolche, wodurch die Grundſäze des Jeſuitismus verbreitet werden. In gleichem Geiſt ſind geſchrieben: Archives du Christianisme au XIX. siècle und Bibliotheque religieuse, woran viele ausgezeichnete Gelehrte und Geiſtliche, unter Andern Gregoire und Lanjuinais, Antheil nehmen ſollen. Dieſe Zeitſchrift wird ſehr gerühmt. L'Israélite françois erſcheint ſeit 1817 und verräth ein redliches Beſtreben. Als Redacteurs werden genannt: Simon Mayer Dalmbert und de Cologna, Oberrabbine der Synagoge zu Paris.

Das Tribunal erſter Inſtanz in Brüſſel beſchäftigt ſich mit einem Prozeſſe, der in Bezug auf die Induſtrie und die öffentliche Ordnung wichtig iſt. Es handelt ſich um die Beſtrafung von 5 Spinnerinnen, die beſchuldigt ſind, eine Verbündung beabſichtigt zu haben, um eine neue Spinnmaſchine zu zertrümmern, welche, von 2 Menſchen bedient, die Arbeit von 300 Menſchen erſetzt. Die 5 Angeklagten ſind faſt alle unter 20 Jahren.

Der perſiſche Geſandte ließ vor Kurzem den Pariſer-Journaliſten tüchtig den Text leſen. Er ließ ihnen unter Andern andeuten, er bewundere das Zeitungsweſen in mehr als einer Hinſicht, und ſey darauf bedacht, es auch in Perſien einzuführen; doch werde den Perſern empfohlen werden, nicht mit dem in Frankreich gewöhnlichen Leichtſinn ihre Nachrichten aufzunehmen. So hat der Bauchredner Comte in allen Zeitungen ausgeſprengt, der Geſandte hätte ihm ein Empfehlungsſchreiben an Feth-Aly-Schach gegeben. Was iſt aber an der Sache. Der Geſandte hatte ſeinen Namen in die Liſte der Perſonen, welche ihn gehört, die Comte bey ſich geführt, ebenfalls einzuzeichnen, und ſein Siegel, wie andere angeſehene Perſonen beydrucken zu laſſen, kein Bedenken getragen; und das iſt es, was der Taſchenſpieler für einen Brief an den König ausgibt. Hierdurch widerruft ſich alſo jene Nachricht, die aus auswärtigen Blättern auch in das unſrige übergegangen, wohl von ſelbſt.

Hr. Bärmann, in Dienſten des Königs von Bayern, hat in der Philharmonic-Society zu London ſich hören laſſen. Das Morning Chronicle ſagt von ihm: »Bärmann hat ſeit Langem auf dem feſten Lande als der erſte Clarinettiſt in Europa gegolten. Er hat ſein Inſtrument ganz in ſeiner Gewalt, und executirt mit bewunderungswürdiger Geſchicklichkeit die ſchnellſten Läufe; allein ſein größtes Talent beſteht mehr in der Lieblichkeit als der Fülle der Töne, in dem Hinſchmelzen (dying fall) das er hervorbringt.«

Unter den neuen Artikeln des Bureau de Musique, von Hrn. Peters in Leipzig, zeichnet ſich vorzüglich aus: Fortepiano-Schule, oder Anweiſung zur richtigen und geſchmackvollen Spielart dieſes Inſtrumentes ꝛc. 7te ſehr verbeſſerte Auflage, von Aug. Eberh. Müller. — Dieß iſt eine von dem verewigten Müller noch zuletzt vor ſeinem Tode beſorgte, neue, oder zweyte Ausgabe ſeiner trefflichen, unter dem Namen Löhlein-Müllerſchen bekannten Clavierſchule, an welcher der Name Löhlein ſich eigentlich nur auf den Anhang vom Generalbaß beziehen konnte. Wer da weiß, wie hoch die Virtuoſität auf dem Fortepiano ſeit Mozart geſtiegen iſt, und wie ſehr hierin Müllers Meiſterſchaft glänzte, der muß ſich freuen, an dieſem ſeinen letzten Werke dieſen Schatz von Kunſteinſicht und Kunſtfertigkeit hinterlaſſen zu ſehen. Eine Parthie Exemplare glauben wir hier, bey Hrn. Steiner und Comp., ausgeſtellt geſehn zu haben

Das Aprilſtück des Journals des Luxus berichtet, daß man in den Pariſer-Modehandlungen jetzt vielfarbig quadrillirte Zeuge, wie die Schottiſchen, führt; man nennt ſie Flor-Marabouts, vermuthlich weil ſie neben einer dicken Atlasſtreife eine ganz dünne, ſammtartige, aber durchſichtige Streife haben. Die neueſten Kunſtblumen ſind die Magnolia, Casseria, und Hibiscus

(Eibiſch); auch verfertigt man in den Blumenhandlungen die Eiſen-, Taxus- und Nußblüthe, ſo wie Ananas zum Aufſtellen, zum Täuſchen ſchön.

Das 6. Heft des erſten Bandes der Zeitſchrift: Vorwärts, enthält zwey ſehr merkwürdige diplomatiſche Abhandlungen, nähmlich 1.) Iſt es den Hannoveranern erlaubt, ſich an ihren Landesherrn nach London zu wenden? (Von einem Anonymus) 2.) Ueber die Bildung der Geſchwornengerichte in England, von Sir Rich. Phillips, vormal. Sheriff von London. Letztere iſt ziemlich ausführlich behandelt, ſie füllt 4 Bogen.

Der Freyherr Ulrich von Schlippenbach beſchreibt in ſeinen Erinnerungen von einer Reiſe nach St. Petersburg, den berüchtigten General Vandamme als einen Mann, der nicht viel über 40 Jahre alt ſchien, von anſehnlicher Geſtalt, mit einem ſchwarzen feurigen Auge, krauſen, ſchwarzen Haaren und Backenbart. Man ſieht ihm die Grauſamkeit und Wildheit eben nicht an; nur an einem gewiſſen Zähnefletſchen, wenn er heftig ſpricht, erkennt man den Tieger. Er ſoll übrigens keineswegs ein bloßer tollkühner Soldat ſeyn, ſondern militäriſches Talent und Kenntniſſe beſitzen.

Von der Luſiade des unſterblichen Camoens veranſtaltet Dom Joze Maria de Souza Botelho zu Paris eine Prachtausgabe, geziert mit Kupfern nach den Zeichnungen des Gerard. Der Text iſt ſorgfältig revidirt, und critiſch nach den Varianten behandelt. Der Zweck des Unternehmens iſt rein patriotiſch; die ganze Auflage wird an Portugals Bibliotheken in Europa und Indien, und an andere Bibliotheken und Freunde verſchenkt. In der Vorrede zu dieſem vaterländiſchen Prachtwerk ſagt der Herausgeber: »Die Luſiade iſt ein Denkmal des Nationalruhms. Für uns iſt es alſo von eben dem Werth, als in den Augen der Griechen die Iliade. Wir finden hier die Hochthaten, die Siege, die Arbeiten unſrer Ahnen; jeder Portugieſe hat um ſo größern Theil daran, als die Nation klein iſt. Jede edle Familie findet hier ihren Namen und die beſondern Thaten der Vorfahren. Jede Stadt, jeder Flecken iſt genannt. Wir ſind die Erhaltung und Fortdauer eines großen Ruhms dem Camoens ſchuldig. Konnte Jemand unter Uns eine ſo niedrige Seele haben, daß er nicht fur unſre Dichter den Enthuſiasmus der Dankbarkeit empfinden ſollte!«

Hr. Moſcheles gab am 25. Mai Vormittag im Freyh. v. Haggenmüller'ſchen Hauſe am Kohlmarkt, eine muſicaliſche Privatunterhaltung. Er ſpielte J. N. Hummels neueſte Grande-Sonate für Pianoforte (fis moll) Oeuv. 81, in der Fantaſie und den Variationen*) (c dur) für Pianoforte, Violine, Clarinet, Violoncell. Oeuv. 46 und zum Schluß in dem ſo allgemein anſprechenden Abſchied der Troubadours, beyde letztere Piecen von ſeiner Compoſition. Hr. Stümer aus Berlin ſang eine Tenor-Arie aus Glucks Iphigenie. Ließ Hr. Moſcheles als einer der erſten Virtuoſen einerſeits ſchon einen der herrlichſten Kunſtgenüſſe erwarten, ſo mußte anderſeits die Production der Sonate Hummels, gegenwärtig als die ſchwierigſte aller Clavier-Compoſitionen anerkannt, bey Kunſtkennern und Muſikfreunden das höchſte Intereſſe erwecken, und ohne beſonderer Vorliebe, ohne der geringſten Schmeicheley ſey es geſagt, er übertraf jede Erwartung; vielleicht ähnlich, aber beſſer kann die Sonate nicht geſpielt werden. In allen drey Sätzen derſelben, dem Allegro, anfangs fis moll, ſchließend fis dur, dem Largo h moll, dem Finale, fis moll concentriren ſich ununterbrochen alle jetzt noch denkbaren Schwierigkeiten, kurz jede mechaniſche Fertigkeit, Leſekunſt, richtigſte Kenntniß des Inſtrumentes wird darin in Anſpruch genommen; ja es gehört eigene Schöpferkraft dazu, dieſes Product, wozu Hr Hummel die ganze Kraft ſeines Geiſtes mit der glühendſten Fantaſie entfaltete, richtig und mit der gehörigen Illuſtration zu ſpielen. Hr Moſcheles hat die Aufgabe gelöſt, wie es nur in die Geheimniſſe der Kunſt tief Eingeweihte im Stande ſind; ehrenvoller wie er kann der Virtuoſe das Pianoforte nicht verlaſſen. Die Fantaſie und Variationen, der Abſchied der Troubadours ſind gegenwärtig unter die brillanteſten, angenehmſten Kammer-Compoſitionen zu zählen; für die entſprechende Ausführung bürgen außer dem Concertgeber die HH. Maiſeder, Friedlowsky, Merk, Giuliani. Dlle Wranitzky, welche die erwähnte Romanze ſang. Hr. Stümer identificirte ſeine ſchöne Tenorſtimme mit dem herrlichſten Vortrage, beſonders in gehaltenen Noten. — Solche Kunſtleiſtungen verdienen Unterſtützung und beſonderen Dank, dagegen möge uns der Himmel in der Folge vor ſo vielen andern unſerer Kunſtjünger bewahren, womit nun längere Zeit unſere Nachſicht und unſer Geld bis zum Aerger in Anſpruch genommen wurden. K.

---

*) Beyde Werke hat die Kunſthandlung S. A. Steiner und Comp. aufgelegt. Die Eleganz derſelben iſt dem innern Gehalt ganz angemeſſen.

Als der »neue Crichton,« d. h. Wunder der Gelehrſamkeit, zeichnet ſich Hr. Sam. Lee aus, der kürzlich zum Profeſſor des Arabiſchen bey der Univerſität Cambridge berufen worden, wo er Lateiniſch, Griechiſch, Hebräiſch, Samaritaniſch, Arabiſch, Perſiſch, Hindoſtaniſch, Franzöſiſch, Deutſch, Italieniſch, Aethiopiſch, Coptiſch, Malayiſch, Sanſcritt (!) und Bengaliſch lehrt. Er hat in vielen dieſer Sprachen, oder über dieſelben, Werke herausgegeben.

Wir haben neulich angemerkt, daß man in Schweden unſre deutſchen Claſſiker nachdruckt, und daß bereits 66 Bände davon erſchienen ſind. Aber auch an Ueberſetzungen gebricht es nicht. Die gelungenſten Arbeiten von **Wieland**, **Göthe**, **Schiller**, **Tieck**, **Jean-Paul**, **Laun**, **Kotzebue** ꝛc. ſind gut ins Schwediſche übertragen, ſogar **Peſtalozzi**, **Bredow**, **Buchholz** ꝛc. zum Theil in neuen Auflagen. Meiſterhaft überſetzt ſind, wie das Maiheft der Emma ſagt, unter Andern: Iphigenie, **Müllners** Schuld. Hr. Ordmann, Prof. der Theologie, hat nicht weniger als 36 Reiſebeſchreibungen überſetzt.

Gedruckt bey J. B. Wallishausser.

Converſationsblatt.

45.

Freytag, den 4. Juni 1819.

Scene aus der noch ungedruckten Tragödie: Die Mutter der Makkabäer*).

Von F. L. Z. Werner.

Erſter Act.

(Söller in Salome's Landhauſe, unweit Antiochia. In der Mitte eine Speiſetafel in der Form eines antiken Tricliniums. Es iſt Nacht. Die Scene wird durch eine über der Tafel herabhängende Lampe erleuchtet.)

Salome, Benoni, Eidli, Abir, Machir, Juda, Ribas, Arath, Jacob (ſämmtlich auf Polſtern um das Triclinium gelagert)

Salome.

So hat uns endlich denn der Herr beſchieden,
Nach Jahren Jammers, einen Tag voll Frieden!
Dank, Zebaoth, es hat die bange Qual
Uns heute nicht geſtört dieß Hochzeitmahl!

---

*) Erſcheint bey dem Verleger dieſer Zeitſchrift.

Benoni.

O, noch kann immer ich mein Glück nicht faſſen,
Daß Cidli mein iſt! —

Cidli.

Dein bis zum Erblaſſen! —

Salome
(den Becher erhebend und trinkend.)

Den Kelch dem großen Eleazar!

Cidli.

Oh! —

Benoni.

Still, liebe Mutter! — Cidli war ſo froh! —

Salome.

Warum ſtill? Soll die Tochter nicht des Helden,
Des Heil'gen, froh ſeyn, hört ſein Lob ſie melden? —

Jacob (zu Cidli.)

Nicht weinen, liebe Schwäg'rin!

Achas (eben ſo.)

Mutter mein'
Es nicht ſo böſe!

Salome.

Seyd ihr All' vereint
In eurem kindiſch lächerlichen Wähnen?
Seht ihr's denn nicht? — Sie weint ja Freudenthränen,
Die Heldentochter! —

Cidli.

Theure Mutter — ach!

Salome.

Nicht wahr? —

Cidli.

Vergib — ich bin — vielleicht zu ſchwach! —

Salome
(nebſt den Uebrigen ſchnell aufſtehend.)

Es iſt nicht Zeit zum Schwachſeyn und Erſchlaffen,
Wenn der Altar des Herrn in Trümmern liegt,
Das Allerheiligſte von Heidenwaffen
Entheiligt iſt, von Tyranney beſiegt
Der Väter Erbe! Dann zuſammenraffen
Muß ſich nicht der nur, der den Feind bekriegt,
Der Mann allein — es muß das Weib auch zeigen,
Daß ſie die Krone ſey vom Heldenreigen!

Cidli.

Verſchone mich!

Benoni.

Grauſame Mutter!

Salome.

Nennen
Wollt grauſam ihr, was ew'ge Pflicht gebeut?
Es wäre grauſam nur ſie zu verkennen! —
Der Morgen iſt nicht unſer, nur das Heut'!

Benoni.

Und warum heute denn uns nicht vergönnen,
Daß uns nach ſo viel Qual die Lieb' erfreut?

Abir.

Hat denn das Haupt von unſerm edlen Stamme,
Hat Matathias nicht der Liebe Flamme
Gefühlt, als dem Geſetz er ward zum Damme? —

Salome.

Recht, Kinderchen, ich hör' das gar zu gern,
Der Ahnen Thun iſt uns ein Flammenſtern!
Erzählt, daß dort das Pärlein Lieben lern',
Von Matathias, dem erlauchten Herrn!

Abir.

Wie er geklagt: »Ach, daß ich bin geboren
»Der heil'gen Stadt Zerſtörung anzuſehn,
»Es anzuſehn, wie fremde, böſe Thoren
»Den Tempel Gottes zu verderben gehn!
»Judäa, die, zur Königin geboren,
»Als nied're Magd ſich Leben ſoll erflehn!
»Und ſolcher Schmach den Nahmen Leben geben,
»Wer könnte das, wen lüſtert's noch zu leben! —«

Machir.

Wie, als der Heidenhauptmann, zu verändern
Nun ſeinen Sinn, ihm darboth großes Gold,
Er frey heraus ſprach: »Wär' in allen Ländern
»Auch Jedermann im Syrer-Sclavenſold,
»Und würden Alle zu Geſetzesſchändern,
»Und All' dem ſchnöden Götzenopfer hold,
»Will ich mit meinen Söhn' und Brüdern allen,
»Doch ab nicht vom Geſetz der Väter fallen! —«

Juda.

Und wie ein Jude d'rauf, ein ungetreuer,
Nun hintrat, frech zu opfern am Altar
Der Götzen, und vom heil'gen Zornesfeuer
Herr Matathias ſchier entbrennet war,
Und ihm's durch's Herz ging, und das Ungeheuer
Ermordend, und den Hauptmann von der Schaar

Der Heiden, er warf um den Altar, ſchreyen
That durch die Stadt: »Zur Wüſte zieht, ihr Freyen

Achaz.

Als endlich, hochbetagt und hoch in Ehren,
Ihn zu den Vätern Gott verſammelt hat,
Da ſprach er: »Lieben Söhne, laßt euch lehren,
»Gedenket ſtets an eurer Väter That:
»Wie Abram nie vom Glauben wollte kehren,
»Und ward der Herr ſein Segen, Schild und Rath,
»Wie David ſang im Trubſal ſeinem Gotte,
»Und Daniel entrann der Löwengrotte!«

Arath.

»Bedenkt,« ſprach er, »was jederzeit geſchehen,
»So findet ihr, daß, welche Gott vertrau'n,
»Die werden Alle nimmer untergehen,
»Drum ſoll euch vor der Böſen Trotz nicht grau'n.
»Wie Sturm den Staub, ſo wird Gott ſie verwehen,
»Zu Kothe machen, was ſie herrlich bau'n!
»Nur haltet treu ob dem Geſetz, ihr Kinder!«
So ſprechend ſtarb der Heidenüberwinder.

Jacob.

Wie alt ward er?

Arath.

Wie alt —?

Jacob.

Das weiß auf's Haar
Ich, alt war hundert ſechs und vierzig Jahr
Er, als zu'n Vätern er verſammelt war.

Benoni
(tief aufſeufzend.)

Sein Wahlſpruch hieß: Wer liebt, der ſiegt!

Salome.

Getroffen
Haſt du des Räthſels Wort, mein theurer Sohn! —
Ja, haltet euer Herz der Freude offen,
Ihr Kinder, ach, zu lang iſt ſie entflohn!
Doch feßle kühner Muth das kecke Hoffen,
Als ſey die Trauer nun verſchwunden ſchon,
Erſt muß die Bruſt zum Gräßlichen ſich ſtählen,
Eh' Lieb' und Sieg auf ewig ſich vermählen!
D'rum liebe Tochter Cidli — o verzeihe,
Wenn ich den Wermuth dir nicht ſparen kann!
Auch du trittſt in der Makkabäer Reihe,
Wirſt unſerm großen Segen unterthan!
Drum zu des heut'gen Hochzeitſchluſſes Weihe,
Stimm' — bald iſt's Mitternacht — das Lied uns an,

Das, weil dein großer Vater hat bezwungen
Den Martertod, ihm tönt von allen Zungen!

Cidli.

O Mutter, was gebeutſt du? —

Salome.

Eine Feyer,
Die einer Makkabäer-Hochzeit werth!

(Sie nimmt eine an der Wand hängende Leyer herunter, und gibt ſie dem Benoni.)

Komm, Cidli's Gatte, nimm die heil'ge Leyer,
Die dir ich ſchenkte nebſt dem erſten Schwert!

Cidli.

Dein Muth, o Mutter, macht die Bruſt mir freyer!

Salome.

Nicht wahr? du fühlſt und thuſt, was ich begehrt?

Cidli.

Nur ſingen nicht!

Salome.

Du ſollſt das Lied nur ſagen,
(zu Benoni.)
Und deine Leyer mag den Helden klagen!

Benoni (zu Cidli.)

Du willſt —?

Cidli.

Wenn du —

Benoni.

Mit den Gazellenblicken
Winkſt du mir Ja? —

Salome.

Friſch, Kinderchen, hebt an!
Morgen mag euch der Liebe Scherz entzücken,
Heut' brecht mit heil'gem Ernſt der Freude Bahn! —
Tobias that's! —
(zu den andern Söhnen.)
Laßt uns den Söller ſchmücken! —
Nicht leiden kann ich's, wenn wird nichts gethan!
Kommt, morgen, zu dem Lauberhüttenfeſte,
Da haben wir, ihr wißt es, werthe Gäſte!

(Salome und ihre ſechs jüngſten Söhne ſchmücken, während Cidli das folgende Lied herſagt, mit den Laubzweigen das Zimmer.)

(Schluß folgt.)

Novelliſt.

Erſtaunenswerth iſt es, wie ſehr in Frankreich die Einrichtung der Sparbanken gedeiht. Bloß die Caſſe der Erſparniſſe für unbemittelte Taglöhner und Dienſtbothen zu Paris hat in den letzten 3 Monathen (in mehr als ein Tauſend verſchiedenen Theilen) über zweymal hundert Tauſend Franken als Depot erhalten.

Gegen Hrn. Malthus, der in ſeinem Buch über Bevölkerung die Idee unterſtützt, daß eine große Bevölkerung nachtheilig werde, hat neulich ein Herr George Endor, Esq. in London, ein Buch in 3 Theilen, in groß Octav, herausgegeben, welches den Titel hat: an inquiry concerning the population of nations. In dieſem Buche wird Hr. Malthus mit großer Geſchichtskunde, mit Scharfſinn und Witz von allen Seiten beleuchtet. Hr. Endor gibt zu, daß der Trieb des Menſchen, ſein Geſchlecht fortzupflanzen, mächtig ſey, und daß daraus eine große Bevölkerung entſtehe; aber er hält dieſe Bevölkerung nicht für einen Nachtheil, ſondern für ein Glück wohlregierter Staaten. Dann ſagt er aber: »Doch unglücklicher Weiſe gibt es eine Macht, welche den Trieb zur Fortpflanzung neutraliſirt und die Quellen der Bevölkerung verſchließen kann. Lange, Jahrhunderte können Völker Verfolgungen aushalten; aber den Druck des Despotismus halten ſie nicht aus, weder unter den Polen noch unter der Linie, weder am Strande des Meers, noch auf unwirthlichen Gebürgen. Hamerfeſt, welches man die Mitte des Weges von der Erde zum Erebus nennen kann, wo kleine Gewächſe nicht mehr keimen, kein Baum mehr wächſt, welches ein dicker Nebel immer verfinſtert, hat doch noch ſeine Einwohner. So groß iſt der Trieb der Fortpflanzung. Menſchen leben und vermehren ſich ſelbſt da, wo das Land Felſen, das Waſſer Eis, der Tag Nacht iſt. In unſerm Zeitalter hat eine krampfhafte Philoſophie und eine verzweifelnde Politik beweiſen wollen: eine Verminderung der Volkszahl vermehre die Macht und den Wohlſtand des Volks. Dieſer Satz gleichet aufs Haar einem andern, nämlich: Nationalſchulden ſind eine wahre Fundgrube des Reichthums. Wie weit ſteht Malthus über Ariſtoteles? über Ariſtoteles dem einfältigen Griechen, welcher bloß mit Vernunft- und Erfahrungsgründen beweiſt, daß ein Staat, der mächtig ſeyn wolle, ſtark bevölkert ſeyn müſſe! Wie beſchämt Malthus den ehrlichen Hume, welcher behauptet: Glück der Staaten und Bevölkerung ſeyen unzertrennlich. Unterdeſſen erlaubt mir, verehrteſte Zeitgenoſſen, einige wenige Fragen. Wann fingen die Numidier an, ihr Land zu bebauen? Als ſie zahlreich genug waren, die Raubthiere zu bezwingen. Warum iſt noch heutiges Tages ein Stamm Araber frey? Um Löwen erlegen zu können, und um ſich hinlänglich zu vermehren, daß der Stamm den Löwen überlegen werde! Ich könnte noch weit mehr fragen, wenn außer Hrn. Malthus nicht jedermann wüßte, daß aus der Vermehrung des Menſchengeſchlechts der Uebergang vom Jäger durch alle Grade der Cultur, bis zu Newton, Voltaire, Arioſt, Kant, Herſchel, Lavoiſier, hervorgegangen iſt. Warum hat Leghorn das Hinderniß der Bevölkerung, eine ungeſunde Atmoſphäre verbeſſert, unterdeſſen Campania beklagt, daß in der Hitze des Sommers, aller gebrauchten Mittel ungeachtet, die Luft verderblich ſey? Campanien iſt ſchlecht bevolkert; Leghorn iſt ein Freyhafen ꝛc.«

Hr. Meade hat in der Nähe von Pittsfield (Nordamerica) biegſamen Marmor entdeckt. Er iſt weiß, und beſteht aus einem Aggregate kleiner, unbeſtimmt eckiger Körner, die ſo loſe verbunden ſind, daß durch einen Fingerdruck ihre Verbindung aufgehoben werden kann. Der Referent dieſer intereſſanten Nachricht in den Göttinger-Anzeigen hat eine Platte von dieſem Marmor erhalten, die 33 Pariſer Zoll lang, 4 2/3 Zoll breit, und 5 Linien ſtark iſt, und eine bedeutende Biegſamkeit beſitzt. Fremdartige Einmengungen, z. B. Schuppen und Glimmer, oder Talk, die in dem biegſamen Dolomit, und dem ſogenannten biegſamen Sandſtein aus Braſilien vor zu kommen pflegen, ſind in jenem nicht ſichtbar; die Biegſamkeit entſteht daher wohl nur durch die lockere Verbindung der Körner.

In Nr. 45 des Kotzebue'ſchen Wochenblatts leſen wir, daß in einem Schreiben des Cardinals Bauſſet in Paris, an den Freyherrn v. Retzer hier (der ſich jetzt ſelbſt zu Paris befindet) folgende treffliche Stelle vorkomme: »Ich finde, daß dieſe Wuth der Speculation und der politiſchen Rechthabereyen eine der ſchlimmſten Krankheiten des Zeitalters und eines der größten Hinderniſſe der Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes und der wahren Glückſeligkeit der geſellſchaftlichen Ordnung iſt. Sie verleiht allen Geiſtern und allen Characteren eine Art unruhiger Bewegung u. ſ. w.

Hr. Bernhard, Edler v. Guerard, k. k. Kammermahler allhier, ſtudirte, um der Kunſtmahlerey die Schönheit und Dauerhaftigkeit zu geben, die man bey alten Kunſtwerken jetzt noch bewundert, ſeit vielen Jahren die wiſſenſchaftliche chemiſche Behandlung der Farben und ihrer Urſtoffe. Er brachte es durch häufige practiſche Verſuche dahin, nicht nur alle bis jetzt aus dem Ausland bezogenen vorzüglichen Farben zu verfertigen, ſondern er hat auch eigene Erfindungen gemacht, von deren Güte und Haltbarkeit er ſich ſeit längerer Zeit durch Ausſtellen an der Sonne überzeugte. — Aufgefordert durch mehrere vorzügliche Künſtler und Kenner, die ſich durch erhaltene Proben ſelbſt von den Vorzügen dieſer Farben überzeugten, will er nicht länger dieſe ſeine erprobten Kenntniſſe vorenthalten, und hat ſich deßhalb dieſen Aufforderungen und Wünſchen gemäß entſchloſſen, ſelbe vereint mit einem Freunde, durch Bereitung größerer Vorräthe, für Künſtler und Kunſtliebhaber gemeinnützig zu machen. Es dient daher zur Nachricht, daß vom 7. Junius d. J. angefangen, alle dieſe Farben für Oehl-, Waſſer- und Migniatur-Mahlereyen einzeln in beliebigen Portionen, oder auch in ganzen Garnituren, roh, oder auch ſchon ganz fein, aber im Trockenen gerieben, bey Hrn. Joh. Bapt. Haas, Galanteriehändler am neuen Markt Nr. 1132, gegen über dem goldenen Ochſen, oder auch bey Hrn. v. G. in Penzing Nr. 6, gegen über der Schmiede, im erſten Stock Nr. 10, zu haben ſeyn werden. Eben daſelbſt kann man die Muſter nummerirt, auf Papier und Glas aufgeſtrichen ſehen, und bekommen.

Unlängſt fuhr durch Paris mit Poſtpferden ein Wagen in Form eines Schiffes. Er enthielt in der Mitte ein Bett für 2 Perſonen, und auswendig eine Küche, wo man mit Weingeiſt kochen kann. Uebrigens war das Innere wie ein Saal ausgebaut, auch mit einer Uhr und einem Barometer geziert. Es war der Reiſewagen eines heſſiſchen Generals.

Die Anzahl aller auf den verſchiedenen Univerſitäten Deutſchlands zerſtreuten Studirenden geht jetzt nicht über 8000. Man kann (ſagt ein öffentliches Blatt) annehmen, daß die Hälfte davon bloß für die Wiſſenſchaften lebt, und ſich wenig um alles Uebrige bekümmert. Die andere Hälfte iſt auf 19 Univerſitäten vertheilt und zerſtreut, und alle Halbjahre ziehen 700 nach Hauſe, und werden durch Andere erſetzt.

In einem öffentlichen Blatt lieſt man folgende Gründe gegen Straßenbeleuchtung: Jede Straßenbeleuchtung ſey verwerflich 1) aus theologiſchen Gründen; weil ſie als Eingriff in die Ordnung Gottes erſcheint. Nach dieſer iſt die Nacht zur Finſterniß eingeſetzt, die nur zu gewiſſen Zeiten vom Mondlicht unterbrochen wird. Dagegen dürfen wir uns nicht auflehnen, den Weltplan nicht hofmeiſtern, die Nacht nicht in Tag verkehren wollen; — 2) aus juriſtiſchen Gründen; weil die Koſten dieſer Beleuchtung durch eine indirecte Steuer aufgebracht werden ſollen. Warum ſoll dieſer und jener für eine Einrichtung zahlen, die ihm gleichgültig iſt, da ſie ihm keinen Nutzen bringt, oder ihn gar in manchen Verrichtungen ſtört? — 3) aus mediciniſchen Gründen; die Oehl- und Gasausdünſtung wirkt nachtheilig auf die Geſundheit ſchwachleibiger oder zartnerviger Perſonen, und legt auch dadurch zu vielen Krankheiten den Stoff, indem ſie den Leuten das nächtliche Verweilen auf den Straßen leichter und bequemer macht, und ihnen Schnupfen, Huſten und Erkältung auf den Hals zieht — 4) aus philoſophiſch-moraliſchen Gründen: die Sittlichkeit wird durch Gaſſenbeleuchtung verſchlimmert. Die künſtliche Helle verſcheucht in den Gemüthern das Grauen vor der Finſterniß, das die Schwachen von mancher Sünde abhält. Dieſe Helle macht den Trinker ſicher, daß er in Zechſtuben bis in die Nacht hinein ſchwelgt, und ſie verkuppelt verliebte Paare — 5) aus polizeylichen Gründen: ſie macht die Pferde ſcheu, und die Diebe kühn — 6) aus ſtaatswirthſchaftlichen Gründen; für den Leuchtſtoff, Oehl oder Steinkohlen geht jährlich eine bedeutende Summe ins Ausland, wodurch der Nationalreichthum geſchwächt wird — 7) aus volksthümlichen Gründen; öffentliche Feſte haben den Zweck, das Nationalgefühl zu erwecken. Illuminationen ſind hiezu vorzüglich geſchickt. Dieſer Eindruck wird aber geſchwächt, wenn derſelbe durch allnächtliche Quaſi-Illuminationen abgeſtumpft wird. Daher gafft ſich der Landmann toller in dem Lichtglanz, als der lichtgeſättigte Großhändler. — Dieſe allerdings wichtigen Gründe, die unſere Leſer vielleicht für Scherz zu nehmen geneigt wären, ſcheinen an manchen Orten, nach dem dortigen Beleuchtungsweſen zu ſchließen, ſchon ernſthafte Beherzigung gefunden zu haben.

Gedruckt bey J. B. Walliſhauſſer.

Converſationsblatt.

46.

Dinſtag, den 8. Juni 1819.

Scene aus der noch ungedruckten Tragödie: Die Mutter der Makkabäer.

Von F. L. Z. Werner.

(Schluß von Nr. 45.)

Cidli

(ſitzend und rhythmiſch gleichſam geſangartig declamirend, während ſie Benoni, der bey ihr ſteht, mit der Leyer begleitet.)

In Jeruſalem, der Stadt,
Hielt der Heidenkönig Rath,
Gottes Kinder zu verderben!
    Wie lang weilſt du, Zebaoth? —
Und der neunzigjähr'ge Mann,
Eleazar, trat heran,
Daß er herrlich ſollte —

(ſie verſtummt mit vom Weinen erſtickter Stimme.)

Salome

(einfallend, jedoch ohne ihre Arbeit mit dem Ausſchmücken des Zimmers zu unterbrechen.)

Sterben!
Sterben für des Herrn Geboth!

Eidli.

Und Antiochus, erboſt,
Sprach zum Greiſen: Opferkoſt
Iß, ſonſt laß ich dich verderben!
Hörteſt du das, Zebaoth?
Doch der hohe, ſchöne Greis
Sprach: ich eß nicht Heidenſpeis,
Lieber iſt mir ehrlich Sterben,
Als ein Leben gegen Gott!

Und die Freundſchaft, ihm gehegt,
Selbſt die Heiden ſahn bewegt,
Daß der Held nun ſollt' verderben
Für's Geſetz des Zebaoth!
Heimlich ſprachen ſie: Du Mann,
Stell du dich doch ſo nur an,
Darfſt es ja nicht eſſen! — Sterben
Dich zu ſehn, das brächt' uns Noth!

Und Eleazar, anzuſehn
Von Geſtalt und Antlitz ſchön —
(ihre Stimme wird wieder durch Weinen erſtickt.)

Salome (einfallend.)

Dachte zwar an ſein Verderben,
Aber auch an Zebaoth!

Eidli.

Dachte dran, daß grau ſein Haar,
Daß ſein Thun unſträflich war
An von Kindheit, daß zu ſterben
Nie ſein Stamm geſcheut für Gott!

Salome.

Sela!

(Salome und ihre ſieben Söhne in rhythmiſchem Chor zugleich ſprechend.)

Dacht' ſein graues Haar,
Daß ſein Thun unſträflich war
An von Kindheit, daß zu ſterben
Nie ſein Stamm geſcheut für Gott!

Eleazars Geiſt

(in jüdiſcher hohenprieſterlicher, aber mit Blute befleckter Kleidung, einen Palmenzweig in der Hand, zieht hinter Eidli's Seſſel, und bloß von dieſer nicht, von allen Uebrigen aber bemerkt, ſehr langſam hinter ihr vorüber, indem er nach Salome'n und jeden ihrer jüngſten, mit der Zimmerausſchmückung immer beſchäftigten Söhne, auch auf den älteſten, Benoni, der hinter Eidli's Seſſel ihre

Declamation immer mit der Leyer begleitend, ſteht, ſehr bedeutend mit dem Palmenzweige während Cidli's folgender Rede, zeigt.)

Jacob

(ſich ängſtlich an Salome anſchmiegend, leiſe zu ihr.)

Mutter, ſiehſt du —?

Salome

(unwillkührlich aufſchreyend.)

Eleazar! —

Cidli

(ohne das, was hinter ihr vorgeht, zu bemerken, und glaubend, Salome habe ihr nur einhelfen wollen.)

Recht! —

(rhythmiſch fortdeclamirend.)

Der Prieſter Eleazar
Aber ſprach zur Freunde Schaar —

Salome

(zu Eleazars Geiſt, als dieſer eben auf ihren jüngſten Sohn zuletzt mit der Palme gezeigt hat, auf ihre Kinder zeigend.)

Was winkſt du denen! — Hier bin ich!

Eleazars Geiſt

(zeigt auf Salome mit der Palme.)

Cidli

(die dieſe Rede gehört hat, aber immer ohne die Veranlaſſung zu bemerken.)

Nein, ſo heißt's nicht! — So hört doch nur auf mich!

(fortfahrend im Rhythmus.)

Mag, ſprach er, mein Leib verderben,
Eh' ich lüge Zebaoth! —
Unſerm Alter ſteht nicht an
Heucheln! Junge rieſen dann:
Seht den Neunzigjähr'gen! Sterben
Scheut' er, drum belog er Gott!

Eleazars Geiſt

(macht eine Bewegung des Zorns.)

Salome

(mit gedämpfter Stimme.)

Der heil'ge Schatten zürnt!

Abir (eben ſo.)

Er ſchreitet hin!

Eleazars Geiſt

(bleibt am Ende der Scene ſtehen, und winkt Salome'n, nachdem er auf die ihn gar nicht bemerkende Cidli geblickt hat.)

Machir

(immer mit gedämpfter Stimme zu Salome, auf Cidli zeigend.)

Wir ſollen ihr nichts ſagen!

Salome
(zu Eleazars Geiſt.)

Iſt das gewiß dein Sinn?

Eleazars Geiſt
(nickt bejahend mit dem Haupte und wankt ab.)

Juda.

Wie Lichtgewölk verſchwand er durch die Mauer!

Salome
(vor ſich, erſt dem Geiſte nach, dann auf Eidli blickend.)

Erſpart er ihr, vermehret er ihr die Trauer? —

Eidli
(die bis dahin in Schwermuth geſeſſen hat, immer ohne etwas zu bemerken, wird jetzt durch das fortgeſetzte Geſpräch aufmerkſam.)

Was ſchwatzt ihr dann?

Benoni.

Sey ruhig, goldnes Lieb!

Eidli.

Ich weiß ſchon ſelbſt nicht mehr, wo ſteh'n ich blieb!

Benoni (ihr einhelfend.)

Nicht der Allmacht —

Salome.

Ja, von Allmacht
Zeigt Eleazars Todespracht!

Eidli
(rhythmiſch, wobey Benoni ſie wieder begleitet.)

Nicht der Allmacht Hand entflieh'n
Kann ich, wo ich hin mag zieh'n,
Drum will männlich hier verderben
Ich für's Recht des Zebaoth!
Und die Jugend, die das ſieht,
Wird mit freudigem Gemüth
Für's Geſetz dann ehrlich ſterben!
Sprach's — da ſchlugen ſie ihn todt! —

(als ſie Letzteres mit jammernder Stimme geſagt hat, ſchweigt ſie wieder, vom Gefühl unterbrochen.)

Salome
(auch rhythmiſch declamirend.)

Das iſt Iſrael geſcheh'n,
Daß es in ſich möge gehn;
Durch der Redlichen Verderben
Warnt uns Sünder, Zebaoth!
Hier iſt noch die Strafe Huld,
Doch die lauernde Geduld,
Die den Sünder bis zu ſeinem Sterben
Schont, iſt ew'ger Tod!

Stimmen von oben
(langſam in hohlen Tönen ſingend.)

Hier iſt noch die Strafe Huld,
Doch die ſtrafende Geduld,
Die den Sünder bis zum Sterben
Schonet, iſt der ew'ge Tod! —

Cidli
(aufſpringend und zu Salome eilend.)

O Mutter! —

Salome.

Gott mit uns!

(Es wird geklopft.)

Abir.

Man klopft!

Salome.

Mach auf, mein Sohn!

Jacob.

Nein, ich — ha, wär's der Heidenkönig! — Hohn
Sprach ich ihm!

Salome.

Gut, mein Kind, Muth, das iſt Jacobs Lohn!

Fearons Skizzen von America.

Motto: Bleib' im Lande und nähre dich redlich!

Es iſt aus einigen Zeitungen bekannt, daß neun und dreyßig von dem Schwindel der Unzufriedenheit mit allen vaterländiſchen Anſtalten ergriffene engländiſche Familien, als ſie ſich mit einander verbanden, nach Nordamerica auszuwandern, ſehr weislich vorher einen Abgeordneten dorthin ſandten, um Alles, was ſie zu hoffen und zu fürchten hatten, genau zu unterſuchen, Gutes und Schlimmes gegen einander ſcharf abzuwiegen, und einen unpartheyiſchen Bericht darüber zu erſtatten. Dieſer Deputirte, Namens Fearon, durchreiſete die öſtlichen und weſtlichen Staaten America's in einer Strecke von 5000 engliſchen Meilen, und die Reſultate ſeiner Unterſuchung ſind jetzt in 8 Berichten an jene 39 Familien unter dem Titel: Sketches of America (Skizzen von America) zu London öffentlich erſchienen.

Die nichts weniger als günſtige Schilderung der Nordamericaniſchen Freyſtaaten, von einem Manne, der in ſeinem Vaterlande ſo viele Gebrechen zu ſehen wähnte; der, als er nach dem vermeinten Paradieſe wallfahrtete, ſicherlich nicht ungeneigt war, dort Alles im Roſenlicht zu erblicken, muß ein doppeltes Intereſſe gewähren, und gewährt es auch.

Ohne Zweifel werden wir von dieſen characteriſtiſchen Skizzen bald eine vollſtändige deutſche Ueberſetzung erhalten. Bevor dieſe aber erſcheint, wollen wir unſern Leſern Einiges aus Fearons Bemerkungen über die erſte americaniſche Handelsſtadt, New-York, hier mittheilen, nachdem wir einige ſeiner allgemeinen Beobachtungen vorausgeſchickt haben.

Wer aus England kommt, und einen Gang durch New-York macht, (ſagt er), findet ſich gar ſehr getäuſcht. Aus dem Anblicke des ganzen Lebens und Webens der Leute leuchtet eine Nachläſſigkeit, eine Trägheit, und eine ungeſellige Gleichgültigkeit hervor, welche Unluſt erregen, und den Nachdenkenden niederſchlagen muß. Mit der Verwaltung der öffentlichen Gerechtigkeit ſteht es äußerſt ſchlecht; denn wer Geld hat, um zu beſtechen, wird ſelten verlieren. Der Meineid iſt alltäglich; der große Hauſe beynahe gar nicht nüchtern, und die Eltern haben faſt gar keine Macht über ihre Kinder. Ueber den letzten Punct erzählt Fearon etwas Schauderhaftes. Ein angeſehener Mann in New-York ſagte ihm nähmlich: »In unſerer Stadt gibt es keinen Vater, der nicht bedauert, daß er einen Sohn hat.« — Als vorherrſchender Zug wird die Prahlerey angegeben. Wenn ich (ſagt Fearon) in America höre, daß eine Fabrik »die erſte in der Welt iſt,« ſo weiß ich zuverſichtlich, daß ich dort nicht mehr als etwa 6 Geſellen und 3 Lehrjungen angeſtellt finden werde.

Laſſen wir nun unſern Deputirten ſelbſt reden: — Die Schönheit der Bucht von New-York machte einen unbeſchreiblichen Eindruck auf mich. Alles war mir neu und anziehend: zuerſt erregte unſer Lootſe, ſein Weſen, ſein Benehmen, ſeine Kleidung meine Aufmerkſamkeit. Er brachte uns eine Zeitung: mehrere von den Ankündigungen hatten etwas ungemein Sonderbares, ſo unter andern die eines aufzuführenden Schauſpiels, welche damit ſchloß: »man benachrichtiget die Herren, daß das Rauchen im Theater nicht erlaubt ſey.« Nach ihm kam ein Zeitungsſchreiber von der Evening Post und ein Zollbedienter. Mehrere Boote mit Herren, von denen einige ungeheure hinten aufgeſtülpte Strohhüte trugen, kamen vorbey. Um 1 Uhr gingen wir dicht bey der Stadt vor Anker. Ein Knabe verſchaffte uns zwey Miethkutſchen, die er ungefähr eine Viertelmeile weit hergeholt hatte. Ich wollte ihm einen engliſchen Schilling geben, da ich keine andere kleine Münze bey mir hatte, er wollte aber ſo wenig nicht nehmen, auch, meinte er, gelte es hier nicht; er ſey doch gleich nach der Kutſche gegangen. Dieß ſagte er mit einem Tone der Unabhängigkeit, den, wenn er auch meinem Stolz nicht recht behagte, ich nicht ſo ganz unrecht finden konnte. Hr. Adams befriedigte den jungen Republikaner dadurch, daß er ihm einen halben Dollar (2 Sch. 3 P. oder 1 Guld.) gab, wofür dieſer aber nicht einmal zu danken ſchien.

Was dem Gewühl auf den Straßen hier einen eigenthümlichen Anblick gibt, iſt die Menge der Schwarzen, von denen manche ſehr wohl gekleidet ſind, und vorzüglich die Frauen, welche gern weiße Muſſelin-Kleider, künſtliche Blumen und rothe Schuhe zu tragen ſcheinen. Ich ſah nur wenig wohl erzogene weiße Frauen, man ſagte mir aber, daß die meiſten derſelben ſich jetzt in den Bädern von Ballſton und Saratoga befänden. Die Kleidung der Männer verräth nicht viel Nettigkeit und Anſtand. Ihre Geſichtsfarbe iſt, wie die der Frauen und Kinder, bleich und ungeſund, und ein Freund erzählte mir, daß die friſche Farbe ein untrügliches Kennzeichen ſey, woran man einen Engländer erkenne. Die jungen Leute ſind groß, mager und ernſt: ihre Kleidung beſteht gewöhnlich aus einem weiten Ueberrock und langen weiten Beinkleidern. Alte Leute findet man ſehr ſelten.

Mit Hrn. Cook, einem meiner Reiſegefährten, einem ſehr angenehmen jungen Manne, der zu Kaskaski, im Illinois-Gebiethe wohnt, ging ich in drey Läden. Der erſte war der eines Apothekers. Wir befragten ihn um den Zuſtand des Handels, und er ſagte uns, daß das einzige Geſchäft, welches ſich jetzt in New-York belohne, das des Raſirens (shaving) ſey, d. h. Bancnoten zu kaufen und zu verkaufen. Die hohe Miethe, die er für ſeinen kleinen Laden zahlte, ſetzte mich in Verwunderung. Der nächſte Laden war der eines Hutmachers, wo aber Hr. Cook keinen annehmlichen Kauf ſchließen konnte. Während wir dort waren, kam ein Bettler herein, dem ein ſpaniſches Silberſtück, das man ſchlechthin Sixpence nannte, und das 1/16 eines Dollars werth war, gegeben ward. Bettler ſollen hier nur ſehr ſelten angetroffen werden. Der dritte Laden, in welchen wir eintraten, war ebenfalls ein Hutmacherladen, wo Hr. Cook einen Hut kaufte. Er war in America, nach der neueſten Mode, gemacht und koſtete 10 Dollars. Der Kaufmann klagte über Stockung in den Geſchäften und ſagte, es ſey ſeit langer Zeit nicht ſo wenig Verkehr geweſen, als in dieſem und den letzten Jahren (1817 und früher). Arbeiter, welche Luſt zur Arbeit hätten, könnten deren wohl in der Stadt und tiefer im Lande erhalten, und unter den Handwerkern wäre nach Maurern und Zimmerleuten die meiſte Nachfrage. Die Miethe, welche er zahlte, fand ich ungewöhnlich hoch: er ſagte, daß ſie um ein Viertheil niedriger als im verwichenen Jahre ſey, und daß er hoffe, es werde im nächſten Mai abermals eine Veränderung eintreten.

Die Gaſthöfe und Koſthäuſer ſind mit Fremden überfüllt, und gerade jetzt ſehr viele aus den ſüdlichen Staaten hier. Unter andern Umſtänden veranlaßt auch der gegenwärtige oder befürchtete Ausbruch des gelben Fiebers das Herbeyſtrömen derſelben. Das Zimmer, in welchem ich ſchreibe, iſt im Dachgeſchoß, ſehr klein, und es ſtehen in demſelben noch zwey Betten. Die Hitze iſt unbeſchreiblich und die Mosquitos ſind ungemein läſtig. Unſere Meubel beſtehen aus zwey alten Stühlen; unſere Bettſtellen ſind nur für einſtweiligen Gebrauch, und das Bett beſteht aus einer Matratze, baumwollenen Ueberzügen und Bettdecken. Da kein Glockenzug im Zimmer iſt, ſo kann man keinen Bedienten ſchnell haben.

Die Stadt New-York nimmt ſich, wenn man ſich ihr von der Seeſeite nähert, ungemein ſchön aus. Sie iſt auf der äußerſten Spitze von Manhattan oder York-Island erbaut, welches 13 Meilen lang, und 1 — 2 Meilen breit iſt. Die Stadt liegt am ſüdlichſten Ende derſelben, iſt von einem Ufer bis zum andern dicht zuſammen gebaut, und mag ungefähr 2 1/4 Meile lang ſeyn. Die Volksmenge ſoll 120,000 Köpfe betragen. Der ſogenannte Oſt-Fluß trennt ſie von Long-Island und der Hudſon von Jerſey. Schiffe von jeder Tonnenlaſt und jeder Größe können bis dicht an die Stadt herankommen, und liegen dort mit der größten Sicherheit in einem natürlichen Hafen, welcher von den beyden oben erwähnten Flüſſen gebildet wird, und in einer ſchönen Bucht, die von den ſie umgebenden Inſeln vollkommen beſchützt wird. Gegenwärtig liegt eine große Menge Schiffe im Hafen. New-York iſt unſtreitig die erſte Handelsſtadt in America; denn ſchon der Umſtand, daß ihr Hafen zu allen Zeiten des Jahres zugänglich iſt, gibt ihr einen Vorrang vor allen übrigen, während nicht allein die ihrer nördlichen, ſondern auch die der zwey ſüdlichen Nebenbuhlerinnen, Philadelphia und Baltimore, deſſelben entbehren.

Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet ſich das Rathhaus, das von Marmor erbaut iſt, aus. Der Platz umher iſt angepflanzt und abgehegt. Das Innere ſcheint ganz wohl eingerichtet. In den Zimmern des Mayer und der Körperſchaft hängen mehrere Bildniſſe von Gouverneuren und ausgezeichneten Beamten dieſes Staates. Die Prachtzimmer und die Gerichtshöfe ſind im erſten Stockwerke. In einem von dieſen zeigte mir jemand den berühmten Herrn Emmett, der in der Geſchichte von Ireland eine ſo große Rolle ſpielt. Er iſt ein ſehr einfacher Mann, von mittlerer Statur, der ſich aber etwas zum Fettwerden neigt. Seine Kleidung war vielleicht nicht ſo zierlich, als es die eines Mannes von ſeinem Namen in England ſeyn würde. Sein Ruf als Rechtsgelehrter iſt ſo groß, daß man ihn zu den erſtern zählt. Es that mir indeß ungemein leid, geborne Amerikaner mit großer Eiferſucht von ihm reden zu hören, und dieß nur deßwegen, weil er ein Fremder und ein iriſcher Rebell iſt.

In der Nähe des Rathhauſes ſteht ein großes Gebäude, welches der New-York-Inſtitution, der Academie der ſchönen Künſte, und dem americaniſchen Muſeum zum Local dient. Die übrigen öffentlichen Gebäude, von welchen manche Reiſende mit großem Gepränge reden, ſind nichts weniger als ausgezeichnet. Das Zollhaus iſt ein Privathaus, das früher einem Buchhändler, jetzt den Herren Eaſtbourn und Kirk zugehört: die Poſt, ebenfalls ein Privatgebäude und ſo ſchlecht, daß ſie einer ſo bedeutenden Handelsſtadt, als New-York iſt, zur Schande gereicht; und das ſogenannte öffentliche Forum wird nur in den Wintermonathen in dem Ballſaale des Cyty-Hotel gehalten.

Man ſcheint in New-York jetzt viel zu bauen. Gewöhnlich ſchließt man über den Bau einen Vertrag mit einem Baumeiſter ab; dieſer contrahirt mit einem Maurer, und dieſer wieder mit allen den übrigen, welche er zur Vollendung des Baues nöthig hat. In einigen Fällen iſt der Baumeiſter eine Art Maurermeiſter, der über alle Uebrige die Aufſicht hat, und dafür von dem Tagelohn eines jeden Arbeiters 7 Pence (4 Gr. 6 Pf.) täglich erhält. In dieſem Falle ſchafft er aber auch die Arbeiter an und bezahlt ſie. Zuweilen wird über den Bau kein Vertrag geſchloſſen, und dann alles nach Maaß und Werth bezahlt. In der Stadt ſelbſt dürfen keine Häuſer von Holz gebaut werden, in der Umgegend aber findet man ſie häufig, und manche derſelben ſind ganz artig. Gewöhnlich haben ſie zwey Stockwerke, ſind weiß getüncht, und mit grünen Fenſterläden verſehen. Die Koſten der

Aufführung eines ſolchen hölzernen Hauſes hängen von der Lage deſſelben ab, kommen aber im Durchſchnitt dem gleich, was ein Haus der Art, von Mauerſteinen gebaut, in England koſten würde. Zuweilen iſt der Baumeiſter auch zugleich Holzhändler. Große Zimmerplätze, wie in England, gibt es hier nicht, nnd die Holzplätze für Mahagony ſind ganz von ihnen abgeſendert. Man bedient ſich des letztern, um Schenktiſche, Thüren und Treppengeländer davon zu machen, ſo wie zu allen Arten feinerer Tiſchlerarbeit, die hier ungemein leicht und zierlich verfertigt wird, und ſelbſt die engliſche noch übertrifft. Auch das Holz des krausblättrigen Ahorns wird ſehr geliebt. Furnirholz wird ſehr geſucht, und mit Maſchinen geſchnitten. Die Läden der feinen Tiſchler, von denen es mehrere in Greenwich-Street gibt, enthalten vielerley Sachen, aber keine bedeutenden Vorräthe, und ſcheinen Geſellen zuzugehören, die ſo eben erſt auf ihre eigne Rechnung zu handeln angefangen haben. Alle dieſe Läden ſind ganz offen, und ſelten jemand da, die **Käufer** zu bedienen. In der Mitte hängt eine Tafel mit den Worten: »man ziehe die Glocke.« Ich ſprach mit mehreren Eigenthümern ſolcher Läden, und ſie ſagten mir, ihr Geſchäft ſey einſt gut geweſen, jetzt aber gäbe es zu viele Mitbewerber. Die Stuhlmacherey iſt hier und in Newark, 10 (engl.) Meilen von hier, zu einem bedeutenden Gewerbe geworden, aber auch die Stuhlmacher klagen über Mangel an Abſatz. Ein Zimmergeſell erhält 7 Sch. 10 1/2 P. (ungefähr 3 1/2 fl.) täglich; ein Maurer 8 Sch. 5 P. (ungefähr 4 Gulden). Die Tiſchler werden nach den Stücken bezahlt, und ſo mögen ſie, wenn ſie vollauf zu thun haben, etwa 50 Sch. wöchentlich verdienen; im Durchſchnitt 36.

Der Advocaten gibt es hier ſo viele, als der Armen in England, ja man möchte ſagen, daß es davon wimmele. Man erzählt als Anecdote, daß Jemand, der durch den Broadway (in New-York) gegangen, einen vorübergehenden Freund Doctor! angerufen habe, und ſogleich hätten ſich ſechzehn Leute umgedreht. Beynahe an jeder Thür, jedem Keller, jedem Koſthauſe findet man eine zinnerne Platte mit dem Worte: Advocat. Schreiber werden hier weder bey dieſem noch bey andern Geſchäften gebraucht, denn die meiſten Leute können das ſelbſt beſorgen, was dieſe thun. Ein Ladendiener oder Schreiber, der in London Koſt und 30—100 Pf. jährlich bekommen würde, könnte hier nur mit Mühe eine Stelle erhalten, und würde ſich dann mit 3 1/2—7 Dollars wöchentlich, ohne Koſt und Wohnung begnügen müſſen.

(Schluß folgt.)

Oeſterreichiſche Volkslieder *).

Das Lebewohl.

Wann zwea von ananda ſchaid'n,
Tuät 's Hearzerl goar weh!
Schwimman d' Aug'n im Waſſa
Wia d' Fiſcherln im Se.

Wiä d' Fiſcherln im Se,
Schwimman hin, ſchwimman her,
Schwimman af und nieda,
Biab'l, kimmſt bald wieda?

„Dearfſt nid a ſo woana,
Dearfſt nid a ſo tan,
Biſt a kraizſaubas Diarnd'l,
I laſs di nid alloan!

Main Hearz und dain Hearz
San z'ſamm vabund'n,
'S Schliſſerl das afſchpiärt,
Wiard nimma g'fund'n.

'S wiard nimma g'fund'n
Und ſchpiärt nimm'r af,
'S is a brinnadi Liab
Und a Kraizſchliſſ'l draf."

Wenn zwey von einander ſcheiden,
Thut's Herzl gar weh!
Schwimmen die Augen im Waſſer,
Wie die Fiſcherl im See.

Wie die Fiſcherl im See
Schwimmen hin, ſchwimmen her,
Schwimmen auf und nieder —
Büberl, kommſt bald wieder?

„Darfſt nicht ſo weinen,
Darfſt nicht ſo thun,
Biſt ein kreuzſauberes Dirn'l
Ich laſs dich nicht allein!

Mein Herz und dein Herz
Sind zuſammen verbunden,
Das Schlüſſerl, das aufſperrt,
Wird nimmer gefunden.

Es wird nimmer gefunden,
Und ſperrt nimmer auf,
'S iſt eine brennende Liebe
Und ein Kreuzſchlüſſel drauf."

Beſſer iſt beſſer.

Wann da Gadan ſchwoar afgeht,
Geht da Gadan ſchwear zua;
Wann ma 's Diärnd'l im Haus had,
So z'raiſst ma keani Schuä.

'S Diarnd'l im Haus
Is ma liab'r als d'rauſs;
Dearf i nid ſo waid gehn,
Wann da Wind a ſo hauſ't.

'S Diärnd'l im Haus
Is waid'r ah no koan G'winn;
Was m'r in Schuächnan nid braucht,
Laft m'r in Strumpffel'ln hin.

Wenn der Gatter ſchwer aufgeht,
Geht der Gatter ſchwer zu;
Wenn man 's Dirn'l im Haus hat,
So zerreiſst man keine Schuh.

'S Dirn'l im Haus
Iſt mir lieber als drauſs;
Darf ich nicht ſo weit gehn,
Wann der Wind ſo hauſt.

'S Dirn'l im Haus
Iſt wieder auch noch kein Gewinn;
Was man in Schuhen nicht braucht,
Lauft man in Strumpfſöckeln hin.

---

*) Man ſehe die Novelliſtik dieſer Nummer. Zu bequemerer Verdeutlichung haben wir verſucht, die gegenwärtigen 4 Lieder durch Übertragung in reineres Deutſch zu paralleliſiren. (Die beſondern Zeichen der Betonung ꝛc. konnten hier begreiflich nicht angebracht werden.)

Das Scheiden.

Sagſt allwal vom Schaid'n,
Vom Nimmakemma,
Und i wiär amal ſchaid'n
Wiär nimma kemma.

Und wann i wiär ſchaid'n
Wiär nimma kemma,
Und da wear'n deine Augerln
Im Waſſa ſchwimma.

Im Waſſa wear'n ſ' ſchwimma,
Wear'n ſain ſo betriabt,
Und i winſcht und i het di
Main Lebda nid gliabt.

Und i winſcht und i het di
Main Lebda nid g'ſeh'n;
So woaß i wol g'wiß
Daß ma leichta war g'ſcheh'n.

Sagſt alleweil vom Scheiden,
Vom Nimmerkommen,
Und ich werd' einmahl ſcheiden
Werd' nimmer kommen.

Und wann ich werd ſcheiden,
Werd' nimmer kommen,
Und da werden deine Aeuglein
In Waſſer ſchwimmen.

Im Waſſer werden ſie ſchwimmen,
Werden ſeyn ſo betrübt,
Und ich wünſcht' und ich hätt' dich
Mein Lebtag nicht geliebt.

Und ich wünſcht' und ich hätt' dich
Mein Lebtag nicht geſeh'n;
So weiß ich wohl gewiß
Daß mir leichter wär' geſcheh'n.

Zuſage.

Vom Wald bin i füa
Wo 's ſchtockfinſt'r is,
Und i liab di von Hearz'n,
Des glaub ma füa g'wiß.

Und da lacht a, da lacht a,
Da ſchölmiſchi Diab,
Als wann a nid gewißt het
Daß i 'n gear ſchon lang liab!

Gib ma 's auſſa, was d' ma g'ſchtoll'n
haſt,
Gib ma 's auſſa main Hearz —
Noan, g'halt 's nuär, noan, g'halt 's nuär,
I mach da kean'n Schmerz.

Noan, g'halt 's nuär, noan, g'halt 's nuär,
'S woar nuär main Schearz —
I g'hear dain zuä, du g'hearſt main zuä,
Oan's 'n andan ſain Hearz.

Vom Wald bin ich vor,
Wo es ſtockfinſter iſt,
Und ich lieb' dich von Herzen,
Das glaub' mir für gewiß.

Und da lacht er, da lacht er,
Der ſchelmiſche Dieb,
Als wenn er nicht gewußt hätt',
Daß ich ihn ſchon lang lieb'!

Gib mir's heraus, was du mir geſtohlen
haſt,
Gib mir's heraus mein Herz —
Nein, b'halt's nur, nein, b'halt's nur,
Ich mach' dir keinen Schmerz;

Nein, b'halt's nur, nein, b'halt's nur.
Es war nur mein Scherz —
Ich g'hör dein zu, du g'hörſt mein zu,
Eines dem andern ſein Herz.

Novelliſtik.

Mit beſonderem Antheil und gerechter Liebe verweilen wir bey dem, aus dem Verlag des thätigen Hrn. Hartleben in Peſt jüngſthin hervor gegangenen Werke: Oeſterreichiſche Volkslieder mit ihren Singweiſen, geſammelt und herausgegeben von F. Ziska und J. M. Schottky. Die Idee iſt eben ſo glücklich als verdienſtvoll, und ohne Zweifel würde ſie ſchon früher einen Bearbeiter gefunden haben, wenn die Ausführung ſo bequem geweſen wäre, als es auf den erſten Blick vielleicht ſcheinen mag. Das, was ſie unerläßlich vorausſetzt: reines Gemüth, frommen, klaren Sinn, volksthümlichen Geiſt, natürliche Lebendigkeit, vielſeitige poetiſche und etymologiſche Bildung, unermüdlichen Forſchungs- und Sammlerfleiß, richtigen Tact für das Characteriſtiſche: das vereinigt jeder der beyden Herausgeber auf eine gleich ſeltene Weiſe in ſich. Dieſe Lieder, in welchen ſich jene Eigenthümlichkeit der Lebensluſt und des Frohſinns, der Gutmuthigkeit und Naivetät des öſterreichiſchen Volkes ſo treu und klar abſpiegelt, ſind ein erquickendes, herzanſprechendes Echo, das jeden von uns freundlich und wohlthätig berührt. Denn »in ihnen iſt (wie die Herausgeber in den geiſtvollen, friſch und gediegen ausgeſprochenen Vorworten ſagen) des Volkes innere Welt aufgethan, und dem Forſcher zur geiſtigen Anſchauung wahr vorgelegt.« Sie ſind aber genußbringend für jeden Stand, für jedes Alter; die beygefügten Melodien erhöhen ihr practiſches, das angehängte Gloſſar vermehrt ihr wiſſenſchaftliches Intereſſe; und für die Bearbeitung eines Unteröſterreichiſchen Idiotikons, das die vaterländiſche Literatur noch immer entbehrt, biethet dieß treffliche Werk ein reiches Repertorium dar. Zu einer weitern Analyſe dieſes vielfach intereſſanten, volksthümlichen Buches fehlt uns hier der Raum; wir begnügten uns daher, unſern Leſern oben einige dieſer Lieder ſelbſt vorzulegen. Den Preis von 6 fl. W. W. können wir bey der ſchönen Ausſtattung und der Koſtſpieligkeit des Notendrukes nicht anders als mäßig finden.

Der Profeſſor Waterhouſe in Cambridge macht gegen das Cigarren-Rauchen folgende Bemerkungen, denen man Billigung nicht verſagen kann: »Die Menge bleicher Geſichter, magerer und ſiecher Körper, findet ihren Grund häufig in dem Cigarren-Rauchen. Vernünftiges zu Gunſten dieſes Gebrauchs kann man gar nicht ſagen. Es iſt nicht wohlfeiler, Cigarren zu rauchen, als guten Tabak aus Pfeifen; es iſt nicht angenehmer, denn der Tabak in Cigarren iſt jederzeit ſtärker, der Rauch kommt unmittelbar und heiß in Mund und Naſe; es iſt nicht bequemer, denn auch die beſten Cigarren verſtopfen ſich leicht, und ſind bald ausgeraucht. Die Geſundheit leidet weit mehr. Wenn der Tabak auch nicht ſchärfer und ſtärker wäre, ſo müßte es doch nachtheilig ſeyn, den Rauch unmittelbar und heiß einzuhauchen; daher auch geübte Tabakraucher, wenn ſie zum erſtenmal einen Cigarro rauchen, leicht Kopfſchmerzen, Schwindel und Eckel bekommen. Der häufigere Verluſt des Speichels beym Cigarren-Rauchen iſt ebenfalls mit in Anſchlag zu bringen, da die Verdauung gerade dadurch am meiſten geſtört wird.«

Kein Badeort der öſterreichiſchen Monarchie, ja man kann behaupten, in ganz Deutſchland, kann ſich der Ehre erfreuen, in dem Zeitraume weniger Jahre zu einem ſo ausgebreiteten Ruhme gelangt zu ſeyn, wie Marienbad. (Man ſehe den Aufſatz in Nr. 43 des Conv. Bl.) So vieles Vorzügliche bereits in mediciniſcher Hinſicht über Marienbad geſchrieben wurde, (im Inlande von den Herren Drn. Rehr, Heidler, Reuß, Neumann, Jacquin, und im Auslande von Dr. Ruſt in Berlin, und Ziegler in Regensburg); in topographiſcher, ſtatiſtiſcher und pittoresker Hinſicht iſt bisher noch nichts erſchienen. — Hr. Dr Sartori in Wien, durch ſeine naturhiſtoriſchen und pittoresken Werke vortheilhaft bekannt, der die vorzüglichſten Bäder der öſterreichiſchen Monarchie aus Autopſie kennen lernte, deſſen Taſchenbuch von Carlsbad den Beyfall der höchſten Herrſchaften, wie zahlreicher In- und Ausländer erhalten hat, widmete während einer Reiſe durch die böhmiſchen Bäder im verfloſſenen Sommer dem Marienbade ſeine volle Aufmerkſamkeit. Die Reſultate ſeiner Beobachtungen und Forſchungen ſind in ſeinem ſo eben erſchienenen »Taſchenbuch für Marienbads Curgäſte« (Wien, bey Haas, Preis 4 fl 30 kr.), mit der dieſem Schriftſteller eigenen blühenden und anſchaulichen Darſtellung zu einem intereſſanten Ganzen verbunden. Der topographiſche und pittoreske Theil ſtellt Marienbad nach ſeiner Lage, Bauart, ſeinen Wohnhäuſern, der dortigen Lebensweiſe, allen Vorſichtsmaßregeln, ſeinen Heilquellen und ihren Wirkungen vor. Die Umgebungen von Marienbad, reizend und merkwürdig, ſind treu, lebendig und mannigfaltig geſchildert. Der geographiſch-geſchichtliche Theil iſt inſtructiv, umfaſſend und genau; der naturhiſtoriſch-chemiſche wird den wißbegierigen Naturfreund beſonders befriedigen, und der mediciniſche enthält in einem gedrängten, populären, leicht verſtändlichen Vortrage alles, was Cur-Bedürftige in Marienbad ſelbſt, oder ſolche, die den Kreuzbrunnen entfernt von Marienbad trinken, zu wiſſen nöthig haben. Die ſinnigen Gedichte des Hrn. Schneider über Marienbad ſind an ſchicklichen Stellen mit dem Werkchen verwebt. Ein ungemein liebliches Aeußere mit der Vignette: den Tempel am Kreuzbrunnen vorſtellend, ſchmückt dieſes Werk, das Sr. Excellenz dem Oberſtburggrafen Böhmens, Hrn. Franz Grafen von Kollowrat gewidmet iſt

---

—•—

Die Nordpoſt, eine Zeitſchrift in Petersburg, welche vom Miniſterium des Innern redigirt wird, liefert eine detaillirte Beſchreibung der neuvervollkommneten Erfindung des Hrn. G. von Zubow: die Wäſche mittelſt Dampf zu putzen. Dieſe Erfindung hat den Vortheil, daß die Wäſche 1) viel reiner, 2) nicht ſobald abgenutzt wird, und 3) ungemein wohlfeiler zu ſtehen kommt, weil dabey viel an Materiale, als Seife, Holz u. ſ. w. ſo wie auch an Zeit und Händen erſparet wird G. von Zubow hat auch Biegeleiſen erfunden, welche durch ſiedendes Waſſer erwärmt werden, und viele Vorzüge vor den Gewöhnlichen haben.

In einer neulichen Verſammlung der Hülfsbibelgeſellſchaft zu Shropshire nahm der Archidiacon Corbett in ſeiner Rede Anlaß, zwiſchen dem berühmten Chrichton und einem noch lebenden brittiſchen Geiſtlichen, Samuel Lee, (vergl. die Notiz in Nr. 44), rückſichtlich des ungeheuren Gedächtniſſes für Sprachen eine Parallele zu ziehen. Lee, von armen Eltern, lernte in einer Dorfſchule leſen, ſchreiben, rechnen. Als er 12 Jahr alt war, nahm man ihn aus der Schule, und that ihn zu einem Zimmermann. Hier, in den Nebenſtunden lernte er für ſich [illegible]bſt allein, das Lateiniſche, Griechiſche, Hebräiſche, Chaldäiſche, Syriſche und Samaritaniſche. Dieſe 6 Sprachen hatte er binnen 6 Jahren vollkommen inne. Dabey blieb es nicht, als er das Handwerk verließ, und in die Reihe der Gelehrten trat. Er lernte nun noch Deutſch, Franzöſiſch, Italieniſch, Arabiſch, Perſiſch, Aethiopiſch, Coptiſch, Malayiſch, Bengaliſch und die Sanſcrit-Sprache; in allem ſiebzehn Sprachen in 14 Jahren.

F.

Die Herren Kalaydowitſch und Stroew haben auf Koſten des Herrn Reichskanzlers Grafen von Rumianzow, eine neue Ausgabe der Geſetze des Zaaren und Großfürſten Joann Waſſiljewitſch veranſtaltet, welche unlängſt (Moskau 1819 in 4. XXIX und 115) erſchienen iſt. Dieſen iſt eine Vorrede der Herausgeber vorausgeſchickt, welche eine vortreffliche Geſchichte der ruſſiſchen Geſetzgebung enthält. Daraus erſieht man, daß die Ruſſen ſchon im neunten Jahrhunderte Geſetze hatten, von denen aber nichts bis auf unſere Zeiten geblieben iſt, und welche wahrſcheinlich von fremden Völkern entlehnt worden waren. Der Ruhm der erſten ſyſtematiſchen Geſetzgebung gehört dem Großfürſten Jaroslaw Wladimirowitſch, welcher im Jahre 1020 den Bewohnern Nowgorods eine Sammlung Geſetze gegeben hat, unter dem Namen Russkaja Prawda (die ruſſiſche Wahrheit).

In St. Petersburg hat ſich unlängſt unter den coſtigen Apothekern eine pharmaceutiſche Geſellſchaft gebildet, deren Zweck iſt, alles zur Vervollkommnung der Pharmacologie und ihrer Hilfswiſſenſchaften, als: Chemie, Botanik und Phyſik, aufzubiethen. Dieſes hofft ſie zu bewirken: durch die gemeinſchaftliche Mittheilung aller Beobachtungen, Entdeckungen und Verbeſſerungen in den pharmaceutiſchen Operationen; durch die Prüfung aller neuen Entdeckungen und Erfindungen; durch nähere Beleuchtung aller in ihr Fach einſchlagenden Werke; durch Bekanntmachung der Auszüge aus den beſten Schriften der auswärtigen Gelehrten; durch ſchnelle Verbreitung aller Verbeſſerungen in der Apothekerwiſſenſchaft, die im Auslande gemacht werden, mit deren Anwendung an die örtliche Lage Rußlands; durch die Unterſuchung aller Erzeugniſſe der Erde und die nähere Beſtimmung ihrer Kraft und Anwendbarkeit; durch gemeinſchaftliches Streben, alle vorkommenden Zweifel und Fragen gehörig zu beantworten u. ſ. w. Außerdem wird die Geſellſchaft es ſich zur angenehmen Pflicht machen, den Apothekern in Rußland auf alle mögliche Art nützlich zu ſeyn. Zur Beförderung der Bildung der ſich dieſem Fache widmenden jungen Leute, wird ſie die ſchon in St. Petersburg exiſtirende pharmaceutiſche Schule zu erweitern und zu vervollkommnen ſuchen, und eine chemiſch-pharmaceutiſche Zeitſchrift herausgeben. Bey der Eröffnung wurde dem in ganz Europa durch ſeine Gelehrſamkeit rühmlichſt bekannten Academiker, Etatsrath und Ritter Scherer (welcher an demſelben Tage ſeinen Geburtstag und ſein 25jähriges Jubiläum als Doctor feyerte) das Diplom als immerwährender Director der Geſellſchaft eingehändigt. — In jeder bedeutenden ausländiſchen Stadt wird ſie wenigſtens Einen Apotheker, Einen Doktor, und Einen Naturforſcher, als wirkliche Mitglieder zu gewinnen ſuchen.

9..

Nicht ohne Erſtaunen und Bewunderung kann man erfahren, daß die überaus treffliche Hallenſer Literaturzeitung ſeit ihrem Entſtehen nun faſt tauſend Mitarbeiter zählt. Bey der Gediegenheit und ruhmvoll bekannten Unpartheilichkeit, durch die ſich ihre Urtheile vor den meiſten critiſchen Inſtituten auszeichnen, kann man einzelne Mängel wohl überſehen, z. B. wenn es ſich offenbar darthut, daß der Recenſent des Gries-Calderoniſchen Theaters kein Spaniſch verſteht.

Nach der Ueberſicht, welche die Times von den vorzüglichſten Europäiſchen Banken geben, beſteht die Bank von England ſeit 126 Jahren. Sie verdankt ihre Gründung einem Schotten, deſſen unternehmender Geiſt, da er ſeinen Plan, den Iſthmus von Panama zu durchſtechen, nicht ausführen konnte, den Entwurf zu einer Bank machte. Ihre Scheine überſteigen nicht 21 Millionen Pfund Sterl. Ihre Capitalien ſind größten Theils in den öffentlichen Caſſen niedergelegt. Sie iſt der Mittelpunct aller Bewegungen des Handels.

Der hier bey Hrn. Mayer und Comp. ſeit Beginn dieſes Jahrs erſcheinende: Literariſche Anzeiger, welcher kurze Recenſionen, Notizen, einfache Ankündigungen ꝛc. liefert, iſt ein willkommenes Surrogat einer allgemeinen, gemeinnützigen Literaturzeitung, die wir noch nicht wieder haben. Dieſer Anzeiger, wie er an Gehalt zu ſteigen fortfährt, verräth zahlreiche Quellen und eine ſorgfältige Benutzung. Der Herausgeber characteriſirt ſich als einen kenntnißreichen Bibliographen, der, was mit dieſer Cathegorie nicht immer verbunden iſt, recht gut die Feder zu führen weiß. Es ſind bereits 19 Nummern heraus. In den letztern hat uns eine ſehr fleißige geſchichtliche Ueberſicht der vaterländiſchen Zeitſchriften beſonders angezogen und befriedigt.

Der Ukrain'ſche Bothe, herausgegeben in Charkow, ſpricht viel von dem Hauſe des daſigen Profeſſors der Architectur Herrn E. A. Waſſiljew, welcher nur durch einen unter denſelben angebrachten Ofen erwärmt, und welches während der ſtrengſten Kälte nur alle vier Tage geheitzt wird. Die Beſchreibung der Conſtruction des Hauſes und des Ofens iſt zu lang, um hier einen Platz zu finden.

Der junge ruſſiſche Dichter, Herr von Milenow, hat unlängſt ſeine Dichtungen herausgegeben, welche allgemeine Aufmerkſamkeit erregen. Beſonders zeichnen ſich ſeine ſatyriſchen ſehr vortheilhaft aus. Sie ſollen, wie es heißt, ins Deutſche überſetzt werden.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationsblatt.

47.

Freytag, den 11. Juni 1819.

Urſprung und Tendenz des repräſentativen Geldes *).

Die Erfindung des Papiergeldes iſt vielleicht älter, als die Stiftung der früheſten Banken. Die St. George-Bank von Genua, die älteſte, die wir kennen, ward im Jahr 1407 errichtet; aber ſchon vor dem Ende des 13. Jahrhunderts, führte Koblai, Enkel Genghis Khan, der tartariſche Eroberer, das Papiergeld in China ein **), und ſeinem Beyſpiele folgte ſein Vetter Kagaitou, der Sultan von Perſien, aber beyde ſchafften es wieder ab. Seit dieſer Epoche hat die chineſiſche Regierung das Papiergeld wieder eingeführt, und in Rußland kann man jetzt »chineſiſche Aſſignaten« zeigen. Auch in der Türkey geben die Einnehmer von gewiſſen Taxen, denjenigen, die ſie bezahlen, Empfangſcheine, und dieſe Papiere haben Cours wie Geld.

---

*) The Observer 1819, Numb. 62.

**) Man vergl. den Aufſatz in Nr. 37 des Conv. Bl.

Hiermit will man nicht behaupten, daß das Papiergeld zuerſt ſey von den Mongolen erfunden worden; im Gegentheil war deſſen Erfindung überall ſo leicht, als deſſen Gebrauch begreiflich, erwünſcht war. Die Idee, ein Zeichen, oder eine verſprechende Verbindlichkeit, für eine gegenwärtige innere Valuta zu ſubſtituiren, konnte auch wohl einem einfältigen barbariſchen Volke einfallen, wovon wir viele Beyſpiele haben. Ariſtoteles, in ſeinen Economicis, ſagt uns, daß Denis, der Herrſcher von Syracus, aus Zinn Münze geſchlagen, die er legal und dem Silber für gleichgeltend erklärt habe. Timotheus, der atheniensiſche General, ſchlug bey einer ſchwierigen Gelegenheit Geld aus Kupfererz, und verſicherte ſeine darüber murrende Soldaten, daß er, bey dem Verkauf der Beute, die er machen würde, es wieder annehmen wolle. Auch haben wir viel von den ledernen Münzen, welche bey den Carthagern üblich waren, gehört. Es iſt wahr, keine von dieſen war Papiergeld; ſie gleichen ihm aber doch, als bloße »Merkzeichen des Werthes;« als Geld des Zutrauens; I. O. U. (ich bin dir ſo viel werth). Wir leſen auch von der eiſernen Münze von Byzanz, und einiger alten Städte Griechenlands. In England iſt unſer Papiergeld ein bloßes Zeichen, welches beynahe den doppelten Werth im Cours hat, als Metall. In Rußland ſind Häute und Pelzwerk ſtatt Geld im Gebrauch geweſen; allein ihre unbequeme Schwere gab ſchon frühzeitig Anlaß zu einer ſinnreichen Darſtellung dieſer natürlichen Münze, welches ſchmale Stückchen von geſtempeltem Leder waren, die als Geld gebraucht, und durch Pelze und Häute als ausdrückliches Geld liquidirt wurden. Dieſes Ledergeld wurde in einigen Bezirken als Brüche der Silbercopecke, bis zum Jahre 1700 gebraucht. Bey den einfachen Hindous, deren Bedürfniſſe gering, deren Producte der Erde mit weniger Mühe erzielt werden, ſind Gold und Silber, oder auch Kupfer und Eiſen im Vergleich, von keinem großen Werth, und ihre kleine Münze ſind an den Küſten von Ceylon und den maldiviſchen Inſeln geſammelte kleine Cowry-Muſcheln; dieſe Muſcheln ſind die currente Münze der Moguls von Bengalen und Botan ſowohl als von Guinea geweſen. Bey der Entdeckung von America dienten Cacaobohnen als Münze. In Abyſſinien werden die Waaren nach Salz und Pfeffer geſchätzt; in Neufundland nach Stockfiſchen; in Virginien nach Tabak; in Island nach einer gewiſſen Art Wolle; zwiſchen Chineſen und Ruſſen, zu Kiaktu, dienen beym Austauſch der Waaren Stücke Nanking als Geld; unter den Griechen des

Morgenlandes vertraten Seidenſtoffe die Stelle; in alten Chroniken werden Gold, Silber und Seide als Münze angeführt. Die Baſis der currenten Münze der Chineſen und Ruſſen ſcheint auserleſener und ſubſtantieller als jede andere zu ſeyn. Die kleine chineſiſche Münze ſcheint an bloßer Arbeit in ihrer Fabrication mehr gekoſtet zu haben, als ſie im Umlauf Werth hat; ſie kann alſo nicht nachgemacht werden, und das Material iſt ein gemiſchtes Metall, welches im Schmelztiegel oder bey der Ausführung weniger Werth hat, als die Münze im Gebrauch. In Rußland iſt die überflüſſige Currente, Kupfer, deſſen geprägter Werth im Handel geringer iſt, als Metall; dieß iſt ein ungewöhnlicher aber glücklicher Umſtand, ſo weit er ſich erſtreckt. So wie Reichthum und Circulation mit Civiliſation und Zutrauen zunahm, und nach der Entdeckung von America, und der Bearbeitung ſeiner Minen, Gold und Silber mit Vortheil die Stelle aller dieſer Hülfsmittel vertrat, ſo ward auf der Baſis des Credits im Gebrauch des Papiergeldes noch ein Schritt weiter gethan. Metallgeld kann in ſeinem Werthe, ſeiner Qualität, ſeiner leichten und ſchnellen Circulation — in ſeinem Transport, in ſeiner Gegenwart nicht länger mehr angemeſſen ſeyn, oder den Bedürfniſſen unſers Handels und Austauſches nicht mehr genügen; Papier iſt allenthalben im Commerz ſo unumgänglich nöthig, als es in dem großen innern Handel eines verbeſſerten, thätigen und producirenden Landes nützlich und Bedürfniß geworden iſt. Allein die Erfahrung vom Gebrauche des Papiers, von allen öffentlichen Banken, aller Länder in Europa, ſeit den letzten 200 Jahren zeigt auch einige bey ſeinem Gebrauche zufällige Unvollkommenheiten. Ihrer ſind verſchiedene; die Untereinandermiſchung der Finanzbedürfniſſe des Staates mit den vollkommenen Erforderniſſen der handelnden Circulation iſt bisher die Haupt- und fatale Krankheit alles Papier-Courſes rund um uns geweſen; ein Streben zum Exceß iſt eine andere; die Verſuchung zur Verfälſchung der Münze iſt kaum oder kann nicht größer ſeyn. Ein anderes und ſehr wichtiges Deſideratum iſt die Beybehaltung einer unwandelbaren Valuta in Rückſicht der edlen Metalle, oder wenn ſie auch ſelbſt ihre Qualität verloren haben, für Land, Korn, Arbeit, oder ſonſt ein anderes ſolides Richtmaß von abſoluter oder abſtracter Definition und unveränderlicher Dauer. Dieſes ſcheint aber jetzt eine ſehr große Schwierigkeit zu ſeyn. Papiergeld iſt die natürliche Tendenz eines Staates; allein die Mängel hängen nicht nothwendigerweiſe mit dem eingeſchränkten, wohlregulirten und heilſamen Papiere zuſammen, die ſich auf den Werth der Bedürfniſſe und den beſtändigen Austauſch des Handels gründen.

Betrachtungen über die Dichtkunſt.

Von Sr. Hoheit dem Prinzen Ludwig III. von Gonzaga Caſtiglione ꝛc.

(Schluß von Nr. 44.)

Jener philoſophiſche Dichter, jener vernunftfröhliche Schilderer, deſſen Verſe von Enthuſiasmus eingehaucht, vom guten Geſchmack eingegeben, und mit Allem gewürzt ſind, was die Höflichkeit Köſtliches hat: Horaz hat in ſeiner Dichtkunſt, dieſem »Meiſterſtück eines Vernunftbildes« (de la raison en image) die Aehnlichkeit der zwey göttlichen Künſte, der Mahlerey und der Poeſie, eben ſo wohl gekannt als vollkommen dargeſtellt. Es iſt eine Wahrheit, die allen gebildeten Nationen und aufgeklärten Jahrhunderten eigen ſeyn wird, daß ein Gedicht, welches nicht ſchöne Gemählde darbiethet, ſolche, die nicht auch durch den Pinſel verwirklicht werden könnten, nichts ſey, als abgemeſſene, tactmäßige Proſa. Und dieſe Wahrheit ſelbſt könnte in einem Gemählde ausgedrückt werden, vorſtellend die Poeſie und Mahlerey, ſich zum Zeichen ewiger Vereinigung die Hände gebend, in Gegenwart Apolls, der ihren Schwur empfängt, und aller Muſen, welche ihren Beyfall zollen. Wirklich ſind die berühmteſten Werke der großen Mahler nur Copien der Schilderungen großer Dichter. Zeuxis und Apelles ſind Alles dem Homer ſchuldig; Glaucus muß ſeinen Laocoon und Giulio Romano ſeinen Rieſenſturz dem Virgil verdanken; Michael Angelo ſein letztes Gericht dem Dante*); Guerchin Armidens Entführung dem Taſſo; Raphael ſeine Athenienſiſche Schule dem Plato und Arioſt. Sind dieſe Beyſpiele nicht hinreichend, uns die Ueberlegenheit der Poeſie über die Mahlerey darzuthun? Dieſe iſt auf die Vorſtellung eines einzigen Augenblicks beſchränkt; und wiewohl ſie durch die Magie des Pinſels zuweilen eine Idee von der Unermeßlichkeit des Raums gibt, ſo hat ſie doch dieſe Herrſchaft nicht über die Zeit. Durch Kunſt und Genie wird ſie wohl den vorangegangenen Moment errathen, und den zu erfolgenden ahnen laſſen, aber ſie wird nie mehr als einen einzigen, allen andern Handlungen vorausgegangenen oder nachfolgenden Act ſchildern können, der folglich von allem Intereſſe der Steigerung beraubt ſeyn muß, während die Poeſie das Maas des Raums und der Zeit umfaßt, ſich ſelbſt ihre eigenen Gränzen vorſchreibt, und ſich ihre Bahn nach der Größe des Gegenſtandes beſtimmt. Ihre Gemählte ſind eben ſo beweglich als harmoniſch; ſie laſſen dem Geiſte die feinſten und weiſeſten Nüancirungen fühlen, die die Sinne nicht faſſen können, und ſie ſtellen der Einbildungskraft ein impoſantes Ganze dar, von welchem die Kunſt des Mahlers kaum einige Details liefern kann.

---

*) Die italieniſche Nation, für die ſchönen Künſte ſo glücklich organiſirt, bedauert noch den unerſetzlichen Verluſt des ganzen von Mich. Angelo gemahlten Dante, der ſich bey einem Schiffbruch ereignete.

Wenn es erlaubt wäre, das phyſiſche Licht, das unſern Augen ſcheint, mit dem intellectuellen des Geiſtes zu vergleichen, ſo würde ich ſagen, daß die Natur uns dieſes nur mit einer Art von Sparſamkeit geſtatte; daß ſie Keinem von uns den ganzen Bündel dieſes reinen Lichts, ſo wie er in ihrer himmliſchen Quelle entſpringt, verleihen, ſondern daß ſie ihn mit ihrem haushälteriſchen Prisma in eine Menge einfacher Strahlen zerſetzt, und einem Jeden von uns nur mit einem einzigen ſolchen Strahl beſchenkt habe, deſſen eigene Farbe in allen Productionen unſers Geiſtes vorherrſcht, und ihren Hauptcharacter bildet. So ſehen wir in der Poeſie und Mahlerey immer das Gepräge des überwiegenden Eindruckes der Seele, und nie die Totalität der vereinigten Vollkommenheit. In Homer den Enthuſiasmus der Compoſition und eine üppige, wahre, ſublime und natürliche Eloquenz; in Virgil die ſüße und zärtliche Empfindſamkeit bey einer unterhaltenen, harmoniſchen und präciſen Beredſamkeit; in Dante das ſchrecklich Mahleriſche; die verſchwenderiſche und ſtets vergnügende Verſchiedenheit in Arioſt; in Crebillon das ſchrecklich tragiſche; die Größe der Gefühle in Corneille; in Racine die melodiſche Sprache; die Vollkommenheit der dramatiſchen Kunſt in Voltaire: das ſind die characteriſtiſchen Züge dieſer großen Dichter. Eben ſo characteriſiren die hohe Einſicht der Zeichnung und Anatomie, die verführeriſche Magie des Colorits, das Entzückende der idealiſchen Schönheit, die Zauberey der Anmuth, das Feuer der Leidenſchaften, die Stärke der Compoſition andererſeits die Talente des **Michael Angelo**, des **Titian**, des **Raphael**, des **Correggio**, **Dominichin** und **Rubens**.

Anacreon und **Theocrit** unter den Griechen, **Ovid** und **Tibull** unter den Römern, der Verfaſſer des Paſtor Fido (**Guarini**), der **Amintos** (**Taſſo**), und **Sannazar** unter den Italienern; die **Thomſons** in England, die **Geßner** und **Haller** in Deutſchland; die **Lafontaines**, **Greſſets** und **Nivernois** in Frankreich ſind Muſter jener leichten, eleganten und naiven Poeſie, die über die Oberfläche hinwegflattert, nur die Blumen pflückt, die Belehrung unter lachende Emblemen, unter unnachahmliche Fabeln, in denen Thiere und ſogar andere unbeſeelte Weſen den Menſchen ſo ſchöne Lehren geben, verbirgt: immer Geſchmack, Eleganz, Leichtigkeit und überall ein Reiz, eine Harmonie, welche unter den Strichen der Wolluſt die Tugend liebenswürdig machen; mit Einem Worte: **Albanos** Pinſel von Spielen, Frohſinn und Grazien umgeben, die einen Lorbeerkranz durchſchlingen, um die unſchuldige Liebe zu krönen.

◆

Eliſabeth von England als Schriftſtellerinn.

Ausgezeichnete Geiſter und große Seelen haben in den Tagen des Mißgeſchicks den ſüßeſten Troſt immer in den Wiſſenſchaften gefunden, und die Einſamkeit den Studien gewidmet. So auch **Eliſabeth** in jener zweifelhaften Periode, die ihrer Thronbeſteigung vorangegangen. Sie hielt ſich lange Zeit in dem Schloſſe Harford auf, zog ſich von allen öffentlichen Angelegenheiten zurück, und beſchäftigte ſich eifrig mit der Literatur. Hier war es, wo ſie ſich jene Kenntniſſe und Einſichten eigen machte, die den Glanz ihres Throns und ihr Andenken verherrlichen ſollten. Für fremde Sprachen hatte ſie ein außerordentliches Talent, das der berühmte **Roger Aſcham** wohl zu nähren verſtand. Sie überſetzte mit Eifer und Glück aus dem Lateiniſchen und Griechiſchen, und ſchrieb viele ihrer eigenen Arbeiten in dieſen gelehrten Sprachen. Nicht nur in der Proſa, auch in der Poeſie, und beſonders in der Ode, der Elegie, und dem Epigramm that ſie ſich hervor.

Ihre Schriften ſind folgende: A coment. en Plato. Zwey Reden des **Iſocrates**, und ein Schauſpiel des **Euripides** ins

Lateiniſche überſetzt; Boetius de Consolatione engliſch übertragen. Eine gleichfalls engliſche Ueberſetzung der franzöſiſchen gottſeligen Betrachtungen der Königinn von Navarra. Drey Reden, eine zu Cambridge, zwey zu Oxford gehalten, dann ihre Anrede an ihr letztes Parlament. A prayer composed by her. Another for the use of her fleet in the great expedition in 1596. Ein Band Gebethe in italieniſcher, franzöſiſcher und ſpaniſcher Sprache, (wovon ihr Original-Manuſcript in der königl. Bibliothek). Mehrere Briefe, ſo zum Theil gedruckt. Ferner wird ihr eine Ueberſetzung des Salluſt, von Fragmenten der artis poet. des Horaz, und der Abhandlung des Plutarch, de curiositate, beygelegt.

Dieß ſind Eliſabeths literariſche Arbeiten, wie ſie der berühmte Walpole in ſeinem Catalogue of the royal and noble authors of England, with liſs of their works angibt. A. W. Schlegel hat uns mit einem deutſchen Auszug aus Walpole beſchenkt.

Gſſr.

Novelliſtik.

Aus Neapel iſt die Nachricht eingelangt, daß der Oberſthofmeiſter J. M. der Kaiſerinn, Graf von Wurmbrand Exc., ſich bereits auf dem Weg der Beſſerung befindet, indem die dortigen Wundärzte entſchieden haben, daß ſein Bein nicht gebrochen, ſondern nur ein kleiner Splitter abgeſprungen ſey; ſohin hoffen Se. Exc. bis 20. Juni Neapel verlaſſen und dem allerhöchſten Hofe folgen zu können.

Vor Kurzem erſchien zu London folgende Biographie eines höchſt merkwürdigen wiſſenſchaftlichen Genies: The self-instructed Philosopher; or Memoir of the late Joseph Whitehead of Sulton in Ashfield. Notto. By Thomas Roome. Ein intereſſantes, wohlgeſchriebenes Büchelchen. Joſeph Whitehead gehört zu den außerordentlichen Menſchen, die unter dem größten Drucke der Umſtände, und ganz durch eigene Anſtrengung ſich bemerkbar machen. Die Liebe zu mathematiſchen Studien hatte ſich jedoch ſchon bey ſeinem Großvater und Vater gezeigt. Die natürliche Fähigkeit erhellte ſchon daraus, daß er durch das bloße Zuhören, wenn ſeine Brüder aufſagten, buchſtabiren und leſen lernte. Er wurde zum Schulmeiſter des Dorfes geſchickt, aber nach Verlauf von 3 Wochen brachte ihn dieſer zurück, mit der Verſicherung, der Schüler wiſſe ſo viel, wie er ſelbſt. Um ſein Brot zu verdienen, mußte er Strumpfwirker werden; jedoch lag das Buch immer neben dem Weberſtuhle, und eines Tages war er ſo ſehr in ſeine mathematiſchen Probleme vertieft, daß er, mechaniſch fortarbeitend, einen Strumpf webte, welcher faſt Mannslänge hatte. Unter allen Drangſalen lehrte er ſich ſelbſt Mathematik, Muſik, Geſchichte, Biographie, Aſtronomie und Mechanik. Da er nur ſehr wenige Bücher zu kaufen im Stande war, ſo borgte er die meiſten. Da er vollends die Koſten zu Inſtrumenten gar nicht erübrigen konnte, ſo machte er ſich ſelbſt einen Quadranten, einen Proportionalzirkel und eine Erdkugel. Letztere hatte er nur auf Papier vorgeſtellt geſehen. Aber der erſtaunenswürdigſte Beweis von Kopf und tiefem Denken war ſein Planetarium. Dergleichen hatte er niemals geſehen, und kannte es bloß aus Beſchreibungen und Kupfern, beſonders im Ferguſon. Er ging an dieſe Arbeit ohne Inſtrumente, ohne alle Erforderniſſe, und ohne Geld, ſie anzuſchaffen. Er wollte das Triebwerk aus Holz machen, das ging nicht. Dann ſuchte er das meſſingene Räderwerk einer alten Uhr dazu zu nutzen, auch dieß mißlang. Allen dieſen Schwierigkeiten Trotz biethend, fing er nun ganz von vorn an, und machte ſich einen Abgleichzirkel, um die nöthigen Räder verfertigen zu können. So fuhr er fort, bis das ganze Planetarium fertig war. Ein Lehrer der Aſtronomie, welcher dergleichen zu verfertigen und damit zu handeln pflegte, ſah es und verſicherte, es ſey eins der zuſammengeſetzteſten, die ihm je vorgekommen. Und dieſe kunſtreiche Maſchine hatte Whitehead bloß in den Mußeſtunden von ungefähr vier Jahren vollendet. Ein Dr. Williams kaufte ſie für das Independent College zu Roterham. Als der Käufer Whitehead fragte, ob er nicht den Mangel des Unterrichts auf einer Univerſität oft empfinde? ſo gab er die merkwürdige Antwort: »Ich muß meine eigene Methode befolgen, ſonſt mache ich keine Fortſchritte.« — Dieſer außerordentliche und ſehr edle Jüngling ſtarb an der Lungenſucht im 27. Jahre.

Die ruſſiſchen Zeitſchriften ſprechen von dem Tode zweyer Gelehrten, die auch hier in Oeſterreich ruhmvoll bekannt ſind, nämlich: des Rectors der Univerſität zu Kaſan, Hrn. Profeſſor Braun, und des Profeſſors der Univerſität zu Charkow, Herrn Banotti. Beyde hatten ihre Bildung in Wien vollendet.

Den 6. (18.) März hat die Academie der ruſſiſchen Sprache zu St. Petersburg auf Vorſtellung ihres Präſidenten, Vice-Admiral Schiſchkow, die Herren Katſchenovsky und Wojeykow einſtimmig zu Mitgliedern erwählt. Der Erſtere, Profeſſor zu Moskau, iſt durch ſeine hiſtoriſchen Arbeiten, und der Zweyte, Profeſſor zu Dorpat, durch ſeine ſchönen Ueberſetzungen des Georgicons, des Virgil, und der Jardins von Delille, ſo wie auch durch mehrere eigene Dichtungen vortheilhaft bekannt. Der Letztere hat unlängſt mehrere Fragmente ſeines neuen didactiſchen Gedichtes: Wiſſenſchaften und Künſte in ein Journal einrücken laſſen, welche mit viel Lob aufgenommen wurden.

In Nr. 45. Seite 540, Zeile 3 v. u. muß das engliſche: Leghorn, heißen: Livorno.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationsblatt.

48.

Dinſtag, den 15. Juni 1819.

Der Frohnleichnamstag.

Hymnus von J. P. Silbert.

Feſtlich geſchmückt wallt heute das Volk, es drängt ſich in Scharen,
Und auf jedem Geſicht ſpiegelt die Freude ſich ab.
Thaute der Frühling hernieder, beblumt er die grünenden Gaſſen?
Wandelt zum Hain' er die Stadt, die er mit Mayen beſä't?
Horch, was kündet der Schall, der wechſelnd aus feurigen Schlunden,
Daß die Erde erbebt, donnert vom dampfenden Wall?
Majeſtätiſch ertönen die Glocken, es wirbeln die Trommeln,
Und das Poſaunengetön wechſelt mit Chores Geſang!
Siehe wie wogen und wallen in Scharen die Krieger zur Feyer!
Aber es ſchrecket ihr Blick, ſchrecket die Rüſtung uns nicht.
Wunderſam wandelt das friedliche Volk durch die Mitte der Krieger;
Alſo wohnet der Leu traulich beym milchigen Lamm.
Was erſchauet mein Blick bey den Linden und bey dem Pallaſte,
Hier beym Tempel und dort unter dem ſchattigen Dach?
Siegesbogen mit Blumen umwunden, Altäre darunter,
Tauſendfach ſchillert das Licht flammender Kerzen darauf.

Unabſehbar entfalten ſich dorten die feſtlichen Schaaren,
Jüngling und Mädchen und Mann, Frauen und Greiſe im Kreiſ.
Unter wehenden Fahnen ertönen Geſänge und Pſalmen,
Feurige Seufzer erglüh'n, Thränen bethauen den Mund.
Heute die Feyer wir, Fremdling, der Aehnliches nimmer geſehen.
Wie ſich der kriegeriſche Zug eint zum friedlichen Feſt?
Was du, o Fremdling! hier ſchaueſt, es iſt uns das größte der Feſte.
Wunderbar eint ſich der Krieg hier mit dem Frieden im Bund.
Ihn, den Beherrſcher der himmliſchen Heere, den Spender des Friedens
Beten wir liebend hier an unter des Brotes Geſtalt.
Von dem höchſten der Himmel, das Menſchengeſchlecht zu erretten,
Kam Er, in Knechtesgeſtalt, liebend hernieder zu uns.
Himmliſche Lehre und Troſt, Erlöſung und Hoffnung des Lebens
Spendet der ewige Herr, der ſich zum Bruder uns gab.
Doch nicht zu leben allein, auch freudig den Tod zu erdulden,
Lehrt' am Kreuze er uns, wo er den Schuldbrief zerriß.
Und daß Waiſen wir nicht, wie ſeine Erlöſten verblieben,
Weilet er liebend bey uns bis an das Ende der Welt.
Ja, daß Eins wir mit Ihm, der Staub mit dem Ewigen würden
Gab er zur Speiſe Sich uns unter des Brotes Geſtalt.
Denn das heilige Wort, das ewig im Schooße des Vaters
Alle die Welten erſchuf, alle die Weſen erhält,
Deſſen allmächtigem Ruf die Saaten, die goldenen, reifen,
Wandelt des Halmes Frucht geiſtig in Speiſe auch um.
Wie den gebrechlichen Körper die goldenen Saaten ernähren,
Nähret das lebendige Brot ewig die Seelen zum Heil.
Daß wir ſo göttlicher Huld mit liebender Inbrunſt gedachten:
Feyert die Kirche dieß Feſt, ſeine geheiligte Braut.
Siehe, ſchon nahet der Zug, es trägt der feyernde Prieſter
Das lebendige Brot feyerlich unter dem Thron.
Schneeig erglänzet die Farbe, ſie deutet auf engliſche Reinheit.
Seine runde Geſtalt deutet die Ewigkeit an.
Hörſt du den Feyergeſang, das Geklingel der ſilbernen Glöcklein,
Rauſchende Symphonie'n und der Drommeten Geton?
Heiliges Weihrauchgeduft', es wallt mit Gebethen und Seufzern
Als ein Opfergeſchenk zu dem Erlöſer der Welt.
Kleinen Genien gleich, in blendend weißen Gewanden,
Blumige Kränze im Haar, ſchreiten die Knaben voran.
Sieh, wie den duftenden Körben Cyanen und Roſen entſchöpfend,
Sie die Pfade beſtreu'n, welche der Heiligſte wallt.
Laß uns hier harrend die heiligen Worte vernehmen,
Welche des Göttlichen Mund einſt uns auf Erden gelehrt.
Feyerlich ſingt am Altar ſie der Prieſter, und unter dem Donner
Eherner Schlünde hernach ſpendet den Segen er aus.
Unter des Kreuzes Panier und dem Wehen der flatternden Fahnen
Wandelt der feſtliche Zug itzund zum Tempel zurück.
Er geleitet den Herrn zum Thron der heiligen Liebe,
Wo Er die Seinen beſchirmt bis an das Ende der Welt.
Dann beginnt im Reiche der Himmel die ewige Feyer,
Wenn der Liebe Band alle Erlöſten umſchlingt.

Er, der in der Verbannung uns Speiſe und Stärke und Troſt iſt,
Iſt im Vaterland uns Wonne und ewiges Licht.
Hoch in den heiligen Höhen erſchallen in ſonnigem Frühling,
Welcher nimmer verblüht, Hymnen und Jubelgeſang.
Dorten vereinen die himmliſchen Heere mit flammenden Schwertern
Sich zum heiligen Kampf, eifernd für ewigen Ruhm.
Und es verwelken die Kränze, mit welchen die bräutliche Kirche
Feſtlich der Bräutigam ſchmückt, dorten in Ewigkeit nicht.
Dieſes heutige Feſt iſt deſſen, o Fremdling! ein Bildniß,
Was in der Ferne nur blüht, reifet im Vaterland einſt.

* * *

Die wirkliche Exiſtenz der Syrenen.

Gar Manches, was man lange für Mährchen genommen, hat in neuerer Zeit Verfechter und Anhänger gefunden, eben ſo, wie wir im umgekehrten Fall längſt beglaubigte Wahrheiten in das luftige Gewand der Fabel gehüllt ſahen. So wird immer und überall in dem ewigen Wechſelſpiel der Zeit bald das Mährchen zur Wahrheit, bald dieſe zur Fabel.

Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit der Exiſtenz der Waſſermenſchen oder Syrenen. In den alten Claſſikern leſen wir, daß ihre Zeit weit entfernt war, an der Exiſtenz ſolcher Weſen zu zweifeln. Spätere Jahrhunderte entfernten ſich mehr oder weniger von dem Glauben an das Daſeyn der Syrenen, bis endlich die neuern Generationen — ihn gänzlich verwarfen. Seit einigen Jahren leſen wir aber in Zeitungen mancherley Nachrichten von Schiffern, die ſolche menſchenähnliche Waſſercreaturen geſehen haben, ohne daß es jedoch zu einer genauern Unterſuchung hätte kommen können. Mit profanen Hypotheſen verſchonen wir unſre Leſer wie billig; allein die Ideen eines unſerer ſcharfſinnigſten philoſophiſchen Geſchicht- und Naturforſcher (welchen wir hier nicht nennen dürfen) wollen wir ihnen nicht vorenthalten.

Ich erinnere mich (ſagt er) vor einiger Zeit in einem Journale geleſen zu haben, daß ein gewiſſer Engländer, der Waſſervögel am Meeresufer ſchießen wollte, ein ſolches menſchliches Geſchöpf im Waſſer entdeckte und darnach ſchoß. Der Schuß verfehlte es zwar, wenigſtens wurde es nicht getödtet, und es tauchte ſogleich unter. Der Jäger ſchickte aber ſeinen Jagdhund ins Waſſer, der es bey den Haaren, die grünlich waren, aus dem Waſſer zog. Er ſetzte es in einen

Waſſerkübel und fütterte es, um es dem Publikum zu zeigen. Was aber weiter daraus geworden iſt, hat man nicht erfahren. —

Jedoch habe ich nach der Zeit eine merkwürdige Geſchichte in einem franzöſiſchen Buche, welches viele Anecdoten enthält, gefunden, welche die Exiſtenz dieſer Waſſermenſchen zu beſtätigen und in Gewißheit zu ſetzen ſcheint.

Zuvor bemerke ich hier nur noch im Allgemeinen, daß die Exiſtenz ſolcher Waſſermenſchen mir nicht unmöglich ſcheint. Die Erde enthält zwey große Fluida, worin die Pflanzen und Thiere, die unſer Erdkörper enthält, leben, das Waſſer und die Luft. Beyde ſind nur durch den höhern Grad von Condenſität unterſchieden, und die Luft, worin wir und die Landthiere leben, iſt nur weniger ſchwer und dicht, als das Waſſer. Uebrigens ſind wir und unſere Mitgeſchöpfe auf der Erde eben ſowohl Waſſergeſchöpfe, wie die Fiſche, und leben nur in einem verdünnten Luftmeere, außer welchem Elemente wir eben ſo wenig exiſtiren können, als die Waſſerthiere außerhalb dem Waſſer. —

Beyde Elemente, Luft und Waſſer, haben aber auch ihre eigene Welt, und alle Arten von Landthieren ſind im Waſſer nachgeahmt, ſo viel es die Umſtände leiden wollten. Von den vierfüßigen Thieren finden wir im Meere die Wallroſſe, Seehunde, Seebären, Seelöwen u. ſ. w., ohne die Amphibien zu erwähnen, die Crocodille, die Flußpferde, Seekühe, welche halb zu den Land- und halb zu den Waſſerthieren gehören. Die Fiſche ſind gleichſam das im Meer und in den Flüſſen, was die Vögel in der Luft ſind. Beyde bewegen ſich in ihrem Elemente durch Flügel, Schwimmfuße, Schwänze und Floſſen fort. Der Wallfiſch gehört ſchon halb zu den Thieren, welche lebendige Junge gebären, und ſie an ihren Brüſten ſäugen, wie die vierfüßigen Thiere. Wie viele Arten von Schnecken, Inſecten und Gewürmen aber leben nicht im Meere, wovon die Fiſche leben, wie die Vögel! Und hat nicht das Meer ſo gut, wie das trockne Land, ſeine Stauden, Pflanzen und Gewächſe? Hat es nicht Seegräſer, Tang- und Thierpflanzen? Sollte es alſo nicht auch ein menſchenähnliches Geſchöpf enthalten, das dem Affen gleicht, da alle Erzeugniſſe des trockenen Bodens darin nachgebildet ſind? Mir ſcheint ſolches nicht unwahrſcheinlich zu ſeyn, und ich werde in meiner Meinung durch nachſtehende Anecdote noch beſtärkt, die ich hier wörtlich überſetzen will.

»Gegen das Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts ging ein engliſches Schiff, der Stadt Hall (vermuthlich Hull) gehörig, 60 Meilen von London gelegen, an der nördlichen Küſte von England, auf den Wallfiſchfang nach dem Meere von Grönland; 150 Meilen vom feſten Lande entfernt, ſah es ſich auf einmal von 60 bis 80 kleinen Barken umgeben, von welchen jede mit einem Menſchen beſetzt war. Man hatte ſie nicht ſobald entdeckt, als ſchon die Chaluppen des Schiffes alle Mühe anwandten, darauf los zu rudern, um einiger derſelben ſich zu bemächtigen. Als aber diejenigen, welche dieſe kleinen Barken führten, welche ſie mit zwey kleinen Rudern lenkten, ſolches erblickten und merkten, daß die Chaluppen ſie erreichen würden, tauchten ſie alleſammt mit ihren Fahrzeugen ſogleich unter das Waſſer, und den ganzen Tag erſchien nur eine wieder von ihnen. Dieſe kam wieder über das Waſſer, einen Augenblick nachher, als ſie untergetaucht war, weil ſie eins von ihren Rudern zerbrochen hatte. Nach einer vierſtündigen Jagd und nachdem die kleine Barke hundertmal verſucht hatte, unterzutauchen, wurde ſie durch die Annäherung der Chaluppen endlich mit dem, der darin ſaß, gefangen genommen. Man brachte ihn an Bord des Schiffes, wo er 20 Tage lebte, ohne irgend etwas von Nahrungsmitteln zu ſich nehmen zu wollen, und ohne ein Geſchrey oder einen Laut von ſich zu geben, woraus man hätte ſchlieſſen können, ob er eine Art von Sprache rede; aber er ſeufzte unaufhörlich, und die Thränen floſſen ihm aus den Augen. Er war wie ein anderer Menſch gebildet, hatte Haupthaare und einen langen Bart, aber vom Gürtel an war ſein Leib mit Schuppen bedeckt.« —

»Was das Fahrzeug betrifft, ſo hatte es 8 bis 9 Fuß Länge und war ſehr ſchmal, beſonders an den beyden Enden. Das Zimmerwerk daran war von Fiſchknochen bis auf den Sitz, auf welchem der Menſch ſaß. — Es war inwendig und auswendig mit Seehundsfellen bedeckt, welche aneinander genähet waren. Dieſe Art von Bekleidung hatte in der Mitte eine Oeffnung, ſo groß, daß der Ruderer hinein konnte, und dieſe Oeffnung war mit einer Art von Beutel oder Sack von der nämlichen Haut eingefaßt, womit der Menſch, der bis an den Leib in der Barke ſich befand, ſich ſo feſt mittelſt ſtarker Stricke, auch von Seehundsleder gemacht, umgürtete, daß kein Waſſer hineindringen konnte.«

»Vor ihm befanden ſich zwey Stücke von der nämlichen Haut, welche an der Bedeckung angeheftet waren und zwey Taſchen bildeten. In der einen fand man Angelſchnüre und Hamen, oder Angel, von

Fiſchknochen gemacht; und in der andern Fiſche, welche erſt vor Kurzem gefangen zu ſeyn ſchienen.« —

»An der Seite des Ruderers waren zwey kleine Ruder an dem Schiffe durch zwey Bänder befeſtigt, gleichfalls von Seehundsleder verfertigt.«

»Dieſen ganzen Apparat mit dem aufgetrockneten Menſchen, kann man noch heut zu Tage zu Hall, in dem Saale der Admiralität ſehen, und den Verbalproceß dieſer Entdeckung, welcher von dem Schiffs-Capitän und der ganzen Equipage beglaubigt iſt, findet man in dem dortigen Archiv der Stadt.« —

Die Herausgeberinn dieſer Auswahl von Anecdoten, die Bürgerinn B. Debarle, Frau des Poncelin, ſetzt hinzu: »Dieſes Factum wird von dem indiſchen Philoſophen Telliamed, per anagramma de Maillet, franzöſiſchem Conſul zu Cairo, erzählt, um ſein Syſtem zu unterſtützen, nach welchem die Menſchenracen aus den Fluthen des Meers hervorgegangen ſind; ein ſehr verführeriſches Syſtem, welches ſo viel Wahrſcheinlichkeit hat, daß es beynahe an die Demonſtration reicht.«*) —

Wäre dieſe Geſchichte wahr, und nicht von Maillet zur Unterſtützung ſeiner Hypotheſe, daß die Menſchen aus dem Waſſer hervorgegangen, welche er von den Braminen entlehnt hat, erfunden, welches doch nicht wahrſcheinlich, weil die Sache gar zu genau und umſtändlich erzählt iſt: ſo könnte man nicht länger zweifeln, daß es im Meere ſo gut Menſchen gebe, als auf dem feſten Lande. Um zur Gewißheit in der Sache zu kommen, dürfte nur ein Gelehrter, beſonders ein Naturkundiger, die Sache an Ort und Stelle unterſuchen, da vermuthlich das aufgetrocknete Skelett, oder die Mumie dieſes Waſſermenſchen, in Hull, auf der Admiralität noch zu ſehen ſeyn wird. Bis dahin bleibt die Sache noch ein Problem; es müßte denn die Wahrheit durch eine neue Entdeckung, deren in unſern Tagen ſo viele gemacht werden, an den Tag kommen. Vorerſt müſſen wir uns bey dem, was wir ſchon wiſſen, beruhigen. Künftige Zeiten und Nachforſchungen werden uns auch hierin ein Licht aufſtecken, und die Sache zur Gewißheit bringen, oder das Gegentheil beweiſen. Nil mortalibus arduum est.

* * *

---

*) Choix d'Anecdotes, anciennes et modernes, recueillies des meilleurs auteurs, par la Cit. B. Débarle, femme Poncelin, a Paris. 1801. T. 1. p. 315.

Fearons Skizzen von America.

(Schluß von Nr. 46.)

In der Stadt und den Umgegenden ſind eine Menge Branntweinbrenner zu finden, aber keiner von ihnen, der ein großes Geſchäft hätte. Man brennt Rum, Gin und Whisky: Rum aus Zucker-Syrup (molasses), Gin aus Reis und türkiſchem Weizen; Malz braucht man nicht. Man entrichtet zwey Abgaben, die eine von dem jährlichen Brande der Brennerey, die andere vom Branntwein ſelbſt, nach Gallons. Die leztere iſt eine allgemeine Regierungsabgabe, deren Aufhebung man bey der nächſten Congreßſitzung erwartet. Es ſind Einnehmer der Abgaben, aber keine Acciſebeamten da, und das Geſetz ſchreibt zur Ausmittelung des Belanges des Gebrannten den Eid vor. Die Verkäufer von Weinen und geiſtigen Getränken im Großen und Kleinen heißen Grocers, die kleineren Läden führen den Namen Grog-Läden, ſind meiſtentheils an den Ecken der Straßen zu finden, und gehören gewöhnlich Irländern. Ihr Haupt-Verkaufsgegenſtand iſt Rum aus Neu-England, oder wie man ihn hier nennt: Yanke-Rum. Gewöhnlich trinkt man die geiſtigen Getränke mit kaltem Waſſer gemiſcht, ohne Zucker, und das Glas koſtet in den ſchmuzigſten Grog-Läden 2 P. (1 Gr. 3 Pf.), in den beſſeren bis 7 P. Man rechnet, daß es in New-York 1500 Branntweinläden gebe, und ich habe mich überzeugt, daß im Verhältniß zu einer gleich großen Volksmaſſe hier mehr getrunken wird als dort. Es iſt etwas ſeltenes, hier jemand ganz von ſeinen Sinnen zu ſehen, aber eine große Menge Neger und Leute aus der arbeitenden Claſſe ſind hier des Tages über in einem halben Rauſche. Viele ſchreiben dieß den Abwechſelungen des Clima's zu, andere dem Umſtande, daß ein großer Theil der Leute aus den niedern Ständen europäiſche Auswanderer ſind, welche ihre Gewohnheiten mit hinüber bringen, hier beſſer bezahlt werden, als in ihrem Vaterlande, und deßwegen mehr verſchwenden.

Schuhmacherarbeit wird in großer Vollkommenheit verfertigt, und ſo gut als die beſte in London. Ein Geſelle verdient bis 2 Pf. 5 Sch. wöchentlich. Der Schneider gibt es viele, und ſie nennen ſich nach der Eitelkeit des Mutterlandes Kleiderhändler. Mehrere halten große Lager von Wollenwaaren, die, was wohl zu bemerken, alle engliſchen Urſprungs ſind. Der Preis eines guten Rocks iſt 7 Pf. 4

Sch. bis 8 Pf. 2 Sch. (45—50 Thl.) Lehrburſche kann man auf 3, 7 oder 10 Jahre haben; 7 Jahre iſt die gewöhnliche Zeit. Dem Handwerker geſchieht aber durch die Frauen und Knaben, welche um 25—30 v. C. wohlfeiler arbeiten als die regelmäßigen Schneider, viel Eintrag. Ein Mann verdient, wenn er Arbeit hat, 36—40 Sch. wöchentlich. Es gibt in New-York wie in London Läden, wo man fertige Kleider kauft, auch wird eine große Menge Kleider von London eingeführt, und viele Leute haben ihre regelmäßigen Schneider in London.

Was den Zuſtand der Literatur betrifft, ſo hat mir ein wohlerzogener Americaner, mit dem ich mich ſehr angenehm unterhalten, ganz offen geſtanden, daß ſein Vaterland in dieſem Punct noch ſehr zurück ſey. Es gibt hier mehrere große Buchhändlerläden. Alte Bücher ſind ſelten, neuere, wie die Werke von Shakſpeare, Milton, Blair und Johnſon eher zu haben. Theologiſche Bücher (d. h. orthodoxe) ſind häufig zu haben, und wie ich glaube, ſehr geſucht. Hartley, Prieſtley und Locke's religiöſe Schriften ſind ſelten, ja ich möchte ſagen, unbekannt. Engliſche Romane und Gedichte ſind Hauptgegenſtände für den Buchhandel. Man druckt ſie ſehr ſchnell nach, und dieß geſchah unter andern vor 14 Tagen in Philadelphia, wo Lord Byrons Gedicht: Manfred, ankam, denſelben Tag nachgedruckt und verkauft wurde. Walter Scott, Miß Owenſon, (Lady Morgan), Moore, Miß Edgeworth, Miß Porter und Lord Byron ſind große Lieblinge des Publikums, und die kürzlich erſchienenen ſchottiſchen Romane ſehr viel geleſen werden. Das Edinburgh und Quarterly Review werden von den Herren Kirk und Mercien hier in New-York nachgedruckt. Auch engl. miniſterielle Schriftſteller ſind hier weder unbekannt noch unbeliebt. Die Buchhändler führen neben ihren Büchern auch Schreibmaterialien und verſchiedene Spielereyen. Hrn. Eaſtbourne's iſt der einzige Laden, wo man alte engliſche Bücher findet, auch iſt ſein Waarenlager bedeutend und hat innern Werth. Ich kaufte von ihm mehrere geographiſche Wörterbücher und andere americaniſche Werke, deren ich mich auf meiner Reiſe bedienen wollte. Der Preis derſelben (der hier nicht höher als in andern Läden war), ſetzte mich in Erſtaunen, denn er war bedeutender, als der der engliſchen Bücher von ähnlicher Art und Bogenzahl, wobey aber das Papier und der Druck der americaniſchen dieſen weit nachſtand. Hr. Eaſtbourne lud mich in ſein Leſezimmer ein, deſſen Einrichtung dem Beſitzer alle Ehre macht, und das der Stadt ungemein nützlich ſeyn muß. Vorzüglich angenehm iſt es, hier eine Menge americaniſcher und engliſcher Zeitungen, ſo wie engliſcher Zeitſchriften zu finden. Die americaniſchen Ausgaben der engliſchen Werke koſten allerdings nicht ſo viel als die Originale, aber ſie ſind darum nicht wohlfeiler, denn Format und Papier haben ſich gänzlich verändert: Folio iſt zu Quart, Quart zu Octav, Octav zu Duodez geworden. Bücher entrichten einen Einfuhrzoll von 30 p. Ct., Lettern 20, Papier 30, Oblaten 30, Spielkarten 30. Die americaniſchen Bände ſind einfach und gewöhnlich: man hat deßwegen kürzlich mehrere der ſchönen Londoner Taſchenausgaben gut gebunden, eingeführt.

Ein Buchdrucker erhält 2 Pf. 5 Sch. die Woche, kann ſich indeß nicht auf ſichere Arbeit verlaſſen, da man vieles von Knaben thun läßt. Man hat auch hier den Stereotypendruck eingeführt, und die Herren — drucken jetzt ein Werk größer, als ich es je in England ſah.

Das Lancaſter'ſche Erziehungsſyſtem iſt hier eingeführt. Es hat ſich in America nicht ſo ſchnell verbreitet, als in England, weil die unteren Claſſen der Erziehung weniger bedürfen. Die Schule von New-York zählt 800 Kinder; man hat indeß das Syſtem bis jetzt nur bey den Freyſchulen angewandt. Es gibt hier eine oder zwey Koſtſchulen für junge Frauenzimmer; gewöhnlich werden aber Knaben und Mädchen in derſelben Anſtalt erzogen. Dieſe Einrichtung iſt indeß, nach einer oberflächlichen Kenntniß der Geſellſchaft zu urtheilen, weniger nachtheilig, als man es denken ſollte, denn die americaniſchen Frauen ſind, wo möglich, noch ſcheuer und zurückhaltender, als die Engländerinnen, und zwiſchen den beyden Geſchlechtern eine unüberſteigliche Scheidewand gezogen. Neben dieſen Koſtſchulen gibt es eine Menge Unterrichtsſchulen (day schools), von denen einige einen ſehr guten Ruf haben, keine aber bedeutend iſt. Der Lehrer iſt übrigens in der übelſten Lage, die man ſich denken kann; keine Art der Züchtigung wird geſtattet, und die Kinder ſind, ſelbſt zu Hauſe, vollkommen unabhängig. Die Vorſteher der Koſtſchulen ſind entweder Schotten oder Irländer, und man hat kein Beyſpiel, daß ſich ein angeſehener engliſcher Schullehrer hier niedergelaſſen hätte.

Dieß aus Fearons Bemerkungen über New-York. Sein Bericht an die 39 Familien endigt mit folgenden Worten: »Leider muß ich alſo verſichern, daß in dieſem ganzen ungeheuren Lande auch nicht ein einziger Ort iſt, wo ich oder Einer von Ihnen Luſt haben könnte, ſich nieder zu laſſen. Unter den Weißen bemerkt man einen überwiegenden Hang zu allen Laſtern; unter den Indianern ſieht man natürlich nichts als Wildheit; und die armen, unglücklichen Schwarzen müſſen hier weit mehr ausſtehen, als in allen andern Ländern.«

Wie muß man das in Krügen verſendete Mineralwaſſer trinken, ohne von den darin enthaltenen flüchtigen Beſtandtheilen etwas zu verlieren?

Es iſt bekannt, daß die meiſten Mineralwäſſer eine Menge flüchtiger Beſtandtheile enthalten, welche ſich in Luftgeſtalt entwikkeln, und wenn ihnen der Ausgang geöffnet iſt, ſehr bald entſchwinden. Durch dieſe Entmiſchung gehet die Kraft dieſer Wäſſer verloren, welches ſich auch bald durch einen faden Geſchmack beym Trinken zu erkennen gibt. Die bereits an mehreren Orten, nach dem Muſter der Wiener Trink-Cur-Anſtalt, errichteten Trinkplätze, wo durch den becherweiſen Ausſchank jedesmal augenblicklich eine ganze Flaſche mit der vollen Kraft aller Beſtandtheile in die Becher der Trinkenden ausgeleert wird, iſt unſtreitig der zweckmäßigſte Weg, dem Verluſte der flüchtigen Beſtandtheile zu begegnen, welcher ſich ſehr bald ereignet, wenn eine Flaſche nur nach und nach genoſſen wird.

Da ſich indeſſen oben erwähnte Trink-Cur-Anſtalten nur in volkreichen Städten errichten laſſen, und daher immerhin viele Menſchen, welche auf dem Lande wohnen, und an den Vortheilen der öffentlichen Trinkplätze nicht Theil nehmen können, auf die allmählige Entleerung der Flaſchen beſchränkt ſind: ſo iſt es allerdings der Mühe werth, eine Verfahrungsart aufzuſuchen, wodurch die Entweichung der flüchtigen Beſtandtheile ſo viel möglich gehindert wird. Nachſtehende practiſche Verfahrungsart ſcheint ſich bey näherer Anſicht der Sache von ſelbſt zu empfehlen. Sie beruht auf folgenden Puncten:

1. Bey der Eröffnung der Flaſche klopft man zuerſt das Pech, womit der Korkpfropf verſiegelt iſt, vorſichtig von dem Rande des Flaſchenhalſes weg, und ſchneidet die Pechkruſte von dem Korkpfropfe

wohl ab, damit bey dem Herausziehen des Pfropfes keine Pechſtäubchen in die Flaſche fallen, und das Mineralwaſſer verunreinigen.

2. Der engeinpaſſende Korkpfropf wird mit Hülfe eines Pfropfziehers herausgebracht. Sobald ſolcher Geſtalt die Flaſche geöffnet iſt, ſchenkt man ſogleich das erſte Glas ein, und ſorget dafür, daß die Flaſche mit einem friſchen Pfropfe, den man zur Hand haben muß, ſogleich wieder verſchloſſen, und umgekehrt mit dem Halſe in's Waſſer geſtellt werde.

3. Man muß zu dieſem Ende außer dem friſchen Pfropfe eine mit Waſſer gefüllte Kühlwanne oder ſonſt ein ſchickliches Gefäß bereit halten, worein man die Flaſche nach Ausſchenkung des erſten Glaſes ſogleich umgekehrt einſenken kann, um durch die Sperrung der Flaſche den flüchtigen Beſtandtheilen den Ausgang aus derſelben zu verwehren.

4. Dieſes Verfahren wiederhohlet man bey jeder folgenden Füllung eines Glaſes, bis die Flaſche geleert iſt.

Die Zweckmäßigkeit dieſer practiſchen Verfahrungsart iſt durch die Erfahrung bewährt, und kann aus Gründen der Hydroſtatik und Aëroſtatik leicht nachgewieſen werden. Denn die flüchtigen Beſtandtheile dringen wegen ihrer ſpezifiſchen Leichtigkeit ſtets nur nach oben. Bey dem Umkehren der Flaſche lagert ſich alſo das Mineralwaſſer unten an dem Halſe der Flaſche, ohne daß es herausdringen kann, wenn die Flaſche mit einem wohleinpaſſenden Pfropfe geſperrt iſt. Die beym Ausſchenken des Mineralwaſſers in das Trinkglas in der Flaſche ſelbſt entſtandene Leere wird durch die eindringende atmoſphäriſche Luft ausgefüllt, welche ſich, beym Umkehren der Flaſche, über dem Mineralwaſſer lagert, und vermöge ihrer Spannkraft das Aufſteigen der flüchtigen Beſtandtheile verhindert, beſonders wenn dieſe aus kohlenſaurem Gas oder der ſogenannten fixen Luft beſtehen, welche ſpezifiſch ſchwerer iſt, als die atmoſphäriſche Luft, und ſich alſo nie in dieſer erheben kann; daher auch das Mineralwaſſer keine weſentliche Entmiſchung erleidet, und für den Trinkenden die volle Kraft bis zur gänzlichen Entleerung der Flaſche behält.

Man darf andererſeits auch nicht die Beſorgniß hegen, daß etwa das Waſſer der Kühlwanne in die Flaſche eindringen könnte; denn einmal hindert dieſes ſchon der Korkpfropf an und für ſich ſelbſt, und zweytens iſt ja der durch das Ausſchütten des Mineralwaſſers in der Flaſche entſtandene leere Raum mit atmoſphäriſcher Luft gefüllt,

welche dem Drucke der äußern Luft vollkommen das Gleichgewicht hä
und alles Eindringen des Waſſers von Außen unmöglich mache.

Wer die hier beſchriebene Verfahrungsart beym Trinken der Mineralwäſſer beobachtet, wird ſich gar bald von ihrer Zweckmäßigke
ſelbſt überzeugen, und ihr ſeinen ganzen Beyfall ſchenken.

C. Th. H.

* * *

Charade.

Daß um den Verlohrenen ſie klage,
Nah't ein Weib dem ſtillen Sarkophage.
Und der Schmerz der jungen Braut
Wurde in vier Sylben laut:
Arm ſah Rom die heil'gen Erſten ſterben,
Doch gehorcht' es bald den reichen Erben.
Die Dritte kann nicht ſeyn,
Die Vierte iſt nicht mein,
So wenig wie des Kaiſers Stadt,
Die meines Ganzen Namen hat.

A. Schumacher.

Novelliſtik.

In dieſem Jahre erſcheinen zu London täglich 8 Morgenzeitungen, wovon 4 im Dienſt und Sold des Miniſteriums; das Morning-Chronicle behauptet ſich unabhängig. 6 Zeitungen kommen jeden Abend zur beſtimmten Poſtſtunde heraus; 2 ſind den Miniſtern ergeben, während the Statesman independent iſt. Einen Abend um den andern werden 7 Zeitungen ausgegeben, davon 5 im Geiſt der Miniſter. 7 andere erſcheinen an verſchiedenen Wochentagen; ſie ſind entweder dienſtbar, oder machen gar keinen Unterſchied. Außer dieſen periodiſchen Blättern, die um die Aufmerkſamkeit des Publikums buhlen, werden noch alle Sonntage 20 Zeitungen ausgegeben, von denen die volle Hälfte im Geiſt des Miniſteriums ſchreibt. Dieſe alle ſind politiſche Zeitungen. Außer den Blättern der Hauptſtadt erſcheinen aber auch noch wöchentlich 119 Zeitungen in den verſchiedenen Städten von England und Wales. Mit den andern Zeitſchriften in Schottland, Irland ꝛc. kommt eine Summe von 423 verſchiedenen Zeitungen heraus, die von Woche zu Woche in Großbritannien ihre Leſer ſuchen und finden.

Wie außerordentlich beliebt bey den Franzoſen die Briefe der Frau von Sevigné ſind, läßt ſich daraus abnehmen, daß, nachdem die zwey unlängſt veranſtalteten Auflagen noch nicht einmal beendigt ſind, ſchon wieder eine neue angekündigt wird. Nach der uns durch Briefpoſt zugekommenen Subſcriptions-Anzeige wird dieſe neue Ausgabe betitelt: Lettres de Mad. de Sevigné, de sa famille et de ses amis, aus 10 Bänden in gr. 8. beſtehen, und mit 32 Kupfern geziert ſeyn, nähmlich mit einer Wapentafel, 8 Porträten, 13 Anſichten und 10 fac-simile. Der Preis iſt 9 Franken auf feinem, 18 Franken auf Velin-Papier. Der Subſcriptions-Termin bis Ende September.

In Tyrnau in Ungarn, bewahrt man in einer Kirche, zum Gedächtniß einer ſeltenen wunderähnlichen Begebenheit, ein paar Stiefel auf, welche der Blitz an den Füßen eines auf dem Felde arbeitenden Bauern, mitten von einander geriſſen hatte, ohne deſſen Körper im Geringſten zu beſchädigen, oder zu lähmen. Unglücklicher waren die Folgen des am 28ten May ſtatt gehabten Gewitters zu Prag. Hier ſchlug der Blitz in ein Haus auf der Neuſtadt, traf einen wackern 60 jährigen Geiſtlichen, der dadurch an der ganzen rechten Seite des Körpers gelähmt wurde, und richtete dann noch mehrere Verwüſtungen in dem anſtoßenden Zimmer an, von wo er durch den Boden deſſelben bis in die Kuche des erſten Stockes ſchlug.

Der Naturforſcher und Profeſſor, Herr Migan in Prag, hatte von ſeiner Reiſe nach Braſilien eine ſeltene Naturmerkwürdigkeit mitgebracht, nähmlich einen jungen Affen, der im ganzen Geſichte unbehaart iſt, und eine weiß und röthliche dem Menſchen ganz ähnliche Geſichtsfarbe hat Die Mutter ſtarb gleich nach der Geburt, und das ſeltene Thierchen iſt, um es zu erhalten, den ſogenannten Waſſerkindern gleich, aufgezogen worden. Es zeigt eine außerordentliche Anhänglichkeit an ſeine Pfleger, iſt äußerſt gutmüthig, folgſam, einſchmeichelnd und dankbar: eine Erſcheinung, die leider! auch unter den Menſchen ſelten zu werden anfängt, da man in unſerm egoiſtiſchen Zeitalter ſo häufig auf Undank, Mangel an Achtung, Gehorſam und Liebe gegen Pfleger, Ernährer und Erzieher ſtößt.

Der neueſte Mechanismus von der Erfindung des Inſtrumentenmachers Herrn Koch in Wien, welchen ſich auch, wie aus mündlichen und ſchriftlichen Aeußerungen zu vernehmen iſt, der Virtuoſe auf der Flote, Hr. Bayr, nicht ſtreitig machen laſſen will, den Umfang der Flöte nähmlich bis in das g (kleine Octave) zu vermehren, ſcheint ſelbſt unſern vorzüglichſten Flötenſpielern nach ihren gründlichen Angaben nicht zu behagen. — Welcher Effect iſt bey dem beſten Mechanismus in dieſen unſicheren Tönen im Allgemeinen zu hoffen? was wagt der Virtuoſe, der die größten Schwierigkeiten zu beſiegen im Stande iſt, wenn ihm einer dieſer dem Inſtrumente keineswegs convenablen Töne nur einmahl mißlingt? Welche Mühe koſtet es ihm, bis er ſich halb und halb ſelbſt überreden kann: meine unendliche Anſtrengung war nicht vergebens! Und endlich was ſollen dieſe erzwungenen gleichſam affectirten Paar Baß-Töne auf einem Inſtrumente, für welche wir hinlänglich andere zweckmäßigere Inſtrumente zu mehrſtimmigen Compoſitionen haben? Und bedient man ſich ihrer auch geſchickt in einem Solo, wer würdigt ſie gehörig, wer bemerkt ſie, wenn nicht der Fingerzeig des Spielers vorausgeht: Habt Acht! ich ſpiele heute bis in das g.! und ſelbſt dann iſt es erſt noch nothwendig daß man das Inſtrument mit ſeinen übermäßig vielen Klappen, welche zu dirigiren zehn Finger bald nicht mehr hinreichen, zu Angeſicht bekommt, und da noch wird dieſe ungewöhnlich verlängerte zum Spiele unbequeme *) Röhre für das Auge wichtiger, als für das Ohr. — In der Muſik hat die Flöte dort, wo man ſie braucht durch drey Octaven in der ungefärbten Scala c dur, der Mutter aller Tonarten, das iſt von c bis c, und ſonach in allen Tonleitern, bey allen in ſeitlichen Lagen ſchwebenden Tonen durch die Klappen anwendbar, einen mehr als nöthigen Tonumfang. — Möge die Wahrheit deſſen jeden ferneren Streit deßwegen beſeitigen. Hr. Koch ſelbſt iſt damit einverſtanden, auch Herr Klingenbrunner — wie man ſich aus dem Manuſcript überzeugt hat — gibt in ſeiner neuen Flötenſchule mit beſonderer Rückſicht auf die neueſten Wiener-Klappen-Flöten, welche vielleicht noch in dieſem, oder im Anfang des folgenden Jahres bey Hrn. Steiner und Compagnie erſcheinen wird, die Beyſpiele nur bis das h der kleinen Octave, und bringt auf der Klappe für dieſen letzten Ton, wie es ſcheint, in mehreren zweckmäßigen Uebungen vielmehr nur der Mode ein kleines Opfer.

L.

Der vielverdiente Herausgeber der ökonomiſchen Neuigkeiten und Verhandlungen bemerkt zum Schluſſe einer Abhandlung des Hrn. Sebaſtian Hauenſchild aus Oberhollabrunn V. U. M. B. Beobachtungen und Erfahrungen über das Rauchmachen, um die Weinberge vor der ſchädlichen Wirkung der Nachtfröſte zu ſchützen, ganz richtig: »Sie enthält Unterricht, Beyſpiel, Verordnungen. Was fehlt noch? — Wollen und Handeln! Viele wollen den Weinbau, als die undankbarſte, uneinträglichſte Beſchäftigung, wenigſtens für Oeſtreich und Mähren, ganz eingeſtellt wiſſen, (ſoll ſich denn das Sprichwort: nicht der Hauer, ſondern der Händler gewinnt, lange noch bewähren?) daher iſt es zu wünſchen, daß erfahrne Kenner und Richter dieſen Gegenſtand einer tiefern, gründlichern Unterſuchung unterwerfen möchten.«

Der Correſpondent eines öffentlichen Blattes über das Studenten-Weſen in Göttingen expectorirt ſich unter andern über den häufigen Verbrauch der Kartoffeln daſelbſt und überhaupt in ganz Niederſachſen folgendermaßen: »Ich bin weit entfernt den unſchätzbaren Nutzen dieſer Erdknollen verkennen zu wollen, wenn aber der Menſch (und es droht allgemein Sitte zu werden) ſein ganzes Leben rein mit nichts mehr gefüttert wird als mit Kartoffeln, ſo kann das nicht ohne den nachtheiligſten Folgen für ſein ganzes Weſen bleiben, er verkartoffelt; der Menſch und ſein Schwein dürfen einander zu Gaſte bitten, und beyde Parteyen werden zufrieden mit dem Tractament von einander ſcheiden!« — Ueber dieſe Bemerkung läßt ſich freylich nichts ſagen, allein wer begreift nicht zugleich, daß dieſes nützliche Product, welches aus Amerika kam, und gewiſſermaßen längere Zeit, jetzt, und gewiß

---

*) Referent kennt einen der erſten Flötenſpieler Wiens, der von ſeiner Flöte, bis inclus. c (ſ. D.) die Klappen [illegible] als zum Spiele läſtig, herausnahm.

noch viele Jahre, allein vermag das Unglück weniger fühlbar zu machen, das dieſer Welttheil im Allgemeinen über uns brachte; alle Kriege hatten Hunger und Peſt im Gefolge, was wäre aus Deutſchland überhaupt ohne Kartoffeln — Erdtoffeln vulgo Erdäpfeln geworden?

Von dem im April d. J. von ſeiner Reiſe nach Egypten und Jeruſalem zurückgekehrten Herrn Franz Wilhelm Sieber aus Prag dürften wir wohl bald neue Kunde von dem wundervollen Egypten, und dem heiligen Lande erhalten, welche gewiß recht ſehr intereſſiren wird, da ſchon ein früheres Schreiben hierüber große Theilnahme fand.

Nach einer Correſpondenz-Nachricht im neueſten Heft des trefflichen Hesperus hat ſich das Terpentin-Oehl als ſpecifiſches Mittel gegen den Bandwurm, nachdem daſſelbe mit gutem Erfolge ſchon einmahl an einer Kaufmanns-Frau aus Ungarn gebraucht wurde, neuerdings an einem Gehülfen des Herrn Papierfabrikanten Heller, unweit Przimislau vollkommen bewährt. — Der Hergeſtellte befreyte auch bald darnach wieder einen Fuhrmann von dieſem ſchlimmen Gaſt.

Der berüchtigte Räuberhauptmann, Peter Kwochka, welcher ſich auf türkiſchem Gebiethe aufhielt, die meiſten Räubereyen aber auf öſtr. kaiſ. Boden beging, (Karlſtädter-Warasdiner-Gränze) auf deſſen Kopf 50 Ducaten in Gold geſetzt waren, iſt durch die patrouillirenden Sereſſaner, denen er ſich zur Wehre ſetzte, und wovon er einen, Nahmens Stefanacz mit einem Piſtolen-Schuß tod zur Erde ſtreckte, nebſt einem zweyten Räuber erſchoſſen worden. Die Wittwe Stefanacz erhält einen Gnadengehalt. — Hier iſt zu bemerken nöthig, daß Se. Majeſtät im verfloſſenen Jahre zu Agram geruhten, dem Verbrecher, welcher ſein Handwerk aufzugeben und ruhig zu leben gelobte, ſammt ſeinen Geſellen Pardon zu ertheilen, allein er trieb ſein Unweſen fort, plünderte und raubte; auch bemächtigte er ſich einſt einer ärarlichen Kaſſe.

Der Gutsbeſitzer Jakob Veith in Böhmen hat, zur Verbeſſerung des Schulweſens auf ſeinen im Leitmeritzer und Bunzlauer Kreiſe gelegenen Gütern, ein Kapital von 5000 fl. W. W. für jeden Kreis beſtimmt. Von den Intereſſen dieſes Kapitals ſollen nähmlich die, an die Stelle invalid gewordener alter Schullehrer, neu angeſtellten Subſtituten, ſo lange beſoldet werden, bis ſie in den ganzen Gehalt der erſteren eintreten können. Auch hat derſelbe Menſchenfreund 500 fl. W. W für jeden Kreis zur Errichtung einer zweckmäßigen Schulbibliothek angewieſen. Die That ſpricht für ſich ſelbſt, ohne lobpreiſender Erhebungen zu bedürfen, verdient aber ſo allgem in wie möglich verbreitet zu werden, um mehrere edle Männer, die das Schickſal mit Glücksgütern vorzugsweiſe geſegnet hat, zur Nacheiferung anzuſpornen

---

In Prag fährt man mit der im vorigen Jahre begonnenen Verbeſſerung des Straßenpflaſters, durch Anlegung von Kanälen, eifrig und thätig fort. Nach Beendigung dieſer Arbeit ſoll, wie es heißt, der Roß- und Viehmarkt planirt, mit Bäumen bepflanzt, und zur Promenade eingerichtet werden.

Durch Realiſirung dieſer Idee würde die Stadt zwey ſchätzbare Verſchönerungen erhalten, und beſonders der ſogenannte Viehmarkt zu einer der größten und ſchönſten Plätze in ganz Deutſchland umgeſchaffen werden. Käme dann ſpäter, wenn Zeitumſtände und Verhältniſſe es geſtatten, noch die Abtragung der verfallenen, unnützen Feſtungswerke zu Stande, die man, wie in Dresden und Breslau in Gartenanlagen verwandeln konnte, ſo dürfte Prag mit ſeinen freundlichen Umgebungen zu einer der ſchönſten Städte Deutſchlands werden.

Die Fortſetzung des Converſationsblattes.

Das Publicum, welches gleich Anfangs den encyclopädiſchen Plan des Converſationsblattes gebilligt hatte, ließ unſerer Zeitſchrift ein Wohlwollen angedeihen, das unſere freyeſten Erwartungen weit übertraf. In wenigen Wochen ſchon ſahen wir unſere Unternehmung nicht nur momentan gedeckt, ſondern ſelbſt für die Dauer geſichert. Viele ausgezeichnete Schriftſteller des In- und Auslandes ſchloſſen ſich wirkſam an die Reihe der frühern Mitarbeiter an. Ihnen allen, und dem Publikum, das aufgeklärt genug iſt, die eigenthümlichen Vorzüge, und die nicht eigenthümlichen Mängel des Converſationsblattes gleich richtig zu beurtheilen, ſtatten wir gebührend unſern wärmſten Dank ab.

Man wird bemerkt haben, daß das zweyte Quartal unſerer Zeitſchrift ungleich mehr als das erſte auf (wiſſenſchaftliche) Unterhaltung berechnet war, und daß deßwegen vorzüglich auch auf hiſtoriſche und äſthetiſche Gegenſtände Rückſicht genommen wurde. Hierin ſowohl, als in der Bereicherung durch muſicaliſche Beylagen werden wir eifrigſt fortfahren, ſo ferne es der für eine freyere Entwicklung unſers Plans überhaupt noch zu beſchränkte Raum geſtattet. Einer beſondern Sorgfalt werden wir fortwährend die ſo beliebte Novelliſtik empfohlen ſeyn laſſen ꝛc. So wollen wir die günſtigen Urtheile immer mehr zu rechtfertigen ſuchen, welche mehrere öffentliche Blätter, z. B. die Jahrbücher der Literatur, die Abendzeitung, der Berliner Geſellſchafter, der ältere und neue Freymüthige, die Zeitung für die elegante Welt ꝛc. über unſre Zeitſchrift ausgeſprochen haben, ohne uns an ſolch ohnmächtiges Geklaffe leidenſchaftlicher Mißgunſt zu kehren, womit ſich ein ſonſt diſtinguirtes Blatt hat hinreißen laſſen.

Bey dem nunmehr vorliegenden Ausgang des zweyten Quartals laden wir die Liebhaber ein, auf das dritte mit 7 fl. W. W. zu pränumeriren. Von dem erſten und zweyten ſind noch Exemplare zu 14 fl., einzeln zu 7 fl. W. W. vorräthig. Die halbjährige Pränumeration iſt 14 fl. W. W. hier bey dem Verleger J. B. Wallishauſſer (Neuburgergaſſe Nr. 1177). Entferntere Liebhaber wollen ſich an die k. k. Oberſte Hofpoſtamts-Hauptzeitungsexpedition, oder an die ihnen näher liegenden Ober- auch Abſatz-Poſtämter und Stationen wenden, welche ſämmtlich gegen halbjährige Vorauszahlung von 17 fl. W. W. die Verſendung wöchentlich zweymal vornehmen. Es erſcheinen wie ſeither die Woche anderthalb Bogen auf feinem Poſtdruckvelin-Papier in gr. Median-Octav, Dinſtag ein ganzer, Freytag ein halber Bogen. — Zweckdienliche Beyträge, (die wir in jedem Anbetracht honoriren), bitten wir unter der Addreſſe: An die Redaction des Converſationsblatts, an die Verlagshandlung zu befördern.

Wien, im halben Juny 1819. Die Redaction und der Verlag.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationsblatt.

49.

Freytag, den 18. Juni 1819.

Epochen von Getränken und Erfriſchungen.

Thee. Das Trinken desſelben wurde erſt im Jahre 1636 zu Paris eingeführt, der berühmte Kanzler Seguier brachte es in Ruf. Ihm zu Gefallen behauptete ein Doctor öffentlich den Satz: daß der Thee Verſtand gebe, menti confert; allein alle ſeine Collegen eiferten dagegen, und einige gingen gar ſo weit, daß ſie ſeine Schrift verbrannten. Thee mit Milch wurde gegen Ende desſelben Jahrhunderts Mode. Frau von Sevigné ſpricht davon in einem ihrer Briefe (1680) als von einer ganz beſonderen Sache, welche die Marquiſe von la Sallieſe erfunden habe, und räth ihrer Tochter, die täglich Kaffee trank, auch dieſen mit Milch zu nehmen. Einige rauchten auch damals Thee, wie man Tabak raucht. — Es dürfte hier nicht überflüſſig ſeyn, in Erinnerung zu bringen, welch große politiſche Revolution der Thee in neueren Zeiten veranlaßt hat; nämlich die Trennung der nordamericaniſchen Provinzen von dem Mutterlande

England. Als die Nordamericaner, welche durch Contrebande, beſonders mit den Holländern, ſich wohlfeilen Thee zu verſchaffen wußten, im Jahre 1773, auf Veranlaſſung der engliſch-oſtindiſchen Compagnie, die damals 17 Millionen Pfund Sterling von dieſem Artikel in ihren Magazinen aufgehäuft hatte, gezwungen werden ſollten, den durch eine neue Abgabe vertheuerten Thee den Engländern abzunehmen, weigerten ſie ſich deſſen; der erſte raſche Schritt, daß zu Boſton 327 Kiſten Thee aus den engliſchen Magazinen ins Meer geworfen wurden, führte die weiteren Ereigniſſe herbey, deren Erfolg hinlänglich bekannt iſt. Abermals eine große Begebenheit aus kleinen Urſachen, obgleich der Thee nicht die einzige Urſache dieſer in ihren Folgen nicht zu berechnenden Veränderung war.

Bavaroiſe. Dieſes Getränk datirt ſich aus den erſten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts. Einige Prinzen von Bayern kamen nach Frankreich. Während ihres Aufenthaltes zu Paris tranken ſie oft Thee in der Kaffeeſchenke des Herrn Procope. Allein ſie ließen ſich ihn in cryſtallenen Karaffinen, und ſtatt des Zuckers Sirop capillaire darunter geben, daher der bayriſche Thee, nach dem Namen der Prinzen. In der Folge hat man den Syrop capillaire weggelaſſen, weil man fand, daß er dem Thee etwas von ſeinem angenehmen Geruch und Geſchmack raube; man verſüßte ihn dafür durch geläuterten und zur Dicke des Syrups eingekochten Zucker.

Die Chocolade war anfänglich bey den Mexicanern eine Art eckelhaften Brey's, aus geröſtetem Cacao und Maismehl zuſammen geſetzt, und mit einem gewiſſen Farben-Mittel gefärbt. Die Spanier ließen das Mehl und die Farben weg, und thaten dafür Vanille, Zucker und einige aſiatiſche Gewürze daran. Die Königinn Maria Thereſia von Oeſterreich brachte den Gebrauch der Chocolade 1661 nach Frankreich; ſie trank ihn anfangs nur heimlich. Die berühmteſte Chocolade war die von Cadiz, erſt nach ihr kam die italieniſche in Ruf. Die in Wien und in Seeland gemachte fand man ebenfalls bald ſo nahrhaft als wohlſchmeckend, und ſo wurde ſie nach und nach durch ganz Europa eines der beliebteſten Getränke.

Kaffee. Obſchon im 15. Jahrhundert in ganz Arabien bekannt, will man behaupten, daß ſich der Reiſende Thevenot nach ſeiner Ankunft in Paris dieſes Getränkes 1658 erſt bedient haben ſoll. Man hielt es damals für eine Reiſegrille. Aber zur Zeit der türkiſchen Geſandtſchaft 1669 machte der Bothſchafter Soliman Aga dieß Getränke allgemein beliebt. Alle Vornehmen wollten es nun nachmachen. Marſeille allein lieferte Kaffee, aber ſehr wenig, und man bezahlte das Pfund bis 40 Thaler. Drey Jahre darauf legte ein Armenier, Pascal, die erſte Kaffeebude zu Paris an, und richtete ſie ſo ein, wie er ſie zu Conſtantinopel und in der Levante geſehen hatte. Einige Andere folgten ſeinem Beyſpiele, allein ſie machten ihr Glück nicht, weil dieſe Buden den niedrigſten Schenken glichen, und die gute Geſellſchaft abſchreckten. Endlich ſtiftete der Florentiner Procope ein Kaffeehaus in gutem Geſchmack, wo man Kaffee, Thee, Chocolade, Gefrornes, Liqueurs in einem ſchön verzierten und gut eingerichteten Saale genoß. Sein Inſtitut fand erſtaunlichen Beyfall, und dieß iſt der Urſprung der europäiſchen unzähligen Kaffeehäuſer. — In Wien wurde der Gebrauch des Kaffee's erſt ſeit 13. September 1683, nämlich nach dem Siege über die Türken, wo man in dem von den Türken verlaſſenen Lager unermeßliche Beute, und beſonders vielen Kaffee fand, allgemein eingeführt; und Franz Koltſchützky, ein treuer Bürger aus der Leopoldſtadt, welcher der türkiſchen Sprache kundig, für das allgemeine Beſte ſein Leben durch das feindliche Lager gewagt hatte, bekam zur Belohnung deſſen, mit einem freyen Quartier in der Stadt, die Erlaubniß, das erſte Kaffeehaus in Wien errichten zu dürfen. — Noch im Jahre 1741 ſah man zu Paris Damen vom höchſten Range vor Kaffeehäuſern ſtille halten, und ſich dieß Getränke auf ſilbernen Tellern in den Schlag reichen laſſen. Anfangs wurde der Kaffee nicht gemahlen, ſondern geſtoßen und dann durchgeſiebt. 1680 trank man ihn zuerſt in Paris mit Milch, zehn Jahre ſpäter mit Rahm. Der Kaffee von Moka behauptet in der Güte den Vorzug, nach ihm folgt der von Bourbon, dann der Martiniqueſche, Guadeloupeſche, Cayrunſche und der von St. Domingo.

Gefrornes. Der Urheber deſſelben war ebenfalls Procope in Paris. Dieſe Erfindung warmer Länder, wo das Clima ſie nöthig macht, wurde 1660 nach Paris verpflanzt, und 1676 fand man es ſchon in 250 Limonade-Schenken; man genoß aber lange dieſe Erfriſchungen bloß im Sommer, und Hr. Du Buiſſon kam 1750 zuerſt auf den Einfall, zu allen Jahrszeiten, ohne Unterſchied, Eis und Gefrornes machen und verkaufen zu laſſen; eine Neuheit, die ſeine Collegen ſogleich nachahmten. Die gefrornen Liqueurs, z. B. Kirſchwaſſer, Belenia, Mandelmilch ꝛc. erfand man ebendaſelbſt in den erſten 1780er Jahren.

K.

* * *

Splitter.

»Kunſt das menſchliche Leben zu verlängern,« das klingt abſurd und iſt es. Verlängern läßt es ſich ſchlechterdings nicht. Ein Jeder wird ſo lange athmen, als es ſeine phyſiſche Individualität erlaubt, und keine Secunde länger. Es iſt nur ein verkünſtelter affectirter Titel für Layen; eine Theorie der Diät, ein Catechismus des Leibes. Es könnte heißen: Kunſt das menſchliche Leben nicht zu verkürzen. Oder vielmehr: das Leben des Menſchen, weil es kein menſchliches Leben gibt, denn alles Leben iſt animaliſch.

In ein Frauenzimmer von Geiſt (wie lächerlich würde doch das nach dem Wortſinn klingen!), es mag ſchön oder nichtſchön (Ein Wort, als Galanterie —) ſeyn, wird ſchlechterdings jeder Mann (zwey Worte) ſich verlieben müſſen. Aber in eine Mannsperſon von Geiſt wird ſich hinwieder ſchlechterdings nicht *jedes* Frauenzimmer verlieben, wenn dieſe Mannsperſon nicht ein ſehr angenehmes oder wenigſtens athletiſches Aeußere hat.

Die Idee eines eigentlichen, reinen Modenjournals (nicht einer Modezeitung im Singular, das ſind alle Zeitungen) iſt die ſchneidendſte Paradoxie, Abſurdität. Das Weſen der Mode ſelbſt iſt Widerſpruch. Sie thut geheim und ſtrebt nach Publicität. Die Toilette iſt ein diplomatiſches Cabinett, und die Oeffentlichkeit der Mode Grab, wie ihre Wiege. Geburt und Tod fließen lächerlich in einander. Was alle Welt ſieht, weiß, hat, iſt nicht mehr neu, keine Mode mehr. Ein Modenjournal, ein Bild, proſtituirt (macht gemein) den ſchmückeboldiſcheſten Einfall. Man ſieht da eine Robe, einen Kragen, und wie die Dinger heißen, ſchön illuminirt; aber kein Menſch will ſie tragen, weil man glaubt, daß alle Welt es thun werde. Man ſteht Nr. ſo und ſo viel am Pranger. Die Eitelkeit wird compromittirt; man will erfinden, nicht nachahmen.

Es gibt Autoren, mit deren Werken es die Bewandtniß hat, wie mit Kempeles Schachmaſchine: ſie gewinnt jede Parthie. In dieſen übrigens ſehr ſingularen Plural gehört Herr Grillparzer; er iſt allezeit Sieger. Von ihm gilt auch, was irgend ein Franzoſe eben von Kempeles Productionen ſagt: er iſt wie die Götter, die ſo lange im Stillen arbeiten, bis eine Welt fertig iſt.

Declamation iſt Tanzmeiſterey der Sprache. Wer geſunde Organe, etwas Gewandtheit, ein wenig Sinn für Anſtand und Geſchmack hat, dem iſt ein kunſtmäßig Lernen von jener eben ſo entbehrlich, als von dieſer, denn Kunſt iſt bloß geſteigerte Natur. Dieſe muß auch überall vorherrſchen. Das rein artiſtiſche Schön- oder Darſprechen macht nur einen widerlichen Effect; declamiren, bloß um zu declamiren iſt abſurd, Formengegaukel; ohne begleitende Geſticulation ein fades Orgelſpiel. Das rechte Declamiren iſt nur in England zu Hauſe, wo es noch manchen Herodes Atticus gibt, der irgend einem Polemo (er ſey Sophiſt wie dieſer, oder nicht) für ein Paar Declamationen 50,000 Thaler zum Präſent macht.

Sammlungen anlegen iſt ein Hauptſteckenpferd. Der Mann ſammelt Bücher, Münzen, Kupferſtiche, Gemählde, mitunter Liebesbriefchen ꝛc.; das Weib häuft Gebirge von Leinwand auf, von Putzſtoffen, von kleinen niedlichen Porträten, von Silber- und anderm Zeug, und gefällt oder vielmehr paſſionirt ſich in einer ununterbrochenen — Kinderſammlung.

Franz Gräffer.

……

Der Handkuß.

Es hat zwey Silben; die erſte gibt man aus Freundſchaft, die zweyte aus Liebe, das Ganze aus Ehrfurcht. Ueber dieſe zwey Sylben, die, wie man weiß, der Handkuß ſind, hier einige intereſſante Data:

Wollte man in der Urzeit den Geſtirnen ſeinen demüthigen Gruß bezeugen, ſo geſchah es, indem man ſich ſelber die Hand küßte. Bey der Anbetung der Sonne hielten die alten Indier ſtets zugleich die Hand an den Mund, wenn ſie ſie eben nicht auch küßten, was jetzt wohl ein wenig ſchwer zu beſtimmen ſeyn dürfte. Wenn die wohlhabenden Griechen den Göttern koſtbare Opfer darbrachten, ſo beſtand das Surrog derſelben bey den Unbemittelten oder ganz Armen darin, daß ſie d Götzen und ſich ſelbſt, nach oben gerichtet, die Hand küßten, und de Horizont gleichſam Küſſe zuwarfen. Dieß berichtet Lucian. Derſel Gebrauch pflanzte ſich auf die Römer fort. Das Handküſſen der St tuen war bey dieſen eine Art Geſetz. Als es einſt von Einem, der v einer Bildſäule vorüber ging, verſäumt wurde, ward er ein Gotte läugner geſcholten, und als ſolcher verfolgt.

Den Handkuß als Ehrenbezeugung zu empfangen, eigneten ſich be dem eingeführten Chriſtenthum auch die Biſchöfe und andern höher Geiſtlichen zu. Denen, welche ihnen beym Gottesdienſt beyſtanden reichten ſie die Hand zum Kuſſe dar.

Im gewöhnlichen Weltleben, als Zeichen der Höflichkeit, iſt de Handkuß eine uralte Sitte. »Die Schmeichler« ſagt ſchon Salomo »werden nicht müde, ihren Gönnern die Hand zu küſſen.« — J Rom war das Handküſſen ebenfalls ſehr üblich, wiewohl meiſt nur vo Untergebenen gegen ihre Vorgeſetzten. Einen ſonderbaren Anblick muſ es gegeben haben, als dem Cato bey der Niederlegung ſeiner Befehlshaberſtelle alle Soldaten die Hand küßten. Sehr ſahen die Kaiſer darauf, daß ihnen die Großen die Hand küßten; dieß war ein Hauptac der Etiquette. Die vom mindern Rang hatten nicht das Recht des unmittelbaren Handkuſſes; auf die Knie gebückt, berührten ſie mit de rechten Hand des Kaiſers Kleid am Saume, und führten dieſe Han darauf gegen den Mund. Die andern Umgebungen des Herrſchers warfen ihm, wie den Göttern, von ferne ihre Handküſſe zu.

Bis Pabſt Leo V. ließen ſich die Päbſte noch die Hand küſſen, unter ihm verwandelte ſich dieſe Sitte in den Pantoffelkuß. (—)

Gſſr.

Novelliſtik.

Der Schwediſch-Norwegiſche General-Conſul in Rio-Janeiro, Ritter Weſtin, hat neuerdings dem academiſchen Muſeum zu Upſala eine koſtbare Sammlung braſilianiſcher Naturalien verehrt. Sie beſteht aus Mammalien, Vögeln, Inſecten ꝛc. von Freireys geſammelt. Die unbekannten Genera und Species der Pflanzen hat Prof. Thunberg beſchrieben in: Plantarum Brasiliensium etc. mit Kupf. Zwey neue Genera heißen darin Westinia und Freireysia.

Wir haben eine neue Münze aus Hayti erhalten. Hier die Beſchreibung: Vorderſeite: Das Portrait des Präſidenten Boyer, von der linken Seite mit kurzen Haaren und ſtarkem Backenbart, mit der Ueberſchrift: I. P. Boyer Président. Unten An 15. — Rückſeite: Eine Palme mit drey Zweigen auf jeder Seite; auf der Spitze eine Freyheitsmütze zwiſchen Fahnen, Kanonen, Lanzen und Kugeln. Ueberſchrift: Republique d'Hayti. Unten 6 C. (6 Centimes.) Größe 7. — Silber und Gepräge gut.

In Dresden hat ſich unlängſt eine Geſellſchaft für Natur- und Heilkunde gebildet, deren Stiftung zunächſt zwar von der mediciniſch-chirurgiſchen Akademie ausging, aber zum Zweck haben ſollte, den Freunden der Naturwiſſenſchaft, ſo wie den practiſchen Aerzten Dresdens überhaupt, einen Mittelpunct darzubiethen, wo ihre Beſtrebungen einen erfreulichen Verein finden, und freundſchaftliche Mittheilungen über eigene und fremde Arbeiten veranlaßt würden. Die Geſellſchaft hat in ihrer letztlich gehaltenen dritten Sitzung mehrere Mitglieder erwählt, in der Abſicht, ſobald ihre innere Organiſation vollendet iſt, dieſe Verbindungen noch mehr zu vervielfältigen. — Indem wir hiermit verkünden, was dort in Dresden vorgeht, können wir nicht umhin, die in Nro 24 unſers Blattes geſchehene Anregung zu einem naturwiſſenſchaftlichen Verein hier in Wien, in Erinnerung zu bringen, weil ſie, offen geſtanden, noch ganz ohne (uns bekannten) Erfolg geblieben iſt, und wir ſonach damit minder glücklich waren, als mit dem Vorſchlag zu einer pädagogiſchen Zeitſchrift in Nro. 30., deren Erſcheinung bereits beſchloſſen iſt, und worüber wir uns vorbehalten, das Weitere eheſtens zu verlautbaren.

Der kürzlich erſchienene 18. und 19. Band des Peintre-Graveur, vom Herrn Hofrath Ritter von Bartſch, enthält den 3. Theil der Kupferſtichwerke Italieniſcher Meiſter des 16. und den 1. Theil von denen des 17. Jahrhunderts. Beyde reihen ſich folglich an den frühern 16. Band genau an. — Unter den Werken der darin aufgeführten 70 Künſtler, dürften folgende dem Kunſtfreunde eine angenehme und längſt erwartete Erſcheinung ſeyn; nähmlich von: Ludw. Aug. Annib. und Fr. Carraccio, und des, größtentheils aus ihrer Schule ſtammenden, Valeſio, Brizio, Grimaldi, Galanino, Lanfranco, Badalocchio u. ſ. w. Guido Reni und ſeiner Schule, nähmlich Peſareſe, Lolli, Sirani u. ſ. w. (Herr v. Bartſch übergab ſchon im Jahr 1795 dem Publikum ein Verzeichniß ihrer Kupferwerke. Hier aber erſcheint daſſelbe in einer durchgängig verbeſſerten Geſtalt) Paſſarotti, Cam. Procaccino, Guercino, Lana, Coriolano, P. F. u. J. B. Mola, Ant. Triva, L. Tinti, Mannini, J. Scarſello, L. Mattioli, J. M. Creſpi, S. A. Meloni, u. ſ. w. — Viele dieſer Künſtler haben ſich in der Geſchichte der bildenden Kunſt nicht nur als vollendete Mahler und Zeichner, ſondern auch als Stifter eigener Schulen durch, über alles Lob erhabene, Erfindung, Zeichnung und Colorit einen unvergänglichen Ruhm erworben. Um ſo mehr Intereſſe müſſen daher ihre Kupferſtichwerke für den Kunſtliebhaber behaupten, da ſich auch auf ihren Blättern der Geiſt ihrer Mahlerey ſo verdienſtvoll beurkundet. Wer es aber weiß, wie dürftig die richtigen Notizen ſind, die wir bis jetzt über ihre Werke hatten; wie ſchwer es iſt, dieſe Letztern, bey der Aehnlichkeit, die ſie mit einander haben, gehörig zu unterſcheiden und ihre wahren Verfertiger zu erkennen, der wird gewiß unſere Meinung theilen, daß es kein geringes Verdienſt iſt, ſie der kunſtliebenden Welt, ſo wie es hier geſchieht, in voller Klarheit, richtiger Unterſcheidung und Anſicht zu übergeben; der wird mit uns geſtehen, daß nur ein vieljähriger Umgang mit dieſem Gegenſtande, ein fortwährendes Studium, vorzüglich aber das Auge des geübten Kenners ſo etwas zu leiſten im Stande iſt. Wie ſehr Herr von **Bartſch** dieſe Vorzüge beſitzt, bezeugt der Beyfall, den (abgeſehen von ſeinen übrigen Productionen) dieſes Werk allein, im ganzen gebildeten Europa erhalten hat. Man kann wirklich den Peintre-Graveur als einen Mittelpunct betrachten, der ſeine Strahlen auf die Erzeugniſſe einer frühern, uns nur wenig ſichtbar geweſenen Epoche wirft, und ſie jetzt unſern Augen deutlich und hell zeigt; als einen Stützpunct, um den ſich die chalcographiſche Kunſtwelt drängt, an den ſie ſich hält und den ſie beynahe als Orakel betrachtet. Ihr dient dieſes Werk zur Richtſchnur; es löſt ſeit ſeiner Erſcheinung manches Problem, und ordnet (wahrlich mit Recht) die Einrichtung der Kupferſtichſammlungen und Cabinette. — Mit den noch zu erſcheinenden 2 Bänden ſchließen ſich, wie wir hören, die Erzeugniſſe der vorzüglichſten Kupferſtecher Italiens aus dem 17. Jahrhundert. Uns bleibt alsdann aber noch der Wunſch, daß Herr Hofrath von B. der Kunſtwelt neuerdings Gelegenheit verſchaffe, ſein hohes Verdienſt zu würdigen. Druck, Papier und äußere elegante Form des 18. und 19. Bandes ſind den frühern aufs Vortheilhafteſte ähnlich. Der Verleger derſelben iſt, Herr P. **Mechetti**, Kunſthändler am Michaelerplatz, bey dem auch die frühern Bände angekündigt ſind. —

—r—

Die Einladungsſchrift zu den öffentlichen Prüfungen und Feyerlichkeiten im Gymnaſium zu Frankfurt am Main von dem Direct. Dr. F. C. **Matthiä** ertheilt unter Andern Nachrichten von der dortigen Stadtbibliothek, die unter ihre Schätze auch eine koſtbare Münzſammlung zählt, eine Ueberſicht der merkwürdigen Sammlung egyptiſcher Alterthümer, die ein geborner Frankfurter, **Eduard Rüppel**, gegenwärtig zu Pavia zu einer neuen Reiſe nach Egypten und andern Ländern des Orients ſich rüſtend, während ſeines Aufenthalts in Ägypten, welches von ihm bis zu den Nilfällen durchreiſet iſt, zuſammen gebracht hat. Als beſonders merkwürdig zeichnet ſich aus ein Siegelring von Eiſen, mit eingegrabenen characteriſtiſchen egyptiſchen ſtehenden Figuren aus der Inſel Elephantine, und eine griechiſche Inſchrift auf Syenit, welche R. auf der Inſel Eſſehel, in den Trümmern eines kleinen Tempels, gefunden hat. Obgleich von R. in den Fundgruben des Orients (V. B. IV. H. S. 433.) bereits bekannt gemacht, hat M. ſie dennoch vom Steine ſelbſt, mit aller Treue im verjüngten Maaßſtabe abzeichnen laſſen, um ſie durch den Steindruck zu vervielfältigen. Dieß indeß aus dem Gothaer allgemeinen Anzeiger der Deutſchen.

Gedruckt bey J. B. Walliſhauſſer.

Conversationsblatt.

30.

Dinſtag, den 22. Juni 1819.

Gottfried von Bouillon.

Von C. Ferd. Schulze in Gotha *).

Ein wahrhaft chriſtlicher Held, deſſen Ruhm die Welt erfüllt, war Gottfried von Bouillon, ausgezeichnet durch ritterlichen Muth und lautere Frömmigkeit, und werth des Glückes, um welches Alexander den Achilles beneidete, daß ein edler Dichter — Taſſo — ſeine Tugend und Thaten in unſterblichem Geſange feyerte.

Er war der zweyte Sohn angeſehener und frommer Eltern, und gehörte Deutſchland und Frankreich auf gleiche Weiſe an, wie er auch beyder Länder Sprachen mit gleicher Fertigkeit redete. Sein Vater Euſtach war Herzog von Boulogne, ſeine Mutter, Ida von Lothringen, war Schweſter Gottfrieds des Buckeligen, Herzogs

---

*) Aus deſſen hiſtor. Bilderſaale, 4r Theil, welcher gegen Weihnachten dieſes Jahrs bey Juſtus Perthes in Gotha erſcheinen wird. Er

von Niederlothringen, der ihn, ſeinen gleichnamigen Neffen, an Kindesſtatt annahm, und zum Erben aller ſeiner Güter einſetzte. Ort und Zeit ſeiner Geburt ſind unbekannt, und von ſeiner früheſten Jugend wird nichts weiter erzählt, als daß ſeine Mutter, wie von Gott begeiſtert, ſein und ſeiner Brüder künftiges Loos verkündigt habe. Einſt nämlich, heißt es, ſpielten Gottfried und ſeine Brüder Euſtach und Balduin — der dritte, Wilhelm, der während des Kreuzzuges zu Hauſe blieb, wird weiter nicht erwähnt — als kleine Knaben im Zimmer ihrer Mutter. Sich gegenſeitig neckend, flohen ſie zu ihrem Schooße, und verbargen ſich unter ihre Kleider. Da trat der ehrwürdige Vater ins Zimmer, ſahe die Bewegung unter den Kleidern der Mutter, und fragte: was ſie da hätte? Schnell erwiederte ſie: »Drey groſe Fürſten, von denen der eine Herzog, der andere König, der dritte Graf werden wird.« Und ſo geſchah es! Gottfried wurde einige Jahre nach dem Tode ſeines Oheims (1089) Herzog von Niederlothringen, Balduin ſpäterhin König von Jeruſalem, und der Aelteſte, Euſtach, als Erbe der väterlichen Güter, Graf von Boulogne. Den größten Ruhm von ihnen erlangte Gottfried.

Ihn empfahl ſchon ſein Aeußeres: eine mäßige Größe, ein ſchönes Geſicht, ein freundlicher Blick, ein blonder Bart, ein feſter gedrungener Gliederbau; aber noch mehr galt ſein Inneres. Er war klug und fromm, gütig, gerecht und uneigennützig, ein Feind aller Eitelkeit und Gemächlichkeit, zuverläſſig in ſeinen Verſprechungen, freundlich im Umgang, ausdauernd in Gefahren; an Tapferkeit, Gewandtheit und Rüſtigkeit wurde er nur von Wenigen erreicht, von Keinem übertroffen. So bewährte er ſich ſchon in ſeinem frühern Leben, und noch mehr auf dem Zuge nach dem heiligen Land und bey deſſen Eroberung und Beherrſchung.

Unter ſeinen frühern Thaten ſind nur zwey bekannt, als Zeugen ſeines frühzeitigen Anſehens und ſeines hochherzigen Sinnes. In dem Kriege wider den Gegenkönig Rudolf von Schwaben ward ihm vom Kaiſer Heinrich IV. die Führung des Hauptpaniers anvertraut, und er kämpfte in der Schlacht von Merſeburg (1080) mit ſo viel Muth und ſolchem Glücke, daß ihm vorzüglich die tödtliche

---

enthält Schilderungen der wichtigſten Perſonen und Begebenheiten aus dem Mittelalter.

Verwundung Rudolfs und der Ausgang dieſer Schlacht zugeſchrieben wird. Eben ſo nahm er auch als Vaſall des Kaiſers an der Belagerung und Erſtürmung Roms (1081 — 1084) lebhaften Antheil. Einige Zeit darauf hatte er am kaiſerlichen Hofe mit einem vornehmen und mächtigen Verwandten, wegen beträchtlicher Beſitzungen, einen verwickelten Rechtshandel. Die Richter erkannten, wie es damals Sitte war, auf das Gottesurtheil eines gerichtlichen Zweykampfes. Gottfried empfand das Unzulängliche dieſer Art von Entſcheidung, aber ohne ſeine Ritterehre zu beflecken, konnte er nicht zurückſtehen.

Er nahm daher den Zweykampf an, und trat vor den Augen des Kaiſers, vieler Fürſten, und einer großen Volksmenge mit ſeinem Gegner in die Schranken. Beyde fochten wie Männer, aber indem Gottfried einen gewaltigen Streich gegen den Schild ſeines Gegners führte, zerbrach ſein Schwert bis auf einen halben Fuß von dem Hefte. Jetzt war der Kampf ungleich. Die Kampfrichter geboten daher Waffenruhe, und wendeten ſich an den Kaiſer mit dem Geſuch um Beylegung des Streites. Allein der hochherzige Gottfried wollte nicht als Begnadigter, nicht mit dem Anſchein erlittener Demüthigung aus den Schranken treten. Darum wies er jene Friedensanträge zurück, und erneuerte den Kampf. Schlau und gewandt wußte er den Streichen ſeines Gegners auszuweichen, und ſchlau und gewandt traf er ihn mit ſeinem verſtümmelten Schwerte ſo nachdrücklich an die Schläfe, daß derſelbe beſinnungslos zur Erde taumelte. Jetzt warf Gottfried ſein Schwert weg, und ergriff das des Gegners; aber nicht ein blutdürſtiger Kämpfer, ſondern ein menſchlich fühlender Held bat er die Fürſten, ſie möchten nun den Frieden vermitteln, und ſeinen angeſehenen Gegner einem entehrenden Tode entziehen.

Einem ſolchen von Muth und Frömmigkeit durchglühten Helden mußte der Aufruf zur Befreyung des heiligen Grabes überaus erwünſcht kommen. Hier konnte ſein Thatendurſt auf das Würdigſte geſtillt, hier der fromme Entſchluß, den er ſchon lange genährt hatte, glorreich verwirklicht werden! Sobald das Aufgeboth zum Kampf für das heilige Grab erging, eilte er, demſelben beyzutreten. Er verſöhnte ſich daher mit dem Biſchof von Verdun, mit dem er eben in Fehde gerathen war; verkaufte, um das zur Rüſtung nöthige Geld zuſammen zu bringen, mehrere ſeiner Beſitzungen, verpfändete ſelbſt ſein Stammſchloß Bouillon in den Ardennen (von welchem er den Beynamen trug) an die Kirche zu Lüttich, und ſammelte aus Deutſchland und Frankreich eine Kriegerſchar, die ſich auf 80,000 Mann zu Fuß, und auf 10,000 Mann Reiter belief. Mit dieſer trat er im Auguſt des Jahrs 1096 ſeinen Zug durch Deutſchland, Ungarn und das griechiſche Kaiſerthum nach dem heiligen Lande an.

Es iſt hier nicht der Ort, alle Thaten, die während dieſes Zuges von ihm geſchehen, und die Schwierigkeiten, die er dabey zu überwinden hatte, einzeln namhaft zu machen. Aber bemerken müſſen wir, daß er während des Zuges ſtreng auf Ordnung hielt, daß er ſich und den Seinigen die Achtung der Beherrſcher Ungarns und des griechiſchen Kaiſerſtaates erzwang; daß er oft Streit und Hader unter den uneinigen Kreuzfahrern ſtillte; und daß, wo nur Großes geſchah, ſein Name genannt wird. Ihm beſonders wird der große Sieg, den die Kreuzfahrer (1097) bey Doryläum in Kleinaſien errangen, zugeſchrieben; vor und in Antiochien, wo das Elend der Hungersnoth und die Furcht vor Vernichtung die meiſten darniederbeugte, blieb er unter wenigen aufrecht und hülfreich; vorzüglichen Antheil hatte er an dem Siege über den furchtbaren Korboga; bey der Erſtürmung Jeruſalems war er einer der kühnſten, und bey der Eroberung einer der enthaltſamſten. Ueberall ging er ſeinem Heere mit hochherzigem Muthe voran!

Auf dem Marſche von Doryläum nach Tarſus gelangte das Kreuzheer in ein liebliches Thal. Hier machte es Halt, und angelockt durch die freundlichen Wälder, beſchloſſen die Kreuzfürſten eine Jagd anzuſtellen. Bald zerſtreuten ſie ſich, und Gottfried, von den Uebrigen getrennt, erblickte plötzlich einen armen Pilger, der von einem furchtbaren Bären verfolgt wurde. Eiligſt zieht er ſein Schwert, und mit heftigem Geſchrey ſprengt er gegen den Bären los. Sogleich verläßt dieſer den Pilger, wendet ſich gegen den Herzog, und bäumt ſich, um ihn zu packen, hoch empor. Der Herzog läßt ſich dadurch nicht ſchrecken, er führt einen gewaltigen Streich gegen den Bären, und — verfehlt ihn. Dagegen erfaßt dieſer mit den Tatzen Gottfrieds Collet, und reißt ihn zu Boden. Zwar erhebt ſich der Herzog augenblicklich, aber indem er ſein Schwert, das beym Fall vom Pferde ihm zwiſchen die Beine gekommen war, abermals zieht, verwundet er ſich ſtark in den Schenkel. Doch ſtößt er das Schwert dem Ungeheuer in die Kehle. Wüthend ſetzt dieß den Angriff fort, und immer größer wird Gottfrieds Blutverluſt und Erſchöpfung, immer mißlicher der Ausgang. Da ſprengt, herbeygeführt durch das Geſchrey des geretteten Kreuzfahrers, einer von Gottfrieds Rittern heran, und gibt dem Ungeheuer den Reſt. Jetzt erſt fühlt der Herzog das Uebermaß ſeiner Erſchöpfung. Auf einer Tragbahre wird er, unter dem Wehklagen des ganzen Heers, ins Lager zurückgeſchafft, und lange Zeit verging, ehe er völlig wieder hergeſtellt wurde.

Auch ſpäterhin gab Gottfried noch viele Beyſpiele eines lebendigen Muthes und großer Leibesſtärke. Als bey der Belagerung von Antiochien die Chriſten von den Türken überfallen wurden, war er es vorzüglich, der durch kluge Anordnungen und perſönliche Tapferkeit das Kreuzheer aus einer ſchlimmen Lage rettete. Mehreren Türken ſpaltete er mit Einem Streiche den Kopf, und einen derſelben hieb er ſo durch die linke Schulter, daß das Schwert zur rechten Seite, neben dem Gürtel, wieder herausdrang; die eine Hälfte des alſo getheilten Türken fiel zu Boden, die andere aber blieb im Sattel, und wurde von dem eilends davonjagenden Pferde nach der Stadt hin getragen. Gleiche Tapferkeit bewieß er, als er zu Ende des Octobers 1098 von Edeſſa nach Antiochien zurückkehrte. Er hatte nur zwölf Krieger um ſich, und wurde plötzlich von hundert und fünfzig Türken angegriffen; aber muthig drang er auf die Angreifenden los, erſchlug dreyßig derſelben, nahm dreyßig andere gefangen, und trieb die Uebrigen in die nahen Sümpfe, wo noch viele derſelben umkamen.

Ein noch höheres Lob, als ſeinem hochherzigen Muthe, gebührt ſeiner edlen Uneigennützigkeit. Wenn andere Kreuzfürſten nach weltlichem Erwerb, oder nach neuen Beſitzthümern trachteten, und darum oft bittere Händel mit einander führten, ſo war es ihm nur um die Ehre Chriſti und um das Heil ſeiner Brüder zu thun, und freudig opferte er dieſen höheren Rückſichten alles Irdiſche auf.

Glücklich wären die Kreuzfahrer geweſen, hätten ſie ſich gleich anfangs der alleinigen Führung dieſes vollendeten Helden überlaſſen, aber das geſchah nicht! Während des Zuges war er nicht das anerkannte Oberhaupt, ſondern bloß einer der Führer, und nur durch jene Gewalt, die innerer Werth verleiht, beſaß er ein überwiegendes Anſehen. Erſt nach der Eroberung Jeruſalems wurde er zum König ernannt.

Nachdem nämlich acht Tage ſeit dieſer Eroberung verfloſſen waren, vereinigten ſich die Fürſten der Kreuzfahrer, den Herzog Gottfried zum König zu wählen. Ihn hielten ſie für den Würdigſten, und ſelbſt ſeine Hausgenoſſen, die über ſein Privatleben eidlich befragt wurden, konnten nichts anders an ihm ausſetzen, als daß er zu lange, ſelbſt nach geendigtem Gottesdienſte, in der Kirche verbleibe, und dadurch ihnen manches Mittagseſſen verderbe. Durch dieſes Bekenntniß über die Unbeſcholtenheit ſeines Lebens in ihrem Vorhaben beſtärkt, führten ihn die Fürſten in die Kirche des heiligen Grabes, und riefen ihn daſelbſt unter feyerlichen Geſängen zum König von Jeruſalem aus. Er nahm die Würde an, aber voll frommen Zartgefühls ſchlug er Salbung und Krönung aus. »Wie konnte ich,« ſagte er, »wie könnt' ich hier eine goldene Krone tragen, wo der König der Könige eine Dornenkrone getragen hat?« Auch verbat er ſich den Königstitel; nur Schirmherr des heiligen Grabes wollte er heißen: er ſelbſt nannte ſich immerfort Herzog Gottfried.

Schwierig und gefahrvoll war das Amt, das er übernommen hatte! Der Umfang des neuen Königreichs war klein und ungeſichert: Jeruſalem war von Feinden umringt; unter den Kreuzfahrern ſelbſt herrſchten Mißhelligkeiten; ihre Kräfte waren getheilt; ihre Zahl ſehr zuſammengeſchmolzen. Dennoch wußte Gottfried dem neuen Königreich Beſtand, Ordnung und Achtung zu verſchaffen. Nur ein Jahr lang hatte er regiert, aber während dieſes kurzen Zeitraums mehr vollbracht, als andere Regenten während der längſten Regierung.

Nachdem er zuerſt (ein Zeichen ſeines frommen Sinnes) für die Kirche des heiligen Grabes geſorgt, und Stiftsherrn daſelbſt angeſtellt; dann (was er ſeiner Würde und Sicherheit ſchuldig war!) den Grafen Raimund genöthigt hatte, den Davidsthurm zu Jeruſalem, den dieſer ſeit der Eroberung beſetzt hielt, auszuliefern, ergriff er muthig und beſonnen die Waffen, um das ungeheure Heer zu bekämpfen, das der Sultan von Egypten zur Vernichtung der Kreuzfahrer, und zur Zerſtörung der heiligen Oerter unter dem Vezier Afdal abgeſchickt hatte. Bey Ascalon drang er auf daſſelbe ein (12. Aug. 1099), und die unerwartete Kühnheit ſeines Angriffs erwarb ihm einen ſchnellen und vollſtändigen Sieg. Dreyßigtauſend der Feinde wurden auf dem Schlachtfelde, noch mehrere auf der Flucht getödtet; das Hauptpanier des Heeres, das Schwert des Anführers, und das ganze Lager ſammt allen Reichthümern, die es enthielt, fiel in die Hände der Chriſten, und ihre Herrſchaft in Aſien wurde durch dieſen wichtigen Sieg behauptet und befeſtigt.

(Schluß folgt.)

* * *

Umblicke.

III.

Man hat bemerkt, daß die Engländer, welche ſo ausgezeichnete Schauſpieler beſitzen, bisher keinen einzigen Balletttänzer von groſem Rufe hervorgebracht haben. Es ſcheint jedoch, daß auch die Tanzkunſt bey dieſem ernſthaften Volke gegenwärtig mehrere Anhänger finde, denn wir leſen in engliſchen Blättern, daß der Tanzmeiſter **Wilſon** zu London, gegen einen Eintrittspreis von 10 1/2 Schilling (5 fl.), öffentlichen Unterricht gibt, wie die Anfangsbuchſtaben des Wortes Valentine von 15 Paar Tänzern in einem Walzer ausgeführt werden ſollen.

* . *

Es iſt bemerkenswerth, daß **Napoleon Bonaparte** ſeinen Geburtstag den 15. Februar 1768 mit dem 15. Auguſt 1769 verwechſelte, weil der 15. Auguſt, **Maria** Himmelfahrt, einer der gefeyerteſten Feſttage in Frankreich iſt, welches die Mutter Gottes als Schutzfrau des Landes verehrt; und weil Corſica erſt im Jul. 1769 Frankreich einverleibt wurde, folglich **Napoleon** hierdurch als ein geborner franzöſiſcher Unterthan erſchien. Sein Vater, **Carl**, ſchrieb ſich **Buonaparte**, welchen Familiennahmen aber **Napoleon**, um ihn den Franzoſen wohlklingender zu machen, in **Bonaparte** veränderte, wie kurz vorher **Robertspierre** den ſeinigen in **Robespierre** umgewandelt hatte. In Anſehung ſeines Taufnahmens glaubte man in Frankreich allgemein, daß nie ein heiliger **Napoleon** gelebt habe, und **Bonaparte** urſprünglich **Niclas** geheißen habe, bis man endlich aus den weitläuftigen Werken des **Sismonde Sismondi** bewies, daß einſt ein Cardinal ſich **Napoleon Urſini** genannt habe. Da jedoch viele der Kloſternahmen z. B. **Placidus**, **Ottobonus**, **Gaudentius**, oft nicht in der Legende vorkommen, ſo konnte auch wohl dieſer Nahme aus den beyden griechiſchen Worten Napos (ein waldiger Ort, ein Heiligthum), und Leon (ein Löwe) zuſammengeſetzt worden ſeyn. Allein wir haben einen viel ſtärkern Beweis, daß dieſer Nahme wirklich in Genua, folglich auch in dem dieſem Staate unterworfen geweſenen benachbarten Corſica geführt worden ſey, nähmlich eine ſehr ſeltene, wohl erhaltene genueſiſche Münze in 1/4 Thaler Größe, die in dem Beſitze des Verf. dieſes Aufſatzes ſich befindet, vom Jahre 1669, wo das geharniſchte Bruſtbild eines Spinola mit der Umſchrift: Neapoli: Spin. Mar. Rochae. For. (nähmlich des im Jahr 1607 gebornen Napolion Spinola, Markgraf von Rochefort, Sohn von Stephan und Eugenia Spinola) vorkommt. Hieraus erhellet aber auch, daß man eigentlich Neapolis ſchreiben müßte, und keine Aehnlichkeit mit dem Apollion aus der Apocalypſe beſtehe *), wie dieß von einigen neuern Schriftſtellern geglaubt wurde. Indeſſen iſt dieſer Nahme immer ſehr ſonderbar, und in unſerer öſterreichiſchen Sprechart würde man mit Recht den hier gewöhnlichen Ausdruck auf ihn anwenden können: »Das iſt ein curioſer Heiliger!«

⁂

Aus den neueſten Bemerkungen eines Reiſenden über Chili, erſieht man, daß ungeachtet der äußerſten Trockenheit dieſes heißen Himmelsſtrichs, wo es während ſämmtlicher Sommermonathe nicht regnet, dort doch eine beyſpielloſe Fruchtbarkeit herrſche, und der Weitzen gewöhnlich 40. 50, ja bis 80, und 100fachen Ertrag abwerfe. Bey der geringen Bevölkerung wird dieß der künſtlichen Bewäſſerung zugeſchrieben, worin die Einwohner ſeit undenklicher Zeit, und noch bevor die Spanier das Land betraten, ungemeine Fertigkeiten beſitzen. Auch der dortige Schlag der Pferde iſt ungemein geſchätzt, und ſie werden weit ausgeführt. Sie haben das Eigenthümliche, daß ſie den Schweif nie bewegen, weder wenn der Reiter ſie ſpornt, noch um die dort ſo häufigen Fliegen zu verjagen; und wenn der Reiter abſteigt, ſie oft ſtundenlang auf derſelben Stelle unbeweglich ſtehen bleiben. Genauere Nachforſchungen hierüber würden wohl auch für unſere Gegenden intereſſant ſeyn.

⁂

Der Ritter Mercy hat bey Eberhart zu Paris eine franzöſiſche Ueberſetzung des Hippocrats beſorgt, die mit der treueſten Rückſicht auf die demſelben zu Gebothe geſtandenen Ausgaben und Handſchriften der Werke dieſes unſterblichen Arztes vollendet iſt. Allzuglücklich, wenn man von den Luftgebäuden, »welche ein Tag bringt, und der andere Tag verſchlingt,« wieder [illegible] einfachen Beobachter

---

*) Regem angelum abyssi, cui nomen Hebraice Abaddon, Graece autem Apollyon, Latine habens nomen Exterminans. Cap. 9. 11.

der Natur zurückkehren ſieht, deſſen Erfahrungen durch Jahrtauſende und in den verſchiedenſten Weltgegenden unveränderlich bewährt befunden werden. Mit großem Eifer ſucht Mercy darzuſtellen, daß bey den hohen Schulen ein eigener Lehrſtuhl des Hippocrates errichtet werden möchte, und merkwürdig iſt auch der Umſtand, daß Mercy bey dieſer Gelegenheit gründlich erweiſet, Hippocrates habe wirklich gelebt, da neuere Schriftſteller ſich vorfanden, die behaupteten, dieſer Nahme ſey erdichtet, und einer Sammlung von geprüften Grundregeln der Arzneykunde nur vorgeſetzt worden; wie man auf ähnliche Art das Daſeyn eines Homer, Oſſian u. ſ. w. neuerlich abzuläugnen ſuchte.

Akbg.

* * *

Kunſt verwelkte Blumen wieder zu beleben.

(Ein einfaches und angenehmes Experiment.)

Daß Gaſteins warme Mineralquellen von der Natur die eigenthümliche Gabe empfangen haben, erſtorbene Blumen ins Leben zuruck zu rufen, oder die zum Theil verwelkten wieder in den Zuſtand der Friſche und Schönheit zu verſetzen, (eine Eigenſchaft, aus der man eben die wunderbar verjüngende Wirkung auf den thieriſchen Organismus ableiten wollte), das iſt von vielen Augenzeugen behauptet, und von den glaubwürdigſten Phyſikern wiſſenſchaftlich nachgewieſen worden.

Daß aber die Eigenſchaft, verwelkten Blumen das jugendliche Anſehen wieder zu geben, dem Gaſteiner-Waſſer nicht nur nicht ausſchließlich zukomme, ſondern daß dieſe Wirkung ſogar durch kochendes Waſſer überhaupt hervor gebracht werden könne: das wird in mehreren auswärtigen Zeitſchriften als eine allerdings äußerſt merkwürdige Entdeckung in der Pflanzenphyſiologie mitgetheilt.

Die Annales de Chimie, Vol. 8. p. 176, überſetzt aus Thomsons annals of Philos. Vol. 11. p. 73, enthalten z. B. folgende Stelle: »Wirkung heißen Waſſers auf Blumen. Die folgende Thatſache findet ſich, ſo viel wir wiſſen, noch in keinem gedruckten Werke, ſo intereſſant ſie auch für Pflanzen Phyſiologie und für Freunde der Blumen iſt. Die meiſten Blumen fangen an zu welken, wenn man ſie 24 Stunden lang im Waſſer erhalten hat; einige wenige leden wieder auf, wenn man ihnen friſches Waſſer gibt. Dieſes läßt ſich bey allen vollkommen bewirken (höchſtens einige ſo hinfällige wie der Mohn ausgenommen), wenn man brühend heißes Waſſer nimmt, und die Blume ſo tief hinein ſetzt, daß es ungefähr den dritten Theil des Stengels bedeckt. Während das Waſſer erkaltet, richtet ſich die Blume auf, und wird wieder ganz friſch. Man ſchneide dann das gebrühte Ende des Stengels ab, und ſetze ſie in friſches kaltes Waſſer. Probatum est.«

Die auf dieſen intereſſanten Gegenſtand Bezug habenden Beobachtungen, hat Hr. A. Vogel, Mitglied der bayriſchen Academie der Wiſſenſchaften in München aufgefaßt, critiſch verfolgt, und in dem neueſten Heft von Gilberts Annalen der Phyſik niedergelegt. »Durch jene Entdeckung (äußert ſich Hr. Vogel) erhielt das Phänomen mehr den Character der Gewißheit, und eignet ſich, in das Reich wiſſenſchaftlicher Forſchung gezogen zu werden.«

Hierauf gibt uns Hr. Vogel folgende Beobachtungen an: »Ich wiederholte den Verſuch, und fand ihn faſt wider meine Erwartung auf das vollkommenſte beſtätigt. Verſchiedene eben gepflückte Blumen mit ihren Blättern, als rothe und weiße Malven, Glocken, Lamberten, hatten 24 Stunden an der freyen Luft gelegen, und einen gleichen Grad von Verwelkung erreicht. Von jeder Art nahm ich zwey. Die eine wurde bis zur Hälfte des Stiels in Waſſer aus der Iſar, welches eben zu kochen aufhörte, die andere in kaltes Iſar-Waſſer geſtellt. Beyde Blumen hingen zu Boden, indem die Blätter und die Blumenkrone ziemlich erſchlafft waren. Nach Verlauf von einigen Stunden begann die Blume, welche im heißen Waſſer geſtanden hatte, ſich aufzurichten, und nahm endlich eine ganz ſenkrechte Stellung an, die Blätter verloren ihre Runzeln, wurden wieder voll und grün, die Blumen öffneten ſich, nahmen ihre natürliche Farbe wieder an, und blieben noch einen Tag friſch. Diejenigen Blumen dagegen, welche in kaltes Waſſer getaucht ſtanden, hatten faſt gar keine merkliche Veränderung erlitten.

Ich konnte die nämliche Wirkung mit chemiſch-reinem oder deſtillirtem kochenden Waſſer hervorbringen; es bewirkte die Herſtellung der verwelkten Pflanzen mit eben ſo großer Schnelligkeit.

Ohne es zu unternehmen, eine genügende und vorwurfsfreye Erklärung von dieſem Phänomen zu geben, deute ich hier nur kurz an, daß die Wirkung mir darauf zu beruhen ſcheint, daß die Wärme des heißen Waſſers die, während dem Austrecknen oder Verwelken zuſammengeſchrumpften, Gefäße der Pflanze ausdehnt und wieder öffnet. Das nach und nach erkaltete Waſſer dringt in die nun geöffneten Poren ein, und ſteigt noch einmal in der Pflanze empor, wodurch die Blumen ſo wie die Blätter auf einige Tage wieder ins Leben gerufen werden können.

Daß ſchon die bloße Wärme, und folglich die Ausdehnung der Gefäße eine ſo wohlthätige Wirkung hervorzubringen fähig iſt, geht aus dem Verſuch hervor, daß, wenn man Blumenſtiele an ein brennendes Licht hält, und ſie gleich darauf in kaltes Waſſer bringt, die Blumen, wie behauptet wird, wieder belebt werden. Ich habe auch dieſen Verſuch wiederholt, und fand auch ihn, obgleich in einem weniger auffallenden Grade beſtätigt. Eine Malven-Blume, welche einen Tag an der Luft gelegen hatte, wurde auf ein Zoll Länge am Ende des Stiels ſo lange über Kohlenfeuer gehalten, bis dieſer Theil verkohlt war, worauf ſie ſogleich in kaltes Waſſer gebracht wurde. Die Blume war in einigen Stunden viel friſcher und ſchöner geworden, als eine andere verwelkte Malve, welche ich zu gleicher Zeit, ohne ſie zuvor am Ende des Stiels verkohlt zu haben, in kaltes Waſſer gebracht hatte.

Kolbe erzählt, daß die neuen Coloniſten auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung es lange Zeit vergebens verſucht hatten, Wein zu bauen; als aber ein Deutſcher das untere Ende des Stiels ins Feuer gebracht habe, ſeyen die Reiſer ohne Ausnahme zur allgemeinen Verwunderung gediehen. Ebenfalls iſt es bekannt, daß die Weintrauben dem Verderben viel länger widerſtehen, wenn das Ende des Stiels verkohlt iſt.

Ich habe noch verſucht, welchen Erfolg es haben würde, wenn ich die Stiele der verwelkten Blumen eine Zeitlang in Waſſerdampf brächte, und ſie alsdann in kaltes Waſſer ſtellte. Auch hierdurch wurde das Wiederbeleben der Blumen und Blätter einigermaßen bewirkt.

Sind die Blumen ſchon zu ſehr verwelkt oder ganz vertrocknet, und iſt die Pflanze ſchon ſo weit abgeſtorben, daß ſie dürr wird, ſo ſind alle Verſuche vergebens, ſie auch nur auf eine kurze Zeit ins Leben zurück zu bringen.

Ich habe geglaubt, dieſe Verſuche wiederholen und ins Gedächtniß zurück rufen zu müſſen, weil ſie für Botaniker und Phyſiologen von Intereſſe ſind. Dem Phyſiologen kommt es zu, über Forſchungen dieſer

Art tieſer nachzudenken, und die Reſultate, wo möglich, auf die Cultur der Pflanzen anzuwenden.«

Novelliſtik.

In dem neuen Werke: A Journey from Madras through the countries of Mysore and Malabar etc. by F. **Buchanan**, ſteht von der Wohnung des **Tippoſaib** folgende ſchauerliche Beſchreibung: Der Pallaſt hatte von Außen kein imponirendes Anſehn. Das innerſte Gemach, das **Tippoſaib** bewohnte, beſtand aus einem Viereck, deſſen eine Seite aus den von ihm bewohnten Zimmern gebildet wurde; die drey andern waren Magazine, mit Waaren angefüllt, mit denen er Handel trieb. Die ganze innere Einrichtung und Bauart des Pallaſtes verrieth den Tyrannen. Von der Außenſeite desſelben, auf das vorſichtigſte verwahrt, führte ein enger, von vier angeketteten **Tigern** bewachter Gang in das innere Gemach. Unmittelbar hinter dem Zimmer, in welchem er zu ſchreiben pflegte, und wohin, außer ſeinem Günſtling, **Mir Sadik**, ſonſt niemand Zutritt hatte, war ſein Schlafzimmer, deſſen Thüre von innen feſt verrammelt ward. Die Fenſter waren mit ſtarken eiſernen Gittern verſehen. Damit ihn aber kein Flintenſchuß durch das Fenſter etwa im Bette treffen möchte, ſo ſchlief er in einer Hängematte, die ſo hoch aufgezogen war, daß man ſie durch das Fenſter nicht gewahr werden konnte. Der einzige Gang von dem innern Gemach führte in die Weiber-Appartements, worin 600 Weiber, von Verſchnittenen bewacht, eingeſchloſſen waren ꝛc. ꝛc. Dieß und derley mag uns denn mit der ſchrecklichen Strafe der Nemeſis verſöhnen, die den Tyrannen traf.

Wichtig für die dramatiſche Bibliographie, in der ohnedieß nur ſehr wenig geleiſtet worden, iſt nachſtehendes neue, zu Paris erſchienene Buch von dem gelehrten **Delandine**: Bibliographie dramatique, ou tablettes alphabet. du Theatre des diverses nations, avec des observat. liter. et bibliogr. sur les ouvrages dramat. les jugements etc. — Das Werk iſt aus dem allgemeinen Catalog, der an Sammlungen der Schauſpiele aller Nationen, vornehmlich der franzöſiſchen, ſo reichen Bibliothek zu Lyon ausgezogen, der 15 Octav-Bände ausmachen wird, wovon 6 bereits gedruckt ſind. Vollſtändig kann und ſoll das Verzeichniß nicht ſeyn; die franzöſiſche dramatiſche Literatur iſt ziemlich vollſtändig behandelt; die griech., latein., italien., engl., ſpan., deutſche weniger, und die deutſche insbeſondere höchſt mangelhaft, und nicht ohne Druckfehler; die nordiſche (mit Ausnahme franzöſ. Stücke), ungariſche, ruſſiſche, pohlniſche u. ſ. w. fehlt. Manchen wichtigern Schauſpielen ſind Inhaltsanzeigen und andere literariſche Bemerkungen beygefügt. In dem vorgeſetzten chronologiſchen Gemählde des franzöſ. Theaters macht der Troubadour, **Faydit**, 1180—1220 den Anfang, und die Stücke des J. 1599 bilden den Schluß. Denn nach 1600 nahm das franzöſiſche Schauſpiel einen regelmäßigern Gang.

Die Zeit, wo die archäologiſchen Aufſuchungen in der Tiber beginnen ſollen, rückt heran. (Man ſehe **Böttigers** Notiz in der Abendzeitung Nr. 27, die in unſerm Blatt Nr. 13, und den ebenfalls in unſrer Zeitſchrift Nr. 21 enthaltenen längern Aufſatz von Hrn. **Wilh. Hebenſtreit**: Ueber die Aufſuchungen in der Tiber und ihre muthmaßlichen Erfolge). Vorzüglich intereſſant iſt folgende, neuerlich in Rom erſchienene Piece: **Novelle del Tevere. Discorso particol, in difesa di S. Gregorio Magno recit. in acad. archeol. il di 7. gennajo 1819**, von dem Advocaten **Carl Fea**. — Sowohl die gewöhnliche Meinung, daß, um den Ueberſchwemmungen der Tiber ein Ziel zu ſetzen, in frühern Zeiten ein Canal angelegt worden, der von oberhalb Ponte Molle längs der via Flaminia über den Corſo und das Forum Romanum gegangen, und unterhalb des Aventinus wieder in das große Bett des Fluſſes geleitet worden ſey, als die Behauptung, daß **Gregor** der Gr. die Statuen und andere Denkmähler des Heidenthums habe in die Tiber werfen laſſen, wird hier gründlich beſtritten, übrigens zu erweiſen geſucht, daß man nicht erwarten dürfe, auf dem Boden der Tiber viel zu finden, und bey dieſer Veranlaſſung ſowohl von frühern Nachforſchungen im Bette der Tiber, als von den Schickſalen mancher Alterthumsreſte in Rom gehandelt.

Das neueſte (XV.) Heft der »Zeitgenoſſen« enthält folgende merkwürdige Perſonnagen: 1. **Aubin Louis Millin** a) biographiſirt von **K. W. Kraft**, nach deſſen franzöſiſchem Text überſetzt von Hofrath **Methuſ. Müller**. (Weſentlich bemerkenswerth iſt hierbey das vollſtändige Verzeichniß der zahlreichen Werke dieſes fruchtbaren, ruhmwürdigen Archäologen). b) Skizzen zu **Millins** Schilderung, vom Hofr. **C. A. Böttiger** — den ſelbſt wir mit Recht den **Millin** Deutſchlands nennen möchten. — (Dieſe beyden Aufſätze zuſammen ſind auch als ſelbſtſtändige Piece abgedruckt.) 2. **Sir Samuel Romilly**, von S—r. — 3. **Friedr. v. Schiller**, von D. Dieſer unſterbliche Schriftſteller iſt hier, wie der Verf. in der Vorrede angibt, mehr nach ſeinen Lebensereigniſſen, als nach ſeinem critiſchen Werth geſchildert. Vollſtändige Sammlung der hie und da zerſtreuten Nachrichten über **Schiller**, und ſtrenge Sichtung des Wahren vom Falſchen: darin beſteht der Vorzug dieſer Biographie. Die frühern Lebensbeſchreibungen, beſonders die hier herausgekommene, werden nicht mit Unrecht getadelt. Selbſt die Nachrichten von **Sch.** Leben im erſten Band ſeiner Werke (Tübingen 1812) trifft der Vorwurf, daß ſie die Jugendjahre des Dichters nur flüchtig berühren. »Gerade der Verfaſſer jener Nachrichten, der würdige Appellationsrath **Körner** in Dresden (heißt es in der Vorrede weiter) hätte bey Benutzung der ſchätzbaren Beyträge im Morgenblatt, die von einem Jugendfreunde des Dichters, dem Bibliothekar **Peterſen** in Stuttgard, mitgetheilt wurden, eine bey Weitem vollſtändigere Lebensbeſchreibung liefern können.« — Wie hier (auf viertehalb Bogen) das Zerſtreute geſammelt, und das Ganze angeordnet iſt, wird der Verfaſſer, nach unſrer Ueberzeugung, auf den freundlichen Dank der Leſer nicht vergebens rechnen. Der treffliche Aufſatz endigt mit folgenden Worten: »Indem wir dieſe Lebensbeſchreibung ſchließen, dringt ſich uns unwillkührlich der lebhafte Wunſch auf, daß der Einzige (?), der im Stande wäre, namentlich aus brieflichen Mittheilungen, eine vollſtändige

Biographie Schillers zu liefern, daß Göthe ſeinem theuerſten Freunde ein bleibendes Denkmal ſetzen, und zugleich dem deutſchen Publicum einen höchſt wichtigen Dienſt erzeigen möchte.« — Den Beſchluß dieſes Heftes macht 4. Dr. Charles Burney, von H—r.

Bey einer der letzten Sitzungen zu Conventry, in England, erſchienen zwey Frauen. Eine davon war die Gattinn eines reichen Pächters. Beyde hatten bey einem Leinwandhändler Mancherley für ihre Melkerey gekauft, als nach ihrem Weggehen der Kaufmann ein kleines Stück Baumwolle vermißte. Er lief ihnen nach, und fand es richtig bey ihnen. Sie wurden ſogleich vor den Richterſtuhl geführt, und 2 Stunden darauf war das Urtheil erkannt, nach welchem die Eine als unſchuldig freygelaſſen, die Andere als ſchuldig — zum Tode verurtheilt ward. Dieß erzählt der Geſellſchafter nach einem engl. Blatt.

Auf Veranſtaltung der Academie der Wiſſenſchaften zu München haben Freunde philologiſcher Studien zu erwarten: ein Wörterbuch des bayeriſchen Dialectes, deſſen Druck ſchon begonnen hat, und eine Chreſtomathie der Sanſcrits-Sprache, in vaterländiſcher Lithographie. — Dieſelbe Academie wiederholt die Preisfrage einer geſchichtlichen »Darſtellung der deutſchen Literatur im 16. Jahrhundert,« gibt die nähern Beſtimmungen dazu an, verdoppelt den Preis — 200 Ducaten — und ſetzt den Einſendungstermin auf den 12. Oct. 1822 feſt. — Bemerkenswerth iſt, daß die vor 2 Jahren als Preisaufgabe vorgelegte Biographie Herzog Georgs des Reichen nur eine preisbewerbende Schrift hervorgebracht hat. Darüber wird der Ausſpruch den 12. Oct. erfolgen.

Von der Reiſe des Capitain Roß nach dem Nordpol mußte mitten im Druck der erſten ſchon eine zweyte Auflage veranſtaltet werden; es ſind über 4000 Exempl. abgeſetzt worden. Hr. Lic. Remnich in Hamburg wird die deutſche Ueberſetzung und den getreuen Nachſtich der Kupfer beſorgen, hat aber, wie wir ſchon früher angezeigt haben, den Druck und Verlag der **Friedr. Fleiſcher'ſchen** Buchhandlung in Leipzig überlaſſen.

Das neueſte Heft von Bertuchs geographiſchen Ephemeriden gibt an, daß nach Briefen von Jamaica ſich in Prince Georges Eſtate, in der Nachbarſchaft des Indian Rivee ein Vulcan en migniature zeigt. Vor etwa 12 Monathen hatte er nur einige Zoll Umfang und Höhe. Im verfloſſenen Juli haben ſeine Dimenſionen ums hundertfache zugenommen; wenn er ſo fortfahren ſollte, kann er bedeutend werden. Fortwährend kommt flüſſige Lava aus ſeiner Oeffnung; wenn man einen Stab hinein ſtößt, ſo hängt ſich eine dicke, bläuliche Maſſe an, welche einen ſchwefeligen Geruch und ſüßlichen Geſchmack hat.

Zu Hayti in der königlichen Buchdruckerey iſt von einem Neger Namens Vaſtey, eine Schrift erſchienen, betitelt: Reflexions politiques sur quelques ouvrages et journaux français, concernant Hayti Der Verfaſſer, Baron, Secretär des Königs, Ritter des Heinrich-Ordens und Lehrer des Kronprinzen, eifert heftig gegen die Franzoſen, beſonders gegen diejenigen Autoren unter ihnen, welche eine andere Ordnung der Dinge in Hayti für möglich halten.

Unter den Componiſten, welche in neueſter Zeit das theatraliſche Gebieth rühmlich und glücklich betreten haben, verdient Hr. **Joſeph Drechsler**, Profeſſor des General-Baſſes und der Harmonie-Lehre bey St. **Anna** allhier, genannt zu werden. Als Contrapunctiſt und Harmoniker iſt er durch ſeine Arbeiten im Kirchen- und ſtrengen Style ſchon längere Zeit ehrenvoll bekannt; wir haben uns nun auch von ſeinem entſchiedenen Talent für den Theater-Styl in einem Melodram: **Der verlorne Sohn**, und in einer Zauberpoſſe: **Der Berggeiſt, oder die drey Wünſche**, überzeugt. Beyde Stücke wurden binnen kurzer Zeit im k. k. priv. Theater in der Leopoldſtadt mit dem beſten Erfolge gegeben. Hr. **Drechsler** genoß in beyden (im erſteren **zweymal**) die Ehre hervorgerufen zu werden. — Wer die ziemlich beſchränkten Hilfsmittel kennt, die dem Componiſten bey dieſem Theater zu Gebothe ſtehen, wo das Publicum ſich nur an lokalen, an komiſchen, oder eigentlich ſpaßhaften Gegenſtänden, an einigen der vorzüglichſten Komiker Wiens zu erheitern, zu ergetzen gewohnt iſt, wobey einige dem Geſchmacke ſchmeichelnde Geſänge und Vaudevilles hinreichend ſind, und ſchon mancher ſehr gute Satz der HH. Kapellmeiſter **Müller** und **Volkert** darüber in den Schatten zu ſtehen kam, der wird nach dem Eingang, den **Drechslers** Compoſitionen hier gefunden haben, leicht bemerken können, mit welcher Einſicht er ſie zu benützen verſteht, um doch eine kräftige Wirkung zu erzielen. Eine lebhafte Einbildungskraft, Geſchmeidigkeit im Characteriſiren, und ein richtiges Gefühl leuchten in dieſen beyden Werken überdieß deutlich hervor, und laſſen auf eine im frühen Alter erhaltene muſicaliſche Bildung ſchließen

R.

Im Märzheft der Bibliotheca italiana ſind Terzini inedite di facio degli **Uberti** (der ums Jahr 1350, der erſte unter den neueren Lehrdichtern, lebte) celebre autore del' Dittamondo, aus einer Handſchrift des vierzehnten Jahrhunderts in der Bibliotheca Gambalunga di Rimino von dem Bibliothecar L. **Nardi** bekannt gemacht und erläutert; ein für die Geſchichte der Poeſie allerdings wichtiges Datum. Auch iſt des Hrn. Hofr. v. **Hammer** in den Fundgruben des Orients befindliche Abhandlung über die Lehre der Egypter von der Unterwelt, überſetzt geliefert.

Nach der kürzlich verfertigten Carte des Americaniſchen Freyſtaates, hat dieſes Land vom Atlantiſchen bis zum ſtillen Ocean einen Flächenraum von 2,256,955 Quadratmeilen. Wenn dieſer ungeheure Raum ſo bevölkert wäre, wie Europa, ſo müßten (nach der Berechnung des Journal de Commerce) ſich 135 Millionen darauf befinden; wäre er ſo populirt, wie Italien, ſo würde man 500 Millionen Bewohner darauf zählen.

Kruſe's fleißiges Werk: Atlas zur Ueberſicht der Geſchichte aller Europäiſchen Länder und Staaten, von ihrer erſten Bevölkerung an, bis zu den neueſten Zeiten, iſt nun mit der vierten Lieferung vollendet, und reicht von 1300 bis 1816. Es iſt unglaublich, welche Menge von Thatſachen man hier zuſammen gedrängt findet. Der Fleiß hat alle Schwierigkeiten beſiegt. Es iſt ein Werk, auf welches Deutſchland ſtolz ſeyn darf. Und doch koſten alle 4 Lieferungen nur 15 Thaler, während Malte-Bruns Atlas 40 Thaler, und der des Leſage, von Las Caſas geliefert, 36 Thaler koſtet.

Die Fortſetzung des Converſationsblattes.

Das Publicum, welches gleich Anfangs den encyclopädiſchen Plan des Converſationsblattes gebilligt hatte, ließ unſrer Zeitſchrift ein Wohlwollen angedeihen, das unſere freudigſten Erwartungen weit übertraf. In wenigen Wochen ſchon haben wir unſere Unternehmung nicht nur momentan gedeckt, ſondern ſelbſt für die Dauer geſichert. Viele ausgezeichnete Schriftſteller des In- und Auslandes ſchloſſen ſich wirkſam an die Reihe der frühern Mitarbeiter an. Ihnen allen, und dem Publicum, das aufgeklärt genug iſt, die eigenthümlichen Vorzüge, und die nicht eigenthümlichen Mängel des Converſationsblattes gleich richtig zu beurtheilen, ſtatten wir gebührend unſern wärmſten Dank ab.

Man wird bemerkt haben, daß das zweyte Quartal unſerer Zeitſchrift ungleich mehr als das erſte auf (wiſſenſchaftliche) Unterhaltung berechnet war, und daß deßwegen vorzüglich auch auf hiſtoriſche und äſthetiſche Gegenſtände Rückſicht genommen wurde. Hierin ſowohl, als in der Bereicherung durch muſicaliſche Beylagen werden wir emſig fortfahren, ſo ferne es der für eine freyere Entwicklung unſers Plans überhaupt noch zu beſchränkte Raum geſtattet. Einer beſondern Sorgfalt werden wir fortwährend die ſo beliebte Novelliſtik empfohlen ſeyn laſſen etc. So wollen wir die günſtigen Urtheile immer mehr zu rechtfertigen ſuchen, welche mehrere öffentliche Blätter, z. B. die Jahrbücher der Literatur, die Abendzeitung, der Berliner Geſellſchafter, der ältere und neue Freymüthige, die Zeitung für die elegante Welt etc. über unſre Zeitſchrift ausgeſprochen haben, ohne uns an ſolch ohnmächtiges Geklaffe leidenſchaftlicher Mißgunſt zu kehren, womit ſich ein ſonſt diſtinguirtes Blatt hat hintergehen laſſen.

Bey dem nunmehr vorliegenden Ausgang des zweyten Quartals laden wir die Liebhaber ein, auf das dritte mit 7 fl. W. W. zu pränumeriren. Von dem erſten und zweyten ſind noch Exemplare zu 14 fl., einzeln zu 7 fl. W. W. vorräthig. Die halbjährige Pränumeration iſt 14 fl. W. W. hier bey dem Verleger J. B. Walliſhauſſer (Neuburgergaſſe Nr. 1177). Entferntere Liebhaber wollen ſich an die k. k. Oberſte Hofpoſtamts-Hauptzeitungsexpedition, oder an die ihnen näher liegenden Ober- auch Abſatz-Poſtämter und Stationen wenden, welche ſämmtlich gegen halbjährige Vorausbezahlung von 17 fl. W. W. die Verſendung wöchentlich zweymal vornehmen. Es erſcheinet wie ſeither die Woche anderthalb Bogen auf feinem Poſtdruckvelin-Papier in gr. Median-Octav; Dinſtag ein ganzer, Freytag ein halber Bogen. — Zweckdienliche Beyträge, (die wir in jedem Anbetracht honoriren), bitten wir unter der Addreſſe: An die Redaction des Converſationsblatts, an die Verlagshandlung zu befördern.

Wien, Ende Juni 1819. Die Redaction und der Verlag.

Gedruckt bey J. B. Walliſhauſſer.

Conversationsblatt.

51.

Freytag, den 25. Juni 1819.

Gottfried von Bouillon.

Von C. Ferd. Schulze in Gotha.

(Schluß von Nr. 50.)

Gern hätte Gottfried die dadurch entſtandene Betäubung der Ungläubigen benutzt, um Aſcalon und Arſuf, zwey feindliche Oerter in der Nähe von Jeruſalem, zu erobern; aber die Verſuche, die er hierzu machte, wurden durch Graf Raimund vereitelt. Dieſer, neidiſch auf Gottfrieds Ruhm, und erbittert wegen der Auslieferung des Davidsthurmes, ließ die Ungläubigen an beyden Oertern durch heimliche Boten von der Schwäche des chriſtlichen Heeres benachrichtigen und zur Gegenwehr auffordern. Gottfried erfuhr dieſe Tücke, und von gerechtem Zorn entbrannt, wollte er ſie blutig rächen. Schon rückte er deßhalb mit ſeiner Mannſchaft in Raimunds Lager bey Cäſarea ein, ſchon ſtellte ſich dieſer ihm drohend entgegen, ſchon ſchien es, daß die Kreuzfahrer ſelbſt ſich gegenſeitig aufreiben würden; aber Robert von Flandern und andere edelſinnige Fürſten traten zwiſchen die Erbitterten, und Gottfrieds großes Herz ließ ſich gewinnen. Er unterdrückte den flammenden Zorn, und vergab ſeinem Gegner.

Bald nach dieſer Ausſöhnung erklärten die beyden Roberte, Graf Raimund, und ſelbſt Euſtach, des Herzogs Bruder, daß ſie jetzt, da ihr Gelübde gelöſt, das heilige Grab befreyt, und das neue Königreich durch den Sieg bey Ascalon geſichert ſey, ihrer Sehnſucht nach der Heimath nicht länger gebiethen könnten. Wehe mochte es Gottfried thun, ſo viele theure Waffenbrüder, die ſo manche Gefahr mit ihm getheilt hatten, von ſich zu laſſen; tief mochte er fühlen, wie ſehr dadurch der Beſtand des neuen Reiches gefährdet würde; aber er widerſtrebte nicht ihren billigen Wünſchen, und geſtattete ihnen mit ihren Mannen, mehreren Tauſenden an der Zahl, nach Hauſe zurück zu kehren. Als es zum Abſchied kam, brach ſeine zurückgehaltene Empfindung lebendig hervor. Lange hing er an dem Halſe der Scheidenden, ſie herzlich umarmend, und weinend bat er ſie, ſie möchten ſein eingedenk bleiben, und die abendländiſchen Chriſten ermuntern, das heilige Grab getroſten Muthes zu beſuchen, und ihm und ſeinen Gefährten die Vertheidigung desſelben zu erleichtern.

Die Lage, in der ſich Gottfried befand, war in der That damals ſehr mißlich. Das neue Königreich, allerwärts von Feinden umgeben, hatte nach dem Abzug ſo vieler Kreuzfahrer nichts ihnen entgegen zu ſetzen, als 2000 Mann zu Fuß, 300 zu Pferd, und einige Ritter, unter denen Tancred und Werner von Greiz beſonders genannt werden. Wie leicht war dieſe kleine Schaar vernichtet, wenn ſich die Ungläubigen von den erlittenen Niederlagen erholten, oder zu einem gemeinſamen Angriff verbanden. Um dieß zu verhüten, blieb Gottfried unermüdet beſchäftigt, das Schrecken ſeiner Waffen, und damit die Achtung ſeines Königreichs unter den Ungläubigen lebendig zu erhalten. Während der tapfere Tancred, auf ſein Geheiß, die Ortſchaften an der Weſtſeite des See's Geneſareth, und namentlich Tiberias eroberte, unternahm er ſelbſt Streifzüge jenſeits des Jordan, die ihm Lebensmittel und andere Beute verſchafften. Ferner nöthigte er die Emirs von Acca, Cäſarea und Ascalon Tribut zu zahlen, und befeſtigte den Hafen von Joppe, den einzigen unmittelbaren Vereinigungspunct mit dem Abendland. Indeſſen mochte er immer mehr fühlen, wie unzureichend ſeine Macht zu großen Unternehmungen, und wie gefährdet dadurch die Fortdauer des neuen Königreichs ſey. Doppelt erfreulich mußte es ihm alſo ſeyn, als gegen Weihnachten des Jahres 1099 zwey ſeiner alten Waffengefährten, ſein Bruder Balduin, Fürſt von Edeſſa, und Boemund, Fürſt von Antiochien, mit 20,000 Pilgern aus Piſa und andern italieniſchen Städten, die bey Laodicea zu ihnen geſtoßen waren, herbeykamen, um das Geburtsfeſt des Erlöſers an deſſen Geburtsſtätte zu begehen, und zu den übrigen heiligen Oertern zu wallfahrten. Hocherfreut ging er ihnen entgegen, herzlich bewillkommte er ſie, und neue Hoffnungen blüheten ihm auf, als nach dem Abzuge Boemunds und Balduins viele Tauſende der Piſaner bey ihm zurückblieben.

Aber eben dieß Ereigniß, das ſeine Noth zu mindern ſchien, diente auch dazu, ihm Kummer zu ſchaffen. Mit den neuen Pilgern zugleich war Dagobert, Erzbiſchof von Piſa, gekommen, ein ſtolzer und herrſchſüchtiger Mann. Ihm war es nicht genug, daß er zum Patriarchen von Jeruſalem erhoben, daß reichliches Einkommen ihm zuerkannt wurde, daß Gottfried und Boemund die Inveſtitur von ihm empfingen, oder ſich ihre Würden von ihm beſtätigen ließen: er drang auch darauf, daß ihm Gottfried den Beſitz von Jeruſalem und der befeſtigten Hafenſtadt Joppe abtreten ſollte. Vergebens ſträubte ſich Gottfried. Er konnte nur ſo viel erlangen, daß ihm der Genuß von Jeruſalem und Joppe auf ſo lange zuerkannt wurde, bis er das Reich mit andern Städten erweitert hätte; würde er aber früher ſterben, und keine rechtmäßigen Erben hinterlaſſen, ſo ſollte das oben Erwähnte dem Patriarchen ohne Widerrede zufallen.

Vielleicht würde ein anderer bey einem geringern Grad von frommer Scheu, und bey größerer Liebe zum Zeitlichen, dieſer Herabwürdigung des königlichen Anſehens hartnäckig widerſtrebt haben, oder, hätte er ſie nicht zurückweiſen können, gleichgültiger und läſſiger in Erfüllung der königlichen Pflichten geworden ſeyn. Nicht ſo Gottfried! Der Wohlſtand des neuen Königreichs lag fortdauernd ihm am Herzen. Während noch Boemund und Balduin bey ihm waren, vereinigte er ſich mit ihnen und den übrigen Rittern zur Feſtſetzung der Verfaſſung und Geſetze des Königreichs Jeruſalem*). Als dann **Boemund** und **Balduin** wieder abgezogen waren (im Frühjahr 1100), unternahm er im Verein mit **Tancred** einen Streifzug gegen den Emir von Damaſcus, um das Blut erſchlagener Chriſten zu rächen, und ihn zur Zahlung des Tributs zu zwingen. Dieß gelang. In Zeit von 15 Tagen wurde der Emir dahin gebracht, daß er um Friede bat, und einen jährlichen Zins verſprach.

---

*) Die Satzungen des Königreichs Jeruſalem führen den Namen »Aſſiſes« oder auch »Briefe des Grabes,« weil ſie in der Kirche des heiligen Grabes aufbewahrt wurden.

Indeſſen war eine venetianiſche Flotte von 200 Schiffen in den Hafen von Joppe, zur Unterſtützung der Kreuzfahrer, eingelaufen. **Gottfried** hörte es, und begab ſich nach geendigtem Feldzuge nach Joppe, um die Neuangekommenen zu begrüßen. Aber unterwegs ergriff ihn plötzlich eine gefährliche Krankheit — man ſagt durch einen giftigen Cederapfel, den er bey dem Emir von Cäſarea gegeſſen hatte — und ſeine Schwäche nahm ſo ſchnell zu, daß er in ſeine Wohnung zu Joppe getragen werden mußte, und nur die Vornehmſten der Venetianer ſprechen konnte. Am andern Tage ließ er ſich nach Jeruſalem bringen. Immer augenſcheinlicher wurde hier die Nähe ſeines Todes. Tief betrübt kamen ſeine Freunde zu ihm; er tröſtete ſie, und zugleich ſorgte er auch für das Beſte des Reiches. Er beauftragte ſeinen theuern **Tancred**, mit Hülfe der Venetianer Kaiſe zu erobern; und ließ den Patriarchen **Dagobert** eidlich verſprechen, nach ſeinem Hinſcheiden einem lothringiſchen Fürſten zum Thron von Jeruſalem zu verhelfen. Als er nun das Irdiſche beſeitigt hatte, dachte er einzig an das Himmliſche. Er beichtete und empfing das heilige Nachtmahl. Dann ſchlummerte er ruhig ein (den 18. Juli 1100) und ſein entſeelter Körper wurde in der Kirche zum heiligen Grabe beygeſetzt, wo auch ſeine Nachfolger die letzte Ruheſtätte fanden.

Groß war der Verluſt, den das neue Königreich durch ſeinen frühen Tod erlitt, und gerecht die Trauer, die ihm folgte. Die Kreuzfahrer fühlten es, daß ſie an ihm einen tapfern, thätigen und frommen Beſchützer verloren; auch die verſchiedenen Chriſtenparteyen in Aſien ſtimmten ihnen in dieſem Gefühle bey, und ſelbſt Mahomedaner nahmen Antheil an ihrer Trauer. Denn auch ſie hatten ihn geehrt, hatten die Einfachheit ſeines Lebens, und die Stärkes ſeines Armes bewundert. Und noch jetzt blühet ihm unverwelklicher Ruhm bey allen, die menſchliche Größe zu ſchätzen wiſſen.

Der Parnaß.

Des Bergs Parnaſſus und der caſtaliſchen Quelle wird in Dichterwerken ſo oft erwähnt, daß es ſich wohl der Mühe lohnt, etwas über ihren gegenwärtigen Zuſtand zu ſagen. Der nun verſtorbene engliſche Prof. Dr. Sibthorp beſuchte beyde.

Mit Tagesanbruch (ſagt er) brachen wir mit vier unſerer Führer auf; Andere ſtießen bald zu uns. Das Hinaufſteigen war anfänglich leicht, indem wir einen Weg einſchlugen, der uns ohne Schwierigkeit den Berg hinan führte. Nachdem wir etwas über eine Stunde gegangen waren, verließen wir den Weg, kletterten über ſteile, rauhe Abgründe hin, und gelangten an eine Stelle, wo Schnee lag, der ſich in den Felſenſpalten geſammelt hatte. Der Gipfel des Berges, der nackt und bloß lag, war noch eine beträchtliche Strecke entfernt. Mit einiger Schwierigkeit erreichten wir eine Mandra, oder einen Ziegenſtall; hier erquickten wir uns mit Milch, und nachdem wir uns etwas geſtärkt hatten, ſetzten wir unſern Hinaufweg fort, und erreichten endlich den Gipfel. Unter uns breitete ſich ein Klumpen von Schnee aus, auf welchem ich eine Schneeammer ſchoß.

An den Seiten der Abhänge ſammelte ich mehrere merkwürdige Pflanzen, ob ich ſchon wenige fand, welche eigentlich Alpenpflanzen genannt werden konnten; die der höchſten Region konnten bloß als Unter-Alpenpflanzen angeſehen werden. Von dem Gipfel des Berges hatten wir eine ſehr weite Ausſicht auf das Meer von Corinth, die Gebirge von Morea auf der einen Seite, und die fruchtbaren Ebenen von Böotien auf der andern auf Attica, und die Inſel Euböa. Ueber uns ſchwebte ein Adler, und die Steindohle flog häufig zwiſchen den Felſen herum. Nachdem wir ein gebratenes Lamm verzehrt, und unſern Wein, in dem cryſtalliſirten Schnee abgekühlt, getrunken hatten, ſtiegen wir, indem wir ſchnell die höhern Theile des Berges verließen, in einen Fichtenwald hinab. Hierauf kamen wir auf die Ebene von Callidia, welcher Ort bloß aus etlichen leeren Häuſern beſteht, die nur zu gewiſſen Zeiten von bewaffneten Griechen beſucht werden, welche hierher kommen, um zu ſäen und zu erndten. Um 2 Uhr Morgens, den 2. Juli, erreichten wir unſer Zelt wieder, gingen über die Ebene von Callidia, und ſtiegen die ſteilen Abhänge von Delphi hinab.

Die Trümmer von Delphi ſind noch immer hinreichend, um ſeine Lage zu bezeichnen; es liegt auf einem erhöhten Boden. Coſtaliens Quelle, in einem Marmerfelſen, iſt noch immer vorhanden, ob ſie ſchon mit Unkraut und Steinen verſperrt war. Der einzige Gebrauch, den die heutigen Delphier, die Bewohner von Caſtri, davon machen, beſteht darin, daß ſie ihre Getränke darin abkühlen; einige Fäſſer nebſt Schutt dienten zur Hemmung und Verſtopfung der Quelle. Dahinter waren die Ueberreſte eines Begenganges, der in den Felſen gemacht war. Die Spalte, an deren Oſtſeite die Quelle war, wurde an ihrer Mündung weiter, erhob ſich zu einer beträchtlichen Höhe, und endete in zwey Spitzen. Ueber der Quelle befand ſich das Waſſer der Caſſetis, das noch immer murmelte. Auf dem Felſen von Delphi ſah ich einige merkwürdige Pflanzen.

Dr. Sibthorp beſuchte im September zum drittenmal den Parnaſſus. Bald nach Tagesanbruch brach er mit 2 Caloyern, die ſeine Führer waren, auf, ging an der Nordoſtſeite des Berges hin, und erreichte in etwa 4 Stunden einen ſehr hohen Gipfel. Ein dicker Nebel verdunkelte die Ausſicht. Er ſah jetzt nirgends Schnee, und hörte von den Caloyern (griechiſche Mönche), daß jetzt keiner auf dem Berge liege. Der ewige Schnee, deſſen Wheler und Chandter erwahnt haben, iſt ein hyperboliſcher Ausdruck. Er hatte nunmehr den Parnaſſus von allen Seiten unterſucht, und fand ſehr mannigfaltige Gewächſe darauf. Wegen des dicken Nebels und der ſtrengen Kälte konnte er nicht lange auf dem Gipfel verweilen; er ſtieg wieder über ſteile Abhänge und Strombette, die mit lockern Steinen bedeckt waren, mit Gefahr und Schwierigkeit auf der Oſtſeite des Berges herab.

Novelliſtik.

Nach engliſchen Blättern wird an John Oxleis Reiſe über einen Theil des bis jetzt unbekannten Innern von Neuholland bereits gedruckt; ſie wird mit einer großen Carte verſehen. Es kommen daſelbſt gegenwärtig 3 Zeitungen und 5 Monathſchriften heraus; eine zweyte Druckerey iſt zu Port-Jackſon angelegt.

Von dem großen, auf Koſten der franzöſiſchen Regierung herausgekommenen Werk über Egypten, der Frucht der berühmten Expedition, iſt kürzlich die erſte Hälfte der dritten Lieferung erſchienen, und die zweyte Hälfte (der Schluß des ganzen Werks) ſoll bald folgen. Der Preis dieſer neuen halben Lieferung von 173 Kupfern iſt 63 Louisd'or. (Die erſte koſtete 50, die zweyte 75.)

Ein Engländer behauptet jetzt, eine Miſchung von Pariſer-Gyps und Alaun, in einer glatten metallenen Form getrocknet, gebe eine zum Steindruck eben ſo brauchbare Maſſe, als die gewöhnliche Kalkſteinart. — In Irland ſind Verſuche gemacht worden, aus Neſſeln Leinwand und Zwirn zu bereiten. Der Faden iſt, hinſichtlich der Farbe, Stärke und Feinheit dem Flachsfaden gleich. In der Royal-Inſtitution hat man durch Verſuche gefunden, daß Pulver, wenn es mit gepulvertem Glaſe, Feldſpath, und beſonders mit härteren Dingen gemengt, und auf einem kupfernen Amboß mit einem kupfernen Hammer heftig geſchlagen wird, ſich entzündet.

Zur Geſchichte der Verbreitung des Chriſtenthums äußerſt-characteriſtiſch und anziehend iſt das kurzlich erſchienene Werk: Narrative of a Mission to Otaheite etc. Die Berichte dieſer Schrift gehen bis zum 22 September 1817, wo auf den Südſeeinſeln Friede herrſchte, und die Miſſion im blühendſten Zuſtand war. Den 30. Juni hatten die Miſſionarien angefangen, ein Otahitiſches Leſebuch (spelling books, zu drucken, woran der König ſo großen Antheil nahm, daß er nicht nur zugegen war, ſondern auch die 3 erſten Bogen ſelbſt druckte. Man hatte davon in Otahite und Eimeo 7—800 Exemplare vertheilt ꝛc. Mit Uebertragung der heil. Schrift war man unabläſſig beſchäftigt. In den Georgiſchen Eilanden konnten 4—5000 Eingeborne ſchon leſen. Es gab ſchon mehrere Schulen, wo man den Katechismus lehrte. Seit Errichtung der Druckerpreſſe kommen die Eingebornen in großer Menge und fordern Bücher. In Eimeo kamen aus verſchiedenen Gegenden unaufhörlich Nachen an, um ſich zu erkundigen, wann wohl die Bücher fertig ſeyn würden. Obwohl **Pomarre** der erſte war, welcher ſich zum Chriſtenthum bekannte, ſo hatte er doch den Geiſt deſſelben zu gut eingeſehen, als daß er ſeine Unterthanen hätte zwingen ſollen. Er reiſete bloß umher, ermahnte, munterte auf ꝛc. Die Miſſionsdirectoren zu London unterſtützten ꝛc. und ſo förderte ſich das große Werk allmählig.

Hr. **Bridgman**, der im vorigen Jahre ein Erfindungspatent auf eiſerne Särge erhalten hat, welche den doppelten Nutzen haben, wohlfeil zu ſeyn, und nicht geöffnet werden zu können, hat bereits über 100 dergleichen Särge verkauft; jetzt aber hat, unter dem Vorwand, daß ſolch ein Sarg nicht faule, und die Stelle alſo nie von einem zweyten Sarge eingenommen werden könne, ein Kirchſpiel in London die Aufnahme verweigert. Der Biſchof von London hat ſich ebenfalls dagegen geäußert, und die Sache iſt nun zu einem Proceß gediehen.

Eine allen Neuerungen abholde Parthey in Frankreich ließ ſich unter Andern über die Steindruckerey folgender Maßen aus: »das Ende der Welt iſt jetzt nahe, der Brunnen des Abgrundes ſteht offen, die Steine ſelbſt fangen an zu reden, und zeigen der ganzen Welt die Triumphe der franzöſiſchen Waffen. Der Steindruck, durch einen Proteſtanten erfunden, durch einen Proteſtanten in Frankreich eingeführt, hat der Religion und den guten Sitten den letzten Streich verſetzt; kurz, es iſt eine wahre Erfindung des Satans.«

Der gegenwärtige Beſitzer der vortrefflichen Sammlungen von lithographiſchen Handzeichnungen aus dem königl. [illegible] Muſeum, welche im Jahr 1810 unter dem Titel: Oeuvres lithographiques, par Strixner Piloty et Comp. erſchienen, und hinſichtlich der treuen Nachbildung der Originale ungetheilten Beyfall fanden, hat ſich entſchloſſen, eine zweyte Auflage dieſes in 72 Heften beſtehenden Werkes zu veranſtalten, wovon ſeit 1. Juni monathlich ein Heft von 6 Blättern in der Größe und Farbe der Originale erſcheint. Der mäßige Subſcriptionspreis iſt 2 fl. 45 kr. Reichswähr.

Die Ausgabe der vor einiger Zeit angekündigten Schrift: Ueber die Vergrößerung der Erde 2c., von Dr. Tauſcher, einer Continuation der ſchon erſchienenen »Idee einer fortgeſetzten Schöpfung,« welche in dieſer Oſtermeſſe hätte erfolgen ſollen, bleibt aus Gründen, bey deren Berückſichtigung die Intereſſenten und die Sache ſelbſt gewinnen dürſten, bis zur künftigen Michaelis-Meſſe ausgeſetzt. Eine hierzu ſchickliche Zeitſchrift wird nächſtens einen Abriß des Ideengangs des Verfaſſers geben.

Wie allgemein die Sagen von Siegfried dem Schlangentödter in Deutſchland verbreitet geweſen ſind, iſt bekannt, auch wie dieſelbe Geſchichte im Isländiſchen behandelt worden. Eine ganz neue Entdeckung iſt es aber, welche in Profeſſor Müllers Sagabibliothek, 2r Band Seite 42[illegible], enthalten iſt, daß die Geſchichte Sigurds ſich auf den Faeröiſchen Inſeln, nicht in Schriften, ſondern im lebendigen Liede, bis auf den heutigen Tag erhalten hat. — Den Bewohnern jener Inſeln fehlt es nicht an poetiſchem Sinn. Sie dichten noch Lieder, mehrentheils freylich Spottlieder, die unter Tänzen abgeſungen werden. Aber ſie beſitzen auch ältere Lieder von allerley Abentheuern, und die Jugend lernt durchs Anhören dieſe Lieder auswendig, um ſie während der Zeit der Beluſtigungen, von Weihnachten bis zu der Faſten, bey den Tänzen abzuſingen. Unter dieſen Gedichten iſt das Lied von Sigurd das beliebteſte, und wird faſt bey allen Hochzeiten gehört. Neue Lieder, jedes von 70—80 Strophen gehören wenigſtens dieſem Sagenkreiſe an, von dieſen beziehen ſich aber vier zunächſt auf die Geſchichte Sigurds. Von Faeröiſchen Liedern war ſchon früher eine Sammlung auf der königl. Bibliothek in Kopenhagen. Dieſe Nibelungenlieder hat aber ein Candidat der Theologie, Hr. Lyngby, welcher eine botaniſche Reiſe nach Faerö machte, zuerſt nach mündlichen Mittheilungen aufgezeichnet, und nach Kopenhagen gebracht. Was noch an den Geſängen fehlt, wird wahrſcheinlich durch fernere Nachforſchungen vervollſtändigt werden.

(Wegen des am 29. Juni eintretenden Feyertags wird das künftige Blatt Mittwoch den 30. ausgegeben.)

Gedruckt bey J. W. Walliſhauſſer.

Converſationsblatt.

52.

Dinſtag, den 29. Juni 1819.

Chriſtusbilder.

Von Wilh. Hebenſtreit.

In der zweyten Nummer dieſer Zeitſchrift iſt von einem Chriſtusbilde die Rede geweſen, welches ſich im Beſitze des Majors Silber zu Annaburg befindet, und mit der Perſonbeſchreibung Chriſti in dem Briefe des Prätors Lentulus an den römiſchen Senat, völlig übereinſtimmen ſoll. Es wurde zugleich dabey bemerkt, daß es ſehr auffallend ſeyn müßte, wenn von dieſem Bilde keine Copien vorhanden wären ꝛc.

Darauf kann ich im Allgemeinen erwiedern, daß in den Gegenden am Rhein, in Heſſen ꝛc. mehrere, ja viele ſolcher Chriſtusbilder ſich vorfinden, die den Merkmalen in jenem angeblichen Briefe entſprechen, oder die wenigſtens doch ausdrücklich auf den Brief des Lentulus bezogen werden, wenn gleich Alter und Zufall die Farbe und Zeichnung verändert und verwiſcht haben. Sie ſind indeß nur immer als, mehr oder minder ähnliche, Copien erſchienen, und Niemand hat bis jetzt das Original nachweiſen können. Beym näheren Nachforſchen ergibt es ſich ſogar, daß von den Copien wieder Copien verfertiget ſind, und es vorzüglich darauf ankomme, die characteriſtiſchen Grundzüge derſelben zu einer Vergleichung unter einander auszumitteln. Da ſolches aber nur durch ſehr genaue Beſchreibungen der Bilder möglich werden kann, ſo will ich hier einen kleinen Beytrag dazu niederlegen.

Ich habe nähmlich im Spätjahre 1818 unter andern eine ſehr ſchöne Copie von einem dergleichen Chriſtusbilde in Marburg geſehen, und zwar bey dem dortigen Superintendenten Dr. Juſti, einem eben ſo gelehrten als kunſtſinnigen Manne. Dieſelbe iſt nach einem alten Oehlgemählde von dem im Jahr 1797 verſtorbenen Profeſſor Engelſchall (dem Biographen Tiſchbeins, und Verfaſſer des Aufſatzes über Pathognomik ꝛc.) in den Jahren 1780—1781 gearbeitet. Wo aber dieſes alte Muſtergemählde ſich jetzt befindet, weiß man nicht. Ich darf indeß auf eine genaue Beſchreibung jener Copie nicht eingehen, weil Engelſchall ſelbſt in den Ephemeriden über Aufklärung, Literatur und Kunſt. 1785. 2. Band, Seite 76 (anonym) das Gemählde überaus treffend geſchildert hat. Daß die Beſchreibung ihm aber wirklich angehöre, weiß ich unmittelbar von Herrn Dr. Juſti. Die abermalige Bekanntmachung derſelben mag die Seltenheit des genannten Werkes, und die Wichtigkeit des Gegenſtandes in hiſtoriſcher und künſtleriſcher Hinſicht rechtfertigen.

Die Beſchreibung des Pr. Engelſchall lautet wörtlich alſo:

»Das Chriſtusbild, deſſen Beſchreibung Sie von mir verlangen, iſt eben dasjenige, welches in ſo vielen Familien zu finden iſt, und deſſen erſter Urheber gewiß kein gemeiner Menſch war. Das, welches ich hier vor mir habe, hat vom Alter ſchon etwas gelitten. Es iſt ein Bruſtſtück in natürlicher Größe, und ſo vorgeſtellt, daß es ſeine linke Seite dem Anſchauer zukehrt. Der Oberleib iſt etwas gewandt, ſo, daß die Bruſt ein wenig gegen den Anſchauer gekehrt iſt, und die linke Achſel zurückweicht. Der Umriß und die Zeichnung des Kopfes iſt idealiſch-erhaben, und die reizendſte Miſchung von Jugend und Mannheit. Der Blick und der ganze Ausdruck iſt Ernſt und Heiterkeit in einer Temperatur, welche den Schönſten der Menſchenkinder recht würdig characteriſirt. Das Bild ſcheint, vermöge ſeiner Stellung, ſich mit Theilnehmung nach etwas hinzuwenden, obgleich Ruh' und ſtille Größe über das ganze Geſicht verbreitet ſind.

Die Farbengebung und überhaupt das Mechaniſche dieſes Gemähldes, verdient weniger Beyfall, als die Idee und die Zeichnung. Die Farben ſind nicht genug nüancirt, und das Ganze iſt etwas flach — unſtreitig eine Folge von dem Mangel der Mitteltinten. Doch kann auch das Bild, welches Copie eines ſehr ſchönen Originals zu ſeyn ſcheint, vom Alter viel verloren haben.

Nach dieſer allgemeinen Beſchreibung will ich zu einigen beſondern Stücken fortgehen, und ſolche in der mir von Ihnen vorgezeichneten Ordnung beleuchten:

a) Das Bild iſt von ſchlankem Wuchs, und bis unter die Herzgrube, doch nicht völlig bis an die Ellenbogen, vorgeſtellt.

b) Die Haare ſind dunkelkaſtanienbraun, und in geringelten Locken herabrollend. Von ferne ſcheinen die Haare ſchwarz.

c) Im Ganzen ſind die Schatten im Angeſichte nicht ſtark und dunkel gehalten; nur die Wange wird nach hinten zu ſehr braun, es laßt ſich aber nicht mehr erkennen, ob das nicht ein Theil der Haare des Barts ſeyn ſoll. Das Ohr iſt fehlerhaft gezeichnet und matt ausgedrückt, wiewohl es zum Theil vom Haar bedeckt wird. Der Hals hat viel Schatten, der aber nicht ſtark iſt.

d) Das Oberkleid iſt ſcharlachroth, und in Anſehung des Faltenwurfs wohl ausgeführt. Das Unterkleid hat einen bräulich-violetten Farbenton, und ſcheint diejenige Art Purpur anzudeuten, welche Plinius mit den im Herbſte abfallenden Weinblättern vergleicht. Es hat auf der Bruſt eine breite Trompenfalte in römiſchem Coſtum. Ueber demſelben ragt das Hemd hervor.

e) Der Bart iſt nicht groß, aber kräftig, und wie das Haar in geringelten Locken angedeutet. Die Oberlippe hat einen freyſtehenden, etwas geſchweiften Stutzbart.

f) Das Auge iſt dunkelbraun und groß; der darauf geſetzte helle Blick aber nur klein. Die Augenbraune iſt hoch darüber geſetzt, und mit dem Augenlied in einer gleichen Krümmung.

g) Die Farbe des Geſichts fällt ins Weiße, bloß die Wange hat eine jugendliche Röthe.

h) Die Naſe iſt nicht gebogen, von mäßiger Länge, und einem ſchönen Verhältniß.

i) Die Stirn iſt hoch, und zeigt durch ihre bogenförmige Krümmung einen ſehr außerordentlichen Character an, beſonders in Verbindung mit der Naſe, die bey ihrer Wurzel nur eine ſchwache Vertiefung hat, und faſt grad' aus die Stirn erreicht. Das Haupt iſt mit einem Nimbus umgeben.

k) Der herrſchende Character iſt ſchon oben beſtimmt worden, und auf die mir vorgelegte Frage: »ob Freundlichkeit mit Ernſt gemiſcht die Hauptzüge ausmache?« iſt meine Antwort ein lautes Ja!

l) Der Mund iſt weder ungewöhnlich groß noch klein, das letztere am wenigſten; auch iſt er nicht vorzüglich ſchön colorirt, und ſeine Röthe etwas zu brennend. Aber der Umriß iſt vortrefflich, und ein lebender Ausdruck von Weisheit und ſtillwirkender Güte. Beyde Lippen ſind ſtark geſchweift, die untere faſt zirkelförmig. Uebrigens der Mund geſchloſſen, und die Mittellinie deſſelben ſehr bedeutend.

Die Unterſchrift dieſes Gemähldes lautet von Wort zu Wort alſo:

Jesus Nazarenus Rex Judaeorum.

Dieſeß Bildt iſt geſtalt wie es Lentulus hatt abgemahlet, und gen Rom dem Senat geſchicket worden.«

Hr. Dr. Juſti bemerkte mir noch in ſeinem Briefe vom 27. April d. J. »wie er ſich deutlich erinnere, auch die bewußte Linie (einen etwa 8 Zoll langen Strich, welcher, zehnmal genommen, die Länge der Perſon Chriſti bezeichnen ſoll) auf jenem alten Gemählde geſehen zu haben;« von der andern Seite geht aber aus der mitgetheilten Beſchreibung hervor, daß jenes Bild vielfach vorhanden, und auch das beſchriebene nicht das urſprüngliche ſey. So mag es ſich vielleicht ebenfalls mit dem des Hrn. Major Silber verhalten; in jedem Fall wäre indeß ſehr zu wünſchen, wenn er die hier angegebenen Merkmale mit denen ſeines Bildes vergleichen, und das Ergebniß öffentlich bekannt machen möchte.

Die Aechtheit des Briefes des Lentulus iſt, ſo viel ich weiß, noch nicht ausgemittelt, und doch begreift Jeder, der in der Critik der Religionsgeſchichte nicht ganz unbewandert iſt, wie außerordentlich wichtig dieſer Gegenſtand bleibt. Der Brief ſcheint zwar eine zu künſtliche Anlage zu haben, übrigens aber gewiß ſehr alt zu ſeyn. *) — Auch

---

*) Man vergleiche eine dritte Notiz in Nr. 29 unſers Blattes über eine Beſchreibung des Bildes von Nicephorus Calliſtus.

die Zeitung für die elegante Welt hat vor einigen Jahren eine deutſche Ueberſetzung deſſelben geliefert.

* * *

Logogryph.

An meine Freundinn Fr. Josephine P.

Ein ſüßes Wort lebt tief in meiner Seele,
In deſſen Kreis die heil'ge Neun ich zähle.
Es iſt die Quelle mancher ſchönen Stunden,
In denen ich der Freundſchaft Glück empfunden;
Ein Inbegriff des Guten und des Schönen,
Ein würdig Ziel von edler Herzen Sehnen.
Denn mit der Anmuth Kranz, der hoch entzückt,
Hat es die Hand der Grazie geſchmückt.
Wir werden beyde uns beglückt wähnen,
Wenn Glück und Freude ſtets das Holde krönen.
Ich könnte tauſend Reize von ihm nennen,
Doch wirſt du ſelbſt ſie ſchon, o Freundinn! kennen.
Drum deut' ich an, was in der Zeichen Kreis
Der Blick der Muſe leicht zu finden weiß.
1. Ein Zahlwort, ohne das du nicht kannſt zählen,
Auch darf es nicht dem Band der Sprache fehlen.
2. Ein Wörtchen, das ſo klein und häufig iſt,
Und deſſen Raum doch kein Jahrtauſend mißt.
3. Ein Liebeswort, des Geizes höchſtes Glück.
O, wer auch nur auf einen Augenblick
Das ganze holde Wort ſo nennen kann:
Wer neidet nicht den hochbeglückten Mann?
4. Zwey Königstöchter und ein Königsſohn
Aus jener Zeit, wo auf des Himmels Thron
Ein Zevs noch ſaß, verehrt von den Hellenen,
Und von der hohen Roma tapfern Söhnen.
5. Zwey Chriſtennamen, in der Britten Land,
Zumal vom Pöbel, lärmend oft genannt.
6. Das Wort, aus dem das Ganze einſt entſprungen,
Das hoch gerühmt wird faſt von allen Zungen.
7. Ein Frauenname, ſeltner jetzt zu finden;
Er ſoll der Frauen Klugheit uns verkünden.
8. Ein Herzogthum im preußiſchen Gebiet,
Worin die Hauptſtadt gleiches Namens blüht.
9. Zwey Ströme, Zeugen mächt'ger Wandelungen.
10. Ein hoher Titel, von der Perſer Zungen
Mit Ehrfurcht und mit Schrecken oft genannt.
11. Ein ſchlanker Baum, als Gleichniß uns bekannt.
12. Ein Kleidungsſtück, bey Völkern feiner Sitte,
Sey's im Pallaſt, ſey's in der niedern Hütte.

Getragen, ſichtbar meiſt, nur jene Schaar,
Die zaubern kann, trägt's gerne unſichtbar.
Wenn ſchwarze Wellen es zuſammenweben,
Dann ſieht es jedes Aug' mit Angſt und Beben.
13. Die Straße, wo der Schiffer oft erbebt,
Und wo er Jahre fröhlich doch verlebt;
Die Perlen in der Schöpfung buntem Kranze,
Worauf ſich ſpiegelnd oft in ihrem Glanze
Der Himmel Welſchlands, und von ihren grauen
Beſchneiten Höh'n die Alpen niederſchauen.
14. Des Todes Sitz, wo er den gift'gen Pfeil
Zum Ziele lenkt; des Leibes nöth'ger Theil,
Wodurch der Wille ſchnell die Kraft bewegt.
15. Das, was ſich oft in dieſem Theile regt,
Was Leib und Seel verzehrend oft erfüllet,
Und unſern Blick mit ſchwarzer Nacht umhüllet,
Könnt' auch des Ganzen Zauber es entzünden,
16. Der Quell, dem dieſer Zauber oft entfließet,
Aus dem ein Strom von Freuden ſich ergießet;
Der reiche Quell von tauſend friſchen Leben,
Die ringsumher den trunknen Blick umſchweben;
Der Spiegel, der der Schönheit höchſten Glanz
Uns darſtellt in der Weſen buntem Kranz.
O wahrlich arm und elend ſind zu nennen,
Die dieſen Quell und ſeine Kraft nicht kennen.
17. Ein kleines Wort, das Himmel doch und Hölle
Umfaßt, des höchſten Jammers Quelle,
Doch auch des höchſten Glücks. So viele Klagen
Erpreßt es täglich; Tauſende doch wagen
Auf ſeinen Wogen hoffnungsvoll die Fahrt.
Wem einſt das Ganze liebend folgt, deß harrt
In dieſes Wörtchens ſtillem Heiligthum,
Umkränzt mit Roſen, ein Elyſium.
18. Ein Weſen, dieſem Heiligthum entſproſſen,
Vom Liebesarme zärtlich oft umſchloſſen,
Oft heiß erſehnt im hohen Fürſtenſtand,
Oft theuer auch im niedrigen Gewand.
19. Ein Muſenkind, geweiht der Vorzeit Helden
Und ihren Ruhm der Enkel Schaar zu melden.
20. Und endlich lenkt der hohen Muſen Gunſt
Des Dichters Blicke zu der edlen Kunſt,
Die jenes Wortes reicher Schooß enthält,
Zur erſten Kunſt, zur herrlichſten der Welt.
Sie ward zum Troſt den Sterblichen gegeben,
Zur Führerinn in's hehre Geiſterland.
Wie rauh und düſter wäre unſer Leben,
Beſtreut es nicht mit Blumen ihre Hand!
Ihr Hauch entflammt des Ruhmes heil'ges Feuer,
Veredelt und erhöht der Liebe Glut.
Sie ſchmücket freundlich ſelbſt den Leichenſchleyer,
Gibt kranken Herzen friſchen Lebensmuth.

Wem ſie, die hehre, Treue hat geſchworen,
Deß Buſen [illegible] ſüßen Schätzen reich,
Und hat zum [illegible] das Ganze ihn erkoren,
So wähnt er ſich den hohen Göttern gleich.

Prof. H.

* * *

Athen und Sparta, Corinth und Theben, Delphi und Marathon: was ſind ſie gegenwärtig?

Der eigentliche Zuſtand des neuern Athen, ſagt der Dr. Holland, der es beſuchte, ſcheint dem übrigen Europa erſt neuerlich bekannt worden zu ſeyn. Früher dachte man ſich unter demſelben ein armſeliges Dorf, deſſen Häuſer zwiſchen Ruinen von Tempeln zerſtreut lägen, und keineswegs eine große, blühende, volkreiche Stadt, mit vielen ſchönen Häuſern und mancherley Erforderniſſen des verfeinerten Lebensgenuſſes, und dennoch iſt dieß alles hier zu finden, und zwar auf der nämlichen Stelle, wo in alten Zeiten die geweihete Stadt Minervens ſtand, welche noch immer ihren Namen und eine Menge anderer Gegenſtände beybehalten hat. Sie hat 12,000 Einwohner, wovon der fünfte Theil aus Türken beſteht. Die Gouverneurs, ſowohl der Stadt als der Acropolis, ſind von der letzten Nation; die übrigen Einwohner ſind Griechen, in deren Händen die ganze Macht beruhet, was wohl daher rührt, daß Athen keiner türkiſchen Provinzial-Regierung, ſondern einer beſondern, aus dem Serail von Conſtantinopel ernannten, Behörde unterworfen iſt. Einige Züge der gegenwärtigen Einwohner verrathen noch den Volkscharacter der alten Bewohner Athens. Sie ſind noch wegen ihrer ſchnellen Faſſungskraft, Lebhaftigkeit, Wankelmüthigkeit und ihrer Ränkeſucht bekannt, aber da ſie wenig reiſen, ſo ſtehen ſie an Kenntniſſen und Bildung den Griechen in den öſtlichen Bezirken Theſſaliens und zu Joannina weit nach.

Und vor länger als zweytauſend Jahren war Athen eine der größten, ſchönſten und mächtigſten Städte Griechenlands, und hatte über 100,000 Einwohner, Freye und Sclaven. Cicero nennt ſie »die Erfinderinn aller ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften.«

Das berühmte Sparta, die Mutter der Helden, iſt kaum noch in ſeinen Ruinen erkennbar. Herr von Bermont theilte dem Herrn Caſtellan folgende Nachrichten mit (ſ. deſſ. Lettres sur la Morée etc. etc. Paris): Am Fuße des Berges Taygetus, ungefähr eine halbe Stunde von der Stadt Miſitra, befinden ſich die traurigen Trümmer von Sparta, welche zum Theil mit Erde bedeckt ſind, die der Regen und die Zeit daſelbſt aufgehäuft haben. Auf ſeiner Oberfläche bemerkt man bloß die Ueberreſte einer ſehr verfallenen Waſſerleitung, einige alte Ziegel- und Steinmauern. Jedoch ſieht man weiter hin, auf den Anhöhen, alte, noch gut erhaltene Bauwerke, welche den Anſchein von Feſtungen haben. Auf der Ebene fließet der Eurotas mitten durch die Trümmer, und iſt nur noch ein Bach. Man ſieht an einer Brücke, die zum Theil zerſtört iſt, daß er ſonſt viel breiter war.

Auch Chateaubriand beſuchte im Jahr 1806 die Ruinen von Sparta, welche er von dem Berge der Citadelle betrachtete. Stille und Einſamkeit herrſchten allenthalben, und niemand antwortete auf ſeinen Ruf »Leonidas!« Er glaubt, daß man die Steine von den Gebäuden weggeſchafft haben muß, weil man nirgends mehr derſelben ſieht. Die Stelle, wo Sparta geſtanden, iſt ganz unangebauet. »Als ich dieſe Einöde beſah, ſagt Chateaubriand, verzierte keine Pflanze ihre Trümmer, kein Vogel, kein Inſect gab ihnen Leben, außer Millionen von Eidechſen, welche ohne Geräuſch an den glühenden Mauern hinauf- und herunterliefen. Ein Dutzend halbwilder Pferde weideten hier und da ein verbranntes Kraut ab; in einer Ecke des Schauſpielhauſes baute ein Hirt einige Waſſermelonen, und zu Magula, das jetzt ſeinen traurigen Namen Sparta gibt, bemerkte man einen kleinen Cypreſſenwald, aber ſelbſt dieß Magula, das ſonſt ein ziemlich beträchtliches türkiſches Dorf war, iſt auf dieſem Todtenfelde zerſtört; ſeine Mauern ſind eingefallen, und es iſt bloß noch eine Ruine, welche Ruinen verkündigt.« Der Eurotas, der im Sommer beynahe vertrocknet, heißt jetzt Iri.

Und dieſes Sparta, das Griechenlands Unabhängigkeit durch ſeine Tapferkeit mehr als einmal gerettet, hatte anderthalb Meilen im Umfange. Wahrſcheinlich ſind viele ſeiner Trümmer zu dem Bau von Miſitra gebraucht worden.

Corinth war eine der prächtigſten und reichſten Städte der alten Welt, und trieb einen ſehr lebhaften Handel mit dem Abend- und Morgenlande, und jetzt iſt es eine kleine Stadt von 500 zerſtreut umherliegenden Häuſern mit 2 Meſcheen. Die alte Stadt war viel größer, und die Ueberreſte davon ſind nicht zahlreich. Der merkwürdigſte davon iſt die Ruine eines Tempels, von dem noch ſieben Säulen ſtehen.

Theben, das Vaterland des Pindarus, Epaminondas und Pelopidas, hat faſt eben ſo ſehr als eine noch vorhandene Stadt in Griechenland gelitten. Dr. Clarke ſagt: »innerhalb ſeiner Mauern hat es wenig Merkwürdiges; betrachtet man es aber von außen, ſo gewährt es einen impoſanten Anblick. Man glaubt eine große Stadt vor ſich zu ſehen. Ungeheuere Wälle, hohe Mauern von einer ſehr künſtlichen Form, und ein tiefer Graben umgeben es; die Spuren der alten Mauern laſſen ſich noch auffinden. Die gegenwärtige Stadt ſcheint wenig mehr als die alte cadmeiſche Acropolis einzunehmen; ſie hat ungefähr 300 Häuſer, und wird von einem Waiwoden regiert. Mit Einſchluß der Vorſtädte ſoll ſie gegen 4000 Einwohner haben.«

Dr. Holland ſagt: »das gegenwärtige Theben gewährt einen erbärmlichen Anblick, und beſteht aus einem Haufen von 5—600 ſchlecht gebauten, unregelmäßig vertheilten Häuſern *), nebſt 2 Moſchee'n und mehreren kleinen griechiſchen Kirchen; das Anſehen und die Wirkungen der Trägheit und Nachläſſigkeit, welche in den meiſten Orten herrſchen, wo die türkiſche Bevölkerung vorherrſchend iſt, iſt auch hier allenthalben ſichtbar; dennoch behauptet man, daß Theben gegenwärtig an Umfang zunehme.«

Delphi, das ſonſt die größte und berühmteſte Stadt in Phocis war, und das vornehmſte Orakel der Griechen enthielt, iſt jetzt, nach dem Dr. Clarke, ein elendes Dorf, das Caſtri heißt, und ungefähr 70 Häuſer enthält. Die Einwohner ſind Griechen, aber wo griechiſche Landleute ſtatt albaneſiſcher in den Dörfern gefunden werden, da iſt auch Mangel und Elend vorherrſchend. Seine herrlichſten Tempel ſind der Erde gleich gemacht.

Das Dorf Marathon, in deſſen Nähe einſt Miltiades der Perſer ungeheure Schaaren ſchlug, hat eine ſchöne Lage auf einer Ebene, welche ganz flach iſt, und ſich von Nordoſten nach Südweſten am Meere hin erſtreckt. Noch immer ſtehen da die Denkſteine, wo die heldenmüthigen Athenienſer fielen, und die Umriſſe des Thales ſind ſichtbar.

……

---

*) Der Engländer Hobhouſe gibt ihm 300 Häuſer.

Die Himmelspförtnerinn.

Eine Oeſterreichiſche Volksſage *), von Franz Ziska.

Vor vielen hundert Jahren lebte zu Wien eine junge Nonne in einſamer Zelle. Sie war zufrieden mit ihrem Stande, denn von Kindheit auf wurde ſie ſchon in dem Kloſter erzogen, und kannte daher die verführeriſche Welt nicht und ihre eitlen Freuden. Aber deſto ſchöner blühte dafür die keuſche Lilie der Himmelsluſt in ihrem harmloſen Herzen empor, wenn ſie ſich vor dem Gnadenbilde der liebreichen Mutter Gottes in der kleinen Kapelle hinwarf und bethete.

Jahre vergingen, Jahre kamen, da übergab ihr die Oberinn das Pförtneramt, und der böſe Feind, der niemals ruhet, wo das Gute keimet, ergrimmt über den Ruf ihrer Frömmigkeit, ſann auf Liſt, die Braut des Himmels in den tiefen Abgrund ſeiner Verdammniß zu ſtürzen.

Einſtmals, als ſie, wider ihre Gewohnheit, unterließ, vor dem Schlafengehen das Gnadenbild zu beſuchen, ſenkte ſich ein trüber Schlummer über ihre Schläfe und der Böſe ſchlich ſich in ihre Zelle, und gaukelte ihr einen Traum vor der irdiſchen Freuden. Im Nu! ſah ſie ſich in eine prachtvolle, in weiter Ferne von ſilbergrauen Bergen umſchloſſene Landſchaft verſetzt, über die ſich der heiterſte mit Roſenwölkchen verbrämte Himmel wölbte. Rieſengroße Bäume, von zarten Reben umſchlungen, ſtiegen zu ihm empor, und verbreiteten Schatten über das mannigfaltige Grün der blumenreichen Wieſen, auf welchen muntere Heerden weideten. Und ein ſtolzer Strom rauſchte durch das Land, auf dem Fiſcher-Kähne ſchaukelten, und herüber von ſeinen blühenden Auen drang Blumenduft und der Sang von munteren Vögeln, und Nachtigall ſchlug, und Turtel girrte! –– Da erwachte die Nonne, — und aus war es mit ihrem Seelenfrieden, denn ein unwiderſtehlicher Hang nach der Welt hatte ſich ihrer bemächtiget. Trübe ging ſie ihrem Berufe nach und konnte nur wenig bethen. Den ganzen Tag ſtarrte ſie, beym Fenſterlein ſtehend, ſprachlos hinaus in den Himmel, ſah nach den ziehenden Wolken, und meinte, ſie winkten ihr nachzukommen, und hörte ein Vögelein zwitſchern, und glaubte zu vernehmen:

---

*) Dieſe Sage iſt es, welche zu der »Rückkehr der Pförtnerinn« in Fouque's Sagen und Legenden, den Stoff lieferte.

„Zieh', zieh'!
Mit, mit
In die Welt,
Wo's uns gefällt!“

So wurde es Nacht, und ſie vergaß abermals das Gnadenbild zu beſuchen, und ſchlief ein, und der Böſe verfolgte ſie wieder mit ſeinen Träumen: Sie war in einer Roſenlaube, rings von ſilbernen [illegible] umfloſſen, in die des Mondes blaſſer Schimmer eindrang, es flötete und harfte, es liſpelte und wiſpelte um ſie ſo lieblich, und wie ſie ſich umſah — ſiehe, da gewahrte ſie einen wunderſchönen Jüngling, der ſehnſüchtig ſeine Arme nach ihr ausſtreckte, und Nachtigall ſchlug, und Turtel girrte! — und ſie erwachte, ging trübe ihrem Berufe nach, und konnte nicht bethen. Immer und immer, den ganzen Tag zwitſcherte das Vögelein:

„Zieh', zieh'!
Mit, mit
In die Welt,
Wo's uns gefällt!“

So wurde es wieder Nacht, und ſie vergaß zum drittenmale das Gnadenbild zu beſuchen und ſchlief ein, und hatte Träume des böſen Feindes: Sie ſah ſich als geliebte Gattinn des ſchönen Jünglings, als frohe Mutter einer munteren Kinder-Schaar, — und Nachtigall ſchlug, und Turtel girrte — und ſie erwachte, wartete nimmer auf des Vögeleins Ruf:

„Zieh', zieh'!
Mit, mit
In die Welt,
Wo's uns gefällt!“

nahm die Schlüſſel zur Pforte, ging weinend in die Kapelle, legte ſie zu Mariens Füßen, und rief aus: »Siehe, du Himmliſche! deine Dienerinn hat ſich der Welt zugewendet; nimm hin die Schlüſſel und bewache Du das Heiligthum!« Sodann ſtürzte ſie zur Pforte hinaus und begab ſich in die weite Welt.

Sieben Jahre waren verſtrichen. Die ſündhafte Nonne hatte die ganze Zeit im Taumel der Welt zugebracht, und lernte alle Luſt, alle Freuden, alle Trübſale und Leiden derſelben kennen. Da ergriff ſie auf einmal, zum Aerger des böſen Feindes, bittere nahmenloſe Reue über ihr großes Vergehen, und mit Sehnſucht verlangte ſie aus dem Sturme der Welt in das friedliche Kloſter zurück, um dort ihr Verbrechen abzubüßen.

Und ſie begab ſich auf die Reiſe, barfuß, in härenem Bußgewande; hundert und hundert Meilen hatte ſie zu wandern, und ſpitzer Fels und ſcharfer Dorn zerfleiſchten ihre Beine, und drückende Sonnenhitze verſengte ihr Antlitz.

Nach unſäglicher Mühe kam ſie zum Kloſter in ſtürmiſcher ſtockfinſterer Nacht, und ermattet fiel ſie nieder auf die Stufen vor der Pforte und klingelte. — Siehe, da öffnete ſie ſich und heraustrat — die gnadenvolle Mutter Gottes mit dem ſüßen Jeſuskinde. Eine Strahlenkrone hatte ſie auf dem Haupte und war ganz vom Himmelsglanze umfloſſen. Liebreich half ſie der ermatteten Nonne auf, führte ſie in das Kloſter, überreichte ihr die Pforten-Schlüſſel wieder, welche ihr das Weltkind vor ſieben Jahren zu Füſſen gelegt, und kehrte ſchweigend in die Kapelle zu ihrer Blende zurück. Die Nonne aber begab ſich in die Zelle, und weil ſie ſich ſehr krank fühlte, ſo bat ſie ihre Oberinn und die Mitſchweſtern zu ſich, und bekannte ihnen öffentlich all' ihre Vergehungen ſeit der Flucht aus dem Kloſter. Da war des Staunens kein Ende, denn man hatte ſie gar nicht irre gegangen, und klar war es ihnen, daß die gnadenvolle Mutter Jeſu die ganze lange Zeit hindurch, in der Geſtalt der Nonne das Pförtneramt geführet hatte.

Und nachdem die Sünderinn reuevoll gebeichtet und Ablaß erhalten hatte, überfiel ſie ein ſanfter Schlummer, und träumend ſah ſie die Himmelsköniginn in ihrer Glorie, von zahlloſen Engelſchaaren umgeben, auf lichter Wolke vor ſich ſchweben, und mit der Friedenspalme winken, und hörte die Seligen ſingen:

„Zieh', zieh'!
Mit, mit
In die Welt,
Wo's uns ſo wohl gefallt!"

und erwachte nicht wieder.

Die Oberinn aber berichtete dieſes Wunder ſogleich dem heiligen Vater, und der befahl das Kloſter künftighin zur Himmelspförtnerinn zu nennen, wie es auch noch heut zu Tage heißt.

Novelliſtik.

Der Mechaniker Owen in Stockholm hat einen Wagen und einen Schlitten, jeden für 12—15 Perſonen, welche durch Dampfmaſchinen ſtatt Pferde fortbewegt werden, verfertigt, und nach einer der Academie der Wiſſenſchaften vorgelegten Beſchreibung ein Privilegium erhalten. Dieſe Erfindung wird zu Poſtwägen verwendet werden."

Zu Frojmon, dem bekannten Lieblingsaufenthalt der verſtorbenen Königinn von England, findet man einen Schatz von Seltenheiten aus Oſtindien, unter Andern das berühmte elfenbeinerne Bett, ein Geſchenk der Lady Haſtings. Von der Hand der Prinzeſſinn Eliſabeth ſind mehrere Mahlereyen auf Sammt und Porzellan daſelbſt. In Buckingham-Houſe, dem Pallaſte der Königinn in London, hat ſie viel Originale der italieniſchen und flammändiſchen Schule, und die beſten Migniaturgemählde ꝛc.

Jüngſt iſt von Büſchings werthvollem Buch: Der Deutſchen Leben, Kunſt und Wiſſen im Mittelalter, der zweyte Band (der wöchentl. Nachrichten vierter) erſchienen. Unter Andern finden wir folgende, mit K ch. chiffrirte Notiz, überſchrieben: »Der Urſprung der Magyaren.« Je dunkler der Urſprung des Namens und des Stammes der Magyaren, der Stammväter der heutigen Ungarn, aller Nachforſchungen bis dieſen Tag geblieben iſt, um ſo wichtiger iſt eine Stelle aus der alten morgenländiſchen Reiſebeſchreibung des Ewlia*), die nach einer wörtlichen Ueberſetzung alſo lautet: »Aus den von den Perſern abſtammenden Ungläubigen ſind zuerſt vier Söhne Menutſchehrs die Stammväter. Dieſe entflohen, und ließen ſich zu Agra (Erla) nieder, wo man ſie fragte: Wer ſeyd Ihr? Sie antworteten: Ma tschar is, d. i. wir ſind vier. Aus Ma tſchar entſtand dann durch fehlerhafte Ausſprache das Wort Madſchar, der Volksname der Madſcharen.« — Daß die Madſcharen aus dem nördlicheren Aſien ſtammen, und am Ende des 9. Jahrhunderts in das alte Pannonien einwanderten, welches durch ſie den Namen Ungarn erhielt, wird auch durch andere Nachrichten beſtätigt, (S. Schlözers Neſtor III. S. 107—145) die indeß die Abſtammung dieſes Volkes noch ſehr im Dunkeln laſſen. Einige Sprachforſcher haben in der ungariſchen Sprache eine Verwandtſchaft mit dem Finniſchen zu entdecken geglaubt; es käme jetzt nur noch darauf an, daß Sachkundige eine Vergleichung zwiſchen dem Ungariſchen und Perſiſchen anzuſtellen verſuchten, um auch auf dieſem Wege die obige Angabe des morgenländiſchen Reiſebeſchreibers zu begründen.

Es iſt zum Erſtaunen, wie geſchäftig ſich St. Petersburg, das ſich immer mehr zu einer Zierde Europas erhebt, ſowohl hinſichtlich ſeiner allgemeinen Anlagen tagtäglich verſchönert, als mit einzelnen Gebäuden ſchmückt. Wir wollen hier nur einige der neueſten Verſchönerungen und dahin abzweckenden Veränderungen anführen. Dem Publicum iſt die durch ein Reſcript des Kaiſers von Rußland anbefohlene, und nun vollendete Verſetzung der Denkmähler der Grafen Rumianzow und Suworow auf die Waſiljewsky Inſel und an das Ufer der Newa, dem Marmorpallaſt gegenüber, ſchon aus den Zeitſchriften bekannt. Jetzt ſagt man, daß die große Troitzky-Schiffbrücke bey dem letzteren dieſer gedachten Denkmäler in der Art aufgeſtellt werden wird, wie ſich die Iſaaksbrücke über die Newa, bey dem Monumente Peter des Großen, befindet. Dadurch würde man gerades Weges nach Kamennoy Oſtrow (Stein-Inſel, gewöhnliche Sommerwohnung des Kaiſers) gelangen können. Für die beſagte Iſaaksbrücke, über welche die Paſſage beſonders ſtark iſt, werden neue Schiffe, viel breiter und bequemer, als die Vorigen, verfertigt, ſo zwar, daß ſtatt der jetzigen 18 Schiffe nur 12 nöthig ſeyn werden. An beyden Ufern der Newa (nämlich der Admiralitäts-Bezirk und der Waſſiljewsky-Inſel), welche dieſe Brücke verbindet, wird thätig an einer neuen Abfahrt, von Granitſtein, gearbeitet. Der Bau der ſogenannten blauen Brücke, von Eiſen, über die Moyka (ein Canal), iſt ſchon vollendet. Sie iſt von außerordentlicher Breite, und ein tüchtiges Meiſterwerk. Die angrenzenden Straßen erhalten eine veränderte Richtung. — Ferner ſagt man, daß der obere Sommergarten ganz demolirt, und auf dieſer Stelle ein neuer Pallaſt für den Großfürſten Michael aufgeführt werden ſoll. — Auf der ſogenannten Petersburger Seite wird auf dem ganzen Rayon der Feſtung ein engliſcher Garten für das Publicum angelegt. — Der Boulevard, ein Lieblings Spaziergang der Petersburger, welcher ſich um die Admiralität herumzog, iſt dieſem vor Kurzem vollendeten Prachtgebäude mittelſt Zuſchüttung des Feſtungsgrabens, näher gerückt werden, und auf beyden Enden deſſelben werden jetzt zur bequemeren Erreichung der Gondeln, um mit ihnen Luſtfahrten auf dem herrlichen Newaſtrome zu machen, Stufen aus Granit verfertigt. — Man verſichert, daß der Lindenſpaziergang in der Newsky Perſpect einer großen Veränderung unterliegen dürfte, weil ſeine Bäume auf beyde Seiten der Straße neben den Trottoirs verpflanzt werden ſollen. — Die in ihrer Art einzige Brücke, in der Straße Jamskaja, unter welcher der Ligow'ſche über den Alexandrow'ſchen Canal fließt, ſoll ebenfalls noch in dieſem Jahre vollendet ſeyn. — Auch das ſogenannte kleine Theater in der Newsky Perſpect, neben dem Palais Sr. kaiſerl. Hoheit des Großfürſten Nicolaus, ſoll abgetragen, und der dadurch zu gewinnende Platz zu einer zwey paralellelaufenden Straßen verbindenden Straße verwendet werden. Dagegen ſoll aber ein neues, noch viel größeres, als ſelbſt das jetzige ſogenannte große Theater iſt, auf dem Apraxin-Hofe erbaut werden Dieſes bedürfte aber einiger Beſtätigung.

---

*) Die Ueberſetzung derſelben iſt entlehnt aus den Fundgruben des Orients, Band 5. Heft 2, S. 204.

In Kopenhagen iſt auch der zweyte Band der Sämundiſchen Edda erſchienen. Er hält 132 Bogen in 4to. Mehrere gelehrte Isländer haben ihn commentirt; Prof. Finn Magnuſſen hat ein Gloſſar, und Prof. Birger Thorlacius die Vorrede geliefert. Der dritte Theil mit Hávamal, Völuspa und Rigsmal, und dem mythologiſchen Wörterbuch über die ganze Edda, ſoll, wie Hr. van der Hagen anzeigt, binnen 4 Jahren erſcheinen.

Die zu Paris beſtehende Kindergeſellſchaft, zu Gunſten armer Greiſe, fährt in ihrer wohlthätigen Wirkſamkeit ununterbrochen fort. Sie iſt von der Mad. Dupont de Nemours in der löblichen Abſicht geſtiftet, die Kinder, beſonders Mädchen, zu edlen Handlungen zu gewöhnen. Jedes Kind, welches Mitglied der Geſellſchaft ſeyn will, muß wöchentlich 7 Sous aus ſeinem Sparbeutel hergeben und ſich verpflichten, dieſen Beytrag wenigſtens ein Jahr zu liefern. Sie ernennen jährlich ihren Präſidenten, Vicepräſidenten, Secretär und Schatzmeiſter. Sie beſuchen mit ihren Eltern die Armen, und ſtatten der Geſellſchaft Bericht über die Nothdurft derſelben ab. Demjenigen Greiſe, welchem die Geſellſchaft helfen will, pflegen 2 gute Hemden und ein guter Ueberrock gereicht zu werden. Dieſe Kleidungsſtücke werden, ſo viel möglich, von den Kindern ſelbſt verfertigt. — Wahrlich! eine eben ſo rührende, als nachahmungswerthe Anſtalt! Wir wollen uns nicht anmaßen, unſere Gefühle, Geſinnungen und Wünſche deutlicher auszuſprechen, aber —

Dr. Mone in Heidelberg macht (in dem obenangezogenen Band von Büſchings Werk) folgende Anfrage: »Eine Hierobotanik oder heilige Kräuterkunde iſt für den Forſcher des altdeutſchen Glaubens ein unentbehrliches Hülfsmittel, und ein Werk dieſer Art für das deutſche Alterthum wäre Nachkommen Dank werth, ſo ſehr es auch die jetzige Welt für nutzlos halten möchte. In dieſer Hinſicht iſt folgende Frage für den gefälligen Auflöſer zu beherzigen. Es iſt in meiner Heimath (Rheinfranken) ein gemeiner Volksglauben, die Dornenkrone unſers Heilands ſey vom Hagbuttenſtrauch (Rosa canina lin.) geweſen, und wenn ich mich recht erinnere, ſo hält man die Frucht des Strauches für ein heilſam Mittel, wenn man etwas Spitziges im Schlund oder Leibe hat. Auch iſt es ein gemein Sprichwort: Du ſchreyeſt, als hätteſt du ein Meſſer im Hals. Liegt nun dem Namen des Strauchs und der Sage von ihm keine weitere, tiefere Beziehung und Zuſammenhang, etwa mit der Roſe, unter, und welcher und wie? Iſt dieſe Sage weiter verbreitet, und mit welchen Veränderungen? Das ſey ein Beyſpiel einer mythologiſchen Frage, die eine gefällige Antwort in dieſen Blättern erwartet, die ſowohl ich als alle Forſcher des deutſchen Alterthums mit Dank annehmen werden.«

Einer der beliebteſten ruſſiſchen Schriftſteller, Hr. von Gretſch (Herausgeber der Zeitſchrift: Sohn des Vaterlandes). hat dem Schulweſen in Rußland einen ſehr wichtigen Dienſt erwieſen, indem er eine ſehr detaillirte und mit vieler Umſicht geſchriebene: Anleitung zum wechſelſeitigen Unterricht nach der Bell-Lancaſter'ſchen Methode, mit den dazu gehörigen Tabellen druken ließ. Ein ſolches Buch war um ſo unentbehrlicher in Rußland, als daſelbſt ſchon viele Schulen dieſer Art beſtehen, wobey man aber bisher ſich nur nach den ſehr mängelhaften Zeitungs- oder Correſpondenz-Nachrichten über derley Schulen in England und Frankreich richtete, und folglich noch in vielen Fällen im Finſtern tappen mußte. Es iſt bemerkenswerth, daß die erſte Bell-Lancaſter'ſche Schule in Rußland — zu Omsk, einer Feſtung in Siberien, errichtet worden iſt.

Ueber Dannekers vorhabende coloſſale Darſtellung eines Chriſtus, wozu bereits das Modell vollendet iſt, leſen wir in dem Juniheft der Zeitſchrift: Emma, folgende wunderliche Notiz: »Nach ſeiner eigenen Bemerkung blieb der Kopf bey den erſten Bemühungen (und der Künſtler entwarf davon 23 Zeichnungen vom kleinſten auf) immer nur der eines Apoſtels, und verklärte ſich höchſtens bis zum Johannes. Endlich aber erblickte die regſam arbeitende Phantaſie das Angeſicht des Mittlers ſelbſt, und zwar zweymal nach einander — im Traume. Großen Mahlern begegnete oft ein Gleiches mit ihren Madonnen. Die erſte Erſcheinung war klar und gleichſam aus lauterm Golde; beym zweytenmal aber zog ſie ſich mehr hinter einen leichten, dunſtigen Schleyer zurük. Seitdem iſt ſie nicht wieder gekehrt; doch wünſcht der Bildner ſehnlichſt, ſie zum drittenmal zu ſchauen, um ſodann ſeinem Werke die Vollendung geben zu können. Rührend iſt Danneker's Erzählung, wie ein junges, einfaches, mit den Künſten unbekanntes Mädchen in ſeine Werkſtätte eintrat, und beym Anblick des Modells in die Worte ausbrach: »Das iſt unſer Heiland!« Auf des Künſtlers Frage: woran ſie das erkenne? aber die einfache, kindlich naive Antwort gab: »Das kann ja niemand anders ſeyn!«

Ein armer Menſch, Namens Dumont, welcher 34 Jahre lang Gefangener zu Algier geweſen, iſt unlängſt unentgeltlich im Hoſpital der Unheilbaren zu Paris aufgenommen worden. Er war 12 Jahre alt, als man ihn raubte. Seine Erzählung von ſeinen Leiden iſt furchtbar, und ſelbſt ſeine Befreyung iſt es nicht minder. Während des Bombardements von Algier im J. 1814 waren alle Gefangene in eine unterirdiſche Höhle eingeſchloſſen. Eine falſche Nachricht kündigt ihnen ihre Befreyung an. Die meiſten ſtürzen zur Thüre — um — von den Mauren in Stücke gehauen zu werden. Als man ſie nachher wirklich in Freyheit ſetzte, mußte man ſie erſt mit Stockſchlägen zwingen, an ihre Freyheit zu glauben.

In der Novelliſtik des 43. Stückes hatten wir erzählt, daß die Petersburger Monathſchrift: Der Invalide, die cauſtiſchen Bemerkungen der Speyerſchen Zeitung über Hrn. v. Stourdza's Schrift aufgenommen habe ꝛc. Nun aber verſichert uns ein reſp. Correſpondent, daß dieſer Schrift in jenem Journal weder dafür noch dawider erwähnt ſey; und da dieſe unſre Quelle alle Gründe der Glaubwürdigkeit für ſich hat, ſo wollen wir nicht unterlaſſen, jene aus der Leipziger-Literaturzeitung entnommene Nachricht, hiermit zu widerrufen.

Bey dem nunmehr vorliegenden Ausgang des zweyten Quartals laden wir die Liebhaber ein, auf das dritte mit 7 fl. W. W. zu pränumeriren. Von dem erſten und zweyten ſind noch Exemplare zu 14 fl., einzeln zu 7 fl. W. W. vorräthig. Die halbjährige Pränumeration iſt 14 fl. W. W. hier bey dem Verleger J. B. Walliſhauſſer (Neuburgergaſſe Nr. 1177). Entferntere Liebhaber wollen ſich an die k. k. Oberſte Hofpoſtamts-Hauptzeitungsexpedition, oder an die ihnen naher liegenden Ober- auch Abſatz-Poſtämter und Stationen wenden, welche ſämmtlich gegen halbjährige Vorauszahlung von 17 fl. W. W. die Verſendung wöchentlich zweymal vornehmen. Es erſcheinen wie ſeither die Woche anderthalb Bogen auf feinem Poſtdruckvelin-Papier in gr. Median-Octav: Dinſtag ein ganzer, Freytag ein halber Bogen. — Zweckdienliche Beyträge, (die wir in jedem Anbetracht honoriren), bitten wir unter der Addreſſe: An die Redaction des Converſationsblatts, an die Verlagshandlung zu befördern.

Wien, Ende Juni 1819. **Die Redaction und der Verlag.**

Hierzu Titel, Regiſter und Umſchlag.

Gedruckt bey J. B. Walliſhauſſer.

Converſationsblatt.

* * *

Zeitſchrift
für
wiſſenſchaftliche Unterhaltung.

»L'art du Journaliste n'est pas celui, de faire rire, ou d'amuser; il doit analyser et instruire. Un Journaliste plaisant est un plaisant Journaliste.«

Esprit de l'Encyclopédie.

Erſter Jahrgang.

WIENER STADT-BIBLIOTHEK

1819.

Zweiter Band, erſter Theil.

Wien,
gedruckt und im Verlage bey Joh. Bapt. Walliſhauſſer.

Allgemeine Inhaltsanzeige.

Nr. 1. Prinz Colubrano. — Allegorie der Blumen. — Novelliſtik.

Nr. 2. Schiller an (den Freyh. Herib. v.) Dalberg. — Weihe der Tonkunſt, von Franz Gräffer. — Fortſchritte in der Sprachkunde, von F. Bernhard. — Nachrichten über Belzoni in Egypten. — Kleine Zeitungs-Curioſa. — Novelliſtik.

Nr. 3. Das Pulver Doſa. — Novelliſtik.

Nr. 4. Fortſchritte in der Sprachkunde, von F. Bernhard (Schluß). — Die Kindheit, von Pougens, überſetzt von F. Bernhard. — Allegorie d. Blumen (Schluß). — Etiquette am Hofe von Hayti. — Novelliſtik.

Nr. 5. Reiſebemerkungen, von Wilh. Hebenſtreit. — Novelliſtik.

Nr. 6. Reiſebemerkungen, von Wilh. Hebenſtreit (Schluß). — Blauer Dunſt, ein öſterreichiſches Volkslied, mitgetheilt von Franz Ziska. — Die hiſtoriſche Ketzerinn, von Franz Gräffer. — Hrn. v. Kempelens Schachmaſchine in England. — Novelliſtik.

Nr. 7. Saladin, von C. Ferd. Schulze in Gotha. — Aus Lucas Kranachs Leben, von G. v. Gaal. — Novelliſtik.

Nr. 8. Saladin, von F. Ferd. Schulze in Gotha (Schluß). — Aus und über England, von Afdg. — Erinnerung an ein vaterländiſches Heldengedicht, von Prof. J. Liebel. — Novelliſtik.

Nr. 9. Hrn. v. Kempelens Schachmaſchine in England (Schluß). — Winterblüthen. (Nach dem Franzöſiſchen der Barbe de Verrue, Dichterinn aus dem 13. Jahrhundert. — Die jetzigen koſtbarſten Kron-Diamanten. — Novelliſtik.

Nr. 10. Hernando, von Dan. Leßmann. — Anſichten weiblicher Erziehung, von K. — Die jetzigen koſtbarſten Kron-Diamanten (Schl.) — Ueber die Pflicht des Gelehrten, von J. C. Lauer. — Novelliſtik.

Nr. 11. Ueber die Meteorſteine in China. — Die ſtolze Föhre. Ein Mährchen aus dem Unter-Mannharts-Viertel, von Fr. Ziska. — Novelliſtik.

Nr. 12. Hernando, von Dan. Leßmann (Schluß). — Aus Franz Horns (neuen) Umriſſen. — Die Bekanntſchaft, von J. F. Caſtelli. — Die eiſerne Krone von —*. — Novelliſtik.

Nr. 13. Seltſame Anachronismen. — Auf den Stutzer Fadil. — Auf B. mit falſchem Gebiſſe, das er gerne für ſein eigenes ausgäbe, von Joh. Möſer. — Berichtigung, von J. Ch. Mikan. — Novelliſtik.

Nr. 14. Aus Gaſtein über Gaſtein, von Wilh. Hebenſtreit. — Die Leiden der Jugend, von Prof. H. — Aus Fr. Horns (neuen) Umriſſen (Schluß). — Ueber die

Meteorſteine in China (Schluß). — Novelliſtik.

Nr. 15. Jaroslaw v. Sternberg, von W. A. Gerle. — Lina's Troſt, von Franz Gräffer. — Der chineſiſche Sammler, von J. B. — Novelliſtik.

Nr. 16. Blick auf die brittiſche Handels-Uebermacht, von C. Th. Hohler. — Im Tempel am Leopoldsberge, von W. Freyh. v. Eyb. — Bibliothek der Tonkunſt in Wien, von —°. — Aus Gaſtein über Gaſtein, von Wilh. Hebenſtreit (Fortſetzung). — Vertheidigung eines neuen weiblichen Geſchlechtes, von Joh. Meier. — Novelliſtik.

Nr. 17. Die Kleinigkeiten; hiſtoriſcher Streifzug, von Ign. Jeitteles. — Die literariſche Geſellſchaft zu Athen. — Novelliſtik.

Nr. 18. Sinngedichte aus dem Lateiniſchen des Auſonius, von W. J. Elliſon von Nidlef. — Aus Gaſtein über Gaſtein, von Wilh. Hebenſtreit (Fortſetzung). — Curioſa. (Mitgetheilt von K—r) — Novelliſtik.

Nr. 19. Aus Gaſtein über Gaſtein, von Wilh. Hebenſtreit (Schluß). — Leyer und Schwert. Th. Körners Andenken, von A. Schumacher. — Aufgabe, von —chl. — Novelliſtik.

Nr. 20. Zopfgedanken. Das Schauende eines metaphyſiſchen Collegiums, von Dan. Leßmann. — Fabeln in Geſprächen; mitgetheilt aus einer ungedruckten poet. und proſ. Blumenleſe des Hrn. Gottl. Leon, v. J. J. Scheiger. — Ueber die Arabiſchen und Perſiſchen Pferde, welche der Perſiſche Geſandte dem Prinzen-Regenten in dieſem Sommer überbracht hat. Auszug eines engliſchen Schreibens des Freyherrn v. B....t, datiert Melun 20. Juni 1819, an Sir G. H...y Bar. in Wien. — Novelliſtik.

Nr. 21. Zopfgedanken. Das Schau-Ende eines metaphyſiſchen Collegiums, von Dan. Leßmann (Fortſetzung). — Ueber die Arabiſchen und Perſiſchen Pferde, welche der Perſiſche Geſandte dem Prinzen-Regenten in dieſem Sommer überbracht hat. Auszug eines engl. Schreibens des Freyherrn von B....t, datiert Melun 20. Juni 1819, an Sir G. H...y Bar. in Wien (Schluß). — Novelliſtik.

Nr. 22. Ueber das Alterthum des phöniziſchen Alphabets. Ein Brief des Hrn. Grafen Volney an den Hrn. Grafen Lanjuinais. Aus dem Franzöſiſchem (Revue encycloped. 6. Livrais.) überſetzt v. F. Bernhard. — Zopfgedanken. Das Schau-Ende eines metaphyſiſchen Collegiums, von Dan. Leßmann (Schluß). — Das Römerbad in Salzburg, von Wilh. Hebenſtreit. (Mit 2 Abbildungen.) — Kann es eine National-Literatur geben? von Franz Gräffer. — Deutſche Orthographie. — Novelliſtik.

Nr. 23. Feſtgebräuche der Bewohner des Rieſengebirges, von W. A. Gerle. — Ueber das Alterthum des phöniziſchen Alphabets. Ein Brief des Hrn. Grafen Volney an den Hrn. Grafen Lanjuinais. Aus dem Franzöſiſchen (Revue encycloped. 6. Livrais.) überſetzt von F. Bernhard (Fortſetzung). — Novelliſtik.

Nr. 24. Ueber das Alterthum des phöniziſchen Alphabets. Ein Brief des Hrn. Grafen Volney an den Hrn. Grafen Lanjuinais. Aus dem Franzöſiſchen (Revue encycloped. 6. Livrais.) überſetzt v. F. Bernhard (Schluß). — Humoriſtiſche Splitter, von Franz Gräffer. — Der Perſiſche Hof, von —K. — Novelliſtik.

Nr. 25. Zur Geſchichte des Kuſſes und Küſſens, von Georg v. Gaal. — Allgemeines Geſchäftshandbuch, von —l—. Novelliſtik.

Nr. 26. Zur Geſchichte des Kuſſes und Küſſens, von Georg v. Gaal (Fortſetzung). — Beliſars Klage. — Für Küchengrazien, Leckermäuler ꝛc., von Franz Gräffer. — Der Thürſteher in Shakeſpeare's Macbeth, von Dan. Leßmann. — Novelliſtik.

Converſationsblatt.

1.

Freytag, den 2. Juli 1819.

Prinz Colubrano.

„Der liebenswürdigſte aller Erzbiſchöfe — erzählt eine fein bemerkende neuere Reiſende *), — iſt vielleicht Monſignor Capece-Latro**) zu Neapel, des verewigten Herders und Stolbergs Freund, der im Schooße behaglicher Muße ſein männliches Alter dahin gelebt hat. Er iſt einer der ſchönſten Greiſenköpfe; Zartſinn und Güte ſprechen aus jedem Zuge ſeines Antlitzes und jedem Worte, das ſeinen Lippen entflieht. Bey unſerm lieben Erzbiſchofe finden wir immer einen jener geiſtvollen Sonderlinge, wie ſie nur Italien hervorbringt. Dieſes iſt der Prinz Colubrano. Seine Geſtalt zu beſchreiben, iſt ſchwer. Man denke ſich den Mohren in Wielands neuem Amadis, gebleicht, und man hat ihn, wie er leibt und

---

*) Friederike Brun, Neapel und ſeine Umgebungen in den Jahren 1809 und 1810, S. 223.

**) Eigentlich hieß dieſe alte Familie Capece-alatri, wie die Stadt lebt. Dieſen finden wir nun, wenn wir (zwiſchen 6 und 7 Uhr) zu unſerm Capece-Latro kommen, immer in einem Winkel des Zimmers ſchlafend. Gewöhnlich kömmt er pünctlich um 5 Uhr dahin, um ſeine Sieſte zu halten. Kein Beſuch, kein Geräuſch ſtört ihn, bis der Augenblick gekommen iſt, in welchem er, ſich die Augen austreibend, plötzlich aufrichtet, und dann auch ſogleich, von Witz und Leben ſprudelnd, die ganze Geſellſchaft in Bewegung bringt.

Colubrano iſt vielleicht einer der beſten Köpfe in Neapel, und arbeitet viel, aber nur für ſich. Beſonders beſchäftigt er ſich mit Politik und mit Medicin. Er iſt eine lebendige Sammlung der poetiſchen Schönheiten aus den beſten Dichtern Italiens und Siciliens, und recitirt dieſelben mit unnachahmlicher Kraft und Anmuth, ohne je zu fehlen. Allein nicht das Aeußere allein hat er von Wielands rieſenhaftem Mohren, ſondern er iſt auch, wie jener, ein Zauberer. Unfehlbar beantwortet er jede in Gedanken an ihn gerichtete Frage, von deren Inhalt man ihm nur den Initialbuchſtaben jedes Wortes gibt. Er geht dann bey Seite, kommt in wenigen Minuten zurück, und bringt die geſchriebene Antwort, mehrentheils in Verſen, mit. Und in welchen Verſen! Ich habe von ihm auf dieſe Weiſe improviſirt Stanzen und Sonnette geſehen, deren ſich Arioſto und Filicaja nicht zu ſchämen hätten. Mir hat er Fragen des innerſten Gemüths auf dieſe Art beantwortet, die mir einen unwillkührlichen Reſpect vor ihm eingeflößt hat. Dieſe, ſeine äußerſt auffallende Divinationsgabe, iſt in ganz Neapel bekannt. Die Königinn Caroline ſandte ihm in den für ſie und ihre Verwandten ſo furchtbar critiſchen Zeiten, oft Initialfragen zu, die der Prinz, einer Caſſandra gleich, ſo redlich als warnend, vergebens beantwortet haben ſoll.

Dieſer Mann von ſo unvortheilhaftem, ja zurückſtoßendem Aeußern, hat die romanhafteſten Leidenſchaften eingeflößt und getheilt. Frauen aus allen Ländern, ſchöne, geiſtvolle, haben ihn geliebt, und ſind von ihm mit Schwärmerey wieder geliebt worden. Er hat mit dem Bekenntniß ſeiner Verirrungen, die Miniaturportraite ſeiner Geliebten aus allen Himmelsſtrichen mit eigener Hand gemahlt, in die Hände ſeines Beichtvaters und Freun-

---

des Kirchenſtaates, welche derſelben gehörte. Einer dieſes Geſchlechts begleitete Conradin aufs Blutgerüſt.

des niedergelegt, welcher uns verſicherte, es ſey darin Stoff zu vielen Bänden tragiſcher Romane. Dabey ſtand Colubrano ſelbſt und verſicherte: Ja, dem ſey ſo. Zu meiner Tochter aber, die ein ſanftes Lächeln nicht unterdrücken konnte, ſagte er: »Auch Sie, ſo ſchön und ſtolz ſie vor mir ſtehen, würden das vielleicht erfahren, wären ſie nicht zu ihrem Glück im Schnee und in der Eiszone geboren, über welcher weder die Sonne leuchtet, noch der Gott der Liebe herrſcht.«

Colubrano wurde im Jahr 1811 als Geſandter nach München geſendet, wo ihm das Clima zuwider war. Ein ſtarker Huſten bemächtigte ſich ſeiner, und er ſtarb dort nach ſechs Monathen, nebſt ſeinem einzigen Söhnchen, an der Lungenſucht. So ſchnell erlag dieſe coloſſale Conſtitution der ſcharfen Alpenluft. Er war ungefähr fünf und vierzig Jahr alt.

Wollen wir nun in dieſen merkwürdigen Character, der, ſonderbar genug, von unſern Pſychologen noch ſo wenig beſprochen wurde, tiefer eingehen, ſo werden wir nicht ohne Intereſſe folgende ſinnreichen Bemerkungen leſen, die in dem neueſten Heft einer hiſtoriſchen Sammlung vorkommen:

In Rückſicht ſeiner Divinationsgabe war dieſer Prinz allerdings ein außerordentlicher Menſch zu nennen, und die Geſchichte ſeiner Liebſchaften mag immerhin intereſſant genug, und würde für die Pſychologen ſehr merkwürdig ſeyn. Aber, — ſie befindet ſich in den Händen ſeines Beichtvaters, und wird sub Sigillo confessionis ſicher eine unbenutzte Handſchrift bleiben. Bey all ſeiner Aufklärung konnte der Prinz ſich nicht einmal über Vorurtheile ganz gewöhnlicher Art erheben. Man ſieht, was Erziehung und Gewohnheit veranlaſſen und wirken.

Daß der Prinz, ob er gleich ziemlich häßlich von Geſicht geweſen ſeyn mag, dennoch von ſchönen Weibern geliebt wurde, iſt auf die Rechnung ihrer Launen zu ſchreiben, die ſtets das Sonderbare in allen Geſtalten lieben, und die Luſt zu herrſchen, welche ſie bey dergleichen Liebſchaften gewöhnlich unbedingt befriedigen können. Zugleich gibt das auch ein öffentliches Gerede, und Jedermann ſagt: »Der Häßliche wird von der Schönen geliebt;« was ſich doch gar zu gern mit anhören läßt. Jedoch ſind dieſe Launen nicht von Dauer, und ſelbſt der zärtliche Dichter Petrarca ſingt:

Femina è cosa mobil per natura;
Ond'io so ben, ch'un amoroso stato
In cordi Donna picciol tempo dura.

Sie träumen gar zu gern, denn alles, was in der Welt gefällt, iſt nur ein kurzer Traum [*]).

Die Dichter hatten beſonders das Glück — werden es auch noch haben — wenn ſie auch gar nicht vortheilhaft geſtaltet waren, von ſchönen Damen geehrt und geliebt zu werden. Die Königinn Margarethe von Frankreich küßte den häßlichen Doctor der Eloquenz, Alanus, als ſie einſt luſtwandelte und ihn unter einem Baume ſchlafend liegen fand, in Gegenwart ihrer Hofdamen, die ſich denn doch über das Glück gewundert haben ſollen, welches dieſem Doctor universalis (wie man ihn nannte), zu Theil wurde. — Man könnte auch ſagen, dieſe Küſſerinn hätte wie Socrates gedacht, welcher einen Kuß auf ein ſchönes Geſicht für eine größere Verwegenheit hielt, als gezogenen Degen oder dem Feuer entgegen zu rennen. Vielleicht meinte ſie auch mit St. Evremont: das Küſſen ſey eine Waare, die nicht alt werde, und nichts koſte. — Den Männern aber, welche ſo ganz unerwartet zu dem Glücke kamen, von dergleichen Roſenlippen geküßt zu werden, ruft Fortinguerra zu [**]):

La Fortuna è una dea senza cervello;
E per ò tutto il giorno fa pazzje!

Allegorie der Blumen.

Abrikoſenzweig. Zarte Seele Du entzückſt. — Akazie. Freundſchaft heilt der Liebe Wunden. — Akley. Ein junger Mann muß wagen, Feige liebt man nicht. — Albar. Oft wohnt beſcheidenes Verdienſt, weit über eklen Pomp erhaben, in niedriger Verborgenheit. — Aloe. Du haſt mir weh gethan. — Aloeblüthe. Du folterſt mich durch deine Eiferſucht. — Amaranthe. Verzweiſle nicht, Dein Wunſch wird einſt erfüllt. — Apfelblüthe. Wirſt Du mich einſt lieben? — Aurikel. Wie oft hat mir Dein freundliches Auge gelächelt!

Balſamine. Vor Allen prangeſt Du als Königinn. — Bandgras. Gib mir einen Kuß. — Baſilicum. Nur durch Annäherung lernſt Du mich kennen. — Beifuß. Sey wacker, lebe wohl, und liebe. — Birkenzweig. O folge mir, und laß uns glücklich ſeyn. — Blumenmohn. Erinnerungen, die von Dir kommen, ſind ewig mir in Freud und Leiden werth. — Bohnenblüthe. Wie oft habe ich Dich unbemerkt belauſcht. — Brenneſſel. Nimm Dich in Acht, ich bin ein Mädchen. — Buchenzweig. Sag' an, Du Schöne, täuſcheſt Du mich nicht? — Buchsbaum. Warum ſo ſpröde und ſtarrſinnig?

---

[*]) Quanto piace al mondo, è breve sogno. Petrarca.

[**]) Ricciardetto. Canto VIII. St. 1.

Calmus. Berauſche Dich nicht in Deinem Glücke. — Camille. Du entrüſteſt mich durch deine Eiferſucht. — Citronenblatt. Lebe wohl! — Citronengranium. Fühlſt Du nichts für mich?

Decemberblume. Unter dem Schneehaar blühen oft erſt die Blüthen des Geiſtes. — Diſtel. Du haſt mich beleidigt und tief gekränkt. — Diptam. Entflieh! ſonſt trifft mein bitterer Haß Dich ſchwer. — Dornenblüthe. Deine Reize ſind unwiderſtehlich.

Ebreſchenzweig. Verzage nicht, wenn das Leben ſtürmt. — Eiſenhütchen. Arm und klein iſt meine Hütte. — Endivien. Bleibt mir noch eine Wahl? — Engliſch Gras. Nimm es nicht übel. — Eſpe. Von böſer Schaar verfolgt, o ſchütze mich!

Farrenkraut. Nur der Verein der Herzen ſchafft dauerhafte Luſt — Federnelke. O Du holdes, einfaches Mädchen! — Feldkümmel. Hat man Euch je gefragt? — Feldnelke. Du biſt ſchön. — Fingerhut. Frauengunſt iſt wie ein guter Tag, Du mußt warten, bis er kommt. — Flachsblüthe. Du trägſt die Farbe der Beſtändigkeit, verſtehſt Du auch treu zu lieben? — Flieder (weiſſer). Ich bin ganz der Ihrige.

Gänſeblume. Ich bin Dir herzlich gut. — Geisblatt. Gib mir Hoffnung. — Gelbes Veilchen. Jede Kleinigkeit iſt heilig in den Augen der Liebe. — Georginie. Darf ich mich Dir, Du Stolze, nah'n? — Goldlack. Ich vergehe vor Sehnſucht. — Granate. In dem Kreiſe der Welt umgebe Dich lachend die Freude. Aber die Einſamkeit öffne der Rührung Dein Herz. — Granium. Ich muß im Verborgenen Dich ſehen und ſprechen. — Grashalm. Gib mir Antwort.

Hahnenkamm. Wahrheit liebt Einfalt. — Hedrich. Wo — wo iſt der Erkorne meiner Seele? — Heliotrope. Dich ſucht mein Herz überall auf. — Hepatica. Dein warmer Blick gab Dich mir. — Himbeerblüthe. Nimm dieſes Zeichen der Verehrung [illegible] Himmelsſchlüſſelchen. Bald birgt der Tod mein Herz in finſtrer Grabeshöhle. — Hollunder. Du verkennſt mich. — Hopfen. Es drängt mich ohne Raſt, liebend Dich zu umfangen. — Hortenſia. Grauſame! wie kannſt Du mich ſo bald vergeſſen? — Hyazinthe. Ich bin Dir nicht abgeneigt.

(Schluß folgt.)

Novelliſtik.

Folgendes iſt (nach einer Correſpondenz-Nachricht in der Zeitung f. d. eleg. Welt) aus dem Verzeichniß der Geſchenke, welche der perſiſche Geſandte nach Carlton-Houſe geſendet hatte: Ein goldener, emaillirter Spiegel, ſich öffnend mit einem Porträt Seiner Perſ. Majeſtät. Er ſtellt auf Einen Blick die Bildniſſe zweyer Souverains dar, eines das andere durch den Reflex wiederholend, und umgeben mit poetiſchen Anſpielungen. — Ein prächtiges Schwert, berühmt in Perſien wegen ſeiner ganz vorzüglichen Klinge. Die Scheide verziert mit Smaragden, Rubinen und Diamanten. — Teppiche, worunter Einer 17 perſ. Ellen lang und 9 breit. In Perſien waren ſie ſämmtlich unſchätzbar, man hatte ein ſolch koſtbares Gewebe bis dahin noch nicht gekannt ꝛc.

Die prächtige Gemählde-Sammlung des Cardinals Feſch zu Rom, die der Herzog von Wellington gekauft haben ſoll, befindet ſich noch zu Rom, wo man ſie täglich in Augenſchein nehmen kann. Rom iſt jetzt ſehr angefüllt mit Engländern, ſo wie mit Fremden überhaupt, daß die Wohnungen im Preis ſteigen.

Aus Serampore (in Indien) ſind der Redaction der Göttinger-Anzeigen über England 2 Bände der Original-Ausgabe der engliſchen Ueberſetzung des großen Indiſchen Heldengedichts: Ramayuna, von den Hrn. Hrn. Carey und Marſhmann, mit beygefügtem Texte in der Sanscritſprache zugekommen. Unglücklicher Weiſe aber waren es bloß der erſte und dritte Theil. Nr. 79 der Gött. Anz. ſagt ein Näheres.

Die Gasbeleuchtung wird ſeit einiger Zeit auch im Hafen von Danzig mit Erfolg zu den beyden Seefeuern angewandt, welche den Schiffenden zum Leitſtern für das Fahrwaſſer dienen. Das eine Licht ſteht 59, das andere 67 Fuß über der Meeresfläche. Das erſte iſt in einer auf einem Gerüſt angebrachten Laterne eingerichtet, und die zweyte Laterne iſt auf den Leuchtthurm geſtellt; in jeder brennen drey Gasflammen. Das Gas wird in einem zwiſchen beyden Lichtern errichteten kleinen Gebäude entwickelt, und durch kupferne Röhren zu den Laternen hingeleitet. In Rückſicht der Koſten wird gegen die vorige Beleuchtung die Hälfte erſpart.

Ein Miſſethäter, Namens Munks, der zu Bellefonte gehangen worden, war kurz nachher von Leuten, die ihn kannten, wieder lebendig und anſcheinend bey guter Geſundheit geſehen worden. Nach gemachter Anzeige hiervon ward der Sarg, in welchem er begraben worden, geöffnet, und dann freylich leer und mit Luftlöchern verſehen gefunden.

Ein vornehmer, reichgekleideter Mann, mit einem Ludwigskreuz von Diamanten auf ſeinem Fracke, über welchen er einen Oberrock trug, kam kürzlich in Paris ſpät Abends zu einem Reſtaurateur im Palais-royal, um zu ſoupiren. In das Speiſezimmer tretend, folgt ihm ein wohlgekleideter, junger Menſch, der mit höflicher, eilfertiger Geſchäftigkeit ihm Hut und Stock abnimmt, und ihm hülfreiche Hand beym Ausziehen des Oberrocks leiſtet. Der Gaſt, ihn für einen Domeſtiken des Hauſes haltend, beſtellt das Souper, und der junge Menſch bringt den aufwartenden Garçons, die ihn für den Bedienten des Fremden halten, deſſen Befehle. Er nimmt ihnen jede ankommende Speiſe ab, und ſervirt die Tafel des Gaſtes während der ganzen Mahlzeit mit der Gewandtheit eines geübten Kammerdieners. Endlich erſcheint der Braten, und beym Darreichen der Sauciere wirft der junge Menſch dem Fremden, mit dem er ſich allein am Tiſche befindet, dieſe plötzlich über den Frack. Der Gaſt ſpringt erzürnt auf, und mit Verzweiflung in Blick und Worten wirft ſich der junge Menſch ihm zu Füßen, und beſchwört ihn, durch Anzeige dieſer Ungeſchicklichkeit bey ſeinem Herrn, ihn nicht unglücklich zu machen, da er hierdurch auf der Stelle den einträglichen Dienſt im Hauſe verlieren würde. Der Schaden ſey augenblicklich zu repariren; zehn Schritte von hier wohne der berühmteſte Fleckausputzer, und in einer Viertelſtunde würde keine Spur des Unfalls mehr auf dem Rocke zu ſehen ſeyn. Der Fremde, von dem Flehen des wohlgebildeten jungen Menſchen erweicht, läßt ſich von ihm den Frack ausziehen, legt den Oberrock an, und der ungeſchickte Thäter eilt, unter Verſicherungen ſeines Dankes und der ſchnellſten Rückkehr mit dem Frack des Fremden davon. Vergebens wartet dieſer eine halbe Stunde, und ruft endlich einen der aufwartenden Garzons, bey dem er ſich erkundigt, wo ſein Mitgehülfe ſo lange bleibe. Dieſer verſichert, den Menſchen gar nicht zu kennen, ſondern ihn, da er den Herrn bedient habe, für einen Domeſtiken desſelben angeſehen zu haben. Eine volle Stunde iſt vorüber, und nun erſt wird es dem Gaſte klar, daß der nie Wiederkehrende ein Betrüger, und das diamantne Ludwigskreuz verloren ſey.

Seit langer Zeit weiß man ſich in Böhmen keines ſo fruchtbaren Jahres zu erinnern, als das gegenwärtige zu werden verſpricht. An vielen Orten ſteht das Getraide 6 Schuh hoch, und die Obſtbäume erliegen beynahe unter der Laſt junger, noch unreifer Früchte. In einigen Kreiſen kann der Schnitt ſchon Anfangs July beginnen, und auch die Ausſicht auf eine reiche Weinfechſung gibt die erfreulichſten Hoffnungen.

Seit der Cenſurfreyheit gab ſich das Journal général den Titel: der Independent. Dieſer: Unabhängige, hat ſeine Laufbahn gleich mit einem ſolchen Uebermuth eröffnet, daß er ſich ſogar rühmte »reitende Gensd'armen mit bloßen Säbeln« in die Flucht getrieben zu haben. Dieſe waren nähmlich eines Tages bey dem Theater aufgeſtellt, und ſchienen die dort verſammelten Leute zu geniren. Der Independent eiferte ſogleich heftig dagegen; des andern Tages waren ſie verſchwunden. Ueber dieſen neuen Titel ſpottet das Journal de Paris ſehr bitter, und meint, bis auf ſeine Abhängigkeit von den Geſetzen und von der Caution von 135,000 Franken, ließe ſich allerdings nichts gegen dieſe Unabhängigkeit einwenden. Darauf erwiedert der Independent ganz kurz: Es iſt beſſer Neid, als Mitleid zu erwecken. — Das auf dem Boulevard St. Martin aufgeſtellte Panorama: Paris wie es vor 1000 Jahren ausgeſehen hat, findet fortwährend, Trotz mancher Zweifel an der Aechtheit, lebhaften Beyfall.

Man ſagt, daß ein dem ruſſiſchen Publikum nicht unvortheilhaft bekannter Schriftſteller eine neue Ueberſetzung des vorzüglichen Werkes Agathokles, der Frau von Pichler, unternimmt. Er findet ſich dazu ſowohl durch die Unvollkommenheit der erſten Ueberſetzung, als auch durch den Wunſch bewogen, ſein Vaterland mit den Schönheiten dieſes vortrefflichen Werkes einer geiſtreichen Schriftſtellerinn (welche auch dort allgemein beliebt iſt) bekannter zu machen. Auch hat man von der Ueberſetzung ihres neuen Romans: Frauenwürde, (deſſen Erſcheinung das Journal: Der Wohlgeſinnte, mit ſehr viel Lob angekündigt hat), geſprochen.

Nie hat ein europäiſcher, chriſtlicher Feldherr ſo viele glänzende Würden in ſich vereinigt, als Arthur Wellington. Das neueſte Stück der Curioſitäten gibt ſeinen vollſtändigen Titel folgender Maßen an: Herzog, Marquis, Graf und Viscount von Wellington, Marquis von Douro, Baron von Douro und Welesley, Feldmarſchall und Ritter des Hoſenband-Ordens von England; Herzog von Vittoria, (nicht nach der Schlacht bey Vittoria in Spanien, ſondern ſchon früher, nach ſeinen Siegen in Portugal, Siegesherzog genannt), Marquis von Torres-Vedras, Graf von Vimiaira, Großkreuz vom Thurm und Schwert, und General-Feldmarſchall von Portugal; Grande der erſten Claſſe, Herzog von Ciudad-Rodrigo, Ritter des Ordens vom goldenen Vließe, Commandeur des Ordens von St. Fernando, General-Capitän der Armeen von Spanien, Herzog von Waterloo, Feldmarſchall und Ritter des höchſten Ordens der Niederlande, Herzog von Bremoy, und Ritter des heiligen Geiſt-Ordens von Frankreich; ferner Feldmarſchall und Ritter der erſten Claſſe des heiligen Georgs-Ordens von Rußland, Feldmarſchall und Ritter des Marien-Thereſien-Ordens von Oeſterreich, Feldmarſchall und Ritter des ſchwarzen Adler-Ordens von Preußen, Ritter des Schwert-Ordens von Schweden, des Elephanten-Ordens von Dännemark, und des Rautenkron-Ordens von Sachſen ꝛc. Er beſitzt alſo ſieben verſchiedene Marſchallſtäbe, die ihm vielleicht an hunderttauſend Thaler des Jahrs eintragen mögen.

Die Nürnberger Handlungszeitung gibt an, daß der Ankauf und Transport der Thibetaniſchen Ziegen nach Marſeille, die bereits größtentheils geſtorben ſind, gegen 400,000 Franken betragen habe.

Gedruckt bey J. B. Walliſhauſſer.

Converſationsblatt.

2.

Dinſtag, den 6. Juli 1819.

Schiller an (den Freyh. Herib. v.) Dalberg.

Wohl dürfen wir vorausſetzen, daß Schillers Zuſammenhang mit Dalberg, und der Beſtand eines Briefwechſels zwiſchen dieſen beyden merkwürdigen Männern, den Leſern des Converſationsblattes nicht unbekannt ſey. — Allein von den Briefen ſelbſt, die Schiller in den Jahren 1781 bis 1785 an Dalberg geſchrieben hatte, iſt nichts weiter als eine allgemeine Hinweiſung ins Publicum gekommen; man wußte von ihrer Exiſtenz, ohne ihren Inhalt zu kennen. Sie befanden ſich ſtets in der Verwahrung des Addreſſaten. Nach deſſen (den 27. Dec. 1806 erfolgten) Tod lagen jene Briefe längere Zeit unter ſeinem Nachlaſſe unbemerkt und unbeachtet, bis endlich Hr. Hofrath Hecker und Hr. Secretär Walther ſie der möglichen Vergeſſenheit zu entziehen Gelegenheit hatten. Dieſe beyden empfänglichen Männer erkannten wohl den Werth ſolch koſtbarer Documente, ordneten ſie, und ſchenkten ſie dem Carlsruher Lyceum zur Bekanntmachung.

Durch dieſe günſtigen Verhältniſſe ſind die Verehrer des unſterblichen Schriftſtellers mit der gedruckten Sammlung dieſer Briefe beſchenkt worden. Sie ſind kürzlich zu Carlsruhe unter folgendem Titel erſchienen: »Friedrich Schillers Briefe an den Freyherrn Heribert von Dalberg, in den Jahren 1781 bis 1785. Ein Beytrag zu Schillers Lebens- und Bildungsgeſchichte.« Vorrede XIV, Text 139 Seiten, Octav. — In der Vorrede ſagt der Herausgeber (Dr. M. Marx) mit Recht: Der Verleger, welcher die Herausgabe übernommen, beeifert ſich um ſo mehr, dieſes Denkmal des verehrten Dichters dem geſammten Deutſchland vorzulegen, als er darinnen nicht nur merkwürdige Belege zur Entwicklungsgeſchichte des dramatiſchen Lebens und Strebens Schillers, ſondern auch Andeutungen zum tiefern Verſtändniß und zur künſtleriſchen Darſtellung ſeiner Werke erkannte. Von der andern Seite wird die Erinnerung an einen edlen, deutſchen Mann, den Hrn. v. Dalberg, an ſeine Unterſtützung des vaterländiſchen Verdienſtes durch Aufmerkſamkeit, Handbietung und leitendes Kunſturtheil, bey Veranlaſſung dieſer Briefe lebhaft geweckt und geehrt werden.

Und nun wollen wir hier unſern Leſern einen dieſer Briefe ſelbſt mittheilen:

Stuttgardt, den 12. December 1781.

Mit der von E. Excellenz in Rückſicht auf den Verlag meines Schauſpiels getroffenen Veränderung, bin ich vollkommen zufrieden, beſonders da ich ſehe, daß durch dieſelbe zwey von ſich ſehr verſchieden geweſene Intereſſen vereinigt worden ſind, ohne jedoch, wie ich hoffe, die Folgen und den Succeß meines Schauſpiels zu unterdrücken. E. E. berühren einige ſehr wichtige Veränderungen, die meine Arbeit von Ihren Händen erlitten hat, und ich finde dieſe Sache in Anſehung meiner wichtig genug, etwas weitläufig dabey zu ſeyn. Gleich Anfangs geſtehe ich Ihnen aufrichtig, daß ich die Zurückſetzung der Geſchichte meines Stücks in die Epoche des geſtifteten Landfriedens und unterdrückten Fauſtrechts — die ganze dadurch wohlerrungene neue Anlage des Schauſpiels für unendlich beſſer als die Meinige halte, und halten muß, wenn ich vielleicht dadurch mein ganzes Schauſpiel verlieren ſollte. Allerdings iſt der Einwurf, daß ſchwerlich in unſerm hellen Jahrhundert, bey unſerer abgeſchliffenen Polizey und Beſtimmtheit der Geſetze eine ſolche meiſterloſe Rotte gleichſam im Schooß der Geſetze entſtehen, noch viel weniger einwurzeln und einige Jahre aufrecht ſtehen konnte, allerdings iſt dieſer Vorwurf gegründet, und ich wüßte nichts dagegen zu ſagen, als die Freyheit der Dichtkunſt, die Wahrſcheinlichkeiten der wirklichen Welt in den Rang der Wahrheit, und die Möglichkeit derſelben in den Rang der Wahrſcheinlichkeit erheben zu dürfen. Dieſe Entſchuldigung befriedigt allerdings die Größe des Gegentheils nicht. Wenn ich aber E. E. dieß zugebe, (und ich gebe es mit Wahrheit und ungeheuchelter Ueberzeugung zu), was wird folgen? Gewiß nichts anders, als daß mein Schauſpiel einen großen Fehler bey der Geburt bekommen, einen eigentlichen angebornen Fehler, den die Hand der feinſten Chirurgie ewig nicht ausmerzen wird, einen Fehler, den es, wenn ich ſo ſagen darf, ins Grab mitnehmen muß, weil er in ſein Grundweſen verflochten iſt, und nicht ohne Deſtruction des Ganzen aufgehoben werden kann. Ich will mich E. E. näher zu erklären wagen.

I. Sprechen alle meine Perſonen zu modern, zu aufgeklärt für die damalige Zeit. Der Dialog iſt gar nicht derſelbe. Die Simplicität, die uns der Verfaſſer des Götz von Berlichingen ſo lebhaft gezeichnet hat, fehlt ganz. Viele Tiraden, kleine und große Züge, Charactere ſogar ſind aus dem Schooß unſerer gegenwärtigen Welt herausgehoben, und taugten nichts in dem Maximilianiſchen Alter. Mit einem Wort, es ging dem Stück wie einem Holzſtich, den ich in einer Ausgabe des Virgils gefunden. Die Trojaner hatten ſchöne Huſarenſtiefel, und der König Agamemnon führte ein Paar Piſtolen in ſeinem Halfter. Ich beging ein Verbrechen gegen die Zeiten Maximilians, um einen Fehler gegen die Zeiten Friedrichs des Zweyten auszuweichen.

II. Meine ganze Epiſode mit Amaliens Liebe ſpielte gegen die einfache Ritterliebe der damaligen Zeit einen abſcheulichen Contraſt. Amalia müßte ſchlechterdings in ein Ritterfräulein umgeſchmelzen werden, und Sie ſehen von ſelbſten, dieſer Character, dieſe Gattung Liebe, die in meiner Arbeit herrſcht, iſt in das ganze Gemählde des Räuber Moors, ja in das ganze Stück ſo tief und allgemein hinein colorirt, daß man das ganze Gemählde übermahlen muß, um es auszulöſchen. So verhält es ſich auch mit dem ganzen Character Franzens, dieſem ſpeculativen Böſewicht, dieſem metaphyſiſch-ſpitzfindigen Schurken. Ich glaube mit einem Wort ſagen zu können, dieſe Verſetzung meines Stücks, welche ihm vor der Ausarbeitung den gröſseſten Glanz und die höchſte Vollkommenheit würde gegeben haben, macht es nunmehr, da es ſchon angelegt und vollendet iſt, zu einem fehlervollen und anſtößigen Quodlibet, zu einer Krähe mit Pfauenfedern. Verzeihen E. E. dem Vater dieſe eifrige Fürſprache für ſein Kind. Es ſind nur Worte, und allerdings kann jedwedes Theater mit den Schauſpielen anfangen, was es will, der Autor muß es ſich gefallen laſſen, und ein Glück iſt es für den Verfaſſer der Räuber, daß er in die beſten Hände gefallen iſt. Dieſes einige werd' ich mir von Herrn Schwan ausbedingen, daß er es wenigſtens nach der erſten Anlage druckt. Auf dem Theater prätendire ich keine Stimme.

Die Zwote Hauptveränderung mit der Ermordung Amaliens intereſſirte mich faſt noch mehr. Glauben mir E. E., es war dieſes derjenige Theil meines Schauſpiels, der mich am meiſten Anſtrengung und Ueberlegung gekoſtet hat, davon das Reſultat kein anderes war, als dieſes, daß Moor ſeine Amalie ermorden muß, und daß dieſes eine poſitive Schönheit ſeines Characters iſt, der einerſeits den feurigſten Liebhaber, andernſeits den Banditen-Führer mit dem lebhafteſten Colorit auszeichnet. Doch ich würde die Rechtfertigung dieſer Rolle in keinem Briefe erſchöpfen. Uebrigens ſind die wenigen Worte, darin E. E. in Ihrem Briefe Meldung gethan, fürtrefflich, und der ganzen Situation werth. Ich würde ſtolz darauf ſeyn, ſie gemacht zu haben. Da mir Hr. Schwan auch ſchreibt, das Stück würde mit der Muſik und den unentbehrlichſten Pauſen gegen fünf Stunden ſpielen, eine zu lange Zeit für ein Stück! ſo wird eine zweyte Beſchneidung an demſelben vorgenommen werden müſſen. Ich wünſchte nicht, daß jemand anders, als ich, ſich dieſer Arbeit unterzöge, und ich ſelbſt kann es nicht ohne die Anſchauung einer Probe, oder der erſten Vorſtellung ſelbſt.

Wenn es möglich wäre, daß E. E. die Generalprobe des Stücks wenigſtens zwiſchen 20 – 30. dieſes Monaths zu Stande brächten und mir die wichtigſten Unkoſten einer Reiſe zu Ihnen vergüteten, ſo hoffte ich in etlichen Tagen das Intereſſe des Theaters und das meinige vereinigen, und dem Stück die theatraliſche Rundung geben zu können, die ſich nicht ohne wirkliche Gegenwart bey der Aufführung geben läßt. Ueber dieſes bät ich mir dieſer Tage einen gütigſten Aufſchluß aus, ſo würde ich mich auf den Fall vorzuſehen wiſſen. Herr Schwan ſchreibt mir, daß ein Baron von Gemmingen ſich die

Mühe genommen, und meinem Stück die Ehre gegeben hätte, es vorzuleſen. Ich höre auch, daß dieſer Herr von Gemmingen Verfaſſer des deutſchen Hausvaters ſey. Ich wünſchte die Ehre zu haben, dieſen Mann zu verſichern, daß ich eben dieſen Hausvater ungemein gut gefunden, und einen vortrefflichen Mann und ſehr ſchönen Geiſt darin bewundert habe. Doch was liegt dem Verfaſſer des deutſchen Hausvaters an dem Geſchwätz eines jungen Candidaten? — Uebrigens wenn ich je das Glück habe, einem von Dalberg zu Mannheim meine Wärme und Verehrung zu bezeugen, ſo will ich mich auch in die Arme jenes drängen, und ihm ſagen, wie lieb mir ſolche Seelen ſind, wie Dalberg und Gemmingen.

Den Gedanken mit dem kleinen Avertiſſement vor Aufführung des Stücks, finde ich fürtrefflich, und ſende daher E. E. in Beylage einen Verſuch. Uebrigens habe ich die Ehre mit vollkommener Achtung zu erſterben

Euer Excellenz
ganz unterthäniger

Schiller.

(Beylage.)

Die Räuber,

ein Schauſpiel.

Das Gemählde einer verirrten, großen Seele — ausgerüſtet mit allen Gaben zum Fürtrefflichen, und mit allen Gaben verloren. Zügelloſes Feuer und ſchlechte Kameradſchaft verdarben ſein Herz — riſſen ihn von Laſter zu Laſter — bis er zuletzt an der Spitze einer Mordbrennerbande ſtand, Greuel auf Greuel häufte, von Abgrund zu Abgrund ſtürzte, in alle Tiefen der Verzweiflung. — Groß und majeſtätiſch im Unglück, und durch Unglück gebeſſert, rückgeführt zum Fürtrefflichen. Einen ſolchen Mann wird man im Räuber Moor beweinen und haſſen, verabſcheuen und lieben. — Einen heuchleriſchen, heimtückiſchen Schleicher wird man entlarvt erblicken, und geſprengt ſehen in ſeinen eigenen Minen. — Einen allzuſchwachen, nachgiebigen Verzärtler und Vater. — Die Schmerzen ſchwärmeriſcher Liebe, und die Folter herrſchender Leidenſchaft. Hier wird man auch nicht ohne Entſetzen in die innere Wirthſchaft des Laſters Blicke werfen, und aus der Bühne unterrichtet werden, wie alle Vergoldungen des Glücks den innern Wurm nicht tödten, und Schrecken, Angſt, Reue, Verzweiflung hart hinter ſeinen Ferſen ſind. Der Zuſchauer weine heute vor unſerer Bühne — und ſchaudere — und lerne ſeine Leidenſchaften unter die Geſetze der Religion und des Verſtandes beugen, der Jüngling ſehe mit Schrecken dem Ende der zügelloſen Ausſchweifungen nach, und auch der Mann gehe nicht ohne den Unterricht aus dem Schauſpiel, daß die unſichtbare Hand der Vorſicht auch den Böſewicht zu Werkzeugen ihrer Abſichten und Gerichte brauche, und den verworrenſten Knoten des Geſchicks zum Erſtaunen auflöſen könne.

* * *

Weihe der Tonkunſt.

Sagt! wann erfüllt des Liedes reizender Laut
Das Herz mit zartem Erbeben,
Wenn mild es zu ſanfteren Klängen erthaut
Und ergreifet das innerſte Leben.

Wann erhebt des Geſanges holde Magie
Den Geiſt mit köſtlichen Schwingen? —
Wenn der Tonkunſt vermählenden Harmonie
Die ſeltenen Wunder gelingen.

Und wann bezahlt die Schuldnerinn Harmonie,
Was die ſehnende Seele begehret? —
Wenn ihr der Himmel höhere Deutung lieh,
Im Erhabnen das Schöne ſich ehret.

Dem Göttlichen reiht ſich das Menſchliche an
In des Uebergangs engeſtem Bunde;
Der Wurm und der Himmel umarmen ſich dann
In des Opfers geheiligter Stunde.

Denn die Kunſt kommt ſelbſt nur von oben herab,
In das dürftige, ſtoffloſe Leben;
Aus des Erdenpilgers umflortem Grab
Soll ſie preiſend hinauf ſich erheben.

Das allein nur iſt ihr würdigſter Flug
Und die Sehnſucht der edlern Naturen;
Wen er Einmal über die Sterne trug,
Verläßt nimmer die göttlichen Spuren!

Franz Gräffer.

* * *

Fortſchritte in der Sprachkunde.

Von J. Bernhard.

Im Laufe der letzten zwey Monathe iſt die franzöſiſche Literatur mit mehreren, zur Veredlung der franzöſiſchen Sprache nützlichen Werken bereichert worden. Hr. Planche, der durch viele gehaltreiche Schularbeiten, beſonders aber bey uns durch ſein wohlgelungenes griechiſch-franzöſiſches Wörterbuch bekannt iſt, hat die erſte Lieferung ſeines Dictionnaire de la langue oratoire *) herausgegeben. Durch vortrefflich gewählte, ſowohl proſaiſche als poetiſche Beyſpiele aus den franzöſiſchen Claſſikern lehrt er in demſelben die Anwendung auf Schreib- Dicht- und Redekunſt eines jeden in der Bücherſprache bisher im eigentlichen oder bildlichen Sinne gebräuchlichen Wortes: denjenigen Ausdrücken, die keine ſo edle Herkunft und Beſtimmung haben, und deren ſich die untern Volksclaſſen bloß bedienen, widmet er insbeſondere die dritte Abtheilung ſeines Werks. — Seit beynahe 20 Jahren beſchäftigt ſich das Inſtitut von Frankreich mit einem neuen Wörterbuche; die Arbeit des fleißigen und gelehrten Herrn Planche muß dieſer Academie ſehr willkommen ſeyn.

Faſt gleichzeitig gedeihen in Frankreich zwey herrliche Früchte anhaltenden literariſchen Fleißes und philoſophiſchen Sprachforſchens, die durch ihr Daſeyn den oft unkundig ausgeſprochenen Vorwurf der Unſtetigkeit und des Leichtſinns in dem Beginnen der Franzoſen am beſten beantworten. Das erſte Werk iſt das Alfabet Européen des Grafen Volney **); das andere der Trésor des origines vom Chevalier Pougens ***). Beyde Werke erforderten von ihren Unternehmern ausdauernden Fleiß während mehreren Jahrzehenden.

---

*) Dictionnaire français de la langue oratoire et poëtique, suivi d'un Vocabulaire de tous les mots qui apartiennent au langage vulgaire, par I. Planche. 3 Vol. 8. Paris 1819.

**) L'Alfabet Européen appliqué aux langues asiatiques. Par C. F. Volney. 8. Paris 1819.

***) Trésor des origines et Dictionnaire grammatical raisonné de la langue française par Charles Pougens, Chevalier de l'ordre souverain de St. Jean de Jerusalem, de l'Institut de France, Academie royale des inscriptions et belles lettres etc. Specimen Paris. Imprimerie royale. 1 Vol. in 4. tiré à 300 Exemplaires seulement, Paris 1819.

Hrn. von Volney's literariſches Talent iſt hinlänglich gewürdigt; den Anlaß zu ſeinem ſchwierigen Unternehmen, der uns nicht minder wichtig ſcheint als das Werk ſelbſt, glauben wir in ſeinen philoſophiſchen Anſichten zu erkennen. Im Weltgedränge iſt man kaum fähig die Geſchichte des Gegenwärtigen zu erkennen, ſelten geſchickt genug richtige Folgen für die nächſte Zukunft daraus herzuleiten; in einer Abgeſchiedenheit hingegen, wie die, in der Graf Volney mitten in Paris lebt, iſt man ſehr geneigt die Weltereigniſſe als ein zuſammenhängendes Ganze aufzufaſſen, die Begebenheiten des heutigen Tages als eine Folge des geſtrigen zu unterſuchen, in der Geſchichte nicht ſchulmäßig von Adam herab, ſondern zu Adam hinauf zu ſteigen, und ſich hellere und vom Gewöhnlichen abweichende Einſichten ins Kommende durch vernünftige Anwendung der Analyſe und Syntheſis zu verſchaffen. Das allgemeine Reſultat dieſer Beſchauungsweiſe lehrt immer, daß wenn auch ein einzelner Wille in das Schickſal der Völker eingreift, ſelbige dennoch, auf der in der Geſchichte der Weltbegebenheiten vorgedeuteten Bahn, dahingelangen, wo ihnen nach den unveränderlichen Geſetzen des weiſen Schöpfungsplans, wie allen andern Gattungen erſchaffener Weſen ihr Ziel vorgeſteckt iſt. Bey Menſchen edler Art, die ſich bloß für etwas achten, in ſo fern ſie ein Theil der geſammten Menſchheit ſind, fruchtet dieſe ſehr natürlich erworbene prophetiſche Erkenntniß zum Beſten ihrer Mitgeſchöpfe, und ſie widmen ihr Daſeyn einem erhabenen Zwecke; gewöhnliche, ſelbſtſüchtige Weſen hingegen verleiten ſie, ſich dem Willen der Vorſehung widerſetzen zu wollen, zwar bleibt ihr muthwilliges Treiben immer ein bloßes Spiel, und wenn ſie auch manch Unheil anrichten, ſo gleichen ſie doch immer einem Kinde, welches ſich einbildet, es werde eine ungeheure Felſenwand zerſtören, wenn es ein kleines abgelöſtes Steinchen in die nahe Kluft ſchleudert. Der uneigennützige Menſchenfreund, und unter dieſe verdient Graf Volney gerechnet zu werden, zerſtört nichts, er bewahrt, pflegt und mehrt das Gute, ſo entzieht er es der Gefahr, daß es mit dem Böſen zugleich ausgerottet wird, und iſt ſicher, daß ſein Gedeihen den feindlichen Nachbar ſchon mit der Zeit verdrängen muß. Graf Volney, der tiefe Blicke in die Geſchichte der Vergangenheit geworfen hat, hält eine größere Annäherung der europäiſchen Völker mit denen anderer Welttheile für wahrſcheinlich, und da nur durch eine ſo viel als möglich gleichförmige Bildung das aus dieſen Völkerwanderungen nothwendig entſpringende Uebel gemildert werden kann, ſo hat er auf ein Mittel geſonnen, den Ideenaustauſch durch allgemein verſtändliche Schriftzeichen zu erleichtern. In wie fern er dieſen Zweck erreicht hat, können wir hier nicht beurtheilen. Man wird im Stande ſeyn darüber zu entſcheiden, wenn die Karten zu dem großen Werke über Egypten erſcheinen, worauf die geographiſchen Benennungen mit Hrn. Volney's neuen Schriftzeichen geſtochen ſind.

Ein edler Deutſcher in Paris hat durch ſeine vieljährigen Bemühungen um die Sprache im Allgemeinen, und die ſeines Vaterlandes insbeſondere, mir wenigſtens dargethan, daß ein Alfabet allgemein verſtändlicher Schriftzeichen kein Hirngeſpinnſt, ſondern ausführbar iſt. Möchte doch auch dieſer allgemein verehrte Greis endlich ſein beſcheidenes Mißtrauen in ſich, ſelbſt beſeitigen, und nicht nur ſeine Arbeiten über dieſen Gegenſtand, ſondern auch ſeinen großen Vorrath von Wortbereicherungen unſerer Sprache, nebſt den Geſetzen, die er ſich bey dieſer Schöpfung verſchrieb, mittheilen: dieſe Arbeiten würden ſeinen gelehrten Landsleuten zur Aufmunterung und zum Leitfaden in ihren Mitwirkungen dienen, und für die deutſche Sprache von großem Nutzen ſeyn.

(Schluß folgt.)

Nachrichten über Belzoni in Egypten*).

Belzoni wurde, wie wir glauben, in den päbſtlichen Staaten geboren. Von ſeiner Jugend weiß man keine einzelnen Umſtände; aber vor einigen Jahren war er in Edimburgh, wo er ſich mit Kunſtſtücken, hydrauliſchen und phantasmagoriſchen Verſuchen, ſo wie mit einer Harmonica ſehen ließ. Er wiederholte denſelben Curſus von Experimenten in Irland und der Inſel Man, von wo er nach Liſſabon ging. Er war ungefähr 25 Jahr alt, ungewöhnlich groß (6 Fuß 7 Zoll), wohlgebildet und nach Verhältniß kräftig, von einer lebendigen und einnehmenden Haltung; als der Theater-Director von **San Carlos** ihn auf einmal vermochte, in **Valentine** und **Orſon** aufzutreten, ſo wie auch in der Faſtenzeit im heiligen Drama **Simſon**, in welchen beyden er durch Kunſtſtücke von Kraft und Geſchwindigkeit ſich den größten Beyfall erwarb. In Madrid ſpielte er vor dem Könige und Hofe. Von Spanien ging er nach Malta, w er mit Ismael Gibraltar, dem Agenten des Paſcha von Egypten, zuſammentraf, der ihn überredete nach Cairo zu gehen. Hier vermochte ihn der Paſcha, eine Maſchine zu bauen, und Waſſer aus dem Nil bis zu ſeinen Gärten ſteigen zu laſſen, um dieſe zu bewäſſern, wofür ihm monathlich 800 Piaſter bezahlt wurden, außer einer anſehnlichen Belohnung, im Fall die Maſchine endlich der Abſicht entſpräche. In Zeit von 6 Monathen ward ſie ins Werk geſetzt. De Paſcha war zugegen, und drey Araber, nebſt einem irländiſchen Knaben, den Belzoni aus Edimburgh als Diener mitgebracht hatte, wurden ins große Rad geſtellt, um herumzugehen, und es in Bewegung zu erhalten. Beym zweyten- oder drittenmal des Herumdrehen wurden die Araber ſchwindlich und ſprangen heraus; das Rad, den das Gleichgewicht fehlte, flog zurück, und der Irländer, der zu entkommen verſuchte, brach das Bein, und wäre unfehlbar getödtet worden, hätte nicht Belzoni das Rad ergriffen, und durch ſeine außerordentliche Kraft die Bewegung desſelben gehemmt.

---

*) Curioſitäten. VII. 4.

Dieſer Zufall wurde einem gänzlichen Fehlſchlagen des Unternehmens gleichgeachtet, und Belzoni beſchloß nun ſein Glück in Aufſuchung der Antiquitäten in Ober-Egypten zu verſuchen; aber als er ſich eben zur Abreiſe anſchickte, kam Hr. Salt nach Cairo, und dieſer, auf die Vorſtellungen des Sheik Ibrahim, der Augenzeuge von ſeiner außerordentlichen Kraft geweſen war, ſah ſogleich in ihm das paſſendſte Subject zu der gewagten Unternehmung, das Haupt des Memnon, als Jüngling, von Theben herunter zu bringen. Belzoni ließ dem zu Folge, nach einigem Bedenken, den Plan fahren, auf eigene Rechnung zu reiſen, und verband ſich mit Herrn Salt und dem Sheik zu einem Unternehmen, das Viele für unmöglich hielten, welches ihm aber, wie früher erwähnt, nach 6monathlicher unermüdeter Anſtrengung durch ſeine ungewöhnliche Gewandtheit in Anſtellung der arabiſchen Bauern gelang, die ihm allein zur Hand gingen. Von dieſer Zeit an wurde er regelmäßig von Herrn Salt zu Entdeckungen gebraucht, deren Erfolg ſchon mitgetheilt worden *). Ein Beweis ſeiner entſchloſſenen Ausdauer und des Vertrauens, welches er andern einzuflößen wußte, verdient wohl Erwähnung. Auf ſeiner Nubiſchen Reiſe begleitete ihn Hr. Beechey. Die Vorderſeite des Tempels zu Iſtam-

---

*) S. auch unſer Blatt, 1. Band Nr. 42. S. 510.

bul, deſſen coloſſale Statuen aber noch mehr ihre rieſenhaften Häupter über die Sandmaſſe erhoben, in welcher die ganze Fronte beynahe vergraben lag, war ein zu lockender Gegenſtand, um vergraben zu bleiben. Er vermochte ſogleich einen Haufen Eingeborne, ſich an das Aufgraben derſelben zu machen; ſie arbeiteten einige Tage daran, und kamen ſehr wenig vorwärts, als ſie auf einmal unter dem Vorgeben inne hielten, das Feſt des Rhamadan habe begonnen, und es ſey gegen das Geſetz, zu arbeiten; der Scheik oder Aga, der ihm erlaubt hatte, Leute anzuwerben, beſtätigte dieß Vorgeben, und es zeigte ſich bald, daß kein Gegengrund ſie vermögen würde, ihre Arbeit fortzuſetzen. Belzoni beſchloß daher, mit Hrn. Beechey und dem irländiſchen Diener das mühvolle Werk ſelbſt vorzunehmen. Sie wurden aber bald gewahr, daß der Aga, um ſie von der weiteren Fortſetzung des Unternehmens abzuhalten, die Zufuhr von Lebensmitteln jeder Art verboten hatte, indem er hoffte, ſie durch dieſe Maßregel zu nöthigen, abzureiſen, und in der nächſten Jahreszeit wieder zu kommen, um noch mehr unter ſeinem Volke zu verzehren. Die kleine Geſellſchaft erinnerte ſich jedoch, daß ſie noch einen Beutel mit Durrah (Hirſe) in ihrem Boote habe, und beſchloſſen daher, bey der Arbeit auszuharren, und nach 21 ſchweren Arbeitstagen, in welcher Zeit ſie nichts als Durrah und Nilwaſſer zum Lebensunterhalte hatten, gelang es ihnen, den Tempel von Iſtambul aufzudecken und ins Innere einzudringen. Hrn. Jomard beliebt es zu ſagen, er ſey ſchon früher von Hrn. Thomas Legh beſucht worden, aber als Hr. Thom. Legh ſein Buch ſchrieb, wußte er ſo wenig von deſſen Daſeyn, als Hr. Jomard ſelbſt, bis dieſer die Nachricht davon in dem Briefe Belzoni's an Hrn. Visconti las.

* * *

Kleine Zeitungs-Curioſa.

Erſuchen. Im J. 1818 erſuchte die Redaction der Bremer Zeitung gewiſſe auswärtige Inſtitute recht höflich: »ihr die an ſie gerichteten Briefe, wäre es möglich, unerbrochen zukommen zu laſſen.«

Todesanzeige. Vor 6 Jahren ſchlug uns das Schickſal den erſten herben Schlag. Wir verloren unſern einzigen, ins vierte Jahr gehenden Sohn. Unſer Wunſch von dieſer Zeit war jetzt erfüllt. Wir erhielten von dieſer Zweyten Erſatz. Unvermerkt riß uns das Schickſal ihn wieder von unſerer Seite. Die Eltern — werden uns im Stillen bedauern. Magdeburg d. 3. Jun. 1812.

Der Mahler L. und Frau.

Deßgleichen. Heute ſtarb — mein würdiger Mann und unſer Vater, R. G. von H., ſechs und ſiebenzig Jahre alt, nachdem er Sr. Majeſtät dem Könige von England zwey und ſechzig Jahre mit regem Eifer gedient hatte. Schenkhorſt u. ſ. w.

Louiſe v. H. und Kinder.

Deßgleichen. Freyherr L. v. L. angeblich von Attila, dem Hunnenkönig, abſtammend, geb. zu K. den 6. Sept. 1757, und der letzte ſeines Stammes, iſt auf ſeiner Reiſe von Berlin nach England, am 20. dieſes allhier geſtorben, und hat, außer ſeinem großen, in Stahl geſtochenen Wappen, nichts von Bedeutung hinterlaſſen.

Das Stadtgericht zu X—Z.

In einer engliſchen Zeitung heißt es bey der Todesanzeige eines ſehr biedern Jünglings: »Das Andenken eines ſo würdigen Jünglings wird von allen, die ihn kannten, beklagt werden.«

In den Dresd. Blättern machte die dortige Tiſchlerinnung bekannt: Sie habe ein Magazin von Särgen errichtet, und bitte um geneigten Zuſpruch.

In den Theater-Nachrichten einer vielgeleſenen Zeitung ſtand die Anzeige eines eben aufgeführten neuen Theaterſtücks alſo: »Noch nie hat ein dramatiſcher Dichter einen ſo completten Durchfall gehabt«

In einem bayerſchen Intelligenzblatte las man: »Nach bayeriſcher Manier gekocht, wünſcht man in und außer dem Hauſe, einige Koſtgänger, gegen annehmbare Preiſe zu bekommen.

Aus engl. Blättern: London u. ſ. w. Unterzeichneter wünſcht zu einem Geſchäfte, das er betreibt, und das hinlängliches Auskommen gewährt, einen Gehülfen, der jedoch an ein eingezogenes Leben gewöhnt, und in ſeiner letzten Stelle ſchon einige Jahre geweſen ſeyn muß u. ſ. w.

N. N.

Als Antwort erfolgte: Endesunterzeichneter kann ein dazu geeignetes Subject nachweiſen, nähmlich einen Menſchen, der gefänglich eingezogen werden, und ſchon mehrere Jahre in Newgate geſeſſen, folglich Jahre hindurch ſeine letzte Stelle nicht geändert hat.

Novelliſtik.

Der Unfug des Schleichhandels in Spanien hat den höchſten Grad erreicht. Das iſt die Frucht der öffentlichen Meinung von ſeiner Rechtmäßigkeit. Einen Schleichhändler hülflos zu laſſen, oder gar zu verrathen, wird ſich kein Spanier erlauben. Vergebens hat der Pabſt, auf Erſuchen des Königs, den Schleichhandel und jede Theilnahme daran, für eine Todſünde erklärt; vergebens ſind Schleichhändler und ihre Helfershelfer mit lebenslänglicher Galeerenſtrafe bedroht: Alles das bringt in der öffentlichen Meinung keine Veränderung hervor. Der Schleichhandel wird jetzt in Spanien als ein Recht, und der Schleichhändler als ein Martyrer betrachtet. die, beyde zu vertheidigen, ſich Jedermann verbunden hält.

Seit einiger Zeit beſchäftigt man ſich in Rußland beſonders eifrig mit Ueberſetzung alter und neuer Claſſiker. Obgleich ſchon drey ruſſiſche Ueberſetzungen des Tacitus, und wenigſtens Eine von allen übrigen alten Claſſikern vorhanden ſind, ſo ſind ſie doch meiſtens entweder in einem der verbeſſerten Sprachform nicht angemeſſenen Style geſchrieben, oder ſehr unrichtig und unvollſtändig. Jetzt hört man allerorts von neueren Verſuchen dieſer Art; wie denn unlängſt neuere Ueberſetzungen des Curtius von Hrn. Kulibin; des Livius von Hrn. Beluſtin; Hume's und Cicero's Briefe, von Hrn. Murawjew; Millots, Segurs, Kochs u. m. a. Werke angekündigt worden.

Herr W. Hebenſtreit hat ſeine beabſichtigte Reiſe durch Steyermark und Salzburg bereits angetreten, um Materialien zur dortigen Kunſt- und Literargeſchichte zu ſammeln. Er wird dieſer ſpäterhin eine größere Reiſe folgen laſſen, und ſeine vorjährigen Forſchungen am Neckar, Mayn und Rhein fortſetzen und vervollſtändigen.

Falſche Steuerſammler, welche auf Rechnung des Hoſpitiums auf dem Simplon, das wohlthätige Publicum brandſchatzten, ſind vor einiger Zeit auf Requiſition der Walliſer-Regierung verhaftet, und alsbald an dieſe ausgeliefert worden. Dieſe Leute hatten ſich falſche, mit großer Kunſt nachgemachte Päſſe und Beglaubigungsſcheine zu verſchaffen gewußt, und vermittelſt derſelben in verſchiedenen Ländern bereits anſehnliche Summen zuſammengebracht. Ein Ordensgeiſtlicher vom St. Bernhardsberge, erzählte von ſolchen falſchen Collectanten, die ihre Unverſchämtheit oder vielmehr ihre Albernheit ſo weit getrieben hatten, daß ſie ins Hoſpitium des St. Bernhards ſelbſt kamen, um für Rechnung dieſer Anſtalt eine Steuer zu verlangen.

Die von dem Acuſtiker Herrn Kaufmann aus Dresden erfundenen mechaniſch-muſikaliſchen Inſtrumente, nähmlich das Chordaulodion, Harmoniechord und der Trompeter-Automat haben in Berlin in zwey Abendunterhaltungen ganz beſonderen Beyfall gefunden. — Eine Correſpondenz-Nachricht in der Zeitung für die elegante Welt commentirte ſie mit folgenden Worten: Das Chordaulodion, beſtehend aus einem Pianoforte- und

Pfeifenwerk, iſt von guter Wirkung, und wird dann beſonders ergötzlich, wenn der mechaniſche Trompeter ſich zu dieſem kleinen Orcheſter als begleitend hören läßt, pünctlich einfällt, und richtig pauſirt. Das Harmoniechord hat ſo günſtiges Aufſehen gemacht, daß wir es in dieſen Tagen auch von der Bühne her in den Zwiſchenacten hören werden. Der Trompeter läßt die Möglichkeit ahnen, daß wir mit der Zeit auch Rede-Maſchinen haben können ꝛc.

Der Sohn des großen unſterblichen Mozart befindet ſich in Warſchau, und wird auf dem Pianoforte Concerte geben.

Von einer in Genf unlängſt eröffneten, allernächſt dem Miſſionswesen gewidmeten Zeitſchrift: Magasin évangélique ſind bereits 3 Hefte erſchienen. Sie handeln größtentheils von den Miſſionen in Indien und dem ſtillen Ocean. Bis jetzt haben die Verfaſſer und die Redaction ſich klüglich aller Erörterungen enthalten, welche ihr Blatt für ein Partheyblatt konnten gelten machen. Dagegen bedient ſich eine andere Geſellſchaft eben dieſes Magazins. Das erſte literariſche Capital haben die Methodiſten Großbrittanniens und eine ähnliche zu Baſel beſtehende Geſellſchaft hergeſchoſſen.

Livorno's Judenſchaft, meiſtens von portugieſiſch-levantiſchen Familien ſtammend, ſoll jetzt, nach der Angabe der Nürnberger Handelszeitung 20,000 Köpfe, ein Viertheil der Geſammt-Bevölkerung betragen, und Eigenthümer von zwey Drittheilen der Stadt ſeyn, was zumal bey den hohen Miethpreiſen von ausnehmender Wichtigkeit iſt. Sie lebt auf einem ſehr hohen Fuß, gilt aber auch bey ihren Glaubensgenoſſen in Italien für freygeiſteriſch. Merkwürdig iſt, daß ſie ihre weiblichen Dienſtbothen, durch eigene Mäkler, meiſtens aus Bayern, Schwaben und Franken zieht. Dieſe Dienſtmädchen verheirathen ſich entweder in Livorno, oder kehren nach 10 bis 12 Jahren, mit einem kleinen Vermögen in ihre Heimath zurück.

Im Converſationsblatte, 1r Band Nr. 48, ſagt der Hr. Verf. des muſicaliſchen Artikels Seite 579 (wahrſcheinlich derſelbe, dem die lange und breite Erklärung in der Wiener muſikaliſchen Zeitung, Intelligenzblatt Nr. 1, ihr Daſeyn verdankt): »Der neueſte Mechanismus, von der Erfindung des Inſtrumentenmachers Hrn. Koch ꝛc.« Wie competent! Dieſer Mann wäre alſo wirklich aufgefunden, von deſſen hoher Weisheit im richterlichen Ausſpruche die Welt ſich beugt, der es documentiren kann, daß Hr. Koch der Erfinder des neuen Inſtrumentes ſey! Obwohl es ſich nicht der Mühe lohnt, die Sache ernſtlich zu widerlegen, ſo mag es doch der Seltenheit, und mitunter vielleicht auch des Spaßes wegen nicht unintereſſant ſeyn, den Geiſt dieſes Critikers in etwas zu beleuchten. Er gibt hier wieder ein Langes und Breites von ſich, z. B.: »Was unſern vorzüglichen Flötenſpielern ſcheint, von unſichern Tönen im Allgemeinen (vom Beſondern ſagt er nichts), von der Mühe, ſich ſelbſt zu überreden, von gezwungenen und affectirten Tönen (dieſe möchte ich vom Verf. verſinnlicht haben). Wohl zeigt er ſeinen militäriſchen Geiſt, indem er ſchreyt: »Habt acht!« Seinen muſikaliſchen Sinn aber bewährt er ganz beſonders dadurch, daß das Spiel auf dieſem neuen Inſtrumente ſeinem Auge wichtiger ſey, als dem Ohr (o welchem Ohr!). Dann hat die Flöte dort, wo man ſie braucht, 3 Octaven (ich möchte wiſſen wie viel ſie dort hat, wo man ſie nicht braucht ?). Ferner hat die gewöhnliche Flöte für ihn ſchon einen zu großen Tonumfang. Weiter ſpricht er von ſchwebenden Tönen, in critiſchen Lagen anwendbar (o weh !); endlich empfiehlt er eine Flötenſchule, dadurch, daßdas tiefe h nicht zweckmäßig, nur als Opfer, der Mode gebracht, darin aufgenommen iſt. Nun frage ich, ob eine ſolche Critik *) geeignet ſey, mich von dem einmal gewählten Pfade abzulenken. Ich muß den Verf. mit den tiefen Tönen einmal erſchreckt, und ſomit auf ſein Nervenſyſtem zu ſtark gewirkt haben, weil er ſie unnatürliche Baßtöne heißt; und warne ihn auch, ſich mir zu nähern, damit ich ihn mit dieſen Baßtönen nicht zuſammen ſchmettere, wie die Trompete die Mauern von Jericho. Wo ſind denn endlich die erſten Flötenſpieler Wiens, die auf der Künſtlerbahn mit Beharrlichkeit fortſchreitend, ſich Mühe mit dieſem Inſtrumente gegeben, und es endlich als nicht brauchbar verworfen haben? Wie doch alles Neue ſeine Feinde hat! Selbſt mit dem beſten Sinn für die Ausbildung einer Sache iſt man täglich in Gefahr, von neidiſchen Lauerern hinter Gaſſenecken beworfen zu werden. Oder ſoll das Ganze vielleicht nur deßwegen da ſeyn, um einer zu erſcheinenden Flötenſchule ein günſtiges Empfehlungsſchreiben mitzugeben? — Bayr.

Nächſten Sonntag wird zum Vortheil der durch Feuersbrunſt verarmten Wirthſchaftsbeſitzer der Gemeinde Laxenburg, in dem herrlichen Parke daſelbſt von den Kunſtreitern HH. Hiam und A. Price und einer Geſellſchaft Dilettanten, das glänzende, ſogenannte Tournier zu Nordhauſen mit einem Carouſſel verbunden, abgehalten werden. In der größern Ankundigung heißt es mit Recht: »Der herrliche Platz, ganz zu der vorhabenden Unterhaltung geeignet, der ohnehin ſattſam bekannte, liebliche Park, mit ſeinen neuen, größtentheils noch unbekannten Anlagen, die ein ſchöpferiſcher Geiſt täglich neu hervorzubringen ſcheint; die Nähe der alterthümlichen Ritterburg, der erweiterte Teich mit ſeinen vielen Schiffen, und das Schauſpiel ſelbſt, das mit Pracht, Eleganz und Präciſion gegeben werden ſoll, dürften wohl geeignet ſeyn, den hülfeerwartenden Wirthſchafts-Beſitzern zahlreiche Zuſeher zu verſchaffen.« Die Preiſe der Plätze ſind 3, 2, 1 fl., und 30 kr. Billets hierzu ſind zu haben bey den HH. Bermann, Renner, Schmierer und Wirſchmitt. Möchte ein zahlreicher Zuſpruch die ſehnlichen Hoffnungen der Hülfsbedürftigen in Erfüllung ſetzen!

Die k. Geſellſchaft des Quadalquivir, welche die Schiffahrt auf dieſem Fluß durch alle mögliche Mittel erleichtert und erſt kürzlich die Dampfboote auf demſelben eingeführt hat, hat nun auf der von dieſem Fluſſe gebildeten Isla menor eine Baumſchule angelegt, worin man 4,500,000 Bäume von ſchönen Arten, die Caſtanie, Catalpa, Eſche, Akazie, Cypreſſe und mehrere ausländiſche antrifft. Alles gedeiht vortrefflich, und die Dampfboote, welche Paſſagiere mit ihren Sachen, nicht über 2 Arroben ſchwer, für 1 Peſo durch zwiſchen hier und Puerta Sta. Maria, und S. Lecar fahren, ſind immer mit Luſtreiſenden angefüllt, welche ſich auf jener Inſel unterwegs vergnügen.

---

*) Den gültigen Gründen des Hrn. Verf. unbeſchadet, müſſen wir doch anmerken, daß jener kurze Aufſatz keine rein analytiſche, keine eigentliche Critik, vielmehr nur eine kleine flüchtige Erörterung genannt werden konnte.

Eine neue Veranlaſſung, ja Aufforderung, die Vortreſſlichkeit unſrer Jahrbücher der Literatur zu würdigen, und uns zu dieſem muſterhaften Inſtitute Glück zu wünſchen, geht aus der Betrachtung des 2. Stucks des Hermes hervor, welches vor einigen Tagen hier angekommen iſt. Es enthält: I. Mailaths und Köffingers Koloczaer-Codex. (Wird mit der Heidelberger-Handſchrift, die Rec. vor ſich hatte, verglichen; die wichtigſten Abweichungen werden buchſtäblich bemerkt). II. Jean-Pauls neuliche Vorſchläge, die Zuſammenſetzung der deutſchen Subſtantive betreffend. (Dieſe im Auguſt des Morgenblatts in Form von 12 Briefen enthaltenen Vorſchläge, in denen vorzüglich dem ſo häufig dazwiſchen tretenden s der Krieg gemacht wird, ſind hier von dem wackern Jac. Grimm mit Scharfſinn und Gründlichkeit als gänzlich falſch verworfen). III. Parallele der chineſiſchen Wörterbücher des Moriſſon und Montucci (auf nicht mehr als 2 Blattſeiten). IV. Geſchichte Andr. Hofers. (Dieſes frevelhafte Buch iſt hier mehr in referirendem als critiſchem Ton behandelt. Wie billig und mit Huldigung anerkannt wird des Verf. hiſtoriſche Eminenz, wie ſein ſiegendes Talent im Vortrag, aber eben ſo characteriſtiſch wird ihm »innere Gediegenheit« (allein auf Wahrhaftigkeit der Geſinnungen beruhend) abgeſprochen) *). V. Das Heer von Innerösterreich ꝛc. angeblich von einem Stabsofficier ꝛc. (Auch von dieſem, wie das vorige 1817 erſchienen, haben wir längſt ſchon werthvollere Beurtheilungen geleſen, man ſieht alſo, daß es ſich hier wieder um das Intereſſe des eigenen Verlags handelt). VI. Krugs Syſtem der practiſchen Philoſophie, erſter Theil: Rechtslehre. (Dieſe Recenſ. iſt in Geiſt und Sprache wahrhaft claſſiſch und erſchöpfend, und, wiewohl durch 2 Bogen fortlaufend, gewiß jedem empfänglichen Leſer noch zu kurz **). VII. Genelli, das Theater zu Athen ꝛc. (Auf fünftehalb Seiten viel zu raſch abgefertigt, eben ſo) VIII. Catels Darſtellung eines Schauſpielhauſes. IX. Kreyſigs Handbuch der practiſchen Krankheitslehre, erſter Theil ꝛc. (Dieſe an ſich allerdings mit tiefer Einſicht und hohem Beruf ausgeführte ſtreng ſyſtematiſche Beurtheilung würde, im Verhältniß zu dem Umfang der Recenſ. unter einander, ſchon allzu weitläuftig ſeyn, wenn ſie auch nur die Hälfte ſo lang wäre, als ſie iſt: ſie umfaßt viertehalb Bogen, betrifft aber dafür einen Brockhaus'ſchen Artikel). X. a) Gemmen von Arthur vom Nordſtern, b) Sinnbilder der Chriſten, von demſelben erklärt. (Mit Gelehrſamkeit und Geſchmack, doch zu fragmentariſch, beurtheilt). XI. Krugs Kreuz- und Queer-Züge auf den Steppen der Staatskunſt ꝛc. (intereſſant, wie das Werk ſelbſt).

(Schluß folgt.)

---

*) Dieſer Standpunct der Kritik bezeichnet den rechtſchaffenen Beurtheiler: das Moraliſche und das Intellectuelle, der Menſch und der Schriftſteller müſſen in ihre abgeſchloſſenen Cathegorien, jedes rein für ſich betrachtet, nie alſo vermengt werden

**) Sehr hat uns die an ſich ſo ſchwierige Definition des Wortes: Zeitgeiſt, angezogen. „Es iſt wohl nicht ohne Grund behauptet worden (lautet es), daß das öffentliche Leben der Menſchheit, im Durchſchnitte betrachtet, in jedem Zeitalter durc irgend eine Hauptidee, unter dem Anſchein vorzüglicher Heiligkeit derſelben geleitet und in Bewegung geſetzt wird. Dieſe Hauptidee nennt man den Gei der Zeit, im guten und ſchlimmen Sinne.“

In Nr. 47, S. 566. Zeile 5 v. U. ſoll es nicht heißen: des Georgicons des Virgil, ſondern: der Georgica des Virgil. In Nr. 50. S. 596. Z. 3 v. O. leſe man: Neapolion.

Gedruckt bey J. B. Walliſhauſſer.

Conversationsblatt.

3.

Freytag, den 9. Juli 1819.

Das Pulver Doſia.

Herr **Titſingh**, Vorſteher der Holländiſchen Compagnie in Nangaſatti, und Geſandter in China, hatte die koſtbarſten Beyträge zur nähern Kenntniß Japans eifrig geſammelt. Er hatte ſie während ſeines langen Aufenthaltes in dieſem merkwürdigen Lande*) in Ordnung gebracht, und es hieß ſchon im Jahr 1812, da der ausgezeichnete Reiſende noch lebte, daß jene ſeltenen Materialien im Druck erſcheinen ſollten. Aber leider blieb die geſpannte Erwartung der gelehrten Welt unerfüllt; und ſchon glaubte man beſorgen zu müſſen, daß die köſtliche Sammlung wohl gar verloren gegangen ſey, ſchon wollte man, da ſich mehrere Jahre gar nichts hören ließ, alle Hoffnung aufgeben, als jetzt auf Einmal ein Anonymus in Paris mit der Er-

---

*) Anſichten aus dem letzlich erſchienenen Werk des Capitän **Golownin** haben wir in Nr. 8 und 10 dieſes Blattes geliefert.

klärung auftritt, daß er im vollſtändigen Beſitz ſowohl der Handſchriften als der Zeichnungen des Herrn Titſingh ſey. Vor der Hand machte dieſer Unbekannte einen Theil dieſes Schatzes unter folgendem Titel bekannt: Cérémonies usitées au Japon pour les mariages et les funerailles suivies de details sur la poudre Dosia etc. par feu M. Titsingh, 2 Vol. Paris 1819. Und aus dieſem merkwürdigen Werk theilen wir nun unſern Leſern den ſehr intereſſanten Aufſatz über das Pulver Doſia mit:

Die Japaneſer beerdigen ihre Todten auf eine ihnen eigenthümliche Art. Anſtatt die Körper in Särge von einer nach der Größe und Dicke des Todten verhältnißmäßigen Länge und Breite zu legen, geſchieht ſolches in einer Art Kufe von 3 Fuß Höhe, und von 2 1/2 Fuß oben in der Rundung, und 2 Fuß unten im Durchmeſſer. Es läßt ſich ſchwer begreifen, wie man einen Leichnam in eine hiezu paſſende Stellung bringen kann, da die durch den Tod ſteif gewordenen Glieder ſich doch auf keine Weiſe weder krümmen noch biegen laſſen.

Die Japaneſer, denen ich meine Einwürfe mittheilte, ſagten mir, daß ſie dieſe Wirkung mittelſt eines beſonderen Pulvers, Doſia genannt, hervorbrächten, von welchem man dem Todten etwas in die Ohren, die Naſenlöcher und den Mund ſteckt, wornach die Glieder ſogleich eine bewundernswürdige Biegſamkeit erhielten. Da man mir verſprach, mich durch eigenen Augenſchein davon zu überzeugen, ſo mußte ich mein deßfalſiges Urtheil noch verſchieben, aus Furcht über eine Sache, die, wenn gleich unſere Begriffe überſteigend, ſich doch auf eine ziemlich wahrſcheinliche Weiſe, beſonders durch den Galvanismus, deſſen erſt neuerlich entdeckte Wirkungen nicht weniger allem Glauben zu widerſtehen ſcheinen, erklären läßt, als über eine läppiſche Erdichtung den Stab zu brechen.

Es wurde nun im October 1783, wo es bereits ſehr kalt war, folgender Verſuch vor meinen Augen dargeſtellt. Es ſtarb nämlich ein junger Holländer auf der Inſel Dezima, und ich gab dem Arzte den Auftrag, den Körper reinigen, und ihn auf einen Tiſch vor einem offenen Fenſter legen zu laſſen, damit er von der Luft völlig ſteif würde.

Am andern Morgen unterſuchte ich mit mehreren Japaneſern und einigen Beamten der Factorey den Leichnam; wir fanden ihn ſo hart wie ein Stück Holz. Einer der Dollmetſcher, Namens Zenby, zog nun aus ſeinem Buſen ein Santock, oder eine Art Brieftaſche, und nahm daraus ein längliches Packet mit einem ſandähnlichen, groben Pulver; es war das berühmte Pulver Doſia. Er ſteckte davon ein Paar Finger voll in die Ohren, eben ſo viel in die Naſenlöcher und in den Mund, und alſobald, war es Wirknng dieſes Mittels, oder eines Betruges, den ich jedoch nicht entdecken konnte, ſahen wir die bisher über die Bruſt gekreuzten Arme von ſelbſt herabfallen, und in weniger als 20 Minuten hatte der Köeper ſeine völlige Biegſamkeit wieder erhalten.

Ich ſchrieb dieſes Phänomen der Wirkung eines feinen Giftes zu; man verſicherte mir aber, daß das Pulver Doſia, weit entfernt, giftig zu ſeyn, ein heilſames Mittel bey ſchweren Entbindungen wäre. Geſchieht z. B. die Niederkunft nicht mit der gehörigen Leichtigkeit, ſo gibt man der Mutter eine Taſſe heißen Waſſers, worin man zuvor ein wenig von dem Pulver Doſia in einem Stück weißer Leinwand hat durchziehen laſſen; und es erfolgt dann ſogleich eine glückliche Entbindung. Auch gegen Augenübel ſoll ſich dieſes Pulver als das wirkſamſte Mittel bewähren. Sogar in völligem Geſundheitszuſtande ſoll ein Aufguß desſelben Wirkungen erregen, welche alle Japaneſer darnach begierig machen. Er erweckt den Geiſt und iſt erquickend für den Körper. Man wickelt das Pulver ſorgfältig in ein Stück weiße Leinwand, und läßt es alsdann trocknen; man kann es ſo mehrere Male gebrauchen.

Man reicht denſelben Trank auch vornehmen Leuten, wenn ſie in den letzten Zügen liegen. Verlängert es auch ihr Leben nicht, ſo verhindert es doch das Steifwerden der Glieder, und es iſt der Körper des Verſtorbenen ſodann nicht den unehrerbietigen Berührungen der Leute ausgeſetzt, was in dieſem Lande, wo man die Ehrfurcht für die Todten übertreibt, für eine Sache von Bedeutung gehalten wird.

Ich war begierig, mir von dieſem Pulver etwas zu verſchaffen; zu dieſem Zwecke mußte ich in dem Kiszo, oder den neun Provinzen, in alle Tempel der Singous, welche ausſchließlichen Handel damit treiben, weil ſie die Lehre von Kobon-Dayſi, ſeines Beſinders, befolgen, herumſchicken. In der That wurde erſt nach dem Tode Kobon-Dayſis, im zweyten Jahre des Nengo-zia-wa (im Jahre 825 nach chriſtlicher Zeitrechnung) dieſer Sand in ganz Japan gebräuchlich. Ich konnte bey den erſten Nachſuchungen nur ein ſehr geringes Quantum davon erhalten, und auch dieß nur durch ausgezeichnete Gunſt der Prieſter; ſie geben niemals mehr, als ein Paar Finger voll auf einmal weg.

Indeß nahm ich im Jahre 1784 bey meiner Abreiſe aus Japan eine ziemlich bedeutende Quantität von dem Pulver Doſia mit. Ein Theil davon war in Bällchen, jedes zu zwanzig, außerhalb mit rothen Buchſtaben bezeichneten kleinen Packeten abgetheilt; der Reſt befand ſich in kleinen Säckchen; dieſer beſtand aber nur aus einem groben Pulver, worin man hin und wieder Goldkörnchen ſah, und welches wahrſcheinlich noch nicht die erforderlichen Eigenſchaften beſaß. Bloß ein kleines Packet war chemiſch unterſucht, und probat gefunden worden; dieſes enthielt ein ſchneeweißes Pulver *).

Die Erfindung des Pulvers Doſia wird, wie geſagt, einem Prieſter, Namens Kobon-Dayſi, zugeſchrieben. Er entdeckte die Eigenſchaften dieſes koſtbaren Minerals in dem Gebirge Kangeſen oder Kimbiſen, in der Provinz Jamotto, in welchem ſich viele Gold- und Silberminen befinden, und brachte davon eine beträchtliche Menge nach dem Tempel, den er auf dem Gebirge Kajas-an bediente.

Die Prieſter dieſes Tempels ſingen den Göttern, die dem Kobon-Dayſi ein ſo köſtliches Pulver erfinden ließen, noch fortwährend Danklieder. Sobald der Vorrath davon erſchöpft iſt, holt man in glaſurten Näpfen neuen aus den Gebirgen Kangeſen. Von jeher ſchrieben Völker die Phänomene, welche menſchliche Begriffe überſteigen, dem Einwirken himmliſcher Geiſter zu, und auch hier laſſen es die Prieſter nicht an der Behauptung fehlen, daß das Pulver Doſia ihren inbrünſtigen Gebethen ſeine ganze Wirkſamkeit verdankt. Gleich nach der Ankunft des neuen Vorrathes ſtellt man ihn in ein glaſurtes und vergoldetes Gefäß vor dem Bilde des Gottes Dayniſi oder Biron-ſanna. Die im Kreiſe vor dem Altar ſtehenden Prie-

---

*) In den holländiſch-oſtindiſchen Beſitzungen werden kleine Medicinkäſtchen, die aus Halle (in Deutſchland) kommen, ſehr geſchätzt. Bey jedem Kiſtchen befindet ſich ein Buch, welches die Namen der verſchiedenen Medicamente, und die Art und Weiſe, ſich ihrer zu bedienen, enthält. Unter andern findet man darin kleine Päckchen mit einem Pulver: Langlebens-Elixir genannt, das wegen den wunderbaren Eigenſchaften, die man ihm beymißt, ſehr geſucht wird. Die Art der Zuſammenſetzung deſſelben wird für ein großes Geheimniß gehalten. Im Jahre 1782 hatte ich ſolch ein Medicinkäſtchen in Japan. Eines Tages löſte ich in einem ſilbernen Löffel voll Waſſer etwas von dieſem Langlebens-Pulver auf, und bemerkte, daß ſich eine gewiſſe Fettigkeit davon an den Rand anſetzte. Denſelben Verſuch mit dem Pulver Doſia wiederholend, erhielt ich das nämliche Reſultat, woraus ich ſchloß, daß der Grundſtoff der beyden Pulver viel Uebereinſtimmendes hätte.

ſter ſingen, indem ſie die Kügelchen nach Art eines Roſenkranzes zwiſchen ihren Fingern ſpielen laſſen, ſiebenmal vier und zwanzig Stunden hindurch einen Lobgeſang, Giando-Singo genannt, und folgenden Inhalts:

On a hokja Biron sannanomaka ſodoro mani
Fando me, ximbara ſara, ſare taja won.

Nach der Ausſage der Prieſter hört man während dieſer langen Zeit ein gewiſſes Brauſen in dem Sande; alle unreinen Theile gehen von ſelbſt aus der Vaſe, und es bleibt zuletzt nur das gereinigte Pulver darin, welches alsdann unter ſämmtliche Tempel der Singous vertheilt wird.

Kobon-Dayſi brachte den erwähnten Lobgeſang mit aus China, in welches Land er durch einen von Malabar gekommenen Prieſter von der Secte **Siaka** eingeführt worden war. Die einzige Erklärung, die ich davon erhalten konnte, war folgende: Die Sonne führt nach den Sintos oder Anhängern der urſprünglichen Religion der Japaneſer den Namen Fanſio-Dayſin, Dayſingou und O-ſiraunè-no-Mikotto; die Singous-Prieſter legen ihr jedoch den malabariſchen Namen Maka-Bironſanna-bouts, welcher ſo viel als den die großen Finſterniſſe verſcheuchenden Gott bedeutet, bey. Dieſe Benennung kommt mit dem japaniſchen Namen **Day-Metz-Nio-ray**, d. h. den großen Gott des Lichtes, überein.

Wenn die Fiſcher am Ufer des Meeres ihrer Arbeit obliegen, vergeſſen ſie nie dieſen Geſang zu trillern, in der Ueberzeugung, daß in Ermangelung deſſen ſie wie behext ſeyn, und nichts fangen würden.

Die Japaneſer, bey denen ich mich nach dem Sinne der andern Worte erkundigte, geſtanden freymüthig, daß ſie nichts davon wüßten, mit Ausnahme der Worte: Zimbava-fara fare taja won. Wenn üppige Menſchen einem großen Gaſtmahle beygewohnt haben, ſprechen ſie dieſe Worte gerne aus, ihre Bedeutung iſt: Mein aufgeſchwollener Bauch macht mich ſchwer. Sie werden wahrſcheinlich für gottlos gehalten; denn man macht den Kindern weiß, daß, wenn ſie das Unglück hätten, ſie auszuſprechen, ſie ein ſchiefes Maul bekommen.

……

Novelliſtik.

Die Nachrichten, daß Mungo Park noch lebe, fahren fort, ſich zu vervielfältigen, fangen aber auch nicht an, ſich zu beſtätigen. Erſt kürzlich hat ein Bewohner von Liverpool die Anzeige von ſeinem Bruder aus Juddal, auf der Küſte des rothen Meeres, erhalten, daß der berühmte Reiſende noch am Leben ſey, aber vom König von Tambuctu wegen ſeiner mediciniſchen Kenntniſſe zurück gehalten werde.

Pariſer-Blätter erzählen von einem Mädchen aus Genua, Maria Berardi, das ſchon im 11. Jahr einen Curſus über die Rhetorik gehört, in 3 Monathen Philoſophie abſolvirt, und daraus zu Jedermanns Erſtaunen diſputirt hat. Das wäre denn eine gar gewaltige Virtuoſinn der, beſonders durch die vielgeprieſenen Lancaſter-Schulen beförderten leidigen Accelerationsmethode. Und welch eine Rivalität mit dem Dorf- Stadt- und Welt- berühmten Univerſalgenie Witte, mit deſſen Erziehungsgeſchichte uns ſein Proclamator perpetuus, Dr. Carl Witte der Vater, nächſtens heimſuchen wird! — In dieſe Gattung von Curioſitäten gehört auch folgende Nachricht aus dem Independent: Der junge Gugel, von 11 Jahren, und der junge Larſonneur, 8 1/2 Jahr alt (vermuthlich Moniteurs), laſſen durch ihre Talente faſt glauben, es ſey wirklich wahr: »Es gibt keine Kinder mehr.« Oft macht man, ſetzt ein Berlinerblatt hinzu, von ſolchen Frühtalenten ſpäterhin die Bemerkung: daß man Virtuoſen im Kindiſchen erzeugte.

Aus London wird gemeldet, daß Mozarts unſterbliches Werk: Die Zauberflöte, wegen mangelhafter Aufführung, gar kein Glück gemacht habe. Faſt keine Parthie war gehörig beſetzt. Das Gedicht fand man langweilig und zum Theil unſinnig. Und das nicht mit Unrecht kann man hinzu ſetzen; und Wink genug läßt ſich ferner ausrufen, Wink genug, die meiſt abſurden, veralteten Operntexte, z. B. eines Don Juan, revidirend vorzunehmen und unſerm Zeitgeſchmack, wo nicht eben im Geiſt (was rückſichtlich des Verhältniſſes zur Muſik ſchwer hielte), doch in der Form anzupaſſen ꝛc.

Den 26. dieſes nimmt zu Regensburg die zehnte fürſtl. Palm'ſche Bücherverſteigerung ihren Anfang. Die Geſchichtſchreiber Deutſchlands, vorzüglich des ſüdlichen, die Oeſterreichiſchen, Böhmiſchen, Ungariſchen, die Italieniſchen, Türkiſchen, und die der Außereuropäiſchen Welttheile, ſind die vornehmſten Zierden dieſer Abtheilung. Die Verſteigerung geſchieht unter der Bedingung barer, von Auswärtigen binnen 6 Wochen zu leiſtender Bezahlung. Hier in Wien iſt der Catalog bey den HH. Heubner und Volke zu haben. — An demſelben Tag beginnt in Borna (bey Leipzig) die Verſteigerung der 12,000 Bände ſtarken Bibliothek des Hofger. Raths Dr. Klügel.

In Paris iſt ein Supplement aux Oeuvres de Diderot erſchienen, in dem ſich auch mehrere Notizen befinden, die Diderot bey der Rückkehr aus Rußland im Jahre 1773, während ſeiner Reiſe durch Holland und Belgien, niederſchrieb. Ein luſtiges Qui pro quo iſt folgendes, »wo der ſamoux **Euler** ſich in Leyden aufgehalten, 140 Bände geſchrieben, und eine Tochter des Vielſchreibers, **Gregor Leti**, zur Gattinn gehabt haben ſoll, die denn auch an ſeinen zahlreichen Journalen fleißig gearbeitet hätte.« — Da **Diderot** eben aus Rußland kam, ſo iſt es keinem Zweifel unterworfen, daß er dort den berühmten Mathematiker perſönlich kennen lernte. Demnach iſt wohl mit Beſtimmtheit anzunehmen, daß jene Lächerlichkeit durch den jetzigen Herausgeber entſtanden iſt, der bey der undeutlichen Handſchrift **Diderots** den Namen des bekannten **Joh le Clerc** für **Euler** las. Erſterer war vor mehr als hundert Jahren ein ſehr fruchtbarer Schriftſteller, und wirklich Gemahl einer Tochter des Italieners **Leti** geweſen. In dieſem Supplement befindet ſich auch ein langer Brief an einen ruſſiſchen Staatsbeamten — vermuthlich Hrn. von **Bezkoi** — worin neben einer grenzenloſen Schmeicheley die Eitelkeit **Diderots** hervortritt; denn dafür, daß die Kaiſerinn ihm ſeine Bibliothek abgekauft, die Benutzung derſelben aber auf Zeitlebens bewilligt, verſpricht er, dem Ruhme der Monarchinn eine Pyramide zu errichten, qui touchera au ciel, et ou dans les siecles a venir les Souverains verront, par ce que le sentiment seul de la reconnoissance aura entrepris et executé, ce qu'ils auroient obtenu du genie, si leurs bienfaits l'avoient cherché! Bey dieſem bereits im Jahre 1767 gethanen Gelübde — denn ein feyerlicher Eidſchwur ſteht voran — iſt es aber auch leider geblieben, und ſtatt der an die Wolken reichenden Ehrenſäule hat die großmüthige Kaiſerinn mit nichts als wenigkoſtenden Schmeicheleyen ſich begnügen müſſen.

Der Comet, mit dem wir in dieſen Tagen überraſcht wurden, ſtand am vorigen Sonntag Abends um 10 Uhr in Nord-Nord-Weſten, an 8 Grade über dem Horizont. Bey einer minder hellen Nacht hätte man wahrgenommen, daß er ſich in der Nähe der kleinen Sterne, an den Füßen des großen Bären, und in dem Sternbilde des Lynx, befinde. Nachdem dieſe unerwartete Erſcheinung um die Mitternachtzeit den untern nördlichen Meridian paſſirt hatte, konnte man ſie gegen 2 Uhr Morgens, im Nord-Nord-Oſten deutlich aufſteigen ſehen. Dieſer Comet (deſſen Kern die Größe des Jupiters hat) iſt beynahe ſo groß, als jener vom Jahre 1811. Weiteres iſt noch nicht ausgemittelt worden; doch ſteht zu erwarten, daß die Aſtronomen und Meteorologen, die uns die Ankündigung dieſes Phänomens ſchuldig geblieben, uns bald deſto ſorgfältigere Beſtimmungen nachliefern werden.

Hermes, 2tes Stück. (Schluß von Nr. 2.) XII. **Hillebrand** über Deutſchlands Nationalbildung. (Wichtige Worte über ein wichtiges Buch über einen noch wichtigern Gegenſtand — das deutſche Phlegma wird hier ſehr ſchonend: Unreizbarkeit genannt — eine **neue** Nationalbildung iſt nöthig ꝛc.) XIII. **Guillié** instructions des aveugles. (Von dieſem, wiewohl nur ein particuläres Intereſſe behauptenden Werke wird hier, ſehr zweckmäßig, ein vollſtändiger Auszug geliefert). XIV. **Steffens** Carricaturen des Heiligſten ꝛc. erſter Theil. (Auf 2 Bogen eine klare, ächt philoſophiſche Analyſe dieſes merkwürdigen Werkes, die man eigentlich vor dieſem ſelbſt leſen muß, um über deſſen Character völlig im Reinen zu ſeyn. Angehängt ſind ein Paar oberflächliche Worte über deſſelben Verf. Schrift: die gute Sache). XV. Fünf

Schriften über Turnkunſt: **Gutsmuths**, **Kayßler**, **Steffens**, **Paſſow**. (Für ein ſo characteriſtiſches Zeitphänomen, wie das Turnweſen, auf einem Bogen viel zu laconiſch behandelt). XVI. **Bülow** chriſtlich-evangeliſches Kirchenweſen ꝛc. (Kurz und gut auf einem halben Bogen). XVII. **Schmolzing** europäiſches Völkerrecht, erſter Theil. (Mit viel Sachkenntniß und Literatur, auf 1 Bogen, ruhig und ſyſtematiſch beurtheilt). XVIII. **Dibdin's** bibliographical Decameron 3 Vol. 2ter Artikel. (Vielleicht die beſte, gediegenſte und in ihrer Art intereſſanteſte Recenſion des ganzen Stücks, vom Bibliothekſecretär **Ebert**; treffend ſind die Schlußworte über ein deutſches **Lehrbuch** der Bibliographie, woran es uns noch gebricht). XIX Zeit- und Flugſchriften: 1) Memoire de **Stourdza** (vom Prof. **Krug**, Vermehrung und Verbeſſerung des früher erſchienenen beſondern Abdrucks); 2) Actenſtücke zur Beleuchtung der Badenſchen Territorialfrage. 3) Ueber förmliche Wahrheit und kirchliche Freyheit ꝛc. 4) **Friedrich**, König von Würtemberg. 5) Leben **Las Caſas**. 6) **Las Casas** projet de petition etc. 7) **Roſetti**, **Winkelmanns** letzte Lebenswoche. 8 **Hoffmanns** Leiden eines Theater-Directors. 9) **Gourgaud** campagne de 1815. (Dieſe Critik ſagt auf 2 Bogen viel zu viel, oder viel zu wenig). — Der **Anhang**, überſchrieben: Ausländiſche Literatur (in Analyſen ausländiſcher critiſcher Zeitſchriften) enthält: 1) **Staël** Considerat. sur la revol. franç. (gediegene, faſt 2 Bogen ſtarke, Recenſion aus Nr. LX. des Edinburgh Review.) 2) 8 Piecen über Geſchwornengerichte, aus der Revue encyclopédique Nr. 3. (Bruchſtücke auf einem halben Bogen). — Schließlich folgt eine ſogenannte **Zugabe**, beſtehend in einem Sendſchreiben von **Heinr. Voß** d. j. an den Recenſ. der **Voß** ſchen **Shakeſpeare**-Ueberſetzung im erſten Stück des **Hermes**. (Weniger eine Anticritik (als ſolche würde in **Hermes** keine Stelle geweſen ſeyn, weil ſein Plan, ſeltſam genug, Anticritiken ausſchließt), denn als Ergänzung oder Fortſetzung der Vorrede zu dem ganzen **Voß**'ſchen Unternehmen zu betrachten). Bemerkenswerth iſt, daß Hr. **Ebert** der einzige Recenſent iſt, welcher ſich unterſchrieben hat; chiffrirt iſt ebenfalls nur Einer. Auch dieſes 2te Stück iſt großentheils als ein räſonnirender Verlags-Catalog des Hrn. **Brockhaus** zu betrachten, und da der **Hermes** übrigens die Literatur des Auslandes bloß beyläufig liefert, ſo behauptet er auch nur ein ſehr einſeitiges Intereſſe. Gleichwohl wünſchen wir dieſem Inſtitut, weil es der critiſchen Anſtalten nie genug geben kann, das, was es ſchwerlich erleben wird: Gedeihen [*]).

Gfr.

---

[*]) Eben als wir dieſe Notiz beendigt hatten, trafen wir unter der Aufſchrift: Blicke auf die neueſte Literatur, eine kurze Characteriſtik dieſes 2. Stücks des **Hermes** in der allgemeinen Zeitung an. Ihr anonymer Verfaſſer verräth ſich auch hier durch ſeine überfüllige, ungeregelte Phantaſie, mit der er Büchertitel, Namen, Sachen, Data, Alles wuſt untereinander wirft; durch das emphatiſche Herausſtreichen Derer, welche ſeinem (literar.) Egoismus zum Werkzeuge dienen können, vorzüglich aber durch jene ungezähmte Lobhudeley ſeines eigenen Ich, der alles Andere eigentlich nur als Vehikel gilt. Leider ſieht man mit derley, von einem und demſelben Verf. ohne Rückſicht auf ſein Dienſtſtand, und die entſtehenden Reibungen durch Repliken ꝛc. herrührenden, fieberhaften Correſpondenz-Nachrichten die diſtinguirteſten Zeitſchriften heimgeſucht. Bald wird ſich ſie das ſo oft dadurch getäuſchte Publicum wohl ſelbſt verbitten müſſen.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationsblatt.

4.

Dinſtag, den 13. Juli 1819.

Fortſchritte in der Sprachkunde.

Von J. Bernhard.

(Schluß von Nr. 2.)

Herr C. **Pougens** arbeitete ſeit dem Jahre 1777 an ſeinem Trésor des origines, wovon er dem Publicum ein Specimen vorlegt, um, ganz im Gegenſatze mit den ihres Wiſſens ſo verſicherten Schriftſtellern unſerer Zeit, zu verſuchen, ob man ſeine vierzigjährige Arbeit gütig aufnehmen werde. In ſeinem Trésor des origines, der aus 6 Bänden in Folio beſtehen ſoll, ſchlägt der gelehrte Verfaſſer ſeine Muthmaßungen über den etymologiſchen Urſprung von 3140 franzöſiſchen Wörtern vor, nachdem er vorher die Meinungen ſeiner Vorgänger angeführt und geprüft hat. Dann ſucht er den Urſprung des orientaliſchen oder abendländiſchen Wortes, von dem das franzöſiſche abſtammt; ſo kehrt er bis zur erſten Quelle zurück, und bindet ſich in ſeinem Forſchen, wofür ihm die Philoſophen beſonders Dank wiſſen müſſen, an kein Syſtem. Das Vergleichen ſo vieler Sprachen mit einander, die Unterſuchung der natürlichen, politiſchen, oder durch den Handelsverkehr veranlaßten Urſachen, welche auf die Bildung der Wörter Einfluß gehabt haben, hat eine geübte Urtheilskraft und eine ſeltene Geduld erfordert.

In der dritten Abtheilung ſeines Specimen liefert Herr Pougens eine Probe ſeines Dictionnaire grammatical de la langue française, welches aus 4 Bänden in Folio beſtehen wird. Jeder Artikel enthält: 1) eine kurze etymologiſche Ueberſicht, 2) die Erklärung des Wortes, in welcher der gelehrte Sprachkenner drey verſchiedenen Planen Genüge leiſtet. Die Wörter, die der Literatur und Philoſophie angehören, erklärt er kurz und deutlich; bey den geſchichtlichen hält er ſich ein wenig länger auf, doch gibt er den Erklärungen derer, die eine wiſſenſchaftliche Bedeutung haben, oder ſich auf Künſte, Gewerbe und Naturgeſchichte beziehen, eine größere Ausdehnung. Er findet vorzüglich in der Onomatopäa, oder Bildung des Wortes nach dem Laute der Sache, die urſprüngliche Wurzel von einer bedeutenden Anzahl Wörter, welche beynah immer die unentbehrlichen Dinge bezeichnen.

Dieſe gelehrte Arbeit wird noch merkwürdiger durch die Lage des Verfaſſers. Aus einem der edelſten Geſchlechter Frankreichs entſproſſen, widmete Hr. Pougens ſich in Rom mit großem Erfolg bis zu ſeinem drey und zwanzigſten Jahre dem Studium der Künſte. Um dieſe Zeit raubten ihm bösartige Pocken den Gebrauch ſeiner Augen. Zu ſeinen tiefen Forſchungen bedurfte ſein äußerſt lebhafter, unermüdbarer Geiſt fremder Hülfe, die ihm ſein liebenswürdiger, guter Character erwarb. Außer dem vor uns liegenden Specimen, welches 50 aus dem größern Werke ausgezogene Artikel enthält, iſt Herr Pougens Verfaſſer von vielen andern geſchätzten philoſophiſchen und wiſſenſchaftlichen Abhandlungen und größern Werken. Mit dem Specimen erſchien ebenfalls im vorigen Monath ein proſaiſches Gedicht von ihm in vier Geſängen: Die vier Lebensalter *). Er überraſchte das Publicum durch den Abſtich zwiſchen dem gravitätiſch-gelehrten Style ſeines Wörterbuches und der blühenden Jugendſprache der Einbildungskraft in ſeinem Gedicht.

---

*) Les quatres ages, par Charles Pougens. 1 Volume in 18. de 140 pages. Paris 1819.

Ich glaube, es wird den Leſern dieſes Blattes angenehm ſeyn, da die ſchöne Dichtung im Original hier faſt gar nicht bekannt geworden iſt, aus einigen Proben einer Ueberſetzung, die ich (anfolgend) gewagt habe, zu urtheilen, wie die Einbildungskraft eines Mannes, der ſeit mehr als vierzig Jahren ſeines Geſichts beraubt iſt, die zauberiſchen Wirkungen des Lichts beſchreibt.

(Die in dieſem Aufſatze angeführten vier Werke ſind hier auch bey dem Buchhändler, Hrn. **Schalbacher**, zu haben).

……

Die Kindheit.

Von Pougens [*]).

So eben war die Sonne in das Zeichen des Widders getreten. Die Blüthenwogen des Weißdorns flutheten wo vor Kurzem das unbewegliche Einerley des Appeninen-Schnees blendete: ſchon erhob ſich der liebliche Kampf zwiſchen ſanften Zephirlüften und geſchmeidigen wilden Hollunderſtauden deren zartgefärbte Blüthentrauben das erſte Lächeln des Frühlings verkündeten. Noch hatte die Roſe ihre ſüßen Düfte nicht ausgehaucht, aber das beſcheidene Veilchen verbreitete in Wäldern und Gebüſchen balſamiſche Gerüche, und zart grünende Blätterchen entſchlüpften dem Schooße von Millionen Knospen, die ein wohlthätiger Thau genährt hatte. An jedem Blatte hing eine glänzende Thauperle, und wenn ein ſanfter, friſcher Wind die Gipfel der Bäume bewegte, ſo befeuchteten helle und reine Tropfen den Boden, das fröhliche Inſect fing alsdann an ſich unter dem Graſe ſorglos zu bewegen, freudig flatterte der Vogel mit ſeinen leichten Schwingen und ſchlürfte das ihm vom Himmel bereitete Getränk.

O Tivoli, Tochter Tiburs, und auch ihr antike Denkmähler der Künſte! aus eurer geweihten Mitte erreicht der Blick noch in der Ferne die finſtern, den hyperboreiſchen Gegenden zueilenden Schneewolken, und ſieht zugleich, wie die befruchtende Natur euch mit neuen Blumenketten umwindet; ja ihr gleicht jenen Greiſen des friedlichen Arkadiens, die, unter dem Schatten einer Eiche ruhend, ſich von Kindern mit Blumen bekränzen laſſen.

In jener glücklichen Jahreszeit, o Tivoli! betrat ich zum erſtenmale deinen uralten Boden. Meine Blicke hefteten ſich gierig auf den großen Waſſerfall. Nie hatte dieſes erhabene Launenſpiel der Natur dem Auge des erſtaunten Wanderers bewunderswerther geſchienen. Die Fluthen des Anieno in eine breite Fläche umgewandelt, ſtürzten ſich mit einem Krachen, welches dem Donner glich, in das weite Becken, welches ihnen die Natur ſelbſt gegraben hatte; des wüthenden Veſuvs Gebrüll tönt weniger majeſtätiſch. O Wunder der Harmonie! troz des Getöſes des ſchäumenden Waſſers, unterſchied man von Zeit zu Zeit den melodiſchen Geſang Philomelens. Bald aber verändert und verfinſtert ſich die Scene. In der Entfernung einiger Schritte von dem großen Waſſerfalle entdeckt man einen tiefen Schlund; verſteckt liegt er da zwiſchen unregelmäßig geformten, in Fels gehauenen Bogen: dort verſchlingt geheimnißvoll der Schooß der Erde die ſilberhelle Fluth.

---

[*]) Ueberſetzt von J. **Bernhard**; man ſehe den vorſtehenden Aufſatz.

Junger Künſtler! ſollte das Gelingen in deiner Kunſt, oder dein Genie dich in das antike Land des Saturns führen, o ſo betrachte dieſe großen Abweichungen der Natur; möge ihr erhabener Anblick deinen Geiſt mit neuem Feuer beleben; oder wenn dein Schickſal dich in entfernten Zonen zurückhält, ſo nimm deinen Homer, Virgil und Milton, ſteige mit ihnen in die Höhlen des Tenarus hinab: ſieh jene plötzlich erſcheinenden, undurchdringlichen Schattenmaſſen, wahre Bilder der Vernichtung; bemerke den vielfachen Widerſchein der Lichtſtrahlen; von der Wölbung ſchleicht er ſich an den Winkeln der unterirdiſchen Felſen hinab, blendet das Auge durch ſeine lebhafte Klarheit, und die Finſterniß des Erebus wird nur noch fühlbarer; verwandle durch deine Einbildungskraft die Feuer der Hölle in klare und ſprudelnde Fluthen; raube, wie ein neuer Prometheus, dem Sonnengott einen ſeiner Strahlen, um deine glückliche Schöpfung zu vollenden. Da haſt du Tibur vor dir; ſtaune und greife nach deinem Pinſel!

Dort rechts fallen ohne Getöſe auf bemooſte Kieſel die drey kleinern Cascaden, die aus drey ſich ganz gleichenden Oeffnungen ihrem Felſenbehälter entſtrömen; ihr Fall iſt ſo ruhig, ſo einförmig, daß man ſie für drey Ströme halten möchte, die ein Gott in ihrem Laufe gehemmt hat. In einiger Entfernung erblickt man auf einem ziemlich erhabenen Hügel die zierlichen Reſte eines kreisförmigen Tempels; Wolken aus Gold und Purpur gewebt, womit der Horizont ſich beym Erwachen Aurorens ſchmückt, ſcheinen dieſes Denkmal des Alterthums zu krönen.

An ſeiner reichen aber einfachen Bauart ſieht man wohl, daß er das Werk eines Künſtlers iſt, der ſich in der Schule Athens bildete. Dieſer Tempel war der Sybille Tiburtina geweiht; der bräunliche bronzirte Anſtrich des heiligen Gebäudes, hin und her zerſtreute Säulen, andere zwar noch ſtehend, deren Verzierungen aber an mehreren Orten verwiſcht ſind, und die den naiven Anſtrich der urſprünglichen Regelmäßigkeit verloren haben, bezeugen ſein hohes Alter.

Einige Schritte vom Tempel und auf der nähmlichen Linie ſah man damals zwey artige Landhäuſer, die durch ihr reinliches Aeußere und beſcheidene Bauart ſich ſehr von den edlen Ueberreſten unterſchieden, welche die Natur den gierigen Händen der Zeit entriſſen zu haben ſchien, um dieſe ſchönen Gegenden zu bereichern.

Zwey ſchöne Kinder, Floridor und die gelblockige Flora, lebten darin. Beyde zählten noch nicht neun Frühlinge; man ſagte: ſie wären an dem nähmlichen Tag geboren. Aus dem Feuerſtoffe Italiens erzeugt, konnte der ſchöne Floridor ſchon nicht mehr ohne ſeine Flora leben. Seine großen ſchwarzen Augen, ſeine braunen, krauſen Haare, ſeine friſchen, runden Wangen und ſein kleiner Purpurmund verſchönerten ſich, wenn ſie ihm nahte. Kam ſeine kleine Geſpielinn athemlos zu ihm gelaufen, ſo ſchlug der ſchöne Knabe einen ſeiner Arme um ihren zarten Leib, bog ſie rückwärts, und bedeckte mit Küſſen ihre azurblauen Augen. Dann legte er ſeine Hand auf Florens Herz und rief: Ach! wie das pocht! Abſichtslos gleitete ſeine Hand über die Reize ſeiner jungen Freundinn hinweg; denn die Blicke und die liebkoſende Hand des unſchuldigen Knaben wußten noch nicht was das heißt: ſchüchtern ſeyn.

Flora, rief er, folge mir; und mit ſchnellen Schritten riß er ſie unter einen der Felſen des großen Waſſerfalls mit ſich fort. Mit ſeinen kleinen Händen ſchöpft er dort Waſſer, ſeine Geſpielinn folgt ſeinem Beyſpiele. Bald haben ſie eine der Höhlungen angefüllt, die das ſtete Herabträufeln des Waſſers in den dem Anſcheine nach undurchdringlichen Stein gräbt. Floridor löſt in dem hellen Waſſer Seife auf, rührt es um, taucht einen hohlen Halm hinein, und bläſt; leichte Blaſenkugeln trennen ſich vom Halme, zerſtreuen ſich in der Luft, und ſchmücken ſich im Steigen mit den Farben der Iris. Flora ſteht mit gefalteten Händen, ſtaunt und bewundert; Floridor lächelt triumphirend. Ihre frohen Blicke, gen Himmel gerichtet, betrachten mit Entzücken den Flug und das Verſchwinden der leichten Blaſen. Liebenswürdige Kleinen! es werden Tage kommen, wo gefährliche, vielleicht noch hinfälligere Täuſchungen die Ruhe eurer jungen unerfahrnen Seelen unterbrechen, eure unvermögende Vernunft einſchläfern werden. — Doch, ich halte ein. Traurige Philoſophie, bewahre deine Prophezeihungen, die oft bitter und faſt immer unnütz ſind, für andere Augenblicke; erlaube meinem ermatteten Geiſte, daß er ſich an den ſüßen Spielen der Kindheit ergötze. Sind ein Schauſpiel und Erinnerungen, welche die erſten Genüſſe des Lebens zurückrufen, nicht mehr werth, als alle eiteln Lehren, die ſie bloß entfärben?!

Floridor flieht, und kommt plötzlich wieder zum Vorſchein. Mach die Augen feſt zu, Flora, ich will dir mit dieſen Iris- und Schwertlilien-Blättern, die ich nachher in deine Haare flechten werde, vorher die Augen verbinden. Das ſanfte Mädchen ſtreckt ſeine unſchuldsvolle Stirn der Binde entgegen, die ihm ſein lieber Spielcamerad hinhält. — Ich fürchte mich gar ſehr, ſagt Flora. — Höre nur auf meine Stimme, und folge ihr, erwiedert Floridor. Er verſteckt ſich hinter einen Baum; ſie folgt ihm, er weicht ihr aus und verbirgt ſich aufs neue. Flora glaubt ihn erhaſcht zu haben, aber ſie umarmt bloß eine junge Ulme. Ihre Freude wird lauter, ein helles, anhaltendes Gelächter ſchwächt ihre Kräfte. Der Weg wird uneben; zu Hülfe! zu Hülfe! ruft die liſtige Flora. Floridor ſpringt herbey, ſie hört ihn, bleibt ſtehen und haſcht ihn. — Ha, ha! hab ich dich erwiſcht, ſagt ſie, und der hellſehende Floridor, zu Florens Füßen, wird nun auch von ſeiner kleinen Geſpielinn des Lichts beraubt; ſtolz auf ihre Liſt und ihren Sieg, bindet Flora mit biegſamem Schilf die Hände ihres Gefangenen, und führt ihn im Triumph bis in ihre beſcheidene Wohnung.

Ein andermal läuft der ſchöne Knabe noch vor dem Erwachen der Morgenröthe zu ſeiner jungen Freundinn, und weckt ſie. — Da, Flora, ſagt er zu ihr, indem er zwey Turteltauben von blendender Weiße hinhält, nimm, ich habe ſie ſelbſt gefunden. Das Vergnügen mehr noch, als die ſtreichelnde Hand Floridors, hatte ſie auf dem Moosbette, welches unter der ſüßen Laſt elaſtiſch nachgab, zurück gehalten. Die gleichförmigen, flatternden Bewegungen ihrer Flügel, ihre in einander verflochtenen, kirſchfarbigen Schnäbel feſſeln Flora's Aufmerkſamkeit: ſie hat ihr ländliches Lager verlaſſen; ihre Seele iſt ganz in ihren Blick übergegangen. Tauſendmal hatte ſie Turteltauben geſehen, aber die, die ihr Floridor bringt, haben für ſie einen unbekannten Reiz. Prophetiſche Küſſe, Orakel der Liebe und des Vergnügens! die Stunde der Weihe naht, wo die ſanfte und erhabene Natur es ſelbſt übernehmen wird, alles zu entfalten, was ihr Dunkles enthalten könnt. Der Gott der Liebe hat über dem Haupte der unſchuldigen Flora geſchwebt; durch eine lebhafte Bewegung hat er der Venus ihre künftige Eroberung ſchon bezeichnet, und von der Höhe des Olymps hat die Mutter der Liebesgötter gelächelt.

Flora konnte ſich den ganzen Tag nicht von ihren beyden Tauben trennen; ſelbſt in der Nacht ſah ſie ſelbige im Traume; ſogar Floridor wurde vernachläſſigt. Leichtſinniges Kind, zwey Vögel konnten dich verleiten, deinen Jugendfreund zu vergeſſen! Junges, empfindſames und zärtliches Paar, ihr kanntet damals noch nicht weder die Gefahr noch den Werth dieſes Vergeſſens, oder vielmehr, ihr wußtet nicht das geheimnißvolle Schweigen eurer Herzen zu würdigen.

So wuchſen dieſe ſchönen Kinder unter den Augen ihrer Mütter auf, waren immer bey einander, immer unzertrennlich, und nahmen immer gleichen Antheil an ihren kleinen, flüchtigen Freuden und Leiden. Das iſt ein glückliches Alter, wo die Thränen einem plötzlichen Mairegen gleichen, der, ſtatt mit einem Ungewitter zu bedrohen, bloß die Erde befeuchtet, und den Blumen einen neuen Glanz gibt. Wenn die Roſe mit hellen Tropfen behangen iſt, hat ſie nur noch ein ſchöneres und friſcheres Anſehen.

Siehſt du jenes Ziel und dieſen Kranz, ſagt Floridor, getrauſt du dich, mir zu folgen? Der ſtolze Knabe, von höherem Wuchſe als Flora, lächelte dabey ſchalkhaft. Statt der Antwort wirft ihm die junge Atalante Blumen hin, die ſie in der Hand hielt; er hebt ſie auf, ſie indeß fliegt mit Pfeilesſchnelle dem Ziele entgegen, er folgt ihr, iſt nahe es zu erreichen, da ſtößt ſie einen Schrey aus, läuft noch ſchneller: nur noch zwey Schritte, und ſie berührt das erwünſchte Ziel; aber Floridor, mit einem Sprunge, erhaſcht den Kranz, ſtellt ſich ſtolz auf den Hügel, den er ſchon den Tag vorher aufgeworfen hatte, und krönt mit ſiegreicher Hand ſeine junge Gefährtinn. — O du ſtehſt gerade ſo da, wie der Apollo, den uns die Mutter neulich in Rom zeigte. — Dieſer Vergleich entbrannte das Auge des ungeſtümen Knaben mit den erſten Flammen des Jünglingsfeuers. Schnell ſteigt er vom Raſenthron herab, ergreift Floren, reißt ſie mit ſich fort, entführt ſie. — Floridor! rief ſie, wo führſt du mich denn hin? — Kindliches Lächeln war dabey auf ihren Lippen, aber Zweifel in ihrem Blicke. Gleich einem leichten

Dufte, deſſen feuchte Durchſichtigkeit irgend einen Punct des azurblauen Himmels verſchleiert, mahlte ſich in den reizenden Zügen Florens von Zeit zu Zeit jene unentſchiedene und verwirrte Furcht, welche den Argwohn der keimenden Schamhaftigkeit blicken läßt

So wie der feurige Floridor den Tempel der Sybille erreicht hat, häuft er in der Mitte des heiligen Gebäudes Bruchſtücke von Marmor auf einander, die er eine Viertelſtunde vorher kaum im Stande geweſen wäre, zu bewegen. — Da ſteig hinauf, liebe Flora, ſagte er, und richte, wie die Medicäiſche Venus, deine Augen gen Himmel. Wie, du läßt den Kopf ſinken? ſieh dort auf die leichte Wolke, die in den Lüften ſchwebt; hebe deinen rechten Arm in die Höhe, und runde ihn; beuge ſanft eines deiner Kniee; den linken Arm laß nachläſſiger herabhängen. Warum denn dieſer Widerſtand? und ſo nach den ihm gebliebenen Erinnerungen leitete er die Stellung der zarten Glieder ſeiner ſchönen Geſpielinn. Ach! das alles hindert mich, iſt mir gar nicht gelegen, rief er zornig, beſſerte an dem Gewande des unſchuldigen Mädchens, und löſte nach und nach alle Schleyer, die Florens knospende Reize verhüllten; aber auf einmal erſchien die Mutter. — Was macht ihr denn da, Kinder? rief ſie ihnen zu. — Floridor und ich ſpielen mit einander, antwortete das junge Mädchen, und fiel der Mutter um den Hals. — Ein Blick auf Floridor ſetzte den Knaben in Verwirrung. — Warum hat ſie mir auch geſagt, daß ich dem Apoll gliche! rief er mit ſchmollender Miene, nun, ich hätte ſie der Venus ähnlich gemacht, die ich vorigen Winter mit ſo vielem Vergnügen in Florenz betrachtete. — Geht nach Hauſe, ſagte die Mutter, dieſes Spiel taugt für Flora nicht, und ſie faßte ihre Tochter bey der Hand.

Da ließ Floridor ſein kleines Haupt auf die Schulter ſinken, und blieb unbeweglich. Zwiſchen Florens langen Augenwimpern drängten ſich ein Paar Thränen durch; ſie betrat ihr väterliches Haus nicht, ohne mehreremal ihr Geſicht nach ihrem Freunde gewandt zu haben, um ihn noch von ferne zu ſehen. Man verſchloß ſie in das entfernteſte Zimmer des Hauſes. Vater und Mutter ſchalten ſie, ſie mußte den ganzen Tag über Vorwürfe hören, doch war ſie beſonders untröſtlich, daß ſie ihren ſchönen Floridor nicht zu ſehen bekam.

Vorſichtige Mutter! warum beſchränkteſt du dich nicht bloß darauf, ſolche gefahrvolle Nachahmungs-Spiele zu unterbrechen? Beſtraft man ein Kind wegen Fehlern, zu denen es ſeine nur zu flüchtig vorübereilende Unſchuld verleitet, ſo zerſtört man die Blume, die man pflegen ſoll. Iſt religiöſe Ehrfurcht für das Alter eine Tugend, ſo ſollte man gewiß die zarte und nicht minder heilſame Achtung, womit eine reine und aufgeklärte Vernunft die Schritte der Kindheit bewacht, eben ſo würdigen.

……

Allegorie der Blumen.

(Schluß von Nr. 1.)

Jasmin. Sey zufrieden mit der Verſicherung meiner Freundſchaft. — Je länger je lieber, (Caprifolium). Zweifle nicht länger an meiner Liebe. — Je länger je lieber, Blatt. Ich gewinne Dich täglich lieber. — Jonkille. Habe Mitleid mit meiner Liebe. — Iristuberroſe. Der Ball iſt morgen, Du wirſt doch nicht fehlen? — Iris. Warum haſt Du den Frieden meines Herzens geſtört? — Judenkirſche. Sieh mich an, und tödte mich nicht.

Kaffeeblüthe. Ohne Dich kann ich nicht leben. — Kaſtanienblatt. Zur Rechten. — Kaſtanienblüthe. Bitte um Entſchuldigung. — Klee (rother). Frey kam ich auf die Welt, frey will ich bleiben. — Klee (weißer). Laß uns Freundſchaft ſtiften. — Kleeblatt. Theures Unterpfand beſeligender Hoffnungen. — Kleeblatt (vierblättriges). Wir werden ewig uns verſtehen und lieben. — Koriander. Du biſt mir ſehr willkommen. — Kornähre. Lieben kann ich Dich nicht, aber ich achte Dich hoch. — Kornrathe. Biſt Du im Herzen ſo freundlich, als es dein Blick iſt? — Krokus. Ich will mich beſinnen. — Kürbis. Geknüpft an Dein Geſchick, wie ſelig froh wollt' ich von aller Welt vergeſſen leben. — Kuckucksblume. O heilige Einfalt! auch Du kannſt rühren.

Lantane. Muth und Ergebung. — Lawendel. Ich verſtehe Dich nicht. — Levkoye (violette). Laß uns Frieden ſtiften. — Levkoye (rothe). Den heutigen Tag laß uns benutzen, denn morgen ſind wir vielleicht ſchon verloren. — Levkoye (weiße) Habe Mitleid mit meiner Liebe. — Lilie (weiße). Rein und fleckenlos ſey Dein Herz. — Lilie (graue). Wann wird die Liebe Deine Wangen röthen? — Lilie (blaue). Vergiß mein auch in der Ferne nicht, von wo ich mich zu Dir hinüber träume. — Lindenblüthe. Verſtehſt Du mich? —

Lindenblatt. Strebe ich umſonſt nach Deiner Liebe? — **Löwenmaul.** Schrecke mich nicht ab.

Majoran. Biſt du eine Männerfeindinn? — ſprich! — **Malva.** Deine Kälte tödtet mich Verzweifelnden. — **Meliſſe.** Du biſt mein Taggedanke und mein Traum. — **Mönchskappe.** Traue, ſchaue, wem? — **Muscatenblüthe.** Gibt es ein Paradies hienieden, ſo iſt es nur da, wo Du biſt. — **Muscathyacynthe.** Den beſcheidenen Dulder erwartet ein glückliches Loos. — **Myrthe.** Sey ſtandhaft, der Liebe Lohn iſt ſüß.

Narziſſe. Wie kannſt Du ſo grauſam ſeyn? — **Narziſſe** (gelbe). Mit neidiſchen Augen betrachte ich Deine Umgebungen. — **Nelke** (einfache). Ich bin für dich verloren. — **Nelke** (doppelte rothe). Sehnſucht nach Dir verzehrt mich. — **Nelke** (doppelte bunte). Wie könnt' ich Dich vergeſſen!

Oleaſter. Du entzückſt mich. — **Orangenblüthe.** Die Stärke meiner Liebe vermag ich nicht zu ſchildern.

Padengenroſe. Mein Lebewohl erſticket unter Thränen. — **Palmblatt.** Friede und Seligkeit wird uns beglücken. — **Papyrus (Papierblume).** Ich laſſe mir alles gefallen. — **Paſſionsblume.** Dulde — liebe — hoffe! — **Peterſilie.** Beſcheidenheit empfiehlt Dich.

Quittenblüthe. Auch verachtet von Dir, bete ich Dich an.

Reſeda. Nicht Schönheit, ſondern Güte beſtimmen mein Herz. — **Ritterſporn.** O die deutſche Treue iſt nicht mehr. — **Roſe** (weiße). Du verſchmähſt meine Liebe, ich ſterbe. — **Roſe** (rothe). Du haſt mein Herz beſiegt. — **Roſe** (wilde). Verſtoß mich nicht. — **Roſe** (Monaths-). Deinesgleichen findet man ſelten. — **Roſenblatt.** Ja! — **Roſenſtengel.** Nein!

Salbey. Nur der Gedanke an Dich, erhält noch dieß arme Herz. — **Sauerampfer.** Dulde ſchweigend kleine Uebel. — **Scabioſa.** Wird die Zukunft auch der Gegenwart entſprechen? — **Schierling.** Heiliger Liebe Gewalt wich dem Tode noch nie. — **Schilf.** Ich habe Dich verſtanden. — **Schleeblüthe.** Warum verachteſt Du mich? — **Schnittlauch.** Gegen die Liebe iſt kein Widerſtreben. — **Schwertlilie.** Das ſchwache Herz vermag es nicht, den Sieg Dir zu entreiſſen. — **Spaniſche Geniste.** Du findeſt mich allein, laß Dich nicht lange erwarten. — **Spieke.** Schweig! — **Spaniſche Kreſſe.** Stolz und frey, und ein Herz voll Liebe. — **Stein-**

blume. Das Gute zum Schönen. — Stinkblume. O wie wird mir! — Storchſchnabel. Den ſtillen Dulder erwartet ſüßer Lohn.

Tauſendſchönchen. Du entzückſt mich durch Deine Lieblichkeit. — Taxus. Ganz Dein. — Terzette. Ich war Dir immer treu. — Timian. Mach mich zu Deinem Sclaven, und ich bin glücklich. — Tuberroſe. Ich brenne, geheime Flamme verzehrt mich. — Türkiſcher Weizen. Die rauhe Außenſeite bedeckt oft ein fühlendes Herz. — Türkenbund. Gib mir die Hand.

Ulmenblatt. Sey gutes Muthes.

Vanillenblume. Du kömmſt — Du ſiegſt — und ach! verſchwindeſt. — Veilchen. Nur verborgene Liebe beglückt, ſey verſchwiegen. — Veilchen (weißes). Mit der ſüßen Hoffnung Schimmer nährt ſich nur zu oft, wer zärtlich liebt.

Weidenzeug. Was wäre ich ohne Dich! — Weinlaub. Lebe und genieße. — Wicke. Halte feſt an jede Hoffnung. — Wintergrün. Meine Liebe dauert ewig.

Zeitloſe. Des Lebens May blüht einmal und nicht wieder. — Zuckerrohr. Zu ſehr zudringlich iſt widerlich. — Zwiebelblüthe. Ich fliehe Dich.

* * *

Etiquette am Hofe von Hayti *).

Die Präſentationen finden Morgens Statt, und jeden andern Tag, wenn es J. J. M. M. zu erlauben geruhen. Wenn Officiercorps oder Beamte dem König vorgeſtellt zu werden wünſchen, wenden ſie ſich an den Miniſter, in deſſen Departement ſie angeſtellt ſind; und dieſer ſollicitirt die Erlaubniß des Königs, ſie vorſtellen zu dürfen. Perſonen, die Staats- oder Hofämter bey J. J. M. M., den Prinzen und Prinzeſſinnen von Geblüt bekleiden, oder Großmarſchall von Hayti, General-Lieutenant, Marſchall de Camp, General-Major, Obriſt oder Obriſt-Lieutenant, Mitglied des Grand Conſeil, des geheimen Raths, des Cour-Souverän, General-Procureur, Seneſchall, Präſident der oberſten Gerichtshöfe geworden, haben die Ehre, durch den Miniſter, zu deſſen Reſſort ihre Stelle gehört, vorgeſtellt zu werden.

---

*) Almanac royal d'Haiti.

Die erwähnten Perſonen können, wenn ſie nach Sansſouci kommen, bey ihrer Ankunft ſo wie bey ihrer Abreiſe präſentirt werden. Der Erzbiſchof präſentirt den Clerus. Die Dignitäre, welche ihre Gemahlinnen J. M. der Königinn präſentiren wollen, bitten bey den Ehrendamen, oder in ihrer Abweſenheit bey der Dame d'Atour, und in Abweſenheit dieſer bey der dienſtthuenden Pallaſtdame um die Erlaubniß, dieſe holt die Befehle J. M. ein, und berichtet. Die Frauen der Dignitäre werden auch dem Könige präſentirt, aber nur, nachdem ſie der Königinn vorgeſtellt worden ſind; dasſelbe Ceremoniel iſt auch bey fremden Damen, wenn ſie J. J. M. M. vorgeſtellt zu werden wünſchen. Dieſe Präſentationen geſchehen durch die Ehrendame. Auch alle andern eben nicht-genannten Perſonen dürfen bitten, präſentirt zu werden, und wenn S. M. es genehm halten, werden Sie Tag und Stunde beſtimmen; die Dignitäre können auch geheime Audienz bey S. M. ſollicitiren; ſie wenden ſich an den Miniſter, in deſſen Departement ſie dienen. — Die Perſonen, welche den Eid in die Hände des Königs zu leiſten haben, thun es bey einem Lever S. M. — Die Präſentationen bey den Prinzen und Prinzeſſinnen vom Geblüt finden auf dieſelbe Weiſe Statt. Die Groß-Dignitäre, die Miniſter, Geſandten, die Mitglieder des Grand Conſeil, des geheimen Raths, und des Cour Souverän u. ſ. f. werden den Prinzen und Prinzeſſinnen vom Geblüt vorgeſtellt, wenn ſie es bey J. J. M. M. geworden. Wenn die obenerwähnten Perſonen J. J. M. M. zur Abſchieds-Audienz vorgeſtellt worden, müſſen ſie vermeiden, an Orten zu erſcheinen, wo ſie mit dem König oder der Königinn zuſammentreffen könnten. Jede Woche, Donnerſtags um 5 Uhr Nachmittags, iſt Hof-Cercle. Der Hofadel, der nicht durch Dienſt oder andere wichtige Hinderniſſe ſich abgehalten findet, begibt ſich in Uniform in den Pallaſt. Der Adel behält ſeine Degen, als ſeinen ſchönſten Schmuck, an. Das Tabourett iſt Prinzen und Prinzeſſinnen, Herzogen und Herzoginnen geſtattet. Der Pliant den Grafen, Baronen, Chevaliers und ihren Gemahlinnen. Jeder dieſer Perſonen wird durch den Groß-Ceremonienmeiſter und die Ceremonienmeiſter der Platz angewieſen. Man kann das Wort nicht an Ihre Majeſtäten richten, außer wenn man von Seite des Königs durch den Groß-Ceremonienmeiſter, von Seite der Königinn durch die Ehrendame, die Erlaubniß erhalten hat, wenn nicht etwa Ihre Majeſtäten ſich direct an eine Perſon wenden, oder einige Dignitäre zu ihrer Unterhaltung gewählt haben. Jeden Donnerſtag um 11 Uhr Morgens geben Seine Majeſtät eine Stunde lang öffentliche Audienz im Audienzſaal des Pallaſtes. Man wendet ſich entweder ſchriftlich oder mündlich an den König. Der Groß-Ceremonienmeiſter benachrichtigt Se. Maj., wenn die Stunde abgelaufen iſt.

Novelliſtik.

Se. Maj. der Kaiſer von Rußland haben der Wittwe des unglücklichen Staatsraths von Kotzebue eine Penſion von 1875 Silber-Rubeln mit dem Befehle bewilligt, daß ihr dieſe Penſion an jedem von ihr gewählten Aufenthaltsorte im In- und Auslande, und unabgeſehen auf die etwa differirenden Courſe, immer nach dem von 50 holländiſchen Stübern pr. Rubel, ausgezahlt werden müſſe. (Das beträgt alſo ungefähr 940 Ducaten.)

Die St. Petersburgiſche Bibelgeſellſchaft hat nun die ruſſiſche Ueberſetzung der vier Evangeliſten herausgegeben. In der Vorrede, welche von Michael, Metropolit von St. Petersburg; Seraphim, Metropolit von Moskau; und Philaret, Erzbiſchof von Twer, unterſchrieben iſt, wird der Zweck dieſer Unternehmung (die Verbreitung des heil. Evangeliums unter dem gemeinſten Volke, in der ihm verſtändlichen Sprache) auseinander geſetzt. Die Auflage dieſes gemeinnützigen Werkes iſt ſehr ſchön, und die Ueberſetzung iſt mit dem Text zuſammen abgedruckt. Man bemerkt, daß die Ueberſetzer ein beſonderes Argument darauf richteten, ſich ſo wenig als möglich vom Originale zu entfernen. Worte, welche ſie unumgänglich nöthig fanden, aus der ſlaviſchen in die ruſſiſche Sprache einzuführen, ſind mit caracteres italiques abgedruckt.

Jean Baffi, aus Ancona, im Dienſt des Vicekönigs von Egypten, hat unlängſt die Entdeckung gemacht, den Salpeter durch eine ganz einfache Abdampfung zu erhalten. Dieſer Proceß, den die Hitze des dortigen Clima's ſehr begünſtigt, hat den Vortheil für das Land, daß man jetzt dort auch Pulver bereiten kann, wodurch Egypten nun nicht mehr von andern Ländern abhängig ſeyn wird, was ſonſt der Fall war. Dieß muß für den jetzigen unternehmenden Vicekönig von manchem Erfolg ſeyn.

In dem Werke: Essai sur les institutions sociales, dans leur rapport avec les Idées nouvelles, par M. P S. Ballanche, tritt die ungemeſſene Eitelkeit eines Franzoſen hervor, welcher ſein Volk für das erſte der Welt, für das auserwählte Volk Gottes der neuern Zeit erklärt, ſeine Sprache für die allgemeine Sprache der Menſchheit hält, und im ganzen Ernſte meint, daß die Zeit nahe ſey, wo alles Volk auf Erden nur eine Heerde unter Einem Hirten ausmachen werde. Es gibt Völker, heißt es, welche gleichſam Vorbilder aller übrigen ſind, und deren Geſchichte die Geſchichte aller übrigen enthält. Das waren in der alten Welt die Juden, in der neuern ſind es die Franzoſen. Jedes Volk hat von Gott eine beſondere Beſtimmung erhalten; das eine ſoll vornehmlich die Künſte, das andere die Wiſſenſchaften bearbeiten, einem dritten iſt Aufbewahrung der reinen Lehre durch Ueberlieferungen anvertraut. Die Franzoſen ſind das leitende und herrſchende Volk, und die Bemühungen aller andern, der Engländer und Spanier, um die Herrſchaft an ſich zu bringen, ſind ſchon darum vergeblich, weil ihnen das Zeichen der Herrſchaft, die regierende allgemeine Sprache nicht gegeben iſt. (S. 65.) Den Engländern war eine kurze Zeit die Aufbewahrung der erhaltenden Grundſätze der bürgerlichen Ordnung anvertraut, als ſie nähmlich die erhabenen Vertriebenen aus Frankreich ehrfurchtsvoll aufgenommen hatten, aber ſie wußten ſelbſt nicht, welchen Schatz ſie unter ſich hatten. Die Spanier aber ſind erſt jetzt wieder zu ihrer alten Beſtimmung zurück gekehrt, welche der Verfaſſer darin findet, daß ſie noch eine Zeitlang die alten Ueberlieferungen von der vorigen Ordnung der Dinge bewahren. Die Franzoſen hingegen ſind in allen Stücken die regierenden Herrn, ſie ſind durch ihre Religion, ihre Sprache und Sitten die Pärs, ſo wie durch ihre Meinungen die Kammer der Gemeinen, der großen europäiſchen Geſellſchaft. (S. 373.) Trotz dieſer großen Meinung von dem Uebergewicht dieſes Volks, dieſer Juden der neuern Zeit, iſt der Verf. doch ſehr glücklich, wenn er ſeine Gedanken mit Ausſprüchen deutſcher Philoſophen belegen kann, z. B. mit Schlegel, Herder, Kant und Fichte.

Die St. Petersburg'ſche Academie der ruſſiſchen Sprache hat einen Ausſchuß aus ihren Mitgliedern gebildet, der ſich mit Prüfung jener Werke beſchäftigen ſoll, die der Academie zur beyfälligen Aufnahme von ihren Verfaſſern empfohlen und eingeſendet werden. Zu Mitgliedern dieſes Ausſchuſſes ſind die Herren Academiker Nikolsky, Fürſt Schichmatow, Karabanow, Sewaſtianow und der Secretär der Academie, Hr. Sokolow, ernannt worden. Die Academie wird Belohnungen, beſtehend in einer goldenen Medaille, oder einer gewiſſen Summe Geldes zur Aufmunterung hauptſächlich genialer, aber unbemittelter Schriftſteller, zur Begünſtigung ihrer äußern Lage und literariſchen Wirkſamkeit, austheilen. Ein mißlicher Umſtand, ja oft hindernd, iſt gewiß auch für manchen Schriftſteller der koſtſpielige Druck, deßhalb denkt die Academie auch von dieſer Seite der ſonſtigen Bereitwilligkeit der Schriftſteller mit dem gefaßten Beſchluſſe unterſtützend unter die Arme greifen zu müſſen: zum Drucke der Werke entweder zum Theil mit einer gewiſſen Summe Geldes beyzutragen, oder die Druckkoſten erforderlichen Falls ganz zu übernehmen.

Kaum war Tancoignes Werk über Perſien (von dem wir im 1. Bd. Nr. 36 Einiges überſetzt geliefert haben) erſchienen, ſo wurde das Publicum ſchon wieder mit einem neuen beſchenkt. Es iſt kürzlich bey Dentu herausgekommen, hat den Titel: Voyage en Perse etc. und in Rückſicht auf Particularitäten, an denen das große Publicum ſtets beſondern Antheil nimmt, manche Vorzüge. Des anonymen Verf. Schilderung von Bagdad hat uns ungemein angeſprochen. Der Großherr iſt nur dem Namen nach Herrſcher von Bagdad, der Paſcha hingegen das wirkliche Oberhaupt. Der

Aufwand dieſes Paſcha übertrifft bey Weitem den der andern im Reiche. Sein Hofſtaat beſteht aus ungefähr 600 Perſonen, theils Hofbeamten und Pagen, theils Bediente und Eunuchen. Seine Leibwachen ſind 800 Mann ſtark. Eine große Mütze von Fuchsfell, welche dieſe Soldaten als Kopfbedeckung tragen, gibt ihnen den Namen Baratly. Wenn der Paſcha ſpazieren geht, oder eine Jagdparthie macht, hat er ein ſtetes Gefolge von 2 — 3000 Menſchen hinter ſich ꝛc. Einen ſolchen Pomp ſtellt der Gouverneur von Bagdad zur Schau. Dieſes Paſchalik kann mit vollem Rechte nicht nur als das erſte in Kleinaſien, ſondern auch im ganzen Ottomanniſchen Reiche angeſehen werden ꝛc. — Ueber die Araber ſagt der Verfaſſer: Im Allgemeinen ſind ſie unterſetzten Wuchſes und magern Körpers, haben eine helle Stimme, dabey aber eine eiſenfeſte Leibesconſtitution, braunes Haar und Geſicht, ſchwarze lebhafte Augen, eine geiſtvolle, obwohl ſelten angenehme Phyſiognomie. Sie hatten ehemals viel Sinn für Wiſſenſchaften, ſind aber, weit entfernt ſie zu cultiviren, jetzt im Gegentheil ganz gleichgültig dagegen, und gefallen ſich in ihrer Unwiſſenheit und Barbarey. Sie zeichnen ſich nicht mehr durch jene Denkmäler des Geiſtes, durch jene Erzeugniſſe des Kunſtfleißes aus, welche unter der Herrſchaft der Califen ihre Namen der Nachwelt überlieferten. Ihr unſtetes, in den zum Straſſenraube paſſenden Gemüthsbewegungen verfließendes Leben hält die Annehmlichkeiten der Civiliſation (!!) von ihnen entfernt. Die meiſten denken nicht über die Wüſte hinaus, und ſtehen durchaus nicht in dem Glauben, daß die Erde auch noch anderwärts bewohnt ſey ꝛc. — Ueber den arabiſchen Wind (Cham-iel) wird bemerkt, daß er den 15. July beginnt, vom 25. desſelben Monaths bis 5. Sept. zu-, und gegen den 15 wieder abnimmt. Dieſer heiße Wind, welcher aus dem Innern Arabiens ſchwefelartige Dünſte mit ſich führt, ſoll ein heftiger Luftzug ſeyn, welcher ſich um 4 bis 5 Fuß über die Erde erhebt. Die Urſache dieſer peſtilenzialiſchen Ausdünſtungen zu erklären, iſt eine ſchwere Aufgabe. Sie mag aus den, in der Wüſte in Menge befindlichen, Pech und Naphta enthaltenden Teichen und Pfützen herrühren. Dieſe mephitiſchen Dünſte, welche durch die brennende Sonnenhitze, die deren Schädlichkeit zugleich vermehrt, ausgezogen, und mittelſt des heftigen Windes, der ſie der Atmosphäre mittheilt, verdichtet werden, bringen Allen, die ſie einathmen, den Tod. Man behauptet, daß die Kameele, von einem bewundernswürdigen Inſtinct geleitet, dieſe Plage ſchon im Voraus ſpüren, und den Arabern und Fremden gelehrt haben, ſich dadurch, daß ſie ſich mit dem Geſichte auf die Erde werfen, und ihren Kopf in den trockenen und heißen Sande der Wüſte verbergen, davor zu ſchützen. Man empfindet dieſen Wind ſelten in den Städten, deren Mauern und Gebäude das Eindringen abhalten ꝛc.

Die ruſſiſche Literatur wurde unlängſt durch ein neues Werk: Verſuch eines Synonymen-Wörterbuchs der ruſſiſchen Sprache, bereichert. — Der Herausgeber dieſes Werkes, Hr. Peter Kalaydowitſch, hat alles geſammelt, was uber dieſen Gegenſtand bis jetzt geſchrieben wurde, und mit ſeinen Bemerkungen und Zuſätzen begleitet. Wie willkommen und beyfällig dieſes Werk aufgenommen wird, beurkunden die vielen Lobſprüche der ruſſiſchen Zeitſchriften.

Ein Hr. Victor Mani-Hugo hat zwey treffliche Oden gedichtet, worunter eine auf den Tod junger Mädchen, welche in Verdun verdammt worden, weil ſie den Preußen bey Wegnahme der Stadt Blumen geſtreut hatten.

Die Franzoſen haben ſich immer für die galanteſte Nation gehalten, und ſind auch dafür faſt allgemein von andern cultivirten Völkern angeſehn, und deßhalb von den letzteren ihre Sitten und Moden hauptſächlich an den Höfen, als den Centralpuncten der höchſten Verfeinerung und Eleganz, nachgeahmt worden. Welch eine Beſchämung daher für den General Gärdaune, der als franzöſiſcher Geſandter in Perſien nach Teheran kam. Denn als es am Tage ſeines Einzugs in dieſe Stadt regnete, ſchickte der Schach Fäth-Ali-Schach (zufolge der Schrift: Details sur la Situation actuelle de la Perse. Paris 1818) an den General, und ließ ihn um Verzeihung bitten, daß es geregnet habe.

Nachdem die Draiſinen und die ſchöne Circaſſierinn nach London gezogen worden, Talma und Demoiſ. Georges im Süden von Frankreich ſind, und ſelbſt Potier abweſend iſt, müſſen ſich die neugierigen Pariſer an einer Kohlpflanze ergetzen, die auf einem beſondern Wagen aus Verſailles ankam, und einen Stiel von 5 Fuß Höhe getrieben hat, welcher (in Säbelfläche) als eine gewundene Säule heraufgeſchoſſen iſt.

Der Converſations-Almanach, welchen wir den 5. Jänner in Nr. 2 unſers Blattes vorläufig angekündigt hatten, wird zu Stande kommen. Nicht zu verwechſeln iſt er mit dem Taſchenbuch für die Converſation, welches Hr. Brockhaus jetzt auf ſeinen Novitäten-Zetteln anführt. Der Plan dieſes Taſchenbuchs iſt auf jeden Fall ein anderer als der unſrige; wahrſcheinlich iſt es eine neue Auflage des Manuel de Conversation in 4 Sprachen.

Der Preis auf das beſte, im Laufe des vorigen Jahres erſchienene ſtatiſtiſche Werk war von der Academie zu Paris des Hrn. Moreau de Jounes Description des colonies françoises occidentales ertheilt worden. Von Moliere ſind 2 Stücke: La Jalousie de Barbouille und le médésin volant kürzlich zum erſtenmal gedruckt worden.

Folgendes wollen wir weiter verbreiten: Die Redactionen ſämmtlicher periodiſchen Blätter werden erinnert, in der Aufnahme, beſonders anonymer Correſpondenz-Nachrichten, die bloß auf Perſonlichkeiten hinaus gehn, ihre ſonſtige Vorſicht zu beobachten. (Man hat Spuren, daß die Namen der achtungswertheſten Männer als Unterſchriften mißbraucht worden ſind). Es ſpuckt ein unſauberer Geiſt in der deutſchen Journaliſtik. Ein Freund des Friedens und der Sitte macht darauf aufmerkſam.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationsblatt.

5.

Freytag, den 16. Juli 1819.

Reiſebemerkungen.

Von Wilh. Hebenſtreit.

Göthe empfiehlt (Kunſt und Alterthum am Mayn und Rhein) das Bewohnbarmachen der verfallenen Burgen am Rhein. Allein das dürfte wohl weder ausführbar noch zweckmäßig ſeyn. Die alten Ritter ſuchten wahrſcheinlich einen Platz aus, der zugleich das Baumittel bot, und da fuhrten ſie ihre Burg auf, und ſchmückten ſie, ſo gut es Umſtände oder Räubereyen geſtatteten. Der Zweck der Bergbewohner war damals ein ganz anderer, als er es jetzt ſeyn kann, und wäre man auch wirklich im Stande, ſich einen Weg hinauf zu bahnen, und das Innere und Aeußere wieder herzuſtellen, wer ſoll denn dort oben, im Sturmgeheul und Schneegeſtöber hauſen?

Auf der Reiſe von Gießen nach Marburg kann man ſich durch den Augenſchein überzeugen, daß ſich die Jetztwelt wohl gern auf den Höhen neben den Trümmern alter Ritterſchlöſſer anbaut, wenn nähmlich der Boden dazu taugt. Ich erwähne unter Andern nur der Ortſchaft Stauffenberg, welche Marktgerechtigkeit hat. Die Ritterveſte ſteht ruhig und verfallen da; — Keinem iſt es in den Sinn gekommen, ſie bewohnbar zu machen. Die Mauern ſind zu mächtig, die Menſchen zu ſchwach und zu klein. Dagegen ziehen ſich die Hütten, Häuſer genannt, wo die Wärme zuſammengedrängt wird, und die Leutlein hinpaſſen, in freundlicher Reihe hin, und daran gränzen Felder und Obſtgärten. So würde es ſich auch am Rhein geſtaltet haben, ſtände nur nicht das kahle, unfruchtbare Geſtein im Wege.

Die Straße nach Marburg iſt trefflich, aber die Quälerey mit dem Weg- und Brückengeld, wird dem Reiſenden überaus läſtig. Mitunter mahnt eine Inſchrift ihn ganz naiv an die Entrichtung desſelben; ſo z. B. »Hüthe dich vor Schaden, und zahle den Zoll in der Mühle.« Bequem iſt das für den Einnehmer, denn er bleibt gemächlich in ſeiner Wohnung, und läßt ſich die Opfer darbringen.

Marburg ſelbſt iſt häßlich und auf einem Berge gebaut, die Lage dagegen ungemein ſchön. Unten fließt die Lahne, und zwiſchen ihr und dem Fuße des Berges befinden ſich unzählige Gartenanlagen. Die ehemaligen Feſtungswerke (das Caſtell) ſind geſprengt, und auf den Wällen werden jetzt Obſtbäume gepflanzt. Hinter denſelben genießt man die Anſicht einer ſehr reizenden Schweizergegend, die mich lebhaft an die Briel bey Wien erinnert hat. Zwiſchen den ehemaligen Feſtungswerken und der tiefer liegenden Stadt ſteht eine lutheriſche Kirche, neben ihr die Wohnung des Superintendenten Dr. Juſti. Er beſitzt eine reiche, gutgeordnete Kupferſtichſammlung, und mehrere ſchöne Originalgemählde. Die merkwürdigſten davon ſind: Eine Sammlung in 8. beynahe in 12. von Brandenburgiſchen Markgrafen und Churfürſten aus dem 16. Jahrhunderte, auf der Kehrſeite ihre Gemahlinnen, in Oehl, auf ſehr dünnes Holz, wahrſcheinlich von einem pfälziſchen Hofmahler, fleißig und ausdruckvoll gemahlt, und ſchon des Coſtums wegen ſchätzbar; den Martyrertod des h. Laurentius, Oehlgemählde von Eraſmus Quirinus ꝛc. Der ſchönen Copie eines Chriſtusbildes von Engelſchall habe ich ſchon anderweit gedacht *).

Das merkwürdigſte Gebäude in Marburg iſt unſtreitig die Kirche der heil. Eliſabeth. Sie bietet ein herrlich gearbeitetes, rundes

---

*) Man ſehe den vorigen Band dieſes Blattes, Nr. 51.

Portal, und äußerlich an den Mauern doppelte Säulengänge, angeblich beſtimmt geweſen, um von denſelben die Heiligthümer dem verſammelten Volke zu zeigen. An den Pfeilern befanden ſich ehemals Schnitzwerke in Stein aus dem Mittelalter, die ſogenannten Stationen vorſtellend. Jetzt ſind nur noch zwey derſelben vorhanden, an welchen eine geübte Künſtlerhand nicht zu verkennen iſt. Mögen ſie doch bald in das Innere der Kirche gerettet werden. Inwendig iſt dieſe nunmehr getheilt; den Theil nach Oſten benutzt die catholiſche, den entgegengeſetzten, durch eine Wand geſchiedenen Theil, die evangeliſche Gemeine. Darin ſieht man die Wapen der deutſchen Ritter, Comthur und Großmeiſter. Erzherzog Anton Victor von Oeſterreich iſt 1804 der Letzte verzeichnet.

Die meiſten Deckelthüren der Altäre zeigen Gemählde auf weißem Grund mit Leimfarben, ſämmtlich ſehr beſchädigt. Man kannte ihre Beſchaffenheit nicht, wollte ſie mit Waſſer reinigen, und verwiſchte ſie. Sie enthalten Scenen aus der bibliſchen Geſchichte und aus dem Leben der heil. Eliſabeth, angeblich von Albrecht Dürer. Selbſt einige Schnitzwerke von Holz ſollen von dieſem Künſtler ſeyn. Dr. Juſti verſicherte, auf der Rückſeite deſſen Monogramm A. D. geſehen zu haben. Auf einem dergleichen Altarblatte bemerkte ich die Zahl 1512 mehrmals.

Der Pförtner machte mich bey einer Stelle, wo das Grabmal der heil. Eliſabeth ſeyn ſoll, die übrigens mit dem Modell der Kirche vielfältig abgebildet erſcheint, auf einen ausgehöhlten Stein aufmerkſam, weil dieſe Aushöhlung durch den zahlreichen Beſuch der Pilger, die einſt zu vielen Tauſenden hierher wallfahrteten, entſtanden ſeyn ſoll. Der Hochaltar iſt mit einem Teppich bedeckt, von der Hand der Stifterinn der Kirche geſtickt. Er verdiente als eine ſeltene Reliquie der Vorzeit ſorgfältig bewahrt zu werden.

In der Sacriſtey ſieht man ein fleißig gearbeitetes Denkmal von Silber, vergoldet, in getriebener Arbeit, zum Andenken der heiligen Eliſabeth, aus dem Mittelalter von einem unbekannten Künſtler. Es hat große Aehnlichkeit mit jenem in Aachen, worin die großen Reliquien aufbewahrt werden, und iſt mit Steinen aller Art verziert. Wie man ſagt, wurde es gefertigt aus den Opfern der Pilgrimme. In den letzten Kriegen kam es nach Caſſel, und verlor etwa 160 edle Steine, worunter eine bedeutende Zahl Gemmen mit Inſchriften war. Dem Kindlein Chriſti wurde ein Arm ausgeriſſen, weil es mit Brillanten beſetzt geweſen, und durch die Wegnahme eines großen Onyx der wirkliche Werth des Ganzen ſehr geſchmälert. Jetzt iſt es umgeben von einem eiſernen Gitter, deſſen Thür ein Papierſtreifen, mit dem Regierungs-Siegel verſehen, ſchließt ꝛc.

Caſſel gehört zu den hübſchen Städten; der Königsplatz iſt beſonders ſchön. Er bildet eine Rotunde, in deren Mitte eine Säule ſteht. Dieſe iſt der Standpunct für ein oft ſich wiederholendes Echo, welches die am Pfingſtfeſte von Göttingen nach Caſſel wandernden Studirenden genugſam in Thätigkeit ſetzen. In dem Schloſſe von Würzburg findet ſich ein ähnliches; ein anziehenderes auf der Schloßruine von Heidelberg, wo man unter dem Haupteingangs-Thor, auf der rechten Seite vom Garten gerechnet, das deutlich vernimmt, was ein Anderer ganz leiſe an die linke Mauer haucht.

Unter der jetzigen Regierung dauern manche Einrichtungen aus der Periode des weſtphäliſchen Königthums fort, z. B. die Meilen-Vermeſſung, das Viſiren der Päſſe und andere Abgaben; wohl aber ſind auch neue getroffen, die eine wunderbare Vermiſchung des Alten und Neuen beurkunden.

Das bereits gelegte Fundament des künftigen Reſidenzſchloſſes berührt den Mutterfelſen, auf welchem die ganze Stadt ſteht, und iſt an einigen Stellen tiefer, als die Ufer der Fulda. Es beſteht aus Quaderſtücken, und koſtet ſchon 600,000 Thlr. Der Bau wird überhaupt einige Millionen erfordern. Der Entwurf iſt vom Bau-Director Jusford.

Die Bilder-Gallerie befindet ſich in einem niedlichen Gebäude, und gehört noch immer zu den vorzüglichen. Sie hat insbeſondere ſehr ſchöne Rembrand (darunter drey vortreffliche Köpfe): dergleichen Rubens, Teniers, Guido Reni (Jacob ſegnet die Söhn Josephs), Paul Potter (das ſtallende Pferd), van der Werft ꝛc. auch eine heilige Familie von Raphael, die man ſchwerlich dieſem Meiſter zuſchreiben wird. Der größere Theil iſt von Paris zurückgekehrt, und das war möglich, weil man Verzeichniſſe gefertigt, und den Empfang bey der Wegnahme ſich hatte beſtätigen laſſen.

Der vortrefflichſte Theil, worunter die piſſende Kuh, von Potter, und eine Kreuzabnehmung, von Raphael, war ſchon früher verloren gegangen. General la Grange fand ſie in Kiſten gepackt auf dem Marktplatze, ließ einige derſelben öffnen, und ſchickte ſie nach Paris. Kaiſer Alexander ſah ſie in Malmaiſon, und ſchenkte ſie der ehemaligen Kaiſerinn Joſephine. Nach ihrem Tode kamen ſie an den Prinzen Eugen, und endlich wanderten ſie nach Rußland.

Die Bibliothek unter Aufſicht der Gebrüder Grimm enthält eine recht brav geordnete Sammlung, in der ſich unter andern, für die Kunſtgeſchichte wichtig, ein lateiniſches Gebethbuch vorfand, mit Bildern auf Pergament, aus dem 15. Jahrhundert vermuthlich, die größtentheils ſchöne Zeichnungen, gutes Colorit und anſprechende Farbengebung enthalten.

Das Muſeum iſt nicht bedeutend. Außer einigen künſtlichen Uhren, einem Perpetuum mobile, einer Sammlung geſchnittener Steine, Bernſtein- und Elfenbeinarbeiten, Münzen und einigen Statuen von Bronze, welche der Hofrath Völker, der auch etwas darüber geſchrieben, vorzeigte, fand ſich wenig Bemerkenswerthes.

Das Marmorbad, worauf viele Caſſeler einen ſo hohen Werth legen, dünkt eine unnütze, geſchmackloſe Anlage. Es iſt und wird auch nicht benützt, hat etwa 12 Schuh im Durchmeſſer, iſt in die Erde gebaut, und erzeugt ſchon beym Eintritt in den Saal ein Gefühl der Kälte und des Froſtes. Wie anders war das im ehemaligen königl. Luſtſchloſſe zu Willanow bey Warſchau geſtaltet! Im üppig verzierten Zimmer, in der Nähe des einladenden Ruhebettes, konnte das ſchöne Marmorbecken durch eine Fontaine aus der Spiegelwand ꝛc. gefüllt werden, anſtatt daß man hier mehrere Fuß breit hinabſteigen, und ſeinen Blick durch das nackte Geſtein beſchränken laſſen muß. Einige Statuen, die Bas- und Hautreliefs ſind, nicht ohne Verdienſt, von einem franzöſiſchen Künſtler, Monnot.

In Caſſel beſtehen zwey Caſino; eines für die höheren Stände, einſt die Hofrathsgeſellſchaft genannt, das andere für den Bürgerſtand, der auch ſeine Zeitungen und politiſchen Schriften lieſt. Die Bibliothek des erſten iſt aus dem Militär-Caſino hierher verpflanzt, enthält daher nur wenige claſſiſche Schriften, wird aber allmählig vermehrt werden. Die Geſellſchaft iſt natürlich gemiſcht, und größtentheils an — Spieltiſchen beſchäftigt.

Das Schloß Wilhelmshöhe bietet mit ſeinen Umgebungen die Prachtpartie von Caſſel dar. Es iſt von Quadern erbaut, in großem Styl, nach der Angabe von Juſſow. Von den darin befindlichen Gemählden waren uns beſonders die Tiſchbeins angeprieſen; ſie haben indeß meiſt alle eine liederliche Zeichnung, und ſind des Aufſehens nicht werth, das ſie gemacht haben. Anziehender und nützlicher möchte wohl die Gallerie der Landgrafen und Churfürſten von Heſſen ſeyn, in neuerer Zeit nach älteren, vorhandenen Kupferſtichen gearbeitet. Neben dem Schloſſe wurde in der weſtphäliſchen Zeit mit großen Koſten ein Theater erbaut. Als es fertig war, bemerkte man, daß der Architect die Garderobe vergeſſen hatte, welche dann in Eile von Bretern zuſammengeſchlagen werden mußte. Die Neugierigen verſammelten ſich zahlreich um dieſelbe, die Verwandlung der Theater-Könige zu belauſchen.

Die Lage der entfernteren Löwenburg iſt romantiſch ſchön, ſie ſelbſt mit Zugbrücke, Capelle, Ritterſaal, Rüſtkammer ꝛc. wohl verſehen, nur das Burgverließ fehlt. Beym Eintritt ſprang uns ein freundlicher Hund entgegen, und ein zahm gewordener Rabe pickte in die Stiefel. Die romantiſche Herrlichkeit war größtentheils dahin. Den kleinen Ueberreſt aus der Erinnerung der Vorzeit verwiſchte ein alter Schweizer in heſſiſcher Invaliden- oder Staats-Uniform. In der Burgcapelle zeigte man ein hölzernes Schnitzwerk, vorſtellend den Grafen von Orlamünde, 1124, beſtimmt aber aus neuerer Zeit; von wem? woher? wußte Niemand anzugeben; in den Gemächern befanden ſich verſchiedene alte Meublen und Toilettegeräthſchaften ehemaliger Landgräfinnen, — Papierſchachteln, äußerlich mit einfachen Stickereyen, inwendig mit Goldpapier bekleidet. Auch Tapeten waren zu ſehen, von Schmelz, Stickerey und Mahlerey. Unter ihnen zeichneten ſich die Chineſen-Figuren mit ihren ſteifen Zöpfen aus. Der Bibliotheksaal enthält die meiſten neuen Ritter-Romane, vermiſcht und in friedlicher Eintracht mit einer Reihe heſſiſcher Staats-Calender. Die noch vorhandenen Trinkgefäße ſind größtentheils von Glas. Die ſilbernen wanderten früher nach Frankreich aus.

(Schluß folgt.)

Novelliſtik.

Ein Hr. Treſſon hat zu Schaveningen in Holland einen Verſuch gemacht, Stricke oder Leinen vermittelſt einer Mörſerkugel ins Meer hinein zu ſchießen, um Verunglückte zu retten. Der Verſuch glückte vollkommen. Die erſte Kugel mit 3/4 Pfund Pulver abgeſchoſſen, warf den Strick 1476 Fuß weit. Nachher wiederholte man den Verſuch, und der Strick riß nicht ein einziges mal.

In der neulichen Sitzung der franzöſiſchen Academie las Hr. Dupin eine Abhandlung über den Einfluß der Wiſſenſchaften und Künſte auf das Glück der Menſchheit, und ſuchte zu beweiſen, daß die Wiſſenſchaften und Künſte, die auf das Reale (calculs positifs) ſich gründen, zu den Fortſchritten der Civiliſation und der moraliſchen Vollkommenheit der menſchlichen Geſellſchaft weit mehr beytragen, als Philoſophie, Beredſamkeit, Poeſie, kurz, was auf das Ideale ſich bezieht. Das geiſtreiche, von ihm zum Grunde gelegte Argument war: der Gelehrte lehrt den Bäcker die Grundſätze, gutes Brot zu backen; der Prediger rührt die Gläubigen, den Armen Brot zu geben. Nehmen wir nun an, die menſchliche Geſellſchaft habe zwiſchen der Wiſſenſchaft, welche Brot hervorbringt, und der Beredſamkeit, die es zu verſchenken bewegt, zu wählen: würde die Wahl zweifelhaft ſeyn? Sie wird unſtreitig den Geometer, den Phyſiker und Bäcker allen Moraliſten der Welt vorziehn. Dupin gehört zu den Liberalen, und hat ſeinen Vortrag mit einigen der franzöſiſchen Eitelkeit ſchmeichelnden Complimenten ausgeſchmückt, wie z. B. die Fremden ſeyen nach Paris gekommen, ihre Chemiker und Naturforſcher zu bewundern, und meinte, ihre Mathematiker und Encyclopädiſten hätten ſie zur aufgeklärteſten Nation der Erde gemacht ꝛc. Darum wird denn auch ſein Vortrag vom Journal du Commerce gerühmt, und von einer Gazette de France mit allen Waffen der Satyre angegriffen.

In dem neueſten Band der Transactions of the literary society of Bombay findet ſich ein Brief des Reſidenten William Bruce zu Biſhire, an William Erſkini zu Bombay, worin der Schreiber einer lange bekannten Krankheit in Perſien erwähnt, von welcher diejenigen befallen werden, welche Kühe und Schafe melken, und wodurch ſie vor den Blattern geſichert werden. Die Nachricht war von vielen Perſonen beſtätigt. Das wäre denn ein bedeutſamer Zug zur Geſchichte der Vaccination. Indeß erinnern wir uns nicht, in den neuern Werken über Perſien davon Erwähnung gefunden zu haben.

Als kürzlich die Lady Langſton mit einem vierten Kinde nieder kam, machte man die allerdings ſehr ſeltene Bemerkung, daß das erſte in Africa, das zweyte in Aſien, das dritte in America, und jenes vierte in Europa geboren worden.

Zur Characteriſtik des berühmten Bildhauers Thorwaldſen, der dieſer Tage hier eintreffen wird, theilen wir Nachſtehendes aus dem Schreiben eines reiſenden Dänen aus Rom mit, welches in der neueſten Nummer eines deutſchen Blattes vorkommt: »Thorwaldſen iſt nicht nur unſäglich reich an Ideen, er arbeitet auch unbeſchreiblich hurtig und leicht; und doch ſind ſeine Werke in den geringſten Theilen ſo vollendet, als wenn er ganze Jahre daran verwandt hätte. Ueber Canova's weichere Behandlung des Marmors hat man eine Zeitlang viel geſprochen. Dieſe Behandlung beſteht jedoch einzig und allein in einer ſtärkern Politur des Steines. Canova gibt ſeinem Marmor eine ſehr ſorgfältige, ganz eigene Politur; er weiß gewiſſermaßen dadurch zu ſchattiren, und dem Gewand einen hellern Schein, als den nackten Theilen zu verſchaffen. — Büſten macht Thorwaldſen keine mehr, ob ſie ihm gleich mit einigen Hundert Species-Rthlr. das Stück bezahlt worden ſind, und er gewöhnlich eine Büſte in vier bis fünf Tagen vollendete (Sein größtes Werk, die Basreliefs, den Triumphzug Alexanders zu Babylon vorſtellend, ſoll er in drey Monathen ausgeführt haben). Sein ſehnlicher Wunſch iſt, nach freyer Wahl arbeiten zu können, nicht nach Beſtellungen, und eine ſolche Unabhängigkeit ſcheint er durch ſeine Kunſt erreichen zu können oder vielmehr erreicht zu haben. Man hat gleich den Antiken, ſeine Kunſtwerke in Gemmen geſtochen. Von einer ſolchermaßen in Glas-Paſte geſtochenen Copie ſeines herrlichen Basreliefs: die Nacht, hat ein Künſtler 200 Exemplare verkauft, und würde noch eine ähnliche Anzahl abgeſetzt haben, wenn er ſie gehabt hätte. So wie Eckersberg, ſo hat auch der berühmte italieniſche Mahler Camaccini in Rom Thorwaldſen gemahlt; (das treffliche Gemählde durch Eckersberg beſitzt die Kopenhagenſche Kunſt-Academie). Sein Bildniß iſt gleichfalls in Kupfer geſtochen, ſo wie in Stein geſchnitten, wovon Abdrücke zu haben ſind. Ein junger Künſtler aus Neuſchatel hat zur Ehre Thorwaldſens eine Medaille verfertigt. Ein italieniſcher Dichter las unlängſt ein Gedicht über Thorwaldſens Jaſon in einer Geſellſchaft vor; das Gedicht ſoll ausgezeichnet ſchön geweſen ſeyn. Er iſt geſonnen, ähnliche Gedichte über die geſammten Werke Thorwaldſens zu ſchreiben. — Thorwaldſen hat, außer dem däniſchen Ritter-Orden auch einen neapolitaniſchen. Er iſt als Profeſſor der Kunſt-Academie zu Rom beſoldet; bekanntlich iſt er ſchon lange zum Profeſſor der däniſchen Kunſt-Academie ernannt worden.«

Die 21. Nummer der St. Petersburgiſchen Senatszeitung vom 23. Mai (5. Juni) enthält ein Manifeſt vom 1. (13.) Mai d. J., wodurch die jetzt in Rußland circulirenden Geldſcheine oder Bank-Aſſignationen abgeſchafft, und ſtatt deren andere, von ganz verſchiedener Form eingeführt werden. Wir glauben, daß unſern Leſern eine kurze Ueberſicht der nähern Beſtimmungen dieſer wichtigen controllirenden Finanzmaßregel nicht unintereſſant ſeyn werde, und wollen darum das weſentlichſte im treuen Auszuge liefern. Die neuen Aſſignationen werden in 6 verſchiedenen Gattungen zu 200, zu 100, zu 50, zu 25, zu 10 und zu 5 Rubel ausgefertigt. — Fürs erſte werden nur Aſſignationen der erſten vier Gattungen in Umlauf geſetzt, und gegen dieſe alle in den Händen des Publicums befindlichen Bancnoten von 100, 50 und 25 Rubel ausgetauſcht. Dieſer Austauſch hat mit dem 1. (13.) Juli anzufangen und ſchließt ſich mit dem 1. (13.) Jänner 1820. Während dieſer Zeit haben alle Ausgaben der Krone, durch welche Behörden oder Aemter ſie auch geſchehen, in Aſſignationen neuer Art Statt. Was aber während dieſer Epoche den Geldverkehr unter Privatperſonen betrifft, ſo werden die Aſſignationen der alten oder neuen Form überall ohne Unterſchied angenommen ꝛc. Nach Verlauf des beſagten Termins ſind die Aſſignationen alter Form im ganzen Reiche außer Cours geſetzt, und diejenigen, die ſie bis dahin behalten haben, haben es ſich ſelbſt zuzuſchreiben, wenn ſie deren Werth verlieren.

(Schluß folgt.)

Gedruckt bey J. B. Wallishausser.

Converſationsblatt.

6.

Dinſtag, den 20. Juli 1819.

Reiſebemerkungen.

Von Wilh. Hebenſtreit.

(Schluß von Nr. 5.)

Das etwa 180 Jahr alte Octogon auf dem höchſten Puncte des Gartens iſt ein wahres Römerwerk, von grauem Sandſtein erbaut, wie die Löwenburg. In der Jerome'ſchen Periode ließ man es verfallen, jetzt wird es mit bedeutenden Koſten hergeſtellt. Obenauf ſteht der Herkules, 1400 Schuh über die Meeresfläche erhaben. Ein Werk von Frank, aus Kupferblech gearbeitet, mißt er 31 Schuh. Wir ſtiegen über 900 Stufen, und einige faſt ſenkrecht geſtellte Leitern in ſeine Keule, und bewunderten durch eine angebrachte Oeffnung ſeinen ungeheuren Schenkel. Der Plattfuß mag 5 Schuh lang ſeyn. In der rechten Hand hält er einen Stein, mit der linken ſtützt er ſich auf ſeine Keule, in welcher bequem 4 auch 5 Menſchen ſtehen können. Am Fuße des Achteckes befindet ſich der erſte Waſſerſturz aus dem 60 Schuh tiefen Baſſin. Da liegt der ſogenannte Rieſenkopf, aufrecht nach dem Herkules ſchauend, und das Waſſer aus Mund und Ohren ſpritzend. Dieß und das drohende Halten des Steins iſt eine Allegorie auf die Siegerkraft des Urhelden. Zu beyden Seiten dem Rieſenkopfe ſtehen zwey Statuen, die beym Strömen des Waſſers durch den Luftdruck dergeſtalt trompeten, daß man den ſchneidenden Schall einige Meilen weit hören kann.

Der zweyte Sturz der Gewäſſer erfolgt bey den Caſcaden; der dritte bey einer neuern Gartenanlage; der vierte bey der Teufelsbrücke, der fünfte bey der Pluto's-Höhle, und der letzte beym römiſchen Aquäduct; ganz unten iſt der Springbrunnen, deſſen Waſſerſtrahl 190 Schuh in die Höhe ſteigt. Wer die Gewäſſer ſpringen laſſen will, bezahlt einen Ducaten ꝛc.

Die Teufelsbrücke führt den Namen mit Unrecht; ſie iſt tüchtig und feſt gebaut, und der Standpunct auf derſelben iſt gar nicht gefährlich. Sie verbindet lediglich zwey Felſen in mäßiger Entfernung von einander; aber der Sturz unter derſelben iſt ſo künſtlich geordnet, daß er einen herrlichen Anblick gewährt.

Die Pluto's-Höhle enthielt ehemals Figuren aus dem Höllenreiche, mit röthlich gefärbtem Glaſe verhüllt, welches eine blendende Feuerfarbe bey Sonnenſchein und Waſſerſturz verbreitet haben ſoll. Das Alles iſt in der Zwiſchen-Regierung zerſtört worden, der eiſernen Stäbe wegen, welche den Figuren zur Befeſtigung dienten, und von den Bauern aus den Mauern gebrochen wurden.

Der römiſche Aquäduct, ebenfalls aus Sandſtein erbaut, iſt ein Werk neuerer Zeit; von einem Seitentheile desſelben überſieht man einen großen Theil der überall zerſtreuten Niſchen, Tempel, Häuſer ꝛc.

Eine der ſchönſten Ausſichten genießt man von der Gallerie der Löwenburg in die überaus anmuthige Gegend; vom Herkules aus kann man den Brocken erlugen; aber die näher gelegenen Gegenſtände verlieren ſich wie im Nebelflor. Zum Beſchauen reizender Landſchaften iſt die gar zu große Höhe die ungünſtigſte; die Phantaſie muß erſetzen, was das Auge nur dunkel und ungewiß erreicht.

Die zahlreichen Aufſeher (ſie wechſeln bey einzelnen Parthien) ſind auf Trinkgelder angewieſen, und beziehen nur einen kärglichen Jahrgehalt. Sie haben ihre Taxen, die jedoch in der Regel überſchritten werden. Daher wird die Anſicht dieſer Koſtbarkeiten dem Reiſenden auch koſtbar genug. Das Gute davon iſt, daß Tag- und Jahreszeit kein Hinderniß biethet; ſogar die Bildergallerie wurde an einem Feyertage auf Verlangen geöffnet.

Das Theater zu Caſſel iſt nicht unfreundlich. Regiſſeur iſt Herr Zieten Liberati. Er ſchien in mehreren Vorſtellungen für ſich allein zu ſpielen. In Carricatur-Rollen hat er Verdienſt. Hr. Liber, der Tenoriſt, hatte den Beyfall des Publicums nicht; unter den Damen dünken mir Mds. Gelhan und Feige die vorzüglichſten ꝛc.

Blauer Dunſt.

Ein Oeſterreichiſches Volkslied, mitgetheilt von Franz Ziska.

— Und als ich einmal weiter ſah,
Da ſagt' ich: ei, ei, ei!
Im Stalle traf ich Pferde an,
Ich zählte eins, zwey, drey.
Du, liebes Weibchen, fragte ich —
„Was willſt, mein Schatz?“ fragt' ſie.
Was ſind denn das für Pferde hier?
Ich weiß nicht wie! —
„Potz Blitz, man ſeh' den Gimpel an,
Wo ſind denn Pferde hier?
Es ſind ja Milchkühe,
Die Mutter ſchickt' ſie mir.“
Milchküh' mit Satteln?!
Ei Wind, ei Wind, ei Wind!
Ich bin ein armer Ehemann,
Wie's viele Manner ſind.

Und als ich einmal noch weiter ſah,
Da ſagt' ich, ei, ei, ei!
Im Zimmer traf ich Stiefel an,
Ich zählte eins, zwey, drey.
Du, liebes Weibchen, fragte ich —
„Was willſt, mein Schatz?“ fragt' ſie.
Wo kommen denn die Stiefel her?
Ich weiß nicht wie!
„Potz Blitz, man ſeh' den Gimpel an,
Wo ſind denn Stiefel hier?
Es ſind ja Milchtöpfe,
Die Mutter ſchickt' ſie mir.“
Milchtöpf' mit Reiterſporen?!
Ei Wind, ei Wind, ei Wind.
Ich bin ein armer Ehemann,
Wie's viele Männer ſind.

Und als ich einmal noch weiter ſah.
Da ſagt' ich: ei, ei, ei!
In der Küche traf ich Gabel an,
Ich zählte eins, zwey, drey.
Du, liebes Weibchen, fragte ich —
„Was willſt, mein Schatz?“ — fragt' ſie.
Wo kommen denn die Gabel her?
Ich weiß nicht wie!
„Potz Blitz, man ſeh' den Gimpel an,
Wo ſind denn Gabel hier?
Es ſind ja Bratſpieße,
Die Mutter ſchickt' ſie mir.“
Bratſpieß mit Kuppeln?!
Ei Wind, ei Wind, ei Wind.
Ich bin ein armer Ehemann,
Wie's viele Manner ſind.

Und als ich einmal noch weiter ſah.
Da ſagt' ich: ei, ei, ei!
Auf der Stelle traf ich Röcke an,
Ich zählte eins, zwey, drey.
Du, liebes Weibchen, fragte ich —
„Was willſt, mein Schatz?“ fragt ſie.
Wo kommen denn die Röcke her?
Ich weiß nicht wie!
„Potz Blitz, man ſeh' den Gimpel an,
Wo ſind denn Röcke hier?
Es ſind ja Leintücher,
Die Mutter ſchickt' ſie mir.“
Leintücher mit Aufſchlägen?!
Ei Wind, ei Wind, ei Wind.
Ich bin ein armer Ehemann,
Wie's viele Manner ſind.

Und als ich einmal noch weiter ſah,
Da ſagt' ich: ei, ei, ei!
Im Bette traf ich Reiter an,
Ich zählte eins, zwey, drey.
Du, liebes Weibchen, fragte ich —
„Was willſt, mein Schatz?“ fragt' ſie.
Wo kommen denn die Reiter her?
Ich weiß nicht wie!
„Potz Blitz, man ſeh' den Gimpel an,
Wo ſind denn Reiter hier?
Das ſind ja Milchmägde,
Die Mutter ſchickt ſie mir.“
Milchmägde mit Schnauzbarten?!
Ei Wind, ei Wind, ei Wind!
Ich bin ein armer Ehemann,
Wie's viele Männer ſind.

Und als ſie einmal weiter ſah,
Da ſagt' ſie: ei, ei, ei!
Am Hausthor traf ſie Prügel an,
Sie zählte eins, zwey, drey!
Du, liebes Männchen, fragte ſie —
„Was willſt, mein Schatz?“ fragt' er.
Wo kommen denn die Prügel her?
Ich weiß nicht wie!
„Potz Blitz, man ſeh' die Gimplinn an,
Wo ſind denn Prügel hier?
Es ſind ja Liebesküſſe,
Die Mutter ſchickt ſie dir.“
Liebesküſſe mit Schmerzen?!
Ei Wind, ei Wind, ei Wind,
Ich bin ein armes Eheweib,
Wie's viele Weiber ſind.

* * *

Die hiſtoriſche Ketzerinn.

Von Franz Gräffer.

Baroninn. Sie ſind alſo ein Hiſtoriker, mein Herr! In der That, Sie treiben ein ſehr unfruchtbares Geſchäft!

Prof. Staar. Wie ſo, gnädige Frau?

B. Was nennen Sie denn eigentlich Geſchichte? —

Prof. Eine ſeltſame Frage, die zugleich die Antwort enthält. Was iſt die Geſchichte anders, als die Lehrerinn der Menſchheit, die Mutter der Philoſophie und zugleich die reichhaltigſte Fundgrube für den edelſten Forſchergeiſt. Ihr verdanken wir die Aufbewahrung jener glänzenden Beyſpiele der Nacheiferung, jenen allmächtigen Sporn, uns des Ruhms und der Bewunderung der Nachwelt würdig zu machen, unſern Namen zu verewigen; ihr verdanken wir —

B. Gemach, mein Herr, gemach! Sie erſchöpfen ſich in Irrthümern. Ich ſage Ihnen, daß die Geſchichte für einen vernünftigen Menſchen gar kein Intereſſe haben kann. Wäre ſie, wie Sie ſagen, die Mutter der Philoſophie, ſo würde das Menſchengeſchlecht nicht alle Tage ärger ausarten. Gehn Sie mir mit Ihrer Geſchichte als Baſis der Moral. Wiſſen Sie, was einer unſrer beſten Köpfe (ſein Name fällt mir nicht bey), in dieſer Anwendung von der Geſchichte ſagt? : »Aus welch unreinen Händen erhalten wir ſie zum Behuf der

Moral! Dieſes ſchöne heilige Ganze (hier muß ich ſehr um Vergebung bitten!) iſt ſchon zerſchnitten. Als wenn das jüngſte Gericht ſchon vorüber wäre, liegen alle Heroen der Menſchheit bereits da, ſchichtenweiſe ſortirt, die Guten von den Schlechten ausgeſchieden, die zahmen Pflichterfüller von den genialiſchen Rebellen.« — Sehen Sie, mein Herr, ſo überkommen wir aus den Händen der Willkühr dieſes verkünſtelte Moſaikſtück; ein Ruck am Rahmen, und die naſeweiſe Schöpfung iſt entzwey. Seneca's Ausſpruch: tempus historiam, historia sapientiam, compromittirt ſich jeden Augenblick. Als Magazin de Curiosité will ich ſie allenfalls gelten laſſen; aber da iſt der nächſt beſte Roman reizender, denn man weiß doch, daß da Alles erlogen iſt, und eine vollkommene Fiction iſt immer beſſer, als eine verpfuſchte Melange von bloßen Möglichkeiten und künſtlichen Ergänzungen.

Prof. Ey, gnädige Frau, Sie verſündigen ſich an der Würde einer ſo erhabenen Wiſſenſchaft; das läßt ſich nimmer verantworten. Doch, als Dame haben Sie manches Vorrecht.

B. Ich bitte Sie, mich mit der Proſtitution ſolcher Vorrechte zu verſchonen; das Geſchlecht gehört gar nicht hierher. Die alte Geſchichte bleibt eine Reihe von Fabeln. Sie werden doch nicht an Herodot, Diodor und Conſorten glauben? Moſes ſey allenfalls ausgenommen, aber die ſogenannten Geſchichten der übrigen Hiſtoriker gleichen den Ammenmährchen: ein Jeder applicirt ſie anders, und Keiner glaubt daran. Sagen Sie aufrichtig, geht es Ihnen auf Ihrer Kanzel nicht eben ſo, wie manchem Andern auf mancher andern? Werfen Sie einen Blick auf das neblige Dunkel des Mittelalters; ſelbſt mit der Bibel eines Rühs*) werden Sie ſich nicht herausfinden. Und vollends die der neuern Zeit, die iſt wohl, um mit Hippel zu reden, die Kunſt, Begebenheiten auf eine beliebige Weiſe darzuſtellen; alſo Mährchen nach dem Conventionsfuß; Fable convenue nach Fontenelle. Das iſt ihre hochgeprieſene Hiſtorie, mein Herr, daher denn auch einer Ihrer Collegen ſehr richtig ſagt: il nous faut des contes pour nous soulager de l'histoire. Wiſſen Sie die Anecdote einer Marquiſe über Voltaire als Hiſtoriker? »Es iſt doch Schade, ſagte ihre Freundinn, daß der polyhiſtoriſche Herr von Voltaire nicht auch etwas erfunden hat.« Nun, entgegnete ſie, er hat ja die Geſchicht erfunden! — Alle Hiſtoriker ſind ſolche Voltaire's; alle!

---

*) Handbuch des Mittelalters.

Prof. Darf ich Ihnen, meine Gnädige, repliciren, wie ſich unſe wackrer Klopſtock über dieſe angefochtene Cathegorie des Geſchichtſchreibers ausdrückt?

B. Nun! Klopſtock, ein Poet!

Prof. Um Vergebung, in ſeinem Werk von der Gelehrten-Republick. »Sie erfinden, ſagt er, wenn ſie auf neue Art darſtellen, und entdecken, wenn ſie das wirklich Geſchehene herausbringen. Wer den Namen eines Geſchichtſchreibers mit Recht führen will, muß Beydes vereinigen.« Aber bey Ihrem Pyrrhonismus werden Sie auch kaum irgend einem Schlegel beyſtimmen, der den Hiſtoriker einen rückwärts gekehrten Propheten nennt. —

B. Eben das werde ich. Der Prophet weiſſagt Dinge, die da möglicher, vielleicht wahrſcheinlicher Weiſe eintreffen können. Was dieſer mit der Zukunft thut, geſchieht bey dem Geſchichtſchreiber mit der Vergangenheit: es iſt Alles ſehr möglich, Alles ſehr wahrſcheinlich. Si non e vero, e ben trovato. Das iſt die Deviſe für eine Weltgeſchichte. Nimmer aber die prahleriſchen Worte jenes Philoſophen: Plato amicus, Socrates amicus, sed magis amica veritas. Himmel! wie würde die Weltgeſchichte ausſehn, wenn ſie wahr wäre! Entſetzlich!! — Die Hiſtorie als Kunſt, iſt niemals das, was ſie iſt, immer nur das, was ſie ſeyn ſoll, oder wenn es gnädig hergeht, das, was ſie ſeyn darf. — Sie verſtehn mich doch, mein Herr?

Prof. Wohl, ich faſſe Ihre ungerechte Subtilität. Sie haben einen ſehr ſchlimmen Begriff von den diplomatiſchen Cabinetten; denn dahin zielen Sie. Doch wie würde es in dieſem Anbetracht mit der alten Zeit ſtehen. Dieſe würde doch wohl den Vorzug der Authenticität verdienen?

B. Mit nichten! Wer kann auch wiſſen, aus welchen Quellen Moſes, dieſer Urvater der Hiſtoriker, geſchöpft hat, wer, mein Herr, kann das wiſſen? ob aus den Archiven ſeiner Nation, oder aus den egyptiſchen Adyten; und dann wiſſen Sie ja, wie Bolingbroke und Blunt ihn beſtritten und verdächtig gemacht haben. Wie übel würde es ihm in dieſer neueren, metacritiſchen Zeit ergangen ſeyn, wenn er nicht einen ſo tüchtigen Advocaten, als der Dr. Roſenmüller, gefunden hätte. Gleichwohl weiß man heut zu Tage noch immer nicht, wo denn eigentlich das Paradies gelegen habe.

Prof. Es ſollte mich wundern, wenn es Ihnen, meine Gnädige, nicht bekannt wäre, daß es in Eden am Euphrat war.

B. Point du tout! Ich kenne alle Verfechter dieſer Meinung. Die Geneſis will ſie beſtätigen, Moſes gibt faſt eine ſtatiſtiſche Beſchreibung, Huet, Reland und Michaelis nennen den Euphrat und Tiger, aber beym Phiſchon und Gibon werden ſie wieder uneins. Sie ſehen alſo, mein Herr, daß es nicht aus Mangel an Beleſenheit geſchieht, wenn ich behaupte, daß der Aufenthalt der erſten Menſchen in Schweden war. Leſen Sie über das hochgelehrte, vorſündfluthige Volk im Bailly, Voltaire und Büffon nach. Die Natur-Revolutionen haben Boden und Clima alterirt. Das finden Sie ſchon im Plato (denken Sie an ſeine Anſicht von Lectonien); Carteſius zeigt es noch beſſer; und ſcharfſinniger als Beyde, der jetzt halbvergeſſene de Lüc in ſeinen Lettres physiques. Dieß und Aehnliches, was z. B. Herder und Joh. v. Müller ſo glücklich unterſuchten und nachwieſen, das müſſen Sie leſen, mein Herr Profeſſor, dann werden Sie in Ihrer Weisheit über meine Poſition nicht mehr lächeln.

Prof. Verzeihen Sie, meine Aufgebrachte!

B. Ruhig, ruhig. Man muß von dem gegenwärtigen Zuſtand der Dinge nicht immer auf ihren frühern ſchließen. Das Paradies alſo war in Schweden. Halten wir uns aber bey dieſen unfruchtbaren Unterſuchungen nicht weiter auf, denn der Garten Edens iſt hienieden phyſiſch und moraliſch verloren, ungeachtet bey Ihnen, mein Herr, die Geſchichte die Lehrerinn der Menſchen iſt. Wäre ſie das wirklich, wie vernünftig und tugendhaft müßte dieſes Geſchlecht der ernſthaften Beſtien, wie es in Schlegels Athenäum getauft wird, nach einer Lection von 6000 Jahren geworden ſeyn! — Ihre Behauptung iſt alſo eine leere Chimäre. Daß die ungeſchickten Periodirungen viel dazu beytragen, iſt auch nicht zu vergeſſen. Nichts iſt abſurder, als die ſogenannte Geſchichte nach den Eroberern einzutheilen. Dieſe ſind, wie ſich irgend ein wackerer deutſcher Geſchichtſchreiber ausdrückt, bloß chronologiſche Krücken. Warum fixiren Sie ihre Zeiträume nicht nach den Erfindungen? Was iſt lehrreicher und intereſſanter, die Geſchichte des erſten Stücks Brot, der erſten Taſchenuhr, oder die ſchmählichen Unthaten eines Räubers und Böſewichts wie Alexander der Große!? Was liegt, ſagt der geiſtreiche Verfaſſer der voyage à l'isle de France, daran, daß Mithridates von den Römern geſchlagen worden, oder Montezuma von den gold- und blutdürſtigen Spaniern? Europa kann über jene unnützen Trophäen nur weinen. Aber ganze Völker leben in Deutſchland von Erdäpfeln, die aus America gekommen, und unſre ſchönen Damen naſchen Kirſchen, deren Transplantation wir dem Lucull verdanken. Sagen Sie mir ferner, mein Herr, iſt der Koch Kadmus, der die Griechen phönizisch ſchreiben lehrte, iſt der anonyme Mönch, der in Schweden den erſten Waizen ſäete, ſind das nicht ungleich wichtigere Männer, als Ihr Cyrus et Compagnie? Sollten die geheime Muſe eines Genies und die ſtillen Tugenden eines Philoſophen dem Menſchengeſchlecht, wenn auch nur ganz unmerklich, nicht Millionenmal mehr gefrommt haben, als die Frevelthaten jener Wüthriche, die Sie Helden und Eroberer nennen? Die Könige müſſen Philoſophen, oder die Philoſophen Könige ſeyn, ſagt Plato. Das heißt, dieſe, Ihre Helden, mein Herr, können Sie allerdings auch zu Abſchnitten brauchen, wenn ſie zugleich Erfinder ſind, oder ſonſt Verdienſte um die Cultur haben. Doch ſtehe ich mit dieſer Meinung nicht allein da. Einer Ihrer trefflichſten National-Hiſtoriker, der weder Staar noch Joh. Müller heißt, Schlözer deutet ſchon darauf hin, daß die Uebergehung der Balgereyen der Spartaner mit den Meſſenern, der Römer mit den Volskern kein ſolcher Verluſt für die Geſchichte ſeyn würde, als die Erfindung des Feuers und Glaſes, der Findelhäuſer, der Ankunft der Pocken u. ſ. w.

Prof. Ich erſtaune über Ihren Eifer, über Ihre Eloquenz!

B. Es iſt das Feuer des gerechten Unmuths über die Wichtigkeit, die man der Geſchichte beylegt, über den heilloſen Spuck, den man mit ihr treibt; ein Hiſtoriker iſt nichts, als ein unwiſſentlicher oder abſichtlicher Falſchmünzer. Aus ſeinen Facten und ihren pragmatiſchen Bedeutungen macht der Talentvollſte was er muß, ja noch öfter was er will; und in dem Augenblick, wo er die heilige Würde der Geſchichte herausſtreicht, hat er, wenn er nicht ein rechtſchaffner Mann iſt, die einfache Unverſchämtheit, ſie zu ſeinen Privatzwecken zu mißbrauchen, und die doppelte, ſich ſelbſt nicht einen, ſondern den Liebling der Muſe Clio zu tituliren ꝛc. Faſeln Sie doch da von den 7 Weiſen Griechenlands, von einem Plato auf Koſten eines Kant, von einem Leonidas auf Koſten eines Winkelried! Iſt es doch ein Lärm und eine Revolution in allen gelehrten Academien, wenn da irgend ein altes Münzſtück gefunden wird, wenn ein Angelo Mazo ein Paar, und noch obendrein zweifelhafte Fragmente eines antiken Chronikenſchreibers entdeckt! Da gibt es Preisſchriften, da wird in den Zeitungen poſaunt, da zerbricht man ſich die Köpfe, und ſchreibt ſich die Finger wund, um herauszubringen, ob — — der linke oder rechte Arm des Artaxerxes länger geweſen, ob Cäſar in der Todesſtunde einen kurzen oder langen Mantel getragen, ob Attilas Helm mit Federn oder Roßhaar geziert, ob Petronius Recht hat, wenn er ſagt, daß man zum Rindfleiſch grüne Saucen genommen habe, und dergleichen. Dieſe armſeligen Läppereyen beſchäftigen die Prieſter der Clio, um — zu nichts zu führen. Ihre heuriſtiſchen, critiſchen und pragmatiſchen Bemühungen kommen mir vor, wie ein Rieſe, der Flöhe ſucht.

Prof. Man muß geſtehen, daß Sie ſehr geſchickt alle Blößen heraus zu heben wiſſen, aber boshaft genug ſchweigen Sie ganz von den Lichtſeiten.

W. Licht oder Schatten, das gehört gar nicht hieher. Wo nichts Reelles ausgemittelt werden kann, ſind die Bemühungen nur abſurd; ſie ſind es doppelt, wenn dieß Reelle übrigens auch zu nichts führt, als allenfalls irgend einmal wieder umgeſtoßen und als falſch anerkannt zu werden. Dieſe emſigen Geſchichtforſchungen, dieſes ſtaubige Herumwühlen in alten Urkunden, dieſes ſpitzige Auflauern auf antike Monumente, ſind bloß Beſchäftigungen für müſſige Köpfe, die ihre vielen Kenntniſſe auf eine der menſchlichen Geſellſchaft erſprießlichere Weiſe verprocentiren könnten. Nur ein Thor, ſagt Mably, kann Univerſal-Geſchichte ſchreiben wollen. Alles, was dem Menſchengeſchlechte nichts nützt, wie das bey der Geſchichte vor Allem der Fall iſt, kann kein vernünftiges Intereſſe für den philoſophiſchen Beobachter haben. Eine Reihe von Fabeln, Mährchen, Entſtellungen, Dunkelheiten kann höchſtens ein Gegenſtand für die Neugierde und die Unterhaltung ſeyn, und für die eigentliche Wiſſenſchaft würde die Geſchichte nur durch eine kunſtgemäße Form ſich eignen. Da ſie nun eine ſolche durchaus nicht verträgt, ſo iſt ſie höchſtens nur als ein Ideenmagazin für Theaterdichter von practiſchem Werth. Das, mein Herr, iſt die Geſchichte in meinen Augen. Laſſen Sie mich mit Ihrer wichtigen Meinung von der Mährchen-Collection, welche Sie Hiſtorie nennen, in Ruhe, und fahren Sie in Gottes Namen fort, Ihre Schulhefte leichtgläubigern Leuten vorzuleſen. Leben Sie wohl!

* * *

Herrn von Kempelens Schachmaſchine in England *).

Das mechaniſche, unter dem Namen des Schachſpielers bekannte Kunſtſtück, welches vor einigen Jahrzehnden ſo viel Aufſehen in Europa gemacht hat, war, wie Jedermann weiß, eine Erfindung des ungariſchen Edlen und kaiſ. öſterr. Hofraths Wolfgang von Kempelen, eines Mannes, der von zarter Jugend auf einen entſchiedenen Geſchmack ſowohl, als ein ausgezeichnetes Talent für mechaniſche Wiſſenſchaft zu Tage gelegt, und ſich frühzeitig durch mehrere merkwürdige und nützliche Erfindungen rühmlichſt bekannt gemacht hat.

Im Jahre 1769 befand ſich Herr von Kempelen zu Wien. Von der Kaiſerinn Maria Thereſia erhielt er eine Einladung, magnetiſchen Experimenten beyzuwohnen, welche ein Franzoſe, Namens Pelletier, bey Hofe anzuſtellen gedachte. Während der Sitzung gab er der Kaiſerinn zu verſtehen, er fühle ſich im Stande, eine Maſchine zu conſtruiren, die rückſichtlich auf erſtaunenswürdige und unerklärliche Wirkungen ungleich mehr, als alle von dem Franzoſen zur Schau gelegten, leiſten müßte. Die Kaiſerinn verlangte, daß er alſobald Hand ans Werk legen möchte. Hr. v. Kempelen verſprach es ihr, hielt Wort, und präſentirte ihr nach Verfluß von 6 Monathen ſein Schachſpielendes Automat.

Die Maſchine ermangelte nicht, die Kaiſerinn, den Hof, und eine bedeutende Anzahl von Gelehrten und Neugierigen, welche kamen, ſie in Augenſchein zu nehmen, ins größte Erſtaunen zu verſetzen, und die Tagesblätter der damaligen Zeit floſſen über von Aeußerungen allgemeiner Bewunderung. Auf den Erfinder des Automats machte ein ſolcher, ſich nicht auf Sachkenntniß gründender Beyfall keinen Eindruck, und mit der dem wahren Genie eigenen Gleichgültigkeit weigerte er ſich nicht bloß, dasſelbe als ein Schauſtück öffentlich auszuſtellen, ſondern auch, ungeachtet der ihm angebotenen, beträchtlichen Summe, es käuflich abzulaſſen. Im Gegentheil ließ er, da ihn gerade damals eine andere Unterſuchung beſchäftigte, ſeine Maſchine fahren, und legte ſie ſogar zum Theil auseinander.

---

*) Repertory of arts and manuf. April 1819.

Eine geraume Zeit nachher, bey einem Beſuche, welchen der Großfürſt von Rußland, Paul, zu Wien abſtattete, erinnerte Joſeph II. ſich des Schachſpielers wieder, und erſuchte den Hrn. v. Kempelen, denſelben wieder ſo weit in den Stand zu ſetzen, daß er dem Großfürſten und ſeiner Frau Gemahlinn könne vorgewieſen werden. In fünf Wochen war der Schachſpieler reparirt, und erregte größeres Aufſehn, als jemals. Man drang neuerdings in den Erfinder, daß er die allgemeine Neugierde befriedigen, und ſeinen kunſtreichen Mann, Deutſchland und andere Länder durchreiſen laſſen möchte. Hr. v. Kempelen entſprach dieſem Wunſche, und begab ſich, nachdem er von Sr. Maj. auf zwey Jahre Urlaub erhalten hatte, mit ſeinem Schachſpieler auf Reiſen, kam nach Paris, und im Jahr 1785 nach England. Nach ſeinem 1803 erfolgten Tod verkaufte ſein Sohn die Maſchine an ihren dermaligen Eigenthümer, einen ſehr geſchickten, und gerade in dieſer Gattung von Arbeit vielleicht von Kempelen allein übertroffenen Mechaniker.

Der Saal (Nr. 4. Spring gardens), in welchem das Automat gegenwärtig zur Schau ſteht, enthält noch ein inneres Zimmer, in welchem man die lebensgroße Figur eines nach aſiatiſcher Sitte gekleideten Türken erblickt. Dieſer Türke ſitzt hinter einer Art von vierthalb Fuß langen, zwey Fuß breiten, und dritthalb Fuß hohen Kaſten, an den er vermittelſt des hölzernen Sitzes, auf welchem er ruht, befeſtigt iſt. Das Ganze ſteht auf vier Füßen mit Rollen, und läßt ſich im Saale umher ſchieben. Die obere Seite des Kaſtens iſt eine Art von Tiſch, auf deſſen Mitte ſich ein ziemlich großes, etwas hervorſpringendes Schachbrett befindet, auf welches der Türke ſeine Augen gerichtet zu halten ſcheint. Den rechten Arm und die rechte Hand hält er über den Tiſch ausgeſtreckt, den linken Arm aber etwas in die Höhe gerichtet, als trüge er, was bey ſeinem erſten Auftreten der Fall geweſen war, es aber jetzt nicht mehr iſt, eine Tabakspfeiſe.

Die Perſon, welche das Automat vorweiſt, macht den Anfang damit, daß ſie daſſelbe auf ſeinen Rollen den Zuſchauern vor- und heranführt, bis an den Eingang des Saales. Alsdann werden an dem Kaſten gewiſſe Thüren, zwey auf der Vorder- und zwey auf der Hinterſeite geöffnet, und eine lange, nicht ſehr tiefe Schublade ausgezogen, welche die ſämmtlichen Schachſteine, ein Kiſſen, um es dem Türken unter den Ellenbogen zu legen, und einige Spielmarken enthält. Zwey kleinere Thüren werden ebenfalls aufgethan, und ein Schirm von grüſeidenem Zeuge, nebſt einem Theile der Kleidung des Türken, beyde dazu beſtimmt, die in dem Rumpfe und in den untern Theilen der Figur angebrachten Oeffnungen zu verdecken, hinweggeſchoben. In dieſem Zuſtande führt man die Maſchine im Saale herum, um auch die ungläubigſten Zuſchauer in den Fall zu ſetzen, ſich zu überzeugen, daß im ganzen Umfange der Maſchine ſchlechterdings kein lebendiges Weſen verborgen ſey. Durch eine brennende Wachskerze, wodurch der ganze Mechanismus des Werkes eine gewiſſe Transparenz erhält, wird die Unterſuchung des Innern derſelben noch mehr erleichtert. Verlangt am Ende der Parthie einer der Zuſchauer, daß die Maſchine neuerdings unterſucht werde, ſo wird ſolches ohne Bedenken bewilliget.

Der Rumpf des Türken iſt vermittelſt einer Wand in 2 Höhlungen von ungleicher Größe getheilt, von denen die auf der rechten Seite weniger weit iſt, und kaum ein Drittheil der ganzen Leibeshöhlung einnimmt. In dieſer erblickt man, wie in einem zuſammengeſetzten Uhrwerke eine große Anzahl von Räderchen, Hebeln, Walzen u. ſ. w. Die linke Höhlung enthält einige Räder, kleine Tönnchen mit Federn und 2 Quadranten, deren Flächen eine horizontale Lage haben. Außerdem ſieht man in dem Rumpfe und in den untern Theilen einige Röhren angebracht, welche das Thätigkeits-Prinzip nach den verſchiedenen in Bewegung zu ſetzenden Puncten zu vertheilen ſcheinen.

Wenn es ſich vermuthen läßt, daß die ſämmtlichen Zuſchauer ihre Neugierde möchten befriediget, und ihre Zweifel rückſichtlich auf die innere Anordnung der Maſchine ſowohl, als des Kaſtens aufgehellt haben, werden die Thüren und Schubladen wieder zugeſchloſſen, an dem Leibe des Türken das eine und andere zurechte gemacht, alsdann das Werk vermittelſt eines Schlüſſels, den man in eine kleine, in der Seitenwand des Koffers angebrachte Oeffnung hinein ſteckt, aufgezogen, dem Automat unter den linken Arm ein Kiſſen gelegt, und der erſte beſte unter den anweſenden Schachſpielern eingeladen, ſich mit ihm in eine Parthie einzulaſſen.

(Schluß folgt.)

* * *

Novelliſtik.

Bey der Verſteigerung der hinterlaſſenen Effecten der Königinn von England kommen folgende Sachen vor: 44 Schillinge und 66 Sixpence (Viergroſchenſtücke) von Georgs III. Regierung; 5 Kronenſtücke; ein guterhaltenes Halbkronenſtück von 1817; detto 6 Sixpences von 1816; 11 Bankzeichen; 28 glatte Schillinge und dergl. pecuniäre Kleinigkeiten. Das Morning-Chronicle ruft hier aus: O das herrliche Medaillen-Cabinet einer Königinn! und erinnert zugleich den Ausrufer an ein Geſetz, welches bey Geld- und Gefängnißſtrafe verbiethet, eine engliſche Münze über den Werth, der auf dem Gepräge ſteht, zum Verkauf auszubiethen ꝛc.

Privat- und öffentliche Nachrichten melden, Mad. Catalani wolle Theater und Geſang aufgeben, und fortan zu Paris ſich und ihrer Familie leben. Es heißt ſogar, ſie werde in Kurzem in Paris erwartet. Unterrichtete Perſonen glauben allerdings, dieſe berühmte Sängerinn werde nach Paris zurückkehren, aber nicht, um ſich zur Ruhe zu begeben, ſondern vielmehr, um derſelben von neuem zu entſagen. »Es iſt, ſetzt Hr. Sievers in Paris hinzu, ſo ſüß, regiert zu haben, und wird ſo ſauer, ſich an den Privatſtand zu gewöhnen, daß ſchon mancher Ehrſüchtige ſeine Freyheit darüber eingebüßt hat. Mad. Catalani ſcheint die ihrige abermals riskiren zu wollen: denn wer iſt weniger frey, als ein Theater-Director?«

Zu Chenevieve hat ein Hr. Vibert auf den Ufern der Maine einen Roſengarten angelegt, der von dieſer Blumenköniginn alle verſchiedenen Abarten zeigt. Unter den höchſt romantiſchen Namen kommt vor: eine wilde Philippine, la gracieuse, die kleine Nymphemoade, die ſchöne Eliſe, die ſtolze Jeanne d'Arc, die kleine Roſe-Pierret. Es fehlte nur noch die Roſe-Manſon.

Erfreulich iſt es, den ſeltnen Mahlerkünſtler, Hrn. Carl Ruß, mit ſeiner üppigen Fülle von Stoff, Kraft, Geiſt und Einſicht, mit dem reichen Schatz ſeiner eben ſo genialen als hochverſtändigen Schöpfungen, einmal wieder öffentlich gewürdigt zu ſehen; doppelt genußbringend wird dieſe Würdigung durch den Ton gerechter Begeiſterung, durch den feurigen Aufſchwung der Phantaſie, und das hiſtoriſche Colorit, welche über die herrliche Schilderung ſich verbreitet. Wir ſprechen von einem Aufſatz in der Beylage Nr. 12 des Morgenblatts vom 8. Juli, überſchrieben: Oeſterreichiſche Pöcile des Cuſtoden der großen Gemählde-Gallerie am Belvedere zu Wien, Carl Ruß. — In dieſem Aufſatz, der noch nicht beendigt iſt, und ſelbſt ein Meiſtergemählde genannt werden kann (rührt er ja doch auch von einem Meiſter her!) wird der wackere Mahler ganz in der Glorie ſeiner Künſtlerweſenheit und fruchtbaren Productivität mit großen, feſt und ſcharf bezeichnenden Raphael'ſchen Flammenſtrichen beleuchtet, es iſt ein wohlverdientes Triumphbild. Nur eine Stelle: »Carl Ruß, ein ganz allein durch ſich ſelbſt entwickeltes üppiges, oft aus Glut und Kraftfülle überſchäumendes Talent, ganz vom Geiſte des Mittelalters ergriffen, hier und da wohl bis zur Vergreiſenheit der Anmuth der Antike, durchaus kein Nachahmer, ſondern originell in Vorzugen und Fehlern, unermüdet im Suchen, oft unerwartet glücklich im Finden, im Coſtume und allen Nebendingen ſeiner Lieblingsepoche (jener des vaterländiſchen Ritterthums) unterrichtet wie Wenige ꝛc.« Dieſer Geiſt weht in dem ganzen blühenden Entwurf, und eben dieſe Stelle in Sinn und Ausdruck, wie characteriſtiſch zeichnet ſie nicht zugleich den »Ruf der Hiſtoriker,« welchen wohl Jedermann als den Verfaſſer erkennen wird.

England hat durch Ausführung der Landeswaaren ſeit 1809 bis 1818 folgende Einnahmen gehabt: 1809: 45 Millionen Pfund Sterl. 1810: 32 Mill. 1811: 43 Mill. (1812 ſind die Documente verbrannt). 1813: 56 Mill. 1814: 60 Mill. 1815: 51 Mill. 1816: 51 Mill 1817: 53 Mill. und 1818: 56 Mill. — Von 1792 bis 1809 ſollen auf ein Jahr nur 32,000 Pfund Ertrag gekommen ſeyn.

Finanzoperation in Rußland: (Schluß von Nr. 5.) Die bisherigen 5 und 10 Rubel-Aſſignationen bleiben ungehindert ſo lange im Umlauf, als die neuen in gehöriger Anzahl verfertigt, in alle Gouvernements verſendet worden ſind, und eine neuere Bekanntmachung hierüber das Nähere verfügt hat. Die gegenwärtige Verordnung muß in allen Städten des ruſſiſchen Reichs am 1. (13.) Juni d. J. publicirt werden. Die Erfüllung derſelben, und die Aufſicht über das ganze Geſchäft, iſt dem dirigirenden Senat und dem Finanz-Miniſter aufgetragen. — Ferner heißt es bey den Regeln, welche bey der Auswechslung zu befolgen ſind: Um die Auswechslung zu erleichtern, werden die Aſſignationen alter Art gegen die neueren angenommen und ausgetauſcht, ſowohl in der kaiſerl. Aſſignations-Bank zu St. Petersburg, als auch in deren Abtheilung zu Moskau, und in den Bank-Comptoirs zu Rybinsk, Wyſchney Woloczok, Archangelsk, Odeſſa, Taganrog und Feodoſſia, und außer dem in allen übrigen Gouvernements und Bezirk-Caſſen in ganz Rußland. Die Auswechslung hat ohne allen Aufenthalt und mit den billigſten Ruckſichten und beſonderem Zuvorkommen zu geſchehen. Deren Uebertretung wird ſcharf geahndet werden. Alle Aſſignationen geſetzlicher Form von 100, 50 und 25 Rubel ſind ohne Unterſchied zur alſogleichen Auswechslung zugelaſſen. In Betreff der zerriſſenen, zerriebenen, oder ſonſt beſchädigten Aſſignationen ſollen alle diejenigen, worauf wenigſtens eine Unterſchrift, eine Nummer, eine Werthbenennung (dieſe Kennzeichen ſind auf jeder Bancnote dreyfach vorhanden) und die Jahrzahl erſichtlich ſind, ohne Widerrede alſogleich angenommen werden; diejenigen, welche dieſe Verfügung übertreten, unterliegen einer ſcharfen Strafe. Alle falſchen Banknoten, deren Unächtheit nicht gleich beym erſten Blick bemerkbar wäre, werden dem Ueberbringer für das erſtemal, und wenn ſich ihr Betrag nicht über 100 Rubel beläuft, oder ſie ſich in einer größern Summe ächter Banknoten befinden, und davon nicht mehr als den zehnten Theil ausmachen, ohne weiters in vollem Werthe bezahlt, und darüber ein Protocoll verfaßt. Sollte aber der Ueberbringer zum zweytenmal mit falſchen Aſſignationen erſcheinen, oder eine nahmhaftere Summe derſelben bringen, ſo werden ſie vorgemerkt, ihm abgenommen, und der kaiſerl. Aſſignations-Bank zugeſendet, welcher die Entſchädigung für ſelbige überlaſſen iſt. Von dieſen Beſtimmungen ſind diejenigen Banko-Aſſignationen ausgenommen, die a) zu ſchlecht und zu kenntlich nachgemacht ſind, und b) von den Franzoſen bey ihrem Einfalle in Rußland verbreitet wurden. Wegen letzterer iſt verordnet, daß ſie dem Ueberbringer nur das erſtemal, und wenn ſie von ihm nur bis zu einer Summe von 100 R. präſentirt werden, zu erſetzen ſind. Ueber größere Summen werden Protocolle geführt, und hierüber vom Miniſterium ſeiner Zeit Näheres verfügt. Sonſt werden die Ueberbringer falſcher Aſſignationen nicht aufgehalten, und nur in dem Fall in Unterſuchung genommen, wenn erwieſen wird, daß ſie ihren Namen und Stand vorſätzlich verheimlichen, und ſich für andere ausgeben; und was die eingeſammelten größern Summen falſcher Aſſignationen betrifft, ſo verfährt die Bank damit nach dem bey ihrer Stiftung erlaſſenen Reglement. Schließlich wird die bekannte frühere Verordnung, daß der Angeber eines Verfertigers falſcher Banknoten 5000 Rubel Belohnung unter Verſchweigung ſeines Namens erhält, und Falls er ſelbſt an dieſem Verbrechen Theil genommen, begnadigt wird, und 1000 R. Belohnung erhält, auch in Bezug auf die Aſſignationen neuer Form beſtatigt.

Ueber vaterländiſche Wolle und Wollpreiſe finden ſich in dem letzten Heft der mit immerfort ſteigender Gemeinnützigkeit wirkſamen »oeconomiſchen Neuigkeiten« nachſtehende bemerkenswerthe Data: Neuer Schafzüchtler-Congreß in Ungarn: Die Zuſammenkunft in Patty war heuer wegen eben abgehaltenen Verſammlungen der benachbarten Comitate nicht zahlreich. Auch die öſterreichiſchen Herren Schafzüchtler blieben aus, indem der Abſtand ihres Viehes gegen das Pattyer doch gar zu abſtechend war. Jedoch waren von Oeſterreich hier: Hr. Wirthſchaftsrath v. Bach, und die HH. v. Lakenbacher und v. Wertheimſtein. Verkauft wurde wenig, ungefähr 50 Mütter und 25 Widder aus der gräfl. Schäferey. Dieſe zwiſchen 300—500 fl. das Stück, jene für 35 fl. C. M. das Stük. — Künftige Wolle: Hrn. Moro wurden bereits verkauft die Baron Geisler'ſche um 305 fl. C. M., die Baron Ehrenfels'ſche um 280 fl. C. M. und die gräfl. Friesſche um 300 fl. C. M. zum Beweiſe, daß gekannte Wolle erſter Qualität ſich in ihrem Werthe zu behaupten wiſſe (den 14. Mai.) — Den 21. Mai: Hr. Kahn kaufte die dießjährige Wolle des Hrn. Grafen Lariſch in Schleſien um 250 fl. C. M. Hr. v. Moro aus Klagenfurt erkaufte die Baron Geisler'ſche dießjährige Wolle um 305 fl. C. M., und die Carl von Badenfeld'ſche zu Fulneck um 300 fl. C. M.

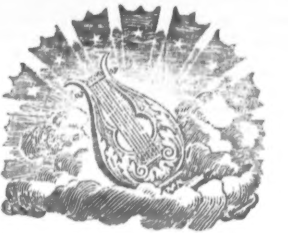
Cherubini's Requiem wurde den 25. vor. M. in der Auguſtiner-Hofkirche, zur Gedächtnißfeyer des Todes weil. Ihrer königl. Hoheit der Erzherzoginn Chriſtine v. Oeſterreich, und zum zweytenmale zur Todtenfeyer der zu früh verblichenen Sängerinn, Fräulein Cäcilia v. Moſel, aufgeführt. Mit hoher Sehnſucht wurde dieſes neueſte Product Cherubini's erwartet. Die Richtigkeit, der Reichthum der Harmonie, der durchaus herrſchende Character der Feyerlichkeit, welcher, wenn auch nicht ſtreng nach den erſten, muſterhaften Vorbildern, und den Ausdruck der Empfindungen zuweilen in einem freyeren Genre verſtärkend, doch nie die Welt-Miene hat, welche der Andacht Eintrag thut, zeigt ſich in allen Arten contrapunctueller Verſetzungen, wodurch das Ganze abwechſelnde Schönheiten erhält, die nur ein ausgezeichnetes, mit allen Regeln vertrautes Genie darzuſtellen vermögend iſt. Welchen Effect macht nicht z. B. das Requiem aeternum mit der ſinnigen Begleitung des Violoncells und Fagotts, im Dies irae die Vorbereitung durch die erſten acht Tacte mit Horn, Trompeten und Trombonen, nach welchen die Violinen in 16theiligen auf- und abſteigenden Figuren bis tuba mirum (und rex tremendae) folgen, im fortissimo der Eintritt des ganzen Orcheſters, der Gang der Klarinette und Fagotts mit der Geſangſtimme (Salva me) das einfache Accompagnement mit Saiten-Inſtrumenten (Quaerens me), das Largo lacrimosa dies. Wie viel Pathos liegt im Offertorium? (Domine Jesu Christe), mit welcher eingreifenden Zartheit iſt die Stelle representataes in den (doch ſchwierigen) Terzen-Gängen der Violinen und Violen begleitet; (durch vier Individuen allein würde der präciſe Vortrag noch mehr gewinnen müſſen); mit welcher contrapunctuellen Schönheit jene quam olim Abrahae, die Intonation der Oboen (memoriam facienus). das Eintreten der Klarinette zwey Tacte vor laudis offerimus gegeben? Welche Fülle von ſchön canoniſchen Nachahmungen findet man ferner im Sanctus, Pie Jesu und Agnus Dei ꝛc., und dann — was das Werk krönt, ſey zuletzt beſprochen — mit welchem Fleiß, mit welcher Kunſt iſt die Doppelfuge Quam olim ausgeführt? Kurz, betrachtet man die herrliche effectvolle Inſtrumentirung zu dem immer einfachen Gang der Singſtimmen, die zweckmäßige Wahl der Tonarten, welche dem Gebilde in unendlich feinen Nuancen wahres Licht und Schatten geben, ſo wird gewiß kein Kenner und Kunſtfreund — (muſicaliſche Pedanten, welche eine theatraliſche Natur bemerken wollen, mögen im Unterhauſe ihre Stimme nach Belieben geltend zu machen ſuchen) — dieſer neuen Erſcheinung die gerechte Würdigung, und ſich die Freude nicht verſagen können, die Compoſition unter die vorzüglichſten dieſer Gattung zu zählen. — Die Ausführung war ſehr präcis, verdient würdige Anerkennung, und indem wir dem verdienſtvollen Kapellmeiſter, Herrn Joſ. Gebauer, der uns in dieſer Kirche ſchon einige Jahre die größten Meiſterwerke alt und neuer Zeit durch das gewählteſte Perſonale (größtentheils Dilettanten) hören ließ, wirklich Dank ſchuldig ſind, ſo iſt es billig auch insbeſondere des Directors (erſte Violine), Herrn Ferd. Piringer, auf das ehrenvollſte zu erwähnen.

J. R.

Zu London iſt ein wichtiges Werk über das Gaslicht, von Accum, erſchienen, betitelt: Description of the proceſs of manufacturing Coal-Gas, now employed at the Gasworks in London etc. Hr. Prof. Lampadius hat es ſogleich zur Ueberſetzung und Bearbeitung vorgenommen. Man wird aus dieſem zweyten Werk Accums die bewunderungswürdigſten Fortſchritte der Gasbeleuchtung in ganz England mit Nutzen und Vergnügen erſehen.

Die 21. Nr. der St. Petersburger Senats-Zeitung enthält eine kaiſerl. Verordnung, wornach es allen Kaufleuten und Bürgern (Mesczane) erlaubt iſt, Hornvieh nach Pohlen, gegen Entrichtung der vorgeſchriebenen Zölle, auszuführen.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.



Conversationsblatt.

7.

Freytag, den 23. Juli 1819.

Saladin.

Von C. Ferd. Schulze in Gotha *).

Der berühmteſte unter den mahomedaniſchen Fürſten, deren in der Geſchichte der Kreuzzüge Erwähnung geſchieht, iſt Saladeddin, gewöhnlich Saladin genannt.

Er war nicht auf dem Throne geboren, noch unter Ausſichten auf denſelben; aber er hatte Talente, die ihn der Herrſcherwürde fähig machten, und die im Orient häufigen Thronveranderungen gaben ihm Beyſpiel und Zuverſicht, einen Thron zu erſtreben, den er mit Liſt und Gewalt beſtieg, und mit Würde behauptete.

Sein Vater Ejub oder Hiob, aus dem Stamm der Kurden,

---

*) Auch dieſen Aufſatz, wie den in Nr. 50 und 51 (Gottfr. v. Bouillon), hat uns der Verf. (im Mſcpt.) aus dem 4ten Theil ſeines hiſtoriſchen Bilderſaales mitgetheilt, der zu Weihnachten bey J. Perthes in Gotha erſcheinen wird.

eines kriegeriſchen Volkes, das in den Gebirgen jenſeits des Tigris plündernd umherzog, war, wie mehrere ſeines Volkes, zuerſt bey dem Chalifen zu Bagdad in Kriegsdienſte getreten, hatte dann das Aufſtreben des Zenki, Herrn von Moſul, unterſtützt, war nachher im Dienſte des Fürſten von Damaſcus, und als dieſer geſtürzt war, im Dienſte des mächtigen Nureddin, des Sohnes Zenki's, ein angeſehener Emir geworden. Hierdurch ward die Erhebung Saladins vorbereitet. Dieſer nähmlich, in Meſopotamien (im Jahre 1137) geboren, ſtand mit ſeinem Vater zuerſt unter dem Fürſten von Damaſcus (als eilfjähriger Knabe half er, 1148, Damaſcus gegen die Fürſten des zweyten Kreuzzuges vertheidigen); dann als Damaſcus von Nureddin erobert worden war (1154), kam er in deſſen Dienſte, gewann deſſen Vertrauen, wurde von ihm nach Egypten geſendet, und bahnte ſich dort den Zugang zur Herrſchaft.

Egypten war damals, als Nureddin in Syrien herrſchte, von innern Unruhen zerrüttet. Es ſtand unter fatimidiſchen Chalifen, oder ſolchen, die zur Secte Ali's, des Gemahls der Fatima, der Tochter des Propheten Mahomed gehörten. Allein dieſe Chalifen waren, ſo wie die abaſſidiſchen Chalifen zu Bagdad in Ohnmacht verſunken: ſie hatten nur den Rang und Namen der Oberherren behalten; aber Macht und Gewalt lag in den Händen derer, die ſich ihnen zu Beziers aufdrangen. Einer derſelben, Namens Schaver, ward (1162) von Feinden vertrieben, und bat den mächtigen Nureddin um Hülfe. Dieſer, in der Hoffnung ſeine Herrſchaft auch über Egypten zu verbreiten, hörte auf die Bitten und Verſprechungen des Vertriebenen, und ſchickte ſeinen Feldherrn Schirkuh, Saladins Oheim und dieſen ſelbſt mit 2000 Reitern nach Egypten (1163). Bald aber fühlte Schaver, wie wenig ihm dieſer Beyſtand nütze. Er ſuchte daher Hülfe bey dem damaligen König von Jeruſalem, Almerich, doch gleichfalls vergeblich! Und nach mannigfaltigem Wechſel des Glücks und der Verbindung (1163—1168) kam es dahin, daß Schaver hingerichtet, und Schirkuh von dem fatimidiſchen Chalifen Abid als Bezier anerkannt wurde (1169). Doch nach zwey Monathen ſtarb Schirkuh, und nun wurde ſein Neffe Saladin, der ſich ſchon als Feldherr hervorgethan hatte, mit Nureddins Genehmigung Bezier von Egypten (1169).

Jetzt, dem Throne nahe, dachte Saladin ernſtlich darauf, denſelben wirklich zu beſteigen. Er gewann die Soldaten, die ihm

Nureddin gegeben hatte, durch Geſchenke, und das Volk durch Religionseifer; er zog ſeinen Vater ſammt andern Verwandten, deren Rath und Unterſtützung er bedurfte, nach Egypten; er tödtete die Leibwache ſeines Chalifen, entſetzte die Richter und Statthalter, die es mit den Fatimiden, oder der Secte des Ali hielten, ihrer Aemter, und verſchaffte dem abbaſſidiſchen Chalifen von Bagdad die geiſtliche Oberherrſchaft in Egypten, doch ohne Gewalt in weltlichen Dingen. Als nun im Jahre 1171 der Chalife Adid ſtarb, nahm er deſſen Pallaſt, Schätze und Bibliothek in Beſchlag, und beſtieg den Thron, den die Fatimiden zweyhundert Jahre lang (969—1171) beſeſſen hatten.

Nureddin machte Anfangs keine Einwendung gegen Saladins Erhebung; er betrachtete ſich als den Oberherrn Egyptens, und Saladin als ſeinen Beamten. Aber bald wurde er inne, daß dieſer, bey allen Betheurungen der Ergebenheit, ſich unabhängig zu machen ſuche. Hierüber entrüſtet, wollte er den Abtrünnigen züchtigen und unterdrücken; aber mitten unter den Zurüſtungen zu dieſem Kriege ſtarb er zu Damascus den 23. Mai 1174. Um ſo leichter behauptete ſich nun Saladin auf dem Thron, und um ſo weiter gingen ſeine Wünſche und Beſtrebungen. Denn nicht zufrieden mit Egypten, unterwarf er ſich auch Syrien, wo er die Söhne und Verwandten Nureddins theils völlig unterdrückte, theils von ſich abhängig machte, indeſſen ſeine Feldherren einerſeits das ſüdliche Arabien, und anderſeits Tunis und Tripolis in Afrika für ihn eroberten. Und ſo brachte er nach und nach eine Herrſchaft zuſammen, die von dem afrikaniſchen Tripolis bis zu den Gebirgen Armeniens hinreichte.

Aber berühmter als durch dieſes Aufbauen einer gewaltigen Macht — mehrere Andere haben gleiche, ja noch größere Ländermaſſen zuſammen gethürmt, ohne daß ihr Name ſo groß und herrlich glänzt, wie der ſeinige — iſt Saladin durch ſeinen Kampf mit den Chriſten in dem heiligen Lande, durch die Eroberung Jeruſalems, die er in dieſem Kampfe erwirkte, und durch die großen Eigenſchaften, die er als Feldherr und Regent entwickelte.

Schon als Vezier in Egypten griff er die Chriſten in Paläſtina an; aber noch häufiger und nachdrücklicher wurden ſeine Angriffe, ſeitdem er, nach Nureddins Tode, Herr von Syrien geworden war. Anfangs wechſelten in dieſem Kampfe Sieg und Verluſt; er wurde einige Male von den Chriſten nachdrücklich geſchlagen, und namentlich that ihm der tapfere **Rainold von Chatillon** vielfältigen Abbruch; aber im Jahre 1187, als er mit einer ſtärkern Macht als zuvor, das Königreich Jeruſalem überfiel, brachte er daſſelbe dem Untergange entgegen.

Das Königreich Jeruſalem hatte ſich, ſo lange die mahomedaniſchen Fürſten von Syrien und Egypten mit einander in Zwietracht und Kampf waren, leicht behauptet; aber ſchon als **Zenki** und deſſen Sohn **Nureddin** die Macht von Syrien vereinigten, wurde es erſchüttert. Wie viel nachdrücklicher mußte dieß jetzt geſchehen, da Syrien und Egypten in der Hand **Eines** Helden waren. Dazu kamen auch innere Uneinigkeiten. An der Spitze des Königreichs Jeruſalem ſtand damals der verächtliche **Guido** von **Luſignan**, dem ſeine Gemahlinn **Sibilla**, die Schweſter des vorigen Königs **Almerich**, zum Thron verholfen hatte. Mehrere Edle hatten dieſer Thronbeſetzung lebhaft widerſprochen, und vor allen Graf **Raimund** von **Tripolis**, der ſich dadurch ſo beleidigt fühlte, daß er mit **Saladin**, dem Feinde der Chriſten, eine Verbindung einging. Doch jetzt (1187), als **Saladin** ſo drohend einbrach, und gleich beym erſten Sturme Tiberias eroberte, traten die Getrennten wieder zuſammen; ſelbſt **Raimund** entſagte, wenigſtens öffentlich, dem Bündniß, das er im Aufwallen des Zornes und der Rache geſchloſſen hatte, und die Kreuzfürſten ſammelten ein Heer von 20,000 Mann zu Fuß, und 13,000 zu Pferd. Viele tapfere Ritter und geübte Krieger befanden ſich in dieſem Heere, aber es fehlte ihm an einem Oberanführer, der Aller Vertrauen und Achtung hatte.

Bey **Hitten**, einem Berge weſtwärts von Tiberias, trafen die beyderſeitigen Heere zuſammen (5. Juli 1187). Zwey Tage kämpften ſie mit wechſelndem Glücke; endlich, am dritten Tage, erlitten die Chriſten eine völlige Niederlage. Ueber 21,000 derſelben, und unter ihnen die tapferſten Ritter wurden getödtet, und ſelbſt das heilige Kreuz fiel in die Hände der Ungläubigen. Zweyhundert Tempelherrn und Johanniter, welche um die Perſon des Königs blieben, zogen ſich mit dieſem auf den Berg Hittin, aber **Saladin** rückte ihnen nach, und nöthigte ſie durch wiederholte Angriffe, ſich ſammt dem Könige und vielen Großen zu ergeben.

Der Wechſel von Wildheit und Großmuth, der ſich ſo oft in ſeinem Betragen offenbart, äußerte ſich auch jetzt gegen die gefangenen Chriſten. Erbittert gegen die Tempelherrn, die nie einem gefangenen

Mahomedaner das Leben ſchenkten, ließ er die Tempelherrn und Johanniter vor ſeinen Augen niederhauen. Darauf mußten die beyden vornehmſten Gefangenen, König **Luſignan** und **Rainold** von **Chatillon**, in ſein Zelt kommen, und ſich neben ihn, der erſte zu ſeiner Rechten, der andere zu ſeiner Linken ſetzen. Der König war vor Durſt und Ermattung der Ohnmacht nahe, und **Saladin** reichte ihm eine Schale Sorbet, nicht bloß zur Erquickung, ſondern auch zum Zeichen der Schonung, denn es war ſeine, wie mehrerer Morgenländer Sitte, nie einen Gefangenen, mit dem er gegeſſen und getrunken hatte, hinzurichten. Als aber der König, durch dieſen Trunk erquickt, auch ſeinem tapfern Waffengefährten die Schale reichen wollte, widerſetzte ſich **Saladin**. Er haßte den Ritter, der den Propheten geläſtert, und noch im vorigen Jahre (1186) Pilgrime, die nach Medina und Mecca zogen, getödtet, andere in Gefangenſchaft geſchleppt hatte, und hatte geſchworen, ihm, wenn er ihn je gefangen bekäme, den Kopf abzuhauen. Indeſſen wollte er ihm das Leben ſchenken, wenn derſelbe den Chriſten-Glauben abſchwören, oder ein Mahomedaner werden wollte. Allein der gewiſſenhafte **Rainold** wies diß Anerbiethen mit chriſtlichem Muthe zurück, und **Saladin**, ſtatt dieſen Muth zu ehren, folgte bloß den Eingebungen der Rache oder des Glaubenseifers. Er zog ſeinen Säbel und ſchlug dem Unglücklichen, den er einen Böſewicht und Unmenſchen nannte, mit Einem Hiebe den Kopf ab. Der feige **Luſignan** bebte, aber **Saladin** ſprach ihm Muth ein. »Beruhige dich, König, rief er ihm zu, der Treuloſigkeit gehört ihr gebührender Lohn. Ich räche mich an einem Böſewicht, aber ich weiß auch die Rechte der Menſchlichkeit gegen diejenigen zu ehren, welche ſie nicht beleidigt haben.« Wirklich begegnete er dem König gaſtfrey und ehrerbietig, und gab ihm nach einiger Zeit die Freyheit. Auch ließ er dem Großmeiſter der Tempelherrn, für den er ein ſtarkes Löſegeld erwartete, das Leben.

(Schluß folgt.)

* * *

Aus Lucas Kranachs Leben.

Lucas Kranach ward auf dem Schloſſe deſſelben Namens im J. 1472 geboren. Sein ausgezeichnetes Talent hatte bald an **Friedrich**, dem Churfürſten von Sachſen, einen Unterſtützer und Begünſtiger gefunden. Dieſem war er mit ganzer Seele zugethan, und ſtets bereit, ſeine herzliche Anhänglichkeit in jeder, auch der gefährlichſten Lage darzuthun. Eine entſcheidende Probe, die er im Drange eines bedenklichen Schickſals beſtanden, mag dieſem zum Belege dienen.

Der Churfürſt Friedrich hatte durch eigenes Vergehen ſich den Zorn Karls des Fünften zugezogen, und dadurch in die traurige Nothwendigkeit verſetzt, von demſelben in der Stadt Wirtenberg belagert zu werden. Karl ſtand ſelbſt an der Spitze ſeiner Heere, und mehrte dadurch die Angſt und den Schrecken der Belagerten. Unter dieſen befand ſich auch Kranach, der ſich auf jedes Ungemach mit deſto größerm Muthe vorbereitete, als die Gefahren, die ſeinen Begünſtiger umſchwebten, ſich vermehrten. Die Stadt wurde eingenommen, und der erzürnte Kaiſer beſchloß den Tod des Herzogs. Der Tag der Vollziehung dieſes ſchrecklichen Befehles ward beſtimmt, und Alles ſchwankte in der furchtbar traurigen Erwartung der Dinge, die da geſchehen ſollten. Unterdeſſen vernahm der Kaiſer, daß auch Kranach ſich in der bedrängten Stadt befinde, von deſſen ausgezeichnetem Kunſtverdienſte er ſchon längſt das Rühmlichſte gehört hatte. Er ließ ihn zu ſich kommen, und erlaubte ihm, ſich irgend eine Gnade auszubitten, indem er ihn zugleich ſeiner Gunſt, und der unfehlbaren Erfüllung jedes ſeiner Wünſche verſicherte. Der Künſtler, der ſich bey dieſer Gelegenheit eben ſowohl die höchſten Ehren, als bedeutende Reichthümer hätte erwerben können, nahm den Kaiſer beym Worte, und bat um die Begnadigung des Herzogs.

G. v. Gaal.

Novelliſtik.

Belgiſche Blätter kündigen die Erſcheinung eines Heldengedichts in 20 Geſängen an, betitelt: Solyme conquise ou la Dispersion des Juifs, das Frankreich den Ruhm im Heldengedicht erobern ſoll. In der Ankündigung heißt es unter andern: »Wie Homer hab ich auf Reiſen leſen gelernt im großen Buche der Natur; wie Virgil hab ich den niedrigen Neid mir meine Schriften beſtreiten ſehn; wie Lucan wurde ich wegen meinen politiſchen Geſinnungen vertrieben; wie Taſſo hatt' ich all mein Unglück der Nähe von Menſchen zu verdanken, die der Pöbel groß nennt; wie Milton erſchien ich nur einen Tag auf dem großen Welttheater, und fand nichts als Intrigue, Ungerechtigkeit und Verfolgung; wie Camoens mißkannt im eignen Vaterlande, ſchrieb ich mitten unter Thränen und Verfolgungen; wie Klopſtock endlich ward ich das Opfer meines Zutrauens, und verrathen von der Freundſchaft.« Man ſieht, ſagt ein deutſches Blatt, wenn das Werk mit den Dichkungen dieſer großen Sänger ſo viel Aehnlichkeit hat, als der Verfaſſer in ſeinem Schickſal mit dem Schickſal derſelben findet, kann man mit dem römiſchen Dichter ſagen: Nescio quid majus nascitur Iliade.

Am 11. dieſes Monaths fand in dem Bethhauſe der evangel. Gemeinde A. C. zu Wien eine ſeltene und ergreifende Feyer Statt. Auf vielfältiges und oft wiederholtes Erſuchen beging der um das Kirchen- und Schulweſen ſeiner Glaubensgenoſſen hochverdiente k. k. Conſiſtorial-Rath, Superintendent und erſter Prediger der evang. Gem. A. C., Hr. Johann Wächter, die Jubelfeyer ſeines 25jährigen Lehramtes. Der hohe Aufſchwung und die unverkennbare Rührung des Redners, der Aſſaphs Worte: »ich gedenke an die alte Zeit und die vorigen Jahre« (Pſalm 77. V. 6.) auf die wechſelnden Ereigniſſe der letzten ſtürmiſchen Vergangenheit und auf ſeine eignen Erfahrungen insbeſondere ſo treffend und ergreifend anzuwenden wußte. — Die tiefe Bewegung ſeiner zahlreich verſammelten Zuhörer aus allen Ständen, die trefflich ausgeführten vierſtimmigen Chöre und namentlich das ohne alle Inſtrumental-Begleitung vorzüglich vorgetragene Te Deum, componirt von Händel, ſo wie endlich der mit ſichtbarer Wärme ausgeſprochene Dank, welchen am Schluſſe der Feyer der zweyte Prediger, Hr. Paner, im Namen aller dem Jubilanten darbrachte, auf welche dieſer während eines ſo langen Zeitraums ſegenvoll eingewirkt hatte, gaben dieſem Feſte die höchſte Würde und Bedeutung. — Außer den Mitgliedern beyder evangel. Conſiſtorien ſuchte auch die evangel. Gemeinde H. C., durch beſonders hierzu erwählte Deputirte, ihre Freude und Theilnahme an dieſem feſtlichen Ereigniſſe zu offenbaren. —*—

Man beſchäftigt ſich ſeit einiger Zeit an der St. Genofeva-Kirche zu Paris die Inſchrift, die 1791 herabgenommen worden, und damals gelautet hat: D. O. M. sub invocatione sanctae Genofevae, wieder herzuſtellen. — Die Buchſtaben dieſer Aufſchrift, ſo wie jener, die 1791 an die Stelle gekommen iſt: Aux grands hommes la patrie reconnaissante, ſind von Bronze, und jeder 2 Schuh hoch; der Buchſtab m allein wiegt 68 1/2 Pfund.

Der geiſtvolle Kotzebue, welchen man ſo oft (und wohl mit mehr Recht als unſern Wieland), den deutſchen Voltaire genannt hat, wird mit dieſem in einem öffentlichen Blatt folgender Maßen paralleliſirt: In manchen Stücken ſind beyde ſich allerdings ähnlich, aber da omne simile claudicat, ſo finden doch auch große Unähnlichkeiten Statt. Beyde waren Polygraphen, und trugen kein Bedenken, über Gegenſtände zu ſchreiben, von welchen ſie nur ſehr oberflächliche Kenntniſſe beſaßen. Beyde waren ſehr unzuverläſſige Geſchichtſchreiber, ſehr frivol und im hohen Grade eitel, beyde reich an Witz, aber bey Beyden machte die Bosheit ſie oft witzig, wo hingegen bey andern witzigen Köpfen nur der Witz dieſe zuweilen boshaft machte. Dahingegen hat Voltaire doch nie ſo den Mantel nach dem Winde getragen, und offenbar hatte er die Sprache als Dichter mehr in ſeiner Gewalt als Kotzebue, denn des Letztern Verſen fehlte es oft an Rundung und Silbenmaß; Tiefe des Gefühls und Gedankenfülle — ein characteriſtiſches Unterſcheidungszeichen der deutſchen Dichtkunſt — wird man vergebens bey ihm ſuchen. Ein Stück von Göthe oder Schiller iſt reicher an Kernſprüchen, als mehrere Bände von Kotzebue's theatraliſchen Werken.

Es iſt eine beklagenswerthe Erfahrung, daß ſich in Copenhagen in den letzten Decennien die Zahl der Selbſtmörder ſo ſehr vermehrt hat. Nach officiellen Liſten betrug ihre Zahl von 1785—1790 in 5 Jahren 311; von 1790—95: 209; von 1795—1800: 163; von 1800—1805: 319 ꝛc. und in dieſem Verhältniß fort.

Der ehrenfeſte Polyhiſtor, Hofrath Böttiger in Dresden, welcher mit ſeltener Gelehrſamkeit ein ungemeines Talent, eine feſſelnde Eleganz und blühende Leichtigkeit der Darſtellung verbindet, fährt in gewohnter unermüdeter Thätigkeit fort, die Abendzeitung mit ſeinen zahlreichen Arbeiten zu ſchmücken, und dadurch nicht wenig zu ihrem Flor beyzutragen. In Nr. 159 liefert dieſer literariſche Proteus einen Aufſatz über die Mumien, der mit folgendem originellen Impuls ſchließt: »Sonſt publicirte man auch in Deutſchland eigene Mumiographien. Jetzt, wo für Alles, das Höchſte, wie das Niedrigſte, für den heiligen Bund und für den Kartoffelbau eine eigene Zeitſchrift angelegt wird, ſollte wohl eine mumiographiſche Zeitſchrift um ſo mehr ihr Glück machen, als ihre antiſeptiſchen Beſtandtheile jedem Maculaturtod gewiß widerſtehen würden.«

Das längſt angekündigte Werk der berühmten Demoiſelle Lenormant: La Sybille au Congrès d'Aix-la-Chapelle, wird nächſtens erſcheinen, dieſem werden dann die Memoires de l'Impératrice Josephine, deren Dedication der Kaiſer von Rußland angenommen, folgen. Auf beyde Werke iſt die Neugierde des Publicums im höchſten Grade geſpannt.

Mit dem erſten dieſes Monaths erſchien zu Genua eine politiſche Zeitung unter dem ſehr beſcheidenen Titel: Das Echo der ganzen Welt.

Der vom Prinzen Friedrich von Heſſen verſprochene Preis auf den beſten däniſchen Volksgeſang iſt einem jungen Mädchen, Namens Juliane Marie Jeſſen zuerkannt worden.

Hr. Utkin, ein vorzüglicher ruſſiſcher Kupferſtecher, iſt zum Hofgraveur Sr. Maj. mit einer jährlichen Beſoldung von 3000 Rubel aus der Chatoulle des Kaiſers, ernannt. — Die Arbeiten dieſes Künſtlers werden nicht allein in St. Petersburg hochgeſchätzt, ſondern auch im Auslande, wo er ſich am meiſten ausgebildet hat, haben ſie die Auszeichnung und Bewunderung aller Liebhaber und Kenner erregt. Im Jahre 1811 erhielt er die erſte goldene Medaille der Pariſer Academie der Künſte. Seine zwey letzten Arbeiten: die Bildniſſe Suworows und Karamſins, ſind wahre Meiſterſtücke, und wurden mit außerordentlichem Beyfall aufgenommen. Das Bildniß Karamſins (nach der Zeichnung des berühmten Warnicks) wird dem 3ten Bande der neuen Ausgabe ſeiner Geſchichte des ruſſiſchen Reichs beygefügt.

Gedruckt bey J. B. Wallishausser.

Converſationsblatt.

8.

Dinſtag, den 27. Juli 1819.

Saladin.

Von C. Ferd. Schulze in Gotha.

(Schluß von Nr. 7.)

Indeſſen ſäumte er nicht, ſeinen Sieg und die Niedergeſchlagenheit der Chriſten zu benutzen. Die wichtigen Städte Ptolemais, Cäſarea, Nazareth, Sidon, Berytus, Aſkalon und andere, deren Eroberung den Chriſten eben ſo viel Zeit als Mühe gekoſtet hatte, fielen ohne große Schwierigkeiten und binnen kurzer Zeit in ſeine Hände, und ihr Fall öffnete ihm den Zugang zur Berennung Jeruſalems.

Drey Monathe nach der Schlacht bey Hittin erſchien er vor dieſer Stadt (20. Sept. 1187) und forderte ſie zur Uebergabe auf, mit dem Verſprechen, ſie bey ihren ſeitherigen Rechten und Freyheiten zu erhalten. Die Einwohner verwarfen dieſen Antrag, und vertheidigten ſich einige Tage mit muthigem Eifer. Aber bald ſahen ſie ein, daß, wie groß auch ihre Zahl war, **Saladins** Macht zu überlegen ſey, ja, daß eben ihre große Zahl gar bald Hungersnoth über ſie bringen würde. Sie traten daher in Unterhandlung, und ſuchten den Sieger für einen billigen Vergleich zu gewinnen. Anfangs wies Saladin ihre Bitten ſtolz zurück; er erklärte ihnen, daß er entſchloſſen ſey, das grauſam vergoſſene Blut der Mahomedaner zu rächen, oder die Chriſten jetzt eben ſo zu behandeln, wie dieſe vor acht und achtzig Jahren bey der Eroberung Jeruſalems die Mahomedaner behandelt hätten. Bald aber beſann er ſich eines Beſſern. Der Muth der Verzweiflung, den die Einwohner bewieſen, vielleicht auch die Milde, die häufig in ihm mit Härte wechſelte, beſtimmte ihn zu einem billigen Vergleich. Er verſprach den griechiſchen und orientaliſchen Chriſten den längern Aufenthalt in Jeruſalem zu geſtatten; dagegen ſollten alle Franken oder abendländiſchen Chriſten abziehen, wobey für jeden Mann zehen, für jede Frau fünf, für jedes Kind zwey Goldſtücke als Löſegeld entrichtet werden ſollten; wer dieß nicht bezahlen könnte, ſollte als Gefangener zurück bleiben. Dieſer Vertrag kam am 2. October 1187 zu Stande. Saladin hielt ihn mit gewiſſenhafter Treue; ja er fügte noch einige Erleichterungen für die Chriſten hinzu. Er verſtattete dem Patriarchen die koſtbaren Geräthſchaften aus der Kirche zum heiligen Grabe mit ſich zu nehmen; er ſchenkte den Weibern aller derer, die in der Schlacht von Hittin gefangen worden waren, die Freyheit, und entließ noch einige Tauſende ohne Löſegeld. Gleichwohl blieben 14000 Chriſten, die das Löſegeld nicht erlegen konnten, in ſeiner Gefangenſchaft.

Als nun Jeruſalem geräumt worden war, zog er mit Siegergepränge daſelbſt ein. Seine vornehmſten Gefangenen, der König von Jeruſalem, der Großmeiſter der Templer, und andere umgaben ſeinen Wagen; Fahnen wehten ihm voran, Kriegsmuſik erſchallte. In Jeruſalem angelangt, ſorgte er zuerſt für die Wiederherſtellung des Islam. Er ließ daher Omars Moſchee, die zur Kirche geworden war, reinigen, und das goldne Kreuz, das auf der Kuppel derſelben prangte, herabreißen. Doch ließ er die Kirche zum heiligen Grabe unangetaſtet, und erlaubte fremden Chriſten, dieſelbe, wie es von Anfang der Kreuzzüge Sitte war, auch fernerhin für eine Abgabe zu beſuchen.

Nur wenige Wochen, bis zum 30. Oct. 1187, blieb er in Jeruſalem. Er zog dann aus, um ſeine Eroberungen fortzuſetzen, und erſtürmte mit reiſſender Schnelligkeit alle feſten Plätze der Chriſten bis auf Tripolis, Antiochien und Tyrus, welches letztere Markgraf Conrad von Monferrat tapfer vertheidigte. Aber gerade die Fortſchritte verwickelten ihn in den ſchwierigſten Kampf, den er bis dahin beſtanden hatte. Denn aufgereitzt durch ſo viele und ſchmerzhafte Verluſte erhoben ſich die angeſehenſten Fürſten des Abendlandes zu einem neuen, dem dritten Kreuzzug, und Saladin fand einen Gegner, der ihm an Muth und Ehrgeiz glich, an Schlauheit und ruhiger Beſonnenheit nachſtand, aber an perſönlicher Tapferkeit und ungeſtümer Hitze voraus war. Richard Löwenherz, König von England, war dieſer Gegner, und die Umgebungen von Ptolemais der Schauplatz, wo beyde zuerſt zuſammen trafen.

Ptolemais, auch Acca oder Acre genannt, eine wohlbefeſtigte Stadt in Syrien, war, als ein bequemer Landungsplatz, für Chriſten und Mahomedaner von gleicher Wichtigkeit. König Guido von Luſignan ſuchte daher, ſobald er die Freyheit erlangt hatte, dieſe Stadt, die Saladin nach der Schlacht bey Hittin erobert hatte, wieder einzunehmen, und begann — trotz ſeines Verſprechens, gleich nach ſeiner Freygebung nach Europa zurück zu kehren — deren Belagerung (1189). Als Saladin dieß hörte, eilte er zum Entſatz herbey, und umlagerte die Belagerer. Doch in der Meinung, die kleine Schaar der Chriſten könne zu jeder Zeit, vielleicht ſchon durch Einſchließung aufgerieben werden, war es ihm genug, hinter ihrem Rücken ein feſtes Lager zu beziehen. Indeſſen vergrößerte ſich die Schaar der Belagerer durch den Andrang neuer Kreuzfahrer immer mehr, und Saladin ward von ihnen genöthigt, ſich weiter zurück zu ziehen. Doch behauptete er eine feſte Stellung hinter ihnen, fiel, ſo oft ſie auf Ptolemais ſtürmten, in ihren Rücken, und ſtand mit den Einwohnern dieſer Stadt fortgehends in Verbindung. Auch empfing er aus allen Gegenden des muſelmänniſchen Gebiets Verſtärkungen, da die Mahomedaner die Vertheidigung von Ptolemais eben ſo als Sache des Islam, wie die Chriſten deſſen Vertheidigung als Sache des Chriſtenthums betrachteten. So zog ſich die Belagerung bis ins dritte Jahr, als endlich (8. Juni 1191) Richard, König von England, herbeykam, und nach wiederholten Angriffen und nach Erſtürmung der äußern Mauern die Uebergabe bewirkte (13. Juli 1191). Die muſelmänniſche Beſatzung, das waren die Bedingungen der Uebergabe, ſollten mit allen ihren Gütern freyen Abzug haben; dagegen ſollte Saladin eine große Geldſumme zahlen, eine beſtimmte Anzahl chriſtlicher Gefangenen, und das Holz des heiligen Kreuzes ausliefern. Saladin hatte die Uebergabe der Stadt nicht abwehren können, und doch wollte er den geſchloſſenen Vergleich nicht beſtätigen. Die Kreuzfürſten gaben daher die Beſatzung nicht los, und Richard ging in ſeinem wilden Ungeſtüm ſo weit, daß er im Angeſichte Saladins, der die gegenüber liegenden Hügel noch immer beſetzt hielt, drey- bis fünftauſend muſelmänniſche Gefangene niederhauen ließ.

Nun erſt, nach der Einnahme von Ptolemais, begann eigentlich der Wettkampf zwiſchen Richard und Saladin, der über ein Jahr lang dauerte, viel Blut und Anſtrengungen koſtete, und wobey zuletzt keiner von beyden ſiegte, jeder aber den andern achten und bewundern lernte.

Richard wollte Jeruſalem erobern, und es glückte ihm, Cäſarea einzunehmen, ſich durch die Schaaren der Mahomedaner durchzuſchlagen, und bis in die Nähe von Jeruſalem vorzudringen. Allein überall trat ihm Saladin entſchloſſen entgegen, und wußte, wo Kraft nicht ausreichte, durch Liſt deſſen Unternehmungen zu vereiteln. Kleine Städte, die er nicht vertheidigen mochte, wie Joppe und Askalon, ließ er, damit ſie Richard nichts nützten, ſchleifen, dagegen ließ er die Befeſtigungen Jeruſalems verſtärken, und hielt durch lockende Vorſpiegelungen ſeinen Gegner von der Belagerung dieſer Stadt zurück. Wirklich konnte Richard, trotz aller ſeiner Siege, das Ziel ſeiner Wünſche nicht erreichen! Da nun in Folge ſeiner vielfältigen Anſtrengungen ſeine Geſundheit wankte, da ferner ſein Heer immer mehr zuſammenſchmolz, (ſein beleidigender Stolz entfernte mehrere der Kreuzfürſten von ihm) und da ſeine europäiſchen Beſitzungen durch den meineidigen König Philipp befehdet wurden, ſo faßte er den Gedanken, nach Europa zurück zu kehren, ſobald er es mit Ehre und Sicherheit thun könnte. Er trat daher mit Saladin aufs neue in Unterhandlungen. Auch Saladin war zu einem Vergleich geneigt. Die ungeſtüme Hitze und muthvolle Entſchloſſenheit des engliſchen Königs ſetzte ihn in Beſorgniß, er fürchtete, daß, ſo lange dieſer in Aſien wäre, ſeine Regierung weder Sicherheit noch Ruhe haben würde. Demnach wurde, am 20. Aug. 1192, zwiſchen beyden Theilen ein Waffenſtillſtand auf drey Jahre und drey Monathe abgeſchloſſen. Kraft deſſelben ſollten die ſyriſchen Städte: Joppe, Jamna, Maidel, Arſuf, Haifa, Ptolemais und Tyrus, nebſt den dazu gehörigen Gebieten den Chriſten, Jeruſalem aber ſammt ſeinen Umgebungen dem Saladin verbleiben, doch ſo, daß die Chriſten, wenn ſie unbewaffnet kämen, ungehindert und zollfrey dahin wallfahrten könnten; Askalon ſollte aufs neue geſchleift, Lydda und Ramla zwiſchen Saladin und den Chriſten getheilt, und die Fürſten von Tripolis und Antiochien in dieſen Waffenſtillſtand mit eingeſchloſſen werden. Als nun von Richard verlangt wurde, dieſen Waffenſtillſtand zu beſchwören, ſo erklärte er voll edlen Stolzes: »Das Wort eines Königs müſſe heilig ſeyn, auch ohne Schwur.« Doch bot er dem Saladin, zur Beſtätigung des Vergleichs, die Hand. Saladin ehrte dieſen Stolz, und erwiederte dieſen Handſchlag. Indeſſen konnte Richard, ergrimmt über die Vereitelung ſeiner Lieblingshoffnungen, ſich der Aeußerung nicht enthalten, daß er nach Verlauf des Waffenſtillſtandes zurückkommen, und die Eroberung des heiligen Landes vollenden würde. Saladin antwortete mit Feinheit und Würde: »Sage, ſprach er zum Dollmetſcher, ſage dem König von England, ich nehme das Geſetz des lebendigen Gottes zum Zeugen, daß ich, ſollte ich meine Krone bey meinen Lebzeiten verlieren, ſie auf keines Andern Haupte ſehen möchte, als auf dem ſeinigen. So ſehr bewundere ich ſeine Herzhaftigkeit und Seelengröße!« — Uebrigens nicht ohne Sorgen, Richard möchte ſeine friedfertigen Geſinnungen ändern, beeiferte er ſich, ihm Ehrerbietung und Gefälligkeiten zu beweiſen, und ſeine Abreiſe nach Europa zu beſchleunigen.

Als nun Richard (Sept. 1192) abgeſegelt war, genoß Saladin ſeine Herrſchaft in Ruhe. Er entließ daher einen Theil ſeines Heeres, gönnte dem andern Erholung, und beſchäftigte ſich mit Beglückung ſeiner Länder.

Schon im Anfang ſeiner Regierung zeigte er dafür Eifer und Thätigkeit: er minderte die Abgaben ſeines Volkes, hörte auf deſſen Klagen, und ſtiftete in Egypten, Arabien und Syrien, Schulen, Moſcheen und Hoſpitäler. In gleichem Geiſte bereiſte er jetzt Syrien, half den Beſchwerden ſeiner Unterthanen ab, gab überall Beweiſe ſeiner Freygebigkeit und Prachtliebe, und belohnte diejenigen ſeiner Soldaten und Feldherrn, die ihm am längſten und treueſten gedient hatten.

Aber nicht lange konnte er dieſen ſchönen Beſchäftigungen leben. Seine Kräfte waren durch die Beſchwerlichkeiten ſo vieler und anhaltender Feldzüge erſchöpft, ſeine Geſundheit wankend, und ehe noch ein Jahr verging, ſtand er am Ziele ſeines irdiſchen Daſeyns. Als er die Nähe ſeines Todes fühlte, ließ er ſein Sterbekleid, als ein Zeichen des

Hinfälligen menſchlicher Herrlichkeit, durch die Straßen von Damaskus tragen, und ſein letzter Befehl war, daß alle Arme dieſer Stadt, Chriſten, Juden und Mahomedaner, ohne Unterſchied, Almoſen erhalten ſollten. Er ſtarb darauf zu Damaskus, den 5. März 1193, im ſieben und fünfzigſten Jahre ſeines Alters, nachdem er 24 Jahre über Egypten, und 19 Jahre über Syrien geherrſcht hatte.

Mit Recht verdient er in der Reihe ausgezeichneter Fürſten zu prangen! Zwar war er den Fehlern der Ehrſucht und Herrſchluſt hingegeben, und ward durch ſie hin und wieder zu Handlungen der Undankbarkeit und Rohheit verleitet, und in vielfältige Kriege verwickelt; wo aber dieſe Leidenſchaften ſchwiegen, äußerte er eben ſo glänzende als liebenswürdige Eigenſchaften: Sinn für Großes und Edles, Zuverläſſigkeit in ſeinen Verſprechungen, Leutſeligkeit und Freygebigkeit gegen Andere, Strenge gegen ſich ſelbſt, und gewiſſenhaften Eifer in Beobachtung der Vorſchriften ſeiner Religion. Rühmlich iſt es für Fürſten, wenn ſie auch nach ihrem Tode nicht nur von Freunden, ſondern auch von Feinden geprieſen werden. Und dieſen Ruhm hat Saladin erlangt! Seine Glaubensgenoſſen zählen ihn unter ihre Heiligen, und ſelbſt die chriſtlichen Schriftſteller ſeiner Zeit erheben ſeine Gerechtigkeitspflege, ſeine Milde, und ſeine Standhaftigkeit. Wie groß muß alſo der Mann geweſen ſeyn, daß ſelbſt der Religionshaß vor ihm verſtummte!

Uebrigens hatte die Herrſchaft, die er gegründet, das Schickſal morgenländiſcher Reiche, die gewöhnlich, gleich glänzenden Meteoren, ſchnell entſtehen und ſchnell vergehen. Geſchaffen und zuſammen gehalten durch ſeine Kraft, zerfiel ſein Reich mit ſeinem Tode. Seine Söhne und Verwandten theilten ſich in dasſelbe, Familienkriege entſtanden, und ehe ein Jahrhundert verging, war der Stamm der Ejubiten völlig verlöſcht.

* * *

Aus und über England*).

Der letzte Wille der verſtorbenen Königinn von England, Charlotte, iſt vor dem Gerichtshofe der Doctors-Commons eröffnet worden. Er war den Tag vor ihrem Tode, den 16. Nov. 1818 verfaßt. Als Vollzieher desſelben waren Lord Arden und General Taylor ernannt. Es ward beſchworen, daß das bewegliche Vermögen nicht 140,000 Pf. Sterling überſteige. Die Juwelen, welche ihr der König, wie man glaubt, als Braut geſchenkt hatte, und die um 50,000 Pf. Sterl. erkauft worden waren, ſollten ihm, wenn er von ſeiner Geiſteszerrüttung geneſet, zurück geſtellt werden, widrigenfalls ſie dem Hauſe Hannover als ein unveräußerliches Eigenthum anheim fallen. Die Juwelen, welche ſie vom Nabob zu Arcot (in Oſtindien) erhielt, vermachte ſie zu gleichen Theilen ihren 4 Töchtern, (mit Ausnahme der verwitweten Königinn von Würtemberg, weil dieſe ohnehin reichlich verſorgt worden ſey), um ſie zu verkaufen, und den Betrag unter jene zu vertheilen. Ihre übrigen Juwelen, die ſie als Geſchenke zu ihren Geburtstagen (ſie hatte deren 74 erlebt), und bey andern Gelegenheiten erhalten hatte, erben zu gleichen Theilen gleichfalls die erwähnten 4 Prinzeſſinnen, eben ſo die Bücher, Kupferſtiche, das Silbergeſchirr u. ſ. w. Ihre Beſitzungen Frogmore und Shaw, und alle in den dortigen Wohnungen befindlichen Geräthſchaften vermachte ſie ihrer Tochter Auguſta. Ihre Beſitzung Lower Lodge an (ihr jüngſtes Kind) die Prinzeſſinn Sophia. Der Lord Arden und General Taylor ſind als Verwalter (Trustees) des den Prinzeſſinnen Eliſabeth und Maria (verehlichte Landgräfinn von Heſſen-Homburg, und Herzoginn von Gloceſter) zufallenden Vermögens ernannt. Vermöge einer Beylage Nr. 1. ſollte alles, was die Königinn als geborne Prinzeſſinn von Mecklenburg-Strelitz beſaß, dieſem Hauſe zurückgeſtellt; und vermöge der Beylage Nr. 2 ſollten innerhalb ſechs Monathen mehrere Legaten ausgezahlt werden. Dieſe beyden Verzeichniſſe haben ſich jedoch (wie engl. Blätter melden) nicht vorgefunden. Zur Ehre der Prinzeſſinnen gereicht es, daß die ſämmlichen koſtbaren Kleidungsſtücke der Königinn, ihrer alten treuen Dienerinn, Beckedorf, in der Vorausſetzung, daß dieſes der Wille der königl. Mutter geweſen ſeyn mochte, überlaſſen worden ſind.

---

*) Dieſe Nachrichten, vom laufenden Jahr, und meiſt aus Originalquellen, werden fortgeſetzt.

* * *

Es wird hier immer allgemeiner, eigene Ohrenärzte zu bilden, welche einzig mit der Heilung der verwickelten Gebrechen dieſes ſo wichtigen Sinneswerkzeuges ſich beſchäftigen. So hält gegenwärtig Hr. Curtis, Auriſt des Prinz-Regenten, des Herzogs von Kent, der Herzoginn v. Gloceſter u. ſ. f. öffentliche Vorleſungen über die Zergliederung dieſes Organs, über den Geſundheits- und Krankheitszuſtand deſſelben, mit Vorzeigung der anatomiſchen Präparate u. ſ. w.

* * *

In mehreren Zeitſchriften ſind Berechnungen über die Menge und Art der eingezogenen und abgeurtheilten Verbrecher erſchienen, worin Länder, Provinzen und Städte, beſonders jene, die unter engliſcher Herrſchaft ſtehen, unter einander und mit Rückſicht auf die verſchiedenen Stufen ihrer geiſtigen Ausbildung verglichen werden; eine Unternehmung, welche, wenn ſie mit Unparteilichkeit und Gründlichkeit vollzogen wird, merkwürdigern Folgerungen als ſelbſt jene von Süßmilch über das Lebensalter, nach ſich ziehen kann. In England war das Verhältniß wie zu 6390; in Irland, wo eine viel geringere Bildung beſteht, wie zu 5167; in Hannover wie 1 zu 2500 u. ſ. w.

* * *

Zu den Werken, welche verdienten, entweder in der Urſprache oder in Ueberſetzungen, in Deutſchland bekannt zu werden, rechnen wir folgende:

Die vorzüglichſten Schönheiten Shakſpeare's aus jedem einzelnen ſeiner Stücke ausgehoben, und mit einem allgemeinen Regiſter verſehen, von W. Dodd. Ein Band. — Bey Volpi in London wird eine Sammlung der lateiniſchen Claſſiker mit Noten in 120 bis 130 Theilen beſorgt, wovon jährlich 12 Bde. erſcheinen ſollen; jeder Band koſtet 19 Sch. In Zukunft wird der Preis erhöht. Im Februar zählte man 665 Subſcribenten. (Doch ſcheinen die Ausgaben der alten Claſſiker gegenwärtig beſſer in Deutſchland als in England zu gedeihen.) — Geſchichtliche und unbekannte Nachrichten von Napoleon Bonaparte, als Erörterungen der Handſchrift von St. Helena, vom Grafen Carl Og***. (Preis 7 Schilling.) — Beppo in London, eine Beſchreibung dieſer Hauptſtadt, mit Nachrichten und Anecdoten von hier lebenden, ausgezeichneten Perſonen. 8vo. 2 1/2 Schilling.

* * *

Die königlichen Aerzte empfehlen in gedruckten Anzeigen, als ein herrliches Mittel gegen Krämpfe, Dales doppelten Jamaiker Ingwer-Wein, welcher von dem Lieferanten der königl. Familie in der Coventry-Straße verkauft wird.

* * *

Man lieſt in den engl. Blättern die genaueſte Beſchreibung eines prächtigen Gaſtmahls, welches der Herzog von Wellington zu Ehren des Erzherzogs Maximilian v. Eſte bey ſeiner Anweſenheit zu London veranſtaltete; der koſtbaren Tafelgeſchirre, deren man ſich dabey bediente, der anweſenden Gäſte u. ſ. w. Es fing um 7 Uhr Abends an. Unter andern ſey unter den Gerichten der Fuß eines Wildſchweins aufgetragen worden, das der Kaiſer von Rußland geſchoſſen, und dem Grafen Münſter zum Geſchenk zugeſandt hatte.

* * *

An A. Stears iſt ein Patent auf einen neu erfundenen Seiden-Artikel ertheilt worden, weil er den Glanz des Atlaſſes mit der Wärme und Dauer des feinſten Tuchs in ſich vereinigt, äußerſt weich iſt, und nie bricht. Er verdient wohl von unſern Fabrikanten baldigſt gekannt und nachgeahmt zu werden.

* * *

Da in den ſpaniſchen Proclamationen alle Jene, die den Inſurgenten in Südamerika Unterſtützung verſchaffen, mit dem Tode bedroht werden, ſo ſchildern engl. Blätter ironiſch die Beſorgniſſe, in welcher die Einwohner der volkreichen Manufactur-Stadt Birmingham ſich befänden, indem es bekannt ſey, daß ſeit langer Zeit mit der größten Thätigkeit dort Waffen für dieſe Inſurgenten verfertigt, und an ſie abgeſetzt werden.

* * *

A. Burkitt kündigt eine Bier-Eſſenz an, womit Jedermann augenblicklich die ſtärkſten Bier-Gattungen herſtellen kann, die in allen Himmelsſtrichen und durch eine lange Reihe von Jahren unverändert bleibt. Ein Fäßchen deſſelben erſetzt 20 gewöhnliche große Bierfäſſer. Es wird eine eigene gedruckte Erklärnng darüber mitgetheilt. Oeſterreich, welches den beſten Hopfen, eine ungeheure Menge Malz, und manche gute Bierbrauerey beſitzet, ſollte, bey der Theurung der Transportkoſten, dieſe Erfindung herrlich benützen können.

* * *

Hr. Smart, Prof. der Wohlredenheit, lieſt fortwährend 3mahl in der Woche ein Schauſpiel von Shakſpeare vor, ohne auf die Abänderungen zu achten, die auf der Bühne mit demſelben vorgehen. Eintrittspreis 3 1/2 Schilling. Eine ähnliche Auszeichnung verdienten auch wohl bey uns ein Leſſing, Schiller u. ſ. w.

Akbg.

Erinnerung an ein vaterländiſches Heldengedicht.

Die zweyte Belagerung Wiens durch die Türken 1683, die tapfere Vertheidigung und der glorreiche Entſatz der Kaiſerſtadt iſt ohne Zweifel eine der merkwürdigſten Epochen Oeſterreichs, das durch den unbezwingbaren Muth ſeiner Krieger Deutſchland zur Schutzwehre wider die Verwüſtung eines ungeheuren Heeres von Barbaren diente. Sie iſt daher nicht allein von der Geſchichte vielfach dem Andenken der Nachwelt mit bleibendem Ruhme überliefert worden, ſondern auch die Muſen haben nicht unterlaſſen, durch ihren Geſang die herrlichen Thaten ihrer Vertheidiger zu erheben, und ihr Verdienſt zu verewigen. Die deutſche Sprache hatte zwar in jener Zeit noch nicht die Ausbildung, daß eine ſo erhabene Handlung auf eine würdige Art darin konnte beſungen werden; aber es ſtanden damals in Italien Dichter auf, welche dieß in der ausgebildeten Sprache des Arioſt und Taſſo thaten, und dieſe merkwürdige Begebenheit in die Form des Heldengedichts einkleideten, wovon mir bisher zwey, wiewohl von ſehr ungleichem Werth, bekannt geworden ſind, die ich jetzt ſelbſt beſitze. Beyde ſind ſo ſelten, daß ſie ſogar in der k. k. Bibliothek nicht zu finden ſind. Das erſte hat den Titel: Vienna Difesa. Poema heroico dell' Abbate Pierellio Trassilicense, dedicata all' Altezza Serenissima del Signor Principe Rinaldo Cardinal d'Este, in Modena per gli Soliani 1691. gr. 12, und wieder aufgelegt zu Parma 1700. Nach der Zueignung an den Cardinal d'Eſte folget eine Vorrede, worin der Verfaſſer einige Nachrichten von ſich ſelbſt gibt; er hielt ſich in ſeiner Jugend in Wien auf, machte viele Reiſen, war nachher Secretär bey dem Feldmarſchall **Montecucculi**, und kannte beynahe alle Perſonen ſelbſt, die ſich bey dieſer Belagerung ausgezeichnet haben. Das Gedicht ſelbſt beſteht aus 20 Geſängen in ottava rima, und iſt eine Art romantiſcher Epopöe, aber mit einem Erfindungsgeiſt angelegt und fortgeführt, die eine ungemein reiche Fruchtbarkeit der Einbildungskraft zeiget. Im Styl kommt er freylich einem Arioſt und Taſſo nicht gleich, ſo wie er auch von Concetti der Italiener und einigen Unwahrſcheinlichkeiten nicht frey iſt. Allein im Ganzen iſt dieſes Gedicht gewiß aller Aufmerkſamkeit und Achtung werth, und ich hielt es daher nicht für unſchicklich, da es zur Ehre unſerer Kaiſerſtadt und ihrer tapfern Vertheidiger geſchrieben iſt, das Andenken an daſſelbe hier wieder zu erneuern und zu wünſchen, daß einer unſerer Dichter, die mit ſo viel Glück ihre Kräfte an den Werken Italiens verſuchen, auch dieſes in unſere Sprache überſetzen, oder wenigſtens ein Buchhändler eine neue Auflage, ſeiner Seltenheit wegen, beſorgen möchte. Nach der Achtung der Wiener für die Tapferkeit und den Ruhm ihrer Vorfahren zu urtheilen, würde er gewiß hinreichenden Abſatz finden.

Das Gedicht hebt mit dem Vortrage des Hauptgegenſtandes folgendermaßen an:

De la Regia d'Augusto invitta e forte
La Guerra io canto e 'l Defensor piu degno.
Che nel sangue statio con strage e morte
D'innumerabil Turchi il nobil sdegno:
Guida il valor, compagna hebbe la sorte:
Che Dio gl'arrise dal celeste Regno,
E d'altre cente valorose spade
Fe gli al trionfo agevolar le strade.

Dann folget die Anrufung an den göttlichen Geiſt, daß er ihm ein Lied in erhabenem Ton gelingen laſſe. St. 2. 3. Hierauf eine Anrede an den Cardinal d'Eſte, St. 4. 5. 6.

Prence Real, che de' Rinaldi tuoi
Chiaro in te serbi il glorioso nome
E come quelli incoronar, se vuoi,
Sapresti anco d'allor le sacre chiome,
Mentre a te canto de' Christiani Heroi
L'arme vittrici, onde sconfitte e domo
Le schiere andar del barbaro oriente,
Tu volgi a l'opra mia l'occhio e la mente. u. ſ. w.

Auch die Mnemoſyne ruft er endlich zu Hülfe St. 7. 8. um ihm die rühmlichen Thaten, wodurch ſich jene Helden verewigt haben, einzugeben, damit er ſie durch ſeinen Geſang den künftigen Jahrhunderten bekannt mache.

Mit St. 9 fängt die epiſche Erzählung an. Emerico (Tekely) ſchläft an dem Ufer der Theiſſe. Sein Vater erſcheint ihm im Traume, und muntert ihn zum Kriege wider den Kaiſer auf, und als Wahrzeichen, daß es Wirklichkeit, nicht leerer Traum ſey, läßt er ihm ein

Schwert zurück, das vorher dem Prinzen von Oranien gehörte. Er erwacht, und begibt ſich nach dem Rathe ſeines Vaters zu Michael, dem Fürſten von Siebenbürgen, erſucht ihn um Rath und Beyſtand, und bittet ihn, einen Geſandten nach Conſtantinopel zu ſchicken, um den Sultan zu bewegen, für ihn die Waffen zu ergreifen. Der Fürſt willfahret ſeinem Begehren; ein Vertrag mit den Türken wird geſchloſſen. Der Fürſt und die Unzufriedenen verbinden ſich zur Rebellion, Mannſchaft wird geſammelt, und ganz Ungarn rüſtet ſich zum Kriege. In Conſtantinopel werden 2 Roßſchweife als Zeichen des Krieges aufgeſteckt; Kriegsvolk und Kriegsrüſtungen werden von allen Seiten zuſammengebracht. Leopold erhält Kunde davon, und ſchicket Alberto (Caprara) zum Sultan, um den Waffenſtillſtand, der ſchon zu Ende geht, zu erneuern, und ſichere Nachrichten von dem Vorhaben der Türken zu erhalten. Muſtapha, der Großvezier, bringt zuerſt im Divan den Krieg wider Oeſterreich in Vorſchlag. (Denn ein Magier hatte ihm vorhergeſagt, er würde Mahomeds Fahne nach Rom verpflanzen, und nach der Eroberung Oeſterreichs von dem Sultan mit einem prächtigen Halsband geſchmückt werden). Einige von dem Divan ſind ihm zwar entgegen, doch wird der Krieg beſchloſſen. Der Sultan ſelbſt will dem Heer in der Nähe folgen, um deſſen Muth und Hoffnung zu beleben. Orcan, Bruder des Sultans, wird indeſſen in einen Thurm am Ufer des Meeres eingeſperrt; einen jüngern Bruder, Osman, ſchicket die Mutter heimlich mit Schätzen und einem getreuen Eunuchen in die Gebirgsgegenden Griechenlands. Aber auch Orcan findet Mittel, ſich zu flüchten, und an das gegenſeitige Ufer zu retten. Hier trifft er die Tochter des Hofgärtners Harba, und bittet ſie aus der nächſten im Walde gelegenen Moskee Aram herzuholen, der ſein Freund iſt, und dort in Einſamkeit lebt. Aram erſcheint. Orcan erzählt ihm, in einer Höhle mit ihm verborgen, hier ſein Unternehmen. Hierauf ſendet er ihn zur Sultaninn, ſeiner Mutter, um ihn mit dem Nothwendigen zu verſehen; befiehlt ihm, mit einem kleinen Schiffe zurück zu kommen, und ſeinen Waffenträger und ſein Pferd mitzubringen, aber zugleich die Sage zu verbreiten, er ſey am Ufer des Meeres ertrunken gefunden worden. Der Tag zur Muſterung aller verſammelten Truppen in Conſtantinopel wird beſtimmt.

Dieß iſt der Inhalt des erſten Geſanges, und gleichſam die Grundlage des ganzen Gedichts, worauf die Handlung durch eine höchſt mannigfaltige Verkettung von Begebenheiten durch 20 Geſänge fortgeführt wird, von Begebenheiten, die theils hiſtoriſch, theils erdichtet und epiſodiſch, aber mit wahrhaft romantiſchem Geiſte erfunden und angelegt ſind, bis ſie endlich alle, ſo ſehr ſie auch von der Haupthandlung ſich zuweilen zu entfernen ſcheinen, ihre Richtung zu derſelben früher oder ſpäter nehmen, und in der Einen, letzten Hauptveränderung zuſammen laufen.

Prof. J. Liebel.

Novelliſtik.

Es iſt in Paris eine Geſellſchaft unter Aufſicht der Regierung zuſammen getreten, welche die Verbeſſerung des Zuſtandes der Gefangenen zum Zwecke hat, und an deren Spitze der Herzog von Angouleme ſteht. Sie hat beſondere Statuten, welche unter andern jedwedes Mitglied verbinden, einen jährlichen Beytrag von 100 Franken zu liefern. Auch haben freywillige Gaben der Geſellſchaft ſchon ein beträchtliches Capital verſchafft, welches zum Beßten der Gefangenen verwendet werden ſoll. Ferner iſt von der Geſellſchaft ein Preis auf die beßte Schrift über die Behandlung der Gefangenen geſetzt worden. Aber auch dieſer Schritt darf noch nicht der letzte ſeyn. Schon haben einige Journale Frankreichs und Englands die Bemerkung gemacht, daß, ſo lange die Aufſicht über die Gefängniſſe der Regierung allein anheim fällt, bey weitem nicht aller Mißbrauch kann abgeſchafft werden. Natürlich ſieht es, (ſagt das Morgenblatt) eine Regierung nicht gern, daß die Mängel der Gefangenen-Pflege aufgedeckt werden, weil dieß eine indirecte Beſchuldigung iſt; daher findet eine genaue Unterſuchung der Gefängniſſe manche Schwierigkeit.

Es iſt erſchienen: Herrad von Landſperg, Aebtiſſinn zu Hohenburg, oder St. Odilien im Elſaß, im 12. Jahrhundert, und ihr Werk: hortus deliciarum. — Ein Beytrag zur Geſchichte der Wiſſenſchaften, Literatur, Kunſt, Kleidung, Waffen und Sitten des Mittelalters, von Chriſtian Moritz Engelhardt. Seiner Majeſtät dem König von Bayern, mit Allerhöchſter Bewilligung, gewidmet. Mit 12 Kupfertafeln in Fol., vom Verf. nach dem Original gezeichnet; geſtochen von Willemin und Aubert Sohn. Inhalt des Buchs: I. Die heilige Odilie, Stifterinn des Kloſters Hohenburg (als Einleitung). II. Die gelehrten Aebtiſſinnen Relindis und Herrad III. Der Aebtiſſinn Herrad von Landſperg: hortus deliciarum. 1) Schickſale des Manuſcripts. 2) Beſchaffenheit des Codex (diplomatiſche Schilderung). 3) Herradens Bibliothek (Quellen, die Herrad benutzte). 4) Geſammtüberblick nach Text und Gemählden. IV. Ueber Wiſſenſchaft, Literatur und Kunſt in Herradens Werk. V. Ueber Bekleidung, Waffen, Geräthſchaften, Architectur und Lebensart im 12. Jahrhundert, nach Herradens Gemählden. — Anhang: I. Herradens Gedichte. II. Pabſtliſte. III. Altdeutſche Worte, die in Herradens Werk vorkommen. Preis: das Exemplar mit ſorgfältig ausgemahlten Kupfertafeln 18 fl. mit ſchwarzen Kupfern 5 fl. 24 kr. Reichsm.

Zu München und Augsburg iſt kürzlich das Bildniß des Staatsraths von Kotzebue in Steindruck, nach einem vom königl. bayer'ſchen Hofmahler und Gallerie-Inſpector Deurer, im Herbſt 1818, in Mannheim nach dem Leben gemahlten Bildniß dieſes, durch ſein Leben wie durch ſeinen Tod hochſt merkwürdigen Mannes, erſchienen. Auch die Steinplatte iſt von Deurer ſelbſt gezeichnet, welcher unlängſt die Gnade hatte, Ihren Majeſtäten dem Konig und der Koniginn v. Bayern das Original perſönlich vorzuzeigen, und Ihres Allerhochſten vollkommenſten Beyfalls gewürdigt zu werden Seit einigen Wochen war dieſes ſowohl in Kunſt als Aehnlichkeit ausgezeichnete Gemählde in der konigl. Gallerie zu München ausgeſtellt, und erregte eine ſolche Theilnahme im Publicum, daß der Saal, in welchem es aufgeſtellt war, viele Tage nicht leer wurde.

Auch in unſerer Kaiſerſtadt beſteht nun ſeit dem 1. d., wie in mehreren andern Hauptſtädten Europens, ein gemeinnütziges Inſtitut, unter dem Namen: »Allgemeines Anfrage- und Auskunfts-Comptoir,« durch welches man ſich über die im bürgerlichen Leben und Geſchäftsgange vorkommenden nothwendigſten Verhältniſſe ſchnell und zuverläſſig orientiren kann. Der Wirkungskreis dieſes Inſtituts umfaßt vorzüglich folgende Gegenſtände, welche wir, ſeines allgemeinen practiſchen Intereſſe wegen, nicht mit Stillſchweigen übergehen zu durfen glauben. »Local-Auskünfte über Behörden und Beamte in Wien und allen k. k. Staaten; über anweſende fremde In- und Ausländer; über Doctoren des Rechts und der Arzneykunde, Künſtler, Wiſſenſchafts- und Kunſtlehrer, Profeſſioniſten, Handlungen, Fabriken, Niederlagen ꝛc., ihre Vorſteher in Wien, auf dem Lande und den ſämmtlichen Provinzen; über alle in den k. k. öſterr. Staaten ſich befindenden öffentlichen Lehr- und Erziehungs-, Bildungs-, Wohlthätigkeits- und andere Wiſſenſchaft- und Kunſt-Anſtalten, ihre Vorſteher, Directoren, Profeſſoren, Lehrer und Lehrerinnen, Mitglieder ꝛc.; über hieſige Staats- u. Privatmerkwürdigkeiten, über Anſtalten aller Art und ihre allgemeinen Verhältniſſe und Einrichtungen, ihr Aufſichtsperſonale und ob, wie und wann ſie geſehen werden können. Dann über Dienſtſuchende und Dienſtgebende, z. B. Erzieher, Erzieherinnen, Privatbeamte, Handlungs- und andere Subjecte, Hausofficiere ꝛc. Ferner über Handlungs-, Kunſtunternehmungs- und wie immer Namen habende Compagnie-Geſchäfte; über Verkaufs- und Pacht-Anſchläge aller Gattungen Realitäten und Waaren, nebſt Preis- und Werthangabe. Endlich über die in den k. k. öſterr. Staaten erzeugten Kunſt- und Naturproducte aller Art, für Käufer und Verkäufer. Auch über Wohnungen, Magazine ꝛc. und mehrere gemeinnützige Gegenſtände.« — In London und Paris wurden ſchon früher ähnliche Inſtitute errichtet, welcher ſich der Fremde wie der Eingeborne mit dem größten Nutzen bediente; und ſie beſtehen und gedeihen. Nur hier gebrach es bisher daran, obſchon das Bedürfniß vielſeitig gefühlt wurde, und es iſt zu erwarten, daß das ſo eben errichtete Etabliſſement für unſere ſo bevölkerte Hauptſtadt die höchſte Bequemlichkeit und den mannigfaltigſten Nutzen gewähren wird, da man beſonders in die vielſeitigen Kenntniſſe und den regen Eifer der Hrn. Unternehmer billiges Vertrauen ſetzen darf.

Im Jahr 1818 betrug die großbritanniſche Nationalſchuld:

Fundirte Schuld.	Capital.	Intereſſen.
Dreyprocentige Stocks	546,617,014	16,398,510
Vierproc. Stocks	74,899,579	2,995,983
Fünfproc. Stocks	135,871,627	6,793,582
Annuitäten	25,609,000	1,914,310
Summa der fundirten Schuld	782,997,870	28,102,385

In jener Zeit betrug die irländiſche Schuld:

3 1/2 procent. Stocks	9,297,286	325,405
4 procent.	626,446	25,058
5 procent.	12,745,208	637,260
Annuitäten	660,000	44,000
Summa	896,326,810	29,134,108

Seit obiger Zeit ſind 27,272,000 Pf. 3 procentige Stocks in 3 1/2 procentige, vermittelſt Arroſirung verwandelt und außerdem neu creirt worden:

3 procentige Conſols	17,454,080	523,622
3 procent. Reduced.	17,454,080	523,622
Hauptſumme	841,234,970	30,181,352

Der Sinkingfund, der zwiſchen 14 und 15 Mill. Pf. Sterl. beträgt, hat ſeitdem eingelöſet 18,000,000. Zu Anfange des Jahres 1819 blieb alſo an fundirter Schuld 823,234,970 Pf. St. Die jährlichen Zinſen betragen beyläufig noch 30 Mill. Pf. St. (180 Mill. Thaler) und der Gewinn der Bank für Hebung, Zahlung und Berechnung ungefähr 300,000. Die engliſche Nationalſchuld beträgt jetzt alſo nach unſerm Gelde 4,939,409,820 Thaler.

Wiewohl der Enthuſiasmus für die Niebelungen, wenigſtens für ihre Einführung in Schulen zum Theil verflogen zu ſeyn ſcheint, ſo iſt doch alles, was auf dieſes große wunderherrliche deutſche Nationalepos Bezug hat, von bleibender hoher Bedeutſamkeit, vorzüglich aber die Idee der Leſung dieſes Liedes in Schulen. Das, was ein Hr. K. v. O. in dem neuen Band von Büſchings wöchentlichen Nachrichten hierüber ſagt, ſchien uns ſehr characteriſtiſch. Folgendes iſt das Weſentliche: Die äußern Bedingungen waren folgende. Etwa 10 Jünglinge, meiſt beſtimmt Staatsmänner oder Geiſtliche zu werden, 16—20jährig, alle fleißig, keiner talentlos, zur Hälfte deutſchen, zur Hälfte romaniſchen Stammes, ſollten, 3 Stunden wöchentlich, eine obere deutſche Claſſe beſuchen. Hauptfächer waren für ſie die alten Sprachen und die Schweitzergeſchichte; Mathematik und dieſe Claſſe, worin der Lehrſtoff dem Lehrer überlaſſen war, mehr Nebenſtudien. Seit langem voll Achtung für das Niebelungenlied, als dem vollendeteſten Erzeugniß deutſcher Poeſie, (wofür es ſchon in den Jahren 1770 Füßli, jetzt Präſident der Mahler-Academie in London anerkannte), und begünſtigt durch die allgemein erwachte Neigung der Deutſchen zu ihrem Nationalepos, eilte der Lehrer ſeine Zöglinge zu demſelben hinzuführen. Ihre Geiſtesbildung dadurch zu befördern war die Hauptaufgabe, welche von verſchiedenen Seiten her erzielt werden ſollte. Erſtens durch Anregung des poetiſchen Sinnes überhaupt; hier um ſo nöthiger, da der

Nationalcharacter, geformt nach der großen, aber rauhen und ſtrengen Natur, ſich mehr zu kalter Verſtändigkeit hinneigt. Sinn fürs Große durfte er eher vorausſetzen, als fürs Schöne oder Liebliche. Zweytens: durch Zurückführung zur ächten deutſchen Denkart, welche ſich in den Niebelungen, von fremder Zuthat frey, ſo anziehend entfaltet; hier um ſo mehr zu beachten, da mehrere romaniſche Jünglinge in geiſtiger Hinſicht zu Deutſchen umzubilden waren; denn einer eigenen geiſtigen Nationalität iſt dieſer bloß noch aus 36,000 Menſchen beſtehende Stamm doch nicht fähig. Entweder alſo keine, oder die Deutſche! Dieſe Hauptabſichten mußten nun freylich mehr im Innern des Lehrers verſchloſſen bleiben, ihn leitend, nicht zur Schau ausgeſtellt. Ihm ſelbſt innig verhaßt und hier ganz unpaſſend war äſthetiſches Geſchwätze, ſo wie das zu viele Gerede von Deutſchheit. Ueber die Kunſt des Gedichtes im Ganzen und in einzelnen Theilen, über deutſche Eigenthümlichkeit in Vergleichung mit dem Sinne der Alten und der neuern Volker nur kurze Winke. Mehr hingegen ſchob er folgendes vor: 1) Fertigkeit im Altdeutſchen, als ein Hauptmittel zum Verſtändniß unſrer alten Chroniken und Urkunden, ſo wie auch unſrer gegenwärtigen Mundart. 2) Character der Niebelungen. Helden. »So empfanden, dachten, ſprachen, handelten unſre Altvordern, die Oeſterreich und Burgund demüthigten; kein Geſchichtſchreiber ſtellt ſie euch ſo nach dem Leben dar.« 3) Benutzung des Gedichtes als einer mittelbaren hiſtoriſchen Quelle, beſonders für Verfaſſungs- und Sittengeſchichte des deutſchen Mittelalters. 4) Mehreremale ſuchte er ſie von einer ihm ausgemachten Wahrheit zu überzeugen: Wer ausſchließlich im Alterhum oder in der neuern Zeit lebe, bleibe in ſeiner ganzen geiſtigen Ausbildung höchſt einſeitig und beſchränkt. Allzugehäſſig ſind von der einen Seite die Beyſpiele roher, leidenſchaftlicher Philologen, von der andern die der Aufklärer, der Myſtiker, der Romanenmenſchen. Alles kommt alſo darauf an, ſchon im Junglingsalter einen feſten Standpunct im Mittelalter zu faſſen, wodurch, ohne daß wir demſelben, unſrer Stellung in der Zeit völlig zuwider, anheimfallen, Vorzeit und Gegenwart in uns eben ſo innig vereint werde, als das Mittelalter ſelbſt geſchichtlich beyde Epochen der Menſchheit an einander knüpft. Hierzu paßt nun in der ganzen Literatur nichts ſo ſehr, als Dante und die Niebelungen. Jener aber iſt für dieß Alter zu ſchwer, weil ſeine Leſung ausgedehnte wiſſenſchaftliche Kenntniſſe vorausſetzt. Auch wären ſonſt nicht alle dieſe Jünglinge im Italieniſchen ſo weit, um ihn wenigſtens den Worten nach zu verſtehen, und müßten ſich, in jedem Falle, in andern Stunden damit beſchäftigen. (Schluß folgt.)

Zur Michaeli-Meſſe d. J. erſcheint bey Aug. Schmidt in Jena eine Zeitſchrift für Moral. Die Herausgeber ſind Hr. C. F. Böhme und G. Ch. Muller. Die Rubriken werden ſeyn: 1) Moral als Wiſſenſchaft — in ihrer abgeſonderten Form und als Grundlage verwandter Wiſſenſchaften, als der Religion, der Stammlehre, der Pädagogik. 2) Geſchichte und Critik der Moral. 3) Practiſche Moral — in Beziehung auf Praxis und Practik. Es werden auch Aufgaben, Probleme und Impulſe folgen, die in der Zeitſchrift ihre Bearbeitung und Löſung finden mogen. (Dieſen, nähmlich den Aufgaben ꝛc. wird vermuthlich hier und da die Ehre widerfahren, ausgelacht, und die doppelte, für Narrheiten erklärt zu werden).

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Conversationsblatt.

9.

Freytag, den 30. Juli 1819.

Herrn v. Kempelens Schachmaſchine in England.

(Schluß von Nr. 6.)

Des Nachmittags um ein Uhr und um drey Uhr bringt der Türke gegen jeden, der ihm in den Wurf kommt, ſolche Parthien zu Ende, die ſchon weit vorgerückt ſind, und iſt jedesmal ganz unfehlbar der ſiegende Theil. Bey Parthien dieſer Art werden die Steine auf dem Schachbrette im voraus in eine beſtimmte Lage geſtellt. Außerdem ſpielt das Automat täglich um acht Uhr die gewöhnliche und ganze Partie gegen jeden Spieler, und iſt auch hier in der Regel der gewinnende Theil, obgleich der Erfinder der Maſchine ſein Augenmerk nicht eben auf dieſes beſondere Reſultat gerichtet hat.

Im Anfange der Parthie wählt ſich der Türke die weißen Steine, und thut den erſten Zug, welche unbedeutenden Vortheile man ihm gerne zugeſteht. Er ſpielt mit der Linken, und läßt ſeinen rechten Arm ausgeſtreckt auf dem Tiſche liegen. Dieß war ein Verſehen von Seite des Erfinders geweſen, welches allzuſpät von ihm bemerkt wurde, als daß er der rechten Hand wieder zu ihrem gewöhnlichen Vorrechte hätte verhelfen können. Wenn das Spiel beginnt, ſo bewegt die Schachmaſchine den Kopf, als wenn ſie das Schachbrett genauer unterſuchen wollte; auch wiederholt ſie die nämliche Bewegung, wenn die Parthie beendigt iſt. Um einen Stein zu ſpielen, hebt der Türke ſeinen linken Arm langſam in die Höhe, und bewegt die Hand nach dem Felde hin, auf welchem der Stein ſich befindet. Alsdann öffnet ſich die Hand, die Finger thun ſich von einander, um den Schachſtein zu ergreifen, und ihn auf das Feld zu verſetzen, auf welches er zu ſtehen kommen ſoll, worauf durch eine ſehr natürliche Bewegung der Arm wieder in ſeine vorige ruhige Stellung auf das Kiſſen zurückkehrt. Will das Automat ſeinem Gegner einen ſich in Gefahr befindenden Stein wegnehmen, ſo bewegt es Hand und Arm auf die eben beſchriebene Weiſe, ſtellt aber den genommenen Stein außer das Schachbrett, kehrt dann zu ſeinem eigenen Stein zurück, ergreift dieſen, und ſetzt ihn an die Stelle des geraubten. Alle dieſe Bewegungen werden mit einer Genauigkeit vollführt, welche nichts zu wünſchen übrig läßt, und die Geſchicklichkeit, womit der Arm auch bey den zarteſten und verwickeltſten derſelben zu Werke geht, bringt eine Täuſchung hervor, in Folge welcher man alle jene Bewegungen für Wirkungen eines mit Nachdenken entworfenen Planes, und einer von Seite des Automaten fortwährend waltenden äußerſten Sorgfalt, im Spielen keinen der Schachſteine, mit Ausnahme deſſen, der gefaßt und verſetzt werden ſoll, zu verrücken, und überhaupt keine unnütze oder falſche Bewegung zu machen, halten möchte.

Hat der Gegner des Türken einen ſeiner Schachſteine placirt, ſo bleibt letzterer einige Augenblicke ruhig, als dächte er über ſein Spiel nach; bald aber fängt er an, ſich wieder in Bewegung zu ſetzen. Wenn er dem Könige Schach bietet, ſo ſchüttelt er den Kopf, als wollte er ſeinem Mitſpieler von dem Geſchehenen Kunde geben. Wenn ſein Widerpart einen Schachſtein anders ſtellt, als ſolches die Regeln des Spieles geſtatten, was öfter geſchieht, um zu erfahren, wie er, der Türke, ſich in dieſem Falle benehmen werde, wenn z. B. mit dem Springer ein Marſch gemacht wird, den nur der Thurm machen darf, ſo ſchlägt er, zum Zeichen, daß ſolches nicht angehe, mit der rechten Hand auf die Tafel, ſtellt den Springer auf ſein voriges Feld zurück, geſtattet aber ſeinem Antagoniſten nicht, anſtatt jenes fehlerhaften, einen zweyten Zug zu thun, ſondern ſpielt, wie wenn er jenen für ſeine Unaufmerkſamkeit ſtrafen wollte, ſelbſt fort. Den kleinen Vortheil, der ihm hierdurch zu Theil wird, ſcheint der Mechaniker zur Erzielung eines Gleichgewichts der Kräfte zwiſchen dem Automaten und dem lebendigen Spieler mit in Anſchlag gebracht zu haben.

Wer mit der Schachmaſchine ſpielen will, darf nicht verſäumen, jeden Stein, den er in Bewegung bringt, genau mitten auf das Feld, wo er ihn haben will, hinzuſetzen. Unterläßt er dieß, ſo würde das Automat, wenn es die Hand ausſtreckt, um denſelben wegzunehmen, Gefahr laufen, ihn zu verfehlen, was nicht allein die Parthie in Unordnung bringen müßte, ſondern auch dem zarten Mechanismus der Finger nachtheilig werden könnte.

Wer einen Stein placirt hat, darf ihn nicht wieder zurückziehn, und wer einen berührt hat, muß dieſen und darf keinen andern ziehen. Dieſe zwey Regeln leiden keine Ausnahme. Wenn der Antagoniſt es mit einem Zuge allzu lange anſtehen läßt, ſo erfolgt, gleichſam um ſeinen Entſchluß zu beſchleunigen, von Seite des Türken ein ſtarker Schlag mit der rechten Hand auf die Tafel.

Bey jeder Bewegung, welche die Schachmaſchine ins Werk ſetzt, läßt ſich in ihrem Innern ein dumpfes Getöſe von im Gange begriffenem Räderwerk vernehmen. Dieſes Getöſe hört auf, ſobald der Arm wieder auf ſeinem Kiſſen ruht; alsdann mag der Mitſpieler ſeinen Zug thun. Die Perſon, welche die Maſchine vorweiſt, zieht dieſelbe von Zeit zu Zeit, meiſt nach zehn bis zwölf Zügen, wieder auf; in der Zwiſchenzeit ſpaziert ſie im Zimmer herum, nähert ſich aber von Zeit zu Zeit, und zwar meiſt von der rechten Seite her, dem Automaten.

Wenn das Schachſpiel zu Ende iſt, und man die Schachſteine weggenommen hat, ſo wird einer der Zuſchauer eingeladen, einen Springer auf ein ihm beliebiges Feld hinzuſtellen. Der Türke ergreift den Springer alſobald, und bewegt ihn, unter Befolgung des dieſem Steine eigenthümlichen Marſches, dergeſtalt auf dem Schachbrette herum, daß er nacheinander auf alle 63 Felder zu ſtehen kommt, ohne jemals auch nur eines zu verfehlen, oder zum zweytenmale auf das gleiche zurück zu kommen. Auf das Feld, von welchem der Springer ausgegangen, wird eine weiße, und auf jedes der Felder, auf welche er zu ſtehen kommt, eine rothe Spielmarke geſetzt. Wenn der Spaziergang zu Ende iſt, ſo ſieht man alle Felder des Schachbretts, mit Ausnahme desjenigen, von welchem aus derſelbe begonnen hatte, mit rothen Marken belegt.

* * *

Winterblüthen.

(Nach dem Franzöſiſchen der Barbe de Verrue, Dichterinn aus dem 13. Jahrhundert.)

Wie nach einem ſchönen Tage
Eine ſchöne Nacht beginnt,
Sieht der Weiſe ſonder Klage,
Wie ſein Lebensherbſt zerrinnt.
Ob des Winters Stürme toſen,
Ruhig ſieht er wie er naht.
Denn er weiß, es blüht mit Roſen
Jedem Alter Dornenſaat.

An des Frühlings Blüthenzeiten,
Die mich roſig ſelbſt und jung
Einſt ſo minniglich erfreuten,
Labt ſich die Erinnerung.
Alſo wer am frohen Feſte
Satt beym Tanze ſich ergetzt,
Meidet nicht die muntern Gäſte,
Schlummert gern zu guter Letzt.

Eh' des Herbſtes Blätter fallen
Noch mein blaues Auge ſah,
Ward die Schöne ich von allen
Hochgefeyert fern und nah.
Nun die Blätter ſich zerſtreuet,
Werd' die Gute ich genannt,
Welcher Name mehr mich freuet
Wahrlich iſt mir nicht bekannt.

Nicht allein auf Roſenwangen
Blüht des Lebens ſüßes Glück:
Von der Zeit, die mir vergangen,
Fordre froh ich nichts zurück.
Weht nun auch der Nord mir kälter,
Wandelt auch ſich mein Geſicht:
Nie, ich fühl' es, wird man älter,
Wandelte das Herz ſich nicht.

Wandl' ich gleich mit trägem Schritte,
Schier ein altes Mütterlein,
Dennoch mag ich in der Mitte
Gern der muntern Jugend ſeyn.
Ohne Groll ſeh' ich die Bräute,
So im Jugendreize blühn,
Lächelnd weg von meiner Seite
Ihre jungen Freyer zieh'n.

Gerne ſeh' ich Schäferinnen,
Traute Schäfer an der Hand,
Still und traulich koſend minnen,
Glücklich durch der Liebe Band.
Sehe wie ſie mit Entzücken
Und mit manchem leiſen Ach!
Obſt und kleine Blümlein pflücken
Hier im Garten, dort am Bach.

Auch ergetzt es mich, zu ſchauen,
Wenn im falben Mondesſtrahl
Hier ein Pärchen in den Auen
Wandelt, oder dort im Thal.
Höre gern, wenn bey den Rädchen
Unter ſüßen Melodei'n,
Spinnend unſers Dorfes Mädchen
Singen ihre Liebespein.

Kichern dann die jungen Pärchen
Mit den Liebchen gar vertraut
— Als erzählt' ich eitel Mährchen —
Schelmiſch ſchielend, überlaut:
So ich von den Liebesgluthen
Spreche meiner Roſenzeit,
Lächelnd ſchau' ich dann die Guten,
Fern von Hader, wie von Neid.

Ach! die Jungen wähnen munter:
Nichts verändere ſich je,
Schau'n vor Mitleid nur herunter
Auf mein Haar, bedeckt mit Schnee;
Lachen, wenn gerührt in ſüßen
Worten ich erzählen mag,
Wie voll Glut zu meinen Füßen
Mancher ihres Gleichen lag.

Gern laß lachend ich ſie koſen,
Selbſt lach' mit dem Schäfer ich
Ob dem Kranz der frühen Roſen,
Der im jungen Lenz verblich.
Altern wird auch einſt ſein Lämmchen;
Und von ſpäter Zeit verdrängt,
Mag erlöſchen nun mein Flämmchen,
Das ſo viele einſt verſengt!

* * *

Die jetzigen koſtbarſten Kron-Diamanten.

Des Gebrauchs der Edelſteine als Schmuck wird ſchon im fernſten Alterthum erwähnt, und die Bibel nennt unter andern einige der koſtbarſten Juwelen. Wahrſcheinlich war die Kunſt, ſie zu ſchleifen, damals unvollkommen; man gebrauchte ſie unpolirt, und begnügte ſich an dem Glanze, den ſie im rohen Zuſtande von ſich werfen. Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert weiß man erſt mit Gewißheit, daß es Diamant-Polirer gab, aber die Kunſt, Diamanten zu brillantiren, d. h. Facetten auf ihnen zu ſchleifen, erfand ein junger Edelmann in Flandern, Namens Berquen, der 1475 einen Diamant für Karl den Kühnen von Burgund ſchliff, welchen dieſer das folgende Jahr in der Schlacht gegen die Schweizer, bey Granſon, verlor. Die edlen Steine beſitzen eine Eigenſchaft, welche reell iſt, und ſie dauerhafter macht, als alles, was der Erdkreis auf und in ſich trägt, dieß iſt ihre ausgezeichnete Härte, welche auch die ſicherſte Probe ihrer Echtheit iſt; denn man kann mit Compoſitionen von Glas die meiſten Edelſteine nachbilden, und dieſen Kunſtproducten ſelbſt einen Glanz geben, welchen nur ein geübtes Auge von den echten unterſcheidet; aber die Härte läßt ſich nicht nachbilden. Wollte man die Edelſteine nach dieſer ihrer merkwürdigſten Eigenſchaft ordnen, ſo würde ihre Rangordnung folgende werden: Diamant, Rubin, Sapphir, Smaragd, Topas (von Braſilien), Amethyſt (Orientaliſch), Granat, Hyacinth, Chryſopras. Der Diamant zeichnet ſich durch Härte und Glanz vor allen Edelſteinen aus, und iſt daher das koſtbarſte Product der ganzen Natur; ſeinen Namen hat er von dem griechiſchen Adamas, und war ſchon in den älteſten Zeiten bekannt. Das Vaterland des Diamanten iſt Oſtindien und Südamerika. In den Königreichen des Großmoguls Viſapur, Dekan, Golconda, auf der Halbinſel Malaca, in den Inſeln Borneo und Ceylon ſind Diamantgruben. Die reichſten ſind in Golconda, Viſapur und Bengalen am Ufer des Ganges. In der Mine Gori allein, 7 Tagereiſen von Golconda, arbeiten gegen 7000 Menſchen. America's bedeutendſte Diamantgruben liegen in Braſilien *), vornehmlich im Diſtricte Sero de Frio, ſeine Ausbeute wird vom Hofe verpachtet. Einige tauſend Neger, die nackend gehen müſſen, arbeiten an ihnen. Wer einen Diamanten von

---

*) Vergl. in Nr. 27 (erſter Band) den Aufſatz: Diamanten ꝛc.

17 Karat oder darüber an Gewicht findet, wird mit prachtvollem Aufzuge nach ſeiner Wohnung geführt, und erhält ſeine Freyheit. Die natürliche Form des Diamanten iſt entweder abgerundetes oder eckiges Korn, oder regelmäßige Cryſtalle, und dann iſt das Octogon, beſtehend aus zwey vierſeitigen Pyramiden, die gewöhnlichſte Grundform. (Die vollſtändigſte Sammlung von Diamanten in deren Cryſtalliſationen, im Norden und vielleicht in Europa, beſitzt der Hof-Graveur Jacobſen in Kopenhagen, Mitglied der Kunſt-Academien in Kopenhagen und Stockholm. Sie iſt die Frucht vieljährigen Fleißes.) Der Diamant iſt der härteſte Körper der Natur, er läßt ſich weder von der Feile, noch von einem andern Steine angreifen, ritzt dagegen alle andern Steinarten, und läßt ſich nur durch einen Diamant ritzen, und durch die Sonne mittelſt eines Brennſpiegels verbrennen. Der Diamant iſt entweder ganz farbenlos und waſſerklar, oder er hat Farben verſchiedener Nuancen, gelblich, bläulich, grünlich, röthlich, bräunlich, ja ſelbſt ſchwärzlich. Die Klarheit des Diamants oder deſſen Waſſer haben bey den Juwelieren Grade, und ſie unterſcheiden Steine vom erſten, zweyten, dritten und vierten Waſſer. Unter den farbigen Diamanten ſind der grünliche und röthliche die ſeltenſten, und daher auch die koſtbarſten. Koſtbare Verſuche, welche Cosmus III., Großherzog in Toskana, und Kaiſer Franz I. anſtellten, zeigten, daß der Diamant brennbar ſey, und daß dieß härteſte und koſtbarſte Naturproduct unter dem Focus des Brennſpiegels, vielleicht auch im gewöhnlichen Feuer, verſchwindet, ohne eine Spur zu hinterlaſſen. Man glaubt, er beſtehe aus reinem Kohlenſtoff, den man bisher nur vereint mit andern Körpern traf. Die Diamanten, die gemeiniglich noch nach Europa kommen, werden von Juweliren geſchliffen, und man hat vornehmlich in Amſterdam und London dieſe Kunſt bis zu einer Vollkommenheit getrieben, von der man ſich eine Vorſtellung machen kann, wenn man weiß, daß man Schleifmühlen hat, auf denen Diamanten von ſo geringer Größe, daß 2000 auf ein Karat gehen, 15 Facetten erhalten können. (Schluß folgt.)

Novelliſtik.

Den 24. Juli wurden wir nach längerer Zeit (von der k. k. Hofopern-Direction) wieder mit Mozarts Mädchentreue (Cosi fan tutti), ſehr glücklich mit den Damen Grünbaum, Wranitzky, Vio, den HH. Weinmüller, Forti, Babnigg beſetzt, erfreut. — Welche Oper jetzt im Allgemeinen gefallen kann, iſt bekannt; Vernachläſſigung des Inhalts und der Fabel, oder ſchlechte Worte müſſen immer durch die ſprechendſten Melodien, durch anziehenden Inſtrumenten-Wechſel, bizarre muſicaliſche Mahlerey, prächtige Decorationen u. ſ. w. gedeckt werden. Wie erfreulich muß es alſo für den Verehrer Mozarts ſeyn — und wer iſt das nicht? — daß dieſe Muſik auf ein herzlich ſchlechtes Sujet, das nur in neuerer Zeit hier und da eine etwas günſtigere Textänderung erhalten hat, worin aber doch alle Piecen des großen Componiſten Feuer, ſein tiefes Gefühl, ſeinen treffenden Humor zeigen, ohne alle den Behelfen mit dem Enthuſiasmus aufgenommen wurde, den dieſes ſprechende muſicaliſche Gemählde, das uns alle die Situationen gewiſſermaßen erſt verſinnlichet, ſo ſehr verdient. — Kühn darf man wohl fragen: wo findet ſich bald wieder eine Oper von einem andern Componiſten, deren Enſemble-Stücke mit ſolch einem melodiſchen Reichthum, mit ſolcher Wahrheit, dieſer einfach deutſchen Setzart ausgeſtattet ſind? — Sämmtliche Muſikſtücke geben einen reinen, reichhaltigen Born, worin ſo mancher Componiſt ſeinen Genius tränken kann. Polihymniens Eleven mögen immer ſolch einem Vorbild zu ihren Terzetten, Quartetten ꝛc. folgen, wenn dieſe mehr als nur unterhalten ſollen. So gewinnen declamatoriſche Stellen, als Glieder des Ganzen, in der Totalanſchauung Sinn und Bedeutung, in dieſer hervorragenden Einheit bildet die Compoſition ein wahres Kunſtwerk, wodurch die Wirkung nicht allein angenehm, ſondern auch erhaben wird. Dieſen Geiſt, dieſes äſthetiſche Weſen bemühe man ſich aufzufaſſen, und in eigenen Bildungen (nicht in dieſer Form, was Vielen freylich leichter wird), wieder zu geben, und das Gebilde muß entzücken. Hat der Componiſt noch gar das Glück, ſolche Individuen zur Ausführung zu gewinnen, wie die obenbenannten — kleine Mängel verdienen Rückſicht — ſo muß der vorurtheilsfreye, kunſtliebende Zuhörer — daß hier nicht die Rede von jenen iſt, die den Walzer ſchön finden, in welchem der Kriminal-Richter eine Unſchuldige zum Tode verdammt, wird ſich wohl verſtehen — eben ſo rein enthuſiasmirt werden, als es das volle Haus von der vortrefflichen Aufführung dieſer Oper war.

Wilh. Blum.

Der königl. Garten zu Paris iſt wieder mit neuen Thieren bereichert, unter Andern mit 3 Ziegen aus Ober-Egypten. Dieſe werfen jährlich 2mal, erſt 3, nachher 5 Junge; ſie haben keine Hörner, ihre Unterkinnlade bedeckt die obere ganz, das Geſchrey des Bocks iſt ſehr ſanft, und hat viel Aehnlichkeit mit der menſchlichen Stimme.

Die Bürger von Cincinnati haben eine Geſellſchaft gebildet, deren Abſicht iſt, ein permanentes Muſeum zu errichten, worin die Merkwürdigkeiten der Natur und Kunſt, inſonderheit des weſtlichen Landes, geſammelt und aufgeſtellt werden, nähmlich die Mineralien, Metalle und Verſteinerungen des Landes, die Thiere, welche dem Lande eigenthümlich ſind, mit Einſchluß der Ueberbleibſel ſolcher, welche nicht mehr exiſtiren; die Reliquien des unbekannten Volks, welche die alten Werke des weſtlichen Landes erbauten, die verſchiedenen Arbeiten zum Nutzen oder zur Zierde, welche die noch exiſtirenden Stämme der Wilden verfertigen ꝛc.

Zu Pompeji hat man neulich wieder intereſſante Gegenſtände ausgegraben; unter Andern chirurgiſche Inſtrumente von äußerſt vollendeter Arbeit; ferner Gemählde von Früchten und Thieren, die durch ihre treue Nachbildung nach der Natur in Erſtaunen ſetzen.

Niebelungen. (Schluß von Nr. 8.) Einige beſaßen **van der Hagens** zweyte Ausgabe, andere die **Zeuneſche**. Dieß gab Anlaß zu critiſchen Bemerkungen; übrigens nur bey ſehr auffallenden Abweichungen, denn mit dem Variantenſchwarme mochte der Lehrer ſie nicht umſumſen. Von den erſten zwölf Abentheuern laſen ſie den Originaltext, und überſetzten ihn ins Neudeutſche; nachher laſen ſie nur den Text, mit der Verpflichtung, den Lehrer gleich über alles Nichtverſtandene zu befragen; auch prüfte er hier ſtets, wo er vermuthete, der eine oder andere möchte den Sinn nicht gefaßt haben. So vollendeten wir es in zwey Stunden wöchentlich vom März bis Anfang Auguſt; die dritte Stunde war theils der Aufgabe ſchriftlicher Arbeiten andern Inhalts, theils zur Erklärung des deutſchen Mythos, der Vorleſung der Volſunga- und Niflunga-Saga, nach **van der Hagens** Ueberſetzung, gewidmet. Sie fanden Vergnügen daran; einige verglichen dieſe Geſchichte nicht uneben mit **Herodotos**, und der Vorleſer überzeugte ſich, daß dieſe Sage, mit Einſicht bearbeitet, ſich zu einem der trefflichſten Volksbücher eignen würde. Freylich dürfte kein Kinderfreund, kein volksthümlicher Affe an dieß Werk gehen; der erſte würde es zum kindiſchen Geſchwätze verunſtalten, der zweyte mit ſeiner Ziererey weder Jugend noch Volk gewinnen. Wer hingegen den deutſchen Geiſt erfaßt, ſich die ſchlichte Sprache der alten Chroniken, die nach der Bibel ein jugendliches Gemüth am meiſten anziehn, wirklich angeeignet hätte, könnte mit Weglaſſung vieler Auswüchſe, mit Verſtärkung und Belebung mancher Abentheuer und einzelner Züge aus den alten deutſchen Quellen etwas liefern, das die wünſchbare Wirkung gewiß nicht verfehlen würde.

Ueber die Academie der Wiſſenſchaften zu München äußert ſich der Decan, Hr. **Egger** folgender Maßen: Dieſes Inſtitut verſteige ſich in die unſichtbaren Höhen der Wiſſenſchaften; es wäre aber zu wünſchen, daß es bisweilen ſich mit ſeinem Fallſchirme zu uns herabließe, jedoch etwas Beſſeres mitbringen möchte, als den Grabſtein des **Memnon**, und die wahre Apotheoſe der ſarmatiſchen Götter, oder wahre Bedeutung des Barbara celarent.

Für die Statiſtiker bemerken wir, daß ſchon der zweyte Band der Statiſtik des ruſſiſchen Reichs, von Prof. **Arſenjew** erſchienen iſt, und daß dieſes Buch, einige Fehler ausgenommen, beyfällig aufgenommen wurde.

Im erſten Band 2. Th. S. 628. Z. 21 v. O. ſtatt Jamskaia lieſ Jamſkaia. Im zweyten Band S. 45. Z. 14. v. U. ſtatt Argument l. Augenmerk. [illegible] Z. 8. v. O. machen die zwey Conſtructionen nur Eine aus, und ſtatt Hr. **Paner**, ſoll es heißen: Hr. **Pauer**.

Gedruckt bey J. P. Wallishauſſer.

Converſationsblatt.

10.

Dinſtag, den 3. Auguſt 1819.

Hernando.

Von Dan. Leßmann.

Ein Tag der Freude war's, und dichte Schwärme
Entſtrömten Toledos gewölbten Thoren;
Durch Thal und Höhen wogt' in bunten Reihen
Das frohe Volk, und Jubel ſtieg empor.
Wo alles jauchzte, ſchwieg ein Einziger.
Hernando war's, der ſchwärmeriſche Jüngling,
Kaſtiliens edelſtem Geſchlecht' entſproſſen,
Voll warmen Eifers für die Wiſſenſchaft,
Der Künſte thätiger Verehrer. Ernſt
Und ſchweigend, wie er oft zu wandeln pflegte,
Schlich heut er längs dem Manzanares hin,
Und folgt' im Zuge ſchweifender Gedanken
Des Fluſſes eigenſinn'gen Krümmungen.
Mit edlem Stolz genähert und Güte, haucht'
Ein kräftig Leben in des Jünglings Bruſt.
Der Vorwelt Thaten ſchwellten ſeinen Buſen,
Und Hella's Weiſe, Roms Heroen riſſen

Den feur'gen Geiſt zu ſtaunender Bewund'rung.
Und was Natur in ihren Tiefen ringt,
In ihren Höhen Wunderbares hegt,
Hernando's nimmerſatte Wißbegier
Ergriff's, und ſein entzücktes Auge hing
Bezaubert dran, und ſeinem Mund entſtrömte
Des Weltenſchöpfers feyerliches Lob.
Und trat er in des Herrn geſchmückten Tempel,
Empfing ihn der melod'ſche Fichtenhain,
Der Wieſe Teppich, der kryſtallne Bach,
Der blüh'nden Auen fröhliches Gewühl,
Vom blauen Baldachin umwallt des Aethers,
Den auf der heitern Pyrenaen-Inſel
Kein düſtrer Schleyer grauer Nebel hüllt:
Da nahm des Jünglings rege Phantaſie
Zum Reich des Lichts den kühnen Dichterflug,
Schwang reiſſend ſich von Stern zu Stern, von Wunder
Zu Wundern fort, der Welten großes All,
Das allgemeine Wunder, zu umfaſſen.
Doch kehrt' er von der ſchönen Wanderſchaft
Zur Erde wieder heim, zum Vaterland,
Und ſah die Flur der alten Heldengröße,
Wo einſt Sagunter in die Flammen ſprangen,
Verödet unter trägem Müſſigang,
Ins Joch gebannt des trüben Aberglaubens,
Des Glanzes altes Reich, das fremde Völker
Gebiet'riſch an der Knechtſchaft Ketten hielt,
Mit ſeinen eignen Sclavenketten tändelnd.
Da trat er trüb und ſcheu in ſich zurück.
Und tiefe Seufzer zeugten ſeine Schmerzen.

Da floh er heut der Stadt verworrenen Lärmen,
Nicht mit der Menge mocht' er fröhlich ſeyn.
Nur in der Stille trauter Einſamkeit
Das volle Herz vom Ueberfluß entladen.
Und größer ward und größer Phöbus Scheibe,
Und matt und immer matter ſeine Strahlen;
Hernando merkt' es nicht. Da ſchallt zur Seit'
Aus einem Wäldchen plötzliches Geräuſch,
Und weckt den Sinnenden. Er blickt empor,
Und eine heitre Wohnung ſieht er liegen,
Und vor der Wohnung einen ſchönen Greis,
Der mit des Forſchers unverwandten Blicken
Ein kleines Thierchen ſtill betrachtete.
Hernando ſtutzt und ſteht betroffen ſtill;
Den Bürger glaubt er einer beſſern Welt
Im Alten zu erblicken. Ehrfurcht fordert
Das Silberhaar, den kahlen Scheitel kränzend,
Der volle Bart, der niederfloß zur Bruſt,
Die hohe Stirn, der Adel ſeiner Mienen.

Voll milden Ernſtes und voll ſtiller Größe
Das ſanfte Licht der Augen; Ehrfurcht fordert
Des Greiſes ganze, rührende Geſtalt.
Beſcheiden tritt Hernando zu ihm hin,
Und munter kommt der Alte ſeinem Gaſt
Entgegen. Freundlich iſt Empfang und Gruß.
Vertraulich das Geſpräch. Des Wirthes Reden
Geht ſtets ein Lächeln um den Mund voran;
Doch wie aus buntgeſchmückter Blumenpforte
Mit eh'rnem Helm ein mächt'ger Sieger tritt,
So dringt durch dieſes Lächeln um den Mund
Der ernſten Weisheit tiefgedachtes Wort.
Neugierig tritt Hernando drauf zum Thierchen,
Mit dem der Greis ſo tief beſchäftigt ſchien,
Und was er findet, iſt ein Wurm, ein ganz
Gemeines Würmchen, das ein feines Meſſer
Zur Hälfte ſchon zergliedert. „Seltſam,“ nimmt
Der Jüngling ſchnell das Wort, „auf dieſen Wurm,
Der deines Fingers Nagel nicht bedeckt,
Beſchränkſt du deinen emſ'gen Forſchergeiſt,
Indeß dort oben tauſend Welten rollen,
Und in des Mondes Scheibe Glanz und Flecken
Uns Berg' und Meer und Leben ahnen laſſen?“ —
Der Alte lächelt; doch auf dieſes Lächeln
Kein Wort der Weisheit. Aber bald darauf:
„Die tauſend Welten, die dort oben rollen,
Erglänzen ſchon, der Nacht geweihter Schmuck.
Du biſt gewandert, müd' und kannſt nicht weiter,
Denn rings umher wohnt Niemand. Sey mein Gaſt.
Nimm Speiſ' und Trank, und leg zur Ruh' dich nieder.“
Er ſpricht's, und führt den Jüngling in das Haus.

Und als am andern Tag im fernen Oſten
Der Morgenſonne früh'ſte Blicke flammen,
Erwacht Hernando, ſpringt vom Lager auf,
Erblickt den Greis, und wallt an ſeiner Seite
Dem Schauplatz zu der lachenden Natur.
Die Fluren alle, von der Schöpfungshand
Erfindungsreichem Pinſel prachtbemahlt,
Des vollen Laubes mannigfarb'ger Wechſel,
Wenn Herbſt und Sommer um die Herrſchaft ringen
Welch menſchlich Auge wäre ſtumpf genug,
Nicht freudig da zu blitzen? Wohlgerüch'
Entſtrömten zahlenloſen Blumenkelchen,
Und auf des Waldes Aeſten wiegte ſich
Ein buntes Heer melodiſchen Gefieders.
Stillſchweigend lauſcht das Paar. Mit jedem Schritt
Ein neuer Reiz und eine neue Schönheit,
Mit jedem Schritt ein neues Wunderbild,
Und jedes neue Wunderbild verführt

Sie weiter ſtets und weiter fortzuſchreiten.
Verſchwunden plötzlich iſt des Alten Haus,
Und fremde Bäum' und fremder Auen Pracht
Umgibt das Paar. Da rauſcht ein Strom durch Felſen.
Und eine Brücke wölbt ſich über'm Strom,
Auf ſieben Pfeilern ſchwebend. Jenſeit wirft
Ein ſchwarzer Wald den Schatten weit umher;
Zypreſſ' und Tanne ſtehen dichtverzweigt
Um kühler Quellen feuchtbemooſ'te Steine.
Hoch überm Walde ragt ein alter Thurm,
Der grauen Vorzeit überlebtes Werk,
Auf morſcher Mauern halbverſunknen Bogen,
Den droh'nden Sturz erwartend. — Beyde ſchweigen
Und an des Jünglings Staunen weidet ſich
Sein Führer. Wenig Augenblicke währt's.
Die Brück' iſt überſchritten, Labung haucht
Des Waldes duft'ger Schatten, und das Paar
Steht plötzlich an der Trümmer Felſenpforte.
Wie eine Inſel in der Pole Nähe,
Hinausgeworfen in die öde Flut,
Geſchieden von der menſchbelebten Welt,
Verborgen liegt und lautlos das Gemäuer,
Der ſcheu'ſten Vögel todtes Zufluchthaus;
Und blicken dich die halmbewachſ'nen Wände,
Die hohlen Fenſter menſchenfeindlich an,
Schwermuth'ge Sehnſucht engt dir dumpf die Bruſt,
Und in den Tempel der Melancholei,
Der einſamduſtern, ſcheinſt du einzutreten.
Der Alte winkt, und ſchreitet drauf voran,
Ihm folgt der Gaſt mit wolluſtvollem Grauen.

(Schluß folgt.)

⁂

Anſichten weiblicher Erziehung.

Der nachſtehende Aufſatz iſt mit der Ueberſchrift: »Freundſchaftliche Aufforderung« von einem denkenden, aufgeklärten Vater und Selbſterzieher, einem hieſigen Buchhändler (P. J. S.) übergeben worden. Wiewohl dem Zwecke nach, nur eine Skizze, enthält er doch die Elemente der wichtigſten und um ſo mehr beherzigungswerthen Maximen, als wir bey dem Character des modernen Erziehungsweſen nur allzuoft Veranlaſſung finden, uns an Salzmanns Krebsbüchlein zu erinnern, und es leider nicht an Beyſpielen gebricht, auf welche ſich das: »Ironiſche Ideal einer weiblichen Erziehungs-Anſtalt im Geiſte der Zeit« anwenden ließe, das wir in

Nr. 4 des erſten Bandes dieſer Zeitſchrift geliefert haben. Der hier folgende Aufſatz wird daher nicht nur manche redliche Mutter und manchen würdigen Vater anſprechen, ſondern, wie wir herzlich wünſchen, auch irgend einen pädagogiſchen Literator zur Bearbeitung eines Buches in demjenigen Geiſte vermögen, den der edle Herr Verfaſſer, klaren und practiſchen Blickes, vorausſetzt, eines Werkes, das unſers Wiſſens noch nicht exiſtirt.

»Meine achtjährige Tochter ſoll nunmehr die erſten Grundbegriffe der Naturgeſchichte, nach dem von mir entworfenen Erziehungsplane erhalten. — Das Landleben und ein Garten werden mir dazu behülflich ſeyn. Ich brauche aber auch literariſche Hülfsmittel.

Meine Tochter ſoll zwar keine gelehrte Naturforſcherinn werden, aber ſie ſoll Alles lernen, was eine brave Hausfrau und Mutter zum öconomiſchen und mediciniſchen Hausgebrauche zu wiſſen bedarf. — Die Erforſchung der ſchönen Natur ſoll mir zugleich zur Erweckung des äſthetiſchen Gefühls, dem beſten Verwahrungsmittel gegen abgeſchmackte und verderbliche Romanleſerey, zur Leitung der Phantaſie an der Hand der edeln Dichtkunſt dienen.

Ich will mit den Blumen und Pflanzen, welche den meiſten Reiz für Kinder haben, und zwar mit den einheimiſchen anfangen. Mit der Anſchauung der Sinnenwelt beginne die Ausbildung des Verſtandes.

Ich wünſche zur Auswahl ein Verzeichniß der neueren und beſſeren Werke, in welchen ich Folgendes vereinigt fände:

1. Keine trockene und ſteife Nomenclatur, wohl gar mit lateiniſchen Namen, ſondern echt deutſche, faßliche und anziehende Schreibart für Kinder;

2. Wenn auch wenige, doch richtig gezeichnete und colorirte Abbildungen der beſchriebenen Gegenſtände;

3. Eine beygefügte Auswahl (Blumenleſe) der beſten deutſchen Dichter über Gegenſtände der Natur mit reiner Moral. Um mich deutlich zu machen, hier ein kleines Beyſpiel. Bey der Viole aus Kleiſt's Frühling:

Die Nachtviole laßt immer
Die ſtolzeren Blumen den Duft verhauchen;
Sie ſchließet bedächtig ihn ein, und hoffet
Am Abend den ganzen Tag zu beſchämen —

Derley einfache und edle poetiſche Bilder ergreifen nicht ſelten fruchtbringend das jugendliche Gemüth, und tragen dazu bey, den Gegenſtand ſelbſt, ſammt ſeinen Attributen, dem Gedächtniſſe bleibend einzuprägen.

4. Die beygefügte Beſchreibung, zu welchem Gebrauche dieſe oder jene Pflanze bey der Färberey, bey einem ſonſtigen techniſchen Gebrauche ꝛc. diene;

5. Was von den Heilkräften gewiſſer Pflanzen und Kräuter für den gemeinen Hausverſtand, für den feinern Tact der Hausfrau nützlich werden kann — die edle Kochkunſt nicht zu vergeſſen.

Ich beſcheide mich im Voraus, daß ich ein Werk, ganz wie ich es wünſche, denke und ſchreiben würde, wenn ich Zeit dazu hätte, kaum finden werde, aber doch wird ſich vielleicht etwas Approximatives finden. Sie werden mich ſehr verbinden, wenn Sie mir mit Ihren bibliographiſchen Kenntniſſen und literariſchen Verbindungen ſo bald als möglich dazu verhülflich ſeyn wollen, das zu erhalten, was ich wünſche.« K.

* * *

Die jetzigen koſtbarſten Kron-Diamanten.

(Schluß von Nr. 9.)

Bey der Beſtimmung des Werthes des Diamanten kommt ſeine Klarheit und Größe in Betracht, und da das noch ſo geringe Zunehmen der letzteren den Stein ſehr bedeutend im Werthe erhöht, ſo hat man eine Proportion gefunden, um dieſen zu beſtimmen, indem man ſein Gewicht mit ſich ſelbſt quadrirt, und dieß Quadrat mit dem Werthe von einem Karat (72 Karat Diamant-Gewicht gehn auf ein Loth) multiplicirt. Wenn alſo ein Diamant von einem Karat 8 Louisd'ors koſtet, ſo gilt ein Diamant von 2 Karat ſchon 32 Louisd'ors u. ſ. w. Zwar hat die größere oder geringere Nachfrage nach Diamanten, und die jährlich größere oder geringere Ausbeute der Diamantgruben hierauf einigen Einfluß, aber da dieſe Taxe von Englands berühmteſten Juwelieren entworfen iſt, und man keine andere hat, ſo ſtehe hier ein Auszug aus derſelben. Ein ganz fehlerfreyer Brillant, 1 Karat Gewicht koſtet 8 Louisd'ors, 2 Karat 32 Lds., 3 Karat 72 Lds., 4 Karat 128 Lds., 5 Karat 200 Lds., 7 Karat 392 Lds., 9 Karat 648 Lds., 15 Karat 1800 Lds., 20 Karat 3200 Lds., 30 Karat ſchon 7200 Lds. oder 36,000 Rthlr. — Die größten bis jetzt bekannten Diamanten ſind folgende: 1. Ein ungeſchliffener

Diamant der Krone Portugall von 1680 Karat, geſchätzt zu 1,120 Millionen Rthlr. an Werth. Doch iſt er, ſo viel man weiß, noch von keinem Kenner geſchätzt, und viele halten ihn für einen weißen Topas. 2. Ein Diamant des Rajah von Mattan auf Borneo, an Gewicht 367 Karat, deſſen Beſitz früher viele Kriege unter den Fürſten der Inſel veranlaßte. Der gegenwärtige Eigner ſchlug die Anerbietung von 150,000 Rthlr., zwey bewaffneten Kriegsſchiffen, vielen Kanonen, Pulver und Kugeln aus, weil er glaubt, das Glück ſeiner Familie beruhe auf dem Beſitz dieſes Steins. 3. Der Diamant des großen Moguls, roſenförmig geſchliffen, an Gewicht 279 Karat, geſchätzt zu 3,907,759 Rthlr. 4. Dariainur (das glänzende Meer) des perſiſchen Schachs, den er am linken Arm trägt, an Gewicht 252 Karat. 5. Ein Diamant der Krone Portugall, an Gewicht 215 Karat. 5. Der ruſſiſche Diamant, den Catharina II. 1772 kaufte, an Gewicht 194 3/4 Karat. Er ward vor etwa 50 Jahren in einer von Oſtindiens alten Diamantgruben gefunden, iſt fehlerfrey und hat das ſchönſte Waſſer; er iſt in Indien pyramidaliſch geſchliffen, und hat die Größe eines Tauben-Eyes Einſt zierte er, nebſt einem von gleicher Größe, den Thron eines indiſchen Schachs. Nach ſeinem Tode ward er geraubt, und dem Armenier Gregory Schafratz für 60,000 Piaſter verkauft. Dieſer verkaufte ihn in Amſterdam an Catharina für 450,000 Rubel, ein Adels-Diplom, und eine jährliche Penſion von 4000 Rubel. Er ging ganz zu Schiff nach Petersburg, und ward in London für 550,000 Gulden, und in Amſterdam für eben ſo viel aſſecurirt. Jetzt ſchmückt er die Spitze des kaiſerl. Scepters. 7. Kuviur (der glänzende Berg), von 163 Karat, den der perſiſche Schach am rechten Bein trägt. 8. Der Toscaniſche Diamant des Kaiſers von Oeſterreich, wiegend 139 1/2 Karat, Werth 800,000 Rthlr. 9. Der Regent, den der Regent, Herzog v. Orleans von dem Gouverneur zu St. George, Namens Pift, kaufte, 136 Karat an Gewicht, geſchätzt zu 2 Mill. Thaler; in der Revolutionszeit von der Republik an ein Handelshaus in Bern verpfändet; nachher ſchmückte er Napoleons Degenknopf. 10. Der große und ſchöne Sancy, auch zu den franzöſiſchen Kron-Diamanten gehörend, an Gewicht 106 Karat, länglich, von ſchönem Waſſer und en pendeloque geſchliffen, geſchätzt über 1 Mill. Rthlr.

—*—

* * *

Ueber die Pflicht des Gelehrten.

Von J. C. Lauer.

Einig ſollſt du zwar ſeyn, doch eines nicht mit dem Ganzen,
Durch die Vernunft biſt du eins, einig mit ihm durch das Herz.
Stimme des Ganzen iſt deine Vernunft, dein Herz biſt du ſelber,
Wohl dir, wenn die Vernunft immer im Herzen dir wohnt.

Schiller.

Vor Tauſenden herrlich mit Ruhm gekrönt, von geſitteten Völkern geehrt, und ſpät noch, wenn mancher andere ſtolze Name längſt in Vergeſſenheit verſunken, von dankbaren Enkelgeſchlechtern genannt, ſteht der, welchen der Genius als Liebling erkor, und mit ſeinen himmliſchen Gaben beſchenkt, den er, voll glühenden Durſtes nach Erkenntniß, auf des Wiſſens Bahn geführt, und ihn ſeines eignen Geiſtes Tiefen erforſchen gelehrt, welchem er traut der großen Natur ewige Geſetze enthüllt, und deſſen Blick er das magiſche Dunkel früher Vorwelt gelichtet. Zu den Höhen des Lebens trägt der Himmliſche ſeinen Günſtling empor, wo ſein Geiſt im Urquell des Schönen, Wahren und Rechten ſich ſpiegelt, wo das hohe Bild ſittlicher Freyheit würdevoll vor ihn tritt, und wo er die erhabene Weihe erhält, Lehrer und Beglücker der Menſchheit zu werden. Groß und edel iſt dieſer Beruf, unvergänglich ſchimmern die Kränze der Weiſen und Künſtler aus der Vergangenheit in die Gegenwart herüber, hohe Erinnerungen ſind an ihre theuren Namen geknüpft, voll heiliger Begeiſterung bewundern wir ihre unſterblichen Werke, und ſpäte Jahrtauſende noch werden jene herrlichen Geiſter dankbar verehren.

Aber ſo groß und edel des Weiſen Beruf, wie lohnend ſein Ruhm, wie beſeligend die ſegenreichen Folgen ſeines Wirkens, und wie entzückend die erworbenen Verdienſte um Kultur, Aufklärung und Veredlung des Menſchengeſchlechtes immer ſeyn mögen; eben ſo groß und wichtig ſind auch ſeine Pflichten, ſo Mühe beladen iſt ſein Streben, ſo Dornen beſäet und gefahrvoll iſt oft die Bahn, die er durchwandelt; und ach! nicht ſelten iſt Entſagung, Verfolgung, Verläumdung und ſchnöder Undank der Lohn aller ſeiner redlichen Bemühungen. Wir dürften, um das Letztere unumſtößlich zu bewahrheiten, nur an Homer, Confucius, Socrates, Demoſthenes, Cicero, Seneca, oder auch an Luis de Camoens, Taſſo, Milton, Galiläi, Keppler u. ſ. w. erinnern; allein der Gelehrte darf ſich in ſeinem erhabenen Berufe durch äußere, ſelbſt unglückliche Einwirkungen und feindliche Hinderniſſe keineswegs irre machen, oder in ſeinem rühmlichen Beſtreben und Wirken hemmen laſſen. Denn was wäre die Tugend, wenn der Weiſe, der ſie verkündet, nicht für ſie zu kämpfen, zu dulden wagte? — Was wäre die Wahrheit, wenn er ſie nicht, ſelbſt mit den höchſten Aufopferungen, frey und ungeſcheut öffentlich zu behaupten, zu vertheidigen entſchloſſen wäre? — Was wäre endlich das Recht, deſſen heiliges Geſetz die ewige Natur in unſere Bruſt gepflanzt, wenn nicht derjenige, welcher es erkannt und gelehrt, dasſelbe kühn und rückſichtlos ſchirmen und aufrecht zu erhalten ſuchen wollte? —

Wenn das Leben gegen das Beginnen eines erhabenen Geiſtes auch feindlich anſtürmt, und eine verderbte Welt gegen ihn in die Schranken tritt, wenn der große Menſch an der Förderung ſeines Werkes ſelbſt unterginge, ſo ſey es; er hat ſich der Unſterblichkeit werth gemacht und der Same des Guten, welchen er gelegt in die Furche der Zeit, wird zur heilbringenden Saat für die Nachwelt aufſchießen; denn keine irdiſche Gewalt iſt, welche die Keime des Guten, Wahren und Rechten vertilgen könnte, ohne nicht ſelbſt ſchändlich zu Grunde zu gehen.

Nicht nur der Feldherr, der Krieger, welcher für die Menſchheit, für des Vaterlandes Freyheit, für ſeinen Glauben, für die heiligen angebornen Rechte der Natur im Kampfe ſteht, werde durch die großen Beyſpiele bewunderungswürdiger Heroen der Vorwelt begeiſtert; auch der Gelehrte ſey es! Und erringt Jener edle Lorbeerkronen durch Thaten erregenden Muth; ſo erwerbe Dieſer friedliche Bürgerkränze durch weiſe Lehre und durch Wahrheit, Tugend und Sitte verbreitendes Wort; denn großer Beyſpiele bedarf es! So wie der Starke den Schwachen ermuthigt, und auf der Bahn des Schreckens furchtlos voranwandelt, ſo werde und ſey auch der Gelehrte Muſter hoher ſittlicher Würde; ſein Beyſpiel, ſein Leben bekräftige ſeine Lehre; ſein Wirken ſey ein beſtändiger Kampf gegen Laſter, Sittenloſigkeit, Unkultur, Thorheit, Aberglauben, anmaßende Frechheit, verderbliche Truglehren, myſtiſche Schwärmereyen, fanatiſchen Wahnſinn und alle ſonſtigen Gebrechen unſerer Zeit; die Fackel ſeines Geiſtes vernichte das Reich der Finſterniß, und führe mit dem wohlthätigen Lichte die edlen reinmenſchlichen Tugenden und Vollkommenheiten herbey, welche uns, als moraliſchen Vernunftweſen, allein der Güter Höchſtes, nähmlich Adel und Würde des Geiſtes verleihen können.

Um aber dieſe großen Bedingungen, und ſomit die höchſten Zwecke zu erreichen, »ſey der Gelehrte einig mit ſich ſelbſt, doch nicht eins mit dem Ganzen.« — Einigkeit mit ſich ſelbſt aber iſt das Reſultat raſtloſer, tiefſinniger, befriedigter Forſchung, oder welches gleichviel iſt, die aus errungener Wahrheit entſpringende Ueberzeugung; Uneinigkeit mit dem Ganzen kann jedoch nichts anders ſeyn, als das Widerſtreben der Vernunft gegen die Seichtigkeit und Gemeinheit des gewöhnlichen Lebens, der innere, ſehnſuchtsvolle Drang nach geiſtiger Vervollkommnung, und der edle Trieb, ſeine erworbenen Kenntniſſe der Welt mitzutheilen, ſeine eigenen Anſichten an dem ſcharfſinnigen Urtheile Anderer zu prüfen, Irthümer zu berichtigen, das Dunkel, welches auf manchem Gebiethe der Wiſſenſchaft ruht, aufzuhellen, mit Einem Worte, das Seinige zur Veredlung des eigenen Ich, und zur wiſſenſchaftlichen und moraliſchen Bildung der Menſchheit beyzutragen.

Auf innige Ueberzeugung ſey daher das Werk des Gelehrten begründet. Was die ewig treue Natur enthüllt, was das große Buch der Erfahrung ihm offenbart, was aus dem Thun und Denken erhabener Geiſter er eingeathmet, was hohen Sinnes er ſelbſt erfaßt, durchdacht, geordnet, geſtaltet: begeiſtert ſpreche er es aus durch Wort und That; zum Kampf gerüſtet trete es kühn und frey ins Leben hervor, hell wie der Gedanke aus Jupiters Haupt, aus welchem Pallas Athene ſich göttlich geſtaltete. Wohlgeordnet, wie die Glieder eines ſchönen Körpers, gebe es uns ein Bild klarer Anſchauung, durch friſches, kräftiges Leben ſpreche es zu unſerm Gemüth, in reinem, edlem Style bewege es ſich wie ein Silberquell durch Blumen geſchmückte Auen, durch Würde und anmuthvolle Natürlichkeit feſſle es unſern Geiſt; von der Wahrheit himmliſcher Gluth durchdrungen, kämpfe es gegen den Dämon der Finſterniß, gleichwie Cicero allmächtig einſt gegen Catilina donnerte; es erwärme, entflamme uns für das Gute und Schöne, und führe uns mit Engelshand der Tugend entgegen.

Obgleich der Genius nur in Wenigen dieſe Vollkommenheiten ſämmtlich in ſchönem Ebenmaße vereinigte, ſo ſollten dennoch Alle nach ſolcher Vollendung, als nach einem hohen Ideale, ſtreben, und durch dieſes Emporringen ihre Kräfte ſtärken und bilden. Nur durch das Streben nach dem Höchſten was der Geiſt erkannt, wird uns die nothwendige Einheit in uns ſelbſt, und ſomit die Möglichkeit verliehen, die edelſten Zwecke der Gelehrſamkeit zu erſchwingen. Wir möchten, wie **Paulus** die Liebe als Grundbedingniß des Chriſtenthums, dieſe Anforderung als Grundbedingniß aller in das Leben tretenden Wiſſenſchaft anerkennen.

»**Als uneins aber mit dem Ganzen**,« oder der Welt, hüthe ſich der wahre Gelehrte, in der Oberflächlichkeit und Gemeinheit der Zeit unterzugehen; er buhle nicht um die Gunſt der großen Menge durch Seichtigkeit und Frivolität, er entferne ſich nicht von der Bahn der Vernunft und Wahrheit, er gebe ſich nicht hin der niedern Schmeicheley, er ſtelle ſich nicht gleich den geprieſenen Schriftſtellern des Tages, die durch eine Fluth alberner Romane, Schauergeſchichten, geiſtloſer Reimereien und ekler Theaterſtreiche die Menge rühren und Thränen erpreſſen, — welche die Schalheit, den ephemeren Witz und die verderblichſte Peſt der Sittlichkeit durch offenbaren Spott und Entweihung alles Würdigen, und durch jenes ſüße Gift, woran die Tugend erblaßt, eingeſaugt aus franzöſiſcher Lectüre, und oft kaum noch halb verhüllt, auf unſere Bühne zu verpflanzen ſich keineswegs ſcheuen; — die ohne wiſſenſchaftliche Tiefe ſich dennoch auf das Gebieth der Gelehrſamkeit wagen, welche die ehrwürdigen Heroen deutſcher Vorzeit, unſere großen, erhabenen Regenten früher Jahrhunderte zu blutdürſtigen, gemeinen Räuberhauptleuten, und unſere Nation zu einem ſchlechten, niedern Geſindel herabwürdigen, zugleich aber dafür ſorgen, daß das Ganze mit ſuperklugen Sentenzen und gezierten Sentimentalitäten durchſäet ſey; — welche Reiſebeſchreibungen voll Unwahrheiten auftiſchen, und die ſich außerdem in das Feld der Politik und des Literaturweſens als feile Söldlinge jämmerlich verirren, Zwieſpalt ſtiften, lügen, verleumden, aber dennoch Tugend, Religion und Rechtlichkeit heucheln, und — Gott im Himmel! damit mehr als Liedlohn verdienen —: die niedere Bahn dieſer Verachtungswürdigen ſcheue und fliehe der Gelehrte, welchem das Wohl der Menſchheit, der Religion, der Tugend, und die Sicherheit des Vaterlandes heilig iſt! — Wehe! wenn ſolche Schriftſteller allgemein Bewunderer und Vertheidiger fänden; wahrlich, dann ſchiene es allerdings ſchlecht um unſeres Volkes ſittliche Würde zu ſtehen!

Doch welcher würdige Gelehrte, der den Werth ſeines Berufes gehörig erkannt, würde ſich wohl ſchamlos einem alſo erniedrigenden Gewerbe ergeben, und ſich ſo gröblich an ſeinem eignen Selbſt, an der Menſchheit, an dem Staate, deſſen wohlthätige Geſetze ihm

Schutz verleihen, an Tugend und Religion verſündigen? — Vielmehr wird Jeder, der einig mit ſich ſelbſt, die beſſere Bahn unſerer würdigſten Geiſter verfolgen, die ihm als verklärte Muſterbilder aus Sternengefilden herabwinken; er wird ihrem rühmlichen Streben und Wirken muthvoll nachzuringen trachten, welches Deutſchland mit unvergänglichem Ruhme bedeckt, und unſer Volk auf eine ſo hohe Stufe geiſtiger Bildung geführt! Welches edle Herz ſollte nicht durch den tugendhaften Wandel eines *Klopſtock*, *Leſſing*, *Mendelsſohn*, *Gellert*, *Haller*, *Engel*, *Kant*, *Schiller*, *Stolberg* u. ſ. w. begeiſtert, und welcher öſterreichiſche Gelehrte würde nicht durch die höchſtrühmlichen Bemühungen eines *Sonnenfels*, *Collin* u. ſ. w. zu ähnlichen Strebungen ermuthiget werden? — Bey Gott! es würde niederſchlagend für uns ſeyn, wenn wir auch nur Einen wüßten, der ſeines Berufes ſich unwürdig bezeigte!

Und nur, wir wiederholen es noch einmal, *nur in dieſer Einheit durch die Vernunft und die Anerkennung ſittlicher Würde iſt es dem Gelehrten möglich, der Wiſſenſchaft werth, und durch dieſes geiſtige Band zugleich der edlern Menſchheit verwandt zu ſeyn.* Nur unter dieſer unumgänglichen Bedingung wird er ſeiner hohen Pflicht, »der Stimme des Ganzen, nähmlich der Vernunft« und ſich ſelbſt genügen; er wird nachſichtig gegen die Schwächen Anderer, doch ſtrenge gegen ſich ſelbſt ſeyn; beſcheiden wird er, wenn es Noth thut, Fehler rügen, dieß fordert ſein Beruf, jedoch ohne ſeinen Ruhm durch niedere Leidenſchaftlichkeit zu beflecken; er wird zwar dem Talente gerechte Bewunderung zollen, aber auch alles Schlechte und Niedrige entſchieden verachten; er wird ein edler Familienvater, ein vorzüglicher Staatsbürger ſeyn, alle Hinderniſſe, welche ſich ihm auf ſeiner dornenvollen Bahn feindlich entgegen ſtellen, wird er mit würdevoller Gelaſſenheit zu überwinden ſuchen; allein er wird auch, und wäre es am Throne ſelbſt, die Stimme der Wahrheit furchtlos erheben (und wehe ihm, wenn er hier, wo es ſich um die heiligſten Angelegenheiten der Menſchheit handelt, in welcher Hinſicht immer, an der Wahrheit zum Verräther werden könnte); er wird, was ſeine innigſte Ueberzeugung ihn lehrt, aus den Tiefen ſeines Gemüthes ausſprechen, mit Begeiſterung die Lehren der Tugend verbreiten: — und ſo wird er ſich bleibende Verdienſte um Cultur, Aufklärung und Veredlung der Menſchheit, folglich auch höchſtwichtige Verdienſte um Staat und

Thron ſammeln. Denn die mächtige Stütze aller Staaten und Thronen iſt einzig und allein die in den Völkern entwickelte moraliſche Kraft; was Hunderttauſende von Bajonetten nicht vermögen, das iſt die Begeiſterung eines für Fürſt, Vaterland und Freyheit entflammten Volkes im Stande. Doch der ſchönſte Lohn für tauſend überſtandene Mühſeligkeiten iſt wohl des würdigen Gelehrten edles Selbſtbewußtſeyn: »Saaten der Ewigkeit werth« geſtreut zu haben, und die ſüße Ueberzeugung, daß man ihm noch im Grabe zurufen werde:

»Heil! dir hat die Vernunft ſtets in dem Herzen gewohnt.«

Novelliſtik.

Zu Cairo in Egypten geben die Polizey-Anſtalten jetzt denen in deutſchen Städten wenig nach. Die Stadt iſt gut beleuchtet. Polizeywachen durchſtreifen jede Stunde der Nacht die Straßen, und Diebſtähle werden, wo ſie verübt wurden, gewöhnlich ſchnell entdeckt. Der jetzige Paſcha ſoll beym Antritt ſeiner Regierung gelobt haben, er werde ſorgen, daß man, die Hand voll Geld, ſicher über die Straßen gehen könne, und er hat Wort gehalten.

Der hochgeſchätzte Reichskanzler, Graf Rumianzow, dieſer ausgezeichnete Gönner aller wiſſenſchaftlichen Unternehmungen, fährt fort, die Quellenkenntniß der ruſſiſchen Geſchichte mehr und mehr zu befördern. Unlängſt iſt wieder auf ſeine Koſten eine neue Ueberſetzung des bekannten Manuſcripts: Slowo o plku Igorewe (Beſchreibung des Feldzugs des Fürſten Igor), aus dem Altruſſiſchen von Hrn. Poſcharsky, mit deſſen Anmerkungen, gedruckt worden. Hr. Poſcharsky, der auch die pohlniſche Sprache vollkommen gut verſtehet, hat zwar viel zur Beleuchtung der dunklen Stellen dieſes Manuſcripts geleiſtet, aber auch durch dieſe Kenntniß und durch den Wunſch, Alles daraus herzuleiten veranlaßt, viele Fehler begangen. Uebrigens verdient ſeine Arbeit die dankbare Anerkennung jedes Patrioten.

Es iſt erſchienen: Die Burgveſten und Ritterſchlöſſer der öſterreichiſchen Monarchie, nebſt der topographiſch-pittoresken Schilderung ihrer Umgebungen, der Familienkunde ihrer ehemaligen und jetzigen Beſitzer, der Lebensweiſe und Characteriſtik des Ritterthums und den Geſchichten und Sagen der öſterreichiſchen Vorzeit. Erſtes Bändchen, mit 1 Kupfer. — In dem Proſpectus lautet es: Außer Thüringen und den Ländern am Rheine zählt kein Reich ſo viele Burgveſten und Ritterſchlöſſer, wie das öſterreichiſche Kaiſerthum. Böhmen allein hat deren über 800, und wie viel in Oeſterreich unter und ob der Enns, in Steyermark, Krain, Tyrol, Salzburg, Mähren, Ungarn und Siebenbürgen zerſtreut ſind, davon kann man ſich auch bey einer nur kurzen Reiſe in dieſen Ländern, oder bey einem flüchtigen Blicke in die Geſchichte

Oeſterreichs überzeugen. Dieſe Burgen, die Stammſitze der edelſten Geſchlechter Oeſterreichs, die Wiege unſeres Adels, die Stätten der denkwürdigſten Begebenheiten, die Urſitze hiſtoriſcher Großthaten ſo wie romantiſcher Sagen und intereſſanter Erzählungen ſind allerdings unſerer vollen Aufmerkſamkeit würdig. In ihrer Geſchichte mahlt ſich das Leben und die Gebräuche der Ritterzeit, die allmählige Cultur der öſterreichiſchen Völker und die Kunde von den Begebenheiten und Heldenthaten unſerer Ahnen. Sie iſt keine bloße Dichtung grundloſer Mährchen, ſondern eine lebhafte Erzählung hiſtoriſch-merkwürdiger und wahrer Ereigniſſe aus den Tagen der Ritterzeit, welche ſich in den Bergſchloſſern und Ritterburgen Oeſterreichs zugetragen haben. Noch ſtaunen wir die Schloſſer und Ruinen des Alterthums an, noch erinnern die Ueberreſte derſelben an die Zeiten und Ereigniſſe des Fauſtrechtes, noch trotzen die Mauern und Thürme dem Zahne der alles verheerenden Zeit, und mahnen, vielleicht bald nicht mehr, an die Kunde der kräftigen Geſchlechter und der Großthaten unſrer Altvordern, aber dieſe ehrwürdigen Trümmer neigen ſich Jahr für Jahr immer ſichtlicher zum gänzlichen Untergange. Viele, die bey Menſchen Gedenken noch bewohnet wurden, ſtehen nun verödet da. Regen, Wind und Schnee treiben mit ihnen ihr verderbliches Spiel. Der Wechſel der Jahreszeit und ein oft unſtetes Clima nagen unabläſſig an ihnen. Die Mitte dieſes Jahrhunderts werden nur einige, keines deſſen Ende erblicken. Auch die Nachrichten von ihnen verdunkeln und verſchwinden immer mehr und mehr. Manche Urkunde hat ſchon Brand, Moder und Krieg verzehrt. Die hohen Thürme rollen ein, die Mauern zerſtäuben; bald vertilgt die Zeit auch ihr Andenken. Hohe Zeit iſt's daher, durch Bild und Beſchreibung dieſe theuren Denkmale des ſchönen öſterreichiſchen Mittelalters zu ſammeln und für die Nachkommen zu erhalten. Nicht bloß das Skelett der dürren Gemäuer alter Burgen, ſondern auch das Leben und Wirken ihrer Bewohner, ihre Sitten, Gewohnheiten, die Schilderung ihres Familienlebens, ihrer Hausgeräthe, die Geſchichten ihrer Geſchlechter, die merkwürdigen Begebenheiten, die romantiſchen Sagen und abentheuerlichen Legenden ſollen hier zwar treu und gewiſſenhaft, aber auch lebhaft und anziehend erzählet werden. Ein durch ſeine geographiſchen und pittoresken Werke in Deutſchland vielbekannter Schriftſteller, deſſen Geburtsſtätte mitten unter merkwürdigen Ritterburgen in einem Lande liegt, das als die Wiege des öſterreichiſchen Adels berühmt iſt, der von Jugend auf angeregt durch die abentheuerlichen Ruinen, dem Studium und der Kenntniß derſelben alle Aufmerkſamkeit und Forſchungsmühe weihte, der ſeit 20 Jahren mehrere Hunderte derſelben aufſuchte, beſtieg und beſchrieb, der alle Nachrichten, Erzählungen und Sagen über dieſelben und ihre Familien ſammelte, hat es unternommen, obgedachtes Werk herauszugeben, das ein eben ſo ſchätzbarer Gewinn für die Geſchichte, Länder- und Völkerkunde des öſterreichiſchen Kaiſerthumes iſt, als es für die Freunde des Ritterthums ſeiner Thaten und Lebensweiſe eine höchſt anziehende Lectüre gewähren wird, die um ſo größeres Intereſſe hat, nachdem ſie von dem vaterländiſchen Boden ausgehend, die hohe Wahrheit der Geſchichte mit den Reizen einer romantiſchen Darſtellung verbindet. Das Ganze wird 4 Bändchen haben, und in 3 Monathen erſchienen ſeyn.

In Europa ſind jetzt 85 Univerſitäten, und 528 Städte, deren Bevölkerung über 10,000 Seelen ſteigt; auf die Quadratmeile kommt im Durchſchnitte eine Bevölkerung von 1147 Menſchen. Jeder Kopf zahlt im Durchſchnitt jährlich 3 8/9 Thaler an Abgaben. Auf 95 Menſchen kommt ein Landſoldat, auf 150 ein Jude.

Der Engländer, Hr. Bembridge, Erfinder des ſogenannten Doppelflageolets, hat in Paris auf daſſelbe ein Patent für 5 Jahre erhalten.

Herr Pfarrer J. F. Wenz, zu Freudenthal bey Mannheim, hat das von dem berühmten Naturforſcher Büffon bereits gekannte und mitgetheilte Verfahren, unfruchtbare Bäume edler Obſtarten fruchtbar zu machen, durch eigene Erfahrung gegründet, aufs Neue bekannt gemacht. Die zu operirenden Bäume müſſen veredelte ſeyn, eine glatte Rinde und nicht ſchadhaften Stamm haben, an keiner Krankheit leiden, und auf einem ihrer Natur entſprechenden Boden ſtehen. Man macht nun, entweder am Stamme des Baums, oder an einem ſeiner Aeſte oder auch am obern Theile des Stammes unter den Aeſten, mit einem ſcharfen Meſſer rund um den Stamm einen Einſchnitt bis aufs Holz. Unter dieſem macht man einen zweyten gleichmäßigen Einſchnitt, ſo daß die dazwiſchen liegende Rinde höchſtens die Breite eines Federkiels hat. Die Rinde dieſes Ringes wird nun herausgenommen, und die Wunde, welche bald von ſelbſt vernarbt, ohne daß dadurch der Saftumlauf des Baums gehemmt wird, weder bedeckt noch verbunden. Die beſte Zeit zu dieſer Operation iſt im Frühjahr, bis zu Johannis. Sowohl Stein- als Kern-Obſt laſſen ſich auf dieſe Art behandeln. Der Einſchnitt muß jedesmal an dem veredelten, nicht aber an dem wilden Theile des Baums geſchehen, und muß bis auf das Holz eindringen.

Die Romantik des Mittelalters iſt unſern Dichtern und Nichtdichtern ſeither das non plus ultra, der Culminationspunct aller proſaiſchen und »poetiſchen« Poeſie geweſen. Aber jetzt iſt es Alle, rein aus! Ein neuer critiſcher Oculiſt iſt nämlich aufgetreten, der den armen kurzſichtigen und fernſuchtigen (mit ui) Muſenſohnen den Staar ſticht; ein Hr. Ernſt Trautvetter nämlich iſt's, der da in dem neueſten Heft von Voß'ens Zeiten folgendermaßen kanzelt und abkanzelt: »Eine Geſchmackloſigkeit (declamirt er) nenne ich die Romantik des Mittelalters. Eigentlich hat die allgemeine Uebereinſtimmung der Gelehrten ſchon für meine Behauptung entſchieden; denn allgemein heißt jene mittlere Zeit die der Finſterniß, des Aberglaubens, der Rohheit. Allgemein ſetzt man mit der Wiederaufſuchung und Auffindung der Geiſteswerke, aus der alten beſſern Zeit, das Wiederaufblühen der Kunſt und des guten Geſchmacks. Beydes wird für eins und daſſelbe gehalten. Vernünftige Eltern und Lehrer mahnen ihre Zöglinge vom Romanenleſen ab, und weiſen ſie zu den Muſterwerken alter Zeiten hin. Was iſt denn die Romantik? Auf den Namen zu ſehen, ſo iſt es das ausgeartete römiſche Weſen, das römiſche Weſen unter den Fremden, Barbarie; daher es auch oft das Gothiſche oder Vandaliſche genannt wird, dieſen Miſchmaſch, wovon die romantiſchen Sprachen noch lebende Denkmale ſind, anzuzeigen. Das Welterobernde Römerreich iſt an ſich ſchon etwas Heilloſes: nun denke man ſich dieſen Rie-

[illegible] in der Fäulniß, ſeinen Geiſt als Rieſengeſpenſt umherſpuckend und alles nicht geheuer machend, und dann einen rohen Haudegen, dem bey dieſem Anblick die Haare ſich ſträuben und der verehrend niederfällt, und die fremden Worte, die er nicht verſteht, für Gottesſprüche hält, ſo hat man die Romantik. Wenigſtens will ich mir nicht die Pein anthun, mich bey Begriffsbeſtimmung dieſes mißgeſtalteten Scheuſals länger aufzuhalten. Im Romantiſchen geht denn, wie leider! noch in unſerm Leben, alles fein durcheinander, Morgenländiſches, Abendländiſches, Beſchnittenes, Unbeſchnittenes, Ueberbildung, Rohheit, überfeinte Erhabenheit und niedrige Gemeinheit. Je toller, deſto beſſer. Die tollſten Köpfe glaubt man zu ehren, durch eben ſo ſpaniſch und kauderweliſch klingende Benennungen, als Originale, Genies, idealiſche Producenten u. ſ. w. Die Hauptſache iſt, daß alles recht fremd und befremdend ausſehn muß, fremde Sprache, fremde Göttersagen. Römiſch und Griechiſch iſt nicht fremd genug; es muß Chaldäiſch, Hebräiſch, Arabiſch, Aegyptiſch, Perſiſch, oder, wenn es über alles gehen ſoll, Indiſch ſeyn; und dann muß es mit einer guten Zuthat von Neuſeeländiſch und Mexicaniſch verſetzt werden. Ein ſpaniſcher Don Quixotte muß, aus Zärtlichkeit für ſeines Herzens Dama, und um das Reich Gottes auf Erden zu verbreiten, hundert ungläubigen Saracenen den Wanſt durchrennen. Nur einen Blick in den Calendarius, und man hat genug! (denn er iſt der Grundriß von dem Leben eines Volks.) Der darf erſtlich nicht deutſch ſeyn, auch nicht rein römiſch, ſondern ägyptiſch, jüdiſch, und zuletzt etwas deutſches, ſo fern man es gar nicht erwartet, muß ſchäckig mit darunter gehn. Und die wunderlichſten Heiligen, auf die wunderlichſte Art gemiſcht, eine Urania, eine Anna, ein Methuſalem und ein Siegfried, ein Dionyſius und ein frommer Heinrich, kurz Helden, Götter, Satyren, Erzväter der alten Welt, aus den verſchiedenſten Gegenden, mit Baarfüßlern und Aebtiſſinnen, müſſen, indem ihnen ein Heiligenſchein um den Kopf gemalt wird, wie die Tage im Jahr, an einer Paternoſterſchnur aufgereiht werden, und ſo weiter. — Kann das Nichtromantiſche, der Stimmung nach, wohl in etwas Anderm beſtehn, als darin, ſolcherley zu leſen, als womit Hr. Trautvetter das liebe Publicum hiermit thät heimgeſucht haben? Antwort: ein vernehmlich: Nein!

Polen hatte vor einiger Zeit 24 Buchdruckereyen, 10 Buchhandlungen, 2 Kupferſtechereyen, 4 jüdiſche Buchdruckereyen. Binnen 2 Jahren (1816 und 17) waren für 79,789 Gulden Bücher ausgeführt, und für 236,349 Gulden eingeführt worden.

Die Cöllner-Zeitung enthält folgende Anzeige: Samſtag den 5. l. M. wird auf dem Heumarkt das von dem Falliment des zu Cölln wohnenden Kaufmanns N. herkommende Reitpferd öffentlich verkauft werden. — Im Gereons-Weinberg bey Dahlen, in der Probſteygaſſe iſt zu ſehen, wie die Bienenſchwärme den Honig und Gott das ſchöne Wachsopfer einſammeln. Man dient zugleich mit Erfriſchungen.

Gedruckt bey J. B. Wallishausser.

Converſationsblatt.

11.

Freytag, den 6. Auguſt 1819.

Ueber die Meteorſteine in China.

Der gelehrte Orientaliſt, Herr Abel Remuſat in Paris, hat über die Meteorſteine in China (die dort auch ſchon viel früher gekannt waren, als in Europa) kürzlich eine merkwürdige Denkſchrift geliefert, deren Hauptinhalt folgender iſt: Den Chineſen war die außerordentliche Erſcheinung längſt bekannt, welche ſeit wenigen Jahren erſt die Aufmerkſamkeit der Europäer allgemein aufgeregt und in dieſem kurzen Zeitraum den Scepticism der Gelehrten vielfach beſchäftigt, ſo wie eine große Anzahl Hypotheſen veranlaßt hat. Das Niederfallen von Meteorſteinen mußte nothwendig unwiſſende und abergläubiſche Menſchen, welche die Urſachen und Vorbilder der irdiſchen Welt am Himmel ſuchen, und die Wechſel der Geſtirne, die Kometen, die Wolken ſogar, als Vorbedeutungen von Krieg oder Frieden, von Leben oder Tod der Häuptlinge, ſo wie von Glück oder Unglück der Völker betrachten — in Erſtaunen ſetzen. Wie kindiſch jedoch immerhin auch der Beweggrund ſeyn mochte, welcher die Beobachter leitete, ſo ſind ihre Beobachtungen darum nicht minder prüfenswerth, und ich hielt dafür, es dürfte ſich der Mühe lohnen, die Umſtände, unter denen ſie das Niederfallen der Meteorſteine beſchreiben, mit den in unſern Himmelsſtrichen wahrgenommenen zu vergleichen. Ich gebe darum hier eine Zuſammenſtellung deſſen, was ich Merkwürdiges über dieſen Gegenſtand in den Büchern der Chineſen und Japaneſen gefunden habe.

Der gewöhnlichſte für Meteorſteine gebrauchte Name iſt sing yun tchhing chi, verſteinerte Sternſchnuppen. Sie werden unter die Meteore gezählt, gleich den soui sing, das will ſagen, gleich den Sternſchnuppen und Feuerkugeln, wobey bemerkt werden muß, daß das Wort Sing umfaſſender iſt als Stern, indem es auch die Planeten und Kometen bezeichnet, ſo daß man vermuthen könnte, es dürfte die neueſte Hypotheſe, wodurch man das Niederfallen der Meteorſteine zu erklären verſucht hat, die älteſte Vorſtellung geweſen ſeyn, welche ſich den chineſiſchen Sternkundigen darbot. Einer ihrer Schriftſteller verwirft zwar dieſe Meinung als groben Irrthum. »Von den älteſten Zeiten (ſagt er) bis auf jetzt, iſt die Menge dieſer gefallenen Sterne unzählbar, ohne daß man jedoch irgend eine Verminderung der am Himmel aufgehängten leuchtenden Körper wahrnehmen könnte. Oder ſollte es etwa der Fall ſeyn, daß ſtatt der auf die Erde gefallnen ſich wieder neue erzeugen, und daß die Geſtirne ſich eben ſo fortpflanzen, wie die Menſchen?« Ein Anderer ſagt: der Name verſteinerte Sternſchnuppen komme einzig daher, daß ſich dieſe Körper dem Auge wie Sterne darſtellen, während es hingegen eine große Thorheit wäre, zu glauben, daß Steine Sterne ſeyn könnten. Dem erſtern der eben angeführten Verfaſſer zufolge, ſind die Sternſchnuppen ſelten länger als ein tchhi und ein thsun (Om. 419 ungefähr); dagegen erwähnt die Geſchichte ungleich viel größerer Meteorſteine. Das Felſenſtück, welches bey der Quelle des gelben Fluſſes am nördlichen Ufer des Altan liegt, und von den Mongolen Khadaſoutſilao (Polarfels) genannt wird, ſoll, der Ueberlieferung zufolge, ein Meteorſtein ſeyn. Derſelbe hat über 4 tchana (ungefähr 15 Meters) Höhe; er ſteht völlig vereinzelt und aufgerichtet, mitten in einer Ebene. Vermuthlich iſt es eine Maſſe gediegenen Eiſens, wie diejenigen von Krasnoyar, Otumpo, Mexico u. ſ. w. ſind.

Zuweilen verkündet kein beſonderes Vorzeichen den Fall der Aerolithen. Bey heiterem, wolkenloſem Himmel, bey Tage oder zur Nachtzeit, läßt ſich ganz unerwartet ein plötzliches donnerähnliches Getöſe auf mehrere hundert Li (einige zehn Meilen) weit hören, welches das Niederfallen von mehr oder weniger zahlreichen Steinen begleitet. Meiſt jedoch wurden Feuerkugeln wahrgenommen, die das Firmament in verſchiedenen Richtungen und mit ungleichem Grade der Schnelligkeit durchzogen. Fand die Erſcheinung zur Nachtzeit ſtatt, ſo bemerkt man, daß ihr Licht Himmel und Erde erleuchtet und eine Tageshelle verurſacht hat. Im Augenblick des Zerplatzens der Kugel, hört man ein Getöſe, das mit dem eines einſtürzenden Hauſes oder des Ochſengebrülls verglichen wird. Das Geräuſch der niederfallenden Steine wird mit dem Flügelſchlag wilder Enten verglichen. Es fallen einer, zwey, oder auch mehr Steine nieder, bisweilen iſt es auch gleichſam ein ganzer Steinregen; ſie zeigen ſich brennend heiß im Augenblick ihres Niederſchlags und von ſchwärzlicher Farbe; mitunter ſind ſie auch ziemlich leicht an Gewicht. An der Stelle, wo die Feuerkugel anfänglich ſtund, bemerkt man einen Lichtſchein von einiger Ausdehnung, den man mit einer Schlange zu vergleichen gewohnt iſt, und der längere oder kürzere Zeit andauert; der Himmel erſcheint bläſſer an dieſer Stelle, oder zu anderer Zeit iſt ſeine Färbung roth- oder grüngelb, wie Bambusgebüſche. Es ſind ſolche Meteorſteine im freyen Felde, in Lagern, in Städten, in der Hauptſtadt niedergefallen; man hat bemerkt, daß Thiere davon erſchreckt wurden. Als ein ſolcher Stein, oder wie die Chineſen ſprechen, ein ſolcher Stern im Lager von Kao-tſou (im Jahr 546) niederfiel, fingen alle daſelbſt befindlichen Eſel zu ſchreyen an. Obgleich die Aerolithen häufig an bewohnten Orten niederfallen, ſo iſt doch in China ſo wenig als in Europa irgend ein Fall bekannt, wo Menſchen davon wären getroffen worden.

Unter der Regierung von Wen-tſoung, dem König von Corea, die mit dem zweyten Jahr thyan-yeou (905) zuſammentrifft, fielen in Hoang-lie Meteorſteine unter einem donnerähnlichen Getöſe nieder. Die Ortsbeamten ſandten die Steine nach Hof, und der Ceremonienmeiſter, welcher ſie dem Könige überreichte, ſagte in ſeinem unterthänigen Vortrage: Schon zur Zeit der Theſin ſeyen Sterne vom Himmel gefallen; die gleiche Erſcheinung ſey dann ſpäter auch von Zeit zu Zeit unter den Dynaſtien der Tſin und der Thang beobachtet worden, ſo daß dieſelbe in der That nicht als etwas Außerordentliches oder Erſtaunliches könne angeſehen werden, und daß ſie füraus nicht für ein Glück oder Unglück verkündendes Wunder dürfe gehalten werden. — So vernünftig ward die Sache freylich nicht von Allen, die darüber geſchrieben haben, angeſehen, und wir wollen noch kürzlich einiger Mährchen gedenken, zu denen die Meteorſteine Veranlaſſung gaben. (Schluß folgt.)

Die ſtolze Föhre.

Ein Mährchen aus dem Unter-Mannharts-Viertel, von Franz Ziska.

Auf dem Marchfelde, nächſt Marcheck, ſteht ein uralter Baum, der ſeines prachtvollen Wuchſes wegen die ſtolze Föhre genannt wird, und es iſt die allgemeine Sage unter dem Volke, daß darin eine gute Fee ihren Wohnſitz habe. — Man erzählt von ihr, daß dieſe einmal eine lange Zeit, Tag ein, Tag aus, unter ihrer Föhre als ſteinaltes, häßliches Weib verwandelt, geſeſſen ſey, und, um die Gemüther der Vorübergehenden zu erforſchen, gebettelt habe. Ganz natürlich vermuthete Niemand in ſolcher Geſtalt die wunderſchöne Fee.

Nun wohnte in Marcheck ein mächtiger, reicher Bauer, der aber ein abſcheulicher Geizhals war. Dieſer ging alle Morgen mit ſeiner Magd, einer blutarmen Waiſe, vor der Föhre vorbey, um ſein Feld zu bebauen. Mitleidig, wie das Mädchen war, konnte es nicht unterlaſſen, mit der vermeintlich armen Frau täglich ihr karg zugemeſſenes Morgenbrot zu theilen. Wie dieſes der filzige Bauer bemerkte, ſchnitt er das Stückchen Brot immer kleiner und kleiner, und weil das gute Mädchen doch noch theilte, gab er ihm endlich gar keines mehr. Da weinte das Mädchen, wenn es vorbeyging, weil es nichts mehr mitzutheilen hatte, und viele Arbeitsleute, welche hinten nach gingen, fanden oft die ſchönſten Perlen am Wege. —

So ſtanden die Sachen, als unſer Bauer in das benachbarte Dorf zu einer Hochzeit eingeladen wurde. Er unterließ nicht zu kommen, und weil es auf anderer Leute Unkoſten ging, ſo verſäumte er auch nicht, wacker zu eſſen und zu trinken, und machte ſich erſt um Mitternacht auf den Heimweg. Als er in die Gegend der ſtolzen Föhre kam, da glaubte er ſich faſt vergangen zu haben, denn, anſtatt des Baumes ſah er einen herrlich beleuchteten Pallaſt, aus welchem feſtliche Muſik drang, und ein Riſcheln und Ziſcheln wie von Tanzenden.

Holla, dachte der halbbetrunkene Bauer, die Fee gibt heute großen Ball, da muß ich auch dabey ſeyn: Dieß ſagend, ging er in den Pallaſt, ſtieg die Treppe hinauf, und öffnete eine Thür. Da ſah er eine zahlloſe Menge winzig kleiner Zwerge um die gute Fee herum bey Tiſche ſitzen, welche, wie ſie den Bauer erblickte, ihn gleich mit zur Tafel einlud. Er ließ ſich auch nicht lange nöthigen, ſetzte ſich, gebrauchte eifrigſt ſein Mundwerk, und ſteckte inzwiſchen immer heimlich von den Speiſen und Leckereyen für ſeine Kinder ſo viel in ſeine weiten Taſchen, daß ſie wie Mühlſäcke ſtanden.

Als abgetafelt war, begaben ſich die Fee und die Zwerge in den Tanzſaal, der Bauer aber beurlaubte ſich, denn er war, ſo bepackt, kein Freund vom Walzen. Schon im voraus weidete er ſich im Heimgehen an der Freude ſeiner Kinder, wenn er ihnen das Beſcheideſſen von der Fee vorſetzen würde.

So kam er nach Hauſe, und wie er den Seinigen das Abenteuer erzählte, und den Schmaus aus der Taſche zog, — o weh! da waren die Leckereyen bloßer Pfifferling, und man lachte ihn tüchtig aus. Da wollte er vor Galle ſchier berſten, und warf den ganzen Unrath der Magd in die Schürze, indem er zu ihr höhniſch ſagte: »Da haſt du ihn, kannſt ihn meinetwegen morgen mit deinem Bettelweibe theilen.«

Die geduldige Magd aber begab ſich damit in den Hof, und wollte ihn in die Miſtgrube werfen, — ſiehe, da flimmerte und flammerte es in ihrer Schürze, und wie ſie dieſe öffnete, lag eine ſchwere Menge funkelnagelneuer Ducaten darin. Außer ſich vor Freuden lief das Mädchen, weil es eben zu tagen begann, ſogleich zu der Föhre hinaus, um der gütigen Fee, die, wie ſie nicht zweifelte, dieſen Schatz ihr beſcheeren wollte, zu danken.

Kaum war ſie dahin gekommen, ſo ſah ſie auch ſchon wieder die häßliche Alte unter dem Baume ſitzen, und ihr mitleidiges Herz konnte ſich nicht erwehren, der Unglücklichen die Hälfte des Schatzes anzubiethen. Aber plötzlich erhob ſich die gerührte Fee, und zeigte ſich dem Mädchen in ihrer wahren Geſtalt, ſchenkte ihr noch größeren Reichthum und machte ſie, indem ſie ihre Zauberruthe über ſie ſchwang, ſo ſchön als eine Prinzeſſinn; und es ſtund nicht ein Vierteljahr an, da kam ein bildſchöner, mächtiger Fürſt, und machte ſie zu ſeiner Gattinn. Der geizige Bauer aber wirthſchaftete ab, und ſtarb bald darauf vor lauter Neid über das Glück ſeiner vormaligen Magd.

* * *

Novelliſtik.

Seit dem Jahre 1800 pflegt in dem hieſigen St. Marxer-Bürgerſpitale das Reſtaurationsfeſt dieſer Anſtalt mit einer kirchlichen und bürgerlich-militäriſchen Feyerlichkeit begangen zu werden. Zu dieſem Feſte, wie es alljährlich gefeyert wird, geſellten ſich heuer drey Umſtände, die es beſonders verherrlichten, und es, nach dem allgemeinen Ausdrucke der dort verſorgten Armen, zu einem Hauptdankfeſte machten. Durch die raſtloſe Mühewaltung eines, für die verarmten Wienerbürger beſonders gutdenkenden, ungekannt und ungenannt bleiben wollenden Mannes, hatte dieſe Verſorgungsanſtalt an Verſchönerung und Vervollkommnung, beſonders im verfloſſenen Jahre, gewonnen. Eine ſehr bequeme, und der Holzerſparung wegen, zur Dampfheitzung eingerichtete Bade-Anſtalt, wo ſich 20 arme und kranke Bürgersleute täglich unentgeltlich, mit aller Bequemlichkeit baden können, war im Verlaufe dieſes Jahres fertig geworden, und wurde nun gezeigt und eröffnet. Man kann die ökonomiſche Benutzung des Locale zu dieſer Anſtalt, und aller aus ihr hervorgehenden einzelnen Vortheile nicht genug bewundern. So iſt die Einleitung getroffen, daß das in ihr (über den vorſchriftmäßigen Waſſervorrath) vorhandene beträchtliche Quantum von Waſſer, durch einen geſchickt angebrachten Schlauch eine 12 Eimer faſſende Feuerſpritze, in einem Zeitraum von nicht völlig 6 Minuten füllt. Dann wurde zweytens eine dem Inſtitute bisher mangelnde, von dem Fürſtl. **Eſterhazy**'ſchen Hofuhrmacher in Eiſenſtadt, **Johann Rößler**, verfertigte Thurmuhr neu hergeſtellt, die Kirche der Anſtalt ganz renovirt, und mehrere Zimmer vergrößert, ſo daß nun mehr Arme untergebracht werden können; beſonders ſind die Krankenzimmer, durch den dortigen ſehr eifrigen und thätigen Hrn. Bürgerſpitals-Phyſicus, verbeſſert und verſchönert worden, wie denn überhaupt die Kranken des Inſtitutes einſtimmig dieſem vortrefflichen Manne ihre beſſere Exiſtenz verdanken. Fragt man: wie denn zu dieſen und noch vielen anderen heuer ſichtbar gewordenen Verbeſſerungen und Verſchönerungen, die erforderlichen bedeutenden Koſten hereingebracht werden konnten, ſo iſt die Antwort immer: durch freywillige milde Beyträge frommer, das Schickſal der verarmten oder kranken Wienerbürger am Herzen tragender Wohlthäter. Möge Gott ſie öffentlich und überfließend ſegnen, die Stillen im Lande! — Einen dieſer Wohlthäter hat er öffentlich geſegnet. Seinen Namen verſchweigen, hieße aus falſcher Beſcheidenheit verheimlichen wollen, was der Belohner alles Guten ans Licht gezogen. Hr. **Ignaz Würth**, der in Ehren ergraute, mit vaterländiſchen Ehrenzeichen geſchmückte Major des k. k. ritterlichen bürgerlichen Scharfſchützen-Corps und Beyſitzer der Bürgerſpitals-Wirthſchafts-Commiſſion, feyerte am Tage des Reſtaurationsfeſtes der Anſtalt, am 25. Juli d. J., zugleich das Ende ſeines fünfzigſten Dienſtjahres bey genanntem Corps. Die koſtſpielige Renovation des Gotteshauſes und die Beſtreitung mehrerer beträchtlicher Ausgaben verdankt die Anſtalt ihm. So begann nun das im Allgemeinen und im Einzelnen beſonders rührende Dankfeſt mit einer von dem hochwürdigen Herrn Kuraten zu St. **Ulrich**, P. **Vidal**, gehaltenen Predigt, worauf das feyerliche Hochamt, gehalten von Sr. hochwürdigen Gnaden, dem Herrn Prälaten von Schotten, k. k. Hofrathe, folgte. Die Anweſenheit Sr. hochfürſtl. Gn. des

Herrn Erzbiſchofs von Wien, Sr. Excellenz des Herrn Regierungs-Präſidenten Auguſtin Reichmann Freyherrn von Hochkirchen, dann des k. k. Herrn Regierungsrathes und Bürgermeiſters, Stephan Edlen von Wohlleben, des k. k. Hrn. Regierungsrathes und Protomedicus Guldener Edlen von Lobes, des k. k. Herrn Regierungsrathes Angermayer, des Herrn Bürgerſpitals-Commiſſionspräſes und Magiſtratsrathes Gruber, dann mehrerer Hrn. Stabsoffiziere der Bürgerchöre ꝛc. — verherrlichte den feſtlichen Tag. Umgeben von ſeiner Familie, im Kreiſe von zwölf hoffnungsvollen rechtſchaffenen Kindern und ſechs Enkeln kniete der hochverehrte Jubilant unter den Dankenden, gewohnt alles Privatleid und alle eigene Freude ans Allgemeine dankbar zu knüpfen, und mit ächtpatriotiſchem Sinne ſich der ſeltenen Gnade, unter den Armen der Vaterſtadt mit ihnen ſich des Guten zu erfreuen, daß Gott durch ihn in 50 vollen Dienſtjahren zu wirken ſich gewürdiget hat. In der Mitte des paradirenden k. k. ritterlichen bürgerlichen Scharfſchützen-Corps, brachte ihm einer der Herren Hauptleute, in Gegenwart der Hrn. Stabsoffiziere den Glückwunſch Aller in einer paſſenden Rede dar, worauf der Hr. Verwalter des Inſtituts, in einem Kreiſe armer Bürger und Bürgerinnen einfach und herzlich den Dank und die Wünſche der Armen für ihn ausſprach. Nach geendetem kirchlichen und bürgerlich-militäriſchen Feſte, wurden alle im St. Marxer-Bürgerſpitale verpflegten Armen 301 Perſon, und zwar 50 in den Krankenzimmern, und 251 im Freyen, unter den im Hofe Laubengänge bildenden Bäumen, nach dem von Sr. hochfürſtlichen Gnaden, dem Hrn. Erzbiſchof ertheilten heiligen Segen, beſtens geſpeiſet, und hierauf jedem der Armen ein neugeprägtes Silberguldenſtuck von den Hrn. Söhnen des Jubilanten gegeben, auch von andern anweſenden Wohlthätern des Inſtituts reichlich beſchenkt. So beſchloſſen die armen Bürger und Bürgerinnen dieſes Freudenfeſt, das der Dankbarkeit für die im verfloſſenen Jahre erhaltenen Wohlthaten beſtimmt war — mit erneutem Danke, für die ihnen an dieſem frohen Tage ſelbſt neu erwieſene Theilnahme, Liebe und Freygebigkeit. P.

Der öſterreichiſche Beobachter, das Archiv für Geographie, Hiſtorie ꝛc. und das Converſationsblatt haben das Publicum von den Sparbank- und Sparcaſſen-Vereinen auswärtiger Staaten benachrichtiget, und auf ähnliche Einrichtungen in Oeſterreich vorbereitet. Das Archiv hat zuerſt den Namen unſeres allverehrten Miniſters des Innern, Grafen von Saurau, Excell., als des Beſchützers eines ſich zu bildenden Vereins genannt. — Das Converſationsblatt hat zuerſt die Realiſirung des Wunſches jedes Vaterlandsfreundes, dieſe Einrichtung auch unter uns eingeführt zu ſehen, hoffen laſſen. — Seitdem iſt unter der Aegide des hochverehrten Staatsminiſters der treffliche Verein in der Leopoldſtadt, einem Theile der Kaiſerſtadt, unter dem Namen: Erſte öſterreichiſche Sparcaſſe, in der Leopoldſtadt, wirklich zu Stande gekommen. — Der mächtige Beſchützer des Vereins, und die ſchätzenswerthen Eigenſchaften der Mitglieder desſelben, laſſen die ſchönſten Reſultate erwarten. — Dem Vereine, der ſich erſt am 30. Mai l. J. gebildet hatte, war ſchon am 9. Juli l. J. die hohe Regierungs-Bewilligung ertheilt worden; ein Beweis des energiſchen Geſchäftsganges in der öſterreichiſchen Monarchie, beſonders in Fällen, wo es ſich um etwas anerkannt Gutes handelt. — **Berichte über das Entſtehen der Sparcaſſen-Ver-**

eine, ihren Zweck, ihr Fortſchreiten und ihre Wirkungen im Oeſterreichiſchen, werden in zwangloſen Heften gegeben werden.
—*

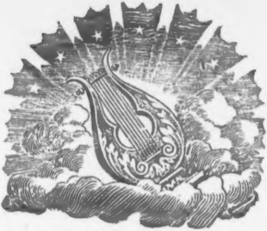
Der neueſte (ſechste) Band unſerer »Jahrbücher der Literatur,« welche ihren ſchnell gegründeten Ruhm ſtattlich behaupten, recenſirt nachſtehende Schriften: 1.) Köppens Politik nach Platoniſchen Grundſätzen. 2.) Feßmaier gegen Joh. v. Müller über Stephan den Aeltern von Bayern ꝛc. 3.) Lipowsky, Herzog Chriſtoph von Bayern. 4.) Caroline Pichler Werke, Band 20—24 incl. (Frauenwürde). 5.) Herrmann, Geſchichte der Israeliten in Böhmen. 6.) Pertz, Geſchichte der Merowingiſchen Hausmeier. 7.) a. Kortum, Kaiſer Friedrich I.; b. Voigt, Geſchichte des Lombardenbundes ꝛc. 8.) a. Proben von den Leake'ſchen 5 Claſſen des Schriftneugriechiſchen; b. Ideen über unſre Erasmiſche Ausſprache des Altgriechiſchen. 9.) Grivaud de la Vincelle, recueil de monumens antiques. 10.) Pauly anthologia poematum latin. aevi recent. 11.) Schopenhauer, die Welt als Vorſtellung und Wille. 12.) Terrick Hamilton Antar. 13.) Mariä Kronung ꝛc., nach Joh. v Fieſole, gezeichnet von Ternite, erklärt ꝛc. von Aug. W. v. Schlegel. — Das Anzeigeblatt enthält: a) Bayerns hiſtor. Literatur, und deren beſondere Ausbeute für Oeſterreich (Beſchluß). b) Ueber die norwegiſchen, ſchwediſchen und isländiſchen Literaturen ꝛc. v. Rask. c) Proben aus dem öſterr. Idiotikon, von Ziska. d) Das Schehinſchahname, oder das Buch des Königs der Könige. — (Jährlich erſcheinen 4 Bände auf Velinpapier hier bey Gerold und koſten 30 fl. W. W.)

Frau Eliſe von Hohenhauſen, geb. von Ochs, iſt ſeit einigen Tagen in Hamburg. Sie iſt Willens, Lord Byrons Gedichte in unſere Sprache zu übertragen, und iſt deßhalb dahin gekommen, um ſich an den Ufern des Meers, durch eigene Anſchauung mehrere Schilderungen des brittiſchen Dichters lebhafter zu vergegenwärtigen.

Zu New-York hat ſich eine neue Societät gebildet, unter dem Namen: The New-York Corresponding Association, for the promotion of Internal Improvements. Der Zweck der Geſellſchaft iſt, alle nützlichen Verbeſſerungen, die den Landhandel und die inländiſche Schiffahrt betreffen, durch Correſpondenz zur allgemeinern Kenntniß zu bringen.

In Frankreich beſteht unter dem Namen der ſchwarzen Bande, eine Art Geſellſchaft, die es ſich zum Geſchäft macht, alte Schlöſſer und andere Denkmäler des Alterthums einzureißen. So haben ſie z. B. das ſchöne Schloß von Montmorency zerſtört. Auch anderwärts ſcheint dieſe ehrenwerthe Compagnie ihre ſchwarzen Brüder zu haben.

Gedruckt bey J. B. Walliſhauſſer.



Converſationsblatt.

12.

Dinſtag, den 10. Auguſt 1819.

Hernando.

Von Dan. Leßmann.

(Schluß von Nr. 10.)

Sie treten ein, und eine weite Halle,
In die der Tag von oben zaubriſch fällt,
Umgibt ſie langgeſchweift nach allen Seiten.
Zerſtreut in traur'gen Gruppen liegen hier
Der Künſte Werk' und ſtolzer Pracht Gebilde;
Gebälk und Flügelthüren und Geſimſe,
Und neben umgeſtürzten Trageſäulen
Zerſtückte Marmorbilder. Auf den Wänden
Des Alters trüber Firniß laſtete,
Und was die Hand des Meiſters dran gebildet,
Durch Sturm und Regen hatt' es längſt die Zeit
Hinweggeführt. Die linke Wand allein,
Vor'm rauhen Kuß des Boreas geſchützt,
Verrieth Geſtalten ſtaunenswerther Kunſt.
Hernando tritt hinan, und tritt zurück, und faßt

Entflammt des Greiſes Hand. Ein zweyter Blick,
Und überraſcht erkennt ſein trunknes Aug'
Die Stadt der Städte, wo Mariens Sohn
Der Leidenskrone Dorngeflecht bekränzt,
Erkennt den Oehlberg und des Jordans Strom,
Des Meeres gelben Sand, und in der Ferne
Das blaue Duftgebirge Libanons.
In halb erhabner Arbeit war, an Größ'
Und Ausdruck wundernswürdig, alles dieß
Vom weiſen Künſtler glücklich ausgeführt,
Und in ſein Lob ergoß ſich laut der Jüngling.

Noch ſtand der junge Spanier angewurzelt
Vor'm ausdrucksvollen Wandgebild, und pries
Mit der Begeiſtrung vollem Redeſtrom
Des Künſtlers Geiſt und Hand. Bey Seite ſchlich
Der Greis indeß, und öffnete geſchickt,
Ein kleines Wandverſchloß, und langte draus
Ein elfenbeinern Schächtelchen hervor.
Man ſieht's, man lobt die Arbeit, und verſucht
Den Deckel abzuheben; es gelingt,
Und in der feinſten Wolle ſauber aufbewahrt,
Erſcheint ein Kirſchkern; außerm Kirſchkern iſt
Im Schächtelchen nur Woll' und Luft zu treffen.
Die Wißbegier, geſpannt auf's Wunderbare,
Das dieſes Heiligthum in vollem Maß
Verſprach, ſo lächerlich getäuſcht zu ſehen,
Flößt Unmuth in des Jünglings heitren Sinn,
Und widerwillig kehrt er ſich vom Alten.
Doch hält der Mentor freundlich ihn zurück:
„Wer nichts am Wurm der Erde finden mag,
Ihm ſey verziehn, wenn er den Kern der Kirſch'
Verachtet liegen läßt." Er ſpricht's, und holt
Den Deckel her; im Deckel lag verborgen
Ein klargeſchliffnes Glas; das nimmt der Alte,
Hält's auf der Schachtel Oeffnung überm Kern,
Und ruft dem Jüngling zu, hindurchzuſehn.
Der Kaſtilianer lächelt, ſieht durch's Glas,
Sieht auf zum Greis, ſieht wieder durch das Glas,
Und ſeine Zunge lähmt ein langes Starren.
So ſtaunt das Kind, und hüpft vergnügt umher,
Wenn ihm zum erſtenmal der ältre Knabe
Das Gaukelbild der Seifenblaſe zeigt,
Der holden Farben ſchwimmendes Gemiſch
Sich wechſelnd dehnt, und durch einander fließt,
Und Bäum' und Häuſer und des Himmels Blau
Auf ihrer zarten Waſſerhaut ſich mahlt.
Denn auf dem Kerne deutlich ausgedrückt,
Gewahrt Hernando mächt'ge Felſenmaſſen,
Auf ihrem Gipfel runde Feſtungsthürme,

Palläſt und Kirchen, Häuſer ohne Zahl,
Umkränzt von ſtarker Mauern weitem Ringe.
Mit Kriegern ſind die Werke dicht beſetzt,
Dem Feinde droht Verderben das Geſchütz;
Und drunten an der Felſen Wurzel ſchwimmen
Auf breitem Fahrzeug die Belagerer;
Das ſtille Haus des triefenden Neptunus
Erſchallt vom Brüllen des gereizten Mars,
Und in der Fluth geheimſte Tiefen nieder
Taucht zitternd der Najaden flüchtig Volk;
Des Todes Blitze flammen weit umher,
Und unterm Fuß der kühnen Helden ſchäumt
Die zorn'ge See. Den Donner der Kanonen,
Den Ruf der Kämpfer glaubt das Ohr zu hören,
Und Leben athmet jeder Zug des Bildes. —
Beſchämt ergreift des Führers Hand der Jüngling;
Doch der Empfindung Füll' erſtickt das Wort,
Und was er ſagen will, erklärt beredter
Die Thrän' entzückter Rührung in dem Auge.
Und da der Rede Kraft ihm wiederkehrt,
Sein Arm mit Heftigkeit den Greis umſchlingt,
Sein glüh'nder Mund das würd'ge Antlitz küßt.

„Du haſt geſiegt, mein Vater, und erröthen
Macht mich vor dir mein kindiſcheitler Dünkel.
Dank ſey dem Künſtler und Verherrlichung,
Der auf dem winzigkleinen Runde hier
So große Herrlichkeit zu bilden wußte.
Denn ſtaun' ich dort des Prachtwerks an der Wand,
So fall' ich ehrfurchtsvoll vor dieſem nieder.“

Der Greis vernimmt's, und ſein Geſicht verklärt
Ein holdes Beyfallächeln.

„Nein, ich will
Von heut an nicht mehr ſünd'gen wider ihn,
Den Künſtler aller Künſtler über uns,
Will ſeine Größ' im Mond nicht nur bewundern,
Und all den Flammen ſeiner Schöpferpracht,
Auch in des Sandes kleinſtem Korn am Strand;
Des Elephanten Rieſenglieder nicht
Allein, das unbedeutendſte der Weſen,
Das kaum bemerkbar ſein Minutenleben
Auf einem einz'gen Blatt beginnt und ſchließt,
Sey heilig mir, und feſſle meinen Blick.“

„Genug, mein Sohn, wenn dir dein Irrthum klar.
Im Größten, ſiehſt du, wie im Kleinſten gibt
Es Wunder, und des Wunderns würd'gen viel.
Drum ſey dir jede Wiſſenſchaft verehrt.

Der emſ'ge Mann, der in der Nächte Stille
Des Mondes Berge nach dem Schatten mißt,
Und Zahlen häufend, des Planeten Weg
Durch's Rund der Sonne lang vorherbeſtimmt,
Nicht tiefer kann er ſich vorm Schöpfer neigen,
Verdientern Ruhm nicht erndten bey den Menſchen,
Als jener Wißbegier'ge, der beharrlich
Der Weidenraupe Muskelheere zählt.
Die Welt iſt weit, des Menſchen Raum beſchränkt;
Dem klugen Auge wird auch Kleines groß,
Und Größ' enthüllt ſich ihm am Kleinſten ſelbſt."

„Nimm meinen Dank für deine weiſe Lehre.
Für Allmacht blind ging ich mein ganzes Leben,
Wie heute vor dem bilderreichen Kern,
Vor tauſend Wundern ahnungslos vorüber;
Denn ich verſtand es nicht, Beobachtung,
Das hellgeſchliffne Glas, zur Hand zu nehmen.
Leb' wohl, und nimm mich gütig wieder auf;
Dein theures Korn ſoll würd'ge Früchte bringen."

Aus Franz Horns neuen Umriſſen *).

1.

Herder.

Am einfachſten, dünkt uns, mag in der damaligen Zeit (gegen 1790) Herder geſtanden haben. Der Schein iſt freylich gegen dieſe Meinung, denn gar manche aus der ſogenannten alten Zeit verſammelten ſich wohl um ihn, und da vermuthlich ſchöne literariſche und nicht-literariſche Erinnerungen ihn an ſie knüpften, ſo iſt hier freylich ein recht würdiges menſchliches Verhältniß möglich geweſen. Aber als Schriftſteller erſcheint er ſo hoch, daß er wohl nur ſelten begriffen oder auch nur geahndet ward, wobey denn auch nicht zu verhehlen iſt, daß zuweilen das Vortrefflichſte dicht neben dem Unerfreulichſten in ſeinen Schriften gefunden wird. Er war zu reich, um den Halbreichen zu gefallen, zu herbe für die Milden, und zu milde für die Herben, zu chriſtlich für die äſthetiſchen Heiden, und zu heidniſch-cosmopolitiſch-wiſſenſchaftlich für die — Spener der Zeit, falls es

---

*) Zur Geſchichte und Critik der ſchönen Literatur Deutſchlands, während der Jahre 1790 bis 1818. Berlin 1819.

ſolche gab. Wir glauben, es gibt in keiner Literatur Seinesgleichen, und wir meinen dieß ſowohl in Liebe als in Abneigung, in Lob als in Tadel für ihn. Auf die Zeit hat er leider bey weitem weniger gewirkt, als zu wünſchen geweſen wäre, und er auch nach ſeiner Geiſtesfülle vermocht hätte; aber er war für das größere Publicum bald zu gründlich, bald zu wortarm, bald zu ernſt, bald zu bitter u. ſ. w. Gewiß fehlte ihm die Liebe, die allein das Wirken entſcheidet, durchaus nicht, ja wir glauben, daß ſein ganzes beſtes Weſen auf Liebe gegründet war, aber ſie war nicht immer ſichtbar, und das verlangt das Publicum, vielleicht nicht immer ganz mit Unrecht.

Daß aber auch ſeine faſt nur Treffliches und Freundliches enthaltenden »zerſtreuten Blätter,« obwohl ſie hier und da öffentlich gerühmt wurden, doch nur wenig geleſen worden ſind, iſt ſchwerlich zu vergeben, und muß als eine ſchreyende Thatſache in unſerer neuern Literaturgeſchichte gerügt werden.

Um Herder klar zu erkennen, ſind von Göthe und Jean Paul Andeutungen gegeben, die, eben weil ſie die beyden Enden ſeines Weſens ſchildern, ſich recht wohl vereinigen laſſen, und ſo ein vollſtändiges Bild verſchaffen *).

2.

Kotzebue.

Die beſſern deutſchen Dramendichter ſchienen ſich um dieſe Zeit faſt verſchworen zu haben, nicht eigentlich für die Bühne zu ſchreiben, und doch verlangte das Publicum nach nichts ſo ſehr, als nach Bühnendarſtellung. Das erleichterte Kotzebue'n den Sieg noch mehr, als ſelbſt das (faſt möchten wir ſagen) entſetzliche Talent, immer genau zu wiſſen und ſich darnach zu richten, was der verwöhnteſte Theil der Zuſchauer haben will, wodurch ein Verhältniß entſtand zwiſchen dem Publicum und einem Dichter, wie es die Welt vielleicht noch nie geſehen. Wer einen halbverrückten Türken, der aber doch für edel erklärt wird, nebſt einigen frech-heilloſen Bemerkungen über das Chriſtenthum hören mochte, für den ſchrieb K. den Eremiten von Formentera, während Adelheid von Wülfingen nach Kräften bemüht war, den Gräßlichkeitsfreunden zu gefallen. Wem die tollſte Aufklärungswuth in luſtigſter Verworrenheit erfreulich ſchien, dem kam Bru-

---

*) Es iſt häufig vergeſſen worden, daß Göthe den Jüngling Herder, Jean Paul den Mann und Greis ſchildert.

der Moritz zu Hülfe, und wer Liederlichkeit mit wohlfeilem Edelmuth und Spaß vereint wünſchte, dem griff das Kind der Liebe freundlich unter die Arme.

Indeſſen waren doch alle dieſe nicht ganz talentloſen Sachen unvermögend, einen durchaus dauernden Ruf zu gewinnen. Dazu bedurfte es eines Werkes, wie Menſchenhaß und Reue, aus dem ſich faſt jeder Zuſchauer irgend etwas Angenehmes nehmen konnte. Ein ſpaßhafter Graf, der ins Waſſer fällt, und Fliegen todtſchlägt, ein ſpaßhafterer Haushofmeiſter, und der ſpaßhafteſte Peter bilden hier einen überdachten Climax. Eine faſt furchtbare Ehebrecherinn, die mit einem ihr ſelbſt verächtlichen Menſchen davon läuft, und außer dem Manne auch noch ihre beyden Kinder verläßt, die aber dennoch höchſt edel und rührend iſt, und von Zeit zu Zeit ſich erinnert, ſie müſſe über alle Maßen bereuen, wozu ſie es ſich ordentlich bequem gemacht hat, ein Menſchenhaſſer, der keineswegeſ, wie man hat haben wollen, ein ſtarrer Granitfelſen iſt, ſondern weichem Schlamm nicht unähnlich: das und noch viel anderes mußte wohl rühren und erfreuen, und hat gerührt und erfreut in allen fünf Welttheilen; ja wäre noch ein ſechster entdeckbar, wir ſtänden auch für den nicht.

Aber es gehörten auch ſolche unverwelkliche Lorbeern dazu, um die fatalen Dinge zu ertragen, die dieſer Schriftſteller außerdem zu Tage förderte. Er verfertigte ein Pasquill, das wohl zu widerlich iſt, um davon zu reden, er ſchalt, ſo oft es die Gelegenheit mit ſich brachte, in ſeinen Schauſpielen auf die Verhältniſſe der Stände, inſonderheit auf den Adel, und ſchrieb dennoch ein apartes Buch, das aber nicht ſonderlich gerieth, für denſelben; mit einem Worte, er bließ nicht ſelten kalt und warm faſt zu gleicher Zeit aus Einem Munde. Die Mehrheit des deutſchen Publicums iſt wenigſtens darin zu loben, daß es dergleichen Unſittlichkeiten und Inconſequenzen ſonſt nicht leicht verzeiht; aber ihm verzieh es, denn das konnte ihm doch niemand beſtreiten, daß er ununterbrochen beſchäftigt war, von der Bühne herab zu amüſiren, welches freylich nach einer bekannten Erläuterung ſo viel heißt, als »entmuſen.«

3.

Jean Paul.

— Wir nennen hier vor allen Jean Paul Friedrich Richter. Seine erſten Werke freylich, die »Grönländiſchen Prozeſſe,« (Berlin 1783) und die »Auswahl aus des Teufels Papieren« (Gera

1789) waren faſt ſpurlos vorüber gegangen, wobey ſowohl die Leſer als der Verfaſſer einige Schuld hatten. Es iſt den meiſten Deutſchen nicht wohl möglich zu glauben, daß ein angehender Schriftſteller vortrefflich ſey; ja manche unter ihnen wollen bloß mit berühmten Namen etwas zu thun haben, ohne zu bedenken, daß doch auch der Berühmteſte einmal hat ſehr unberühmt ſeyn müſſen, und daß, um berühmt zu ſeyn, ein Anfang des Berühmtwerdens nöthig ſey. Die meiſten Recenſenten im äſthetiſchen Falle meinen ferner, es ſey eine lange Prüfungszeit und tüchtiges Fegefeuer dem jungen Genie ſehr heilſam, weshalb ſie auch gewöhnlich beſagte Genien derb anfahren, gleichſam fragend, wie ſie ſich unterſtehen können, ſo genialiſch zu ſeyn. Sie möchten der Wahrheit die Ehre geben und geſtehen, daß ſie das wenigſtens nicht von ihnen, den Recenſenten gelernt hätten.

Außer dieſem etwas heftigen und vielleicht groben Fegefeuer gibt es aber auch noch ein feines, langſam ſchleichendes, welches darin beſteht, daß man den jungen genialen Mann geruhig ſprechen läßt, was er irgend will, ohne Notiz davon zu nehmen, ſo daß die alte Sage vom heiligen Antonius, der den Fiſchen predigte, die ſich ohnehin nicht beſſern konnten, eine rührende allegoriſche Beziehung gewinnt.

Beyde Fegefeuer iſt Friedrich Richter redlich durchgegangen, und wenn wir ihn deshalb gar ſehr rühmen, ſo wollen wir doch auch nicht vergeſſen, daß auch auf ihm, dem ſchreibenden Jüngling, einige Schuld haftete. Seine grönländiſchen Proceſſe ſind wirklich hier und da faſt ſo kalt als das Land, von dem ſie den Namen haben, und der Proceßführer begnügt ſich nicht etwa bloß mit einfachem Salz, ſondern beſtreuet das Salz mit Salz, was allerdings über die Gebühr zu gehen ſcheint, obwohl es, beyläufig geſagt, doch immer beſſer und geſünder ſeyn mag, als Zucker mit Zucker beſtreut. Ferner iſt nicht zu läugnen, daß manche Gegenſtände, die hier von der Satyre getroffen werden, jetzt kaum mehr jung erſcheinen; andere auch wohl, trotz alles Pfeilregens aus dem Köcher des Satirikers, noch faſt unverletzt daſtehn.

Waren nun jene Prozeſſe meiſtens zu ſalzig, ſo dürfte man einiges in der Auswahl aus den Teufelspapieren (die jetzt überaus ſelten ſind), zu ſäuerlich nennen, da zwar überall ein höchſt edles und kräftiges, mitunter aber auch leidendes Gemüth ſichtbar wird, dem lyriſche Erhebungen und rein elegiſche Ergießungen beſſer bekommen ſeyn würden, als ſtetes ſatiriſches Fechten, das, bey aller Bedeutſamkeit, doch nicht immer Beruhigung genug gewährt.

Erſt in der unſichtbaren Loge und im Hesperus hatte Richter die wahre Befreundung mit ſich ſelbſt, mit den Menſchen, und eben deshalb auch jene Stimmung gefunden, zu der ſich die Poeſie hinneigen kann.

Wir wollen von dieſen lieben Werken hier nichts weiter ſagen, als daß ſie aus einem reinen, tiefen und liebenden Gemüth hervor gegangen ſind, wodurch wir aber auch recht viel und zwar mit den kürzeſten Worten ausgeſagt zu haben glauben. »Rein« — ſo waren nicht die Werke der Romanſchriftſteller Z und Tz, und vieler anderen, denn ihre Phantaſie hatte ſich verderbt durch das Anſchauen des Gemeinen, oder war in die Schule gegangen bey Franzoſen, die hier nichts lehren können, als Unglückliches. »Tief« — dieſer Dichter hatte gehandelt und geduldet, gelitten und gerungen, das ſprach ſich überall aus, und darum wußte er auch in ſeiner eigenen Bruſt Beſcheid, und in der Menſchenbruſt überhaupt. Er ſchwankte nicht mit leichtem Kahn am Ufer, ſondern mit vollem Segel ſteuerte er auf dem offenen Weltmeer des Lebens, und wohl durfte er ſich verlaſſen auf die Kraft, die ihn in den Hafen zurückführen konnte. »Liebend« — darin liegt gewiſſermaßen das ſchöne Geheimniß aller ſeiner Schriften; denn wenn ſchon das Leben ohne die Liebe nicht des Athemholens werth iſt, das wir an daſſelbe verſchwenden, wie ſollte ſich die Poeſie herablaſſen können in ein liebeloſes Gemüth? Sie will kein anderes Gemüth, als ein durch Thaten und Schmerzen, Freuden und Thränen geläutertes, dem nur das Höchſte, die Liebe, wahre Beruhigung geben kann und gegeben hat. Dann aber zeigt ſie ſich auch in ihrem ganzen Reichthum, und ſie lehrt den Dichter heimiſch ſeyn auf der treuen, traulichen Erde, aber auch erſchauen die ſüßen Geheimniſſe des Himmels, und — die unſelig-reiche, farbig-furchtbare Welt der Hölle.

Wir wollen ſehr gern, in Beziehung auf Richter, mit gerechtem Lobe des deutſchen Publicums gedenken, das ſchon damals dieſen Dichter mit ehrfurchtsvoller Liebe betrachtete; aber wir würden es noch mehr loben, wenn es ihn nicht größtentheils einſeitig genoſſen hätte. Es hatte nämlich noch niemals einen Dichter gefunden, der das Herz bald ſo zart und leiſe, bald ſo gewaltig und furchtbar in allen ſeinen Wurzeln und Adern erregt hätte, und da das nicht Jedermann ertragen konnte, ſo hielt man ſich beſonders an ſolche Stellen, in denen es unmittelbar auf jenes Herz abgeſehen zu ſeyn ſchien. Andere gingen ſchon weiter, und nahmen ſich wenigſtens einzelne Charactere als Gegenſtände ihrer beſondern Bewunderung und Liebe heraus, z. B. Amandus aus der unſichtbaren Loge, und Emanuel und Julius aus dem Hesperus. Es iſt freylich von vielen hunderten viele hundertmal geſagt worden, daß man mit einem Dichterwerke nicht alſo verfahren dürfe, indem dadurch der Organismus deſſelben zerriſſen wird; demungeachtet geſchieht es bis heute von vielen Hunderten, wie jeder wiſſen wird, der ein wirklich geſelliges Leben führt, zum Beweiſe, daß in unſerm edlen ſinnigen Deutſchland, das wir mit Recht gegen alle übrigen Länder der Erde zuſammen genommen, nicht vertauſchen möchten, und bey ſo manchen herrlichen Anlagen der Deutſchen, dennoch eine rein poetiſche Bildung, ja ſelbſt nur eine rein poetiſche Genußfähigkeit zu den ſeltnern Gaben gehört. Wobey wir aber ſtets die Hoffnung feſthalten ſollen, daß die Folgezeit auch hierin günſtige Veränderungen geben werde.

Wie nun jedes unrechte Verfahren Folgen haben muß, die gleichfalls unrecht ſind, ſo auch dieſes. Einige glaubten Richtern genug gelobt zu haben, wenn ſie ihn für einen ſehr empfindſamen, auf jegliches Leiden ſich wohl verſtehenden Mann erklärten. Andere dagegen überſchlugen wohl gar ſämmtliche ſogenannte ſentimentale Stellen, und meinten überraſch, es ſey doch auch viel Weichliches dabey; fanden aber ein königliches Ergötzen an der Fülle von Witz und Laune, Humor und reinem Scherz. Beyde Theile hatten ſehr unrecht, denn nur in dem Verein oder in der Verſchmelzung des reinen Ernſtes und des tiefſten Gefühls mit dem blühendſten und reichſten Scherz, liegt der Character dieſes Dichters.

In der damaligen Zeit (wir meinen die Jahre 94 bis etwa 98) wurde faſt allein das Sentimentale genoſſen, ſo daß bey einigen, die davon zu viel hörten, ohne ſelbſt zu unterſuchen, jene völlig irrige Meinung ſich feſtſetzte, dieſer Richter, den man eher zuweilen Ueberkraft und Ueberderbtheit Schuld geben könnte, gehe mitunter darauf aus, das Gefühl zu verweichlichen. Es iſt betrübt, ſo etwas erzählen zu müſſen, aber der Literaturhiſtoriker darf ſich bekanntlich auch die traurigen Pflichten nicht erlaſſen.

(4 und 5 folgen.)

……

Die Bekanntſchaft.

Was ſeh' ich? fein Püppchen!
Du haſt ja zwey Grübchen?
Das ſteht recht fein.
O werde mein Liebchen,
Dann lächeln die Grübchen
Nur mir allein.

Was ſeh' ich? fein Püppchen!
Du haſt ja ein Stübchen
Recht nett und klein?
O werde mein Liebchen,
Und öffne das Stübchen
Nur mir allein.

Was ſeh' ich? fein Püppchen!
Du haſt auch ein Bübchen,
Blondlockig, — klein?
Dran werden die Grübchen,
Das heimliche Stübchen
Wohl Urſach ſeyn.

J. F. Caſtelli.

……

Die eiſerne Krone.

Die eiſerne Krone, in der Mailändiſchen Stadt Monza im Schatze der Kirche S. Joh. d. Täuf., von reinem Golde, verziert mit 18 farbigen Edelſteinen und 72 Perlen, 2 1/4 Zoll hoch, in ihrem Umfange 6 Zoll und alſo ſo klein, daß dieſelbe nicht den Kopf eines Erwachſenen umfaſſen kann, wird deßhalb die eiſerne genannt, weil innerhalb derſelben ein eiſerner Reif (6 Linien hoch), ſich befindet, welcher aus einem der vier Nägel gefertigt ſeyn ſoll, mit welchen Chriſtus an's Kreuz geſchlagen wurde, und welche mit dieſem Kreuze von der Kaiſerinn Helena, im J. C. 326 aufgefunden wurden, wie erzählt wird.

Wie das Buch: Ecclesia nascens Martyrum sanguino p. 205. ſagt, hat die Kaiſerinn Helena zwey dieſer Kreuzes-Nägel zu Pferdegebiſſen, welche ſie ihrem Sohne, Conſtantin dem Großen, verehrte, verarbeiten, den dritten in die Kaiſerliche Krone fügen, und den vierten in die Tiefe der, wegen vieler Schiffbrüche berüchtigten, Gegend des Adriatiſchen Meeres bey Satelino, werfen laſſen, welcher Fluth und Stürme gebändiget habe; der Nagel aber habe, wie die Axt des Eliſa (2. Buch d. Könige IV. 5. 6.), auf dem Waſſer geſchwommen, und ſey nachher nach Trier geſchenkt werden. Eine Inſcription in der Chiesa della Pascione zu Mailand ſagt deßhalb von dem einen Nagel:

Aperit Clavis,
Et claudit Clavus,
Dirigit, figit, et coronat.
Fraenavit equum,
Fraenavit sensum,
Coronat Augustos.

Dieſe Krone nun ſoll K. Conſtantinus Tiberius dem nachherigen Pabſt Gregor dem Großen, als er im J. 586 als Geſandter des Pabſt's in Conſtantinopel war, geſchenkt haben. Wenigſtens ſellen alle Geſchichtſchreiber dahin überein kommen, daß P. Gregor, nachdem er 596 den Päbſtlichen Stuhl beſtiegen hatte, dieſe eiſerne Krone der Königinn Theodelinda, als ſie ihren Gemahl Agilulph ganz liebreich der Katheliſchen Kirche zuführte, geſchenkt habe, welche dieſelbe hernach in der von ihr erbauten Kirche zu Monza aufbewahren ließ.

Beynahe alle Römiſchen Kaiſer von Karl d. Gr. bis Karl V. (1530) ſind, als Könige von Italien, damit gekrönt worden, ausgenommen die Kaiſer Heinrich VII, und Ludwig der Baier, weil die Krone damals nach Avignon gebracht worden war. Heinrich ließ eine ähnliche Krone von Eiſen machen, die vergoldet und mit Edelſteinen beſetzt war, mit welcher er und Ludwig gekrönt wurden.

Le Beau ſagt: der Gebrauch, welchen K. Conſtantin von den von ſeiner Mutter erhaltenen Kreuzes-Nägeln gemacht habe, ſey eben nicht ganz deutlich angegeben; Alles, was man aus den Zeugniſſen der Original-Schriftſteller wiſſe, ſey dieſes, daß der Kaiſer die Nägel zu ſeinem Helme und Pferdegebiß habe verarbeiten laſſen, ihn zu ſchützen in Feldſchlachten.

Varenne ſagt beſtimmt, ohne jedoch nach franzöſiſcher Art Belege anzuführen, K. Conſtantin habe une partie der Nägel in ſeinen Helm verarbeiten laſſen, als Waffenſchutz in Gefahren.

G. S. Bayer meint, dieſe ſogenannte eiſerne Krone ſey keinesweges ſo alt, daß dieſelbe von Conſtantin d. Gr. herrühren könne, ſondern ihre Entſtehung gehöre in die Zeiten des K. Agilulph, und zwar (wie Murr meint) zum J. 604.

Derſelbe fährt (S. 31) weiter fort: »Eine Münze des Kaiſers Leo III. (717—780) iſt die erſte mir vorgekommene, auf welcher eine Hauptzierde ſich befindet, welche der eiſernen Krone ſehr ähnlich iſt; die Abbildung derſelben hat Eckhel Mus. Caes. T. II. p. 146. n. 5.«

Pallhauſen (S. 268) tritt der Meinung des P. Allegranza bey, welcher bemerkt: Kaiſer Conſtantin habe die eiſerne Krone nicht auf dem Kopfe um die Schläfe, ſondern oben auf dem Helme (als Helmkleinod) befeſtiget, getragen. Dieſes ſey durch des Kaiſers eigene Münzen zu beweiſen, nach Abbildungen bey Banduri T. II. p. 215 und 217. Dazu ſetzt Pallhauſen, er habe Münzen in dem k. Münzkabinet zu München geſehen, »mit dem kleinen, ſehr deutlich ausgedruckten Diadem, welches K. Conſtantin auf dem Helme trug, und das mit der ſogenannten eiſernen Krone wirklich Aehnlichkeit habe.«

Den Kopfzierrath dieſer Münzen erklärt aber Du Fresne (Hist. Byzant. T. I. p. 19. 21) für einen zu jener Zeit aufgekommenen kaiſerlichen Hauptſchmuck oder eine Hauptbedeckung, welche die Schriftſteller der mittleren Zeit Camelaucum benannt haben. Dieſes beſchreibt der angeführte Autor als eine das Haupthaar umfaſſende Haube oder Mütze aus Kamehlhaaren.

Heineccius ſagt: Camelaucus oder Camelauchium war ein ſchwarzer Hut von Kamehlhaaren, und zwar wie ein kleiner Helm über dem Kopf erhaben. Die Geiſtlichen trugen ſolche vornehmlich, doch auch die Kaiſer. Man konnte dieſe Hüte über das Geſicht herabziehen. In Griechenland tragen noch jetzt die Geiſtlichen ſolche Hüte.

Pfeiffer (Catalog. Numism. antiq. p. 827. n. 653) hält den Kopfputz auf dieſen Münzen für einen beſiederten Helm, der unter dem Kinn mit einem Blechſtreifen befeſtiget und angeſchloſſen ſey.

Dieſe Beſchreibung trifft mit der Abbildung bey Du Fresne a. a. O. und bey Banduri (Numism. Imperat. Rom. T. II. p. 215. 217) genau überein.

Uebrigens gedenkt weder Mediobarbus (Imp. Rom. Numism. p. 462) noch Banduri, noch Eckhel bey Beſchreibung dieſer Münzen des Camelaucii. Letzterer hat nicht einmal in ſeiner Doctrina Numorum veterum des Typus: Victoriae Laetae Princ.

perp. gedacht, ob er gleich (T. VIII. p. 505) das Camelaucium im Allgemeinen berührt.

Fünf Exemplare dieſer Münze, eins von Silber und vier von Erz, ſtimmen mit **Pfeiffers** obiger Beſchreibung überein, und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß ein Helm, nicht aber eine Haube oder Mütze bezeichnet ſey, und daß dieſer Helm darauf Beziehung haben möge, daß er aus den Nägeln gefertiget worden.

Ob aber die obenauf befindliche Figur die eiſerne Krone vorſtellen ſolle, iſt eine andere Frage. Sie iſt einem Federbuſche ähnlicher, als den Abbildungen der eiſernen Krone. Auch die von **Murr** angeführte Zeichnung der Münze des Kaiſers **Leo III.** kommt mit dem **Conſtantiniſchen** Helme nicht überein, ſondern iſt einem Stirnbande ähnlicher, oder einem metallenen Reif, der um den Kopf herum geht. Stellt dieſer die **eiſerne Krone** vor, ſo iſt ſie alt genug, doch viel neuer als K. **Conſtantins** Münzen.

—*

Novelliſtik.

Auf der Eiſengießerey in Berlin iſt man mit dem Denkmale beſchäftigt, welches nahe bey der Stadt (auf einem Sandhügel, der Templower **Berg** benannt) zur Erinnerung an den jüngſten Kampf, errichtet wird. Es iſt das bedeutendſte Monument, welches bis jetzt daſelbſt in Eiſen gegoſſen wurde. Ueberhaupt iſt man dort ſehr beſchäftigt, und ein beſonders viel Erwerb bringender Artikel ſind die Grab-Denkmale, von denen in 8 Jahren (ſo lange beſteht dieſe Eiſengießerey) ſchon über 3000 Stück, zu 60 bis 3000 Thlr. im Preiſe gefertigt wurden. Auch in den Haushaltungen ſind ſchon viele Artikel von ſolchem Guſſe, als: Plätteiſen, Kaffeemühlen, Leuchter u. ſ. w. — Noch eine Merkwürdigkeit ſind Gebäude, die, ſtatt hölzernen Gebälkes, eiſerne Bogen, Stangen und Platten haben, ſo daß nur Eiſen und Stein zu dem Bau gebraucht werden; es iſt eben wieder ein ſolches Haus in Arbeit und beynahe vollendet, und in demſelben wird auch die Dampfmaſchine künftig benutzt, die ſchon vielfach in Anwendung iſt, z. B. bey der Porzellan-Manufactur. Die Straßen ſtatt mit Steinen mit Eiſenſtücken zu belegen, ſoll auch nächſtens (und namentlich auf dem Schloßplatze) verſucht werden, doch glaubt man nicht, daß man dieſe Neuerung wird allgemeiner machen können, weil die Koſten gar ſehr zu Gunſten des Steinpflaſters entſcheiden möchten.

Der geſchätzte Aſtronom **Bode** hat herausgegeben: »Gedanken über den Witterungslauf,« die man als ſehr zeitgemäß betrachten kann, da Viele, größſentheils aus Mißverſtand, wieder von möglichen Wetter-Prophezeihungen ſchwatzen. Bode ſagt (Seite 56) mit aller Beſtimmtheit: Es kann, meines Erachtens, ſchlechterdings keine eigentliche Witterungslehre geben, und die Mühe, die ſo manche Naturforſcher und Meteorologen, zur Erfindung einer Theorie derſelben, angewendet, ſcheint gänzlich fruchtlos zu ſeyn, wie alle bisherigen Verſuche und Erfahrungen gelehrt haben. Nur öftere und anhaltende Witterungs-Beobachtungen mögen Statt finden, aus denen ſich vielleicht künftig etwas folgern läßt, das zu wahrſcheinlichen Vermuthungen über die Beſchaffenheit der künftigen Veränderung des Wetters führen kann. Es muß aber dabey die Einſchränkung Statt finden, daß ſolche nur für nicht weitläuftige Gegenden, und wohl gar nur für eine kurze Zeitperiode brauchbar bleiben dürften. Die Meteorologie noch jetzt zu einer Wiſſenſchaft zu erheben, hieße die uralte, grundloſe Aſtrologie der wahren Aſtronomie wieder an die Seite ſetzen.«

In den Niederlanden gibt es eine Gattung beſonders großer Hunde, welche wie die Pferde geſchirrt werden, und man führt gewöhnlich Fiſche, grüne Waare, Eyer u. d. gl., auf kleinen Wägen mit ihnen zur Stadt. Dieſe Hunde gebrauchte man vor dem Jahre 1795 zum Schwärzen der verbotenen Waaren, und da ſeit 1815 dieſe Art von Schwärzerey abermals in Gebrauch gekommen, ſo wird es nicht unangenehm ſeyn, zu erfahren, wie ſie mit dieſen Hunden betrieben wird. — 15 bis 20 Hunde werden angeſchirrt wie Maulthiere, und auf Satteln werden die verbotenen Waaren angebunden. Dieſe Hunde werden aus zwey nicht weit von der Gränze gelegenen Dörfern auf unwegſamen Fußſteigen bey der Nacht ausgetrieben, ihr Führer iſt ein guter Spurhund, welcher nicht beladen iſt und um ein Gutes vorausläuft, um zu recognosciren. Bemerkt er etwa einen Ueberreiter oder Gränzwächter, ſo eilt er zu den übrigen Hunden zurück und verſteckt ſich mit ihnen, entweder in einen Graben oder in das Geſträuch; und wenn er glaubt, daß die Straße ſicher iſt, begibt er ſich wieder mit den beladenen Kameraden auf den Weg. So kömmt er bey Mitternacht zu dem bekannten Hauſe, und zeigt durch Bellen ſeine Ankunft an. Der den Transport erwartende Bauer geht hinaus und gibt den im Hinterhalt bleibenden Hunden durch Pfeifen ein Zeichen; dieſe eilen in größter Geſchwindigkeit in das Haus, werden von ihrer Laſt entledigt, gut gefüttert, und den folgenden ganzen Tag ruhen ſie in einem Hausbehältniſſe aus. Gegen Mitternacht werden ſie wieder mit ihrem Führer zurückgeſchickt, der ſie auf die nämliche Art nach Hauſe bringt. Ein ſolcher Hund wird mit 10 bis 12 Ducaten bezahlt.

Ein neues Werk von Grävell, »der Bürger« betitelt, welches als Fortſetzung von ſeinem vielgeleſenen Buche »der Menſch« erſcheinen ſollte, hat in Berlin nicht die Cenſur paſſirt; doch glaubt man, es ſey nur ein Mißverſtändniß. Es ſoll zwar allerdings manches Kühne, aber auch entſchieden viel Gutes enthalten.

In Berlin iſt einmal wieder der Fall vorgekommen, daß ein Portraitmahler, dem man ſeine beſtellten Arbeiten tadelte, und gering bezahlen oder gar nicht abnehmen wollte, zwey Portraits einem Trödler übergab, und ſie auf der Straße aushängen ließ. Da die Aehnlichkeit auffallend, und die Portraitirten (reiche Leute!) bekannt ſind, ſo gibt es viele Schauende und viel Redens. Der Mahler hat jetzt den doppelten Preis darauf geſetzt.

Canova läßt in ſeinem Heimath-Dörſchen, bey Battano, mit Hülfe der Gemeine, eine Pfarrkirche auf einer Anhöhe bauen, einen altdeutſchen Tempel, wie das Parthenon. In dieſem wird er ſeine Coloſſal-Statue, die Religion, eine Magdalena und einen Johannes den Täufer, einige Basreliefs, und ſein Grabmahl aufſtellen. Hierzu ſtiftet er eine Pfarre und zwey Caplaneyen, und bringt das Gebirgs-Dörſchen durch eine Landſtraße von 1 Miglie Länge in Verbindung mit der Welt. Solche Züge von Anhänglichkeit an die Heimath haben in Italien viel Köſtliches hervorgebracht. Mag auch Eitelkeit mit im Spiele ſeyn, die Hauptſache iſt, daß ſo etwas geſchieht! Canova ſoll über 60,000 Thlr. zu dieſem Zwecke gewidmet haben. — Thorwaldſens Statue, das Bild der Fürſtinn Bariatinska als Silentio dargeſtellt, möchte leicht die gelungenſte und ſinnigſte Porträt-Statue der neueren Zeit ſeyn. Sein Denkmal für den 10. Auguſt wird in die Schweiz abgehen, und die Ausführung im Felſen hoffentlich der Idee nicht unwürdig ſeyn.

Die zur Ausſpielung des k. k. priv. Theaters an der Wien eröffnete Lotterie hat einen ſo guten Fortgang, daß ſchon jetzt kein Rücktritt mehr zu beſorgen ſteht. Die Bewohner der Reſidenz nehmen allgemein einen ſehr entſcheidenden Antheil daran, und wem ſeine Verhältniſſe nicht erlauben, ſelbſt ein Los gleich baar zu bezahlen, der hat ſich einem Spielverein von mehreren Perſonen angeſchloſſen, zu welchem man wöchentlich eine feſtgeſetzte Kleinigkeit entrichtet, deren Geſammtbetrag gewöhnlich jeden Monath den Ankauf von 4 bis 5 Loſen möglich macht. Solcher Geſellſchaften ſind in Wien, ſelbſt bey den unterſten Claſſen, unzählige; von allen, dem Ref. bekannten, verdient ſeines Erachtens aber die Einrichtung des Spielvereins zu den fünf Lerchen an der Wien, vorzüglich einer rühmlichen Erwähnung bloß deßhalb, weil dort die Beyträge zum Ankauf der Loſe auf eine, jedem Theilnehmer eben ſo angenehme als nützliche Weiſe bezogen werden, nämlich durch das bekannte Reimſpiel, wobey nach den ſtrengſten Regeln der Sprachlehre und Rechtſchreibung gereimt, in ſtreitigen oder zweifelhaften Fällen aber Herrn Adelungs Wörterbuch als Schiedsrichter angenommen wird. Obſchon dieſe Geſellſchaft aus zwanzig ſehr gebildeten Männern beſteht, von denen ſich wohl erwarten läßt, daß ſie für begangene Sprach- und Schreibfehler eben nicht viel Strafen zu zahlen haben werden, ſo ſind doch die Caſſenzuflüſſe um ſo bedeutender durch die gleichzeitige Einſetzung gewiſſer Formalitäten beym Spiel — die man größtentheils aus Unachtſamkeit oder Muthwillen übertritt — durch unehrerbietige Aeußerungen über Herrn v. Adelung, der nie anders als mit Verſetzung dieſer beyden Prädicate genannt werden darf, durch die beſtimmten Ausbleibegebühren u. ſ. w. — Weniger Theilnahme erhielt bisher die zugleich ſtatt findende Lotterie der Baron Wimmer'ſchen Herrſchaft Großzdikau mit dem Gute Wattietiz, für welche nun der Eigenthümer — wie man ſagt — auch eine Summe von 300,000 Gulden in Zwanzigern als Aequivalent an den Gewinner, der ſie nicht zu behalten geſonnen wäre, feſtſehen will. — Wahrſcheinlich würde dadurch die Redaction des Frankfurter-Staats-Riſtretto eine neue Veranlaſſung erhalten, entweder ihren Verdruß über das Verunglücken der daſigen Claſſen-Lotterie recht hämiſch an den Tag zu legen, oder ihre grenzenloſe Unbekanntſchaft mit den öſterreichiſchen Geldverhältniſſen auf eine bemitleidenswerthe Art zu beurkunden, denn jüngſt behauptete ſie bey Erwähnung der Ausſpielung des k. k. priv Theaters an der Wien, daß dem Gewinner desſelben im Nichtbehaltungsfalle dreymal hundert tauſend Gulden in Zwanzigern ausgezahlt werden ſollen: »dabey müſſe ohne Zweifel eine Täuſchung zum Grunde liegen, da man in Oeſterreich gar keine Zwanziger, ſondern bloß Papiergeld haben!! ?

Kr.

Im Anfange des vorigen Monaths kam in Liverpool ein mit 3—400 Tonnen belaſtetes Dampfſchiff von der Mündung der Savannah, nach einer zwanzigtägigen Schiffahrt an; es war das erſte, welches den atlantiſchen Ozean gegen Wind und Strom durchſchifft hatte.

Der berühmte franzöſiſche Mahler David beſchäftiget ſich in Brüſſel mit der Vollendung eines neuen Gemähldes, welches den Zorn des Achilles gegen Agamemnon vorſtellen wird. Es iſt, ſagt man, dasjenige, womit dieſer große Künſtler ſeine Arbeiten beſchließen will.

Folgende Stelle iſt aus einem Werke ausgehoben, welches in Paris im Jahre 1606 unter dem Titel erſchien: Trois traités de la noblesse, par Mr. Dethierriat, écuyer, Seigneur de Lochepierre. Der Verfaſſer ſtellt darin folgenden Satz auf: »Combien qu'il y ayt un certain aage, requis aux personnes, pour estre pourveuz aux bénéfices; jouyr de ses biens: iceux aliéner, toutes fois, les gentils-hommes ont ce priuilége que leur noblesse supplée au déffault de l'age requis nécessaire aux autres homes; et mesmes au lieu que les ignobles doivent faire leur quinquennium aux escolles, pour être graduez en droict canon et civil. Toutesfois il suffit au gentilhomme, faire le triennum? soit que le droict nous ait estimés plus aptes à comprendre les sciences que les ignobles, parceque la chasse nous estant permise nous mangeons plus de perdrix et autres chaires delicates qu'eux, ce qui nous rend vn sens et vne intelligence plus desliée qu'à ceux qui se nourrissent de boeuf et de pourceau.« Schwerlich dürfte man in der deutſchen Literatur ein ähnlich ſtarkes Beyſpiel von tüchtiger Logik, wie das vorſtehende, aufzuweiſen haben.

J. B.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationsblatt.

13.

Freytag, den 13. Auguſt 1819.

Seltſame Anachronismen.

Auf wie ſo manchem Bilde, Holzſchnitte und Kupferſtiche haben wir nicht den großen Welteroberer Alexander, den edlen Hector und klugen Cäſar paradirend zu Roſſe, trotz einem Stallmeiſter, die Füße in zierlichen Steigbügeln geſehen! — Die unglückliche Cleopatra legt die Schlange an den Buſen. Wer hat ſo ſie ſterben ſehen? Am Arme war der Todesfleck. — Das Paradies iſt ſchwerlich jemals mit Mauern und Thürmen umgeben geweſen, und Abraham hat wohl nie einen römiſchen Bruſtharniſch und eine ſcythiſche Streitaxt geführt, wenn er ſeinem Feinde, und wäre es auch Kedor Laomor geweſen, nachzog. Wie oft ſind die Cherubims zu bloßen geflügelten Köpfen abgeſtumpft. Mag wohl des hohen Prieſters Rauchpfanne die Geſtalt eines Kelchs oder Bechers gehabt haben? Schwerlich hatten die

Schreiber bey dem Synedrio zu Jeruſalem Brillen auf den Naſen, und Regiſtranden vor ſich auf mit Tapeten bedeckten Tiſchen liegen.

Warum der Weltheiland und ſeine Jünger immer barfuß gehen ſollen, iſt auch nicht einzuſehen, da das bey den Juden nicht gewöhnlich war. Wie ſonderbar ſind nicht auf manchen Gemählden und Kupferſtichen die Weinkannen auf der Hochzeit zu Canaan geſtaltet! Unter den heiligen drey Königen befindet ſich ein Mohr mit Wappenkleid, Waffenſchurz und Schwerte. Kömmt nicht auf einem zu Zittau befindlichen Gemählde der Bräutigam der klugen Jungfrauen ſpaniſch, wie ein Grand gekleidet, das Schwert an der Seite, noch immer entgegen? Findet ſich's nicht, daß ſtatt des Oſterlammes den Speiſenden der Künſtler einen Fiſch, wohl gar einen Schinken, oder eine Wurſt in die Schüſſel gelegt hat? Haben nicht Andere, als Chriſtus zum Tode geht, ihm einen ihn dazu vorbereitenden Kapuziner beygeſellt? Auf einem alten Bilde eines deutſchen Meiſters ſteht unter dem Gekreuzigten Maria, in einer Hand das Jeſu-Kindlein, mit der andern ihm das Crucifix zeigend. Zu Zerbſt war ein Gemählde, auf welchem Satan auf den, aus dem Grabe auferſtehenden Heiland mit einer Karthaune zielt, ihn zu erſchießen. Auf einem Gemählde zu Bourdeaux ſitzt Chriſtus bey ſeiner Himmelfahrt, wie Ganymed, auf einem Adler. Den Evangeliſten Lucas erblickt man nicht ſelten mit der Tonſur. Wie ſonderbar, in welchem Putze und in welchen Attituden iſt nicht hie und da die heil. Jungfrau abgebildet?

Den ewigen, nie alternden Gott wird man auf allen Gemählden faſt nie anders, denn als einen alten Mann, mit runzlichtem Antlitze und einem weißgrauen Barte erblicken. Der Nabel fehlt weder Adam noch Even. Ein oft wiederholter Spaß gibt der Schlange auf dem verbotenen Baume das Geſicht eines freundlichen Jünglings, der Even wohl zu gefallen ſcheint.

Wie ſonderbar, bald einem Kaſten, bald einem Gebäude gleich, die Arche Noah von dieſem und jenem abgebildet worden iſt, iſt bekannt. Seinen Sohn zu opfern erblickt man Abraham nicht ſelten mit dem Schwerte, wohl gar mit einer Piſtole oder Vogelflinte abgebildet, und Ismaeln, mit ſeiner Mutter in der Wüſte, als ein kleines Kind. Daß Moſes gehörnt erſcheint, iſt ein beynahe allgemeiner, ja man möchte wohl ſagen, recipirter Fehler.

Wenn Delila ihrem Liebhaber Simſon das Haupthaar ſelbſt abſchneidet, ſo iſt das ganz gegen die Worte der Erzählung.

Sie ließ ihm dieſe Haare von einem Manne (Barbier) abſcheeren, indem er ſchlafend mit ſeinem Kopfe auf ihren Knieen lag. Einer bildete den Seelenbräutigam mit einer Rauchpfanne ab. Ein beynahe allgemeiner Fehler iſt es, die Richter, welche die ſchöne Suſanne beſchleichen wollen, als alte, kraftloſe Männer abzubilden; ein Irrthum, den wohl die Benennung Aelteſter erzeugt haben mag. Eben ſo unrecht iſt es, den Pflegevater des Heilands, Joſeph, zu einem Greiſe zu machen.

Auf dem Schloſſe zu Anjou befindet ſich eine Tapete, auf welcher die ſchöne Judith, nachdem ſie dem verliebten Helden Holofernes den Kopf abgeſchnitten hat, »Gott dankend, zu den Füßen eines Crucifixes, und vor dem Bilde der heil. Jungfrau liegt.« — Zum Gegenſtück, eine andere Tapete, auf welcher ein Mönch den am Kreuze ſterbenden Weltheiland ein Crucifix vorhält.

In der St. Peterskirche zu Aſchaffenburg hat an einem Altare ein Bildhauer einem der heil. drey Könige eine Sparbüchſe in die Hand gegeben, in welche das Kind einen Groſchen ſteckt.

Auf einem Gemählde in der St. Kilianskirche zu Würzburg ſteht Johannes mit einem Gebetbuche unter dem Kreuze Chriſti. Auf einem andern Gemählde, ehemals auf dem Nürnberger Rathhauſe hängend, prangt König Ahasverus auf dem Throne ſitzend, mit dem Orden des goldenen Vließes, der, Gott ſey Dank! erſt im J. 1429 geſtiftet wurde.

Als Sultaninn gekleidet, ein Bologneſer Hündlein auf dem Arme, ſteht Madame Noah auf einem Bilde in der Domkirche zu Augsburg, auf welchem auch ein Papagey zu ſehen iſt, der ein Papier in den Klauen hält, auf welchem die Sprüche und Worte ſtehen, welche ihm vermuthlich die Familie Noah gelehrt hat:

Memento mori.
Rara avis in terra.

Iſt dieſe Verirrung nicht eben ſo merkwürdig, als jene des Plautus, der im Amphytrio den Soſia beym Herkules ſchwören läßt, der eben jetzt erſt ſeine Exiſtenz erhalten ſoll?

In Manuſcripten findet man eben ſowohl, als auf alten Holzſchnitten und Kupferſtichen, dergleichen abentheuerliche Vermiſchungen. In Innern der Paradies-Kirche Crucifixe; bey Belagerungen von Jeruſalem und Carthago Kanonen; bey der Auferweckung des armen Lazarus, ein Kreuz an ſeinem Grabe, den Julius Cäſar mit einer Tabackpfeife und dergleichen Dinge mehrere.

Auf dem Schloſſe Ambras ſah man ein Gemählde von der Anbetung des Chriſtkindleins durch die Weiſen aus Morgenland, von Holbein, auf welchem daſſelbe ein Paternoſter, eben ſo wie auf einem Gemählde im Dome zu Braunſchweig, in der Hand hatte, und die heil. drey Könige ſämmtlich mit dem Orden des goldenen Vließes geziert waren.

Es iſt ganz luſtig, die badende Schöne, Frau Bethſabee, im Garten zu ſehen, den König David mit der Harfe auf dem Balcon ſeiner Villa luſtwandelnd, und den Cupido in der Luft, der ſeinem Herzen den Zweckſchuß gibt.

Auf der Abnahme vom Kreuz, von Rubens, ſteht ein Capuziner (wofür freylich die Capuziner den Meiſter ausdrücklich (?) bezahlten) und der gute Schächer wird von einem Prieſter, mit dem Crucifix in der Hand, ermahnt. Titian hat den Jüngern von Emaus Roſenkränze in die Hände gegeben. A. Dürer kleidete alle Juden wie die Deutſchen in ſeiner Provinz. Paul Veroneſe auf ſeiner Hochzeit zu Canaan ſtellte aus niedriger Schmeicheley die Gäſte im Coſtüme der Höflinge Carl V. dar, und ließ ihnen ſogar die Geſichtszüge merkwürdiger, damals lebender Perſonen u. ſ. w.

* * *

Auf den Stutzer Jadil.

Jadil macht ſeinen ſchmalen Leib
Noch ſchmäler durch ein Mieder;
Das mag er thun, ein männlich Weib
Kömmt ja nicht nieder.

* * *

Auf B. mit falſchem Gebiſſe, das er gerne für ſein eigenes ausgäbe.

B. klagt, daß ihm oft den Tag die Zähne ſchmerzen,
Bey Nacht, da ließen ſie ihm Ruh;
Das glaub' ich – iſt's erlaubt, auch hier zu ſcherzen –
Denn dieſe bringen ſie verſperrt im Kaſten zu.

Johann Möſer.

* * *

Berichtigung.

Noch ehe ich dazu kommen kann, einige Nachrichten über meine Reiſe nach Braſilien und meinen dortigen kurzen Aufenthalt bekannt zu machen, wovon eine vorher zu beendigende, mit dieſer Reiſe in Verbindung ſtehende Arbeit mich jetzt noch zurückhält, ſehe ich mich genöthigt, die von einem unberufenen Correſpondenten in Nr. 48 des Converſationsblattes (erſter Band) mitgetheilte, mich betreffende Notiz zu berichtigen.

Der Herr *Correſpondent* ſagt, daß ich von dieſer Reiſe eine *ſeltene Naturmerkwürdigkeit, nähmlich einen jungen Affen, der im ganzen Geſichte unbehaart iſt* ꝛc. mitgebracht habe, *deſſen Mutter gleich nach der Geburt ſtarb, und der den ſogenannten Waſſerkindern gleich, aufgezogen worden* ꝛc. Wer ſollte nicht glauben, der Hr Correſpondent habe das Thierchen ſelbſt genau unterſucht, für eine ganz neue Art erkannt, und die Erkundigung über das, was er erzählt, ſelbſt eingeholt; doch wer weiß, durch wie vielfache Abſtufung mündlicher Tradition er zu dieſer Notiz, und ſogar zur Verfälſchung meines Namens mag gekommen ſeyn, welchem ſein ihm angebohrnes k. geraubt, und ein ihm fremdes g. eingeſchoben wurde.

Die Sache verhält ſich ſo: Der Affe iſt eine, unter dem Namen Capuziner-Affe (Simia Capucina. *Linnè*) allgemein bekannte Art, von welcher mehrere, auf beyden aus Braſilien zurückgekehrten Fregatten, mitgebracht wurden. Auf einer Excurſion bey Rio de Janeiro traf ich in der auf einem hohen Berge liegenden Wohnung eines als Plantagen-Aufſehers einer Fazenda (eines Landgutes) angeſtellten Holländers, den ich ſonſt ſchon beſucht hatte, dieſen damals nichts weniger als liebenswürdigen, wohl aber hülfsbedürftigen jungen Affen. Des Thierchens Mutter war, wie mir der Holländer erzählte, auf jenem Berge geſchoſſen worden, und hatte ihren, dem Anſcheine nach 2 bis 3 Wochen alten Säugling noch feſt in die Arme geſchloſſen, als ſie todt vom Baume fiel. Den Jägern mochte es nur um das Fleiſch des erlegten Thieres zu thun ſeyn, da dort auch Affenfleiſch genoſſen wird, denn ſie ſchienen des Jungen nicht zu achten, das der Holländer dann zu ſich nahm. Er war ſo gefällig, es mir für meine Frau, die mich nach Braſilien begleitet hatte, zu geben; ich brachte es nach Hauſe, ſie fand aber an dieſem Geſchöpfe keinen Gegenſtand der Unterhaltung, ſondern einen des Mitleids und der Pflege. Mit unermüdeter Sorgfalt wandte ſie alle Mittel an, das arme Thierchen, welches einigemal ſeiner getödteten Mutter nacheilen zu wollen ſchien, am Leben zu erhalten. Vielleicht hätte ein Mann nicht Geduld und Beharrlichkeit genug gehabt, es zu retten, da es noch zahnlos und wenig behaart war, als ich es von jener Exkurſion mitbrachte. Nach und nach wurde es geſünder, kräftiger und munterer, überſtand das Zahnen, und bekam einen ſchönen Pelz. Die natürliche Folge der vielen an ihm bewährten Güte war eine große Anhänglichkeit an ſeine Eigenthümerinn, die es zugleich immer mehr lieb gewann, und da es von ſeiner zarteſten Jugend an in menſchliche Geſellſchaft gerathen war, ſo trägt es nicht die geringſte Spur von Wildheit an ſich.

Alles dieß hätte der Hr. Correſpondent ſo wahr und noch umſtändlicher, als es hier ſteht, erfahren können, wenn er ſich die Mühe genommen hätte, ſich bey mir darnach zu erkundigen, und das Aeffchen ſelbſt zu beſehen, was ihm um ſo leichter geweſen wäre, da ihn, wie ich weiß, ſeine eigentlichen Berufsgeſchäfte ganz in die Nähe meiner Wohnung (zu Prag) führen, wo ich mich den Mai und Juni hindurch befand. Daß Publikum iſt dieſe Genauigkeit zu fordern berechtigt, aber es mochte jenem Herrn hauptſächlich an der Moral gelegen ſeyn, die er ſeiner Notiz anfügte, und wodurch er ſie erſt recht zur Fabel machte. Wahrlich, ſolche Notizen-Lieferanten ſcheinen ſich den in mehreren ſogenannten Stammbüchern vorkommenden Reim zum Wahlſpruch auserſehen zu haben:

In dieſes Buch muß ich hinein,
Und ſollt' es auch der Quere ſeyn.

Ich hielt es für Pflicht, Allen, die es intereſſiren kann, die ihnen von einem Fremden verunſtaltet gegebene Notiz in ihrer wahren Geſtalt mitzutheilen, und werde Gelegenheit haben, in einem Aufſatze über die von mir in Braſilien bemerkten, entweder dort einheimiſchen oder aus andern Welttheilen dorthin gebrachten Affen, auch von dieſem durch ſein ſanftes Weſen und ſeine Anhänglichkeit ausgezeichneten Thiere zu ſprechen.

Wien, den 26. Juli.

Dr. Joh. Chr. Mikan,
k. k. Profeſſor der Botanik an der Prager Univerſität.

* * *

Novelliſtik.

Der Verfaſſer der vor Kurzem herausgekommenen Memoiren eines Marine-Officiers während der Expedition des Vice-Admirals Seniawin, im Mittelmeere, Hr. v. Bronewsky, hat die Ehre gehabt, die drey bis jetzt erſchienenen Bände ſeines Werkes dem Kaiſer von Rußland und der kaiſerlichen Familie zu überreichen. Se. Maj. haben ihm eine Belohnung von [illegible] Rubel zu bewilligen geruhet. Die Kaiſerinn Mutter beſchenkte ihn mit 1000 Rubel; Se. kaiſerl. Hoheit der Großfürſt Conſtantin mit einer goldenen Doſe von hohem Werthe, und der Großfürſt Nicolaus mit einem Brillant-Ringe. Außerdem wurde Hr. v. Bronewsky als Director eines gelehrten Inſtituts in Tula angeſtellt, und wird unverzüglich dahin abreiſen. Als Seitenſtuck zu dem Werke des Hrn. v. Bronewsky, will der Hr. Capitän-Lieutenant Medara eine Beſchreibung der Expedition der vereinigten ruſſiſch-türkiſchen Escadre, welche während der Regierung des Kaiſers Paul unter Admiral Uſchakow die Joniſchen Inſeln und das Königreich Neapel eroberte, herausgeben. Auf dieſe Weiſe werden die beyden Werke eine vollkommene authentiſche Geſchichte der Thaten der ruſſiſchen Flotte vom J. 1798 bis 1810 bilden. In einer der geleſenſten ruſſiſchen Zeitſchriften (dem Sohn des Vaterlandes) befindet ſich ein Fragment dieſes neueren Werkes: eine Biographie des Ali-Paſcha, Statthalters von Epirus, welches die angenehmſten Erwartungen erregt.

Der Doctor Salvatori, Arzt in St. Petersburg, macht ein neues, ſehr einfaches Mittel gegen die Hundswuth bekannt. Die Bewohner der Gegend von Gadice, ſagt er in einem Schreiben, haben wahrgenommen, daß unter der Zunge des gebiſſenen Menſchen oder Thieres kleine weißliche Blätterchen entſtehen, die den 13. Tag nach dem Biſſe, der gewöhnliche Zeitpunct, wo ſich die Symptome der Wuth zeigen, von ſelbſt aufgehen. Das Heilmittel, deſſen ſie ſich in dieſem Falle bedienen, iſt folgendes: Am 9. Tage nach dem Biſſe öffnen ſie dieſe kleinen Blattern mit einem ſcharf ſchneidenden Inſtrumente; der Kranke wirft ſorgfältig die darin enthalten geweſene Materie von ſich, und gurgelt ſich fleißig mit geſalzenem Waſſer. Die Leute der daſigen Gegend ſind ſo ſehr von der Wirkſamkeit dieſes Mittels überzeugt, daß ſie vor der Waſſerſcheu gar keine Furcht haben. Herr Salvatori geſteht, daß er zwar nur ein einzigesmal Gelegenheit gehabt hat, dieſe Heilmethode mit dem beſten Erfolge anwenden zu ſehen, verbürgt aber die Wahrheit des Erzählten.

Aus dem coloſſalen perſiſchen Dichterwerke: Das Schehinſchahname, oder das Buch des Königs der Könige, liefert der neueſte Band unſerer Jahrbücher der Literatur deutſche Ueberſetzungen. Indem wir in Anſehung dieſer für alle Leſerclaſſen ſo überaus genußbringenden Proben auf die Jahrbücher ſelbſt verweiſen, erlauben wir uns hier den in ſo vielen Beziehungen höchſt merkwürdigen Vorbericht mitzutheilen. Er lautet: »Die Zeitungen haben bereits von dieſem, durch ſeinen Umfang und durch ſeinen Inhalt gleich ungeheuren Dichterwerke geſprochen, wovon ſich ein Exemplar unter den vom perſiſchen Schah Sr. Maj. dem öſterreichiſchen Kaiſer durch den Bothſchafter Abul

Haſſan Chan geſendeten Geſchenke befand, welches bey dem prächtigen Aufzuge des Bothſchafters zu Wien auf einer mit rothem goldbefranzten Tuch ausgeſchlagenen, von Maulthieren getragenen Sänfte durch den Goldſtoff des Sacks, worin es ſteckte, alle Augen auf ſich zog. Als die merkwürdigſte Erſcheinung der perſiſchen Literatur in der neueſten Zeit, als ein Rieſenwerk orientaliſcher Poeſie, als die Reimchronik der Regierung des dermaligen Beherrſchers von Perſien, Feth Ali Schah, verdient dasſelbe näher als dem bloßen Namen nach gekannt zu ſeyn. Fern ſey es von uns, irgend einer europäiſchen Literatur die Ueberſetzung dieſes hiſtoriſchen Gedichtes von 33,000 Diſtichen, ſage 66,000 Reimen zumuthen zu wollen, auch wenn das alte perſiſche Heldenbuch, das Schahname, einmal ſchon einen Ueberſetzer im Ganzen gefunden haben ſollte. Dasſelbe hat bekanntermaßen 60,000 Diſtichen, und iſt daher faſt noch einmal ſo lang als das Schehinſchahname, deſſen längerer und mehr pomphafter Name ſymboliſch den größern Umfang und Pomp des Inhalts andeuten ſoll. Es iſt noch eine Frage, ob das alte Königsbuch einen entſchloſſenen, rüſtigen Ueberſetzer, und dieſen doch noch eher als viele Leſer vom Anfang bis zum Ende finden wird; aber daß das Buch des Königs der Könige, wenn es auch jemals ganz überſetzt werden ſollte (vor welchem Wahrzeichen des Orientalismus der Himmel alle europäiſchen Literaturen, und beſonders die deutſche bewahren möge!) auch nicht Einen entſchloſſenen, rüſtigen Leſer vom Anfange bis zum Ende finden dürfte, glauben wir, mittelſt der durch Beruf aus demſelben geſchöpften Kenntniß, mit ziemlicher Gewißheit verbürgen zu können. Es gehört nach unſerm, auf Erfahrung gegründeten, Urtheile weit mehr Muth und Geduld dazu, ſich durch die 60,000 Verſe dieſes perſiſchen Heldengedichtes, als durch die 60 Bände des arabiſchen Heldenromans Antar (wovon in dieſem Bande Seite 32 ausführlicher die Rede iſt), leſend durchzuarbeiten, und die Ausbeute von Poeſie und Hiſtorie iſt ohne allen Vergleich größer aus dem arabiſchen Roman, als aus dem perſiſchen Epos. Das Epos des Morgenlandes iſt, wie die altdeutſche Heldenſage, nur gereimte Geſchichte mit aller Pracht der Dichtkunſt ausgeſtattet, und das Schahname Firduſſis umfaßt die ganze alte Geſchichte Perſiens, von dem erſten Könige nach der Sündfluth, bis auf die Eroberung der Araber unter den erſten Chalifen, d. i. einen Zeitraum von 3700 Jahren, in 60,000 Diſtichen; das Schehinſchahname beſchreibt in 33,000 nur einige Begebenheiten der erſten Regierungsjahre des dermalen regierenden Schah's Feth Ali Schah, der ehemals Babachan hieß, und im Jahre 1797, als er den Thron beſtieg, den Namen des Herrn der Eroberung annahm, unter welchem denſelben ſeitdem Aſien und Europa kennt. (Schluß folgt.)

Julius Schnorr, aus Leipzig, der in der Villa Juſtiniani zu Rom, zwiſchen den beyden Zimmern des Dante und des Taſſo, in einer ſchönen offenen Gallerie die Gegenſtände aus dem raſenden Roland, von Arioſt, mahlen wird, verfertigt ſeine Cartons in Florenz, wohin er zur Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit auf einige Monathe gegangen iſt, um eine beſſere Luft zu athmen, als die römiſche in den heißen Sommer-Monathen gewöhnlich zu ſeyn pflegt.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationsblatt.

14.

Dinſtag, den 17. Auguſt 1819.

Aus Gaſtein über Gaſtein.

Von Wilh. Hebenſtreit.

1.

Nach manchem Kreuz- und Querzuge kam ich am 11. Juli ins Wildbad Gaſtein. Der Weg hatte ſich durch das Thal und über Anhöhen gezogen, und mir den Anblick bis zu dem Puncte vorenthalten, wo die Straße in gerader Richtung nach Beckſtein, und links abwärts ins Bad führt. Tröſtlich war weder der Anblick noch der Empfang. Die Erklärung des Badearztes, daß keine Wohnung leer ſey, machte mich unſchlüſſig, ob ich umkehren oder bleiben ſollte? Die Neugierde feſſelte mich. Ich ſuchte, und fand einen Geiſtlichen bereit, ſein Kämmerlein mit mir zu theilen. Das Wetter war nicht ſehr günſtig, doch aber erträglich. Die Badegäſte ſtrömten nach dem nahen Beckſtein, um das Goldſchmelzen zu beſchauen. Ich zog in der Eile der Wallfahrt nach, wurde vom Regen überfallen, und kam obendrein zu ſpät. Schon jetzt bemerkte ich, daß man hier auf einen plötzlichen Wechſel der Witterung gefaßt, und auf die Mittel bedacht ſeyn müſſe, dem nachtheiligen Einfluß desſelben vorzubeugen. Mir fehlte Mancherley, ich ſuchte daher mein Heil in der Flucht, und erbaute mich eben nicht an den Gruppen, die vor- und nachſchwankten, und vielleicht in einer Viertelſtunde die Frucht eines wochenlangen Badens opferten.

Der Regen ließ länger als 48 Stunden keinen Augenblick nach. — Mir zur Seite rechts ſtürmte und brauſete der Wildbach; ſeine Wellen ſchlagen mit furchtbarer Gewalt auf ungeheure Granitblöcke; der Waſſerſtaub ſteigt, wie der Rauch eines halbgedämpften, von neuem ausbrechenden Feuers in die Höhe, und benetzt weit umher die Brücken, die Bäder, die Häuſer und die Kirche. Man ſieht kein Waſſer, nur Schaum. Sein Getöſe iſt das einer ewig bewegten Mühle. Vor dem Hauſe, in welchem ich wohne, einer hölzernen Hütte mit einem chineſiſchen Dache, deſſen ungeachtet die Prälatur genannt, zieht ſich der ſchmale Fahrweg hin nach dem Schloſſe und den ſonſtigen Häuſern, die am Felſen hängen. Ich bin in einem Keſſel eingeſchloſſen; den Rücken und die Seiten decken hohe Berge; vor mir erblicke ich eine enge, vom Wildbache (der Ache) aufgeriſſene Schlucht, und durch dieſelbe Theile von Wieſen, Feldern und Gemüſegärten; tiefer im Thale eine Reihe Häuſer, und hinter ihnen das wiederkehrende Bild der Fruchtbarkeit. Das ſie begrenzende Gebirge iſt größtentheils mit Tannen bepflanzt, deren dunkle Nadeln die Finſterniß des Tages vermehren, und doch wieder die Lichtpuncte um ſo deutlicher dort heben, wo ſich ein Lerchenbaum, eine Birke und der Hollunderſtrauch mit ſeinen rothen korallenartigen Beeren angeſiedelt haben. Die Mitte der Scene behauptet der ſpitzige Thurm der alten Nicolai-Kirche, deren Anblick ſonderbare Gefühle weckt, weil der ſie umgebende Kirchhof die im Bade Geſtorbenen aufnimmt. Oft füllt der Nebel undurchdringlich das Thal, und lagert ſich über Häuſer und Gebirge, daß man kaum die Trennung der Erde und des Himmels zu ermeſſen vermag. Die Gipfel der Berge ſind mit Schnee bedeckt; der pflaſterloſe Weg geſtattet nicht einmal den Beſuch der Straubinger-Hütte, um in Geſellſchaft ſeine Klagen zu ergießen; die Zimmer werden geheitzt, und alle Mittheilung hat ein Ende.

2.

Die Bäder, deren Kraft zu erproben man hergereiſet iſt, befinden ſich theils im Schloſſe und in der Straubinger-Hütte, theils beym Mittel- und Graben-Wirth. Sie reichen für die Badegäſte vollkommen aus, denn die Zahl der Letztern wechſelt vom Monathe Mai bis Ende Auguſt unaufhörlich, ſo daß ein eigentliches Stillſtehen niemals Statt findet; das Schloßgebäude ſelbſt faßt nur das aus Serpentin gebaute Fürſtenbad, das denn auch ſeiner Beſtimmung gemäß verwendet wird, und ſo gleichſam aus der Menge der Uebrigen vereinzelt hervortritt. Es iſt ungemein einladend, und würde es um ſo mehr ſeyn, wenn auch die Wände des Zimmers mit ähnlichem Stein bekleidet wären. Vier andere Bäder, von Holz erbaut, enthält ein Hintergebäude; ſie ſind mit einem Auskleidezimmer (zugleich das Ankleidezimmer), mit einem Wärmemeſſer und einer Uhr verſehen, und für Perſonen beyderley Geſchlechts beſtimmt. Ein Druckwerk hebt das Waſſer in einen Vorrathsbehälter, aus welchem es, gehörig abgekühlt, in die Bäder gelaſſen werden kann. Der gewöhnliche Wärmegrad iſt 28 R., mithin um 10 Grad geringer, als die natürliche Wärme des Waſſers. So verhält es ſich auch in den übrigen Bädern, wo der Badegaſt aber ſo ziemlich ſeinem Belieben und Schickſale überlaſſen wird. Dorthin mag er ſelbſt Wärmemeſſer und Uhr tragen, und die Spalten der Breterwand verſtopfen, durch welche der Wind zieht. Vor der Stiege, die ins warme Bad führt, iſt ein hölzerner Verſchlag, einige Quadratſchuh groß, in welchem Einer nach dem Andern ſich aus- und ankleidet. Die Stelle des Bademeiſters verſieht ein Badeknecht, der niemals anweſend iſt, und den man in Ermangelung einer Glocke auch nicht rufen kann. Wie man ſich im Bade zu verhalten habe, beſagt zwar die Bade-Ordnung, es wäre aber eben ſo gut, wo nicht beſſer, wenn auch das Verhalten des Badeknechtes beſtimmt ſeyn möchte. Man lernt indeſſen, was zur Nothdurft gehört, ziemlich geſchwind, und bedarf auch fremder Hülfe wohl ſelten, da das Bad außerordentlich erquickend, und durchaus geruchlos iſt.

Mit Rührung lieſt man in dem ſogenannten Ehrungs-Buche die unzähligen Dankſagungen an dieſes wahrhaft kräftige Bad, und mit Theilnahme hört man die Beyſpiele erzählen, wie es beſonders bey Fußverkürzungen, bey alten Wunden ꝛc. unglaubliche Wirkung gethan habe. Ein an Händen und Füßen gelähmter Greis, der ſich aufrecht zu erhalten nicht vermochte, und ins Bad getragen werden mußte, verblieb einen Tag in demſelben, und ging mit geraden Gliedern aus demſelben. Hier ſind Ausſätzige geheilt, an welchen ſich die Kunſt der Aerzte fruchtlos verſucht hatte ꝛc.

Ich begreife nicht, warum man durchaus die chemiſchen Beſtandtheile des Waſſers kennen will! Man könnte hier auch fragen: rodit inde salus? Bewirkt denn die Natur nicht Wunder genug, ohne die Urſache äußerlich kund zu geben? Schelling nannte, allem philoſophiſchen Begriffe entgegen, das warme Gaſteinerwaſſer ein Ur-Waſſer, und der Badearzt, Dr. Storch, nennt es ein deſtillirtes Waſſer. Immerhin! was liegt daran, wodurch es den Leiden Heilung bringt; bringt es doch Heilung! Die neueſte, mir bekannte Analyſe hat Profeſſor Mayer aus Salzburg geliefert; ſie iſt in dem Taſchenbuch für Brunnen- und Bade-Reiſende, betitelt: Die Bäder und Heilbrunnen Deutſchlands und der Schweiz, von Dr. K. Fr. Moſch, Leipzig 1819, abgedruckt. Er unterſuchte, weil er dazu beauftragt war; in der Sache ſelbſt ſind wir, wovon ſeine lehrreiche Unterhaltung mir täglich Zeugniß gibt, längſt einverſtanden.

Man hat der Vorſchläge gar viel gemacht, das Quellwaſſer aus dieſem Keſſel, wo der Wildbach das Gehör betäubt, ab- und weiter ins Thal zur Badbrücke, oder bis zu dem vom Badeorte 2 Stunden entfernten Hofgaſtein zu leiten. Die Sache iſt eben ſo möglich, als im Gelingen wahrſcheinlich. In offenen, d. h. der Luft ausgeſetzten, Röhren verliert das Waſſer bis zu der Badebrücke (eine halbe Stunde vom Heilbade) etwa 2—3 Grad, und auch nicht mehr, wenn es in Fäſſern nach Hofgaſtein verführt wird. Allein abgeſehen von allen Plänen, die mehr oder minder doch auf Privatrückſichten beruhen, wird das Vorurtheil den Badegaſt doch immer der Urquelle näher ziehen, und ein Hauptanſtoß die Ausgleichung der Anſprüche derer ſeyn, die ſich jetzt im rechtmäßigen Beſitze der Benutzung befinden. An der Badbrücke müßte zuvörderſt, Ueberſchwemmungen zu verhüten, die Kutſch-Ache eingedämmt werden, und wenn der Bau daſelbſt, oder in Hofgaſtein erfolgte, würde der Wetteifer der Einwohner den Unternehmern die Zinſen des Capitals ſchmälern, deren Berechnung und Feſtſtellung ohnehin ſchwierig ſeyn würde, da die Badezeit doch nur 4 Monathe währt, und zum Glück der leidenden Menſchheit das Bad hier wie dort, wegen zu weiter Entfernung von der Hauptſtadt, und ſchnell abwechſelnder Witterung, nie ein Luxusbad werden kann. Wahrlich! der glänzendſte Putz würde hier in der großen Natur, wo der Menſch dem Himmel unwillkührlich näher gebracht wird, ſich gar armſelig ausnehmen, und ewig der anſpruchloſen Einfachheit nachſtehen. Alles, worauf mäßige und gerechte Wünſche gerichtet ſind, beſteht darin, die Vorſorge vermehrt zu ſehen, um das Unterkommen der Badbedürftigen zu erleichtern, welches durch das Erbauen einiger Häuſer leicht zu erzwecken wäre.

3.

Die Natur in ihrer großen Einfachheit wirkt hier wohlthätig auf eine einfache Lebensweiſe zurück. Man findet gerade nur ſo viel, als man zur höchſten Nothdurft braucht. Wer an gewiſſe Bequemlichkeiten gewöhnt iſt, führe ſie mit ſich; was in der Regel an Ort und Stelle gebothen wird, iſt ihm unſchmackhaft, oder wird durch die Beſtellung koſtſpielig. Badewäſche muß jeder Gaſt bey ſich haben, und trinkbaren Wein aus Salzburg nehmen. Kaffee- und Theemaſchinen ſind vielleicht eben ſo unentbehrlich, wie Winterkleidung; ſtarke, der Näſſe widerſtehende Beſchuhung, und vor allem ein großer Regenſchirm, ohne welchen man keinen Fuß aus dem Zimmer ſetzen ſoll. — Im Nothfall muß der Menſch ſich allein zu beſchäftigen wiſſen, oder eine gute Zahl Bücher mitbringen, auch ernſtern Inhalts, die er ſonſt zu leſen verſchmäht. Hier lieſt er ſchon, wenn die Witterung trübe und feucht iſt. Niemand verlaſſe ſich auf geſellige Vergnügungen. Sie haben nicht den Character der Allgemeinheit, und befriedigen nicht. Der Saal im Schloßgebäude, zum Tanze, iſt ſelten geöffnet; wer könnte auch der Neigung zum Tanze da fröhnen, wo ein einziger Blick ins Freye zu ganz andern Gefühlen ſtimmt? Das ſogenannte Converſationszimmer in der Straubinger-Hütte, biethet, wenn es nicht verſchloſſen iſt, höchſtens einzelne Blätter der allgemeinen und der Salzburger-Zeitung dar, und am Spieltiſche ſeine Zeit zu tödten, hieße Herz und Verſtand tödten. Hin und wieder blickt auch die ſteife Etikette mit ihren Ecken und Kanten hervor, allein ſie verſchwindet wie ein Sandkorn, wenn man das Auge zu den Scharten und Hörnern der rundumſtehenden Gebirge erhebt.

Die Natur allein kann uns befriedigen und entſchädigen; gleichviel, ob man ſich mit Verſuchen, das Wiederaufleben verwelkter Blumen im Badewaſſer zu bewirken, beſchäftige, oder auf Spaziergängen ſich entzückender Ausſichten erfreue. Der Mann (Vogel), der uns belehren wollte, daß die Eigenſchaft, abgetrocknete Blumen zu beleben*), jedem warmen Waſſer innewohne, kannte die Wirkung der Gaſteiner-Quelle nicht. Am 23. Juli legte ich eine aufgeblühte Roſe auf den Rand des geheitzten Ofens, und bewahrte ſie dort bis zum 26. auf. Dann ließ ich ſie im warmen Badewaſſer ſchwimmen, und ſchon nach einer halben Stunde erfriſchten ſich die Blätter, und gewannen ihre natürliche Farbe, bis auf den Rand derſelben, der von der Hitze abgedorrt war. Stiel und Laub wurden grün, wie am Stocke, von dem die Roſe gebrochen war; ihr Geruch kehrte wieder, und gewiß hätte ich ſie Nachmittags ganz hergeſtellt gefunden, wenn der ungeſchickte Badeknecht mein Geſuch, die Blumen dem Waſſer nicht zu entziehen, beachtet hätte. Aehnliche Verſuche machte ich mit der zarten silena quadrifida und mit der gentiana bavarica, die ich von Alpen und Gletſchern geholt, und Tagelang auf dem Hute herumgetragen hatte ꝛc. Wie würde ſolches künſtlich erwärmtes Waſſer vermögen? —

Ohne allen Zweifel hat dieſes Waſſer eine verjüngende und verſchönernde Lebenskraft. Perſonen, deren Hände und Geſicht mit Flecken überzogen waren, verloren ſolche nach mehrmaligem Waſchen mit demſelben, und ſo könnte es auch den Damen als ein kräftiges Schönheitswaſſer beſtens empfohlen ſeyn.

Die Spaziergänge oder das Luſtwandeln in und um Bad-Gaſtein iſt wahrlich ſehr beſchränkt. Den Berg, welchen jetzt die Ache durchſtrömt, hat man zwar mit einem ziemlich bequemen Fußſteige umgeben, auf den man unmittelbar aus dem Schloſſe und von beyden Seiten der Bergſchlucht gelangen kann. Auf verſchiedenen Puncten ſind Sitze angebracht, von denen man theils die Anſicht des Waſſerfalls, theils die des lieblichen Gaſteiner-Thals genießt. Das Alles iſt aber doch am Ende einförmig und durch das Toſen des Baches läſtig. Wer großen Naturereigniſſen nachdenken will, beſteige den Berg dort, wo der Fahrweg nach Beckſtein einlenkt, und betrachte an den aufgethürmten Felſenwänden die Höhlen und Niſchen, welche vor Jahrtauſenden vielleicht der Lauf der Ache ausgewaſchen hat. Der Abfall beträgt jetzt einige hundert Schuhe; Beweis genug, daß hier ungeheure Erd- und Steinmaſſen fortgeſchwemmt ſeyn müſſen. Die Berge verflachen ſich immer mehr, bis die Vegetation dem weitern Abſtürzen Grenzen ſetzt. Die Flüſſe graben ſich tiefer in die Erde, und führen Sand und Erde ihrem Ausfluſſe zu.

---

*) Man ſehe im 1. Bd. Nr. 50 dieſes Blattes den Aufſatz: Kunſt verwelkte Blumen wieder zu beleben.

Man betrachte nur den Wildbach am Mittage, bey heißem Sonnenſchein, wie ſeine ſchneeweiße Farbe ſich ins Gelbe und Graue gefärbt hat, weil das Schneewaſſer den Gletſchern entfließt, und ſein Anſchwellen veranlaßt. Kein Wunder, wenn die Ausflüſſe verſanden, oder Inſeln bilden, die an einem andern Orte wieder aufkeimen laſſen, was die herabſtürzende Fluth an einem entfernteren zerſtörte.

Auch die Seiten-Anhöhen ſind mit Bänken verſehen, in der Regel aber nur zum Ausruhen beſtimmt. Wenige Menſchen verſtehen die Kunſt, Puncte auszuzeichnen, an denen ein Rundgemählde zu überſehen iſt. Den höchſten Grad derſelben dürfte der Fürſt Ernſt von Schwarzenberg in ſeinen Gartenanlagen zu Aigen bey Salzburg erreicht haben. Hier, wo bey heiterem Himmel denn doch ein wahrer Garten Gottes iſt, der beym erſten Sonnenſtrahl alles und jedes Ungemach urplötzlich vergeſſen macht, hat vielleicht noch Niemand an Aehnliches gedacht. Man begnügt ſich, nach der Badebrücke, nach Beckſtein, und nach Hofgaſtein zu luſtwandeln oder zu fahren, um dort in enger Begrenzung Genuß und Erholung zu ſuchen, die ein rüſtiger Gang zu der Höhe der erſten Alpenhütte bey Weitem überflügeln müßte.

(Fortſetzung folgt.)

* * *

Die Leiden der Tugend.

Mag ſich der Himmel auch in Wolken hüllen,
So lächelt heiter doch der Tugend Freund.
Er hofft bis ihm die Sonne wieder ſcheint,
Wenn wild ob ſeinem Haupte Stürme brüllen.

Das Unglück iſt nicht ſeiner Wohlfahrt Feind;
Es nähert ihn des Ew'gen hohem Willen;
Und tauſendfache ſüße Freuden quillen
Aus jeder Thräne, die der Fromme weint.

Einſt müſſen ſich des Grames düſtre Falten
In Heiterkeit und Wonne umgeſtalten,
Des Grabes Dunkel weicht dem Glückesglanz;

Und zu des Himmels reinſten Seligkeiten
Muß edle Herzen Mißgeſchick bereiten;
Der Tugend Kämpfe lohnt der Sternenkranz.

Prof. H.

* * *

Aus Franz Horns (neuen) Umriſſen.

(Schluß von Nr. 12.)

4.

Friedrich v. Schlegel.

Friedrich Schlegel, geboren zu Hannover 1769, iſt vor Kurzem in den Adelſtand erhoben worden. — Ich gebe zuvörderſt über ihn eine Andeutung, die ich im Jahr 1812 ſchrieb und drucken ließ, und die ſeitdem die Billigung einiger wackern Freunde und Freundinnen erhalten hat.

Wenige deutſche Schriftſteller ſind ſo viele merkwürdige innere Revolutionen durchgegangen, als Fr. Schlegel. Wir wollen ſie mit kurzen Worten angeben. Zuerſt gräciſirender Terrorismus, mit gewaltiger Halbkraft und Witz; doch ohne Humor, ohne Erkennung der Romantik und des Chriſtenthums. Sodann reiner Haß, mitunter Ekel an der Zeit, beurkundet durch philoſophiſch-äſthetiſche Oppoſition gegen alles Herrſchende, und Bereitung des höchſten Dichterthrons für Göthe, vielleicht zum Theil weil dieſer damals nicht herrſchte. — Kecker philoſophiſcher Idealismus, mit herrlichen Zeichen, daß er dem Beſitzer ſelbſt nicht genüge. — Abgötterey mit dem Ich, das Gott und die Welt verſchlungen. — Vollendete witzige Willkühr und geiſtreiche Auf-den-Kopfſtellung. — Myſtik, zuweilen nur Sehnſucht nach ihr. — Vergeſſenheit des vaterländiſchen Bodens. — Umhüllung mit ſüdlichen Formen, aus denen aber der tiefe, nordiſche Geiſt herausſah. — Dann, bey nicht mehr genügender Südlichkeit: Anbildung faſt jegliches Fremden. — Umherſchauen nach allen Seiten. — Aeſthetiſcher Kosmopolitismus. — Pauſe. — Wurzelung in ſich ſelbſt. — Wiedergeburt. — Ernſter, tiefer Katholicismus. — Anerkennung der Grenzen und des Nichtgenügenden in der Philoſophie. — Reine Erfaſſung Gottes und Chriſti. — Fröhliche Heimath in dem Gefundenen. — Hingebung an das Vaterland und deſſen Geſchichte, Wiſſenſchaft, Poeſie und Glauben.

Es iſt erfreulich anzuſchauen, wie der geiſtreiche deutſche Mann jetzt ſo geſichert daſteht. Sollten wir ihm dennoch etwas wünſchen, was wir noch immer bey ihm vermiſſen, obwohl es wahrſcheinlich ſchon in ihm wohnt, und nur bis jetzt nicht zur Sprache gekommen iſt, ſo wäre das, um es mit einem gewichtigen und gar lieben und herrlichen Worte zu ſagen: Muſik. Wir möchten die Muſik ſelbſt und einige Flammen zu Hülfe nehmen, um auf dieſe Weiſe zu ſagen, was wir eigentlich meinen. Da dieß aber nicht wohl thunlich iſt, ſo beruhigen wir uns dabey, daß der Mann, von dem hier die Rede iſt, ſo wie auch jeder beſſere Leſer, uns gar wohl verſtehen werde.

— Wir gehen zu Erfreulicherm. Noch bey weitem nicht genug betrachtet ſind die Gedichte, die die innige Liebe des Vaterlandes dem Dichter eingab. Ein Impuls wie der 1809 war ſtark genug, um ihn ſich ſelbſt zu geben, ſich ſelbſt in ſeiner Ganzheit.

Jeder Menſch, — ich wage es auszuſprechen, — jeder ohne Ausnahme hat einmal in ſeinem Leben eine Ahndung von Poeſie gehabt, z. B. in der erſten Freundſchaft, im Gefühl reiner Verehrung für irgend einen großen Mann, oder im Moment, wo er ihn zuerſt ſah, beym Wehen des Frühlings, oder beym Fallen des Herbſtlaubes, beym erſten Kuß, bey Flötentönen im Walde, oder bey einer guten Handlung, zu deren Uebung Selbſtüberwindung nöthig war, u. ſ. w. Manche Menſchen ſind wenigſtens auf einen Tag, manche auf eine Stunde, viel tauſende vielleicht nur auf eine halbe Minute poetiſch geweſen; daß aber irgend ein unſterbliches Weſen ſollte aus dieſer Welt gegangen ſeyn, ohne jemals, ſich ſeines ganzen Weſens bewußt, beyde Flügel geregt zu haben, das will und mag ich nimmer glauben.

In Friedrich Schlegels, des tiefen Mannes, Seele lag die Poeſie verhüllt, und von Ueberkraft wie verbaut. Da war ihm der Himmel gnädig, indem er eine große Aufforderung an ihn ergehen ließ, für das leidende Vaterland, wie ſeine Kräfte es verſtatteten, zu wirken, und kühn und muthig in vollen Wogen ſtrömte jetzt der Geſang, wie er früherhin nie getönt hatte. — Und dieſe Gedichte, 1809 erſchienen, haben jetzt, wo ich dieſes ſchreibe (1818), erſt eine einzige öffentliche Beurtheilung (in der Zeitſchrift: die Muſen) erlebt. Dahin iſt es gekommen.

5.

Caroline Pichler.

Unter der nicht geringen Anzahl von poetiſchen Erzeugniſſen dieſer Schriftſtellerinn hat ſich keines ſo lange oben gehalten, und ſo viel günſtige Leſer und Leſerinnen gefunden, als der Roman Agathokles, in 3 Theilen, Wien 1808. Was ihn bezeichnet, iſt ein wohlwollendes Gemüth, ein beſonnener Verſtand, der die einzelnen Charactere und Situationen wohl ordnet, und ſtets nach der Herrſchaft über den Stoff ſtrebt, die er zuweilen auch wirklich erreicht. Dazu kommt: Eine ſtille Ahndung von den Segnungen des Chriſtenthums, das hier in eine tief beſchattete Welt hineinleuchtet, und, was die äußere Darſtellung betrifft, ein mäßiger und gelaſſener Styl, der der Verfaſſerinn ſehr zu Hülfe kommt, ein Werk von dieſem Umfang ohne Ermüdung zu Ende zu führen.

Die Briefform, in welcher dieſer Roman gehalten iſt, biethet dem Dichter manchen Vortheil, indem er auf dieſe Weiſe die Charactere ſich ſelbſt ausſprechen laſſen kann; aber es kann nicht genug wiederholt werden, daß ſie nur zu leicht zur Bequemlichkeit und zur Verwechslung des Beſchreibens mit dem Darſtellen veranlaſſen kann. Und es möchte wohl nachzuweiſen ſeyn, daß auch die ſinnige Caroline Pichler nicht immer ganz frey zu ſprechen ſey von dieſem Mangel im Einzelnen.

Dadurch ſoll indeſſen, wie ſich von ſelbſt verſteht, die geniale Freyheit der Form für den Roman nicht nur nicht beſchränkt werden, ſondern wir möchten eben dieſe Freyheit recht hoch erheben, und nur auf die Klippen aufmerkſam machen, die bey irgend einer gewählten Form mit beſonderer Vorſicht zu vermeiden ſind.

Ueber das innere Getriebe des Romans hat ſich Göthe im 3. Theil des Wilhelm Meiſter folgendermaßen erklärt: »Im Roman ſollen vorzüglich Geſinnungen und Begebenheiten vorgeſtellt werden; im Drama Character und Thaten. Der Roman muß langſam gehen, und die Geſinnungen müſſen, es ſey auf welche Weiſe es wolle, das Vordringen des Ganzen zur Entwicklung aufhalten. Das Drama ſoll eilen, und der Character der Hauptfigur muß ſich nach dem Ende drängen und nur aufgehalten werden. Der Romanheld muß leidend, wenigſtens nicht in hohem Grade wirkend ſeyn; von dem Dramatiſchen verlangt man Wirkung und That. Grandiſon, Clariſſe, Pamela, der Landprieſter von Wackefield, Tom Jones ſelbſt ſind, wo nicht leidende, doch retardirende Perſonen, und alle Begebenheiten werden gewiſſermaßen nach ihren Geſinnungen gemodelt. Im Drama modelt der Held nichts nach ſich, alles widerſteht ihm, und er räumt und rückt die Hinderniſſe aus dem Wege, oder unterliegt ihnen.« —

Dieſer Ausſpruch hat mit Recht ſchon um ſeiner Einfachheit und Kürze willen nicht geringen Eindruck gemacht, — wobey nur nie die zu ſcharf ſcheinende Gegenüberſetzung der Geſinnung und des Characters Irrung veranlaſſen möge — und er mag wohl auch der Verfaſſerinn des Agathokles Vortheil bringend, vorgeſchwebt haben; ganz beſonders für den Gang des Werkes im Allgemeinen; weniger günſtig bey der Zeichnung einiger Perſonen, z. B. der Calpurnia und Sulpicia, deren Geſinnung uns wohl mitgetheilt wird, ohne daß indeſſen eine feſt beſtimmte Geſtalt und Phyſiognomie erſchiene.

In jedem Falle macht indeſſen dieſer Roman, wie der Verfaſſerinn, ſo auch dem deutſchen Publicum Ehre, da es denſelben, deſſen ruhige Sinnigkeit anerkennend, mit Wärme aufgenommen hat. Er iſt ein heilſames Gegengift für ſo manche erhitzte Schwächlichkeit, mit Reichthum ſich brüſtende Armuth, zerfahrenden Hochmuth und Gefühlszerriſſenheit, die uns noch immer nur zu häufig in unſerer Roman-Literatur begegnet.

……

Ueber die Meteorſteine in China.

(Schluß von Nr. 11.)

Donneräxte, Beile, Glättſteine, Hammer, Stempel, Gabeln, Ringe, Perlen des Donners, oder eigentlich des Donnergottes, nennt man gewiſſe ſchwärzlichte oder violette Steine, die, wie man glaubt, mit dem Donner niederfallen, und deren Geſtalt mit den Gegenſtänden einige Aehnlichkeit hat, von denen jene Namen entlehnt ſind. Die Hammer wiegen mitunter mehrere Pfunde. Es finden ſich Stempel, die einen tebhi oder chineſiſchen Fuß lang ſind. Alle dieſe Stücke haben ein eiſen- oder ſtahlartiges Ausſehen. Man meldet davon wunderbare Dinge, die indeß auch der chineſiſche Schriftſteller, der ſie geſammelt hat, als lächerliche Mährchen behandelt. Die Erklärung, welche er hernach ſelbſt davon gibt, iſt freylich von nicht beſſerem Gehalte, da ſie auf irrigen Wahnbegriffen der chineſiſchen Naturlehre beruht. Die vernünftigſte ſeiner Behauptung iſt dieſe, daß die vorgeblichen Werkzeuge des Donnergottes ihrer Natur nach mit den Meteorſteinen (étoiles tombantes) übereinſtimmen; wogegen er alsdann aber zu weit geht, wenn er lehrt, die einen und andern ſeyen ähnliche und verwandte Erſcheinungen mit den Gold-, Korn-, Reis-, Haar- und Blutregen, deren die Zeitbücher gedenken. In der Geſchichte von Japan wird erzählt: im ſechsten Jahr ſiowa, der Regierung von Nin-Mio-Ten-O

(839), ſey am 29. Tag des achten Monaths in einer Gegend, weſtlich der Stadt Thiantch-houan, welche von Steinen überall entblößt war, zehn Tage lang ein mit Donner begleiteter Regen gefallen, nach deſſen Aufhören Steine zur Erde lagen, die Beilen und Pfeilſpitzen gleich ſahen, und theils weiß, theils röthlich von Farbe waren. Aehnliche Beobachtungen wurden in 2 andern japaneſiſchen Städten und zwar 3 Jahre nach einander wiederholt gemacht; es geſchah dieß unter der Regierung von Konoko-Ten-O, in den Jahren Neuwa, das will ſagen in 885, 886 und 887.

Der japaneſiſche Schriftſteller, dem dieſe Angaben enthoben werden, behauptet, dos Niederfallen der Donnerſteine komme ungleich öfter in nördlichen Ländern vor, und ſey in Japan hingegen viel ſeltener; als Beweis hiervon erzählt er die Geſchichte eines der furchtbarſten Gewitter, das am 20. Tag des 6. Monaths im J. 1710 über der Hauptſtadt ſich entleerte. Der Blitz ſchlug an ſehr vielen Orten ein. Mehrere hundert Häuſer wurden zerſtört, und doch fand man nachher nicht einen einzigen jener Donnerkeile, oder andere Waffen des Donnergottes. Der Beweis iſt, wie man ſieht, ſehr übel gewählt, und er beweiſt gar nichts; hingegen bleibt es allerdings ſehr wahrſcheinlich, daß die Bruchſtücke mineraliſcher Subſtanzen, welchen die Unwiſſenheit jene lächerlichen Namen gab, den Angaben der glaubwürdigſten Schriftſteller gemäß, Aerolithen ſind, wo alsdann der Donner, von dem man ſie herleitet, eben jenes Getöſe iſt, welches beynahe immer das Zerplatzen der Feuerkugeln und den Niederſchlag der Meteorſteine begleitet. Eine andere wichtigere Folgerung, die ſich aus den Berichten der chineſiſchen und japaneſiſchen Schriftſteller ergibt, iſt dieſe, daß weit in den meiſten Fällen der lieou-ſing oder die Feuerkugel, welche die Meteorſteine liefert, vor ihrem Niederſchlag bemerkt ward, und die unmittelbare Urſache desſelben geweſen zu ſeyn ſcheint. Dieſe Beobachtung trifft mit der Meinung der ſachkundigſten Männer überein; da ſie jedoch hinwieder auch bezweifelt worden iſt, ſo mag das bekräftigende Zeugniß der Chineſen immerhin noch einigermaßen beachtenswerth ſeyn.

Der vierte Abſchnitt behandelt die Anlegung der Abzugs-Canäle; und aus dem fünften: Aquäduct der obern Bäder (iener, die näher am Calvarienberge, dem Schooß der Urquelle, liegen) erſehen wir, daß, nachdem dieſe Waſſerleitungen bis 1805 immer aus ſehr vergänglichen hölzernen Röhren beſtanden hatten, ſeitdem, beſonders durch die wiſſenſchaftlichen Nachweiſungen des vielverdienten Bade-Arztes, Hrn. Sanitätraths Schenk, durch bleyerne bewerkſtelligt werden. — Der ehemaligen Frauenkirche, dieſem intereſſanten Monument des Mittelalters, räumt der Hr. Verf. mit Recht ein eigenes Capitel ein. Dieſe, nach Hrn. Doctor Schenks Angabe im Jahr 1297 erbaute, zu Mariä Geburt genannte Kirche, iſt beſonders durch die eigenthümliche Geſtalt ihres Thurmes merkwürdig. Der Hr. Verf. ſagt hierüber ſehr anſchaulich: »Ohne von unten geſtützt, und ohne auf einem Fundamente zu ruhen, obgleich er ganz aus harten ſchweren Steinen zuſammengeſetzt war, ſtieg er über dem Portale der Kirche, aus einer Spitze allmählig ſich erweiternd in die Höhe, und entwuchs gleichſam dem Firſte des Daches, von wo er in der Figur eines gleichſeitigen Sechseckes koniſch geformt, und mit verſchiedenen Verzierungen, wie alle gothiſchen Thürme geſchmückt, 8 Klafter 4 1/2 Schuh in das Freye emporſtieg. Sonach war dieſer Thurm durch den Dachfirſt gleichſam in zwey gleiche Hälften getheilet. Daher, wenn man die Kirche von vorne angeſehen, lief der Thurm, im umgekehrten Verhältniſſe, vom Giebel des Daches bis zur Einfaſſung des Portales, von der obern größten Breite (Bauchung des Thurmes) abwärts, allgemach in eine Spitze zuſammen, und hatte der Untertheil mit dem oberen ein gleiches Höhenmaß: nämlich 8 Klafter 4 1/2 Schuh. Uebrigens hatte dieſer Halbthurm nicht eben ſo viel Vorſprung, Umriß und Schnitzwerk vom Giebel der Kirche abwärts, als aufwärts ins Freye, wie Widemann*) fälſchlich angibt; denn obenauf war der Thurm in ſeinem ganzen Umfange vollkommen ausgeführet, während der untere Theil aus dem flachen Frontiſpice nur in halb erhabener Arbeit (en relief) herauswuchs. Außer den gewöhnlichen gothiſchen Verzierungen dieſes Thurmes bemerkte man hierbey noch das Eigene, daß ober dem erſten Abſatze, und zwar aus deſſen ſechs Ecken, eben ſo viele aus Stein gehauene Jagdthiere entſprangen, nämlich ein Bär, ein Rehbock und eine Gemſe, dann drey verſchiedene Hunde. Was dieſe Thiere eigentlich vorſtellen, oder auf was ſolche als Sinnbilder hindeuten ſollten, iſt unbekannt. — Dieſe äußere Form des Thurmes unſerer ehemaligen Frauenkirche, hat vermuthlich zu dem Mährchen die Veranlaſſung gegeben, daß er das Wahrzeichen von Baden wäre, woſelbſt nämlich der Thurm auf der Spitze ſtände. Daß aber die obenbeſchriebene Geſtaltung dieſes Thurms nur das Werk einer Laune des Baumeiſters geweſen ſeyn ſoll, wie mehrere Scribenten behaupten wollen, ſcheint nicht; vielmehr glaube ich, daß dieſer Mann durch die Auflöſung eines eigenen Problems zeigen wollte, daß er Meiſter in ſeiner Kunſt geweſen.« Von dieſer Kirche iſt eine Abbildung beygegeben. — Nun folgt eine kurze hiſtoriſche Anſicht der 1812 in Rauch aufgegangenen Auguſtinerkirche, bey welcher der Hr. Verf. rückſichtlich näherer Nachrichten, ſehr beſcheiden auf Dr. Schenks Taſchenbuch vom Jahr 1805 verweiſet. — (Schluß folgt.)

---

*) (Widemanns) mahleriſche Streifzüge, 2. Band Seite 121. Wien 1805.

Das Anſuchen der Abbé's von Ranzan und Janſon, den beyden Gründern der wieder hergeſtellten Miſſionen in Frankreich, auf dem Kalvarienberge zu Nauterre (2 Meilen von Paris), die Abtey des Kreuzes wieder einſetzen zu dürfen*), iſt vom Gouvernement bewilligt worden. Die Wallfahrten haben daher von Neuem begonnen. Den 2. Mai hatte ein neunſtündiges Gebet auf dem Kalvarien-Berge Statt gefunden, und die königliche Familie daſelbſt bereits mehrere Male ihre Andacht verrichtet.

Das Schehinſchahname ꝛc. (Schluß von Nr. 13.) — Wie ſein Hofdichter, der Verfaſſer des Schehinſchahname eigentlich ehemals geheißen habe, wiſſen wir nicht; der Schah, ſelber Dichter, mit des Hofdichters Talente ganz außerordentlich zufrieden, verlieh ihm aus ganz beſonderer Huld ſeinen eigenen Namen mit der Würde eines Chans, ſo daß der Dichter wie der Schah, Feth Ali Chan heißt. Außer der Würde des Chans bekleidet er die eines Dichterkönigs (Melekoſch-ſchuara), eine uralte Würde an den Höfen des Orients (ſ. Geſchichte der perſiſchen Redekünſte), vermög welcher der Träger derſelben nicht nur eine bloße Sinecure (wie der engl. Poet laureate) ſondern eine angeſehene Würde bekleidet, welche ihm den Vorſchlag zu Belohnungen aufkeimender Talente, und gleichen Rang mit den Fürſten des Reichs einräumt. Da der Schah von Perſien ſelbſt lyriſcher Dichter, und der epiſche Poet der König der Dichter iſt, da überdieß beyde denſelben Namen Feth Ali tragen, und den Würdenamen Chan der Schah ſelbſt führt, ſo iſt es für die Literaturgeſchichte ſehr nothwendig, zwiſchen beyden wohl zu unterſcheiden, damit die europäiſche Mit- und Nachwelt nicht in den (wer weiß, durch die Ertheilung gleiches Namens vielleicht gar beabſichtigten) Irrthum verfalle, den dichtenden König mit dem König der Dichter, den epiſchen Sänger mit dem Helden ſeines Epos, Feth Ali den gefürſteten Poeten mit Feth Ali dem poetiſchen Fürſten zu verwechſeln. Feth Ali Chan, der König der Dichter, füllt ſeine Stelle nicht nur dem Namen nach, wie ſo viele andere Könige der Dichter an morgenländiſchen Höfen, wovon die Geſchichte der perſiſchen Dichtkunſt die Namen erhalten hat, während ihre Werke meiſtens untergegangen ſind, ſondern er iſt wirklich ein außerordentliches Talent, nicht nur in der Dichtkunſt, ſondern, wie uns Moriers Reiſe belehrt, in mehr als einer Wiſſenſchaft und Kunſt, indem er Meiſter in mehr als einem Duzend von Wiſſenſchaften und mechaniſchen Künſten in ſeiner Perſon eine lebende orientaliſche Encyclopädie, eine aſiatiſche Academie, und das polytechniſche Inſtitut Perſiens vorſtellt. Kraft ſeines innern und äußern Berufs, durch welchen ſeine natürliche Anlage zum Dichter mit ſeiner Amtspflicht als Hofdichter zuſammenfiel, führte er das ungeheure Unternehmen des Schehinſchahname aus, welches nicht minder beſtaunenswerth iſt, als die der Leſewelt verſprochene Reiſebeſchreibung des Bothſchafters Mirza Abul Haſſan Chan, welcher der Schah den Titel: Hairetname, d. i. das Buch des Erſtaunens, beygelegt hat. — Beſtaunenswerth und ungeheuer iſt das Schehinſchahname durch ſeinen Umfang und durch ſeine Einbildungskraft, durch ſeine Gelehrſamkeit, vor allem aber durch die unübertroffene, und nicht mehr zu treffende Höhe morgenländiſchen Fürſtenlobs, welches in dieſem Werke den mercurialiſchen Siedepunct erreicht hat, und in Vergleich mit dem Alles, was das hochfliegendſte Lob und die tief kriechendſte Schmeicheley bisher in der Literatur des Morgenlandes aufzuweiſen hat, verſchwindet. Das Beſtaunenswertheſte iſt darin der überall ſich kundgebende Geiſt der älteſten und neueſten morgenländiſchen All-Einslehre oder des Sofismus, der hier mit einer bisher in Europa noch gar nicht bekannten Uebermacht den Islam überall unter die Füße tritt, und nur mit der leiſeſten Berührung des gewöhnlichen Prophetenlobs zu Anfang des Werks, an die Stelle desſelben den Preis des Einen und Allen ſetzt; und das Ungeheuerſte iſt endlich dabey die pantheiſtiſche Apotheoſe des Schah's, der nicht nur nach der gewöhnlichen Bilderſprache morgenländiſcher Einbildungskraft, als der Lenker der Sonne und des Mondes, der Führer der Jahrszeiten, der Herr des Meers und des Schachts u. ſ. w. vergöttert wird, ſondern der ſelbſt als das Eine und Alle, als Gott und die Welt zugleich, als das einzige und alleinige Seyn und Weſen erſcheint, ſo, daß Alles vor ihm da geweſen, die ganze Welt und Weltgeſchichte nur ein Symbol und Zeichen von Ihm, dem All-Eins und unveränderlichem Daſeyn, nämlich von Ihm, dem Schah, zu betrachten iſt!!! O sanctus gentes, quibus haec nascuntur in thronis numina. — Als Belege davon, und als Probe des proſaiſchen Styls des Verfaſſers geben wir hier vor der Hand, und ehe wir den vorbehaltenen Bericht über den Inhalt und Gehalt des Werkes ſelbſt abſtatten, die Ueberſetzung der erſten Hälfte der Vorrede, deren Text noch in dem 6. Bande der Fundgruben des Orients geliefert werden wird. Dieſelbe iſt ein wahres Meiſterſtück perſiſcher rhetoriſcher Kunſt und reichgereimter Proſe, welche den des arabiſchen und perſiſchen gleich mächtigen Redner beurkundet; und damit dem Leſer kein Zweifel übrig bleibe, daß der Verfaſſer des orientaliſchen Sprachenkleeblattes Herr und Meiſter ſey, gibt er das Lob des Schah's in allen dieſen drey vorzugsweiſe orientaliſchen Sprachen, in dem reinſten Perſiſchen, dem reinſten Arabiſchen, und dem Alttürkiſchen, oder Dſchagataiſchen, dem Mutterſtamme des heutigen Türkiſchen, das aber kein Osmane verſteht.«

---

*) Im Jahre 1811 wurde bey Gelegenheit der Excommunication und Aufhebung des Kapuziner-Ordens, der Kalvarien-Berg confiscirt.

Die Draiſinen in England haben die Geſtalt eines Pferdes, die Räder dienen ſtatt der Füße. Am Halſe iſt ein kleiner, hängender Sitz angebracht, worauf eine Dame ſehr bequem ſitzen kann, und auf dem Rücken des Pferdes befindet ſich ein anderer Sitz für ein Kind von 4 bis 6 Jahren. Im Bauche des Pferdes ſind kleine Behälter zur Aufbewahrung von Erfriſchungen, Kleidungsſtücken ꝛc. angebracht, und ſo macht der Vater, im Sattel ſitzend, mit ſeiner Familie Spazierfahrten und Reiſen ohne große Koſten.

Gedruckt bey J. B. Walliſhauſſer.

Converſationsblatt.

15.

Freytag, den 20. Auguſt 1819.

Jaroslaw von Sternberg.

Von W. A. Gerle.

In der Mitte des 13. Jahrhunderts beſchloß der Chan der Tartaren das ganze Abendland ſeinem Scepter zu unterwerfen, und zog an der Spitze von ſechsmal hunderttauſend Kriegern aus ſeinem Lande, ſich über Europa gleich einem furchtbar verheerenden Strome ergießend, als wolle er die Länder nicht erobern, ſondern vernichten. — Mordbrand, Raub und Nothzucht ſchwebten ihm zur Seite, und während ſeine blutgierigen Krieger Männern und Greiſen das Haupt vom Rumpfe hieben, und die Kinder als Siegeszeichen auf ihren Spießen herumtrugen, entehrten ſie die Frauen und Jungfrauen, ehe ſie ſelbe durch einen grauſamen Tod wieder mit den Ihrigen vereinigten. Wurde ein Tartar beſiegt, ſo nahm er eben ſo wenig von ſeinem Sieger Schonung an, als ſie ſelbe jemals ertheilten; und die Häupter der Erſchlagenen hingen ſie als Trophäen an ihre Roſſe, ja manche (doch nicht die verläſſigſten) Schriftſteller behaupten ſogar, ſie hätten ihre Gefangenen gefreſſen (!?!) Städte und Dörfer loderten hinter dem Rücken der Sieger in hellen Flammen empor, wenn ſie auf ihren ſchnellen Roſſen dahin flogen, einen neuen unwiderſtehlichen Angriff zu unternehmen, und — wie die Hiſtoriker ſich ausdrücken — das Tageslicht mit ihren Pfeilen und Wurfſpießen zu verdunkeln.

Die Ruſſen und Pohlen waren überwunden, als der Chan der Tartaren, **Battus**, ein Enkel des berühmten **Gengis-Chan**, ſeine Krieger in zwey Heere theilte, ſelbſt mit dem einen nach Ungarn zog, und mit dem andern ſeinen Feldherrn **Peta** ausſandte, die Verheerung nach Schleſien, Mähren und Böhmen zu tragen; dieſer überwand bey Liegnitz die ſchleſiſchen Fürſten und die Ritter des deutſchen Ordens. Herzog **Heinrich der Fromme** mit vielen tapfern Rittern war als ein Opfer der Tartarwuth gefallen, und **Peta** zog ſiegreich gegen Mähren.

Als **Wenzel I.** die Annäherung dieſes Barbarenheers erfuhr, gerieth er in große Sorge und traf alle Anſtalten, ihrer Wuth Grenzen zu ſetzen. Verhaue in Böhmens Wäldern waren beſtimmt, der Reiterey — worin die Hauptmacht der Tartaren beſtand — unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg zu legen. Prag und mehrere Städte wurden befeſtigt, das ganze Volk, und ſelbſt Geiſtliche, beſchäftigten ſich mit den Schanzarbeiten, welche dazu nöthig waren. König **Wenzel** ſandte zwey Heere, ein zahlreiches unter **Jaroslaw v. Sternberg** gegen Mähren, und das ſchwächere unter **Wilim v. Skala** gegen Glatz.

Jaroslaw hatte ungefähr 12,000 Streiter unter ſeinen Befehlen, und da es nicht denkbar war, mit dieſer geringen Menge ſich in offenen Kampf mit dem zahlloſen Tartarenheer einzulaſſen, warf er ſich in die Veſte von Ollmütz, darauf rechnend, daß den wilden Gegnern die Kunſt, feſte Plätze zu belagern, noch fremd ſeyn würde. Die Tartaren umringten die Burg, und forderten die böhmiſchen Krieger zum Kampfe heraus, welche ruhig harrten; endlich fingen die rohen Feinde an, jene als einen Trupp feiger Miethlinge zu verachten, von denen gar kein Angriff zu beſorgen ſey, und überließen ſich in ſorgloſem Uebermuth einem ſchwelgeriſchen Leben, während **Jaroslaw** mit Mühe die Kriegeswuth der Seinigen im Zaum halten mußte. Im Dunkel einer Nacht that er ihnen endlich die langerſehnte Erklärung, die Stunde des Kampfes ſey gekommen, feuerte ihren

Muth durch eine kräftige Rede an, und wagte dann einen Ausfall, der zum Ruhm der chriſtlichen Waffen ausſchlug; ſie überfielen mit gellendem Kriegsgeſchrey die Schläfer, die mit Schwert und Tod aus ihren ſtolzen Träumen erweckt wurden. Peta fuhr aus dem Schlaſe empor, warf ſich auf ſein Roß und ſtürmte ins dichteſte Gewühl der Schlacht. — Endlich traf Jaroslaw mit dem Tartaren-Feldherrn zuſammen, und jenes Lanze durchbohrte ſeinen Gegner. Als die Tartaren Petas Fall ſahen, erhoben ſie ein Angſtgeſchrey, und fingen an, die Flucht zu ergreifen. Der böhmiſche Heereshaufen wollte die Beſiegten verfolgen, aber der Feldherr hielt ſie ſorgfältig davon ab, denn er erkannte die Gefahr, einen noch im Fliehen ſo furchtbaren Feind aufs Aeußerſte zu treiben, und weiſe begnügte er ſich mit dem Ruhm, ihn vom Vaterlande abgewehrt, und in die Flucht geſchlagen zu haben. Die Tartaren nahmen Ungarn in Beſitz, fielen ſpäterhin ſelbſt in Oeſterreich ein, doch griffen ſie Böhmen nie wieder an.

König Wenzel überhäufte den Sieger mit Beweiſen ſeines Dankes, und ſchenkte ihm das Schlachtfeld als ewiges Zeugniß ſeines Ruhmes, wo Jaroslaw alsbald das Schloß Sternberg gründete, an welchem nachher auch das Städtchen Sternberg erbaut wurde.

* * *

Lina's Troſt.

Hab' ich harrend, männlich, auch gerungen
Auf des Lebens dornenvoller Bahn:
Ach, vergebens! Alles iſt mißlungen,
Und die Hoffnung war ein eitler Wahn!

Hab' ich, müde dieſer Truggeſtalten,
Mich geflüchtet in der Liebe Land!
Ach, des Todes feindliche Gewalten
Riſſen ſchnell das heilend ſüße Band!

Hab' ich Alles, Alles nun verloren
Mit der Hoffnung, mit der Liebe Glück? —
Führt von allen meinen Lebensthoren
Keines nach der Kindheit Ruh' zurück?!

Wohl! — Vertrocknet ſanft, ihr Unmuthsthränen,
Nur geſtoſſen einer eitlen Welt:

Troſtreich knüpf' ich dieſes heiße Sehnen
An des Himmels gaſtlich offnes Zelt.

An des Horizontes duft'gem Saume
Blüht die Blume des Erwachens auf.
Des Erwachens aus dem kurzen Traume
Nach dem kurzen Erdenpilgerlauf.

Franz Gräffer.

Der chineſiſche Sammler.

In the Indo-Chinese Gleaner oder chineſiſchen Sammler, der vierteljährig in Malacca erſcheint, findet man in den neueſten Heften, die nach Europa gekommen ſind, mehrere intereſſante Nachrichten über China. Die merkwürdigſten ſind Auszüge aus der Zeitung von Peking. Es wäre wohl zu wünſchen, daß von dieſer Zeitung ein Exemplar nach Europa käme, wäre es auch nur deswegen, um zeitig genug von den Ereigniſſen unterrichtet zu werden, die ſich in den Provinzen zutragen, und eine nahe Umwälzung dieſes großen Reichs andeuten. Seit der mißlungenen Geſandtſchaft Lord Amherſts erlauben ſich die chineſiſchen Beamten gar mancherley Neckereyen gegen die ſich in China aufhaltenden Engländer. Hr. Morriſon, in Canton, wird dieſes beſonders gewahr, indeſſen hat dieſer wackere Gelehrte dennoch ſeine Ueberſetzung des alten Teſtaments, und mehrere andere Werke zu Stande gebracht; aber ein ſehr ſtrenges Edict, welches von dem Oberbefehlshaber dieſer Provinz ergangen iſt, hat mehrere Eingeborne, deren ſich Hr. Morriſon bediente, gezwungen, ſich zu verſtecken. Es iſt bekannt, daß den Chineſen ausdrücklich verboten iſt, ohne beſondere Erlaubniß den Fremden die Landesſprache zu lehren, oder ſich als Ueberſetzer und Dolmetſcher gebrauchen zu laſſen.

Die Fortſchritte der chriſtlichen Religion in China ſind nicht ſonderlich. Einigen Einwohnern bloß von Canton und Macoco, die meiſtens in der engliſchen Factorey angeſtellt ſind, ſcheint der Unterricht der Miſſionaire gefrommt zu haben. Das größte Hinderniß, welches ſich der Verbreitung des Chriſtenthums in China in den Weg ſtellt, iſt die Gleichgültigkeit der Chineſen bey Allem, was Religion heißt. Chriſtus iſt meiſt in ihren Augen weiter nichts als ein Geiſt mehr, den ſie zu verehren haben, und ſie würden recht gern die chriſtliche Religion annehmen, wenn ſie nur dabey Banddhiſten, oder Anbether der Geiſter bleiben dürften. Hr. Morriſon liefert eine Notiz über Ye-ſou (Jeſus), die er aus einem chineſiſchen mythologiſchen Werke ausgezogen hat, und in welchem deſſen wundervolle Geburt, ſeine Reiſe nach Judäa, der Verrath des Apoſtels Judas, und andere Umſtände mit den ſeltſamſten Farben geſchildert werden. Dieſes mythologiſche Werk Chin sian thoung kian, (Geſchichte der Götter und der Unſterblichen) betitelt, wurde von einem Arzte unter der Regierung des Khang-hi, mit Bewilligung des Patriarchen der Secte der Tao-ſſe abgefaßt. Es enthält eine Menge Kupfer. Auf einem derſelben iſt das Kind Jeſus in chineſiſcher Kleidung und mit einem chineſiſchen Hute vorgeſtellt, Gott Vater in der Geſtalt eines abgelebten Greiſes mit gefurchter Stirne, ſtützt ſich auf das Haupt des Erlöſers. Solche Begriffe haben die Chineſen am eifrigſten angenommen, und am beſten aus den Schriften der Miſſionarien bewahrt. Man ſieht daraus, wie vorſichtig man mit Menſchen umgehen muß, die immer ſo geneigt ſind, falſche Begriffe aufzufaſſen, beſonders wenn man ſo wenig Mittel hat, ſie dagegen zu bewahren.

Eine der Haupturſachen der gewaltigen Gährung in China iſt das Entſtehen ſo mannigfaltiger geheimer Geſellſchaften, die man nicht ausrotten kann. Im Jahre 1817 fand ſich ein naher Verwandter des Kaiſers in eine dieſer geheimen Verbindungen verwickelt; er wurde mit Beraubung ſeines Ranges beſtraft. Eine der vornehmſten Secten dieſer Art nennt ſich Thsing-tihha men Kiao, oder die Thee-Secte, weil diejenigen, die ſich dazu bekennen, zur Ehre der Götter Thee auf den Boden gießen. Der Kaiſer hat befohlen, dieſe Secte genau zu beobachten, und ihre Lehre zu unterſuchen.

Man hat geſagt, daß die Hinrichtungen in China etwas Seltenes wären, leider iſt dem nicht ſo; vielleicht liegt die Urſache in den innern Unruhen des Reichs. Die Zahl der Hingerichteten beläuft ſich in der einzigen Provinz Canton im Laufe eines Jahres über tauſend, und nach der Berechnung eines unterrichteten Chineſen werden in einem Monath wenigſtens hundert Perſonen daſelbſt hingerichtet.

F. B.

……

Novelliſtik.

Miſcellen über Baden. (Schluß von Nr. 14.) — Für die nur kurze Notiz der im Jahr 1775 angelegten, und 1805 durch die Verlegung des Holzrechens von Möllersdorf in die Badnergegend, als entbehrlich abgebrochenen Klauſe bey St. Helena, werden wir durch ihre ſchöne Kupferabbildung entſchädigt. — Dann folgt auf ein (metriſches) Lob der Bäder von Baden, von Franz Grundgeyer, eben nicht im Geiſte eines Neubeck, ausgeſprochen, das Privilegium Ferdinands III. vom Jahr 1480, durch welches der Markt Baden zu einer landesfürſtlichen Stadt erhoben wird ꝛc. Der Hr. Verf. begleitet dieſes Document mit critiſchen Bemerkungen, und mit biographiſchen Notizen über den Kaiſer. — Die vergleichende Ueberſicht der Anzahl der Gäſte der Jahre 1805 bis 18 zeigt den ſteigenden Beſuch. — In den nun mitgetheilten Beobachtungen und Entdeckungen bey der Grabung der Canäle ꝛc. entwickelt der vielbeleſene und erudite Hr. Verf. ſeinen ſcharf und ruhig prüfenden und conſequent verfolgenden ächt-critiſchen Forſchergeiſt, mit welchem er aus den aufgefundenen alten Mauerwerken und römiſchen Münzen die überraſchendſten Schlüſſe für das hohe Alter der Stadt Baden zieht. Dieſer Abſchnitt iſt für den ſtrengern, wiſſenſchaftlichern Leſer, vorzüglich für den Antiquar und pragmatiſchen Hiſtoriker unſtreitig der reizendſte in dieſer Lieferung. Sehr ſcharfſinnig thut der Hr. Verf., indem er die Anſichten alter und neuerer Literatoren aufklärt, berichtigt oder widerlegt, mit ſchwer zu bekämpfenden Gründen dar, daß die Aquae Pannoniae nicht die zu Deutſchaltenburg, ſondern durchaus jene Badens geweſen ſeyen. Den ſpeciellen Begriff der Römer von dem Ausdruck aquae, thermae, und balnea beſtimmt der Hr. Verf. Seite 114 ſehr klar und ſcharf. Als weitere Belege für das hohe Alter der Badeſtadt citirt der Hr. Verf. Cluvers Angabe, in Folge welcher nach den M. Antoniniſchen Reiſetafeln die aquae zwiſchen Wien und Oedenburg geſetzt werden, und ſchließt die merkwürdige Demonſtration, welche zu ſtreng in einander greifend und zu innig verkettet iſt, als daß wir ſie hier auszugsweiſe ſollten anführen können, mit nachſtehenden Worten: »Da nun unſer Baden gewiß 18,000 Schritte (das iſt 4 1/2 Stunde) von Wien, inſonderheit von der alten und kleinen Vindobona, entfernet iſt; da ſelbes in der Richtung, welche Antonins Reiſetafeln beſchreiben, und Cluver deutlich darſtellet, gelegen iſt; und da ſolches die reichhaltigſten warmen Quellen der ganzen weiten Umgegend enthält, ſo unterliegt es, nach allen ſchon früher und eben nun aufgeführten ſtatthaften Gründen und Beweiſen, ferner keinem Zweifel, und ich meine, es ſey für erwieſen anzunehmen, daß Aquae bey den alten Römern kein anderer Ort war, als unſer heutiges Baden. Daß dieſe aquae vorzugsweiſe den Beynamen pannoniae von Pannonien (dem Lande, worin ſie gelegen), erhielten, iſt ſchon früher geſagt worden.« — Nach dieſer ſchönen archäologiſchen Unterſuchung, die jeden unbefangenen competenten Leſer mit hoher Achtung für den Hrn. Verf. erfüllen muß, wird eine umſtändliche Beſchreibung der Feyerlichkeiten geliefert, welche bey der Ankunft Sr. Maj. am 15. Juni 1810 in Baden Statt gefunden: und endlich werden die 3 Badeordnungen von den Jahren 1679, 1797 und 1811 mitgetheilt.

Aus der erſtern wollen wir zur Characteriſtik der damaligen Art und Weiſe einige Paragraphe ausheben. Z. B. »Zum Fünften. Wird niemand zugelaſſen, noch verwilliget, in dieſem heylſamen Baad, welche offene Schenkel und Schäden, oder ſonſten abſcheulich, ſchöbicht, vnd vnrein am Leib ſeynd, zu baaden; Derowegen wird ſolches Jedermänniglich, ſo mit dergleichen Unſauberkeit behafftet, hiemit gäntzlichen verbotten, da ſich aber einer mit Verſchweigung deſſen ins Baad einſchwätzen, vnd ſolches an ihme Augenſcheinlich erfunden wurde, der ſolle mit 2000 Pfund Straff belegt, vnd ihme fehrners einzulaſſen nicht verſtattet werden. — Zum Sechſten. Weilen ſich begibt, daß die junge Leuth mehr aus Muthwillen, als Suchung ihres Leibes Heyl, in das Baad kommen, in ſelben ſich vnterfangen vmbzuſchwimmen, auch wohl einander vnter zu dauchen, wodurch die Baad-Leuth, ſo zur Erhollung ihrer Geſundheit baaden, hierinnen vilmahls molestiert werden; Als iſt hiemit ſolches Schwimmen vnd vnterdauchen gäntzlichen verbotten, bey Straff von 600 Pf. — Zum Zwölfften. Soll niemand den heiligen Nahmen GOttes in keine weeg mißbrauchen, noch darbey ſchwören, oder bey dem heiligen Sacrament fluchen; die Verbrecher ſollen mit Erlegung 400 Pfund geſtrafft, und bey nicht erfolgter Beſſerung gar auß dem Baad geſchafft, vnd fehrners nicht mehr hineingelaſſen werden. — Zum Dreyzehenden. Geiſtlich-Chriſtliche Geſang, vnd Hiſtorien, auch andere ehrliche vnd fröhliche Sachen, ſollen mit Züchten geſungen, geredt, vnd zugelaſſen werden; Herentgegen aber Buhl-Lieder vnd ſchambahre Wort, ſollen bey vorgemelter Straff vnterlaſſen werden. — Zum Sechzehenden. Soll ein Theil dem andern nicht in Schnecken hinein ſchauen, bey Straff 400 Pf. — Zum Achtzehenden. Soll auch keiner im Baad das Häubl rucken, er gehe dann ein, oder auß, außgenohmen gegen den Frembden, ſo in, oder auff das Baad kommen, bey Straff 24 Pf.« — Aus dieſer Anſicht des Inhaltes läßt ſich entnehmen, daß der Hr. Verf. für alle Leſerclaſſen geſorgt, und den Titel Miscellen durch eine ſehr zweckmäßige Wahl und Eintheilung der Materien veredelt hat. Wir zweifeln nicht, daß dieſe Arbeit jene ausgezeichnete Theilnahme finden werde, die ſie verdient, und hoffen daher, recht bald mit den Fortſetzungen erfreut zu werden. — Möchte doch dieſe Unternehmung des Herrn Bürgermeiſters andern Ortsvorſtänden höherer oder geringerer Cathegorie aneifernd vorleuchten, für die nähere Erforſchung ihrer Domicilien eben ſo wirkſam zu ſeyn, und ſonach, ſich an die hochverdienſtlichen Bemühungen der Herren Herausgeber der kirchlichen Topographie anſchließend, die Kunde des Vaterlandes durch dieß unmittelbarſte Quellen-Medium zu befördern! — In der Diction zeigt der Hr. Verf. Geſchmack, Klarheit, und eine gewandte, von dem Pedantism des Kanzleyſtyls unabhängige Feder. Papier, Druck und Kupfer ſind artig.

Gffr.

Zu Niort ließ (nach dem immer mehr picanter zu werden ſich anſtrengenden Conſtitutionel) ſich neulich das Volkshaupt von Oneida, König Cornelius Sajakonta, für 2 Francs 60 Cent. im Schauſpielſaale öffentlich ſehen, und nachdem er einige 50 kleine Lieder geſungen, beliebten Se. Maj. das Tamburin zu ſchlogen, um ſeine Unterthanen und Unterthaninnen darnach tanzen zu laſſen. Se. Maj. ſcheinen (heißt es in demſelben Blatte) mindere Prätenſionen zu machen, als europäiſche Sänger und Tänzer.

Die Sparbanken haben in England ſo guten Fortgang, daß die von Southwark (Stadttheil von London) allein ſchon in dieſem Jahre 1000 Intereſſenten zählt, noch einmal ſo viel, als im vorigen ganzen Jahre. Selbſt kleine Mädchen, in der St. Georgs-Charitee-Schule, tragen wöchentlich ihren Schilling oder ihre Paar Schillinge hin, und oft legen Großväter für ihre Enkel eine kleine Summe an, oder Männer für ihre Nachbleibenden.

W. Wach, der ſich in Berlin niederzulaſſen, und Joh. Veit, der noch einmal zurückzukehren gedenkt, ſind kürzlich von Rom abgereiſet. Zu den vortreflichen Copien, mit welchen Wach ſeine Vaterſtadt bereichert, gehört die Viſion des Ezechiels nach Raphael, in der Größe des Originals, zu Florenz im Pallaſt Pitti befindlich; und eine verkleinerte Copie des großen Gemähldes von Titian auf der Gallerie Borgheſe in Rom, welches gewöhnlich die himmliſche und die irdiſche Liebe genannt wird. Dieſe letztere iſt mit ſo gewandter Meiſterhand gemahlt, daß man das Original ſelbſt wie durch ein verkleinerndes Glas zu ſehen glaubt. Außerdem bringt er auch noch vielverſprechende Skizzen und ſchöne Zeichnungen mit. Zu den bedeutendſten gehört eine Skizze in Oehlfarbe, die Einſetzung des Abendmahls vorſtellend; ein Auftrag des Königs zu einem Altarbilde für eine Kirche in Potsdam. — Der Künſtler hat, nach dem Beyſpiel einiger alter Meiſter, den Heiland ſtehend dargeſtellt: In der Mitte des Bildes, mit dem Rücken an den Tiſch gelehnt, von welchem er aufgeſtanden iſt; er hält den Kelch ſegnend in der Hand; von beyden Seiten ſieht man die Jünger, einige ſtehend, andere knieend, im Erſtaunen und Nachſinnen über das Geheimniß begriffen. Man darf dem Künſtler Glück wünſchen zu einer Aufgabe von dieſer Wichtigkeit, und zugleich alle Erhebung und Ruhe der Seele, vereinigt mit der ganzen geiſtigen Gegenwart und heiligen Begeiſterung, deren es bedarf, um dieſe Aufgabe nach Würde zu vollenden. — Ferner nimmt er einen großen Carton mit in ſein Vaterland von ganz eigener Erfindung und Compoſition; eine wohlgemeinte Vereinigung der chriſtlichen Kirche darſtellend. Maria erſcheint auf einem glänzenden, mit Blumen reichgeſchmückten Thron, von Engeln getragen und unterſtützt; das Kind Jeſus auf dem Schooß, deſſen Arm die Mutter zart zum Segnen aufhebt. Zu ihren Füßen ſtehen drey Knaben oder Genien, eine Schrift leſend; vier Doctoren der Kirche, Martin Luther, der heil. Auguſtinus, der heil. Chryſoſtomus und Calvin ſtehen an der Seite des Throns, zwey auf jeder Seite.

Die franzöſiſchen Zeitungen bemerken es als eine Merkwürdigkeit, daß die Zahl der chriſtlichen Schulen ſich mit der Einführung des wechſelſeitigen Unterrichts verdoppelt hat. Man zählt ihrer jetzt 135 in 42 Departements, und 69 reichen Städten.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer

Converſationsblatt.

16.

Dinſtag, den 24. Auguſt 1819.

Blick auf die brittiſche Handels-Uebermacht.

Von C. Th. Hohler.

Bekanntlich war zur Zeit des hanſeatiſchen Bundes, wo der deutſche Handel in ſeiner ſchönſten Blüthe ſtand, der engliſche Handel noch unbedeutend; von Fabriken wußte man damals in England faſt gar nichts; der engliſche Kaufmann ließ ſich die benöthigten Vorräthe an Leinwand, Tuch, Metallwaaren u. ſ. w. von Deutſchen und andern Nationen zuführen, verkaufte an ſie, und namentlich nach Flandern, die engliſche Schafwolle und andere rohe Landesproducte, welche der kunſtfleißige Deutſche und Niederländer verarbeiteten, und dann in alle Gegenden der Welt wieder verführten. Jetzt verhält ſich die Sache ganz anders.

Der erſte wichtige Schritt zur Emporbringung der engliſchen Fabriken geſchah im J. 1579, als die Königinn Eliſabeth das Geſetz ergehen ließ, bey Lebensſtrafe keine rohe Wolle aus dem

Reiche zu führen. Bald darauf ſuchte man die Auswanderung der Holländer und Flanderer zu benützen, welche, wegen der Kirchen-Reformation vertrieben, unter günſtigen Bedingniſſen in England aufgenommen wurden, und daſelbſt Tuch- und Zeugfabriken in beträchtlicher Menge errichteten. Das um dieſelbe Zeit erfolgte ſtrenge Verboth, fremde Tücher und Zeuge einzuführen und zu tragen, begünſtigte ihre Unternehmungen ungemein. Ein anderer ſehr ergiebiger Abſatz war ihren Erzeugniſſen in den Colonien geſichert.

Die bekannte, im J. 1651 errichtete Navigations-Acte, wovon die nordamericaniſchen Freyſtaaten in unſern Tagen ein neues Beyſpiel gaben, verſchaffte dem engliſchen Handel ſolche Vorrechte über alle andere Nationen, daß dadurch ſein Uebergewicht entſchieden begründet wurde. Sie ward zur Quelle unermeßlicher Reichthümer, aus welcher die Mittel zu den koſtbarſten und kühnſten Fabrikunternehmungen floſſen. Ihr Beſitz ſetzte England in den Stand, nach und nach den geſammten Activ- und Paſſivhandel an ſich zu feſſeln. Alle in der Folge abgeſchloſſenen Friedensverträge wurden darauf berechnet, und ſo gingen Regierung und Kaufmannſchaft Hand in Hand, um alle die Vortheile zu erringen, wodurch ihre mercantiliſche Größe vorbereitet wurde.

Die drey wichtigſten Fabrikzweige Englands ſind die Metall- Woll- und Baumwollfabricate. Birmingham, die Mutterſtadt engliſcher Metallmanufacturen, zählte im J. 1690 kaum 4000 Seelen. Durch das erfolgte Einfuhrverbot waren ſie bis zum J. 1741 ſchon auf 24,660, durch Erfindung koſtbarer Maſchinen bis zum J. 1778 auf 48,000, und durch die allgemeine Anwendung derſelben nach den national-öconomiſchen Grundſätzen von Vertheilung der Arbeit, von Jahr zu Jahr, bis zur Zeit über 80,000 geſtiegen. Außerdem gibt es noch viele andere Metallwaarenfabriken in der Grafſchaft Warwickſhire, und namentlich zu Soho, wo Boulten ſeine großen Etabliſſements angelegt hat.

Die Wollmanufacturen haben ihren vorzüglichſten Sitz in den Städten Leeds, Halifax, Bradford, Huddersfeld, Norwich u. a. m. Vor König Eduard III., deſſen Regierung in die Jahre 1327—1377 fällt, beſtand der Handel der Grafſchaft Yorkſhire, des jetzigen Hauptſitzes engliſcher Wollfabricate, faſt lediglich in der Ausfuhr der rohen Wolle; jetzt verſehen die oben genannten Manufacturſtädte die Märkte der halben Welt mit Tüchern, Kaſimirs, Zeugen, Weſten, Merinos u. ſ. w. Bloß die aus Norwich in den letzten Jahrzehenden ausgeführten Zeuge erreichten den Werth von jährlich zehen Millionen Gulden.

Mancheſter, die Pflanzſchule der Baumwollfabrication, hatte noch vor hundert Jahren einen nur wenig bedeutenden Handel. Im Jahre 1700 waren daſelbſt kaum 8000 Einwohner. Auch hier ſteigerte das Einfuhrverboth die Volksmenge bis zum J. 1757 auf 19,839 und bis zum Jahr 1773 auf 29,151 Einwohner. Als im J. 1790 das Monopol der Spinnmaſchinen aufgehoben wurde, welches deren Erfinder, Richard Arkwrigt, im J. 1775 erhalten hatte, ſtieg die Zahl der Einwohner plötzlich auf 50,000, und bis zum J. 1791 auf 70,000 Seelen. In ähnlichem Verhältniſſe wuchſen die übrigen Städte Englands und Schottlands, in welchen dieſer Gewerbszweig blühte.

Durch die allgemeine Anwendung der Maſchinen, wodurch jetzt z. B. die ganze Manipulation von der rohen Baumwolle an, bis zum vollendeten Kattun verrichtet werden kann, iſt es in England dahin gekommen, daß bey dem Baumwollengewerbe gegen ehemals kaum der neunte Theil Menſchen Beſchäftigung findet. Doch hat ſich ſeitdem die Volksmenge Englands nicht vermindert, ſondern vielmehr vergrößert. Hieraus ergibt ſich von ſelbſt, in welchem Uebermaß ſich die engliſche Fabrication und der Handel vermehrt haben muß. In der That iſt es auch dahin gekommen, daß in England jetzt weit mehr Baumwollwaaren zu Tage gefördert werden, als alle Theile der Welt verbrauchen können; daher die Ueberfüllung der Märkte in allen Ländern, wo die engliſchen Waaren freyen Zugang haben; daher das Verſchleudern der Waaren zu den niedrigſten Preiſen, um nur den fremden Concurrenten den Vorrang abzulaufen; daher endlich die, leider! immer mehr gelingenden Verſuche, die Leinwand durch Baumwollgewebe zu verdrängen.

Die Leinwanderzeugung ſchien einer der wenigen Gegenſtände zu ſeyn, der dem deutſchen Gewerbe nicht würde entzogen werden können, weil es der Mechanik lange nicht gelang, das Geſpinnſt dieſes deutſchen Naturproductes auf Maſchinen in gleicher Vollkommenheit, wie das der Baumwolle, herzuſtellen. Man ſuchte daher in den engliſchen Fabriken das Baumwollgeſpinnſt und Gewebe dem der Leinwand ähnlich zu machen; man miſchte Flachsgarn mit Baumwollgeſpinnſt, ließ das Gewebe in derſelben Breite und Länge, wie Leinwand, verfertigen, gab ihm eine ähnliche Zurichtung, die nämliche Lage und Benennung, und verführte es ſtatt dieſer nach den Colonien. Zu gleicher Zeit unterbrach die Continentalſperre die Zufuhr der Leinwand aus Deutſchland, und ſo gewöhnten ſich die fernen Eilande an das baumwollene Surrogat derſelben, das ſich überdieß durch Feinheit und Wohlfeilheit empfahl. Wenn nun erwogen wird, daß mit dem Stehen oder Verfallen der Leinwandmanufactur zugleich auch die Induſtrie und Bevölkerung ſo vieler Gebirgsgegenden von Deutſchland, welche ihren einzigen Reichthum im Flachsbau haben, ſtehen oder fallen muß, ſo iſt die Erfindung von Flachsſpinn-Maſchinen, welche allein die Leinwanderzeugung wohlfeiler machen können, als eine der wichtigſten Erſcheinungen zu betrachten; denn durch Anwendung ſolcher Maſchinen allein kann der Flachs mit der Baumwolle im Preiſe gleichen Schritt halten, und dadurch der deutſchen Induſtrie ihr uralter und wichtigſter Manufacturzweig gerettet werden. Wir dürfen uns alſo freuen, daß namentlich im öſterreichiſchen Kaiſerſtaate die Erfindung von Flachsſpinn-Maſchinen bereits auf verſchiedenen Wegen ausgeführt und privilegirt iſt.

Wollen wir die hauptſächlichſten Urſachen, aus welchen die brittiſche Handelsmacht als Wirkung hervorgegangen iſt, mit Einem Blicke umfaſſen, ſo müſſen wir folgende Factoren zuſammen ſtellen, welche ſich in dieſem Umfange und Grade nur in Großbrittannien beyſammen finden, nämlich:

1. Das über alle Fabrikzweige ſich verbreitende Maſchinenweſen, welches ſich von der koſtbareren Arbeit der Menſchenhände größtentheils unabhängig gemacht, und eine ſolche Ausdehnung erhalten hat, daß mittelſt desſelben alle Theile der Welt mit Fabrikwaaren aller Art im Ueberfluß wohlfeil verſorgt werden können.

2. Der geſicherte Genuß bedeutender und ungleicher Handelsvortheile.

3. Mächtiger Schutz der Unternehmungen gegen Außen durch Einfuhrverbothe, und im Innern durch Patente für die Erfinder neuer Manipulationen.

4. Der Beſitz eines ungeheuren Umfangs von Colonien, welche die rohen Colonialproducte bloß an den Mutterſtaat abſetzen dürfen, und dafür ausſchließend mit engliſchen Fabrikwaaren verſehen werden.

5. Die den Welthandel und die Schifffahrt ſo ſehr begünſtigende Inſellage, und die blühende Seemacht von England.

6. Die Anhäufung unermeßlicher Reichthümer in vielen einzelnen Händen, und der darauf beruhende Ueberfluß von Betriebscapitalien, ſo wie ein höchſt niedriger Zinſenfuß, wodurch es den Britten möglich wird, Millionen auf große Unternehmungen daran zu wagen, Canäle, Straßen und andere gemeinnützige Erleichterungsmittel des Handels mit großen Koſten auszuführen.

7. Endlich die allgemeine Benützung der engliſchen Steinkohlen, welche als ein wohlfeiles Brennmaterial auch ſchon lange der Haupthebel des engliſchen Maſchinenweſens ſind.

Wenige Länder von Europa ſind im Beſitze gleicher natürlicher und politiſcher Vortheile, und können daher auch gar nicht daran denken, mit England im Großen zu wetteifern. Denn wo die Urſachen nicht vorhanden ſind, können auch die Wirkungen nicht eintreten. Deſto mehr Sorgfalt werden aber jene Länder, welche zu irgend einem einzelnen Induſtrie-Zweige eine beſonders günſtige Naturanlage haben, auf Erhaltung und Emporbringung desſelben bedacht ſeyn, um nicht gänzlich auf die Stufe der bloß rohen Production herabzuſinken, welches zuletzt eine Abhängigkeit eigener Art, und einen faſt colonienmäßigen Zuſtand herbeyführen würde.

* * *

Im Tempel am Leopoldberge.

Laß raſtend unter dieſen Säulen
Uns ſchauen in das Blüthenthal:
Das Auge faßt mit Einemmal
Die Reitze nimmer, die da weilen! —

Hier müßte jede Wunde heilen
Und enden jede ird'ſche Qual;
Es meint den offnen Himmelsſaal
Die freye Seele zu ereilen!

Was unſre Sinne hier empfinden,
Das können Worte nicht verkünden!!
Hier muß das Lied des Sängers ſchweigen.

Hier ruht des Mahlers Meiſterhand;
Die Menſchenkünſte werden Tand,
Um tief vor Größerm ſich zu neigen!

W. Freyh v. Eyb.

* * *

Bibliothek der Tonkunſt in Wien.

Von dem Tode des um die Literatur der Tonkunſt ſo ſehr verdienten Ernſt Ludwig Gerber, haben unſere Leſer bereits aus andern Blättern Kenntniß; weniger jedoch dürfte es bekannt ſeyn, daß durch jenes Ereigniß der Beſitz einer der reichhaltigſten Sammlungen theoretiſcher Muſikwerke für unſre Kaiſerſtadt gewonnen wurde.

Schon vor mehreren Jahren hatte die hier beſtehende Geſellſchaft der Muſikfreunde die Gerber'ſche Bibliothek um den Preis von 200 Friedrichsd'or an ſich gebracht. Das Hauptbedingniß dieſes Kaufs beſtand darin, daß dieſe Sammlung, welche aus mehr als 600 verſchiedenen theoretiſchen Tonwerken (und aus beyläufig 200 Bildniſſen berühmter Tonkünſtler) beſtand, erſt nach dem Ableben des Eigenthümers, und zwar mit allen jenen Werken, womit er dieſe Sammlung bis dahin bereichern würde, der Geſellſchaft überantwortet werde. Nun iſt man bereits mit der Anherſendung dieſer Bibliothek beſchäftiget, die nach der Forkel'ſchen zu den bedeutendſten Deutſchlands gehört. —

Außer dieſer Bücherſammlung beſitzt die Geſellſchaft der Muſikfreunde des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates noch einen reichen Vorrath von Muſikalien, welchen ſie theils durch den Ankauf ſeltner und claſſiſcher Tonwerke, theils durch ſchätzbare Beyträge, ſowohl vom In- als Auslande erhalten hat. —

Dieſe Sammlung, weit entfernt geordnet zu ſeyn, befand ſich vielmehr in einem chaotiſchen Zuſtande, der es unmöglich machte, ſie gehörig zu benützen. Hierdurch wurde die nicht leicht zu löſende Aufgabe herbeygeführt, dieſen bedeutenden Vorrath, welcher beynahe 4000 der verſchiedenartigſten Tonſtücke zählte, zu ordnen, und nach einem Syſteme einzureihen, welches das ſchnelle Auffinden jedes einzelnen Stückes durch die Anwendung einer einfachen Manipulations-Form erleichtern würde. —

Herr Bernard Freyherr von Knorr, der nicht nur als Flötenſpieler unter den Liebhabern dieſes Inſtruments vortheilhaft bekannt iſt, ſondern der, wie es gerühmt zu werden verdient, der erſte in Wien, eine Bibliothek von rein-theoretiſchen Muſikwerken durch mühvolles und koſtbares Sammeln gegründet hat, die beynahe 700

Abhandlungen über Muſik bey allen Nationen der älteſten und neueſten Zeit, in verſchiedenen Sprachen und in den ſelteuſten Ausgaben (worunter ſich mehrere Incunabeln vorfinden) enthält, wurde mit dem Entwurfe eines Planes beauftragt, nach welchem dieſe zerſtreuten Schätze ſich in lichtvoller Ordnung zu der Form einer Bibliothek geſtalten ſollten. Der von ihm vorgelegte Plan erhielt die einſtimmige Genehmigung der Geſellſchaft, und die Liebe zur Kunſt ſowohl, als die Achtung für dieſe Geſellſchaft beſtimmten ihn, ſich auch der Ausführung dieſer coloſſalen Arbeit zu unterziehen.

Da dieſes mühvolle Unternehmen ſich nun allmählich ſeiner Beendigung nahet, ſo wird hierdurch bald einem weſentlichen Bedürfniſſe abgeholfen ſeyn, welches bey aller zarten Sorge, womit hier die Tonkunſt von jeher gepflegt worden iſt, dem Muſikgelehrten und dem Künſtler doch immer ſehr empfindlich war. — Es dürfte daher für die Freunde der Tonkunſt von weſentlichem Intereſſe ſeyn, eine Bibliothek ſich geſtalten zu ſehen, deren rationelle Organiſirung und Tendenz keinesweges im Geiſte mancher ihrer Schweſtern auf ein ängſtliches Zurückhalten ihrer geſammelten Schätze, ſondern vielmehr auf die liberalſte Gemeinnützigkeit berechnet ſind.

—*

⁂

Aus Gaſtein über Gaſtein.

Von Wilh. Hebenſtreit.

(Fortſetzung von Nr. 14.)

4.

Steigt man vom Bade ſeitwärts den Berg neben dem Waſſerfall hinauf, ſo gelangt man bald in das Thal Böckſtein. Von der Ache durchſchlängelt, iſt es überaus anmuthig zwiſchen hohen Bergen gelegen, und, obgleich einſt ein See, doch längſt ſchon zum dürftigen Getreide- und Wieſenbau benutzt. An dem Wege ſtehen vereinzelt reinliche Häuſer, und in kurzen Entfernungen zwiſchen denſelben recht artige Abbildungen aus der Lebensgeſchichte Jeſu. Sie alle haben einen freundlichen Character, und unterſcheiden ſich vortheilhaft von jenen, wo man den Schmerz und das Leiden des Erlöſers ſo abſchreckend zu verſinnlichen bemüht geweſen iſt. Am Eingange des Dorfs erblickt man auf einer Anhöhe, die dritte und letzte in dieſem Thale, ein rundes Gebäude, die Kirche. Unendlich anziehend iſt dieſe Form in der bergumkränzten Fläche. Wohlthuend dem Auge verſchmilzt ſie hier mit der Geſtalt der äußern Natur, in der beynahe alles rund iſt. Rund iſt ja die Welle im Bache und im See; die Blüthe, die Krone und die Frucht am Baume; ſelbſt die Gebirge runden ſich, ſo lange noch Gras auf ihnen keimt, und kein nacktes Geſtein ihre Gipfel deckt; und zieht nicht auch der Wolken- und Lufthimmel ſeinen runden Zauberkreis um unſer forſchendes Aug', um Land und Meer? Rundung und Fülle ſind die weſentlichſten Eigenſchaften der Schönheit, und im natürlichen Gefühle deſſen mahlten gewiß die Künſtler des 14. und 15. Jahrhunderts ſo gern die ey- und apfelrunden Geſichter.

Beym Beſteigen des Rathhaus-Berges, der ſich gleich hinter Böckſtein zu einer Höhe von 6120 Par. Fuß erhebt, kann man wohl nur den Hauptzweck haben, die oben befindlichen Poch- und Grubenwerke in Augenſchein zu nehmen. In botaniſcher und mineralogiſcher Hinſicht iſt der Berg mehrmals unterſucht. Der Weg hinauf iſt mühſam, aber nicht gefährlich; er führt größtentheils neben den Röhren, die das Pochmehl von den obern Pochwerken zu den untern Waſchwerken leiten. Die Röhren liegen unbedeckt, und ſind nur wenige Jahre brauchbar. Der mit dem Pochmehle vermiſchte Sand zehrt das Holz auf und durchlöchert die Röhren, obgleich ſie einige Male gewendet werden. So lange ſich die Pochwerke im Thal befanden, mußte das gewonnene Erz bergab geführt werden, welches bekanntlich in Säcken von Knappen und Hunden vollbracht wurde.

Fährt man in die Stollen ein, die man in 2—3 Stunden von Böckſtein erreicht hat, ſo kann man den ganzen Rathhausberg durchwandern, und den Ausgang gegen das Naßfeld finden. Ich verfolgte dießmal einen Fußſteig, und behielt links die gegenüberſtehenden Berge, das Hirſcheck und Böckfeld, den Predigtſtuhl am Roßkargraben, den Gemskarl, die Schafſtell, den Piernbacher, Ort und den Pockhart im Auge, die mit ihren Scharten und Hörnern die Wolken durchſchnitten, und an deren ſteilen, einige tauſend Fuß hohen Wänden das Gras gemäht wird; eine Arbeit, die jedem Flachländer Todesangſt auspreſſen müßte.

Auf dieſem Wege ſtößt man ſogleich auf das 52 Fuß im Durchſchnitte haltende Waſſerrad, mittelſt welchem ein Wagen hinab- und heraufgerollt wird. Urſprünglich iſt tieſe Maſchine zum Hinabbringen des auf dem Rathhausberge gewonnenen Erzes beſtimmt, das in den Schmelzöfen zu Lendt verarbeitet wird; indeß dient ſie auch um Lebensmittel, alte Knappen und neugierige Reiſende, in einem kurzen Zeitraume, zu den Stollen zu führen. Eine ſolche Fahrt über ſteile Wände dürfte jedoch um ſo weniger zu empfehlen ſeyn, da ſich ſeit einiger Zeit öftere Unglücksfälle ereignet, und ſelbſt den Tag vorher, als ich den Berg beſtieg, ein Knappe den Fuß mehrmals gebrochen hatte. Das an dem, in einem Gerinne laufenden, Wagen befeſtigte Seil hat die ungeheure Länge von 700 Klaftern, iſt aber ſchon mehrmals zuſammen gefügt, und gewährt keine Sicherheit mehr. Ein doppeltes Seil würde der Gefahr vorbeugen; ſo lange dieſes nicht vorhanden iſt, ſcheue man die Ermüdung nicht, und wähle den ſicheren Weg.

Ich gewann nun allmählich die Ausſicht in das freundliche Böckſteinthal, rechts davon die Anſicht des ſchneebedeckten Ankogels, vor mir die des Pockharts mit ſeinem ſchwarzſchimmernden Unterſee, aus welchem der Schleyerfall abfließt, und links am Eck des Naßfeldes ragte der Scharek hervor, deſſen Nebelkappe der ganzen Gegend ein gewiſſes Zeichen des bald folgenden Regens iſt. Der Seitenweg, den ich mit meinem Führer verfolgte, wurde immer ſteiniger; Farrenkräuter und Eiſenhütlein bekränzten große Granitblöcke; die Bäume ſtanden einzeln und verdorrt; das Gerölle lag locker aufgeſchichtet; der Pfad verlor ſich endlich ganz; wir konnten nicht füglich umkehren, kletterten, um die Gefahr zu verkürzen, mit Gefahr den Berg hinab, überſtiegen einen Bergbach nach dem andern; hielten uns halb ſchwebend an Geſtrippe und hohem Graſe, und gelangten, in Schweiß gebadet, zum Fahrwege und ins Naßfeld.

Man hat ſo oft die Reize des Naßfeldes geprieſen, daß die Erwartung von demſelben allerdings geſpannt ſeyn kann. Ich fand ein von der Ache getheiltes, ſich weit hinziehendes Thal, mit verſumpftem Boden, folglich auch mit ſchlechtem Futtergraſe; das beſſere findet ſich auf den Anhöhen und den Alpen, wovon zwey Privateigenthum, und die übrigen Gemeingut ſind. Es werden auf denſelben mehrere hundert Stück Hornvieh und Pferde, und über 4000 Schafe und Ziegen, die gegen Ende Juni eingetrieben, und zu Michaeli wieder zurückgeführt werden.

Wohl ſehnt ſich Mancher eine Alpenhütte zu beſchauen. Er träumt ſich da in die Idyllenzeit, und wähnt einen paradieſiſchen Naturſtand zu finden. Die Wirklichkeit vernichtet den Traum. Eine Alpenhütte iſt von rohen Steinklumpen aufgerichtet, die man auf einander gelegt, und nothdürftig mit Moos verbunden hat. Das ſchlechte Schindeldach wird durch ähnliche Steinklumpen feſtgehalten. Der innere Raum empfängt das Licht durch die geöffnete Thür, und beſteht aus dem Wohn- und Schlafſtalle; nebenbey befindet ſich der Viehſtall. Der Feuerheerd ſteht in der Mitte oder an der Seite, hat eine bretterne Einfaſſung, und vor derſelben gewöhnlich noch eine Bank zu Herren- und Knechtſitzen, der Rauch ſucht ſich beliebig den Ausgang. Umher liegen oder ſind aufgeſtellt die Gefäße zum Aufbewahren und Verfertigen der Butter- und Käſearten. Und dennoch lockt eine ſolche Reſidenz einer ſchmutzigen Dirne den rüſtigen Burſchen ſtundenweit an, und jauchzend beſingt er die Reize ſeines ſchwarzaugigen Mädchens. Dergleichen Lieder ſind oft ſehr naiv und ſprechend, allein ich habe ihnen in der Nähe keinen Geſchmack abgewinnen können!

Das Naßfeld iſt umgeben von dem Schlappereben, dem Schareck, dem Hochkar und dem Naßfelder Tauern, meiſtens Gletſcher, die ſeit einigen Jahren bedeutend vorgerückt, zum Theil gefahrvoll zu beſteigen ſind, und unverſiegbare Waſſerbäche dem Thale zuſenden.

Weder die Erinnerung an die Vorzeit, die hier reiche Schätze ſuchte und fand, noch der heutige Befund konnte mich lange an das Sumpffeld feſſeln; ich verweilte nur, um nach einer ſiebenſtündigen Anſtrengung einige Erholung zu finden, und ſchlug den Fahrweg ein, um wieder nach Böckſtein zu gelangen.

Dieſer Weg zieht ſich in ermüdender Krümmung an dem Felſenbette der Ache, unter überhangenden Felſenmaſſen, dem Ausgange zu. Gerade an dieſer Seite iſt der Rathhausberg gleichſam aufgelöſt. Bey jedem Schritte erblickt man abgerollte Steinhaufen, deren obere Wehre zwar noch in der Lute hängt, alle Augenblicke aber nieder zu ſtürzen droht. Ueberall iſt die Ausſicht gehemmt. Die hohen Berge mit ihren ſenkrechten Wänden verengen den Weg oft ſo, daß kaum ein ſchmalgeleiſeter Wagen ſich fortſchieben kann. Wo man ſich hinwendet, iſt ein Bild des Zerſtörens oder auch des Erſchaffens; denn die häufigen Bergwäſſer durchlockern die Felſen, löſen ganze Wände ab, verſchütten große Strecken, und geben beynahe jährlich der Schlucht eine andere Geſtalt, der Vegetation eine andere Richtung.

Es iſt doch ſonderbar, daß der Menſch, der unwillkührlich und ſtill in ſich zurückſchaudert, wenn er das ihm von der Natur hier furchtbar vorgehaltene Bild näher ins Auge faßt, dennoch faſt gar nicht an ſeine eigene gefahrvolle Lage denkt, ſondern ſich gleichſam außer derſelben befindlich betrachtet. Er beklagt die Leute, die dort oben auf den Abhängen das Gras mähen müſſen; er hört mit inniger Theilnahme die Erzählungen von ſo manchem, durch eingeriſſene Felſenwände, verurſachten Unglücke; er ſtaunt bey jedem Tritte über das rauſchende und alles zerſtörende Waſſer um, unter und über ſich — und ſchreitet unbeſorgt weiter, oder verweilt gerade da am längſten, wo die Scene am Grauen erregenſten iſt.

Ganz furchtbar iſt die Natur jedoch an keinem Orte. Auch hier, mitten unter Gefahren, hat ſie durch den Schleyerfall und den Bär- und Keſſelfall der Ache ein herrliches Schauſpiel bereitet. Bis zum Bärfall fließt die Ache ziemlich ruhig, obgleich ſie ſchon die Bergbäche des Naßfeldes aufgenommen hat, aber eine Viertelſtunde vom Ausgange, ſtürzt ſie eine ſteile Wand im Laufe brauſend hinab, durchſchäumt dann einen ſehr engen Felſenſchlund, und fällt abermals in die Tiefe zu den Füßen des Schleyerfalls.

Friedlich und ſanft rieſelt von der Seitenwand des Pockhartberges der Schleyerfall herab, und iſt um ſo anziehender, je geringer ſeine Waſſermaſſe iſt. Dann erſcheint er wie feiner Waſſerſtaub, der ſchleyerartig das nackte Geſtein umhüllt. An und für ſich wird ſein Erſcheinen gar nicht merkwürdig, denn jeder an einer flachen Bergwand abfließende Bach gibt ein ähnliches Bild; allein hier, an dieſer Stelle, gewinnt er, ſeiner Sanftheit wegen, ungemein, im Gegenſatze des ſtürmenden Bärfalles der Ache, und bey einem Seitenblicke auf ein Gewäſſer, das ſich gegenüber von der Höhe des Rathhausberges ergießt, und, wenn es zu einem wirklichen Falle erwachſen ſollte, unausbleiblich den Zugang ſperren würde.

Die Ache wird nun in ihrem Laufe immer wilder; ſie wälzt ſich über tauſend von den Bergen mitgeriſſenen Steinblöcken, die ſie fruchtlos einzudämmen ſtreben, und bildet dann zwiſchen faſt ſenkrechten haushohen Granitfelſen den Keſſelfall, dem beym Sonnenſchein ein herrlicher Regenbogen hüpfend vorſchwebt. Von der Gewalt des Sturzes erbebt das ſchwache Geländer am Wege, und in der Tiefe erblickt das erſtaunte Auge nur einen düſtern Schlund, aus dem ein ſchwarzer Rauch unaufhaltſam emporſprudelt, und weit umher die Felſen näßt. In zahlloſen Windungen wirbelt die Flut dem Keſſel zur Seite, bis ſie einen Ausgang findet, und dann forttobt und fortſchäumt bis zu einem abermaligen Falle kurz vor den Waſchwerken in Böckſtein, und im Thale ſich neue Kräfte ſammelt zu dem Bergabſturze in Badgaſtein, der jedoch an wilder, romantiſcher Schönheit den Keſſelfall nicht erreicht.

Wer ſich auf den Bergbau nicht verſteht, oder die Botanik und die Mineralogie des Rathhausberges nicht erforſchen will, laſſe denſelben immer unbeſtiegen, und wandere lieber auf dem breiteren, obgleich auch unbequemen Wege von Böckſtein den Waſſerfällen zu. Er verfolgt alsdann den Lauf der Ache aufwärts, gelangt zuerſt an den Keſſelfall, dann den Schleyerfall vorbey zum Bärfall; und wandelt ihn die Luſt an, die Armſeligkeit oder die idylliſche Einfachheit einer Alpenhütte, deren elf bewohnte ſich im Naßfelde befinden, zu betrachten, ſo ſchreite er getroſt fürbaß, und labe ſich in Ermangelung eines Beſſeren an Ziegenmilch; die großen Naturſcenen werden ihn für das Ungemach des Auf- und Abſteigens reichlich entſchädigen.

(Fortſetzung folgt.)

* * *

Vertheidigung eines neuen weiblichen Geſchlechtes *).

Hört! ſchreyet die Kritik, hört! welch ein neuer Brauch!
Die Styr, und nicht der Styr! Wer hat je ſo geſprochen?
Ey, ey! wer hat denn jemals auch
Den Wien, und nicht die Wien gerochen.

Johann Meier.

* * *

---

*) Cum dicas ulcus ulceris,
Cur non et vultus vulteris?
Iſt's nit ein Ding, ich frag!

Jacob Balde in ſeinem Agathyrſus.

Novelliſtik.

Der General-Lieutenant, Baron Pamphile de Lacroix, behauptet in ſeinen Memoires pour servir à l'histoire de la Revolution de St. Domingue, daß die Royaliſten es geweſen ſind, die den Negeraufruhr veranlaßten. »Die Schwarzen, ſagt er, zeigten ſich als Royaliſten (gens du roi), ihr Anführer, Jean François, nahm den Titel eines Großadmirals von Frankreich an, und ſein Gefährte Biaſſou den eines Generaliſſimus der eroberten Länder. Man wußte damals, daß dieſe blutige Cataſtrophe, wobey farbige Menſchen und Spanier ſich thätig gezeigt, von Leuten herbeygeführt worden iſt, welche die Revolution aufzuhalten glaubten, wenn ſie Frankreich einer ſeiner ſchönſten Colonien beraubten. Zum Beweis für dieſe Behauptung führt der Verfaſſer offizielle Briefe an, woraus deutlich erhellt, daß man die Neger im Namen des Königs aufgewiegelt habe, und daß ſie dem König und ſeinen Repräſentanten zu folgen glaubten. — Bey einer andern Gelegenheit ſah man die Neger einen Parlamentär ſchicken, vor dem eine weiße Fahne hergetragen wurde, mit der Inſchrift: Vive le roi, und Ancien regime. Der Parlamentär hatte eine ſchriftliche Erklärung bey ſich, daß ſie die Waffen zur Vertheidigung des Königs, den die Weißen zu Paris gefangen hielten, weil er die Schwarzen, ſeine treuen Unterthanen, habe frey machen wollen, daher ſie die Befreyung und die Herſtellung der alten Regierung forderten. — So ſchreibt der Baron Pamphile hiſtoriſche Memoiren.

In den letzten Jahren 1817—1818 betrug der americaniſche Handel nach China 7 Mill. Dollars und 16,000 Schiffstonnen, und der engliſche Handel nach dieſem Lande 6,500,000 Dollars und 20,000 Schiffstonnen, woraus folgt, wenn man annimmt, der americaniſche Kaufmann empfange ſeine Rückfracht im Laufe eines Jahres, und der brittiſche in ungefähr zwey Jahren, daß der americaniſche Handel nach China den engliſchen an Umfang übertrifft. Dieſes wichtige Factum iſt auf die Autorität des brittiſchen Hrn. Secretärs Affey gegründet, welcher eine Schrift über den Handel nach China herausgegeben hat. Dagegen hat Jemand bemerkt: 1. Der americaniſche Handel mit China werde mit baarem Gelde geführt, und der engliſche Handel ſey ein Tauſchhandel. 2. Der Handel Englands in dem folgenden Jahre ſey um das Drittel geſtiegen, und man glaube nicht, daß America ſich dieſes Zuwachſes rühmen könne. — Mag der engliſche Handel immer größer ſeyn, für America iſt ein Handel von 7 Mill. Dollars ein bewunderungswürdiger Anfang. Was aus dieſem Anfange in einem Jahrhundert werden kann, mögen die Kaufleute von London im Voraus zu beſtimmen wohl nicht vermögen.

Ueber Lithographie läßt in der neueſten Kunſtbeylage des Morgenblattes der Alles auf- und umfaſſende geiſtvolle Univerſaliſt, Hofr. Böttiger, viel Anſprechendes vernehmen. Wir theilen daraus nachſtehenden Auszug mit: Möchte es dem Altmeiſter in Weimar gefallen, im nächſten Stück ſeiner Anſichten über Kunſt und Alterthum, einmal ſeine Entſcheidung über Steindruck und

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Castelli, I.V.F.

3-598-50426-8
FNr. 22650 / 081

chemiſche Vervielfältigung bildlicher Gegenſtände vernehmen zu laſſen. Nun iſt das Kind ſchon zum rüſtigen Jüngling aufgewachſen, greift aber auch aus jugendlichem Uebermuth, der überall von Kraft und Selbſtgefühl nicht zu trennen iſt, oft in Dinge ein, von welchen es ſich ſtets entfernt halten ſollte. Ein großer Vorſchritt iſt geſchehen, indem durch Rath und bethätigende Einwirkung des würdigen Generalſecretärs der königl. Academie der Wiſſenſchaften in München, des Hrn. v. Schlichtegroll, der Vater des Kindes, Aloys Senefelder, ſein vollſtändiges Lehrbuch der Steindruckerey herausgegeben hat. Das Werk iſt bereits bey unſerm gewerbſamen Landsmann in London, Rudolf Ackermann, der dort die Lithographik ſehr ins Große treibt, in einer Ueberſetzung erſchienen *). Nachdem Senefelder in Wien dem thätigen Buchhändler Gerold ein Juſtitut der Art eingerichtet hatte, iſt er nach Paris gezogen. An beyden Orten ſind ſehr bedeutende Steindruckereyen hervorgetreten. Gerold brachte zur letzten Leipziger Oſtermeſſe an 100 Steintafeldrücke mit, wovon viele, wie z. B. ein Porträt des Kaiſers Alexander, und die Landſchaften, von Steinfeld gezeichnet, auch manche colorirte Blätter, ſehr anmuthig ins Auge fielen, und beſonders — ein Hauptpunct, an dem vieles ſcheitert — gut abgedruckt waren. Aus Paris ſendet die Engelmann'ſche Steindruckerey ungemein ſaubere Arbeiten, beſonders Porträts, von Jakob, dem Zeichner des Herzogs von Eichſtädt, gezeichnet. Doch behält München in ſeinen fünf verſchiedenen lithographiſchen Juſtituten und großen Unternehmungen, in dieſem Falle, noch immer vor allen den Vorzug. Wie weit man es in München darin gebracht habe, ſah mit Bewunderung in der letzten Oſtermeſſe in Leipzig Jeder, der die lithographiſchen Kunſtartikel, welche der die Sache mit wahrer Begeiſterung treibende J. G. Zelter in ſeinem Magazin dort zeigte, einer genauen Beſchauung werth hielt. Sein herrliches Ecce Homo war in wenig Tagen völlig vergriffen. Die Sammlung von Originalhandzeichnungen der vorzüglichſten lebenden bayeriſchen Künſtler **), wovon drey Lieferungen zur Hand waren, ſchienen ein Wettkampf eines bayeriſchen Kunſtvereins zu ſeyn, wer es am beſten machen könne. Was mit Farben geleiſtet werden kann, wird man bald auch in einer ſehr ſinnreich gedachten, meiſterhaft ausgeführten Sammlung ſehen, welche der Schönes gern fördernde Beſitzer der Hermann'ſchen Handlung in Frankfurt a. M. in 24 Blättern in gr. Folio veranſtaltet. Der edle Verfaſſer der rheiniſchen Gedichte und Sagen, Niclas Vogt, gibt da eine Sammlung von 24 Balladen heraus, wozu eben ſo viel Bilder kommen, entworfen von Vogt, gezeichnet von Peroux, und in Steindruck ausgeführt von Suſeuleth. — Möchte Hr. v. Schlichtegroll in München ſich zum Redacteur eines eigenen lithographiſchen Archivs machen, und da, wo der Strahlen ſchon ſo viel zuſammen kommen, einen Brennpunct für alle ſo ſehr zerſtreute Gradiationen der Kunſt aufſtellen! — Jene rheiniſchen Bilder bringen uns ein preiswürdiges Unternehmen ins Gedächtniß, welches der oben in allen Ehren nach Gebühr erwähnte R. Ackermann in London ſo eben mit allen ihm zu Gebothe ſtehenden Kunſtmitteln eifrig betreibt, und das wohl auch in Deutſchland viele Unterſtützung finden dürfte. In 6 monathlichen Lieferungen erſcheint bey ihm: An Historical and Characteristick Tour of the Rhine from Mayence to Cologne. Jedes Heft in größtem Quart-Format hat 4 Aquatinta-Blätter mit dem Text, und koſtet für die erſten 600 Subſcribenten nur 14 Schillinge. Es werden im Ganzen nur 750 Exemplare abgedruckt. Zwey Deutſche ſind die Herausgeber. Der geh. Rath von Gerning, der klang- und ſangvolle Verkündiger des Taunus, wird den Text dazu ausarbeiten. Die 24 Zeichnungen aber gibt Schütz in Frankfurt. Mit dem 1. September erſcheint die erſte Lieferung. Wer die frühern Prachtwerke in dieſer Art geſehen hat, die bey Ackermann erſchienen ſind, die Weſtminſter-Abtey, die Univerſitäten Oxford und Cambridge u. ſ. w. mit ihren Aquatinta's ſah, wird ſich dieſer Verherrlichung des ſchönen, hoffentlich bald auch in ſeiner Schiffahrt ganz entfeſſelten Stroms herzlich freuen.

---

*) A complete History of Lithography from its Origin down to the present Time, accompanied with illustrative Specimen. (Gr. Quart, Preis 1. Pf. 6 Sh.)

**) Man ſehe die Notiz im 1. Bd. des Converſ. Bl. Nr. 51.

Die ſympathetiſchen Kuren der Wunderfrau Stutterheim im Holſteiniſchen fahren fort immer mehr Aufſehen zu machen. Der Glaube an dieſelben hat ihr nicht nur in den untern Volksclaſſen, ſondern auch unter den Vornehmeren und Gebildeten, ſelbſt unter Aerzten und Predigern, die eifrigſten Anhänger gewonnen. Sie iſt in einem ſächſiſchen Dorfe, wo ihr Vater Arzt geweſen ſeyn ſoll, geboren, heurathete einen Fahnenſchmidt bey den preußiſchen ſchwarzen Huſaren; dieſer blieb in dem Treffen bey Vehſtädt, nach welcher Zeit ſie ſich bald als Wahrſagerinn, bald als Vieh- und Menſchen-Doctorinn einen großen Ruf erwarb. Zur Ausübung deſſen aber hatte ſie keine obrigkeitliche Erlaubniß; ſie ward in Kiel eingezogen, und in Ketten nach Itzehoe ins Gefängniß geführt. Dieß vermehrte nur noch mehr ihre Beſchützer und Gönner, welche veranlaßten, daß ihr die Ketten abgenommen, ein reinliches Zimmer im Hauſe des Schließers angewieſen, und Jedermann freyer Zutritt zu ihr geſtattet wurde. Nun ſtrömten nicht nur aus der umliegenden Gegend, ſondern auch aus Hamburg und Hannover die Kranken und Schwachen an Körper und Geiſt, zu Fuß, zu Wagen und zu Schiff herbey, und nahmen die Hülfe der Wunderfrau in Anſpruch. Einige Kuren glückten ihr, viele ſind ihr verunglückt. Als man ſich nun neuerdings überzeugt hatte, daß ſie, außer dem Handauflegen, Beſtreichen der leidenden Theile, dem Abſprechen der Krankheit auf einem Kreuzweg Nachts bey Sternenſchimmer, auch Mittel zum inneren und äußeren Gebrauch verordnet, deren Beſtandtheile unzweckmäßig, ja bis zum Vergiften ſchädlich ſind, ſo wurde ihr neuerlich die Strafe des Zuchthauſes, und der darauf folgenden Landesverweiſung zuerkannt. Aber auf die abermalige Verwendung ihrer reichen, mächtigen Gönner bey dem König, und Leiſtung einer bedeutenden Bürgſchaft, iſt ſie wieder bis zur Entſcheidung des Gefängniſſes entlaſſen, und hat die Erlaubniß erhalten, bey einem Bürger in Itzehoe ſich einmiethen zu dürfen.

Mit großer Behutſamkeit ſoll der fleißige Sprachforſcher verfahren, welcher die deutſche Sprache von fremden Wörtern reinigen, und ächtdeutſche an ihre Stelle ſetzen will; aber noch mehr muß man den Schriftſtellern empfehlen, ſich wohl zu hüthen, den eigenthümlichen Sinn des fremden, aber in der Sprache eingewurzelten Wortes zu verdrehen und ihm eine Deutung un terzuſchieben, die ihm ganz und gar nicht angehört. Seit einigen Jahren ſchon erſcheint das Wort Tendenz in deutſchen Werken und öffentlichen Blättern und folglich auch im geſellſchaftlichen Verkehr und im politiſchen Einfluſſe auffallend unrichtig angewandt. Jeder, bey dem man einen Hang oder Neigung zu etwas Gutem oder Böſem vermuthet, hat die Ehre, daß ihm, ohne nähere Unterſuchung, eine Tendenz zugeſchrieben wird. Nun bedeutet aber Tendenz etwas ganz anders als einen bloßen Hang oder Neigung, ſondern vielmehr ein wirkliches Streben, einen Hang, der in Thätigkeit übergegangen iſt. Man nehme ſich doch alſo wohl in acht, das Eine mit dem Andern zu verwechſeln, denn der Hang oder die Neigung iſt etwas ganz Unwillkührliches, und als ſolches keinem Geſetz unterworfen; das Streben hingegen, die Tendenz, iſt eine vom Willen ausgegangene Thätigkeit, die nur in dem vom Geſetze bezeichneten Ganzen wirkſam ſeyn darf. Wie gefährlich es iſt mit dem Sinn der Worte zu ſpielen, hat ja hinlänglich die heilloſe und fürchterliche Wirkung des kleinen Wörtchens ſuspect in Frankreich bewieſen.

F. B.

Ueber einen der abgefeimteſten Gauner, über Coignard, den Gegenſtand eines merkwürdigen Criminalproceſſes in Paris, meldet ein auswärtiges Blatt Nachſtehendes: Schon im vorigen Jahre war er gerichtet worden, und zwar blos ſeines Namens wegen. Es gehörte ziemlich viel Mühe dazu, ehe man beweiſen konnte, daß er nicht der Graf Pontis de Ste. Hélène war, wofür er ſich ausgab, ſondern ein von den Galeeren entwiſchter Gauner. Er hatte ſich, wie es ſcheint, mit einer, ſeiner würdigen, ehemaligen Geliebten des Grafen Pontis de Ste. Hélène, in vertraute Bekanntſchaft geſetzt, von derſelben die Papiere des Grafen, welcher in Spanien geſtorben iſt, erhalten, und vermittelſt derſelben ſich dreiſt für den Grafen ausgegeben. Mit dieſer geſchickt durchgeführten Dreiſtigkeit war es ihm gelungen ſich nicht allein in vornehme Geſellſchaften einführen zu laſſen, ſondern auch ſogar noch ein Ordenskreuz, und eine Stelle im Generalſtabe zu Paris zu erhalten. Allein eines Tages hatte der Zufall einen ehemaligen Kameraden von der Galeere ihm in den Weg geführt. Dieſer verrieth ſeinen wahren Stand, und zernichtete mit Einem Mahle ſein Glück. Der Aftergraf hatte jedoch zwey Gewerbe; als das eine nicht mehr fort wollte, trieb er wieder Gauner-Streiche, und ſtahl mit einer unerhörten Dreiſtigkeit. Einer ſeiner Streiche iſt folgender: Seine Geliebte, die vorgebliche Gräfinn Pontis de Ste Hélène, fuhr in einer ſchönen Kutſche zu einem ſpaniſchen Generel, welcher ſich in Paris aufhielt. Coignard (ſo heißt der Gauner) ſtand als Bedienter in Livrey hinten auf, und blieb im Vorzimmer, während dieſes Weib ihre Rolle in dem Saale des ſpaniſchen Generals ſpielte. Dieſen Aufenthalt im Vorzimmer benutzte er dazu, daß er die Schlüſſel der Thüren in Wachs abdruckte. Einige Tage darauf ſchlich er ſich in dieſes Gemach ein, und ſtahl das Silberzeug. Die Polizey iſt dieſem Spitzbuben lange auf die Spur gegangen, und hat ihn nicht ohne Mühe erhaſcht. Nachdem nun erſt entſchieden worden war, daß er wirklich von den Galeeren entflohen ſey, wurde er auch als Dieb gerichtet, und lebenslänglich zur Kettenſtrafe verurtheilt.

Gedruckt bey J. B. Wallishausser.

Converſationsblatt.

17.

Freytag, den 27. Auguſt 1819.

Die Kleinigkeiten; hiſtoriſcher Streifzug.

Von Ign. Jeitteles.

Eine hübſche Frau beneidete einſt die Wahrheit, weil — das Alter ihr nicht ſchade. Etwas alt, aber ſehr wahr und ſehr wichtig iſt die Bemerkung: daß die größten Begebenheiten meiſtens durch die kleinſten Urſachen entſtanden, welterſchütternde Reſultate aus geringfügigen Umſtänden hervorgegangen ſind; daß daher für uns arme Menſchlein, die wir wohl von Kraft und Wirkung, Grund und Folge, Zweck und Mittel, hoch- tief- und ungelehrt vernünfteln, doch das innere Getriebe nie begreifend, uns nur immer marionettenartig bewegend, nach dem Ausſpruche eines morgenländiſchen Weiſen — Alles oder Nichts Kleinigkeit iſt; daß wir aber eben auch darum nie haarbreit von Recht und Pflicht abweichen — ſollten, weil das unbedeutendſt ſcheinende Object oft Werkzeug der Gelegenheitsurſache, oder unmittelbarer Richtungsſtoß der wichtigſten Begebenheiten ſeyn kann.

Schon die dunkle Mythe läßt aus kleinen Urſachen große Wirkungen hervorgehen. So nahm ein Apfel uns das Paradies, während ein anderer Apfel den trojaniſchen Krieg entzündete. Ein Apfel, den der kühne Tell von ſeines Kindes Haupte ſchoß, gab ſeinem Lande die Freyheit; dagegen zog ein Apfel, den die als Athenais aus dem Staube zum Throne emporgeſtiegene Kaiſerinn Eudoxia dem Höfling Paulin geſchenkt, wodurch des Theodoſius niedrige Eiferſucht gereizt wurde, dieſem Muſter weiblicher Anmuth und männlichen Geiſtes, Elend und Verweiſung zu; und die wichtigſte Entdeckung im Reiche der Naturkunde, das Geſetz der Schwere, verdanken wir einem Apfel, der dem großen Newton ſchlafend auf die Naſe fiel. — Eines bunten Kleides willen wird ein armer Hirtenknabe von ſeinen Brüdern nach Egypten als Sclave verkauft; dadurch entſteht ein Volk, das, die geheime Prieſterlehre vom einzigen Gotte der Geſammtmenſchheit als Gemeingut verkündigend, univerſal-hiſtoriſch auf religiöſe Cultur eingewirkt. — Die zu wenig platoniſche Liebſchaft eines Soldaten mit einer artigen Veſtalinn im alten Lateinerlande bringt 2 Zeugen hervor; man wirft ſie in die Tiber, ein Hirte rettet, eine Wölfinn ſäugt ſie; dadurch entſteht ein Staat, der, ſeine Amme nicht verläugnend, in einem Jahrtauſend die bekannte Erde weltlich, in dem andern ſie geiſtlich beherrſcht. Liebeleyen waren überhaupt von jeher Motive und geheime Hebel der wichtigſten Erſcheinungen. — Des keuſchen Joſeph kaltes, Sextus und Appius heißes Blut, die Häßlichkeit der wollüſtigen Fulvia, die der Triumvir Octavius deßhalb verſchmähte, daher ſie ihrem Gemahl Marc Antonius zum Bürgerkriege ſtachelte; Lucius, eines Mitverſchwornen Catilina's, unzeitiges Vertrauen zur Dame ſeines Herzens, die ſchwatzhaft das Geheimniß der Verſchwörung dann dem Cicero verrieth; Ludwig XIV., Heinrich IV., Karl VII. u. ſ. w. galante Abentheuer — haben Schickſale von Staaten und Völkern entſchieden, ſchufen Monarchien zu Republiken. — Rom, vor der Brennen Wuth durch ſchnatternde Gänſe gerettet, wird durch einen aufgeſchreckten Haſen, der Otto, König von Frankreich einen geheimen Zugang entdeckt, mit Sturm erobert; ſo wie nach Flavius Behauptung eine zerbrochene Wagenachſe die Zerſtörung Jeruſalems herbeygeführt hat. — Das Wiehern eines Pferdes macht einen berühmten Trinker, das gute Schleudern einen kleinen Schäferjungen, eine Krücke, die kindliche Sorgfalt dem Vater in den Senat nachgetragen, einen römiſchen Bürger zum mächtigen König; dagegen wird Karl der Dicke, König in Frankreich und deutſcher Kaiſer entthront, weil ſeine Schweſter Hildegard ſich in Herzog Arnulph ſchwarzes Glutauge vergaffte; ſo wie Chilperich, König der Franken, meuchlings fiel, weil er im Scherze ſeiner Gemahlinn Friedegunde einen ſanften Schlag mit einer Ruthe gab. — Durch das etwas weite Verfolgen einer Hirſchkuh kommen zwey junge Hunnen am aſiatiſchen Geſtade zur cimmeriſchen Meerenge; das Thier ſchwimmt durch die Meerenge, die Jäger ihm nach, dadurch ſehen ſie ein neues, ſchönes Land, kehren zurück, erzählen Wunder davon, und durch dieſe Hirſchkuh entſteht — die Völkerwanderung. — Schon hatten Hunnen und Weſtgothen Rom genugſam geplündert, da gewann Kaiſer Valentinian der Dritte von ſeinem Feldherrn Maximus im Würfelſpiele einen Ring, wodurch der weichliche Fürſt liſtig deſſen ſchöne Gemahlinn zu entführen wußte. Racheſchäumend erdolchte ihn Maximus, ſchwang ſich auf den Thron, und zwang Eudoxien, die Witwe Valentinians, ſeine Hand anzunehmen. Um den Uſurpator unter ſeinen eigenen Trümmern zu begraben, beruft Eudoxia nun auch die Vandalen, die ſich unter Genſerich in Africa niedergelaſſen hatten, und die Barbaren verheeren ganz Italien. — Zu Mekka leidet ein Nervenſchwacher an Würmern und Convulſionen, nimmt Opium, ſinkt in einen tiefen Schlaf, und gründet dadurch einen Staat und eine neue Religion, die, ihre Schritte mit Blut und Flammen bezeichnend, einen Welttheil an ſich reißt; ein melancholiſcher Einſiedler erhebt ſeine ſchwache Stimme dagegen, es entſtehen die Kreuzzüge, und dieſe tragen die Cultur des Orients nach dem rauhen Europa; — hätte Mahomed damals ein Brownianer behandelt, er wäre ſchwerlich ein Prophet geworden! — Held Marlborough hatte die Franzoſen bey Hochſtädt — mit einem ſpätern Feldherrn zu reden — ganz pulveriſirt; der Kern der franzöſiſchen Armee unter Villars und Tallard war vernichtet, Ludwig XIV. im fürchterlichſten Gedränge, die Dynaſtie der Bourbons in Frankreich und Spanien ihrem Falle nahe — da reizt die Herzoginn Marlborough den Stolz ihrer Königinn Anna, vergießt abſichtlich in ihrer Gegenwart ein paar Tropfen Waſſer auf das Kleid der Favoritinn Milady Masham, verweigert ihr ſogar ein paar neue, geſchmackvolle Handſchuhe; Herzog Marlborough fällt dadurch in Ungnade, verliert den Commandoſtab, und — Frankreich iſt gerettet, Spanien erhält Anjou, und die Welt den Utrechter

Frieden. — Ein bekanntes Halsband, ein etwas zu niedriges Eckfenſter zu Trianon, deſſen unſymmetriſche Form Miniſter Louvois gegen ſeinen König zu heftig vertheidigt; eine Schuſſel Champignons, deren Unverdaulichkeit Kaiſer Carl VI. Tod beſchleunigt, ehe die pragmatiſche Sanction von allen Mächten garantirt iſt — haben Staatsbegebenheiten gelenkt, Revolutionen und Kriege erzeugt, das Loos von Millionen entſchieden. — Durch eine naive Antwort, die ein Paſtetenbäcker-Junge Rußlands Peter gab, wurde derſelbe allmächtiger Miniſter, wie durch das Verirren einiger Mönche, aus einem Schweinehirten der Pabſt entſtand, welcher, Ehrfurcht gebiethend, der dreyfachen Krone ſo viel Glanz und Würde gab — Menzikof und Sixtus V.! wie einflußreich auf Europa! — Im Jahre 1590 ſpielen einige Kinder zu Middelburg mit geſchliffenen Gläſern, halten ſelbe in einiger Entfernung hinter einander, begucken verwundernd die Gegenſtände, die ſich ihnen ſo verkehrt und vergrößert zeigen, und Janſen erfindet dadurch — das Fernrohr, und des Himmels ungemeſſene Bahnen beſtimmen Galiläi und Herſchel. — Ein wahnſinniger preußiſcher Soldat in Königsberg ſteht mit geſpannter Flinte hinter einem Baume, um einen Vorübergehenden aus bloßer Mordſucht zu erſchießen; er zielt, da bellt ein Hündlein, dieß Geräuſch ſtört ihn — ſonſt wäre der große Kant gefallen, mit ihm die Schöpfung der Vernunft-Critik, die Reformation in allen Zweigen der Wiſſenſchaft. — Der Bauernknabe Mabillon war ſehr beſchränkten Geiſtes, ſogar bis in ſein 13. Jahr blödſinnig. Einſt fuhr er durch einen Hohlweg, der Wagen ſtürzte, Mabillon fiel auf den Kopf, ſein Gehirnſyſtem wurde erſchüttert, und er ward — ein Genie; wäre er zu Fuße gegangen — die Diplomatik wäre nicht erfunden.

So gehtes! Kleinigkeiten beſtimmen Alles. Aepfel und bunte Kleider, eine Wölfinn, hübſche und häßliche Weiber, ſchnatternde Gänſe und aufgeſchreckte Haſen, eine Wagenachſe und wiehernde Pferde, Schleuder und Krücke, eine Hirſchkuh, ein Ring, Würmer, Handſchuh und Waſſertropfen, ein Halsband, ein niedriges Eckfenſter, eine Schüſſel Champignons, ein paar Brillengläſer u. dgl. m. — ſo etwas entſcheidet das Schickſal Tauſender auf Jahrtauſende!

Nichts iſt Kleinigkeit, und Alles iſt Kleinigkeit. Gott erſchuf daher die Welt — aus Nichts! —

* * *

Die literariſche Geſellſchaft zu Athen*).

Mit welchem Eifer ſich die jetzigen Griechen den Unterricht und die Aufklärung ihrer Nation angelegen ſeyn laſſen, welchen Aufwand die Reicheren unter ihnen machen, um durch Errichtung von Schulen, Bibliotheken, gelehrten Geſellſchaften, durch Ueberſetzung der beſten ausländiſchen Werke der alten Schriftſteller, die ſie oft unentgeltlich unter ihre Landsleute vertheilen, Kenntniſſe und Bildung unter ihnen zu verbreiten: hiervon geben die beyden in neugriechiſcher Sprache hier herauskommenden Zeitſchriften *Ἑρμῆς ὁ Λόγιος* und *Τηλεγράφος* vielfältige Beweiſe. Schon ſind auch unter ihnen Männer aufgeſtanden, die ihrer Gelehrſamkeit wegen vom Auslande hochgeehrt werden, als ein Corai, Kumas und Andere. Zu dieſen Mitteln, wiſſenſchaftliche Bildung zu verbreiten, und darin ſich wieder dem Ruhme ihrer Vorfahren zu nähern, gehört auch die literariſche Geſellſchaft *Ἑταιρεία τῶν Φιλομούσων*, welche zu Athen zur Beförderung der Wiſſenſchaften und des guten Geſchmacks errichtet werden, und wovon uns der Hermes Logios Nachricht gibt. Dieſe Geſellſchaft nimmt auch Ausländer zu Mitgliedern auf, und hat einen Engländer, Friedrich North, jetzigen Lord Guilford, ſogar zu ihrem Präſidenten gewählt. Der Lord antwortete hierauf in einem griechiſchen Brief, wovon hier eine Ueberſetzung folget:

Liebſte Freunde!

Beym Leſen Eures Briefes empfand ich nicht bloß Freude darüber, daß Ihr auch abweſend Euch meiner erinnert, ſondern ich vergoß wirklich Freudenthränen, als ich daraus erſah, daß Ihr mich zum Vorſteher Eurer literariſchen Geſellſchaft gewählet habet. Denn was könnte für mich wohl rühmlicher ſeyn, als bey dem Wiederaufleben Athens, in der literariſchen Geſellſchaft der Athener, nicht nur eines Namens, ſondern auch des Vorſitzes dabey gewürdiget zu werden? Schon die Gaſtfreundſchaft und Menſchenliebe, und womit ich ſonſt von Euch bin beehrt worden, war für mich ein hinreichender Grund zur Dankbarkeit. Allein zu ſo vielen Gunſtbezeugungen, wodurch Ihr den Character der Athener gegen mich zu erkennen gabet, ſetztet Ihr jetzt noch die höchſte Ehrenbezeugung unter Euch hinzu. Denn ich halte ſie für die höchſte, und nehme ſie als etwas Göttliches aus den Händen Griechenlands an, das nun aus der Barbarey ſich wieder erhebet. Denn unzählige und außerordentlich ſchöne Werke der Weisheit und Tugend Eurer Vorfahren hat die Barbarey (was nie hätte geſchehen ſollen) vernichtet, worüber die Völker, die Weisheit und Tugend zu ſchätzen wiſſen, nie aufhören werden, zu weinen. Aber den Geiſt konnte ſie Griechenland nicht nehmen, wenn es auch ſchon durch ſo viele Jahrhunderte ſich faſt leblos zeigte. Doch vor Allem ſcheint es mir am meiſten rühmlich, und beynahe ein göttliches Geſchick zu ſeyn, daß Griechenland nicht nach und nach, nicht theilweiſe, ſondern auf Einmal im Ganzen ſich zu erheben begann, Muſenſitze errichtete, Lehrer berief, junge Leute auf öffentliche Koſten nach Europa ſchickte, ſich Kenntniſſe zu erwerben, und als Lehrer in ihre Vaterſtadt zurückzukehren. Dieß Alles iſt, beym Apoll! ſehr edel, und des Helleniſchen Hochſinns würdig! Euch aber, Athener, kommt es beſonders zu, Alle an Wetteifer für Weisheit und Tugend zu übertreffen, wie es vor Zeiten Eure Väter gethan haben. Denn wenn bey den übrigen Griechen ſchon die Beyſpiele der ſchönen Handlungen ihrer Vorältern nicht geringe ſind, wo findet man ſie dennoch von ſolcher Zahl und Art, als bey den Athenern, um edle Seelen dadurch aufzumuntern? Heroentempel, Gräber der berühmteſten Männer, Denkmale jeder Art von Künſten und Wiſſenſchaften; ja es iſt kein Fuß breit attiſchen Bodens, wo man nicht die heiligen Spuren Eurer Väter findet, welche die Völker gleichſam als Altäre der Unſterblichen nie zu verehren aufhörten. Ihr konntet daher, als Abkömmlinge derſelben, nicht immer ein Leben führen, das durch die Nacht der Barbarey verdunkelt war. Wenn Ihr nur einmal zurückſehet, von welchen Vorältern ihr abſtammet, ſo werdet Ihr gewiß (ich ſchwöre es bey ihren unſterblichen Seelen!) auf Eurer Bahn zum Ziele nicht langſam ſeyn. Ihr habet zwar, möchte man ſagen, nur eben angefangen, doch zeiget Ihr ſchon Allen auf eine glänzende Art, daß Ihr mit mehr als menſchlicher Kraft auf dieſer Bahn fortſchreitet. Denn bey welchem Volke haben jemals die Prieſter ſo viel Eifer für die Philoſophie, beſonders im Anfange gezeigt, als jetzt die Eurigen, die der literariſchen Geſellſchaft ſogar ein Kloſter gewidmet haben, und die erſten Arbeiter bey dieſem vortrefflichen Unternehmen geweſen ſind. Auch zweifle ich nicht, daß die ganze Kirche der jetzigen Griechen dieß nachahmen wird. Denn Gottesverehrung iſt die Grundlage der wahren Philoſophie und des bürgerlichen Lebens. Möchte mir doch, liebſte Freunde, der ich Euch immer für die mir erwieſene Ehre dankbar ſeyn werde, möchte mir das Glück zu Theil werden, Euch in der That beweiſen zu können, wie groß mein Verlangen iſt, Athen durch die Philoſophie wieder hergeſtellt zu ſehen. Schreitet alſo, wie Ihr begannet, mit edlem und beſtändigem Eifer fort, ohne Euch weder durch Lobſprüche blenden zu laſſen, noch zu glauben, daß dem Fortgange der Athener irgend ein Hinderniß unüberſteiglich iſt.

---

*) Dieſe Mittheilung, ſo wie die Ueberſetzung des unten folgenden Briefes ſelbſt, verdanken wir dem gelehrten Hrn. Prof. J. Liebel.

Friedrich North,
Bürger zu Athen.

Novelliſtik.

Aus der Gouvernements- und Univerſitäts-Stadt Charkow wird geſchrieben, daß man bey der neuerlich erfolgten Abtragung eines zu der dortigen Cathedralkirche gehörigen Glockenthurmes zwiſchen den Mauern ein geheimes Behältniß entdeckte, das mit großen Papierpacketen angefüllt war, und worunter ſich auch eine Kiſte befand, die die Aufſchrift: Geheimniſſe, führte. Noch iſt es unbekannt, was der eigentliche Inhalt dieſer myſteriöſen Papiere ſey, denn die Geiſtlichen haben ſie ſogleich in Beſchlag genommen, und man weiß nicht, was ſie damit angefangen haben; indeſſen wollen Augenzeugen bey dieſem Funde verſichern, die Jahreszahl 1711 auf einem der Packete geleſen zu haben. Der ukrainiſche Bote ſchließt daraus, daß es Actenſtücke aus dem 17. oder zu Anfange des 18. Jahrhunderts ſeyn mögen, und glaubt, daß dieſe Entdeckung von nicht geringem Nutzen zur Erläuterung der Begebenheiten der damaligen Zeit ſeyn könnte. Bey dem gemeinen Volke hat ſich die Sage verbreitet, dieſe Papiere wären die Werke eines gewiſſen längſt verſtorbenen Archimandriten, der in dem Rufe eines großen Alchymiſten ſtand.

Die Ausgrabung der Tiber beginnt endlich. 40 Actien, welche für England beſtellt waren, ſind zurückgegeben worden, weil die verlangte Sicherheit nicht geleiſtet werden konnte. Bey S. Paolo wird angefangen. Die Maſchine ſcheint zu ſchwach, um ſehr große Laſten aufziehen zu können. Inzwiſchen iſt die Sache einen Verſuch werth, und dieſen zahlt ja das Ausland. — Der Kunſthändler Vescovali in Rom hat ein Haus auf dem ſpaniſchen Platze gekauft, richtet es zum Magazine ein, und läßt es von außen mit antiken Bruchſtücken geſchmackvoll verzieren. Es wird eine der Sehenswürdigkeiten Roms werden, da der Beſitzer bey weitem das Meiſte alles Aufgefundenen durch die Landleute erhält, und ſehr großen Vorrath, aber auch ewigen Streit wegen der Ausfuhr mit Fea und dem Kunſt-Comitee hat. Nächſtens werden bey ihm die in Tivoli aufgefundenen Statuen zu ſehen ſeyn.

Bey der Sündfluth unſerer ſuperfötirenden Literatur muß es doppelt erfreulich ſeyn, ein Werk, wie das nachſtehende, erſcheinen zu ſehen: »Handbuch der allgemeinen Welt- und Staatenkunde, oder comparative Darſtellung deſſen, was wir im Weltall und auf unſerer Erde wahrnehmen; mit den Grundſätzen der Wiſſenſchaften, welche die Geſetze für dieſes Seyn der Dinge beſtimmen. Von Joſ. Freyh. v. Liechtenſtern. Erſter Band, gr. 8. Brünn, Traßler.« Das iſt einmal wieder ein Buch nicht aus zehn ein eilftes, ſondern eines, aus dem ſich wohl ſelbſt zehn andere ausſpinnen ließen; und wenn wir in Metaphern reden wollten, und nicht beſorgen dürften, mißverſtanden zu werden, ſo müßten wir es mit jenem edelſten Metall vergleichen, von welchem ein Gran hinreicht, eine große Fläche herrlich zu überziehen. Die Hauptbedingung eines ſo univerſellen Werkes: »möglichſter Sachreichthum bey ſtrengſter Wortkargheit« findet ſich hier größtentheils beobachtet; und nach dem ächt ſyſtematiſchen Geiſt und der ſorgfältigen Sprache zu urtheilen, mag der eben ſo productive als vielverdiente Herr Verf., welcher ſich erſt neuerlich wieder als der Strabo Oeſterreichs ausgewieſen hat, dieſe Arbeit mit beſonderer Liebe unternommen haben. Nach einem in Geiſt und Ausdruck muſterhaften Programm (in welchem unter Andern über das Weſen und die Organiſation ſtatiſtiſcher Büreaus, deren Idee der Herr Verf. in unſerer Monarchie zuerſt geweckt hat, und unermüdet auszubilden fortfähret, viel Treffliches geſagt wird) ſtellen zwey Abtheilungen die Lehre der mathematiſchen und jene der phyſiſchen Cosmographie und Geographie dar. Wer da berückſichtigt, welche Maſſen von Doctrinen zu vereinigen waren, wird es zu würdigen wiſſen, wenn er ſie in dem Raum von 30 Bogen hier zuſammen gedrängt findet, und die generelle, an das Abſtracte ſtreifende Form der Darſtellung als Bedingung eines ſolchen Handbuches erkennen. Dieſes cosmologiſche Buch iſt ein Compendium, das wir in fremde Sprachen übertragen zu ſehen, und im Beſitz eines jeden wiſſenſchaftlichen Weltbürgers wünſchen. Gſr.

Der Baron Trouvé, früher Herausgeber des Moniteurs, gibt jetzt den Conſervateur heraus. Im Independant ſteht darüber folgende Grobheit: »Den Dummköpfen, die am Conſervateur arbeiten, fehlte es noch an einem ihrer würdigen Herausgeber, ſie haben ihn geſucht, et le sot est Trouvé.«

Die Schiffe, welche die ruſſiſche Regierung zu einer Expedition an den Nord- und an den Südpol beſtimmt hat, ſind unmittelbar, nachdem ſie von Sr. Maj. dem Kaiſer beſichtigt worden waren, von Kronſtadt ausgelaufen, und ſchon berichten uns die Zeitungen, daß ſie auf der Rhede von Kopenhagen angelangt ſind, von wo ſie ihre Fahrt demnächſt fortſetzen werden. Man hat uns in Bälde nähere Details über das Perſonale und über die weitere Richtung dieſer Schiffe verſprochen, die wir nachtragen werden.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationsblatt.

18.

Dinſtag, den 31. Auguſt 1819.

Sinngedichte aus dem Lateiniſchen des Auſonius.

Von W. J. Elliſon von Nidlef.

Motto.

Scherze genug enthält, und genug des Ernſtes mein Büchlein —
Dieſer des Stoikers Werk, jene die Wonn' Epikurs.
Bleibt nur dem Handelnden ſtets der Alten Sitte die Richtſchnur,
Tändle die Muſe nach Luſt, treibe ſie neckiſches Spiel.

Der einem Seehunde zur Beute gewordene Haſe.

An das Geſtade der See enteilend den jagenden Rüden,
Ward von dem Hunde des Meers gierig der Haſe gehaſcht.
Mir hat Erde und Meer, ſeufzt ſterbend der Rammler, ein Raubthier,
Selbſt der Himmel vielleicht, hauſ't in den Sternen ein Hund.

er Band.

Glückswechſel.

Schon den Strick um den Hals, fand Einer des Goldes die Fülle;
Freudig nimmt er den Schatz, legt in die Grube den Strick.
Doch des Schatzes Vergraber, o weh! er findet ſein Gold nicht,
Aber er findet den Strick, und — er erhängt ſich damit.

Pallas und die bewaffnete Venus.

Pallas erſchauend auf Sparta's Gebieth Cythera in Waffen.
Sprach: Gelüſtet dich's jetzt richtendem Spruche zu ſtehn?
Venus lächelnd zurück: Was neckſt du die Panzergeſchützte,
Ueberwinderinn nackt, ſollt' ich's gerüſtet nicht ſeyn?

Die knidiſche Venus.

Schauend zu Knidus ihr Bild, ſprach alſo der Grazien Mutter:
Nackt, geſtehe es kühn, ſahſt du, Praxiteles, mich?
„Nimmer; durft' ich's doch nicht! Dieß Werk ſchuf feilendes Eiſen.
Schirmer des Eiſens, gebeut Mars, der gewaltige, ihm.
Welcher Geſtalt es nun wußte, du gefalleſt dem Herrſcher,
Solcher bildete dich, Göttinn, das eiſerne Zeug.“

Auf den Arzt Eunomus.

Eunomus hatte den Tod dem erkranketen Cajus gekündet;
Dieſen, der Arzt nicht, nein, rettete höhere Macht.
Bald drauf kam's, daß Beyde ſich trafen. Welcher geſundet,
Bleich und des Todes Bild, däuchte dem andern der Mann.
„Wer biſt?“ „Cajus bin ich.“ „Du lebſt?!“ Dumpf murmelt es „Nein“ dra
„Weh! was führet dich hieher?“ „Plutos gebiethendes Wort,
Daß ich, des Menſchen Verkehrs und Menſchen Verdienſtes ein Kenner,
Aerzte zur Hölle ihm ſend'.“ Eunomus hört es und bebt.
Cajus ſofort: „Sey, Eunomus, ruhig; ich ſag' es und alle:
Arzt hat, nüchternen Sinns, keiner noch je dich genannt.“

An Criſpa.

Schelte dich häßlich wer will! Mich, Theuere, kümmert es nimmer.
Mir erſcheineſt du ſchön; dieſes iſt, acht' ich, genug.
Wünſch' ich es doch, weil Eiferſucht ſich der Liebe geſellet,
Andern mögeſt du wild, reizend bedünken nur mir.

Friſch daran, iſt halb gethan.

Freund, beginne! Zur Hälfte gethan, iſt begonnen. Was bleibet,
Wieder beginn' es, o Freund, alſo vollbringſt du dein Werk.

An Apollo; über Daphne's Flucht.

Fort mit dem Bogen, Päan, verbirg die befiederten Pfeile:
Daphne fliehet nicht dich, aber ſie ſcheut dein Geſchoß.

Auf zwey ungleich geartete Schweſtern.

Delia, Staunen erregt's und muß es erregen bey Allen,
Daß ihr, die Schweſter und du, beyde ſo wenig euch gleicht.
Was ſie nicht iſt, keuſch, ſchiene ſie gerne durch züchtige Haltung;
Du, nur die Tracht, ſonſt nichts, haſt du mit Dirnen gemein.
Iſt nun gleich die Sitte die keuſch, keuſch ihre Gebehrde,
Dennoch verdammt dich der Schein, dennoch verdammt ſie die That.

Auf den Tod der Geliebten.

Drey der Grazien gab's. Als aber Lesbia lebte,
Vier. Sie raubte der Tod — jetzo ſind wieder nur drey!

* * *

Aus Gaſtein über Gaſtein.

Von Wilh. Hebenſtreit.

(Fortſetzung von Nr. 16.)

5.

Unter den Seitenthälern, die von dem Gaſteiner-Thal auslaufen, iſt das **Ketſchachthal** wohl das merkwürdigſte und unbekannteſte. Nur wenige Badegäſte haben den Vorgrund betreten; der Badearzt, Dr. **Storch**, iſt nur bis zur Hütte auf der Bruſtau-Alpe gedrungen, und die das Thal einengenden Gletſcher hat noch kein Reiſender beſtiegen, wenigſtens nicht beſchrieben. Vom Bade Gaſtein führt ein Fußſteig hinter dem vom Schullehrer bewohnten Hauſe, aber auch weiter hin an dem letzten Hauſe, rechts von der **Nicolai**-Kirche, endlich auch von der Badebrücke die Anhöhe hinauf, und durch ein liebliches Tannengehölz dem Thale und dem Dorfe Ketſchach zu.

Der Eintritt iſt außerordentlich angenehm. Die Berge an den Seiten haben ſich in etwas zurückgezogen; die **Ketſchache** murmelt zwiſchen grünen Wieſen in einem belaubten Bette; die Häuſer decken die Ufer, und beym Rückblicke glänzt im Sonnenſtrahl noch das ſchöne Gaſteinerthal mit ſeinen zahlreichen Stadeln, Wieſen und Ackerflecken.

Allein der Blick, vor ſich hin und in die Ferne gerichtet, findet ſich plötzlich begrenzt durch eine Bergkette und ungeheure Gletſcher. Im Vorgrunde ragt die Keſſelalpe weit in die Wolken; zur linken Seite ſteht ihr das Ketſchach-Gebirge mit der himmelhohen Himmelswand; zur rechten der Rauchzagelkopf, und im Hintergrunde der Brockſteinkogel und der Tiſchlerkar. Die Waſſerfälle der Keſſelalpe und des Rauchzagels, letzterer dem Schleyerfall faſt ganz ähnlich, und die den Gletſchern unaufhörlich entquellenden Waſſer beleben das Bild und den Wunſch, dieſen Herrlichkeiten der Natur näher zu treten.

Wir ließen den breiteren Ochſenſteig rechts, und ſchlugen den kürzeren Fußweg ein. Nach anderthalb Stunden erreichten wir eine in der Ebene ſtehende Holzhütte. Sie war etwa 6 Schuh hoch, hielt vielleicht 16 im Viereck, und hatte in der Mitte den Heerd, zur Seite die Lagerſtätte. Von Baumſtämmen zuſammen geſchichtet, waren die Wände mit Tannenrinde gut verwahrt, und der Aufenthalt in derſelben ſchien mir beynahe freundlicher, als jener in den Alpenhütten des Naßfeldes. Der Eigenthümer hatte ſie von ſeinem Vorgänger, einem Holzknechte, mit allen Geräthſchaften für drey Gulden Reichswährung erkauft! Wie wenig braucht doch der Menſch zu ſeinen erſten Bedürfniſſen!

Wir kletterten den Berg in ſteten Krümmungen hinan; ſie dienen, das Aufſteigen zu erleichtern, und beym Abſteigen das Fallen zu verhindern. Auf einer Höhe von etwa 3000 Fuß führte der Weg über einen Baumſtamm, der an einer abſchüſſigen Felſenwand lehnte. Gleich darauf drängte er ſich einem Abgrunde näher, und noch höher hatte ſich ein Felſenſtück vorgeſchoben, welches umſchritten werden mußte. Es ragte ſenkrecht in die Höhe hinaus; das Erdreich neben demſelben war kaum 12 Zoll breit; rechts ſenkte ſich die Wand ſteil in die Tiefe, ohne Haltpunct und Geländer. Ein dem Anſcheine nach ziemlich rüſtiger Badegaſt, welcher die Fahrt durchaus hatte mitmachen wollen, verzweifelte, und mußte halb bewußtlos über die gefährliche Stelle gezogen werden. Ich gelobte mir feyerlich mit Niemanden mehr einen Berg zu beſteigen, der einer Gefahr ruhig nicht entgegen ſehen könne.

Nach vier Stunden, vom Eingang ins Thal gerechnet, erreichten wir endlich die Hütte auf der Bruſtau-Alpe, dem Eigenthume des Braumeiſters in Hof-Gaſtein. Die Gewäſſer rauſchten von der glatten, mit einer Felſendecke beſpannten Wand hinab; die Gletſcher ſtanden im ſchönen Sonnenlichte vor uns, und nur der Gipfel der Himmelswand war mit einer ſchwarzen Wolke umhangen. Unglaublich ſchnell lagerte dieſe ſich über das Thal; die umſtehenden Berge hüllten ſich in dichte Nebel; der Blitz durchſchnitt die Wolken; der Donner rollte; tauſendfach hallten die Schläge in den engen Bergſchluchten wieder; die Tannen- und Lerchenbäume ſchienen dunkel umflort; der Regen fiel in langen Strahlen nieder, und ſchmeichelnd drängten die Ziegen ſich an uns, in die Alpenhütte, die mir jetzt ein ſehr freundlicher Zufluchtsort dünkte. Doppelt erfreute ſich ihrer der reiche Eigenthümer; ihn knüpfte die Erinnerung an dieſelbe, denn in ihr und neben ihr hatte er einige Jugendjahre verlebt.

Eben ſo ſchnell, als ſie entſtanden, wechſelte die Scene. Die Gewitter- und Regenwolken zogen über uns hin; die Sonne warf ihre wärmenden Strahlen auf die Alpen; die friſche Luft erquickte und ſtärkte. Ich verließ die Hütte, und ſtieg über die Bergbäche und ihre aus großen Granitblöcken von der Natur gebauten Betten den Gletſchern zu. Den Uebergang erleichtern aufgethürmte Steinhaufen, die ein heftiger Regen oft in den Abgrund reißt. Der betroffene Wanderer mag dann im Freyen, ohne Schutz und Schirm, warten und harren, bis das Waſſer abgelaufen iſt. Das Nadelholz keimte hier nicht mehr, wohl aber wucherten Vellatrum album, Aconitum napellus, und beſonders ein großer weißer Klee, von einem wahrhaften Gewürzgeruche. Die Ueberreſte des Weitmoſer'ſchen Schloſſes im Gaſteiner-Thale blickten aus weiter Ferne zu uns auf, und zur Linken ſpiegelte ſich auf der Röthalpe im Keſſel der Berge der etwa eine halbe Stunde im Umfange große, reichlich mit Seiblingen beſetzte Röth-See. (Red-See?)

Nahe am Schnee der Gletſcher pflückte ich Vergißmeinnicht mit einem wahrhaft himmliſchen Blau, und die gentiana nivalis (bavarica?) mit einem Dunkelblau, das ich noch nie ſo reizend und ſammtartig geſehen hatte. Die Berge krachten unaufhörlich, als ſetze ſie eine innere Kraft in Aufruhr und Bewegung, und von allen Seiten rollten größere und kleinere Steine zu uns herab. Dieſes Ausſtoſſen der Steine iſt eine Eigenthümlichkeit der Gletſcher überhaupt, insbeſondere der hieſigen. Das Schnee-Eis hat, vermöge ſeiner Feuchtigkeit und Schwere, den Felſenboden aufgelockert, und ihm die äußere feſte Rinde genommen. Die Eismaſſen ſelbſt ſenken ſich, oder rücken dem Thale zu (ſie wachſen). Der Druck iſt ſo heftig, daß die Steine ausgeworfen werden, und indem ſie es werden, ein wunderbares Gepraſſel verurſachen. So erkläre ich mir dieſe Erſcheinung. Denn die auf der Decke liegenden Steine ſind wohl ſchwerlich durch das Aneinanderſchieben der Eismaſſen heraus gepreßt, noch weniger durch Luft-Eruptionen, weil die Eisdecke nur an den Rändern auf den Felſen liegt, und weiter hin durch die fortdauernde Ausdünſtung der Erde ausgehöhlt iſt, ſo zwar, daß man unter derſelben, wie bereits beym Nachſchürfen auf dem Schlappereben des Naßfeldes geſchehen, fortſchreiten kann. Die darauf befindlichen Steine ſind alſo wahrſcheinlich von den höheren, nackten Klippen abgerollt. Da, wo ich mich befand, am Rande, konnte das Eis wohl eine Dicke von 5 Klaftern haben, weiter hin, rechts von der Keſſelalpe, ſchichtete es ſich wie aufgethürmte und erſtarrte Meereswellen zu einer ungeheuren Höhe auf; auf den obern Schichten lagen ganze Batterien von Eis, und an den Rändern umher große Steinhaufen, die jeden Augenblick herunter zu ſtürzen drohten, und die Gefahr vergrößerten, weil kein unten liegendes Geröll ihren Lauf hemmen konnte. So hoch ich auch aufſtieg, immer höher breiteten ſich die Schneewände aus, und wer hier das Unglück hätte, zu fallen, der würde unaufhaltſam von Eis- auf Felſenmaſſen ſtürzen, und längſt zerſchmettert ſeyn, bevor er die Tiefe des Thals erreichte. Hin und wieder waren von dieſen Eismaſſen Stücke zu 80—100 Quadrat-Fuß losgeriſſen und mit dem Gerölle vermiſcht. Da lagen ſie bereits Jahrelang und waren noch ſo feſt, daß ich kaum mit der eiſernen Spitze eines Bergſteckes eindringen konnte. Sie ſpielten hauptſächlich ins Blaue, und hatten den Geſchmack des reinſten Quellwaſſers.

Seit zwölf Jahren ſind auch dieſe Gletſcher bedeutend gewachſen und haben die Felſenwände bedeckt, an welchen rüſtige Jäger aufgeſtiegen ſind. Auch befand ſich einſt auf der linken Seite ein kleiner Teich, der nunmehr verdeckt und verſchüttet iſt. Da das Anwachſen der Gletſcher eine ganz allgemeine Erſcheinung iſt, ſo muß es auch eine höhere, allgemeinere Urſache haben, etwa die beſondere Beſchaffenheit eines Weltjahres in einer Reihe einzelner Jahre. An ein Abtragen der Gletſcher dürfte hier wenigſtens nicht zu denken ſeyn. Wäre es auch möglich, die ungeheuren Maſſen zu ſprengen und ins Thal zu ſtürzen, was ſollte in einer Gegend aus ihnen werden, wo der Zugang kaum drey Monathe währet, und ihr Fall unausbleiblich die ohnehin gefährliche Ketſchache zu neuen gefährlicheren Ueberſchwemmungen veranlaſſen müßte!

Auf die Himmelswand ſetzte abermals ſich eine dunkle Wolke. Ich eilte der Hütte zu, und erreichte ſie gerade vor einbrechendem Regen. Der Sturm vermehrte das Getoſe der Bäche, und durch den Nebel vermochte kein Auge zu dringen. Ich warf mich auf ein Heulager, und erwartete träumend den Morgen.

Um fünf Uhr früh traten wir den Rückweg an; der Himmel war rein, und die Witterung günſtig. Ein friſcher Wind wehte durch Wald und Gebüſch, und erleichterte das Athemholen. Ich fühlte hier ganz die Wohlthat eines Luftbades. Ueber Baumwurzeln und lockere Steine geriethen wir in eine enge Bergſchlucht. Ein ſpiegelheller Bach rieſelte vom Berge der Ketſchache zu; auf beyden Seiten, vor und hinter ihm liegen mächtige Felſenſtücke; ein einziger, nur zur Hälfte behauener Stamm bildet die Brücke. Wir überſtiegen ſie, und vor uns ſtand in mäßiger Entfernung eine neue Holzhütte und ein dergleichen Drehwerk. Zwey Zillerthaler hatten ſolche erbaut, um in dieſer Wüſte hölzerne Geräthſchaften zu drehen. Was der Menſch mit einfachen Mitteln vermag, konnte man hier erfahren. Das Dach war aus hölzernen Rinnen erbaut, deren zwey unten liegende von einer obenaufliegenden gedeckt wurden. Man erblickte die Mönche und Nonnen der alten Kirchendächer auf eine andere Manier. Ihre Schwere und das genaue Aufliegen laſſen keinen Regen durchdringen; auch können ſie nicht, wie die Schindeln, vom Winde aufgeriſſen werden. Der reinlichen Hütte zur Seite ſtand ein Gemach zum Aufbewahren des Materials und der Geräthſchaften.

Das Maſchinenwerk ſprach mich beſonders an. Einfacher dürften ſelbſt Wilde nicht bauen. Das Waſſer des abſtrömenden Bachs wurde in einer offenen Holzrinne aufgefangen. Den Abfall zu befördern, war eine ähnliche, am Ende aber gekrümmte, angeſetzt, und um das Ueberſtrömen des Waſſers zu verhindern, über die Krümmung ein Bret eingeſchoben. Die dasſelbe feſthaltenden beyden Nägel waren die einzigen am ganzen Gebäude. Das Waſſer iſt auf ein kleines Rad 2 1/2 Fuß im Durchmeſſer, geleitet, deſſen Baum in der Mitte feſt anliegt, und durch ſeinen Umſchwung zugleich die Spindel in Bewegung ſetzt. Hier werden mit dem gewöhnlichen Dreheiſen Teller, Schüſſeln, Milchkübel ꝛc. verfertigt, und in den benachbarten Ortſchaften umgeſetzt. Das Holz wird nicht geachtet, und von den Eigenthümern beynahe unentgeltlich hergegeben. Auch kleine Fäſſer, 1/8 Eimer haltend, werden gedreht und ausgehöhlt, ohne daß ein Boden eingeſetzt wird. Das Inſtrument, deſſen man ſich dazu bedient, iſt ganz einfach. Es beſteht aus einem 6 Zoll ſtarken Baumaſte mit einem ſchwächeren Quer-Aſte, auf welchen ſich die Hand des Arbeiters ſtützt. Eingeſetzt und mit einem eiſernen Ringe umfaßt iſt ein etwa 10 Zoll langes, 3/4 Zoll ſtarkes Eiſen, deſſen äußerſte Spitze geſchärft und krummgebogen iſt. Damit wird von der Stelle aus, wo ſich das Zapfenloch befinden ſoll, der innere Mark heraus gebohrt. Die Gewalt des Waſſers fördert ungemein die Arbeit.

Wir ſtiegen nun immer bergabwärts und erreichten nach einer Stunde den früher erwähnten Ochſenſteig, der bequemer als der Fußſteig iſt, aber um anderthalb oder zwey Stunden ſpäter zum Ziele führt. Wer die Gefahr ſcheut, wähle dieſen zum Aufſteigen. Bald empfing uns das ſchattenreiche Thal, durch welches wir dem Heilbade wieder zuwanderten. Ich fühlte nur eine leichte Müdigkeit. Aufgewendet hatte ich 28 Stunden, und davon etwa acht Stunden geruhet. Der Ausflug verſinnlichte mir den Lauf des Lebens. Der Eintritt ging lieblich und ſpielend vorüber; dann begann die Entwickelung der Kraft im Ueberwinden der Schwierigkeiten. Der Mittag und ſeine Höhe koſteten Anſtrengung und Schweiß; nur eine kurze Zeit Erholung und Genuß. Allmählich ſenkte es ſich wieder zur Tiefe; noch einmahl Anſtrengung, und endlich die Heimath, der Hafen des Lebens, die Ruhe.

Der Menſch ſtrebt ſo gern nach der Höhe; die Jugend überſteigt die Berge; aber mit dem reiferen Alter ſenkt ſich das Haupt, und die Lebenskräfte treiben ihre Wurzeln tiefer in die Erde. Fingerzeig genug, die Jugendkraft zu benutzen! Selbſtſtändigkeit muß in gewiſſen Jahren errungen ſeyn, wenn nicht ein ſtetes Sehnen die Kräfte lähmen und aufzehren ſoll. Bloße Erinnerung iſt zwar auch ein Glück, aber am Ende immer vergänglich, wie ſo Vieles auf Erden.

6.

Um auf den Pockhart zu gelangen, ſchlägt man die Straße von Böckſtein zum Naßfelde ein, und beſteigt bald nach dem Keſſelfalle der Ache auf ihrer linken Seite den Berg. Auch kann man in ziemlich gerader Linie nahe am Schleyerfall aufſteigen, welches ich der Kürze wegen dem erſten Wege vorziehe, der auf einer grasreichen Alme ſich nach allen Richtungen durchwindet, und einen Zeitaufwand von zwey ſtarken Stunden erfordert, bevor man die Höhe des Schleyerfalls erreicht.

Der untere oder große Pockhart-See, die Quelle des Schleyerfalls iſt eine ſtarke Viertelſtunde lang, 300 — 320 Schritte breit, und hat beynahe drey Viertelſtunden im Umfange. In der Mitte ſcheint er dunkel und ſchwarz; eine Folge ſeiner ſeltenen Tiefe und der von beyden Seiten abfallenden Bergſchatten. So weit man vom Rande ihn überblicken kann, iſt das Waſſer hell und rein, wie der Boden ſelbſt. Ueber einander geſtürzte Bäume in demſelben konnte ich nicht erſpähen. Sind ſie indeß doch vorhanden, ſo haben ſie die geborſtenen Wände des Pockharts mit ſich in die Tiefe geriſſen und das Waſſer ſie gegen Zerſtörung geſchützt. Daß dieſe Wände einſt bewachſen waren, iſt wohl eben ſo gewiß, als daß ſich in der Folge das unfruchtbare Gerölle wieder zu einem fruchtbringenden Boden geſtalten dürfte.

Am äußerſten Ende des Pockhart-See's ſteht eine nach Kärnthen gehörige große Alpenhütte. 38 Stück Kühe weiden umher auf den Anhöhen, die im Grunde das Pockharts-Thal ausmachen. Nur an wenigen Stellen ſchweigt auf Augenblicke das Rauſchen des Waſſers, denn in der Nähe des obern Pockhart-See's wäſcht ſchon wieder ein kleiner Bergbach das Gerölle, und der ihm vorliegende Keſſel muß ihm zur Schallwand dienen.

Es iſt eine falſche Sage, daß dieſe Seeen giftig ſind. Aus dem untern ſchöpfen die Bewohner der Alpenhütte ſämmtliches Waſſer für ſich und ihr Vieh, und der obere ſteht wohl auch in Verbindung mit dem untern See durch Ab- und Zuflüſſe. Das Wahre an der Sage mag ſich auf den Poppel- und Giftbrunnen beſchränken, die jedoch, ſo viel mir bekannt, noch immer der chemiſchen Unterſuchung harren.

Wendet man über den untern See ſeinen Blick dem Pockhart zu, ſo hat man eine große und erhebende Anſicht der Umgebungen; links den Rathhausberg, die Naßfelder-Tauern, die Gletſcher des Thals und auch einen Theil desſelben; vor ſich nach Rauris hin, den Sonnenblick, den Ritterkopf und den hohen Aar (9—10000 Fuß hoch über der Meeresfläche); zur Rechten die Erzwieſe, im 16. Jahrhundert zu Weitmoſers Zeiten ein herrlicher Bergbau. Man ſelbſt ſteht auf dem Miesbühl, einem Aſte des Pockharts.

(Schluß folgt.)

* * *

Curioſa.

(Mitgetheilt von L—e.)

1.

Aus dem Teſtamente des reichen Iſraeliten Penedo, welcher gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts zu Amſterdam ſtarb:

Erſtens. Ich vermache an die Stadt Amſterdam die Summe von 500,000 fl. Zweytens. Ich leihe dieſer Stadt auf 10 Jahre ohne Zinſen anderthalb Mill. Gulden. Drittens. Ich ſchenke jeder chriſtlichen Kirche in Amſterdam und Haag 10,000 fl., und der Süd-Kirche zu Amſterdam 30,000 fl. Viertens. Den Armen ſchenke ich 40 Torfſchiffe. Fünftens. Ich ſchenke jedem chriſtlichen Waiſenhauſe in Amſterdam und Haag 10,000 fl. Sechstens. Dem Waiſen-Knaben, welcher zuerſt das Waiſenhaus verläßt, ſchenke ich 1000 fl., und dem, der unmittelbar nach ihm folgt 500 fl. Siebentens. Der Synagoge in Amſterdam vermache ich 250,000 fl. Achtens. Schenke ich dem portugieſiſchen Waiſenhauſe 30,000 fl. Neuntens. Der Regierung leihe ich zu drey Procent Zinſen 1,000,000 fl. unter der Bedingung, daß dieſe Zinſen an die in Jeruſalem wohnenden Juden ausbezahlt werden. Das Capital bleibt unabänderlich bey der Regierung. Zehntens. Ich vermache an die deutſche Synagoge 5000 fl. Eilftens. Meinem Neffen, Peter Ovis, vermache ich 3 Millionen, nebſt allen meinen Häuſern und Zubehör. Zwölftens. Meiner Witwe gehöret 1 Million Thaler. Dreyzehntens. Meine übrigen Verwandten erhalten, jeder Einzelne 10,000 Thaler. Vierzehntens. Jeder meiner Nachbarn, ſo meiner Leiche folgt, erhalte 100 Ducaten. Fünfzehntens. Jeder unverheiratheten Perſon, beyderley Geſchlechts, die meiner Leiche folgt, werden 100 fl. verabreicht. Sechzehntens. Jedem chriſtlichen Geiſtlichen in Amſterdam und Haag vermache ich 100 fl. — jedem Küſter 50 fl.

2.

Chiromantiſche Regeln: Eine lange Hand iſt das Zeichen eines Gauners. — Kinder, haben ſie eine kleine Hand, beſitzen Verſtand, und ſollten ſich der Beredſamkeit widmen. — Ein runder Ballen und kurze gabelige Finger zeigen Faulenzer an. — Mädchen, welche zu kleine Hände haben, ſterben gerne in den Wochen. — Wer ſo lange Arme hat, daß er ſtehend ſeine Kniee erreichen kann, beſitzt Muth und Großmuth. — Wer ſeine Finger knacken laſſen kann, iſt flatterhaft, und denkt an zehn Dinge zu gleicher Zeit. — Glänzende Nägel zeigen Verſtand. Lange Nägel Feſtigkeit der Seele, und blaſſe Nägel verliebten Sinn an. — Eine lange, deutlich ausgezeichnete Lebens-Linie verſpricht hohes Alter. Iſt ſie kurz, und von kleinen Linien durchſchnitten, ſo hat man mit mancher Krankheit zu kämpfen. Gute Rathgeber haben eine gerade, der natürlichen Linie ſich nähernde, Schlauköpfe und Plauderer eine breite, Verliebte eine rothe, Brauſewinde eine gelbliche Lebens-Linie. Weſſen Lebens-Linie in zwey Aeſten auslauft, der iſt ein Enkel des wandernden Juden, er wird ein irrendes, unſtätes Leben führen. Wüſtlinge haben eine Lebens-Linie, welche ganz gegen die natürliche hin, gekrümmt iſt. Eine mit einem Kreuz bezeichnete Linie iſt das Zeichen der Unverſchämtheit, vorzüglich bey Weibern. Haſt du eine Lebens-Linie, welche mit ſtarken, wohlgenährten Zweigen an die natürliche gränzt, ſo gelangſt du zu Reichthum und Ehren, auch dürfteſt du eine große Reiſe unternehmen. Gehen dieſe Zweige abwärts, ſo biſt du ein Schmetterling, und die Mädchen ſollen dich fliehen, wie den Lucifer.

3.

Rudolph Graf von Sulz und Landvogt zu Hagenau vermählte ſich im Jahre 1605 mit Agatha, verwitweten Gräfinn von Hanau, und ſtellte folgende mit gewiſſenhafter Treue copirte Urkunde aus: »Ich Rudolph, Grave zu Sulz, verſprich bey meiner grävelichen Ehre, oder der Teufel ſoll mich holen, daß ich meine künftige Gemahlinn bey der Religion bleiben laſſen will, auch im Wenigſten keinen Anlaß geben will. Ich habe droben zwey Bibeln. Hat ſie nit genug, ſo will ich ihr noch zwey kaufen, ſie leſe nur vleißig und dapfer drin. Zudem nemb ich ihren Leib und nicht ihre Seel. Ich bleib bey meiner Religion, darin ich von Jugend auf erzogen. Ich weiß, daß ich auf dem rechten Weg bin. Will ſie nit in den Himmel, ſo fahre ſie in die Hölle.

4.

Im Jahre 1809 gab Jemand zu Paris ein Werk heraus: *Ueber die Kunſt, leidenſchaftloſe Kinder zu erzeugen.* — Er ſetzt nähmlich die ganze Wiſſenſchaft in den Magen u. ſ. w. Weiter verſichert er, daß die vegetabiliſche Nahrung alle Leidenſchaften verhindere, und die Erziehung der Kinder ſchon im Mutterleibe beginne u. ſ. w. Der Küchenzettel erſetze alle moraliſchen Grundſätze. Z. B. Will man geſetzte, ſolide Kinder haben, ſo dürfe die Mutter Bohnen eſſen; Mehlſpeiſen machen künftige Kinder leichtſinnig; Hahn und Hühnerfleiſch zornig; Vögel, beſonders Lerchen, heiter, aufgeweckt; Haſenfleiſch traurig; und will man Kinder dumm haben, darf die Mutter nur Gänſe und Enten eſſen u. ſ. w. — Welche Speiſen mag wohl des Verfaſſers Mutter zu ſich genommen haben? —

5.

Ein Schauſpiel-Director hielt zu A. folgende Abſchiedsrede: »Ich danke einem hochzuverehrenden Publico ganz gehorſamſt für die gütige Unterſtützung, ſo ich von Ihnen erhalten habe. Ich weiß dieſelbe um ſo mehr zu ſchätzen, weil ich Ihre dürftigen Umſtände ganz genau kenne, und Sie mir — ſo zu ſagen — Ihr Letztes gegeben haben.« — Was ſollte wohl bey unſern eckelhaft vielen Benefiz-Vorſtellungen ſo mancher Benefiziant ſagen? — —

6.

Verſtellter Sinn durch Auslaſſung einiger Zeilen. In einer Nürnberger-Zeitung vom 26. December 1801 ſteht ein Artikel aus Straßburg dto. 16. December 1801, welcher wörtlich ſo lautet: »Der Prinz *Ludwig von Rohan*, Generalmajor in kaiſerl. Dienſten, iſt hier durch, nach Paris gereiſt, wohin ſeine Gemahlinn, eine Prinzeſſinn von Kurland, ſchon ſeit einigen Jahren ſehr hoch ſtand, und ſchreckliche Verwüſtungen anſtellte, bey Kehl mächtig einreißt, und 200,000 Faſchinen erfordert werden, um dort einzudämmen.« — Daß hier die Rede vom Rhein iſt, läßt ſich denken.

Novelliſtik.

Die Einrichtung der Erſten Oeſterreichiſchen Sparcaſſe in der Leopoldſtadt wird von den Stiftern derſelben mit raſtloſer Thätigkeit betrieben. In den Verſammlungen, die von denſelben faſt täglich in der Wohnung des Hrn. Pfarrers Weber gehalten werden, beſchäftiget man ſich beſonders, dem Publicum die ſtrengſte Sicherheit, den beſtmöglichen Vortheil ſeiner Einlagen, und die größte Publicität über die Verwaltung derſelben zu verbürgen.

B.

Ein Schreiben eines rühmlich bekannten reiſenden Gelehrten theilt mit: »Zu St. Michael, in Lungau, iſt wirklich ein Mithras-Stein vorhanden, worüber ich ein Paar Worte ſagen will, da er von allen bisher gefundenen abweicht. Bey Salzburg fand ich noch einen Römerſtein, und wahrſcheinlich iſt auch ein über der Eingangsthür der Lyceumsbibliothek eingemauerter Auguſtuskopf römiſch. — Das merkwürdigſte und unbekannteſte Gebäude in Salzburg iſt wohl ein unterirdiſches, herrlich erhaltenes Römerbad, im Hofe des Johannis-Spital. Kein Reiſebeſchreiber hat deſſelben erwähnt. Nur Koch v. Sternfeld in ſeinen Notizen über Straßen- und Brückenbau deutete darauf hin. Ich verſchaffte mir eine gute Zeichnung davon. — Auf meiner Reiſe über den Tauern unterſuchte ich noch die beyden Marien aus Steinguß in Altenmarkt und Radſtadt, ſo daß jetzt vier, vom Erzbiſchof Thiemo gefertigte, unter meinem Meſſer und meiner Zange geweſen ſind. Scheint es doch, als hätten die Gelehrten aus lauter Beſorglichkeit, den Traum von der Steingießerey nicht zu vernichten, ſich geſcheut, einen herzhaften Schnitt zu thun. — — ꝛc.«

Dem Independant zu Folge hat England im Jahre 1818 für 35,525,000 Pf. Sterling engliſche Fabricate in Europa verkauft. Deutſchland gebraucht jährlich für 172 Mill. Gulden Colonial-Waaren. Rechnet man hiezu. 52 1/2 Mill. Gulden für Seide, fremde Weine, Früchte u. ſ. w.; ſo gehen jährlich aus Deutſchland 350 Mill. Gulden ins Ausland.

Unlängſt iſt ein däniſcher Profeſſor (wenn in dem Briefe unſeres Correſpondenten ſein Name anders richtig geſchrieben iſt, ſo heißt er Raske) ein ſehr thätiger und gelehrter Mann, von St. Petersburg nach dem Caucaſus abgereiſet. Se. Maj. der König von Dänemark haben ihn beauftragt, im tiefen Aſien die Spuren der nördlichen Sprachen weiter zu verfolgen, die man bis jetzt ſchon aufgefunden zu haben gemeint hat. Er hat ſich zu dem Ende einige Monathe in St. Petersburg aufgehalten, um die nöthigen Veranſtalten zur Ausführung dieſes lobenswürdigen Unternehmens zu treffen; von ſeinem großen Eifer für dieſe Sache, und ſeinen vielſeitigen Kenntniſſen läßt ſich viel für die Wiſſenſchaften erwarten. Hr. Prof. Raske iſt Willens, über den Caucaſus und Perſien nach dem nördlichen Indien und der Provinz Ava, jenſeits des Ganges, vorzudringen, wo ihn die uralte, bis jetzt noch faſt ganz unbekannte Sprache Paly oder Bali beſchäftigen wird, in der die heiligen Schriften der Budhaiſten geſchrieben ſind, die er heraus zu geben die Abſicht hat, und wodurch er ein neues Licht über die Abkunft, und die Geſchichte der Glaubensbekenntniſſe des Orients zu verbreiten, und vielleicht auch manche nähere Beziehungen auf die ſcandinaviſche Mythologie zu entdecken hofft. Sollte dieſes Unternehmen zu Lande über den Caucaſus und Perſien nicht gelingen, ſo hat er die Abſicht, ſich zu Waſſer nach Indien zu begeben. Nichts iſt wohl ſo ſehr zu wünſchen, als das Gelingen und eine reiche Ausbeute dieſer wiſſenſchaftlichen Reiſe, zu der drey Jahre beſtimmt ſind. Schon hat ſich Hr. Prof. Raſke während eines mehrjährigen Aufenthalts in Rußland und Schweden die Finniſche, Lappländiſche und Ruſſiſche Sprache zu eigen gemacht, und verſchiedene Mundarten des nördlichen Aſiens erlernt. In St. Petersburg endigte er auch ſeine Sprachlehre des Sanscrit.

Die ruſſiſch-kaiſerliche Academie der Wiſſenſchaften hat von den Directoren der engliſch-oſtindiſchen Compagnie ein Exemplar des berühmten arabiſchen Wörterbuchs Komus zum Geſchenk erhalten, welches in Calcutta in zwey Foliobänden gedruckt worden iſt.

Das Publicum verweilt ſeit einiger Zeit vor dem Gewölbe des Kunſthändlers Hrn. Artaria, auf dem Kohlmarkt, um daſelbſt ein neues, in der Auslage ſich befindendes Bildniß Sr. Maj. unſers erlauchten Monarchen zu betrachten. — Wirklich unterſcheidet ſich dieſes Porträt von den bisher erſchienenen durch treffende Aehnlichkeit, ſorgfältige Behandlung und eine Vollendung, die dieſes Gegenſtandes würdig iſt. Es iſt Bruſtbild, in groß Folio-Format, nach der Zeichnung des Hrn. Stambuchi, von Rudos in punctirter Manier geſtochen, in Mayland verlegt, und eignet ſich ganz vorzüglich ſowohl für den Liebhaber, als zur Decorirung des Zimmers.

— r —

Von den Directoren des Muſeums in Frankfurt a. M. wird eine Vorfeyer des Göthe'ſchen Geburtsfeſtes bereitet. Nach Allem, was man darüber hört, läßt ſich etwas Gediegenes erwarten. Die Direction des Theaters weigert ſich bis jetzt noch immer ſtandhaft, dieſen Tag mit irgend einer Auszeichnung zu beehren, und meint, dergleichen ſey in Frankfurt nie Mode geweſen.

Dr. Börne hat die Redaction der Zeitung für die freye Stadt Frankfurt niederlegen müſſen; ein gleiches Schickſal hat ihn bey der ſpäter übernommenen (früher von Dr. Pfeilſchifter geführten) Redaction der in Offenbach erſcheinenden Zeitſchwingen betroffen. — Seit dem 1. Juli erſcheint in Frankfurt a. M. ein neues belletriſtiſches Blatt, das Kaleidoscop, redigirt von Dr. Döring. Es hat bereits einige intereſſante Erzählungen, gute Gedichte und beiſſende Theater-Critiken geliefert.

Folgender Proceß hat die Theilnahme eines Jeden erweckt, welchen der Zufall mit ihm bekannt gemacht hat. Ein bürgerliches Eltern-Paar in Paris, Hr. Beaudry und ſeine Frau, verheiratheten ihre Tochter an einen Herrn Piquenot — man weiß nicht ob Liebe, Ueberredung, oder Uebereilung dieſe Ehe ſchloß; — nach 15 oder 16 Monathen ſtarb die junge Frau. — Die Eltern waren während ihrer Krankheit ihre einzigen Pfleger;

nach ihrem Tod erwarben ſie einen kleinen Fleck Erde auf dem öſtlichen Kirchhof, wohin ſie die Verlorene beſtatteten, und ihr Grab mit einem Stein und folgender Inſchrift bezeichneten: »Hier ruht unſre Euphemia, der einzige Schatz ihrer Eltern. Sie ward neunzehn Jahr alt, und ſtarb als Opfer einer unglücklichen Ehe.« Hr. Piquenot behauptete, die letzten Worte dieſer Inſchrift ſchmäheten ihn, und lud ſeinen Schwiegervater vor das Zuchtpolizey-Gericht. Vergeblich both ihm dieſer an, die erwähnten Worte auszulöſchen, Hr. Piquenot will ihn durchaus als Verläumder verurtheilt wiſſen, und beſteht auf ſeiner Klage. Hr. Frémy iſt ſein Anwald; Hr. Target, der vor Kurzem das Andenken ſeines Vaters ſo edelmüthig vertheidigte, führt Hrn. Beaudry's Sache mit einem Talent, das ihr den Sieg zu verſprechen ſcheint.

Eine beſondere Würdigung gebührt in dem Gang unſrer vaterländiſchen Literatur der befriedigende Umſtand, daß die gehaltloſere Belletriſterey allmählich in den Hintergrund tritt, um dem practiſchen Intereſſe und den ernſtern Wiſſenſchaften, die ſich thätiger zu regen fortfahren, Platz zu machen. In Bezug auf die letztern können wir nicht umhin, auf ein ſo eben erſchienenes Werk aufmerkſam zu machen, das die Beachtung eines jeden Literaturfreundes, welcher die Geſchichte nach ihren höhern Geſichtspuncten auffaßt, anregen wird. Der Titel iſt: »Handbuch einer allſeitigen Univerſalhiſtorie, oder einer wirklich pragmatiſchen Geſchichte der Menſchheit; ein Verſuch von Freymund Walter; gr. 8. Wien, auf Koſten des Verf., (ſchon) 1820.« Wenn dieſer Titel und die etwas kurze Vorrede manchem ſtrengen Logiker und Anthropologen vielleicht einiger Maßen befremden dürften, ſo wird der Haupttext ſie ſowohl durch den tiefen Sinn, als durch die gehaltene lichtvolle Sprache anziehen. Der Verf. hat, wie er in der Vorrede ſagt, ſeit 30 Jahren an dieſem Werke gearbeitet, eine Behauptung, deren Statthaftigkeit man bey einer genauern Prüfung des Werkes und in der Vorausſetzung nicht in Zweifel ziehen wird, daß in den nachfolgenden Bänden ſich das Materiale erſt gehörig entwickeln wird. Es iſt auf 6—8 Bände berechnet. Dieſer erſte begreift eigentlich die allgemeine Einleitung als vorbereitenden Theil. Er iſt »allen Academien und Societäten der Wiſſenſchaften« gewidmet, und 557 Seiten ſtark.

Was man nicht alles aus Kartoffeln macht? — Man erzeugt daraus Branntwein, Zucker, Kerzen ꝛc. Nun aber hat man ſie auch zur Fertigung künſtlicher Weine ohne alle Trauben-Beyhülfe höchſt brauchbar gefunden, und wir erfahren durch den Anzeiger zu den vielſeitig practiſchen öconomiſchen Neuigkeiten Nr. 2, wie denn Jemand auf chemiſchem Wege aus dem Kartoffelzucker mehrere Sorten Weine verfertiget hat, welche wirkliche Weinkenner ſchon oft getäuſcht, und ſie für ſehr gute ausländiſche Weine gehalten haben. Dieſe Weine ſollen angenehm, ſanft, geiſtig, wie Traubenwein von guten Jahrgängen, dauerbarer als die natürlichen ſeyn, ihre gährungsfähigen Stoffe leichter und vollkommener ausſcheiden, nicht wieder brauſend werden, und durch das fernere Liegen ſich nur veredeln können. — Weiter ſagt der Erfinder: Da nun die Kartoffeln faſt auf der ganzen Erde, auch wo kein Wein wächſt, und die Zufuhr ihn vertheuert, wachſen und gedeihen; ſelbſt dann, wenn andere Früchte eine ſpärliche Erndte gaben, ſo dürfte man bald den Nutzen dieſer Erfindung einſehen. Dabey verlieren die Traubenweine nichts an ihrem Werthe, und die künſtlichen können mit dieſer in der Veredlung ſogar noch einen Wettſtreit veranlaſſen; ſie werden Kranke und Geſunde reichlicher, angenehmer und beſſer, als es bisher, zumal in den Nordländern möglich war, ſtärken und erquicken, zugleich auch den gemeinen Branntwein etwas außer Gebrauch bringen, und ſo deſſen Nachtheile verhindern. — Hr. Karl Knab, in Dresden, Schloßgaſſe Nr. 330, gibt in portofreyen Briefen von dieſer Weinbereitungs-Kunſt nähere Nachricht.

Folgendes iſt uns zur weitern Verbreitung mitgetheilt worden: Ich zeige für das J. 1821 den neunzehnten Jahrgang des Almanachs dram. Spiele zur geſelligen Unterhaltung auf dem Lande, begonnen von Kotzebue, fortgeſetzt von Mehreren, beſtimmteſt an, und hoffe als rechtmäßiger Verleger der frühern Jahrgänge durch dieſe Erklärung allen Kolliſionen zuvor zu kommen. Die Redaktion der Fortſetzungen iſt einem unſerer beliebteſten dramatiſchen Dichter anvertraut. Dieſer wünſcht jedoch einen Kranz recht lieblicher Dichtungen zu winden, dem nur die Arbeiten Mehrerer vollkommene Mannichfaltigkeit geben können, und ſomit fordert er denn alle diejenigen dramatiſchen Dichter, die an dieſem Almanache künftig Theil nehmen wollen, auf, ihre Beyträge dazu bis Oſtern 1820, an mich, mit der Addreſſe: an die Redaktion des Almanachs dramatiſcher Spiele u. ſ. w. zu überſenden, und dadurch ihn in den Stand zu ſetzen, eine recht reiche Sammlung zu veranſtalten. Aus den, der Redakt. zu überſendenden Arbeiten wird dieſe dann diejenigen wählen, welche ihr für dieſen Zweck des Almanachs die angemeſſenſten ſcheinen, und die übrigen dankbar ihren Verfaſſern wieder zurückſenden, ſo jedoch, daß, wenn auch mehr brauchbare Stücke einkommen ſollten, als im laufenden Jahrgange abgedruckt werden könnten, ſie die in dieſem nicht mit abgedruckten doch an ſich behalten, zwar für das nächſte Jahr erſt benutzen, aber doch ſogleich honoriren wird. Da bekanntlich nur kleine Dramen von 1, höchſtens 2 Akten angenommen werden können, ſo glaube ich durch das Verſprechen diejenigen Arbeiten, welche für den Druck beſtimmt werden, mit 20 Louisd'or in Golde zu honoriren, mein Beſtreben zu beurkunden, wenigſtens meiner Seits alles anzuwenden, um dieſen Fortſetzungen bleibenden Werth zu geben, und die Bemühungen der Beyträger nach Kräften zu vergelten. Möge meine gute Abſicht als eine ſolche doch allgemein anerkannt und unterſtützt werden!

Paul Gotthelf Kummer in Leipzig.

Der St. Petersburgiſche Buchhändler **Slönin** hat die Ehre gehabt, Ihrer Maj. der Kaiſerinn **Eliſaveta Alexeewna** ein Pracht-Exemplar ſeiner neueſten Auflage von **Karamſins** claſſiſchem Werke: Rußlands Geſchichte, zu überreichen, und iſt dafür mit einem koſtbaren Brillant-Ringe beſchenkt worden.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationsblatt.

19.

Freytag, den 3. September 1819.

Aus Gaſtein über Gaſtein.

Von Wilh. Hebenſtreit.

(Schluß von Nr. 18.)

Wir verfolgten den Weg zwiſchen der Pockhartſcharte und der Erzwieſe, und gelangten nach einer Stunde auf eine Anhöhe, die zwiſchen den beyden Bergen gleichſam eingeſchoben, und durch eine lockere Steinmauer getheilt war. Dieß iſt die Grenze des Pockhart- und Angerthals. Bis jetzt hielt die Ermattung den Blick an die Erde gefeſſelt: kaum hatten wir aber die Scheidewand überſtiegen, ſo entfuhr uns unwillkürlich ein Ausruf freudiger Bewunderung.

Zu beyden Seiten verwitterte Bergſpitzen, mit ungeheuren Geröllwaſſer; zu den Füßen ein ſteil ſich abziehendes mit dunklem Nadelholze umzogenes Thal; an der äußerſten Begrenzung deſſelben etnige Alpenhütten; tiefer, wo das Angerthal ſich aufgethan hatte, das liebliche Gaſteinerthal mit ſeiner Kirche und ſeinen Wohngebäuden in Hof, und in weiteſter Ferne das Tännengebirge mit ſeinem Rücken bis Annaberg gegen Radſtadt, das Gebirge von St. Johann, und Golbeck und Berchtesgaden, das Blumbacher- und Hagengebirge, und die große Oeffnung gegen den furchtbaren Paß Lueg!

Ich zähle dieſe Ausſicht zu den lieblichſten, ſchönſten und größten. Demüthig, und über das gemeine Treiben des Lebens weit erhaben, ſteht hier der Menſch vor dem mächtigen Wirken der Natur, im erſten Andrange des Gefühls noch ohne Anregung dem Wo und Wie nachzuforſchen. Aber bald ergreift ihn die Phantaſie; er ſucht den Erſcheinungen der Natur eine höhere Bedeutung, den pſychiſch-moraliſchen Character, zu geben, und vermag er den Flug der Phantaſie nicht zu zügeln, ſo gründet er den Myſticismus, der ihn, im ſteten Schwanken zwiſchen Geiſter- und Sinnenwelt, und im raſtloſen Streben, die gegenſeitigen Beziehungen aufzufinden, in den Strudel endloſer und unklarer Träumereyen zieht, und die herrlichſte Gabe Gottes, ſeinen Verſtand, ertödtet.

Eine Flora von allerliebſten Primeln (primula gelutinosa), die unter unſern Tritten blühte, hemmte den Aufflug ähnlicher Betrachtungen. Sie ſproßten da hervor, wo erſt ſeit einigen Tagen die Schneedecke ſich aufgelöſt hatte, die noch in dem Seitenſchlunde des Berges geſchichtet lag. Außer Steinmoos bemerkte man auf dem furchtbaren Gerölle keine Spuren der Pflanzenwelt. Die uns vorliegende Alpe war höchſt traurig und kümmerlich. Und dennoch iſt dieſes entſetzliche Gerölle die Grundlage einer neuen Vegetation. Das Moos bekleidet allmählich die Steine und bildet eine Decke; die Alpenpflanzen ſproſſen auf, der Wind führt befruchtenden Saamen zu; das verwitternde Laub erhöhet und dünget den Boden, und das einſt nackte Geſtein wird zur blühenden Wieſe, zum ſchattenreichen Walde! Scheint es doch beynahe, als wenn die Gipfel der Berge ſich ſo lange ablöſeten, bis das Gerölle ſie gänzlich gedeckt hat; ſie runden ſich dann ab, und geben tauſend Gewächſen neue Nahrung und Leben.

Eine niedrig liegende Alpenhütte im Auge haltend, kletterten wir dem Bergwaſſer nach, das ſpäter den Angerbach bildet. Die beyden kleinen Seen auf der Erzwieſe und an der Acklgrube im Angerthale haben, wie die Seen des Pockharts, durchaus keine Fiſche. Die Alpe wurde immer üppiger. Rund umher weideten Pferde und

Rinder, und reiheten ſich um uns, als wir näher kamen. Das Alpenvieh erwartet von jedem Wanderer eine milde Gabe, ein Stück Brot, und folgt ihm oft ganze Strecken nach. Der kleine Bach wurde auch immer waſſerreicher, ſammelte ſich im obern Keſſel des Angerthales, und floß dann gerade einer Alpenhütte zu. Die darin wohnenden Hirten benutzten klüglich ſein Waſſer, indem ſie daſſelbe, vermöge einer Rinne, auf ein Rad geleitet hatten, deſſen Zahnrad ein Butterfaß wenden, und ſie ſo der Mühe des Buttermachens überheben mußte. Der Menſch im Gebirge iſt erfinderiſch. Er lebt im ſteten Kampfe mit den ihn umgebenden Gefahren, und weckt und ſchärft ſeine mechaniſche Geſchicklichkeit. Daher ſind Baumeiſter aller Art aus den Gebirgen hervorgegangen, und die größten Maſchinenwerke von Leuten ohne wiſſenſchaftliche Bildung geſchaffen.

Von dieſer der Stummer-Alpe gegenüber liegenden Hütte ſteigt man auf einen Fußpfad faſt ſenkrecht in den Grund des Thales. Von beyden Seiten prangt ein dichter Tannenwald; nur einzelne Stellen ſind ausgehauen, und ſchon mit neuem Anflug bedeckt ꝛc. Der ſchnelle Wachsthum des Holzes dürfte in der Phyſiologie der Pflanzen auch noch eine genügende Erklärung zu erwarten haben. — Derſelbe Bach, der auf der Höhe kaum ein Butterfaß in Bewegung ſetzte, rollt hier große Steinmaſſen mit ſich, und wird zur Holzſchwemme nach Hof-Gaſtein benützt. Weiter unten im Thale treibt er Schneidemühlen. So wie die Seitenberge niederziehen, hat ſich auch das Gehölz geordnet, und im dreyfachen Abfalle eine dreyfache Wand geſtaltet, die in der Tiefe den Vereinigungspunct bildet, und in der Höhe immer weiter und weiter ſich ausbreitet. Wie in der Gefahr eine Mutter den Säugling mit ihren Armen umſchlingt, haben einzelne Stämme an den Abgründen die unten liegenden Steine mit ihren Wurzeln umrankt, und ihr Stehen und Fallen auf immer verkettet. Wo die Sonne mit ihren Strahlen weilte und erwärmte, ſchimmerten dunkelrothe Erdbeeren (30. Juli) durch das lachende Grün, und die blauſchwarze Heidelbeere glänzte einladend darneben.

Es war bereits zwey Uhr Mittags, als wir den Boden des Angerthales betraten, und uns des ſchönen Wieſenplans erfreuten, den der Angerbach durchſtrömt. Von allen Seiten erhielt er reichen Zufluß, denn von der Nordſeite war das Thal geſchloſſen. Sanft und ruhig rieſelte er jetzt in ſeinem Bette, aber ſtellenweiſe bezeugten Verſandungen und Gerölle ſeine Gewalt, wenn Schnee- und Regenwaſſer ſein Anſchwellen veranlaßt hatten. Große Haufen von Schlacken und auch Erz gaben nicht minder Zeugniß, daß hier Schmelzhütten geſtanden, indem man es vorgezogen, das Erz von den Bergen ins Thal zu führen, wo es an Brennmaterial nicht ermangelte. Je näher dem Ausgange, deſto anmuthiger, freundlicher und bebauter wurde die Gegend. Die Morgenſeite war mit niedlichen Gebäuden bedeckt, deren einige Spuren der Wohlhabenheit verriethen. Und doch iſt ſeit 1811 dieſes das erſte Jahr, in welchem man die geſegneten Feldfrüchte einzubringen gedenkt. Die Abendſeite des Thals iſt mit Gehölz bewachſen.

Das Angerthal hat der Fläche nach eine Länge von beynahe zwey Stunden; ſeine Oeffnung berührt das Gaſteiner-Hauptthal. Hof-Gaſtein iſt vom Ausgange zwey Stunden, Bad-Gaſtein etwa drey Stunden entfernt. Meine Wanderung, die ich in Geſellſchaft des Profeſſor Mayer aus Salzburg, dem ich manche treffende Bemerkung verdanke, vollbrachte, hatte bis Hof-Gaſtein über zehn Stunden betragen.

Nach neun Uhr Abends erreichten wir das Bad. Der Mond beleuchtete Berge und Thal. Die Schattirungen des Laub- und Nadelholzes in ſeinem Schimmer, die der Wieſen, der bereits gemäheten und noch vollen Getreidefelder waren unendlich mahleriſch und bezaubernd; aus den Hütten des Straubinger- und Grabenwirths funkelten noch Lichter aus der Tiefe herauf; das Schloßgebäude hatte ſeine Fenſter ſchon geſchloſſen; der Bergkeſſel des Bades war in ſchwarze Nacht gehüllt; das mächtige Rauſchen des Wildbachs gebot Ehrfurcht; kein Laut entfuhr uns, und zum erſten Male fühlte ich, daß jene geiſtreiche Frau Recht habe, die mir Gaſtein die Einſiedeley Gottes genannt hatte *).

* * *

---

*) Ich habe über Gaſtein und die umliegende Gegend ſo viele noch ganz unbekannte Nachrichten geſammelt, daß ich bey einiger Muſſe mich leicht entſchließen könnte, ſie in ein oder zwey Bändchen zuſammen zu faſſen. In kunſtgeſchichtlicher Hinſicht iſt mir das Glück beſonders günſtig geweſen. Was ich hier mitgetheilt habe, ſind flüchtige Auszüge unter einen allgemeinen Geſichtspunct geſtellt. Reiſebemerkungen ſollen ja keine critiſchen Abhandlungen ſeyn!!

Leyer und Schwert.

Th. Körners Andenken.

Einen Jüngling, friſch und ſchön,
Sah ich unter Blumen gehn.
Ihn trug ein reiches Leben;
Er fühlt mit Luſt
An ſeiner Bruſt
Die goldne Leyer beben.
Da faßt ihn gewaltig ein mächtiger Drang,
Er griff in die Saiten der Leyer und ſang:
Ihr Roſen und Veilchen,
Euch laß ich ein Weilchen
Allein!
Sey, Bräutchen, nicht bange,
Dich laß ich nicht lange
Allein!

Und der Jüngling, friſch und ſchön,
Ward im Waffenſchmuck geſehn.
Schön Bräutchen, ſpar' dein Weinen.
Er ſieht mit Luſt
An ſeiner Bruſt
Das helle Eiſen ſcheinen;
Und was ihm die muthige Seele erfüllt,
Im freudigen Liede dem Herzen entquillt:
Der Mann in Gefahren
Die Freyheit zu wahren
Begehrt.
Ich weiß zu regieren
Mein Roß, ich kann führen
Mein Schwert.

Ach, den Jüngling, friſch und ſchön,
Hatte ſich der Tod erſehn.
Die Erde will ſie trinken
Die Lieb' und Luſt
Aus Jünglings Bruſt;
Und Roß und Reiter ſinken.
Da nehmen die Brüder den Todten empor;
Die Seele durchdringet ihr trauernder Chor:
Die ſchönſten von allen
Den Blüthen, ſie fallen
Hinab.
Mit Schmerzen und Klagen
Den Lieben wir tragen
Ins Grab.

Wird den Jüngling, friſch und ſchön
Nun kein Auge wiederſehn.
Ein Kranz ruht mit dem Schwerte,
Des Kriegers Luſt,
Auf kalter Bruſt
In ſtiller, kühler Erde.
Im Gipfel der Eiche, vom Kranze umrauſcht,
Wird's Liedchen der Leyer vom Winde erlauſcht:
In heiligen Zweigen
Will nimmer ich ſchweigen
Von dir.
Dein himmliſches Leben
Soll immerfort beben
In mir.

A. Schumacher.

◆

Aufgabe *).

Ein Kaufmann in Wien beſtellte und erhielt ein Faß Waare, wofür er 42 fl. 36 kr. W. W. Eingangszoll und Mauthſpeſen, und für jede 100 Pfd. Sporco 10 fl. 45 kr. W. W. Frachtlohn bezahlte. Er verkauft dieſe Waare auf der Stelle per comptant, und gewinnt dabey reine 1000 fl. W. W. — Verändert man den bezahlten Frachtlohn in Kreuzer, und zieht daraus die Quadratwurzel, ſo bleibt ein Reſt, der die Anzahl der Pfunde bezeichnet, welche das leere Faß (Tara) wog. — Nimmt man den Einkaufs-Betrag der Waare, incluſive der bezahlten Fracht, Zoll und Speſen, alſo den ſämmtlichen Betrag der Waare fünffach, zieht man von dieſem Product den Einkaufs-Preis (nämlich was 100 Pfd. Netto ohne Speſen koſten) ab, und ſetzt man zu dieſem Reſt 1200 hinzu, ſo erſcheint eine Cubikzahl, deren Wurzel der vierzehnte Theil des Verkaufspreiſes iſt.

Frage. Wie viel Pfunde wog das Faß ſammt der Waare und ohne dieſelbe? Zu welchem Preis wurden 100 Pfund Netto eingekauft und verkauft?

—hl—

◆

---

*) An dieſem Penſum, wenn wir ſo ſagen dürfen, haben zwey wackre competente Mathematiker Einiges zu bemängeln gefunden. In der That iſt es auch etwas ſchwierig. Allein eben das iſt es, was uns nicht hindert, es bekannt zu machen, wiewohl die Aufgaben und anderweitigen Impulſe dieſer Art, nicht ſehr in Gunſt zu ſtehen ſcheinen. Indeß bemerken wir, daß die in Nr. 4 des erſten Bandes ausgeſprochenen beyden Penſa: Idee des Converſationsweſens, und Geſchichte des Luxus, nichts weniger als erfolglos geblieben ſind. Der Converſations-Almanach wird ſeiner Zeit ein Näheres beſagen. Obige Aufgabe iſt übrigens von einem Manne, der ſeinen Beruf bereits vielfach ausgewieſen hat, und den Deutſchland ſchon längſt unter ſeine erſten Arithmetiker zählt.

Novelliſtik.

In einem kleinen Werkchen, welches in Paris unter dem Titel: Résultats d'un ouvrage intitulé: de la richesse territoriale du royaume de France, par M. Lavoisier; suivis d'un Essai d'Arithmetique politique sur les premiers besoins de l'intérieur de la France, par M. de Lagrange kürzlich erſchienen iſt, findet man wichtige, ſtatiſtiſche Aufſchlüſſe über Frankreich vor der Revolution, die zur Kenntniß ſeiner noch verſchleyerten Geſchichte nützlich ſeyn können. Wir theilen daraus Folgendes mit: Der alte und neue Adel in Frankreich, Männer, Frauen und Kinder mitgerechnet, machte vor der Revolution nicht mehr als den dreyhundertſten Theil der Bevölkerung, oder nahe an 83,000 aus, worunter blos 18,323 kampffähige Männer waren; die andern Volksclaſſen hingegen konnten eine Maſſe von 5,500,000 Mann unter die Waffen ſtellen. — Frankreichs jährliches Bedürfniß an Getreide zum Unterhalte ſeiner Bewohner belief ſich auf 11 Milliarden 667 Millionen Pfund Weizen, Roggen und Gerſte. — Die Oberfläche Frankreichs macht nach Panetons Berechnung 105 Mill. franzöſiſche Arpens aus. Von dieſen 105 Mill. wurden jährlich 27 Mill. 600,000 mit Getreide bebaut; 18,600,000 blieben als Brachfeld liegen; 18 Mill. als Weide; in allem alſo wurden dem Anbau 64,800,000 Arpens gewidmet. Die übrigen 40,200,000 Arpens beſtanden in Waldung, Weinbergen, Wieſen, Steppen, Wegen, unbebautem Lande, Flüſſen u. ſ. w. Es waren alſo von der ganzen Oberfläche Frankreichs nicht völlig zwey Drittel bebaut. — Die Ausgabe einer Familie auf dem Lande, aus einem Manne, ſeiner Frau und drey jungen Kindern beſtehend, iſt ſo angeſchlagen, daß der Vater zu ſeinem Unterhalte jährlich 251 Livres, die Mutter 167 Livres 6 Sous 8 Den. und die 3 Kinder zuſammen eine eben ſo ſtarke Summe als ihre Mutter bedurften. Dieſes machte alſo für die ganze Familie jährlich die Summe von 535 Livres 13 Sous 4 Den., oder für jede einzelne Perſon, im Durchſchnitt gerechnet, 117 Livres 2 Sous 8 Den. Um dieſe Ausgaben zu erſchwingen, mußten Vater und Mutter täglich, Sonn- und Feſttage mit inbegriffen, 38 Sous 3 Den. verdienen. Nun war dieſes aber weder die Lage der ärmſten noch der reichſten Familien. Mit Inbegriff der verarmten Familien belief ſich der Aufwand für eine Perſon jährlich auf 60 bis 70 Livres. — Im Jahre 1775 wurde der jährliche Verbrauch in Paris auf folgende Art abgeſchätzt: 206,788,224 Pfund Brod; 90,000,000 Pfund Fleiſch; 10,000,000 Pfund Fiſche; 78,000,000 Stück Eyer; 3,150,000 Pfund friſche Butter; 2,700,000 Pfund geſchmolzene Butter. — Fügt man zu dieſem Aufwande noch diejenigen Unentbehrlichkeiten, die außer den Lebensmitteln nothwendig ſind, als: Kleidung, Bauten u. dgl. und ſchlägt man alles in Geld an, ſo ergibt ſich, nach der Schätzung vom Jahre 1775, daß die Stadt Paris jährlich 250,000,000 verbrauchte; folglich jeder Einwohner jährlich 416 Livres 13 Sous 4 Den. oder täglich 1 Livre 2 Sous 10 Den. Zu dieſer Ausgabe muß man noch die Miethe für Wohnung hinzuſchlagen, die auf 60,000,000 jährlich geſchätzt wurde, und von welcher Summe jeder Einzelne 5 Sous, 5 2/3 Den. täglich zu entrichten hatte. Vor der Revolution zahlte, nach Hrn. Lavoiſiers Berechnung die Stadt Paris für jeden Einwohner, von welchem Alter oder

Geſchlechte er ſeyn mochte, jährlich 118 Livres 2 Sous 7 1/5 Den., und jeder Einwohner verzehrte täglich ungefähr 28 bis 29 Sous, wovon 6 Sous dem königlichen Schatze zufloſſen. J. B.

Hr. Franz Wilh. Sieber hat ſeine aus der Levante mitgebrachten naturhiſtoriſchen und artiſtiſchen Schätze ſeit Kurzem öffentlich zur Schau ausgeſtellt. Das Locale iſt am Glacis, zwiſchen dem Burg- und Schottenthor, rückwärts der Salniterey Nr. 42. (Gewöhnlicher Eintrittspreis 2 fl. Standesperſonen nach Belieben). Dieſe Sammlung verdient um ſo mehr einen zahlreichen und liberalen Zuſpruch, als Hr. Sieber unſer Landsmann, als ſie das Reſultat drittehalbjähriger Anſtrengungen und Gefahren iſt, und der merkwürdige vaterländiſche Reiſende ſein ganzes Vermögen dabey aufgeopfert hat. — Die Schilderung ſeiner Reiſe hatte Hr. S. auch uns übergeben; da dieß aber zugleich bey zwey andern hieſigen Blättern, wiewohl in etwas veränderter Form der Fall war, ſo machten wir keinen Gebrauch davon. Doch werden wir in Folge der gütigen Zuſage des Hrn. S. ſeiner Zeit eine kurze Ueberſicht der bemerkenswertheſten Gegenſtände dieſer Sammlung liefern.

Der Zeichner und Kupferſtecher J. A. Klein, dem hieſigen kunſtliebenden Publicum hinreichend bekannt, befindet ſich ſeit dem Sommer vergangenen Jahres in Geſellſchaft mehrerer gleichfalls vortheilhaft bekannter Künſtler, auf einer mahleriſchen Reiſe nach Salzburg, um von den mannigfaltigen ſchönen An- und Ausſichten, Coſtums u. ſ. w. dieſes Landes Zeichnungen aufzunehmen, die um ſo intereſſanter ſeyn dürften, da er die anziehendſten und merkwürdigſten davon in Kupfer ſtechen wird. Er hat bereits 3 Blätter von dort aus nach Wien geſchickt, und darin ſeine geiſtreiche Auffaſſung und Behandlung der Gegenſtände, ſo wie die Fertigkeit ſeiner Radiernadel aufs Neue bewieſen. Das erſte dieſer Blätter, in 8vo., enthält die Abbildung einer Senn-Bäuerinn von der Königs-Alpe bey Berchtesgaden. Das zweyte, in gr. 4to., welches er ſeinen Reiſegefährten (den beyden Reinolds, Erhard und Wölker) widmet, zeigt uns dieſe Reiſegeſellſchaft auf der Spitze einer Alpe, im Begriff die mahleriſche Gegend aufzunehmen. Auf dem 3. und 4. (rückſichtlich des Gegenſtandes vielleicht nicht ſo intereſſant) ſieht man, in einer bergigten Landſchaft, eine mit zwey Pferden beſpannte Kaleſche vor der Thüre eines Landwirthshauſes halten. Aber alle drey beurkunden aufs Neue das ſchon längſt anerkannte Talent des Verfertigers, und geben ihm Anſpruch, ſich in die Zahl der beſten Künſtler zu reihen. Die Richtigkeit ſeiner Zeichnung, die glückliche Wahl ſeiner Compoſitionen, die Freyheit ſeiner Nadel, und das Ungezwungene ſeiner Bearbeitung, geben dieſen Blättern einen eigenen Reiz, und verdienen mit vollem Rechte den Beyfall, den wahre Kenner und Kunſtfreunde dieſen und jeden andern Productionen ſeines Griffels zollen.

—r—

Gedruckt bey J. B. Wallishausser.

Conversationsblatt.

20.

Dinſtag, den 7. September 1819.

Zopfgedanken.

Das Schau-Ende eines metaphyſiſchen Collegiums.

Von Dan. Leßmann.

> Die Mode und der Wahn ertheilt der Welt Befehle,
> Die eine für den Leib, der andre für die Seele.
>
> Duſch.

So oft ich dieſe beyden Verſe geleſen — was ſeit meiner Geburt wenigſtens Ein Mal geſchehen — war es mir unmöglich, mich der idealiſchen Vorſtellung zu erwehren, wie aufgeklärt ein Zeitalter ſeyn müßte, welches gegen den ehrwürdigen Dichter von wegen dieſer ſeiner Behauptung einen Injurienproceß gewänne. Denn im Brennpunct der Cultur ſteht keineswegs dasjenige Zeitalter, welches eine einmal beſtätigte Sitte feſthält und vertheidigt; ſonſt wäre bey Leuten, die ihr Vermögen in weniger als fünf Minuten überſchlagen, und ſich gewöhnlich eine lange Bedenkzeit ausbitten, bevor ſie ſich in die Unbequemlichkeit eines neuen Beinkleides oder Hutes verſetzen, die Cultur in ihrer üppigſten Blüthe, und Verlegenheit und Bildung ſchritten als Territorial-Schweſtern größtentheils neben einander. Vielmehr weiß jeder Europäer, welcher mit Hülfe der Buchdrucker- und Kupferſtecherkunſt von mehreren Reiſen in entfernte Welttheile wohlbehalten zurückgekehrt, daß gerade die Wilden am wenigſten mit ihren Moden wechſeln. Aufgeklärt iſt alſo ein Zeitalter mit weit größerem Recht zu nennen, wenn es eigenhändig, ſeiner Wahl ſich bewußt, der Mode Geſetze vorſchreibt, und als höchſte Autorität jeder neuen Sitte den Paß ſammt Perſonal-Beſchreibung ausfertigt. — Horch! eine Motion im Auditorium! Es iſt dem Zuhörer, der ſich ſelbſt, wie natürlich, für eine beträchtliche Partikel des Zeitgeiſtes hält, nicht weiter möglich, ſich ruhig zu verhalten. — »Nun, bricht er aus, das thun wir ja auch! Setzen wir nicht feſt, daß dieſe oder jene Bogenlinie für einen Hut die einzig geſetzmäßige iſt; daß mit Ausnahme der Trauerfarbe, die nun einmal äußerlich als ſchwarz eingeführt, für den bevorſtehenden Monath dieſe oder jene Couleur den erſten Anſpruch auf Tragbarkeit hat? Laſſen wir je eine Taille, die das conventionelle Längenmaß überſchreitet, ohne den Pfeil der Rüge abzudrücken, vorüberſchlüpfen, und gibt's etwa keinen ſtrengen Rath der Frauen, kein Vehmgericht der Etikette?« — Ah, eine Dame, wie Referent merkt! Sehr verbunden, daß ſie ihm die Schlußperiode zu ſeiner Einleitung ſelbſt in die Hand geben, und ihn der unbehaglichen captatio benevolentiae d. h. der Aſſecuranz-Anſtalt des Wohlwollens, zu überheben geruhen. Doch wenn Sie gefälligſt Ihren Blick auf den Titel zurückwerfen wollen, ſo werden Sie wahrſcheinlich ohne ſeine Nachhülfe begreifen, daß er beym Entwurf dieſer Abhandlung nicht eigentlich an das Kunſtgewinde der Zofenhand, das Gegenſtück zum Schlangengeſicht des Meduſenhauptes, ſich zu denken erlaubte, ſondern, aufrichtig geſtanden, den ſchlichten, alltäglichen Pinſel im Sinne hatte, wie ihn ſein Großvater getragen, und deſſen Hausknecht ihn mit einem Groſchenbande jeden Morgen umwunden. Es wird ihm daher jedesmal ein inniges Vergnügen gewähren, Ihre Bemerkungen und Fragen zu beantworten, nebſt dem ſchmeichelhaften Bewußtſeyn, mit Ihren ſcharfſinnigen Einwürfen, als mündlichen Marginalgloſſen, ſeinen Text zu würzen, und ſchmackhaft zu machen, für jetzt aber ſeine Einleitung zu endigen, damit er das eigentliche Fruchtfeld ſeines Gegenſtandes, das Central-Büreau ſeiner metaphyſiſchen Behörden, einem geneigten Zuſchauer [illegible].

Wenn wir, wie es dem Klügern geziemt, Mendelsſohn und andern Stapelſeelen der Wahrheit nachgeben, daß man jedes Vergnügen nur nach ſeinem Univerſaleindruck genießen, jede Schönheit als ein ununterbrochenes Ganze beurtheilen müſſe, alſo weder jenes in ſeine einzelnen Memente, noch dieſes in ſeine einzelnen Glieder aufzulöſen ſuchen dürfe, und uns der tiefdenkende Herder ergreift, wenn er die Thräne in dem Auge der Unſchuld mit einer Thräne unter dem Microſcop des Louwenhoek vergleicht; ſo iſt Referent ins Beſondere dieſen Männern einen reichen Zoll des Dankes ſchuldig: ſie ſchoſſen ihm, vielleicht ohne daran zu denken, einen ſtarken Faden in das Gewebe ſeiner Reflexionen. Man nehme einzelne Töne aus einer Harmonie, und was unſer Ohr in ihnen vernimmt, iſt nicht viel mehr werth, als das Bellen eines Hundes, oder das Knacken eines friſchen Meubles; ja, die türkiſche Muſik der Natur ſelbſt, der Donner, man zerſtücke ihn, wie ein berühmter Schriftſteller vor mir geſagt hat, in ſeine einzelnen Laute, und kaum, daß ein Kind vor ihnen erſchrickt. Man nehme einzelne Farben aus dem ſchimmernden Bogen der Iris: ſind ſie etwas viel Beſſeres, als eben ſo viele Farbnäpfchen des erſten beſten Mahlers? Man nehme ein einzelnes Haar, und hätte man's vom Himmel herab dem Haupte der Berenice entriſſen, oder aus dem Barte des ehrwürdigſten Caliphen gezogen, was iſt Ein Haar? Eine Ausdehnung in die Länge, faſt ohne Breite, kaum um ein Haar mehr als die dünnſte mathematiſche Linie, wenig gewichtiger als ein poſitives Nichts; und nun eine daumendicke ſolcher nichts bedeutender Fäden unter einen Knoten vereinigt, und mit einem Bande umzirkelt — welch eine Wirkung! Eine zweyte phyſiognomiſche Handhabe für alle diejenigen, welche einen Menſchen nicht einzuholen vermögen, und daher auf das Glück, ihn von der Naſenſeite zu betrachten, Verzicht leiſten müſſen; ein Strebepfeiler männlicher Würde und ein Hebel des Gleichgewichts, welches ſeit der unglückſeligſten aller Verſtümmelungen ſo merklich ſich verloren, und der Windbeuteley Platz gemacht hat.

Blumenbach ſowohl als Cuvier — und Lichtenſtein iſt hierin beyden gefolgt — thun unwiderleglich dar, daß der Affe nächſt der Aehnlichkeit mit ſeines Gleichen, die größte mit dem Menſchen habe; dieſer Meinung iſt auch Referent, denn er hat in mehreren Menagerien diesſeits und jenſeits des Rheins dergleichen Thiere geſehen, welche Bockſprünge machten und tanzten, ohne zu wiſſen warum, oder höchſtens nach den Launen anderer, und vermöge eines löblichen Nacheifers, Schreibfedern, ganz wie ſie es vorher geſehen, in die Hand nahmen, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie damit keinen Buchſtaben zu mahlen verſtanden. Genug, der Affe hat nach dem Menſchen die zweyte Hypothek auf die Unſterblichkeit der Seele, und iſt ihm ſo ähnlich, als nur ein Affe dem Menſchen ſeyn kann. Nun hat der Affe mit Mephiſtopheles und Conſorten die Eigenſchaft gemein, daß er Inhaber eines Schweifes iſt, was die Nachkommen Adams ſich nie rühmen konnten. Die Natur aber bringt zwiſchen zweyen faſt gleichartigen Thierclaſſen nie eine Unähnlichkeit hervor, ohne daß ſie dieſelbe durch irgend eine Aehnlichkeit wieder erſetzte. Dieſe zwiſchen Menſchen und Affen ſurrogative Aehnlichkeit bewirkte ſie durch den Zopf, welchen ſie, wie der Menſch überhaupt höher als alle ſeine Mitgeſchöpfe in der Weſenreihe ſteht, oben an den Hinterkopf ſetzte, weit über den Schweif des Affen erhaben, als ein zweytes verlängertes Mark, welches über dem wirklichen innern, wie bey den Käfern über den weichen Flügeln die harten, zu liegen beſtimmt iſt. Wie ſündlich und unüberlegt iſt es alſo, ein ſo augenſcheinliches Inſtitut der Natur als die bloße Geburt willkührlicher Mode zu betrachten, und durch die Beraubung eines ſo koſtbaren Adjects, Menſchen zu behandeln, wie Britten ihre Roſſe, oder jener galante Staatskanzler Athens ſeinen Hund. Wie gütig aber hat ſich auf der andern Seite die Natur gegen den Menſchen gezeigt, da ſie ihm den Schenkbrief des Zopfes überreichte! Er erhielt ein nützliches Glied, das nervenlos ihn niemals ſchmerzt, biegſam und geſchmeidig ihn nie beläſtigen kann, keiner Krankheit unterworfen iſt, und nur gebunden, nicht verbunden wird. Dafür iſt er, wie immer, dankbar, und wirft es in einer atheiſtiſchen Raſerey, in einem Anfall von Paroxismus, wie meine Wäſcherinn ſagt, muthwillig fort. Daß aber der Zopf wohl etwas mehr als ein bloßes Aggregat von einzelnen Haaren ſey, hat nächſt meiner Demonſtration die Natur ſelbſt bezeugt, und das Sacrilegium gerächt, welches frevelhafte Hände an ihr begangen. Frankreichs militäriſch-mediciniſche Annalen beurkunden, wie mancher unter der kaiſerlichen Garde zu Pferd wenige Tage nach der Operation für die verlorene Zierde einen bittern Erſatz an Kopfgicht oder Harthörigkeit erhielt. Aber auch die Hiebnarben im Rücken ſo manches tapfern Kriegers mögen, wirkſamer als Referent, Klagen über den Verfall der Zöpfe wecken.

Peter Aretin, die ſatyriſche Geißel der Fürſten, ließ eine Gedächtnißmünze ſchlagen, auf deren einen Seite »der göttliche Aretino« ſtand, und auf der andern er ſelbſt zu ſehen war, wie er von Geſandten fremder Fürſten Geſchenke auf einem Thron empfängt. Referent geſteht, wenn er einmal in den Fall kommen ſollte, eine Gedächtnißmünze ſeiner Wenigkeit ſchlagen zu laſſen, würde er ohne Bedenken die romantiſche Stellung wählen, in welcher er vor Zeiten, während ein geſchäftiger Geiſt hinter ihm die Wickelraupe in ſtaatsmäßige Umſtände brachte, auf einem Sorgenſeſſel ruhte, und dabey ſeinen Nach- oder Gallusſchlaf machte, oder einen Haus- und Hof-Calender gemächlich durchbuchſtabirte, oder die Ziegelſteine auf dem Dache des Nachbars gerade über zählte, oder ſonſt in tiefes Nichtsdenken verſunken, die Hand der Vorſehung und des Friſeurs ſorglos über ſich walten ließ. Es war eine lobenswerthe Zeit, da man von der erſchrecklichen Minutenmenge, welche ieder Menſch täglich der Vergangenheit zuzuſchaufeln hat, eine ſo anſehnliche Zahl gemächlich los werden konnte, ohne darüber von unruhigen Naſeweiſen Vorwürfe und Spottfloskeln einſtecken, oder ſo oft es an der Thüre klopft, die Schooßhände auseinander reißen, und über Hals und Kopf nach einem Buch greifen zu müſſen. Nicht weniger lobenswerth war die Zeit, wo auf dem rauſchenden Tanzſaal — da nach den Geſetzen der Phyſik Bewegung, um ſich mitzutheilen, einer gewiſſen Zeit bedarf — ſo bald ein Paar ſich in Motion geſetzt, kurz darauf der Zopf des Tänzers ſich gleichfalls in Motion ſetzte, und in mannigfaltigen Schwung- und Pendulbewegungen um die Tanzlinie ſeines Beſitzers eine zweyte nach eigenen Anſichten beſchrieb, wie die Erde auf ihrer Reiſe um die Sonne, der Mond aus Gefälligkeit begleitet — ein Ball im Ball — wobey der Zopf zugleich den Vortheil gewährte, daß er der glühenden Tänzerinn Luft zuwehte; und indem er bisweilen mit den äußerſten Haarſpitzen, gleich einem electriſirenden Fuchsſchweife ihre Lilienhaut beſtrich, brachte er Wirkungen hervor, welche mit Recht als die Avantgarden magnetiſcher Exaltationen zu betrachten ſind.

Jeder Menſch, incluſive der Gelehrten und der Schauſpieler, hat gewiſſe Haltpuncte ſeiner Laune, Manipulationen der Angewöhnung, welche unter ſeinen weſentlichen Eigenheiten nach und nach das Bürgerrecht erlangt haben, und ſich nicht ohne herbe Nachwehen in die Polterkammer obſoleter Sitten werfen laſſen. Dem eben ſo gelehrten als ſteifen Johnſon gelang nicht leicht eine Critik, wenn er während der Arbeit nicht hin und wieder aus dem Schnabel ſeiner Theemaſchine ſchöpfen konnte; Hobbes philoſophirte am beſten als ein zweyter

Aeneas, von einer dicken Tabakswolke umhüllt; Descartes kam am leichteſten mit ſeinen Speculationen zu Werke, wenn er ſich ihnen im Bette überlaſſen konnte, und Wolf von Filneck ſtrich die Augenbraunen nach beyden Seiten, ſo oft er ſich ein Anſehen geben wollte. Kant fixirte bey Vorleſungen ſeinen Blick gewöhnlich auf den Knopf eines Fracks, der ſich auf dem Körper eines ſeiner Zuhörer befand; Prediger wählen mit Recht zum concentrirenden Ocularobject irgend eine geſetzte Matrone, welche ihren Blick nicht allzulebhaft erwiedert, und ſo kann ich mir ſehr wohl einen Gelehrten denken, der keinem Menſchen die Grundſätze ſeines Syſtems tradiren kann, ohne an deſſen Rockknöpfen dabey auf und nieder zu manipuliren, oder an deſſen Ohrläppchen bey jeder emphatiſchen Stelle zu zupfen. Alle dieſe Hülfs- und Nothmittel zuſammen genommen, würden ſich in einem anthropologiſchen Wörterbuche am füglichſten unter die Rubrik Contenance bringen laſſen. Contenancen dieſer Art gibt es in der That mehr, als man glaubt, denn was anders iſt der Tabak in beyderley Geſtalt, was anders das Feder- und Fingerkäuen, vom Wetter ſprechen, mit dem Kopf gegen die Wand laufen, nach dem Beyſpiel des Auguſt, und mehrere hundert andere Dinge, welche jeder von uns ſtündlich vornimmt, ohne ſie ins Tagebuch *) einzutragen. Referent weiß aber drey Fälle, wo dieſe Contenancen von nicht zu berechnendem Nutzen ſind. Der erſte findet Statt, wenn man einen peinlichen Beſuch nicht los werden kann; der zweyte, wenn man einen Verweis oder eine Strafpredigt ex officio anhören muß; der dritte endlich iſt eine Conjunction aus den beyden erſten. Wer jemals bey der Cäſur eines Hexameters ſtand, und gerade einen bucoliſchen Rhythmus ſuchte, oder beym 11. Satze im 13. Buch des Euclid nur noch wenige Schlüſſe zu machen hatte, um zum Reſultat zu gelangen, oder wem gerade nur noch zwey oder drey Bemerkungen zum vollſtändigen Entwurf einer Paſigraphie fehlten, während die Thüre ſeines Heiligthums ſich öffnete, und eine muntere Nachbarinn hereintrippelte, die ihn mit vielen Worten und wenigen Pauſen conſultirte, ob es für ihren Sohn rathſamer wäre, zu ſtudieren, oder ein Tiſchler zu werden, wie ſein Vater ſeliger geweſen: der wird ſich,

---

*) Nächtebücher könnte man diejenigen Manuſcripte nennen, in welche viele Perſonen mit ſorgſamer Gewiſſenhaftigkeit ſelbſt den unbedeutendſten ihrer Träume regiſtrirt haben. Anm. des Abſchreibers.

denk' ich, mit Angſt und Schweiß überzeugt haben, wie wohlthätig eine der oben erwähnten Contenancen wirkt. Hat er aber irgend einmal einen hochnothpeinlichen Bußtext aus dem Munde von Vorgeſetzten, welche die erſte und letzte Inſtanz ohne weitere Appellation in ſich vereinigen, vom großen Anfangsbuchſtaben bis zum rauſchenden Finale in eigener Perſon ausgehalten, ſo wird er ſich vor ſeinem eigenen Genius aufs Knie werfen, und ihm ein Danklied anſtimmen, daß er ihn vorherſehend mit einer hülfreichen Contenance beſchenkt. Hier tritt der Nerve, welcher ſich durch gegenwärtige Vorleſung hindurchſchlängelt und verzweigt, ohne weitere Citate ein; es war eine Wohlthat, unter ſo beängſtigenden Umſtänden, nach ſeinem Zopf zu greifen, oder ihn rückwärts, unter dem Schein der Ordnungsliebe, in die Höhe zu werfen, und dann, wie einen Schlagbaum, wieder niederfallen zu laſſen. Da der Actus rückwärts geſchieht, ſo iſt keine Beleidigung der zweyten Perſon zu fürchten, während zu unſrer großen Erleichterung unſer Nackenappendix in dem einen Falle ein Ableiter des corrigirenden Fluidums wird, das vom Vorgeſetzten auf Delinquenten überſtrömt, ein Digeſtivum für verfängliche Vocative und Imperative, in andern hingegen ein rettender Fels im wüſten Meere der Langeweile und der verzweifelnden Ungeduld.

(Fortſetzung folgt.)

* * *

Fabeln in Geſprächen.

Mitgetheilt aus einer ungedruckten poetiſchen und proſaiſchen Blumenleſe des Herrn Gottlieb Leon.

Vorbericht.

Der Sprachen buntes Vielerley
Entſprang, ſtimmt man der Bibel bey,
Aus Babels argem Luftgebäu:
Daher ſo ganz verſchiedne Sprachen;
Doch bis wir nur ein Paar uns gründlich eigen machen,
Steht unſres Geiſtes Fortſchritt ſtill.
Darum verwundert es auch Jeden,
Wenn ſelbſt die Sprach', in der die Thiere reden,
Uns ein Profeſſor *) lehren will.

---

*) S. Gottfr. Imman. Wenzels neue auf Vernunft und Erfahrung gegründete Entdeckungen über die Sprache der Thiere. Wien, 1801. 8.

Ihr würdet zwar nicht mit der Antwort ſtocken:
Wie Glucken ihre Hühnchen locken?
Was aber frommt es euch, wenn ihr die Töne wißt,
Allein den Tonſinn nicht verſtehet;
Wenn ihr nicht wißt, um was ſich der Willkommen drehet,
Womit ein Pferd das Andre grüßt?
Drum laßt zum Dollmetſch mich die Fabelmuſe wählen!
Sie weiß, wie jedes Thier parlirt,
Sie wird es euch durch mich erzählen:
Welch ein Geſpräch der Hahn mit ſeinen Hühnern führt,
Und welcher Phraſen ſich der Wolf entledigt,
Wenn er, wie hier zu Wien, den Gänſen predigt*).

1. Die Eule und das Pferd.

Die Eule.
Sechs hundert Gulden koſteſt du?
Kaum ein Paar Groſchen gibt man um die Eule!
Ach, dieſer Schmerz ſetzt mir zu heftig zu;
Drum wundre dich nicht, wenn ich heule.
Das Pferd.
Wie dieß ſo ſehr dich kränken kann?!
Du ſiehſt mich doch vom Schweiße triefend rauchen. —
Arbeiter, Freund! kann Jedermann,
Doch Denker nur . . . ein kleines Häuſchen brauchen.

2. Der Tieger und der Jäger.

Der Tieger.
Verwickelt in des Satans Netzen,
Schmacht' ich bereits zwölf Stunden hier.
Du wirſt mich doch in Freyheit ſetzen?
Ich hoff' es, guter Mann, von dir!
Der Jäger.
Dich . . . Deine Tugenden zu lohnen?
Weil du die Großmuth ſelber biſt?
Dann müßt' ich jedes Raubthier ſchonen,
Das gegen dich ein Lämmchen iſt.

3. Der Wiederhall.

Der Sohn.
Ja, Vater! ich behaupt' es dreiſt:
In unſerem Walde ſpuckt ein Geiſt,
Der wiederhohlt euch jeden Laut, und jede
Ihm zugerufne kürzre Rede.

---

*) Ein unter dieſem, aus der äſopiſchen Fabel entlehntem Schilde und Namen all
kanntes Haus in Wien an der unteren Ecke der Wallerſtraße.

Der Vater.
Das iſt der eignen Stimme Schall,
Der, wenn ein Gegenſtand den Fortgang ihm verwehret,
Zurück nach unſerm Ohre kehret;
Man nennt ihn dann den Wiederhall. —
Nimm dich in Acht, ihn nachzuahmen,
Und lall' keinem Andern nach,
Sonſt hängt, wenn er was Dummes ſprach,
Der Tadel ſich an deinen Nahmen.

4. Hercules und der Stein.

Der Stein.
Bey allen deinen Heldenthaten
Ward doch ein Halbgott nur aus dir gemacht;
Da hab' ich's weiter doch gebracht.
Hercules.
Wie ſo?
Der Stein.
Du würdeſt lange rathen.
Und doch erriethſt du's nicht, weil dich
Nicht Africa zur Welt geboren. . . .
So wiſſe, daß die Schwarzen mich
Zu ihrem Fetiſch auserkohren.
Dadurch bin ich ein Gott. Von mir
Hofft man ſich Beyſtand in Gefahren;
Mich ſalbt und kränzt man nach Gebühr,
Und ſucht voll Sorgfalt mich als heilig zu verwahren.
Hercules.
Nur hier iſt Steigen eine Kunſt,
Wo wir Verdienſt und Kopf begehren;
Dort aber kommt ſehr oft, bloß durch Geburt und Gunſt,
Ein Flachkopf zu den größten Ehren.

J. J. Scheiger.

Ueber die Arabiſchen und Perſiſchen Pferde, welche der Perſiſche Geſandte dem Prinzen-Regenten in dieſem Sommer überbracht hat.

Auszug eines engliſchen Schreibens*) des Freyherrn von B . . . . t, datirt Melun 20. Juni 1819, an Sir S. H . . . . y Bar. in Wien.

— Ob ich gleich Ihre Briefe immer mit unendlichem Vergnügen erhalte, ſo muß ich doch geſtehen, daß Ihr letzterer mir eine Arbeit auferlegt hat, die nicht leicht zu verrichten iſt. Ich meine die Beſchreibung der Arabiſchen und Perſiſchen Pferde. Nicht als fürch-

---

*) Dieſen, die Ueberſetzung und die Noten danken wir Hrn. D. v. N**.

trte ich die Critik des Herrn Grafen von ***, weil ich aus der Charge, die er bekleidet, folgere, daß er wirklich ein Kenner des Pferdes ſey (zumal da in Oeſterreich nicht Unkundige, wie in Frankreich, an die Spitze der Pferde-Inſtitute geſetzt werden); ich beſorge nur, daß Halbkenner meine Kenntniß in Zweifel ziehen, und Ihren guten Verſtand, der ſich an einen ſo einfältigen Menſchen wendet, belachen werden; denn meine Beſchreibung wird keinesweges mit ihrer Vorſtellung, die ſie ſich vom Arabiſchen Pferde gemacht haben, übereinſtimmen.

Der größere Theil der für den Prinzen-Regenten beſtimmten Pferde iſt von mittlerer Größe, von 15 Fauſt bis 15 Fauſt und einen Zoll. Nur einer, und ohne Vergleich der vortrefflichſte, ein Dunkelbrauner, mißt 16 Fauſt und 1 Zoll. Die meiſten ſind Grauſchimmel. Die Perſiſchen Pferde ſind höher als die Arabiſchen, mit Ausnahme des erwähnten Einen. Da es bey mir eine unveränderliche Regel geworden iſt, das Pferd von ſeinen Füßen aufwärts zu unterſuchen, ſo will ich meine Beſchreibung auch in derſelben Richtung beginnen.

Der Araber hat einen kleinen, runden Huf, weite Ferſen, die Wände ſind dunkel, glänzend, eben, und von beſonders dichtem Gefüge; die Feſſel von gehörigem Ebenmaße, angemeſſener Schiefe, aber keinesweges ſchwach nachgebend, wie gemeiniglich geglaubt wird. Das Köthengelenke iſt etwas breit, wie es ſeyn ſoll, aber rein: kurz unterm Knie; die Sehne weit vom Röhrenbein abſtehend, und zwar ſo, daß der Zwiſchenraum faſt durchſichtig erſcheint. Das Knie iſt breit, eben ſo die Kniekehle; erſteres von vorne geſehen, auffallend flach; die Gelenke ſtark, die Muskeln bewundernswürdig ausgeſprochen, beſonders die des Arms und der Schenkel. Dieſe haben, von hinten geſehen, einen bedeutenden Vorſprung zu beyden Seiten vor der Kruppe*). Denkt man ſich eine Senkrechte, vom Boden aufwärts, berührend das Dielbein, ſo fällt die Kruppe einwärts.

---

*) Das, was hier der Berichtleger zwar deutlich genug angibt, und zur feinern Pferdekunde gehört, hat **Richard Lawrence** in ſeinem: An inquiry into the structure and animal oeconomy of the horse Tab. IV. und Tab. XVII. auf das Anſchaulichſte dargeſtellt. Es iſt zu verwundern, daß dieß in mancherley Rückſicht ſehr nützliche und angenehme Werk unter den allzeit fertigen Deutſchen, noch keinen Ueberſetzer gefunden hat.

Die Bruſt der Arabiſchen Pferde iſt, für ihre Größe, geräumig, die Schultern flach, ſich ſehr dem Horizontalen nähernd; der Widerriß hoch und, ſo zu ſagen, zurückfallend gegen den Rücken, der gerade iſt; die Lenden ſind ſtark, der Leib tief in der Gurte, welches, wie ich glaube, ein höchſt merkwürdiger Punct beym Pferde iſt; der Vorleib ſehr ſchön, rund, eng gerippt; die Kruppe iſt oval und keineswegs geſpitzt, wie bey dem Maulthiere. Auf der Kruppe iſt eine unbedeutende Erhöhung, wie man ſie auch wohl bey einigen Raſſepferden (thorough-breed) antrifft; aber verwechſeln Sie dieß ja nicht mit dem, was man in England einen Gänſeſteiß (goose-rump) nennt. Der Schweif verläuft in einer Ebene mit der Kruppe, und ſteht in gerader Richtung von ihr ab, iſt nicht begraben darin, wie bey den ſchlechten ſpaniſchen Pferden. Die Hanken lang und außerordentlich ſtark; der Hals iſt etwas länglich, und erhebt ſich majeſtätiſch von dem Widerriſſe. Der Kopf iſt ausgezeichnet mit dem Halſe verbunden, die Luftröhre iſt geräumig, das Genick breit und ſtark; die Ohren etwas groß, länglich, und unten weit auseinander. Der Kopf iſt kurz, flach, mager, das Ausſehen wunderbar ſprechend und verſtändig; die Naſenlöcher weit und dünn, und wenn das Pferd angeeifert wird, auseinander geſpannt, und von ſchönrother Farbe. Der Vorkopf ober den Augen iſt breit, bey einigen etwas gewölbt, gerade dort, wo das Stirnband des Zaumes ſitzt. Das Auge iſt dunkel, voll, glänzend, feurig, ohne Bosheit, etwas aus den Augengruben hervorſtehend, rund umher ſchauend.

Das Arabiſche Pferd iſt ungefähr um ein Zehntheil ſeiner Höhe länger; das heißt, die Länge gemeſſen von der Bruſt bis zu den Hanken, die Höhe vom Boden bis zum Widerriß herauf. Und doch hat es einen Katzenrücken, weil die Schultern und der Widerriß weit zurück liegen, und die Länge der Hüften ihn verkürzt.

Mögen Sie nun ſelbſt über Geſchwindigkeit und Stärke (Dauer) eines ſo geſtalteten Arabiſchen Pferdes urtheilen. Ich habe Ihnen nur die allgemeinen Umriſſe des Arabiſchen Pferdes mitgetheilt, aber wie ſoll ich Ihnen auf dem Papier die allgemeine Zierlichkeit und das richtige Ebenmaß ſeiner Geſtalt beſchreiben? Die Anmuth auch ſeiner geringſten Bewegungen ſelbſt im Stalle; den ſtolzen, zuverſichtlichen, majeſtätiſchen Blick! den würdevollen Anſtand, als wär er ſich ſeiner berühmten Herkunft und der Ueberlegenheit über alle andere ſeiner Gattung bewußt! Und doch, zu welch einem Nachtheile für ſie haben wir dieſe edlen Thiere geſehen! Wie verſchieden von dem Naturzuſtande derſelben! Stumpf gemacht durch dienſtpflichtige Wartung der Menſchen, iſt die Hälfte ihrer angebornen Verſtändigkeit und des Naturtriebes in dem Stall-Schlendrian verſunken, und auf immer verloren.

Ein Pferd (ein Dunkelbrauner, 15 1/2 Fauſt hoch), obgleich ein reiner Araber, war eine Ausnahme von der allgemeinen Beſchreibung. Außer ſeinem Kopfe, in welchem man ſich nicht irren konnte, würde ich ihn, in einem andern Stalle geſehen, für einen gewöhnlichen Normänner, und zwar für einen ſehr gemeinen, gehalten haben. Seine Kruppe war breit, viereckig, flach, und die Hüftknochen vorſpringend vor den Rippen. Ich bezeigte meine Verwunderung vor dem engliſchen Offizier, daß ich ein ſolches Pferd in dieſer edlen Geſellſchaft antreffe. Er verſicherte mich aber, es ſey aus einer alten, berühmten Familie, jedoch aus dem niedern Arabien. Auch ſey es glänzend unterm Reiter, von einer bewundernswürdigen Stärke, und ſeine Vorfahren ſogar wegen Schönheit und Güte ihrer Abkömmlinge berühmt. Aber dieſer ihr Abkömmling, hat, ſeinem Ausſehen nach, doch auf keine Weiſe die Behauptung des Offiziers beſtätiget. —

Eh ich nun von den Arabiſchen Pferden Abſchied nehme, bleibt mir noch übrig, einige Worte über eine Stute zu ſagen, die einzige, die mitgekommen iſt, denn dieß Serail war ſchlecht beſetzt. Sie brachten 2 Stuten mit, aber die eine iſt auf der Seereiſe von Conſtantinopel nach Marſeille umgekommen. Niemals habe ich an der Geſtalt eines Pferdes ſo viel Schönheit, Zierlichkeit, Ebenmaß — nichts ſo Mildes, Sanftes, Artiges und Liebenswürdiges geſehen! Sie würden meinen, ſie ſey eher an der Toilette einer arabiſchen Prinzeſſinn, als in einem Stalle auferzogen worden. Sie iſt ſehr klein, vielleicht kaum über 14 1/2 Fauſt hoch, von kaſtanienbraunem Haar, ganz Nerv, ganz Muskel, und mit allen zu einer Stute erforderlichen Eigenſchaften begabt. Ihr Leib iſt rund, ihre Flanken geräumig, die Bruſt breit, der Leib lang, die Dickbeine tief, der Kopf klein, von einem ſo ausdrucksvollen, einnehmenden Ausſehen, daß es guten Humor*) und Verſtändigkeit (zugleich mit einer kleinen Gabe von Koketterie (sic) ankündigt. Sie iſt, ſo gut als das große Pferd von 16 Fauſt 1 Zoll, ſehr flink. Der Offizier ſagte, ihr Galopp komme dem Fluge des ſchnellſten Vogels gleich.

(Schluß folgt.)

---

*) Was die Engländer mit ihrem humor bey Menſchen und namentlich

Novelliſtik.

Durch die ſo eben eingetroffene 7te Lieferung der Revue encyclopé-
que, welche ſeit Anfang dieſes Jahres in Paris von einem Verein der be-
mteſten Gelehrten in allen Fächern bearbeitet wird *), erhalten wir Kunde
dem Daſeyn eines für die Geſchichte der Stadt Wien merkwürdigen Al-
thums, welches der wegen ſeinen vielen Kenntniſſen und Talenten im In-
Auslande geſchätzte Hr. Schottky in der Sammlung des Hrn. Diet-
ch, eines wohlhabenden und die Wiſſenſchaften achtenden Mannes, entdeckt
. Dieſes geſchichtliche Denkmal beſteht in einem Dolche. Auf der einen
ite desſelben lieſt man die Inſchrift VINDOBONA, die man bis jetzt
ß auf einigen gebrannten Steinen gefunden haben ſoll; und auf der andern
ite desſelben ſteht der Name der Cohorte des Fabius, welche die letzte
miſche Beſatzung in Wien war. Auf den Denkmälern des Mittelalters
d die Stadt Wien bisweilen Vindobona genannt, manchmal aber auch
biana oder Favia. Der Herzog Heinrich Jaſomirgott, der eigent-
Wiederherſteller der Stadt Wien, drückt ſich in einer Urkunde, die er zu
ſten des im Jahr 1158 in Wien wieder hergeſtellten Schotten-Ordens
fertigte, auf folgende Art aus: Civitas nostra Fabiana, quae a mo-
rnis Vienna nuncupatur. — Favia quae alio nomine dicitur
enna. — Sehr wahrſcheinlich iſt es, daß der Name Vindobona ver-
and, als die Römer die Ufer der Donau verließen, um ſich nach Italien
ck zu ziehen, und daß ſich der Name Favia oder Fabiana von jener Cohor-
es Fabius erhalten hat, welche die letzte römiſche Beſatzung in Wien
.

J. B.

Wir verſäumen nicht, das Publicum auf die Erſcheinung eines wichti-
Werkes vorzubereiten, das die Berückſichtigung eines jeden Literaturfreun-
in einem hohen Grade verdient. Es ſind hiſtoriſch-cosmographiſche
ellen, die den k. k. Regierungsrath und Kreishauptmann J. v. Krie-
, einen der wackerſten Gelehrten der Monarchie, zum Verfaſſer haben.
ch eine merkwürdige Bereicherung die vaterländiſche Literatur durch dieſe
reiſe Arbeit, die Frucht eines 20jährigen Fleißes, zu erwarten habe, läßt der
ogen ſtarke Proſpectus, der bey dem Verleger, Hrn. Gerold hier, vertheilt
, deutlich wahrnehmen. Nach Maßgabe unſeres Raums heben wir nur nachſte-
e Hauptmomente aus: In der tief gefühlten Ueberzeugung von dem ho-
Bedürfniß unſerer Zeit, haben ſich mehrere große und achtbare Gelehrte
en Verſuch einer leicht überſehbaren Zuſammenſtellung der Geſchichte und
nographie in ein gemeinſames Ganze, gewagt. — Die Mangelhaftig-
des bisher Geleiſteten einerſeits — anderer Seits aber der ungetheilte
fall prüfender Gelehrter Englands, Frankreichs und Deutſchlands, über
hnen mitgetheilten umfaſſendern Tafel-Verſuche, haben den Verf. bey

---

bey Pferden ſo recht eigentlich meinen, läßt ſich zwar ſehr beſtimmt in
Worten geben, aber ein deutſches Wort gibt es dafür, meines Wiſſens,
nicht.

) Man ſehe im I. Band des Conv. Bl. Nr. 3.

ſeiner Vorliebe für das Studium der Geſchichte und Weltbeſchreibung, nach gelungener und bewährter Auffindung einer, alle Gegenſtände wiſſenſchaftlicher Weltkunde, umfaſſend ordnenden Darſtellung, zu dem Entſchluſſe vermocht, nicht bloß die Theorie hierüber, wie dieß Anfangs ſeine Abſicht war, zu Kenntniß und Gebrauch anzubieten, ſondern zugleich die Aufgabe practiſch zu löſen, und ſie als vollendetes Werk zu Stande zu bringen. — Daſſelbe befindet ſich nun, nach Aufwand eines mehr denn 20jährigen ununterbrochenen Fleißes, unter dem Titel: »Darſtellung der Weltkunde nach ihrem Fortſchreiten durch Zeit und Raum, als umfaſſende Zuſammenſtellung der Geſchichte und Cosmographie zu einer Geſammt-Wiſſenſchaft,« nach den ſo oft, und letztens in der Zeitſchrift Hesperus, in dem 2. Hefte des Jahrgangs 1817, ausgeſprochenen großen Forderungen des Zeitalters — zur Herausgabe in einer vaterländiſchen Pracht-Auflage, in großem Atlas-Format, wornach auch bereits die allerhöchſte Beyfallsbezeugung mit hohem Miniſterial-Schreiben vom J. 1812 beſtehet, in vollendeter Bereitſchaft; und die Verlagshandlung wird weder Mühe noch Koſten ſcheuen, eine dem Unternehmen entſprechende Auflage zu veranſtalten, welche ſich durch Eleganz und Correctheit auf das vortheilhafteſte auszeichnen wird. — Die Bearbeitung dieſes Werkes wurde bereits in der hiſtoriſchen Zeitſchrift für Oeſterreich im Jahr 1806 angekündigt, und ſolche erſcheint nunmehr ganz vollendet als neue Zuſammenſtellung der Univerſal-Geſchichte und Cosmographie in ſynchroniſtiſchen Ueberſichts-Tafeln und Karten, wodurch dieſer große, und nach Zeit und Raum angewachſene Umfang menſchlicher Kenntniſſe zur Einheit der Anſicht gebracht, und in der Art eingeordnet iſt, daß alle Gegenſtände, hiſtoriſchen und cosmographiſchen Wiſſens, vom Allgemeinſten bis zum Einzelnen, in weſentlichen und unveränderlichen Aufreihungen nach der Zeitordnung, zugleich aber auch nach ihrer Gleichzeitigkeit und Verſchiedenheit, zum Gebrauch für Staatsmänner und Gelehrte, anſchaulich dargeſtellt, und ohne Mühe auffindbar werden. — Da die Auflage des Werkes, in großem Atlas-Format, nebſt den Karten, aus einer Zuſammenſtellung von beynahe 200 großen Atlas-Royalbogen beſtehet, ſo wird ſolche zu größerer Bequemlichkeit für die Abnehmer, in Abtheilungen in 20 Heften erſcheinen. Das 20. Heft wird die Erläuterung durch Karten enthalten. Zugleich wird am Schluſſe des Werkes eine tabellariſche Recapitulations-Ueberſicht der Geſchichte und Cosmographie — mit Hinweiſung auf den Inhalt jeder Tafel — angeſchloſſen werden. Die Namen der Tit. Herren Subſcribenten werden, als Unterſtützer dieſes Unternehmens, in dem letzten Hefte angeführt. Der Subſcriptionpreis iſt für ein Heft auf feinſtem groß Royal-Velin-Zeichenpapier 6 f. Conv. M. auf fein groß Royal-Velinpapier 4 fl. Conv. M. Im Laufe von zwey, längſtens drey Jahren, wird das Ganze beendigt ſeyn.

Mad. Feron, erſte Sängerinn der königl. italieniſchen Oper in Paris, und Hr. Pucitta, Kapellmeiſter des italien. königl. Theaters in London und Paris (*), gaben am 30. Auguſt im k. k. großen Redouten-Saale eine große muſikaliſche Academie in 2 Abtheilungen. Mad. Feron ſang eine Cavatine aus der Oper: Die Jagd Heinrichs IV., eine Scene und Arie aus der Oper: Die Fürſtinn auf dem Lande, eine Arie: Come quest' anima, und zum Schluß Variationen über ein Tyroler-Lied. Sämmtliche Compoſitionen waren von Hrn. Pucitta. Inzwiſchen ſpielte Hr. Friedr. Wranitzky ein Adagio und Rondeau von Freyh. v. Poißl auf dem Violoncell. Hr. Krähmer ein Adagio und Variationen für die Oboe. Eine Ouverture von Hrn. Kapellmeiſter Gyrowetz zu den Templern auf Cypern eröffnete die erſte, eine andere von Romberg die zweyte Abtheilung. — Theils war der Ruf, welcher dieſer Sängerinn voraus ging, ſchon groß genug, theils hatte man Mad. Catalani noch in zu ſüßem Angedenken, um, wo nicht gerade denſelben, doch einen ähnlichen Kunſtgenuß zu erwarten, um ſo mehr, da Hr. Pucitta als Componiſt für beyde erſcheint, und ſo gleichſam die fernere Mentorſtelle über dieſe zwey Zöglinge der Eupheme übernommen hat. Es war daher natürlich, daß ſich die Concertgeber eines bedeutenden Zuſpruches — die Jahrszeit berückſichtiget — von Kunſtkennern und Muſikliebhabern bey dem ſonſt ſo ziemlich gewöhnlichen Entree pr 5 fl. W. W., erfreuen konnten. Ohne hier einen Vergleich mit irgend einer andern deutſchen oder italieniſchen Sängerinn aufzuſtellen, ergibt ſich aus der Kunſtleiſtung der Mad. Feron hinlänglich, daß ſie eine ſehr reine viel umfaſſende Stimme und Theorie hat. Man kann ungefähr 15—16 Sproſſen ihrer Stimmleiter bis ins dreygeſtrichne fis gediegen und ſehr ſonor nennen, welche ſie überdieß mit Ausdruck und Gefühl gibt; auch treten ſie unter allen Modulationen deutlich, und beſonders in einem herrlichen zarten Staccato perlenrein hervor; ihr Portamento iſt angenehm, doch glänzt ſie mehr in geflügelten Läufen; die chromatiſchen bringt ſie mit ſeltener Präciſion und Fertigkeit, ohne irgend eine ſichtbare Anſtrengung heraus, daher die Anweſenden in der letzten Variation, wo ſie in den Schlußfällen der beyden Theile ſich über die Töne des Dreyklanges mit unbeſchreiblicher Reinheit der Stimme und höchſter Delicateſſe im Ausdrucke ſchwingt, ſo enthuſiasmirt wurden, daß die Sängerinn die Variationen wiederholen mußte. Und in der That, wer ſo etwas dem Affectvollen, wer eine ungewöhnliche Biegſamkeit der Kehle dem einfach deutſchen Geſang, der den Character eines warmen Herzens, eines reinen Gefühles trägt, vorzuziehen geneigt iſt — hier entzücken feine, wohlangebrachte Nuancen, dort Tiraden, vorausgeſetzt, daß ſie ſich auf eine weiſe Melodie gründen — der kann und mag Mad. Feron aus guten Gründen unter die erſten italieniſchen Sängerinnen zählen, die wahrlich nicht nöthig hat, um die Gunſt eines Publicums noch mehr zu gewinnen, auf der Annonce anzugeben, daß ſie eine für Mad. Catalani componirte Arie ſingen werde; ihre Virtuoſität wird ihn noch öfters in den angenehmſten Zauber verſetzen können, ohne daß er auf eine gute Art für einen herrlichen Genuß gebrandſchatzt wird. — Die Geſangſtücke ſind durchaus von ächt italieniſcher Abkunft, die Arie: Come quest' anima von edlerer, als die übrigen. Unter den Inſtrumental-Stücken glänzte beſonders die Ouverture des Hrn. Gyrowetz, eine heitere, liebliche Compoſition, welche jederzeit anſprechen wird. Möchten wir ſie daher doch bald wieder zu hören bekommen! Die HH. Wranitzky und Krähmer leiſteten ihr Möglichſtes, die Aufmerkſamkeit der Zuhörer rege zu erhalten, welche für Kunſtleiſtungen auf Inſtrumenten bey ſolchen Gelegenheiten immer mehr als gewöhnlich getheilt bleibt. — Heute gibt die Künſtlerinn ihr zweytes Concert.

L.

Herr Profeſſor Karl Hermann, Mitglied der ruſſ. kaiſ. Akademie und Profeſſor an der neuerrichteten Univerſität zu St. Petersburg, hat von beſagter Academie die Erlaubniß erhalten, ſeine ſtatiſtiſchen Materialien und Unterſuchungen in Betreff des ruſſiſchen Reichs, welche ſich in der Sammlung ihrer Abhandlungen in franzöſiſcher Sprache zerſtreuet befinden, in einem zuſammenhängenden Werke beſonders heraus zu geben, und zwar, um den Kreis ihrer Nützlichkeit zu erweitern, in ruſſiſcher Sprache, da ſie durch die Beurtheilung und Beleuchtung ſachkundiger Männer, die ſich an Ort und Stelle befinden, nicht anders als gewinnen können. Die Zeitſchrift: »der Sohn des Vaterlandes,« gibt bereits einige Auszüge aus dieſem intereſſanten Werke, woraus wir auch einige Notizen für unſer ſtatiſtiſches Publicum ſchöpfen wollen. Im Jahre 1813 belief ſich die Zahl der Bewohner Rußlands auf 43,698,663. Vom Jahre 1806 bis incl. 1812 betrug der Zuwachs an Menſchen, ohne die in dieſem Zeitraume acquirirten Länder hinzuzurechnen, 1,472,803, folglich nimmt die Population Rußlands jedes Jahr im Durchſchnitt um 210,400 Seelen zu, wobey noch zu erwägen iſt, daß dieſe Berechnung in eine Zeit fällt, wo Rußland große Kriege zu beſtehen hatte. An Städten werden in Rußland nur 810 gerechnet. Ueber 610 von dieſen hatte man bis 1811 ziemlich vollſtändige, officielle, ſtatiſtiſche Daten. Darunter ſind 62 Gouvernements, 410 Kreis- und 113 kleine Städte oder ſogenannte Poſaden, die keine eigenen Bezirke haben. Die übrigen gehören zu Finnland (22), Georgien (8), Imeretien (5), oder ſind kleine unbedeutende Feſtungen und Hafen. Die Zahl der Bewohner dieſer Städte iſt ſehr ungleich. Außer den beyden Haupt- und Reſidenzſtädten rechnet man deren, welche zwiſchen 30 — 70 tauſend Bewohner haben auf 5, zwiſchen 10 — 30 tauſend auf 30, von 5 — 10 tauſend auf 91, von 2 — 5 tauſend auf 233, von 1000 — 2000 auf 141, und deren, welche weniger als tauſend Einwohner haben, auf 128. Ueberhaupt wohnen 2,859,827 Menſchen in den Städten des ruſſ. Reichs.

Sir Humphry Davy hat einen Bericht über den Zuſtand der zu Herculanum gefundenen Papyrus-Manuſcripte herausgegeben. Er hält es für einen Irrthum, daß dieſe Rollen durch Feuer verkohlt ſind, ſondern ſchreibt ihre Beſchaffenheit der Feuchtigkeit zu, und unterſtützt ſeine Hypotheſe mit mancherley Gründen. Die Zahl der Handſchriften und Fragmente, die von Anfang her nach dem Muſeum von Portici gebracht ſind, beläuft ſich auf 1696. Von dieſen ſind 88 abgerollt, und in einem lesbaren Zuſtande, mit 319 hat man den Verſuch gemacht, ſie mehr oder weniger abgewickelt, aber unleſerlich gefunden, während 24. auswärtigen Mächten zum Geſchenk gemacht ſind. Von den übrigen 1265 beſteht bey weitem der größere Theil aus kleinen Bruchſtücken, verſtümmelten oder zerknitterten Handſchriften; nur von 88 bis 120 läßt ſich hoffen, daß ihre chemiſche Behandlung glücken wird. Von den 88 lesbaren Handſchriften beſteht der größte Theil aus Werken griechiſcher Philoſophen oder Sophiſten, neun von Epicur, 32 von Philodemus, drey von Demetrius, und je eins von Colotes, Polyſtratus, Carneades und Chryſipp. Die abgehandelten Gegenſtände ſind von Natur- und Moral-Philoſophie, Medicin, Critik, und allgemeine Betrachtungen über Kunſt, Leben und Sitte.

Gedruckt bey J. B. Walliſhauſſer.

Conversationsblatt.

21.

Freytag, den 10. September 1819.

Zopfgedanken.

Das Schau-Ende eines metaphyſiſchen Collegiums.

Von Dan. Leßmann.

(Fortſetzung von Nr. 20.)

Während in jenen ehrwürdigen Zeiten des Zopfes das menſchliche Haupthaar, den Naturgeſetzen gemäß, wie die Fluth des Rhein- oder Niagarafalles auf der Kehrſeite niederfloß, bis es der Zopfknoten, wie ein Baſſin, auffing: ſteigt jetzt — da unſer Zeitalter überhaupt den Operationen der Schöpfung ſchnurſtracks entgegenminirt, Gefrornes nimmt, wenn es heiß iſt, wenn es kalt iſt, einheitzt, wenn es regnet, unter Schirmen geht, aufſpritzt, wenn es ſtaubig und dürr iſt; in jungen Jahren erwachſen, im Greiſenalter Jüngling ſeyn möchte, und bey Krankheiten gar Pillen verſchluckt, um mit Gewalt Geſundheit zu erjagen — jetzt ſag' ich, ſteigt das Haar am Hinterkopfe, wie horizontale Spitzpalliſaden einer Feſtungsmauer in die Höſe; und gewiß würde ein Opitz oder Leibnitz, wenn ſie aus dem Departement der Unſterblichkeit in dieſem Augenblicke zu uns herüberſchweben, in unſern Jünglingen einen Schwarm von Heriſſons zu erblicken glauben, oder umgekehrte Regulustonnen, oder Zahnſtocherthiere vornehmer Leute, oder endlich ein Corps junger Hamlete, denen irgend ein voreiliger Geiſt die Schrecken des Orcus enthüllt hat, welche der alte Dänenkönig, und beyde große Männer ſelbſt, wohlweislich verſchwiegen. Wenn es auf der Oberfläche des Schädels ſo widerſpenſtig ſich aufrichtet und ſtarr ausſieht, iſt es zu verwundern, wenn es auf der innern Seite deſſelben ſich eben ſo rauh und widerhaarig bildet? Da ſich indeſſen die Natur lenken, nicht unterdrücken, mildern, nicht kreuzen läßt, und Gewalt, ſo ihr auf der einen Seite angethan, auf der andern beſtraft; ſo ſehen wir in der That, wie ſeit der phyſikwidrigen Emporrichtung des Haares am Hinterhaupt, die gewölbte, emporgerichtete Tendenz unſerer Adlernaſen ſich allmählich zur ausdruckloſen Plattheit zu ſenken beginnt, und unſere Nachkommenſchaft mit einem höchſt monotonen Profil bedroht wird. Wer dieſes Aphorisma zu unterſchreiben ſich weigern ſollte, der ſehe vom Flügelmann aus eine Soldatenreihe hinab, und finde zu ſeinem Erſtaunen, daß ihm jetzt die neunte, zehnte Naſenſpitze noch ſichtbar, wo er ſonſt von der fünften kaum eines Nadelkopfes Größe gewahr ward.

Wer die Hoffnung hegte, man werde dereinſt die Länge des Zopfes bis zur Berührung des Bodens ausdehnen — wie es nach Anburey's Nachrichten die Canadier wirklich ſchon weit darin gebracht — iſt betrogen. Wie ſich Staatsfrauen von ihren weiblichen Putz- und andern Commiſſarien ihres Ranges die Schleppe nachtragen laſſen, oder junge Talmudiſten ihren Lehrern, als ein Zeichen der Achtung, den Mantel nachtragen; ſo wähnt' er vielleicht, würde man dereinſt einer geachteten Perſon den Zopf nachtragen; und iſt er wirklich ein ſo eifriger Zopfianer, daß er, ehe er ſich eine Scheere an ſeinen Haarwuchs anſetzte, ſich lieber ſeinen Zopf, wie jenen Hammeln ihre Fettſchwänze, auf einem kleinen Wagen nachfahren ließe, ſo würde er mir gewiß beypflichten, daß es unter zweydeutigen Umſtänden weit leichter ſey, den Zopf als den Mantel nach dem Winde zu tragen. Er wird mir gleichfalls beypflichten, daß unſere polizeylichen Anſtalten um einen beträchtlichen Grad der Vollkommenheit höher ſtänden, als man den fliehenden Dieb bey ſeinem Zopfe feſthalten, und vor den

Jahren der Raſirfähigkeit wenigſtens bey ſeinem Zopfe ſchwören könnte, wie man ſtatt der bedenklichen Ehre ſeinen Zopf zum Pfande laſſen dürfte. Er wird mir beypflichten, daß es eine Freude war, an einem Bache beym milden Feuer der Nachmittagsſonne gelagert, den Zopf, wie der Biber ſeinen Schweif, im Waſſer zu halten, und ſo alle vier Elemente auf Einmal zu genießen, oder am erſten Abend der Ehe von ſeiner jungfräulichen Gattinn ſich das Zopfband löſen zu laſſen; eine Wonne, welche Fernando's Vergnügen mit Stella's ſchönen Haaren weit überſteigt. Er wird mir ferner beypflichten, daß es Gelegenheit zu lehrreichen Bemerkungen über uns ſelbſt und unſere Zeit gab, wenn man ſich am erſten Januar die Zopftiefe — wie die Waſſerhöhe — an der Rückenhaut tatoviren, und nach 12 Monden ſich die jedesmalige Differenz beſchreiben ließ, daß man unter gewiſſen Modificationen ſeinen Zopf auf gleiche Weiſe wie der Fuchs ſeinen Schweif nützen konnte*), und daß es endlich ein eigenes befriedigendes Gefühl war, einen Zopf zu haben und zu tragen.

Aber wie mit der Unſchuld nicht bloß die Reinheit des Gemüths, ſondern auch die Geſundheit verloren geht, oder wie beym Sturm mit dem zerbrochenen Maſte auch der Korb an ſeiner Spitze in die Fluth ſtürzt, ſo ging bey jener grauſamen Application der Scheere — zehnmal fürchterlicher als ſie jemals in der Hand der Parze gewüthet — nicht bloß Zopf und Zopfband unter, ſondern auch ein drittes, wichtiges Stück, der Antonius im Triumvirat, mit jenen verbunden, wie der Titel mit Werk und Einband, wie das Capital mit Säulen und Intereſſen, wie Arroganz und Fortüne — kurz der Haarbeutel. Der Haarbeutel bildete die Bruſtwehr und das Wapen der eingebänderten Zopfmaſſe, gleichſam eine hintere Stirn, und wer ihn trug, erwieß ſeinem Zopfe dieſelbe Ehre, welche dem Degen durch das Porte-Epee widerfährt. Ein edles Streben war's, dieſer Zierde die Mittelform zwiſchen Kreis und Quadrat zu erhalten, und hin und wieder Gebinde darum ſpielen zu laſſen; eben ſo poetiſch als romantiſch, im Haarbeutel das Porträt ſeiner Geliebten zu tragen, oder ihr denſelben als Nadelkiſſen zu offeriren, und bey jedesmaliger Nachfrage ſich rücklings zu dem Engel hin zu neigen. (Schluß folgt.)

* * *

---

*) Aus dem analogen Gebrauch des menſchlichen Zopfes mit dem Schweiſe des Bibers, des Fuchſes, und, wie weiter unten folgt, der Kuh, ſieh:

Ueber die Arabiſchen und Perſiſchen Pferde, welche der Perſiſche Geſandte dem Prinzen-Regenten in dieſem Sommer überbracht hat.

Auszug eines engliſchen Schreibens des Freyherrn von B . . . . t, datirt Melan 20. Juni 1819, an Sir G. H . . . . y Bar. in Wien.

(Schluß von Nr. 20.)

Nun kommen die Perſiſchen Pferde, fünf an der Zahl. Das Perſiſche Pferd iſt größer als das Arabiſche (ich nehme immer das von 16 Fauſt und 1 Zoll aus). Das allgemeine Ausſehen derſelben ähnelt ſo ſehr der Araber ihrem, daß es einen ſehr feinen Beobachter und ein ſehr forſchendes Auge erfordert, den Unterſchied zu entdecken. Nur Solchen wird er ſichtbar, und iſt hauptſächlich am Kopfe und an den Beinen zu finden. Dem genauern Beobachter erſcheint der ganze Character des Perſiſchen Pferdes weniger edel. Der Huf desſelben iſt größer, flacher und von einem gröbern Gefüge; ſeine Gelenke ſind nicht ſo ſtark, weniger fleiſchig, nicht ſo ſtramm; ſeine Sehnen weder ſo abſtehend, noch ſo ſtark; ſeine Beine ſind höher, auch zeigt er darin nicht ſo viel Raſſe. In der Kruppe iſt ein kleiner Unterſchied, den ich auf dem Papiere nicht recht beſchreiben kann. Der Leib iſt ſehr ſchön geformt, und keineswegs den Arabern nachſtehend; auch ſein Hals iſt ſo, aber der Kopf etwas länger, die Ohren kleiner, das Auge nicht ſo voll, überhaupt fehlt ſeinem Ausſehen jener Ausdruck, den ich unveränderlich bey allen Arabiſchen Pferden gefunden habe — desgleichen zeigen ſeine Bewegungen nicht ſo viel Leichtigkeit und Zierlichkeit.

Alle dieſe Pferde waren in wattirte Decken und grobe Shawls, die zuſammen wohl 6 Zoll dick waren, eingewickelt. Nur wenn ſie geputzt wurden, konnte man ſie zu ihrem Vortheile ſehen. Ich habe von der Gefälligkeit des engliſchen Offiziers, und der erkauften Willfährigkeit der Perſiſchen Roßwärter den Vortheil gehabt, daß ich die Pferde täglich um dieſe Zeit mit Muſſe beſehen konnte.

Ihre Striegel beſtehen aus einer roſtigen Eiſenplatte, umgebogen wie ein Schweinetrog, und eingekerbt wie eine Zahnbürſte. Sie hat-

---

man practiſch, wie richtig oben der Verf. die Aehnlichkeit theoretiſch erwieſen. Daher die Franzoſen, welche überhaupt, wie ſich ſchon aus ihren Trauerſpielen ergibt, der Natur getreuer bleiben, für Schweif und Zopf dieſelbe Vocabel haben. Anm. d. Abſchreibers.

ten Kämme, aber ſie ſtäubten das Haar abwechſelnd mit der Hand und einem alten Lappen von einem Shawl aus.

Das linke Hinterbein war, zuweilen beyde, mit einem Stricke gekoppelt, der 4 oder 5 Fuß hinter dem Stande, im Boden des Stalles an einem Ringe befeſtiget war. Ich habe dieſe Vorkehrung für ganz überflüſſig gehalten, weil dieſe Thiere ſo zahm waren, als ein Lieblings-Schooßhund.

Als große Begünſtigung erhielt ich die Erlaubniß, die Skizzen von Zweyen für meinen Freund, Hrn. von St. Germain *) zu nehmen. Den Character erkennt man; aber der Künſtler, ein kleiner, dicker Menſch — doch der beſte, den ich in der Eile des Augenblickes auftreiben konnte — durfte nur dann an ſeine Arbeit gehen, wenn die Pferde unbedeckt waren. Das Wetter war ſehr kalt und ſchlecht zu jener Zeit, und der Perſiſche Offizier, ein ſehr ungelenker Bär, fürchtete die Pferde lange unbedeckt zu laſſen. Ihr Haar glich dem feinſten Taffet, und ihre Haut war ſo dünn, daß man die Adern darunter, wie in der ſchönen Hand einer zarten Dame, ſehen konnte. Einige der Grauſchimmel hatten das Ende des Schweifes roth gefärbt **). Wenn Sie mich fragen: warum? ſo kann ich darauf nichts ſagen, denn ich habe mir die Mühe nicht gegeben, darnach zu fragen, weil ich glaubte, daß man das in Perſien für ſchön halte, ungefähr ſo, wie ein großer, fetter, holländiſcher Käſekrämer, der eine große, gelbe Roſe aus Bändern, von der Größe einer Sonnenblume, oben an den Schweif ſeines Pferdes bindet, und es damit zu zieren meint.

Charles Vernet hat zwey Kupferſtiche, einen von der kleinen Stute, den andern von einem dieſer Hengſte, herausgegeben. In beyden iſt nichts ähnlich, als die — Perſiſchen Pferdewärter. Ich hätte ſie Ihnen geſchickt, aber Sie könnten von der Arbeit dieſes, mit Unrecht berühmten Kleckſers, nur irre geführt werden. Er hat ſie beyde ſo grimmig vorgeſtellt, daß man meinen ſollte, er hätte die Thiere durch das Vorhalten eines ſeiner Zerrbilder erſchreckt, und damit in Wuth gebracht.

---

*) Hr. von St. Germain, ehemals Stallmeiſter des Königs Ludwig XV., und nachmaliger Chef der Veterinärſchule in Rouen, lebt mit dem, was er aus den Stürmen der Revolution gerettet hat, in dem ſichern Hafen des Privatſtandes, ſich und ſeinen Freunden, und noch immer, obgleich ein Greis: gaudeus equis . . .

**) Dieß Rothgelb nehmen die Morgenländer von der Cawsonia inermis L., und führet den Namen Henna. Von Zimmermann in ſeinem Taſchenbuch für das Jahr 1810 erzählt, wie man im Orient mit der Wurzel dieſes Gewächſes dauerhaft färbt. Dauerhaft iſt es wohl, denn der Arabiſche Schimmelhengſt, Tajár, der ſeit dem Jahre 1813 das berühmte Gr. Hunyadyſche Geſtütte zu Urmény, im Neutraer-Comitate ziert, kam mit einem ſo gefärbten Schweife daſelbſt an, und behielt Spuren davon bis zum Ausgange des zweyten Jahres.

Trotz der ſchlimmen Seefahrt von Conſtantinopel nach Marſeille, Trotz der ſchlechten Wege und der ſchlechten Pflege von ihren Wärtern, waren dieſe Pferde doch nur ſehr wenig abgemattet durch dieſe lange Reiſe. Die Araber ganz und gar nicht, die Perſer nur ſehr unbedeutend.

N. S. vom 1. Jul. Seitdem ich dieß geſchrieben habe, kam ich einmal nach Paris, und zeigte dem Hrn. von St. Germain meine Beſchreibung der Pferde. Er verſicherte mich, ſie ſey völlig richtig; ich könne ſie abſchicken, und ohne Furcht vor Critik, auch Andern mittheilen *).

Novelliſtik.

Bey Gelegenheit einer neuen deutſchen Grammatik für Engländer bemerkt das Monthly Review Enlarged: »Die Wichtigkeit der deutſchen Sprache, beſonders für die gelehrte Claſſe, mache jeden Verſuch, eine Kenntniß davon zu verbreiten, lobenswerth. Von allen europäiſchen Zungen enthalte ſie die größte Gabe geſunder Gelehrſamkeit, aber in der ſchönen Literatur habe ſie einen Ruf erhalten über Verdienſt. Wenn die Oden Klopſtocks, die Balladen Bürgers, die Mährchen Wielands, und einige wenige Stücke von Schiller, Göthe und Kotzebue auch den Rang europäiſcher Claſſiker verdienten, ſo komme doch die Maſſe ſchöner und beredter Schöpfungen der der älteren Sprachen nicht gleich. Proſa gedeihe noch ſpärlicher als Poeſie, und die Deutſchen ſchienen ihre beſten Vorbilder, wie Leſſings Fabeln und Werthers Leiden, gegen einen morgenländiſchen myſtiſchen Styl zu vertauſchen, der der Gedankenklarheit und dem Verſtändniß der Ausländer gefährlich ſey.« Sollte der Vorwurf ganz ungegründet ſeyn?

In dem Diario romano lieſt man die Ankündigung eines neuen Werkes über den franzöſiſchen Versbau, welches der Graf von

---

*) Dieß thut hier der Ueberſetzer auch, ja ſogar noch in der guten Hoffnung, dieſe Nachricht dürfte den vielen Pferdefreunden, vielmehr noch den wenigen Pferdekennern ein willkommner Beytrag zu ihrer Converſation ſeyn.

Saint-Leu (Louis Bonaparte) in Rom herausgegeben hat. Dieſer Aufſatz iſt in 3 Abtheilungen. In der erſten wird die Richtigkeit der Gründe dargethan, welche Hr. Abbé Scoppe in ſeinen beautés poëtiques de toutes les langues aufgeſtellt hat. Um die Aufgabe zu löſen, ob die franzöſiſche Sprache nicht an Schönheit verlieren würde, wenn ſie ſich dem Joche des Reims entzöge, ſchlägt der Graf von Saint-Leu die Versart vor, die die Italiener sciotto nennen. Mittelſt derſelben, meint er, würde man die Abweſenheit des Reims weniger wahrnehmen. Die zweyte Abtheilung enthält eine Auswahl von Verſen von verſchiedenem Sylbenmaße, die nach dieſem Syſteme gebaut ſind, und die dritte liefert gründliche Bemerkungen über die Verſe der berühmteſten franzöſiſchen Dichter, die ihr Talent in dieſem neuen Rhythmus bereits verſuchten. J. B.

Ein franzöſiſches Blatt gibt folgende intereſſante Notiz: In der Halbinſel Abeheron, in der Provinz Schirwan, die ehemals zu Perſien gehörte, jetzt aber mit Rußland vereinigt iſt, findet man das ſogenannte ewige Feuer. Seit undenklichen Zeiten erheben ſich dort aus einer ungefähr 2 Toiſen tiefen Oeffnung, die unregelmäßig iſt, und ungefähr 20 Toiſen im Umkreiſe hat, immerwährend Flammen. Man ſpürt keinen Geruch, noch weniger Rauch. Die Oeffnung iſt ein felſiger Grund, und merkwürdig iſt es, daß ſelbige weder ihre Ausdehnung noch ihre Feſtigkeit verändert. An den Ufern dieſer Oeffnung wächſt das ſchönſte Gras, und in einer Entfernung von 2 Toiſen findet man 2 Quellen. Die Bewohner der daſigen Gegend verehren dieſes Feuer mit großer Andacht. J. B.

Der umſichtige energiſche Buchhändler Brockhaus in Leipzig, der gewohnt iſt, für den Zeitgeſchmack mit faſt beyſpielloſer Thätigkeit zu wirken, hat eine Handausgabe des Calderon im Original veranſtaltet. Sie wird aus 8—10 Duodezbändchen beſtehn. Das erſte Stück des erſten Bandes: La vida es sueno (Das Leben ein Traum) iſt bereits gedruckt, und auch einzeln um 1 fl. C. M. zu haben. Hr. J. G. Keil beſorgt die Ausgabe.

In den achtjährigen Vorſtellungen (ſeit 1812), welche der dramatiſch-wohlthätige Verein des hohen Adels in Prag, auf dem ſchönen Haustheater des menſchenfreundlichen kunſtſinnigen Grafen Chriſtian Clam-Gallas gab, ſind den klöſterlichen Kranken-Anſtalten daſelbſt beynahe 100,000 fl. W. W. zu gut gekommen.

In einem critiſirenden Gedicht: »Childe Harolds Monitor,« werden die früheren engliſchen Dichter mit Schmeichelhändchen, aber die franzöſiſchen und beſonders die deutſchen mit Fauſtſchlägen bedient. »Wie konnte doch, ſingt der Dichter, im kühnen England jene proſaiſche Zahmheit, welche nur für den deutſchen Himmel paßt, Platz gewinnen? — Klopſtock, du Fähnchenführer der trägen Bande, du ſchläfrige Drohne, hinſummend über Judas Land, ſchwerfällige Lieder mühevoll ſchnarchend, überladen mit Youngs Süßigkeiten, aber ſeiner kräftigen Würze ermangelnd, erpraſſelnd dann und wann in bombaſtiſchen Schlüſſelbüchſenſchüſſen: du biſt es, dem wir zum Theil unſere aberwitzigen Geſellen verdanken.« — Dieſer poetiſchen Schimpfrede wird dann folgende in einer Note in Proſa zugeſellt: »Young war Klopſtocks Lieblingsdichter. Hinc illae lacrimae! Daher ſeine düſtere Empfindeley, durch einen widerwartigen Ueberguß von deutſcher Langweiligkeit noch gehörig verſtarkt, oder vielmehr verwäſſert. Aber der Engländer blendet ſeinen Leſer immerfort mit plötzlichen Leuchtungen einer verborgenen Laterne. Nicht ſo der Deutſche; bey dieſem iſt es eine »solid substantial dulness,« die du mit einem Löffel eſſen kannſt. Seine wohlbekannte Schilderung des Donners »ten thousand pounder of the Almigthy« iſt das Höchſte des himmliſch und arithmetiſch Erhabenen.« — Dieſe Dialectik iſt, ihrer Maſſivität nach, wohl ganz á l'Angloise, dem Geiſt nach aber von einem Britten ſehr auffallend, da wir bisher gewohnt waren, unſere »barbariſche« Literatur nur von den polirten Franzoſen mit ähnlichen Schimpfaden beehrt zu ſehen.

Die Unterſuchung mehrerer alter Kirchen zwiſchen der Saale, Elſter und der Elbe, hat den königl. bayriſchen Hrn. Geheimenrath Ritter v. Wiebeking in der Meinung vollends beſtärkt, daß die altdeutſche Bauart, welche man mit Recht die gothiſche nennt, in Sachſen erfunden, und von da aus nach allen vier Weltgegenden verbreitet worden iſt. Er arbeitet gegenwärtig an einer Civil-Baukunſt, darin ſoll dieß in dem Artikel Geſchichte der Baukunſt gehörig beleuchtet werden.

Man hat, den Nachrichten engliſcher Reiſenden zur Folge, vor Kurzem zwiſchen dem erſten und zweyten Waſſerfalle des Nils eine Kaſte von Einwohnern entdeckt, welche nicht urſprünglich aus Egypten herſtammen wollen. In ihrem Aeußeren haben ſie keine Aehnlichkeit mit den Eingebornen des Landes, ſondern ſcheinen Abkömmlinge der Kaffern zu ſeyn. Sie beſitzen viele eigenthümliche Gebräuche, und reden eine Sprache, die von der arabiſchen ganz verſchieden iſt; letztere iſt ihnen zwar nicht fremd, aber ſie ſprechen ſie bloß gebrochen und unvollkommen. Nach einer unter ihnen erhaltenen Ueberlieferung wurden ihre Vorfahren aus ihrer Heimath von einem großen Könige weggeführt, mit welchem ſie das Land eroberten, und welcher ſie zurück ließ, damit ſie ſich im Beſitze desſelben behaupten möchten. Noch jetzt erwarten ſie, daß ihr natürlicher König einſt zurückkommen, und ſeine Macht wieder geltend machen werde.

Hr. Joſeph Böhm, einer unſrer erſten Virtuoſen auf der Violine, iſt als Profeſſor von dieſem Inſtrumente, von der Geſellſchaft der Muſikfreunde des öſterr. Kaiſerſtaates bey dem Conſervatorium mit Gehalt und der beſondern Begünſtigung angeſtellt worden, eine beſtimmte Anzahl Eleven noch beſonders um den billigen Betrag von 1 fl. W. W. für die Lection in den Lehrſtunden, welche für die Zöglinge des Conſervatoriums beſtimmt ſind, annehmen zu dürfen. Dieſe Lehrſtunden ſollen — nach der Methode Kreutzers, Baillots und Rode's ſchon im Monath September d. J beginnen.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationsblatt.

22.

Dinſtag, den 14. September 1819.

Ueber das Alterthum des Phöniziſchen Alphabets.

Ein Brief des Hrn. Grafen Volney an den Hrn. Grafen Lanjuinais.

Aus dem Franzöſiſchen (Revue encycloped. 6me. Livrais.) überſetzt von F. Bernhard.

Als ich an meinem europäiſchen Alphabete arbeitete *), deſſen Grundſätze Sie billigen, verfiel ich beym Nachdenken über die Natur und die Elemente des Alphabets im Allgemeinen, natürlicherweiſe auf die Frage, was wohl die erſten Beweggründe zu dieſer wirklich ſonderbaren Erfindung geweſen ſeyn mochten; welche Reihe von Ideen den Geiſt des erſten Schöpfers desſelben dahin habe führen können. Sogleich fiel mir der Name Kadmus ein. Ich bedurfte nicht langen Nachſinnens, um mich zu überzeugen, daß, was auch die Dichter und

---

*) Man ſehe Converſ. Bl. II. Band Nr. 2, und Oeſterr. Beobachter Nr. 224 d. J.

Geſchichtſchreiber davon ſagen mögen, eine ſolche Perſon als Menſ niemals exiſtirt habe. Man braucht nur die unſinnige Legende ſein Handlungen zu leſen, ſo erkennt man leicht, daß ſie eine von de heiligen Fabeln, von den cabbaliſtiſchen Räthſeln iſt, wie ſie die alte Aſtrologen theils aus Pflicht, theils aus ſchelmiſcher Luſt dichteten um dem uneingeweihten Volke die Geheimniſſe ihrer Wiſſenſchaft entziehen, wie ihnen ſeitdem die Goldmacher in der Alchymie nac geahmt haben. Es entſtand aber in mir die Muthmaßung, daß ſi in dieſe Dichtungen vielleicht ein chronologiſches Datum habe einſchle chen können, welches mittelſt der Analyſe ans Licht zu bringen möglic ſeyn dürfte. Ich las alſo aufs Neue die Fabel von Kadmus in de alten Mythologen und in ihrem geiſtreichen neuern Dollmetſcher *) Seltſam genug iſt es, daß, indem ich einem Gegenſtande nachforſche der mir entſchlüpft, ich auf einen andern ſtoße, der meine Neugie reizt: griechiſche Autoren ſind es, die mich anſprechen, und ihre Erzählungen ſind mit barbariſchen Worten und Namen vermiſcht die ſie nicht verſtehen. Ich analyſire dieſe Worte, und finde darunte eine bedeutende Anzahl, die rein phönizijch ſind, und einen Sin haben, der dem Gegenſtande ganz anpaßt. Dieſer Fall iſt nicht neu man hat, wie Sie wiſſen, ihn ſchon in mehreren mythologiſchen Fabeln bemerkt, dort aber, wie hier, gibt er zu Folgerungen Anlaß, die mir neu und würdig ſcheinen, die Freunde des Alterthums zu intereſſiren.

So wie Jene, mein werther College, werden auch Sie mir zugeben, daß das phönizijche Idiom, wie das hebräiſche, das chaldäiſche, das ſyriſche, eines von den zahlreichen Dialecten der alten und weit verbreiteten arabiſchen Sprache iſt, die ſeit undenklichen Zeiten in dem ſüdweſtlichen Theile Aſiens herrſchend war; aus dieſem Grunde hat man ſchon geſagt: Kadm—os bedeutet Orient, orientaliſch. Es iſt wahr; aber ich bemerke zuvörderſt, daß in Griechenland ein Mann, der aus Tyr und vom egyptiſchen Theben herkam, für einen Bewohner der mittägigen Region und nicht des Morgenlandes gegolten haben würde, beſonders wenn die ſchwarze Farbe ſeiner Haut ihn unter die Afrikaner geſtellt hätte, die von den Eingebornen Kleinaſiens ſo verſchieden ſind; folglich kann man mir nicht läugnen, daß dieſes nämliche Kadm-os nicht Alles bezeichne, was an der Spitze einher- oder vor-

---

*) In der Inhalts-Tabelle des Werkes von Dupuis: das Wort Kadmus.

ausgeht, eine Sache verkündet, der Herold iſt, alles Bedeutungen, die insbeſondere dem Mercur, dem Herold der Götter, dem Anführer des großen egyptiſchen Zuges (von Clemens von Alexandrien beſchrieben u. ſ. w.) eigenthümlich ſind. Da nun Mercur, unter ſeinem Namen Hermes, Thaut u. ſ. w. bey den Alten, ſelbſt im Sanchoniatan, der Erfinder der Buchſtaben iſt, ſo muß man glauben, daß hier Kadmus bloß eine ſeiner Geſtalten, etwas ihm Gleichgeltendes bedeutet. So viel iſt gewiß, daß das Wort phöniziſch iſt, und das iſt mir in dieſem Augenblicke für meine Abſicht hinreichend.

Kadm—os iſt der Sohn Agenors, der König von Tyr war. Agenor bedeutet im Griechiſchen der Starke, eine beſondere Eigenſchaft des Hercules, den man für die Sonne mit Recht anerkannt hat, ſo wie auch für den Gott, der über Tyr herrſchte. In der phöniziſchen Sprache heißt Nour das Licht; ag hat keine bekannte Bedeutung, kann aber wohl eine gehabt haben, die ſich beyfügen ließ.

Kadm—os hatte eine Schweſter, Europa. Dieſe vermeinte Frau wurde von einem weißen Stier entführt, wie das Licht, welches eine Verwandlung des Sonnen-Jupiters im Aequinoctium des Fruhlings iſt. Der räuberiſche Stier eilt ſchnell über das mittelländiſche Meer, und trägt auf ſeinem Rücken die Prinzeſſinn nach den abendländiſchen Gegenden, die nach ihrem Namen benannt werden.

Man iſt darüber einverſtanden, daß Europa der Mond iſt; ich füge hinzu, beſonders derjenige Mond, der zu der Zeit, wo der Stier das Zeichen des Aequinoctiums im Frühling war, mit ihm eine Zuſammenkunft bildete, die ſich durch einen eigenthümlichen Character auszeichnete. In dem nähmlichen Jahre, wo die Sonne im Fruhling in dem Zeichen des Stiers aufgegangen war, ging ſie im Herbſt im Zeichen der Wage unter; wenn in dieſer Epoche der monathliche Mond ſeine Völle erreicht hatte, ſo erhob er ſich des Abends in dem Zeichen des Stieres, und ſtand gerade ſo am Himmel, als ſäße er ihm auf dem Nacken oder auf dem Rücken. Das war ein wichtiges Ereigniß für die Sterndeuter und das abergläubiſche Volk. Die ganze Nacht ſah man der luſtigen Schifffahrt des Götterpaares zu, und wenn es am Horizonte unterging, ſo meinte man, es habe die Grenzen des mittelländiſchen Meeres erreicht. Im Phöniziſch-hebräiſchen heißt m'arab der Untergang; die Wurzel (arab) die hier dem Regim untergeordnet iſt, hat ein ſelbſtſtändiges Hauptwort ſeyn, und genau oroub bilden können. Wir wollen ſehn, was für einen andern Sinn es hat.

Dieſer Stier des Aequinectiums, welcher von 4600 an bis 2428 das Jahr vor dem Widder aries eröffnete, hat bey den Alten eine große Rolle geſpielt. In Japan ſieht man ihn vorgeſtellt, wie er das Ey der Welt mit ſeinen goldnen Hörnern öffnet. In Italien haben die Dichter geſagt, obgleich freilich zur Unzeit: Candidus auratis aperit cum cornibus annum. Beſingen doch noch jetzt die unſrigen dieſen Stier, ob er gleich ſchon ſeit mehr als 2200 Jahren außerhalb dem Zeichen iſt. Dieſer Stier war der Ochs osyr-is, den die Griechen osour ausſprechen, und im Phöniziſchen heißt Héṣour *) der Stier. Er war auch der Ochs Bachus, der, in dieſem Augenblicke, unſer Bachus iſt. Man hat dieſen Namen Bachus nicht erklärt; Plutarch ſagt uns, wenn die griechiſchen Frauen von Elis ſeine antiken Hymnen ſangen, ſo hätten ſie die Strophen derſelben mit Wiederholung der Worte würdiger Stier, würdiger Stier, geendigt. Nun iſt das Wort würdig aber ein ſonderbarer Beyname: im Phöniziſch-hebräiſchen heißt es iah; der Grieche aber, der kein h hat, erſetzt es durch χ, welches ein ſtärkerer Hauchlaut iſt, und ſpricht ïαχχος, welches das lateiniſche iacchus iſt; da aber das lateiniſche u und i bisweilen mit einander verwechſelt werden, wie in optimus, maximus, ſo hat man wohl uacche, vαχχι ſagen können, und aus der nahen Verwandtſchaft des ue mit be ſieht man Bachus entſpringen. Iſt es nicht ſonderbar, daß ſein Femininum die Kuh bedeutet, bacca, vacca? So wäre alſo dieſes alte lateiniſche Wort mit der Religion ſelbſt vom Auslande hergekommen.

Ein ſtetes Beywort vom Sonnen-Bachus iſt das Wort pater, Vater, ïao-piter; im Phöniziſchen heißt Vater abou. Da eben ſo leicht aus a ein é, wie aus b ein vé wird, ſo hat der berüchtigte Name evöé wohl nichts anders bezeichnet, als ebou-i, mein Vater. — Und warum findet man immer liber (pater)? Ich ſinne nach und finde, daß liber, frey, eben ſo viel bedeutet, als: los von allen Banden, ſogar entkleidet; nun bezeichnet aber im Phöniziſchen ein und dasſelbe Wurzelwort (nât’r) zu gleicher Zeit tanzen, entkleidet ſeyn, ſeine Glieder frey bewegen können: solutus vestibus. Zum Tanzen, während der Zeit der Weinleſe, war aber in einem heißen Lande ſelbſt des Nachts erforderlich, daß die Glieder frey

---

*) Das ṣ bedeutet den Buchſtaben schin.

waren: nunc est saltandum nunc pede libero pulsanda tellus. Aus dieſen Ideen und phyſiſchen Ausdrücken iſt das abſtracte franzöſiſche Wort dissolu, und das lateiniſche solutus entſtanden.

Warum iſt aber gerade ein Ochs das Sinnbild und die Gottheit der Weinleſe? Weil in dieſer ehemaligen hundertjährigen Epoche, wenn die Frühlingsſonne im Stier, den ſie verbarg, aufgegangen, die Herbſtſonne, die 30 Tage hindurch in der Wage untergegangen war, den nächtlichen Himmel dieſem nehmlichen Stiere überließ, deſſen funkelnde und zahlloſe Sterne den Spielen eines Volkes vorzuſtehen ſchienen, welches ſich von der Hitze des Tages, bey nächtlicher Kühle durch Tanz oder durch Ruhe wieder erholte. In einem ſolchen Clima, ſieht man wohl ein, mußte der Mond, beſonders in dieſem Monathe eine ſanfte, gnädige, holde Gottheit ſeyn. Das phöniziſche Wort ăreb oder ŏrob, wovon der Name Europa abſtammen ſoll, hat aber alle dieſe Bedeutungen, und noch mehr; es bedeutet ſogar: den Abend zubringen. Hier findet ſich der Punct der Verwandtſchaft der Prinzeſſinn Europa mit der Kuh ïo, die auch von dem Stiere des ïupiter entführt wurde; denn dieſes Wort ïo iſt nichts anders als das phöniziſche ïah, welches würdig, anſtändig, ſchön bedeutet (der ſchöne Mond verbunden mit dem Stiere); alſo ſeine Frau, folglich eine Kuh.

So findet man immerfort und allenthalben phöniziſche Worte. Das iſt aber noch nicht Alles: indem Kadmus (am Himmel) mit Europa fortläuft, kommt er an eine Grotte oder Höhle, ărimè genannt, wo der ruchloſe Typhon den Donnerſtrahl des entwaffneten ïu-piter erſchlichen hat, und dort verwahrt. Um dem Typhon dieſen Blitzſtrahl wieder zu rauben, verabredet der Gott mit dem Kadmus eine Liſt; um ſie auszuführen, kleidet ſich dieſer ganz nackend aus, und zieht andere Kleider an. Die Liſt gelingt, aber in der Natur entſteht dadurch ein fürchterliches Krachen. Im Phöniziſchen bedeutet das Wort ărimè durch ăin Liſt, Nacktheit. Wenn der Grieche, ſeiner Gewohnheit zu Folge, ein h am Anfange des Wortes (das harte h) unterdrückte, ſo würde das haram oder harim ſeyn, welches den Ort der Verwünſchung, der Zerſtörung, der Verwüſtung bedeutet; das paßt alſo auch, denn der phöniziſche Dichter hat ja wohl mit dieſen gleichtönenden Worten ſich ein Wortſpiel erlauben können.

(Fortſetzung folgt.)

Zopfgedanken.

Das Schau-Ende eines metaphyſiſchen Collegiums.

Von Dan. Leßmann.

(Schluß von Nr. 21.)

Bevor ich aber von dieſem, durch Erinnerung an beſſere Zeiten mir theuer gewordene Gegenſtande das Consilium abeundi annehme, ſey es mir vergönnt — da ich überdieß alles Hiſtoriſche meines Stoffes vermieden, und nicht einmal Nicolais berühmtes Werk angezogen — gehörigen Ortes, d. h. in dieſer Vorleſung, ein kleines Mauſoleum oder Kenotaphium zweyen Männern zu errichten, welche im Gebiet der Zöpfe ſich anerkennenswerthe Verdienſte erworben, und deren Nachruhm leider ein Opfer der Mode geworden. Der Eine, ein ſchottiſcher Unternehmungsgeiſt mit einer reichhaltigen Erfindungsgabe, hatte einen Handgriff erſonnen, vermöge deſſen man ſich bey Gefahr einer Feuersbrunſt oder in Gefangenſchaft von einem hohen Fenſter, ja vom höchſten Thurm, ohne die geringſte Beſorgniß, an ſeinem eigenen Zopf herablaſſen kann. Er ward unter dem Ehrennamen Dr. Tailſailor (Zopfſegler) in mehrere Geſellſchaften Edimburgs aufgenommen, und nahm ſelbſt eine anſehnliche Penſion, die ihm der Staat gleich darauf bewilligte, ohne Schwierigkeit an; nachdem aber die zerſtörende Zopfſeuche eingetreten, fiel er anfangs in der Schätzung der Menge, wie die Schwimmer nach der Cultur der Schiffskunſt, oder nach der Frankfurter ſchwarzen Kunſt die Schreiber. Endlich ſahen ihm auch Gelehrte über die Schulter, man ſtieß ihn ſogar aus, enthielt ihm ſeinen Gnadengehalt vor, und trieb durch dieſe Undankbarkeit den redlichen Mann zur Schwermuth, von dort zum Selbſtmorde, den er vollführte, indem er ſich mit ſeinem eigenen Zopf erdroſſelte. — Der Andere, der noch jetzt lebt, ein Schöngeiſt (bell-et-trist), unweit der Spree, lehrt die dortigen Damen ideale Attituden, ſchmachtende vorzugweiſe, und trägt ihnen die Kunſt zu empfindeln in zwangloſen Heften vor. Es hatte ihn ſchon längſt die Frechheit der Mücken erbittert, welche im Thiergarten Berlins neben den Inwohnern dieſer Hauptſtadt ſpazieren fliegen, und ſich eine Unterhaltung daraus machen, die Rolle des Vampirs als Dilettanten im Kleinen nachzuſpielen. Mit dem Schnupftuche ſie zu verjagen, ermüdet leicht, beſonders, wenn man wie er ſelbſt —

was freylich nur ſelten der Fall — keines in der Taſche hat, oder — was öfter der Fall — kein ſolches bey ſich führt, das man überall ſehen laſſen mag. Nachdem er daher gerade ſo lange als Schiller am Don Carlos, alſo faſt ein halbes Sonnenjahr gegrübelt, Zeichnungen entworfen und Verſuche gemacht, erfand er eine ſehr ſcharfſinnige Vorkehrung, eine Art ſtimmbarer Springfeder von der Größe eines Fingerhuts, mittelſt der man den Zopf vollkommen wie ein bewegliches Leibesglied gebrauchen, und alſo mit demſelben, wie die Kuh mit ihrem Schwanze, rings um den Kopf wedeln und ſchlagen, und jede moleſtirende Blutſaugerinn mit Erfolg abwehren kann. So eben ging er mit der Anzeige ſeiner Erfindung zu Haude und Spener, als er einen vornehmen Herrn, dem Präſidenten des Modeausſchuſſes ſeiner Vaterſtadt, begegnete, und da er dem Vorüberhüpfenden nachgeblickt, die ſchlagtreffende Bemerkung machte,

Daß ihm kein Zopf
Niederhing vom ſtrupp'gen Tituskopf.

Seit jenem Tag ſoll dieſer induſtrioſe Geiſt ganz verwandelt ſeyn, und eine Caravane aus der Mark reichte bey Referenten die Nachricht ein, daß ſelbſt den ſonſt ſo heitern Damenunterricht desſelben ein ſchwermüthiges Colorit characteriſire, weßhalb ihn auch mehrere lebensluſtige Seelen, die wohl im Theater, aber nicht auf ihren Ottomanen Thränen verſchütten mögen, mitten im Monathe — bezahlten.

Wer jener Modedirigent geweſen, hat der Belletriſt öffentlich in einem Kaffeehauſe geſtanden, und mit Erſtaunen erfuhr die Welt, daß ihm weder ſein ausgezeichneter Verſtand, noch nicht alltäglichen Talente, noch ſchwerer Reichthum oder Schönheit, noch anderweitige geſellſchaftliche Vorzüge, ſondern lediglich ſeine Kleider zu dieſem Range eines Flügelmanns oder Leithammels, oder Erzmufti's *) verholfen **).

---

*) Flügelmänner machten ſonſt (der Verf. reduzirt Alles auf beſſere Zeiten) ihren Brüdern vor der Fronte das Exercitium vor; vom Leithammel aber iſt es bekannt, daß, ſobald er über einen ihm vorgehaltenen Stock geſprungen, ſämmtliche Individuen der Heerde, ſelbſt nachdem der Stock fortgezogen, auf derſelben Stelle einen Sprung machen; Erzmufti dagegen iſt derjenige Knabe, der beym Muftiſpiel den Uebrigen Geſticulationen vormacht, die ihm Jeder aufs ſchnellſte bey Strafe nachmachen muß.

**) Er ſoll jedoch, neueren Nachrichten zu Folge, ein anſehnliches Amt bekleiden, und durch die geſunde Denkkraft ſeines Untergebenen dem Staat wichtige Dienſte leiſten; daher dieſer Letztere, wie dieß nicht ſelten

— Und mit dieſer Nachricht, meine Dame — man vergebe mir dieſe Apoſtrophe — begegne ich Ihrem gnädigen Einwurf, den Sie ſchon während meiner Introduction auf mich losgelaſſen, überlaſſe es jedoch Ihrem Gefühl, ſich die vollſtändige Beantwortung mit Vor- und Nachſatz, Parentheſen und Interpunction nach eignem Styl auszumahlen. Einen Dichter aber, der mehr elegiſches Mark in ſeinen Knochen fühlt als ich, fordre ich hiermit zur ſentimentalen Bearbeitung des Stoffes, der hier in einer philoſophiſchen Tracht erſcheint, freundſchaftlichſt auf. Nur erlaube er mir, ihm vorzuſtellen, daß unter allen Versmaßen hier einzig das trochäiſche indicirt iſt; dieweil nämlich dieſes ſchon von den Alten mit Recht ein niederſteigender Rhythmus genannt wurde, iſt es als emblematiſches Vehikel eines ſolchen Gegenſtandes das einzig und allein paſſende; auf ſeine Reiſe zur Roßquelle aber gebe ich ihm den aufrichtigen Wunſch mit, daß die Welt mit der für jetzt noch ungeborenen Dichtung mehr Urſache haben möge, zufrieden zu ſeyn, als mit meiner Proſa.

Das Römerbad in Salzburg.

Von Wilh. Hebenſtreit.

(Mit 2 Abbildungen.)

Vor etwa 16 Jahren wurde im Hofe des Johann-Spitals zu Salzburg ein unterirdiſches Römerbad aufgefunden, von welchem Spaziergänger, Wanderer und Reiſebeſchreiber jener Stadt und Gegend bis jetzt hartnäckig geſchwiegen haben. Es iſt indeß merkwürdiger als ſo manche Steine, deren Entzifferung vielen Forſchern Zeit und Mühe genug gekoſtet hat. Herr Joſeph Ernſt Ritter von Koch-Sternfeld (k. bayr. Legationsrath in Salzburg) iſt der Einzige, welcher in einer Note zu ſeinen hiſtoriſch-ſtaatsöconomiſchen Notizen über Straßen- und Waſſerbau und Bodencultur im Herzogthume Salzburg und Fürſtenthume Berchtesgaden, Salzburg 1811 Seite 6, darauf

---

der Fall iſt, ſeinen Obern bis zur Tagesbläſſe des Mondes verdunkelt — ungefähr wie der Poſitiv »oft« eine weit kräftigere Bedeutung hat, als die comparative Form »öfters« oder »Freund« weit mehr ſagen will, als »guter Freund.«

mit den Worten hinwies: »Noch ſieht man in der Vorſtadt Mühlen, im Hofe des St. Johann-Spitals ein vortrefflich erhaltenes römiſches Bad, eine unterirdiſch von Quadern ausgeſetzte Rotunda, mit ſichtbaren Canälen von criſtallenem Waſſer.«

Ich will dieſe Worte als die Einleitung zu der folgenden ausführlicheren Nachricht benutzen, und zuvörderſt wiederholen, daß hier nicht die Rede ſey von Spuren und Ueberreſten eines Bades, ſondern von einem vollſtändigen Bade ſelbſt, das, 16 oder 17 Jahrhunderte der Zerſtörung getrotzt und ſeines gleichen nicht hat, ſo zwar, daß, deſſen Unverſehrtheit wegen, der Unkundige es für ein Gebäude der neuern oder der neueſten Zeit zu halten verſucht ſeyn könnte.

Geſchichtlich ließe es ſich wohl begründen, und v. Koch-Sternfeld hat es auch in ſeinen angeführten Notizen, und in einer ſpätern Schrift: Salzburg, die Stadt und ihre nächſte Umgebung unter der Herrſchaft der Römer, München 1815, ſo weit es ſeinem Zwecke zuſagte, wirklich begründet: daß die großen Bauten und Anlagen der Kaiſer Hadrian und Sext. Severus (100—200 Jahre nach Chriſti Geburt) die Süd- und Weſtſeite der Stadt Salzburg erweiterten, dem Sumpfe am Untersberge durch die Glan Abfluß verſchafften, und aus derſelben Canäle ableiteten, deren einer Mühlen an der Stadt trieb, wovon die heutige Vorſtadt Mühlen ihren Namen tragen mag.

Ein ſolcher Canal, oder richtiger eine Nebenröhre der Hauptwaſſerleitung füllte unbedenklich, ab- und zuſtrömend, den Keſſel des hier erwähnten Bades, das eben ſo unbedenklich einer Villa angehört hat, und deſſen Oeffnung nach dem Verſchwinden derſelben, oder auch in anderer Abſicht übermauert worden iſt. Denn die Räder eines beladenen, über den Hof des Johann-Spitals geführten Wagens mußten zufällig erſt jene ſpätere Decke durchbrechen, bevor man zum Anſchauen des Gebäudes ſelbſt gelangte.

Es iſt eine ſchöne Rotunda, von Quaderſtücken aus grobkörnigem grauem Sandſtein gewölbt, zu deren Fußboden eine der linken Mauer, vom Eintritt gerechnet, anliegende, unterhalb nicht geſtützte, in ſich ſanft gebogene Stiege von 22 Stufen, jede 2 1/2 Schuh lang, führt. Die Höhe des Gebäudes iſt 16 Schuh; der innere Durchmeſſer hält 11, der des Badekeſſels 4 Schuh. Seine Tiefe konnte ich nicht ermeſſen, weil der Waſſerzufluß den Boden mit Sand bedeckt hatte, und ſich Umſtände ergaben, die bey meiner Anweſenheit das

Wegräumen desſelben verhinderten. Zum Umgehen des Badekeſſels biethet ſich ein Raum dar von 4 1/2 Schuh, mit Einſchluß der geglätteten, 1 Schuh breiten Einfaſſung. Vier Niſchen, in gleicher Entfernung von einander, an den vier Wänden, 5 Schuh hoch, 2 1/2 breit, und verhältnißmäßig tief, dienten wohl zum Aufbewahren des Badegeräthes, zum Ausruhen, und vielleicht auch zur Beleuchtung. Kein Luftzug fiel hier dem Badenden beſchwerlich, oder ſchwächte die Wirkung des Bades. Die Römer verſtanden es trefflich, ſich gegen den Einfluß des Clima's und der Witterung zu ſchützen.

Die ebenfalls von Quaderſteinen ausgeſetzten Zu- und Abfluß-Canäle haben eine Breite von 2 1/2 Schuh. Sie müſſen ſich weit hin zu beyden Seiten erſtrecken, und wahrſcheinlich mit manchen andern in Verbindung ſtehen, die von der Glan auslaufend, ſich durch die Riethenburg ꝛc. verbreiteten. Vielleicht fänden beym Wegräumen des Sandes ſich noch kleine Sitze vor, im Badekeſſel ſelbſt, weil für mehrere Perſonen zur freyen Bewegung in demſelben zu wenig Raum vorhanden iſt. Als eine ganz vorzügliche Eigenthümlichkeit bezeichne ich den Umſtand, daß der Badende ſich fortwährend im Strome des Waſſers befand, ohne dabey von der Beſchaffenheit der äußeren Witterung abhängig zu ſeyn.

Gegenwärtig iſt die obere Oeffnung durch eine hölzerne, der Erde aufliegende Thür verſchloſſen. Geſchützt wird dadurch allerdings etwas, aber erhalten nicht alles. Das Gebäude iſt einer höheren Aufmerkſamkeit und Vorſorge würdig, und ſchon deßhalb, weil es, obgleich zufällig, im Hofe eines Spitals entdeckt wurde, ſollte es nicht bloß alterthümlich, ſondern auch als eine Gabe Gottes betrachtet, und zu Verſuchen benützt werden, Leiden und Krankheiten Linderung und Heilung zu bringen.

Die hier beygefügte Zeichnung gibt eine möglichſt genaue Anſicht des Bades.

Kann es eine National-Literatur geben?

Die Idee einer Volks-Literatur, in dem Sinne, daß der Geiſt einer Nation ſich in ihrem Schriftweſen offenbare, wird hier und da wieder angeregt. Bouterweck im erſten Bande ſeiner kleinen philoſophiſchen Schriften, Ancillon in ſeinen nouv. mélanges, ꝛc. haden ſie erſt neuerlich beſprechen. Ich werde dieſem ſchönen Thema in meiner pragmatiſchen Geſchichte des Buchhandels *), der Frucht mehrjähriger Arbeit, einen eigenen Abſchnitt widmen. An Gegenmeinungen wird es nicht fehlen; ich wünſch' es. — Hier mein Geſichtspunct:

Der Trieb zu ſchreiben iſt eben ſo frey, als der zu reden. — Jede Idee und Wiſſenſchaft individualiſirt ſich. — Eine Druckſchrift iſt, nach Kant, ein Ding, durch das Jemand zu dem Publicum redet. — Der Geiſt einer Nation blickt in ihren Schriftwerken allerdings matter oder kräftiger hindurch, wie bey dem Product des Einzelnen die Form der collectiven Schulerziehung. — Der Total-Character eines Schriftwerkes aber iſt allezeit jener der Perſönlichkeit des Autors, iſt ſubjectiv. — Der Character einer gegebenen Nation (es kann hier nur von einer civiliſirten die Rede ſeyn), prägt ſich in der Eigenthümlichkeit der Schriftſteller niemals rein ab. Deutſchland z. B. hat Eingeborne, welche in engländiſchem, England ſolche, die in deutſchem Geiſt ſchreiben. — Dieß iſt mehr oder weniger, jedoch immer der Fall. —

Die Literatur, als ſolche, als Ergebniß der ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit eines Volkes, weiß nichts von einem Vaterland (außer in Dingen des Patriotiſmus ſelbſt). — Das Princip der Literatur, nach ihren Elementen und fortzeugenden Impulſen, iſt, wie die Wiſſenſchaft ſelbſt, ein Gemeingut der Menſchheit, rein cosmiſch. — Eine National-Literatur müßte das Product eines planmäßigen, in übereinſtimmendem Geiſt wirkſamen Bundes ſämmtlicher vaterländiſchen Schriftſteller ſeyn. — Die Hypotheſe eines ſolchen Experiments, ohnehin nur nach einer gewiſſen Periode denkbar, iſt ein abſurdes Phantasma. — In der Geſammtmaſſe der Druckſchriften eines Volkes, den Typus der Eigenthümlichkeit dieſes Volkes abgeſpiegelt finden, hat den Anſchein der Möglichkeit, aber nicht dieſe ſelbſt für ſich. — Was aus der Literatur irgend einer Nation aus dieſer ſelbſt hervor- oder aus dem Schriftweſen anderer in ſie übergegangen iſt, kann kein Gegenſtand der Analyſe ſeyn. — Die geographiſche und politiſche Bedeutſamkeit, die Summe der Bevölkerung, die Zahl der Schriftſteller irgend eines Volkes, würden nur ſehr problematiſch und partheyiſch entſcheiden. —

---

*) Stücke daraus ſind gedruckt im Conv. Bl. 1. Band Nr. 8: das allerſeltenſte Buch; im Hesperus 1819, Mai Nr. 75: Bücherweſen der Vorzeit ꝛc. — Andere folgen.

Eine Volksthümlichkeit kann ſich im Schriftweſen nicht ausſprechen. — Der leiſe Ueberhauch derſelben, in Rückſicht auf phyſiſche, religiöſe, politiſche und linguiſtiſche Verhältniſſe des Landes, verſchwimmt in der Würdigung der (ſubjectiven) Totalität, wird in dieſer verſchlungen. — Selbſt das Phantom eines geſchloſſenen Staates *), in dem nebenbey aller Ideen- und Bücherverkehr verbannt wäre, müßte den Begriff einer National-Literatur ausſchließen. — Das Princip der Literatur iſt cosmiſch: National-Literatur kann es daher keine geben.

Franz Gräſſer.

* * *

Deutſche Orthographie.

Für Solche, die an Lachobſtructionen leiden, iſt uns folgende neue (gedruckte) Ankündigung mitgetheilt worden:

Gaetanus Brenta', wohnaſt zu Meiland in der heiligen Margarita Gaſſe N. 1144. Hat eine neue Fabrike angerichtet.

Verkaufet, und zurecht richtet allerhand Augen-Gläſer, wie auch Einfaſſungen vom Augengläſer ſowohl im Silber als Vergoldene, vom Sthal, Schildkrat, und anderen Methalen, wie auch aſſortierte Aſtucci für Derſelben: Ferngläſern ſowohl für das Theater, als für den lande einfache, und Agromatici: Linſen vom allerhand qualitäten: Vergröſſerungsgläſer, Fantasmagorien, und andere optiſche Dingen, Binocoli, Kleine Brillen ſowohl für dem halze, als für dem hande, Feine gläſern, und Criſtallene Glöcken um die Uhre zu decken, und andere Dingen ſowohl rund als oval im einem Stück und im gebogene Platte vom allerhand Größe, und nach Pariſer Art. Uhr-Gläſer, für Tiſch und Sackuhr groſſe und Kleine; wie eben Galloten für Sackuhren mit und ohne Loch, feine, und gemeine, wie auch nach Engliſcher Art: Gläſer für Tobacksdöſen, und Miniaturem feingeſchlieffen, und nicht geſchlieffen ſowohl vom hietzigen Fabriken, als auf Frankreich, runde, ovalen, und viereckige; Gläſer für Laternen vom allerhand qualitäten, gröſe und zunge; Wettergläſern vom jedem qualität und nach der Regel des herrn Ritters Dandolo für Seidenwirmen, Baden ꝛc. Luftgläſern für geiſtern, Sältze, und Saüren, wie auf andere Phiſiſche Dingen, Fosforiſche Liechte, Kleine Röhren um in ein das Kühe Puff zu bewahren.

* * *

---

*) Man kann ſich an Fichte's ſchönen Traum eines geſchloſſenen Handelsſtaates erinnern.

Novelliſtik.

Neuerlich hat man Folgendes berechnet: Johnſons engliſches Wörterbuch enthält 37,000 Wörter; das Wörterbuch der franzöſiſchen Academie 32,000. Die italieniſche Sprache beſteht aus 35,000, die ſpaniſche aus 30,000 Wörtern. Vergleicht man, aufs Ungefähr 100 Seiten von Johnſon, an verſchiedenen Stellen, mit eben ſo viel Seiten des Wörterbuchs der franzöſiſchen Academie, ſo findet ſich folgendes Verhältniß zwiſchen der engl. und franzöſiſchen Sprache. In Johnſon ſtehen

15,919	Subſtantive, im Wörterbuch der Acad.	16,716
10,141	Verba — — —	4,557
8,444	Adjectiva — — —	4,803
2,288	Adverbia — — —	1,634
36,792	engliſche Wörter.	29,710 franz. Wörter.

Die verſchiedenen Bedeutungen der Wörter gelten hier nur für eine. Es gibt engliſche Wörter, die mehr als 60 Bedeutungen haben; die franzöſiſchen Wörter ſind nicht ſo bedeutungsreich.

Neues hiſtoriſches Werk: Geſchichte der Iſraeliten ſeit der Zeit der Maccabäer bis auf unſere Tage, nach den Quellen bearbeitet von J. M. Joſt, Vorſteher einer Lehr- und Erziehungs-Anſtalt in Berlin. — Die Geſchichte der Entwickelung dieſes alten Volkes, unter zahlloſen Bedrückungen und Verfolgungen, und in der Vernachläſſigung und Zurückſtoßung, die es ſtets empfinden mußte; der Art und Weiſe wie es ſich bildete, um ſich der Wiederaufnahme in den Kreis der Menſchheit würdig zu machen; des Einfluſſes, den dieſe Aufnahme auf dasſelbe äußerte; kurz dieſer treue Spiegel der Abwechslung menſchlicher Schickſale, dürfte überdieß dem Geſchichtforſcher manchen gewünſchten Aufſchluß geben, das Urtheil des Staatsmannes über Juden, zumal in unſern Tagen, da das Schickſal der Juden die Aufmerkſamkeit der Machthaber ſo ſehr in Anſpruch nimmt, berichtigen. — Der größte Theil der Geſchichts-Quellen dieſes Volkes iſt noch nicht geſammelt, und befindet ſich in der zahlloſen Menge literariſcher Werke, Geſetz-Sammlungen, einzelner Verordnungen, Actenſtücke u. ſ. w. vieler Länder, Völker und Staaten, ſo verſtreut, und ſie fließen zum Theil ſo unrein und trübe, daß es einer vorſichtigen und tiefen Forſchung, eines ausdauernden Fleißes, und einer ordnenden Hand bedarf, um ſie ſämmtlich zu einem Strome zu vereinigen, der dieß noch brach liegende Feld der Geſchichte zu bewäſſern und fruchtbar zu machen im Stande ſey. Der Verfaſſer, welcher mit Luſt und Liebe ſeit vielen Jahren, unterſtützt von mehreren Gelehrten von Ruf und Bedeutung, ſich dieſer nicht unmühſeligen Arbeit gewidmet hat, glaubt nunmehr dieſe Lücke ausfüllen zu können. Der erſte Band, über ein Alphabet ſtark, enthaltend: Beſchreibung des Landes Paläſtina und der Iſraeliten nach den Zeiten der Maccabäer; Geſchichte der Hasmonäiſchen Könige und Volksfürſten, und des Hauſes Herodis, bis zum Tode des Königs Agrippa; von 105 Jahr vor, bis 45 Jahr nach dem Anfange unſrer Zeitrechnung, iſt bereits zum Druck fertig. — Das Werk erſcheint in der **Schleſinger'ſchen** Buch- und Muſikhandlung in Berlin. Der Subſcriptionspreis dieſes erſten Bandes iſt 1 Thlr. 6 gGr., und bleibt bis zum 1. October d. J. offen, worauf der Ladenpreis von 1 Thlr. 16 gGr. eintreten wird. Hier in Wien kann man auch bey dem Verleger dieſer Zeitſchrift ſubſcribiren. Sammler erhalten auf 6 Exemplare das 7te frey. Der zweyte Band, enthaltend: Die Geſchichte des Jüdiſchen Krieges, der Auflöſung des Volkes, und der gänzlichen Zerſtörung Jeruſalems, am Ende des erſten Jahrhunderts; Rückblick auf die Schickſale der vor der Zerſtörung des Tempels zerſtreuten Juden; wird dem erſten bald folgen. Die übrigen Bände werden, nach Maßgabe ihrer Vollendung, früher oder ſpäter erſcheinen, und der Verf. wird Alles, was in ſeinen Kräften ſteht, leiſten, um den Beyfall der Sachkenner zu verdienen.

Mad. **Feron**, welche am 7. d. M. im k. k. großen Redouten-Saale ein **zweytes** Concert gab, und in dieſem eine Arie aus der Oper: Il medico per ſorza, eine Arie mit Variationen: No non ha diletto al cor, mit Dlle. **Klieber** ein Duett aus der Oper: la Vestale, und (auf Begehren) die Variationen: Volan rapidi i momenti, vier Compoſitionen von Hrn. **Pucitta** ſang, beſtätigte neuerdings alle ſo ziemlich übereinſtimmenden ehrenvollen Urtheile unſerer Muſikwelt, ja ſie konnte ſich eines wohlverdienten noch größeren Beyfalles als in ihrem erſten Concerte um ſo mehr erfreuen, als gewiß Wenigen ihre Beſcheidenheit, die ſchönſte Blume im Kranze des Künſtlers, entging; denn nicht allein glänzen wollte ſie, ſie theilte auch Ruhm und Beyfall mit einer unſerer ausgezeichnetſten liebenswürdigen Sängerinn, der Dlle. **Klieber**. Möge ihr die allgemeine Anerkennung ſeltener Vorzüge genügen, und das Reſultat derſelben: Sie gehöre wirklich zu den eminenteſten italieniſchen Sängerinnen, auf ihrer ferneren Kunſtreiſe jede Auszeichnung ſichern, ſie oft angenehm an dieſe Kaiſerſtadt erinnern. — Hr. **Louis Otter** ſpielte ein von ihm componirtes Violin-Concert, und Fräulein **Laßnigg**, Schülerinn des Hrn. **Carl Czerny**, mit der ſchon oft an ihr gerühmten Kunſtfertigkeit und Präciſion das erſte Stück eines **Field**'ſchen Concertes. Auch hörten wir zwey Ouverturen, die eine von **Cherubini**, die andere von **Beethoven**. Mit dem Orcheſter hatte man oft Urſache unzufrieden zu ſeyn (doch ſoll dieſe Erwähnung nur einige einzelne Individuen treffen), und die Einwendung, eine ungewöhnliche Stimmung mache oft unausweichlich den Vortrag ſchwankend, dürfte heute weniger Entſchuldigung finden.

M.

Capitän **Webb** hat die Gebirgswand Himálaya erſtiegen, und hatte eine Zuſammenkunft mit einem tartariſchen Fürſten. Der große in Europa mit dem Namen Tibet bezeichnete Landſtrich war jenem Oberhaupt unter ſolchem Namen unbekannt. Capitän W. vermuthet, es komme von Teiba her, das in der Ghurcali-Sprache bloß hochgethürmte Gebirge bezeichnet, und was die alten Miſſionare in Tibet verwandelt haben mögen. Im Verlauf dieſer intereſſanten Entdeckungsreiſe gab Capitän **Webb** ſich angelegentliche Mühe, durch alle Mittel, die gute Inſtrumente und trigonometriſche Beobachtungen an die Hand geben, die Höhe von nicht weniger als 27 Schneekoppen zu beſtimmen, von denen die höchſte auf 25,669 und die niedrigſte auf 15,733 Fuß über der

Meeresfläche angegeben wird, ſo daß die erſtere alſo mehr als 5000 Fuß höher iſt, als der Pik des Chimboraſſo, des höchſten von den Andes. Die beſtimmte Grenzſcheide des Gefrierpunctes in dieſen Gebirgen möchte, zu runden Zahlen angegeben, 13,000 Fuß über dem Meere in der Parallele von 31°, oder 13,500 in der von 30° ſeyn.

Von beſonderer Erheblichkeit iſt aus der Tiber noch nichts erfiſcht worden. Eine Marmortreppe, auf die man geſtoßen, gibt ein ſchlimmes Zeichen, wie ſehr ſich das Bette erhöht hat. — Aus Egypten ſind in Rom mehrere uralte Statuen von Syenit, Granit und Baſalt angekommen. Belzoni hatte ſie gefunden. — Die Räuber werden von den Neapolitanern immer mehr in den Kirchenſtaat getrieben. Man hört viel von grauenvollen Mordthaten.

Es gewährt dem Kunſtfreunde ein eigenes Vergnügen, die Werke junger Künſtler zu ſammeln, und, im Beſitz ihrer fortſchreitenden Erzeugniſſe, den Grad der Fähigkeiten zu ſtudieren, den ſie nach vieljähriger Uebung zu erlangen ſich beſtreben. Noch größer aber iſt der Genuß, wenn der Künſtler, bey ſeinem Erſcheinen in der Bahn der Kunſt, ein Talent beurkundet, das vom erſten Augenblick an die Gewißheit biethet, ihn einſt unter die vorzüglichſten Männer ſeiner Claſſe zählen zu dürfen. Solche Talente verdienen Ermunterung. Man kann unter ſie den jungen Fr. Stöber rechnen. Unter der Leitung ſeines Vaters gebildet, hat er bereits durch die von ihm verfertigten Kupfer zum Mythos bewieſen, was er ſpäter zu leiſten im Stande ſeyn wird. Ein neues von ihm herausgegebenes Blatt verdient gleichfalls bemerkt zu werden. Es iſt Amor, welcher Pſyche umfaßt, die ihrerſeits einen auf ſeinem Arme ruhenden Schmetterling feſtzuhalten ſcheint. Eine liebliche Compoſition von Ender gezeichnet, und von dem jungen Hrn. Stöber mit vielem Geſchmacke und Zartheit geſtochen. Die Gruppe ſcheint auf das Blatt hingehaucht, und iſt mit aller Anmuth behandelt, die ein ſolcher Gegenſtand erfordert. Noch intereſſanter wird dieſes Blatt, wenn man weiß, daß es die Bildniſſe der beyden Kinder des unlängſt verſtorbenen Fürſten Moriz v. Lichtenſtein vorſtellt, deren Aehnlichkeit nicht zu verkennen iſt. Möge Hr. Stöber in dieſem Geiſte auf der angetretenen Bahn fortfahren!

—r—

Von Lord Byrons: »der Vampir,« nebſt einer Schilderung des Aufenthalts des Verf. auf der Inſel Mitylene, iſt bey L. Voß in Leipzig eine deutſche Ueberſetzung erſchienen. Byron hat in England (nach wenigen unbeachteten Verſuchen) ſchnell Ruf, und auch in Deutſchland ſchon Anerkennung gewonnen. Von ſeinem beſten Werke: »The Pilgrimage of Childe Harold« läßt der ſehr umſichtige und thätige Buchhändler, Hr. Brockhaus in Leipzig, ſogar eine Original-Ausgabe drucken, und von Byrons »Corsair« haben wir ſchon mehrere Ueberſetzungen. So wird auch jene abentheuerliche Erzählung der begierigen Leſewelt auf ein Stündchen den Heißhunger ſtillen; der Verleger alſo nicht klagen können, daß bey dem Drucken Oehl und Arbeit verloren ſey. Zu bemerken iſt aber doch, daß Byron wie die meiſten neuern Dichter im Ganzen wohl etwas überſchätzt iſt, und daß namentlich im Abentheuerlichen ein Paar deutſche Schriftſteller neuerer Zeit ihn weit ubertreffen, obwohl auch dabey nur Weniges den Augenblick überleben möchte. Die Einwirkung auf die Phantaſie gelingt dem Deutſchen wohl; aber daß auch das Unbegreifliche eine menſchlich-tiefere Seite haben müſſe, daß die Phantaſie in den mannigfachſten Wendungen doch immer einen feſten Punct, ſey er moraliſch oder phyſiſch, zu behaupten hat, ſollte man deutlicher fühlen, um nicht geſtaltlos da zu ſtehen, wenn einſt die Zeit mit neueren Bildern und neueren Worten ſpielt. Wie raſch vergänglich im andern Falle die Producte ſind, das ließe ſich mit der ſo verſchiedenen Stimmung beweiſen, welche lebende Schriftſteller für ihre Erzeugniſſe in wenigen Jahren zu ihrem Kummer erfahren haben; auch iſt zu bemerken, daß jenes zweckloſe Nebeln und Schwebeln im Gebiete der Phantaſie ſo wenig im Character der Deutſchen liegt, daß es, wie aus ferner Luft herein, ſo auch leicht wieder hinaus wehen muß. Nur das wird bleibend ſeyn, worin die phantaſtiſchen Gebilde, wie frey ſie ſich auch bewegen, dennoch an zarten Lichtfäden der Seele befeſtigt ſind.

Das Royal-Amphitheater an der Weſtmünſterbrücke zu London zieht durch ſein neues, großes, hiſtoriſches Kunſtreiter-Melodram: Hippolita, die Amazonen-Königinn, eine Maſſe von Neugierigen an. Aber was iſt auch zu ſchauen? Ein Triumphzug, die Krönung der Hippolita, ein Zweykampf zwiſchen Hippolita und Martia, in prächtigen Streitwägen, der Brand eines Schloſſes, Künſte und Tänze auf dem geſpannten Seile, ein neues komiſches Lied: Ein Capitel für Trinker, außerordentliche Uebungen von der großen Kunſtreiter-Truppe von Springern und Schleuderern, Hr. Dimond, der fliegende Huſar ꝛc. Das Ganze beſchließt Peregrine Pikle, dazwiſchen eine Fuchsjagd mit Hunden, Pferden und Jägern mit vollem Geſchrey. — Es fehlt dabey beynahe nichts, als daß Jemand in natura gehangen wird.

Der ſteigende Beyfall, den das Converſationsblatt bey billigen Leſern, der entſchiedene Eingang, welchen es bey dem Publicum gefunden hat, und die vortheilhafte Erwähnung unpartheyiſcher in- und ausländiſcher Zeitſchriften überheben uns einer wiederholenden Anempfehlung. Statt einer ſolchen drücken wir lieber den zahlreichen Freunden dieſes Unternehmens unſern lebhaften Dank für ihre Theilnahme und ihr Wohlwollen mit der Verſicherung aus, daß wir unermüdet fortfahren werden, das Intereſſe und den Gehalt dieſes bereits feſt begründeten Inſtitutes zu erhöhen. — Bey dem bevorſtehenden Schluß des 3. Quartals laden wir die Liebhaber ein, auf das 4te mit 7 fl. W. W. zu pränumeriren. Von dem 1. bis 3. ſind noch Exemplare zu 21 fl., einzeln zu 7 fl. W. W. vorräthig. Die halbjährige Pränumeration iſt 14 fl. W. W. hier bey dem Verleger J. B. Wallishauſſer (Neuburgergaſſe Nr. 1177). Entferntere Liebhaber wollen ſich an die k. k. Oberſte Hofpoſtamts-Hauptzeitungsexpedition, oder an die ihnen näher liegenden Ober- und Abſatz-Poſtämter und Stationen wenden, welche ſämmtlich gegen halbjährige Vorauszahlung von 17 fl. W. W. die Verſendung wöchentlich zweymal vornehmen. Es erſcheinen wie ſeither die Woche anderthalb Bogen auf feinem Poſtdruckvelin-Papier in gr. Median-Octav; Dinſtag ein ganzer, Freytag ein halber Bogen. — Zweckdienliche Beyträge, (die wir in jedem Anbetracht honoriren), bitten wir unter der Addreſſe: An die Redaction des Converſationsblatts, an die Verlagshandlung zu befördern.

Wien, im September 1819. Die Redaction und der Verlag.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationsblatt.

23.

Freytag, den 17. September 1819.

Feſtgebräuche der Bewohner des Rieſengebirges.

Von W. A. Gerle.

Das einfache Hirtenvolk, welches die Sudeten bewohnt, hat keinen geringen Grad von Empfänglichkeit für Freude und Frohſinn; Geſang und Tanz ſind bey ihm faſt Leidenſchaft, und durch unſchuldige Munterkeit wird Alles zum Feſt. — Eines der vorzüglichſten, welches einen wahrhaft idylliſchen Character trägt, iſt der Beginn der Sommerweide. Im ganzen Rieſengebirge ertönt am Tage des allgemeinen Austriebs der Schall der Freude; das Geräthe wird unter Geſang und freundlichem Koſen geſcheuert; die Landleute beſchenken ſich mit Kuchen, und das junge Volk treibt allerhand Muthwillen, bis endlich die muntere Heerde zur Sommerbaude getrieben wird, und der ganze Tag vergeht unter luſtigen Spielen, während welchen die Felſen von frohem Geſange wiederhallen. Ich kann mich nicht enthalten, hier eines von den Liedern der Sudetenbewohner mitzutheilen:

Ob ich nur ein Hirte bin
Hab' ich dennoch frohen Sinn,
Führe auch wohl ein ſolches Leben,
Daß mich Freud' und Luſt umgeben.
Und ich denk' mir oft dabey,
Daß ein wackrer Hirt ich ſey.

Wenn dann früh die Sonn' aufgeht,
Und der Thau am Graſe ſteht,
Treib' ich ſo, mit Glockenſchalle,
Küh' und Ziegen aus dem Stalle.
Auf die grüne Wieſe hin,
Wo ich ganz alleine bin.

Wird mir auch die Zeit oft lang,
Iſt mir's dennoch gar nicht bang;
Kann ja blaſen, ſingen, pfeifen,
Oder in mein Ränzlein greifen.
Nehme Brot und Käs herfür,
O, das ſchmeckt gar herrlich mir.

Wenn ich dann erſt durſtig bin,
Treib ich wohl zum Quell dahin,
Der in Moos und Kieſelſtein
Rieſelt wie die Perlen rein.
Trinke dann, und eß mich ſatt,
Beſſer, als ein Herr es hat.

Und mein Spitz, das muntre Thier,
Iſt auch immer ſo bey mir;
Will ich dann aus Faulheit liegen,
Hüthet er die Küh' und Ziegen;
Iſt es Nacht, ſo treib' ich ein,
Schlafe ſüß auf grünem Heu.

Hochzeiten, Geburten und Sterbefälle werden mit großen Feſtlichkeiten begangen. Im erſten Falle kommen alle Koſten dem Vater des Bräutigams zur Laſt. In manchen Gegenden führen der Brautführer und die Weiber die Braut in eine Kammer, und der Bräutigam muß ſie durch ein Geſchenk erſt auslöſen, worauf ſie mit Sang und Klang in deſſen Haus, und von dort in die Kirche geführt wird.

So einfach das Hochzeitmahl im eigentlichen Gebirge iſt, bey welchem nicht einmal immer Fleiſch gegeſſen wird, ſo darf es doch nie ohne Muſik gefeyert werden, und die Nacht, manchmal auch der folgende Tag, wird beym Biere hingebracht. Die Braut wählt aus ihren Geſpielinnen zwey bis drey, oft auch noch mehrere Kranzjungfern, und der Bräutigam eben ſo viele Kranzgeſellen, welche jenen, während des Feſtes zur Seite ſind. Jeder Kranzgeſelle erhält von der ihm zugetheilten Kranzjungfrau einen Strauß von künſtlichen Blumen, und vom Bräutigam ein rothes Band, welches beydes an den Hut geheftet, und während aller Feyerlichkeiten getragen wird; für die Braut wird aber ein eigner Brautführer, und eine verheirathete Frau als Aja gewählt, welche ihr immer zur Seite ſind. Die wichtigſte Perſon unter allen, welche Ehrenämter bey dieſer Feſtlichkeit bekleiden, iſt der Hochzeitbitter; er hat das Amt Alles anzuordnen, und die Geſellſchaft zu beluſtigen, und findet, ſo lange das Feſt dauert, keinen ruhigen Augenblick. (Auch bey Kindtaufen und Leichenbegängniſſen hat derſelbe Mann ein ähnliches Geſchäft, und wird dann Gevatter- und Leichenbitter genannt.)

Wird ein Kind geboren, ſo bittet man viele Gevattern, entweder mündlich oder durch Gevatterbriefe, welche der Schulmeiſter verfaßt; dieſe verſammeln ſich in der Schenke, und begeben ſich ſodann in feyerlichem Zuge nach der Kirche, wohin ein Mädchen das Kind trägt. Nach der Taufe gehen die Gevatter entweder wieder ins Wirthshaus zurück, oder zum Kindeſſen in das Haus der Eltern, worauf ſie während der Glückwünſche das Eingebinde auf den Tiſch legen.

Nach ſechs Wochen kommen alle Gevatter, um die Kindbetterinn in feyerlichem Zuge auf ihrem erſten Kirchgang zu begleiten, und eine Jungfrau trägt das Kind dahin. Der eigentliche Gevatterſchmaus (dieſer wird als Erwiederung der Pathengeſchenke betrachtet, und wenn der Vater von demſelben befreyt ſeyn will, ſo gibt er den Pathen ihr eingelegtes Geld zurück, oder ſendet ihnen ein Gegengeſchenk ins Haus,) erfolgt oft nach Monathen, manchmal erſt nach Jahren, und dabey wird der Tiſch reichlich beſetzt, daß die Gäſte dasjenige, was ſie nicht eſſen können, doch aber auf ihren Tellern aufhäufen (das Beſcheideſſen), und durch ihre Kinder nach Hauſe ſchicken.

Nur die Frauen tragen in der Regel ein Trauergewand, welches in dem gewöhnlichen ſchwarzen Brautkleide, und einem großen weißen Tuche beſteht, in welches ſie ſich ganz einhüllen, ſo, daß nur das Geſicht frey bleibt. Da die Bewohner des Rieſengebirges die Begleitung einer Leiche für eine der heiligſten Chriſtenpflichten halten, ſo laſſen ſie ſich weder durch Entfernung noch ſchlimme Witterung abhalten, und der Zug nach dem Gottesacker iſt ſtets ſehr zahlreich.

Vorzüglich glänzend wird das Weihnachtsfeſt begangen, wo die Bergbewohner von aller Beſchäftigung frey ſind. -- Mehrere Wochen hindurch wird zu dieſer Feyer geſpart, und Schlittenfahrten, Tänze und Gelage bezeichnen das Feſt.

Zu Ende des Carnavals ſtellen die jungen Burſche allerhand Mummereyen an, gehen von Haus zu Haus, um Spenden einzuſammeln, und die freygebigſte Dirne wird am Abend mit feſtlichem Prunk zum Tanze abgeholt. Auch gibt es einen Sonntag in der Faſten, wo die Mädchen mit Fichtenreiſern herumgehen und allerhand Muthwillen treiben, und am Johannistage iſt es allgemeine Sitte, ſich mit kleinen Kuchen zu beſchenken.

* * *

Ueber das Alterthum des Phöniziſchen Alphabets.

Ein Brief des Hrn. Grafen Volney an den Hrn. Grafen Lanjuinais.

Aus dem Franzöſiſchen (Revue encycloped. 6me. Livrais.) überſetzt von F. Bernhard.

(Fortſetzung von Nr. 22.)

Nachdem durch Kadmus die Ordnung oder die Harmonie, aus welcher man eine Göttinn macht, wieder hergeſtellt worden, heirathete er ſie, und will eine Kuh opfern (die unnütz geworden iſt, denn ſie hat den Monath beendiget); zu dieſem Opfer braucht er Waſſer *); er holt ſelbiges aus dem Brunnen Dirkè, welcher von dem Drachen des pôle vertheidiget oder bewacht wird. Im Griechiſchen bedeutet dirkè einen Brunnen, wozu denn dieſe Wortwiederholung, der Brunnen Brunnen? Sollte aber das Wort dirkè nicht vielleicht ein Eigenwort ſeyn, welches aus der urſprünglich phöniziſchen Dichtung beibehalten worden iſt? Ich finde im Phöniziſchen das Wort irk, welchem man im Genitiv das ſyriſche d vorſetzt, und woraus dadurch dirkè entſteht. Das Wort irk bedeutet aber ſowohl den Schenkel, als auch den Schaft einer Säule, eines Leuchters, eine Thürangel, ſelbſt den Pol; denn der Hierophant Jeremias, wenn er von den Scythen ſpricht, die zur Zeit des Joſias und des Kyaxares aus dem Norden gekommen ſind, bedient ſich folgender Ausdrücke: Ein Volk iſt gekommen aus Sa-

---

*) Dupuis, T. 3, in 4., p. 40.

ſoun (dem Norden); eine groſſe Nation iſt entſproſſen aus den Schenkeln der Erde *). Bey unſern gegenwärtigen Sitten muß eine ſolche dichteriſche Figur uns ſehr ſeltſam verkommen; wenn man aber in Erwägung zieht, daß die Form des Schenkels die nehmliche eines etwas kegelförmigen, in der Form eines Zuckerhuts geſtalteten Schaftes iſt; daß die Achſe an den Wagen, deren man ſich im Alterthume bediente, eben ſo geformt war; und daß ferner am Himmel der Polarpunct immer für den Endpunct einer Achſe gehalten wurde, um welche ſich die verſchiedenen Sternbilder wie Räder (septem triones, der Davidswagen) herum drehten, ſo wird man hier, wie überall, erkennen, daß der Ausdruck und der Begriff des Hebräiſchen aus der einfachen und rohen Beobachtung der Natur hergeleitet ſind. So viel bleibt immer gewiß, daß ein beſtimmtes Zuſammentreffen der Worte und der Dinge nicht weggeläugnet werden kann. Sie ſelbſt, werther College, werden Sie meiner Behauptung nicht durch die Bemerkung beypflichten, daß in dem antiken Idiom des Sanscrit, in jener Sprache eines ſcythiſchen Volkes, deſſen Anſprüche auf das Alterthum der Egyptier ſelbſt für rechtmäßig anerkannt **), jener berüchtigte Berg Mérou nichts Anders bedeutet, als den Schenkel und den Nordpol?

Ich gehe aber noch weiter. Wir haben hier den Schlüſſel zu einem andern Räthſel, welches noch Niemand aufgelöſt hat. Wie die Mythologen ſagen, verbarg Jupiter den jungen Bacchus, der vor der Zeit (im Anfange des 7. Monaths) geboren wurde, in ſeinem Schenkel; wenn wir nun annehmen, daß unter den 12 Beyſchläferinnen des Jupiter, das heißt, unter den 12 Monden, die die Sonne jährlich beſuchte, diejenige in der Sommer-Sonnenwende mit einem Sonnen-Genius ſchwanger geworden wäre, der zu irgend einer aſtrologiſchen Rolle beſtimmt war, ſo wäre dieſer Genius, als er die Winter-Sonnenwende erreichte, erſt 6 Monathe getragen worden, und man hätte jedoch, wie das bey jeder Sonne der Fall iſt, annehmen müſſen, daß er damals geboren worden, weil er zu dieſer Zeit ſeine jährliche Laufbahn antritt. Hat der Dichter nicht vorgeben können, daß, weil er damals wie in dem Südpole verborgen lag, er in dem

---

*) Dieſe Stelle ſowohl, wie noch ſo manche andere, war nie getreu überſetzt worden.

**) Siehe Herodot lib. II.

Schenkel des Himmels (Iou-piter) verborgen geweſen wäre, und zwar während der 3 Monathe die ihm übrig blieben, um die Frühlings-Tag- und Nachtgleiche, in welcher der ochſenfüßige Bacchus geboren wird, zu erreichen? Dieſer Bacchus iſt hier der Sohn der Semele; er wird in der Nachbarſchaft einer Schlange geboren, und erhält den Namen Dio-nusios. Im Phöniziſchen bedeutet nahſ und nuhſ die Schlange (den Schlangengott). Dupuis zu Folge iſt Kadmus nichts anders, als das Sternbild des Schlangenträgers, welches durch einen Genius, der eine große Schlange in der Hand hält, vorgeſtellt wird, und wovon ihm auch im Griechiſchen ſein Name Ophiukos kommt. Dieſer kommt aber nicht aus dem Griechiſchen, ſondern aus entferntern Gegenden her; denn, wenn ophis, in der griechiſchen Sprache, Schlange bedeutet, ſo enthält das phöniziſche ăphă und ŏphè den nehmlichen Sinn, und hat ſchon lange vorher das Nehmliche bedeuten müſſen.

Eine andere Benennung der Schlange, im Phöniziſchen, iſt rmſ oder remeſ. Wenn man den Artikel he (der) hinzufügt, ſo hat man hermeſ (die Schlange), den Namen des Mercur im Griechiſchen, wo er keine Wurzel-Sylbe hat; und Mercurius-Hermes, der einen aus zwey Schlangen gebildeten Stab in der Hand hält, und Erfinder der Buchſtaben iſt, hat noch mehr Gleichförmigkeit mit Kadmus dem Schlangenträger.

(Schluß folgt)

Novelliſtik.

In Paris gehören, nach der neueſten Berechnung, von einer Bevölkerung von 715,000 Menſchen, 580,000 zu den Miethern, oder nach einem jetzt beliebten Ausdruck »Heuerleuten.« Paris hat nur 27,000 Häuſer, und in dieſen liegen, nach der letzten Zählung, 117,252 Menagen beyſammen. Alſo liegen in jedem Hauſe im Durchſchnitt 7, 8, 9 bis 10 Menagen. Jedes Haus iſt daher eine Art Kaſerne, in welcher allerhand Menſchen zuſammen wohnen, die einander gar nicht kennen, und die ſterben und verderben, ohne daß ein Nachbar ſich irgend darum bekümmert. In London iſt das Verhältniß anders. Der Engländer hält darauf, in einem Hauſe allein zu wohnen, und mag nicht mit allerhand Menſchen in einer Kaſerne ſeyn. (Wer wird hierin dem Engländer nicht beyſtimmen!) London hat 1,200,000 Menſchen. Dieſe wohnen in 150,000 Häuſern. In London kommen alſo auf jedes Haus nur 8 Menſchen. In Paris kommen auf jedes Haus 26.

Wir hatten in dieſem Band Nr. 17 unſers Blattes unſern Leſern fernere Nachrichten über die beyden See-Expeditionen verſprochen, welche, auf Befehl des Kaiſers von Rußland, in Kronſtadt zu einer Reiſe an den Nord- und Südpol ausgerüſtet worden ſind, und bekanntlich ihre Fahrt ſchon begonnen haben. Nunmehr ſind wir, durch unſern Correſpondenten in St. Petersburg, in den Stand geſetzt worden, dieſes Verſprechen zu erfüllen. Die beyden Expeditionen beſtehen, die erſte aus den Schiffen: der Oſten, unter dem Commando des Capitains vom zweyten Range, von Billingshauſen, und der Friedliche, unter Commando des Capitain-Lieutenants Lazarew; die andere aus den Schiffen: die Entdeckung, Capitain-Lieutenant Waſſiljew, und der Wohlgeſinnte, Capitain-Lieutenant Schiſchmarew. Der Plan ihrer Reiſe iſt folgender: Hr. v. Billingshauſen, Chef der 1. Expedition muß dem Südpol ſo nahe als möglich zu kommen, und ihn zu umkreiſen ſuchen, während Hr. Lazarew, der das zweyte Schiff dieſer Expedition commandirt, Entdeckungen in dieſer Halbkugel vorzunehmen hat. — Hr. Waſſiljew, Chef der Nordpol-Expedition, ſoll vom Aequator bis zum 40. Grad nördlich kreuzen, und die letzten Entdeckungen und Beobachtungen, die von den ruſſiſchen Schiffen gemacht worden ſind, näher berichtigen, ſo wie auch die Caroliniſchen, Philippiniſchen, Sandwich-Inſeln, und die Inſelgruppe, die Herr von Kotzebue nach dem Grafen Rumianzow benannt hat, umſegeln. Hr v. Schiſchmarew gehet geradezu auf die Beringſtraße los, um zu verſuchen, ob nicht noch einige Entdeckungen an nordöſtlichen americaniſchen Küſten zu machen wären, und um dadurch nach Neu-Siberien zu gelangen. — Hinſichtlich dieſer Hauptzwecke ihrer Reiſe, und anderer wichtigen Aufträge, haben die beyden Chefs dieſer Expeditionen vom Marine-Miniſter, Marquis v. Traverſay, die ausführlichſten Inſtructionen erhalten. Ebenfalls wurden ihnen vom Admiralitäts-Departement beſondere Inſtructionen in wiſſenſchaftlicher Hinſicht gegeben, ſo wie ſie auch von dieſem Departement mit allen nöthigen Büchern, Land- und See-Karten, und den erforderlichen Inſtrumenten, als Chronometern, Sextanten, Compaſſen, Barometer, Fernröhren u. ſ. w. verſehen worden ſind. Einige dieſer Inſtrumente und Apparate ſind ihnen aus dem bey dem Admiralitäts-Collegium befindlichen Muſeum verabfolgt, andere eigens von der Inſtrumenten-Fabrik des Marine-Miniſteriums verfertigt, und von einer dazu beſtellten Commiſſion auf das ſorgfältigſte geprüft und verglichen worden. Hinſichtlich derjenigen Inſtrumente, welche in Rußland nicht mit der Vollkommenheit verfertigt werden können, als in England, iſt den Expeditions-Commandanten eine hinlängliche Summe angewieſen, ſich ſie in dem letztern Lande anzuſchaffen. Auf jedem dieſer Schiffe befindet ſich ein Aſtronom, ein Naturforſcher und ein Mahler, welche alle ihre beſondern Inſtructionen von der kaiſerlichen Academie der Wiſſenſchaften erhalten haben.

Von Lord Byron erſchien ſo eben ein Gedicht, deſſen Held Mazeppa iſt. Mazeppa war Page Johann Caſimirs, Königs von Polen; ſeine Bildung und Sitte verſchafften ihm Zutritt in dem Hauſe eines Mannes, deſſen Gemahlinn ſich in ihn verliebte. Der Gemahl überraſchte ſie, band Mazeppa auf ein wildes Pferd, und jagte es in die Steppen der Ukraine. Hier ſchweifte das Thier in den wilden Sandwüſten mit dem Unglücklichen umher, bis ihn ein Bauer rettete und erquickte. Er nahm Dienſte bey den Koſaken; Kenntniß und Tapferkeit halfen ihm empor, er ward Aide-de-Camp des Hettmanns **Samoilowitſch**. Doch bey dem Ruckzuge aus der Krimm ward der undankbare **Mazeppa** ſeines Wohlthäters Ankläger, an ſeiner Stelle gewählt, und der Abgeſetzte nach Sibirien geſchickt. Auch des **Samoilowitſch** zwey Söhne wurden das Opfer von **Mazeppa's** Argwohn und Ehrgeiz; er erlaubte ſich Gewaltthätigkeiten, die ihm ſelbſt ſeine eifrigſten Anhänger abtrünnig machten. **Mazeppa** nahm Partey für **Karl XII.** in dem Kriege gegen **Peter** den Großen, war mit einem kleinen Häuflein Koſaken in der Schlacht von Pultawa gegenwärtig, und zog ſich nach dieſer berühmten Niederlage mit dem Schwedenkönige nach Bender zurück. Er ſtarb hier auf türkiſchem Gebiethe, es iſt ungewiß, ob an ſelbſt genommenem Gifte, oder vor Gram. Sein Tod fällt in das verwichene Jahrhundert. Er ſoll ein Alter von achtzig Jahren erreicht haben, und ſeiner Laſter und Schickſale ungeachtet ward ſein Fall von den Koſaken ſehr betrauert, die ihn mit einem prächtigen Leichenbegängniß ehrten. Jene ſeine früheſte unglückliche Liebe und deren Strafe iſt der Vorwurf von **Byrons** Dichtung.

Siciliens jetzige Bevölkerung beträgt, nach dem Independant, 1,681,983 Individuen. Palermo hat davon 140,549, und ſeine Umgebung 32,263; Meſſina 25,584, Syrakus 187,718 u. ſ. w. — **Georg Ruſſel** will auf ſeiner Reiſe durch Sicilien unter andern bemerkt haben, daß ſich ſo viele Menſchen der Kirche widmen, daß die Mönche und Nonnen ein Sechzehntheil der ganzen Volksmenge betragen.

Hr. **Römer**, Mitglied der Pariſer Academie der Wiſſenſchaften, machte die Entdeckung, daß das **Licht** in undenkbarer Schnelle in 8 Minuten 13 Secunden den ungeheuren Raum von 20 Millionen geographiſcher Meilen, alſo in **einer** Secunde 40,000 geographiſche Meilen zurück legt; es bewegt ſich alſo kein Körper geſchwinder als das Licht, da der Halbmeſſer der Erdbahn, oder der Abſtand der Sonne von der Erde eben ſo viel beträgt.

Die vereinigten Staaten von Nordamerica ſchicken jährlich im Durchſchnitt für 2 Millionen Pfund Sterling rohe Baumwolle nach Liverpool. Noch vor 30 Jahren zeigte man ſich, als eine Seltenheit, in Neu-York die erſten Büſchel auf americaniſchem Grund und Boden erzeugter Baumwolle.

Druckfehler: Seite [illegible] Z. 1. ſtatt 1760: 1772; S. 234 Z. 8 v. U. leſe man: Dickbein; 235 Z. 11 v. U. kurzen Rücken; 237 Z. 3 v. O. zwiſchen **wie** und **Kunde** (nach einer deutſchen Zeitſchrift) v. U. Ein; 245 Z. 8. v. U. Lawsonia iner-; Z. 9: gaudens; 247 Z. 7. v. O. sciolto. 257 Z. 17 v. O. **Sept. Severus.**

In der dieſer Tage hier erſchienenen Denkſchrift: Lorbeerzweige, muß es in der letzten Zeile des mit Gfr. unterzeichneten Gedichtes, ſtatt Treue, Treu' heißen.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationsblatt.

24.

Dinſtag, den 21. September 1819.

Ueber das Alterthum des Phöniziſchen Alphabets.

n Brief des Hrn. Grafen Volney an den Hrn. Grafen Lanjuinais.
s dem Franzöſiſchen (Revue encycloped. 6me. Livrais.) überſetzt von
J. Bernhard.

(Schluß von Nr. 23.)

admus kommt, indem er ſeine himmliſche Laufbahn fortſetzt, auf
Gipfel eines hohen Berges; dort erbaut er nach dem Bericht der
en das egyptiſche, nach dem Berichte Anderer das böotiſche The-
; nach dem Erzähler ſelbſt weder das Eine noch das Andere; denn
Dichter Nonnus, welcher den Alten nachſchrieb *), zeigt deut-
an, daß dieſe Stadt der Himmel iſt, wenn er ſagt, daß ſie
runde Form, und ſtatt der Thore ſieben Standpuncte hat, wel-
nach den Namen der ſieben Planeten benannt werden; daß ſie

) Siehe Dupuis, T. 3, in 4., Seite 40.

durch vier große Straßen getheilt wird, die in den vier Hauptpuncten enden u. ſ. w. Was will denn aber wohl eigentlich der Name Theben ſagen, der, im Griechiſchen, gar keine Bedeutung hat? Ich mache die Bemerkung, daß er immer in der vielfachen Zahl Thebai, Thebae, niemals in der einfachen Zahl vorkommt. Das th entſpricht mehreren phöniziſchen Buchſtaben, unter andern dem tsade, oder sad, und dem schin. Das phöniziſche Wort sabî bedeutet Alles, was glänzt, wie z. B. die Sterne in der Nacht, die Waffen auf dem Schlachtfelde; die Sabier, welche Sternanbeter ſind, erhielten davon ihre Benennung: Theben würde alſo die Stadt der himmliſchen Lichter, die Stadt der Sterne ſeyn.

Erwägt man noch überdieß, daß ṣebă (mit shin) und ṣebăī ſieben bedeutet, und ſich insbeſondere auf die ſieben Planeten und ſieben Sphären bezieht, ſo wäre alsdann Theben die (himmliſche) Stadt der Planeten, ein Name der weſentlich in der vielfachen Zahl gebraucht wurde, und ganz den Sitten der ehemaligen Sternverehrer angemeſſen iſt. Dieſes himmliſche Theben hätte alſo den irdiſchen Theben als Muſter gedient, und ſie wären auch nach jenem eingetheilt worden, wie es ſpäterhin die Propheten mit dem idealiſchen Jeruſalem machten. Ich eile zum Schluſſe.

Unſern Phöniziern zu Folge bekämpft Kadmus den polariſchen Drachen, tödtet ihn, reißt ihm die Zähne aus, und ſtreut ſelbige in Furchen (die von Ochſen gezogen worden ſind); aus dieſen Zähnen werden bewaffnete Menſchen, die ihn anfänglich auf ſeinem Zuge begleiten, dann ſich unter einander würgen, fünf ausgenommen, die davon übrig bleiben. Andere ſagen, daß »dieſe Weſen, die aus den Furchen entſproßen, Schlangen waren, die er ſelbſt, ſo wie ſie emporwuchſen, abmähte.« Daß dieſe Albernheiten einen Logogryph enthalten, den man zu errathen aufgegeben hat, ſieht ein jeder ein. Der Schlüſſel dazu beſteht darin, daß die phöniziſchen Worte gewöhnlich mehrerley bedeuten, welches dem Dichter eben zu Zweydeutigkeiten, ja zu wahren Calambourgs (Wortſpielen) Gelegenheit gegeben hat. So bedeutet sen, Zahn, auch das Jahr, seneh: — ăwnah, Furche, in der vielfachen Zahl; ăwnaut ſtammt von der Familie des Wortes ăwn, die Zeit; von ăïn, alles was rund iſt, Auge, Brunnen, Sonne, Zirkel, Ring, woher auch das lateiniſche Wort ann-us, annulus, Ring, kam. Der eigentliche Sinn iſt nicht klar; man merkt aber wohl, daß die Zähne des Drachen die Tage des Jahres ſind, die ſich unter einander umbringen, oder ſo wie ſie entſtehen, umgebracht werden, fünf ausgenommen, welches die fünf Epagomena ſind, die nicht in der Zahl der dreyhundert und ſechzig Tage, aus denen ehemals das Jahr beſtand, mitbegriffen wurden. Wenn Kadmus den Polar-Drachen bekämpft, beſiegt, tödtet, ſo kommt das daher, weil beſiegen ſo viel als überſteigen, oben zu ſtehen kommen bedeutet; weil tödten das nehmliche ſagen will, wie enden, einer Sache ein Ende machen; Dinge, die ſich im Laufe des Jahres, in Beziehung eines Geſtirns zum andern, ereigneten. Für meinen Zweck iſt das Weſentliche, daß wir beſtändig phöniziſche Worte erkennen, und man ſieht, daß wir ſelbige allenthalben im Ueberfluſſe antreffen.

Recht wohl, mein werther College, erwiedern Sie mir, aber welche endliche Beziehung hat dieſes Alles auf das Alphabet? Hören Sie nur weiter!

Wenn bewieſen iſt, daß die mytho-aſtrologiſchen Fabeln und Dramen, die uns von den Griechen überliefert worden ſind, eine Menge Worte enthalten, die der chaldäiſch-phöniziſch-arabiſchen Sprache Nieder-Aſiens angehören; daß dieſe Worte gewöhnlich einen Sinn enthalten, der dem Gegenſtande anpaßt und ihn erklärt; daß die Oertlichkeiten, und die in dieſen Dramen handelnden Perſonen meiſtens dieſen nehmlichen Gegenden angehören: hat man dann nicht Recht zu ſchließen, daß die Fabeln und Dramen urſprünglich in phöniziſch-arabiſcher Sprache abgefaßt worden ſind; 2.) daß ſie daſelbſt mehr oder weniger regelmäßige Gedichte, in der Art der Pouranas, bey den Indianern, geſtaltet haben; 3.) daß die älteſten uns bekannten Griechen, wie z. B. Orpheus, Muſäus u. a. bloß die Ueberſetzer oder Sammler dieſer Dichtungen, das Echo dieſer dichteriſchen Schöpfungen geweſen ſind, und wohl bisweilen den Sinn derſelben nicht richtig aufgefaßt haben können; 4.) daß von Seite der Aſier das Daſeyn dieſer phöniziſch-ſyriſch-chaldäiſchen Dichtungen, indem es von einem ſehr hohen Grade von Bildung zeugt, auch zugleich auf eine ſehr beſtimmte Art, den ſchon weit frühern Gebrauch des Alphabets beweiſt, weil die Hieroglyphen unfähig ſind, den Gedanken in ſeinen kleinlichen und doch unentbehrlichen grammaticaliſchen Entwickelungen auszudrücken. — Nun fügen Sie noch hinzu, daß das Gewebe dieſer dichteriſchen Erzählungen vielfältige aſtronomiſche Kenntniſſe und Beobachtungen vorausſetzt, welche ihrerſeits das ununterbrochene Daſeyn einer oder mehrerer

Nationen vorausſetzen, die ſich mit Ackerbau beſchäftiget haben, und zu dieſer Art Studien durch den mächtigen Beweggrund der Bedürfniſſe ihrer Erhaltung und ihres Reichthums geleitet, und ſo zu ſagen, gezwungen worden ſind. — Aus dem Geſagten geht ein ſehr wichtiges Problem hervor, was wir aufzulöſen haben, nehmlich: »in welchen Epochen können dieſe dichteriſchen Erzählungen, dieſe chaldäiſch-phöniziſchen Pouranas abgefaßt worden ſeyn?« Es ſcheint mir, man würde durch die Unterſuchung der gegenſeitigen Stellungen der Geſtirne und Planeten, welche die Autoren mit Genauigkeit angeben, zu dieſer Kenntniß gelangen können. So iſt z. B. in dieſem Gedichte von Kadmus klar, daß der Stier als Zeichen des Aequinoctiums geſtellt iſt, was das Datum ſchon über 2428 Jahre vor unſerer Zeitrechnung verrückt. Nimmt man ferner an, daß das Emporſteigen des Stieres, in den 30 Graden ſeines Zeichens, ehemals das nehmliche geweſen iſt, wie heute (woran ich aber zweifle*), ſo erhellt daraus, daß um die Zuſammenkunft des vollen Mondes auf deſſen Rücken zu erhalten, ſo wie ſelbige angeführt worden, man wenigſtens 10 Grade in dem Zeichen wieder zurückſteigen muß, welches ungefähr noch 700 Jahre ausmacht, und uns mindeſtens bis auf 3100 Jahre führt. — Ich weiß, daß man gegen meine Hypotheſe viel Einwendungen machen kann; wenn ſie ſich aber ſelbſt bloß auf andere Hypotheſen gründeten, ſo würde die Sache vor den Richterſtuhl des geſunden Menſchenverſtandes gebracht werden, der über ſie durch den Calcul der allereinleuchtendſten Wahrſcheinlichkeiten entſcheiden würde. Ich bin gar nicht der Meinung, wie Plinius, daß die ſyriſchen oder aſſyriſchen Buchſtaben von Ewigkeit her beſtehen, aber ich glaube auch eben ſo wenig, daß ſie ſo jung ſind, als es eine neuere Schule behauptet. Wenn meine Träumereyen über dieſen Gegenſtand ein Intereſſe für Sie haben, ſo kann ich Ihnen ein andermal meine Gründe auseinander ſetzen, warum ich zu glauben geneigt bin, daß das phöniziſche Alphabet zwiſchen vierzig und fünf und vierzig Jahrhunderten vor unſerer Zeitrechnung, wenn nicht erfunden, ſo doch wenigſtens in ein Syſtem gebracht werden ſeyn kann; daß es bey den Pelasgern und bey den Griechen mehr als achtzehn Generationen vor der Belagerung von Troja verbreitet geweſen ſeyn muß, folglich lange vor dem falſchen **Kadmus** des vierzehnten Jahrhunderts; ferner, daß Schriftſyſteme, auf verſchiedenen Grundſätzen beruhend, wie die Hieroglyphen und die chineſiſchen Zeichen, demſelben vorausgehen mußten.

---

*) Es hat unſern Himmelskugelverfertigern in den neuern Zeiten beliebt, den Stier und den Widder mit den Köpfen gegen einander zu ſtellen. Bey den Alten wird dieſes Factum ganz im entgegengeſetzten Sinne vorgeſtellt, denn bey ihnen drehen ſich die beyden Geſtalten den Rücken zu. Da jedoch keiner ihrer Atlaſſe früher als 400 Jahre vor unſerer Zeitrechnung verfertigt worden iſt, ſo habe ich Gründe zu glauben, daß ehemals der Kopf des Widders da war, wo ſie ſeinen Schweif hingeſtellt haben.

Paris, 15. Juni 1819.

G. F. Volney,
Mitglied des Inſtitutes.

Humoriſtiſche Splitter.

(Frömmern Titels, zahmern Schlages, ſetzen ſich, in längern Pauſen, jene Aphorismen fort, an deren bloßer Aufſchrift ſchon ſo Mancher ſich geſtoßen hatte. Es ſoll ſich aber niemand mehr zu ſtoßen haben. Hier folgen Geiſtesſpiele, Einfälle aber keine Ausfälle, hinter denen man weder Tendenzen, noch ſogenannte Ueberſpanntheiten wittern ſoll. Dem Splitter ſoll und kann es niemand anſehn, ob er von einem ungezimmerten Balken, oder von einem eingezimmerten Parket herrührt. Jener und dieſer ſind nicht ein Compoſitum von Splittern, dieſe aber Abfälle von jenen. — — Der Humor kennt keine Regeln, und in Wirkſamkeiten, die einer beſtimmten feſten Form unterliegen, **hat der Verfaſſer keinen Humor.** Dann, vergeßt nicht den Splitter und Balken im Aug.)

13.

Wie ſich Leute von Lebhaftigkeit, Geiſt, Bildung und Gemüth ganze Abende zuſammen ſetzen können, um mehrere Stunden lang kein Wort zu reden, ich meine, um Karten zu ſpielen, das müßte unbegreiflich ſeyn, wenn eben dieſes Kartenſpielen für Perſonen, die den ganzen Tag nichts Beſtimmtes zu thun haben, nicht das Surrogat eines **Amtes** wäre.

14.

Viel Kennen und nicht Wiſſen, und doch Alles Können: das iſt franzöſiſch. Das iſt's auch in beſonderer Anwendung auf die Bibliographie. Den Franzoſen ſind alle Bücher, alle Singularitäten bekannt. Sie ſind die fruchtbarſten Bibliographen neuerer Zeit. Ihre Debures, Fourniers, Barbiers, Peignots, Brunets etc. haben unendlich Viel drucken laſſen. Aber können ſie ſich in Rückſicht der Tüchtigkeit meſſen mit unſern **Panzer, Denis, Fuhrmanns, Erſch** :c.?

Der nach Autopſie bahnbrechende Debure, ſo noch kein Monument, der beyſpielloſe Univerſaliſt Brunet, ſo noch kein Herzogthum hat, das ſind Säulen; die Uebrigen unzuverläſſige, flüchtige Materialienſammler: Kärrner für deutſche Architecten. Die Deutſchen ſind geborne Bibliographen. Möchte uns irgend Einer mit Supplirung der deutſchen Literatur, mit einem amplificirten Brunet beſchenken! Hinweiſungen gab neulich der gelehrte Bibliothekar Ebert, im zweyten Band des Hermes. Hierüber nächſtens im hieſigen literariſchen Anzeiger ein Weiteres zu leſen.

15

Die Biographie iſt ein übergedüngtes Brachfeld. Wir haben Ehrenſpiegel und Gallerien, heterogen berührende Lexica (ein Antoninus neben einem Antonius), Pantheons und Plutarche, unſere großen Männer und nicht kleinen Weiber zu verewigen. Aus der Wahl der Perſonnagen, die man im Ehrenſpiegel erſieht, ſo in den Gallerien aufgehängt, im Pantheon augenlos ſtehn, in den Lexicis und Plutarchen punctirt ſind: aus dieſer Wahl ergibt ſich der Begriff, den man mit dem Wort »Groß« (Größe verſchieden von Großheit —) zu verbinden nicht anſteht *). (Ein N.N. ſollte Einmal analyſiren, was hiſtoriſch groß ſey, was nicht!) Dieſe Biographieen haben ihren Nutzen fürs Große ſelbſt, nicht für's Kleine, aus dem das Große wird. Ich meine nicht für den Privaten, den Nichtedelmann, den jungen Grützkopf, den unbemerkten Wicht. Dieſe werden kein Stoff für jene Gallerien ꝛc. Der Hiſtoriker ſucht den Glanz auf, im Berühmten, im Schildern ſeinen eignen Ruhm, Aufſehn, Claſſicität, zu gründen. Nun komme aber Einmal ein Philanthrop, errichte den ſtillen Privat-Tugenden ein Muſeum, den geheimen, geräuſch- und anſpruchloſen Größen im bürgerlichen Leben, den Muſtern der Häuslichkeit, des Edelmuths mit Kreuzern, der Religioſität, des Gewerbfleißes, der Induſtrie ꝛc. Er wird anonym bleiben, und ſich doch verewigen. Auf blutigen Landſtraßen tummelt Alexander der Große ſich umher die Menſchheit verflucht ihn, die Geſchichte gibt ihm eine Aere. Sein Koch Kadmus ſchleicht ſich nach Böotien, die köſtliche Schreibkunſt

---

*) Mit den ſogenannten Biographies modernes. Zeitgenoſſen ꝛc. hat es eine ganz eigene Bewandtniß. — On doit des égards aux vivants (——); on ne doit aux morts, que la verité. (Voltaire.) Das Erſte ſollte nicht ſeyn (Hiſtorie!) Das zweyte iſt nicht; des Erſten wegen. Die Egards verderben Alles.

verpflanzend. Die Menſchheit verflucht ihn nicht, die Geſchichte kennt ihn nicht. Hätte Alexander dieſe That gethan, die nämliche Geſchichte würde denſelben Lärm geſchlagen haben, wie über die Kirſchenverpflanzung aus dem Pontus nach Italien, weil Lucull ſie bewerkſtelligte ꝛc.

16.

Man wird geboren um arm zu ſeyn, nicht um arm zu werden, um zu hungern, nicht um zu verhungern; man arbeitet um zu leben, aber man lebt nicht um zu arbeiten: Motto auf eine Geſchichte der menſchlichen Geſellſchaft. — Geſundheit und Nahrung: das ſind die einzigen Objecte, über die es der Mühe werth iſt, ſich den Kopf zu zerbrechen, in Leidenſchaft zu gerathen; das ſind die einzigen Realitäten. Alles Andere: Weiterbringerey, Liebſchafteley, Pecuniaria, ſind, ſtreng betrachtet, Luxusangelegenheiten; die Hauptbedingniſſe ſind: geſund ſeyn, und ſich ſatt eſſen.

17.

Das Verbeſſern iſt zuweilen noch nothwendiger, als das Erfinden ruhmvoll war; Jenes bleibt oft noch länger aus, als dieſes. Man wende auf die Typographie an. Jetzt, bey uns, nach vollen 300 Jahren, iſt ſie, nach dem Wortſinn, noch ein wahres Incunabelweſen. Fauſt, Guttenberg und die erſten Schwarzkünſtler haben mit dem Erfinden auch vollendet; im Verhältniß zu andern techniſchen Künſten, zur Chalcographie, iſt ſeitdem ſo gut als nichts geſchehn. Es iſt widerlich, bey dem Anblick eines Buchs zu erwägen, wie viel 1000 und 1000 einzelne Zeichen da Stückweiſe haben aneinander gereiht werden müſſen; es iſt rein Deutſch. — Es iſt noch widerlicher, zu erwägen, daß es nur ein Manipulations-Extrem gibt, die Stereotypage, es iſt wieder rein franzöſiſch. — Dazu noch die Unbehülflichkeit der Abdruckerey, die iſt die größte Sünde. Man druckt eine Million Bücher, ohne aus ihnen zu lernen, wie man ſie ſchneller, einfacher, beſſer drucken ſoll. Aber man druckt auch nur, um Geld zu verdienen, nicht den Ruf der Induſtrie, der nur das einträgt, was weniger werth iſt als Geld: Ehre. Die Typographie ſollte ſchon lange eine Kunſt ſeyn: ſie iſt noch Handwerkerey; was man Kunſt nennt, iſt doch noch keine, ſo lange ſie nicht aufgehört hat, Handwerk zu ſeyn.

18.

Der Geiſt des rationellen Handels iſt der Zeitwucher. Handel und Zeit haben die Bewegung zum Princip. Das Geheimniß beſteht darin, in wenig Zeit viel thun, non multa sed multum, nicht Fleiß, Blick, Tact, Gewandtheit entſcheiden. Der Fleiß iſt nur bey den mechaniſchen Executoren ſchätzbar; die Chefs, die rechten, ſollen nicht fleißig ſeyn, ſie reiben ſich auf. Ihre Sphäre iſt die der Ideen, des Impulſirens; das Ausführen geht ihre Leute an. Mit der Zeit muß man wirthſchaften, nicht mit dem Geld. Ohne jener geſchieht nichts, mit dieſem allein nicht immer Alles; es iſt nur der todte Dünger. Eine Speculation, die gewiſſe Hunderte einträgt, wirft man weg, einer andern Willen, die wahrſcheinliche Tauſende verſpricht. (Man kehrt es aber um, wenn die Zeitumſtände umgekehrt ſind.) Arbeiten, deren Zeitaufwand mit dem abzuwerfenden Nutzen in keinem Verhältniß ſtehn, taugen im Handel nichts.

19.

Kleine Geiſter, Schlauköpfe und Ueberkluge thun ſich durch »Halbheit« der Handlungen kund. (Bey einem combinatoriſchen Kopf iſt Halbheit keine Halbheit). Lieber einen rein dummen, als einen nicht eben unklugen Streich begehn. Lieber heirathen, als es bleiben laſſen, und doch verheirathet ſeyn. — Ja, oder Nein! Lauter Regeln und keine einzige Ausnahme, oder umgekehrt. Daher iſt den unentſchloßnen Seelen ein fataliſtiſcher Zwiſchenſtreich ein willkommner Ausſchlag; ſie athmen auf Einmal freyer,

weil ſie nun wiſſen,
was ſie thun müſſen.

20.

Man muß, um geſund zu ſeyn, es zuweilen nicht ſeyn. Bey gewiſſer Witterung z. B. werden nur geſunde Leute ungeſund; das Krankwerden iſt oft ein Zeichen des Geſundſeyns. Wer abgeſpannte Nerven hat, bekommt keinen Rauſch ꝛc. Aehnlich verhält ſich's im Reich der Ideen. Leute von Geiſt haben das Bedürfniß und Vorrecht manchmal Eſel zu ſeyn; ſie müſſen ſich, wie ſelbſt ein geiſtvoller Freund ſich ausdrückt, »zuweilen loslaſſen.« — Moraliſche Vapeurs! die müſſen fort.

21.

Geiſtesarbeit hemmt die Entwicklung des Klotzes. In des Geiſtes Reich gibt es keine Reſtauration, keine Beefſtecks und Eyerkuchen. Das Wiederaufleben der Wiſſenſchaften war das Wiederabnehmen phyſiſcher Kraft: Athleten mit der Feder, Schwächlinge mit dem Schwerd. Die geprieſene Cultur iſt theuer, die philanthropiſche Acceleration verdirbt

Alles. Jene Rüſtungen, Helme und Schwerder, ſollen mit Scham wir ſie betrachten, oder mit Stolz? — Die Cultur, mit ihrem Afterkind, dem Luxus, hat die Formen des ſociellen Lebens vervielfacht, den Beruf erſchwert, das Sinnen und Trachten aufgeſtachelt, die Concurrenz electriſirt, die Ideen auf die Folter geſpannt. Alles hat ſich vereinigt, den phyſiſchen Character der Generationen herunter zu bringen. Die letztern Decennien thun es am grellſten dar. Nun wird man anthropologiſch, und — turnt. Und das kommende Säculum daturum progeniem meliorem. (Hor.)

22.

Einem Bettler 10 fl. ſchenken, oder ihn entrüſtet wegſtoßen; in einer Geſellſchaft als ein Miſanthrop, als ein Tropf, oder als der liebenswürdigſte, geiſtreichſte Cavalier figuriren; der Tugend ein Cato, oder der Sünde ein Don Juan huldigen; ein gediegenes Carmen aus dem Ermel ſchütteln, oder nicht 10 Zeilen erträgliche Proſa ſchreiben, ein Held ſeyn, oder eine Memme: alle derley Antitheſen hängen lediglich davon ab, ob wir Erbſen mit Kaiſerfleiſch, oder Carfiol mit Butter gegeſſen, ob wir Neuling'ſches Porter, oder Lenkeyſchen Ruſter getrunken, ob wir's mit dem Quantum nicht verdorben, nicht etwa um 12 Priſen Tabak mehr geſchnupft haben. Man ſieht, daß es um die Conſequenz, um Grundſätze ein ſehr ſeichtes Ding iſt.

23.

Es iſt ein Fehler, ſich bey einer glücklichen Nation (d. i. bey einer von Clima und Boden begünſtigten, folglich materiellen) mit dem Buchhandel abzugeben. Ein Buch iſt da in guter Zeit immer das Letzte, das ſich die Leute anſchaffen, und in nicht guter das Erſte, das ſie ſich verſagen; man bricht ſich da allzeit vorher die Lectüre, und dann erſt eine Speiſe ab. Haben die Leute einmal aufgehört das »Büchern« zu cultiviren, ſo iſt's auf immer vorbey; ſie gewöhnen ſich in dieſem Anbetracht nichts leichter an, als das Abgewöhnen.

24.

Wenn, dem Sprichwort nach, derjenige ein Schelm iſt, der mehr thut, als er kann, ſo iſt der, welcher weniger thut, als er kann, ein doppelter Schelm, oder — keiner.

Franz Gräffer.

Der Perſiſche Hof.

Feth-Ali-Schah, der jetzt in Perſien am Steuerruder des Staats ſitzt, ſteht alle Tage ſehr früh auf. Sogleich nach dem Frühſtücke ſtatten die Miniſter und die Staatsſecretäre ihm ihre Berichte ab, und empfangen ſeine Befehle. Auf dieſe Privat-Audienz folgt das öffentliche Lever, das ungefähr anderthalb Stunden dauert. Zu dieſem haben die Prinzen, die Miniſter und die obern Hofämter Zutritt. Hierauf verhandelt man öffentliche Angelegenheiten; es werden Belohnungen zuerkannt, Strafen ausgetheilt, und der Monarch äußert laut diejenigen Meinungen, welche er bekannt gemacht zu ſehen wünſcht.

Wenn der Schah das Lever verläßt, ſo begibt er ſich in das Staatsraths-Zimmer, und bringt darin mit ſeinen Günſtlingen und Miniſtern 1 bis 2 Stunden zu. Nachdem er den Morgen auf dieſe Art hingebracht hat, verfügt er ſich in ſeinen Harem (Aufenthaltsort der Frauenzimmer), aber an dieſem Vergnügungsort vergißt er nicht, ſich vor Sonnenuntergang noch einmal bey einer öffentlichen Audienz einzufinden. Hierauf macht er einen Spazierritt. Seine Mahlzeit wird des Abends zwiſchen 8 und 9 Uhr aufgetragen, wobey man folgende Ceremonien und Vorſichtsmaßregeln beobachtet: Jedes Gericht wird in Porzellan aufgetragen, mit einem ſilbernen Deckel darüber. Dieſe Gerichte thut man in einen großen Kaſten, der mit dem Pettſchafte des Haushofmeiſters verſiegelt wird. Alles dieſes wird mit einem prächtigen Shawl bedeckt, und dem Monarchen vorgeſetzt, in deſſen Gegenwart das Siegel erbrochen wird, und die Gerichte werden von ihm ausgepackt, Der vornehmſte Arzt muß jedes Gericht koſten. Der Monarch verzehrt ſeine Mahlzeit auf einem Teppiche ſitzend; andere Teppiche, die reich geſtickt und zuſammen gelegt ſind, dienen zum Tiſch.

Nach Tiſche beſucht der Schah ſeinen Harem wieder, deſſen ſchöne Bewohnerinnen mit einander wetteifern, ihm die Zeit durch Geſang und Tanz zu vertreiben. Bey dem erſten Beſuche, den der Capitän Malcolm am perſiſchen Hofe machte, ſagte der Schah zu ihm mit einem Lächeln: »wir wollen nicht mehr von ernſthaften Dingen mit einander ſprechen, ſondern ich erſuche Sie, meine Neugierde in einem Puncte zu befriedigen, von dem ich ſprechen gehört habe, den ich aber nicht glauben kann. Iſt es wahr, daß der König von

England bloß Eine Gemahlinn hat?« Auf die bejahende Antwort erklärte der Monarch: er möchte nicht über ein Reich regieren, wo ſolche Sitten eingeführt wären. Sein Harem enthält 300 Frauenzimmer, und ihre Wache von Verſchnittenen wird eben ſo ſorgfältig erneuert, wie ein Gärtner ſeine Beete mit friſchen Blumen bepflanzt.

Die Vorſtellung eines Geſandten iſt eine von den feyerlichſten Gelegenheiten, bey denen der Shah allen Pomp und alle Pracht ſeines Hofes ſehen läßt. Sobald der fremde Geſandte anlangt, wird er in ein kleines Zimmer geführt, wo die hohen Staatsbeamten ihm ihre Aufwartung machen. Nachdem er hier einige Minuten ausgeruhet hat, benachrichtigt man ihn, daß der Shah auf ſeinem Throne ſitze, und dann begibt ſich der Zug nach dem Audienz-Saale. Dieſes prächtige Zimmer, das ſich ungefähr 8 Fuß von dem Boden erhebt, liegt mitten in einem prächtigen Garten, und iſt von langen Gängen umgeben, die mit Bäumen bepflanzt, und mit ſchönen Springbrunnen geziert ſind. In dieſen Gängen ſtehen, nach ihrem Range, von dem Thorwege an bis zum Throne, die Prinzen, die Miniſter, der Adel, die Hofleute, und die verſchiedenen Corps der Leibwache; allein der prächtige Anblick, welchen eine Menge ſolcher reichgekleideter Perſonen dem erſtaunten Zuſchauer gewährt, wird plötzlich durch die Betrachtung des Monarchen ausgetilgt, deſſen Thron und glänzender Anzug das Auge durch eine Menge der koſtbarſten Edelſteine blenden.

Wenn die Sonnenhitze den Aufenthalt in der Hauptſtadt gefährlich und ungeſund macht, ſo verläßt der Shah und ſein Harem die Stadt, um ein Lager in der Gegend von Sultanie, der alten Hauptſtadt Perſiens, ehe Iſpahan und dann Teheran die Hauptſtädte wurden, zu beziehen. Hier iſt ſeine Beſchäftigung und ſeine Lebensweiſe die nämliche, wie in ſeinem Pallaſte. Er macht es ſich zur Pflicht, ſich alle Tage von 6 bis 7 Uhr Morgens allen ſeinen Unterthanen ſehen zu laſſen. Eine große Menge Volks von allen Ständen bekommt ihn zu Geſichte, und darf ihm Bittſchriften überreichen. Die tragbaren Zelte und Pavillons ſind von der größten Pracht. Ein Zeugvorhang verbirgt ſowohl die äußern als innern Gemächer vor den Blicken der Neugierigen.

Die Etikette iſt dieſelbe, wie zu Teheran. Alles, ſelbſt Jedermanns Blicke, ſind der größten Regelmäßigkeit unterworfen. Wenn ſich der Shah öffentlich ſehen läßt, ſo ſieht man ſeinen Sohn, die

Miniſter, die Hofleute und mehr als 2000 Pagen, alle prächtig gekleidet, mit auf der Bruſt über einander geſchlagenen Armen, nach ihrem Range ſtehen. Jedes Auge iſt auf den Monarchen gerichtet, und ein Blick von ihm iſt ein Befehl. Wenn er Jemand anredet, ſo erhebt dieſe Perſon ihre Stimme, um zu antworten, und beym Sprechen bemerkt man nichts weiter, als die Bewegung der Lippen; man macht durchaus keine Geſticulationen.

Der perſiſche Monarch beträgt ſich äußerſt artig; er übertrifft hierin ſelbſt die franzöſiſchen Könige und den Kaiſer von China. Man weiß, daß er ſich bey dem franzöſiſchen General Gardanne ſehr ernſtlich entſchuldigen ließ, daß es am Tage ſeines Einzugs in Teheran geregnet habe.

Der Hofnarr, eine Perſon, die man nicht weiter in Europa duldet, gibt ſeinem Monarchen oft ſehr nützliche Lehren und heilſame Rathſchläge. Eine andere wichtige Perſon iſt der Mährchen-Erzähler. Dieſe Stelle verlangt eine ſehr gute Ausſprache, ein glückliches Gedächtniß, und eine ſehr fruchtbare Einbildungskraft. Für dieſe Art von Zeitvertreib ſind die Perſer leidenſchaftlich eingenommen, und ſie haben es ſehr weit im Erzählen gebracht. Die Mährchenerzähler ſind ihre Schauſpieler, und die Caffeehäuſer ihre Theater. —K.

Novelliſtik.

Wenn man den ſchwunghaften Fortgang, den ſeit einigen Decennien die Literatur des ſüdlichen Deutſchlands genommen hat, in Erwägung zieht, ſo muß der Mangel einer eigentlichen Literatur-Zeitung für das größere Publicum, wohl eben ſo fühlbar als befremdend ſeyn. — Eine ſolche Zeitung iſt bey den geſtiegenen Anforderungen, und bey dem Standpunct der Critik, den die Freunde der Literatur gewonnen haben, ein wahres Bedürfniß. In Rückſicht der Form müßte ſie der Wiener- allgemeinen Literatur-Zeitung ähnlich ſeyn; jede Woche, oder alle 14 Tage ein Heft, wenn nicht in einzelnen Nummern rc. rc. Da wir bereits bey einer andern Gelegenheit auf eine ſolche Unternehmung hingewieſen haben, und wir uns vor jedem Anſchein eines anmaßenden Projectirens verwahrt wiſſen wollen, ſo möge es genug ſeyn, wenn wir eines ähnlichen critiſchen Blattes erwähnen, das mit dem 1. des nächſten Monathes in der Fleiſchmann'ſchen Buchhandlung in München erſcheinen wird. Der Titel iſt: Oberdeutſche gelehrte Anzeigen. Wöchentlich werden 2 Bogen in gr. 4. ausgegeben. Dem Plane nach, welcher uns mitgetheilt worden, läßt ſich das Beſte erwarten. Das Neueſte in jedem Fache und in jeder Sprache ſoll ſchnell und — unpartheyiſch beurtheilt werden. Daß die Recenſionen nicht ganz erſchöpfend ſeyn können, mag ſich von ſelbſt verſtehn. »Die Redaction verwirft (nach ihren eigenen Worten) alle anonyme Eingaben; eben ſo erhält gallſüchtiger Tadel keinen Platz in dieſem Blatte, welches bloß dem Wiſſen frommen ſoll.«

Es iſt aus den Zeitungen bekannt, daß auch bey dem Generalſtabe der Garde in St. Petersburg eine Muſterſchule nach Lancaſter'ſcher Lehrart errichtet worden iſt. Nachdem Se. Maj. der Kaiſer von Rußland ſie am 29. Juli mit Ihrem Beſuche beehrt, ſich mit dem lebhafteſten Intereſſe und im größten Detail nach Allem erkundigt hatten, iſt dieſe Schule, um deren Errichtung und Leitung ſich der Hr. Hofrath von Gretſch (Herausgeber der Wochenſchrift »Sohn des Vaterlandes«) beſonders verdient gemacht hat, aufgehoben worden, und die 280 Mann aus allen Regimentern der Garde, (worunter ſich Perſonen von 40 Jahren befinden), ſind nun zu denſelben zurückgekehrt, um bey jedem Regimente als Lehrmeiſter ſolcher Schulen angeſtellt zu werden, woran alle Soldaten Theil nehmen ſollen.

Madame Manſon hatte ſich zu ſpät entſchloſſen, die Theilnahme der Pariſer zu ihrem Vortheil zu benutzen. — Sie langte vor ungefähr zwey Monathen in Paris an, ließ hier ſogleich neue Selbſtbekenntniſſe drucken, und begann nun die ſonderbare Speculation, daß ſie dieſelben, in einem kleinen, ſchön gezierten Gemache, eigenhändig gegen Erlag von 10 Franken austheilte. Da das dünne Bändchen höchſtens 2 1/2 Franken werth iſt, ſo kann man das Anſchauen ihrer Perſönlichkeit auf 7 1/2 Fr. rechnen. Dieß fand man nun zu theuer, und es erſchienen der Käufer nur wenige, worauf ſie, um dieſe Bekenntniſſe nicht ſelbſt behalten zu müſſen, ſich genöthiget ſah, einen Theil derſelben durch einen Buchhändler das Exemplar zu 2 1/2 Fr. verabfolgen zu laſſen. Die ſonderbare Frau ſoll, auf Anerbiethen eines Capitaliſten, ein **Kaffeehaus** halten wollen.

Es iſt erſchienen: Wiener Piano-Forte-Schule von Friedrich Starke. (Erſte Abtheilung.) Wien, auf Koſten des Verf. Zu haben bey H. L. Becmann, Cappi und Diabelli, Träg u. a. m. — Der Verf. hatte, ſeiner ausdrücklichen Verſicherung gemäß, nicht die Abſicht, durch gegenwärtiges Werk den vielen bereits vorhandenen, mitunter claſſiſchen Clavier-Schulen in den Weg treten zu wollen, deren einige vielmehr benützt zu haben, er nicht verhehlet; ſein beſcheidener Wunſch ging bloß dahin, den Anfängern, beſonders Kindern, das Lernen des Clavierſpiels, wo möglich, mehr zu erleichtern, als bisher geſchehen iſt. Dieſes Ziel dürfte Hr. Starke auch vollkommen erreicht haben; und wenn manche andere Anweiſung die ſeinige an zierlich beredter Auseinanderſetzung gelehrter Theorien übertrifft, ſo ſucht dieſe durch eine höchſt einfache, aber auch höchſt faßliche Mittheilung des unumgänglich Nöthigen den Schüler auf kürzeſtem Wege vorwärts zu bringen. Ohne die Vorübungen zu vervielfältigen, welche meiſtens trockene, melodieloſe Sätze enthalten, die weder dem Ohre des Lehrlings ſchmeicheln, noch durch einen beſtimmten Character ſeine Theilnahme anregen, und deren Ueberzahl ihn daher ermüdet, wenn nicht gar der Luſt zum Vorſchreiten beraubt; hat der Verf. alle Arten der gewöhnlichſten Figuren und Tongänge in einen

Kreis von 24 Variationen geſammelt, welche, ohne auf äſthetiſchen Werth oder auf den neueſten Geſchmack Anſpruch machen zu wollen, ihren Zweck erfüllen, indem ſie, die Schwierigkeiten allmählich ſteigernd, die Fertigkeit des Schülers unvermerkt erhöhen, dabey aber, ſo wie auch die ihnen nachfolgenden Uebungen, zunächſt für das Spannungsvermögen kleiner Hände berechnet ſind. Wenn die characteriſirende Ueberſchrift einiger dieſer Muſikſtücke auf den erſten Augenblick überflüſſig ſcheinen konnte, wird man bey näherer Prüfung finden, daß, ſo wie Hr. Starke bey jener Beſchränkung der Accorde und Figuren die phyſiſchen Kräfte der Kinder im Auge hatte, dieſe anſcheinende Ueberflüſſigkeit auf die Beobachtung ihrer intellectuellen Fähigkeiten gegründet iſt, indem es die Lernluſt eines Kindes aneifert, den »Hanns ohne Sorgen,« oder das winzige Stück »für die Leutchen in Lilliput« recht bald ſpielen, auch, wenn ſie es dahin gebracht haben, und das Erlernte vor Fremden bewähren ſollen, die Namen ihrer ſchon innehabenden Muſikſtückchen zur Auswahl herſagen zu können. Gleiches Streben, vorzüglich Kindern nützlich zu werden, zeigt ſich auch in manchen an die Hand gegebenen Vortheilen, durch welche man ihnen dieſe oder jene Regel leichter beybringen, dieſen oder jenen Begriff anſchaulicher machen kann; und Niemand, der dieſe Clavierſchule vorurtheilfrey durchblättert, wird ihr das Verdienſt abſprechen, aus Erfahrung geſchöpft, und auf practiſchen Nutzen berechnet zu ſeyn. — Sie iſt in 10 Abſchnitte getheilt, welche die verſchiedenen Elemente des Pianoforte-Spiels enthalten. Bey dem neunten, worin von dem Gebrauch der Züge (Mutationen) gehandelt wird, möchte dem Hrn. Verf., der alle jetzt gewöhnlichen ſechs Züge in Schutz nimmt, und jedem ſeine Anwendung zuweiſt, der Einwurf gemacht werden können, daß, wie ſchon Mozart erklärte, derjenige den Namen eines Pianoforte-Spielers nicht verdiene, der Licht und Schatten, mit all ihren Abſtufungen, nicht ohne die Mutationen des Forte und Piano heraus zu bringen vermöge. Jener große Mann ſelbſt bediente ſich ihrer beynahe niemals; alle übrigen Züge aber that er ohne weiters, als läppiſches Spielwerk, in den Bann. Welch ein Mißbrauch von der gehobenen Dämpfung in unſern Tagen gemacht wird, und wie oft ſie bloß dazu dienen muß, ein unreines Spiel zu maskiren, weiß Jeder, dem die Pein öfters zu Theil wird, ſchwere Compoſitionen von mittelmäßigen Spielern hören zu müſſen. Nach dieſen zehn Abſchnitten findet ſich ein Verzeichniß der üblichen Kunſtwörter, eine Anweiſung, das Pianoforte rein zu ſtimmen, und Modulations-Regeln mit einigen Beyſpielen. Den folgenden und größten Raum dieſes Lehrbuchs nehmen die ſchon erwähnten 24 ſyſtematiſchen Variationen, und 46 theils größere, theils kleinere Uebungsſtücke ein. Am Schluſſe iſt eine kurzgefaßte Singmethode angehängt. Die Auflage iſt ſauber und correct; der ſehr mäßige Preis 3 Gulden Conventions-Münze. *—

Das ſeit längerer Zeit erwartete Werk der Gräfinn Genlis: Zuma ou la decouverte du Quinquina, suivi de la belle Paula, de Zéneide etc. (Die Entdeckung der China und ſo weiter) behandelt folgenden Stoff: Gegen die Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts hatte der Haß der Indianer gegen die Spanier noch ſeine ganze Stärke. Ungeachtet der ſtrengſten Sclaverey hatten ſie in Peru noch eine Art innerer Regierung erhalten; ſie ernannten ein Oberhaupt, deſſen geheimnißvolles Walten ſie zu gewiſſen Zeiten in der nächtlichen Finſterniß verſammelte, um ihren Schwur zu erneuern; zuweilen auch um ihnen Schlachtopfer unter ihren Feinden auszuzeichnen. Damals war Kimno ihr Oberhaupt, Vater des Mirvan, der vor Kurzem Zuma, die ſchönſte Indianerinn in der Gegend von Lima, geheirathet hatte. Der Vicekönig von Peru war ſo eben erneuert worden, und die Indianer, gewiß, daß er eben ſo barbariſch ſeyn müſſe wie ſeine Vorgänger, hielten eine nächtliche Verſammlung auf dem Hügel des Baums der Geſundheit — ſo nannten ſie den Baum, deſſen Rinde uns die China ſchenkt. Sie ſchwuren, nie den Europäern die Kraft dieſes heiligen Baumes, ihres einzig übrigen Gutes, zu entdecken; ſie beſchloſſen den Tod gegen Jeden, der dawider handelte, ihm, ſeinem Weibe, ſeinen Kindern, unter den fürchterlichſten Schwüren. — Der neue Vicekönig, Graf v. Chinchon, verſäumte indeß nichts, um ſich beliebt zu machen, aber ſeine Güte machte bey den Indianern keinen Eindruck. Sie hielten ſie für Falſchheit oder für einen ſanften Anfang, wie ſie ihn ſchon unter mehreren Vicekönigen gehabt hatten, dem aber ſtets Ungerechtigkeit und Raubgier gefolgt war. Doch zur Verſtellung gezwungen, zeigten ſie ſich unterworfen und ehrerbiethig. Ein Haufen junger Indianerinnen fand ſich zum Empfang der Viceköniginn mit Blumenkörben und Kränzen an den Thoren von Lima ein. Zuma war an ihrer Spitze, und die Gräfinn ward von ihrer Schönheit und Holdſeligkeit ſo eingenommen, daß ſie dieſelbe nach einigen Tagen aufforderte, unter den zum Dienſt der Viceköniginn in dem Pallaſt beſtellten Indianerinnen zu erſcheinen. Bald gewann ſie die Gräfinn ſo lieb, daß ſie ihr den Dienſt in ihrem Schlafzimmer und um ihre Perſon übertrug, und was ihr auch die mit ihr von Europa herübergekommenen Frauen einwenden mochten, ihre Freundſchaft für ſie nahm täglich an Lebhaftigkeit zu. — In dieſer Zeit nahm der Gräfinn Geſundheit täglich ab, und ein Wechſelfieber führte ſie bald an die Schwelle des Grabes. Die Frauen des Pallaſtes, welche Zuma ſtets mit eiferſüchtigen Blicken betrachtet hatten, beſchuldigten ſie, ihre Herrinn vergiftet zu haben, und weil man die junge Indianerinn einſtmals überraſchte, in das Getränk der Gräfinn ein Pulver zu miſchen, gewann der Verdacht noch mehr Grund. Dieſes Pulver war die Fieberrinde, von welcher Zuma die Heilung der Gräfinn erwartete. Sie ward verhaftet, vor Gericht geführt, und konnte nicht läugnen, daß ſie ein Pulver in das Gefäß geworfen; von der andern Seite war ſie durch einen Eid gebunden, das Daſeyn dieſes Pulvers den Europäern zu verbergen. Sie wagte ihr Leben, das ihres Gatten, ihres Kindes. Sie ward, ſo wie Mirvan, ihr Mitſchuldiger, zum Flammentode verurtheilt. Schon war der Scheiterhaufen aufgeſchichtet, ſchon waren die Unglücklichen an den Todespfahl gebunden, als die Gräfinn, feſt auf Zuma's Liebe vertrauend, auf einem Seſſel getragen, auf dem Richtplatze erſchien, um von ihrem Gemahl das Leben der Verurtheilten zu erbitten. Von den Indianern, welche den Scheiterhaufen umgaben, ertönt ſogleich: »es lebe die Viceköniginn!« Kimno tritt aus dem Volkshaufen, und ruft: »Ja, ſie ſoll leben!« und eilt hinweg, ſogleich die Indianer zu verſammeln, die er zur Rücknahme des Eides bewegt, welcher den Europäern die Heilkraft des Baums der Geſundheit verbarg. Nun unterrichtet er den Vicekönig, wie das Pulver, welches Zuma ſeiner Gemahlinn beybrachte, weit entfernt ein Gift zu ſeyn, ihre Geſundheit wieder herſtellen werde. Er und mehrere ſeiner Gefährten geneſſen dergleichen vor ſeinen Augen. Die unſchuldig Verurtheilten wurden von den Spaniern und Indianern mit Dank und Bewunderung überhäuft; der Vicekönig nahm Zuma und Mirvan bey der Hand, trat auf den Balcon ſeines Pallaſtes, und ſprach zu dem verſammelten Volke: »Seht die freywilligen Opfer der Dankbarkeit, des Naturgefühls und der Heiligkeit des Schwurs. Indianer, ihre erhabene Tugenden und die der Vicekönigin haben euch euren, ehemals ſo rechtmäßigen, nun aber ungerechten Haß abzuſchwören bewogen. Ihr konntet euch nur durch einen allgemeinen Willen des grauſamen Gelübdes entbinden, welches die Rache ausſprach. Ihr habt es gethan! Aus heimlichen Feinden wurdet ihr die Wohlthäter der alten Welt.« Zuma ward endlich auf des Vicekönigs Veranſtaltung mit Lorbeer gekrönt, im Triumphe umhergetragen, wobey ihr Name als Wohlthäterinn der Gräfinn erſcholl. — Die übrigen Erzählungen haben weniger Theilnahme erregt. Das Verdienſt von der Schreibart der Frau v. G. beſteht in der Ausmahlung, in welcher ſie, fordert man nicht Innigkeit und allgemeine Wahrheit von ihr, wirklich Meiſterinn iſt.

In der ruſſiſchen Zeitſchrift: Der europäiſche Bothe, findet man einen Befehl Napoleons, datirt aus Moskau, den 7. Sept. 1812, und unterſchrieben vom Brigade-General Kraſinsky, abgedruckt, worin den Fiſchern der Moskau der Auftrag gegeben wird: den Fiſch Sterlet genannt, der in der daſigen Gegend heimiſch (!!) ſey, für die kaiſerliche Tafel zu fangen. Man ſieht daraus, daß die Herren eben keine großen Naturhiſtoriker waren! — Der (durch ſeine Verbannung bekannte) wirkliche Staatsrath Magnitzky, Curator der Univerſität von Kaſan, ſteht, wie man ſchreibt, im Begriff, ein wichtiges Werk: Ueber die Aufklärung im 19. Jahrhunderte, heraus zu geben.

Der ſteigende Beyfall, den das Converſationsblatt bey billigen Leſern, der entſchiedene Eingang, welchen es bey dem Publicum gefunden hat, und die vortheilhafte Erwähnung unpartheyiſcher in- und ausländiſcher Zeitſchriften überheben uns einer wiederholenden Anempfehlung. Statt einer ſolchen drücken wir lieber den zahlreichen Freunden dieſes Unternehmens unſern lebhaften Dank für ihre Theilnahme und ihr Wohlwollen mit der Verſicherung aus, daß wir unermüdet fortfahren werden, das Intereſſe und den Gehalt dieſes bereits feſt begründeten Inſtitutes zu erhöhen. — Bey dem bevorſtehenden Schluß des 3. Quartals laden wir die Liebhaber ein, auf das 4te mit 7 fl. W. W. zu pränumeriren. Von dem 1. bis 3. ſind noch Exemplare zu 21 fl., einzeln zu [illegible] fl. W. W. vorräthig. Die halbjährige Pränumeration iſt 14 fl. W. W. hier bey dem Verleger J. B. Wallishauſſer (Neuburgergaſſe Nr. 1177). Entferntere Liebhaber wollen ſich an die k. k. Oberſte Hofpoſtamts-Hauptzeitungsexpedition, oder an die ihnen naher liegenden Ober- auch Abſatz-Poſtämter und Stationen wenden, welche ſämmtlich gegen halbjährige Vorauszahlung von 17 fl. W. W. die Verſendung wöchentlich zweymal vornehmen. Es erſcheinet, wie ſeither, die Woche anderthalb Bogen auf feinem Poſtdruckvelin-Papier in gr. Median-Octav; Dinſtag ein ganzer, Freytag ein halber Bogen. — Zweckdienliche Beyträge, (die wir in jedem Anbetracht honoriren), bitten wir unter der Addreſſe: An die Redaction des Converſationsblatts, an die Verlagshandlung zu befördern.

Wien, im September 1819. Die Redaction und der Verlag.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationsblatt.

25.

Freytag, den 24. September 1819.

Zur Geſchichte des Kuſſes und Küſſens.

Von Georg v. Gaal.

Küſſe geben, Küſſe rauben,
Iſt der Welt Beſchäftigung. (Hölty.)

Wenn es außer Zweifel iſt, daß die Menſchen das Küſſen von den Tauben gelernt haben, ſo iſt die Erfindung desſelben auch allerdings älter als die liebe Menſchheit ſelbſt; denn die Geſchichte der Schöpfung zeigt uns gar deutlich, daß die Vögel, mithin auch die Tauben früher als unſer erſter Stammvater ſeyen erſchaffen worden. In dieſer Rückſicht gebührt dem Kuſſe, ſeiner uralten Herkunft wegen, nicht weniger Reſpect, als dem Eſſen und dem Trinken. Einige, zumal diejenigen, deren Mägen gegen Alles, was nicht nach Fleiſch und Bret riecht, immer neutral geſinnt ſind, räumen freylich den Tauben, da dieſelben ſich ſieden, braten und eſſen laſſen, dieſe Ehre ein; aber dagegen gibt es auch feine Seelen, die dieſer ſinnlichen Anſicht durch die viel entſcheidende Behauptung die Wage halten, daß ſie Kraft eigener lebendiger Erfahrung verſichern, ſchon gar oft über dem Küſſen auf alles Eſſen und Trinken vergeſſen zu haben. —

Wenn ſolches ja ohne Nachtheil Leibes und der Seele geſchehen kann, ſo iſt das Küſſen auch ſchon in öconomiſcher Hinſicht ein Gegenſtand von großer Wichtigkeit, da es die Vortheile, die eine wohlbeſtellte Küche irgend gewähren kann, um ein Bedeutendes überwiegt. Darum darf es uns keineswegs befremden, daß das Küſſen von jeher ſo eifrig cultivirt, und wie wir weiter unterſuchen werden, ſogar in allerley Arten eingetheilt wird, deren jede ihrer eigenen Beſtimmung und Abſicht zu entſprechen hat.

Ungeachtet deſſen wollte Rogeric behaupten, die Kunſt des Küſſens ſey noch nicht zur Genüge bekannt, denn er ſagt: Viele Leute verſtehen nicht zu küſſen *). Um aber zu zeigen, daß er es verſtand, fügte er ſeiner Behauptung, gar wohlmeinend, die kurze Theorie hinzu: Lege die eine Hand auf das Kinn, die andere aber ans Hinterhaupt des Weibes, und drücke ihr einen zierlichen Schmatz auf die Lippen.

Dieſe Manipulation ſcheint uns weder ſchwer, noch ungeſchickt zu ſeyn; ob ſie aber bey einem Frauenzimmer, deſſen Kinn eben ſo, wie Wange und Schläfe, durch eine Laſur von Bleyweiß oder Karmin vor den fatalen Einwirkungen der Luft geſchützt, und deſſen Nacken mit einer ſtehenden Halskrauſe, bis an den Scheitel hinauf, verplankt iſt, ſich ohne ſichtbaren Nachtheil anwenden laſſe? darüber ſind die gelehrten Facultäten noch nicht ganz einig. Inzwiſchen möchten wir in Fällen dieſer Art, wo man ſich gegen das uralte römiſche Strafgeſetz de albo corrupto wider Willen verſündigen könnte, den unmaßgeblichen Vorſchlag thun, beym Küſſen durchaus die Manier zu wählen, welcher ſich, unſers Erachtens, die keuſche Göttinn Diana bey ihrem nächtlichen tête à tête mit dem ſchönen Jäger Endymion mag bedient haben. Da aus der öffentlichen Geſchichte dieſer heimlichen Liebſchaft deutlich erhellt, daß der reizende Jüngling während der ganzen, vielleicht eben nicht ſehr kurzen, Scene wacker geſchlafen habe, welches denn doch, wenn Diana ſammt ihrem großen Nachtgeſtirne über ihn herabgeſtiegen wäre, nicht hätte geſchehen können, wie denn auch gewiß kein Poſtknecht in der Welt im Schlafe bleiben könnte, wenn ihm die ganze helle Mondſcheibe hart vor die Naſe

---

*) De Dote, c. 19, n. 18.

träte, — ſo vermuthen wir ſehr ſtark, Diana habe dem ſchönen Schläfer ihre Küſſe bloß dadurch auf die Lippen gebracht, daß ſie ihren göttlichen Hals vom Himmel bis auf die Erde herab verlängerte. — Einer Göttinn mag ſo etwas kaum mehr Anſtrengung gekoſtet haben, als heut zu Tage die Kunſt fordert, ein niedliches Füßchen im Theater unter zwey Bänken des Parterres hervor zu ſtrecken, und deſſen Grazie den Blicken eines auf der dritten ſitzenden Vordermanns zu produzieren.

Wir laſſen indeſſen dieſe beyden Theorien unangefochten, behalten aber dennoch, in ſo lange uns nicht, Kraft eines allgemeinen Circularmandats, oder auch nur eines häuslichen Pantoffelgeſetzes, eigene Obſervanzen vorgeſchrieben werden, die unſrige bey, und üben ſie im Stillen fleißig, wann und wo wir — dürfen; wohl aber keineswegs aus Reſpect vor dem ehrwürdigen Alter der Kunſt des Küſſens, wie wir überhaupt alles Küſſen aus Ehrfurcht zu den Dienſten rechnen, die wir oft gern durch etwas Natürlicheres reluiren möchten; noch aus Dankbarkeit gegen unſere geflügelten Lehrmeiſterinnen, da wir ſehr geneigt ſind, uns zuzutrauen, daß wir das Küſſen, wenn es auch weder Tauben, noch unſre werthen Altvordern gelehrt hätten, früh oder ſpät doch ſelbſt, und zwar um ſo leichter würden erfunden haben, als es bey dieſer Kunſt auf ſehr wenige, und meiſtens höchſt einfache Vorrichtungen ankömmt; — ſondern bloß, weil das Küſſen uns gar ſo lieblich, ja lieblicher noch als Champagner und Trüffelpaſteten mundet; denn:

Wer die Süße
Treuer Küſſe
Nicht gekoſtet hat,
Irret wie verloren
Auf dem Lebenspfad;
Iſt noch ungeboren.

Wer die Süße
Treuer Küſſe
Schon gekoſtet hat,
Glänzt vom Himmelsſcheine;
Wo ſein Fuß ſich naht,
Blühen Roſenhaine. (Hölty.)

Was nun die Eintheilung der Küſſe betrifft, ſo lieſt man bey den ältern Philologen folgende drey Hauptgattungen: Den Kuß als Zeichen der Freundſchaft; den Liebeskuß; und den

Kuß zur bloßen Unterhaltung oder zum Zeitvertreibe.

Die erſten zwey Arten mögen immerhin auf ſich beruhen; die dritte aber ſcheint uns noch bey Weitem ſonderbarer, als die Gewohnheit jener Auſtralier, die, ſtatt ſich zu küſſen, einander mit der Naſenſpitze berühren. Kartenhäuſer für Grillen bauen, Maykäfern Kleider anziehen, und Fliegen das Gewehr präſentiren lehren, ſind gewiß Arten von Unterhaltung, welchen man den Namen der unſchuldigen nicht leicht abſprechen wird; aber aus bloßer Unterhaltung, und zwar weder aus Liebe, noch aus Freundſchaft, ſondern eben ſo, wie man zuweilen, nur um die Zeit zu tödten, Karten ſpielt, einzig und allein nur zum Zeitvertreibe zu küſſen (!) das treibe wer da will. Wir können uns nicht genug wundern, wie die weiſen Häupter, die dieſe Art Kurzweil für ganz natürlich angenommen, die gefährliche Seite dieſes Hazardſpiels überſehen konnten. Es fordert wahrlich eine übermenſchliche Ruhe und Feſtigkeit des Kopfes und Herzens, um bey dieſer Art Unterhaltung, zumal wenn ſie vielleicht gar ſo lange, wie eine Parthie Schach währen ſoll, mit geſunden Sinnen zu beſtehen. Was unſre Wenigkeit betrifft, ſo würden wir wohl ſchon bey dem zweyten Miſchen dieſer niedlichen Converſationskarten Herz und Kopf verſpielt haben. Ein offenbarer Beweis, wie ſehr die vorigen Generationen die unſrige an Kraft und Beharrlichkeit übertroffen haben, da ſie Gefahren, deren bloße Annäherung, wie der Anblick der Aegybe, uns ſtracks in ein Petrefact verwandeln würde, ſich zu bloßer Kurzweil und Tändeley erſehen haben. —

Indeſſen ſchämen wir uns dieſer unſrer ſymperielectriſchen Empfänglichkeit deſto weniger, da Joannes Secundus auf jeder Seite, ja mit jeder Zeile ſeines küſſevollen Buches, und ſelbſt der melancholiſche, beynahe lebensſatte Seume der hohen Weihe des Kuſſes, und ſomit auch uns das Wort redet, indem er von einem gewiſſen Kuſſe ſingt:

> Aus allen ſeinen Paradieſen
> Durch ſeine ganze Ewigkeit,
> In einer einzigen Minute Seligkeit
> Der Freuden ganzen Schatz zu gießen,
> Hat Gott für Seelen, die es kennen,
> Die glühn, und nicht verbrennen,
> Das Meiſterſtück der Güte durchgedacht,
> Und einen ſolchen Kuß gemacht.

So war vielleicht nach Adams Traum,
Den er, auf einer Blumenmatte,
Vom erſten Mädchen ſich geträumet hatte,
Der Kuß an dem Erkenntnißbaum.
So iſt vielleicht einſt unſer Kuß,
Wenn Genius und Genius
Einander in die Arme ſinken,
Und von der Erde Laſt befreyt,
Zu dem Genuß der Ewigkeit
Entzückung aus der Strahlenquelle trinken.

Freylich ſcheint hier in allem Ernſte der Kuß der Liebe gemeint zu ſeyn. Aber wir glauben, man könne das, was man einmal aus Liebe thut, nicht auch ein andermal zum Zeitvertreibe thun, und zwar ſo wenig, als man ohne Gefahr über Macht Eſſen oder Trinken kann.

Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß man unter dem Küſſen zum Zeitvertreibe ſolche verſtanden habe, welche beym Pfänderſpiele und dergleichen Unterhaltungen gegeben werden. Aber Helas! wie Mancher kam von derley Spielen ſchon ohne Kopf nach Hauſe! —

Robert Roberthin will es mit dem Kuſſe bey Weitem nicht ſo ſtreng wie wir nehmen, denn der Loſe ſingt mit aller Leichtfertigkeit:

Was ſchadet's auch einmal zu küſſen?
Der Acker wird das Jahr hindurch
Geküßt von ſeiner Waſſerfurch';
Die Wieſe von den kühlen Flüſſen;
Was großes Weſen iſt ein Kuß,
Daß man ſo viel drum reden muß.

Viel beſtimmter aber, als die vorhergehende Eintheilung, iſt die vor 17 Jahren hier erſchienene höchſt gelehrte hiſtoriſch-juridiſch-mediciniſche Abhandlung über den Kuß und das Küſſen zu leſen, welcher auch wir, den Hauptideen und Angaben nach, folgen wollen.

1. Der Kuß iſt entweder erlaubt, als: ein geiſtlicher, zur Verſöhnung und zum Frieden, aus Landesſitte und Gewohnheit, theils zum Gruß beym Begegnen, zur Ankunft oder beym Weggehn; theils aus Höflichkeit, theils aus Scherz; ferner aus Ehrerbiethung zur Feyerlichkeit, oder aus reiner Zärtlichkeit zwiſchen Ehegatten, Verlobten, Aeltern und Kindern, Anverwandten oder guten und vertrauten Freunden; oder 2. Unerlaubt, als: aus Falſchheit, Bosheit, oder Verrätherey, oder auch aus verbothner Wolluſt.

(Fortſetzung folgt.)

Allgemeines Geſchäftshandbuch.

Obgleich wir in einer Zeit leben, wo alles ſchreibt, was geſunde Finger hat, vermiſſen wir doch immer noch ein Buch von hohem und allgemeinem practiſchen Intereſſe. — Für den unbefangenen Beobachter iſt es in der That auffallend, daß noch niemand auf den Gedanken gerieth, eine *Darſtellung ſämmtlicher Branchen der öſterreichiſchen Staatsverwaltung* in all ihren wechſelweiſen Beziehungen, heraus zu geben. Wie nützlich wäre ein ſolches Buch! Das Schema davon könnte vielleicht in Geſtalt eines Stammbaumes geſchehen, um mit Einem Blicke alle Zweige überſehen zu können. In dieſem Stammbaum müßte jede Behörde mit einer Zahl bezeichnet ſeyn; der Text müßte jede Behörde in fortlaufenden und mit den im Stammbaum übereinſtimmenden Zahlen, beſonders und dergeſtalt behandeln, daß ihr vollſtändiger Titel, der Ort ihrer Amthandlung, ihr Wirkungskreis, die ihr untergeordneten Behörden und ihre Geſchäftsverzweigung mit höhern oder mit andern Stellen der öſterreichiſchen Monarchie, angezeigt würden. — Es wird wohl wenig Menſchen geben, die nicht mit irgend einer Stelle in Berührung kommen, und wie oft geſchieht es, daß aus Mangel an hinreichender Kenntniß Geſuche *dort* eingereicht werden, wohin ſie nicht gehören; oder daß Stellen aus eben dieſer Urſache ganz übergangen werden. Wie viel Zeit verliert eine ſolche Parthey, und wie viel unnöthige Arbeit verurſacht ſie den betreffenden Staatsdienern! — Da die Herausgabe eines ſolchen Werkes ein ſehr fühlbares Bedürfniß iſt, ſo unterliegt es keinem Zweifel, daß dieſes Unternehmen auch allgemein unterſtützt werden würde. —l—

Novelliſtik.

In dem Juni-Hefte des Repertory of Arts etc. ſteht unter der Aufſchrift: Females in East Indies Folgendes, aus *Grinway's* Daily Avertiser zu Calcutta gedruckt, den 8. Sept. 1818: *zu verauctionirende Frauen.* »Zu wiſſen ſey, daß ſechs junge, hübſche Frauenzimmer, mit zwey hübſchen, reizenden Kindern, welche eben aus Europa eingeführt worden ſind, mit den Roſen der Geſundheit auf den blühenden Wangen, und Freude ſtrahlenden Augen, von liebenswürdigem Temperamente und höchſt gebildet, die auch der Gleichgültigſte nicht ohne den Ausdruck des Entzückens betrachten kann, am erſten Eingange der brittish Gallery verauctionirt werden ſollen. Es ſind zwölf Loſe, jedes zu zwölf Rupien gemacht, der höchſte der dreymaligen Würfe gewinnt die reizendſte u. ſ. w. — Eine Dame ſchildert indeß das Los der neueſten der Untergebrachten keineswegs als beneidenswerth, denn die Männer, welche das Meiſte biethen können, ſeyen größtentheils entnervte Wollüſtlinge, deren Tod ihnen bloß einige Hoffnung beſſerer Zeit gewährt. Auch ſcheint jetzt der Preis der reizenden Waare, gleich den übrigen engliſchen Artikeln, dort ſehr gefallen zu ſeyn, ſo daß immer ſchlechtere Geſchäfte gemacht werden.

Aus der Zahl jener Literatoren des In- und Auslandes, welche um den Preis concurrirten, den die, von dem um die Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe ſo viel verdienten Hrn. Rath **André** herausgegebene Zeitſchrift: **Heſperus***), im J. 1817 für die beſten Original-Arbeiten ausſetzte, ſind Nachſtehenden die beygeſetzten Preiſe zugeſprochen worden: 1.) Freyherr von **Meduyansky** aus der Vaterlandskunde 300 fl. — 2.) Hr. **Cſaplovics** aus der Vaterlandskunde 200 fl. — 3.) Freyherr v. **Ehrenfels** aus der Staatswiſſenſchaft 200 fl. — 4.) Ein Ungenannter aus der Staatswiſſenſchaft 200 fl. — 5.) Hr. **Burgerth** aus der Geſchichte 200 fl. — 6.) Hr. Prof. **Schueller** aus der Geſchichte 200 fl. — 7.) Hr. **Selbiger** aus dem Fache belehrender Unterhaltungen 200 fl. — Es gereicht übrigens dem Inlande zur vorzüglichen Ehre, daß ſich daſſelbe die Preiswürdigkeit vom Auslande nicht ſtreitig machen ließ.

Die neuliche Kunſtreiſe der Mad. **Catalani** iſt wahrſcheinlich ihre letzte geweſen, da der Zweck derſelben, ihr Vermögen noch mit anderthalb Millionen zu vermehren, um jede ihrer Töchter mit einer Million ausſteuern zu können, gewiß erreicht werden wird. Herzensgüte und Wohlthätigkeit ſind zwey hellſchimmernde Züge ihres Characters; allein haſtig und leidenſchaftlich aufblitzend iſt ſie in einem für den Nordländer höchſt auffallenden Grad. Auch iſt es Allen aufgefallen, wie ihre angeborne Liberalität von dem Streben, die gewünſchte Summe vollzählig zu machen, unterdrückt wurde. Sie hat z. B. von dem Gelde, das bey dem von ihr in Hamburg zum Beſten der Armen gegebenen Concert einkam, 200 Louisd'or für ſich behalten, da ſie doch ehemals bey ſolchen Gelegenheiten den Armen den Ertrag unverkümmert ließ. Von ihrem Talent hat ſie eine ſehr hohe Meinung und eine eigenthümliche Anſicht, die ſie mit einer ihr ſehr wohlſtehenden Naivetät ausſpricht. Ihr Aufwand iſt fürſtlich, und auch ihr Schmuck und ihre Kleidung. **Hübſch** iſt ſie nicht mehr, allein ihr herrlicher Anſtand, die Regelmäßigkeit ihrer römiſch geformten Züge, ihre dunklen Augen und der geiſtreiche Ausdruck ihres Geſichts geben ihr, auch nach verſchwundener Jugend, doch noch immer Anſpruch auf den Namen einer ſchönen Frau. Ihre Stimme hat verloren; ſie ſchreibt dieſes dem Gebrauch der Carlsbader Heilquellen zu, da ſie ſeit ihrem Aufenthalte daſelbſt leicht und häufig heiſer wird, und die Sicherheit verloren hat, mit der ſie ſonſt gewiß war leiſten zu können, was ſie leiſten wollte; allein ſie hoffte von dem Seebade, zu deſſen Gebrauch ſie über Lübeck und Schwerin, wo ſie Concert gab, nach Doberan gegangen iſt, viel Gutes für ſich und ihre Stimme.

---

*) Nur vorgefaßte Meinung oder leidenſchaftliche Mißgunſt können es unternehmen, die reellen Anſprüche verkleinern zu wollen, die der Hr. Rath **André** durch ſeine literariſche, die Gemeinnützigkeit ſo fruchtbar befördernde Wirkſamkeit auf die Würdigung eines jeden Unbefangenen hat. Erſt kürzlich hat ſeinem raſtloſen Streben das Ausland wieder Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Man ließ nämlich in der durch ihre unpartheyiſchen Ausſprüche ſich vortheilhaft unterſcheidenden **Leipziger** Literatur-Zeitung unter Anderm Folgendes: „Nicht bloß innerhalb der Oeſterr. Monarchie, auch im nördlichen Deutſchland ſind die Verdienſte des vielſeitig gebildeten, raſtlos thätigen Herausgebers um die practiſche Volksbildung bekannt und geachtet. Sein Heſperus, der ununterbrochen fortgeſetzt wird, gehört zu den Zeitſchriften, welche auf ein größeres Publicum mit vieler Umſicht berechnet ſind ꝛc."

Auf der Mergue, dem Platz in Paris, wo die Leichname der todt Gefundenen öffentlich ausgeſtellt werden, damit Verwandte oder Bekannte ſie erkennen, und ihnen eine Grabſtätte bereiten mögen, war neulich der Leichnam eines ſchönen Jünglings zu ſehen, dem der Tod ſelbſt die blühenden Wangen noch nicht hatte bleichen können. Er hat ſich, nachdem ihm die königl. privilegirte Spielbank bey Mad. Dunans eine Summe von 30,000 Franken abgewonnen, unter den Fenſtern der ehrenvollen Damen eine Kugel durch den Kopf gejagt. Am dritten und letzten Tag hatte noch Niemand ſeinen Leichnam abgefordert; er iſt alſo wahrſcheinlich ein Fremder.

Der Mahler Lawrence, den der Prinz-Regent v. England nach dem feſten Lande ſandte, um die Fürſten und andere Große zu mahlen, welche ſich zu Aachen vorigen Jahres verſammelt hatten, hat ein herrliches Gemählde vollendet. Es iſt das Portrait der ſchönen Tochter des Fürſten von Metternich, die als Göttinn der Jugend erſcheint, wie ſie den königl. Vogel neckt, den ſie auf einer Hand hoch in die Höhe hält, indeß ſie in der andern die Schale mit dem Nectar trägt, woraus jener gern nippen möchte.

Die Schleswig-Holſteiniſche patriotiſche Geſellſchaft, überzeugt von dem Nutzen ſpecieller jährlicher Chroniken, ſowohl für die Landesgeſchichte, als für die Bildung des Volkes, hat für das Jahr 1820 einen Preis von 24 Ducaten auf die beſte, durch zweckmäßige Auswahl und Zuſammenſtellung der Thatſachen, ſo wie durch angemeſſene Einfachheit der Sprache ſich vorzüglich auszeichnende Chronik einer Stadt- oder Landgemeinde, ſo wie ein Acceſſit von 16 Ducaten auf die nächſtbeſte, ausgeſetzt.

In Marſeille will Jemand das Geſchlecht eines Kindes am Pulſe der ſchwangern Mutter erkennen. Das Geheimniß beſteht darin: Schlägt im 9. Monath der Schwangerſchaft der Puls am rechten Arm ſtärker, iſt er härter, voller als der des linken Armes, ſo wird die Mutter einen Knaben gebähren, im umgekehrten Fall hat man ein Mädchen zu erwarten.

In der vorigen Nr. S. 286 Z. 7. v. u. muß es ſtatt: erwartete, (zur Verminderung der großen Vorräthe) heißen: vergeſſene.

Gedruckt bey J. D. Walliſhauſſer.

Converſationsblatt.

26.

Dinſtag, den 28. September 1819.

Zur Geſchichte des Kuſſes und Küſſens.

Von Georg v. Gaal.

(Fortſetzung von Nr. 25.)

Wir halten es indeß mit dem Erlaubten, und beginnen ſonach gleich mit dem geiſtlichen, heiligen oder myſtiſchen Kuß. Was dieſer zu bedeuten habe? dieß zu entſcheiden, iſt hier weder der Ort, noch unſers Berufes, am wenigſten aber iſt es der Zweck, den wir uns vorgeſetzt haben; und im Grunde wäre es auch gar nicht ſchicklich, denn dieſer Kuß iſt einmal myſtiſch, und würde allerdings aufhören es zu ſeyn, ſobald wir ſein Geheimniß ausſchwatzten, ein Umſtand, der uns deſto beſſer zu ſtatten kommt, da wir von jeher bereit waren, den Myſtagogen den Stolz zu gönnen, aus Dingen klug zu werden, die niemand verſtehen darf. So viel ſcheint indeſſen gewiß, daß auch dieſer Kuß, ſo wie jeder andere, den wir kennen, mündlich, nicht aber ſchriftlich oder bildlich war.

Der Kuß der Freundlichkeit, der Höflichkeit oder des Gruſſes war nicht nur bey den alten Italienern, Franzoſen, Engländern, Spaniern und Deutſchen, ſondern auch ſchon bey den Juden, Perſern, Lacedemoniern und andern Völkern gebräuchlich.

Bey den Juden empfing der gemeine Mann den Vornehmen, ſo wie auch Jeden, dem er ſeine Liebe bezeigen wollte, mit einem Kuſſe. Dabey ergriff einer des andern Bart, Kinn oder Wangen, und drückte ihm das Zeichen ſeiner Zuneigung auf den Mund. Da geſchah es freylich nicht ſelten, daß ein ſchmutziger, ſtinkender Bündeljude einen vornehmen Mann, d. h. einen ſolchen, der manchen Ehrenmann ſammt ſeiner ganzen Sippſchaft in ſeiner Taſche hatte, zu nahe trat, und den Nimbus desſelben durch die Ausflüſſe ſeines Bockgeruches verunreinigte, ein Umſtand, welcher in der Folge gar Manchen noch veranlaßt hat, dieſem ſo fatalen Brauche in flagranti zu Waſſer zu entgehen, und ſich taufen zu laſſen, ſo ungern auch die Juden es mit dieſem Elemente von jeher zu halten pflegten.

Bey den Perſern war dieſelbe Sitte, aber nur unter Leuten von gleichem Stande üblich; Geringere küßten den Vornehmern die Kniee, die Geringſten aber bezeigten denſelben ihren Gruß dadurch, daß ſie ſich vor ihnen niederwarfen, und ihre eigenen Hände zum Munde führten. Dieſe letztere Art Gruß, das Niederfallen jedoch abgerechnet, würde, wenn ſie bey uns das Bürgerrecht erhielte, uns manchen Hut und manchen Eckel erſparen, der uns nicht ſelten bey einem officioſen Kuß gewiſſer Hände, die noch bey warmem Blute das trefflichſte aſtrologiſche Präparat abgeben könnten, zu befallen pflegt.

Nächſt dieſer Gewohnheit aber war bey den Perſern auch noch das Küſſen der Füße üblich. Dieſe hieß Pabus, und wurde bey ihnen durch ihren erſten König eingeführt, und zwar nicht nur als Zeichen der Ehrfurcht, welches Könige von ihren Unterthanen forderten, ſondern als eine feyerliche Handlung, wodurch die Könige den Eid der Treue und der Unterthänigkeit von ihren Vaſallen annahmen. Dieſer Gebrauch wurde hernach bey Unterthanen von geringerm Stande geändert, ſo daß dieſe vor dem Angeſichte ihrer Könige die Erde küſſen mußten, Fremde aber und Unterthanen von höherm

Range, die Füße. Den Abendländern ſchien von jeher dieſe Art der Ehrerbiethung zu erniedrigend. **Conon**, der Athenienſer, ſchlug lieber eine perſönliche Unterredung mit dem Körige in Perſien aus, ehe er ſich hierzu entſchloß; nicht weil er ſich weigerte, dem Könige eine Ehrenbezeigung zu erweiſen, ſondern weil er glaubte, es ſey dem Staate, dem er diente, eine Schande, wenn er bey einer ſolchen Gelegenheit mehr die Gebräuche einer Nation, welche von ihnen barbariſch genannt würde, als die athenienſiſchen, beobachten wollte. Vielen ſchienen dieſe Ehrenbezeigungen zu groß für ſterbliche Menſchen, allein dem ceremonienreichen Orient iſt keine Art der Unterwerfung zu niedrig. Sie hatten nicht nur die Gewohnheit, die wir beſchrieben haben, ſondern die Schmeicheley trieb ſie noch weiter. Ein morgenländiſcher Fürſt, der von einem andern überwunden werden war, warf ſich vor ihm auf die Erde, küßte die Fußſtapfen, welche das Pferd ſeines ſiegreichen Feindes eingetreten hatte, und ſagte dabey folgende Verſe, die er zu dieſer Abſicht gemacht hatte, im Perſiſchen:

Das Zeichen, welches der Fuß deines Pferdes in dem Staube zurück gelaſſen hat, dient mir nun ſtatt einer Krone.

Der Ring, den ich zum Zeichen meiner Sclaverey trage, iſt mein reichſter Schmuck geworden.

Wenn ich das Glück haben werde, den Staub deiner Füße zu küſſen, ſo werde ich glauben, daß mir das Glück mit ſeinen zärtlichſten Liebkoſungen und ſeinen ſüßeſten Küſſen ſchmeichle.

Dieſe Schmeicheley wurde von dem Ueberwinder, der ein ſehr ruhmſüchtiger und ehrgeiziger Fürſt war, ſo wohl aufgenommen, daß er, von dieſer Zeit an, den unglücklichen Fürſten immer um ſich haben wollte, und daß er ihm endlich ſeine Freyheit und ſeine Länder wieder ſchenkte. Hieraus laſſen ſich nun auch die Worte verſtehen: Sie werden vor dir niederfallen zur Erde auf's Angeſicht, und deiner Füße Staub lecken; Joh. 49, 23. Pſ. 72, 9.

Von den **Türken** ſchreibt **Zenodius**, daß ſie nicht nur mit Worten einander Gutes anwünſchen, ſondern auch beym Beſuch ſich die Schultern *), beym Abſchiede aber die Kniee küßten. Wahrſcheinlich

---

*) Unter den Einwohnern der Inſel Socotora beſteht der höchſte Gruß im Küſſen der Schultern. **Dappers** Africa S. 157. Angeſehene

wird man bey Begrüßung der Schornſteinfeger eine Ausnahme von dieſer Regel machen, oder ſie nur an Feyertagen ſalutiren. —

Ueberhaupt iſt es im Oriente üblich, denjenigen, die man in einem ſehr hohen Grade verehren, oder von ihnen etwas demüthig bitten will, nicht allein zu Füßen zu fallen, ſondern auch die Füße zu küſſen. Dieſe Gewohnheit war ſchon vor etlichen tauſend Jahren im Orient zu Hauſe. So ſtellt Chriſtus einen Knecht vor, wie er zu den Füßen ſeines Herrn niederfällt, da er ſich eine Gnade von ihm erbitten will. Matth. 18. 26. Man ließ es dabey nicht bewenden, ſondern man umarmte auch die Kniee, und küßte die Kleider. Ein Weib, das den Blutfluß hatte, berührte den Saum von ſeinem Kleide, d. i. ſie küßte ihn; Luc. 8. 44. Dieſe Gewohnheit iſt auch noch jetzt im Morgenlande üblich.

Die Ruſſen küſſen ſich zu Oſtern ſehr freundlich, wenn ſie einander begegnen; und wenn der eine dem andern zugerufen hat: Christos wos chrest! d. i. Chriſtus iſt auferſtanden! ſo antwortet dieſer: Woistin wos chrest! d. i. er iſt wahrhaftig auferſtanden! *) Dieſe Sitte läßt uns wohl vermuthen, daß der Oſtertag von den Ruſſen als ein wahres Doppelfeſt angeſehen, und von Manchen, ungeachtet der Kälte der ruſſiſchen Oſtertage, eben ſo warm im Herzen, als fromm im Geiſte gefeyert werde.

Die Franzoſen küßten ehemals nicht nur die Ankommenden, ſondern auch die Weggehenden, damit ſie ihnen ein beſtändiges Andenken der Freundſchaft geben, und die Willigkeit, ihnen gefällig zu ſeyn, bezeugen möchten. Ja, es ſtehen bey ihnen auch noch an vielen Orten die Küſſe ſo hoch, daß ſie es ſich für eine beſondere Ehre ſchätzen, wenn ein ankommender Gaſt die Frau, die Schweſtern und Töchter mit einem Kuſſe grüßt, umarmt, und ſie in ſeinen Schooß nimmt.

Leute unter den Abyſſiniern pflegen ſich, wenn ſie einander grüßen, in die Arme zu nehmen, und die Schultern zu küſſen. Ebendaſ. S. 680. — Der Mufti der Türken, welcher ſo hoch in Ehren ſteht, daß bey ſeiner Ankunft der Großſultan ſelbſt von ſeinem Sitze ſich erhebt, und ihm ſieben Schritte entgegen geht, hat allein das Recht, des letztern linke Schulter zu küſſen, da der Großvezier nur den Saum ſeines Kleides küſſen darf. Hist. of the ottom. Emp. C. 1. b. 1. De la Porte Reiſen Th. 2. S. 72.

*) Ad. Olearius Perſ. Reiſebeſchr. Cap. 14.

Von den Engländern meldet Polidorus Virgilius, daß das Frauenzimmer, nicht nur die nahen Blutsfreunde, ſondern auch überhaupt alle und jede, die da kommen, mit einem Kuſſe grüßte; wiewohl dieſes nur durch ein ehrbares Berühren zu geſchehen pflegte.

Die Spanier küſſen bloß die rechte Hand, indem ſie dieſelbe denenjenigen, die ihnen begegnen, hinreichen, und umgekehrt wieder zu ſich ziehen; wodurch ſie, wie Mart. de Roa meldet, die höhere Würde des Andern anzeigen, und dadurch zu erkennen geben, daß ſie deſſen Diener ſind.

Obgleich Th. Lanſius etliche Deutſche, vornämlich aber das tübingiſche Frauenzimmer aus der Zahl derer, die ſich mit einem Kuſſe grüßten, gänzlich ausſchließen will, indem er zugleich, und zwar billig, dem Kormann widerſpricht, welcher vorgegeben hat, daß es zu Tübingen für eine große Unhöflichkeit gehalten werde, wenn ein junger Burſche zu einer Jungfrau käme, und ſie nicht mit einem Kuſſe umfinge, ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß die Deutſchen, beſonders die Niederdeutſchen *) auch auf öffentlichem Wege ſich mit einem Kuſſe gegrüßt haben, wie aus dem Tertullian zu erſehen iſt, da er einer Zuſammenkunft der Brüder zu einem Kuſſe Meldung thut.

(Fortſetzung folgt.)

* * *

Beliſars Klage **).

Horch! Wo bin ich? Milde Zephyrlüfte
　Fächeln meines Kummers Schrecken wach.
Und der Balſamhauch der Blüthendüfte
　Weht dem Stöhnen meines Herzens nach.
Nieder aus den laubbekrönten Zweigen
Fühl ich gierig die Verzweiflung ſteigen,
　Und der laute Ruf der Nachtigall
　Klagt mir ſchadenfroh den eignen Fall.

---

*) Denn die Hochdeutſchen reichen einander die Hände anſtatt des Kuſſes Pasor lex. gr.

**) Dieſes Gedicht iſt aus einer Reihe von Poeſien und Erzählungen in Proſa, die in vierteljährigen Lieferungen erſcheinen ſoll. Die Verfaſſer, junge Freunde der ſchönen Wiſſenſchaften, haben der Redaction die Auswahl einiger dieſer Arbeiten überlaſſen. Sie ſäumt nicht, indeſſen obiges Gedicht zur Oeffentlichkeit zu bringen, überzeugt, daß es den Leſern einen nicht gewöhnlichen Genuß bereiten werde. Den Namen des eben ſo genialen als wenig bekannten Dichters nennen wir wohlmeinend einſtweilen nicht, weil wir ihn nicht der Gemeinheit des Vorurtheils ausſetzen wollen, und wir es, wie alle Unbefangenen, mit dem Talent und der Leiſtung, nicht mit dem Namen und Ruf allein, halten. Weiteres werden wir folgen laſſen.

Stolze Pappel! deine Wolkenſpitzen,
    Deiner Zweige nebelgrau Gewand
Wird des Donners Macht darniederblitzen,
    Strenge waltet dunkler Götter Hand!
Deine friſchen Jugendreize, Roſe,
Deine Klarheit, Lilie, fleckenloſe!
    Eure ganze Welt voll Herrlichkeit
    Rafft das unglückſchwere Rad der Zeit!

Wo ſich hoch die grünen Kiſſen blähen,
    Mit Demanten wechſelt der Rubin,
Wird der Nordwind ſchlechte Stäubung wehen,
    Krötengift den Boden überziehn.
Von der ſel'gen Fülle eurer Tage,
Bleibt euch nur ein einzig Stück, die Klage;
    Unter Unbeſtänd'gem bleibt nur ſie
    Stets beſtändig, und verwinnnert nie.

Wehe, wehe, wehe! Eilend ſchreiten
    Die Dämonen durch das Leben hin,
Und dem Unheil, das ſie froh bereiten,
    Mag kein Sohn der Sterblichkeit entfliehn.
Was der Zufall hoch emporgetragen,
Königlich die Welt zu überragen,
    Schleudert tückiſch des Geſchickes Neid
    In die Tiefen der Vergeſſenheit!

Wehe! die Altäre ſtehn verwittert,
    Und um ſeine Formen weint der Stein,
Orpheus Saiten haben ausgezittert,
    Und Olympia vergißt den Reihn;
Wo gedrängt der Hellas Beſte lauſchten,
Wenn die Hymnen durch die Lüfte rauſchten,
    Wühlt des rauhen Kriegers troz'ges Roß
    Erde von der Helden Gräber los. —

Ach! wo ſeyd ihr, die ſich Römer nannten,
    Leuchtende Geſtalten eurer Welt!
All ihr Männer, die vor Zama ſtanden,
    Und ihr Helden vom Pydnäerfeld?
Starke Völkerzwinger, Scipionen,
Und ihr Ueberwinder ſtolzer Thronen,
    Und ihr Schwert und Schild der Königinn,
    Und du, Cato, mit dem Felſenſinn?

Dem Barbaren prangt' der Siegesbogen,
    Und er ſchwelgte in dem Mark der Welt;
Und er kam mit höhniſch hergezogen,
    Und der ehrne Schlachtenwürfel fällt: —
Doch des Glückes Wandel ward er innen,
Und wie Nebel auseinander rinnen,

Von der lichten Morgenröthe Glühn,
Schwand das Traumbild ſeiner Macht dahin.

Und da ſtand ich auf des Ruhmes Höhen,
Wie die Sonne auf dem Libanon,
Ließ den Lorber um die Schläfe wehen,
Und ein Cherub blitzt ich vor dem Thron;
Und im Sturm, auf leichtbeſchwingten Winden,
Eilte Fama, meinen Ruf zu künden,
Von der Steppe, die im Süden brennt,
Zu den Scheeren, die der Norden kennt.

Aber wehe, wer ſein Hoffen bettet,
Wo die Winde ſich betrüglich drehn;
Mit des Glückes leichten Göttern wettet,
Wo die Wellen hoch im Sturme gehn;
Wie die Farben mit erborgten Glänzen
Leuchten, wenn ſie lichte Strahlen kränzen,
Und erbleichen, wenn Selene wacht,
Ging mein Hoffen unter in der Nacht.

Wo die Blitze meiner Rede trafen,
Schickt der Bettler matte Klagen aus;
Und des Lebens rege Geiſter ſchlafen
In dem öden, lichtentblößten Haus.
Wie die Legionen fürder ſchritten,
Donnerte nur Beliſars Gebiethen!
Wehe! an des Kindes Händen hin,
Muß der Führer aus dem Leben ziehn!

Wie des Hagels Wuth die dürren Halmen
Niederwittert auf des Feldes Plan,
Weiß das Glück das Große zu zermalmen.
Und das Schöne iſt ihm unterthan.
Was die Stunden Herrliches geboren,
Geht in ihrem Wechſeltanz verloren;
Was die Erde Treffliches geſehn,
Muß in ihrem Schooße untergehn.

Aber oben in des Himmels Ferne,
Rollend in dem abgemeßnen Lauf,
Sehn die unveränderlichen Sterne
Mit dem lichten Strahlenantlitz drauf.
Klar und ruhig über Luſt und Trauer,
Ueber Todesſchmerz und Grabesſchauer,
Ueber Thränenurnen, Nacht und Graus,
Breitet ewig ſich der Himmel aus.

Für Küchen-Grazien, Leckermäuler ꝛc.

Zur Literatur der ſehr edlen Kochkunſt liefert das ſichtbarlich weyland Kotzebue'ſche lit. Wochenblatt manches hochwichtige und irrige Datum. Es wird da behauptet, ſeit der Entſtehung des Magdeburger-Kochbuches habe ſich die Zahl ſolch nützlicher, um das practiſche Leben ſo viel verdienter Handbücher dergeſtalt vermehrt, daß man ſicher eine Bibliothek von 5—600 derſelben aufſtellen könnte. Aus dieſer Angabe geht aber hervor, daß entweder der Verfaſſer kein Bibliograph iſt, oder der Setzer um eine o zu wenig genommen hat. Faſt jede Stadt und jedes Ländchen, heißt es weiter, hat ein eigenes Kochbuch. Das will wieder nicht recht quadriren, und thut dar, daß der Verf. in der Topographie der Kochbücher nicht zum beſten bewandert ſey (oder vielleicht aus übelverſtandener Delicateſſe) die Leſer zum Beſten haben will. — Denn ſonſt müßte er wohl ſagen, daß manches Duodezländchen ihrer ein Dutzend, und manche Nichtduodezſtadt reſpective noch dreymal ſo viel beſitzt. Wir haben nämlich immer das liebe Deutſchland, und folglich auch nicht das nördliche allein vor Augen. — Dabey kommt es nun auch in specie auf die wiederholten Auflagen an, und wir zweifeln billig, daß das, als die Küchenbibel characteriſirte und ſanctionirte Magdeburger-Kochbuch auch nur das Sechſtel ſo viel Editionen erlebt habe, als jenes (deutſch-) weltbekannte claſſiſche Opus einer ſehr gewiſſen, aber dabey ſehr unſichern Mad. Barb. Hickmann,' hier in gemeiner Stadt Wien, das bereits 30 und etliche Ausgaben zählt, und nach dieſer Cynoſur wohl bald etliche 30 wird zählen können; Beweis genug, daß es bey uns um die Literatur des Geſchmacks nicht ſo ſchlecht ſtehe, als Nicolais Descendenten ſchmählich und dank- und lieblos uns verwerfen. Dabey aber muß es uns, wenn wir, nach dem Ausdruck eines genialen, erotiſchen Annoncenſchreibers (der lieber hätte mehr ſpielen, als mitſpielen ſollen, um zu proſperiren) auch hinter uns ſchauen, wohl wundern, daß von dem Großaltvordern der Köche, Domini C. Apicii (bekanntlich Küchengeneral Sr. heidniſchen Majeſtät, des Kaiſers Auguſt) Werke: de arte coquinaria, das gewiſſer Maßen unter die Claſſiker, und auf alle Fälle auch ad usum Delphini (im plural) gehört, keine deutſche Ueberſetzung, etwa nach Bernholds letzter Ausgabe (Ansb. 1800) unternommen wird, mit populären Interpretationen, Commentaren, und wie die Saucen, in denen oft eine Interpunction des Haupt-Textes, wie eine Nuß im Ocean ſchwimmt, alle heißen mögen. Für die Geſchichte der Kochkunſt würde da mancher practiſche Gewinn erzielt, und es nicht nöthig werden, wie der Verf. im Wochenblatt, über den Verfall derſelben zu trauern. Doch! um Vergebung! er meint es nur in Bezug auf Ueberkünſteley, nämlich ſagend: »Damals (zwiſchen Apicius, deſſen er nicht erwähnt, meint er, und uns) ruhete Segen und Gedeihen auf der Kochkunſt. Die Hausfrau ſtand würdevoll an dem heil. Feuer des Heerdes; der Bedürfniſſe waren wenige: ein Gott und ein Gericht, war ihr Wahlſpruch. Heut zu Tage ſind leider der Götter (noch mehr aber der Göttinnen!) und Gerichte (auch wohl juridiſch) viele geworden, ſeit wir Damen am Spieltiſche, und Damen am Schreibtiſche (Letzteres halten wir noch eher für das Miasma, denn in unſern mehr ſüdlichen Augen ſind die Schreibtiſche noch fataler, als die Putztiſche; den Spieltiſchen ſchenken wir es, da das ganze Leben des ſchönen Geſchlechtes ein Spiel ſeyn mag), aber wenig Hausfrauen mehr haben. Miethlinge ſtehen am Feuer des Heerdes ꝛc. Jetzt kocht der Franzoſe, und unſre Hausdamen wiſſen es nicht einmal.« — Nachdem wir wegen unſren Interjectionen die ſanftmüthigen Leſerinnen gebührend um Vergebung gebethen, und bemerkt haben, daß der Wochenblättler doch auch der Damen auf dem Theater hätte erwähnen können, gehn wir auf das betreffende Opus über. Es iſt das neue Küchen-Reglement eines Herrn Singſtock: Handbuch der feinen (!) Kochkunſt. Solches erinnert uns per analogiam an das neulich hier heraus gekommene Werk eines gleichfalls fürſtlichen Küchenoberſten, der es, als das »wiſſenſchaftliche Reſultat vieljähriger Reiſen und philoſophiſcher Beobachtungen zum Beſten der Menſchheit, und als Abhülfe eines tiefgefühlten Bedürfniſſes der gebildeten Welt, in ächt ciceronianiſchem Bülletin-Deutſch ausgebothen hat. Weiter im Text! Nach Hrn. Singſtock wird uns jetzt ein Mittagseſſen aufgetragen. Es hat 5 Gänge, und bringt: »1.) Gensd'arme-Suppe, 2.) Eyerkuchen mit Saubohnen, Cottelettes in Hemden und Ueberröcken, Heringe in Schlafrock; 3.) 3 Ballons, Ballon von Gans ꝛc. 4.) eine Hammelkeule als Harlekin; 5) Butter am Spieß gebraten, Tauſendjahr-Kuchen ꝛc.« — Die et caetera rechnen wir ad caeteris. Nur das Arcanum zu einem Fiſchſalat wollen wir noch enthüllen. Voila: »See- oder Flußfiſche aus den Gräten, und in feine breite Scheiben zerſchnitten; in Waſſer, Salz und Eſſig abgekocht, mit Sardellen, Auſtern, Muſcheln, Scheiben und Hummern oder Krebsſchweifen angerichtet und durchgerührt, mit Oehl, Eſſig und Concaſſe (weißem Pfeffer) garnirt.« Und — dann iſt es fertig, würde Madame Rudiſch ſagen. Dieſes Recipe riecht wohl freylich gar ſehr nach dem Bureau der Pariſer gaſtronomiſchen Academie, und übertrifft wohl noch den Almanach für Leckermäuler, Viots (wenn wir nicht irren) Cuisinier impérial etc., daher denn der Wochenblättler (oder einer von den 8, deren es braucht, um es zu Tage zu fördern) gleichſam um die germaniſche (hier nicht deutſche) Kochkunſt zu vindiciren, folgende boshafte Remarquen nachſchickt: »Wäre Hr. S. ein deutſcher Patriot, ſo hätte er uns anſtatt der vielen franzöſiſchen Speiſen à la Richelieu, à la Villeroi etc. auch mehrere neu-deutſche Gerichte aufgetiſcht. Z. B. Blücher-Trüffeln, Gneiſenauer-Karpfen, Dennewitz-Paſteten, Turnſalat, (beſſer Turnwinde), Zopfwürſte, geſchnürte Kälberbruſt, (charmant), Katzbacher-Klöſſe ꝛc.« — Freylich wäre das faſt ſo patriotiſch als: Catalani-Brot, Borgondio-Krapfen ꝛc., die wir auf unſern Küchenbülletins finden, wiewohl es auch nicht an Eſterhazy-Roſtbraten, Kufſtein-Schlegeln ꝛc. mangelt, und bey dieſer ephemeren Nomenclatur nur das Boeuf à la mode in der Mode bleibt. Doch — wir wollen uns gegen den Geſchmack manches lünettirten Gourmands, dem vielleicht das Waſſer wo nicht in, doch an die Zähne läuft, wenn er dieſe kleine Ketzerey zu nahe ans Geſicht, folglich auch an den Mund bringt, kurz faſſen, und daher nur noch die bemerkenswerthe Bemerkung machen, daß der berühmte Chemiker, Hr. geh. Rath Hermbſtädt alle dieſe Gerichte (wie es im Wochenblatt heißt) »literariſch gekoſtet,« und in der Vorrede das Gutachten gegeben hat, es ſey nichts eingeſchlichen, was der Geſundheit Nachtheil bringen könne. Uebrigens zweifeln wir nicht, und wünſchen ſogar, daß, nachdem ſo mancher Filialgegenſtand menſchlicher Kenntniſſe in neuerer Zeit zu einer ſelbſtſtändigen Wiſſenſchaft erhoben worden (man denke an Baumgartens Aeſthetik, an Mabillons, Gatterers Diplomatik, N. N.'s Sphragiſtik ꝛc.), daß, ſagen wir mit löblichem Nachdruck, diejenige hoch und breit gefeyerte und gefeuerte Kunſt, welche bereits ihre Singſtöcke befeuert, auch noch ihren Linné finden werde, um ſomit die zürnenden Manen Apicii zu verſöhnen. Die Küchenproteſtanten werden doch wohl nur dünn geſäet ſeyn, die es mit uns hielten, und in der edlen Kochkunſt die Metaphyſik der Chemie nicht reſpectirten. Den 8 Wochenblättlern aber, von denen man, Falls ſie mit hölzernen Kegeln zu vergleichen wären, doch immer noch den Abgang des neunten vulgo erſten, oder Königs, das rechte Kopf-K. des Stifters (ſeine böſliche Unfriedlichkeit hier hinaus, herein nur ſein Talent gedacht), ſehr anzumerken iſt, verzeihen wir auch die kleine Sünde, welche ſie ſich neulich gegen uns haben zu Schulden kommen laſſen, und rufen auch ihrem Blatte, ziemlich aufrichtig, ein collegiales Vivat zu. Franz Gräffer.

* * *

Der Thürſteher in Shakeſpeares Macbeth.

Von Dan. Leßmann.

Einen Blick auf die ſonderbare dramatiſche Figur, die, ein Weſen aus niedrigern Regionen, mit den Ausbrüchen einer flachen Alltäglichkeit in ein Spiel erhabener Kräfte, noch dazu in einem der bedeutendſten Momente desſelben ſich eindrängt! Shakeſpeares Freund kann bey dem erſten Anblick an dem Genie ſeines Lieblings leicht irre werden, und es iſt nicht zu verwundern, wenn jene Figur vielfach getadelt worden, in den Bearbeitungen oder Nachahmungen des Ganzen entweder gänzlich ausgeſtoßen, oder unter völlig verändertem Character erſchienen.

Die Anhänger der regelrechten Schule haben es verwerflich gefunden, und ihr Verdammungsurtheil eifrig genug ausgeſprochen, daß der Britte, über alle Schranken des Anſtandes hinweggeſetzt, auf die erhabenſten Darſtellungen die gemeinſten Auftritte folgen läßt, an eine ſtolze gothiſche Kirche einen Waarenſpeicher oder ein Zollhaus baut; auf derſelben Stätte, wo ein König ſeinem Sohne Lehren der Weisheit gegeben, oder in energiſchen Verſen gebietheriſch zu ſeinen Großen geſprochen, da ſuble wenige Augenblicke nachher eine pöbelhafte Gaſtwirthinn, oder ſpringe ein handwerksmäßiger Betrüger auf dem platteſten Soccus umher. Dominichino mahlte in der Kirche S. Andrea della Valle die Geiſſelung des Heiligen; ein Henker, der mit einem Seil den Fuß desſelben binden will, zerreißt es durch die Anſtrengung, und fällt dadurch auf die Erde, worüber ein andrer Henker lacht. Durch dieſe Eine triviale Idee, ſagen ſie, verliert das ſchöne Gemählde, und der heil. Andreas habe durch den wirklichen nicht mehr, als dieſer durch den gemahlten Henker gelitten.

Wo ſie nichts als wilde Ausſchweifungen ſahen, erkannten die Bewunderer des Genies nur die Schöpfungen der überſtrömenden Kraft, eine Darſtellung des mannigfachen Lebens, bunt und wechſelnd, wie wir es um uns her ſehen, und erklärten für Züge lebenvoller Wahrheit, was jene als eine characterloſe Nachläſſigkeit getadelt, die ſich im Niedrigen gefällt. Der eine Theil legte das äſthetiſche Lineal, das ihm der Magiſter in die Welt mitgegeben, an die Producte eines Rieſengeiſtes, der freylich nichts weniger als einen ſolchen Maßſtab verträgt; das ſyſtematiſche Fächergehäuſe der Schule paßt nicht für die ſchwellenden Fruchtkeime eines Genies, das nach allen Dimenſionen ſeine Wurzel ungezwängt treiben will; dagegen nahmen die Bewunderer nur das Microſcop einer vorurtheilvollen Liebe zur Hand, glaubten in jeder hingeworfenen, geringfügigen Linie das ſprechendſte Profil entdecken zu müſſen, und umſpannen einen nichtsſagenden Vers mit dem Gewebe eines ſinn- und bedeutungsreichen Commentars.

Gegen die Erſtern läßt ſich manches triftige Wort ſprechen; die Meinung der Letztern verlangt mit Behutſamkeit behandelt zu werden. Denn auch in critiſchen Proceſſen muß man ſich gegen die Anklage mit Liebe, gegen die Vertheidigung mit einer gewiſſen Doſis von Mißtrauen waffnen. Ich übergehe, wie der beſchuldigende Theil Unrecht thut, ein Gemählde als ein Argument ſeiner Verdammung zu benutzen; hier erblickt das Auge das Gemeine neben dem Erhabenen in demſelben Moment, Eins muß beym Ueberblick des Ganzen in das Andere überfließen, und aus dieſem gemiſchten Eindruck eine Art von äſthetiſchem Helldunkel entſtehen, welches unſtreitig dem Gemählde ſchadet. Nicht ſo auf der Bühne, wo wir Eins nach dem Andern ſehen, mit einer neuen Scene in einen neuen Schauplatz treten. Aber ein Lear, der wahre Brennpunct tragiſcher Begeiſterung, kann neben dem drolligen Kent gleichzeitig exiſtiren, und dennoch der Stimmung der Zuſchauer nicht gefährlich werden. Was in der nachgeahmten Farbennatur ein disharmoniſcher Widerſpruch, wird in der beweglich-dargeſtellten, unter den Händen des Meiſters ein hebender Gegenſatz. Woher dieß im Lear. Hier ſey es genug zu zeigen, wie der Dichter durch die Einführung ſeines Pförtners eben ſo wohl auf Lob und Rechtfertigung Anſpruch machen kann, als er ſich gegründetem Tadel Preis gibt; ſein Gedanke war meiſterhaft, die Ausführung mißlang.

Schon in dem ſorglosruhigen Character des Duncan hat er eine verhängnißvolle Stille dargeſtellt, der Meeresruhe ähnlich, wenn Neptun zu der Anſtrengung eines nahen Sturms ſich durch Schlummer zu ſtärken ſcheint. Der Mord erfolgt, zwiſchen der blutigen That und ihrer Erkennung ſchleichen ängſtliche Secunden, und mit bleyernem Scepter waltet die noch verhüllte Schickſalsgöttinn über dem Hauſe. Der Sturm hat auf dem Meere gewüthet, nur allmählich ſtellt ſich der heitre Himmel wieder her; die Küſtenbewohner ſtehen in ängſtlicher Ungewißheit am Ufer, bis der Nebel ſich völlig zertheilt, und die Trümmer des geſcheiterten Fahrzeugs in traurigem Zuge ans Ufer ſchwimmen. Dieſe furchtbare Stille, das dumpfe Interregnum zwiſchen Friedensglück und heulendem Schrecken, glaubte Shakeſpeare nicht paſſender ausfüllen zu können, als wenn er einen Menſchen aus tieferer Sphäre heraufführte, harmloſen Gemüthes, ohne Wünſche und Theilnahme, ſinnlich ſeiner Alltäglichkeit ſich freuend, in gedankenloſer Ruhe die That nicht ahnend, die bald rings umher das Blut in allen Adern ſtarren machen ſoll, mit Einem Wort, ſolch eine gute Seele, die wie Werther ſich ausdrückt, die Blätter fallen ſieht, und nichts anders dabey denkt, als daß der Winter kommt. Dieſer Gedanke iſt ſhakeſpeariſch, eine Minerva, werth, aus dem Haupte eines ſolchen Jupiters geſprungen zu ſeyn; nicht ſo die Worte, die dem Geſchöpf in den Mund gelegt ſind. Statt über die Zwiſchenzeit eine gleichgültige Ruhe zu verbreiten, eine Folie für die vorhergehende und die folgende Scene, verſenkt er uns in eine zu platte Gemeinheit, und das ſchmutzige Geſpräch reißt uns zu unſanft aus dem Zauberkreis der Phantaſie, in welchen uns der Anfang ſo meiſterhaft gezogen.

So ungern wir auch eine Zeile des Genies vermiſſen, ſo wird doch dieſer Auftritt von jedem richtig Fühlenden hinweggewünſcht, und niemand kann läugnen, daß an dieſer Stelle die Schillerſche Bearbeitung den Vorzug davon trägt. Shakeſpeare auch mit ſeinen Fehlern kennen lernen zu wollen, iſt löblich, und bey einem Studium desſelben unentbehrlich; aber im Wahn ſtehen, ohne denſelben ihn nicht bewundern zu können, heißt an Alterthümern nur das Zerbrochene oder Zerriſſene ſchätzen.

Novelliſtik.

Ueber das Heft des politiſchen Journals, in welchem die Sorge ängſtlich ſich ausſpricht, daß die Schutzpocken-Impfung auf die Vermehrung des Menſchengeſchlechts einen allzubefördernden Einfluß äußere, ſagt einer von den Achten im literariſchen Wochenblatt folgende Worte: »Wir bitten den Verf. getroſt zu ſeyn, ſo lange wir leben, wird ſchon noch Platz für uns bleiben;

auf alle Fälle behaupten wie das Recht, daß wir früher ſchon da geweſen. (Es iſt hierbey natürlich nicht die löbliche Redaction allein verſtanden.) Der Tod hat ſeine feſten Regeln, und ſo auch die Krankheiten, als die Urſache des Todes. (Ob es aber nicht ſelbſt unter die Krankheiten gehört, das zu glauben, ſey nicht weiter unterſucht; auf alle Fälle klingt es ein wenig fataliſtiſch.) Man rechnet, daß früher 1/12 der Todten an Blattern geſtorben; aber die Natur hält ihr gewiſſes Gleichgewicht, und die Furcht vor Dürftigkeit hindert auf der andern Seite auch die Bevölkerung (eine Behauptung, die von der Erfahrung total widerlegt wird: Die Bevölkerung, ihrer urſprünglichen Triebfeder nach, läßt ſich durch gar nichts hindern; und die Menſchen ſind, Gott ſey Dank! noch nicht bis zu einer ſo gewaltig rationellen Beſonnenheit gelangt ꝛc.) Außerdem iſt ja das Zwölftheil, das in den erſten Paar Jahren des Lebens weniger an Blattern ſtirbt, dadurch nicht vor der Sterblichkeit der folgenden Jahre und den andern Krankheiten privilegirt. Hierzu nehme man die (Gottlob ziemlich abgenommenen, folglich nicht) beſtändigen Auswanderungen, das (leider gewaltig zugenommene) Siechthum in den Städten, den noch niedergedrückten Ackerbau, den ſchlechten Handel (Vide die ganze Welt), um ſich zu überzeugen, daß noch weit mehr Menſchen beſtehen konnten, oder daß eine vermehrte Volkszahl verbeſſerte Anſtalten herbeyführen werden. Man ſehe auch hierüber Colquhoun über den Wohlſtand des brittiſchen Reichs; La Place über Wahrſcheinlichkeiten ꝛc.

Von dem geiſtreichen Pigault-Lebrun hat zu Brüſſel ſo eben ein comiſcher Roman: Angélique et Jeannetton, mit dem Motto: La mère en permettra la lecture à sa fille, die Preſſe verlaſſen. Es wird in Kurzem hier eine deutſche Bearbeitung dieſes ſehr braven, und wie es das Motto anzeigt (welches der Bearbeiter noch mehr zu rechtfertigen geſucht hat) keineswegs anſtößigen Werkes erſcheinen. — Der Bearbeiter dieſes Werkes hat auch Byrons Gedicht »Die Braut von Abydos« (the bride of Abydos) und die Novelle: »der Vampyr oder Blutſauger« deutſch übertragen. Aus der Braut von Abydos werden wir nächſtens Proben mittheilen; der Ueberſetzer hat es mit vielen zur Verſtändlichkeit des Ganzen nothwendigen Noten und einigen andern Stücken deſſelben Verf. bereichert.

Einen reichhaltigen Stoff für den unerſchöpflichen Witz der Römer gewährt die Ausgrabung der Tiber. Das Schiff iſt nämlich ſo winzig ausgefallen, daß die Räder nicht die Kräfte von 2 Pferden haben, und die, welche den Haspel in der Mitte drehen, beynahe am Bord anſtoßen. Gefunden wurde bis jetzt noch nichts, als ein am Ufer liegender Cippus sepulcralis, welchen Fea gerade wollte in den Vatican bringen laſſen. Nun will Fea die Unternehmer peinlich verklagen; das Publicum ergetzt ſich am Streite, und an der Verlegenheit der HH. Naro, Rè und Comp. und die ganze Sache wird ſich wohl bald zu geringer Satisfaction der ultramariner und ultramontaner Theilnehmer auflöſen. — Die Nachgrabungen bey Tivoli werden nächſtens wieder beginnen. Bis jetzt haben ſie eine ſehr ſchön drapirte ſitzende weibliche Geſtalt mit aufgeſetztem antiken Kopfe, die Fragmente von 3 Fechtern, und eine kleinere Statue unter Lebensgröße, einen ſtehenden Jüngling geliefert. Die Ausfuhr dieſer Stücke iſt bereits abgeſchlagen worden; dieß mag gut ſeyn für Rom, aber, bey dem Mangel an inländiſchen Käufern und an Geld in der Staats-Caſſe iſt es für die Finder wirklich ein Unglück, daß die Statüen nicht etwas ſchlecht ſind.

Der grauſame Tod der Mad. Blanchard hat die Polizey genöthigt, über die Luftfahrten insgeſammt einige Verordnungen zu machen. Schon früher hatte der Miniſter des Innern die Präfecten angewieſen, in ihren Departements keine ſogenannten Montgolfièren, oder überhaupt nicht ſolche Luftbälle zu geſtatten, die ſich vermöge irgend eines entzündlichen Mittels in der Luft hielten: dieſe Verſuche ſetzten die Fruchtfelder beſtändig in Gefahr. Aus ähnlicher Vorſicht verbiethet ſo eben der Polizey-Präfect in dem ganzen Seine-Departement dieſe Montgolfièren; ſowohl die frey aufſteigenden, als die geleiteten; auch ſoll kein andrer Luftball ohne Fallſchirm aufſteigen. In jedem Fall ſoll aber keiner ſpäter als eine Stunde vor Sonnen-Untergang gezeigt werden, wodurch das Abbrennen von Feuerwerken von demſelben an und für ſich aufhört. Auch ſind die Ausflüge bis nach der Ernte verbothen, weil die nacheilende und neugierige Menge die Getreidefelder nicht hinlänglich ſchont.

Freunde der humoriſtiſchen Literatur werden ſich nicht ohne Vergnügen an jene joviale Reiſebeſchreibung erinnern, die in wenig Monathen mehrere Fortſetzungen und Auflagen erlebte, und hier in einigen Cirkeln (wiewohl, da ſich die gutmüthigſte Laune von der Welt darin ausſpricht, zum Theil ein wenig uneigentlich), das Prädicat: böslich Reiſ'l, erhielt ꝛc. Von demſelben Verf. iſt nun die Ankündigung und das Probe-Heft eines humoriſtiſchen Converſations-Lexicons erſchienen. Die Idee dazu ſchreibt er einer Wanderung zu, auf der er auf eine Stelle kam, wo zwey Wagen, die auf einander geſtoßen, ſich ſchlechterdings nicht ausweichen wollten. »Das eine Fuhrwerk (erzählt unſer Held), wie ich bald vernahm, war ein Schwabenwägelein mit 8 Kindern, einem kutſchirenden Vater, der barfuß nebenher laufenden, ſtrickenden Hausfrau, und einem an die Hinterdeichſel gebundenen Haushund. Im ſchwerbepackten Wagen hatten ſie 1000 Exemplare von Hrn. Macklots Nachdruck des Converſations-Lexicons liegen, welche ſie ſtatt baren Geldes, das ihnen leicht hätte geſtohlen werden können, um 50 Prozent Commiſſions-Gebühr eingetauſcht, in der ſichern Hoffnung, daß ſie ſolche in Polen recht leicht gegen Grundeigenthum, welches daſelbſt gar keinen Werth habe, umſetzen könnten. In der andern weit ſtattlichern Reiſekutſche aber ſaß, ein ſonderbarer Zufall! der legitime Verleger Hr. Brockhaus ſelbſt, nebſt Familie wohlbehaglich einballirt, Vergnügens und Speculirens halber nach Aachen reiſend, der Platz zu machen geboth, und noch ärgerlicher wurde, als er vernahm, daß man hier die unächten Contrafacturen ſeines eigenen Verlages führe, Diebswaare, wie er zum Kutſchfenſter herausſchrie; ob ich, der da mitlaufe, etwa gar der buchhändleriſche Freygeiſt Krauſe von Baireuth *) ſey? — Der deutſche Bund ſey ſchon hinter uns her, und werde mit Nachdruck dieſem Nachdruck ſteuern, und für uns lichterloh brennende Stöße von Druck- und Schreibmaculatur bereiten. Ohne ein Wort zu ſagen, weil wir,

---

*) An dieſem Herrn hat nämlich der Nachdruck einen ſehr gewandten Verfechter gefunden. Man kann ſehen: Krauſe über Büchernachdruck. 8. 1817. hier bey [illegible].

nach Verſicherung des Hrn. Brockhaus, das ganze ehrliche und chriſtliche Publicum, mit Ausnahme derer, die unſre Nachdrücke kauften, gegen uns hätten, half ich dem armen Schwaben ſeinen Kinder- und Bücherwagen auf die Seite ſchieben, wofür denn Hr. Brockhaus im Vorbeyſtreifen ein Dutzend Ankündigungen der fünften Auflage ſeines Converſations-Lexicons zum Wagen herauswarf. — Abends in der Herberge, als ich die Blättlein ſo für mich las, dacht' ich: »es wäre doch luſtig, wenn du mit Hülfe deines Freundes und Verlegers, des Hrn. Elias Springer, auch ein Converſations-Lexicon ſchriebeſt, und gleichſam mit dem Pferde, um das ſich die beyden Herren aus Sachſen und Schwaben ſtreiten, als ein Dritter unpartheyiſch davon ritteſt!« So viel indeß aus dem Eingang.

Ueber das nördliche Italien enthalten Will. Stewart Roſe's Briefe, welche jetzt erſchienen ſind, viel intereſſante Angaben. Daraus Folgendes: »Morde ſind ſeit Leopolds, des Großherzogs von Toscana, Bemühungen um eine unpartheyiſche Handhabung der Geſetze vor der franzöſiſchen Revolution, und ſeit den ſtrengern Maßregeln der franzöſiſchen Regierungsbehörden, wo nicht ganz hintertrieben, doch ſehr ſelten geworden; nur Straßenräuber beflecken ſich noch mit Meucheley. — In Hinſicht der mal-aria, oder ungeſunden Luft, die auf der Weſtküſte Italiens ſo verderblich herrſcht, gibt Roſe einiges Bemerkenswerthe. Man müßte, meint er, die Zahl der eine feſte Wohnſtätte habenden Ackersleute vermehren, ihre Wohnungen erweitern, damit ſie nicht genöthigt werden, auf der Diele zu ſchlafen; man ſollte, wie in Malta, Cadiz und in einigen Gegenden Hollands, den Waſſermangel durch Sammeln des Regens auf dem Dache erſetzen. — Italien, als das Mutterland der Wiſſenſchaften geprieſen, leidet jetzt an einer allgemeinen Verwahrloſung der Erziehung in den niedern Volksclaſſen, und an einer faſt durchgängigen Gleichgültigkeit gegen Literatur in den höhern Ständen. Der Buchladen einer italieniſchen Stadt iſt nicht ein Ort zur Lectüre oder zum Anſehen neuer Bücher, ſondern zur Unterhaltung. In Privathäuſern wird man ſelten im Bibliothekzimmer empfangen; man fordert in den bewohnten Zimmern ſelten Bücher, ſie ſind insgemein auf die Dachſtube verbannt. Es fehlt den größern Städten nicht an öffenlichen Bibliotheken, aber die meiſten, und davon iſt ſelbſt die des Vaticans nicht ausgenommen, ſind mangelhaft und planlos verwaltet.« ꝛc.

Bey dem bevorſtehenden Schluß des dritten Quartals laden wir die Liebhaber ein, auf das vierte mit 7 fl. W. W. zu pränumeriren. Von dem erſten bis dritten ſind noch Exemplare zu 21 fl., einzeln zu 7 fl. W. W. vorräthig. Die halbjährige Pränumeration iſt 14 fl. W. W. hier bey dem Verleger J. B. Wallishauſſer (Neuburgergaſſe Nr. 1177). Entferntere Liebhaber wollen ſich an die k. k. Oberſte Hofpoſtamts-Hauptzeitungsexpedition, oder an die ihnen näher liegenden Ober- auch Abſatz-Poſtämter und Stationen wenden, welche ſämmtlich gegen halbjährige Vorauszahlung von 17 fl. W. W. die Verſendung wöchentlich zweymal vornehmen. Es erſcheinet, wie ſeither, die Woche anderthalb Bogen auf feinem Poſtdruckvelin-Papier in gr. Median-Octav; Dinſtag ein ganzer, Freytag ein halber Bogen. — Zweckdienliche Beyträge, (die wir in jedem Betracht honoriren), bitten wir unter der Addreſſe: An die Redaction des Converſationsblatts, an die Verlagshandlung zu befördern.

Wien, im September 1819. Die Redaction und der Verlag.

Hierzu Titel, Regiſter und Umſchlag.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationsblatt.

Zeitſchrift
für
wiſſenſchaftliche Unterhaltung.

»L'art du Journaliste n'est pas celui, de faire rire, ou d'amuser: il doit analyser et instruire. Un Journaliste plaisant est un plaisant Journaliste.«

Esprit de l'Encyclopédie.

Erſter Jahrgang.

WIENER STADT BIBLIOTHEK

1819.

Zweiter Band, zweiter Theil.

Wien,
gedruckt und im Verlage bey Joh. Bapt. Wallishauſſer.

Allgemeine Inhaltsanzeige.

Nr. 27. Der ungariſche Held Johann Dragffy v. Beltek, von Joh. v. Jung. — Zur Geſchichte des Kuſſes und Küſſens, von Georg v. Gaal. (Fortſetzung). — Novelliſtik.

Nr. 28. Fabeln in Geſprächen, v. J. J. Scheiger. (Fortſ.)—Aus Lord Byrons Braut v. Abydos, überſetzt von B. A. C**s. — Ueber die Schnelligkeit des Lichtſtrahles, von Ziak. — Zur Geſchichte des Kuſſes und Küſſens, von Georg v. Gaal. (Fortſ.) — Novelliſtik.

Nr. 29. Was iſt die Zeit? von Franz Gräffer. — Minnelieder von Oswald von Wolkenſtein. — Zur Geſchichte des Kuſſes und Kuſſens, von G. v. Gaal. (Schluß). — Novelliſtik.

Nr. 30. Franz Wilh. Sieber und ſeine Sammlung, von H. v. G. — Die Bethende, von Dan. Leßmann. — Was iſt die Zeit? von Franz Gräffer. (Schluß). — Arithmetiſche Aufgabe, von —ſz. — Novelliſtik.

Nr. 31. An eine matte Herbſtfliege. Als ich im Spätjahre 1816 zu Koſteletz in Mähren, am Nervenfieber krank, zurück geblieben, zum erſtenmale das Bette verließ, von Fr. Grillparzer. — Franz Wilh. Sieber und ſeine Sammlung, von H. v. G. (Fortſ.) — Novelliſtik.

Nr. 32. Ueber die Benennung „Kaiſer", von F. Burgerth. — Die Erſcheinung, an Freund F. Bernhard, von Franz Gräffer. — Franz Wilh. Sieber und ſeine Sammlung, von H. v. G. (Schluß). — Auflöſung der in Nr. 30 von Hrn. F. Burgerth mitgetheilten arithmetiſchen Aufgabe, von J. Arbinger. — Novelliſtik.

Nr. 33. Der Beobachter des weiblichen Geſchlechtes. Zur genauern Kenntniß desſelben, von J. F. Caſtelli. — Wallenſteins ſchriftliche Hinterlaſſenſchaften, von W. G. v. Stainrich. — Frage nach Götzens von Berlichingen eiſerner Hand, von B. — Novelliſtik.

Nr. 34. Sinngedichte von J. F. Caſtelli. — Der Character der Lady Macbeth, von Dan. Leßmann. — Antwort auf Hans Frage, von Joh. Möſer. — Ueber Ausſtellungen von Erzeugniſſen des Gewerbfleißes, von K. Bernhard. — Die Dauer alter Gebäude. Aus einem alten Polniſchen Geſetz erklärt, von Vinc. Grafen Borembśky. — Ueber vorhandene botaniſch-poetiſche Werke, von B. A. Gr—ſ. — Charade, von Aro. — Auflöſung des Räthſels: Die Erſcheinung, in Nr. 32. — Novelliſtik.

Nr. 35. Taſſo's Verklärungsnacht, von Chr. Kuffner. — Der Character der Lady Macbeth, von Dan. Leßmann. (Schluß). — Novelliſtik.

Nr. 36. Was iſt Patriotismus? von M. J. Freyh. v. Koß. — Die Indigeſtionen; ein Geſpräch an der Table d'hote, v. Chriſt. Kuffner. — Fabeln in Geſprächen, von J. J. Scheiger. (Fortſ.) — Ueber vorhandene botaniſch-poetiſche Werke, von B. A. Gr—ſ. (Fortſ.) — Auflöſung d. Charade in Nr. 34. — Novelliſtik.

Nr. 37. Vom ewigen Juden, von Franz Gräffer. — Die Indigeſtionen; ein Geſpräch an der Table d'hote, von Chr. Kuffner. (Fortſ.) — Novelliſtik.

Nr. 38. Geſchichte des Bartes, von F. Burgerth. — Die Indigeſtionen; ein Geſpräch an der Table d'hote, von Chr. Kuffner. (Schluß). — Der Beobachter des weiblichen Geſchlechtes, von J. F. Caſtelli. (Fortſ.) — Ueber vorhandene botaniſch-poetiſche Werke, von B. A. Cr—t. (Fortſ.) — Novelliſtik.

Nr. 39. Der Tod für den Glauben, von M. v. Collin. — Novelliſtik.

Nr. 40. Der Tod für den Glauben, von M. v. Collin. (Schluß). — Geſchichte des Bartes, von F. Burgerth. (Schluß). — Ueber vorhandene botaniſch-poetiſche Werke, von B. A. Cr—t. (Schluß). — Novelliſtik.

Nr. 41. Neuhollands wilde Bewohner (Buſchmenſchen), von B. A. Cr—t (Coremans, Verf. des Aufſ. Ueber botaniſch-poetiſche Werke.) — Novelliſtik.

Nr. 42. Deutſche Muſen-Almanache und poetiſche Taſchenbücher, bey Gelegenheit ihres halbhundertjährigen Alters, von Mich. Schmidt. — Sinngedichte v. Haug. — Aufklärungen über die Mumien, von P. C. Rouyer. — Novelliſtik.

Nr. 43. Alte und neue Literatur, an Joſ. v. Hammer, von Dan. Leßmann. — Aus und über England, II. von Afdg. — Novelliſtik.

Nr. 44. Bruchſtücke über Dichter und Dichtkunſt; aus einem literariſchen Vermächtniſſe mitgetheilt von Wilh. Hebenſtreit. — Das moderne Sonett, von Mln. — Analecten zur Geſchichte der Toilettengeheimniſſe. von K—r. — Novelliſtik.

Nr. 45. Hamlets Monolog, überſetzt von A. W. Schlegel, und von Mart. Span. — Die Frauen, v. Dunne. — Gegenerinnerung, Joach. v. Sandrart betreffend, von J. Gan. — Novelliſtik.

Nr. 46. Analecten zur Geſchichte der Ohrfeigen, von G. v. Gaal. — Aus und über Rußland I. — Les metamorphoses des fleurs, par Ed. D***. Zugleich Nachtrag zu dem Aufſatz: Ueber botaniſch-poetiſche Werke in Nr. 34. 36. 38 u. 40 d. Bandes. von B. A. Coremans. — Novelliſtik.

Nr. 47. Analecten zur Geſchichte der Ohrfeigen, von G. v. Gaal. (Schluß). — Literariſche Notizen. — Novelliſtik.

Nr. 48. Geſchichte des Obſtes, von B. A. Coremans. — Frankreichs Literatur, von J. Bernhard. (Fortſ.) — Kleine Denkwürdigkeiten. — Novelliſtik.

Nr. 49. Frankreichs Literatur, von J. Bernhard. (Schluß). — Aus und über Frankreich, von F. B. I. — Novelliſtik.

Nr. 50. Fabeln in Geſprächen, von J. J. Schweiger. (Schluß). — Aus und über Ungarn, von L. l. — Der Winter, eine Ecloge von B. A. Coremans. — Wiedergeburt des Apollo-Saals, von K. v. F. — Das liebe Oertchen; Triolett von Franz Ziska. — Iſt das in der Kirche zu Penzing (nächſt Wien) befindliche Denkmal ein Werk Canova's? — Novelliſtik.

Nr. 51. Der Chriſtabend, von B.....l. — Novelliſtik.

Nr. 52. Die Frauen, von Dunne; v. E. — Die Lilie und die Roſe, nach dem Franzöſiſch. von Joh. Bapt. Rupprecht. — Aus und über Rußland, von —ch. II. — Ehrenrettung und Geſchichte der Auſter, von J. Bernhard. — Die Fortſetzung der „Oelzweige", von Franz Gräffer. — Novelliſtik.

Nr. 53. Die Neujahrsnacht, v. B.....l. — Novelliſtik.

Converſationsblatt.

27.

Freytag, den 1. October 1819.

Der ungariſche Held Joh. Drágffy v. Belthek.

Von Joh. v. Jung.

Nach dem Aufſatze des Freyherrn von **Mednyanszky** in der ungariſchen Zeitſchrift: Tudományos Gyüjtemény (1818. Achtes Heft), waren die **Drágffy** urſprünglich Wallachen, und hieſſen **Dragula**, **Dragomer**, verkürzt **Drag**. Als Ungarn fügten ſie ihrem Namen das **Fy** (das verkürzte **Féry**, Mann) bey, wie es auch Andere thaten, z. B. **Palffy**, **Peterffy** u. ſ. w. Während eines Zeitraums von anderthalb Jahrhunderten ſchwang ſich dieſe Familie ſo ſehr empor, daß die **Drágffy** nicht nur unter die Lieblinge der Könige, ſondern auch unter die Mächtigſten des Reiches gezählt wurden.

Unter **Ludwig II.**, in jener Epoche, von welcher Baron **Herberſtein**, der als kaiſerl. Geſandter öfters am Hofe **Ludwigs** war, weil er bey der herannahenden Gefahr die aufgebothenen Ungarn ruhig und üppig auf ihren Gütern ſitzen ſah, ſagte: »er habe nie geſehen noch gehört, daß ein Staat freudiger, und gleichſam tanzend unterging, wie der ungariſche;« von welchem ferner der päpſtliche Nuntius behauptet: Unter den meiſtens ſo kriegeriſchen Ungarn iſt dermahlen niemand, der ein Häuflein Krieger (turmam), geſchweige ein Heer ordnen könnte, denn Keiner von ihnen kennt ein bloßes, viel weniger ein mit Blut beſpritztes Schwert; in welcher der ſorgloſe König, bis zu Mittag ſchlafend, von höchſter Gefahr umrungen, keine Gefahr ahnte (epist. proc. S. 112): war Johann Drágffy von Belthek Erb-Obergeſpann vom mittlern Szolnock und Kraszna, und einer von den wenigen gutgeſinnten Großen des Reiches, denen das Wohl des Vaterlandes näher lag, als der Wahn, das königliche Anſehn ganz unterdrücken zu wollen; die ſich durch Japolyä's und Werböczen's Ränke nicht täuſchen ließen, und die als (1526) des türkiſchen Kaiſers ſchreckliches Nahen, die Fama, in Begleitung von ſtarrender Furcht und Verzweiflung ſchnell verkündete — ſich als treue Unterthanen an König Ludwig bey Ofen anſchloſſen, und den jungen Geſalbten nach den Unglückſchwangern Feldern von Mohacz begleiteten.

Die Ahnung, der Bothe künftigen Jammers, der alle Gemüther der wenigen Treuen, ſowohl auf dem Trauerzug nach Mohacz, als auf dem Kampfplatze ſelbſt durchbebte, ſpricht ſich, wie die Frömmigkeit des damaligen Zeitalters, durch die letztwillige Verordnung des Johann Drágffy auf dem Schlachtfelde rührend aus.

»Im Namen der heil. Dreyeinigkeit geſchehe mein Teſtament, heißt es. Johann Drágffy, Erb-Obergeſpann vom mittlern Szolnock und Kraszna, entbiethe und ſchreibe Gruß und Empfehlung ſowohl meinen guten Töchtern, als meinen guten Dienern. (Szolgáimnak, hier heißt es vermuthlich: milites Servient. 1. 3.)

Ihr wißt es, gute Tochter Katharina Homonnai, guter Diener und Gevatter David Bekindi, und ihr, meine guten Hausleute, ihr alle wißt es, wie ich mein Teſtament in meinem Schloſſe Erdöd machte. Meinem Gewiſſen mißfallen aber einige Puncte jenes Teſtamentes, die ich hier kurz berühre. (Hier folgen einige fromme Vermächtniſſe und Erinnerungen.)

Ich ſchrieb dieſes Teſtament in Gegenwart gutmüthiger Verwandten, deren Namen ich hier angebe: vor dem Großwardeiner-Biſchof, vor den Brüdern Nádasdi, dann Nicolaus Sarmaſſághi, und Georg Bikindi. Bey Gott, der keuſchen Maria und ihrem Sohne Chriſtus, bitte ich euch, dieß Teſtament genau zu befolgen, und nicht anders zu handeln. — Es entſtand auf dem Schlachtfelde bey Mohacz; im Lager meines Herrn und Königs, am Tage des heil. Apoſtels Bartholomäus, als wir das Jahr 1526 zählten.« —

Fünf Tage ſpäter geſchah die unglückliche Schlacht. Als der König vor derſelben Jedem ſeinen Standort anwies, vertraute er Johann Drägffy die große Landesfahne mit dem Bilde der heiligen Jungfrau zur Vertheidigung, und gab ihm 1000 Mann zur Seite. Da Drägffy im Angeſicht des ganzen Heeres die Fahne mit großer Feyerlichkeit empfing, ſchwur er hoch, nur nach ſeinem Tod ſoll ihm der Feind dieſelbe entreiſſen. Hierauf nahm man ihm, nach damaliger und alter Sitte, die Sporen ab, welches die Bedeutung hatte, daß der Fahnenträger niemals auf eine ſchnöde Flucht denken dürfe; und ſofort wurde er in das zweyte Treffen geſtellt. Beym erſten Anfall des erſten Treffens neigte ſich zwar der Sieg (nach Broderik und Iſtvanffy) auf die Seite der Magyaren, aber ſie wurden durch die ungeheure Menge der Türken bald überwältigt, und das zweyte Treffen unterlag ebenfalls ſammt Drägffy, der Wunder von perſönlicher Tapferkeit zeigte. Der junge König (der bekanntlich im Sumpfe Karaſſo hernach ſeinen Tod fand) war bereits entflohn, ein großer Theil der Biſchöfe und Magnaten, ſammt dem Kern des Adels und der ſtudierenden Jegend lag bereits im Blute, und Drägffy kämpfte noch immer wüthend. Endlich wurde er vom Pferde geriſſen, ließ ſich aber die ihm heilige Fahne nicht entreiſſen, ſondern umhüllte ſich mit derſelben, und ward durch hundert Wunden getödtet.

Wenn wir uns aus der Geſchichte erinnern, welch ein Loos die Hauptveranlaſſer der Entzweyung der Stände, und dieſer Niederlage — Japolya und Werböcz nämlich, traf, wandelt uns gewiß ein Gefühl an, das deutlich ſpricht: Das rächende Schickſal — iſt mehr als bloße Dichtung.

Zur Geſchichte des Kuſſes und Küſſens.

Von Georg v. Gaal.

(Fortſetzung von Nr. 26.)

Was dieſe Gewohnheit bey den alten Völkern betrifft, ſo war ſie zunächſt bey den Römern ſehr gebräuchlich. Dieſe pflegten, wenn ſie einander begegneten, und ſie gleich nicht ſonderlich bekannte und vertraute Freunde waren, einander die Stirne zu küſſen, wiewohl Andr. Otmannus ganz anderer Meinung iſt, vielleicht deßwegen, weil der Kaiſer Tiberius dieſe Gewohnheit, welche die Römer zu ſchändlichen Lüſten an den jungen Leuten, die ihnen begegneten, gemißbraucht hatten, nach des Suetonius Zeugniß gänzlich verbothen hat. Daher meint gedachter Otmannus, daß dieſes Küſſen bey den Römern unter nahen Blutsfreunden Sitte geweſen ſey. Dieſe Gewohnheit ſoll von den Trojanerinnen, die ihre Männer über den Brand der auf der Flucht angezündeten Schiffe durch einen Kuß beſänftigen wollten, ihren Urſprung genommen, und auch bey deren Nachkommen fortgedauert haben. Andere leiten ſie von den Zeiten des Romulus her, der den Weibern den Wein verboth, da der Gebrauch war, daß ſie jeden ihrer Blutsverwandten, der ihnen begegnete, küſſen mußten, damit er den Weingeruch erforſchen, und ſie dadurch des Verdachtes des Weintrinkens, deſſen Beſtrafung dem Manne und den beyderſeitigen Verwandten oblag, zeihen konnte. Sie durften ihm alſo den Kuß nicht verweigern: daraus entſtand aber, beſonders zu Auguſts Zeiten, ein großer Mißbrauch, da mancher ein reizendes Weibchen, welches ihm in den Wurf kam, küſſete. Tiberius, der Nachfolger Auguſts, verboth ihn *), und dennoch riß

---

*) Dieſes Edictes des Kaiſers, in welchem er das tägliche Küſſen verboth, thut Suetonius in Tiberio c. 34. Erwähnung. Die Ausleger des Suetonius geben ſich viele Mühe, die Veranlaſſung des Edicts zu entdecken. Es iſt ihnen aber weder die von dem Plinius beſchriebene Krankheit, noch das ſinnige Geſicht des Tiberius beygefallen, welche nach dem Urtheile des Hrn. Dr. Möhſen (in ſeiner Beſchreibung einer Berlin. Medaillen-Sammlung u. ſ. f. 1 Theil, Berlin und Leipz. 1773. gr. 4. S. 324.) die wahrſcheinlichſten Urſachen zu dieſem Verbothe gegeben haben. Das Küſſen war zu der Zeit eine ſehr gewöhnliche Ceremonie. Freunde und Bekannte, die ſich auf der Straße begegneten, küßten ſich täglich, und die Kaiſer in der Rathsverſammlung pflegten jeden Rathsherren bey dem Kommen und Weggehen zu küſſen, welches Plinius an dem Trajan in ſeiner Lobrede als eine beſondere Leutſeligkeit rühmt, indem es einige ſeiner Vergänger gänzlich unterlaſſen hatten. Dem Cajus Caligula wurde es ſehr übel genommen, daß er ſich mit allen Comödianten öffentlich küßte, den Rathsherrn aber, und andern angeſehenen Männern die Hände und wohl gar die Füße zum Kuſſe hinreichte. Wie ſehr zu den Zeiten des Martial das eingeführte Küſſen den Ankommenden beſchwerlich geweſen ſey, kann man aus einem ſeiner Sinngedichte erſehen.

die Gewohnheit, wie Lipſius meldet, nachher wieder ein. Die Römer küßten auch die Stirn und zuweilen das Auge; Catull ſcheint es zu billigen.

Bey den Lacedemoniern waren die Küſſe nicht nur erlaubt, ſondern es waren auch gewiſſe Spiele angeordnet, und Belohnungen dabey ausgeſetzt für diejenigen, welche die Alten aufs angenehmſte küßten. Dieſe Kunde zeigt uns allerdings, wie hoch der Kuß bey jenem Kraftvolke in Ehren ſtand. Doch fehlt es auch nicht an Notizen, die uns lehren, daß bey uns und andern Nicht-Lacedemoniern dieſe Gewohnheit noch bey weitem nicht außer Curs geſetzt ſey, ja, wenn das ehrwürdige Alter in allen Dingen ſo geſchwätzig wäre, wie es in vielen iſt, ſo würden wir von gar manchem Kuſſe hören, der reichlicher belohnt wird, als es je die geſammte Staatscaſſe von Sparta vermocht hätte. —

Küſſe der Ehrerbiethung wurden nicht nur den Göttern, ſondern auch den Prieſtern, beſonders dem römiſchen Papſte, den Schwellen und Pfoſten der Götzentempel und Statuen, ja auch ſelbſt der Erde von den Heiden und ihren Nachfolgern ſehr andächtig gegeben, und ſind an vielen Orten noch heut zu Tage üblich.

Was zuvörderſt die Götter betrifft, ſo wurde es, wie Lipſius meldet, bey den Heiden für die höchſte Unbilligkeit gehalten, wenn man ſich den Göttern ohne einen Kuß nahete. Sie hatten bey dieſer Verehrung einen dreyfachen Gebrauch. Entweder ſie küßten ihnen mit großer Ehrerbiethung den Mund, oder die Hände, vornehmlich die rechte Hand, oder die Füße. Etliche aber ſcheueten ſich, die Götter mit ihrem unheiligen Munde zu berühren, daher ſie erſt ihre eigene Hand küßten, und ſolche ſodann gegen die Götter ausſtreckten; dieſe Art der Verehrung war die gebräuchlichſte, wahrſcheinlich auch die klügſte, denn dadurch gerieth man wenigſtens nicht in Gefahr, Küſſe, die den Idolen bereits Fliegen gegeben hatten, wegzuküſſen.

Von den römiſchen Prieſtern oder Vorſtehern der römiſchen Kirche meldet Polydorus Virgilius, daß ſie, wie es bey den Heiden gebräuchlich war, den Herzunahenden nur die äußere Seite der rechten Hand hingereicht haben, dieſelbe ehrerbiethig zu küſſen. Vor dem römiſchen Papſte aber müſſen alle und jede, ſie mögen ſeyn von was für Stand, Hoheit und Würde ſie wollen, ſobald ſie ihm unter die Augen treten, in gewiſſer Diſtanz dreymal die Kniee beugen, und ihn küſſen, und zwar mit einem vierfachen Unterſchiede. Der

Kaiſer küßt nur allein den Mund; die Cardinäle aber, welchen Joh. Limnaeus ſowohl die Könige, als auch die größten Fürſten und deren Abgeſandte in dieſem Stücke an die Seite ſetzen will, küſſen die rechte Hand; die Biſchöfe küſſen das Knie; die geringen und gemeinen Leute aber den Fuß. Daß aber auch dieſer Unterſchied ſelten beobachtet worden ſey, beweiſen die Beyſpiele Karls IV., und des Königs von Frankreich, Karl VIII., anderer nicht zu gedenken, welche keineswegs von dem Fußkuſſe ausgenommen worden ſind. Die Juden, die vor den Papſt gelaſſen werden, dürfen nicht einmal die Füße desſelben, ſondern nur die Erde oder den Ort küſſen, worauf der Fuß des Papſtes geſtanden hat.

(Fortſetzung folgt.)

* * *

An die Redaction des Converſationsblattes!

Der warme Antheil, den ich an dem ſichtbaren Gedeihen Ihrer Zeitſchrift nehme, nöthigt mir eine freundſchaftliche Erinnerung ab. Ich habe nähmlich wahrgenommen, daß die ſogenannten „humoriſtiſchen Splitter“ ꝛc. hier und da einen, von ihrem Verfaſſer gewiß nicht beabſichtigten ſonderbaren Eindruck hervorgebracht haben. Das thut mir leid, weil ich weiß, daß man ihn dabey verkennt. Daß man ſogar ſo vorſchnell ſeyn kann, zu glauben, er könne ſich nicht anders als paradox kund geben, und zu vergeſſen, daß er bereits bey vielen Gelegenheiten, auch im Blatte ſelbſt, oft in einer und derſelben Nummer, das Gegentheil hat ſehen laſſen, weil Jenes nicht Characterzug, nicht Regel, nur ſelbſtbewußte, abſichtliche Ausnahme iſt. Das Verwahren durch Vorwörtleins ꝛc. ſchützt nicht. Nicht immer ſondert man den Scherz vom Ernſt; oft wird dieſer für jenen, jener für dieſen genommen, und das iſt, in Anwendung auf humoriſtiſche Producte, am häufigſten da der Fall, wo man ſo ſehr auf Formen hält. In Geſtalt des Dialoges, des Briefes ꝛc. würden alle derley Einfälle einen ganz andern, und gewiß nicht ſo ſchiefen Effect hervorgebracht haben. Das ſollte ihr Verfaſſer beachten. Ueber Einkleidungen, wie in der letzten Nummer der Aufſatz: „Für Kuchen-Grazien ꝛc.“ wird man nicht fluchen: ſolcher Humor iſt nicht grell ꝛc. Bringen Sie das gehörig an! Der Ihrige ꝛc.

Es ſey hier ſelbſt am beſten angebracht, da es zugleich eine Art Rechtfertigung enthält, die man wohl Jedem, der es mit der Publicität zu thun hat, doppelt gönnen muß.

Die Redact.

Novelliſtik.

Aus dem neulich berührten humoriſtiſchen Converſations-Lexicon wollen wir nachträglich noch folgenden Geſellſchafts-Thermometer und Gradmeſſer ausheben. Converſationsdauer: über einen unglücklichen, hilfswerthen Menſchen = 1 Strich unter Null; von einer edlen Handlung = 1 Strich über Null; von einer Feuersbrunſt 1 Tag; von einem Theaterſtück 2 Tage; einem Mord 3 Tage; einem Bankerut 4 Tage; einem Roßmarkt und Treibjagen 8 Tage; einem Bal paré 8 Tage zuvor, 8 Tage darnach; einer neuen Organiſation 10 Tage; einer Eheſcheidung 14 Tage; einem Pasquill 15 Tage; einem Miniſter-Wechſel 20 Tage; einer neuen Garde-Uniform ohne Achſelband 24 Tage; mit Achſelband 31 Tage. Wer ſich genau an dieſen Converſations-Zeitmeſſer hält, wird, weil doch jeder Monath ſeine eigene Geſprächsblüthen und Früchte hervortreiben muß, Jahr aus Jahr ein geſchützt vor Unterhaltungsmangel ſeyn, und kann man mit einer ſolchen wohlberechneten, bilanzirten und fractionirten Geſprächsmaſſe ſo heilig und gewiß auskommen, als ein Regierungs-Collegium mit ſeinem Schreibpapier, oder ein Leipziger-Student mit ſeinem Wechſel; wer aber gar zu ängſtlich und zweifelhaft wäre, was bey ſolchen großen Operationen freylich nicht ſeyn ſollte, der kann ſich ja mit einem beſondern Reſerve-Fond des Stillſchweigens und Maulhaltens decken.

Aus den neueſten Berechnungen des Finanzſtandes Aſiens, Americas und Europas geht hervor, daß ſich die Geldmaſſe der beyden erſtern Welttheile zu der des unſrigen circa wie 6 zu 1 verhalte. Die Urſache dieſes Verhältniſſes und der damit verbundenen Stockung des baren Geldes in Europa, liegt in dem Umſtande, daß dieſer Welttheil ſeit 60 Jahren ſeine Handels-Bilanz mit America und Oſtindien verloren hat, das heißt, wir ſenden jährlich mehr Silber und Gold, und vorzüglich durch England nach America und Oſtindien fur ihre Producte, als Caffee, Zucker, Thee, Tabak, Baumwolle, Indigo, Cochenille, Hölzer und feine Gewürze ꝛc., als wir Europäer gegen unſre Fabricate und Producte von dorther erhalten *). Der Austauſch der Waaren hält ſich alſo nicht im Gleichgewicht: wir müſſen an Gold und Silber jährlich zulegen, und werden dadurch ärmer. Man rechnet, daß jährlich an 450,000,000 Gulden (in 20 Gulden Fuß) an Waaren in Europa aus Aſien und America eingeführt werden, z. B. 1,314,550 Centner Caffee; 6,614,658 Centner Zucker; 954,622 Centner Baumwolle; 226,000 Centner Pfeffer; 97,200 Centner Indigo; 31,000,000 Pfund Thee u. ſ. w. Die Bergwerke in Europa mit Siberien liefern jährlich 8,119 Mark Gold, und 333,982 Mark Silber, und im Jahr 1803 bekam Spanien aus ſeinen americaniſchen Colonien für 79,000,000 Gulden Silber. Gewöhnlich erhielt Spanien jährlich aus ſeinen Colonien 29 bis 30,000,000 Piaſter. So groß dieſer jährliche Zuwachs auch iſt, ſo deckt er doch lange nicht den Ausfall, zumal da Spanien jetzt nur wenig Silber aus America erhält. Wie groß das Deficit des Ausgangs unſerer Waaren gegen den Eingang fremder Waaren iſt, kann nicht ſo genau angegeben werden; der Unterſchied muß aber ſehr beträchtlich ſeyn, denn ſonſt könnte der Werth des Silbers und Goldes in America und Oſtindien nicht in einem ſo geringen Werth ſtehen. Es ſoll ſich nach allen Nachrichten in jenen Welttheilen die Geldmaſſe zu der unſrigen wie 6 zu 1 verhalten. Hierüber wird man ſich nicht wundern, wenn man bedenkt, daß die Americaner und Aſiaten von unſeren Erzeugniſſen und Fabricaten zu ihrem täglichen Unterhalte und zu ihrer Bekleidung ſehr wenig, wir hingegen von den ihrigen ſehr viel brauchen, und das Ausſtrömen des Silbers und Goldes von Europa dadurch veranlaßt wird. Vor 60 Jahren wurde aus der ſüdamericaniſchen Provinz Maragnon oder Maraham noch gar keine Baumwolle ausgeführt, und jetzt bringt man jährlich von daher 40 bis 50,000

---

*) Man vergleiche hiermit die Ideen, welche Hr. General Conſul Adam Müller in Nr. 3 des erſten Bandes unſers Blatts ausgeſprochen hat.

Säcke nach Europa, wovon jeder 180 Pfund wiegt. Nach den neueſten Nachrichten aus London, erbaut man gegenwärtig in Oſtindien ſo viel Baumwolle, daß man jene aus America entbehren kann, zumal da ſich beyde an Güte gleich ſind. In dem Hafen von London wurden bloß im Februar 1818 44,034 Ballen, und im März desſelben Jahres 44,619 Ballen eingeführt ꝛc.

Wir haben das Vergnügen, den Freunden und Kennern des Geſanges einen ſeltenen Kunſtgenuß anzukündigen. Dem. Hartmayer aus Zürch nämlich, welche ſich ſchon einige Zeit in Wien aufhält, wird ſich hier eheſtens öffentlich hören laſſen. Um das Publicum auf ihr ausgezeichnetes Talent aufmerkſam zu machen, theilen wir folgende Characteriſtik aus der Münchner-Zeitung mit: »Es wird dem muſicaliſchen Publicum nicht unintereſſant ſeyn, über das Kunſttalent der Dem. Hartmayer, welche am 24. v. M. mit dem ausgezeichnetſten Beyfall ein Concert gegeben hat, einige ſpeziellere Bemerkungen zu vernehmen. Der Verfaſſer dieſer Kunſturtheile glaubt um ſo begründeter in dieſer Sache ſprechen zu können, da er, ſeit ein paar Monathen Dem. Hartmayer zum öftern zu hören Gelegenheit hatte. Wenn man auf das Alter dieſer Künſtlerinn Rückſicht nimmt, ſo läßt die gegenwärtige Kraft ihrer metallreichen, ſchönen und durchaus reinen Stimme erwarten, daß ſie in einigen Jahren eine Tonfülle erhalten werde, die in der Welt der Sopraniſtinnen wohl zu den ſeltenſten Erſcheinungen gehört. Ihre Stimme umfaßt gegenwärtig, ohne alle Anſtrengung, zwey Octaven und eine Sexte, und geht, nach oben, bis in das hohe F. Seit ihrer Anweſenheit in München hat ſie, in Hinſicht der Kraft und des Wohllautes der mittlern Gegend ihres Tonreiches auffallend gewonnen. Tiefe und Höhe ſind jetzt ſchon von ausgezeichneter Stärke. Zu den ſchönſten Eigenheiten ihres Organs gehört das leichte, unendlich zarte Anſprechen ihrer Töne, welches im Crescendo (wenn der Ton wie ein leiſer Hauch beginnt, bis zu erſchütternder Stärke anſchwillt, und allmählich wieder abnimmt und verſchwindet,) das Gemüth des Zuhörers mit Zauberkraft ergreift, und zum freudigſten Entzücken hinreißt. In dem Cantabile ſind alle ihre Töne auf das Lieblichſte verſchmolzen; ja es iſt unmöglich, ein Andante fließender vorzutragen. Höchſtbedeutend, und für ihr Alter ausgezeichnet, iſt die Kehlfertigkeit, die ſie in den Rouladen und Cadenzen zu Tage legt. Es iſt übrigens ſehr zu wünſchen, daß ſie, folgend den Winken ihrer ſo ſchönen Natur, in der Zukunft ihres Künſtlerlebens immer mehr nach dem ſtrebe, was das Herz in Bewegung ſetzt, als was durch ſeine Künſtlichkeit wohl Bewunderung und Erſtaunen erregt.«

Auch in Mainz wurde Göthe's Geburtstag im Saale des Caſino-Gebäudes gefeyert, in welchem die Büſte des Dichters, auf einer doriſchen Halbſäule, mit Lorbeern bekränzt, ſtand.

In Nr. 26. S. 306, Z. 1 v. U. leſe man: denen, ſtatt: von denen man.

Gedruckt bey J. B. Walliſhauſſer.

Converſationsblatt.

28.

Dinſtag, den 5. October 1819.

Fabeln in Geſprächen.

(Fortſetzung von Nr. 20.)

6. Der Menſch und der böſe Ruf.

Der Menſch.

An jeden Erdenſohn, den Gott erſchuf,
Hängſt du dich feſt, o böſer Ruf!
Du weichſt ſogar dich nie dem Schlafe.
Abſcheulicher! wie nenn' ich dich,
Wenn ich dir fluch'?

Der böſe Ruf.

Oft nennt man mich
Die ſichre, die gerechte Strafe.

Der Menſch.

Greifſt du nicht auch die Unſchuld an?

Der böſe Ruf.

Nur die, ſo Tügend mit ihr prahlten.
Ich bin nicht frey von falſchem Wahn;
Doch wem ich Unrecht je gethan,
An dem kann ſicher nicht mein Nahme ſich erhalten.

6. Das Kamehl, der Eſel und Aeſop.

Das Kamehl.

Zurück, Herr Langohr! weit zurück,
Noch eh' ich die Geduld verliere!
Denn daß der Vortritt mir gebühre,
Sagt dir jetzt warnend noch dein günſtiges Geſchick.
Ich bin des Kaufmanns beſte Stütze,
Ich des Arabers größtes Gut,
Und wenn ich unter Laſten ſchwitze,
Geſchieht es bloß aus Edelmuth.

Der Eſel.

Wie kannſt du dieſe Ford'rung wagen? ...
Iſt es dein Elephantengang,
Der dir hierzu das Recht errang?
Auch ich kann, wo es Noth thut, tragen;
Und wer nicht den Verſtand verlor,
Zieht mich ſogar zum Reitthier vor.
Ich müßte drum mich ſelber haſſen,
Sollt' ich dir je den Vorrang laſſen.

Aeſop.

Ey, geht, wie's kömmt! dieß iſt mein Rath.
Wer mehr Verdienſte von euch hat,
Iſt, was ich nicht hierbey entſcheide;
Ein Vieh ſeyd ihr doch alle Beyde.

7. Die Eitelkeit und die Schmeicheley.

Die Tochter.

Der Taſchenſpieler iſt ein Mann,
Den man gewiß nicht haſſen kann.
Nein, ſo viel Ehre hat mir Niemand noch erwieſen!

Die Mutter.

Nun, möchteſt du ihn nicht zum Bräutigam erkieſen?
Was hat dich denn für ihn ſo zärtlich angefacht?

Die Tochter.

Es ward ein ſchönes Band zerſchnitten,
Das er dann wieder ganz gemacht.
Erſt wollt' er einen Herrn es zu zerſchneiden bitten;
Doch eh's geſchah, beſann er ſich.
Verzeihn Sie mir, rief er, ich irrte mich;
Die Schönſte muß das Band zerſchneiden.
Die Schönſte! ... wohlgemerkt, und die war ... Ich!
Wie mußten mich die Andern neiden!

Die Mutter.

Jetzt wandre bald dem Tollhaus zu! ...
Er braucht' ein Gänschen nur, damit ſich's nicht entdecke,
Worin des Stückes Kunſtgriff ſtecke.
Dieß ſchöne Gänschen, Kind, warſt .. Du!

⁂

Erſcheint die Thörinn Eitelkeit,
Gleich zeigt ſich ihre Dienerinn
Die ſchlaue Schmeicheley bereit,
Und holt ſich ihren Hochgewinn.

8. Die ſpröde Taube.

Paul.
Komm, Peter, komm doch aus der Laube,
Und ſieh dort auf dem Dach dem Liebesromane zu!
Wie ſpröd' und kalt ſie thut die Taube,
Und doch läßt gurrend ihr der Tauber keine Ruh.
Peter.
Dieß anzuſehn bin ich nicht eingenommen;
Weil jede Luſt bey mir ſtets ihren Werth verlor,
Um die es nöthig war, zuvor
Mit einer Bittſchrift einzukommen.

9. Der Menſch und das Glück.

Der Menſch.
Nichts biſt du, falſches Glück, als Schaum!
Jüngſt träumt' ich einen ſchönen Traum;
Allein ich danke dir nicht für ſein kurz Entzücken.
Weh Jedem, der auf dich vertraut!
Denn, während er nur um ſich ſchaut,
Kehrſt du verräth'riſch ihm den Rücken.
Das Glück.
Schweig, Unbeſonnener! und treib
Mich nicht dazu, dich ganz zu haſſen!
Wer zwang dich, Alles zu verpraſſen?
Dann ſoll ſich auch der Mann nicht auf das Weib,
Und wer arbeiten kann, ſich nicht auf mich verlaſſen.

J. J. Scheiger.

◆

Aus Lord Byrons Braut von Abydos (The Bride of Abydos *).

Ueberſetzt von W. A. G**s.

Die Winde brauſen mit Macht auf Helleas Wogen **), wie in jener ſtürmiſchen Nacht, wo die Liebe, die ihn hinausgetrieben hatte,

---

*) Wir glauben, daß es unſerm Publicum angenehm ſeyn werde, wenn wir es mit dem Genius dieſes ſo hochgefeyerten brittiſchen Dichters näher bekannt zu machen ſuchen; und bemerken zugleich, daß von ſeinen beyden Dichtungen, aus welchen hiermit einige Paſſagen vorgelegt werden, von demſelben Ueberſetzer hier eheſtens eine vollſtändige Verdeutſchung erſcheinen werde.

**) Hellea, die Tochter Athamas und Schweſter des Phryxus, dem den ſchönen Jüngling, die Hoffnung des Mädchens von Seſtos, zu retten vergaß. Ach! als ſie allein unter des Himmels Bogen auf ihren Geliebten harrte, bey dem Scheine einer Fackel, die hoch am Thurme erhoben, in die Nacht hinaus brannte und praſſelte, ſah dieſer vergebens, wie der Wind die Gegend erfriſchte, der ſchneeweiße Schaum ſich an dem Ufer brach; vergebens warnten ihn die Vögel des Meeres durch ihr ahnungsvolles Geſchrey, vergebens ſchienen ihm die drohenden Wolken über ſeinem Haupte, die brauſenden Wogen zu ſeinen Füßen zu verbiethen, dieſe Nacht nach Seſtos zu ſchwimmen; er ſah weder, noch hörte, noch fürchtete er ihre Drohungen, noch ihr Geſchmetter. Sein Auge ſah nur die Fackel der Liebe, das einzige Geſtirn, welches heute für ihn in der Ferne glänzte, und ſeine Schritte lenken mußte, ſein Ohr hörte nur Hero's milden Geſang. — — Dieſe Geſchichte iſt aus grauen Zeiten, aber noch jetzt entzündet die Liebe eben ſo heiße Flammen in jungen Herzen *).

Die Winde brauſen mit Macht; Helleas Wogen ſtürzen nach dem Meere zurück, und rollen in der Finſterniß. Die Dunkelheit der Nacht bedeckt die ehemals von Blut gefärbten Felder. Die Wüſte,

---

Zorne ihrer Mutter Ino entfliehend, wollte ſie über das Meer auf dem Widder mit dem goldenen Vließe ſchwimmen, den die Götter geſendet hatten, um ſie und ihren Bruder aus den Händen der Einwohner von Jolcos zu retten, welche ſie beyde, auf Befehl des Orakels, zum Tode verurtheilt hatten. Von dem Brauſen der Wogen geſchreckt, ſtürzte ſie, und ertrank an dem Ort, den man ſeitdem Hellespont nannte. Dieſes iſt, der Fabel zufolge, die Geſchichte dieſer Meerenge, die Thracien von der Troade trennt. Anm. des Ueberſetzers.

*) Jedermann kennt die Geſchichte von Hero und Leander. Eine große Anzahl Dichter aller Nationen haben dieſen Stoff ſehr gut behandelt; Virgils und Schillers Verſe darüber zeichnen ſich beſonders durch ihre Lebhaftigkeit aus. Lord Byron hat den Erſtern nachgeahmt. Wir wollen noch über Hero und Leander des folgenden alten lateiniſchen Epigrammes erwähnen, welches ſehr gelungen genannt werden kann:

Cum peteret dulces audax Leandrus amores
Et feſſus tumidis jam premeretur aquis
Sic miser instantes affatus dicitur undas:
»Parcite, dum propero! mergite dum redeo!«

»Als der furchtloſe Leander ſeiner zärtlichen Geliebten entgegen floh, und er ſich ſchon von der Gewalt des brauſenden Meeres gedrückt fühlte, verſuchte er, ſagt man, ſeine Wuth durch dieſe Worte zu beſänftigen: »Wogen verſchont mich, wenn ich meiner Geliebten entgegen eile, ihr könnt mich bey meiner Rückkehr verſchlingen.« Anm. d. Ueberſetzers.

einſt der Stolz des alten Priamus, die Gräber, dieſe einzigen Monumente ſeiner Regierung, Alles verſchwindet, Alles —— nur nicht die unſterblichen und bezaubernden Träume des blinden Greiſes vom felſigen Scyros!

Heilige Gegenden! — denn ich habe euch geſehen, meine Füſſe haben dieſes Ufer berührt, meine Arme dieſe ſchäumenden Wogen getheilt *). Empfanget noch einen Dichter, laßt ihn bey euch träumen und weinen, laßt ihn wiederzeichnen das Andenken dieſer Felder der Zerſtörung, wo ſich die Einbildungskraft vorſtellt, jene Grashügel enthalten die Aſche eines Helden, wo ſie noch den Namen Hellespont dem Fluſſe gibt, der um dieſen Schauplatz hoher Thaten rollt: Ruhmvolle Stätten, es ſey mir erlaubt, lange in eurer Mitte zu wandern! Und möge das Herz ewig erſtarrt bleiben, welches euch Bewunderung verſagt.

Die Nacht bedeckt Helleas Wogen, aber der Mond glänzt hell, und hat noch nicht Ida's Gipfel erreicht. Kein Krieger ſtört ſeinen friedlichen Glanz, aber der zufriedene Hirt ſegnet ihn noch. Seine Heerde weidet auf dem Grabe desjenigen, der die Pfeile des Paris fühlte. Dieſe Ehrfurcht gebiethende, mit vieler Mühe aufgehäufte Erdmaſſe, die Jupiters Sohn ſtolz überſtieg, die Nationen erhoben haben, und die von mächtigen Monarchen gekrönt wurde, iſt eine unbekannte Wüſte**) ohne Namen geworden! O Sohn des Peleus, wie klein iſt der Platz, den du in dieſem Grabe einnimmſt! Nur der fremde Reiſende, der das Aeußere dieſes Monuments zu erkennen ſucht, weiß den Namen desjenigen noch, der darin begraben liegt. Die Aſche des Menſchen iſt manchmal unzerſtörbarer, als der Stein, auf den man ſeine Geſchichte aufzeichnete und der ſein Grab bedeckt, aber du! deine Aſche iſt weit zerſtreut. —

---

*) Lord Byron iſt über den Hellespont geſchwommen; er hat daruber Verſe gemacht, die im Vergleiche mit dieſer ſchönen Stelle ſchwach ſcheinen, und die wir alſo übergehen werden. Anm. d. Ueberſetzers.

**) Alexander beſuchte Achills Grabmal vor ſeinem Einfall in Perſien, und krönte dasſelbe mit Lorbeern. Caracalla ahmte nachher ſeinem Beyſpiele nach. Man glaubt ſelbſt, daß er ſeinen Freund Feſtus vergiftete, um die Spiele des Patroclus erneuern zu können. Ich habe Heerden auf dieſem Denkmale weiden ſehen, es liegt in der Mitte der Ebene. Anm. d. engl. Dichters.
(Alexander hat ſich als Jupiters Sohn begrüßen laſſen, als er Amons Tempel beſuchte.)

Dieſen Abend iſt der Mond lang am Himmel geblieben, er hat lang den Hirten erfreut, und die Furcht des Schiffers gemildert. Schon gibt es aber keine Leuchte mehr auf dem Felſen, um den ſchwachen Kahn, den die Wogen umſtürmen, zu leiten. Die Leuchten, welche um das Ufer glänzten, ſind nach und nach erloſchen, und die brennende Fackel in **Zuleika's** Thurm iſt die einzige, die nur noch einen ſchwachen Schein wirft. Ihr einſames Gemach iſt noch erleuchtet; auf einem ſeidenen Sopha ſitzend, ſpielt die ſchöne Hand der holden Jungfrau mit wohlriechenden Ambrakörnern, welche um ſie hergeſtreut ſind; weiter entdeckt man mit glänzenden Smaragd-Steinen umgeben, das heilige Amulet ihrer Mutter, auf welchem man den Text des zweyten Buchs des göttlichen Korans lieſt. Ein unſchätzbares Geſchmeide, welches **Zuleika** nicht vergeſſen kann, und welches, nachdem es ihre Freude in dieſem Leben ausgemacht hat, in dem andern ihr Glück bereiten wird. Neben ihrem Roſenkranz glänzt ein Koran mit ſchönen Abbildungen geziert. Die Verſe, mit welchen ihn der Künſtler verſchönerte, wurden der Vergeſſenheit der Jahrhunderte durch perſiſche Schriftſteller entriſſen; weiter weg liegt ihre heute unaufgezogene Laute, die ſich wundert, ſo lange ſtumm zu bleiben; um eine goldene, reich gearbeitete Lampe verbreiten friſche Blumen, welche in Vaſen von feinſtem chineſiſchen Porzellan geſammelt ſind, himmliſche Düfte. Die reichſten Teppiche Perſiens, Wohlgerüche von Scheerat; alles, was die Augen bezaubert, die Sinne verführen kann, iſt in dieſem herrlichen Gemache verſchwendet, und doch hat Alles ein trauriges, finſteres Anſehen. **Zuleika**, die Seele dieſes Aufenthalts, was wird ſie thun? wie wird ſie eine ſo furchtbare Nacht zubringen?

(Braut von Abydos. 2tes Buch.)

Das jetzige Griechenland; aus dem Gedichte: The Giacour.

Wenn man je die Augen auf einen Menſchen geworfen hat, der eben das ſchöne Leben verloren hat, ehe noch der Tag des Todes, dieſer finſtre Tag, wo das Nichtſeyn anfängt, der letzte der Gefahr und des Schmerzes vergangen iſt, ehe die zerſtörenden Finger des Todesengels die Züge des Geſichts verunſtaltet haben, wo die Schönheit glänzt, hat man auch die lächelnde engliſche Miene, dieſe ſanfte Ruhe, dieſes noch zarte Colorit bemerkt, welches über ſeine nun friedvollen Wangen einen ſüßen, ſchmachtenden Ausdruck verbreitet. Dieſes traurig zugedrückte Auge wirft wahrlich keine Flammen, es nimmt die Herzen nicht mehr ein, es weint keine Thränen mehr. Dieſes unbewegliche, und durch die kalte Erſtarrung des Todes gelähmte Haupt ſchreckt jene, die um ihn noch weinen, und ſcheinet ihnen den traurigen Zuſtand mitzutheilen, von dem ſie ſelbſt die Annäherung befürchten. Man zweifelt an der tyranniſchen Macht des Todes, aber nur in dieſem einzigen und ſchnell vergehenden Augenblicke, denn bald wird eine unglückſchwangere Stunde die traurige Wahrheit entdecken; man zweifelt, daß ſie dieſen ſo rührenden und ſo zärtlichen Ausdruck verbreitet hat, der einen Augenblick glänzt, und bald verſchwinden wird.

So iſt der Anblick dieſer Gegend. Es iſt Griechenland, aber nicht mehr das liebende Griechenland. Seine kalte Stille, ſeine todte Schönheit macht uns zittern, und überall ſieht man, daß dieſem Lande eine Seele fehlt. Selbſt nach ſeinem Tode hat es noch einen Ausdruck der Schönheit, der mit dem Hauche des Lebens nicht verſchwunden iſt. Aber es iſt eine finſtere furchtvolle Anmuth, als wenn ſie mit jener düſteren Farbe geziert wäre, die den Gräbern folgt. Es iſt der letzte Strahl eines verſchwindenden Schimmers; eine goldene Glorie, die um Ruinen ſchwebt; eine letzte Erinnerung einer auslöſchenden Leidenſchaft; ein Funken einer Flamme, vielleicht göttlichen Urſprunges, welche noch leuchtet, aber nicht mehr eine lang hochgeliebte Gegend erwärmt.

O Land des Helden, von dem die Jahrhunderte die Erinnerung behalten haben, von der Ebene bis zu dem unterirdiſchen Geklüfte, du warſt die Zuflucht der Freyheit, oder das Grab des Ruhms! — Heiligthum der Macht! iſt das Alles, was dir von deiner vergangenen Größe geblieben iſt? Nähert euch, kriechende und gebeugte Sclaven dieſer Landſchaft! ſagt mir, ſind das nicht die Thermopyläer? Welche Flüſſe, welche Meere ſind es, deren Gewäſſer die niedrigen Nachkommen eines freyen Volkes umgeben? iſt das nicht der Meerbuſen und der Felſen von Salamis?!

Völker Griechenlands! dieſe Scenen, von denen die Geſchichte ſo bekannt iſt, leben noch in euch, ſie werden euer Eigenthum. Schöpft aus der Aſche eurer Vorfahren einen Funken jenes göttlichen Feuers, welches ihre Herzen erwärmte; und jener, der von euch im ruhmvollen Gefechte fallen wird, wird den Thaten ſeiner Väter neuen Glanz geben, einen Glanz, der Schrecken in dem Herzen der Tyrannen verbreiten, und eurer Nachkommenſchaft mit einem edlen Ruf auch die Hoffnung geben, einſt eurem Beyſpiele zu folgen. Sie werden den Tod der Schande vorziehen, denn wenn der Kampf der Freyheit, von dem ſterbenden Vater ſeinen Söhnen vererbt, einmal begonnen hat, ſo ſiegt doch immer am Ende die heilige Sache. O Griechenland, die lebende Seite deiner Jahrbücher zeigt und verewigt den Ruhm deiner erſten Jahrhunderte. Während Könige eine unbekannte Aſchenmaſſe geworden, eine Pyramide ohne Namen hinterlaſſen, ſind deine Helden, obwohl die allgemeinen Geſetze der Natur die Säulen ihrer Gräber zerſtört haben, durch herrlichere Monumente, durch die Berge ihres heimathlichen Bodens verewigt! Deine Muſe zeigt dem Auge des Fremden die Gräber derjenigen, die nicht ſterben können. —

* * *

Ueber die Schnelligkeit des Lichtſtrahles.

In der Novelliſtik des Converſationsblatts II. Bd. Nr. 23 wurde (aus einem andern Blatte) Hrn. Römers (Mitgl. der Pariſer-Academie der Wiſſenſchaften?) Entdeckung über die Schnelligkeit des Lichtſtrahls, zu Folge welcher derſelbe in einer Secunde 40,000 geographiſche Meilen zurücklegt, aufgenommen. Dieſe Entdeckung wurde aber ſchon vor langer Zeit, und auf eine ſehr begreifliche Art gemacht. Römer bemerkte nämlich, daß die Verfinſterungen der Jupiters-Trabanten in verſchiedenen Stellungen der Erde gegen die Sonne und den Jupiter, nicht genau nach ſeiner Berechnung ſich einſtellten, und daß ſich dieſe Ungleichheiten proportionell mit dieſen verſchiedenen Stellungen zeigten, ſo zwar, daß der größte Unterſchied der Rechnung mit der Beobachtung bey der Stellung der Erde zwiſchen der Sonne und dem Jupiter, und bey der Stellung der Sonne zwiſchen der Erde und dem Jupiter, nämlich für die ganze Erdbahn, deren Durchmeſſer etwa 40,000,000 Meilen beträgt, etwas über 16 Minuten ausmache. Dieß ſey bloß für Layen in den aſtronomiſchen Wiſſenſchaften geſagt, welche wohl ſonſt geneigt wären, obige Angabe der Schnelligkeit des Lichtſtrahls in einer Secunde, für gelehrte Charlatanerie zu halten, indem Zeit und Maß für eine Beobachtung dieſer Art auf unſerer Erdfläche etwa ſo in Anſpruch genommen, wie dieß zur Angabe der Schnelligkeit des Schalles für eine Secunde der Fall war, durchaus unzuläſſig iſt. —

Zu Folge Römers Beobachtungen hat es nun wohl ſeine Richtigkeit, und es iſt auch durch Bradleys Beobachtung der Lichtabirrung bey den Fixſternen ganz außer Zweifel geſetzt (wenn nämlich die Bewegung der Erde dieſen Beobachtungen zum Grunde gelegt wird), daß das Licht, um 20 Millionen Meilen zu durchlaufen, nur etwas mehr als 8 Minuten Zeit brauche; aber es iſt gewiß übereilt geſchloſſen, daß es deßhalb in einer Secunde den Raum von 40 000 Meilen durchlaufen müſſe, ſo wie ein ähnlicher Schluß in Anſehung des freyen Falls der Körper gewiß ganz irrig wäre. Iſt das Licht, wie Newton annimmt, körperlich, ſo unterliegt es wahrſcheinlich ebenfalls gewiſſen Geſetzen der Attraction, und wenn für daſſelbe, zu Folge obenangezeigter Beobachtungen nicht eben das Geſetz gilt, welches für den Fall der Körper, und ſelbſt der Weltkörper gegen einander, ausgemittelt iſt, ſo können deßwegen eben noch nicht andere denkbare Geſetze für den Fall des Lichtſtrahls auf die irdiſchen und ſuperirdiſchen Körper ganz ausgeſchloſſen werden. Dürfte man im Weltall nicht Körper verſchiedener Ordnungen, von welchen das Licht zu einer höhern gehörte, und dem zu Folge verſchiedene Attractions- oder Einwirkungsgeſetze, annehmen? — Doch, ich will mich nicht in das Gebieth metaphyſiſcher Muthmaßungen verſteigen. Der Einwurf gegen die angenommene Schnelligkeit des Lichts für eine Secunde, hergenommen von unſerer Atmoſphäre, iſt gewiß wichtiger. Römer und Bradley haben ihre Beobachtungen in dichter Atmoſphäre gemacht, und ihren Einfluß auf den Fall des Lichtſtrahls in der letzten Secunde, ſo viel mir bekannt iſt, nicht in Anſchlag gebracht.

Die Brechung des Lichtſtrahls in der Atmoſphäre kann ohne Zeitverzögerung nicht Statt finden; denn es gehört eine größere Zeit dazu, mit gleicher Geſchwindigkeit einen Bogen, als deſſen Senne zu durchlaufen; ſelbſt beym ſenkrechten Einfall des Lichtſtrahls bleibt die Atmoſphäre ein Hinderniß, das den Fall des Lichtſtrahls verzögern muß, ſo wie Luft und Waſſer den ſenkrechten Fall eines Körpers verzögern; folglich kann der Lichtſtrahl in der letzten Secunde, wenn er von einem Himmelskörper kommt, durch unſere Atmoſphäre nicht mit gleicher Geſchwindigkeit fortgehen. Man hat bis jetzt, ſo viel mir bekannt iſt, noch keine genauen Beobachtungen über die Fortpflanzung des Lichtes durch unſere Atmoſphäre angeſtellt, ſondern dieſelbe als faſt gleichzeitig für die von einander entfernteſten Puncte der Erde angenommen, und auf dieſe Vorausſetzung viele aſtronomiſche Beſtimmungen gegründet. Glaubten wir zum Nachtheile der Wiſſenſchaft über dieſen Punct nicht ſchon lange genug vielleicht bloß auf Autorität? wie dieß bey Newtons Machtſpruch (dieß ſey jedoch mit aller Ehrerbiethung gegen dieſen wahrhaft großen Mann geſagt), über die Unverbeſſerlichkeit der dioptriſchen Fernröhre in Anſehung der Farbenzerſtreuung, durch faſt ein ganzes Jahrhundert der Fall geweſen iſt.

Wie aber wären bey der immer groß genug vorauszuſetzenden Geſchwindigkeit des Lichtſtrahls verläſſig genaue Beobachtungen anzuſtellen, wenn bey einer anſehnlichen Entfernung zweyer Beobachter, die doch immer vorausgeſetzt werden müßte, die Krümmung der Erdoberfläche der Beobachtung Schranken ſetzt, und eben dadurch auch die Einrichtung eines gleichförmigen Ganges der Pendul-Uhren erſchwert wird? Ich kann mir die Anempfehlung eines indirecten Schluſſes zur genugſamen Erreichung des Endzwecks nicht verbiethen, und will den Naturforſchern anrathen, den Gang des Lichtſtrahls durch eine weit dichtere Materie, als die untere Atmoſphäre iſt, zu verfolgen.

Durch das ſalzige, ruhige Meerwaſſer nämlich, unterſcheidet man bey einer Tiefe von mehr als 50 Klaftern noch ſehr gut die auf dem Meergrund befindlichen Gegenſtände; und da man vorausſetzen darf, daß der Gang des Lichtſtrahls im geraden Verhältniſſe der Dichtigkeit des zu durchlaufenden Körpers verzögert werde, ſo brauchte man zu dieſem Endzweck nur eine Flüſſigkeit, die etwa 1000mal dichter als die untere Atmoſphäre, und ſehr durchſichtig wäre, zu wählen, und den Gang des Lichtes durch eine mit einer ſolchen Flüſſigkeit gefüllten Röhre von 100 Klaftern gleich dem durch eine untere Luftſchichte von 100,000 Klaftern oder 25 geographiſchen Meilen zu machen. Sollte ſich auf dieſe Entfernung nicht ein Zeit-Unterſchied zwiſchen Ein- und Austritt des Lichtſtrahls bemerken laſſen?

Ziak
(zu Leitersdorf in Mähren.)

* * *

Zur Geſchichte des Kuſſes und Küſſens.

Von Georg v. Gaal.

(Fortſetzung von Nr. 27.)

Der Handkuß*) war in den älteſten Zeiten ein Religions-Gebrauch; man grüßte Sonne, Mond und Sterne, indem man ſeine Hand küßte. Die alten Indier warfen ſich vor der Sonne nieder, und führten ihre Hand zum Munde. Lucian, wenn er der prächtigen Opfer erwähnt, welche die reichen Griechen den Göttern brachten, ſetzt hinzu, daß die Armen ſich begnügten, ihre Anbethung durch Handküſſe zu erkennen zu geben. Von den Griechen ging dieſer Gebrauch zu den Römern über. Plinius erwähnt ſeiner, als einer von jenen alten Gewohnheiten, von denen man weder Grund noch Urſprung anzugeben weiß. Ein Freygeiſt der damaligen Zeiten wurde als ein Gottesläugner ausgeſchrieen, weil er bey einer Bildſäule vorbey gegangen war, ohne die Ceremonie des Handkuſſes zu beobachten. Wenn uns ein alter Schriftſteller die Schönheit der berühmten Pſyche recht lebhaft ſchildern will, ſo ſagt er, man ſey bey ihrem Anblick gereizt geweſen, ſie als Venus, mit einem Kuſſe auf die rechte Hand, und den Zeigefinger auf den ausgeſtreckten Daumen gedrückt, zu ehren. Denn alle dieſe Handküſſe geſchahen mit der rechten Hand. Als das Chriſtenthum die Religion der Heiden und ihre Gebräuche verdrängt hatte, behielten die Biſchöfe und die Vornehmſten der Geiſtlichkeit den Handkuß lange als eine Ehrenbezeugung bey, auf welche ſie Anſpruch machten. Sie pflegten denen, welche ihnen in ihren Kirchenverrichtungen und am Altar aufwarteten, die Hand zum Küſſen zu reichen. Im gemeinen Leben iſt die Sitte des Handkuſſes älter als alle andern Gebräuche; ja, wenn es wahr iſt, daß die Geberdenſprache älter als Worte und Schriftzüge war, ſo iſt auch jene Sitte älter als dieſe. Salomo ſagt von den Schmeichlern ſeiner Zeit, daß ſie nicht müde würden, die Gönner zu küſſen, bis ſie ihren Zweck erreicht hätten Priamus küßte des Achilles Hände, als er ihn um Hectors Leichnam bat. Dieſe Höflichkeit war auch in Rom und in ganz Italien üblich, wo ſie aber verſchiedenen Veränderungen unterworfen blieb. In den erſten Zeiten der Republik ſcheint ſie nur von Untergebenen ihren Obern erwieſen worden zu ſeyn, freye Leute gaben ſich die Hände, und umarmten ſich. Die Liebe zur

---

*) Vergl. den Aufſatz in Nr. 49.

Freyheit ging ſogar in der Folge ſo weit, daß ſelbſt Soldaten ſich nicht gern dieſer Pflicht gegen ihren Feldherrn entledigten; man betrachtete daher als etwas ganz Außerordentliches die Handlung der Soldaten von dem Heere des Cato, welche ihm alle die Hand küßten, als er genöthigt war, das Commando nieder zu legen. In der Folge dachten die Römer nicht mehr ſo ſtrenge über dieſen Punct. Bey dem erſten Anſehen, in welches ſich die Tribunen, Conſuln und Dictatoren zu ſetzen wußten, ſahen ſich die Privatperſonen gezwungen, ihnen auf eine demüthigere und ehrfurchtsvollere Weiſe zu begegnen; ſtatt der vorigen gewöhnlichen Umarmung ſchätzten ſie ſich ſchon ſehr glücklich, wenn ſie zum Handkuſſe zugelaſſen wurden, welches accedere ad manum (der Hand ſich nähern) hieß. Unter den Kaiſern wurde der Handkuß ſelbſt für die Großen zu einem ſehr weſentlichen und unentbehrlichen Stück des Ceremoniels. Die Hofleute von einem niedern Range mußten auf ihre Kniee fallen, den Saum der Kleidung des Kaiſers mit der rechten Hand berühren, und dann dieſe Hand, zum Zeichen der Anbethung, gegen ihren Mund führen. In der Folge wurde dieſe Ehre ſelbſt nur den Conſuln und erſten Staatsbedienten zugeſtanden. Die andern blieben in der Ferne, und grüßten den Kaiſer mit einem zugeworfenen Handkuſſe, auf eben die Art, wie man die Götter zu begrüßen pflegte. Es würde zu weitläuftig werden, wenn man dieſem Gebrauche auch in andern Zeitaltern und Ländern, und bey andern Völkern nachſpüren wollte; genug, daß man ihn überall antrifft. — Die Gewohnheit des Händeküſſens iſt zumal hier in Wien nichts weniger als abgekommen, ſondern vielmehr ſo ſehr gang und gäbe, wie es das Prädicat von, und der Ehrentitel Euer Gnaden auch unter Nichtadelichen ſind. Manches Frauenzimmer dieſer Claſſe würde gar ſichtbarlich die Naſe rümpfen, wenn es gleich beym erſten Beſuche, den ihm ein Mann in allen Ehren abſtattet, nicht mit einem Handkuſſe betheilt würde. Das Händeküſſen iſt hier ſchon längſt ſogar in die Complimentenſprache übergegangen, denn häufig hört man ſtatt den ſonſt gebräuchlichen Dankesformeln, die Redensart: Ich küſſe die Hand. Und erſt kürzlich ſoll ein Fräulein vom Lande in einem hieſigen Theater, bey Vorſtellung einer komiſchen Scene, worüber Alles lachte, einer Frau, die es fragte, warum es nicht auch lachte, gar artig die Antwort gegeben haben: Ich küſſe die Hand, Ew. Gnaden, ich hab' ſchon g'lacht. —

(Schluß folgt.)

Novelliſtik.

Der Redacteur des Drapeau blanc wurde neulich, nachdem er den Proceß gegen die Frau des Gen. Brune gewonnen hatte, von 5 Perſonen heraus gefordert, und zwar für eine und dieſelbe Stunde, jedoch an verſchiedene Orte. Er fand für gut, nicht zu kommen, und erklärte, daß er aus dem Grunde nicht erſcheine, weil er durch den Vorzug des Einen die Andern nicht beleidigen wolle. Dieſe ächtfranzöſiſche Naivetät bey Seite: wird man ihn tadeln? —

Aus dem der allgemeinen Zuſammenkunft der britt. religiöſen Tractatgeſellſchaft vorgelegten Berichte ergab ſich, daß die Geſellſchaft im letzten Jahr 4 Millionen und 43,921 religiöſe Tractätchen, und in 20 Jahren 30 Millionen, in verſchiedenen europäiſchen und orientaliſchen Sprachen, in Umlauf gebracht hatte Ein Seeofficier, der viele ſolche kleine Schriften unter Seeleute ausgetheilt hat, erzählte ein merkwürdiges Beyſpiel von einem andern Officier, welcher durch das Leſen derſelben vom Rande des zeitlichen und ewigen Verderbens auf den Pfad der Wahrheit und der Tugend zurück gebracht wurde.

Die Redaction der ſeit 1. dieſes Mon. zu München erſcheinenden neuen critiſchen Zeitſchrift, welche wir in Nr. 24 des Conv. Bl. angekündigt haben, macht folgende Abänderung bekannt: »Nach dem Wunſche mehrerer verehrlichen Hrn. Mitarbeiter werden die ohnlängſt angekündigten Oberdeutſchen gelehrten Anzeigen nun, nach Analogie der Wiener, Salzburger, Jenaer und anderer critiſchen Blätter, unter dem veränderten Titel: »Münchener allgemeine Literatur-Zeitung« erſcheinen. Der Plan bleibt ganz derſelbe ꝛc.«

Bey den Pariſer Kunſtausſtellungen muß man noch der ſogenannten Papiers de Fantaisie des Hrn. Augrane erwähnen. Es ſind ſehr feine, mit den ſchönſten Farben, worunter auch Gold und Silber gemengt iſt, bedeckte, und gewaffelte Papiere, wovon man hauptſächlich beym Buchbinden und den Pappſchachteln Gebrauch machte, die man in ſo großer Vollkommenheit verfertigt, und welche in den Läden der Papierhändler die Augen der Vorübergehenden anziehen.

Die Künſte dürfen das Feſt der Wiedergeburt der Glasmahlerey feyern! Lange trauerte man um den Verluſt dieſer ſchönen, in ihrer Anwendung ſo erhabenen Kunſt; doch niemals ganz verzweifelnd an ihrer Auferſtehung, wie die vielfältigen, immer aber mißglückten Verſuche — beſonders der Deutſchen — ſeit Wolfgang Baumgärtner, dieſem großen und letzten Meiſter derſelben, beweiſen. Der Zeitpunct iſt endlich gekommen, in welchem die leiſe Hoffnung erfüllt werden ſollte, und abermals iſt es ein Deutſcher, dem wir dieß verdanken. — Reiner Birrenbach in Cöln am Rhein, geboren im April 1766, der ſich von Jugend auf der Mahlerkunſt in Oehl- und Waſſerfarben widmete, und auch darin über das Mittelmäßige ſich zu erheben wußte, faßte bereits vor 20 Jahren den Vorſatz, die alte Glasmahlerey, wie viel Zeit und Entbehrung es auch koſten möge, wieder hervor zu rufen. Darum trieb er die erlernte Kunſt nur, um ſeinen Unterhalt zu gewinnen; darum widerſtand er ſelbſt den Reizungen des ehelichen Lebens, um ganz und einzig dem verdienſtlichen Zwecke ſich hingeben, und faſt in klöſterlicher Einſamkeit jede Stunde für ſein Ziel benutzen zu können. Sein unermüdeter Eifer, ſeine eiſerne Ausdauer, und unzählige, zum Theil koſtſpielige Verſuche ſollten nicht unbelohnt bleiben. Schon vor 4 Jahren kam er ſo weit, daß er überzeugt ward, die Grundzüge des Geheimniſſes entdeckt zu haben. Wie Paracelſus den Stein der Weiſen, ſo ſuchte Birrenbach überall ſein Kunſt-Juweel; aber richtiger, wie jener, hatte er gerechnet, und ſah ſeine Hoffnungen ſich erweitern bis zur Erfüllung. Feinheit der Züge, ſanfte Verſchmelzung der Schattirungen, und beſonders die Dämpfung der Lichter, demnächſt aber die durch das heftige Feuer bewirkte vollkommenſte Vereinigung der Farben mit dem Glaſe, waren die Haupterfolge der neuen Erfindung. Ein glänzendes Colorit, ſo wünſchenswerth es auch gleich Anfangs ſeyn mochte, durfte hier doch nur als Nebenſache ſeine Anforderungen machen, denn war jenes da, mußte dieſes der Vervollkommnung faſt wie von ſelbſt, mit raſchen Schritten entgegen gehen. — Während des Congreſſes in Aachen, ſandte der Künſtler die erſten Proben ſeiner Erfindung dahin; mit Wohlgefallen wurden ſie aufgenommen, und mehrere Freunde und Beförderer der Kunſt, unter andern der hochſinnige Miniſter von Altenſtein, ermunterten den Künſtler durch Ankauf dieſer Proben, und erhoben ſeinen Eifer mit wohlthuenden Aeußerungen in dem Grade, daß er mit erneuetem Muthe arbeitete, und die Ausbeute ſeines Fleißes im vorigen Jahre dem Miniſter für Gewerbe und Handel, Grafen von Bülow, überſandte. Dieſem verehrten Staatsmann war es vorbehalten, durch eine außergewöhnliche Belohnung die vielfältigen Aufopferungen des Greiſes einigermaßen zu vergüten. In den belebendſten Ausdrücken wies er ihm ein Geſchenk von 400 Rthlr. an, das den Künſtler in den Stand ſetzte, ſeine Verſuche nun auch auf den Farbenglanz auszudehnen, der beſonders in der Purpurfarbe und dem Lazurblau äußerſt koſtſpielig wird. Die Bereitung des Glaſes und der verſchiedenen Farben, die Manieren, wie ſie aufgetragen und eingebrannt werden, ſind eben ſo viel verſchiedene Wiſſenſchaften, deren gründliche Kenntniß nur durch vielfältige Erfahrung gewonnen werden kann. Nimmt der Künſtler, welcher gegenwärtig das 53ſte Jahr erreicht hat, ſein Geheimniß nicht mit ins Grab, ſo läßt ſich wohl erwarten, daß nun die Bahn gebrochen ſey, auf welcher ſeine Nachfolger der höchſten Vollendung entgegenſchreiten können. — In Vereinigung mit dem ganzen Style der gothiſchen Baukunſt, verbreitet das gemahlte Glasfenſter ein magiſches, heiliges Helldunkel über die Gegenſtände, welche dadurch beleuchtet werden; man fühlt ſich gleichſam in eine andere, ſchönere Region des Lichts verſetzt, und dadurch der Gottheit näher gerückt. Wer könnte dieß läugnen, der nur ein einzigesmal in den Kirchengewölben Cölns, Gondas, Lüttichs, Brüſſels, Wiens und anderer Städte, wo man Glasmahlereyen beſitzt, dieſe ſah? Wer ſollte ſich nicht freuen, dieſe Kunſt neu und kräftig aus ihrem Grabe erſtanden zu ſehen!

Es iſt erſchienen: Oeſterreichiſcher Blumenkranz von Leopold Trattinnick; Wien 1819. Auf Koſten des Herausgebers, gedruckt bey Anton Strauß. 12. 240 S. Preis 3 fl. W. W. geheftet auf Druckpapier, 4 fl. 30 kr. W. W. auf Velin-Poſtpapier. Ich will keine zergliedernde Anzeige von dieſem Blumenkranze ſchreiben, auch nicht nachweiſen, wie die Verſe gebaut ſind, oder wie ſie hätten gebaut werden können, ſondern, was ohnehin liebreicher, nützlicher und lohnender iſt, auf die ſchöne dem Werke zu Grunde gelegte Idee hindeuten: die Wiſſenſchaft der Natur — die Pflanzenkunde — mit der Kunſt des Geſanges zu vermählen, und auf dieſem Wege eine reine botaniſche Poeſie zu liefern. Das kindlich fromme Gemüth des Verfaſſers hat darüber ſich in der Vorrede auf eine höchſt rührende und ergreifende Weiſe ausgeſprochen, und wer nur immer das Werkchen in die Hand nimmt, unterlaſſe es doch ja nicht, jene der ernſten Aufmerkſamkeit zu würdigen. Gewiß wird auch ihm dann das Weſen der Pflanzenſprache klar werden, und er durch die hin und wieder deutlich angegebenen Grund-Ideen veranlaßt ſeyn, die Seiten-Ideen zu verfolgen, und ſich für Verſtand und Herz reichen Gewinn zu erwirken. Ob die Erklärung (Vorrede S. XIV.) »daß Scherze, Klagen und Geiſſelhiebe nur der Thorheit, der Chicane und dem Laſter zugedacht ſind,« den Verfaſſer gegen den Verdacht perſönlicher Beziehungen ſicher ſtellen wird, möchte ich bey der Engherzigkeit ſo vieler Menſchen wohl bezweifeln; allein darüber kann wohl ein Mann ruhig hinſehen, der mit unglaublicher Uneigennützigkeit ein ſehr großes Vermögen der Wiſſenſchaft geopfert, und nur dadurch ſo viel Herrliches für die Botanik geleiſtet hat. — Mit entſchiedenem Meiſterblicke wußte Hr. Trattinnick in ſeiner Flora des öſterreichiſchen Kaiſerthums das Schöne mit dem Nützlichen, das Angenehme mit dem Lehrreichen zu vereinigen, und jeder Freund der Natur wurde durch die Gründlichkeit ſeiner Kenntniſſe belehrt, durch wahrhaft künſtleriſche Darſtellung erfreut und angezogen. Hier in dem Blumenkranze iſt der Commentar zu jenen oft nur leicht hingeworfenen Bemerkungen, und ein weites Feld für die eigenthümliche Phantaſie eines jeden Leſers, das er mit Hülfe der vorhandenen trefflichen Abbildungen der Pflanzen, ohne die Natur an Ort und Stelle ſelbſt belauſchen zu müſſen, nach Belieben ſchmücken und bebauen kann. Für Oeſterreich, wo die Blumen-Cultur täglich ſteigt, durch dieſelbe der Sinn für das Schöne ſich täglich mehr kund gibt, durch dieſen wieder den Maßſtab zur Cultur des Volks ſelbſt darbiethet, bedarf das Werk wohl keiner beſondern Empfehlung. Der gemüthliche Bewohner nimmt jedes Gemüthliche freundlich auf, und der Ausländer wird wenigſtens darin einen neuen Weg bezeichnet finden, wie ernſte Gelehrſamkeit dem Geſchmack die Hand biethen ſoll.

Wilh. Hebenſtreit.

Hr. Schottky, einer unſerer wackerſten Literatoren, kehrte vor wenigen Tagen nach Wien zurück, von einer Reiſe, die er durch einen bedeutenden Theil der Steyermark und des in vieler Hinſicht intereſſanten Kärnthens, während des Zeitraums einiger Monathe unternommen hatte. Ihm wurde das Glück zu Theil, mehrere Wochen im Gefolge ſeiner kaiſerl. Hoheit des durchlauchtigſten Erzherzogs Johann zu reiſen, wodurch ihm die Gelegenheit gegeben ward, nicht unwichtige Beyträge zur Sitten- und Culturgeſchichte des deutſchen Mittelalters ſowohl als auch der heutigen Gebirgswelt zuſammen zu tragen, und auf dieſe Art ſeine ohnehin reichen Sammlungen zu vermehren. Vorzügliche Beachtung verdient die archäologiſche Ausbeute, die Hr. Schottky in der Nähe von Klagenfurth, auf dem weitberühmten Salfelde machte, wo vor 2000 Jahren Virunum (nicht Sala) ſtand, das ſeine Römerſteine den meiſten Kirchen und andern Privatgebäuden der Umgegend als Bauſteine gab. Unſer Reiſende zeichnete hier gegen 100 römiſche Bas-relief's, die er geſonnen iſt, in einem eignen Werkchen, auf Stein gezeichnet, heraus zu geben, vereint mit den um Kunſt und Alterthum ſo hochverdienten Herren Ambros Eichhorn und Dr. Kumpf. Gegen 300 römiſche Steinſchriften ſollen bey dieſer Gelegenheit, in ein Ganzes zuſammengeſtellt, bekannt gemacht werden; viele von ihnen ſind noch gar nicht abgedruckt.

Nebſt dem großen ausgehauenen Tempel zu Yſambul, im ſteinigten Arabien, welchen Belzoni aufgedeckt hat, hat man auch noch vier, aus dem benachbarten Felſen gehauene, rieſenhafte, ſitzende Bildſäulen, von der ungeheuren Höhe von mehr als hundert Fuß, entdeckt. — Auf der Inſel Philae befinden ſich die unvollendeten Ueberbleibſel eines Tempels, welche dazu dienen, auf die Art, wie die alten Egypter ihren Göttern jene ewig dauernden Gebäude, bey welchen der gute Geſchmack ſo wenig Einfluß hatte, errichteten, ein bedeutendes Licht zu werfen. Es ſcheint, daß ihre Baumeiſter zuerſt nur vier Seiten jener ungeheuern Steinblöcke, deren ſie ſich bedienten, glätteten; und erſt, nachdem ſie ſolche zuſammen gefügt, und auf dieſe Art das Gebäude im Rauhen, wie man es füglich nennen kann, vollendet hatten, glätteten ſie die Oberfläche der Mauern, und hieben ſie dann aus. Die Franzoſen befolgten dieſelbe Methode bey dem Bilderwerk zu Verſailles.

Bey der neulichen Ausſtellung der franzöſiſchen Induſtrie-Producte im Louvre hat Hr. Donault-Wieland künſtliche Edelſteine ausgeſtellt, die einen großen Glanz von ſich werfen Man verſichert, daß manche große Damen dergleichen in ihrem Diamantſchmucke brauchen, ohne daß es jemand bemerkt. Der ſchönſte Diamant hat zwey Fehler, erſtlich ſchmeichelt er der menſchlichen Eitelkeit, einem ſchon allzu gemeinen Laſter, und verführet uns zu allerhand Thorheiten; zweytens iſt er ein allzu koſtbarer Schmuck. Der Preis desſelben iſt kein bloß eingebildeter, wie man glauben könnte. Man verkauft ihn theuer, weil er theuer zu ſtehen kommt. Sonſt würden alle diejenigen, die ſich mit dem Aufſuchen der Diamanten beſchäftigen, reich werden, welches bey dieſer Handthierung eben ſo wenig eintrifft, als bey irgend einer andern. Nun bemerke man, daß die Vervollkommnung der künſtlichen Edelgeſteine dazu geeignet iſt, dieſe beyden Hauptfehler zu verbeſſern. Man wird auf das Tragen der Diamanten nicht mehr eitel ſeyn können, da es Jedermann erlaubt ſeyn wird, voraus zu ſetzen, daß man dieſelben ohne große Koſten ſich angeſchafft habe; und liebt man dieſe Art von Schmuck, ſo wird man dieſer Luſt Genüge leiſten können, ohne die Geſetze einer weiſen Sparſamkeit zu verletzen. Sollte jemals der Luxus der Edelſteine niederfallen, ſo wird man es den falſchen Steinen zu danken haben.

(Alleiniger) Redacteur dieſer Zeitſchrift: Franz Gräffer; Verleger: J. B. Walliſhauſſer.

Converſationsblatt.

29.

Freytag, den 8. October 1819.

Was iſt die Zeit?

Zur Beförderung einer wiſſenſchaftlichen Unterhaltung, als der eigentlichen Tendenz des Converſationsblattes, kann es, unſrer unmaßgeblichen Meinung nach, gar ſehr dienlich ſeyn, über eine metaphyſiſche Materie die Declamationen eines franzöſiſchen Witzjägers zu vernehmen. Die Galerie morale et politique par le Comte de **Segur** iſt aus der neueſten Literatur eines von denjenigen Werken, die in dieſem Anbetracht die fruchtbarſte Ausbeute liefern können; es iſt eine wahre Fundgrube von Koſtbarkeiten. — Der Verfaſſer hat bekanntlich ſchon manches Andere geſchrieben; z. B. Les femmes, leurs conditions etc. ein Buch, das man nicht angeſtanden hat, zu leſen, weil der Stoff nicht gleichgültig läßt, und weil es artige hiſtoriſche Züge, und eben ſo artige Kupferſtiche enthält ꝛc. — Den Aufſatz: Ueber die Mode, in Nr. 1 (erſten Bandes) unſrer Zeitſchrift, haben wir auf einem ſondirenden Spaziergang in dieſer Gallerie, mit deutſchen Farben copirt geliefert; er ſchien uns das brauchbarſte Stück. Gehört er ja doch einem Genre an, in welchem den Franzoſen gewiß niemand die Meiſterſchaft ſtreitig machen wird! Aber unſers Verf. Definition des Wortes: Zeit, iſt in ihrer Art ein wahres chef d'oeuvre, und kann ſchon für ſich, ihrer eigenthümlichen Popularität wegen (die man an ſo vielen hiſtoriſirenden und philoſophirenden franzöſiſchen Autoren übrigens rühmen müßte, wenn ſie nicht die natürliche Begleiterinn der Flachheit wäre) jedem Leſer einen bunten Genuß gewähren. Wir waren Anfangs Willens, den ganzen Aufſatz zu überſetzen; allein, wie wir tiefer in den Text geriethen, verließ uns die Geduld, und ſo haben wir nur die picanteſten Stellen aus. Alſo! was die Zeit ſey, darüber beliebt der Herr Verf. zu faſeln, wie folgt:

Die Zeit iſt das einzige Eigenthum, das uns völlig angehört; alles Uebrige iſt ungewiß. Die Zeit iſt, wie man geſagt hat, der Stoff, aus dem unſer Leben gewebt iſt; (wie zephyriſch, wie metaphoriſch, wie erhaben!) ſie iſt das Gut, mit welchem wir am allerſparſamſten verfahren ſollten, (wie lehrreich!) und gleichwohl iſt es zugleich dasjenige, das wir am thörichtſten verſchwenden, welches wir mit dem allergeringſten Leid verlieren, und das wir uns am leichteſten rauben laſſen. (Wie ſinnvoll und neu!) Wir lieben (?) ſelbſt Diejenigen, welche uns die Zeit entwenden, während wir mit Erbitterung Jenen verfolgen, der uns ein anderes, obſchon eingebildetes und vergängliches Beſitzthum ſtiehlt. Man würde ſagen, die Zeit ſey eine Laſt, welche uns drückt; aber wir vergeſſen, daß ſie unſer Daſeyn ausmacht (die erſte geniale Anſpielung auf den Raum), und trachten nur darnach, uns ihrer zu entäußern.

Woher kommt dieſe Geringſchätzung einer Sache, die den Menſchen ſo vorzüglich intereſſirt? Ich weiß es nicht (außer wenn ich Bücher ſchreibe, kann man an des Verf. Statt hinzu denken); aber ich wäre verſucht, es der Unvollkommenheit, dem Widerſpruch der Beſtimmungen, die man ſich von der Zeit gebildet hat, und den falſchen Anſichten zuzuſchreiben, welche ſich daraus ergeben haben.

Die Alten ſagten, daß Saturn, der Vater der Götter und Menſchen, ſeine Kinder verzehrte. (Das ſagen auch die Neuern noch. Wollte Gott, der Hr. Verf. machte es mit ſeinen geiſtigen auch ſo.) Dieſe ſinnreiche Allegorie läßt uns glauben, daß alles von der Zeit erſchaffen, und durch ſie zerſtört wird; daher iſt die Zeit ein erſchreckliches Ungeheuer; (hu!!) wir fürchten uns vor der Schwere ihrer zermalmenden Schritte, und jede ſchlagende Stunde erſcheint uns als ein erſchrecklicher Hieb der Senſe, mit der ſie bewaffnet iſt. (Wahrlich ein ſchauerliches, ergreifendes Bild! Man ſieht, daß es dem Hrn. Grafen nicht an Schwung der Phantaſie gebricht, und daß ſeine Hiebe auf den guten Geſchmack noch erſchrecklicher ſind, als die des Saturn.)

Pythagoras nannte die Zeit die Seele des Univerſums. Plato ſagte, die Zeit ſey in demſelben Augenblick erſchaffen worden, als die Welt, und die Bewegung ſey ſchon vor dieſer Erſchaffung da geweſen, aber ohne Ordnung, ohne Maß und ohne Gränzen. Dieſe Ideen, eben ſo irrig, als die erſtern, berechtigten, indem ſie der Zeit einen Willen gaben, zu den Klagen über ihre Strenge und ihre Launen. (Wie aus ſeinen Ideen folge, daß man der Zeit einen Willen einräumen müſſe, läßt ſich durch kein logiſches Experiment (außer durch ein franzöſiſches) herausbringen.)

Archidamus ſagte, daß die Gegenwart keine reelle Exiſtenz habe, daß der gegenwärtige Augenblick, wie Alles in der Natur, in zwey Theile theilbar ſey, wovon der eine noch der Vergangenheit, und der andere ſchon der Zukunft angehöre. (Mit Vergnügen laſſen wir uns alles das gefallen, was Andere über die Zeit geſagt haben.)

Die Theologen, ohne ihre Strenge bis zu dieſer Spitzfindigkeit zu treiben, vereinigen ſich hier hinlänglich; indem ſie die Gegenwart unaufhörlich mit der Ewigkeit vergleichen, löſen ſie ſie in einen unmerklichen Punct auf. (Welch eine läppiſche Frivolität, welch ein profaner Machtſpruch!) Die Welt iſt bloß eine Herberge für den Menſchen, deſſen Reiſe nur eine Minute dauert. Das Reſultat dieſes »etwas« betrübten Syſtems (!) beſteht darin, ſich von der Materie und dem Leben los zu machen, und ſich bloß mit der Zukunft zu beſchäftigen. (Das riecht ſchon ein wenig nach dem Encyclopädismus; aber nur weiter!)

(Schluß folgt.)

Minnelieder von Oswald von Wolkenſtein *).

1.

Frow (Frau) du ſolt vnuergeſſen ſein
In meinem hertzen ewikleich,
Vnd wer (wäre) das euch (auch) der wille dein,
So ward nye kaiſer mein geleich.

Ich wolt, du weſt an als geuer (wäreſt ohne aller Gefahr, unbeſorgt)
mein freuntſchaft halb (wegen) die ich dir trag;
zwar du erfürſt vil lieber mer
von dir zu mir, an (ohne) alle Frag.

Wie ferr (ferne) ich bin, ſo nahet mir
inbrünſtiklich dein ſtoltzer leib,
ſenlich darnach ſtet mein begier,
Du fröwſt (freueſt) mich zwar für alle weib.

2.

Hertz, müt (Gemüth), ſel, vnd was ich han, (habe)
das fröwt (freuet) ein lieplich angeſicht,
dem ſol ich weſen (ſeyn) vndertan,
zu dienen ſtetiklich gericht.

3.

Wach auf mein hort,
Es leucht dort her
von orient der liechte tag;
blick durch die braw, (Braunen)
vernym den glantz,
wie gar vein blaw (blau)
des himels krantz,
ſich mengt durch graw (grau)
von rechter ſchantz,
ich fürcht ein kürtzlich tagen.

---

*) Ausführliche und urkundliche Nachrichten über dieſen Dichter Tyrols, aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts, ſtehen im Tyroler-Almanach, Wien 1803. S. 85—125, und 1804 S. 127—29. Seine Lieder, wohl über hundert an der Zahl, meiſtens mit Singweiſen verſehen, befinden ſich handſchriftlich auf Pergament, klein Folio, in der k. k. Hofbibliothek. Ueber das Inhalts-Verzeichniß ſetzte der Schreiber: In der Jartzal Tawſend vierhundert vnd inn dem funf vnd zwaintzigſten Jare geſchriben iſt das puch vnd iſt es genannkt der Wolkenſtainer. Siehe auch Forkels Geſchichte der Muſik Bd. 2. S. 763—67, und Bragur VII. 2. S. 266—69. — (Mit der Herausgabe der ſämmtl. Werke dieſes Dichters iſt mein Freund, Hr. Schottky, beſchäftigt.)

Franz Ziska.

Ich klag das wert
des (das) ich nicht ger (begehre);
man hört die voglin (Vögel) in dem hag (Gehäge)
mit hellem ſchal
erklingen ſchon.
O Nachtigal,
dein ſpeher don (Ton)
mir pringet qual,
des ich nicht lon,
vnweiplich mueß ich klagen! ––

Mit vrlob fort,
deins hertzen ſper
mich wuynt(verwundet)ſeid ich nicht bleiben mag; (kann,vermag)
ſchidliche not
mir trauren (Trauer) pringt,
dein mündli (Mund) rot
mich ſenlich twingt, (zwingt)
der bitter tod
mich minder dringt,
dorumb (darum) mueß ich verzagen.

* * *

Zur Geſchichte des Kuſſes und Küſſens.

Von Georg v. Gaal.

(Schluß von Nr. 28.)

Von den **Griechen** und **Römern** wurde auch das **Küſſen der Erde**, vornehmlich wenn ſie an einen erwünſchten Ort gelangten, nicht ohne beſondere Andacht, oder vielmehr Aberglauben verrichtet. So küßte der griechiſche Fürſt **Ulyſſes** in dem Lager bey Troja nach **Homers** Zeugniß, da er bey der Inſel **Ithaka** anlandete, das fruchtbare Erdreich. Ein Gleiches meldet er auch von dem **Agamemnon**, als er ſein Vaterland erreichte. Von den Römern küßte unter Andern L. **Junius Brutus** die Erde. Hieher gehören auch die Türken, Haſſaniſten u. ſ. w. Unter den Chriſten, welche die Erde geküßt haben, finden wir ein merkwürdiges Beyſpiel an dem Kaiſer **Karl V.**

Die **Küſſe des ſchuldigen Gehorſams** waren nicht nur bey den Juden, ſondern auch bey den Römern gebräuchlich, und wurden vornämlich den Fürſten, als irdiſchen Göttern, zum öffentlichen Zeugniß und Zeichen der Ehre von den Geringern gegeben.

Außer den bisher angeführten Arten von Küſſen gab es auch noch feyerliche oder ſymboliſche Küſſe; zu dieſen gehört zuvörderſt der academiſche Kuß, der, wie noch auf einigen Univerſitäten gebräuchlich iſt, den Docturanten, bey öffentlicher Promotion, vom Decan zum Zeichen ſeiner Freundſchaft, und daß er ihn nunmehr für ſeines Gleichen erkenne, gereicht wird. Ingleichen die Küſſe, welche ehemals beſungene Gönner und Patrone den Dichtern nach hergeſagten Gedichten zum Zeichen ihres Beyfalles gaben, und wodurch ſie ihnen zugleich zu den herrlichen Proben der Geſchicklichkeit und des Fleißes gratulirten.

Der Kuß der Liebe oder Wohlgewogenheit, oder der Zärtlichkeit beyderley Geſchlechts, war bey den Chriſten der erſten apoſtoliſchen Kirche, worunter auch Hebräer waren, ingleichen unter nahen Anverwandten (daher er auch von den Rabbinen der Kuß der Anverwandtſchaft genannt wurde) an vielen Orten üblich.

Zu den Zeiten der erſten Chriſten war der heilige Kuß, oder der Kuß des Friedens, den ſie bey ihren Liebesmahlen (Agapae) zum Zeichen der brüderlichen Einigkeit unter einander gaben (osculum pacis oder sanctum) bekannt. Röm. 16, 20. 2. Cor. 13, 12. 1. Theſſ. 5, 26. 1. Petr. 5, 14. So pflegten die erſten Chriſten ihr Gebet mit einem Kuſſe, den ſie einander gaben, zu beſchließen, welchen Tertullian Orationis signaculum nennt. Der Kuß, den ſich die erſten Chriſten und Chriſtinnen bey ihren Liebesmahlen auf den Mund gaben, wurde auch der Bruder- oder Schweſterkuß (osculum fraternitatis) genannt. Dieſer Gebrauch dauerte länger als vier Jahrhunderte hindurch, und wurde endlich, der üblen Folgen wegen, abgeſchafft. Die Küſſe zogen den Chriſten die Vorwürfe zu, welche man den Prieſtern des Jupiters, und den Prieſterinnen der Veſta machte; Petronius ſagt ſchon, daß Wollüſtlinge und Liederliche ſich Bruder und Schweſter nannten. Man glaubte, daß bey den Chriſten dieſe Namen gleiche Gottloſigkeiten anzeigten. So waren ſie ſelbſt, unſchuldiger Weiſe, Gelegenheit, dieſe Beſchuldigungen im römiſchen Reiche zu verbreiten.

So viel indeß über das ſogenannte erlaubte Küſſen.

* * *

Novelliſtik.

In der Wiener-Zeitung, vom 26. Nov. 1817, befindet ſich eine von der hochlöbl. k. k. Commerz-Commiſſion eingerückte Kundmachung, in Betreff der auf Dampfmaſchinen zur Beförderung der inländiſchen Schiſſfahrt wohlmodificirten Privilegien. Da dieſelbe von Männern herrühret, welche mit den nöthigen Einſichten in mechaniſchen Operationen auch menſchenfreundliche Geſinnungen verbinden, indem dabey in Ergreifung der nöthigen Vorſichtsmaßregeln nichts geſpart wird, ſo finde ich mich veranlaßt, hiermit öffentlich zur Kenntniß zu bringen, daß ich ſeit Jahren über die vortheilhafte Ausführbarkeit einer Maſchine, welche bey den Kraftäußerungen der bekannten Dampfmaſchinen mehr Einfachheit mit weniger Koſtſpieligkeit verbindet, und gar keine Gefahr befürchten läßt, nachgedacht, und hierüber auch im Kleinen ſehr befriedigende Reſultate bereits erhalten habe. Die zum Betriebe gedachter Maſchine einwirkende Kraft iſt, wie bey den Dampfmaſchinen, zwar ebenfalls das Feuer; aber weder Dämpfe, weder Luft, noch ſonſt etwas, das durch ſeine Elaſticität jene bey den Dampfmaſchinen für den möglichen Fall einer Exploſion zu befürchtenden Wirkungen hervorbringen könnte, ſpielt hierbey eine bedeutende Rolle. Da meine Verhältniſſe es nicht erlauben, mit meiner Maſchine im Großen Verſuche anzuſtellen, und ich ſo wenig geheimnißvoll mit ihrer Bekanntmachung, als gewinnſüchtig bin, ſo erbiethe ich mich hiermit, jeden wiſſenſchaftlich gebildeten Sachkenner, der ſich deßhalb an mich in poſtfreyen (auch italieniſchen oder franzöſiſchen) Briefen unter der Addreſſe: Al Signore Giuseppe Edoardo Ziak, Vicedecano e Paroco in Leitersdorf, per Ollmütz, Dorfdeschen, wenden will, mit dem Weſentlichen meiner Maſchine bekannt zu machen, und demjenigen insbeſondere, der guten Willen und Mittel genug hat, meine Maſchine im Großen, etwa zur Bewegung ſtromaufwärts fahrender Schiffe, wozu ſie beſonders geeignet wäre, anzuwenden, durch Mittheilung meiner bereits hierüber erlangten Einſichten und gemachten Erfahrungen allen möglichen Vorſchub zu thun. Der eigentliche Kenner im Fache der Mechanik hat billig Urſache, gegen alle, beſonders gegen pompöſe Ankündigungen neuerfundener Maſchinen und Perpetumobilen, womit wir ſeit einiger Zeit in den öffentlichen Blättern heimgeſucht wurden, mißtrauiſch zu ſeyn, daher muß ich vorerſt Jeden, ehe er über meine Berufsfähigkeit abſpricht, bitten, meinen im Heſperus (Jahrgang 1814 Nr. 1) eingerückten Aufſatz über einen mechaniſchen Gegenſtand, zu würdigen, und zugleich, um mir die Ehre der Erfindung nicht ſtreitig machen zu laſſen, eröffnen: daß ich vor etwa 4 Jahren, in Gegenwart des jetzt in Wien privatiſirenden Herrn Baron Otto von Minkwitz, den erſten Verſuch im Kleinen mit meiner Maſchine machte, welcher darin beſtand, daß ich durch eine geringe Ofentemperatur in wenigen Augenblicken einen Stempel von nur 3 Quadratlinien Druckfläche mit einer Kraft von beyläufig 10 Pfund zum Steigen brachte, womit alſo der Druck von 35 Atmoſphären im Gleichgewichte ſteht; eine Kraftäußerung, die man durch keine Dampfmaſchine unter der Vorausſetzung erhalten könnte, daß ſie eine Probe durch das achtfache dieſes Druckes, wie die löbl. k. k. Commerz-Commiſſion in obengedachter Bekanntmachung will, aushalten ſolle; und doch könnte durch meine Maſchine, wenn ſie auch über den Grad der Exploſion erhitzt wäre, niemand von den Umſtehenden an Leben oder Geſundheit Schaden nehmen. Ziak.

Bey Gelegenheit des neulich (in Nr. 26) gelieferten Aufſatzes: Für Küchengrazien ꝛc. erinnerten wir uns an die Zeitſchrift: Epicurien français, und die gaſtronomiſchen Zuſammenkünfte der Pariſer, wovon wir noch eine kleine Characteriſtik aufbewahrten. Hier iſt ſie: »Der Epicurien français iſt eine Zeitſchrift, die von den geiſtvollſten Dichtern von Paris herausgegeben wird. Ihre fröhliche Academie verſammelt ſich monathlich einmal in dem cancaliſchen Felſen. Ihr Bureau iſt eine mit Speiſen und feinen Liqueurs reich beſetzte Tafel, ihre Diſſertationen ſind muntre Lieder, Bonmots, witzige Einfälle und picante Anecdoten, womit ſie die Unterhaltung würzen. Die Büſten des Epicur, Ariſtipp, Lucull, Rabelais, St. Evremont, Chaulieu u. a. m. verzieren den Saal. Der Verfaſſer des amoureux de 15 ans, dieſer liebenswürdige Dichtergreis iſt Präſident der Geſellſchaft. Die Academie hat ihre Tochterlogen, ihre Ehrenmitglieder und Candidaten; ein froher, heiterer Geiſt, ein leichter Witz und ein gut conditionirter Magen ſind die Eigenſchaften, die zur Aufnahme qualificiren. Die Geſellſchaft gibt ihre Memoiren monathlich in kleinen Heften in 18. heraus. Man findet hier angenehme, ſinnreiche, proſaiſche Aufſätze, Unterſuchungen über die Gaſtronomie der Alten und der Modernen, intereſſante Abhandlungen über den Zweck und das Weſen der geſelligen Vereine, ſcherzhafte Geſänge, Trinklieder voll Geiſt und Leichtigkeit, endlich auch Räthſel, Charaden, Logogryphen und Modeartikel.« — Ob nun das Alles noch ſo beſtehe? darüber fragen wir bey einem unlängſt aus Paris angekommenen Gelehrten an, und erhielten folgende Auskunft: Der Caveau moderne, dem Hr. Piès ſehr wichtige Dienſte geleiſtet hat, beſteht noch immer, ich kann aber nicht ſagen, ob er noch im, wegen ſeiner friſchen grünen Auſtern berühmten, Gaſthauſe zum rocher de Cancale ſeine Sitzungen hält. Da ich die Sammlung von Gedichten, welche er jährlich liefert, nicht vor mir habe, ſo kann ich nichts weiter darüber ſagen. Doch könnten Sie allenfalls bemerken, daß der Felſen von Cancale derjenige Ort der Brandung in Frankreich iſt, wo man die größten und ſchönſten Auſtern ſammelt. — Uebrigens ſollten Sie nachſtehende Schrift nicht vergeſſen: Cours gastronomique ou les diners de Manant-ville. Ouvrage anecdotique, philosophique et litteraire, un Volume 8. Paris. Dieſes Werk hat eine Karte von Frankreich, bey jedem Orte ſind darauf die Leckerbiſſen beygezeichnet, die er liefert. Das Ganze hat einen wichtigen gaſtronomiſchen Gehalt.

Einer der Secretaire bey der perſiſchen Geſandtſchaft in London, welcher über Wien gegangen war, nimmt bey dem durch ſeine ſchönen orientaliſchen Ausgaben bekannten Buchdrucker Watts (Bruder desjenigen, welcher von S. M. kürzlich ein Privilegium auf ſeine Stereotyp-Druckerey in den öſterreichiſchen Staaten, erhalten hat), förmlichen Unterricht in der Buchdruckerkunſt; auch hat gedachter Buchdrucker von der perſiſchen Geſandtſchaft den Auftrag erhalten, eine Druckerpreſſe mit allem nöthigen Zubehör zur Verſendung nach Perſien zu beſorgen. J. B.

[illegible]) Redacteur dieſer Zeitſchrift: Franz Gräffer; Verleger: J. B. Wallishauſſer.

Converſationsblatt.

30.

Dinſtag, den 12. October 1819.

Franz Wilhelm Sieber und ſeine Sammlung*).

Das Geſammelte iſt in einem kleinen Saale und zwey Nebenzimmern vertheilt und ſo geordnet, daß jeder Gegenſtand genau betrachtet werden kann. — Der Saal enthält durchaus egyptiſche Alterthümer, alle von großer Wichtigkeit.

Sie ſind mehr neugierig über die andern Gegenſtände, als über die mitgebrachten Mumien zu hören, mein Freund, aber gerade über dieſe muß ich am ausführlichſten werden. Keine von allen, die Europa beſitzt, kommt einer der drey ganzen Sieber'ſchen an Werth bey, alſo auch keine von denen, die Sie geſehen. Hatten auch England und Frankreich vorzügliche Gelegenheit, ſchöne Mumien zu ſammeln, ſo muſten doch zwey bey meinem erſten Beſuche anweſende, mit den ſchätzbarſten in ihrem Lande bekannte Engländer den ihnen vorliegenden allein ſchon in Abſicht auf Erhaltung der Körper, einen ausnehmenden Vorzug zu geben. Zu einem gleichen, ſie gewiß viel koſtenden und auch viel ſagenden Bekenntniſſe wurden bey dem folgenden drey vornehme Franzoſen in Bezug auf die Pariſer exaltirt. Und auch die zwey, welche Amſterdam aus den Pyramiden von Sakarah beſitzt, ſetzten die Engländer nach. Das letzte Urtheil hätte auch ich, ohne ſie geſehen zu haben, gefällt, da es bekannt iſt, daß die aus den Katakomben zu Nekropolis geholten, denen in den Pyramiden, wie überhaupt den in Nieder-Egypten gefundenen, in jeder Hinſicht weit vorſtehen, und Sieber nur Thebiſche ſammelte. Aber auch Franzoſen und Engländer ſuchten, wo Sieber ſuchte. Stelle ich ſie nicht nur den zerſtückelten, ſondern auch den aufs Beſte erhaltenen, die Sie und ich ſahen, an andern Orten, als in Wien, weit vor, ſo geſchieht es, weil dieſe enthüllt waren. Alle drey Sieber'ſchen ſind aber noch in den Binden und Ueberzügen, mit denen ſie nach dem Balſamiren umgeben wurden. Wohl ſind die Amſterdamer, und eine von denen zu Paris, und zwey der Londner auch noch nicht ganz entblößt; ſie ſind es aber doch zum Theil; ihre Ueberzüge und Binden von meinen Geſellſchaftern als ſehr verletzt beſchrieben. Hier hingegen iſt beyder theils gefärbtes, theils ungefärbtes Gewebe ohne die mindeſte Zerſtörung erhalten worden. Man darf ſogar bezweifeln, daß ihre Farben ſich verändert haben. Durch ſie wird es nicht bloß möglich mit dem weichen und feſten Byſſusſtoffe bekannt zu werden, ſondern auch mit der aufs Einwickeln verwandten, Bewunderung erregenden Kunſt. Außerdem überzeugen ſie auch, daß ihre äußern Theile, ohne mit Balſammaſſe verſehen worden zu ſeyn, bloß durch den Duft der an dem Innern und dem Körper angebrachten, aufs Beſte

---

*) Die Skizze von Herrn Siebers Reiſe nach der Levante haben kürzlich zwey hieſige Blätter geliefert. Doch über das Wichtigſte, uber die

---

Reſultate dieſer Reiſe, nämlich über die (am Joſephſtädter-Glacis Nr. 42 aufgeſtellte) Sammlung etwas Näheres zu vernehmen, hatte ſowohl das In- als das Ausland, vorzüglich aber das hieſige Publicum ſeither mit Ungeduld vergebens gehofft. Um ſo mehr freuen wir uns, durch den hier folgenden Brief, welchen wir einem vortheilhaft bekannten Gelehrten (Hrn. H. v. S.) verdanken, dieſe lange gehegten Erwartungen befriedigen, und zugleich unſer Verſprechen (in Nr. 19 des Conv.-Bl.) erfüllen zu können. Wir zweifeln nicht, daß dieſe nähere Kunde die Anerkennung vermehren werde, auf die unſer merkwürdiger, vaterländiſcher Reiſende und ſeine koſtbaren Acquiſitionen ſo gegründete Anſprüche haben.

erhalten werden konnten; und was noch wichtiger iſt, daß die bisherige Annahme, es ſey die Geſtalt der Mumien, während der Jahrtauſende nach dem Einbalſamiren, durch Verminderung ihrer Ausdehnung ſehr verändert worden, durchaus falſch geweſen. Die keine höhere Spannung zulaſſende Straffheit der Binden und Ueberzüge verſichert, daß die Körper, ſeitdem ſie eingewickelt worden, nicht im mindeſten weiter geſchwunden oder eingeſchrumpft ſeyen, und daß alſo ihre jetzige Form ihnen ſchon durch die Behandlung zur Erhaltung ertheilt worden.

Alle drey Mumien werden durch ihre daneben ſtehenden vollſtändigen Sarkophage als Leichname egyptiſcher Großen bezeichnet, eine als ein weiblicher, zwey als männliche.

Geben ihnen ſchon die unverletzten, mit ihnen verbunden gebliebenen nähern Hüllen einen auszeichnenden Werth, ſo thun es noch mehr dieſe für ſie gearbeiteten und mit ihnen erhaltenen, ſie weiter umſchließenden Enveloppen. Nachdem, was uns Sieber von Nekropolis erzählte, muß dieſe Todtenſtätte für Theben eine weit größere Fläche, und zwar als Berg, einnehmen, als die mit Wunderwerken gefüllte Rieſenſtadt mit hundert Thoren ſelbſt einnahm. Es muß dieſes alſo ſeyn, da von der Stadt nur Raum für eine in ihr lebende Generation zu fordern war, die Todtenſtadt aber, die ſchon die Mumien der vorigen bewahrte, auch die lebende und die künftigen der Verweſung entziehen mußte. Hier konnte nicht, wie auf unſern Kirchhöfen, nach mehreren Jahren die Stätte des Einen wieder die Stätte eines Andern werden: Jeder forderte, daß die ſeine ihm auf Jahrtauſende allein bliebe. Doch wurden die von allen Seiten in die tiefſte Tiefe des Sand- und Kalkbergs gegrabenen Katakomben von der nicht zu berechnenden Menge der in ihnen verſchloſſenen Leichname zu mediciniſchem Gebrauch für Europa, noch mehr aber für Africa und Aſien, wo ſie noch jetzt für eine der wirkſamſten Arzneyen gehalten werden, ſeitdem ſo entleert, daß es jetzt ſchon Mühe koſtet, noch einen aufzufinden. Weit ſchwerer muß es halten, noch einen Sarkophag zu entdecken, geſchweige einen ſchätzbaren. Schon die Kunſt und Mühe, welche zur Bearbeitung eines Deckels verwendet werden mußte, (und jeder Sarg erhielt deren zwey), würden es begreiflich machen, daß nur die Reichſten für eine ſolche Prachthülle beſorgt ſeyn konnten; auch fand man unter tauſend Mumien kaum eine, die von einem Sarkophage umſchloſſen war. Die, während der langen Zeit, in welcher man nach den Körpern bloß für Verbrauch in Apotheken grub, gefundenen, wurden daher auch nur verbraucht. Wie man die Mumien zerſtückelte, um ſie Centner- oder Pfundweiſe zu verkaufen, ſo zerriß man auch die Särge, damit ſie dem holzarmen Lande als Holz dienten. Erſt ſeitdem man begann, die Körper als Denkmäler des Alterthums aufzuſuchen, mag man auch auf die Sarkophage einen andern Werth gelegt haben. Waren aber da ſchon Mumien ſelten geworden, ſo waren es noch weit mehr die Särge, und da dieſe weniger als die Körper gegen Zerſtörung geſchützt worden, noch mehr — gut erhaltene. Seit Jahrhunderten betrachtete man darum bloß einen aufgefundenen Theil eines Sarkophags als höchſte Seltenheit. Paris, London und Amſterdam beſitzen zuſammen nur 7 Sarkophage, und nur einer davon iſt ein vollkommen gut erhaltener. An allen andern zerſtörte die Zeit ſchon viel. Außerdem fehlen an Einem beyde Deckel, Einer hat nur einen, und Einer offenbart auch Nichtkennern, daß die ihm beygefügten von andern entlehnt ſind. Was aber noch mehr iſt, bloß einer dieſer Särge, und 3 ihrer Deckel ſind bemahlt, alle andern ſind nur ſchwarz oder weiß angeſtrichen. Wegen ihrer Mahlerey ſtanden darum auch der innere Deckel und der Untertheil ſeines Sargs, welchen Deutſchland ſeit einigen Jahren in dem des hieſigen kaiſerlichen Antikenkabinets beſaß, allen vorher in Europa bekannten weit vor. Mehr als bewundert muß es darum werden, daß Sieber zu drey vollſtändigen, reich bemahlten, und von der Zeit völlig verſchonten Sarkophagen gelangen konnte. Zeigen auch ſeine Reiſen von einem mehr als ſeltenen Eifer im Forſchen, und verkündet ſein Auge den Beſitz der vorzüglichſten Wünſchelruthe zum Entdecken, ſo können doch dieſe Funde nur aus der Begleitung eines beſonders begünſtigenden Glücksſterns erklärt werden. Er erwarb dieſe Schätze in Wochen, wo Andere, und ſelbſt Conſuls, ſchon durch Jahre nach ähnlichen geſucht hatten.

Daß die Theile jedes Sarkophags zuſammen gehören, wird durch ſie ſelber bewieſen. Nicht bloß, daß der äußere und innere Deckel als dazu geformt, in die Särge eingreifen: beyder Deckel Farben und Zeichnungen zeigen auch den nämlichen Mahler ihres Sarges. Das Zuſammengehören der Deckel wird noch durch die Gleichheit der auf beyden erhaben gearbeiteten Abbildungen des Geſichts des ihrem Schutz übergebenen Körpers, verſichert; und daß dieſer Schutz bis jetzt gewährt wurde, nicht bloß durch das genaue Einpreſſen der Mumie in den Sarg, ſondern auch durch die an dem innern Deckel und an die Hülle der Leichname zur Verkettung beyder in gleicher Entfernung angehefteten Byſſusbänder von nämlicher Farbe und Stärke. Wie viel dieſes letzte Zuſammengehören den Werth der Sieber'ſchen Sammlung erhöhet, können Sie daraus entnehmen, daß es von den andern in Europa befindlichen Sarkophagen nur zweyen zugeſtanden werden kann, daß die von ihnen umſchloſſenen Mumien auch im Grabe von ihnen umſchloſſen wurden.

Sämmtliche äußere Deckel und auch zwey innere ſind von Holz, ein innerer von Leinwandpappe. Alle bilden nicht nur die Geſichtszüge des Verſtorbenen, ſondern auch als Zeichen ſeines Standes ſeinen Kopfſchmuck ab. Beyde erhaben gearbeitete Abbildungen ſind auf den hölzernen Deckeln mit Farben nach dem Leben bemahlt; auf dem von Leinwandpappe wurde aber der ebenfalls erhaben ausgepreßte Kopf durch eine Goldbelegung grundirt, auf welche man die Züge nur mit Schwärze auftrug. Die Köpfe erſcheinen im mittlern Alter, und machen es wahrſcheinlich, daß man die Sarkophage ſchon im frühern Leben der Perſonen verfertigen ließ. Der Raum von der Bruſt bis zu den Füßen iſt an allen Deckeln in Felder eingetheilt, in welchen durch Gegenſtände der Mythologie der Egypter ihre Lehre von der Unterwelt und die Myſterien der Iſis vorgeſtellt werden. Die Figuren der obern Felder haben 4—6, die der untern nur 1 1/2, 1 auch nur 1/2 Zoll Größe. An den äußern Seiten der Särge ſind die Bilder äußerſt eng zuſammengedrängt; wenige nehmen mehr als 1 Zoll ein. Ihre Menge iſt darum ſchwer zu zählen. Auf den Deckeln und den äußern Seiten der Särge ſind die Farben mit Firniß überzogen. Es kann dieſer mit einem naſſen Tuche gereiniget werden, ohne daß er durch die Näſſe im mindeſten leidet. Die Farbe tritt dann um ſo ſchöner vor. An einem Sarkophage geſchah die Auftragung der Farben zu den Bildern ſo dick, daß ſie Basreliefs gleichen Obſchon Sieber noch an keinem den Firniß abgewaſchen, ſo bemerkt man an dem Colorit doch keinen weitern Einfluß der Zeit als den man an 20—30jährigen Oehlgemählden findet. In dem Innern des vorzüglichſten Sarges, wo die Farben der Menge der Figuren ungefirnißt gelaſſen wurden, ſind ſie ſo friſch geblieben, als wären ſie erſt vor Wochen aufgetragen. Und doch möchte gerade dieſer der älteſte aller nach Europa gekommenen ſeyn. Zwey an den Füßen ſeines innern Deckels abgebildete gefeſſelte Juden bewähren, daß die einbalſamirte Königstochter und Prieſterinn ſchon zu der Zeit lebte, als Egypten die Iſraeliten noch als Sclaven unter den Füßen hielt, alſo vor dieſer Ausführung und alſo auch vor Moſes. Wie oft gingen ich und jeder der Geſellſchaft zu dieſer überaus intereſſanten Bezeichnung zurück, um uns durch die Aehnlichkeit der Geſichtszüge und der ganzen Geſtalten mit Andern auf's neue zu beluſtigen, und neue aufzufinden! Um die übrigen Figuren der Deckel und Särge, und beſonders die Beziehung ihrer Verbindung zu deuten, muß man genauer mit den Mythen der alten Egypter bekannt ſeyn, als ich es bin. Wie überaus wichtig möchten ſie für Alterthumsforſcher werden, und wie ſehr wäre es zu wünſchen, daß der Meiſter derſelben, Hofrath v. Hammer, uns mit einer ähnlichen Deutung derſelben beſchenke, als es durch die vortreffliche des von dem kaiſerlichen Cabinet acquirirten Sarges geſchah *). Konnte er durch die geringe Zahl der hier ſich ihm gebotenen Gemählden ſchon ein ganz neues Licht über die Mythologie der Egyptier und anderer Nationen verbreiten, um wie viel mehr würde er es durch die weit größere an den Sieber'ſchen Sarkophagen thun können! Sie ſprachen mich weit mehr an, als ich vor der zweyten Beſchauung auf Siebers Veranlaſſung jene von Hammer'ſche Erklärung geleſen hatte. Auch durch dieſe Gemählde ſcheint wieder das ganze Drama der egyptiſchen Unterwelt in fortlaufender Reihe vorgeſtellt zu ſeyn, aber in weit mehr Myſterien der Iſis eingreifend. So klein die Figuren ſind, ſo deutlich iſt ihre Zeichnung, und ſo geſchieden ſind ihre Farben. An der Todtentaufe, dem Baum der Erkenntniß, der Gerichtswage ꝛc. entgeht ſogar nicht das Geringſte des Beygefügten. Sieber deutete Manches ſehr ſinnig. — Vielleicht macht Ihnen, was ich davon notirte, ſo viel Freude, als es mir machte. In dem ſchätzbarſten Sarge findet man in zuſammenhängender Reihe über und neben dem Kopfe der Mumie folgende Hieroglyphen: Die Seele der Verſtorbenen mit ausgebreiteten Flügeln in der Mitte, wird auf beyden Seiten von einem geöffneten engen Kerker umgeben, an welche Charons Nachen ſtößt. Dieſem Nachen folgen an jeder Wand eine ſchwarze Halbkugel, zwey Füße, eine enge Pforte, eine Schale mit brennender Flüſſigkeit, ein Vogel, ein Auge mit einem Hahnenkamm, einige Saamenkörner, eine Pflug-

---

*) Die Lehre von der Unterwelt und den Myſterien der Iſis, erklärt aus Mumiengemählden des k. k. Antiken-Cabinets von Joſ. v. Hammer. Siehe Fundgruben des Orients. Band V. Heft III.

ſchaar, ein Ballen Erde, eine Mumie, ein keimendes Korn, eine offene — den Egyptern als Symbol der Wiederbelebung geltende — Lotosblume*), und eine rothe Kugel.

Siebers Deutung dieſer Verbindung war: Die Seele entſtehn, — aus dem engen Kerker des Lebens, — übergefahren auf dem Kahne des Charon — in das Reich der Nacht, — eingegangen — durch die enge Pforte zum Gericht, — überſtanden die Feuerprobe, — leicht, wie ein Vogel, durch Entſühnung geworden, — hofft von der wachſamen Vorſicht, — daß, gleich dem Saamen, — durch den Pflug — unter die Erde gebracht, — auch ihre Mumie — keimen werde — für Wiederbelebung — zum Eingang ins Reich einer ewigen Wonne.

Das Holz ſämmtlicher Sarkophage iſt von dem Maulbeerfeigenbaume. Seine Dauer wurde allein durch den Duft des in die Mumie gebrachten Balſams erwirkt. Doch ſtehen die unbemahlten, zum Aufnehmen der Zapfen des äußern Deckels beſtimmten Höhlungen in den Särgen, und jene ebenfalls unbeſtrichenen Zapfen in Abſicht auf Friſche den mit Farbe belegten Stellen noch weit vor. Beyde laſſen annehmen, es habe ſie der Meiſel erſt vor Wochen verlaſſen.

Wahrſcheinlich führen alle drey Mumien Papyrusrollen bey ſich. Von der vorzüglichſten wird man es gewiß, da welche an der Figur ihres Deckels, ihr in die Hände gegeben, abgebildet ſind. Eine künftige Eröffnung verſpricht darum den Alterthumsforſchern hohen Gewinn. Gewiß ſtehen die Curſivhieroglyphen auf den Rollen in Beziehung mit den ausgemahlten an den Sarkophagen, und es iſt darum zu erwarten, daß man durch dieſe ſchon ziemlich erklärten, wichtige Erklärungen für jene größten Theils noch ſehr dunkeln erhalten werde. Ihnen und mir könnte ihr Anblick freylich nichts weiter gewähren, als was ich durch die Menge der Fragmente anderer Papyrusſchriften, welche Sieber beſitzt, gewann. Es konnte mich beym Beſchauen dieſer nur intereſſiren, die, ſtatt Papier oder Pergament benutzte Baumrinde kennen zu lernen, und die Schwärze der Tinte noch völlig unverfärbt zu finden. Die meiſten der Curſivhieroglyphen ſind nur Letternähnliche Züge. Es fiel mir auf, unter ihnen viele hebräiſche und arabiſche Buchſtaben zu entdecken, ſogar hier und da dieſe und jene, entweder allein oder gemiſcht, ſo auf einander folgend, daß man abgetheilte Worte jener Sprachen zu erblicken glaubt, die jedoch nach Verſicherung der anweſenden Philologen in keiner gefunden werden.

---

*) Man findet dieſe ſchöne Lotosblume, welche ihr Haupt während der Nacht in den Nil verbirgt, und es am Tage nur erhebt, auch unter den in der Sieber'ſchen Sammlung aufgehängten Pflanzen.

(Fortſetzung folgt.)

* * *

Die Bethende.

Ich trat zurück; in Andacht hingegoſſen,
Benetzte ſie des Marmors kalte Hand;
Und von der Tugend Strahlenglanz umfloſſen,
Schien ſie der Sterne lichtem Raum verwandt.
Bezaubert ſtand ich da und unentſchloſſen,
Es feſſelte den Fuß ein magiſch Band;
Und Schweigen herrſchte in des Tempels Hallen,
Nur ihre Seufzer hört' ich wiederſchallen.

Harmoniſcher als alle Harmonieen
Floß von des Engels Lippen das Gebeth;
Doch ſchien der Worte Sinn mir zu entfliehen;
Drum fraget nicht, was fromm ihr Mund erfleht.
Wer lauſchte wohl des Liedes Melodieen,
Geblendet von der Säng'rinn Majeſtät? —
Der Himmel lag in ihren ſüßen Tönen,
Des Himmels Himmel in dem Reiz der Schönen.

Und als ſie nun der Andacht Pflicht vollendet,
Vom Boden ſich erhob mit ernſtem Sinn,
Und heiterſtrahlend zu mir hergewendet,
Des Auges blauer Spiegel mir erſchien: —
Der Sonnenſtrahl, in Kerkers Nacht geſendet,
Iſt todte Dämm'rung gegen dieß Erglühn!
Doch ſieh, erröthend, mit geſchwinden Schritten,
Entfloh ſie plötzlich aus des Tempels Mitten.

Und ſchweigend ſtand ich da, und konnt's nicht faſſen,
Aus meinen Himmeln mich geſtürzt zu ſehn;
Es ſah des Heilands Mutter mich erblaſſen,
Mich ſprachlos, tiefverwirrt, erſchrocken ſtehn. —
Des Engels Züge kann mein Herz nicht laſſen,
Es ſchlägt nur der Erinn'rung ſüßen Wehn.
Von ihr beſeelt ertönen meine Lieder,
Und Berg und Thal hallt meinen Schmerz mir wieder.

Dan. Leßmann.

* * *

Was iſt die Zeit?

(Schluß von Nr. 29.)

Es ſcheint, daß die Menſchen, mitten unter Widerſprüchen, der Wahrheit ſehr unſicher, ſich überhaupt eine verworrene Miſchung aus dieſen heidniſchen, philoſophiſchen und religiöſen Begriffen bilden. (Die wahre Melange aber wird uns der Hr. Verfaſſer ſogleich auftiſchen.) Sie haben die Götter des Heidenthums entthront; aber der Zeit laſſen ſie noch ihren Willen, ihre Unbeſtändigkeit und Strenge, ihre Flügel und ihre Senſe.

Nach ihren mancherley Characteren dienen ſie dieſem Gott auf verſchiedene Arten. Die Weiſen (worunter ſich der Hr. Verfaſſer ohne Zweifel auch rechnet) bethen nur die Vergangenheit an; (ſehr ſubtil!) die Erfahrung biethet ihnen die Wahrheit nur aus dem Munde der Verſtorbenen dar; (wenn das bey dem Hrn. Grafen der Fall wäre, ſo würde er aus dem Plato, Seneca und Cicero mehr haben profitiren können) das Gedächtniß beſchränkt ihre Vergnügungen auf das Studium zerſtörter Schönheiten; ihre Früchte und Blumen ſuchen ſie nur in den Trümmern der Vorwelt. (Eine Declamation, aus der kein Menſch klug werden kann.)

Die Freunde des Ruhms, wie die durch die Religion aufgeklärten Menſchen beachten nur die Zukunft, den Himmel und die Nachwelt; die Einen wollen eine unſterbliche Berühmtheit, die Andern eine ewige Glückſeligkeit genießen. (Was doch der Hr. Verf. für eine Religion haben mag? Wahrſcheinlich kehren ſich bey ihm dieſe beyden Poſitionen um. —)

Das Volk, von den Sinnen beherrſcht, befolgt, ohne es zu wiſſen, die Lehrſätze des Epicur und Horaz; die Gegenwart allein iſt ſeine Gebietherinn; es iſt nur ſchwach über das Vergangene betrübt, und beſchäftigt ſich eben ſo wenig mit der Zukunft. Es will den Schmerz vermeiden, und der Langenweile entfliehn, die es oft verfolgen und ergreifen, indeß es nur das Vergnügen aufſucht. (Weiter unten ſtellt der Hr. Verf. dieſe Philoſophie des Pöbels als allgemeinen moraliſchen Grundſatz auch für die feinere Welt auf.)

Machen wir alſo nicht einen Gott aus einer Sache, die wie das Univerſum erſchaffen iſt; (was der Mann Alles weiß, doch er hat »dieſe

Wahrheit aus dem Munde der Verſtorbenen,“ daher denn der erhabene Myſticismus); ſelbſt kein von uns gänzlich unabhängiges Weſen wollen wir uns daraus bilden, denn es iſt ſo leicht auseinander zu ſetzen, daß wir tauſend Mittel haben, die Zeit zu modificiren, ſie auszudehnen, zuſammen zu ziehen, ſie zu beflügeln und zu vermindern, (wer bewundert hier nicht die glückliche Wahl des Ausdrucks, wer bedauert nicht, daß der Verf. uns nicht zugleich eine ganze Gymnaſtik der Zeit entwirft!) daß man es faſt in Zweifel ziehen könnte, ob es die Zeit ſey, die unſre Tage zählt, und ob es nicht vielmehr die mehr oder weniger ſchnelle Aufeinanderfolge unſrer Gedanken, Gemüthsbewegungen, unſrer Wünſche und Beſorgniſſe ſey, die das Maß der Zeit beſtimmt. (Dem Hrn. Verf. muß in dieſer Anſicht die Zeit natürlich ſehr kurz werden, wenigſtens etwas kürzer als ſeinen Leſern.)

Eine Stunde iſt gewiß nicht daſſelbe für einen Menſchen, der ſchläft, (!) für Einen der wacht, für einen Müſſigen, oder Beſchäftigten, für Einen der ſpielt, oder für einen Leidenden. (Oben iſt die Zeit unſre Gebietherinn, jetzt ſind auf Einmal wir ihre Herren. Der Verfaſſer iſt wenigſtens in der Inconſequenz conſequent.)

Fangen wir damit an (das heißt, fangen wir zum zweytenmal an, anzufangen), uns eine wahre, gerechte und einfache Idee von der Zeit zu machen, um uns gegen die Irrthümer der falſchen Begriffe zu verwahren, die man uns von ihr beygebracht hat.

Die Zeit iſt, wie einer unſrer Poeten geſagt hat, vielmehr eine Erdichtung als ein Gott; (welch eine wahrhaft poetiſche Poeſie!) kurz, ſie iſt ein bewegliches Bild der unbeweglichen Ewigkeit. Dieſe Zeit iſt eine unendliche Leere wie der Raum. (Nun geht es ins Metaphyſiſche über.)

Wenn Alles was lebt, immer ſchliefe, (die Oeuvres completes de Mr. l'auteur, könnten als Laudanum liquidum am unfehlbarſten dazu verſchrieben werden), ſo würde für die lebenden Weſen keine Zeit exiſtiren; (hier mache man 3 Kreuze) alſo wie man dem Raum keinen Gang zuläßt, hätte man auch der Zeit keinen zugeben ſollen, (man muß bedauern, daß der liebe Gott den Verf. nicht zum geheimen Rath bey dem Schöpfungsproceß gemacht hat), es ſind die Geſtirne, die Körper, (!) die Menſchen und die Geiſter (25 Stück Ausrufungszeichen!) welche ſich unaufhörlich in den zwey großen Tirſein der Zeit und des Raums bewegen, und die deren Exiſtenz und Maß ausmachen. (Heiliger Newton ſteh uns bey!)

Nach dem Verſuch zu zeigen, daß die Zeit, unempfindlich gegen Alles, nichts über uns vermöge (Vide oben, wo von der Conſequenz die Rede iſt), und daß im Gegentheil wir die Macht beſitzen, ſie zu modificiren, wollen wir ſehen, welche die beſten Mittel ſeyen, ſie zu genießen ꝛc. (Dieſe wollen wir unſern Leſern aus ſchuldiger Barmherzigkeit erlaſſen.)

Genießen wir denn die Gegenwart, die unſern einzigen Reichthum ausmacht! Es iſt die gewöhnliche Thorheit der Menſchen, ſie zu verlieren, und wie ein Alter ſagt, ſie uns zwiſchen den Fingern entwiſchen zu laſſen. (Aha! die gewöhnliche Philoſophie ſeichter Köpfe, die keine Lebens- ſondern nur eine Tags- oder Stunden-Philoſophie haben.)

Denkt wie Cäſar: glaubt, nichts gethan zu haben, wenn Ihr etwas auf den andern Tag verſchiebt, was Ihr heute thun könntet. (Unſers Erachtens iſt dem General Cäſar dieſe Maxime nie in den Sinn gekommen, wie der Verf. wieder »aus dem Mund der Verſtorbenen« hätte wiſſen können, aber es handelt ſich um das gelehrte Citat eines berühmten Namens.)

In Summa, wollt Ihr die Zeit beherrſchen und ihren Gang ſüß und leicht machen? (Ecoutons!) Mäßigt Eure Wünſche und Eure Furcht; genießt die Gegenwart, nicht nur ohne dem Nächſten nicht zu ſchaden (die Verleger werthloſer Bücher gehören auch unter die Nächſten), ſondern — — — indem Ihr ihm Alles das Gute erweiſet, das von Euch abhängt. (Schönen Dank für das große Arcanum.)

Amen! — Wir haben nunmehr aus dieſem geiſtvollen Tractätlein gelernt, was die Zeit ſey, gelernt, daß wir uns »vor dem erſchrecklichen Ungeheuer, und den eben ſo erſchrecklichen Hieben ſeiner Senſe« nicht fürchten; daß wir, um Weiſe zu ſeyn, die Vergangenheit anbethen, oder, um gute Chriſten zu heißen, uns einem »etwas betrübten Syſtem« hingeben, und bloß mit der Zukunft beſchäftigen ſollen. Ferner haben wir gelernt, daß der Plebs ſich nach den trüglichen Lehren des Horaz richtet; daß Montaigne auch über die Zeit etwas geſagt habe; daß ſie vielmehr »eine Erdichtung als ein Gott« und es etwas ſchwer ſey, das, was man heute verſäumt hat, Tags darauf nachzutragen; endlich und hauptſächlich haben wir gelernt, daß der Herr

Verfaſſer, trotz dem, daß er »de l'academie françoise« iſt, ſelbſt nicht zu wiſſen beliebt, was die Zeit ſey. Wir übrigens wiſſen jetzt recht gut, daß wir ſie ſeinetwegen verloren haben, und wollten wir ſpitzfindig ſeyn, ſo könnten wir ſagen, des Hrn. Grafen Schrift in der Zeit ſey genau daſſelbe, was die Zeit in ſeiner Schrift iſt. (—)

Franz Gräffer.

* * *

Arithmetiſche Aufgabe.

Es war Jemand einem Banquier in vier Wechſeln die Summe von 15,000 fl. ſchuldig. Die Summe des erſten betrug um die Hälfte weniger, als die Summe des zweyten Wechſels; die Summe des dritten betrug ſo viel, als die Summen des erſten und zweyten Wechſels zuſammen; und die Summe des vierten betrug nochmal ſo viel, als die Summe des dritten. Die Wechſel verfielen. Der Schuldner konnte nicht bezahlen, ſontern übergab dem Banquier vier ſilberne Becher anſtatt der Bezahlung. Weil aber der erſte Becher um 620 fl. weniger werth war als der zweyte, und der dritte Becher zwar die Summe des dritten Wechſels erreichte, der vierte Becher aber nur nochmal ſo viel werth war, als der zweyte, ſo mußte der Banquier von ſeinem hingeliehenen Capital 5870 fl. verlieren. Der Banquier — mehr im Geldzählen, als im ſpeculativen Rechnungsweſen geübt, weiß nun zwar, daß alle vier Becher zuſammen 9130 fl. betragen, allein er wünſchte gleichwohl auch zu wiſſen, wie ſichs bey ſeinem Verluſte im Einzelnen verhalte, und darüber entſtehen folgende drey Fragen: Welche Summe beträgt jeder der vier Wechſel? — Was iſt jeder der vier Becher werth? — Was beträgt der Verluſt bey jedem Wechſel? — —rg—

Novelliſtik.

In Orleans iſt Eliſe Garnerin, weil ſie eine Luftfahrt angekündigt, 3000 Franken eingenommen, und ihr Wort nicht gehalten, zur Haft gebracht worden. Es ſoll ihr der Proceß gemacht werden. — Andererſeits hat Mad. Reichard am 17. Sept. zu Bremen eine Luftfahrt gehalten; ſie ſtieg 4000 Fuß hoch, legte in drey Viertel Stunden 3 Meilen zurück, und kam noch denſelben Abend glücklich wieder in Bremen an.

In Niort hat ſich die Gensd'armerie einer Frauenperſon bemächtigt, die ſich mit Vertreibung des Teufels, und Weiſſagung des Weltendes abgab. — In der Gegend von Nantes mußte ein Arzt ins Gefängniß wandern, der, unfähig mit gewöhnlichen Mitteln zu heilen, ſich der Wünſchelruthe und künſtlicher Schlafmittel bediente. — In Verſailles ſtehen über 300 Häuſer zum Verkauf, die Stadt iſt ganz in Verfall.

Londoner Zeitungen berechnen die Koſten für Hunts Einzug folgender Maßen: 1.) Für die 200 Mitglieder der Committé auf dem Zug, jedem ein Krug Porter, 2 Pfund 5 Schillinge 6 Pence. 2.) Für den Miethwagen, worin Dr. Watſon, der Secretär, der Vice-Präſident Preſton ſitzen, 3 Schillinge. 3.) Waſchgeld für 3 reine Hemden dieſer Herren 1 1/2 Schill. 4.) Die alte Spafieldsfahne zu reinigen 3 1/2 Pence. 5.) Für die Muſicanten, einen blinden Fiedler, zwey alte Weiber mit Brummbäſſen und einer Trommel, 5 Schillinge. 6.) Für Lorbeerkränze und Lorbeerzweige — nichts. — Es erſcheint in England ein Werk von hoher Wichtigkeit, eine Beſchreibung in mehreren Folio-Bänden, von allen Pferden, welche in den Wettrennen geſiegt haben, mit ihrer Abbildung, ihrem Stammbaum, nebſt den Namen der Jokey's, die ſie ritten, der Wettenden, die durch ſie gewonnen oder verloren haben, und beſonders der ſterblichen Eigenthümer dieſer unſterblichen Renner.

Ein wichtiges vaterländiſch-hiſtoriſches Werk, das unter die ſchönſten Zierden unſerer Literatur gehört, hat ſo eben die Preſſe verlaſſen. Es iſt: Fastorum Campililiensium Chrysostomi Hanthaler continuatio, seu recensus genealogico-diplomaticus archivi Campililiensis; Folio. Davon iſt in der Beck'ſchen Buchhandlung hier, der erſte Band mit 32 Kupfern erſchienen. (Preis 30 fl. W.W.) Der zweyte folgt Anfangs 1820. — Hanthalers (Archivars und Bibliothekars des Stiftes Lilienfeld) Verdienſte um die Diplomatik, Sphragiſtik und Münzkunde überhaupt, inſonderheit aber um die Epoche jener, mit Welfen und Hohenſtauffen vielfach verwandten und wetteifernden Heldendynaſtie der Babenberger, ſind bekannt. Ihm dankt Oeſterreich die vier älteſten Geſchichtſchreiber dieſer Periode: Alold von Pechlarm, Capellan Markgraf Albrechts des Sieghaften, die Auszüge des Kloſterneuburgers Leopold aus den Jahrbüchern des Chorherrn Rikard; den von Morimond nach Heiligenkreuz, und von da nach Lilienfeld verpflanzten Ortilo, endlich den Predigermönch Pernold, Hof-Capellan und Beichtvater der unglücklichen Königinn Margarethe, Friedrichs des Streitbaren Schweſter, Gemahlinn Heinrichs von Hohenſtauffen und des großen Ottokar, die endlich zu Lilienfeld, im Grabe, neben ihrem und des Vaterlandes Vater, Leopold dem Glorreichen, die auf Erden ſtets vermißte Ruhe gefunden hat. — Neun und zwanzig verſchiedene Werke bezeichneten die Laufbahn des am 14. Jänner 1690 zu Marenbach im Innviertel dürftig gebornen; unter den drückendſten Umſtänden in Salzburg erzogenen, 1716 zu Lilienfeld eingekleideten, am 2. Sept. 1754 alldort verſtorbenen Hanthaler — Von ſeinem großen Werke, der Geſchichte ſeines Stiftes, im gleichen Schritte mit jener der Babenbergiſchen Herzoge zu Oeſterreich und Steyer: »Fasti Campililiensis,« erſchienen 1730—1745 vier Foliobände. Die zwey letzten und wichtigſten (von denen jetzt der erſte erſchienen), blieben als Handſchrift liegen, da über der mühſamen und verdienſtvollen Arbeit der Tod den gelehrten Hanthaler übereilte, und ſein Stift nach einander von einer Reihe bedeutender Unglücksfälle getroffen wurde. — Bey der Aufhebung des Stiftes 1789 kamen dieſe beyden Bände in die kaiſerliche Hofbibliothek nach Wien, die dazu gehörigen Kupferplatten aber (diplomatiſch getreue Abzeichnungen aller Grabmäler, Inſiegel, Bullen, Monogramme ꝛc.) mit dem übrigen Kupfergeſchirr und Küchengeräth auf den Trödel. — Ein wunderſamer Zufall rettete ſie nach vollen 22 Jahren, und brachte ſie in die Hände des gelehrten damaligen Priors, Ladislaus Pircher, (nunmehrigen Biſchofs in Zips). — In dieſer Arbeit von ſeltener Gründlichkeit und ungeheurer Mühe, durchgeht Hanthaler, in beſtändiger Verbindung mit der Landes- und Culturgeſchichte, die Begegniſſe ſeines Stiftes, die ganze Folgereihe geiſtlicher und weltlicher Perſonen, Päpſte, Cardinäle, Erzbiſchöfe, Biſchöfe, Prälaten ꝛc. (Kaiſer, Könige, Herzoge, Markgrafen, Dynaſten und Ritterleute), die irgend einmal im Lilienfelder-Archive vorkommen, alle über ſie, wo immer aufzufindenden Daten, mit möglichſter Vollſtändigkeit zuſammenreihend. Ueber neun hundert adelige Geſchlechter, viele bereits erloſchen, viele ausgewandert, ſehr viele noch lebend und blühend, hat Hanthaler in dieſem Nachlaß urkundlich erläutert. Hier finden ſich ihre älteſten Siegel und Wapen, hier jede bemerkenswerthe Spur ihres Daſeyns, ihrer Schickſale, ihrer Verdienſte, hier ihre Stammbäume, Anſprüche, Beſitzestitel, die noch oft für lebende Geſchlechter von den vortheilhafteſten Folgen ſeyn können, ſo wie dieſes Werk überhaupt für die nied. öſterr. Herren Stände und für den geſammten öſterreichiſchen Adel von unzuberechnender Wichtigkeit iſt. — Die Stammbäume und Artikel über die Lichtenſtein, Trautmannsdorf, Jörger, Zinzendorf und Pottendorf, Pillichſtorfer und Kuenringer, Hager, Hardeck, Gilleis, Wildeck, Ochſenburg, Fünfkirchen, Merkenſtein, Rogendorf, Neideck ꝛc. ſind wahrhafte Muſter ſcharfſinniger und getreuer Geſchlechtstafeln.

Man hat berechnet, daß ſeit Einführung der Kuhpocken die Bevölkerung in Deutſchland jährlich um mehr als 400,000 Menſchen zunimmt.

Man arbeitet in Paris, außerhalb der Barriere des Mont-Parnasse, an einem Kirchhofe und an einem daranſtoßenden Schauſpielhauſe. — Beyde Stätten — dem Schmerz und der Freude geweiht — ſollen, wie es heißt, zu gleicher Zeit ihrer Beſtimmung eröffnet werden.

In der Gegend von Neapel hat vor einiger Zeit ein Schwein mehrere Ferkel geworfen; unter andern eines, welches durch eine ſeltſame Abweichung von der Natur den Kopf und das Geſicht halb eines Menſchen, halb eines Affen hat. — Der Profeſſor der vergleichenden Anatomie in Neapel, Signor Manula, iſt mit der Beſchreibung dieſes neuen Ungeheuers beſchäftigt, von dem aber nicht geſagt wird, ob es lebe oder nicht.

Dem König der Aſchantis, eines mächtigen und kriegeriſchen Volks unweit der Goldküſte in Africa, ſind nach dem Geſetze nicht weniger als 3333 Weiber geſtattet werden.

Ein Hr. Gateau, Straße St. Victor in Paris, hat eine Waſſermaſchine erfunden, vermöge welcher das Waſſer viel leichter aus dem Brunnen gehoben werden ſoll, als durch Pumpen und die archimediſche Schraube. Dieſe Maſchine hebt das Waſſer zu jeder beliebigen Höhe, und mit eben dem Maß bewegender Kraft, gibt ſie doppelt ſo viel Waſſer, wie die Pumpe, obgleich ihre Verfertigung viel weniger koſtet, und ſie viel leichter im Stand zu erhalten iſt. Sie kann ſowohl mit Menſchenhänden als mit Pferden in Bewegung geſetzt werden. Bey der Nothwendigkeit, manche Städte oder Theile von Städten durch Pumpbrunnen mit Waſſer zu verſehen, und der Unvollkommenheit der gewöhnlichen Pumpbrunnen, könnte es wohl der Mühe lohnen, ſich näher nach dieſer neuen Erfindung zu erkundigen.

Die engliſch-biſchöfliche Miſſions-Geſellſchaft (Church Missionary Society), deren Theilnehmer der größte Saal Londons kaum faſſen kann, vernahm aus dem Jahresbericht ihrer Verwalter, daß ſich die Einkünfte des Vereins im letzten Jahr auf 18,000 Pfund Sterling vermehrt hatten. Anfangs ſchränkte ſich ihre Wirkſamkeit nur auf Africa und Oſtindien ein, nun hat ſie ſich auch über Neu-Seeland zu verbreiten angefangen. Am meiſten Schwierigkeiten hat ſie in Sierra-Leone, und den in der Nachbarſchaft angelegten Pflanzſtädten erfahren; mehrere ihrer eifrigſten und geſchickteſten Miſſionarien ſind ihr durch das ungeſunde Clima weggerafft worden. Der Sclavenhandel hat noch nicht ganz in jenen Gegenden aufgehört, und furchtbar iſt der Widerſtand, welchen die friedlichen Bothen des Evangeliums von jenen Menſchenverkäufern erfahren. Sie haben zum Theil ihre Wohnungen in Brand geſteckt, und ſie von ihren Friedensſtätten vertrieben; aber mitten unter den Hinderniſſen ſchreitet dennoch die gute Sache vorwärts; Hunderte von Negerſclaven, die freygegeben ſind, hören nun mit Freuden die Stimme des Evangeliums in Sierra-Leone und Regentstown; ſiebenzehnhundert Kinder genießen regelmäßigen Unterricht; ein Miſſionar taufte im letzten Jahr 48 geweſene Heiden, und 120 ſchwarze Brüder und Schweſtern ſtellten ſich beym Genuſſe des heiligen Abendmahls ein. Zwey junge Neu-Seeländer, die ſich einige Zeit in England aufhielten, um in der Sprache, in mechaniſchen Arbeiten, Künſten und im Chriſtenthum unterrichtet zu werden, haben beträchtliche Fortſchritte gemacht, und ſind mit der günſtigſten Stimmung nach ihrem Vaterlande zurückgekehrt. Zu Benares in Oſtindien ſchenkte ein Hindu der Miſſions-Geſellſchaft ein Haus, das 3000 Pf. Sterl. werth iſt, und beſtimmte jährlich 300 Pf. Sterl. zu ſeiner Unterhaltung.

Die Verſammlung der brittiſchen und ausländiſchen Bibelgeſellſchaft beehrte der Herzog von Gloceſter mit ſeiner Gegenwart und mit der öffentlichen Erklärung, daß er die Grundſätze der Anſtalt billige und ihre Fortſchritte bewundere. Eine Menge Lords, Baronen, Parlamentsglieder, Land- und See-Officiere verherrlichten die Sitzung. Den Jahresbericht erſtattete, mit ſeltener Fülle und Kraft der Beredſamkeit, der königliche

Staatsſecretär in Irland, Hr. **Grant**. Aus Paris war der Prof. **Kiefer** zugegen, welcher der Geſellſchaft Abdrücke der von ihm beſorgten Ausgabe des neuen Teſtaments in türkiſcher Sprache überreichte, und ihr zugleich die günſtige Stimmung der königl. franzöſiſchen Regierung für die neugeſtiftete proteſtantiſche Bibelgeſellſchaft in Paris bezeugte. — Vom 31. März 1818 bis dahin 1819 hatte die brittiſche und ausländiſche Bibelgeſellſchaft nicht weniger als 123,247 Exemplare Bibeln, und 136,784 Exemplare des neuen Teſtaments aus ihren Niederlagen verſandt, und zwar meiſt dieſelben in wohlfeilen Preiſen verkauft, ſo daß ſie aus dem Verkauf 27,000 Pf. Sterl. erlöſte. Im vorletzten Jahr hatte ſie 86,000 Pf. Sterl., im letzten aber 94,000 Pf. Sterl. geſammelt, alſo um 8000 Pf. Sterl. mehr, als im vorigen. — Die **Juden-Bekehrungs-Geſellſchaft** hatte mit eigenthümlichen und größern Schwierigkeiten zu kämpfen, als die übrigen Miſſions-Vereine, aber durch Geduld und Beharrlichkeit hat ſie auch ſchon Vieles überwunden. Ein reicher Engländer, Namens **Ludwig Way**, hat auf ſeine eigenen Koſten eine Reiſe nach Holland, Deutſchland, Preußen, Pohlen, das ruſſiſche Reich und Frankreich gemacht, auf welcher er ſich mit dem jetzigen Geiſt und Zuſtand der in jenen Ländern zerſtreuten Iſraeliten bekannt gemacht, viele merkwürdige Beobachtungen angeſtellt, wichtige Geſpräche mit Gelehrten und Ungelehrten gehalten, und überzeugt iſt, daß große Veränderungen ſich unter dem jüdiſchen Volke vorbereiten.

In Elſaß verſpricht der Wein überall eine ſo reiche Erndte, daß viele Weinbauer verlegen ſind, die erforderliche Anzahl von Fäſſern anzuſchaffen. Es wird **Siebzehner** in Städten und Dörfern gratis verſchenkt, **Achtzehner** hält ſich noch zu 3 Kreuzer der Schoppen. Moſt vom **Neunzehner** wird bereits zu 14 kr. verkauft. In Neuſtadt laden die Wirthe ihre Gäſte dazu ein, ihnen ihr Lager vom **Siebzehner** leeren zu helfen.

Der berühmteſte Friſeur von London, Hr. **Blacke**, der unter einer halben Guinee Niemanden die Haare ſchnitt, und wenn er zu dem Ende auf den Landſitz reicher Perſonen fuhr, jedesmal 10 Pf. Sterl. für ſeine Bemühung erhielt, fand am 9. Auguſt, als er von Brigton nach London auf der Coburg-Kutſche fuhr, und dieſe umfiel, ſeinen Tod. Aus Neugierde und Unterhaltung ſetzte er ſich in dieſe Kutſche, indeß er ſeine eigene Equipage leer zurück gehen ließ. Seine Frau hat vor Schrecken die Sprache verloren, man fürchtet, daß ſie wahnſinnig wird. — Nichts blieb unverſucht, dieſen Liebling der Londoner wieder ins Leben zurück zu rufen; 150 Blutigel wurden unter andern Mitteln angelegt, doch vergeblich. Die Belohnungen aller herbeygerufenen Aerzte und Wundärzte, die Beerdigungskoſten können bey 1000 Pf. betragen, die Eigenthümer der Kutſche — müſſen ſie bezahlen.

S. 290 Z. 17. v. O. lies: drücke ihm, ſtatt ihr; S. 292. Z. 16 v. U. Aegide ſtatt Aegyde; S. 290. Z. 11 v. U. oſteologiſche ſtatt aſtrologiſche.

(Alleiniger) Redacteur dieſer Zeitſchrift: Franz Gräffer; Verleger: J. B. Wallishauſſer.

Converſationsblatt.

31.

Freytag, den 15. October 1819.

An eine matte Herbſtfliege.

ls ich im Spätjahr 1810 zu Koſtelez in Mähren, am Nervenfieber krank,
zurück geblieben, zum erſtenmale das Bette verließ.

Wanken dir die matten Füße?
Iſt der Flügel Schwung erlahmt?
Traurig ſchleichſt du an dem Fenſter,
Das ſonſt deine Spiele ſah:
Ach, der Sommer iſt vergangen,
Und der rauhe Winter nah!

Doch ſieh meine welken Knie,
Sieh das Antlitz todtenbleich,
Sieh der Augen muth'ges Feuer
Von der Krankheit Hauch dahin:
Iſt denn ſchon mein Herbſt gekommen,
Eh mein Sommer noch erſchien?

Fr. Grillparzer.

* * *

Franz Wilhelm Sieber und ſeine Sammlung.

(Fortſetzung von Nr. 30.)

Verweigern es die Hüllen der 3 ganzen Mumien, daß ſich Die, welche noch keine enthüllte geſehen, durch ſie über die Geſtalt und Farbe, welche den Körpern durch das Balſamiren gegeben wurden, unterrichten können, ſo geſtatten es dafür enthüllte Theile anderer, welche Sieber mitbrachte. Es führte ihn ſeine Begierde, erforſchen zu können, wie bey dem Einbalſamiren verfahren worden, ſo weit, daß er das bedeutende Opfer nicht ſcheuete, einige theuer acquirirte zu zergliedern. Er fand eine ſolche Verſchiedenheit in der Methode, daß er Mittelſtufen ahnete, und unterzog ſich dem Aufwand, die Belehrung durch Zerlegung noch mehrerer zu erweitern. Von ſämmtlichen ſieben von ihm zergliederten Mumien brachte er die Köpfe, und einige andere vorzüglich unterrichtende Theile mit hieher, und durch dieſe kann überreiche Kenntniß von der Geſtalt und Farbe der enthüllten Körper gewonnen werden. Den Köpfen entfließen die aufs beſte erhaltenen Haupthaare in natürlicher Länge. Einige haben ſchwarze, andere rothe. Die Bärte ſcheinen ſchon im Leben durch harzige Maſſe zuſammengeknebelt getragen worden zu ſeyn, man würde ſie ſonſt beym Balſamiren ſo frey hängend gelaſſen haben, als die Haupthaare. An allen findet man die gleiche Bildung der Geſichtszüge, welche ihre Nachfolger auszeichnet. Selbſt die Frauen kann beym Beſchauen dieſer Theile nichts Erſchreckendes ergreifen. Es iſt unmöglich, daß von vor Jahrtauſenden Geſtorbenen die Furcht vor Auflöſung erregt werden könne, wie von geſtern Verſchiedenen. Sie ſprechen nicht anders an, als verſteinerte Körper, oder ſteinerne ſelber. — Die Verſchiedenheit des Verfahrens der Egypter, die Erhaltung der Körper zu erwirken, erſcheint hier klar — es forderte aber mehrere Bogen, wollte ich Ihnen die gewonnene Anſicht darüber mittheilen. Auch noch unbenutzt gebliebene, in Byſſus eingewickelte Balſammaſſe wurde Siebern in einer Katakombe zu Theil. Sie kommt mit der in die Körper gebrachten in Farbe und Geruch vollkommen überein, iſt aber weit weniger verhärtet. Ihre Biegſamkeit ſteht der des Wachſes weit vor, auch fließt ſie über ſehr gelindem Feuer, unter Verbreitung eines äußerſt ſtarken, nicht unangenehmen Geruchs. Die Aufklärung, welche Sieber durch die ihm ſo viel Aufwand gekoſtete Zergliederung über die Bereitung der Mumien verſchaffte, muß dadurch noch intereſſanter werden, daß ſie in die Zeit fällt, wo auf Mange's Behauptung, daß Holzſäure dazu benutzt worden, ſo hoher Werth gelegt wird. Aus welchen Gründen zwey Säckchen, eines mit Kochſalz, eines mit Sand gefüllt, in den von Sieber unterſuchten Grabmälern aufbewahrt wurden, blieb ihm und uns ein Räthſel.

Den hohen Werth, den anweſende Gelehrte auf einen mitgebrachten Kinderſarkophag, auf die Menge der in den Herzen, den Augen, den Lebern ꝛc. der zergliederten Mumien, oder in Vaſen, oder frey in Katakomben aufgeſtellt gefundenen, ſehr gut erhaltenen Idole von Alabaſter, Serpentin, Holz ꝛc. auf andere mythiſche Antiquitäten und auf eine Suite ſeltener alter Münzen ꝛc. in anderer Beziehung legten, fand ich wie bey allem Uebrigen, was auf gleichem Tiſche liegt, dadurch begründet, daß es die Kunſtfertigkeit und den Geſchmack der damaligen Zeit characteriſirt. Es entgingen mir aber die Kenntniſſe, um der Bewunderung in weiterer Beziehung folgen zu können. Die auf den Steinen eingegrabenen Hieroglyphen konnten die Gelehrten nicht dechiffriren, geſchweige ich, aber die auf Stein gezeichneten, oder eingegrabenen, oder erhaben gebildeten Figuren ſprachen mich durch wichtige, doch leicht zu entwickelnde Bedeutung deſto mehr an. — — — Eine mit Röthel auf weißem Stein gezeichnete Ueberfahrt ins Reich der Todten, wurde von einer überaus gewandten Hand entworfen, und die auf Stein eingegrabene und colorirte Zeichnung eines Weibes, welchem das perſonificirte Gewiſſen Urtheil ſpricht, könnte kaum lebendigern Ausdruck erhalten. Durch dieſe Zeichnung und durch die Gemählde in dem vorzüglichſten Sarg wurde ich auch über die Tracht der alten egyptiſchen Frauen unterrichtet. Gar Manches davon war auch in dem Modefaſſe, das die Zeit vor uns ſchon umſtürzte. Auch unter den Formarbeiten von Thon oder gepappter Leinwand, welche die Stelle unſers Papiermaché vertrat, fand ich Manches gut gelungen. Macht aber gleich Einzelnes, z. E. ein Fuchskopf, der als Deckel einer von vier in einer Katakombe gefundenen Vaſen diente, auch Ausnahme, ſo erblickt man die Bildhauerey im Durchſchnitt doch in erſter Kindheit. Die untüchtigſten unſrer Steinhauer würden ſich einer Arbeit, wie viele der Idole ſind, ſchämen. Schätzung aber, ſelbſt Bewunderung verdienen die Flechtarbeiten, welche Sieber in, mehrere Jahrtauſende alten, Schilfſchuhen für Prieſter, Frauen und Kinder beſitzt. — —

Das Intereſſanteſte von aller dieſer Kunſtarbeit wurden mir jedoch ein Halsſchmuck aus Karniol, und ein paar Ohrengehänge von Gold und Smaragd, beyde vorzüglich um der Geſchichte willen, mit welcher Sieber ihr Vorzeigen begleitete. Ich muß ſie Ihnen mittheilen. Indem er einigen der, von den Bauern (Fellahs), welche ſich mit dem Nachgraben nach Alterthümern aufs lohnendſte beſchäftigen, zum Anatomiren erkauften Mumien, von ſeinem aus Prag mitgenommenen, braven, ihm noch dienenden Gärtner ihre Hülle entwickeln ließ, fand dieſer an einer den uns gezeigten Halsſchmuck von vielen großen Carniolperlen. Kaum gewahrte der Verkäufer den Fund, ſo rief er ſeine Mitgenoſſen herbey, ſie mit dem beſondern Glück des Franken bekannt zu machen. Auch die Aelteſten erklärten, daß ſie nie etwas Aehnliches entdeckt, und Alle betrachteten den Fund, da er ihnen nicht bloß als eine Koſtbarkeit, ſondern auch als eine Seltenheit erſchien, mit um ſo größerem Neide. Ja ſie gingen ſo weit, daß ſie die Möglichkeit, einen ähnlichen Fund machen zu können, höher ſchätzten, als den Vortheil, welcher ihnen aus dem unverletzten Zuſtand einer eingewickelten Mumie gewiß war, und von den wenigen, die ſie noch zum Verkaufe beſaßen, die Hüllen ſogleich wegriſſen. Ihre Thorheit wurde beſtraft, ſie fanden nichts. Kaum hatte der Gärtner, nachdem er die entblößte Mumie auf das Schiff gebracht, die zweyte zu entwickeln begonnen, als er an derſelben die uns gewieſenen Ohrengehänge fand. Er ſchnitt ſie mit einem Stück des Ohres ab, und zeigte auch ſie den, ihre Unbeſonnenheit Verwünſchenden. Aber jetzt verſchwand aller Neid. Die Fellahs ſahen den Gärtner mit großen Augen an, und beſänftigten ſich mit dem von ihren Vorfahren auf ſie übergegangenen Glauben an Seelenwanderung, indem ſie den Gärtner für den Bruder der zwey Mumien erklärten, und behaupteten, daß kein Anderer die Kleinodien habe entdecken können, welche die Schweſtern für ihn aufbewahrt Da die Seelenwanderung nach ihrer Annahme 3000 Jahre dauert, ſo mußten ſie annehmen, daß der Gärtner ſchon vor 3000 Jahren gelebt habe, und alſo auch den Mumien, als Schweſtern, baldige Wiederbelebung prophezeihen. Sie glaubten, daß er ſie abzuholen gekommen, damit auch ſie in dem Lande, wo er jetzt lebe und ſich gut befinde, erwachen möchten. Aber auch in ſofern können der Halsſchmuck und die Ohrengehänge intereſſiren, als, wenn auch der Schnitt der Steine nicht mit unſerm übereinkommt, doch die Form ihrer Faſſung mit jetziger Mode Aehnlichkeit hat. — —

Von dem, was in einem Theile des zweyten, und in der Hälfte des dritten Zimmers ganz vorzüglich den Naturforſcher anſpricht, gewährt doch Vieles auch dem Layen großes Vergnügen. Wenn Jenem in der Sammlung der in Creta, Egypten und Paläſtina einheimiſchen Gewächſe die vollſtändigſte, welche er noch geſehen, erſcheint, und wenn ihn dortige Schlangen, Inſecten, Vögel, Säugethiere und Mineralien wegen ihrer Seltenheit feſſeln, ſo kann Dieſem allein das vom heißen Welttheil eigene herrliche Farbenſpiel ſchon genug Freude gewähren. Aber Kaufleute legten auch auf die Bekanntſchaft mit der Quelle vieler ihnen wichtigen Artikel ſehr viel Werth. Sie unterrichteten ſich über den Urſprung der Caſſia, des Tragants, des Gummi Ladecums, der egyptiſchen Baumwolle, der Datteln, des Styrax, des arabiſchen Gummi's, des Indigo's ꝛc. indem ihnen die ſie erzeugenden Pflanzen gezeigt wurden, und zugleich durch Siebers Belehrung über ihren vortheilhafteſten Bezug. Auch Ihnen kann ich Freude durch die Nachricht machen, daß er auch eine Menge Sämereyen mitgebracht, von denen ſehr viele Ihre Gewächshäuſer bereichern, und manche auch auf Ihren Feldern nützlich werden können. Könnte ich doch auch Ihren Teichen die ſchönen und großen auf dem Nil ſchwimmenden Waſſervögel verſchaffen, die ich hier kennen lernte, und unſerer Donau wünſchte. —

Nicht einmal hörte ich aber Siebers Antworten auf die Fragen der gefeſſelten Naturkundigen aus, jedesmal eilte ich mit andern, gleich Unkundigen, den Frauen, die nicht, wie die B. N. V. als Botaniker, zurück blieben, nach, zu den Werken der menſchlichen Kunſt, um die Auskünfte des von ihm zum Erklären unterrichteten Gehülfen über Kleidungen, Hausgeräthe, Inſtrumente, Werkzeuge, und die mancherley mitgebrachten Töpfer- und Schnitzarbeiten der heutigen Egypter vernehmen zu können. Es wird auffallend, hier die nackte Form, welche die Jahrtauſend alten Fußbekleidungen, Stein-, Töpferwaaren, Tapeten ꝛc. zeigen, nur durch andere Stoffe ausgedrückt und verzierter wieder zu finden, und es bewährt ſich dadurch Siebers Behauptung, daß das heutige Egypten und Paläſtina nur in religiöſer und politiſcher Hinſicht weit von dem alten entrückt worden, in Bezug auf Geſchmack, Kunſtfertigkeit und Lebensweiſe aber kaum auf Jahrhunderte. — — Bloß die gemeinen Flechtarbeiten verrathen weniger Mühe, als man in den alten gewahrt, aber doch weit mehr, als auf die unſrigen verwendet wird. Sollte ich Sie mit dem Einzelnen, das mir intereſſant wurde, bekannt machen, ſo müßte ich in der Sammlung ſchreiben, und was könnte es Ihnen dienen, da hier nur Sehen befriediget. —

Wie ſehr wird noch am Ende des dritten Zimmers der Chriſtlich-religiöſe von einem Altar überraſcht, welchen Sieber mit lauter Gegenſtänden, die er aus Jeruſalem und ſeiner Umgebung, aus dem heiligen Grabe, dem Garten Gethſemane, von dem Oehlberge ꝛc. mitbrachte, ſchmückte! Ein Modell zeigt das heilige Grab ſelbſt, und ein genau aufgenommener Plan Jeruſalem und ſeine Umgebung richtiger, als beyde noch auf einem gefunden wurden. Es entzückte, die Frauen niederknieen zu ſehen, um den in ihnen erregten Empfindungen durch Geberde zu genügen. Wie viel würde Manche für einen der im Grabe geweiheten ſchönen Roſenkränze gebothen haben, hätte ſie es Siebern zumuthen mögen, ihr einen abzulaſſen!

(Schluß folgt.)

Novelliſtik.

Seit dem 3. und 10. Auguſt beſtehen in Berlin zwey wohlthätige Anſtalten, denen es nicht an Unterſtützung und an Nachfolge fehlen möge. Herr Prof. Wadzeck, der ſich ſchon längſt im Stillen durch thätige Abhülfe phyſiſcher und moraliſcher Gebrechen der Armuth, ein dauerndes Verdienſt erworben, benutzt einen Theil der ihm gewordenen Muſſe, zur Leitung, und der ihm angewieſenen Penſion zum Unterhalt beyder Stiftungen. In der einen werden 12 unmündige, hülfloſe Kinder von 3/4 bis 2 Jahren aufgenommen. Die andere bringt 24 arme Knaben von 5 bis 9 Jahren von der Straße, unterrichtet ſie in den Morgenſtunden im Nöthigen, und entläßt ſie Mittags mit dem täglichen Brote. Das zu beyden Anſtalten erforderliche Haus, hinreichende Kleidung für die Unmündigen — auch zum Theil für die Knaben — Lehrer — zum Unterricht, Bedienung zur Pflege und Wartung ſind angeſchafft, und werden theils aus eigenen Mitteln des Stifters, theils aus milden Beyträgen wohlwollender Menſchenfreunde beſtritten. Achtzehn ehrwürdige Frauen edler Bürger verwalten das mühſame, aber auch belohnende Geſchäft der Ueberſicht. Die Exiſtenz beyder Anſtalten iſt auf ein volles Jahr berechnet und geſichert, und es ſind bis jetzt ſchon nahe an 300 Thaler an freywilligen Unterſchriften eingelaufen.

* * *

In der dießjährigen Kunſtausſtellung in Paris befand ſich auch eine Maſchine von Didot, mit der man in 24 Stunden 10,000 Buchdruker-Buchſtaben gießen und zurichten kann.

* * *

Der franzöſiſche Arzt und Chemiker Orfila, durch ſeine Schriften über die Gifte bekannt, hat die von Boerhave angegebene Vorkehrung, in den Magen zu gelangen, verbeſſert. — Kann z. B. ein Vergifteter nichts ſchluchen, ſo ſollen die Heilmittel durch eine elaſtiſche Herzſonde, bis zum tiefſten Grund des Magens reichend, und mittelſt einer daran geſchraubten Spitze in denſelben getrieben, dann nach einiger Zeit durch das Zurückziehen des Stempels das Gift ſammt den Mitteln ausgepumpt werden. Mit Erfolg werden durch dieſes Pumpwerk 16 Loth Flüſſigkeit in den Magen junger Hunde hinein- und hernach wieder herausgeſchafft.

Nach der Magdeburger-Zeitung ſoll Mad. Catalani keine Italienerinn, ſondern eine Deutſche, und namentlich eine Magdeburgerinn ſeyn. Ihr Geburtsname ſoll Dörtchen Schäffer ſeyn; ein dortiger Bandfabrikant behauptet, Mad. Catalani ſey ſeine Schweſter. — In der Berliner Zeitung vom 2. d. M. »wird ſie — ſo heißt es wörtlich — von mehreren Freunden der Muſik dringend erſucht, uns noch einmal durch die Macht ihres Geſanges zu entzücken. Dürften wir zu dieſem Wunſche noch die Bitte hinzufügen, die hochbegabte Künſtlerinn auch in ihrem mimiſch-plaſtiſchen Kunſttalent, und namentlich als Semiramis bewundern zu dürfen, ſo würde nebſt dem unauslöſchlichen Eindruck, welchen Mad. Catalani auf uns machte, ſich um ſo fröhlicher unſere dankbare Erinnerung knüpfen.« (!!) — Hier in Wien ſoll Mad. Catalani einen Blutsverwandten haben.

Wegen eines vorſetzlichen Katzen-Mordes iſt zu Paris der 25jährige Barrois zu einer Gefängnißſtrafe von 8 Tagen verurtheilt worden. Der Hauptgrund zur Klage war, daß er zu dieſem Morde ſein Meſſer ſcharf geſchliffen hatte. — Man berechnet, daß die franzöſiſchen Spitzen-Manufacturen an 300,000 Perſonen, beſonders Weiber und Kinder, beſchäftigen, und drey Viertel ihres Ertrages im Auslande abſetzen.

Der Blitz hat in Rom in Zeit von 11 Tagen dreymal einen Stein von dem Mittelthor des Quartiers der Schweizer-Garden im Quirinal getroffen. Man will nachgraben, um vielleicht die Urſache dieſer ſonderbaren phyſicaliſchen Erſcheinung zu erfahren.

Donnerſtag den 7. und Sonntag den 10. d. M. gab der berühmte Indianer (wie er ſich ſelbſt nicht ſehr beſcheiden, aber nicht unwahr nennt), Thomas Bauleau aus Madras, die erſten Vorſtellungen ſeiner Kunſtſtücke im k. k. kleinen Redoutenſaale. Die Fama hatte vor ihm her ſtark in die Trompete geblaſen, franzöſiſche und deutſche Blätter waren voll von ſeiner Behendigkeit und Geſchicklichkeit, allein dennoch fand das Publikum ſeine Leiſtungen noch größer als ſeinen Ruf. Herr Bauleau iſt ein großer, nerviger, man kann ſagen ſchöner Mann (in ſo fern nämlich das Sprichwort: Schön braun iſt auch ſchön, hier ſeine Anwendung findet); ſeine großen Augen ſprechen jene außerordentliche Lebhaftigkeit aus, welche ſich auch in ſeinen Bewegungen ſowohl als in ſeiner ſchnellen Sprache zeigt Jede Muskel ſeines Körpers iſt in einer immerwährenden Bewegung, und dabey macht er ein ſo freundliches Geſicht, daß man in Verſuchung kömmt, zu glauben, er mache alle ſeine Kunſtſtücke bloß ſeiner eigenen Unterhaltung wegen. Daher kömmt es auch, daß jenes peinliche Gefühl ſich hier des Zuſehers nicht bemächtigt, welches uns gewöhnlich beym Anblicke von Gauklern ergreift, denen man die Schwierigkeit der Stücke, welche ſie machen, an den Verzerrungen des Geſichts abmerkt. Herr Bauleau ſpielt mit einer Geſchwindigkeit, Leichtigkeit, Fröhlichkeit, Sicherheit und ſogar mit einer Art von Anmuth, welche ihn des Beyfalls verſichern. — Es hieße dem Publikum etwas von ſeinem Vergnügen nehmen, wenn man es verſuchen wollte die einzelnen Kunſtſtücke zu zergliedern und anſchaulich zu machen. Und zergliedern müßte man ſie en detail, um nur halbwegs ein anſchauliches Bild davon zu geben. Auf der andern Seite würde der bloße Abdruck des Anſchlagzettels auch zu nichts führen. Sie ſind alle ſehenswerth und ſicher wohnte den beyden erſten Vorſtellungen Niemand bey, der nicht ſehr zufrieden den Saal verlaſſen hätte. Was Gaukler (ein Ausdruck, den wir weit entfernt ſind auf unſern Indianer, dem mit Recht der Name Künſtler gebührt, anzuwenden; gewöhnlich während der Kunſtſtücke ſchwätzen, möchte man ihnen gerne erlaſſen, dieſes iſt mitunter auch hier der Fall; dennoch iſt das fremdartige der Ausſprache mehr luſtig als langweilig, und das tiki taki tiki taki kann, mit ſolcher Schnelligkeit ausgeſprochen, faſt auch für ein Zungenkunſtſtück gelten. —i.

Das kunſtliebende Publicum machen wir aufmerkſam auf das bey Hrn. Artaria und Comp. ſo eben erſchienene Portrait Ihrer Majeſtät Caroline Auguſte, Kaiſerinn von Oeſterreich, nach der Natur gemahlt von J. Stieler, geſchnitten von B. Höfel. Höhe 11 Zoll 3 Linien. Breite 9 Zoll ½ Linien. — Die Schneidkunſt hat ſich ſeit einer kurzen Zeit auf eine große Stufe der Kultur im Auslande erhoben, und während wir noch in Deutſchland einen Schmutzer in ſeinen ziemlich harten Drapperieen und hölzernem Fleiſche bewunderten — einige Blätter ausgenommen — thaten ſich ein Müller, Leibold, Eiſner, Steinmüller, Gleditſch, Frey ꝛc. und beſonders ausländiſche Künſtler hervor, die ihn an Geſchmack und Fleiß mehr oder weniger übertreffen. — Herr Höfel, einer der talentvollſten öſterreichiſchen Künſtler in dieſer Manier — welche ſich durch die wohlberechnete und ſyſtematiſche Verbindung der Stricharten bewährt — hat in dieſem Portrait gezeigt, was Genie und Fleiß vermögen, zwey große Schwierigkeiten zu überwinden, welche ſich ihm entgegenſtellten durch das Vorbild ſelbſt — das, ohne Hrn. Stieler nahe treten zu wollen, — wegen Mangel des Effectes — doch nicht zum Stiche geeignet iſt — und durch eine ſelbſt gebrochene Bahn. Mit Freude bemerken wir die raſchen Fortſchritte, welche dieſer Künſtler zu ſeinem Ziele macht, durch ſein gelungenes Blatt des Erzherzogs Johann, durch obiges Portrait und das folgende des Hrn. Kraft, und können mit Zuverſicht in ihm einen der größten Künſtler ahnen. A. G.

Die in der vorigen Nummer enthaltene arithmetiſche Aufgabe wurde von Hrn. J. Arbinger (k. k. Staatsbeamten) ſogleich aufgelöſet. Wir werden dieſe Auflöſung im nächſten Stück liefern.

(Alleiniger) Redacteur dieſer Zeitſchrift: Franz Gräffer; Verleger: J. B. Wallishauſſer.

Converſationsblatt.

32.

Dinſtag, den 19. October 1819.

Ueber die Benennung »Kaiſer«*).

Von F. Burgerth.

Kaiſer des alten Roms.

Der Kaiſer, Imperator, war bey den Römern ein General, ein Befehlshaber der Armeen, von dem Worte imperare, befehlen, Imperator, Befehlender oder Befehlshaber. Man nannte denjenigen Imperator, der wegen einer gewonnenen Schlacht zuvörderſt von den Soldaten zu dieſer Benennung ausgerufen, und dann auch vom Senate mit dieſem Titel beehrt worden war. Der General, der dieſen Titel behaupten wollte, mußte (nach Appian) zuvor eine Schlacht gewonnen haben, wo auf feindlicher Seite wenigſtens zehntauſend Mann auf dem Schlachtfelde geblieben waren, oder er mußte eine wichtige Stadt erobert haben. So wurde Auguſt, wegen ſeiner Siege, zwanzigmal als Imperator begrüßt. Und auf dieſe Weiſe war die Macht des römiſchen Staats an die Generale gekommen, die ſich Imperatores nannten. Nach Salluſt ſollen vor der Einführung des Conſulats die Häupter des Volkes Imperatores genannt, und der Titel Imperator erſt nachher, als die Conſules eingeführt wurden, zum militäriſchen Titel gebildet worden ſeyn.

---

*) Der Herr Verfaſſer möge uns erlauben, zu bemerken, daß wir mit

Julius Cäſar erhielt dieſe Benennung vom römiſchen Volke nicht als einen bloßen Titel, ſondern als ein Zeichen ſouveräner Macht, die er in der Republik ausübte, und von ihm datirt ſich eigentlich die Benennung Imperator als ein Titel der höchſten Würde. In dieſem Sinne haben dann auch ſeine Nachfolger die Kaiſerwürde ergriffen. Dieſe höchſte Macht war in den drey Nachfolgern: Auguſt, Tiber und Caligula erblich, aber nachher ward ſie wahlbar. Zwar hatten ſich die Kaiſer gewöhnlich einen Nachfolger, der ihnen in der Eigenſchaft eines Coadjutors zur Seite ſtand, gewählt; allein dieſe Wahl mußte immer auch durch die Zuſtimmung der Armee erhärtet werden. Und aus dieſen Zeiten, wo die Römer einen großen Theil der Erdkugel eroberten, ſchreibt ſich eigentlich der hohe Begriff von dem Kaiſertitel her. Doch verlor er von ſeinem Glanze in der Epoche der ausgearteten Stratocratie ſehr viel, wo ſich das Wort des Soldaten volle Geltung anmaßte. Dieß iſt das gewöhnliche, und nach dem Laufe der Dinge faſt unausweichliche Reſultat in jedem Staate, der zu groß iſt, und der, um ſeines eigenen Beſtandes willen, Krieg führen muß. Dort dünkt ſich und iſt der Soldat der erſte Mann; er hält die ganze Macht des Staates in ſeiner Hand; er trotzt den Befehlen, die ein Senat oder irgend ein anderer Körper von anſehnlichen Männern ergehen läßt; er zieht vor den Sitz, wo die Patres conscripti rathſchlagen; er ſprengt ſie auseinander und ſetzt ſich mit ſeinem Alleinwillen darauf. So ging es in Griechenland, ſo in Rom ꝛc.

Im Jahre 364 ward das römiſche Reich in das öſtliche (Conſtantinopolitaniſche) und in das weſtliche getheilt. Dadurch führten zwey römiſche Häupter den Kaiſertitel.

Das weſtrömiſche Kaiſerthum ging unter Auguſtulus im J. 476 in Trümmer, woraus die Longobarden das Königreich Italien und die römiſchen Päpſte den Kirchenſtaat (Patrimonium Petri) gebildet hatten.

---

mancher ſeiner Angaben und Anſichten nicht wohl einverſtanden ſeyn können. Indeß wollten wir den Aufſatz nicht durch eingeſchobene Fragzeichen ꝛc. entſtellen.

Kaiſer in Weſten.

Carl der Große gewältigte im Jahre 774 das Königreich Italien, und weckte das weſtliche Kaiſerthum unter den Auſpicien Leo des III. im Jahre 800 aus ſeinem Grabe hervor, nachdem ihn Rom vorher zum Römiſchen Kaiſer ausgerufen hatte. Man betrachtete da das deutſche Reich als eine Fortſetzung des weſtlichen Kaiſerthums, und dadurch war der Kaiſertitel an die deutſchen Könige gekommen. Weil aber die weſtrömiſchen Kaiſer immer großes Anſehen behaupteten, ſo hat man auch bey der Wiedergeburt des weſtlichen Reichs mit dem Titel Kaiſer große Ideen verbunden.

Die Abkunft des Wortes Kaiſer dürfte in der Etymologie bisher noch nicht bis zur Infallibilität ausgemittelt werden ſeyn. Nach Adelung iſt dieſes Wort ſehr früh aus dem lateiniſchen »Caesar« in die deutſche Sprache aufgenommen worden. So finden wir bey Ottfried »Keiſor,« bey Notker »Cheiſar,« bey Willeram »Keiſer.« Erſt die neuere allemanniſche Mundart verwandelte das ei in das ihr eigenthümliche ai; und ſo leſen wir auf mehreren alten Münzen »Caiſar,« welcher Doppellaut freylich im Hochdeutſchen nicht heimiſch iſt. Dagegen geben bewährte Geſchichtſchreiber zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts im Worte Kaiſer mit dem lateiniſchen »Caeſar« gar keine Gemeinſchaftlichkeit zu, ohne jedoch aus dem Negativen ins Poſitive überzugehen. Aber gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hatte ſchon P. Edmund Pock*) (Profeſſor der Geſchichte an der Ritter-Academie zu Ettal) das Wort Kaiſer, als aus dem Lateiniſchen »Caeſar« abgeleitet, angenommen, ohne uns jedoch hiſtoriſche Prämiſſen (wann? wo? wie?) nachzuweiſen. Wir vermiſſen daher über dieſe Herleitung allenthalben jeden hiſtoriſchen Beweis, und ſo können wir zunächſt auch das Urtheil des großen Wortforſchers Adelung über die Abkunft des Wortes »Kaiſer« nur für eine Meinung nehmen, die ſich auf einige Gründe (nämlich auf Ottfrieds, Notkers und Willerams Schreibarten) ſtützt, wodurch dieſem Urtheile einiger Schein von Wahrheit gegeben wird.

Die alte Geſchichte will mit dem Worte Kaiſer den Begriff der höchſten Weltherrſchaft verbinden, und ſo unter dieſem Worte den Erſten, Vornehmſten Herrn der ganzen Welt verſtehen. Zwar war das Hyperboliſche an dieſer Deutung zu keiner Zeit verkannt worden; aber gleichwohl waltete hierbey immer ein gewiſſes Vorurtheil dergeſtalt vor, daß, außer in Deutſchland, nicht ſo leicht, ſelbſt irgend Einer der mächtigſten Monarchen mehrere Jahrhunderte hindurch, an die Aneignung des Kaiſertitels dachte.

---

*) Siehe Pocks hiſtor. chronol. Tabellen. Augsburg 1764. Seite 133.

Welcher aus den Häuptern der Deutſchen der erſte ſich Kaiſer nannte, darüber hat man keine Gewißheit. Wahrſcheinlich hatte ſich ſchon Ludwig der Fromme (er regierte von 814 bis 840), als er die Geſetze aus der lateiniſchen in die deutſche Sprache überſetzen ließ, dieſes Titels bedient; wiewohl uns die Geſchichte erſt bey Ludwig IV. (er regierte 1314—1347) auf den Kaiſertitel führt, von welchem angefangen alle gekrönten Häupter von Deutſchland den Titel Kaiſer geführt hatten.

Carl der Große ward in lateiniſcher Sprache Imperator, mit dem Prädicate Auguſtus, genannt, und ſeit Otto dem Großen (936—973) war aus dem Kaiſertitel dieſes Prädicat nicht mehr weggeblieben, zu welchem Friedrich I. (1152—1190) noch das Wort semper (Semper Augustus) hinzufügte. Octavian war der erſte mit dem Beynamen Auguſtus (nach der ſiegreichen Schlacht gegen Antonius bey Actium am 2. Sept. 31 vor Chr.) belegt worden: und aus dieſer merkwürdigen Epoche ſchreibt ſich eigentlich Auguſtus (der Geheiligte) her. Das Wort ſelbſt aber iſt ab Augurio genommen. Die römiſchen Augures waren bekanntlich heilig und eine Art Prieſter, deren Amt nur den Vornehmſten aus den Römern zuerkannt wurde, ſo wie denn auch Octavian daſſelbe verwaltet hat. Deßhalb ſagt Ovid fast. I.

Sancta vocant Augusta Patres; Augusta vocantur
  Templa, Sacerdotum rite dicata manu.

Sehr unrichtig hat man daher in den ſpäteren Zeiten das Wort Augustus ab augere für Mehrer des Reichs genommen.

Carl der Große führte in ſeinem Kaiſertitel auch das Prädicat Romanus (römiſcher Kaiſer); weil das römiſche Volk ihn als Herrn von Rom und Italien mit dieſem Prädicate zum Kaiſer ausgerufen hatte. Daſſelbe haben dann auch ſeine Nachfolger Ludwig I., Lothar, Ludwig II., Carl der Kahle und Carl der Dicke als Herrn von Italien geführt. Als aber die große, fränkiſche Monarchie unter Carl dem Dicken zerfiel, und ſich hieraus im Jahre 880 vier geſonderte Königreiche, nämlich Deutſchland, Frankreich, Italien und Burgund gebildet hatten, da mußte das

Prädicat »Römiſch« aus dem Titel der deutſchen Könige (Arnulph, Ludwig III., Conrad und Heinrich) nothwendig wegbleiben. Aber Otto der Große eroberte Italien wieder, und vereinigte daſſelbe im J. 964 von Neuem mit der deutſchen Kaiſerkrone; und ſeit dieſer Zeit nannten ſich die deutſchen Könige wieder Römiſche Kaiſer. Dieſe Kaiſerwürde beſtand dann ungeachtet unzähliger Stürme und ungeachtet einer eingegliederten Reichs-Conſtitution bis zum J. 1806 (5. Auguſt), wo Franz II., unſer glorreich regierender Monarch, Deutſchlands Kaiſerkrone niederlegte, nachdem Er ſchon früher (11. Auguſt 1804) ſich zum Erbkaiſer der öſterreichiſchen Geſammtſtaaten erklärt hatte.

Kaiſer im Oſten.

Das Oſtrömiſche (Conſtantinopolitaniſche) Kaiſerthum — eines der ſchönſten fruchtbarſten Reiche der Welt — war im fünfzehnten Jahrhunderte ſeinem Untergange zugeeilt, bis demſelben Muhamed II. durch die Eroberung von Conſtantinopel — dieſer ſchönen Stiftung *) Conſtantin des Großen — am 29. Mai 1453 ein Ende gemacht hatte. Und aus dieſer Eroberung war für die türkiſchen Sultane der Kaiſertitel hervorgegangen. Die türkiſchen Kaiſer fühlten ſich nachher ſo mächtig, daß ſie ſelbſt dem Römiſch-deutſchen Kaiſer den Kaiſertitel ſtreitig zu machen wagten. Wirklich war denn auch dieſer Streit zwiſchen Rudolph II. und Achmet I diplomatiſch verhandelt, und im Friedensſchluſſe vom 21. Oct. 1606 dergeſtalt vermittelt worden, daß beyde Kaiſer, ſich in dieſer Eigenſchaft anerkennend, den Kaiſertitel führen ſollen.

---

*) Conſtantinopel liegt im alten Thracien (heute ohne alles Geboth der Philologie und Geſchichte, folglich ohne alle Noth, Thrakien). Die Thracier (heute Thraker) behaupteten ſich in dieſem Lande bis 916 vor Chr., wo ihnen die Herrſchaft auf dem mittelländiſchen Meere von den Rhodiern ſtreitig gemacht wurde. Später ließen ſich verſchiedene griechiſche Colonieen in Thracien nieder, wovon die Argiver, 658 vor. Chr., Byzanz bauten. Alexander der Große eroberte, 335 vor Chr., einen großen Theil dieſes Landes. Dagegen hatte König Perſeus, 168 vor Chr., Macedonien, folglich auch Thracien (durch die Schlacht bey Pidna am 22. Julius) an Rom verloren. Conſtantin der Große, der erſte chriſtliche Kaiſer, baute bey Byzanz eine neue Stadt, und taufte ſie Anfangs Roma nova, ſpäter aber von ſich Conſtantinopel, und verlegte im Jahre 328 nach Chr. den Sitz ſeines Reichs dahin.

Kaiſer im Norden.

Spät hatte ſich Rußland, das erſt im Jahre 1509 in eine politiſche Bedeutenheit hervorgetreten war, zum Kaiſerthume geſtaltet. Die Machthaber von Rußland nannten ſich, als ſie das Joch der Tartarn abgeworfen hatten, Großfürſten aller Reußen. Doch Baſilius erſcheint (1509) ſchon als Groß-Czaar von Moſcau in der Geſchichte.

Das Wort Czaar iſt eigentlich den Ruſſen daſſelbe, was den Franzoſen ihr Sire, Seigneur. Jedoch wollte man dieſes Wort aus dem lateiniſchen »Caeſar« herleiten, und hieraus in deutſcher Sprache den Kaiſertitel begründen. Wirklich hat auch Maximilian I., Kaiſer der Deutſchen, in ſeinem Briefe vom 4. Auguſt 1514, welchen er, mittelſt des Freyherrn von Herberſtein, in Moſcau überreichen ließ, dem Groß-Czaar Baſilius den Kaiſertitel zuerkannt. Baſilius und auch ſeine Nachfolger bis zum J. 1682 machten zwar hiervon keinen Gebrauch; aber Peter der Große nannte ſich bald nachher, als er Alleinherrſcher von Rußland geworden war, Imperator, Kaiſer. Dieß erhellt zuvörderſt aus ſeiner Proclamation von 1705 an die Pohlen, welcher er folgenden Titel vordrucken ließ: Nos Petrus Dei gratia Imperator ac Magnus Dux Moscoviae, totius magnae, parvae et albae Russiae Autocrator etc. Er ließ im J. 1718 den erwähnten Brief des Kaiſers Maximilian in mehrere Sprachen überſetzen, ihn zunächſt auch durch den Druck bekannt machen, und nahm hierauf am 2. November 1721, nach dem Wunſche des Senats und des ganzen ruſſiſchen Volkes, öffentlich den Kaiſertitel an, wobey ihm der abgedruckte Brief auswärts zum kräftigſten Belege gedient hatte. Mehrere Mächte haben zwar nach und nach das neue Kaiſerthum anerkannt *), jedoch das deutſche Reich zeigte ſich hierzu nicht willfährig, weil es hieraus für die Allerhöchſte

---

*) Ein Zeitungs-Artikel aus Wien von 1721 ſagte über dieſe Angelegenheit wörtlich Folgendes: »Der Ruſſiſche Envoyé hat Seiner Kayſerlichen Majeſtät eine Abſchrift desjenigen Schreibens übergeben, welches von dem Kayſer Maximiliano I. an einen Czaar von Moſcau ergangen, und worinnen der Kayſer dem Czaar den Titel eines Imperatoris gegeben, wobey der Envoyé, im Namen ſeines Herrn, gebethen, daß Ihro Kayſerliche Majeſtät gleichfalls geruhen möchten, dem jetzt regierenden Czaar den Titel eines Imperatoris totius Russiae beyzulegen, nachdem vor einiger Zeit zu Petersburg, im Namen derer Stände des Ruſſiſchen Reichs, Seiner Czaariſche Majeſtät

Würde des Reichsoberhauptes einige Beeinträchtigung folgerte. Peter der Große verſuchte zwar Alles, um darzuthun, daß das baare Wort Kaiſer Rußland wohl doch ſicher keinen Vorzug geben könne; allein das deutſche Reich erfaßte hierauf nur noch feſter jede Art von Verweigerung. Als aber in der Folge Maria Thereſia Rußlands Kaiſerthum anerkannt hatte, da zögerte auch das im J. 1745 zu Frankfurt verſammelte Chur-Collegium nicht länger, ſeine Mitanerkennung der ruſſiſchen Beherrſcherinn Eliſabeth, in einem mit allen Churfürſtlichen Siegeln verſehenen Schreiben, in den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken zu beurkunden.

Die Erſcheinung.

An Freund F. Bernhard.

Was ſchon Jahrhunderte ſchonend verborgen war,
Dem ſcheuen Anblick der Menſchen entzogen;
Und hinaus iſt verflucht aus der Völker Schar,
Ueber Wälder und Grüfte und Wogen;
Und was keines Lebendigen Aug hat geſehen,
Das mußte dem Wandler, mir auferſtehen.

Was der großmächtige Geiſt hat vermaledeit,
Und des geäſcherten Weltkreiſes Wüſte,
Und den Wonnen des Paradieſes geweiht,
Wo es ſchwelgend genoß, wo es büßte;
Was im Höllenſchlund briet, und im Himmel erſchienen,
Das zeigte des Wandlers ſich, meinen Mienen.

Was ein athletiſches, ehernes Heldenheer
Schon in der nebligen Ferne zerſchmettert;
Trotz wildeſter Blick wie das raſende Meer
Nationen im Sturme verwettert;
Das, ſo ewig ein Kind iſt, und ewig ergrauet,
Das hab ich, der Wandler, ſelber geſchauet.

---

erſuchet worden, ſolchen Titel an ſich zu nehmen. Allein es iſt die Antwort, welche Ihro Kayſerliche Majeſtät darauf ertheilet haben, dermaßen dunkel geweſen, daß der ruſſiſche Envoyé nicht weiß, was er daraus ſchließen ſolle? Derohalben hat er mit dem Reichs-Vice-Kanzler von der Sache geſprochen, und verlanget, er möchte doch bey Ihro Kayſerliche Majeſtät anfragen, wie Dero Worte ſollen verſtanden werden? der ſich aber entſchuldiget, ſolches auf ſich zu nehmen, unter dem Vorwand, daß eine dergleichen Anfrage bey dem Kayſer, ſeinem Herrn, zu thun, ihm nicht gebühre.«

Was weder Engel, kein Teufel iſt und kein Geiſt,
Und kein körperlich, athmendes Weſen,
Das der Himmel verdammt, die Hölle nicht preiſt,
Deſſen Züge Gott ſelbſt nicht mag leſen;
Das er verworfen zwar hat, und doch noch wird ſegnen,
Das mußte dem irrenden Wandler begegnen.

Was nicht durch Tugenden ſich, durch Laſter nicht
Weder Strafe noch Lohn kann erwerben,
Das kein Urtheil erwartet, kein letztes Gericht,
So das Leben nicht kennt, nicht das Sterben:
Das ſo unter uns weilt, und doch fehlet auf Erden,
Das zeigte ſich mir mit lebend'gen Geberden.

Was juſt den frömmſten, heiligſten Gottesmann
Macht das Mark und das Herzblut gerinnen,
Und das Haupthaar empor ihm ſträubt himmelan:
Denk's, ergründ' es mit menſchlichen Sinnen:
Was doch der Wandler in nächtlichem Sturmeswehen,
Welch entſetzliches Bild er wohl hat geſehen!*)

Franz Gräffer.

Franz Wilhelm Sieber und ſeine Sammlung.

(Schluß von Nr. 31.)

Ueber Siebers Perſönlichkeit theile ich Ihnen nur mit, was Sie zunächſt mit ihm bekannt machen kann. Er wurde in Prag geboren. Seine erſte Jugend träumte ſchon von künftigen Reiſen, und es wurde ihm darum unlieb, daß ihn ſeine Mutter, als ſein Vater geſtorben, zur Bewirthſchaftung ihres Gutes beſtimmte. Sie ſtarb, und er verwandelte ſeine Erbſchaft in Geld, um ſeinem Drange Genüge thun zu können. Waren früher Botanik und Mathematik ſein vorzüglichſtes Studium geweſen, ſo legte er ſich jetzt auch auf Mineralogie, Zoologie, Chemie und Phyſik. Im Jahre 1811 begann er die erſte Reiſe. Sie richtete ſich auf die Kärnthner- und Krainer-Alpen. Im J. 1812 ging er durch ganz Italien. Der Krieg hemmte ihn, weiter zu kommen. Er reiſete zurück, gab ſeine vortreffliche Sammlung von Alpen- und Forſtpflanzen heraus, und erwarb ſich bis zum J. 1816, wo er die Reiſe nach Egypten begann, auch medicíniſche Kenntniſſe. Schon ausgerüſtet mit der lateiniſchen, italieniſchen und franzöſiſchen Sprache, erlernte er in Trieſt auch noch die neugriechiſche. Er fuhr im December 1816 mit dem aus ſeinem Vaterlande mitgenommenen Gärtner nach Creta ab. Mangel an Empfehlungen erſchwerte ihm den Aufenthalt daſelbſt ausnehmend. Sein Durchwandern der Inſel geſchah unter Lebensgefahr; doch erwarb er Kenntniſſe von ihr, die noch keinem Reiſenden wurden. Auch in Cairo wurden ihm Hinderniſſe zum weitern Bereiſen des Landes entgegengeſetzt. Eine perſönliche Bekanntſchaft mit dem Paſcha beſeitigte ſie. Er erwarb deſſen Gunſt in einem Grade, in welchem ſie noch wenig Reiſenden zu Theil geworden ſeyn mag. Es wurde ihm ſogleich möglich gemacht, Ober-Egypten kennen zu lernen; der Paſcha gab ihm nicht nur den ſtrengſten Firman mit, ſondern auch einen Mamelucken, der ein geborner Schweizer war. Mit einem um ſehr hohe Koſten gemietheten Schiffe fuhr er den Nil aufwärts nach Theben, ſammelte dort den größten Theil ſeiner Schätze, und fuhr wieder zurück, um nun nach Paläſtina und Cypern zu gehen. Nach der Rückreiſe verweilte er noch einige Zeit in Cairo und Alexandrien, und ihren Umgebungen, und brach endlich im Nov. 1818 wieder nach ſeinem Vaterlande auf. Gern hätte er auch noch Abyſſinien beſucht, aber der Aufwand für ſeine bisherigen Reiſen und für das Geſammelte, hatten ſein Vermögen ſo geſchmolzen, daß ihm ſchon die bedeutenden Transportkoſten des Erwerbenen ſchwer fielen. Ohne auf fremde Unterſtützung hatte er auch das nicht ſehen und gewinnen können, was er ſah und gewann, hätte er ſich nicht neben ſeinem Vermögen auch noch durch, ihn häufig in höchſte Lebensgefahr führende, ärztliche Dienſte weitere Hilfsmittel verſchafft.

---

*) Die Enträthſelung folgt.

Blicke, welche Bekannte von mir in ſein Reiſe-Journal gethan, verſicherten ſie, daß ſeine Beſchreibung einen Werth erhalten werde, auf welchen noch keine der bisherigen über Creta, Egypten und Paläſtina habe Anſprüche machen können, vorzüglich in geologiſcher und naturhiſtoriſcher Hinſicht. Auch mich überzeugte davon ſchon Einzelnes, wodurch er in Geſellſchaften mir bekannte Reiſebeſchreiber widerlegte. Vorzüglich intereſſant wird Ihnen ſeine Anſicht über die Umwandlung Egyptens und die Bildung des heutigen durch den Nil, werden; auch werden Sie der über die einfachen Hilfsmittel, welche bey der Errichtung der Obelisken, Pyramiden ꝛc. angewendet worden ſeyn möchten, vollkommen beyſtimmen, und durch ſie aufs leichteſte erklärt finden, was bisher unerklärbar ſchien. Einen beſondern Werth wird die Beſchreibung durch von ihm ſelber aufs genaueſte aufgenommene Charten und Plane erhalten. Der Abriß von Creta, welchen man in der Sammlung findet, weicht gänzlich von unſern gewöhnlichen ab, eben ſo der von Jeruſalem und der Grabeskirche, über deren neueſte Einäſcherung und Wiedererrichtung er noch völlig unbekannte und äußerſt intereſſante Aufſchlüſſe gewann. — — Auch ſeine Pflanzenſammlung iſt, nach dem einſtimmigen Zeugniſſe der Kenner, die vollſtändigſte, welche noch geſehen wurde. Wie bedeutend ſie iſt, können Sie daraus entnehmen, daß er und zwey Gärtner ſeit dem März allein dadurch beſchäftigt wurden, ſie in einem, in dem nämlichen Hauſe, wo die Antiquitäten aufgeſtellt ſind, befindlichen Locale von drey Zimmern, verkäuflich zu ordnen. Sehr viele der mitgebrachten Pflanzen ſollen noch völlig unbekannt ſeyn. Alle dieſe Gewinne werden vor Sieber in dem Glauben gering, daß ſeine Reiſe der ganzen Menſchheit werde nützlich werden. Das Eigene nämlich, daß in Egypten kein Hund wüthend wird, führte ihn zum Forſchen nach der Urſache. Er hält ſich überzeugt, dieſe gefunden zu haben, und daß er das Clima außer Bezug ſieht, auch ein unfehlbares Mittel, die Wuth überall ausrotten, und vorher noch ausbrechende bey Hunden, und bey von tollen gebiſſenen Menſchen bekämpfen zu können, zu beſitzen. Er bearbeitet gegenwärtig ſeine Anſichten darüber, um ſie ſämmtlichen Monarchen Europa's vorzulegen. Erſt, wenn ſie durch mehrere von mediciniſchen Collegien angeſtellte Verſuche als vollkommen begründet erſchienen ſind, erwartet er eine Belohnung. Er würde ſchon die höchſte verdienen, wenn er nur ein größeres Licht über das fürchterliche Uebel verbreitete, und auf Wege leitete, die zu dem führen könnten, was ihm ſchon als gefunden erſchienen, um ſo mehr, da, was er empfangen möchte, wieder für Andere nützlich werden würde. Sieber beſtimmt die Belohnung zur Beſtreitung einer neuen Reiſe durch ganz Africa, durch Arabien und Perſien. Schon wirbt er Geſellſchaft; und er hat für den Fall, daß ihm Unterſtützung werde, Hoffnung, die ſchätzbarſte zu finden, indem ſich ſchon ſehr geachtete Männer zur Verbindung geneigt gezeigt haben. Er legt die Grenze ſeines Forſchens durch Reiſen erſt auf's vierzigſte Jahr, und jetzt iſt er noch im dreyßigſten. Wie viel kann darum noch durch ihn gewonnen werden, um ſo mehr, da der Erwerb einer Kenntniß des Characters der Orientaler, ihrer Sprachen, Sitten ꝛc. ſchon ſo vorbereitend für ein neues Wandern zu ihnen geworden.

Auch das kann ich Ihnen zur Freude ſagen, daß der Werth der Reiſe und der Sammlung, von Wien erkannt wird. Sieber wird mit den häufigſten Einladungen, auch der erſten Häuſer, beehrt. Kann ihm ſchon ſein gefallendes Aeußere Zuneigung erwerben, ſo thut es noch mehr die Unterhaltung, welche man durch ihn gewinnen kann. Er unterſcheidet ſich, zu großem Lobe, von vielen andern Reiſenden auch dadurch, daß, was er leiſtete und opferte, ihm nicht den mindeſten Dünkel einflößte. Je gewichtiger ſein Kopf iſt, um ſo mehr verachtet ſein edler Stolz die wichtige Miene, womit Andere ihre Leere zu verbergen ſuchen. Man wird, ohne daß er auf Egypten ꝛc. geleitet werden, nicht zur Ahnung geführt, daß er dieſe Länder perſönlich kennen gelernt. Deſto gefälliger und unterrichtender beantwortet er aber an ihn gerichtete Fragen. Ich bemerkte ſogar keinen Unwillen, da er in zwey Geſellſchaften durch mehrere Stunden von den [illegible] gedrängt worden, obſchon ihm das Hüpfen und Springen [illegible] ſehr unangenehm hätte fallen müſſen. Mir wurden dieſe Fragen, in Bezug auf ihn, werth. Sie können ihn dazu leiten, in der Beſchreibung der letzten Reiſe und auf der neuen Manches nicht unerwähnt und unbeobachtet zu laſſen, was außerdem für ihn wenig Intereſſe haben möchte, aber vieles für Andere. — — Eine nicht mindere Schätzung wird ſeiner Sammlung. Er rühmte es ſehr, daß ſie ſchon, vordem ſie öffentlich ausgeſtellt worden, von den hier anweſenden Erzherzogen, Miniſtern und andern der Erſten der Stadt, auch von hohen Fremden mit einem Beſuche beehrt worden.

Siebers Leiſtungen verdienen auch laute Anerkennung. Pries man, was reich unterſtützte Reiſende in Egypten ſammelten, ſo muß man das wohl werther halten, was er nur mit Daranſetzung ſeines ganzen Vermögens erwarb. Wie könnte auch anders in ihm Luſt zu einer neuen Reiſe erhalten werden.?! Wohl that es mir darum auch, von ihm zu hören, daß ihn die meiſten Geſellſchaften mehrmals beſuchen. Beym erſten Beſchauen beſchäftigt ſchon das genug, worüber er ſelber oder ſein Gehilfe mündliche Erklärung ertheilet. Das viele Weitere, worüber beygelegte Zettel unterrichten, muß, ſoll Genuß daraus gezogen werden, verſpart bleiben. Auch das erfreute mich, daß die Meiſten, die mit mir die Sammlung verließen, durch Zahlung über das beſtimmte Entrée ihren Dank noch beſonders äußerten. Kennten ſie dieſen Nachſchuß auch nicht auf die aufs Sammeln verwandten Koſten und Mühen beziehen, ſo ſuchten ſie doch zu verhüthen, daß Siebers Gefälligkeit ihm nicht nachtheilig werde. Bringt man Regentage und ihm aufgelegte Abgaben in Anſchlag, ſo muß man zweifeln, daß er durch den feſtgeſetzten Preis für das zur Ausſtellung nöthig gewordene Perſonale und Locale könne entſchädigt werden, geſchweige denn für die Verwendung der Zeit zum Erklären. Laſſen Sie mich übergehen, daß es auch Menſchen gibt, die es verargen, daß Sieber für Geld ſehen laſſe, und ſelber den Erklärer mache. Wozu die Sammlung, wenn nicht Andere ſie genießen könnten, und welch beſchränkter Genuß derſelben, wenn er ſich nicht zum Belehren verſtände, und welcher Grund zum Anſpruch, daß er für Andere Perſonale, Locale ꝛc. bezahle, und ſeine Zeit und Lunge hergebe? Bleibt man dem Reiſebeſchreiber nicht noch Dank ſchuldig, wenn ihm ſchon der Buchhändler großes Honorar bezahlte, oder ſoll er dieſem etwa auch entſagen, und der Buchhändler dem Lohn für ſeinen Aufwand dazu, daß man umſonſt leſen könne? — — Am beſuchteſten findet man die Sammlung in den Nachmittagsſtunden, weil ſich Sieber in ihnen ſelten durch ſeinen Gehilfen erſetzen läßt, und Jedermann doch gern auch ihn ſehen und hören mag. — — *)

H. v. S.

……

Auflöſung der in Nr. 30 von Herrn F. Burgerth mitgetheilten arithmetiſchen Aufgabe **).

Von den vier Wechſeln pr. 15,000 fl. beträgt der erſte die Halbſcheid des zweyten; der dritte erſchöpft den Geſammtbetrag des erſten und zweyten, und der vierte beläuft ſich nochmal ſo hoch, als der dritte. — Die an Zahlungsſtatt dienlichen vier Silberbecher verurſachen einen Verluſt an obiger Wechſelſumme pr. 5870 fl.; der Entgelt aus den vier Bechern erreicht daher nur den Werthbetrag von 9,130 fl., ſo, daß der **erſte** Silberbecher um 620 fl. weniger gilt, als der **zweyte**, der **dritte** Becher die Summe des dritten Wechſels erreicht, und der **vierte** nochmal ſo viel werth iſt, als der zweyte.

---

*) Die Sammlung befindet ſich vom Ende dieſer Woche an, auf dem Graben, Nr. 657, nächſt der Dreyfaltigkeitsſäule, im 1. Stock.

**) Wir bemerken bey dieſem Anlaß, daß uns über die in Nr. 19 enthaltene Aufgabe noch keine Auflöſung eingegangen iſt.

	fl.		fl.		fl.
Der 1. Wechſelbetrag	1250	Der 1. Becher war werth	880	Verluſt	370
2. — —	2500	2. — —	1500	—	1000
3. — —	3750	3. — —	3750	—	Nichts
4. — —	7500	4. — —	3000	—	4500
Summa	15000		9130		5870

J. Arbinger.

Novelliſtik.

Der höher gebildeten Leſewelt war es gleich Anfangs aufgefallen, wie Lord **Byron** einen ſo abentheuerlichen und geſchmackwidrigen Stoff, als der **Vampyr** zum Gegenſtand eines Romans habe wählen können. Nun iſt die Veranlaſſung, die ihn dazu beſtimmt hat, bekannt worden. Ein engliſches Blatt ſagt nämlich, daß eine Geſellſchaft engliſcher Reiſender, welche ſich mit Lord **Byron** in Genf befand, ſich im Laufe ihres kurzen Umgangs dazu verband, drey Erzählungen zu dichten, deren Stoff auf dem **Aberglauben** beruhe. Eine dieſer Erzählungen war die Geſchichte **Frankenbergs**; ſie iſt von einem Frauenzimmer, und, zur Ehre des guten Geſchmacks, wenigſtens ſo viel uns bekannt iſt, noch nicht ins Deutſche überſetzt. Das zweyte Product dieſer ſeltſamen, ächt brittiſchen Uebereinkunft war der **Vampyr**, von welchem wir bereits zwey Verdeutſchungen haben. Der **Vampyr** wie **Frankenberg** zeichnet ſich durch glühende Phantaſie, die an Phantaſterey gränzt, in einem noch höhern Grad aus, als die Proben von Byrons Braut von Abydos, welche wir in Nr. 28 geliefert haben. Das dritte Erzeugniß rühret von dem Dr. G. W. **Pollidori** her, und iſt betitelt: **Ernſt Berchtold**. Es ſpukt darin eine Eſpece neuer **Oedip**, und das Ganze ſoll in England eine Art Aufſehn machen. Den Deutſchen, beſonders uns Oeſterreichern, wo dergleichen Ausgeburten einer fieberhaften, bizarren Einbildungskraft lange genug ihr Unweſen getrieben hatten, iſt wohl Glük zu wünſchen, daß die Dichter wie die Leſewelt ſich von ſolchen Mißgeſtalten losgeſagt haben; und Dank müſſen wir der Weisheit der Cenſur die Unterdrückung dieſer Machwerke wiſſen. Uebrigens hat Lord **Byron** das beſondere Verdienſt, in der franzöſiſchen und deutſchen Literatur ſehr bewandert zu ſeyn.

Man erwartet in England die Ankunft des ganzen Armes und der Hand des **Memnons-Coloſſes**, deſſen athletiſche Fauſt ſich ſchon im brittiſchen Muſeum befindet. Der **Memnons-Kopf**, den das Muſeum ſchon hat, iſt aber nicht von jener berühmten, ungeheuren Bildſäule ſelbſt. Denn dieſer iſt ſo zerbröckelt, daß ein Zuſammenſetzen gar nicht der Mühe lohnen würde, und das um ſo weniger, als er auf 900 Centner ſchwer geſchätzt werden kann.

Nach den neueſten Angaben iſt Folgendes die Stärke des Ruſſiſchen Heeres; 360,000 Mann regulärer Infanterie, 68,000 M. Cavallerie, 49,000 M. Artillerie, 100,000 M. Reſerve-Armee der erſten Linie, 50,000 M. Reſerve der zweyten Linie, 75,000 Veteranen, 86,000 Koſaken, Kalmucken, Baſchkiren u. ſ. w. 75,000 Seeleute. Zuſammen 863,600. Hiervon gehören 788,600 zur Landarmee, und 75,000 zur Marine. Die Reiterey beläuft ſich alſo auf 154,000, und das Fußvolk auf 585,000 Mann.

Der Termin zur Concurrenz um den Preis von 500 fl. W. W., welchen der patriotiſch geſinnte Herausgeber der Zeitſchrift Heſperus zur Förderung der Geographie und Statiſtik Oeſterreichs ausgeſetzt hatte, iſt, weil viele Beyträge erſt im Lauf des künftigen Jahres vollendet werden können, bis auf den letzten December 1820 verlängert worden. — Dieſer Preis iſt bekanntlich demjenigen beſtimmt, welcher bis dahin die meiſten brauchbaren Beyträge, oder die vortrefflichſten in Abſicht des innern Gehalts, oder die richtigſten nach Authenticität und neueſtem Zuſtande zu obigem Zweck geliefert haben wird. Zur nähern Erläuterung und Beſtimmung dient Folgendes: Es verſteht ſich, daß davon alles ausgeſchloſſen iſt, was durch den Weg des Buchhandels zu haben, oder nur durch Benutzung gedruckter Werke entſtanden oder compilirt iſt. — Gewünſcht werden beſonders: Berichtigungen gedruckter Werke, vorzüglich der topographiſchen, Beſchreibungen einzelner Orte, Gegenden, Herrſchaften, Kreiſe, Comitate oder Delegazionen, je nachdem ein Vaterlands-Freund im Stande iſt, das eine oder andere zu leiſten. — Eben ſo willkommen ſind auch Schilderungen von einzelnen Volksſtämmen und Einwohnerclaſſen, ſchöner Gegenden, Beſchreibung von Naturmerkwürdigkeiten mit oder ohne Zeichnungen. — Deßgleichen ſind willkommen richtige Tabellen und ſtatiſtiſche Ueberſichten aus allen Theilen der Staatskunde und Verwaltung, alle Zahlen-Details hierbey, wenn ſie nur eine zuverläſſige Baſis haben, ſind willkommen, ſo wie auch alle noch ungedruckte Verordnungen, Inſtructionen, welche nebſt vielen andern Materialien oft unbenutzt vergraben liegen. — Nicht minder wichtig ſind genaue Critiken der neuern, beſſern Karten, nach eigener, ſicherer Local-Kenntniß. — Es verſteht ſich, daß es hier nicht auf Quantität, ſondern auf Qualität, das heißt, vorzüglich auf Wahrheit und Zuverläſſigkeit des zu Gebenden ankommt. Die kleinſte Notiz, wenn ſie wahr iſt, iſt ſehr ſchätzbar, und es kommt durchaus nicht auf die Form an, in der ſie zukommt, mag Sprache und Styl des Gebers noch ſo uncorrect ſeyn, ſo hat dieſes nichts auf ſich, ſobald nur der Verſtändlichkeit dadurch kein Abbruch geſchieht. — Alle, welche zu dem Preiſe concurriren wollen, werden gebethen: ihren Arbeiten einen verſchloſſenen Zettel beyzulegen, mit einer beliebigen Zahl Deviſe oder fingirten Namen, inwendig die wahre Addreſſe. Zum Schluß des Jahres 1820 wird vom Hrn. W. R. André bekannt, wer den ſchätzbarſten Beyſtand geleiſtet, und den Preis erworben hat; wobey ſich derſelbe für den Fall einer ſchwierigen Wahl mit

Vergnügen noch die Ertheilung eines Acceſſit vorbehält. — Die betreffenden Manuſcripte ſind hier an Hrn. Gerold abzugeben.

Eine Geſellſchaft von Gelehrten zu Paris (evangeliſcher Religion), iſt Willens, auf die allen Religionspartheyen zuerkannte Freyheit bauend, nächſtens proteſtantiſche Annalen heraus zu geben.

Ein Schreiben aus Rom, vom Monath Auguſt, gibt die bisherigen häufigen Klagen über die Wirthe in Italien, als größtentheils ungegründet an. »In Mailand, Parma, Florenz und Rom, heißt es, fanden wir ſo gute Wirthshäuſer, wie nur irgendwo in Deutſchland; und wenn der Fremde ſo vorſichtig iſt, ſeine Bedingungen mit dem Wirthe zu verabreden, ſo wird er ſogar billiger als in Deutſchland behandelt. So befriedigt Cerny, in ſeinem Gaſthof auf dem ſpaniſchen Platz, gewiß jedes Fremden Erwartung. Der Tiſch iſt vortrefflich, die Betten ſehr gut, die Zimmer bequem und elegant, dabey der Preis ſehr billig. Der Wirth ein Franzoſe, ſeine Frau eine wackere Römerinn, die acht Kinder wohl erzieht, und auf Reinlichkeit ſehr hält, ſind ſehr geachtet, und werden reich, weil ſie ordentlich und redlich ſind. Außer dieſem ſind noch zwey andere, recht brave Gaſthöfe hier. — In Florenz wird man im Hôtel de la nouvelle York, nahe an der Cathedrale, gut behandelt. Die Oſteria's auf dem Lande ſind hier und da ſo erträglich, und im Ganzen nicht viel ſchlechter, wie die Wirthshäuſer in den kleinen Städten an den Chauſſeen in Deutſchland. — In Bavenna, im Lago maggiore, nahe bey den Borromaiſchen Inſeln, wird man zwar etwas theuer, aber auch vortrefflich bedient. So kann man auch in Spoleto, in Terni, und zu Civita Caſtellana zufrieden ſeyn ꝛc. — — In Rom behauptet man, im letzten Winter allein durch den Aufenthalt von mehr als 30,000 Fremden, wenigſtens 6 Millionen Scudi gewonnen zu haben. —

Der Seekapitän, Hr. Duſſueil in Frankreich, hat ein ſehr einfaches und nützliches Reſerve-Steuerruder für den Fall, daß ein Seeſchiff ſein Steuerruder einbüßt, erſonnen, und iſt dafür von ſachkundigen See-Officieren in Breſt, ſo wie vom Seeminiſter öffentlich belobt worden, welcher bereits anbefohlen hat, daß die königl. Schiffe, welche auf entfernte Reiſen abgehen, damit verſehen werden ſollen.

Der Optiker der Marine, Hr. Lenebours in Paris, hat ein neues Fernrohr erfunden, welches allgemein als ſehr zweckmäßig öffentlich anempfohlen wird, indem es bey der Seltenheit und Koſtbarkeit der achromatiſchen Fernröhre von großer Oeffnung, die vortrefflichſten Dienſte leiſtet. Das aus zwey Gläſern zuſammen geſetzte Objectiv hat 2 Diameter oder 7 Zoll 4 Linien Diameter, und faſt 6 Metres Focus. Es iſt ſchon drey Jahre auf der Sternwarte gebraucht worden, beſonders aber bey einer neulichen genauen Beobachtung des Jupiters und des Saturnus. Es ſtellt bey einer vierhundertfachen Vergrößerung ein reines Bild der Himmelskörper dar.

Hr. C. Senft von Pilſach (Neffe des königl. ſächſ. Miniſters) hat ein intereſſantes Spiel: »Das Belagerungs-Schach« erfunden, und

den Verlag desſelben der Herold'ſchen Buchhandlung in Hamburg abgetreten, wo es bald erſcheinen wird.

Die neapolitaniſchen Penſionairs haben wieder eine Ausſtellung im Farneſiſchen Pallaſte, wie im vergangenen Jahre und ungefähr von demſelben Verdienſte. Fünf Mahler haben jeder ein Bild von 9 — 7 Palmen geliefert, Drey Statuen, von welchen eine Pſyche von Gaitano Roberti die beſte iſt, in Gyps, und ein im Catalog nicht angezeigter Kopf in Marmor, ſind von den neapolitaniſchen Bildhauern geliefert worden. Die Baumeiſter haben den Plan, Aufriß, Durchſchnitt und Details der neuen Kirche S. Francesco di Paola, eine ganz tolle Idee zu einem Pallaſte, welcher wenigſtens 100,000 Säulen enthalten, und gegen den Aranjuez, Eſcurial und Caſerta zuſammen eine Kleinigkeit ſeyn würden; mehrere Ideen zu Kirchen, Bibliotheken, auch einige Details vom Marcells-Theater ausgeſtellt, welche ſehr ſauber gezeichnet ſind. — Die Bronce-Arbeiter aus Berlin, Hopfgaart und Jollage haben die von Thorwaldſen geformte Colloſſal-Büſte Maitlands für Corfu gegoſſen. Sie iſt ſehr gelungen, und wird in Kurzem die letzte Feile erhalten. — Die famöſe Tiber-Unternehmung geht ſehr ſchlecht; Die, welche Actien genommen, werden bedauert.

In dem Ausſtellungs-Bericht der franzöſ. Induſtrie-Producte wird auch der prachtvollen Wiege Erwähnung gemacht, welche die HH. Deinieres und Mathelin für den Herzog von Berry verfertigt haben, und welche in dem Saale aufgeſtellt iſt, der Heinrich IV. zum Schlafzimmer diente. Es läßt ſich nichts Prächtigeres und Geſchmackvolleres denken. Die Wiege ſtellt einen Nachen dar, und iſt aus Stücken einheimiſcher Hölzer zuſammengeſetzt. Ueber den Hintertheil erhebt ſich ein Laubwerk mit Nymphen aus vergoldetem Erze, und von der ſchönſten Arbeit, welche die Vorhänge halten.

In Kurheſſen wurde durch einen Regierungsbefehl verordnet, ſämmtliche Landſtraßen mit Bäumen zu bepflanzen, und dazu Obſtbäume, ſtatt der bisherigen italieniſchen Pappeln, zu nehmen.

Eine in Frankreich erfundene neue, runde Strickmaſchine wird, wenn ſie ihre höchſte Vollendung erreicht, eine der wunderbarſten Webearten darbiethen, die Menſchen je erfunden haben. Eine Maſche, die mit Schnelle rund um ein zirkelrundes Werkzeug läuft, bringt ein Gewebe hervor, welches immer rund, von dem Werkzeuge hinunter geht, und zuletzt einen Zungcylinder bildet, den man hernach der Länge nach aufſchneidet, um ein viereckiges Stück vor ſich zu haben. Eine leichte Zubereitung reicht hin, um die zerſchnittenen Maſchen zu hindern, daß ſie ſich auflöſen. Eine Ausſtellung liefert mehrere Producte dieſer ſchnellarbeitenden Maſchine, namentlich Fußteppiche von gemeiner Wolle, welche die Fabricanten zu ſehr mäßigen Preiſen abgeben können.

In Nr. 50 S. 348 letzte Zeile, lies: Einpaſſen ſtatt Einpreiſen; in Nr. 51 S. 203 Z. 3 dem ſtatt von; Z. 9 Lungen ſtatt Augen; Z. 12 Lodanum ſtatt Laticum.

(Alleiniger) Redacteur dieſer Zeitſchrift: Franz Gräffer; Verleger: J. B. Wallishauſſer.

Converſationsblatt.

33.

Freytag, den 22. October 1819.

Der Beobachter des weiblichen Geſchlechtes.

Zur genauern Kenntniß deſſelben [*].

Von J. F. Caſtelli.

1.

Unter civiliſirten Nationen kann man die Weiber wie ein anderes von den Männern verſchiedenes Volk betrachten, deſſen Wohlwollen man ſucht. Dieſes Volk iſt von Natur aus ſchwach und unbeſtändig, allein man ſchickt ſich darein, und manchmal beſſer, als wenn es ſtärker und beſtändiger wäre. Ihre Schwäche macht Manche zu Siegern, welche es durch ihr eigenes Verdienſt nie geworden wären, und ihr Flatterſinn macht Manche frey, welche nur auf einen Vorwand lauerten, ihr Wort zu brechen.

2.

Es gibt kein Weib, das nicht geliebt ſeyn will, und darum gibt es auch faſt keines, das es nicht wirklich iſt. — Ein Weib liebt übrigens nicht immer Jene, von denen es geliebt wird, allein es haßt ſie auch nicht, ſo lange es ſich von ihnen geliebt glaubt.

---

[*] Vor der Hand auch einige Schatten-Seiten.

3.

Wenn eine Faction zerſtört wird, ſo ziehen ſich die Guten zurück, aber die Weiſen und die Schwachköpfe leſen die Stücke auf, die Erſten um ſich einen Grundſatz zu retten, die Andern um eine Secte daraus zu bilden. Eben ſo geſchieht es auch beym Abnehmen der Schönheit eines Weibes. Die Eroberer verlaſſen ſie, aber die Weiſen und die Schwärmer zanken ſich darüber, aus welcher ſie eine Muſe oder eine Heilige machen wollen.

4.

Wer kann die Weiber definiren? Alles ſpricht an ihnen, aber leider eine zweydeutige Sprache. Jene, welche die Gleichgültigſte ſcheint, iſt oft die Gefühlvollſte, und die Unbeſonnenſte gilt oft für die Falſcheſte. Liebe oder Aerger dictiren meiſtens die Urtheile über ſie, und der Unpartheyiſcheſte ſowohl als Jener, welcher die Weiber am beſten ſtudiert hat, wird nur neue Probleme aufſtellen, indem er die alten aufzulöſen ſucht.

5.

Eine Frau, welche frey in ihren Reden iſt, entwürdigt ihr eigenes Geſchlecht, und bringt das unſrige in Aufruhr.

6.

Nichts iſt unerbittlicher als eine betagte Frauensperſon in Hinſicht auf die Liebſchaften einer Jungen.

7.

Die ſtrenge Erziehung, welche man den Weibern vorſchreibt, dient nur dazu, zu bewirken, daß ſie ſich verſtellen lernen; ſie haben kein Gefühl, welches ſie nicht unterdrücken, keine Meinung, welche ſie nicht verbergen, keinen Gedanken, den ſie nicht verkleiden. Wir behandeln die Natur an ihnen, wie wir unſere Gärten pflegen: wir ſuchen ſie zu ſchmücken, indem wir ſie verſtümmeln.

8.

Man verzeiht es einer Frau, wenn ſie viel weiß, aber man duldet es nicht, daß ſie ihr Wiſſen auskrame.

9.

Wenn die Weiber ihr dreyßigſtes Jahr erreicht haben, ſo iſt ihr

Alter das erſte, was ſie vergeſſen; ſind ſie aber einmal vierzig alt, ſo verlieren ſie vollends alle Erinnerung daran.

10.

»Stillſchweigen iſt die Zierde der Weiber,« ſagte eine griechiſche Philoſophinn.

11.

Entſetzlich iſt, was Euripides über die Weiber ſagt: O Jupiter! (ſpricht er in ſeiner Tragödie Phädra), warum haſt du dieſes trügeriſche Geſchlecht erſchaffen? Wenn du uns fortpflanzen wollteſt, bedurfte deine Güte denn eines ſo treuloſen Inſtrumentes? — Wär' es für uns Männer nicht viel vortheilhafter geweſen, in den Tempel zu gehen, dort Kupfer, Eiſen und Gold zu opfern, und dagegen den koſtbaren Keim, welcher das menſchliche Geſchlecht erhält, einzutauſchen, und zwar Jeder im Verhältniſſe der Summe, welche er überbrachte!? Auf dieſe Art würden die Männer ruhig und frey von den Verfolgungen der Weiber leben. Heut zu Tage bemüht ſich Jeder ſelbſt, ſeine Geiſſel ſich ins Haus zu ſchleppen. — Den unumſtößlichſten Beweis, was für ein großes Uebel ein Weib ſey, gibt der Umſtand, daß der Vater eine reiche Mitgift bezahlt, um ſeine Tochter nur los zu werden. Der Unglückliche, welcher ſie bekömmt, überläßt ſich der Freude in demſelben Augenblicke, wo dieſe Peſt in ſeinem Hauſe einkehrt; er verſplittert ſein ganzes Vermögen, um dieſem Idole Opfer zu bringen. Hier iſt kein Mittelweg; er findet ſein Verderben entweder in ſeiner Frau, oder in der Familie, welche ſie ihm mitbringt. Am mindeſten zu beklagen iſt noch Derjenige, deſſen Gefährtinn anſpruchlos im Hauſe gleichſam nur vegetirt. Gott behüthe jeden Mann vor einem Weibe, das mehr Wiſſenſchaft beſitzt, als ihr Geſchlecht vertragen kann; die Ununterrichtete verdankt ihre Tugend mindeſtens ihrer Unwiſſenheit. — Ein Schrecken für den Mann ſind auch noch die Freundinnen und Vertrauten der Frau. Es ſollten um Frauen nie Weſen, welche mit ihnen ſprechen könnten, oder ihre Antworten verſtünden, geduldet werden; heutzutage aber ſpinnt die Frau im Innern ihres Hauſes ein Complot an, und die geſchäftige Magd bringt es außer dem Hauſe in Ausführung. —

12.

Die Chineſen haben ſo wenig Vertrauen zu ihren Weibern, daß ſie nicht einmal dem Arzt erlauben, ihre kranke Frau zu berühren. Um den Daumen der Kranken wird ein Seidenfaden befeſtigt, deſſen anderes Ende der Arzt in die Hand nehmen, und auf dieſe Art den Schlag des Pulſes beobachten muß.

13.

Wahr iſt es, daß das Weib ſich immer ändert, wenn es den Zweck erfüllt hat, wozu die Natur es geſchaffen zu haben ſcheint, wenn es nämlich Mutter wird. Es gibt wenig Frauen, welche in dieſer großen Epoche ihres Lebens nicht einige Fehler verlieren, und einige Tugenden gewinnen. Der Augenblick, in welchem ihr Kind zum erſtenmal ſchreyt, berührt eine neue Saite ihres Lebens, und macht viele andere Saiten verſtummen.

14.

Die Weiber ſind von Natur aus dazu geneigt, ihr Herz zu verſchenken, alle Eigenſchaften ihrer Seele vereinigen ſich in der Kunſt zu lieben. — Liebe iſt ihr eigentliches Leben. Sie gleichen jenen zarten Gewächſen, welche nicht beſtehen können, ohne ſich an einen andern Gegenſtand feſt zu halten und emporzuſchlingen; ſie verwelken und verdorren, wenn ſie keinen ſolchen Gegenſtand finden.

15.

Das Herz des Mannes ſucht *Veränderung*, das Herz des Weibes *Beſchäftigung*.

16.

Die Sucht zu befehlen iſt immer ſchwachen Seelen eigen, daher findet man ſie auch bey Weibern.

17.

Panetius, ein berühmter Stoiker, antwortete einem jungen Römer, welcher ihn fragte, ob es einem Weiſen erlaubt ſey, die Weiber zu lieben?: Das iſt eine Frage, welche wir ein andermal unterſuchen wollen; für dich und für mich, welche wir von der Weisheit ſehr weit entfernt ſind, wird es ſehr wohlthätig ſeyn, wenn wir uns der Liebe überlaſſen.

18.

Um Weiber zu überreden, muß man ſich nicht an ihre Vernunft, ſondern einzig an ihr Herz wenden — ihre Vernunft wird erſt dann aufmerkſam, wenn ihr Herz ſchon gewonnen iſt.

19.

Der Ruf der Frauen iſt jenen Seidenſtoffen ähnlich, welchen das kleinſte Fleckchen ſchädlich iſt. Geſetzt, man bringt es mit aller Mühe dahin, daß das Fleckchen verſchwindet, ſo verliert der Stoff doch in jedem Falle ſeinen vorigen Glanz.

* * *

Wallenſteins ſchriftliche Hinterlaſſenſchaften.

Durch die **Wallenſteiniſchen** Briefe und Urkunden in Friedland ſoll ein ganz anderes Licht auf **Waldſteins** Character fallen, als **Schiller** im dreyßigjährigen Kriege und im Trauerſpiele auf ihn fallen ließ. Einige, die mehrere geleſen, machten den harten Vorwurf (welchen aber ſchon **Schillers Maria Stuart** und andere ſeiner Schriften genug widerlegen können), daß der Proteſtant gegen **Waldſtein** ungerecht verfahren, weil dieſer gegen den Proteſtantismus gekämpft. **Schiller** ſah in Friedland nur wenige hinterlaſſene Papiere von **Waldſtein**. Man war nicht ermächtiget, alle in dem Archive vorhandenen vorzuzeigen. Auch würden ſie ihm, da Altböhmiſch ſelbſt den neuen Böhmen ſchwer verſtändlich iſt, wenig genützt haben. Da man des Herzogs Schwert in **Eger**, und im **Waldſteiniſchen** Hauſe in **Prag**, nebſt den ausgeſtopften Häuten der zwey Pferde, welche er zuletzt geritten, noch andere minder bedeutende Reliquien von ihm aufbewahrt hat, ſo iſt nicht zu zweifeln, daß man noch weit ſorgfältiger in Bewahrung ſeiner Papiere verfahren, und daß alle von ihm hinterlaſſenen, und darum noch mehrere, als in dem Archive zu Friedland vorhanden ſind, erhalten worden ſeyn mögen. Wie ſchätzbar wäre es, wenn ein zum Verſtehen dieſer Schriften fähiger Hiſtoriker ſich die Erlaubniß erwirkte, alle zu durchgehen, und wie ſehr würde er verbinden, wenn er die Reſultate aus dem Gefundenen bekannt machte! Vorzüglich geeignet dazu möchte der würdige emeritirte Profeſſor der Geſchichte **Cornova** zu Prag ſeyn; und ich richte darum die Bitte an ihn, daß er durch dieſes Verdienſt ſeine früheren krönen möchte.

Schiller führte den Herzog von Friedland unter dem Namen **Wallenſtein** auf. Was bewog ihn zu dieſer Umänderung des Namens? Die Familie nannte ſich ſtets, wie noch jetzt, **Waldſtein**. Unter des Herzogs Bild in Friedland, das **Schiller** ſah, ſteht **Waldſtein**, und auf allen mir dort zu Geſicht gekommenen Briefen und Urkunden des Helden fand ich die Unterſchrift — **Waldſtein**[*]).

M. G. v. Staiurich.

◆

---

*) Auch auf dem im I. Band Nr. 44 unſers Blattes abgedruckten autographiſchen Briefe.

Frage nach Götz'ens von Berlichingen eiſerner Hand.

Man ſagte mir im Jaxtthale, daß die intereſſante Reliquie: **Götz'ens von Berlichingen eiſerne Hand**, von einem nach **Wien** gezogenen Familiengliede mitgenommen worden ſey. Es entfiel mir der Name. Wer ſie beſitzt, und auch Andern vergönnen wollte, ſie zu ſehen, würde durch eine Anzeige im Converſationsblatte: **wo** man um Erlaubniß dazu nachſuchen dürfe, gewiß Viele ſehr verbinden.

B.

Novelliſtik.

Die »Wiener allgemeine Theaterzeitung und Unterhaltungsblatt für Freunde der Kunſt ꝛc.,« macht unter ſo manchen artigen kleinen Aufſätzen (in Nr. 120) den ſatyriſchen Vorſchlag zu einem neuen Wörterbuche der gangbarſten Schmähausdrücke, deſſen man ſich in Federkriegen gewöhnlicher Art bedienen könnte, um dieſe abzukürzen und das Publicum zu ſchonen, gleichwie in der modernen Strategie mehr durch Märſche, als durch Zuſchießen und Zuſchlagen erzielt und erreicht wird. Durch ein derley Wörterbuch ſollten dann gleich ganze Ladungen ausgetheilt werden können, weil es nichts brauchte, als durch Angabe von Seitenzahlen und Artikeln ſich zu expliciren ꝛc. Dieſe ſcherzhafte Idee hat, unſerer Meinung nach, zugleich auch eine ernſte Seite, und verdiente umſtändlicher beſprochen zu werden. Vor der Hand könnte man Proben von leichterem Caliber geben ꝛc. Wozu führen auch jene kleinlichen, animoſen, und meiſt auf eine bemitleidenswerthe Art mit individuellen Rückſichten bezeichneten Anti- und Anti-Anti-Critiken, bey denen nur die Leidenſchaftlichkeit eines Einzelnen oder der Buchdrucker, nie aber die Kunſt oder die Wiſſenſchaft etwas gewinnt? Da, wo es keinen oberſten Grundſatz, kein Dogma gibt, löſt ſich ohnehin jeder Ausſpruch in eine Privat-Anſicht auf; eine Meinung über Meinungen kann kein höheres Intereſſe einflößen, keinen ſtrengern Anforderungen genügen ꝛc. Vielleicht kommen die leidenſchaftlichen Raufbolde nach und nach doch zu der Ueberzeugung, daß, wenn es (wie irgend ein franzöſiſcher Schriftſteller ſagt) der Eitelkeit ſchmeichelt, eine Lanze zu brechen, es der Sieg der Vernunft ſey, es nicht zu thun ꝛc.

In London wurde zum October oder November d. J. eine deutſche Wochenſchrift angekündigt, welche Auszüge aus Journalen, und ſowohl politiſche, als Kunſt- und wiſſenſchaftliche Nachrichten enthalten ſoll.

Die Wunder, welche durch die Chirurgie bewirkt werden, häufen ſich täglich. Es wollte Honoré Cogordan, ein Gaukler, der auf öffentlichem Markte in Bergue, in Frankreich, ſeine Künſte ſehen ließ, gleich dem jetzt hier anweſenden Indier, ſich eine metallne Klinge, 12 Zoll lang, durch den Mund in den Leib ſtoßen. Die Bewegung eines Zuſchauers jagte ihm aber in demſelben Augenblicke einen ſolchen Schreck ein, daß er die Klinge verſchlang. Dieſer Zufall verurſachte ihm ſchreckliche Schmerzen an verſchiedenen Theilen des Magens, zerſtörte aber nicht ſonderlich ſeine Geſundheit; erſt 4—5 Monathe ſpäter wurde der Umſtand gefährlich, und zwang den Leidenden, die Hülfe der Pariſer mediciniſchen Facultät, in dem bey der Schule der Arzneykunde angebrachten Hoſpitale, nachzuſuchen. Der berühmte Profeſſor **Dubois** und ſein Sohn unterſuchten den Kranken, und es gelang ihnen nach einer ſehr ſchwierigen aber glücklichen Operation, die ganze Klinge aus dem Körper heraus zu ziehen, und der Natur dadurch eine Arbeit zu erſparen, die ſie nicht ohne große Schmerzen, und ohne im Körper Verwüſtungen anzurichten, hätte beendigen können.

J. B.

Kupferſtiche dieſes Jahres: i) **Die Schlacht von Waterloo**, nach **Atkinſon** und **Dewis**, geſtochen von J. **Burnet** in London. Höhe 1 Schuh 4 Zoll 1 L., Breite 1 Schuh 10 Zoll 4 L. — Schon vier Jahre iſt es, daß der Profpectus dieſes Blattes erſchien, und die Subſcription darauf ausgeſchrieben wurde. Man konnte um ſo mehr auf die Erſcheinung desſelben neugierig ſeyn, als der lange Zeitraum und der Name der Künſtler etwas Vollkommenes erwarten ließen. Aber wie getäuſcht fand ſich der Liebhaber ſowohl als der Kenner, dem man ein würdiges Gegenſtück zu dem berühmten Blatt: der Tod des Gen. **Wolf**, durch die Bemerkung ahnen ließ: in der Größe und Form wie derſelbe in Grabſtichel-Manier ausgeführt. — Die Vorſtellung hat den großen Nachtheil der Unrichtigkeit, denn während **Wellington** mit ſeinem Hute dem in der Ferne fliehenden **Napoleon** ein Lebewohl nachſendet, iſt die Schlacht bereits gewonnen, und neigt ſich zu Ende. Dennoch aber reiten der Prinz von **Oranien** und der Herzog von **Braunſchweig** noch an ſeiner Seite, von welchem der eine längſt verwundet, und der andere todt vom Schlachtfelde getragen wurde Der unverzeihlichſte Fehler eines hiſtoriſchen Kupferſtiches, dem Factum untreu zu ſeyn! — Obgleich die meiſten Blätter von **Burnet** beſſer und fleißiger gearbeitet ſind, ſo iſt dieſes doch in der Zeichnung, Schönheit des Stiches, und in der Compoſition durch die Gruppirung der Maſſen edler als k) **die Schlacht von Waterloo**, nach **Sauerweid** von J. W. **Cook**. Höhe 1 Sch. 4 Z. 6 L., Breite 1 Sch. 5 Z. 6 L., deren Erſcheinung wahrſcheinlich die Speculation, obiger zuvorzukommen, veranlaßte, und die keinen Vorzug vor jener, als den einer vortheilhafteren Größe hat. (Beyde hier auch den HH. **Artaria** u. Comp. zu haben.)

A. G.

Unter den für das kommende Jahr bereits erſchienenen und noch im Erſcheinen begriffenen practiſchen Kalendern, gebühret dem nachſtehenden eine vorzügliche Stelle: Gemeinnütziger und erheiternder Hauskalender für das öſterreichiſche Kaiſerthum, vorzüglich für Freunde des Vaterlandes; oder Geſchäfts-, Unterhaltungs- und Leſebuch für alle Claſſen des Adels, der Geiſtlichkeit, des Militärs, der Honoratioren und Bürger der geſammten öſterreichiſchen Monarchie. — Ganz außerordentlich ſind der Umfang und die Reichhaltigkeit dieſes nützlichen Jahrbuches; und in der That wird gewiß Niemand dieſen Hauskalender in die Hand nehmen, ohne ſich zu belehren, zu unterhalten, zu erinnern ꝛc. Mit Grund ſagt daher der Herausgeber: »Der Adel des öſterreichiſchen Kaiſerthums wird hier Züge ſeines Glanzes und ſeiner Würde, die Geiſtlichkeit durchaus herrſchende Tendenz einer reinen Moral, das Militär Beyſpiele bewundernswerther öſterreichiſcher Tapferkeit, die Staats- und Privatbeamten in Städten wie auf dem Lande, die Advocaten, Agenten, Geſchäftsträger ꝛc. ein, jeden Augenblick höchſt nöthiges Auskunftsbuch; die Kaufleute, Fabrikanten, Gewerbsleute aller Art, einen unentbehrlichen Rathgeber in öffentlichen und häuslichen Geſchäften; die Sanitätsbeamten, Profeſſoren, Landſeelſorger, Schullehrer ꝛc. eine Fundgrube des Wiſſenswürdigſten über ihr Vaterland; überhaupt der ernſtere Geſchäftsmann alle Rubriken eines guten Schreibkalenders, ſo wie der wißbegierige Lectürfreund einen Schatz der mannigfaltigſten Erzählungen und Neuigkeiten aus der Geſchichte des Tages, der Natur-, Länder- und Völkerkunde des öſterreichiſchen Kaiſerthums finden. Ja ſogar das ſchöne Geſchlecht: die öſterreichiſchen Frauen, erhält darin ſeine verdiente Würdigung, und die Sammlung romantiſcher Geſchichten und wirklicher Begebenheiten, endlich die Züge der Tugend, Großmuth und Herzensgüte, ſo wie die Criminal-, Wahrſager-, Geiſter- und Spukhiſtörchen aus der öſterreichiſchen Monarchie, nebſt ihrer moraliſchen Würdigung, werden eben ſo ſehr ihr Intereſſe anſprechen, als die Sammlungen von neuen Anecdoten, Charaden, Gedichten zum Declamiren, und Liedern (mit Muſik) zum Singen ſie unterhaltend beſchäftigen werden.« — Dabey zeichnet ſich dieſer Kalender durch einen rein patriotiſchen Character und geſchmackvolles Aeußere aus. (Mäßiger Preis 3 fl. 30 kr., und auf Schreibp. 4 fl. 30 kr. WW. hier bey dem Verleger Hrn. Strauß.) Noch mehr als dem erſten iſt dieſem zweyten Jahrgang eine zahlreiche Abnahme, und dem Herausgeber Zeit zu wünſchen, den Werth auch der künftigen Jahrgänge eines ſo beyfällig aufgenommenen Jahrbuches gleichfalls durch mehrere Originalarbeiten zu erhöhen.

Die Art, wie kürzlich die Mörder des Pfarrers von Lunaz entdeckt wurden, erinnert uns an Schillers

„Unſichtbare Macht,
Die richtend im Verborgnen wacht,
Und unerforſchlich, unergründet,
Des Schickſals dunkeln Knauel flicht.“ —

Dieſer wackre Pfarrer ward in ſeinem Bette ermordet gefunden, ohne daß es möglich war, nur eine Vermuthung über die Mörder zu faſſen. Endlich bemerkte man, daß der Bart des gänzlich entſtellten Leichnams nicht ganz abgenommen ſey — das führte den Gedanken an den Bartputzer im Dorfe herbey, der einen ſehr ſchlechten Ruf hatte, und erinnerte an einen ſeiner Spießgeſellen. — Bey dieſem letzten fand man nun blutbefleckte Kleidungsſtücke und ein Paar nägelbeſchlagene Schuhe, die ganz genau in die Spuren paßten, die man von dem Pfarrhaus bis zu der Wohnung dieſes Geſellen wahrnahm. Auf dieſe Weiſe wurden die Mörder entdeckt.

(Alleiniger) Redacteur dieſer Zeitſchrift: Franz Gräffer; Verleger: J. B. Wallishauſſer.

Converſationsblatt.

34.

Dinſtag, den 26. October 1819.

Sinngedichte.

Von J. F. Caſtelli.

Der Traurige.

Der Nachbar Sauriz
Iſt immer traurig; —
Ihr glaubt, er ſey's ob eigner Leiden,
O nein! er iſt's ob fremder Freuden.

Echo.

Echo lacht und weint und ſchwöret,
Spricht bald trotzig und bald mild,
Wie ſie es von andern höret:

Des Characterloſen Bild.

Liebe und Ehe.

Wie ſich Liebe und Eh' unterſcheiden, ſoll ich dir ſagen: —
Wenn die Zweyte beginnt, endet die Erſte ſogleich.

Nach einem Zanke.

Klotilde! du biſt eben
So ſchön, als wunderlich,
Man kann nicht ohne dich,
Und auch nicht mit dir leben.

Der Character der Lady Macbeth.

Von Dan. Leßmann.

Im Beſchluß der Critiken von A. Müllner (Morgenblatt für gebildete Stände vom 6. Sept. d. J.) leſen wir, daß eine berühmte Schauſpielerinn als Lady Macbeth, ſtatt Leidenſchaft und Willensſtärke, die mit widerſtrebender Menſchlichkeit ſiegreich ringt, eingefleiſchte weibliche Bosheit, von hämiſch kalter, teufliſcher Argliſt bedient, gegeben habe, und wundern uns, daß eine Künſtlerinn, die es eben nicht gewohnt iſt, ſich Fehlgriffe nachweiſen zu laſſen, einen ſo klar ausgeſprochenen Character, wie Lady Macbeth, ſo ganz falſch auffaſſen konnte. Je anerkannter die Größe des Mannes, der dieſen Tadel ausgeſprochen, deſto weniger glaubt die Leſewelt zur eigenen Unterſuchung berechtigt zu ſeyn, und hofft, daß die Schauſpielerinn nächſtens die lehrreichen Winke benutzen, und die Rolle unter verbeſſerten Anſichten uns darſtellen werde. Ob aber deſſen ungeachtet nicht vielleicht das Gefühl die Künſtlerinn richtiger geleitet, als ihren Beurtheiler der critiſche Scharfſinn, der einen Kunſtgenuß vor zehn Jahren, ohne zu bedenken, was zehn Jahre für eine idealiſirende Kraft haben, herbeyruft, zum Probirſtein der gegenwärtigen Darſtellung zu dienen: möge folgende Entwicklung des beſtrittenen Characters zu entſcheiden ſuchen, welche, wenn ſie für gründlich erklärt werden ſollte, dieſe Gründlichkeit einem fleißigen Studium des ganzen Trauerſpiels verdankt.

Nur die Aeuſſerungen eines ſanften Gefühls ſind wir gewohnt, im Streben eines weiblichen Characters zu erblicken; und ſpricht ſich eine Leidenſchaft in ihm aus, ſo erwarten wir, daß es die Ausbrüche jener Flammen ſeyen, für welche die Natur das weibliche Herz ſo empfänglich geſchaffen. Seit die zartere Hälfte des menſchlichen Geſchlechtes aus dem einſamen Gemach, in welchem es ſich bey den Völſern des Alterthums eingeengt ſah, hervorgetreten, und eines lebhafteren Antheils an allen Bewegungen des bürgerlichen Lebens gewürdigt werden, fühlte jedes edle Weib ſich die Pflicht angeboren, als eine Wegweiſerinn zu allem Guten und Schönen dem Manne zur Seite zu ſtehen, die Gewalt der Kraft, die jeden Augenblick eine Uebung verlangt, durch den Zauber der Sanftmuth zu mildern, und zu dem verehrten Geliebten muthig ſich emporhebend, allvermögend ihn zu ſich herabzuziehen. Von der Natur mit einem hohen Reichthum gefälliger Eigenſchaften ausgerüſtet, führten weibliche Hände bald das Scepter der Geſellſchaft, und herrſchten in jedem ſtilleren Kreiſe, wo das ſanfte Glück des Lebens ſich entfalten, und in friedlicher Eintracht der Kampf feindſeliger Kräfte ſchweigen ſoll; der Mann vergaß gern, daß ihm ein raſches Blut in den Adern rolle, er entkleidete ſich ſeiner Allgewalt, um auch die ſchönen Blumen im Garten des irdiſchen Daſeyns pflücken zu können. Hier herrſcht das beſcheidene Recht der Sitte, und gleich einer Friedensgöttinn ſteht das weibliche Weſen unter den Männern da, welche in ſüßem Selbſtvergeſſen ſeinem Gebothe huldigen. Jeder Gattinn iſt dieſes Amt im Staate der Menſchheit angewieſen, und ſo lange ſich nicht ihr Gefühl aus dem Geleiſe der Wahrheit entfernt, fühlt ſich eine jede dazu aufgefordert, und folgt der innern Stimme des Herzens. Läßt ſie aber einem falſchen Triebe in ihrem Buſen Raum gewinnen, wirft ſie das Scepter der Sitte weg, um nach dem Machtſchwert der Gewalt zu greifen; erblickt ſie kein Glück mehr in der ſtillen Herrſchaft des Hauſes, und hegt verwegene Wünſche, zu irgend einem Ziele der Ehrſucht ſich gewaltſam empor zu ſchwingen, ſo muß ſie ihr Geſchlecht verläugnen: ſie iſt kein Weib mehr. Kaum hat ſie ihre natürlichen Pflichten bey Seite geworfen, ſo ſchwindet auch jede weibliche Anmuth, und indem ſie für die huldvollen Eigenſchaften ihres Geſchlechtes den heroiſchen Muth der Leidenſchaft eintauſcht, ſchleudert ſie unbeſonnen alle Grazie, die ihr ſonſt jedes Herz gewann, von ſich weg. Weib iſt ſie nur noch der Geſtalt nach; aber zum Manne fehlt ihr die wahre Kraft, die beharrliche; ſie hat das eine Ufer verlaſſen, und ſchwankt auf den beweglichen Wellen der Leidenſchaft, ohne das andere erreichen zu können. Das Weib, ihre Gefährtinn bisher, wendet ſich von ihr; denn für jede Mittheilung eines warmen Gefühls, das weibliche Seelen verſchwiſtert, iſt ihr Herz verſchloſſen; der Mann ſieht ſie mit Befremden, er wird irre an ihrem Weſen, und vertraut er ſich ihr, ſo geſchieht es mit Rückhalt, und geſchieht nur, weil ſie vielleicht ein brauchbares Werkzeug ſeiner eigenen Ehrſucht iſt; er kann ſich mit ganzer Seele nicht der hingeben, die eine Verrätherinn ausartend an ihrem Geſchlechte geworden. So ſteht ſie da, ein Denkmal trauriger Verblendung, reich an Wünſchen, an Kraft arm; fremder Hülfe bedürftig, beraubt fremder Theilnahme. Das Weib, welches von den Flammen der Liebe ergriffen, zur Wuth hingeriſſen wird, bleibt noch immer in den Schranken der Natur; es iſt die Leidenſchaft ihres Geſchlechtes, die ſich ſo furchtbar in ihr ausgebildet; zückt ſie im Anfall raſender Verzweiflung auf den treuloſen Geliebten den Dolch, ſo iſt ſie eine Verbrecherinn, und fällt den Geſetzen heim; wir verdammen ſie, aber Jeder fühlt Regungen des Mitleids, und muß ſie bedauern. Nicht ſo das Weib, das aus Ehrſucht mordet; ſie iſt eine vollendete Verbrecherinn, ihr kann keine Gnade werden, ſo wenig vor den Augen des Richters, als des Menſchenfreundes. Solch ein Weib iſt Lady Macbeth, ſolch ein Weib wollte der Dichter uns darſtellen, ſolch eines Weibes bedurfte er neben ſeinem Helden.

Daß Lady Macbeth, bevor wir zum erſtenmal mit ihr bekannt werden, in einem hohen Grade diejenigen Eigenſchaften des Characters beſeſſen habe, welche wir an einem Weibe unter der Benennung eines männlichen Characters zuſammenzufaſſen gewohnt ſind, iſt nicht zu bezweifeln; daß der Glanz der Hoheit ihre Phantaſie beſchäftigt, und thörichte Wünſche, wenn gleich nicht ausgeſprochen, in ihrem Buſen geſchlummert, iſt nicht zu läugnen; wir ſehen, daß ihr Gemahl, ohne irgend einem menſchlichen Weſen ſonſt ſeine dunkeln Gedanken zu eröffnen, ihr allein ſein Abentheuer mit den Zauberſchweſtern berichtet, damit ſie nicht »der verſprochenen Größe unbewußt, der Freude ſüßer Erwartung beraubt werde.« Aber anders wirkt das Orakel auf ihn, anders auf ſeine Gattinn. Ihn ergreift eine fremde Gewalt, und unter dunklen Ahnungen pocht ſein Herz ſtürmiſch gegen die Bruſt; die Ehrſucht des Weibes lodert plötzlich in hellen Flammen empor; die königliche Krone iſt ihr der ſtrahlende Punct im Hintergrunde der Zukunft, und als wollte ihr Auge, vom Ehrſuchtſchwindel geblendet, durchaus keinen rechtmäßigen Weg zum Throne erblicken, nimmt ſie ſogleich an der bedenklichen Redlichkeit ihres Gatten ein Aergerniß. Beyde ſtreben dem Augenblicke zu, mit der Krone das Haupt ſchmücken zu können; aber Macbeth ſieht bald abgewendet, gleichſam mit verhülltem Auge, nach der verhängnißvollen Stunde; der weibliche Teufel ſieht ihr jauchzend mit frecher Stirn entgegen; Beyde wünſchen ſehnlich, den Thron Schottlands leer zu ſehen, aber der Feldherr möchte ſich gerne das Buch der Treue rein bewahren, möchte den allgemein verehrten Namen, den er führt, wo möglich, vor Flecken ſchützen, und das Aeußerſte zu umſchiffen ſuchen; ſein Weib ſieht nichts um ſich her, als den Glanz der Majeſtät; der gewaltſamſte Weg, wenn er nur der kürzeſte, dünkt ihr der beſte; das Urtheil der Welt verachtet ſie, und um den Durſt der Ehrſucht zu ſtillen, lechzt ſie, eine Tigerinn, nach dem Blute des ſanften Monarchen. Macbeth ſchwankt ins Verbrechen, die Lady ſchreitet jubelnd ihm vor; in bewußtloſer Verblendung mordet jener, dieſe reicht ihm ermunternd die Waffen hin, und ordnet mit liſtigem Bedacht alle Vorkehrungen zur blutigen Ausführung.

(Schluß folgt.)

……

Antwort auf Haugs Frage.

„Wenn Jede, wie Frau Loth, die Neugier büßte,
Ob man — fragſt du — das Salz noch kaufen müßte?“
Mir ſcheinet eher Ja, als Nein,
Die Frauen würden dann ärarialiſch ſeyn.

Johann Moſer.

……

Ueber Ausſtellungen von Erzeugniſſen des Gewerbfleißes.

Es iſt eine anerkannte Sache, daß es kein kräftigeres Mittel gibt, das Selbſtgefühl, die Würde eines Volkes zu erheben, in dem verborgenſten Menſchen das oft ſchlummernde Genie zu wecken, als wenn die Producte der Fortſchritte einer ganzen Nation von Zeit zu Zeit zur Schau ausgeſtellt werden, und das Verdienſt um Wiſſenſchaft, Kunſt und Gewerbfleiß vom Monarchen belohnt, und von den am Wohl des Staates theilnehmenden Mitbürgern aufgemuntert wird.

Die öffentlichen Ausſtellungen der Erzeugniſſe der Künſte und des Gewerbfleißes haben der Induſtrie Frankreichs einen neuen Schwung gegeben, und wie ſehr ſie die Theilnahme eines Jeden anregen, davon zeuge folgende aus dem Briefe einer noch nicht ſiebenzehnjährigen Pariſerin, über dieſen Gegenſtand ausgehobene Stelle: »J'aurois désiré vous dire quelques mots sur l'exposition de l'industrie et celle des beaux arts, qui dans ce moment fixent l'attention générale; mais il me reste fort peu de temps et de place pour développer mes idées; je vous dirai seulement que mon coeur vraiment français, bondit de joie à la vue de tant de perfection en tous genres, et que je suis heureuse de voir d'ailleurs l'intérêt, que tout le monde apporte à l'examen de chaque chose. Les dames élégantes ne dédaignent pas de tout regarder en détail; une charrue, une bèche, une mechanique fixent autant leur attention qu'un beau cachemire français. Il est vrai, qu'on ne peut guéres porter plus loin l'esprit d'invention et de perfectionnement; les papiers, les toiles, les étoffes de toute espèce, les dentelles, les cristaux, les porcelaines, les tapisseries, l'orfevrie les meubles etc, etc. etc., sont de la plus grande beauté. Quant à l'exposition de peinture, il y a de charmans tableaux, et plusieurs beaux tableaux. etc. etc.«

Vielleicht iſt der Enthuſiasmus dieſer Art, ſo wie überhaupt die lebhafte Anhänglichkeit an Allem, was das Vaterland erhebt, in weiblichen Seelen einheimiſcher, oder äußert ſich wenigſtens lauter als in männlichen Gemüthern. ſehr viel trägt dieſe Stimmung des weiblichen Geſchlechts indeß dazu bey, Fleiß, Kunſt und Betriebſamkeit in einem Staate zu befördern.

Wie ſehr muß ſich nicht der deutſche Sinn erfreuen, daß auch Oeſterreichs weiſer und für den Aufſchwung gemeinnütziger Anſtalten ſo raſtlos und väterlich beſorgter Monarch dieſe vortreffliche Einrichtung in ſeinen Staaten einführt! Jüngſt benachrichtigte uns die Wiener-Zeitung, daß Hr. Franz Winkler, Eigenthümer der Metallwaaren-Fabrik zu Ebersdorf, und Hr. Adam Dill, Strumpfwirker, dem polytechniſchen Inſtitute ſchon vortreffliche Beweiſe ihres Gewerbfleißes zur nächſten Ausſtellung zugeſchickt haben. Aller Anfang iſt ſchwer; wenn daher Oeſterreichs Fabrikanten nicht gleich den Vortheil einſehen, der aus dieſem Antriebe zum Wetteifer für jeden insbeſondere entſpringen muß; ſo wird die erſte Ausſtellung ſchon zu ihrer Belehrung beytragen, und ihnen bewähren, daß ein von der Natur ſo bereicherter Staat, wie ihr Vaterland, alle Kunſterzeugniſſe nach und nach eben ſo vollkommen zu liefern im Stande ſeyn wird, als die Nationen, denen er bis jetzt zinsbar iſt.

Gewiß werden alle Herren Fabrikanten ſich beſtreben, der an ſie ergangenen huldreichen Aufforderung Genüge zu leiſten, und der Beyfall und die Aufmunterung der Frauen Oeſterreichs wird dem Enthuſiasmus der Franzöſinnen nicht nachſtehen. F. Bernhard.

……

Die Dauer alter Gebäude.

Aus einem alten Polniſchen Geſetz erklärt.

Von Vinc. Grafen Porembsky.

Wir verdanken die Erhaltung der bewundernswürdigen Denkmäler der Baukunſt aus dem Alterthume allein der Haltbarkeit des dabey verwendeten **Mörtels**. Sie blieben durch ihn durch Jahrtauſende in der Zuſammenfügung, welche ihnen die Kunſt bey ihrem Entſtehen ertheilte. — Was unſre Maurer errichten, kann ohne Beſchädigung des Verknüpften getrennt werden, häufig durch wenig Kraft; es wird in den erſten Jahren der Ausbeſſerung bedürftig, der geflickte Bau wankt nach einem Jahrhundert, wenn er nicht früher zuſammenſtürzt. — Sollen egyptiſche, griechiſche, römiſche Ruinen zerſtört werden, ſo müſſen ihre Steine zerſtückelt werden. Das, wodurch ſie gebunden wurden, iſt härter, als ſie ſelbſt.

Auch unſere nähern Vorfahren verbanden feſter, als wir. Wohl gewann die Zeit auf die Kirchen und Burgen, die vor Jahrhunderten aufgeführt wurden, mehr Einfluß, als ſie auf die Ruinen des Alterthums gewinnen konnte; doch widerſtanden ſie und ſelbſt ihre Trümmer ihr kräftiger, als unſre neuen Bauten es können. Auch an ihnen fällt es ſchwer, die Steine aus ihrer Verbindung zu bringen, ohne ſie zerſtückeln zu müſſen.

Einen gleichen Vorzug behauptet ihr **Anwurf der Wände**. Wenn der unſrige, abhängig von der Witterung, häufig im erſten Jahre zerſpringt oder abfällt, ſo zeigen ſich vor mehreren Jahrhunderten gemachte Anwürfe noch ohne Spuren einer Zerſtörung, als wären ſie mit dem, was ſie bedecken, in ein Ganzes zuſammengewachſen.

Wohl erwarb ſich v. **Rogge** durch Mittheilung des in ſeinen **Vortheilen***) befindlichen Aufſatzes: »Verfahren eines Frankfurter

---

*) Vortheile für Haus- und Landwirthſchaften, Fabriken und Gewerbe; geſammelt auf Reiſen durch Deutſchland, Holland, England, Frankreich und Italien von **Chr. Wilh. v. Rogge**. 2 Bände mit Kupf. 1818. Wien bey **Wallishauſſer**. (Preis 8 fl. W. W.)

Maurermeiſters, einen ſo ſteinfeſten und dauerhaften Mörtel zum Bauen zu bereiten, als der in den Mauerwerken der Alten iſt,« das große Verdienſt, auf die Fehler, welche unſere Maurer bey der Behandlung des Kalks begehen, aufmerkſam zu machen, und zugleich die Weiſe zu entwickeln, durch welche ſie ihrem Mörtel gleiche Dauer verſchaffen konnten, wie die Alten dem ihrigen. So häufig man aber ſein ſchätzbares Werk in Bibliotheken der Männer und auf Toiletten der Frauen findet, und ſo viel Nutzen ſchon aus der Anwendung ſeiner Anleitungen für Haus- und Landwirthſchaften gezogen worden, ſo gewahrt man doch noch nicht, daß ſeine wichtigen Lehren über den Mörtel in Erwägung genommen worden wären. Und doch könnte durch ihre Befolgung ſo viel Gewinn erzielt werden!

Folgendes möge wenigſtens auf eine Methode, ſie beſtätigend, mehr Aufmerkſamkeit leiten. Sie lautet:

»Es wird der (gelöſchte) Kalk durch das Liegen in den Gruben beſſer und bindender. Friſch gelöſchter kittet weit weniger und weit weniger haltbar. Wenn der Kalk in die Grube kommt, ſo hat er noch ein griesartiges Anſehen, weil beym Löſchen nicht alle Theile gänzlich aufgelöſt werden konnten. Nachdem er einige Zeit eingeſumpft gelegen, verliert ſich dieſes Griesartige durch fortdauernde Auflöſung, und er wird ſpeckig.«

»Er liefert einen um ſo beſſern Mörtel, je länger er in den Gruben gelegen hat. Es verbindet ſich während des Liegens das Waſſer deſto inniger mit ihm, und es erfolgt dann die Verbindung mit dem beygemiſchten Sand auch deſto ſchneller und inniger. Man kann es nach Erfahrungen als ſicher annehmen, daß ein Kalk, der über zehn Jahre vor dem Verbrauche in Gruben gelegen, für jedes, über dieſe zehn Jahre gehende, 20 bis 30 Jahre länger im Wetter ſtehen wird.«

Iſt Polen auch arm an Denkmälern alter, edler Baukunſt, ſo beweiſen ſich die beſtehenden doch deſto dauerhaufter. Zum Zerſtören des Mörtels, welcher ihre Steine bindet, wird noch mehr Gewalt erfordert, als bey dem der Griechen und Römer angewendet werden muß. Wodurch dieſe Dauer erwirkt wurde, wird durch ein altes polniſches Geſetz aufgehellt. Es ſetzte die Strafe des Stranges für den Maurer feſt, welcher überwieſen worden, daß er einen Kalk vermauert, welcher noch nicht volle ſieben Jahre eingeſumpft gelegen. Wer bauen wollte, mußte den Bedarf an Kalk entweder ſelbſt ſieben Jahre vorher löſchen laſſen, oder ihn von einem Maurer nehmen.

Das Maurerhandwerk forderte bedeutendere Auslagen, als irgend eines, beſonders in den Gegenden Polens, wo der Kalk weit hergeſchafft werden mußte. Jeder Maurermeiſter mußte ſieben gefüllte Gruben beſitzen. Von der Größe derſelben hing die Menge der Bauten ab, welche er unternehmen konnte. Der Lehrling mußte beym Aufdingen entweder darthun, daß er ſo viel Vermögen beſitze, um bis zum Meiſterwerden ſieben Gruben füllen zu können, oder daß er ſieben gefüllte Gruben ererben werde. Noch jetzt trifft man in den Höfen mancher Häuſer, welche ehedem Maurer beſeſſen haben mögen (deren Dauer beweiſt, daß ſie mit altem Kalke errichtet worden), ſieben gleich weite und gleich tiefe Gruben, die nicht mehr für Kalk benutzt werden, aber Spuren von dem gefaßten zeigen.

Mildere Jahrhunderte wandelten die Strafe des Stranges erſt in ſchwere Leibes-, dann in Gefängniß- und zuletzt in Geldſtrafe um. Seit dem Eintritt der letzten wurden die Jahre der Einſumpfung immer mehr abgekürzt, und das Gebaute wurde immer ſchlechter. Beſtechungen konnten Klagen unterdrücken und von Strafzahlungen befreyen. Dieſe fielen an den Staat, jene an Richter, die ihr Intereſſe dem des Staats vorzogen. Man konnte ſich endlich, indem man die angenommenen Zahlungen verwarf, neuen entziehen, und brachte es ſo weit, daß das Geſetz völlig ignorirt ward. Es wurde nun, wie im Durchſchnitt noch jetzt, mit friſchgelöſchtem Kalke gearbeitet, und Theile, die ſeitdem an früher errichtete Gebäude angeheftet worden, haben ſchon zwey- auch dreymal erneuert werden müſſen, während die Mauern dieſer noch durch Jahrhunderte keine Reparatur bedürfen werden.

Geht aus der Wirkung eines ſieben Jahre vor dem Verbrauche gelöſchten Kalkes hervor, daß ein zehnjähriger noch weit feſter binden werde, ſo entfällt auch, daß v. Rogge durch die Angabe, daß für jedes über dieſe 10 Jahre gehende eine 20 bis 30jährige Dauer angenommen werden könne, der Ruhm gebührt, eher zu wenig, als zu viel behauptet zu haben. Man kann für gewiß annehmen, daß ein eilfjähriger Kalk über hundert, und ein zwölfjähriger über zweyhundert Jahre länger dauern werde, als ein zehnjähriger, vorausgeſetzt, daß die Kalkgrube immer ſo behandelt werde, als v. Rogge gefordert. Beweis dafür liefern die Arbeiten einzelner polniſcher Maurer, die von der Weiſe ihrer Vorfahren noch nicht ganz abgewichen ſind, und keinen Kalk verbrauchen, welcher nicht einige Jahre gelöſcht gelegen. Wollte man nur dieſem allgemein nachkommen, ſo würde man durch einen zweyjährigen ſchon eine dreyfach längere Dauer, als durch friſchen, und durch einen dreyjährigen eine fünffach längere erzielen.

Wie gründlich v. Rogge auch in dem Aufſatze: »Was iſt Schuld, daß unſere Backſteine und Dachziegel nicht ſo dauerhaft ſind, als die, welche unſre Vorfahren verfertigten?« geurtheilt, könnte ich aus einem andern alten Geſetze beweiſen. Ich verſpare es jedoch, bis ich wahrgenommen, daß das hier Angeführte nützlich geworden.

* * *

Ueber vorhandene botaniſch-poetiſche Werke.

Von W. A. Cr—s.

Unlängſt erſchien hier der Oeſterreichiſche Blumenkranz des Hrn. Cuſtos Trattinnick, welcher ſich auf die ſchöne Idee gründet, die Pflanzenkunde mit der Poeſie zu vermählen.

Das Leſen dieſes intereſſanten Werkchens erzeugte in mir den Gedanken, die alten griechiſchen, lateiniſchen, italieniſchen, franzöſiſchen und engliſchen Werke, denen eine ſolche Idee zum Grunde liegt, und worunter es ſogar Meiſterwerke gibt, wieder ein wenig ins Leben zurück zu rufen, denn mehrere unter ihnen ſchmachten ſchon ſeit Jahrhunderten mit Staub bedeckt, in dem Hintergrund der Bibliotheken, und Niemand erbarmt ſich ihres unglücklichen Schickſals.

Zwey griechiſche Gedichte, die bis auf uns gekommen ſind, werden wir übergehen. Das eine, von Nicandrus, über die Gegengifte, obwohl von den Alten oft citirt, und ſogar mit zwey lateiniſchen Ueberſetzungen in Verſen beehrt, iſt nur eine äußerſt abgeſchmackte Recepten-Sammlung, die nicht die geringſte Aufmerkſamkeit verdient. Das andere, von einem ungenannten Verfaſſer, iſt irgend einem Gott zugeeignet. Fabricius hat es mit einer Ueberſetzung im dritten Theile ſeiner griechiſchen Bibliothek aufgenommen. Es enthält keinen Funken Poeſie, aber Diejenigen, welche ſich mit der alten und fabelhaften Geſchichte der Pflanzen beſchäftigen, werden merkwürdige Dinge darin finden. Z. B. »Das der Venus geheiligte Eiſenkraut, wenn man es in der Hand hält, verſchafft uns die Freundſchaft und Gunſt Derjenigen, die man anredet. Das Fünffingerkraut, dem Mereur geheiligt, bringt angenehme Träume. Die Paonie oder Gichtroſe iſt die Königinn der Pflanzen, ſie wurde dem Apollo auf dem Olymp von ſeiner Mutter Latona gegeben. An den Hals gehangen, ſchützt ſie vor Bezauberungen, und die Höllenmächte fliehen weit von dem Ort, wo ſie gepflanzt iſt.«

Ovid hat mit der Grazie und Fruchtbarkeit des Geiſtes, welche ihn characteriſiren, den mythologiſchen Urſprung der Hyacinthe, der Narciſſe, der Anemone, des Lorbers, der Cypreſſe u. ſ. w. beſungen. Aber die Pflanzen zeigen ſich in dieſem reizenden Werke ſowohl, als in den unſterblichen des Virgil, nur gelegenheitlich.

Um die Mitte des 9. Jahrhunderts beſang Walafried Strabo, ein durch ſeine Gelehrſamkeit berühmter Benedictiner-Mönch, die Pflanzen in einem Gedicht: »Gärtchen« (Hortulus) genannt. Man findet darin mehr Zartheit und Schönheit, als man es in dieſer Zeit erwarten konnte. Es iſt zum erſtenmale im Jahre 1512 gedruckt worden, und befindet ſich in Wien, in der k. k. Hofbibliothek. — Der Plan dieſes Werkes iſt äußerſt einfach; man findet darin weder Fabeln noch Epiſoden. Als die erſten ſanften Winde den Schnee geſchmolzen, und die ſchlafenden Wurzeln unter der Erde erweckt haben, tritt der Dichter in ſein Gärtchen, baut es an, und beſingt die Pflanzen, die es verherrlichen müſſen. Es herrſcht viele Lebhaftigkeit und ſelbſt Poeſie darin. Hier eine kleine Probe: »Göttliche Vorſehung, ruft der Dichter aus, die Verſchiedenheit, welche deine göttliche Hand in der Austheilung ihrer Schätze ſetzt, iſt noch eine Wohlthat mehr. Du läſſeſt in verſchiedenen Ländern verſchiedene Kräuter wachſen, um ſie mit einander zu verbinden, damit das menſchliche Geſchlecht nur eine Familie, damit die Welt das Eigenthum eines jeden Menſchen werde.«

Viel ſchöner iſt indeſſen die Beſchreibung des Kürbiſſes und einiger andern Pflanzen, aber leider iſt ſie zu lang, um hier Platz zu finden.

Einige Zeit nachher verfertigte Emilius Marcer ein ſchlechtes und äußerſt barbariſches Gedicht über die Eigenſchaften der Pflanzen. Man hatte damals viele Vorurtheile, wenig beſtimmte Kenntniſſe, und der gute Geſchmack war ganz verloren. Trotz ſeiner unzählbaren Fehler erlebte dieſes Gedicht, gleich nach der Erfindung der Buchdruckerkunſt, ſehr viele Auflagen. Man liebte damals dieſe techniſchen Verſe ſehr, die man als Aphorismen citirte. Gottlob! dieſe böſen Zeiten ſind verſchwunden, und werden hoffentlich nicht mehr wiederkommen. Das Licht der Wahrheit erleuchtet die Welt, und wenn manche Menſchen noch viele Vorurtheile haben, ſo iſt doch die Zahl der Hellſehenden zehnmal größer!?

(Fortſetzung folgt.)

Charade.

Die erſte Sylbe.

Gott ſprach: Es werde ....! und ich ward.
Doch wahrlich wunderbarer Art
Werd' ich, das Aelteſte auf Erden
Dereinſt wohl noch das Jüngſte werden.
Viel Schönes ſchon hab' ich geboren,
Doch auch das Schlechte kommt an mich.
Der nennt mich heiß, und der verloren,
Der lobt, und jener ſchmähet mich.

Die zweyte Sylbe.

Mich hat des Menſchen Geiſt entdeckt,
Viel Gutes wird durch mich bezweckt;
Ich zeige bald dir Geld und Zahlen.
Bald ſiehſt du mich mit Freunden prahlen;
Und ſprichſt du, Leſer, ſo wie ich,
Hält man für einen Weiſen dich.!

Die vereinten Sylben.

Mach uns zu edler Thaten Zeugen,
Erhalte dein Gewiſſen rein,
So wird kein Mißgeſchick dich beugen,
Ein Blick auf uns dein Tröſter ſeyn.

Are.

Auflöſung des Räthſels: Die Erſcheinung, im vorletzten Stück:
Der ewige Jude.

Novelliſtik.

Mit dem Beginne dieſes Jahres legte Herr **Georg von Gaal** ſein von ſo vielen Kennern würdigſt geprieſenes Gedicht: **die nordiſchen Gäſte**, auf den Altar der vaterländiſchen Muſe nieder, und ſchon ſehen wir dieſer lieben Erſcheinung jetzt eine zweyte treffliche Dichtergabe: **Die Tuniſias** (Kaiſers **Carl V.** Heerzug nach Tunis), ein Heldengedicht von **Joh. Ladislav Pyrker** (vormaligem Abte des Stiftes Lilienfeld, nunmehrigem Biſchof in Zips) folgen. Jenes iſt, wie bekannt, ein idylliſches Epos, dieſe eine eigentliche Epopee. Beyde dieſe epiſchen Dichter ſind geborne Ungarn: ein Umſtand, der um ſo mehr Bedeutſamkeit gewinnt, als das rege muthige Aufſtreben ihrer Nation im Gebiethe der ſchönen Wiſſenſchaften ſeit Kurzem die Augen aller gebildeten Völker auf ſich zieht, und den durch angebornen Hochſinn und Tapferkeit längſt erworbenen Ruhm derſelben auch durch den Adel wiſſenſchaftlicher Cultur raſtlos zu fördern und zu mehren ſich beeifert. — Jedes dieſer Gedichte enthält 12 Geſänge; jedes iſt in Hexametern geſchrieben; beyde ſind in gleichem Formate, gr. med. 8. auf gleichem Papier, mit gleichen Lettern, in derſelben rühmlichſt bekannten Officin des Hrn. **Anton Strauß** gedruckt, und bey **C. Ferd. Beck** im Verlage: und füglich mögen ſich beyde auch ſchon in dieſer Hinſicht zu einander ſchicken. — Die Tuniſias, ſchon an ſich eine wahre, vielleicht nur zu reiche Fundgrube poetiſcher Schönheiten, zeichnen vor gar mancher neuern Erſcheinung dieſer Art eine eben ſo lebhafte als erhabne Phantaſie, eine edle Sprache, und ein ſehr correcter Versbau beſonders aus, wie denn auch der Stoff dieſes Epos, deſſen erſte Anlage und Einkleidung allerdings der Gegenſtand einer ausführlichern Beurtheilung werden wird, als wir ſie hier geben können, mit wahrer Liebe behandelt, und innig und ganz von der Wärme derſelben durchdrungen ſcheint.

K.—

Hr. **Percy** erſtattete bey der letzten Verhandlung der Academie der Wiſſenſchaften in Paris, Bericht über ein Inſtitut des Hrn **Valette**, wodurch warmes Waſſer zu augenblicklicher Bereitung von Bädern jeder beliebigen Temperatur, in die Häuſer von Paris gebracht werden kann. Hr. **Valette** hat auf eine ſehr ſcharfſinnige Weiſe in ſehr großen Fäſſern metalliſche Cylinder und Röhren angebracht, in denen die Wärme ſich von ihrem Heerde aus in der ganzen flüſſigen Maſſe gleichförmig vertheilt. Seine Fuhrwerke können beynebens ohne Jemandens Beſchwerde durch die Straßen geführt werden. Die Führer tragen das Waſſer in jedes beliebige Stockwerk, in einer beſondern Gattung Schlauch, und auf einer neuen Art Tragreff. Das Waſſer für ein Bad wird 80 Centimen koſten; wird die Badewanne zugleich verlangt, ſo zahlt man 50 Centimen mehr. Die Badewannen, welche Hr. **Valette** gebrauchen will, ſind aus dauerhaft gefirnißtem Leder, welches auch von ſiedendem Waſſer nicht angegriffen wird, verfertigt; ſie laſſen ſich zuſammenlegen, wie die Trinktaſſen der Jäger; ihr Gerüſte (charpente) oder Stütze beſteht aus Eiſen, und wird ebenfalls zuſammengelegt; die Zurüſtung für das Bad iſt in wenigen Augenblicken vollendet Die Commiſſarien fanden, es verdiene die Unternehmung des Hrn. **Valette** von der Academie aufgemuntert zu werden.

Seit Menſchengedenken hat Schweden nicht ſo ſehr an Wald-Feuersbrünſten gelitten, als in dieſem Jahre. Es haben ſolche in allen Provinzen, auch auf 4—6 Stunden von der Hauptſtadt, namentlich zu Lidingö, zu Wermdö u. ſ. w. Statt gefunden. Durch mehrere ſolche Waldbrände ſind Diſtricte von zwey deutſchen Meilen im Umfange vernichtet worden, und man hat bey der herrſchenden Trockenheit nur durch ſchleuniges Fällen vieler Bäume größeren Verheerungen ein Ziel ſetzen können.

Hr. Owen hat berechnet, daß 200 Arme mit Maſchinen in einem Jahre ſo viel Baumwolle ſpinnen, als ohne Maſchinen 20 Millionen Arme in 40 Jahren geſponnen haben würden; um ohne Maſchinen den gegenwärtigen Ertrag der engliſchen Fabriken und Manufacturen zu liefern, würden wenigſtens 400 Millionen Arbeiter erforderlich ſeyn.

Die Kunſtleiſtungen der Mad. Catalani in Berlin haben bey ſehr hohen Preiſen rauſchenden Beyfall. Verſteht ſich, fehlt es auch nicht an Gedichten, welche ſie bis an die Sterne erheben, und in einem derſelben ereifert ſich der Autor gegen die nun plötzlich Eingang erhaltene Meinung, als ſey Mad. Catalani nicht aus Sinigaglia, ſondern aus Magdeburg gebürtig. — Jemand, der ſie vor drey Jahren ſingen hörte, behauptet: daß ihre Stimme ſeit der Zeit an Höhe verloren, an Tiefe aber gewonnen habe, übrigens bleibe ſie durch Kraft der Stimme, Sicherheit und Feſtigkeit einzig. Mit den Violin-Variationen von Rode, welche ſie ſang, ſchien man allgemein nicht recht zufrieden. Es iſt ein Chaos von Schwierigkeiten, die Worte erſcheinen ſo zuſammen gewürfelt; die Kenner lächelten, die Menge gerbte ſich die Hände. — Man erzählt ſich folgende Anecdote. Ein Poſtknecht, der die Sängerinn auf ihrer Reiſe von Hamburg nach Doberan dieſen Sommer weiter fahren ſollte, erfuhr, daß ſie wie ein Engel ſinge. Das machte großen Eindruck auf ihn, und als die Reiſe weiter angetreten wurde, ſaß der kunſtſinnige Poſtknecht immer verkehrt zu Pferde, um in den Wagen hinein ſehen zu können, und auf der Station erklärte er: »daß er durchaus kein Trinkgeld in natura annehme, ſondern die Dame ſolle ihm dafür etwas vorſingen, und da er wiſſe, daß die Fremde nicht wohlfeil im Geſange ſey, ſo verlange er nicht viel, nichts Großes, ſondern eine ganz kleine Arie.« — Gegenwärtig iſt Mad. Catalani ſchon in Warſchau,, und wird dort Concerte geben.

Europa (?) bringt Aſien und America einen ungeheuren Zoll, nicht nur für Bedürfniſſe, ſondern für Leckereyen. Es verbraucht, nach den neueſten Berechnungen, jährlich 140 Mill. Pfund Caffee, 32 Mill. Pf. Thee, 23 Mill. Pf. Cacao, 430 Mill. Pf. Zucker, und bezahlt dafür beynahe 150 Mill. Thaler. Die vereinigten Staaten von Nordamerica, welche im Jahre 1797 nur 1,200,000 Pf. Baumwolle nach Europa brachten, führten im J. 1815 83 Mill. Pfund dahin aus.

In Paris befinden ſich jetzt 14—15,000 Engländer. Die Fremden-Verzeichniſſe nehmen von Tag zu Tag zu. — Im ſüdlichen Frankreich ſind, wie in Spanien, die Stiergefechte das vorzüglichſte Volksvergnügen. Unlängſt veranlaßte ein ſolches Unruhen zwiſchen den Soldaten und dem Volke, wodurch das Stiergefecht unterbrochen wurde; dafür wurden aber auch die Schuldigen zur Strafe gezogen. — Das Unternehmen, der Jungfrau von Orleans am Orte ihrer Geburt, Domremy, ein Denkmal zu errichten, iſt nicht nur vom Könige beſtätigt, ſondern auch durch eine namhafte Summe unterſtützt worden.

Der berühmte Reiſende und Schriftſteller von Homboldt ſchätzt alles ſeit der Entdeckung von America aus dieſem Welttheile nach Europa gegangene Gold und Silber auf achtzehn Tauſend zwey hundert und ſechs und achtzig Millionen Livres. — Nach Berechnungen befinden ſich an baarem Gelde in Frankreich 2550 Mill. Livres, in Spanien 450, in Großbrittannien 920 Mill. Livres in Circulation.

Laut einer ſtatiſtiſchen Ueberſicht der Pariſer Gefängniſſe (im Moniteur), befanden ſich, in den letztern Wochen, in ſämmtlichen Militär- und Civil-Gefängniſſen zu Paris 4500 Gefangene. Die Zahl der bey der Polizey eingeſchriebenen (unter Polizey-Aufſicht ſtehenden) Stadtweiber, belief ſich auf 2550; im Bicetre (dieß große Gefängniß oder eigentlich Schloß zählt 4 bis 5000 Einwohner) ſitzen gewöhnlich 800 Gefangene, von denen 300 in den daſelbſt angelegten Werkſtätten arbeiten; und die Geſammtzahl derjenigen, welche während des Jahres 1818 im ſogenannten Polizey-Depot geweſen ſind, belief ſich auf 14,547 Perſonen. In dieſes wird alles gebracht, was man als beſchuldigt aufrafft, und Manche ſind oft nach 24 Stunden wieder entlaſſen worden. — Unter den verſchiedenen Zweigen der Induſtrie in Paris ſind ſeit zwey Jahren keine ſo beſchäftigt, als die Buchdruckereyen, der Buchhandel und die Buchbinder.

Die Tibetaniſchen Ziegen, welche Hr. Jaubert nach Frankreich brachte, gedeihen, laut Nachrichten aus Perpignan, ſehr wohl in der Gegend der Pyrenäen. Einige ſind belegt worden, und bey allen ſprießt die Flaumwolle, der eigentliche Stoff zu den koſtbaren Shawls, der ſich erſt gegen den Herbſt erneuert, hervor. Im July erreicht dieſelbe ihre höchſte Vollkommenheit, und fällt von ſelbſt ab.

Am 2. Oct. wurde zu Paris der Sohn des Grafen de Cazes in der königlichen Schloß-Capelle zugleich mit den Kindern der Herzoge von Reggio und von Guiche, und des Grafen von Bouilly getauft. 4000 Schachteln mit Dragees (mit Zucker übertünchtes Confect) von Verdun waren zur Austheilung bey den vier Tauffeſten beſtimmt. — Unter der großen Menge neuer Erfindungen, die im Muſeum ausgeſtellt ſind, bemerkt man ein Inſtrument von dem Arzt Salandiere, welches die in der neueren mediciniſchen Praxis ſo große Rolle ſpielenden Blutigel erſetzen ſoll. Die Vortheile deſſelben ſind: daß man die Menge des abzulaſſenden Blutes genau beſtimmen, daß man es ſchneller oder langſamer abfließen laſſen, daß man die Wirkung, welche die Aerzte revellirend nennen, ſicherer erhalten kann, daß es nicht das Widerliche der Blutigel hat, faſt gar keine Schmerzen macht, und ſich in jeder Jahreszeit und in jedem Lande anwenden läßt. (Eine ähnliche Erſindung iſt vor Kurzem in England gemacht worden, wo die Blutigel ein ſehr koſtbarer Artikel ſind, und aus Frankreich verſchrieben werden.)

Zwey Americaner, die Herren Howard und van Renſſelaer, haben dieſen Sommer den Montblanc beſtiegen. Sie waren am 11. Heumonat von Chamouni abgereiſt, durch Marie Coutet und drey andere Fuhrer begleitet. Am 12. zwiſchen Mittag und 1 Uhr erreichten ſie den Gipfel des Berges. Ihr Wärmemeſſer, das einzige Beobachtungswerkzeug, ſo ſie mit ſich führten, zeigte damals 3 Grade Kälte, und einen an der Sonne Am dritten Tag trafen ſie um die gleiche Zeit wieder in Chamouni ein. Beyde Nächte wurden auf dem, unter dem Namen des großen Maulthiers (grand mulet) bekannten ſteilen Bergrücken, ungefähr 1600 Toiſen über der Meeresfläche zugebracht. Die Kälte, welche auf dieſen Höhen vorhanden, und durch einen beynahe ſtets wehenden Oſtwind noch verſtärkt ward, ſcheint ihnen weniger Beſchwerde verurſacht zu haben, als der Sonneneindruck und die Dünnheit der Luft. Uebrigens waren ſie ſo glücklich, die drey Tage durch einen völlig reinen und unbedeckten Horizont zu haben, der die prachtvollſten Fernſichten gewährte. Der Komet, deſſen Glanz vom Dunkelblau des Alpenhimmels gehoben war, both ihnen den Schimmer eines ſehr lebhaften Lichtes dar. Sie ſind in jeder Hinſicht mit dem Erfolg ihres Wageſtückes zufrieden, und bringen denſelben zum Theil dankbar auf Rechnung der Einſicht und Sorgfalt ihrer Führer; beynebens ſind die Reiſenden die erſten aus der neuen Welt, die den Montblanc erſtiegen haben.

Die erſte vollſtändige beſte Ueberſetzung Juvenals, eines der ſchwerſten römiſchen Claſſiker, iſt von einem eben ſo genialen Schriftſteller als großen Philologen, der jetzt in den öſterreichiſchen Staaten lebt. Erwägt man die Schwierigkeiten, mit denen der Ueberſetzer zu kämpfen hatte, wozu beſonders die wenigen Vorarbeiten, die er vorfand, gehören: ſo muß man geſtehen, daß er etwas Großes geleiſtet hat. Außer der herrlichen treuen Ueberſetzung hat er die lehrreichſten Anmerkungen beygefügt, ohne welche Juvenal nur bey einem ſehr gründlichen Studium, und nur dem Gelehrten verſtändlich iſt. Der Ueberſetzer hat ſeinen Beruf zum Schwerſten eben ſo ſehr beurkundet, daß er eigentlich von allen Seiten angegangen werden müßte, auch den Martial zu überſetzen, damit auch dieſer ſchwere Dichter durch ihn für ſeine Landsleute zugänglicher werde, als es bisher möglich war. — Möchten noch mehr Vornehme ihre Muſe, ſo wie Graf Haugwitz, den Wiſſenſchaften widmen.

Hr. Perry, Herausgeber und Redacteur des Morning-Chronicle, iſt Willens, dieſes Blatt einem Andern abzutreten, doch will er 100,000 Pf. Sterling haben. Er thut dieß bloß ſeiner zerrütteten Geſundheit wegen.

Nachrichten aus Berlin zur Folge ſoll ſich der Staatsrath mit dem Entwurfe einer neuen Gensd'armerie-Verfaſſung beſchäftigen.

(Alleiniger) Redacteur dieſer Zeitſchrift: Franz Gräffer; Verleger: J. B. Wallishauſſer.

Converſationsblatt.

35.

Freytag, den 29. October 1819.

Taſſo's Verklärungsnacht[*].

Von Chriſt. Kuffner.

Zum lauten Tage iſt die Nacht geworden,
Getümmel wälzt ſich durch die Straßen hin;
Es ſtrömen unaufhörlich rege Horden,
Die nach dem hohen Capitole ziehn,
Das, glänzend wie der Vorwelt Geiſterorden,
Im Mondlicht ruht, ein Rieſe im Ruin.
Dahin nun drängen Männer ſich und Frauen,
Den ſchöngewundnen Lorberkranz zu ſchauen.

Taſſo! Taſſo! Roma hallt
Laut von deinem Preiſe wieder;
Nur zu deinem Feſte wallt
All die Menge auf und nieder.
Wenn aus dieſer ſchönen Nacht
Herrlich nun der Tag erwacht,
Wird mit tauſend Jubeltönen
Dich der Kranz des Ruhmes krönen.

---

[*] Taſſo, durch Liebe und Liebloſigkeit gleich heftig zerrüttet an Leib und Seele, und vom Unglück verfolgt wie kaum irgend ein Dichter, brachte die letzten Mona-

2ter Band.

Hell leuchtend liegt der Kranz auf Purpurkiſſen,
Ein Bild von glückumſtrahltem Geiſtesglüh'n;
Das Holde bey Erhabnem nicht zu miſſen,
Schmiegt an das Gold ſich freundlich mildes Grün.
Aus jedem Blatt will neue Freude ſprießen,
Aus jedem Blatt will friſcher Muth erblüh'n,
Für ein in Lieb' und Schmerz verglomm'nes Leben
Das müde Haupt als Glorie zu umſchweben.

Taſſo! Taſſo! O wach' auf!
Sieh! die Demantſterne weichen;
Vor des Tages Heldenlauf
Müſſen ſie in Gram erbleichen. —
Ach! Er ſchlummert, — höret nicht
Welchen Kranz ein Volk ihm flicht.
Ruht in Sanct Onuphrius Zelle
Lächelnd auf geweihter Stelle.

Schon ſchmücken ſich die [illegible] der Schönen
Mit Allem, was Natur und Kunſt vermag,
Des Dichters Haupt mit zarter Hand zu krönen
Am ſpäten, aber ſchönſten Lebenstag.
Vom heil'gen Vater ſelbſt die Worte tönen,
Die Rom ergreifen wie ein Zauberſchlag:
„Wie manchem Haupt der Kranz auch Schmuck gewähre,
Er wird dem Kranz verleihen Ruhm und Ehre!“

Taſſo! Taſſo! Und dir ſchafft
Nicht ein neues Lebensfeuer
Solcher Weihe Segenskraft?
Sind verſtummt denn Geiſt und Leyer? —
Ach! im bleichen Körper ruht
Die verglomm'ne Lebensgluth;
Ach! für ſeine Herzenswunden
Wird kein Balſam mehr gefunden!

Und ſieh! In alter Herrlichkeit erſcheinet
Vor dir nicht Roma, die glorreiche, nur;
Denn mit der Weltbeherrſcherinn vereinet
Wetteifernd feurig auch ſich die Natur.
Dich Hohen, den bald eine Welt beweinet,
Will auch verherrlichen des Himmels Flur:
Es trägt die Nacht, dein Feſt ſchön zu beſorgen,
In ihrem Schooß den ſchönſten Frühlingsmorgen.

ſte ſeines 52jährigen Lebens in Rom zu, um ſich der, vom Cardinal Cinthio Aldobrandini beym Papſte ihm erwirkten Ehre der feyerlichen Krönung auf dem Capitol zu erfreuen. Clemens der Achte ſagte ſelbſt bey dieſer Gelegenheit zu dem Dichter die ſchönen Worte: „Ich biethe Euch den Lorbeerkranz, damit er von Euch die Ehre empfange, die er andern verlieh.“ — Die Feyerlichkeit ſollte im Frühling des Jahrs 1595 vor ſich gehen. Taſſo's Geſundheit hatte aber ſchon ſo ſehr abgenommen, daß er ſich in das Kloſter Sanct Onuphrio bringen ließ, um ſich zu dem herannahenden Tode vorzubereiten. Er ſtarb daſelbſt am 25. April des genannten Jahres.

Taſſo! Taſſo! — Eitler Ruf!
Ach! zu viel haſt du geduldet;
Für das, was dein Genius ſchuf,
Bleibt die eine Welt verſchuldet! —
Auf! Erwach'! erwache! Schon
Sollſt du ärndten deinen Lohn. —
Ach! Er ſchläft in enger Zelle:
Um ihn wird's, — nicht in ihm helle!

Schon iſt der längſte Theil der Nacht verfloſſen,
Und ſchlaflos ſtehn ſie um den Schlafenden.
Wohl kann aus Staub die neue Blume ſproſſen,
Entſchlafner Schmerz läßt keine Blüthe ſehn.
Und blüht er, ach! ſo blüht er nur dem großen,
Der Ewigkeit geweihten Auferſtehn.
So laßt ihn ruhn! Er ſchwebt mit freyem Herzen
Hoch über Erdenleid und ſeine Schmerzen.

Taſſo! Taſſo! ruhe ſtill,
Sänger! hohe Siegeslieder
Grüßen freudig dich am Ziel.
O erwache ja nicht wieder!
Sanft verloſchen iſt dein Licht;
Ruft die Welt dich, — trau ihr nicht!
Wohlgebettet in der Zelle
Ruh' auf gottgeweihter Stelle!

Und ſieh! ſchon legen mit geſchäft'gen Händen
Die ſtillen Mönche ernſt den Starren hin;
Antlitz und Arme ſich zum Himmel wenden,
Gebethe leiſe von den Lippen ziehn,
Dahin, wo Leid und Klage lächelnd enden,
Aus Thränenſaaten Freudenperlen blühn.
Was ſollen Ihm nun Jubelfeſt und Kronen?
Den Freyen kann kein Erdenglück mehr lohnen!

Taſſo! Taſſo! Roſenſchein
Glänzt durchs Fenſter deiner Zelle;
Laß dich nicht verlocken! Nein, —
Irdiſch nur iſt dieſe Helle!
Trau nicht dieſem falſchen Licht!
Schlumm're fort, erwache nicht!
Wohlgebettet in der Zelle
Ruh' auf gottgeweihter Stelle!

Was hoch in eitlen Morgenwolken glühet,
Es iſt der Lebenstäuſchung bunter Schaum!
Was um dich her am Sarge ſelbſt noch blühet,
Es iſt des ird'ſchen Hochmuths nicht'ger Traum!
Die Liebe, die der Schmerz zum Grabe ziehet,
Sie ſchwingt ſich auf, hoch über Zeit und Raum.
Des Schönen Heimath iſt ja nicht hienieden;
Drum ward dein Lohn erſt jenſeits dir beſchieden.

Taſſo! Taſſo! ſanft verklungen
Iſt dein Lebens-Schmerzenton,
Aber ewig wird geſungen,
Was du ſangſt, in Hütt' und Thron.
Kein vergänglich nicht'ger Kranz
Soll dir leihen Haß und Glanz,
Denn ein höh'rer ward beſchieden
Dir zu ew'gem Heil und Frieden!

Schon leuchtet rings des Frühlingsmorgens Glühen;
Des leidenvollen Lebens Nacht zerrinnt;
Am Himmel deine Siegesblumen blühen,
Wo dir der Tod Unſterblichkeit gewinnt,
Und Engelſtimmen ſegnend um dich ziehen,
Und herrlich dein Verklärungsfeſt beginnt.
Und horch! die ruft von Gottes Thronesſtufen
Die heil'ge Muſe, die du einſt gerufen.

Taſſo! Taſſo! ſchweb' empor!
Flieh den Lorberkranz hienieden!
Gift nur quillt aus ihm hervor,
Doch die Palme labt den Müden.
Sternendiademe blühn
Aus der Dornenkrone Glühn.
Gottes Reich haſt du geſungen,
Dort nur wird dein Lohn errungen!

Der Character der Lady Macbeth.

Von Dan. Leßmann.

(Schluß von Nr. 34.)

Dennoch — und wem fiele dieß nicht auf? — vergießt ſie ſelbſt kein Blut, ſie ſchärft den Dolch, aber ſie hüthet ſich wohl, ihn zu führen. Ihr Wunſch wird erfüllt; den friedlichen Duncan trifft der Todesſtoß. Aber Macbeth vergaß, der verabredeten Liſt gemäß, die Kämmerlinge mit dem Blute des Ermordeten zu färben, und bringt die Dolche wieder mit heraus. Sein Weib heißt ihn kraftlos in ſeinem Vorſatz, nimmt die Dolche, und führt ſelbſt die entſetzliche Liſt aus. »Meine Hände ſind jetzt eben ſo gefärbt, wie die Deinigen, (ſagt ſie, indem ſie wieder hervortritt, zum ſtarrenden Gatten), aber ich ſchäme mich, ein ſo weißes Herz zu tragen, keinen Mord auf meinem Gewiſſen zu haben.« Die Schauſpielerinn, welche im »Fieber wieder heraustritt, welche die Kniee kaum tragen, die in den Seſſel fällt, und convulſiviſch zuckt,« wird unſtreitig eine ſehr große Wirkung im Gemüthe der Zuſchauer hervorbringen; aber mit dem pſychologiſchen Character ihrer Rolle hat ſie ſich wohl nicht ganz vertraut. Von einem »Kampf mit der menſchlichen Blut- und Leichenſcheu, die noch in den Adern der Schauſpielerinn wogte,« zeigte ſich vorher auch nicht die geringſte Spur, und hätte ſie ſich gezeigt, ſo würden wir den meiſterhaft ausgedrückten Unterſchied zwiſchen beyden Gatten, der des Dichters ſo würdig iſt, und den Werth dieſer Tragödie ſo bedeutend erhöht, unbewundert übergehen müſſen. Aber — dringen wir weiter in den Character: das Weib, das den Schlafenden mit dem Todten auf die gleiche Stufe des Gemähldes ſetzt, und ſo muthvoll ihrem Gatten vorhält, daß nur das Auge der Kindheit einen gemahlten Teufel fürchte, dasſelbe Weib geſteht, wo ſie ſich von Niemanden belauſcht weiß, daß ſie ſelbſt den Mord verübt haben würde, hätte der ſchlafende König nicht ihrem Vater ähnlich geſehen. Dieſer einzige Zug — zwey Vershälften im Original — zeigt uns, daß Lady Macbeth, bey allem ihren Muth, bey ihrer ringenden Ehrſucht und ihrer Grauſamkeit, dennoch nichts mehr als ein ſchwaches, von Leidenſchaft geblendetes Weib iſt. Eine zufällige Aehnlichkeit, überdieß nur die Schöpfung ihrer Phantaſie, hält ſie zurück, den Streich ſelbſt zu führen. Schien hier die Schauſpielerinn »über das Bild ihres Vaters von einem Schauder« ergriffen zu werden, ſo wußte ſie ſehr wohl warum, und »eine gedehnte Weinerlichkeit in der Stimme,« welche allerdings nicht gerade hergehört, verdient nur den Tadel, daß ſie zu handgreiflich ausdrückt, was der Dichter ſagen wollte.

Doch zeigt ſich Lady Macbeth auch noch nach dem Morde ſtandhaft und überlegt; ſie ſucht die Gewiſſensqualen ihres Gatten durch alle erdenkliche Gegengründe zu beſchwichtigen, entſchuldigt auf eine feine Weiſe ſeine Geberdung beym Erblicken des Geiſtes Banquo, und genießt eine Zeit hindurch in anſcheinender Ruhe die Frucht ihres Verbrechens. So ſcheiden wir von ihr am Ende des dritten Actes, um ſie nach langer Abweſenheit im fünften unter einer ganz andern Geſtalt wieder zu finden.

Das Weib, das mit einer ſeltenen Kühnheit, ohne zu erröthen, das Gräßlichſte unternommen, ſich gleich bleibend ſchaudervolle Plane entworfen und vollführen geholfen, ſodann im Genuß befriedigter Eitelkeit zu ſchwelgen ſchien, tritt nach einiger Zeit, zerrüttet an Geiſt und Körper, vor uns hin, mehr einem Schatten, als einem menſchlichen Weſen ähnlich. Was mag die Urſache dieſer überraſchenden Verwandlung ſeyn? Iſt ſie vielleicht die bloße Folge eines Rückblicks in die grauſe Vergangenheit, einzig und allein die Wirkung eines erwachten Gewiſſens? Keinesweges! Betrachten wir den traurigen Zuſtand nur von dieſer Seite, ſo ſehen wir das Gemählde unter einem falſchen Lichte, und die tieferen Züge gehen uns verloren.

Allerdings haben wir Lady Macbeth, als ein heroiſches Weib, den Entſchluß faſſen, die That vollenden, und die Früchte derſelben mit Selbſtſtändigkeit behaupten geſehen; aber dieſe weibliche Größe erregte nur unſere Bewunderung im Streben, und auf der Höhe der erſtrebten Größe ſelbſt nur ſo lange, als die Sterne des Glückes ſchimmerten; die Wolken der Gefahr drohen dieſe glänzenden Lichter zu umſchleiern, und ſogleich bemeiſtert ſich des kühnen Weibes ein trüber Kleinmuth. Mit der Treuloſigkeit der ſchottländiſchen Großen erſcheint Macbeth zum erſtenmal wieder als heldenmüthiger Krieger; aber was ihn wieder zum Mann macht, verwandelt ſie wieder in ein Weib. Schrecken folgen einander; mit jeder Flucht eines Vaſallen wächſt die Angſt, wachſen die Beſorgniſſe; der Uſurpator fühlt Kraft in ſeinem Innern; und verläßt ihn das Glück, oder zeigt ſich der Spruch der Zauberſchweſtern nicht wahr, ſo gibt es noch einen Tod auf dem Felde der Schlacht; ſein Weib aber empfindet nichts, als die marternde Ungewißheit der Zukunft, und dieſe raſt- und ſchlafloſe Bewegung des Gemüthes muß nachtheilig auf einen Körper wirken, den heftige Leidenſchaften ſchon ſo vielfach in Anſpruch genommen haben; je ſchwächer ihr Körper wird, je mehr ſeine Functionen von ihrer Regelmäßigkeit abweichen, eine deſto mächtigere Herrſchaft gewinnt die Phantaſie über die Vernunft, bis dieſe endlich die krankhafte Ordnungsloſigkeit mit dem Körper theilt. Jetzt erſt, mit der Zerrüttung der Geiſteskräfte, iſt den Gewiſſensbiſſen und allen Qualen der Erinnerung, welche den Jammer vollenden, der Weg geöffnet; aber keinesweges iſt es die »Allgewalt des Gewiſſens, die ihren Verſtand zerſtört« hat. So entſteht jener krankhafte Zuſtand des nächtlichen Umherwandelns; und wenn der Arzt zu erkennen gibt, daß die Bedauernswürdige nicht ſowohl krank ſey, als von ſchrecklichen Einbildungen gemartert werde, ſo iſt der Grund dieſer Aeußerung darin zu ſuchen, daß die Krankheit des Geiſtes, wiewohl ſie von körperlichen Leiden begleitet wird, bereits ſo furchtbar ſich ausgebildet hat, daß jenes weniger die Aufmerkſamkeit erregt. Bemerken wir nur noch Dieſes:

Der Wahnſinn des **Lear** und der **Ophelia** gibt ſich durch eine ordnungsloſe Verknüpfung der Ideen kund, und hin und wieder ſchießt ein Lichtſtrahl der Vernunft durch die ſchauervolle Finſterniß, oder unterbricht der Ausdruck eines ſeelenvollen Gefühls den dumpfen Zuſtand; Lady **Macbeth** iſt nicht wie ſie wahnſinnig: Gewiſſensangſt und Schreckensbilder ſprechen ſich in wirklich krankhafter Exiſtenz aus, und werden, gegen den Lauf der Natur ſich empörend, im Schlafe kund; in dieſem Zuſtand erzeugt ihr Geiſt nicht neue Gedanken, ſondern die Scenen der ſchrecklichen Vergangenheit gehen regellos an ihren Blicken vorüber, und laſſen ſie noch einmal alle jene zahlloſen Momente der Furcht und der Angſt erleben. Wie »dieſer wiederkehrende Wahn mit der Verwechſelung von Gegenwart und Vergangenheit **wohlthätig** täuſchen« kann, wird mich vielleicht ein noch ferner fortgeſetztes Studium des Characters lehren.

Novelliſtik.

In **Rom** iſt das Denkmal, welches der Prinz-Regent von England, durch den berühmten **Canova**, zur Verewigung des Gedächtniſſes der drey letzten **Stuarte** hat ausführen laſſen, neulich ans Tagslicht getreten. Es befindet ſich in der **St. Peterskirche** und ſoll 2000 Guineen gekoſtet haben. Es iſt ein weißmarmornes, pyramidenförmiges Basrelief, deſſen Höhe 27 Palmen beträgt. In einer, in einem römiſchen Sarkophag ausgehenden Pyramide iſt eine Pforte ausgetieft. Ueber jener Pforte ſtehen die drey Bruſtbilder **Jakobs III.** und ſeiner beyden Söhne mit der Inſchrift: Jacob III., Jacob II. magn. Brit. Regis. Filio, Carolo Eduardo et Henrico Decano Patrum Cardinalium, Jacob III. Filiis, Regiae Stirpis Stuardiae Postremis. Ao. 1819. Und weiter unten: Beati mortui, qui in Domino moriuntur.

Während im Auslande eine bedeutende Anzahl trefflicher Kupferſtecher wetteifert, ſich in der geſchnittenen Manier, ſicher der ſchwierigſten, und daher nur von ausdauernden Künſtlern cultivirten, hervor zu thun, *) können wir mit Stolz und Vergnügen bemerken, daß auch in Oeſterreich Mehrere ſich eifrig und glücklich damit beſchäftigen. Ganz beſonders leuchtet unter ihnen der eben ſo anſpruchloſe als talentvolle Herr B. **Höfel** unter Anderm durch das in Nr 31. angezeigte Bildniß Ihrer Majeſtät der Kaiſerinn von Oeſterreich hervor. Sein ho-

---

*) **Denoyers, Maſſard, Audoin, Diſſart, Langier, Mecou, Gerard, Potrelle,** ꝛc. in Frankreich. — **Garavaglia, Paven, Fontana, Pinelli, Folo, Anderloni, Longhi, Esquivel, Cantini, Biſi, Saſſoferrato, Bettelini, Riccioni,** ꝛc. in Italien. — **Holloway, Scott, Fittler, Burnet, Cardon, Sharp, Heath, Taylor, Bromley, Noble, Neagle, Raymbach, Skelton** ꝛc. in England.

her Beruf zu dieſer, nur von ſo Wenigen ſiegreich gehandhabten Manier, der ſich in dieſem Portrait glänzend kund gibt, iſt ſo eben von Sr. Majeſtät dem Könige von Bayern, welchen der Künſtler es widmen zu dürfen, gebethen hatte, ſprechend und huldvoll anerkannt werden. Herr **Höfel** empfieng nämlich eine goldene Verdienſtmedaille mit nachſtehendem Schreiben:

»Ich habe das von dem Kupferſtecher Höfel an Mich kürzlich einbeförderte Geſuch, — das Portrait der Kaiſerin Mir widmen zu dürfen — erhalten, und ertheile demſelben Meine Genehmigung hiezu. Als ein Merkmal Meines Wohlwollens ſchlieſſe Ich beykommende Medaille ein, und bin dem Kupferſtecher Höfel mit Königlicher Gnade beygethan. Nymphenburg den 3. September 1819.

Max. Joſeph.«

Folgende zwei (ſehr ſchöne) Medaillen wurden am neulichen Namensfeſt Sr. Maj. des Kaiſers von Oeſterreich in Paris an die Miniſter vertheilt: 1. **Vorderſeite**: LVDOVICVS. XVIII. — FRANC. ET. NAV. REX! Der ſehr ſchön geſchnittene Kopf von der rechten Seite, mit kurzen und mit einem Bande am Nacken gebundenen Haaren. Am Halſe der berühmte Eiſen-Graveur ANDRIEU F. — **Rückſeite**: In der Mitte ein Poſtament, woran zwei Hände einander halten, mit der Unterſchrift: PACI OMNIS. Auf dem Poſtament liegt die Conſtitutionskarte; rückwärts ſteht der König im Ornat und hält die rechte Hand auf die halb aufgerollte Karte, die linke Hand auf die Bruſt: neben dem König zur rechten Seite ſtehen die beiden Kaiſer von Oeſterreich und Rußland im kaiſerlichen Ornat mit ihren Kronen auf dem Haupte. Der Kaiſer von Oeſterreich hält die rechte, der Ruſſiſche die linke Hand nach der Karte hin. An der linken Seite des Königs von Frankreich ſtehen der König von England und Preußen, auch in ihrem Ornat, gleichfalls die linken Hände gegen die Karte hinhaltend. Alle mit ihren Orden und auf den Schuhen Bänder. Sie ſind ſehr ſchön geſchnitten, und höchſt ähnlich. Ueberſchrift: IMPERIA. LEGITIMA. FOEDERE. SANCTA. Im Abſchnitt: XII. MAI. MDCCCXIV. darunter: F. GATTEAUX F. Größe 34. Von Kupfer, Silber und Gold.

2. **Vorderſeite.** In Allem wie obige — **Rückſeite.** Ein Poſtament, auf welchem auf dem runden Schild SACRO FOEDERE IVNCTAE. Mit der Umſchrift: RVSSIA. GALLIA. AVSTRIA. — ANGLIA. BORVSS. Dieſen Schild halten rechts Frankreich in weiblicher Geſtalt mit einem Helm und einem Mantel mit Lilien geſtickt; dieſe hält mit der rechten Hand eine Standarte, darauf zwiſchen zwey Lorberzweigen die drey franzöſiſchen Lilien. Zur linken Seite England oder Hannover, weibliche Figur mit zierlichem Helm, auf welchem ein liegendes Pferd. Die Figur hält mit der rechten Hand, mittelſt eines Bandes zuſammen gebunden, vier Standarten; auf dem erſten der doppelte Oeſterreichiſche Adler, auf der zweiten der doppelte Ruſſiſche, auf der dritten der Brittiſche Löwe, und auf der vierten abermals ein gekrönter doppelter Adler; zu ihren Füßen ragt ein Pferd hervor. Nebenſchrift: REGNIS EVROPAE. — CONCORDIA. STABILIENDIS. Auf dem Abſchnitt: F. GATTEAUX; darunter: ACCESSIT. GALLIA. NOVEMB. MDCCCXV. Größe 34. Von Kupfer, Silber und Gold.

J. Appel.

(Alleiniger) Redacteur dieſer Zeitſchrift: Franz Gräffer; Verleger: J. B. Walliſhauſſer.

Converſationsblatt.

36.

Dinſtag, den 2. November 1819.

Was iſt Patriotiſmus?

Von M. J. Freyh. v. Koh.

Gewöhnlich überſetzt man das Wort »Patriotiſmus« durch **Vaterlandsliebe.** Dieſe Ueberſetzung ſcheint mir aber ſehr uneigentlich, da Vaterlandsliebe durchaus den Sinn nicht ausdrückt, welchen man mit dem Worte Patriotiſmus verbindet. Man kann ſein Vaterland unendlich lieben, und doch kein Patriot, oder ein ſehr ſchlechter ſeyn. — Der Wiener, ſagt man allgemein, liebt ſeinen Stephansthurm über Alles, und kann ſich nicht leicht von ihm trennen. — Iſt alſo jeder Wiener deßhalb Patriot? — Niemand wird das im Allgemeinen behaupten, ſo leuchtende Beweiſe von Patriotiſmus die Wiener auch in unſern Tagen gaben. Hat Einer die Stadt Wien auch noch ſo lieb, und er bemängelt irgend eine Verfügung der Staatsverwaltung, oder er entzieht ſich den Verbindlichkeiten des Staatsbandes, umgeht die Geſetze, lebt im Muſſiggange, ſetzt ſeine Mitburger an, verläßt ſein Vaterland in der Zeit der Gefahr, oder bleibt unthätig in der Verborgenheit, wo er rathen, helfen könnte: ſo wird wohl Niemand ihn für einen Patrioten halten können.

Wenn zur Zeit, wo der Staat ungewöhnlicher Opfer bedarf, dieſe Opfer von mehreren Staatsbürgern wirklich dargebracht werden, weil ſie gegenſeitige Vortheile und höhern Lohn vom Vaterlande erwarten: verdient dieſes ſchon Patriotismus genannt zu werden? Gewiß nicht! — Außer Stande iſt der Staat ſelbſt jedes höhere bürgerliche Verdienſt zu lohnen; es können Verhältniſſe eintreten, wo dieſe angeblichen Patrioten zu jenen Vortheilen nicht gelangen können, zu denen ſie ſich berechtigt glaubten. — Sie werden die Erſten ſeyn, die bey einer andern Gelegenheit ſich von aller Theilnahme zurückziehen, mit der Staatsverwaltung in keine Verhältniſſe treten, und über Mangel an Berückſichtigung wohl gar noch bittere Klage führen.

Wäre die Ueberſetzung »Patriotismus« durch Vaterlandsliebe richtig, ſo würde die Frage: was iſt Patriotismus? ganz überflüſſig werden. Aber leider hat dieſes Wort in unſern Tagen ſo verſchiedene, ſo entgegengeſetzte Bedeutungen in dem allgemeinen Sprachgebrauche erhalten; leider machen ſo viele bürgerliche Auszeichnungen Anſpruch auf dieſen erhabenen Namen, daß dieſe Betrachtung keineswegs überflüſſig ſcheint. Der für die umſtändlichere Erörterung ſo manchen intereſſanten Thema's leider noch zu beſchränkte Raum dieſer Blätter iſt die Urſache, daß ich ihn nur aphoriſtiſch behandle. — Was Patriotismus nicht iſt, habe ich im Eingange erwähnt. — Was iſt alſo der ächte Begriff desſelben? —

Patriotismus iſt ungewöhnliche Anſtrengung der Kraft um des Vaterlandes Willen. Dieſer Begriff ſcheint Alles zu umfaſſen, da er ſo wohl den *richtig geleiteten*, als den *übel verſtandenen* in ſich ſchließt. Ich erwähnte nichts vom Wohle des Vaterlandes, weil die ältere und neuere Geſchichte uns lehrt, daß übel verſtandener Patriotismus theils dem Staate gar nichts nützen, theils zuweilen ihm ſogar ſchaden könne — *Patriotismus* iſt alſo in dieſer Hinſicht *noch nicht Tugend*, ob er gleich die Mutter aller bürgerlichen Tugenden werden kann. — Uebel verſtanden, übel geleitet kann er eben ſo gut auch die Mutter heroiſcher Uebelthaten werden; — auch dieß haben wir in unſern Tagen nur zu häufig erlebt. —

Patriotismus ſteht mit Selbſtheit (Egoismus) ſtets im Gegenſahe. Erwarte ich finanzielle Vortheile oder ſonſt Belohnungen vom Vaterlande, ſo habe ich meine Kraft nicht um des Vaterlandes, ſondern um meinet Willen angeſtrengt, und das Verhältniß des Vaterlandes zum Staatsbürger iſt entweder wie jenes des Vaters zum Kinde, oder wie jenes des Contrahenten zum Contrahenten. — Groß und wichtig ſind die Pflichten des Kindes zum Vater, und von weitem Umfange. Der Vater kann erfüllte Pflichten des Kindes belohnen, aber er muß ſie nicht belohnen; oder er kann oft in den Fall kommen, ſie nicht auf die Art belohnen zu können, wie das Kind es wünſcht, weil dieſes die Verhältniſſe des Vaters nicht genau kennt. — Der Contrahent muß in der Regel ſeine Verbindlichkeiten erfüllen, er kann aber in die Lage kommen, es platterdings nicht auf der Stelle zu vermögen, und dann liegt es wenigſtens in der natürlichen Billigkeit, daß ſich der andere Theil beſcheide. —

Aechter Patriotismus iſt mit Cosmopolitismus immer im Einklange. — Erſterer iſt nur der Centralpunct des Letztern. Alle Aeußerungen des Patriotismus, die dem Letztern zu widerſprechen ſcheinen, ſind entweder Ausbrüche des Fanatismus durch übel geleiteten Patriotismus veranlaßt, oder ſie laſſen ſich durch das Recht der Selbſtvertheidigung und Selbſterhaltung entſchuldigen.

Patriotismus und Nationalſtolz ſind einander ſehr nahe; aber weder ſind ſie ein und dasſelbe, noch müſſen ſie gerade einander zur Seite ſtehen. Ganze Nationen gibt es, die ſehr viel Patriotismus äußerten, aber wenig oder gar keinen Nationalſtolz haben. Nationalſtolz iſt ein höheres Gefühl einer völkerſchaftlichen Eigenthümlichkeit; dieſe Eigenthümlichkeit kann ſich entweder auf den Character der Nation, oder auf ihre Rechte und Verfaſſung beziehen. Daher kann es einen lobenswürdigen und einen tadelnswerthen Nationalſtolz geben. Jener, der ſich auf den Character der Nation gründet, wird ſich immer auf der Capelle des Patriotismus bewähren. — Nicht ſo jener, der ſeinen Werth in verjährten Rechten behauptet, die entweder dem Zeitgeiſte, oder dem Intereſſe des Staates nicht entſprechen.

Was folgt aus allem bisher Geſagten? — Patriotismus und Nationalſtolz bedürfen beyde vernünftiger Leitung! — Die Leitung beyder iſt eine der ſchwerſten Pflichten der Verwaltung: ſchwer in der Vorzeichnung des Weges; — ſchwer in der Auswahl der Mittel; — ſchwer in der Bemeſſung des Zweckes. — Sollen beyde richtig geleitet werden, ſo müſſen jene, denen die Leitung obliegt, ſelbſt auf ſpecielle Zwecke Verzicht leiſten können. Achter Patriotismus iſt im Staate das, was der reinſte Gasſtoff in der phyſiſchen Welt iſt: das reinſte Feuer, deſſen Stoff nie ausgehen darf. — Hell leuchte er als wohlthätiges Licht auf der Leuchtwarte des ſteter Hülfe bedürftigen Vaterlands! — Als Licht lodere er zur wohlthätigen Erleuchtung; immer lebendig und um ſich greifend, fache man ihn zur tobenden Flamme dann nur an, wenn das Vaterland von Außen bedroht wird. — Fremde Beſtandtheile paſſen durchaus nicht zu reinem Gasſtoffe. — Sie erſticken entweder das reine Feuer, oder ſie verdunkeln es, oder durch ſie greift die Flamme verheerend um ſich, ſtatt daß ſie wohlthätiq wärmen, leuchten und beleben ſollte! — Wie ſoll Patriotiſmus geleitet werden? — Das iſt eine zweyte Frage. — Ihre Beantwortung iſt beynahe ſchwerer, als die gegenwärtige. Herzlich lieb ſoll es mir ſeyn, wenn ein Anderer als ich, deren Beantwortung übernimmt.

Völker Oeſterreichs! prüft Euch, ob reiner Patriotiſmus Euch immer beſeelte? — Fürſt und Völker haben lange, haben ſchwere Proben beſtanden. — Der Erfolg krönte langſam doch dauernd den reinen Zweck, und Europa und die Geſchichte wiſſen es zu würdigen.

* * *

Die Indigeſtionen; ein Geſpräch an der Table d'hote.

Von Chriſt. Kuffner.

Amtmann. Ja, mein Fräulein, am Tiſche muß man ſich wohl behagen laſſen! Am Tiſche iſt der Menſch wie in ſeiner Heimath, ſäße er auch im fernen America; ein großer Tiſch iſt wie ein gemeinſchaftliches Vaterland; ohne Tiſch wäre man ſelbſt beym beſten Gaſtmahle nicht recht zu Hauſe.

Paſtor. Sehr richtig! Ein großer Theil der wichtigſten Handlungen des Lebens geht am Tiſche vor. Wie der Menſch zur Welt kommt, wird er an den Tauftiſch gebracht. Dem Gelehrten iſt ſein Schreibtiſch die Welt. Die Rathsherrn — wie ſind ſie gleich ganz andere Leute, wenn ſie ſich an den mit grünem Tuche behangenen Tiſch ſetzen! Und ſagt man nicht, um Gehäſſigkeit und Abneigung auszudrücken: mit dem mag ich nicht an einem Tiſche eſſen? Der Altar ſelbſt — wird er nicht der Tiſch des Herrn genannt?

Amtſchreiber. Und die Ritter von der Tafelrunde, welche Eſſenz von herrlichen Menſchen waren die!

Paſtor. Manche Leute bilden ſich ſogar ein, es ließe ſich, am Tiſche ſitzend, beſſer ſchlafen, als im Bette; nicht wahr, Herr Amtmann?

Amtmann. Keine Sticheleyen, Illustrissime! Der Tiſch iſt der Opferheerd des Friedens und der Freude. Man laſſe ſichs da wohl ſchmecken; — man verderbe aber auch keinem Andern den Appetit!

Amtſchreiber. Meine ſelige Großmutter, — ſie ſpukte noch einige Wochen nach ihrem Tode, und wir Kinder glaubten ſie noch oft an unſerm Haupthaare zu fühlen — die konnte nicht fünf Minuten ruhig am Tiſche ſitzen.

Paſtor. Wer lange bey Tiſche ausharrt, iſt, der Regel nach, ein friedfertiger, folglich ein guter Menſch.

Amtmann. Die alten Deutſchen verhandelten, wie man weiß, eſſend und trinkend die wichtigſten Angelegenheiten. Und ich geſtehe, daß ich nie heiterer und geſprächiger bin, als bey Tiſche; den übrigen Theil des Tages bin ich etwas wortkarg.

Paſtor. Mit Erlaubniß, Herr Amtmann! das heißt denn doch die Sache ein bischen zu weit getrieben!

Amtmann. Hat man doch ſchon das ganze Leben mit einem Gaſtmahle verglichen, und die Menſchen mit den Gäſten. Und ein Gaſtmahl ohne lebhaftes Geſpräch nennt man ein ſteinernes. Auch ſtehen die Hungerleider von jeher in ſchlechtem Credit. Manche fröhliche Schriftſteller, insbeſondere bey den Franzoſen und Engländern, waren als Tiſchgenoſſen, ihrer guten Einfälle wegen, ſo berühmt und beliebt, daß ſie keinen Tag im ganzen Jahr für den Magen zu ſorgen brauchten; der war Koſtgänger bey ihrem Witze.

Paſtor. Sprechen ſoll man bey Tiſche, das iſt richtig; aber wie viel? worüber? und wie? das ſind wichtige Fragen.

Amtmann. Die bald aufgelöſt ſind. Man ſpreche ſo viel man mag, über das, was man am beſten verſteht, und wie's einem von Herzen geht. Will man den Kopf zeigen, ſo verliert ſich ein Theil der Behaglichkeit. Jeder Kopf, der ſich beym Eſſen produciren will, iſt für mich ein Hechtkopf — mit allen Paſſionswerkzeugen.

Paſtor. Muß in einigen Puncten freundſchaftlichſt widerſprechen! Ad primum: was das »So viel man mag« betrifft, ſo glaube ich, es ſey weder gut, zu eſſen, ſo viel man mag, noch dabey zu reden ſo viel man mag. Eines wie das Andere kann uns Indigeſtionen zuziehen, es ſeyen nun phyſiſche oder geiſtige. Menſchen, die ſich ihr Gedächtniß überladen, oder zu viel ſehen, hören, leſen und reden, leiden an immerwährenden Geiſtes-Indigeſtionen. Ihr Kopf nimmt Ideen und Bilder auf, ohne daß er die Stärke oder Menge derſelben verdauen, und in ſein Eigenthum verwandeln kann. Eben ſo iſts auch, wenn der Kopf zwar nicht zu viel, aber doch zu vielerley genießt; er hat dann oft das Schickſal des Magens.

Amtmann. Ja, ja! Magen und Kopf müſſen mit einander in guter Harmonie leben, wie Mann und Frau; keines darf ſich etwas zum Nachtheil des andern erlauben.

Luiſe. Eine ſonderbare Ehe, Herr Paſtor! Und nicht wahr, da müßte dann wohl die Frau der Magen ſeyn? Die Rolle des Kopfes läßt ſich der Herr der Schöpfung ſchon nicht nehmen. Nun — wir arme Weiber müſſen uns ſchon vieles gefallen laſſen, um den Männern zu gefallen. Aber — glauben Sie nicht, daß es auch moraliſche Indigeſtionen geben kann?

Amtmann. Wie meinen Sie das?

Luiſe. Ja, ſehen Sie! zu wenig ſchadet weniger, als zu viel. Mein Liebſtes iſt: Nicht viel, aber mit Gefühl! — Habe ich zu viele oder zu ſtarke Empfindungen, ſo fühle ich eine Herzensbeklemmung; ich kann das, wovon ich ſo voll bin, nicht vortragen. Um ſich wohl zu befinden, muß man im Genuß der Empfindungen mäßig ſeyn. Nicht zu viel und nicht zu ſtark! Sonſt leidet das Herz unter der Laſt.

Paſtor. Eine gute, aber dem weiblichen Geſchlechte ſelten eigene Maxime! Frauenzimmer haben die Empfindungen gewöhnlich gerne ſo ſtark gewürzt, als Männer die Speiſen. — Aber Herr Amtmann, Sie ſagten zuvor: Man ſollte bey Tiſche über das ſprechen, was man am beſten verſteht. Mir ſcheint, das möchte nicht die lebhafteſte Unterhaltung geben. Was man am beſten verſteht, darüber läßt man ſich gern am weitläufigſten heraus; dieß aber iſt gerade dem guten Ton und dem muntern Geſellſchaftsgeiſte am meiſten entgegen. Soll das Geſpräch bey Tiſche ſeinem Zwecke ganz entſprechen, ſo müſſen alle Gäſte daran wechſelweiſe Theil nehmen, ohne daß einer dem andern die Rede hindere. Jeder muß, wie ein Ritter des romantiſchen Mittelalters, daſtehen, ſchlagfertig und galant zugleich. Mir iſt darum nichts unerträglicher, als ein Spaßmacher, der unter ſteinernen

Gäſten allein das Wort führt. Er kommt mir vor, wie ein Tyrann, der in einem Anfall von großmüthiger Laune geplünderte Anecdoten- und Räthſel-Schätze unter das Volk auswirft.

Luiſe. Die Herren vertiefen ſich aber auch oft in politiſche oder gelehrte Materien ſo entſetzlich, daß die weibliche Tiſchwelt gezwungen iſt, ſich an die witzigen Decemberſonnen zu halten.

Paſtor. Das geſchieht gewöhnlich, wenn eine Tiſchgeſellſchaft zu zahlreich iſt. Sie ſollte nie die Zahl von zwölf Gäſten überſteigen.

Luiſe. Und ein runder Tiſch iſt eine gar köſtliche Sache. Aller Vorrang fällt dann weg; es gibt da kein beſtimmtes Oben und Unten, ſondern Alles fügt ſich an einander, ohne die trennenden Seiten und Ecken des pedantiſchen Quadrats.

Paſtor. Das Geſpräch läuft dann eben ſo in die Runde, als der Tiſch ſelbſt.

Amtſchreiber. So eben dacht' ich mir: Reden könnte man bey Tiſche wohl über Alles, aber wie? das iſt der Stein des Anſtoßes.

Amtmann. Wie? Ey — wie man will und kann.

Luiſe. Und wie ſich's ſchickt und fügt.

Paſtor. Der Zweck beſtimmt Alles. Beym Mahle iſt es die Heiterkeit. Dieſe leidet aber keinen Regelzwang. Sie iſt das himmliſche Kind des Augenblicks, durch die Genien Freyheit und Mannigfaltigkeit auf unſere Erde herabgeführt.

Luiſe. Ich möchte den geſelligen Kreis mit einem Saiten-Inſtrumente vergleichen. Es ſey noch ſo gut beſaitet und geſtimmt, kommt ein Unkundiger darüber, ſo gibt es doch nur kreiſchende Mißtöne. Man ſpiele verſtändig und ſanft, ſo wird den Saiten die ſchönſte Harmonie entlockt.

Ein Schriftſteller. Eh' ich noch Platz nehme, preiſe ich die Damen, ſo wird der Geiſt zarter Fröhlichkeit mir nicht abhold ſeyn. Liebenswürdige Tiſchgenoſſinnen ſind für uns die lieblichſte Tafelmuſik. Sie erinnern uns jeden Augenblick, daß Aug' und Ohr edlere Sinne ſind, als der Gaumen. (Er ſetzt ſich.)

Paſtor. Schade, daß Sie ſo ſpät kommen.

Amalie. Immer noch früh genug, um uns zu ſagen, was wir gerne hören.

Erneſtine. Wollte uns jetzt ein Weiberfeind Unrecht thun, ſo hätten wir doch einen rüſtigen Ritter.

Luiſe. Der gerne mit den Lebenden lebt, und Jeden zur Sprache zu bringen weiß.

Amtmann. Sieh doch, wie lebhaft die Frauenzimmerchen werden, weil ſie den Troubadour da haben!

Luiſe. Nun muß jeder Tiſchgenoſſe das Gaſtmahl mit irgend etwas vergleichen. Iſts gefällig?

Amalie. Schön! da gibt's zu denken und zu lachen!

Paſtor. Ich trete als männliches Echo der weiblichen Stimme auf. —

Luiſe. Wer fängt an?

Amalie. Der Teller mit dem Zuckerwerk entſcheide! Das brennende Herz fängt an, dann kommt die Reihe an den Kranz, an die Leyer, an den Schwan und ſo weiter, nach abnehmender Größe.

Erneſtine. So wollen wir die Augen ſchließen, und ziehen.

Luiſe. Bey geſchloſſenen Augen geht ſehr oft das Gedankenlicht auf. (Es wird gezogen.)

Amtſchreiber. O weh! das brennende Herz iſt mir in die Hand gekommen.

Schriftſteller. Sie erſchrecken? Iſt denn ein brennnendes Herz ein ſo fürchterlicher Gegenſtand?

Amtſchreiber. Man ſagt: Das Herz läuft mit dem Verſtande davon. Ich hätte, aufrichtig zu ſagen, gern ein Paar Vorgänger gehabt. Kann ich mich nach Andern richten, ſo gelingt mir das Meiſte beſſer.

Schriftſteller. Sie müſſen nun mit Gewalt Original werden.

Amtſchreiber. Ich halte die Originalität für ein Unglück!

Luiſe. Nur Muth!

Schriftſteller. Ohne Muth gibt's keine Originalität.

Erneſtine. Geſchwinde!

Amtſchreiber. Nun — ich — ich — vergleiche das Gaſtmahl mit — mit — mit dem Leben.

Schriftſteller. Von dem man als geſättigter Gaſt behaglich aufſtehen ſoll? — Das Gleichniß kann nicht angenommen werden.

Amtmann. Es iſt wenigſtens zwey tauſend Jahre älter, als ich, und, wie ich glaube, von griechiſcher Abkunft.

Schriftſteller. Wir ſetzen, mein' ich, hier gleich feſt, daß jedes Gleichniß neu ſeyn muß. Wir würden deßhalb auch am beſten thun, es von der Gegenwart herzunehmen. Nun?

Amtſchreiber. Entſchuldigen Sie mich, daß ich das Gaſtmahl mit — nichts zu vergleichen weiß!

Schriftſteller. Bravo! Mit dem **Nichts**! Etwas Wirkliches mit dem Nichts vergleichen, — es kann im Reich der Gleichniſſe kein kühneres Wagſtück geben. Wie wollen Sie das durchführen?

Amtſchreiber. Du lieber Himmel! Ich hab' es ja nicht ſo gemeint. Sie geben meiner Rede einen ganz andern Sinn.

Schriftſteller. Sehen Sie! Wenn nur einmal ein Sinn da iſt, — wär's auch der ganz andere, — dann hat man ſchon gewonnenes Spiel.

Amtmann und **Paſtor.** Durchführen! Durchführen!

(Fortſetzung folgt.)

* * *

Fabeln in Geſprächen.

10. *) Der Apis-Dienſt.

Adolph.

Den Apis machten ſie zum Gott?
Den **Ochſen**? ... Pfui, da trieb man mit der Menſchheit Spott!
O ſchweig, das iſt nicht zu ertragen!

Lambert.

Warum denn nicht? Du biſt nicht klug!
Zum Götzen iſt das Dümmſte gut genug,
Sobald wir der Vernunft entſagen.

11. Die Hausmaus und die Kirchenratte.

Die Hausmaus.

Wie muß ich deinen Prachtſitz neiden,
Den du, mein Freund! zur Wohnung haſt,
Wo Gold und Marmor nur die Wände kleiden! ...
Iſt deine Kirche nicht ſo ſchön, als ein Pallaſt?

Die Kirchenratte.

Mein Wohnort grade bringt mir Jammer!
Was freſſ' ich von der Wand herab?
Der Hunger zehrt mich noch bey dieſer Pracht in's Grab.
O wär' ich nur in deiner Speiſekammer!

* * *

Wozu ein Ehrenamt? ... O nein!
Kein hoher Titel macht mich eitel!
Ein Ehrenamt trägt gar nichts ein;
Ja, leert oft noch ſogar den Beutel.

---

*) Die frühern ſtehn in Nr. 20 und 28 dieſer Zeitſchrift.

12. Die Strafe.

Jacob.
Das Volk dort ſammelt ſich in Haufen;
Denn ein Soldat muß Gaſſen laufen . . .
Hörſt du der Trommel Schall? Er wird bereits geplagt.
Georg.
Doch kennſt du wohl auch ſein Verbrechen?
Jacob.
O ja! Es heißt: er hat's gewagt,
Dem Hauptmann grad zu widerſprechen.
Georg.
Dann thut es mir um ihn nicht leid,
Weil ſonſt die Widerſetzlichkeit
Die Güte ſelber nicht mehr zügelt.
Dieß ſieht man beym Civil ſehr klar;
Denn da läuft Herr und Frau Gefahr,
Daß ſie das Dienſtvolk nächſtens prügelt.

13. Das Weib und die Schwalbe.

Das Weib.
Du hörſt, o Schwalbe! wie um Futter
So laut die armen Jungen ſchreyn,
Und ſtellſt dich doch ſo ſelten ein? . . .
Ach, du biſt keine gute Mutter!
Die Schwalbe.
Wohl eine Beßre, als du biſt.
Soll ich mit dem Beweis dir dienen? . . .
Nur was ſie brauchen, geb' ich ihnen,
Nie was zu viel, und . . . ſchädlich iſt.

14. Der Satyr.

Adolphine.
Welch ſonderbarer Kupferſtich!
Ein ſchlafend Mädchen liegt im Graſe,
Und ſeitwärts im Gebüſch zeigt ſich
Ein wilder Mann mit krummgebogner Naſe.
Sein Auge ſtier, von Scham beraubt,
Zwey krumme Hörner auf dem Haupt,
Den Leib behaart, und, um die Häßlichkeit zu ſchließen,
Begabt mit einem Schwanz und mit zween Ziegenfüßen.
Adolph.
Das iſt ein Satyr, der auf dieſe Nymphe lauſcht,
Und, von verbothner Frucht zu naſchen,
Begierig iſt, ſie zu erhaſchen,
Und drum ſo leiſe ſchleicht, damit der Buſch nicht rauſcht.
Adolphine.
Hab' ich doch nie in meinem Leben,
Hätt' je des Künſtlers Bild uns nicht bethört,
Von ſo Geſchöpfen je gehört!

Soll's wirklich derley Weſen geben:
Halb Menſch, halb Bock?

Adolph.

Dem Leib nach nicht? . . .
Doch nimmſt du nach dem Sinn, der aus der Fabel ſpricht,
Die Wahrheit bildlich: . . . dann wird aller Zweifel ſchwinden;
So wirſt du, und zwar Zug für Zug,
Dergleichen Menſchenböcke g'nug
Sogar in allen Ständen finden.

J. J. Scheiger.

Ueber vorhandene botaniſch-poetiſche Werke.

Von W. A. Gr—t.

(Fortſetzung von Nr. 34.)

Im Jahre 1611 gab der berühmte Geſchichtſchreiber, de Thou, 5 kleine Gedichte heraus, über den Kohl, den Majoran, die Nelke, Lilie und das Veilchen. Er behandelt ſie mythologiſch, und beſchreibt ihre Eigenſchaften. Es gibt darin Fehler gegen den guten Geſchmack, aber die Verſe ſind harmoniſch. Z. B. die ſchöne Stelle, wo, nachdem er erzählt hat, wie die Erde das Veilchen erzeugte, er hinzufügt, daß dieſe Blume dem Vulcan diente, um die Verachtung ſeiner Gemahlinn zu bezwingen. Hier folgt die Stelle:

»O göttliche Cytherea, Gegenſtand der zärtlichſten Liebe, warum verſagſt du mir die ſüßen Worte, die mich nach ſo ſchweren Arbeiten erheitern würden; warum verſtoßen mich deine ſchönen Arme, wenn ich einen Kuß auf deinen Roſenlippen pflücken will? Ach, vielleicht mißfällt der Geruch der Speiſen, welche die Kräfte der arbeitſamen Cyclopen erhalten, der Göttinn, die ſich mit Ambroſia nährt. Er ſucht Veilchen auf, krönt ſich damit die Stirne, und ſtreut ſie in dem Gemache und Bette ſeiner Gemahlinn umher. Durch die herrlichen Düfte der Blumen erfreut, lächelt ſanft die Göttinn; ſie öffnet ihre ſchönen Arme, neigt ihren himmliſchen Mund auf den ihres Gemahls, und berauſcht ſich mit ſeinen Feuerküſſen.« —

Der Dichter, der nach Darwin die Pflanzen mit dem größten Erfolg beſungen hat, iſt der Engländer Cowley. Sein Gedicht enthält mehrere ſehr ſchöne Stellen, unter andern die über das Meliſſenkraut, welche ich mich nicht enthalten kann, ganz anzuführen: »Flieht, ihr Sorgen, die ihr meine Einſamkeit ſtört, flieht: die liebliche Meliſſa beſucht ihren Dichter, ſie naht zufrieden, und krönt mein Haupt mit ihren balſamiſchen Zweigen. Beſinge mich, ſagt ſie, ich werde dein Lohn ſeyn. Göttliche Pflanze, ich erkenne deinen belebenden Hauch, er verbreitet in meinem Herzen Freude und Ruhe. Bey deiner Annäherung verſchwinden die Wolken, die meinen Geiſt verdunkelten. Eine freudige Empfindung belebt mein Herz wieder, und alle Gegenſtände, welche ſich meiner Einbildungskraft zeigen, färben ſich mit lieblichen Schattirungen. Wenn **Bacchus**, unſern Buſen durch ſeine Lebensgluth erwärmend, die Vergeſſenheit unſerer Leiden, und die lächelnde Hoffnung herbeyführt, iſt die Quelle ſeiner Wohlthaten nie rein, und der Feind, den er verjagt, kömmt bald mit neuer Wuth zurück. Aber du, du gibſt uns eine Wolluſt ohne Miſchung, eine ſanfte Wolluſt, der die Reue nie folgt. Du ahmſt der Biene nicht nach, deren Freude du ausmachſt; indem wir den Honig ſammeln, den du uns reicheſt, haben wir keinen Stachel zu befürchten. — Die Krankheiten ſind vergänglich, und laſſen oft lange ruhige Zwiſchenräume; aber die Sorgen verfolgen den Menſchen zu jeder Zeit, an jedem Ort. Sie nähren jenen mit Bitterkeit, deſſen Kräfte die Geſundheit erhält; jenen, welchen das Glück mit Gaben überhäuft, mit Blumen krönt. — Göttliche **Meliſſa**! während du die finſtere Melancholie verſcheuchſt, während du Freude in die Seele gießeſt, welche die Traurigkeit niederdrückt, bietheſt du uns nöthige Hülfe in jedem Augenblicke, und über die ganze Dauer des Lebens iſt es, über welche ſich dein göttlicher Einfluß verbreitet.«

Um dieſe Zeit, nämlich in den letzten Jahren der Regierung des Königs **Heinrich** IV., und unter der Minderjährigkeit **Ludwigs** XIII. verfertigte ein franzöſiſcher Apotheker, **Paul Contant** zwey Gedichte, das Eine jardin et cabinet poëtique, und das Andere second Eden genannt. Dieſe Gedichte haben viel Lebhaftigkeit und Reichthum, obwohl der Verfaſſer weder von den lächerlichen Mährchen, womit die Naturgeſchichte damals angefüllt war, noch von der Mythologie Gebrauch machte. Der Versbau dieſes Gedichts hat leider viele Härten, und der Rhythmus iſt ſehr vernachläſſigt; indeſſen iſt die Sprache an manchen Stellen harmoniſch und bilderreich.

(Fortſetzung folgt.)

* * *

Auflöſung der Charade in Nr. 34: **Tagbuch**.

* * *

Novelliſtik.

(Hierzu Göthe's Bildniß.)

Die Gebrüder Henſchel, Lithographen in Berlin, haben eine Subſcription eröffnet auf: Göthe's Leben, in lithographiſcher Manier dargeſtellt. Dieſe Scenen ſind nach des Dichters Selbſtbiographie (aus meinem Leben) entworfen. Die erſten zwey Lieferungen, zu dem erſten Band gehörig, werden folgende 8 Momente enthalten: 1. Blatt, mit der Unterſchrift: Kindiſche Eulenſpiegeleien. S. 6. — 2. Bl. Poetiſch-kindliches Prieſterthum. S. 86. — 3. Bl. Kindermährchen S. 105. — 4. Bl. Der ergrimmte Stoiker. S. 142. — 5. Bl. Unglück durch Hexameter. S. 177. — 6. Bl. Eigenſinn im Gehorſam. S. 202. — 7. Bl. Scepticismus des Schülers. S. 298. — 8. Bl. Trauliche Abendunterhaltung. S. 416. — Die Abbildungen ſind colorirt; jede Lieferung (von 4 Blättern) koſtet im Subſcriptions-Preis 2 fl. 15 kr. Conv. M. (Hier kann man auch bey dem Verleger dieſer Zeitſchrift ſubſcribiren.) Die Unternehmung geſchieht mit Göthe's Vorwiſſen. Die erſtern Zeichnungen waren ihm bey Gelegenheit ſeines 70. Geburtstages vorgelegt worden. Dedicirt iſt das Werk dem Könige von Preußen. Die uns eingeſendete Probe berechtigt zu den ſchönſten Erwartungen. Termin iſt aber keiner beſtimmt. Bey dieſem ſo geeigneten Anlaß legen wir dieſer Nummer unſern Leſern einen Kupferſtich von Göthe's, des Jubelgreiſes, jüngſt entworfenem Bildniß bey.

Das Morgenblatt, vom 19. Oct. an, enthält die achte Lieferung der Bemerkungen über England, aus dem Tagebuche der Reiſe Ihrer kaiſerl. Hoheiten, der Erzherzoge Johann und Ludwig von Oeſterreich. Wir dürfen überzeugt ſeyn, unſern Leſern einen hohen Genuß zu verſchaffen, wenn wir aus den Beobachtungen der hohen Reiſenden Nachſtehendes ausheben: Unſer Beſuch (der Werkſtätten der Herrn Herrn Boulton und Watt in Soho und deſſen Nähe) ward um 10 Uhr Morgens mit der Fabrication der ſilberplattirten Waaren angefangen; die Arbeit iſt ſo vorzüglich ſchön, daß es ſchwer hält, die Waare von der maſſiv ſilbernen zu unterſcheiden. Das Verhältniß des Silbers zum Kupfer iſt ein Fünftheil. Die Silberplatte wird auf die Kupferplatte gelegt, und beyde werden auf der Seite, wo ſie ſich berühren, polirt. Der Borax ſichert die Oberflächen gegen die Einwirkung der Luft. In dem Ausſtellungs-Magazin findet ſich jede Art plattirter Waaren vorräthig, und ich fand darin Dauerhaftigkeit und Geſchmack, zwey Eigenſchaften, die in den brittiſchen Fabriken nicht immer beyſammen angetroffen werden, vollkommen vereinbart. Die polirten Theile ſind plattirt, und die zur Decoration dienenden matten, das Blätterwerk u. ſ. w. werden aus reinem Silber verfertigt. --- Man wieß uns ſehr große Leuchter, die für den Kaiſer von Hayti beſtimmt, und worauf ſeine Wappen eingegraben ſind. Es werden hier Knöpfe aller Art verfertigt; wir ſahen hier eine Muſterſammlung aller ſeit 1761 bis auf jetzt fabricirten, die als ein Beytrag zur Geſchichte des Geſchmacks und der Kleidermoden gelten kann. Die ſtählernen ſind die theuerſten, zumal die brillantirten und durchbrochenen, unter denen es ſolche gibt, von denen das Stück drey Guineen koſtet. Die ganz einfachen ſind hingegen ſehr wohlfeil, 12 Dutzend koſten 8 Schillinge; die meiſten dieſer

Art gehen nach den vereinten Staaten. --- Unſern davon ſteht die von Boulton errichtete Münzſtätte; ſie arbeitet ununterbrochen, indem ſie beſtändig mit Aufträgen für auswärtige Mächte, fur America, Indien u. ſ. w verſehen iſt. Für die oſtindiſche Geſellſchaft wird hier die Münze geſchlagen, welche Cash heißt, wovon 60 Stück in einer Minute verfertigt werden. Die Maſchinen und das angewandte Verfahren ſchienen mir großentheils mit denen in Paris und Wien üblichen übereinzuſtimmen. In der neben der Münzſtätte vorhandenen Sammlung von Medaillen und Münzen, kam mir eine gewiſſe rund hohle (concave) Münze am merkwürdigſten vor. --- In der großen Gießerey ſahen wir mehrere beſtellte Dampfmaſchinen. Hr. Watt zeigte uns eine von 22 Pferdeſtärken, die er unter die beſten von ihm fabricirten reihet. Sie iſt in einem ſchönen Zimmer aufgeſtellt. Um die Hitze im Cylinder deſto beſſer zu bewahren, iſt derſelbe mit Kupferplatten umgeben, und der Zwiſchenraum mit Kohlenpulver, als einem ſchlechten Wärmeleiter, ausgefüllt --- Zwiſchen den Dampfmaſchinen und den Werkſtätten ſind unterirdiſche Verbindungen angebracht. Sie haben einen gemeinſamen Keſſel und Condenſator. Weil die Werkſtätten niedriger ſtehen, als der Ladungsplatz, ſo hat Watt eine eiſerne Säule angebracht, die durch wechſelnde Bewegung in die erſtern herabſteigt, und worauf dasjenige gelegt wird, was in die Höhe gehoben werden ſoll, durch die Elaſticität der heißen Dämpfe wird die Säule und was ſie trägt ſo hoch gehoben, als man will, und ſobald man den Dämpfen Ausgang verſchafft, ſinkt die Säule wieder herunter. --- Alle Werkſtätten werden mit Gas beleuchtet; ich fand hier das Gaslicht nicht völlig geruchlos, was vielleicht eine Folge der angewandten Steinkohlenart iſt; bey Lee in Mancheſter war durchaus kein Geruch wahrzunehmen, vermuthlich weil man dort kennel coals zur Gasentwicklung gebraucht, und daſſelbe auch ſorgfältig mit Kalkwaſſer wäſcht. --- Ich konnte mir kein Preis-Verzeichniß der Dampfmaſchinen verſchaffen; man ſagte mir aber, diejenigen von 6 Pferdeſtärken koſten 600 Pf. Sterl., und der Preis vermehre ſich ungefähr um 100 Pf. für jede hinzukommende Pferdeſtärke. Wir können übrigens nicht genug die Gefälligkeit und Offenheit rühmen, mit der die Herren Watt, Boulton und Walter uns behandelten, und einen ganzen Tag verwandten, um uns mit allem Detail ihrer Einrichtungen bekannt zu machen. --- Die Fabrik des Hrn. Thomaſſon, welche wir am 7. beſuchten, liefert alles, was man gewohnlich Birmingham-Waare (marchandises de Birmingham) zu nennen gewohnt iſt. Der Ausſtellungs-Saal enthält Muſter dieſer Fabrikate, und der Eigenthümer ſelbſt zeigte ſie uns alle. Der Stahl wird hier mit Silber plattirt; es iſt dieß eine Erfindung, für die Hr. Thomaſſon ein Patent erhalten hat. Das Schönſte, was wir davon ſahen, iſt eine Vaſe von außerordentlicher Größe, woran eben gearbeitet ward; ſie iſt aus Gußeiſen nach dem Modell eines antiken, im Herkulanum gefundenen, ungemein ſchönen Gefäßes verfertigt, und hat 22 Fuß Höhe. Die Ornamente ſind aus Bronze, und das Hauptgefäß ſoll emaillirt werden, um das Ausſehen des Malachit zu erhalten. Man will zu dieſem Behuf über der Vaſe einen Ofen errichten, der das Kupferoxyd, womit ſie überzogen wird, ſchmelzen und brennen ſoll; nachher wird das Gefäß polirt. --- Die großen japaniſchen Gefäße von Eiſenblech werden hier ſehr gut nachgeahmt; die Mahlereyen werden gleichzeitig mit dem Brand der Gefäße emaillirt. --- Man polirt und faßt Edelſteine aller Art, ſowohl ächte als künſtliche. Die letztern, aus Glas bereitet ſind ungemein ſchön, und den ächten, in Farbe ſowohl als in Glanz, ſehr ähnlich. Eine Menge anderer Waaren, die in dieſer ausgedehnten Anſtalt verfertigt werden, übergehen wir mit Stillſchweigen. --- Am 8. Jänner beſuchten wir den Hrn. Raphael Egginton, den berühmteſten Glasmahler in England. Er hat mehrere ſehr ſchöne Gemählde in Schlöſſer und Kirchen geliefert. Er braucht für ſeine Arbeiten weißes Glas, welches durch Oxyde, die er mit dem Glas brennen läßt, gefärbt wird; er gibt hierauf dem Glas einen matten Grund, und polirt, was heller ſeyn muß. Wir ſahen ein ſchönes Gemählde, das die Apoſtel vorſtellt, und das für eine Kirche nach Mailand beſtimmt war. --- In der Gegend von Dudley ſahen wir eine große Steinkohlenmine, die verlaſſen ſteht, und ſeit länger als vierzig Jahren in unterirdiſchem Brande ſich verzehrt; mehrere Morgen Landes ſind bereits ausgebrannt. Der Boden enthält reiche Thonerde, und nahe an der Oberfläche Schwefel; dieſe Oberfläche iſt röthlich gefärbt, der Rauch verflüchtigt ſich durch Spalten, und wenn ein Theil ausgebrannt iſt, ſo ſinkt er ein. Das Waſſer, welches durch die Spalten eindringt, trägt ſeinerſeits auch dazu bey, die Zerſetzung zu vollenden. Wir kamen bey den großen Fabrikgebäuden Wilkinſons in Bradley, deren Eigenthümer jetzt Hr. Teraday iſt, vorbey. Sie gewähren einen traurigen Anblick. Die vormals ſo berühmten Anſtalten wurden nach dem Tode des kunſtfleißigen Wilkinſon eine Zeitlang durch ſeine Erben fortgeſetzt. Nun haben aber alle Arbeiten aufgehört, außer im Steinkohlenwerk. Fünf und zwanzig Öfen, zahlreiche Raffinerien, die ſchönſten Dampfmaſchinen, das alles iſt jetzt unthätig geworden, und geräth in Zerfall; der lezte Brand war in der Woche vor unſerer Ankunft gelöſcht worden. Es bedürfte eines Capitals von 100,000 Pf. Sterl., um die Einrichtungen in neue Thätigkeit zu bringen. Wir beſahen auf dieſer Straße auch die Schmelzofen der HH. William Johnſon und Comp., die in voller Arbeit ſtehen. --- Der Abgang der Ausgrabungen und die Schlacken der Schmelzwerke erheben ſich von allen Seiten her, zu ſchwarzen und dürren Hügeln. Zwey Canäle durchziehen den Bezirk ſeiner ganzen Länge nach von Süden gegen Norden. Ihre zahlreichen Verzweigungen einer-, und die Straßen mit Eiſenbahnen anderſeits, erleichtern den Transport aller rohen ſowohl als fabrizirten Stoffe. Die ganze Gegend ſieht wie entzündet aus, und iſt mit einem dichten Rauche bedeckt, welcher Alles durchdringt, und dem Ganzen ein höchſt ſonderbares Ausſehen ertheilt ꝛc. ꝛc.

Die Wunderfrau, die zu Itzehoe, wo faſt alle Aerzte durch ſie in Ruheſtand verſetzt worden waren, auf deren Betrieb erſt feſtgenommen und dann Landes verwieſen wurde, hat nun ihren Sitz auf Hamburger Grund und Boden zu Barmbeck, einem kleinen eine Stunde von Hamburg gelegenen Dorfe aufgeſchlagen. Seit dem Augenblicke gleicht jenes ſonſt nur ſtille Dörfchen einem überfüllten Badeort; ſo ſtark iſt der Zuſpruch derer, die Glauben haben, und denen zu wünſchen wäre, daß ihnen dieſer, und die alte Frau helfen mögen.

In Livorno gibt es gegenwärtig mehr als eine Buchdruckerey, die ausſchließlich mit Herausgabe von Bibeln und Gebetbüchern zum Gebrauche der Juden beſchäftigt iſt. Der Handel mit ſolchen Büchern iſt im ganzen Oriente ſehr beträchtlich. Bey denjenigen, welche für die Juden in der europäiſchen Türkey beſtimmt ſind, iſt gewöhnlich eine Ueberſetzung in Jüdiſch-Spaniſcher, unter dem Namen Ratina bekannter, Sprache beygefügt: Was hingegen nach Arabien und nach der Barbarey geht, iſt mit einer chaldäiſchen Ueberſetzung begleitet. Alle dieſe Bücher ſind ſehr gut gedruckt. Man hat berechnet, daß dieſer Handelszweig jährlich eine Summe von vier bis fünf Millionen Francs in Umlauf bringe.

So eben ſind erſchienen: J. v. Kurländers Luſtſpiele, oder dramatiſcher Almanach für das Jahr 1820, mit 6 illum. Kupfern, kl. 8. (1 Thlr. 12 gr.) Die (Baumgärtner'ſche) Verlagshandlung in Leipzig äußert dabey: »Hr. v. Kurländer, der ſchon 9 Jahrgänge lieferte, ließ ſeinen Almanach ſonſt in Wien drucken und erſcheinen. Die Verlagshandlung machte ihn wenig bekannt*), und man ſah nur ſeinen Namen auf den Schauſpielzetteln. Er iſt jetzt, nach Kotzebue's Tode, der einzige Dichter, der uns Luſtſpiele liefert, und ſein Verdienſt um die Dichtkunſt in dieſem Fach iſt jedem Schauſpiel-Director rühmlichſt bekannt; denn ſeine Stücke füllen immer die Schauſpielhäuſer mit Zuſchauern.«

Der italieniſche Baumeiſter Leonelli, vormals in Dienſten des Großherzogs von Baden, befindet ſich ſeit einiger Zeit in Wien. Eben iſt hier von ihm ein kleines Werkchen in franzöſiſcher Sprache: Examen de la loi de la chute des graves erſchienen. Es enthält äußerſt viel Merkwürdiges für diejenigen, die ſich mit den mathematiſch-phyſiſchen Wiſſenſchaften abgeben. Wir begnügen uns, anzuzeigen, daß der Verf. manche Verbeſſerungen vorſchlägt, deren Prüfung für Mathematiker und Phyſiker nicht unbelohnend ſeyn wird.

W. A. Gr — t.

---

*) Das wollen wir eben nicht mit unterſchreiben, aber Vorwürfe dieſer Art machen uns die norddeutſchen Buchhändler nur ſelten mit Ungrund. In der Energie der Bekanntmachung und Verbreitung der Novitäten laſſen jene die unſrigen offenbar weit, ſehr weit zurück; und wenn unſer Buchhandel nicht ſo gedeiht, wie er gedeihen könnte und ſollte; wenn er, Trotz der vielen gehaltvollen vaterländiſchen Original-Werke, ſich in einem immerwährenden Paſſivverhältniß keuchend herum ſchleppt, und die ſilbernen Thaler alſo unaufhörlich hinaus rollen: ſo iſt das Alles jenem Umſtand wohl weſentlich zuzuſchreiben. Man erſchöpft ſich in Klagen über die Scheelſucht, mit der auswärtige Buchhändler den öſterreichiſchen Verlag behandeln, ohne zu bedenken, daß daran nichts liegt, wenn ihr Publicum den Artikel nur kauft. Dieſes beliebte Gekauftwerden hängt aber von der Bekanntmachung ab, denn von dem Publicum wird die Publicität bedungen. Es iſt wahrlich nicht erhebend, zu ſehen, daß unſer Buchhandel, wenn er auch noch nicht ſollte anfangen können, activ zu werden, doch noch immer nicht aufhören will, paſſiv zu ſeyn ꝛc. Talentvollen Schriftſtellern, wie Hrn. v. Kurländer, denen wie allen Andern an möglichſter Verbreitung liegt, kann es nicht verübelt werden, wenn ſie ſich mit ihren Manuſcripten an auswärtige Verleger wenden. Bey der jetzt ſo ausgebreiteten vaterländiſchen Journaliſtik iſt die Indolenz mancher inländiſchen doppelt auffallend; wenn ſich die Redacteurs nicht bloß um dieſes oder jenes neue Werk bekümmern, ſo kommt es ihnen, bey aller Aufforderung und Uneigennützigkeit, ſo leicht nicht zu ꝛc. Gſr.

(Alleiniger) Redacteur dieſer Zeitſchrift: Franz Gräffer; Verleger: J. B. Wallishauſſer.

Converſationsblatt.

37.

Freytag, den 5. November 1819.

Vom ewigen Juden.

Unter der Literatur der Volksſage vom ewigen Juden mag des Mathäus Paris Historia Anglicana einer beſondern Erwähnung werth ſeyn. Dieſes Buch, ſonſt von wenig bibliographiſchem Belang, enthält Seite 339, 340 und 827 mehrere ſehr characteriſtiſche Stellen. Herr F. L. F. von Dobeneck hat von ihnen im zweyten Theile ſeines Werks: Des deutſchen Mittelalters Volksglauben und Heroenſagen (Berlin 1815) Seite 121 eine Ueberſetzung mitgetheilt. Sie lauten wie folgt:

»Ein armeniſcher Erzbiſchof, nach England kommend, ward gefragt über Joſeph den Mann, von dem ſo viel Redens iſt unter den Leuten, der, als der Heiland gelitten, da geweſen iſt und ihn geſprochen hat, und noch lebt zum Beweiſe des Chriſtlichen Glaubens. Auf die Frage: ob er ihn zuweilen geſehen, oder von ihm etwas gehört habe? antwortete der Erzbiſchof, die Thatſache der

Länge nach vertragend; worauf ein Kriegsmann aus Antiochia, zu des Erzbiſchofs Dienerſchaft gehörig, der ſein Dollmetſcher war, dieß in galliſcher Mundart alſo ſprach: Wohl kennt mein Herr jenen Mann, und kurz vorher, als er die Reiſe antrat nach dem Abendland, aß derſelbe Joſeph in Armenien am Tiſche meines Herrn Erzbiſchofs, welchen er vielmals geſehen und ſprechen hören. Und darauf gefragt von den Dingen, welche zwiſchen unſerm Herrn Jeſus Chriſtus und ihm vorgefallen, hat er geantwortet: Zur Zeit des Leidens Chriſti, als er, von den Juden gefangen, in des Landpflegers Wohnung vor den Pilatus geführt wurde, daß er von ihm gerichtet werde, und ihn die Juden beharrlich anklagten, Pilatus aber keinen Grund, ihn am Leben zu ſtrafen, an ihm fand, ſprach dieſer zu ihnen: nehmt ihr ihn, und richtet ihn nach eurem Geſetz; aber da das Geſchrey der Juden zunahm, ließ er ihnen den Barrabas frey nach ihrem Verlangen, und übergab ihnen Jeſum, damit er gekreuziget würde. — Da nun die Juden aus dem Pallaſte herauskamen, hat deſſen und des Pilatus Thürhüther, Cartaphilus, ihn mit der Fauſt verächtlich auf den Rücken geſtoßen, und ihm verſpottend geſagt: Geh ſchneller, Jeſus, gehe, was verweilſt du? Und Jeſus, mit ſtrengem Blick und Auge auf ihn rückſchauend, ſagte: Ich gehe, und du wirſt warten, bis ich kommen werde. Nach dem Worte des Herrn wartet noch jener Cartaphilus, lebt in Thränen und der Furcht des Herrn, immer ſich fürchtend vor der Ankunft des, die Welt in Feuer richten werdenden Jeſus Chriſtus, und ſich ängſtend, ob er nicht bey dem jüngſten Gericht den noch erzürnt finde, den er zur Kreuzigung gehend, zu gerechter Rache aufforderte. Aus entfernten Weltgegenden kommen Viele zu ihm, und ergetzen ſich an ſeinem Anblick und Geſpräch, welchen er, wenn es zuverläſſige Menſchen ſind, über die gefragten Dinge in der Kürze Aufſchluß gibt. Alle ihm dargebothenen Geſchenke verſchmäht er, mit mäßiger Koſt und Kleidung zufrieden. Er ſetzt immer darauf die Hoffnung ſeines Heils, daß er unwiſſend ſündigte, und daß doch der Herr ſprach und bethete: Vater, vergib ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun.«

Vergleicht man dieſe Angaben mit denen in dem bekannten Volksbuch des Duduläus: Der ewige Jude (Reval 1634), ſo zeigt ſich nur in dem Namen und Gewerbe des verblendeten Frevlers, und in den Worten Chriſti an ihn, ein Unterſchied. In Duduläus iſt ſein Name: Ahasverus, ſein Gewerbe das eines Schuſters, und

Chriſti Aeuſſerung: Ich will allhier ſtehen und ruhen; du aber ſollſt gehen bis an den jüngſten Tag. — Die andern Daten ſtimmen alle überein.

Herr v. Dobeneck ſagt bey der Anführung obiger Stellen, er könne für das 14. und 15. Jahrhundert nicht beweiſen, daß ſeit jener Zeit die wirkliche Exiſtenz des ewigen Juden ſtets beglaubigt worden ſey. »Aber, ſetzt er hinzu, wahrſcheinlich iſt es, und Duduläus ꝛc. in dem vorgedruckten gewiſſen Bericht von einem Juden, gebürtig von Jeruſalem, Ahasverus genannt, welcher die Kreuzigung unſers Heilandes geſehen, und noch am Leben iſt, zeigt deutlich, daß ſchon lange vorher dieſer Glaube in vollem Gang war, und daß Paulus von Eitzen, Biſchof von Schleswig, in ſeiner Jugend ihn im Winter 1547 als andächtigen Zuhörer in der Kirche geſehen, und viele Herren ihn in vielen Ländern Europens geſehen, ſelbſt in Perſien, und immer einen fünfzigjährigen Mann Jahrhunderte hindurch. Er gemahnt an den Armenier in Schillers Geiſterſeher.« (Mit dieſer letztern Anwendung wird nicht Jedermann einverſtanden ſeyn.)

Die Volksſage vom ewigen Juden hat man unlängſt in einem periodiſchen Blatt ſehr angenehm und ſinnreich erzählt, und dabey zugleich die Literatur derſelben angegeben. Unter den angeführten Schriften iſt aber ein Hauptwerk, in welchem jene Sage critiſch behandelt, und manche Quelle nachgewieſen wird, nicht genannt. Wir haben ſolches in unſerer Zeitſchrift I. Band, Seite 267 angemerkt. Dieſes Werk, im Jahr 1756 zu Helmſtädt in 8. als zweyte verbeſſerte und vermehrte Auflage erſchienen, hat folgenden Titel: Commentatio historica de Judaeo immortali, in qua haec fabula examinatur et confutatur, auctore Carolo Antonio, Philos. P. P. Ord. in Acad. Julia Carol.

Uebrigens kann es befremden, daß der ewige Jude dramatiſch noch nicht gehörig vorgenommen werden iſt, da er für die vielbeliebte myſtiſche Form doch ein ſo wunderherrlicher Stoff wäre.

Franz Gräffer.

Die Indigeſtionen; ein Geſpräch an der Table d'hote.

Von Chriſt. Kuffner.

(Fortſetzung von Nr. 36.)

Luiſe (heimlich.) Der arme Menſch dauert mich!

Erneſtine (eben ſo.) Er iſt in peinlicher Verlegenheit.

Amalie (zum Schriftſteller.) Helfen Sie ihm doch!

Schriftſteller (zum Amtſchreiber.) Erlauben Sie uns zu fragen?

Amtſchreiber Ich erlaube Ihnen Alles, wenn ich nur aus dem Labyrinth wieder heraus komme!

Schriftſteller. Die vorzüglichſte Eigenſchaft des Nichts iſt, wie ich glaube, die, daß es gar keine Eigenſchaften hat; iſt's nicht ſo?

Amtſchreiber. Das Gaſtmahl aber hat ja im Gegentheil ſehr viele Eigenſchaften; es kann alſo mit dem, was keine Eigenſchaften hat, unmöglich verglichen werden.

Schriftſteller. So wäre alſo ein Gaſtmahl gerade das Entgegengeſetzte von dem Nichts?

Amtſchreiber. Ja gewiß!

Schriftſteller. Nun frägt ſich: laſſen ſich entgegengeſetzte Dinge nicht mit einander vergleichen?

Paſtor. Warum nicht! Nur müſſen beyde Gegenſtände Realitäten ſeyn.

Schriftſteller. Wenn auch das Nichts keine Realität iſt, ſo hat es doch dafür eine ſolche Allgemeinheit, daß es ſich nicht nur mit einem Gaſtmahl, ſondern ſogar mit allem Möglichen vergleichen läßt.

Paſtor. Was ſich aber mit Allem vergleichen läßt, kann eben ſchon deßhalb keinem beſondern Gegenſtande vergleichungsweiſe angepaßt werden.

Schriftſteller. Im Gegentheil, es muß gerade mit jedem Gegenſtande wenigſtens in einem oder dem andern Puncte zuſammentreffen. Und ſo hat das Nichts, trotz ſeiner negativen Exiſtenz, in alle Realitäten der Welt einen ſo wichtigen Einfluß, daß es im ganzen geſellſchaftlichen Leben vorherrſcht, und die glänzendſten Dinge, beym Lichte beſehen, ein wahres Nichts ſind. Womit unterhalten ſich ſo manche Damen und Herren der großen Welt ſtundenlang? Mit Nichts! Worüber ſpricht mancher Gelehrte, mancher Petitmaitre viel und weitläuftig? Ueber ein Nichts! Was iſt der größte Theil unſerer Wünſche und Hoffnungen, der Plane des Ehrgeizes und der Ruhmſucht? Ein glänzendes Nichts! Worüber zanken und befeinden ſich die Menſchen ſo oft? Ueber Nichts und wieder Nichts! Was ſteht in manchem ſchöngebundenen Buche? Nichts! Womit beſchäftigen ſich ſo viele Menſchen? Mit Nichts! Worüber ängſtigen ſich ſo viele? Ueber Nichts! Was glaubt der Atheiſt? Nichts! Hat nicht Mancher ſein ſchönes Vermögen in Nichts verwandelt? — Soll ich noch weiter fortfahren?

Amtmann. Um der Tirade die Schlußkrone aufzuſetzen.

Schriftſteller. Alſo: Was iſt das Gaſtmahl? Ohne Geiſtesmitwirkung nur die Befriedigung eines thieriſchen Bedürfniſſes, folglich etwas Nichtiges, folglich ein Nichts! Soll es Etwas werden, ſo kann dieß nur durch die gute Laune der Gäſte, durch den Lebensgeiſt der Sprechenden, und durch ihre Gemüthlichkeit geſchehen. Wer ein Gaſtmahl ohne dieſe Eigenſchaften für etwas Reelles anſehen könnte, dieſen armen, im Thierreich conſcribirten Menſchen müßte ich bedauern, den bleiernen Materialiſten verachten, der zwar viel, aber nie ſich ſelbſt genießt, und genießend am ungenießbarſten iſt. Wer ſich zu Tiſche ſetzt, nur um zu eſſen, der iſt die Realität des Nichts. Das Gaſtmahl ſoll kein Nahrungs-Inſtitut, kein temporelles Verpflegsmagazin ſeyn, ſondern ein echtes heiteres Lebensfeſt, an dem der Menſch als wahrhaft menſchliches, das iſt, als geiſtig-ſinnliches Weſen Theil nimmt. Das Eſſen, als Erhaltungsmittel iſt allerdings weder an Ort und Stunde, noch weniger an Theilnehmer gebunden. Die Thiere eſſen einſam, weil ſie eſſend nichts Anderes wollen, als eſſen. Auch bekommt es ihnen ſo recht wohl. Der Menſch aber verdaut nochmal ſo gut, zieht aus ſeiner Nahrung nochmal ſo gute Säfte, wenn Heiterkeit und ſcherzendes Gedankenſpiel das, was er genießt, gleichſam ſublimiren und deſtilliren. Ein großer Theil der materiellen, mit Gerichten überladenen Gaſtmähler ſind alſo eigentlich ſo viel — als Nichts!

Paſtor. Und Sie ſelbſt — ein Sophiſt, den man gerne reden hört, auch dann, wenn man ihm nicht beyſtimmen kann.

Amtmann. Sein Zweck war edel; er hatte die Rettung eines Bedrängten zur Abſicht.

Luiſe. Und wußte damit die Unterhaltung der Geſellſchaft trefflich zu verbinden.

Amtſchreiber. Ich fühle mich durch Ihr Nichts aus dem Abgrunde der Vernichtung gehoben.

Amtmann. Nun, wenn's gefällig iſt, weiter in den Vergleichungen!

Schriftſteller. Den Damen gebührt der Vorzug in der Auswahl der Vergleichungsgegenſtände. Schöne Nachbarinn! wollen Sie den Anfang machen?

Luiſe. Weil das Eſſen die unerläßlichſte Bedingung des Lebens iſt, ſo will ich das Gaſtmahl geradezu mit dem Leben ſelbſt vergleichen. In beyden findet man einen immerwährenden Wechſel von Süßem und Saurem, Weichem und Hartem. Das Salz macht uns die Speiſen erſt ſchmackhaft, und iſt der Witz, der uns das Leben erheitert, ſo wie die Gewürze die Stelle der Leidenſchaften und Affecte vertreten. Wer vom Leben und vom Gaſtmahl zu viel genießt, verdirbt ſich die Fortdauer des Genuſſes ſelbſt. Manche Speiſen ſind mehr für den Anblick, als für den Gaumen, gleich gewiſſen Menſchen, die nur brilliren, und mehr *ſcheinen* als *ſeyn* wollen. Andere Speiſen geben mehr Gaumenkitzel als geſunde und kräftige Nahrung, gleich jenen Menſchen, die zwar gute Geſellſchafter, aber unzuverläſſige Freunde ſind. Noch andere ſind zwar ſehr nahrhaft, fordern aber eine ſehr gute Verdauungskraft, gleich jenen Menſchen, die zwar viel innern Werth beſitzen, aber wegen ihrer geraden und kräftigen Natur den moraliſchen Schwächlingen unerträglich ſcheinen. Manche Speiſen darf man im Magen eben ſo wenig zuſammen kommen laſſen, als gewiſſe Menſchen in der nämlichen Geſellſchaft. Und dürfte man nicht auch die Männer mit den Hauptſpeiſen, die Frauen und Mädchen mit dem Deſert vergleichen? Wer ſich zum Genuſſe eines großen Gaſtmahls erſt durch magenſtärkende Mittel vorbereiten muß, der thut beſſer, es gar zu meiden; und wer, um lebendig ins Leben einzugreifen, ſich dazu reizen oder zwingen muß, der wird in der Einſamkeit mehr Befriedigung und Genuß finden, als in der Geſellſchaft. Wer nur ißt, um zu leben, der lebt immer etwas kümmerlich und körperlich- oder geiſtig-kränklich; wer aber lebt, um zu eſſen, der verſchlingt ſein eigenes, beſſeres Selbſt, wie weiland *Saturn* ſeine eigenen Kinder. Weil aber der Lebende nicht nur hören, ſondern auch gerne ſelbſt reden mag, ſo will ich dieſes Lebensrecht keinem Andern länger hemmen, ſondern verſtummen, um zu hören. (*Schluß folgt.*)

* * *

Novelliſtik.

Durch ein königliches Decret, welches der hohe Rath von Caſtilien am 10. Sept. enregiſtrirt hat, wird eine Schule des wechſelſeitigen Unterrichts, nach der Lancaſter'ſchen Methode, in Madrid geſtiftet, und überhaupt dieſe Unterrichtsmethode in ganz Spanien einzuführen erlaubt, unter den Bedingungen jedoch, daß in jeder Gemeine nur eine Schule dieſer Art beſtehen, und ſich im Unterrichte nach der in der Central-Schule in Madrid eingeführten Methode gerichtet werden ſoll. Uebrigens iſt allen Behörden, die ſonſt über das Erziehungsweſen die Aufſicht führen, anbefohlen, ſich nicht im mindeſten in den Lancaſter'ſchen Unterricht einzumiſchen. Der König hat Don Juan Kearney mit einem Gehalte von 16,000 Realen zum Director der Lancaſter'ſchen Schule in Madrid ernannt. F. B.

Zur klarern Beleuchtung des in Nr. 26 (dieſes 2. Bandes) enthaltenen Aufſatzes »über die Schnelligkeit des Lichtſtrahles,« können vielleicht nachſtehende Erörterungen dienen: Um annehmen zu können, daß der Fall des Lichtſtrahls im gleichen Verhältniſſe mit der Zunahme der Flüchtigkeit des Mittels verzögert werde, müßte man erſt die Verzögerung oder Beſchleunigung des Falls eines und desſelben Körpers durch verſchiedene Mittel von Alcohol anzufangen bis zum Queckſilber — mit obiger Vorausſetzung — übereinſtimmend gefunden haben; ſodann ließe ſich mit Beſtimmtheit erwarten, und gewiſſermaßen wie Newton, der die Abplattung der Erde unter den Polen vor ihrer Meſſung zu beſtimmen wagte, vorausſagen, daß der Lichtſtrahl durch eine vorausgeſetzte gleichförmig dichte Luftſchichte in einer Secunde etwa nur 40 Meilen zurücklegen könne, wenn man das Verhältniß der Dichtigkeit der untern Luft zu ihrer größtmöglichen Verdünnung etwa wie 1 zu 1000 (um runde Zahlen beyzubehalten) annehmen wollte; und daß man daher die von Hrn. Ziak vorgeſchlagene Röhre wenigſtens noch einmal ſo lange annehmen müßte, um zwiſchen Ein- und Austritt des Lichtſtrahls etwas über eine Secunde Zeit Unterſchied wahrnehmen zu können. Weiterhin wäre dann noch die Frage, ob die Conſtruction einer ſo langen, horizontalen und weiten Röhre nicht zu vielen Schwierigkeiten unterworfen wäre, hauptſächlich aber, ob das hellſte argandiſche Lampenlicht, durch Spiegel allenfalls concentrirt, die Flüſſigkeit, der ganzen Länge nach, durchdringen würde: dieß müßte bevor durch kleinere Verſuche ausgemittelt werden ꝛc. —ßn—

Aus Hamburg wird über die Schrift des Grafen von Wackerbarth (welche wir im 1. Band Nr. 12 des Conv. Bl. vorläufig angekündigt hatten) Nachſtehendes berichtet: Als eine literariſche Merkwürdigkeit verdient noch eine hier kürzlich erſchienene Schrift des Grafen von Wackerbarth: der erſte Feldzug der osmaniſchen Türken auf europäiſchem Boden, erwähnt zu werden. Der Verfaſſer hat ſie — ich ſchreibe die Worte desſelben buchſtäblich ab — der ſchönen und geiſtreichen Henriette, der gnädigen Frau Baroninn v. Pereira in Wien, der liebenswürdigſten und bewunderungswürdigſten aller Weiber, dann dem König von Dänemark, und drittens Sr. Maj.

dem Allergnädigſten, Großmächtigſten und Unüberwindlichſten Kaiſer und Groß-Sultan, **Mahmud-Kan II.**, dem völkerbeglückenden, dem liebenswürdigſten und weiſeſten Kaiſer der tapfern Osmanen, der größten Zierde des ganzen Orients, zugeeignet. Als eine Probe des Styls ſetze ich Ihnen die Rede her, die »der liebenswürdige Prinz **Suleimann**, auf dem Felſen ſtehend, der vor drey Jahrtauſenden mit zur Aufbewahrung des Palladiums gedient,« an die Truppen hält, die ſein Vater der weiſe **Ur-Kan**, **um ihnen eine angenehme Unterhaltung zu verſchaffen**, unter ſeinem Befehl nach Europa ſendet, um dieſen Welttheil zu erobern. Er redet ſie folgendermaßen an: »Kameraden und Freunde! Sehet dort die reizenden europäiſchen Hügel, hier vor euch die kleine Meerenge, den Helleſpont, der einſt im Alterthum ſo berühmt geworden, den **Hero** und **Leander** oft ſo zärtlich begrüßt, worüber **Xerxes** mit ſeinen 5 Millionen Sclaven trockenen Fußes marſchirt, und worüber ſo viele tapfre Feldherren Griechenlands und Roms geſetzt: — ſollte es uns wohl ſchwer werden, dieſen Beyſpielen zu folgen? — Doch ehe wir daran denken, ſo hört mich an! Wir ſind hier auf claſſiſchem Boden, auf den Trümmern jener ſtolzen Veſte, die einſt zwey Welttheile in feurigen Harniſch geblaſen — um derentwillen die liſtigen Griechen und die ehrgeizigen Dardanier ſich zehn ganzer Jahre gezankt, — wo die größten Feldherren und Kaiſer ſo gern himmelauflodernde Opfer gebracht. Laßt uns heute dem großen **Alexander**, **Cäſar**, **Severus** und andern mächtigen Herrſchern nachahmen! Laßt uns den Manen der unſterblichen Helden von Troja, die der unnachahmliche Barde **Homer** ſo meiſterhaft beſungen, ein feyerliches Opfer bringen! Laßt uns ihren mächtigen Schutz anflehen! Da ſtehen Schafe, Ochſen und Schweine bereitet: ihr Daſeyn muß noch heute, in Rauch und Dampf verwandelt, in die Wolken ſteigen; der waltende Gott und der Prophet werden dann uns beſchirmen.«

In **Millin's** Voyage dans le Milanais kommen folgende Stellen vor: Die prächtige Domkirche zu Mailand, das achte Wunderwerk der Welt, wurde im Jahre 1386 zu bauen angefangen, und der Bau war 1816 noch nicht ganz vollendet. Sie iſt ganz von Marmor, es ſind daran 4400 Bildſäulen angebracht, und es gewährt ein eigenes Vergnügen, dieſen Wald von Marmor, und dieſes Volk von Statuen zu ſehen. — Das Theater della Scala iſt 1776 auf die Stelle einer gleichnamigen Kirche erbaut worden. Es hat 6 Rang Logen, zu 46 in jeder Reihe; an jede einzelne Loge ſtößt ein Cabinett, und das Ganze ſtrotzt von Vergoldungen und Reichthum. Leider iſt, wie in Neapel, auch hier ein Ridotto damit verbunden, wo von Mittag bis vier Uhr Morgens Hazardſpieler ihr Unweſen treiben. — Die Kaſerne, welche der ehemalige Vicekönig (Herzog von **Leuchtenberg**) für ſeine Leibgarde bauen ließ, iſt die ſchönſte auf Erden. — Die Kirche S. Bernardins della ossa iſt in ihrer achteckigen Capelle ganz mit einer Moſaik von Todtenköpfen und Knochen ausgelegt. — Die Bibliothek Ambrosiana enthält 140,000 Bände gedruckter Werke, und 15,000 Handſchriften — Die Univerſitäts-Bibliothek iſt im Beſitz der trefflichen Bücher-Sammlung des großen **Haller**, und enthält 120,000 Bände, ohne die reichen Handſchriften ꝛc.

K.

(Alleiniger) Redacteur dieſer Zeitſchrift: Franz Gräffer; Verleger: J. B. Wallishauſſer.

Converſationsblatt.

38.

Dinſtag, den 9. November 1819.

Geſchichte des Bartes.

Von J. Burgerth.

Judäa.

Bey den Alten kam der Bart ſehr verſchiedenartig in Anſicht. Moſes betrachtete den Bart als ein erſprießliches Geſchenk der Natur, wodurch das Geſicht ſowohl gegen die Einwirkungen der rauhen, nachtheiligen Witterung, als auch gegen die Alles aufſaugende Sonne geſchirmt, und auf dieſe Weiſe die innere, zur Geſundheit zuträgliche Wärme in demſelben erhalten wird. Und deßhalb hat er auch das Geſetz aufgeſtellt, daß ſein Volk weder die Haare am Haupte noch den Bart ſcheren ſollte. Er wußte hierbey die Meinung des Frauenvolkes ſo ſehr für ſich zu gewinnen, daß daſſelbe für die Bärte allgemein Neigung faßte. Dieſes Moſaiſche Geſetz hat ſeine Kraft nie verloren, ſo wie denn auch die Glieder des hohen Rathes zu Jeruſalem immer lange Bärte getragen haben. Selbſt heut zu Tage wird dieſes Geſetz in der Innung der ſogenannten Schriftgelehrten ſtrenge beobachtet.

Griechenland.

Bey den Griechen ward der Bart als Zierde des Mannes, und als Zeichen des gereiften Verſtandes und der Tapferkeit gar hoch geprieſen. Deßhalb trugen auch Aeſculap und die ſieben ehrwürdigen Weiſen Griechenlands lange Bärte. Als Zeichen der Tapferkeit galt der Bart vornehmlich in den Zeiten der wackern Dichterinn Taleſilla. Unter ihrer Anführung hatten die Weiber von Argos, nachdem ihre Männer geſchlagen worden waren, auf den Wällen und Mauern von Argos gegen die Spartaner heldenmüthig gekämpft, und dieſe muthwilligen Feinde nach ſiebentägigem hartnäckigen Kampfe ſelbſt aus der Stadt zurückgeſchlagen. Das Andenken dieſes Heldenmuths der Weiber ward zu Argos alljährlich durch ein hehres Feſt gefeyert, bey welchem die Weiber in Männerkleidern mit Waffen in der Hand erſchienen, und dem Gott des Krieges Opfer brachten, während die Männer in Frauenkleidern ſich hierbey ihrer erlittenen ſchmählichen Niederlage gleichſam entſündigen mußten. Um ferner die Heldenthaten der Weiber noch mehr zu würdigen, ward zu Argos die Sitte eingeführt, daß jede Braut in der Brautnacht einen langen falſchen Bart tragen mußte, auf daß dem Bräutigam die ſeltene triumphwürdige Tapferkeit, womit die Heldinnen in den Tagen der Gefahr dem Berufe des Mannes ſich hochſinnig widmeten, immer lebhaft vorſchweben, und demſelben gegen ſeine Gemahlinn fortan Achtung und Schonung einflößen möge.

In den ſpäteren Zeiten, etwa um die Olympiade CIV. war das Anſehen der Bärte allenthalben geſunken. Schon den König Philipp (336 Jahre vor Chriſtus) und ſelbſt auch einige ſeiner Vorfahren ſieht man auf Münzen ohne Bart; und ſo ſcheint es, daß ſchon lange vor ihm die Sitte des Raſirens aus dem Orient in Griechenland angenommen ward. Sein Sohn Alexander der Große pflegte die Sitte, Bärte zu tragen, Unfläthereyzu nennen, weßhalb er denn auch ſeinen Soldaten befahl, ſich die Bärte ſcheren zu laſſen. Inzwiſchen war die Sitte des Raſirens gleichwohl nicht allgemein geworden. Die Philoſophen und übrigen Gelehrten fügten ſich darein nicht. Nur in Fällen der Trauer legte der Grieche den Bart auf einige Zeit ab; denn dadurch pflegte er ſein Herzeleid immer am kräftigſten zu beurkunden, — eine Sitte, die vielen barbariſchen Völkern eigenthümlich war.

Rom.

Auch bey den Römern hatte der Bart mehrere Jahrhunderte hindurch vorzügliche Geltung behauptet. Doch ſcheinen ſie mit demſelben nicht ſo ſehr Begriffe von Tapferkeit, als männlicher Zierde und eigentlicher Bedürfniſſe verbunden zu haben. Dieß erhellt aus Ovids Worten Met. lib. XIII. 850:

. . . . . . turpis sine frondibus arbor;
Turpis equus, nisi colla jubae flaventia velent,
Pluma tegit volucres; ovibus sua lana decori est;
Barba viros hirtaeque decent in corpore setae.

Es gab einen Zeitpunct, wo zu Rom alle Statuen lange Haare und lange Bärte hatten. Vorzüglich aber war bey den Römern rothes Haar und rother Bart hoch geprieſen worden, weßhalb denn auch viele große Männer dieſe Naturgabe in ihren Namen und Titeln kund gaben. So ſind uns bekannt: Sp. Latius Rufus, Sergius Sulpitius Rufus, Q. Minucius Rufus, P. Rutilius Rufus, Q. Pompejus Rufus — lauter rothbärtige Männer, die in den Aſiatiſchen, Cretiſchen, Cimbriſchen, Parthiſchen und Illyriſchen Kriegen ihren Namen durch Heroismus verewiget haben.

Um das Jahr 454 von Roms Erbauung (300 Jahre vor Chriſtus) kam Ticinius Mänas, ein Barbier, aus Sicilien nach Rom, und führte die Sitte ein, ſich den Bart abſcheren zu laſſen. Scipio Africanus war der erſte, der ſich tagtäglich barbieren ließ, und nach ihm hat ſich dieſe Sitte verallgemeint. Das erſte Abſcheren des Bartes beym jungen Manne hieß ponere barbam (den Bart ablegen.) Der Tag, an welchem dieß geſchah, ward feſtlich begangen, und gute Freunde pflegten ſich hiernächſt Geſchenke zu machen, oder ſonſt auf irgend eine Weiſe Gefühle der Freundſchaft auszudrucken. So ſchrieb M. V. Martial (Epigr. lib. III. 6.) bey Gelegenheit einer ſolchen Feſtlichkeit an Marcellinus:

Lux tibi post Idus numeratur tertia Majas,
Marcelline, tuis bis celebranda sacris;
Imputat aetherios ortus haec prima parenti,
Libat florentes haec tibi prima genas.
Magna licet dederit jucundae munera vitae,
Plus nunquam praestitit illa dies.

Das erſte Barthaar ward gewöhnlich einer Gottheit geweiht. Nero verwahrte es in einer goldenen, mit Perlen beſetzten Büchſe, und weihte es dem Capitoliniſchen Jupiter. Bey großen Unglücksfällen und zur Zeit irgend einer Trauer ließen die Römer den Bart wachſen; Einige wohl gar zwey Jahre.

Die Methode, den Bart zu ſcheren, war bey den Römern verſchieden. Kaiſer Auguſt ließ ihn zuweilen abſcheren, zuweilen abzwicken. Einige riſſen die Haare im Geſicht, vermittelſt eines Zängelchens (volsella), mit der Wurzel aus; Andere brannten ſie, wie der Tyrann Dionys, mit einer glühenden Nußſchale weg, und wieder Andere bedienten ſich zu dieſem Zwecke einer gewiſſen Salbe (Psilothrum oder Dorpax) oder des heißen Peches. Dieß Letztere verrichteten gewiſſe Frauenzimmer, die Ustricolae genannt wurden. In vornehmern Familien hielt man zum Zurechtmachen der Haare und zum Bartſcheren einen Sclaven, der Tonsor (Barbier) hieß. Für minder Vornehme gab es öffentliche Barbierſtuben (Tonstrinae), die häufig beſucht wurden. Dort war aber der Barbier auch Friſeur, Bartputzer und Nägelabſchneider in Einer Perſon. Deßhalb ſagt Artemidor: »Jeder galante Mann gehe zum Haarputzer.« Doch dieſe Sitte machten die Philoſophen nicht mit; ſie gefielen ſich in ihren weiſen Bärten beſſer, ſo wie dieß aus folgenden Worten des Horaz (Sat. lib. II. 3. 35.) ſich erwahrt:

> - - - - insanis et tu, stultique prope omnes,
> Si quid Stertinius veri crepat; unde ego mira
> Descripsi docilis praecepta haec, tempore quo me
> Solatus jussit sapientem pascere barbam.

Die Römiſchen Kaiſer hatten bis Hadrian die Sitte des Naſirens beybehalten. Doch dieſer ſuchte einige widerliche Gewächſe am Kinn zu bergen, und trug langen Bart. Dieſem Beyſpiele waren zwar auch ſeine Nachfolger und die Conſtantinopolitaniſchen Kaiſer gefolgt; allein die jungen Römer waren damals mit den Stoffen aus Süd, Oſt und Weſt ſchon zu ſehr bekannt, als daß ihnen für ein Sträußchen Galanterie ihre Bärte nicht feil geweſen wären.

(Schluß folgt.)

* * *

Die Indigeſtionen; ein Geſpräch an der Table d'hote.

Von Chriſt. Kuffner.

(Schluß von Nr. 37.)

Amalie. Ich vergleiche — was mir ſchon lange auf der Zunge ſitzt und ausfliegen will — das Gaſtmahl mit einem Schauſpiel. Es hat ſo viele Acte als Speiſentrachten, ſo viele Perſonen als Speiſen, ſo viele Zuhörer als Gäſte. Gläſer und Flaſchen machen den Chor. Jedes Gaſtmahl hat alſo Charactere, Handlung, Situationen, Bilder, Empfindungen und Ideen. Das will ich im Detail zeigen. Mit dem Trauerſpiel hat ein Gaſtmahl insbeſondere das Blutvergießen und Morden eigen, nur mit dem Unterſchiede, daß dieſes beym Gaſtmahl vor dem Anfang, beym Trauerſpiel am Ende geſchieht. Das Gemeinſchaftliche mit dem Luſtſpiele beſteht wohl vorzüglich in dem Contraſtirenden der Charactere, die an Einem Tiſche ſitzen, und in den comiſchen Situationen, in welche die Sitzenden durch den Zufall verſetzt werden. Ein großes Gaſtmahl in der vornehmen Welt iſt oft eine wahre Tragicomödie. Gewöhnlich aber ſind und ſollen die Gaſtmähler Converſationsſtücke ſeyn, wobey der gute Ton herrſchen muß. Auch ſind beym Schauſpiel wie beym Gaſtmahl die Frauenzimmer — ich darf ſagen unentbehrlich. Das Eſſen macht hier zwar die Handlung, aber doch immer nur in ſo fern, als bey einem Luſtſpiel die Heirath, und beym Trauerſpiel der Tod des Helden die Handlung genannt werden kann. Eigentlich aber ſind Heirath, Tod und Eſſen doch nur das materielle und äußere Ziel, zu welchem die innere Handlung, das heißt, dasjenige, was im Menſchen vergeht, und ſich zu äußern ſtrebt, uns führt. Und ſpielt der größte Theil der Menſchen das ganze Leben hindurch Comödie, ſo unterliegt es keinem Zweifel, daß jeder Gaſt beym Gaſtmahl ſeine ganze Schauſpielkunſt aufbiethen darf und ſoll.

Erneſtine. Ihr Schweigen gibt mir die Erlaubniß fortzufahren, obſchon ich durch eine längere Ausführung Ihrer Vergleichung ſehr gerne noch mehr Zeit zum Nachdenken gewonnen hätte. Und ſo vergleiche ich denn das Gaſtmahl mit einer Bildergallerie, worin Gemählde aller Arten und aus allen Schulen vorkommen. Speiſen der eigentlichen Hausmannskoſt machen die niederländiſche Schule aus;

die genialern Luxusgerichte die italieniſche. Das Deſert liefert uns Frucht- und Blumenſtücke, der Champagner ſchöne Caſcaden. An Thierſtücken iſt kein Mangel, wenn wir alle das Geflügel, Spanferkel, Fiſche, Schildkröten u. dgl. erblicken. Der Hauptaufſatz iſt ein architectoniſches Stück. Außerdem könnte ich das Gaſtmahl auch noch mit einer Opern-Ouverture, oder mit einem großen Park, oder — —

Luiſe. Das heißt wohl mit andern Worten: Ihr eigentliches Thema geht zu Ende?

Amalie. Folglich —

Amtmann. Geht die Reihe weiter — und kommt nach den Damen an mich, als den Aelteſten am Tiſche. Ich alſo — ich — vergleiche das Gaſtmahl mit der — Weltgeſchichte. Die Küche muß dabey die Rolle der Vorwelt übernehmen, in welcher die am Tiſche entwickelte Gegenwart begründet und zubereitet wurde. Kalbskeulen und andere dergleichen coloſſale Gerichte ſtellen im Gebieth der Geſchichte die großen Männer vor, die von der egoiſtiſchen Gegenwart zerlegt, verkleinert und zerſtückt, oft gar zerriſſen werden. Wir Gäſte insgeſammt ſtellen die Alles zerſtörende und verſchlingende Zeit vor, der Magen den Abgrund der Vergeſſenheit, in dem auch das Herrlichſte begraben wird. Die verſchiedenen Speiſen, mit ihrem Erſcheinen und Verſchwinden, ſind die verſchiedenen Nationen, die unaufhörlich reifen, prangen und vergehen. In der Kraftbrühe und dem Kalbsbraten erkenne ich den kräftigen, aber nüchternen Deutſchen, im Pudding den Britten, im Gemüſe den Holländer, in der gewürzten Torte den Spanier, in der Caffehſulz den Italiener, im Zuckerwerk den Franzoſen, im Gefrornen den Schweden und Dänen, in der Bärentatze den Ruſſen, in den Auſtern die Hottentoten, in der Schildkröte den Lappländer, im indiſchen Hahn den Türken u. ſ. w. Jede Speiſentracht iſt eine hiſtoriſche Hauptperiode, und ich bin überzeugt, daß eben ſo wie aus den Thaten, auch aus den Mahlzeiten der Völker der National-Character ſich entwickeln und ſchildern läßt. Weil ich aber ſelbſt weder Geſchichtſchreiber noch Dichter, ſondern eine handelnde Perſon der Gegenwart bin, ſo will ich nicht länger reden, ſondern ſelbſtthätig handeln, und dem grimmigen Eberkopf hier beweiſen, daß ich kein Haſenfuß bin.

Schriftſteller. Und ſo ſetze denn meine paralleliſirende Eloquenz den Schlußſtein. Ich bin bereit, das Gaſtmahl entweder mit einer Univerſität und ihren vier Facultäten, oder, um noch mehr bey meinem Fache zu bleiben, auch mit einer Buchhandlung zu vergleichen.

Luiſe. Leſerinnen gibt's wohl viele auf der Welt; die Univerſitäten pflegen wir aber nicht zu beſuchen, daher uns ihre innere Einrichtung wenig bekannt iſt. Ich möchte daher im Namen der weiblichen Gäſte, eine Vorbitte für die Buchhandlung einlegen.

Schriftſteller. Deſto beſſer, ſo überlaſſe ich die Univerſität einem Andern, und bleibe in meiner Heimath. Eine Buchhandlung iſt ein Seelen-Gaſtmahl für die ganze Leſewelt, die nobelſte und reichſte table d'hote. die ſich denken läßt, wobey der Verleger Gaſtwirth im Geiſterreich iſt, die Schriftſteller aber Aufwärter und Speiſen zugleich ſind. Die Brotwiſſenſchaften machen den nothwendigſten Artikel, das Brot ſelbſt. Poeſie und ihre Schweſtern kredenzen Wein, Caffeh und Liqueurs. Philoſophie ſchreibt den Speiſenzettel und ordnet die Trachten, ſo wie ſie allen Wiſſenſchaften Form und Methode beſtimmt. Kartoffeln repräſentiren die Familiendramen, der maſſive Schweinskopf mit ſeiner ſtarren Scheinwuth das bürgerliche Trauerſpiel, das Ragout die Journale, Pfefferkuchen die Satyre, das kleine Zuckerwerk die Epigramme, Krebſe die Recenſionen, Bonbons die Kinderſchriften, welſcher Sallat die humoriſtiſchen Werke, candirte Früchte das idylliſche Epos, Ananas die Sonnettenpoeſie u. ſ. w. Und wenn etwa dieſes Geſpräch ſelbſt einmahl gedruckt würde, ſo bin ich überzeugt, daß es, ſeiner leichten, harmloſen Natur wegen, gewiß keinem Leſer eine Indigeſtion verurſachen könnte. Nun, meine Damen und Herren — auf baldiges Wiederſehen!

Paſtor. Halten Sie! Ich habe ja noch keine Vergleichung geſagt. —

Schriftſteller. Deſto beſſer, ſo läßt ſich eine Fortſetzung machen. Wollen Sie aber durchaus vergleichen, ſo vergleichen Sie unſer heutiges Gaſtmahl mit dem Manuſcripte hier, das den Titel: Erzählungen mit Zwiſchenſpielen, führt, und — mit allſeitiger Erlaubniß — bey Georg Traßler in Brünn erſcheinen ſoll.

Der Beobachter des weiblichen Geſchlechtes.

Von J. F. Caſtelli.

20. *)

Wenn die Männer den Weibern ihre Fehler vorwerfen, ſo machen ſie — ohne daran zu denken — ſich ſelbſt den Proceß. Die Geſetze ſind ja ihr Werk, und ſie beſitzen auch die Kraft, ſie zu handhaben. — Wenn die Schüler unkluge Streiche begehen, ſo ſind die Lehrer dafür verantwortlich.

21.

Wir müßten darüber erſtaunen, zu ſehen, wie die Weiber meiſtens diejenigen Männer am heftigſten lieben, von denen ſie tyranniſirt werden, wenn wir nicht wüßten, daß Tyranney eine Art von Kraftäußerung, und daß Kraft jene Eigenſchaft ſey, welche die Weiber am meiſten an den Männern lieben.

22.

Die Ehre der Frauen iſt ſchlecht bewacht, wenn Liebe und Religion nicht auf den Vorpoſten ſtehen.

23.

Man kann feſter auf die Verſprechungen der Weiber trauen, als man im Allgemeinen glaubt, denn jene Fehler, welche Unbeſtändigkeit oder Zufall ſie begehen heißen, verdienen ja noch keine Treuloſigkeiten genannt zu werden.

24.

Alles, was ein Weib vernünftigerweiſe verſprechen kann, iſt: die Gelegenheit zu meiden.

25.

Die meiſten Schwachheiten der Weiber ſind nur darum gar nicht zu entſchuldigen, weil verdienſtloſe Männer ſie dazu verleiten konnten.

26.

Wenige Weiber beſitzen ſo viel Vernunft, um einzuſehen, daß ſie regiert werden müſſen, und jene, welche es einſehen, ſind gerade diejenigen, welche es am wenigſten bedürfen. Sie ſind darin den Kindern ähnlich, welche den Fallbund nicht aufſetzen wollen, obſchon ſie ſich ſchon viele Beulen geſchlagen haben.

---

*) Nr. 1—19 im 33. Stück dieſes Bandes.

27.

Indem die Natur den Weibern ſo viel Liebreiz und Feinheit gab, wollte ſie ſie dadurch für das Genie entſchädigen, welches ſie ausſchließend den Männern zuwandte.

28.

Man muß ſich wirklich darüber verwundern, daß die Weiber, welche doch eben ſo viel Scharfſinn, mehr Feinheit, und oft nicht weniger Verſtand, als die Männer beſitzen, noch nie etwas erfunden haben.

29.

Nicht ſelten gibt es unter den Weibern eben ſolche Bramarbaſſe, wie unter den Soldaten. Hört eine alte Frau von ihren Liebesabentheuern ſprechen, und es wird euch vorkommen, als ob ein alter Krieger von ſeinen Campagnen ſpräche.

30.

Alle Weiber kennen den Werth eines guten Rufes, die meiſten ſuchen ihn zu erhalten, aber nicht alle verdienen ihn, welche ihn haben.

31.

Viele Männer haben die Sucht von dem zu ſprechen, was ſie nicht verſtehen; — wenige Weiber können ſich zurückhalten, über das nicht mitzuſprechen, was ſie verſtehen, obſchon ſie dadurch gewinnen würden.

32.

Herkules ſpann zu *Omphalens* Füßen, aber *Herkules* war verliebt. Ich verarge es den Männern nicht, wenn ſie ſich der Liebe hingeben, deren Thron in aller Menſchen Herzen iſt, auch mögen ſie ſich immerhin den Launen ihrer Göttinn unterwerfen, ſo lange ſie verliebt ſind; doch wenn die Leidenſchaft verſchwunden iſt, ſollten ſie mit der Vernunft auch wieder die Würde zu behaupten wiſſen, auf welche ſie Verzicht geleiſtet haben. Iſt es nicht entehrend, in einem Gefängniſſe zu weinen, wenn der Kerkermeiſter davon gelaufen iſt, und die Thüre offen gelaſſen hat? — Ihre Unterwürfigkeit iſt ihnen leider zur Gewohnheit geworden, und ihre Abhängigkeit überlebt ihre Liebe.

33.

Das größte Uebel iſt wohl dieſes, daß die Weiber nicht nur in Liebes- ſondern auch in allen Angelegenheiten über den Mann herrſchen wollen. — Die Geliebte des Schuhmachers miſcht ſich darein, wie er ſein Leder zuſchneidet, — die Geliebte des Mahlers tadelt ihn oft über ſeine Gemählde, — die Geliebte des Schriftſtellers verbiethet ihm Dieſes oder Jenes zu ſchreiben, — die Geliebte des Staatsmannes will mitregieren, Plätze vergeben u. ſ. w.

34.

In Europa ſind die Weiber mehr werth, als ihre Sitten; im Orient verhält es ſich umgekehrt.

35.

Bey den Römern war es gebräuchlich, daß die Männer, wenn ſie verreiſten, ihre Weiber immer genau von der Stunde ihrer Zurückkunſt unterrichteten. Wir thun das nicht, kommen oft unvorgeſehen, und — unrecht.

36.

Wir zweifeln an der Liebe der Weiber, weil ſie ſich ſo leicht über den Verluſt ihres Gatten oder Liebhabers tröſten. Wenn es uns gelänge, ihre Beſtändigkeit an ihre Eitelkeit zu knüpfen, ſo würden ſie vielleicht, ſo lange wir leben, untreu ſeyn, aber ſich doch nach unſerm Tode auf unſerm Grabhügel verbrennen laſſen.

37.

Die Geſchwätzigkeit iſt in der Regel mehr den Weibern als den Männern eigen. Vielleicht wollte die Natur ihnen dadurch das Mittel an die Hand geben, ſich mit ſich ſelbſt zu beſchäftigen, wenn ſie allein ſind; vielleicht iſt ihnen die Geſchwätzigkeit zur Erziehung der kleinen Kinder nöthig, welche ohne dieſe Geſchwätzigkeit vielleicht nie reden lernten. Es heißt irgendwo: Chriſtus ſey nach ſeiner Auferſtehung zuerſt den Weibern erſchienen, weil er wollte, daß dieſe bekannt werde. — Alle Evangelien, worin Weiber redend aufgeführt werden, ſind auch die längſten.

* * *

Ueber vorhandene botaniſch-poetiſche Werke.

Von N. A. Cr—s.

(Fortſetzung von Nr. 36.)

Am Ende des 17. Jahrhunderts erſchienen die vierzeiligen Strophen des Falluggi, Prosopopeia Botanica genannt. Jede Gattung, nach Tourneforts Eintheilung, hat eine Strophe. Die zwey erſten Verſe enthalten die Etymologie des Namens der Pflanze, und die zwey letzten ihre Eigenſchaften. Dieſer Plan, gut gearbeitet, hätte etwas Gutes liefern können. Faluggi hat elendes Zeug daraus gemacht. Sein Styl iſt ſo entſetzlich barbariſch, daß ſeine Arbeit und die des Marcer von gleicher Stärke ſeyn werden.

Im Jahr 1712 gab Savaſtini, ein neapolitaniſcher Jeſuit, ein Gedicht in vier Geſängen heraus, genannt: Botanicorum seu institutiones rei herbariae, libri quatuor. Es iſt ein wahres didactiſches Gedicht über die Pflanzenkunde, und enthält Alles, was man damals davon kannte. Es iſt angenehm geſchrieben, und die techniſchen Ausdrücke ſind mit Kunſt wieder gegeben; es läßt aber kalt, weil das Feuer des Genies dieſes künſtliche Gebilde nicht belebt. Als Probe möge hier die Anrufung des Dichters an die ewige Weisheit ſtehen: »Erleuchte meinen Geiſt mit deinem ewigen Lichte, (ruft er aus) erlaube, daß unter deiner Leitung ich die verſchiedenen Gegenden der Erde durchirre, um die Pflanzen und ihre Tugenden würdig zu beſingen. Gib meinem Geiſte die Kraft, die Geheimniſſe der Natur zu durchdringen! Die Stirne mit Eiſenkraut umkränzt, werde ich deine Altäre mit Blumen zieren, und meine Geſänge, den Völkern deine Wohlthaten offenbarend, werden ihnen lehren, deine Glorie zu preiſen.«

Als das Geheimniß der Befruchtung der Pflanzen entdeckt wurde, beſang la Croix dieſe Entdeckung in einer ſehr hübſchen Epiſtel, welche man ſeit dieſer Zeit mit einer ſchwachen Ueberſetzung wieder druckte. Wir werden keine Probe davon geben, weil es ſehr kurz und nicht ſelten iſt.

Einige Zeit nachher erſchien von dem berühmten van Royen, Profeſſor der Botanik zu Leyden, ein Gedicht über denſelben Gegenſtand. Er beſchreibt mit vieler Genauigkeit die Befruchtung, und miſcht dieſen Stoff mit einigen Epiſoden, und ſehr poetiſchen Fictionen. Dieſes Werk iſt ziemlich bekannt, daher werden wir auch, durch den ſo ſehr beſchränkten Raum dazu gezwungen, uns nicht länger dabey aufhalten.

Das ſchönſte, das herrlichſte unter allen dieſen Gedichten iſt indeſſen das Meiſterwerk des berühmten, auch in Deutſchland durch ſeine mediciniſchen Werke bekannten Darwin: »Die Liebe der Pflanzen« genannt, welches in England, ſelbſt in Frankreich allgemein bewundert wird, in Deutſchland aber wenig bekannt zu ſeyn ſcheint. — Der Gegenſtand dieſes Gedichtes iſt die Befruchtung der Pflanzen, welche Linné zuerſt entdeckte. Es gehört weder der didactiſchen, noch bloß beſchreibenden Dichtungsart an; es iſt eine ſonderbare Compoſition, welche ſich in keine der verſchiedenen Abtheilungen unſerer Poeſie claſſificiren läßt, die aber darum nicht weniger würdig iſt, alle Freunde des guten Geſchmacks zu beſchäftigen. Um die Pflanzen gehörig in Handlung zu ſetzen, perſonificirt der Verfaſſer ſogar die Theile, welche zu ihrer Befruchtung beytragen. Die Staubwege ſind in Gattinnen, Nymphen, Hirtinnen; die Staubfäden in Liebhaber, Ritter und Sylphen verwandelt. Der Dichter zeigt uns die Organiſation, die Geſtalt, die Reize der Pflanzen: alle Schönheiten, die er uns mahlt, ſind eben ſo viele herrliche Gemählde, die eine, der Natur gleichende, große abwechſelnde Gallerie bilden. Dieſe Beſchreibungen weiß er mit merkwürdigen und rührenden Thatſachen zu vermählen, welche nur die Eigenſchaften der Pflanzen lehren. Er beſingt ihre Heilkräfte, und ergreift die geringſten Beziehungen der wohlthätigen Thaten, welche die Menſchheit ehren, zu verherrlichen. Er ſpricht ſtets mit Enthuſiasmus von den ſanften und hohen Tugenden, von den Fortſchritten des menſchlichen Geiſtes, von den Entdeckungen des Genies, und an ſehr vielen Stellen biethet er uns alle Schätze der Dichtkunſt an.

Der bekannte franzöſiſche Botaniker Deleuze hat vor einigen Jahren ſeine Landsleute mit einer trefflichen, in ſchöner poetiſcher Proſa geſchriebenen Ueberſetzung dieſes Werkes beſchenkt, wovon auf unſer Anrathen die Schrämbl'ſche Buchhandlung in Wien eine neue Auflage veranſtaltet hat. Dieſe Ueberſetzung iſt mit mehreren intereſſanten Noten begleitet. Da findet man alles, was die wiſſenſchaftlichen Begriffe unter dem Pinſel der Poeſie an Genauigkeit hätte verlieren können. Am Anfange des Werkes befindet ſich eine Einleitung und eine kurze Darſtellung des Linné'ſchen Syſtems, worauf ſich das Ganze gründet; beyde von Hrn. Deleuze. Die Noten beziehen ſich auf die Pflanzen, von welchen der Dichter ſpricht; ſie enthalten viele merkwürdige Beyſpiele von ihren Eigenſchaften und Wirkungen. Einige ſind von Darwin, die meiſten aber und die lehrreichſten gehören dem Ueberſetzer an. In der Einleitung macht er ein ziemlich vollſtändiges Verzeichniß aller alten und neuen Gedichte, wovon die Botanik der Gegenſtand iſt, bekannt.

(Schluß folgt.)

* * *

Novelliſtik.

In Lewis Bericht einer Entdeckungs-Reiſe in America, ſteht eine Bemerkung, die, wenn ſie gegründet iſt, von großem phyſiſchen und practiſchen Nutzen ſeyn kann. Ein gewiſſer Hr. Dunbar will nämlich bemerkt haben, daß die Farbe der abfallenden Herbſtblätter einer Baumart mit der Farbe in genauer Verbindung ſteht, welche aus der Borke oder Rinde dieſer Baumart mittelſt Aetzmittel, Alaun u. dgl. von den Färbern gezogen werden könne. Beſonders ſoll dieß bey den verſchiedenen Eichenarten der Fall ſeyn. So wie die Herbſtblätter derſelben hochgelb, rehfarben, blutfarben ſind, eben ſo iſt es auch die aus der Borke zu ziehende Farbe.

Kupferſtiche dieſes Jahrs: 1) Das jüngſte Gericht, nach Rubens von C. Heß; Höhe 2 Sch. 3 u. 3/4 Z. — Breite 1 Sch. 8 1/4 Z. — Der Kupferſtecher hat hier, was er im Stande war, geleiſtet, welches wir leicht von ſeinen frühern noch weniger gelungenen Blättern abſtrahiren können. Daher war es zu gewagt für ſein Talent, was er unternommen. Wer auch das Gemählde zu dieſem Zwecke copirt haben mag, ihm iſt der geiſtvolle Ausdruck der Köpfe gänzlich entgangen. Unter den mehr als 80 Köpfen ſind die meiſten mittelmäßig, und viele ſchlecht in der Zeichnung, ſo wie die Figuren ſelbſt. Bloß durch die Compoſition, und vielleicht durch die Köpfe des erſten Biſchofs links oben, allenfalls auch durch Moſes, Chriſtus und Petrus, durch die am meiſten beleuchtete weibliche Figur, welche in der Mitte zu, links emporgehoben wird, errathen wir den großen Rubens. — Aber es iſt nicht genug, nur die Größe der Compoſition einestheils im Kupferſtiche bewundern zu können! (Hier auch bey HH. Artaria und Comp zu haben.) A. G.

In Havre (dieſe Stadt treibt beſonderen Handel mit Papageyen), befinden ſich mehr als 15,000 dieſer ſchönen Plaudervögel zum Verkauf. — Man hat dort eine Schule für ſie errichtet, wo ein Papagey für 5 Franks monathlich, Wohnung, Nahrung und Unterricht erhält.

In Brüſſel erſcheint ſeit dem 3. Oct. ein deutſches Blatt unter dem Titel: Der Schmetterling, von einem Hrn. Bacher, mit dem Motto: Ich koſte, aber ſteche nicht. — Der Redacteur der Zeitſchwingen iſt Willens, dieſe in Paris fortzuſetzen.

In America ſoll man in dieſem Jahr einen Ertrunkenen dadurch im Waſſer aufgefunden haben, daß man Queckſilber in einen Laib Brot ſteckte, dieſen in den Strom warf, und fortſchwimmen ließ; als das Brot mit dem Queckſilber in die Gegend kam, wo der Leichnam lag, zeigte ſich dieſer neben dem Brot auf der Oberfläche des Waſſers.

In Frankreich gibt es jetzt nicht mehr bey jeder höchſten öffentlichen Geſchäfts-Verwaltung jene vier Beamte, welche ſonſt nichts zu thun hatten, als das Siegelwachs zu wärmen und dem zu reichen, der das Staats-Siegel auf die Staats-Ausfertigung drückte. Dieſe Würde war erblich, ſteuer- und abgabenfrey, vermöge eines Patentes vom Jänner 1634.

Folgende biographiſche Notiz über Görres kann jetzt von Intereſſe ſeyn: Profeſſor Görres, ein geborner Rheinländer, ſtudirte in Heidelberg und beſchäftigte ſich nachher beſonders mit hiſtoriſchen Wiſſenſchaften, der Alterthumsforſchung und den Sagen der Vorzeit, wodurch er auch zugleich zum Studium der älteſten Geſchichte und der altdeutſchen Mythen geführt wurde. Der Ausbruch der franzöſiſchen Revolution und die Verwicklung der Rheinländer in dieſelbe, brachten ihn zuerſt zur Politik. Bey der Bildung der ciſrhenaniſchen Republik wurde er zum Mitgliede des Regierungs-Ausſchuſſes erwählt. Er war ſehr thätig, und ſchrieb mehrere Flugſchriften und periodiſche Blätter. Seine »rothen Blätter« und ſein »Rübezahl« ſind bekannt. Görres befand ſich auch unter den erwählten Deputirten, welche vom Rhein nach Paris geſandt wurden, um die Vereinigung der bisherigen ciſrhenaniſchen Republik mit der franzöſiſchen Mutterrepublik zu bewirken. Unter Napoleon bekleidete Görres die Stelle eines Lehrers und Profeſſors bey der Centralſchule in Koblenz, und in dieſen Zeiten kehrte er zum Studium der alten Geſchichte zurück, und gab ſeine »Mythengeſchichte« heraus. Als ein neuer Geiſt für Nationalunabhängigkeit durch den Druck der franzöſiſchen Herrſchaft unter den Deutſchen erwachte, und die Aliirten über den Rhein gingen, wurde Görres durch den Generalgouverneur Juſtus Gruner zum Director der hohen Schule in Koblenz befördert, und erhielt zugleich eine, ſeinem bisherigen Profeſſorgehalt ums Dreifache überſteigende Beſoldung. Zugleich übernahm er die Redaktion des »Rheiniſchen Merkurs,« der zu ſeiner Zeit viel dazu beigetragen, Enthuſiasmus unter den Deutſchen rege zu machen, aber zugleich auch viel zur Beförderung des Parteigeiſtes mitgewirkt. Nach wieder hergeſtelltem Frieden wurde der rheiniſche Merkur, der eine außerordentlich ſtarke Verbreitung in Deutſchland gewonnen hatte, auf höhern Befehl unterdrückt. Seit der Zeit hat die Feder des Herrn Görres geruht, und hat ſich bloß bey einzelnen Veranlaſſungen, bey Gelegenheit einer, im Namen der Rheinländer dem Fürſten von Hardenberg, und einer, im Namen der Stadt Koblenz dem Könige zu übergebenden, Addreſſe, und durch mehrere Artikel in verſchiedenen Journalen bemerklich gemacht, bis er jetzt auf einmal mit ſeinem neuen Werk: »Deutſchland und die Revolution,« von Neuem als politiſcher Schriftſteller aufgetreten iſt.

Die wechſelweiſe Feuerverſicherungs-Anſtalt in Paris hat am 1. Octob. ihre Rechnung abgelegt. Die verſicherten Häuſer beliefen ſich am 1. July auf 10153, und hatten einen Werth von 601,735,000 Franken. Jetzt zählt die Geſellſchaft 10711 zu einem Werth von 625,490,000 Fr. Vom July bis Octob. ward der Feuerſchadenbeytrag zu 18427 Fr. verſichert. — Nächſtens wird in Paris ein neues Werk der Frau von Genlis: Petrarch und Laura erſcheinen, mit welchem ſie ihre literariſche Laufbahn beſchließen will. — Die außerordentliche Fruchtbarkeit dieſes Jahres beſchränkte ſich nicht allein auf die Vegetation: zu Boulogne gebahr eine Frau vier Kinder, zu Lauterburg eine andere drei; wieder irgendwo wurde eine mit fünf Knaben geſegnet, eine gebahr vier Töchter, und die Frau eines Huiſſiers brachte zwey Knaben und eine Tochter zur Welt. —

Verſchiedene Journale ſprechen mit ſehr vielem Lobe vom Paſcha Mahomet Ali, Vice-König von Egypten. Man ſagt, daß er unter der Leitung ſeines Vertrauten Juſſuf, deſſen Bruder ein reicher Handelsmann in Trieſt iſt, die Talente von mehreren tauſend Europäern zum Vortheile des Landes benutzt. Die Seiden- und Baumwollenwaaren-Fabriken ſollen daſelbſt ſchon blühen; jetzt iſt die Rede davon, auch eine bedeutende Tuchmanufaktur in Gang zu bringen. An der Wiederherſtellung des großen Kanals von Alexandrien läßt der Vice-König 300,000 Fellahs, oder Bauern, arbeiten; und ſchon ſind zwanzig Agenten im Auslande beauftragt, mit den verſchiedenen Staaten Europas Handelsverhältniſſe anzuknüpfen. F. B.

Wir ſind von dem Herrn Canonicus F. L. Z. Werner beauftragt, in ſeinem Namen zu erklären, daß er an der hier erſchienenen Broſchüre: »der Cometa« auch nicht den entfernteſten Antheil hat.

Nachrichten über die Induſtrie-Ausſtellung in Paris melden auch unter Andern: daß die Verfertigung des Runkel-Rüben-Zuckers in Frankreich eifrig fortgeſetzt wird, und verſichern, daß mehr als ein Drittheil des Rumes, den man in dieſem Lande trinkt, von Rüben gemacht ſey. Ein öffentliches Blatt bringt bey dieſer Gelegenheit in Erinnerung, daß England während der Operation Kommiſſäre herumſchickte, um alle Zuckerfabriken in Frankreich zu zerſtören, und alle Maſchinen und Werkzeuge zu Grunde zu richten. Seitdem aber haben die Unternehmer doch wieder friſchen Muth gefaßt, ihre Arbeiten zu erneuern.

Nach einer weiteren Uiberſicht und Berechnung von den Ergebniſſen des franzöſ. Kunſtfleißes verarbeitet Frankreich (nach Chaptal) an roher Schaafwolle 93,339,317 Fr. Dieſe geben an gewebten Zeugen, Strumpfwirker-Waaren, Decken, Teppichen, Matratzen ungefähr für 200 Mill. Fr. Macherlohn und die Vortheile des Fabrikanten bringen dieſe Summe auf 238,133,932 Fr. Flächſene Waaren, worunter die ſchönen Battiſte des Nord-Departements ſich auszeichnen, werden für 100 Mill., hänfene für 143,796,012 Franken geliefert. Wenn weiterhin Chaptal, der jetzt ungefähr 15000 Webſtühle in Lyon angibt, zu glauben iſt, ſo hätte dieſe Stadt ihre vorige Blüthe, ſowohl was die Menge als die Vollkommenheit ihrer Fabriken betrifft, ſchon wieder erreicht.

Die Tiberunternehmung hat wieder ſonderbare Schickſale gehabt. Hr. Naro hat ein Notariat-Inſtrument drucken laſſen, in welchem er wegen Wegnahme des Cippus sepulchralis und Nichtbezahlung vieler Actien ſich verwahrt. Wegen dieſes Cippus iſt er von Fea als Dieb verklagt worden; und ein ſtarker Artikel im Diario beweiſt, daß von oben die Hülfe ihm mangelt.

Graf Romanzow, Kanzler des ruſſiſchen Reichs läßt auf ſeine Koſten eine Sammlung von Documenten und Papieren drucken, die ſich in der Reichskanzley in Moskau befinden. Die erſten zwei Bände dieſer wichtigen Sammlung ſind bereits erſchienen.

J. B.

Der Courier gibt aus einem americaniſchen Blatt von der Noth in den vereinigten Provinzen folgendes traurige Bild an: In Philadelphia ſuchen 20,000 Menſchen täglich um Arbeit und Brot an. In New-York haben 10,000 Männer und eben ſo viele Frauen, in Baltimore 10,000 Menſchen keine Beſchäftigung, und ſehen mit Verzweiflung dem Winter entgegen. Aeuſſerſte Noth und Kummer herrſcht in den Handelsverhältniſſen dieſer Staaten, in den Zahlungs-Terminen und übrigen Verbindlichkeiten.

Hr. Llorente, Verfaſſer der Geſchichte der ſpaniſchen Inquiſition, hat kürzlich in Paris ein Werk unter dem Titel: Hiſtoriſche Monumente über die beyden pragmatiſchen Sanctionen in Frankreich heraus gegeben. Dieſes Werk enthält mehrere alte und unbekannte Fragmente über dieſe Gegenſtände, die mit bewundernswürdigem Fleiß zuſammen geſtellt worden ſind. Wir glauben daher, daß es ſowohl in der Bibliothek des Staatsmanns, als in der des Gelehrten einen ehrenvollen Platz verdient, da der Verfaſſer unter den gothiſchen Trümmern einer verſchwundenen Zeit die Spuren der Vernunft unſerer Vorfahren aufſucht; und indem er auf das Zeugniß der Geſchichte wichtige Grundſätze für die Ruhe der Völker gründet, hat er die wahre, die einzige Inquiſition ausgeübt, die man in dem aufgeklärten Jahrhunderte ausüben darf.

L. A. Cr — l.

Die Tapezierer, ſowohl Meiſter als Geſellen, in Paris, haben ſchon im Laufe vorigen Jahres einen ſehr löblichen und nachahmungswürdigen Verein geſchloſſen. Selbiger beſteht in einer wechſelſeitigen Verſicherungs-Geſellſchaft gegen die Unfälle, die den Theilnehmern derſelben in ihrem Leben aufſtoßen können. Im Alter und bey eintretender Krankheit, wenn ſie nicht mehr zu arbeiten im Stande ſind, wird ihnen aus der Geſellſchafts-Caſſe eine zu ihrem Unterhalte hinreichende Penſion bis an ihr Ende gezahlt. Werden ſie krank, ſo erhalten ſie daraus Hülfsmittel, um ſich zu pflegen. Das Jahresfeſt dieſer Stiftung feyerten die Tapezierer verfloſſenen 4. October, am Feſte ihres Patrons, mit einer feyerlichen Meſſe.

J. W.

Der Baumeiſter Belzoni hat aus Libien nach Rom geſchrieben, daß er den Tempel des Jupiter Ammon, und dabey die Quelle mit wechſelnder Temperatur, welche Herodot beſchreibt, wieder aufgefunden habe. Schade, daß er ſie nicht thermometriſch unterſucht hat! Wahrſcheinlich wäre hier wieder einmal etwas als Wahrheit hervorgetreten, was ſeither für blanke Lüge gegolten hat.

(Alleiniger) Redacteur dieſer Zeitſchrift: Franz Gräffer; Verleger: J. B. Wallishauſſer.

Converſationsblatt.

39.

Freytag, den 12. November 1819.

Der Tod für den Glauben *).

Von M. v. Collin.

(In der Nähe von Octodurum.)

Frauen von Octodurum, ſpäter Cornelia.

Die Frauen.

Willſt du auf's neue, Land, erliegen
Dem Anlauf frecher Feindesſchar?
Bergnieder rollt ſie, zu bekriegen
Wehrloſes Volk, das glücklich war.
Der Alpen weit gedehnter Rüken
Erdröhnt von ihres Zuges Laſt,
Auf fleugt der Aar, ſich zu entrücken
Dem nie geſchauten ehrnen Gaſt:

---

*) Dramatiſche Dichtung. — Perſonen: Maximian, römiſcher Kaiſer. — Mauritius, Exuperius, Candidus: Tribunen der Thebaiſchen Legion. — G
ter Band.

Und ſchon, wo Rhodan ſeine Wellen
Vom See ſo friedlich herbewegt,
Seh'n wir die Feindeswoge ſchwellen,
Die Tod im düſtern Buſen trägt.

Cornelia.

Ihr Theuren, hört! nicht Feinde
Nah'n von den Alpen uns.
Ein Heer der Römer kommt
Zur Strafe nur den Frevlern,
Die gen den Kaiſer ſich empört.
Maximian, der rieſenhafte,
Mitkaiſer Diocletians,
Den ſie herkuliſch, ob des Leibs
Unnahbar grauſer Stärke, nennen,
Führt dieſer Scharen hohe Kraft.
Nicht droht Gefahr uns. Seht, ſie nah'n,
Und ihres Heerzugs Ruf ertönt
Hoch auf.

Die Frauen.

Hoch auf, doch düſtern Klangs.
Die Ankunft dieſes Herrſchers auch,
Ich ſage dir's, gefällt mir nicht. —
Wer ſah je ſolches! zahllos ſtrömt
Ihr Zug, der in die Fläche kömmt.

Cornelia.

Und Jene drüben, wer mag kennen
Die Männer? Still, in ſich gekehrt,
Ziehn ſie geſondert dort einher.
An Waffenſchmuck, an Schild und Schwert
Sind ſie zwar Römer wohl zu nennen,
Doch deut' ich ihre Züge ſchwer.

Das **Heer** der **Römer** und die **Legion** der **Thebaner** rücken auf der Fläche vor. **Maximian** an ihrer Spitze.

Die Römer.

Von Wolkenhöh'n zum blüh'nden Thal
Steigt, freuderfüllt, das Heer herab.

Thebaner.

Wie hoch auch, nah war ich dem Grab.

---

nelia, Einwohnerin von Octodurum. — Das Heer der Römer. — Die Legion der Thebaner. — Prieſter der Römer. — Frauen von Octodurum. — Schauplatz: Gallien, beym Ausfluſſe der Rhone aus dem Lemann'ſchen See, zwiſchen den Städten Octodurum und Agaune. Zeit: 284 nach Chr. G.

Römer.

Ein Schneeberg ſtürzte vor mir nieder,
Und mir erbebten Herz und Glieder;
Wie heulte dort der Sturm ſo wild!

Thebaner.

O ſtarker Gott, du warſt mein Schild.

Römer.

Durch dunkeln Wald und grauſe Schlucht
Hab mühvoll ich die Bahn geſucht.
Geſchaut hab' ich des Eiſes Kammern,
Tief unten toſte Waſſerſchwall,
Ich hab geſchaut der Blöcke Fall:
Auf ſcholl da ungefüger Hall.
Und wer dort hört das dumpfe Hammern
Tief aus der Erd verborgnem Saal,
Der fühlt die bangen Schauder all!
Herauf klagt's oft wie dumpfes Jammern;
Nicht führet dorthin mich eigne Wahl.
Wer kennt der Erd' geheimen Schooß?
Und wer ward ihres Raths Genoß!

Thebaner.

Der Himmel donnert's, und der Schooß
Der Erde ruft's: Herr! du biſt groß.

Cornelia.

Wie? aus der hochgeſchmückten Schar
Tritt einer, glänzender als alle,
Im Feldherrn Mantel ſtolz hervor?
Iſt er's, Maximian, der Herr?

Die Frauen.

Der Würger iſt's, der Herkules,
Wie ſie ihn nennen, der vom Gotte
Nichts hat, als dieſes Thurmgebäu
Des frech getragnen Nackens.

Cornelia.

Schweigt!

Die Frauen.

Ein Mörder ſonſt unſchuld'ger Freude,
Und auch des Lebens; denn ihm blüht
Aus Unheil nur ſein Glück empor.

Maximian.

Der Mühen manche ſind beſtimmt
Dir, Kriegsheer, hier auf Galliens Grund:
Denn die dem Römer trotzen, Feind'
Geſammt der ew'gen Götter, ſind

Zahlreich im Land. Die Rotte ſchwillt
Zum Heer uns, ſäumen lange wir.
Jetzt raſtet, Krieger. Ihr, die Rom's
Ummauerung zeugte, lagert hier;
Ihr, die aus Thebens Sonnenhöhn
Uns Diocletian vertraut,
Schlagt jenſeits euer Lager auf.

Die Frauen.

Hört! aus Egyptens ſtolzer Stadt,
Dem hundertthürmten Theben, iſt
Die ernſte und doch heitre Schar,
Die fremd im Römerſchmuck ſich zeigt.
Welch Antlitz aus den Tauſenden
Ich auch beſchau'n mag. Ehrfurcht ganz
Erfüllt mich, und ein froh Gefühl
Des Friedens ſenkt ſich in mein Herz.

Cornelia.

Laßt uns doch näher zu dem Zug
Der Theber treten, wer verbeut's?
Und hier naht ſchon der Prieſter Chor,
Raum nehmend zwiſchen beyder Schar,
Zum Opfer, ſeh ich, fromm bereit.

Prieſter, mit Opfergeräthe, treten auf.

Mauritius.

Ha! ſchau' ich dieſes? Frevelthat,
Der Götzen Dienſt?

Exuperus.

Weh mir! verbünde
Ich mich den Heiden hier zur Sünde?

Candidus.

Wend', Ew'ger, dieß von uns dein Rath!

Prieſter.

Wenn von des Olymps ragendem Sitz,
Donnerer, du ſie geſammt
Schauſt, die des Kaiſers Macht
Hohn gebothen, ſey denn entflammt,
Starker, dein Blitz!
Sey denn der Römer Heil, Hoher! von dir bewacht.
Wie über die weithin ſelig waltenden
Hehren Götter, ihr Lenker und Herr,
Strahlend du ſchwebſt, der Herrſchaft froh,
Blitzeſchleuderer, ſo
Ueber der Erd' verbreitet Gefild,

Ueber hoch auf ſchäumendes Meer
Herrſchen ſie, die Allſchaltenden
Römerſöhne, ob ihnen aber der Herr,
Leuchtend, der Kaiſer, dein Bild!
Sey er der Herrſchaft ſtets wie du ſelber froh.

Maximian.

Was ſoll's dort? warum weichen Jene
Fern ab vom Opfer? Thebens Volk,
Hieher, wo Göttern Hymne ſchallt.

Thebaner.

O Gott! hab' ich im Herzen Theil
An dieſem Feſt der tiefſten Schmach,
So halte mir dein Zürnen wach!
Hab' ich an ihrem Frevel Theil,
So mög' heraus aus ſeinen Schleußen,
Der Berge Waſſer reißen!
So nahe, Herr, in deinen Wettern,
Mich Schuldbeladnen zu zerſchmettern!
Der Erde Feuer gähn' hervor,
Und öffne mir des Abgrunds Thor.

Maximian.

Ich denke, ihr verſchmäht das Opfer?

Mauritius.

Du ſagſt's.

Maximian.

Ehrt ihr die Götter nicht?

Mauritius.

Sie nicht, Ihn aber, Gott!

Maximian.

Verwegne!

Candidus.

Der Wahrheit unverhülltes Wort
Drang ihm aus treuer Bruſt hervor;
Ob's dich erzurne, darf uns nicht,
Die *Einen* fürchten nur gelernt,
Aufladen ſchwerer Sorge Laſt.

Mauritius.

Wir, der Theber Legion,
Kennen nicht der Götter Menge,
Für die ihr die Preisgeſänge
Ausjauchzt um des Altars Thron.
Einer iſt nur, welcher Oben
Ewig herrlich iſt erhoben
Mit dem Geiſte und dem Sohn.

Maximian.

Solches Wort iſt mir nicht neu.
Schwört ihr ab nicht eure Lehre,
Seht, ob ſie den Tod euch wehre,
Denn ich ruf' ihn raſch herbey.

Römer.

Frecher Theber Legion! —
Tilg' ſie weg! nicht aufgeſchoben
Sey die Rache, und wir loben
Dich, der Strafe gab dem Hohn.

Exuperus.

Laßt dieß Dräuen! denn bewehrt
Sind wir, die den Herrn erkennen,
Waffe ward uns, ſchwer zu nennen,
Waffe, nicht auf Streit gekehrt.
Und wir wiſſen uns zu ſchirmen,
Daß, wie ſich Gefahren thürmen,
Wir doch bleiben unverſehrt.

Maximian.

Wenn mein Zürnen ſich ergeußt,
Was iſt, was euch ſchützend bliebe?

Mauritius.

Glaube, Hoffnung und die Liebe.
Glaub' an Vater, Sohn und Geiſt,
Hoffnung auf ein heil'gres Leben,
Und für euch, die Tod uns geben,
Liebe, wie ja Gott uns heißt.

Maximian.

Milgetränkte blöde Horden,
Woher iſt euch Kühnheit worden,
Unerhörte, wider mich?

Mauritius.

Wenn du mir ſagen würdeſt: Auf!
Dort vor's Gebirg mit deinen
Sechstauſend Thebern! du ſollſt ſtehn
Heut gegen ſechzigtauſend, einſam
In wild bewegter Feindesſchlacht!
Ich werd' dort ſtehn, wie du befiehlſt.
Doch, wenn du ſageſt: opfert hier!
Geſchieht es nicht; denn Gott verbeut's.
Das Schweigen Dieſer aber bürgt
Die Wahrheit deß, was ich geſagt.

(Schluß folgt.)

……

Novelliſtik.

Von den Jahrbüchern der Literatur, herausgegeben von M. von Collin, iſt der 7. Band erſchienen. Dieſes ausgezeichnete, der wiſſenſchaftlichen Thätigkeit des Vaterlandes zur hohen Ehre gereichende Inſtitut, welches im In- und Ausland jene vollgültige Achtung genießt, deren Bürgſchaft das wahrhaft Gehaltreiche und Tüchtige immer in ſich ſelbſt trägt, macht bey ſeiner entſchiedenen Autorität wohl jede fremde Anpreiſung überflüſſig. Es reicht hin, das Inhalts-Verzeichniß anzuführen. In dieſem neuen Bande werden folgende Schriften beurtheilt: 1.) Vogt's rheiniſche Geſchichten. 2.) Lukſche's altes und neues Recht Mährens ꝛc. 3.) Friedländer's Anſichten von Italien. 4.) Schleiermacher's Plato. 5.) A. W. Schlegel über dramatiſche Kunſt. 6.) Werſebe's niederländiſche Colonieen ꝛc. 7.) Bucher: Ulpianus. 8.) G. M. Wagner e Ruschweyh: a) Bassorilievi ant. della Grecia; b) Feste di Eleusi di Schiller. 9.) Titze's Ariſtoteles Behandlung der Naturkunde. 10.) 16 der neueſten Schriften über Perſien (in engl., franzöſ., deutſch und lat. Sprache) aus dem Geſichtspuncte der Geographie. 11.) Schels milit. polit. Geſchichte des öſterr. Kaiſerſtaates. 12.) Biſinger's Europäiſche Staatsverfaſſung. 13.) Kurz: Oeſterreich unter Albrecht dem Lahmen. 14.) Verſuch einer Darſtellung unſerer Zeit. — Das Anzeigeblatt (Nr. VII.) liefert a) Ueber die deutſche Kunſtausſtellung in Rom 1819, und über den gegenwärtigen Stand der deutſchen Kunſt zu Rom; b) Ueber däniſche Literatur, dann c) und d) Ueberſicht der neueſten ruſſiſchen und engliſchen Literatur; und endlich folgen: Intelligenz-Nachrichten der (Gerold'ſchen) Verlagshandlung. — Dieſer 7. Band iſt ungleich reicher und voluminöſer als jeder vorige; er hält 30 Bogen. — Der ſehr liberale Preis von jährlich 4 Bänden iſt 20 fl. W. W., woraus allein ſchon erſichtlich iſt, daß es ſich bey dieſer Unternehmung nicht um Erreichung eines materiellen, ſondern intellectuellen Zweckes handelt. Gſt.

Dlle. Hartmayer aus Zürch, ſchon durch einen vortheilhaften Ruf bekannt (ſiehe Muſical. Zeitung Seite 652, und Nr. 27 dieſes 2. Bandes d. Conv. Bl.), den ſie auch ſchon in ihren Kunſtleiſtungen im k. k. priv. Theater an der Wien beſtätigte, gab am 8. Nov. im k. k. kleinen Redouten-Saale eine große muſicaliſche Academie, worin ſie zwey Arien von Roſſini (Tancredi und Cenerentola) und die herrliche Arie Mozarts mit Clarinette-Begleitung aus der Oper Titus ſang. — Mit einer ſeltenen metallreichen Stimme von bedeutendem Umfange von der Natur ausgeſtattet — (ſie erinnert recht ſehr an Mad. Milder-Hauptmann) intonirt ſie höchſt rein, trägt den Ton methodiſch ſchön vor, und hält ihn kraftvoll und volltönend aus der Bruſt ſelbſt im Forte der Chöre des Orcheſters. In Stellen, wo die Kunſt nicht gerade mit den glänzendſten Coups einen entſchiedenen Sieg feyern kann, ſondern mehr objectiv, frey, aus dem Innern ſelbſtthätig, ohne ſichtbare Mühe, ohne Nachahmung, dem Drange des Herzens nach, ſich zeigen kann, wird und muß ſie jeden Zuhörer äußerſt angenehm anſprechen; und wer ſie hörte, wird ſie gewiß zu den ſeltenen Erſcheinungen neuerer Zeit zählen. Dagegen aber ſcheint ihre Kehle noch nicht coulant genug; ſie gibt die laufenden Paſſagen, obwohl deutlich und ſicher, doch noch nicht durchgängig eminent. Darum unterzieht ſich die liebliche junge Sängerinn einer ferneren kunſtgerechten Ausbildung, ſo dürften wohl die Verehrer einer Catalani in kurzer Zeit ungezweifelt wieder auf einem andern Altar Weihrauch ſtreuen können. — Die übrigen Stücke im Concerte waren: 1) eine Ouverture von Hrn. Riotte. Referent hatte ſie noch nie gehört, ſie gefiel. Dann Variationen für die Flöte, von Keller, über das Thema: Schöne Minka ꝛc., geſpielt von Hrn. Sedlaček; er trug ſie durchaus ſehr brav und mit vielem Geſchmack, aber doch in der ſonſt wohlſtudierten Colorirung mit zu häufigem Tempowechſel vor, ſo zwar, daß er einen kleinen Theil des großen Beyfalls wohl dem braven Accompagnement unter der Leitung des Hrn. Clement gerne gönnen wird. — Mit nicht weniger gutem Erfolge ſpielten die beyden Virtuoſen Merk und Worziſchek ein von letzterem componirtes Rondo über den Bollero für Pianoforte und Violoncell, und trugen ſehr viel zur Verherrlichung dieſer Unterhaltung bey, die von einem eben nicht zu zahlreichen, doch gewählten Publicum, und zwar großentheils von Muſikkennern beſucht war. Eine ehrenvolle Erwähnung verdient noch Hr. Friedlowsky mit der Clarinette-Begleitung in Mozarts Arie.

Wilh. Blum.

Bedeutender iſt wohl kaum in irgend einer Stadt Deutſchlands die Menge der Dichter von entſchieden gutem Rufe, als in Dresden; und ſonderbar iſt es gewiß, daß die meiſten derſelben ihre Erzeugniſſe pſeudonym bekannt machen. Wie z. B. Miniſter von Noſtitz und Jänkendorf unter dem Namen Arthur vom Nordſtern, Secretär Schulz u. d. N. Friedrich Laun; Hofrath und Theater-Secretär Winkler u. d. N. Theodor Hell; Graf Löben u. d. N. Iſidorus; Engelhard u. d. N. Richard Roos; Hofrath Heun u. d. N. Clauren; Fräulein von Winkel u. d. N. Comala; Hofräthinn Genſiken u d. N. Wilhelmine Wilmar ꝛc.

Daß man ſein Geld jetzt vortheilhafter in den franzöſiſchen als den engliſchen Fond legen kann, darüber gibt man folgenden einfachen Beweis an. 10,000 Pf. Sterl. zu 3 pCt. bringen in England jährlich 300 Pf. Sterl. Verkauft man dieſe Rente nach dem jetzigen Cours zu 70 pCt., ſo bekommt man 7000 Pf. Sterling, oder 176,400 Franken. Dieſe in 5 pCt. Conſ. zu 72 angelegt, bringen eine Rente von 12,250 Franken oder 480 Pf. Sterl., folglich um 180 Pf. Sterl. mehr, als in England.

Ein Hr. Barigozzi hat zu Verona die Kunſt erfunden, zerſprungenen Glocken, ohne ſie umzugießen, ihren urſprünglichen Klang wieder zu verſchaffen, und bereits an mehreren Orten den Anlaß gehabt, ſeine, von ihm ausgedachte Procedur mit dem erwünſchteſten Erfolge anzuwenden.

(Alleiniger) Redacteur dieſer Zeitſchrift: Franz Gräffer; Verleger: J. B. Wallishauſſer.

Conversationsblatt.

40.

Dinſtag, den 16. November 1819.

Der Tod für den Glauben.

Von M. v. Collin.

(Schluß von Nr. 39.)

Die Frauen.

Ihr ſtillen ernſten Männer dort,
Die tief mir das Gemüth erregt,
O wie für euch das Herz mir ſchlägt!
Vernehmt ein treu gemeintes Wort:
Wollt ihr in's Grab euch ſelber betten?
Eilt! eilt ihr Guten, euch zu retten!
Denn wie das Opfer unterm Stahl
Getroffen ſtürzt, ſo mußt ihr fallen,
Ihr Wen'gen, dieſen Rächern allen;
Und ach! ihr dankt's nur eurer Wahl.

Die Prieſter.

Braus, Fluch, mir wild im Sturme fort!
Den Läſtreern ſey auf's Haupt gelegt,
Die mir Entſetzen aufgeregt:

Aechzt! heult im grauſen Weh, verdorrt!
Zermalmet ſtürzt, und ſeyd zertreten!
Kahl ſtarr' der Grund ob euren Stätten,
Heillos, ſchafft Unheil! und der Strahl
Des Tages ſaug', wo ihr gefallen,
Verderben bangen Menſchen allen:
Gequält vergeht, und ſchaffet Qual.

Candidus.

Ihr Söhne Thebens! andre Tempel,
Und andre Wahngebilde auch
Der Gottheit ſahn wir, wo die Stadt
Am Nil uns ragt. Die hier ſind klein,
Und dürft'ger Menſchen Ausgeburt.
Dennoch wir ſcheuten jene auch,
Die Rieſen ſchufen, und ein Gräu'l,
War uns der Gottheit Wahnbild dort,
Obgleich es tiefern Sinn als hier
In deutungsreicher Form verbarg;
Denn Götze war es, und nicht Gott.
Und die Bekenner jenes Dienſt's
Vermieden wir, glaub' ich, mit Recht.
Laßt's hier denn, bitt' ich, ſeyn wie dort.

Maximian.

Hebt ihr die Zeichen auf? ihr wagt's,
Und ziehet? ſteh! verwegne Schar.

Mauritius.

Daß wir dieß Opfer ſchau'n, ſollſt du
Von uns nicht fordern. Aber denkſt
Du uns geſchwungnen Schwerts zu nah'n,
Tod über uns verhängend, wohl!
Dort drüben, wo Agauno ſich
Halb in des Walds Umwölbung birgt,
Wirſt du uns finden, und bereit
Sind allgeſammt wir deinem Stahl.

Maximian.

Iſt's Hohn? iſt's Demuth? iſt es Trotz?
Fremd iſt mir dieſe Menge ganz.

Exuperus.

Brecht auf, und ſinget Gottes Lob!

Thebaner.

Wer hat die Erde feſtgeſtellt?
Wer hat die Fluth ſo hoch geſchwellt?
Wer iſt es, der den Himmel hält?
Wer hing der Sterne Flammenpracht
Hoch an's Gewölb der alten Nacht?

Wer hieß den Morgen tagen, wer?
Es iſt der Herr! —
    Eh Berg und Thal ſtand, eh Geſang,
Ward deiner Macht des Sturmes Gang,
Eh noch gekreiſt der Sonnen Heer,
Eh noch dein Lob gebrauſt das Meer,
Eh frommer Menſchen Herz erregt
In Liebe ward, wie meines ſchlägt,
Warſt du, o Herr! (ziehen ab.)

In der Nähe von Agauno. Nacht.

Die Frauen. Cornelia.

Die Frauen.

Mit Vorſicht ſchreitet!

Cornelia.

Horch! es ſcholl
Dort eine Stimme.

Die Frauen.

Nein.

Cornelia.

Habt acht!

Die Frauen.

Wie iſt ſo dichten Dunkels voll,
So ſchauerlich und kalt die Nacht.

Cornelia.

Und wo iſt nun ihr Lager?

Die Frauen.

Bricht
Hervor doch keiner Fackel Licht!

Cornelia.

Getös der Waffen, wie's ſonſt Brauch
Im Lager iſt, tönt nirgends auch.

Die Frauen.

In dieſen Finſterniſſen bebt
Das Herz mir.

Cornelia.

Mitleid doch belebt
So ſehr mich, daß mit irrem Fuß
Ich die Unſelgen ſuchen muß.

Die Frauen.

Wo ſind ſie? wo? und ſey geweckt
Die Schar, die ſorglos hingeſtreckt.

Mauritius, ſpäter die übrigen Thebaner.

Cornelia.

Ihr Theuren! ſchreitet durch die Nacht
Nicht dort ein Mann? iſt's aus der Schar
Der Theber Einer? — Plötzlich hält
Im Gang' er inne, und er ſinkt,
Wenn nicht des Dunkels Schleyer trügt,
Zur Erde nieder auf ſein Knie.

Mauritius.

Willſt du es, Gott! verfügen,
Daß deine treue Schar
Im Tode ſoll erliegen,
Gibſt du auch Kraft zu ſiegen,
Und biſt mit deiner Schar.
Des Todes Pforte führt zu dir!
Und wenn ich falle, könnt' ich klagen?
Auf Engelsfittigen getragen
Hebſt du den Sel'gen auf zu dir.

Cornelia.

Mann! den das Zwielicht dort mir zeigt:
Die lange Nacht durch lodert ſchon
Im Römerlager Feuer auf;
Den Göttern opfern ſie; und wiſſt,
Daß euer Sturz beſchloſſen ward.

Mauritius.

Seyd ihr's, die Mitleid uns gezeigt
Dort drüben in der Heiden Kreis?

Cornelia.

Wir ſind's, und jetzt auch kommen wir
Wie dort, und flehen: kehret zurück!
Wenn ihr nicht Opfer jenſeits weiht,
Bringt euch der Morgen ſchon das Grab.

Mauritius.

Wohlauf, Genoſſen, die mit Schlaf
Des Lebens letzte Nacht erquickt,
Wacht auf! wacht auf! der Morgen kommt,
Dem für euch hier kein zweyter folgt.

Die Frauen.

Und rund her, aus des Raſens Bett
Erſtehn ſie, ſorglos, doch des Falls

Zu ungerührter Bruſt gewiß.
Wohnt Menſchen ſolche Hoheit bey?

Thebaner.

Nacht! unter deinem Flügel ſchlief
So ſanft ich, bis der Morgen rief.
Nacht! Nacht! lichtloſe, kaum zu ſchau'n,
Wer Gott kennt, kennet nicht dein Grau'n.
Nacht! Satans Seele iſt dir gleich,
Denn Finſterniß iſt all ſein Reich;
Lichtbang, doch keinem Frevel ſcheu,
Geht er nach Raub, ein grimmer Leu.
Nun zieht er keck mit keckem Schwarm,
Und Todgerüſtet iſt ſein Arm:
An dem, der nicht im Licht gewacht,
Vollbringt ihr Werk dann bös die Nacht.

Cornelia.

Ich weiß nicht, welche Macht mich lenkt,
Doch horch' ich eurem ernſten Wort,
Als tönte mir Orakelſpruch!
Und alſo neiget ſich mein Herz
Zu euch, die nie ich eh' gekannt,
Daß Weinen mir die Rede hemmt.
O denk' der Rettung, edle Schar.

Die Frauen.

Warum geſchieht's, daß ihr nicht duldet
Den Dienſt, der immer heilig war?
Was hat der Götter Reich verſchuldet,
Das groß und hehr iſt immerdar?

Exuperus.

Sprecht nicht von Göttern, deren Keiner
Des Himmels Wölbung je geſchaut,
Sprecht nicht von Göttern, da nur Einer
Der Welten Herrlichkeit gebaut.
Durch falſche Lehre ihm entwandt,
Ward auch des Ew'gen Seyn zerſplittert
Dieß froh bewegte Herz erzittert,
Denk Sein' ich, den ihr nie gekannt.

Candidus.

Ein treuer Vater, hat geleitet
Er einſtens dieſer Erd' Geſchlecht.
Wenn er jetzt nicht mehr mit uns ſchreitet,
Geſchah der Schuld ihr traurig Recht.

Thebaner.

Es zeugt die Welt laut von der Liebe
Wodurch ſich Gott mit uns vereint;

Und ohne ſolche Schirmung triebe
In Trümmer, was euch herrlich ſcheint.
Nicht einen Engel ſeiner Heere,
Den Sohn ſandt' er zu uns heraus,
Auf dieſes Nichts grundloſer Leere,
Zu bauen Gottes hehres Haus.

Die Frauen.

Warum erbeb' ich denn der Lehre,
Die froh dort ſtürmt der Bruſt heraus?
Groß biſt du wohl, den hoch mit Ehre
Die Schar krönt: ſchließe mich nicht aus!

(Der Morgen bricht an; Alle wenden ſich gegen die aufſteigende Röte.)

Die Frauen und Thebaner.

O du, des jungen Tages Schein,
Wie ſchlüſt du mild in's Thal herein!
So ſchaut der ew'gen Liebe Blick
Auf Menſchenleben und Geſchick.
Gegrüßt, gegrüßt ihr erſten Lüfte,
Ihr wehet morgen über Grüfte.
Ihr weht, wo bald der Mann geſiegt,
Der, bis ihn Gott einſt weckt, hier liegt.

Cornelia.

So eines Sinnes? — Weſſen Geiſt
Sprach denn, ihr Frau'n, aus unſrem Mund?

Mauritius.

Deß Geiſt, der euer Wort bewähret.
Denn dort zieht ja Maximian
Herüber ſchon mit Heeresmacht,
Bald iſt's hier ausgethan und ſtill.

Cornelia.

O! und ſie nah'n im Flug!
Der Herrſcher eilt voraus!
Nach ſtürzet im Gebraus
Des Schwalles Mann an Mann;
Und näher wälzt ſich her der Zug,
Und fluthet euch zum Tode fort.

Die Frauen.

Muß ich es ſehen,
Daß ihr, die Ehrfurcht mir gewonnen,
Weil ihr ſo hoch an Tugend ragt,
Wie Rauch ſeyd bald zerronnen,
So möcht' ich ſelbſt im Schmerz vergehen.
Dieß Weh zerrißne Herz verzagt.

Thebaner.

Sie kommen alſo ſtolz geſchmückt,
Als ging' es zum Triumphe jetzt.
Und ſo gerüſtet kommen ſie,
Als ging' es in die Feindesſchlacht.
Und alſo glühend kommen ſie,
Wie wer auf Raub ausgeht und Mord.

Maximian und die Römer in voller Rüſtung.

Maximian.

Dort jenſeits wurde heute Nacht
Der Göttern Weihe dargebracht,
Dort jenſeits wurde heimgeſagt
Den Göttern Opfer, wenn es tagt.
Und der Erfüllung wilde Luſt
Tobt mir in Zorn bewegter Bruſt.

Mauritius.

Hier wurde ernſt, in ſtiller Nacht,
Des Morgens, der jetzt tagt, gedacht,
Hier wurd' manch edles Wort geſagt,
Als endlich es in Oſt getagt;
Und daß ich deß mir bin bewußt,
Erregt mir Freud' in ruh'ger Bruſt.

Cornelia.

O wär' auf dieſe düſtre Nacht
Kein Morgen wieder je erwacht.

Mauritius.

Herr! Herr, mein Gott! laß ſeyn uns kühn!
Laß uns in Stärke vor dir glühn.
Laß Zeug' uns werden deiner Kraft,
Wenn nun ihr Schwert dahin uns rafft.

Cornelia.

Sie neigen ſich.

Die Frauen.

Die Rechte ſchlägt
Nun an die Bruſt, die nie gehegt
Der Lüge Schmach noch falſchen Trug.

Römer.

Der Tag in Oſten brennt herauf!
Die Sonne ſteigt! bald iſt's geſchehn,
Und Tauſende, jetzt ſtark, vergehn,
Und ſtehen heute nimmer auf.
Bald grauſes Opfer wirſt du ſehn
O Sonn', in ernſter Stunde Lauf.

Maximian.

Empor dort, wo wir euch das Schwert
Einſenken in die ſtolze Bruſt!
Altar des Todes ſey euch dort
Die Berghöh', Stätte auch und Grab.

Thebaner.

Weg denn! weg vom ird'ſchen Leibe
Schwert und Panzerring, und Schild,
Daß ich ohne Schirmung bleibe;
Tod! dein Raub bald im Gefild.
Stolz herauf zieht mir die Sonne,
Neuer Tag, er bricht heran,
Neuer Tag mir ew'ger Wonne,
Den mein Glaube mir gewann.

(Entfernen ſich, die Römer folgen.)

Die Frauen.

Auf ſchrey' ich's wehvoll aus der Bruſt,
Heillos, die dieſes ſehn gemußt.

Thebaner

(aus der Ferne.)

Du auch wollteſt für uns ſterben,
Gottmenſch, hohes Heil der Welt.
Heil darf ich mir jetzt erwerben,
Der, dich preiſend, Chriſtus, fällt.

Geſang aus den Höhen.

Neiget, neigt das Haupt den Streichen,
Neigt's im blutigen Gefild.
Ueber dieſem Feld der Leichen
Blüht der Himmel auf ſo mild.

* * *

Geſchichte des Bartes.

Von J. Burgerth.

(Schluß von Nr. 38.)

Germanien.

Höher als bey allen vorgenannten Völkern war bey den alten Deutſchen der Bart in Ehren geſtanden. Sie gelobten und ſchworen bey ihren Bärten, gleichſam als ob ſie nach Horaz ſagen wollten:

. . . . . hic murus aheneus esto,
Nil conscire sibi, nulla pallescere culpa.

»Werden die betagten Männer, — ſo pflegten ſie zu ſagen — ſich ihrer Bärte ſchämen, dann iſt es wahrlich um die Palme der Tapferkeit, wahrlich um die Gewiſſenhaftigkeit freundſchaftlicher Treue geſchehen.« —

Wenn man erwägt, daß Cäſars ſieggewohnte Krieger bey Veſentium (Besançon) vor der fürchterlichen Geſtalt der Deutſchen anfangs in Schrecken geriethen, ſo läßt ſich wohl leicht folgern, wie ſehr die alten Deutſchen durch Haar und Bart entſtellt waren. Es galt denn auch bey ihnen der Verluſt des Bartes für eine Schmach, die ſtreng verpönt war. Gleichwohl haben aber auch ſie in den ſpatern Zeiten, wo ſie mit den römiſchen Sitten vertrauter geworden waren, von dieſer Strenge allmählich abgelaſſen; und die Catten dürften die erſten geweſen ſeyn, die, nach dem Beyſpiele der Römer, den Bart zu ſcheren begannen. Doch durfte anfänglich nur Derjenige den Bart ablegen, der zuvörderſt einen Feind getödtet hatte.

Unter Carl dem Großen haben ſich, zumal in der Caſte der Vornehmen, die langen Bärte in Deutſchland wieder allgemein eingebürgert, und von ihm auf die folgenden Könige und Kaiſer der Deutſchen vererbt, worunter Rudolph von Habsburg (1273) mit einem der anſehnlichſten Bärte prunkte. Selbſt auch die Geiſtlichkeit trug allgemein Bärte; und ſo hatte ſich dieſe Sitte auf alle europäiſchen Höfe verbreitet. Sie erhielt ſich bis zum Jahre 1564, wo Maximilian II. ſich gegen dieſelbe höchſt widerlich erklärte. Und dadurch war das Anſehen der Bärte größtentheils auch bey den übrigen Höfen, zuvörderſt aber bey dem Däniſchen, der in Beziehung auf Politeſſe zu jener Zeit unſtreitig vor den meiſten Höfen den Vorrang behauptete, allmählich geſunken. Gleichwohl aber hat ſich das gemeine Volk von der herkömmlichen Sitte, Bärte zu tragen, nicht ſo leicht losgeriſſen.

Von der Vorliebe des Schweizer'ſchen Frauenvolkes für lange Bärte hat uns die Geſchichte aus dem Jahre 1684 folgende Erzählung aufbewahrt: Ein franzöſiſcher Geſandter ſah zu Solothurn einen rothbärtigen Fleiſchhauer, deſſen Bart von ſeltener Länge war. Dieſen läßt er zu ſich beſcheiden, und biethet ihm für ſeinen buſchigen Bart 100 Louisd'or an. Zwar hielt der Fleiſchhauer gar hoch auf ſeinen Bart, weil er ihm unter ſeinen Nachbarn eine Art von Celebrität verſchaffte; jedoch durch den Schimmer des Goldes geblendet, geht er den Handel endlich gleichwohl ein. Der Geſandte, darüber höchſt zufrieden, ließ ihm den zwey Schuh langen Bart, womit er die königliche Raritäten-Kammer zu Paris zu bereichern beſchloß, ſogleich abnehmen, und erlegte, was hiernächſt bedungen war. Der Fleiſchhauer eilt nun, um ſeiner Frau Geld und Kunde zu geben. Doch die erkennt ihn nicht. »Was will der Herr?« — ſo ſie — »Närrinn — wie — ſchau hier das Gold anſtatt des Bartes.« — Beym letzten Worte lag ſie ſchon in Ohnmacht. Das ganze Haus geräth nun in Bewegung; haſtig laufen Nachbarn und Nachbarinnen (auch dieſe erkennen den Hausherrn nicht) geſchäftig herbey, um Rath und Hülfe zu ſchaffen. — Schon nach dem erſten Verſuche war die Hausfrau zur Beſinnung gekommen, und nun geht ſie wie wüthend auf ihren Mann los; ſie faßt ihn grimmig an; Nachbarn und Nachbarinnen greifen zu, und der Hausherr, rein durchprügelt, wird zur Thür hinausgeworfen. Das Räthſel war nachher freylich bald gelöſt worden; aber die Weiber gaben deſſen ungeachtet kein verübtes Unrecht zu, ſondern erklärten, wie ſie insgeſammt die Bärte ihrer Männer weit über's Geld empor verwerthen; indem es eine weit herrlichere Sache ſey, ſich mit einem flaumigen Hermelin, als mit einem ſtachligen Barte Lippen und Wangen berühren zu laſſen. Deßhalb ſoll denn auch nur ein ſchuhlanger Bart wieder im Stande geweſen ſeyn, die Hausfrau mit ihrem Gemahl zu verſöhnen.

Ungarn.

In Ungarn (heute gegen alle Imperative der Geſchichte und Philologie oft Ungern) trug vom Könige abwärts bis gegen das Ende des dreyzehnten Jahrhunderts Alles lange Bärte. Man will zwar die Knechte von dieſer Sitte ausgeſchloſſen wiſſen; allein darüber gibt es keine zureichende Bürgſchaft.

Im Jahre 1237 hatte Bela IV., König von Ungarn, den Cumaniſchen König Cuthenus, mit 50,000 heidniſchen Familien, in Ungarn aufgenommen. In dieſer Nation florirten ſchöne, einladende Weiber, die es in der Gewiſſenhaftigkeit weiblicher Treue nie zu weit getrieben haben. Ladislaus IV. bemerkte ſie, und wählte ſich aus ihrer Mitte ſeine Concubinen. Hierüber führte der Ungariſche Adel bey Gregor X. zu Rom Klage, und erhärtete dieſelbe mit dem religiöſen Prätext, als wäre der Einfluß der heidniſchen Weiber ſehr leicht im Stande, den Eifer des Königs für die chriſtliche Religion zu ſchwächen. Gregor, darüber hoch entrüſtet, ſprach über Ladislaus die Bannſtrafe aus, und verordnete zugleich, daß die Ungarn ihre Bärte und Haupthaare verſchneiden ſollten, damit zwiſchen ihnen und den heidniſchen Cumanen ein unverkennbares Unterſcheidungszeichen beſtehen möge. Und ſeit dieſer Zeit (1276) war die Sitte, lange Bärte zu tragen, in Verfall gekommen. Doch haben ſich die Knebelbärte (mystaces) als Nationalſitte bis zur Stunde erhalten, wiewohl ſchon auch ſie zu Zeiten Schach und Breſche erlitten haben.

Rußland.

In Rußland waren die langen Bärte nicht nur als Zierde des Mannes, ſondern wohl gar als eine aus Religions-Ceremonieen entwickelte Sitte angeſehen worden, weßhalb denn auch Jedermann, aus jedem Stande, einen langen patriarchaliſchen Bart trug. Er war allgemein einen, auch zwey Schuh lang, und die Haare der obern Lippe waren von ebenmäßiger Länge. In der Regel hatte Jeder zunächſt den Bart rein und ſauber gehalten. Er ward, ſo oft man trank, ins Trinkgeſchirr getaucht, und dann mit einer Art von Gravität wieder rein gemacht. Dagegen pflegte man das Haupthaar kurz abzuſtutzen, und nur die Prieſter trugen langes Haar, um ſich von den Laien zu unterſcheiden.

Wir wiſſen, Peter der Große war es, der der erſte zur Hebung alterthümlicher Mißbräuche in Rußland die Wende angeſetzt hatte. Er griff Alles an, was ihm widerlich war; und ſo machte er zunächſt auch auf die Bärte den Angriff. Er ließ nämlich eine Verordnung ergehen, welcher zu Folge Jeder aus dem Adel und dem Bürgerſtande, der den Bart fortan beybehalten wollte, für dieſe Licenz jährlich hundert Rubel bezahlen, der Bauer aber, ſo oft er vom Lande in irgend eine Stadt Rußlands käme, an dem Thore derſelben für ſeinen Bart jedesmal einen Copeken entrichten mußte. Dieſe unerwartete Verordnung machte allgemein große Senſation. Man nahm die Tendenz derſelben für einen Eingriff in die Religionsgebräuche, und erklärte den neuen Reformator zum Antichriſt; man ſprach laut und lange, um die Schmerzenslaute über den Bartverluſt zu verſtärken; man war dann gar in Ton und Bewegung ſo heftig geworden, daß Peter der Große ſich genöthiget ſah, zwanzig tauſend Mann ausrücken zu laſſen. Und ſo mußten denn die Bärte der Macht unterliegen. Doch haben Viele aus der Claſſe der Großen und Reichen ſich entſchloſſen, um ihr gebartetes Anſehen fortan zu behaupten, die vorgeſchriebene Bartſteuer jährlich zu entrichten. Es waren daher in der Folge dafür große Summen eingegangen. Peter gab nach einiger Zeit ein Feſt, und lud viele Vornehme dazu ein. Die Bojaren und Kneeſen waren in vollem Glanze mit langen, reingeputzten Bärten erſchienen. Der Kaiſer war guter Dinge; er addreſſirte ſeinen Gäſten die vertraulichſten Worte; ſcherzte mitunter, ſpielte aber hierbey ſo unſanft mit ihren Bärten, daß es ſich hier und da in blutigen Belegen beurkundete. Und dieſes — freylich ſehr excentriſche Mittel hatte, wie es ſich nachher gezeigt, mehr gefrommt, oder vielmehr beſſer gewirkt, als die Bartſteuer; denn die Bojaren und Kneeſen waren bey Hofe nie mehr mit langen Bärten erſchienen.

Auch die Handwerksleute und Bauern haben ihre langen Bärte nicht lange verſteuert. Einige ließen den Bart heften, und trugen ihn in der Ficke, um nach Zeit und Umſtänden davon gleichwohl Gebrauch zu machen; Andere bewahrten ihn ſorgſam, und verordneten, er möchte, nach ihrem Tode, neben ſie in den Sarg gelegt, und mitbegraben werden, auf daß ſie dem heil. Nicolaus darüber Rede und Antwort geben könnten.

Frankreich.

Frankreich hatte ſich zwar von der Weltſitte, Bärte zu tragen, im Alterthume nicht losgezählt, doch bis zum Vorurtheile war's damit nie gekommen. Schon ſehr früh ſorgte die Galanterie des Frauenzimmers dafür, daß die Bärte auf dieſem Boden nie zur übermüthigen Rolle gelangen konnten. Vorzüglich aber hatte dieſe Sitte unter Ludwig XIII. und Ludwig XIV. verloren, und ſo geriethen die Bärte gänzlich in Verfall. Die Revolution erſchuf die übergroßen Backenbärte. Doch ihr Ende war auch das Grab derſelben. Nur die Knebelbärte haben ſich zum Theile gerettet, und hier und da, auch außer Frankreich, Aufnahme gefunden.

(Der achtungswerthe Hr. Verfaſſer dieſes Aufſatzes hat gerügt, daß wir einen frühern von ihm: Ueber die Benennung »Kaiſer« (in Nr. 32) eine Note angehängt haben, in welcher es heißt: wir konnten mit mancher Anſicht nicht einverſtanden ſeyn, wollten aber den Aufſatz nicht durch Fragezeichen ꝛc. entſtellen. Der Hr. Verf. hat in ſeinem Sinne ganz Recht, wie wir in dem unſrigen nicht Unrecht haben. Er meint, es wäre beſſer geweſen, jene betreffenden Anſichten zu berichtigen oder zu commentiren; wir aber meinen, daß ſolch eine profanirende Operation ſicher von keinem Autor gleichgültig, oder wohl gar billigend oder beyfällig aufgenommen werden dürfte, und wenn die Sache ſelbſt auch noch ſo ſehr dabey gewänne. — Dieſe Meinung finden wir ſehr natürlich. — Irgend eine Anmerkung glaubten wir dem Hrn. Verfaſſer, den Leſern und uns ſelbſt ſchuldig zu ſeyn; es kam nur darauf an, welche die beſcheidenſte ſey, und — wir halten jene nicht für unbeſcheiden. Einem Gelehrten, wie Hr. F. Burgerth, der ſeine vielſeitigen Kenntniſſe ſchon genugſam (z. B. im Heſperus, welche wackere Zeitſchrift ihm erſt neuerlich einen Concurrentenpreis zuerkannte) ausgewieſen hat, wollten wir auch keineswegs vorgreifen. Mit Jemanden in loco läßt ſich übrigens leicht Rückſprache pflegen; Entfernungen aber erſchweren Alles ꝛc.)

Ueber vorhandene botaniſch-poetiſche Werke.

Von W. A. Cr—d.

(Schluß von Nr. 38.)

Er citirt eine oder mehrere ſelbſt ſehr lange Stellen aus dieſem größtentheils unbekannten Werke, welche den Zuſtand der Dichtkunſt und der naturhiſtoriſchen Wiſſenſchaften in den verſchiedenen Epochen, in welchen ſie erſchienen ſind, genau bezeichnen. Dieſe Auszüge ſind mit Geſchmack gewählt, und müſſen für jeden Leſer äußerſt anziehend ſeyn. Indeſſen iſt es vielleicht ein Fehler, daß er ſich ſo lange bey ziemlich unbedeutenden Gedichten aufhält, während er von beſſeren nur ein paar Worte ſagt. — Möge doch bald ein tüchtiger, in der Dichtkunſt und Botanik wohlgeübter Gelehrter, dieſes brittiſche Kunſtwerk, mit Benützung der verdienſtvollen Arbeit des franzöſiſchen Ueberſetzers, uns in deutſcher Sprache wieder geben!

In der neueſten Zeit beſang Hr. René-Richard Caſtel in einem Werke, les Plantes genannt, die Pflanzen mit vielem Glücke. Der Dichter iſt kein Darwin, indeſſen ſind Stellen darin, welche dieſer gewiß nicht verworfen hätte; z. B. die, wo der Dichter die Wälder beſchreibt, die ſich in der Nähe des Aequators erheben. Wir haben nicht gewagt, dieſe ſchönen Verſe in Proſa zu überſetzen, weil ſie dadurch den größten Theil ihrer Reize verlieren würden:

La sur les champs brunis, comme sur les forêts,
Une flore plus fière a déployé ses traits:
Des arbres monstrueux y couvrent les rivages
Et semblent y braver les tems et les orages.

Le puiſant Séiba, tel qu'une immenſe tour,
Ombrage cent arpens de ſon vaste contour.
Au deſſus des ſorèts ſes branches étendues
Semblent des autres ſorèts dans les airs ſuspendues.
Combien de ſois la terre a changé d'habitans;
Combien ont disparu d'empires floriſſans,
Depuis que ce géant du ſein de la bruyère
A porté dans les cieux ſa tête ſéculaire.

Die Deutſchen beſitzen über dieſen Gegenſtand nur wenige kleine Gedichte, z. B. das von Van der Luhe: Flora und Ceres. Es iſt aber nicht der Zweck dieſes Aufſatzes, ſchon bekannte Werke zu nennen, eine ſolche Arbeit würde wahrlich unbelohnend und unnütz ſeyn. Wir wollten nur zeigen, daß oft da Schätze vorhanden ſind, wo wir ſie nicht geſucht hätten; wer alsdann ſolche Schätze findet oder zu finden glaubt, darf wohl einen Augenblick die Welt damit beſchäftigen. —

Novelliſtik.

Im Dorfe Radam, am Nil, hat ein Engländer, unter Begünſtigung des egyptiſchen Vicekönigs, eine Zuckerſiederey angelegt, wo der im Lande erzeugte Zucker raffinirt, und auch zugleich Rum diſtillirt wird. Ein Reiſender, der kürzlich dieſe Zuckerſiederey beſucht hat, verſichert, der raffinirte Zucker ſey ſo gut, daß er dem feinſten europäiſchen nicht nachſtehe, und der Rum ſo vortrefflich, daß die Einwohner darüber zuweilen die Befehle des Propheten vergeſſen.

J. B.

In Venedig, bey Jac. Fuchs, iſt kürzlich herausgekommen: Di Marco Polo e degli altri viaggiatori Veneziani piu illustri dissertazioni, del P. Ab. D. Placido Zurla. 2 Vol. 4. maſs. — Dieſes Werk verdient in mehrfacher Rückſicht die Aufmerkſamkeit der literariſchen Welt. Von jeher durch den Handel im Zuſammenhang mit den entfernteſten Himmelsſtrichen, waren die Venetianer durch ihre vielen Reiſen, und die zahlreichen Gelehrten, die ſie unternahmen, bekannt, und von großem Nutzen für die Kunde fremder Länder und Völker. Die Erdbeſchreibung hat den Venetianern viel zu verdanken; ihre Reiſebeſchreiber ragen glänzend hervor, und Marco Polo*) iſt der Fürſt ihrer Geographen. In dieſem Werke findet man in einer anziehenden Form nicht nur ſeine eigenen, ſondern auch die Leiſtungen vieler andern ausgezeichneten venetianiſchen Reiſenden in einer ſyſtematiſchen Ueberſicht, und mit ſchätzbaren Anmerkungen begleitet. Es iſt mit 4 geogr. Carten verſehen, und mit jener Correctheit und Eleganz gedruckt, wodurch ſich die neuern Erſcheinungen der italieniſchen Literatur überhaupt, im Verhältniß zu den frühern noch im vorigen Jahrzehend, ſo ſehr hervorthun. Dem Vernehmen nach wird bereits an einer deutſchen Ueberſetzung gearbeitet, was bey einem Buch von ſo allgemeinem Intereſſe wohl zu wünſchen iſt. Das gegenwärtige Werk iſt hier bey dem Buchhändler Hrn: **Volke** zu finden, welcher ſich vorzüglich auf die italieniſche Literatur verlegt, und bereits mit bedeutenden Vorräthen verſehen iſt.

---

*) Im erſten Bande Nr. 37 haben wir einen intereſſanten Aufſatz aus Marco Polo, über das Papiergeld in China, geliefert.

Bey dem vor Kurzem Statt gefundenen öffentlichen Actus der Ruſſ. kaiſerl. Univerſität zu Moskau, wurde die Geſchichte derſelben während der Jahre 1817 und 1818 verleſen; woraus man erſieht, welchen bedeutenden Zuwachs an Sammlungen, und welche Ausdehnung ihrer Wirkſamkeit dieſe Hochſchule durch die unerſchöpfliche Munificenz und Vorſorge des Kaiſers auch in dieſem kurzen Zeitraume erfahren hat. Es wurde nämlich 1.) die auserleſene und geprieſene Sammlung anatomiſcher Präparate des Herrn Staatsraths und Leibmedicus D. **Loder** für dieſelbe angekauft. 2) Deßgleichen die bedeutende Bibliothek des Hrn. Baron von **Moll** (eines Salzburgers) die auf 20,000 Bände angegeben wird, ſeine vortreffliche Mineralien-Sammlung aus 5000 Stück, und ſein Herbarium, aus 6000 Exemplaren beſtehend, angeſchafft. 3.) Der bey der Univerſität geſtifteten Geſellſchaft der Naturforſcher 5000 Rubel jährlich zur Vervollſtändigung des Natural-Muſeums angewieſen, und 4) ein beträchtliches Stipendiat für 50 Hörer der mediciniſchen Wiſſenſchaften geſtiftet, an welchem kommendes Jahr noch 50 andere Theil nehmen ſollen. Dieſe jungen Studierenden werden ein eigenes Collegium für ſich bilden, und zu dem Ende in beſonderen Gebäuden, an deren Aufführung thätigſt gearbeitet wird, wohnen, wie denn überhaupt der beſtimmte Lebenszweck und der geſchloſſene Kreis der Wiſſenſchaften, dem ſie ſich widmen, dieſe Abſonderung erlaubt, ja ihnen zuzuſagen ſcheint. Es iſt darum auch die Abſicht der Regierung, nach Zeit und Verhältniſſen ähnliche Stipendiate an den andern Univerſitäten des Reichs zu ſtiften, und dadurch die wachſende Bevölkerung Rußlands auch mit einer wachſenden Anzahl nicht allein von Aerzten, ſondern von wiſſenſchaftlich gebildeten Männern überhaupt zu verſehen, die, jeder in ſeinem Kreiſe und nach ſeinem Fache, eine wirkſame Neigung für Aufklärung, durch die geläuterten Anſichten, die ſie von der Natur in allen ihren Verhältniſſen erlangt haben, zu verbreiten vermögen. Die gründlichſten und am meiſten verſprechenden Zöglinge dieſer Inſtitute werden, wie es auch ſchon bisher häufig und liberal geſchah, auf Koſten der Krone ins Ausland geſchickt werden, um ihre Kenntniſſe in jenen höher cultivirten Ländern zu mehren, und die dort geſammelten Erfahrungen zum Nutzen ihres Vaterlandes anzuwenden. So iſt neuerlichſt der D. **Pavlow**, ein noch junger Mann, der ſich aber ſchon theoretiſch und practiſch rühmlichſt ausgezeichnet hat, und zu ſchönen Erwartungen berechtigt, auf Reiſen gegangen, um ſich in der Mineralogie, Chemie und der Landwirthſchaft zu vervollkommnen, um in der Folge eine Profeſſur dieſer Wiſſenſchaften deſto würdiger einzunehmen. — Auch Privat-Perſonen haben es ſich mit rühmlichem Eifer angelegen ſeyn laſſen, die Sammlungen der Univerſität zu vermehren, und nach ihren im Jahr 1812 erlittenen Unfällen, einer erneuerten Vollſtändigkeit entgegen zu heben. Die Bibliothek hat durch Schenkung mancher Privat-Bibliothek (auch die St. Petersburgiſche öffentliche Bibliothek gab dazu ihre Doubletten) bedeutenden Zuwachs erhalten. Die kaiſerl. Academie der Wiſſenſchaften zu St. Petersburg ſchickte dem Naturalien-Cabinett das Skelett eines Elephanten; der Kaufmann Czaſſovnikow ſchenkte demſelben Cabinett ſeine Mineralien- und Foſſilien-Sammlung von 1750 Stucken; und der bekannte Naturforſcher Hr. Freyreis, Mitglied der naturforſchenden Geſellſchaft zu Moskau, hat ſich anheiſchig gemacht, ihr aus Südamerica 100 Stück ausgeſtopfte Säugethiere, 1000 detto Vögel, 6000 Inſecten, und 10,000 theils wachſende, theils getrocknete Pflanzen zu ſchicken. Ein Theil dieſes Transports iſt bereits angekommen. — ch.

Aus Buenos-Ayres haben wir von zurückgekommenen Reiſenden durch die Pariſer Revue encyclopédique Nachrichten über den Zuſtand der Wiſſenſchaften und Literatur in dieſem Lande erfahren, und unter Andern, daß daſelbſt unter dem Titel: Las Ruinas, escritas en frances por el Senor de Volney, traducidas conforme a la quinta edicion de Paris, y con el catecismo de la ley natural, eine ſpaniſche Ueberſetzung von dem Werke des Grafen Volney: Die Ruinen, fleißig geleſen wird. Dieſes Werk hat ein ſonderbares Schickſal gehabt. In Frankreich hatte man 1806, wie Michaud's Biographie des hommes vivants behauptet, es beynahe vergeſſen, aber damals hatte die deutſche Ueberſetzung davon ſchon einige Auflagen. Die engliſche Ueberſetzung von Marſhal iſt zierlich geſchrieben, hat aber nicht immer den Gedanken des Verfaſſers treu dargeſtellt; indeß behaupten die engliſchen Buchhändler, daß von dieſer Ueberſetzung, welcher die von Joel Barlow, die in America erſchien, bey weitem vorzuziehen iſt, allein über 45,000 Exemplare abgeſetzt worden ſind. In holländiſcher Sprache ſind auch zwey Ueberſetzungen herausgekommen, wovon die eine ſo vortrefflich iſt, daß ſie der deutſchen von Forſter nicht nachſteht. Barreri gab 1801 in Mailand eine wohlgelungene italieniſche Ueberſetzung davon heraus. Das Werk iſt alſo in Europa ziemlich bekannt, und es iſt wohl nicht abzuläugnen, daß es daſelbſt vielen Einfluß gehabt hat. Aber wer hatte ſich wohl eingebildet, daß es auch ins Arabiſche übertragen worden wäre! Schon ſeit zwey Jahren wird es in Egypten geleſen, und einige Abſchriften dieſer arabiſchen Ueberſetzung ſind nach Bagdad und Baſſora gekommen. Was mag dieſes Werk in jener Weltgegend wohl für Aufſehen erregen! — Der gelehrte Verfaſſer der Ruinen ſchrieb neulich dem Referenten dieſer kleinen Note, ſeine Briefe über das Alterthum der phoniziſchen Sprache (wovon in der Nummer 22 ff. dieſes Blattes (II. Band) die Ueberſetzung des erſten eingerukt worden) wären ſein Abſchied von dieſem Zweige der Wiſſenſchaften, und die darin aufgeworfenen Fragen erwarteten nun eine Antwort. So gewiß es auch iſt, daß Graf Volney, um des Gelieferten willen, billig verdient ſeines Ruhmes in Ruhe zu genießen, ſo durfte das Publicum, und vorzüglich die deutſchen Gelehrten, die er beſonders hochachtet, es wohl bedauern, wenn er auf dieſem Entſchluſſe beharrte.

J. B.

Eine Verordnung Sr. M. des Königs der Niederlande zu Folge, ſoll in Gent im künftigen Jahre eine Ausſtellung der Kunſterzeugniſſe dieſes Königreichs Statt haben.

J. B.

(Alleiniger) Redacteur dieſer Zeitſchrift: Franz Gräffer; Verleger: J. B. Wallishauſſer.

Converſationsblatt.

41.

Freytag, den 19. November 1819.

Neuhollands wilde Bewohner. (Buſchmenſchen*).

Die wilden Bewohner Neuhollands gehören, nach Blumenbachs Eintheilung, die wir als die beßte durchgehends annehmen, zur malayiſchen Varietät, welche den Uebergang der caucaſiſchen Mittelrace zum äthiopiſchen Extreme bildet, und nähern ſich ſehr der letzteren.

---

*) Die Aufmerkſamkeit, welche bey den Bewohnern unſerer Hauptſtadt, die während der jetzigen Marktzeit hier anweſenden ſogenannten Buſchmenſchen erregen, veranlaßte uns, eine mit dem Raum unſres Blattes verträgliche Darſtellung der Eigenthümlichkeit dieſer merkwürdigen Geſchöpfe zu liefern; und es wurde verſucht, die zerſtreuten und oft ſehr widerſprechenden Angaben mehrerer Schriftſteller in ein Ganzes zu verſchmelzen, welches wir unſern Leſern, mit Anführung der Quellen, hier vorlegen. Daß dieſe Menſchen (ſetzt der Hr. Verf. dieſes Aufſatzes in einer Note bey) wirklich Neuholländer ſind, wird unten nachgewieſen; daß aber die wunderlichen Dinge, welche ſie machen, eingelernt ſind, iſt augenſcheinlich. Dieſe kleinen Charlatanerien muß man nicht ſtrenge richten, denn ſie unterhalten viele ehrliche Leute. Beſonders ſchön ſchien ihnen

Ihre Haare ſind ſchwarz und kraus [1]), die Stirne iſt ziemlich ſchmal, die Naſe breit, gleichſam ausgedehnt, mit dicker Spitze [2]), der Mund ſehr groß [3]), ihre Oberkiefer, wie die der andern zur malayiſchen Varietät gehörenden Nationen, etwas hervorragend; ihre Geſichtszüge ſind, im Profil beſehen, ziemlich hervorſpringend und von einander abgeſondert. Sie haben dicke Kniee [4]), und ſind fett [5]). Was wir von ihrem Hirnſchädel wiſſen, iſt äußerſt unbefriedigend [6]). Sonderbar iſt es auch, daß die vordern Zähne denjenigen, die den weſtlichen Theil des Landes bewohnen, beynahe immer fehlen [7]), und daß ſie ſo ſchlecht ſehen [8]), während die Bewohner des öſtlichen Theils beſſer ſehen, als die Europäer [9]). Auch ihr Gehör iſt erſtaunlich gut. Fabri ſagt, nach Cook, daß die öſtlichen Einwohner weniger

---

das Kunſtſtück des Neuholländers, der mit einer Art Pfeile ein Fenſter einwarf — Wie ſie ihre Geſetze ausüben (!) ſollte laut dem Anſchlagzettel auch gezeigt werden, unterblieb aber; vermuthlich war es zu ſchwer. Auffallend iſt auch, daß die Negerinn von der Küſte von Angola eben dieſelben Gebräuche hat, als die von ihnen doch ſo weit entfernten Neuholländer. Auch muß der Mann ein guter Geograph ſeyn, denn er erzählte die Geſchichte der Negerinn, und ſprach ziemlich deutlich die Worte Calcutta und Angola aus!! — Das lernt man ſchwerlich in den Wäldern Neuhollands. —

[1]) Blumenbach über die natürliche Verſchiedenheit ꝛc.

[2]) detto detto und Dampier Voyage autour du monde.

[3]) Ebenda, und Peron Auſtralien.

[4]) Camper sur la meilleure forme des souliers.

[5]) Meiners ſagt nicht ohne Grund, daß die Weißen gewöhnlich nicht ſo fett als die Farbigen wären.

[6]) Ludwig Naturgeſchichte der Menſchenſpecies.

[7]) Dampier Voyage autour du monde.

[8]) Dampier ſagt: »die Augenlieder ſind immer halb geſchloſſen, um zu verhindern, daß die Mücken in die Augen kommen. Daher kommt es, daß ſie von Kindheit an gewohnt, niemals die Augen öffnen, wie die andern Nationen.« Er führt auch verſchiedene Beyſpiele an, wie er, Trotz ihrer Schüchternheit, einige durch dieſe ſonderbare Blindheit ſing.

[9]) Merkwürdig iſt, ſagt Turnbull, die Schnelligkeit, mit welcher ſie die Gegenſtände entdecken, die den Europäern entgehen, daher ſie auch von den engliſchen Jägern der Colonie gewöhnlich als Führer gebraucht werden. Sie entdecken immer zuerſt das Wildpret, und werfen ihre Pfeile mit erſtaunlicher Gewandtheit. Man hat ſie oft einen Vogel auf eine Entfernung von 15 Klaftern treffen ſehen. — Daſſelbe beſtätigt Peron in ſeiner Entdeckungsreiſe.

krauſe Haare, und nur vom Schmutz Negerfarbe haben, und daß ſie ſehr wenig Geſchicklichkeit zeigen [*]). —

Die Nähe der engliſchen Colonie hat auf die Sitten dieſer Wilden auch nicht den geringſten Einfluß gehabt, ſie ſind noch immer das wildeſte Volk der Erde. Alle Tage ſieht man in den Straßen von Paramatta und Sidney ganz nackte Männer und Frauen [**]). Vergebens hat man alle Mühe angewandt, ihren Stand zu verbeſſern, ſie ziehen halsſtarrig die gänzliche Unabhängigkeit, die ſie genießen, einem glücklichern Zuſtande vor, der ſie zwingen würde, abhängig zu ſeyn, oder wenigſtens zu arbeiten. Man kann nicht ſagen daß ſie dümmer ſind als die andern Wilden, denn wenn die Fähigkeit, ſogar die kleinſten äußerlichen Zeichen zu beobachten, alle Lächerlichkeiten aufzufaſſen, und den Ton, den Gang und die Geberden der Andern nachzuahmen, ein Zeichen des Verſtandes iſt, ſo muß man bekennen, daß die Wilden von Neuholland, oder vielmehr Neu-Südwallis, ſehr viel Verſtand haben. Sie ahmen genau Alles nach, was ſie an den Europäern Characteriſtiſches bemerkt haben, ſeit dem erſten Gouverneur, Philipps, bis jetzt, und halten unter einander eine Art Regiſter von allen Thaten der Engländer.

Zu den erſten Zeiten der Gründung der Colonie war jede Verbindung mit den Einwohnern äußerſt ſchwer, und nur mit vieler Kunſt gelangte man dahin, einige von ihnen zu bewegen, nach der Stadt zu kommen. Man bemächtigte ſich mit vieler Mühe eines ihrer Häupter, Bennelong genannt. Der Gouverneur nahm ihn nach England mit, wo er ſehr lang blieb; aber als er nach dieſer langen Abweſenheit wieder in ſein Vaterland zurück geführt wurde, warf er mit Freude und Verachtung die europäiſchen Kleider weg — er wurde wieder ein Wilder!

Man könnte eine Menge ſolcher Verſuche anführen, die alle ohne Erfolg blieben. Man nahm mehrere in ihrer früheſten Jugend, behandelte ſie mit unglaublicher Gefälligkeit, gab ihnen die beſte Erziehung, aber nichts konnte den Drang nach einem freyeren Leben in ihnen erſticken. Sie wollen lieber Hunger, Durſt, Schmerz und die Strenge eines kalten Clima's leiden, als ihrem irrenden Leben zu entſagen. Sie haben von den Europäern nur die Fiſcherwerkzeuge angenommen, von denen ſie die Vortrefflichkeit anerkannt haben; die Noth zwang ſie dazu, denn die Unglücklichen erhalten allein von dem Meere und von den Flüſſen ihre Nahrung. Ohne dieſe faſt unerſchöpflichen Magazine wäre der Menſchenſtamm, der die Inſeln des ſtillen Meeres bewohnt, ſchon längſt erloſchen.

---

[*]) Dieſe Schilderung iſt durch die hier anweſenden 2 Individuen (Mann und Weib) gerechtfertigt. Sie ſtammen beyde, wie es ſcheint, aus dem öſtlichen Theil von Neuholland, Neu-Südwallis genannt, ab. Ihre Sprache iſt beſonders auffallend, ſie reden und ſingen nämlich ſehr durch die Naſe, und die Töne, die ſie hervorbringen, ſind wirklich äußerſt ſonderbar

[**]) Turnbulls Reiſe um die Welt, u. m. Andere.

Die Wilden ſchlafen beynahe alle unter freyem Himmel, oder in kleinen Hüttchen, die ſie nicht vor der Kälte ſchützen können, und doch ſcheinen ſie glücklich zu ſeyn. Wenn es regnet, ziehen ſie ſich in ihre unterirdiſchen Höhlen zurück, an deren Eingang ſie ein ſtarkes Feuer anzünden. Ihre Nachen ſind aus Baumrinde gemacht, und gewöhnlich halb mit Waſſer angefüllt; nur die außerordentliche Leichtigkeit der Materialien, aus denen ſie gearbeitet ſind, verhindert ihren Untergang. In ſolchen elenden Barken ſieht man oft eine ganze Familie, die, um ihr armſeliges Leben zu erhalten, das ſie umſtürmende Meer nicht fürchtet. Kaum haben ſie einige Fiſche gefangen, ſo werfen ſie ſchon ihre Beute auf brennende Kohlen, die ſie zu dieſem Gebrauche mitgenommen haben, um ſie dann, halb gebraten, ſchnell zu verſchlingen.

Sie ſind nicht ſo ſchüchtern, als die erſten Reiſenden geſagt haben, denn beynahe Alle ſind muthig bis zur Verwegenheit, und die Engländer hätten eine unangenehme Nachbarſchaft, wenn ſie ihnen nicht ihre Gewehre, vor denen ſie eine große Furcht haben, entgegen ſetzen könnten. Nichts iſt gewöhnlicher unter ihnen, als der Krieg eines Stammes gegen den andern; die Urſache iſt gewöhnlich der Beſitz irgend einer ſchwarzen Helena. Dieſe Streitigkeiten fangen anfangs unter zwey Individuen an, und bald ergreift ein ganzer Stamm die Waffen.

Ihre Waffen beſtehen aus einer Art Speere, oder vielmehr Piken, und einem aus Baumrinde gemachten Schild. Die Schlacht fängt immer mit einem kriegeriſchen Geſang an. Anfangs ſingen ſie aus einem ſehr tiefen Ton, erheben allmählich die Stimme, und hören dann mit einem furchtbaren Geheul auf 11). Ihre ganz verzogenen

---

11) Dieſen Umſtand beſtätigen die hier anweſenden; ihre Geſänge ſind wirklich furchtbar.

Geſichtszüge drücken alsdann eine unbeſchreibliche Wuth aus. Nichts gleicht der Erbitterung, mit welcher ſie kämpfen; ſie werfen ihre Speere mit erſtaunlicher Kraft, und wenn ſie getroffen werden, ſo reiſſen ſie, ohne das geringſte Zeichen des Schmerzes zu geben, die Waffe aus ihren Wunden; nie fliehen ſie das Schlachtfeld. Wenn Einer getödtet wird, ſey es in einer Schlacht oder in einem Streite, ſo muß der Mörder ſich einer gewiſſen Anzahl Speere, von den Verwandten des Getödteten geworfen, ausſetzen; überlebt er dieſe Prüfung, ſo iſt der Streit geendigt; ſtirbt er, ſo ſuchen wieder ſeine Verwandten ſich auf dieſelbe Art an dem zu rächen, der ihm den Tod gab.

Selten heirathen dieſe Wilden außer ihrer Familie, aber nie verbinden ſie ſich mit einem ihnen näher denn als Muhme verwandten Mädchen. Ihre Art, die Weiber zu lieben, iſt ſehr ſonderbar; wenn ein junger Mann ein Mädchen findet, welches ihm anſtändig iſt, ſo gebiethet er ihr, ihm ſogleich zu folgen; wenn ſie zögert, ſo droht er, und wenn ſie durchaus nicht will, ſo zwingt er ſie dazu. Die Engländer glaubten, dieſe Mädchen wären wirklich gezwungen, ihrem Willen zu folgen [13]), und wollten ſie daher vertheidigen, aber die Mädchen nahmen dieſen vermeintlichen Dienſt nicht gut auf, und erklärten ihnen, daß es ſo der Gebrauch in ihrem Lande ſey, und daß ihnen dieſer Gebrauch ſehr gefalle.

Die Kinder werden in Wiegen von Baumrinde gelegt, und mit einer Liebe und Sorgfalt behandelt, welche dieſen Wilden wirklich Ehre macht. Trotz dieſer guten Pflege erreicht kaum ein Drittel der Gebornen das dritte Jahr. Dieſe Sterblichkeit iſt beſonders der Seltenheit und ſchlechten Beſchaffenheit der Nahrungsmittel zuzuſchreiben.

Kaum fängt das Kind an zu gehen, als man ihm ſchon mit einem, ſeiner Größe angemeſſenen Rohre die Kunſt lehrt, mit Geſchicklichkeit Speere zu werfen. Die Kinder ahmen in ihren Spielen die Gefechte ihrer Väter, und die Väter in ihren Gefechten die Spiele ihrer Kinder nach. So ahmt bey uns der Kleine dem Großen, und der Große dem Kleinen nach! —

Sie haben keine, oder bloß ſehr dunkle Begriffe einer Religion [14]), auch haben ſie keine Regierung oder Befehlshaber; indeſſen gibt es doch unter ihnen Greiſe, Curadgies oder Weiſe genannt, für welche ſie viel Achtung haben, und auf welche ſie viel Vertrauen ſetzen. Dieſe Greiſe ſind ihre Aerzte, ihre Schiedsrichter, und oft, in außerordentlichen Fällen, ihre Räthe. Sie rühmen ſich, das Künftige zu wiſſen, und Gemeinſchaft mit den Geiſtern der Verſtorbenen zu haben. Ihr Alter iſt oft die Quelle ihrer Macht, und je älter ſie ſind, deſto mehr haben die Wilden Ehrfurcht für ſie. — Man ſieht hieraus, daß die Neuholländer im Ganzen ein gutes Volk bilden, welches vielleicht durch die Civiliſation noch beſſer werden würde, denn wir glauben mit dem großen Kant, der civiliſirteſte Menſch ſey der beſte. — Ob er aber auch der glücklichſte iſt? —

---

[13]) Humboldt Reiſe um die Welt; Peron ꝛc.

[14]) Dampier a. ang Ort.

B. A. Cr—s (Coremans, Verf. d. Aufſatzes: Ueber botaniſch-poetiſche Werke.)

Novelliſtik.

Joſeph Stöger, geweſener Mechanikus des ruſſ. kaiſerl. Theaters zu St. Petersburg, hat eine Maſchine zur Abzeichnung von Gegenden in geometriſcher Perſpective erfunden. Die Vorrichtung iſt von der Art, daß alle Gegenſtände, fern oder nahe, in ihrer natürlichen, verhältnißmäßigen Größe erſcheinen, oder nach gewiſſen Regeln, mittelſt eines beygelegten Maßſtabs, berechnet werden können, wodurch denn dieſe Art von Camera obscura alle Regelmäßigkeit und Präciſion, die von einer geometriſchen Aufnahme verlangt wird, in ſich faßt. Sie iſt demnach für den Militär- und Civil-Beamten, ſo wie für den Künſtler, gleich nützlich und erfreulich. —ch.

Die Muſikfreunde Wiens erwartet ein hoher Kunſtgenuß. Die von unſerer ſinn- und klangreichen vaterländiſchen Dichterinn Frau Carol. Pichler entworfene Cantate: »Das befreyte Deutſchland,« in befreundetem Geiſt von dem wackern Tonmeiſter Hrn. Ludwig Spohr componirt, wird von der Geſellſchaft der Muſikfreunde des Oeſterr. Kaiſerſtaates (welche dieſes Meiſterwerk käuflich an ſich gebracht hat) am 28. und 30. dieſes Monaths, im k. k. großen Redouten-Saale, um die Mittagszeit, aufgeführt werden. Iſt auch der Reiz eines ſo ausgezeichneten Genuſſes allein ſchon hinreichend, einen zahlreichen Beſuch zu bewirken, ſo geſellt ſich noch ein erheblicher Grund hinzu, eine lebhafte Theilnahme zu erregen. Denn es iſt das Conſervatorium der Muſik ſelbſt, dem die Einnahme zufließt. So wird im ſchönſten Einklang der Zweck zum Mittel, das Mittel zum Zweck; und gewiß wird es auch unter den Layen Polyhymniens an empfänglichen Gemüthern nicht mangeln, denen es für eine ſtillſchweigende Verpflichtung gilt, eine ſo edle, den Ruf Wiens auch als Hauptſtadt der Muſik krönende Anſtalt wie das Conſervatorium, in jeder Anſicht und Richtung zu fördern. Gſr.

Am 14. dieſes Mon. gab der königl. würtemberg. Kammer-Muſicus, Hr. Adolph Wiele, im k. k. kleinen Redouten-Saale eine große muſicaliſche Academie, in welcher van Beethoven's Ouverture aus Egmont vortrefflich vorgetragen wurde, Hr. Wiele in einem Violin-Concerte von Rode (D moll), und in einer von ihm componirten Polonaiſe ſich producirte, Mad. Lembert eine Cavatine von Bonfichi ſang, und Hr. Karl Schuncke (dem Vernehmen nach auch aus Stuttgard), 15 Jahr alt, und ein Schüler des Hrn. J. N. Hummel, von ihm componirte Variationen für das Pianoforte, über das Thema: Nel cor piu etc. vortrug. — Sonderbar iſt es, daß auch dieſes Concert faſt nur von Muſikkennern beſucht war; und äußerſt erheblich war es für den Concertgeber, daß von dieſen ſowohl bey ſeinen als der Uebrigen Kunſtleiſtungen jedesmal allgemein der lauteſte Beyfall gezollt wurde. Man war allgemein entzückt über die herrliche Bogenführung, den markigen Ton, die Sicherheit und Fertigkeit, die Ruhe in ſeinem Spiele, und den ſchönen Vortrag im Adagio (aus einem andern Concerte Rode's). Ganz beſonders gelingt ihm das Rührende; er reißt im Strome der Empfindung den Zuhörer mit ſich fort, ja er hat eigene Genie-Züge, die ihn unter unſern berühmten Virtuoſen auf dieſem Inſtrumente ſehr bemerkenswerth machen; und da dem Genie keine Schranken geſetzt ſind, ſo läßt ſich in der Folge die ſchönſte Entwicklung erwarten. Seine Compoſition (Polonaiſe) iſt ſehr angenehm und vortheilhaft inſtrumentirt. Ausgezeichnet brav war auch das Spiel des Hrn. Schuncke für ſeine Jahre. Beyde Hände ſind gleich geflügelt; ſeine Fertigkeit, die Präciſion im Vortrage erregten allgemeine Bewunderung. Mad. Lembert ärndtete ebenfalls vielen Beyfall in der Cavatine von Bonfichi.

Wilh. Blum.

In Neapel ſoll ein dritter Band Herkulaniſcher Handſchriften unverzüglich ans Licht treten. Schon im September erwartete man daſelbſt den berühmten Chemiker, Hrn. Humphry Davy, der, mit einer von ihm zubereiteten chemiſchen Compoſition, Verſuche anzuſtellen gedenkt, um die alten lateiniſchen Handſchriften jener Sammlung auseinander zu wickeln und zu entziffern. Man hat die Bemerkung gemacht, daß die lateiniſchen Manuſcripte von Papyrus mit einem gewiſſen, den griechiſchen Handſchriften fehlenden Firniſſe überzogen waren, welcher die Schwierigkeit, ſie auseinander zu rollen, noch vergrößern.

Die beliebten Eipeldauerbriefe, in den letztern Jahren von Hrn. Gewey geſchrieben, werden nun von Hrn. Bäuerle regelmäßig fortgeſetzt. Den zahlreichen Freunden dieſer Volkslectüre iſt zu dieſem Bearbeiter in der That Glück zu wünſchen. Hr. Gewey ſelbſt mag es am richtigſten gefühlt haben, daß nicht leicht jemand Anderer, als Hr. Bäuerle, ſich zu ſeinem Nachfolger eigne, weil er ihn ſelbſt dazu beſtimmt hat. Wohl blieb auch keine Wahl übrig. Herrn Bäuerle's Beruf als Volksdichter iſt vielfältig bewährt, ſein humoriſtiſches Talent entſchieden, und von jedem Unbefangenen anerkannt. Es ſteht ſonach mit Recht zu erwarten, daß dieſe Briefe nicht nur ihre vorigen Leſer behalten, ſondern auch viele neue finden werden, um ſo mehr, als ſie nicht mehr in dem trivialſten Dialect geſchrieben, und daher auch für Gebildetere und Fremde genießbarer werden. Hr. Bäuerle, ein leichter, fruchtbarer Arbeiter, hat es auf ſich genommen, den ganzen Rückſtand des heurigen Jahres, alſo noch 7 Hefte zu liefern.

Hr. Profeſſor und Collegien-Rath *Heym*, auch auswärts durch ſein Wörterbuch und ſeine Grammatik der ruſſiſchen Sprache bekannt, iſt, nachdem er während eines ganzen Decenniums die Stelle eines Rectors der Univerſität zu Moskau zu allſeitiger Zufriedenheit verſehen, dieſes Amtes, nach ſeinem Wunſche, enthoben worden, wobey der Kaiſer, zum Merkmal Seiner allerhöchſten Gewogenheit befohlen hat, demſelben die für das Rectorat bezogene Zulage ſeines Gehalts Zeitlebens zu belaſſen. An ſeine Stelle iſt der verdienſtvolle und in ganz Rußland rühmlichſt bekannte Profeſſor emeritus, *Prokopowicz-Antorsky*, vom academiſchen Senat zum Rector erwählt worden.

—ch.

Als einen Beweis, wie ungleich fleißiger die Bewohner unfruchtbarer Gegenden, hauptſächlich die der Gebirge, gegen jene in geſegneten Erdſtrichen ſind, führte unlängſt der *Sammler für Geſchichte und Statiſtik von Tyrol* Folgendes an: Wie ſauer müſſen es ſich die *Grödner* (Bewohner des Thales Gröden oder Gardena) werden laſſen, um ihren Bergen doch etwas abzugewinnen. Das Clima iſt rauh und kalt, Getreide gibt das Thal nur zur Hälfte des Bedarfes. Aber ſelbſt bey Moos und Flechten bildet ſich der *Grödner* einen Acker; auf ſeinem Rucken trägt er die Erde hinauf, und wo er nur auf einer Klippe ein Grasplätzchen erblickt, da zieht er ſeine Schafe zur Weide *ſelbſt an Stricken* hinauf. Ruht die Landarbeit, ſo ſitzen Männer und Knaben zu Hauſe, und ſchnitzen aus Zirbelbaum allerley Figuren, Speculanten kaufen ſie zuſammen, durchwandern damit das Ausland, und kehren dann zu neuen Einkaufen zurück. Die Weiber füllen die Zeit mit Klöppeln und Zwirnſpitzen aus, mit welchen erwachſene, gewöhnlich noch unverheirathete Mädchen durch das Land hauſiren gehen. So ſieht faſt jede Bauernſtube einer lebhaften Fabrik ähnlich. Der Handel damit geht bis nach America, und es finden ſich Grodner Handelsleute in Philadelphia. Cadix, Madrid, Mallaga, Valencia, Barcellona, Liſſabon, Neapel, Meſſina, Rom, Florenz, Venedig, Trieſt, Leipzig, Nürnberg, Brüſſel ꝛc. Dieſe Grodner lieben aber ihre Heimath ſo ſehr, daß ſie oft, wenn ſie ſchon lange Zeit in der Fremde waren, ſich im Thal eigene Häuſer erbauen, um dort einmal wieder einige Zeit zu wohnen, oder auch um ihr Leben da zu beſchließen. — Die *Teſineſer* (im Thale *Teſino*) treiben einen ſtarken Handel mit Bildern. Rohe, ſchlecht ausgemahlte Heiligenbilder, die einmal ein Kunſthändler in Baſſano einigen Dorfbauern überließ, gaben die erſte Veranlaſſung dazu, und er breitete ſich ſo aus, daß Handlungsgeſellſchaften ſich bildeten, die für beſtändige Niederlagen in den erſten Plätzen Europa's ſorgten. Selbſt in Stockholm erlangten Teſineſer das Bürgerrecht. Eine Geſellſchaft kam ſogar bis Siberien, und hatte ein Lager in Tobolsk.

(Weiniger) Redacteur dieſer Zeitſchrift: Franz Gräffer; Verleger: J. B. Wallishauſſer.

Converſationsblatt.

42.

Dinſtag, den 23. November 1819.

Deutſche Muſen-Almanache und poetiſche Taſchenbücher.

Bey Gelegenheit ihres halbhundertjährigen Alters.

Wer etwas Treffliches leiſten will,
Hätt' gern was Großes geboren,
Der ſammle ſtill und unerſchlafft
Im kleinſten Puncte die höchſte Kraft.

Fr. Schiller.

An den Herausgeber des Converſationsblattes.

Wien am 8. Nov. 1819.

Durch den mit 1. Januar 1820 erreichten fünfzigſten Geburtstag der Almanache, wurde, geſprächweiſe veranlaßt, der Artikel Almanach im Converſations-Lexicon, neueſter 5. Ausgabe, aufgeſchlagen, und ſiehe da, dieſes Lexicon hat über dieſen Artikel nicht zu converſiren beliebt, und unſere Converſation hierüber im Stiche gelaſſen, was, zwiſchen ein geſagt, manchem ehrlich Vertrauenden ſchon geſchehen ſeyn ſoll, aber unter allem Natürlichen ſehr natürlich iſt, bey allem reichhaltigen Inhalt und engem Druck, manchen Augen ein Dorn im Auge, dem Verleger aber ein künftig grünender Zweig, es einmal dieſen Augen auch noch nach Willen zu machen. Die Hinweiſung auf Calender gibt etwas anders als über poetiſche Almanache, und wenn ſchon im Aſtronomiſchen gewaltige Poeſie liegen mag, ſelbſt bis zur Form herab im richtigſten Metrum, Rhythmus und Reim, ſo ſind doch Kalender und Almanach nicht innerlich gemeinſam, obſchon ſelbe gemein gemeinſchaftlich ſind. Ich gedachte bey dieſem Mangelgeſpräch der neueſten (nicht) allgemeinen deutſchen Real-Encyclopädie (noch) des Converſations-Lexicon-Mangels an meinen, Ihnen bekannten, Zettelkaſten, auch ein literariſch-poetiſcher, aber nicht umgekehrt ein Jean-Paul'ſcher, und zog einen Bündel von ein paar hundert Zetteln, mit der Aufſchrift: »Almanache«, heraus. So die Veranlaſſung zu folgendem Aufſatz. Aus dieſer flüchtigen Skizze mögen Sie für Ihr Blatt nun nehmen, wovon das Lexicon ſchweigt. Ich ſage Skizze, und eine flüchtige, nicht etwa aus unbeſcheidener Privatbeſcheidenheit, als ob ich Ihnen nicht mehr geben könnte — es möchte davon ſo viel ſeyn, daß es auf länger Ihr Blatt füllte, und wohl früher der Faden der Geduld Ihrer Leſer, als mein Fortſetzungsfaden reißen würde; — auch nicht aus Beſcheidenheit öffentlicher Unbeſcheidenheit, als ob dieſe Wenigkeit beſſere Stoffe in Ihr Blatt einzuſtehen verdrängte; denn ſind auch Almanache etwas Kleines, ſo iſt doch das nichts Kleinliches, was ſo wie ſie auf Zeit und Volk ſo allgemein einwirkt — (wer iſt nicht Theilnehmer, gebender oder nehmender? und etwas Solches verdient immer bemerkt, beſprochen, bedacht und gewürdiget zu werden), ſondern ich ſage Skizze, mich an Quinctilian erinnernd, der meinte, daß das Schönſte und Beſte, nicht am rechten Fleck, unnütz und widrig wird. Sie werden bemerken, daß dieſer Aufſatz eine Menge Einſchiebſel hat; da ich dieſes ſage, ſo ſcheint es, wenigſtens von mir aus, ſo ſeyn zu ſollen; Almanache ſind ja auch nur ein literariſches Einſchiebſel, und ſo möge das Bild der Sache gleichen.

Ihr dienſtwilligſter Mich. Schmidl.

(I.)

Das Jahr hat kaum mehr zwey Hemden an, für den, dem es beliebt, anzunehmen, daß es — zu- und abnehmend — deren im Januar eines, im Juni ſechs trage; ſomit wird es kälter, die Kälte verengt, und die Zuſammenziehung gibt Einförmigkeit und Langeweile. Ich ſage »freymüthig und beſcheiden« Manchen, ich könnte ja ſetzen Vielen; und ſomit treten da, recht kluger Art, mit der Bücherzeitdame (ich mache gerne die Bücher im Allgemeinen weiblich; es iſt überhaupt mit einem Buche eine kitzliche Sache, darum die Sprachforſcher dieſes Camäleonweſen auch in das unbeſtimmte Geſchlecht ſtellen; finden auch die Recenſenten einen lorbeergekrönten Schrifthelden, eine plauderkranke Schreibfrau, oder ein verwitziges Schulkind) treten mit der Bücherzeitdame recht ausgeſonnen ein die ſchmucken Almanachpagen. Vorſetzlich gebrauche ich hier ein fremdes Wort, weil dieſe edlen Aufwartungsknaben und aufwartenden Edelknaben fremdländiſch ſind. Zwar nennt man ſie auch Taſchenbücher, nicht Kaſten-, Pult-, Tiſch- oder Handbücher; aber wer alle dieſe Liliputer-Folianten wirklich mit ſich tragen ſollte, müßte ein Mikromegas ſeyn. Dieſe funkelnagelneuen neueſten Neuigkeiten der Neujahres- und Neugiersgaben zeigen ſich an allerley Puncten. Schon im Juni waren einige reiſefertig, und es beſtätigt ſich die Beobachtung von Jahr zu Jahr, daß dieſe Jahresſchmetterlinge einander wetteifernd vorzufliegen bemüht ſind. Wenn es ſo, was wohl nach dem Fortſchreitungs- und Vervollkommnungsſyſtem nicht anders anzunehmen iſt, fortgeht, ſo kommen Almanache nicht für das künftige Jahr, ſondern für künftige Jahre heraus, etwa wie die aſtronomiſchen Jahrbücher, die wir ſchon jetzt für 1821 haben. So kann einer, der eben ſeine Sterbenszeit hat, wiſſen, wie es mit Sonne, Mond und Erde in künftigen Jahren geht, und nebenbey auch, wie es in Zukunft mit Kunſt, Geſchmack und poetiſcher Witterung ſteht; und ſo kann man unvermerkt zu der Kunſt gelangen, länger zu leben, als man lebt, und das iſt denn auch ſein Geld werth, nicht wahr, ihr Herren gelehrte Doctoren? — Schwer wird es mit dieſen Vorwärts- und Voransalmanachen nicht halten, denn an Verſen, ungereimten und vermeſſenen, iſt kein Mangel — wollte der Himmel, ſie wären als Kartoffeln zu ſtopfen, da gäb' es zehn- und mehrfältige Frucht, und aller Hungersnoth wär ewig ein Ende, und ſomit auch der Schriften darüber; und in der Proſa gibt es ſolchen fließenden überflüſſigen Ueberfluß, daß, wenn an dieſes Weſen Dampfmaſchinen anzuwenden wären, und ſelbes recht erhitzt werden könnte, die verlegte Nordpol-Unternehmung mit Einem aus aller Verlegenheit kommen, denn welches Eismeer ſollte dann dieſem

Unüberſehbaren Meer, von Himmel zu Himmel erddeckend.

nicht beſchämt und erweicht weichen. Auch haben dieſe proſaiſchen Taſchenſpieler eine Fertigkeit, eine und dieſelbe Sache in ſo vielerley Wechſelkünſten hervorzubringen, daß ſie, ganz grundlos, ſo wenig darin zu erſchöpfen ſind, als in ihrer guten Meinung von ſich. —

Doch es ziemt ſich, dem Scherz- und Spitzwort ein Ernſt-, mög es auch ſeyn ein Wahrwort beyzumiſchen. Lieber Leſer, geh ein in einen feyerlichen, erleuchteten Gerichtsſaal, ſetze dich zu einer rothbedeckten Stimmtafel, und vernimm, leidenſchaftlos, verſammelt und achtſam, von zwey ſchwarzgekleideten Sprechern den Einen, alſo beginnend:

(II.)

Es iſt das immer mehr um ſich greifende Almanach-Unweſen für einen wahren Verderb der Literatur und Kunſt zu halten. Wären es nur die kleineren Geiſter, die ſolche Fabrikwaare zu liefern hätten, ſo möchte es noch wohl hingehen, aber der Verleger braucht Namen von entſchiedenem Verdienſt, um ſeiner Waare Abſatz zu ſchaffen, und die Mitbewerbung aufzuhalten. Daher werden die Beſſeren unſerer Schriftſteller und bildenden Künſtler am meiſten für ſolchen eitlen Zweck in Mittheilung und Steuer geſetzt, und zu einer Thätigkeit beſtimmt, die, ſchon durch Zweck und Form bedingt, nur ſelten etwas Großes, Bedeutendes und Dauerndes leiſten kann, und ſo geräth auch manch ausgezeichnetes Talent in ein oberflächliches, leeres und kleinliches Arbeiten hinein, das überdem weit beſſer lohnt, als große Werke, welche jahrelang im ſtillen Herzen getragen, durch ein veſtaliſches Feuer genährt, und durch ausdauernde Thätigkeit ausgebildet ſeyn wollen, und deren Abſatz folglich auch der Ehrenſold, durch die Almanach-Sündfluth immer mehr geſchmälert und beeinträchtigt wird. Im Anfange dieſer Gaben haben Geſangesmeiſter ihr Gelungenſtes als Muſengeſchenke gebothen, jetzt trifft man oft ober berühmten Namen verlegene Schriftproben, darnach als das Beſte hervorgeht, daß dieſe Dichter wiederholte Bitten abzuſchlagen zu gutmüthig ſind. Mancher Reimer, der ſonſt unbekannt geblieben wäre, und zu einer Sammlung ſeines fleißigen Müſſigganges keinen Verleger gefunden haben würde, findet hier ein Plätzchen ſeines Unterkommens, ſieht ſeine Reimereyen von ſeinen Kameraden bewundert, und wähnt nun weiß was, ja gar ein Dichter zu ſeyn.

Nicht minder ſchädlich iſt der Einfluß des Almanachsweſens auf die Leſewelt, die ſo immer mehr an das Kleine und Kleinliche gewöhnt, und vom Verſtändniß und Genuß großer, gediegener Werke der redenden und bildenden Kunſt abgezogen wird. Beſonders trifft die Frauen und Mädchen dieſes Unheil, die vor einem Geſchwader Almanache und Taſchenbücher an ein Meiſterwerk nur noch ſelten kommen, und denen in unſeren Tagen doch eine ernſtere Bildung mehr Noth thut, als je. Und wie Viele jeden Alters, Geſchlechts und Standes glauben für Wiſſenſchaft und Kunſt Alles, ja ein Uebriges gethan zu haben, wenn ſie außer einem Paar Zeitſchriften die Almanache durchſehen haben. Selbſt wenn noch etwas Gutes in ihnen iſt, ſo haben Almanache das traurige Loos mit Kränzen gemein, daß ſie früh verwelken und bald vergeſſen werden; man achtet ſie nicht, ſobald ſie nicht mehr neu ſind, und andere, wenn gleich nicht beſſere, an deren Stelle treten.

Wenn die Tauſend und Tauſende, welche die Hervorbringung der Almanache verſchlinget, auf ein Nationalwerk gewendet würden, wenn die Regſamkeit, der Zeitaufwand, das Zuſammenwirken der verſchiedenartigen Kräfte der Künſtler, Schriftſteller, Verleger und Verbreiter auf etwas Großes, Eingreifendes, Bleibendes, ja Ewiges gerichtet würden : welch ein Anderes, welch ein Herrliches wäre das und würde ſeyn, ein National-Ehrenſpiegel, um den man die bunten Almanachſcherben nicht dulden möchte, ein Wunderſpiegel, in dem ſich die Zeit immer jung beſähe, den Lebenden eine Luſt, den Enkeln ein aneiferndes Vorbild, der Nachwelt ein ehrendes Denkmahl! —

Und es ſprach der andere Sprecher: die Billigkeit will es, daß Ihr die hellere Seite auch beſeht, darum vernehmt mich!

Es war eine an ſich glückliche Idee, daß ein Meiſter des Geſanges ſich mit einigen ſeiner Kunſtgenoſſen vereinigte, um das Vorzüglichſte, womit die deutſchen Muſen ihre Lieblinge beſchenkten, zu ſammeln, es alljährlich zu einem Kranze zu winden, und dieſem Kranze die eigenen geruchreichſten und farbenhellſten Blumen beyzuflechten. Auf dieſe Weiſe konnte manches treffliche Lied, das vielleicht ſonſt, weil nicht jeder einzelne Dichter zu einer Sammlung ſeiner Dichtungen Luſt und Gelegenheit hat, in engerem Freundeskreiſe verklungen ſeyn würde, für die Nachwelt erhalten, und manches aufkeimende Talent, wenn es der Meiſter des Geſanges ſeiner Aufmerkſamkeit nicht unwerth hielt, geweckt, belebt und entwickelt werden. Mancher anmuthige Geſang eines vorzüglichen Dichters kam durch die Vermittlung der Almanache weit früher zur Oeffentlichkeit und in's Volk, als er ſonſt gekommen ſeyn würde. Wären unſere poetiſchen

Taſchenbücher immer ganz das geweſen, was ſie ihrem Vollkommenheitsbild nach ſeyn ſollten, ſo hätten ſie die Stimmung des Geſchmacks unſerer Nation zum Einklange nicht wenig befördern können, wenn auch theilweiſe ihr wohlthätiger Einfluß auf Bildung und Verfeinerung nicht zu verkennen iſt. Sie haben das Verdienſt, einige der ſchönſten Schöpfungen vaterländiſcher Dichtung der Leſewelt zuerſt mitgetheilt, und auf einen künftigen Meiſter aufmerkſam gemacht zu haben. Sie haben das Schwankende mehrerer Kunſtbeurtheilungen recht ſichtbar gemacht. Manches, bey ſeiner erſten Erſcheinung allgeprieſene Lied kennt man nicht mehr; manches bekrittelte Gedicht hingegen wurde ſpäter als trefflich und muſtergültig anerkannt; nur eine Zeitlang konnte ein Dichter durch erzwungene Empfindung, Gewalt und Ziererey, und ein anderer durch die glänzende Einfaſſung gemeiner Gedanken und Gefühle gebieteriſch machthaben; aber auch nur eine Zeitlang konnte man tiefe Gefühle und große Gedanken über einer nicht ganz fehlerfreyen Einkleidung überſehen. Da vieles Treffliche in den Almanachen iſt, ſo ſind ſie nicht nur vorzugsweiſe, ſondern oft allein geeignet, dieſes in die Leſewelt zu bringen, weil geſammelte Werke größtentheils nicht ſo ſehr verbreitet, oder doch nicht in ſo kurzer Zeit in Wirkſamkeit kommen; ihre Mannigfaltigkeit läßt ſicherer einen Genuß hoffen, und die einzelnen Ausſtellungen eines Dichters geben bey einer erſcheinenden Sammlung desſelben, die richtige Weiſung, ihn unangeſprochen vorbeyzugehen, oder ſich mit ihm zu befreunden.

Wem an dieſem Streite gelegen, vernehme ferner Kläger und Beklagten, und wem das Richteramt ziemt, der fälle das Urtheil.

(Schluß folgt.)

* * *

Sinngedichte von Haug*).

Anacreon.

Noch im Silberhaare, Brüder,
Ziehn mich junger Schönen Lieder,
Blick und Küſſe magiſch an;
Ja, noch dien' ich einem Gotte,
Den ich jetzt, aus Furcht vor Spotte,
Nicht mehr nennen kann.

---

*) Wir freuen uns, den Leſern mehrere andere Poeſien dieſes ſinnreichen Dichters, in deren Beſitz wir bereits ſind, nächſtens mittheilen zu können.

An Vaga.

Verbuhlten Schmetterlingen,
Die gern von Liebe ſprechen,
Dein Bildniß aufzudringen,
Iſt Eine deiner Schwächen.
Die Koſten zu erſchwingen,
Laß dich in Kupfer ſtechen.

Aufklärungen über die Mumien.

Von P. C. Rouyer*).

Dieſe einbalſamirten Körper, welche die Geſchichtſchreiber und alle Reiſende Mumien, menſchliche Mumien, egyptiſche Mumien genannt haben, ſind in Grüfte geſtellt, vor jeder Art von Zerſtörung verwahrt; ſie würden noch unberührt ſeyn, wenn die Araber, gelockt durch den Reiz des Gewinnes, nicht eine Menge derſelben zerbrochen hätten, welche ſie in den Grotten an den Abhängen der Berge, oder in einigen einzelnen Gräbern, welche ſeit Jahrhunderten offen ſtehen, und welche täglich von neuem von den Einwohnern der benachbarten Orte, oder von den Reiſenden beſucht werden, gefunden haben.

Die Art der Einbalſamirungen, welche Religion und Kunſtfleiß hervorgebracht zu haben ſcheinen, nicht um den Körpern nach ihrem Tode das vergängliche und hinfällige Leben, welches ſie beſeelte, zu geben, ſondern um ihnen eine andere, in gewiſſer Hinſicht ewige Dauer zu verſchaffen; dieſe Kunſt, welche die alten Egypter zu einer ſolchen Vollendung gebracht, und welche ſie mit ſolchem Erfolg durch eine lange Reihe Jahrhunderte hindurch ausgeübt haben, iſt heut zu Tage in den nämlichen Gegenden, wo ſie ihren Urſprung genommen hat, gänzlich unbekannt, und ſie bleibt in der tiefſten Vergeſſenheit vergraben, ſeit Egypten, welches lange Zeit der Aufenthalt der Wiſſenſchaften und der Künſte war, durch barbariſche Völker, welche alle ſeine politiſchen und religiöſen Einrichtungen vernichtet haben, wiederholt angefallen und verheert worden iſt.

---

*) Hrn. J. W. Siebers mit Recht berühmtes Cabinett Egyptiſcher Alterthümer ꝛc., deſſen Beſchreibung ſich in dieſem II. Bande unſerer Zeitſchrift Nr. 30 – 32 befindet, ſo wie die Entdeckung der Holzſäure, als der thieriſchen Fäulniß widerſtehendes Vehikel, haben die Einbalſamirung der Egypter bey dem Publicum aufs Neue, und mit einer Theilnahme zur Sprache gebracht, die uns glauben macht, daß wir unſern Leſern keinen unwillkommnen Dienſt erweiſen, wenn wir ſie mit dieſem merkwürdigen Gegenſtand noch näher zu befreunden ſuchen. Das große, äußerſt koſtbare Werk: Description de l'Egypte, enthält viele ſehr wichtige Nachrichten von dem gelehrten P. C. Rouyer in der zweyten Abtheilung Antiquités, Seite 207 ff. niedergelegt, und davon geben wir hier einen Auszug. Durch noch neuere Unterſuchungen dürfte vielleicht hier und da manche beſtimmtere Anſicht gewonnen worden ſeyn, und zum Vortheil der Wiſſenſchaft ohne Zweifel auch beſprochen werden.

Die Geſchichtſchreiber, denen wir alles, was man jetzt von den merkwürdigen Alterthümern Egyptens weiß, ſchuldig ſind, und die in einer Zeit geſchrieben haben, wo die Egypter noch einige ihrer Gebräuche erhalten hatten, dieſe allein konnten uns das ſinnreiche Geheimniß der Einbalſamirungen überliefern: aber ihre Berichte zeigen, daß ſie ſelbſt nur eine ſehr unvollkommene Kenntniß davon hatten.

Herodot, den man ſo richtig den Vater der Geſchichte nennt, iſt auch der erſte, der die Methode angezeigt hat, welche die Egypter befolgten, um die Leichname einzubalſamiren. Er unterſcheidet 3 Arten von Einbalſamirungen, die mehr oder weniger koſtſpielig waren, nach dem Rang und dem Vermögen der Einzelnen. Ich werde aus **Herodot** und aus einigen andern Geſchichtſchreibern nur das anführen, was unentbehrlich iſt, vor Augen zu haben, wenn man ſich eine genaue Idee von den Einbalſamirungen der alten Egypter machen will.

Es gibt in Egypten, ſagt er, 1.) gewiſſe Menſchen, welche das Geſetz mit dem Geſchäfte der Einbalſamirungen beauftragt hat, und die es als Handwerk treiben.

Bey der koſtbarſten Einbalſamirung gehen ſie folgendermaßen zu Werke: Zuerſt ziehen ſie das Gehirn zu den Naſenlöchern heraus, zum Theil mit einem gekrümmten Eiſen, zum Theil durch Hulfe von Apothekerwaaren, welche ſie in den Kopf hineinbringen; hierauf machen ſie einen Einſchnitt in die Seite, mit einem ſchneidenden Stein aus Aethiopien; durch dieſe Oeffnung ziehen ſie die Eingeweide heraus, reinigen ſie, und ziehen ſie durch Palmwein. Hierauf füllen ſie die Bauchhöhle mit reinen zerbröckelten Myrrhen, Zimmet, und anderm Räucherwerk, doch Weihrauch ausgenommen; hierauf nähen ſie ſie wieder zu Wenn dieß fertig iſt, ſalzen ſie den Körper, indem ſie ihn 70 Tage lang mit Natrum bedecken. Langer ihn im Salze liegen zu laſſen, iſt nicht erlaubt.

Nach Verlauf der 70 Tage waſchen ſie den Leichnam, und hül len ihn ganz und gar in Streifen baumwollenen Zeuges ein, die mit Gummi beſtrichen ſind, deſſen ſich die Egypter gewöhnlich als Leim bedienten.

Diejenigen, welche den Aufwand vermeiden wollen, wählen dieſe andere Verfahrungsart. Man füllt Spritzen mit einer öhligen Flüſſigkeit an, welche man aus dem Cederbaume erhält, und ſpritzt den todten Körper damit aus, ohne einen Einſchnitt darein zu machen, und die Eingeweide heraus zu ziehen. Wenn man dieſe Flüſſigkeit in den Körper hinein gebracht hat, verſtopft man ihn, um das Herauslaufen der hineingeſpritzten Flüſſigkeit zu verhindern; hierauf ſalzt man den Körper die vorgeſchriebene Zeit ein. Den letzten Tag läßt man die hineingeſpritzte Flüſſigkeit herauslaufen; ſie iſt ſo kräftig, daß ſie den Magen und die Eingeweide auflöſt, und mit herausbringt. Das Natrum verzehrt das Fleiſch, und es bleibt nur noch die Haut und die Knochen von dem Körper übrig. Nachdem dieß Verfahren beendigt iſt, geben ſie den Körper zurück, ohne weiter etwas damit zu thun.

Die dritte Art des Einbalſamirens iſt nur für die Armen; man injicirt den Körper mit einer Flüſſigkeit, Surmaja genannt; man legt den Körper 70 Tage lang in Natrum, und gibt ihn hierauf denen wieder, welche ihn gebracht haben. Diodor von Sicilien druckt ſich faſt auf die nämliche Art aus, wie Herodot, aber er gibt außerdem einige Stücke an, welche zu kennen von Wichtigkeit iſt.

Die Egypter, ſagt er 2), haben drey Arten von Leichengebräuchen, die prachtvollen, die mittelmäßigen, und die einfachen. Die erſten koſten ein Talent Silber, die andern zwanzig Minen, die dritten aber hat man faſt umſonſt.

Die Todtengräber haben ihr Geſchäft von Kindheit an gelernt. Der erſte iſt der Schreiber; dieß iſt der, welcher an der linken Seite des Todten das Stück Fleiſch bezeichnet, welches davon geſchnitten werden ſoll; nach ihm kommt der Schneider, welcher dieß Geſchäft mit einem äthiopiſchen Stein verrichtet. — Hierauf kommen die, welche ſalzen: ſie verſammeln ſich alle um den Todten, den man ſo eben geöffnet hat, und der eine von ihnen drängt durch den Einſchnitt ſeine Hand in den Körper, und zieht alle Eingeweide heraus, ausgenommen das Herz und die Nieren. Ein anderer wäſcht ſie mit Palmwein und riechenden Flüſſigkeiten. Sie ſalben hierauf den Körper länger als 30 Tage mit Cedergummi, Myrrhe, Zimmer und anderm Räucherwerk, welche nicht nur bewirken, daß er ſich lange Zeit erhält, ſondern auch noch einen ſehr angenehmen Geruch verbreitet. Sie geben hierauf den Körper den Angehörigen zurück, nachdem er ſeine vorige Geſtalt wieder erhalten hat, ſo daß ſelbſt die Haare der Augenbraunen und der Augenwimpern geordnet ſind, und daß der Todte das Anſehen ſeiner Geſtalt und ſeines Geſichts erhalten zu haben ſcheint.

Alle alten Schriftſteller ſtimmen darin überein, daß die Egypter verſchiedene gewürzhafte Stoffe anwendeten, um ihre Todten einzubalſamiren; daß ſie für die Reichen die Myrrhe, die Aloe, den Zimmet und die Holzcaſſie, und für die Armen die Cedria, das Bitumen und das Natrum anwendeten.

Herodot ſagt nicht, was man mit den Eingeweiden gemacht, nachdem man ſie in Palmwein gewaſchen hatte; Porphyrius ſagt uns, daß einer der Einbalſamirer, nachdem man ſie aus dem Leichnam gezogen hatte, ſie der Sonne zeigte, und im Namen des Todten ein Gebeth in Geſtalt einer Anrufung an ſie richtete; er erklärte, daß dieſer Körper während ſeines Lebens ſich mit keinem Verbrechen befleckt habe, oder, daß, wenn er beym Eſſen oder Trinken Fehler begangen hätte, ſo müßte man ſie den Eingeweiden zurechnen, welche darauf in den Nil geworfen wurden.

Plutarch ſagt ebenfalls, daß die Egypter die Eingeweide der Leichname in den Nil werfen ließen.

Ich werde es nicht unternehmen, die Beweggründe zu entwickeln, welche die alten Egypter haben konnten, ſo viel Aufwand an ihre Leichengebräuche zu verwenden, einen ſo hohen Werth mit der Erhaltung der Leichname zu verbinden, und ſich eben ſo koſtbare als unzerſtörliche Grabmäler zu verfertigen. Alle die, welche dieſen Gegenſtand zu behandeln verſucht, haben uns noch keinen gewiſſen Begriff von der Lehre der Religion dieſes alten Volkes geben können, deren Sitten, Character und Kenntniſſe in einer großen Anzahl von Künſten nicht eher gekannt ſeyn werden, als bis man eine vollkommene Einſicht von den hieroglyphiſchen Schriften haben wird, welche in unauslöſchbaren Zügen auf alle Denkmäler, welche die Egypter der Nachwelt haben überliefern wollen, gezeichnet ſind, und die ohne Zweifel den intereſſanteſten Theil der Geſchichte dieſer ehedem ſo mächtigen und ſo berühmten Völker enthalten.

Die Egypter ließen gewöhnlich ihre Gräber, welche auch für ihre ganze Familie dienen mußten, im Innern der Berge errichten.

Die tieſen Grotten, welche man in ſo großer Anzahl in den beyden Bergketten, welche ſich an beyden Seiten des Nils, von Cairo bis nach Syrien erſtrecken, findet, ſind nichts anderes, als die alten Gräber der Einwohner der zahlreichen Städte, welche in dieſem Theile Egyptens exiſtirt haben; dieſe weiten und prächtigen unterirdiſchen Gemächer, die zu mehreren Stunden vom Nil in den Beugungen des Gebirgs, welches die Ebene, wo das alte Theben gelegen war, von der lybiſchen Wüſte trennt, ſich befinden, ſind auf gleiche Weiſe erbaut worden, um den erſten Beherrſchern Egyptens zum Begräbniſſe zu dienen. Die unermeßlichen Höhlen und die tieſen Brunnen, welche man in der Ebene von Saqqarah findet, die von den Reiſenden die Ebene der Mumien genannt worden iſt, ſind nur ausgehöhlt worden, um den Einwohnern der Stadt Memphis zur Grabſtätte zu dienen, ſo wie die ſtolzen Pyramiden errichtet worden ſind, um die Körper der Könige und Prinzen zu bewahren. Obgleich man nicht mit Gewißheit beſtimmen kann, zu welcher Zeit und unter welcher Regierung die Egypter angefangen haben, ihre Todten einzubalſamiren, und ſie in dieſen unterirdiſchen Wohnungen zu verwahren, wo ſie ſie beſuchen und das Glück genießen konnten, alle ihre Verfahren, als wenn ſie noch lebten, zu ſehen: ſo iſt es doch glaublich, daß die erſten Gräber in dem Theile von Egypten, welcher zuerſt bewohnt und blühend war, errichtet worden ſind.

Man darf alſo die Gräber der Könige von Dioſpolis oder des alten Thebens, die man in den Umgebungen dieſer großen Stadt, welche die erſte Hauptſtadt Egyptens geweſen iſt, für älter anſehen, als die unterirdiſchen Höhlen von Saqqarah, und als die Pyramiden von Memphis und von Gyzeh. Ich werde mich über die Einrichtung der Gräber, wo die Egypter ihre Todten gewöhnlich beyſetzten, über die Erklärung der hiſtoriſchen Gemählde, welche im Innern aller Begräbnißgemächer eingegraben und auf Kalk gemahlt ſind, wovon einige Opfer und den Göttern dargebrachte Spenden, andere militäriſche Züge und Treffen, größtentheils aber häusliche Scenen, als Spiele, Jagden, Fiſchereyen, Erndten, Weinleſen und eine große Menge Künſte vorſtellen, in kein Detail einlaſſen. Dieſe Gemählde aus dem menſchlichen Leben, welche in mehreren Grotten wiederholt werden, ſchließen gewöhnlich mit einem Leichenzuge. Die Vereinigung einiger Grotten und mehrerer ſo verzierten Gemächer, welche mit einander durch lange Gänge und Plätze Gemeinſchaft haben, bildet eine Art unterirdiſcher Stadt, welche man ohne Zweifel Todtenſtadt nannte.

Bey den Muſelmännern, welche auch eine große Ehrfurcht vor den Todten beſitzen, erhalten ſich einige Ueberbleibſel dieſes alten Gebrauchs. In Egypten und in allen den Gegenden, welche dem Geſetz des Propheten unterworfen ſind, findet man zur Seite der Städte und überhaupt bey allen bewohnten Orten ein weites, jederzeit wohlgelegenes Feld, oft von alten und majeſtätiſchen Bäumen beſchattet, geſchmückt mit mehreren Moſcheen, und angefüllt mit einer Menge von Gräbern, in denen jede Familie ihre Todten niederlegt; dieſer Ort heißt die Stadt der Gräber. Die Eingebornen Egyptens, die Kopten (Qobtes) ſowohl als die Mahomedaner beobachten noch, wenn ſie ihren Vorfahren die letzte Pflicht erweiſen, mehrere den der Alten ähnliche Ceremonien; beym Tode eines Vaters, eines Gatten, eines Kindes u. ſ. w. verſammeln ſich die Weiber um den Körper, ſtoßen durchdringendes Geſchrey aus; hierauf begleiten ſie, das Geſicht mit Koth bedeckt, die Stirn mit einem Band umgeben, die Haare zerſtreut, und den Hals entblößt, den Todten zum Grabe, indem ſie wehklagen, und ſich gegen die Bruſt ſchlagen.

Weder in den am meiſten in die Augen fallenden Grotten, welche gewöhnlich an der Vorderſeite und am Fuße der Berge angebracht ſind, noch in den prachtvollen Gräbern, welche auf jeden Blick mit Bewunderung erfüllen, darf man heut zu Tage ganze und wohlerhaltene Mumien ſuchen; dieſe Denkmäler, welche immer die Meinung erregt haben, daß ſie Schätze oder Koſtbarkeiten enthielten, ſind zu oft beſucht und geplündert worden, ſeitdem Egypten durch die Araber verheert worden iſt, welche unter dem Vorwande, die Götzenbilder zu zerſtören, deren Feinde ſie ſich nannten, die heiligen Ruheſtätten der Todten geſtört, und die Gräber geplündert haben. Man muß in das Innerſte der Gebirge eingehen, und in dieſe weiten und tiefen Höhlen herabſteigen, wohin man nur durch lange Canäle, deren einige verſchüttet ſind, gelangt; dort in Gemächern oder einer Art viereckigen Brunnen, welche in den Felſen gehauen ſind, findet man Tauſende von Mumien auf einander geſchichtet, welche mit einer gewiſſen Symmetrie geordnet zu ſeyn ſcheinen, obgleich mehrere jetzt verworfen und zerbrochen angetroffen werden. Neben dieſen tiefen Brunnen, welche mehreren Familien zum gemeinſchaftlichen Begräbniſſe dienten, trifft man auch andere weniger große Gemächer, und einige enge, in Geſtalt von Niſchen an, welche eine oder doch nur zwey Mumien zu enthalten beſtimmt waren.

Die Geſchichtſchreiber und die Reiſenden ſtimmen über die Art des Zeuges, welches die Egypter gebrauchten, um ihre Todten einzuhüllen, nicht überein. Der Byſſus, aus dem man die Gewänder verfertigte, iſt in den verſchiedenen Ueberſetzungen Herodots bald für Leinwand, bald für Baumwolle genommen worden. Die Unterſuchung der Gewänder, mit denen dieſe Mumien eingehüllt ſind, dürfte zur Entſcheidung dieſer Frage hinreichen. Der Graf Caylus und der berühmte Chemiker Rouelle haben behauptet, daß alle die Gewänder, welche die Mumien einhüllten, von Cattun wären; ich habe deren eine Menge gefunden, welche mit Bändern von Leinwand umwunden waren, von einem weit feineren Gewebe, als das der cattunenen Tücher, welche man gewöhnlich um die mit weniger Sorgfalt zubereiteten Mumien findet; die Mumien der Vögel, insbeſondere die der Ibis, ſind auch mit Bändern von leinenem Zeuge umwickelt.

Man trifft alle Mumien faſt auf einerley Weiſe eingehüllt an; nur in der Anzahl der ſie umgebenden Bänder, in der Beſchaffenheit der Gewänder, deren Gewebe mehr oder weniger fein iſt, je nachdem die Einbalſamirung mehr oder weniger koſtbar war, findet ſich ein Unterſchied. Der einbalſamirte Körper iſt zuerſt mit einem glattanliegenden Hemde bedeckt, welches auf dem Rücken geſchnürt, und am Halſe zuſammengezogen; an einigen findet man ſtatt eines Hemdes nur ein breites Stück Gewand, welches den ganzen Körper umhüllt.

Der Kopf iſt mit einem viereckigen Stück Leinwand von einem ſehr feinen Gewebe bedeckt, deſſen mittlerer Theil auf dem Geſicht eine Art Maske bildet; man findet oft 5 bis 6 dergleichen, eins auf das andere gelegt; das letzte iſt gewöhnlich gemahlt oder vergoldet, und ſtellt die Geſtalt der einbalſamirten Perſon dar. Jeder Theil des Körpers iſt beſonders mit mehreren von Harz durchzogenen Bändern eingewickelt. Die Beine, die einander genähert ſind, und die auf der Bruſt kreuzweis zuſammengelegten Arme ſind in dieſem Zuſtande vermittelſt anderer Binden, welche den ganzen Körper einhüllen, befeſtiget. Dieſe letzteren, gewöhnlich mit hieroglyphiſchen Figuren bedeckt, und mit langen Bändern, welche ſehr künſtlich und ſymmetriſch einander durchkreuzen, befeſtigt, machen das Ende der Einhüllung aus.

Man bemerkt, daß die Austrocknung der Leichname die Hauptgrundlage der Einbalſamirung war, daß alle Mumien ihre Erhaltung nur der Sorgfalt verdankten, mit welcher ſie zubereitet, und in Orte, wo ſie vor Näſſe in Sicherheit waren, geſetzt worden ſind. Aber obgleich das Clima von Egypten zur Austrocknung und Erhaltung der Leichname mit Grund als ſehr geeignet angeſehen wird, ſo darf man doch die Vollkommenheit der Einbalſamirungen der Egypter nicht für einen Egypten eigenen Vorzug anſehen; es iſt kein Zweifel, daß mit Hülfe der Kenntniſſe, welche wir in den chemiſchen Künſten beſitzen, man auch heut zu Tage dahin gelangen werde, in unſern Gegenden mit Erfolg dieſe merkwürdige Kunſt der Egypter nachzuahmen, welche ſo viel Jahrhunderte die Bewunderung aller Nationen erregte.

Novelliſtik.

In der letzten Ausſtellung im Muſeum zu Paris bemerkte man eine durchaus mit der Feder gezeichnete und geſchriebene Erdkugel, von dem größten Maßſtabe, woran der Verfertiger, Hr. Poirſon, 13 Jahre gearbeitet hat. Die neueſten Reiſen und Entdeckungen von Humboldt, Freycinet und Flinders ſind darauf verzeichnet. Als Inſtrument zur Auflöſung geographiſcher Probleme iſt es das genaueſte in ſeiner Art. (Der Maßſtab iſt nicht angegeben.)

In St. Petersburg iſt vor Kurzem der erſte Band eines ſehr intereſſanten Werkes: Militärgeſchichte der ruſſiſchen Feldzüge im 18. Jahrhundert, mit Charten und Planen, verfaßt von dem Herrn Oberſten von Butturlin, Flugel-Adjutant S. M., erſchienen. Da Hr. von Butturlin Gelegenheit gehabt hat, aus mehreren officiellen und bisher unbekannten Quellen zu ſchöpfen, und ſein Werk unter den Auſpicien des Hrn. Fürſten Wolkonsky, Chef des Generalſtabs des Kaiſers, herausgibt, ſo kann man etwas ſehr Vorzügliches hiervon erwarten. Es wird in mehreren Bänden, und zu unbeſtimmten Zeitfriſten herauskommen, und der Geſchichte jedes Kriegs wird eine Ueberſicht der politiſchen Lage der Mächte, die mit einander im Kriege begriffen waren, vorangehen, ſo wie auch am Ende derſelben die Regeln der Tactik und Strategie enthüllt werden ſollen, welche man während dem befolgt hat. Eine Reihe auf dieſe Kriege Bezug habender militäriſcher und diplomatiſcher Actenſtucke, die bisher nicht zur Kenntniß des Publicums gekommen ſind, ſoll dann die Geſchichte jedes Kriegs beſchließen. —ch.

Nicht ohne Vergnügen kann man wahrnehmen, daß unter den vielen Artikeln, womit der thätige und einſichtvolle Buchhändler, Hr. Carl Armbruſter, die Literatur bereichert, die von ihm veranſtaltete Ausgabe der Hogarth'ſchen Kupferſtiche jene beyfallsvolle Aufnahme findet, auf die ſie ſo gegründete Anſprüche hat. Bey dieſen verkleinerten Copien iſt der Character der Originale von dem talentvollen Kupferſtecher, Hrn. Carl Rahl, hochglücklich aufgefaßt, und eben ſo treu wieder gegeben, was bey dem kleinen Maßſtab doppelte Würdigung verdient. Hr. Rahl hat unmittelbar nach den Originalblättern Hogarths gearbeitet, folglich nicht, wie man hier und da zu meinen ſchien, Copien der Riepenhauſen'ſchen Copien geliefert; und dieſer Umſtand iſt es auch, wodurch ſeine Blätter ſo unverkennbar den Stempel des Hogarth'ſchen Geiſtes tragen. In dieſer Hinſicht hat Hrn. Rahls Arbeit ſelbſt viele Vorzüge vor der Riepenhauſen'ſchen ꝛc. Die Unternehmung geht regelmäßig vorwärts; die 6. Lieferung in 6 Platten iſt die neueſte; der billige Preis 6 fl. W. W., der Lichtenberg'ſchen Erklärung 1 fl. 48 kr. — Bey dieſem Anlaß können wir nicht umhin, Eltern und Erzieher auf das bey demſelben Verleger neuerlich erſchienene Sittenbüchlein aufmerkſam zu machen, betitelt: Amalie Seckendorf. Es iſt von dem Vater des Verlegers, Hrn. J. M. Armbruſter, der frühern, vorzüglich weiblichen Jugend gewidmet, und enthält in der einfachen, ans Herz dringenden, gemüthlichen Sprache, die dem Verf. ſo eigen war, anmuthige moraliſche Erzählungen mit eben ſo lieblichen Kupfern von Schnorr. Dieſes Büchlein eignet ſich auch durch die geſchmackvolle Ausſtattung ſehr paſſend zu einem Neujahrgeſchenk.

Gſſr.

Auch dieſes Jahr hielt die Geſellſchaft der Taubenliebhaber in Antwerpen ihre Zuſammenkunft. Sie ſchickte bey dieſer Gelegenheit 32 an den Flügeln gezeichnete Tauben nach London, von wo ſie, nachdem man ihnen vorher das Wort London als Gegenzeichen auf ihre Flügel geheftet hatte, mit Antwort zurückkamen. Bekanntlich war dieſe Taubenpoſt von jeher im Orient Sitte; noch jetzt ſenden die oſtindiſchen Fürſten täglich ihre Befehle durch Tauben im Lande umher, und der Conſul von Alexandrette befördert alſo ſeine Depeſchen in 5 Stunden nach Aleppo, wohin ein Courier einen ganzen Tag zu gehen braucht. Dieſe Thierchen fliegen mit ungemeiner Geſchwindigkeit, und man ſieht ſie, wenn die arabiſchen Caravanen ſie an arabiſche Fürſten ſenden — oft, wie ſie ſich, mit dem Rücken auf dem Sande liegend, bemühen, den Morgenthau in ihre offnen Schnäbel zu athmen. Auch in unſern Weſtländern wurden ſie gebraucht, früher von den Römern, wie Plinius von Marc Aurel erzählt, und in der neuern Geſchichte zuletzt 1775 bey der Belagerung von Leyden in Holland. Als dieſe Belagerung aufgehoben wurde, befahl der Prinz von Oranien, daß die damals gebrauchten Tauben auf Stadtkoſten gefüttert, nach ihrem Tode einbalſamirt, und, zum Zeichen der Dankbarkeit, auf dem Rathhaus aufbewahrt werden ſollten.

Der berühmte Uhrmacher, Hr. Holzmann, hat einen Schrittmeſſer verfertiget. Er hat die Geſtalt und Größe einer gewöhnlichen Sackuhr, und iſt mit drey Zeigern verſehen, welche die Einheiten, die Hunderte und Tauſende (bis 25,000 Schritte) zeigen. Er wird an der Stelle der gewöhnlichen Uhren getragen, und bloß eine dünne Schnur an dem Fuß befeſtiget, die jeden Schritt auf dem Zifferblatt bemerkbar macht.

Hr. Dr. Thiel in Caſſel machte am 16. v. M. bekannt, daß er die Holzſäure mit ganz beſonderem Nutzen mehrmahlen bey freſſenden Geſchwüren der Beine anwendete, und hierüber auch der königl. Regierung des

Rheinkreiſes in einem Amtsbericht vom Monath Juni d. J. Nachricht gegeben habe. Er ſagt: »Morgens, Mittags und Abends ließ ich die Geſchwüre mit Säure auswaſchen, belegte ſie mit Leinwandfaſern, die mit Säure ſtets naß erhalten wurden. Nachts bedeckte ein Heilpflaſter die Wunden; der Grad der Geſchwüre wurde in wenig Tagen rein, das ſpeckige (geile) Fleiſch verſchwand, und eine gute Granulation (Körnung) erſchien. Die Säure verurſacht keinen Schmerz, und verbeſſert augenblicklich den übeln Geruch der Geſchwüre.« — Auch Hr. Pfarrer Hepp (daſelbſt) wendet dieſe Säure beym Ausſtopfen ſeiner Vögel, und beſonders mit gutem Erfolge zum Aufbewahren der Amphibien an. Ein Salamander und mehrere Eidechſen wurden damit mehrmals überſtrichen, ſie trockneten ſchnell, und änderten ihre Farbe nicht ꝛc.

Zu den neuerlichſt von den Ruſſen unternommenen Entdeckungsreiſen an den Nord- und Südpol, wurden auch die deutſchen Naturforſcher Mertens in Halle, und Dr. Kunze in Leipzig eingeladen. Beyde Gelehrte haben indeſſen dieſes Anerbiethen abgelehnt, weil die Zeit der Abſeglung zu nahe war, und ſie ſich bis dahin nicht hinlänglich vorbereitet glaubten. Als Aſtronomen wurden bey dieſer Expedition der Profeſſor an der Univerſität zu Kaſan Simonow, und der Academiker Tarchow angeſtellt; als Zeichner gehen die Zöglinge der Academie der Künſte, Karneew und Michaylow, mit. ch.

Zu London wurde kürzlich die berühmte ſeltene Ausgabe des Boccacio in einer Auction wieder zum Verkauf gebracht, welche in der Roxburgher vom Herzog von Marlborough mit 2260 Lſtrl. erſtanden worden war. Man trieb ihn dießmal nur bis 875 Guineen hinauf. Lord Spencer bereichert damit ſeine prächtige Bibliothek. Die Mitglieder des Roxburgher Clubs und alle Bibliomanen der Stadt waren zugegen, und der Auctionator Evans hielt eine kurze Vorrede, in der er die Geſchichte des Buchs erzählte. — Man zählte vor zwey bis drey Jahren nicht weniger als 931 Künſtler von Profeſſion in und um London, nämlich 532 Mahler (worunter 43 Damen), 45 Bildhauer, 149 Architecten, 93 Kupferſtecher in ſkizzirter, 38 in anderen Manieren, 19 in Mezzotinto, 83 in Aquatinta, und 22 auf Holz. Dieſe Zahl iſt bis zum 1. Januar 1819 bis auf 1058 geſtiegen, nämlich 647 Mahler, 58 Bildhauer, 146 Architecten; Gravirer in ſkizzirter Manier 96, in Gyps 38, in Mezzotinto 17, in Aquatinta 34, in Holz 22. Nur der Steindruck erfreut ſich dort noch keiner ſo ausgezeichneten Pflege, wie auf dem Continente, namentlich in München, Hamburg, Wien ꝛc. Die Verſuche von Ackermann ſcheinen dagegen noch ſehr unbedeutend.

Unter den ſinnreichen mechaniſchen Werken bey der letzten Pariſer Kunſt-Ausſtellung war auch ein von Hrn. Peinne erfundenes Inſtrument, welches einen Taubſtummen und einen Blinden in den Stand ſetzen ſoll, ſich mit einander zu unterhalten.

Dieſer Nummer iſt die Ankündigung des Converſationsblattes für 1820 beygelegt.

(Alleiniger) Redacteur dieſer Zeitſchrift: Franz Graeffer; Verleger: J. B. Wallishauſſer.

Conversationsblatt.

43.

Freytag, den 26. November 1819.

Alte und neue Literatur.

An Joſeph von Hammer.

Auf einem Acker ſtand ein hoher Baum,
Wie ihn Natur geſchaffen, roh und wild;
Die Flur erkauft' ein einſichtsvoller Mann,
Der Ceres kluger Zögling. Weit hinaus
Erſtreckten ſich des Pfluges lange Furchen;
Der Sumpf verſchwand, und dürres Dorngeſträuch
Wich gelber Halme dichtgeſchoſſnem Wald.
Auch an dem wilden Baum verſuchte ſich
Des klugen Gärtners vielgeſchäft'ge Hand,
Und ihrer Kunſt gelang's, in wenig Jahren
Das rohe Kind zu edlen der Natur. —
Mit frohen Augen ſah des Ackers Herr
Am laub'gen Zweig die goldnen Früchte reifen,
Und jeder Wandrer, der des Weges zog,
Verweilt' in ſeinem duft'gen Schatten gern,
Und freute ſich Pomonens reicher Gaben,
Und ſeinem Mund' entfloß des Herren Lob.

Doch bald verſchied der würdige Beſitzer;
Und wie der Erde Güter wandelbar
Von Hand zu Hand beſtändig übergehn,
Erwarb ein roher, ungelehr'ger Mann
Des ſchönen Ackers köſtlichen Beſitz.
Da ſchwand des Pfluges ſegensreiche Spur,
Zur grauſen Wildniß ward das Blüthenfeld;
Der Sorgfalt Auge ſah nicht auf den Baum,
Und ihren Glanz verloren ſeine Früchte,
Bis ſelbſt die letzte Blüthe welkend fiel,
Und nackt die kahlen Zweige ſich umſchlangen.
Doch Wandrer, die bey Phöbus Gluthenſtrahl
Sich oft gelabt in ſeiner Zweige Schatten,
Und ſanft geſchlummert, traten hin zum Herrn,
Und zeih'ten ihn nachläſſiger Verblendung.
Da ward er ſchnell den langen Irrthum inne,
Und wie aus dumpfem Traume neu erwacht,
Bereut' er ſchmerzlich die verſäumte Pflicht.
Geſchäft'ger Hände neues Treiben regte,
Belebt, ſich auf der langverwaiſ'ten Flur,
Und alle Kräfte ſtrebten nun vereint,
Dem Baume den verlornen Glanz zu geben.

Es ſetzte ſich der Fleiß ein ſchönes Ziel.
Doch eitel war der Herr und eigenſinnig;
Nicht von dem reinen Thatentrieb beſeelt,
Mit dem nach weiſem Plan der erſte Herr
Veredelt die Natur, gezwungen nie,
Der ſtärkſten Zweige einen ſchnitt er ab,
Und pfropfte künſtlich einen neuen drauf,
Der Früchte trug von einer andern Art.
So ſtand der Baum mit doppeltem Geſchlecht
Beguckt, beſtaunt, gelobt, getadelt da.
Doch ſah man bald des Urſprungs Unterſchied.
Indeß ſich kräftig jener alte Stamm
Zum Himmel auf mit großen Früchten hob,
War's ſichtbar, wie geſchmeidig ſich und ſchlank
Der neue Zweig zur Erde niederbeugte;
Nach ſeinen Früchten durfte man nur greifen,
Doch wer der alten ſich erfreuen wollte,
Der mußte hoch hinauf und mühſam klettern.
Und ſo geſchah, was zu erwarten ſtand.
Die neuen Früchte pflückte raſch und leicht
Der flücht'ge Wand'rer, der gemächliche;
Des alten Zweiges Gaben ſammelten
Nur fleiß'ge Wirthe, die der Müh' nicht feind.
Doch klagte Keiner jemals ob der Mühe,
Denn um ſo ſüßer war auch der Genuß.

Dan. Leßmann.

* * *

Aus und über England.

II. *)

In der gothiſchen Halle zu London wird eine Sammlung von allen Waffengattungen vorgezeigt, die ſeit dem Einfalle der Normänner üblich waren. Das neueſte hinzugekommene Stück iſt das Staatsſchwert des Königs von Candy (auf der Inſel Ceylon.) Eintrittspreis 1 Schilling.

* * *

Es ſind ſeit einigen Monathen neue Werke zu London erſchienen, die wir der Aufmerkſamkeit des feſten Landes werth halten, als: Statistical Annals etc. Statiſtiſche Jahrbücher über die Bevölkerung, den Handel, die Einkünfte, Ausgaben, Staatsſchulden und den Tilgungsfond der vereinigten Staaten von Nordamerica, auf öffentliche Urkunden gegründet, die vom 4. März 1789 bis 20. Apr. 1818 ſich erſtrecken, von **Adam Seybert**, Mitglied des Hauſes der Repräſentanten, wie auch der gelehrten Geſellſchaften von Neu-York, Göttingen u. ſ. w. (Preis 13 1/2 Schilling.) — On the forces which circulate the blood. Verſuch über die Kräfte, welche den Umlauf des Blutes bewirken, mit Erklärungen über die Verſchiedenheit der Bewegungen der Flüſſigkeit in lebenden oder todten Gefäßen, von **Carl Bell** ꝛc. (Preis 2 1/2 Sch.) — Travels in Egypt etc. Reiſen in Egypten, Syrien, Cypern, Rhodes, Morea, Griechenland, Italien, Tirol ꝛc., mit vielen Bemerkungen über dort lebende Perſonen, von **Joh. Bramſen**, Esq. 2 Bde. 8. (Preis 21 Schill.) — Memoirs etc. Denkwürdigkeiten der verſtorbenen Königinn von England, aus beglaubigten Urkunden, von **Joh. Watkins**, mit Kupferſtichen 8. (15 Schill.) — Analysis etc. Grundſätze des Schachſpiels, von **Philidor**, mit Berichtigungen und Zuſätzen von **W. Kenny**, Verfaſſer des Schach-Wörterbuchs, mit Kupferſtichen. 8. (7 Sch.)

* * *

Mit Vergnügen bemerken wir, daß die muſicaliſchen Werke unſers **Händel**, **Bach**, **Mozart**, **Haydn** u. ſ. w. in England vorzüglich geprieſen und aufgeführt werden. Jüngſthin ward in einem Gebäude, auf dem Hannover-Platze zu London, auf Befehl des Prinz-Regenten, eine königl. Geſellſchaft von Muſikfreunden eröffnet, wovon

---

*) Die erſte Lieferung iſt in Nr. 8 dieſes **II.** Bandes enthalten.

der Graf Darnley Ehren-Vorſteher iſt. Vice-Präſidenten ſind die Herzoge von Cumberland und Cambridge, der Erzbiſchof von York, der Herzog von Devonſhire, und die Grafen von Derby und Foreſcue.

* * *

Das Andenken der Stadt Parga, mit dem kleinen ſie umgebenden Gebiethe (im ehemaligen Epirus), welche als der letzte Ort auf dem feſten Lande Griechenlands anzuſehen war, der bisher von der osmaniſchen Bothmäßigkeit ſich befreyt erhielt, verdiente ſchon wegen des höchſt ſeltenen Umſtandes in der Geſchichte aufbewahrt zu werden, daß alle Einwohner, nicht ein einziger ausgenommen, als ſie an die Pforte, oder eigentlich an den berüchtigten Ali Paſcha von Janina übergeben werden ſollten, mit Entſagung ihres Vaterlandes, Eigenthums und ihrer Verfaſſung, auswanderten, und noch vorher die Gebeine ihrer Voreltern ausgruben, und auf dem öffentlichen Stadtmarkte verbrannten. Parga, an einem Meerbuſen gelegen, den die Flüſſe Glyki und Delicha bilden, zählte ehemals, nach den beſten geographiſchen Angaben, beyläufig 4000 Einwohner. Aus dem über die letztern Schickſale dieſes tapfern Völkchens, das durch ſo viele Jahrhunderte ihren übermächtigen Nachbarn widerſtand, erſchienenen kleinen Druckſchriften haben bereits mehrere öffentliche Blätter Auszüge geliefert; es ſcheint aber, daß noch einige zerſtreute Bemerkungen erwähnt zu werden verdienen, die in den brittiſchen Parlaments-Verhandlungen, vorzüglich zwiſchen Lord Caſtlereagh und dem Baronet Carl Monck, Statt fanden. Der Erſtere bedauerte ebenfalls das Verhängniß dieſes unglücklichen Volkes (the fate of this unfortunate people); behauptete aber, daß den Parganeſen von Seite Englands keinerley Art von Verheißungen gemacht worden ſey; daß weder die beſtehenden Verträge, noch die Neutralität, noch die Klugheit es geſtatten, in dieſe Angelegenheit ſich weiter einzumengen; und bemerkt dabey, daß, im Falle eines Bruchs mit den Türken, die Herbeyſchaffung des Getreides und der übrigen Lebensmittel mit ſehr großen Koſten verbunden ſeyn müßte, indem die eigenen Erzeugniſſe der joniſchen Inſeln kaum auf drey Viertel Jahr hinreichten; und daß übrigens die Parganeſen auf einer Inſel nächſt Santa Mener (Maura), die zu ihrer Aufnahme beſtimmt iſt, mit der großmüthigſten und gaſtfreyeſten Art behandelt werden. Die Hrn. Smith und Monck glaubten zwar, daß dieſe Inſel nicht ſo beſchaffen ſey, um den Parganeſen jene Bequemlichkeiten zu verſchaffen, die ſie in ihrer Heimath genoſſen hatten; daß dieſe Inſel ſehr ſchmal, wenig fruchtbar ſey, und nur 40 bis 50 Familien aufnehmen könne, da doch die Bevölkerung von Parga, obſchon ſie ſehr abgenommen hat, doch noch aus 3000 Perſonen beſtünde. Auch bemerkte Hr. Hume, daß, als er vor zehn Jahren dort landete, er kein friſches Trinkwaſſer erhalten konnte; und Lord Compton meinte, daß der von der Pforte bewilligte, von 500,000 auf 150,000 Pf. Sterl. herabgeſunkene Entſchädigungsbetrag viel zu gering ſey, indem bloß die dortigen Oelbäume weit mehr als 200,000 Pfund werth wären, und etwa in der Abſchätzung ihres Eigenthums, die öffentlichen Gebäude, als Kirchen ꝛc. nicht mitbegriffen geweſen ſeyn mögen; und glaubte, daß wenn es nöthig wäre, man einer Auflage, zum Vortheile dieſer Auswanderer ſich gern unterziehen würde. Allein dieſen Angaben und den politiſchen Anſichten des Hrn. Makintoſh und Lord Ruſſels ward von der miniſteriellen Seite, vorzüglich durch den Unter-Staats-Secretär Goulburn begegnet und behauptet, daß dieſe Inſel nur in früheren Zeiten von der edlen Familie, die ſie beſaß, vernachläſſigt worden, und daß ſie ſo groß als Parga ſey. Auch verſicherte Lord Caſtlereagh, daß die Aufmerkſamkeit der Regierung unabweichlich dahin gerichtet ſeyn wird, allen Beyſtand, den die Umſtände geſtatten werden, den ausgewanderten Parganeſen immerfort widerfahren zu laſſen.

⁂

Dem Prinzen Ernſt von Heſſen-Philippsthal, welcher in der Schlacht von Borodino gegen die Franzoſen einen Fuß nebſt der Hüfte verloren hatte, und nach London reiſte, um etwa (wie es ſchon früher in einem ähnlichen Falle bey dem Lord Uxbridge geſchah), einige Abhülfe zu erlangen, iſt ein künſtlicher Fuß von Hrn. Wilh. Shand verfertigt worden, ſo daß der Prinz bey dem letztern großen Hof-Cercle (mit 19 Orden geziert), zum Erſtaunen aller Anweſenden, mit der größten Leichtigkeit und mit vollkommenem Anſtande umherwandeln konnte.

⁂

Zu London iſt nun die große Sammlung von vaterländiſchen Denkmünzen fertig geworden, welche dazu beſtimmt iſt, die wichtigſten Begebenheiten der Zeit und ihrer bedeutendſten Männer, der Nachwelt zu überliefern. Sie ſoll an Vollſtändigkeit und Kunſtfleiß alle ähnlichen Sammlungen übertreffen. Sie iſt durch einen Aufwand von 12,000 Pf. Sterl., welche Privatperſonen zuſammengeſchoſſen hatten, hervorgebracht worden, und in Gold, Silber oder Erz, im Ganzen oder theilweiſe, bey Whitnave und an vielen andern Orten Englands zu erhalten.

* * *

Unter den Panoramen der Hrn. Barker und Burford zu London, die den zahlreichſten Zuſpruch erhalten, gehört die neue Vorſtellung von Venedig mit dem Marcus-Platz; und die letzte Reiſe zum Nordpol, um eine Durchfahrt dort aufzufinden, mit einer Anſicht von Spitzbergen, und den Gefahren des Schiffes in den Eisklüften ꝛc.

* * *

Bey Galon u. Comp. zu London wird ein neuer Patenthut verkauft, von welchem viel Rühmens gemacht wird. Sein vorzüglichſter Beſtandtheil iſt Seide. Er hat einen höhern Glanz, als die gewöhnlichen Hüte, iſt eben ſo leicht, und zweymal dauerhafter, verliert nie ſeine Form und Farbe, und hat das Eigenthümliche, nie durch den Regen fleckig zu werden. Preis 26 Sch.

* * *

Am 6. Julius d. J. hielt die Geſellſchaft der Gartenfreunde (Horticultural Society) ihre erſte Sitzung zu London. In der hierüber erſchienenen Ankündigung wird behauptet, daß der Erfolg dieſer Vereinigung alle davon erwarteten Hoffnungen weit übertroffen habe; und nun zu erwarten ſtehe, daß die Märkte nicht allein viel früher, ſondern auch mit der doppelten Menge von Früchten würden verſehen werden. Franzoſen und Italiener mußten bekennen, daß, ungeachtet ihrer weit günſtigeren Himmelsſtriche, dieſe in einer ſo frühen Jahreszeit dargebrachten Früchte die ihrigen an Schönheit, Größe und Geſchmack weit überträfen. Hr. Caſwall überſchickte 10 bis 12 Gattungen Weintrauben von nie erreichter Vollkommenheit, Hr. Wilmot die unvergleichlichſten Erdbeeren u. ſ. w.

Akhg.

◆

Novelliſtik.

Das ſo eben in England erſchienene, und mit ausgezeichneter Theilnehmung geleſene Werk: Harold the exile, welches die intereſſante Lebensgeſchichte des als Dichter ſo rühmlich bekannten Lord Byron enthält, und von Walter Scott meiſterhaft geſchrieben iſt, wird nächſtens, von einer geſchickten Hand überſetzet, in Wien gedrukt erſcheinen. S.

Im Induſtrie-Comptoir zu Leipzig, ſo wie bey Herrn J. W. Lehmann (dem Verfaſſer) in Halle, ſind um 1 Thaler die geringere, und 1 Thaler 8 gr. die beſſere Ausgabe zweyer Kupferblätter, als Kalligraphiſche Denkmahle, Karl Th. Körner's Andenken geweiht, zu bekommen. Sie ſind in groß Royal-Folio, und mit Handſchrift in den reinſten und ſchönſten Schriftzügen Erinnerungen an den Sänger und Helden gezeichnet, der einer der erſten ſein Schwert zur Rettung des Vaterlandes erhob. Auf einem Blatte ſieht man auch, außer den ſchönen Schriftzügen, Körner's Bildniß, und eine Abbildung ſeines Grabmahls unter der Eiche bey Wöbbelin; auf dem andern ſteht ein Acroſtichon, das Heldengrab, gleichfalls mit den reinſten lateiniſchen Lettern geſchrieben, von geſchmackvollen Zügen umgeben. Das eine Blatt iſt Sr. Maj. dem Konige von Preußen, das andere Sr. Maj. dem Kaiſer von Oeſterreich geweiht. Die Blätter begleitet eine Lebensbeſchreibung Körner's.

Die mit dem 1. Auguſt 1817 eröffnete Singſchule in Wien zählt bereits 60 Zöglinge, und mit dem 1. des vor. Monaths hat auch die Violin-Schule mit 15 Zöglingen, unter dem Hrn. Prof. Joſ. Böhm, ihren Anfang genommen. —*

Von dem Meiſterwerke: Die Liebe der Pflanzen, von Darwin, iſt nun auch eine Ueberſetzung in italieniſcher Sprache und in Verſen, unter dem Titel: Gli amori delle Piante, Poema con note filosofiche, Traduzione di Giov. Gharardini, erſchienen. Der Verfaſſer hat aber doch die dem Werke beygefügten Dialogen und Noten des Hrn. Deleuze überſetzt, und, was noch ſchöner iſt, für ſein eigenes Hab und Gut ausgegeben. Hier in Wien iſt dieſes ſehr hübſch gedruckte Werk bey Herrn Wolke um 1 fl. 20 kr. Conv. M. zu haben. Merkwürdig iſt es, daß die italieniſchen Buchdrucker ſeit 20 Jahren ungeheure Fortſchritte gemacht haben, und den Franzoſen bereits wenig nachgeben. B. A. Cr–s.

Außer in England wird keine Univerſitäts-Bibliothek eine ſolche Sammlung von Schriften in der Arabiſchen, Perſiſchen, Indiſchen und Chineſiſchen Literatur aufweiſen können, als jene in Kopenhagen. So hat ſie im Jahre 1818 neuerdings 158 Bände vom königl. engliſchen General-Gouverneur in Bengalen zum Geſchenk erhalten. Die Miſſionsgeſellſchaft für die Cultur in Oſtindien hat 39 Bände hinzugefügt. Die Hülfsbibel-Geſellſchaft zu Calcutta hat ein prächtig gebundenes Exemplar: Ueberſetzungen der heil. Schrift, in 18 Bänden, beygetragen. Nathanael Wallich, Director des botaniſchen Gartens in Calcutta, hat aus ſeiner eigenen Bibliothek 65 größtentheils ſehr koſtbare und in Europa ſeltene Werke beygelegt.

Um das Andenken des unſterblichen Herder zu ehren, hat der Großherzog von Weimar auf deſſen Grab eine Gedächtnißtafel legen laſſen. Das Ganze iſt ſchwarz glänzender Eiſenguß, die Buchſtaben ſind vergoldet. Oben das bekannte Sinnbild der Ewigkeit, eine Schlange mit Strahlen umgeben, im Ring der Schlange die Worte: Licht, Liebe, Leben, und die Buchſtaben A Ω (nach einem Siegelring des Verſtorbenen). Unten der Name, der Geburtsort und Sterbetag. Die Tafel iſt in Weimar verfertiget, und befindet ſich am Fuße des Taufſteins in der daſigen Stadtkirche.

Hr. Didot, in Paris, realiſirt immer mehr durch ſeine ſinnreiche, erſtaunenswerthe Verfahrungsart: Blätter Papier von 100 und 1000 Metres in Einem Stück zu verfertigen. (7 franz. Metres machen 9 Wiener Ellen.) Nach dem Bericht des Herrn Say kann dieſe Erfindung vor der Hand, ſelbſt bey der Rückſicht auf Tapeten, keinen weſentlichen Nutzen verſprechen, aber Didots Verfahren iſt ohne Zweifel öconomiſcher, als das bisherige, und das Erſparniß beruht auf der mindern Koſtſpieligkeit in der Verfertigung des Papieres.

Sebaſtian Günther hebt es in ſeiner Geſchichte der Literatur-Anſtalten Bayerns beſonders heraus, daß die ganze Gegend von Benedictbeuern mit Mahlern angefüllt, und dieſe ſelbſt auf bloßen Dörfern in Menge angeſeſſen geweſen. Hierauf wird aber Hrn. Günther im literar. Wochenblatte geantwortet, daß die von ihm mit Namen angeführten Pictores nichts anders als Schuhflicker waren, wie auch ſchon aus der Namen-Zuſammenſtellung in dem von ihm benützten Monument Boic. erhellt. Dort heißt es Henricus Pictor, Gotescalcus Sutor, Gotescalcus Pictor. Und zwar kam dieß Wort her von Pecia, franzöſ. Pièce, ein Fleck, Pictor, ein Flicker, Pictacium (S. Dufresne), ein Schuhfleck. »Pictacium dicitur a pingo, quia sicut partes picturae, sic apparent pictacia in calciamento.« Dieſe lateiniſche Verwandtſchaft wird wohl keine der beyden Partheyen vermuthet haben. — Da, wo man Wein baute, verſtand man unter Pictores Weinzirl (Häcker) von Pictura, einem zur Bearbeitung oder Benutzung angewieſenen und ausgezeichneten Gehäg alſo genannt, und daher hieß abermals Picturas facere — nicht Gemählde machen, ſondern robotten.

In der Ankündigung des Converſationsblattes für 1820, die der vorigen Nummer beygelegt worden, iſt aus dem Verzeichniß von Mitarbeitern, bey der nachträglichen Einreihung des Namens Haug, in einigen Abdrucken der des Herrn von Saal weggeblieben. Dieß iſt der Redaction ungemein empfindlich, denn ſie legt auf den Namen dieſes trefflichen und eifrigen Mitarbeiters, und dieſes als vielſeitiger Gelehrter und geiſtvoller Dichter, als edler, liebenswürdiger Menſch und zärtlicher Freund gleich ausgezeichneten hochachtungswerthen Mannes, mit Recht ein großes Gewicht, und hält es daher für Pflicht, jenes Verſehen ausdrücklich in Erinnerung zu bringen.

(Alleiniger) Redacteur dieſer Zeitſchrift: Franz Gräffer; Verleger: J. B. Wallishauſſer.

Converſationsblatt.

44.

Dinſtag, den 30. November 1819.

Bruchſtücke über Dichter und Dichtkunſt.

Aus einem literariſchen Vermächtniſſe mitgetheilt von Wilh. Hebenſtreit.

Barden und Skalden, Troubadouren, Minſtrels, Minneſinger und Hymnen des Mittelalters.

Die alten deutſchen Sänger ſangen zur Ehre ihres Gottes Tuisko, und zum Andenken tapferer, in den Schlachten gebliebener Streiter. Um den Muth der Krieger anzufeuern, zogen ſie ſelbſt ins Treffen. Später finden wir ſie ſogar an den Höfen der Könige. Chlodowig der Große erhielt mit vielen Koſten einen ſolchen Sänger von Theodorich, dem Könige der Oſtgothen.

Den Einfluß ihrer Geſänge auf das Volk bezeugt die Verfolgung, welche ſie unter Eduard I. im Jahre [illegible] in England erlitten. Nach der Unterjochung der Provinz Walles ließ er ſämmtliche Barden tödten, gewiß aus keiner andern Urſache, als weil er fürchtete, daß ſie Freyheitsliebe und kriegeriſchen Geiſt immer von Neuem wieder anfachen möchten.

Durch ihre von Mund zu Mund ſchwebenden Lieder erhielt ſich die mythiſche Geſchichte der Nation, deren Annalen dieſe Geſänge ausmachten. Stärke und Originalität vertrat die Stelle des dichteriſchen Werthes. Beym Kriegsgeſange ahmte man den Gang der Schlacht nach, und dadurch, daß man die Schilde an den Mund hielt und die Stimme zurückprallen ließ, machte man den Ton voller und rauher [1]).

Nach Ammian Marcellin [2]) hat Gallien den Euhagen, Druiden und Barden die erſten Keime nützlicher Kenntniſſe zu verdanken, und Diodor von Sicilien [3]) berichtet, daß die Barden nicht nur panegyriſche, ſondern auch ſatyriſche Dichter geweſen ſind. Lucan [4]) rühmt ihnen nach, daß ſie großen Seelen und denen in Schlachten Gefallenen die Unſterblichkeit des Namens verſchafft haben, und Oſſian ſingt von ihnen»

Mit deinem Geſange
Stütze den wankenden Kampf, denn Lieder beleben das Schlachtfeld.

und»

Iſt auch der Helden
Stärke dahin, ſo lebet im Liede ihr Namen.

Es iſt in der That ſehr zu bedauern, daß für uns die Reſte der Bardengeſänge, worin die Kriege der alten fränkiſchen Könige geſchildert waren, und welche Karl der Große mit ſo viel patriotiſchem Eifer ſammelte und ſeinem Gedächtniſſe einprägte, verloren ſind [5]). Höchſt wahrſcheinlich würden ſie der deutſchen Dichtkunſt einen ganz andern, oder doch einen eigenen Character mitgetheilt haben.

Verneinen kann man indeß immer, daß dieſe Sänger der alten Welt damahls Barden genannt wurden, und eine beſondere Volksclaſſe gebildet haben. Denn aus dem Worte War-Lied oder Kriegslied bildete der Römer Barrit oder Bardit [6]), und es ſang vermuthlich ein Jeder, der dazu ſich begeiſtert fühlte.

---

[1]) Tacitus de Mor. Germ. Cap. III.

[2]) Rer. gest. lib. XV. c. 9.

[3]) L. V. p. 308 Edit. Rhodom.

[4]) L. I. v. 447.

[5]) Barbara et antiquissima carmina, quibus veterum regum actus et bella cantebantur, scripsit, memoriaeque mandavit. Eginhart in vita Car. M. Schlegels Athenäum II. Bd. 2. Stück S. 307.

[6]) Hierüber das Weitere in: Verſuch einer allg. Geſchichte der Poeſie, von

Ein Zweig der germaniſchen Dichtkunſt iſt auch der ſcandinaviſche. Der ſcandinaviſche Norden, Dänemark, Schweden, Norwegen, redeten germaniſche Dialecte, und von den älteſten Zeiten bis zu dem dreyzehnten Jahrhunderte herab, ſangen, in ſcandinaviſchen Dialecten, Dichter, die man Skalden nannte. Stets waren ſie im Gefolge ihrer Könige und Fürſten, im Frieden und im Kriege, zu Waſſer und zu Lande; ſie folgten ihnen auf weiten Seezügen innerhalb und außerhalb der Oſtſee, nach Nowgerod, Kiew und Polozk, nach Irland und Holland, nach Frankreich, England, Italien, Deutſchland, und ſangen in reimloſen Verſen zum Vergnugen ihrer Helden. Erſt im zwölften Jahrhunderte nahmen ſie den Reim in Schweden, ſodann in dem übrigen Norden an. Alle ihre Lieder, einige wenige auf ihre Götter ausgenommen, waren hiſtoriſch, und handelten von den Thaten ihrer Nation, ihrer Könige, ihrer Fürſten und deren Vorfahren, ſelbſt wenn ſie nach der Tafel auftraten, und, nach kurzer Vorbereitung, ein aufgegebenes Thema in Verſe zu ſetzen hatten. Schon dieſe Skaldenlieder nennt man poetiſche Sagen.

So matt auch ihre Dichtungen ſeyn mögen, ſo brauchbar ſind ſie für den Geſchichtſchreiber, weil ſie ſich immer noch an die Wahrheit halten. Daher haben die älteren Hiſtoriker, wie Saxo Grammaticus und Andere ſehr Vieles aus dergleichen alten Gedichten ihren Geſchichtbüchern einverleibt.

Gegen das Jahr Eintauſend wurde ein nordiſches Reich nach dem andern chriſtlich, und die heidniſchen Geſänge auf die Götter verſchwanden. Allein die poetiſchen Sagen, die hiſtoriſchen Lieder, dauerten fort, und bis zum 13. Jahrhunderte wimmelte es in Scandinavien von Skalden. Selbſt noch aus dem 13. Jahrhunderte führt Snoren Sturleſon 230 Skaldennamen an, worunter ſich auch Könige und Fürſten befanden *).

Dr. J. D Hartmann. Leipzig 1798. 2 B. S. 629. Anton und Kretſchmanns Abhandlung über die Barden in Wieland's deutſchem Mercur 1800. Nr. 2. 3. Teuthold Heinze im allg. lit. Anzeiger 1801. Nr. 59. S. 561—563 ꝛc. Schlözers Isländiſche Literatur und Geſchichte, Gottingen und Gotha 1773. S. 61. Reynitſch über Truhten und Truhtenſteine, Barden und Bardenlieder, Feſte und Schmäuſe und Gerichte der Deutſchen. Gotha 1801.

*) J. G. Eichhorn's allg. Geſch. der Cultur und Literatur des neuern Europa. 8. Göttingen 1796. 1 B. S. 244. vergl. mit Sineds Abhandlung über die Skaldiſche Dichtkunſt.

Die Troubadouren, die Minſtrels (Meneſtrels), die, unter den Kaiſern des ſchwäbiſchen Hauſes, blühenden Minneſinger, und ſelbſt die zünftigen Meiſterſänger haben, neben manchem leeren Klingklang, auch manche kräftige Wahrheit, manche ſchöne, herzliche Empfindung geſungen und mitgetheilt. Müller *) hat ſie vortrefflich geſchildert. »Es iſt viele Anmuth und Kühnheit, oft Höhe in ihrem gefühlvollen Geſang; einfaltvoll, edel, oft wohllautender als unſere, iſt ihre veraltete Sprache. Nicht an Worten ſind ſie arm, ſondern an beſſerer Gelehrtheit. Es keimten aber die ſchönen Wiſſenſchaften durch ſie auf; ſie ergoſſen unendlichen Reiz über das menſchliche Leben. Ihr Geſang hat die Höfe erfreut, und höhere Berge, als der alte Parnaſſus, zu anmuthigen Sitzen der Muſen umgeſchaffen, die ſtolzen Baronen gezähmt, manchem Unglücklichen Troſt und Erleichterung verſchafft, die Liebe ſelbſt lieblicher gemacht, und in ſtrengeren Liedern auch den Sittenverfall beklagt.«

Die Troubadouren wurden Muſter in der Dichtkunſt, nicht nur für ihr Vaterland, die Provence (das ganze ſüdliche Frankreich und einen großen Theil von Spanien), ſondern auch für die angrenzenden Länder, Deutſchland, Italien und Spanien überhaupt. Der allgemeine Wohlſtand, die weiten Reiſen, die Bekanntſchaft mit gebildeten Nationen, die glänzenden Hofhaltungen, durch welche die Mutterſprache ihre erſte Ausbildung erhielt, der von Arabern und Normännern ausgebreitete Rittergeiſt, die ritterlichen Abenteuer, und die Verehrung des ſchönen Geſchlechts, müſſen als die nächſten Veranlaſſungen zur Erweckung des Geſchmacks an der Dichtkunſt betrachtet werden. Die Troubadouren, oft begleitet von andern Sängern und Poſſenreiſſern (Jongleurs) zogen umher, wie einſt die älteſten, griechiſchen Barden, und ſangen bey den Gaſtmahlen der Großen. Ueberall fanden ſie Gönner, welche ſie bey ſich behielten, ſie ehrten, von ihnen lernten, ſie reichlich beſchenkten.

Gewöhnlich unterhielten ſie ihre Zuhörer von Abenteuern aus Paläſtina, und würzten ihre Geſänge mit Spott über die Ungläubigen, worin der erſte Keim der franzöſiſchen Satyre lag. Ihre Poeſien wurden ſowohl der Melodie, als auch des allgemeinen Intereſſe wegen, leicht zu National-Gedichten. Durch ſie, die nie bey Volksfeſten fehlten, erhielt die Phantaſie der Nation einen höhern Schwung.

---

*) Geſchichte Schweizer. Eidgenoſſen. 2. B. 1 K.

die niedere Volksclaſſe wurde zu einer höhern Art zu empfinden gewöhnt, und ein verſchönernder Schleyer um den rauhen Geiſt des Adels gewunden. Der Herzog wie der Bürger dichtete, und bald wurde es zur Mode, die Tiefen des menſchlichen Herzens ergründen zu wollen [1].

Dichteriſche Zuſammenkünfte ſchöner Geiſter wurden ſchon frühe gehalten, Gedichte in denſelben vorgeleſen und beurtheilt; unter Karl dem Schönen (1328) zu Toulouſe eine Art von poetiſcher Academie (jeux floraux) geſtiftet, und die beſten Gedichte mit einem Preiſe belohnt. Die benachbarten Städte folgten dieſem Beyſpiele, und bereits in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts erreichte die Dichtkunſt einen ziemlich hohen Grad der Vollkommenheit, von welchem ſie aber bald wieder zur Versmacherey und Reimerey herabſank [2].

Die Minſtrels traten wahrſcheinlich in die Fußſtapfen der alten Barden, welche Dichtkunſt mit Muſik verbanden, ihre Verſe abſangen, und mit der Harfe begleiteten. Einen beſondern Stand bildend, zogen ſie von Hofe zu Hofe, und nährten ſich mit ihrem Singſang. Die Geſchichte liefert mehrere Beyſpiele, daß ſie in der frühern Zeit chriſtlicher Zeitrechnung, ſowohl bey Sachſen als Dänen, in großem Anſehen ſtanden. Nicht minder geehrt finden wir ſie in England unter Eduard II., und unter Richard II. ſogar ein Tribunal de Ménestrels. Erſt unter Eliſabeth verloren ſie an Achtung. Uebrigens kamen die meiſten Minſtrels aus dem nördlichen Brittannien, d. i. aus Schottland [3].

Werfen wir einen Blick über ſämmtliche Dichter des Mittelalters, ſo werden wir gewahr, daß ſie, obgleich verſchieden in Zweck und Form, dennoch ſämmtlich dazu beytrugen, die Sprache zu bearbeiten, Phantaſie und Gefühl für das Schöne und Edle anzuregen, und überhaupt Anmuth ins proſaiſche Alltagsleben zu zaubern. Dieſes bezeuget ſogar die Tabulatur des deutſchen Meiſtergeſangs, ihre 24 Strafartikel, und die 11 Strafartikel in die Schärfe, deren ganzer Inhalt Reinheit der Sprache, des Sylbenmaßes und der Sitten zum Zweck hat [4].

---

[1] Schillers Horen 1795. V. Stück. S. 18.

[2] L. Wachlers Verſuch einer allg. Geſchichte der Literatur. Lemgo 1794, 2. B. S. 371.

[3] Cahiers de lecture. III. T. XI. XII Cah. pag. 376.

[4] Puſchmanns gründl. Bericht des deutſchen Meiſtergeſangs. 4. Görlitz.

Selbſt die Hymnen des Mittelalters enthalten entweder etwas Feyerliches und Andächtiges, oder dunkel und ſanft Klagendes, das unmittelbar ans Herz griff, und demnach ſeine Wirkung nicht verfehlte.

Anfangs dienten die Pſalmen ausſchließlich zur Erbauung der chriſtlichen Gemeinde, dann kamen die Lobgeſänge Zacharias und der Maria, der Gruß des Engels, der Abſchied Simeons ꝛc.

Schwerlich wird Jemand zu finden ſeyn, der z. B. im Geſange des Prudentius:

jam moesta quiesce querela

ſich nicht ergriffen fühlt, dem der Todtengeſang:

dies irae, dies illa

nicht Schauder einflößte, den ſo viel andere Hymnen, jeder mit ſeinem Character bezeichnet, z. B.

Veni redemtor gentium;
Vexilla regis prodeunt;
Salvete flores Martyrum;
Pange lingua gloriosi etc.

nicht in den Ton verſetzten, den jeder derſelben beabſichtigt, und in ſeiner demüthigen Geſtalt mächtig gebiethet.

In dieſem tönt die Stimme der Bethenden; jenen konnte nur die Harfe begleiten; in andern ſchallt die Poſaune; es ruft und tönt die tauſendſtimmige Orgel. Und was iſt es denn, das uns rührt, das ſo gewaltig durch ſie auf uns wirkt? — Einfalt und Wahrheit; die Sprache eines allgemeinen Bekenntniſſes, eines Herzens und Glaubens! [1])

* * *

Das moderne Sonett.

So nett ſind dieſer Sylben Irrgewinde,
So lieblich dieſes ſanftverworrne Streben;
Der Schmuck des Ausdrucks hebt das matte Leben,
Man weilt ergetzt an des Begriffes Rinde.

Und will ſich auch die Klarheit nimmer geben,
Und tappt man gleich wie nach dem Weg der Blinde:
Schön ſpielt ſich's doch mit einer glatten Binde,
Mag auch das Aug' mit Blindheit ſie umweben.

---

[1]) Herders Briefe zur Beförderung der Humanität. VII. Samml.

Was iſt es nun, das an geheimer Schwelle,
Wo nie erglänzt des Lichtes Strahlen-Helle,
Und Niemand eindringt, Reiz gewähret im Dunkeln?

Es iſt die Luſt des Suchens und des Bangens,
Des Wähnens, des Entbehrens und Verlangens,
Die man im Tappen findet und im Munkeln.

Mln.

◆

Analecten zur Geſchichte der Toilettengeheimniſſe.

Von K—r.

Im Buche Henoch wird verſichert, daß vor der Sündfluth der Engel Azaliel die Jungfrauen die Kunſt ſich zu ſchminken, gelehrt habe. Aus dieſer fabelhaften Erzählung könnte man wenigſtens auf das Alter der Schminke ſchließen, und unſere Schönen wieder verſichern, daß dieſe ſonderbare Erfindung beynahe unter die Offenbarungen gehöre.

Die aus Antimonium oder Spießalas bereitete Schminke iſt die älteſte, deren im Alterthume erwähnt wird, und die am allgemeinſten gebraucht wurde; denn im Buche Hiob wird erzählt, daß ſchon deſſen Töchter ſich damit geſchminkt haben, und Hiob ſelbſt gibt die Achtung, in welcher dieſe Schminke ſtand, dadurch zu erkennen, daß er einer ſeiner Töchter den Namen Antimonium-Büchſe, cornu stibii, gab.

Im Morgenlande wurden die großen, ſchwarzen und offenen Augen, wie heut zu Tage bey uns, fur die ſchönſten gehalten: es mahlten ſich alſo die Frauenzimmer mit einem Pinſel die Augenwimpern mit Antimonium-Schminke, und zugleich zogen ſie ſolche zurück, damit das Auge größer hervortreten möchte. Daher Jeſaias unter dem Frauenzimmer-Schmuck, deſſen er erwähnt, die Nadeln nicht vergißt, deren ſie ſich bedienten, um die Augenwimpern und Augen zu mahlen. Dieſe Mode war ſehr allgemein, und wir finden im 4. Buche der Könige: Jeſabell habe, als ſie von dem Einzuge Jehu in Samaria gehört, ihre Augen geſchminkt, um vor dem Ueberwinder ſchöner zu erſcheinen. Dagegen ruft Jeremias den Töchtern Iſrael im 4. Kap. zu: »Wenn ihr euch ſchon mit Purpur kleiden, mit güldenen Kleinodien ſchmücken, und euer Angeſicht ſchminken werdet, ſo iſt das doch vergeblich, denn eure Liebhaber werden euch verachten.« — Die Töchter Juda hatten keinen großen Glauben an den Propheten, und meinten immer, daß er in ſeinen Weisſagungen zu weit ginge; kurz, ſie konnten ſich nicht von ihrer Schminke losmachen, daher Ezechiel, als er die Fehler des jüdiſchen Volkes erzählt, dasſelbe unter der Geſtalt einer buhlenden Dirne ſchildert, die ſich gebadet, geſchminket, geſalbet, auf ein ſchönes Bett, an einen wohlgedeckten Tiſch gelegt hat ꝛc.

Dieſer Gebrauch der Antimonium-Schminke blieb nicht bey den Töchtern Sion allein, ſondern ging von ihnen weiter aus, verbreitete ſich, und pflanzte ſich allenthalben fort. Das Sonderbarſte iſt, daß die ſyriſchen, babiloniſchen und arabiſchen Frauenzimmer den Kreis um die Augen damit ſchwärzten, und daß die Männer in den Wüſten Arabiens eben das thun, aber bloß — um ſich vor der Sonnenhitze zu ſchützen.

Die griechiſchen und römiſchen Weiber nahmen von den aſiatiſchen eben dieſe Gewohnheit an, ſich die Augen mit Antimonium zu mahlen; aber um die Herrſchaft ihrer Schönheit noch weiter auszudehnen, thaten ſie noch zwey vorher unbekannte Schminken hinzu, nämlich weiß und roth; man bediente ſich der Kreide, des Bohnenmehls, man benützte Honig, Saffran, ſogar die Excremente des Krokodils, um die Schönheit des Geſichts zu erhöhen. — Europa, Tochter Agenors, erhielt die von einer Zofe der Juno geraubte Schminkbüchſe, daher die Fabel von der Weiße und blendenden Schönheit dieſer Prinzeſſinn. — Als alle Reichthümer in Rom zuſammenfloſſen, führte die Ueppigkeit auch hier Verfeinerung ein. Theophraſt gibt eine rothe Schminke für die Wangen an, welche aus der Wurzel Rizion bereitet wurde. Was Juvenal von den weibiſchen Prieſtern von Athen ſagt, die um die Geheimniſſe der Toilette ſo gut Beſcheid wußten, das muß hauptſächlich von den römiſchen Damen verſtanden werden, die damals alle weiß und rothe Farbe auflegten, ſich die Haare mit einer goldenen Schnur banden, die Augenbraunen ſchwärzten, und mit einer Haarnadel zu einen halben Kreis bildeten. — Plautus nennt ein Roth, das die römiſchen Damen hatten, purpurissimum. — »Unſere Damen, ſagt Plinius, ſtreben ſo ſehr nach Schönheit, daß ſie ſich ſogar die Augen mahlen.« — Im Ovid findet man verſchiedene Recepte von Schminken, welche er den römiſchen Damen gab, in denen er verſpricht, »ihr Geſicht ſchöner zu machen.« Ein Recept davon lautet ſo: Man nehme lybiſche Gerſte, ſondere Stroh und Hülſen davon ab, nehme eben ſo viel Wald-Erwen-Kraut, welche beydes in Eyerweis ein, trockne und reibe es, thue gepulvertes, im Frühjahre abgeworfenes Hirſchhorn daran, gebe dazu einige zeſtoſſene Narciſſen-Zwiebel, Gummi und hetruriſches Mehl, und mache mit vielem Honig aus dieſem eine Maſſe: damit wird das ſich ſchminkende Frauenzimmer eine reine und glatte Haut bekommen, wie die Oberfläche eines Spiegels iſt. — Irgendwo ſagt Ovid weiter: Ich habe Damen gekannt, welche Mohn, in kaltem Waſſer geſtoſſen, ſich auf die Backen legten. — Martial ſpottet der Sabella, welche ſich des Bleyweißes wegen, womit ſie ſich ſchminkte, vor der Sonne fürchtete; und der Fabula, welche den Regen der Kreide wegen fürchtet, die auf ihrem Geſichte liegt. — Nach Plinius hat man ſich auch mit den Kernen und dem Weinlaube einer wilden Rebe — die Griechen nannten es αμπελος αγρια — Haut und Geſicht gereiniget, und mit einer ſyriſchen Wurzel Wolle und Wangen gefärbt. Eine andere Art Schminke gab chiiſche und ſelinuſiſche Erde in Branntwein aufgelöſt, womit man ſich das Geſicht beſtrich. — Die ſchöne Poppea überzog ihr Geſicht mit einer fetten, öhligen Rinde, die ſie immer in Eſelsmilch losweichte, wovon die Haut äußerſt weiß und weich blieb. Dieſe Kruſte bildete eine ordentliche Larve, und der verſchönerte Teint, die Blüthe der Haut, wurde für den Geliebten aufgeſpart. Als die ſchöne Erfinderinn ins Exil verwieſen wurde, vergaß ſie nicht, eine Herde Eſelinnen im Gefolge zu behalten. Nach ihrem Beyſpiele bedeckten ſich die römiſchen Damen das Geſicht zu Hauſe ebenfalls mit einer ähnlichen Maske, wovon diejenigen herkommen, deren ſich noch in der zweyten Hälfte des 18. Jahrhunderts die meiſten Modedamen des Nachts bedienten, um die Haut zart zu erhalten. Eine andere Art Roth nannten die römiſchen Damen Fucus, aus ſyriſcher Wurzel gezogen. — Zu Cäſars Zeit ſchminkten ſich die Britannier mit einer himmelblauen Farbe — Nach Suidas gebrauchten die Damen Ochſenzungen-Wurzel zur Schminke. — Wilh. de Salicetto oder Placentinus ſoll das Mercurial-Waſſer im 13. Jahrhundert zur Schminke angerathen haben. — Catharina von Medicis brachte zuerſt die Mode, ſich zu ſchminken, von Italien nach Frankreich, und von da kam ſie bald, beſonders unter Ludwig XIV. an die übrigen europäiſchen Höfe; und ehe noch im Norden Czar Peter I. Moscau civiliſirte, wußten auch ſchon die ruſſiſchen Damen ſich weiß und roth zu ſchminken, ſich künſtliche Augenbraunen zu machen; ja die ruſſiſchen Bäuerinnen bekleckſeten ihr Geſicht mit der lieben Schminke, und arteten dabey — nun iſts freylich nicht mehr ſo arg — ſonderbar aus; denn keine Frau konnte ſich für geputzt rühmen, wenn ſie nicht das Geſicht, die Augen, Augenbraunen, den Hals, die Hände mit rother, weißer, blauer, ſchwarzer, brauner Schminke dick belegt hatte. Die Zähne wurden ſchwarz gebeizt (!?), und wer recht ſchön ſeyn wollte, mahlte ſich Bäume, Blumen, Sterne u. dgl. auf das Geſicht, oder klebte Bilderchen auf, welche Thiere, Vögel, Kutſchen und Häuſer vorſtellten.

In allen Welttheilen haben nicht nur Weiber, ſondern auch Männer den Gebrauch, ſich verſchiedene Theile des Körpers ſchwarz, weiß, roth, gelb ꝛc. kurz mit allen Farben zu mahlen, je nachdem die Begriffe der verſchiedenen Länder mit irgend einer Farbe Schönheit und Werth verbinden. Z. B. Die ſchwarzen Mädchen von Senegal laſſen ſich größtentheils, ehe ſie heirathen, die ganze Haut mit Figuren von Thieren und Blumen von allerley Geſtalt verzieren. — Die Inſulanerinnen von Sombeo überziehen das Geſicht mit grüner und gelber Farbe. — Die Negerinnen von Sierra Leona bemahlen ſich rings um die Augen weiß, gelb und roth. — Die Caraibiſchen Wilden beſchmieren ſich das ganze Geſicht mit Roucou (ein Baum in Indien, woraus man rothe Farbe macht). — Die Grönländerinnen überſtreichen ſich das Geſicht weiß und roth, und auch zur Abwechslung weiß und gelb. — Auf der Inſel Sumatra hat man eine ganz weiße Schminke, Punguhr genannt. Sie beſteht aus geweichtem, getrockneten, gepulverten und wieder angefeuchteten feinen Reis, mit Ingwer und den Blättern der Pflanze Dihlum vermengt, welche einen ſonderbaren Geruch gibt und kühlen ſoll. Auch kommen Blüthen des Maiz, Sandelholz, und Samen von Abel-Moſchus dazu; man macht daraus kleine Kügelchen, und damit nochmal im Waſſer angefeuchtet, werden Hände, Geſicht, Hals und Schulter gerieben. — Die Mingrellinen bemahlen oder beſtreichen ihr Geſicht mit verſchiedenen Farben. — Die Japaneſerinnen färben ſich Lippen und Augenbraunen blau. — Die chineſiſchen Frauen und Mädchen ſchminken ſich alle mit weißer- und Roſen-Farbe, jede miſcht aus beyden Farben den Ton, den ſie auftragen will; daher wird der Farbenunterſchied zwiſchen Händen und Geſicht, oft ſehr auffallend, da jene oft ſehr braun ſind, dieſes oft ganz weiß gemahlet iſt. Schon vom ſiebenten Jahre an wird das Geſicht mit Farbe belegt, dafür verdirbt dieſer Mißbrauch in China die Haut ſo, daß man nirgends in der Welt runzelvollere alte Weiber ſehen kann, als dort. — Die Beduinen in Arabien beſtreichen ihre Haupt- und Barthaare mit glänzend rother Farbe, ihre Frauen und Töchter geben den Lippen und Armen eine aus Fiſchgalle bereitete, Usciam genannte, violette Farbe, welche in die Haut eindringt. Sie ſtechen mit Nadeln allerley Bilder in Puncten auf gewiſſe Körpertheile, worin ſich die Farbe ſehr feſt ſetzt, und bleibend zeigt. Beſondere Zierde vornehmer Frauen iſt es, kleine ſchwarze Flecken an den Seiten des Mundes, auf der Stirn, am Kinn, an den Wangen anzubringen, den Nägeln eine rothe, den Augenwimpern eine ſchwarze Farbe zu geben. — Die Mädchen und Frauen der Perſer beſtreichen ihr Geſicht mit rothgelber Salbe, und färben Haare, Hände und Füße roth. — Die Algierer geben ihren Haaren eine rothgelbe, aus der Henna-Pflanze gezogene Farbe. — Den ſchwarzen Damen an der Goldküſte nimmt die Toilette viele Zeit weg, denn wenn der Kopfputz geordnet iſt, ſalben und ſchminken ſie den ganzen Körper gewöhnlich weiß, dann werden allerley kleine Thiergeſtalten mit hölzernen Stempeln aufgetragen, und zuletzt erhält das Geſicht eine blaue oder grüne Farbe. — Die Birmanen, die Chineſen, die Peguaner färben, beitzen die Zähne ſorgfältig ſchwarz. — Die Tſcherkaſſen mahlen ſich die Nägel roth, ſchminken ſich aber nicht im Geſicht, denn nach ihren Begriffen wenden nur unzüchtige Weibsleute dieſe Verſchönerungs-Mittel an. u. ſ. w.

Eine Auseinanderſetzung ſolcher Mittel, deren ſich derzeit unſere Damen, ja auch Herren, nöthiger oder unnöthiger Weiſe bedienen, um ſo manchen Mangel zu bedecken (daß hier nicht die Rede von ſceniſchen Künſtlern auf der Bühne ſeyn kann, verſteht ſich von ſelbſt), iſt hier wohl überflüſſig, denn entweder kennt man die Ingredienzien ſo, oder man wird durch lobpreiſende Anzeigen davon verſtändiget. (Schädlich iſt keine Schminke; Gott behüthe! wer wird ſo etwas denken?) — Es iſt alſo nur mehr — unſern Schönen zur Ehre — zu bemerken, daß man durch einige Jahre mit Vergnügen wahrnimmt, es habe die unſelige Wuth, ſich zu ſchminken, (das iſt eigentlich der Fingerzeig, daß irgend ein Mangel an Schönheit in natura vorhanden ſeyn müſſe), im Allgemeinen außerordentlich abgenommen, dagegen aber hat eine gewiſſe oft wahrhaft verzeihliche Vorliebe für wohlriechende Pomaden, Oehle, Wäſſer, Toilettengeiſt, Schönheitmilch, Seifen, Pulver ꝛc. Platz gegriffen, und es bleibt nun ſchlüßlich nichts mehr übrig, als in einem oder dem andern Falle eine beſondere Vorſicht, und wäre jeder Rath doch vergeblich, in Gottes Namen das neueſte in Berlin erſchienene Werk hierüber: Unterricht in der Kunſt die weibliche Schönheit zu erhalten, und ihr zu Hülfe zu kommen, von Dr. C. G. Flettner, königl. preuß. Ober-Medicinal-Aſſeſſor ꝛc. anzuempfehlen. Darin erbiethet ſich der Hr. Verf. in der zärtlichen und galanten Zueignung »An alle ſchönen, hübſchen und niedlichen Damen von 14 bis 28 Jahren! (alſo nicht auch Andern?) daß er die angegebenen Schönheits-Recepte alle unter ſeiner Aufſicht verfertigen laſſen könne,« und ſchließt mit den ſüßen Worten: »Kommen Sie, und überzeugen Sie Sich, wie ſehr ich mich Ihren Dienſten geweiht habe. Es iſt kein Bedürfniß Ihrer Toilette, welches nicht auf das beſte befriediget werden kann, durch Ihren treuen Verehrer, den Verfaſſer.«

Novelliſtik.

Die römiſche Zeitung erzählt folgendes nicht alltägliche Ereigniß: Eine alte 81jährige Frau aus Collebaccaro, unfern Rieti, die ſich ſchon ſiebenmal verheirathet hatte, jetzt ſehr eingezogen lebte, und unter der Laſt ihres hohen Alters zu erliegen ſchien, begegnete zufällig einem Greiſe, der eben ſo alt iſt als ſie; ſich ſehen, ſich lieben und ſich ewige Treue ſchwören, war die Folge dieſes unverhofften Zuſammentreffens, und den 4. October begab ſich die gute Frau zum achtenmale in Hymens Bande. Die Chronik fügt hinzu: die junge Gattinn habe ſogleich nach der Trauung ihre Krücke weggeworfen, und ſey ihrem neuen Gemahle mit leichtem Schritte in ſeine Wohnung nach Contigliano gefolgt. — Sollte ſich wohl gar in der Nähe von Collebaccaro die ſo lang geſuchte Quelle der ewigen Jugend befinden? oder iſt dieſe Rückkehr zur Jugendfriſche die Wirkung der achten Verheirathung? Im erſten Falle wünſchen wir den Einwohnern von Collebaccaro Glück; ihr Ort, ſobald die Sache erſt gehörig bekannt iſt, wird fleißiger beſucht werden, als jeder andere Geſundheitsbrunnen; ſollte aber eine Frau ſich achtmal hinter einander verheirathen müſſen, um wieder jung zu werden, ſo behüte der Himmel uns arme Männer dafür, daß dieſes Mittel weiter bekannt werde! F. W.

Der Bemerker von Norddeutſchland, (Heſperus, Beyl. 38) wohnte einem Verſuche bey, mittelſt Salpeterſäure den Stahlgehalt im Eiſen zu entdecken, und ſagt hierüber Folgendes: »Wenn auf die Oberfläche eines mit der Feile, mit dem Schleifſteine oder mit Schmergel gereinigten Stückes Eiſen oder Stahl einige Tropfen geſchwächte Salpeterſäure gebracht wird, werden die Theile, welche am meiſten kohliges Eiſen enthalten, ſogleich durch eine matte Farbe unterſchieden.« — Unſern Stahlſabeiken, beſonders den ſteyermärkiſchen, denen ſelbſt Frankreich (ſiehe Journ. des arts et manufact.) den Vorzug zugeſteht, kann dieſe Entdeckung bedeutenden Nutzen ſchaffen. L.

Es beſtätigt ſich immer mehr, daß Dr. Börne, vormaliger Herausgeber der Zeitſchwingen, und zwar in Verbindung mit Hrn. Profeſſor Görres, den ein unangenehmer Vorfall veranlaßte, Straßburg zu verlaſſen, in Paris zwey deutſche Zeitungen herausgeben werde.

Die Jeſuiten machten ſeit Kurzem in Frankreich unerwartete beträchtliche Güter-Ankäufe. Zu Paris kauften ſie ein ſchönes Haus in der Poſtſtraße, zu Montruge ein Landhaus, zu St. Anna, bey Aural, im Morbihan, haben ſie ſich der viel beſuchten Wallfahrt bemächtiget. Zu St. Acheul, bey Amiens, zu Monmorillon, zu Forcalquir ꝛc. beſitzen ſie ebenfalls ſchon bedeutende Güter. Die Jeſuiten zu Annonai haben dieſes Jahr 60,000 Fr. allein fur die Mobilien des Collegiums von Tournon gebothen, doch da iſt ihnen die Univerſität bereits ſchon zuvorgekommen.

Dem Wundarzt Roux in Paris iſt eine Operation gelungen, die vor ihm noch Niemand verſucht hat. Einem jungen Arzt aus Canada hinderte bisher die in ihrer ganzen Länge geſpaltene Gaumenhaut in der Sprache dergeſtalt, daß er faſt unverſtändlich wurde, auch am Eſſen und Trinken, kurz an allen Functionen des Mundes. Vergebens ſuchte er überall Hülfe. Hr. Roux verſuchte die Wiedervereinigung der geſprengten Theile durch Naht mit dem beſten Erfolg, und jetzt ſpricht der junge Mann ſehr verſtändlich, und mit beynahe naturlicher Stimme. — Eben ſo glücklich hat Hr. Chemel, Charité-Arzt, an einer jungen weiblichen Perſon, welche ſeit Jahr und Tag mit einem periodiſchen Huſten, der täglich 7—8 Stunden nacheinander dauerte, beſchwert war, die Belladonna als Heilmittel angewendet. Der periodiſche Huſten ging in eine periodiſche Hyſterie über, und dieſe wich nun gänzlich der früher vergeblich angewendeten China-Rinde.

In London bildet ſich eine Geſellſchaft, welche Subſcription eröffnen will, um Schriftſteller aufzumuntern, gründliche Widerlegungen gegen den einreiſſenden Unglauben an die heil. Schrift heraus zu geben. Dieſe Schriften ſollen dann entweder ſehr wohlfeil verkauft, oder gar umſonſt ausgegeben werden.

Von dem Verf. der Schulen der Menſchheit iſt hier (bey Schrämbl, 1820. 8. 35 Seit.) abermals ein Werkchen mit der Aufſchrift: Der wechſelſeitige Unterricht, verglichen mit den ältern Unterrichts-Methoden, erſchienen. — Es iſt mit Wärme und Eifer geſchrieben, und nicht zu verkennen, daß keineswegs Streitſucht, ſondern die Begierde, auch Andere empfänglich zu machen, wovon derſelbe ſich innig überzeugt fühlet, des Verf. Feder leitet. — Die Vortheile des wechſelſeitigen Unterrichts beſtehen nach des Verf. Angaben: 1. In der Abtheilung der Kinder, nach dem Grad ihrer Kenntniſſe. 2. In der Einförmigkeit der Bücher, der Tafeln und des Unterrichts. 3. In der Gleichzeitigkeit der Uebungen für die Schüler derſelben Abtheilung. 4. In der beſtändigen und regelmäßigen Verwendung der am meiſten unterrichteten Kinder, und derjenigen, die ſich am beſten Gehorſam zu verſchaffen wiſſen, zu den beſtimmten Aemtern. Der Verf. behauptet weiter, daß, obgleich in den meiſten Dorfgemeinden gegenwärtig Lehrer nach der alten individuellen Art beſtunden, doch kaum der ſechste der jungen Bauern mit 20 Jahren leſen und ſchreiben könne. Er führt die Bulle des Papſtes Benedict XIII. (Orſini) vom Jahre 1724 an, worin die Unwiſſenheit die Quelle aller Uebel (ignorantia omnium origine malorum) genannt wird, und fügt nachdrucksam hinzu: der Unwiſſende ſey fortwährend in allen ſeinen Verhältniſſen dem Betruge ausgeſetzt. Unerhört leichtgläubig hält er die abgeſchmackteſten Trugbilder für Wahrheit; iſt ſein Leben in Gefahr, ſo ſucht er bey Quackſalbern und Marktſchreyern Hülfe; hat er Geſchäfte in Ordnung zu bringen, ſo vertraut er ſich jenen Geſchäftsmännern an, wahre Geiſſel des Landvolks, die es darauf anlegen, die einfachſten Gegenſtände zu verwirren, und nur von Chikanen und Proceſſen leben. — Der Arme ſey eine Waiſe, und die Regierung hat für die Erhaltung des einzigen Guts dieſer Unglücklichen zu ſorgen. Arm an zeitlichen Gütern ſtattete ihn die gütige Verſehung vielleicht um ſo reichlicher mit geiſtigen aus; ohne zu unterſuchen, ob das Gefäß von Thon oder von Erz ſey, verwahrte ſie in ihm vielleicht ihre reichſten Schätze. Lehren wir ihn alſo, ſie aufzuſuchen, ſie zu entdecken. — Wir haben, fährt der Verf. fort, nun ſchon ſo manche Vereine: Wohlthätigkeits-, Sparcaſſen-, muſicaliſche, geſellige Vereine u. ſ. w. Keiner wird geeigneter ſeyn, als ein Erziehungs-Verein. Ein Senat der Väter wacht beſſer über die Erziehung, als ein Senat von Gelehrten. Männer, die früher in gar keiner Berührung ſtanden, lernen ſich hier kennen, und freuen ſich dieſer neuen Bekanntſchaft. — Am Ende wünſcht der Verf., daß man bey Einrichtung ſolcher Schulen entweder einen erfahrnen Lehrer aus England, Frankreich oder aus der Schweiz kommen laſſe, oder ein tüchtiges Subject zum Unterrichte dahin ſchicke, damit es ſich in den Stand ſetze, die Schulen ganz zweckmäßig einzurichten. Wir hoffen unſrer Seits mit Zuverſicht, daß dieſe ſchätzbare Schrift viele unbefangen prüfende, würdigende Leſer finden werde. Akbg.

Hr. v. Langsdorff, Kaiſ. Ruſſ. Collegien-Rath, General-Conſul und Geſchäftsträger in Braſilien, läßt von daher folgende Warnung ergehen: Da ſchon einigemal Anfragen an mich ergangen ſind, und man mir von Deutſchland meldet, daß ein gewiſſer Freyreiß von Frankfurt am Main alle Deutſche und beſonders ſeine Landsleute auffordere, nach Braſilien zu kommen, und ihnen Ländereyen und Privilegien verſpräche, ſo halte ich es für meine Pflicht, Jedermann zu warnen und zu erklären, daß die portugieſiſch-braſilianiſche Regierung bis jetzt die weiſe Maßregel, ihre fruchtbaren Gefilde, in dem ſchönſten Himmelsſtrich der Erde, durch freye Coloniſten zu bevölkern und urbar zu machen, noch nicht ergriffen hat, und daß ſie überhaupt keinem einzigen der Fremden, die bisher mit oder ohne Vermögen nach Braſilien gekommen ſind, um ſich daſelbſt mit Ackerbau zu beſchäftigen, auch nur den geringſten Vortheil zugeſtanden hat; ſo, daß alle diejenigen, die aufs Gerathewohl oder durch Freyreißens Einladung gelockt, ihr Heil in Braſilien verſuchen wollten, ins größte Unglück würden geſtürzt werden. — Ich kenne hier zwey junge Deutſche, die ſich durch eine dieſer Zeitungs-Nachrichten verleiten ließen, hierher zu kommen, und die ſich in allen ihren Erwartungen getäuſcht fanden. — Eine Schweizer-Colonie, für welche die Regierung im vorigen Jahr eine Strecke Landes (Santa Gallo genannt), unweit Rio de Janeiro gekauft, und welche ſie auf ihre eigene Koſten, unter gewiſſen vorgeſchriebenen Bedingungen von Europa kommen läßt, kann wohl nicht mit obiger Einladung verwechſelt werden. — Eine der Bedingungen, um es bloß beyläufig zu erinnern, iſt, daß alle Schweizer-Coloniſten catholiſcher Religion ſeyn müſſen. — Man fragt mich ferner, in mehreren Briefen, wer dieſer Freyreiß ſey? — Er iſt eines Schuſters Sohn von Frankfurt am Main, der im Jahr 1809 daſelbſt als Ladendiener angeſtellt war, und bald darauf, um der Conſcription zu entgehen, in höchſt dürftigen Umſtänden ſeine Vaterſtadt verließ. Seit jener Zeit hat er ſich in verſchiedenen Ländern mit Inſecten fangen und Vögel ausſtopfen genährt. Er ſammelt, ſeitdem er in Braſilien iſt, für Rußland, Schweden, Preußen, Holland ꝛc. ꝛc., und ſchickt mehreren Liebhabern, denen er viel von ſeinem »Eifer, die Wünſche der Sammler unter ſeinen Landsleuten zu befriedigen, und den Wiſſenſchaften zu nützen« vorſpricht, höchſt elendes Zeug. So drückt ſich einer meiner Freunde aus, dem ich dieſe Nachricht zu verdanken habe. — Da dieſer Freyreiß (der ſich zuweilen auch wohl bald Doctor, bald Profeſſor zu nennen pflegt), leider ſeit mehreren Jahren nicht einmal ſo viel erübrigen konnte, daß er ſeine Schulden zu bezahlen im Stande geweſen wäre, ſo iſt er wohl noch viel weniger berechtigt, fremde Coloniſten einzuladen, und ſolchen nichtige Unterſtützung und fantaſtiſche Vortheile zu verſprechen.

Seit einigen Wochen erſcheint zu Paris ein Hermès classique, Journal philologique, welcher ſich beynahe ganz mit der Verdeutlichung dunkler Stellen der lateiniſchen und griechiſchen Claſſiker, der Critik über die beſten Auflagen und Commentatoren u. ſ. w. beſchäftigt. Der Proſpectus (von 12 Seiten) nimmt ſich ſehr vernünftig aus, iſt aber etwas dunkel, denn er läßt ungewiß, was denn eigentlich die Verfaſſer leiſten wollen, ob ſie nämlich über die Sprachenkunde alter Nationen, oder bloß über die der Griechen, Römer, und wie es ſcheint, der Franzoſen ſchreiben werden. Im letztern Falle wäre die Arbeit nicht ſo rieſenhaft, aber auch nicht ſo gemeinnützig. Merkwürdig iſt es, daß die Herrn Herausgeber überall den allgemein anerkannten Werth der deutſchen Commentatoren zu ſchmälern ſuchen, und durchaus nicht zugeben wollen, daß die franzöſiſchen keinen ſo großen Werth hätten; ja es ſcheint ſelbſt, daß ſie mit dieſen fruchtloſen Neckereyen einen Theil des Journals anfüllen wollen. Sollten ſie dieſes Vorhaben wirklich haben, ſo iſt es augenſcheinlich, daß ſie ihren Zweck verfehlen werden, denn ſtatt nützlich, würden ſie ungerecht, und daher auch ſchädlich ſeyn. — Wir wollen indeß meinen, daß dieſe zweydeutigen Stellen bloß geſchrieben worden ſind, um dem Nationalſtolz zu ſchmeicheln, und auf dieſe Art mehr Unterſtützung unter ihren Landsleuten zu finden; ſicher werden ſie lieber folgendes Verſprechen erfüllen, welches wir unſern Leſern hier mittheilen wollen: Le but principal de l'Hermès classique est, de soumettre l'enseignement des langues anciennes aux principes d'analyse, que l'esprit de philosophie a introduit avec tant de succès dans les sciences; et a l'aide de cette inovation 1.) D'abréger le tems que l'on emploie à l'étude de ces langues; 2.) De faciliter l'intelligence des auteurs; 3.) Et enfin, ce que l'on doit regarder comme le principal avantage et le premier bienfait de l'instruction, de donner des idées justes et des notions claires. Ces principes peuvent s'appliquer à toutes les langues en général et particulièrement à la langue allemande, qui a beaucoup de rapports avec la langue grecque. Wird dieſes Alles gehalten, ſo werden die Herausgeber gewiß die Achtung jedes Verſtändigen verdienen. — Alle Philologen werden von ihnen eingeladen, Beyträge zu liefern. W. A. Coremans.

Hr. **Teſſier**, Mitglied des franzöſiſchen Inſtituts, der mit unermüdbarem Fleiße Alles befördert, was die Landwirthſchaft in ſeinem Vaterlande auf den höchſten Gipfel bringen kann, liefert in einem kürzlich von ihm erſchienenen Aufſatze Bemerkungen über die durch Hrn. **Jaubert** nach Frankreich gebrachten Ziegen, aus deren prächtigem Flaum die koſtbaren Shawls gewebt werden. Hr. **Teſſier** hatte von ſeiner Regierung den Auftrag, dieſe Ziegen bey ihrem Eintritt ins Land in Empfang zu nehmen, ſie unterzubringen, und überhaupt für ſie zu ſorgen; Niemand in Europa war alſo wohl beſſer im Stande als er, dieſe intereſſanten Thiere zu beobachten, und gründliche Nachrichten über dieſelben zu geben. Bis jetzt wußte man nicht, ob ſelbige zum Geſchlechte der Kameele oder der Schafe gehörten; einige machten gar ein vierfüßiges Thier daraus, was zum Theil Schaf, zum Theil Ziege wäre; jetzt weiß man beſtimmt, daß es wirkliche Ziegen ſind, die man ſogar beym erſten Anblick nicht von den unſrigen unterſcheiden würde. Ihr mittlerer Wuchs iſt ungefähr 25 franz. Zoll auf 3 Fuß Länge. Alle haben beynahe gerade, meiſtens ſchwarze und runde Hörner; die Spitzen von den Hörnern der Böcke kreuzen ſich. Die Wolle, ſowohl von den Böcken als Ziegen, iſt dick, gedrängt, meiſtens weiß, ſonſt auch braun oder ſchwarz, bisweilen bey einigen auch gefleckt. Sie beſteht in einem langen und harten Haar, welches zum Theil die Beine des Thieres bedeckt, und in einem ſehr zarten Flaum; je feiner dieſer Flaum iſt, deſto länger iſt auch das Haar. Dieſer Flaum wächſt dicht am Felle, ſondert ſich von ſelbigem ab, und bildet ordentliche Flocken, die man entweder mit einem Kamme abkämmen, oder mit der bloßen Hand, zu der Zeit, wo ſich ſelbe vom Felle trennen, abnehmen kann. Von den 1289 Ziegen, die Hr. **Jaubert** von den **Kirgheſen**, ein an den Ufern des **Orai** herumziehender Volksſtamm, gekauft hatte, ſind, wegen der großen Schwierigkeit des Transports, eine Menge auf der Reiſe umgekommen, und die große Herde iſt bis auf 400 Stück zuſammengeſchmolzen. Aber von dieſen glaubt Hr. **Teſſier**, daß ſie ſich an das Clima von Frankreich, ſowohl in den Ebenen als in den Gebirgsgegenden, gewöhnen werden. Mit Dankbarkeit wird ſich die franzöſiſche Nation in der Folge daran erinnern, daß **Ludwig** XVI. die ſpaniſchen Merinos, und **Ludwig** XVIII. die Ziegen von Cachemire in Frankreich einheimiſch machte. J. B.

Druckfehler: In der vorletzten Nummer, S. 494. Z. 25 v. o. fernere ſtatt ferner, und Z. 20 Beklagte ſtatt Beklagten; dann ſteht unter demſelben, ein geſchloſſenes Ganze bildenden Aufſatz irrig: Schluß folgt.

(Alleiniger) Redacteur dieſer Zeitſchrift: Franz Gräffer; Verleger: J. B. Wallishauſſer.

Converſationsblatt.

45.

Freytag, den 3. December 1819.

Hamlets Monolog *).

Ueberſetzt von A. W. Schlegel.

Seyn oder nicht ſeyn, das iſt hier die Frage:
Ob's edler im Gemüth, die Pfeil' und Schleudern
Des wüthenden Geſchicks erdulden, oder
Sich waffnend gegen eine See von Plagen,
Durch Widerſtand ſie enden. Sterben — ſchlafen, —
Nichts weiter! — und zu wiſſen, daß ein Schlaf
Das Herzweh und die tauſend Stöße endet
Die unſers Fleiſches Erbtheil. — 's iſt ein Ziel

Ueberſetzt von M. Span.

Seyn oder nicht ſeyn? Das iſt nun die Frage.
Was edler ſey fur unſ're Seele,
Des ungerechten Schickſals Dolch' und Pfeile
Zu dulden, oder raſch die Waffen gegen
Sein Heer von Uebeln zu ergreifen, und
Beherzt die Qual zu enden? — Sterben? — Schlafen,
Sonſt nichts; und ſchlafend ſagen: „Wie empfinden
„Vom Herzensleid' und von den tauſend Plagen,
„Die eures Fleiſches Erbtheil ſind, nicht mehr." —

---

*) Hr. Prof. Span iſt Willens, eine Diatribe unter dem Titel: Wie wurde Shakſpeare's kraftvolle Beredſamkeit bisher nachgebildet? zu liefern. Obige Ueberſetzung des berühmten Monologs Hamlets iſt ein Probeſtück daraus.

Auf's innigſte zu wünſchen. Sterben — ſchlafen. —
Schlafen! Vielleicht auch träumen! — Ja, da liegt's:
Was in dem Schlaf für Träume kommen mögen,
Wenn wir den Drang des Ird'ſchen abgeſchüttelt,
Das zwingt uns ſtill zu ſteh'n. Das iſt die Rückſicht,
Die Elend läßt zu hohen Jahren kommen.
Denn wer ertrüg' der Zeiten Spott und Geißel,
Des Mächt'gen Druck, des Stolzen Mißhandlungen,
Verſchmähter Liebe Pein, des Rechtes Aufſchub,
Den Uebermuth der Ämter, und die Schmach,
Die Unwerth ſchweigendem Verdienſt erweiſt,
Wenn er ſich ſelbſt in Ruhſtand ſetzen könnte
Mit einer Nadel bloß? Wer trüge Laſten,
Und ſtöhnt' und ſchwitzte unter Lebensmüh'?
Nur daß die Furcht vor etwas nach dem Tod
(Das unentdeckte Land, von deß Bezirk
Kein Wandrer wieder kehrt), den Willen irrt,
Daß wir die Uebel, die wir haben, lieber
Ertragen als zu unbekannten flieh'n.
So macht Gewiſſen Feige aus uns allen;
Der angebornen Farbe der Entſchließung
Wird des Gedankens Bläſſe angekränkelt;
Und Unternehmungen, voll Mark und Nachdruck,
Durch dieſe Rückſicht aus der Bahn gelenkt,
Verlieren ſo der Handlung Nahmen.

Mit dieſem Zielpunkt enden, iſt gewiß
Den Wunſch des Frommen werth. — Sterben, — ſchlafen. —
Doch — ſchlafen? Wohl auch träumen? — Ha, da ſteckt es.
Was für Träume bey dem Todesſchlafe
Vor uns erſcheinen, wenn des marternden
Gedränges wir uns ſelbſt entledigt haben:
Das heißt uns Einhalt thun; das iſt die Hinſicht,
Die hier ſo lang das Elend ſeufzen läßt.
Wer trüge dieſer Zeiten Hohn und Schläge,
Des Unterdrückers Unrecht, die Schmach des Stolzen,
Verſchmähter Liebe Qual, das Zögern der Geſetze,
Den Uebermuth der Amtsgewalt, den Fußſtoß,
Den ein Nichtswürdiger dem leidenden
Verdienſte gibt, da ſelbſt mit einer Pfrieme
Er ſich Befreyungsbriefe ſchreiben kann?
Wer trüge ſeine Laſten, ſtöhnend, ſchwitzend,
Bey dieſes müden Lebens Peinlichkeit? —
Die Furcht vor jenem Dinge nach dem Tode,
(Dem unerforſchten Lande, deſſen Gränze
Den Wand'rer nie zurückläßt) beugt den Willen,
Und macht's uns räthlicher, bekannten Uebeln
Sich fügen, als zu unbekannten fliehen.
So macht uns alle dieß Bewußtſeyn feig;
So wird die Farbe der Entſchloſſenheit
Durch des Gedankens blaſſen Anwurf krank;
Und die Beginnungen, voll Mark und Stärke,
Ob dieſer Hinſicht ihrem Lauf' entrücket,
Verzichten auf den Nahmen einer That.

Original.

To be or not to be? — that is the question. —
Whether 't is nobler in the mind, to suffer
The stings and arrows of outrageous fortune,
Or to take arms against a siege of troubles,
And by opposing end them? — To die? — to sleep.
No more; and by a sleep to say: „We end
„The heart ache and the thousand natural shocks
„That flesh is heir to.“ 'Tis a consummation
Devoutly to be wish'd — To die, to sleep. —
To sleep? perchance to dream? — ay, there is the rub!
For in that sleep of death what dreams may come,
When we have shuffled off this mortal coil,

Must give us pause. There 's the respect
That makes calamity of so long life;
For who would bear the whips and scorns o' th'time,
The oppressor's wrong, the proud man's contumely,
The pangs of despis'd love, the laws delay,
The insolence of office, and the spurns
That patient merite of the unworthy takes,
When he himself might his quietus make,
Whit a bare bodkin? Who would fardels bear
To groan and sweat under a weary life?
But that the dread of some thing after death
(That undiscover'd country, from whose bourn
No traveller returns) puzzles the will,
And makes us rather bear those ills we have,
Than fly to others that we know not of.
Thus conscience does make cowards of us all;
And thus the native hue of resolution
Is sicklied o'er with the pale cast of thought;
And enterprises of great pith and moment,
With this regard, their currents turn awry,
And lose the name of action.

⁂

Die Frauen.

Von Dunne.

I.

Unlängſt hat zu Paris ein Engländer, Dr. **Carl Dunne**, ein kleines, ſehr intereſſantes Werk, unter dem Titel: Observations sur les femmes herausgegeben; der Verfaſſer hat als Motto dieſe engliſchen Verſe genommen:

»Woman, detected, knows no sense of shame;
»She storms the more, the more, she is to blame!«

Ein entlarvtes Weib kennt die Grenzen der Schande nicht mehr, es entſagt aller Keuſchheit; je mehr es fühlt, daß es Tadel verdient, deſto mehr zürnt und ſtürmt es.

Sollte man nicht glauben, der Verfaſſer wolle durch ſein Büchlein alle Frauen, alle dieſe ſchönen Weſen »aus Roſenglut und Lilienſchnee gewoben,« niederdonnern? Aber nein! Unſer Verf. iſt kein Barbar, denn gleich auf der erſten Seite nimmt er einen ganz andern Styl und Ton an.

O Frauen! ruft er mit Otway aus: die Natur hat euch gebildet, um die Härte des Mannes zu mildern; ohne euch würden wir nur rauhe, bildungsloſe Weſen ſeyn. In euch ſind alle Reize, die unſere Einbildungskraft dem Eliſium leiht.

Dieſes Lob, fährt er fort, ſo groß es auch iſt, hat nichts Uebertriebenes, wenn das Weib, den Geſetzen der Natur treu, ſich nicht von ihrer Beſtimmung entfernt, wenn die Erziehung oder der Mangel an Erziehung nicht ganz die herrlichen Gaben, die es von einem gütigen Himmel empfing, verdorben hat. Aber ſo bald es ſeine eigentliche Laufbahn verläßt, ſo bald ſeine guten Eigenſchaften in Laſter entarten, verſchwinden ſeine herrlichen Reize, es iſt alsdann nichts anders mehr, als ein verführeriſches, gefährliches Weſen. — Man ſieht alſo ſchon, daß des Verf. Bemerkungen ſich bloß auf die laſterhaften, oder wenigſtens nicht laſterloſen Weiber beziehen.

Sehr wahr ſcheint uns die Stelle, wo behauptet wird, daß man in einem Freyſtaate die öffentliche Untreue als das größte Unglück und als der Vorbothe einer nahen Staatsumwälzung anſehen kann. Wir wollen den Verf. weiter ſprechen laſſen:

Seit Eva, traurigen Andenkens, liefert die Geſchichte aller Jahrhunderte unzählige Beyſpiele von Leiden, welche die Verdorbenheit der Weiber erzeugen kann. Ohne die Schwachheit der alten und reichen Cadiga für den armen und jungen Mahomet würde es keinen Koran geben, die Bibliothek von Alexandria würde nicht ein Raub der Flammen geworden ſeyn. Das Götterland Griechenland würde nicht unter dem Joche der Barbaren ſeufzen, und wir hätten nichts von den unaufhörlichen Seeräubereyen der Afrikaner zu befürchten. — Die Frauen ſind, man kann es ohne Scheu ſagen, in der Jugend die Spielwerke der Männer, verheirathet ihre Sclavinnen, und als Witwen die Gegenſtände ihrer Critik.

Beſonders anziehend ſcheint uns folgende Schilderung des Characters der Frauen in verſchiedenen Ländern.

In England ſind die Frauen gewöhnlich ſehr zurückhaltend in den Sitten, ſie lieben ihre Haushaltung ſehr, und beſchäftigen ſich beſonders mit der Erziehung ihrer Kinder [illegible] gibt indeß einige Ausnahmen in den höhern Ständen, [illegible], der Verfaſſer iſt ein Engländer; denn der freylich ſehr grobe Feldmarſchall Pillet entwirft ein ganz anderes Gemählde ihrer Sitten.)

In Frankreich ſind die Frauen die erſten Gebietherinnen im Hauſe; ſie ſind gefallſüchtig, Tyranninnen ihrer Männer, ſehr leichtſinnig und veränderlich. Man findet noch Liebende und ſelbſt Eheleute, die nicht erröthen, ſich treu zu lieben; aber dieſe Beyſpiele nehmen ſich in den Sitten des Tages ungefähr ſo aus, wie eine alte gothiſche Kirche, welche von neuen Gebäuden umringt iſt.— Der Verf. theilt ſie auf folgende Art ein: 1. Die ſogenannten petites maitresses. (Ein herrliches Wort, das wir im Deutſchen noch nicht recht wiedergeben können; wir müſſen indeſſen ſchon bald anfangen, eines zu ſuchen, denn die petites maitresses haben in Deutſchland ſchon lange angefangen, ziemlich allgemein zu werden.) — 2. Die Gefallſüchtigen (coquettes). — 3. Die galanten Frauen von Profeſſion. — 4 Die Geſchäftsfrauen und die weiblichen Advocaten. — Die Mitglieder der drey erſten Sorten ſind ſchon ziemlich in allen Ländern bekannt die der letztern indeſſen ſind bisher bloß in Frankreich anſäſſig; ſie vertreten dort das Amt der Advocaten, und ſind größtentheils viel geſchickter, als ihre männlichen Amtsverwandten. Sie ſtehen aber noch nicht in dem Schematismus, vielleicht geſchieht dieß nur, um der zu großen Zahl der Clienten, welche ſie alsdann überhäufen würden, auszuweichen. Uebrigens übernehmen ſie, wie die andern Advocaten alle Geſchäfte, und wenn ſie noch ſo ſchwierig ſind, verſprechen ſie Alles bald und glücklich zu beenden. Wünſchet ihr eine Stelle zu erhalten, ſo haben ſie Freunde am Hofe oder bey den Miniſterien. Wollt ihr die Freyheit eines Gefangenen bewirken, ſo haben ſie nützliche Bekanntſchaften bey der Polizey. Wirklich dringen ſie überall ein, ſpielen die Rolle der Verwandten oder gutherzigen Freunde unübertrefflich, und ſind ſchon, ſagt man, ſo tief in die Geheimniſſe der Kunſt eingeweiht, daß ſie mit beyden nehmen. — Es läßt ſich hoffen, daß ſie noch größere Fortſchritte machen werden. Das Einzige, welches man ihnen indeſſen noch vorwerfen kann, iſt ihr Mangel an Haltung, und die allzugroße Leichtigkeit, womit ſie ſich abſchrecken laſſen, wenn ſie auf das geringſte Hinderniß ſtoßen; aber die Gewohnheit wird ſie ſchon kühner machen, und bald wird Paris herrliche Geſchäftsfrauen beſitzen; von da bis zum Doctorhut wird nur mehr ein Schritt ſeyn. Wenn ſie je bis dahin gelangen, welche Freude wird es nicht ſeyn, ſeine Angelegenheit durch ein artiges und ſchönes Weibchen vertheidigen zu laſſen! um wie viel werden die ſtrengen Förmlichkeiten der Juſtiz nicht durch die weiblichen Advocaten gemildert werden! Welcher

Mann wird alsdann gefühllos genug ſeyn, ſich nicht einen langen und guten Proceß zu wünſchen, und ſollte er ihn ſelbſt auf die mühſamſte Art hervorſuchen. Wie viele neue Gerichte werden eingeführt werden müſſen, welcher ſtarke Verbrauch von Stempeln und anderem wohlfeileren Papier, welche Menge Citationen, Bittſchriften ꝛc. — In dieſer Hinſicht müſſen alle Nationen vor den Franzoſen weichen.

Gegenerinnerung, Joachim von Sandrart betreffend.

Im Archiv für Geographie, Hiſtorie, Staats- und Kriegskunſt d. J. Nr. 128 (25. Oct.) äußert Hr. Prof. K. J. Stephan zu Salzburg, ſowohl für ſich als alle Freunde der Kunſtgeſchichte Deutſchlands den Wunſch, nähere Notizen zu erhalten über den allgemein berühmten Mahler Joachim von Sandrart und ſeinen ungenannten Sohn, von welchem letztern jedoch Niemand etwas weiß, als Hr. Ignaz Gielge, Hofrichter zu Lambach, welcher in ſeiner topographiſch-hiſtoriſchen Beſchreibung des Landes ob der Enns (Wels 1814, II. Theil pag. 78) unter dem Artikel Lambach vorgibt: »eines der 10 Altarblätter im Kloſter-Chor, nämlich das letzte, welches an der Rückſeite hängt, ſey von Joachim von Sandrarts hoffnungsvollem zwanzigjährigen Sohne.« — Daß dieſe Angabe unrichtig, des Hrn. Prof. Wunſch zur erſten Hälfte ſchon erfüllt, die letzte aber unerfüllbar ſey, wird aus Nachſtehendem erhellen. — Was die Biographie und Künſtlerlaufbahn Joach. v. Sandrarts, ſo wie die Beſchreibung ſeiner Gemählde betrifft, ſo laſſen die von ihm verfaßte Künſtler-Academie (worin ſeine Selbſtbiographie enthalten iſt), Füeßlins Künſtler-Lexicon und Supplemente hierzu, Lipovsky, Gandinelli, Watelet, Heinecken, Roſt, Doppelmayer, Fiorillo ꝛc. nichts zu wünſchen übrig; nur erwähnt Keiner eines Sohnes Joachim, im Gegentheile melden Mehrere mit Beſtimmtheit, und namentlich der gründliche und glaubwürdige Fiorillo in ſeiner Geſchichte der zeichnenden Künſte in Deutſchland ꝛc. (Hannov. 1818, III. Band pag. 129): er habe keine Kinder gehabt. Indeſſen, wenn auch alle Anderen über dieſen Gegenſtand geſchwiegen hätten, ſo würde doch wenigſtens Joach. v. Sandrart ſelbſt, in ſeiner Lebensbeſchreibung und Kunſtgeſchichte, einen hoffnungsvollen Sohn nicht mit Stillſchweigen übergangen haben. — Hiermit wäre alſo auch die, als hypothetiſcher Gegenbeweis angeführte Diſtinction des Hrn. Prof. Stephan, bey Unterſuchung der Joach. v. Sandrart'ſchen Grabſchrift, worin vorkömmt:

liberos nullos, sed libros plures reliquit etc.

»daß J. v. S. wohl Kinder gehabt, ſelbe aber vor ſeinem Tode verloren haben könne,« beſchwichtigt, und der ganze Irrthum ſcheint dahin berichtiget werden zu müſſen: daß, wenn jenes Altarblatt in Lambach wirklich von einem andern Sandrart als dem mehrerwähnten berühmten Joachim iſt, ſelbes nur von ſeinem Neffen Johann ſeyn könne, welcher bey ihm die Kunſt ſtudierte, und von welchem, nach Füeßlin u. A., in mehreren Klöſtern Oeſterreichs, Gemählde anzutreffen ſind.

F. Gan.

Novelliſtik.

Mad. Borgondio befindet ſich gegenwärtig in St. Petersburg, und hat ſchon mehrere Concerte gegeben. Das Publicum theilt ſich in zwey Partheyen, in die Borgondioniſten und Seſſiſten, obgleich Mad. Marianne Seſſi, die ſich im Lauf des Sommers daſelbſt hören ließ, ſchon abgereiſet iſt.

—ch.

Das Mißlingen der Antiken-Fiſcherey in der Tiber, von der man ſich nur allzuhohe Erwartungen gemacht hatte, iſt für die Unternehmer ein Gegenſtand vielfältiger Verdrüßlichkeiten und Verantwortlichkeiten geworden. Vergebens ſuchen ſie ſich als ein Opfer der Cabale zu documentiren, denn ſowohl vor Gericht als vor dem Publicum verloren ſie den Proceß; und wenn ſie ſich mit irgend Etwas tröſten können, ſo iſt es die Zueignung der Abbildung der Meduſa (die ſie in Kupfer hatten ſtechen laſſen) an S. M. den Kaiſer von Oeſterreich. Die ganze Sache iſt nun eigentlich als beendigt und abgethan anzuſehen; gleichwohl aber gehen, dem Vernehmen nach, einige andere induſtriöſe Köpfe, die zugleich beſſere Mechaniker ſind, mit der Idee um, ſie im nächſten Sommer neuerdings und mit jenen Vortheilen vorzunehmen, die ihnen das Beyſpiel dieſer Vereitelung in Anſehung der Verminderung von Mißgriffen ꝛc. gewähren kann. Es heißt, daß mehrere Deutſche daran Antheil nehmen. Man nennt darunter einen als technologiſchen Schriftſteller berühmten Mann.

v. S.

In der rühmlichſt bekannten ungariſchen Zeitſchrift Tudományos Gyüjtemény lieſt man (Seite 123 des diesjährigen Octoberheftes) Folgendes: In einem, der Neutraer-Geſpannſchaft gehörigen, an der Waag liegenden Flecken, bekam ein Jüngling, der vor 12 Jahren vor Schrecken ſtumm geworden, und es bis jetzt geblieben war, durch die überaus glückliche Heilmethode des dortigen biſchöflichen Arztes, Hrn. Doctor Petöcz, vor Kurzem mit Einemmal die Sprache. Aber welch eine Wundererſcheinung begleitete dieſes erfreuliche Ereigniß! Der Stumme, der vor dem Verluſt der Sprache nichts als ſlavakiſch verſtanden, hat während ſeiner Stummheit dieſe ſeine Mutterſprache ganz und gar verlernt, und begann nun auf Einmal ein ſo gediegenes Ungariſch zu ſprechen, daß alle Welt darüber erſtaunte. Die Redaction beſagter Zeitſchrift kann bey Mittheilung dieſer Nachricht nicht umhin, Hrn. Dr. Petocz um gefällige Angabe ſeiner Wunderkur zu erſuchen. Referent dieſes aber, welchem es gar ſehr um Erlernung noch einiger Sprachen zu thun wäre, biethet ſein ganzes Mundwerkzeug herzlich gern zur Behandlung dar, zumal wenn es dabey bloß auf das Vergeſſen der ſlavakiſchen Sprache ankommt, denn da er dieſelbe nie kannte, ſo würde er zu deren Verlernung auch nicht einer Secunde bedürfen, und darum des gewünſchten Erfolges noch weit eher, als jener ſlavakiſche Hipparchion, ſich freuen können. —al.

Equipagen-Beſitzer, Freunde des Reitens, Pferdeliebhaber, Stallmeiſter, Sattler, Technologen ꝛc. machen wir auf zwey ihre Beachtung verdienende neue Werke aufmerkſam. Das Eine iſt: »Anweiſung zu Sattler-Arbeiten, von Alex. Hofer« in groß Quart; ein ſelbſtſtändiges Handbuch, das bey der bedeutenden Rolle, welche die Arbeiten des Sattlers in dem Kreis unſrer Bedürfniſſe und der Gewerbthätigkeit ſpielen, längſt wünſchenswerth geweſen iſt. Hr. Hofer, Sattler aus Mulhauſen, jetzt hier in Wien, ein in ſeinem Gewerbe wiſſenſchaftlich unterrichteter Mann, hat ſeinen Aufenthalt in den Hofſattlereyen zu London und Paris dazu benutzt, obiges Werk zu entwerfen. Es enthält in mehr als 100 Abbildungen auf 20 großen Tafeln eine genaue Ueberſicht der verſchiedenen Sattler- (auch Taſchner-) Arbeiten, nebſt einer ausführlichen Erklärung jedes Gegenſtandes einzeln, und in ſeinen zergliederten Beſtandtheilen. Man nimmt bey dem erſten Blick auf dieſes Werk mit Vergnügen wahr, daß der Verf., zugleich ein ſehr geſchickter Zeichner, nicht nur von den practiſchen Grundſätzen der Zweckmäßigkeit und Solidität, ſondern auch von den ſtillen Geſetzen eines feinen Geſchmacks ausgegangen iſt, wornach dieſes Werk nächſt ſeiner allgemeinen Nützlichkeit als Lehr- und Maßbuch, noch den Reiz eines Ideen-Magazins zur Vervollkommnung und Verſchönerung mit ſich führt. (Preis 12 fl. ſchwarz, 24 fl. fein colorirt.) — Das Andere iſt eine »Sammlung von Reitzeugen und Pferdegeſchirren« in 12 Blättern in Querfolio (ſchwarz 10 fl., fein colorirt 20 fl.) Die trefflich gezeichneten Pferde gewähren eine ſehr characteriſtiſche Anſicht der verſchiedenen Racen, und eignen ſich zugleich zu einer angenehmen Zimmerverzierung. (Beyde Werke ſind hier ausſchließlich in der Cath. Gräffer'ſchen Buchhandlung zu haben.)

Gffr.

Ein kleines franzöſiſches Werkchen, ohne Druckort, bloß mit der Jahrzahl 1819 bezeichnet, unter dem Titel: Méthode élémentaire de Mr. Pestalozzi, suivi d'une Notice sur les travaux de cet homme célèbre, son Institut et ses principaux Collaborateurs par D. A. Chavannes, M. D. S. E., wird Diejenigen, die gern etwas Neues von dieſem berühmten Manne wiſſen wollen, ſehr anziehen, und vermuthlich auch befriedigen. W. A. Gr—s.

(Alleiniger) Redacteur dieſer Zeitſchrift: Franz Gräffer; Verleger: J. B. Wallishauſſer.

Converſationsblatt.

46.

Dinſtag, den 7. December 1819.

Analecten zur Geſchichte der Ohrfeigen.

Von Georg v. Gaal.

Da wir, ohne Schmeicheley, Jedermann gewiß ſo viel Welt- und Sachkenntniß zutrauen, als eben nöthig iſt, das Weſen einer Ohrfeige zu kennen, ſo wollen wir uns jede Definition erſparen, durch welche dieſer Gegenſtand irgend begreiflicher werden könnte, als er es an und durch ſich ſelbſt iſt. Daß das Wort Ohrfeige, nach Adelungs Meinung, von dem lateiniſchen figere abſtammt, und daher mit dem fegen in naher Beziehung ſteht, läßt ſich kaum bezweifeln, wenn man die fixe Art in Betrachtung zieht, womit die in der Kunſt des Ohrfeigengebens ſo virtuoſen Höckerweiber einander die Wangen zu befegen pflegen. Sonderbar ſcheint uns indeſſen der Umſtand, daß die Ohrfeige als eine der gangbarſten Münzen in der Welt, zu deren Bezeichnung ein einziger Name hinreichen würde, bey Weitem mehr Synonymen zählt, als der Kuß. So heißt ſie Maulſchelle, im Niederſächſiſchen Batſche, Ohrbatſche, Ohrſlage, und in einigen Gegenden auch Dachtel, Duſel, Brähme u. ſ. w.; — ein offenbarer Beweis von der Allgemeinheit derſelben.

Was den Urſprung der Ohrfeigen betrifft, ſo reichen unſere archäologiſchen Quellen leider nicht ſo weit, daß wir denſelben erkunden könnten, doch möglich ſcheint es uns allerdings, daß die Menſchen, welche gar manche Kunſt von den Thieren gelernet haben, dieſelben auch hierin zu ihren Meiſtern hatten. Als ſolche dürften ſich wahrſcheinlich die Katzen und Haſen vor Allen rühmen; denn bekanntlich pflegen die Erſtern durch ihre, den Ohrfeigen ſehr ähnliche Vertheidigungsmittel die ſie neckenten Hunde ſich vom Leibe zu halten; die Haſen hingegen entſcheiden ſogar ihre Zweykämpfe unter einander durch eben dieſe Waffenübung. Wenn zwey männliche Haſen (Rammler) mit einander kämpfen, ſo ſitzen beyde aufgerichtet auf den Hinterfüßen, und ſchlagen einander mit den Vorderbeinen ſo heftig um die Ohren, daß man das Getöſe davon in einer Entfernung von mehreren hundert Schritten hört. Die Schläge folgen ſo ſchnell auf einander, daß man die einzelnen kaum unterſcheiden kann. Dabey ſind dieſe verliebten Thiere gleichſam blind, und laſſen den Menſchen ſo nahe an ſich kommen, wie ſonſt zu keiner Zeit, ehe ſie aufhören. Dem Sieger wird der Preis zu Theil, und er hält ſich den ganzen Sommer über zu dem errungenen Weibchen *).

Daß das ehrwürdige Alter der Exiſtenz der Ohrfeigen bis in die graueſte Vorzeit hinauf reicht, erhellt ſchon daraus, daß die Ertheilung derſelben ſchon bey den Römern als eine feyerliche Handlung erſcheint, welches zugleich zum Beweiſe dient, daß, ſo wie jedes Ding im Leben zwey Seiten hat, auch die Ohrfeige mehr als eine Beſtimmung und Bedeutung habe.

Bey den Römern wurden die Sclaven dadurch freygeſprochen, daß ihre Herren ihnen Ohrfeigen gaben, und auch der Backenſtreich, welchen bey uns der Biſchof den Gefirmelten zu geben pflegt, ſcheint, auf eben dieſen Brauch anſpielend, zu bedeuten, daß die Firmelung als eine Verſetzung in die geiſtliche Freyheit anzuſehen ſey. Eben ſo war es auch an verſchiedenen Höfen Herkommens, daß der Landesherr, wenn er einen Pagen wehrhaft machte, ihn mit einer Ohrfeige regalirte, wobey er die Worte ſagte: Dieſes leide von mir, und

---

*) Funke neues Natur- und Kunſt-Lexicon. 1 Thl. S. 1032.

von Keinem mehr. Daher denn auch vermuthlich das deutſche Sprichwort entſtanden iſt: eine rittermäßige Ohrfeige. Ein anderes: Einen feſt machen, deutet unfehlbar auf eine ähnliche Gewohnheit, wobey nämlich Einer mit allerley poſſirlichen Geberden und unverſtändlichen Zauberformeln beſprochen wird, ein Sieb in der Hand halten muß, und am Ende eine tüchtige Ohrfeige bekommt, wodurch er gegen Kugel und Hieb, und vor allen böſen Geiſtern geſchützt wird, ein Brauch, der bey Handwerksburſchen und dem gemeinen Volke üblich iſt.

Zu dem früher Geſagten ſcheint auch noch die Erwähnung der bey den Matraliſchen Feſten üblich geweſene Gewohnheit zu gehören. Dieſe Feſte wurden von den vornehmern Römerinnen den 10. Junius der Ino oder Matuta zu Ehren gefeyert. Dabey wurde einer eigens hierzu erkauften Sclavinn von jeder Matrone eine Ohrfeige gegeben, und zwar als eine Art von Strafzeichen, weil eine Sclavinn den Tod der Ino verurſacht hatte. Aus dieſem Grunde durfte auch kein Sclave ſich in dem Tempel der Matuta blicken laſſen, welchen Servius Tullius ihr an der Tiber erbaut hatte *).

So ernſt es aber auch die Römer mit dieſer ſymboliſchen Abſicht der Ohrfeige gehalten haben, ſo leicht nahm es ein gewiſſer L. Neratius mit derſelben. Dieſer pflegte ſich zuweilen den Spaß zu machen, verſchiedenen Leuten, die ihm auf der Straße begegneten, eine Ohrfeige zu geben. Da er wohl wußte, wie ſehr dieſer muthwillige Frevel durch die Geſetze der 12 Tafeln verpönt war, ließ er ſtets einen Sclaven mit einem Sack Geldes hinter ſich hergehen, griff, ſobald er Einen beohrfeiget hatte, ſogleich in den Sack, und zahlte demſelben 25 Aſſes, als die geſetzmäßige Entſchädigungsgebühr, auf die Hand. Dieſe Unthat bewog die Prätoren, das alte Geſetz abzuſchaffen, und in der Folge ſelbſt jedem auf ähnliche Art Beleidigten Genugthuung zu verſchaffen **). Einſt war es bey den Römern üblich, daß in den Theatern, nach beendigten Schauſpielen eine eigens dazu beſtellte Anzahl Leute auf der Bühne erſchienen, welche ſich, um Geld, beohrfeigen ließen. Daher kam die Redensart des Arnobius Alapistarum strepitus (Geklatſch der Ohrfeigenwechsler.) Solch eine Scene galt bey ihnen ſtatt eines Intermezzo oder einer Farce.

---

*) Ovid. fastor VI. v. 475—549. Plut. quaest. rom. 16. 17. Pausan. I. 44. Cilano röm. Alterth. III. 277.

**) Gell. l. 20. c. 1. etc. Q. Labeone.

Die Ohrfeige war nicht ſelten ein Gegenſtand eben ſo wichtiger, als hartnäckiger juridiſcher Diſcuſſionen. So lieſt man [1] unter andern Rechtsfragen und Entſcheidungen folgende: »Alſo wenn ein Mann ſeine Frau ernſtlich mit Worten ſtraft, ſie aber die Warnung ihres Mannes nicht in Conſideration zieht, ſo kann er ihr wohl auch eine Ohrfeige appliziren, jedoch darf er hierin nicht excedieren, und kann eine Frau, wegen einer Ohrfeige, ſo ihr der Mann gegeben, nicht auf die Eheſcheidung klagen, beſonders wenn ſie ſchuld daran iſt; iſt ſie hingegen nicht ſchuld daran, ſo wird der Mann ſeines Ehrechts beraubt, und wenn er excedirt, kann auch wohl die Scheidung von Tiſch und Bett dazu kommen [2]. Wenn ſich hingegen eine Frau, dem Manne Ohrfeigen zu geben, unterſteht, ſo kann er ihr auch mit dergleichen begegnen, auch noch wohl mit einem gelinden Uebermaß« [3].

Ferner kommen bey den Rechtsgelehrten auch noch folgende Fragen vor: Ob demjenigen, der eine Ohrfeige bekommen, dadurch ein Schade oder ein bloßes Unrecht zugefügt worden? [4] — Ob man Einem, wegen einer geſagten Lüge, eine Ohrfeige geben ſolle? [5] — Ob man Einem wegen einer gegebenen Ohrfeige ums Leben bringen dürfe? [6] — Endlich: Ob einen ehrlichen Mann eine Wunde oder eine Ohrfeige mehr ſchmerze? —

Wir laſſen dieſe und ähnliche Streitfragen um ſo lieber auf ſich beruhen, als wir keineswegs geneigt ſind, dieſelben jemals zu unſrer eigenen Angelegenheit zu machen, und beſcheiden uns gern mit einigen Beyſpielen von Ohrfeigen, welche wir in Hinſicht auf ihre Veranlaſſung und Wirkung ſonderbar und merkwürdig finden.

Hieher gehört die Ohrfeige, welche die fromme Kaiſerinn Chunegundis ihrer ausgelaſſenen Enkelinn und Zöglinginn Jutta gegeben, welche ſo kräftig war, daß die Merkmahle der Finger auf den Wangen derſelben bis an ihr ſeliges Ende ſichtbar blieben [7].

Sehr ſonderbar mag wohl die Maulſchelle geweſen ſeyn, welche die jähzornige Gerantia ihrer Tochter, der durch ihre Heiligkeit ſo hochberühmten Genovefa gab, als dieſe ihr einſt, trotz ihres Verbothes in die Kirche folgen wollte. Die Ohrfeige wirkte auf die Alte ſelbſt zurück, denn kaum war ſie gegeben, ſo war dieſe ſogleich ſtockblind. Indeſſen helte Genovefa alſobald Waſſer vom Hausbrunnen, ſprach einen Segen darüber, wuſch derſelben die Augen, und die Mutter ſah wie vor und ehe.

---

[1] Seidel Disp. de Alapa C. I. n. 5. et affirm. C. II. n. 6.

[2] Ibidem C. II. n. 2.

[3] Ibid. C. II. n. 21. seqq.

[4] Maranta in proc. P. 4. dist. 1. n. 9.

[5] Kopen 2 Obs. 82. n. 8. Berlich. 5. concl. 64. n. 29. Gail. l. 20. C. 1.

[6] Vischer de Duello. p. 688. Holländiſches Kriegsrecht art. 34. ibique Pappus in annot.

[7] Hernig die triumphirende Tugend I. Th. S. 423.

Dieſe Art Ohrfeigen dürfte man mit allem Fuge die wunderbare nennen, und als ſolche ihr allerdings noch folgende beygeſellen. Andreas Brunnerus erzählt von einer, welche, als Biſchof Michael zu Regensburg im Jahr 961 den Kaiſer Otto im Kloſter des St. Emmeran zu Gaſte hatte, einer der Tiſchgenoſſen, wegen einer unzüchtigen Rede, gleichſam aus der Luft, ſoll empfangen haben, ohne wahrzunehmen, wer ihm ſolche gegeben.

Auch rühmt M. Zeiller (Epist. 331) ein ähnliches Beyſpiel von einem Hauptmanne der Huguenoten, welches ſich im Jahre 1580 ſoll begeben haben. Als dieſer eines Abends in einer Schenke ſich zwiſchen zwey Catholiken auf Stroh ſchlafen legte, doch ſeiner Nachbarn wegen ſich ſcheute ſein Nachtgebeth laut zu verrichten, ſagte er daſſelbe ganz ſtill her, bekam aber, wie er auf die Worte kam: Führe uns nicht in Verſuchung, drey ſo gewaltige Ohrfeigen von unſichtbaren Händen, daß mehrere Anweſende, welche in einiger Entfernung von ihm am Camin ſtanden, über das Gellatſche derſelben erſchracken.

Um nichts gleichgültiger ſcheint uns jene Ohrfeige, welche einſt ſogar der böſe Feind, der ein armes Mägdlein beſeſſen hielt, dem heil. Beichtiger Albertus gab, als dieſer ihn exorciſiren wollte. Der fromme Mann reichte dem Satan auch die andere Wange hin, dieſer aber getraute ſich nicht mehr ihm etwas anzuhaben, ſondern fuhr durch die Kraft der Gebethe desſelben überwältigt, mit ungeheurem Geſchrey hinweg in ſeine hölliſche Heimath.

Ludwig Carrache, der Lehrer des Guido Reni, entbrannte ſo heftig vor Eiferſucht über die raſchen Fortſchritte ſeines Lehrlings, wodurch er ſich in ſeiner Kunſt übertroffen glaubte, daß er ihm einſt eine derbe Ohrfeige gab *).

Die fromme Adelheid aber, Aebtiſſinn zu Willich, in Niederdeutſchland, bediente ſich der Ohrfeigen gerade in der entgegengeſetz-

---

*) Anecd. des beaux arts. I. p. 410.

ten Abſicht; ſie theilte nämlich dieſelben an ihre untergebenen Nonnen aus, um deren Fortſchritte im Singen zu fördern. Wenn dieſen die Stimme im Chor verſagte, oder nicht rein und laut genug klingen wollte, ſo gab ſie ihnen Ohrfeigen, worauf ſie dann gleich wie die Engel ſangen*).

Dieſe und ähnliche Ohrfeigen ſchienen uns allerdings der Erwähnung werth; weit merkwürdiger aber finden wir ſolche, welche einſt Anlaß zu wichtigen Ereigniſſen gegeben haben, und deßhalb auch in hiſtoriſcher Beziehung hier recht eigentlich an ihrem Platze ſind.

Wir leſen bey **Henning****) von einem gewiſſen **Leſcar de Megole**, einem Kaufmanne in Genua, der aus einem edeln und ſehr alten Geſchlechte entſproſſen war, folgende Geſchichte, die ſich im Jahre 1380 begeben. Dieſer reiche Mann handelte nach der Levante, und erlangte, durch die Bedeutſamkeit ſeiner Geſchäfte, bey dem Kaiſer von Trebizonde in Kleinaſien ſo viel Gunſt und Gnade, daß deſſen Höflinge ihn bald mit neidiſchen Augen anſahen, und auf jede mögliche Weiſe zu kränken und zu unterdrücken ſuchten. Die Feindſeligkeit dieſer Leute ging ſo weit, daß ihm einſt Einer derſelben, als er ſich mit ihnen im Schachſpiel, worin er Meiſter war, ergetzte, eine derbe Ohrfeige verſetzte. Da **Leſcar** ſich über dieſe Beleidigung beym Kaiſer beſchwerte, aber keine Genugthuung erhielt, ſtieg ſein gerechter Zorn aufs Aeußerſte, er machte ſich ſogleich auf den Weg und reiſte nach Hauſe. Sobald er da angekommen war, rüſtete er zwey Galeeren aus, begab ſich mit denſelben in des Kaiſers Gebieth, und übte an deſſen Küſte allerley Feindſeligkeiten aus, daß Alles vor ihm zitterte, und ſich Niemand vor ihm ſicher glaubte. Es kamen ihm bald vier Galeeren entgegen, welche ihn muthig angriffen; allein **Leſcar** eroberte zwey davon, und jagte die Uebrigen in die Flucht. Den Gefangenen ließ er Naſen und Ohren abſchneiden, ſchickte ſie alſo zu ihrem Kaiſer, und ließ ihm ſagen, daß, wofern er ihm nicht denjenigen zuſenden würde, der ihm die ſchimpfliche Ohrfeige gegeben, er nicht aufhören wolle, deſſen Küſten feindſelig zu behandeln. Wie der Kaiſer ſah, daß des beleidigten **Leſcar** Unmuth auf keine andere Weiſe geſtillt werden konnte, ſandte er ihm den Mann zu, der die Unthat an ihm begangen hatte, und dieſer unterwarf ſich ſeinem Feinde in aller Demuth. Großmüthig empfing **Leſcar** den Reumüthigen, ſandte ihn

---

*) J. H. **Zedler** Univerſal-Lexicon I. B. S. 484. Adelheidis.

**) Genealogia Lescariorum.

unverzüglich zurück zu dem Kaiſer, und ließ ihm ſagen: daß, wofern er zu Trebizonde für die genueſiſchen Kaufleute ein beſonderes Haus bauen, und an deſſen Wände die Geſchichte der Ohrfeige und deren Folgen mahlen laſſen wolle, er künftig nicht das Geringſte wider denſelben unternehmen würde. Der Kaiſer that nach Lescars Willen, und dieſer wurde hierauf von dem genueſiſchen Rathe und Volk mit vorzüglichen Ehren belohnt.

Auch in des venetianiſchen Admirals Bertuccio Lebensgeſchichte ſpielt die Ohrfeige eine nicht unbedeutende Rolle. Falieri, der Doge von Venedig, fand ſich (1354) von einem vornehmen Venetianer beleidigt. Der Rath verſchaffte ihm nicht ſo viel Genugthuung, als er verlangte; daher haßte er nun alle Vornehmen der Stadt, die ſeinen Abſichten entgegen geweſen waren. Der Admiral Bertuccio hatte von einem gewiſſen Dandolo eine Ohrfeige bekommen, und ſtellte demſelben dieſerhalb mit einer Anzahl Leute öffentlich nach dem Leben. Der Doge ermahnte ihn, die Sicherheit des Staats nicht zu ſtören, und zwang ihn, ſich endlich zu verpflichten, daß er nie wieder gegen das Leben des Dandolo etwas unternehmen wolle. Bald nachher ließ er ihn aber zu ſich kommen, und ſchmiedete mit ihm den Plan zu einer Verſchwörung, die nichts Geringeres als den Untergang des ganzen Staats zur Abſicht hatte. Bertuccio zog bald eine Bande von 20 Perſonen zuſammen, und jeder von dieſen mußte ſich um 60 Andere bewerben. Man ſuchte das Volk aufrühriſch zu machen, und Haß gegen die Großen zu verbreiten. In dieſer Abſicht ſchlichen ſich bey Nachtzeit ganze Haufen Verſchwörer unter die Fenſter der Bürger, klopften an, und begehrten zu den Weibern und Töchtern gelaſſen zu werden, wobey ſie ſich halblaut bey dem Namen dieſes oder jenes Edelmanns zuriefen. Das Mittel ſchlug an, und in Kurzem war die ganze Stadt in Gährung. Das Complott war völlig eingeleitet, und bedurfte nur noch der Ausführung. In der Nacht vom 5. April ſollte ausgebreitet werden, die genueſiſche Flotte nähere ſich, und auf dieſes Gerücht ſollten die Verſchwornen Lärm machen, die Sturmglocken rühren, und die Stadt zur Vertheidigung aufrufen. Dieſes ſollte das Zeichen ſeyn, auf welches ſich ſämmtliche Verſchworne verſammeln, die angeſehenſten Edelleute ermorden, und den Doge Falieri zum Souverän von Venedig ausrufen ſollten. Nun hatte Beltrando, einer der Verſchwornen, einen Freund, Namens Leoni, der ihm am Herzen lag. Zu dieſem ſchlich er in der Dämmerung, und beſchwor ihn, unter dem Siegel der ſtrengſten Verſchwiegenheit, ſich die Nacht nicht aus ſeiner Wohnung zu entfernen, es möge geſchehen, was da wolle. Leoni drang in ihn, ihm den Grund dieſer Warnung zu entdecken, und es gelang ihm, dem Bertrando das furchtbare Geheimniß abzulocken. Dieſer eilte andern Senatoren dieſe wichtige Entdeckung mitzutheilen, und der Rath verſammelte ſich ſogleich in der Stille; gleichwohl wurden die Verſchwornen aufmerkſam. Einige entflohen, Andere wurden ergriffen, unter welchen Bertuccio war. Noch in dieſer Nacht wurde das Urtheil über die Gefangenen gefällt, und ſogleich vollzogen: ſie wurden ſämmtlich hingerichtet, theils erdroſſelt theils erſäuft. Die ganze Nacht war unter Blutvergießen verfloſſen; am Morgen wurde der Doge vorgefordert und überführt. Man kündigte ihm ſein Urtheil an, und nahm ihm die fürſtliche Mütze ab, mit dem Bedeuten, ſich zum Tode anzuſchicken. Der Rath führte ihn auf die ſogenannte Rieſentreppe, wo der jedesmalige Doge gekrönt wurde. Hier ſtand er voll ſchrecklicher Erwartung, tiefe Stille herrſchte rings umher, und ein Streich trennte Falieri's Kopf vom Rumpfe. Nun begab ſich das Oberhaupt des Raths auf die Tribune, und zeigte dem Volke das bluttriefende Schwert, mit den Worten: Der Verräther des Vaterlandes iſt gerichtet *)

(Schluß folgt)

* * *

Aus und über Rußland **).

1.

Unlängſt iſt der zweyte Band der alten Urkunden und Verträge, welche ſich in dem kaiſerlichen Archiv zu Moscau befinden, erſchienen. Am merkwürdigſten darunter ſind die Acten der Unterſuchung über die Ermordung des Czarewitſch Demetrius, deſſen Tod dem Boris Godunow, welcher ſich des Thrones bemächtigte, beygemeſſen wird. Es iſt bekannt, daß der Druck dieſes höchſt intereſſanten Werkes auf Koſten des Reichskanzlers, Grafen Rumianzow, durch eine dazu vom Kaiſer angeordnete Commiſſion (deren Präſes er iſt), veranſtaltet wird. In der typographiſchen Schönheit dieſes Folianten iſt nichts mehr zu wünſchen übrig. Zu den Urkunden werden auch die Abdrücke der angehängten Siegel, und die Facſimiles der Unterſchriften beygefügt. — Ein Bruchſtück aus dem erſten Bande dieſes Werkes iſt die vor Kurzem erſchienene deutſche Ueberſetzung der Urkunden über die Wahl Michael Feodorowitſch Romanow, des Stammvaters des jetzt regierenden Kaiſerhauſes, das wir als eine Art von Conſtitutions-Acte, worauf ſchon Schlözer vor länger als 30 Jahren aufmerkſam machte, unſeren geſchichtforſchenden Leſern nicht genug empfehlen können.

---

*) Muſeum des Wundervollen, 8. Th. S. 104.

**) Unmittelbar aus St. Petersburg, von unſerem ſonſtigen Herrn Correſpondenten.

* * *

Das in der Nähe der Stadt Kaſan errichtete Denkmal zur Erinnerung an die bey der Belagerung dieſer Stadt im Jahre 1552 gefallenen Ruſſen iſt nun faſt vollkommen beendigt. Am 13. (25.) Auguſt iſt in Beyſeyn einer unzähligen Volksmenge das Kreuz (das Monument ſchließt bekanntlich eine Kirche in ſich) aufgepflanzt werden.

* * *

In mehreren Zeitungen wurde ſchon von der am 30. October erfolgten Eröffnung der zu St. Petersburg errichteten Geſellſchaft zur Verbeſſerung des Zuſtandes der Gefangenen und Gefängniſſe geſprochen. Wir wollen hier nur einige nähere Nachrichten über den eigentlichen Zweck derſelben unſern Leſern mittheilen. Dieſer beſteht in 5 Hauptgegenſtänden. 1. In der beſtändigen und in die kleinſten Details eingehenden Aufſicht über die Gefangenen; 2. in der Claſſification derſelben, nach der Art ihrer Verbrechen und Vergehungen; 3. in der Belehrung und Anleitung derſelben zur chriſtlichen Frömmigkeit und guten Moral, die darauf gegründet iſt; 4. in der Bemühung, ſie auf eine anſtändige Weiſe zu beſchäftigen; und 5. in der Abſonderung derjenigen von ihnen, die ſich neue Beſtrafungen zu Schulden kommen laſſen, oder der guten Abſicht der Geſellſchaft widerſtreben, oder ſolche ſtören. — Die Geſellſchaft theilt ſich in 2 Committéen: ein männliches und ein weibliches, für männliche und weibliche Verbrecher. Beyde Committéen werden ſich nach den nämlichen Regeln benehmen. Außer dieſer Committée werden noch andere von dieſer abhängende Unter-Committéen für jedes Gefängniß errichtet. — Alle Jahre wird die Geſellſchaft eine öffentliche Verſammlung ihrer Mitglieder, Wohlthäter und Beförderer halten, wobey die Haupt-Committée Rechenſchaft, ſowohl in Anſehung der Fortſchritte der Bemühungen der Geſellſchaft, als auch über die Verwendung der eingegangenen Geldſummen, ablegen werden. — Uebrigens wollen wir bey dieſer Gelegenheit nicht unterlaſſen zu ſagen, daß auch vor der Errichtung dieſer Geſellſchaft die wohlthätige Regierung die zweckmäßige Einrichtung der Gefängniſſe nie außer Acht gelaſſen hat, wie es die in der Zeitſchrift: Sohn des Vaterlandes zu verſchiedenen Zeiten aufgenommenen Beſchreibungen der Gefängniſſe zu St. Petersburg und Moskau bezeugen. Beſonders iſt in dem Gefängniß zu St. Petersburg, ſeitdem der menſchenfreundliche General-Gouverneur, Graf M. Miloradowitſch, die Aufſicht über dasſelbe dem Oberſten Th. N. Glinka (einem bekannten ruſſiſchen Schriftſteller, und in jeder Hinſicht ausgezeichneten Manne) anvertraut hat, in dieſer Rückſicht Alles zur Verbeſſerung des Zuſtandes der Gefangenen geſchehen, was nur geſchehen konnte.

⁂

Der erſte Band der Militär-Geſchichte der ruſſiſchen Feldzüge im 18. Jahrhunderte, von dem Flügel-Adjutanten Sr. M., Hrn. von Buturlin (wovon in Nr. 42 dieſes Blattes geſprochen worden), wird die Feldzüge Peter des Großen enthalten, und aus 4 Lieferungen *) beſtehen, wovon nun die erſte erſchienen iſt. Die beyden erſten Lieferungen werden die eigentliche Geſchichte der Feldzüge enthalten, die dritte die darauf Bezug habenden diplomatiſchen und Militär-Acten und Urkunden, welche aus officiellen Quellen (als z. B. aus dem Archiv des Reichs-Collegiums der auswärtigen Geſchäfte) geſchöpft werden, und die vierte die Landkarten und Plane, welche zu dieſen Feldzügen gehören, und welche mit der größten Sorgfalt von dem Hrn. General Major bey dem Quartiermeiſter-Stabe, von Chatow, nach den Zeichnungen der Officiere, welche bloß deßwegen an Ort und Stelle geſchickt wurden, verfertigt werden. — Die nun erſchienene Lieferung enthält, ſtatt einer Vorrede, eine Ueberſicht des ſtufenweiſen Wachsthums ruſſiſcher Macht bis zum 18. Jahrhunderte, und die Beſchreibung der Feldzüge Peter I. in den Jahren 1701, 1702, 1703, 1704 und 1705. — Es wird nicht überflüſſig ſeyn, hier zu ſagen, daß, in Folge höherer Befehle, auch das Archiv des Generalſtabes dem Hrn. v.

---

*) Das ganze Werk wird in Bände abgetheilt werden, wovon jeder ein beſonderes Ganze ausmachen wird, als z. B. die Feldzüge Peter des Großen, Feldmarſchalls v. Münich u. ſ. w., und nach Reichhaltigkeit der Materialien aus mehr oder weniger Lieferungen beſtehen.

Buturlin offen ſteht, und er von dem würdigen Chef desſelben, Hrn. Collegienrath Delarue, am thätigſten unterſtützt wird.

⁂

Zu Anfang vorigen Jahrs wurde in Simbirsk eine Damen-Geſellſchaft der chriſtlichen Barmherzigkeit geſtiftet, und auf die einſtimmige Bitte der Mitglieder derſelben hat ſich die Kaiſerinn Eliſabeth als Beſchützerinn derſelben erklärt. Aus der für das vorige Jahr abgelegten Rechnung erſieht man, daß, außer den verborgenen Wohlthaten, dieſe Geſellſchaft 158 Familien eine weſentliche Unterſtützung hat zukommen laſſen. Die Anzahl der Mitglieder beläuft ſich auf 39, worunter auch die Kinder der Wohlhabenden, welche über 8 Jahre zählen, aufgenommen werden.

⁂

Der Riga'ſche General-Gouverneur, Marquis Paulucci, hat in vielen unter ihm ſtehenden Städten Armen-Caſſen errichtet, wo die Unglücklichen jederzeitige Unterſtützung finden. Das hat einen großen Einfluß auf die Verminderung der Bettler daſelbſt gehabt. — In Dorpat iſt durch die eifrigen Bemühungen des Profeſſors der Medicin, Moyer, des Bezirk-Fiskals Pater, des Ober-Paſtors Lenz, und anderer wohlthätigen Perſonen, ein Privat-Armenhaus errichtet. Zu ſeiner Erhaltung iſt ſchon in einer ſo kleinen Stadt wie Dorpat, in kurzer Zeit ein Capital von mehr als 16,000 Rubeln zuſammen gebracht werden.

……

Les metamorphoses des fleurs, par Edouard D***.

(Zugleich Nachtrag zu dem Aufſatz: Ueber botaniſch-poetiſche Werke in Nr. 34, 36, 38 und 40 dieſes Bandes.)

Die Zahl der botaniſch-poetiſchen Werke ward ſo eben durch eine Art Gedicht vermehrt, welches mehr Werth hat, als man ſich davon verſprochen hatte. Es führt den Titel: Les metamorphoses des fleurs, par M Edouard D***. Wir wollen uns ein wenig dabey aufhalten. Zuerſt kommt eine dem Buche ſelbſt zugeeignete Ballade, die recht artig iſt, und worin unter andern geſagt wird: »Du biſt denn, o Büchlein voller Kühnheit endlich meinem Schreibtiſche entflohen; erſpare mir doch die Langeweile einer traurigen und langen Vorrede« — Der Verfaſſer hat Recht: wenn man nichts Neues zu ſagen weiß, iſt es beſſer zu ſchweigen.

Das Werk in 15 Epiſteln, halb in Verſen, halb in Proſa, iſt von ſehr ungleichem Werth. Erſte und zweyte Epiſtel an ſeine beyden Baſen. Der Verf. ſagt ihnen, er wolle ſie mit der Geſchichte der intereſſanteſten Pflanzen bekannt machen; die Verſe ſind hübſch, das Ganze aber etwas ſchaal. Dritte Epiſtel: Die jetzige Hyacinthe und die ehemalige, (jetzt von den Botanikern Delphinium genannt); unbedeutend. Vierte Epiſtel: Das Tauſendſchön. Es wird erzählt, daß es zwey Blumen dieſes Namens gibt, von denen die eine der Schmuck unſerer Gärten, die andere der unſerer Wieſen iſt; daß dieſe lieblichen Blumen ehemals zwey Nymphen waren u. ſ. w. Aeußerſt zart und ſchön, und nicht ſo langweilig als die ähnlichen Briefe des Demouſtier und Treſſan an die ſchöne Emilie. Fünfte Epiſtel: Der ſpaniſche Flieder, in den ſich, wie der Verf. behauptet, der Donnergott verwandelte, um die keuſche Nymphe Juventia zu verführen, was ihm aber nicht gelang, denn ſie widerſtand ſeiner Liebe ſo ſehr, daß er, davon gerührt, ſie zum Range einer Göttinn erhob; wieder unglaublich zart.— Dieſe Lectüre muß für eine hübſche Dame ſehr anziehend ſeyn, uns kam ſie indeſſen doch ein wenig ſchaal vor. Sechste Epiſtel: Schweizerhoſe, wie die vorhergehende, ein bischen lang. Siebente Epiſtel: Die Myrthe. Wirklich ſchön, iſt aber mehr die Geſchichte Amors und Hymens, als die der Myrthe; man findet darin mehrere Verſe, die an Grazie den folgenden nichts nachgeben:

Lorsqu' Amour lui dit son secret,
Fille sait toujours bien se taire;
Son coeur devient alors discret,
Lorsqu' Amour lui dit son secret.
Tout autre éveille son caquet;
Celui-ci, c'est une autre affaire.
Lorsqu' Amour lui dit son secret,
Fille sait toujours bien se taire.

Achte Epiſtel: Der Jasmin, die Sinnpflanze und das Mayblümchen; ſehr intereſſant und voll ſchöner Gemählde. Neunte Epiſtel: Die Hortenſia, das Jelängerjelieber. Dieſe Geſchichte einer allzuſtrengen Geliebten und ihres armen Liebhabers iſt eine der gelungenſten Stellen des Werkes; wir werden in dieſen Blättern davon eine freye Nachahmung mittheilen. Zehnte Epiſtel: Die Roſe, das Meiſterwerk der Natur; ſehr brav; ſie enthält unter andern auch dieſe Verſe:

Rose, la plus belle des fleurs,
Tendre fruit des baisers de Flore et de Zephire.
Il n'est beauté que ne t'admire,

Et ne désire tes couleurs.
Ta vue est un charme au douleurs
Et sur la bouche appelle le sourire
Salut, rose, salut, la plus belle des fleurs.

Eilfte Epiſtel: Der Amaranth; unbedeutend. Zwölfte Epiſtel: Die Lilie, die Blume des ſchönen Frankreichs; rührend. Dreyzehnte Epiſtel: Lob der Franzöſinnen; ziemlich zierlich, etwas zu zärtlich. Vierzehnte Epiſtel: Das Veilchen, das erſte Kind der liebenden Flora und des ſanften Zephyrs. Sie wäre die ſchönſte dieſer Sammlung, aber ihre Länge und eine zu ſehr geſuchte Zierlichkeit vermindern ihren Werth. Die fünfzehnte Epiſtel macht den Beſchluß, der indeſſen beſſer ſeyn könnte; wir wollen aber dem Verf. nicht zu nahe treten, denn er verdient es wirklich nicht. Seine (wie es ſcheint erſte) Arbeit iſt gelungen, und macht ſeinem Talente Ehre. Freylich würde es beſſer ſeyn, wenn dieſes Werk aus der Feder einer zarten Dame gefloſſen wäre, denn für einen Mann iſt es vielleicht zu weiblich.

W. A. Coremant.

Novelliſtik.

Der Geſundheitsrath in Hamburg hat unterm 28. Oct. die Kennzeichen einer unächten Rhabarber, die für ruſſiſche ausgegeben wird, und von England nach Hamburg gekommen iſt, den dortigen Apothekern angegeben, ſie vor dem Ankauf derſelben gewarnt, und den Gebrauch in ihren Officinen verbothen. Dieſe Rhabarber iſt 1. viel leichter als die ächte ruſſiſche; 2. ſie läßt ſich trocken mit der Hand zuſammendrücken; 3. die darin befindlichen Löcher ſind weit abgezirkelter und künſtlicher, als bey der ächten, ſie ſind alle gleich groß, und haben gewöhnlich eine Vertiefung; 4. die Stücke ſelbſt ſind mit ſehr großem Fleiße geſchält und geraſpelt; 5. ſie riecht nicht wie Rhabarber, ſondern auf dem friſchen Bruche wie warmes Weitzen-Brot; 6. das davon bereitete Pulver iſt ſehr blaßgelb, ſchmeckt auf der Zunge ſüß, und nur hintennach ſehr ſchwach wie die gewöhnliche Rhabarber.

In Paris ſind jetzt Schnellpoſtkutſchen (Celeriferen) ſehr in Mode, doch iſt damit ſchon manches Unglück geſchehen. So wurden unlängſt beym Umwerfen einer ſolchen Kutſche 6 Reiter verwundet, und Hr. Bailly, ehemaliger Vice-Präfect ſtarb nach der Amputation ſeines Armes. Die Unternehmer bezahlten ſchon, theils Strafe, theils Unterſtützung, in kurzer Zeit bey 7000 Fr. Aus den Verhandlungen ergab ſich, daß der tolle Wetteifer der Unternehmer meiſt ſelbſt das Unheil ſtiftete; z. B. hatten zwey Unternehmer gewettet, und dem Poſtillon, der dem andern den Rang ablaufen würde, eine ſilberne Uhr als Belohnung verſprochen. Der Glückliche wurde zu 6 Monath Haft, und 50

Franken Strafe verurtheilt. Ob ihm wohl die gewonnene Uhr Troſt genug gewährt?

Zu Gent, in Flandern, hat ein deutſcher Gärtner, Namens Langmann, im Jahre 1818 eine Saamen-Cartoffel, von länglicher Form und dünner Haut, aus London mitgebracht, und mit der davon gewonnenen Ernte ſeine dießjährige Ausſaat beſtritten. Die nach Hrn. Langmanns Ausſage hier zu Lande noch nicht bekannte Art hat ſo reichlich getragen, daß er 1160 Pf. davon gewonnen hat, indem jede einzelne Staude 15—18 Pfund an Knollen geliefert hat.

Der Engländer White in Paris hat eine neue Art Schiffe erfunden, welche aus kleinen Kähnen beſtehn, die durch ihre Zuſammenfügung ein ſchmales und ſehr langes Schiff bilden. Die Geſtalt der Kähne iſt an den Enden ſo, daß ſie leicht wagrecht zuſammengefügt werden können. Hierzu iſt die cylindriſche, ſenkrechte Geſtalt, mit halbkreisrundem Boden, die beſte. Das Vordertheil wird rund erhaben, das Hintertheil aber rund vertieft gemacht, und Beyde an einander mit Stricken und Holzwerk befeſtiget. Die Steuerruder werden mit Floſſen an die Seite des Schiffes, bey jeder Zuſammenfügung, angebracht, um es leichter in den Flüſſen wenden zu können.

Zur Vermeidung aller Colliſionen zeigt die Cotta'ſche Buchhandlung in Stuttgard an, daß ſie in Kurzem eine Ueberſetzung des in militäriſcher und hiſtoriſcher Rückſicht claſſiſchen Werks: Precis des evenemens militaires, ou essais historiques sur les campagnes de 1799 a 1814, avec cartes et plans, par le comte Mathieu-Dumas, mit Zuſätzen liefern wird. Eine Anzeige über Inhalt, Ausführung und die Zeit, in welcher die erſten 8 Bände ſich folgen werden, wird das Nähere hierüber bekannt machen.

Das philarmoniſche Inſtitut der Amphionen in Verona eröffnete unlängſt ſeine großen, reichverzierten neuen Säle. Es zählt unter ſeine Mitglieder die bedeutendſten Muſiker und Muſikfreunde des In- und Auslandes, und kann mit allen ähnlichen Anſtalten wetteifern. Giulio Nicolini iſt Director. — Ein neues Melodram: Die Repreſſalien, vom königl. bayriſch. Kammermuſikus Stunz (derſelbe, welcher vor zwey Jahren mit Rovelli uns beſuchte, und aus einigen Compoſitionen im ehrenvollem Andenken bleiben wird), gefällt in Mailand (Theater della Scala) ungemein, und gewiß mit vielem Recht. — Von dem neuen Ballete Gioja's: Gabriele von Vergy, das zu Florenz (Theater della Pergola) mit großem Entzücken geſehen wird, verſichert man, daß es unter die wenigen gehört, welche eine neue Epoche in der Geſchichte der Tanz- und pantomimiſchen Kunſt bilden.

Hr. Dr. Witte, der Vater, hat den Einfall gehabt, uns eine 2 Quartſeiten lange, gedruckte Explication, überſchrieben: »Die HH Eberhard und Fulda ihres Schmuckes beraubt,« mit der Zumuthung einzuſenden, ſie in unſer Blatt aufzunehmen. Sie betrifft die bekannte Streitſache, welche die Leſer von Hrn. Witte's Bildungsgeſchichte und der Zeitung für die elegante Welt vielleicht noch nicht vergeſſen haben. Nun haben wir die Controversſchrift wohl geleſen, und daraus die außerordentlich feſte Ueberzeugung geſchöpft, daß Hr. W. Recht habe; da wir aber a priori eben ſo feſt überzeugt ſeyn können, daß die HH. C. und J. falls ſie antworten ſollten, auch, und vielleicht doppelt Recht haben werden (audiatur et altera pars): ſo wollen wir unſer Publicum, das ohnedieß zu aufgeklärt iſt, um an ſolchen Perſönlichkeiten ernſtlichen Antheil zu nehmen, nicht en detail damit behelligen. Hr. Dr. W. ſcheint den Character unſrer Zeitſchrift nicht zu kennen, ſonſt würde er, wiſſend, daß wir aus Grundſatz allen derley Gehäſſigkeiten abhold ſind, es nicht zum Organ ſeiner Privatdifferenzen zu erkieſen beliebt haben. Manchen Leſern entgeht durch dieſe unſre Maxime freylich wohl mancher Spaß (und wir läugnen es nicht, auch uns ſelbſt, weil man ſich in ſolchen Turnübungen am luſtigſten, ja dankbarſten bewegt, da man Gelegenheit hat, ſeine kleinen gymnaſtiſchen Facultäten zu entwickeln); allein wir können nicht dafür; es muß und ſoll ſo und nicht anders ſeyn, der Anſtand iſt oft ein eben ſo drückender als reſpectabler Tyrann ꝛc.

In Berlin wird ein zweytes Schauſpielhaus, ein Volkstheater, nach Art des hier in Wien, in der Leopoldſtadt beſtehenden, unter der Direction eines Hrn. Diedrichs erbaut.

Zu Sheffield, in England, will man in der Mitte der Stadt eine 48 Fuß hohe Säule von gegoſſenem Eiſen errichten, und auf die Spitze eine ungeheure, mit Gas gefüllte Kugel ſetzen, welche allein die ganze Stadt beleuchten ſoll.

Die Radicalen ereifern ſich unter anderm ſehr über die Rechte der Frauen (Miſtr. Wolſtonecraft hat hierüber vor 15 Jahren ein eigenes Buch geſchrieben.) — Man findet wirklich viele engliſche Frauen, denen Stellen und anſehnliche Aemter zugetheilt waren: die jüngſtverſtorbene Königinn Caroline war Regentinn und Vormünderinn des Königs; Lady Pakington hat zu zwey Parlamentsſtellen ernannt; eine gerichtliche Entſcheidung räumt unverheiratheten Frauenzimmern, wenn ſie ein Freygut beſitzen, das Recht ein, ihre Stimmen zur Parlaments-Wahl zu geben; Frauen können Armen-Aufſeherinnen ſeyn; eine Frau war Oberbefehlshaberinn über das Zuchthaus zu Chelmsford; Frauen haben Friedensrichter-Stellen verwaltet; Lady Broughton war Aufſeherinn über das Gatehouſe-Gefängniß; durch die Mehrheit der Stimmen von Frauen ward ein Pfarrer in Clerkenwell gewählt; Frauen können Vormünderinnen, Adminiſtratoren, Executoren ſeyn, auch Advocatendienſte leiſten; der Ritter (Champion) bey Georg I. Krönung war Frauenzimmer; ein Kronſchreiber in der Kingsbench, ein High-Conſtable ebenfalls: die berühmte Anna, Gräfinn von Pembroke, Dorſet und Montgommery war Erb-Sheriff von Weſtmoreland, und wohnte perſönlich den Aſſiſen auf dem Richterhauſe bey; Frauen ſind Kirchenpatroninnen, genießen alle geiſtlichen Rechte und Vorrechte wie die Männer, und predigen in den Quäkergemeinen ꝛc.

Der 4. November dieſes Jahres wurde in Zengg durch einen eben ſo rührenden als merkwürdigen Act bezeichnet. — Nachdem der Biſchof daſelbſt, Hr.

Joh. Bapt. v. Jeſich, ein ehrwürdiger Greis von hohem Wuchſe, kräftigem Anſehen, noch ungebeugt vom Alter und ausgezeichnet durch hohe Tugenden, die ſeinen Stand ehren, ein halbes Jahrhundert die Würde eines Prieſters bekleidet hatte, feyerte er an dieſem Tage ſeine 50jährige Prieſterweihe in Gegenwart einer zahlreichen Menge aller Stände, die von den entfernteſten Gegenden herbeygeeilt waren, um mit frommem Sinne den Segen ihres verehrten Oberhirten zu empfangen. Die Feyer dieſes Tages war noch überdieß durch den merkwürdigen Umſtand erhöhet, daß 15 Pfarrer aus derſelben Diöceſe gleichfalls das Jubelfeſt ihres 50jährigen Prieſterthums feyerten, und 9 von ihnen, da die übrigen wegen Altersſchwäche ſich nicht nach Zengg verfügen konnten, in derſelben Kirche und zur ſelben Stunde die feyerliche Meſſe mit ihrem Biſchofe laſen, ſo daß die Zahl der Altäre für dieſen Tag in der Kirche vermehrt werden mußte. — Ein Augenzeuge verſichert, daß dieſe einfache, mit prunkloſer Würde gefeyerte Scene mit ſanfter Rührung alle Gemüther ergriff, und keiner der Anweſenden die Thränen zurückhalten konnte, die der Anblick dieſes Schauſpieles unwiderſtehlich erregt hatte.

J. v. K—rr.

Der Architect in Nantes, Hr. Douillart, verfertiget feuerfeſte Leinwand; die Wichtigkeit dieſer Erfindung iſt ſeit dem Brande des Odeon von Neuem hervorgetreten. Sachverſtändige jeder Art haben häufige Verſuche, wobey ſie gegenwärtig waren, anſtellen laſſen; alle fielen günſtig aus. Die Zubereitung nimmt den Schnüren und der Leinwand nichts von ihrer Biegſamkeit noch Farbe, und kann ſogar auf ſchon gemahlte und mit Papier gefütterte Leinwand angewendet werden. Hr. Douillart hatte, um ſeine Kunſt zu beweiſen, ſie beſonders auf alle Theater-Decorationen, auf grobe und feine Leinwand, ja ſogar auf Perkale und Battiſte angewendet. Wenn man ſie dem Feuer ausſetzte, verkohlten ſie da, wo die Flamme ſie berührte, allein nie griff das Feuer um ſich. Eine alſo zubereitete Schnur (Strick) fing durchaus kein Feuer, ſelbſt nicht an dem Ende, welches man ausgedreht hatte. Dieſe Erfindung ſcheint folglich ganz erprobt, und es käme nun auf Geſetze und guten Willen an, um wenigſtens in den Schauſpielhäuſern alle Feuergefahr zu entfernen.

In Lüttich iſt eine Schule des wechſelſeitigen Unterrichtes eingerichtet, welche von 400 Kindern, und Abends von 137 Handwerkern beſucht wird. 30 Lehrer nehmen in derſelben Normal-Unterricht. Sie ſteht unter dem Prof. Laſouche, deſſen Gattinn im Begriff iſt, eine zweyte Schule für Mädchen zu errichten. — Dagegen haben die Jeſuiten ihrerſeits eine Schule eröffnet, welche 200 Kinder zählt, die nach einer ganz entgegengeſetzten Methode unterrichtet werden. Die Stadt theilt ſich in zwey Partheyen, und die Geiſtlichkeit erklärt ſich für die letztere.

In England ſterben 40,000 Menſchen jährlich an der Schwindſucht, und unter dieſen bloß 10,000 in London; der 20ſte lebende Menſch leidet in England am Bruch.

In Nr. 44, S. 526, Z. 8 v. ob. lies: origo, ſtatt origine.

(Alleiniger) Redacteur dieſer Zeitſchrift: Franz Graffer; Verleger: J. B. Wallishauſſer.

Converſationsblatt.

47.

Freytag, den 10. December 1819.

Analecten zur Geſchichte der Ohrfeigen.

Von Georg v. Gaal.

(Schluß von Nr. 46.)

Eliſabeth, Königinn von England, deren Liebesverhältniſſe mit dem Grafen von Eſſex zur Genüge bekannt ſind, gab demſelben einſt, ungeachtet ihrer ſonſtigen Zuneigung für ihn, da er ſich durch einige Freyheiten ſchwer an ihr verſündiget hatte, im Angeſichte ihres geſammten Rathes, eine Ohrfeige.

Caſimir II., König von Pohlen, bekam einſt beym Spiele von einem Edelmanne, der das Unglück hatte, all ſein Geld zu verlieren, in der Hitze des Spielſtreites eine Ohrfeige. Der Edelmann wurde verurtheilt, den Kopf zu verlieren. Aber bald widerrief Caſimir das Urtheil, indem er ſagte: Mich befremdet das Benehmen dieſes Edelmannes gegen mich nicht im Geringſten; da er nicht vermochte, ſich am Glücke zu rächen, ſo iſt es natürlich, daß er dieſes am Günſtlinge desſelben verſuchte. Ich bekenne mich ſelbſt für den Schuldigen in jener Sache, und zwar um ſo mehr, da ich durch mein Beyſpiel einen Mißbrauch begünſtigt habe, welcher dem Adel einſt zu großem Verderben gereichen könnte *).

Andreas Presbyter Ratisbonenſis berichtet **), daß, da dem Pfalzgrafen Ludwig, Sohne des Kaiſers Rupprecht, auf Einwilligung oder vielmehr auf Veranlaſſung ſeiner Gemahlinn, wegen ſeiner allzugroßen Freygebigkeit, die Verwaltung ſeiner Güter entzogen worden war, gedachter Pfalzgraf eines Tages ſeinen Sohn, einen noch zarten Knaben, in der Kirche und im Beyſeyn des Volkes zu ſich berief, und ihm eine tüchtige Ohrfeige gab, indem er ſagte: Möge dieſe Maulſchelle dich ewig an die Schmach erinnern, welche mir deine Mutter angethan.

Nächſt all Dieſem gebührt unſtreitig auch der Geſchichte der Oſterohrfeigen, deren im VII. Bande, S. 286 der beliebten Curioſitäten Meldung geſchieht, hier ein Plätzchen. »In Frankreich — heißt es daſelbſt — wurde, da doch allenthalben in der Chriſtenheit zu jener Zeit Oſterpoſſen getrieben wurden, welche die Geiſtlichkeit ſelbſt unterſtützte, pflegte und ausübte, bey der Feyer des Oſterfeſtes, beſonders zu Toulouſe, jedesmal ein Jude erkohren, zur Beſtrafung der von den Juden an Chriſto ausgeübten Frevelthaten, in der Kirche eine Ohrfeige von einem Chriſten zu bekommen. Zu dem Vollzieher dieſer Strafhandlung wurde ein angeſehener Mann erwählt, und ein ſolcher war im J. 1012 Hugues Chapelain d'Aymeric, Vicomte de Rochechuard, der eben damals zur Feyer des Oſterfeſtes nach Toulouſe gekommen war, ein handfeſter, ſtattlicher Rittersmann. Dieſer vollzog den erhaltenen Auftrag ſo chriſtlich-mannhaft an dem ihm dargeſtellten Juden, dem er die Ohrfeige zu geben hatte, daß dieſem das Gehirn aus dem Kopfe hervorſpritzte, und er todt zu ſeinen Füßen niederfiel. — Die Juden holten den Leichnam ihres erohrfeigten Mitbruders, mit Vergünſtigung, aus der Kirche des heil. Stephanus, wo es geſchah, ab, und begruben ihn in der Stille.«

Schließlich gedenken wir noch der Ohrfeige, welche jener hochberühmte Cid campeador bekommen. Da wir aber glauben, dieſelbe werde allen unſern Leſern aus Herders geiſtreichen Schriften zur

---

*) Histoire univers. trad. de l'Angl.

**) Siehe deſſen Chronik von den Herzogen in Bayern ad ann. 1435 fol. 133.

Genüge bekannt, und da die Geſchichte derſelben in Verſen geſchrieben iſt, wahrſcheinlich auch viel lieber ſeyn, als proſaiſches Ohrfeigengeklatſche, ſo laſſen wir letzteres für dießmal ganz friedſelig verſtummen.

Literariſche Notizen.

Ein periodiſches Blatt: le Pilote, eröffnet uns in Hinſicht auf den etymologiſchen Beſtand und Zuſammenhang der engliſchen Sprache eine Geſinnung, die wohl nur die eines Piloten zu Waſſer, keineswegs aber jene eines auf dem weiten und tiefen Ocean der Linguiſtik erſtarkten und bewährten Tauchers ſeyn kann. Dieſer zu Folge enthält die engliſche Sprache netto 6,621 Wörter lateiniſchen Urſprungs, 4,361 franzöſiſche, 2,060 ſächſiſche, 1288 griechiſche, 660 holländiſche, 229 italieniſche, 117 *deutſche*, 111 gaeliſche, 83 ſpaniſche, 81 däniſche, 18 arabiſche, und noch mehrere andere aus der alten teutoniſchen, gothiſchen, hebräiſchen, ſchwediſchen, portugieſiſchen, flammändiſchen, ruſſiſchen, egyptiſchen, perſiſchen, cimbriſchen und chineſiſchen Sprache. — Eben daſelbſt wird ferner gemeldet, daß in den Schriften *Shakſpeare's*, *Pope's*, *Swift's* und *Milton's* zuſammen nicht über *hundert* Wörter reinengliſchen Urſprungs enthalten ſeyen. — Beynahe jedes einzelne Wort dieſer Behauptung iſt eine Grille, und zeigt nur zu deutlich, daß dieſer Etymologiſt von dem Weſen etymologiſcher Forſchung kaum mehr verſteht, als ein Blindgeborner von der Farbe. Woran erkennt denn derſelbe eigentlich das ſogenannte *Urſprüngliche* aller jener Sprachen? Liegen denn die Wurzeln aller Idiome auf Erden ſchon ſo entſchieden da, daß man ſie mit den Fingern bedeuten kann? Was verſteht denn dieſer Ehrenmann unter dem *Sächſiſchen*, *Teutoniſchen*, *Holländiſchen* und *Engliſchen*? und welche ſind die Demarcations-Linien, die die eigentliche Originalität dieſer Dialecte insbeſondere bezeichnen? Weiß dieſer Philolog wohl beſtimmt anzugeben, ob jene unzähligen Wörter neuerer Sprachen, deren Wurzeln wir in dem *Perſiſchen*, *Hebräiſchen* oder *Griechiſchen* finden, nicht noch weit ältern Urſprungs ſind, als eben dieſe gleichwohl uralten Sprachen? — Möge doch das *Tripartitum*, jenes für den Sprachforſcher überaus wichtige Werk, deſſen ſo lange verzögerter Erſcheinung jeder Phiſolog mit Sehnſucht entgegen ſieht, recht bald ans Licht treten, um jenen ſeltſamen *Wortarithmethiker* durch runde und klare Aequationen aus dem Traume zu helfen!

Ja, Herr Pilot.
Ihm thut es Noth,
Daß er ſein Loth
An läng're Schnüre binde;
Auf daß es tiefer gründe.

Sg.

In der türkiſchen Erzählung: Die Braut von Abydos, von Lord *Byron*, ſagt dieſer ſo hochgerühmte Dichter:

- - »Music breathing from her face.«
(Die Muſik athmete auf ihrem Geſichte.)

Dieſen Ausdruck fanden die *nicht-romantiſchen* engliſchen Kunſtrichter mit Recht ſeltſam, und ſchimpften gewaltig darüber. Lord *Byron*, der etwas derber Natur zu ſeyn ſcheint, hat ihnen tüchtig geantwortet, aber leider gar nichts bewieſen. Die Anti-Critik fängt *alſo* an: Dieſer Ausdruck (ſagt er) iſt lebhaft bekrittelt worden; ich werde indeſſen einem Cenſor nicht antworten, der *keine Muſik* in der Seele zu haben behauptet, ſondern nur den Leſer bitten, ſich einige Augenblicke die Züge des Weibes vorzuſtellen, das dieſe Stelle angeht; und wenn er nicht mit Enthuſiasmus das empfindet, was ich nur ſchwach ausgedrückt habe, *ſo thut es mir leid für uns Beyde*. Eine ſchöne Stelle eines Werkes der berühmteſten Frau unſers Jahrhunderts, ja vielleicht »aller Jahrhunderte,« ſtellt eine Aehnlichkeit zwiſchen Mahlerey und Muſik dar, und nach dieſer Aehnlichkeit einen unmittelbaren Vergleich zwiſchen beyden Künſten. (S. 3. B. der Fr. v. *Staël*, über Deutſchland Cap. 10.) Gibt es einen größern Zuſammenhang, als der, welcher zwiſchen dem Original und der Copie, zwiſchen dem Colorit der Natur, und jenem der Kunſt beſteht! — Der edle Lord fährt noch lange in dieſem Tone fort, wir aber werden uns begnügen, bloß einige kleine Fragen und Bemerkungen zu machen. — 1. Möchten wir gern wiſſen, *was Muſik der Seele* iſt. Uns iſt es ſehr glaublich, daß es der edle Lord ſelbſt nicht weiß. Sollte aber ihm oder einem ſeiner Anhänger dieſes Blatt in die Hand kommen, ſo würde es recht ſchön ſeyn, wenn man uns etwas darüber ſagen wollte, denn wir fangen auch an zu fürchten, daß wir ebenfalls keine Muſik in der Seele haben, bisher haben wir noch keine Spur davon entdecken können. — 2. Fragen wir den Anhänger »der Frau aller Jahrhunderte«:

ob Colorit der Natur und Colorit der Kunſt nicht Eins und daſſelbe iſt? Ob etwas Copie ſeyn könnte, wenn es nicht dem Original ähnlich wäre, vorausgeſetzt, daß ein Mahler und nicht etwa ein Herr Anſtreicher, oder ſo etwas dergleichen, dieſe Copie gemacht hat. Es ſoll uns wirklich freuen, darüber nähere Auskunft zu erhalten. Cr—s.

In dem Observateur des modes ſchlägt ein Ungenannter den Franzoſen vor, die ſtrengen Ketten der Einheit der Zeit, der Handlung und des Ortes endlich zu brechen, da, ſagt er, wir ſchon alle Stoffe, die ſich ſo bearbeiten ließen, längſt verarbeitet haben. Darauf folgt natürlich wieder eine Lobrede über das ſo vollkommene franzöſiſche Theater. Ehemals würde es Niemand gewagt haben, ſo etwas zu ſchreiben; jetzt aber haben ſich die Zeiten geändert, und der Enthuſiasmus der Franzoſen für ihre Bühne nimmt auch nach und nach ſehr ab. — —

Cr—s.

In einem kleinen Werke: Notices sur quelques monumens anciens dans les environs de Génève par Eusèbe Salverte, welches wir mit vielem Vergnügen geleſen haben, wird von einem großen in der Nähe von Genf ſich befindenden Steinblocke geſprochen, welchen der Verfaſſer, nicht mit Unrecht, für ein celtiſches Monument hält, und worüber die Sage Folgendes erzählt: Dieſer Stein, ſagt ſie, bedeckt das Grab vier unglücklicher Mädchen, die alle denſelben Jüngling liebten, und von ihm nacheinander geliebt, aber auch verlaſſen wurden. Sie ſtarben bald nachher aus Verzweiflung; man begrub ſie alle an demſelben Ort, und neben ihnen auch ihren Mörder. Der Verf. glaubt, dieſe Sage ſey bloß eine Allegorie, und hält die vier nach einander geliebten und verlaſſenen Mädchen für die vier Jahrszeiten, die, an gewiſſen von der Natur beſtimmten Epochen, ſich ſterbend die Liebe des Sonnengottes vermachen.« — Auf einen andern Stein ſoll gar der Geiſt der Finſterniß in eigner Perſon gegangen ſeyn; daher glauben noch jetzt die Leichtgläubigen, darauf Spuren dieſes ſonderbaren Ereigniſſes zu entdecken. Noch ein anderer Stein, Mola sola genannt, ſoll ſich ſtets um Mitternacht umwenden u ſ. w.

Cr—s.

Ein Ungenannter hat in Frankreich ein Werk über den Aberglauben und die Verblendung der Philoſophen des 18. Jahrhunderts herausgegeben. Man lieſt darin folgende merkwürdige Stelle: »Während man das Daſeyn des Teufels zu läugnen ſchien, ſpielte er die erſte Rolle in den Sälen der Großen und Reichen, ſogar in den Palläſten der Könige. Er war bald als ein außerordentlicher Mann, bald als Phyſiker, bald als Magnetiſeur, bald als Bauchredner, bald als Künſtler, bald als Samſon oder Hercules, bald als Wahrſager oder Piquetſpieler.« — Wir haben ihn oft auch als Schriftſteller geſehen, und da machte er ſich denn immer die Luſt, ſeine Leſer einzuſchläfern oder zu ärgern. Uebrigens ſcheint es, daß unſer Unbekannter ein vertrauter Freund des böſen Geiſtes iſt, denn ſonſt könnte er unmöglich alle dieſe Geheimniſſe wiſſen; wem würde es z. B. einfallen, den Teufel in einem Piquetſpieler, einem nordiſchen Hercules u. ſ. w. zu ſuchen. Der Botaniker Deleuze hat ſehr gut, aber etwas zu ernſt, in einem langen gedruckten Brief geantwortet. Cr — s.

L'enfant-prodige, ein neues Werk von Berchoux, dem mit Recht hochgeprieſenen Verfaſſer der Gastronomie und der Dieux de l'Opéra, worauf wir uns ſehr freuten, hat uns nicht befriedigt; man erkennt wohl zuweilen den beſten jetzt lebenden humoriſtiſchen Dichter der Franzoſen, aber meiſtens erkennt man ihn nicht. — Man nannte neulich die Gaſtronomie als ein Werk, welches ſehr viele Auflagen erlebt hat; — obiges Wunderkind wird wohl ſchwerlich je auf dieſe Art gelobt werden. Cr — s.

Novelliſtik.

Von den concurrirenden Gedichten, welche der franz. Academie »auf die Vorzüge des Geſchwornen-Gerichts und der Bell-Lancaſter-Schulen« in Folge der Preiſe, welche ſie auf die beſten ausgeſetzt hatte, eingingen, iſt keines einer Anerkennung werth befunden, und daher der Termin auf das nächſte Jahr verſchoben worden. »Es läßt ſich jedoch (nach den Worten eines auswärtigen Blattes), daran nicht zweifeln, ob das Geſchwornen-Gericht und der wechſelſeitige Unterricht im künftigen Jahre beſſer werden beſungen werden, als im gegenwärtigen. In Proſa laſſen ſich die Vortheile beyder Anſtalten ſehr gut auseinander ſetzen; aber zum poetiſchen Lobe ſcheint ihr practiſcher Vorzug doch nicht ſehr geeignet zu ſeyn. Den Ultra-Royaliſten, welchen alle intellectuellen Verbeſſerungen zuwider ſind, wenn ſie nicht wenigſtens ein Alter von einigen Jahrhunderten haben, war die Mittelmäßigkeit der eingeſchickten Gedichte Waſſer auf ihre Mühle, und ſie äußerten ironiſch, es ſey gar kein Wunder, wenn ſo ſchöne Neuerungen alle Muſenſöhne am Auffluge verhindert hätten. Eigentlich ſollte das Alter beyder Einrichtungen ſie mit denſelben ausſöhnen, denn die Jury gehört ja zu den älteſten Verfügungen Europa's, und war im Mittelalter durch ganz Europa, ſogar, nach [illegible], in [illegible], verbreitet; den wechſelſeitigen Unterricht fand ſchon [illegible], ein franzöſiſcher Reiſender aus dem 17. Jahrhundert, zu Athen als herrſchende Lehrmethode; ſeine umſtändliche Beſchreibung derſelben paßt genau auf die heutigen Lancaſter'ſchen Schulen.«

Der kunſtſinnige Gold- und Silberarbeiter, Herr Joſeph Kern hier, (auf dem Kohlmarkt Nr. 268) deſſen wir bereits bey der Erſcheinung mehrerer Schaumünzen, mit Würdigung erwähnten, hat durch ſeine weſentlich vervollkommneten und verſchönerten Neujahr- und andere Gelegenheit-Medaillen neue Beweiſe ſeines gebildeten Geſchmacks und ſeiner Achtung des Beyfalls abgelegt, den das Publicum ſeinen eben ſo vollendeten, als billig berechneten Arbeiten zollte. Dieſer Beyfall gründete ſich einerſeits ſchon an ſich auf die glückliche Idee, ſtatt der frivolen, verhältnißmäßig koſtſpieligen und vergänglichen Billets und derley nichtigen Tändeleyen des Augenblicks, ſolche Denkmünzen einzuführen, die durch Kunſtgehalt und innern Werth ein würdiges, bleibendes Erinnerunggeſchenk bilden. Herrn Kern's dießjährige Medaillen zeichnen ſich durch geſchmackvolle Zeichnung und nette Ausführung wirklich ſehr vortheilhaft vor den früheren aus. Die Neujahr- (zugleich Weihnacht-) Medaille für 1820, größer als ein Thalerſtück, den ganzen Calender enthaltend, koſtet in feinem Silber 17, in feinem Golde 135 fl. W.W. — Die Tauf-, Firmelung- und Aufmunterung-Münzen für Schüler, desgleichen die Schützen- und andern Gelegenheit-Medaillen, womit Hr. Kern immer verſehen iſt, verdienen mit Recht gleiche Empfehlung.

Gſr.

In der Weimarſchen Zeitung las man neulich Folgendes: In England heilt man überrittene Pferde mittelſt Ausſchneidung eines etwa 2 Zoll langen Stückes des Hauptnerven zu beyden Seiten des Feſſelgelenkes, und zwar mit gutem Erfolge. Das Pferd des Hrn. Stafford O'Brien zu Lincolm, das wegen ſeiner Lahmheit gar keinen Werth mehr hatte, iſt vor Kurzem völlig glücklich nach dieſer Methode operirt worden, ſo, daß es nun, nachdem es ein völliger Krüppel geweſen, dem flüchtigſten Jagdklepper gleichkommt.

In mehreren Kirchen von Paris ſoll die Fresco-Mahlerey angebracht werden. Es ſind viele Künſtler deshalb nach Italien abgereiſt, um ſich hierin zu üben. — Am Feſte Aller-Heiligen durften keine Schauſpiele gegeben, und Tags darnach keine Zeitungen ausgegeben werden. — Das Stück: Die ſicilianiſche Vesper, findet noch immer ungeheuren Beyfall.

Die Voſſiſche Berliner-Zeitung Nr. 138 enthält eine Beruhigung wegen Verbreitung des gelben Fiebers, und erklärt, daß die Beſorgniſſe dießfalls für den größten Theil von Europa, und vorzüglich für den nördlichen ſelbſt dann noch überflüſſig ſind, wenn auch gar keine Vorſichtsmaßregeln in der von der Krankheit ergriffenen Gegend getroffen würden. Das Fieber nämlich, iſt keine anſteckende (contagiöſe) Krankheit, die in ihrem Fortgange einen Saamen zu einer gleichen entwickelt, und ſo einer unzuberechnenden Vervielfältigung, wenn ſie anders in ihrer Mittheilung nicht geſtört wird, fähig iſt; ſondern ſie entſteht aus weit verbreiteten, oft auch örtlich eingeſchränkten, der Geſundheit höchſt nachtheiligen Schädlichkeiten, die eine ſehr heftige, häufig ſchnell tödtliche Entzündung der Leber, und ſo die bekannten weſentlich beſtimmenden Erſcheinungen hervorbringen. — Darum liegt in wiederholten ſtarken Aderläſſen bis zur Ohnmacht, und in großen Gaben verſüßten Queckſilbers, innerlich und äußerlich angewendet, das einzige ſichere Heilmittel; darum wird ſie im Anfange mitunter leicht, im Fortgange bey zu ſpater Hilfanwendung faſt niemals gehoben. Sehr niedrige, feuchte, einem hohen Grade von äußerer Hitze ausgeſetzte Gegenden ſind dazu am geneigteſten. Die Krankheit iſt rein climatiſch, und in höheren, kälteren Gegenden von ihr nichts zu befürchten. Selbſt die Seeluft würde wohlthätig ſeyn, wenn das Zuſammendrängen in dem engen Schiffsraume nicht überwiegend ſchädlich einwirkte, und wie ſo häufig bey epidemiſchen Krankheiten geſchieht, die eingeſchloſſene Luft mit verderblichen Theilen ſo überfüllte, daß, bey einiger Anlage, ein gleicher krankhafter Erfolg faſt unvermeidlich wird, alſo mit den Volks- und Orts-Krankheiten (Epidemie und Endemie), Luftſchädlichkeit im engen Sinne (Miasma) ſich verbindet. Die in Oſtindien ſo fürchterliche und höchſt tödtliche Cholera iſt gleicher Natur, nur daß ſie andere Gebilde des menſchlichen Körpers ergreift. Die Gelbſucht hat zwar mit dem gelben Fieber auch einige Verwandtſchaft, indem ſie ebenfalls aus einer Entzündung der Leber entſteht, und bey zweckgemäßer Behandlung ſtets entzündungswidrige Mittel, als Aderlaſſen, Blutigel, verſüßtes Queckſilber, laue Heilbäder u. ſ. w. erfordert, nur iſt die Entzündung hier nicht ſo ſchnell und um ſich greifend, nicht ſo heftig, und es ſind die climatiſchen Urſachen nicht vorhanden, welche in heißen Gegenden die Leber-Entzündungen die Natur des gelben Fiebers annehmen laſſen.

Die kürzlich, nach dem Auftrag des Grafen Franz von Hartig, vom Rentmeiſter Goßmann zu Wettenberg angeſtellten Verſuche mit der Düngung des Klee's mit Oppelsdorfer Schwefelkohle, mit Steinkohlen-Aſche, und mit Gyps, gewährten folgende wichtige Ergebniſſe: Eine niederöſterreichiſche Metze Land (1/3 Joch) gab 1.) ohne alle mineraliſche Düngung 14 Centner 82 Pf. Klee. 2.) mit einer Metze Oppelsdorfer Schwefelkohlen bedüngt 42 Ctn. 93 1/3 Pf. 3.) mit einer Metze Steinkohlen-Aſche, von den Steinkohlen von Bilin, im Leitmeritzer-Kreiſe, bedüngt 34 Ctn. 17 3 5 Pf. 4.) mit einem Ctn. Gyps bedüngt 18 Ctn. 73 Pf. – Bey dem mit Gyps bedüngten Felde iſt aber zu betrachten, daß der Boden desſelben etwas weniger fruchtbar war. Der Unterſchied im Ertrag war demnach ſehr bedeutend, und ganz zum Vortheil der Düngung mit Schwefelkohle.

Zu Champlain, in den vereinigten Staaten von Nordamerica, lebt noch jetzt ein Mann von 135 Jahren, von Geburt ein Deutſcher. Er ſtand bey der Königinn Anna Leibwache, als ſie 1702 gekrönt wurde. In America lebt er jetzt ſeit etwa 80 Jahren. Noch iſt er ſtark und kräftig, ſieht und hört vollkommen gut. Er trägt noch ſein eigenes Haar, und hat ein ächt militäriſches Anſehen. Stolz iſt er auf ſeine Mäßigkeit, weil er nie Branntwein getrunken hat. Von mehreren Weibern, die er ehlichte, hatte er viele Kinder. Sein jüngſter Sohn iſt 28 Jahre alt, er ward ihm in ſeinem 107. Jahre geboren.

(Alleiniger) Redacteur dieſer Zeitſchrift: Franz Gräffer; Verleger: J. B. Walliſhauſſer.

Converſationsblatt.

48.

Dinſtag, den 14. December 1819.

Geſchichte des Obſtes*).

Ein franzöſiſcher, zu ſeiner Zeit ziemlich geſchätzter Gelehrter**) glaubt, daß unſer Obſt aus Paläſtina ſtamme, und daß es denſelben Weg wie die Menſchen genommen habe. Wie die Kinder Noahs, verbreitete es ſich in die benachbarten Länder. Die, welche ſich dort niederließen, brachten es bis nach Armenien. Andere verpflanzten es bis nach Egypten. Dieſe gelangten ſpäter bis Griechenland, welches ſich zugleich mit den Menſchen und dem Obſte des Orients bevölkert ſey. — Als einen Beweis dieſer Wahrheit könnte man vielleicht noch anführen, daß das meiſte, und beſonders das beſte Obſt unmittelbar aus den morgenländiſchen Provinzen nach Europa gebracht worden iſt, und daß es ſogar noch bey den Römern den Namen ſeines vormaligen Vaterlandes behalten hat: Mala Persica, Armeniaca u. ſ. w.

---

*) Derſelbe Verf. hat in Nr. 34, 36, 38 und 40 einen Aufſatz über botaniſch-poetiſche Werke geliefert. Kenner und unbefangene Leſer haben ſein Talent gewürdigt, und namentlich erwähnten die vaterländ. Blätter jenes Aufſatzes mit Beyfall. Dieſe Aufmunterungen bewogen den Verf. unter mehreren liter. Entwürfen auch gegenwärtige Darſtellung auszuarbeiten, und einer billigen Leſewelt vorzulegen.

**) De la Mare in einem im Anfange des vorigen Jahrhunderts gedruckten Werke, genannt: Traité de la Police.

Hier einige Bemerkungen, die zur Verſtändigung des Ganzen nothwendig ſind. Die erſte, die wir machen wollen, iſt, daß wenn wir von dem Urſprung des Obſtes ſprechen, wir darunter bloß das bekanntere verſtehen. Die africaniſchen oder americaniſchen Obſtgattungen gehören nicht hieher, denn es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß dieſe Welttheile Arten haben, welche ihnen allein eigen ſind. Wir werden daher nur von den europäiſchen ſprechen.

Die andere Bemerkung, die wir auch für nothwendig halten, iſt, daß, wenn wir auch in unſerer Unterſuchung über das Obſt, es nicht bis in ſein eigentliches Vaterland verfolgen können, man doch darum nicht glauben muß, es ſey nicht ſein Vaterland. Die Urſache iſt, daß wenn die Griechen und Römer dieſes Obſt aus gewiſſen Ländern gezogen haben, es doch aus andern Gegenden dahin gebracht worden ſeyn kann. Es iſt ſelbſt ſehr natürlich, daß es ſchon gegen den Occident einen ziemlichen Weg gemacht habe, als eine oder die andere dieſer Nationen es vorfand.

Nach dieſer kleinen Erörterung ſcheint es, daß Hr. de la Mare ſeine Meinung darüber ziemlich gut beweiſt. Er zeigt, daß beynahe alle Obſtarten in den Ländern, die wir bewohnen, fremd ſind, und daß man ſie aus dem Orient zu uns gebracht hat. Er macht eine ziemlich lange Erzählung ihrer Reiſe, woraus zu folgen ſcheint, daß ſie gewöhnlich von dem Oriente nach Griechenland, von da nach Italien, und dann endlich nach Gallien und in andere benachbarte Länder kamen.

Dieſes Syſtem ſcheint uns ganz natürlich in Anſehung der Obſtarten, die viele Hitze verlangen, und die bey uns nur durch Kunſt gedeihen, z. B. die Citronen, Orangen, Granaten u. ſ. w. Die Citronen kommen aus Aſſyrien oder Medien. Einige Perſer brachten ſie nach Italien. Virgil ſpricht davon wie von einem ſehr ſeltenen Baum, und zu Plinius Zeiten konnten die Römer noch nicht einmal den Samen davon erzielen, und erhielten ihn aus andern Ländern.

Der Oehlbaum muß aus einem noch viel wärmern Lande kommen. Wenn wir die heilige Schrift zu Rathe ziehen, werden wir finden, daß Noah von einem Berge in Armenien eine Taube aus der Arche fliegen ließ, und daß ſie ihm einen Oehlzweig brachte. Wir muſſen indeß (hier) das Zeugniß des Moſes nicht gebrauchen, ſondern uns ganz an die heidniſchen Schriftſteller halten. Die Griechen ſagen uns, dieſes Obſt komme von Paphos, auf der Inſel Cypern, wohin es wahrſcheinlich von Paläſtina gebracht worden iſt. Die erſten wilden Oehlbaume ſind, nach ihnen, von Hercules auf dem Olymp gepflanzt worden; von da kamen ſie, aber ſehr ſpat, nach Italien. Dieſer Baum wurde erſt in Rom um das Jahr 680 nach der Erbauung dieſer Stadt allgemein. Frankreich und Spanien erhielten ihn dann aus Italien.

Die Genealogie der Feigen iſt der des Oehlbaumes ſehr ähnlich. Wie wir die heilige Schrift öffnen, finden wir den Urſprung im Paradieſe. Wie wir die Bücher der Griechen, Römer und unſere neueren Reiſebeſchreibungen aufſchlagen, werden wir ſehen, daß dieſes Obſt der Griechen aus dem Oriente kam, und daß es von da nach Italien, und unter Kaiſer Julianus nach Gallien gelangte. Ihm verdanken wir die Erfindung, ſie im Winter vor der Kälte zu ſchützen.

Die Kernfrüchte verlangen im Allgemeinen Wärme. Es gibt aber einige, die ſich ſehr gut mit unſerem Clima vertragen, und die wir daher, wie es ſcheint, nicht weit zu ſuchen brauchten. Die Kirſche gehört darunter. Sie geräth ſogar ſehr gut in England, und ſelbſt in Schweden u. ſ. w.; und Vernunftſchlüſſe vermögen nichts gegen ein Factum. Plinius ſagt uns, daß Rom die Kirſche dem Lucull verdankt, der ſie 73 Jahre vor Chriſti Geburt, nach dem Sieg über Mithridates, in die Hauptſtadt des Römerreiches brachte. Dieſe Obſtgattung kommt aus einer Stadt im Königreiche Pontus, genannt Ceraſunte, jetzt Chiniſonda. In weniger als einem Jahrhundert hatte ſie ſich faſt in ganz Europa verbreitet. Die Aprikoſen fingen erſt 30 oder 40 Jahre vor Chriſti Geburt an in Rom etwas gemein zu werden. Sie kamen aus Armenien; die Lateiner nannten ſie armeniſche oder epiriſche Aepfel.

Würde man glauben, wenn man die ungeheure Anzahl Pflaumen, die wir haben, ſieht, daß dieſe Frucht auch aus dem Orient ſtammt? und doch iſt es ſo. — Hr. de la Mare, den die Wenigen, die darüber geſprochen haben, ſtets benützten, behauptet ſogar mit vielem Nachdruck, daß ſie aus Paläſtina kamen. Theophraſt ſpricht von der großen Anzahl Pflaumenbäume, die in der Gegend von Damas wachſen. Ehemals wurden ſie getrocknet von da nach Europa gebracht. **Cato** kannte nur dieſe, aber zu der Zeit des **Plinius** war ganz Italien mit ſolchen Bäumen angefüllt, und daher ruft er auch aus: Welche Menge Pflaumen! Man läßt ſelbſt den Namen, den ihnen die Römer gaben, aus dem Orient ſtammen. Die Aſiaten ſollen ſie Prunoon geheißen haben, woraus die Römer ihr Prunum bildeten. Der Name **Damascener**, den noch eine Art Pflaumen trägt, zeigt an, daß ſie aus der fruchtbaren Ebene Syriens kommen. Außer den Pflaumen, die wir ſeit vielen Jahrhunderten beſitzen, haben die Kreuzfahrer auch mehrere Gattungen mitgenommen. Dieſer Umſtand darf nicht vergeſſen werden, da dieſes einer von den wenigen Vortheilen iſt, die man aus dieſen mörderiſchen Kriegszügen zog.

Die **Pfirſiche**, dieſes jetzt ſo geſchätzte Obſt, kömmt noch weiter als aus Paläſtina. Man behauptet nämlich, daß es aus Perſien komme. Das ſchadet indeſſen nicht im Geringſten unſrer Anſicht. — Sie waren, zu der Zeit, wo **Plinius** lebte, in Rom noch ſehr ſelten, und man verkaufte ſie ungeheuer theuer. Die Griechen aßen ſie indeſſen ſchon weit früher. **Theophraſt** ſpricht davon als von einem fremden Obſt.

Was die **Aepfel** und **Birnen** betrifft, ſo wäre es nicht eben ſo leicht zu beweiſen, daß ſie aus dem Oriente ſtammen, denn ſie ſind bey uns viel beſſer; wir haben aber ſichere Beweiſe aus den Werken der Alten. Zuerſt alſo von den Birnen. Die Griechen ſagen uns, daß ſie viele Birnen beſaßen, die es beſonders im Peloponnes gibt, und daß in ihrer Sprache die Birne: Obſt der Peloponneſen, genannt wird. **Theocrit** ſpricht häufig von ihr in ſeiner Geſchichte der Pflanzen. Gehen wir nun zu den lateiniſchen Schriftſtellern über, die uns vielleicht mehr darüber ſagen werden. **Plinius** ſagt, daß die Römer die Birnen zum Theil aus Griechenland, zum Theil aus Alexandrien und Syrien haben. Auch **Virgil**, **Martial** und **Juvenal** ſprechen von den ſyriſchen Birnen. Dieſe Birnen wurden auch nach Tarent verpflanzt, und daher **Tarentiniſche** genannt. — Die **Quitten** ſtehen den Birnen und Aepfeln nach. Es gibt bekanntlich Birnen- und Aepfelquitten. Die Griechen erhielten dieſes Obſt aus Cidon, einer Stadt auf der Inſel Creta Uebrigens wenn auch die Griechen und Römer manche Obſtgattungen von dieſen Inſeln zogen, können ſie doch nicht als ihr eigentliches Vaterland angeſehen werden. Dieſe beyden Nationen bekamen ihr Obſt aus den Ländern, wo es urſprünglich wuchs. Wahrſcheinlich iſt es, daß das Vaterland dieſes Obſtes tiefer in Aſien ſey, denn eine Inſel hat ſehr ſelten viele eigenthümliche Producte, das Obſt beſonders iſt meiſtens nur dahin verpflanzt. Wir glauben daher, daß die zu Rhodus und Creta gefundenen Obſtarten von den Phönizіern, die ſtets die Inſeln des mittelländiſchen Meeres beſuchten, und ſich dort ſelbſt Colonien errichteten, dahin gebracht worden ſind. Die Quitten verlangen viel Wärme, um die Schärfe, die ſie in den morgenländiſchen Gegenden haben, zu verlieren. Wir erkennen daher leicht, daß wir ſie dem Orient verdanken. Die Aepfel aber ſind wieder ganz anderer Natur, und faſt würden wir ſie dem Orient ſtreitig machen. Die Namen, die ſie ehemals bey den Römern führten, beweiſen aber das Gegentheil. Die Römer hatten ſidoniſche und aſſyriſche Aepfel. Die Namen jedoch ſchaden unſern Anſprüchen nur wenig. Man behauptet, daß wir den erſten Birnbaum von den Römern erhielten, die ihn, wie es ſcheint, wieder von einem andern Volke erhalten hatten; und da unſer Clima den Aepfeln ſehr günſtig iſt, kommen ſie beſſer als in Italien fort, was uns auch verleitet, zu glauben, ſie ſeyen immer da geweſen.

Die Obſtgattungen, welche die Alten unter dem allgemeinen Namen Eicheln verſtanden, haben denſelben Weg wie die Andern gemacht. Die Kaſtanien, die Nüſſe, die Mandeln und die Haſelnüſſe ſind aus dem Orient gekommen. Die Kaſtanien haben zuerſt in Sardes, der Hauptſtadt in Lydien angefangen bekannt zu werden, und daher nannte man ſie ſardiſche Eicheln. Man glaubt, daß der Name Kaſtanie von einer Stadt kommt, die einen ähnlichen Namen hatte, und deren Gebieth ganz mit Kaſtanienbäumen bewachſen war. Die Nuß, von den Lateinern Jupiters-Eichel genannt, hat auch einen langen Weg gemacht, nämlich vom Orient nach Griechenland, von da nach Italien, und von da hat ſich dieſes Obſt in die übrigen Theile Europa's verbreitet. Die Haſelnuſſe kommen von Pontus, einer klein aſiatiſchen Provinz, her. Hr. de la Mare behauptet, daß die Römer ſie nach Gallien brachten. Wir wollen indeſſen nur die großen runden darunter verſtehen, denn die kleinen, etwas länglichen, wachſen ja überall in unſern Wäldern, und zwar in ſo großer Menge, daß es ſich beynahe nicht denken läßt, daß ſie von anderwärts gekommen ſind. — Die Mandeln ſind wahrſcheinlich aus Kleinaſien. Wir können uns indeſſen auf den Beweis, welchen Hr de la Mare gibt, nicht ganz verlaſſen. Er ſagt nämlich, um zu beweiſen, daß ſie von den älteſten Zeiten her in Paläſtina bekannt geweſen ſind, unter den Geſchenken, die der Patriarch demjenigen gab, der in Egypten herrſchte, ſeyen Mandeln geweſen, was indeſſen ziemlich ungewiß iſt, denn Andere behaupten, daß es ein anderes Obſt war.

Man ſieht alſo, daß, wenn Aſien ſein Obſt wieder zurück verlangen würde, wir bloß, wie die erſten Griechen, die eigentliche Eichel, nämlich die Frucht des Eichbaums, behalten würden. In der Hoffnung, daß ſich dieſes Unglück nicht ſobald ereignen wird, wollen wir fortfahren, unſer Obſt froh zu genießen. B. A. Coremans.

……

Frankreichs Literatur.

Von J. Bernhard.

(Fortſetzung und Schluß.)*)

Im Anfange des 17ten Jahrhunderts erhob ſich **Pierre Corneille**, durch ſeine unſterblichen Trauerſpiele, zum Schöpfer der tragiſchen Dichtkunſt und der eigentlichen Beredſamkeit in Frankreich; ihm entwand der Verfaſſer der Trauerſpiele, **Athalia**, **Phädra** und **Britannicus**, die Palme des Versbaues, ohne **Corneille's** Größe erreichen zu können. **Moliere**, bis jetzt noch von keinem Dichter in irgend einem Theile ſeiner Kunſt erreicht, geiſſelte Laſter, Vorurtheile und Sitten ohne Anſehen der Perſon, und dürfte, vielleicht mehr noch als die ſpätern Schriftſteller des 18. Jahrhunderts, den Geiſt der franzöſiſchen Nation, durch ſeine faſt durchaus zu Sprüchwörtern gewordenen ſchönen Verſe, zu den uns nahe liegenden Ereigniſſen vorbereitet haben. Die Heiterkeit und der ſprudelnde Witz des, **Molieren** übrigens weit nachſtehenden, **Regnard** verfehlten auch nicht ihre Wirkung. Dem lyriſchen Dichter **Quinault** warf man eine zu gezierte

---

*) Der achtungwerthe Hr. Verf dieſes in Nr. 4. und 15 des I. Bandes begonnenen Aufſatzes ſchien zu glauben, daß es der Redact. gleichgültig ſey, ob ſeine Verhältniſſe ihm erlaubten oder ihn verhinderten, ſolchen noch in dem laufenden Jahrgang zu beendigen. Allein das Thema an ſich, ſeine einſichtvolle, ſinnreiche Behandlung, ſo wie mehrſeitige Anfragen und Aufforderungen veranlaßten uns, den Hrn. Verf. um die Vollendung anzugehen, welche hier folgt.

Weichlichkeit, die oft in Fadheit ausartete, mit Grund vor; indeſſen ſind ſeine Verſe leicht und harmoniſch; im 17. Jahrhundert wurde ſein Verdienſt zu ſehr herabgewürdigt, denn damals kam es darauf an, der franzöſiſchen Sprache Biegſamkeit zu geben, im nächſtfolgenden Jahrhunderte wurde es zu ſehr erhoben. Der unnachahmliche Lafontaine, der immer nachahmte, dabey immer originell war, nie erreicht werden konnte, ſich beſtändig Vernachläſſigungen des Styls zu Schulden kommen ließ, und jeder dieſer Vernachläſſigungen den Stempel der Schönheit aufdrückte, iſt gewiß auch eine der merkwürdigſten Erſcheinungen. Und wer dürfte den Dichter vergeſſen, den ſelbſt Racine in der Kunſt zu ſchreiben, nicht übertreffen konnte? Boileau's Werke ſind Muſter, die nie aus der Mode kommen werden; durch ſein didaktiſches Gedicht: l'art poétique hat er ſich zum Ariſtoteles der franzöſiſchen Dichtkunſt erhoben. Aus dieſem ſehr abgekürzten Namensverzeichniſſe der vorzüglichſten Dichter des 17. Jahrhunderts, deren Werke noch in den Händen und im Gedächtniſſe eines Jeden ſind, kann man auf die ſchnellen Fortſchritte der Dichtkunſt ſchließen. Andere weniger glänzende aber liebenswürdige Dichter damaliger Zeit, wie z. B. Chapelle, Chaulieu und Mad. Deshoulieres ließt man noch mit Vergnügen. Von den zahlloſen und immer mißlungenen Verſuchen, in franzöſiſcher Sprache ein epiſches Gedicht zu ſchreiben, wollen wir hier nicht ſprechen.

Zwey gleichzeitige Anſtalten, die auf das Gedeihen der franzöſiſchen Literatur großen Einfluß hatten, ziehen zuvörderſt unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Die literariſche Coterie im Hotel Rambouillet, die alle Werke nach ihrer Art beurtheilte, begünſtigte oder verwarf, und die vortreffliche Schule von Port-royal. Wenn gleich in den Salons der erſt angeführten Geſellſchaft Cotin und Menage in den Himmel erhoben, und Corneille nebſt Moliere herabgeſetzt wurden; wenn gleich Voiture und Balzac, die Orakel dieſes literariſchen Clubs, durch ihre Mängel und Gebrechen bekannt ſind, ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß dem erſtern von dieſen Schriftſtellern die franzöſiſche Proſe Geſchmeidigkeit, und dem andern Wohlklang und Ernſt verdankt, und daß die Geſellſchaft im Hotel Rambouillet, ungeachtet ihrer oft ſchiefen Urtheile, die Literatur beförderte. Eine Menge erleuchteter und gründlich gelehrter Köpfe ging aus der Anſtalt im Port-royal hervor; wir wollen von denſelben hier bloß Racine und Pascal anführen.

Wie reich war die Beredſamkeit an Muſtern jeder Art in dieſen beyden Jahrhunderten! Pascal ſchreibt ſeine Lettres provinciales, und liefert in der Kunſt zu ſchreiben, ein bisher unerreichtes Vorbild aller redneriſchen Schönheiten; Patru und Peliſſon erwerben ſich durch ihre publiziſtiſchen Werke Achtung; ſtreng zeigt ſich die Kanzelberedſamkeit auf Bourdaloue's Lippen, zierlich in Flechier's Munde, erhaben wenn Boſſuet ſpricht. Die ernſte Muſe der Geſchichte zählt würdige Prieſter in ihrem Dienſte; auch in dieſem Theile der Literatur erwirbt ſich der nämliche Kanzelredner, Boſſuet, einen Ehrenkranz; Mezerai wird ungeachtet ſeiner veralteten Schreibart anziehend; Rapin de Thoyras zeigt, wie man Geſchichte mit Urtheilskraft ſchreiben ſoll; ein einziges zierlich geſchriebenes hiſtoriſches Werk erhebt St. Real zum claſſiſchen Schriftſteller, und er ſelbſt findet in ſeinem Zögling Vertot einen würdigen Nebenbuhler; endlich darf der Cardinal von Retz nicht übergangen werden, der zwar, wie wir aus ſeinem eigenen Geſtändniſſe erfahren, in den politiſchen Welthändeln ſich nicht immer ſeinem geiſtlichen Stande angemeſſen betrug, als Geſchichtſchreiber aber ſehr oft dem Salluſt und ſelbſt dem Tacitus gleich ſteht.

Von philoſophiſchen Schriftſtellern führen wir bloß den Namen Descartes an; das Verdienſt dieſes Philoſophen iſt zu bekannt, und die Beurtheilung desſelben verdiente einen beſondern Aufſatz. Mit bewundernswürdigem Scharfſinne entdeckt Mallebranche die Verirrungen der Einbildungskraft, läßt ſich aber ſelbſt durch letztere ſo irre führen, daß er einige Wahrheiten, die er ans Licht gebracht hatte, wieder mit undurchdringlichem Dunkel umhüllt. Den ehrlichen Zweifler de Montaigne kennt ein Jeder; ſeine Lehre erweitert Lamotte-Levayer, und Bayle dehnt ſie auf alle Gegenſtände aus, die der menſchlichen Urtheilskraft unterworfen ſind. Ernſt, finſter und unbiegſam zergliedert la Rochefoucault das menſchliche Herz; in ſcherzhaftem und hinreißendem Style züchtiget der gute Labruyere die Sitten; und der unſterbliche Fenelon, den alle religiöſen Secten ohne Ausnahme ehren, verkundet in ſeinem Telemach die Tugend und Weisheit mit einem Feuer, welches ſeine Beredſamkeit zur Dichtkunſt erhebt, und unwiderſtehlich macht.

So viele Männer und Werke aus jener Zeit, die ſich nicht allein um Frankreichs, ſondern um Europa's Literatur Verdienſte erwarben, drängen ſich uns jetzt auf; wir bedauern, ſie nicht nennen zu können, weil wir ja ſelbſt, aus Mangel an Raum, in dieſem Ueberblicke das Lehrreichſte, nehmlich, die Unterſuchung, welchen Einfluß eine eben ſo glänzende als unglückliche Regierung, wie die **Ludwigs** XIV.; welchen Einfluß die Geiſtesfreyheit und der Geisteszwang unter den verſchiedenen Miniſterien eines **Richelieu**, **Mazarin**, **Fouquet** und **Colbert** auf Frankreichs Literatur hatten, mit Schweigen übergehen müſſen.

(Schluß folgt.)

Kleine Denkwürdigkeiten.

Unter dem Propſte und Univerſitäts-Kanzler, **Juſtus Kosmann** in Wien, entſtanden Zwiſtigkeiten, der Ertheilung des Doctorgrades wegen. — Mehrere gelehrte Männer, unter ihnen der Geheimſchreiber und Hiſtoriograph des Kaiſers **Maximilian** II., **Cuſpinianus** (**Spießhammer**), auch Superintendent der hohen Wiener-Univerſität, waren in dieſelben verwickelt. Deſſen Schwager, **Johann Buſch**, Caplan und Hofprediger, ereiferte ſich ebenfalls, — bis endlich die Wahl zum Propſte und Kanzler im Jahre 1510 auf ihn fiel, und hierdurch der Streit beygelegt war. — Dieſer Federkrieg veranlaßte zwey Ausforderungsbriefe der beyden erſtbenannten Männer, aus denen wir hier folgende Stellen mittheilen:

An Dr. **Cuſpis**.

So du nit anderſt wild ungeen mit den Dingen, und du ſo faſt machſt umb den Vice-Cancellarium, ſo ſei dir ein, und auf das Evangelium ſchworen, es mit Recht ausgeet, das mir ein Flueg oder das Leben gar mueß laſſen, oder dich und dein Schwager *) ausgeſenngen, als die Mews, und das ſey dir gehaiſſen.

An **Putſch**.

Der Eingang wie vorn das gar mueſt laſſen, und i ſonſt an keinen anderen menſchen rechnen will an ſolich Sunabent Fewr zurich in dem Stroblhof das ein Luſt mag ſein, und ſoll mich das Pulver einen Schilling geſteen — Probſt ſchaw auf, das dir der Schwerz nit in den pueſſen ryen und in dein peterſtorf nit den Flammen zwegen bring! —

M. v. M.

---

*) **Putſch** nämlich.

Die Entſtehung des Wortes **Demarcation** iſt in folgender Geſchichte enthalten: Als zwiſchen dem ſpaniſchen Könige **Ferdinand der Catholiſche**, und dem portugieſiſchen Könige **Johann** II. Irrungen wegen den Grenzen ihrer Eroberungen in Indien entſtanden waren, erſuchten beyde Theile den Papſt **Alexander** VI. den Streit zu ſchlichten. Dieſer zog eine Linie von einem Pole zum andern, vermöge welcher den Portugieſen Oſt-Indien, und den Spaniern Weſt-Indien zu Theil wurde. Dieſe Linie nannte man Ligne de marcation. Weil aber dieſer vom Papſte gezogene Meridian beyden Theilen nicht anſtand, ſo ſetzten ſie einen andern Meridian feſt, welcher Ligne de démarcation genannt wurde, weil er von der Mittagslinie **Alexanders** VI. abwich.

A. G.

•

Eine der wichtigſten Erfindungen iſt unſtreitig die der **Dampfſchiffe**. Allein ſo ſchätzbar und belohnungswürdig ſie auch immer iſt, ſo gehört ſie doch bloß unter diejenigen, von welchen das Alte: Inventis facile est addere, behauptet werden kann, indem ſie für ein Corollar der Erfindung des Luftballons muß angenommen werden. Der gewaltige Trieb des verſchloſſenen Dampfes mußte endlich auf den Gedanken bringen, und wird vermuthlich noch zu mehreren anderen wichtigen Erfindungen einen Fingerzeig geben. Da man in unſerer Zeit mit der Luftfahrt auftrat, erſchien ſogleich eine ausführliche Diſſertation in lateiniſcher Sprache, von dem Ex-Jeſuiten **Michael Paindtner**, nachmaligem Domherrn des Raaber Biſthums in Ungarn, in welcher unwiderſprechliche Beweiſe angeführt werden, daß dieſe Erfindung ſchon vor mehreren Jahrhunderten bekannt, aber aus Mangel der zureichenden Unterſtützung vernachläſſiget wurde.

v. **Groſſing**.

•

Job, von dem der Jeſuit **Franc. Vavaſſor** in ſeinen Werken (Amſterdamer Auflage S. 416) der Meinung iſt, **Moſes** müſſe lange nach ihm gelebt haben, indem in allen Büchern **Jobs** auch nicht die geringſte Spur des dem **Moſes** geoffenbarten Geſetzes zu finden iſt, und daher auch um ſo weniger **Job's** Bücher für ein Werk des **Moſes**, wie **Origenes** behaupten wollte, können angenommen werden; **Job** hinterließ einige nachdenkenswürdige Sprüche im Fache der Naturkunde. Nebſt dem, was er im 26. Cap.

7. Vers von Edelſteinen, Gold und Silber, wie auch von unſerm Erdballe ſagte, ſpricht er im 28. C. 2. V. von einem Stein, der durch die Wärme in Erz verwandelt wird; im 14. C. 9. V. von der Pflanze, welche dem Geruche des Waſſers gemäß treiben wird. Er bemerkte weiter, daß aus den Felſen Waſſer und Oehl fließe. Er ſpricht im 33. C 5—9. V. ſehr ſcharfſinnig über die Begierde zur Freyheit der von uns ſogenannten unvernünftigen Thiere; und im 12. C. 7. 8—9. V. ſagt er: Frage die Thiere, und ſie werden dich belehren; rede zu der Erde, und ſie wird dir antworten. Unter andern fragt er auch: Wer kennt die Schätze des Schnee's?

v. Groſſing.

*

Im Journal universel des sciences medicales (erſter Jahrg. 1816) befindet ſich eine merkwürdige Geſchichte erblicher Blindheit. Von acht Knaben des blindgewordenen Lecompte wurden ſechs, und alle drey Töchter blind. Drey blinde Söhne und zwey Töchter heiratheten. In jeder Familie ſind Einige blind geworden. Im Ganzen ſind 37 Individuen, Nachkommen Lecompte's erblindet, von denen 17 der jetzigen Generation angehören. Der Rath vieler Aerzte hat nichts gefruchtet, nur ſtarke und häufige Aderläſſe haben die Fortſchritte verzögert, die Blindheit bis zum 38. Jahre abgehalten.

M. v. M.

*

Als Tavernier ſich zu Baroche bey einigen engliſchen Kaufleuten aufhielt, kamen mehrere indiſche Gaukler, und erbothen ſich, ihre Künſte zu zeigen. Tavernier war neugierig, und jene ſchickten ſich an. Das Erſte, womit ſie unſern Reiſenden bis zum Erſtaunen überraſchten, beſtand darin, daß ſie in einem großen Feuer eiſerne Ketten glühend machten, welche ſie ſich um den bloßen Leib wickelten, ohne irgend ein Zeichen des Schmerzes merken zu laſſen. Doch das war nur eine Kleinigkeit gegen das Weitere. Sie nahmen darauf ein Stückchen Holz, welches ſie in die Erde ſteckten, und dabey fragten, was ſie darauf ſollten wachſen laſſen. Tavernier lächelte, aber ſein Erſtaunen vermehrte ſich bald, als man ihn im Voraus des richtigen Erfolgs verſicherte. Man verlangt, daß Feigen aus dieſem Hölzchen wachſen ſollen. Die Gaukler verſprechen es, und Einer aus ihnen bedeckt ſich mit einem leinenen Tuche, und kauert fünf- bis ſechsmal nieder. Tavernier, deſſen Neugierde aufs

Höchſte geſtiegen war, näherte ſich der Leinwanddecke, und ſah mit betroffenem Blick — doch er mag es ſelbſt ſchildern. Ich ſah, erzählt er, daß dieſer Menſch mit einem Scheermeſſer ſich ein Stück Fleiſch unter der Achſel abſchnitt, und mit ſeinem Blute das in die Erde geſteckte Holz beſtrich. — Jedesmal, wenn er zurück trat, wuchs das Holz vor unſern Augen ein Stück in die Höhe; bey dem dritten Male kamen Aeſte und Zweige mit Knoſpen hervor — beym vierten Male bekam der Baum Blätter — beym fünften Male ſahen wir Blüthen. Dieſes Schauſpiel würde noch länger gewährt haben, wenn nicht ein engliſcher Geiſtlicher daran ein Aergerniß genommen, den Baum zerbrochen und erklärt hätte, daß er demjenigen den Genuß des Abendmahls verſagen werde, welcher noch weiter einen Zuſchauer bey dieſer Teufeley abgäbe. Die engliſchen Kaufleute wußten nun nichts anders zu thun, als die Gaukler fortzuſchicken; ſie entfernten ſich, nachdem ſie ein Geſchenk von etwa 12 Thalern erhalten hatten, ſehr zufrieden, und Tavernier ſchrieb nieder, was er geſehen. Gſr.

◆

Ritter Simon Stuart von Hartley fand einſtmals bey Sichtung ſeiner Familienpapiere auf dem Rücken eines Contractes die Anzeige, daß 15,000 Goldſtücke auf dem Felde eingegraben wären. Der Ort war genau bezeichnet. Er begab ſich mit ſeinem Diener hin, ließ am angegebenen Orte nachgraben, und ſiehe! er fand wirklich den Schatz in einem großen, eiſernen Topfe, mit Pergament überdeckt, auf welchem die Worte ſtanden: »Der Teufel ſoll es eher haben, als Cromwell!« — M. v. M.

Novelliſtik.

Bey der maſſenweiſen Fruchtbarkeit der deutſchen Literatur bleibt uns doch noch die Beruhigung, zu ſehen, daß das Vortreffliche und wahrhaft Tüchtige, durch eigene Kraft aus dem Alles verſchlingenden Schwall ſtattlich hervorragend, zur Kenntniß der Beſſern und Berufenen der Nation gelangt, um durch ſie der Zeitgenoſſenſchaft und Nachwelt erhalten zu werden. Eine ſolch frohe Erfahrung machen wir ſo eben an einem Werke, das die Neigung eines jeden Deutſchen, welcher in ſeiner Mutterſprache das ewige Palladium der Volksthümlichkeit verehrt, mehr oder weniger feſſeln muß. Es iſt die deutſche Grammatik von Jac. Grimm, dem die Freunde altdeutſcher Poeſie ſo viel herrliche Blüthen verdanken. Von dieſem, im ächten Sinne des Wortes, claſſiſchen Buch, welches, wie ſich unlängſt, wenn wir nicht irren, die Göttinger-Anzeigen in einer gehaltreichen Recenſion äußerten, wohl eben ſo gut: Germaniſche Sprachlehre (in der umfaſſendſten Bedeutung) heißen könnte, iſt der erſte Band kaum 1 Jahr heraus, und ſchon wird, wie uns ein Schreiben des ehrenwerthen Verfaſſers berichtet, eine zweyte Auflage vorbereitet. Wahrlich! ein ſolcher Eingang eines ſolchen Buches muß jeden Deutſchen mit Freude, und in Anſehung der bibliopoliſchen Hyperproductivität, mit Troſt erfüllen. Bemerkenswerth mag es übrigens wohl ſeyn, daß dieſem Werk die Ehre des Nachdrucks noch nicht widerfahren iſt; vielleicht rührt dieß daher, weil die Criſpinianer ihre Spähblicke gewöhnlich nur auf die Titel richten.

Gfr.

Der Catalog der verbothenen Bücher in Rom (er ſelbſt hatte in frühern Zeiten unter dieſe gehört) enthält unter Anderm die italieniſche Ueberſetzung von Yoriks Reiſe, Richerands Phyſiologie, die Bibliotheque universelle etc. — Der Steindruck wird in Rom ſehr cultivirt. Ein Eingeborner hat den Apparat ſo vereinfacht, daß er von jedem Layen verfertigt, von einem einzigen Menſchen leicht transportirt, und überall ſogleich aufgeſtellt werden kann. Es heißt, daß ſich die päbſtliche Regierung des Steindrucks bedienen werde.

Seit dem 10. Nov. befindet ſich der Sohn des großen Mozarts in Bremen. Man hält ihn als Künſtler, Pianoforte-Spieler und Componiſt für gleich achtungswürdig.

Am 7. d. M. gab der Hofopernſänger, Hr. Franz Siebert zum erſtenmale im k. k. Hoftheater n. d. Kärnthner-Thore zu ſeinem Vortheile Fioravanti's comiſche Oper: Die Sängerinnen auf dem Lande. Sie wurde mit allem Kunſt-Aufwand, mit aller Präciſion ausgeführt, welche das veraltete, ähnlich ſchon mannigfaltig benützte Sujet in den zum Theil trefflichen, oft ſehr characteriſtiſchen und brillanten Geſang-Sätzen fordert, wenn das Ganze auf der Hauptbühne einer Reſidenz heut zu Tage von Wirkung ſeyn ſoll; um ſo mehr, als es ſcheint, daß der Componiſt hinſichtlich der Inſtrumentirung eben nicht große Luſt hatte, eine Palme zu erringen. Außer einer Arie des Landgut-Beſitzers Marco, worin nur auf eine gute Falſetſtimme gerechnet iſt, mag wohl nichts weggeblieben ſeyn; dafür aber wurden mit vielem Glück wieder andere Nummern eingelegt, wie nämlich des Aufwärters Gianſimone comiſche Arie von Generali, worin er durchaus auf einer Klangſtufe (Orgelpunct) bleibt; und jene ſo ſehr mit Recht beliebte Arie aus dem Lotterieloos »Nein, ich ſinge nicht« (welche Mad. Grünbaum unübertrefflich vortrug); ja, man kann ſagen, daß durch dieſe momentane Verſetzung die Oper merklich gewonnen hat. Der Beneficiant (Kapellmeiſter Bucephalo) wählte ſich ebenfalls eine beſondere Arie, die nur durch die Vorzüge des Sängers und Schauſpielers Bedeutenheit gewann. Das Perſonale konnte ſich eines einſtimmigen Beyfalles, Hr. Siebert, die Damen Grünbaum und Lembert insbeſondere der Ehre erfreuen, hervorgerufen zu werden.

Wilh. Blum.

Dem Vernehmen nach wird unter den Auſpicien Sr. kaiſ. Hoheit des Erzherzogs Johann, dieſes erhabenen Prieſters und Beſchützers der Kunſt und Wiſſenſchaft, eine »Steyermärkiſche Zeitſchrift« vorbereitet.

Mit den zu Tivoli angefangenen Nachgrabungen ſoll in Kurzem wieder fortgefahren werden. Die einſtweilen aufgefundenen Stücke, deren Ausfuhr nach dem Auslande unterſagt worden iſt, ſind folgende: eine ſitzende, ſehr ſchöne, weibliche Statue, mit einer preiswürdigen Draperie, und vollkommen wohl erhaltenen antiken Kopfe, Fragmente von drey Gladiatoren, und eine Statue, etwas unter Lebensgröße, die einen jungen, aufrecht ſtehenden Menſchen vorſtellt. — Die Antiquare wiſſen ſich nicht zu erinnern, daß jemals ſo viele Denkmäler aus dem alten Egypten zu Rom angekommen ſeyen, als unter dem dermaligen Pontifikate. Der Römer Guidi iſt es, der auf Verfügung des Papſts, eine beträchtliche Anzahl ſolcher Alterthümer, die er ſelbſt durch Araber in verſchiedenen Gegenden Egyptens, und vornehmlich in den Umgebungen des alten Theben ausgraben ließ, nach Italien herüber geſchafft hat.

Der Mechaniker, Xaver Michael, in Offenbach wohnhaft, hat eine ſehr einfache Maſchine erfunden, mittelſt welcher, man über einen Fluß kommen, ja ſogar ſich aufs Meer wagen kann, ohne unterzuſinken. Wenn ſie aufgeſpannt iſt, hat ſie ungefähr fünf Fuß im Durchmeſſer. In der Mitte der Maſchine befindet ſich eine Aushöhlung, die 1 Fuß 3 Zoll tief iſt; dieſe hat die Beſtimmung, den Reiſenden in ſich aufzunehmen. Wenn die Maſchine auseinander gelegt worden iſt, kann man ſie leicht von einem Orte an einen andern ſchaffen. Ihr ganzes Gewicht überſteigt nicht 3 Pfund. Der Erfinder hat mit dieſer Maſchine ſchon mehrere Verſuche auf dem Rhein angeſtellt, die vollkommen geglückt haben. Er geht damit auf dem Waſſer in allen Richtungen, und ohne aller Anſtrengung, wohin es ihm beliebt. Um den Nutzen derſelben noch mehr zu beſtätigen, iſt er Willens, von Kehl bis zum Ausfluſſe des Rheins, mittelſt ſeiner Maſchine eine Reiſe nächſtens zu unternehmen.

J. B.

Hr. Profeſſor Meinecke in Halle, hat eine ſchöne Erleuchtung, mittelſt electriſchen Lichtes, und mit Hülfe einer in Glasröhren verſchloſſenen künſtlichen Luft, zu Stande gebracht. Da die electriſchen Funken ſich ins Unendliche verbreiten, ſo wäre es vielleicht in Zukunft möglich, mittelſt einer einzigen electriſchen Maſchine, und dem von Hrn. Meinecke erfundenen Verfahren, mit geringen Koſten, eine ganze Stadt zu erleuchten. J. B.

Es wird vielleicht nicht allen Freunden der franzöſiſchen Literatur bekannt ſeyn, daß hier eine Bibliothèque amusante et instructive erſcheint, die alle geeigneten neuen Werke, ſobald ſie in Paris herauskommen, aufnimmt. In den 36 bisher erſchienenen Bänden, befinden ſich die vorzüglichſten Werke, der Fr. v. Staël, der HH. St. Lambert, Delille, Légouvé, Raynouard, Berchoux, Rènè-Richard, Caſſel, Darwin und Deleuze, Chateaubriand, u. ſ. w. Alle dieſe Werke haben ein bequemes Format, und viel weniger Druckfehler, als die vorgen ähnlichen Sammlungen; ja man könnte ſogar ſagen, daß ſie, beſonders die zuletzt herausgekommenen, ſehr correkt ſind. Von der Wahrheit dieſer Angabe kann ſich Jeder überzeugen, der ſich einige Bände davon (denn jedes Werk wird auch einzeln gegeben), um den Preis von 2 fl. 30 kr. W. W. in dem Schrämbl'ſchen Bücherverlag anſchafft.

V. A. Coremans.

Ein Hr. **Heinrich Meidinger** in Frankfurt a. Main, erklärt die von dem Hrn. Hofrath v. **Langsdorff** in Rio-Janeiro ergangene Warnung, den Hrn. Dr. **Freyreiß** betreffend, für ungegründet. Er nimmt (in Nr. 281 des Morgenblattes), ſowohl deſſen Charakter überhaupt, als ſeinen wiſſenſchaftlichen Eifer, und ſeine Aufforderungen, die Zahl ſeiner Coloniſten zu vermehren ꝛc. in Schutz, und vertheidigt ihn gegen die Vorwürfe, als habe er ſeinen Freunden und Beſtellern in Rußland, Preußen ꝛc. elendes Zeug geſchickt; ſo werden beſonders ſeine zoologiſchen Sendungen nach Moskau, und an das Joanneum angerühmt. Dr. F. wird mit aller Wärme der Freundſchaft, und mit ſolchen Gründen vertreten, die den Anſpruch auf Beglaubigung für ſich haben können, übrigens von der Zeit ihre Beſtätigung erwarten. Ganz ſchweigen wollen wir aber mittler Weile nicht, da es ſich um eine Ehrenſache handelt

Die von den Gebrüdern **Anton** und **Friedrich Wranitzky**, am 8. d. M., im k. k. kleinen Redouten-Saale gegebene muſikaliſche Akademie war ſehr beſucht, und kann zu den glänzenderen gezählt werden, die wir in dieſem Jahre hörten. **Anton Wranitzky** ſpielte ein Concert auf der Violine, von ſeiner Compoſition, **Friedrich Wranitzky** trug auf dem Violoncell den erſten Satz eines Concerts von **Nicolaus Kraft**, und zum Schluß ein von ihm componirtes Rondo vor. Beyde Künſtler halten ſo ziemlich gleichen Schritt zu dem vorgeſetzten rühmlichen Ziele, und wandeln immer glücklicher die ſteile Bahn zur Virtuoſität. Ihre Compoſition iſt lobenswerth, und verräth auch hier vieles Talent. Dlle. **Anna Wranitzky** ſang eine Arie a. d. Oper **Sigismondo** von **Roſſini**, und ein Duett a. d. Oper **Armida**, von **Roſſini**, mit Herrn **Babnigg**; die liebliche Sängerinn, welche beyde anſprechende Piecen mit bekannter Kunſtfertigkeit, und mit einer ihr eigenen Grazie vortrug, gewann wie immer, den Beyfall aller Zuhörer. Die Ouverture a. d. Oper **Carlo Fioras** von **Fränzl**, iſt in der Anlage und Durchführung meiſterhaft.

J. R.

Karamſins »**Marpha**,« ſchon früher ins Deutſche überſetzt, hat nun auch, durch St. **Hyppolite** übertragen, in Paris die Preſſe verlaſſen. — Die Ueberſetzung iſt breit, und ohne Kraft. — In einem Original-Werk des St. **Hyppolite**, führt ſich wieder der Teufel wie ein beſeſſener Narr auf, ja um den armen **Burit**, der ſich ihm, um Geld zu bekommen, verſchrieben hat, zu erhalten, dringt er bis in das Kloſter, wird aber glücklicher Weiſe zurückgetrieben. — Vom Anfange an, bis gegen die Mitte des nicht 200 Seiten großen Werkes, zeigt ſich keine Spur von Handlung — ſchon verwünſchte ich den Verfaſſer dieſes wäſſerigen Productes, endlich fängt er jedoch an, recht bunt zu werden, aber es war leider ſchon alle. — Wie unvernünftig der Teufel manchmal handelt, mag der Leſer aus der Stelle erſehen, wo, nachdem er ſeinen Opferer von der Sterblichkeit der Seele zu überzeugen geſucht hat, er ihn höflichſt erſucht, ſich ihm auf 10 Jahre zu verſchreiben. —d.

Voyage mysterieux dans l'Isle de la vertu, iſt eine lange und mißlungene Allegorie ohne Kraft und Saft. Einige Stellen, z. B. die, wo der Verf. die Gegend ſchildert, wo ſich die Coquetterie, die Melancholie ꝛc. aufhält, ſind nicht ganz zu verwerfen. Indeſſen werden ſie gewiß dem Buche ſehr wenig nutzen, denn ſicher wird Niemand den Muth haben, ſie darin aufzuſuchen. Um eine Allegorie nur leſerlich zu machen, dazu gehört ſchon viel Talent, um ſie gut zu machen aber gehört Genie, und das hat der Verf. leider nicht.

—l.

Das Converſationblatt für das Jahr 1820

(im Verlage der Cath. Gräffer'ſchen Buchhandlung) wird vielfältig bereichert und ergänzt ſeyn. Z. B. wird der Artikel Muſik ſorgfältiger behandelt, und eine

neue ſtehende Rubrik: Theater,

die Erſcheinungen der Bühnen in rein dramaturgiſchen Critiken würdigen, zu welchem Geſchäft ſich zwey vortheilhaft ausgewieſene Aeſthetiker mit der Redact. vereinigt haben. — Wie der Artikel Kunſt, ſollen auch die andern Fächer: Naturwiſſenſchaft, Geſchichte, Philoſophie, Literatur ꝛc. an Gehalt und Zeitgemäßheit gewinnen. — Für unterhaltende Lectüre wird durch Erzählungen, Novellen ꝛc., durch comiſche und humoriſtiſche Aufſätze ꝛc. geſorgt, zu deren regelmäßigen Lieferungen ſich Hr. J. F. Caſtelli verbunden hat. — Das Intereſſe der Novelliſtik wird durch neue Correſpondenten, und durch Auffaſſung von Tagesangelegenheiten des hieſigen Platzes weſentlich geſteigert werden. — An die Reihe der bisherigen achtungswerthen und ausgezeichneten Mitarbeiter haben ſich andere von Ruf und Rang wohlwollend angeſchloſſen ꝛc. ꝛc. Zweckdienliche Beyträge werden anſtändig honorirt; Tagsnotizen ſind ſehr willkommen.

Das Converſationblatt (nach wie vor in der Walliſhauſſer'ſchen Officin gedruckt), wird das bisherige Druckformat, aber etwas kleinere Lettern haben, ſo, daß durch die hinzukommenden allwöchentlichen Beylagen ꝛc. faſt um ein Drittel mehr Text geliefert wird. Wöchentlich erſcheinen drey Nummern. — Es werden Abbildungen, auch von Gegenſtänden des Luxus und der Mode, Muſikblätter ꝛc. beygegeben. — Der Preis bleibt, ungeachtet des bedeutend vermehrten Koſtenaufwandes, welchen dieſe beträchtlichen Erweiterungen vorausſetzen, wie im jetzigen Jahr, nämlich 7 fl. W. W. vierteljährig; durch die k. k. Poſtämter 17 fl. halbjährig. Dieſe billige Rückſicht legt uns die eingetretene Wohlfeilheit, ſo wie die Unterſtützung auf, mit der das geneigte Publicum unſre Zeitſchrift begünſtigt. Den Sammlern von 6 Exemplaren, wenn ſie ſich unmittelbar an uns wenden, laſſen wir ein ſiebentes gratis ab. — Alle Buchhandlungen der Monarchie nehmen Pränumeration an; der Preis iſt überall der hieſige.

Eine ausführlichere Ankündigung wird bey uns und in jeder andern erbländiſchen und auswärtigen Buchhandlung vertheilt.

Wien, im December 1819.

Die Redaction des Converſationblatts;
(Franz Gräffer.)
Der Verlag: Cath. Gräffer'ſche Buchhandlung.
(Weihburggaſſe, Lilienfelderhof Nr. 904.)

(Alleiniger) Redacteur dieſer Zeitſchrift: Franz Gräffer; Verleger: J. B. Walliſhauſſer.

Converſationsblatt.

49.

Freytag, den 17. December 1819.

Frankreichs Literatur.

Von J. Bernhard.

(Schluß von Nr. 48.)

Einige Bemerkungen über Voltaire, Jean Jacques Rouſſeau, und das ungeheure, damals wichtige, jetzt vielleicht zwecklose Unternehmen einer Encyclopädie der Wiſſenſchaften zu ſchreiben, ſollen dieſen Aufſatz ſchlieſſen.

Ich habe ſchon bemerkt, daß der Einfluß, den man den Schriftſtellern des 18. Jahrhunderts zuſchreibt, wohl früher, und ſchon in den Zeiten geſucht werden müßte, wo beiſſender Witz vor den Augen des Volks, auf der Bühne, die Schwächen und Laſter der Geſellſchaft, ohne Anſehen der Perſon, angriff, und den Nimbus zerſtreute, auf dem die gegenſeitige Achtung der verſchiedenen Claſſen in der Nation beruhte. Voltaire's Grundſätze, ſeine Werke, ſeinen Character wollen wir hier weder loben noch tadeln; aber eine Bemerkung, die ſich wohl Jedem aufdringen wird, der die Schriften dieſes Mannes geleſen hat, erlauben wir uns. Voltaire war viel zu eitel und viel zu klug, um in ſeinem Vaterlande durch ſeine Schriften die Ereigniſſe herbeyführen zu wollen, die ihm ganz unfehlbar wo nicht das Leben gekoſtet, dennoch wenigſtens den ihm unentbehrlichen Genuß, von den Großen geſchmeichelt zu werden, entzogen hätten.

Was Rouſſeau betrifft, ſo, däucht uns, geht aus ſeinen Geſtändniſſen hervor, daß er entweder einer der erhabenſten oder der verworfenſten Menſchen war. Wer ſolche Bekenntniſſe von ſich der Welt zu überliefern im Stande iſt, wie es Rouſſeau that, verachtet entweder ſich ſelbſt und ſeine Nebenmenſchen im höchſten Grade, oder beſitzt den über ſein Unglück erhabenen Stolz, ſeine Fehler, als Fehler und Gebrechen der menſchlichen Natur, frey einzugeſtehen, um andern zur Lehre zu dienen. Dieſe Art Menſchen iſt freylich in allen Ständen ſelten. Seine einflußreichen Schriften wurden ihm von Umſtänden und von der Dürftigkeit, in der man ihn, ungeachtet ſeines erwieſenen Talentes ſchmachten ließ, abgedrungen. Den Werth und Unwerth derſelben glauben wir noch gar nicht entſchieden. Rouſſeau hat nicht für Kinder geſchrieben; an dem erwachſenen Menſchen, deſſen Unmoralität man dem Leſen der Werke dieſes Philoſophen zuſchreiben wollte, glauben wir aber, war ſchon nichts mehr zu verderben, als er die Bücher in die Hand nahm.

Faſt zur nehmlichen Zeit, als Rouſſeau zu ſchreiben anfing, faßten d'Alembert und Diderot, zwey der kenntnißreichſten Schriftſteller und Philoſophen ihres Jahrhunderts, den Entſchluß, ſich andere Gelehrte beyzugeſellen, und die vorhandene Maſſe des Wiſſens in einem Werke zu vereinen. Um dieſen Vorſatz in Ausübung bringen zu können, bedurften die Herausgeber einer wiſſenſchaftlichen Encyclopädie nicht bloß einen Capitaliſten, ſondern einen Buchhändler, der ſein Geſchäft mit Thätigkeit und mehr aus Liebe zu den Wiſſenſchaften, als um ſeines Vortheiles willen betrieb; dieſen thätigen Mann fanden die beyden Philoſophen in der Perſon des Buchhändlers Panckaucke, deſſen Sohn noch jetzt mit Erfolg, raſtlos und bey ſeinen Unternehmungen immer auf den Ruhm ſeiner Nation bedacht, die Bahn verfolgt, die ihm von ſeinem Vater vorgezeichnet wurde. D'Alembert, Diderot und der Buchhändler Panckeucke legten den Grund zu dem Pharus, der das wiſſenſchaftliche Licht, nicht bloß über Europa, ſondern bis in die entfernteſten Gegenden verbreitete. Von dieſem Zeitpuncte an iſt es nicht mehr möglich, die Fortſchritte des philoſophiſchen Geiſtes in allen Zweigen der Wiſſenſchaften, in einem allgemeinen Entwurfe darzuſtellen. Dieſes Denkmal der geiſtigen Kraft des 18. Jahrhunderts, deſſen nützlichere Umſtaltung in der Encyclopédie methodique die Erben des rühmlichen Unternehmers fortgeſetzt haben, wird nun bald vollendet daſtehn; ſpätere Jahrhunderte werden ſich noch, wenn auch das ſchnelle Fortſchreiten unſerer Kenntniſſe ſeine Wirkſamkeit mindert, aus der Encyclopädie belehren und zugleich dabey einſehen, was Wille, Thätigkeit und feſter Sinn zu leiſten vermögen.

Ich fühle, wie ſchwach, flüchtig und unvollkommen meine Feder die Hauptzüge der literariſchen Geſchichte Frankreichs in dieſen Blättern hinwarf; doch auch das Unvollkommenſte hat ja wenigſtens das Verdienſt, bisweilen neue Ideen zu wecken. Deutſchlands thätige Gelehrte, die nicht allein aus ihrem Innern reichlich ſchöpfen, ſondern eifriger als bey jeder andern Nation auch die Schätze aller andern Völker ausbeuten, werden mit Nachſicht dieſen Verſuch beurtheilen, dem ich, wenn Verhältniſſe ſich nicht meinem Wunſche widerſetzten, gern in einem größern Werke oder in öffentlichen Vorleſungen, eine genügendere und nützlichere Ausdehnung geben würde*).

Aus und über Frankreich.

I.

Die Fortſchritte der Lancaſter'ſchen Lehrmethode in Frankreich ſind faſt unglaublich. Eine neue Einrichtung, die Hr. Morin, Vorſteher einer ſolchen Lehr-Anſtalt in Paris, eingeführt hat, um dem Vorwurfe zu entgegnen, daß die Kinder ſich durch dieſe Unterrichtsmethode an Ungehorſam gewöhnen, und zur Verachtung ihrer Verwandten gereizt werden, verdient Bemerkung. Hr. Morin kommt mit den Eltern ſeiner Zöglinge überein, daß dieſe nicht ſowohl für ihren Fleiß, als für ihr ſittliches Betragen von ihren Angehörigen eine Belohnung empfangen, die den Kindern, nach den Zeugniſſen, die ſie von ihren Eltern über ihre häusliche Aufführung, und nach den Zeugniſſen des

---

*) Wohl dürfte zu wünſchen ſeyn, daß der Hr. Verf. dieſes Aufſatzes ſeine geäußerte Idee: öffentliche Vorleſungen über die franzöſiſche Literatur zu halten, auch verwirklichen möchte.

Lehrers über ihr Betragen in der Schule erhalten, zuerkannt wird. Dieſe Belohnung hat noch einen andern moraliſchen Zweck: ſie wird den Bedürfniſſen der Kinder angemeſſen, und es wird den Zöglingen Gelegenheit verſchafft, entweder dieſes kleine Einkommen auf gute Handlungen zu verwenden, oder ſich ſelbſt die Bücher, welche ſie brauchen, ja nach Umſtänden ſogar Kleidungsſtücke dafür anzuſchaffen. Auf dieſe Weiſe werden die Kinder immer in der Achtung und Abhängigkeit von ihren Vorgeſetzten erhalten, lernen den Werth des Geldes und der Sachen kennen, gewöhnen ſich an Schonung des Erkauften und an Reinlichkeit, und üben ſich außerdem auch in einer Sparſamkeit, die ein vernünftiges Reſultat hat. — Dieſer nehmlichen Lehranſtalt hat die franzöſiſche Regierung den Unterricht der beyden jungen Prinzen aus Macaſſar, in den Celebiſchen Inſeln, anvertraut. Der eine dieſer Knaben, Mandit-Sara, iſt 11, und der Andere, Ber-Ora, 6 Jahr alt. In einem Zeitraume von ſechs Wochen erlernten dieſe beyden Knaben, ohne den mindeſten Vorunterricht erhalten zu haben, in dieſer Schule des wechſelſeitigen Unterrichts, leſen, deutlich ſchreiben, die franzöſiſche Ausſprache, die Anfangsgründe der Rechenkunſt, die Gebete und den kleinen Katechismus. Als der franzöſiſche Juſtizminiſter und Groß-Siegelbewahrer, Graf Deſerre, im Anfange verfloſſenen Monaths, ſeinen fünfjährigen Sohn in die Schule des Hrn. Morin einführte, ſah man mit Verwunderung einen dieſer jungen Prinzen dem Sohne eines franz. Miniſters den erſten Unterricht im Leſen ertheilen.

* * *

Eine kleine Schrift des verdienſtvollen Mathematikers Francoeur, die kürzlich unter dem Titel: le dessin linéaire d'après la méthode de l'enseignement mutuel, erſchien, iſt beſonders deßwegen merkwürdig, weil der Mathematiker Pirkenſtein, in ſeinen »Erzherzoglichen Handgriffen,« ſchon eine ähnliche Methode befolgt, und bey dem Unterrichte, den er dem Kaiſer Ferdinand gab, in Anwendung gebracht hat. —

* * *

Eines der frühern Blätter hat ſchon angezeigt, daß die franzöſiſche Regierung, auf Veranlaſſung des Hrn. Dr. Marc, Hunde aus Neu-Foundland kommen läßt, die mit dem beſonders glücklichen Inſtinct begabt ſind, Perſonen, die ins Waſſer fallen, herauszuziehen. Dieſe intereſſanten Thiere haben zwar noch nicht in Paris ihre Anſtellung erhalten, allein ſie ſind ſchon in Breſt angekommen. Indeſſen verſucht man im Cirque Olympique den Pariſern von ihren außerordentlichen Fähigkeiten einen Begriff beyzubringen. Man kann ſich vorſtellen, daß es nicht leicht iſt, ihre Rolle gut auszuführen; ein ſchöner, ſchwarzer Pudel hat dieſelbe übernommen, und entledigt ſich ihrer mit allgemein anerkannter Geſchicklichkeit in einer neuen Pantomime: Der wilde Indianer. Sie ſtellt die Gefahren eines Schiffhauptmanns vor, der mit ſeiner Frau und ſeinen Söhnen in die Hände der Wilden gefallen iſt. Viel dramatiſch Schönes muß man in dieſer Pantomime nicht ſuchen; aber der in einen Hund aus Neu-Foundland umgeformte Pudel verdient wirklich aus dieſem erlauchten Geſchlechte abzuſtammen; er bringt, auf ſeinem Rücken ſeinen jüngern Herrn, den ein Indier über Bord geworfen hat, aus dem Meere, und beſteht mit dem letztern einen Kampf auf Leben und Tod, wobey, wie man wohl vorausſehen wird, der Pudel nicht den Kürzern zieht.

* * *

Die Pariſer drängen ſich an der Thüre des Theaters de la Porte Saint Martin, um dort ein neues kleines Stück: Jean Jacques Rouſſeau's Schneider, zu ſehen. Rouſſeau und ſein Schneider führten beyde gleiche Namen, ein Zufall, der ſich oft in der Welt ereignet; nun ſetzt ſich ein reicher Mann in den Kopf, durchaus den Schriftſteller Rouſſeau kennen zu wollen; der Schauſpieler Poiſſon nimmt ſich aber vor, den reichen Herrn zu myſtificiren, läßt alſo zu dem Ende den Schneider Rouſſeau ein paar Seiten aus den Werken des Dialectikers auswendig lernen, und bey einem Gaſtmahle, welches in Montmorency in der Abſicht veranſtaltet wird, um die erſehnte Bekanntſchaft zu bewirken, wird der Schneidermeiſter oder Herr Kleidermacher dem Herrn Montrichard als Rouſſeau vorgeſtellt. Was der After-Rouſſeau ſich aufbläht und für ungewaſchenes Zeug durch einander plaudert, kann ſich nur der vorſtellen, welcher mit dem Schwarm unſerer buntſcheckigen Broſchüren vertraut iſt. Am Ende kommt Hr. Montrichard doch dahinter, daß er einen Windbeutel vor ſich ſieht, der ſich deßwegen für eine bedeutende Perſon hält, weil er einem großen Manne das Maaß genommen, und ein paar Stellen aus ſeinen Schriften zuſammengeſtoppelt hat.

* * *

Am 7. October ſtarb zu Paris einer der arbeitſamſten daſigen Gelehrten, Herr **Philipp Loos**, aus Burweiler, im Niederrheiniſchen Departement gebürtig, im 65. Jahre ſeines Alters. Er redigirte ſeit 1808 das periodiſche franzöſiſche Werk: Les Archives des decouvertes et inventions nouvelles, ferner ſeit 1801 das Journal général de la litérature étrangère, woven monathlich ein Heft erſcheint. In deutſcher Sprache gab er heraus: die Geſchichte der älteſten chriſtlichen Einſiedler in den Wüſten des Orients. 2 Bände in 8. Leipzig 1787, und die Encyclopädie für Künſtler ꝛc. 6 Bände in 8. Berlin 1794—1798. Auch verdankt ihm die von Krünitz angefangene, und von Flörke ꝛc. fortgeſetzte öconomiſch-technologiſche Encyclopädie viele und wichtige Beyträge.

J. V.

Novelliſtik.

Die Meinung über die Exiſtenz der Meermenſchen *) war ſeither dafür und dawider; der Galway Advertiser aber erklärt ſich jetzt mit Beſtimmtheit. Wir ſind (ſagt er poſſirlich), jetzt im Stande, alle Zweifel der Sceptiker über dieſes Doppelgeſchlecht von Thieren niederzuſchlagen, da wir kürzlich ein ſolches Thier auf den Felſen von Derriqymla in Erisberg (Cunnemara) ſich ſonnen geſehen haben, zur Zeit der Ebbe. — Es wurde zuerſt von einem armen Weibe entdeckt, das ein Thier, halb Weib, halb Fiſch, am Ende einem Delphin ähnlich, nach dem Meere eilen ſah, das es, weil die Fluth noch nicht eingetreten war, nur mit Mühe erreichen konnte. T. Evans, Esq. zu Kleggan, ein wohlbekannter Edelmann, war eben an der Küſte angelangt, um noch zu ſehen, wie es ſich ins Meer ſtürzte. Nachdem es das Waſſer erreicht hatte, verſchwand es auf wenig Augenblicke, erſchien aber darauf wieder ganz ruhig. Hr. Evans hatte nun eine günſtige Gelegenheit, das ſo lange bezweifelte Weſen zu unterſuchen. — Es hatte die Größe eines wohlgewachſenen Kindes von 10 Jahren, einen Buſen, wie ein Mädchen von 16 Jahren, üppiges, dunkelbraunes Haar, große, ſchwarze Augen, Hände und Arme von menſchlicher Geſtalt, mit einer durchſichtigen Schwimmhaut, welche den obern Theil der Finger verbindet, mit denen es öfters beſchäftigt war, ſeine fliegenden Locken zurückzuwerfen, und ſie gleichſam wie mit einem Kamm in Ordnung zu bringen; ſeinen Bewegungen ſchien es hauptſächlich mit dem Schwanzfloſſe die Richtung zu geben. Beynahe eine Stunde blieb es in dieſer Ruhe, ob es gleich über 300 Menſchen ſah, bis eine Flinte auf daſſelbe abgebrannt wurde. Hr. Evans ſagt: es ſchiene ihm nicht, als beſäße es die Fähigkeit zu ſprechen; ſein Blick war nichtsſagend und geiſtleer, welches augenſcheinlich Mangel an Vernunft anzeigte. Da jetzt Fiſcherzeit iſt, ſo hoffen wir, daß einer unſerer

---

*) Vergl. den Aufſatz in Nr. 48 des erſten Bandes unſerer Zeitſchrift.

Fiſcher dieß Thier in ſeinen Netzen fangen werde. Es iſt ſehr glaublich, daß daſſelbe, als es ſich zuerſt ſehen ließ, ſich einen Platz, ſeine Jungen zu werfen, ausſuchte.

Das fünfte Heft des Hufeland'ſchen Journals d. J. enthält die neue engliſche Erfindung eines durchaus luftdichten Stiefels von Blech, weit genug, um den entblößten Fuß ganz bequem hinein zu ſtellen, und der ſo an den Fuß befeſtiget wird, daß jedes Eindringen der Luft unmöglich iſt. Im Stiefel iſt ein Loch, an welches eine Röhre von Meſſing angebracht iſt, die mit einer Luftpumpe vereinigt wird. Mittelſt der Luftpumpe wird die Luft aus dem Stiefel gezogen, und dieſer dadurch in einen großen trockenen Schröpfkopf umgewandelt. Ein äußerſt heftiger Andrang des Blutes nach dem Kopfe und andern edlen Theilen kann durch dieſe Vorrichtung abgeleitet werden.

Am 12. d. M. gab Hr. Moſcheles, vor ſeiner Kunſtreiſe nach England ꝛc., ſein Abſchied-Concert im großen Redouten-Saale. Er wählte dazu eine Ouverture (C moll) von Fried. Schneider*), ein Duett von Generali (Mad. Grünbaum und Hr. Babnigg), ein neues Concert für das Pianoforte, und ein Rondo für Pianoforte und Violine (Hr. Böhm); letztere zwey Stücke von ſeiner Compoſition; eine Arie (Mad. Grünbaum) aus der Oper: Der Barbier von Sevilla, und ſchloß mit einer Fantaſie auf dem Pianoforte. In neuerer Zeit dürfte man bey den außerordentlich hochgeſtellten Forderungen, Hrn. Joh. Nep. Hummel ausgenommen, und ohne andern höchſt ehrenvollen Virtuoſen auf dieſem Inſtrumente nahe treten zu wollen — Hrn. Moſcheles auch ſicher für den vorzüglichſten Pianofortespieler anerkennen, den wir in Wien gehört haben — was doch viel ſagen will. — Seine mechaniſche Fertigkeit, die Deutlichkeit, mit welcher er anſcheinend unüberwindliche Schwierigkeiten vorträgt, die Behandlung ſeines Inſtrumentes, welche die innigſte Vertrautheit mit demſelben beweiſt, und eigene Schöpferkraft, werden ihm überall die glänzendſte Aufnahme ſichern. Zudem hat er ein richtig marquirtes Spiel; er vermag, wenn das Inſtrument es geſtattet, auf demſelben eine Coloratur zu gewinnen, die ihn als Muſter empfehlen wird. Die heutige Kunſtleiſtung beſtätigte dieß in dem, großen Inſtrumental-Sätzen und Chören noch mehr günſtigeren Locale aufs Neue; und wenn in den Compoſitionen das Streben deutlich wird, mit ſonderbarer Modulation, und etwas frappanter Inſtrumentirung zu beſtechen, oder die Aufmerkſamkeit rege zu erhalten, wodurch die Ausarbeitung der Motive ein epiſodenmäßiges, fragmentariſches Anſehen gewinnt, ſo dürfte der talentvolle, beliebte Tonſetzer dieß nur mehr auf Rechnung eines Geſchmackes gethan haben, der ſich leider jetzt oft in einem beſondern Knall-Effect befriediget findet. Den dritten Satz des Concertes haben wir ſchon früher gehört. Die Fantaſie war ſehr brillant, und die Durchführung des artigen Thema: Abſchied des Troubadours, verfehlte die Wirkung zum Schluſſe nicht. — Mad. Grünbaum entzückte mit ihrem ſchönen Geſange das Auditorium, durch ſie allein erhielt Generali's Duett Bedeutenheit; in der Arie erhielt ſie enthuſiaſtiſchen Beyfall; ſie ſang ſie zum zweytenmal, und zwar noch beſſer. Dieſe Aufmerkſamkeit für das Publicum, obſchon auch ein Beweis ihrer phyſiſchen Kraft, mag doch wohl ſchätzenswerther, als die Arie ſelbſt ſeyn. Hr. Böhm ſpielte ausgezeichnet ſchön. Die Ouverture ließ an Kraft, Gediegenheit und meiſterhafter Ausarbeitung heute ſämmtliche Muſikſtücke hinter ſich zurück. Ehrenvolle Erwähnung verdient es noch, daß Hr. Moſcheles uns dieſen Kunſtgenuß auch zu 2 fl. W.W. für den Eintritt verſchaffte. Möchten ſich Concertgeber zweyten und noch niedereren Ranges, Declamatoren ꝛc., welche ſeit mehreren Jahren aus 4—5 Gulden-Taxen nicht herauszubringen waren, dieß zum Maßſtab nehmen. G. B.

---

*) Für uns iſt ſie ganz neu; ſie dürfte eheſtens in der Kunſthandlung S. A. Steiner und Comp. erſcheinen.

Im Saale zu den ſieben Kurfürſten zu Peſth iſt gegenwärtig des Hrn. Joſeph Campmiller von Langhollen (Indigen des Königreichs Ungarn, ob der Ennſiſcher landſchaftlicher Ingenieur-Architect, Profeſſor der geſammten Ingenieur-Wiſſenſchaften ꝛc.) zweckmäßiges Modell von einer ſtehenden, ſoliden Brücke zwiſchen Ofen und Peſth, mit allen Planen und Berechnungen zu Jedermanns Beurtheilung einzuſehen. Dieſe Brücke würde auf den Standplatz der bisherigen zu ſtehen kommen, aus 5 hölzernen Bogen, auf 4 ſteinernen Pfeilern im Strome, jeder Bogen 43 Klafter lang, beſtehen; ihre Dauer iſt auf 4—500 Jahre, ohne einen Kreuzer Auslage (mit Ausnahme des nach 20—30 Jahren zu wiederholenden Anſtriches) berechnet; die in der Erklärung detaillirt auseinander geſetzten Geſammt-Koſten, ſammt Pflaſterung mit Quadern, Kupfer-Eindeckung der Geländer ꝛc. ſind auf 240,000 fl. in Conv. Münze angeſchlagen. Der Maßſtab des Modells verhält ſich zu dem Brückenbogen wie 1 zu 63.

Aus einer ziemlich genau angeſtellten Berechnung hat ſich ergeben, daß die ruſſiſche Regierung, auf ihre Koſten, in den verſchiedenen ſowohl ruſſiſchen als deutſchen Unterrichts-Anſtalten über 12,000 junge Leute, beyderley Geſchlechts, erziehen und verpflegen läßt. Hierzu gehören die drey Cadettencorps für die Armeen zu Lande und zur See, und des Bergweſens; die Edelknaben; die Schule für junge Seeleute, fürs Forſtweſen u. ſ. w.; die mediciniſche und chirurgiſche Academie; die Schule des heil. Petri; das Lycäum in Tzarsko-Zelo; die Academie der ſchönen Künſte; die Handelsſchule; die Primarſchule; das Waiſenhaus; mehrere Anſtalten für junge Mädchen ꝛc. F. B.

Nach dem Conſtitutionel gibt es in Bicètre 6 Narren, die ſich einbilden Könige zu ſeyn, und 6 andere, die ſich für Gott den Vater halten. Ehrſucht, Fanatismus, die brennende Begierde nach Gewalt, verurſachten ſolchen Wahnſinn, und er iſt unheilbar. — Es befindet ſich unter den dortigen Irren ein langer, dürrer Mann, der immer einige Sentenzen vor ſich murmelt; z. B. Man liebt nur das Geld; es gibt keine Tugend mehr auf Erden! Es iſt ein alter Richter, der ſich durch ſeine große Liebe zu dem ſchönen Geſchlecht zu Grunde gerichtet hat. Der Conſtitutionel macht dabey die Bemerkung: er habe noch keinen Richter geſehen, der aus zu großer Liebe für die Gerechtigkeit ſeinen Verſtand verloren hätte.

(Alleiniger) Redacteur dieſer Zeitſchrift: Franz Graffer; Verleger: J. B. Wallishauſſer.

Conversationsblatt.

50.

Dinſtag, den 21. December 1819.

Fabeln in Geſprächen.

(Schluß von Nr. 20, 28 und 36.)

15. Der Rabe und die Droſſel.

Der Rabe.

Der Storch iſt wirklich zu bedauern!
Im Punct der ſchlechten Koſt kömmt ihm kein Vogel gleich
Oft ſeh' ich ihn den ganzen Tag am Teich
Auf Unken, Fröſch' und Ottern lauern.

Die Droſſel.

Weil du das Fleiſch zur Speiſ' auch liebſt,
So könnteſt du wohl ihn manchmahl unterſtützen
Denn was ſoll ihm dein Mitleid nützen,
Wenn du ihm doch nichts Beſſres gibſt?

Nie wurde ſie mehr angeprieſen,
Die löbliche Wohlthätigkeit;
Allein nie iſt auch mehr erwieſen
Die rohe Selbſtſucht unſrer Zeit.

Willſt du ein hartes Herz erweichen,
Sey nicht nur Prediger für's Ohr,
Geh ſelbſt mit gutem Beyſpiel vor,
Dann geht man hin, und thut deßgleichen.

16. Das Salz.

Albert.

Wie abgeſchmackt iſt doch die Suppe,
Die uns die Wirthinn hier gebracht! ...
Jung, Witwe, und darum geputzt gleich einer Puppe,
Hat ſie gewiß an's Freyn gedacht;
Vielleicht geſchäckert, und indeſſen
Der beſten Würze ganz vergeſſen.
Die Liebe plagt die Weiber ſehr! ...
Freund, lange doch das Salzfaß her!

Joſeph.

Es hat auch dir den Kopf zerrüttet,
Was in dem Ihrigen geſpuckt:
Das ganze Salz daß du hinein geſchüttet,
Weil du zu viel ſie angeguckt,
Und nun muß ich unſchuldig büßen;
Die Suppe läßt ſich jetzt vor Säure nicht genießen.
So geht's! ... Dient man der Leidenſchaft zum Spiel,
Dann kennt man weder Maß, noch Ziel.

17. Der Fliegenwedel und die Fliegenklappe.

Der Fliegenwedel.

Reſpect! Ich bin nicht unnütz hier:
Ich muß dem Kind die Fliegen wehren.

Die Fliegenklappe.

Die, wenn du weg biſt, wiederkehren! ...
Warum langt man nicht gleich nach mir,
Um ſie, anſtatt bloß zu verjagen,
Gleich auf der Stelle todt zu ſchlagen?

*

Fort mit dem Mittel, welches nur
Auf kurze Zeit dem Uebel wehret!
Nur was es ganz und gar zerſtöret,
Verdient den Nahmen einer Kur.

18. Der Cadett und der Oberſte.

Der Cadett.

O die verdammte Pünctlichkeit,
Mit der man voll den Kopf uns ſchreyt!
Ich trank genug aus dieſer Weisheitsquelle.
Ich bin ein Mann, der ganz den Dienſt nun kennt.
Ach, gibt es denn beym Regiment
Nicht eine leere Fähndrichsſtelle?

Gewähren Sie die Bitte mir,
Und machen Sie mich bald zum Officier!

Der Oberſte.

Das, lieber Sohn, wird Gott verhüthen!
Ich machte nie zum Kopf den Steiß;
Wer nicht, wie Sie, klug zu gehorchen weiß,
Verſteht auch nicht die Kunſt mit Weisheit zu gebiethen.

19. Die Selbſtverläugnung.

Der Sittenrath.

Mein Kind! leicht könnte ſich's ereignen,
Daß man euch weiter drängt', als bloß zu einem Kuß.
Hier muß man wachſam ſeyn, hier muß
Man kämpfend ſich und die Natur verläugnen.

Das Mädchen.

Dieß hab' ich ohnehin gethan:
Ich that, als ob kein Herz in meinem Buſen ſchlüge;
Allein was half's?... Er ſah die Lüge
Mir, glaub' ich, in den Augen an.

20. Das Märzenveilchen.

Der Jüngling.

Sehr niedlich iſt das kleine Veilchen,
Das du, Geliebte! hier gepflückt;
Doch lohnt ſich's wohl der Müh, daß man darum ſich bückt?...
Es blüht und duftet nur ein Weilchen.

Das Mädchen.

Drum laß ich's auch nicht ungenoſſen welken.
Bald keimt ein andres Blumenheer,
Und blühen keine Veilchen mehr,
So ſproſſen Roſen, oder Nelken.

◆

Zu deinem Troſt, o Menſch, ſey dieß!...
Laß flüchtig ſeyn der Jugend Freuden:
Genug für dich, ſie waren ſüß,
Und Andre folgen, wenn ſie ſcheiden.

21. Der Critikaſter.

Albert.

Was ſprach der Rector zu der Schrift?
Schreibt Einer ſchöner hier im Stift?

Sigmund.

Ach, noch hab' ich dir's nicht erzählet,
Daß er ſie tadelte.

Albert.

Wie?... Was ſagſt du?

Sigmund.

Ja, weil der Halbmond auf dem u,
Und über einem J der Punct gefehlet.

Albert.

Die Critik legt oft gar zu klug
Die Stirn' in zu gelehrte Falten:
Ihr iſt nichts gut und fein genug,
Sie möchte ſelbſt das Haar noch ſpalten.

J. J. Scheiger.

Aus und über Ungarn.

I.

Es iſt erfreulich für Jeden, dem das Gedeihen vaterländiſcher Cultur am Herzen liegt, Zeuge des ſo regen Eifers zu ſeyn, womit bey uns Vornehme und Mindere Alles und Jedes, was Geiſtes- und Herzensbildung belangt, nach Möglichkeit zu begünſtigen und zu befördern ſtreben. Herzerhebend aber vor Allem iſt das edelſtolze Bewußtſeyn unſrer lieben Landsleute, frey von jeder Dankſchuld an eine fremde Gunſt, ſelbſt und allein die ſegenreichen Keime gelegt zu haben, deren Gedeihen uns nun ſchon ſo ſüße und reichliche Früchte bringt.

Unſere literariſche Zeitſchrift Tudományos Gyüitemény, ein Inſtitut, welches an Gehalt wohl nicht viele Leſeblätter des Auslandes übertreffen, biethet den ſprechendſten Beweis von den ſo raſchen Fortſchritten, welche die magyariſche Nation auf dem Felde wiſſenſchaftlichen Wirkens bis nun gewonnen. Der Unternehmer derſelben, Herr Johann Thomas Trattner in Peſt, deſſen ruhmwürdige Opfer zum Vortheile ſeiner Nation ihm bey derſelben ſchon längſt ein unvergängliches Ehrendenkmal gegründet haben, vermochte gleichwohl in einem Lande, wo vordem das Bücherleſen nichts weniger als an der Tagesordnung war, durch edlen Eifer und Beharrlichkeit, ſeiner Unternehmung bereits über neun hundert Theilnehmer zu werben. Unter dieſen ſind Manche, die, hinter einer beſcheidenen Anonymität verborgen, auf 10, 15, 20 und mehr Exemplare pränumeriren, um ſolche an unbemittelte Leſer zu vertheilen, und auf dieſe Art, ſonder Geräuſch und Schimmer, den Samen des Edlen, Wahren und Schönen auszuſtreuen *).

---

*) Wie ſehr wäre zu wünſchen, daß dieſe wahrhaft edle und gemeinnützige Liberalität auch mit andern periodiſchen Blättern wiſſenſchaftlichen Strebens, nachgeahmt wurde! — L.

Trattner ſelbſt gibt beynahe jedes Jahr 30 bis 40 ungariſche Werke zum Nutzen ſeiner Landsleute heraus, ohne ſich durch den Mangel allgemeiner Theilnahme, welche freylich wegen der auch bey uns fühlbaren Stockung des Geldumlaufes, ihrem Zwecke nicht genügend entſprechen kann, abſchrecken zu laſſen. Ihn beruhigt das Bewußtſeyn, Edles zu wollen, und die Hoffnung ſchönerer Tage, wo die Sonne, die bisher den Scheitelpunct ſeines Vaterlandes zu erreichen wohl noch nicht vermochte, endlich auch Manchem derjenigen, welche das betäubende Getümmel irren Jagens und Treibens noch nicht zur Erkenntniß edleren Berufs gelangen ließ, die Bahn nach einem ſchönern Ziel beleuchten werde. —

Was die Grafen Feſtetits, Séchény und manche andere Magnaten zum Heil der Nationalbildung gethan, iſt allenthalben ſo rühmlich bekannt, daß es wohl nur ein Räthſel ſcheinen muß, warum im Pantheon dieſer edlen Muſageten nicht auch ſchon längſt die Glorie derjenigen leuchte, welche dieſe an Vermögen bekanntlich um ein Namhaftes überbiethen?

Was neuere Leiſtungen unſrer ſchönen Geiſter belangt, ſo verdient Ilka, eine Tragödie von dem ſchon lange als magyariſchen Anacreon, und durch gar manche gelungene Dichtung ehrenvoll bekannten Herrn Carl von Kisfaludy vorzugsweiſe erwähnt zu werden. Der Stoff des Stückes iſt geſchichtlich, die Behandlung edel und gelungen, letzteres zumal durch eine überaus glückliche Epiſode, welche der Dichter ſo verſtändig ins Innerſte des Knotens zu verſchlingen wußte, daß ſie von allen Seiten unlösbar feſt und tief in demſelben verkörpert ſcheint.

Der Inhalt iſt dieſer : Zur Zeit des ungriſchen Königs Salamon (in der letzten Hälfte des 11. Jahrhunderts), hatten die Griechen zu griechiſch Weiſſenburg (Belgrad) unter der Statthalterſchaft des Niketas ſich manchen Unfug gegen die benachbarten Magyaren erlaubt, wobey ſie Einfälle in deren Gebieth gewagt, und nicht ſelten mit Güter- und Menſchenraub zurückgekehrt waren. Auf dieſe Art entführten ſie auch einſt Ilka, eine edle Jungfrau und Geliebte Gyulas, eines jungen pannoniſchen Helden, ohne daß dieſer und die Ihrigen je erriethen, wohin ſie gerathen ſey. Ihre Schönheit ſetzte das Herz ihres Räubers in ſolche Gluth, daß er Alles aufboth, ihre Zuneigung zu gewinnen. Aber ihr Abſcheu gegen ihn wuchs mit jedem Tage, und weder Flehen noch Drohungen vermochten ſie zu rühren. Alexis, ein junger Grieche von dunkler Herkunft, welchen Niketas an Kindesſtatt angenommen, und wirklich mit Vaterzärtlichkeit hegte und pflegte, ſchmachtete ſchon zwey ganze Jahre im Stillen nach Ilka's Gegenliebe, und ſiechte hin in ungeſtillter Sehnſucht. Sein edles Gemüth erwarb ihm bald das Zutrauen der ſchönen Jungfrau in einem Grade, daß er, ungeachtet ihres ſittigen Benehmens, das bisher immer eine ehrfurchtheiſchende Scheidewand zwiſchen beyde Herzen gezogen hielt, ihr eines Tages geſtand, daß er ſie liebe, und ohne ſie ſeines Lebens nimmer froh werden könne. — Ilka, verwundert über dieſe Erklärung, erwiedert ihm, daß ſie dadurch ſich gleichwohl geehrt und geſchmeichelt fühle, aber durch heilige Bande an Gyula gebunden, ihm keine andere, als bloße Schweſterliebe entgegen zu biethen vermöchte. Dieſes Geſtändniß, welches den Seelenadel der Jungfrau ihm deſto erhabner zu erkennen gibt, begeiſtert den Jüngling zu unerhörter That. Ohne ihre Hand ſich auf immer unglücklich wähnend, beſchließt er, ſie mit Gefahr ſeines Lebens zu befreyen. Er begibt ſich bey Nacht aus der Feſtung hinaus ins Lager der Magyaren, welche, um endlich Rache zu üben, mit ihrem Könige bereits heran gerückt waren; ſucht Gyula, ihren Geliebten, auf, ſchildert ihm Ilka's Lage, von welcher Jenem ſeit zwey Jahren nichts bekannt geworden war, und gibt ihm die Mittel an die Hand, ſie dem Niketas zu entreißen. Gyula, hocherfreut und erſtaunt über das ſo ſeltſame Wageſtück des Fremdlings, beſcheidet denſelben mit einem Ringe, als einem ſeiner Geliebten längſt bekannten Pfande zurück, und umarmt ihn aufs Herzlichſte.

Indeſſen war aber die Entweichung des Letztern aus der Feſte dem Niketas zu Ohren gekommen; er ſchöpfte um ſo mehr Verdacht, als die Lage der Dinge um ihn her höchſt gefahrvoll zu werden drohte, und ſchwur ihm den Untergang.

Alexis kam glücklich wieder zur Jungfrau; als er aber eben ihr berichtet, was er für ſie gethan, dasſelbe durch Ueberreichung des Ringes beſtätigt, und ſie von Freude und Dankgefühl überwältigt ihm in die Arme ſtürzt, tritt Niketas racheſchäumend herein, und ermordet den Jüngling auf der Stelle. Dieſe Greuelthat erfüllt die entſetzte Jungfrau mit ungeheurem Haß und Abſcheu, und ſogleich beſchließt ſie an dem Thäter Alexis Blut zu rächen. Bald, als Niketas abermal mit Bitten und Drohungen in ſie dringt, nimmt ſie auf wenig Augenblicke ein holderes Weſen an, um ihn deſto näher an ſich zu ziehen. Leicht gelingt es ihr, ihm den Säbel aus der Scheide zu reiſſen, und eben, während die Magyaren bereits die Feſtung beſtürmen, aus ihrem Gefängniſſe zu entfliehen. Zürnend eilt ſie durch die Straßen, und bahnt ſich freyen Weg, denn Niemand wagt es, ſie zu ergreifen, da der Schreck vor her ſo nahen Gefahr Aller Arme lähmt. Bald bricht Feuer aus; ein gewaltiger Wind erhebt ſich, und ſie ſelbſt mehret die Gefahr dadurch, daß ſie mit eigener Hand Brände nach den Dächern wirft. Endlich iſt der Sieg entſchieden, die Feſtung erſtürmt, die Magyaren ziehen mit ihrem Könige ein, und dieſer führt dem edlen Helden Gyula, nachdem er ſeine Geliebte vergebens in allen Winkeln der Feſte geſucht, und ſie nun ſchon für verloren hält, zum Lohne ſeiner Heldenthaten Ilka in die Arme.

Die Gabe zarter, gemüthlicher Schwärmerey, und eines warmen, innigen Gefühls, welche dem Verf. ſchon durch ſeine Himfy's Szerelmei den Lorber erworben haben, ſpricht ſich auch in dieſem Gedichte ſo anziehend und gefällig aus, daß zuvörderſt für die Charactere des Alexis und der Ilka nicht das Geringſte zu wünſchen erübrigt. Minder gerathen iſt dagegen jener des Niketas, ſeine Natur iſt zu rauh und gemein, als daß ſie in ihrer gegenwärtigen Form je Gefallen finden könnte. Ein einziger Hinblick auf Thoas in Göthe's Iphigenia würde zur Veredlung dieſes ungriechiſchen Hellenen gar Manches beygetragen haben. Wohl kann und darf Niketas in der Rolle, die ihm ſchon die Grundlage dieſer Tragödie auferlegt, an Großmuth nie den König von Tauris erreichen; doch will auch das Gemeine auf der Bühne veredelt ſeyn, damit es ſich fügſam ans große Ganze ſchmiege, und gleichſam, wie der Contrabaß in der Muſik, der Harmonie zur Grundlage, nicht aber zum Hemmniß werde. L.

* * *

Der Winter; eine Ecloge.

Lycidas. — Tircis! das Rauſchen dieſes Baches drückt den Schmerz nicht ſo rührend als deine Geſänge aus. Das Säuſeln der kleinen Flüſſe, die ſich im Thale dort ſchlängeln, hat nichts ſo Sanftes, ſo Liebliches. Jetzt, da die Lämmer, auf ihrer weichen Wolle liegend, ſanft ſchlummern, die glänzenden Geſtirne der Nacht am hohen Himmel funkeln, und die verſtummten Vögel ihre melodiſchen Geſänge vergeſſen, jetzt beſinge das Schickſal der ſchönen Daphnis, und ihren Ruhm!

Tircis. — Siehſt du dieſe Fluren, durch den Froſt verſilbert; ihre Schönheit iſt verwelkt, ihr Grün verloren. Soll ich da Leanders holde Geſänge, welche den horchenden Najaden ſüße Thränen entriſſen, ertönen laſſen?! *.

Lycidas. — Singe! die ſterbende Daphnis befahl es uns, und ſagte: »Hirten, ſingt um mein ſtilles Grab!« Singe denn, während ich in dem kleinen Hain, der das ländliche Todtendenkmal umſchattet, weine, und dem Andenken der Verſtorbenen Lorberzweige weihe.

Tircis. — Verlaßt, Muſen, die Silberquellen; Nymphen und Waldgötter bringt Cypreſſenkränze; ſeufzende Liebesgötter! bildet Grotten von Myrthen und Roſen, und brechet eure Pfeile, wie an dem unſeligen Tage, der dem ſchönen Adonis das Leben raubte: ſchreibt auf dieſen Stein mit ihren goldnen jetzt unnütz gewordenen Spitzen: daß die Natur ihren Lauf ändern, daß der Himmel weinen, und die Erde trauern möge, weil es keine Daphnis, keine Liebe mehr gibt. —

Ach, die Natur ſelbſt hat alle ihre Reize verloren! Seht ihr dieſe düſtern Wolken, die den Tag verfinſtern! Die Bäume betrauern ihre Blätter, die auf dem Grabe zerſtreut liegen; wo ihr auf dieſer Erde Roſen und andere Blumen finden möget: ſie haben mit Daphnis geblüht, und ſind mit ihr verwelkt; ſie hat gelebt wie Roſen leben — einen Tag. — Was kümmern uns jetzt die Schönheiten der Natur! Es gibt keine Daphnis, keine Schönheit mehr!

Die Herden verlaſſen die grünen Wieſen, die durſtige junge Kuh ſucht nicht mehr den Bach; die ſchneeweißen Schwäne beweinen ihr unglückliches Schickſal, und verkündigen es mit noch viel traurigeren Tönen. — Das Echo zieht ſich in die unterirdiſchen Klüfte zurück, und wiederholt nur den Namen Daphnis. Ehemals lehrte Echo ihn freudig dem Bewohner dieſes Thals! Es gibt keine Daphnis, keine Freude mehr!

Man ſieht keinen Thau mehr, man riecht am frühen Morgen die Gerüche der Blumen nicht mehr; die balſamiſchen Düfte haben aufgehört, unſere Felder zu erfriſchen; die ſeit Daphnis Tod ſchweigenden Zephyre trauern, weil ſie Seufzer, die noch ſüßer als die ihrigen waren, nicht mehr vernehmen; die arbeitſame Biene vernachläſſigt ihre vergeldete Zelle. Es gibt keine Daphnis, keine Sanftmuth mehr!

Die Lerchen unterbrechen nicht mehr ihren Flug in den Lüften, um die Stimme der ſchönen Daphnis zu hören, die Nachtigallen werden ihre

Geſänge nicht mehr wiederholen, ſie werden nicht mehr, voll Bewunderung, ſie, in den Gebüſchen verſteckt, behorchen; die Bäche ihr Rauſchen nicht mehr vergeſſen, um eine mildere Harmonie zu belauſchen; ſie werden zu dem Schilf, das ſie umkränzt, ſagen: Daphnis iſt todt, es gibt keine milde Harmonie mehr in dieſem einſamen Thale!

Die ſanften Winde bringen überall die traurige Kunde von Daphnis Tod; ihre Seufzer ſagen es den zitternden Bäumen, die Bäume in allen Ebenen, auf allen Bergen, in allen Wäldern wiederholen ſie den ruhig fließenden Gewäſſern, die, durch Thränen vergrößert, ſchnell ihren Lauf verändern; die Weide, die Bäume; die Blumen beweinen die zu früh Hingeſchiedene. Daphnis, o Schmerz für uns! Daphnis, unſre Glorie, iſt nicht mehr!!

Was ſage ich?! Der Ort, wo Daphnis wohnt, dort über den Wolken, über den Ozeanen des Lichts, iſt der glänzende Schauplatz ewiger Schönheiten; dort entblättert der Sturm die Roſen nicht, es folgt auf den Sommer kein kalter Winter; der Vater, auf den wir alle vertrauen, hat Daphnis, ſein Kind, zu ſich genommen, und ſieh — wir weinen nicht mehr! —

Lycidas. — Wie doch Alles auf die Klagen deiner Muſe aufmerkſam iſt! So ſtill iſt's nur manchmal, wenn Abends die Nachtigall ſingt, und wenn der Südwind auf den Blättern flattert, und auf den Bäumen ſanft verhaucht. — Dir, Selige, zu Ehren wird oft ein Lamm mit ſeinem Blute dein Grab färben, wenn meine fruchtbaren Schafe meine Herde vermehren. So lange die Bäume Schatten geben, und die Blumen Düfte verbreiten, wird dein Name, deine Tugend und dein Ruhm leben!

Tircis. — Kehren wir nach unſrer Hütte zurück. Der blaſſe Orion ſendet eine ungeſunde Näſſe; es iſt kalt, und der Nordwind pfeift ſchrecklich in den blätterloſen Zweigen der Eichen, die das Thal umgeben; die Natur iſt zerſtört, die Zeit herrſcht tyranniſch über Alles, man muß der Zeit gehorchen. Lebt wohl, Thäler, Berge, Quellen und Haine; lebt wohl, ländliche Geſänge und ländliche Liebe; lebt wohl, meine Herden; lebt wohl, Nymphen und Waldgötter; leb wohl, Daphnis, ich ſage der ganzen Welt mein Lebewohl!!

B. A. Coremans.

◆

Wiedergeburt des Apollo-Saales.

Als der geniale Wolffſon vor 12 Jahren den Apollo-Saal ſchuf, und ihn feenartig, von Glanz und Herrlichkeit überſtrahlend, ins Daſeyn rief, da war doch im ganzen Umfange unſeres Kaiſerſtaates keine zartſinnige, weibliche Seele, die nicht wenigſtens laut den Wunſch äußerte, den Himmel zu ſchauen, den Wolffſon in Apollo's Zauberhain jedem äſthetiſchen Gemüthe aufſchloß. Doch mit dem Reiz der Neuheit verlor ſich die Menge der Zuſtrömenden, und es bedurfte ſeit dieſes Zeitraumes einer fünfmaligen Umſtaltung des Saales und der Fama Poſaunen-Töne, um durch die Einlage der Schauluſtigen den Unternehmer in den Stand zu ſetzen, die Auslagen beſtreiten zu können. Als aber nichts mehr wirken wollte, ward das ganze Ameublement dieſes Feenſitzes im Auctionswege hindangegeben, und ſomit das Requiescat in pace hierüber ausgeſprochen.

Man denke ſich daher mein Erſtaunen, als ich unterm 4. d. in dem Intelligenzblatte der Wiener-Zeitung die Eröffnung des Apollo-Saals in einer neuen Geſtalt, angekündiget las, und noch am nämlichen Tag mein Freund, der Baron Droſt, mir eine Eintrittskarte, zu einer Muſikprobe in dieſem Saale, gab. Dieſe Probe fand am 5. d. bey voller Beleuchtung des Tanz- und Speiſe-Saales, dann ſämmtlicher Spielzimmer Statt.

Ich habe dieſen Saal in ſeinen fünf Umwandlungen geſehen, und jedesmal, im Wege der Publicität, meine Meinung frey hierüber geſagt; aber der Wahrheit zur Steuer muß ich geſtehen, nie hatte mich, von der Terraſſe aus, die Fülle der Schönheit in der Parirung des Saales ſo mächtig angeſprochen wie dieſesmal.

Man blickt nicht mehr in einen Wald von Bäumen, kein künſtlicher Berg mit den Statuen der Muſen, kein Duodez-Tempel Apolls, kein feuerſpeiender Berg, kein Apoll als Phöbus, der mit dem Viergeſpann einherfährt, ſtöret die Illuſion des Frohſinnigen, ſondern ein Fresco-Gemählde: Apoll und ſeine Lieblings-Muſen darſtellend, iſt's, was dem ſtaunenden Blick, nachdem er an den, in Weiß und Grau und Gold gehaltenen, mit Spiegeln reich decorirten Wänden, die modernſte Eleganz bewundert, entgegenſpringt. Da auch der Platfond weiß in Grau, und demſelben entſprechenden Farben gehalten iſt, ſo darf ſich das Auge nicht mehr wie vor, an der Saaldecke, mühſam durch ein lichtgraues Flammenmeer durcharbeiten, ſondern es faßt ſogleich, in ſonnenheller Klarheit, die Reize des Saales auf. Das Orcheſter iſt zweckmäßig auf der Gallerie über vorbeſagtem Fresco-Gemählde angebracht. Bey eintretendem Carnevale würden wir dem Unternehmer rathen, dasſelbe ſtärker, als bey der Muſikprobe zu beſetzen. Damit auch Flora's Freunde nicht unbefriedigt bleiben, ſind am Fuße der Wandſpiegel Roſenbeete mit Monath-Roſen angebracht, die, da der Saal damit nicht überladen iſt, ungemein zart anſprechen.

Im Vorgrunde des Tanz-Saales, und zwar ehe man noch die Terraſſe betritt, ſind mehrere Spielzimmer, ſehr elegant vorgerichtet, beſonders wird das Auge durch den Farbenwechſel erquickt, ſo z. B. iſt das eine blaßgrün, das folgende roſenfarb u. ſ. f. und in dieſem zartſinnigen Geſchmack auch meublirt. Auf die Spielzimmer folgt die Garderobe, ein geräumiges Locale.

Dem Tanz-Saal zur Seite iſt der Speiſe-Saal mit der Credenz. Dieſer Saal iſt weiß, in Blau gehalten, und durch gelungene Arabesken dem Auge möglichſt gefällig gemacht.

Die Beleuchtung iſt ſehr reich, und dem Umfang der Erhellung angemeſſen; man gab ſie mir auf 3500 Kerzen an. Der Tanz-Saal hat, nach meinem Abſchreiten 112 Schritt Länge; eine gleiche Länge hat auch der Speiſe-Saal mit der Credenz. Das ganze Locale faßt bequem 6000 Menſchen.

Wenn die Seitenflächen des Tanz-Saales dunkler grau gehalten worden wären, als ſie es ſind, ſo müßte der Effect der vorſpringenden Säulen mit ihren goldenen Leiſten, noch bewundernswerther ſeyn, als er iſt; auch auf die dritte Muſe im Fresco-Gemählde hätte vielleicht mehr Sorgfalt verwendet werden können. — Was übrigens die Bedienung betrifft, und ob die Stiege der Terraſſe weiß gelaſſen, und nicht angemeſſener mit einem grünen Teppich bedeckt wird, dann ob im Speiſe-Saal die zur Embellirung nicht paſſenden Seſſel bleiben, muß erſt die Eröffnung des Saales ſelbſt zeigen.

N. v. F.

* * *

Das liebe Oertchen; Triolett.

Hier, hinterm Schlehenſtrauch
Iſt gar ein liebes Oertchen:
Es iſt der Mühle Hinterpförtchen
Hier, hinterm Schlehenſtrauch;
Da plaud' ich oft, nach Liebesbrauch,
Mit Schätzchen ein vertrautes Wörtchen.
Hier, hinterm Schlehenſtrauch
Iſt gar ein liebes Oertchen!

Franz Ziska.

* * *

Iſt das in der Kirche zu Penzing (nächſt Wien) befindliche Denkmal ein Werk Canova's?

Als wir das uns neulich eingeſendete, zu Rom, bey Bourliè, gedruckte Verzeichniß der Werke Canova's, betitelt: Catalogo cronologico delle sculture di A. Canova; publicato dietro richiesta di S. A. R. il Principe di Baviera (18 Seiten, 1817, in 4.) durchſahen, vermißten wir die Angabe des in der Kirche zu Penzing befindlichen Denkmals, welches Hr. v. Rottmann im Jahre 1805 ſeiner verſtorbenen Gemahlinn hatte errichten laſſen. Dieſer Umſtand mußte uns um ſo mehr auffallen, als jenes Monument allgemein für eine Arbeit Canova's gilt; Hr. v. Rottmann ſelbſt es ſtets dafür erklärte, und wir uns erinnerten, daß mehrere Druckſchriften und öffentliche Blätter es als ſolche behandelten. Wir ſahen nach, und fanden, daß Letzteres z. B. in den hier erſchienenen Friedensblättern, 1815 Nr. 130 (die zugleich eine Abbildung liefern), dann in Nr. 308 der priv. Wiener-Zeitung desſelben Jahres der Fall iſt, woſelbſt das Denkmal ausdrücklich als »ein Meiſterwerk von Canova's Meißel« bezeichnet wird. — Da man nun, aller Wahrſcheinlichkeit nach, annehmen kann, daß obiger Catalog mit Vorwiſſen des berühmten Bildhauers gedruckt wurde, ſo entſteht die Frage, wer denn eigentlich der Meiſter jenes geprieſenen Kunſtwerks ſey?; und die Beantwortung derſelben muß in Anſehung der öffentlichen Meinung, und der Erklärung des in dem Rang eines k. k. Präſidenten verſtorbenen Hrn. von Rottmann, wohl allerdings ſehr wünſchenswerth ſeyn. Vielleicht geben die Beſitzer der v. Rottmann'ſchen Papiere Aufſchluß in einer Sache, die für Kunſt, Vaterland und das Andenken jenes bedeutenden Mannes, nicht anders, als ſehr wichtig ſeyn kann.

Franz Gräffer.

* * *

Novelliſtik.

Nach der in den Annales belgiques von dem Domherrn von Baſt angeregten Idee wird dem unglücklichen Grafen Egmont, dieſem Schlachtopfer von Alba's Blutgier, auf dem Platze zu Sottinghem, gegenüber der Kirche, wo er begraben liegt, ein Denkmal errichtet. Die Koſten beſtreitet der edle Prinz Friedrich von Oranien. Es wird eine einfache marmorne Statue ſeyn, den Bürgerhelden darſtellend. Eine Seite des Fußgeſtells wird die Schlacht von St. Quintin zeigen, wo Egmont Sieger war; Egmonts Schwert mit Eichenlaub und Lorber umwunden, wird auf der entgegengeſetzten angebracht, und dabey die Worte Egmonts an Alba's Bothen, der ihm den Degen abforderte: et sy ne l'oi onques tirée que contre les ennemys du roy. (Ich habe es ſtets nur gegen die Feinde des Königs gezogen.)

P.

Das edle Streben der Geſellſchaft der Muſikfreunde des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates, nicht nur für den innern Gewinn der Tonkunſt ſelbſt, und für die Bereitung ausgezeichneter Kunſtgenüſſe, ſondern nicht minder auch für die Beförderung äußerer menſchenfreundlicher Zwecke, zu wirken, muß wohl Jeder, der die Thätigkeit dieſer Geſellſchaft von ihrer urſprünglichen Vereinigung an durch alle Momente ihres Beſtandes beobachtet hat, dankbar anerkennen, würdigen und ſegnen. Unter die vielen Züge ihrer Humanität gehört auch die Ueberlaſſung des Oratoriums: »Das befreyte Jeruſalem« (gedichtet von den HH. Heinr. und Matth. Edlen v. Collin, in Muſik geſetzt von Hrn. Abbé Max. Stadler), an die Witwen- und Waiſengeſellſchaft der Tonkünſtler, von welcher dieſes herrliche Meiſterwerk, in dem ſich ſo viele glänzende Vorzüge der Dicht- und Tonkunſt aufs Innigſte vermählen, morgen und übermorgen im k. k. Burgtheater, zum Vortheil des Penſions-Inſtitutes der Witwen und Waiſen der Tonkünſtler, wird gegeben werden; Aufforderung genug für das Publicum, an dieſer beherzigungwerthen Erſcheinung in jedem Sinne Antheil zu nehmen.

Sſr.

Unlängſt iſt der zweyte Band des mit vielem Beyfall aufgenommenen Buches von P. Swinin (welcher bekanntlich mit dem General Moreau in America war, und dieſen nach Deutſchland begleitete, auch ſeine letzten Augenblicke beſchrieb), betitelt: Vaterländiſche Blätter, in St. Petersburg erſchienen. Der Inhalt der intereſſanteſten Artikel desſelben iſt: 1.) Denkſchrift über das Leben des verſtorbenen Feldmarſchalls N. J. Fürſten v. Saltykow; 2.) Der Kirchhof zu St. Petersburg, genannt Smolenskoe; 3.) Sibiriakow, Natur-Dichter; 4.) Etwas über Jakowlew, einem berühmten ruſſiſchen Tragiker; 5.) Eine Vorleſung des Hrn. Wlaſſow, (Adjunkt-Profeſſor der St. Petersburger mediciniſch-chirurgiſchen Academie, welcher von Bauern-Eltern geboren, ſich durch ſich ſelbſt ſo weit ausgebildet hat, daß er in die Academie gleich als Profector angenommen wurde), über Electricität und über ein neues Mittel, ganz einfache und ſehr ſichere Gewitter-Ableiter auf Gebäude anzubringen; 6.) Die Dampf-Treibhäuſer; 7.) Das Leben des ruſſiſchen Mechanikers Kulibin und ſeine Erfindungen; (er iſt auch aus einem bloßen Bauer einer der geſchickteſten Mechaniker unſerer Zeit geworden); 8.) Einige Characterzüge ruſſiſcher Großen, während Catharina's Regierung. — Kulibins Bildniß ziert dieſen Band, deſſen Nachfolger man erwartungsvoll entgegen ſteht.

—ch.

Es erſcheint in London eine äußerſt compendioſe, wohlfeile Auflage von Shakſpeare's Werken, eine new pocket edition, nach Johnſons und Steevens, in 3 Bänden complet. Der Pränumerationspreis iſt 9 fl. C. M. man kann ſich hier bey Hrn. Buchhändler Schalbacher abbonniren, und gleich den 1. Band in Empfang nehmen.

Unſer Blatt hat ſchon lange von den Sparcaſſen geſchwiegen. Das iſt nicht ſeine Schuld. Durch die Anregungen des Herrn Regierungsraths und General-Conſuls Adam Müller, denen die Errichtung dieſer Anſtalt hier weſentlich verdankt zu werden hat, durch Hrn. F. Bernhards weitere Auseinanderſetzungen, Hinweiſungen und kleinere Notizen hat das Converſ. Bl. wohl deutlich genug dargethan, mit welch redlichen Geſinnungen es ſich eine ſo gemeinnützige Sache angelegen ſeyn läßt. Wir bleiben unſerem lebhaften Eifer treu; und können wir auch keine Berichte über den Fortgang der hieſigen Sparcaſſe geben, wie wir deren zeitweiſe über jene des Auslandes liefern, ſo wollen wir wenigſtens nicht verſäumen, das, was den guten Zweck fördern kann, theilnehmend aufzufaſſen. Hierunter müſſen wir mit Würdigung den Vorſchlag des Hrn. Adolph Bäuerle zählen. Er hält es bey Gelegenheit des bevorſtehenden Jahrwechſels für ſehr zweckmäßig, ſtatt der kleinen Neujahrgeſchenke in Geld, Empfangbüchlein der hieſigen erſten Sparcaſſe, von 1 fl. 15 kr. u. ſ. w. zu vertheilen, und glaubt mit Recht, daß die Betheilten mit ſolchen Geſchenken ſicher beſſer wirthſchaften würden, als mit dem Gelde ſelbſt; daß dadurch der wohlthätige Geiſt der Sparſamkeit und Ordnung belebt, und die beherzigungwerthe Idee der Spar-Anſtalt überhaupt bedeutender verwirklicht werden dürfte ꝛc. Dieſer Vorſchlag verdient gewiß Anerkennung, und wir hoffen mit dem Proponenten, daß ein öffentliches Blatt bald den Namen Desjenigen nennen werde, der das erſte Beyſpiel gegeben.

Gfr.

Hr. S. Glinka, als ein ächter Patriot und kräftiger Volksſchriftſteller bekannt, der im Jahre 1812 ſein ganzes Vermögen zum Wohl des Vaterlandes aufgeopfert hatte, und der während der zwölfjährigen Herausgabe ſeiner Zeitſchrift: Der ruſſiſche Bothe, manche gute und nützliche Saat in den Gemüthern ausgeſtreuet hatte, iſt Willens, außer der Fortſetzung, welcher er vom Anfang künftigen Jahres eine veränderte Geſtalt geben wird, alle ſeine Werke in 12 Bänden herauszugeben. Vier davon ſind ſchon erſchienen, aber die wichtigſten und intereſſanteſten darunter dürften der 9. und 10. ſeyn, welche ſeine gelungene Ueberſetzung von Youngs Nachtgedanken enthalten, und der 12., welcher die Gemählde Moskau's in den Jahren 1808—1818 in ſich ſchließt.

—h.

Ueber den Schleyer, welchen die unglückliche Maria Stuart auf ihrem Gang zur Hinrichtung trug, liefert die Carinthia folgende intereſſante

Daten: Als das franzöſiſche Heer im Jahre 1799 in das römiſche Gebieth einrückte, waren die Cardinäle genöthiget zu entfliehen. Der Cardinal York, der letzte Zweig des aus England vertriebenen Hauſes Stuart, damals ſchon ein Mann von 70 Jahren, verlor durch Plünderung und Confiscation ſein ganzes Vermögen, und lebte in Ober-Italien in der größten Dürftigkeit. Der gelehrte Cardinal Borgia ertheilte John Hippelsley, im Jahre 1816 Präſidenten einer in Betreff der irländiſchen Catholiken niedergeſetzten Committée, Nachricht von der Hülfloſigkeit dieſes ehrwürdigen Prälaten. Der menſchenfreundliche Britte ſäumte nicht, den König von England davon in Kenntniß zu ſetzen. Der großmüthige Monarch ſetzte auch dem hülfloſen Greiſe eine jahrliche Penſion von 4000 Pf. Sterl. aus, die er unter den Segnungen ſeines Wohlthäters bis an ſein Ende genoß. Dieſer Greis hinterließ, aus edlen Seelen ſtets eigenem Gefühle von Dankbarkeit, laut ſeinem Teſtamente, dem Sir John Hippelsley zum Andenken, nebſt einigen ausgezeichneten ſeltenen Buchern, einen weißen ſeidenen Schleyer, mit goldenen Sternchen beſetzt, 89 engl. Zolle lang, und 49 breit. Dieſen Schleyer trug die unglückliche Königinn Maria Stuart von Schottland, als ſie, von der Königinn Eliſabeth zum Tode verurtheilt, das Blutgerüſt beſtieg. Vor der Vollziehung des Urtheils legte ſie ihn ab, und ſchenkte denſelben einer ihrer Hofdamen zu ihrem Gedächtniſſe. Nach dem Tode dieſer Hofdame kam der Schleyer an die Jeſuiten, und dann an den Cardinal York, der ihn, als ein heiliges Familien-Andenken, in einer Capelle aufbewahrte. Zu der Dankbarkeit, die den Cardinal bewog, dem Sir John Hippelsley dieſes Zeichen ſeiner Erkenntlichkeit zurück zu laſſen, kam auch noch die beſondere Rückſicht, daß die erſte Gemahlinn Hippelsley's von dem königlichen Hauſe Stuart abſtammte. Der Biſchof von Melini, Angelo Ceſarini, überſandte mit einem Briefe vom 19. December 1818., als Vollzieher des York'ſchen Teſtamentes, die beſtimmten Vermächtniſſe an Sir John Hippelsley. Als dieſer nun im vorigen Jahr eine Reiſe nach Deutſchland machte, wieß er mit den ſchriftlichen Urkunden vielen Perſonen dieſen Schleyer, der in einer reichen Kapſel verwahrt war, und durch das Andenken an die unglückliche Königinn Maria manche wehmüthige Empfindung erregte.

Wenn man ſagt, daß von »Pezzl's Beſchreibung von Wien« eine neue Auflage erſchien, ſo iſt billig zugleich die Empfehlung derſelben mit einbegriffen. Es gibt wenig Hauptſtädte, die eine ſo ſyſtematiſch eingerichtete, ſo verſtändig, bündig und practiſch behandelte Darſtellung aufzuweiſen haben. Sie iſt nicht bloß für den Fremden und andere Nicht-Wiener, ſondern auch für jeden Eingebornen, der mit dieſer Stadt in Geſchäftberührungen ſteht, nützlich, ja oft unentbehrlich. Die mehrfachen, unter ähnlichen Titeln hier erſchienenen Handbücher und Büchlein haben, wie aller Werth ſich erſt auf der Capelle der Vergleichung erprobt, bloß dazu dienen können, Hrn. Pezzl's Arbeit den Vorzug zu ſichern. Sein Taſchenbuch iſt nicht rein topographiſch allein, es iſt zugleich ein erfahrner, redlicher Wegweiſer und Rathgeber bey den mannigfaltigen Einrichtungen, Sehenswürdigkeiten, beſondern Verhältniſſen ꝛc. und mitunter auch ein intereſſanter Erzähler, in ſo ferne die meiſten Artikel in Kürze geſchichtlich eingeleitet ſind. Es iſt rückſichtlich dieſer Hauptſtadt in ſeiner Art das, was uns ſeit der muſterhaften Arbeit Weißkerns in Anſehung von ganz Unteröſterreich noch mangelt. — Wer Wien kennen, oder näher kennen lernen will (und wie viele Wiener ſelbſt ſollten das nicht, denn oft bekümmert man ſich um das zunächſt Liegende am wenigſten), kann kein zweckmäßigeres Handbuch finden. Die 48 Seiten einnehmende Geſchichte der Stadt, das alphabetiſche Verzeichniß der Plätze, Straßen ꝛc., und die 33 Seiten betragende Skizze der Umgebungen Wiens erhöhen weſentlich das Intereſſe und die Brauchbarkeit. Ob bey einem ſo complicirten Gegenſtand kleine Unvollſtändigkeiten, die mitunter den oft während des Drucks eintretenden Ergebniſſen, oder den abſoluten Schwierigkeiten der Ergänzung und Berichtigung (—) zuzuſchreiben ſind, eine eigene Erörterung zulaſſen, wollen wir eher bezweifeln als behaupten. Das angenehme Format dieſer 5. Auflage, die beſondere Schönheit des Papiers und Druckes (bey Hrn. Strauß), die niedliche Titel-Vignette (von Hrn. Rahl), die ſinnreiche Umſchlagsverzierung, ſo wie die nette Ausſtattung überhaupt, zeigen von dem längſt bewährten Geiſt und Geſchmack des thätigen Verlegers (Hrn. Armbruſters). Der Preis iſt 6 fl. WW.

Gſr.

Zu Rom hat man unlängſt neuerdings einen alten Tempel, und in demſelben, nebſt andern Alterthümern ein Basrelief entdeckt, auf dem Romulus und Remus von der Wölfinn geſäugt werden. — Zu Colonna, unweit Verona, fand man kürzlich unter dem Grund der abgetragenen Domkirche eine andere Kirche, die aber, nach den Quaderſteinen und Fresco-Gemählden zu ſchließen, aus der Zeit der Longobarden herſtammt.

Die Geſellſchaft der Muſikfreunde des öſterreich. Kaiſerſtaates (deren, bloß für die Mitglieder beſtimmte Concerte im nächſten Mon. beginnen), ladet in der Wr. Ztg. diejenigen, welche ſich als unterſtützende Theilnehmer anzuſchließen gedenken, ein, ſich, damit die Eintrittkarten zeitlich genug ausgefertigt werden können, eheſtens zu melden. Dieß geſchieht in der Geſellſchaft-Kanzley, Singerſtraße, rother Apfel, 3. Stock. — Zugleich eröffnet ſie jenen Perſonen, welche nicht bleibende Mitglieder ſind, die gewiß ſehr willkommene Gelegenheit, den Concerten beyzuwohnen, durch die Einrichtung von eigenen Eintrittbilleten, welche in derſelben Kanzley für 5 fl. W. W. ausgefolgt werden.

Gſr.

Man ſagt, daß der gelehrteſte und thätigſte der ruſſiſchen Geiſtlichen, Se. Eminenz Jewgeny (Eugen), Biſchof zu Pſkow (Pleskow) die Geſchichte dieſes alten Fürſtenthums in 3 Bänden geſchrieben habe, und bald zum Drucke derſelben ſchreiten werde. — Sein Wörterbuch der ruſſiſchen Schriftſteller wird von Neuem, auf Koſten des Reichskanzlers, Grafen Rumanzow gedruckt werden.

—4.

In Nr. 48. S. 666. Z. 5 v. u. gehört noch: Die ſpäter nach dem griech. Inſelmeere gebrachten Mandeln wurden auf der Inſel Thaſos gepflanzt, daher auch die Griechen ſie thaſinenſiſche Nüſſe nannten.

(Alleiniger) Redacteur dieſer Zeitſchrift: Franz Gräffer; Verleger: J. B. Wallishauſſer.

Converſationsblatt.

51.

Freytag, den 24. December 1819.

Der Chriſtabend.

Nur in der erſten Kindheit, wo die Erde noch die Phantaſie, nicht dieſe jene bevölkert, kann der Menſch die Gegenwart genießen, ohne eine Zukunft oder eine Vergangenheit in ſie hineinzutragen. — Der gedrückte Wunſch erweitert bald die Kindesbruſt, und begehrt eine Hoffnung, welche die verkleinerte Wirklichkeit vergrößere und verſchönere. Der Jüngling kennt nur ein Eden der Zukunft, zu dem er an der Seite der Hoffnung wallt — die Gegenwart iſt ihm die Heerſtraße dahin, über deren Länge er ſeufzt. — Das erſte Ziel iſt erreicht — und er wendet ſich auf der täuſchenden Stätte um, und begehrt keine Hoffnungen mehr, ſondern nur Erinnerungen.

Darum zieht der ältere Menſch ſeine ſchönſten Freuden aus einer Vergangenheit, die einen ſanften Schimmer über ſein Leben zu werfen vermag — darum ſtreut jede Freudenblume ihren Saamen zu künftigen weiter, und darum verliert jener ſchöne, ſtille Tag der Kindheit, den noch ein goldner Horizont einfaßte, und ein Ring aus Morgenroth, nie ſeinen Schein; jene erquickende Liebe, die das Elternherz gab, nie ihre Wärme, und jene ganze Jugendzeit, wo uns noch Alles unendlich, und nichts klein war, als unſer Herz, nie den Glanz und die Fülle ihrer Auen. Die gefärbten Schatten der alten Vergangenheit rücken wieder vor unſern Blicken vorüber, aber in Heiligenbilder verklärt, und auch der, deſſen Haare und Wange ſchon ohne Farbe, deſſen Auge ohne Feuer iſt, ſagt mit einem Schimmer der Freude auf dieſer Wange und in dieſem Auge: — ach! es iſt mir Alles abgeſtorben — aber meine Kindheit blüht noch vor mir.

Liegt darum nicht auf der tiefen Decemberwolke eines jeden Jahrs und eines jeden Lebens die Morgenröthe unſerer Tage, welche die roſenrothe Kindheit in uns aufweckt? —

Und ſie richtet ſich aus ihrem Morgenthau, und aus ihrer Laube von Blüthenknoſpen und eingeſchlafenen Blumen auf, und tritt himmliſch vor uns, und lächelt uns unſchuldig und mit ihren tauſend Freuden an, und ſagt: »Schau mich an, wie ſchön ich bin — wir haben zuſammen geſpielt — ich habe dir ſonſt viel geſchenkt, ſchöne und reiche Blumen, und ein weites und glänzendes Paradies, und alle ſeine Engel — und wenn nun du nichts mehr haſt — und noch dazu bleich biſt — o ſo komm und ſpiele wieder mit mir!«

Und folgt dann unſere Erinnerung ihr nicht ſo gern in das elterliche Haus, und ſieht alle ſchönen Stunden, und alle Freuden, die in der tiefſten Tiefe des Lebens liegen, mit einem ſanften Lächeln der Entzückung noch einmal aufgedeckt?

Alle glücklichen und beglückenden Seelen, die in dieſer Nacht uns erſchienen, alle Stunden, die als Vorſabbath und als ein Echo ſie umſchloſſen, ſtehen mit friſchen Farben wieder vor uns, und ergreifen, wie ſchon ſo oft, die Saite der Entzückung in unſerer Seele, die damals tönte, noch einmal, und ihr Laut zittert wieder lange in der freudigſten Erbebung in unſerm Herzen.

War es denn dort nicht ſo ſchön, wie nie, wo unſer kleines Herz ſchon lange voraus alle ſeine Wünſche auf dieſe einzige Nacht einſchränken konnte? Wie ſchlug, wenn die Zeit uns ihr näher brachte und eine heilige auch für uns ward, die weiche Bruſt vor Freude und Hoffnung! Welche Andacht und Sehnſucht kam in unſere Seele, wenn die Tante und Muhmen und der alte Jacob vom Chriſtkindlein erzählten: es fliege hoch und golden über die Häuſer, und ſchaue herab auf gute und böſe Thaten der Kinder, und belohne jene und beſtrafe dieſe; und wie ergeben ließen wir unſere Neugierde nach verdeckten Körben ableiten von der Drohung, daß es unſere Augen ausblaſen werde! Ach, wie wir dann mit einer Werkheiligkeit in einem neuen Leben ſo gut wie ſie lebten, um für die künftige Wohlthat ſchon eben ſowohl zu danken, als zu werben!

Und wenn nun der Tag erſchien, und das Treiben der häuslichen Arbeit zu ſeiner Feyer bald aufgehört hatte, die weißen Fenſter- und Bettvorhänge hingen und glänzten, die Stollen vom Bäcker geliefert waren, und die Mutter die Kleinen in ein entferntes Zimmer ſchickte, um das kommende Chriſtkindchen nicht im Auspacken aller ſeiner Herrlichkeiten zu ſtören, und die Geſchwiſter ſich unterdeſſen mit aufgewärmten Spielwaaren einander ſelbſt beſcheerten — und wenn nun der Vater ſchellte, und die freudige Tante, unſer Kommen nicht erwarten könnend, uns entgegenlief und noch einmal rief — und wenn nun jedes Kind zuerſt in den Tempel treten mochte, und doch vor dem Allerheiligſten noch einmal an ſein Herz ſchlug, und von jedem Fehler ſich reinigen wollte, indem es die größern Tugenden des beſſern und geliebteren Kindes anerkannte und dieſes zuerſt hineinſchob — und wenn dann der Himmel ſich aufthat, und die Freude und das zu helle Zimmer ſtarr und ſprachlos machten, und die Entzückung kaum die Hände aufheben ließ zu einem leiſen Ach! — und wenn Vater und Mutter, vor Freude bebend, vom brennenden Baum zum Tiſch der Geſchenke führten, und nur ſagen konnten: »ſieh! und auch das Körbchen, und auch dieſe Sachen ſind dein!« und zu einem andern Kinde: »und dieß iſt dein, und dieß« — und wenn das überſelige, weiche Herz noch lieber zum brüderlichen eilte, um die fremde Freude zu theilen, oder ſeine Wonne ihm zu zeigen — und wenn die Großmutter, mit einem Heiligenſchein der Entzückung auf ihrem Antlitz und mit Freudenthränen im Auge nur an den Vater und an die Mutter ſich wenden konnte, um dieſen ihre Wonne und unſere noch einmal zu weiſen, und die Tante und Muhmen die Freude über ihre Geſchenke vergaßen, um die unſrige theilen zu können — und wenn nun der Vater uns emporhob, und die vergoldeten Nüſſe, und die verſilberten Aepfel, und den bunt und zierlich gemahlten Zucker, und ſeine ſchönen Geſtalten, und den tiefer hängenden Lebkuchen zeigte, und uns ermahnte, ja nicht Alles zu eilig zu verzehren, und die Freude zu verlängern, indem er von dem beſonders gelegten Süßwerk einen Biſſen ſchon für uns brach, dann aber, unſern lüſternen Augen nach dem hangenden mehr folgend, als ſeiner Ermahnung, durch den großen marzipanenen Reiter noch viel Schöneres verdeckt fand, und ihn ſelber ſchon abriß und als Brocken vertheilte; und wenn die liebende Mutter den eingewickelten Säugling mit ſeiner dunkeln Seele vor den beladenen und illuminirten Baum des Erkenntniſſes getragen, und weil das gebende, ſehnſüchtige Mutterherz die Jahre nicht erwarten konnte, worin der reifere Liebling das voraus gegebene Geſchenk genieſſen und begreifen könnte, ſchon jetzt eine Freude und ein Lächeln an ihm bemerken wollte — und wenn der Vater uns wieder von Zweig zu Zweig hob, um ſelbſt die Lichter auszublaſen, damit noch eine Copie des Beſcheerens an die entfernten kleinen Freunde, die jetzt eine gleiche Freude genoſſen, abgegeben werden könne — und wenn dann eine Umarmung das Feſt beſchließen wollte — aber der herzliche Hausfreund unſere Liebe zu ihm, und ſeine zu uns belohnen und beweiſen wollte, indem er behauptete, der heilige Chriſt habe nicht Alles in dieſes Zimmer getragen, auch bey ihm habe er für uns niedergelegt — und wenn dann Jedes ihm folgte, und nun die Herrlichkeit von Neuem anhob, und neue Freuden über unſere Seelen zogen, und — aber wer drängt alle dieſe Und und Wenn, die lauter heilige Entzückungen gaben, auf dieß eine Blatt: — waren wir da nicht unausſprechlich glücklich, wie wir es nie wieder wurden, und nie wieder ſeyn können?

Ach, und wie viele Freuden knüpften ſich an dieſe Stunden, die in uns jedes weitere Bedürfniß verdrängen konnten, und das Abendbrot als eine zu irdiſche Koſt bey der ſchwelgenden himmliſchen Freude, und den Schlaf als einen Störer unſerer Seligkeit fliehen hießen!

Hatten wir nicht nun erſt, wenn die liebenden elterlichen Herzen von Freude trunken zur Ruhe gegangen waren, unſere Geſchenke mit einer feyerlichen Stille zu betrachten, und wollten wir nicht die erhaltenen Bücher noch heute alle durchleſen? — riefen uns aber die heiligen Töne des Chriſtuskindes vom Thurme her *) nicht zu frühe ab,

---

*) Obige, auch in das verſchloſſenſte Herz eindringenden und das kälteſte erwärmenden Erinnerungen ſind Nachklänge aus einer Vergangenheit in dem Reiche, wo in den meiſten Städten und Dörfern die alte ſchöne Sitte beybehalten worden, daß die Feſte, beſonders

und hüllten uns nicht die Muhmen eilig in die warmen Mäntel, um uns auf die Straße unter die Menge der mit uns jauchzenden Kinder zu bringen, wo der himmliſchen Muſik und dem frohen Geſange: Vom Himmel hoch, da komm ich her ꝛc., unſere kleinen Arme und Herzen ſich entgegen hoben?

Und wenn die Freude uns endlich zu lange gewiegt hatte, als daß wir nicht hätten einſchlafen müſſen: — ſpielte in unſerm Schlummer nicht noch ein Engel den Nachklang aus einer entlegenen Welt fort? — und kam nicht doch die Sonne zu ſpät, als daß ſie uns hätte erwecken können, weil die Wünſche, unſere Geſchenke auch am Tag zu ſehen, uns ſchon früher wach gerufen hatten? — Und entfaltete ſich dann nicht die Liebe der Eltern aufs Neue, wenn ſie auch in die Freude führten, daß die vom Chriſtuskinde ohne Maaß beſtellten Kleider doch herrlich paßten, und bey der Ermahnung, ſie zu ſchonen, in der Entzückung über die unſrige und unſere Schönheit uns umſchlingend, dieſelben ſelber verknürten, und trunken weinend benäßten? — Und wiederholten ſich alle unſere Genüſſe nicht noch oft und lange bey unſern Geſpielen, wenn wir allen und alle uns davon erzählen mußten?

Ach, ihr Weiſen, nennt dieſe Entzückungen nicht klein und kindiſch, da ihr keine ſchönern und größern geben könnt! Wenn das Licht dieſes heiligen Abends noch an unſerem Lebensabend uns erſcheint und uns erquickt — thun es denn nicht der ganze Abend, und alle ſeine Freuden im ganzen Leben? —

Sehen wir denn ein Buch mit einem freundlichern Blick an, und nehmen wir eins lieber in die Hand, als die Fibel? und zieht es uns nicht ſtärker an, wenn es zu iſt, und die goldene Metallſchrift auf der hölzernen bunten Flügeldecke in unſern Händen glänzt, wie an jenem Abend, wo dieſe goldne Schale uns zum erſtenmal flimmerte? — Gehen wir an einem Laden vorüber, wo Spielwerk, und bunter Zucker, und gemahlte Wachskerzen feil gebothen werden, ohne daß unſer Auge bey ihm gerne verweilte? — Sehen wir heute ein frohes Geſicht, ohne daß auch unſer Herz frohere Schläge thäte, und ein hoffendes Kind, ohne daß unſere vergangene, aber erfüllte Hoffnung mit neuen Schwingungen unſere Seele bewegte?

Sind das aber keine wiederholten Genüſſe, die das menſchliche Le-

---

das Chriſt- und Neujahrsfeſt, durch Abſingung eines Bezug nehmenden Kirchenliedes, und weitere feyerliche Muſik vom Thurme her eingeführet werden

den achten müßte, wenn ſie auch kleiner wären, weil es ſeine größeren eilender vergehen ſieht?

Aber dieſe ſeligen Stunden treten ja nicht allein in unſere Erinnerung. Stehet nicht neben ihnen unſere ganze Kindheit mit allen ihren Entzückungen, die für unſere Träume wieder Flügel und Schimmer annehmen, und wie Johanniswürmchen in der Seele ſpielen? Ach zerdrückt uns dieſe flatternden Funken nicht! denn womit wollt ihr uns nur einen dieſer Träume erſetzen, die uns aus dem untern Getöſe des Waſſerfalls wegtragen in die ſtille Höhe, wo der Strom des Lebens noch in ſeiner kleinen Ebene ſchweigend und als ein Spiegel des Himmels ſeinen Abgründen entgegenzog? Erſcheint uns denn nicht in den Geſtalten, welche uns hier begegnen, noch einmal die unnennbare Liebe, die das Vater- und Mutterherz in ſich ſchließt? und könnte eine Seligkeit mehr geben, als dieſe Liebe, die uns heute noch ſo ſanft und erquickend anlächelt, wenn auch die Herzen, in denen ſie lag, ſchon ſo lange verweſen, oder entfernt ſind?

Dehnt ſich aber dieſe Nacht ſo hold über das ganze Menſchenleben aus, und blicken ihre Engel unſer Herz immerfort an, ſo wird es auch zur Pflicht, ſie unſern Geliebteſten für ihre weite Zukunft mit den ſchönſten Freuden zu heiligen. Könntet ihr dieſe Sorge vergeſſen, und den ſchönſten Genüſſen entſagen, dann klaget nicht über Mangel an Freude, da ihr ſie ſelbſt raubt. Ach, auch die ärmſte Mutter, deren Lebensfaden ſich aus der Wolle dreht, die ſie ſpinnt, gibt ihren guten Kleinen, wenn ſie ihnen nichts anders geben kann, wenigſtens einen Morgen lang etwas Weißeres zu brocken, als Hausbrod. Und der Reichere ſollte dieſes Bedürfniß bekämpfen oder verlieren können?

Wenn ſchon alles liebende Geben Seligkeit genießt, und wenn der, welcher keine geliebte Seele hat, der er ſein Glück heute in einem Geſchenke vorhalten könnte, weit ärmer iſt, als das Herz, das umſonſt auf dieſes Zeichen harrt — wenn der geliebte und liebende Jüngling und Gatte ſich ſchon lange in der Hoffnung auf dieſen Abend erquicken durfte — und wenn das verarmte Herz, das noch im letzten dieſe unausſprechliche Wonne genoß, und jetzt der Erinnerung nur Seufzer geben kann, ſeine Armuth heute doppelt fühlt, und alle ſeine verlornen Freuden noch einmal begräbt — ach, ſollten dann nicht alle glücklichen Herzen ſchon darum dieſe Feyer mit ſolchen Wünſchen und Genüſſen ſich ſelbſt erhöhen wollen?

Aber wenn ihr es fuhlt, daß nicht nur ihr dieſe Glücklichen ſeyd und werden könnt, ſondern daß eure Freude auch Andere zu beglückten Herzen zu erheben vermag, o ſo dürft ihr doch nicht, wenn ihr auch ſelbſt entbehren wolltet, das Leben Dieſer um ſo viele reiche Stunden verkürzen. Wie hart wäre es, wenn ihr den Tag, auf den das Kind ſo gern ein Jahr wartet, und den es mit keinem andern, noch mehr gebenden, austauſchen würde, weil nur ſein Genuß einzig bleibt, nicht zu einem himmliſchen machen wolltet! Wie unausſprechlich ſelig ſeyd und macht ihr im Gegentheil, wenn ihr an ihm eurer Liebe eine Ewigkeit und den Tönen der Kindheit einen bleibenden Nachhall gebt! O ſtreuet darum die Freudenblumen, die ewig blühen, mit frohlockendem Herzen aus — erhellet die dunkle Nacht mit einem Schein, der durch alle Jahre leuchtet, erwärmet die kalte mit einer Liebe, deren Funke nie verlöſcht — umgebt die geliebte Seele mit einer Täuſchung, die bleibend das Herz erhebt *) — ſeyd und macht doch recht glücklich! Ach, wenn einmal die

---

*) »Es iſt kindiſch und pedantiſch zugleich, aus Kindern freudige Irrthümer auszujäten, die nur Roſenabſenker und keinen Neſſelſaamen tragen können. Jagt den Ruprecht fort, aber laßt das magiſche Chriſtuskind mit grüngoldenem Gefieder zwiſchen den widerſcheinenden Decemberwolken ziehen; denn jener richtet ſich einmal grimmig, mit gezähnten Tatzen, im Fieber, auf; aber dieſes fliegt einmal vergoldend und anlächelnd durch einen dunkeln Traum, und durch die letztern Abendnebel auf dem Sterbebette, und durchbricht mit hellen laufenden Goldpuncten den finſtern Dunſt. —«

»Der hohe Glaube der Kinder an ein Menſchenwort, und alſo ihre Bereitwilligkeit grobe Täuſchungen gläubig aufzunehmen, iſt ſo groß und thätig, als ihre — herumgreifende Aufmerkſamkeit, die das gemahlte, blinde Thor der Täuſchung, trotz der Thorſperre öffnen will; — ſelbſt da wir ſchon im polniſchen Rock oder Huſarenpelz waren, vermochten wir nicht, aus allen gepackten Körben, und aus allen Zubereitungen zum Chriſtgeſchenk, und aus allen Gerüchen des angemahlten Spielzeugs und des heißen Backwerks und aus dem Augenſchein ſelber (da wir wirkliche Menſchen beſcheeren ſahen) herauszubringen, daß Niemand weiter die Hand in dieſem glücklichen Spiele habe, als eben Menſchen; wir nahmen wenigſtens gleich einem Theologen an, das Chriſtuskind greife, da wir die unmittelbare Wirkung aufgehoben ſahen, zur mittelbaren, und ſchenke durch fleiſcherne Hände. Und dann, als auch dieſer bunte Nebel durch eine kalte Belehrung zu Waſſer wurde, ſo gaben wir keinen Groſchen fürs ganze Geſchenk. Wer erinnert ſich wohl nicht ſeiner damaligen erſchlaffenden öden — Entzauberung? Jeder Geiſt, auf den die unſichtbare Luftſäule des Lebens in unſerer Erdentiefe herunterdrückt, wird ewig ſeine Arme und Flügel nach einem höhern Aether ausſtrecken — denn die Unermeßlichkeit iſt unſer Ort, und die Ewigkeit iſt unſere Zeit! —«

theuern Herzen ſo tauſend und abertauſend vergangene Hoffnungen — Täuſchungen nennen müſſen, ſo werden ſie doch eine kennen, in der kein Trug lag, und ſich einer veralteten Stunde erfreuen, ohne ſie zu betrauern, oder mehr von ihr zu begehren, als ihre Erinnerung, weil ihre Genüſſe in dieſer geblieben ſind. Und wenn ſie an ihrem Lebensabend unten am Horizont im Weſten ſtehen, und bald auslöſchen, ſo wird ſie der heutige im Garten der Kindheit, der in Oſten an ihrem Aufgang noch unter einem blaſſen Roth liegt, noch helder als heute anblicken, noch magiſcher anſchimmern, und ſie werden ihn noch mehr anlächeln.

O ſchlaget lauter, ihr beglückten Vater- und Mutterherzen, preßt eure Geliebten noch ſtärker an euch, und ſeyd doch unausſprechlich glücklich, und bleibt es noch lange, noch lange!

Nur von dir kann ich heute keine Freude begehren, der du verlaſſen und einſam ſtehſt, und den geſchiedenen und ſo heiß geliebten Herzen nichts geben kannſt, als Seufzer, und in der dich umgebenden Entzückung nichts fühlen darfſt, als deine Armuth — nein, reiße lieber deine Narben auf, damit ihr ſtockendes Blut wieder fließe — ſchaue lieber alles Dageweſene und Verlorne noch einmal an, daß deine verſiegenden Thränen neue Nahrung gewinnen — ach, erſt zu dem langſamern, gelähmten Herzen können jene Tage deiner Kindheit mit einem Troſt zurückkehren! Aber dann, wenn dein Himmel und dein Abend wieder blau über dir ruht, und die letzte Gewitterwolke erkaltet iſt, dann werden die Verklärungen deiner Jugend, und deine heiligen Abende, und die elterliche Liebe noch einmal zauberiſch in dir erglimmen, und die jugendlichen Erhebungen deines Herzens die veraltete und durchbohrte Bruſt noch einmal erheben, und hernach erſt wird ſie gänzlich zuſammenſinken, und im Grabe erkalten. Das Auge muß getrocknet werden, ehe es ſich ſchließet, das Herz geſtillet, ehe es bricht!

B......l.

* * *

»Seyd nicht eiferſüchtig auf dieſes Chriſtuskind, ihr Eltern, die ihr eure Kinder zu ſehr liebt, als daß ihr ſie durch ein anderes Herz gerne beglücken laßt — nicht um der Gabe willen liebt man den Geber, ſondern um der Freude willen, mit der er gibt, um des Antheils willen, den er an unſerer nimmt.«

Jean Paul.

(Hierzu ein Notizenblatt.)

Novelliſtik.

Der Weihnachts-Abend iſt gekommen, und mit ihm für Jung und Alt ein Tag der lebhafteren oder ſtilleren Freude, an dem die lang vertröſtete Hoffnung des kindlichen Gemüthes fröhliche Erfüllung erreicht, und der Aeltere ſich an der Luſt der Kleinen ergötzt, die den tiefer liegenden Sinn des Feſtes zwar nicht faſſen, aber doch ſchon ahnen kann. Keine heilige oder feyerliche Zeit wirkt eindringender auf des Kindes Sinn, als eben dieſe, auch das Namen- oder Geburtsfeſt nicht ausgenommen, da dieß immer nur Einzelne oder Einen anſpricht, und der Weihnachtstag nie ohne fröhlichmachende Spende herbeykommt, uns an jene Gaben mahnend, die Allen durch die Geburt des Heilandes zu Theil wurden. Schön iſt's, daß die Weihnachtsgaben doch immer noch einen das Herz mehr anſprechenden Werth zu behaupten wiſſen, als jedes Neujahrsgeſchenk, und wir erkennen mit Dank, daß Hr. Ferd. Olivier, der geiſtreiche, geſchätzte Mahler, eine dieſer ſinnigen Gaben uns zum nahen Feſte gebothen. Es iſt dieß ein Steindruck, in die Form eines kleinen Hausaltars zuſammengelegt, mit einem Hauptblatte und vier Nebenblättern, die Verkündigung und Geburt Chriſti vorſtellend. Wir ſind überzeugt, daß dieſe Künſtlerarbeit recht Vielen zu wahrer Freude gereichen wird, und daß ihr das alterthümliche Gewand, in dem ſie auftritt, keineswegs zum Nachtheile gereichen kann, ſondern hier als weſentlich, als wünſchenswerth erſcheint. Das mittlere Blatt gibt die Haupthandlung: Schlafend liegt das neugeborne Kindlein, in ein Tuch eingeſchlagen, in der Krippe, und Maria, die ſtillbeglückte Mutter, kniet ihm zur Linken, in liebeverkündendes Beſchauen verſunken. Joſeph, auf den Stab geſtützt, ſteht neben ihr, voll Dankes und inniger Freude. Zur Rechten treten die anbethenden Hirten näher heran, und das mit Roſenkränzen geſchmückte Chor der preiſenden und ſegnenden Engel beugt ſich aus offnem Fenſter über den neugebornen Heiland. Auf den beyden äußeren Seitenflügeln des Altares ſieht man die himmliſchen Bothſchafter zu dem tief unten liegenden Nazareth niederſchweben, verkündend: »Ehre ſey Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, den Menſchen ein Wohlgefallen.« Der innere linke Seitenflügel zeigt uns dagegen ſchon die bethenden, die ſtaunenden Hirten, wie ſie der Engel Bothſchaft knieend vernehmen; auf dem rechten aber finden wir die erzählenden Hirten, und über ihnen ſteigen die drey heil. Könige den Felſenpfad hernieder, dem Stalle zuwandelnd. — Wir wiederholen noch einmal, daß die ſchöne Zeichnung ſehr zu einer Weihnachtsgabe geeignet iſt, und wollen ſie durch dieſe wenigen Worte Allen empfohlen haben, denen der Sinn für wahre Weihnachtsfreuden nicht mangelt. — Liebhaber werden Exemplare in der Cath. Gräffer'ſchen Buchhandlung (Lilienfelderhof, Weihburggaſſe), und in der Müller'ſchen Kunſthandlung, auf dem Kohlmarkt, vorräthig finden.

Jul. M. Schottky.

Herr J. W. Sieber hatte ſchon ſeit langer Zeit die ausführlichere Beſchreibung*) ſeiner Levantiniſchen Sammlung hoffen laſſen, und das Publikum, beſonders auch die gelehrte Welt ſah derſelben mit Ungeduld entgegen. Nun iſt ſie erſchienen. Ihr Titel iſt: Beſchreibendes Verzeichniß der in den Jahren 1817 und 1818 auf einer Reiſe durch Creta, Egypten und Paläſtina geſammelten Alterthümer, und anderer Kunſt- und Natur-Producte, nebſt einer Abhandlung über egyptiſche Mumien, von F. W. Sieber. 8vo, 88 Seiten. — Nach dem 30 Seiten ſtarken Aufſatz über die Mumien (mit welchen man den von Ronyer in Nr. 30--32 d. B. unſers Blattes vergleichen kann) enthält die Schrift: I. Alterthümer, 225 Artikel, II. techniſche Arbeiten, 259. Artikel, und endlich das Herbarium. Das Werkchen iſt hier in dem Aufſtellungsort der Sammlung (Graben Nr. 657), um 1 fl. 30 kr. W. W. und auch ſo wie für die Provinzen und das Ausland, in der Cath. Gräffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe) zu haben.

---

*) Eine allgemeine haben wir, wie man ſich erinnern wird, in Nro. 15 dieſes zweyten Bandes unſerer Zeitſchrift geliefert.

Nicht minder merkwürdig, als die in der letzten Nummer gelieferten Daten über den Schleyer der Maria Stuart, ſind nachſtehende, unlängſt bekannt gemachten Details über die Entdeckung der wichtigen Papiere des Hauſes Stuart. Man wird ſich aus den öffentlichen Blättern erinnern, daß jene Documente vor ungefähr 2 Jahren durch den Schottländer Hrn. Watſon zu Rom aufgefunden wurden. Der päpſtliche Auditor, Hr. Ceſarini, war mit der Vollſtreckung des Teſtaments des verſtorbenen Cardinals v. York, letzten männlichen Abkömmlings Jakobs II. beauftragt. Der Auditor überlebte den Cardinal nur um wenige Zeit; und ſein Nachfolger, Hr. Taſſoni, trat auch als Executor der Cardinal York'ſchen teſtamentlichen Verordnung in ſeine Fußſtapfen. An dieſen wandte man ſich demnach mit der Bitte, jene Papiere unterſuchen zu dürfen. Hr. Taſſoni bewilligte nicht blos das Anſuchen, ſondern geſtattete auch, daß man von allen beliebigen Stücken Abſchriften machen durfte. Inzwiſchen waren der Documente ſo viele, und die meiſten von ſolcher Wichtigkeit, daß man bald von der unermeßlichen Arbeit des Copirens abſtand, und den Entſchluß faßte, die Original-Schriften anzukaufen. Um einen mäßigen Preiß wurde der Handel geſchloſſen: Hr. Taſſoni aber ſetzte auf die Urkunden-Sammlung einen ſo geringen Werth, daß er wirklich glaubte, man habe ihm dieſelbe zu theuer bezahlt. Erſt bey näherer Durchleſung überzeugte man ſich von der ungeheuren Größe ihres Werthes, und unglücklicher Weiſe hielt Hr. Watſon ſich keineswegs für verpflichtet, dieſen Werth eines auf geſetzlichem Wege, aus der Hand eines befugten Verkäufers erworbenen Privateigenthums zu verheimlichen. Auf Befehl der päpſtlichen Regierung wurden die Stuart'ſchen Archive in Beſchlag genommen. Die römiſche Regierung hielt es in Folge der Vorſtellungen ꝛc. des Herrn Watſon für das Beſte, jene Papiere dem Prinz-Regenten zum Geſchenke anzubiethen, und ſofort iſt die brittiſche Regierung mit dem Eigenthümer derſelben in Unterhandlungen eingetreten, um die Nation ſelbſt zur Beſitzerinn von Gegenſtänden von ſo weſentlichem National-Intereſſe zu machen. Zu dem Ende hin hat der Prinz-Regent eine achtungswürdige Commiſſion ernennt, und ihr den Auftrag ertheilt, die Stuart'ſchen Papiere und Urkunden zu würdigen und zu werthen, und über ihr dießfälliges Befinden einen Bericht zu erſtatten.

(Alleiniger) Redacteur dieſer Zeitſchrift: Franz Gräffer; Verleger: J. B. Walliſhauſſer.

Conversationsblatt.

52.

Dinſtag, den 28. December 1819.

Die Frauen.

Von Dunne.

II.*)

In Spanien und Portugal leben die Weiber in einer Art Eingezogenheit, welche ziemlich ſtark an den Harem der Araber, ehemaligen Eroberer dieſer Halbinſel, erinnert. Jungfrauen, Frauen, Witwen leben verſchloſſen in ihren Häuſern, deren ſorgfältig zugemachte Fenſter die traurigen Blicke zurückſtoßen; aber der Furcht- und Raſtloſe entſchädigt die armen Verſchloſſenen hinlänglich, indem er die Wachſamkeit der ſtrengen Duegna, und oft ſelbſt die des immer lauernden Gemahls hinters Licht führt. Dieſe Gegend, mehr als jede andere, iſt die der geheimen Liebſchaften. Gewöhnlich fangen ſie an durch ſüße Brieflein, die man geſchickt in die Hand oder ins Sacktuch zu bringen weiß, oder durch eine Zuſammenkunft in der Kirche, wo der Geliebte ſich andächtig neben die Gebietherinn ſeines Herzens ſetzt, und während der Meſſe auf die geſchickteſte Art unaufhörlich correſpondirt. Bald bringt der Glückliche, durch Liebe und Nacht begünſtigt, in das Zimmer ſeines Abgotts; und dieſer ganze Handel dauert ſo lang fort, bis der gutgeſchliffene Dolch des Gatten oder Bruders ihn plötzlich beendet. — Nur um dieſen Preis kann man in Spanien und Portugal lieben; dem armen Liebhaber ſchwebt ſtets das Schwert des Damocles über dem Haupte. — In Portugal gibt es ein Geſetz, welches alle Unadeligen zum Tode verurtheilt, wenn ſie eine durch die Geburt adelige Frau heirathen. Wenn dieſes barbariſche Geſetz wider die ſanfte und demuthvolle chriſtliche Religion iſt, ſo iſt es nicht weniger wider die heiligen Geſetze der Natur; auf was hat es alſo eine ſtolze Ehrſucht gründen können? — Die ſpaniſchen Dqmen haben beynahe alle viele Majeſtät in ihrer Haltung und ihren Sitten; ſie ſind gut gewachſen, und man findet faſt überall wahre Schönheiten unter ihnen. Aber die üble Gewohnheit, ſich das Geſicht zu bemahlen, ſchadet ihren Zügen ſehr; auch ſind ſie mit vier und zwanzig Jahren ſchon alt. — Die Portugieſinnen ſind groß und gewöhnlich ſehr gut gebildet; ſie haben ein olivenfarbnes Geſicht, ſchwarze, ausdruckvolle Augen, und regelmäßige Züge. Sie ſind ſehr ernſt vor den Fremden, aber im Grunde ſind ſie fröhlich, lebhaft, geiſtreich, mehr als freygebig, und ſehr treu in der Liebe. Während dreyer Jahre, fügt der Verf. hinzu, die wir in Portugal zugebracht, haben wir kein Beyſpiel geſehen von einer Portugieſinn, die ihrem Liebhaber untreu geworden wäre.

---

*) Die I. Lieferung ſteht in Nr. 45 dieſes II. Bandes.

In Italien, ſagt Dupaty, findet das Bedürfniß der Geſchlechter Nahrung im Cicisbeat, Leichtigkeit in den Sitten, und Nachſicht in der Religion. Die drey Hauptpuncte, welche dort das Weib bilden, ſind: Galanterie, ſchöne Geſtalt und Putz. —

Die deutſchen Frauen haben einen Reiz, der ihnen ganz eigen iſt; ſie haben eine ſchöne Stimme, blonde Haare, eine herrliche Geſichtsfarbe; ſie ſind beſcheiden, aber weniger zurückhaltend, als die Engländerinnen; man ſieht, daß ſie nicht ſo oft ihnen überlegene Männer gefunden *), und daß ſie weniger von dem Urtheile des

---

*) Das klingt ein bischen Engliſch, und iſt, nach unſrer Meinung, grundfalſch, denn gewiß haben die deutſchen Frauen eben ſo oft, ja vielleicht

Publicums zu fürchten haben. Sie ſuchen durch ihre Empfindſamkeit zu gefallen, durch ihre Einbildungskraft zu intereſſiren; die Sprache der Poeſie und ſchönen Künſte iſt ihnen nicht unbekannt; ſie coquettiren eben ſo gewaltig mit Enthuſiasmus, als die Franzöſinnen mit Verſtand und Witz. Die leider etwas verminderte große Redlichkeit, welche den Character der Deutſchen beſonders auszeichnet, macht die Liebe weniger für das Glück des Weibes gefährlich; und vielleicht nähern ſie ſich dieſer Leidenſchaft mit mehr Zutrauen, weil ſie ein romantiſches Colorit hat, und weil die Untreue weniger zu fürchten iſt, als in jedem andern Lande.

Man kann nicht ganz mit Unrecht über die Lächerlichkeiten mancher deutſchen Damen ſpotten, die ſtets, bis zur größten Affectation, romaniſiren, und in deren ſüßen Ausdrücken alles vermiſſet wird, was der Verſtand oder der Character Kräftiges und Ausdruckvolles hat; ſie ſind nicht freymüthig, aber auch nicht falſch; nur ſehen und urtheilen ſie über nichts mit Wahrheit, und die wirklichen Begebenheiten gehen, ungefähr wie eine Phantasmagorie vor ihren Augen vorüber. —

Die Türkinnen ſind im Allgemeinen ſehr ſchön und gut gewachſen; ſobald ſie aber das dreyßigſte Jahr erreicht haben, zeigt ſich eine Spur von Alter auf ihrem Geſichte. Die Weiber ſind es, die bey den Türken die Heirathen ſchließen; ſobald man über die Bedingniſſe einig geworden iſt, [illegible] der Gemahl eine Summe; die Erlaubniß zur Heirath iſt alsdann erhalten, und das Paar geſetzlich vereinigt. Die Religion erlaubt dem Türken nur vier Weiber zu haben, iſt er aber reich, ſo kann er ſich einen ganzen Harem halten. — Die Circaſſiſchen Weiber ſind, ihrer Schönheit wegen, ein großer Handelszweig in der Türkey, denn in Circaſſien machen ſich die Eltern eben ſo wenig als bey uns daraus, ihre Kinder zu verkaufen. — Es gibt in dieſem Lande Leute, die ſich bloß von dieſem abſcheulichen Handel näh-

---

noch öfter überlegene Männer gefunden, als die Engländerinnen. Dieſe engliſche Behauptung mag indeß etwas mehr Richtigkeit haben, wenn man ſie auf Norddeutſchland anwendet, deſſen Frauen eine viel ſorgfältigere Erziehung, als in Süddeutſchland, wo die meiſten Frauen auf einen gebildeten Verſtand nicht eben ſehr viel halten, und leider etwas zu wenig darnach ſtreben. — Was die Männer betrifft, ſo kann der Verfaſſer verſichert ſeyn, daß ſie an Verſtand und Bildung den Einwohnern der brittiſchen Inſel nichts nachgeben. C.

ren, und die, wenn ſie ihrer Waare den höchſten Grad von Vollkommenheit gegeben haben, ſie dann den Meiſtbiethenden überlaſſen. Findet man aber nicht auch in dem geſitteten Europa häufige Beyſpiele davon?

In China iſt die erſte Eigenſchaft eines Weibes, kleine Füße zu haben; dieſe ephemere Schönheit kömmt ihnen aber hoch zu ſtehen, denn ſie können kaum einige Schritte machen. Die Chineſinnen haben gewöhnlich kleine, ſchwarze und durchdringende Augen, braune Haare, und regelmäßige Geſichtszüge. Es iſt dem Gatten ſo lange nicht erlaubt die Neuvermählte zu ſehen, bis die Eltern die Heirathverhandlungen in Ordnung gebracht haben. Das größte Unglück für eine chineſiſche Dame iſt, Mutter mehrerer Kinder zu ſeyn, und darum ſieht man häufig Kinder durch die Hand derjenigen, die ihnen das Leben gaben, umkommen.

Der Gebrauch der indiſchen Frauen, ſich nach dem Tode ihres Mannes zu verbrennen, iſt, obwohl man noch zuweilen Beyſpiele davon ſieht, ſchon längſt abgeſchafft; glücklicher Weiſe haben unſere ſchönen Damen dieſe zerſtörenden Flammen nicht zu fürchten; denn bey uns dürfen ſie wohl zehnmal heirathen, ohne ein einzigesmal verbrannt zu werden.

Die egyptiſchen Frauen ſind äußerſt ſchön, aber ſie ſind gewöhnlich mit einer Augenkrankheit befallen, welche durch die heiſſen Strahlen der Sonne, und durch den Sand, welchen der Wind ihnen in die Augen treibt, verurſacht wird. — Wenn ein Paſcha mit einer ſeiner Frauen eſſen will, läßt er ihr vorher ſeinen Willen melden, und ſie empfängt ihn dann mit größter Ehrfurcht. — Auch muß in Egypten eine Frau, wenn ſie nicht von ſehr angeſehenem Stande iſt, während der Mann ißt, hinter ſeinem Seſſel ſtehen bleiben; manchmal erlaubt er ihr wohl, ſich in einen Winkel des Zimmers nieder zu ſetzen, ſie muß ihm aber doch immer bey Tiſche als Sclavinn dienen. — O wie glücklich ſind unſere Frauen! —

Unſere Leſer ſehen alſo, wie intereſſant das Büchlein iſt; freylich aber iſt es nicht ſchwer, intereſſant zu ſeyn, wenn man über den intereſſanteſten Gegenſtand der Welt ſchreibt. G.

* * *

Die Lilie und die Roſe.

Nach dem Franzöſiſchen.

Sieh mich zur erſten Blum' erkoren,
Zur Lilie war der Roſe Spruch.
Ich bin dem Ort, der mich geboren,
Zugleich ſtets Schmuck und Wohlgeruch.
Wenn Amor, ſich daran zu laben,
Für ſeine Treuen Kränze flicht,
Glaub mir's, er will nur Roſen haben,
Die andern Blumen ſchätzt er nicht.

Wird preiſend, hoch herausgeſtrichen,
Was einer Schönen Reiz verlieh:
Mit mir allein wird ſie verglichen,
Von andern Blumen ſpricht man nie.
Bewundernd ruft in Vers' und Proſe,
Wer ſeine Gluth zu ſchildern wagt:
Ein Mädchen, blühend wie die Roſe,
Und Alles iſt damit geſagt.

Mich, ſprach die Lilie, führt als Zeichen
Ein gütiger Monarch im Schild.
Ich darf den Thron mit ihm beſteigen,
Des Diademes Schmuck und Bild.
An Güt' und jeder Tugend König,
Rein, wie mein Weiß, in jeder That,
Weiß er, gleich mir, von Dornen wenig,
Und Milde bahnt zu ihm den Pfad.

Lang krönte, ohne ſich zu ändern,
Mein Glück der Wünſche kühnſten Schwung,
Und mit des Wohlſtands hohen Spendern
Theilt' ich die treuſte Huldigung.
Nur durch Verrath ging's einſt verloren;
Doch nach des Herrn gerechtem Sieg
Ward ich zu größerem Ruhm erkoren.
Da neigte ſich die Roſ' und — ſchwieg.

Joh. Bapt. Rupprecht.

……

Aus und über Rußland.

II.

Der Kaiſer von Rußland hat dem engliſchen Mahler Dawe aufgetragen, die Portraits aller Generale, welche in den letzten Kriegen commandirt haben, zu mahlen. Dieſer Mahler ſoll früher eine ähnliche Collection in Paris gemacht haben. Für jedes Portrait erhält er 2000 Rubel Banco, und man ſagt, daß ihre Anzahl ſich bis auf 100 erſtrecken dürfte. Dawe arbeitet in der kaiſerlichen Eremitage. Alle, die ſeine bisher geendigten Portraits geſehen haben, loben ihre Aehnlichkeit und die Geſchicklichkeit in der Ausführung.

* * *

Im April-Monath verfloſſenen Jahres waren zwey unterrichtete junge Leute, Gariſchsky und Keppen, von dem Reichskanzler, Grafen Rumianzow, auf ſeine Koſten zu hiſtoriſchen Unterſuchungen ins ſüdliche Rußland geſchickt worden. Der erſte iſt nunmehr, nachdem er auf ſeiner Rückreiſe einige Tage bey dem Kanzler auf ſeinem Gute Hommel zugebracht hatte, nach St. Petersburg zurückgekehrt. So viel man weiß, iſt Folgendes das Reſultat ihrer Reiſe: 1.) Sie haben ein vollſtändiges Verzeichniß aller im Stadthauſe zu Mohilew befindlichen Manuſcripte und Urkunden veranſtaltet, ſo wie auch die Abſchriften von den wichtigſten derſelben genommen. Die meiſten darunter ſind in pohlniſcher Sprache geſchrieben, und mit goldenen und ſilbernen Siegeln verſehen, wovon die treueſten Abdrücke beſorgt worden ſind. 2.) Man hat ſchon in mehreren, ſowohl ruſſiſchen als auch ausländiſchen Zeitungen, (hier im Oeſt. Beobachter) viel von einem großen Stein geſprochen, der in einer Entfernung von ungefähr 3 Meilen vom Fleckchen Orſcha (Gouv. Mohilew) von einem Dorfgeiſtlichen gefunden worden, und worauf von dieſem letztern eine kleine Capelle aufgeführt worden war. Bey der Reinigung dieſes Steines hat man darauf einige Worte gefunden, deren Sinn nicht ganz klar iſt, und die den ruſſiſchen Hiſtorikern Anlaß zu vielen Muthmaßungen und Streiten gegeben haben. Der Geſchichtſchreiber Jelagin wollte bewieſen haben, daß dieſer Stein zum Andenken an die ermordeten Fürſten Boris und Gleb da gelegt worden ſeyn ſoll (Karamſin iſt gegen dieſe Meinung), und wahrſcheinlich wurde aus dieſer Urſache im Jahre 1805 auf dieſem Platz eine kleine Kirche erbaut, und dem heiligen Boris und Gleb geweiht. Der obenbenannte Stein machte die Vorhalle aus. Die Kirche ſelbſt wurde von den Franzoſen im Jahre 1812 zerſtört. Die erwähnten Abgeordneten des Herrn Grafen Rumianzow haben ihre gegenwärtige Geſtalt abgezeichnet, den Stein ausgemeſſen (ſeine Länge beträgt 10 Fuß 1 Zoll engliſch Maß; Breite 6 Fuß 3 Zoll; die Länge der Buchſtaben

1/2 Fuß, und ihre Tiefe 1/2 bis 2 Zoll), und von dieſem merkwürdigen Alterthum eine getreue Abbildung verfertigt. Man ſieht darauf ein griechiſches Kreuz ausgehauen (wie ſolches auf den ruſſiſchen Grabſteinen gewöhnlich iſt), und ringsherum gehen in zwey Reihen die Buchſtaben, wovon einige beſchädigt ſind, und andere ſolche Wörter bilden, daß ihr Sinn erſt von den Kennern der alten ſlaviſchen Sprache entſchieden werden muß, beſonders wegen der in dieſer Sprache ſo gewöhnlichen Verkürzungen, zu denen man bis jetzt noch keinen ſicheren Schlüſſel hat. Die durch die ſlaviſchen Buchſtaben bezeichnete Jahrszahl ſoll, wie man verſichert, 1114 ſeyn. 3) Haben dieſe Reiſenden die Ruinen des Dianentempels, welcher ſich in der Krimm, bey dem Orte Olwin, nicht weit von der Stadt Simferopol, auf dem Gute des Grafen **Besborodko** befindet, ausgemeſſen und gezeichnet, und 4) haben ſie von einigen hiſtoriſch-wichtigen Städten und Gegenden im ſüdlichen Rußland eine Beſchreibung unternommen, wovon jene von Taganrog, von Herrn **Gariſchsky**, nächſtens in der Zeitſchrift: **Der Beförderer der Literatur**, erſcheinen wird. Ebenfalls hat Hr. **Gariſchsky** ein Verzeichniß der Manuſcripte mitgebracht, welche in Charkow, in dem geheimen Gewölbe eines Glockenthurmes, gefunden worden ſind. Herr **Keppen** iſt von ſeiner Reiſe noch nicht zurückgekehrt.

* * *

Bekanntlich wurde in der Hälfte des Jahres 1817 in Kronſtadt das Schiff **Kamtſchatka**, unter Commando des bekannten Capitäns des zweyten Ranges, **Golownin**, ausgerüſtet, und zu einer Expedition nach den entlegenſten Küſten, die Siberien von America trennen, abgefertigt. Nach der ihm von dem Admiralitäts-Departement ertheilten Inſtruction, war ihm die Vervollkommnung der See-Carten, beſonders in Betreff der entfernteſten Küſtenpuncte der Halbinſel Kamtſchatka, der Aleutiſchen Inſeln, und der nordweſtlichen Uferrücken von America zur Pflicht gemacht, und bey günſtigem Wetter auf die Entdeckung neuer Inſeln in dieſem Archipel, der Aſien und America verbindet, auszugehen anempfohlen worden. Seit dem September dieſes Jahrs iſt nun Capitain **Golownin** nach St. Petersburg zurückgekehrt, und hat vollkommen das Zutrauen der Regierung gerechtfertigt. Außer der von ihm gemachten, und zur Verbeſſerung der See-Carten ſehr dienlichen Berichtigungen, Entdeckungen und Beobachtungen, hat er eine große Sammlung von verſchiedenen Seltenheiten aus allen Reichen der Natur, dann Waffen, Kleidungen und Koſtbarkeiten der verſchiedenen wilden Völkerſchaften, welche er auf ſeiner Reiſe geſehn, mitgebracht. Dieſe Sammlung hat er dem Muſeum des Admiralität-Departements als Geſchenk überlaſſen, und gegenwärtig beſchäftigt er ſich mit der Beſchreibung ſeiner Reiſe, deren Druck man in kurzer Zeit entgegen ſehen kann.

* * *

Den 12. (24) October wurde die öffentliche Prüfung der Fräulein, welche im adeligen Inſtitute zu Pultawa erzogen werden, vorgenommen. Dieſes Inſtitut wurde im vorigen Jahre am nämlichen Tage in Folge der vom Kaiſer ertheilten Erlaubniß eröffnet. Zu ſeiner Dotirung hat der Adel des Pultauer-Gouvernements 160,000 Rubel zuſammengeſchoſſen, und es der Aufſicht der Fürſtinn W. A. Repnin anvertraut. Der Zweck desſelben iſt die Erziehung der 15 von den ärmſten Fräulein des Gouvernements, worunter eine von jedem der 15 Bezirke desſelben von dem Adel ſelbſt gewählt werden muß. Außerdem können auch Penſionnairs aufgenommen werden, deren jeder 1000 Rubel zu entrichten hat. Der wirkliche Staatsrath von Kotſchubey hat dieſem Inſtitute unentgeldlich ſein Haus zur Bewohnung überlaſſen. Die Mitglieder des Inſtituts haben die regierende Kaiſerinn um ihren allergnädigſten Schutz erſucht, welchen ſie auch in den huldreichſten Ausdrücken erhalten haben.

* * *

Der junge ruſſiſche Dichter, W. v. Panaew, welcher unlängſt mit ungetheiltem Beyfall ſeine dichteriſche Laufbahn betrat, und zu noch größern Erwartungen berechtigte, unternimmt eine Prachtausgabe ſeiner ſchönen Idyllen. Herr Iwanow, rühmlich bekannter Profeſſor der Academie der Künſte, wird dazu die Zeichnungen liefern, welche von Hrn. Tſcheßky in Kupfer geſtochen werden. — Auch Herr von Chmelnizky ſoll Willens ſeyn, ſeine dramatiſchen Dichtungen, welche ſich einer beſondern Auszeichnung erfreuen, in einem ihrer würdigen Gewande, in 2 Bänden herauszugeben. Unter anderm wird darin auch ſeine neue Ueberſetzung von Moliere's Frauenſchule in Verſen erſcheinen.

—s.

Ehrenrettung und Geſchichte der Auſter.

Von J. Bernhard.

Sogar die unſchuldigen Auſtern, deren wohlthätiger Genuß die Auflöſung manches ſchwierigen Dilemma erleichtert hat, die jährlich Millionenweis verſchluckt werden, ohne die mindeſte Klage laut werden zu laſſen, ſind in dieſem Jahre der boshafteſten Verläumdung nicht entgangen. Aber möchte doch die Ehre eines jeden Verläumdeten ſo leicht, nicht durch Macht und Gewalt, ſondern durch bloße Thatſachen, wieder herzuſtellen ſeyn, wie die der ſeeländiſchen Auſtern, von denen man behauptet hat, ſie hätten dieſes Jahr das gelbe Fieber, oder irgend eine andere epidemiſche Krankheit, und wer ſie ſpeiſte, dem käme es ſehr übel. Es iſt kein Wörtchen davon wahr; die guten Holländer rühmen laut in ihren öffentlichen Blättern die friedſeligen Geſinnungen dieſer unſchuldigen Thiere, und betheuern, daß ſie weder vor noch nach ihrem Tode Spuck treiben

Damit man aber nicht glaube, ich wolle etwa den menſchlichen Gaumen und Magen von dem Genuß dieſes Schalthieres abwendig machen, welches ganz gewiß beſtimmt iſt, von Menſchen verzehrt zu werden, weil es ſchon ſeit mehr als tauſend Jahren von ihnen verſchluckt wurde, ſo will ich hier einige geſcheite Leute aus den älteſten Zeiten anführen, die an dieſer ſchleimigen Speiſe beſonderes Wohlgefallen hatten.

Ich ſetze die Athenienſer oben an. Zu der Zeit, wo Athen in dem blühendſten Zuſtande, oder wenn man es anders nehmen will, ſeinem Untergange am nächſten war, befand ſich auch daſelbſt die Kunſt eine Tafel gut zu beſetzen, auf dem höchſten Gipfel der Vollkommenheit; und unter den tauſenderley Dingen, die ein reicher Athenienſer aus dem Auslande für ſeine Tafel kommen laſſen mußte, um ſich und ſeine Schmarozer anſtändig zu füttern, gehörten auch die Auſtern. — Macrobius verſichert, daß man den römiſchen Pontifen bey allen ihren Mahlzeiten Auſtern vorſetzte; ein etwas theurer Unterhalt, denn ihre Herbeyſchaffung koſtete damals ungeheure Summen. — Apicius, der vorzüglich den Geſchmack der Auſtern, die man in den Dardanellen fing, rühmte, ſchickte von Rom aus dem Kaiſer Trajan, als er gegen die Parther Krieg führte, durch Eilbothen lebendige Auſtern Ob das glaublich iſt, weiß ich nicht; denn Rom iſt ein wenig weiter von Aſſyrien, als Wien von Trieſt, oder

Paris von Etretat; wenn auch wirklich, wie mehrere Schriftſteller verſichern, die Römer das Geheimniß beſaßen, die Auſtern zu füttern und fett zu machen, ſo war doch wirklich ein ſo weiter Transport ſehr ſchwierig, weil ein ſanfter Regen oder auch ein einziges Körnchen ungelöſchten Kalks ſie zu tödten im Stande iſt. Uebrigens iſt es nicht ſehr wahrſcheinlich, daß man dieſe Schalthiere füttern konnte; ein jeder weiß, daß ſie an Klippen und ſteinigen Meerufern unbeweglich hängen, und ſich nicht ihre Nahrung holen können, die aus Schlamm, Lehmerde, Pflanzentheilen und Wurzeln beſteht, welche ihnen der Zufall zuführt.

Cicero und Plinius ſprechen von den Auſtern mit Begeiſterung.

Horaz hält ſie für einen ſo trefflichen Leckerbiſſen, daß er ſie auf die Tafel der Zauberinn Circe verſetzt.

Wie ſehr die Leckermäuler damaliger Zeit denen der unſrigen glichen, ſieht man aus der Beſchreibung, die Juvenal in ſeiner 4. Satyre vom Montanus macht, den er vor eine Schüſſel voll Auſtern ſtellt:

> . . . . . Circeis nata forent, an
> Lucrinum ad saxum, rutupinove edita fundo
> Ostrea callebat prima deprendere morsu.

Der griechiſche Gaſtrolog Matro nannte die Auſtern Meertrüffeln, und die Eolier gaben ihnen, wegen einer mediciniſchen Eigenſchaft, die ſie den Auſtern zuſchrieben, den Namen Venusohren*).

Seitdem hat man aber nicht mehr von dieſen Schalthieren ſprechen hören. Es muß ſich irgend ein Gerücht verbreitet, und mehr Glauben gefaßt haben, als das von den ſeeländiſchen Auſtern. Auſonius, der noch etwas von Speiſen verſtand, war, meines Wiſſens, der letzte Schriftſteller, der ihrer ruhmvoll erwähnte.

Unter der Regierung Ludwig XIV. kamen ſie endlich wieder auf den Tafeln der Reichen zum Vorſchein, man gewann bald Geſchmack an dieſer Speiſe; in einigen Ländern, wie z. B. in Holland, dienten ſie ſogar den ärmern Claſſen als Nahrungsmittel; und in den letztern Jahren ſind in Paris wohl wenig Welt- und Privathändel, während der Auſternzeit beſonders, abgeſchloſſen worden, ohne daß ein Frühſtück, wobey die Auſtern immer eine Hauptrolle ſpielen, darauf Einfluß gehabt hätte.

Warum die Auſtern ſo ſelten auf den Tafeln der Gaſtgeber hieſiger Reſidenz erſcheinen, mag wohl von der beſondern Achtung herrühren, die man hier für ſie hegt, denn man ſchätzt ſie in Wien viermal ſo hoch, als in Paris. Bey dieſem Preiſe iſt es zu vermuthen, daß ſie ſich noch lange in Anſehen erhalten werden.

---

*) Apud Nonium, de Re cibaria, lib. 3 cap. 36.

Die untere Schale der Auſtern iſt gewöhnlich bauchig, die obere hingegen platt; von ihren Schuppenreihen ſchließt man auf ihr Alter; je mehr ſie deren haben, deſto älter ſind ſie. Zu der Zeit, wo die Strahlen der wiederkehrenden Sonne auf das Meer wirken, findet man kleine Eyer in den Schalen, und kurz nachher ganz ausgebildete, junge Auſtern, die, ſobald ſie die See erreicht haben, ſich an einen feſten Körper anhängen, dort wachſen und kleben bleiben, bis ſie durch irgend einen Zufall wieder losgeriſſen werden. Man benennet dieſe Thiere nach den Orten, wo man ſie fängt oder einſammelt: Berg-, Sand- und Lehmauſtern. Die Bergauſtern, beſonders wenn ſie an einer Klippe kleben, wo Ebbe und Fluth wechſeln, hält man für die beſten. Sie vermehren ſich ungeheuer, und an einigen Stellen im Meere findet man ſie Millionenweis. Man fiſcht ſie auf verſchiedene Art. Wenn ſie, zur Zeit der Ebbe, auf dem Trocknen liegen, ſammelt man ſie mit den Händen; auch kratzt man ſie mit eiſernen Rechen los, oder fiſcht ſie mit Netzen und eiſernen Rahmen.

In Holland verzehrt man die verläumdeten ſeeländiſchen Auſtern; in England ſchätzt man beſonders die von Colcheſter; in Frankreich die von Cancale, von Etretat, und die ſogenannten grünen Auſtern; in Deutſchland die holſteiniſchen und jütländiſchen; in Italien die Pfahlauſtern von Trieſt, die eben nicht die beſten ſind, mit denen aber auch Wien verſehen wird, dann die venetianiſchen Arſenal-Auſtern, die ſich durch ihr Embonpoint ſchon vortheilhaft auszeichnen.

Unter allen den benannten Arten ſind die engliſchen und die grünen Auſtern die beliebteſten; indeſſen wenn man nur Auſternbänke hat, ſo kann man ſich dieſe beyden Arten auch gar leicht verſchaffen; will man z. B. grüne Auſtern haben, ſo darf man ſie nur in ein ſtehendes Waſſer thun, auf deſſen Oberfläche ſich Moos geſammelt hat; will man ſie hingegen durchaus engliſch haben. ſo braucht man nur den engliſchen Kaufleuten einen Wink zu geben, ſie werden ſehr bald die Liebhaber zu befriedigen wiſſen, und uns ſelbſt die Trieſter Pfahlauſtern als naturaliſirte engliſche, gegen eine kleine Erkenntlichkeit, einführen.

Ungeachtet der hohe Preis dieſer Speiſe in Wien dem Verfaſſer dieſer Auſterngeſchichte wirklich ſehr aufgefallen iſt, ſo verführt ihn doch ſeine Gutmüthigkeit, ſich nicht deßhalb an den Verkäufern zu rächen, ſondern vielmehr zum Schluß den Liebhabern dieſer Leckerey ein Mittel zu empfehlen, deſſen ſich mit Erfolg die *Gascogner* bedienen, um ohne Gefahr ein- ſelbſt zweyhundert Auſtern verſchlucken zu können; es beſteht in einer warmen, ungewürzten Milchſuppe, die gleich nach geliefertem Treffen eingenommen werden muß. Probatum est. Ich bitte übrigens die Herren Aerzte, wenn ich hier als Geſchichtſchreiber ihrem Gewerbe Abbruch thue, höflichſt um Verzeihung.

* * *

Die Fortſetzung der »Oelzweige«

im nächſten Jahre, war wohl voraus zu ſehen. Daß ein Blatt, welches den reinſten, edelſten, höchſten Zweck: Beförderung echt chriſtlichen Sinnes, zum Gegenſtande hat, ſo zahlreiche Freunde, ſo viele eifrige Leſer findet, iſt fürwahr ein beruhigendes Zeichen der Zeit. — Den tiefen Verfall der Religioſität, die nur die bedauernswertheſte Verkehrtheit nicht als den Grundpfeiler aller bürgerlichen Wohlfahrt verehren könnte, hat in unſern Tagen jeder Menſchenfreund nur mit Schmerz wahrnehmen müſſen, wiewohl, Gott ſey Dank, jene Criſis vorbey iſt, wo es, frevelhaft genug, eine Gattung unrühmlicher Gemeinheit war, Religion zu zeigen. Die Elemente aller öffentlichen Ordnung, alles irdiſchen Heils: wahre Gottesfurcht und Tugend, da, wo ſie ſchlummern, zu wecken, dort, wo ſie wanken, zu befeſtigen, iſt in jeder Form verdienſtlich, und in einer periodiſchen heut zu Tage doppelt angemeſſen. — Alle Beſſern ſind längſt darüber einig, daß es ohne inneren Frieden kein äußeres Glück geben könne; und Dieſe ſowohl, als Diejenigen, welche, nach ſturmbewegten, bittern Jahren, aus dem Strudel weltleutiger Ueberbildung und Entartung durch Selbſtbeſchauung ihr edleres Ich bewahrt oder wieder gewonnen haben, werden mit Freude und Troſt an dem Gedeihen dieſer Blätter Theil nehmen. Daß ſie aber dem verkruſteten Dogmaticism und der kalten oder übermüthigen Frivolität und Starkgeiſterey vielleicht nicht zuſagen, wäre wohl ganz natürlich, und könnte ihnen nur zur Ehre gereichen. Die Mängel, welche die Oelzweige, in den Augen des ſtrengern Beobachters, etwa hie und da an ſich tragen, und die, wie das Inſtitut als ſolches, nicht vor das profane Forum der Kunſtrichterey gezogen werden dürfen, ſind die eines menſchlichen Werks, und verſchwinden gegen den Totalgeiſt der chriſtlichen Liebe, Demuth, Einfalt, Sanftmuth und Gläubigkeit, den ſie athmen. Allem Anſcheine nach wird ſich ihr Leſerkreis im kommenden Jahre bedeutend erweitern, wozu mehrfache geſchichtliche Einkleidungen ohne Zweifel nicht wenig beytragen würden. Der geringe Preis iſt bekanntlich 7 fl. WW. ganz-, 3 fl. 30 kr. halb-, 2 fl. vierteljährig, und monathlich 45 kr.

Franz Gräffer.

Novelliſtik.

Schon lange iſt man gewohnt, allenthalben, wo in Frankreich von einer nützlichen oder ruhmvollen Anſtalt die Rede iſt, unter ihren Stiftern den Namen des Hrn. J. Laffitte, franzöſiſchen Deputirten und Banquier in Paris, an der Spitze zu finden, und zu bemerken, daß er dem Handelsſtande Lehre und Beyſpiel gibt, wie dieſer, um geachtet zu werden, ſeine erworbenen Reichthümer anlegen ſoll. Durch die 49ſte Nummer der Bibliographie de la France erfahren wir, daß derſelbe Hr. Laffitte auch die nöthigen Gelder zu der neuen Ausgabe der lateiniſchen Klaſſiker vorſchießt, welche Hr. Profeſſor Lemaire, mit vorzüglicher Sorgfalt und typographiſcher Schönheit, durch die Preſſen der HH. P. Didot der ältere, und Panckoucke veranſtaltet. Von dieſer Bibliotheca classica latina, sive collectio auctorum classicorum etc. etc. mit Karten und Kupfern, die alle bisherigen Ausgaben, ſelbſt die neue von Valpy, ad usum Delphini angefangene, in Rückſicht der Genauigkeit des Textes, in kritiſcher Wahl der Noten, an Schönheit des Papiers und der Schrift, und an Wohlfeilheit des Preiſes weit hinter ſich zurückläßt, ſind ſchon die erſten zwey Bände von der dritten Lieferung, in allem 7 Bände in 8vo erſchienen. Die erſte Reihe oder Abtheilung von Bänden wird folgende Klaſſiker enthalten: Ceſar, Cornelius Nepos, Florus, Horaz, Juvenal, Ovid, Perſius, Plautus, Quinctilianus, Salluſtius, Silius Italicus, Tacitus, Titus Livius, Valerius Maximus, Virgilius und poetae minores. Unter den gelehrten Mitarbeitern an dieſem Unternehmen befinden ſich die Herren Achaintre, Amar, Andrieux, Barbier-Vemars, Burnouf, Chambry, Cuvier, Dijon, J. J. Dußault, Gail, Haſe, Leclerc, Letendart, N. E. Lemaire, Naudet, Nicolopoulo, Pierrot, Planche. Der hieſige Buchhändler Hr. Schalbacher, Wallnerſtraße Nr. 280 kann den Liebhabern der Literatur dieſe koſtbare Sammlung, wegen ſeinen Geſchäftsverhältniſſen mit einem der Herausgeber derſelben, unter den billigſten Bedingniſſen verſchaffen.

Die nähmliche Nummer der franzöſiſchen Bibliographie iſt auch durch die vorläufige Nachricht von einer neuen Verſicherungs-Anſtalt merkwürdig, die der Buchdrucker und Buchhändler Hr. C. J. F. Panckoucke in Paris errichtet, derſelbe deſſen in Nr. 49 d. Bl. in dem Aufſatze über franzöſiſche Literatur erwähnt wurde. Dieſe gegenſeitige Verſicherungs-Anſtalt ſoll die Bibliotheken, die Zeitungsblätter, die Buchhandlungen und Buchdruckereyen, die Papiermagazine jeder Art, die Buchbinder, kurz alles, was auf dieſen Gegenſtand Bezug hat, umfaſſen. Sobald uns etwas Ausführlicheres über dieſe intereſſante Anſtalt zukommen wird, ſollen unſere Leſer nähere Auskunft darüber erhalten.

F. B.

Mange's Entdeckung der, die Fäulniß thieriſcher Materie hindernden Wirkung der Holzſäure, iſt ſeither größtentheils für gegründet angenommen worden. Dieß rührte wohl hauptſächlich daher, weil man die Sache noch nicht auf dem Wege der Kritik genugſam unterſucht hatte. Da nun der Gegenſtand allerdings von großer Wichtigkeit iſt, ſo muß eine Schrift, in welcher Mange's Entdeckung unpartheyiſch beleuchtet wird, ſehr willkommen ſeyn. Wir freuen uns daher, Aerzten, Apothekern, Oeconomen, Fabrikanten, allen Phyſikern, und dem geſammten Antheil nehmenden Publikum anzeigen zu können, daß eine ſolche Schrift ſo eben erſchienen, und in der Cath. Gräffer'ſchen Buchhandlung (Wien, Weihburggaſſe; Preis 24 kr. C. M. oder 1 fl. W. W.) zu haben iſt. Sie führt den Titel: »Beleuchtung der Angabe über Mange's Entdeckung der, der Fäulniß thieriſcher Materie hindernden Wirkung der Holzſäure; oder Beweis, daß das Wahre in derſelben nicht neu, und das Neue nicht wahr ſey, von W. G. v. Stainrich.« In dieſem Werkchen werden Mange's falſche Angaben warnend nachgewieſen, und zugleich wird ein weit angemeſſeneres Mittel zur Aufbewahrung des Fleiſches ꝛc. vorgeſchlagen ꝛc.

Der Herr Graf von Saint-Leu (Louis Bonaparte) iſt in den letzten Tagen des vor. Monats zu Rom aus Florenz wieder eingetroffen, woſelbſt er ſich ſeit ſeiner Rückkunft aus Marienbad aufgehalten hatte. Er ſoll mit der Wirkung dieſes Bades, deſſen er ſich bekanntlich bedient hat, ſehr zufrieden ſeyn, und gedenken, es im nächſten Jahre wiederholt zu gebrauchen. — Von ſeinem Roman: Marie ou les peines del' amour 2 Vol. deſſen Ueberſetzung (von Franz Gräffer) in einer Auflage von 1000 Exemplaren in kurzer Zeit vergriffen war, und ſeit 3 Jahren nicht mehr zu haben iſt, liegt eine neue Verdeutſchung von eben demſelben, nach der viel veränderten zweyten Pariſer-Ausgabe zum Druck bereit. Der Ueberſetzer hegt die angenehme Hoffnung, dem Herrn Verfaſſer auch dieſe zweyte Auflage widmen zu dürfen.

Dr. Horsfield der Sir Stamford Raffles auf ſeiner Reiſe nach Menangeabou, ins Innere von Java begleitete, iſt von Bencoulen in London mit einer außerordentlich reichen Sammlung naturhiſtoriſcher Gegenſtände angekommen, die er in Java, in Sumatra, und in den benachbarten Inſeln geſammelt hat.

F. B.

Hr. H. Kuhl, ein gelehrter Naturforſcher iſt im Begriff nach den Molucciſchen Inſeln abzureiſen, um die Naturgeſchichte derſelben mit Sorgfalt dort zu ſtudiren.

F. B.

Hr. J. Briſted liefert in ſeinem Werke the ressources of the United States of America eben keine freundliche Schilderung von dem moraliſchen Karakter der in Nord-Amerika befindlichen Negerſclaven. Die Zahl der Sclaven, ſagt er, beläuft ſich über 2,000,000, welches den fünften Theil der Einwohner ausmacht, und rechnet man die freyen Neger hinzu, ſo beſteht der vierte Theil der Bevölkerung in Schwarzen. Trotz aller Vorſicht, die man anwendet, um ſich der Sclaven zu verſichern, hat doch ein Mitglied des Congreſſes, ein Abgeordneter aus Virginien, in öffentlicher Verſammlung erklärt, daß bey einer Feuersbrunſt in einer Stadt, ſobald die Sturmglocke geläutet wird, alle Mütter ihre Kinder auf die Arme nehmen, und ſie an ihre Bruſt drücken, weil ſie ſich einbilden, es ſey ein Aufruhr unter den Schwarzen ausgebrochen, und ſie würden gegen die Weißen die abſcheulichſten Grauſamkeiten ausüben. — Die freyen Negern, von denen die nördlichen und in der Mitte liegenden Staaten vorzüglich angefüllt ſind, werden allgemein für faul und laſterhaft gehalten, alles ſittliche Gefühl iſt ihnen fremd. Ehedem wurden ihrer ſehr viele als Mordbrenner beſtraft, jetzt iſt dieſes Verbrechen doch ſeltener geworden.

J. B.

Hr. Ceſar Gardeton hat den zweyten Jahrgang ſeines Werkes: Annales de la Musique, oder Almanac musical pour 1820 herausgegeben. Das Kapitel Varietäten enthält mehrere intereſſante Aufſätze, z. B. Ueber den Zweck der Muſik und über die einem guten Compoſiteur nöthigen Eigenſchaften; — über die Mittel, gute Theaterſänger zu bilden; über die Compoſitionen des Herrn L. A. van Beethoven, und über den gegenwärtigen Zuſtand der Muſik in Wien; Notiz über den Zuſtand der Muſik in St. Petersburg, und die in München gegebenen Concerte, u. ſ. w.

J. B.

Nach einer langen Pauſe von 2 Jahren iſt erſchienen: Das 3. Heft der »Denkmahle der Bildnerey und Baukunſt des Mittelalters im öſterreichiſchen Kaiſerthume.« Es enthält 7 Kupferplatten der St. Stephanskirche: 1) Der Baumeiſter Pilgram. 2) Der Grundriß der Kirche. 3) Das Rieſenthor. 4) Theile des Rieſenthors. 5) Seitenanſicht des Grabmahls Kaiſers Friedrich III. 6) Grabſtein im Innern der Kirche. 7 Herzogs Rudolph IV. Handſchrift. — Die Herausgabe dieſes Werkes von Sr. Durchlaucht dem Fürſten v. Lichnowsky unter der Mitwirkung des Profeſſors Joſ. Fiſcher, aus patriotiſchem Kunſteifer entſprungen, verdient um ſo mehr Beachtung, als wir Oeſterreicher noch kein rein artiſtiſches Kunſtwerk von ähnlichem Umfang und Gehalt aufzuweiſen haben.

A. G.

In einer zu Arras gedruckten Abhandlung unterſucht Hr. Perinet die verſchiedenen bis dahin vorgeſchlagenen Mittel, um das Waſſer am Bord der Schiffe gegen Verderbniß zu ſchützen; er findet bey jedem derſelben mehr oder minder nachtheilige Verhältniſſe, und gibt ſeinen wiederholten Verſuchen zur Folge, nachſtehendem Verfahren den Vorzug. Er mengt dem Waſſer, welches erhalten werden ſoll, gepulvertes Braunſtein-Oxyd (oxyde de manganese) in dem Verhältniß von 2 1/2 zu 250 bey, und läßt die Miſchung alle 14 Tage rütteln. Nach ſieben Jahre fortgeſetztem Verſuche war das Waſſer völlig unverändert geblieben. Das Braunſtein-

Oxyd beſitzt in der That nicht nur die Eigenſchaft, die Verderbniß des Waſſers zu hindern, ſondern auch diejenige, verdorbenes Waſſer zu verbeſſern. Dagegen führt dieſes Verfahren einen Nachtheil mit ſich, welcher folgenreich ſeyn kann, indem einiger Braunſtein im Waſſer aufgelöſt bleibt. Es dürfte darum ungleich beſſer gethan ſeyn, das Waſſer in Cubickgefäßen von ſtarkem Eiſenblech aufzuhalten, wie die brittiſche Marine wirklich thut, oder vielleicht auch wie Freſſinet zu thun verſucht hat, das Meerwaſſer zu deſtilliren.

Zwey der neueſten muſicaliſchen Werke, nämlich: Mathematiſche Intervallen-Lehre der Griechen, von Drieberg (Leipzig); und Altdeutſche Volks- und Meiſter-Lieder, herausgegeben von J. Görres (Frankf. a M.), verdienen volle Aufmerkſamkeit. In dem erſten gehen die Unterſuchungen des ſcharfſinnigen Verfaſſers über dieſen von den neueren, gelehrten Muſikern nur ſelten und zum Theil unvollkommen abgehandelten Gegenſtand vorzuglich darauf hinaus, zu erweiſen, daß die Klangfolge der Griechen der unſrigen vollkommen gleich geweſen ſeyn müſſe, auch iſt er ganz gegen die jetzt angenommene muſicaliſche Temperatur. Das zweyte enthält die ſüßen Töne der deutſchen Minne, den gemüthlichen, kräftigen, deutſchen Witz in einer ergötzlichen, ſinnigen und geſchmackvollen Auswahl aus den Handſchriften der Heidelberger Bibliothek, und gewiß werden dieſe früheren Blüthen deutſcher Sprache und Cultur intereſſiren. Die Sammlung iſt mit einer gehaltvollen Vorrede verſehen.

Freytag erſcheint noch eine Nummer, und zugleich Titel, Regiſter und Umſchlag.

Das Converſationblatt für das Jahr 1820

(im Verlage der Cath. Gräffer'ſchen Buchhandlung) wird vielfältig bereichert und ergänzt ſeyn. Z. B. wird der Artikel Muſik ſorgfältiger behandelt, und eine

neue ſtehende Rubrik: Theater,

die Erſcheinungen der Bühnen in rein dramaturgiſchen Critiken würdigen. — Wie der Artikel Kunſt, ſollen auch die andern Fächer: Naturwiſſenſchaft, Geſchichte, Philoſophie, Literatur ꝛc. an Gehalt und Zeitgemäßheit gewinnen. — Für unterhaltende Lectüre wird durch Erzählungen, Novellen ꝛc., durch comiſche und humoriſtiſche Aufſätze ꝛc. geſorgt, zu deren regelmäßigen Lieferungen ſich Hr. J. F. Caſtelli verbunden hat. — Zweckdienliche Beyträge werden anſtändig honorirt; Tagsnotizen ſind ſehr willkommen.

Das Converſationblatt wird durch die hinzukommenden allwöchentlichen Beylagen ꝛc. faſt um ein Drittel mehr Text liefern. — Wöchentlich erſcheinen drey Nummern. — Es werden Abbildungen, auch von Gegenſtänden des Luxus und der Mode, Muſikblätter ꝛc. beygegeben. — Der Preis bleibt, ungeachtet des bedeutend vermehrten Koſtenaufwandes, welchen dieſe beträchtlichen Erweiterungen vorausſetzen, wie im jetzigen Jahr, nämlich 7 fl. WW. vierteljährig; durch die k. k. Poſtämter 17 fl. halbjährig. Den Sammlern von 6 Exemplaren, wenn ſie ſich unmittelbar an uns wenden, laſſen wir ein ſiebentes gratis ab. — Alle Buchhandlungen der Monarchie nehmen Pränumeration an.

(Alleiniger) Redacteur dieſer Zeitſchrift: Franz Gräffer; Verleger: J. B. Wallishauſſer.

Converſationsblatt.

53.

Freytag, den 31. December 1819.

Die Neujahrsnacht.

Die Zeit ruhet in ihrem Fluge zu einem weiteren aus, ſie ſchlägt ihre Flügel zuſammen, und der erſchrockene Menſch reißt die Binde, welche ihm die Gewohnheit umlegte, von ſeinem Auge eilig herunter. Er ſieht ſich um, wo er ſtehe, woher er komme, und wohin er ziehe, und die erbleichte Gegenwart, die nur als ein Schatten neben ihm lief, ſteht jetzt als eine Vergangenheit vor ihm, und neue Farben überfließen ihre Geſtalten.

Es hebt uns darum die Morgenröthe des Tages unſerer Geburt über die Wogen heraus, in denen wir dahin ziehen; das Ich ſondert ſich ab von den Wellen, in denen es lag, und mit dem Bewußtſeyn ſeiner Geſtalt und ſeiner Kraft taucht es erſt aufs neue in ſeinen Lebensſtrom unter. Aber dieſe Morgenröthe erhellt nur unſer Daſeyn, und ſpiegelt nur einen Theil des Menſchenlebens ab — ſie benimmt den entferntern Gegenſtänden den Nebel nicht, der ſie vor unſern Augen verbirgt. —

Nur in der Abendröthe eines Jahres liegt, wie in der Abendröthe eines Tages auch unſere ganze Umgebung frey vor uns aufgedeckt, die Dunſtwellen der Leidenſchaften, die am heißen Mittag vor unſern Augen ſich bewegten und uns blendeten, ſchlagen ſich nieder, und die Vergangenheit ruht dann noch lichter vor uns, als die Gegenwart*). Darum ſtellt ſich aber auch hier das ganze Menſchenleben vollkommener, als in einem andern Abſchnitte der Zeit dar, und auch dem, an welchem die vergangenen Stunden wenig veränderten, erſcheinen doch alle Verwandlungen, durch die der Menſch geht, und in denen er lebt.

Auch vor uns that ſich der Vorhang, der vor ein Jahr fallen wollte, an deſſen Abend noch einmal ganz auf, und alle Glücklichen lächelten noch einmal, und zeigten ſich ihre Wonnen, indem ſie lauter Glücklichgewordene vor ſich ſahen, die ſie ſelber waren. Geſegnete berechneten den Lohn ihrer Mühen, und machten ſich noch glücklicher, indem ſie Thränen, welche die Noth erpreßte, in Wonnethränen verwandelten. — Die im Anfang des Jahres den Abſchied von ihren Tagen und von ihren Geliebten auf dem Krankenbette nehmen wollten, lagen an theuren Herzen, und dankten mit dieſen für das neue Leben noch einmal. — Neben Säuglingen knieeten ſelige Mütter, und träumten und lächelten noch glücklicher, als dieſe; Väter ließen ſich den ſüßen Vaternamen, den ſie im Jahre zum erſtenmal gehört, noch einmal nennen, und Großeltern trugen an ſich gepreßte Enkel vor Söhne und Töchter, und wollten ſagen: Müſſen denn ihre kleinen Herzen nicht noch viel größer werden an unſeren, ehe ſie euch lieben können, wie wir, und ehe wir ſcheiden können von ihnen und euch?

---

*) »Welches ausgebrannte Herz müßte der Menſch haben, der im Angeſicht der Stunde, die ihn von dreyhundert und fünf und ſechzig gebückten, ernſten, klagenden, freudigen und zerrinnenden Tagen hinwegführt und zu weiteren trägt, ſeine Augen ſchließen und einſchlafen wollte: er müßte nicht wiſſen, was der Menſch vor dem Thiere voraus hat, wenn in ihm der Zwiſchenraum zwiſchen Vergangenheit und Zukunft nicht groß würde, und beyde in ihm eine Thräne vereinigten. Eine jede Neujahrsnacht muß für den Menſchen, wie eine mythologiſche Nacht, eine Mutter vieler Götter in ihm werden. —«

Jean Paul.

Aber die an ihren Lippen lagen, ſchloſſen dieſe zu feſt, als daß die Hoffnung anders als durch Freudenthränen ſprechen konnte. — Getrennte erkannten ſich wieder, und wurden von gefalteten Händen umſchloſſen — Verirrte fielen an Herzen, die, was ſie wieder gefunden, noch mehr beglückte, als was ſie nicht verloren, und die ſchon früher vergeben hatten, als es von ihnen begehrt worden — Freunde, die ſich in dieſem Jahre als ihre zweyte Seele erkannt, reichten ſich die Hände, um zum Tempel der Freundſchaft zu wallen und dort zu opfern; und Geliebte, die alle ihre Wünſche, ihren ganzen Himmel in einer theuern Seele gefunden, ruhten an dem geliebten Herzen, und konnten unter Wonnethränen nichts ſagen, als: nun bleiben wir beyſammen auf die ganze Ewigkeit.

Aber, wenn die Glücklichen alle zu ſelig in der Erinnerung wurden, als daß nicht eine Thräne in ihre Entzückung hätte fallen müſſen — dann verſchwanden dieſe traurigen Geſtalten, und der Vorhang fiel. Es war das Leben aber noch nicht ausgeſpielt, er ging wieder aus einander, und geſenkte und in Flor gehüllte, ſchweigende oder klagende Menſchen ſtanden vor uns, und weinten über die Vergangenheit. An einem ſolchen Abend ſpringt der Verband von allen Wunden auf, die wir in uns tragen, und wir vereinzeln und berechnen die Schmerzen, die zu einem drückenden Seufzer in der Bruſt geſammelt waren. Aus fremden Hütten ſahen Verarmte in die Brandſtätten der ihrigen, und die Freuden, die ſie da gefeyert hatten, ſanken auch ein. — Die Habe, welche Stürme und Fluthen entführt hatten, zog noch einmal vorüber, und ein Angſtgeſchrey begehrte ſie noch einmal zu retten, aber vergeblich. Alle Arme, die in dieſem Jahre ihr Brot und ihr Gut verloren, weinten laut über die ſchwere Erinnerung an das verſunkene Glück, und auf Siechbetten geſchah das Gebet, daß das Ende der Stunde das Ende des Lebens werde. — Aber dieſer Kummer glich noch nicht dem, der über die eigene und andere Seelen trauerte. — Wie manche verſcheuchte Tugend beweinte den an ihre Stelle getretenen Fehler, und wie manches Herz kämpfte den ſchwerſten Kampf um den verlornen Frieden! — Gott! und an wie viele Todte erinnerte das einzige Grab dieſes Jahres! Wi manche dahingezogene Geſtalt richtete ſich in ihrem Schleyer wieder au dem Grabe empor, und zeigte ſich noch einmal, und riß die veraltet Narbe wieder auf, indem ſie die Liebe noch einmal wies, die im begrabenen Herzen gelegen! — Ach wie viele Wunden und Gräber mußte ſich öffnen, wenn die geſchiedenen Kinder, und Gatten und Freunde noch einmal erſchienen, und noch einmal verſenkt ſeyn wollten! Wie viele Greiſe ſahen ihre Jugend nun abgemähet und eingeſchneiet vor ſich liegen, und klagten, daß ihrer Jahre zu viel würden! Wie viele Mütter wollten ihre erblichenen Kinder noch einmal ans Herz drücken, aber ſie zerfielen als Staub — wie manches liebende Herz wollte noch einmal an das geliebte ſinken, aber es war kalt geworden, und die Bruſt, in der es lag, eingeſunken. — Ach, und die noch Aermern, die noch mehr weinten, nicht weil die Geliebten in eine andere Welt gezogen, ſondern weil ſie ſchon früher ſich von ihnen gewendet hatten! Alle die ſchönen Stunden, die ſich mit ihnen wegbegeben hatten, und alle die Hoffnungen, die im Morgenrothe des Jahres gelegen, ſahen ſie noch einmal verſinken. Ach, wenn dann dieſe theuern Geſtalten entfernt ſtanden, und die Freuden in dem vergeſſenen Herzen, die ſie ſonſt umarmt hatten, zu Seufzern werden ließen, und auch den einzigen Wunſch, der in der verarmten Bruſt geblieben war, und der nur für ihr Glück betete, nicht hören wollten, ſo wurde ja die Stunde für die Verlaſſenen zu ſchwer, und das ermüdete Herz ſehnte ſich zu ſehr, daß es bald mit allen vergeblichen Wünſchen, mit vergeblichen Thränen, mit vergeblicher Liebe in der kalten verhüllenden Erde zerfalle.

Aber wenn dieſer Anblick des menſchlichen Leidens zu ſehr bewegte — wenn wir es fühlten, daß jede erſtiegene Treppe hienieden zur Staffel einer höhern ſich verkürzt, daß jeder erkletterte Thron zum Fußſchemel eines neuen einſchrumpft, und daß die Menſchen, die das große Triebrad des Schickſals bewohnen und bewegen, darin gehen, wenn ſie glauben, ſie ſtiegen — und wenn die Glücklichen, die vorher in ihrer Seligkeit trunken, jetzt ernſt und traurig wurden, weil die Furcht in ihre Seele trat, daß auch ihre neuen Wünſche und Erwartungen bald erbleichen und zerſtört werden könnten; daß hinter der blühenden Wonne, an der ihre Bruſt liege, ſchon jetzt vielleicht der Todesengel ſtehe, und ſie vielleicht bald von ihrer warmen an ſeine kalte ſinke, daß ihre Freude vielleicht nur das Samengehülſe eines größeren Schmerzens ſey, und wenn die Unglücklichen ſich noch unglücklicher fühlten, und tief darüber ſeufzten, daß ſie nicht allein litten, ſondern daß ſie ſo viele Menſchen an ihrer Seite mit gleichen Thränen ſehen mußten — dann war es ja gut, daß die Glocke ſchlug, und mit ihrem Schlage die Vergangenheit und Zukunft theilte.

Der Vorhang fiel, als die Zeit die Uhr umkehrte, und da der Staub eines neuen Jahres hernieder rieſelte, ſo trat das Schickſal hervor, um die Tage auszutheilen, aber die zwey Schweſtern, die Liebe und die Hoffnung ſtellten ſich neben daſſelbe und baten für die Menſchen — und die Horen knieten vor ihnen, wie Kinder vor ihren Müttern knieen.

Da gab das Schickſal die Zukunft in die Hand der Liebe und die Wünſche des Menſchen in die Hand der Hoffnung— und die Augen, die vorher geweint hatten, lächelten faſt alle. —

Trug nicht jeder Glückliche jetzt ſo froh und ſo frey von aller Furcht ſein Glück in die Zukunft über, weil ihm die Hoffnung die Liebe wies, die Alles gibt und Alles nimmt?— War nicht das Eis auf allen Herzen zerfloſſen, die die Noth erkaltet hatte, weil ſie jetzt traum- und freudetrunken in eine blühende Ferne ſahen, deren Sonne ſie warm gemacht? Ach, die Hoffnung zeigte ja dem Armen eine Hülfe, dem Brodloſen einen Erwerb, dem Kranken ein Ende ſeiner Schmerzen. Alle Wünſche waren glücklicher, und alle vergänglichen Schmerzen waren leichter geworden. Der Vater betete mit freyerem Herzen für ſein thörichtes Kind, die unglückliche Gattinn mit mehr Muth um die Liebe und einen veränderten Sinn ihres Geliebten. Wie mancher Menſch, der ſchon von der Kindheit an nach einer unbekannten Seele rief, die mit ſeiner eigenen in Einem Herzen aufwuchs, die in alle Träume ſeiner Jahre kam, und darin von weitem ſchimmerte, die aber nirgends erſchien, und ihr Herz immer entrückte — fühlte endlich ſeine Bruſt an ihrer ſchlagen, und die Glücklichen umfaßten ſich auf ewig!— Ach! auch die Liebe der Menſchen zeigte ſich uns, wenn ſie ſich wieder finden nach einer ſchmerzlichen Trennung. Geliebte ſtreckten die Arme aus, und fragten das theure Herz wieder: Warum weineſt du? wo waren wir ſo lange? Und ſie ſanken einander wieder an die ſelige Bruſt, ſie hatten ſich nicht verloren, und die ſtärker ſchlagenden, aneinander gepreßten Herzen erzählten nur vom wiedergefundenen Glück. — Greiſe, die ſchon lange an jedem Morgen und an jedem Abend nachgerechnet hatten, wie tief das Grab ſey, das ihre Geliebten umſchließe, ehe ſie nachſinken ſollten, und die immerfort klagten: O! wie bin ich allein Jetzt hört mich nichts mehr, und ſie nicht — und die heute wieder geflehet hatten: Allgütiger! ſchließe doch heute das ſchwache Leben und den großen Schmerz! — ſahen jetzt den ſanften Strahl aus der nahen Zukunft herüberſchimmern, der die reife Frucht ablöſen wollte. —

Freunde, zwiſchen deren Seelen ſich eine kalte Hand gedrängt hatte, um ſie von einander zu reiſſen, fielen wieder an die treue Bruſt, und ſagten: Gib mir dein Herz wieder, ehe es ſich verblutet, und jeder gab ſein wundes Herz dem andern, daß er es ſtille. — Mütter lächelten ſelig, und ſchloſſen die Arme weit auf, und riefen mit entzückter Stimme: mein Kind, komm wieder an meine Bruſt! und ſie hatten ihr glücklich gewordenes Kind an ihrem ſeligen Herzen liegen. — Und auch denen, welchen nicht wieder werden konnte, was ſie verloren hatten, und deren Wünſche immer neue und vergebliche Seufzer wurden, erſchien doch eine Hand, die ihre Wunden bedecken, und ein Herz, das ihre Seufzer hören, und ihren Kummer beſänftigen wollte, wenn es ihn auch nicht ſtillen könnte. — Und auch dir, edler Geiſt, der ſein Leben kleiner findet, als ſich und den Tod, und das Menſchengeſchlecht noch mehr betrauert, als ſich, der der Erde müde iſt, und ſie gerne vergeſſen möchte — auch dir trat ja die Hoffnung zur Seite, und wies dir das Land der Ruhe für deine erhabenen Wünſche, das die Liebe aufdeckte und beglückte, und wo das Zeitalter lag, in welchem es licht wird, und wo der Menſch aus ſeinen ſchönen Träumen erwacht, und die Träume wieder findet, weil er nichts verlor, als — den Schlaf.

Ach, dann gingen die beglückten Seelen ſo gern in die neue Zukunft über, und ſie waren zu froh und zu weich, als daß nicht alle künftigen Schmerzen, die ihnen noch begegnen würden, ehe ſie in das erblickte Eden treten könnten, ſich vor ihnen verkleidet, und einigen kleinen vergangenen, oder den verhallenden Tönen der Freude um ihnen geglichen hätten. —

Aber doch lagen noch Unglückliche vor dem Thron des Schickſals, die die Hoffnung noch nicht getröſtet — in ihrer Bruſt waren ja keine Wünſche mehr für ſie und auch keine Klagen — ihr Auge hatte Alles verloren, ſogar die Thränen. — Ach! die armen Beraubten, die ihre beſſere Seele verloren hatten, und nicht in einer andern Welt von ihr geliebt, ſondern in dieſer von ihr verkannt wurden — und die ihr ganzes Glück der Zukunft jetzt aufs neue begraben hatten, begehrten nur Freuden für das verlorne Herz, aber ſie ſelbſt wollten bloß mit einem unendlichen und glühenden Schmerz gefüllt ſeyn, der ſie noch früher zerſtöre, als ihr kalter. — Es gab keine Wirklichkeit mehr für ſie, die die Hoffnung ihnen hätte aufdecken, und in der ſie ihnen die verſiegten Thränen hätte wieder geben können, und auch keine menſchliche Hand mehr, mit der ſie ihre Wunden hätte bedecken können. Aber als die Liebe dieſe verlaſſenen und gedrückten Geſtalten ſah, ſo zeigte ſie ihnen die *Nacht*, durch die die erſten Stunden eines Jahres gehen müſſen, und an deren Ende erſt die Morgenröthe liegt, und ſagte zu den armen Herzen: Ruhet ihr auch! Und der Schlaf konnte die brennenden Augen ſchließen und abkühlen. — Und jetzt erſt nahm die *Hoffnung* die Geſtalt eines Traumes an, und erhob vor den geſchloſſenen ein Eden, zu dem die Nacht führt, in welchem alle irdiſchen Wunden ſchweigen, und wo das geſchiedene Herz an dem ihrigen wieder lag, und beyde der Zirkel der Ewigkeit umfaßte und verband. Dann aber, als helle erheiternde Töne vom Thurme her über die ſchlafende Welt zogen, und das eingetretene Jahr froh einführen wollten, ſo wurden die Träumenden wach, weil ſie die Töne für herübergewehete aus einer andern Welt hielten. Und da dieſe vergingen und die dunkle Stille blieb, ſo konnten ſie dem Schickſal danken, daß es in das Jahr Nächte für ſie gelegt hatte, in denen die längere abgebildet war, die auch ihnen einen Morgen bringen ſollte. Und als die Sonne hervorbrach, und die Erde wieder ſchimmerte, von der ſie nichts begehrten, als ein Grab, ſo ſahen ſie andere gute und beglückte Menſchen mit weichen Wünſchen für ihre Tage an, und ſagten gerührt: »Ach wenn wir auch wieder ſehr unglücklich ſind, und uns noch viele Morgen in Thränen ſehen ſollen, ſo lächle Euch doch jeder an, und es gehe Euch Allen in jedem Jahre nur recht wohl!«

W......l.

Novelliſtik.

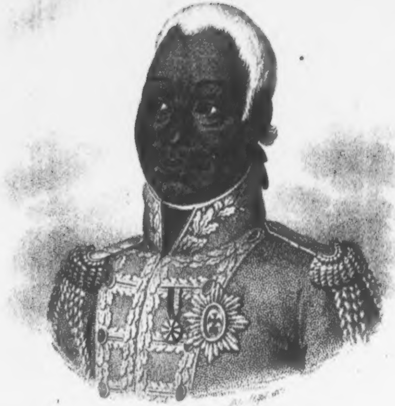
In der Weihnachtswoche, in der die theatraliſchen Vorſtellungen gewöhnlich einige Tage unterbleiben, hatten wir dießmal der muſik. Kunſtgenüſſe deſto mehr. So wurde am 22. und 23. Dec. im k. k. Hoftheater nächſt der Burg von der Tonkünſtler-Geſellſchaft für ihre Witwen und Waiſen, des Hrn. Abbé *Stadlers* Oratorium: *Die Befreyung von Jeruſalem*, Gedicht von den Hrn. *Heinrich* und *Matthäus* von *Collin*, aufgeführt. Dieſes vollendete Meiſterwerk, das ſchon früher durch die Geſellſchaft der Muſikfreunde des öſterr. Kaiſerſtaates von Wiens zahlreichen Verehrern ächt claſſiſcher Muſik ſo vollkommen gegeben wurde, daß es im Allgemeinen ſeither, ſo oft nur der Name des höchſt achtungswürdigen Tonſetzers ausgeſprochen wurde, in ſüßer Erinnerung ſchwebte, war wieder eine erwünſchte, zeitgemäße Erſcheinung. Die Soloparten hatten Mad. *Grünbaum*, die HH. *Krebner*, *Barth*, *Vogl*; Mad. *Gollenhofer* das Solo auf der Harfe übernommen. Man kann dieſe Aufführung im Ganzen wieder preißwürdig und gewiß auch genügend nennen, wenn man bedenkt, daß das damalige Locale, die ſeltene Menge von Sängern und Inſtrumentiſten, und mit dieſen eine kaum denkbare Präciſion das große Kunſtgebilde ſchon an und für ſich imposanter machte; zu dem iſt der erſte Eindruck immer der bleibendſte, und hat man einmahl den Satz ſelbſt gefaßt, ſo bemerkt man leichter Mängel, in der Execution, worunter viele oft ſehr verzeihlich ſind. — Hr. Pechatſcheck gab eine Abendunterhaltung im k. k. priv. Theater a. d. Wien, und darin in einer anſprechenden Auswahl, von mehreren andern Künſtlern unterſtützt, neue Belege für die Behauptung, daß wir an ihm einen der erſten Virtuoſen auf der Violine beſitzen, der nebſt vielen andern ſchönen Vorzügen eben ſo große Kühnheit als Sicherheit verbindet. — Ferner war am 25. Abends im k. k. großen Redouten Saale große muſicaliſche Academie zum Vortheil der hieſigen Bürgerſpitals-Anſtalt in St. Marx. In der erſten Abtheilung hörten wir Roſſini's Ouverture aus der diebiſchen Elſter, eine Scene mit Chor (Dlle. Wranitzky) und ein Duett aus deſſen Sigismondo (Dlles. Wranitzky und Milani), den erſten Satz eines Oboe-Konzerts, geſpielt von Herrn Krähmer, und ein Terzett für die Violine, Viola und Violoncell, mit Orcheſter-Begleitung von H. Weiß (Hrn. Wranitzky und Weiß); die Compoſitionen, ſo wie die Ausführung erhielten Beifall. Werth und Verdienſt laſſen ſich leicht beſtimmen, wenn man die Namen weiß, und Kunſtleiſtungen bei ſolchen Gelegenheiten verdienen beſonders Nachſicht. Die zweite Abtheilung füllte eine Cantate: die Bürgertreue, gedichtet von Herrn Karl Unger, in Muſik geſetzt von Herrn Mozatti, aus Die Herren Wranitzky und Milani, die Herren Jäger und Seipelt, ſo wie auch das Chorperſonale und Orcheſter verdienen rühmliche Anerkennung. Der Tonſetzer, welcher auch das Ganze leitete, tritt hier zum erſtenmahle mit einem großen Werke vor einem ungewöhnlich zahlreichen Auditorium auf, deſſen größerer Theil lieber ähnliche Stücke wie in der erſten Abtheilung gehört hätte. Eine genaue Würdigung iſt zu wichtig, als daß ſie ſich auf wenige Zeilen beſchränken ließe, wir können daher des Raumes, und wollen der ſehr achtbaren Veranlaſſung wegen nur erwähnen, daß die Compoſition verdienſtlich gehalten, vom Talente des Herrn Mozatti zeugt, der aber demungeachtet beinahe einen Icarus-Flug gewagt hat. Die Einnahme mag höchſt ergiebig ausgefallen ſeyn.

A. J.

Belzoni iſt unlängſt aus Egypten glücklich nach Italien zurückgekehrt, und wird von Venedig, wo er gegenwärtig Quarantaine hält, nach England gehen, um dort den Preis für ſeine aufgefundenen Alterthümer zu holen. Auch in Cyrene iſt neuerdings von Engländern gegraben worden. Man hat ſehr ſchöne Statüen und andere intereſſante Alterthümer gefunden, und nach London geſendet. — Zu Ehren des heilig geſprochenen Jeſuitennovizen Stanislaus Koſka iſt ſein Leben in Tapeten in der Kirche Geſù ausgehängt. Dieſe wurden nach Dominichino's Cartons gewoben, und verdienten, beſſer gehalten, dem Publikum genießbarer gemacht, und von geſchickter Hand kopirt zu werden. Welcher Schatz wären ſie für eine Stadt des Nordens! Hier wiſſen ſelbſt viele Künſtler kaum, daß ſie exiſtiren.

(Die erſte Nr. für 1820 erſcheint nächſten Dinſtag.)

(Alleiniger) Redacteur dieſer Zeitſchrift: Franz Gräffer; Verleger: J. B. Wallishauſſer.



HEINRICH I.

König von Haiti.

Converſationblatt.

……

Zeitſchrift
für
wiſſenſchaftliche Unterhaltung.

Zweiter Jahrgang.

1820.

Erſter Band.

Wien.
Im Verlage der Gräffer'ſchen Buchhandlung.

WIEN

Allgemeine Inhaltsanzeige.

Nr. 1. Begrüßung des neuen Jahres, von Dan. Leßmann. — Neueſte Nachrichten über die Israeliten in Hindoſtan, von* —. — Die alten engliſchen Minſtrels, von Joh. Bapt. Rupprecht. — Novelliſtik.

Nr. 2. Ueber Hrn. von Hammers Anklage der Tempelherren. — Des Jokus Wochengabe; von J. F. Caſtelli I. — König Knenees Herausforderung, von Joh. Bapt. Rupprecht. — Novelliſtik.

Nr. 3. Ueber Herrn v. Hammers Anklage der Tempelherren (Schluß). — Reſtauration der Müller'ſchen Madonna, von —r—. — Ph. M. Opiz Pflanzen-Saamen und Inſecten-Tauſch, von Wilh. Freih. v. Lud. — Novelliſtik.

Nr. 4. W. Legrady's Kunſtkabinett in Wien, von J. v. F — n. — Umblicke von Abbg. lit.. — Das Militär-Oekonomie-Syſtem im öſterr. Kaiſerſtaate, von K. v. K. — Die königl. Academie der bildenden Künſte in London, von F. W. — Auf einen Weinwirth, von Georg v. Gaal. — Novelliſtik.

Nr. 5. Des Steindruckes Fortſchreiten in Oeſterreich. — Jokus Wochengabe II. — Novelliſtik.

Nr. 6. Aus einer noch ungedruckten Erzählung; von Dr. Al. Jeitteles. — Des Steindruckes Fortſchreiten (Sch.) — Techn. Neuigkeiten; von A. Rittig v. Flammenſtern. — Der Amaranth, v. V. A. Coremans. — Novelliſtik.

Nr. 7. Aus und über Frankreich; von F. B. ij. — Seltenes Gedächtniß; von V. A. Coremans. — National-Charactere, von Joh. Bapt. Rupprecht. — Der Weinſtock, von F. D. — Novelliſtik.

Nr. 8. Ueber die Erkältung und Verwilderung des Alpenklimas. I. — Jokus Wochengabe III. — Schreiben aus Rom, über die dortigen deutſchen Künſtler und ihre Arbeiten, von A. G. — Novelliſtik.

Nr. 9. Neale's Beobachtungen über die Peſt ꝛc. — Unfug; von G. — Auf das Sinngedicht auf einen Weinwirth, in Nr. 4; von Pfeiffer. — Der Türken Geringſchätzung der Nichttürken, von V. A. Coremans. — Novelliſtik.

Nr. 10. Bemerkungen über Italien, von Caſtellan; von V. A. Coremans. — Neale's Beobachtungen über die Peſt ꝛc. (Schluß). — Novelliſtik.

Nr. 11. Ueber die Erkältung und Verwilderung des Alpenklimas. II. — Jokus Wochengabe IV. — Bemerkungen über Italien (Schluß). — Novelliſtik.

Nr. 12. Denkmünze Sr. kaiſ. Hoheit des Erzh. Rudolph, Cardinal ꝛc., von Abbg. — Das alte und neue Cypern, von Freimund Walter. — L'Ermite du Maine, von V. A. Coremans. — Novelliſtik.

Nr. 13. Moretti's Kunſtgewandtheit mit den Füßen, von K—g. v. F—n. — Dank an Hrn. Leop. v. Trattinnik, beym Genuß ſeines Oeſterr. Blumenkranzes, von W. Freih. von Lud. — Das Ballet Emma, keine Nachahmung von Nina; von F. Bernhard. — Die Maus auf Freiers-Füßen, von A. Pollak. — Novelliſtik.

Nr. 14. Das Reich der Aſchantih's in Afrika, von F. M. N. — Jokus Wochengabe V. — Seelenwanderung, von G. — Novelliſtik.

Nr. 15. Das Reich der Aſchantih's (Fortſetzung). — Der Geiſt des Menſchen von Ph. C. Hartmann. — Novelliſtik.

Nr. 16. Aus und über Ungarn. II. — Das Reich der Aſchantih's (Fortſetzung). — Novelliſtik

Nr. 17. Das Reich der Aſchantih's (Schl.) — Aus und über Rußland; von — ch. M. — Jokus Wochengabe VI. — Novelliſtik.

Nr. 18. Gegen Herrn Hofraths Schultes Nachricht von Höchſtätt ꝛc.; von K. J. Stephan, Prof. — An ihrem Sarge; von Fr. M. v. N — l. — Aus und über Ungarn II. von — 6. (Schluß). — Novelliſtik.

Nr. 19. Ein Wiener- an einen Venetianer-Muſikfreund, über Meyerbeers Emma; von C***r. — Techn. Neuigkeiten; v. A. Rittig v. F. II. — Gegen Fiorillo's Behauptung, daß in einer Glasmahlerei zu Frankf. am Main der h. Carol. Borromäus abgebildet ſey; von K. J. Stephan. — Ueber die eiſerne Hand des Götz v. Berlichingen, von C. v. Redgahr. — Das Schöne, das Gute; von Fr. Gräffer. — Seltene Sterblichkeit, von C. — Novelliſtik.

Nr. 20. Die Wigh's und die Tory's; frei aus dem Engl., von F. G—nn. — Jokus Wochengabe VII. — Unſere heutigen Gelehrten; von Jöthamarus. — Novelliſtik.

Nr. 21. Nachrichten über China, von F. S. — Georg III., Necrolog, von Franz Gräffer. — Die Theater in London, von F. B. — Verſuch einer freien Verdeutſchung aus Metaſtaſio, von Mkn. — Teufelsthurm, Wirbel und Strudel, von F. Ziska. — Novelliſtik.

Nr. 22. Die heutigen Kinder; von Jöthamarus. — Neu entdecktes Goldbergwerk in Böhmen; von A. R. v. Flammenſtern. — Ueber Caſtelli's dramat. Sträußchen für 1820. von W. — Muth macht den Mann, von Theodor. — Novelliſtik.

Nr. 23. Zur nähern Kenntniß des engl. Marineweſens, von J. C. Weidmann. — Jokus Wochengabe VIII. — An der Donau, von Wilh. Freih. v. Sod. — Botaniſch poetiſche Werke; von B. A. E—s. VI. — Novelliſtik.

Nr. 24. Zur nähern Kenntniß des engl. Marineweſens, von J. C. Weidmann. (Fortſetzung und Schluß). — Gelehrte Geſellſchaften und Journalweſen in Rußland, von — b. — Novelliſtik.

Nr. 25. Techn. Neuigkeiten; v. A. R. v. F. III. — Den blinden Flötenſpieler Dulon ließ Wieland ſehen, von K. J. Stephan. — Zeitcharactere; nach ihren Hauptclaſſen, von M. v. d. N. M. — Witz und Witzelei, von Sffr. — Epigramme von Pfeiffer. — Novelliſtik.

Nr. 26. Die Juden in Spanien, von Ign. Jeitteles. — Jokus Wochengabe IX. — Novell.

Nr. 27. Die Juden in Spanien, (Schluß). — Techniſche Neuigkeiten; von A. Rittig v. F. IV. — Novelliſtik.

Nr. 28. Ueber F. L. Z. Werners Vorworte zu ſeiner „Mutter der Makkabäer“; von Fr. Gräffer. — (Barons) Ritter Haralds gute Nacht; von Joh. Bapt. Rupprecht. — Novelliſt.

Nr. 29. Aus dem Trauerſpiele: Heroſtratos. — Jokus Wochengabe X. — Notiz, von R. v. F. — Novelliſtik.

Nr. 30. Ueber die Ausführbarkeit einer Verbindung der Donau mit dem adriatiſchen Meere ꝛc. von Fr. S..r..l. — Aus dem Trauerſpiele: Heroſtratos. — Novelliſtik.

Nr. 31. Ueber F. L. Z. Werner's Tragödie: „die Mutter der Makkabäer“; von Wilh. Hebenſtreit. — Novelliſtik.

Nro. 32. Techn. Neuigkeiten; von A. Rittig v. F. V. — Jokus Wochengabe XI. — Löſung des Räthſels in der Theaterzeit. Nr. 30; von Alb. Fr. Glaaß. — Novelliſtik.

Nr. 33. Neuigkeiten aus Rußland IV. von D. K. — Maria-Zell; von A. Schumacher. — Novelliſtik.

Nr. 34. Gasbeleuchtung des Pharus zu St. Salvore, und in Trieſt; von A. R. v. F—n. — Literariſch-artiſtiſche Notizen, von Franz Gräffer. — Räthſel, von Semmler. — Novelliſtik.

Nr. 35. Ueber den Geiſt der nordamerikaniſchen Freiſtaaten ꝛc., frei nach dem Franz. von K........ — Jokus Wochengabe XII. — Neu entdeckte krumme Linien zur Darſtellung philoſoph. Wahrheiten; VI von N. — Novell.

Nr. 36. Brigitte, von Dan. Leßmann. — Techniſche Neuigkeiten; von —*. VI. — Nov.

Nr. 37. Die Zahl Sieben, von Aſtralion. — Des Herrn A. Ritter von Bartſch peintre graveur, von — r—. — Kaiſer Maximilian I. und Jean Paul über die Franzoſen. — Bücher-Liebe. — Kleine Bibliothek von K. J. Stephan. — Novelliſtik.

Nro. 38. Die merkwürdigſte Kunſt-Erfindung in neueſter Zeit; von Wilh. Hebenſtreit. — Jokus Wochengabe XIII. — la guirlande poétique de Julie. — Novelliſtik.

Zwölf Induſtrie-Beylagen.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

* * *

1.

(Wien, den 4. Jänner.)

Begrüßung des neuen Jahres.

Der Friede blühe! betet jeder Mund,
Es ſonnt ſich jedes Herz an ſeinen Strahlen;
Und alle Hände regen ſich im Bund,
Und Jeder eilt, die Bürgerpflicht zu zahlen.
Der blut'gen Schlachten Donner iſt verhallt,
Die Zeit vorüber, wo nur Stärke galt,
Und jede Bruſt vergißt der bangen Qualen.

Der Glaube walte! mild und ſonnenhell
Im Haus des Herrn vom Lehrer uns verkündet;
Des innern Glückes ungetrübter Quell,
Der ſegnend durch des Lebens Flur ſich windet.
Dein Schutz dabey, du ſanfte Menſchlichkeit,
Wo Glaub' an Glauben ſich verbrüdert reiht,
Wo Einer ſich im Andern wieder findet.

Und Eintracht binde! Ihre ſichre Hand
Umſchling' uns mit der großen Bruderkette;
Um alle Herzen flechte ſie ihr Band,
Ihr Tempel prang' an jeder theuren Stätte.
Nur Eintracht iſt's, die dauernd Glück uns ſchenkt,
Uns Stärke leiht. Seyd einig, und ihr lenkt
Der Zeiten wilden Strom in ſeinem Bette.

Dan. Leßmann.

* * *

Neueſte Nachrichten über die Israeliten in Hindoſtan, und die Entdeckung verlorner Stämme *).

Der nachſtehende Aufſatz, aus einem, in der Zeitſchrift: The Jewich Expositor and friend of Israel (der Jüdiſche Darſteller, und Freund von

---

*) Die Veranlaſſung der Uiberſetzung und die Bearbeitung dieſes merkwürdigen Aufſatzes, ſo wie die Mittheilung deſſelben verdanken wir dem um die ebraiſche und deutſche Poeſie und Gelehrſamkeit gleich viel verdienten Herrn A. Pollak. Die Redact.

Israel) enthaltenen Briefe des Mr. Thom. Jarret zu Madras, gezogen, und durch Benützung anderer Aufſätze dieſes Journals vervollſtändigt, muß in einem Zeitpunkte, wo die Angelegenheiten der Israeliten ſo vielfältig beſprochen werden, wohl von ganz beſonderem Intereſſe ſeyn. — So wie dieſe Nachrichten allerdings zur Bereicherung der Länder- und Völkerkunde, als nicht zu überſehende Quelle dienen, gewähren ſie auch dem Hiſtoriker neue, wichtige Anſichten über die ſeit der zweiten Hieroſolimitaniſchen Tempelzerſtörung verloren gegangenen Stämme, die wir nun in Hindoſtan wieder finden.

Dem Hrn. Jarret durch den gelehrten Israeliten, Moſeh Sargon aus dem Gebiete des Radſcha von Koſchin gemachten Mittheilungen zufolge, befanden ſich i. J. 1816 in der Hauptſtadt Koſchin 40 Häuſer und eine Synagoge der weißen, dann 130 Häuſer und drei Synagogen der ſchwarzen Juden, welche alle eine eigne lange Straſſe bilden; ferner gleich jenſeits des Fluſſes, zu Elingámal 100 Häuſer und zwei Synagogen der ſchwarzen Juden; dann befanden ſich vor der Zerſtörung Kranganors durch Hyder Ali's Truppen im Innern des Landes bei 200 Häuſer und vier Synagogen.

Nach der, Hrn. Jarret durch Sargon mitgetheilten Chronik der Rabbi's Eſekiel und David, befanden ſich zu Mokka und Säneh im glücklichen Arabien dann in deſſen ſüdlichen Küſtenſtädten Israeliten in großer Anzahl und mit vielen Synagogen. Ezechiel Elea aus Bagdad eröffnete Herr Jarret zu Madras, daß in Perſien viele Juden und Synagogen, eben ſo auch in Georgien ſich befänden; zu Baſſora zählte er 300 Häuſer und vier Synagogen, zu Kurkuf in Kurdiſtan 200 Häuſer und zwei Synagogen; zu Moſel am Tigris, den Ruinen Niniveh's gegenüber, 400 Häuſer und vier Synagogen. — Faber behauptet in ſeinem Werke: Juda und Israel (1809), daß von den Bekennern der Moſaiſchen Lehre im Osmaniſchen Reiche 1,000,000, in Perſien, Hindoſtan und China 300,000, in Weſteuropa, Afrika und Amerika aber 1,700,000, ſonach im Ganzen drei Millionen vorhanden ſeyen.

Nach Buchanans Christ. Researches (1811) mögen die Juden nach der zweiten Tempelzerſtörung nach Kranganor, dann nach Koſchin gekommen ſeyn; jedoch ſind die ſchwarzen Juden eine abgeſonderte Art von intereſſanter Eigenthümlichkeit. Mit den Kindern Derjenigen, welche Knechte der Eingebornen wurden, ward die Beſchneidung von den weißen Juden vorgenommen; ſie zogen ſie auf, und erwirkten endlich deren Freilaſſung; doch geſtatteten ſie ihnen eben ſo wenig die Verheirathung mit Perſonen aus ihrer Mitte, als ſie ſich ſolche ſelbſt mit den Heiden erlauben. Ueberhaupt langten die dortigen ſchwarzen Juden, nach Sargon, ihrer eignen Erklärungen gemäß, aus Madai (Medien) in Koſchin an, und fanden bei ihrer Ankunft daſelbſt die weißen Juden bereits in feſten Wohnſitzen. Dieſe belegten ſie mit der in Exodus vorkommenden Benennung Ereb Rab, welche jene vermiſchte Menge bezeichnet, die mit den Kindern Israels aus Egypten gewandert war, und wirklich muthen ihnen Viele der weiſſen Juden dieſen Urſprung zu. Außerdem haben ſie keineswegs wie Letztere, Prieſter, Leviten, Familien und Stammgeſchlechts-Unterſchiede, und die weiſſen Juden halten ſie für zu untergeordnet, um ihnen gegenſeitige Heirathen zu geſtatten.

Die Coſchimſchen Juden werden jährlich von den Doctoren aus dem glücklichen Arabien und aus **Jeruſalem** beſucht, welche bei ihnen für die als ſehr arm angeſehenen Juden in letzterer Stadt Almoſen ſammeln.

Es hat ſich gezeigt, daß die Juden in **England** größtentheils ganz ohne Kunde des Ebräiſchen, dagegen in **Polen**, der **Krimm** und überhaupt im Oſten darin ſehr wohl bewandert ſind, und für dieſe geheiligte Sprache eine ſo hohe Vorliebe hegen, daß ſie literariſche Produkte, in ſolcher abgefaßt, mit lebhafter Neugierde gleichſam verſchlingen. So ſagt auch ein Israelite in den Verhandlungen des **Pariſer Sanhedrin** (1799): »Haben wir nicht vor uns das Beiſpiel der Juden in Aſien, dieſer andächtigſten und gewiſſenhafteſten unter unſern Brüdern, welche einzig Ebräiſch ſchreiben und leſen, obgleich ſie auch die Landesſprache reden.« Ganz ſo verhält es ſich mit den weiſſen Juden **Koſchin's**, und ſeit vielen Jahren iſt ſelbſt die geringere Claſſe unter ihnen gewohnt, ſich der Ebräiſchen vorzugweiſe vor der Malaiiſchen Sprache zu bedienen.

Die Idee der Entdeckung eines Theils der verloren gegangenen Stämme wird von **Michael** und **Moſeh Sargon** angeregt. Sie ſind der Meinung, daß die nun ſchwarzen Juden nach Zerſtörung des zweiten Tempels in die Mahrattenſtaaten *) kamen, und durch die Länge der Zeit ihrer Wanderung, ſo wie durch Vermiſchung ihre dermalige Hautfarbe erhielten. Nur einige, der Abgötterei Ergebene, ausgenommen, iſt ihr gewöhnliches Gebeth: »Höre, o Israel, der Herr unſer Gott, iſt ein einziges Weſen!« Nach **Michael Sargon** halten die weiſſen Juden in **Koſchin** die ſchwarzen ebenfalls für Abkömmlinge von weiſſen, doch keineswegs von jenen, welche die Stämme **Juda** und **Benjamin** u. ſ. w. bildeten, zu welcher ſie ſelbſt zu gehören der Meinung ſind, ſondern ſie geben an, daß die ſchwarzen von den übrigen zehn Stämmen entſproſſen ſeyen. — Die erwähnten beiden Israeliten aus **Bagdad** äuſſerten, auf Herrn **Jarrets** Befragen: es herrſche bei ihnen die Meinung, daß dieſe Juden Nachkommen der zwei Stämme und des halben Stammes **Mannaſſeh** ſeyen; doch bei Anwendung der Benennung »**Jahudim**« ſagen ſie, daß ſie eigentlich Israeliten wären, und ſich dadurch von dem alten Namen unterſchieden, welcher dem Jakob beigelegt worden ſey.

Im **Calmet** findet man unter dem Worte **Aus- und Einwanderungen** folgende wichtige Stelle, die ſich auf das Daſeyn eines ähnlichen Volkes in Amerika bezieht: »Die Meinung, daß ein Theil der Israeliten von den übrigen Stämmen nach Amerika gekommen ſey,« iſt darauf gegründet, daß **Monteſina**, in ſeiner an **Manaſſeh Ben-Israel** gerichteten Inſchrift, erklärt, er habe viele Israeliten hinter den Cordilleren in der Nähe der Amerikaniſchen Provinz **Chili** entdeckt. Er fügt hinzu, bei weiterem Vordringen in jenen Gegenden ſey er an den Geſtaden eines Fluſſes angelangt, und habe, nach einem gegebenen Signale, eine Anzahl Leute erblickt, die in Ebräiſcher Sprache dieſe Worte des Deuternomiums ausſprachen. »Höre, Israel! der Ewige, unſer Gott, iſt ein einiges ewiges Weſen.« Sie halten Abraham, Iſaak und Jacob für ihre Stammväter, und behaupten, Nachkommen von Re-uben zu ſeyn. Sie erzählen, daß ſie in dieſe Gegend durch ein Wunder der göttlichen Vorſicht gelangt ſeyen u. ſ. w. — Hierin findet ſich ein bemerkenswerthes Zuſammentreffen des Daſeyns einer und derſelben Menſchenart, die, auseinander gerückt in die entfernteſten Puncte zweyer Erdhälften, denſelben Urſprung bewährt, und ſich genau eines und desſelben Gebeths bedient.

---

*) Die Darſtellung der Geſchichte, Verfaſſung, Sitten ꝛc. der Mahratten, mit vielen Kupfern, 1819 erſchienen, und ſich an die beliebten Miniaturgemälde der Länder- und Völkerkunde anſchließend, iſt im Verlage dieſer Zeitſchrift für 3 fl. 15 kr. zu haben.

Der oben genannte Jude aus Bagdad, Eſekiel Elea, berichtete Hrn. Jarret: er habe in der Nähe von Bombay eine ähnliche Gattung Juden getroffen, deren Hauptbeſchäftigung die Bebauung des Bodens iſt, und welche auch Kriegsdienſte nehmen. Auch ſetzte er hinzu, daß ſie, wie die Juden zu Koſchin, in einer eigenen Straße, außerhalb der Stadt, zuſammenwohnen. Dr. Buchanan führt ebenfalls in oben angezeigtem Werke an, die Juden hätten ihm zu Bombay eine außer den Stadtwällen gelegene Synagoge gezeigt, worin nur einige handſchriftliche Gebethe vorfindig waren; auch haben ſie mit ihrer eigenen Geſchichte oder dem altem Teſtament überhaupt geringe Bekanntſchaft bewieſen. Mehrmals ſey ihm erzählt worden, daß von Zeit zu Zeit einige Theile des jüdiſchen Volks in die Maſſe der heidniſchen Welt verſchmolzen würden. —

So viel von dieſer in Aſien gemachten Entdeckung. Eine ähnliche gelang auch in Nordamerica. Die intereſſanten, aus gleicher Quelle hergeleiteten Aufſchlüſſe hierüber ſollen als Nachtrag und Vervollſtändigung dieſes Aufſatzes in einigen der folgenden Blätter vorgelegt werden.

* * *

Die alten engliſchen Minſtrels.

Von Joh. Bapt. Rupprecht.

Die Minſtrels ſcheinen ächte Nachfolger der alten Barden geweſen zu ſeyn, die die Künſte der Muſik und Dichtkunſt vereinten, und Verſe von eigner Erfindung zur Harfe ſangen. Die meiſten Nationen gothiſcher Abſtammung, unſere Sachſen-Ahnen ſo gut wie ihre verbrüderten Dänen, hielten die nördlichern Skalden ſo ſehr in Ehren, als die Britten ihre Barden. Ihre Kunſt galt für etwas Göttliches, ihre Perſon für geweiht; ihre Aufmerkſamkeit wurde von Königen in Anſpruch genommen, überall überhäufte man ſie mit Ehren und Belohnungen, überall hatten ſie freyen Zutritt. Als ſich der große König Alfred, 878, vom eigentlichen Beſtand der däniſchen Armee zu überzeugen wünſchte, die ſein Reich überzogen hatte, betrat er, als Minſtrel verkleidet, mit einem die Harfe tragenden Diener, mit größter Sicherheit das däniſche Lager. Er unterhielt den König bey Tafel, und verweilte lange genug, um den Ueberfall zu entwerfen, der dieſen ſpäter vernichtete. Ungefähr fünfzig Jahre darnach bediente ſich der däniſche König der nämlichen Verkleidung, das Lager des Königs Adelſtan zu erforſchen. Die Harfe in den Händen, kam Anlaff, König der Dänen, in die ſächſiſchen Zelte, fing dicht an des Königs Pavillon an zu ſpielen, und wurde ſogleich vorgelaſſen. Hier unterhielt er Adelſtan und ſeine Lords mit Geſang und Muſik, und zuletzt entließ man ihn mit einer anſehnlichen Belohnung, obſchon ſeine Lieder den Dänen verrathen haben mußten. Die Folgen dieſer Kriegsliſt ſcheiterten jedoch an der Entdeckung, daß Anlaff das empfangene Geld aus einem Skrupel von Ehrgefühl oder Aberglauben vergrub. — Als die Sachſen zum Chriſtenthum bekehrt waren, wurden aus Dichtern und Minſtrels zweyerley Perſonen, und ſo manche der populärſten Geſänge verdankten der Muße und Verborgenheit der Klöſter ihren Urſprung. Immer blieben indeß die Minſtrels ein ausgezeichneter Stand. Noch unter der Regierung Edward II. wurden ſie bey Königen leicht vorgelaſſen, wie aus einer Stelle bey Stow*) hervorgeht, die den Glanz ihrer Erſcheinung wie folgt, beſchreibt: Im Jahre 1316 beging Edward II. die Feier des Pfingſtfeſtes zu Weſtmünſter in der großen Halle, wo er mit ſeinen Peers königlich zu Tafel ſaß. Da kam eine Frau herein, als Minſtrel gekleidet**), auf einem hohen, geſchmückten Roſſe, wie Minſtrels damals pflegten, rund um die Tafel reitend, und Kurzweil treibend. Hierauf, bis zu des Königs Tafel gelangt, legt ſie einen Brief vor ihm nieder, eine Vorſtellung wegen der Gnaden, womit ſeine Günſtlinge bey Vernachläſſigung ſeiner Ritter und getreuen Diener überhäuft wurden. Das Gewand eines Minſtrels verbürgte dem Bothen leichten Zutritt, und das unter dieſer Verkleidung erſcheinende Frauenzimmer ſollte wahrſcheinlich des Königs Unwillen beſchwichtigen; wenigſtens findet man nirgends, daß es Minſtrels von weiblichem Geſchlechte gegeben habe.

Im vierten Regierungsjahre Richard II., 1381, errichtete Joh. v. Gaunt, zu Trutbury, in der Grafſchaft Strafford, einen Minſtrelhof, mit der vollen Macht, Gefolg und Dienſt anzunehmen innerhalb fünf benachbarten Grafſchaften, Minſtreln Geſetze vorzuſchreiben, und ihre Zwiſtigkeiten zu entſcheiden, ſo wie Jene zu ergreifen und feſtzuhalten, die ſich weigern ſollten, vor beſagtem Hofgelage zu erſcheinen, das jährlich am 16. des Auguſtmonaths gehalten wurde. Er beſaß einen Freybrief***) darüber, mit der Ermächtigung, einen König der Minſtrels, nebſt vier Officianten, als Beyſitzer, zu beſtellen, deren Wahl jährlich mit großer Feyerlichkeit vor ſich ging, wie ſolches Dr. Plott****) ausführlich beſchreibt.

Noch ſpäter, als unter der Regierung Heinrich VIII., fanden die Darſprecher von Verſen oder Moralſätzen ohne Schwierigkeit in allen Geſellſchaften, wie Erasmus bezeugt*****), in Tavernen wie beym Adel freyen Zutritt. Bis unter die Regierung Eliſabeths ſehen wir Minſtrels, obgleich ſie damals ſchon viel von ihrer Würde verloren zu haben ſcheinen. Bey den prunkvollen, zur Unterhaltung dieſer Fürſtinn vom Grafen Leiceſter, 1575, auf dem Schloſſe Killingworth veranſtalteten Aufzügen und Darſtellungen erſcheint auch der Character eines alten Minſtrels, von deſſen Auftritt und

---

*) Survey of London. [illegible]. S. 469

**) Ornata Histrionali habitu. Walsingh. S. 109.

***) Genannt Carte le Roy de Ministraulx. Plott. S. 435.

****) Hist. of Staffordsh. S. [illegible]

*****) Ecclesiast. Fortin. 1 B. S. [illegible]

Anzug ein Augenzeuge *) Folgendes meldet: „Eine Geſtalt bey 45 Jahren, der vorzuſtellenden Perſon ganz angemeſſen; bey abgenommener Kappe der Kopf tonſurartig rund geſchnitten, das Haar glatt gekämmt, mit einem in Kapaunfett getauchten Schwamme beſtrichen, glänzend, gleich einer wilden Enterichſchwinge; den Bart ſchmuck geſchoren, das Hemde mit geſteiftem Kragen geglättet und ſtrotzend, jede Krauſe einer aufſtehenden Waffel gleich; der lange grüne Talar, am Nacken und Kehle durch eine weiße Schnalle befeſtigt; am rothgezwirnten Gürtel an jeder Seite eine Sheffield-Klinge herabhängend; aus der Bruſt der Zipfel eines mit blauem Rande beſäumten Tuches hervorragend; lange Aermel bis zur Mitte der Schenkel, von der Schulter bis zur Hand geſchlitzt, mit weißem Cattun gefüttert; die Aermel von ſchwarzwollenem Zeug, darüber Franzen von braungelbem Kamelot, das Handgelenk mit blaugedrehten Spitzen verbrämt; zierlich rothe Strümpfe, ſpitzzulaufende Tanzſchuhe mit einem Kreuze an den Füßen, geſchwärzt und wie ein Horn glänzend; die Harfe an einem rothen Bande mit Anſtand vor ihm ſchwebend, der Stimmſchlüſſel an grüner Schnur daran; unter des Kleides Halskragen eine ſchöne Flaſchenkette von Silber, als Minſtrel-Meiſter von Middleſex, die Sommer-Jahrszeit das Land zu durchſtreifen, zu Häuſern von beliebten und verehrlichen Männern; an dieſer Kette ein Schild auf der Bruſt, von Metall und Farben, mit dem alten Wappen von Islington.“ Dieſer Gemeinde nämlich ſoll, nach der Beſchreibung, der Minſtrel angehört haben. Wahrſcheinlich unterhielten adelige Familien ſolche Minſtrels, und ihre Wapen trugen dieſe als eine Art Kennzeichen an einer ſilbernen Kette. Dem Ausdruck: Minſtrel-Meiſter zu Folge, gab es wahrſcheinlich auch geringere Grade in der Zunft. Dieſer Minſtrel nun, fährt unſer Autor fort, macht drey langſame Verbeugungen, klärt ſeine Stimme, wiſcht ſich die Lippen mit der hohlen Hand, ſtimmt eine oder mehrere Saiten mit dem Schlüſſel, wirbelt in der Harfe ſtatt eines Vorſpiels, und beginnt nun vor der Königinn mit einem feyerlichen Geſange (König Ryences Herausforderung **) aus König Arthurs Leben und Thaten.

Allgemeine Novelliſtik.

Der renomirte Buchdrucker Firmin Didot, in Paris, beſchäftigt ſich jetzt mit Stempeln zu Buchdrucker-Typen für den Landkarten-Druck. Er hat Sachkenntniſſe, Eifer und Geld, es läßt ſich alſo etwas Gutes davon erwarten.

Ein Herr Donini von Caſtello hat in Italien über die Luftſchifferey ein Werk herausgeben, welches mehrere bisher noch unbekannte Vortheile dabey zu Tage fördert. Er beſchreibt darin auch ſeine Luftmaſchine, womit man ſich nicht nur allein länger in den höheren Regionen aufhalten, ſondern auch dem Ballon eine beliebige Richtung geben kann. Die italieniſchen Academien werden zur Prüfung dieſes Werkes aufgefordert.

Wenn es wahr iſt, daß der Erfolg über den Werth der Dinge entſcheidet, ſo muß man wohl auch bey der Bell-Lancaſter'ſchen Lehrmethode aus dem ſchnellen durchgreifenden Eingange, den ſie in ſo kurzer Zeit allenthalben gefunden hat, auf ihre Zweckmäßigkeit ſchließen können. Nicht nur Schulmänner für ſich, auch die meiſten Regierungen haben den wechſelſeitigen Unterricht in Schutz genommen, und ſeine Einführung befördert. Es iſt beynahe kein einziges Land mehr, in welchem die Freunde wahrer Aufklärung ſich ſeiner nicht annähmen. Wer hierüber ethnographiſch eine nähere Kenntniß wünſcht, findet ſie in folgendem Buche: Außerordentlich ſchnelle Verbreitung des wechſelſeitigen Unterrichts in allen Theilen der Welt, Wien, Schrämbl, 1820, 8. 163 Seiten. Dieſes Werk, in welchem die Vorzüge dieſer wohlthätigen Einrichtung klar ins Licht geſetzt werden, hat den Verf. der Schulen der Menſchheit und vieler andern einzelnen Schriften über jenen Gegenſtand zum Autor. Herzlich wünſchen wir auch dieſem Buche die gehörige Würdigung, und den wahrhaft menſchenfreundlichen Beſtrebungen und Aufopferungen des edlen, vielverdienten Verf. volle Anerkennung. Gſr.

---

*) Longham, S. 46.

**) Folgt im nächſten Blatte.

Der große Einführer und Vorſteller der Engländer in Rom, der Pater Claylor, ein ehemaliger Dominicaner, iſt vor Kurzem geſtorben, und wird ſich in jener Welt leicht über die Flüche der Lohnlakaien und alles des Geſindels tröſten, welches die Fremden zu prellen ſucht. Er ſchrieb nämlich vor etwa 1 Jahr einen ſehr ausführlichen Brief über die Preiſe, Trinkgelder, Tarife ꝛc. in Rom. Dieſer wurde in London gedruckt, und jeder Engländer ſoll ein Exemplar mitnehmen. Da alles auf das Sparſamſte angegeben iſt, wie ein römiſcher Abbate zu ermarkten pflegt, ſo iſt es natürlich, daß ein ſolches Buch von den Bewohnern des ſpaniſchen Platzes, den Wagenvermiethern u. ſ. w. für eine wahre Staatsverrätherey gehalten wird. Wirklich behelfen ſich viele Engländer, ohne Lohnlakai, mit dem Plane der Stadt, und dehnen das alte Sprüchwort: Mit Fragen kömmt man nach Rom, auch auf das Wandern durch Rom aus.

Profeſſor von Loder, zu Moskau, hat dem Naturalien-Cabinet zu Jena zwey giftige Wanzen aus Perſien, in Brantwein, geſchickt, und dabey berichtet, daß der Biß dieſer Thiere in 24 Stunden tödte. Das Leben dieſer Thiere iſt äußerſt zähe. Hr. v. Korf, bey der ruſſiſchen Geſandtſchaft, hatte ein Exemplar einen vollen Tag in Weingeiſt aufbewahrt, und es kroch beym Herausnehmen fort. Ein Engländer hatte einige davon ein Jahr lang trocken in einem Glaſe aufbewahrt; er legte eine davon auf die Hand, um ſie genauer zu unterſuchen: die Wanze lebte noch, biß ihn, und er ſtarb nach 24 Stunden. Hr. Moritz v. Kotzebue, der die ruſſiſche Geſandtſchaft begleitete, meldet: daß dieſe Wanze nicht in Betten, ſondern in alten Gemäuern, beſonders bey dem Städtchen Miana, gefunden werde, und daß ſie keinem Einheimiſchen, ſondern nur den Fremden (?) ſchade. Das Thier iſt etwas größer, als die europäiſche Wanze, ſchwärzlich grau, mit rothen Puncten auf dem Rücken.

Die beſten ruſſiſchen Kupferſtecher Utkin und Tſcheſſky ſind jetzt mit der Verfertigung eines großen Kupferſtiches, welche ihnen der Graf Rumianzow aufgetragen hat, beſchäftigt. Dieſer Kupferſtich wird die Kaiſerin Catharina die Große vorſtellen, wie ſie auf einem Spaziergang im Park von Zarskoe Selo vor dem Denkmal des Feldmarſchalls Grafen Rumianzow-Sadunaiskoy ſtehen bleibt, und daſſelbe betrachtet. Dieſer Gedanke iſt glücklich, denn nicht nur wird dadurch das Andenken an zwei dem Grafen Rumianzow theure Abgeſchiedene, ſondern vielmehr an zwei für ganz Rußland wichtige und unvergeßliche Perſonen: jene berühmten gegen die Türken ſo ſiegreichen Feldherren und ſeine hohe Beſchützerinn, aufbewahrt. Herr Tſcheſſky, welcher hievon das Landſchaftliche (in welchem Fache er als einer der vorzüglichſten Künſtler Rußlands bekannt iſt) zu bearbeiten hatte, iſt ſchon fertig. Jetzt ſchreitet Herr Ukin zur Ausführung der Figuren.

— ch.

Einen characteriſtiſchen Beytrag zur Geſchichte des Correſpondenz-Unfugs in öffentlichen Blättern liefert eine Recenſion der **Gerle'ſchen Volksmährchen** der Böhmen, in der Zeitung für die elegante Welt. Bereits vor einigen Monaten wurde uns eine Critik dieſer Mährchen eingeſendet, aber zurückgewieſen, da ſie die unverkennbarſten Spuren der Gehäſſigkeit und zugleich den Stempel gänzlicher Fremdheit in dem Weſen und dem Colorit der Volksmährchen, an ſich trug. Sehr müßten wir uns irren, wenn dieß nicht die nähmliche Recenſion wäre, welche wir neulich in der Zeitung für die elegante Welt laſen. Zum Glück aber wird kein aufgeklärter, beſonnener Leſer ſich durch ſolche Verkehrtheiten beſtechen laſſen. Wenn bei der Beurtheilung eines Mährchens oder einer Legende ꝛc. Einfalt als Einfältigkeit, Gemüthlichkeit als Faſeley, Kindlichkeit als Kinderey, Einfachheit als Abſurdität gedeutet, bemängelt werden, ſo zeigt das nur an, daß der Recenſent gar keinen Sinn für die Natur dieſer Gattung hat, daß ihm jene heilige Tiefe und Wärme des Gemüthes fehlt, von welchen der todte eiskalte Maßſtab der Kunſtrichterey freylich nichts weiß. Wer **Gerle's** Volksmährchen kennt, wird ſie lieben und ehren. *) Daß aber ein diſtinguirtes Blatt, wie die Zeitung für die elegante Welt, wie jetzt leider die meiſten andern, es mit ihren Correſpondenten ſo leicht nimmt, iſt verdrießlich, und muß den Wunſch erregen, daß das ganze Correſpondenzweſen, dieſer unaufhörliche Zunder unwürdiger Zwiſtigkeiten, den Händen der **Willkühr** entzogen werde ꝛc.

Gſr.

Eine ganz neue Erfindung, unter dem Namen **Polymorphoscop** findet in **Paris** vielen Anwerth. Sie beſteht in kleinen Blättern, worauf Kopfputze gezeichnet ſind, und deren innerer Raum für das Geſicht leer gelaſſen iſt. In dieſen Raum bringt man einen kleinen Spiegel an, und auf dieſe Weiſe kann jedes Frauenzimmer, ſich ſelbſt beſchauend, verſuchen, ob dieſer oder jener Kopfputz ihrem Geſichte am beſten ſtehe, und ſich ihn anſchaffen.

Hr. **Houbigant** zu **Paris** hat neue Kartenbilder verfertiget, welche im Zuſammenhang miteinander ſtehen, die wichtigſten Epochen der franzöſ. Geſchichte darſtellen, und in der Beobachtung der Coſtüme, Waffen-Geräthe und ſelbſt Schrift der jedesmahligen Zeit die größte Genauigkeit zeigen. - - Ein Herr **Braconot**, Chemiker in **Nancy** macht Zucker aus — alten Lumpen.

Mit Anfang künftigen Jahres wird in St. **Petersburg** eine neue Literatur-Zeitſchrift: **Der Zuſchauer am Ufer der Newa**, erſcheinen. Der Herausgeber, Hr. **Snitkin**, Magiſter der Univerſität zu **Moskau** iſt dem Publicum bisher zu wenig bekannt.

— ch.

---

*) Die neueſte Intelligenzbeilage des Morgenblatts ſagt: »H. G. hat vieles bisher nicht Bekannte angenehm erzählt. Ueberhaupt befriedigen dieſe Mährchen auch ſtrengere Forderungen, und es leidet keinen Zweifel, daß dieſes Buch unter die vorzüglichſten ſeit mehreren Jahren erſchienenen Unterhaltungsſchriften gezählt werden darf.«

Von dieſer mit Abbildungen und Beilagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der **Cath. Graffer'ſchen** Buchhandlung (Weihburggaſſe, wöchentlich 3 Stücke. Pränumerationspreis viertelj. 7 fl. W. W. durch die k. k. Poſt 10 fl. W. W. halbj. — Beyträge (Wiener-Tagesneuigkeiten ſind ſehr willkommen,) beliebe man dem Redacteur (**Franz Graffer**) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bei J. B. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

2.

(Wien den 6. Jänner.)

Ueber Herrn von Hammers Anklage der Tempelherren.

Unter dieſer Ueberſchrift liefert das Morgenblatt für gebildete Stände vom 15ten November v. J., Nro. 273. Seite 1091, eine Notiz von einer in unſerer Stadt und vor unſeren Augen ſich entſpinnenden literariſchen Fehde, welche, da es ſich dabei um den Beweis der Schuld oder Unſchuld des durch Raynouard und Werner auch der äſthetiſchen Leſewelt auf's Neue intereſſant gewordenen Ordens der Tempelherren, handelt, die Aufmerkſamkeit und Theilnahme jedes Gebildeten, um ſo mehr jene des wahrheitliebenden Geſchichtforſchers in Anſpruch nehmen muß. Da jene Notiz im Allgemeinen anzudeuten ſucht, auf welche Seite ſich der Sieg des beginnenden Kampfes neigen dürfte, und auf welcher Seite ihn der unpartheiiſche kritiſche Kampfrichter nach allgemeinen Grundſätzen der hiſtoriſchen Kritik vorauszuſehen im Stande iſt, die Kämpfer aber den Schranken dieſes Blattes zu nahe ſtehen, als daß wir ohne Beſorgniß vor dem Verdachte der Partheilichkeit uns jetzt ſchon ein eigenes Urtheil erlauben dürften, ſo glauben wir nicht zu fehlen, wenn wir unſern Leſern jene Notiz als eine unbefangene Stimme des Auslandes über den in unſerer Stadt geführten gelehrten Streit unverändert mittheilen, und nur zur beßeren Würdigung dieſes letzteren ſowohl als jener Stimme darüber, einige nothwendige Aufklärungen über den bisher bekannt gewordenen Gegenſtand von Beiden voranſchicken.

Herr von Hammer hat nemlich in einer in dem erſten Hefte der ſechsten Bandes der Fundgruben des Orients, der gelehrten Welt am Schluſſe des vorigen Jahres mitgetheilten lateiniſchen Abhandlung, die Schuld der Tempelherren aus ihren eigenen Denkmälern zu erweiſen geſucht, wie ſchon der ſprechende Titel jener Abhandlung auszudrücken ſtrebt. Er lautet: Mysterium Baphometis revelatum, seu fratres militiae templi, qua Gnostici et quidem Ophiani apostasia, idoloduliae et impuritatis convicti per ipsa eorum monumenta; zu deutſch: Enthülltes Geheimniß des Baphomet, oder die aus ihren eigenen Denkmälern der gnoſtiſchen*) und zwar der ophitiſchen *) Ketzerey, des Fetiſchdienſtes und der Unkeuſchheit überwieſenen Tempelritter. Die Schuld der Tempelherren ſoll alſo darin nicht aus den, von der hiſtoriſchen Kritik vielfältig angefochtenen Prozeßakten, ſondern aus den von ihnen ſelbſt herrührenden ſprechenden Denkmälern erwieſen werden. Als ſolche Denkmäler glaubt nun Herr von Hammer mehrere Original-Exemplare von den, unter dem Namen von Baphomets-Köpfen durch den Prozeß gegen die Templer, denen man die Verehrung derſelben anſchuldigte, bekannt, und durch Werners Templer neuerlich in Deutſchland berühmt gewordenen Idolen, aufgefunden zu haben.

---

*) Gnoſtiker: Ketzer, die aus der griechiſchen Weltweisheit, jüdiſchen Cabbala, und chriſtlichen Lehre ſchöpften, und ſich geheimer Kenntniſſe und Offenbarungen rühmten. (Roths Lexicon.)

Für Baphomete d. i.: nach Herrn von Hammers Etymologie der Benennung: bildliche Vorſtellungen der gnoſtiſchen Feuertaufe (βαφη μητος Taufe der Metis, oder der Vernunft) erkannte derſelbe ein Dutzend von Idolen des k. k. Antikenkabinetts in Wien, welche man bisher für tibetaniſchen Urſprungs gehalten hat; ferner die in den Curioſitäten (Band II. St. 6.) bekannt gemachten ähnlichen drei Gebilde. Das in den arabiſchen Inſchriften mehrerer dieſer Idole nach Hrn. v. Hammers Leſeart vorkommende Wort Mete, welches im Orientaliſchen überhaupt keinen Sinn gibt, ließ ihn den griechiſchen Urſprung dieſes Wortes, welches einen gnoſtiſchen Aeon bedeuten kann, um ſo mehr vermuthen, als ſich daraus die Etymologie der Benennung für die von den Templern angeblich verehrten Baphomete ſehr ſcharfſinnig als Feuertaufe der Vernunft ableiten ließ, womit die Sage von der gnoſtiſchen Ketzerei der Templer zuſammenſtimmt, und woraus endlich auch der geheime Sinn mancher auf den Gebäuden der Tempelherren vorkommenden Inſchrift, und des auf den angeblich Templeriſchen Münzen und Bracteaten vorkommenden Wortes Mete, als einer Benennung des von den ketzeriſchen Templern verehrten gnoſtiſchen Aeon's Mete erklärbar erſchien. Dieſelben arabiſchen Inſchriften, wie auf den erwähnten in Speckſtein gearbeiteten Idolen, welche nach Hrn. v. Hammer die von den Templern göttlich verehrte Mete, das iſt die Weisheit oder Sophia der Gnoſtiker und insbeſondere der Ophiten größtentheils als Mann-Weib mit den Attributen des abgeſtumpften Kreuzes oder des egyptiſchen Lebensſchlüſſels (des T nach Hrn. v. Hammer, des Symbols des Phallos) der Schlange, (des Symbols der von den Ophiten getriebenen Sodomie) der Feuertaufe und mehrerer ſpäterhin von den Templern auf die Maurer übergegangenen Hieroglyphen, als: Mond, Sonne, Signatſtern, Schurz, Kette, Quaſten, Buch, Leuchter, u. ſ. w. vorſtellen, befinden ſich auf drei ſteinernen Gefäßen des k. k. Antikenkabinetts, worauf nebſt den gnoſtiſchen Symbolen, abſcheuliche Ophitiſche (ſodomitiſche) Orgien abgebildet ſind. Dieſe Becher erklärt Herr v. Hammer für die Kelche der gnoſtiſchen Feuertaufe indem dieſelben mit flammendem Feuer gefüllt, im Kleinen ſowohl zu den Füßen eines Baphomets, der den Neophyten darüber hält, als auch auf dem Basrelief eines dieſer Becher ſelbſt, wo mit Feuer getauft wird, vorgeſtellt werden. Die gnoſtiſche Mete als Mann-Weib, den Aeonenketten und den Lebensſchlüſſel in den Händen haltend, treffen wir auf dem Basrelief des Bechers abermals an.

---

*) Ophiten: Schlangenbrüder, welche eine beſondere Meinung von der Paradiesſchlange hegten, und deren Stifter Euphrates hieß. (Roths Lexicon.)

Dieſe Idole und Gefäße würden an und für ſich betrachtet, abgeſehen von der Sage, daß die Tempelherren abſcheuliche Köpfe unter dem Namen Baphomet verehrt haben, bloß für ſymboliſche Vorſtellungen der gnoſtiſch-ophitiſchen Theoſophie (nach Hrn. v. Hammers Auslegung nemlich) genommen werden können. In Hrn. v. Hammers Händen jedoch wurden ſie zu Reliquien der Tempelherren ſelbſt, und zu fürchterlichen Zeugen gegen den entarteten Orden, indem er an den Kirchen, und auf den Gräbern der Templer, wie auch auf vielen denſelben zugeſchriebenen Bracteaten und Münzen, Vorſtellungen der gnoſtiſchen Lehre, jenen auf den Baphometen und Graalen ähnlich, zu entdecken glaubte. In dieſer Hinſicht hob Herr v. Hammer die bereits im Archiv für Hiſtorie, Geographie, Staats- und Kriegskunſt 1818 Nro. 44 und 45 beſchriebenen Skulpturen der Kirche zu Schöngrabern heraus, (welche Kirche im Vorbeigehen bemerkt, nach Hrn. v. Hammer darum eine Templerkirche geweſen ſeyn muß, weil ſie nicht weit von einer ehemaligen Beſitzung der Templer gelegen iſt) welche Skulpturen nebſt der Mete auch ihren Gegner den typhoniſchen Jaldabaoth, ferner den von der Gnoſis verfolgten Löwen (das Symbol des chriſtlichen Glaubens) und das vorzüglichſte Symbol der Gnoſtiker: den Weltdrachen, der einen Nichtgnoſtiker verſchlingt, kurz nach Hrn. v. Hammers Erklärung die ganze gnoſtiſche Theoſophie in nuce vorſtellen. Da nun ähnliche Symbole auch an den Templerkirchen zu Ebenfurt, zu Eger, Prag, am Steinfeld bey Wieneriſch Neuſtadt, zu Wultendorf bey Staz, endlich auch auf der Templerkirche zu St. Martin auf der Halbinſel Murau vorkommen, und mehrere Hrn. v. Hammer bisher unverſtändliche Legenden auf Bracteaten dem Sinne nach nunmehr für gnoſtiſch und alſo templeriſch erklärt werden können, ſo glaubt derſelbe durch dieſes Zuſammentreffen von Monumenten erwieſen zu haben, daß die Tempelherren als Sprößlinge der Aſſaſſinen*) unter dem Deckmantel des chriſtlichen Glaubens gnoſtiſche Ketzerei getrieben, und die Abſcheulichkeiten der Ophiten getheilt haben; daß ſie eine Univerſalmonarchie und den Umſturz aller geoffenbarten Religion beabſichtigten, und daher mit vollem Rechte aufgehoben und beſtraft worden ſind. — Dieſes iſt im dürftigſten Auszuge der Ideengang der eingangserwähnten mit einem überreichen Aufwande an linguiſtiſcher und hiſtoriſcher Gelehrtheit ausgeſtatteten Abhandlung Hrn. v. Hammers über den Baphomet und die Tempelherren. Die Leſer dieſer Blätter kennen nunmehr die Anklagen der Templer, von denen die Ueberſchrift dieſes Aufſatzes ſpricht, in ihrer Weſenheit näher; ſie wiſſen nunmehr, daß gnoſtiſche und zwar ophitiſche Ketzerei, in deren Gefolge die unnatürlichſten Laſter zogen, und eine gegen alle geoffenbarte Religion und die beſtehenden Staatsformen gerichtete Tendenz die Verbrechen ſind, deren Herr v. Hammer den Orden der Tempelherren aus ein paar Idolen und Bechern aus Speckſtein überwieſen haben will.

Gegen dieſen, wie ſelbſt dem Geſchichtunkundigen einleuchten dürfte, zum mindeſten ſehr gewagten Urtheilsſpruch über die Tempelherren appellirte ihr wackerer Vertheidiger Raynouard im Journal des Savans, Avril 1819 p. 151 ꝛc. an die geſunde hiſtoriſche Kritik. Es würde zu weit führen, und in das Detail der Raynouard'ſchen Widerlegung der Anſichten und Urtheile Hrn. v. Hammers über das Weſen des Ordens der Templer einzulaſſen; um jedoch unſere Leſer auf den wahren Standpunkt der Ueberſicht des begonnenen Kampfes der Anſichten zu bringen, genügt es zu bemerken, daß Raynouard ganz vorzüglich den wichtigen und hiſtoriſch-entſcheidenden Umſtand heraushebt, daß die gnoſtiſche Ketzerei, deren Hr. v. Hammer die Templer zu zeihen bemüht iſt, zur Zeit der Stiftung dieſes Ordens (1111.) als ſolche ſeit Jahrhunderten gar nicht mehr exiſtirte. Hr. v. Hammer ging über die Erörterung der Frage: ob die gnoſtiſche Lehre den Templern bekannt ſeyn konnte, ſo leicht hinweg, als jener gutmüthige Erzähler, welcher behauptete, Scipio habe vor Carthago ein ſo mörderiſches Feuer unterhalten, als Loudon vor Belgrad, über den Umſtand, daß zur Zeit des römiſchen Helden das Pulver noch nicht erfunden war. Hr. v. Hammer führt freilich zur Begründung ſeiner Meinung, daß es im eilften Jahrhunderte noch Gnoſtiker gegeben habe, einen alten Codex aus dem neunten Jahrhunderte (aus Montfaucon) an, als woſelbſt man das vorzüglichſte gnoſtiſche Symbol, den einen Nichtgnoſtiker verſchlingenden Weltdrachen, abgebildet ſchauen könne; aber welche Beweiskraft bleibt dieſer Abbildung?, wenn wir erfahren, daß ſie der verzierte Anfangsbuchſtabe eines Commentars zu den Schriften des heiligen Chryſoſtomus iſt, und zwar von dem Calligraphen aus der Urſache gewählt, weil in dem Capitel zu dem ſie gehört, von den Höllenſtrafen gehandelt wird. Raynouard ſucht ferner die bekannte Deutung des Wortes »Baphomet« als des verderbenen Mahomed, deſſen Verehrung den Templern in dem Prozeſſe gegen ſie vorgeworfen wurde, mit vielen gelehrten Nachweiſungen gegen Hrn. v. Hammer, der in dieſer Benennung die gnoſtiſche Feuertaufe ſieht, zu behaupten; — auch beweiſet er gegen Hrn. v. Hammer, daß der von Letzterem als Becher der gnoſtiſchen Feuertaufe verrufene heilige Graal in Percevals Titurel, ſtets in dem heiligen Sinne des Gefäßes, worin die katholiſche Kirche den Leib des Herren anbethet, genommen worden ſey, und daß jenes mit obſzönen Bildern gezierte Gefäß, welches Hr. v. Hammer für ein Original eines ſolchen Graals beſchreibet, mit großem Unrecht dem Gefäße des Abendmals an die Seite geſetzt worden ſey. Raynouard hält ſich in dieſen und in hundert andern Widerlegungen der einzelnen Anſichten Hrn. v. Hammers ſtets nur an ſchriftliche hiſtoriſche Documente, und er rügt unter andern auch den prophetiſch ſeyn ſollenden Ausruf Hrn. v. Hammers, daß die Folgezeit einſt, wenn die Archive Roms zugänglig ſeyn würden, die Beweiſe ſeiner Anſchuldigungen actenmäßig beſtätigt finden dürfte, damit, daß Orakelſprüche und myſteriöſe Wechſelbriefe auf künftige Beweiſe gegenwärtig noch keinen Beweis herſtellen, und daß, was zu bemerken wichtig, die Archive von Rom durch geraume Zeit hindurch wirklich zugängig geweſen, und in der Abſicht unſeres Anklägers und Vertheidigers unterſucht worden ſind, ohne die Anſchuldigungen des Erſteren durch irgend einen Beweis unterſtützt zu haben.

---

*) Eine Anſicht von Hrn. von Hammers Werk: Geſchichte der Aſſaſſinen, iſt im vorigen Jahrgang dieſer Zeitſchrift, I. Band Nro. 6 enthalten.

Einen andern Weg Hrn. v. Hammers Anſchuldigungen des Ordens der Tempelherren zur Ehrenrettung der Menſchheit und des Chriſtenthums, unter deſſen Deckmantel alle die Abſcheulichkeiten, womit uns Hr. v. Hammer bekannt machet, planmäßig gediehen ſeyn ſollen, als beweislos von der europäiſchen Menſchheit und von Chriſten überhaupt abzulehnen, hat Herr von Nell eingeſchlagen, indem er bemüht iſt, die Monumente aus denen Herr v. Hammer die Schuld der Tempelherren zu erweiſen ſucht, als irrig in ihrer Bedeutſamkeit aufgefaßt auf andere Art zu erklaren, ohne ſich dabei in den Prozeß gegen die Templer beſonders einzulaſſen, deſſen Würdigung nach hiſtoriſchen Aktenſtücken er Hrn. Raynouard überließ, ſo zwar, daß ſeine Bemühung als eine Ergänzung der Raynouard'ſchen Rezenſion anzuſehen, zu welcher er die Deutung der von Raynouard nicht berührten Monumente liefert. Herr von Nell hat nemlich in dem hier erſcheinenden Archiv fur Geographie, Hiſtorie ꝛc. Nro. 69—76 1819 den Beweis zu führen geſucht, daß die von Hrn. v. Hammer als gnoſtiſche und templeriſche Monumente beſchriebenen Idole (Baphomete) und heiligen Gefäße (Graale) den theoſophiſchen Alchymiſten angehört haben mögen, deren ſymboliſche Darſtellungen der geheimen Kunſt, Gold zu machen, alle nur denkbaren Vergleiche und Analogieen mit oft ganz fremdartigen und daher auch mit den Gegenſtänden der Religion in Anſpruch genommen haben.

Eine neue äſtrognoſtiſche Deutung des phöhiziſchen Kabirendienſtes, welcher zu Folge unter der heiligen Kabiren-Acht, die ſieben Sterne des großen Bären, und der Polarſtern als die leitenden Geſtirne der Schiffahrt zu verſtehen ſind, leitete Hrn. von Nell auf die gnoſtiſche heilige Acht, als einen Sprößling jener kabiriſchen Acht; und da erſtere, Herrn von Hammer zu Folge, in den Inſchriften der Baphomete und heiligen Graale wiederholt vorkommt, zu der genauen Unterſuchung dieſer Monumente ſelbſt. Da fand denn Hr. von Nell, daß Hr. v. Hammer den Deckel des Graals, welcher offenbar alchymiſche Symbole enthalte, den Leſern ſeiner Abhandlung gegen die Templer in der Zeichnung nicht mitgetheilt habe; wovon Hr. v. Nell Veranlaſſung nahm, dieſen Deckel in der Zeichnung bekannt zu machen, und damit ſeine alchymiſche Deutung jener Monumente vor der Hand andeutungsweiſe zu verbinden. In die nähere Auseinanderſetzung, wie Hr. v. Nell dieſe ſeine Anſicht im Einzelnen zu begründen ſucht, können wir uns hier nicht einlaſſen; wir beſchränken uns darauf, zu bemerken, daß Hr. v. Nell die Attribute der Baphomete, ja dieſe Gebilde ſelbſt, und auch die Vorſtellungen auf den Graalen in den ſymboliſchen Büchern der Adepten wieder gefunden zu haben glaubet. (Schluß folgt.)

Des Jokus Wochengabe;

mitgetheilt von J. F. Caſtelli.

I.

Sprichwort: Es jagen nicht Alle Haſen,
Die auf Hörnern blaſen.

Ich ging vor beyläufig einem Monathe ſpazieren. Auf Einmal kam mirs vor, als ob Alles um mich her anfinge zu lachen, die Bäume (ich ging auf dem Glacis) kleideten ſich in friſches Grün, und trugen, ſtatt der Früchte, kleine goldene und ſilberne Schellchen und Glöckchen, welche harmoniſchen Schall ertönen ließen; die Luft fächelte mich mild an, und es war, als ob die Fäden, welche in derſelben herumflogen, verſchiedene komiſche Geſtalten gewännen. Vor mir im Graſe tanzten die Käfer, die Vögel über mir ſtimmten fröhliche Weiſen an — und Alles, Alles lachte unter — über — vor — hinter und neben mir. Ich mußte wider Willen mitlachen. Da trat ein Mann zu mir, ſeltſam, aber auch lächerlich anzuſchauen: ſein Geſicht glänzte, zwey kleine Augen blitzten aus den kugelrund geſchnittenen Liedern hervor, und darüber zogen ſich hoch auf der breiten niedern Stirne ganz halbzirkelförmig ſchwarze Braunen; die Naſe war breit gedrückt, und nur das etwas rothe Spitzchen derſelben ſtreckte ſich keck hervor; die Wangen waren roth und voll, der Mund war ſo geſtaltet, daß ich ihn unmöglich anſehen konnte, ohne den meinigen zum Lachen zu verziehen. Auf dem Haupte trug er eine Schellenkappe; ſeine übrigen Kleider waren ſo, als wäre jedes derſelben in einem andern Jahrhundert gemacht worden, in der einen Hand trug er einen Griffel, eine Pfeiſe, einen Nußknacker, ein Caleidoſcop, eine Zündmaſchine und ein Steckenpferd, mit der andern überreichte er mir ein Papier, und — verſchwand. Ich öffnete das Papier und las Folgendes:

Mein Sohn Filius!

Wir Jokus der Erſte und Letzte ſind in unſerm Himmel ſehr erbost darüber, daß uns das Menſchenvölklein ſo wenig Weihrauch ſtreut. Selbſt das Converſationblatt, welches doch eigentlich dazu geeignet wäre, luſtig zu ſeyn und luſtig zu machen, ſchritt größtentheils ſo ernſt einher, als hätte die ganze Converſation in Wien unſerer Macht abgeſchworen. Wir ſind daher geſonnen, gedachtem Blatte in jeder Woche ein Blättlein, welches von uns ſelbſt Jokusgabe benamſet ſeyn ſoll, zu überſenden, und zwar durch dich, mein Sohn Filius, deſſen Treue für uns wir erkennen. Finde dich an jedem Sonntage Morgens an dieſem Platze ein, und unſer Sekretär wird dir allemal ein Blättlein übergeben. — Adieu! Lebe wohl! behüthe dich Gott — valeas! — addio!

Gegeben in der Jokus-Kanzelley.

Spaßvogel, Expedient.

Ich nahm das Blättlein — und ging. — So lange die Leſer Gefallen daran finden, ſollen ihnen dieſe Gaben mitgetheilt werden. Hiermit folgt die Erſte:

1.) Prophezeihungen auf das Jahr 1820.

Von Ign. Zeitteles.

Wir haben in den letzt verwichenen Jahren das Mittelalter nachahmen geſehen; von Lehrſtühlen und in Flugſchriften pries man nur dieſe alte Zeit:

»Wo der eitle, der üppige Reiz entwich,
Der die frohe Jugendwelt zierte;
Wo die Maid ſich kleidete züchtiglich,
Und der eiſerne Ritter turnirte —«

als die goldene Zeit, und war man auch nicht ſo fromm und biederb in That und Geſinnung wie unſere Altvordern, ſo ſprach man doch in altdeutſcher Manier; — turnirten auch nicht mannliche Ritter, ſo balgten ſich doch Jungen, und wurde auch nicht nach ächter Ritterſitte die Lanze geſchwungen im Kampfe für Unſchuld, Wahrheit und Recht, ſo wurden doch literariſche Auto's da fé gehalten, und neudeutſche Fenſter eingeſchlagen. — Unſere Intelligenz ſtrebt immer höher. Wir wollen daher im Jahre 1820 noch weiter zurück gehen, nicht bloß des Mittelalters, ſondern, rückwärts potenzirt, der Vorwelt Sitte und Meinung uns aneignen, und beginnen daher — mit Prophezeihungen.

Man verarge uns dieſen kühnen Einfall nicht — gab es im heitern Morgenlande ſo manchen Propheten, der bloß Dichter war, warum nicht auch im Abendlande einen Dichter, der Prophet iſt? Wir werden uns übrigens in unſerem neuen Amte alle erdenkliche Mühe geben, und ſollte auch von unſern Weiſſagungen Manches nicht eintreffen, was einem ehrlichen Propheten leicht geſchehen kann, ſo werden wir gewiß nichts vorausſagen, was nicht — hätte geſchehen können.

Jänner: Der erſte Jänner ſich kaum rothet im Oſten,
Ein Heer Gratulanten ſchon iſt auf dem Poſten;
Das beugt ſich und bückt ſich, und küßt ſich und drückt ſich,
Bewünſchet ſich ſtürmiſch; verwünſchet ſich heimlich
Der Bürger, der Bauer, der Fürſt und Miniſter,
Die Dame am Hofe, im Dorfe der Küſter,
Eh'leute kalt öffentlich, Verliebte und roſa,
Bald mündlich, bald ſchriftlich, in Verſen und Proſa —
Kurz treibt es am erſten des Januar
Wie man es getrieben im vor'gen Jahr —

und wahrſcheinlich ſo lange treiben wird, bis die Poſaune des Weltgerichts ertönt, und gewogen wird jeder heuchleriſche Bückling, jedes ſüße Lächeln, jede falſche Thräne! —

Das neue Jahr wird weiter beginnen: mit alten Klagen über ſchlechte Zeit, verdorbene Zeit u. ſ. w. — Ein Stand wird den andern beneiden, keiner ſich glücklich fühlen; man wird jammern und genießen, preiſen und wehklagen, projectiren und zerſtören .... und des deutſchen Plato goldener Wahlſpruch: Nach Wahrheit forſchen, Schönheit lieben, Gutes wollen, das Beſte thun, bleibt ewig — ein Phantom.

Weiter! Neue Journale, neue Ankündigungen mit goldenen Bergen, neue Einleitungen, doch wird man dadurch ſelten auf rechtem Wege geleitet, vielmehr wird oft dem guten Geſchmack zu Grabe geläutet, und am Ende dieſes Monaths wird ſogar in einer Stadt des vielſchreibenden, vielleſenden, vieldenkenden, vielſchwatzenden — wenig handelnden Deutſchlands ein dickes Verzeichniß erſcheinen, worin Geiſt dargebothen wird in allen Zungen und Formen, alle Fächer des menſchlichen Wiſſens bereichert — gewöhnlich aber bloß beräuchert — werden. Und doch bleibt alles menſchliche Wiſſen — Stückwerk!

Uebrigens wird es weder in der literariſchen noch in der wirklichen Welt im Jahre 1820 an neuen Auflagen und häufigem Nachdruck fehlen. Außer einigen häuslichen ſind in dieſem Monath keine Donnerwetter.

Februar. Paſſirt am wenigſten, weil (ein Prophet ſollte eigentlich keine Gründe brauchen), weil die wenigſten Tage ſind; doch deſto thatenreicher ſind die Nächte, denn es waltet die Zeit der Saturnalien, und wie der alte Saturnus ſeine Kinder frißt, ſo in unſern unheidniſchen Tagen die Putz- und Pracht- und Glanz- und Gefallſucht die Prieſter und Prieſterinnen, die am eifrigſten ihren Altären opfern. Ball reihet ſich an Ball, Luſt an Luſt, die Stunden verrauſchen, das Leben verſchäumt, und wenn zur Zeit der Buße der Prediger die Hölle noch ſo heiß macht, demoſtheniſch wüthet und donnert, ſo iſt es leider post festum, denn die Caſſe iſt leer, hohl das Gehirn, manche Tugend — zerbrochen.

Wir wollen uns kürzer faſſen, je myſtiſcher und unverſtändlicher — deſto moderner; deuten daher nur in Umriſſen an die künftigen Begebenheiten vom

März bis December. Erdbeben — Bankerutte — Fieber von allen Farben, ſo im Claſſiker Reil zu finden. — Neues Maſchinenweſen. — Eine Clairvoyante überſetzt durch den Magen die Nibelungen. — Reden und Gegenreden. — Zwey große Sonnenfinſterniſſe; die erſte tritt nach Beſtimmung der Aſtronomen am 29. März um 6 Uhr 13 M. ein, und dauert 2 Stunden 43 Min.; die zweyte am 7. September, dauert 2 Stunden 52 Min. (Wie lange aber die Finſterniß bey A und B, C und D dauern wird, vermag kein Bode und Herſchel zu beſtimmen.) — Neue Syſteme in der Arzneykunde, vermehrte Mortalitäts-Tabelle. — Verlöbniſſe, Eheſcheidungen. — Reiſen nach fremden Planeten. — Große Lotterieen. — Geſellſchaft zu Beförderung der Humanität in Tunis — Merkwürdige Bekehrung eines Ketzers, der nicht an den Teufel glauben wollte — durch eine Heirath. — Verlegene Verleger. — Ueberſetzungen aus dem Otaheitiſchen. — Neue Orpheuſe — Edle Handlungen einiger Millionäre — Antiquariſche Streitigkeiten uber eine im Herculanum gefundene Zehe Ciceros. — Eroberte Feſtungen im tiefſten Frieden. — Neue Erfindungen: z. B. die Kunſt bedrucktes Papier wieder weiß zu machen *), die Kunſt urban und unpartheiiſch zu recenſiren, chemiſche Zerſetzung der Gedanken in verſchiedenen Werken, der Noten in verſchiedenen Opern. — Liturgiſche Reform in Krähwinkel. — Neuentdeckte Giftpflanzen und Infuſionsthiere. — Elegiſche Luſtſpiele. — Literariſche Seeſchlachten. — Neue Ausgabe des Koran in alttürkiſcher Mundart. — Preisaufgaben einer Academie gelehrter Weiber. — Prozeſſe einiger Wahnſinnigen. — Appellation des armen kleinen »s« contra Philologen an's Publicum. — Immer zunehmende Schwäche des alternden Europa. — Haus- und andere Kreuze. — Viel Hitze, viele Entzündungen, heilſame Aderläſſe. — Geniale Actenſtücke und trockene Poeſien. — Neue dramatiſche Dampfmühlen, — — und noch eine Menge guter und ſchlechter Dinge, worunter auch gutmüthige Leſer und — ſchlechte Satyren. — Amen! —

2.) Merkurs Rapport an Jokus

über die komiſchen Tagesbegebenheiten auf der Unterwelt, theils vom Hörenſagen, theils aus Zeitſchriften.

Ein Pariſer Tuchhändler hatte ſich einen Schild mahlen laſſen, worauf eine Frau ohne Kopf zu ſehen war; darunter ſtanden die Worte: Zur guten Frau. (Journ. des dames.)

Ein Kaufmann empfiehlt eine Art von Compaß in Geſtalt einer Uhr, welche alle Veränderungen des Windes anzeigt. Dieſe Entdeckung kann für Jene ſehr wichtig werden, welche den Mantel nach dem Winde drehen. (J. d. d.)

In mehreren ſächſiſchen Städten nennt man diejenigen, welche weder zu den Hono-

---

*) Worüber ein humoriſtiſcher Aufſatz bereits unter der Feder iſt.

vatiſren noch zur gemeinen Bürgerſchaft gehören, die *Halsdicken*. (Corr. v. u. f. Deutſchland.)

In *Paris* las man vor Kurzem an den Straßenecken angeſchlagen: Ein junger, gewandter Menſch, der mit Pferden umzugehen weiß, der fahren und Kurierreiten kann, und der eine entſchiedene Neigung zum Reiſen hat, wünſcht als Thürſteher unterzukommen. (Correſp.)

In einem Wiener-Blatte las man am 15. November: Wer auf die ſchnellſte und gründlichſte Art die franzöſiſche Sprache lernen will, beliebe ſeine Addreſſe im Schuhmachergewölbe in der H—tgaſſe abzugeben.

Ein großer Oeconom hat den Vorſchlag gethan, der Armee lilafarbene Montur machen zu laſſen; man erſpare dabey ſehr viel an Pulver, weil die Farbe ſchon *ſchießt*.

In Wien iſt ein neues Auskunfts-Comptoir errichtet worden; dahin kam jüngſt ein Mann, zahlte die Gebühr, und erkundigte ſich, ob es künftigen Donnerstag regnen werde, weil er geſonnen ſey, an dieſem Tage nach Preßburg zu reiſen.

Als vor einigen Tagen eine Bürgersfrau aus dem Theater an der Wien, wo ſich eben der *berühmte* Indianer producirt hatte, nach Hauſe kam, und — noch voll Verwunderung — jetzt den ſtaunenden Geſellen, Lehrburſchen und Dienſtbothen die geſehenen Künſte erzählte, äußerte ſich endlich ganz naiv die Magd: »Sollte man es doch kaum für möglich halten, ein *Thier* zu ſolchen Dingen abzurichten!—« Denn ſie hatte ſich unter dem Worte *Indianer* nichts als einen calecutiſchen Hahn — ehemals hier Schuſtervogel genannt — gedacht. Kr.

Ein Familienvater zu S., Namens *Erzner*, ließ ſich einen neuen Grabſtein, und in deſſen Mitte die Inſchrift: »*Erzner*'ſches Begräbniß« ſetzen. Der Verfertiger theilte die Inſchrift ſo ab: Erz - nerſches Begräbniß. (Correſp.)

In der Beylage zur Berliner-Zeitung (*Haude* und *Spener*) vom 16. November v. J. ließ man: »Ein *gebildetes Mädchen von außerhalb* ſucht als Geſellſchafterinn unterzukommen ꝛc.«

Ein öffentliches Blatt thut die Frage: ob es nicht nöthig wäre, eine Suppenanſtalt für jene armen Männer zu errichten, deren Frauen ihre Zeit ſtatt bey dem Heerde bey dem Schreibtiſche zubringen.

Der Doctor M—r war *Armendoctor* in ***. Er hatte die Frau eines verarmten Bürgers in der Kur. Da er lange, ſelbſt auf mehrere mündliche Aufforderungen, ſie nicht beſucht hatte, ſchrieb der Mann der Patientinn an ihn, und machte die Adreſſe: An den *armen Doctor*, Hrn. M—r. (Correſp.)

Der gegenwärtige König von England ſagte eines Tages zu Hrn. *Irwin*, der als ein luſtiger Bruder bekannt war: »Man ſagt mir, Sir *John*, Sie lieben ein Glas Wein?« »Diejenigen, Sir! erwiederte *Irwin*, die Eurer Majeſtät dieſes von mir hinterbrachten, thun mir großes Unrecht, ſie hätten ſagen ſollen: eine *Flaſche*. (Corr.)

* * *

König Ryences Herausforderung*).

Zu Pfingſten, am feſtlichen Frühlingstag,
Hält König *Arthur* ſein fürſtlich Gelag.
Im Saal prunkſitzt der Baronen Schaar,
Der Frauen Kreis im Purpur-Talar.

---

*) Siehe den Aufſatz: Die alten engliſchen Minſtrels, in der vor. Nummer.

Herolde rufen aus blankem Viſire:
Platz, Platz, Vaſallen und Cavaliere!

Denn ſeht, durch der rieſigen Ritter Chor
Drängt keck ſich ein ſtämmiger Zwerg hervor
Zum König, und ſpricht mit gebeugtem Fuß:
Herr Ryence aus Northgales entbiethet euch Gruß;
Er ſendet mich, euern Bart zu verlangen,
Sonſt hohl' er ihn ſelber von Kinn und Wangen.

Es ſchmücken von Königen, die er bezwang,
Eilf Bärt' ihm des Mantels Scharlach entlang.
Für den zwölften, den ich von euch begehr,
Iſt noch ein Platz in der Faſſung leer.
Drum Herr, entſchließt euch zur guten Stunde,
Sonſt jammert mich eurer Tafelrunde!

Kaum iſt die ſchimpfliche Bothſchaft aus,
Erſchallt die Halle von Lärm und Gebraus.
Der König ergrimmt, die Königinn ſchreit;
Lords, Prinzen, Baronen, ein jeglicher dräut;
Es ſchelten die Frauen, die Ritter erhoben;
Die Knappen ergrimmen, die Diener toben.

Doch bald ermannt ſich der lärmende Schwall,
Denn Ruhe gebiethet der Seneſchall.
Vergeßt nicht, daß ihr euch gaſtfrey erweiſt!
Drum wird der Bothe getränkt und geſpeiſt,
Und an des muntern Gelages Ende
Empfangt er des Goldes reichliche Spende.

Doch nun, verſetzt der König und lacht,
Vernimm du Zwerg, der die Bothſchaft gebracht:
Es halte dein Herr ſich in tapferm Geleit
Auf Northgales mit Becken und Meſſer bereit,
Auf daß ich bald den Beweis ihm führe,
Daß mein gut Schwert am beſten barbiere.

Joh. Bapt. Rupprecht.

Allgemeine Novelliſtik.

Von der Nothwendigkeit, die Steindruckerei bis zur höchſten Vollkommenheit zu pflegen, hat man ſich beſonders während der Stände-Verſammlung in München überzeugt. Ohne dieſelbe hätten ganz neue Lettern und Zeichen für die gewöhnlichen Buchdruckereien gegoſſen werden müſſen. Davon überweiſet uns unwiderleglich die Schrift: „Allgemeines Syſtem der Stenographie, oder abgekürzte Geſchwindſchreibekunſt. Gegründet auf ſo einfache und leicht faßliche Regeln, daß man in Einem Tage den Grund dieſer Kunſt lernen kann, und im Stande iſt, in ſehr wenig Zeit dem Worte des Redners zu folgen. Erfunden durch S. Taylor. (Hier bey Beck.)

In der Vorrede erinnert der Verfaſſer, daß die Geſchwindſchreibekunſt von Xerxes bis auf den franzöſiſchen Nationalconvent vernachläſſigt war; erſt Bertin hat ſie 1796 auf die franzöſiſche Sprache angewendet, und Taylor hat dieſe Zeichenſprache in ein Syſtem gebracht, gegen Willführlichkeiten geſichert. Die Elemente der Stenographie ſind aus der Geometrie entlehnt; in 15 Regeln, nebſt einigen Bemerkungen, iſt das Ganze ſehr faßlich vorgetragen, und die darauf folgenden Tabellen erläutert und durch ein ſchönes Beiſpiel am Schluſſe bewieſen. Zwar beſorgt der Verfaſſer, es werde dem Anfänger leichter werden, nach den gegebenen Regeln zu ſtenographiren, als das Stenographirte leſen zu lernen. Dieſes ſoll ihn aber nicht abſchrecken, das Studium fortzuſetzen: er glaubt, daß es keiner halbjährigen Anwendung bedarf, um die gewöhnliche Handſchrift entbehren zu können.

Das engliſche Abendblatt belehrt uns, indem es von dem Transport von Paynes Leichnam nach England ſpricht, daß für jeden Leichnam, der in dieſes Königreich gebracht wird, eine Einfuhr-Steuer von 400 Pfund Sterling der Krone entrichtet werden muß, der Beſchauer (Coroner) ſich auch recht gut vorher bezahlen laſſt, ehe zur Beerdigung geſchritten werden kann. Da die Radical Reformatoren nun ſchwerlich dieſe Summe zuſammen bringen dürften, und man in dieſem Fall den Leichnam verſteigern, und nach dem Geſetz ſelbigen, wenn einmal das Licht bis zu der darein geſteckten Nadel abgebrannt wäre, um jeden Preis losſchlagen würde, ſo meint der Zeitungſchreiber, Herr Cobbelt hätte beſſer gethan Herrn Payne in ſeinem Grabe in Amerika in Ruhe zu laſſen, auf jeden Fall würde die Speculation nicht zu Gunſten des Unternehmers ausfallen, wenn nicht etwa ein Liebhaber oder ein Muſeum durch ihr Gebot den Leichnam an ſich brächte. F. B.

Die Tigerjagd, die ſonſt ſo gefährlich iſt, wird jetzt ſelbſt ein Zeitvertreib der engliſchen Damen in Oſtindien. Sie ſitzen nämlich auf den Elephanten, die ausdrücklich dazu abgerichtet worden, und daher, ſobald ſie den Tiger wittern, ihren Rüſſel, die einzige ſchwache Seite, von der er ihnen beikommen kann, in die Höhe halten. Wird dann der Tiger durch Schüſſe und Hunde verblüfft, ſo packt ihn der Elephant plötzlich mit dem Rüſſel, ſchmettert ihn zu Boden und tritt ihn mit Füßen.

Einer der herrlichſten deutſchen Landſchaftmahler, Herr Rebell, (ein Tyroler von Geiſt und angenehmer Unterhaltung), der ein ganz eigenes Talent beſitzt, die ſchönen Seelandſchaften Siciliens und Neapels darzuſtellen, und der eben zwei herrliche Bilder für den Kaiſer von Oeſtreich verfertiget hat, iſt in Rom jetzt damit beſchäftiget, drei ſchöne Landſchaften für den Fürſten Metternich zu verfertigen. Ueberhaupt iſt nächſt der Sculptur die Landſchaft-Mahlerei auf einen hohen Grad von Vollkommenheit daſelbſt gelangt. Herr Vogd, ein Niederländer, liefert beſonders ſchöne Arbeiten und hat viel zu thun. Vorzüglich ſchön gelingen ihm die Thiere, mit welchen er die Landſchaft ausſtaffirt. Herr Verfaſſel, ein Antwerper, iſt ein ausgezeichneter Künſtler, und hat ſehr viel zu thun. Die Seeſtücke vom braven Catel aus Berlin ſind von unendlichem Effekt. Da er ein guter Hiſtorien-Mahler iſt, ſo ſind ſeine Landſchaften gut ſtaffirt. Eine Vorſtellung eines Kays bey Neapel, der von Figuren wimmelt, welche er für den General Koller gemahlt hat, iſt ſehr lebendig und ihm beſonders gut gelungen. Wahr bleibt es aber immer, daß die Kunſt in Rom zu Hauſe iſt. Welche gute Arbeiter im Steinſchneiden, Muſchel-Arbeiten, Perlen-Fabrikation und Moſaiken aller Art! Handwerke ſind hier zurück, aber Kunſt ſchreitet vorwärts. Einige wollen behaupten, die Italiener frören, und es wäre unbehaglich leben bey ihren ſchönen

Gemählden, andere behaupten dagegen, daß die Deutſchen mit ihrer Vorliebe fur ſchöne Meubles verhölzerten.

Zu Paris erſchien unlängſt ein Militär-Almanach, der den Titel: Deux victoires par jour (zwey Siege täglich) führt. Dieſer enthält nun ein Verzeichniß der franzöſiſchen Militär-Erfolge ſeit 25 Jahren, und zwar nichts als Siege (ganz natürlich ſind darunter ſehr viele höchſt ſonderbare).

Man ſchreibt vom Kaukaſer Mineralwaſſer, daß dort in dieſem Jahre über 1000 Kranke Erleichterung geſucht haben, und die meiſten vollkommen hergeſtellt nach Hauſe reiſten.

—ch.

Im Dorfe Hommel (Gouv. Mohilew), welches dem Reichskanzler, Grafen Rumianzow gehört, und wo er ſich bereits aufhalt, befinden ſich ein Licäum, zwei Volksſchulen, vier Fabriken und viele andere gemeinnützige Anſtalten. Außer vielen hubſchen Häuſern, welche der Hr. Graf erbauen ließ, und vielen Gutsbeſitzern zur Bewohnung uberlaſſen hat, zieren drei prächtige Palläſte dieſes kleinen, freundlichen Ort. In einem derſelben wohnt der Kanzler ſelbſt mit ſeiner Suite, und in den übrigen erhalten die Ankommenden Quartiere und vollkommenen Unterhalt, und werden die koſtbaren Sammlungen dieſes erlauchten und patriotiſchen Beförderers der Wiſſenſchaften und Künſte in Rußland, aufbewahrt. Es hat verlautet, daß der Herr Graf, der keine directe Erben hat, dieſes Dorf dem Kaiſer mit der Bitte anbiethen werde, es zu einer Stadt zu erheben.

—ch.

Angelique et Jeanneton, von Pigault-Lebrun haben wir geleſen. »Das Buch iſt äußerſt hübſch (ſagte jüngſt eine Dame), man würde es faſt für lautere Wahrheit halten, wenn nicht der Held des Ganzen (wie es ſcheint, Hr. Pigault-Lebrun ſelbſt) gar ſo entſetzlich freigebig wäre.« Dieſe Worte characteriſiren es [illegible]; es iſt nämlich ſehr einfach und natürlich geſchrieben, aber an die gränzenloſe [illegible]igkeit des Verf. würde Niemand geglaubt haben, wenn er es nicht ſelbſt geſagt hätte. Noch freigebiger aber iſt der Diable-Ermite, der vor einiger Zeit ſeine Wanderungen in Paris herausgab. Wenn dieſer Diable oft ausgeht, wird er ſicher bald ein Diable-Mendiant, das heißt, ein armer Teufel werden, denn er beſchenkt jeden, der Geld braucht, ſogleich mit einigen tauſend Franken.

V. A. Coremans.

Der St. James Chronikle, November 18 bis 20, enthält folgende Anekdote die wohl beweiſt, daß man ſich nicht immer zu jeder neuen Bekanntſchaft Glück wünſchen darf. Ein engliſches Schiff, welches den Biſchof von Aubei am Bord hatte, litt Schiffbruch, und wurde durch einen heftigen Sturm auf eine franzöſiſche, aber von Wilden bewohnte Inſel verſchlagen. Einige Zeit, nachdem die Mannſchaft ausgelandet war, wurde der Biſchof vermißt; es wurden Truppen ausgeſchickt, um ihn aufzuſuchen, endlich ſtieß man auf einen Inſelbewohner, dem man den Biſchof beſchrieb, und ihn fragte, ob er keine Kenntniß von ihm habe. — Ach ja, erwiederte der Patron, ich kenne ihn recht gut, denn ich habe ja ſelbſt ein Stück von ihm geſpeiſt.

F. L.

Von dieſer mit Abbildungen und Beilagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Gräffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe, wöchentlich 3 Stücke. Pränumerationspreis viertelj. 7 fl. W. W. durch die k. k. Poſt 15 fl. W. W. halbj. — Beyträge (Wiener-Tagesneuigkeiten ſind ſehr willkommen,) beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Walliſhauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

3.

(Wien, den 8. Jänner.)

Ueber Herrn von Hammers Anklage der Tempelherren.

(Schluß von Nr. 2.)

So weit iſt der Streit bisher gediehen. — Hr. v. Hammer hat wohl Hrn. v. Nells Abhandlung in Nr. 110 des Archivs für Geographie, Hiſtorie ꝛc. (September 1819) allein nur in ſo weit ſie einige ſeinen früheren Anſichten widerſprechende Folgerungen aus der neu aufgeſtellten Deutung des Kabirendienſtes betrifft, gewürdiget, — hinſichtlich der von Hrn. v. Nell angefochtenen Beweiskraft der Baphomete und Graale aber vor der Hand nur bemerkt, daß er Hrn. v. Nells Einwürfe dagegen unter Einem mit den von Andern gewagten Angriffen in den Fundgruben des Orients ſeiner Zeit beantworten werde, und daß er den Stich des von Hrn. v. Nell nachgetragenen Graaldeckels, wegen Erſparung der Koſten unterlaſſen habe. —

Nunmehr glauben wir unſern Leſern, ohne uns ein eigenes Urtheil vor der Hand erlauben zu wollen, die eingangserwähnte, unpartheiiſche Stimme des Auslandes, über den Gegenſtand der Frage, ſo wie ſie im Morgenblatte Nr. 273, 1819 Seite 1091 ausgeſprochen iſt, mittheilen zu dürfen, nachdem wir zu deren Verſtändlichkeit das Unſere, ſo weit es die Grenzen des Blattes geſtatteten, beyzutragen bemüht geweſen. Es heißt dort:

»Wir haben in einem früheren Aufſatz unſern Leſern die Vermuthung eines unſerer Mitarbeiter mitgetheilt, daß der Orden der Templer, in ſeinem Urſprung ſo fromm um die Leidenden verdient, in ſeinem Fortgang ſo glänzend durch Heldenmuth und Reichthum, in ſeinem Untergang ſo tragiſch und räthſelhaft, doch wohl hie und da einen Vertheidiger gegen die Anſchuldigungen ſeiner von jeher in Geheimniß verhüllten, nun plötzlich von Hrn. v. Hammer ans Licht gebrachten Verbrechen finden könnte. Wirklich tritt ein ſolcher in Wien auf, der nicht ſowohl die Anſchuldigungen gegen den Orden zu entkräften ſucht, als zu beweiſen, daß Hr. v. Hammer die bildlichen Darſtellungen, auf die er dieſelben gegründet, falſch aufgefaſſet habe. Unſere Leſer finden den Aufſatz, welcher dieſen Beweis führet, in dem zu Wien erſcheinenden Archiv für Geographie, Hiſtorie, Staats- und Kriegskunſt, mit dem Titel: »Verſuch einer kosmologiſchen Deutung des phöniziſchen Kabirendienſtes, von Franz Maria von Nell, mit einer Schlußbemerkung, des Hrn. v. Hammers Mysterium Baphometis revelatum ergänzend.« — Dieſer Aufſatz, ſo weit er die Kabiren angeht, wird allen Liebhabern des Alterthums willkommen ſeyn, ſeitdem Schelling in ſeiner vortrefflichen Schrift über den ſamothraziſchen Gottesdienſt, dieſe vieldeutigen, geheimnißvollen Weſen ihnen näher gebracht hat. Da er nicht in unſer Bereich gehört, begnügen wir uns nur zu ſagen, daß die lange Anmerkung, welche von den Abbildungen ſpricht, mit denen Hr. v. Hammer ſeine Anklage der Templer belegt, bey Gelegenheit eines alten Todtenlampengebildes vorkommt, welches gewohnlich »der gute Hirt« genannt wird. Man gab ihm manche myſtiſche Deutung, und Hr. v. Nell findet darin unverkennbar eine Darſtellung (eigentlich den ſymboliſch erhaltenen urſprünglichen Sinn) des Dienſtes der aſtraliſchen Kabiren. In der Anmerkung zu der Erwähnung dieſes Alterthums kommt er nun aber auf die in der k. k. Antiken-Sammlung befindlichen Idole, und die Gefäße (die heiligen Graale), auf die Herr v. Hammer alle die Anſchuldigungen des Ophiten-Dienſtes, für welchen die Templer, ſeiner Anſicht nach, den Tod verdient haben ſollen, gegründet hat; Hr. von Nell war beym erſten Anblick überzeugt, daß er es weder mit kabiriſchen noch rein gnoſtiſchen, ſondern mit alchymiſch-theoſophiſchen, in ihren Allsanſichten auf die gnoſtiſche Lehre gegründeten Monumenten zu thun hatte. Hr. v. Hammer hat, unſerm Verf. zu Folge, einen großen Irrthum (Verſehen) begangen, den Deckel des Gefäßes nicht mit abbilden zu laſſen, welcher durch die fortlaufenden Adern des Geſteins ganz offenbar zu dem Gefäße gehört, und deſſen Gebilde in einiger Beziehung mit denen des Gefäßes ſelber ſtehen mußten. Den Satz: daß dieſe von Hrn. v. Hammer angeführten Abbildungen größtentheils, die des beſagten Gefäßes aber insbeſondere, alchymiſcher Bedeutung ſeyn ſollen, erweiſt Hr. v. Nell auf eine ſehr überredende Art. Da die Schüler der erhabenen Weisheit, die Forſcher nach dem Steine der Weiſen und dem Mittel Gold zu machen, alle darum bemüht waren, die Natur auf der That zu ertappen, und ihr nie erſpürtes Geheimniß in keine geheimnißvollere und doch ihrem Ziele näher kommende Bilder einzukleiden wußten, als in die eines andern heiligen Geheimniſſes, dem der Menſchen-Entſtehung, ſo erklärt ſich auf einmal, warum ſo viele ihrer Sinnbilder und Sprüche Mißverſtand erregen, und ſcheinbar die Sittlichkeit beleidigen konnten. Dem unpartheiiſch betrachtenden Leſer iſt beym erſten Anhören von Hrn. v. Hammers Beſchuldigungen und Hrn. v. Nells Erklärung die Wahl gelaſſen, zwiſchen der Abirrung des Menſchenverſtandes zur roheſten Sinnenverderbniß, und der ſinnreichſten bis zum Unſinn ſich verirrenden Schwärmerey. — Leider kann dieſe leicht auf ihrem Umherſchweifen jene berühren! — Entſchieden iſt der Streit noch nicht, aber der heilige Glaube, daß der Menſch, im zahlreichen Bunde mit Menſchen, nicht Abſcheulichkeiten zu deſſen Gegenſtande machte, wünſcht in dieſem Fall Hrn. v. Hammers Anklage widerlegt. —«

So weit iſt dieſe Fehde gediehen, die eines tiefblickenden Richters wartet. Es freut uns indeſſen, unſern Leſern die Nachricht ertheilen zu können, daß Hr. v. Nell ſein in Nr. 145 und 146 des Archivs für Hiſtorie ꝛc. Seite 682 gegebenes Verſprechen, Hrn. v. Hammer, der ſo kurzweg die alchymiſche Bedeutſamkeit der Baphomete, (die er doch Anfangs ſelbſt einzuſehen glaubte, gegen Hrn. v. Nell als grundirrig verworfen hat, noch ehe er die angekündete förmliche Widerlegung dieſer Anſicht unternehmen durfte), Beweiſe zu liefern, daß eine erſte Anſicht eines ſo ſcharfſehenden Geiſtes nicht leicht grundirrig ſeyn dürfte, in einem eigenen Tractate wirklich bereits nachgekommen iſt, und daß Hrn. v. Nells »Baphomet, Actenſtücke zu dem durch des Hrn. Hofrathes v. Hammer Mysterium Baphometis revelatum wiederangeregten Templerprozeſſe, zur Ehrenrettung eines chriſtlichen Ordens herausgegeben,« nächſtens in der Cath. Gräffer'ſchen Buchhandlung hier in Wien erſcheinen, und den Gegenſtand des gegen Hrn. v. Hammer gewagten Kampfes in Hinſicht auf die angeblichen Monumente der Templer überhaupt, und in Verbindung mit einem Araber, auch in Sprachhinſicht näher beleuchten wird*).

Reſtauration der Müller'ſchen Madonna.

Den Kunſtfreunden, vorzüglich aber den Liebhabern der Blätter des, der Kunſt leider zu früh entriſſenen Kupferſtechers Friedrich Müller, dürfte es wohl nicht unangenehm ſeyn zu erfahren, daß das von ihm geſtochene, unter dem Namen Madonna del Siſto bekannte Muttergottesbild, ſich gegenwärtig in Paris zum Aufſtechen befindet. Bekanntlich hatte Müller dieſes Blatt für die Rittner'ſche Kunſthandlung in Dresden zu verfertigen unternommen, und, wie die Sage geht, iſt ſein früher Tod die Folge dieſer, ihn unter den Künſtlern ſeiner Zeit ſo hochſtellenden Arbeit geweſen. Ob und in wie fern dieſe Sage gegründet ſey, das zu erörtern, liegt nicht in dem Zweck, in den Grenzen dieſer Nachricht. Genug, er ſtarb bald nach der Vollendung des erwähnten Blattes, welches, kaum erſchienen, den ſchon durch ſeinen Johannes Evangeliſt, nach Domenichino, hinlänglich bekannten Ruhm des jungen Müller bedeutend erhöhete. Der Verleger ſchickte damals die Platte nach Paris, und ließ dort, unter der Aufſicht und den Augen des einſichtvollen, ſeiner vortreflichen Arbeiten wegen geſchätzten Bervic, Abdrücke davon ziehn, deren Anzahl aber bald nicht mehr hinreichte, die Forderungen der Kunſtwelt zu befriedigen. Natürlich wurde dadurch die Platte bald außer Stand geſetzt, ſolche Abdrücke zu liefern, wie ſie der wahre Kenner und Liebhaber zu haben wünſcht; und das mag wohl den Verleger bewogen haben, ſich nach einem Mittel umzuſehen, dieſes herrliche Blatt vor gänzlichem Verluſt zu bewahren. Wahrſcheinlich fand er es nur darin, die Platte einem ſolchen Kupferſtecher zur Ausbeſſerung zu vertrauen, der würdig wäre, einem Müller an die Seite geſtellt zu werden. Er wählte — Desnoyers in Paris, ohne Zweifel einen der beſten Kupferſtecher unſerer Zeit, rühmlichſt bekannt durch die mannigfaltige und doch harmoniſche Abwechſelung der Töne, durch die eben ſo zarte als kräftige und glänzende Bearbeitung ſeiner Blätter. Wir werden jetzt ſehen, in wie weit dieſer Künſtler den Erwartungen entſprechen wird, die man ſich von ſeinem Talente zu machen hat; glauben aber allerdings, daß es jedem Beſitzer eines frühern Abdrucks der Müller'ſchen Madonna nicht anders als erfreulich ſeyn kann, dieſes Blatt noch in ſeiner urſprünglichen Schönheit zu beſitzen, und auf dieſe Art ein ſo ausgezeichnetes Meiſterſtück der deutſchen Kunſterzeugniſſe mehr in Händen zu haben. —r—

---

*) Gleichzeitig mit Hrn. v. Nells erſtem Angriffe erſchien in der Bibliotheque universelle, Mai 1819. eine Recenſion der v. Hammer'ſchen Abhandlung über die Templer. Eine Stelle in derſelben beſtätiget zu ſehr die Richtigkeit der von Hrn. v. Nell aufgeſtellten Anſicht, um hier nicht einen Platz zu finden. Es heißt dort pag. 19: Les figures designées pour etre des baphomets sont chargées des signes astrologiques, elles varient dans leur sexe, leurs attributs, et n'ont point cette ressemblance qu'on doit supposer dans les divers exemplaires d'une Idole. Parmi les inscriptions, que portent ces figures, celles qui ne sont pas en Arabe n'offrent aucune trace manifeste du culte auquel on veut les rapporter. On lit sur l'une d'elles »l'or des eaux,« et ces mots semblent annoncer quelque intention alchymique. Il seroit peut etre encore possible, qu'un nouvel examen impartial et approfondu ramenat ces figures à l'Alchymie, ou talismans et qu'elles fussent des monuments du temps ou les Arabes jouissoient d'une grande reputation dans ces pretendues sciences. Ces inscriptions arabes si imparfaites, si incorrectes seroient dans ce cas des formules alchymiques ou talismaniques, ecrites par des disciples mal habiles. Was dieſe Bemerkung nur andeutete, hat Hr. v. Nell gleichzeitig (im Maihefte des Archivs für Hiſtorie ꝛc.) auszuführen verſucht.

* * *

Ph. M. Opiz Pflanzen-Saamen und Inſecten-Tauſch.

In Berückſichtigung der Schwierigkeiten, die ſich bey naturhiſtoriſchen Sammlungen beſonders dem Anfänger entgegenſtellen, durch welche die Liebe zu dieſen Wiſſenſchaften oft ſchon im Keime erſtickt wird, und überzeugt, daß allgemeinere Mittheilung vorzüglich das Studium der Natur befördert, hat ſich Hr. Ph. M. Opiz, der Mähr. Schleſ. Geſellſchaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde correſpondirendes Mitglied, entſchloſſen, mittelſt einer leichten und ſchnellen Verbindung zwiſchen Naturforſchern und Naturalien-Sammlern einen Austauſch von Pflanzen-Saamen und Inſecten zu gegenſeitigem Nutzen einzuleiten. Dieſes wenig bekannte Unternehmen hat bereits in wenigen Monathen das ſchönſte Reſultat geliefert: es ſind nicht weniger als 27.473 Pflanzen-Exemplare eingelaufen, und in andere Sammlungen 13,453 Stücke abgegeben worden. Unterdeſſen iſt ſchon die Zahl der Theilnehmer auf 67 geſtiegen, die in allen Provinzen des öſterreichiſchen Kaiſerthums, in Schleſien, am Rhein und an der Weſer, im übrigen Deutſchland in den entfernteſten Gegenden ſich dafür auf das thätigſte intereſſiren, und für heuer ſchon weit größere Ausbreitung, als man zu erwarten hatte, verbürgen. Der größte Vortheil entſteht für die Theilnehmer dadurch, daß Hr. Opiz z. B für 100 Exemplare einer Pflanzen-Species, die er beſtimmt, dem Einſender 75 verſchiedene Letzteren abgängige Species gibt, wodurch Jeder das hohe Vergnügen hat, ſein Herbarium mit Pflanzen bereichert zu ſehen, deren Erhalt er ſich ſonſt nicht ſo leicht hätte erfreuen können; ein Gleiches gilt von Saamen und Inſecten. Jene Freunde, welche ſich für das Eine oder Andere intereſſiren wollen, belieben ſich in portofreien Briefen an Hrn. Opiz in Prag auf der Neuſtadt, Pflaſtergaſſe Nr. 1036, zu wenden.

Alles Gedeihen dieſer vaterländiſchen Unternehmung!

Wilh. Freyh. v. Eyb.

* * *

Allgemeine Novelliſtik.

Im k. k. priv. Theater an der Wien wurde das neue Jahr mit einem Drama begonnen. Es heißt: »Der Nachtwandler in der Gruft von Glenthorn« Drama in drei Aufzügen, nach dem Franzöſiſchen des Mellevilles von M. Müller. Es kommen in ſelbem zwei Brüder, Eduard und Alfred, Grafen von Glenthorn, vor, von denen, mit Unterſtützung und auf Antrieb Patriks, ſeines Vertrauten, Eduard ſeinen alten Oheim gemordet, um ſich deſſen Güter anzueignen, zugleich aber den Verdacht auf ſeinen Bruder zu wälzen weiß, der in der Mordnacht, wie es ſcheinet, eines Streites mit dem Oheime wegen, weil dieſer Alfreds Liebe zu Polly, der Tochter eines Vaſallen, nicht günſtig iſt, nach Frankreich entflieht. Den geflüchteten Alfred treibt das Geſchick in die Hände der Seeräuber, welche in der Folge einen Raubzug nach Glenthorn verſuchen, bey welchem ihnen Alfred entſpringt, von ſeinen Angehörigen aber, als des Oheims Mörder behandelt wird. Der ſchuldige Bruder ſoll nun als Richter zu ſeiner eigenen Sicherheit das Urtheil über den Unſchuldigen ſprechen. Vom Gewiſſen gedrängt, fleht er dieſen vergebens an zu fliehen, denn Alfred will gerechtfertigt ſeyn; und nach der Verurtheilung des Unſchuldigen ſchwebt dem Schuldigen ſchon das Bekenntniß auf der Zunge, welches nur noch durch eine Ohnmacht des Erſchöpften unterdrückt wird. Nun aber gibt er dem Bruder Gelegenheit zu entfliehen, welche dieſer, wie es ſcheint, nachgibiger gemacht, benützt, und nach Schottland zu entkommen ſucht. Bis zum Augenblicke der Flucht verbirgt er ſich in ſeiner Väter Gruft, in welcher er von ſeiner Geliebten Vater, Ritter Randolf, mit Knechten und Fackeln aufgeſucht wird. Dieſer Randolf hört von dem hier als Nachtwandler erſcheinenden Eduard das Bekenntniß der Unthat und — der Knoten iſt alexandriniſch gelöſet. Man ſieht daß dieſes Stück ein Mixtum aller möglichen Verlegenheits- oder Rettungs-Dramen iſt, zu welchem die Lady Makbeth als Baſis ihre grandioſe Natur hergeben mußte. Es iſt nicht zu läugnen, daß ein ſolcher Character ſehr draſtiſch iſt, und ſelbſt hier, Trotz der ins Flächen-Maß gedehnten Anwendung, noch Wirkung macht, aber über der ſauren Arbeit, das Gerüſt aufzuſchlagen, auf welchem dieſe Erſcheinung zur Anſchauung gebracht werden ſollte, verlor der Dichter dieſelbe faſt etwas aus den Augen, und verwickelte ſich in eine ſolche Menge von hebenden, tragenden und lenkenden Seilen, daß man es ordentlich ganz natürlich findet, wenn er z. B. Alfreds Flucht nach Frankreich, Patriks Verruchtheit, Alfreds Vergeſſen ſeines Vorſatzes, nur gerechtfertigt noch leben zu wollen, kaum motivirt, vud Manches geſchehen läßt, man weiß nicht warum, z. B. das Entführen und Befreien Pollys, und alle in Glenthorn, außer den Schuldigen, zu Zwitter-Charactere bildet. Ohne es für einen Mißgriff erklären zu wollen, daß hier der Nachtwandler zum Selbſtankläger wird, iſt die Wirkung gewiß weit gewaltiger, wenn das Nachtwandeln der Lady Makbeth, als eine ſo räthſelhafte und ſchaurig-dunkle Erſcheinung in der Menſchenwelt, auch nur zu Vermuthungen für Wenige, keineswegs abrr zur Erklärung für Alle führt. Doch wer wird Shakſpearen erreichen! Darum ſollte man es aber auch vermeiden, mit ihm verglichen zu werden. — Die Aufführung zeigte, wie beynahe jede in dieſem Theater, von den Talenten, dem Fleiße und dem guten Willen der Geſellſchaft, welche mit ſeltener Vielſeitigkeit und Kraft den regen Eifer der Direction ſtets trefflich unterſtützt, die volle Anerkennung verdienen. Die Rollen des **Patrik** und **Eduards** waren in den Händen **wahrer** Künſtler, **Alfred** und **Randolf** verdarben nichts; **Jack** war, wie es ſeyn mußte, gerade an der Gränzlinie des Gemeinen, und **Polly** — that was ſie konnte. Der **Reiſige**, welcher die Expoſition des Stückes in der ziemlich vorgerückten zweiten Hälfte deſſelben zu machen hatte, lieferte ſeine Erzählung recht brav. Wir bedauern, daß ſo viel edle Kräfte an nichts Beſſeres gewendet wurden. *—*

Die **muſicaliſche Privat-Unterhaltung** des Herrn **Franz Weiß** am [illegible]. Jänner, (Minoriten-Platz Nro. 50.) war glänzend und genügend. Ein **neues Quartett** von ſeiner Kompoſition beweiſt vielen Fleiß und ein Studium, das in allen ſeinen Arbeiten unverkennbar iſt, zudem hat er darin — obſchon immer Stoff genug für noch ein Werk — einige frühere Winke beachtet, und einzelne Ideen klarer und deutlicher durchgeführt, die Individualität der Inſtrumente hervortretender, und darum für die Spielenden ſelbſt, (die HH. **Pechatſchek**, **Ant. Wranizky** Sohn, **Merk**, der Concertgeber ſpielte die **Viola**) deren meiſterhaftes Spiel ſehr gerühmt zu werden verdient, dankbarer berückſichtiget; der frappanten Modulationen und Gegenbewegungen giebt es darin wieder ſo viele, daß nur ein geübtes Ohr es vermag, ſie gleich verſtändlich zu faſſen, daher der **erſte**, **dritte** und **vierte** Satz den Kenner, der **zweite** das gewählte Auditorium überhaupt angeſprochen haben. Hr. **Moſcheles** ſpielte den erſten Satz ſeines neuen Concertes (Es dur). Wir verweiſen die Leſer auf Nr. 49 d. Bl. II. B. vor. Jahrg. S. 503, und bemerken nur, daß dieſes Locale ungleich günſtiger war, und das allgemein für vortrefflich anerkannte Inſtrument von **Conrad Graf** iſt. Dlle. **Pfeiffer** ſang die Arie aus **Roſſini's Tancred** mit obligater Violine, welche Hr. **Pechatſcheck** ſpielte. Beyde lohnte der allgemeine Beifall eben ſo wie in einem ſchon bekannten Rondo die Gebrüder **Khayll**. **Wilh. Blum.**

Der Doktor **Panza** zu **Neapel** hat eine Art von Zange (Forceps) erfunden, vermittelſt welcher ein Wundarzt allein, ohne Beyhülfe irgend einer zweiten Perſon, Wunden verbinden kann. Demſelben Gelehrten verdankt man die Erfindung einer Maſchine, vermittelſt welcher ein einziger Wundarzt, ohne anderweitigen Beyſtand, im Stande iſt, Amputationen vorzunehmen. Zu Folge der erfreulichen, mit dieſen Inſtrumenten vorgenommenen Verſuchen hat die Regierung ſich bewogen gefunden, die erzielten Reſultate öffentlich bekannt zu machen, und dem Erfinder jener Maſchinen, vornehmlich mit Hinſicht auf die bedeutenden Vortheile, welche dieſelben in Kriegszeiten gewähren können, eine Belohnung zuzutheilen.

Das Inquiſitions-Gefängniß in Madrid iſt gegenwärtig dergeſtalt mit Beſchuldigten angefüllt, daß man ein ganz neues Gebäude zur Haft hat einrichten müſſen.

Wir ſind von dem k. k. Herrn Rath, Ritter von **Lewenau** erſucht worden, ſeinen bereits erklärten Wunſch, daß ihm die Anfragen um chineſiſchen Bergreis nicht anders als poſtfrei zukommen möchten, zu wiederholen, indem er das Gegentheil ſchon zu läſtig erfähret, und es ihm nur auf ſolche Art zum Vergnügen gereichen wird, auf den eintretenden Fall der Möglichkeit, derlei Saamen weiterhin zu vertheilen. —*.

In England iſt der Grund und Boden in den Händen von ungefähr 33,000 Familien. Die Herzoge von Bedford und Devonshire beſitzen jeder 5 Millionen Franken in Grundeinkünften. Der Herzog von Bridgevater hinterließ bei ſeinem Tode 2 1/2 Million Einkünfte aus Grundſtücken, und 96 Mill. in Papieren. Im Jahre 1817 wurde ein Gut um 48 Mill. Franken verkauft. Auf dem Wege von London nach Plymouth kommt man nur durch das Eigenthum von drei Gutsbeſitzern.

Die Breraſche Academie der ſchönen Künſte zu Mailand fährt fort, dem Publikum Proben ihres Geſchmackes und ihrer Thätigkeit zu geben. Ganz kürzlich hat ſie diejenigen ihrer Kunſt-Produkte öffentlich ausgeſtellt, die den Ruhm ihrer Urheber nicht weniger als der Nation, welcher dieſe angehören, am feſteſten zu gründen geeignet ſind. Unter den ausgeſtellten Stücken, von denen auch einige von weiblichen Künſtlern herrühren, werden in dem Conciliatore nachſtehende als vorzüglich bemerkenswerth angegeben: Washingtons Portrait, von Hrn. Joſeph Longhi geſtochen; eine große marmorne Bildſäule, die den Ganymed, mit dem in einen Adler verwandelten Zeus vorſtellt, von Hrn. Camillo Pacetti; den Dom von Mailand, eine ſcenographiſche Zeichnung von Franz Durelli; die Eitelkeit und die Beſcheidenheit zwei, nach einem Gemählde des Bernardino Luino ausgeführte Miniaturſtück, von Franz Emanuel Scotto; verſchiedene Bildniſſe in Wachs, nebſt einem Löwen, von dem in dieſer Gattung ſehr vorzüglichen mailändiſchen Künſtler Caietan Monti, und verſchiedene Landſchaften von Joſeph Canella, Marco Pozzi, Joſeph Bizi u. a. m.

Neue Pariſer Kupferſtiche: Hero und Leander nach Delorme geſtochen von Laugier; Höhe 1 Schuh 5 Zoll 3 Linien, Breite 1 Sch. 1 Z. 1 L. — Hero ſalbt in ihrem Cabinette den Waſſertriefenden Leander mit Roſenöhl, um den Meergeruch zu vertilgen. Ein ſehr angenehmes Bild und trefflich geſtochen. — 2.) Der Tod des Leander; Gegenſtück zu Erſterem; von demſelben 1819. Leander wird entſeelt an die Klippen des Ufers geworfen, während eine ungeheure Welle über ſeinem Haupte ihn im Meere zu begraben droht. In der Ferne ſieht man den Söller der Hero, worauf die erloſchene Fackel noch raucht. — Die Compoſition iſt groß, und ſehr edel, die Zeichnung richtig und der unmanirirte Stich vorzüglich ſchön. (Beide hier bey HH. Artaria u. Comp.) 3.) Ludwig XVIII. König von Frankreich, nach Gerard, geſtochen von Maſſard. — In der Größe von Bervic's Ludwig, aber auf dem Throne ſitzend und brillanter durch den in der Mahlerei herrſchenden Effekt. Ein ganz vortrefflicher Kupferſtich. A. G.

In Betreff des bekannten und unermüdet thätigen italieniſchen Reiſenden, Belzoni, lauten die neueſten Nachrichten, in einem Briefe des Hrn. Cailloud, an den franzöſiſchen Academiker Hrn. Jomard, (datirt von Alexandrien vom 3ten October d. J.) dahin, daß ſich Hr. Belzoni, in Geſellſchaft des Hrn. Bitche, Secretärs des Hrn. Salt, letztlich nach Seketta begeben; er war von da auf einem, von Hrn. Cailloud ihm angedeuteten Wege bis zu den Ruinen einer unter dem 24ſten Grad gelegenen Stadt gelangt, welche man für das alte Bérénice hält. Dieſe Ruinen liegen unweit vom Meere, und ſind tief in den Sand begraben. Die Reiſenden bemerkten einige Ueberreſte eines Tempels mit Hieroglyphen, kehrten ſodann, auf einem andern Wege, ebenfalls durch die Wüſte wieder zurück und gelangten auf die Höhe von Edfou. Ohne alle Begleitung hat Hr. Belzoni auch die große und die kleinere Oaſe in Augenſchein genommen, und iſt unlängſt mit allen ſeinen Materialien, in der Abſicht, dieſelben öffentlich bekannt zu machen, in Italien eingetroffen.

Bey J. F. Gleditſch in Leipzig iſt erſchienen: Allgemeine Encyclopädie der Wiſſenſchaften und Künſte, von Erſch und Gruber. Dritter Theil. Mit 9 Kupfert. gr. 4. Ale—Anas. Der vierte Theil wird in dieſem Monath (Januar) beendigt, und es ſind ausführliche Ankündigungen in allen Buchhandlungen zu erlangen. Der Subſcriptionspreis für den erſten bis achten Theil, auf weißem Druckpapier, iſt 30 Thlr. 16 gr., auf gr. Velinpap. 40 Thaler Sächſiſch.

Der Hr. Verf. der in dem vor. Band gelieferten Geſchichte des Obſtes, erinnert, daß ſolche nur ein Fragment eines von ihm vollendeten größern Werkes iſt, in welchem er die Geſchichte, Eigenſchaften ꝛc. geſchildert, und dabey mehrere Anecdoten eingeſtreut hat. Dieſes Werk, mit Kupf. geziert, wird in wenigen Monathen hier erſcheinen.

Man ſchreibt aus Kaſan, daß dort eine Central-Schule der tartariſchen Sprache errichtet, und deswegen mit dem in Orenburg reſidirenden tartariſch-mahometaniſchen Muphti eine Verhandlung gepflogen werden ſolle.

Der vierte Band von Humboldts Travels to the equinoct. regions of the new continent, liefert ſehr viel Merkwürdiges. Eine Nacht brachten die Reiſenden unter einem kahlen Felſen zu, genannt Piedra de Carichana Vieja, welcher einer von denen iſt, wo Reiſende am Oroonoko von Zeit zu Zeit gegen Sonnenaufgang unterirdiſche Töne, denen einer Orgel gleichend, gehört haben. Die Miſſionarien nennen ſolche Steine laxas de musica. Hr. v. Humboldt war nicht ſo glücklich, von dieſen geheimnißvollen Weſen etwas zu hören, aber er glaubt an ihr Daſeyn, und ſchreibt die Entſtehung derſelben der Verſchiedenheit der Temperatur zwiſchen der unterirdiſchen und der äußern Atmoſphäre zu, welche ihr Maximum um Sonnenaufgang in dem Augenblicke erreicht, welcher zugleich am weiteſten von der Periode der größten Hitze des vorigen Tages entfernt iſt. Läßt ſich nicht annehmen, fügt Hr. v. H. hinzu, daß die alten Bewohner Egyptens, beym unaufhörlichen Auf- und Abfahren des Nils, daſſelbe bey einem Felſen von Thebais wahrgenommen haben, und daß die Felſenmuſik dort zu den Gaukeleien der Prieſter in der Statue des Memnon Veranlaſſung gab? Vielleicht war, als die roſenfingrige Aurora ihren Sohn, den ruhmwürdigen Memnon mit Tönen begabte, die Stimme, die eines unter dem Piedeſtal der Statuen verborgenen Mannes; aber die Beobachtung der Eingebornen am Oroonoko ſcheint auf eine wahrſcheinlichere Art zu erklären, was zu dem egyptiſchen Glauben an einen Stein, der mit Sonnenaufgang Töne von ſich gebe, die Veranlaſſung hergeliehen. Die drei Gelehrten, Jomard, Jollois und Devilliers, bemerkt dabei ein engl. Recenſ., hörten bey Sonnenaufgang in einem Granitdenkmale, das mitten auf dem Platze angebracht war, wo der Pallaſt von Kornac ſteht, ein Geräuſch, ähnlich dem Springen einer Saite, womit gerade die alten Schriftſteller auch Memnons Stimme vergleichen, und die franzöſiſchen Reiſenden dachten wie Hr. v. H., daß der Durchzug der verdünnten Luft durch die Spalten eines tönenden Steins den egyptiſchen Prieſtern die Gaukeleien des Memnonium gelehrt haben mögen. ꝛc.

Von dieſer mit Abbildungen und Beilagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Gräffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe, wöchentlich 3 Stücke. Pränumerationspreis viertelj. 7 fl. W. W. durch die k. k. Poſt 17 fl. W. W. halbj. — Beyträge (Wiener-Tagesneuigkeiten ſind ſehr willkommen,) beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Conversationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

◆

4.

(Wien, den 11. Jänner.)

V. Legrady's Kunſtkabinett in Wien.

Daß ſich hier herrliche Kunſtſammlungen in Händen von Privaten befinden, ohne daß die Publicität Notiz davon bekömmt, iſt eine bekannte Sache *). So erfuhr ich letzthin durch Zufall, daß hier ein Particulier im Beſitz einer wohlerhaltenen weiblichen Mumie aus Theben ſey, die ſelbſt der Sammlung unſers wackern Sieber Ehre machen würde. Da ich Hrn. Siebers Schätze ſchon mehreremale bewunderte, ſo ward meine Wißbegierde gewaltig geſtachelt, auch dieſe Mumie zu ſehen. Ich erkundigte mich näher um deren Beſitzer, und man nannte mir den Hrn. Emmerich von Legrady, Hof-Agenten bey der königl. ungariſchen Hofkanzley. — Herr v. Legrady empfing mich ſehr artig, beſtätigte, daß er wirklich eine weibliche Mumie aus Theben an ſich gebracht habe; zwar wäre ſie ohne Sarkophag, doch ſonſt vollkommen eingewickelt geweſen; er habe ſie ſodann aufgerollet, der Binden und des umgeſchlagenen, mehrfärbigen Byſſus-Zeuges entledigt, einen eigenen Glaskaſten zu deren Aufſtellung verfertigen laſſen, und dieſe nun in ſelbem zu ſeinem Vergnügen aufgeſtellet. Unter dieſen Worten führte mich Hr. v. L. in das der Mumie gewidmete Zimmer.

Auf einem Seitentiſche erblickte ich die abgenommene Embellage, roſen- und nankingfarbigen Byſſuszeug, im Vorgrund aber, in einem niedlichen Glaskaſten, die weibliche Mumie, in aufrechter Stellung, etwa 5 Schuh 3 Zoll hoch, trefflich erhalten. — Auf den erſten Blick überzeugt man ſich, daß hier die Einbalſamirung nach Diodors ſo oft beſtrittener Angabe wirklich, mithin auf die damals theuerſte Art geſchehen ſey. Durch einen Einſchnitt auf der linken Seite wurden die Eingeweide herausgenommen, und mit Byſſusfäden ausgeſtopft. Das Gehirn iſt hier ebenfalls herausgenommen, und mit einer Harzmaſſe ausgegoſſen; die Haare ſind allenthalben trefflich erhalten, jene am Kopf ſind blond, gelockt, noch elaſtiſch, und ſcheinen mit einer Art Oel getränkt geweſen zu ſeyn. Die Geſichtszüge ſind noch characteriſtiſch, der Mund voll Zähne, das ganze Aeußere

---

*) Die vielen, gleichſam im Verborgenen befindlichen zahlreichen Natur- und Kunſtſchätze hieſiger Privaten, ſowohl der Reſidenz ſelbſt als dem Vaterland, und beſonders dem Auslande bekannter zu machen, gehört weſentlich in den Plan unſerer Zeitſchrift; und wir laden daher wiederholt ein, ſie als Organ zu berückſichtigen, und uns mit Materialien zu unterſtützen.

Die Redact.

deutet auf ein 30jähriges Lebensalter. Der Körper iſt übrigens im Zuſammenhange, jedoch ausgetrocknet.

Hr. v. Legrady iſt der Meinung, daß dieſes weibliche Geſchöpf in Kindesnöthen geſtorben ſey, denn, abgeſehen von den übrigen dießfälligen Andeutungen, hat er in der rechten Schulter dieſer Mumie einen winzig kleinen Finger, deſſen Nagel vergoldet, gefunden. Es iſt der Finger eines neugebornen Kindes, den man gefliſſentlich hier in die rechte Schulter verſenket hat. — Die beym Aufrollen vorgefundenen, mit der hieratiſchen oder der Papyrus-Schrift beſchriebenen Byſſus-Binden, ſind der Mumie hier rückwärts flatternd angeheftet. — Hr. Sieber, der in ſeiner hier zur Schau ausgeſtellten Sammlung 3 vollkommen eingewickelte egyptiſche Mumien, dann mehrere Mumientheile, als Köpfe, Arme, Füße u. dgl. m., aber keine entwickelt, in allen Theilen zuſammenhängende aufrecht geſtellte Mumie hat, könnte als competenter Richter, uns den eigentlichen Werth der vorbeſchriebenen Mumie am genaueſten beſtimmen.

Als ich mir dieſe Mumie ſatt beſehen hatte, war Hr. v. L. auch ſo gefällig, mir ſeine übrigen Kunſtſchätze zu weiſen. Die Reihe traf zuerſt ſeine ausgewählte Gemählde-Sammlung. Mit Vergnügen erblickt das Auge des Kenners hierunter treffliche Originale eines Aldegraef, Albani, Lucas Cranach, Giorgone, Teniers u. a. m., und weilt mit Entzücken auf einem »Antonius von Padua mit dem Chriſtuskinde,« ein Gemählde, das in Hinſicht des Ausdrucks, der Compoſition und des Colorits jeder Bildergallerie zur Zierde gereichen muß. — Auch aus Ungarns thatenreicher Geſchichte findet ſich hier manch Köſtliches: »Mathias Corvinus, Ladislaus von Ungarn, Michael Szilaghy, und ein herrliches Tableau: Auszug alter Ungarn. — Nun beſah ich die vorhandenen Bildhauer-Arbeiten, Schnitzwerke, muſicaliſchen Inſtrumente, und mehrere Seltenheiten der Vorzeit. — Unter den Bildhauer-Arbeiten iſt ein Basrelief von Tiroler-Marmor: »ein alter Landsknecht mit ſeiner Schönen«; dann von Holzſchnitzwerken ein Basrelief mit 5 Tableaux aus dem Mittelalter, vorzüglich ſehenswerth.

Doch genug, um das Publicum auf dieſe Sammlung aufmerkſam zu machen, und Hrn. v. Legrady öffentlich meine Achtung zu beweiſen. Der anſpruchloſe Character deſſelben, ein Aggregat des beſcheidenen Verdienſtes und wahren Werthes, läßt jeden Kunſtliebhaber eine freundliche Aufnahme gewärtigen.

R. v. J—n.

* * *

Umblicke.

III.

Canada, dieſes durch Jahrhunderte von franzöſiſchen Coloniſten beſetzt geweſene Land, ſcheint abermals für die Weltgeſchichte beſonders wichtig zu werden, da bey Zwiſtigkeiten, die zwiſchen den Engländern und Nordamericanern ausbrechen könnten, Canada und Florida vorzüglich dazu beſtimmt ſeyn mögen, wo dieſe Nebenbuhler auf dem feſten Lande ſich begegnen würden. Daher laſſen ſich auch die großen Anſtalten erklären, die, nach öffentlichen Berichten, von Seite Großbritanniens in Canada und Neuſchottland getroffen werden. Einige Angaben eines der neueſten Reiſenden über dieſe Provinz dürften nicht unerheblich ſeyn. — Nichts (ſagt derſelbe) kann Sibirien mehr gleichen, als der Anblick der Grenze von Canada. Eine enge, mit Schnee bedeckte Straße führt durch Gehölze, wo einige Stellen an beyden Seiten zur Erbauung einiger wenigen Holzhütten ausgehauen ſind, um welche eine Brut zerlumpter Kinder, ein ausgehungertes Schwein, und einige halbzerbrochene Geräthſchaften ein Ganzes bilden. Der canada'ſche Bauer iſt noch immer daſſelbe unverdorbene Thier, wie er von Jacques Cartier hierher gebracht worden iſt. Noch immer die ſcharfen unverſiegbaren Züge des franzöſiſchen Geſichts, aufgeputzt mit einer rothen oder blauen Nachtmütze, über welche ein grauer Mantel, in Form einer Mönchskappe, gezogen iſt; ein rother, wollener Gürtel; das Haar in einen faltigen, ledernen Beutel gewickelt, und eine kurze Tabakspfeife im Munde. Die Gaſthäuſer ſind reinlich, und die Leute aufmerkſam. Franzöſiſche Höflichkeit findet man hier mit americaniſcher Derbheit vermengt. Die beyden Märkte von Montreal und Quebek ſetzen täglich einige hundert Marktſchlitten, die bloß aus einem bretternen Boden, mit einem Gitter, beſtehen, ab. Holz und Heu ſind die vorzüglichſten Erzeugniſſe, die auf dieſe Märkte gebracht werden, wovon die Vorräthe gefroren ankommen, und in dieſem Zuſtande den ganzen Winter hindurch erhalten werden. In der Nachbarſchaft von Quebek begrenzt eine Bergkette, die von Weſten nach Norden ſich an den Lorenzfluß hinziehet, den Geſichtskreis. Kein Frühlingsbote hat ſich je dieſem öden verlornen Poſten der Civiliſation genaht. Nur zwei befiederte Thiere trotzen dem Winter dieſer rauhen Gegend, die Cosmopolitkrähe und der Schneevogel (Schneeammer, Emberiza nivalis), ein kleines Thier, das (wie man irrig glaubt) vom Schnee leben ſoll, weil man nicht einſehen kann, welche andere Nahrung es finden könne. Tuchſtiefel, Holzſchuhe mit Nägeln an den Abſätzen, Gehſtöcke mit Eiſen zugeſpitzt, ſind zu Quebek im Winter wegen des häufigen Schnee's und Eiſes die Sicherheitswaffen, deren man ſich bedient. Unweit Quebek iſt das Vorgebirg Cap Diamant, welches ſeinen Namen von den vielen Quarz-Criſtallen erhielt, die hier in ſolchem Ueberfluſſe ſich finden, daß, nach einem Regen, der Boden glänzend erſcheint. Die in dortiger Nachbarſchaft wohnenden Huronen fangen allmählich an, ſich zu verfeinern; doch bleibt ihnen nach ſo geraumer Zeit noch immer der Hang zu einer umherziehenden Lebensart. Denn, ſagte ein junger Hurone, man hat oft lange Weile in den Dörfern, aber nie in den Wäldern.

* * *

Vermöge einer zu Neu-Orleans erſcheinenden Zeitung (The New Orleans Chronicle) fehlt es an den Ufern des Miſſiſſipi nicht an allen Leckereien, auch nicht an Putz- und Prachtwaaren, welche Europa und Aſien hervorbringen. Aber es mangelt daſelbſt an — Ziegeln, die in großer Menge von Bremen und Antwerpen dahin gebracht werden.

* * *

In einer zu Wien in öffentlichen Blättern erſchienenen Ankündigung einer Verſteigerung von Liqueur und Ausbruch-Weinen, kommen

Ueberſetzungen in neuen Benennungen vor, die Manchem ſonderbar ſcheinen dürften; z. B. Vin de la montagne pierreuse, (Kahlenberger) Vin du Convent (couvent Kloſterneuburger.) Vin de liqueur de Malvoisie, (Gumpoldskirchner.)

* * *

Das königl. Muſeum zu Göttingen hat dankbar eines Geſchenkes von hundert Stück ungariſcher Mineralien erwähnt, welche der Herr Profeſſor Zipſer in Neuſohl demſelben im Laufe des vorigen Jahres gemacht hat. Sie werden wegen ihrer Reichhaltigkeit und Merkwürdigkeit ſehr gerühmt, und man hat die Abänderungen von Rothſtein (Rothbraunſteinerz) von Prackendorf, und die ſogenannte grüne Eiſenerde in derben Stücken von Unghvar als beſonders ausgezeichnet befunden. Aklg.

◆

Das Militär-Oekonomie-Syſtem im öſterreichiſchen Kaiſerſtaate.

Mit wahrem Vergnügen ergreift Referent Dieſes die Feder, um, beſonders das Militäriſche Publikum, auf ein Werk aufmerkſam zu machen, dem man ſchon ſeit dem Jahre 1767, wo das dermalige Militär-Oekonomie-Syſtem in der k. k. Armee eingeführt wurde, vergeblich, ſeinem ganzen Umfange nach, entgegen ſah.

Zwar hat der nunmehrige k. k. Hofrath der oberſten Juſtizſtelle von Heinrich in ſeinem, für die Zeit in der es erſchien, vortrefflichen Werke: Geſetze für die k. k. Armee, Prag. 1784, dem drückendſten Bedürfniß der Publicität, in dieſer Hinſicht zum Theile abgeholfen, auch der edle Veteran, Hofrath Carl Edler v. Bundſchuh hat als k. k. Oberfeldkriegskommiſſär, wiewohl von der Hauptquelle entfernt, in ſeinem, mit Umſicht geordneten Werke: Ueberſicht des bey der k. k. Oeſterreichiſchen Armee beſtehenden Militär-Oekonomie-Syſtems, 4. Prag. 1812 — 18. in drei Bänden und fünf Supplementen, treffliche Behelfe, um ſich in dem Innern des Militär-Oekonomie-Syſtems zu orientiren, an die Hand gegeben; aber ein ſelbſtſtändiges, die Militär-Oekonomie-Verwaltung, nach allen Verzweigungen, ſyſtematiſch abhandelndes Werk fehlte bis jetzt ganz. Nun liefert uns aber der durch ſeine literariſche Bildung und als trefflicher Geſchäftsmann gleich geachtete ökonomiſche Referent des Nied. Oeſtr. General-Commandos, Hrn. Oberkriegskommiſſär Hübler, ein: »Vollſtändiges Handbuch über das Militär-Oekonomie-Syſtem der k. k. Armee.« Daſſelbe wird in 10 Folio-Bänden, der Band zu 90 Bogen, erſcheinen. Pränumeration wird bereits hierauf hier in der Geiſtingerſchen Buchhandlung, und zwar für einen Band auf Druckpapier 3 fl. C. M. oder auf ſchönem Poſtpapier zu 4 fl C. Münze angenommen. Der erſte Band wird in der Mitte des Monaths März d. J., die übrigen neun Bände im Laufe von funfzehn Monathen ausgegeben.

Mit welchem eiſernen Fleiße ſich Herr Oberkriegskommiſſär Hübler dieſer Arbeit unterzog, erhellt daraus, daß er nicht bloß ſeit Einführung des neuen Mil. Oekon. Syſtems vom Jahre 1767 an, ſondern ſchon vom Jahre 1523. an bis 1819, ſomit durch 296 Jahre alle Militär-Oekonomie-Geſetze zuvor aufnahm, um, wie der Proſpectus ſagt, aus den dermalen noch in Anwendung beſtehenden Vorſchriften ein ſyſtematiſch geordnetes Ganze zu bilden.

Die im Proſpecte aufgeführten 66 Hauptſtücke umfaſſen, von den eigentlichen Militär-Adminiſtrations-Behörden an, bis zur Auflöſung der Regimenter, Bataillons und Corps, alles was nur immer in das Militär-Oekonomie-Syſtem einſchlägt, und Referent Dieſes hat auch nicht eine Rubrik vermißt, die als erheblich einzuſchalten wäre. Unangenehm fiel ihm im XVIIten Hauptſtück, zweiter Abſchnitt, lit A. die irrige Aufſchrift: Von der Salpeter- und Saliter-Erzeugung auf, da dieſe Rubrik die Ueberſchrift: Von der Saliter- und Pulver-Erzeugung führen muß.

Möge der würdige Verfaſſer ſich der Unterſtützung zu erfreuen haben, die ſolch ein treffliches Werk, ſeiner Gemeinnützigkeit wegen, im vollſten Maße verdient!

R. v. F.

Die königl. Academie der bildenden Künſte in London.

Die 51. Ausſtellung dieſer Academie fand verfloſſenen Sommer in dem Hauſe zu Sommerſet Statt. Dieſe Academie wurde im Jahre 1768 geſtiftet. Sie beſteht aus 40 Mitgliedern, 20 Adjuncten und 6 Kupferſtechern. Ihr erſter Präſident war der berühmte Sir Joſ. Reynolds; ihr gegenwärtiger iſt der Veteran der Mahlerei in England, der achtzigjährige, aus den americaniſchen Freyſtaaten gebürtige Hr. Benjamin Weſt. Hr. Fueßli, ein geborner Schweizer, iſt bey dieſer Academie Profeſſor der Mahlerei; Hr. Flaxman unterrichtet in der Bildhauerkunſt, und Hr. Soane in der Architectur. Die Anzahl der dieſes Jahr ausgeſtellten Gemählde und Zeichnungen belief ſich auf 1178, und die Werke der Bildhauerkunſt auf 70. Im Ganzen behauptet man, daß ſie nichts Ausgezeichnetes enthalten haben ſoll: ſie beſtand größtentheils aus Portraits, Familien-Scenen und Landſchaftlichem. Die wenigen hiſtoriſchen Gemählde, die man dort ſah, waren mittelmäßig.

F. B.

Auf einen Weinwirth.

Hat wohl je ſchon ein Mann ſein Vermögen ſich ſaurer erworben,
Als Hans Mohler? Er ſauft Eſſig bey Tag und bey Nacht.

Georg v. Gaal.

Allgemeine Novelliſtik.

In einer Zeit, wo jahrelang anhaltende, in mancherlei Erdſtrichen immerdar ſteigende Erkältung, zu ernſthaften und fortgeſetzten ſtaats- und landwirthſchaftlichen Umblicken und Beobachtungen, zu Entdeckungsreiſen gegen den Nordpol, und beynah zum unbedingten Glauben an die doppelt und dreifach froſtige Theorie Büffons vom Weltuntergange geführt hat, gewinnt auch das nachfolgende Schreiben eines der größten Geognoſten, Ebels, an den Hofrath Freiherrn von Hormayr, vermehrtes Intereſſe. — Möchte doch der tiroliſchen und ſalzburgiſchen Alpenwelt, die ſo viele Schätze, ſo viele Naturwunder in ihrem üppigreichen Schooße trägt, ein eben ſo gelehrter und belehrender Reiſender zu Theile werden, wie ihn die ſchon ſo oft durchkreuzte und beſchriebene Schweiz in bewunderungswürdiger Neuheit und ſeltener Gediegenheit in Ebels Genie gefunden hat.

Hochwohlgeborner Herr!

Ob ich gleich nicht das Glück habe, Sie perſönlich zu kennen, wage ich es dennoch, dieſe Zeilen an Sie zu richten, in der Ueberzeugung, daß wiſſenſchaftliche Männer, in welchem Fache ſie auch arbeiten mögen, durch ein gemeinſames geiſtiges Band verbunden ſind. Deswegen hoffe ich auch, Sie würden dieſen Brief mit Güte und Wohlwollen aufnehmen, und darin einen Beweis meiner tiefſten Verehrung für Ihre anerkannten Talente finden!

Meine vielfachen Unterſuchungen über die Alpenländer, über die ich ſo manche Reſultate in meiner: »Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz,« — in der »Anleitung, die Schweiz zu bereiſen« — und im »Bau der Erde zwiſchen 11 — 11 Längegraden des Alpengebirges« niederlegte, haben mich auch auf das Klima der Alpen — und auf Verwilderung deſſelben geführt.

Im Jahre 1817 las ich darüber eine Abhandlung in der hieſigen, naturforſchenden Geſellſchaft vor. Die darinnen zuſammen geſtellten Thatſachen aus den Alpen der Schweiz, welche eine wirkliche Erkältung des Klimas in den Alpen, ſeit einer Reihe von Jahrhunderten darthun, wurden der Grund, warum die allgemeine naturforſchende Geſellſchaft der Schweiz dieſen wichtigen Gegenſtand zur Preisfrage gemacht hat.

Es wäre nun wohl ſehr wichtig, auch über andere Gegenden des Alpengebirges Nachrichten und Thatſachen auffinden zu können, welche dieſe ganz neue Unterſuchung in gehöriges unbefangenes Licht ſetzen könnten. — Da gewiß Niemand Tirol ſo genau kennt, Niemand die ganze Geſchichte dieſes merkwürdigen Landes ſo ſcharfſinnig und unermüdet durchſtudiert hat, wie Sie, ſo wäre es wohl möglich, daß Ihnen manche Documente aufgeſtoßen wären, aus denen ſich irgend eine beſtimmte Folgerung, entweder auf Stätigkeit, oder auf wirkliche Erkältung und Verwilderung des Alpenklimas in Tirol ziehen ließe. — Was der Präfekt Aguchi im Jahre 1811 (in ſeiner Einleitung zur Forſtordnung) von der Verwilderung des Klimas im ſüdlichen oder italieniſchen Tirol, und was der »Bothe von Tirol« im November und Dezember 1817, vom nördlichen Tirol ſagen, deutet ebenfalls beſtimmt auf Erkältung des dortigen Klimas hin. — Auch wurde mir mitgetheilt, daß ein Graf zu Meran einem Reiſenden einen Gletſcher zeigte, der einſt nicht da war, ſondern daß dort, wo derſelbe nun ſtarrt, eine fruchtbare Alpenwieſe gelegen, auf welcher eben jener Graf als zwölfjähriger Knabe herumgeſprungen.

Meine Bitte an Euer Hochwohlgeboren ginge nun dahin, mir aus dem reichen Schatze ihrer geſchichtlichen, topographiſchen und ſtatiſtiſchen Kenntniſſe Tirols, Nachrichten und Thatſachen mitzutheilen, die auf ehemalige Beſchaffenheit des Klimas, auf Kultur gewiſſer Pflanzen, ehemals und jetzt, — auf höheren Waldwuchs, auf Entſtehung ganz neuer Gletſcher — auf größeren Anwachs der vorhandenen Gletſcher Bezug haben.

Ich bitte mir die Männer in Tirol, oder die Quellen zu weiterer Nachſuchung darüber, wohin ich mich wenden könnte? zu melden. — Ich darf gewiß nicht hinzufügen, wie unendlich mich Euer Hochwohlgeboren verbinden würden, wenn es Ihre Muße erlaubte, mir meine Bitte zu gewähren, und mir zu antworten.

Empfangen Sie die Verſicherung meiner reinſten Verehrung und Hochachtung, mit der ich ſtets ſeyn werde: Euer Hochwohlgeboren, ergebener Diener

Zürich den 19. Dezemb. 1819. Doktor Ebel.

(Die vorläufige Beantwortung nächſtens.)

Den 21. Dez. v. J. ſtarb zu Paris der auch in Deutſchland bekannt gewordene Tonſetzer, Perſuis, in einem Alter von 50 Jahren. Seine vorzüglichſten Werke ſind: Das Ballet: Nina, oder Wahnſinn aus Liebe; die Oper: Die Befreiung Jeruſalems, einige andere Ballete u. ſ. w., die alle in Paris und an andern Orten, wo ſie gegeben wurden, ſehr viel Beifall erndteten. Das Journal des debats enthält eine ſehr intereſſante Beſchreibung ſeines Lebens. Beſonders gerühmt wird der unermüdete Fleiß und Eifer, mit welchem er die vorzüglichſten Werke ausländiſcher Tonſetzer in der Hauptſtadt des franzöſiſchen Reiches bekannt zu machen ſuchte, die freilich dort nicht immer nach ihrem Verdienſte gewürdiget wurden. W. A. Cr—s.

Am 7. Jänner wurde im k. k. priv. Theater an der Wien ein neues Kinderballet, von Hrn. Balletmeiſter und Regiſſeur Horſchelt, gegeben. Er nannte dasſelbe: Die Wildſchützen, pantomimiſche Familien-Scene in zwei Abtheilungen. Die zwei Abtheilungen waren richtig, nur mit dem Unterſchiede, daß von der Familien-Scene in der zweiten eigentlichen Abtheilung nichts mehr vorkam, und man die heutige Leiſtung des Kinder-Ballet-Chores füglich eine Familien-Scene ſammt einem folgenden Divertiſſement hätte nennen können. In der erſten Abtheilung wird von den Jägerjungen ein Wildſchütze eingebracht, in einen Kerker verſchloſſen, aus ſelbem bey hellichtem Tage dicht vor dem Forſthauſe, von ſeinem Kameraden gewaltſam befreit, und von dieſem kaum abgehalten, mit gezücktem Meſſer in das Forſthaus zur Rache einzudringen. Die Dorfjugend kommt zum Spiele, als Soldaten, ſtatt der Gewehre mit Prügeln aufmarſchiert. Des Förſters Sohn nimmt Theil, auch ſeine Schweſter ſoll mitſpielen, aber die kleine Soldatinn macht es ungeſchickt, wird corrigiert, unwillig, reizt den Bruder zum Zorn, und dem Drohenden geht die auf ſie angeſchlagene Flinte los. Sie fällt, und der Unglückliche flieht als ihr Mörder. Im Walde belauſcht der Entkräftete die Raubſchützen, von denen der Befreite nun wirklich zur Rache mit der Flinte ſeines Geſellen abeilet. Dieſer ſchleicht ſich in des Förſters Garten, um ſelben zu erſchießen, aber im Augenblick der That ſchlägt ihm der Sohn des Förſters die Flinte in die Höhe. Der Vater findet in ſeinem Retter den Sohn, der ſich als den Mörder ſeiner Schweſter anklagt, und die ſich ihm Darſtellende, welche von dem Schuſſe nur betäubt, nicht verletzt war, wird zuerſt als Geiſt von dem Bruder angeſehen, dann mit Entzücken als lebend erkannt. Hier ſchließt die erſte Abtheilung und auch die Handlung, denn was nun folgt, ſind ſehr ſchöne Tänze, welche aber mit dem Vorausgegangenen nicht in Verbindung ſtehen. Die Förſter-Familie macht ſo ruhige, unbefangene Zuſeher, wie das Publicum im Parterre, und dieſem Umſtande iſt wohl auch der nicht große Antheil des Publicums zuzuſchreiben. Der Balletdichter wurde zwar nach einem ſehr lieblichen Septett in der zweiten Abtheilung mit Eifer, am Ende aber ſehr matt gerufen. Das Publicum, verwöhnt durch die gar üppigen, früheren Leiſtungen dieſes phantaſiereichen Talentes, mag von ſeinen Forderungen nichts ablaſſen, und will immer ſo gemüthlich wie im Aſchenbrödel, im Berggeiſt ꝛc. überraſcht ſeyn; da langt denn eine ländliche Familien-Scene freilich nicht aus, beſonders wenn dieſe, in den Wald verlegt, es mit Halb-Banditen zu thun hat, und nach der geſteigerten Erwartung ſich ganz einfach mit einem verfehlten Schuß endigt. Mehrere Situationen ſind wahrhaft rührend, und die kleinen Mimen ſind wirklich große Künſtler. Eben ſo ſehr zeichneten ſich die Tänzerinnen durch Grazie, die Grotesken durch kühne Kraft, Alle durch das genaueſte Enſemble aus. Hrn. Kapellmeiſter Riotte's Muſik hat dreierlei Verdienſte: ſie characteriſiert genau die Situationen, ſie iſt ſehr gefällig, ſie iſt durchaus einfach und verſtändlich. Die Decorationen ſind treffliche Landſchaft-Gemählde. St.

Nach dem vor uns liegenden »Auszug aus dem gemeiner Stadt Wien Todten-Protocoll« ſind im vorigen Jahr hier, mit Inbegriff der Spitäler und Krankenhäuſer, verſtorben: 6033 Manns-, 1884 Frauenperſonen, 1935 Knaben und 1649 Mädchen, zuſammen alſo 11501 Individuen, woraus hervor geht, daß im Durchſchnitt auf den Tag 31 kommen, und im Jahr 1819. 431 mehr hinübergegangen ſind, als Anno 1818. Unter den Verſtorbenen haben 51 Perſonen ein Alter von 90 bis 100, dann die Aelteſten zwei 105 Jahre erreicht. Am Nerven- und Faulfieber ſind 466, am Schlag oder Lähmung 458, am Brand 800, an der Lungenentzündung 138, am Durchfall 99, an der Waſſerſucht 1389, an der Lungenſucht 1478, an der Abzehrung 1516, an der Halsentzündung und Bräune 115, an Blattern 100, und an unglücklich zufälligem Tode 97 verblichen. Geboren und getauft wurden im vorigen Jahre 6191 Knaben, und 6133 Mädchen, zuſammen 12324, (514 kamen todt zur Welt,) alſo 88 mehr, als im Jahr 1818. In den Eheſtand traten 1388, und demnach 160 Paare mehr, als im Jahr zuvor.

Der größte Amethyſt, welcher vielleicht je geſehen worden, wurde vor Kurzem nach London gebracht; er iſt zwey Fuß lang und 14 Zoll breit, vom ſchönſten Grün, und enthält die prächtigſten Criſtalliſationen, er ſoll 150 Pfd. wiegen. Der Eigenthümer, ein dortiger Kaufmann, um ſich einen Theil der Eingangsgebühren zu erſparen, gab den Werth nur auf 65 Pfd. Sterl. an, weßwegen ihn die Mauth in Beſchlag nahm, welche ihn, wie gewöhnlich, zum öffentlichen Verkauf ausbiethen wird. Den eigentlichen Werth, den man ihm gibt, hat man nicht erfahren können.

Die Ausſtellung der von Lawrence gemahlten Portraits hat noch nicht Statt gehabt. — Den letzten Nachrichten aus N. S. Wallis zu Folge, waren die Colonien noch immer in einem fortſchreitenden Zuſtand der Verbeſſerung. Die Eingebornen benehmen ſich friedlich, aber ihrer Civiliſation ſtehen noch immer die vorigen Schwierigkeiten entgegen; Viele indeſſen fangen doch an, ſich ihrer Nacktheit zu ſchämen, und an mehrere Bedeckung zu denken. Die Schule für den Unterricht ihrer Jugend zu Sidney beſteht noch, wenig Eltern aber ſind zu bewegen, ihre Kinder dahin zu ſchicken. Der Statthalter hat im Anfange vor. Jahres, in Verbindung mit einigen der angeſehenſten Einwohner in letztgenannter Stadt, eine Spar-Bank (savingbank) für die armen Freien ſowohl als Gefangenen errichtet.

Von dieſer mit Abbildungen und Beilagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Graffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Pränumerationspreis viertelj. 7 fl. W. W., durch die k. k. Poſt 17 fl. W. W. halbj. — Beyträge (Wiener-Tagesneuigkeiten ſind ſehr willkommen,) beliebe man dem Redacteur (Franz Graffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Walliſhauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

5.

(Wien den 13. Jänner.)

Des Steindruckes Fortſchreiten in Oeſterreich.

Die vaterländiſchen Blätter und das Archiv (letzteres im Juniusheft des Jahres 1818 Nro. 168.) gaben gedrängte Nachrichten über Entſtehung und Fortgang der Lithographie in Baiern. — Dieſes auf fremdem Boden geborne Kind, iſt auch auf unſerer Erde, durch ſachkundige, thateifrige und uneigennützige Pflege, zu unerwartetem Gedeihen gelangt. Das milde Auge der Regierung kann mit Erhebung wahrnehmen, zu welchen ſchönen Hoffnungen den Standpunkt berechtige, auf dem dieſe Kunſtausübung bereits in Wien ſtehet. Mit Selbſtgefühl darf man es ſagen, dieſe Stufe iſt unſtreitig höher, als jene an der Wiege des Steindruckes zu München, — als jene zu Straßburg, London und Paris!!

Wer immer die menſchliche Beſchränktheit und das Leere um ſie herum und in ihren Afterbildern verkoſtet hat, erfriſcht und erfreut ſich gewiß am Anblick eines, unter unaufhörlichen und dem Scheine nach faſt unüberwindlichen Verneinungen, Hinderniſſen und Schwierigkeiten, ſich immer gleichen, unbeugſamen und unermüdbaren Strebens nach einem Ziele. — Eine ſolche Erſcheinung iſt unläugbar der Erfinder des Steindruckes, Aloys Sennefelder und ſein Lehrbuch.

Weit entfernt von jener ſtieren Ueberraſchung, die Alles bewundert, weil ihr Alles neu iſt, die jede unreife Frucht überſchätzt, weil ſie ſelbſt dieſe höchſt mühſam erworben hat, ein treues Abbild jener Fliege, die redlich glaubte, ſie ſey es, die die Windmühle bewege, entſpringen rechte Funken dieſem ächten Stahl — Das Lehrbuch Sennefelders, deſſen von jeglicher Geheimnißkrämerei weit entfernter Klarheit, jeder in der Gewerbskunde nicht ganz Unerfahrene mit Vergnügen und Nutzen nachdenken kann, iſt ein neuer Beweis der unendlichen Mannigfaltigkeit der hervorbringenden Natur, und der willkührlichen Vertheilung ihrer Gaben. — Nur wer z. B. im Beſitz eines ungeheuren Gedächtnißes, alle die zahlreichen, zum Theile kleinlichen, materiellen Subdiviſionen von Real- Nominal- Local- Ziffern- Phyſiognomien- Schriftzüge ꝛc. - Gedächtniß, recht wie einen körperlichen Mangel oder Kraft zu empfinden im Falle war, wird es ganz verſtehen, und ohne Ueber- noch Unterſchätzung mitempfinden, wenn er Sennefeldern, der ſo blitzesſchnell und zufällig wie die erſte, faſt alle Vierteljahre wieder eine neue Entdeckung macht, mit all ſeiner genialen Gutmüthigkeit darüber ſcherzen hört, wie er zur Entdeckung und Gründung ganz einzig ſey, wie man ihn aber ja nicht mit Ausführung und Vollendung plagen, lähmen und aufhalten müſſe. Wirklich wurde auch, auſſer von Strixen und Piloti in München, noch von Niemanden mit nennenswerthem Erfolge, mit Tonplatten gearbeitet.

Dieſe engbeſchränkten Blätter gewähren wohl nicht Raum für eine genügende Geſchichte der Steindruckerei in Wien. Es reicht hin anzuführen, daß man ſich lange ſchon (wiewohl binnen mehr als eines Jahrzehendes, ohne allen bedeutenden Erfolg,) in der ſogenannten chemiſchen Druckerei, ihrer zu Noten, Wechſeln, Einfaſſungen, Beſuchcarten und ähnlichen Kleinigkeiten bediente, daß ſpäterhin Cattun und Piqué im Steindruck behandelt wurden, ſonſt aber nur einige Unternehmungen ſich darin verſuchten, die eben ſo ſchnell eingingen, als ſie entſtanden waren, und deren Eintagsfliegen-Erzeugniſſe kaum in einigen Bildchen z. B. in den Abendunterhaltungen ꝛc. zu ſehen waren. — Der k. k. Generalquartiermeiſterſtab, jeder gemeinnützigen und viel verſprechenden Erfindung raſch zugewendet, und mit ſcharfſinnigem Fleiße bald auch innig vertraut, gebrauchte den Steindruck zuerſt im Großen.

Die dem Steindruck weſentlich und eigenthümlich angehörigen Vorzüge, in ihrer Anwendung auf Kunſt (abgeſehen von dem, was er ſonſt noch in der großen Mannigfaltigkeit ſeiner Geſtaltungen zu leiſten vermag) ſind: — Originalität, Schnelligkeit der Erzeugung, und Wohlfeilheit. — Die Originalität tritt daraus hervor, daß der Künſtler auf den Stein ſelbſt zeichnet, von dem die Abdrüke genommen werden, daß daher jeder gute Abdruck in Wahrheit das Original ſelbſt liefert. — Die Schnelligkeit quillt aus der Art der Erzeugung, indem der Künſtler zum Zeichnen auf den Stein, nur wenig Zeit mehr verwendet, als auf Papier, womit dann die Zeit der Hervorbringung, mit jener, die der Kupferſtich begehrt, außer allem Verhältniſſe ſteht. — Daraus ergibt ſich als unmittelbare und nothwendige Folge zugleich auch die Wohlfeilheit lithographiſcher Kunſtwerke gegen Kupferſtiche, da bey den erſtern der ſo theure Kupferſtich ganz hinwegfällt, überdieß an Zeit ſo viel gewonnen wird, und endlich auch das Materiale der Zeichnung, nemlich der Stein gegen die Kupferplatte meiſt um ſo viel wohlfeiler zu ſtehen kömmt. Beym Drucke ſelbſt, wird in der Lithographie nichts erſpart, ja er kömmt gewöhnlich noch höher, wenn man anders nicht will, daß den Abdrücken der Stempel der Eile aufgedrückt bleibe, und die Zeichnung damit verdorben werde. Jeder gute Kupferabdruck nimmt Zeit und Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Mit einem guten Steindruck iſt dieß um ſo mehr der Fall, als die Arbeit hier nicht bloß mechaniſche Fertigkeit, ſondern einen höhern Grad der Beurtheilung begehrt, folglich bey weitem häufigeren Schwierigkeiten zinsbar wird. — Freilich kömmt hiebey auch viel auf die Manier der Zeichnung an. Das Geſagte gilt hauptſächlich von der Kreidezeichnung, und noch mehr, wenn ſolche mit einer oder mit mehreren Tonplatten zugleich verbunden wird. — Dagegen ſind Zeichnungen mit der Nadel in die Tiefe, und beſonders auch Federzeichnungen, ungleich leichter zu drucken, und geſtatten mehr Schnelligkeit. Ueberhaupt hängt bey der einen und bey der andern Manier, vorzüglich aber bey der Kreidezeichnung ſehr viel von der Art ab, wie die Zeichnung gehalten, und welche Fertigkeitsſtufe der Künſtler bereits errungen habe? Er muß nemlich recht wiſſen, wie die Zeichnung auf Stein zu halten ſey, damit ſie nach dem Druck ſeiner Abſicht entſpreche. Er muß ſich durch den ſanftern, gleichſam Mittel-Ton, den die Steinplatte ihrer Naturfarbe nach gibt, nicht irre führen laſſen, ſondern die Wirkung der Zeichnung auf weißem Papier vorhinein zu berechnen wiſſen. Endlich muß er in jener vorzüglich haiklichen Grundbedingniß der Steinzeichnung der vorzüglichen Reinhaltung nemlich, die nöthige Sorgfalt anzuwenden verſtehen.

In den Tagen, wo der wechſelſeitige Unterricht oder die *Bell-lancaſterſche* Methode immer eifriger beſprochen, immer mehr unter dem Nährſtande und Wehrſtande ins Große getrieben wird, und vielleicht binnen dreißig Jahren einen weſentlichen Umſchwung der Nationalbildung, die wenigſtens in den erſten und nothwendigſten Vorkenntniſſen, Begriffen und Fertigkeiten nach ſich ziehen dürfte, iſt auch das gleichzeitige Hervortreten des Steindruckes von erhöhter Wichtigkeit, als welcher leicht dazu beſtimmt ſeyn dürfte, (von den unmittelbaren Kunſtvortheilen abgeſehen) in dem *bildlichen* und *anſchaulichen* Theile des Unterrichts approximativ jene Stelle und jene Mittel der Erleichterung und Vervielfältigung einzunehmen, die einſt die Erfindung der Buchdruckerkunſt ſich errang.

Wie ließe ſich auch der wohlthätige Einfluß verkennen oder mißdeuten, den die Lithographie, bey näherer Kenntniß und ausgedehnterer Benützung eines geregelten Kunſtgeſchmackes, auf das Allgemeine nehmen und behaupten wird?! Hier iſt nicht allein die Rede von dankbarer Anerkennung der gebildeten Stände, ſondern vom gemeinnützigen, läuternden und veredelnden Einfluße auf die untern Volksclaſſen. Gerade *dieſe* waren es hauptſächlich, die ohne alle Gelegenheit, ihren Kunſtſinn am Beſſeren zu üben, bis jetzt im Kupferſtichhandel mit den erbärmlichſten Zerrbildern überſchüttet wurden, die, anſtatt ihnen zur gemüthlichen Verſinnlichung deſſen zu dienen, was dem Menſchen und dem Bürger am wertheſten iſt und ſeyn ſoll, ſelbe in bildlichen Darſtellungen aus der Religion, in Bildniſſen des erhabenen Regentenhauſes, oder anderer um den Staat verdienter Männer und denkwürdiger Ereigniſſe oder ſolchen geweihter Denkmahle, vielmehr entſtellten und herabwürdigten. — Es kann gar nicht fehlen, daß die Wohlfeilheit lithographiſcher Erzeugniſſe nach und nach auch hier das Schlechte verdrängen, und durch das Beſſere erſetzen wird. Wer vermöchte den Einfluß zu beſtimmen oder zu berechnen, den der Steindruck in dieſer Weiſe auf die *Veredlung* und *Ausbildung* des *Geſchmackes*, hiedurch aber nothwendigerweiſe auf die *Bildung* des *Verſtandes* und *Gemuthes* haben *muß*, wenn auch dieſer Gewinn nicht augenblicklich einzulaſſieren, noch buchhalteriſch auszuweiſen iſt. — Das Capitel über die *unwiderſtehliche Macht des Schönen*, verdiente im Unterricht des künftigen Staatsmannes, weit mehr Aufmerkſamkeit, als ſo mancher metaphyſikaſternde Gemeinplatz, als ſo manches ſtaatswirthſchaftliche Rechnungsexempel. Welcher Unterſchied waltet nicht ob zwiſchen dem Bauer mit und ohne Hausgärtchen, mit und ohne das Bedürfniß, ſelbes durch regelmäßige Eintheilung und Blumen, zu verſchönern?? Man führe einmal dieſen unbedeutend ſcheinenden Gegenſatz durch, und man hat auch zugleich die ganze Antitheſe der Ueberreſte gedankenlos roher, zerſtörender Nomadenweiſe, und des erhaltenden, geſelligen und ſchaffenden Princips durchgemacht! — Doch, es iſt Zeit, zu unſerem beſonderſten Gegenſtande wiederzukehren.

Dringt man etwas tiefer ein, und betrachtet die Lithographie als das ſicherſte Erleichterungsmittel in den meiſten Zweigen des jugendlichen Unterrichts, ſo wird jener wohlthätige Einfluß noch auffallender, und der Steindruck gewinnt unzuberechnenden Werth, nicht bloß für den Künſtler und für den Kunſtliebhaber, ſondern auch in den Augen des Volksfreundes, des Jugendlehrers und des Staatsmannes, der im bürgerlichen Leben und Treiben, Nichts überſehend, Nichts vernachläſſigend, das Ganze überſchaut, und alles Brauchbare erfaßt.

Die Leichtigkeit und Wohlfeilheit in der Lithographie, geben die Möglichkeit, daß manche durch Reichthum, Amt, Einfluß und vaterländiſchen Sinn ausgezeichnete Männer, als wahre Mäcenaten, durch Auflegung von Werken, deren ſchnelleres Erſcheinen, ſowohl die erforderliche Zeit, als die, fur das größere und gemiſchte Publicum unerſchwinglichen Koſten des Kupferſtiches bisher unmöglich gemacht hatten, ſowohl im Gebiethe der Wiſſenſchaften, als der redenden und bildenden Künſte, gemeinnützig auf die Nationalbildung einwirken können. Welchen wichtigen Vorſchub gäbe dieſes nicht zugleich der achtungswerthen Claſſe der lebenden einheimiſchen Künſtler, in Wahrheit der Zierde des Vaterlandes und ſeinem Stolz, die nur zu oft, und nur zu mühſam, mit ſchwer zu beſiegenden Nahrungsſorgen ringt, mit drückenden Vorurtheilen, mit jener höchſt einſeitigen Jagd nach Antiquitäten und Curioſitäten, nach dem Fernen und Fremden!!

Keine Manier iſt geeigneter, hoffnungsreiche Künſtlertalente öffentlich bekannt und würdiger zu machen, als jene der Lithographie, da ſie durch dieſe nicht nur die Vervielfältigung ihrer Schöpfungen am wohlfeilſten bewerkſtelligen können, ſondern auch durch die, mehr als ſonſt irgendwo beybehaltene Originalität, zugleich keinen Dritten als Verdienſttheiler nöthig haben, und der möglichſt ſchnellen Beendigung gewiß ſind.

Die Beantwortung der Frage: in wie weit ſich zu irgend einem Kunſtwerke der Stein oder die Kupferplatte mehr eignet, dürfte bey näherer Vergleichung und bey der Ausbildungsſtufe, auf welche bisher beyde Druckarten gebracht ſind, vielleicht dahin ausfallen, daß bey allen Gegenſtänden, bey welchen die Zeichnung der Hauptzweck iſt, das Auftragen auf Kupfer hingegen bisher bloß das unerläßliche Mittel der Vervielfältigung war, die Lithographirung einen entſchiedenen Vorzug verdiene, indem ſie, in Vergleichung mit dem Kupferſtich, einen wahren Gewinn für die Kunſt und für den Kunſtfreund darbiethet. — Damit ſtellt ſich zugleich mit einem, die Anwendung der Kupferſtecherei feſt und beſtimmt dahin, wo insbeſondere die Kunſt des Grabſtichels ſich, als ſelbſtſtändig, und gleichſam vom Zweck einer freieren Zeichnung getrennt, in ihrem beſondern Werthe beweiſen ſoll. Daher war die Anſicht derjenigen, welche die Lithographie als ein gleichſames Univerſale der bildlich darſtellenden Kunſt geltend machen wollten, eben ſo oberflächlich und eben ſo übereilt als das Urtheil Anderer, welche die Lithographie durch wegwerfende Geringſchätzung verurtheilten, und ihr weder bleibenden Einfluß, noch Werth für die Kunſt zugeſtehen wollten. Die Erſtern ſcheinen, durch die Neuheit der Sache überraſcht und von ihrer Vielſeitigkeit und Ausbreitung in künſtleriſcher und patriotiſcher Begeiſterung hingeriſſen, ſie allerdings überſchätzt zu haben. Dagegen fällten die Andern, entweder aus Privat-Rückſichten, oder aus ſtarrer Anhänglichkeit an das Alte und

Gewohnte, oder endlich (und dieſer Fall möchte wohl der häufigſte ſeyn), abgeſchreckt durch einzelne ſchlechte Proben und mißlungene Verſuche, ein allzuſchnell abſprechendes Urtheil, — ganz vergeſſend die freundliche Nachſicht, die jeder neuen Erfindung im Anbeginn ihrer Entwickelung und Ausbildung gebührt, wo allſeitig noch vorerſt gelernt werden muß, wo Wenige nur Anleitung zu geben im Stande ſind, Niemand aber das in der Kupferſtecherkunſt bereits Erſchöpfte, früher angewandt, gehörig zu lehren vermag, wo endlich bey der Ausführung der neuen Erfindung, die zum Drucken erforderlichen Individuen, vom Steinſchleifer aufwärts, bis zum Preßführer oder eigentlichen Drucker, aus den heterogenſten Gewerben, als Brauer, Tiſchler, Weber, genommen, von Grund aus abgerichtet werden müſſen. Dieß iſt wohl um ſo ſchwieriger bey der Häcklichkeit des Steins in ſeinem rohen Zuſtand und bey der chymiſchen Natur des Druckes. — Die Letzteren haben den Anfang und die Anfänger in der Lithographie, mit der Kunſt ſelbſt, und mit aller Breite und Tiefe ihrer Entwicklungsfähigkeit verwechſelt. Sie haben der Kunſt alle Fehler und Gebrechen ihrer Jugend, Fehler, die ſich mit jedem Tage beſſern, die mit jedem neuen Verſuche mehr verſchwinden, zur Laſt gelegt. — Wie wenn man von einem ſchlecht erfundenen oder ausgeführten Kupferſtiche auf den unbedeutenden Gehalt der Kupferſtecherkunſt ſelbſt ſchließen wollte!? — Wie, wenn man die Erzeugniſſe der Kupferſtecherei aus ihren erſten zwei Jahrzehenden, und jene der Lithographie ſeit weniger als 20 Jahren mit einander vergliche? —

Mit den meiſten andern Künſten und Erfindungen theilt der Steindruck das Los, daß Jünger, der Zeichenkunde thätig befliſſen, die lebloſen Kinder ihres ohnmächtigen Genie's allzuſchnell der Vervielfältigung übergebend, ſich wiederum Laien in der Lithographie anvertrauten, wodurch natürlich der Nebel, der die jungfräuliche Kunſt lang umhüllte, deſto undurchdringlicher zu werden drohte.

Aber in einem ganz andern Lichte muß die Lithographie ihren Gegnern erſcheinen, ſeitdem, aufgemuntert durch den gelungenen und ſichern Abdruck ihrer Werke, ihr auch Meiſterhände ihren Griffel weihten. Wir nennen hier aus ihnen zuvörderſt nur einige Wenige: den im In- und Auslande ungemein hochgeſchätzten Herrn Kininger, Profeſſor der Schabekunſt an der k. k. Academie der vereinigten bildenden Künſte; — Ludwig Ferdinand v. Schnorr, aus einer in der Geſchichte der Kunſt vortheilhaft bekannten Familie, durch mehrere religiöſe, idylliſche und romantiſche Compoſitionen, in Geſchmack, Erfindungsgeiſt und Anmuth, wie durch ſeinen Tod Marc-Aurels, und durch ſeinen merkwürdigen Fauſt, in Beſtimmtheit und Kraft rühmlich bewährt; — den großen Landſchaftzeichner, Prof. Meßmer; — den in eben dieſem Fache rühmlichſt bekannten Kammermahler des durchlauchtigſten Erzherzogs Ludwig, Hrn. Steinfeld; den durch ſeine treffliche Verwendung im k. k. Münz- und Antiken-Cabinet vortheilhaft bekannten Hrn. Fendi; — den in der Architectur ſo ſehr ausgezeichneten Hrn v. Pian, und in aller Vielſeitigkeit ſeines ſchönen Talentes, Hrn. Lanzedelli, mit mehreren andern Künſtlern, deren Zahl ſich täglich vermehrt, und deren Eifer das Gelingen ihrer ausgezeichneten Bemühungen ungemein ſteigert.

Wie mannigfaltig auch die Ausbeute der Lithographie für vaterländiſche Kunſt und Wiſſenſchaft ſeyn möge, eben dieſen Meiſtern wird immer vorzugsweiſe das erſte Verdienſt um ihre wohlthätige Erweiterung und Anwendung bey Uns bleiben, ſo wie dem lange unter Carl Gerolds Firma und Befugniß arbeitenden Verein, der aber nun ſein eigenes, der regſten Theilnahme würdiges »lithographiſches Inſtitut« (Kärnthnerſtraße, im Bürgerſpital) eröffnet hat, die Palme nimmermehr ſtreitig gemacht werden kann, durch zweckmäßige Auswahl, durch raſtloſes, uneigennütziges Streben, nicht ſelten mit Verſchmähung des bloß augenblicklichen klingenden Gewinnes, für wahrhaft nationale Zwecke, und zu höherem Aufſchwung ihrer Kunſt auf das rühmlichſte hingearbeitet, und den Vorläufern in München, London und Paris, bereits entſchieden den Vorrang abgewonnen zu haben.

Ungemein viel dankt dieſer, zu ſchönen Erwartungen berechtigende Verein, laut ſeinem eignen Anrühmen, dem unermüdeten Fleiß und der Geſchicklichkeit ſeiner Manipulanten, inſonderheit Herrn Kühn. — Handelt es ſich nämlich um Vervollkommnung des Steindruckes für die großen Zwecke des Lebens, der Kunſt und des Staates, ſo iſt der Zeichenkünſtler nicht unbedingt und überhaupt, die Hauptperſon, wie ein Theil des Publicums wähnte, ſondern nur in Bezug, auf Zeichnungsrichtigkeit, auf Compoſition und Art und Weiſe, den Stein zu benützen. Allein die weitere Behandlung iſt es, die jene ſchlummernde Schöpfung zu ſolcher Gemeinnützigkeit und Vervielfältigung ins Leben ruft; wie es denn auch ſcheint, die Lithographie ſey gleichſam nur deßhalb ſo lange im Schooße der Zeiten verborgen geblieben, um der Kupferſtecherkunſt die Zeit zu laſſen, ſich (jedoch auch nur von einer mäßigen Zahl wahrhaft ausgezeichneter Künſtler), auf den gegenwärtigen Grad der Vollendung und Reife gebracht zu ſehen. Denn, hätte bereits vor dreihundert Jahren ein ähnlicher Zufall den Steindruck aus ſeinem Schlafe geweckt, und wäre dieſer daher der Zeit noch zuvorgekommen, ſo würde bey der weit leichteren und dem Zeichenkünſtler entſprechenderen Selbſtanwendung der Lithographie, vielleicht Niemand darauf verfallen ſeyn, den Kupferſtich, als Mittel der Vervielfältigung gebrauchen zu wollen.

Kupferſtecherei und Lithographie haben durchaus gar keine Urſache, ſich wechſelſeitig zu beneiden, denn es beſitzt jede aus beyden eigenthümliche Vorzüge, welche ihr die andere kaum jemals abgewinnen dürfte, und ſie ſtehen von einander getrennt, als beſondere Kunſtzweige, obſchon ſie dem flüchtigen Blick, ſo ferne auf die Art der Hervorbringung keine Rückſicht genommen wird, aus Einem Stamme hervorzuſproſſen ſcheinen. Die Frage iſt wohl unfruchtbar und ſpitzfindig, ob die Kupferſtecherkunſt ſo viele Jünger gefunden haben würde, wenn ſie ihren ruhmvollen Pfad, gleich von Anbeginn, Hand in Hand mit dem Steindruck hätte fortwandern müſſen, oder gar von ihm, als dem ältern, überholt worden wäre? — Wenn ſich künftig mehr und mehr, nur die vollendetſten Meiſterhände der Kupferſtecherei widmen ſollten, ſo wird dieſes unſtreitig für ſie und für den Kunſtgenius überhaupt, nur ein reiner Gewinn mehr ſeyn!

(Schluß folgt.)

* * *

Des Jokus Wochengabe;

mitgetheilt von J. F. Caſtelli.

II.

Sprichwort: Wo der Wirth ſelber ſtiehlt, findet ein fremder Dieb nichts.

1.) Beſchwerden und Fragen über Abhülfe.

Erſtes halbes Dutzend.

Es gibt Dinge, Handlungen, Zulaſſungen u. ſ. w., welche, ſtrenge genommen, nicht *unrecht*, ja nicht einmal *unbillig* genannt werden können, und welche doch *Viele* ſo ſehr und mit ſo *vollem Rechte* verdrießen, daß der Verdruß der *Einigen*, welcher durch Abſchaffung derſelben entſtehen würde, nicht damit concurriren kann. Derlei Dinge hat ſich ein Freund von mir, ein Hypochonder im ganzen Sinne des Wortes, der ſich, wo er ging, die Nägel an den Fingern abbiß, und dem nichts recht war, aufgezeichnet, und bey ſeinem jüngſterfolgten Abſterben kamen ſie mir in die Hände. Ich will ſie mittheilen, wie ich ſie fand. Sollte auch nur *einem* derſelben durch dieſe Oeffentlichmachung abgeholfen werden, ſo wäre dadurch ſchon etwas gewonnen.

1.) Das Kommen Derjenigen, welche Sperrſitze im Theater haben, mitten unter dem Acte, iſt äußerſt läſtig. Einerſeits hat Jemand, der einen Sperrſitz nahm, wohl auch das Recht, denſelben einzunehmen *wann* er will, andererſeits hat aber auch der, welcher mitten im Parterre ſteht, das Recht, das kleine Plätzchen, worauf ſeine beiden Fußſohlen Platz haben, zu behaupten, und wird doch nicht ſelten durch das Gedränge, welches ein ſolcher Späterkommender verurſacht, davon weggedrängt. Auch verliert durch ſolch ein Geräuſch oft das halbe Publicum den Faden des Stückes. Sollte es nicht thunlich ſeyn, daß ein Späterkommender warten müßte, bis ein Act zu Ende wäre, und dann erſt ſein Sperrſitz ihm geöffnet werde? Das Glöckchen, welches im Theater an der Wien geläutet wird, wenn Jemand mit einem Sperrſitze eintritt, iſt vollends ärgerlich, und es klang mir (ſo ſehr gedämpft es auch klingt) oft ſchon bis zur Hälfte eines Stückes unaufhaltſam ans Ohr.

2.) Das *Anſehen* iſt Etwas, was man Niemand verwehren kann, denn dazu hat er die Augen; aber es gibt Blicke, welche Niemand ertragen kann, ohne daß ſie ihm die Glut des Zornes in die Wangen treiben, und ohne daß ſich ſeine Rechte unwillkührlich hebt. — Da nun Niemand befugt iſt, ſich ſelbſt Recht zu verſchaffen, auch ein Blick kein Gegenſtand iſt, worüber man irgend Jemanden, bey was immer für einem Gerichte verklagen kann: wäre es nicht gut, wenn man *Blicks-Commiſſarien* aufſtellte, ſo wie man einſt *Schwatz-Commiſſarien* aufgeſtellt hatte?

3) Es iſt doch entſetzlich, daß die redlichſten, rechtlichſten Leute, welche ſich eher ſelbſt erſchießen würden, ehe ſie auch nur einen Pfennig fremden Gutes veruntreuen, ſich doch nichts daraus machen, ein *geliehenes Buch* zurückzubehalten. Ich habe auf dieſe Art eine Bibliothek von beynahe 500 Bänden, wovon kein einziges Werk mehr vollſtändig iſt, und doch iſt das Geſuch: Lei-

hen Sie mir ein Buch,“ das Erſte, womit man Bekanntſchaften anknüpft, und das Unbedeutendſte, was man an Jemanden thun zu können glaubt.

4.) Wenn in derſelben Gaſſe, bey zwei gegenüberſtehenden Häuſern Holz gehauen wird, ſo möchte der Teufel durch dieſe Straße gehen. Entweder ſteht man in Gefahr, von dem Holzhauer links oder von Jenem rechts Eines auf den Kopf zu kriegen, oder man riskirt, daß ein vorüberrollender Wagen uns den Rockſchoß mitnimmt, oder man tritt in den Koth bis über den Knöchel, und wagt man es, nahe an der Sägefrau, über das Holz zu treten, ſo wirft dieſe Einem ein paar hübſche Namen nach. — Wohin ſoll der Chriſtenmenſch in einem ſolchen Falle treten?

5.) Es gibt Laternen, welche einen ſo blendenden Strahl auf den Entgegenkommenden werfen, daß man in Verſuchung käme, denjenigen, der ſie trägt, derb auszuſchelten, wenn man ihn nur auch ſehen könnte. Eine derlei Aufklärung ſollte unterdrückt werden.

6.) Ich habe einige kleine Gedichte gemacht, und ſie guten Freunden in Abſchrift gegeben; dieſe ließen ſie wieder abſchreiben, ſo kamen ſie von Hand zu Hand, und die ſechste Abſchrift war ſo fehlerhaft, daß ich das Gedicht gar nicht mehr erkannte. Jedem Abſchreiber, der auch nur einen i-Punct ausließe, ſollte man mit Tinte einen Bart machen dürfen.

a.) Der Catarrh.

Gern ſang ich manchmal Euch ein Lied,
  Und glaub' auch, es würde gelingen;
Doch, bin ich noch ſo eifrig bemüht,
  So läßt der Catarrh mich nicht ſingen.
Den wichtigſten Satz, das bedeutendſte Wort
Nimmt mir der Huſten vom Munde fort,
  Hm! — Hm! — da kommt er ſchon wieder.

Ach! unſere Frauen beſang' ich ſo gern,
  Wie ſie unſre Tage verſchönen;
Im Dunkeln uns leuchten, ein ſchimmernder Stern,
  Und uns mit dem Leben verſöhnen,
Wie ſie haſſen Mode und Ziererei,
Nur Einen lieben, und brav ſind, und treu —
  Hm! — Hm! da kömmt mir der Huſten.

Und unſern Poeten ſang' ich ein Lied,
  Die nach dem Schönen nur ringen,
Den Unſinn meiden, nur einzig bemüht,
  Rein, wahr und verſtändlich zu ſingen.
Was ſind Horaz und Anacreon
Gen einen neueren Muſenſohn — ? —
  Hm! — Hm! — der verfluchte Huſten!

Auch unſere Muſiker — höret ſie nur,
  Das Heil'ge der Tonkunſt beachtend,
Verfolgen ſie Wahrheit allein und Natur,
  Die Schnörkeleien verachtend.

Sie machen zum Scherze kein traurig Geſicht,
Wo's traurig erklingen ſoll, tändeln ſie nicht —
Hm! — Hm! der Huſten wird ärger.

Auch unſeren Schaubühnen ſäng' ich ſo gern,
Und ihren Prieſtern zu Ehren,
Selbſt den Recenſenten, den grämlichen Herrn,
Die nie ſich mit Lügen beſchweren,
Die ſchonend nur tadeln, — mit ruhmvoller Brunſt
Zum Maßſtab allein die Würde der Kunſt —
Hm! — Hm! ſchon wieder der Huſten.

Ich möchte noch einer großen Schaar
Wohl meine Achtung bezeugen,
Bin aber heiſer faſt immerdar,
Und darum will lieber ich ſchweigen;
Nicht einmal dieſes mein eigenes Lied
Kann ſelber ich loben, wie's öfters geſchieht,
Hm! — Hm! — der unleidliche Huſten.

J. F. Caſtelli.

3.) Merkurs Rapport an Jokus

über die komiſchen Tagesbegebenheiten auf der Unterwelt, theils vom Hörenſagen, theils aus Zeitſchriften.

Die »vaterländiſchen Blätter« (ſagt der Berliner Geſellſchafter) enthalten folgende merkwürdige Grabſchrift, auf dem Monumente des im Jahre 1721 zu Nobitz verſtorbenen Pfarrers, Caſpar Weiſenborn: »Allhier, in dieſer Gegend iſt vergraben ein verſiegter Born, der weil. wohlehrwürdige, großachtbare und wohlgelahrte Hr. Magiſter Caſpar Weiſenborn, Paſtor der hieſigen Kirchen zu Nobitz und Wilchwitz, welcher zwar von dem Brunnquell alles Guten entſprungen, aber durch das Gift der Erbſünde befleckt, hervorgequollen in der Aue dieſer Welt anno Chriſti 1653 den 11. October. Der Fels, davon er gehauen iſt, war Michael Weiſenborn, ein Gärtner in Molau, der Brunnen Gruft, daraus er gegraben, war Frau Maria, eine geborne Enderin, jedoch iſt er in dem freien offenen Born wider die Sünde durch das Waſſer bald im Wort gereiniget, mit dem Brunn der Weisheit bey dem Brünnlein Israel in Naumburg, Leipzig und Jena erfüllt, durch Gottes Hand in dieſen Garten Chriſti geleitet anno 1688, und mit Jungfer Roſine Stern anno 1689 vereinigt, in 9 Strömlein vertheilt worden, und iſt, nachdem er 33 Jahre allhier gequollen hatte, im 68. Jahre ſeines Alters, den 8. Juni 1721, in aller Stille hier vertrocknet.« — (Das heißt ein Gleichniß weit treiben!)

Paris iſt jetzt der Olymp, man bekommt daſelbſt Nectar. Ein Chemiker, Namens Lieber, verfertigt ihn. Seiner Wirkung fehlt nur die Unſterblichkeit, aber wenigſtens macht er dick und fett, etwas, das vielen der dortigen Halbgötter abgeht. (Independent.)

In Pera (Türkey) gab im Auguſt ein Verein deutſcher Theaterfreunde das Kotzebue'ſche Luſtſpiel: Schach Wampum. Im zweiten Acte kamen mehrere Türken in den Saal, und fanden ſich ſo darüber entrüſtet, Muſelmänner als Ungetreue dargeſtellt zu ſehen, daß ſie Schauſpieler und Zuſchauer ausprügelten. (Independent.)

Jemand, der die Oper Tancred zum erſtenmale hörte, ward von der Cavatine di tanti palpiti ſo außerordentlich bezaubert, daß er ſich einen Knopf in ſein Schnupftuch machte, um dieſe Arie ja nicht zu vergeſſen.

In den Garten von Stow, dem Herzog von Buckingham gehörig, ſteht ein Tempel, den brittiſchen Edlen geweiht, vor demſelben ein Grabmal, mit folgender Inſchrift: »Dem Gedächtniß des Signor Fido, eines Italieners von guter Abkunft. Er kam nach England, auf ehrenvollen Erwerb bedacht. Er jagte nicht nach Ruhm, erhielt ihn aber, weniger auf das Lob, als auf die Liebe ſeiner Freunde bedacht; obſchon unter den Großen lebend, ergab er ſich keinem ihrer Laſter. Ohne ein Frömmler zu ſeyn, zweifelte er doch an keinem Glaubensartikel. Heißt der Natur folgen und die Geſetze der Geſellſchaft achten ein Philoſoph ſeyn, ſo war er ein vollkommener Philoſoph, ein treuer Freund, ein angenehmer Geſellſchafter, ein liebender Gatte, und Vater einer zahlreichen Nachkommenſchaft, welche unter ſeinen Augen eine gute Laufbahn einſchlug. In ſeinem Alter zog er ſich in das Haus eines Landpfarrers zurück, wo er ſein irdiſches Leben vollendete, mit dem Ruhme ſeines Geſchlechts. — Leſer! dieſer Stein führt nicht die Sprache der Schmeichelei, denn der, deſſen Namen er führt, war — ein Grauhund. (Morn. Chron.)

(Das nächſt. Mal mehr.)

Allgemeine Novelliſtik.

Nach einer Pauſe von fünf Jahren iſt die neue Folge der vaterländiſchen Taſchenbücher des Freih. v. Hormayr *) um ſo mehr eine höchſt anſprechende, willkommene Erſcheinung, als ſie von einem umfaſſenderen, mehr populären Plane ausgeht. »Herzerhebende Züge aus der vaterländiſchen Vorwelt, aus den Jahrbüchern der Habsburger, aus den Chroniken unſerer edelſten Familien, betriebſamer Städte und klöſterlicher Aſyle, Denkmahle der Römerwelt wie des Ritterthums, Leben und Bildniſſe großer Männer und Frauen, Reiſen und Entdeckungen, rühmenswerthe Verſuche oder Meiſterſtücke der Zeitgenoſſen, Verewigung neuer Ereigniſſe«; das ſind die Geſichtspuncte einer Unternehmung, deren befriedigendes Gelingen durch den Ernſt, den regen Eifer und glücklichen Erfolg, womit der Freih. v. Hormayr die dunkeln Spuren der vaterländiſchen Vorwelt, und vorzugsweiſe des Mittelalters, verfolgte, wohl hinreichend verbürgt ward. — Wiewohl mit dem Geiſt und Ziel dieſes Taſchenbuches im innigſten Zuſammenhang, iſt indeß hier nicht der Ort, näher zu berühren, was er als Entdecker und Commentator ſo vieler geſchichtlichen Quellen, in ſeiner Tirolergeſchichte, in ſeinen Beyträgen zum Tiroliſchen Mittelalter, ſeinen Tiroler-Almanachen, dem Archiv für Süddeutſchland, dem Archiv für Geographie, Geſchichte ꝛc. endlich in den Abhandlungen aus dem Oeſterreichiſchen Staatsrechte geleiſtet hat. Weit fruchtbringender hat er vielleicht gewirkt durch ſeine Lieblingsidee: die Vaterlandsgeſchichte überall mit redender und bildender Kunſt innig zu vermählen, und die Künſte vorzugsweiſe auf nationale Gegenſtände anzuwenden; durch die neuerliche Belebung des Quellenſtudiums in den Oeſterreichiſchen Abteien, und der ihm, wie natürlich, in ganz vorzüglichem Grad eigenen Archivswiſſenſchaft, ſo wie durch Erweckung und Aneiferung ſo vieler jugendlichen Talente. — Wäre ſein geiſtreicher Mitherausgeber und Freund, der Freih. Ludw. v. Mednyansky, als patriotiſcher Forſcher im Magyariſchen Alterthum und Staatsrecht, als oeconomiſcher und ſtatiſtiſcher Schriftſteller nicht längſt auf das Rühmlichſte bekannt, ſo verdiente ſchon ſein Entſchluß allgemeine

---

*) Taſchenbuch für die vaterländiſche Geſchichte, von den Freih. v. Hormayr und Mednyansky. Wien bey Strauß, 1820. Preis 10 fl. W. W.

Würdigung, als Ungar zum erſtenmal in deutſcher Sprache, und in Verbindung mit einem gefeyerten deutſchen Gelehrten aufzutreten, und ſo beyde Nationen ſich gegenſeitig immer mehr achten und lieben zu lehren.

Seine ſchöne und edle Aufgabe hat dieſes Taſchenbuch preiswürdig gelöſet. Nach einer geiſt-kraft- und gemüthreichen Erklärung des Umſchlages und der erſten vier Kupfer (Carl V. Bildniß, Kaiſer Albrechts Hund, Ernſt der Eiſerne und Salms Heldentod) wird es mit einem hiſtoriſchen Tagebuch für das thatenvolle Ungarn eröffnet, das uns wirklich auch an jedem Tage ein mehr oder weniger wichtiges Factum vorführt. — Maria, Königinn von Ungarn (wobey ihr Bildniß) vom Grafen von Mailath, iſt ein Gemälde voll Leben und Characteriſtik; Schottky's Ausflüge nach Lachſenburg (die erſte entſprechende Schilderung) zeugen eben ſo ſehr von glücklichem Forſcher- als Darſtellungs-Talent; die (durch zwey Kupfertafeln verſinnlichten) Burgen, Árva und Trentſin, ſprechen uns in ihrer Geſchichte, welche in die des ganzen Magyarenlandes ſo verhängnißvoll eingreift, durch bündige Klarheit und romantiſchen Reiz gleich belohnend an, wie nicht minder die ereignißreiche, friſch und männlich durchgeführte Biographie, Thomas v. Nádaſd, des großen Palatin, vom Freih. v. Mednyánſky, und in ihrer Art die des Janus Pannonius, vom Grafen v. Teleky. In der Rubrik: Ahnentafeln, welche die Tendenz hat »unſere edelſten Familien, der Reihe nach urkundlich zu beleuchten, und die aus ihrer Mitte hervorragenden großen Beyſpiele, gleich leuchtenden Feuerzeichen empor zu halten,« ſo äußerſt wichtig für die Stemmatographie, erblicken wir die Berczeviczys, die Purgſtalle und Zierotine, nicht in trockner, kahler, genealogiſcher Aufzählung, ſondern in ſcharf gezeichneten Umriſſen und farbenvoller Lebendigkeit regſam ſich bewegen. In den dargebothenen 13 Sagen und Legenden, Zeichen und Wundern (wie ſehr geeignet zu metriſcher und dramatiſcher Behandlung!) weht ein ächt romantiſcher Geiſt, ſchwelgt eine Fülle von Bildern, die ſchaurig und ſanft zumal die ahnende Seele des Leſers erfüllen, und ſeinen aufgeregten Geiſt mit magiſcher Gewalt in das duftende Blüthenland der Phantaſie verſetzen. Merkwürdig ferner iſt Primiſſers Nachricht über den, der Ambraſer Sammlung angehörigen Codex: Freidals Turnierbuch (Max I. Kämpfe und Turniere darſtellend); Wartingers Mittheilung urkundlicher Stellen aus dem 14., 15. und 16. Jahrhundert über die Muhrſchiffahrt ſtromaufwärts und der Daten über die verſchwundene Stadt Zeup an der Sulm; eben ſo das, was Graf Mailath gediegen über Gideon Grafen Raday d. A. verkündet. Von den, das Taſchenbuch zierenden Dichtungen ſpricht jede durch eigenthümliche Reize und Vorzüge des Stoffs oder der Form an. So iſt des Freih. v. Rothkirch leicht hingehauchte Ballade: die Verbannten am Morgarten voll rührender Züge; der Schaffgotſche Wappenſchild, von J. G. Freih. von Zedlitz, blühend und kraftvoll, wie ſein Aufruf an Oeſterreich (1813.); ſo ziehen Köffingers: Bizko, noch ungleich mehr aber die hohe Taufe Rudolphs; von M. v. Collin, ernſt und lieblich durch das die Zeit der beſungenen Helden ſo treu rückſpiegelnde Colorit an. In Werners Oſtermontag zu Seefeld, dieſer kühnen, kraft- und ſchwungvollen Legende, waltet ein Genius, der mit unwiderſtehlicher Herrſchaft hinreißt und feſſelt, wenn auch auf die verſchiedenſten Weiſen. Wir ſehen ſie als einen Gegenſtand der widerſprechendſten, ſich eben ſo oft ſcharf kreuzenden als völlig gegen einander aufhebenden Anſichten und Urtheile, und deßwegen wollen wir uns in der nächſten Nr. erlauben, dieſe hehre Dichtung etwas näher zu beleuchten, wobey wir übrigens, was ſich wohl von ſelbſt verſtehen mag, keineswegs die Abſicht haben, jenen Urtheilen eine abſolute Richtung zu geben. Gſr.

Die Erwartungen aller gründlichen Sprachforſcher nicht bloß in Rußland, ſondern auch in andern Ländern, ſind auf die Sprachlehre des bekannten ruſſiſchen Schriftſtellers, Hrn. v. Gretſch, womit er ſich ſchon über 10 Jahre beſchäftigt, geſpannt. Man verſpricht ſich ſehr viel davon, da man geſehen hat, mit welcher Gründlichkeit und Sachkenntniß er die Sprachlehre der ruſſiſchen Academie beurtheilt hat, und da man weiß, daß der berühmte Dichter, Hr. v. Schukowsky, ihm ſeine grammaticaliſchen Beobachtungen, welche er für ſeine Schülerinn, die Großfürſtinn Alexandra Feodorowna, geſchrieben, zu beliebigem Gebrauche überlaſſen hat. Wer es weiß, wie mangelhaft die bis jetzt herausgegebenen ruſſiſchen Sprachlehren waren, der wird Hrn. v. Gretſch ſehr großen Dank wiſſen, wenn er die Erwartungen des Publicums rechtfertigen wird. K.

Von Freim. Walters Geſchichte der Menſchheit, deren 1. Band wir in Nr. 24 II. B. unſ. Zeitſchrift angezeigt haben, wird eheſtens der 2. erſcheinen. Die Hauptgegenſtände jenes erſten Bandes ſind: Urſprung der Welt und der Menſchheit, deren Wiege, Urland, Stand der Natur und Unſchuld, theilweiſe Entartung und Verwilderung neben aufkeimender Geiſtesbildung der Menſchheit, in Anſehung ihrer politiſchen, ſittlich religiöſen, philoſophiſch-wiſſenſchaftlichen und äſthetiſchen Cultur aller ſchönen Künſte ꝛc. Urland, Urvolk, Urſtaat, Urvertrag, Urſprache und deren Ausbildung; reine Naturſtaaten, geſchichtlicher Staatenurſprung, Alter der Menſchheit ꝛc.

Mit einem ſeltenen Vergnügen ſieht man aus der ſiebenten Rechnung der Unterſtüzung-Anſtalt für Blinde in Schaffhauſen (1819), wie bey unverdroſſenem Eifer und gefühlvollem Bemühen, ein ſchwacher Keim in geringer Zeit zu freudiger Entfaltung gebracht werden kann. Dieſer Fond, der jetzt 4450 fl. Vermögen zeigt, erwuchs zuerſt aus den kleinſten Beyträgen, zu denen dann freilich größere Gaben geleitet wurden. Dieſe Stiftung iſt mehr als ein Votivgemählde und eine Wallfahrt, ein Denkmal des Dankes im Sinn des Chriſtenthums. Ihr Vorſteher war ſelbſt ſeit ſeinen erſten Jahren blind; geheilt durch Dr. Jung, widmet er ſich nun einzig den Nothleidenden, und beſonders dem Bemühen, armen Blinden ihr Los zu verſüßen.

Wir ſind aufmerkſam gemacht worden, daß der, der Gratzer-Zeitung beyliegende »Aufmerkſame« (eine Art Intelligenzblatt) gar zu aufmerkſam, oder eigentlich zu unaufmerkſam ſey. Es ſollen nämlich mehrere, ſelbſt längere Aufſätze aus unſerer Zeitſchrift, darin wörtlich nachgedruckt ſeyn, und ſogar ohne Angabe der Quelle. Das wäre doch wahrlich etwas arg, und verdiente ernſtlich eine öffentliche — Rüge. Der Redacteur der Gratzer-Zeitung, Hr. K., iſt das, was ein Redacteur (nach der Definition im Converſ. Lex.) ſeyn ſoll, ein Mann von gewandter Feder, Beleſenheit, Kenntniſſen, Geſchmack, Umſicht ꝛc., aber (wenn Obiges wirklich der Fall wäre) zugleich einer wie er nicht ſeyn ſoll, denn wenn die inländiſchen Blätter einander plündern wollten, ſo würde eine ſaubere vaterländiſche Journaliſtik heraus kommen. Wir haben die Ehre zu erinnern, daß wir ein anſtändiges Honorar zahlen, und es uns daher weder gleichgültig ſeyn kann noch darf, wenn — uns weiterhin ſolche Aufmerkſamkeiten widerfahren.

Von dieſer mit Abbildungen und Beilagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Gräffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Pränumerationspreis viertelj. 7 fl. W. W., durch die k. k. Poſt 17 fl. W. W. halbj. — Beyträge (Wiener-Tagesneuigkeiten ſind ſehr willkommen,) beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Induſtrie-Beilage

zum

Converſationblatt.

I.

(Wien, den 13. Jänner.)

Glück auf! iſt des Bergmanns Zuruf und Gruß, und gilt ihm ſtatt aller Grüße. Er erheitert im dunkeln Schachte ſeinen Sinn durch ein fröhliches Glück auf! und denkt dabey an die lichte Höhe, die er nach ſechsſtündiger gefahrvoller Arbeit erklimmen wird. Wir entlehnen dieſen Gruß vom Bergmanne und bringen ihn jedem Gewerbtreibenden zum neuen Jahre. Das alte Jahr liegt unten in der Strecke; man prüfe was zu Tage gefördert, ob's blinkend Erz oder taubes Geſtein war; er danke dem Himmel im erſteren, und hoffe auf Erſatz im letzteren Falle; er beginne mit Hoffnung und Muth den neuen Bau, und können wir durch dieſe Blätter ein geringes Schärflein zum glücklicheren Erfolg desſelben beytragen, ſo wäre unſer Zweck erreicht. Wir hoffen, daß unſer Wille und dieſer kleine Verſuch erkannt, wir durch Beyträge in unſerm Unternehmen unterſtützt werden, und rufen muthig: Glück auf, zum neuen Jahr!

Die bunten Früchte des Winters, mit denen uns nicht die Natur, aber fleißige Künſtler, Buchbinder ꝛc. beſchenken — die Neujahrsbillette — ſind uns auch in dieſem Jahre in großer Fülle, aber Schade, nicht alle — reif — geworden. Zurückſchreiten oder ſtehen bleiben ſollte man in keiner, ſelbſt der unbedeutendſten Sache nicht. — Wir ſehen mit Bedauern einen Schwall ſchlecht gezeichneter, geſtochener und illuminirter Blätter vor uns, und nur ſehr wenig Geſchmackvolles. Wir vermiſſen unter den ſogenannten mechaniſchen Billetten die glücklichen Ideen der früheren Jahre, und können nur einige wenige ausheben: 1.) den zur Thüre einſchreitenden Gratulanten. — 2.) das ſich die Hände reichende Liebes-Paar, bey dem wir wohl glaubten, daß ſie ſich ſchon mit Du benennen dürften. Nr. 4, trau, ſchau, wem, Nr. 80 bey B., 3.) den backenden Kanditor — bitten uns aber mit Damen und Herren, Nr. 70 u. 82 (wovon erſtere, im Vorbeigehen geſagt, moderner coeffürt ſeyn dürfte) welche ihre Liebeserklärungen aus der Bruſt herausziehen, künftig zu verſchonen; denn es fällt uns dabey unwillkührlich Leporello's Regiſter ein, und wir ziehen faſt die nicht ſehr gefällige Manier, mit der man den engliſchen Karrikaturen die Worte in den Mund legt, vor. Wir zollen der Idee mit dem Accorde einigen Beyfall, meinen aber, es dürfte hier bloß Mutterfreuden heißen. Auch erinnert uns der Hals der Dame an eine Marionetten-Figur, die wir einmal in einem Policinell-Kaſten geſehen, und die den Hals ſo lang machen konnte, als ſie nur wollte. — Die Idee mit den ſich begrünenden Felſen wäre, beßer ausgeführt, gar nicht übel — ſo wie auch die ſich umarmende Familie, Nr. 3 bey B., recht gut iſt. Dagege[illegible] bedauern wir, daß die Billette mit goldgepreßten Rändern und erhobenen [illegible], ſich des erſten Platzes bemächtigt haben, weil dieſe Art den Geſchmack gar nicht veredelt, können aber nicht laugnen, daß manche recht gefällige ſich darunter befinden, z. B. Die rothe Roſe von Crepp auf dem ſeidnen Grunde — die, die vier Jahrszeiten bezeichnenden Kränze — das mit den Attributen der Muſik u. ſ. w., rathen aber, zu dem Sprüchlein:

»Sey rein wie ſie
und welke nie.«

doch lieber einen weißen Stoff zur Roſe, als gelbes Stroh, welches freilich nicht welken kann, da es ſchon Verwelktes iſt, zu wählen. Von einfachen Billetts loben wir die mit Muſiv-Gold bedruckten, ferner die mit guilouſchirten Grunde verſehenen und nachher mit einem einfachen Namen bedruckten, tadeln aber den größten Theil der weißgepreßten, weil deren Muſter zu überladen und deren Papier zu grob gewählt iſt.

Unter den hier ſo vortrefflich angefertigten Blaſe-Inſtrumenten dürften wir wohl den Flöten der Herrn St. Koch (Neubau, Ziegelſtraſſe Nr. 101) und Franz Harrach (Leopoldſtadt Herrengaſſe Nr. 273) den erſten Platz anweiſen; müſſen ihnen, im Vergleiche mit den Berlinern, von Griesling und Schlott, den Breslauern von Paucker, den Dresdnern von Gränzer Wwe. und mehreren uns vorgekommenen Straßburger- und Pariſer-Flöten, einen bedeutenden Vorzug einräumen, und da ſie bey zum Theil theuererem rohen Material dennoch verhältnißmäßig billig zu ſtehen kommen, ſo konnen wir ſelbige dem In- und Auslande nicht genug empfehlen. Sie unterſcheiden ſich hauptſächlich durch ſchönen, vollen und richtigen Ton und folgende Vorzüge von den auswärtigen: a) durch Erweiterung des Umfanges des Inſtrumentes, worauf man jetzt alle ganzen und halben Töne bis ins tiefe H mit großer Reinheit angeben kann. b.) in der ſinnreichen und bequemen Anlage der Klappen, welche mit Ventilen verſehen und beßer als die belederten, die nicht immer ganz luftdicht bleiben, ſchließen. c.) durch das Mundloch, welchem, ſtatt der frühen ovalen, eine ſich dem Vierecke nähernde Form gegeben, und das dadurch die Töne leichter und voller angibt. d.) daß man ſtatt der vielen Mittelſtücke wieder auf dem Auszuge, welcher auch anwendbarer, zurückgekommen iſt, da man dadurch die Stimmung mehr in ſeiner Gewalt hat und auch das Inſtrument compendiöſer wird. e) dadurch, daß die Löcher der Klappen und die Gabeln, worin die Federn liegen, mit Silber oder Meßing ausgefüttert ſind. — Bey Koch findet man außer den Inſtrumenten von Buchsbaum und Ebenholz auch welche von dem ſo ſehr beliebten Grenadill-Holz, u. z. von der ſchwarzen und der braunen Sorte. Wir finden daß dieſes Holz zum Gebrauch für Flöten große Vorzuge vor jedem andern beſitzt, und die Töne runder und metalliſcher als bey Inſtrumenten von andern Holzarten ſind. Man ſcheint ſich deſſen während der Colonial-Sperre, wo es nicht zu erhalten war, entwöhnt zu haben, denn früher hat man Inſtrumente davon doppelt ſo hoch als die von Ebenholze geſtellt *); es hat die gute Eigenſchaft, daß durch ein ihm eigenthümliches Harz, auch dann,

---

*) Friedrich II. beſaß mehrere Flöten von dieſem Holze.

wenn das Inſtrument altert, der Ton nicht verliert, welches beym Eben- und Buchsbaum-Holze nicht der Fall iſt, da dieſes mit der Zeit ſpröder und der Ton dadurch rauher wird. Doch hat auch dieſes Grenadill-Holz ſeine Gegner, und nicht mit Unrecht wirft man ihm ſeine Schwere vor, wodurch das nach jetziger Art ſehr verlängerte Inſtrument, dem Blaſenden oft läſtig wird; auch iſt Herr Harrach der Meinung, daß zu feſtes Holz, den Ton zu prall bilde, und führt die Beyſpiele der Elfenbein- und der Kriſtall-Floten an, welche dieſe Fehler in einem hohen Grade beſitzen; dieſer zieht ſogar ein ſtark poröſes und mehr grau als ſchwarzes Ebenholz, dem feinen, feſten und glänzendſchwarzen vor, indem er behauptet, daß die Vibration des Tones weicher und elaſtiſcher im erſtern Falle ſey, und gleichſam eine Art Reſonnanz bilde. — Dieſe Meinung, ſo neu ſie iſt, ſcheint doch etwas für ſich zu haben, und wir bitten die hieſigen Künſtler um ſo mehr, uns ihre Meinungen hierüber mitzutheilen, da uns noch eine dritte Anſicht und zwar die des Hrn. Profeſſor Janusch in Prag, und die des Inſtrumentenmacher Bauer daſelbſt bekannt iſt, welche das Buchsbaumholz allem übrigen zu Flöten vorziehen.*) —

Die Wachslarven, welche in Wien angefertigt, und in der Niederlage am Bauernmarkt Nr. 616, und an mehreren Orten zu haben ſind, erreichen nicht allein, ſondern übertreffen noch in mancher Hinſicht die Venetianiſchen. Wir wünſchen den Fabrikanten um ſo mehr dazu Glück, da ſie durch Beharrlichkeit und Fleiß den Venetianern und Franzoſen einen Theil ihres Monopols abgedrungen haben, und die Preiſe verhältnißmäßig ſo billig ſtellen, daß auch Ausländer bey Beſtellungen ihre Rechnung finden dürften. — Die geringſten Sorten ſind wie die gewöhnlichen Larven von Leinwand, und haben einen dünnen wächſernen Anſtrich; ſie koſten 25 und 30 fl. W. W. das Dutzend, wovon letztere für Männer mit Backenbärten von natürlichen Haaren verſehen ſind. Wir rathen dem Verfertiger den Teint weniger weiß, und dem Fleiſche ähnlicher zu wählen; da ſie jetzt ein gar zu ſteinernes Anſehen haben. — Die beſſeren Sorten ſind ganz von Wachs, und ahmen in Hinſicht der Geſichtsfarbe die Natur täuſchend nach; ſie ſollen zwar beym Gebrauch etwas weich, doch aber viel weniger als die gewöhnlichen läſtig werden. (Das Stück 4 fl. 30 kr. W. W.) — Die feinſten ſind ſehr täuſchend, und mit natürlichen Haaren, ſo weit ſie das Geſicht bereichen, verſehen. (das Stück 10 fl. W. W.) — Wir finden ſowohl die einzelnen Proportionen, als die Zuſammenſtellung der männlichen und weiblichen Geſichtstheile recht gut, und können nicht läugnen, daß man wohl oft ein ſolches Geſicht ſchön nennt, können uns aber doch eines unbehaglichen Gefühls beym Anſchauen derſelben nicht erwähren, und wünſchen, daß der Künſtler, wenn er nicht zu idealiſiren vermag, und das Plaſtiſche in den Antinous-, Apollo-, Venus-, und Minerven Köpfen, entfernt nachzuahmen, ſich nicht unterfangen will, er doch der Natur treuer bleiben, und den ſo geregelten Zügen einige zarte regelloſe beyfügen möge, wodurch mehr Bewegung, Charakter und Leben in die jetzt ſo todten Formen gebracht werden könnten. Die männlichen und weiblichen Karrikatur-Larven (von feinem Wachs à 10 fl. W. W.) entſprechen unſern Forderungen bey weitem mehr, und wir freuen uns, daß der Künſtler nicht an der Klippe der Uebertreibung geſcheitert iſt, ſondern ſie uns nach der Natur voll Wahrheit und Leben gegeben hat. — Nur rathen wir ihm, weniger dunkelrothe Farbe in der Tiefe der Runzeln anzubringen, da die Vertiefungen ſelbſt ſchon dieſe Stellen genügend verdunklen.

---

*) Wir freuen uns bey dieſer Gelegenheit die Anzeige machen zu können, daß die Ruſſen, welche früher ihre Blaſe-Inſtrumente einzig und allein aus Preuſſen und Sachſen bezogen, ſich jetzt mit ihren Beſtellungen hierher wenden, und wirklich in dieſen Augenblick ein hier anweſender ruſſ. Kaufm. bedeutende Einkäufe gemacht hat.

Die mühſam und fein gefältelten Jabot's für Herren, und die allbeliebten Fraiſen fur Damen, haben den Wunſch erregt, dieſe mühevolle Arbeit vermoge einer Maſchine ſchöner und ſchneller verrichten zu können, wozu man die Nurnberger Verrichtung in einer hölzernen gekerbten Walze die man auf einem ebenfalls gekerbten Brettchen rollt, nicht genügend befunden hat. Referent hat daher die Zeichnung einer im Ausland erfundenen kleinen Maſchine dieſer Art einem hieſigen geſchickten Mechaniker mitgetheilt, und ihn veranlaßt ſolche anzufertigen. — Sie beſteht in zwei aufeinander laufenden 5 Zoll langen und 1 1/3 Zoll dicken Cylindern, deren Umkreiſe in 48 etwa 1 Linie tiefe Zähne (die jedoch auf der Oberfläche keinen ſcharfen Grad haben) getheilt ſind; dieſe Cylinber können vermöge einer Schraube weiter und dichter geſtellt, mit einer Kurbel und zwei ineinander laufende Zahnräder gedreht, und vermittelſt kleiner Bolzen geheitzt werden. — Die damit gefältelten Gegenſtände unterſcheiden ſich von denen ohne derſelben bearbeiteten, gerade wie geplättete Wäſche von der gemangelten, d. h. ſie bleiben länger ſauber und werden von der feuchten Luft nicht ſo ſchnell aus ihren Falten gebracht; außer dieſem gewährt der Gewinn an Zeit ſo bedeutende Vortheile, daß dieſe Maſchine (wie in einer andern großen Stadt) das Bedürfniß jeder gut eingerichteten Haushaltung und ausgezeichneten Wäſcherinn werden dürfte. Der Verfertiger hat dieſe Fältelmaſchine im hieſigen Auskunfts Bureau (am Michaelerplatz Nro. 3) zur Anſicht des Publicums und Annahme von Beſtellungen aufgeſtellt.

In Dresden beſitzt man durch die Einwirkung der Polizeybehorde ſeit dem Anfange des September des vorigen Jahres eine Fiacker-Anſtalt, und die Dresdner, denen ſonſt ein ziemlich entfernter Spaziergang nicht zu ermudend war, wiſſen ſich, da die Preiſe ſehr mäßig geſtellt, recht gut in dieſe Bequemlichkeit zu finden.

Es iſt ſonderbar, daß, indem man über die Fülle der erſcheinenden chemiſchen Schriften Klage fuhrt, der Oſter-Meß-Katholog nur 9 Artikel in dieſer Wiſſenſchaft: von denen P. T. Meißners Handbuch (Wien bey Gerold) den erſten Rang einnimmt, anzeigt und faſt alle Wiſſenſchaften fruchtbarer ſind, woraus erhellet, daß dieſe mit Recht ſo hochgeſtellte Wiſſenſchaft das Bewußtſein ihrer Würde fühlt und nur etwas Tüchtiges zu Tage zu fördern geneigt iſt.

Gedruckt bey J. B. Wallishausser.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

6.

(Wien, den 15. Jänner.)

Aus einer noch ungedruckten Erzählung;

von Dr. Al. Jeitteles.

1.) Brief.

Viel ſüße Fraue meine,
Euch ſend' ich dieſes Blatt,
Mein Bothe es erſcheine
In Piacenza's Stadt.

Es ſoll euch froh befunden.
Wie ich euch diente treu
In vielen böſen Stunden,
In wildem Schlachtgeſchrei.

Wie ich mir Ruhm erworben
Im guten deutſchen Land,
Vor Sehnſucht ſchier geſtorben
Am ſchönen Donauſtrand.

Geprieſen iſt mein Name,
Wie Roland lobeſan,
Und Iſabell' die Dame,
Für die ich All's gethan.

Nun ſoll mich nichts mehr halten
Vom lieben Vaterland,
Nicht böſen Zaubers Walten,
Noch falſcher Liebe Band.

Die Sterne nicht begehret.
Wer ſieht das Sonnenlicht;
Wer Iſabell' verehret,
Der dienet Andrer nicht.

Drum wollen Gott wir danken,
Der uns ſo wohl erhielt.

Dieweil wir, ſonder Wanken,
Nach Edlem nur gezielt.
Gott grüß euch, Iſabelle!
Bin nächſtens ſchon bey euch.
Und bin ich nur zur Stelle,
Bin ich im Himmelreich.

Nachſchrift.

Noch ſey euch dieß geſchrieben,
Dieweil's euch ſicher freut,
Geſund iſt auch geblieben
Mein Falk in manchem Streit.

Auf allen böſen Wegen
Hielt ſich mein Brauner gut,
Und blank iſt auch mein Degen
Troß vielem Heidenblut.

8.) In der Brautnacht, vor ihrem Fenſter.

Da oben liegt die Maid,
Um die ich hab' gefrei't,
Sie liegt wohl weich und warm,
Mich friert's — daß Gott erbarm!

Da oben liegt die Maid,
In Hochzeit-Freudigkeit,
Vor Schmerzen ſchier vergeht
Der Narr, der unten ſteht.

Da oben liegt die Maid,
Verſpottend ihren Eid,
Den Narren ſie verlacht,
Der ihr dieß Ständel macht.

Da oben lacht die Maid,
Weil mir zerſprang die Sait',
Weil Sait' und Herz zerſpringt,
Dem, der ſolch Ständel bringt.

Des Steindruckes Fortſchreiten in Oeſterreich.

(Schluß von Nr. 5.)

Die bis jetzt aus jenem lithographiſchen Inſtitut hervorgegangenen Blätter beweiſen, mit welcher äußerſten Beſcheidenheit die erſteren Ankündigungen geſprochen haben. — Man halte einmal des rühmlichſt bekannten Kiningers Meiſterzeichnung des du Jardin'ſchen Thierſtückes, oder der ſäugenden Tiegerinn von Rubens, — die trefflichen Blätter nach Teniers und

Oſtade durch Kininger und Fendi, den nach der Natur gezeichneten und mit neun Tonplatten in Farben ausgeführten Siebenbürger-Jahrmarkt von Lanzedelly, — die großen Landſchaften aus Illyrien und Siebenbürgen von Steinfeld, — die Bildniſſe von Rembrand und Rubens, durch Lanzedelly, jenes von Copernicus durch Schäffer ꝛc. oder die bildlichen Stammtafeln des Kaiſerhauſes, gleichfalls von dem unerſchöpflichen Lanzedelly, den geprieſenſten franzöſiſchen, brittiſchen oder Münchner Steindrücken entgegen und urtheile!

Die von eben dieſem lithographiſchen Inſtitute ſchon früher in der Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz am Eck der Goldſchmiedgaſſe) eingeleitete, überaus zweckmäßige Pränumeration und die neuerliche eben ſo erfreuliche Fürſorge, für zweckmäßige Behandlung und für genugſamen Vorrath des Materials, für Veredlung und Verbreitung des Geſchmackes, von jeglicher Elementarzeichnung bis hinauf zur vollendetſten Darſtellung, werden das Converſationblatt noch öfters mit Liebe und mit den ſchönſten Erwartungen beſchäftigen. — Bis dahin wollen wir von einer, in Oeſterreich ſo ſchnell aus dem Heimathslande verpflanzten und mit ſo überraſchendem Erfolge vervollkommneten Kunſt, nur noch einige Worte der Hoffnung und des Nationalſelbſtgefühls zu dem ächten Oeſterreicher ſprechen, der ein Vaterland hat, es kennt, es liebt und es auch Urſach hat zu lieben! —

Die Stammtafeln des regierenden Kaiſerhauſes, in Bildniſſen ganzer Figur ausgeführt, haben nebſt dem eigenen gediegenen Kunſtwerthe, auch noch einen hohen hiſtoriſchen. Sie ſind äußerſt gelungene Abbilder jener berühmten genealogiſchen Tafeln, welche der in allen Künſten des Friedens und Krieges unerſchöpfliche, wie in den Spielen der Freude, und in ritterlichen Abenteuern unermüdbare Maximilian I. durch die gelehrteſten Männer ſeiner Zeit, aller Orten unermüdet ſammeln, und mit den übrigen redenden Denkmahlen ſeines Ruhmes: dem Weyßkhunig, dem Freudal, dem Theurdank, der Triumph- und Ehrenpforte, den öſterreichiſchen Heiligen, den Memorienbüchern, ungetheilter Bewunderung und ſchwieriger Nacheiferung hinterließ. — Ihre Ausführung mit Tonplatten läßt wahrlich nichts zu wünſchen übrig, als daß, anzufangen von der lernbegierigen Jugend, von den eigenſten Pflegerinnen des Schönen und Zarten, in der Geſtalt, wie im Geiſt und Gemüth, von den Frauen, daß von dem treuen und biedern Volke an, bis hinauf zu denjenigen, die, am Steuer des Staates ſitzend, den Heerd jenes heiligen Feuers der Erziehung und Bildung, des Nationalgeiſtes und Nationalſtolzes bewahren; daß Allen und Jedem recht klar vors Auge treten möge: welch kräftiges Mittel zur Veredlung des Geſchmackes überhaupt, inſonderheit aber dazu uns durch den Steindruck gegeben ſey, unſere großen Männer, unſere großen Tage, klaſſiſchen Orte und herzerfriſchenden Rückerinnerungen, aus dem Grabe der Vergangenheit auferſtehen zu heißen, zum Lieblingsanblick und zum unentbehrlichen Hausrath, wie zum Gemeingut jedes Alters und jedes Geſchlechtes zu erheben, — und die alte Kindesliebe zum kaiſerlichen Vaterhaus immer neu zu entflammen durch jenen (trotz des helleniſchen und römiſchen Alterthums) unerſchöpflichen und beinahe noch unbenützten Cyklus des Hirten- und Ritterlebens der Habsburger?!

Höchſt erfreulich iſt es in dieſer Hinſicht, einen der gründlichſten Forſcher deutſcher Vorwelt und Kunſt, Herrn Cuſtos Primiſſer, der Lithographie ſo wohlwollend verbunden zu ſehen. — Jene Stammtafeln der regierenden Dynaſtie ſind aus den Schätzen des Ambraſſer-Kabinets, dieſes, durch Kraft und Schönheit, Fleiß und Kunſt wahrhaft einzigen intuitiven Accompagnements der heldenherrlichen Uebergangsepoche Max I. und Carls V. aus dem Mittelalter in die neueſte Zeit. — Auch »Freudals Turnierbuch«, dieſer prächtige Ehrenkranz, von Maxen, von dem letzten Ritter ſelbſt, am Grabe des Ritterthumes aufgehangen, ſoll uns zum unberechenbaren Gewinne für Genealogie und Heraldik, für die Geſchichte der Sitten, Künſte und Gewerbe, in der Folge durch den Steindruck geſchenkt werden. Wie weit läßt Freudal (M. S. über dieſe reiche Fundgrube, der Freyherren von Hormayr und Mednyansky Taſchenbuch für die vaterländiſche Geſchichte 1820) des verdienten Directors Schlichtegroll in München, lithographiſchen Verſuch mit Herzog Wilhelms von Baiern Turnierbuch hinter ſich zurück!? Auch Benvenuto Cellinis, durch Göthes unwiderſtehlichen Genius, neuerdings verewigtes Salzfaß, iſt verſprochen. — Der Hofrath Freyherr von Hormayr erboth ſich, zu all und jeder Begleitung hiſtoriſcher Kunſtwerke, durch einen angemeſſenen Text, wenn jene Portraits-Gallerie bis auf den jetzt regierenden Monarchen fortgeführt, und eine zweite Gallerie großer Momente aus den Jahrbüchern des Kaiſerhauſes, von des Grafen zu Habsburg Begegnung mit dem Prieſter auf der Jagd und von eben dieſes Rudolph hohem Wort an der Leiche des überwundenen Ottokar, begonnen würde. — Jeme Folgereihe von Bildniſſen wird zugleich mit einer Ueberſicht alles deſſen ſchließen, was in den noch unvollendeten drey Jahrzehenden der Herrſchaft Franz I., mitten unter beyſpielloſen Stürmen, im Innern, für die Künſte des Krieges und Friedens, für Verwaltung und Geſetzgebung, für Erziehung und Unterricht geleiſtet worden iſt.

Es iſt wohl ſehr überflüſſig, darauf hinzudeuten, welche mannigfaltige Blüthe, den Kenntnißen und Künſten, der Technik und Induſtrie, in ſo ferne durch den Steindruck eröffnet ſey; daß er naturhiſtoriſche, techniſche, mechaniſche, militäriſche Werke, mahleriſche Reiſen ꝛc. wegen der ſchweren Koſten des Kupferſtiches, ſonſt nur der Reicheren ausſchlieſſendes Eigenthum, nunmehr Jedem zugänglich mache, deſſen Beruf oder deſſen Unterricht es begehrt, — daß eime ungemeine Vervollkommnung der Lehr- und Leſebücher durch Anſchauung thunlich wird, — daß nach und nach, die unſterblichen Meiſterwerke, ſowohl der Alten, als auch der Neuern, eines Shakeſpeare, Göthe, Schiller, Johannes Müller, Wieland, Tieck ꝛc durch kleine bildliche Gallerien aus ihren Werken, daß die hehren Beyſpiele von Oeſterreichs ausgezeichnetſten Feldherren, Staatsmännern, Gelehrten, Künſtlern ꝛc. in ihren Portraits neu aufleben, — immer mehr in Mark und Blut übergehen, dadurch aber zugleich dem einheimiſchen Kunſttalent bereits bemerktermaſſen, die edelſte und gemeinnützigſte, von bloßer Nachahmung und Monotonie weit entfernte und wohl nicht ſo leicht verſiegende Quelle der Beſchäftigung ſich eröffne!! —

* * *

Techniſche Neuigkeiten; von —*

— Ein Künſtler in Gotha hat eine Doppelflinte verfertiget, welche weder Hahn noch Batterie hat, und aus welcher man 90 bis 100mal (mit dem bekannten Bertholletiſchen Pulver) ſchießen kann, ehe man Ein Mal wieder Zündpulver aufzuſchütten nöthig hat. Die Expedition des allgemeinen Anzeigers der Deutſchen gibt auf frei eingehende Briefe, und mit 6 Gr. Einlage für weiteres Porto, nähere Nachricht vom Erfinder. — Wohl mag dieſe Erfindung für das übrige Deutſchland neu ſeyn; hier in Wien verfertigt aber der bürgerl. Büchſenmacher, Contriner, ähnliche Gewehre ſchon ſeit mehreren Jahren.

— Hr. Joubert bezieht bekanntlich ſeit längerer Zeit, ohne allen Dünger, auf gewöhnlichem Grund und Boden, indem er ſich vorzüglich des Roggens als grüner Düngung bedient, die glänzendſten Ernten. Dieſe Methode macht nun in Ober-Italien die glücklichſten Fortſchritte.

— Der Spiegelfabrikant Lefevre, in Paris, hat einen enkauſtiſchen, ſehr wohlfeilen Ueberzug der Spiegel entdeckt, der Näſſe und Abreibung verträgt.

— Ein Hr. Collier hat in London eine Flinte mit ſieben Läufen verfertigt, deren einer von gewöhnlicher Länge und Dicke iſt, die übrigen ſechs, am Hintertheile angebrachten, ſind aber nur drey Zoll lang. Im Ganzen wiegt dieſe Flinte weniger, als ein gewöhnliches Gewehr. Man bewundert hieran beſonders den Mechanismus zum Laden und Abfeuern.

◆

Der Amaranth.

Der Amaranth war bey den Alten ein Zeichen der Unſterblichkeit.— Die Königinn Chriſtine von Schweden errichtete im Jahr 1653 den Orden des Amaranths. Die Medaille dieſes Ordens trug in Email einen Amaranth mit den Worten: Dolce nella memoria, als Umſchrift.

B. A. Coremans.

Allgemeine Novelliſtik.

Taſchenb. f. d. vaterl. Geſch. (Schluß.) Werners Oſtermontag zu Seefeld. Dieſe Dichtung iſt der erſte Lohn der Herausgeber für die mit ſichtbarer Vorliebe ausgeſtattete Rubrik: »Sagen und Legenden, Zeichen und Wunder,« die, wie es ſcheint, dem vaterländiſchen Hiſtorienmaler und Balladendichter, nach und nach eine ganze Gallerie nationaler Stoffe darbieten ſoll. Bey der ſpeziellen Beſchaffenheit dieſes Stoffes, ſchien es auch wohlgethan, daß er, neben dem Gedichte, rückwärts unter den Legenden S. 201, ſo erzählt ward, wie er in Denkmalen und Chroniken, im Munde und im Liede des Volkes lebt. Man fühlt ſchon in dieſer Erzählung, wie dieſer Stoff in ſeiner religiöſen Düſterheit, ſich der Werneriſchen Muſe, gleichſam mit Gewalt und vorzugsweiſe aufdringet.

Es fehlt dieſem Gedichte nicht an ſehr argen Härten, an ſprachwidrigen Verzerrungen, die recht leicht zu vermeiden geweſen wären, und die der ewigen und einzigen Richtſchnur aller Kunſt, den Geboten des *Schönen* keineswegs entſprechen. — Auch ſcheint uns der große Dichter (deſſen originelle Tiefen, Frau von *Stael* in ihrem Buch »über *Deutſchland*« mehr geahnet, als erſchöpft hat,) in der Ausführung etwas *manierirt* geworden, ja hier und da, aus Unkenntniß der Dialecte, aus einem in den andern gefallen zu ſeyn. — Aber, was iſt dieſes: »ubi plurima nitent! ? Seit *Bürgers* Lied von der Treue, ſeinem wilden Jäger und Lenardo und Blandine, iſt wohl kaum mehr eine ſolche, ächt *deutſche Ballade*, unſerer Erde entſproſſen. — *Bürger* hätte auch nichts dabey verloren, wenn er ſein: »Wir haun ja, als hackten wir Fleiſch zur Bank, — das Herz ihm ausgeriſſen und es dir nachgeſchmiſſen« ꝛc. bey Seite gelaſſen hätte! — Aber die Vermeidung ſolcher Auswüchſe verwandelt darum die canaanäiſchen *Waſſer-Krüge* der Versler und Dichterlinge, noch lange nicht in Wein. Einem ſolchen Meiſter darf und ſoll man auch bey auffallenden Anomalien, eigene *Anſichten* und *Abſichten* beymeſſen. Denn, daß *Werner* den Anſprüchen des *Wohllautes* und den Geſetzen des Rhythmus innig vertraut ſei, hat er doch in Stanzen und Sonetten zur Genüge bewieſen, die, auch ohne Taufſchein, die *italiſche* Abkunft verrathen. *Schmelzend* und *innig*, wie Wenige, war er wohl in mancher unvergeßlichen Stelle ſeiner »*Templer auf Cypern*« — und *quintilianiſche Correctheit* im Sinne der Waſſermänner, hat in unerträglicher Größe, neben allen Schauern des Gewiſſens, der Phantaſie und der Ewigkeit, ſein »vier und zwanzigſter Februar!!«

Wir haben ſagen hören, der Stoff ſey mehr *religiös* als *poetiſch*, eine Aeußerung, der es ſchwer ſeyn dürfte, vernünftigen Sinn abzugewinnen. — Freilich gibt es jetzt wieder eine Schule, die den *Verfall der Künſte*, einzig und allein der *Einführung des Chriſtenthums* zur Laſt legt, wozu denn freilich die *Eſtes* und die *Medicäer* und *Raphael* und *Michel Angelo*, unwiderſprechliche Documente beybringen, und die Frage: wer denn *ſeine Zeit*, ihre *Noth* und ihr *Geboth* beſſer erkannt habe, der Myſtiker *Conſtantin*, oder der aufgeklärte *Julian*? fand ſchon in *ihren* Tagen majeſtätiſch eingreifende Beantwortung. — In der That, es kömmt immer mehr in die Mode, daß das *Chriſtenthum*, im Gebiethe der *redenden und bildenden Kunſt*, erſt noch ein *Toleranzpatent* und eine *Gleichſtellung* mit der alten *Mythe* und mit dem *Koran* ſuppliziren müſſe!! Daß doch *Raphaelen* entgehen konnte, wie die *Diſputa*, das *Mirakel von Bolſena*, *Attila vor Leo* ꝛc. gar keine poetiſche Ader in ſich tragen!? — Während man alles *Wunderſame*, dem Geſchichtsforſcher und Künſtler mit vornehmem Mitleid verargt und es als einen wahren *Rücktritt* in der Cultur anſieht, daß ein ſo großer Mann wie Göthe, ſich noch mit dem Teufel abgeben möge, den man doch ſammt allen Spuck, durch die Bemühungen ſo vieler muthiger Männer ſeit *Thomaſius*, geglaubt habe, los zu ſein, läßt man dagegen des *Romulus* und *Remus* Wolfinn, mit reſpectvoller Verbeugung, für eine *hiſtoriſche Perſon* gelten, und wer weiß, wie nahe unſer glücklichſter Archäologe daran iſt, eine goldene Bulle oder wenigſtens ein Monogramm des *Jupiter Stator* zu entdecken!?

An poetiſcher Auffaſſung iſt dieſes neue Gedicht der *Werner*'ſchen Muſe unſtreitig meiſterhaft zu nennen. — So der *moſaiſch* ernſte Eingang, — *Horazens* »districtus ensis super impia cervice,« — die herrlichen Uebergänge von der *Beſchreibung* auf die *Reflexion* und umgekehrt, von *Brunehild* auf *Oswalden*, — von dem *Seefelder* Kirchlein auf den Schloßberg, und von den Gluthen der Verzweiflung auf das Sterbelager des rieſenhaften Mönchs.

Daß in der bloß *beſchreibenden* Poeſie, *Bürger* hier mehrmals *erreicht*, wo nicht überbothen worden ſey, zeigt auch die oberflächlichſte Betrachtung von Oswalds rieſigem Heldenbau, — von Brunehildens Schönheit, — der Morgenſtrahl ins Kirchlein, und jener Strahl, unter Wallfahrtergeſang, auf des Büſſers Sterbebette, — die Gegend, — die Gleichniſſe vom Waſſerfall und Sonnenblick, — vom Kreuz am Charfreitag in der Peterskuppel und vom Rhein, der Ströme Fürſten vor dem Cöllner Dom. — Die Beſchreibung der Meſſe, und des excommunicirten Oswald trotziger Einzug in die Kirche, ſind gewiß noch lebendiger, als das ähnelnde Bild in Schillers »Gang nach dem Eiſenhammer.« — Declamatoren von Profeſſion, werden freilich nicht aufrichtig hiermit einſtimmen, und immer an die Kieſelſteine denken, womit ſich Demoſthenes die widerſpenſtige Zunge gebrochen (und zuletzt doch allen Honig und alle Donner der Philippiken hervorgebracht hat!)

Ein anerkanntes und durchaus originelles Dichtergenie auf eine kleinliche Weiſe angegriffen zu ſehen, iſt kein erfreulicher Anblick. Er vergegenwärtiget manche tüchtige Lehre der phädriſchen Fabeln!! Wir ſahen unlängſt, im Sammler, eine ſolche, durch eigene Leiſtungen weder für noch auf Thespis Wagen, noch in Lyrik und Ballade hiezu berechtigte Critik. Wir heben nur einen einzigen Punct hervor, die wirklich ganz neue Entdeckung: der eigenſte und geheimſte Endzweck der gottlichen Dichtkunſt, ſey die Chronologie! Armer Göthe, der du in der Iphigenie ſo fehlerhaft gerechnet haſt! Von dem Stumper Shakespeare ſpricht man in unſern correcten Tagen ohnehin nicht mehr. Aber wie Virgil (der doch ein Hofpoet, und auch nicht ſo unglücklich war, ein Chriſt zu ſeyn!) Dido und Aeneas zu Zeitgenoſſen machen durfte!!? So wurde dort auch Herrn Canonicus Werner die Todſünde vorgeworfen, Herzog Leopolden bey Sempach, an eben dieſem Oſtermontag umkommen zu laſſen, da jene Schlacht offenkundig erſt am 9. Juli geſchehen ſey!! Es iſt etwas arg, die poetiſche Spitze der Sache ſo ſehr zu verkennen, daß Apelles-Zuckungen, in einer Anti-Critik, auch von milden Leſern, die Alles mit Sammethandſchuhen angefaßt wiſſen wollen, nicht mehr ſo übel gedeutet werden dürfen.

»Wer ſich ſelbſt erhöhet, der wird erniedriget werden!!« iſt die erhabene, evangeliſche Deviſe beyder Vorfälle. — »Hochmuth ging vor dem eigenen Falle!« — In pathologiſcher Vorahnung deuteten alle Sagen, Legenden und Votivtafeln jener Tage, einſtimmig auf Bezähmung der Leidenſchaften durch die Idee, des Uebermaßes durch Klarheit und Ruhe, auf Unterordnung des Sichtbaren unter das Unſichtbare hin! — Darum unterlag Leopolds ubermuthiger Adel den verſpotteten Schweizer-Bauern mit nackter Bruſt, mit einem Brett am Arme, ſtatt des Schildes — darum unterlag das einſt ſo herrliche Ritterthum in dem gerade damals erbittertſten Kampfe wider den dritten und vierten Stand, wider Bürger und Bauern! — »Der damalige Adel, in dem Dünkel zu Allem geboren zu ſeyn, hielt es der Mühe unwerth, es zu verdienen, und ſtritt gegen den neuen Zeitgeiſt mit ſtolzer Rohheit, oder gab ſich mit Entwürdigung hin. — Da mahnte allerdings das Chriſtenthum der urſprünglichen Gleichheit und der ewigen Wahrheit: »Dem unaufhörlichen Wandel der Dinge durch die Allmacht der Zeit, ſey ſchlechterdings nur zu begegnen durch Mitfortſchritte im Geiſte der Zeit!« Die Leopolde bey Morgarten und Sempach, und der brandenburgiſche Albrecht Achilles und die deutſchen Ritter in Preußen, und manches fürſtliche Haupt des Nordens gegen die Hanſee, haben Alle das nämliche Lehrgeld gegeben. — Ob juſt am Oſtermontag, iſt ſehr gleichgültig? — Wir ſind es auch künftig zufrieden, wenn Göthe, Werner und Uhland verſtockt bleiben in ihren chronologiſchen Schnitzern, und wiſſen uns, wenn und wo Wir Ziffern brauchen, ſchon Raths zu erholen bey Pilgram, Haltaus und Hell, und in der art de verifier les dates!! B.

Obiges *) iſt die mit dem Raum unſers Blattes verträgliche Characteriſtik eines Taſchenbuchs (das wohl auch in keiner eigentlichen Bibliothek fehlen darf), deſſen Werthfülle ſich in der Fortſetzung noch hervorſtechender wird kund geben können. Die freudige Anerkennung aller Empfänglichen iſt ihm gleich bey ſeiner Erſcheinung zu Theil geworden. Gleich geliebt und geehrt, findet ſich dieß ausgezeichnete vaterländiſche Product auf dem Studierpult wie im Leſecirkel.

Das Quaterly Review liefert eine Characteriſtik von Hanti, und ſeines jetzigen Souverains, Königs Heinrich I. **). Nach derſelben war er noch 1791 ein Sclave. Touſſaints früher Freund und Anhänger, glich er ihm ſehr an Charactergröße. Seine militäriſchen Vorzüge ſind ſelten, ſein Muth unerſchütterlich, ſeine Gemüthsart menſchlich und gütig. Er übt alle geſelligen Tugenden in einem hohen Grade: er iſt ein guter Ehemann, ein guter Vater, ein treuer Freund. Gegen die gewöhnliche Sitte der Schwarzen ſchloß er ſich früh an eine einzige Gattinn, die er nie verlaſſen hat, und ſie iſt jetzt die von Allen geliebte Königinn. Heinrich ſoll in ſeinem Benehmen eine Eigenthümlichkeit, eine Würde behaupten, wie man ſie ſelten bey Menſchen ohne Erziehung findet. Der Natur verdankt er die Gabe, gut zu ſprechen und zu ſchreiben. Seine Proclamationen, die meiſt alle von ihm ſelbſt ſeyn ſollen, würden den gebildetſten Cabinetten Europa's keine Unehre machen. Er ſoll in ſeinem Aeuſſern viel Aehnlichkeit mit dem engliſchen Monarchen haben, ſein gewöhnlicher Anzug, die Windſor-Uniform, erhöht dieſe Aehnlichkeit. Er ſpricht ſehr geläufig Engliſch. An der Spitze ſeiner öffentlichen Inſtitute ſetzt er am liebſten Engländer, da alles Franzöſiſche ihm zuwider iſt. Sein Militärſpital beſucht er fleißig, unterhält ſich perſönlich mit den Patienten, die er faſt alle kennt; Einigen ertheilt er guten Rath, Anderen ſchmält er, wieder mit Andern lacht er und ſcherzt er, und Alle ſcheinen glücklich zu ſeyn, wenn ſie ihn ſehen. In ſeinem Pallaſte hält er eine Menge Waiſen, die Kinder verſtorbener Officiere, welche um ihn herlaufen, und in ſeinen Taſchen nach bonbons wühlen dürfen, die er immer bey ſich hat, um den kleinen Weſen Freude zu machen.

In einem Verzeichniſſe, das der Londner Courier von den in England ſeit 1750 verſtorbenen 100jährigen Leuten mittheilt, findet ſich der Name einer gewiſſen Louiſe Truxo, die im Jahre 1780 im 176. Lebensjahre ſtarb.

Der in Nr. 2 als Tiroler bezeichnete Künſtler, Hr. Rebell, iſt ein Wiener. In Nr. 3, S. 22, Z. 2 v. u. ſoll es heißen: ſeinem ſtatt ſein, Z. 1 v. u. gegebenen ſtatt gegebenes.

---

*) Man ſehe die erſte Abtheilung in der vor. Nummer pag. 46.

**) Beyliegend finden die Leſer ſein von Hrn. Höfel geſtochenes Portrait. Erſtere Abdrücke davon, auf größerem Papier, ſind in der Kunſthandlung des Hrn. Steiner u. Comp., und im Verlag dieſer Zeitſchrift zu 1 fl. 30 kr. WW. zu haben. Bey Abnahme von mehreren Exemplaren wird eine anſtändige Proviſion gegeben. Beſtellungen beliebe man, unter Hrn. Höfels Addreſſe, an die Verlagshandlung dieſes Journals zu befördern.

Von dieſer mit Abbildungen und Beilagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Gräffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Pränumerationspreis viertelj. 7 fl. W. W., durch die k. k. Poſt 17 fl. W. W. halbj. — Beyträge (Wiener-Tagesneuigkeiten ſind ſehr willkommen,) beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Walliſhauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

7.

(Wien den 18. Jänner.)

Aus und über Frankreich.

II.

Es iſt einem Chemiker gelungen, aus der kürzlich in Corſika entdeckten mineraliſchen Erde, von der man glaubte, ſie enthalte Gold, Nutzen zu ziehen. Er hat dieſe Erde bearbeitet, und Tiſchgeſchirr daraus verfertigt, welches den ſchönſten Goldglanz hat. Dieſe ſo gereinigte und zubereitete Materie hat den Namen Corsicaurum erhalten; ſie hat, ſagt man, die beſonders gute Eigenſchaft, daß ſie das Weißzeug nicht ſchwärzt, während, wie man weiß, ſelbſt das feinſte Gold dieſe Unannehmlichkeit hat.

— Aus dem Hafen Lorient iſt unlängſt der Dampfbrick le Voyageur nach der franzöſiſchen Colonie in Senegal abgegangen; er iſt das erſte franzöſiſche Dampfſchiff, welches eine ſo weite Reiſe unternimmt.

— Hrn. Duſſueils, eines penſionirten Seekapitains einfaches und leichtes Mittel, den Verluſt des Steuerruders in offener See zu erſetzen, ſchon durch die in Breſt angeſtellten Verſuche anerkannt, iſt aufs Neue durch die mit der Fregatte Cleopatra beſtätiget worden. In einer halben Stunde war die ihres Steuerruders beraubte Fregatte, mittelſt der neuen Vorrichtung, im Stande, ſo gut und ſchnell wie vorher zu manoeuvriren. Die Erfindung des Hrn. Duſſueil hat noch überdieß den Vortheil, daß ſie ſehr leicht ausführbar, und das dazu nöthige Geräth bequem am Bord des Schiffes unterzubringen iſt.

— Die königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in Arras hat unter den Preisfragen, die bis zum 15ten Julius 1820, beantwortet ſeyn ſollen, auch folgende aufgeſtellt: »Welchen Einfluß kann der Elementarunterricht des Volks, auf ſeine Art zu ſeyn, und auf die Verbeſſerung oder die Stetigkeit der politiſchen Inſtitutionen ausüben?«

— Hr. Graf Volney hat der Pariſer-Academie der Wiſſenſchaften zwei in engliſcher Sprache abgefaßte Umlaufſchreiben von einem ehemaligen americaniſchen Offizier, H. J. Cleves Symmer, ans Publicum gerichtet, vorgelegt. Eines davon iſt gedruckt, und das andere bloß geſchrieben vom Jahre 1818 und 1819, von St. Louis vom Mißouri-Fluße und von Cincinnati am Ohio, datirt. Hr. Symmer verlangt in dieſem Schreiben hundert freiwillige ſtarke Leute, um ihn auf einer Reiſe nach dem Nordpol zu begleiten, wo er unterſuchen will, ob es wahr iſt, daß, wie man behauptet hat, unſere Erdkugel aus mehreren von einander durch große Zwiſchenräume getrennten und in einander geſchachtelten Sphären beſteht, welche alle, die in der Mitte befindliche Sphäre ausgenommen, an den beyden Polen mehr oder weniger große Oeffnungen haben ſollen. Das franzöſiſche Inſtitut hat für rathſam erachtet, ſich in dieſes Project nicht einzulaſſen.

— Nach einer ſtatiſtiſchen Tabelle über den gegenwärtigen Zuſtand der Gefängniße in Paris, beläuft ſich die Anzahl der darin verhafteten Perſonen beiderlei Geſchlechts, ſowohl vom bürgerlichen als Militär-Stande, die entweder angeklagt, verurtheilt oder Schulden halber eingezogen worden, auf 4429; verfloſſenen 14ten Julius betrug ſie 4500.

— In den erſten drei Monaten des verfloſſenen Jahres ermordeten ſich in Paris und der umliegenden Gegend, oder verſuchten ſich zu entleiben, 199 Perſonen; es waren darunter 137 Männer, und 62 Frauen. Die Anzahl der Verheiratheten belief ſich auf 102, und die der eheloſen auf 97. Die Beweggrunde zum Selbſtmorde ſind, wie folgt, angegeben worden: 17 aus unglucklicher Liebe, 65 Krankheitshalber, aus Lebensekel oder häuslichem Verdruß, 28 durch Folgen ſchlechter Aufführung, Spiel, Lotterie, u. ſ. w. 47 aus Noth und Elend, 6 aus Furcht vor Vorwürfen, 36 aus unbekannten Grunden. In Summa binnen drei Monaten in einer Stadt 199 Selbſtmorde, wovon 53 nicht ausgeführt, 146 aber vollzogen worden.

— Alle Pariſer Zeitungen führen Thatſachen an von den Verletzungen, die eine ganz eigene Art von Beſtien die Wuth hat, mit einem ſpitzigen Werkzeuge den Vorubergehenden, beſonders aber den Perſonen weiblichen Geſchlechts zu verſetzen. Merkwürdig iſt es, daß dieſes grauſame Spiel ſchon mehrere Monathe getrieben wird, ohne daß man die Thäter entdecken kann. Die Zeit wird auch dieſem Frevel den Schleier abreißen.

— Auf dem großen Pariſer Theater im Palais royal, ſcheint die Sommerzeit im Dezember eingetreten zu ſeyn: die Theaterkünſtler ſind ſo abgemattet, daß ſie nichts Neues einſtudieren können. Die Oper hingegen hat nicht gefeiert. Spontinis Olympia iſt erſchienen und wird von den Pariſern ſo freiwillig beſteuert, daß man glauben möchte, es fehle ihnen gar nicht an Gelde. Die Muſik ſoll ſehr ſchön ſeyn, und das Bedauern der Pariſer über den Verluſt dieſes gelehrten Künſtlers vermehren, der nach Berlin berufen iſt, und ſich dort mit dieſer neuen Oper zugleich produciren wird.

— Die kleinen Danaiden, eine Parodie der großen Danaiden, die auf dem Opern-Theater vor einigen Jahren ein fürchterliches Aufſehen erregten, haben Rouſſeau's Bekleidungs-Ingenieur (eine Benennung, die wir als noch edler und paſſender, als das Wort Kleidermacher, ob ſie gleich weniger deutſch iſt, in Vorſchlag bringen) vom Theater der Porte St. Martin vertrieben. Die Theater-Adminiſtration hat auf dieſes neue Stück, worin Potier eine ſehr bedeutende Rolle ſpielt, 40,000 Franken verwendet.

— Wir halten es fur Pflicht, unſere Leſer mit einem ſehr intereſſanten Werk uber England bekannt zu machen, welches in Paris erſcheinen wird. Hr. Carl Dupin, Mitglied des franzöſiſchen Inſtituts der königl. Academie der Wiſſenſchaften, des berathſchlagenden Ausſchußes für Künſte und Manufacturen, und Ober-Officier vom Marine-Genie-Corps, iſt der durch mehrere Werke ſchon rühmlich bekannte Verfaſſer deſſelben. Folgendes iſt der Titel des Werks: Voyages dans la Grande-Bretagne, entreprise relativement aux services publics de la guerre, de la marine, et des ponts-et-chaussées, en 1816, 1817, 1818 et 1819, présentant le tableau des institutions et des etablissemens qui se rapportent à, 1. la force militaire; 2. la force navale; 3. les travaux civils des ports de commerce, des routes, des ponts et des canaux. Das Werk wird aus drei Lieferungen beſtehen. Die erſte davon, welche die militäriſche Macht Großbritanniens unterſucht und beſchreibt, wird im Anfang des künftigen Sommers fertig; die zweite Lieferung, welche von der Seemacht und der Waſſerbaukunſt handelt, erſcheint gegen Ende dieſes Jahres, und die dritte, die ſich beſonders auf Wege und Brückenbau bezieht, in der Mitte des folgenden Jahres. Jede Lieferung wird in zwei Bänden in 4. und einem Atlas beſtehen[*]).

— Hr. Abbé de la Menais, der Verfaſſer des ſo viel geleſenen Werks: Essai sur l'indifference en matière de religion,[**]) gibt eine Bibliotheque des Dames chrétiennes heraus, die in Lieferungen von 2 Bänden in 18. erſcheinen wird.

J. B.

* * *

Seltenes Gedächtniß.

Im Jahre nach Mahomet 155 (771) ſtarb ein weiſer Araber, genannt Abalhacen Achmed, nachmal auch Ronaia, der von den Califen Hiſcham, Geſid und Walid, während ſeines 95jährigen Lebens geehrt und belohnt wurde. Er rühmte ſich, über jeden Buchſtaben hundert Gedichte auswendig zu können, auch kannte er, ſagt man, faſt alle von Mahomet gemachten Verſe, deren Menge nicht zu berechnen iſt. Ein anderer, der Emir Aſſaf, konnte 24000 Diſtichen herſagen, und noch ein Anderer, Jaſan, der Sohn Adhallas, wußte deren mehr als 100,000.

B. A. Coremans.

* * *

National-Charactere.

In einem der neueſten Hefte des Londoner Repoſitory, durch deſſen Mannigfaltigkeit und Wahl unſer wackrer Ackermann auf's Befriedigendſte den Geſchmack des deutſchen Sammlergeiſtes beurkundet, befindet ſich von den fünf vorzüglichſten europäiſchen Nationen eine Characteriſtik, die als ziemlich treffend bezeichnet wird, deren franzöſiſcher Urſprung ſich dem Engländer jedoch durch die zu große Partheilichkeit kund gibt. Daß der alte Waidſpruch: der Deutſche redet wie ein Pferd, der Engländer wie eine Gans, der

---

[*]) Der hieſige Buchhändler Hr. P. J. Schalbacher, Wallnerſtraße Nr. 180 nimmt bis Ende des Monaths Februar auf dieſes wichtige Werk Subſcription an; mit dieſem Zeitpuncte wird aber die Subſcription geſchloſſen, und jede Lieferung alsdann um ein Fünftel des Subſcriptionspreiſes erhöht.

[**]) Von dieſem ſo zeitgemäßen Werk iſt eben eine deutſche Ueberſetzung von Sr. Durchlaucht, dem Fürſten Lichnowsky, unter der Preſſe.

Franzoſe wie ein Papagey, der Italiener wie ein Engel, und der Spanier wie ein Gott, auch dort am Eingange wiederholt wird, verſteht ſich von ſelbſt. Wir wollen ſehen, was unſre deutſchen Leſer an den übrigen Bezeichnungen für Behagen finden, und verbitten uns vorläufig darüber, aus einem ſpäter einleuchtenden Grunde, nur das — Brummen. —

Als **Vertrauter** iſt der Deutſche getreu, der Engländer verläſſig, der Franzoſe leichtſinnig, der Italiener gewandt, der Spanier liſtig.

Als **Rathgeber** iſt der Deutſche zögernd, der Engländer entſchloſſen, der Franzoſe vorſchnell, der Italiener ſpitzfindig, der Spanier vorſichtig.

In der **Leidenſchaft**: der Deutſche verſteht nicht zu lieben, der Engländer liebt an wenig Orten, der Franzoſe verliebt ſich überall, der Italiener verſteht, wie man lieben muß, der Spanier liebt wahrhaft.

Von **Körper** iſt der Deutſche groß, der Engländer wohlgebaut, der Franzoſe gut ausſehend, der Italiener mittelmäßig, der Spanier abſchreckend.

In der **Kleidung** iſt der Deutſche dürftig, der Engländer prächtig, der Franzoſe abwechſelnd, der Italiener armſelig, der Spanier beſcheiden.

Bey **Geheimniſſen**: der Deutſche vergißt, was man ihm geſagt hat, der Engländer verſchweigt, was er ſagen, und ſagt, was er verſchweigen ſoll, der Franzoſe plaudert Alles aus, der Italiener ſagt kein Wort, der Spanier iſt ſehr geheimnißvoll.

In der **Eitelkeit**: der Deutſche lobt ſich ſelbſt wenig, der Engländer verachtet Alles, der Franzoſe lobt Alles, der Italiener verachtet, was ſich ziemt, der Spanier rühmt ſich allein.

In **Mahlzeiten** iſt der Deutſche ein Leckermaul, der Engländer ein Trunkenbold, der Franzoſe delicat, der Italiener mäßig, der Spanier karg.

Im **Reden**: der Deutſche ſpricht wenig und ſchlecht, und ſchreibt gut, der Engländer ſpricht ſchlecht, aber ſchreibt gut, der Franzoſe ſpricht und ſchreibt gut, der Italiener ſpricht gut und ſchreibt gut und viel, der Spanier ſchreibt und ſpricht wenig, aber ſchreibt gut.

Von **Ausſehen**: Der Deutſche ſieht aus wie ein Tölpel, der Engländer ſieht weder einem Narren, noch einem Weiſen gleich, der Franzoſe ſieht einem Unbeſonnenen gleich, der Italiener ſieht aus wie ein Narr, aber iſt klug, der Spanier ſieht aus wie ein Kluger, iſt aber ein Narr.

In **Geſetzen**: Der Deutſche hat leidliche Geſetze, der Engländer hat ſchlechte Geſetze, und beobachtet ſie gut, der Franzoſe hat gute Geſetze und beobachtet ſie ſchlecht, der Italiener hat gute Geſetze, und beobachtet ſie läſſig, der Spanier hat gute Geſetze, und beobachtet ſie ſtreng.

Bediente: In Deutſchland ſind ſie Geſellſchafter, in England Sclaven, in Frankreich Herren, in Italien ehrerbiethig, in Spanien Untergebene.

Frauen: In Deutſchland ſind ſie Wirthſchafterinnen, in England Königinnen, in Frankreich Damen, in Italien Gefangene, in Spanien Sclavinnen.

Muth hat der Deutſche wie ein Bär, der Engländer wie ein Löwe, der Franzoſe wie ein Adler, der Italiener wie ein Fuchs, der Spanier wie ein Elephant.

Schön iſt der Deutſche wie eine Bildſäule, der Engländer wie ein Engel, der Franzoſe wie ein Menſch, der Italiener wie es ihm beliebt, der Spanier wie ein Teufel.

In Wiſſenſchaften iſt der Deutſche ein Schulfuchs, der Engländer ein Philoſoph, der Franzoſe weiß von Allem ein wenig, iſt der Italiener ein Doctor, der Spanier gründlich.

Prachtliebend iſt der Deutſche in ſeinen Fürſten, der Engländer in ſeinen Schiffen, der Franzoſe in ſeinem Hofe, der Italiener in ſeinen Kirchen, der Spanier in ſeinen Waffen.

Die Männer ſind in Deutſchland Herren, in England Diener, in Frankreich Geſellſchafter, in Italien Schüler, in Spanien Tyrannen.

Joh. Bapt. Rupprecht.

* * *

Der Weinſtock.

Ein Cardinal, welcher in ſeinem Wappen eine Weintraube führte, verdankte ſein Glück einem Fürſten, den er mit Undank dafür belohnte. Eines Tages fand man an der Mauer ſeines Pallaſtes einen Zettel angeſchlagen, der bloß die Worte enthielt: »Plantavi vineam et fecit labruscas. Ich habe einen Weinſtock gepflanzt, und erndte wilde Trauben.« Der Cardinal, hierüber erbittert, verſprach demjenigen eine anſehnliche Belohnung, der den Verfaſſer entdecken würde. Den Tag darauf fand man an der nehmlichen Stelle die laconiſche Antwort: »Iſaias, Cap. 40.« F. B.

Allgemeine Novelliſtik.

Am 12. Jänner wurde im k. k. priv. Theater an der Wien, zum Vortheile des Hrn. Franz Jäger, zum erſtenmale: »Die Pagen des Herzogs von Vendome,« Oper in zwei Aufzügen, nach dem Franzöſiſchen bearbeitet, Muſik neu von Carl Blum componirt, keineswegs mit glücklichem Erfolge gegeben. Das Sujet iſt durchaus jenes des bekannten Ballettes, welches ſo oft mit Vergnügen im k. k. Hoftheater nächſt dem Kärnthnerthore geſehen wurde, und gewann keineswegs durch die Verwandlung in eine Oper: denn obwohl nicht zu läugnen iſt, daß in ſelber Situationen liegen, welche, wenn ſie zart und verſtändig entwickelt würden, zur muſicaliſchen Durchführung durchaus geeignet wären, ſo iſt doch auf der andern Seite ſehr hinderlich und die Wirkung beeinträchtigend, daß alle Spannung der Erwartung wegfällt, wenn ein bekannter Inhalt ſo durchaus wiedergegeben wird, und daß der geſteigerte Sinnenreiz der Ballettdarſtellung hier in der Oper kein genügendes Aequivalent finden kann. Zudem hat der Compoſiteur auch das nicht benützen mögen, was ihm das Buch noch darboth. Kein Moment iſt muſicaliſch genugſam, verſtändlich und im Verfolge der Situation congruent entwickelt. Es häufen ſich die Motive ins Unendliche, ohne ausgeführt, ohne neu, ohne anſprechend zu ſeyn. Kein Sänger, keine Sängerinn hat eine dankbare Nummer, Keiner vermag durchzudringen, kein Muſikſtück wurde beklatſcht. Dazu kam noch, daß der Herr Beneficiant, ein verdienſtvoller Liebling des Publicums, ſehr wenig zu thun hat; unſre gütigen Wiener vergaßen aber die unglückliche Wahl des Stückes um ſo nachſichtvoller, da derſelbe auf die beſcheidenſte Weiſe am Schluſſe dankte, und ſich ſo auf das Kräftigſte der Gunſt des Publicums empfahl. Die Mitwirkenden zeigten alle den löblichſten Eifer; die reizenden Mädchen als Pagen machten mit ihrer Individualität volle Wirkung; dieß war aber auch die einzige, welche, trotz aller Anſtrengungen der liberalen Direction an ſchönen, neuen Decorationen und glänzendem Coſtume, hervorgebracht werden konnte. *—*

Die Direction des Leopoldſtädter-Theaters gab dem Verfaſſer des luſtigen Fritz, des Geſpenſts auf der Baſtei, der Buſchmenſchen in Krähwinkel ꝛc., Hrn. Carl Meisl, am 11. d. M. eine freie Einnahme, und wir ſahen die Abenteuer eines echten Shawls in Wien, ein ſatyriſches Gemählde in drei Abtheilungen von dieſem Dichter. — Es würde zu viel Raum einnehmen, dieſe Abenteuer herzuzählen, denn, wenn auch gerade nicht dieſelben, aber doch ähnliche hat man uns ſchon in localen Stücken in Menge auf die Bühne gebracht, und überdieß ſind im Allgemeinen die tragiſchen und comiſchen Begebenheiten, die oft ſolch ein verhängnißvoller, aus einer Hand in die andere wandernder Luxusartikel veranlaßt, im Leben ſelbſt bekannt genug. Wir bemerken daher nur, daß das Stück, aus einzelnen Situationen beſtehend, welche eine à la Pufferl in der Putzſucht gehaltene Perſonnage, unter dem Namen Tretterl, zuſammenhält, und mit jovialen Einfällen ꝛc. gut gewürzt, im Ganzen einen angenehmen Abend gewährte. Schade, daß wir das endliche Schickſal dieſes Shawls nicht auch erfahren konnten, denn er verliert ſich am Schluſſe des Stücks von Wien nach Peſt, und eine Fortſetzung iſt wohl nicht rathſam. Beſſer wäre es geweſen — wie Tretterl es vorausſehen will — wenn er gleich zum Zerſchneiden auf Tabaksbeutel, Gilets oder zu Damenhüten u. ſ. w. condemnirt worden wäre; in ſolchen Geſtalten iſt er oft weniger »fatal«, und die ominoſe Kraft ziemlich gelähmt. Herr Carl Meisl gehört unſtreitig unter die glücklichen Volkstheaterdichter; ſeine Stücke haben bekanntermaßen das Publicum in dieſem Tempel des Jokus größtentheils herrlich amuſirt. Er konnte daher mit Recht auf einen zahlreichen Zuſpruch rechnen, doch eine ſchon mehrere Tage äußerſt ungünſtige Witterung hielt Viele wahrſcheinlich ab, das Theater zu beſuchen, daher — ſo theilnehmend man ſich auch bewies — der Erfolg nicht ſo bedeutend geweſen ſeyn mag, als es Hrn. Meisl wirklich zu wünſchen war. Tretterl, unklug coſtumirt, ſpielte vortrefflich, das Ganze wurde recht brav dargeſtellt; der Schlußchor aber ſchlecht executirt. Störend war, daß man zum eigentlichen Helden des Stückes ein ſo gemeines Exemplar, nämlich einen ſo unſcheinbaren, ſchmalen Shawl nahm, der gewiß nicht geeignet ſeyn konnte, ein Weiberherz zu verführen. Das Stück dürfte in die Länge nicht viel Glück machen, denn man läßt ſich nun nicht mehr ſo gerne ſelbſt perſiflieren. Ueber den gleichgültigen Erfolg mag ſich Hr. M. übrigens tröſten, denn der Werth eines Stückes iſt von der Art der Aufnahme ganz unabhängig.

—ß—

Das Neapel-Gelb, ein öſterreichiſches Product, vom ſel. Joſ. Hardtmuth (deſſen Kenntniſſen wir noch mehrere, allgemein nützliche Erfindungen zu danken haben, die ihn unvergeßlich machen), hat alle jene Eigenſchaften des echten. Es iſt eben ſo haltbar als ausgibig, und noch höher, feuriger. — Der Preis des echten iſt zu ungeheuer, als daß es allgemein gebraucht werden könnte. — Wir machen alle Mahler auf dieſelbe aufmerkſam, um ſo mehr, als der äußerſt geringe Preis — das Pfund 4 fl. W. W. — dieſe ſchöne Farbe für alle Gattungen Arbeiten, ſelbſt für Zimmermahlerei, ſich mit großen Vorzügen eignet. A. G.

Hr. Babeuf, Herausgeber des famoſen, nur kurze Zeit erſchienenen Journals: le nain tricolore (der dreifarbige Zwerg) ſoll im Begriffe ſtehn, ein anderes Zeitblatt, verſteht ſich, auch anderer Tendenz, zu unternehmen, betitelt: le Reparateur. Näheres von dem Plane wiſſen wir nicht; indeß ſcheint er, dem Titel nach, mit dem Schickſal des Herausgebers einige Analogie zu haben. Babeuf hatte mit ſeinem frühern Journal bekanntlich viele Ungelegenheit. Es zog ſich durch ſeine phantaſtiſchen Staatsanſichten und zügelloſe Sprache die Verachtung aller redlichen Vaterlandsfreunde, und den gerechten Zorn der Regierung zu. Die öffentliche Ruhe, dieſes edelſte Kleinod der bürgerlichen Geſellſchaft, erheiſchte ſeine Unterdrückung. Man nahm den Redacteur beym Kopf, und verurtheilte ihn zur Deportation. Wer den nain tricolore kennt, wird dieſe Strafe nicht zu ſtreng finden, denn der Schriftſteller, welcher dieſes Kleinod antaſtet, verdient kein anderes Loos, als aus der Corporation Derjenigen entfernt zu werden, deren Frieden er gefährdet. Babeuf ſaß 17 Monate in der Conciergerie, dann brachte man ihn, nebſt mehreren Andern nach dem Fort Mont-Saint-Michel. Unter Weges entwiſchte er, lieferte ſich aber gleichwohl wieder aus. Bald darauf, vielleicht mitunter dieſes Zuges wegen, auf freien Fuß geſetzt, kehrte er nach Paris zurück. Gffr.

Die ſo ſchnell beynahe in ganz Europa berühmt gewordene franzöſiſche Ueberſetzung: Das befreite Jeruſalem, von Lormian, iſt kürzlich auch in Wien angelangt, und hat ſogar die größte Erwartung befriedigt. Indeſſen werden wir nicht behaupten, daß ſeit Racine Niemand beſſere franzöſiſche Verſe gemacht hat. Vielleicht wollte aber der Critiker, der unſerm Ueberſetzer dieſes große Lob ertheilte, damit ſagen, daß ſeit langer Zeit keine ſchöneren Verſe erſchienen ſind, und da könnte er nun freilich wahr geſprochen haben. — Manche Leute werden ſich vielleicht wundern, daß ein Dichter, von dem vor [illegible] Jahren ein berühmter Satyriker ſagte:

Mais dût de mes écrits le style froid et lourd
Me placer dans la fange à coté de Recourd.

auf einmal ſo ein bedeutender Dichter geworden iſt. Aber Alles verändert ſich mit der Zeit, und wer weiß, ob nicht vielleicht Die, welche ſich jetzt viel glauben, einſt weniger ſeyn werden als Die, welche ſie zu verachten ſcheinen. B. Cr — s.

Unter dem Titel: Inſtitution für Reiſende, beſteht in London eine Geſellſchaft von 400 Mitgliedern, in die Keiner aufgenommen werden kann, bevor er nicht eine Reiſe nach Rom gemacht hat. Der Zweck iſt, wiſſenſchaftliche Erkundigungen über verſchiedene Länder der Erde einzuziehn, und ſie dem Publicum mitzutheilen. Graf Aberdeen iſt der Stifter, die Zahl der Mitglieder bereits vollſtändig. Auf dem Platze von Waterloo hat ſich die Geſellſchaft zu dem jährlichen Zinſe von 1000 Guineen ein prächtiges Haus gemiethet, und eine Bibliothek errichtet, zu der jedes Mitglied ſeinen Beytrag zu liefern verbunden iſt. Alle fremden Geſandten ſind Ehrenmitglieder dieſes Vereins.

Zu den freundlichen und willkommenen Gaben, welche das begonnene Jahr uns brachte, gehört gewiß die ſchöne Ausgabe, die Traßler in Brünn von Kuffners Cervantes in Algier, Schauſpiel in fünf Aufzügen, veranſtaltete. Das gebildete Publicum, welchem dieſes originelle, großartige und liebliche, das Gefühl durch Gewand und Geſtalt gleich lebhaft anſprechende Gebilde, noch viel zu wenig ſichtbar wurde, kann nun durch Leſung deſſelben ſeine Vorzüge näher kennen lernen und genießen. B.

Nach einem engliſchen Blatt wurden die Redacteurs der Journale während der franzöſiſchen Revolution ziemlich theuer von der Regierung beſoldet. Im Jahre 1796 erhielt der

Redacteur (das damalige Regierungsblatt) 1,500,000 Fr. — Das Journal des Patriots de 1798 (redigirt von Real) 500,000 Fr. — La Sentinelle (redig. von Louvel) 500,000 Fr. — Der bon Homme Richard 500,000 Fr. — Der Orateur plebeiain (redig. von Rouſſeville) 560,000 Fr. — Courier de Paris 400,000 Fr. — Der Ami des Lois 1,000,000 Fr. —

Ein Franzoſe hat folgende höchſt merkwürdige Berechnung gemacht: 2500 Individuen, ungefähr, haben ſich in mehr als eine Milliarde Staats-Einkünfte getheilt, und zur Verſchleuderung von mehr als ſieben Millionen National- oder Emigranten-Güter beygetragen, ohne den Gläubigern der letzteren das Mindeſte bezahlt zu haben. — Unſere Geſetzgeber haben uns 25418 Geſetze, und acht Conſtitutionen gegeben. — Frankreich hat ſieben Millionen von ſeinen Kindern verloren, von denen 5,500,000 durch Buonaparte. Während der fünfzehnjährigen Uſurpation belief ſich der Gehalt Buonapartes und ſeiner vornehmſten Agenten, nach Abzug der Koſten für das Militär und die Verwaltung, auf 944,760,467 Franken. — Die erſte Urſache alles dieſes Unglücks, aller dieſer Zerrüttungen, aller dieſer Verſchwendung war ein jährliches Deficit von fünfzig Millionen in den Finanzen.

Herr Hoke, Erzieher des jungen Grafen Thun, macht den Freunden der Mineralogie bekannt, daß er in Böhmen polariſirenden Serpentin entdeckt habe. Das Umſtändliche davon ſoll nächſtens der Heſperus enthalten.

In Minden wurde ein Maurer, der grüne Farbe von der Wand eines Zimmers abgekratzt hatte, von heftigem Erbrechen und Colik befallen, und lag acht Tage ſehr krank. Ein Dienſtmädchen, welches die abgekratzte Farbe aus dem Zimmer gekehrt hatte, ohne daſſelbe mit Waſſer zu beſprengen, fand der Arzt dem Tode nah. Sie wurde als eine durch Mineralgift (Berggrün) Vergiftete behandelt, und glücklich hergeſtellt. Offenbar hatte hier das bloße Einathmen des Staubes, und das Niederſchlucken des dadurch vergifteten Speichels dieſe Vergiftung hervorgebracht. Möge dieß zur Warnung dienen, mit Farb-Material vorſichtig umzugehen. (Vielleicht war die grüne Farbe mit Arſenik bereitet. Grüne Farben, die aus giftigen Metalloxiden bereitet ſind, ſollten überhaupt nicht zum Ausmahlen der Zimmer genommen werden, denn es löſen ſich, beſonders bey feuchter Witterung, immer Theilchen in der Luft auf, und wirken, wenn auch ganz unmerklich, doch nachtheilig auf die Geſundheit.)

Freitag den 11. d. wird zum Vortheile der Regie-Mitglieder des recitirenden Schauſpiels: Hrn. Koch, Koberwein, Krüger und Korn, im k. k. Hoftheater nächſt der Burg, ein neues Luſtſpiel von dem k. k. Hofſchauſpieler Hrn. Carl Töpfer, unter dem Titel: Zwei Tableaus für Eins, gegeben.

In Nr. 6, S. 41, Z. 15 hat ſich ein ſehr weſentlicher, ſinnſtörender Druckfehler eingeſchlichen. Es ſoll heißen: »dem unermüdeten Fleiß und der Geſchicklichkeit ihres Manipulanten, Herrn Kuhn.«

Mit einer Induſtrie-Beylage. (Nr. II.)

Von dieſer mit Abbildungen und Beilagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Gräffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Pränumerationspreis viertelj. 7 fl. W. W., durch die k. k. Poſt 17 fl. W. W. halbj. — Beyträge (Wiener-Tagesneuigkeiten ſind ſehr willkommen,) beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Conversationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

8.

(Wien, den 20. Jänner.)

Ueber die Erkältung und Verwilderung des Alpenklimas. *)

I.

Welcher Zweig der Landeskunde wäre in den norischen Alpen unerörtert geblieben, durch die Alles umfassende Sorgfalt des erlauchten Gründers des Joanneums? — Es iſt die Aufmerkſamkeit der Kenner neuerlich und eigens auf den Gegenſtand hingeleitet worden, über welchen der vortreffliche Ebel nähere Aufſchlüſſe wünſcht; und das Converſationblatt darf hoffen, ſelbe zu noch allgemeinerer Durchforſchung ſeinen Leſern mittheilen zu können.

Es bleibt indeſſen ein neuer Beweis des allgemeinen Intereſſe dieſer Frage, daß ſelbe in den karniſchen und juliſchen und im ſüdlichen Theile der noriſchen Alpen, ganz unaufgefordert zur Sprache gekommen iſt. — Der als lichtvoller practiſcher Schriftſteller über die Vertheilung der Hutweiden, über den Mays, über die Löſerdürre und ſo manche andere wichtige Verzweigung der rationellen Landwirthſchaft wohl verdiente Kanzler der kärnthneriſchen Ackerbaugeſellſchaft, Doctor Burger, und der durch lobenswerthen Sammlerfleiß im ſtatiſtiſch und ethnographiſchen Fache nicht unbekannte Rentmeiſter Mitterdorfer in Gurk, begegneten ſich hierüber bereits im Jahrgang 1816 der Carinthia.

Burger läugnet die uralte Ueberlieferung von der Erkältung des Klima, nicht geradezu, nicht überall. — Er läugnet nicht, daß die Eisfelder des hohen Glockners, der Rauris, der Zirknitz, der Goldzeche, weiter in die Thäler herabgerückt ſeyen, und daß ſchon längſt ſtarres Eis die einſt hier befindlichen Goldgruben bedecke. Allein daraus, daß ein unermeßliches Eisfeld auf ſchiefer Fläche weiter fortſchiebt, und unten nicht gleich wieder abſchmilzt, läßt er mit Recht keine jährliche regelmäßige Zunahme des Eiſes, und hieraus zunehmende klimatiſche Verkältung folgern, da es ſich an andern Orten vielmehr verringere, an den meiſten aber unverändert bleibe.

---

*) Man ſehe des berühmten Geognoſten Dr. Ebels (in Zürich) Brief in Nro. 4.

Nicht der Eiſenhut, nicht die Sirwitzen, nur um ein Geringes niedriger als das Kees in der Goldzeche (??) hätten den Sommer über Eis oder Schnee, ſondern gewährten üppige Weideplätze.

Die vermeintlichen Spuren von Ackerfeldern auf niedrigeren Alpen, beruhten meiſt auf Zufall und Täuſchung. Vielleicht habe wohl auch da oder dort ein Kurzſichtiger, durch ein paar heiße Sommer verlockt, da Getreide zu fechſen geglaubt, wo nur mehr die Lerche und Alpenföhre gedeiht.

Auch die Schlüſſe von Wohnſitzen in nunmehr unwirthlichem und kaltem Gelände ſeyen voreilig. — Die Veränderung der Straßenzüge, die Vervielfältigung fahrbarer Communicationen, ſtatt der ehemaligen Saumſteige und ſchauderhaften Engpäſſe, wahrer Nebenbuhlerinnen der hohenrhätiſchen via mala, hätten ohne allen klimatiſchen Wechſel, manche wohl viel kürzere, aber auch viel beſchwerlichere Routen in Vergeſſenheit und Verlaſſenheit gebracht, z. B. die alte Römerſtraße über das Barbazigebirg (die juliſche Alpe, der juliſche Pfad,) ſo auch den Kanker nach Krain, ſeit der Fahrbarmachung des Loibel, ſo die Weinſtraße über die Hebalpe, ſo den Weg aus Unterſteyer über die kleine Koralpe ins Lavantthal.

Die Abnahme des Weinbaues von gewiſſen Gegenden, müſſe nicht bloß der Erkaltung, ſondern auch den vielfältigen Motiven landwirthſchaftlicher Berechnung, Elementarunfällen, höherer Weinmauth oder Steuer und Einfuhr wohlfeilerer Weine zugeſchrieben werden. — Im Lavantthale beſtehet noch einiger Weinbau, wenigſtens nicht ſchlechter als um Voitsberg und Grätz.

Kärnthens Klima ſey vielmehr immer wärmer geworden, nach dem Furcht und Grauen erregenden Bilde der Alten, inſonderheit Cäſars, Plinius, Tacitus. (!!) Anbau, Anſitze, Volkszahl und Ertrag des Ackerbaues ſeyen nur geſtiegen. — Der Anbau der Früchte des Südens, des Mayſes, des Buchweizens, des Weins, nähme allmählig zu, der Obſtbaum und der Klee ſteige immer höher hinauf. Man baue Winterfrucht, wo man es vormals nicht gewagt, und die Bohne reife auf den höchſten Höhen der Petzen und des Möllthales, ſo wie auf ihren alten Stammörtern in der Sirnitz, Glöcknitz und Griffen.

Die Weiſſagung des Dr. Burger, das Jahr 1816 werde eines der warmen Jahre ſeyn, iſt freilich nicht ſo recht eingetroffen. Vielleicht erfüllt es ſich richtiger, daß nach dreißigtauſend Jahren, die ganze Erdoberfläche ſich des Klimas der Tropenländer erfreuen werde!!

Auffallend bleiben dagegen immerdar die von Mitterdorfer angeführten frequenten Thatſachen. — Den Küſten der Oſt- und Nordſee iſt der Weinbau jetzt wohl fremd, und doch war er einſt eine bedeutende Revenuenquelle in der Schatzmeiſterei des deutſchen Ritterordens; dieſe Erſcheinung wiederholt ſich von jenen kalten, traurigen Ufern an, bis dahin, wo im ſeltſamen Gemiſch mit Eiseshauch ſchneeumlockter Alpen, Italiens milde Himmelslüfte herüberwehen. — Der rachedürſtenden tiroliſchen Maultaſche unbändige Harſte, verheerten auch die Rebenhügel an der hohen Oſterwitz. — Das Gurker Hochſtift hatte beträchtliche Weinzehenden; ſeit dritthalb Jahrhunderten iſt keine Spur mehr davon, ſo gewiß ſich auch die giftigen Sumpfe und der ungeheure Wald aus Cäſars Tagen getrocknet und gelichtet, und die Ure und Elendthiere, ſich in die dichte Nacht der reuſſiſchen und litthauiſchen Wälder verloren haben. Ganze Strecken hatten vom Weinbaue den Namen (»in der Weinleiten, St. Georg in Weinberg ꝛc.«) Die alten Polizeiordnungen beſchäftigen ſich ſehr umſtändlich mit dem Weinbaue, und mit der ihn betreibenden Menſchenclaſſe. Die Auflaſſung der kärnthneriſchen Weinberge iſt nach Mitterdorfer weit älter, als Josephs II. Aufhebung der Weinmauth zwiſchen Steyermark und Kärnthen.

Ackerſpuren an Orten, wo längſt keinerlei Agricultur gedeiht, vielmehr ſchon ſtarker Wald angewachſen iſt, ſind häufig, und über alle Illuſion hinweg. — Häufig mußten in Kärnthens nordweſtlichen Alpen Gründe verlaſſen werden, die einſt ihre Ausſaat hinlänglich vergalten. — Die Winterſaat im Gurkthale, mußte ſeit drei bis vier Jahrzehenden um eben ſo viele Wochen vorgerückt werden. — Es gibt Gegenden, wo die Zehendpächter mit ihrer Berechnung durchaus nicht mehr zu Recht kommen können, wo die Zehendholden unter (im Vergleich mit frühern Zeiten) ſehr vortheilhaften Bedingniſſen, den Zehend doch um gar keine beſtimmte Eindienung ablöſen wollen: ein Abſtand, der um ſo auffallender iſt, je drückender die Freiſtiftlichkeit und die Willkühr der Grundherrſchaft, überhaupt des unbeſchränkten Feudalſyſtems auf die Landescultur und auf den Landmann gewirkt haben, der damals an der Scholle klebend, meiſt ohne Eigenthum, und daher auch ohne erfinderiſchen Fleiß und Speculationsgeiſt, ein, jeder beliebigen Mißhandlung und Entfernung ſchutzlos bloßgeſtellter Taglöhner oder Pächter geweſen iſt.

(Die zweite Lieferung nächſtens.)

* * *

Des Jokus Wochengabe;

mitgetheilt von J. F. Caſtelli.

III.

Sprichwort: Ein Weltmann muß Senf freſſen, und doch nicht weinen.

1.) Literatur.

Es gibt nichts Lächerlicheres, als ein Büchlein von 62 Seiten, welches im Jahre 1818 (man weiß nicht wo, denn der Druckort iſt weislich nicht angemerkt) gedruckt iſt, und den Titel: Kleine Sammlung hochdeutſcher Gedichte, von G. F. W. Renner, führt. Wer ſich dasſelbe um Geld und gute Worte verſchaffen kann, verſäume es ja nicht, es wird ſeine Lachmuskeln in außerordentlichem Grade anregen. Ich will hier, zum Beweiſe, nur ein Paar der kürzeren, hochdeutſch ſeyn ſollenden Gedichte mittheilen:

Sie und Er.

Ph.
Schon riechen Blumen van Jaſmin,
Stehn hier im Ueberfluß.
S.
Doch ſchöner riechſt du Philippin,
Du riecheſt nach Moſchus.

Ph.
Du riechſt itzt nach Lavendelohl,
Und biſt ſtets parfumirt.
E.
Wahr iſt es, ich dieß nicht verhehl,
Nur haſt du mich verführt.

An Theodor Körner.

Man rühmt dich häufig als Poet, biſt's werth auch, tapfrer Körner!
Denn deine Verſe ſind ſehr ſchön, und bleiben es auch ferner.

Als ich ein Rothkehlchen ſo niedergeſchlagen erblickte.

Du Vogel biſt ſehr zu bedauern,
Du leideſt an Melancholie,
Und hüpfſt ſo einſam hier an Mauern,
Komm doch nur oft in mein Logis.
Drin kannſt du Traurigkeit vergeſſen,
Wo Fröhlichkeit in Fülle iſt.
Inſecten auch in Menge freſſen,
Die du gern für dein Leben frißt.

Als ein junges hübſches Mädchen an der Schwindſucht geſtorben war.

Sie brauchte Isländiſch Moos, auch ſonſt noch mancherlei.
Doch Alles half ihr nichts, ſogar der Gerſtenbrei.

Wie Annchens Geliebter auf einige Zeit verreiſen mußte, und von dem Mädchen Abſchied nahm.

Ach Annchen! weine nicht, ich bitte dich, mein Liebchen!
Ich werd' zu traurig ſonſt, und geh' aus deinem Stübchen.
Daß wir uns trennen itzt, iſt Schickſal, (destinée)
Adieu, mein liebes Kind! ich dich bald wieder ſehe.

s.) Modeartikel.

Der Mann. Es iſt doch zu arg, liebes Kind, welchen Aufwand du machſt, und wie viel Geld das koſtet. Alle Länder müſſen dir ja Opfer auf deine Toilette legen. Die Türkey einen Shawl, England einen Voile, Indien Perlen, Italien einen Strohhut, Holland die Leinewand, Frankreich Schuhe und Handſchuhe. — Bald wirſt du gar nichts Deutſches mehr an dir haben.

Die Frau. Es läßt dir nicht übel, mein Schatz, mir Moral zu predigen; ſieh dich nur ſelbſt ein biſchen an, franzöſiſches Tuch, engliſch zugeſchnitten, eine türkiſche Unterweſte, ebenfalls holländiſche Leinewand an den Hemden, ein oſtindiſches Schnupftuch, und ein arabiſches Pferd. — Deine Zankſucht zeigt nur noch ganz allein, daß du ein deutſcher Ehemann biſt.

Der Ehecontract iſt — wer weiß das nicht? — der wichtigſte Act im menſchlichen Leben. Ich habe in irgend einer Reiſebeſchreibung geleſen, daß die Bräute bey den Irokeſen ſich von ihren Männern immer ausbedungen haben, es ſollten ihnen dieſe alle Jahre eine Bärenhaut geben. — Eine Braut in Wien aber ſoll vor einigen Tagen in ihrem Heiraths-Contracte ſtipulirt haben, daß ſie ihr künftiger Mann alle Jahre auf 3 Monathe nach Baden gehen laſſe. — Welch ein Unterſchied!!!

Das Journal des Dames et des modes enthält folgende Ankündigungen:

Mad. M..., die berühmte Modehändlerinn, wünſcht eine Dame zu finden, welche geeignet wäre, ein neues Kleid, à la Hongroise, in Aufnahme zu bringen, welches noch Niemand geſehen hat. Es haben ſich ſchon mehrere Damen dazu angebothen, allein Frau von G. war zu dürr und zu groß, das Kleid aber fordert eine runde Geſtalt; Mad. J... wäre ganz dafür geſchaffen geweſen, allein das Falliment ihres Mannes erlaubte ihr nicht, ſich ſo noble zu zeigen; Mad. S... wäre auch dafür geeignet geweſen, allein mehrere ſcandalöſe Anecdötchen, welche von ihr im Publicum verlauten, konnten eher dazu beytragen, das Kleid zu verſchreien, als empor zu bringen. — Die Modehändlerinn verſpricht jener Dame, welche ihre Forderungen erfüllt, das Kleid unentgeltlich zu überlaſſen, und einen Credit von zwei Jahren in ihrem Magazin.

Mad. L... weiß nicht, womit ſie die Stunde vom Veſperbrot bis zur Oper hinbringen ſoll; ſie wünſcht alſo ein wohlgebildetes Kind von 2—3 Jahren anzunehmen, welches ihr dieſe müßige Stunde durch Liebkoſungen und naives Tändeln verkürzte, die übrige Zeit des Tages würde ſie das Kind der Aufſicht ihrer Mägde übergeben. Die Mutter erhält jährlich 500 Franken.

Man kann ſich von der Tyranney der Mode und von den Verwüſtungen, die ſie anrichtet, nicht beſſer überzeugen, als wenn man ſich in verſchiedenen Altern mahlen läßt, dieſe Portraite neben einander hängt, und ſie betrachtet.

Ich war (erzählte mir mein Freund) 3 Jahre alt, als man mich zum erſtenmale mahlen ließ. Der Mahler ſtellte mich als Amor mit Köcher und Pfeilen vor; ich muß ein wunderſchönes Kind geweſen ſeyn. — Das zweytemal wurde ich in meinem 12. Jahre gemahlt, ein hoher Toupet ſchmückte mein Haupt, ein papageygrüner Frack mit Knöpfen von Papier-maché, worauf Landſchaften gezeichnet ſind, rothe Beinkleider und Schuhe mit rothen Abſätzen zierten mich. Ich ſitze an einem Tiſche voll Bücher, und ſtudiere eifrig in einem Buche. — Da muß ich ein geſcheidter Junge geweſen ſeyn — Später bin ich in Uniform, mit einem Degen, abgemahlt. — Meine Mutter hatte mich nämlich in das Cadettenſtift gegeben; da mach' ich ein martialiſches Geſicht; ich muß ein recht muthiger Junge geweſen ſeyn. — Mit 25 Jahren war ich mein eigener Herr, ich hatte von meinen Eltern ein bedeutendes Vermögen geerbt, und lebte flott in die Welt hinein; damals ließ ich mich für meine erſte Geliebte mahlen. Man muß mich nur ſehen, mit Brillantringen an den Fingern, nach der neueſten Mode gekleidet, und mit Augen, die in Seligkeit ſchwimmen; dieß Portrait iſt zum Verlieben.

Wie man ſich verändert! Meine Frau quält mich jetzt, ich ſoll mich wieder mahlen laſſen. Ich bin 54 Jahre alt, trage eine Perüque, habe ein ganz honnettes Bäuchelchen, einige Falten im Geſicht, und einige Rubinen auf der Naſe. Wozu ſoll nun das Portrait taugen, welches der Ahnherr der übrigen zu ſeyn ſcheint? — Was thut's? — Ich habe ein gutes Weib, Freunde, Geſundheit, guten Tiſch und Fröhlichkeit, das wiegt doch die Flügel des Amors, die Studienbücher, den Degen, und die ſchwimmenden Augen auf. — In Gottesnamen, ich laſſe mich noch portraitiren.

3.) Der Schneider und der Teufel.

Der Teufel nahm ſich einmal vor,
Ein Schneiderlein zu fangen,
Schon kam er durch des Städtchens Thor
Als maître de joie gegangen:
Der Schnürrock ſaß ihm feſt und gut,
Auch trug er einen breiten Hut,
Und Schnurrbart, Spor'n und Brillen.

Der Nadelheros ließ gar viel
Und beſtens ſich tractiren,
Doch ſollte er zum guten Ziel
Ad inferos ſpazieren:
Herr Satan frug um ſeinen Lohn,
Und wollte kurz und gut davon
Mit ſeinem leichten Gaſte.

Der Schneider ſprach: »Das geht nicht an,
O Fürſt der Höllengeiſter —
Nur wer ein beſſer Stück gethan,
Der ſey des andern Meiſter;
Ein ſchlichtes Hemde ſey der Preis,
Wer ſchneller es zu enden weiß,
Der hat den Spaß gewonnen!«

Der Teufel zog den Faden ein,
Wohl lang an hundert Ellen,
Und ſtach heraus, und ſtach hinein,
Des Zieles nicht zu fehlen;
Doch, weil der Zwirn ſo lange war,
Mußt' er um Haus und Scheune gar
Bey jedem Stiche fliegen.

Der Schneider aber, reich an Witz,
Zerſchnitt das Garn behende,
Und nähte, hurtig wie der Blitz,
Das Hemdlein hübſch zu Ende.
Da fuhr der Teufel grimmig aus
Und ſchüttelte das ganze Haus
Sammt allen Bügeleiſen.

Befreit war unſer Ritter zwar,
Doch trug er unterm Rocke,
Zwei Füße, ſchwarz und wunderbar,
Entlehnet einem Bocke.
Und ſeither ſoll es üblich ſeyn,
Daß manches wackre Schneiderlein
Ein Böckchen wird geſcholten.

Freiherr Franz v. Schlechta.

4.) Anecdoten, Parabeln, Einfälle, Reflexionen.

(Theils wahr, theils neu.)

Ein Geizhals hatte eine häßliche Frau. Einſt kam er nach Hauſe, und fand ſie beſchäftigt, Fenſtervorhänge zu machen. Wozu dieſe Alfanzerei? fragte er mürriſch, den theuern Stoff befühlend. — Wozu? erwiederte ſie, was iſt nöthiger, als eine Gardine, der Nachbar ſieht ja herüber, wenn ich mich ankleide. So laß, brummte Harpax, die Fenſter offen, wenn du dich ankleideſt, ſo wird ſchon der Nachbar Vorhänge machen.

In einer Geſellſchaft ſprach man über Werth und Unwerth dieſes Lebens, über Nichtigkeit und Vergänglichkeit aller irdiſchen Güter, Verachtung des Todes, und was dergleichen Lebensweisheit iſt, worüber ſich beym dampfenden Thee, im warmen Zimmer, fern von aller Gefahr, beſonders im Morgenroth des Lebens, recht weiſe und bequem — ſprechen läßt. Jeder gab nun ſeinen Senf zu dieſem Thema, und behauptete, es ſey eine Bagatelle, ein anderer Curtius zu ſeyn. — Und was ſagen Sie, meine Gute? fragte die Dame vom Hauſe, um das Gähnen über dieſe philoſophiſche Unterhaltung und dieſe Frage zu verbergen, ein neben ihr ſitzendes Landmädchen. Erröthend verbeugte ſich die Kleine, und liſpelte: Ich meine, leben oder nicht leben, wenn man nur geſund iſt.

»Da geht ein Altdeutſcher« — rief Auguſt — Malchen eilte ſchnell vom Stickrahmen ans Fenſter, den Vielbeſprochenen Einen zu ſchauen. — Lange blickte ſie dem blondgelockten Jüngling nach, und rief endlich mit Kopfſchütteln: Curioſer Altdeutſcher! der iſt ja noch blutjung.

Was heißt Proſa, und was Poeſie? fragte der Knabe Heinrich ſeinen Vater. Der Vater lächelte, und erwiederte, um nur den kleinen Frager zu befriedigen: Poeſie oder gebundene Rede heißt, wenn jede Zeile eine beſtimmte Zahl Sylben hat, oder wenn ſich die Endworte reimen, ungefähr wie in deinen Gellert'ſchen Fabeln; Proſa oder ungebundene Rede, wenn man dieſem Zwange nicht unterworfen iſt, und nur ſo geradezu ſpricht. Ach Vater! rief Heinrich verwundert, da rede ich ja beſtändig Proſa, und hab kein Wort davon gewußt! — Wie würde ſich nicht mancher Skribler wundern, der beſtändig Verſe macht, die doch nur Proſa ſind.

Eine reiche aber geizige Frau beklagte ſich beym Bürgermeiſter des Städtchens über die ſchreiende Ungerechtigkeit, daß man ihr den ſtärkſten Grenadier eines durchmarſchirenden Regiments in Koſt und Quartier gegeben, während ihr Nachbar bloß einen kleinen, ſchwachen Tambour erhalten hätte. — »Ganz weiſe und menſchlich, entgegnete der Bürgermeiſter, nur einen Starken kann man euch in die Koſt geben, ein Schwacher ſtürbe den Hungertod.«

R. fragte ſeinen Bedienten ernſthaft: Du biſt immerwährend betrunken, Schlingel! wann trinkſt du denn?; J. J—s.

3.) Merkurs Rapport an Jokus

über die komiſchen Tagesbegebenheiten auf der Unterwelt, theils vom Hörenſagen, theils aus Zeitſchriften.

Ein Witzbold hat heraus gefunden, daß in den Worten: »le Conservateur« (eine bekannte franzöſiſche Zeitſchrift) das Anagramm enthalten ſey: Colere sans vertu. (Indép.)

Die Gazette de France ſtellt folgende Fragen nebſt Antworten auf: Welche iſt die unconſtitutionellſte aller Zeitungen? Antwort: Der Constitutionel; — welche verdient die ſtrengſte Cenſur? Antw. Der Censeur; — welche iſt die Verrufenſte? Antw. Die Renommée; — welche iſt die abhängigſte? Antw. Der Independant; — und welche geht am ſchlechteſten? Antw. Der Courrier.

Der Sänger Incledon hatte einen vornehmen Engländer beleidigt. Der Beleidigte forderte Genugthuung; Incledon erſcheint. Anſtatt ſich aber in Kampfſtellung zu zeigen, ſingt er die Lieblings-Arie: »Meines Mädchens ſchönes Augenpaar«, und ſchließt mit den Worten: »Ich hoffe, Mylord, dieſes Favorit-Lied, welches ganz England befriedigt, werde auch Ihnen genug thun,« und hiermit verneigte und empfahl er ſich. (Morn. Chron.)

In Wohlfahrts Jahrbüchern für den Lebensmagnetismus, worin dem Barte eine enthuſiaſtiſche Lobrede gehalten wird, werden folgende Arten von Barten genannt: Zirkelbärtel, Schneckenbärtel, Jungfrauenbärtel, Tellerbärtel, Spitzbärtel, Federwedel, Schmahlbärtel, Zuckerbärtel, Türkenbärtel, Spaniſchbärtel, Italieniſchbärtel, Sonntagsbärtel, Oſterbärtel, Billbärtel, Spielbärtel, Stutzbärtel und Trutzbärtel.

Jemand, der bey Eröffnung des Schauſpielhauſes durch die Menge Menſchen, welche die Oper Tancred ſehen wollten, ſehr gedrückt wurde, rief laut aus: Ach! ſo muß ganze Corpus leiden wegen Ohrwaſchel.

Bey Ant. Doll dem jüngern, in Wien, iſt ganz neu zu haben: Der Millionenkünſtler mit neuer Gaukeltaſche, worin unter andern Kunſtſtücken auch folgende vorkommen: Zwei Armeen Soldaten herbey zu zaubern, die eine Schlacht liefern. — Eine große Armee erſcheinen zu laſſen, und ſie mit einem Blasrohr augenblicklich hinwegzublaſen.

Ein Gentlemen hatte lange Zeit einen wackern Diener, ſeit Kurzem aber war er nachläſſig, und endlich erfuhr der Herr, daß er zu den Reformern gehöre. »Jack! ſagte er nun, was hat die Parliamentsreform mit der Arbeit zu thun, die du mir zu leiſten ſchuldig biſt?« — »Ey was, Arbeit! — entgegnete Jack, — warum ſoll ich für Andere arbeiten? Wir ſind Alle gleich, das Eigenthum muß gleich vertheilt ſeyn.« — »Gut, erwiederte der Herr, wir wollen annehmen, daß wir theilten, du ſollſt ſo viel Acker haben, als ich. Aber du ſpielſt und trinkſt, und was du beſitzeſt, gibſt du aus. In 3 Monathen wirſt du mir, dem Fleißigen und Vorſichtigen, dein Eigenthum verkaufen, und das Geld auch verthun, was dann? — Was dann? antwortete Jack, dann theilen wir von Neuem. (Courier.)

Unter der Großherzogl. Würzburgiſchen Regierung exiſtirte eine — nun wieder aufgehobene — Taxe auf Luxushunde. Die Ortsvorſteher mußten zu deren Erhebung Conſcriptionsliſten einſenden. Ein ſolcher Vorſteher notirte ſämmtliche Hunde ſeines Diſtrictes als gemeine Ketten- und Hofhunde, mit Ausnahme desjenigen des Amtmanns, mit der Bemerkung: »dieſer iſt aber kein Luxushund, ſondern ein ſcheckiger Spitz.« (Er hielt nämlich Luxushunde für eine eigene vornehme Race). (Correſp. v. u. f. Deutſchl.)

Schon einigemale laſen wir in einer Zeitung die Ankündigung eines Roßhaarverkäufers. Unterzeichnet iſt: »Johann U—n, eigener Erzeuger achtgeſottener Pferdehaare.« —

* * *

Schreiben aus Rom, über die dortigen deutſchen Künſtler und ihre neueſten Arbeiten.

Die ſehr talentvollen deutſchen Künſtler, die ich hier kennen lernte, zeichnen ſich durch Geiſtes- und Herzensbildung äußerſt vortheilhaft aus, ſo, daß ihr Umgang für jeden gebildeten Menſchen hohes Intereſſe haben muß. Auch ſuchen die ausgezeichnetſten Fremden ſie in ihre Nähe zu ziehen, und entſagen gerne den größern, geräuſchvollern Geſellſchaften, um im ſchönen Künſtlerverein ſtill und ruhig die Abende zu verleben, die einem hier ſo unausſprechlich genußreich werden, wenn man über alles Schöne und Große, was man den Tag über ſieht, mit ſachverſtändigen, geiſtreichen Menſchen reden kann. Voriges Jahr war das Haus der Frau von Humboldt der Mittelpunct, wo ſich die beſſern deutſchen Künſtler verſammelten. Dieſe herrliche, vortreffliche Frau, welche mit Enthuſiasmus alles Große und Schöne ergreift, iſt von hohem Kunſtgefühl durchdrungen, und die Sache der Künſtler wurde ihre eigene. Es iſt unendlich, wie viel ſie für dieſe, während ihres Aufenthaltes hier, that. Die Beſtellungen, die ſie damals machte, ſind uns, wie Du weißt, durch Briefe bekannt worden; aber von den hieſigen Künſtlern ſelbſt muß man es hören, auf welche Art und mit welcher Liebe ſie Alles that. Ihr überließ der Künſtler mit Freuden ſein theuerſtes Werk, ja er arbeitete mit inniger Liebe daran, wenn er dachte: »für ſie, die Herrliche! vollende ich es.« Ach! es iſt dem Künſtler nicht einerlei, wer ſeine Arbeiten kauft! Mit ſchwerem Herzen trennt er ſich oft von einem Bilde, das er aus ſeinem Innern erſchuf, in welches er ſo manchen frommen Wunſch, ſo manchen ſchönen Gedanken niederlegte, um es in fremde Hände zu liefern, an Menſchen, die es oft nur nach dem Zahlungswerthe ſchätzen, und kalt von dannen führen, weil man doch in Rom Bilder kaufen muß, oder weil ein Platz an der Wand ihres Prunkzimmers leer iſt, und einer Decoration bedarf. Das ſind harte Momente für die guten Künſtler, und werfen oft große Schatten auf das ſchöne, herrliche Künſtlerleben. —

Mit welcher Begeiſterung man hier den theuern Namen der Frau von Humboldt nennt, kann ich Dir nicht ſagen. Sie wurde nicht nur verehrt, ſie wurde geliebt, und alle vereinten Wünſche rufen ſie zurück. An Anerkennung fehlt es den hier lebenden deutſchen Künſtlern nicht, und die herrlichſten und edelſten Menſchen ſind es, die ſich am lebhafteſten für die beſſere

Kunſt intereſſiren. Hr. Quandt, aus Leipzig, deſſen geiſtreiche, intereſſante Beſchreibung ſeiner Reiſe nach Italien im Jahre 1813, Du mit mir geleſen haſt, bringt mit ſeiner jungen, liebenswürdigen Frau, dieſen Winter hier zu. Sie bleiben jeden Abend zu Hauſe, und ſehen alle beſſern Künſtler bey ſich; auch hat Quandt mehrere bedeutende Beſtellungen gemacht, und ich muß Dir einen Zug von ihm erzählen, der mich bis zu Thränen rührte, und der den edlen Menſchenfreund eben ſo ſehr, als den wahren Kunſtkenner beurkundet. Der vortreffliche Overbek wollte ſeinen herrlichen Carton des Oliedo und der Sofronice um 200 Scudi verkaufen; Quandt, dem er zu theuer war, nahm ihn nicht. Overbek hatte dieſen Carton in der Villa des großen Maſſimi, wo er dieſen Gegenſtand al fresco mahlt, ſtehn. Ein Windſtoß warf ihn zur Erde, und beſchädigte ihn ſo, daß man ohne Hoffnung war, ihn wieder herſtellen zu können. Quandt erfährt dieſen Unfall, geht zu Overbek, und kauft den zerriſſenen Carton um 200 Scudi, nachdem er den Preis für den vollendeten zu hoch gefunden hatte. Ich füge keine Bemerkung hinzu, die Sache ſpricht ſelbſt zu laut. — Bey Jul. Schnorr, deſſen reiches, blühendes Talent ſich immer ſchöner entwickelt, hat er eine Madonna, die dem Kinde liebkoſt, in Lebensgröße, beſtellt. Wer ſo glücklich war, Schnorrs letztes großes Bild: »Die Hochzeit von Canaan« zu ſehen, fühlt ſich zu den ſchönſten Erwartungen bey dieſem Bilde berechtigt, und ich bin untröſtlich darüber, daß ich es nicht vollendet ſehen werde. Julius Schnorr bringt gewöhnlich die Abende bey Quandt zu, wo er aus dem Stegreiſe ganz allerliebſte Federzeichnungen macht, zu welchen Quandt eine ſehr hübſche Geſchichte ſchreibt; dieß wird ein genialiſches Werk werden, und ich hoffe, daß Quandt es dem Publicum übergeben wird. — Bey Helmsdorf, welcher die herrlichſten Skizzen von Sicilien mitbrachte, hat er das Coloſſeum beſtellt; — bey Rhoden, der vorzüglich durch ſein vorletztes Bild, den Waſſerfall von Tivoli, rühmlichſt bekannt iſt, eine ideale Landſchaft, die Pracht des Südens vorſtellend. Mir wird ordentlich warm, wenn ich mir das Bild denke. — Bey Näke beſtellte er eine Compoſition; bey der Portrait-Mahlerinn, Fräulein Luiſe Seidler aus Jena, in deren Portraiten man die große Aehnlichkeit und die Zartheit des Pinſels bewundert, beſtellte er, wie ich höre, das Portrait ſeiner liebenswürdigen Frau. Bey Philipp Veit, deſſen letztes Bild man allgemein für eine Copie nach Raphael hielt, beſtellte er die ſchöne Lorelli; dieſe iſt eine reizende Zauberinn aus einem Gedichte von Clemens Brentano, welches eine rheiniſche Volksſage zum Grunde hat. Sie ſoll in der Größe der Johanna von Arragonien, in der Gallerie Doria, dargeſtellt werden, ein weites Feld für Phantaſie und Geiſt.

Von Eggers kaufte Quandt einen herrlichen Chriſtus-Kopf, am Tage ſelbſt, wo Jener ihn vollendet hatte. — Manche andere Beſtellungen, von denen ich hörte, ſind mir entfallen; doch ſcheint Quandt den Deutſchen zum Troſte geſchickt, die ſich ſeit der Abreiſe der Frau von Humboldt etwas verwaiſt fühlen. Auch haben ſie thätige Beſchützer an dem hannöverſchen Geſandten, Freiherrn von Rheden, dem preußiſchen Geſandten, Herrn von Niebuhr, und dem Legationsrathe Bunſen; — welche ſich alle eifrig für die Kunſt und die Künſtler intereſſiren, und ſie auf jede Art zu unterſtützen ſuchen.

Leider! leider lerne ich viele der bedeutendſten Künſtler nicht kennen, weil ſie dieſen Winter abweſend ſind. Die Künſtlerſonne, Thorwaldſon, leuchtet jetzt im Norden, und wenn ſein Atteliet mich bis zum Enthuſiasmus entzückt, ſo verlaſſe ich es doch immer unbefriedigt, weil ich die Seele dieſer Schöpfungen dort vermißte. Durch ſeine Büſte lernte ich wohl die edlen Züge dieſes großen Mannes kennen, der mit Adlerſchwingen zur Vollendung ſiegt, aber ich möchte ihm ins geöffnete Auge ſehen, weil ich mir kaum denken kann, wie ein Menſch ausſieht, der ſo viel leiſtet, der ſo hoch über allen Zeitgenoſſen, ſo hoch über dem Zeitgeiſte ſteht. —

Eberhardt und Cornelius hoffe ich in München zu ſehen. Beide Schadows und der ältere Veit ſind in Berlin.

Noch muß ich Dir ſagen, daß die Cena von Giotto, welche der verdienſtvolle Ruſchweyhe ſticht, ganz vortrefflich wird. Dank müſſen alle Kunſtfreunde es ihm wiſſen, daß er durch ſeinen Grabſtichel der Welt ein Kunſtwerk erhält und bekannt macht, an welchem die Zeit zerſtörend arbeitet, und welches wahrſcheinlich nur noch kurze Zeit kann erhalten werden.

A. S.

Allgemeine Novelliſtik.

Den 15. Jänner wurde im k. k. Hof-Theater nächſt der Burg zum erſten Mahle gegeben: Das Turnier zu Kronſtein oder die drei Wahrzeichen; großes romantiſches Spectakel-Luſtſpiel in fünf Aufzügen, von Franz v. Holbein. Dieß artige Stück, welches vor längerer Zeit im Theater an der Wien mit vielem Beyfall gegeben wurde, wollte heute, trotz der ſehr reich ausgeſtatteten und gelungenen Vorſtellung, das ſehr zahlreich verſammelte Publicum dennoch nur wenig anſprechen. Wir ſehen hier die alte Erfahrung beſtätigt, daß es um die Aufführung ſolcher Stücke, welche bereits auf einem andern Theater der Reſidenz gegeben ſind, immer eine mißliche Sache ſey: die Zuſchauer verſammeln ſich mehr der Vergleichung, als des Stückes wegen. Der Reiz der Neuheit iſt verloren, und da das Ganze nicht mehr genugſam intereſſirt, ſo treten einzelne kleine Mängel um deſto bedeutender hervor. Uebrigens hätte aber, bey unſerer leider ſo ſcherzarmen Zeit, auch unter ſolchen Umſtänden, dieſes Luſtſpiel eine wärmere Aufnahme verdient, da es ſich durch eine gut erfundene (wenn gleich etwas zu gedehnte) Handlung, durch einen leichten Dialog, und vornehmlich durch eine meiſterhafte Haltung der Charactere, vortheilhaft auszeichnet, und die Darſtellung namentlich von Seiten der Gräfin Elsbeth, des Knappen Stürmer, und des Ritters Kunz von Lautenheim, wahrhaft vortrefflich zu nennen war.

Herr von Varnhagen erzählt, daß die Einwohner in Braſilien das Schießpulver, um deſſen Wirkung zu verſtärken, mit Maniokmehl vermiſchen.

In der Mitte Octobers v. J. zählte man in der Grafſchaft Aberdeen, im Garten des Hrn. Brownin, das Product eines Haberkorns, das ſich zufälligerweiſe mit Dünger eingeſäet hatte. Es hatte nicht weniger als 66 Halme ausgebildet. Davon hatten 10 jeder im Durchſchnitt 180 Körner, 20 andere jeder 140, 20 andere jeder 130, 10 andere jeder bey 60, dieß gab zuſammen (von einem Korn) 7,700 Körner. Alle Körner waren reif, und wegen ihres gegen Winde geſchützten Standplatzes nicht ausgefallen.

Die künſtlichen Edelſteine des Herrn Donault Wieland in Paris finden ſtarken Abſatz. Er hat von der Aufmunterungs-Geſellſchaft den Preis, und bey der Künſtler-Ausſtellung vom Könige eine Medaille erhalten. Seine Diamanten ſind von den natürlichen nicht zu unterſcheiden.

Ein engliſches Blatt gibt eine Darſtellung von dem Urſprunge der Lotterien, welche ein ſehr altes Inſtitut ſind. Schon die Römer belebten ihre Saturnalien mit Ausſpielung von Looſen, durch welche ihre Sclaven Preiſe oder Nieten empfingen. Auch der Kaiſer Auguſtus fand viel Vergnügen an den Lotterien. Nero veranſtaltete eine Ausſpielung für das Volk, wobey täglich tauſend Looſe vertheilt wurden. Heliogobal erfand eine, wobey die Looſe entweder ungeheuer große, oder winzig kleine Gewinnſte trugen; jener gewann z. B. ſechs Sclaven, dieſer ſechs Fliegen, der Eine ein goldenes, der Andere ein irdenes Gefäß. In England fällt die erſte Lotterie aufs Jahr 1569. Sie beſtand aus 40,000 Looſen, jedes zu 10 Schilling; die Gewinne waren Silbergeräthe; ſie wurde an der Thür der St. Pauls-Kirche gezogen, dauerte fünf Monate, und der Staat verwendete den Ertrag zur Hafen-Ausbeſſerung. Im Jahre 1612 verfügte König Jacob eine Lotterie zum Beſten der Anpflanzungen in Virginien.

Nach den neueſten Unterſuchungen von Reiſenden, ſtammen die Kartoffeln urſprünglich aus der Gegend von Lima her, von da ſie ſich erſt weiter verbreiteten.

Herr Schottky, Mitglied der Berliner Geſellſchaft für deutſche Sprache, iſt vor Kurzem zum wirklichen Mitgliede der Schleſiſchen Geſellſchaft für vaterländiſche Cultur ernannt worden, laut nachſtehendem Diplom: »Der Schleſiſchen Geſellſchaft für vaterländiſche Cultur gereicht es zum beſonderen Vergnügen, den Herrn Julius Maximilian Schottky zu ihrem wirklichen Mitgliede aufzunehmen. Sie läßt dieſes Diplom in der feſten Ueberzeugung ausfertigen, daß durch dieſe Aufnahme ihre, durch die Conſtitution begründeten Zwecke gewinnen werden. Breslau den 18. November, 1819.

(L. S.) D. v. Reder, Jungnitz, Wendt,
p. t. Präſes. p. t. Vicepräſes. General-Secretair.

Zu Crombecke bey Veurne in den Niederlanden, hat dieſes Jahr eine Runkelrübe das ungeheure Gewicht von 16 Pfund erreicht.

Zu Neudorf, im Graner Comitat, (berichtet die Preßburger Zeitung) an der Wiener Poſtſtraße, wurde am verfloſſenen 26. Dec. ein Bauersweib von einem Knaben entbunden, der auf einem Rumpfe zwei abgeſonderte ausgebildete Köpfe hatte. Der Körper ſelbſt war übrigens wie jeder andere vollkommen gebildet, mit zwei Händen und zwei Füßen. Der Knabe kam lebend zur Welt, und beyde Köpfe ſchrieen bey der Geburt; doch ſtarb er bald nachher. Die Mutter befindet ſich ſo gut, als es die Umſtände erlauben.

Hr. Prof. Büſching, in Breslau, gibt heftweiſe heraus: Alterthümer des heidniſchen Schleſiens. Jedes Heft wird mit 3 großen Abbildungen verſehen ſeyn.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Gräffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Pränumerationspreis viertelj. 2 fl. W. W., durch die k. k. Poſt 7 fl. W. W. halbj. — Beyträge (Wiener-Tagesneuigkeiten ſind ſehr willkommen,) beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

9.

(Wien den 22. Jänner.)

Neale's Beobachtungen über die Peſt, ihre Urſachen, Ausbreitung, Cur ꝛc *).

Während der langen und häufigen Faſten der griechiſchen Kirche, machen die eingeſalzenen Pelamyden (jungen Thunfiſche) oder der Rogen des Thunfiſches und Störs, unter dem Namen Caviar und Pontargue, die Hauptkoſt der ärmeren Claſſen aus; das ranzige Oehl, das ihr reichlich beywohnt, verbunden mit einer großen Menge Kürbiſſe, Gurken, Waſſermelonen und Weintrauben, gibt zuſammen eine ſo verdorbene und ſchwächende Nahrung, daß die Conſtitution für ein anſteckendes Gift, beſonders für das der Peſt, ſehr empfänglich wird, welche ſich gewöhnlich in Conſtantinopel, während der griechiſchen Faſten zeigt, während der eingewurzelte, von den Türken unterhaltene Glaube an Vorherbeſtimmung ſie abhält, irgend eine, ſelbſt die leichteſte Maßregel gegen die Fortſchritte der Krankheit zu ergreifen. Daher ſind kaum die von ihr Befallenen in das Peſthoſpital in Pera gebracht worden, als die Judentrödler, die an den Thüren warten, ihre Kleider kaufen, und hurtig ſich zurückbegeben, um ſie in den Bazenſteins von Conſtantinopel wieder abzuſetzen; und der unglückliche Käufer dieſer verpeſteten Kleidungſtücke fällt bald als Opfer ſeines neu erworbenen Staates. Vergebens hat die Pforte zu Zeiten dieſe Trödeljuden mit dem Tode beſtraft; die Gewinnſucht iſt nicht weniger geſchäftig und hartnäckig in der Hauptſtadt der Türkey, wie in der von England. Die Franzoſen und Engländer, und die meiſten andern Franken werden freilich ſogleich beſorgt, und verſchließen ſich in ihre Häuſer, aber die Türken und Rayahs gehen dem Sturm unerſchrocken entgegen. Griechen, Armenier und Juden, die dort am ſchmutzigſten und unmäßigſten in ihrer Lebensart ſind, und ſich durch ihren Handelsverkehr noch mehr ausſetzen, laufen auch mehr Gefahr, als ſelbſt die Muſelmänner. Zwar werden, wenn die Krankheit eine gewiſſe Höhe erreicht hat, öffentliche Gebethe in den kaiſerlichen Moſcheen angeſtellt, aber die Bazars

---

*) Ein Capitel aus Neale's Beſchreibung ſeiner Reiſen durch Deutſchland, Polen, die Moldau und die Türkey, in engliſcher Sprache, wovon in einiger Zeit in des thätigen Hrn. Hartlebens Verlags-Expedition in Leipzig, eine vollſtändige Ueberſetzung in zwey Bänden erſcheinen wird. Dieſes äußerſt merkwürdige Buch wird hier, im Verlage dieſer Zeitſchrift, zu haben ſeyn, und man kann ſich darauf vormerken laſſen.

und Straſſen bleiben immer ſo angefüllt, wie zuvor. Was kann in einem ſo despotiſch regierten Lande gethan werden? Sollte die Furcht vor der Anſteckung die Einwohner bewegen, allem Handelsverkehr ein Ende zu machen, oder ſollten ſich die Leute insgeſammt in ihre Häuſer verſchließen, ſo würden die Verheerungen der Hungersnoth noch zur Peſtilenz hinzukommen, und ein allgemeiner Aufſtand würde bald die Herrſchaft umſtürzen. Die türkiſche Regierung zieht, bey ſo ſchwieriger Wahl, die Zerſtörung ihrer Unterthanen ihrem eigenen Umſturz vor. Barrieren, Quarantainen und Lazarethe exiſtiren in der Türkey nicht, weil ſie mit den ſtrengen Gewohnheiten des Despotismus unvereinbar ſind, und große, öffentliche Kornhäuſer, eine weiſe Polizei, und hundert andere Anſtalten erfordern würden, welche wahrſcheinlich nie in einem muſelmänniſchen Lande exiſtiren werden. Die Krankheit bricht gewöhnlich zu Conſtantinopel im Frühlinge aus, und hört im Herbſt auf, ſchläft im Winter, und zeigt ſich wieder um dieſelbe Zeit, im Anfange des folgenden Jahres. Dr. Murdoch Mackenzie, der über 30 Jahre zu Smyrna und Conſtantinopel als Arzt practicirte, und deſſen Nachricht über die Peſt bey Weitem die beſte iſt, die bis jetzt erſchien, behauptet, daß, vier Jahre ausgenommen, die Peſt während jener Periode gegenwärtig war oder drohte, ob er gleich nie eine Verſchiedenheit in dieſen Jahren entdecken konnte, außer etwa, daß die Winter ſtrenger oder früher einfielen, und daß es da einen ſtärkeren Schnee gab. Ihre gewöhnliche Anfangszeit fand er ungefähr in der Mitte des März, und ihr Nachlaſſen oder ihre Unterbrechung um die Mitte des Septembers. Da nun die Flotten aus Egypten den Hafen von Conſtantinopel gewöhnlich mit einem ſüdlichen Winde zwiſchen dem letzten Ende des März und dem Anfang des Mai erreichen, welches auch die Zeit der griechiſchen Faſten iſt, ſo kommt um dieſe Zeit die Peſt zum Vorſchein. In ihrem Fortſchritte ergreift ſie, wie man bemerkt hat, zuerſt die Griechen und Armenier, dann die Juden, und endlich die Türken. Man hat auch beobachtet, daß der ſtärkſten Peſt häufig eine Viehſeuche vorhergeht. Dieß geſchah beſonders im Mai 1745; und im Anfange des Juni, in demſelben Jahre, erhoben ſich große Schwärme Schmetterlinge aus einer ungeheuern Schaar Raupen, die ihnen vorhergingen. Der nämliche Umſtand erfolgte im Jahr 1751 und 1758, und in allen dieſen Jahren war die Peſt ſehr heftig, ganz vorzüglich im Auguſt und September 1758, da ſie ſich verſchiedenen zu den engliſchen und franzöſiſchen Manufacturen in Conſtantinopel gehörenden Perſonen tödtlich zeigte.

Auf der andern Seite haben Erdbeben und Gewitterſtürme mit Donner und Blitz, verſchiedene Fälle von Schnee, und frühe Winter die Wirkung, die Krankheit zu verſcheuchen und zu vertilgen. So brach im Jahr 1753, am 31. Mai die Peſt in Conſtantinopel aus, dauerte den Winter durch und das nächſte Jahr bis zum September 1754. Am zweiten Tage dieſes Monats fand ein ſchrecklicher Erdſtoß Statt, welcher einen Theil der Citadelle der ſieben Thürme, einen Theil der Stadtmauern, ſieben Minarets (Thürme) von Moſchee'n, das Gefängniß von Galata, Caravanſerais (türkiſche Herbergen) &c. &c. niederwarf, und 60 bis 100 Perſonen tödtete. Dieſer Erdſtoß erſtreckte ſich bis nach Groß-Cairo, wo er 40,000 Einwohnern den Tod brachte, und zwei Drittel der Stadt zu Grunde richtete. Vier Tage nachher, nämlich am 6. September, kam ein Gewitter mit Donner und Blitz, welches auf zwei Stunden anhielt, und an Heftigkeit Alles übertraf, deſſen ſich die älteſten Einwohner nur erinnern konnten; Blitz und Donner dauerten, ohne Unterbrechung von ſelbſt nur wenigen Secunden, auf anderthalb Stunden fort. Am 17. September, bloß 11 Tage hernach, hörte die Peſt gänzlich auf, und während des folgenden Jahres zeigte ſie ſich kaum. Aber am 6. März 1756 brach ſie wieder hervor, und endete nicht vor dem 12. December. Was die durch die Peſt erzeugte Sterblichkeit betrifft, ſo iſt es immer ſchwer, zu einem befriedigenden Schluß zu gelangen, denn die Turken halten weder Chroniken, noch irgend Verzeichniſſe, die unſern Mortalitätsliſten nahe kämen. Ein gewiſſes Stadtthor, das zum Hauptbegräbnißplatze führt, wird bewacht, und ſobald 100 Leichname zur Beerdigung an einem Tage durchgebracht worden ſind, wird die Peſt ausgerufen, und werden Gebethe angeſtellt. Dr. Mackenzie hat eine Berechnungsart angegeben, die auf den täglichen Verbrauch des Mehls ſich gründet, welcher, da er in Conſtantinopel 20,000 Killows (Kislos) beträgt, und auf 50 Perſonen ein Killow kommt, ziemlich die Bevölkerung zu einer Million annehmen läßt. Nun war während der Monate Juli, Auguſt und September 1751 eine Abnahme des Verbrauchs von 3,000 Killows, welches mit 50 multiplicirt, eine Summe von 150,000 Perſonen gibt, die in dieſen 3 Monathen durch die Peſt hingerafft, mit gleichzeitigem Einſchluß einer großen Menge Menſchen, von denen man wußte, daß ſie die Stadt verlaſſen, und, um der Peſt zu entgehen, ins Innere geflohen waren *).

Es iſt unſtreitig ſchwer, die verſchiedenen Meinungen alter und neuer Schriftſteller über den Urſprung und die Urſache der Peſt mit einander zu vereinigen; aber gewiß iſt es, daß die Ebenen von Shinaar, Egypten und Syrien, von der früheſten Dämmerung der Geſchichte an, der Mittelpunct und Brennpunct der Peſt geweſen ſind. Die Bücher Moſes beſtätigen die Thatſache in Hinſicht Egyptens, und in Anſehung Syriens und Griechenlands hat uns die profane Geſchichte zahlreiche, beſondere Umſtände überliefert. Unter dieſen habe ich keinen auffallender gefunden, als den von Appian aus Alexandria erwähnten, in Hinſicht der Fortpflanzung der Peſt unter den Barbaren, die den Tempel von Delphos plünderten. Dieſer Geſchichtſchreiber meldet, daß, als die ſcythiſchen Seeräuber, die aus Liburnern, Autariern und den unter den Namen Cimbrer bekannten Celten, in das delphiſche Gebieth eingefallen waren, und bey Apollo's Tempel ſich gelagert hatten, die erzürnte Gottheit ein ſolches Ungewitter mit Blitz, Donner und Ueberſchwemmungen ſchickte, daß dieſe Barbaren mit der größten Eile ihr Lager abbrachen. Er ſetzt hinzu, daß bey ihrer Zurückkunft die Menge der durch die Feuchtigkeit erzeugten Fröſche ſo groß war, daß die Flüſſe davon faul und ſtinkend wurden; daß durch einen aus der Erde ausgehauchten Dunſt eine ſchreckliche Verderbniß und Peſtilenz unter den Illyriern entſtand, welche beſonders die Autarier ergriff, bis ſie, als ſie aus ihrer Heimath auswanderten und die Peſt mitbrachten, aus Furcht vor dieſer Krankheit, kein Volk aufnehmen wollte, und ſie eine Reiſe von 23 Tagen machten, worauf ſie einen moraſtigen, unbewohn-

---

*) De Tott befeſtigte damals die Dardanellen, und ſetzt die getödtete Menge auf 150,000.

ten Landſtrich erreichten, wo ſie ſich in der Nähe des Volks, Baſtarnä genannt, niederließen. Es wird überdieß geſagt, daß Apollo das Gebieth der Celten mit Erdbeben erſchütterte, und ihre Städte verſchlingen ließ; auch hatten da ihre Widerwärtigkeiten kein Ende, bis ſie gleichfalls ihre Heimath verließen, und unter ihre tempelräuberiſche Mitſchuldige, die Illyrier, kamen, die ſie leicht bezwangen, weil ſie von der Peſt ſie geſchwächt und abgezehrt fanden. Nachdem ſie durch Umgang mit ihnen dieſe auch bekommen hatten, ergriffen ſie die Flucht, und machten nicht eher Halt, als bis ſie die pyrenäiſchen Gebirge erreicht hatten*)

Dieß iſt eine einfache, wahre und weſentliche Erzählung von Thatſachen, wie ſie faſt in unſern eignen Zeiten der ruſſiſchen Armee, bey ihrer Ankunft in der Moldau, begegnet ſind. Aber die Dichter, welche jedes geſchichtliche Ereigniß mit einem Schleier der Dichtkunſt verſchönerten und verkleideten, haben den Hercules beſchrieben, der von einem vergifteten Hemde eines Centaurs umkam, und Niobe, die aus Gram in Stein verwandelt wird, weil ſie ihre Familie von Apollo's Pfeilen durchbohrt ſieht. Plutarch erwähnt in des Perikles Leben einen der Cataſtrophe der Niobe ähnlichen Vorfall; und jeden Tag möchten wir in der Türkey zu dem vergifteten Gewande des Neſſus eine Parallele finden**). »Der berühmte Perikles, ſagt der Geſchichtſchreiber, war vom Schickſale beſtimmt, den größern Theil ſeiner Kinder, Verwandten und Freunde als Opfer der verzehrenden Peſt fallen zu ſehen, und ſelbſt auf der höchſten Stufe ſeiner Widerwärtigkeiten, blieb ſeine feſte Seele ruhig und unerſchüttert. Man ſah ihn weder eine Thräne vergießen, noch dem Leichenbegängniß eines ſeiner Verwandten folgen. Aber als er ſich anſchickte, einen Blumenkranz auf das letzte ſeiner Kinder zu legen, das ihm ein unzeitiger Tod entriſſen hatte, blieb er nicht länger Meiſter ſeines Grams, die Natur gab nach, und er vergoß einen Strom von Thränen.«

Die Behandlung und Cur dieſer ſchrecklichen Krankheit verſteht man vielleicht in der Türkey, ſelbſt zur jetzigen Zeit, eben ſo wenig, als in den Tagen des Perikles: Freie Ausdünſtung, wenn ſie nur irgend vollſtändig hervorgebracht werden kann, ſcheint die natürliche Criſis der Krankheit zu ſeyn, und dieſe Ausſonderung zu erlangen, iſt der Zweck faſt von allen bisher empfohlenen Mitteln. Busbequius hat die Kräfte des Scordienkrauts oder des Waſſer-Germanders geprieſen, wovon ein Abſud, warm genommen, von ſeinem Freunde und Arzte, Wilhelm Quackelben, mit gutem Erfolge gebraucht wurde.

(Schluß folgt)

* * *

---

*) Dieß geſchah im J. 278, v. Chr. — S. Appian, Alex. de Bellis Illyr.

**) Dr. Pugnet, ein Arzt der franzöſiſchen Armee, gibt folgende Fälle der peſtilenzialiſchen Anſteckung an. »Acht Franzoſen zu Caypha theilten den Keim dieſer Krankheit nach der Reihe einander durch einen Pelz mit; fünf oder ſechs zu Gaza, indem ſie über einen Tuchrock, die Beute eines ihrer Kameraden, ſich ſtritten; vier zu Jaffa, indem ſie von einigen Halstüchern Gebrauch machten, die ein Arzeneyhändler der dritten Claſſe, welcher ſtarb, aus Italien mitgebracht hatte. Dieſe vier Erben wurden zu gleicher Zeit mit Peſtbeulen um den Hals befallen, und ſtarben vom 3. bis zum 6. Tage.« S. Bancroft on Fever, p. 581.

Unfug.

In den letzten Jahren der franzöſiſchen Republick hatte ſich in den Niederlanden eine Geſellſchaft junger Leute in der löblichen Abſicht verbunden, die Kleider der Damen, die ſich in der Kirche befanden, zuſammen zu nähen. Dadurch entſtanden die ſonderbarſten Auftritte, denn oft hingen zwanzig oder noch mehr ſolche ſchöne Bethende an einander, die ſich nun alle nicht wenig ſchämten. — Die Thäter blieben zwar unentdeckt, indeſſen gaben ſie doch ziemlich ſchnell ihr gefährliches Handwerk auf, eine Vorſichtigkeit, die ihnen ſehr nützlich wurde, denn ſicher wären ſie bald ertappt worden, und hätten für ihren Muthwillen tüchtig büßen müſſen. — Sie erhielten in den Jahren 1810 — 12, in den ſogenannten Oehlſpritzern, ſehr würdige Nachfolger, die ihr Geſchäft mit unermüdetem Fleiße in mehreren Theilen des franzöſiſchen Kaiſerthums trieben. Sie beſchmutzten mit ihren kleinen Spritzen die Kleider der Damen, mit einer ſo unglaublichen Geſchicklichkeit, daß, trotz aller Wachſamkeit, die Polizei dieſe Unheilſtifter nicht entdecken konnte, bis man einſt in Brüſſel in einem Kaffehhaus, einen Theil der Geſellſchaft fand, deren Mitglieder ſich eben über ihr Glück, und über die Mühe der Polizei luſtig machten. — Sie mußten nun alle ins Gefängniß ſpazieren, die verſchiedenen Verzweigungen ihres Bundes angeben, und noch obendrein als gerechte Strafe eine bedeutende Geldſumme zahlen; und jetzt haben die Stecher (piqueurs) ſich nun wieder in Paris gegen das ſchöne Geſchlecht verſchworen.

C.

* * *

Auf das Sinngedicht auf einen Weinwirth, im Converſationblatt Nr. 4.

Des Wirths Erwerb des Lebens nennſt du ſauer,
Der Eſſig macht aus Wein;
Wie muß dann der Genuß des Lebens
Erſt ſeiner Gäſte ſeyn!

Pfeiffer.

* * *

Der Türken Geringſchätzung der Nichttürken.

Um ſich einen richtigen Begriff von der Verachtung, welche die Türken für die übrigen Nationen, beſonders für die Juden und Chriſten hegen, zu machen, braucht man nur die beleidigenden Zunahmen, die ſie ihnen geben, anzuführen. Sie nennen die Juden Hunde, die ihnen beſonders gehäßigen Perſer, rothe Köpfe, die Armenier K...freſſer, die Tartaren Aasfreſſer, die Araber Wüthende, die Griechen Widder ohne Hörner, die Bulgarier Räuber, die Raguſaner Spione, die Ruſſen böſe Seelen, frech, wortbrüchig, die Deutſchen kühn, Gottesläſterer, die Italiener Leute von tauſend Farben, d. h. Betrüger, die Franzoſen liſtig, die Niederländer Käshändler, und die Engländer Wollenhändler.

V. A. Coremans.

* * *

Allgemeine Novelliſtik.

Der in Nr. 6 gelieferten Notiz über Hayti tragen wir noch Folgendes nach: Die öffentliche Geſchäftsverwaltung ſteht unter einem Präſidenten, drei Staats-Secretären, 30 Gemeindevorſtehern und 24 Senatoren. Alle Ehrenſtellen beſetzt die Krone, die in Chriſtophs Familie erblich iſt. Sein Erbadel beſteht aus zwei Prinzen, außer denen von königlichem Geblüt, 8 Herzogen, 18 Grafen, 31 Baronen und 8 Rittern. Den Stab der Armee formieren ſechs Großmarſchälle, 8 Generallieutenants, 15 Feldmarſchälle, 6 Generalmajore, und hundert Feldoffiziere. Ein königlicher und militäriſcher Heinrichsorden verleiht Adelsrechte; 1818 beſtand er aus 6 Großkreuzen, 16 Commandeuren, und 165 Rittern. Das ſtehende Heer zählt 25,000 Mann, von allen Waffengattungen, von denen 4600 königliche Garden ſind, alle glänzend uniformirt und equipirt, vortrefflich disciplinirt. Nach dem Urtheile brittiſcher Offiziere kann man in Europa keine beſſer exercirten Truppen ſehen. — Ebenfalls beſteht die Armee der Republik aus 25,000 Mann, die aber weniger gut in der Haltung ſind. Eben ſo iſt die Polizei in der Monarchie beſſer als in der Republik, wo ſich beſonders bey dem weiblichen Geſchlecht zu viel Gewalt, weniger Moralität und faſt gar kein ehelicher Verband findet. Heinrich hält ſtreng auf die Bande der Ehe; alle ſeine Soldaten müſſen heirathen. Die Geſammtbevölkerung von Hayti iſt 501,000 Seelen, nämlich 261,000 Republikaner, und 240,000 Royaliſten. Die Finanzen beyder Reiche ſind in einem blühenden Zuſtande, ſo daß nach Abzug aller Ausgaben noch jährlich ein Ueberſchuß von 15 Millionen Livres lediglich zur Verfügung des Präſidenten und des Königs ſtehen. Ihre gemeinſchaftliche Politik beſteht in der Vertheidigung ihrer Unabhängigkeit gegen jeden von Außen eindringenden Feind. Heinrichs Feſtung zu Sans-Souci ſoll keiner europäiſchen an Stärke weichen. Sie hat drei bis vierhundert meſſingene Kanonen. Die Fortſchritte der Einwohner in Ackerbau und in allen Künſten ſind ganz außerordentlich; noch raſcher ſchreitet ihre Erziehung und Literatur vorwärts. Ueberall ſind Pfarrſchulen, Primärſchulen in den Städten unter der Leitung engliſcher Lehrer. Zu Sans-Souci, der königlichen Reſidenz, die an Eleganz und Geſchmack vielen europäiſchen Reſidenzen an die Seite geſtellt werden kann, befindet ſich eine Academie für Muſik und Mahlerei, und ein reguläres Theater. Die katholiſche Religion iſt zur herrſchenden erklärt, die Geiſtlichkeit beſteht aus einem Erzbiſchof, drei Biſchöfen und einem Rector in jedem Kirchſpiel. Der Erzbiſchof hat ein Kapitel, ein Seminar und eine hohe Schule, alle reich dotirt.

Nach Briefen eines Reiſenden aus Batavia, hat man in den dortigen Wäldern einen wilden Menſchen gefunden, der ſich ſchon in früher Jugend dahin verirrt zu haben ſcheint, und ungefähr jetzt 30 Jahr alt ſeyn mag. Er ſpricht keine articulirte Sprache, ſondern brüllt wie ein Thier, und bellt beynahe wie ein Hund. Zum Laufen bedient er ſich der Hände und der Füſſe, und ſobald er einen Menſchen erblickt, klettert er auf einen Baum, wie ein Affe, und ſpringt von einem Aſt auf den andern. Sieht er einen Vogel, oder ein Stück Wild, ſo erhaſcht er es, und nur ſelten entgeht ihm ſeine Beute. Noch hat man ihn nicht an die gewöhnliche Lebensweiſe und Nahrung gewöhnen können.

Ueber die Bäder des Herkules zu Mehadia meldet uns ein Brief des Herrn M — s. Folgendes: Mehadia iſt ein unanſehnlicher Marktflecken in der Gemarkung des wallachiſch-illyriſchen Gränzregimentes. Eine kleine Meile weit von dieſem befindet ſich, zwiſchen lauter Felſen vulcaniſchen Urſprungs, das in ganz Europa berühmte

Bad, welches ſchon bey den Römern unter dem Namen Thermae herculanae ad aquas bekannt, und häufig beſucht worden war. Die Ruinen dieſes alten Bades ſind noch heut zu Tage vorhanden, aber prächtig erhebt in der Nähe derſelben ſich ein neues Gebäude, welches, ſo wie das Alte, das Bad des Herkules genannt wird. Beynahe aus allen Gegenden der Welt ſtrömt hier eine Menge Gebrechlicher und Kranker zuſammen, und viele finden Geneſung und Heil. Sehr nahe neben einander befinden ſich hier Schwefel- und Eiſenbäder, Kalk, Kohlen, Magneſia und andere Stoffe enthaltende Quellen. Die Umgegend bewohnen Wallachen, welche überaus arm und unwiſſend ſind.

Zwiſchen den Sprüngen und Spalten der bemooſten Felſen und Steinruinen umher wohnen unzählige Scorpione, und überall ſieht man ſich von den Wallachen genöthigt, Scorpionöhl zu kaufen, welches für eine ſehr heilſame Vieharznei gehalten wird. Bey Nacht gewähren zahlloſe Heere flimmernder Johanniskäferchen hier einen wunderſamen Anblick, denn nicht ſobald findet man anderswo ihren Phosphorusglanz ſo hell, wie in dieſer Gegend.

Auf einigen der hier gefundenen Steine lieſt man folgende Inſchriften:

1. Herculi Invicto Epomius C. H. E. R. praef. Coh. V. b.
2. Aesculap. et Hygiae. pro Salute Juniae Cyrillae, quod a longa Infirmitate virtute aquarum numinis sui revocaverint T. B. A. Ejus V. S. L. M.
3. Dis et numinibus aquarum Vlp. Secundinus. Marius Valens, Pomponius Haemus, Vlcarus Valens, Legati Romam ad Consulatum Severiani C. V. Missi, in columes reversi ex voto.
4. Herculi Sancto Simonius Julianus V. C. Praeses Daciarum.

Ich könnte leicht, fährt der Berichtleger fort, einen großen Band füllen, wollte ich alles Merkwürdige bezeichnen, das hier zu ſehen iſt u. ſ. w. Wegen der ungeheuren Felsgebirge, die unſere Gegend rings umher begränzen, geht bey uns im Juli die Sonne erſt um 8 Uhr auf, und um 5 Uhr wieder unter. — al.

Ueber die neuere Glasmahlerei in England geben die beiden Werke von Dallaway: Anecdotes of fine arts und Observations on english architecture, weitere Nachrichten. Sie wurde von Anfang des vorigen Jahrhunderts bis auf den heutigen Tag ununterbrochen geübt, und darin Kirchenfenſter der erſten Größe, nach Zeichnungen und Gemählden von Reinolds, Weſt und andern Künſtlern, mit ſehr beträchtlichem Aufwande verfertigt. Zwei der ausgezeichnetſten Meiſter in dieſer Kunſt ſtarben zu Anfang dieſes Jahrhunderts, Thomas Jarvis im Jahr 1801, und Francis Eginton, im J. 1805. Man vergleiche auch Fiorillo Geſchichte der zeichnenden Künſte. Bd. 5.

Es erſcheint hier ein Théâtre de Schiller, traduit en françois, welches Lob und Tadel verdient. Einige Stücke, z. B. Fiesko, Wilhelm Tell ꝛc. ſind ſehr gut überſetzt, andere weniger gut, und eines, Waldſtein (Wallenſtein), welches bloß von Benj. Conſtant nachgeahmt iſt, könnte füglich ſchlecht genannt werden, denn das Ganze iſt ſo kalt und ſteif geworden, daß man beynahe darüber einſchlafen möchte. Hätte Hr. B. Conſtant, deſſen Verdienſte wir gewiß ſehr achten, nicht beſſer gethan, den Wallenſtein nicht zu verändern, ſondern ihn, wie die andern Ueberſetzer, in ſchöner Proſa ſo viel als möglich wörtlich zu übertragen? Solche Meiſterwerke müſſen, wie es der große Klopſtock ſtets einem franzöſiſchen Gelehrten wiederholte, der ſeine Landsleute mit einer guten Ueberſetzung ſeiner Werke beſchenken wollte, ohne die geringſten Zuſätze oder Veränderungen überſetzt werden. Dieſe Regeln ganz zu befolgen, ſind nun aber die Franzoſen nicht im Stande, denn ihre gedrängte Proſa muß gegen unſere Verſe gedehnt erſcheinen. W. A. G...n.

Der Guß der Bildſäule zu Luthers Denkmal in Wittenberg, und ein eiſerner Baldachin, unter welchem die Statue aufgeſtellt werden ſoll, ſind vollendet. Die Bearbeitung des Fußgeſtelles iſt noch zurück, doch werden die zur Aufnahme von Inſchriften beſtimmten Metalltafeln auch bereits gegoſſen. Die von dem Könige von Preußen gewählten Inſchriften ſind:

1) Glaube an das Evangelium Marc. 1. V. 15.
2) Dein Sach' und Ehr', Herr Jeſu Chriſt,
 Nicht unſer, ſondern Deine iſt.
3) Iſt's Gottes Werk, ſo wird's beſtehn,
 Iſt's Menſchen Werk, wird's untergehn.
4) Eine feſte Burg iſt unſer Gott.

Das baare Geld iſt jetzt in London ſo rar, daß die Bankdirectoren den Wechſelhäuſern haben anzeigen laſſen, daß ſie ihnen ferner nur ein Drittheil des Bisherigen verabfolgen laſſen konnten.

Die ruſſiſche Regierung unterhält, einer genauen Rechnung zu Folge, auf ihre Koſten in den verſchiedenen ruſſiſchen und deutſchen Unterrichts- und Erziehungs-Anſtalten 12,000 junge Leute beiderlei Geſchlechts. Solche Anſtalten ſind: Das Corps der Pagen, die Corps der Cadetten zu Lande, zur See, und für die Bergwerke, die Schulen für die Schiffahrt, Pilotenweſen und Forſtwiſſenſchaft, der mediciniſchen und chirurgiſchen Academie, die St. Peters-Schule, das Lycäum von Tzarsko-Zelo, die Academie der ſchönen Künſte, die Handlungſchule, das theologiſche Seminar, mehrere weibliche Anſtalten, die Primarſchulen, die Waiſenhäuſer ꝛc.

Die beyden Gemählde von David: Der Raub der Sabinerinnen und Leonidas, ſind von der franzöſiſchen Regierung um 100,000 Fr. gekauft, und in die Gallerie des Pallaſtes der Pairs (ehemals Luxemburg) gebracht worden. Noch andere von der Regierung angeſchaffte Gemählde ſollen dieſe Gallerie zieren. Die Säle auf der rechten Seite des Pallaſtes, wo man ſonſt Le Sueurs und Vernets Werke ſah, ehe ſie in das Muſeum kamen, ſollen nun wieder geöffnet, und mit den beſten Werken neuerer Künſtler ausgeſchmückt werden.

Die Arbeiten der deutſchen Künſtler in der Villa Massimi ſchreiten raſch vorwärts. Overbek hatte bereits im Herbſte eine ſeiner Vorſtellungen aus Taſſo's befreitem Jeruſalem vollendet und aufgedeckt. Philipp Veit iſt noch mit den Vorarbeiten zu den Darſtellungen aus dem Dante beſchäftigt, die er an demſelben Orte al fresco ausführen wird. Ob Julius Schnorr, dem der Arioſt übertragen war, ſeinen Antheil an dieſen Arbeiten nicht wird aufgeben müſſen, iſt noch ungewiß. Das italieniſche Clima ſcheint ſeiner Geſundheit ſo nachtheilig zu ſeyn, daß er ſich nicht leicht auf eine Reihe von Jahren wird binden können.

Mit einer Induſtrie-Beylage. (Nr. III.)

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Graffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Pränumerationspreis viertelj. 7 fl. W. W., durch die k. k. Poſt 17 fl. W. W. halbj. — Beyträge (Wiener-Tagesneuigkeiten ſind ſehr willkommen,) beliebe man dem Redacteur (Franz Graffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

10.

(Wien, den 25. Jänner.)

Bemerkungen über Italien; von Caſtellan. *)

Der erſte Brief, den der von Griechenland zurückkehrende Verfaſſer ſeinem Freunde ſchreibt, iſt von der Inſel Corfu datirt. Dieſe zwiſchen zwei ſo merkwürdigen Landen liegende Inſel, ſagt er, biethet nur ein ziemlich unbedeutendes Gemiſch des Griechiſchen und Italieniſchen, ein farbenloſes aus ungewiſſen Zügen beſtehendes Bild dar. — Die Wärme iſt dort im Auguſt ſo groß, daß man nicht einen Schritt aus dem Hauſe gehen kann, wenn man ſich nicht das Geſicht ganz von der Sonne verbrennen laſſen will. Die Einwohner ſperren ſich ſorgfältig ein, bleiben den ganzen Tag, in Schweiß gebadet, liegen, und werden ſtets von allerlei Inſecten gequält. Man verläßt nur ſehr ſpät Abends das Haus, um an den Ufern des Meeres die Kühle zu genießen; um drei Uhr Nachts (11 Uhr) aber ſtrömt die Menge nach dem Schauſpielhaus, nicht eben aus Luſtgier, ſondern vielmehr aus langer Weile. Man läßt ſich wieder, wie am Tage, von der Wärme quälen, um das armſelige Vergnügen zu haben, ſeine Reichthümer zu zeigen, um einen Augenblick bey dem Scheine der Luſter und der Wachskerzen, die in jeder Loge in Menge brennen, zu glänzen. Dieſe Logen werden alsdann in Geſellſchaftsſäle verwandelt, wo man ſich gegenſeitig beſucht, Kaffeh trinkt, Gefrornes und Zuckerwerk ißt, und ſich mit verſchiedenen Spielen unterhält, ohne nur einen Augenblick auf die Bühne zu ſchauen, die freilich nicht viel Aufmerkſamkeit verdient, denn Alles was da geſagt wird, iſt ſo gemein, garſtig und unſittlich, daß in andern Ländern der gemeinſte Pöbel über dieſen Frevel zürnen würde, während ſich in Corfu ſogar die Geiſtlichkeit nicht ſchämt, auf den erſten Plätzen zu erſcheinen. — Die Einwohner der Joniſchen Inſeln waren unter den Venetianern äußerſt geduldig, oder vielmehr feige und ſclaviſch; ſie ließen ſich mit einer unglaublichen Leichtigkeit aller Früchte ihrer Arbeit, Induſtrie, und ihres Handels berauben; jetzt aber iſt ein freierer Geiſt in ihnen erwacht, der beſonders durch die zahlreichen albaniſchen Auswanderer genährt wird, denn dieſe ſind wirklich noch jetzt würdig, die Unterthanen des Pyrrhus zu ſeyn.

---

*) Unter dieſer Aufſchrift liefern wir unſern Leſern einige frei überſetzte Auszüge aus dem kürzlich zu Paris erſchienenen Lettres sur l' Italie, par Castellan. (3 Bände in groß octav, mit 60 ſchönen Kupfern.) — Dieſes Werk, ein würdiges Seitenſtück

— Die Quarantaine, welche man an der neapolitaniſchen Küſte halten muß, wird durch die faſt unglaubliche Härte der Beamten der Sanita, noch um vieles erſchwert. Man hat uns, ſagt der Reiſende, alle Mittel, unſere Lage zu verbeſſern, verſagt. Ohne ein anderes Bett, als die Bretter des Schiffes, ohne eine andere Decke als den freien Himmel, nicht nur von dem Ueberflüſſigen, ſondern ſogar von dem Nothwendigen beraubt, erlaubte man uns nur das ganz Unentbehrliche. Man antwortete uns nur mit den Worten des ſtrengen Quarantainegeſetzes. — Schreckliche, aber leider faſt nothwendige Barbarei.

— Die Stadt Brindiſi, die der Verfaſſer gleich nach der Quarantaine beſuchte, iſt ein äußerſt ungeſunder und armer Ort, wo die nothwendigſten Lebensbedürfniſſe fehlen, die manchmal ſelbſt von Neapel gebracht werden müſſen. Die Bewohner von Brindiſi werfen die Ungeſundheit ihrer Stadt dem Julius Cäſar vor, weil er den Hafen ſperrte, indem er eine große Anzahl Schiffe durchbohren ließ; dadurch ſoll nicht nur die Annäherung unmöglich, ſondern auch das Waſſer ſtinkend gemacht worden ſeyn. Man ſieht noch Fragmente dieſer alten Schiffe, deren gut erhaltenes Holz die Farbe des Ebenholzes und noch mehr Härte erlangt hatte. Jene Beſchuldigung iſt indeſſen ganz falſch, denn zu den Zeiten des Auguſtus und ſelbſt noch ſpäter, wurde der Hafen von Brindiſi für einen der beſten italieniſchen gehalten, obwohl, wie Cäſar ſagt, die Luft dort ſtets ſehr ungeſund war. Die Stadt iſt indeſſen durch den Tod des Virgil, und den langen Aufenthalt des Cicero, deren Häuſer man noch zeigt, merkwürdig geworden. — Schöne Erinnerungen, aber auch nicht viel mehr. —

— Das Ufer des adriatiſchen und joniſchen Meeres iſt mit zahlreichen Thürmen verſehen. Mehrere unter ihnen ſind ſehr alt; andere ſind erbaut worden, um das Land gegen die Einfälle der Barbaresken zu ſchützen, die dort oft ihr Unweſen treiben. In jeden dieſer Thürme unterhält man kleine Garniſonen; ſobald ſich ein Corſar zeigt, fängt gleich die ganze Linie auf ihn zu ſchießen an. Die Truppen ſammeln ſich dann alle an dem Ort, wo Gefahr droht, und meiſtens werden die Angreifenden überwunden. — Man erzählt viele Beyſpiele von der Tapferkeit und Geiſtesgegenwart dieſer Küſtenwächter; einer von ihnen vertheidigte ſich auf eine ſehr ungewöhnliche Art. Nachdem er faſt alle ſeine Munition erſchöpft hatte und ſich immer mehr von den Feinden eingeſchloſſen ſah, und nahe war, ihrer Macht zu unterliegen, da fiel es ihm ein, einige Bienenkörbe, die auf dem flachen Dach geordnet waren, auf ſie zu ſchütten. Dieſe beflügelte Armee, welche die Stürmenden nicht erwartet hatten, und die ſie ſogleich quälte und bedeckte, jagte ihnen großen Schrecken ein, und verurſachte ihnen ſo heftige Schmerzen, daß ſie gezwungen wur-

---

zu den früher herausgekommenen Briefen über Morea, Konſtantinopel u. ſ. w. deſſelben Verfaſſers, iſt beſonders für Künſtler und Gelehrte von großer Wichtigkeit; der Reiſende entwickelt darin eine in dieſem Jahrhundert leider etwas zu ſelten gewordene Erudition. — Die Geſchicht- und Alterthumforſcher werden darin eine reichliche Quelle neuer Beobachtungen, der Mahler und Zeichner aber (denen das Werk vorzüglich gewidmet zu ſeyn ſcheint) einen köſtlichen Schatz von gelungenen Beſchreibungen und guten Zeichnungen, finden. Beſonders anziehend ſind die ſehr lange Beſchreibung des Muſeums und der Gallerie von Florenz, die, der Gegend von Tivoli, der Provinz Apulien u. ſ. w.; die hiſtoriſchen Verſuche über die Kunſt in Neapel, von den früheſten Zeiten bis jetzt, über die Moſaik, über Raphael, Michel Angelo ꝛc.

den die Belagerung aufzugeben, und um ſich vor dieſen Feinden zu ſchützen, zogen ſie ſich in der größten Unordnung nach dem Meere zurück. Sogleich fing der brave Soldat wieder auf ſie zu ſchießen an, und es gelang ihm, ehe ſie ihre Schiffe wieder erreicht hatten, eine Menge zu tödten

— In Neapel angekommen, wollte der Verfaſſer den franzöſiſchen Geſandten ſprechen, und ließ ſich daher in einem Wagen dahin fahren. Der Lackei läuft ſchnell, um zu fragen, ob man ihn empfangen könne, kömmt aber eben ſo ſchnell zurück, und ſagt: der Geſandte habe ſich mit dem Hofe nach Portici begeben, drum bitte er um die Erlaubniß ſein Führer oder Cicerone zu ſeyn, um ihm einige der zahlloſen Wunder der neuen Parthenope zu zeigen. Zwei Tage vergehen in unnützen Verſuchen, den Geſandten zu ſprechen, er mußte ſich begnügen, die Kirchen, Palläſte, Gemähldegallerien und andere Merkwürdigkeiten zu ſehen. Da er indeſſen dieſe Begebenheit etwas ſonderbar fand, ſuchte er den dritten Tag dem gefälligen Cicerone zu entgehen, was ihm auch leicht gelang; dann nahm er einen Wagen, der ihn ohne weiteres zum Geſandten führte, und bald erkannte er, wie ſehr er von einem jener Spitzbuben, deren es hier eine Menge gibt, und die ſich um beſſer betrügen zu können, mit den Wirthen verſtehen, hintergangen worden war. Jeder Reiſende, der in Neapel in ein großes Wirthshaus einkehrt, wird gewöhnlich das Opfer dieſer Schelmerei. — Man erkennt noch in der Phyſiognomie und in dem Character der Neapolitaner ihren griechiſchen Urſprung. Sie haben wie ihre Vorfahren, viel Verſtand, feine Organe, viel Geſchicklichkeit. Sie lieben beſonders das Geräuſch, die Freude, Munterkeit, die mimiſchen und ſatyriſchen Geberden. Man möchte beynahe glauben, daß die Miſchung des Schwefels und Salpeters mit der Luft die ſie einhauchen, ihnen eine Geiſtesunruhe einſtößt, welche allen ihren Handlungen und ſogar ihren gewöhnlichen Bewegungen eine Lebhaftigkeit gibt, die uns unordentlich, unnatürlich ſcheinen muß, und die ſelbſt manchmal an die Raſerei gränzt. —

— Der Veſuv hat dem Verfaſſer, der ſich, wie viele andere Leute, eingebildet hatte, einen Berg zu finden, der von Feuer und Flammen umgeben iſt, gar nicht gefallen. Ich ſah zu meiner größten Verwunderung (ſagte er) nur einen Hügel (!) von gewöhnlicher Größe, von kegelförmiger Geſtalt, mit einer weiten Oeffnung, ohne Abwechslung auf ſeiner Fläche, ohne die geringſte Unebenheit in ſeinem Abhang, einförmig mit Aſche bedeckt, und deſſen Krater von jedem Blendwerk entblößt, kaum einige Dünſte aushaucht, die man ſelbſt nur Abends oder Morgens, wenn die Strahlen der Sonne ſie in ſchiefer Richtung treffen, ſehen kann. — Dieſe ſonderbare Beſchreibung eines der furchtbarſten feuerſpeienden Berge iſt ſicher eben ſo neu als merkwürdig, und muß ſelbſt den Perſonen ſo ſcheinen, die gewohnt ſind, von allen Wunderdingen den größten Theil als Erdichtung anzunehmen. — Der Veſuv iſt alſo bloß ein Hügel; wahrhaftig, wenn man das lieſt, kann man ſich nicht enthalten, an manche berühmte Leute zu denken, die in der Nähe betrachtet oft bloß — Gecken ſind.

— Was der Verfaſſer von Rom ſagt, iſt nicht neu, und ſelbſt ſchon hundert Mahl wiederholt worden; wir übergehen dieſes alſo ganz. — Was Allem gleicht, verdient die Aufmerkſamkeit des Verſtändigen nicht —

— Merkwürdig iſt es, daß die Villa des glücklichen Geliebten der Lesbia, des römiſchen Sängers Catull, wo einſt die Freude herrſchte, (denn man weiß, daß derjenige, der wie Catull ſchreibt, ſelten wie Cato lebt), jetzt die Wohnung der Andacht, der Reue, mit einem Worte ein Kloſter geworden iſt. Auch die des Horaz hat dasſelbe Schickſal erlitten. —

(Schluß folgt.)

* * *

Neale's Beobachtungen über die Peſt, ihre Urſachen, Ausbreitung, Cur ꝛc.

(Schluß von Nr. 9.)

Die Miſchung, Diaſcordium genannt, nach einem Glaſe Branntewein, iſt, nach D. Mackenzie, das einzige von den katholiſchen Prieſtern gegebene Mittel, welche das Peſthoſpital zu Pera zu beſorgen haben, und es zeigt ſich bisweilen heilſam. Die ärztlichen Beamten der franzöſiſchen Armee in Egypten haben die Kräfte des warmen Punſches gerühmt, der zu demſelben Zwecke gegeben wurde. Die brittiſchen Aerzte haben Abführungsmittel geprieſen, während Baldwin und einige Andere Oeleinreibungen empfahlen. Blutlaſſen wird von Mackenzie, in der allerfrüheſten Periode, ſtark angerathen, von Andern aber gleichmäßig widerrathen. Einige wunderbare Rettungen und Wiederherſtellungen werden von allen erzählt. Die eigentliche Wahrheit mag ſeyn, daß die Peſt nichts iſt, als ein nachlaſſendes Gallenfieber (bilious remittent ſever), unter ſeiner bösartigſten Form mit Petechien, Schwären (blains), und Geſchwülſten der lymphatiſchen Drüſen, welche bisweilen eitern, noch öfter aber nicht. Wenn ſie eitern, oder der Kranke frei ausdünſtet, ſo geneſet er, wo nicht, ſo wird die Krankheit tödtlich. Jedoch haben nicht alle Peſtkranke Bubonen (Beulen), und von dieſen glaubt man gewöhnlich, daß ſie bloß remittirendes Fieber haben. Daher findet man die ſonderbarſten Widerſprüche und Irrungen in allen Schriftſtellern über dieſen Gegenſtand, und ſie haben von Zeit zu Zeit Streit, Zweifelſucht und falſches Raiſonnement ohne Ende veranlaßt, indem Einige die Nicht-Anſteckung, und Andere die weite Fortpflanzung des Peſtgiftes behaupten. In allen andern Theilen der Erde, die Levante allein ausgenommen, greifen die critiſchen Eiterungen, welche Gallenfieber begleiten, verſchiedene Drüſen des Leibes, vorzugsweiſe vor denen der Schaam, an; aber unter den Morgenländern, wo die Gewohnheit des Kauerns, und die große Begünſtigung der Geſchlechtsleidenſchaften eine vermehrte krankhafte Empfindlichkeit in den Schaamdrüſen erzeugt, werden die Leber und die Ohrendrüſen (parotid glands) nicht ſo oft afficirt, als bey den Europäern. So brachte die brittiſche Armee, bey der Rückkunft aus Spanien, nach dem Rückzuge bey Corunna, ein peſtartiges Gallenfieber mit, von welchem eine ungeheure Menge als Opfer fiel, und welches, ob es gleich höchſt wahrſcheinlich die Peſt war, doch nie unter dieſem Namen bekannt wurde, weil ſtatt der Schaamdrüſen die Ohrendrüſen eiterten. Doch verbreitete ſich die Krankheit von den Militär-Hoſpitälern in England weit umher; Krankenwärterinnen, ärztliche Gehülfen und Wäſcherinnen wurden täglich Opfer derſelben, ganz wie bey der Peſt in der Türkey: allein es war die Mode des Tages, die Krankheit ein Typhus-Fieber zu nennen, und indem ſie nur ein Typhus war, machte es nicht viel Unruhe; ſie war, im Verlauf einiger Monathe, durch paſſende Mittel und den damit verbundenen Einfluß einer geſunden Koſt und eines temperirten Klima's, bezwungen.

Die nothwendige, überwiegende Herrſchaft der Peſt in der türkiſchen Hauptſtadt iſt von einigen oberflächlichen Raiſonneurs als ein gerechter und annehmlicher Vorwand aufgeſtellt worden, die andern Nationen Europa's zur Kriegserklärung gegen die Türken, und zur Zurücktreibung derſelben in ihre aſiatiſchen Wüſten zu beſtimmen. Wenn je dieſe Stadt in die Hände einer chriſtlichen Macht fallen ſollte, ſo wird man dann ſich anſchaulich überzeugen, daß die Ungeſundheit ihrer Einwohner mehr phyſiſchen als moraliſchen Urſachen Schuld zu geben iſt; denn, wenn ich nicht ſehr irre, wird ſie immer eine der ungeſundeſten europäiſchen Hauptſtädte bleiben. Wer ſie nur je beſucht, und die gewaltigen ſumpfigen Striche, die ſich rings um ſie her in allen Richtungen ausdehnen, betrachtet hat, muß ſogleich dieſe Meinung unterſchreiben. Dr. Clarke, obgleich kein Arzt, hat die Wahrheit auf einmal erkannt: denn die Lage Conſtantinopels, wiewohl die ſchönſte unter dem Himmel, iſt gewiß die ungeſundeſte. Nach einer mäßigen Berechnung möchte ich die moraſtigen Gründe, die unmittelbar um die Mauern der Stadt liegen, nicht viel unter 20 Quadratmeilen ſchätzen. Man bemerke auf einer Carte die niedrigen Ufer der Propontis (Mar di Marmora), durch ſeichte, ſchlammige Ströme durchſchnitten, und in Moräſte ſich ausdehnend. Man betrachte die niederen Gründe Bithyniens, den See von Nicea, und die fruchtbaren ſumpfigen Thäler am Fuße des Olympus, zugleich mit dem Hafen ſelbſt, und die Wäſſer von Kiat Hane, und man wird ſich überzeugen, daß, unter allen Plätzen Europa's, Conſtantinopel am meiſten von Sumpfausdünſtungen leiden müſſe. Man erwäge zunächſt das Faſten und die religiöſen Gebräuche der Griechen, ein Syſtem, das vielleicht unter allen denkbaren einer ſich civiliſiret nennenden Nation für die Geſundheit das verderblichſte iſt. Man denke ſich einen unterdrückten und geplünderten Volksſtamm, der bloß 139 nicht völlig magere Tage im Jahre hat, und die übrige Zeit ſich bloß mit faulen, geſalzenen Fiſchen, und andern ungeſunden Speiſen unterhält. Man ſehe auf die Armenier; ihre Religionsgebräuche ſind kaum weniger ſtrenge; und die ſchmutzigen Abſcheulichkeiten ſind zu bekannt, um einer Bemerkung zu bedürfen. Endlich die Türken ſelbſt, die ſtrengſten Prädeſtinarianer (Vorherbeſtimmungsgläubige), blinde Anhänger ihrer Religion, und gänzlich unwiſſend in Naturerſcheinungen; iſt es denn zum Erſtaunen, daß dieſer unciviliſirte Haufe, der alle Tage faſtet, alle Nächte ſchwelgt, ſich in ſinnlichen Lüſten wälzt, oder vor Elend ſtirbt, der ſich beſtändig in thieriſche Stoffe kleidet, im verfallenen Zuſtande gewöhnlich, ohne die Wäſche zu wechſeln[*]), und alle Winter über den Dampf von Holzkohlen ſchwebt, ein Opfer des Peſtgiftes wird? Und wenn wir einen Augenblick den unaufgeklärten Zuſtand der Arzneiwiſſenſchaft im ganzen türkiſchen Reiche betrachten, ſo ſollten wir uns eher wundern, daß ein Kranker von ſeinem Krankenbette wieder aufſteht, als über die durch ihre Tödtlichkeit herbeygeführte Verheerung erſtaunen.

* * *

---

*) Die türkiſchen, armeniſchen und griechiſchen Frauen tragen ſeidene Hemden, die ſelten gewaſchen werden.

Doſis von Virtuoſität in Ueberwindung chorologiſcher Schwierigkeiten hinderlich, welche allenfalls Ausdruck ihres Verhältniſſes beſeitigte, gerade ſo, wie im umgekehrten Falle Roſſini ein Todesurtheil im drei achtel Tacte wunderlieblich herabgurgeln läßt. Doch, das macht nichts, dieß pas de deux war ſchön, auch die folgenden; aber viel ſind ihrer; das alberne Brautpaar muß auch eines tanzen, ein komiſches, und es wird recht brav getanzt. So ſehr den erſten Tänzern Gelegenheit gegeben wurde, durch Bravour und Grazie zu glänzen, ſo ſcheinen doch die Entréeś, die Hauptzierden eines guten Ballets, mit weniger Sorgfalt als ſonſt behandelt. Dieß gilt auch von den Tableaux, von denen nur das erſte Wirkung machte. Wie ſchön hätte jenes der verſöhnten Heere ſeyn können! Von ſchönen Situationen zeichnen wir beſonders den Schluß des erſten Actes aus, welcher wirklich klar und voll Wirkung iſt. Unangenehm auffallend waren dagegen die ſo zahlreichen Ohnmachten Emmas, das immerwährende Herumzerren des Kindes, und die ſo fühlbare Fremdartigkeit der Hochzeit der albernen Brautleute. — — Die Muſik, deren Compoſiteur ganz offen auf dem Zettel ſich des Anſpruches auf Originalität ſo ziemlich begibt, hat eine Arbeit geliefert, welche keineswegs unter die flachen, die ſo oft zum Tanz geſchrieben werden, gerechnet werden kann; ſie hat manche Parthie ſehr ſchön colorirt. Das Coſtum iſt heiter, die Decorationen ſind, bis auf den Waſſerfall, ſchön.

P — y.

Es iſt an den nördlichen Küſten Englands, die ſich 150 Meilen ſüdweſtwärts von den Shetland-Inſeln erſtrecken, und mit den weſtlichen Bänken der Orkneys zuſammenhängen, eine neue Fiſcherbank entdeckt worden, und ſchon ſollen Franzoſen und Holländer im letzten Sommer mit vielem Glück darauf gefiſcht haben.

Nibby und de Romanis ihrer, und Fea ſeiner Seits, in Rom, haben eine neue Fehde begonnen. Jene haben ihr foro romano mit vielen ſcharfſinnigen, etwas gewagten Bemerkungen, dieſer eine Beſchreibung der Alterthümer Roms herausgegeben. Es wird nöthig ſeyn, daß die Regierung alle Ruinen nummeriren läßt. Die meiſten haben nun drei Namen den alten, den Fea'ſchen und Nibby'ſchen.

»Der Wunderdoctor« iſt der Titel einer ſogenannten »comiſchen« Operette in einem Aufzuge, von Herrn J. A. Gleich, an der ſich das freundliche Publicum des Leopoldſtädter-Theaters den 11. d. zum erſtenmal ennuyirte. Das Ding iſt ein Compoſitum der craſſeſten Verſtöße ſelbſt gegen die einfachſten Grundregeln des Effects. Als Belege nur folgendes. Der Herr Doctor, ein reicher Filz, will ſeine Mündel, die den Hauptmann Grunau liebt, einem Apotheker verkuppeln, und ſagt dieſem als Mitgift einen Theil der Revenuen zu, die ihm aus der Verpflegung eines blöden Bauernjungen, deſſen Exiſtenz der Aeſculap und Pharmaceut auf ein Säculum pouſſiren wollen, erwachſen ſollen. Der Bediente des Hauptmanns nimmt zur Maske eines Marinecapitains ſeine Zuflucht, und droht, den Ruſticus als einen Deſerteur zu reclamiren, während ſein Herr, als Steuermann characteriſirt, ſich anträgt, die beyden Alten durch ein Sümmchen von 10000 fl. für den Verluſt des Burſchen zu entſchädigen, wenn man ihm die Hand der Huldinn überläßt. Es wird eingewilligt; der Contract iſt, verſteht ſich, ſchon bereit, der Hauptmann demaskirt ſich, nimmt die pecuniäre Verpflichtung auf ſich, und Alle ſind zufrieden, bis auf die eigentlichen Zuſchauer. — Eine Miſchung von Pfiffigkeit und Läpperei wie bey dieſem Doctor und Apotheker kann weder im Leben noch auf der Bühne Glück machen; die andern ſind flache gewöhnliche Charactere, die Singſtücke ganz ohne Laune und Gehalt, das Ganze matt, witzlos, ſchaal. Das unaufhörliche Singen ermüdet [illegible] genden wie das Auditorium, und gereicht dem Dichter zum doppelten Vorwurf, wenn er Individuen zum Singen verhält, die es gar nicht gelernt haben. Wie der Verfaſſer des **Berggeiſtes** ſich ſo weit hat vergeſſen können, iſt ſchwer zu begreifen, und wenn dieſes Unding nicht gleich durchfiel, ſo iſt es dem meiſterhaften Spiel des Doctors, dem erträglichen des Apothekers, und der lieblichen Stimme ſeiner Mündel, keinesweges aber der hölzernen monotonen Durchführung des Hauptmanns, und — eben ſo wenig der Muſik zuzuſchreiben. Sie hat faſt keinen einzigen anſprechenden Moment, iſt im Durchſchnitt zu ernſt, zu copiſtiſch, zu peinlich, und die Characteriſtik iſt kränkelnd, lauter Mängel, die beſonders einem ſo talentvollen ausgewieſenen Compoſiteur, wie Herr **Drechsler**, bey einem Sujet, das eher abſtoßen als anziehen kann, nicht ganz zur Laſt gelegt werden können. — r.

Die Ausgrabungen des Forum werden eingezäunt zum deutlichen Beweiſe, daß man ſie in ihrem jetzigen halbverfallenen Zuſtande laſſen will. Zwei neapolitaniſche Baumeiſter haben bey dem Arco de' pantani die verdeckten untern Theile des Forum des Nerva unterſucht, das alte Pflaſter iſt hier 20 Fuß unter dem neuen. Vielleicht erfolgt eine gedruckte Abhandlung über das Aufgefundene.

Die **franzöſiſche Literatur** war von jeher eine unerſchöpfliche Fundgrube von Zügen der **craſſeſten Ignoranz**, wenn es ſich um die Deutſchen und ihre Literatur handelte. So hatte **Leſſing** die Ehre, un certain Mr. Lesinge genannt zu werden; ſo hieß es von dem Buchtitel: Verſuch über die Geometrie: L'ouvrage sur la Geometrie par Mr. Versuch; ſo ſah man **Göthes** Götz v. Berlichingen mit l'Idole de Berlin überſetzt ꝛc. Beſonders arg treiben es die hochgebildeten Franzoſen mit den eigenen Namen. Ein neues characteriſtiſches Beyſpiel davon iſt folgende Stelle einer Correſpondenz-Nachricht in der Gazette de France. Man lieſt in Nr. 311: »On lit actuellement chez nous les noms des redacteurs suivans: pour la **Gazette officielle de la cour**, M. **Hernhard**; pour l'**Observateur autrichien**, M. le chevalier **Pilat**, secretaire actuel aulique; pour les **Archives**, M. le baron de **Hormeger**, conseiller actuel aulique; pour les **Feuilles patriotiques**, M. le docteur **Sartori**, membre du college des censures; pour le **Collectant**, M. **Portesschlag**, docteur en medecine et physicien de la ville de Vienne; enfin pour la **feuille de conversation**, M. **Graffer**, libraire.«

Unlängſt ſtarb zu **Devonſhire**, in **England**, **Eliſabeth Ralph**, alt 21 Jahre. Sie war nur 2 Fuß 10 Zoll hoch, und 20 Pfund ſchwer. Uebrigens war ſie wohlgewachſen, ſie ſah und hörte gut, hat aber nie einen Laut von ſich gegeben, nie gelacht oder geweint.

Jemand hat die Bemerkung gemacht, daß ſich in einem Winkelſpielhaus in Paris, unter 20 Spielern 14 alte Weiber befinden.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der **Cath. Graffer'ſchen** Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k.k. Poſt 17 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (**Franz Graffer**, eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

11.

(Wien den 27. Jänner.)

Ueber die Erkältung und Verwilderung des Alpenklimas.

II *).

Tirol, vielbeſucht und vielgerühmt in unſern Tagen, da es in dem großen Weltkampf, in ſeiner Armuth und mit ſeiner Handvoll Menſchen, dreimal (1797, 1799 und 1809) eine über Verhältniß bedeutende Rolle ſpielte, wiederholt die ſchönen und furchtbaren Erſcheinungen der ſchweizeriſchen Alpenwelt, alle, nur in einem weniger rieſenhaften, in einem, unſerm Sinnevermögen näher gerückten Maßſtabe. Es beherbergt auch viel hieher Gehöriges in ſeinem merkwürdigen Eisgebirg. Dieſes ſtehet, umkränzend und folgend, in der Granitkette, deren Knoten vom Gotthard und Crispalt ausgeht, tritt aus dem Engadein und Veltlin, in der Nachbarſchaft der Ortlesſpitze (nach dem Montblanc, der höchſten europäiſchen Bergzinne), und des Wormſerjoches, nach Tirol herüber, durchſchneidet das Land in Geſtalt eines Bogens, deſſen Sehne das Innthal ausmacht, und endigt an den Landmarken von Salzburg und Kärnthen, mit einem ähnlichen Bergesfürſten, mit dem großen Glockner. — Auch Tirol hat ſein Coſſonay und ſein Plurs. Ein durch den wilden Paſſeyrerbach veranlaßter Bergſturz begrub, wahrſcheinlich in den Tagen Carls des Großen, die römiſche Colonie Majá, Mays, berühmt unter den Agilolfingern, und lange ein wichtiger Grenzort zwiſchen Baiern und Longobarden, den Lieblingsort und die Ruheſtätte der beiden großen bajuvariſchen und rhätiſchen Apoſtel, Valentin und Corbinian. — Eine uralte Sage läßt auch unter dem ungeheuern Steingerölle der Slavini di Marco eine große Stadt begraben ſeyn? Die Chroniken des Landes ſchweigen von der fürchterlichen Begebenheit. Nur ward die folgende Stelle der Fuldaer Jahrbücher auf 883 ſtets dahin gedeutet: »Mons quidam in Italiae partibus de loco suo motus, in Athesim fluvium cecidit, ejusque meatum interclusit. Hi autem qui apud Veronam, et in contiguis locis ejusdem flu-

---

*) Die Lieferung I. dieſer, in Folge des (in Nr. 4 abgedruckten) Briefes des berühmten Geognoſten Dr. Ebel, mitgetheilten Beobachtungen iſt in Nr. 8 enthalten.

minis habitant, tamdiu utilitate ejusdem carebant, donec idem fluvius per eundem montem, quasi cavernulas faciens, ad suum alveum rediret.«

Die ſiebenmalige Verwüſtung des aus den Trümmern von Majá entſtandenen Meran (wovon die von 1419 ſo ſchnell hereinbrach, daß ſie während des Gottesdienſtes, das Hoſpital, mit dem am Altare ſtehenden Prieſter hinwegriß); die kümmerliche Erhaltung Botzens durch große Stein-Dämme von Eiſack und Talfer, dieſe und ähnliche Dinge, ſind wohl in den Jahrbüchern verzeichnet. Wir wiſſen, daß hier und da, ganze Wälder herunter gerollt ſind, und den Lauf der Flüſſe und Wildbäche gehemmt, Wildſeen gebildet, und kahle Steinwände zurückgelaſſen haben. — So iſt es genau aufgezeichnet, daß der Gurgler Eisſee 1716, der Rofner Eisſee 1771 entſtand, wo vorhin die herrlichſten Viehweiden geweſen, daß der vorzuglich furchtbare Paſſeyrerſee 1404 dadurch den Anfang nahm, daß der Pirſcher Berg herunter ſtürzte. — Deſto ſparſamer ſprechen die Landbücher von den eigentlichen Eisgebirgen, die in der Schweiz Gletſcher, auch wohl Firnen, in Tirol Ferner heißen. — Unter dem Volke iſt der wunderliche Wahn allgemein: »Die Ferner wachſen ſieben Jahre hindurch, und die nächſten ſieben Jahre nehmen ſie wieder ab.« — Eine andere ziemlich allgemeine Ueberlieferung läßt ſie gar erſt im 13ten Jahrhundert durch mehrere auf einander folgende, ſehr kalte Winter entſtehen, in denen ſich Schnee und Eis dergeſtalt gehäuft hätten, daß die folgenden Sommer nimmermehr im Stande geweſen wären, es zu zerſchmelzen. Iſt dieſe Sage ſchon an und für ſich beynahe lächerlich, ſo bedarf ihre poſitive Widerlegung wohl nur ein ernſtes Umſchauen in den alten Gränz-Demarkationen der umliegenden Landgerichte? Die allerälteſte urkundliche Spur des heutigen Namens Ferner, dürfte in einer Schenkurkunde des Brixner'ſchen Biſchofs Reginbert für das Stift Wiltau bey Innsbruck ſeyn, aus dem er ſo eben 1142 die weltlichen Chorherrn vertrieben, und Prämonſtratenſer eingeſetzt hatte, bey der Ausmeſſung und Begränzung der geſchenkten Alpenweiden hinter Axams bis zum Selrainer Ferner »usque in cacumen montis, qui dicitur Vernaer.« (Urkunden Nr. 53—57, in Hormayrs Beyträgen zur Geſchichte Tirols im Mittelalter, II. S. 111. 112.)

Die einzige umſtändlichere Kunde von den tiroliſchen Eisbergen, erhielt man durch den Jeſuiten Walcher 1772 von der großen Thereſia dahin geſendet, befürchtetem Unheil der Ueberſchwemmung durch zweckmäßige Anſtalten zuvorzukommen. — Des Freiherrn Joſ. von Sperges tiroliſche Bergwerksgeſchichte, der noch lebende, ehrwürdige Veteran Domherr von Zallinger, über die tiroliſchen Ueberſchwemmungen, enthalten nur ſparſame Notizen über die ſpecielle, hier vorliegende Frage. — Ganz leer hieran ſind die Schriften der, von Thereſien, in Tirol, wie in den übrigen Erblanden geſtifteten Ackerbaugeſellſchaft, deren Wiedererwachen und gemeinnützige Wirkſamkeit, gleich jenen in Brünn und Klagenfurth, dem, großer Verbeſſerungen fähigen Bergl[illegible], gar ſehr zu wünſchen wäre.

Walcher hat die Reiſe in das Haup[illegible] der tiroliſchen Ferner, in das zwiſchen dem Innthal und Etſchthal liegende Oetzthal mit Muth unternommen, und mit Sachkunde beſchrieben, alſo daß ſein Büchlein noch bis auf den heutigen Tag Hauptquelle iſt. — Das Wachſen und Abnehmen der Ferner durch langwierige und ſtarke Kälte, und durch heiße Sommer und der vorzügliche Einfluß deſſen auf der Umgegenden Klima, iſt außer allem Zweifel. Walcher hat vornehmlich fünferlei Geſtaltungen der Ferner verzeichnet: 1) Solche, die nur von hohen Bergen ſichtbar, ſich durch weite Thäler dergeſtalt verbreiten, daß ihr Anblick einem gefrornen See gleicht, und Menſchen und Viehherden auf gebahnten Wegen darüber gehen; 2) ſo weit über die Berge herabhangende, daß ſie jetzt ein ganzes, jetzt nur das halbe Thal ausfüllen, je nachdem die Witterung die Maſſe des Eiſes mehrt, oder mindert; 3) lange, regelmäßige Gewölbe, welche reißenden Bächen freyen Durchfluß geben, und zu Brücken über ungeheure Abgründe dienen, meiſt Ueberreſte von Fernern, die nach mehreren kalten Wintern ganze Thäler bedeckten; 4) Eisdecken, welche ziemlich weit von einander entfernte Bergſpitzen in ununterbrochene Verbindung mit einander ſetzen, aber auch bey wärmerer Witterung ſpringen, und ſich in viele über einander gethürmte Reihen pyramidaliſcher Eisblöcke ſondern; 5) Eisſtöcke in großer Menge von ſolchen Wänden losgeriſſen, und herabgeſtürzt, daß im Thale wieder neue Eisberge, ja kleine Seen ſich daraus bilden, die bald zwei, bald mehrere, bald nur ein Jahr, oder gar nur mehrere Monathe dauern, die ganze Umgegend ängſtigen, manchmal auch wieder ganz ſpurlos verſchwinden.

Der Wildbäche iſt hier eine Unzahl, ihre Verwüſtungen bey ſchmelzendem Schnee und Eiſe ſind oft grauſam, und die häufigen und herrlichen Waſſerfälle die einzige Schönheit, wodurch ſie einigermaſſen für ſo viele Beſorgniſſe entſchädigen.

Ueber zunehmende Verwilderung des Klima iſt in dieſen wilden Schluchten, keine anhaltende Klage, ſondern vielmehr mündliche Ueberlieferung von öfterem Wechſel, mehrerer auf einander gefolgter kalter, und eben ſo auch wieder heißer Jahre. Dagegen reißt ſich häufig die mürbe Erde, vom eindringenden Gewäſſer gelockert, von des Berges Hauptmaſſe los, und ſtürzt mit allen Bäumen und Sträuchen ins Thal hinunter, keinen feſten Fels, ſondern ein loſes kahles Steingerölle zurücklaſſend. — Die veränderte Farbe der Bäche, der unterirdiſche Donner, der mineraliſche Geruch, ſind die einzigen Warnungszeichen. Uebrigens iſt die Langſamkeit und Unwiderſtehlichkeit ſchrecklich, mit der ſich die ſogenannten trockenen Murren bewegen, mit der ſolche ungeheure wandelnde Steinhaufen, die ſchöne Wieſe und die friedlichen Wohnungen hoch mit Sand und Stein überdecken.

Wechſel alſo, und nicht zunehmende Verwilderung oder Erkältung, iſt das Reſultat der uns bekannten, freilich höchſt fragmentariſchen und noch gar nie aus dieſem Geſichtspuncte angeſtellten Beobachtungen und Traditionen. — Auch die furchtbaren Ausbrüche der Wildbäche und Wildſeen, hängen von der größern oder geringern Sommerhitze und vom Südwinde ab, der auf den nähmlichen rauhen Flächen das Getreide zur Reife fördern muß, die er bald darauf, nur gar zu oft mit ſeinen Alles verwüſtenden Fluthen bedeckt.

Daß der Weinbau, der Oehlbaum und andere Früchte des Süden, beſonders am Eiſack, an der obern Etſch, im Vintſchgaue, viel weiter nördlich und öſtlich als heut zu Tage betrieben worden, iſt diplomatiſch erweisbar, und die geſammelten einzelnen Spuren, die vielleicht auf einen, ganz und gar unerwarteten Cauſal-Zuſammenhang führen, werden ſeiner Zeit in dieſen Blättern bekannt gegeben werden.

Die zum Theile einer beſſeren und vollſtändigern Herausgabe wohl würdigen Chroniken der tiroliſchen Klöſter z. B. Stams, Marienberg ꝛc. haben, neben den Cometen und ähnlichen Lufterſcheinungen, auch die kalten und warmen Jahre, die Ueberſchwemmungen (faſt immer eine directe Folge derſelben) die Wolkenbrüche und Bergſtürze, die häufigen Gewitter im Winter, die Heuſchrecken und die Plage der Lutmäuſe ꝛc. fleißig aufgezeichnet. Aber dieſe, meiſt mit vermeinten göttlichen Strafgerichten in Verbindung geſetzten Aufzeichnungen frommer Einfalt, bedürfen vorerſt genauer Sammlung, umſichtiger Vergleichung und Sichtung der Spreue vom Weitzen. — Dieſe behalten wir uns theils ſelbſt vor, theils haben wir dazu gelehrte Freunde dringend aufgefordert und werden keineswegs ſäumen, die Summe dieſer Bemühungen unſern Leſern mitzutheilen.

Des Jokus Wochengabe;

mitgetheilt von J. F. Caſtelli.

IV.

Spruchwort: Alte Affen und junge Bären
Muß Niemand in ſein Haus begehren.

1.) Eine unglückliche Ballnacht.

»On s'assemble à 8 heure« ſtand auf der Einladungskarte, welche mir Herr von A— zugeſandt hatte. Ich fing alſo um 7 Uhr an, meine Toilette zu machen. Der Friſeur kam, um mir recht ſchöne Locken zu machen, und brannte mich ungeſchickter Weiſe in die Schläfe, der Barbier ſchnitt mich ganz abſcheulich in die Unterlippe, ſo, daß ich ein Schönpfläſterchen darauf kleben mußte. Ich zog ſchwarze Strümpfe und Pantalons an, und als mein Fußgeſtell ſchon adjuſtirt war, ſieh da — da war in den einen ſchwarzen Strumpf ein ziemlich großes Loch gefallen, ich mußte ſie alſo noch einmal ausziehen. Mit zwei Gilets, welche ich anzog, ging mir's eben ſo; denn bey dem einen fehlte ein Knöpfchen, das andere hatte einen Obſtfleck. — Die Halsbinde wollte ſich dießmal um alle Welt nicht in die modernen Falten legen. Ich fluchte gewaltig, und mein Bedienter meinte: »das ſey ſchon ein ganz unglücklicher Abend!« Leider hatte der Dummkopf recht. Endlich war ich herausgeputzt, und ſtieg in den Fiacker, da bemerkte ich erſt, daß ich ein weißes Schnupftuch zu nehmen vergeſſen hatte. Ich mußte alſo noch einmal zurück, und eines holen.

Endlich rollte der Wagen fort, die Straße hinab, um eine Ecke herum, und krack! brach das hintere Rad; was war zu thun, als mir durch den Fiacker einen andern holen zu laſſen; ich ſtieg aus, und da eben Thauwetter war, mit einem Fuße mitten in das Schneebrot. Mein weißes Schnupftuch mußte herhalten, mich zu reinigen. Endlich kam ich bey Hrn. v. A. an. Ich gab den Mantel im Vorzimmer ab, der Bediente öffnete mir die Thüre, ich trat, mich noch einmal an den Füßen beſehend, ein, bemerkte daher nicht, daß mir ein Bedienter mit einer großen Taſſe voll Caffeeſchalen unter der Thüre entgegen kam, wir ſtießen an einander, und das ſchöne chineſiſche Porzellan lag in Scherben auf der Erde. Der Herr vom Hauſe machte gute Miene zum böſen Spiel, und führte mich ſeiner Frau vor, welche nur mit einem Auge mich begrüßte, mit dem andern aber wehmüthig auf die Trümmer ihres ſchönen Porzellans blickte. Man both mir Caffee, ich nahm, und ſtellte mich damit in eine Ecke, aber zum Unglück gerade unter einen Wandleuchter, deſſen drei Kerzen viele Wachstropfen auf meinen ſchwarzen Frack fallen ließen, ſo, daß ich, ohne es zu wiſſen, auf dem Rücken wie getigert ausſah. Man tanzte, ich zog Fräulein B— auf, ſie war ſchon auf 6 nacheinander folgende Walzer engagirt, Fräulein L— tanzte gar nicht, weil ſie den Huſten hatte; während ich mit dieſen beiden ſprach, waren die Mädchen ſchon alle von den jungen Herren ausgebethen, und mir blieb nichts übrig, als mit der dicken Kammerräthinn M—, welche allein noch da ſaß, einen Tanz zu wagen. Sie hing in meinen Armen gleich einem Refectorio-Ofen, und ich ſchwitzte, daß mir die Tropfen von der Stirne rannen. — Endlich wurde das Souper aufgetragen; die Damen ſaßen, die Männer ſtanden; ich wollte mich nicht zudrängen, daher bekam ich auch von 11 Schüſſeln gar nichts, und von der 12., auf der ein Faſan war, den Kragen. Nun, ich begnügte mich, und es wäre Alles gut gegangen, wenn mir nicht ein junger Herr, der mit einem Glas rothen Wein ein Kunſtſtück machen wollte, denſelben über die Beinkleider gegoſſen hätte.

Jetzt ging's wieder an's Tanzen. Man erſuchte mich, Walzer auf der Violine zu ſpielen, da man wiſſe, daß ich ſo herrliche ſpielen könne. Ich ließ mich dazu herbei, und ein Fräulein ſetzte ſich zum Pianoforte, mir zu accompagniren; aber, o heil. Cäcilia! ich ſpielte aus dem C und ſie accompagnirte aus dem F, und ſchlug drauf los, als wollte ſie alle Taſten durchſchlagen; ich litt wie ein Märtyrer. — Nun, auch das ging vorüber. — Aber als dieſer Tanz zu Ende war, kam's noch ſchlimmer; dasſelbe Fräulein blieb am Clavier ſitzen, Alles verſammelte ſich umher, und ſang die Cavatine di tanti palpiti, die mir bis in den Tod zuwider iſt. — Noch nicht genug; gleich darauf nahm mich ein Herr unter den Arm, der überall den ſchönen Geiſt ſpielt, führte mich in ein anderes Zimmer, und regalirte mich eine volle Stunde hindurch mit kleinen Gedichten und Räthſeln, die er ſelbſt gemacht hatte, und mit ungariſchen Anecdoten, die ich alle ſchon wußte.

Ich will nichts davon erwähnen, daß mich ein Herr auf die Leichdornen trat, daß ich hätte ſchreien mögen, — daß mir der Hoſenträger abriß, — daß ich ein ziemlich ältliches Fräulein für die Mutter ihrer Schweſter anſah, — daß ich einen Schuhfleck verlor, — daß ich beym Polſtertanz übrig blieb, und ausgelacht wurde, und noch viele kleinere Unglücksfälle. — Der Morgen brach an, Alles entfernte ſich, ich ging auch, zufrieden, daß mein Unglück einmal ein Ende haben ſollte, aber — ſieh da, als ich mein Kleiderzeichen abgab, war mein Mantel ausgetauſcht, und als ich nach Hauſe kam, war der Glockenzug abgeriſſen, und nachdem ich eine halbe Stunde umſonſt gezogen hatte, mußt' ich auf die Thorwache gehen, und dort bitten, daß man mich bis um 7 Uhr behalte.

Soll ich, nach alle dem, noch auf einen Ball gehen?

e.) Ein Edelſtein aus der funkelneuen, myſtiſch-romantiſchen Demantgrube, benamſet:

Des Reheleins Treue.

Es war ein Ritter im Ardennenwald,
Der wohl eine Clauſe bewohnte:
Und in der Clauſe er ſchalt't und walt't,
Als wenn auf dem Throne er thronte; —
Die Clauſe dahin, die Clauſe daher,
Der Ritter darin in der Kreuz und Quer'.

Wohl war die Clauſe dem Ritter werth,
Doch war ihm Manches noch werther,
Die Lanze und ſein großmächtiges Schwert,
Das größte Schwert aller Schwerter,
Das Schwert dahin mit dem Kreuze daher,
Die Lanze über dem Schwerte die Quer'.

Doch werther als Lanze, und werther als Schwert
War ihm ein Mägdlein aus Weſten,
Das hat er geliebet, das hat er verehrt,
Das fand er unter den Aeſten:
Die Aeſte dahin, die Aeſte daher,
Da lag das Mägdlein die Kreuz und die Quer'.

Und ein Rehlein das Mägdelein ſich erzog,
Sie pflegt es mit liebenden Händen,
Das Rehelein nicht das Mägdlein betrog,
Thät all' ſeine Lieb' zu ihm wenden;
Das Mägdlein dahin, das Rehlein daher,
Die Liebe alsdann in die Kreuz und Quer'.

Und bey der Clauſe, da war ein Quell,
Wo thäte das Rehelein graſen;
Das Mägdlein, das Rehlein, der Ritter zur Stell,
Die lagerten dort in dem Raſen:
»Siehſt du, o Ritter, dahin und daher
Gewitter ziehen die Kreuz und Quer'«?

»Gewitter, — o Ritter! die Zither ſtimm'« —
Das Mägdlein ſprach zu dem Lieben,
Da nahte das Rehlein mit flehender Stimm'
Und ſchien ſich ſehr zu betrüben;
Das Mägdlein ſieht hin, der Ritter ſieht her,
Das Rehlein ſieht in die Kreuz und Quer'.

Und da ſank der Ritter in Zauberſchlaf,
Das Mägdlein ihm in die Arme;
Und beide vereint *ein* Blitzesſtrahl traf,
Daß Keines zum Leben erwarme;
Das Rehlein allein dahin und daher
Sucht das Mägdlein auf, die Kreuz und Quer'.

Und zieht und zieht im Ardennenwald
  Wohl auf, wohl ab, voll Schmerze,
Und es faßt es heißen Sehnens Gewalt,
  Und nagt zu todt ihm ſein Herze,
Es ſinkt an den Quell dahin — daher —
Und der Wald rauſcht traurig die Kreuz und Quer'.

Am St. Gratiani-Tage 1819. C. J. T.

3.) Merkurs Rapport an Jokus

über die komiſchen Tagesbegebenheiten auf der Unterwelt, theils vom Hörenſagen, theils aus Zeitſchriften.

In der Redoute ſtand jüngſt vor der Damengarderobe im kleinen Saale ein Grenadier Schildwache. Der Poſten, welcher dort ſteht, hat beſonders darauf zu ſehen, daß kein Mann in die Garderobe gehe. Nun trat ein Bauermädchen mit einem Calender in die Garderobe, und der Grenadier ließ beide ungehindert paſſiren. Gleich darauf aber wurde der Calender herausgeführt, und dem Grenadier verwieſen, daß er einen Mann habe eintreten laſſen. Dieſer aber ſah den Calender lächelnd an, und ſagte: »Kann ich doch nicht wiſſen, ob das iſt Mandel oder Weibel.« —

Bey einer öffentlichen Prüfung ſtellte der Oberaufſeher den Kindern verſchiedene Fragen. Unter Anderm fragte er auch einen Knaben: »Wie heißt man jene Leute, welche kein Geld beſitzen, ſchlechte Kleider haben, kaum genug zu eſſen haben, und manchmal ſogar betteln müſſen?« »»Dieſe heißt man arme Leute,«« antwortete der Knabe. »Und wie heißt man jene Leute — fuhr der Examinator fort — welche ſchöne Kleider, viel Geld, Wagen und Pferde beſitzen, welche Torte eſſen, die beſten Weine trinke [illegible] ar Schnepfenkoth eſſen?« — »»Die heißt man Schweinhunde,«« antwortet [illegible] abe ſchnell.

Wie ſehr die Berliner nöthig haben, ihre Sprache zu reinigen, beweiſen die vielen fremden Worte, welche ſie überall einmiſchen. So heißt es in Nr. [illegible] der H. u. S. Zeitung: In dem Hauſe Nr. 36 ſoll die belle-Etage,' beſtehend aus 6 Piecen, zu bevorſtehendem Carnevale vermiethet werden.

Ein Zeitung-Redacteur wurde zum Duell gefordert; er antwortete: »Mein Herr, wenn ich bleibe, ſo haben Sie in der bewußten Sache doch nicht minder Unrecht; wenn Sie bleiben, können Sie mir keine beſſere Meinung von ſich beybringen, auf jeden Fall weiß ich aber mich vor einem albernen Streich zu hüthen, und deßhalb komme ich nicht.« (Courrier.)

Ein junger, feiner Mann bewarb ſich um die Hand der ältern Tochter eines reichen Pächters zu Carmartenſhire. Drei Wochen vor der Hochzeit gab es einen Liebesſtreit zwiſchen Braut und Bräutigam. Letzterer trat zurück. Aber die jüngere Schweſter erklärte: ſie könne es nicht über's Herz bringen, einen ſo ſchönen, artigen Freier aus der Familie zu laſſen, lieber wolle ſie ihn nehmen, und am Tage, der für die Hochzeit beſtimmt war, nahm ſie die Stelle ihrer Schweſter ein. (Morn. Chron.)

Im Stadtgerichte zu York kam ein drolliger Handel vor. Eine Ehefrau beſchwerte ſich, ihr Mann habe ſie geſchlagen und mißhandelt. Er vertheidigte ſich mit den Worten: »Ich bin hitzig, wie der Teufel, und meine Frau wie ſeine Großmutter. Um allen Streit zu vermeiden, ſind wir überein gekommen, daß Jedes von uns ein Jahr die Regierung führen ſoll. Das Regierungsjahr meiner Frau iſt am vergangenen Freitag abgelaufen. Ich wollte nun meine Regierung antreten, doch als ſie zornig verlangte, noch ein Jahr herrſchen zu wollen, bewies ich ihr mein Recht mit Schlägen.« — Die Frau gab dieß Alles zu, gelobte für ein Jahr Gehorſam, und der Richter entließ ſie, nachdem er ihnen den Friedenskuß zur Strafe auferlegt. (Morn. Chron.)

Ein Londonerblatt enthält folgende ſatyriſche Characteriſtiken. Ein Weinhändler hier zu Lande iſt ein Mann, der von ſeinen Kunden das halbe Geld für nichts einſteckt und ihnen für die andere Hälfte ſchlechten Capwein als guten verkauft. Ein Kaufmann iſt ein Mann, der Dinſtags und Sonnabends die Zeitungen lieſt, und mit ſeinen Gläubigern accordirt. Ein Bankerottier iſt ein Mann, der ſich ein Landhaus, Kutſche und Pferde hält, und ſeinen Creditoren zu Fuß, wenn er ihnen begegnet, vornehm zunickt. Ein alter Kaufmann iſt ein Mann, der ehrlich kauft und verkauft, aber keine Kunden hat; ein neuer Kaufmann iſt ein Mann, der für 100 Pfund Waaren einkauft, ſie für 90 verkauft, und von dem Profit anſtändig lebt. Ein Hopfenhändler iſt ein Mann, der ein Jahr in eigener Kutſche, im folgenden Jahre auf fremden Kutſchenſitzen fährt. Ein ächter Gentleman aber iſt jetzt ein Menſch, der in einem Dachſtübchen wohnt, und von der Luft lebt.

Ankündigung und Erſuchen.

Als ich die gegenwärtige 4. Gabe des Jokus von dem Secretär des Gottes, auf dem Glacis, an dem beſtimmten Orte, bekam, vermeldete mir ſelbiger Secretär zugleich ein ſchönes Compliment von ſeinem Gotte, und er ließe mir ſagen, wenn ich von Leuten, welche ihm Weyrauch ſtreuen wollen, gute, komiſche Aufſätze bekäme, ſo möchte ich ſie nur immerhin mit denjenigen, welche er mir wöchentlich ſendet, und die ich ſchon habe, vermengen, dagegen habe er gar nichts einzuwenden; nur ſollte ich mich, bey ſeiner Ungnade, davor hüthen, für derlei Aufſätze ein Honorar zu bezahlen, denn das wahrhaft Komiſche ſey unſchätzbar. — In Folge deſſen erſuche ich Alle, welche mich, unter dieſer Bedingung mit Beyträgen beehren wollen, und wenn es auch nur kleine, komiſche Tagesbegebenheiten wären, ſelbe unter meiner Addreſſe, entweder in der Graffer'ſchen oder Wallishauſſer'ſchen Buchhandlung abgeben zu laſſen.

J. F. Caſtelli.

Bemerkungen über Italien; von Caſtellan.

(Schluß von Nro. 10.)

— Das Spiel al porco iſt eine Sonderbarkeit, die bloß in Italien üblich zu ſeyn ſcheint, und welche weniger grauſam als lächerlich iſt. Ein Schwein iſt der Gegenſtand und das Opfer des Spieles. Es iſt mit Bändern reichlich verziert, mit verſchiedenen Farben bemahlt, und trägt an ſeinem Hals ein Glöcklein. Es handelt ſich darum, es zu überwinden, und ſich ſeiner zu bemächtigen, was ziemlich ſchwer für die Jäger iſt, da man ihnen die Möglichkeit benimmt, zu gehen, ja ſelbſt zu ſehen. Jeder von ihnen iſt in einen engen Sack von grober und undurchſichtiger Leinwand eingeſchloſſen, der über ſeinem Kopf zugebunden wird, und einen Fallhut bildet, welcher ihn vor den Schlägen des Feindes ſichert. So bedeckt bilden die Jäger einen Kreis, halten in der Hand einen Stock, und erwarten das arme Schwein. Sobald das Glöcklein ſeine Ankunft meldet, ſieht man ſie alle auf ſolches zuſpringen oder hupfen, denn da ſie nicht gehen können, ſind ſie gezwungen, mit aneinander ſtoßenden Füßen zu ſpringen. Daher auch das kleinſte Hinderniß ſie wanken machen, und ihren Fall herbeyführen würde; wenn ſie ſich begegnen, ſuchen ſie ſich auch ſtets vom Ziele abzuleiten und ſich niederzuwerfen. Indeſſen galoppirt das durch das Geſchrei der Zuſchauer erſchreckte Schwein herum, und macht allerlei wunderliche Dinge, um ſeinen Feinden zu entkommen; es flieht den Einen, ſpringt auf den Andern, wirft ihn um, ſucht durch den Kreis der Zuſchauer zu drängen, wird zurückgeſchlagen, und geräth wieder unter die Schläger. Sobald dieſe ſeine Wiederkunft merken, verſammeln ſie ſich um ſelbes, wollen es ſchlagen, die Stöcke berühren ſich in der Luft mit gewaltigem Lärme, und fallen manchmal ſtatt auf das Schwein, auf ihren eigenen Rucken — Nun entſteht ein großes Gelächter, die lebendigen Säcke hauen blindlings drein, werfen ſich auf die Erde, und ſtehen nur mühſam wieder auf; dann geht der Kampf wieder von Neuem an, und wird noch ſtürmiſcher und lächerlicher, beſonders wenn ſich das Schwein unter den Mitkämpfenden befindet, und jedermann es ertappen will. Endlich muß aber doch das Thier unterliegen, und wird die Beute deſſen, der ſich todt oder lebend ſeiner bemächtigt hat. Gewöhnlich ladet der ſtolze Sieger ſeine Gefährten zu einem Feſte ein, wo jeder, das Glas in der Hand, ſeine Heldenthaten und Wunden vergißt, und ſich bemüht, die Ehre dem italieniſchen Weine zu erhalten.

— An dem Feſte Fierucolone wandern zahlloſe Schaaren von Landweibern nach den Städten, um vor dem Bilde Mariens ihre andächtigen Geſänge erſchallen zu laſſen. An dieſem Tage, den 7ten September, und am Vorabend des Mariägeburtfeſtes, bleiben ſie die ganze Nacht unter den Kreuzgängen der Klöſter. Am andern Tag bilden dieſe Weiber eine Art Markt, wo ſie ihre Käſe, ihren Zwirn, ihre groben und andern Waaren verkaufen. Das Volk ſammelt ſich dann in Menge, und macht ſich über die Kleider und ſonderbaren Gebräuche der guten Landleute luſtig Während dieſes, beſonders in und um Florenz üblichen Feſtes, biethen die Straßen ein eben ſo ſonderbares als merkwürdiges Schauſpiel dar. Alles ſcheint in Flammen zu ſeyn; die Kinder laufen und ſpringen mit ihrem Fierucolone herum, denn ſo nennet man Fackeln oder brennendes Oehlpapier, welches an lange Röhren befeſtiget iſt. Sie verfolgen ſich mit Peitſchen, und von allen Seiten vernimmt man ein durchdringendes Geſchrei, unharmoniſche Laute, die von dem verwirrten Getöſe allerlei Eiſengeräthes, und von dem Geheul des Volkes begleitet werden. Dieſe Polterei, welche keinen andern Zweck hat, als die anweſenden Bäuerinnen zu ärgern, die gewöhnlich nur an dieſem Tage nach der Stadt kommen, dauert bis ſpät in die Nacht, oder während der ganzen Dauer des Marktes fort. —

— Auffallend iſt der Vergleich zwiſchen zwei der merkwürdigſten Städte Italiens: Rom und Florenz, welcher ſicher in Rom ſehr partheiiſch genannt würde, denn Florenz wird darin nicht nur ſehr gelobt, ſondern ſogar über die alte Hauptſtadt der Welt geſtellt. »In Rom, ſagt Caſtellan, biethet die Miſchung der Ruinen von Monumenten, aus den Zeiten der Republik und der Cäſaren, den Augen des Künſtlers und Geſchichtforſchers ein erhabenes Schauſpiel dar, indeſſen zerſtöret die Verwirrung der verſchiedenen Bauarten ganz den eigentlichen Character dieſer neuen Stadt, die ſo zu ſagen, auf die alte gepfropft iſt. Die Hauptſtadt von Toscana aber, welche keine alten Monumente beſitzt, biethet den Anblick einer Stadt dar, die ganz zu derſelben Epoche, und in demſelben Styl gebaut wurde. Noch iſt der des 15. und 16. Jahrhunderts der herrſchende in Florenz, und wenn die Einwohner durch ihre Kleider unſrer Zeit näher kämen, würde man glauben, man lebe noch in dem ſchönen Jahrhunderte der Medicis. — Die alten römiſchen Monumente können dieſe Täuſchung nicht bewirken. Es gibt wenige unter ihnen, die ſich ganz erhalten haben, und die, welche dieſes Glück gehabt haben, ſind zu neuerem Gebrauche eingerichtet worden, die, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, dieſe ehrwürdigen Reſte vergangener Zeiten entzaubern. Das herrliche Portal des Pantheons würde mir den von Agrippa erbauten Tempel zeigen, wenn neuere Thürme nicht eine Kirche verkündigten. Das Innere beſonders hat kaum eine Spur ſeiner alten Schönheit behalten, und der Abſtand iſt eben ſo groß, als bey dieſen von Außen einfachen Gebäuden, die, wenn man die Thüre öffnet, ſich in herrlich decorirte Säle verwandeln.«

»Die Triumphbogen und Colonnen machen, da ſie von elenden Hütten und neuern aber ſelbſt äußerſt ſonderbaren Gebäuden umgeben ſind, wenig Eindruck. Die andern Ruinen ſind nichts, als unbedeutende Trümmer oder Stücke alter Mauern, die ganz mit Geſträuchen verwachſen ſind. Die Einbildungskraft kann ſie ſchwer in ihrem erſten Zuſtande wieder herſtellen. Um dieſe alten Erinnerungen zu beleben, müßte nichts da ſeyn, das uns an die Gegenwart erinnert, denn dieſe Art Träume, Früchte des Enthuſiasmus, der unter den Künſtlern ſo gewöhnlich iſt, verlangen, um nicht geſtört zu werden, Ruhe und Einſamkeit. Der Anblick der römiſchen Ruinen hat mir nur ſelten dieſes Vergnügen verſchafft. Ich habe es nur in den einſamen Straßen von Pompeia finden können.« —

»Wenn in Rom dieß Gemiſch des Alten und Neuern die Träume der Einbildungskraft ſtört, die doch im Grunde nur getäuſcht zu werden verlangt, verhält es ſich ganz anders in Florenz. Wahr iſt es zwar, daß die Epoche, die da wieder in das Leben zurückgerufen wird, nicht ſo weit von uns entfernt iſt; aber der Geiſt hat weniger Mühe, ſich in das Jahrhundert der Medicis, als in das des Auguſtus zu verſetzen.«

»Wenn man in Florenz eintritt, entdeckt man dieſe von pittoresken Thürmen beſchützten Mauern, an welchen oft die Kräfte der freien Bürger von Piſa und Siena ſcheiterten. Alle dieſe Monumente erheben ſich mit Stolz und gebiethen Ehrfurcht; dieſe unendlichen Kuppeln, dieſe hohen, mit koſtbarem Marmor gezierten Thürme, dieſe mit mächtigen Zinnen verſehenen Palläſte, die wie feſte, unbezwingbare Schlöſſer erſcheinen, dieſe Uhrthürme, wo man noch die Sturmglocken erblickt, dieſe verdeckte Brücke, dieſe hervorragenden Häuſer mit ihren Freskogemählden, ihre alten in Helldunkel gehaltenen, faſt ehrwürdigen Verzierungen, die reichen Capellen, dieſe, nach alter Weiſe, gepflaſterten Straßen, dieſe Blumengehänge, die einen Pallaſt mit dem andern verbinden, oder die die Umkreismauern und den Gipfel der Thürme krönen: Alles erinnert lebhaft an die Zeit, wo Florenz, noch frei oder willig den Medicis unterworfen, in den übrigen Theilen Italiens die Wiſſenſchaften, die Künſte und den guten Geſchmack verbreitete.« —

Das kurze Gemählde, welches der Verfaſſer dann von dem Zuſtande der Künſte in unſerm Jahrhundert entwirft, iſt leider nur zu ſehr auf Wahrheit gegründet. Man ſieht jetzt nur alte Kinder mehr, die aus dem Scepter der Kunſt ein Kläpplein machen, und die, um die Armuth ihrer Gedanken zu veredlen, einen erbärmlichen Glanz borgen. V. A. Coremans.

* * *

Allgemeine Novelliſtik.

Herr **Bruno Goergen**, Med. Dr., Mitglied der mediciniſchen Facultät, ehemals Primar-Arzt im hieſ. allg. Krankenhauſe, als philoſophiſcher, raſtlos eifriger, glücklicher Arzt, als tiefer practiſcher Pſycholog und echter Menſchenfreund, durch die ſeltenen Vorzüge einer hohen Bildung, Umſicht, und Vertrauen einflößende Behandlungsweiſe, am Krankenbette, wie im geſelligen Leben ein Gegenſtand von gleicher Hochachtung, Verehrung und Liebe, hat eine **Privat-Heilanſtalt für Gemüthskranke** errichtet. Herr Dr. **Goergen** äuſſert ſich hierüber, wie folgt:

»Die hohe Landesregierung hat dem Unterzeichneten, nachdem ſich derſelbe über die zur Errichtung einer Privat-Irrenanſtalt vorgeſchriebenen Eigenſchaften ausgewieſen und ſomit den Bedingungen und Forderungen entſprochen hat, welche von Allerhöchſten Orten dieſerwegen feſtgeſetzt und anbefohlen ſind, die Bewilligung zur Errichtung einer Privat-Irrenanſtalt zu ertheilen geruhet. Dieſe Heilanſtalt für Gemüthskranke jeder Art leitet der Unterzeichnete in ſeinem eigens zu dieſem Zwecke eingerichteten Hauſe, Nr. 173, in Gumpendorf, nach einem Plane, welchen er der hohen Landesſtelle, den beſtehenden Allerhöchſten Verordnungen gemäß, vorgelegt, und welcher bey derſelben die hohe Genehmigung gefunden hat. Der Unterfertigte wird ſeiner Zeit den eben erwähnten Plan in allen ſeinen Beziehungen auf eine zweckmäßige Behandlung der Gemüthskranken zur allgemeinen Kenntniß des Publicums bringen, und es geſchieht vor der Hand nur, um jedem Gerüchte zu begegnen, daß er Folgendes in Eile und Kürze bekannt macht:

1) Die Verpflegung der Irren in der Anſtalt des Unterfertigten geſchieht nach drei Claſſen: die erſte zu 5 fl., die zweite zu 4 fl., die dritte zu 3 fl. C. M. täglich, und wird der Verpflegungsbetrag nach einer dieſer drei Claſſen eben ſo, wie es bey der öffentlichen Irren-Anſtalt üblich iſt, monathlich vorhinein entrichtet.

2) Die Behandlung der Gemüthskranken in näherer und eigentlicher Beziehung auf ihre Heilung iſt für alle durchaus die nähmliche, und die eben erwähnte Verſchiedenheit der Koſtpreiſe beruhet lediglich auf Gegenſtänden größerer Bequemlichkeit, auf angewohnter Lebensart, und überhaupt auf beſondern Bedürfniſſen einzelner Patienten.

3) Andere Aerzte, (jedoch nur graduirte) welche entweder in der Anſtalt des Gefertigten befindliche Kranke früher behandelt haben, oder überhaupt ſolche, in welche die Patienten oder ihre Angehörigen ein beſonderes Vertrauen ſetzen, ſchließt der Unterfertigte nicht von der Behandlung ſeiner Patienten aus, weil er ſich's ein für allemal zur unerläßlichen Pflicht gemacht hat, nach Kräften alles herbeyzuführen, was wohlthätig auf die ihm anvertrauten Gemüthskranken wirken kann. — Die anderweitigen minder wichtigen Bedingungen, unter welchen Gemüthskranke bey ihm untergebracht werden können, werden durch den nachträglichen ausführlichen Plan zur Kenntniß des Publicums gebracht werden.

Bruno Goergen, ꝛc.

An **Caffee** wurden im Jahre 1817 in **London**, 18456 Fäſſer, 74466 Ballen, im Jahre 1818, 35370 Fäſſer, 48975 Ballen, und im Jahre 1819, [illegible] Fäſſer, 55800 Ballen **eingeführt**. Davon belief ſich die **Ausfuhr** im Jahre 1817 auf 361138 Ctr., im Jahre 1818 auf 321565 Ctr., und im Jahre 1819 (bis Ende November) auf 235,687 Ctr. (Man ſieht daraus, daß ſich Ein- und Ausfuhr alljährlich verminderten.)

Auf der Inſel **St. Croix**, in **Weſtindien**, zählt man ungefähr 350 Plantagen, von denen die **Schimmelmann'ſche**, **Prinzeſſinn** genannt, die größte iſt, und auf 100,000 Piaſter geſchätzt wird.

Der rühmlich bekannte Tonſetzer des **Neuſonntags Kindes**, der **Schweſtern von Prag** ꝛc. und Kapellmeiſter beym **Leopoldſtädter Theater**, Herr **Wenzel Müller**, hat zu einem halb tragiſch, halb comiſchen Stücke, der **Sturz vom Thurm**, eine in der That recht hübſche Muſik geſchrieben, die ſich vor den vielen andern ſeiner neueren Producte beſonders auszeichnet. Sie hat wohl etwas **Roſſini**ſchen Anſtrich, iſt aber dabey mit Fleiß gearbeitet, und verräth neuerdings stilo misto Kenntniß des theatraliſchen Effectes. Er wurde am Schluſſe verdientermaſſen gerufen. Der Tenoriſt, Herr **Tröls** und Mad. **Platzer** wurden während der Vorſtellung ausgezeichnet. Eines dürfen wir nicht übergehen; der Schlußchor iſt eben ſo wenig paſſend, als in andern Opern eine Polonaiſe, in der der Held dem Tod entgegen geht. K.

Die Auflage des **Taſchenbuches für die vaterländiſche Geſchichte**, von den **Freih. v. Hormayr** und **v. Mednyansky**, 1. Jahrgang, 1820 (von welchem ſich in Nro. 5 und 6 dieſer Zeitſchrift eine Anzeige befindet) iſt bereits gänzlich vergriffen, ſo, daß ſelbſt bey dem Verleger (A. **Strauß**) nur mehr wenige Velin-Exemplare zu haben ſind. Dieſer Beweis ſeltnen Beyfalls berechtigt doppelt zu den ſchönſten Erwartungen für die Fortſetzung. Der zweite Jahrgang wird ſchon eifrig vorbereitet.

Die ſchon bekannte große **Landſchildkröte**, die größte, die man bisher entdeckte, welche Capitän **Folkes** aus Isle de France brachte, hat Hr. **Röding** in **Hamburg** gekauft, und zeigt ſie in ſeinem Muſeo. Sie hat noch keinen Namen, und verdiente wohl den des Entdeckers, nämlich testudo Folkiana.

Sir **Thomas Lawrence** iſt nach **England** abgegangen, nachdem er das Bildniß des heil. Vaters vollendet hatte. Er erhielt noch den Auftrag, eine Copie von dem Bildniß des Prinz-Regenten, das er zu **London** gemahlt, für ſeine Heiligkeit zu verfertigen.

Theater-Nachricht. Se. Excellenz der Herr Graf **Ferdinand v. Pálffy**, Eigenthümer des k. k. priv. **Theaters an der Wien**, bewilligte dem Unterzeichneten eine Vorſtellung zu ſeinem Vortheile. Derſelbe gibt ſich demnach die Ehre, einen hohen Adel und das verehrungswürdige Publicum gehorſamſt zu benachrichtigen, daß dieſe Vorſtellung kommenden Dienſtag den 1ſten Februar im Theater an der Wien Statt haben, und an dieſem Tage gegeben werden wird, zum erſtenmale: **Emma von Leiceſter, oder die Stimme des Gewiſſens.** Eine große heroiſche Oper in zwei Aufzügen, aus dem Italieniſchen des **Roſſi**, von Herrn **Joſeph Ritter v. Seyfried**; die Muſik von Herrn **Mayerbeer**. — Der Unterzeichnete glaubt durch die Wahl dieſer Oper, welche in **Venedig** bereits **vier und ſiebzigmal** aufgeführt, und für dieſen **Carneval** neuerdings verlangt worden iſt, am beſten die Gefühle des Dankes für die bisherige Nachſicht des verehrten Publicums auszudrücken, ſeine Achtung für die Kunſt zu beweiſen, und allen Kennern und Schätzern der Tonkunſt einen angenehmen Abend zu verſchaffen.

Joſeph Seipelt,
Sänger des k. k. priv. Theaters an der Wien.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der **Cath. Gräſſer**'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 17 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (**Franz Gräſſer**) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

12.

(Wien, den 29. Jänner.)

Denkmünze Seiner kaiſerl. Hoheit des Erzherzogs Rudolph, Cardinal ꝛc.

Seine kaiſerliche Hoheit, der Erzherzog Rudolph, Eminenz, haben auf die Wahl zum Erzbiſchof von Olmütz eine Schaumünze in der Wiener-Münzſtätte prägen laſſen. Die Hauptſeite enthält in 10 Zeilen den Nahmen und die Würden des Erzherzogs, und da es gewöhnlich iſt, daß jeder Cardinal zu Rom oder in deſſen Gebiethe einer eigenen Kirche vorſteht, und ihren Titel annimmt, auch die Benennung jener Kirche (S. Petri in Monte aureo). Die Aufſchrift lautet vollſtändig: Rvdolphvs Joan. Caes. Avstriae Regivs Hvng. et Boh. Princeps Archidvx Avstriae S. R. E. Tit. S. Petri. In Monte Avreo Cardinalis Archiepiscopvs Olomvcensis.

Auf der Rückſeite ſieht man die Religion, ſtehend, und neben ihr den Schutzengel, der eine Lanze und einen Siegeskranz in der Hand hält. Vor ihr kniet die Wohlthätigkeit, welche einem rückwärts ſitzenden, dürftigen, alten Mann auf eine verborgene Weiſe eine Gabe reichet, nach der evangeliſchen Lehre, daß die eine Hand nicht wiſſen ſoll, was die andere gibt. Zur Seite ſind Bezeichnungen der Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte angebracht, welche der Erzherzog ſo ſorgfältig ermuntert, und auf einer hohen Stufe der Vollkommenheit Selbſt ausübet. Man erblickt Denkmähler der Bau- und Bildhauerkunſt, ein Farbenbrett der Mahler, eine Leier und Flöte, Bücher u. ſ. w. Die Umſchrift lautet: Et in minimis integer. (Selbſt im Kleinſten entſprechend). 1819 — Unten ließt man die Nahmen der Künſtler, welche bey Verfertigung dieſer Schaumünze verwendet worden ſind: I. Klieber, I. Harnisch; wiegt in Silber 2 Loth; Größe nach Mader 6 Münzmeſſer 29. Ganz ähnlich, nur mit Weglaſſung der Nahmen der Künſtler, iſt dieſe Denkmünze auch im Kleinen geprägt worden; wiegt 5/6 L., Gr. 14.

Jeden Freund der vaterländiſchen Geſchichte wird es erheben und freuen, dieſe Stücke jenen Münzen hinzufügen zu können, die wir von den ehemaligen Biſchöfen von Olmütz, welche Erzherzoge waren, nähmlich Leopold Wilhelm vom J. 1637—1662, und Carl Joſeph vom J. 1663—1664 bereits beſitzen.

Akbg.

* * *

Das alte und neue Cypern.

Die Küſten und Inſeln Natoliens und Griechenlands waren durch Phönicier früher bevölkert, oder gebildet, als das eigentliche Griechenland ſelbſt. Unter dieſen Inſeln — (deren Anblick Naturſchönheit und alte Denkmale aller Art, nebſt lieblichen Dichtungen noch jetzt den Wanderer in die alte mythenhafte Fabelzeit der ſchuldloſen Kindheit und des muntern Knabenalters der Menſchheit unwillkührlich verſetzen), — zeichnete ſich vorzüglich die berühmte Halbinſel Cypern aus. Dieſe Halbinſel (zuerſt von Phöniciern bewohnt und beherrſcht) war der Liebesgöttinn Aphrodite geheiligt, und vorzüglich die ſüdliche Küſte ihr Lieblingsaufenthalt. Denn hier iſt noch immer der Himmelsſtrich ſo glühend heiß wie Aphroditens Liebesflamme, die Erde hingegen ſo fruchtbar, wie die Umarmung der Liebenden! — Welch ein Land iſt Cypern noch jetzt, wo ſich einſt die Städte Amathus, Amathunt, Idalium und Paphos erhoben, wo die Liebesgöttinn des Weltalls dem Schaume liebkoſender Fluthen entſtieg! — Hier war die Stadt Amathus am Meeresufer bey Alt-Cimaſal, Aphroditens erſter Lieblingsplatz; im Hafen von Altpaphos entſtieg ſie (als Liebesgöttinn und als Seele des Weltalls) der Sage nach unter Liebkoſungen des Frühlings, unter lautem Jubel der ganzen Natur mit dem ſüßen Lächeln herzſchmelzender Anmuth und mit der Allmacht vollendeter Schönheit dem Meere; hier entſtieg ſie mit der Fülle unbeſchreiblicher Wolluſt, während die Erde die Schätze ihres Buſens ausgoß, indeß der Himmel mit flammenden Augen niederſah und das Meer mit fluthigem Säuſeln Stille gebot, die Sphären aber ſich einander entgegen tanzten, während die lauen Lüfte ſich küßten, die Roſen glühten, die Quellen koſeten, die Tauben girrten und die Haine ſeufzten, indeß Palmen ſich befruchteten, Ulmen und Reben ſich umarmten; hier entſtieg ſie (die Schönbekränzte, Zauberumgürtete dem goldnen Schaume der ſchmeichelnden Meereswogen. In Aphroditens Nachtfeier ihrer Geburt umhüllte die Nacht das Dunkel dieſer Roſengebüſche und Lauben, in denen die Myſterien gefeyert wurden; da flammte von den Altären das Opfer glücklicher und unglücklicher Liebenden; da tönten in den Geſange der Nachtigallen die Zauberlaute des hohen Liedes, des Ausrufs der Liebe:

»Morgen liebe, wer die Liebe nie gekannt;
Morgen liebe, — wer die Liebe ſchon empfand!«

Von hier aus zog man hinauf zur Anhöhe, wo ſich Aphroditens Urtempel zu Altpaphos erhob, wo Wohlgerüche mit Gebethen von Altären und Fluren zur lieblichen Schönheitsgöttinn ſo natürlich emporſtiegen, daß z. B. ſelbſt noch Muhamed ſagte: Gott hat meine Glückſeligkeit in drei Dinge geſetzt, in das Gebeth, in die Wohlgerüche und in die Frauen. Leider iſt jetzt die ganze Oberfläche dieſes einſt der Liebesgöttinn heiligen Gipfels mit Trümmern ihrer uralten Stadt und ihres Urtempels bedeckt, deſſen Heiligthum auf der Oſtſeite ſtand, wo die Anhöhe ſich ſteil erhebt und die ungeheuren Blöcke als Ueberreſte der Mauern des Tempelumfangs in das Thal hinabgeſtürzt ſind. Wohl erhaltene Inſchrifttafeln (aus rothem Marmor und grauem Granit, der Göttinn einſt geweiht) bezeugen noch immer eben ſowohl die uralte Tempelſtätte, als andere Steinüberreſte mit dem lesbaren Namen Aphroditens und ihrer heiligen Stadt Paphos. An mehreren Stellen findet man noch das alte Moſaikpflaſter in ſeinem urſprünglichen Glanze erhalten; an den Thoren (Eingängen) des großen Umfangswalles ſind noch auf beyden Seiten große runde Löcher, wodurch einige Gemeinſchaft auch von außen mit Aphroditens Orakelſprüchen möglich war. Noch immer vergißt man hier wandernd des Zaubers der Dichtkunſt bey der Betrachtung dieſer zauberiſchen Wirklichkeit; hier dehnen ſich geſegnete Weitzenfelder und blumige Triften weit aus, von niedern Mauern und Landhäuſern durchſchnitten, mit Feigen- und Mandelbäumen, mit Palmen und Sykomoren geſchmückt; dort erblickt der Wanderer lange Reihen von Rebengefilden, in denen Cyperns Würze reift; hier erhebt ſich eine Reihe vielgipfliger niederer Gebirge gegen das Meer. In dieſen romantiſch reizenden Gefilden wallen weiß verſchleierte Geſtalten wie Geiſtererſcheinungen aus goldner Vorzeit Aphroditens durch grüne Fluren, da hier ſelbſt Weiber vom Haupte bis zu den zarten Füßen mit langen weißen Hemden verſchleiert einherſchweben. In Cypern (dieſem Stapeleilande des öſtlichen Mittelmeeres und des morgenländiſchen Handels) decken noch häufig würzige Kräuter die Hügelwände, Olivenbäume und Saaten hingegen die Ebenen des friedlichen Thales, oft beſäet mit Spuren alter Tempel, alter Opfertiſche und Joniſcher Säulen aus verwitterten Steinen, zum Zeichen, daß ſie noch in die Wiegenjahre alter Kunſt gehören. Auf der Stätte von Altpaphos (jetzt ein Dorf) findet man noch Spuren von Aphroditens heiligem Tempel, nämlich deſſen Grundmauern aus viereckigen Steinen, von der Hand des grauen Alterthums grün gefärbt. In derſelben Rundung des Vordertheils dieſes Heiligthums Cytherens ſteht noch ein großer ſteinerner Altar, oder Tiſch, ein Fußgeſtell von Aphroditens Bildſäule; außerhalb der Mauern liegen noch drei andere Bildſäulen Cytherens mit zerſtörten Inſchriften; in dem Umkreiſe der Tempelmauern ſelbſt aber befindet ſich ein türkiſcher Bauernſtall und des Tempels Hauptſeite iſt gegen Oſten gewendet, der Eingang hingegen auf der Südſeite. Die ſchlanken Mädchen dieſes Dorfes mit gefälligen Sitten und feurigen Augen verdienten noch immer, Cytherens Prieſterinnen zu ſeyn. Ihr jetzt in einen Viehſtall verwandelter Tempel ſtand einſt mitten auf der Anhöhe, wo die beiden Arme der Gebirgsreihen zuſammenlaufen, durch welche er hinaus auf das Meer blickte, welches einſt Schiffe mit liebenden Wallfahrern deckten, die mit feſtlichem Geſange zu der Gottheit Tempel zogen, welches jetzt andächtige Schweſtern thun. Würzige Pflanzen duften noch auf hohen Hügeln, an deren Fuße Weitzenfelder wogen in dem lieblichſten Thale, welches ſo kurz und eng iſt, wie das jugendlich heitere Menſchenleben ſelbſt; im Vordergrunde dehnt ſich die Ausſicht über das unendliche Meer und im Hintergrunde der ſchönſten Scenen erhebt ſich gefällig der ewige Tempel der Liebe! — In Cyperns ewigem Frühlinge prangen ſtets Roſen mit Florens übrigen Lieblingen.

Alt- und Neupaphos gehörten einſt unter Cyperns vorzüglichſte Städte, jenes nämlich in der Urzeit als Aphroditens Geburtsort und Heiligthum, als ihr Haupt- und Lieblingsſitz, während Neupaphos erſt zur Zeit der Römer eine Hafenſtadt und als Sitz eines eigenen Königreichs berühmt war, bis es zur Zeit Auguſts durch Erdbeben zertrümmert wurde. Das Andenken von Neupaphos (jetzt Bapha, Baffa) hat ſich mit ſeinen Tempelüberreſten in dem großen Schutthaufen von Baffa erhalten; denn die Grundmauern des alten Cytherentempels ſind jetzt die Trümmer des türkiſchen Dorfes Kukla, als ſtumme Zeichen der Vergänglichkeit irdiſcher Pracht und Hoheit! — Altpaphos lag drei Stunden (60 Stadien) von Neupaphos auf der Anhöhe dieſes Dorfes, wo noch zur Zeit der Römer ſelbſt Neupaphos als Hauptſtadt und Handlungsplatz der ganzen Weſtſeite Cyperus, die alte Tempelſtätte an Ruhm und Ehrwürdigkeit ſo wenig verdunkeln konnte, daß vielmehr das weltberühmte Orakel von Altpaphos ſein Anſehen noch immer in vollem Glanze behauptete, ſeitdem ſich bey ihm ſelbſt Kaiſer Titus Veſpaſian Rathes erholte, wobei die Vorbedeutungen der Eingeweide aller Schlachtopfer eingetroffen ſeyn ſollen, da der hohe Prieſter Soſtratus (des Orakels Antwort) des Kaiſers Wünſche befriedigte, wofür den Cypriern das Recht der Zufluchtsörter in ihren Tempeln zu Paphos zu Amathus und Salamis zuerkannt wurde. Nun ſtrömten jährlich wieder die Völker in feierlichen Bittgängen vorzüglich zum Heiligthume Cytherens in Altpaphos, oder zum alten Tempel in Neupaphos in fröhlicher Wallfahrt hinauf. Jetzt liegen die Trümmer von dem einſt glänzend großen Neupaphos am Meeresufer hin zerſtreut, und drei künſtlich aufgeworfene Anhöhen erheben ſich hier mit den Ueberreſten von drei alten Tempeln aus den Schutthaufen und Säulenſchäften, als letzten Aehren der Steinſaat, welche der Sturm und Zahn der Zeit zermalmte! — Unwillkührlich ruft hier der ſtaunende Wanderer mit Horaz aus: »Gottheit, die du mit eiſernem Fuße Thronen und Altäre zertrümmerſt, ſchone noch ferner der wenigen Säulen und heiligen Ueberreſte zur belehrenden Anſicht des gefühlvollen Wanderers!« — Dieſer Tempel (dieß bezeugen die mit Steinen beſäeten Felder) war einſt mit Gebäuden außerhalb der Mauern und der Stadt Wälle umgeben, deren Grundfeſte und Thore noch übrig ſind. Weiterhin findet man unter vielen andern Trümmern auch regelmäßig von innen und außen ausgehauene Felſen, welches die uralten Felſengräber der älteſten Bewohner Cyperns ſind. Drei Stunden von Baffa oder Ktima erhebt ſich nahe am Meeresufer der Flecken Kukla, wo einſt Altpaphos mit Cytherens heiligem Urtempel thronte, unweit des Fleckens Archelia (einſt Arſinoe) auf dem Vorgebirge Zephyrium, wo Florens Gemahl Zephyr hier noch immer dem ermatteten Wanderer unter Schatten und Quellen kühlende Erfriſchung bey brennender Hitze zufächelt. Mit Sehnſucht tritt dann der Wanderer in das Dunkel dichtverwachſener Haine, und empfängt, nach Landesſitte, mit Vergnügen einen Granatapfel zum Zeichen des Willkommens, von der gefälligen Hausfrau, wobey er ſich leicht an den Zankapfel der Zwietrachtsgöttinn Eris, an des Paris Urtheil, und an Atalante's goldne Aepfel erinnert, welche einſt im Tamaſeniſchen Haine auf Cypern reiften. Auf dem gegenüber emporſteigenden Vorgebirge landeten einſt, öſtlich in dem jetzt verſchlammten Hafen von Altpaphos, die Prieſter-Geſandtſchaften der Völker und Städte; von hier zogen ſie im feſtlichen Bittgange zur Tempelhöhe; mit des Frühlings Rückkehr verſammelten ſich jährlich die Mädchen und Frauen von Paphos zur Nachtfeier der Geburt Cytherens. Hier grünen noch immer Roſenlorbeeren und Myrthen in dichten Gebüſchen, indeß Thymian und Laudanumſtauden Wohlgerüche verbreiten. Darum war Aphroditen (der Liebhaberinn würziger Düfte, balſamiſcher Ausflüſſe, und ſüßer, lieblicher

Gerüche) das wohlduftende Kypros vor allen Eilanden vorzüglich angenehm! — Mitten auf dem Leichenacker uralter Trümmer von Altpaphos erblickt man an einer griechiſchen Kirche alte Inſchriften, mit den Namen ihrer Verfertiger, der Göttinn und ihrer heiligen Stadt ꝛc. Doch alle dieſe noch vorhandenen Trümmer uralter Kunſtwerke aller Art ſind ſprechende Beweiſe von ſehr frühzeitiger Geiſtesbildung, Kunſt, und lebendig wirkſamer Betriebſamkeit der Urbewohner dieſes Landes, welches erſt in der künftigen weit glänzendern Periode der Menſchheit mit griechiſchen Pflanzſtädten beſetzt und berühmt wurde. Freimund Walter.

(Von deſſelben Verf. »Handbuch einer allſeitigen Univerſal-Hiſtorie, oder einer wirklich pragmatiſchen Geſchichte der Menſchheit,« deſſen vor einem halben Jahr erſchienener erſte Band von allen unbefangenen Gelehrten mit voller Würdigung aufgenommen wurde, ſteht nächſtens eine Fortſetzung zu erwarten.)

L'Ermite du Maine.

Bekanntlich ſind jetzt die Sittenſchilderungen in Frankreich ſehr in der Mode. Allerlei Werke ſind darüber erſchienen, und die meiſten ſind entweder treffend, oder laſſen ſich wenigſtens ſehr angenehm leſen. Die Eremiten des Jouy werden beſonders mit einer faſt wüthenden Begierde verſchlungen. Der Bonhomme von Rougemont, der Diable ermite ꝛc. geben ihnen indeſſen an Werth wenig nach. Ein neuerer, der Ermite du Maine verkündigt mit Pathos, er wolle nicht die Sitten, ſondern die Menſchen mahlen. Die Mahlerei mag ihm ſo viel Mühe nicht gemacht haben, denn das Ganze iſt eine bloße — Anecdoten-Sammlung; freilich ſind es neue Anecdoten, und ſelbſt von berühmten Männern, ſie ſprechen aber, wegen ihrer Unbedeutenheit wenig an, beſonders da ſie der gute Eremit faſt immer in Verſen erzählt, die ihm, aufrichtig geſagt, nicht beſſer als ſo manchem andern ehrlichen Manne gerathen. — Daß dieſer Eremit viele Käufer findet, iſt möglich, daß er ſie aber nicht verdienet, iſt augenſcheinlich. — Wir werden unſern Leſern hier einige der erheblichſten Züge mittheilen.

Der bekannte Gelehrte, Graf Caylus, hatte für die Zeichen- und Kupferſtecherkunſt eine ganz eigne Vorliebe. Als er eines Tages in irgend einer Straße von Paris ſpazieren ging, erblickte er auf einer Leiter ſo eine gewiſſe Art Mahler, der ſich bemühte, auf die Mauer eines Wirthshauſes einen heil. Antonius hinzuſchmieren. Caylus ſieht dieſen Kerl an, erzürnt ſich, und ruft zornig aus: »Elender! ſteige herab, und gib mir deinen Pinſel.« Der Mahler gehorcht, der Graf, in einem ſchönen, ſeidenen Kleid, beſteigt die Leiter, und mahlt, mit ſichrer Hand, in einigen Minuten, den artigſten heil. Antonius, den es in der Hauptſtadt je gegeben hat. Eben ſtieg er herunter, als der Zufall ein Mitglied der Academie herbeyführt, von dem er auf das Höflichſte laut gegrüßt und genannt wird. Sogleich erhebt eine ungeheure Menge, die ſich verſammelt hatte, um den ſchöngekleideten Mahler zu ſehen, ein lautes Geſchrei: Bravo, Herr Graf v. Caylus, bravo, guter Herr! — Er ſucht dieſen Schreiern zu entkommen, umſonſt, ſie verfolgen ihn, bis er, am Eingange des Louvre, ſich zu d'Alembert flüchtet.

Ein junger Edelmann, der beym Spieltiſche ſeine blanken Thaler eingebüßt hatte, beſuchte eine jener Wahrſagerinnen, deren Zahl jetzt in Paris wieder ziemlich groß iſt. Sie rieth ihm, den Teufel zu rufen, und lehrte ihn, wie er dieſes anfangen ſollte. »Ach, ſagte ein guter Greis, dieſes Lernen wird euch wenig nützen; es gibt jetzt keine ſchenkenden Teufel mehr, denn die ich kenne, nehmen alle.«

Unter der unzählbaren Menge der ehemaligen königlichen Penſionaire gab es einen, deſſen Penſion man auf eine ſonderbare Art, auf den Mondſchein, hypothecirt hatte. — Der König zahlte das Oehl und den Docht der Laternen, welche den Weg von Verſailles bis Paris erleuchteten, als wenn im Jahre alle Nächte finſter wären; wenn aber Mondſchein war, wurden ſie nicht angezündet; dieß war alſo ein großer Profit für die Unternehmer, und auf dieſen Profit war die Penſion des Mondſcheins hypothecirt.

Der Eremit war noch ſehr jung, als er einſt den Verfaſſer des Beliſars, den ſo bekannten Marmontel beſuchte, und ihn fragte, ob er ihm rathe, ſich den Wiſſenſchaften zu widmen. »Wenn ich einen Sohn hätte, antwortete der Philoſoph, der Schriftſteller werden wollte, wahrlich ich würde ihm die Hirnſchale ſprengen; ich habe 15 Jahre in Paris, aus Liebe für dieſes Handwerk, gehungert, und würde jetzt noch hungern, oder gar geſtorben ſeyn, wenn eine Mätreſſe mir nicht eine Penſion von 1000 Thalern verſchafft hätte.«

Vor einiger Zeit fand einer jener berüchtigten Dichter bey einem Bücherhändler ein altes Meiſterwerk ſeiner fruchtbaren Feder. Wie viel koſtet dieſe Scartecke? — Sechs Franken, ſagte der Handelsmann. — Sechs Franken für ſolch elendes Zeug, es iſt ja nicht einen halben Franken werth. — Ja, das weiß ich, denn es iſt von Ihnen. — — Wie viele getäuſchte Verleger könnten auf dieſe Art antworten! V. A. Coremans.

Allgemeine Novelliſtik.

Der Marcheſe Canova hat ſeit Kurzem außer der liegenden Najade, auch die Modelle zu zwei andern Bildſäulen verfertigt. Das eine ſtellt die reuige Magdalena im Moment des Todes, das andere einen ſchlafenden Endymion über Lebensgröße dar.

Dem Londoner Courier zu Folge, liegt die Urſache der dortigen öffentlichen Noth, nach Brougham, im Ueberfluß der Bevölkerung, nach Ricardo in der Entfremdung des Capitals, nach Waithmann im Abgabenſyſtem, nach Burdet im Fleckenverhandeln, nach Tierney im Mangel an Miniſtern von der Whig-Parthei, nach Baring in dem Circulation-Mittel, nach Cobbets im Theetrinken, nach Hunt im Caffeetrinken, und nach Watſon — in der Armuth.

Gegenwärtig hält ſich der engliſche Landſchaftmahler Turner in Neapel auf, von dem man urtheilt, er ſey in ſeinem Fache eben das, was Sir Thomas Lawrence im Fache der Portraits. Für eine Landſchaft mittlerer Größe läßt er ſich 6—700 Guineen bezahlen.

Die Tivoleſer Ausgrabungen, eine ſitzende weibliche Geſtalt, ſechs Fechter, welche ſich Oel über das Haupt gießen, viele Hermen, ein Faun, eine Nereide ꝛc. ſind noch immer weder von der Regierung, noch von dem Fürſten Borgheſe gekauft. Ueberhaupt iſt der Kunſthandel in Rom ſehr wenig ſchwunghaft. Noch ſind die ägyptiſchen Alterthümer im Magazin des Vatikans vergraben, und man weiß noch nicht, ob ſie mit den Alterthümern alt- und römiſch-ägyptiſchen Styls zuſammen ein eigenes Muſeum in dem Vatikane erhalten, oder im neuen Flügel werden aufgeſtellt werden. Sie ſind jenes werth, obgleich bey der jetzigen Oeffnung Aegyptens der Werth ſeiner Alterthümer nothwendig ſinken muß.

Jemand rühmt neuerdings den Saft vom ſchwarzen Rettig als erprobtes Heilmittel gegen Steinſchmerzen, das im verfloſſenen Jahr an einem 44jährigen Mann, der ſchon ſeit 15 Jahren daran litt, von den beſten Folgen war. Der Patient gebrauchte dieſen Rettig auf folgende Art: er nahm ſechs Stück deſſelben von der ſchärfſten Gattung, ließ ſolche in der Apotheke klein zerſchneiden und auspreſſen, wovon er eine Bouteille Saft erhielt. Davon nahm er Morgens nüchtern, und Abends vor dem Schlafen-Gehen jedesmal einen ſtarken Eßlöffel voll, und nach zwölftägigem Gebrauch war er ſeiner Leiden los. Keine Rückfälle kamen mehr bis zur Stunde, auch verſpürte er bisher davon nicht das geringſte Ungemach. (Hier iſt zu bemerken, daß nur der Saft von in Kellern überwinterten Rettigen ſolch gute, und von immer friſchen Rettigen auch noch ſchnellere Wirkung hervorbringt. Da aber dieſer Saft zuweilen ſehr ſchnell dem Verderbniß unterliegt — oft erfolgt dieſe Veränderung ſchon in einer Minute, und ſie verräth ſich durch widrigen Geruch — ſo muß er ſtets friſch gepreßt angewendet, und nicht in Flaſchen zum Gebrauch aufbewahrt werden.)

Der engliſche Geiſtliche Herr Lewis Way, ein ſehr begüterter, und ſeines vortrefflichen Characters wegen allgemein geſchätzter Mann, durchwandert nun Europa auf eigene Koſten, und aus eigenem Antriebe lediglich in der Abſicht, um genaue Notizen in Betreff des moraliſchen, religiöſen und politiſchen Zuſtandes der Juden einzuziehen, und die kräftigſten Mittel zu ihrer Aufklärung und Verbeſſerung ausfindig zu machen. Im Jänner 1818 war er zu Moskau; Kaiſer Alexander gewährte ihm die ehrenvollſte Aufnahme, und verſicherte ihn der lebhafteſten Theilnahme an dem Schickſale der in ſeinen Staaten zerſtreut lebenden Israeliten. Im Jahre 1819 war er in Aachen, wo ſeine Schrift: Memoires sur l'etat des Israelites, Paris 1819, erſchien, welche unter andern die Erklärung von Seiten der Monarchen Oeſtreichs und Preußens enthält, daß ſie bereit ſeyen, in ihren Staaten alle mögliche Auskunft über den in der Frage ſtehenden Gegenſtand geben zu laſſen.

Das kürzlich in Paris erſchienene Werkchen: Le cafés de Paris etc. iſt eines derjenigen, die man an einem Abend entwerfen, in einer Woche ausführen kann. Witz iſt zuweilen darin, es iſt aber bloß alter abgedroſchner Witz. Eine gewiſſe Leichtigkeit kann niemand dem Verfaſſer abſprechen, niemand wird ihn aber auch um ſeinen uncorrecten harten Styl beneiden. Freilich ſagt er mit Greſſet, der Styl thut nichts zur Sache, wenn er nur boshaft iſt; aber Greſſet war fein genug, dieſen Grundſatz nicht zu befolgen, und daran hatte er ſehr Recht. Denn ſicher würde ihn jetzt niemand mehr leſen, und die Fragmente ſeiner Werke würden etwa zum Einwickeln gebraucht werden. Die Cafés de Paris und der Hermite du Marais ſind ſolche Meiſterwerke, die zwar, durch die Wuth nach ſolchen Dingen, einigen Abſatz finden können, bald aber der von ihren nun vergeſſenen Vorgängern gezeichneten Bahn folgen werden. — Welches von dieſen beiden ausgearteten Kindern iſt das beſte? — Ohne Zweifel der Hermite. Die

Coſé's verhalten ſich zu dieſem ungefähr ſo, wie dieſer ſelbſt zu den andern Komikern des geiſtvollen Jouy. Bringt ein ſchöpferiſcher Jemand etwas Beyfälliges hervor, ſo ſind gleich tauſend gewöhnliche Leute da, es nachzuahmen und die Idee zu verpfuſchen.

W. A. — 6.

Ein eigner Auswanderungsſchwindel treibt die Engländer nach Paris, wo oft an 30,000 gezählt wurden. Viele davon hatten großen Aerger und ſahen mit ſcheelem Blicke auf die Vervollkommnung der franzöſiſchen Induſtrie im Maſchinen- und Fabrikweſen, wovon die Ausſtellung im Louvre im October d. J. ſo bewunderungswürdige Beweiſe aufſtellte, daß ein unterrichteter deutſcher Beobachter darüber Folgendes aus Paris ſchrieb: »Wollte man ſehen, wie ein freies Volk den Frieden benützt, ſo mußte man die dießjährige Kunſt- und Induſtrieausſtellung beſuchen, und, was Eins war, vor Bewunderung und Erſtaunen niederſinken. Ganze Schaaren von engliſchen Fabrikanten aus Birmingham, Leeds, Mancheſter, Nottingham und London ſtrömten täglich hinein, um die 30,000 ihrer Landsleute, die in allen öffentlichen Plätzen und Häuſern in Paris Oekonomie treiben, zu vermehren und ſich um die Fortſchritte ihrer Nachbarn — die ſie ſchon jetzt in den meiſten Artikeln überflügeln — böſe Augen zu holen. Die neuere Zeit, indem ſie alle ſtörende Elemente auf eine Weiſe beſeitigt hat, die nirgends weder gewünſcht noch nachgeahmt werden kann, hat unermeßliche, jetzt nur noch in Entwicklung begriffene Vortheile über Frankreich herbeigeführt.« Es war daher eine verſtändige Speculation Ackermanns in London, das neueſte franzöſiſche Werk über die Fabrik-Maſchinerie von Betancourt mit 13 Kupfertafeln auf engliſchen Boden zu verpflanzen, und dabey auf England beſondere Rückſicht zu nehmen. Das Werk ſoll in der Mitte des künftigen Jahres gewiß fertig ſeyn.

Der Graf von Forbin wird nächſtens eine Reiſe nach Sicilien antreten, um, wie im vergangenen Jahre in der Levante, die Monumente des Alterthums zu unterſuchen. Herr Huyot, welcher ſeine Reiſe durch Syrien, Griechenland und Aegypten beendigt hat, wird mit ihm in Meſſina zuſammentreffen.

Zur Verhütung von Unglücksfällen durch wildgewordene Pferde, hat ein Hr. Gelmont, in Paris, einen an jeden Zügel leicht anzubringenden Mechanismus erfunden, mittelſt deſſen man augenblicklich die Augen eines durchgehenden oder ſcheugewordenen Pferdes bedecken, und ſo Herr desſelben werden kann. Der Miniſter des Innern hat ihm, da die Erfindung zweckmäßig und practiſch befunden worden, hierüber ein Brevet ertheilt.

Zu New-Orleans hat ein Privatmann ein ſehr prachtvolles Schauſpielhaus für 130,000 Dollars aufführen laſſen. Es enthält 3 Reihen Logen mit Balkons und Baluſtraden, nach Art der franzöſiſchen Theater. Decorationen und Garderobe ſind in Frankreich verfertigt, und es iſt eine franzöſiſche Schauſpieler-Geſellſchaft für Tragödien und Opern, und eine americaniſche dazu engagirt.

Mit einer Induſtrie-Beylage. (Nr. IV.)

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Gräffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 1 Stück. Preis: viertelj. 2 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 12 fl. W.W. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Conversationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

13.

(Wien den 1. Februar.)

Moretti's Kunſtgewandtheit mit den Füſſen.

Wenn man auch hier in Wien ſchon Menſchen ſah, die, ohne Arme geboren, mit ihren Füßen den Gebrauch der Hände mit Gewandtheit und Fertigkeit zu erſetzen wußten, ſo verdient doch jeder, der in dieſem Falle ſeinen Füßen jene Kunſtfertigkeiten, die ein Anderer mit ſeinen Händen nur mit Mühe erlangt, zu geben weiß, immer unſere volle Aufmerkſamkeit, und iſt es noch dazu ein Durftiger, unſere thätigſte Unterſtützung; geht überdieß die techniſche Kunſtausübung mit den Füßen dahin, daß, obwohl als mechaniſche Gewandtheit ein Eigenthum der Hand, doch Tauſende von Menſchen mit ihrer Hand dieſe Fertigkeit nicht mit jener Leichtigkeit auszuüben vermögen, wie der Armlos-Geborne mit den Füßen, ſo kann man ihm mit unpartheiiſchem Sinn die Bewunderung nicht verſagen.

Gegenwärtig befindet ſich ein ſolcher Stiefſohn der Natur wirklich hier. In der Kärnthnerſtraße Nr. 1061 zeigt er, gegen Bezahlung, dem Publicum, wie weit er es darin gebracht habe, daß ſeine Füße ihm den Erſatz der Hände leiſten. Am 23. d. wohnte ich einer ſeiner Productionen bey. Möge ihm der Himmel in der Folge ein zahlreicheres Publicum beſcheren, denn an dieſem Abend waren nebſt mir nur noch 3 Perſonen anweſend.

Dieſer kunſtgewandte Mann heißt Anton Moretti, iſt 23 Jahre alt, und ward zu Rom, ohne Arme, geboren. Mit einem vortheilhaften Aeußeren verbindet er viele Bildung, und ſpricht mit Fertigkeit italieniſch und franzöſiſch, dann ſo viel deutſch, um ſich damit verſtändlich zu machen. Die eiſerne Nothwendigkeit lehrte ihn, zum Erſatz der Arme, ſich oft der Füße zu bedienen; Eltern und Verwandte machten ihm begreiflich, daß, wenn er es durch angeſtrengten Fleiß dahin brächte, mit den Füßen: Zeichnen, Mahlen, Muſik und Fechten zu können, er viel Geld damit erwerben würde. Noth, Ehrgeiz und Eigennutz machten ihn gelehrig, und es ging über alle Erwartung gut. So ausgerüſtet trat Moretti ſeine Erwerbreiſe an; ging nach Mailand, durchzog von da ganz Deutſchland nach allen Richtungen bis Berlin, und kam nun von Berlin nach Wien. In Bayern heirathete er eine Landeseingeborne, ſeine junge, hübſche Frau, die dem armloſen Manne die Welt zum Himmel macht.

Ungeachtet, wie vorgeſagt, am 23. d. bey meiner Anweſenheit ſein Publicum nur aus 4 Perſonen beſtand, entwickelte er doch vor uns alle ſeinen Füßen eingelernten Kunſtfertigkeiten. Sie beſtehen in Folgendem: Er zeichnet mit dem rechten Fuße Blumen, und mahlt ſie dann mit Farben aus. Dießmal war es eine Roſe — mancher Blumenzeichner würde ſie mit der Hand nicht beſſer darſtellen können; dann ſchrieb er mit eben dieſem Fuße ſeinen Namen kalligraphiſch; nahm die Scheere mit den Zehen des rechten, das Papier mit dem linken Fuße, und ſchnitt mit Leichtigkeit Figuren aus; legte dann mit beiden Füßen Briefe in die zierlichſten Formen zuſammen; trommelte hierauf auf einer gewöhnlichen Trommel, trotz manchem Tambour hier auf dem Glacis; ſchlug den Triangel nach dem Tact; faßte die Violine gut, lud mit Fertigkeit eine Piſtole, und drückte ſie mit Sicherheit los, und focht endlich, wie ein guter Fechtmeiſter immer fechten kann. Daß er nach allem dieſen mit ſeinen Füßen Nähnadeln einfädelt, Meſſer, Gabel und Löffel handhabt, um zu eſſen, das Glas, um zu trinken, mit Leichtigkeit an den Mund bringt, iſt minder bemerkenswerth.

Wer hier ungeſchickte Kinder hat, der ſollte ſie zu Moretti führen, damit ſie mit Beſchämung fühlten, was der Menſch, auch ohne Arm geboren, mit ſeinen Füßen zu leiſten im Stande iſt, und wer mit einer hartherzigen, ſpröden Schönen behaftet iſt, der ſollte ſie auch hinführen, damit ſie an der jungen, hübſchen Frau des Hrn. Moretti einſehen lerne, daß ein von der Natur auch noch ſo unvollkommen ausgeſtatteter Mann, wenn er ſich nur nicht auf eine und die nämliche entetirt, immer ein ſchönes Mädchen zum Weibe haben kann.

A. R—z v. F—n.

* * *

Dank an Herrn Leop. Trattinnick, beym Genuß ſeines Oeſterreichiſchen Blumenkranzes. *)

Wohl ſtaunt der Wandrer an auf ſeinen Zügen,
Durch Thalesflur und bunte Bergesauen,
Die Pflanzenwelt; in kindlichem Vertrauen
Möcht er ihr oft am Mutterbuſen liegen.

Am Blumenrain umwehet von den lauen
Lenzlüften, wo viel goldne Bienchen fliegen,
Am Felſenquell, um den ſich Veilchen ſchmiegen,
Darf er der Blüthen bunte Menge ſchauen.

Er fragt, doch kann er Antwort nicht gewinnen,
Denn ſtumm ſind Florens duftige Gebilde,
Sie keimen, grünen, blühen nur und ſchweigen. —

Da tratest Du heran in zartem Sinnen,
Den Zauber löſend. Sieh! da tönt es milde,
Und Worte rauſchen ſanft aus allen Zweigen.

W. Freih. v. Cal.

* * *

---

*) S. Wien, bey Strauß, 18[illegible].

Das Ballet Emma, keine Nachahmung von Nina ꝛc.

Aus dem Urtheile, welches verſchiedene hieſige Blätter über das Ballet Emma, von Hrn. Aumer fällen, erſehe ich, daß ſie es für eine Nachahmung des Ballets: Nina, oder Wahnſinn aus Liebe, von der Compoſition des Hrn. Milon, halten. Es würde übrigens zwar ſehr gleichgültig ſeyn, wenn Emma auch wirklich eine Nachahmung von Nina wäre, wofern ſie nur gefällt, und dieſen Vortheil hat das Ballet Emma ſchon dem wirklich vortrefflichen Spiele der Mad. Rozier insbeſondere zu verdanken, die den ganz verſchiedenartigen Wahnſinn der liebenden Nina und der verzweifelnden Emma ſehr richtig unterſcheidet. Doch es iſt meine Abſicht nicht, dieſes Ballet zu loben, ſondern bloß einem Irrthume in der Theater-Geſchichte Wiens vorzubeugen. Jenny ou le mariage secret, welchen Namen Hr. Aumer in Wien in den Namen Emma umwandelte, war das erſte Ballet ſeiner Erfindung. Sein Lehrer d'Auberval, und ſeine Freunde Gardel und Milon, fanden dieſe Schöpfung ſeines Talents ſo geiſtreich, daß ſie ihm dazu Glück wünſchten. Ich war bey der erſten Vorſtellung dieſes Ballets, die den 20. März 1806 auf dem Theater de la Porte St. Martin gegeben wurde, zugegen, und habe es in Wien, ungeachtet der Veränderung des Namens, am Gange der Handlung, und ſogar an der Muſik wieder erkannt, und mit noch größerm Vergnügen, als in Paris, geſehen. Auch der erſten Vorſtellung des Ballets: Nina, oder Wahnſinn aus Liebe, wohnte ich bey; es wurde den 23. November 1813, alſo ſieben Jahre ſpäter als Jenny oder Emma, zum erſtenmal, und zwar auf dem großen Opern-Theater in Paris gegeben. Hrn. Aumer kann alſo wohl kein Plagiat vorgeworfen werden; ich glaube vielmehr, daß es ſeinem Talente zur Ehre gereicht, zuerſt einen ſo ſchwierigen Gegenſtand glücklich ausgeführt zu haben, und ſeiner Beſcheidenheit gereicht es zum Ruhme, erſt das viel ſpätere, nach einer beliebten Oper, ausgearbeitete Ballet des Hrn. Milon, und dann erſt ſeine eigne Arbeit dem Urtheile des Publikums unterworfen zu haben.

J. Bernhard.

* * *

Die Maus auf Freiersfüßen.

Nach dem Ebräiſchen des Rabbi Barachia Nikdan *).

Einſt ſprach für ſich, im weißem Prachtgewande,
Geſchmückt mit goldner Kett' und Silberbande,
Ein zarter Elegant der Mäuſewelt:
Fürwahr, es iſt nicht gut allein zu ſeyn!
Doch die's verdiente, daß ſie mir gefällt,
Wo find' ich ſie, bey welcher Tadel Schein?

---

*) Der Verfaſſer lebte im Jahre [illegible]. Seine Fabeln wurden zuerſt gedruckt zu Mantua, im Jahre [illegible] durch Joſeph Ben Jacob, dann 1661 zu Prag, letztere mit einer lateiniſchen Ueberſetzung.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Castelli, I.V.F.

3-598-50426-8
FNr. 22651 / 082

Wie wünſcht' ich eine Braut von hohem Range,
Wie Venus ſchön, und keuſch, trotz einer Nonne;
Wo weilt wohl die? Doch halt! Was ſinn' ich lange?
Ich nehme mir zur Ehefrau — die Sonne;
Sie, deren Aug' und Locken Licht uns ſtreuen,
Und ſo die Erde von der Nacht befreien;
Auf deren Wink ihr Haupt die Blume hebt,
Sich Flur und Hain mit Luſtgeſang belebt. —

Da eben nun die Sonne aufgegangen,
So naht der Mäuſeſtutzer ihr galant;
Er ſpricht ſie an, ſo keck, ſo unbefangen,
Als wäre er ſchon längſt mit ihr bekannt:
Prinzeſſinn, wiſſ', ich will mich nun beweiben!
Du biſt's, auf die mein Aeuglein liebend ſchaut;
Der Mädchen Feurigſtes, gib auf das Sträuben,
Und werde ohne Zaudern meine Braut! —
Die Sonne, deren Wangen Scham entfunkelt,
Entgegnet: Prinz, du wählſt nicht mit Bedacht!
Was ſoll dir eine Braut, die von der Nacht,
Die auch am Tag von Wolken wird verdunkelt?
Dir rath' ich, an die Wolke dich zu wenden:
Mehr Glück kann ſie, mehr Ehre auch dir ſpenden! —

Die Maus lief nun bergan zur Wolk' und ſprach:
Die Liebe führet zu dir mich ſo geſchwind;
Sey meine Braut, du perlenweißes Kind!
Hierauf erwiederte die Wolke ihr: Gemach,
Was kommt dir bey die Eh' mir anzutragen?
Wie wenig wärſt du dann beglückt zu preiſen,
O Mäuſeprinz, wenn du in Einem fort,
Beraubt der Ruhe, mit mir müßteſt reiſen,
Wohin's dem Wind beliebte mich zu jagen,
Nach Oſt, nach Süd, nach Weſten oder Nord?
Da nun ich deinen Antrag nicht verdiene,
So rath' ich dir, zu deinem eignen Beſten,
Dich zu bewerben bey dem mächt'gen Weſten
Um ſeine holde Tochter Zephirine.

Den trifft er an in einer dunkeln Grotte.
Mit feinem Anſtand kündet er dem Gotte,
Wie daß ihn nach der Ehe Glück gelüſte,
Und er um ſeiner Tochter Händchen bäte,
Da er nur eine ſolche Gattinn haben müßte,
Die Glanz und Macht vereint mit Schönheit hätte.
Ihm ſagt der Wind, indem er heimlich lacht:
Mein kleiner Prinz, da magſt du weiter gehen,
Hübſch iſt mein Kind, doch fehlt ſo ſehr ihm Macht,
Daß ihm die ſchwächſten Mauern widerſtehen;
Doch willſt du einer Mauer Herz erweichen,
So wirſt du deine Abſicht ganz erreichen. —

Beyfällig reiſt, im zierlichſten Ornate,
Zur Mauer nun die weiße Maus, und ſagt:
Getreu dem mir von Wolke, Wind und Sonne
In Weisheit und in Huld ertheilten Rathe,
Erſcheine ich, von Liebesdurſt geplagt,
Dir anzubiethen ſüßen Ehbunds Wonne;
Dir geb' ich Liebe, gebe du mir Macht!
Wie ſie dieß ſagt, erblaßt vor Zorn die Mauer,
Es fährt ihr über'n Rücken jäh ein Schauer,
Der Ohnmacht nahe, ſpringt ſie auf und kracht;
Mit Müh' ſich faſſend, ſagt ſie endlich: Bloß
Zum Spott zeigſt du mir Hymens Luſtaltäre!
Ach, wenn ich deinem Wunſche fügſam wäre,
So ſtiegſt tyranniſch du an mir hinan,
Und dulden müßt' ich's, wehr- und regungslos.
G'nug, daß die Mäuſe, deine Unterthanen,
Mich Aermſte fort und fort beleidigt haben,
Daß ſie, verrätheriſch, mich ſtets durchgraben,
Und ſchwer verwunden, ſich durchbrechend Bahnen.
Dein halbes Heer belagert mich zur Stunde,
Und richtet mich am Ende ganz zu Grunde.
Daher, verwegner Prinz, muß ich dich haſſen,
Und werde nie mit dir mich trauen laſſen! —

Wie nun der eitle, kleine Freier ſieht,
Daß jeder Hoffnung Strahl ihm gänzlich flieht,
So wird er faſt der Scham, des Unrechts Beute;
Nachher kehrt er zu ſeinem Volk gefaßt
Zurück, und wählt, ſtatt der zu hohen Bräute,
Ein — Mäuschen ſich, das beſſer für ihn paßt.

* * *

So trägt ein Weilchen Mancher ſtolz die Naſe,
Entwirft ſich eitlen Sinnes Rieſenplane,
Doch jäh zerplatzt des Wahnes bunte Blaſe,
Und war erſt ſeinem Flug kein Stern zu hoch,
Kein Feld zu weit, zu ſteil ihm keine Bahne,
So ſchleicht zuletzt er ſtill in's Mäuſeloch.

A. Pollak.

Allgemeine Novelliſtik.

Den 24. Jänner wurde im k. k. Burgtheater als Benefice der Regiſſeurs gegeben: Zwei Tableaux für Eins, Luſtſpiel in vier Aufzügen, vom k. k. Hofſchauſpieler Hrn. Töpfer. — Der Verfaſſer, als Kenner des theatraliſchen Effectes durch die blonden Locken und den Tagsbefehl hinlänglich bewährt, verſuchte in dieſem, ſeinem neueſten Geiſteskinde, ein Bild des heutigen Stadtlebens darzuſtellen, wie es ſich mit ſeinen Schwächen und Lächerlichkeiten im Gegenſatze zu dem biederen und ernſten Treiben der Landbewohner, komiſch dreht und wendet, um nur das ſich aufdrängende Gefühl der eigenen Richtigkeit zu zerſtören, indem es ſeine äußere Glätte dem inneren Gehalte der Gegenpartheı fruchtlos entgegenſtellt. Dieſe Aufgabe, ſchon oft verſucht, und beſonders auf den hieſigen Volkstheatern, im Kreiſe des ſich vergeſſenden und überhebenden Bürgerſtandes einheimiſch, bedarf einer gewandten und erfindungsreichen Einbildungskraft, um durch das Herausheben einer neuen Seite zu intereſſiren; der leidige Kunſtdillettantismus, jetzt überall Gang und Gabe, iſt es nur, der dieſem Luſtſpiele das Thema gibt, indeß ſich die andern Situationen heiter und ergötzlich drein verweben, ohne falſche Sentimentalität und Thränen preſſende Rührerei. Daß an einem Orte, wo Declamiren, äſthetiſche Geſellſchaften, Kinderkomödienſpielerei, Geverſel, muſicaliſche Bonbons, mimiſch-plaſtiſche Darſtellung, falſche und fade Kunſtgeſpräche und Urtheile, kurz der ganze höchſt lächerlich-neumodiſche Kunſtſchnikſchnak an der Tagesordnung, und in ſo vielen Häuſern mit Hintanſetzung alles Ernſten und Feſten ausſchließlich getrieben wird, daß da viele ſauere Geſichter ſich zeigen müſſen, iſt natürlich, denn das dicere verum, ſelbſt wenn es wie hier ridendo und harmlos geſchieht, wird nicht gut vertragen, daher auch eine ſeltene und veraltete Narrheit weit draſtiſcher auf dem Theater wirkt, als eine gegenwärtige und allgemein verbreitete. Dieſen wohlgemeinten Wink möge Herr Töpfer, der unſtreitig ein entſchiedenes Talent zum Luſtſpieldichter beſitzt, bey ſeinen künftigen Arbeiten benützen, denen es an guter Aufnahme nie fehlen kann, wenn er, wie in dieſem Luſtſpiele, eine komiſche Situation aufzufaſſen und feſtzuhalten aber auch, was hier nicht geſchehen iſt, gehörig durchzuführen, und mit mehr Behaglichkeit und Ruhe, ohne ans Ende zu eilen, auszubreiten ſich bemühen wird. Denn unſeres Erachtens iſt der Verfaſſer in den entgegengeſetzten Fehler junger Schauſpieldichter verfallen, und aus Furcht vor Längen zu kurz geworden, und hat oft da bloß Umriſſe geliefert, wo ein volles Auszeichnen, und ſelbſt ſtarke Farbengabe, dem Theater durchaus angemeſſen, nöthig wären. — Dieſen indeß nur allgemeinen Anſichten werden wir eine ſpecielle Beurtheilun gfogen laſſen.

Den 16. Jänner wurde im Leopoldſtädter-Theater zum erſtenmal gegeben: Der Faſching in Wien, Poſſe mit Geſang in zwei Aufzügen, von Hrn. J. A. Gleich. — Bügel, ein Landmann, der eine reiche Erbſchaft gemacht hat, iſt nach Wien gekommen, um daſelbſt den Faſching mitzumachen. Seine Ehehälfte, die er zu Hauſe wähnt, verläßt ihre Einſamkeit, begibt ſich ebenfalls nach Wien, und ſteigt in demſelben Gaſthof ab, wo ihr Mann bereits einlogirt iſt. Dieſer, entzündbar für das ſchöne Geſchlecht, gewahrt ſie in ihrer entſtellenden ſtädtiſchen Tracht, verliebt ſich, und veranſtaltet durch Sterndell, einen bereitwilligen Unterhändler, eine Zuſammenkunft auf der Redoute, wo ſich das Paar bald erkennt, die gegenſeitigen kleinen Abenteuer in unverdorbner Gutmüthigkeit vergibt, und ſich verſöhnt. Das iſt der Hauptinhalt dieſer allerliebſten Poſſe, welche wohl füglich ein Luſtſpiel heißen konnte. Recht artige Epiſoden halten, nüanciren, und ſchlingen den Knoten. Der Taugenichts Bar. Louis, der in dem nämlichen Gaſthof der Frau des Bügel die Cour machen will, veranlaßt einen ganz launigen Auftritt mit ſeiner Gläubiger-Armee, die ihn plötzlich überfällt, aber durch die Schlauheit Sterndells, welcher dem leichtgläubigen Bügel die Sache als eine eingelernte Comödie einredet, und ihn ſelbſt bewegt, eine Rolle, in Folge der er wirklich zahlen muß, mitzuſpielen, beſchwichtigt wird. Das Bild dieſes Sterndell iſt ſehr glücklich entworfen und gezeichnet. Er iſt ein Tauſendkünſtler, ein Menſch, der Alles weiß, verſteht und vermag (eine Gattung practiſcher Vielwiſſer), und dieß mit der jovialſten Gewandtheit kund gibt, ein Character, der ſich zum Stoff eines eigenen, ſelbſt feineren Luſtſpiels gewiß dankbar eignen würde. — Dieſe obwohl nur flüchtig hingehauchte Poſſe iſt, unſerer Meinung nach, eine der beſten Arbeiten des Hrn. Gleich; ſie zieht durch gute Charactere, lebhafte Situationen, raſchen Gang, heitern Humor, und leichten, ungeſuchten, hier und da ſelbſt glänzenden Witz an. Das Perſonale unterſtützte wacker; Alles ſpielte mit Luſt und Liebe; ſelbſt Sterndell, ſonſt für ſolche Rollen nicht ganz qualificirt, zeichnete ſich aus. Die vortheilhafte Wirkung, welche dieſe Poſſe im Einzelnen und Ganzen hervorbringt, beweiſet ihre Vorzüge doppelt, da die beiden Haupt-Comiker dieſer Bühne keine Rollen dabei haben. — Was Hr. Volkert für die Muſik dabey gethan, verdient Anerkennung; auch das Fremde iſt gut gewählt.

—ä—

Es war in Nro. 49 Seite 584 II. Bd. dieſes Blattes erwähnt worden, daß über 1000 junge Leute beyderlei Geſchlechts auf Koſten der ruſſiſchen Regierung in verſchiedenen Anſtalten erzogen und gebildet werden. Dieſe Anzahl iſt, wie wir aus ſichern Quellen hinzufügen können keineswegs zu hoch angenommen. Eine genauere offizielle Erzählung hat größere Summen ergeben, und es iſt zu bemerken, daß während dieſe jungen Leute ganz oder theilweiſe die Unterſtützung der Regierung im Innern des Reichs genießen, ungefähr 100 andere, die ihre Bildung in den ruſſiſchen Lehranſtalten vollendet und beſondere Talente und Fähigkeiten an den Tag gelegt haben, auf Koſten der Regierung ins Ausland auf längere oder kürzere Zeit (die kürzeſte iſt drei Jahre) auf Reiſen geſchikt werden, zu keinem andern Zwecke, als ſich in ihren Studien zu vervollkommnen. So ſind im Laufe des vor. Jahrs von der Medizinisch-Chirurgiſchen Academie 11, von der Academie der Künſte 12, vom Bergwerks-Departement 3 und viele andere von der Moskauer, Wilnaer Univerſität und anderen Anſtalten in jene Länder Europa's geſandt worden, die ihnen für ihre Studien am nützlichſten ſeyn können.

L'Art politique, ein neues Gedicht in vier Geſängen von Berchoux hat uns mit dem ſo geehrten Verfaſſer wieder ausgeſöhnt; denn darin erkannten, wir den Dichter der Gastronomie, welches aber noch immer einen gewiſſen Vorzug behält. Indeſſen erhebt ſich das neue doch über die Dieux de l'opera, ein Werk, welches nur zu viele Spuren der Eile darbiethet. L'Art politique iſt mit einer faſt unglaublichen Leichtigkeit gereimt und jeder Vers enthält ſchöne oft ſehr witzige Gedanken. —

Erſter Geſang. Urſprung der Nacht. Komiſche Gedanken und treffender Witz-Stellen wie folgende.

De la tour de Babel trop hardis constructeurs
Les enfans de Noe furent Legislateurs
De leurs discussions il naquit des lumieres
Sur l'art de remuer et de tailler les pierres
On ne maçonnait rien qui ne fut discuté.
Les pierres s'élevaient à la majorité.
Des maçons quelquefois trop ardens à l'ouvrage
Votaient à coup de poing sur un échafaudage;
Et pour consolider l'utile monument
Ils s'assommaient entre eux avec amendement.
Un ouvrier voulant briller en plus d'un rôle,
En arabe, en hebreu demandoit la parole,
Un autre en bas breton, en grec en allemand,
Analysoit la chose, le grès et le ciment etc.

Zweiter Geſang. Die Monarchie. Kurze Geſchichte des Umſturzes des Thrones in Frankreich, mit außerordentlicher Laune erzählt. Dritter Geſang. Die Republik, noch witziger als die zwei erſten Geſänge. Vierter Geſang, die Tyranney. Das Buch endet mit der Zurückkunſt des Königs, und mit dem Vers:

A dieu principe, à dieu droits que j'abdique
Vive le roi voila tout mon art politique.

Dem Gedichte ſind mehrere zuweilen ſehr komiſche Noten beygefügt. Dann folgen noch einige kleinere Gedichte, worunter ſich die Satyre auf die Hunde ſehr auszeichnet. Sie endet mit dieſen Verſen:

Enfin, partout je trouve une bête établie
Dans le cœur du parent, d'un ami, d'une amie
Les bêtes, je les vois, dans ce siècle vanté,
Ont fait de grands progrès dans la société
Oh! je les laisserai jouir de leurs conquêtes
J'observe que les chiens ne sont pas les plus bêtes.

Den Schluß macht ein kleines Werkchen, nämlich die äußerſt comiſchen Abentheuer eines Emigrirten.

E.

Neue beachtenswerthe Kupferſtiche ſind folgende: Oſſian, nach Gerard von Godefroy in Paris. Höhe 1 Schuh 9 Zoll. Breite 1 Schuh 11 Zoll. Nach einer erhabenen Compoſition, halb punktirt, halb geſchnitten. — Vision de saint François, nach Carrache, von Diſſard in Paris. Höhe 1 1/2 Schuh. Breite 1 Schuh 1 1/2 Zoll. La sacra famiglia, nach F. Barbieri, geſtochen von Roſaſpina in Bologna. Höhe 1 Schuh 4 Zoll. Breite 1 Schuh. — La Madonna col Divoto nach Correggio von Bettelini in Rom, nach dem herrlichen Gemählde vorzüglich geſtochen. Höhe 1 Schuh 10 Zoll. Breite 1 1/2 Schuh.

A. G.

Von der königl. Gallerie von München und Schleißheim in Stein von Strixner und Piloty herausgegeben, ſind die 18, 19. und 20ſte Lieferung erſchienen, welche den erſtern an Schönheit und Fleiß wenig nachgeben. Von dem vorzüglichen Werke: Les roses par Redouté in Paris iſt das 12te Heft angekommen; und, wie Obiges, hier bey Herrn Artaria und Comp. zu haben.

Es herrſcht hier und da die Meinung, daß man bey Journalen, von denen ſchon mehrere Nummern erſchienen ſind, nicht mehr in die Pränumeration eintreten, und auch dieſe Nummern nicht mehr erhalten könne. Dieſe Meinung, vermuthlich dadurch veranlaßt, daß irgend ein Journalverleger nach einer gewiſſen Zeit die Auflage vermindert, oder gleich Anfangs zu gering veranſtaltet hatte, findet bey dem Converſationblatt keine Anwendung. Es iſt, außer den zahlreichen Abonnement-Exemplaren, noch ein beſonderer Vorrath abgedruckt worden, und man kann daher eben ſo wohl auch die erſtern Nummern noch erhalten, als zu jeder Zeit mit dem urſprünglichen billigen Preis als Pränumerant eintreten.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Graffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 15 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Graffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

14.

(Wien, den 3. Februar.)

Das Reich der Aſchantih's in Afrika.

Perge — et qua fata aspera vincas.

Eine vor Kurzem in London erſchienene Reiſebeſchreibung *) liefert Berichte über den Erfolg der im Jahre 1817 von der großbrittaniſchen Regierung in das Innere von Afrika, unter Eduard Bowdich abgeſchickten Miſſion. — Da dieſer Erfolg ein glücklicher geweſen, und als der erſte Schritt zu einem weiteren Vordringen in das verſchleierte Aethiopien angeſehen werden darf, ſo glauben wir unſern Leſern einen Dienſt zu erweiſen, wenn wir ſie ſowohl mit dem Helden dieſer Expedition, Bowdich, als auch mit dem Schauplatze ſeiner großherzigen Aufopferung und deren glänzenden Reſultaten, dem Reiche der Aſchantih's näher bekannt machen.

Die Veranlaſſung zu der Reiſe des Herrn Bowdich wurde durch folgendes politiſche Ereigniß herbeygeführt. Bekanntlich übt das Hauptetabliſſement der Engländer auf der Goldküſte, Cap-Coaſt-Caſtle genannt, die Schutzherrſchaft über das benachbarte Küſtenvolk der Fantih's; ein mächtiger Herrſcher im Innern des Landes, der König der Aſchantih's, beleidiget von den Fantih's, oder von irgend einer europäiſchen, auf Englands Fortſchritte in deſſen Colonialweſen eiferſüchtigen Macht insgeheim dazu aufgefordert, überzog das Land der Fantih's mit Krieg, verwüſtete ihre Wohnungen und Felder, indem er alle, die nicht durch die Flucht entkamen, niedermetzeln ließ; — ſelbſt das Fort der Engländer wurde von den Aſchantih's eingeſchloſſen, und würde die größte Gefahr gelaufen ſeyn, genommen zu werden, hätte ſich der König der Aſchantih's, wahrſcheinlich durch Vermittlung eben jener Macht, die ihn zum Kriege angereitzt hatte, nicht geneigt bewieſen, von ſeinem Angriffe abzuſtehen, und ſogar mit den Engländern ein Bündniß zu ſchließen. Die engliſche Compagnie ergriff dieſe Gelegenheit an den König der Aſchantih's eine feierliche Geſandſchaft abzuſchicken, zu deren Haupt Herr James, Gouverneur von Acra, beſtimmt wurde; Hr. Bowdich ſollte denſelben in wiſſenſchaftlicher Hinſicht, Hr. Ted-

---

*) Mission envoyée, du Fort Cape-Coast, dans le pays des Ashantées, avec une description statistique de ce royaume etc. par T. Edouard Bowdich, conducteur de la mission. Londres 1819. 512 pages. Der Raum dieſer Blätter geſtattet nur die vorliegende freie Bearbeitung des in den Annales maritimes et coloniales, Paris 1819, Octobre pag. 751, von Biot gelieferten weitläufigen Auszuges aus dieſer intereſſanten Reiſebeſchreibung.

J. M. R.

lie als Chirurg begleiten; als künftiger engliſcher Reſident am Hofe des Königs der Aſchantih's, vereinigte ſich Hr Hutchinſon mit der Miſſion. Eine Truppenabtheilung der Fantih's ſollte die Geſandtſchaft bis nach Commaſſie, der Hauptſtadt des Reiches der Aſchantih's begleiten. Die Unternehmung war eben ſo wichtig als gefahrdrohend; denn bis dahin hatte es noch kein Engländer gewagt, über die Schußweite des Forts Cap-Coaſt gegen das Innere des Landes zu, hinauszugehen, ohne von den mißtrauiſchen und grauſamen Eingebornen den Tod befürchten zu müſſen.

Die Expedition verließ Cap-Coaſt-Caſtle am 22. April 1817, und hielt ſich anfangs an der Küſte bis Annabamuh, woſelbſt die Engländer gleichfalls eine militäriſche Station unterhalten. Man muß in dem Reiſeberichte des Hrn. Bowdich die maleriſche Beſchreibung des Landes leſen, wo auf dem fruchtbarſten Boden zu den Füßen himmelanſteigender Palmen, die Aloe und Ananas wuchern, und die Baumwollenbäume eine Höhe von hundert und vierzig Fuß erreichen, um den ſchneidendſten Contraſt bey deſſen Verſicherung zu empfinden, daß bey den Bewohnern dieſes geſegneten Landes nur Elend, durch Aberglauben und Unthätigkeit erzeugt, zu Hauſe ſind. Die Fantih's, welche die Expedition begleiteten, ſchlugen nicht ohne Furcht und Grauen den ihnen vorgezeichneten Weg in die Wälder der Aſchantih's ein; deren Geiſter ſie vorher durch ein Opfer zu verſöhnen trachteten Zudem hielt ſie noch ein anderer Grund zurück, eine Verbindung der Engländer mit den Aſchantih's zu wünſchen oder zu befördern, die Beſorgniß nämlich, daß nicht die Engländer den von ihnen bisher betriebenen Handel mit europäiſchen Waaren, die ſie als Küſtenvolk aus der erſten Hand bekamen, in das Innere des Landes an ſich reiſſen möchten: — eine Beſorgniß, die allerdings ihren Grund hatte, und die beweiſet, daß der Schwarze ſo gut als der Weiße ſeinen Vortheil verſteht, ohne erſt durch Rochefoucauld's Maximen das geworden zu ſeyn, was alle Adamsſöhne ſind — Egoiſt. Dieſe Beſorgniß der Fantih's artete in Widerwillen gegen die Expedition, und da die Gutmüthigkeit des Hrn. James denſelben nicht umzuſtimmen im Stande war, in offenbare Widerſetzlichkeit aus. Nur die Feſtigkeit und der Muth Hrn. Bowdich's und ſeiner jungen Genoſſen, retteten die kaum begonnene Expedition von dem angedrohten Untergange durch die Hand der ſchwarzen Empörer. Vor den Augen der ganzen Truppenabtheilung entriß Bowdich und deſſen Begleiter den widerſpenſtigen ſchwarzen Häuptlingen das Zeichen ihrer Würde, den goldenen Stab — und indem dieſer an willigere und ergebnere Diener der Geſandtſchaft übergeben wurde, ſtellte ſich die Ruhe und der Gehorſam, durch die unter den Fantih's angeregte Eiferſucht, augenblicklich wieder her. Die Furcht der Neger an der Meeresküſte, durch unmittelbare Verbindung der Europäer mit dem Innern des Landes, ihren Zwiſchenhandel mit europäiſchen Waaren zu verlieren, war unter mehreren bisher ein Haupthinderniß der in das Innere von Afrika eindringenden Expeditionen, indem jene alle Mittel in Bewegung ſetzten, um die Europäer von jedem Verkehre mit den Binnenländern auszuſchließen. Die Eiferſucht der Mauren, welche auf ähnliche Handels-Intereſſen gegründet iſt, hat auch Bowdich zu Comaſſie, woſelbſt ſie wie bey den meiſten Neger-Königs-Höfen großes Anſehen genießen, in hohem Grade erfahren müſſen, doch hat er ihr glücklicher als ſeine Vorgänger zu begegnen gewußt.

Die Miſſion langte nach 8 beſchwerlichen Tagereiſen in der Umgebung der Hauptſtadt der Aſchantih's an. Sie wurde von einem bey 5000 Köpfe ſtarken, größtentheils aus Kriegern beſtehenden Menſchenhaufen empfangen; verworrenes Geſchrei, kriegeriſche Muſik, einzelne Schüſſe aus Gewehren, die ſo nahe an den Augen der Ankömmlinge abgefeuert wurden, daß dieſen der Rauch läſtig wurde; kriegeriſche Tänze, wobey die Tanzenden ſich gleich Raſenden geberdeten, — dieß waren die zweideutigen Empfangs-Ceremonien. Nachdem die Geſandtſchaft eine halbe Stunde hindurch auf dieſe Weiſe unterhalten worden war, erhielt ſie die Erlaubniß, ſich in die Stadt zu begeben, woſelbſt der Andrang des zu Tauſenden herbeyſtrömenden Volkes ihren Schritten ein läſtig kurzes Maß vorzeichnete. Auf dem Wege zu dem Herrſcher der Aſchantih's gewahrten unſere Reiſenden ein eben nicht einladendes Schauſpiel — einen Unglücklichen, der verurtheilt, geopfert zu werden, früher gemartert wurde. Die Hände dieſes Menſchen waren auf deſſen Rücken enge zuſammengeſchnürt, die Wangen waren mit einem Meſſer durchbohrt, und die aufgeſchlitzten Lippen daran befeſtiget; ein Ohr hatte man ihm bereits abgeſchnitten, und das andere war nur noch durch die Haut mit dem Kopfe in Verbindung; mehrere Wunden im Rücken des Unglücklichen bluteten heftig, und in jede Schulter desſelben war ein Meſſer eingetrieben; an einem blutigen Seile, welches durch die Naſe gezogen war, ſchleppte man das Opfer ſeiner vielleicht noch grauſamern Beſtimmung zu. Die Reiſenden, nachdem ſie ihre Blicke ſo ſchnell als möglich von dieſer Scene abgewendet hatten, erhielten endlich die Erlaubniß, ſich dem Platze, wo der König Lager hielt, zu nähern. Obſchon ſie bisher von der Macht der Aſchantih's, wie deren Menge und Bewaffnung zeigte, eben nicht geringe Erwartungen hegten, ſo fanden ſie doch dieſe, bey dem überraſchenden Anblicke des königlichen Hoflagers noch gar ſehr übertroffen. Eine meilenweite Fläche war mit in Gold und Seide reichgekleideten Menſchen bedeckt; der König und deſſen Gefolge war von den Engländern durch eine dichtgeſchloſſene Reihe bewaffneter Krieger geſchieden, die jede Annäherung verhinderte; die Sonne erhöhte den Glanz der mit Gold reich geſchmückten Verſammlung bis zu einem Grade, welcher den Augen der Fremdlinge läſtig zu werden anfing. Wohl hundert Muſikchöre verkündeten die Ankunft der Geſandtſchaft; das lärmende Getöſe der Metallcymbeln und Trommeln wurde zeitweiſe durch angenehme Flötentöne unterbrochen, und indem ſolchergeſtalt das Ohr der fremden Gäſte auf eine eigene Art unterhalten wurde, ergötzte ſich ihr Auge an dem Ueberblicke der ſchwarzen Verſammlung, aus welcher hin und wieder Sonnenſchirme von den mannigfaltigſten Farben, und weit genug, um dreißig Perſonen zu überſchatten, hervorragten, auf deren Spitzen goldene Elephanten, Pelikane u. dgl. im Lichte der Sonne ſchimmerten. Die Sänften der Heerführer waren mit ſcharlachrothem Tafft ausgeſchlagen, und mit den reichſten goldenen Borden beſetzt. Die Kleider der Vornehmen und ihres Gefolges zeigten von großem Luxus in ausländiſchen, prächtigen Seidenſtoffen, ſie waren außerordentlich weit, und wurden, gleich der römiſchen Toga über die Schulter geworfen. Mauriſche Amulette an goldenen Ketten dienen als Halsſchmuck, und überhaupt ſind die Großen des Reichs ſo ſehr mit Gold, in verſchiedener Geſtalt überladen, daß ſie das Gewicht desſelben zu Boden drückt, und ſie nöthiget, die von der linken Hand zahlreich herabhängenden goldenen Anhängſel, während ſie ſtehn, auf das Haupt eines Kindes, zu ihrer Erleichterung, nieder zu legen. Goldene und ſilberne Pfeifen, goldene Wolfs- und Widderköpfe auf den Handhaben der rings um die Führer in großer Anzahl emporgehobenen Schwerter befeſtiget, glänzten von allen Seiten. In der Mitte dieſes ſchimmernden ſchwarzen Hofes gewahrten die Engländer mit Ueberraſchung 17 mauriſche Häuptlinge; dieſe waren in weiße Seide, nach Art der Osmannen gekleidet, und hatten weiße Turbans von weißem Mouſſelin, mit koſtbaren Steinen geziert, auf dem Haupte, wie denn auch ihre Kleider reich mit Gold geſtickt waren; ihr Gefolge trug rothe Turbans, und weiße, lange Hemden. Als die Engländer bey ihnen vorüberzogen, trafen ſie die mißgünſtigen Blicke dieſer Schaar.

Endlich nach mühevollem Durchwinden durch die lärmende Volksmenge, öffneten ſich der Geſandtſchaft die bisher enggeſchloſſenen Reihen der Leibwachen des Königs — der Lärm und das Geſchrei des Volkes verdoppelte ſich. und — die Geſandtſchaft ſtand vor dem König. Dieſer war umgeben von den Großofficieren ſeines Hauſes, worunter der Aufſeher über die königlichen Begräbniſſe, und der königliche Muſikdirector nicht den letzten Platz einnahmen. Hinter dem Groß-Küchenmeiſter trug deſſen Gefolge mancherlei Tiſchgeräthe, und vor demſelben war eine große Menge ſilberner Geſchirre, Punſchnäpfe u. dgl. (größtentheils portugieſiſche Arbeit) aufgeſtellt. Der oberſte Scharfrichter, ein Mann von ganz ungewöhnlicher Größe, der bey keinem Hoffeſte in Commaſſie fehlen darf, trug als Zeichen ſeiner Würde ein kleines Beil von Gold auf der Bruſt, vor ihm her aber trug man das Richtſchwert, welches mit Blut befleckt, und zum Theil mit einer Kruſte von Menſchenfett überzogen war. Die vier Dollmetſche des Königs, eben ſo reich gekleidet, als die übrigen Würdenträger, zeichneten ſich durch goldene Ruthen aus, die man bündelweiſe ihnen vortrug. Der Großſchatzmeiſter erhöhte das Prachtvolle ſeines Aufzuges durch den Reichthum ſeines Gebiethers. Die Gefäße, die Maße und Gewichte waren aus eitlem Golde. Die Zahl der bey dieſem Feſte anweſenden Krieger betrug bey dreißigtauſend.

Schon aus dieſer Beſchreibung läßt ſich der Schluß ziehen, daß den Engländern ein Bündniß mit dem reichen und mächtigen Beherrſcher der Aſchantih's von großem Intereſſe ſeyn mußte; allein am Hofe dieſes Königs ſtand ihnen nicht weniger der Einfluß jener feindſeligen europäiſchen Macht, welche die Aſchantih's zur Blockade des engliſchen Forts Cap-Coaſt anreizte, als die Eiferſucht der einflußreichen Mauren im Wege. Letztere, welche bisher in großem Anſehen bey dem ſchwarzen Könige ſtehen, und ihren Einfluß durch die Engländer zu verlieren fürchteten, bothen Alles auf, um die engliſche Geſandtſchaft dem Könige in einem gehäſſigen Lichte erſcheinen zu laſſen. Sie verſuchten es, den König zu überzeugen, daß ſich der engliſche Gouverneur in Cap-Coaſt gegen ſeine Perſon beleidigender Maßregeln bedient habe, ja, ſie gingen ſo weit, zu behaupten, daß die engliſche Geſandtſchaft insgeheim verrätheriſche Abſichten hege. Nachdem der König ſolchergeſtalt gegen die Engländer ſattſam eingenommen zu ſeyn ſchien, ſtellte man die Geſandtſchaft demſelben vor, und er empfing ſie in der That nur, um ihr unter den härteſten und fürchterlichſten Drohungen, Vorwürfe über ihre Sendung zu machen. Der Commandant von Acra, das Haupt der Geſandtſchaft, kam über dieſen Empfang ſo ſehr in Verlegenheit, daß er kaum einige Entſchuldigungen für ſeine perſönliche gute Abſicht hervorbrachte, und indem er die Anſchuldigungen des Gouverneurs von Cap-Coaſt, von dem er doch eigentlich geſendet war, auf ihrem Grunde beruhen ließ, lediglich um die Erlaubniß bath, ungehindert zu demſelben zurückkehren zu dürfen, um dort die Beſchwerden des Königs würdigen zu laſſen. Dieſe Erwiederung des Hrn. James wurde natürlicher Weiſe von dem Könige als ein Bekenntniß geheimer böſer Abſicht gedeutet, der Zorn des ſchwarzen Fürſten entbrannte heftiger als zuvor gegen die Engländer und ihre Abgeſandten, und es wäre vielleicht um dieſe Letzteren geſchehen geweſen, hätte nicht die muthvolle Entſchloſſenheit des jungen Bowdich, der beynahe abgebrochenen und zurückgewieſenen Unterhandlung eine andere Wendung zu geben gewußt. Mit ergreifender Kühnheit, wie ſie nur als Begleiterinn der guten Sache erſcheint, trat er vor den ſchwarzen Deſpoten und nahm das Wort; er rechtfertigte den engliſchen General-Gouverneur gegen die liſtigen Anſchuldigungen der Mauren; er verſuchte es, die freundſchaftliche Geſinnung der engliſchen Miſſion herauszuheben, und erboth ſich, zum Beweiſe dieſer letztern, mit zwei ſeiner Gefährten ſo lange als Geißel in der Macht des Königs verbleiben zu wollen, bis Hr. James, der mit ſeinem Gefolge nach Cap-Coaſt zurückzukehren hätte, die Austragung der Beſchwerden des Königs gegen das brittiſche Gouvernement vermittelt haben würde. Wer ahnen kann, was es heißt, ſich einem erzürnten africaniſchen Negerfürſten auf Diſcretion zu ergeben, wird die Aufopferung, die in dieſem Antrage lag, mit froher Bewunderung erkennen. Bowdich hatte für ſeine Gefährten, die ihn abhalten wollten, ſo Gewagtes zu unternehmen, nur die Antwort: Ihr werdet doch nicht unſer Leben gegen die Ehre und den Vortheil unſeres Vaterlandes abwägen wollen?! Goldene Worte aus dem Munde eines 23jährigen Mannes, der dadurch an das Beyſpiel des großherzigen Vanſittaart und ſeiner Gefährten erinnerte, die in Indien für ihr Vaterland daſſelbe thaten, was er nunmehr in Africa zu thun im Begriffe ſtand.

Das Anerbiethen Bowdichs blieb nicht ohne Erfolg für die Herſtellung des Credits der Engländer bey dem Könige der Aſchantih's; letzterer erlaubte ihm und ſeinen zwei entſchloſſenen Gefährten in Commaſſie zu bleiben, während James mit dem Gefolge der Geſandtſchaft nach Cap-Coaſt zurückkehren, und dort die Angelegenheiten des Königs und des Gouvernements ins Reine bringen ſollte. Letzteres geſchah auch in Kurzem; ein Handelsvertrag zwiſchen den Engländern und dem Könige der Aſchantih's kam zu Stande, und Bowdich, der ſich inzwiſchen das Vertrauen und die Achtung nicht nur des Königs, ſondern auch gewandt genug, die Zuneigung der Anfangs ſcheelſüchtigen Mauren erworben hatte, ſetzte ſich inzwiſchen in die Lage, über den Zuſtand des Reichs der Aſchantih's, und über das Innere von Africa, nach ſeiner Rückkehr in Europa, zuverläſſigere Nachrichten zu liefern, als es kaum Bruce, der an dem Hofe von Habeſch einer der ſeinigen ähnliche Rolle geſpielt hatte, im Stande geweſen, und von denen wir in dem Folgenden einen Ueberblick geben wollen.

(Fortſetzung folgt.)

Des Jokus Wochengabe:

mitgetheilt von J. F. Caſtelli.

V

Sprichwort: Großen Herren und ſchönen Frauen
Soll man wohl dienen, doch übel trauen.

1.) Das Gewächs auf der Naſe.

(Ein Reiſe-Abenteuer.)

An einem trüben, nebligen Novemberabend kam ich mit meinem Reiſegeſellſchafter (Ting will ich ihn nennen), in dem Dorfe Logis-neuf, in Frankreich, an. Das: Michel Perraud, loge à pied et à cheval, dämmerte uns gerade noch halb lesbar von der weißen Vorderwand des Hauſes entgegen, und wir befahlen dem Poſtillon, hier einzulenken, da wir nicht geſonnen ſeyen, die kalte, unfreundliche Nacht durch zu fahren. Wir rollten beym Thore hinein, und auf einiges Geklatſche des Poſtillons erſchienen Wirth und Wirthinn, garçon und fille, mit Lichtern, uns zu bewillkommen. Unſer Gepäcke war bald abgeſchnallt, und der maitre d'hôtel — der ſchon in den einigen Minuten, während welcher wir in der Hausflur ſtehen geblieben waren, mit geſchwätziger Neugier hundert Fragen an uns geſtellt, und auch ſtatt unſer beantwortet hatte — leuchtete uns jetzt eine hölzerne Treppe hinan, dann über einen ſchmalen, aber ziemlich langen Gang, in das für uns beſtimmte Zimmer. Auf die Frage: was wir zuerſt befehlen? war »Feuer!« unſer einſtimmiges Wort, denn wir waren ganz durchfroren. Das Eſſen wünſchten wir erſt in einer Stunde. Die Aufwärterinn erſchien bald mit einem Paar Bündeln Reiſig, und einigen größern Scheitern, zog das Brett vom Camin, und in einigen Minuten loderte die Flamme hell und luſtig auf. O du mein theures, geliebtes Deutſchland! hätteſt du auch ſonſt gar nichts, als Oefen, ich würde dich ſchon darum dem Caminreichen Frankreich vorziehen. Wer nicht mindeſtens zwei Wintermonathe dort zugebracht, und ſich während dieſer Zeit auch nicht ein einzigesmal durch und durch erwärmt hat, wie ich, der glaubt es nicht, daß ich bey dem erſten Ofen, den ich wieder ſah, auf ihn zuſprang, und ihn küßte, ſo zwar, daß ich mir den Mund dabey verbrannte. Die Franzoſen pflegen freilich zu ſagen: le feu parle (das Feuer ſpricht), aber ich habe den Teufel davon. Vom Parliren wird mir nicht warm. Unabgeſehen davon, daß man, gleich einer Köchinn, ſtets mit dem Feuer zu thun hat, und bald den Schürhacken, bald die pincette (Feuerzange) nehmen muß, um die ins Zimmer gefallenen Brände wieder zuzulegen, und die Glut zuſammenzuſchüren, und daß daher Kleider und Hände immerwährend vom Rauche ſtinken, ſo verſpürt man von all dieſer Mühe keine andere Folge, als daß man von hinten friert, während man von vorne bratet, und ſogar einen Fächer vor's Geſicht halten muß, um es vor der Hitze und dem Rauche zu ſchützen. — (Man verzeihe mir dieſe kleine Abweichung, es lag mir ſchon ſeit dem Jahre 1815 auf der Seele, und ich mußte meinem Herzen einmal Luft machen.)

Nachdem wir uns, ſoviel es eben gehen mochte, bequem gemacht hatten, unternahmen wir eine kleine Reiſe in unſerm Zimmer. Der Schmuck desſelben beſtand aus zwei Betten, das Eine ein ſogenanntes Himmelbett, das Andere freiſtehend. Mein Freund erbath ſich ſogleich das Erſtere, und damit that er mir einen großen Gefallen, denn ich kann mich nicht dazu verſtehen, ſo ganz verhängt zu liegen, obſchon es wärmer macht. Ein Schubladkaſten, worauf ein Gläſerſchrank ſtand, ein Spiegel über dem Camin, einige alte, gepolſterte, und mit geſtreiftem Atlas überzogene Stühle, ein Canapé, und einige Bilder machten das übrige Ameublement aus. Wir nahmen Lichter, um die letztern näher zu beſehen. Das Erſte ſtellte einen tüchtigen Revolutionsmann vor. Er ſchaute ſo ſtechend aus den buſchigen Augenkraunen hervor, daß es Einem ordentlich graute, wenn man ihn anſah, übrigens hatte er auf der Naſe ein Gewächs ſitzen, welches einer Miſpel nicht unähnlich war. Darüber nun lachte mein Freund helllaut auf, und meinte, der Mann hätte wohl auch beſſer daran gethan, ſich gar nie mahlen zu laſſen. Als Ting ſeinen ganzen Witzvorrath auskramte, und ein bonmot über das andere über die Miſpelnaſe machte, und wir eben beide recht herzlich über einen Einfall lachten, da — fiel das Bild vor unſern Augen von der Wand herab, und mit ſeinem ſchweren Rahmen meinem Freunde Ting gerade auf die Leichdornzehe, ſo, daß er vor Schmerz laut aufſchrie, und auf einem Fuße im Zimmer herumhüpfte.

(Schluß folgt.)

2.) Der Leichenwagen.

Nur mit Grauen und mit Zagen
Seht ihr einen Leichenwagen;
Mich betrübt ſein Anblick nicht:
Reiſen müſſen wir doch Alle
Fort von dieſem Erdenballe,
Wenn der Tod ſein »Fiat« ſpricht.
Muß ich nun die Reiſe wagen,
Kann ich's nur mit Freuden ſehn,
Daß ich nicht zu Fuß darf gehn,
Sondern fahren kann im Wagen.

Unſre Väter ſah man fahren,
Während ſie am Leben waren,
Nach dem Tode waren ſie
Viel beſcheidner; — ihre Hülle
Trug man fort in aller Stille,
Und die Todten fuhren nie.
Wir, im Gegentheil, betragen
Anders uns: — die Lebenden
Laſſen wir zu Fuße gehn,
Und der Todte fährt im Wagen.

Reiche denken nur mit Kummer
Und mit Grau'n an ew'gen Schlummer,
Ihnen iſt's nicht einerlei;

Ihre vollgefüllten Caſſen
Müſſen ſie zurücklaſſen,
'Aber ich gewinn' dabei;
Denn ich kam, als mir zu tagen
Dieſes Leben einſt begann,
Aermlich hier zu Fuße an,
Und nun fahr' ich ab im Wagen!

Wenn ich manchmal ganz gelaſſen
Schlenderte durch unſre Gaſſen,
Spritzte oft ein reicher Mann,
Der vorüberrollte, gähe,
Von dem Kopfe bis zur Zehe,
Mich mit ſchwarzem Schlamme an;
Duldſam mußt' ich es ertragen; —
Wenn es der vergelten wird,
Der mich einſt zum Grab kutſchirt,
Lach' ich noch im Leichenwagen.

Hoffnung heißt die grüne Wieſe,
Darauf baut' ich die Remiſe,
Drin mein Wäglein ruhig ſteht;
Daß der Tod es nicht erſpüre,
Steht Herr Frohſinn vor der Thüre,
Dem er aus dem Wege geht.
Wird den Wärter mir verjagen
Einſtens Alter oder Noth,
Dann iſt's Zeit, wohlan, Herr Tod!
Dann fahr' vor mit meinem Wagen!

J. F. Caſtelli.

3.) Merkurs Rapport an Jokus

über die komiſchen Tagesbegebenheiten auf der Unterwelt, theils vom Horenſagen, theils aus Zeitſchriften.

Die Einwohner einer kleinen Stadt eines nördlichen franzöſiſchen Departements bemerkten, daß der Hauptplatz ihrer Stadt groß und leer ſey, und daß ein kleines Denkmal in der Mitte deſſelben ſich recht gut ausnehmen müſſe. Sogleich verſammelte ſich die Stadtobrigkeit, und entſchied in ihrer Weisheit, daß unſtreitig ein Springbrunnen ſich am artigſten ausnehmen werde. Die Fonds dazu wurden ausgemittelt, gebilligt, die Arbeiter bedungen, und in Zeit von einem Jahr ſtand der Springbrunnen zur Bewunderung aller Einwohner fertig da. Jeder war über die Pracht und Vollkommenheit des Baues entzückt, als es ihnen mit Einemmale einfiel, daß nichts weiter fehle, als — das Waſſer. Daran hatte man nicht gedacht, und ſeit fünf Jahren harrte ein hochweiſer Rath nun ſchon darauf, daß ein neuer Moſes das Werk in Thätigkeit ſetze. (Indépend.)

Die Zeitung Renommée hat behauptet: Die Wendekreiſe ſeyen Barrieren, wo die Sonne, oder eigentlich die Erde, anhält, um wieder in gehörigen Schritt zu kommen. (Gaz. de Fr.)

Neulich brannte in London die große Zuckerſiederei der Hrn. Severn und King ab. Ein junger Menſch vom Lande war gerade an demſelben Tag zum erſtenmal nach

London gekommen, und in dem Hauſe gegenüber abgetreten. Er unterhielt ſeinen Wirth ſehr angelegentlich von der Furcht, die man ihm vor den häufigen und gefährlichen Feuersbrünſten in London beygebracht hatte. Als er nun mitten in der Nacht aufwacht und Feuer ſieht, und »Feuer! Feuer! rettet die Kinder!« rufen hört, ſpringt er auf, ſtürzt in das Nebenzimmer, wo die Kinder mit ihrer Wärterinn liegen, ergreift die ungemein wohlbeleibte Kinderfrau, rennt mit ihr die Stiege hinab, und ſetzt dieſe mitten auf der Straße ab; Alles in der Meinung, ein Kind gerettet zu haben. (Courrier.)

In der Berliner Spener'ſchen Zeitung (Nr. 13;) bezeichnet ein Herr Janike einen entlaufenen Hund in einer Anzeige, mit der Ueberſchrift: »Geſuch eines Hundes.« Das iſt ein merkwürdiges Seitenſtück zu den früheren Anzeigen: »Ein Regenſchirm iſt in Gedanken ſtehen geblieben.« — »Ein Bierkeller iſt wegen Altersſchwäche zu vermiethen.« — »Ein geſtohlener Pfeifenkopf wird vermißt u. ſ. w.

In M** wurden neulich den Thorwachen ſtrengere Befehle gegeben, hinſichtlich der Ankommenden, namentlich ſollte Jeder, der einen Paß hat, mit demſelben ſogleich zu mehreren Behörden geführt werden. — Spät in der Nacht kam ein Fremder in einem Wagen zum Thore, wo ein Stadtſoldat Schildwache ſtand. »Hat der Herr einen Paß?« fragte der Soldat. Nein! »Nein? wiederholte Jener, na, da kann der Herr Gott danken, er hätte ſonſt hier viel Schererei gehabt. — Fahren Sie nur zu!« (Geſellſch.)

Man ſprach in einer Geſellſchaft rühmend von den Kunſtſtücken des berühmten indiſchen Gauklers, und lobte unter andern vorzüglich die Sicherheit, wodurch er den Degen ſich durch den Mund in den Leib ſtößt. — Ein Ungar nahm das Wort und ſagte: »Das iſt ſchön, aber meinen krummen Säbel da — er zog ihn bey dieſen Worten — ſtößt er ſich doch nicht hinein, das wäre noch mehr Kunſt.«

Ein witziger Kopf meinte, es würde kein übles Carricaturgemählde geben, wenn man mit der Unterſchrift: Künſtlermahl, folgende Perſonen an einen Tiſch zuſammenſetzte: Den nordiſchen Herkules mit ſeinem Sohne, den Indianer, den Buſchmann mit ſeiner Frau und der Negerinn, den Seiltänzer Bevilaqua mit ſeinem Sohne, die Rieſinn und die beiden ſtarken Mädchen mit ihren langen Zöpfen, und oben an dem Tiſche — den Seetiger.

* * *

Seelenwanderung.

Man braucht nicht nach dem Oriente zu gehen, um den Glauben, daß die Seele der Todten, unter der Geſtalt eines Vogels, wieder auflebet, zu ſuchen. Die Leichtgläubigkeit der engliſchen Herzoginn von Kendal, die den König Georg I., unter der Geſtalt eines Vogels, an ihrem Fenſter erſcheinen ſah, und verſchiedene andere ähnliche Geſchichten, haben gezeigt, daß dieſer Aberglaube in Europa, beſonders in England, ſehr gemein war. Was uns aber am ſonderbarſten vorkömmt, iſt die Phantaſie der Lady Worceſter, welche glaubte, ihre Tochter lebe unter der Geſtalt eines ſingenden Vogels fort, und welche ihr daher in der Domkirche eine Bank, worauf man mehrere ſchöne Käfige ſah, unterhielt. Weil ſie reich, und die Wohlthäterinn der Kirche war, widerſetzte ſich indeſſen Niemand ihrer Narrheit.

U.

* * *

Allgemeine Novelliſtik.

Des Engländers Hrn. Accum, in Ackermanns Verlag zu London erſchienenen und von Lampadius in Freyberg ſo zweckmäßig bearbeiteten Schriften über die Gasbeleuchtung, haben in England ſelbſt claſſiſches Anſehen erhalten. *) Man bereitet jetzt aus einem Chaldron (= 27 Centner) Steinkohlen, 10,000 Kubikfuß Gas mit einem Drittel weniger Feuer-Material. In London allein ſind 90 engliſche Meilen Hauptgasröhren. Wer einmal Gas gebrannt hat, würde anderes Licht nicht brennen, und wenn er Talglicht oder Oel umſonſt bekommen könnte.

Der thätige und hochverdiente Londoner Buchhändler, Hr. Ackermann, hat die Erfindung des Steindrucks, trotz allen Widerſpruchs, und die entſchiedene Abneigung der Engländer nicht achtend, ſtandhaft angenommen, und durch einen kundigen Deutſchen, den Königlich Baieriſchen Ober-Ingenieur Antonin Schlichtegroll, Alois Sennefelders Hauptwerk darüber ins Engliſche überſetzen laſſen, und herausgegeben. Dieſe Complete Course of Lithography, die erſt vor einigen Monaten die Preſſe verlaſſen hat, ſtellt die Britten auf den richtigen Standpunct, erregt aber bey den, von einer ſchwarzen Buchſtabenwuth **) befallenen, in England ſo häufigen Freunden der Druckincunabeln, gewaltige Beſorgniß, daß künftig mit Hülfe der Lithographie typographiſche Seltenheiten um wohlfeilen Preis ſo täuſchend werden nachgemacht werden können, daß, was ſie unter dem Hammer oft mit 50 — 100 Guineen bezahlt, bald für ſo viel Schillinge zu holen ſeyn dürfte. Ackermann hat wohlweislich ein lithographiſches Fac Simile aus einem alten Miſſal zum Titelkupfer ſeines Werks gewählt, worin auch Sennefelders getroffenes Portrait paradirt. Während Ackermann dem Buchhändler die drei verſchiedenen chemiſchen Dinten, fürs Aufzeichnen von Figuren, fürs Schreiben ſolcher Handſchriften, die gleich durch Handpreſſen vervielfältiget werden, alſo die ſogenannte ſelbſtſchreibende Dinte (autographic Ink), und fürs Drucken vorzeigt, tritt ein Liebhaber hinzu, und fragt nach dem Preiſe einer deutſchen Thonſchieferplatte für den Steindruck, welche Ackermann verkauft, findet aber den Preis zu hoch, und will warten, bis das von Sennefelder neuerlich in Paris angegebene Steinpapier zum Behuf ſeiner papyrographiſchen Verſuche, zu kaufen ſeyn wird.

Nach einſtimmigen Nachrichten aus Mailand verdient die Muſik, welche der deutſche Tonſetzer Hr. Stunz zu dem Melodram: die Repreſſalien, geſchrieben hat, hohe Würdigung. Bey aller Kunſt, die er auf die Parthie der Inſtrumente verwandt hat, bleiben die Rechte des Geſanges unangetaſtet, und er läßt die Töne ſeinen Virtuoſen klar und ſchön von den Lippen fließen. Als die auffallendſten Beyſpiele mögen neben der Ouverture die ſämmtlichen Chöre, das Finale, und ganz beſonders das ſchöne Quartett des erſten Acts, dienen, welche Stücke gerade um des Verdienſtes der Compoſition willen, am meiſten gefallen und beklatſcht werden. Was die Duette und Arien betrifft, ſo ſind dieſelben ſo ganz in italieniſchem Geſchmacke, daß man eigentlich in Verſuchung geräth, zu glauben, Hr. Stunz habe den Italienern förmlich den Hof machen wollen. Hr. Stunz hat des Guten beynahe zu viel zu hören gegeben, und dieſer erſte Verſuch eines jungen Componiſten berechtiget von Seiten ſeiner Fähigbeiten, ſeiner Kenntniſſe, zu den ſchönſten Erwartungen. Bey den drei erſten Vorſtellungen wurde er am Schluſſe jedes Actes vorgerufen, und dieſer Triumph eines erſt noch Debutirenden iſt um ſo verdienſtlicher, als überhaupt die Triumphe auf dem großen Theater alla Scala überaus ſelten ſind.

---

*) So eben erſcheint nach Sir Humphrey Davy's Syſtem: Ein ſich ſelbſt unterrichtender Chemiker, von Accum, in zwei 8. Bänden, bey Ackermann.

**) Die Britten nennen die altdeutſchen, eckigen Buchſtaben, mit welchen früher auch in England alles gedruckt wurde, und die ſogenannte Mönchsſchrift Black Letters, ſchwarze Buchſtaben. Es gibt jetzt eine eigene Dilettantengeſellſchaft für ſolche Druckincunabeln, deren Secretair Dibdin, Präſident Lord Spencer iſt.

Der Profeſſor Marſand an der Univerſität zu Padua, kündigt auf nächſtkünftigen April ſeine neue Prachtausgabe der Rime des Petrarca an. Dieſe Ausgabe ſoll aus zwei Quartbänden beſtehen, und mit den Bildniſſen des Dichters und ſeiner Herzenskönigin, ſechs andern Kupferſtichen und einem Fac simile verziert werden. Die ſämmtlichen Exemplare, 450 an der Zahl, werden auf Velinpapier abgezogen, und nicht anders als in Atlasband abgeliefert. Die Subſcription beträgt 150 italieniſche Lire. — Der erſte Cuſtode der Vaticaniſchen Bibliothek, Monſignor Angelo Mai, iſt gegenwärtig mit der Herausgabe einiger in Verſen abgefaßter Sybilliniſcher Bücher beſchäftigt, die er ganz kürzlich unter den Vatikaniſchen Handſchriften aufgefunden hat. Acht dieſer Bücher ſind bekanntermaßen ſchon längſt im Drucke erſchienen. Das vierzehnte derſelben hatte der erwähnte Hr. Mai ſchon früherhin herausgegeben; die übrigen wurden für verloren gehalten. Dem griechiſchen Texte will der Herausgeber eine Ueberſetzung nebſt critiſchen und literäriſchen Noten beyfügen.

Ein italieniſches Blatt meldet, daß die zu Rom von Sr. Heiligkeit zur Unterſuchung der Thatſachen und Documente, welche die Identiät des neuerlich in den unterirdiſchen Gewölben der Patriarchal-Baſilica zu Aſſiſi aufgefundenen Leibes des ſeraphiſchen Patriarchen Franz v. Aſſiſi ins Klare ſetzen ſollen, niedergeſetzte Commiſſion in ihren Arbeiten bereits weit vorgerückt ſey, und daß man hoffe, die wenigen einſtweilen in Betreff der Authenticität jenes Leibes noch vorwaltenden Zweifel, und die, der Congregation ſelbſt, zu mehrerer Aufhellung der Wahrheit gemachten Einwürfe in Kurzem ebenfalls beſeitigt zu ſehen.

Nach angeſtellten Berechnungen verrichten in England die Dampfmaſchinen jetzt ſo viel Arbeit, als 3 Millionen Menſchen zu thun im Stande ſind, und England gewinnt bloß durch deren Anwendung jeden Tag an 31,000 Thaler, d. h. Arbeitslohn wird erſparet.

Die Bevölkerung von Philadelphia beträgt, nach der letzten Zählung, 119,657 Seelen, folglich 10,000 mehr, als im Jahr 1816. Unter dieſen befanden ſich 12,464 Fremde und 240 Sclaven.

Ein Pariſer-Blatt ſagt, daß jetzt, da die Fabriken und Manufacturen geſchloſſen würden, man die Fabricanten in den Stand der Baronen erhebe, und ihnen das ſchwarze Band ertheile, als ob ſie Trauer für die franzöſiſche Induſtrie tragen ſollten.

Ein herrliches Project wird wahrſcheinlich bald zur Ausführung kommen. Es iſt die Vereinigung des Mains mit der Donau durch die Regnitz, die Rednitz, die Retzat und die Altmühl. Herr von Reichenbach hat dieſen Sommer den Niveau jener Flüſſe, ſo wie die ganze Localität zwiſchen Bamberg und Kehlheim unterſucht, und nur geringe Schwierigkeiten gefunden, die ſich der Ausführung der Idee Carls des Großen entgegenſetzten. Die Koſten werden nahe an 6 Millionen Gulden angeſchlagen. Der König intereſſirt ſich ſehr dafür. Die Folgen dieſer Verbindung ſind für Baiern kaum zu berechnen, und für die umgränzenden Länder von größter Bedeutung. Jede andere Verbindung des Mains mit der Donau, als durch die genannten Flüſſe iſt durch Natur-Schwierigkeiten unausführbar.

Der Verbrauch der Schafwolle hat in London bedeutend abgenommen, daher di Vorräthe ſehr zugenommen haben. Von 66,000 Ballen beſteht ein Drittheil aus deutſcher der Reſt aus ſpaniſcher Wolle, nur nach fein ſächſiſcher wird viel gefragt, iſt aber nich genug vorhanden. Es iſt wahrſcheinlich, daß der erhöhte Zoll bald zurückgenommen wird

---

Bey der letzten Preisvertheilung des polytechniſchen Vereins für Bayer erhielt unter den Concurrenten auch der Inſtrumenten-Macher Dülken, zu München für die Vorzüglichkeit ſeiner Pianoforte, die geſtiftete Medaille.

In England iſt das Getreide noch einmal ſo theuer, als in Deutſchland, weil die Einfuhr nur dann erlaubt iſt, wenn der Quarter auf 80 Schillinge ſteigt. Würde die Einfuhr nicht beſchränkt ſeyn, ſo würde das norddeutſche Getreide einen gute Markt in England finden, und die guten Wirkungen deſſen würden ſich weit erſtrecken, weil alsdann das Getreide ſeinen Zugfluß abwärts nähme.

Im Pallaſt degli Studj hat man einen Saal zur Aufbewahrung der in Pompej und Herculanum gefundenen Glasgefäße eingerichtet. Dieſe Sammlung iſt höchſ mannigfaltig, ſowohl in Hinſicht der Formen, als der Farben, und beweiſt, daß die Alten das Glas zu denſelben Gegenſtänden gebraucht haben, wozu wir es anwenden, ſelbſ zu Zimmerverzierungen, zu chemiſchen Inſtrumenten ꝛc. Der Aſchenvaſen, die größtentheils in bleierne eingeſchloſſen ſind, finden ſich ſehr viele und merkwürdige. Die Gemählde-Sammlung des Pallaſts degli Studj iſt nun nach Schulen geordnet. In Pompeji gehen die Arbeiten nur langſam vorwärts; deſto mehr geſchieht dagegen für di Wiederherſtellung einiger merkwürdiger Gebäude. Das alte, für den höchſten Rath un für die Verwaltung der General-Canzlei des Reichs beſtimmte Gebäude della Solitari iſt beynahe ganz ausgebeſſert, und ein prächtiger Saal zu den Sitzungen des höchſte Raths darin eingerichtet. An der Ausbeſſerung des alten Gebäudes St. Jacob, de größten Pallaſtes in der Stadt, wird mit größter Thätigkeit gearbeitet, da das Miniſterium der Finanzen und mehrere andere hohe Collegien darin ihren Sitz erhalten ſollen. Auch die dabey ſtehende Kirche St. Jacob wird ſehr ſchön verziert.

Es herrſcht hier und da die Meinung, daß man bey Journalen, von denen ſchon mehrere Nummern erſchienen ſind, nicht mehr in die Pränumeration eintreten, und auch dieſe Nummern nicht mehr erhalten könne. Dieſ Meinung, vermuthlich dadurch veranlaßt, daß irgend ein Journalverleger nach einer gewiſſen Zeit die Auflage vermindert, oder gleich Anfangs zu gering veranſtaltet hatte, findet bey dem Converſationblatt keine Anwendung Es iſt, außer den zahlreichen Abonnement-Exemplaren, noch ein beſondere Vorrath abgedruckt worden, und man kann daher eben ſo wohl auch die erſtern Nummern noch erhalten, als zu jeder Zeit mit dem urſprunglichen billigen Preis als Pränumerant eintreten.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Gräffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe, wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 17 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

15.

(Wien den 5. Februar.)

Das Reich der Aſchantih's in Afrika.

(Fortſetzung von Nr. 14.)

Es verdient vorerſt bemerkt zu werden, daß der Negerfürſt, mit welchem Bowdich zu unterhandeln hatte, ſo roh und ungebildet ſich ihn die meiſten unſerer Leſer auch vorſtellen dürften, von den Intereſſen ſeines Staates und den eigennützigen Abſichten der Engländer die wahreſte und trefflichſte Anſicht hegte. Als nämlich Bowdich, ein zweiter Colombo, in der erſten Audienz die Reichthümer und die Macht ſeines Vaterlandes mit der Bemerkung herausgeſtrichen hatte, daß die Engländer nur darum die Aſchantih's beſuchten, um ſie an allen jenen Herrlichkeiten Theil nehmen zu laſſen, erwiederte der König: »was du ſagſt, ſcheint mir eben nicht Wahrheit zu ſeyn, denn obſchon ich glaube, daß Ihr Engländer uns in vielen Künſten, die das Leben verſchönern und angenehmer machen, übertreffet, ſo kann ich mich doch nicht überzeugen, daß Ihr, blos nur ihren Genuß mit uns zu theilen, Euch durch ſo gefahrvolle Meere hierher waget, und daß Du ſelbſt aus dieſer Urſache, Deinen Kopf aufs Spiel geſetzt haben ſollteſt. — Gleichwie Ihr uns, ſo ſind wir Aſchantih's unſern Nachbarn, den Kongs, in jeder Hinſicht überlegen, und doch iſt Keiner von uns, der thöricht genug wäre, ſein Leben daran zu ſetzen, um einen einfältigen Kong Seidenſtoffe weben zu lehren, da er ſich einmal nackt beſſer gefällt, denn in unſern Gewändern.« — Nach einer Pauſe und nach kurzer Zwieſprache mit einem der Mauriſchen Anführer, ſetzte der König hinzu: »Habt Ihr Engländer in Indien auch ſo freundſchaftliche Geſinnungen geäuſſert?« — Es brauchte viel Ueberredungskunſt, um den gegründeten Argwohn des hellſehenden Negerfürſten zu beſchwichtigen, was dem Bowdich auch nach und nach gelang.

Einer allgemeinen Tradition im Reiche der Aſchantih's zu Folge, wurde daſſelbe erſt im Anfange des vorigen Jahrhunderts durch eine aus Oſten gekommene kriegeriſche Horde gegründet, deren Chef, Sai Tuhtuh, ſich zum Könige des eroberten Landes erklärte, und um ſich herum aus ſeinen Heerführern eine militäriſche Adelsariſtokratie bildete, deren vorzüglichſtes Vorrecht darin beſteht, daß ſie die Todesſtrafe nicht treffen kann. Einer der Nachfolger Tuhtuh's nahm Vielen der alſo geſchaffenen Ariſtokraten ihre Würde, und übertrug ſie an eingeborne Führer, wodurch die Sieger und Beſiegten ſich nach und nach näherten; — gegenwärtig ſind nur vier Familien im Reiche, welche des gedachten Vorrechtes genießen und daher dem Könige zunächſt ſtehen; — auf ſie folget die Claſſe der übrigen Heerführer. Der Reſt des Volkes theilt ſich in Soldaten, Sclaven und Vaſallen der Groſſen, und deſſen Anzahl beträgt nach Bowdich eine Million. Die alten und neuen Einwohner verſchmelzen nach und nach in einander; da keine Schrift unter dem Volke exiſtirt, ſo trennet ſolche ſie auch nicht, und bey Hofe iſt der Griffel in den Händen der mauriſchen Günſtlinge.

Obſchon die höchſte Gewalt bey den Aſchantih's ſich beynahe völlig in den Händen eines Deſpoten befindet, ſo treten doch verſchiedene Nebengewalten in den verſchiedenen Verwaltungszweigen ein, (wenn gleich nicht jene, welche Montesquieu durch politiſch-chymiſche Analyſe des Herrſcher-Rechtes gefunden haben wollte.) Der König, der in den Angelegenheiten, welche das Innere ſeines Staates betreffen, allein entſcheidet, kann in Gegenſtänden der äuſſeren Politik durch das Veto der geheiligten Familien, die wir oben berührt haben, in der Ausführung ſeiner Beſchlüſſe gehemmt werden, was dem Character eines militäriſchen Staates entſpricht; über den Anfang eines Krieges berathet ſich der König mit den geheiligten Familien und mit den Heerführern. —

Dieſe Abweichung von der deſpotiſchen Staatsform, welche bey den bisher bekannten Negervölkern die einzig wahrgenommene geweſen, ferner die Phyſiognomie der Aſchantih's, die nicht ganz jene der eigentlichen Neger zu ſeyn ſcheinet, ihre Fortſchritte in den Künſten, mittelſt welcher ſie aus Thon und Metallen ſchöne Gefäße bilden, Waffen ſchmieden, verſchiedenartige Stoffe bereiten, u. ſ. w. führten Bowdich auf die Vermuthung, daß die Aſchantih's vielleicht Nachkömmlinge jener alten Aethiopier ſeyn dürften, von denen Herodot erzählt, daß ſie ohngefähr 630 Jahre vor dieſem Schriftſteller, durch eine egyptiſche Colonie aus ihren Wohnſitzen verdrängt, und durch die allmälige Bevölkerung des weſtlichen Afrika von Auſſen her, nach dem Innern dieſes Welttheils verdrängt wurden, auf welche Weiſe ſie nach und nach bis an die Oſtküſte deſſelben vorgerückt ſeyn könnten. Die Aehnlichkeit des Vornamens ihres Königs Sai-Tuhtuh, erinnert ſehr an den Namen der erſten oſtafrikaniſchen Könige von Habeſch, die ſich Sa nannten, und da die Abyſſinier nach den Beobachtungen des Hrn. Salt gleichfalls von einem äthiopiſchen Urvolke herzuſtammen ſcheinen, ſo ſieht Bowdich hierin einen Beleg für den gemeinſamen Urſprung beider Volksſtämme.

Bey dieſen beiden Völkern herrſchen überdieß viele gemeinſame Gebräuche. In Habeſch wie in Commaſſie ſpricht der König öffentlich nie ſelbſt, ſondern ſtets durch das Organ ſeiner Miniſter. In beiden Staaten ſpeiſt der König nie öffentlich, und er lebt ganz zurückgezogen unter ſeinen Sclaven und Würdeträgern — in beiden Reichen iſt es ein mit dem Tode verpöntes Verbrechen, ſich auf den Stuhl des Königs niederzulaſſen, der, wie Letzterer aufſteht, ſogleich umgeſtürzt wird. Wenn in Habeſch jedes körperliche Gebrechen von der Thronfolge ausſchließt, ſo wird gleichfalls bey den Aſchantih's gar ſehr für das Gedeihen der königlichen Race geſorgt, und in dem Pallaſte des Königs zu Commaſſie ſind den Frauen Kunſtgriffe erlaubt, wie ſie kaum von beſorgten Familienhäuptern in Europa, deren Majorate in die Hände lachender Erben zu übergeben drohen, ergriffen werden dürften, und die den Thron des Reiches mit der niedrigſten Volksclaſſe in Berührung bringen. Daher wird die legitime Thronfolge auch bey den Aſchantih's nach der Mutter und nach dem Grade der Verwandtſchaft zu derſelben feſtgeſetzt; dem Könige folgen deſſen Brüder, als nächſte Verwandte der Mutter, und dieſen folgen die Kinder der Schweſter des Königs.

(Fortſetzung folgt.)

Der Geiſt des Menſchen in ſeinen Verhältniſſen zum phyſiſchen Leben;

oder Grundzüge zu einer Phyſiologie des Denkens. Für Aerzte, Philoſophen und Menſchen im höhern Sinne des Wortes. Von Ph. Carl Hartmann, Doct. u. öffentl. ordentl. Prof. d. Medicin an der Univerſität zu Wien. — Dieß iſt der Titel eines jüngſt in des thätigen Hrn. Gerolds Verlag erſchienenen Werkes, das die Aufmerkſamkeit aller Denker im höchſten Grade in Anſpruch nehmen muß. Bevor der claſſiſche Werth dieſes, der vaterländiſchen Literatur ſo ſehr zum Ruhme gereichenden Productes eines unſerer ſcharfſinnigſten philoſophiſchen Aerzte, näher nachgewieſen ſeyn wird, wollen wir uns erlauben, jener beträchtlichen Leſerzahl unſres Blattes, die ſich mit Liebe auch für Materien des ernſtern Denkens entſcheidet, eine der bedeutungvollſten Stellen desſelben: »Pſychiſche und phyſiſche Thätigkeit« überſchrieben, hier auszuheben.

»Alle Thätigkeit (ſagt der Herr Verf.) in der Natur offenbart ſich uns auf eine zweifache Weiſe: einmal als Erzeugung der körperlichen Dinge, und ihre wechſelſeitige Wirkung auf einander durch Bewegung — phyſiſche Thätigkeit — und das anderemal durch Anſchauung der Werke der Natur, und durch eine freie Beſtimmung über die in das Bewußtſeyn aufgenommenen Gegenſtände — pſychiſche Thätigkeit. — Die pſychiſche Thätigkeit verkündiget ſich auf Erden am herrlichſten im Menſchen; betrachtet ſich aber der Menſch in ſeinen Verhältniſſen zur körperlichen Natur, ſo gelangt er bald zu der Einſicht, daß er zwar für ſein körperliches Leben Stoff und Kraft aus derſelben ſchöpfe, daß er aber doch durch ſein geiſtiges Vermögen über die Geſetze der Körperwelt erhaben, dieſe nach eigener Willkühr und nach eigenen Planen benutzen und leiten könne. Dieſes Erkennen von Abhängigkeit und Freiheit, welche in dem Menſchen auf eine wunderbare Weiſe mit einander verſchmelzen ſind, führt ihn zu der Ueberzeugung, daß die phyſiſche Welt weder ſein Werk, noch ſeine Schöpferinn ſey, daß vielmehr zwiſchen ihm und ihr Ungleichartigkeit und Gegenſatz Statt finden. Nun aber iſt das erſte und höchſte Geſetz, welches über alles menſchliche Denken waltet, daß aller Gegenſatz zwiſchen den Dingen aufgehoben, und alles Mannigfaltige zur Einheit zurückgeführt werden ſoll. Der Menſch wird alſo durch ſeine eigene Natur beſtimmt, die geiſtige und körperliche Welt aus einem gemeinſchaftlichen Princip abzuleiten.

Es gibt einen vierfachen Weg, auf welchem es die menſchliche Vernunft verſuchen kann, und auch wirklich ſchon verſucht hat, dieſem ihrem Grundgeſetze Genüge zu leiſten. Der erſte iſt der: daß ſie ſich ſelbſt (das Ideale) als das Beſtimmende, Schaffende, und die übrige Natur (das Reale) als das durch ſie Beſtimmte, Geſchaffene, betrachtet — Idealismus. — Da aber die Vernunft auf dieſem Wege ſehr bald in Widerſpruch mit ſich ſelbſt geräth, indem ſie, die im Denken die äußern Dinge als ihre idealen Geſchöpfe anſieht, dennoch im Handeln die von ihr unabhängige Exiſtenz derſelben anerkennen muß, ſo wird dieſer Weg, als ein in die Irre führender beynah allgemein vermieden. Dadurch wurden nun Viele auf den entgegengeſetzten getrieben und verleitet, das Ideale dem Realen unterzuordnen, und das Denkende für ein Product der Materie zu erklären — der Materialismus. Allein da in dem Denkenden das frei Beſtimmende offenbar das Vorherrſchende und Weſentliche iſt, die Materie aber nur als ein Beſtimmtes, den Geſetzen der Nothwendigkeit Unterworfenes erſcheint, ſo kömmt man, von dieſer Annahme ausgehend, auf die abenteuerliche Folgerung, die Freiheit für das Kind der Nothwendigkeit zu erklären. — Dieſen Einſeitigkeiten und Widerſprüchen des Idealismus und Materialismus glaubte eine dritte Partei dadurch am ſicherſten auszuweichen, daß ſie allen Unterſchied zwiſchen dem Idealen und Realen aufhob, und eine abſolute Identität von beiden aufſtellte. Dadurch verlieren die einzelnen Dinge in der Geiſter- und Körperwelt ihr Daſein an ſich, und löſen ſich in die Unendlichkeit auf; die Natur wird zu einer geheimnißvollen Nacht, aus welcher ihre einzelnen Schöpfungen gleich Blitzen hervor leuchten und verſchwinden. Da iſt lauter Einheit und keine Mannigfaltigkeit, lauter Ewigkeit und keine Zeitlichkeit; da gibt es Gattungen, aber keine Individuen; eine Menſchheit ohne Menſchen; es kann da keine Rede ſeyn von einer beſondern (menſchlichen) Vernunft, und folglich auch von keiner Art und Weiſe, auf welche der Menſch den Geſetzen dieſer Vernunft entſpreche. Hier hätten wir alſo ein unendlich Beſtimmendes, und doch nichts wirklich Beſtimmtes, ein ewig Schaffendes, das dennoch nichts Reales zu erſchaffen, und ſeinen Geſchöpfen keine Beharrlichkeit zu geben vermag, eine unendliche Vernunft ohne unendliche Freiheit!! Iſt das nicht wieder offenbarer Widerſpruch?

Da nun alle bisher angeführten Wege, welche die Vernunft eingeſchlagen hat, um ihrem innern Streben, den letzten Grund der Dinge zu erkennen, auf Widerſpruch und Irrthum führen; ſo kann die Wahrheit nur auf dem einzigen, noch übrigen, geſucht werden, auf welchem man finden wird, daß das Syſtem der geſammten menſchlichen Erkenntniſſe nur dadurch Einheit des Princips, Conſequenz der Entwicklung und Wahrheit ſeines Inhaltes erhalten kann, wenn wir die wirkliche Exiſtenz einer Geiſter- und Körperwelt eingeſtehend, beide aus einer gemeinſchaftlichen höhern Urquelle ableiten. Die Urquelle einer Geiſter- und Körperwelt kann aber nur etwas ſeyn, deſſen Weſen in unbeſchränkter Freiheit, in unendlicher Weisheit und Macht beſteht, und deſſen Ideen ſogleich in die Wirklichkeit übergehen. So gewiß demnach der Menſch mit Vernunft ausgeſtattet iſt, ſo gewiß in dem Weſen der Vernunft das Grundgeſetz liegt, von allen Dingen und Vorgängen den Grund, von allem Beſondern das Allgemeine, und von allem Mannigfaltigen die dasſelbe beherrſchende Einheit aufzuſuchen, ſo gewiß liegt auch tief in der Menſchennatur der Gedanke an Gott, welcher ſich ſo geſetzmäßig aus derſelben entwickelt, als die Vernunft ſelbſt; und ſo gewiß die Natur keines der Thiere mit den in ſein Weſen verflochtenen Inſtincten betrogen hat, ſo gewiß wird der Menſch nicht getäuſcht mit ſeinem Gedanken und ſeinem Emporſtreben zu Gott, das aus den Tiefen ſeiner Natur empor ſchießt. Aus allem dieſen wird es klar, daß die Dinge der phyſiſchen Welt nichts ſind, als verkörperte Gedanken Gottes, und die Geiſter der pſychiſchen nichts, als einzelne Strahlen dieſes unendlichen Lichtes, die in ihren beſchränktern Kreiſen leuchten, wie dieſes mit ewiger Fülle in ſeinen unermeßlichen.«

Dieß ſey nur eine kleine Probe des Scharfſinnes, der Conſequenz und Klarheit der Deduction, ſo wie der Gediegenheit des Vortrags. Eine förmliche Characteriſtik dieſes höchſt wichtigen anthropologiſchen Werkes liegt nicht in dem Kreiſe dieſer Zeitſchrift. Doch haben wir es für eine ernſte Pflicht gehalten, zur weitern Bekanntmachung desſelben das Unſrige beyzutragen; das eigentlich gebildete Publicum, und die Leſewelt überhaupt, welche ſich leider noch immerfort von den endloſen Erzeugniſſen der Belletriſterei beſtürmt ſieht, auf dieſe reiche Quelle eines ſeltenen Genuſſes und Gewinnes zu verweiſen, indem hier einer der erhabenſten Gegenſtände menſchlicher Erkenntniß mit ungewöhnlichem Erfolg verhandelt wird.

Zwar haben ſich die ſcharfſinnigſten Denker aller Zeiten und Nationen in der Erforſchung der Wechſelwirkung des menſchlichen Geiſtes und Körpers, dieſer für Philoſophen und Phyſiker von jeher ſo wichtigen und ſchwierigen Aufgabe, verſucht; allein noch immer mangelt es der Phyſiologie des Denkens, als der eigentlichen Anthropologie, troß der glänzenden Reſultate eines Platner, Kant, Schelling, Walther, Naſſe ꝛc. an einem entſprechenden Syſtem. Unſerer neueſten Zeit jedoch, der es vergönnt iſt, mit ſo kühnen und tiefen Blicken in die innerſten Geheimniſſe der organiſchen Menſchennatur und ihres Zuſammenhangs mit der Geiſterwelt einzudringen (—) ſcheint es vorbehalten, in dieſem dunklen Labyrinth einen verläßlicheren Pfad aufzuſpüren, und eine feſtere Begründung der gewonnenen Anſichten auszumitteln. Welchen beſtimmenden Einfluß und welche entſchiedenen Vorzüge dabey die Theorie des Herrn Verf. behauptet, wird erſt aus einer comparativen Analyſe klar hervorgehn können.

Papier und Druck ſind ſchön; der Preis iſt 8 fl. WW.

Franz Gräffer.

Allgemeine Novelliſtik.

Indem wir, unſerm Verſprechen gemäß, noch einmal auf das Töpferſche Luſtſpiel: »Zwei Tableaux für Eins« zurückkommen, können wir uns, der Kürze wegen, auf die bereits in Nr. 13 dieſer Blätter gegebene Anſicht beziehen, welche einen Geſichtspunct darbiethet, unter welchem man ſowohl das Ganze, als deſſen einzelne Parthien ziemlich im richtigen Lichte erblicken, und daher nicht leicht in dem Falle ſeyn wird, ihnen fremdartige Beziehungen zu leihen. Von dieſer Seite können wir nicht anders, als dem Dichter unſern Beifall geben, nicht aber eben ſo, wenn wir auf das ſehen, woran er die Bilder ſeines Stückes geknüpft hat, auf die Handlung. Dieſe iſt offenbar die ſchwache Seite desſelben, ſowohl ihrer eigenen Geringfügigkeit wegen, als in Anſehung ihres Mißverhältniſſes zu dem Umfange des Ganzen, noch mehr aber durch den Mangel an innerem Zuſammenhang, wiewohl eine zu große Strenge in dieſer Hinſicht beym Luſtſpiele nicht durchaus weſentlich ſcheint, da der Comiker die Handlung oft nur als Veranlaſſung zur Entwicklung des individuellen Lebens ſeiner Perſonen benützt. Eine kurze Angabe des Inhalts wird das Geſagte beſtätigen. Zwei wackere Väter und ächte Freunde, Kammerrath v. Wellen und Hr. v. Senkenborn, ein Landedelmann, haben ihre beiden Kinder, Hanns, des Erſtern Sohn, und Sophie, des Letztern Tochter, von der früheſten Zeit her für einander beſtimmt. Dieſe ſind mit einander aufgewachſen, und haben ſich lieb gewonnen, allein der Gedanke an eine Verbindung iſt ihnen noch fremd. Die Alten benützen ihre Anweſenheit in der Stadt, dieſen Gedanken in ihnen zu wecken, indem ſie eine Trennung und anderweitige Verbindung Beider zu beabſichtigen vorgeben. Hanns ſoll nämlich des Commerzienraths von Zeil modiſche Tochter, Cäcilie, und Sophie den geckenhaften Baron Flügge heirathen, welcher indeſſen bereits ein Verſtändniß mit Cäcilien unterhält. Auf dieſem Wege gelangen die beiden Alten an das Ziel ihrer Wünſche; die Kinder ſträuben ſich gegen die fremde Verbindung, und geloben einander unzertrennliche Liebe. Dieß geht in des Commerzienraths Hauſe vor, und die Väter ſind zufällig ungeſehene Zeugen des Auftritts. Da der Commerzienrath ſeiner Geſellſchaft eben ein Tableau zum Beſten geben will, ſo eilen die beiden glücklichen Familien vom Lande, dieſen gleichfalls durch eines zu überraſchen; die Verbindung ihrer Kinder bildet die Gruppe. Um der Stadt nicht zum Geſpötte zu werden, da der Heirathsplan mit Cäcilien und dem Baron Flügge geſcheitert iſt, macht Herr v. Zeil bonne mine à mauvais jeu, und wiederholt das Tableau der vorigen mit ſeiner Tochter und dem Baron. — Man ſieht, wie leicht das Ganze angelegt iſt, wie ſchwach die Hinderniſſe ſind, welche der Abſicht der beiden Alten im Wege ſtehen, und wie locker der Zuſammenhang dieſer Handlung mit jener iſt, welche der Commerzienrath durch die Abſicht einer Verbindung ſeiner Tochter mit Hanns von Senkenborn daneben bildet. Durch dieſe Schwäche der Grundlage entſteht allerdings ein Mißverhältniß zu der ausgeführten Behandlung der einzelnen Parthien, und der Verf. hätte hierdurch den Erfolg ſeines Werkes in der That gefährdet, wäre nicht durch erſtere den Zuſchauern einigermaßen Entſchädigung geworden. Dieſer Theil des Stückes iſt es nun, der von dem Talente des Verfaſſers einen vortheilhaften Begriff erzeugt; glückliche Auffaſſung und Entwicklung, anſprechende Charactere, wirkſame, komiſche Situationen, leichter Witz (der hier nirgends in bloßem Klang beſteht, wie Jemand gehört haben will), und ein der Sache und den Perſonen angemeſſener Dialog, ſind die Eigenſchaften, die ſein Werk auszeichnen, das aber freilich durch größere Allgemeinheit und Neuheit der Charactere, ſo wie durch eine feſter begründete und organiſcher durchgeführte Handlung um ein Großes würde gewonnen haben. Man darf hoffen, Hr. Töpfer werde, durch die günſtige Aufnahme dieſes Luſtſpiels angeſpornt, ſeinen künftigen dramatiſchen Erzeugniſſen in dieſer Hinſicht mehr Aufmerkſamkeit widmen.

Auf der Gränze von Siebenbürgen lebt noch, was vielleicht nicht ſehr bekannt iſt, gegenwärtig eine römiſche Colonie, die ihre Sprache faſt rein erhalten hat, und ſehr ſtolz auf ihre Abkunft iſt. So z. B. antwortet der, welcher ſich in kaiſerliche Dienſte anwerben läßt, auf die gewöhnliche Frage: Woher er ſey? — »Romanus sum.« (Ich bin ein [illegible]

Das Theater zu Birmingham iſt, wie einige Zeitungen berichtet haben, am 7. Jänner, bey der Vorſtellung des Trauerſpiels Pizarro, ein Raub der Flammen geworden. Ein glimmender Propf, der in die Scene fiel, ohne gleich bemerkt zu werden, ſoll davon die Urſache ſeyn. Bemerkenswerth iſt es, daß das Conventgarden-Theater vor einigen Jahren nach der Vorſtellung eben deſſelben Stückes abbrannte.

Die Errichtung von Schulen des wechſelſeitigen Unterrichts zu Neapel fähet fort, die Aufmerkſamkeit des Publicums zu beſchäftigen. Auch die Regierung ſchenkt dieſer neuen Einrichtung fortwährend ihren Beyfall. Der lezten öffentlichen Prüfung hatten die angeſehenſten Perſonen des Hofs, nebſt dem Präſidenten der Commiſſion des öffentlichen Unterrichts beygewohnt. Die höchſt ſchnellen Fortſchritte der Zöglinge haben die Ueberzeugung hervorgebracht, daß die Einführung der Lancaſterſchen Methode im ganzen Umfange des Königreichs bedeutende Vortheile gewähren müßte. — Die große Unternehmung einer General-Carte von den Staaten des Königs von Sardinien, in zwölf Blättern, von Hrn. J. B. Raymond, Ingenieur-Capitain in franzöſiſchen Dienſten, rückt ihrer Vollendung entgegen. Die Zeit, welche der Verfaſſer auf dieſe Arbeit verwandt hat, die Menge und Koſtbarkeit der ihm zu Gebote ſtehenden Materialien, und die Mitwirkung talentvoller Kupferſtecher laſſen mit Zuverſicht erwarten, daß dieſe Arbeit die von eben demſelben Verfaſſer vor einigen Jahren herausgegebene Carte des Montblanc und ſeiner Berg- und Thal-Umgebungen an Vollkommenheit noch übertreffen werde. —

Die Brandwein-Preiſe ſind in London außerordentlich gefallen. So löſen die weſtindiſchen Pflanzer vom Rum ſehr wenig. Eine Parthie feiner 15 prct. über Probe haltender Jamaika-Rum, wurde neulich in Auction zu 3 S. am Land verkauft.

Die brittiſchen Kaufleute in Buenos-Ayres müſſen ſich entweder in der Miliz aufnehmen laſſen, oder fortziehen. Einige packen daher ſchon ein, um nach Montevideo zu gehen, wer aber viel Eigenthum beſizt, muß ſich den Kriegsdienſt ſchon gefallen laſſen.

In der Nacht vom 10. Dec. v. J. iſt bey den Banquiers H. H. Smith in Southampton in London durch Einbruch ein ſo großer Belauf von Banknoten geſtohlen worden, daß das Haus einſtweilen ſeine Zahlungen einſtellen mußte.

Folgendes iſt ein freier Auszug aus dem Briefe eines Reiſenden über Mecca: Unter den Handelsplätzen in Egypten iſt Mecca vorzüglich merkwürdig. Zur Zeit der Hadſch iſt faſt unter tauſend Pilgern nicht ein einziger, der nicht irgend mit etwas Handel triebe. Die Caravanen aus Damascus und Bagdad bringen die reichſten Kunſterzeugniſſe und Producte aus Indien, Syrien und Perſien, beſtehend aus Muſſelinen, Shawls, Goldſtoffen, Teppichen, Heilmitteln und köſtlichen Steinen. Die Flotten aus Suez ſind beladen mit den groben Fabricaten aus Egypten, nämlich Leinwand, wollenen Tüchern und gemeinen baumwollenen Stoffen, wie auch mit reichen Kleidungsſtücken und europäiſchem Tuche, Schabraken und prachtvoll verzierten Waffen, beſonders Säbeln und Piſtolen für Soldaten, und Musketen, deutſchen Degenklingen, und gekrümmten Meſſern, ſämmtlich von gemeiner Art, für die Araber. Dazu kommen die berühmten roth wollenen Mützen aus Tunis, ſchlechtere ihnen nachgemachte aus Europa, roth und gelblederne Schuhe und Pantoffeln, einige engliſche Baumwollenwaaren, und ſo viel Pulver, Kugeln, Schrot ꝛc. als man nur mit Sicherheit aufs Land einſchwärzen kann. Mit dieſen Dingen handeln einzelne Kaufleute, aber eine ungeheure Menge Korn, Reis, Durra, und anderes Getreide wird aus Egypten ſowohl auf Schiffen, die von Suez abgehen, als auch mit den Landcaravanen durch Medina und Mecca ganz für Rechnung des Paſcha ſelbſt, geſchickt, welcher dieſen ganzen Handelszweig ausſchließlich an ſich geriſſen hat. Der große Zuſammenfluß von Menſchen und reichen Waaren verurſacht ein ſolches Gedränge in der Stadt, und füllt beſonders am jedem Tage der Hadſch von Sonnenaufgang bis Mittags die öffentlichen Märkte ſehr, daß man ſchlechterdings nicht hindurch kann. Hier werden die reichen Ladungen der Caravanen zur Schau und zum Verkaufe ausgeſtellt; jede Waarenart nach der allgemeinen Gewohnheit des Morgenlandes, hat ihre beſondere Reihe. Meiſtentheils werden dieſe Güter öffentlich verſteigert. Der Oſtindier aus Bengal und Hindoſtan tauſcht ſeinen Reis, ſeine Gewürze, und ſeine Fabricate gegen Sachen aus, die für die dortigen Märkte paſſen; der Perſer-tauſcht Dinge, die man in Ispahan ſchätzt; der Syrer verkauft ſeine reichen Stoffe für Caffee und Gummi aus Afrika und Arabien, und der Egypter erhält für ſeine gröbern Gewirke feinere Kunſterzeugniße, welche in Cairo reiſſend abgehen. Um den Ueberfluß bey dieſem Tauſchhandel berichtigen zu können, hat man Gold aus Abyſſinien, wodurch die verwickeltſten Rechnungen zwiſchen Leuten, aus ganz verſchiedenen Ländern, und von äuſſerſt unterſchiedenen Sprachen, leicht aufs Reine gebracht werden. Einige Kaufleute gewinnen ſo außerordentlich bey dieſem Handel, daß ſie alle Jahre unter den Pilgern zu finden ſind, ungeachtet der damit verbundenen Unannehmlichkeiten. —

Nach einem Berichte aus dem öſtlichen Theile des Viertel U. M. B. in den oecon. Neuigkeiten war der Ertrag der Feldfrüchte im Jahre 1819 folgender: Winterwechſelweizen ſtand gut, und gab 8 Körner. Roggen gab 6 Körner. Sommerwechſelweizen war brandig, gab 4 Körner. Gerſte war etwas brandig, gab 6 Körner. Haber litt in Wellen vom langwierigen Regen, gab aber doch 5 Körner. Erbſen und Wicken gaben 5 Körner. Erdäpfel, ein Sack gab 8 Säcke. Das Kopfkraut blieb klein, war aber ſehr feſt. Vom Wein erhielt man gegen dem Jahre 1818 nur zwei Drittheile, iſt aber um die Hälfte beſſer. Die Obſtärndte war ſchlecht. —

Bey der im Jänner d. J. eingetretenen ungewöhnlichen drückenden Kälte, wollte man für gewiß wiſſen, daß dieſe am 10. Jänner den höchſten Grad erreichen werde, indeß war an dieſem Tage unvermuthetes Thauwetter. Hr. Prof. Dittmar in Berlin, ſonſt ziemlich glücklich in der Angabe muthmaßlicher Witterung, prophezeihte ein trockenes December-Ende, und einen ſehr naſſen Jänner; wie ſehr auch er ſich geirrt, haben wir erfahren.

In der Baumgärtner'ſchen Buchhandlung zu Leipzig ſind kürzlich zwei Büchelchen erſchienen, die aus guten Gründen — und man denke, jedes koſtet nur 8 Groſchen — mehr als manches andere große Werk zu empfehlen ſind. Das eine iſt ein Catechismus der Höflichkeit und der feinen Lebensart für die Jugend von C. F. Michaelis, das andere: die Kunſt, ſich in wenigen Minuten ſelbſt zu barbieren ꝛc. — Wie viel Auflagen verdienten beide? —

In den vereinigten Staaten von Nordamerica erſcheinen gegen 600 Zeitungen und Wochenſchriften.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Graffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 17 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Graffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

16.

(Wien, den 8. Februar.)

Aus und über Ungarn.

II.

Bey dem ſo eifrigen Kraftvereine der gelehrteſten und gebildetſten Magyaren, welcher in jedem Hefte ihrer vaterländiſchen gelehrten Zeitſchrift: Tudományos Gyüjtemény ſich immer deutlicher beurkundet, kann es dieſer Nation wohl nimmer lange an Recht und Anſpruch fehlen, in der Reihe der kultivirteſten Völker, aufzutreten. Dieß zu erwarten berechtigt uns zuvörderſt das echtpatriotiſche Aufgeboth von Eifer und Thätigkeit, womit ſich ihre Gelehrten mit beyſpielloſer Uneigennützigkeit jeder Art Bildung ihrer Landsleute widmen. Die Literatur iſt bey ihnen großtentheils nur in den Händen bemittelter oder durch Geburt und Würden ausgezeichneter Männer; daher auch, weil außer dem Geſichtspuncte mercantiliſcher Speculation und Brotſucht, einzig und allein Gegenſtand und Zweck der Vaterlandsliebe und Ehre. Eben deßhalb, wie auch darum, weil die Theilnahme der mittlern Volksclaſſe nun noch ſehr gering, und der pecuniäre Ertrag literariſcher Unternehmungen von Seiten des Buchhandels immer noch unbedeutend iſt, kann auch die Muſe ihren magyariſchen Prieſtern keineswegs als tüchtige Kuh gelten, welche, wie Schiller ſagt, ſie mit Butter verſähe. Aber gerade dieſer Umſtand dürfte den ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften in dieſem Lande auch ſchon in der Hinſicht zum Vortheile gereichen, daß ſie nicht, wie dieß an vielen Orten leider der Fall iſt, bey der ſo allgemein verachteten Armuth der Brotgelehrten, auch mit verachtet, ſondern vielmehr durch den Adel derjenigen, die ſie pflegen und üben, ſelbſt geadelt werden, und, wie nun bey Barbiergeſellen und Kaufmannsjungen das Spazierenreiten bloß darum Mode geworden iſt, weil es zu den noblen Paſſionen gehört, in den Augen des Volkes deſto mehr Weihe und Würde gewinnen.

Ueber den bisherigen Stufengang der magyariſchen Literatur hat Herr Samuel von Kovacz eine, gleichwohl nur kurze, aber treffliche Abhandlung geſchrieben, worin er mit vieler Kenntniß und Umſicht auf Friedrich des Großen und Jeruſalem's Zeitalter, und deſſen Einfluß auf die Cultur der deutſchen Nation hinweiſend, manch ſcharfſinnigen Vergleich zwiſchen den Schickſalen dieſer beiden Literaturen aufſtellt. Sehr gelungen iſt auch des Herrn Joſ. Alexius von Horvat Abhandlung über Nationalbildung, deren bisherige Hinderniſſe und zweckmäßige Förderungsmittel: er zeugt von viel umfaſſender und gründlicher Gelehrſamkeit. Ein anderer von dem Cuſtos der Szécheniſchen Landesbibliothek, Herrn Stephan von Horvath, über Ladislaus des Kumaniers, ungariſchen Königs, Ermordung, iſt voll critiſchen Scharfſinns, und erhellt manche Dunkelheit, die bisher über dem Schickſale dieſes Königs gewaltet. Ueberaus treffend iſt die critiſche Ueberſicht desſelben Verfaſſers, die Introductio in rem diplomaticam aevi intermedii praecipue hungaricam des rühmlichſt bekannten Hrn. Martin Schwartner, erſtem Cuſtos der königl. ungariſchen Bibliothek zu Peſth, und Profeſſors der Diplomatik daſelbſt, betreffend. Eine tiefe Sachkenntniß und Nüchternheit des Urtheils zeichnen denſelben in einem vorzüglichen Grade aus, und erwerben ſeinem Aufſatze, in jedes Verſtändigen Augen, einen ungemeinen Werth.

In den Händen ſolcher Männer, und unter dem freundlichen Schutze Sr. k. k. Hoheit, des ungariſchen Reichspalatins und der aufgeklärteſten und wohlhabenſten Magnaten der Nation, rückt deren allgemeine Bildung ihrem Ziele mit jedem Tage näher.

Längſt beſitzen die Magyaren treffliche Ueberſetzungen mehrerer griechiſchen Claſſiker in ihrer Mutterſprache, und eben ſo wenig fehlt es an jenen der römiſchen Schriftſteller. So ſind Virgils Eklogen von Baróti Szabó Dávid *) und Rájnis, von welchem Letzteren auch ein ſehr intereſſantes kleines Lexicon der ſeltnern ungariſchen Wörter und Redensarten bekannt iſt, die Georgica von Rájnis, die Aeneide von Baróti Szabó Dávid, Kovacz Joſef und Nagy Gános; Horazens Satiren von Virág und Kis, die Epoden und Ars poetica von Virág; Cicero's Lelius und der ältere Cato von Virág vorhanden, und eben hat bey dem eifrigen Beförderer der magyariſchen Gelehrſamkeit, Hrn. Joh. Thom. v. Trattner zu Peſth, die Ueberſetzung ſämmtlicher Werke des Horaz von Edes Gergely, die Preſſe verlaſſen; im Verlauf dieſes Monaths wird auch Ovid daſelbſt, vielleicht um einige Wochen ſpäter ſogar der Homer in ungariſchen Hexametern erſcheinen.

Daß Sprache und Geſchmack durch ähnliche Leiſtungen ungemein viel gewinnen, iſt außer Zweifel. Welch ſchöner Wortreichthum aber, welche Fügſamkeit der Erſtern auch ſchon heut zu Tage eigen ſey, beweiſt die Fähigkeit, obgenannte Werke metriſch zu überſetzen, zur Genüge, eine Aufgabe, welche bey den Deutſchen lange Zeit ungelöſt geblieben war, und es bey den Franzoſen wahrſcheinlich bis ans Ende der Tage bleiben wird. Die magyariſche Sprache iſt im Ganzen überaus kräftig und klangvoll, und was ihr noch über dem zu einem auszeichnenden Vorzuge gereicht, iſt die ungemeine Anzahl Onomatopoien, die ſie beſitzt, und die ſo ganz im innerſten Weſen der Urlaute der Natur begründet ſcheinen, daß bey deren Ausſprache auch Fremden, die kein Ungariſch verſtehen, zuweilen leicht die Sache errathen können, von welcher die Rede iſt. Wer meint nicht z. B bey dem Worte Esö (ſprich Eſchöh) das Rauſchen des Regens, bey viz (ſpr. Wihs) das Geriesel des Waſſers, bey Jég (ſpr. Jehg) die glatt und lang hingedehnte Spiegelfläche des Eiſes, bey dörög den Donner, bey Szél (ſpr. ßehl) das Sauſen des

---

*) Die Taufnamen ſtehen bey den Magyaren bekanntlich immer nach den Zunamen, und dieſen Beiden geht das Prädicat oder der Name des Geburtsorts voran.

Windes zu hören. — Wohl tadeln die Ausländer, zumal die Deutſchen, die Länge gewiſſer Wörter, welche dieſer Sprache eigen ſind, aber ſehr ungerecht, denn die allerlängſten Wörter der Ungarn enthalten fünf, höchſtens ſechs Sylben, und ſind daher um nichts länger, als eine Menge deutſcher Wörter ſind. Befleißen ſich denn nicht gerade die neuern deutſchen Dichter ſelbſt, welche, ihrem Berufe nach, durchaus Bildner ihrer Sprache ſeyn ſollten, durch Höllenjammergluth, Nachtſturmswuthgebrauſe und noch manche [illegible] dieſer Art, ſie in eine wahre Rumpelkammer von Ampullen und Seſquipedalien zu verwandeln? —

Sehr thätig trägt zu dem allgemeinen Zwecke auch die dramatiſche Kunſt das Ihrige bey. Es beſtehen bereits 6 bis 8 ungariſche Schauſpieler-Geſellſchaften im Lande, worunter die Stuhlweißenburger für die Erſte gehalten wird. Dieſe führen nicht nur die beliebteſten Schauſpiele der Deutſchen in ungariſcher Sprache, ſondern auch mehrere magyariſche Original-Dramen und Tragödien mit ungemeinem Geſchicke auf. Die meiſten Mitglieder dieſer Geſellſchaften ſind in ihrem Fache das, was Hiller als Dichter war. Ohne vielleicht Engels Schriften auch nur dem Namen nach zu kennen; ohne Iffland, Fleck, Koch, Krüger und eine Schröder geſehen zu haben, ſetzen ihre Darſtellungen doch ſogar manchen vielſehenden Richter in Verwunderung.

(Schluß folgt.)

Das Reich der Aſchantih's in Afrika.

(Fortſetzung von Nr. 15.)

Ein anderer Gebrauch, der bey den Abyſſiniern wie bey den Aſchantih's beſteht, iſt die Unterhaltung einer Anzahl von Kindern aus den erſten Familien, welche am Hofe leben, um denſelben ergeben zu bleiben, und die gleich den jungen Spartanern im geſchickten Stehlen abgerichtet werden. Die Aſchantih's wie die Abyſſinier fechten im Kriege nie des Nachts oder nach Sonnenuntergang, welcher Vortheil ihnen auch bevorſtehe. — Bey beiden Völkern iſt die Ehe ein Kaufcontract, der ſich durch Zurückſtellung der wechſelſeitigen Geſchenke von ſelbſt auflöſet, und bey beiden endlich iſt die Beſchneidung zwar eingeführt, aber nicht allgemein, und durch kein Geſetz vorgeſchrieben. Dieſe den Abyſſiniern und den Aſchantih's gemeinſchaftlichen Gebräuche, die zu ſehr übereinſtimmen, um für ein Spiel des Zufalls gehalten werden zu können, würden ſchon an und für ſich hinreichen, den gemeinſamen Urſprung beider Völkerſchaften zu verrathen; allein weit mehr Wahrſcheinlichkeit gewinnt dieſe Annahme durch die Wahrnehmung, daß ſich in den Sitten und Gebräuchen der Aſchantih's gar Vieles findet, was an die alten Egypter erinnert, und nach Bowdich darauf hindeutet, daß einſt die Aethiopier, deren Enkel wir in den Aſchantih's kennen lernen, den Egyptern nahe geſtanden haben müſſen. (Unſerer Anſicht nach dürfte dieſes Zuſammentreffen umgekehrt eher die von alten Schriftſtellern geäußerte Vermuthung beſtätigen, daß die Egypter ſelbſt äthiopiſchen Urſprungs geweſen, welche das Negerprofil ihrer in den Mumien wohlerhaltenen National-Phyſiognomie, und andere, von Seetzen in neuerer Zeit herausgehobene Umſtände zu ſprechen ſcheinen.) Was Herodot von den Egyptern erzählt, daß ſie nur auf der offenen Straße eſſen, alle anderen Bedürfniſſe der Natur aber im Innern des Hauſes befriedigten, findet ſich auch bey den Aſchantih's (und zwar bey keinem andern Negervolke) gebräuchlich. Wie die alten Egypter laſſen die Aſchantih's, zum Zeichen der Trauer, Bart und Haare wachſen; ſie balſamiren ihre Todten zwar nicht, doch bewahren ſie die Verweſung der Leichname durch das Räuchern. Die weiße Farbe iſt bey ihnen wie bey den Egyptern geheiligt. Die Prieſter der Aſchantih's ſind weiß gekleidet, und überdieß am ganzen Körper weiß geſchminkt, und in dieſem Anzuge werden auch die unſchuldig befundenen Angeklagten freygelaſſen. Der König und die Großen ſind bey Feierlichkeiten weiß gekleidet. Bey den Aſchantih's wie bey den Egyptern werden heilige Krokodile von den Prieſtern mit weißen Hühnern genährt. Jede Familie enthält ſich von einer beliebigen Thiergattung zu eſſen, die eine vom Rinde, die andere vom Schaf u. dgl. wodurch, wie Herodot von den Egyptern, die eben dieſen Gebrauch hatten, erzählt, eben ſo viele Caſten unter dem Volke entſtehen. Obſchon übrigens die Bauart der Aſchantih's, die leicht und von Holz bauen, nicht an die Egypter und ihre Pyramiden erinnert, ſo findet ſich, um die gezeigten Uebereinſtimmungen in den Gebräuchen beider Völker recht überraſchend zu machen, unter den heiligen Geräthſchaften der Aſchantih's ſtets eine Figur, welche dem Iſis der Egypter gleichet.—

Werfen wir nunmehr auch einen Blick auf die Politik dieſes merkwürdigen Volkes. Der König, der, wie wir geſehen haben, unumſchränkter Herr iſt, verſichert ſich der Treue und Ergebenheit ſeiner erſten Diener dadurch, daß er oft eines ihrer Kinder an ſeinem Hofe erziehen läßt, und ihnen dagegen eines der Seinigen zur Erziehung übergibt. Die Statthalter in den entfernteren Landesbezirken werden ſcharf überwacht, und wenn ſich Beſchwerden gegen ſie erheben, läßt der König ſeinen Unmuth darüber nicht ſogleich laut werden; er entfernt die Kläger von dem Aufenthalte des angeklagten Statthalters, und zieht ſie in ſeine Reſidenz, um den Beklagten zu täuſchen; oft nach mehreren Jahren erſt wird Letzterer, wenn er ſeine Ankläger bereits für todt gehalten, dieſen plötzlich gegenüber geſtellt, und da er dann in der Verlegenheit gewöhnlich ſogleich bekennt, ſofort zum Tode verurtheilt, wenn er nicht reich genug iſt, ſein Leben durch große Gaben von Gold zu erkaufen. Ueberhaupt ſühnt das Gold bey den Aſchantih's jedes Verbrechen, und der König iſt der geſetzmäßige Erbe alles Goldes, welches ſeine Unterthanen hinterlaſſen. Eben ſo gehört auch alles Gold, was auf den Märkten und öffentlichen Plätzen aus Verſehen auf die Erde fällt — dem Könige, und Niemand, ja nicht einmal der Eigenthümer, darf ſolches, bey Todesſtrafe, wieder aufheben!! Das auf dieſe Art gefallene und verfallene Gold wird, wenn es die Regengüſſe nach und nach zuſammenſchwemmen, mit Erde bedeckt, und als ein heiliges Gut des Königs angeſehen. Der jetzige König hat erſt zweimal eine derlei Gold-Ernte für ſeinen Schatz angeordnet, doch war die Ausbeute jedesmal im Werthe von 60,000 Franken!. Dieſes königliche Einkommen wird jedoch, gleichwie der Ertrag aus dem Golde, das mit den Verwandten des königlichen Hauſes begraben zu werden beſtimmt iſt, als heilig angeſehen, und es darf nur zur Vertheidigung des Staats in außerordentlichen Nothfällen verwendet werden; hierdurch gewinnt die obenerzählte Einrichtung eine ehrwürdige, politiſche Seite, und zeigt ſich minder barbariſch. Der König will nicht, daß es ſcheine, als bezahle er ſeine erſten Kronbeamten; er läßt ihnen daher nur ſo viel Gold verabfolgen, als zum Unterhalte ihres Hauſes hinreichen dürfte; allein die Quantität dieſes Geldes wird mit des Königs Gewichte abgewogen, welches um ein Drittheil gewichtiger iſt, als das im Handel übliche, und eben dieſes Drittheil macht im Grunde die Beſoldung der Beamten des ſtolzen Negerkönigs aus. Wenn der König einen ſeiner Heerführer durch eine andere Bedienſtung auszeichnen will, ſo leiht er ihm einige Jahre früher ein gewiſſes Capital, damit er ſich durch den Verkehr mit demſelben bereichere, und ſo zu jenem Poſten geeignet mache; wer auf ſolche Weiſe ſich binnen drei Jahren nicht bereichert hat, wird als ein Menſch ohne Talent und Anlagen entlaſſen. Letzterer Schluß, und die darauf gegründete Maßregel der Entlaſſung, darf uns nicht wundern, wenn wir erfahren, daß die geſetzmäßigen Zinſen bey den Aſchantih's 33 1/3 Procent für vierzig Tage betragen! ein Zinſenfuß, welcher jenen im alten Rom bey weitem überſteigt. Brutus ließ ſich von den Bürgern der Republicaner, denen er Geld vorſtreckte, nur 48 Procent für ein Jahr bezahlen. — Wenn einer der Aſchantih's bey des Königs Haupte ſchwört, (es geſchieht ſolches nur in Fällen nicht mehr zu ertragender Bedrückungen) daß ein Anderer ihn (den Schwörenden) tödten müſſe, ſo iſt jener, den er als ſeinen Mörder bezeichnet hat, verpflichtet, ihn zu tödten, weil ein ſolcher Schwur, wenn er unerfüllt bliebe, nach der herrſchenden Meinung den Tod des Königs nach ſich ziehen würde. Die Anverwandten des Getödteten erhalten deſſen ungeachtet ein Recht, dem Mörder wider Willen den Proceß zu machen, und ſich nach den Aſchantiſchen Rechten ein ſchönes Stück Geld dadurch zu verdienen. Eben ſo kann ſelbſt der geringſte Sclave ſchwören, daß der König dieſen oder jenen tödten werde, und der König glaubt ſich dann auch gehalten, ſolchen Schwur zu erfüllen; auf dieſe Weiſe werden oft die angeſehenſten Perſonen des Königreichs in Verlegenheit geſetzt, durch die Rachſucht eines einzigen Sclaven, und es koſtet ſie dann viel Geld, um des Königs Eifer, in Erfüllung ſolcher Schwüre ſeiner Unterthanen zu beſchwichtigen. Obſchon derlei Beſchwörungen gewöhnlich jenem, der ſie unternimmt, das Leben koſten, ſo nimmt der rachſüchtige Neger, der von Jugend auf den Tod mit dem gleichgültigſten Auge zu betrachten gewohnt iſt, doch nicht ſelten zu dieſem einzigen Mittel, den Bedrückungen der Großen ein Ziel zu ſetzen, ſeine Zuflucht. Einige, um den Qualen der Knechtſchaft zu entgehen, weihen ihr Leben dem Könige; dieſe leben dann ruhig bey Hofe; aber ihr Leben iſt an jenes des Königs gebunden — man ſchlachtet ſie auf dem Grabe des Königs, dem ſie angehörten! —

(Schluß folgt.)

Allgemeine Novelliſtik.

Der ſeiner ſchönen Stimme wegen ſehr beliebte Baßſänger, Herr Joſ. Seipelt, Mitglied des Theaters an der Wien, gab am 1. Februar zu ſeinem Beneſice, zum erſten Male: »Emma von Leiceſter, oder: die Stimme des Gewiſſens;

große heroiſche Oper in zwei Aufzügen, aus dem Italieniſchen des Roſſi, von Hrn. Joſ. Ritter v. Seyfried, Muſik von Meyerbeer.» — Dieſer Oper war durch hieſige und ausländiſche critiſche Blätter ein ſo vortheilhafter Ruf vorangegangen, und man hatte ſo viel von dem ungeheuren Beyfalle geſprochen, welchen die Oper in Italien erhalten hatte, daß die Erwartung des Publicums dadurch auf das höchſte geſpannt wurde. Man war auf etwas ganz Außerordentliches gefaßt, und vernahm wohl eine Menge von meiſtens lieblichen Motiven, nach Art der neuen Italieniſchen Manier, (denn Schule kann man nicht ſagen) nur nicht ſo klar und verſtändlich, als Roſſini ſie ſich immer gibt, und doch in dieſer ganzen Manier an dieſen Tonſetzer mahnend; aber die Tonſtücke waren meiſtens gedehnt, und zur gründlicheren Behandlung derſelben, welche hier oft mit Trockenheit gepaart iſt, fügte ſich faſt nirgend die lebhafte Energie einer glücklichen Erfindung, welche des Ausſpruchs des Doctor-Diplomes der Regelmäßigkeit überall entbehrt, aus eben dem Grunde, warum es Einem weder beym Ableſen des Diploms, noch beym [illegible] einfällt, das [illegible] Datum zu erheben. Schon die Ouverture hat weder Einheit noch Deutlichkeit; man kann doch ſchlechterdings keine eigene Idee mehr erwarten, wenn man das zweite Motiv derſelben hört. Es finden ſich zwar alle Roſſiniſchen Künſte in dieſer Ouverture, ſie iſt auch ganz angenehm, aber was will ſie uns ſagen? wozu will ſie vorbereiten? Durch die ganze Oper kommt keine einzige Arie vor, welche vorzüglich angeſprochen hätte; jene des Tenors zu Anfang des zweiten Actes etwa ausgenommen, welche dem Vernehmen nach von Roſſini iſt. An dieſe ſchloß ſich in gleicher Wirkung der Chor der Richter an, welche beide Nummern wiederholt werden mußten. — Das Buch iſt ſo mangelhaft, daß ihm die Erfahrung und das Talent des Bearbeiters nicht zu Hülfe kommen konnten. Norris, der gegenwärtige Beſitzer von Lincoln, weiß, daß ſein Vater den alten Grafen Roger mordete, um deſſen Güter an ſich zu bringen, aber dennoch verfolgt er Edmunden als Vatermörder. Deſſen Gemahlinn Emma, verweilt als Pilgerinn bey Olfreden von Thorn, der ihren Sohn als einen Findling erzieht. Hier trifft der flüchtige Gatte ſeine Angehörigen an, aber auch Norris den Knaben, deſſen Züge ihm ſeine Abkunft verrathen. Der Knabe kommt in Gefahr, daher verräth ſich zuerſt die Mutter, aber dann auch der Vater. Dieſer wird zum Tode verurtheilt, doch die Verſöhnung des ſterbenden Norris [illegible] gleichſam auf, und [illegible] in ein Bekenntniß der wahren Umſtände. — Wie kann ſo ein Stoff intereſſiren, wie bey ſeiner Verkommenheit noch die Aufmerkſamkeit feſſeln? Indem ſind alle Situationen ſo düſter, ſo gleichförmig, ſo langweilig, daß der Ruf von der mehr als zwanzigmal ununterbrochenen Aufführung der Oper in Venedig das unbefangene Wiener-Publicum nicht beirren konnte, und der Erfolg gewiß eyne Beyfall immer mehr erkaltete. Hiezu kam noch eine Beſetzung, durch welche weder Hr. Edmund, trotz ſeiner Anſtrengung und ſichtlichen Fleißes, noch Emma und Norris, trotz ihrer ſchönen Stimmen, genügen konnten. Ohne Stimme kann man nicht ſingen, aber die Stimme genügt allein nicht, wo leichte, zierliche und gefällige Coloratur kommt geſchmack- und gefühlvollen Vortrag ſelbe erſt beleben und bewegen müſſen. Der Herr Beneficiant war gar zu unbedeutend beſchäftiget, und der Tenor iſt viel zu wenig routinirt, um einen Intriguant zu geben. Ein [illegible] von einer Rolle kommt einem [illegible] von einer Arie hätte den Erbelfrieden wohl füglich vergleichen können. Obwohl Herr Reefe noch eine ſchöne Schlußdecoration gab, ſo zeigte ſich doch, daß uns Wienern noch recht viel geſunder Sinn für das ächt Schöne blieb, welcher ſich nur durch dieſes ſelbſt befriedigen läßt, ungeachtet der angeſtrengten Bemühungen, unſern Geſchmack zu verderben. Dem Herrn Beneficianten und der liberalen Direction aber müſſen wir es danken, daß uns dieſe Probe des Geſchmacks unſrer Nachbarn, und mit ihr zugleich der Probierſtein unſres eigenen gereicht wurde. St — g.

Graf Hobbs hat in London ein Gebäude aufgeführt, um Früchte und Pflanzen aus wärmeren Climaten zu treiben, worin Dampf (in Röhren) zur Hervorbringung der künſtlichen Hitze angewendet wird. Dieſes neue Treibhaus ſoll in der Wirkung alle bisherigen übertreffen, und in ununterbrochener Folge die ſeltenſten und am ſchwerſten zu erziehenden Früchte gewähren.

In Schleſien hat ſich ein Verein von deutſchen Freunden zur Förderung, Erklärung und Herausgabe der auf verſchiedenen Puncten ausgegrabenen Alterthümer gebildet. Zu ähnlichen Zwecken verbanden ſich die thüringiſchen Alterthumsfreunde in eine Geſellſchaft, zu deren Verſammlungsort Naumburg beſtimmt wurde. Der Landrath H. Lepſius, und die HH. Ilgen und Lange, unterzeichneten ſich als Stifter.

Nachdem öffentliche Blätter mit vollen Backen auspoſaunten, daß Hr. Reiner Birrenbach in Cöln ſo glücklich war, das verlorne Geheimniß der Glasmahlerey wieder zu entdecken, beeifern ſie ſich nun plötzlich, auch zu beweiſen, daß das Geheimniß nie ganz verloren war, und daß er dieſe Kunſt nur wieder in ein neues, regeres Leben zurückgerufen habe. Es ſtarben zwey der ausgezeichnetſten Meiſter dieſer Kunſt zu Anfang dieſes Jahrhunderts, nämlich Thomas Jarvis im Jahr [illegible], und Francis Eginton im J. 1805 zu London. (Um deſſen ufl. man ſehe Fiorillo Geſch. der zeichn. Künſte, Bd. 5.)

Auch die königl. preußiſche Regierung zu Oppeln hat gegen die ſogenannten Wunderpillen eines ſichern Doctor Lang aus München — vor Kurzem auch in Worms — eine Warnung erlaſſen. Man hat nämlich gefunden, daß Queckſilber und Spießglas, nebſt Harz des Gummi guttae, die Haupt-Ingredienzien derſelben ausmachen. Sie können, der erſten Stoffe wegen, nur mit höchſter Vorſicht von umſichtigen Ärzten in beſtimmten Krankheiten, und mit jedesmaliger Berückſichtigung des leidenden Individuums verordnet werden, daher alle der Strafe unterliegen, welche ſich mit der Verſchreibung und dem Debit befaſſen.

Schon lange Zeit waren unterrichtete Männer der Meinung, daß ein Theil der zehn Stämme Israels, bey Zerſtreuung der Juden, in China eingedrungen, und ſich in der Provinz Honan niedergelaſſen habe. Dieſe Meinung wird durch nachſtehenden Auszug aus Morriſons Reiſe nach Pekin beſtätiget. »Während meines Aufenthalts im Innern von China, erzählte mir ein Mahomedaner, daß es zu Kai-Fong-Fu (der Hauptſtadt von Honan) einige Familien gäbe, die mit dem Namen Teau-Kai-Keaou, d. h. Secte, die aus allem Fleiſche, das ſie genießt, die nervigen Theile abſcheidet, bezeichnet werden. Sie haben einen Le-Pae-Sze, oder Ort zum Gottesdienſte (Synagoge), und enthalten ſich aller Arbeit am ſiebenten Tage (Sabbath).«

Bey Campe, in Hamburg, erſchien vor Kurzem eine Biographie und Charakteriſtik des Schauſpiel-Directors Schröder, von Meyer, die ſich ſowohl durch Styl als Darſtellung vorzüglich auszeichnet. Sie wird den zahlreichen Verehrern und Freunden des Dramaturgen ein willkommenes Geſchenk ſeyn.

Der Philolog Juſtus Lipſius wußte den ganzen Tacitus ſo auswendig, daß er ſich der gefährlichen Probe einſt freywillig unterzog, es dürfe Jemand, mit entblößtem Degen, an der Seite ſtehen, und wenn er ein Wort davon fehlte, ihn augenblicklich mit demſelben niederſtoßen. — Eine ziemlich alternde Dame wettete unlängſt in einer Geſellſchaft gegen den Verluſt ihres Shawls und ächten Florentiner-Hutes, ſie wolle einen Indian, in der Luft haltend, ſo gut tranchiren, daß kein Anweſender was bürgern einzuwerben vermöge; sie bestand rühmlich. Nun fragt sich's hier wohl, wer leistete, wer wagte von Beiden mehr?

Herr Baron Georgios Sakellarios, einer der reichsten in den österreichischen Staaten angesiedelten griechischen Kaufleute, war der erste, der mit dem rühmlichsten Eifer zur Errichtung eines großen Collegiums in seiner Vaterstadt Adrianopel beygetragen hat. Seine Freygebigkeit hat die Nachahmung mehrerer begüterter Particularen dadurch angeregt, an die er selbst eine von den erhabensten Gesinnungen zeugende Zuschrift erließ. Auch der Herr Erzbischof Proios, ein sehr kenntnißreicher Mann, hat sich mit patriotischer Bereitwilligkeit für das Gedeihen der neuen Unterrichts-Anstalt verwendet. Unter den Contribuenten ist ein Ungenannter, der ihr eine Besitzung von 15,000 Franken an Werth vermacht hat ꝛc.

Das 7. Heft des in Rom erscheinenden Giornale Arcadico enthält einen von Orioli abgefaßten Artikel in Bezug auf die etruskischen Inschriften und römischen Zahlzeichen, der auch für die deutschen Alterthumsforscher um so mehr Interesse haben dürfte, da er die Identität des Ursprungs der Etrusker mit demjenigen der Deutschen sehr wahrscheinlich macht. In dem nämlichen Hefte findet sich auch eine Abbildung eines zu Chiusi vor Kurzem entdeckten etruskischen Grabmahls. Ein anderer Artikel liefert eine Kritik des Denkmahles der Stuarte, von Canova, aus welcher deutlich genug hervorgeht, daß das römische Volk seine ungünstige Meinung von diesem Monumente keineswegs mehr geheim hält, daß es dasselbe, nach einer unweit Porta Maggiore gelegenen Ruine, mit dem Namen »Torre de' Schiavi« belegt.

Der ehemalige Rector zu Torgau, und als Schriftsteller bekannte Hr. Friedrich Lindemann ist zum Professor der königl. Landschule zu Meissen geworden.

Die Staatsschuld Englands betrug am 5. Jänner 1816 eine Milliarde und [illegible] Pf. Sterling; am 5. Jänner 1823 aber eine Milliarde und [illegible] Pf. Sterling.

Für den besten Kanzelredner in Rom wird gegenwärtig der P. Pacifico, aus dem Franziskaner-Orden, gehalten, er ist noch ein Mann, und macht diese mit seiner [illegible].

Nächstkommenden Stuhlweissenburger Georgie-Markt erscheint in ungarischer Sprache: Ursache der Klagen Israels ꝛc.

— Wilson und Alberti bezeugen — und wir finden es erwähnungswerth — daß die Pelew-Insulaner und die Kaffern das uns fast zu jeder Speise unentbehrliche Salz gar nicht haben, oder nicht lieben. — Eben so findet man bey Mungo-Park, daß Salz im Innern von Afrika zu den ersten Luxus-Artikeln gehört, man sehe Kinder, als wäre es Zucker, an einem Stück Steinsalz saugen. »Der Mann ißt Salz zu seiner Speise« bedeutet dort eben so viel, als, »er ist ein reicher Mann.«

Von dieser mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädischen Zeitschrift erscheinen hier im Verlage der Cath. Graeffer'schen Buchhandlung (Weihburggasse) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k.k. Post 7 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishausser.

Conversationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

17.

(Wien den 10. Februar.)

Das Reich der Aſchantih's in Afrika.

(Schluß von Nr. 16.)

Die Religion dieſes Volkes ſteht im Einklange mit deſſen Politik. An einen Gott, und an die Fortdauer nach dem Tode glauben zwar die Aſchantih's, aber ſie hängen dabey an allem Aberglauben der andern Neger ſowohl als der Mauren. Sie wägen kleine lederne Amulette mit Golde auf, und glauben, daß ſolche auf ihr Schickſal den entſcheidendſten Einfluß üben; — ein Aberglaube, der an die bey den alten Egyptern in den Grabhöhlen vorfindigen ähnlichen ledernen Idole erinnert — denn auch die Aſchantih's geben vor, die ihrigen aus der Erde ausgegraben. Menſchenopfer ſind ſehr gewöhnlich, und fehlen bey keiner bedeutenderen Feierlichkeit; wobey Bowdich bemerkt, daß das Aufhören des Sclavenhandels die Zahl der Opfer gar ſehr vermehren hilft, denn die Bewohner jener Gegenden, die, um ihre Sclaven verkaufen zu können, einander in ewigen Kriegen erſt dazu zu machen bemüht ſind, tödten nunmehr ihre Gefangenen, um ſie nicht ernähren zu müſſen; doch ſetzen ſie, in der Hoffnung, daß die Abſchaffung des Sclavenhandels in Europa, gleichwie das Continental-Syſtem, nur vorübergehend ſeyn dürfte, ihre Menſchenjägerei einſtweilen fort. —

Einige andere Eigenheiten der Aſchantih's, welche Hr. Bowdich bemerkt hat, verdienen noch herausgehoben zu werden. Sie wägen z. B. nur das Gold, alle übrigen Waaren, z. B. Schießpulver, Tabak, Eiſen, Blei u. ſ. w. werden nach dem Maße verkauft. Das Jahr beginnt bey den Aſchantih's mit dem erſten October, und es wird in abwechſelnd auf einander folgende, durch gewiſſe heilige Feſte beſtimmte Epochen von drei und ſechs Wochen abgetheilt. Die Woche zählt, wie bey uns, ſieben Tage, doch fängt jede Familie, nach ihrem Belieben ihre Woche mit einem Ruhetage an, der dann ſofort der Ruhetag in dieſer Familie bleibt. —

Für die Geographie haben die unermüdeten Forſchungen Herrn Bowdichs folgende Reſultate gewährt. Die Vermuthungen über den eigentlichen Lauf des Nigers, und das Widerſprechende derſelben ſind bekannt. Man ließ dieſen Fluß bald von Oſten nach Weſten, bald in entgegengeſetzter Richtung ſtrömen, — bald ließ man ihn wiederum in einem Sandmeere, im Innern von Afrika, bald in den indiſchen Ocean ſich verlieren; als ſich aber Mungo Park überzeugt hatte, daß der Niger wirklich im Innern des

Landes von Weſten nach Oſten ſtrömt, glaubte er annehmen zu dürfen, daß ſich der Strom in der Folge wieder in entgegengeſetzter Richtung wende, und als einer der Flüſſe der Weſtküſte (z. B. Volta, Congo) in das atlantiſche Meer münde. Die Auskünfte, welche Bowdich, ſowohl von den Einwohnern des innern Afrika, als auch von den Mauren eingezogen hat, widerſprechen allen dieſen Anſichten. Ihnen zu Folge ſtrömt zwar der Niger von Sego bis zum See Dibber, von Weſten nach Oſten; bey ſeinem Austritte aus letzterem See theilt er ſich aber in zwei Arme, deren einer nach Nordweſt, bey Tombuktu vorüberſtrömt, der andere ſtärkere aber, ſüdöſtlich als die wahre Fortſetzung des Nigers, unter dem Namen Quolla, nachdem er auf ſeinem Laufe gegen Egypten zu, mehrere in das Meer mündende kleinere Flüſſe erzeugt, und ſich dadurch immer mehr ſchwächt, endlich in Südweſten von Sennaar mit dem Nil ſich vereinigt. Der nördliche Arm theilt ſich oberhalb Tombuktu abermals zweifach, der nördliche Arm, von den Mauren Joliba, von den Negern Zahmer genannt, verliert ſich nach und nach in einen Landſee, welchen die Eingebornen als den Waſſerkaſten der Sündfluth in Ehren halten; der ſüdliche Arm erhält den Namen Gambaruh, und fließet gegen Weſten weiter. Dieſe gewiß unerwarteten und intereſſanten Aufſchlüſſe über den Niger, hat Bowdich, durch vielfältige Befragung mit den Eingebornen, und durch Vergleichung der Reiſerouten der Mauren möglichſt zu beſtätigen geſucht.

Hr. Bowdich hat überdieß zuerſt den eigentlichen Lauf des Volta-Fluſſes, von ſeiner Ausmündung an bis zu den Bergen Kong, gewöhnlich die Mondgebirge genannt, zu beſtimmen geſucht. Letztere Gebirge hat man in den bisherigen Geographien für eine ununterbrochene Bergkette, von Weſten nach Oſten ſtreichend, genommen. Bowdich hat dagegen gefunden, daß das Mondgebirge aus vielen einzelnen und iſolirten Gebirgen beſtehe, welche weit genug von einander abſtehen, um größeren Flüſſen den Durchgang von Süden nach Norden zu geſtatten, wie z. B. der Strom Lagos wirklich in dieſer Richtung, und nicht, wie man früher glaubte, in Nordweſtlicher fließet.

Hr. Bowdich öffnet den Britten die Ausſicht, nachdem ſie einmal im Reiche der Aſchantih's Fuß gefaßt haben, nach und nach in das Innere von Afrika einzudringen. Er zeigt, wie die bisherigen iſolirten Expeditionen dahin alle mißlingen mußten, weil ſie auf's gerathe wohl unternommen wurden, ohne daß man ſich vorläufig mit den einzelnen Negerfürſten, deren Gebieth zu durchreiſen war, in gutes Einvernehmen geſetzt hätte. Die engliſchen Niederlaſſungen auf der Guinea-Küſte können nunmehr als die Pforte zu dem innern Afrika angeſehen werden: von dort aus werden die einzelnen Miſſionen nach und nach die verſchiedenen Negerſtämme durch freundſchaftliche Annäherungen ſich vertraut machen, durch beſtändige Reſidenten an den Höfen der ſchwarzen Fürſten ſich geneigt, und ſo den weiter vordringenden Reiſenden den Rücken frei zu erhalten wiſſen. Das Colonialweſen der Engländer, unter dieſen Umſtänden einmal nach Afrika verpflanzt, wird alle die Segnungen über dieſes bisher ſo eigenſinnige Land verbreiten, welche im Gefolge des wahren Glaubens und der nützlichen Künſte den Völkern, welche die beiden erfaſſen, ſich lohnend anbiethen; und kein geringer Theil des Verdienſtes um die Civiliſation des vierten Welttheils wird auf den muthigen und einſichtsvollen Bowdich zurückfallen, der die Talente und die Anforderungen eines Houghton, Mungo Park, Hornemann, Secher, Tuckey, glücklich in ſich vereinigte, doch deſſen Unternehmungen die Vorſehung den Kranz des Gelingens nicht, wie jenen Märtyrern des Vaterlands und der Wißbegierde, verſagt hat. J. M. R.

Aus und über Rußland.

III.

Die Academie der rußiſchen Sprache hat ihrem Mitgliede, Herrn Gneditſch, einem der bekannten rußiſchen Dichter, welcher ſich beſonders durch die Ueberſetzung einiger Geſänge der Iliade in Hexametern, ausgezeichnet hat, aufgetragen, ein Wörterbuch der klein-rußiſchen Mundart zu ſammeln. Er arbeitet nun wirklich daran, mit der Hülfe des jungen Literators, Fürſten von Zertelew.

* * *

Herr Anaſtaſſewitſch, ein in Rußland nicht unbekannter Schriftſteller, hat von dem Herrn Reichskanzler, Grafen von Rumianzow, den Auftrag bekommen, auf ſeine Koſten die Herausgabe der drei älteſten und treueſten Abſchriften von Neſtors Annalen der rußiſchen Geſchichte zu veranſtalten. Sie werden bequemerer Vergleichung wegen, in Einem Buche columnenweiſe gedruckt.

* * *

Die rußiſchen Zeitſchriften ſprechen mit ſehr viel Lob von einem neuen Werke des, auch im Auslande nicht unbekannten, Herrn Nik. v. Turgenew, unter dem Namen: Verſuch einer Theorie der Auflagen. Dieſes Buch hat in einer ſehr kurzen Zeit zwei Editionen erlebt. Den Ertrag vom Verkaufe dieſes Werkes, hat der uneigennützige Herr Verfaſſer zu einem wohlthätigen Zwecke beſtimmt.

* * *

Herr von Gretſch, Herausgeber der Zeitſchrift: Sohn des Vaterlandes, macht bekannt, daß ſein Blatt im Jahre 1820 durch einen neuen höchſt intereſſanten Artikel: »Das Tagebuch des Capitains vom 1. Range, W. M. Golownin, während ſeiner letzten Weltumſeglung,« bereichert werden würde. Herr Golownin hat die Beſchreibung ſeiner Reiſe in zwei Abſchnitte getheilt. Der Eine, woraus alles, was eigentlich zur Schiffahrt gehört, ſogar alle Marine-Termines ausgeſchloſſen bleiben, und welcher ſich bloß mit der Darſtellung der von ihm beſuchten Gegenden, ihren Bewohnern, deren Leben, Gebräuchen, Sitten, Cultur, u. ſ. w. befaßt, wird dem Publicum von Zeit zu Zeit in dem obgedachten Journale vom laufenden Jahre mitgetheilt. Der Andere, welcher ſich bloß auf die, die Seefahrt und andere Hülfswiſſenſchaften betreffenden Gegenſtände beſchränkt, wird in den bey dem Marine-Miniſterium erſcheinenden Memoiren abgedruckt werden.

* * *

Die ruſſ. k. Academie der Wiſſenſchaften zu St. Petersburg hat das Glück gehabt, von Sr. Maj. dem Kaiſer, mehrere ſeltene, von dem Gouverneur von Batavien, Herrn v. Capellen, überſandte Thiere zum Geſchenke zu erhalten. Unter denſelben befinden ſich das Indianiſche Krokodill, (le Gavial, Crocodilus Gangeticus) das ungefähr 3 1/2 Wiener Ellen in der Länge hat; und die Wächter-Eidechſe (Lacerta monitor).

* * *

Den 26. October (7. Novbr. n. S.) wurde in Twer, (Hauptſtadt des Gouvernements dieſes Namens) ein wohlthätiger Frauen-Verein, nach dem von Sr. Maj. dem Kaiſer genehmigten Reglement, und unter dem Schutze der Kaiſerin Eliſabeth Alexiewna, eröffnet. Zum Präſidenten derſelben iſt Ihro Excellenz, Eliſabeth Carlowna Wſewoloshskaja, erwählt worden. Am erſten Stiftungstage ſind an freiwilligen Beyträgen über 5600 Rubel eingelaufen. — H.

Des Jokus Wochengabe;

mitgetheilt von J. F. Caſtelli.

VI.

Sprichwort: Sechsmal ſechs iſt ſechs und dreißig;
Iſt das Weib auch noch ſo fleißig,
Iſt der Mann doch liederlich,
Bringen ſie nichts hinter ſich.

1.) Das Gewächs auf der Naſe.

(Ein Reiſe-Abenteuer.)

(Schluß von Nro. 14.)

Ting lachte noch, als die Magd das Abendeſſen ſervirte. Sie fragte, ob dem Herrn Etwas Unangenehmes begegnet ſey; und als wir ihr die Begebenheit erzählten, ließ ſie ſich mit einem ernſthaften Geſichte vernehmen, das ſey kein gutes Zeichen; denn ſo oft das Bild des alten Herrn, mit dem Gewächs auf der Naſe, von der Wand falle — wovon man gar keine Urſache einſehe — ſey im Hauſe ein Unglück geſchehen; ſie ſetzte noch dazu, wenn ſie der Herr des Hauſes wäre, ſo hätte ſie das vertrackte Bild ſchon lange in's Feuer geworfen, und mit dieſen Worten hob ſie es von der Erde auf, hing es wieder an ſeine vorige Stelle und ging.

Ich und mein Freund ſetzten uns zu Tiſche; wir wollten uns über die ganze Geſchichte noch etwas luſtig machen, allein es ging nicht. Mein Freund brachte mit aller Mühe keinen ſpaßigen Gedanken mehr hervor, und ſo ging unſer Geſpräch allmählig vom Poſſenhaften auf das Wunderbare über, und Kinds Erzählung: Die Ahnenbilder, nebſt ähnlichen Wundergeſchichten gaben den Stoff.

Endlich wurden wir ganz ſtill. Von der Reiſe ermüdet, ſenkten ſich meine Augenlieder, und ich bemerkte nur noch, daß Freund Ting, mit der Gabel ſpielend, immer auf das Bild hinſchielte, welches jetzt, im Schatten, wirklich etwas Unheimliches hatte. — Wir ſtanden endlich auf, um uns zur Ruhe zu begeben. Die Thüre wurde abgeſchloſſen. Ich nahm das freiſtehende, Ting das Himmelbett ein.

Ich mochte kaum eine Viertelſtunde eingeſchlafen ſeyn, als mich das Seufzen meines Freundes weckte. Ich horchte — richtig, er ſeufzte hörbar. — »Was haſt du denn?« rief ich ihm zu. — »Ich weiß nicht, antwortete er mir, träum' ich, oder iſt es Wirklichkeit, was mir begegnet iſt. Kaum drückte ich die Augen zu, ſo ſetzte ſich mir Etwas auf die Naſe, kalt, wie Eis. Ich ſchlug mit den Händen um mich, und weg war's; aber kaum lag ich wieder ruhig, ſo kam das Ding wieder, und ſetzte ſich mir neuerdings auf die Naſe; und ſo wiederholt es ſich ſchon zwei bis dreimal.« — »Das wird der Geiſt des alten Herrn ſeyn, den du geſtern, ob ſeines Gewächſes auf der Naſe ſo gehöhnt haſt, du ſollſt zur Strafe auch ein Gewächſe auf der Naſe bekommen,« antwortete ich lächelnd. — »Scherze nicht, verſetzte mein Freund, wirklich wandelt mich ein ſeltſames Grauen an, und wenn ſich mir das Ding nur noch einmal auf die Naſe ſetzt, ſo bleib' ich in dem verdammten Bette auch nicht eine Minute länger liegen.« — Wir wurden wieder ſtill, und ſchon ſchloß mich Morpheus auf's Neue in ſeine Arme — da ſprang Ting mit einem lauten Schrei aus dem Bette, und zu mir ausrufend: »Bruder, ich kann's nicht länger ertragen, da iſt wirklich Unerklärliches mit im Spiel. Schon wieder ſaß es mir auf der Naſe, verſchwand, wenn ich darnach ſchlug, und kam wieder.« —

Ich ſtand auf, ſchlug Licht, trat damit zum Himmelbette — Ting blieb furchtſam in einiger Entfernung davon ſtehen, ich öffnete die Vorhänge, und ſieh da — von oben herab hing eine Schnur, womit die Vorhänge zuſammen gezogen waren, an deren Ende eine alabaſterne Kugel als Zierde hing. — Dieſe Kugel war es, die ſich meinem Freunde auf die Naſe geſetzt hatte; wenn er ſie wegſchleuderte, gerieth ſie in Schwingung, verwickelte ſich wohl auch an der Schnur, und er hatte wieder einige Augenblicke Ruhe, aber kaum ſtand ſie wieder ſtill, ſo ſaß ſie ihm wieder auf der Naſe, da er gerade unter ihrem Schwerpuncte mit dem Geſichte lag.

Wir lachten beide über dieſe Entdeckung recht herzlich, und wenn Ting in der Folge über Etwas in Beſorgniß kam, fragt' ich ihn immer: »Sitzet dir ſchon wieder Etwas auf der Naſe?« und ſein Unmuth verlor ſich.

J. F. Caſtelli.

2.) Geiſt der ſchönen Künſte; excentriſche Epiſtel an einen exaltirten Aeſthetiker.

— und da ich, mein hypergenialiſcher Freund, durchaus nicht mehr umhin darf, Deinem Begehren, Dir meine Anſichten von dem Weſen der ſchönen Künſte mitzutheilen, zu willfahren — ſo ſey es denn! Manches wird Dir vielleicht immer noch zu proſaiſch vorkommen, allein bis zu Deiner transcendentalen Höhe habe ich mich, trotz unſrer ſonſtigen Harmonie nie aufſchwingen können; und auch jetzt halte ich dieß kleine Opfer der Freundſchaft bloß für einen gutmüthigen Spuck, für Phantasmen, die ich lieber als eine kleine Perſiflage unſerer eſoteriſchen Terminologie deuten mag ꝛc.

Kunſt überhaupt zuvorderſt iſt mir, mein glänzender Freund, Nietaphyſik der Kraft, nicht, wie der Kraftmann *Schneller* allzukräftig ſagt, Kraft ſelber. Der Kunſt Princip iſt Einheit; die Künſte machen die Kunſt; und nun zu meinen Poſitionen.

Muſik iſt Seelenmahlerei: Pſychomantie, Magnetismus der Kunſt. Alles iſt Muſik; der Grashalm, die Sternſchnuppe, die Waſſerhoſe, der Felsbrocken, die leckende Flamme, der Sturmwind, der Engel und das Vieh, der Menſch, ſo mitten inne, lauter Atome der Harmonie: Alles Eins, Eins Alles: ſo iſts gelöſet. Nur in Nichts iſt keine Muſik, und das Nichts exiſtirt nicht. Seele und Muſik ſind Eins. Muſik, als executive Kunſt, iſt, nach der unausſprechlichen Fülle ihres Grundweſens, ſeither noch Stümperei, Taglöhnerei, Firleſanz, hinkt noch auf Krücken. *Rameau* hätte ihr Meſſias werden können. Es wird keinen mehr geben. Die Tonkunſt hat noch keine Theorie. Ohne verwegene Vorgriffe, ohne vermeſſene Axiome, ohne ariſtarchiſche Conſequenzen, die dem Genie allein nur glücken können und *ſollen*, wird aus der Muſik nichts weiter. Die Metronoms ſind wohl Etwas. Pater *Caſtels* Farbenclavier war ein rebelliſcher, glänzender Einfall. *Franklins* Harmonica fühlte *Polyhymnien* den Puls. Die Muſik will Erfinder, keine Entdecker. Ihr Weſen erlaubt, befiehlt, anzunehmen, daß die Fabel des *Orpheus* aufhören könne, eine zu ſeyn.

Ihr will ich die *Tanzkunſt* anreihen. Dieſe iſt Declamation der Glieder, ſie iſt die Poeſie von Seele und Leib. *Werthers* ſentimentale Bedingung iſt Geſafel, Coquetterie. Der Walzer iſt das rechte, die Menuette franzöſiſcher Gartenſchnitt. Tanzen iſt das Leben des Lebens, das holdeſte Amalgama der Geſchlechter. Hier iſt die Regel Freiheit; Tanzen heißt darum glücklich ſeyn. Dem es ſchwer ankömmt, der iſt ein proſaiſcher Menſch, hat keine poetiſchen Anlagen. Dem Frauenzimmer kommt es nicht ſchwer an, es iſt poetiſchern Stoffs als wir. Das ganze Weſen des Weibes, ſein häusliches und öffentliches Leben, ſein Thun und Laſſen, alle ſeine Functionen ſind Tanz. Den Tanz hat kein Menſch erfunden; er begann mit der Schöpfung und fährt ewig fort in den Sphären. *Noverre*, ſein Reſtaurateur, verdient unſern Dank Alle regen lebendigen Leute und Nationen müſſen dem Tanz huldigen, ſeys als Gottesdienſt, ſeys aus Sinnenluſt, denn Eins bedingt das Andre.

Die dritte Schweſter, die *Schauſpielkunſt*, iſt experimentale Catoptrick der Subjectivität. — Schauſpiel iſt Schau-Spiel, Culminationspunct der Kunſt, ſo fern höchſte Täuſchung ihre Grundbedingung. Die Idee des Theaters als lebendige Mahlerei iſt erhaben, noch mehr als Anatomie der Leidenſchaften. Das Theater iſt der Maßſtab der Nationalcultur, aber Nationaltheater darf es keines geben. Eigentliches Schau- und Luſtſpiel und Tragödie ſind die reinen Poſitionen; Traveſtie, Pantomime, Ballet, Oper, dieſes brillante Pasquill auf geſunden Verſtand und edlen Geſchmack, hors d'oeuvres, Abarten, luxuriöſe Verirrungen. Die Oper in specie ein Compoſitum von Opiaten, Sinnenſchwelgerei, Bizarrerie der Kunſt, Carricatur, da das Princip alles Schönen, die Einfachheit genothzüchtigt, und zur raffinirteſten Gourmanderie entwürdigt. Oper iſt Polygamie und noch mehr. —

Zeichnen ferner, iſt fromm, heißt ſchreiben, wie Schreiben nicht Zeichnen ſeyn ſollte. Der Zeichner ſchreibt die Objecte auf, und wird Optiker. Diebſtahl an der Natur iſt alle Kunſt, die des Zeichners am meiſten. Zeichnen iſt eine halbe Kunſt, denn nichts iſt Farbenlos, und Weiß iſt keine Farbe, nur der Mangel der Farbe. Gleichwohl iſt das Zeichnen mehr Sache des Genies als die Mahlerei, deren Element es iſt. Ein Strich, ein Punct, oder kein Strich und kein Punct, machen aus dem Nero einen Titus und vice versa. Eine Zeichnung von einer Zeichnung, eine Copie ſoll nie treu ſeyn — in dieſer Kunſt ſind die Plagiate am widrigſten. Der Zeichner iſt der Kärrner des Malers. Der Kupferſtecher ein Filiale des Zeichners; er nimmt ſtatt eines Blatts eine Platte, ſtatt eines Bleiſtifts einen Stahlſtift, manipulirt concav ſtatt convex; kurz, verfährt überall umgekehrt. Der Lithograph — weiß noch nicht was er iſt.

Der Zeichenkunſt Calligraphie iſt Mahlerei, die wahre Paſigraphie. Zeichnen iſt Liſpeln, Mahlen Reden. Der Mahler iſt der Mann der Natur. Er iſt Schöpfer, denn alle Elemente ſind ſein, und der Pinſel gehorcht immer dem Geiſt, wie im Leben, ſo in der Mahlerei. Künſtliche Harmonie und natürliche Plaſtik geben das Gemählde. Ein Schritt weiter, und es iſt Schauſpiel. Das Starre beleidigt, entrüſtet, darum muß der Hauch der Idealität es beleben, verſöhnen. Ein Gemählde ohne dieſen Hauch, ein treues Bild, ohne geiſtigen Teint, ein Porträt zum Beyſpiel, empört, ſtößt zurück: die todten Lebendigen ſind widerlich. Naturgetreue Tableaux ohne idealiſchen Aether, ſind nachgezeichnete Abſchriften eines Sclaven, der abpinſelt, ohne den Sinn zu verſtehen, und doch verdirbt, daß mans nicht leſen kann. Darum muß unter den Künſten vor Allem die Mahlerei verſchönern. Man will nicht betrogen, nur getäuſcht ſeyn. — Die Mahlerei iſt die Poeſie der ſchönen Künſte. Deßwegen kanns Mahler ohne Arme geben. Das Gebrechen der Mahlerei iſt die Abhängigkeit von der Technik der Ausführung. Bis das Ideal durch Arm und Pinſel wandert, iſts, nach Leſſing, zur Hälfte verduftet: der Geiſt auf materiellen Wegen verfliegt. Die Muſik iſt unmittelbarer, aber, wie Kant ſagt, mit dem Fehler der Aufdringlichkeit behaftet; wie die Mahlerei nicht. Dafür iſt bey jener Geburt Tod, bey dieſer Tod Geburt und bleibendes Leben.

Sculptur iſt amplificirte verkörperte Zeichenkunſt; des Bildhauers Bleiſtift iſt der Meiſſel. Er macht Licht und Schatten ohne Wiſſen und Wollen. Er arbeitet negativ, denn im Felsbrocken, im Baumſtamme ſchlummern die Formen ſeit Jahrtauſenden ſchon; er haut nur die Hülle weg, und die Geſtalt ſpringt heraus. Haucht er Geiſt ein in den mühſamen Klotz, ſo iſt er das, was der, ſo es zu allererſt gethan: Schöpfer. Gießt er Leben und Bewegung aus, Blut in die Adern, Mark und Kraft in die Knochen, Feuer in die Muskeln, Geiſt und Blick ins augenloſe Aug, ſo iſt er Künſtler. »Leben athme die bildende Kunſt« fordert der Praxiteles unter den Dichtern.

Der Sculptur hehre Verwandte iſt die Architectur, Prototyp aller Kunſt. Tendenz der Harmonie offenbart bey ihr ſich am lebendigſten, bedungenſten. Cicero, wollte er von einer Wiſſenſchaft die höchſte Vorſtellung geben, bezeichnete ſie mit Baukunſt. Alles Thun iſt Bauen; der Styl individualiſirt. Architectur iſt die complicirteſte Kunſt, die Ode der Plaſtik, nur in edlerm Sinn. Sie iſt die Allegorie der erhabenſten Thatkraft, daher, der Idee nach, Spruch und Titel der Freymaurerei. In der Baukunſt ſpiegeln ſich Geiſt und Cultur des Volks ab. Seht den Pallaſt des Hottentotten, und den Hundeſtall des Herculanums! Warum ſchreibt niemand eine architectoniſche Weltgeſchichte? — Bauen heißt die Ewigkeit anticipiren. Ein rechter Baumeiſter muß ein Polyhiſtor und ein Schöngeiſt ſeyn. »Das Schöne zum Guten« ſein Orden. — Die **Gartenkunſt** iſt vegetabiliſche Architectur.

Soweit mein paradoxer Freund, und nicht weiter. Nur eine Schlußbemerkung noch.

Iſt, nach eines genialen **Schlegels** Hypotheſe die Baukunſt, gefrorene Muſik (aber nicht wie in Münchhauſens Poſthorn, das in der warmen Stube aufgethaut, die erfroſteten Töne fort poll****nirte) ſo ſey die Muſik flüſſige Architectur. **Dieß** noch richtiger, weil beide auf dem Grundſatz der Harmonie beruhen. Man kann noch weiter gehen, oder vielmehr ſteigen. Muſik und Architectur, nach dem Geiſt ihrer Perfectibilität ſind erſt das, was ſie ſeyn können und ſollen, höchſte Potenz, wenn ſich die Eine architectoniſch fixiren, und die Andere muſikaliſch auflöſen läßt. Die Eine fixiren, die Andere fluidiren und als Medium — die Mahlerei. — In dieſer verſchwimmt Beides zur Einheit.

Was nun noch für Zweige der ſchönen Künſte in der Ausſaat ſchlummern, ob ſie, unſerem ehrlichen **Sulzer** zum Trotz, nicht in meinem ingenioſen Freund einen **Linnó** finden, ob man ſie reduciren oder multipliciren werde, ob man über ihre **Normal-Eintheilung**, eben, weil ſie eine iſt, dereinſt noch lachen werde, wie über die dramatiſche Trippeleinheit des St. **Ariſtoteles**, laß ich dahingeſtellt, mein lieber Verſucher.

Franz Gräffer.

3.) Merkurs Rapport an Jokus.

Eine Ballankündigung vom 16. Jänner d. J. ſchließt mit folgenden Worten: **Beym Eintritt bezahlt Mannsperſon Ein Gulden; wofür das Frauenzimmer-Tanzen die Nacht hindurch frei iſt.**

Ein Mann übergab mir in einem Kaffehhaus einen geſchriebenen Zettel, worin folgendes zu leſen war: »Ein Mann, welcher durch Kimiſch und Mechaniſche Wiſſenſchaft und wirthſchaft eine Kunſt zum beſten wohl geneigter Menſchen Freund iſt und jene Kunſt bekant machen wollt. Erſtlich die feinſte allabaſta und merſcham Gefaß Theil ſo wohl auch das fein küneſiſch wie auch fein hieſigs und ordinari Porzlein N. B. es ſey in einigen Stucken zerbrochen, ſo wird es auch wider in vorigen guten Stand gänzlich zum gebrauch zu ſpeiſſen, hierauf wo eben auch jeder Sprung gänzlich immer weiß bleibt, da man hievor auch ſehr billige Preiß machen wird, wofür man ſich vollkommen überzeigen kann. Wohnhaft in der Stadt auf der hohen Brücke Haus Nro. 151 hinten im Hof beym Brun die Thür Nro. 9. — —

Ein Philoſoph neuerer Zeit hat behauptet, daß Jeder, der leſen gelernt hat, auch ohne weitere Hülfe zur Kenntniß der Grundlagen alles menſchlichen Wiſſens gelangen könne. (Journ. de Paris.)

Der Finanz-Miniſter **Roy** ſagte unlängſt zu einem Deputirten: Wahrlich ich bin ganz erſchöpft, ſeit 24 Stunden habe ich nichts anders thun können, als meinen Namen unterſchreiben. — O ja, erwiederte Jener, es hat's auch Mancher ſchon kaum 8 Tage lang aushalten können. (Constit.)

Bey der Vorſtellung des »**Strandrechts**« welche vor einigen Tagen auf einem Privattheater Statt hatte, trug der Capitän, welcher im Stücke von ſeinem Diener nach erlittenem Schiffbruche bey den Haaren durch die Brandung gezogen und ſo gerettet wird, eine prächtig friſirte und gepuderte Haarbeutelperücke, und moderne Brillen. Als man ihn nach geendigter Vorſtellung derb auslachte und hauptſächlich der Brillen wegen durchließ, gab er zur Antwort: Ja, wenn ich die Brillen nicht habe, hör ich den Seufzer nicht.« —

Die Gazette de France meint, die neue Wuth, auf den Straßen zu *ſtechen*, komme daher, weil ſich gewiſſe Leute auf eine andere Art nicht *pikant* zu machen verſtehen.

Auf dem Graben iſt ganz deutlich zu leſen: *Hier kann man einen Zimmermahler beſtehlen.*

Ueber *Emma von Leiceſter*, und *Meyerbeers* Muſik, äuſſerte ein boshafter Witzling: die Muſik kommt mir vor, wie ein wälſcher Salat aus Ingredienzien aller Gegenden zuſammengeſetzt, mit denen man ſich nothwendig den Magen verderben muß, wenn man nicht einen ſtoffhältigen Schnaps darauf nimmt. Dieſer Schnaps ſollte der Text ſeyn, aber er iſt ein Glas Waſſer, und an die Verdauung iſt nicht zu denken.

4) Lächerlichkeiten in Wort, Schrift und That.

Ich habe die Ehre Sie nicht zu kennen ſagen Viele, die das Gegentheil davon ſagen wollen. — *Ich bitte Sie gütigſt* (*um Dieß oder Jenes*); (wie unbeſcheiden)! — *Auf den Abend ſoupire ich nichts!* ein ſolcher Herr glaubt vermuthlich, man könne auch des *Mittags zu Abend eſſen.* — *Kirſchen eß ich raſend gerne!* (brrr!) — *Wir bleiben heute ſchon beyſammen bis morgen früh.* Ich habe dieſen Ausdruck oft und nie ohne Lachen gehört. — *Das Dezimirt werden kann der Zehnte nicht leiden*, ſagte einſt Jemand ganz ernſthaft. — Eine Frau beſchwerte ſich über ihren Sohn, ausrufend: Seit der junge Menſch in die Schule geht und Bekanntſchaft mit andern Knaben gemacht hat, wird er wie *ordentlich unordentlich!* (Vielleicht könnte man den Jüngling wieder *unordentlich ordentlich* machen?) — *Wo iſt mein Chapeau-bas-Hut?* — mein *Federpinal*, — meine *Couvert-Decke* — mein *Hals-Collier?* (welche Pleonasmen! — Ein Hausſchild enthält die Aufſchrift: *Zum goldenen Stahldegen.* — Auf einem Hauſe in Lanzendorf ſind folgende Reimlein zu leſen:

Ich achte meine Haſſer
Gleich wie das Regenwaſſer,
Das von dem Dache fließt,
Verachte nicht mich und die Meinige
Betrachte erſt dich und die Deinige;
Wirſt du dich und die Deinige gut betrachten
Wirſt du mich und die Meinige nicht verachten.

Bey einem Gewölbe hängt eine Tafel mit verſchiedenen Miniaturportraits heraus und darunter ſtehen die Worte: *Der Mahler bürgt für die Unſterblichkeit der Farben.* — »*Es iſt ungefähr halb ſieben und drei Minuten darüber.*« (Wie genau und doch zweifelhaft.) — *Niemand wird gebeten über dieſe Wieſe zu gehen*, (ſteht wörtlich auf einer Tafel bey einer Wieſe, worüber vorher ein Fußſteig führte.) — *Alle Dinstage iſt Tanzmuſik, den Samſtag ausgenommen*, (auf einer Ballankündigung gedruckt zu leſen.) — *Den gänzlichen Schluß* macht eine prachtvolle Kanonade, findet ſich faſt auf jedem Feuerwerkszettel. — *Um der Wohlthätigkeit keine Grenzen zu ſetzen, wird der Eintrittspreis auf 1 fl. geſetzt.* (Vortrefflich!) — An zwanzig Orten iſt zu haben: *Aechtes Pariſer Köllnerwaſſer.* — Die bisher von K. *beſeſſene* Handlung beſitzt jetzt B. —

(Werden fortgeſetzt.)

Allgemeine Novelliſtik.

Bey **Ackermann**, in **London**, findet man die neueſten Producte in Spott- und Sittenbildnerei, die man gewöhnlich Carricaturen zu nennen pflegt, und Portefeuilles voll ſolcher Fratzen und Farbenkleckſereien werden ausgeliehen. Indeß publicirt **Ackermann** ſelbſt nur ſelten ſo Etwas in einzelnen Blättern. Da war's freilich eine andere Zeit, als bey den Nachrichten von den furchtbaren Froſtſcenen in **Rußland**, im Jahre 1812 auch **Ackermanns** Repository faſt täglich ein neues Spottbild auf den zerſchmetterten Uebermuth herabſchneyte, und der erſte Koſak, der ſiegverkündend in **London** ankam, auf der Stelle gemahlt, in 8 Tagen 4000 mal verkauft wurde. Der alles wohlberechnende Kunſthändler hat ſich ſeit mehreren Jahren mit einem ſatyriſchen Dichter und Zeichner verbunden, deren vereinte Ausflüge (Rambles) in den Regionen der Phantaſie, ganz **England** in Vergnügen und Lachen verſetzten, und dem wackern Unternehmer durch ſtets erneuerte Ausgaben und eine ganz unerwartete Abnahme auch in Weſt- und Oſtindien die Mittel darbothen, Würdiges für die Kunſt zu wagen, wo nicht Gewinn, aber Ruhm lohnt. Der unter der Maske des Dr. **Syntax** verborgene Volksdichter beſingt, in **Buttler**'ſchen Doggrel-Verſen, die Abenteuer eines auf pittoreske Gegenſtände ausreiſenden Dilettanten. Das iſt des Dr. **Syntax** Tour to the Picturesque, wovon in 7 Jahren an 30,000 Abdrücke, in immer erneuerten Ausgaben, verkauft wurden. Dann kam der **Todtentanz** an die Reihe; zuletzt der **Tanz durchs Leben**, wovon auch ſchon die zweite Auflage erſchienen iſt*). Manches erinnert darin an das durch unſers **Lichtenbergs** Commentar ſo intereſſant gewordene Leben eines Liederlichen, von **Hogarth**. Nur daß Sir **Henry**, der Held des Gedichts, im Schuldengefängniß in ſich geht, und zuletzt noch ein recht guter Gatte und Familienvater wird, mit allen Scenen von häuslichem Glück (domestic Happiness). Zu allen dieſen Dichtungen macht nun ein phantaſtiſcher Sittenmahler, **Thomas Rowlandſon**, in leicht ſkizzirten, aber geiſtreich radirten und colorirten Carricatur-Bildern eine ganz ins engliſche Leben verſetzende Reihenfolge von Sitten-Darſtellungen, oder vielmehr er entwirft dieſen Cyclus zuerſt, und dann ſingt der verkappte **Syntax** ſeine Geſchichte dazu. Für ſolche, die ſich recht lebhaft in die Modethorheiten und Familienauftritte, wie ſie zuletzt noch der Angloamericaner und unſre geiſtreiche Landsmänninn, die Frau **Schopenhauer**, geſchildert hat, vor's Auge bringen wollen, iſt der Beſitz dieſer Producte nicht ohne Werth. Zu Oſtern d. J. ſoll ein ganz neues, humoriſtiſches Product von Dr. **Syntax** erſcheinen, dieß verkündet **Ackermann** ſchon in allen ſeinen Publicationen, zur großen Freude Aller, die eine ſolche Unterhaltung den bis zum Ueberdruß langweiligen Romanen von neueſter Fabrik, oft nur vorgeblich von Frauen gedichtet, vorziehen.

So wie Hr. v. **Langsdorf** in ſeinen Reiſen erzählt, wird der Name des regierenden Kaiſers in **Japan** im ganzen Lande als das höchſte Staatsgeheimniß betrachtet, und die Unterthanen erfahren jedesmal erſt nach ſeinem Tode, welcher Kaiſer regiert hat.

Der berühmte brittiſche Botaniker und Gartenkünſtler **Sowerby** beſtätigt, was ſchon früher bekannt war, daß, wenn man an die Wurzeln der Bäume, zu der Zeit,

---

*) The Dance of Life, a Poem, illustrated with coloured engravings by Th. **Rowlandson**, gr. 8. 185 S. mit 24 Kupfertafeln, außer dem Titelblatte. Welch ein Contraſt zwiſchen der 17. Scene im Fleetkerker, und der 24., den blessings of the Fire-side, der ruhenden Familienſcene am Camin!

wo die Blüthe derſelben in die Frucht übergeht, eine bedeutende Menge Waſſer gießt, die Blüthen nicht mehr erfrieren, und reichlich Früchte tragen.

Zu Fulda lebt jetzt eine Wittwe, Namens Zwengen, die 78 Jahre alt, und bey guter Geſundheit iſt. Sie hat 15 Kinder geboren, und durch dieſe, ſammt ihnen 131 Nachkommen in die Welt geſetzt, von denen gegenwärtig 87 am Leben ſind, die ſämmtlich im Erwerbſtand ihr mäßig gutes Auskommen haben, und ihre Stamm-Mutter mit kindlicher Liebe wetteiſernd verehren. (Ein deutſches Blatt ſchlägt für fruchtbare Frauen ein Ehrenzeichen, und dazu einen an einem roſenfarbnen und grünen Bande, d. i. Liebe und Hoffnung, angeöhrelten holländiſchen Ducaten vor, wegen deſſen Inſchrift: Concordia res parvae crescunt.

Zu Anfang der Regierung Carls IV. ergab ſich aus einer allgemeinen Volkszählung, daß Spanien eine Bevölkerung von 11 Millionen Einwohnern beſaß, wovon allein 170,000 auf die Hauptſtadt kamen. Gegenwärtig beläuft ſich die Bevölkerung dieſer Monarchie kaum über 10 Millionen, was als Folge des blutigen und verheerenden Krieges anzuſehen iſt. (Hier iſt nun bemerkenswerth, daß Frankreich, welches nicht größer als Spanien iſt, ungeachtet es bey 3 Millionen Menſchen in Kriegen verloren hat, noch 28 Millionen zählt, folglich um 2 Millionen mehr, als vor der Revolution, d. i. im Jahre 1789.)

Die Stelle des Profeſſors der Chemie für die Univerſität William und Mary, in Williamsburg, in Virginien, trägt 3315 Dollars (ſo viel wie Speciesthaler oder ein Dollar 4 Schilling 6 Pence engl. Münze) ein.

Die Hunde von Neufoundland haben einen unglaublichen Verſtand, weßhalb ſie mit vielem Erfolg zur Rettung der ins Waſſer Gefallenen gebraucht werden. Die Pariſer Polizei hat daher einige Hunde kommen laſſen, um ſie ſtets am Ufer der Seine, zur Hülfe bereit zu halten. (Auch an andern Orten wäre es gut, ſolche Hunde zu halten.)

Die, wie man behaupten will, in Paris erfundenen Oeluhren dürften wir wohl bald auch in Wien allerorts verkaufen ſehen, da ihre Structur ſo einfach iſt, daß ſie jeder leicht ſelbſt machen kann. Ein längliches porcellainenes Schiffchen, welches am Vorder- und Hintertheil ein kleines Kügelchen hat, durch welches erſtere der Docht gezogen iſt, wird mit Oel, als Nachtlampe, gefüllt. Ueber dem Schiffchen in der Mitte iſt ein Zifferblatt, das durch den angezündeten Docht beleuchtet wird; der Zeiger iſt an einem kleinen hölzernen Cylinder angebracht, welcher, beynahe am hintern Ende, ein kleines Rad befeſtiget hat, über welches eine Schnur liegt, an deren beiden Enden ein kleines Gewicht befeſtigt iſt; das eine derſelben iſt von Pantoffelholz, das andere ein kleines Gegengewicht. Erſteres ruht auf dem Oel, und ſo wie dieſes von der Flamme verzehret wird, ſo ſinkt es immer tiefer, und wirkt auf den Zeiger. Natürlich wird dieſer Mechanismus in der Folge noch Verfeinerungen, und wir in dieſer Hinſicht noch zweckmäßigere Nachtlampen um einen geringen Preis erhalten.

In einem americaniſchen Blatte lieſt man neue Erklärungen alter Wörter, unter andern: »Hard times« (ſchlechte Zeiten) dem Sänger Philipps 300,000 Dollars für einige halb Duzend Geſänge bezahlen — in Kutſchen fahren — Schuhe von Atlas — Shawls — friſchen Lachs, das Pf. zu 1 Thaler — Lammbraten — grüne Erbſen — gebratene Hühner — und in Pallaſten wohnen. »Charity« (Wohlthätigkeit) Leute unterſtützen, die nicht arbeiten mögen, ſiehe vereinigte Staaten — Ungeheure Geldſammen erheben, und nur ein klein wenig zurückzahlen in Almoſen, ſiehe England — Aus den Armenfonds alljährlich Gaſtmähler beſtreiten, Geſundheiten trinken. mit Subſcriptions-Liſten herum gehen, und ſelbſt nichts geben, ſiehe ..... »Philantropy« Weiße Sclaven unterdrücken, und Schwarze freilaſſen. »Friands of Liberty« 1819 (Freiheitsfreunde im Jahre 1819) Eigenthümer von Kaperſchiffen — durch Sclaven-Verkäufe reich werden — Seine eigene Freiheit unbeſchränkt haben wollen, ohne Rückſicht auf die Freiheit Anderer, und die beſtehende Ordnung, zu nehmen. »Morality« Sittlichkeit ohne Religion. »Religion« Religion ohne Sittlichkeit. »Liberty of conscience« (Gewiſſensfreiheit) die Juden verhindern Leih- und Creditsbureaus zu halten, ſiehe Maryland — Auch Unitariern verbieten, in den Legislaturen Sitz und Stimme zu haben, ſiehe Maſſachuſetts und Dalaware — Auch Leuten das Abendmahl verſagen, welche tanzen oder ins Theater gehen, ſiehe Altvirginien ꝛc.

In England gibt ein Herr Coke zu Holkham alljährlich ein ſogenanntes Wollſchurfeſt; im verfloſſenen Jahre war das 43ſte. Der Herzog von Bedford, der Marquis von Taviſtock, John Sinclair, Owen, Lanark, viele aus dem hohen Adel, Oeconomen und Pächter, bey 300 Perſonen ungefähr, unterhielten ſich drei Tage, die ſchönſten Thiere wurden vorgezeigt; am intereſſanteſten war die Schönheit und der Wohlſtand des Dorfes Holkham, das ganz aus Arbeiter-Familien beſteht. Jede Familie hat eine eigene bequeme, dem Gewerbe angemeſſene Wohnung. Jedes Haus hat einen geräumigen Garten, der Gemüſe, Baum- und Hülſenfrüchte im Ueberfluß für das Bedürfniß liefert. Die größte Reinlichkeit herrſcht allenthalben. Alle Bewohner ſchienen mit ihrem Loſe und der Liberalität des Hrn. Coke zufrieden. Kein Hülfsgewerbe für die Landwirthſchaft fehlte im Dorfe. Einſt hatte es zwei Wirthshäuſer; Hr. Coke ließ ſie beide eingehen, weil er fand, daß ſeine Dorfbewohner derſelben nicht bedurften, und, ſeitdem ſie eingegangen, noch beſſere Arbeitsgehülfen und Familien-Väter geworden ſind. Am Ende des Feſtes erſuchte Hr. Coke alle Anweſenden, daß über ein Jahr ſich jeder, in Begleitung von ein paar Freunden der edelſten aller Wiſſenſchaften, bey ihm wieder einfinden möge.

Herr von Beſſon kündigt von Hamburg aus [illegible] wiſſenſchaftliche Reiſe nach den Häfen des Mittelmeers an, zu der er 20 Reiſende einladet. Jeder Reiſende erhält ein eigenes Zimmer, und alle Bequemlichkeit. Die Dauer der Reiſe iſt auf zwei Jahre beſtimmt. Man wird die vorzüglichſten Häfen beſuchen, Alterthümer und Naturgegenſtände einſammeln ꝛc.

Nach einem neuen Syſtem, das Doctor Brouſſais in Paris einführte, iſt im Jahre 1819 der Blutigel-Verbrauch dort außerordentlich geweſen. In den dortigen Spitälern wurden allein mehr als 400,000 Stück Blutigel gebraucht; man kann daher annehmen, daß in ganz Paris wenigſtens dreimal mehr, nämlich 1,200,000 Stück verbraucht wurden, welche ungefähr 120,000 Franken koſteten.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Gräffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 17 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

18.

(Wien, den 12. Februar.)

Gegen Herrn Hofraths Schultes Nachricht von Hochſtätt, und hiſtoriſche Reminiſcenz von Donauwörth.

In dem Converſation-Blatte 1819, erſter Band, Nr. 18. iſt auszüglich die Rede von den Donau-Fahrten des Herrn Hofraths Schultes, Dr. med. und Profeſſors zu Landshut. Nachdem der Auszug von der Schlacht bey dem Städtchen Hochſtätt (1704) geſprochen hat, fügt er bey: »Sehr intereſſant ſind die, ſeit der Zeit der Reformation und des Beytrittes der Einwohner zum Schmalkaldiſchen Bunde, vorgefallenen Begebenheiten dieſer Stadt zu leſen; als freie Reichs-Stadt durch die Erklärung Kaiſer Friedrichs, trat ſie demſelben (dem deutſchen Reiche) bey. Obwohl durch Carl V. erobert, wurde ſie dennoch im Paſſauer Vertrage in die Rechte einer freien Reichs-Stadt wieder eingeſetzt. Der gegenſeitige Haß zwiſchen Katholiken und Proteſtanten brach, bey Gelegenheit einer öffentlichen Proceſſion der erſtern, in Thätlichkeiten aus, und hatte die Acht-Erklärung der Stadt zur Folge. Baiern ergriff die Gelegenheit, welche der Ingrimm der Proteſtanten darbot, nun auch zum viertenmale dieſe Stadt beſitzen zu können, bezwang die proteſtantiſchen Unterthanen mit Gewalt der Waffen, übergab die Pfarrkirche den Jeſuiten, und erhielt ſich, den Proteſtationen und dem Sträuben der ſchwäbiſchen Stände zum Trotze, in dem Beſitze dieſer Stadt. Auch das fünftemal mußte ſie den Schweden im dreißigjährigen Kriege abgewonnen werden. Kaiſer Joſeph der I. erklärte ſie wieder zur freien Reichs-Stadt. Aber im Badner Frieden kam ſie das ſechſtemal an Baiern.«

Aber Hochſtätt war niemals eine freie Reichs-Stadt; auch war es nicht dem Schmalkaldiſchen Bunde beygetreten. Die zu Hochſtätt vorgefallen ſeyn ſollenden Begebenheiten haben ſich nicht zu Hochſtätt zugetragen. So z. B. hatte die erwähnte Proceſſion nicht zu Hochſtätt Statt, ſondern anderswo, nämlich zu Donauwörth, welches die freie Reichs-Stadt war, auf welche alles Geſagte bezogen werden muß, weil es ſich nicht zu Hochſtätt, ſondern zu Donauwörth zutrug.

Während den vier Studienjahren 1811 — 12 bis 1814 — 15, habe ich als Profeſſor zu Dillingen, mich mit dem Locale und mit der Geſchichte der zwei nahen Städtchen Hochſtätt und Donauwörth ganz bekannt gemacht. So z. B. beſah ich das Schlachtfeld zwiſchen Hochſtätt und Blindheim nach den Zeichnungen deſſelben in hiſtoriſchen Schriften, und nach der Abbildung der Schlacht im Hochſtätter Rathhauſe. Ich ſah die Stelle, wo eine Menge der in die Flucht getriebenen Franzoſen ſich über die Donau retten wollte, aber in dieſem Strom ertrank. Ich war im Dorfe Blindheim, worin 28 Bataillone und 12 Geſchwader der Franzoſen, nach verlorner Schlacht, ſich noch zu behaupten verſuchten, aber eingeſchloſſen, und durch Feuer genöthiget wurden, ſich als Gefangene zu ergeben. Man zeigte mir eine Scheuer, in welcher ſich der franzöſiſche Feldmarſchall Tallard verſteckt haben ſoll, welcher ſich jedoch an einen heſſiſchen Officier, im engländiſchen Dienſte unter dem Herzoge Marlborough, kriegsgefangen ergeben mußte.

Was Donauwörth und ſeine Schickſale betrifft, ſo erinnere ich: ob dieſes Städtchen von Kaiſer Heinrich VI. oder von Albrecht I. oder von Carl IV. zu einer Reichs-Stadt gemacht worden ſey, darüber ſind die Schriftſteller nicht einig. So viel iſt gewiß, daß Kaiſer Carl IV. Donauwörth als eine Reichs-Stadt 1376 den Herzogen von Baiern verpfändete, daß ſie Kaiſer Siegmund 1414 wieder einlöſte, ans Reich nahm, und ihr 1434 eine Urkunde ertheilte, daß ſie nie mehr vom Reiche veräußert werden ſollte. Sie behauptete auch ihre Reichs-Unmittelbarkeit bis 1617, da ſie wegen Inſultirung und Mißhandlung der Katholiken (welche vom Kloſter zum heil. Kreuz eine Proceſſion in das nahe Dorf Auchſesheim gehalten hatten) von den Lutheranern, vom Kaiſer in die Reichs-Acht erklärt, und die Vollziehung derſelben dem Herzoge von Baiern aufgetragen wurde, welcher mit Truppen gegen die Stadt Donauwörth anrückte, die ſich ihm aber ſogleich ergab. Die Aengſtigung und Mißhandlung der Katholiken von den Lutheranern geſchah zwiſchen den zwei Thoren, innerhalb der Donau-Brücke, und zwiſchen dem Zwinger innerhalb der Stadtmauern von den Thoren bis zum Kloſter. Die Gewaltthat, welche die lutheriſchen Bürger an ihren katholiſchgebliebenen Mitbürgern verübten, die, zur Strafe der erſten, über die Reichs-Stadt vom Kaiſer verhängte Reichs-Acht, die militäriſche Wegnahme der Stadt, (dieſer ehemaligen Genoſſin des Schmalkaldiſchen Bundes) waren das unwürdige Vorſpiel des 1618 ausgebrochenen dreißigjährigen Krieges, in welchem Jahre die zwei kaiſerlich geſinnten Statthalter, Martinitz und Slawata, ſammt dem General-Secretair Platzer im Schloſſe zu Prag zum Fenſter hinausgeworfen wurden, welches das Signal zum Ausbruche eines Krieges der aus Religionshaß rebellirenden Böhmen gegen den Kaiſer, als ihren König, war.

K. J. Stephan,
Profeſſor zu Salzburg.

An ihrem Sarge.

I.

Ob ich dich liebe? durft' ich mich nicht fragen, —
Das eigne Herz zum Selbſtbetruge führt, —
Doch ahnt' ich's, weil ein Beben mich beirrt.
Wollt' ich die Frage an Dich ſelber wagen;

Zu hoch ſchien mich Dein Stand zu überragen,
Und wenn Dein milder Blick mich gleich gerühet,
Hab' ich mich kalt und dumpfen Sinn's geziert,
Mein ſüßes Weh mit Frohſinn zu ertragen. —

So wankt' ich durch die Welt, in Schmerz verloren,
Und wagt' es nicht, in Deinem Aug' zu leſen:
Ob meine Seele könnt' in Dir geneſen? —

Da tritt der Tod hervor aus ſchwarzen Thoren,
Der Würger ſagt mir's erſt, der Dich erkohren:
Daß Du mir *lieb*, daß Du mir *gleich* geweſen!!

II.

So *ſtirbt* an *Deinem Sarge* denn mein Sehnen, —
Des bangen Zweifels ledig, ſchmerzhaft weich
Verſink' im Strom' ich eitler Wehmuths-Thränen;
O, nimm mich auf zu Dir, in's lichte Reich!! —

Nun dürft' ich ſtraflos Dich zu lieben wähnen?! —
Zu ſpät! Du ſtarrſt ſo kalt mich an und bleich — —
Und höhnend darf des Todes Mund ſich dehnen,
Er grinſt: »Du liebſt zu ſpät — ſie war Dir gleich!« —

Laß mich, o Tod! — doch lern' auch Du erbeben,
Denn wiſſe, daß Du *dreifach* Lügner biſt:
Nicht *lieb'* ich, die *nicht gleich mir*, *todt nicht* iſt;

Anbethung meiner wunden Seel' entſprießt,
Nicht *Liebe* darf zur *Heiligen* ſich heben,
Die *ewig lebt* in Gott der Unſchuld Leben.

Wien, den 4. Februar [illegible]. Fr. W. v. N—L.

Aus und über Ungarn.

II.

(Schluß von Nr. 16.)

Im vorigen Herbſte erſchien auch zu *Komorn* eine ungäriſche Schauſpielergeſellſchaft unter der Leitung eines Herrn *David Kilényi*. Gleich durch ihre erſte Vorſtellung gewann dieſelbe die Gunſt des Publicums jener Stadt in ſo hohem Grade, daß Tags darauf das dort beſtandene einſtweilige deutſche Schauſpielhaus leer, und alles, was Namen hatte, im magyariſchen Theater zu ſehen war. Adelige und Bürger, unter letztern ſogar ſolche, die kein Magyariſch verſtehen, ſchoſſen ſogleich beträchtliche Beyträge zuſammen, um der Künſtlergeſellſchaft ſchon im Voraus einen Unterhaltsfond auf mehrere Monathe zuzuſichern. Mehrere deutſche Kaufleute mit ihren Frauen beſuchten eifrig das vaterländiſche Schauſpiel, und ſogar der Stadt-Commandant, welcher bekanntlich nicht ungariſch ſpricht, beehrte daſſelbe mehrmals mit ſeiner Gegenwart. Bey der Vorſtellung der Tartarn in Ungarn, einem Trauerſpiele von Hrn. C. v. Kiſſfaludy, auf welches ſich gleichwohl der Verfaſſer ſehr wenig zu Gute hält, war doch kein Auge thränenleer geblieben. Bey der dritten Scene des dritten Acts, wo Elek, ein junger Regulus, von ſeiner Geliebten und ſeinem Nährvater auf ewig Abſchied nimmt, ſchluchzten auch ſogar einige derbe Schnurbärte in die große Trenodie der Frauen hinein. Eine deutſche Kaufmannsfrau ſchien ihrem Leidweſen gar kein Ende finden zu können, und verſicherte einem Edelmann, der ſie beruhigen wollte, daß ihr bloß das imponirende Spiel der Künſtler, und die ihr gleichwohl unverſtändliche, aber überaus harmonievolle Sprache ſo ſehr zu Gemüthe ginge.

Der Inhalt dieſes ſehr intereſſanten Trauerſpiels iſt beyläufig folgender: Als die Tartarn in Ungarn hauſten, machten ſie den Pflegeſohn des Herrn der Feſtung Szadvar, gefangen. Ob ſie gleichwohl ihre Gefangenen zu ermorden pflegten, ſo ſchonte doch Kajuk, ihr Feldherr, des Jünglings, ſowohl um ihn als Werkzeug ſeiner Rache, die er dem Beſitzer der Feſtung geſchworen, weil er bey dem erſten fehlgeſchlagenen Angriff auf dieſelbe ſeinen einzigen Sohn verloren hatte, als auch, weil Zelmire, ſeine Tochter, welcher der Anblick des ſchönen Jünglings Mitleid einflößte, durch ihre Fürbitte ihm Gnade erwirkte. Die Tartarn drangen auf ihrem Zuge immer weiter im Lande vor, verbreiteten überall Schrecken und Verheerung, und zwangen ſelbſt den König Bela, zu entfliehen.

Nachdem ſie aber ihrer Raubſucht genug gethan hatten, wandten ſie ihre Waffen wieder gegen Szadvar, um endlich, da ihnen nichts mehr Widerſtand zu leiſten ſchien, an Bebeck, deſſen ganzes Kriegsvolk kaum 500 Mann betrug, Rache zu üben, und ſodann in ihre Heimath zurück zu kehren.

Elek (ſo hieß der Jüngling), war nun ſchon zwei Jahre gefangen, und hoffte nicht mehr, Bebek, ſeinen Pflegevater, und deſſen ſchöne Tochter, Emelka, ſeine Geliebte, wieder zu ſehen. Da er aber nun in Zelmirens Nähe lebte, und ſich freundlich und dankbar gegen ſie betrug, erwachte bald ein Gefühl in des Mädchens Buſen, welches ſie zuvor nie gekannt hatte, um ſo weniger, da ſie bisher ihren rauhen Vater ſtets auf ſeinen Feldzügen begleitete, und nur unter Waffengetöſe und Kriegsgeſchrei herangewachſen war. Es war Liebe, welche jedoch Elek, ſeiner geliebten Emelka getreu, nur mit Freundſchaft erwiederte. Orangzeb, ein tartariſcher Oberofficier, bemerkte Zelmirens Zuneigung zu Elek mit großem Unwillen, denn er ſelbſt war in ſie verliebt, und hatte auch bereits ihren Vater um ihre Hand gebethen, aber eine abſchlägige Antwort erhalten. Um ſeine Abſicht dennoch zu erreichen, vertraute er ſich einem gewiſſen Kobuth, einem Kumanier, welcher des Feldherrn Vertrauter, aber ein wahrer Ausbund von Bosheit und Niederträchtigkeit war. Dieſer verſprach ihm nicht nur, was er wünſchte, ſondern noch bey Weitem mehr, wenn er ihm behülflich wäre, Kajuk zu ermorden, und Emelka, die ſchöne Tochter Bebeks, welche er vor zwei Jahren hatte kennen lernen, in ſeine Gewalt zu bekommen. Orangzeb, vor Liebe und Eiferſucht glühend, verhieß ihm, ſein Möglichſtes thun zu wollen. Kobuth aber bediente ſich, ungeachtet deſſen, doch auch noch eines andern Helfers, um ſein Ziel zu erreichen; dieß war Batu, auch ein Kumanier, und Spion der Tartarn.

Kobuth wurde mit Elek auf die Veſte Szadvar, zu Bebeck geſandt, um denſelben zur Uebergabe zu vermögen. Der Jüngling hatte dem tartar'ſchen Feldherrn ſein Wort gegeben, auf jeden Fall wieder zurück zu kehren, obgleich er wohl wußte, daß ſein Pflegevater ſich nie zur Ergebung bequemen werde, und er aus demſelben Grunde bey ſeiner Zurückkunft nichts als den Tod zu erwarten habe. Seine Erſcheinung bey Bebek, der ihn zärtlich liebte, ſein ſtandhafter Entſchluß, wieder in's feindliche Lager zurück zu kehren, der feſte Wille ſeines Pflegevaters, die Veſte bis zum letzten Augenblicke ſeines Lebens zu vertheidigen, das Wiederſehen Emelka's, die ihn ſchon längſt für todt gehalten, und endlich der Abſchied des edlen Jünglings von den Seinigen, geben eine Reihe Scenen, welche zu den rührendſten gezählt werden dürfen, die jemals auf der Bühne geſehen wurden.

Kobuth ſchaffte aus Gründen — welche zwar nicht klar genug am Tage ſind — den Jüngling, auf ſeinem Rückwege ins Lager, bey Seite, belog ſeinen Feldherrn Kajuk auf mancherlei Art, und brachte ihn durch erſonnene Berichte ſo ſehr in Harniſch wider Bebek, daß derſelbe alſogleich zum Sturme blaſen ließ, und mit ſeinem Heere auf die Feſtung losging.

Bebek hält ſich, ſeinem Vorſatze getreu, tapfer und ſtandhaft, bis er ſelbſt, im Kampfe ſchwer verwundet, dem Feinde in die Hände fällt; und auch in Ketten bezeigt er ſich ſo großherzig und edel, daß er dem Feldherrn der Tartarn ungemeine Achtung einflößt. Seine Tochter Emelka geräth indeſſen durch Batus Hülfe wirklich in Kobuths Gewalt, wird aber am Ende durch Orangzeb, welcher deſſen Schändlichkeit eingeſehen, und, ſein früheres Einverſtändniß mit demſelben bereuend, dem Feldherrn das ganze Geheimniß entdeckt hatte, in Freiheit geſetzt, und endlich durch Kajuk ſelbſt und deſſen edelmüthige Tochter Zelmire, ihrem geliebten Elek in die Arme geführt. Zelmire behauptet in dieſer Scene einen überaus ſchönen Character, indem ſie auf Eleks Hand, worauf Emelka ältern Anſpruch hat, großmüthig verzichtet, bloß in dem Bewußtſeyn, beider Liebenden Glück gefördert zu haben, das Ihrige ſucht, und dem Orangzeb, welcher durch ſeine Reue, durch ſeinen Abfall von Kobuth, und deſſen Ermordung, dieſes Alles begünſtigt hatte, freiwillig ihre Hand reicht. Der edle Bebek ſtirbt an ſeinen Wunden, nachdem er ſich großmüthig mit Kajuk ausgeſöhnt, dieſer aber, die Tugend auch in ſeinem Feinde erkennend und ehrend, ermahnt ſeine Krieger, ſich ein Beyſpiel wahrer Männergröße an dem Sterbenden zu nehmen, und ihn mit allen Ehren, die einem Helden gebühren, auf ſeiner Veſte zu begraben.

Der Verfaſſer dieſes Stücks, Herr Carl von Kiſſfaludy, eines begüterten Edelmanns Sohn aus Raab (wohl von dem Verfaſſer der rühmlichſt bekannten Himfi Szerelmei, Herrn Alexander von Kiſſfaludy, einem zu Sümegh lebenden Edelmanne, zu unterſcheiden*), iſt noch ſehr jung, und hat dennoch bereits zehn ungariſche dramatiſche Werke geliefert, welche ſämmtlich in kurzer Zeit zu Peſth gedruckt erſcheinen werden.

Das Characteriſtiſche ſeines Geiſtes iſt, beym wahren Lichte betrachtet, ein wunderſamer Widerſchein des Characters ſeiner Nation, und alles deſſen, was dieſelbe von jeher liebte, übte und bewährte: kriegeriſche Tapferkeit, veger und höchſt empfänglicher Sinn für alles, was Edelmuth und Seelengröße in Anſpruch nimmt, Großmuth gegen den Feind, freiwillige Aufopferung alles deſſen, was dem Herzen theuer iſt, für König und Vaterland, kurz der ganze Cyclus volksthümlicher Characterzüge, welchen ihre Geſchichte enthält, ſcheint ſich in den Dichtungen dieſes Künſtlers zu entfalten. Seinen weiblichen Characteren weiß er eine Natur und Wahrheit anzueignen, welche dem Weſen ungariſcher Frauen, zumal jener der Vorzeit, innigſt angehört. Heldinnen hat die ungariſche Geſchichte in Menge aufzuweiſen, und Heroinenrollen ſind es auch nur, welche dem ſchönen Geſchlechte in Ungarn noch heut zu Tage am meiſten zuſagen; eine Nationaleigenheit, welche auch der unbefangenſte Zuſchauer in ihren Theatern ohne Mühe bemerken kann. — Hier und da, zwar nur in ſeinen erſten Stücken, ſchmilzt dieſer Dichter viel zu gern in elegiſche Klage und eine Gemüthlichkeit hin, in welcher ſeine Helden nicht ſelten zu verſinken ſcheinen. Seine Sprache iſt ohne Gepräuge und Pomp, und würde, wenn ſeine Dichtungen in's Deutſche übertragen würden, jenen, deren Geſchmack durch die Metaphernſucht des Tages nur einigermaßen verbildet iſt, um ſo weniger munden, da der Wohlklang und Numerus, welcher in dieſer Sprache jeden erkünſtelten Schmuck erſetzt, in einer andern nicht leicht, und bey einer metriſchen Behandlung vielleicht gar nicht zu erreichen wäre. Um ſo intereſſanter aber müßte dem deutſchen Leſepublicum, eine getreue Ueberſetzung der ungariſchen dramatiſchen Werke erſcheinen, da die magyariſchen Dichter jene längſt gehegte, aber nie zu Stande gekommene Abſicht der Franzoſen, eine Sammlung wahrer National-Schauſpiele, d. h. ſolcher, deren Stoff durchaus aus der vaterländiſchen Geſchichte der Franzoſen geſchöpft wäre, und welche der vielberühmte Präſident Hainault überaus lebhaft, aber vergebens begünſtigt hatte, — zu Gunſten ihrer Nation mit allem Wetteifer in's Werk zu ſetzen ſtreben. Die meiſten ihrer bekannten Theaterſtücke ſind aus der Geſchichte ihres Vaterlandes; Stibor Vajda, ein ganz neues Drama von Hrn. von Kiſſaludy, welches ſo eben die Preſſe verließ, iſt deſſelben Urſprungs, und Aehnliches erwartet man allgemein von den kürzlich verſprochenen Schauſpielen des, als vielſeitig Gelehrten rühmlich bekannten, Hrn. Joſ. Alexius von Horvát. —s.

---

*) Eine Notiz, welche einer im II. Bd, Nr. 5. dieſer Zeitſchrift enthaltenen zu willkommener Berichtigung dient.

Die Redact.

Allgemeine Novelliſtik.

Am 8. Februar gab man im Theater an der Wien zum erſtenmale: Wülfing von Stubenberg, oder das Gottesgericht, Ritter-Schauſpiel in 5 Aufzügen, nach Ritter von Kalchberg für dieſe Bühne eingerichtet. — Dieſe Aufführung galt zum Vortheile des Penſions-Fondes dieſes Theaters, und man hatte auf dem Zettel unter der Angabe der Comparſerie auch die Reiterei angeführt. Man kennet ſein Publicum; das Haus war wirklich gefüllt, denn jene, welche der Zweck der Einnahme anzog, hätten doch nicht alle Gallerien bevölkert. Die Menge ſchien ſich auch recht an dem reichlichen trüben Schwall krauſer Worte zu ergötzen, mit welchen man die begreiflichſten Dinge von der Welt recht verſtändlich vortrug, nur im Entre-Act zwiſchen dem 4. u. 5. Aufzuge brach die Ungeduld nach dem höchſten Kunſtgenuſſe aus, [illegible] man ſchon die Pferde hinter dem Vorhange trappeln hörte. Die wackern Künſtler dieſer Bühne hatten ſich eine erſchreckliche Aufgabe gegeben, ſo ein Thema aus den Zeiten der »Landbibliothek« zu verarbeiten. Es wollte auch nicht recht heraus, es blieb Manches ſtecken. Wer es recht fein anzufangen wüßte, müßte den Schauluſtigen immer ein Stück Kunſtleiſtung und ein Stück Mord-Spectakel mit einander geben. Anfänglich müßte das Mord-Spectakel der größere Brocken, und die Kunſtleiſtung ganz unmerklich ſeyn, und das Verhältniß dieſer Größen ſich ſo ändern, daß man endlich mit einem ganz kleinen Spectakel abkäme, etwa mit einem einzelnen Kunſtſtück vom Indier oder Herrn Bevilaqua: ſo könnte man am Ende vielleicht gar die Iphigenie oder den Taſſo an Mann bringen. Aber der Leſer weiß noch nicht, was heute an den Mann gebracht wurde! Folgendes: Ein Fräulein Agnes, acht Jahre lang in Ritter Wülfing von Stubenberg verliebt, und ihm treu, obwohl er ſchon 7 Jahre abweſend iſt, damit er ein Schloß erbe. Ferner einen Ritter Kuenring, der Ritter Wülfings Briefe unterſchlägt, und das Gerücht von ſeinem Tode verbreitet, damit er die Braut nach Hauſe führe. Aber bevor der entſcheidende Abend erſcheint, kommt auch der theils erwartete, theils unerwartete Stubenberg, und nun kann ſich die damals etwas unbehülfliche Juſtiz nur mit einer Turnübung helfen, die ein Gottesgericht iſt, welches dem Kuenring tödtlich wird. Hierbey finden ſich noch einige paſſende Zuthaten: ein alter, redlicher Bauer, ein Paar naive Kinder, ein braver Knappe, auflauernde Gauner u. ſ. w.; am Ende auch zwei Stück Todtenbahren, ſammt benannter Reiterei. Wie man aber auch aus Nichts Etwas machen könne, wenn einem Mutter Natur gleich beym Entſtehen das Ausſprechen des Zauberwortes lehrte, zeigte Ritter Carl von Windiſchrad: das war wirklich eine recht erfreuliche Erſcheinung. Von den Damen wäre vielleicht noch zu ſagen, mit wieviel Zartſinn ſie Worte zu verſchleiern wiſſen, welche unzart gedeutet werden könnten. Y—y.

Seit der Anwendung der Nymphae albae (weiße Seeroſe) ſtatt der Galläpfel, hat Hr. J. Seitz, Aſſiſtent der techniſchen Chemie am polytechniſchen Inſtitute in Wien, genaue Verſuche angeſtellt. Die Wurzel der weißen Seeroſe befindet ſich tief im Schlamme der Gewäſſer, iſt zuweilen eine Elle lang, und beynahe ſo dick als ein Mannsarm, ſchwammig, von außen braun und knotig, inwendig aber weiß, und von bitterlich zuſammenziehenden Geſchmack, dauert viele Jahre, und kommt in den Sümpfen Ungarns in Menge vor. Aus dem Saamen derſelben backen die Egypter Brod, und zur Zeit der Hungersnoth wurde dieſe Wurzel in Schweden genoſſen. Da die Wurzel Gärbeſtoff enthält, ſo kann man ſie zum Ledergärben nehmen. Zur Tinte iſt ſie nicht ſo gut als die Galläpfel. Die ſchwarzen Farben, die man mit der Wurzel und Eiſenvitriol erhält, ſind zwar ſchön, übertreffen aber die der Knoppern nicht; dagegen fallen die grauen Farben damit weit reiner und angenehmer aus, als ſelbſt mit Gallus. Mit Schwefel-ſaurem Kupfer ausgeſottenes Tuch gab in der Brühe der Wurzel eine Drapfarbe, die ſich recht wohl für den Gebrauch eignet. Wolle und Seide mit Alaun gebeitzt, und damit ausgefärbt, erhielten ein bräunliches Gelb, das Anwendung verdienen möchte. Auch zu Druckwaaren, wo der Grund weiß bleiben ſoll, eignet ſich dieſes Färbemittel, wenn der Gärbeſtoff durch Leimauflöſung niedergeſchlagen wird.

In Paris dampft man im St. Ludwigs-Hoſpital die bey dem Waſchen abfallenden Laugen in Retorten ein, erwärmt mit dem Dämpfen die Bäder, dampft alsdann die Lauge vollends in flachen Gefäßen zur Trockene, und brennt den Rückſtand zur Pottaſche. (Eben ſo könnte man mit den Dampfen des Brandweins, Bäder erwärmen, und eine Brandweinbrennerei mit einer Badeanſtalt nützlich verbinden.)

Man ſchätzt die Koſten des im Jahre 1818 auf der Schiffswerfte zu Plymouth vollendeten, unverbrennlichen Magazins auf 15000 Pf. Sterling. Es iſt ganz von Gußeiſen und Stein gebaut. Die Gurten, Träme, Thüren, Schiebfenſter und Rahmen ſind alle ſehr ſchön von Gußeiſen aufgeführt; das Dach iſt von Gußeiſen, die Fußböden von Stein aus Yorkshire, die Treppe von Moorſtein ꝛc.

Schon im Oeſterreichiſchen Beobachter vom 7. Decemb. v. J. Nr. 341 wird gemeldet, daß der Prinz-Regent von England vom ruſſiſchen Kaiſer eine ſchöne vierſitzige Droſchke mit beweglichen Achſen, zum Geſchenk erhalten habe. Noch deutlicher aber ſpricht die Beylage zur allgemeinen Zeitung, Nr. 3, am 8. Jänner, von der neuen Erfindung der Wagen mit beweglichen Achſen, deren Erfinder, Herr Lankenberger, k. Wagenfabricant in München, durch eine enge Verbindung mit dem berühmten Kunſthändler Hrn. Rudolph Ackermann in London, ſeine Erfindung an den letzteren übertrug — vermöge welchem Hr. Ackermann in England ein Patent auf 15 Jahre erhielt. — Als ein wahrer Apoſtel, dieſer zur Bequemlichkeit und Sicherheit unendlichen Verbeſſerung aller Kutſchwagen, reiſte er, mit einem nach dieſem Grundſatze erbauten Wagen, von München nach Hamburg — trotzte allen Gefahren der ſchlechteſten Straßen, und wo er hinkam, verſammelten ſich die Wagner und Gewerker um dieſen Wunderwagen, von welchem die Poſtillons geradezu verſicherten, der Teufel müſſe darin ſitzen! weil die Pferde nicht vermögen, ihm nachzulaufen. Auch ſelbſt in England haben ſich bereits die einſichtsvollſten Wagenfabricanten vom erſten Range dafür erklärt — und Ackermann kann mit Recht in ſeiner Schrift ausrufen: die Patent-Achſen werden allgemein in Gebrauch kommen! wenn gleich noch Anfangs der Schlendrian und Eigennutz der gewöhnlichen Wagenbauer dagegen zu Felde zieht, ohne jedoch das Vortheilhafte dieſer neuen Bauart zu begreifen. — Johann Schicker, k. k. Wagenfabricant zu Brünn, verfertigte ſchon im v. J. den erſten dieſer neu erfundenen Wagen mit beweglichen Achſen, und ſtellte ſolchen zur öffentlichen Prüfung der Kunſtverſtändigen in Wien mit der Bemerkung vor, daß ſowohl bey dieſer, als auch jeder anderartig verkürzten Wagen-Structur, das Fehlerhafte und Gefährliche darin beſtehe, daß jeder kurzgebaute Wagen dem leichteren Umfallen unterworfen ſeye, und deſſen Hauptbeſtandtheile durch die zu nahe vereinigten Prellungen im Fahren auf ſchlechtem Straßen- oder Stadt-Pflaſter, ungemein mehr leiden, und folglich auch weit eher abgenützet werden. — In Folge der bey den darüber vorgenommenen Unterſuchungen als neu, zweckmäßig und vortheilhaft anerkannten Erfindung, wurde von der zur Prüfung zuſammengeſetzten Commiſſion von Sachverſtändigen, und Künſtlern des polytechniſchen Inſtituts zu Wien, dem Johann Schicker zur Ausübung ſeiner ausgezeichneten Erfindung, das ausſchließende Privilegium gleichlautend zuerkannt, und ſomit als Zeichen der allerhöchſten Gnade und Zufriedenheit von Sr. Majeſtät dem Kaiſer, allergnädigſt auf ſechs nacheinander folgende Jahre bewilliget; welches in der Oeſterreich. Kaiſerl. priv. Wiener Zeitung vom Samſtag den 22. Januar, 1820, officiell zur allgemeinen Kenntniß gebracht wurde. Herr Schicker hat hier ſeine Niederlage in der Jägerzeile, Nr. 21.

G. N.

:, Joſeph Buonaparte hält ſich fortwährend auf ſeinem Landgut von Pointe Breze, zwiſchen Neu-York und Philadelphia und Neu-Jerſey, auf. Der geſetzgebende Körper hat ihm in ſeiner letzten Sitzung den Titel eines Bürgers der vereinigten Staaten gegeben.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Gräffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 17 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

19.

(Wien den 15. Februar.)

Ein Wiener- an einen Venetianer-Muſikfreund über Mayerbeers Emma *).

Als ich Ihnen ſchrieb, daß Mayerbeers Emma di Resburgo hier in die Scene gehen würde, erſuchten Sie mich, Ihnen von dem Erfolge dieſer Production ſogleich Nachricht zu geben, weil es Sie ſo ſehr intereſſirte, genaue Kenntniß von dem Eindrucke dieſer Compoſition, als dem Maßſtab für den gegenwärtigen Standpunct des, Ihnen durch die längere Entfernung fremder gewordenen Geſchmackes unſers lieben Wiener-Publicums, zu erhalten. Sie haben auch wirklich die Gelegenheit gar nicht übel gewählt, um in muſicaliſcher Hinſicht Deutſchland und Italien ſo recht speciell zu würdigen, denn von dem Beyfalle, welcher in Venedig eine 74malige Wiederholung bewirkte, kann doch nur ein gewiſſer Theil auf die Umtriebe gerechnet werden, welche bey ſolchen Anläſſen ſo oft eintreten; der andere geht immer aus dem National-Geſchmacke ſelbſt hervor. Hier wurde das Buch der Oper von Hrn. Joſ. Ritter v. Seyfried mit Sachkenntniß und Gewandtheit bearbeitet; aber wie kann aus einem ſolchen Buche Etwas werden, das unſerem Publicum, welches es ſich nun einmal, trotz aller Zwangsmittel nicht abgewöhnen kann, ſelbſt bey einem Operngedichte Zuſammenhang, poetiſche Glaubwürdigkeit, die verſtändige Löſung eines intereſſanten Knotens zu verlangen, nur einigermaßen genügen könnte? Ohne tragiſche Würde bewegen ſich die handelnden Perſonen in einer unbehaglichen Düſterheit der Situationen, welche dem Effecte höchſt ſchädlich iſt. Es iſt nicht zu läugnen, daß in Momenten die muſicaliſche Stellung der Scene glücklich, oft ſogar ganz vorzüglich glücklich benutzt wurde; aber demſelben fehlet auffallend jene Allgewalt des Kunſt-Magiers, dem die bezeichneten Tongeſtaltungen kommen und dienen nach ſeinem Winke. Der Tonſetzer gleicht dem Zauberlehrlinge, welcher wohl zu rufen verſteht; aber ohne die Dienenden zu unterſcheiden, nennt er die Namen ſolcher, die er bey den Beſchwörungen des Meiſters vernahm, und das ſind nicht immer die rechten.

Die Oper wurde zu einem Beneſice gegeben, alſo die oftmalige Aufführung und der Umſtand ſtrahlend in's Auge gerückt, daß der Verfaſſer, ein ſolider Deutſcher, genährt von der Götterkoſt unſerer muſicaliſchen Kraftgenie's,

---

*) Man vergleiche die Beurtheilung dieſer Oper in Nr. 16.

geleitet von einem Abbé Vogler, dahin kam, das Würdige ſogar für die kitzlichen Ohren der Wälſchen in ein gefälliges Gewand zu kleiden. Was mußte man alſo erwarten? Etwas Vollendetes; und was fand man? Etwas ſehr Mangelhaftes! Schon durch die nichtsſagende Ouverture, ganz den Roſſiniſchen nachgebildet, wurden die Zeloten entrüſtet; der Vorhang hebt ſich, und die Roſſiniaden weichen nicht, häufen ſich, und behaupten durch die Mehrzahl das Feld, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie hier in fremden Dienſten, vel quasi als Miethstruppen, weder mit der Kraft noch mit dem Eifer wirkten, die ſie ſo oft auf vaterländiſchem Boden entwickelten. In der ganzen Oper trat nichts aus dem Gewirre in eine angenehme Verſtändlichkeit heraus, was nicht an Roſſini erinnerte. Die ſchöne Arie zu Anfang des zweiten Actes iſt von dieſem Meiſter, und eingelegt; und das, was hin und wieder bedeutende Wirkung machen konnte, wird durch langweilige Zwiſchenſätze geſchieden. Aber wie konnte die Oper denn hier, in Venedig, ſo durchgreifen, fragen Sie, wenn ſo gar wenig daran iſt? Erlauben Sie darauf aufmerkſam zu machen, daß der Italiener nie eine Oper im Zuſammenhange vernimmt, daher auch keinen ſucht, indem ihm ſelbe nur Gelegenheit geben ſoll, Tonſtücke von Sängern zu hören, die in irgend ein Coſtum gekleidet ſind, oder irgend etwas vorſtellen. Ferner mochte es die Italiener wohl gewaltig ſchmeicheln, daß der Zögling unſerer Muſageten ihrem Geſchmacke frohnte; und endlich mochte wohl auch das Meiſte etwas anders geſungen worden ſeyn, als bey uns. Die wahrhaft löbliche Direction des Theaters an der Wien macht das Unmögliche möglich, um das Publicum durch Mannigfaltigkeit der Leiſtungen zu vergnügen, und beſchämt hierin ſo viele andere Bühnen; aber ſie hat nun einmal keine Individuen für Emma's Gemahl, für Emma ſelbſt, und für den Tyrann. Emma's Gemahl wurde von einer fleißigen und ſehr talentvollen Schauſpielerinn gegeben, welche keine Sängerinn iſt, und keine Stimme hat, ein Paar Töne in der Tiefe, und ein Paar in der Höhe abgerechnet, und dieſe ſind ganz ohne Verbindung der nöthigſten Mitteltöne. Emma hatte eine ſchöne Stimme, ſcheint aber in ihrem Leben eine Singſchule nicht einmal durchblättert, vielweniger durchgeübt zu haben; der Tyrann war ein Tenor mit wunderſchöner Höhe, übrigens läßt er noch viel zu wünſchen übrig; der Baß klang ſehr ſchön, aber ſein ritardando beginnt mit der erſten Note und ſchließt mit der letzten ſeines Tonſtückes; alſo mögen Sie die Oper in Venedig wohl anders gehört haben, ein Umſtand, welcher unſere achſelzuckenden Soliden etwas beſcheiden könnte. Tröſten Sie Sich alſo damit, daß Ihr italieniſch-deutſcher Liebling nicht ganz gewürdigt werden konnte, weil er nicht ganz vernommen wurde; zugleich aber können Sie Sich doch neuerdings für überzeugt halten, daß nur wenig ſeriöſe italieniſche Opern in Deutſchland ihr Publicum finden. S***r.

Techniſche Neuigkeiten; von —*

II.

— Für die Menge, welche noch immer von dem Vorurtheile befangen iſt, daß der Steinkohlenrauch der Geſundheit nachtheilig ſey, dürfte Merand's mit Zeugniſſen ärztlicher Collegien belegte Behauptung: daß alle mit Lungenſucht und Schwindſucht Behafteten von dem Steinkohlenrauche wo nicht gänzliche Heilung, doch ſicher Linderung ihres krankhaften Zuſtandes erhielten, mehr als beruhigend ſeyn. (Art d'exploit. l. min. du Charb. de terre.)

— Ungeachtet es ſchon allgemein bekannt iſt, daß das Fleiſch vom Vieh, welches mit Stickluft getödtet wurde, an Anſehen gewinnt, dann geſchmackvoller iſt, auch ſich beſſer einſalzen und länger erhalten läßt, als das von dem auf die gewöhnliche Weiſe getödteten, folgen doch bis jetzt nur die Londoner Fleiſchhauer dieſer zweckmäßigeren Methode.

— D Vogel in München hat Braconnots Entdeckung, über die Einwirkung der concentrirten Schwefelſäure auf Holz und Leinenſtoffe, auch auf ähnliche vegetabiliſche Stoffe — auch auf Papier, Stroh ꝛc. angewandt, und wirklich, indem er die Schwefelſäure durch Zuſatz von Waſſer verdünnte, Sägeſpäne, zerſchnittene Linnen und Papier in Gummi und Zuckerſtoffe verwandelt.

— Der Engländer Sowerby hat (wie wir in der Novelliſtik von Nro 17. angezeigt) die Erfahrung gemacht, daß Waſſer, an die Wurzeln der Bäume gegoſſen, ſie in der Zeit, wo die Blüthe in die Frucht übergeht, vor dem Einwirken kalter Winde, und ſelbſt die Blüthe vor dem Erfrieren ſchützt. — Daß man aber auch die Fruchtbarkeit der Bäume überhaupt dadurch beſonders befördert, wenn man die Wurzeln derſelben mit friſcher Erde beſchüttet, iſt zwar ſchon länger bekannt, abee gleichwohl noch nicht ſonderlich angewandt worden.

— Das von Sir William Congreve verbeſſerte Feuergewehr ſchießt eine coniſche Kugel.

— Aus dem Morning-Chronicle entnimmt man, daß ſchon im Jahre 1736 ein gewiſſer Jonathan Hull ein Patent zur Erbauung von Dampfböten erhalten hatte.

— Den zahlreichen Violinſpielern dieſer Hauptſtadt wird es intereſſant ſeyn, zu erfahren, daß der k. k. Amtsconcipiſt v. Weidlich, im Beſitz einer ſehr ſeltenen Violine iſt. Sie hat zur Etikette: »Nicolaus Amati, Ant. et Hieron. Nepos Faciebat Cremona A. 1679.«

* * *

Gegen Fiorillo's Behauptung, daß in einer Glas-Mahlerei zu Frankfurt am Main, der heilige Carolus Borromäus abgebildet ſey.

Herr J. D. Fiorillo ſagt in ſeiner Geſchichte der zeichnenden Künſte in Deutſchland und den vereinigten Niederlanden (1. Band, Seite 425) da, wo er von Frankfurt am Main ſpricht: »Die prächtigſte Glas-Mahlerei befindet ſich in der Wahl-Kapelle hinter dem Altare; es ſtellt in der Mitte die heilige Dreifaltigkeit vor, rechts knieet die Mutter Gottes, links der heil. Carl Borromäus; unten knieen zwei Geiſtliche, mit dem Freiherrn v. Epſtein'ſchen Wappen. Sie waren nacheinander Pröbſte dieſer Kirche, und lebten in der Mitte des 15. Jahrhunderts, um welche Zeit alſo einer von beiden dieſes Fenſter hat verfertigen laſſen.«

Es iſt nicht möglich, daß die zwei Geiſtlichen in der Mitte des 15. Jahrhunderts, etwas von dem heil. Carolus Borromäus wußten.

Dieſer wurde erſt am 2. October 1538 geboren, ſtarb am 3ten November 1584, und wurde vom Pabſt Paulus V. 1610 canoniſiret, oder heilig geſprochen. Jene zwei Geiſtlichen konnten alſo vom heil. Carolus Borromäus unmöglich etwas gewußt haben, und dieſer konnte nicht ſchon in einer, in der Mitte des 15. Jahrhunderts verfertigten Fenſter-Glas-Mahlerei abgebildet worden ſeyn. Der in beſagter Glas-Mahlerei abgebildete Carolus muß darum ein anderer, als Borromäus ſeyn.

K. J. Stephan,
Profeſſor zu Salzburg.

Ueber die eiſerne Hand des Götz von Berlichingen.

Da bisher auf eine im Conv. Blatte (II. Band, Nr. 33.) enthaltene Anfrage, über Götzens kunſtvolle Eiſenhand, noch keine Antwort erfolgte, *) ſo dürfte Manchem einſtweilen folgende kurze Notiz (in deren Beſitz ich mich ſeit zwanzig Jahren befinde, ohne jedoch die Quelle mehr angeben zu können) nicht unwillkommen ſeyn. Es iſt bekannt, daß ein kunſterfahrner Waffenſchmied, nach Götzens eigenem Plan, die eiſerne Hand verfertigt hat. Dieſes merkwürdige Denkmal iſt ſeit 30 Jahren im Beſitz der Familie von Berlichingen. Die erſte Eignerinn deſſelben, hatte dem vorigen Beſitzer, einem Freiherrn aus Ober-Schwaben, dafür vergeblich Geld angebothen; als dieſer die Dame aber einſt bey ſich bewirthete, erſchien auf dem Tiſch eine ſorgfältig verdeckte Schüſſel, in der Götzens Hand als Geſchenk lag.

Die Hand iſt hohl, einem Panzer-Handſchuh ähnlich, nur daß die eigentlichen Streit-Handſchuhe von Leder, und nur auf der Oberſeite mit eiſernen Schuppen belegt ſind. Auch ſchließt ſich an Götzens Hand noch ein Theil des Armes an. Jedes Fingergelenk beſteht für ſich, und hat eine Feder, durch die es auf- und zuſpringt. Dieſe zahlreichen Federn werden durch den großen Knopf an der linken Seite, der ſich nur mit einiger Anſtrengung einwärts drücken läßt, und jedesmal nach aufgehörtem Druck, von ſelbſt wieder in ſeine Lage zurücktritt, feſtgehalten. Man kann jeden Finger einzeln, und ſo viel man will, und am Finger wieder jedes Gelenk einzeln bis zur Fauſtkrümme biegen; das gebogene Gelenk, oder der gekrümmte Finger, ſo wie die ganze Hand, behalten die ihnen gegebene Richtung. und keine gewöhnliche Kraft kann ſie daraus verdrängen; ſobald man aber den großen Knopf eindrückt, ſpringen alle Finger (oder wenn nur einer gebogen war, dieſer) in die erſte Richtung der unthätigen Hand zurück. — Jede einzelne Biegung eines Gelenkes verurſacht ein lautes Knacken, wie wenn der Hahn einer Flinte aufgezogen wird, und dieß vervielfältigt ſich bey größeren und mehreren Biegungen ſehr angenehm; wird die Krümmung aber durch den Knopfdruck wieder aufgehoben, ſo entſteht ein ſtarker Laut, wie wenn an einem guten Gewehre die Batterie hervor-

---

*) Die Redact. hat Hoffnung, eheſtens eine noch nähere Beantwortung zu erhalten.

führt. Die Gewerbe haben auch ſolche ſtufenweiſe Einſchnitte und Erhöhungen, wie an der Nuß im Flintenſchloß ſind. Um den Daumen, wenn er gebogen iſt, in gerade Richtung zu bringen, wird ein etwas kleinerer Knopf an der linken Seite niedergedrückt, und ſogleich ſpringt auch er empor.

Wenn man in dieſe Hand hineinblickt, ſo bewundert man das künſtliche Ineinandergreifen der vielen kleinen Federn, und es iſt zu befürchten, daß, wenn eine, ſey es durch Roſt oder äußere Gewalt, ſpränge, kaum die geſchickteſte Künſtlerhand ſie erſetzen könnte.

C. v. Redgahr.

Das Schöne, das Gute.

Amynth.

Mich entzücket das *Schöne* mit ſeinen allmächtigen Reizen,
Feſſelnd die Sinne, den Geiſt, ſchwellend das ſehnende Herz;
Nur von dem Schönen gezeugt, erblühen die lieblichen Kinder,
Und nach dem Schönen nur ringt jeder lebendige Puls.
Da, wo die *Schönheit* befiehlt, iſt's ſelige Wonne, zu *dienen*:
Jeglicher Sclave von ihr dünket ſich ſelber ein Gott!
Wenn ſie, die Herrſcherinn, winkt, da neigen die Weſen ſich alle:
Ewig beglückend durch Huld, erntet ſie Huldigung ſtets.

Crito.

Nein! nicht das Schöne iſt's, Freund, das *mir* hat die Seele bezwungen;
Nein: mit beglückterem Sinn ſchlägt für das *Gute* mein Herz!
Dauerndes Heil und edlere Wonne gewährt nur das *Gute*:
Glanzlos, winkt es Dir nicht: ſuchen mußt, Freund, Du es auf!
Und verdienen mußt Du das *Gute*, nicht ſchenkt es ſich Jedem,
Aber mit *Treue* dann füllt es Dir die glückliche Bruſt.
Schön iſt immer das *Gute*; wie ſelten iſt *gut* auch das *Schöne*:
Täuſchung iſt Schönheit, und gut, *gut* iſt der *Wahrheit* Symbol:

Franz Gräffer.

Seltene Sterblichkeit.

Das Jahr 1559 iſt durch einen ſonderbaren Umſtand ſehr merkwürdig geworden. Es ſtarben nämlich in jenem Jahre ſo viele Perſonen vom erſten Range, daß man in keinem Jahrhunderte Beyſpiele von einer ſolchen Sterblichkeit finden könnte. In einem Zeitraume von 15 Monathen ſah man einen Papſt, einen Kaiſer, zwei Könige von *Frankreich*, einen König von *England*, einen König von *Portugal*, einen König von *Dänemark*, eine Königinn Mutter von *Pohlen*, eine Königinn von *England*, die Königinn *Marie* von *Ungarn*, die Königinn *Eleonore*, den Doge und den Patriarchen von *Venedig*, den Herzog von *Ferrara*, dreizehn Cardinäle und mehrere andere Perſonen ſterben, die durch ihren Rang und Geiſt viele Achtung verdienen.

C.

* * *

Allgemeine Novelliſtik.

So eben iſt uns nachſtehende Andeutung eingegangen: »In Nr. 14. des Converſations-Blattes vom 3. Feb. 1820, wird Nachricht gegeben von dem Projecte: die Donau mit dem Mayn zu verbinden. Wäre es bey dieſer Gelegenheit nicht an der Zeit, daß öſterreich. Journale die Oeſterreicher auf die unberechenbaren Vortheile aufmerkſam machten, welche darüber erwüchſen, wenn die Donau mit dem adriatiſchen Meere, mittelſt eines Canals verbunden wäre?! — Dieſe Verbindung iſt keine Chimäre; die Möglichkeit davon iſt erwieſen, und ſelbſt der ſogenannte Neuſtädter Canal hatte urſprünglich dieſen Zweck. Daß dieſer Gedanke nicht verwirklicht wurde, mag wohl ſeinen Grund in der koſtbaren Ausführung gefunden haben. Die Koſten wären vielleicht nicht geringer; doch! welcher Lohn auch jetzt dafür! — Das adriatiſche und ſchwarze Meer mit der Nordſee auf dem kürzeſten und gefahrloſeſten Weg verbunden — Wien wäre der Stappelort dieſes neuen Gangs des Handels. Und dieſes Wien endlich zu einem Freihafen erklärt! — Eine neue Welt eröffnet ſich bey dieſem Gedanken!!!«

Was ließe ſich wohl Näheres über dieſen gewiß beherzigungswerthen Vorſchlag ſagen? Möchten doch Männer, wie ein F. v. L., geneigt ſeyn, ſich in unſerer Zeitſchrift darüber auszuſprechen!

Die ſogenannte St. Petersburg'ſche Zeitung, welche von der Academie der Wiſſenſchaften daſelbſt redigirt wird, iſt nach dem Willen des Kaiſers, ſeit dem Anfange d. J. mit der vom Miniſterium des Innern bis jetzt herausgegebenen Zeitſchrift: die Nordpoſt, vereinigt, und ſcheint zu einer vollkommen officiellen Zeitung erhoben zu ſeyn. — G.

Den gegenwärtigen Winter hält ſich der Heros unſerer Bildhauer, Thorwaldſen, in Copenhagen auf. Während der erſten Zeit hat er die Büſten des Königs, der Königin, und der Princeſſin Wilhelmine vollendet. Jetzt iſt er mit einem großen Basrelief für die Cathedralkirche in Copenhagen beſchäftiget. — Man ſpricht davon, daß dieſer ſiegreiche Nebenbuhler Canovas, den kommenden Sommer eine Reiſe nach England vornehmen, und daſelbſt mehrere große Arbeiten für erhabene Perſonen verfertigen werde. — hm.

Der Gutsbeſitzer im Jekaterinoslawiſchen Gouvernement in Rußland, Staats-Secretär Borodawska, hat 46390 Rubel Bco. (ungefähr 4400 Ducaten) dargebracht, um von den Zinſen dieſes Capitals Kinder armer Eltern im Gymnaſio zu Jekaterinoslawl, zu erziehen. Der Kaiſer von Rußland hat ihm dafür in einem beſonderem Reſcripte ſein Wohlwollen bezeigt, und dem Miniſter der geiſtlichen Angelegenheiten und der Volksaufklärung befohlen, gedachte Summe, dem Willen des wohlthätigen Gebers gemäß, zu verfügen. — G.

Liebhaber der Theaterliteratur möchte es vielleicht intereſſiren, zu vernehmen, daß bey dem Mailänder Buchhändler, Giov. Silveſtri, in einem für dritthalb Lire ausgebotenen, 336 Seiten ſtarken Octavbande, unter dem Titel: Serie cronologica delle rappresentationi drammatico-pantomime etc. ein Werk erſchienen iſt, welches ein nach der Zeitfolge geordnetes Verzeichniß aller der Stücke enthält, die vom Herbſte 1776 bis und mit dem Herbſte 1818, auf den vornehmſten Theatern der Stadt Mailand aufgeführt worden ſind. Neben den Titeln der aufgeführten Vorſtellungen, ſind auch die Namen der erſten Geſangvirtuoſen, nicht weniger als die der Dichter, Componiſten und Balletmeiſter beygefügt.

General Heinrich Lallemand, welcher in Philadelphia verheirathet iſt, hat ſo eben ein Werk über die Artillerie publicirt, welches beſtimmt iſt, die Kenntniß dieſes wichtigen Theils des Kriegsweſens in beiden Hälften von America zu verbreiten. Die Regierung der vereinigten Staaten hat auf 4000 Exemplare ſubſcribirt, auch die Regierungen von Venezuela und Buenos Ayres ſicherten ſich eine große Zahl Exemplare zu. — Sein Bruder, der ältere General Lallemand, iſt noch immer in dem 3 Meilen von Neu-Orleans gelegenen Maierhof, la Metairie, den er mit einigen, vom Champ d'Asyle zurückgekommenen Officieren bewohnt.

Zu Edimburgh iſt eine Privatausgabe von einer Ueberſetzung von Müllners Schuld, von Mr. Gillies, dem Verfaſſer des Childe Alarique, erſchienen. Nach den zahlreichen Auszügen, welche Blackwood's Edimburgher Magazin vom November davon liefert, iſt es eine der gelungenſten Ueberſetzungen, die noch aus dem Deutſchen in's Engliſche gemacht worden ſind. Wie es heißt, gehe man mit dem Gedanken um, dieſes Trauerſpiel für die engliſche Bühne anzupaſſen, um es im Coventgarden-Theater aufzuführen.

In Nr. 4 des dießjährigen Heſperus wird, zur Beförderung der Witterungskunde, der allerdings beachtenswerthe Vorſchlag gemacht, daß irgend eine bedeutende Regierung ihrem Legationsperſonale an auswärtigen Höfen und Handelsplätzen den Auftrag gebe, auch meteorologiſche Beobachtungen anzuſtellen. Bey jeder Geſandtſchaft und jedem Conſulat (ſagt der Verf.) würde doch gewiß ein fähiger Secretär oder Schreiber ſich finden, der dieſes (allerdings untergeordnete) Geſchäft übernehmen konnte. Als Inſtruction müßte die des meteorologiſchen Vereins in Mähren an ſeine Mitglieder, zum Muſter genommen werden. Man denke ſich die Ausbeute, die dadurch aus allen Gegenden der Erde (z. B.) in Wien verſammelt würde! Dieſen Depeſchen würde kein Land- noch Seeräuber auflauern, ſie würden weder Brand noch Blutvergießen, ſondern höchſtens einen der Wiſſenſchaft auf jeden Fall höchſt vortheilhaften Federkrieg veranlaſſen. Man bedenke (ſetzt er hinzu), mit wie viel Glück die Einrichtung der Republik Venedig im 17. Jahrhundert, welche zuerſt ihren auswärtigen Geſandten auftrug, Nachrichten über Staatsmerkwürdigkeiten fremder Länder einzuſchicken, von andern Staaten nachgeahmt worden, und wie eine ganz neue Wiſſenſchaft, die Statiſtik, daraus hervorgegangen iſt. Die Schöpfer dieſer letztern waren die Deutſchen: möchten ſie auch durch Ausführung jenes Vorſchlages die erſten Begründer der Witterungskunde ſeyn!

In der Beylage Nr. 4 des Heſperus 1820 befindet ſich über die bekannte eiſerne Maske eine Stelle aus den Memoires d'un voyageur etc. par Dutens, franzöſiſch abgedruckt. Da dem Mittheiler dieſer Stelle doch nur darum hat zu thun ſeyn können, Aufſchlüſſe über jenes Räthſel zu geben, ſo muß es befremden, daß er eben auf dieſen Dutens verfallen iſt, nachdem bereits, viel früher, andere Nachrichten ungleich Wichtigeres enthalten. Wir wollen hier nur auf des Grafen Veltheim vermiſchte Aufſätze, 2 Bände, hinweiſen, in denen ſich die überraſchendſten Aufklärungen befinden ꝛc. Von dieſen Memoires de Dutens haben wir übrigens eine recht wohlgerathene deutſche Ueberſetzung (bey Brockhaus), die dem Mittheiler vermuthlich unbekannt iſt, weil er die Stelle franzöſiſch gibt. Was neuerlich erſt das Edimburgher Review (1819 Nr. 4) über die eiſerne Maske ſagte, verräth ebenfalls wenig Quellenkenntniß. Gſr.

Ueber die, im Decemb. gehaltene Preißvertheilung bey der Königl. Academie der Künſte in London, berichtet die neueſte Kunſtbeylage des Morgenblattes Folgendes: Die goldene Medaille für die beſte hiſtoriſche Compoſition erhielt Herr Severn. Die Aufgabe war: die Höhle der Verzweiflung, aus Spencers Fairy Queen. Die goldene Medaille für das Modell, ward Hrn. Gott zu Theil. Aufgabe: Jacob mit dem Engel ringend. Die goldene Medaille für die beſte Zeichnung der Laurentiner Villa des Plinius, nach der Beſchreibung in deſſen Briefen, erhielt Herr Smirke. Jede dieſer Medaillen war mit den »Vorleſungen von Sir J. Reynolds und Weſt« begleitet. Zwei ſilberne Medaillen wurden für die beſten Copieen nach Gemählden ausgetheilt, die erſte erhielt Herr Sheperdſon, die zweite Herr Smith. Eine ſilberne Medaille für die beſte Zeichnung nach dem Leben, erhielt Herr Edwards. Eine gleiche für das beſte Modell nach dem Leben, Herr Behnes. Zwei Medaillen waren für die beſte Zeichnung nach dem Fechter beſtimmt; die erſte bekam Herr Graham, die andere Herr Watts. Eine ſilberne Medaille für das Modell des Apollo, ward Herrn Hughes zu Theil. Die erſte ſilberne Medaille in jeder Schule, war mit den »Vorleſungen der Profeſſoren Barry, Opie und Füßli« begleitet. In Abweſenheit des Herrn Weſt, welcher durch Krankheit verhindert war, präſidirte Herr Füßli.

Der geſchickte Opticus, Chevalier zu Paris, hat für Gatten und Liebende ein Thermometer erfunden, woran ſie den Grad ihrer gegenſeitigen Zuneigung abmeſſen können. Es iſt ſeine eigene Erfindung. und ſehr ſinnreich eingerichtet. Bemerkenswerth iſt, daß nach dieſem Wärmemeſſer der Grad der ehelichen Liebe und Zärtlichkeit bis auf 40 über Null ſteigen, aber nicht weiter als bis auf 15 unter Null fallen kann.

Der Gebrauch der Gaslichter in London ſcheint wirklich zum alltäglichen Bedarf überzugehen. Man zählt ſolcher Lichter ſchon 51,000 in dieſer Stadt, und die Länge der Röhren, in welcher das Gas in die Straßen und Häuſer geleitet wird, beträgt 188 Millen (ungefähr 37 deutſche Meilen). Bey einem ſo ſchnellen Fortgang einer Anſtalt zur Bequemlichkeit und zum Nutzen, iſt es eine ſehr traurige Betrachtung, die Langſamkeit wahrzunehmen, mit welcher die, Menſchenleben und Geſundheit rettende, Impfung der Schutzpocken in dieſem Lande fortſchreitet. Die wirklichen Blattern haben voriges Jahr in und um London auffallende Verwüſtung angerichtet. Während der vier November-Wochen allein raffte das Uebel, zunehmend, in der erſten 16, in der zweiten 20 Menſchen hin, in der dritten ging es zu 14 zurück, allein vor Ablauf der letzten zählte man 18 Blattertodte, ſo, daß 78 Menſchen in dieſem Monath einem unvermeidlichen Tod zum Raube wurden. Außerdem ſind noch 75 gefährliche Blatterkranke in St. Pancrazens Hoſpital gebracht. Dem unerachtet hat die Anſteckung ſeit dem Gebrauch der Vaccine bedeutend abgenommen. In dieſem Hoſpital ſelbſt ſind ſeit dem letztverfloſſenen Jahr 3168 Perſonen vaccinirt.

Die längſt erwartete neue Tragödie von Werner: Die Mutter der Makkabäer, wird im Verlage der J. B. Wallishauſſerſchen Buchhandlung, in einer ſehr anſtändigen Auflage, morgen ausgegeben werden.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Graffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 17 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Graffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

20.

(Wien, den 17. Februar.)

Die Wigh's und die Tory's.

Frei aus dem Engliſchen überſetzt.

Unter dem Namen **Wigh's** und **Tory's** wurden in **England** ſchon ſeit 1621 zwei Partheien bezeichnet, deren erſtere ſich dem Hof, die andere aber bloß der Volksmeinung anhängig zeigte; daß alſo die Erſteren ihren Sitz in der Kammer der Pairs, und Letztere den ihrigen in der der Gemeinen hatten, bedarf wohl keiner Erinnerung. — Die Meinungen wechſelten zwar öfter, die Namen der Partheien aber konnte man als dauerhaft annehmen. —

Ein gleichzeitiger engliſcher Schriftſteller, **Nathanael Smith**, bearbeitet die guten **Tory's** auf eine witzige Art, indem er ihnen zu ſchmeicheln ſcheint, in einem Werke, folgenden Titels: Der Probierſtein, oder einfache und leichte Methode, den guten und wahrhaften Engländer vom Verdorbnen, das heißt, den Freund des Vaterlandes vom Sclaven des Glücks und des Hofes zu unterſcheiden. Ein nützliches Werk für den Edelmann, Künſtler, Kaufmann, Handwerker und Jedermann, der bey Wahlen das Recht hat, ſeine Stimme zu geben.

Im Vorberichte zieht er los über die Verderbtheit der Sitten, welche ſo weit gekommen, daß Niemand mehr ins Parlament aufgenommen wird, als der, welcher ſich, ſo zu ſagen, einkauft. Nun geht er an's Werk, und lehrt ſeine Leſer, wie ſie den **Tory** vom **Wigh**, an der Art ſich zu kleiden, zu handeln, zu reden, zu trinken, zu eſſen ꝛc. unterſcheiden können. Gleich Anfangs ſtellt er als unwiderlegbaren Grundſatz auf, daß die **Tory's**, im Allgemeinen, viel beſſer, männlicher und kräftiger ausſehen, weil ſie bey ihrer ſtarken National-Nahrung, dem Rindfleiſch und Pudding bleiben, die **Wigh's** aber ihren Magen mit franzöſiſchen Leckereien verderben; darum beobachte man auch an Erſterem eine Fülle von Fleiſch und eine Rundheit, die ſeine Kraft beurkunden, während der Andere, immer blaß, weibiſch und vernichtet, mit einem Worte franzöſiſch ausſähe. Er behauptet, den **Tory** an ſeiner vollen muthigen Sprache, neben dem ſüß und zudringlich redenden **Wigh** zu erkennen; ja, er geht ſo weit, zu behaupten, daß ein **Tory**, aus einer alten, rein erhaltenen Familie ſchon am Klang der Stimme unverkennbar ſey.

Auf die Kleidung, warnt er, ſich nicht zu verlaſſen, denn die **Wigh's**, welche das Volk gewinnen wollen, ahmen deßhalb die einfache Kleidung der

Tory's öfter nach. Vorzüglich merkwürdig ſind die Bemerkungen, welche er ſeine Leſer bey einem Gaſtmahle zu machen bittet, welches Jemand giebt, der ſich zur Wahl als Deputirter empfehlen will, um zu erkennen, ob ſelber ein wahrhafter Tory ſey, auf den man rechnen könne. Hier ſeine eigenen Worte: Vor allem beobachtet, mit welcher Miene er euch empfängt. Wenn er beym Eintritt euch leutſelig bey der Hand nimmt, und ſelbe, nach unſrer Väter Sitte, gutmüthig und aus allen Kräften drückt, dann dankt dem Himmel, und ſprecht bey euch ſelbſt: dieſer iſt einer von den Unſrigen. Verbeugt er ſich aber demüthig, und ſagt euch ein höfliches Compliment, dann ſeyd auf der Huth, ihr ſeyd in Feindesland. —

Gebt acht, was aufgetragen wird. Kommen Suppen, Ragouts, Hachée's und dergleichen Zeug von Erfindung der franzöſiſchen Küche, ſo könnt ihr, troh all ſeiner Gegenverſtellungen ſicher glauben, daß euer Wirth ein Wigh iſt, denn dieſe nähren ſich nicht nach ihrem natürlichen Geſchmack, ſondern ein Poulard à la Bechamel iſt ihnen lieber, als unſer Gans mit gebratenen Aepfeln. Befindet ſich auf des Candidaten Tafel kein Plum-Pudding, oder iſt ſelber da, und er ſpeiſt nicht davon, ſo iſt er ſicher ein Wigh. Setzt er Braten auf, welcher nicht mit Butter überſchwemmt iſt, ſo iſt er gewiß kein Tory, denn dieſer könnte ſich ſolch einen Verſtoß gegen den guten Geſchmack unmöglich zu Schulden kommen laſſen. Bedient er ſich der Gabel anſtatt des Meſſers, um ein Stück Fleiſch und ſelbſt die Sauce zum Munde zu befördern, ſo iſt er ein von der Mode verdorbener Menſch, auf den man nicht zählen kann. — Das Getränk iſt eben ſo wenig gleichgültig! — Starke Getränke geben Muth, darum lieben ſie die Tory's. Von dem, der den Bordeaux den portugieſiſchen Weinen vorzieht, kann man ſicher ſchließen, daß ihm das Intereſſe ſeines Vaterlandes nicht am Herzen liege: denn der Erſtere kömmt aus einem Lande, deſſen Handel [illegible] iſt, indeß wir mit den Gegenden, aus denen Letztere kommen, vortheilhafte Geſchäfte machen. Sollte der, welcher darauf zielt, Parla[illegible] zu werden, ſo weit gehen, daß er gar lieber Burgunder als Bordeaux trinke, ſo hat er bereits allen natürlichen Geſchmack des Engländers, und folglich auch ſeine Denkungsart verloren. Liebt er den Champagner mehr, als die Weine, die wir aus Spanien beziehen, oder die wir auf unſerer Inſel fabriciren, ſo iſt er ein verkleideter Wigh, der nicht mehr [illegible] als der Schaum ſeines Lieblings, und ihr müßt ihm ſtandhaft eure Stimme verſagen. — Einige, geneigt fremde Sitten nachzuäffen, bringen gar, wie die Franzoſen, ihres verbrannten Gehirns halber, den Wein gewäſſert auf die Tafel; ein echter Engländer kocht ſeinen Wein lieber, wie die [illegible] che kalt eſſen und warm trinken, dieß iſt heilſam für den Magen und [illegible] ung. — An der Art zu trinken kann man deutlich erkennen: wie ein Menſch für die Regierung denkt. Ein etwas eifriger Tory bewirkt gewöhnlich mehr, als 12 Wigh's zuſammen. Indeß iſt keine Regel ohne Ausnahme; wir haben einige Lords, die für Hofleute nicht ſchlecht trinken, da jedoch ihre Denkungsart bekannt iſt, ſo können ſie dadurch nicht irre führen. Die letzte Bemerkung, die ich über meinen Gegenſtand zu machen habe, iſt dieſe: der zum Trinken nöthiget, ohne es ſelbſt zu thun, iſt ein Scheinheiliger, der den andern hintergehen will; dieſes Kunſtgriffes bedienen ſich die Wighs häufig. Der gerade, redliche Tory erlaubt ſich ſo niedrige Feigheit nicht; er iſt ohne Bosheit und Hinterliſt; — wenn das Intereſſe ſeiner Parthei, oder auch nur die Höflichkeit es erfordert, daß er ſeine Gäſte bezecht, ſo iſt er der Erſte, der das Beyſpiel gibt. J. G—nn.

Des Jokus Wochengabe;

mitgetheilt von J. F. Caſtelli.

VII.

Sprichwort: Mancher ſchont die Gelehrten, wie die Diebe die Laternen.

a) Senſalen.

Senſal iſt ein jüdiſches Wort, einen Mann zu bezeichnen, welcher die Waaren der Kaufleute, ihre Wechſelbriefe u. ſ. w. feilbietet, auch Gelder für ſie unterhandelt, und überhaupt ihre Handelsgeſchäfte beſorgt. Die Handlungs-Senſalen ſind bekannt; allein es gibt, wie ich die Erfahrung gemacht habe, auch verſchiedene Senſalen, bald männlichen bald weiblichen Geſchlechts, für alle wichtigen Geſchäfte des menſchlichen Lebens, und ich verſuche es, ſie hier etwas näher zu bezeichnen.

A. Heiraths-Senſalen. Von gemeinen Leuten werden ſie Kuppler genannt. Dieſe projectiren Ehen, ſuchen es zu veranſtalten, daß junge Leute, welche zu einander zu paſſen ſcheinen, ſich kennen lernen, bringen dem Mädchen alles Gute des Jünglings, dem Jüngling alle vorzüglichen Eigenſchaften des Mädchens zu Gehör, ſchließen mit den beiderſeitigen Eltern die Sache ins Reine, und bringen am Ende wohl auch die Copulation und das Verlobungsfeſt. Ihre Senſarie beſteht, ſtatt des einſtweiligen Preiſes, meiſtens nur darin, daß ſie bey der Hochzeitstafel mitſpeiſen, und in dem Hauſe der Neuvermählten ſo lange Zutritt haben, bis ihnen beide [illegible] auf den Hals [illegible].

B. Theatraliſche Senſalen machen es ſich zum Geſchäft, in Geſellſchaften herum zu tragen, was in dieſem oder jenem Theater Neues gegeben wird, wer darin ſpielen wird, wie prächtig die Decorationen ſeyn werden u. ſ. w. Dieſe Senſalen lügen oft gewaltig. Ihr Nebengeſchäft beſteht darin, auch die Ergebniſſe der Geſellſchaft zu ſchildern, und darüber Auskunft zu geben. Ein freyes Theaterbillet iſt ihre Senſarie.

C. Aemter-Senſalen. Sie wiſſen genau, wo ein Amt erledigt iſt, was für Stufen und Senſarien damit verbunden ſind, wer es zu vergeben hat, und wie man dieſem am leichteſten mit Geſchenken oder Bitten beykommen kann. Sie treiben ihr Geſchäft ſo ſehr ins Kleine, daß ſie ſogar den Dienſtboten gewiß ſagen können, der die Stimme des Referenten über die Wirthſchaft eines Stubenmädchens abgeſchrieben hat. Geld und Wein ſind ihre Senſarie, und manche rechnen ſie auch auf Gegengefälligkeit denjenigen, der durch ſie ein Amt erhalten hat.

D. Bücher-Senſalen. Sie kennen alle neueſten Werke, ohne eiaus geleſen zu haben, urtheilen darüber ab, leihen Bücher aus, um ſie wieder zu verleihen, loben und ſchimpfen ohne Grund, wiſſen auch verbothne Werke zu verſchaffen, und wenn ſie noch ſo ſtark verpönt wären. Ihre kleine Senſarie beſteht aus dem Drittel des Preiſes, welches ihnen die Buchhändler als Rabbatt überlaſſen.

E. **Moden-Senſalen** ſind ſchöne, wohlgebildete, junge Herren, welche den Schneidern zum Kleiderſtocke dienen. Neue Moden, welche dieſe erfinden, oder aus fremden Ländern erhalten, müſſen ſie zur Schau tragen, dafür dürfen ſie die eigenen Kleider länger ſchuldig bleiben.

Es gibt noch mehrere Arten **Senſalen**, die wir hier nicht nennen wollen.

Hilarius.

2.) Zwiegeſpräch zwiſchen einem öſterreichiſchen Bauer und ſeinem Sohn.

(Ein Verſuch in öſterreichiſcher Mundart.)

Da Vada*).

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Da Suhn.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Da Vada.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Da Suhn.

[illegible]
[illegible]
[illegible]

---

*) [illegible]

**) [illegible]

***) [illegible]

****) [illegible]

*****) [illegible]

J trauat mi ja nöd in's Bett,
Und mäßt mi guſchen, wenn ſie rödt,
Wos war' i für a Man?

Da Vada.

So führ' da's*) Nachba's Guſel hem,
Dö ſpanzelt's**) ſo ſchon in da Ghom,
Hod ihr an Mark ſchon bracht;
Sie is die ſchönſt' in ganzen Land,
Dö hod an Vugel [illegible],
Daß ſelba 's Herz am lacht.

Da Suhn.

Dö arbatt nur, ſitzt allweil ſtad,
Deßweg'n is J a ſo ſchrecklä [illegible]***),
[illegible]
[illegible] Sterz****) [illegible]
[illegible]
[illegible]

Da Vada.

[illegible]*****)
[illegible]******) [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Da Suhn.

[illegible]*******) [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]********) [illegible]
[illegible]

Da Vada.

[illegible]
[illegible]*********) [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Da Suhn.

[illegible]
[illegible]
[illegible]

---

*) [illegible]

**) [illegible]

***) [illegible]

****) Sterz [illegible]

*****) [illegible]

******) [illegible]

*******) [illegible]

********) [illegible]

*********) [illegible]

Ausg'ſoffa war in Jahrern drei
Der aldi Wein, — und's aldi Wei
Dös bleibad ma an'm Hals.

Da Voda.

Du biſt a Schlankel, woaſt ma Gott,
Umaſchnerglazn*) willſt überall,
Und niedaſchn**) gibla bleib'n.
Dein alda Voda ſoll Zeitleb'n
Koan Dewigl***) aus da Wiagen heb'n.
Dös wer' i da vatreib'n!

Da Suhn.

Ih — Voda, naa, dös geht nöd an,
In [illegible] [illegible] han i ſchon,
Dös is a Dirndlſchon,
[illegible]****) [illegible]
[illegible]
[illegible]

Da Voda.

[illegible]
[illegible]
[illegible]*****)
[illegible]******)
[illegible]*******)
[illegible]

J. F. Caſtelli.

2.) Merkers Rapport an Jokus.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Ein Stubenmädchen vom Lande traf vor einigen Tagen die von ſeiner Herrſchaft eben angekaufte Büſte Homers auf einem Ecktiſche des Zimmers. Nachdem das Mädchen lange davor geſtanden, beugte es ſich, um dem großen Dichter den Kuß der Verehrung aufzudrücken, und betheuerte, noch nie einen ſo herrlichen Chriſtuskopf geſehen zu haben.

Ein Kunſtkoch bäckt eine neue Gattung von Hohlhippen, und nennt ſie Catalanigurgeln. (Ein gutes Seitenſtück zu den Borgondio-Ringen.) A—r.

Ein Rechnungsbeamter war von ſeinem Vorgeſetzten ſeiner Fähigkeiten wegen ſchon öfters belobt worden, und zwar mit den Worten: »Sie ſind wirklich über alle [illegible]ſtände erhaben!« — Mit dem Fleiß dieſes Beamten ging es aber ein bischen ſchlimmer, als mit ſeinem Talente; da er nun von demſelben Vorgeſetzten, wegen des zu ſpäten Eintreffens im Amte, Vorwürfe erhielt, antwortete er: »Auch Zifferblätter ſind [illegible] unter uns.« A—r.

An allen Ecken iſt eine Ankündigung der Wick'ſchen [illegible] angeſchlagen. In der Mitte derſelben iſt mit großen Buchſtaben zu leſen: »Anzeige in [illegible].«

* * *

Unſere heutigen Gelehrten.

Der edle Schwan verachtet die Wiſſenſchaften, der Einfältige bewundert ſie ohne Wahl, der Weiſe übt und ehrt ſie. Bacon v. V.

Freund Altmann, am Ofen ſitzend, während ich einen Brief ſchrieb, [illegible] zwiſchen den Zähnen einige Worte, denen ich unwillkürlich mein Ohr lieh. »Der Narr, ſagte er, ſich in eine ſolche Rolle zu werfen, in einer ſolchen Zeit!« — Mein lieber Walter, der Hang zwingt mich, er iſt unwiderſtehlich; ich rufe nun einer mütterlichen Natur — — »Der Teufel mag die mütterliche Natur holen!« [illegible] an den Bettelſtab bringen, glaube mir, [illegible] auf das Stroh [illegible] — [illegible] mein guter [illegible], wird er auf einmal, Gott weiß wie, ein großes [illegible] auf den [illegible]; er will es [illegible] wieder aufſuchen, und [illegible] Stücken, [illegible] der [illegible] und [illegible] wurde; indem er mit den [illegible] und [illegible] weiteren [illegible] hatte, [illegible] und [illegible] er ſo [illegible], daß ich laut lachen mußte. — — Wirklich, ſagte er in einem geſetzten Ton fort, die Sache iſt [illegible]; Ihr [illegible], und mein Sohn will ein [illegible] werden. — Das erſte Unglück iſt ſchon wieder gut gemacht, und das zweite iſt ſo groß nicht; der Stand der Gelehrten iſt [illegible], und wenn Ihr Sohn wirklich von der Natur dazu berufen iſt, ſo ſehe ich nicht ein, warum Sie ihn von einer Sache abhalten, welche er mit Ehre und Nutzen [illegible] kann. — Wenn wir [illegible], daß [illegible] [illegible], daß es jetzt genug iſt, [illegible] Talente zu haben, [illegible] zu ſeyn, um in dieſem Stand [illegible] zu machen; [illegible], daß ich die [illegible], [illegible] zu [illegible], [illegible], daß ein Genie oder Talent, die [illegible] genug, ein [illegible] zu [illegible], ein [illegible], ein Räthſel zu machen? Meine Frau kann ſich bey der Vorſtellung einer neuen Kleinigkeit unſerer Gelehrten, nicht genug wundern; ſie trägt von Haus zu Haus den armſeligen Zeitwiſch, in welchem er ſeine Erbärmlichkeiten vergräbt, aber ich ſehe darin nur eine unwürdige Tändelei, eine Bahn ohne Zweck, oder höchſtens eine Beſchäftigung ohne Nutzen, um nicht zu ſagen, ohne Schande.

Ich kenne nicht hinlänglich die Talente Ihres Sohnes, um ſeine Wahl zu rechtfertigen, ich liebe und ehre aber die Wiſſenſchaften genug, um ſeinen Geſchmack zu loben. Die Wiſſenſchaften, man kann darin den Cicero glauben, ſind die Nahrung der Jugend, die Leidenſchaft des Mannes, und die Unterhaltung des Greiſes; ſie verſchaffen uns im Glücke Anſehen; und ſind eine Zuflucht, ein Troſt im Unglücke; ſie ſind die Luſt der Einſamkeit, und werden nie beſchwerlich; ſie leiſten Geſellſchaft in der Nacht, und folgen uns auf den Feldern und auf unſern Reiſen. — Ariſtippos kannte keine anderen Güter, als die, die uns das Unglück nicht entreißen kann; er ermahnte die Eltern, ſelbſt als er in der Verbannung ſeufzte, ihre Kinder früh mit Gütern zu verſorgen, die den Stürmen trotzen; das war auch die Meinung des Theophraſt: der Gelehrte, ſagt er in ſeinen Characteren, genießt allein den Vorzug, unter Fremden nicht fremd zu ſeyn; und Hume behauptet und beweiſt, daß ſelten, ſehr ſelten, ein wahrer Gelehrter nicht auch wenigſtens ein ehrlicher Mann ſey. Wollen Sie noch ein Zeugniß, welches, wenn auch nicht ſtärker, doch unpartheyiſcher iſt, ſo hören Sie den guten König, Robert von Neapel, dieſen König, der den Petrarca mit ſeiner Freundſchaft beehrte, und den noch nach ſeinem Tode ſein Volk ſo ſehr betrauerte, ſagt: daß, wenn er zwiſchen dem Verluſt ſeines Thrones, und dem ſeines Standes, als Gelehrter, wählen müßte, er ſogleich dem Throne entſagen würde.

»Ihre Philoſophen, Könige und Schriftſteller, können im Allgemeinen Recht haben; die Wiſſenſchaften können für ſich ſehr ſchön und gut ſeyn, aber die Frage iſt zu wiſſen, ob alle Zeiten und Länder ihnen gleich günſtig ſind; ob es nicht Zeiten gibt, wo die Ketten, die man ihnen anlegt, die Gefahren, denen ſie ſich ausſetzen, die Fehde, die man ihnen entgegenſtellt, oder noch mehr, die Perſonen, die ſie cultiviren oder vielmehr ſie ſchänden, nicht junge Leute abhalten müſſen, ſich in eine Bahn einzulaſſen, die von ſolchen [illegible] verheert wird. — Es iſt ſchon lange, daß man die Gelehrten mit einer Armee verglichen hat, die ſehr wenige Stabsofficiere, aber viele gemeine Officiere, und eine zahlloſe Menge Soldaten hat. — Und die Troßjungen oder Packknechte, von denen Sie mir kein Wort ſprechen? — Es iſt, weil ſie nicht in das Gefecht gehören, und ſich ſtets hinten halten, — ausgenommen in den Niederlagen, wo ſie den Vortrab bilden. — Wenn man [illegible] mit einer [illegible] [illegible], ſagt man [illegible] in den [illegible]. Indem ich von einer im Allgemeinen achtungswürdigen Menſchenmenge ſpreche, erwähne ich nichts von dieſer Menge [illegible], die manchmal in den Reihen [illegible], und ſich mit ihren Vorzügen [illegible]. Werfen Sie mit mir einen unpartheyiſchen, vorurtheilsfreien Blick auf unſere Literatur, auf jene, die darin einen würdigen Platz behaupten, und Sie werden ſehen, daß man im Grunde unter dieſer Claſſe noch ſtets am meiſten Tugenden findet, daß unter ihr die Vernunft noch immer am meiſten Einfluß hat, die Sitte am reinſten, der Partheygeiſt am ſchwächſten iſt, am wenigſten [illegible] iſt; — ſie werden ſehen, daß, gegen die Meinung der Narren die ſo viel Intereſſe haben, den Verſtand unvertheidigt zu verurtheilen, die Rechtſchaffenheit und Ehre den Fortſchritten des Talents folgen, und daß die vernünftigſten ſtets die beſten Straßen ſind.

Als ein großer Ungläubiger werden Sie mit Aſſertionen allein nicht zufrieden ſeyn, Sie verlangen Beweiſe; ich muß nun Namen citiren.

»Nicht nothwendig, ich bin mit Ihren Grundſätzen zufrieden, kenne die Perſonen, die Sie als Beweiſe anführen wollen, aber, bey Gott, ich behaupte, daß einige Stabsofficiere, die leider ſchon am Ende ihres ſo koſtbaren irdiſchen Wandels ſind, keine Armee bilden, und daß die der heutigen Gelehrten, nur größtentheils aus unregelmäßigen Abtheilungen beſteht, die ohne Macht, ohne Muth, und ohne Ordnung herumirren, an deren Spitze ſich kleine Tyrannen geſtellt haben, die dafür ſorgen, das entſtehende Talent niederzubeugen, und die Hinderniſſe einer ohnehin ungünſtigen Zeit noch um Vieles vermehren.«

»Ich kenne auch den Unterſchied, den man zu allen Zeiten zwiſchen dem Stand der Gelehrten und dem gelehrten Handwerk machte; Sie haben das Lob der erſten unternommen, ich unternehme die Satyre des letzteren, und mein Held iſt viel größer als der Ihrige. Ich weiß, daß der denkende Arme dem gedankenloſen Reichen, dem ſtolzierenden Großen vorzuziehen iſt; aber kennen Sie etwas Verächtlicheres, als den gewinnſüchtigen Litterator, der im Sold der Letzteren iſt? Kennen Sie [illegible] Männer, als die niedern Anbether der Gewalt, als dieſe Rauchfaßträger in Livree, die von dem groben Weihrauch, mit welchem ſie ihre Götzen umräuchern, leben; ſchädlichere Leute, als die Handwerker periodiſcher Lügen, die zugleich die Moralität und den guten Geſchmack beleidigen? Kennen Sie gefährlichere Inſekten als jene, die ſich an die ſchönſten Bäume machen, deren Blätter ſie zernagen, und deren Blüthe ſie [illegible].«

Sie waren meiner Meinung; ich bin ganz der Ihrigen. Was daraus ſchließen? daß wir beide Recht haben, daß es keinen rühmlicheren Stand als den des Gelehrten gibt, und kein erbärmlicheres Handwerk geben kann; daß der Stand immer von Leuten von wirklichem Verdienſte und wahrer Rechtſchaffenheit ausgeübt wird; daß das Handwerk die verachtungswürdige Zuflucht derjenigen iſt, die ſich zu der Höhe eines Standes nicht erheben können, deſſen Haupterforderniſſe die beiden Gaben des Verſtandes und Herzens ſind. Wenn Ihr Sohn ſie beſitzt, leiten Sie ſeine Neigungen, ſtatt ihnen zu widerſprechen; zeigen Sie ihm das Ziel, nach welchem er ſtreben ſoll, die Mühe, die er zu [illegible] haben muß, [illegible] Sie [illegible] ſeinen Augen den [illegible], den literariſchen Ruf, und zeigen Sie ihm die Opfer, die er bringen muß, um ihn zu erlangen; ſchließen Sie ihm den Kunſtpfad nicht, aber lehren Sie ihn, ſich darin auf eine würdige Weiſe zu zeigen, und um ihn von [illegible], [illegible], zu entfernen, bewegen Sie ihn, ſich die [illegible] ſeiner [illegible] zu zeigen.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] —

[illegible]

Allgemeine Novelliſtik.

Am 7. und 8. Februar fanden im k. k. Burgtheater zwei Vorſtellungen eines neuen Trauerſpiels in 5 Aufzügen: »Ruprecht Graf zu Horneck.« ſtatt. Dieſer Graf zu Horneck erfüllt keine der Bedingungen eines tragiſchen Helden; die Beweggründe, die ihn zu handeln beſtimmen, zeigen von gemeiner Geſinnung, und nirgends offenbart ſich in ihm eine, ernſter Theilnahme würdige Idee und Abſicht der Handlung; er iſt demnach unfähig, auf irgend eine Weiſe tragiſches Intereſſe zu erwecken und zu erhalten. — Von wildem Sinn von Jugend auf beherrſcht, und darum verbannt aus den Augen des Vaters, führte er ſeit langem ein finſteres einſames Leben voll Menſchenhaß, einzig durch die Geſellſchaft eines anhänglichen Freundes, des Grafen Guntram von Rottſtein, auf Augenblicke erheitert. Nach dem Tode des Vaters verweigert er trotzig deſſen beiden Töchtern zweiter Ehe, Roſamira und Bertha, das Erbe, die Schlöſſer Trenburg und Friedberg. Die Mutter, Gräfin Mathilde von Horneck, kommt mit ihnen auf ſeine Burg an, vergeblich verſuchend, ihn zu billiger Geſinnung zu lenken. Auf einer Jagd, welche die Roſamira und Bertha, mit Zuſtimmung der Mutter, und unter der Obhut Guntrams, der erſtere liebt, begleiten, verirren ſich die zarten Kinder vom Zuge, und erſteigen neugierig einen Felſengipfel, von wo aus ſie die Schlöſſer Trenburg und Friedberg erblicken. Der Zufall führt auch Ruprecht dahin, der in einem Anfall blinden Zorns die Mädchen, während ſie ihre Freude über den Anblick der Burgen laut äußern, [illegible]

Mutterherzen ſchwer zuzumuthen ſeyn. Die That ſelbſt, wie ſie Ruprecht begeht, zeigt ſich eben ſo wenig tragiſch, als dramatiſch, indem die Verirrung vom Jagdgefolge, wie eben erwähnt, nur willkührlich angelegt, ſo wie deſſen Entſchluß, ſie unverſehens in die Felſenſchlucht zu ſtoßen, ganz unerwogen, und folglich ohne Kampf und nothwendige Vollführung, alſo mehr als augenblicklicher, blinder Antrieb des Haſſes erſcheint, wodurch aber die bezielte Wirkung nicht zu erreichen ſteht. Daß beide Töchter ſolches Unheil treffen muß, iſt dramatiſcher Pleonasmus oder theatraliſche Parade, weil dadurch das Tragiſche der Handlung bey der Mangelhaftigkeit der Begründung nicht verſtärkt wird; die einfache That wäre mit gehöriger Vorbereitung und Ausführung genügend geweſen, um zum Ziele zu gelangen. — Von dieſen weſentlichen Gebrechen, wie ſie hier angedeutet ſind, abgeſehen, läßt ſich eine lobenswerthe Einfachheit der Anlage, der Verknüpfung und Löſung des Knotens nicht verkennen, ſo wie dieß Einſicht und Kenntniß des Fachs beweiſt. Auch die der Schuld nachgebildete Form und Art der Verſe, welche ziemlich rein und klingend ſind, beſtätigen dieſe Eigenſchaften. Doch möchte man eher vor ſolchen Verſuchen warnen, als ſie empfehlen, da nicht jede Form für jeden Stoff paßt, und eine auch noch ſo entfernte Nachahmung nur ſelten einen höheren und freieren Schwung erreicht, als ein aus eigener Eingebung und Bildung hervorgegangenes Werk; daher es denn auch hier dem Ganzen eben ſo an poetiſcher Höhe, als an tragiſcher Tiefe gebricht. Daneben erſcheint es in allen ſeinen Theilen, wie gelungen auch ſo manche ſeyn mögen, durchaus ſo negativ, und alles Poſitiven, um ſo zu ſagen, des männlichen Princips ermangelnd, daß man das [illegible] Schatten — [illegible] — [illegible] Felder wahrzunehmen glaubt. Der Stoff möchte ſich übrigens bey angemeſſener Ausführung ſehr wohl zu einem Schauſpiele, da alle Elemente ſich ziemlich natürlich dazu darbieten, mehr aber noch zu einer Erzählung eignen, wenn er nicht ſchon von einer genommen iſt. — Die Darſtellung [illegible] mehr mit [illegible] und [illegible] Eifer, als mit jener [illegible] Ruhe und Würde, welche der [illegible] und der [illegible] des [illegible] erfordern. Die [illegible] nicht [illegible] genannt werden.

[illegible]

»Ich weiß nicht, was es iſt, es iſt nur alles Eins:

[illegible]

[illegible]

eigentlichen Lebensmagnetismus, 2.) das Licht, 3.) die Wärme, 4.) die Electricität und den Galvanismus, 5.) den Mineral-Magnetismus, 6.) den Schall, 7.) die Gerüche und Geſchmäcke, 8.) die Gasarten, Dämpfe, Räucherungen und Bäder, 9.) die mechaniſchen Mittel, 10.) die medicinische Gymnaſtik, 11.) Die Diätetik und Krankenwartung. — Hierauf wird nun rüſtig fortgebaut, und dabey außerordentlich viel Geiſt und außerordentlich wenig Verſtand entwickelt, wie dieß bey allen geiſtreichen Schwärmern der Fall iſt. Daß es aber bey alle dem an treffenden Anſichten, denen in der That Beherzigung zu wünſchen wäre, nicht gebreche, möge nachſtehende Erörterung bezeichnen, welche in dem Capitel von dem Wechſelverhältniß zwiſchen der Pflanzenwelt und dem Menſchengeſchlechte vorkommt. »Wenn ſchon (heißt es hier) die in den Gräbern der Apotheken aufbewahrten Pflanzen-Cadaver oft mächtig genug einwirken, was werden nicht erſt die lebendigen, magnetiſirt und in Rapport gebracht, für Reſultate geben? Wo hat man aber zur Zeit noch mit lebendiger Valeriana, mit lebendiger Cinchona geheilt? wo die Wirkungen einer lebendigen, mit dem Kranken in Rapport geſetzten Hyoſcyamuspflanze verſucht? Ich kann mir's denken, daß man einem Schwindſüchtigen, nachdem man ſeine Diät und Krankenpflege, die Temperatur und Beſchaffenheit der Luft, die er athmen ſoll, geordnet hat (d. i. nachdem man die Hauptſache gethan hat), alle zwei Tage einmal im Allgemeinen magnetiſirt, und nebenbey an einem aus 2 Digitalisſtöcken, 3 Bo[illegible], und 1 Hyoſcyamusſtock nebſt etwa 2 Kaninchen conſtruirten Baquet alle 2 Stunden 5 Minuten ſitzen läßt; zugleich, nach Umſtänden, trägt er auf der Bruſt ein magnetiſirtes wollenes Leibchen, und etwa einen Gürtel von Zinkblech.« — Unter den Viſionen des Verf. kommt übrigens auch eine auf etwa 30 bis 40,000 Kranke eingerichtete »Europäiſche« Lebens- und Heilungsanſtalt, ein großes Asklapieion mit einer Wetterwarte vor ꝛc. —e.

Hr. Denon, ehemaliger Director des Pariſer Muſeums, hat die in ſeinem Cabinett enthaltenen Gemählde, Zeichnungen, Kupferſtiche und Broncen auf Stein zeichnen laſſen. Dieſe reiche Sammlung wird bald dem Publicum auf Subſcription übergeben werden, man wird aber nur 250 Exemplare abziehen.

Die Errichtung des Gebäudes für die königliche Schule der ſchönen Künſte (École royale des beaux-arts) in der Straße des Petits-Augustins, wird in dieſem Frühjahr begonnen werden. Der Plan dazu iſt von Hrn. Debret entworfen, und bereits von der Regierung genehmigt.

Ein Freyherr v. Stentzſch ſoll damit beſchäftigt ſeyn, in Böhmen eine Zeitſchrift unter dem Titel: »Nationalblätter« herauszugeben. — —t.

Aus den vaterländiſchen Blättern erfahren wir, daß Wien jetzt circa fünfthalb hundert Schriftſteller aufzuweiſen hat; ſie verſprechen zugleich nächſtens ein Verzeichniß dieſer Autoren, mit Angabe ihres öffentlichen Characters und den Fächern ihrer Leiſtungen, zu liefern.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Graffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 17 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Graffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

21.

(Wien den 19. Februar.)

Nachrichten über China.

Der Septemberheft von New-Monthly-Magazine gibt von einer officiellen Zeitung Nachricht, die in China gedruckt wird, und in welcher die Regierung ihre Willensmeinung über Alles ausſpricht, was auf Religion, Geſetze, Sitten und Landesgebräuche Bezug hat. Man muß aber dieſe chineſiſche Zeitung ja nicht für etwas Aehnliches mit unſeren europäiſchen halten. In Europa kann man für Geld oder auch auf andern Wegen es dahin bringen, daß ein Artikel in ein öffentliches Blatt eingerückt wird; in China verhält ſich das ganz anders. Da wird kein Artikel in die Zeitung aufgenommen, wenn er nicht vorher dem Kaiſer vorgelegt worden iſt; und wenn er einmal den allerhöchſten Beyfall erhalten hat, ſo darf keine Sylbe mehr daran geändert werden. Wer ſich ein Vergehen der Art zu Schulden kommen läßt, wird mit den härteſten Strafen belegt. Im vorigen Jahre wurden ein Gerichtsſchreiber und ein Poſtbeamter hingerichtet, weil ſie Lügen in die Zeitung hatten einrücken laſſen. Das ſtrenge Urtheil der Richter gründete ſich darauf, daß die Schuldigen durch Verbreitung falſcher Gerüchte, die der kaiſerlichen Majeſtät ſchuldige Achtung verletzt hätten, und daß jeder, der dieſes Verbrechens überführt würde, den Tod verdiene. Um einen vollſtändigen Begriff von dieſer chineſiſchen Zeitung zu geben, fügen wir hinzu, daß ſie Auskunft über alle öffentlichen Angelegenheiten dieſes großen Reichs enthält; ferner eine Sammlung von Auszügen aus allen Aufſätzen und Bittſchriften, die dem Oberhaupte des Staates vorgelegt worden ſind, nebſt den darauf erlaſſenen Antworten, ſo wie auch die vom Kaiſer ausgegangenen Befehle, und die von ihm, ſowohl den Mandarinen als dem Volke bewilligten Gnaden. Dieſe Zeitung erſcheint täglich, und macht einen Heft von 60 bis 70 Seiten aus. Ob der Kaiſer von China dieſe etwas anſehnliche Zeitungsnahrung täglich ſelbſt durchſieht, daran möchten wir beynahe zweifeln; man muß die Sachen nicht ſo wörtlich nehmen; wahrſcheinlich iſt in China eine gewiſſe Anzahl Mandarinen mit dieſem Geſchäft beauftragt, wie in Europa etwa die Cenſoren.

Herr Moriſſon befördert in Canton mit unermüdetem Fleiße den Druck ſeines chineſiſchen Wörterbuchs. Im April 1818 hatte er angefangen, den zweiten Band drucken zu laſſen, und hoffte im Laufe eines Jahres damit fertig zu werden; es iſt ihm aber nicht gelungen, und dieſer Band iſt wahrſcheinlich erſt Ende verfloſſenen Jahres erſchienen. Er wird ungefähr tauſend

Seiten in 4. ſtark ſeyn; er enthält über 12,000 der gebräuchlichſten chineſiſchen Zeichen, die durch eine große Menge Beyſpiele erläutert werden. Im Februar 1819 hatte Hr. Moriſſon ſchon ſein Manuſcript zum 2. Bande bereit, aber es waren erſt 600 Seiten abgedruckt, die 8000 chineſiſche Zeichen enthielten. Zur Vollendung der ganzen Arbeit glaubt man, möchten wohl noch 10 Jahre erforderlich ſeyn. J. B.

Georg III.; Necrolog.

Georg III., Sohn Friedrich Ludwigs, Prinzen von Wallis*) und Auguſtens, Tochter Herzogs Friedrich II. von Sachſen-Gotha, ward den 4. Juni 1738 geboren. Sein Erzieher war Lord Bute, der, wie die von ihm empfohlenen Lords Ankesbury und Liverpool, des Prinzen Freundſchaft und Vertrauen, noch während ſeiner Regierung beſaß. Den Thron beſtieg Georg im 22. Jahre (1760) mitten im Kriege. Das Glück begünſtigte mit Vorliebe ſeine Unternehmungen. Bedeutende Erwerbungen in der neuen Welt, der geſicherte Beſitz von Canada, Neuſchottland ꝛc. durch den Frieden von 1763, krönten die Operationen ſeiner Marine; und die Clauſel in eben dieſem Tractat, daß Frankreich auf eigene Koſten in Dünkirchen einen engliſchen Commiſſär bezahlen müſſe, der darüber wache, daß der Hafen in vertheidigungloſem Zuſtand bleibe, war ein eben ſo ſüßer als eigenthümlicher Nationaltriumph. Das Genie des Lord Chatam ſchmückte den Anfang von Georgs Regierung mit ruhmvollem Glanze; doch ſah England im nordamericaniſchen Krieg, welcher 1778 ausbrach, viele ſeiner herrlichſten Colonien auf immer verloren gehn, ein Verluſt, welcher 1799 durch den Sturz des Tippo-Saib, wodurch Georg über 60 Millionen Unterthanen in Indien zuwuchſen, erſetzt ward. Großbritannien, unter Georg III. Zepter, durch ausgebreitete Beſitzungen, zahlloſe Flotten, blühenden Handel, große Staatsmänner (Pitt, Fox ꝛc.), ſiegreiche Land- und See-Generale (Howe, Lewis, Nelſon, Wellington ꝛc.) auf den höchſten Gipfel der Kraft und Macht, mußte, bey ſeiner politiſchen Stellung, in den europäiſchen Welthändeln der letztern drei Jahrzehende, nothwendig einen mehr oder weniger bedeutenden Einfluß ausüben; in allen wichtigeren Ereigniſſen ſahen und ſehen wir es ſein Gewicht äußern.

Georg III. vermählte ſich mit der Prinzeſſinn Sophie Charlotte, Tochter des Herzogs Carl von Mecklenburg-Strelitz, den 8. Sept. 1761, nachdem er ſie am 8. Juli desſelben Jahres in einer außerordentlichen Verſammlung des Staatsraths ganz unvermuthet als ſeine Braut angekündigt hatte**). — Im Jahre 1787 fing Georg an, mit Gedächtnißſchwäche, die ſich zuweiſen als eine Art Geiſteszerrüttung kund gab, befallen zu werden. Dr. **Willis** half zwar Anfangs immer glücklich ab, allein als 1792 das Uebel ſich bis auf einen hohen Grad verſchlimmerte, kam im Parlament die Idee einer Regentſchaft zur Sprache. Bey dieſer Gelegenheit war es, wo **Pitt** ſich durch ſein Benehmen, des Königs unerſchütterliche Gunſt erwarb. **Georg** genas zwar, doch nur, um 1804 einen neuen, noch bedenklichern Anfall zu erleiden, wobey die Einſetzung einer Regentſchaft wiederholt aber erfolglos vorgebracht wurde. Als jedoch noch die Abnahme des Geſichtes hinzu kam, und ſpäterhin die heftiger als je ſich äußernde Geiſteskrankheit ſelbſt von Anzeichen eines nahen Todes begleitet ſchien, übernahm der Prinz von **Wallis**, **Georg Friedrich Auguſt**, am 6. Februar 1811 die Regierung. Seitdem erholte ſich **Georg** III. nur für einzelne Augenblicke, und verſchied endlich den 29. Jänner 1820, im 81. Jahre, nachdem er 59 Jahre und 3 Monathe das Zepter geführt hatte*).

---

*) Dieſer Fürſt war 9 Jahre vor Georg II. verſtorben.

**) Sehr merkwürdig und rührend iſt die Veranlaſſung, wodurch dieſe Prinzeſſinn ſich den Heirathsantrag des jungen Königs, durch ſeine Mutter ſelbſt aufmerkſam gemacht, erwarb. Die nähern Umſtände haben wir nach dem kürzlich zu London erſchienenen Werk: Memoirs of Sophia Charlotte, etc. by Watkins, im I. Band dieſer Zeitſchrift Nr. 33 erzählt.

In dem Character dieſes tugendhaften Fürſten waren Herzensgüte und Leutſeligkeit vorherrſchende Züge; Sanftmuth und Wohlwollen ſprachen ſich in ſeiner heitern Miene aus. Conſequent in ſeinen Grundſätzen, verfolgte er jede einmal aufgefaßte Anſicht mit männlicher Beharrlichkeit. Die Principien der franzöſiſchen Revolution verabſcheute dieſer nüchtern denkende Souverain aus dem tiefſten Grunde der Seele; und ſelbſt der rauſchende Beyfall, welchen die conſtitutionirende Verſammlung der Verfaſſung ſeines Reiches zujubelte, konnte ſeinen ſelbſtſtändigen Sinn nicht beſtechen. — Dieſer Monarch war ein Freund der Künſte und Wiſſenſchaften; und wenn er ſie vielleicht nicht mit der einem ſo mächtigen Souverain angemeſſenen Großmuth aufmunterte, ſo beſchützte er ſie doch aufrichtiger, als ſeine Vorfahren aus dem Braunſchweigiſchen Hauſe. — **Georg** III. bleibt als Menſch, Gatte und Vater gleich muſtergültig. Im Schooße ſeiner Familie, in der Zurückgezogenheit eines geräuſchloſen Privatlebens, ſuchte und fand ſein reines Gemüth Erholung und ungetrübten Genuß. Vorzüglich iſt es das Schloß **Windſor**, wo man dieſen anſpruchloſen Fürſten häufig den Glanz und die Sorgen des Purpurs mit der Einfachheit und Ruhe ſüßer Häuslichkeit vertauſchen ſah. Seine Gemahlinn**), an Geiſt und Herz, an Geſinnung und Wandel ihm ähnlich, ſchenkte ihm 7 Prinzen und 5 Prinzeſſinnen.

Franz Gräffer.

◆

Die Theater in London.

Ehedem gab es in **London** nur zwei große Theater, **Drury-Lane** und **Covent-Garden**. Die Vorſtellungen, die auf dieſen beiden Theatern gegeben werden, beſtehen in Trauer- und Luſtſpielen, Opern, Poſſen und Pantomimen. In einem Winter-Abend beträgt die gewöhnliche Einnahme beider Theater zuſammen, im Durchſchnitt 900 Pfund Sterl. Die ſtärkſte kann ſich auf 1,200 Pfd. Sterl. belaufen. Jetzt gibt es in **London** noch fünf kleinere Theater, die alle Abende Vorſtellungen geben: das **olympiſche**

---

*) **Georg** II. hatte ebenfalls ein ſehr hohes Alter erreicht: er ſtarb im 77. Jahre.

**) Sie entſchlief bekanntlich im vorigen Jahre.

Theater, Sans-Pareil, Surrey, Royalty und Koburg. Die Regierung erlaubt dieſen Theatern nur Melodrame, Pantomimen und große Spectakel-Stücke aufzuführen. Die 5 Schauſpielhäuſer können vereint ungefähr 4,000 Menſchen faſſen, und täglich etwa 6 bis 700 Pfd. St. Einnahme verſchaffen. Die italieniſche Oper, welche die vornehme Welt beſonders beſucht, und die wirklich ohne Scheu des Koſtenaufwandes verwaltet wird, gibt wöchentlich nur zwei Vorſtellungen, wovon jede wohl 1,500 Pfd. St. einbringt. Die Oper iſt mit italieniſchen Sängern, und das Ballet mit franzöſiſchen Tänzern beſetzt. Auf dem Theater in Covent-Garden macht jetzt ein neues Luſtſpiel: Der Maitre d'Hotel, oder Mode und Empfindung, welches man Hrn. Beasley zuſchreibt, ſehr viel Glück. Nach dem Gange der Handlung zu urtheilen, ſcheint es wirklich eines von den beſſern Stücken zu ſeyn, welche ſeit mehreren Jahren in England zum Vorſchein gekommen ſind.

J. B.

Verſuch einer freien Verdeutſchung aus Metaſtaſio: Strophe per Musica da cantarsi a canone.

Tu sei gelosa, e vero,
Ma ti conosco, Irene,
E gelosia d'impero,
Non gelosia d'amor.
Non ami il prigioniero,
Ami le sue catene;
Spiace al tuo genio altero,
Che a te s'involi un cor.

So che vanti un core ingrato:
Più non spero innamorarti,
Nè ti posso abbandonar.
Questo, o Nice, e il nostro fato:
Io son nato per amarti,
Tu per farmi sospirar.

Wahrlich, du eiferſt, Irene!
Aber der Quell deiner Thräne
Iſt nicht das Eifern der Minne,
Eifern der Herrſchſucht allein.
Liebſt den Gefangenen nimmer,
Liebſt nur der Herrſcherinn Schimmer;
Deinem verſchrobenen Sinne
Frommt's nicht, ein Herz dir zu weihn.

Rühmſt dich, daß du kalt geblieben!
Ich darf nicht mehr Liebe fodern,
Und doch ſchlägt nur dir mein Herz.
Unſre Looſe ſtehn geſchrieben:
Meines: nur für dich zu lodern,
Dein's: zu nähren meinen Schmerz.

Mkn.

Teufelsthurm, Wirbel und Strudel *).

Des Teufels Großmutter guckte einmal in die Welt hinaus. Da bemerkte ſie, daß auf den freundlichen Wogen der Donau viele Schiffe mit frommen Chriſten bemannet, von Oberöſterreich herab, nach dem Gnadenbilde Maria Tafe'rl fuhren. Dieß ärgerte ſie ſo ſehr, daß ſie den ganzen Tag Galle ſpie; und nur das Verſprechen des Teufels, ihr eine gute Strecke ober dieſem Andachtsorte auch einen Tempel zu bauen, konnte ſie beſänftigen. — In kurzer Zeit war das Gebäude mit einem prächtigen Thurme fix und

---

*) Dieſe öſterreichiſche Volksſage iſt nach der Erzählung eines Donau-Schiffers möglichſt getreu aufgeſchrieben. — Eine andere befindet ſich in den deutſchen Sagen der um die Volksdichtung, Literatur des Mittelalters, und um die deutſche Sprache hochverdienten Brüder Grimm.

fertig, und des Teufels Großmutter, in Erwartung eines großen Zulaufes von Verehrern, bezog es. Aber es verging ein Tag um den andern, und es wollte, ein Paar alte Hexen abgerechnet, Niemand zu ihr kommen. Dieß machte ſie unmuthig, und ſie verſuchte nun die frommen Schiffer durch Blendwerke an ſich zu locken. Jene hingegen kreuzigten ſich, wenn ſie vorbeyfuhren, und ſo blieb ihre Zauberei unwirkſam. Da ihr auch dieſes mißlang, wurde ſie ſpringgiftig, und als ihr noch dazu ein Schiffer im Vorbeyfahren ein höhniſches Schnippchen ſchlug, kam ſie ſo außer ſich, daß ſie mit entſetzlichem Ingrimme ein ungeheures Felsſtück ſammt einem Theil ihres Gebäudes ergriff, und in die Donau ſtürzte. Wüthend fuhr ſie darauf in die Hölle, und ließ ſich ſeitdem nicht wieder auf der Erde blicken. — So entſtanden die zwei gefährlichen Untiefen in der Donau, und nicht weit davon iſt noch die Ruine von dem Teufelsthurme zu ſehen. J. Ziska.

Allgemeine Novelliſtik.

Im Theater an der Wien drängen ſich die neuen Stücke; die Thätigkeit der Direction und der Mitglieder iſt unglaublich. Daß bey ſo gehäuften Leiſtungen wohl nicht Alles Alle befriedigen kann, iſt natürlich. So kam am 12. Febr. daſelbſt ein Stück von Friedr. Hayden zum Vorſchein, betitelt: »Das Feuer im Walde.« Aber dieſes Feuer wärmte nicht, und leuchtete nicht; und gleichwohl wurde das ganze Stück im Finſtern geſpielt. Alle Elemente waren in demſelben thätig: vom Feuer hatte es den Namen; Waſſer war überall, es ſtrömte vom Himmel; die Luft regte ſich mächtig als Orkan, und zur Erde ſtrebte das Ganze, natürlich ſchon der phyſiſchen Schwere, wenn auch nicht der Schwerfälligkeit wegen. Aber ſonderbar war es, daß, dieſer Univerſalthätigkeit ungeachtet, Niemand wohl vernehmen konnte, was geſchah; denn was beym Feuer vorging, ſah, aber hörte man nicht: was man hörte, konnte man mitunter ziemlich gut ſehen, aber ſchlecht einſehen, und in den Dialog mengten ſich immer der Donner und der Sturm; wenn aber ſolche Stimmen mitſprechen, kann man nicht einmal den Souffleur vernehmen. Was ſich vom Winde, nach gefallenem Vorhang, häufig im äußern Saale verſchlagen haben mochte, verwandelte ſich in ein leidiges allgemeines Geziſch. — Tags darauf kam gleich wieder eine Faſchings-Farce: »Pervonte,' oder die Wünſche,« mit einer Ollapotrida von Muſik. Das Ding erſchien am Faſching-Sonntag, wo Alles gilt, und hat wirklich in Text und Muſikzuſammenſtellung einige gute Einfälle, vorzüglich machte der Indianer, als indiſcher Prinz, gute Wirkung. Man lachte, und mehr wollte man nicht, als viele lachende Gäſte. — Wir ſind überzeugt, daß dieß Theater, bey der Energie und Liberalität ſeiner Verwaltung, auch das angemeſſenere Würdige zum allgemeinen Heil vorherrſchend machen kann.

* * *

Leipzig feierte den Namenstag Ihrer k. k. Hoheit der durchlauchtigſten Gemahlinn Sr. königl. Hoheit des Prinzen Friedrich von Sachſen, der Erzherzoginn Caroline von Oeſterreich, am 18. des vor. Monats, mit einem glänzenden Ball, zu welchem das Innere des Schauſpielhauſes mit Geiſt, Geſchmack und Pracht eingerichtet wurde. Man ſah die Bühne mit dem übrigen Hauſe vereinigt, in eine majeſtätiſch römiſche Säulenhalle umgeſchaffen. Dieſer herrliche Schauplatz war von oben und den Seiten geſchloſſen; nur der Hintergrund war geöffnet, um den Anblick einer Landſchaft zu gewähren. Hier zeigte ſich eine Pyramide mit der Inſchrift:

Heil Carolinen von Oeſtreich; Heil der Enkelinn Habsburgs,
Mit dem Geſchlechte Wettins auf das engſte vereint.
Innige Liebe und Treue weihte ſie Friedrich dem Hohen,
Innige Lieb' und Treu weihen wir Ihm und Ihr!

100 argantiſche Lampen und 8 Kronleuchter goſſen einen blendenden Schimmer über eine reiche Menge ſinnvoller Character-Masken. Laut äußerte ſich überall die innigſte Anhänglichkeit, Ehrfurcht und Liebe für die erlauchte Prinzeſſinn, deren Huld, Liebenswürdigkeit und Tugenden Aller Herzen bezauberte. Die Fröhlichkeit war ſo allgemein, daß der Ball bis 7 Uhr Morgens währte. —ld.

In Brügge iſt eine Geſellſchaft der National-Literatur entſtanden. Ihr Zweck iſt, die belgiſche Sprache und Literatur zu verbreiten; ſie ſoll ſchon über 100 Mitglieder zählen. Es verſteht ſich, daß ihre Reden und Aufſätze alle in flämiſcher Sprache gehalten und geſchrieben werden. F. B.

Von Müllners Schuld wird nächſtens bey dem um die Beförderung der magyariſchen Literatur ſo vielverdienten Buchhändler v. Trattner, in Peſt, eine ungariſche Ueberſetzung von Hrn. Gabr. v. Döbrentei (Beyſitzer der Gerichtstafel des Hunyader-Comitats) erſcheinen. Vor das Trauerſpiel ſelbſt wird die biographiſche Notiz des Dichters, aus dem Converſ. Lexicon überſetzt, abgedruckt. Hr. v. Döbrentei hat an Hofrath Müllner über Beides geſchrieben, und ihn um Berichtigung der allenfallſigen Unvollſtändigkeiten jener Notiz erſucht. Aufgeführt wurde die Schuld zum erſtenmale im Febr. 1819 zu Maros-Váſárhely, in Siebenbürgen, und im vorigen Juli in Clauſenburg. Sie wurde mit rauſchendem Beyfalle aufgenommen. Die Rolle der Elvire ſah man von Mad. Szekely, welche man für die beſte ungariſche Schauſpielerinn hält, mit Glück geben. Gar nicht aber befriedigte die Darſtellung der Rolle des Hugo ꝛc. —ſ.

Auch auf der Univerſität zu Dorpat werden künftighin, dem Willen des Kaiſers gemäß, 40 Studierende der Medicin auf Koſten der Krone unterhalten, und für ihren Dienſt gebildet. Die mediciniſche Facultät derſelben ladet nun die ein, welche ſich dieſem Studium zu widmen wünſchen, ſich bey dem Decan der Facultät zu melden. Sie erhalten dort, außer dem unentgeldlichen Unterricht, Jeder 750 Rubel Bco. jährlich (d. i. ungefähr 70 Ducaten im Golde) für Koſt und Quartier. Um dadurch die Ausgaben der Univerſität nicht auf einmal bedeutend zu vergrößern, werden in den erſten 4 auf einander folgenden Jahren, und zwar in jedem Jahre nur 10 Studierende aufgenommen. Nach Beendigung des Curſes (welcher 4 Jahre dauern ſoll), wird gemäß Allerhöchſten Befehles Jeder der Prüfung unterworfen, und nach Maß der darin gezeigten Kenntniſſe und Geſchicklichkeit zu den gewöhnlichen mediciniſchen Würden befördert, und nach Vorzeigung des ihnen von der Facultät ertheilten Zeugniſſes, ſogleich angeſtellt. Bey ihrer Anſtellung werden ſie zum 6jährigen Dienſte der Krone verpflichtet. Nach Verlauf dieſer Friſt iſt ihnen die Wahl ihrer ferneren Laufbahn freigeſtellt. —ch.

Die fruchtbaren Ländereien, welche an die inländiſchen Seen gränzen, und das große Territorium, welches die mächtigen Flüſſe Miſſiſippi und Miſſuri durchſtrömen, ſind jetzt ſchon durch Millionen bevölkert. Noch vor 84 Jahren hatte kein Fuß eines civiliſirten Mannes die Regionen betreten, welche jetzt die Staaten von Illinois, Kentucki, Ohio, Teneſſee und Indiana bilden. Man zählt in dieſen Provinzen 1,600,000 Einwohner. Städte, Dörfer, Handel und Ackerbau, ſind wie durch eine magiſche Kraft erſchienen, und verbreiten ſich mit beyſpielloſer Schnelligkeit durch dieſe ehemals wilden Gegenden. Das ſchöne Louiſiana, ehemals unter der Herrſchaft Spaniens, brachte dieſer Regierung nichts ein; im Gegentheil, es koſtete derſelben mehrere 100,000 Dollars, welche von Mexico gezogen wurden, um nur die Gewalt über dieſe Provinz den Spaniern zu erhalten. Die wenigen Einwohner waren in eine Art Fühlloſigkeit verſunken. Handel kannte man wenig oder gar nicht, und das Land glich mehr einer Wildniß, als einer bewohnten Provinz. Welche Veränderung iſt in dem kurze. Zeitraume von 16 Jahren unter der Regierung der vereinigten Staaten mit dieſem Lande vorgegangen, und zu welchem Flor wird dasſelbe ſich am Ende dieſes Jahrhunderts erhoben haben, wenn alle an den Nebenflüſſen des Miſſiſippi liegenden Ländereien bevölkert ſeyn werden! New-Orleans ſcheint beſtimmt zu ſeyn, den erſten Handelsplatz in der weſtlichen Welt vorzuſtellen. Dieſe Stadt, welche am Miſſiſippi liegt, iſt von Pittsburg an dem Ohio, über 1600 Meilen entfernt. Ehedem waren ſechs Monate dazu erforderlich, um zu Waſſer von einem dieſer Orte zum andern zu kommen; ein Dampfſchiff legt jetzt dieſe Reiſe in 22 bis 25 Tagen zurück.

Zu der neuen Ausgabe der Bibel nach Piscator's Ueberſetzung, wird die engliſche Bibelgeſellſchaft 5000 Franken beytragen, und da die aus dem Canton Bern eingegangenen Geldbeyträge und Beſtellungen bey der Berner Central-Comitée bedeutend ſind, ſo verſpricht man ſich von dieſem Unternehmen ein frohes Gedeihen. In Worb hat ſich eine Schulgeſellſchaft gebildet, um durch milde Beyträge armen Schulkindern Bücher und Kleider zu verſchaffen.

Das amerikaniſche Gouvernement iſt jetzt im Begriff, am Fuße des Felſens, an welchem der Miſſuri entſpringt, die nördlichen Andes genannt, einen militäriſchen Poſten zu etabliren, zu welchem Ende einige Regimenter auf Dampfſchiffen den Miſſuri herauf geſandt ſind. Ferner will man die Felſen aushauen, und eine mehrere Meilen lange Chauſſée darüber anlegen, welches eine Verbindung mit der ſich ins ſtille Meer ergießenden Columbia bewerkſtelligt. Bey der Mündung dieſes Fluſſes haben die Amerikaner eine Colonie angelegt, welche jetzt zwar noch im Werden iſt, allein ſeit Kurzem haben ſich daſelbſt viele Künſtler und Oeconomen niedergelaſſen, und bald wird dieſe Colonie ein ſehr wichtiger Handelsplatz für ganz Californien und die nordweſtliche Küſte von Amerika ſeyn; beſonders aber eine Niederlage von Pelterei-Waaren. Auf dieſe Art wird eine neue Communication mit Aſien eröffnet, und es wird Niemand wundern, wenn man nach zehn Jahren chineſiſche, überhaupt morgenländiſche Producte, die Mündung der Columbia erreichen ſiehet, auf welchem Fluſſe bis zu den Andes ſelbige in Dampfſchiffen verladen, und nach einer kleinen Landreiſe über dieſe Felſen, wieder, vermittelſt der Schiffahrt, auf dem Miſſuri über das ganze weſtliche Land vertheilt werden können.

»Das untrügliche Geheimniß, in einer Stunde ohne Lehrer das Reiten zu erlernen, und rohe Pferde abzurichten (!?)« ſoll in der Leipziger Michaelis-Meſſe ſolchen Abſatz gefunden haben, daß nun die zweite Auflage davon ſchon exiſtirt.

Nach den neueſten Berechnungen iſt ſeit 33 Jahren die Bevölkerung der vereinigten Staaten von 4 Millionen auf nahe an 11 Millionen geſtiegen. Ohne Zweifel hat die Lage von Europa viel zu dieſer außerordentlichen Bevölkerung beygetragen, und es iſt ſehr möglich, daß der Zufluß von Fremden in den vereinigten Staaten, während den folgenden 33 Jahren, noch bedeutender ſeyn wird. Thomas Jefferſon, der vorige Präſident, verſicherte vor ungefähr 35 Jahren, daß die Einwohner der vereinigten Staaten ſich jede 25 Jahre, ohne die Hülfe der Emigranten, in ihrer Anzahl verdoppeln würden. Das wollte Vielen nicht einleuchten; aber der Erfolg hat gelehrt, daß in wenigeren Jahren dieſe Vermehrung zu Stande gekommen iſt. Nach dieſem Verhältniß muß die Bevölkerung fortwährend zunehmen, bis der Ueberfluß an Lebensmitteln abnimmt. Die gemachte Calculation, daß die Bevölkerung ſich jede 25 Jahre verdoppeln werde, ſcheint alſo ziemlich richtig zu ſeyn. Am erſten Januar 1819 zählten die vereinigten Staaten, nach den neueſten und richtigſten Angaben 10,500,000 Einw.; dem Calcul zufolge werden ſie 1844 zählen: 21 Millionen. — 1869 42 Mill. — 1894 84 Mill. — Dieſe ungeheuere Menſchenmaſſe iſt beſtimmt, Eine Sprache zu reden; denn in allen amerikaniſchen Schulen wird die engliſche Sprache gelehrt, mithin muß dieſes die herrſchende bey der Nachwelt ſeyn. Man bemüht ſich ferner, der Jugend eine Ehrerbietung für die jetzt beſtehende Regierungsform einzuflößen. Beynahe jeder Berg und jedes Thal im Innern des Landes hat eine Druckerey. Die Thätigkeit der Amerikaner, in Geſchäften mit jedem Theile der alten Welt, bringt fortwährend neue Nachrichten von demjenigen, was in andern Welttheilen vorfällt. Der Hauptgrundſatz des Regierungsſyſtems iſt, daß, je aufgeklärter der Menſch iſt, deſto weniger bürgerliche Unruhen zu befürchten ſind.

Zu Kortryk, im Königreiche der Niederlande, exiſtirt eine Geſellſchaft der Rhetorik; ſelbige hat, um das Andenken Kotzebue's zu ehren, eine Preisaufgabe bekannt gemacht. Derjenige Dichter, der das beſte Gedicht auf Kotzebue, von wenigſtens hundert Verſen einſchickt, wird eine goldene Medaille, und der Verfaſſer der beſten Grabſchrift auf ihn, in zwölf Zeilen, eine ſilberne Medaille erhalten. F. B.

Aus einem kürzlich bekannt gewordenen Etat der auf dem Miſſiſſippi und den mit ihm zuſammenfließenden Strömen gebrauchten Dampfbooten ergibt ſich, daß ihrer 35 ſind, die zuſammen 7,159 Tonnen tragen. Das Dampfboot Ohio hält für ſich allein 443; dazu kommen 20 jetzt in Arbeit befindliche Boote, deren Laſt auf 5,995 Tonnen anſteigen wird.

Mehrere unſrer verehrten Leſer haben bey dem in Nr. 6 gelieferten Portrait Heinrichs von Hayti, eine umſtändlichere Nachricht von dieſem merkwürdigen Manne erwartet, und gewünſcht, daß eine ſolche nachgetragen werde. Hierauf können wir aber erinnern, daß bereits im vorigen Jahrgang unſrer Zeitſchrift an mehreren Orten, und größtentheils ausführlicher von ihm die Rede geweſen iſt; und wir verweiſen hier nur auf den Aufſatz in Nr. 13 des 1. Bandes: Nachrichten über Chriſtoph ꝛc.; auf einen andern in Nr. 4 des 2. Bandes: Etikette am Hofe zu Hayti, und auf mehrere in der Novelliſtik zerſtreute Notizen. Wer übrigens eine zuſammenhängende detaillirtere Biographie wünſcht, kann ſie in einem der letztern Hefte der bey Brockhaus in Leipzig erſcheinenden Zeitgenoſſen nachleſen. Die Redact.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Graffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe.) wochentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 17 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Graffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

22.

(Wien den 22. Februar.)

Die heutigen Kinder.

Vor einigen Tagen kam eine gute alte Freundinn, Fr. Liebſtein, in meine Einſiedelei, und ſagte mir, ich ſey von einer Frau v. B***, die durch ihre Liebe, oder vielmehr, wie ich bald merkte, durch ihre Scheinliebe für die Kinder, ſehr bekannt iſt, zum Mittageſſen eingeladen. Ich nahm die Einladung an, und wir langten beide um ein Uhr an unſerm Beſtimmungsorte an. Es war noch Niemand da; meine Freundinn und Frau v. B*** entfernten ſich mit einer Erlaubniß, um Alles herzurichten, und ließen mich allein mit einem acht- oder neunjährigen Fritz, den ſeine Mutter zärtlich küßte und befohlen hatte, mir Geſellſchaft zu leiſten, was er auch that; denn ſogleich lief er auf mich zu, ließ eine gewaltige Peitſche klatſchen, und fragte mich auf eine ziemlich grobe Art: Wie heißen Sie? — Mein kleiner Freund, verſetzte ich, indem ich ihm die Aufſchrift eines Briefes zeigte, es iſt nicht meine Gewohnheit, meinen Namen jeden Augenblick abzuändern; ſehen wir einmal, ob ſie ihn leſen können. — Es iſt mir lieber, Sie ſagen mir ihn gleich ſelbſt, ſprach er, indem er mich, ſo ſtark er konnte, beym Rocke zog. Ich war alſo gezwungen, ſeinen Willen zu erfüllen, und um mir für meine Güte zu danken, murrte er halblaut: Sie ſind recht abſcheulich! Ich ſuchte ihm begreiflich zu machen, daß es nicht in meiner Gewalt ſtünde, dieſe Fehler zu verbeſſern, und daß es von ihm nicht artig wäre, ſie mir vorzuwerfen. Statt mich anzuhören, riß er mir die Perücke vom Kopfe. Dieſer Spaß gefiel mir gar nicht. Ich ſtand auf, um nach dieſem närriſchen Kinde zu laufen, es flüchtete ſich aber mit der Beute zu ſeiner Mutter. Dieſe erſchien einen Augenblick darnach, bath mich wegen dieſer Kinderei tauſendmal um Verzeihung, und indem ſie ihren Sohn auf eine Art ausmachte, die ihm hätte Luſt geben können, ſeinen Scherz zu wiederholen, gab ſie ſich alle Mühe, um nicht über mein ſonderbares Ausſehen zu lachen.

Ich ſtellte meinen Kopfputz wieder her, und machte dann dieſer guten Mutter ein Compliment über die Artigkeit ihres Sohnes; ſie antwortete darauf, indem ſie mir ihre Tochter, das Fräulein Emilie, vorſtellte, eine kleine Perſon, die ſich recht gerade hält, recht zurückhaltend und artig ſcheint, im Grunde aber nicht viel beſſer als ihr Bruder iſt.

Ein Diener, der etwas ungeduldig ſchien, verkündigte, die Suppe ſey angerichtet. Man genoß, converſirte, und war luſtig und guter Dinge, als plötzlich das durchdringende Geſchrei einer Dame eine Pauſe verurſachte. Man erfuhr bald, daß es ſich um einen kleinen Scherz des kleinen Fritz handelte. Dieſer boshafte Junge hatte ſich unter den Tiſch verſteckt, und war auf den ſonderbaren Einfall gekommen, mit einer Stecknadel die Füße einer liebenswürdigen jungen Dame zu quälen. Man hatte viele Mühe, den kleinen Böſewicht aus der Veſte zu ziehen, in der er ſich verſchanzt hatte, und nur als der Vater drohte, ihm nichts von dem Nachtiſche zu geben, den man eben herein gebracht hatte, capitulirte er, und, wer ſollte es glauben, die Capitulation entriß der Mutter — eine große, dicke Thräne. Alle Kinder kamen nun wieder herein, und von dieſem Augenblicke beſchäftigten ſie ausſchließlich die Geſellſchaft.

Die Mütter machten ſich gegenſeitig Complimente über ihre hübſche Familie. »Wie alt iſt dieſer Engel? wie alt iſt jener? In welche Schule geht er, wo iſt er erzogen worden? Iſt dieſes artige Mädchen oft krank, hat ſie ſchon geſteckt? und andere wichtige Dinge ſchienen die am meiſten zu beſchäftigen, die ſich am wenigſten darum kümmerten. Die Verfolgung hatte erſt angefangen. Kaum trat der Vater eines dieſer Wichte, der ſich einige Augenblicke entfernt hatte, in den Saal, um Kaffee zu trinken, als er, die Schale in der Hand, uns einen Begriff der geſchichtlichen Kenntniſſe ſeines Söhnchens geben wollte, und ihn mit Aufmerkſamkeit gebiethender Stimme fragte: Welcher Kaiſer hat nach Carl dem Fünften in Deutſchland geherrſcht? Das Kind verſetzte ſchnell: Carl der Sechste. Mehr als zwei Drittel der Geſellſchaft bewunderte laut die Schnelligkeit und Kenntniß, mit welcher er eine ſo ſchwere Frage beantwortete, ſchien den chronologiſchen Fehler nicht zu merken, über den ſich ſein Lehrer nicht wenig erzürnt hätte, und vergaß ganz auf Ferdinand den Erſten, Maximilian den Zweiten, Rudolph den Zweiten, und Gott weiß, auf wen ſie alles vergaßen.

Frau v. B***, die mit Sehnſucht die Gelegenheit erwartete, die Talente ihrer Töchter zu zeigen, ließ ſie dann in die Mitte des Cirkels treten, und ſagte ihr mit wahrhaft zärtlich mütterlichem Tone: Emilie! declamire einmal das hübſche Gedicht zum Lobe der Frauen. — Emilie murrte ganz leiſe, und verſteckte den Kopf in den Schooß ihrer Mutter. — Was ſagt ſie da? fragte laut der Vater. — Ach nichts, das arme Kind getraut ſich nicht, vor ſo vielen Perſonen ihre kleinen Talente zu zeigen. Nun, Emilie, fange nur an, zur Belohnung erhältſt du dann ein Stückchen Zucker von dem Papa. Sogleich tritt ſie hervor, und radebricht auf die elendeſte Art die »himmliſchen Roſen« des großen deutſchen Sängers. Alles applaudirt, Alles bewundert. — Jetzt ſage mir einmal, fuhr die Mutter mit ſtolzem Lächeln fort, was ſind Hamadryaden? — Du haſt dich geirrt, liebe Mutter, du hatteſt mich zuerſt über die Dryaden befragen ſollen, von welchen die erſten nur abgeleitet ſind. Bey dem Worte »abgeleitet« wirft die Mutter einen circulären Blick auf die Umſtehenden, welchen jeder durch eine Bewunderung ausdrückende Geberde erwiederte. Noch mehr Beyfall erhielt Emilie, als ſie auf das allgemeine Verlangen der Geſellſchaft, die nicht daran dachte, anfing, außer dem Tact einen Pas aus dem erſten Ballete zu tanzen. Ein anderes Mädchen, über die wenige Aufmerkſamkeit, die man ihr ſchenkte, etwas betroffen, wollte auch eine Rolle ſpielen, ſie kommt heran, und fragt laut: Mama, ich habe den Perlenbeutel, den ich für dich machte, mitgenommen, darf ich ihm nicht zeigen? — Nein, mein Kind, erwiederte mit etwas boshaftem Lächeln die Mutter, mit ſolchen Gebildeten kannſt du dich nicht meſſen. —

Nun fing das Spiel an. Das Schachſpiel iſt das einzige, welches ich nicht vergeſſen habe. Ich nahm das Anerbiethen eines würdigen Mannes an, als ein Mittel, der Läſtigkeit der Kinder zu entgehen. Wir waren beide faſt von derſelben Stärke; ich hatte das erſte verloren, war nahe daran, das zweite zu gewinnen, und genoß ſchon im Voraus meinen Triumph, als ein verdammtes Kind, an das ich nicht ohne Zorn denken kann, ſich auf das Schachbrett wirft, und mit ihm auf den Boden rollt. In der erſten Wuth, welche von dem ſehr unhöflichen Lachen der Damen noch vermehrt wurde, verwünſchte ich alle Kinder der Welt. Haben Sie wohl den Muth, erwiederte die Mutter dieſes tollen Wichts, über dieſen unſchuldigen Kleinen zu zürnen? — Bey Gott! gnädige Frau, antwortete ich mit einer etwas ungeſtümen Bewegung, ſolche unſchuldige Kleine würden mich mit Herodes verſöhnen. —

Glücklicherweiſe verkündigte man meiner Freundinn, der Wagen ſtünde vor dem Thore. Ich nahm auf die höflichſte Art Abſchied von der Hausfrau, wohl entſchloſſen, ſie an ſolchen Tagen nie mehr zu beſuchen. Ich mußte faſt eine ganze Stunde meinen Stock und Hut ſuchen, den die unſelige kleine Spitzbubenbande in der Küche verſteckt hatte, und die ſich nun über mein Suchen und meine Verlegenheit beluſtigte. Ein Bedienter brachte mir endlich beide Stücke, und wir fuhren ab.

Auf dem Wege mußte mir Frau Liebſtein geſtehen, daß aus Kindern, die eine ſolche Erziehung erhalten, einſt ſehr närriſche und unausſtehliche Männer, und ſehr leichtſinnige Frauen werden müſſen ꝛc.

Iſthamarus.

* * *

Ein neu entdecktes Goldbergwerk in Böhmen.

Mehrere Briefe aus Walliſch-Bürken und Sablath, deren Mittheilung ich der Gefälligkeit des Herrn v. Joanelli verdanke, enthalten nähere Aufklärung über das in der Gegend von Sablath, einem der Herrſchaft Winterberg unterthänigen Markte, 6 1/2 Stunde von Strakonitz, im Prachiner-Kreis, im verfloſſenen Jahre entdeckte Goldbergwerk. Da bis jetzt in öffentlichen Blättern noch wenig über dieſes Bergwerk geſagt wurde, ſo dürfte folgende Notiz für das größere Publicum nicht ohne Intereſſe ſeyn.

Ein Sablather, der nach mehrjähriger Abweſenheit im verfloſſenen Jahre in ſein Geburtsort zurückkehrte, fand in der Umgegend von Sablath ein goldreiches Stück Erz. Er forſchte weiter, und traf bald auf mehrere gold- und ſilberreiche Erze. Das Auffinden dieſer Gold- und Silber-Stufen machte Lärmen. Man glaubte anfänglich, der vorgebliche Finder habe dieſe Stufen mit nach Sablath gebracht, und wolle nur ſeine Umgebungen täuſchen. Der Director von Winterberg ließ ihn daher verhaften, und berichtete den Vorfall, mit Einſendung der vorgeblich aufgefundenen Erze, nach Budweis, an das daſige k. Bergamt. Hier nahm man die Sache aus dem wahren Geſichtspuncte, und beorderte ſogleich einen Bergmeiſter nach Sablath, der an Ort und Stelle die Sache genau zu unterſuchen hatte. Derſelbe fand nicht nur allein die Ausſage des Finders beſtätigt, ſondern auch ſchon auf der Oberfläche des angezeigten Terrains zahlreiche Spuren, bey tieferem Graben aber ergibige Schichten ſowohl an Gold, als auch, doch nicht ſo ergibig, an Silber. Der verhaftete Finder ward hierauf des Haftes entlaſſen. Da man ſich nach obigem Befund mit vollem Grunde die reichſte Ausbeute hier verſpricht, ſo arbeitet man nun mit der angeſtrengteſten Thätigkeit an dem Bau der zur Benutzung dieſes Bergwerkes nöthigen Poch- und ſonſtigen Werken, Mühlen und Schmelzöfen. A. R. v. Flammenſtern.

* * *

Ueber Caſtelli's dramatiſches Sträußchen für das Jahr 1830, 5ter Jahrgang.

Warum haben die Deutſchen ſo wenige Original-Luſtſpiele?; liegt die Urſache in ihrem Character und in ihrer Bildung, oder in den Zeit- und andern Verhältniſſen? Dieſe Frage könnte immer näher beſprochen werden; ſie iſt ein guter Gegenſtand für die Converſation. Wäre ſie unterſucht und entſchieden, ſo würde die Klage über den fühlbaren Mangel an guten Originalluſtſpielen aufhören, die Ueberſetzungen aus fremden Sprachen gerechtfertigt, oder die Mittel angezeigt ſeyn, dem Mangel abzuhelfen.

Zu ſolcher Entſcheidung fehlt dem Schreiber Dieſes Luſt und Fähigkeit; allein er kennt Leute, die ſowohl vorhinein alles friſch wegdemonſtriren, als auch hintendrein alles beſſer wiſſen, und dieſen bleibe das Wortführen überlaſſen. Die Rückblicke, Seitenblicke, und Ueberblicke, wobey die Stellung des Blickenden wieder die Hauptſache iſt, folgen denn von ſelbſt nach, und die Zuſchauer, als Nachblickende, ziehen den Gewinn davon, indem ſie etwas gelernt, oder doch gelacht haben. Dergleichen Fehden ergänzen gewiſſermaßen das verarmte Luſtſpielfach, und da ſie in dem Grade ſich zu vermehren ſcheinen, als jenes unbearbeitet bleibt, ſo könnte man obiger Frage noch zufügen: ob nicht auch eine Urſache des Mangels an Originalluſtſpielen in der Schlag- und Streitfertigkeit der Deutſchen liege, alſo polemiſcher Natur ſey?

So lange hierüber nicht geſprochen und wieder geſprochen iſt, ſoll von uns über die Beſchäftigung eines Schriftſtellers: franzöſiſche Luſtſpiele ins Deutſche zu überſetzen, nichts geſagt, ſondern nur Nachricht gegeben werden, was er gebracht hat.

Dieſem nach enthält der fünfte Jahrgang des dramatiſchen Sträußchens:

1.) Czar Iwan, eine dramatiſirte Anecdote in 2 Aufzügen, aufgeführt und beurtheilt in Dresden und Wien. Wenn Holzbauern und hartherzige Steuereinnehmer in Verſen ſprechen, ſo mögen ſie mitunter nicht ganz regelrecht ſeyn. Die Hauptſache iſt, daß einem armen Wichte geholfen wird. Das thut wohl, und je ſchneller es geſchieht, deſto beſſer; daher wäre ein Aufzug auch beſſer geweſen, als zwei Aufzüge.

2.) Die Papagene. Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach dem franzöſiſchen Vaudeville: les perroquets de la mère Philippe. Nach der Aufführung dieſes Stücks, im Theater an der Wien, hat man die angeblich darin herrſchende Frivolität getadelt: deſſen ungeachtet wurde es gern und oft geſehen. Der Tadel war alſo einſeitig: oder vermögen es wohl die Tadler, die Grenze des Humors haarfein anzugeben? Iſt es nicht auch eine wunderliche Erſcheinung in der Zeit, daß, während im Trauerſpiele Gift, Dolch und Wahnſinn ihre Rechte üben, und der gedungene und gezwungene Mörder mit blutiger Hand die Thüre bezeichnen darf, um ſie wieder zu erkennen, im Luſtſpiele eine Beſchränkung Statt finden ſoll, die jeden Humor ertödtet?

3.) Die Bittſteller: Luſtſpiel in einem Acte nach Melesville, macht natürlich auch nicht auf Originalität, ſondern nur auf Leichtigkeit der Ueberſetzung Anſpruch. Es iſt voll Laune und heitrer Situationen; beſonders haben die Narrenſcenen viel Humor. Vorzüglich zeichnet ſich dieſe Kleinigkeit durch leichten raſchen Dialog aus.

4.) Das Kammermädchen, Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach Longchamps, iſt der freien Bearbeitung ungeachtet doch noch zu ſehr franzöſiſch geblieben. Auch ließe ſich in der Verkleidung eines Mannes, als Kammermädchen, allerhand Anſtößiges finden, wenn — die Sache nicht ſchnell genug der Entſcheidung zurückte, und überhaupt kein Luſtſpiel vorhanden wäre. Die Luſt kann ja in jeder Geſtalt ſpielend ſich kund geben, und ſo wäre ſelbſt gegen die Aufführung nichts zu erinnern.

5.) Der Diener ſeines Nebenbuhlers, Luſtſpiel in einem Aufzuge. Der Bearbeiter hat die Quelle unangezeigt gelaſſen. Uns kommt es bekannt vor; wir glauben es bereits geleſen zu haben. Das thut indeß nichts zur Sache. Die Intrigue iſt nicht übel, der Gang lebhaft, und das Ende befriedigend. Ein gutes Spiel, eine gute Laune des Publicums, und der Beyfall wird nicht fehlen. Auf ein großes Maß deſſelben muß nicht gerechnet werden; die Verkleidungen ſind zu oft auf der Bühne geweſen.

Das, in J. B. Wallishauſſers Druckerei und Verlag, äußerlich zierlich ausgeſtaltete Büchlein kündigte ſich beſcheiden als dramatiſches Sträußchen an, und entſpricht dieſer Ankündigung. Es wäre lieblos, Kleinigkeiten in demſelben, die leicht zu verbeſſern geweſen, bitter zu tadeln, und nutzlos, das Gute lobpreiſend anzurühmen. Dem Hörer und Leſer muß auch ein Urtheil verbleiben.

M.

* * *

Muth macht den Mann.

Courage zu beweiſen,
Rief Juſtel Stauf:
Wenn alle Stricke reißen —
Häng ich mich auf.

Theodor.

* * *

Allgemeine Novelliſtik.

Am 16. Februar wurde im k. k. Hoftheater nächſt dem Kärnthnerthore, eine muſicaliſche Academie mit Declamation und Gemählde-Darſtellungen, zum Vortheile der adeligen Frauen-Geſellſchaft, und zur beſſern Verpflegung der Findlinge, gegeben. Man richtete die Anordnung der Leiſtungen ſo ein, daß ein gefälliges Gemengſel auch eine größere Menge zu befriedigen geeignet war, ohne dem zarteren Kunſtſinne zu nahe zu treten, denn unter dem Vielen war nichts ganz Mittelmäßiges. Beſonders zeichnete ſich die Sängerin, Dlle. Canzi, aus Baden, eine Schülerin unſers hochverehrten Salieri, durch ihre ſchöne umfangsreiche Stimme, ihre gründliche, überall anklangende Schule, große Sicherheit und Fertigkeit, und reine Intonation aus. Wenn ihre Studien noch fortwährend zweckmäßig geleitet werden, wenn ſich ihr Gefühl noch mehr entwickelt, und ſie ihren Vortrag auch in den Nuancirungen nach dem Character des Tonſtückes im Einzelnen einzurichten lernt, ſo wird ſie ganz ſicher dahin kommen, ſich an die vorzüglichſten Sängerinnen anzureihen. Herr Jansa und Herr Sedlaczek traten mit Variationen, Erſterer für die Violine, Letzterer für die Flöte, mit glücklichem Erfolge, auf. Das Ganze gab dem vollen Hauſe einen vergnügten Abend.

— h —

Man weiß, daß die franzöſiſchen Schriftſteller es mit Ueberſetzungen aus andern Sprachen, beſonders aus der deutſchen, von jeher ganz entſetzlich leicht genommen haben. Dabey iſt es am auffallendſten, daß die neuere Zeit noch reicher an derlei Curioſitäten iſt. Dem Paar beyläufiger Proben, welche wir aus gegründeter Veranlaſſung in Nro. 10 geliefert haben, ſchicken wir hier noch einige aus Nro. 5 des literariſchen Anzeigers (hier bey Hrn. Mayer und Comp.) nach, aus einem Blatte, deſſen Intereſſe, Gehalt und Abſatz ſich zuſehends vermehret. 1.) Bekanntlich hat die Zeitſchrift: der Freimüthige, das Bruſtbild Ulrichs v. Hutten, welches an die frühere Stelle des Ariſtides gekommen iſt, auf der Stirne jedes Blattes; da ſtand in einem franzöſiſchen Blatte: Nun erſcheint wieder der Freimüthige redigé p. Mons. Ulrich v. Hutten. — 2.) Als im September 1818 Armeebewegungen im Badenſchen und Baierſchen wegen vermeintlicher Beſitznehmungen erfolgten, ſagte ein Pariſer Blatt, in Beziehung auf Bade und Bavarie: »Die Badinages und Bavardages werden den Weltfrieden nicht ſtören.« — 3.) Das Journal de Paris, 30. Juli 1819, überſetzt die engliſchen Worte: we die with hunger (wir ſterben vor Hunger) mit: nous périrons avec hunger (wir werden mit Hunger ſterben); wahrſcheinlich hielt der Ueberſetzer das Wort Hunger für ein Demagogenoberhaupt. — 4.) In dem bekannten Dictionnaire bibliographique (Paris 1790) S. 110, des 2. Bandes, ſollte Marsiglis Danubius Pannonico-Mysicus angeführt werden; allein man findet unſere arme Donau in einen ungariſchen Muſicus verwandelt. — 5.) Dieſes Werk will S. 205, des 1. Bandes die Chirurgie des Hieronymus von Braunſchweig, gedruckt durch Joh. Grüningen zu Straßburg 1497, als eine Seltenheit anführen, und bringt folgenden Unſinn vor: Von dem Chirurgicus Durch. Joh. Gruniger, gedruckt und Volend zu Straſiburg uff Dinſtagnach. S. Peter und Paul Dag. — 6.) In dem nämlichen Werke iſt der bekannte Weihbiſchof, Alexander Würdtwein, zum Araber gemacht worden. Verführt durch die erſte Sylbe ſeines unausgeſchriebenen Vornamens Al: hat man denſelben nach der Analogie, wie z. B. Al Haſi, mit Al Würdtwein förmlich arabiſirt. — 7.) In der Chrystallographie von de Romé de l'Isle iſt der Fliegenſtein (Arſenik als Fliegengift gebraucht) pierre volante überſetzt. — 8.) In der gazette littéraire de l'Europe (1780 t. 6. Nro. 11. p. 12.) entdeckte ein franzöſiſcher Gelehrter, daß unſer Hirzel, wohnhaft am Fluſſe Gleim, über

Sulzer geſchrieben habe. Bekanntlich heißt das deutſche Werk: »Hirzel an Gleim, über Sulzer, den Weltweiſen.«

Auf das ſeltene Gedeihen, deſſen ſich die literariſchen Unternehmungen der Franzoſen erfreuen, übt wohl der Umſtand, daß auch reiche Particuliers, und beſonders (nicht-bibliopoliſche) Kaufleute pecuniär unterſtützen, und ſonſt fördernd mit Liebe und Eifer größtentheils ohne alle Aufforderung beytreten, einen entſcheidenden Einfluß aus, eine Begünſtigung, wovon wir in Deutſchland, und beſonders in Wien, leider nur ſehr wenig Beyſpiele aufzuweiſen haben. (So kann man nicht ohne Schmerz und Erröthen die Gefahr wahrnehmen, in welcher die Erſch-Gruber'ſche Encyclopädie ſchwebt ꝛc.) Das Unternehmen der lateiniſchen Claſſiker, welche bey Didot, in Paris, gedruckt werden, und von dem wir bereits in Nr. 52 des 2. Bandes unſerer Zeitſchrift ausführlicher geſprochen haben, geht raſch vorwärts. Der Bankier Lafitte hat ſich durch den Vorſchuß zu den Koſten, die man bey uns ungeheuer nennen würde, ein edles Verdienſt erworben, und ſein Beyſpiel eiferte viele andere Kaufleute an, ſich der Sache anzuſchließen. Das verſchafft der Unternehmung Credit, und erleichtert Subſcription und Abſatz. Eine ſolche Baſis muß denn auch immer entſcheiden und durchgreifen. — Für die Anlegung Lancaſter'ſcher Schulen verwenden viele israelitiſche Handelsleute bedeutende Summen; und eine große Encyclopädie, nach einem ganz neuen Plane, der von dem ingeniöſen Leipziger-Buchhändler Brockhaus herrühren ſoll (nicht das Converſations-Lexicon, welches er in Paris franzöſiſch überſetzen und vervollſtändigen läßt, wodurch es erſt recht univerſell werden muß), wird unter ähnlichen Auſpicien mit jener Energie, welche die Zuverſicht einflößt, ſo eben angelegt. Gſſr.

In Newcaſtle, in England, hat ſich, wie die Zeitung f. d. eleg. Welt berichtet, unlängſt folgender Vorfall ereignet: Es hat eine von den Röhren, wodurch das zur Erleuchtung nöthige Gas geleitet wird, und die unter einem Hauſe hinlief, einen Riß bekommen, und die Bewohner des Hauſes klagten über den Geruch, wodurch ſie beläſtigt würden. Der Hausherr hatte ſich darüber bey der Erleuchtungs-Direction beſchwert, allein dieſe wollte erſt den folgenden Tag die Röhren ausbeſſern laſſen, vielleicht, weil man ſich in dieſem Hauſe geweigert hatte, der Gaserleuchtung ſich zu bedienen. Des Abends ging ein Mädchen mit einem Lichte auf den Abtritt. In dem Augenblicke hörte man eine Exploſion, das Dach und die obere Etage des Hauſes werden weggeriſſen, und von dem Hinterhauſe, ſo wie dem anſtoßenden, wird gleichfalls ein großer Theil beſchädigt; eine Geſellſchaft, die ſich in dem letztern befand, fiel mit dem Fußboden von einer Etage in die andere. Viele Perſonen wurden ſchwer verwundet, und ein Kind getödtet. Ein Mädchen, vermuthlich das, welches die Exploſion verurſacht hatte, wurde halb verbrannt gefunden, und iſt noch nicht außer Gefahr. Die Meubel wurden zerbrochen und zum Theil zu den Fenſtern hinausgeworfen, einige Vorübergehende durch herabfallende Ziegel hart beſchädigt. Man hat, ſeit der Verbreitung der Gasbeleuchtung aus London in den Provinzen, kein Beyſpiel eines ähnlichen Vorfalls. Was ſind alſo die Urſachen dieſer Exploſion zu Newcaſtle geweſen? Welchen Antheil mögen die Ausdünſtungen der Abtritte, mit denen die Leitungsröhre wahrſcheinlich in Verbindung ſtand, auf dieſen Zufall gehabt haben? Welche Vorſichtmaßregeln müſſen zur Verhüthung ähnlicher Vorfälle genommen werden? Vermuthlich wird darüber von den Vertheidigern dieſes neuen Erleuchtungſyſtems nächſtens Etwas bekannt gemacht werden.

Zu den bemerkenswerthen Vorzügen der Schicker'ſchen Wagenerfindung, über die wir in Nr. 18 eine Notiz gegeben, gehören noch nachſtehende: Um ſo gefährliche als nachtheilige Fehler zu beſeitigen, und zugleich dem Fahrenden das Vergnügen zu gewähren, ſelbſt in den allerſchlechteſten Wegen beynahe keinen Stoß zu fühlen, wie auch den Poſtillons und Pferden das Schlagen der Stange zu vermindern, wodurch zugleich die Ziehung des Wagens bey ungleichem Wege ſehr erleichtert wird, iſt es dieſem ſinnreichen Erfinder vollkommen gelungen, durch eine äuſſerſt dauerhafte und vereinfacht angebrachte, beweglich oder drehbare Langwinde alles zu erreichen, wodurch dieſen vorerwähnten Fehlern nicht nur vollkommen abgeholfen, ſondern auch das ſchnelle Umfallen des Wagens gänzlich beſeitiget wird, weil ſelbſt bey außerordentlichen Fällen das gänzliche Umwerfen des Wagens nur ſelten Statt haben kann. Dieſe bewegliche Langwinde iſt geeignet, an alle Arten von Wagengeſtellen angebracht, wie auch bey ſchon verfertigten oder alten Wagen beygegeben zu werden. R.

Der erſte Preis der in Folge der von der Wiener Zeitſchrift für Kunſt, Literatur, Theater und Mode am 15. März v. J. ausgeſchriebenen Preisaufgabe, eingegangenen Aufſätze, iſt Hrn. E. T. A. Hoffmann, in Berlin, mit 25 Ducaten für ſeine Erzählung: »Der Zuſammenhang der Dinge,« zugeſprochen worden; das Acceſſit von 10 Ducaten dem Verf. der in Nr. 141 v. J. abgedruckten Erzählung: »Der Bruderzwiſt.«

Die Veranlaſſungen, zu wünſchen, daß das Correſpondiren in auswärtige Blätter den Händen der Willkühr entriſſen werde, vervielfältigen ſich immerfort. Erſt neuerlich hat ſich eine an ſich werthvolle fremde Zeitſchrift mit der Aufnahme einer Nachricht aus Wien bemackelt, die ein wahres Meiſterſtück von Ignoranz, Heimtücke und Albernheit iſt. Sie iſt rubricirt: Schreiben aus Wien, am 8. Dec. — Die Abgeſchmacktheit und Einſeitigkeit dieſes Aufſatzes (deſſen einſylbigen Verf. und zweiſylbigen Retoucheur man übrigens gar bald erkannte), ſind ſo grell und in die Augen ſpringend, daß ſie ſelbſt jedem Auswärtigen, der von unſern Verhältniſſen auch kaum eine oberflächliche Kenntniß hat, nur ein mitleidiges Lächeln abzwingen, und vollends den klar ſehenden Wienern ſelbſt, nur Spaß machen können. Dergleichen Salbadereien heben ſich durch ſich ſelbſt auf, und verdienen keine Berichtigung, weil eine ſolche ihnen erſt den Anſchein der Wichtigkeit leihen würde, für den ſie zu nichtig ſind. Höchſtens könnte man allenfalls mit einer geſunden Perſiflage nachkommen. Wer aber gleichwohl den ſonderbaren Einfall haben ſollte, die Sache in allem Ernſt zu beſtreiten, der muß denn wohl, nebſt der Zeit dazu, auch Sachkenntniß, Urtheil, und ein wenig von dem haben, was man Geiſt oder Talent nennt. Alsdann aber muß das Jammerwerk Punct für Punct gemuſtert, und mit männlicher Beſonnenheit durch die Kraft der Gründe amortiſirt werden. Daß dabey von muthwilliger Auflehnerei, von ungeheiſſenem Advociren, von handſchuhhinwerferiſcher renommiſtiſcher Vindication, oder wohl gar von heroiſcher Aufopferung (!!) für das allgemeine Beſte und kindiſcher Wohldienerei keine Spur wahrzunehmen ſeyn müßte, verſtünde ſich wohl von ſelbſt. Halbheiten aber führen zu nichts, bringen das thema quaestionis noch vor eine Menge profaner Augen, und machen die Sache erſt verdächtig, wie denn die Plumpheit allezeit nur noch mehr verdirbt, wenn ſie repariren will. Perſifliren, gründlich und erſchöpfend entkräften, oder — ignoriren. Das Erſte bringt Lacher, das Letzte macht vergeſſen, und das Zweite, das Zweite allein kann zu einer weitern Replick reizen, falls es auf eine ſolche angelegt ſeyn ſollte. Mit einem ebenbürtigen Fechter macht man mit Vergnügen einen Gang ꝛc. Wäre es der Mühe werth geweſen, auf jenes Schreiben in obigem Sinne zu repliciren, ſo würde es unfehlbar ſchon geſchehen ſeyn. — Das wird ſehr ernſthaft verſichert.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Graffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 15 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Graffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

23.

(Wien, den 24. Februar.)

Zur näheren Kenntniß des engliſchen Marineweſens.

Von J. C. Weidmann, k. k. Hofſchauſpieler.

Die Lebensweiſe auf einem Kriegsſchiffe biethet ſo viele anziehende Eigenthümlichkeiten dar, und iſt dem größten Theile der Bewohner des feſten Landes ſo fremd, daß ich hoffen darf, durch eine kleine Schilderung derſelben, die Leſer dieſer Blätter zu intereſſiren. Dieſe Bemerkungen ſind am Bord des engliſchen Linienſchiffes **Milfort** geſchrieben. In wie ferne ſolche auf die franzöſiſche oder eine andere Marine paſſen, weiß ich nicht; doch kann der Unterſchied nicht ſehr bedeutend ſeyn.

Das Linienſchiff **Milfort**, von 84 Kanonen, war das Admiralſchiff jener Escadre, welche unter dem Commando des Admiral **Freemantle**, in den Jahren 1812, 13 und 14 im adriatiſchen Meere kreuzte. Es iſt, nach Ausſage aller Sachverſtändigen, eines der ſchönſten und beſtgebauten, welche je in **England** ausgerüſtet wurden. Auf dieſem Schiffe befanden ſich: der Admiral **Freemantle**, Capitain **Mac-Lend** (der Capitain eines Linienſchiffes hat Oberſten-Rang), die Majors **Ballok** und **Poeltel**, (letzterer ein Steyermärker, aus **Grätz** gebürtig); die Schiffslieutenants **Hutchiſon**, **Burrand**, **Grand**, **Branford**, **Noble**, **Pearker** und **Napeaw**; der königl. Schiffscommiſſär **Golding**, Schiffsſchreiber **Suter**, Schiffsmeiſter **Caſon**, der Schiffsarzt Doctor **Nagles**, Schiffschyrurg **Abbington**, 10 Seecadetten (Midshipmans) *); an Truppen, vom Feldwebel abwärts, 150 Mann, ſo, daß die Garniſon dieſes Schiffes, mit Einſchluß der Schiffsjungen, Matroſen u. ſ. w. die Zahl von 800 Köpfen erreichte. Auf einigen Kriegsſchiffen befindet ſich auch ein Caplan, auf der **Milfort** war dieſe Stelle vacant.

Dieſes Linienſchiff führte, wie oben erwähnt ward, 84 Kanonen, meiſtentheils Achtzehnpfünder. Uebrigens befinden ſich auch noch viele kleinere Geſchütze am Bord der engliſchen Schiffe, womit bey Debarquements und andern kriegeriſchen Vorfällen die Schaluppen bewaffnet werden. Das Schiff iſt in 5 Stockwerke eingetheilt. Das Verdeck der **Milfort** maß 108 Schritte in der Länge, und 24 in der Breite. Auf ſelbem befand ſich die Wohnung und der

---

*) Dieſe müſſen 6 Jahre in ſolcher Charge dienen, worauf ſie zu Lieutenants avanciren.

Speiſeſaal des Admirals, die Zimmer des Capitains, und jenes des Schiffsſchreibers. Im 4 Stockwerke (von oben herab gerechnet) der Speiſeſaal und die Wohnungen der Officiere, des Schiffmeiſters, Arztes und Commiſſärs. Sodann der Raum für Bediente, Matroſen und Soldaten. Ferner die Schmiede, die Kuchen, die Behältniſſe für das Hornvieh, die Lämmer, Schweine und das Geflügel. Im dritten Stockwerke befindet ſich die Apotheke, das Spital, die Waffenkammer, der Arreſt, die Schule und die Wohnungen der Cadetten. Im 2. Stockwerke die Magazine und Vorrathskammern, und im 5. und unterſten die heil. Barbara (Pulverkammer.) An Handwerkern finden ſich in ſolch einer ſchwimmenden Stadt: Schmiede, Zimmerleute, Schloſſer, Schuſter und Schneider, und zu mehrerer Bequemlichkeit auch einige Barbiere, obſchon beynahe die ganze Bevölkerung des Schiffes dieſes Geſchäft ſelbſt verrichtet.

Um 5 Uhr des Morgens wird Tag gemacht. Auf ein Signal mit der Schiffsglocke, welche ſich am größen Maſt befindet, beginnt das Tagewerk damit, daß das ganze Schiff gewaſchen und gerieben wird. (Des Tages über wird es alle 3 Stunden durchaus gefegt.) Um 7 Uhr wird gefrühſtückt, wozu abermals die Glocke das Signal gibt. Der Admiral und Capitain frühſtücken Beaſtek, weiche Eyer und Butterbrot, die Officiere und übrigen Chargen Thee, die Mannſchaft Pöckelfleiſch. Um 9 Uhr wird durch einen Kanonenſchuß das Zeichen zur Revue gegeben. Auf dieſes Signal eilt Alles nach ſeinem Poſten. Da dieſe Poſten ſehr beſtimmt ſind, ſo gibt es nie Unordnung, und dieſer Act gewährt ein ſehr anziehendes Schauſpiel. Nachdem der Admiral oder Capitain Alles beſichtigt hat, zerſtreut man ſich wieder. Tafeln gibt es auf dem Schiffe drei. Die erſte um 11 Uhr für die Mannſchaft und die Cadetten; die zweite um 1 Uhr für die Officiers und übrigen Chargen, und die dritte um 2 Uhr für den Capitain und Admiral. Zu den beiden letztern wird mit Trommelſchall und Pfeifenklang gerufen. Auch ſpielt wohl die Harmonie das God save the king! Die gewöhnliche Tiſchgeſellſchaft des Admirals beſteht aus dem Capitain, den Majors und dem Schiffsſchreiber. Die Uebrigen werden nur als Gäſte gebethen. Die Admiralstafel iſt vortrefflich. Die Gerichte beſtehen aus Rind- und Hammelbraten, Geflügel und Backwerk, Alles vortrefflich zubereitet. Servirt wird bey der Admiralstafel auf ſilbernen Schüſſeln, die Teller ſind Glas. Die Speiſen werden nicht herumgetragen, ſondern jeder greift zu, wie es ihm beliebt. Zum Deſert wird Obſt aufgetragen. An Weinen ward auf der Milfort viel Luxus getrieben. An der Admiralstafel war Bordeaux der gewöhnliche Tiſchwein. Als Deſertweine erſchienen ſpaniſche und griechiſche Weine, beſonders Cephalonier und Xeres. Man hatte Gelegenheit, die Virtuoſität der Engländer im Trinken zu bewundern. In keiner Flaſche blieb ein Tropfen zurück, ſie kreißten umher bis zur Nagelprobe. Indeß hatte auch der Steyermärker ſich in dieſer Hinſicht ſchon recht ſehr die Nationalität der Engländer angeeignet. Die Toaſt's ſind ſehr an der Tagesordnung. Zuweilen wird auch Porterbier ſervirt. Bey allem dieſen Ueberfluß und dieſer Freigebigkeit an Weinen, iſt der Mangel an friſchem Waſſer deſto fühlbarer, und der Bewohner des feſten Landes gäbe öfters gern auf dem Schiffe eine Bouteille Mallaga für eine Flaſche guten, friſchen Quellwaſſers. Den Beſchluß der Tafel macht Caffee, welcher aber auffallend ſchwach zubereitet iſt. Freundſchaftliches Geſpräch nach der Tafel iſt ganz fremd; ſo wie das Mahl geendet, und der Caffee getrunken iſt, ſteht der Admiral auf, und dieß iſt das Signal zum Aufbruch für ſämmtliche Gäſte. Jeder zieht ſich in ſein Appartement zurück. Zu Abends wird nicht geſpeiſt, ſondern nur Thee aufgetragen, oder ein Stündchen bey einer Bowle Punſch verplaudert. Die Officiers und übrigen Chargen erhalten, ſtatt des Thee's, Wein, oder Rum mit Waſſer, wie ſie es verlangen, und Schiffszwieback ſtatt des Brotes.

Die Verkürzung und Einziehung der Segel gewährt ebenfalls ein auffallendes, intereſſantes Spectakel. Dieſe Arbeit wird allezeit des Abends vor dem Schlafengehen vorgenommen. Auf ein Signal mit der Trommel entſteht ein buntes Gewimmel; Jeder eilt, wie bey der Revue des Morgens, an ſeinen Poſten. Die Matroſen erklimmen mit Blitzesſchnelle die Maſten. Alle Taue und Raaen hängen von Matroſen und Schiffsjungen voll, welche wie die Mücken daran ſchweben. Man ſollte meinen, der geringſte Windſtoß, die leiſeſte Bewegung des Schiffes müſſe einen oder den andern herabſchleudern, und doch iſt dieß ein äußerſt ſeltner, faſt unerhörter Fall. Im ſtärkſten Wüthen der Bora und des Ponente ſahen wir die Segel einziehen, die an den Tauen hängenden Matroſen und Schiffsjungen auf die ſchauerlichſte Weiſe von der Gewalt des Orkans herabſchleudern, und die Burſche ſtanden auf ihrem Endchen Tau mit einer Ruhe und Sicherheit, wie unſereins auf feſtem Lande.

Um wieder auf die Verkürzung der Segel zurückzukommen, ſo wird, ſobald Alle ihre Poſten eingenommen haben, auf ein zweites Trommelſignal, dieſes Manöver mit bewunderungswürdiger Geſchicklichkeit und Schnelligkeit ausgeführt, worauf Alle wieder herabklettern, und ſich unten aufſtellen. Auf ein drittes Zeichen mit der Trommel holen ſie ſodann ihre Hangematten. Da nun jeder Matroſe eine Art Ehrgeiz darein ſetzt, hierin der erſte zu ſeyn, ſo gibt auch dieſes Gewimmel eine ganz eigenthümliche Augenweide.

Die Kleidung der Matroſen beſteht in nichts als einem Hemde, und weiſſen, leinenen Pantalons. Alle tragen Schuhe. Um den Hals tragen ſie ſchwarze Halstücher von Seide, und auf dem Haupte kleine, gelbe, runde Strohhüte, ſchwarz geſäumt und gefüttert. Große Mode und eine Gattung Luxus bey den engliſchen Matroſen iſt es, blaue Kragen an den Hemden zu tragen. Bey eintretender Kühle werfen ſie über das Hemde dunkelblaue tuchene oder wollene Spencer.

Die Uniform der Marine-Officiere iſt dunkelblau. Ihren Rang bezeichnet das Epaulet. Der Admiral führt zwei Epaulets, mit Sternen verziert. Der Capitain trägt ebenfalls zwei Epaulets, im jüngern Rang mit Anker geſchmückt, im ältern Rang mit zwei über dem Anker befindlichen Kronen. Die Lieutenants haben nur ein Epaulet, ohne Verzierung, auf der rechten Schulter. Die Cadetten tragen keine Epaulets, ſondern zeichnen ſich durch einen halb umgeſchlagenen Uniformskragen (ungefähr wie unſere Cuiraſſiers) aus. Da ein Säbel oder Degen ſie auf dem Schiffe geniren würde, ſo führen ſie ſämmtlich nur ein ungefähr einen Schuh langes Meſſer. Auf dem Lande tragen ſie dreieckige, meiſt mit Wachstaffet oder Lack überzogene, auf dem Schiffe durchaus runde Hüte.

(Fortſetzung folgt.)

* * *

Des Jokus Wochengabe;

mitgetheilt von J. F. Caſtelli.

VIII.

Sprichwort: Das Geld, das ſtumm iſt,
Macht grad, was krumm iſt.

1.) Naivetäten*); a) ein Liebesbrief.

Achtungsvolle Schöne!

Mit innigſten Vergnügen meines hieſigen Daſeyn wage ich es an ſie zu ſchreiben. Den nie in meinem Leben habe ich ein Mädchen von ſelch einen ſchönen Charakteur geſehen, wie ſie ſind. Die freundlichen und ſanften Züge ihres Anblicks, das Anmuthige benehmen ihres Daſeins, Ihr gelaſſenes betragen, Ihr Unterhaltendes im Geſpräch, kurz alle vorzüge, die Ihnen als ein Frauenzimmer anrühmen, fand ich an Ihnen. Ja, bey meiner Ehre muß ich es geſtehen, noch nie liebte ich ein Mädchen? als ſie! meine teure herzensfreindin, als dasjenige Geſchöpf dieſer Erde. Denken ſie nicht, daß ich Unwahrheit ſpreche? den der Mächtige Donner ſollte mich zermahlmen! — Unwahrheit ſprechen kann ich nie, nein nie, nimmer, und niemahlen. Wahrheit und Redlichkeit, Ehre und Rechtſchaafenheit, Liebe und Freundſchaft, das ſind die edelſten Handlungen meines hieſigen Daſeins. O' Sanftes gefühl einer Leidenſchaft. Ja! ſo war ich lebe; Blut und Leben will ich vor ſie Opfern. Aber jahmerſchade das mich mein Schickſall verlaſſen hat. O' ich Unglücklicher Jüngling, kann ich nie eine frohe Stunde finden. O' Edles Sanftes, Gefühlvolles, Liebenswürdiges Herzensliebchen; enne Ihnen finde ich keine freude und Zufriedenheit. Ja, herzlich gerne mochte ich die Ehre haben, einen Anſpruch auf Ihre gegenliebe zu machen, aber ich Unglücklicher, der nie Ruhe finden kann, ich bin verlohren, ich bin zu arm, ja zu — arm — for ſie. O! Sanftes gefühlvolles Mädchen meiner heißen Gegenliebe nur ſie allein ſind meine einzige Hoffnung. Wonne und Zufriedenheit; noch mahl beſchwöre ich es bey dem Mächtigen Himmel, der Donner ſollte mich zermahlmen, wenn ich Unwahrheit geſprochen habe! Aber nein! Unwahrheit ſprechen kann ich nie, das beſchwör ich bey meinen Blut und teuren Leben. Nun endige ich mein Jahmerfolles ſchreiben, und ſage es noch mahl Ihr edles ſanftes und gefühlfolles betragen feſelt mich an Ihren ganzen glücklichen Daſein. Sollten ſie mein ſchreiben mit güte annehmen, ſo machen ſie mir einen doppelten Beweis das ich Anwerth vor Ihnen finde, lebben ſie recht wohl und entſchließen ſie ſich, gefühlfolle Herzensfreindin mir eine gute Antworth zu ſchreiben, wo ich mitt aller Hochachtung entgegen ſehe und verbleibe in deſſen Ihr

unterdänigſter Verehrer.

---

*) Unter dieſer Rubrik werden von Zeit zu Zeit Actenſtücke aus dem Leben — immer echt und ohne alle Veränderung — mitgetheilt werden. Der vorliegende Brief iſt unter den Papieren eines vor Kurzem verſtorbenen Mädchens von deſſen Dienſtherrn gefunden worden.

2.) Hyperboliſche Liebeserklärung.

Wo quillt der Born der wahren Poeſien,
Aus dem ich ſchöpfen könnt', um auszudrücken
Die Reize, die auf deinen Wangen blühen,
Die Blitze, die aus deinen Augen zücken?

Soll ich dich mit der Lilie vergleichen? —
Wirſt du dich in der Roſe wiederfinden? —
Ach, Lilienweiße muß der deinen weichen,
Und Roſenröthe muß vor deiner ſchwinden.

Ein Stern biſt du! — die Nacht erleuchten Sterne,
Auch deine Augenſterne leuchten fröhlich,
Doch weh! da bleibt die Wahrheit dennoch ferne,
Denn du biſt einzig, Sterne ſind unzählich!

Nein, du biſt Lucifer! — du überglänzeſt Alle,
Gleich ihm, der alle Sterne überfunkelt,
Allein — ſelbſt er wird in der Azurhalle
Vom purpurfarbnen Sonnenglanz verdunkelt! —

So biſt du denn die Sonne! — ja, die Sonne!
Wie ſie die Nebel ſchwächt mit ihren Strahlen,
So ſpendeſt du dem wunden Herzen Wonne,
Und ſcheucheſt meine düſtern Erdnachtqualen.

Die Sonne — hm! noch immer iſt's nicht Wahrheit.
Du biſt der ganze Himmel! — dieſer eint
Saphirne Bläue mit cryſtallner Klarheit —
Wie Güt' und Schönheit ſind bey dir vereinet.

Doch Lilien, Sterne, Lucifer und Sonn' und Himmel,
Kein's gleichet deiner wundervollen Schöne,
Hinweg mit dem poet'ſchen Wortgetümmel,
In Proſa ſag' ich dir: ich liebe dich, Amene!

Ludw. Zeitteles.

3.) Lächerlichkeiten in Schrift, Wort und That.

(Fortſetzung.)

In einer hieſigen Zeitung waren bey einer Licitation folgende Effecten angeſetzt Ein Billard mit 10 Geb (Queues), ein alter Tyroler Stutzer (Stutzen), ein Schlitten mit einem Mohren, ein ſtehendes Pianoforte, eine Tatze (Taſſe) mit Gemähld, eine detto ohne detto, ein altmodiſcher Secretair, und eine überfahrene Wurſt.

Vor einigen Monaten ſah man an allen Ecken angeſchlagen: Anzeige eines neu errichteten engliſchgeſottenen Eſſigverſchleißortes.

Ein Gaſtwirth machte bekannt, daß er Tanz und Tafel bey ſich gebe, und ſagt am Schluſſe ſeiner Ankündigung: Hochzeiten bittet man einen Tag vorher zu beſtellen. (Der Mann könnte Hageſtolzen ſehr willkommen ſeyn.)

In der Salzburger-Zeitung erſcheint die Fortſetzung der Beſchreibung des Begräbniſſes der Kaiſerinn, unter dem Titel: Beſchluß des letzthin abgebrochenen Begräbniſſes ꝛc.

In der gedruckten Einladung zu einem Geſellſchaftsballe beym Sperl, heißt es: Die Caſſa bleibt geſchloſſen, und iſt gegen Bezahlung an derſelben nicht leicht Eintritt zu finden.

In einer vielgeleſenen Zeitung heißt es: Ein Mann, der erſt hier angekommen iſt, wünſcht Unterricht in Muſik zu geben. Die Billigkeit iſt in der S**ſtraße Nr. 954 zu erfragen.

Ein gedruckter Comödienzettel aus Neuſatz kündigt die Aufführung eines Stückes an, unter dem Titel: Der zerſtreute oder Ihn beiſſen die Fliegen, und mich Kratzen. Es heißt darin weiter: Da dieſes ſtück mit beſonderem Witz und Laune verſehen aller Orten mit Beyfall Aufgenommen worden, ſo werden auch wir hir alle Fleißanwenden, um ſie vergnügt und Frohlich Zuerblicken. (Buchſtäblich abgedruckt.)

Die Einladung zu einem Geſellſchaftsballe, am 18. Sept. 1818, im Saale beym wilden Mann in Währing, erwähnt einer eigens zu dieſem Zwecke gewidmeten Compoſition, unter dem Titel: Die Launen, eine muſicaliſche Confuſion, größtentheils zum tanzen, auch zum ſtehen bleiben, ſitzen, gehen, marſchiren, hüpfen, critiſiren, applaudiren und ſingen eingerichtet.

4.) Merkurs Rapport an Jokus.

Ein Laternbube leuchtete jüngſt einem Herrn von der Mehlgrube nach Hauſe. »Wer iſt denn dein Vater?« fragte der Herr. »»Mein Vater, antwortete der Laternbube, iſt ein Kegelbub'.««

Einem Irländer, der dem Whiskey (Getränk) zu ſehr ergeben war, wurde der Vorwurf gemacht, er ſey betrunken. — »Ich betrunken? rief er, keineswegs, aber übermäßig erfriſcht.« (Morn. Chron.)

Ein Mann zu Dijon, dem, durch die Unvorſichtigkeit eines Kutſchers, ſeine Frau zu Tode gefahren worden, war billig denkend genug, für ſeinen Verluſt mit einer Entſchädigung von 50 Franken ſo vollkommen zufrieden zu ſeyn, daß er ſich gefallen ließ, nur die Hälfte der Zahlung baar, und die andere Hälfte Terminweiſe zu empfangen. (Journ. de Paris.)

Zu einem Meiſter kam ein Bauer, deſſen Sohn bey Jenem arbeitete. Dieſer war eben, wegen Krankheit, nach Hauſe gegangen, und der Meiſter ſagte zum Vater: »Ihr müßt ſorgen, daß er ſich etwas mehr pflegen kann, ſeht nur, wie ihm überall die Knochen herausſtehen!« — »»Ja, ſagte der Bauer, ick weß nich, wo der Junge all die Knochen herkriegt.«« (Geſellſch.)

In einem Dorfe bey Lyon hatte ein Schwärmer es ſich in den Kopf geſetzt, daß alle die während der Revolution und unter der vorigen Regierung geſchloſſenen Ehen erneuert werden müßten. Eine ſeit 19 Jahren verheirathete Frau hatte er von der Nothwendigkeit dieſer Maßregel ſo feſt überzeugt, daß ſie ſich entſchloß, darüber mit ihrem Manne Rückſprache zu nehmen. »Ganz gut, verſetzte dieſer, ich bin es zufrieden, aber wenn ich mich noch einmal trauen laſſen ſoll, ſo will ich auch eine andere Braut dazu wählen. Die Frau hielt es nun für das Beſte, die Sache auf ſich beruhen zu laſſen. (Freymüth.)

In Paris lebte ein gewiſſer Defrance ſeit einigen Monaten getrennt von ſeiner Frau, welche bey Herrn Hamelin einen Zufluchtsort fand. Defrance erfährt die Wohnung ſeiner Frau kaum, ſo geht er hin, und fordert mit heftigem Geſchrei ſeine Frau oder — — fünf Franken. Er erhielt keines von beiden, ſondern wurde durch die Polizei abgewieſen. (Journ. de Paris.)

In der H. u. S. Berliner-Zeitung Nr. 11, vom 27. Jan. d. J., iſt zu leſen: Ein in Nahrung ſtehender Laden mit Wohnung iſt Krankheitswegen zum 1. April zu vermiethen.

In einem zu Paris 1819 erſchienenen bibliographiſchen Werk hat ſich: der fruchtbringenden Geſellſchaft Namen, Vorhaben, Gemählde ꝛc. Frankfurt 1646, 4. in die Botanik verirrt. Dieß iſt im 1. Theil, Seite 257 der Fall; den Titel des ſonſt claſſiſchen Werkes wollen wir aber hier aus Delicateſſe nicht nennen.

* * *

An der Donau.

Das iſt der Iſer, der alte, getreue,
Der da die Wogen vorüber rollt,
Aus den Brunnen der Tiefe geholt;
Munter ſtrömt er, der immer Freie! —

Jetzo hinein in die Wellenreihe
Möcht' ich mich tauchen im Abendgold:
Wie ſie blinket und liſpelt ſo hold
Unter des Himmels unendlicher Bläue!

Wer kann das dunkele Räthſel löſen,
Das hier, am Strome, den Buſen bewegt?
Der Name mangelt dem Geiſterweſen,

Das in den flüchtigen Wellen ſich regt —
Wie die Wogen rinnen, rauſchen und ſchäumen,
So umſchlingt es die Sinne mit bunten Träumen.

Wilh. Freih. v. Eyb.

* * *

Botaniſch poetiſche Werke.

VI. *)

Die botaniſch poetiſchen Werke vermehren ſich häufig, und werden ſich vermuthlich ſo lange vermehren, bis der Gegenſtand ganz erſchöpft ſeyn wird, was aber noch ziemlich ferne zu ſeyn ſcheint. Eines der beſten dieſer Werke iſt unſtreitig: Le jardin des Fleurs célèbrés par les auteurs anciens et modernes. Es beſteht aus zwei kleinen Bändchen, und ſoll die gelungenſten kleineren Producte der Dichter, die darüber geſchrieben, liefern. Man findet darin die Namen von mehr als achtzig, minder oder mehr bekannten Leuten. Was ſie geliefert haben, iſt oft ſehr gut, manchesmal mittelmäßig, ſelten ſchlecht. Les Fleurs, ein ziemlich langes und ſchönes Bruchſtück aus einem Gedichte von Boisjolin. Die ſchönſten Blumen werden darin beſchrieben, und das wie beſchrieben! Es gibt kaum eine Stelle, die folgender an Schönheit etwas nachgäbe:

Vois l'hyacinthe ouvrir sa coronale d'azur,
Le riche oeillet ami d'un air tranquille et pur.

---

*) Eine characteriſtiſche Ueberſicht der frühern befindet ſich im II. Band, Nro. 31, 36, 38, 40 und 46.

Varier ses couleurs d'une teinte inégale,
Le muguet arrondir l'argent de son pétale
Et l'épais chèvrefeuille errer en long festons.
La rose te sourit à travers ses boutons.
Heureuse, en la voyant, du baiser qu'il espère,
Le berger la promet au sein de sa bergère.
Fleur chère à tous les cœurs! Elle pare à la fois
Et le chaume du pauvre et le marbre des rois
Elle orne tous les ans la beauté la plus sage
Le prix de l'innocence en est aussi une image.

Les Fleurs, Epiſtel von Parny; leichte und gute Verſe. — Les Fleurs, eine Idylle von Mlle. M. iſt nicht übel, könnte aber beſſer ſeyn. — Les Fleurs von Fontanes, gute, ſehr bekannte Verſe. — Der Garten der Venus, nach Claudius v. Morille, ſchön, aber langweilig. Der Amaranth, ein Fragment von Cowley, derſelbe Gegenſtand als eine Idylle behandelt, iſt ziemlich unbedeutend. Die Anemone haben zwei Dichter recht gut beſungen. Die Angelica; artige Kleinigkeiten. Die Granate iſt auch von mehreren Perſonen artig genug beſungen worden. Dieſelben, und einige andere, haben ſchöne Verſe über die Rain- oder Unſterblichkeitsblume gemacht; ſie werden aber nicht unſterblich werden. Dem Lorbeer weihte man manchen hübſchen Kranz. Man könnte den Sängern die Myrthe geben, der Lorbeer aber bleibt ihnen verſagt. Die Lilie iſt, wie es ſich leicht denken läßt, reich an Gedichten, wovon einige an poetiſcher Schönheit denjenigen des Verfaſſers der Metamorphoses des Fleurs nichts nachgeben, keines indeſſen erreicht Darwins oder Cowleys Herrlichkeit. Die Myrthe, oft und gut beſungen. Die Narciſſe; für das ſchönſte, von der großen Menge ihr zugeeigneten Gedichten kann dasjenige, woraus wir folgende Verſe entlehnen, gehalten werden:

Du sein de l'herbe il sort avec éclat!
Un bouton d'or sur une longue tige,
Bordé de fleurs d'un tissu délicat.
Feuilles d'argent qu'un léger souffle abat;
Enfant de Flore à peu de jours borné
Doux, languissant, symbole infortuné
De la froideur et de l'indifférence.

Die Nelke. Neben dieſer Blume hauſt ein Schwarm matter Reimer, da wir indeſſen mit ſolchen Herren in Wien gut verſorgt ſind, werden ſie uns nicht lange aufhalten. Die Dreifaltigkeitsblume (franz. Pensée) von Desprez, Verfaſſer einiger Balladen und Lieder, die einſt viel Aufſehen erregten, hat ein Gedicht auf dieſe Blume gemacht, welches dem Leſer, nach ſo vieler gedankenloſer Reimerei, äußerſt gefallen muß. Die Gedankendiebe werden furchtbar gezüchtiget, eben ſo jene guten Leute, die mit einem Chaos blumenreicher ſchöner Phraſen und Worte oft — nichts ſagen.

Le plus lourds des compilateurs
Lui même ose y prétendre
Mais dans ses écrits sans appas
La fleur la plus prisée
La fleur qu'on y trouve pas
Hélas! c'est la pensée.

Die Sinnpflanze. Ein Ungenannter erzählt uns etwas von einer Nymphe, die von Pan verfolgt, in eine Sinnpflanze verwandelt wurde. Es iſt wirklich zu verwundern, daß dieſer Herr Pan immer ſo ungeſchliffen und rauh bleibt; ſicher habe ich ſchon zwanzig ſolcher Schändlichkeiten von ihm geleſen — wie oft gaben ihm nicht die Dichter gute Lehren, ſuchten ihn zu beſſern? — umſonſt; er verſpottet ſie und ihre Verſe. Die Tulpe hat das Glück gehabt, manchen artigen Verehrer zu finden; dem Veilchen haben ſich indeſſen ungleich mehr gewidmet. Auch in Deutſchland und andern Ländern wird das Veilchen und die holde Beſcheidenheit häufig gelobt; vielleicht, weil ſo wenige Menſchen wirklich beſcheiden ſind, denn die Leute prahlen immer gern mit Eigenſchaften, die ſie nicht haben.

Mit dem Veilchen ſchließt ſich dieſer hübſche Garten, der zwar Vieles enthält, wovon wir nicht geſprochen haben, aber dieſes Viele iſt nicht viel. Papier und Druck ſind prächtig, die Kupfer mittelmäßig. B. A. C — s.

Allgemeine Novelliſtik.

Den 19. Februar wurde im Leopoldſtädter-Theater zum Vortheile des Herrn Joſ. Schuſter zum erſtenmal gegeben: »Ydor, der Wanderer aus dem Waſſerreiche; Scherz- und Zauberſpiel mit Geſang in zwei Aufzügen, von Hrn. J. A. Gleich; Muſik von Hrn. Joſ. Drechsler.« — Das Princip dieſer Dichtung iſt, daß der Waſſergeiſt Ydor, nachdem er ſich an den Menſchenkindern eigenmächtig vergangen, von dem Waſſergeneral Oceanus zu mehreren irdiſchen Wanderungen verurtheilt wird. Man ſieht den Deliquenten ſofort büſſen als faulen dummen Bauernjungen, als übermüthigen tiranniſchen Amtmann, als blind verſchwenderiſchen Privatier, als ſchändlichen Geizhals, als reiſenden Muſicus; und endlich als Verliebten glücklich werden. Se. hydrauliſche Majeſtät haben ſogar die Güte, dem Frevler das Admittitur zur wirklichen Metamorphoſe als Menſch zu verleihen, und ſo endet ſich das Spiel, wie gewöhnlich, mit einer Hochzeit. Es kommen bey vielen verbrauchten Applicationen manche ſehr artige und launige Auftritte vor, wie es denn bey ſo raſch übergehenden, ſcharf contraſtirenden Situationen, gleichſam nicht anders ſeyn kann; und wiewohl die Rollen des Amtmannes, des Privatiers und des Muſicus viele anſprechende echt comiſche Momente darbiethen, ſo mußte es doch an dankbarem Effecte gebrechen, weil die Idee, daß es doch immer nur ein Waſſergeiſt ſey, die Täuſchung bey jedem Zug beeinträchtigte, wo nicht zerſtörte. Es fehlte alſo hier nur an einer glücklichern, oder vielmehr an einer minder verfehlten Begründung. — Das ſämmtliche Perſonale bewegte ſich recht con amore; Ydor war (die kleine, ihm überhaupt noch zum Theil anklebende Monotonie, als Amtmann, ausgenommen) in allen Ausſchachtelungen Meiſter; beſonders treffend, ja pſychologiſch correct, gab er die Rolle des Geizhalſes nach dem Vorbild eines claſſiſchen Künſtlers einer höhern Schaubühne. Von dem Beneficianten müßte man übrigens ſagen, daß er faſt gar nichts zu thun hatte, wenn er nicht den Generaliſſimus geſpielt hätte, eine Rolle, bey der es ſich überhaupt bekanntlich mehr um das innere Anregen, als äuſſere Durchführen handelt. — Daß bey der Räubercolliſion die Piſtolen verſagten, und ſämmtliche Waſſertrabanten ſehr wol beſtiefelt waren, mußte unangenehm auffallen. Decorationen, Tänze und Tableaux — kann man toleriren. — Aus obiger allgemeinen Characteriſtik mag man erſehen, daß, wenn die Piece gefiel, es weſentlich den Vorzügen der **Muſik** zuzuſchreiben ſeyn muß. Und ſo iſt es auch. Dieſe Compoſition iſt ganz gemacht, Hrn. **Drechsler** zu verherrlichen. Daß dieſer wackere Tonſetzer nicht nur ein würdiger Lehrer, ſondern auch ein ſeltner Meiſter der Harmonie iſt, gibt ſich überall in vollem Maße ſprechend kund. Es weht Mozartiſcher Geiſt in dieſer Muſik; und wenn man an einzelnen Paſſagen Mangel an Sicherheit und an Originalität ſollte rügen wollen, ſo möge man bedenken, daß von einem reichen, fruchtbaren an großen Muſtern genährten Genius, zuweilige und unwillkührliche Reminiſcenzen unzertrennlich ſind. Hr. **Drechsler** entwickelte eine Fülle von Ideen, eine weiſe Zügelung ſeiner feurigen Phantaſie, eine, wir möchten ſagen, philoſophiſche Characteriſtik, eine Kraft und Zartheit zugleich, und eine mächtige, gediegene Melodie. Die hohe vollreife Kunſt, welche in dieſer Compoſition waltet, würde dem Meiſter unfehlbar einen glänzenden Triumph haben bereiten müſſen, wenn er ſie an einen noch beſſern Text, nicht gleichſam zu vergeuden gehabt hätte. Niederſchlagende Betrachtung! daß die genialſten Tonſetzer durch ähnliche Meſſaliancen oft ihre herrlichſten Schöpfungen [illegible] verkümmern ſehn!! Indeß wurde der Werth dieſer Muſik anerkannt; aber es war ein nüchternes, bedächtiges Compliment, nicht ein wohlverdienter, rauſchender Applaus. — Der vielbeliebte Comiker dankte mit einem recht ſinnreichen Räthſel, welches das Wort Beyfall bedeutete.

[illegible]

Se. Excellenz, Herr Graf **Ferdinand v. Palffy**, Eigenthümer des k. k. priv. **Theaters an der Wien**, haben Herrn **Carl Rüger**, Regiſſeur und Schauſpieler dieſes Theaters, eine Vorſtellung zu ſeinem Vortheile bewilligt. Dieſelbe wird Montag den 18. Februar Statt haben, und es wird **zum erſten Mahle** gegeben werden: **Bettina, oder: Grauſamkeit und Mutterliebe.** Ein romantiſches Drama in 4 Aufzügen, mit Chören und Tanz. Nach einer Erzählung der Frau von Genlis für dieſe Bühne bearbeitet von **Wilhelm Vogel**. Die Muſik iſt von Herrn Capelldirector **Ignaz** Ritter von **Seyfried**.

Sittengemählde, nichts als Sittengemählde! — Wer nicht mahlen kann, [illegible] und kleckſt; nichts iſt natürlicher. So hat ſich auch der Herausgeber der [illegible], und Ueberſetzer einiger engliſcher Gedichte, Leon Thiessé, geholfen. Er hat einen Palais-Royal en Miniature herausgegeben, die Miniatur iſt aber nicht viel mehr, als ein roher, geiſtloſer Klumpen. Man kann dem Verfaſſer eine gewiſſe Leichtigkeit im Styl nicht abſprechen, aber dieſe bloße Leichtigkeit iſt nicht hinlänglich, gute Sittenſchilderungen zu machen, wo Alles auf Richtigkeit und Neuheit ankommt; und daß beydes zu verbinden nicht eben leicht iſt, zeigt die kleine Zahl der Schriftſteller, die darin etwas Treffliches geleiſtet haben. Der Grieche **Theophraſt**, die Engländer **Addiſon** und **Johnſon** und **Steele**, und der Franzoſe **la Bruyère** ſind Claſſiker in dieſem Fache; ihnen am Nächſten kommt der Abt **Prevoſt**, und in neueren Zeiten der [illegible] **Jouy**. Alle Uebrigen, **Mercier** und **Rougemont**, die ſelbſt nicht [illegible], etwa noch ausgenommen, ſind unbedeutend, und [illegible]. Beſonders merkwürdig iſt es, daß die Deutſchen, die faſt in allen Fächern Muſter aufzuweiſen haben, daran ſo entſetzlich arm ſind. Möge die Zeit Deutſchland einen neuen **Addiſon** geben, möge er den alten übertreffen!

[illegible]

Des Virtuoſen, Hrn. **Eduard Jäll**, für den 10. d. angekündigte große muſikaliſch-**declamatoriſche Academie** (im Saale zum röm. Kaiſer, [illegible] und nächſten Sonntag Statt finden. — Die vorkommenden Stücke werden ſeyn: I.) 1. Ganz neue Ouverture von Eduard Freih. von Lannoy. 2. Prolog von Deinhardſtein, geſprochen von Hrn. Küſtner. 3. Violinconcert von Lafont, geſpielt v. Hrn. Ed. Jäll. 4. Große Scene und Cavatine aus der neuen Oper: Torvaldo, von Roſſini, für Tenor mit obligater Clarinette, vorgetragen von den Hrn. Jäger und Friedlowsky. II.) 1. Neue Variationen über ein beliebtes Thema für die Oboe, comp. und vorgetragen von Hrn Krähmer. 2. Duett aus der Oper: I Morlacchi von Freih. von Lannoy, vorgetragen von Fräulein von Pitzenberg, und Dem. Kainz. 3. Neues großes Rondeau polonais für die Violine, comp. und geſpielt von Hrn. Ed. Jäll. 4. Der Catarrh, ein comiſches Gedicht von Caſtelli, von Hrn. Küſtner declamirt. — Der Eintrittspreis iſt 3 fl. W. W., jedoch ſind bis zum Tage des Concerts, Subſcriptions-Billetten zu 2 fl. W. W. in der Kunſthandlung des Hrn. Mollo zu haben.

Herr N. v. Szeremiözky, Doctor der Philoſophie, macht den Freunden der ungariſchen Flora bekannt, daß er im Tolnaer-Comitat, in Ungarn, den »Crocus reticulatus Marſchalls von Bieberſtein« entdeckt habe. Das Nähere iſt in »Tudományos Gyüjtemény,« ſo wie im Hesperus, und bey Obgenanntem durch frankirte Briefe in Wien, in der Herrn-Gaſſe, Nr. [illegible], im 1. Stock, zu erfahren.

Die ehedem ausgezeichnete Anton Strauß'ſche Buchdruckerey allhier hat ihre Geſchäfte, einer neuerlichen Ankündigung gemäß, dahin erweitert, daß ſie auch die Drucklegung ebräiſcher Werke beſorgt. Vor der Hand läßt ſich zwar nicht in Abrede ſtellen, daß die bey dieſem Anlaß erſchienenen Proben ihrer ebräiſchen Schriftgattungen, ſo gefällig ſie auch dem Auge erſcheinen, dennoch zum Theil veraltet, oder abgenützt ſind, und nur der Sorgfalt und Geſchicklichkeit ſeiner Officin war es möglich, ſie in dieſer Reinheit und Schönheit abzudrucken. Wünſchenswerth wäre daher zu wünſchen, daß der Unternehmer ſein Verſprechen, noch mehrere Schriftgattungen neu gießen zu laſſen, bald erfülle, wo er ſodann, durch Unterſtützung aller Jener, [illegible] in dieſer Hinſicht auch im Auslande bemüht wurde, den Kreis ſeiner typographiſchen Leiſtungen ungemein vergrößern wird. Mit Vergnügen vernimmt man auch aus dieſer mit einer [illegible], dem [illegible] vom [illegible] Febr. d. J. beygefügten Nachricht, daß der [illegible] Schriftſteller [illegible] dieſer Buchdruckerey zur Drucklegung ihrer Werke [illegible], und daß bereits, in der kurzen Friſt von zwey Monaten, der erſte Band eines Werkes, unter dem Titel Hamagarid, von Hrn. Moſes Landau, aus Prag, Verfaſſer mehrerer [illegible] Schriften, erſchienen iſt. Von der Solidität dieſer Buchdruckerey [illegible], daß auch [illegible] Inländer [illegible] ebräiſcher Literatur aus dieſer Officin [illegible] werden. —ℨ—

Der Präfect von Vaucluſe hat Anſtalten getroffen, um die [illegible] der Denkmäler von Orange wieder herzuſtellen, und die Erhaltung dieſer Monumente zu ſichern, [illegible] und in Kupfer geſtochen worden, namentlich mit großer Sorgfalt in der [illegible] Sammlung, welche der Graf Alexander de Laborde über die franzöſiſchen Alterthümer herausgab.

Der Bildhauer, Hr. Laitié, iſt mit Verfertigung der Statue La Fontaine's für die Stadt Chateau-Thierry, den Geburtsort des berühmten Fabeldichters, beſchäftigt. Das große Modell der Statue iſt bereits in Gyps geformt. — Hr. [illegible] hat das Modell der Statue des Kanzlers de l'Hôpital, die er für die Vorſtadt [illegible] ſelben, Aigueperſe, machen ſoll, bereits vollendet. — Für die Stadt Clermont-Ferrand vollendet Hr. Ramey die Statue Pascals. Delille's Büſte von Flatters, iſt bereits dahin abgegangen. Pascal und Delille ſind daſelbſt geboren.

Nach Oſtern (d. J.) wird im Gebäude der k. k. Academie der bildenden Künſte eine Ausſtellung von Nationalwerken der bildenden Künſte veranſtaltet werden. Die Academie ladet die Künſtler und Beſitzer von Kunſtwerken der Erbländer ein, dazu ihre (ſeit 1816 verfertigten) geeigneten Kunſtproducte vom nächſten Montag an, bis zum 31. März unter den beſtehenden Formen einzuſenden. Das Nähere enthält das Amtsblatt der priv. Wiener-Zeitung.

An der Abſchrift der von dem gelehrten und um die claſſiſche Literatur ſo hochverdienten Prälaten Angelo Mai aufgefundenen Fragmenten des Cicero: De republica, wird thätig gearbeitet. Dieſe Bruchſtücke beſtehen aus 31 Seiten in 8. Die erſten 2 Bücher ſind faſt ganz verloren. Wir theilen hier folgende Stelle daraus mit: — »Wie in einem Zuſammenklang von Inſtrumenten oder Stimmen die unähnlichſten Töne, künſtlich verbunden, eine vollkommene Einheit hervorbringen, in welcher ein geübtes Ohr den leichteſten Fehler entdeckt; ſo müſſen in einer wohlgeordneten Republik die verſchiedenen Stände des Staates, der erſte, mittlere und letzte (der Senat, die Ritter und das Volk) ſich zuſammen vereinigen, als eben ſo viele verſchiedene Töne, welche einen Accord bilden. Dieſes nennt man in der Muſik Harmonie, in der Politik Eintracht.«

Die Geſellſchaft der magyariſchen Sprachbildung (Magyar nyelv mivelö Társaság) zu Klauſenburg (in Siebenbürgen), 1793 durch Georg von Aranka, einem ausgezeichneten Gelehrten, gegründet, ſeit vielen Jahren aber eingegangen, hat ſich im vorigen Jahre, vorzüglich durch die Bemühungen des achtungswerthen Gelehrten, Hrn. Gabr. v. Döbrentei, neuerdings und auf eine Art gebildet, die viel ſchöne Früchte erwarten läßt. Alle gebildeten Siebenbürger nehmen den eifrigſten Antheil, und von allen Seiten fließen Unterſtützungen zu. Graf Paul Teleki, dem die Wiſſenſchaften ſo Manches verdanken, iſt Präſes. Man hat bereits mehrere Sitzungen gehalten. Die Geſellſchaft wird die Reſultate theils in eigenen Bänden, theils in einer periodiſchen Monatſchrift erſcheinen laſſen, die [illegible] anſehnlich [illegible] u. —g.

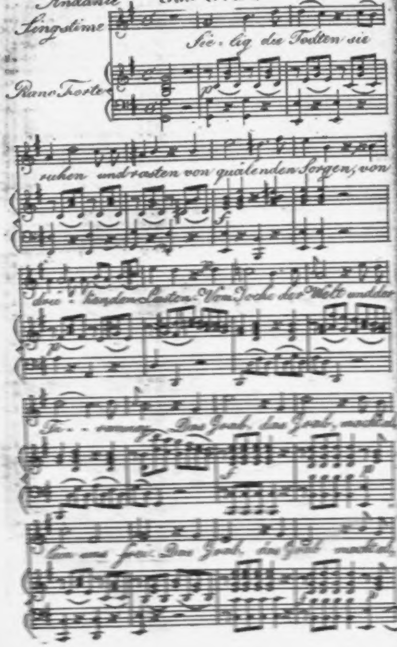
Zur Errichtung eines Monuments für Fenelon ſind ſchon bedeutende Beyträge durch Subſcription zuſammengebracht worden. Anfangs hieß es, die Stadt Cambray, wo es geſetzt werden ſollte, habe allein ſchon die Summe bewilligt; dieß Gerücht ſcheint ſich aber nicht zu beſtätigen. Nun hört man, es ſolle auf dem großen Platz zu Cahors errichtet werden, und aus einem mit Marmor bekleideten Obelisk beſtehen.

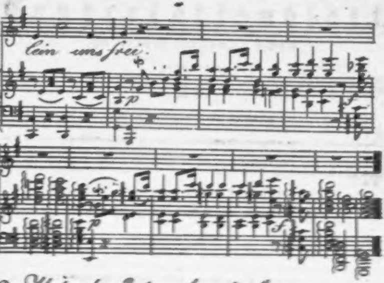
Geſang zur Muſikbeylage: Compoſition von Hrn. [illegible], deſſen Werke [illegible]; Text [illegible] von dem geehrten Mitarbeiter, Hrn. [illegible].

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten [illegible] Zeitſchrift erſcheinen [illegible] im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung [illegible] wöchentlich 3 Stück. Preis: vierteljährig 6 fl. W.W., durch die k. k. Poſt 7 fl. W.W. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) [illegible] zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Walliſhauſſer.

Das Grab.


Andante
Singstime
Piano Forte
Sie-lig die Todten sie
ruhen und rasten von quälenden Sorgen; von
drü-ckenden Lasten. Vom Joche der Welt und der
Ty- - rannen. Das Grab, das Grab, macht al-
len uns frei. Das Grab, das Grab macht al-
p
f



2. Unter der Erde walten die Sorgen,
Im Schoose der Mutter ist jeder geborgen!
O Nacht des Todes, du bettest so weich —
Das Grab, das Grab macht Alle uns gleich.

3. Land der Verheißung, du führest die Müden
Nach Stürmen und Kämpfen zum ewigen Frieden;
Wen Freunde [illegible] und Hoffnung verläßt,
Das Grab, das Grab hält den [illegible] fest.

4. Wieder sich finden und wieder umarmen!
Und wieder am Herzen Geliebter erwarmen!
Und ewig zu leben im [illegible] Verein!
Das Grab, das Grab wird uns alle erfreuen.

5. Kränzet die Pforte des Todes mit Palmen!
Und singet der ewigen Freiheit Psalmen!
Und führet [illegible] zum Siege hinein;
Das Grab, das Grab soll Triumphpforte seyn.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

24.

(Wien den 26. Februar.)

Zur näheren Kenntniß des engliſchen Marineweſens.

Von J. C. Weidmann, k. k. Hofſchauſpieler.

(Fortſetzung und Schluß von Nr. 23.)

Die Uniform der Officiere und der Mannſchaft der Garniſon des Schiffes iſt roth. Sie tragen die Aufſchläge ihrer Corps und Regimenter. Auf dem Schiffe trägt der gemeine Mann einen weißleinenen Spencer, derlei Pantalons und Kamaſchen; Schuhe, und auf dem Haupte eine weißtuchene, frangblau eingeſäumte Fouragiermütze. Bey dem engliſchen Officier iſt es nicht gerade nöthig, daß er das Porte Epée trage. Sein Hauptkennzeichen iſt die hochrothe Schärpe, die er noch überdieß nach Gutdünken über der Uniform, oder nur über der Weſte trägt.

Die Subordination auf den Schiffen iſt äußerſt ſtreng. Dieſe Strenge iſt hier unumgänglich nöthig, da die Anzahl der Schiffsmannſchaft allen Glauben überſteigt, und dieſe aus allen Nationen der Erde zuſammengeſetzte Maſſe (der größte Theil der Matroſen iſt gepreßt, d. h. mit Gewalt aufgegriffen und zum Dienſt gezwungen), nur durch Strenge im Zaume gehalten werden kann. Uebrigens werden ſie ſehr gut verpflegt. Ihr geſalzenes Fleiſch, ihr Zwieback, ihr Wein und Rum iſt von der vortrefflichſten Qualität. Sie werden gut beſoldet, doch gibt man ihnen ihren Gehalt nicht ganz, ſondern die Admiralität behält einen Theil davon zurück, welcher ihnen dann auf einmal ausgezahlt wird, wenn der Krieg oder ihre Dienſtjahre zu Ende ſind. So erhalten ſie dann ein kleines Capital auf einmal, welches aber ſelten lange dauert; denn die Verſchwendung der Seeleute kennt keine Gränze, wenn ſie ſich auf dem feſten Lande befinden. Alle Priſen, welche das Schiff macht, gehören der Equipage, der König behält nichts davon; Alles wird, nach Maßgabe des Ranges, vom Admiral oder Capitain bis zum Schiffsjungen, getheilt. Dieſe Revenue iſt zur Kriegszeit nicht unbeträchtlich. Er hatte das Linienſchiff Eagle (von derſelben Escadre, von welcher der Milford Admiralſchiff war), am 13. October einen franzöſiſchen Transport von [illegible], welcher nach Trieſt beſtimmt war, weggenommen. Der Lieutenant Pocock, vom Eagle, erzählte uns, daß, bey der Repartition dieſer Priſe, auf ſeinen Theil die Summe von 75 Guineen gekommen ſey. Der Capitain erhielt davon [illegible]. —

Der Dienſt wird auf den Kriegsſchiffen mit äußerſter Genauigkeit gehalten. Zwei Officiere und die Hälfte der Matroſen ſind ſtets im Dienſte. Alles geht wie am Schnürchen. Es iſt kein Mann auf dem Schiffe, der nicht ſeine auf das genaueſte beſtimmte Verrichtung, und ſeinen angewieſenen Platz hätte. Die Officiere werden alle 4 Stunden im Dienſte abgelöſet. Die Inſpections-Officiere führen das Commando. Die Matroſen und Schiffsjungen geben Zeichen und Antwort durch ein ſilbernes Pfeifchen, welches jeder am Halſe hängen hat. Alles Uebrige in der innern Haushaltung des Schiffes geſchieht auf Signale mit Trommel, Pfeife oder Harmoniemuſik, wie z. B. Lichtung der Anker, Faſſung der Proviſionen, Aufziehung der Flaggen, Berufung zur Admiralstafel u. ſ. w. Die äußern Signale und Dienſtcommunicationen mit den übrigen Schiffen der Escadre geſchehen, vom Admiralſchiff aus, durch Wimpeln von verſchiedenen Farben. Dieſe Signale ſind geheimnißvoll, wie bey den Landtruppen Loſung und Parole. Der Admiral und die Capitaine allein haben davon Kenntniß, und halten ſie, bey höchſter Verantwortung, geheim. Auch werden ſie öfter verändert, doch von der Admiralität, wegen Entfernung der verſchiedenen Flotten auf allen Meeren, immer auf 3 Monate voraus feſtgeſetzt.

Wenn es zur Schlacht kommt, wird es folgendermaßen auf dem Schiffe gehalten. Die Marineſoldaten beſetzen das hintere Verdeck, allwo ſie auch die Canonen und Carronaden bedienen. Iſt es etwa auf Entern abgeſehen, ſo enthält die zu dieſem Ende beſtimmte Mannſchaft breite, gerade Säbel mit Handkorb, und Piſtolen. In dem untern Stockwerke iſt der Aufenthalt der Wundärzte. Hier ſind dann auch große Tiſche aufgeſtellt, auf welche die Verwundeten gelegt werden, bey denen etwa ſchnelle Amputationen, oder andere chyrurgiſche Operationen vorgenommen werden ſollen. Auch iſt hier der Standpunct der Schiffszimmerleute, welche ſtets bereit ſeyn müſſen, die durch die Canonade entſtandenen Breſchen zu verſtopfen. Von der Pulverkammer iſt durch alle Stockwerke bis auf das Verdeck eine Communication gefügt, welche zur Verhütung alles Unglücks durchaus mit Flanell bekleidet iſt, welcher immer benetzt wird. Während der Schlacht wird nichts geſprochen; alle Commando's und Signale im Innern des Schiffes werden durch das Sprachrohr gegeben, und durch die Pfeifchen der Matroſen beantwortet. Die Signale für die Flotte werden durch Wimpeln ertheilt und beantwortet. Die Canonen ſind vortrefflich bedient; es geſchehen zuweilen bewunderungswürdige Schüſſe. Die Milford feuerte eines Tages einen 24 Pfünder auf eine, an der [illegible] vorgehende, [illegible] ab; der Schuß war ſo genau gerichtet, daß er den durch ſeine glänzende Uniform ausgezeichneten General [illegible], der an der Spitze der Colonne ritt, gefährlich verwundete.

Der Anblick eines ſolchen ungeheuren ſchwimmenden Gebäudes iſt majeſtätiſch. Es iſt unſtreitig eine der erhabenſten und künſtlichſt complicirteſten Schöpfungen der Menſchenhand. Leicht in allen ſeinen Wendungen gleitet das ungeheure Gebäude mit aufgeſpannten Segeln (die Milford hatte bey günſtigem Winde öfter 40 Segel aufgezogen) durch die ſchäumenden Fluthen. Trotz der ungeheuren Laſt, die das Gebäude trägt, findet man unter den engliſchen Kriegsſchiffen vortreffliche Segler. (Die Milford legte einſt in einer einzigen Nacht, bey günſtigem Winde, [illegible] engliſche Meilen.)

Der engliſche See-Officier iſt, wie der Engländer meiſt überhaupt, ernſt und wortkarg; zuweilen kommt aber doch eine Gattung Luſtigkeit zum Vorſchein. So ward z. B. alle Wochen ein paarmal, auf der Milfort wie auf dem Eagle, in einer der untern Schiffsabtheilungen, Ball gegeben. Dieß ward auf folgende Weiſe veranſtaltet. Eine Abtheilung des Raumes ward mit Signalflaggen drappirt, mit Laternen beleuchtet. Die Muſik aufgeſtellt, und Offiziere, Schiffsſchreiber, Chyrurgen, ꝛc. führten engliſche, ſchottiſche und irländiſche Tänze auf. Man kann ſich denken, wie langweilig die Unterhaltung ſeyn muß, da keine Frauenzimmer zugegen ſind. Indeß tanzte alles nach Herzensluſt. Beſonders drollig war es anzuſchauen, als Poeltel mit dem Schiffsſchreiber einen ſteyriſchen Tanz producirte. Der gute Suter hatte ſo wenig einen Begriff vom ſteyriſchen, als ich von der Hornpipe; die Muſik wußte ebenfalls nicht, was ſie zu einem ſteyriſchen Tanz für Melodie liefern ſollte, und brachte Tanzweiſen zum Vorſchein, nach denen eben ſo leicht hätten Bären tanzen können.

Die Matroſen ſind in ihren Dienſtverrichtungen vortrefflich. Unermüdet, muthig, verwegen im Kampfe mit dem wilden Element, iſt es eine Luſt, ihre Manoeuvres mit anzuſehen. Auch ihre Reinlichkeit iſt ein ſchätzenswerther Zug. Doch ſorgt man auch ſehr für dieſe letzte, da ſie zur See noch mehr, als auf dem feſten Lande, eines der wichtigſten Erhaltungsmittel des guten Geſundheitzuſtandes der Equipage iſt. An gewiſſen beſtimmten Wochentagen werden ſämmtliche Hemden und Pantalons gewaſchen. Das Schiff gewährt einen höchſt ſonderbaren Anblick, wenn mehr als 600 Hemden und Hoſen an Stricken zwiſchen den Maſten aufgehängt ſind. Die Matroſen, durch einen beſtändigen Aufenthalt auf den Schiffen, an Entbehrung aller Art gewöhnt, ſind, rückſichtlich ihrer Lebensart, ein ſehr genügſames Volk. Ein freundliches Geſicht des Capitains, nächſt Gott für ſie die höchſte Perſon, guter Rum, eine Pfeife oder Mundvoll Tabak, (die meiſten kauen dieſes Kraut, und haben immer davon ſo volle Backen, daß ſie ausſehen wie Affen mit gefüllten Backentaſchen) und gutes Zwieback, ſo iſt der Matroſe glücklich. Beſonders liebt er, im Kreiſe ſeiner Gefährten zu ſitzen, und von Schlachten, Stürmen, Schiffbrüchen u. dgl. zu erzählen, und erzählen zu hören; zu ſingen, und auf der Pfeife zu ſpielen, iſt gleichfalls eine ſeiner Hauptergötzlichkeiten.

Um aber auch die Schattenſeite dieſes Gemäldes nicht zu verwiſchen, ſo muß man dieſe Matroſen ſehen, wenn ſie einmal an das Land kommen. Dann iſt durchaus kein Auskommen mit ihnen. Man erlaubt es daher auch äußerſt ſelten. Mehrentheils in ihrem Berufe aufgewachſen, allen Verbindungen und Sitten des feſten Landes entfremdet, in ſtetem Kampfe mit dem feindlichen Elemente, und überdieß größtentheils der Hefe des Volkes entſproſſen, iſt eine unbändige Wildheit eine Haupteigenthümlichkeit des Matroſen. Die Subordination auf dem Schiffe legt ihr zwar größtentheils wohlthätige Schranken; aber auf dem feſten Lande artet ſie in die unerträglichſte Brutalität aus. Da z. B. die Equipage der Milfort ſchon ſiebzehn Monate nicht an das Land gekommen war, ſo erlaubte man ihnen am 24. Sept. nach Capo d'Iſtria zu gehen. Wer noch am Vormittag dieſe Leute unter der Zucht des Dienſtreglements auf dem Schiffe ſah, wer Augenzeuge der Ordnung und Ruhe geweſen war, die unter ihnen herrſchte, konnte zwölf Stunden ſpäter kaum glauben, daß es dieſelben Leute wären. Schon um 6 Uhr waren ſie ſämmtlich betrunken. Mit unbeſchreiblichem Lärm durchzogen ſie die Stadt. Ueberall ward geſchrien. Man ſang und tanzte. Thüren wurden aufgeſprengt, ja man ſah ſogar einige auf den Dächern herumſteigen. Das dauerte die ganze Nacht. Mit Anbruch des Tages kehrten ſie nach dem Schiffe zurück, und ſogleich war wieder die alte Ordnung hergeſtellt.

Gelehrte Geſellſchaften und Journalweſen in Rußland.

Gegenwärtig gibt es (nach dem neueſten Hefte der Iſis) mehr als 16 gelehrte Geſellſchaften in Rußland, nähmlich: I.) Zu Petersburg: 1.) Die freie Geſellſchaft der Landwirthſchaft.. 2.) Die mineralogiſche Geſellſchaft. 3.) Geſellſchaft der Freunde der ruſſiſchen Sprache. 4.) Freie Geſellſchaft der Freunde der Wiſſenſchaften, Künſte und Literatur. 5.) Geſellſchaft zur Verbreitung der Civiliſirung und der Wohlthätigkeit. 6.) Die militäriſche Geſellſchaft. — II.) Zu Moskau: 7.) Geſellſchaft der Naturforſcher. 8.) Geſellſchaft der phyſ. medicin. Wiſſenſchaften. 9.) Geſellſchaft der Geſchichte u. der Alterthümer Rußlands. 10.) Geſellſchaft der Freunde der ruſſiſchen Literatur. 11.) Geſellſchaft der Landwirthſchaft. — III.) Zu Riga: 12.) Freie Geſellſchaft der Landwirthſchaft für Liefland. 13.) Literariſch-practiſche Geſellſchaft. — IV.) Zu Kaſan: 14.) Geſellſchaft der Freunde der National-Literatur. — V.) Zu Charcow: 15.) Die philotechniſche Geſellſchaft zur Verbreitung landwirthſchaftlicher und techniſcher Kenntniſſe. 16.) Die Geſellſchaft der Liebhaber der Wiſſenſchaften. — Außerdem die mediciniſche Geſellſchaft zu Wilna; die der Liebhaber der ruſſiſchen Sprache zu Jaroſlaw, und andere, die von minderer Bedeutung ſind.

Unter den Journalen zeichnen ſich beſonders aus: Das Journal von Petersburg; das Journal von Moskau; das Journal von Kaſan. — Aehnliche kommen zu Wilna, Moskau, Charcow, Aſtrakan und andern Städten, in deutſcher, pohlniſcher, armeniſcher und ruſſiſcher Sprache heraus. — Die geſchätzteſten periodiſchen Schriften ſind: 1.) Conversateur imperial, in franzöſiſcher Sprache herausgegeben vom Miniſterium des Aeußern. 2.) Journal des Rathes, ruſſiſch und deutſch, die Verhandlungen des Senats, Ukaſen, Manifeſte und Reſcripte enthaltend. 3.) Die Nordpoſt*), oder neues Petersburger-Journal, vom Miniſterium des Innern herausgegeben, über Oeconomie, Technologie, Manufactur und Handel. 4.) Der ruſſiſche Invalide, oder militäriſches Journal; 5.) Abhandlungen des Departements der Admiralität, mit ſehr intereſſanten Artikeln für Seeofficiere.

Von Taſchenbüchern iſt das vorzüglichſte: Taſchenbuch, oder jährliches Portefeuille, vom Etatsrath Schubert in Petersburg. — —h.

* * *

---

*) Seit Anfang dieſes Jahres mit der Petersburger-Zeitung verbunden, und nach dem Willen des Kaiſers zu einem völlig officiellen Blatt erhoben, wie wir in Nr. 19 des Conv. Bl. angezeigt haben.

Allgemeine Novelliſtik.

Wenn der Ausſpruch früherer Geſetzgeber in der Tonkunſt, wie z. B. des Grafen Algarotti: »daß der Tonkünſtler einen von irgend einer Empfindung ganz durchdrungenen Menſchen vorzuſtellen habe,« richtig iſt, ſo ſieht es um die heutige Virtuoſität ſonderbar aus. Dieſe Betrachtung drängte ſich dem Referenten bey dem Spiele des Hrn. Carl Schunke auf, welcher am 22. Februar aus einem Rieſiſchen Concert, im Theater an der Wien, das Allegro und Rondo auf dem Pianoforte vortrug. Lieber Gott, wie viel Noten in dem kleinſten Zeittheile! Was ſoll denn der Virtuoſe? Auch dem Kenner glauben machen, daß der Spieler zwanzig Finger habe? Einſt meinte man, der Tonkünſtler ſoll rühren, und wenn er das auch mit ſeiner Unzahl von blitzſchnell ſchwindenden Tönen vermag, ſo hat er ſeinen Zweck zwar auf einem Umwege, aber dennoch erreicht; wenn ich mich aber am Ende frage (am Ende erſt, denn während des Stückes fühle ich nur die Einwirkung eines betäubenden Geräuſches): was hat es denn bezeichnet? So fällt Einem jener Künſtler ein, dem Alexander einen Metzen Hirſen-Samen ſchenkte, weil er ein einzelnes ſolches Korn durch ein Nadelöhr werfen konnte. Größere Gewandtheit, als Hr. Schunke ſie heute entwickelte, iſt kaum denkbar; wenn ſelbe mit ganz richtigem Tact-Sinne verbunden wäre, wenn ſich in und durch ſelbes ein zartes Gefühl ausſpräche, ſo wäre der Poſſeß des Inſtrumentes vollkommen. Das Inſtrument, als Werkzeug, war ſo wacker, daß es bey der gewaltſamſten Behandlung ſeine Stimmung ungetrübt erhielt; es ſchien von Conrad Graf zu ſeyn. Mit dem gewandten jungen Künſtler ließ ſich auch der großherzogl. Weimar'ſche Kammer-Muſicus, Hr. Götze, mit Variationen von ſeiner eigenen Compoſition, auf der Violine hören; dieſes Spiel war freilich einfacher, aber hat es gerührt? Doch iſt ſein Ton voll und rund; auch dieſer Künſtler ſchien im Tacte ſchwach zu ſeyn. Beide Virtuoſen wurden nach ihren Leiſtungen gerufen, wie ſie es verdienten.

P—y.

Im Theater in der Joſephſtadt wurde den 21. Februar zum erſtenmal, und zwar zum Vortheile des Karl Mayer gegeben: »Der Zauber-Guckguck, oder der Ball beym lilafarbnen Bock,« komiſches Zauberſpiel mit Geſang, Tanz und Tableaux, in zwei Aufzügen, Muſik vom Kapellmeiſter Gläſer, das Arrangement der Tableaux von Hrn. Seeligmann. — Der Verfaſſer hat ſich nicht genannt, doch hieß es allgemein: dieſes Zauberſpiel ſey im Lenz geſchrieben, die Aufführung zeigte aber, daß es eine Geburt des ſtrengſten Winters iſt, ein äußerſt froſtiger Nordhauch hat das Ganze angeweht. Den Plan mittheilen zu wollen, wäre vergebliche Mühe. — Der Zauber-Guckguck ſchrie das ganze Stück hindurch, und als man es beym Lichte betrachtete, hatte er für ein verliebtes Pärchen geſchrieen, das am Ende, wie ganz natürlich, Ehemann und Frau wird. Daß er übrigens weder zu Gunſten des Dichters noch zur Freude des Publicums geſchrieen, iſt gewiß; höchſtens vielleicht zu Gunſten des Beneficianten, denn er kehrte mit einer reichen Priſe heim; — ob er aber zu deſſen Gunſten geſchrieen, ſobald man die Zukunft in Erwägung zieht, iſt noch die Frage. Der Beneficiant ſelbſt ſchien Ahnungen von dem Geſchrei des Leichhuhns zu haben, da er ſchon in der Hälfte des erſten Aufzuges das Publicum bald, im Falle der Guckguck fehl ſchreien ſollte, mit ſeinem Willen zufrieden zu ſeyn. — Den Preis des Abends errang ganz ſicher Hr. Roſenau, als er für den folgenden Abend zum zwei und zwanzigſten Mal Scüs, Mond und Pagat ankünden ließ. Die Muſik hatte einige gute Nummern, jedoch war darunter auch manches Bekannte aus dem Geſpenſt auf der Baſtei. — Die Tableaux, beſonders das Zechgelage und die Caffeehausgäſte machten Herrn Seeligmann Ehre.

—f.

Ueber die Fabrication der Kaſchemir-Shawls theilt ein auswärtiges Blatt folgende merkwürdige Erfahrungen des Hrn. Jaubert mit. Dieſer fand, während eines kurzen Aufenthaltes, welchen er in Begleit ſeiner Ziegen und auf der Rückreiſe nach Europa, in Conſtantinopel machte, Gelegenheit, ſich durch das Mittel des Hrn. J. M. Jouannin, des zweiten Titular-Drogmans, und erſten Dolmetſchers bey der franzöſiſchen Geſandtſchaft, mit einem Armenier, Khodia-Youſſuf genannt, zu unterreden, der, vor 18 Jahren, von einem Haus in Conſtantinopel, mit Beſtellungen für Shawls, die nach neuen Zeichnungen verfertigt werden ſollten, auf Reiſen geſandt worden war. Er hatte in Kaſchemir, Lahor und Pichawer langen Aufenthalt gemacht, und hier, mittelſt ſeiner Kenntniß der Landesſprachen, ſich über die Fabrication der Kaſchemir-Shawls genaue und gründliche Kenntniſſe geſammelt. Hr. Jaubert ließ dem Armenier durch den Dolmetſcher Jouannin eine Reihe von Fragen vorlegen, aus deren Beantwortung ſich ergibt: 1.) Daß das Thier, deſſen Haare zur Verfertigung der Kaſchemir-Shawls und Tücher gebraucht werden, eine thibetaniſche Ziege, und keineswegs das einhöckerige Kamehl, und eben ſo wenig ein Schaf iſt; 2.) daß dieſe Ziege einer gemeinen Ziege gleicht, gerade Hörner von weißer oder hellbrauner Farbe, und grobe Haare hat, die einen wolligen Flaum decken, welcher einzig und unvermiſcht zur Fabrication gebraucht wird: Khodia-Youſſuf hat in Kaſchemir 25 oder 30 ſolcher Ziegen geſehen, die dort nur als Seltenheit gehalten wurden; 3.) daß der Flaum durch Weiber oder Kinder von fremder Beymiſchung gereinigt wird; daß das Kämmen desſelben, durch Mädchen, auf Teppichen von indiſchem Mouſſelin, mit den Fingern geſchieht, um die Wolle ohne Zerreiſſung zu verlängern, und von aller Art Unreinigkeit zu ſäubern; daß ſie, nach dieſer Verrichtung, den Färbern und den Spinnerinnen übergeben wird; 4.) daß der Werkſtuhl, worauf man arbeitet, einfach und wagerecht iſt; der Arbeiter hat die Rückſeite des Tuches vor ſich gekehrt, und ein unter dem Werkſtuhl befindliches Kind, das die Zeichnung vor Augen hat, gibt ihm bey jedem Zug des Schiffchens die Farben an, welche gebraucht werden müſſen, und die auf den Spulen befindlich ſind; ein Shawl von der größten Schönheit koſtet 5 bis 600 Ruppien (12 bis 1500 Franken); 5.) daß der beſte Flaum, welchen man gebraucht, aus den thibetaniſchen Cantons Laſſa und Ladak kommt; daß derſelbe auch in großer Menge aus Casgar und Boukhara nach Thibet und Kaſchemir ausgeführt, und zur Verfertigung der Shawls, die ein ſehr wichtiger Verbrauchsartikel in Aſien ſind, angewandt wird; 6.) daß der Flaum, mit groben Haaren vermiſcht, in großen Ballen nach Kaſchemir gebracht wird. Dieſe Angaben wurden dem Herrn Jouannin, am 18. April, durch Molla-Abduraman-Khaimaliveled-Stanias, einen Handelsmann aus Khaiva, in der Provinz Kharizme, in Turkeſtan, beſtätigt, der in Geſchäften nach Conſtantinopel kam, und nach Mekka reiſte; eben ſo dann auch durch Hadji-Bier-Khairullach von Boukhara, einen in ſeine Heimath zurückkehrenden Kaufmann; dieſe beide ſind verſtändige, durch Reiſen wohl unterrichtete und redliche Männer. Hr. Jouannin hat die Reſultate der Unterredung als treue Ueberſetzung beſcheinigt, und der

Geſandte bey der Pforte, Hr. de Riviere, hat unterm 19. April 1819 die Unterſchrift deſſelben beglaubigt.

Vom Giornale arcadico iſt das Dezember-Heft 1819 erſchienen, und gibt unter Andern einen Auszug aus einer neuerſchienenen Geſchichte von Tivoli. In dieſer ſpielen die Coccanari eine große Rolle. Ein Aufſatz des Fürſten Peter Odescalchi über den Romanticismo, erklärt ſich gerade heraus gegen alle Romantik, für die Claſſicität. Zwiſchen dieſer in Italien allgemeinen Anſicht, und der unſerer neuen deutſchen Dichter, wird man die Linie der Wahrheit wohl noch lange vergebens ſuchen. Das Werk der Herzogin von Devonſhire: Ann. Caros Aeneis mit Abbildung der Orte, die darin genannt ſind, iſt weitläufig gelobt, wohl als Verlagsbruder der G. A. Dieſes wird auf 1820 fortgeſetzt.

Herr Sieber iſt mit ſeiner Sammlung alterthümlicher, naturhiſtoriſcher und artiſtiſcher Merkwürdigkeiten aus Egypten ꝛc. *) vor einigen Tagen von hier nach München abgereiſt, um ſie daſelbſt vorzuzeigen. Herr Sieber gedenkt ſeine Reiſe in einem noch weitern Umkreis zu wiederholen, und hat einſtweilen ſeinen Gärtner, der ihn auf allen ſeinen Reiſen begleitet hatte, nach Weſtindien vorausgeſchickt. Von ſeinen Naturalien, beſonders von Pflanzen, hat Herr Sieber, ſowohl im In- als Auslande, um ziemlich bedeutende Beträge abgeſetzt. Wir hoffen, über die Erfolge dieſes unſers unternehmenden wackern Landsmanns (Hr. Sieber iſt bekanntlich ein Behme) nächſtens etwas Weiteres berichten zu können.

Die ſchwunghaften Fortſchritte der edlen Ungarn in Literatur und Kunſt, **) ſind für die wackern Siebenbürger ein Gegenſtand des rühmlichſten Nacheiferns. In den Wiſſenſchaften wird daſelbſt eben ſo thätig und glücklich gewirkt, als in den ſchönen Künſten. So haben in Clauſenburg mehrere Magnaten eine Geſellſchaft zur Beförderung der Muſik und des Geſanges vereinigt, wobey es vorzüglich darauf abgeſehen iſt, dem bedeutenden Mangel magyariſcher Opernſängerinnen zu ſteuern. — r.

Es iſt erſchienen: Allgemeines bibliographiſches Lexicon. Von F. A. Ebert. Erſte Lieferung A — Bibl. von 13 Bogen in Quart-Format. — Preis dieſer Lieferung, bey der zugleich mit eben ſo viel auf die zweite pränumerirt wird, auf Druckp. 1 Thlr. 16 Gr. (2 fl. 30 kr.) Auf Schreibp. 2 Thlr. 6 Gr. (3 fl. 24 kr.) — Das Ganze wird 10 Lieferungen, jede zu 12 Bogen, nicht überſteigen, und wird bey Ablieferung der einen jedesmal auf die nächſtfolgende vorausbezahlt. — Alles, was die ältere und neuere Literatur aller gebildeten Sprachen und Völker in den allgemein intereſſanten Fächern des menſchlichen Wiſſens Ausgezeichnetes, Merkwürdiges, Koſtbares und Seltenes darbietet, wird in dieſem Werke mit zweckmäßiger Vollſtändigkeit und möglichſter Genauigkeit (in den meiſten

---

*) Die erſte und allgemeine Beſchreibung derſelben, haben wir im II. Bande dieſer Zeitſchrift, Nr. 30, 31, 32, geliefert; eine umſtändlichere Darſtellung iſt im Verlage dieſes Blattes um 1 fl. 30 kr. W. W. zu haben.

**) Die Redact. dieſes Blattes hat zwar, wie aus mehreren Aufſätzen zu erſehn iſt, in Ungarn einen ſehr verläßlichen Correſpondenten. Doch wäre es ihr ſehr erwünſcht, auch in der Form der Novelliſtik, von Zeit zu Zeit kleinere Notizen über merkwürdige Erſcheinungen des Tages, und über alles das zu erhalten, was dazu beytragen kann, dieſes wichtige Land, mit ſeinen ſo überaus bemerkenswerthen Eigenthümlichkeiten, ſo wie das Viele, was daſelbſt für innere und äußere Cultur geſchieht, bekannter zu machen. Da das Converſ. Blatt auch im Auslande thätig verbreitet wird, ſo dürfte die Mittheilung ſolcher Nachrichten wohl von doppelter Bedeutſamkeit ſeyn. Die Beſtimmung der Bedingungen blieben dem Herrn Einſender anheim geſtellt.
Die Redact.

Fällen nach eigner Anſicht) verzeichnet, nach ſeiner auſſerlichen Beſchaffenheit beſchrieben, und durch hiſtoriſche Bemerkungen, kurze Urtheile und weitere Nachweiſungen erläutert. Sowohl der Literator von Profeſſion, der literariſche Geſchäftsmann und der Sammler oder Bewahrer literariſcher Schätze, als auch jeder andre gebildete Freund der Literatur, findet hier aus den beſten und koſtbarſten ältern und neueſten bibliographiſchen Werken des In- und Auslandes, ſo wie aus eigner Unterſuchung zuſammengeſtellt und vereinigt, was bisher vielfach zerſtreut war. Anzeige und Characteriſtik der erſten und beſten Ausgaben, Warnung vor Nachdrücken, mangelhaften Ausgaben und andern Täuſchungen, genaue Angabe der Zahl der Bände, Bogen oder Blätter, (bey alten Drucken auch der Zeilen) ſo wie der Zahl, Folge und anderweitigen Beſchaffenheit der Kupferſtiche und Charten, beſondere Berückſichtigung der auf beſſerm Papier, Pergament und andern koſtbaren Stoffen gedruckten oder mit andern intereſſanten Auszeichnungen verſehenen Exemplare, Bemerkung der Laden- und Auctionspreiſe, und Nachweiſung der Sammlungen, in denen ſich die vorzüglichſten Merkwürdigkeiten befinden, ſind die Hauptrückſichten, welche bey Bearbeitung dieſes Werks genommen worden ſind. Vermeidung aller unnöthigen Weitläufigkeit, und die möglichſte Benutzung des Raums, machten es möglich, demſelben noch manche andere Ausſtattung zu geben, welche ſich erſt bey näherm Gebrauche kund geben wird.

Unter den neuen bemerkenswerthen Kupferſtichen machen wir auf folgenden aufmerkſam: Congrès de Vienne; seance des plenipotentiaires des huit puissances signataires du traité de Paris; nach **Iſabey**, geſtochen von **Godefroy** in **Paris**. Höhe 1 1/2 Schuh, 5 Zoll. — Breite 2 1/2 Schuh, 1 1/2 Zoll. — Dieſes große Blatt ſtellt drei und zwanzig wohlgetroffene Portraits in ganzer Figur dar, als: **Metternich**, **Weſſenberg**, **Wacken**, **Genz**, **Wellington**, **Caſtelreagh**, **Stewart**, **Clancarty**, **Cathcart**, **Humboldt**, **Hardenberg**, **Stackelberg**, **Raſoumoffsky**, **Neſſelrode**, **Talleyrand**, **Dalberg**, **Dupin**, **Noailles**, **Labo**, **Saldana**, **Palmella**, **Labrador**, und **Lowenhielm**. **Iſabey** hat hier ein Meiſterſtück eines Gemähldes geliefert, deſſen Compoſition ſo mannigfaltig, characteriſtiſch und ungezwungen in den verſchiedenen Stellungen iſt, daß ſich ſchwerlich ein Converſationſtück auffinden läßt, welches man wagen konnte, mit dieſem zu vergleichen. Er verbindet mit der richtigſten Zeichnung der Figuren einen Effect, der durch das moderne Coſtum unſers Zeitalters ſehr ſchwer hervorzubringen iſt, und nur ein Genie wie das ſeine, konnte alle Hinderniſſe ſo glücklich überwinden, die mit der großen Aufgabe nothwendig verbunden ſeyn mußten: **Eine Verſammlung von drei und zwanzig Staatsmännern, für das Wohl von ganz Europa beſchäftigt, würdig und wahr darzuſtellen.** — **Godefroy** hat in zwei Manieren, halb punctirt, halb geſtochen, ſeine Kunſt auch in dieſem Blatte neuerdings bewährt, welches mit einer äußerſt geſchmackvollen Einfaſſung umgeben iſt, worin die Siegel der Mächte und die Büſten der Monarchen ringsum ſinnreich und zierlich angebracht ſind. A. S.

Morgen um die Mittagſtunde wird Herr **Gyrowetz** im großen k. k. Redoutenſaale eine **muſicaliſche Academie** geben. Eintrittscarten auf die Gallerie zu 5 fl., in den Saal zu 3 fl. ſind in der Wohnung des Concertgebers, Minoritenplatz, Nr. 50; dann bey HH. **Steiner**, **Artaria** und **Mechetti**, und zuletzt an der Caſſe zu haben.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der **Cath. Gräffer'ſchen** Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 17 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (**Franz Gräffer**) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

25.

(Wien, den 29. Februar.)

Techniſche Neuigkeiten; von —*

III.

Der geniale Mechaniker, Hr. Wolffſohn (ſeit 23 Jahren in Wien als Brucharzt etablirt), hat das Gebieth der Mechanik wieder mit mehreren neuen Erfindungen bereichert, deren Zuſtandbringung, ungeachtet ſie der leidenden Menſchheit unendliche Vortheile gewähren, in den hieſigen Blättern doch noch keine Erwähnung fand. Unter die vorzüglichſten dieſer Erfindungen rechne ich ſeine a) Gehörmaſchinen, und zwar 1. die metallene Reſonanzröhre für Schwerhörende. Verſuche, die Wolffſohn damit im hieſigen Taubſtummen-Inſtitute, in Gegenwart des verdienſtvollen Directors May machte, übertrafen weit die Wirkung aller bis jetzt bekannten, ähnlichen Vorrichtungen, um Menſchen, deren Gehör-Organ nicht ganz zerſtöret iſt, hören zu machen. Dieſes Reſonanzrohr hat, die Biegung gegen das Ohr zu ausgenommen, ganz die Form eines Perſpectivs mit 4 Zügen, und wird, nach dem Grad der Taubheit des Individuums, bis zum 2., 3. oder 4. Zug aufgeſchoben, oder im Cilinder des erſten Zuges belaſſen. Ich kenne die gegen Patent in England verfertigten ähnlichen Reſonanzröhre, allein ſie werden, insbeſondere was die Schließung der Züge, und die bequeme Form, dann die Weite des Schalltrichters betrifft, weit von den Wolffſohn'ſchen übertroffen. — 2. Die Kopfmaſchine für Schwerhörende. Eine ſinnreiche Vorrichtung in Form eines flach gedrückten Diadems, die, von einer Haartour bedeckt, unbemerkt getragen werden kann. Wolffſohn verſichert mich, daß ſich unſer unſterblicher Beethoven mit entſchiedenem Vortheile derſelben bediene. — 3. Gehörmuſcheln, die genau den innern Raum des Ohrs ausfüllen, und mit Federn ſich ſelbſt feſt halten. Hr. v. Flammenſtern hat derlei Gehörmuſcheln unlängſt aus England, für einen tauben Freund, erhalten. Allein, was hier beſonders bemerkenswerth iſt, Wolffſohns Gehörmuſcheln ſind nicht nur von eleganterer Form und zweckmäßigerer Feder-Vorrichtung, ſondern auch durch ihre bedeutendere Vertiefung mehr zur Auffaſſung des Tones geeignet. — (Fortſetzung folgt.)

— Die von dem hieſigen Mechaniker Wunſch, nach eigener Erfindung verfertigten *Blasbälge aus bloßem Holz ohne Leder* *) haben von allen bis jetzt bekannten Blasbalg-Gattungen unſtreitig den Vortheil, *daß ſie das Feuer durch die Einwirkung einer größern Quantität an Sauerſtoff lebhafter unterhalten*, und da die *Luftſtrömung hier ununterbrochen und nicht Abſatzweiſe Statt findet, auch die ſogenannte Schweißhitze in einer viel kürzern Zeit, als mit den übrigen bewirken.* Ob im polytechniſchen Inſtitut, dieſem *Concentrirungs-Punct alles Wiſſenswürdigen*, ſchon ein Modell von *Laforge* Invention beſteht, iſt mir unbekannt, doch ſollte es daſelbſt nicht fehlen.

— Ein hieſiges Blatt ſagte dieſer Tage, man habe durch wiederholte Verſuche die neuerliche Entdeckung beſtätigt gefunden, daß die *Erdäpfel* die Eigenſchaft beſitzen, die *Seife* beym Waſchen der groben Wäſche ſowohl als der feinern, vollkommen zu erſetzen. Dieſe Entdeckung iſt ſchon ziemlich alt, denn bereits im Jahre 1802 ward ſie in *Marſchalls* Kunſtbuch, *Neuſtadt*, S. 14, durch den Druck bekannt gemacht. Ueber zerriebene *Erdäpfel* wird friſches Waſſer gegoſſen; was ſich zu Boden ſetzt, kann als Stärke oder Puder gebraucht, *das übrig bleibende Waſſer aber trefflich zur Wäſche angewendet werden.* Insbeſondere bekömmt *ſeidenes* Zeug durch dieſes Waſſer eine *Steife* und den *ehemaligen Glanz* wieder. Man hüthe ſich aber, inwendig *rothe* Erdäpfel hierzu anzuwenden, weil deren Waſſer die Wäſche färbt. Ich glaube mir durch dieſe probate Mittheilung manche unſerer *häuslichen* Schönen verbindlich zu machen.

* * *

Den blinden Flötenſpieler Dülon ließ Wieland ſehen.

In der Schrift: »*Dülon's*, des blinden Flötenſpielers, Leben und Meinungen, von ihm ſelbſt bearbeitet; herausgegeben von C. M. *Wielands* (*Zürch* 1807) heißt es: »*Nirgends ſah er in England* Spinnen, Fliegen, Wespen, Horniſſe, Maikäfer, oder anderes ſolches Ungeziefer.«

Das glaube ich, daß »er *nirgends* ſah.« Ich glaube darum aber auch, daß er in *England* keine Städte und Menſchen je ſah.

Oder, wenn der blinde *Dülon* gerade in *England* kein Ungeziefer ſah, ſo möchte man faſt verſucht werden, zu fragen: »*ſah*« er etwa *anderswo* — zu *Oranienburg* (ſeinem Geburtsorte), in *Berlin*, in der *Schweiz*, in *Holland*, zu *Bruſſel*, *Spaa*, *Osnabrück*, *Göttingen* — Spinnen, Fliegen, Wespen, Horniſſe, Maikäfer und anderes ſolches Ungeziefer? Eben ſo wenig, oder vielmehr gar nicht, wie in *England*. Wie wäre es auch (ohne Wunder) möglich, daß *Blinde ſehen*?

Dennoch heißt es in der beſagten Schrift: »Zu *Brüſſel ſah* er die

---

*) Eine ausführlichere Beſchreibung iſt in der Induſtrie-Beylage Nr. XI enthalten.
Die Redact.

berühmte Saintval.« Iſt's möglich?! — — Dülon wünſchte, »daß der Menſch bis zum Tode (bis ins 80. Jahr) entweder an (körperlicher und geiſtiger) Vollkommenheit wachſen, oder doch wenigſtens auf einem gewiſſen Grade ſtehen bleiben möchte.« Dieſer Wunſch ſchien dem Herausgeber, Wieland, »etwas ſeltſam, und der Natur entgegen.« Deßwegen glaubte Wieland, den Dülon hierüber zurechtweiſen zu müſſen. (Vergleiche oberdeutſche allgemeine Literatur-Zeitung 1809 Nr. 54.) Hätte doch Wieland den Widerſpruch, daß Blinde ſehen, nicht überſehen! Hätte er ihn doch geändert, ehe er Dülons Biographie in den Druck gab.

K. J. Stephan,
Profeſſor zu Salzburg.

* * *

Zeitcharactere; nach ihren Hauptclaſſen.

I. Claſſe: **Vornehmthuende.** — Dieſe rümpfen die Naſe über Alles, geben den Poſtknechten Trinkgelder unter der Taxe, und biethen ihnen Schläge, wenn ſelbe darüber murren; prügeln ihre Bedienten, ſchämen ſich beſonders darüber, wenn ſie Jemand für ehrlich hält, finden ihr Zartgefühl verletzt, wenn im Theater ein zweideutiges Wort vorkömmt, ſchleichen aber incognito in Nebenhäuſer, und ſprechen verächtlich über alle Schriften, die gelobt werden. — **Halbvornehme** haben ihre Stärke in Zurechtweiſungen, deren Muſter aus dem ehemaligen Moniteur genommen iſt, lächeln anmuthig herabſehend über die, welche ihre Lügen nicht glauben; die Menſchen betrachten ſie im Ganzen wie Erdproducte, womit man auf den Grundſtücken wechſelt. Raiſonniren können ſie nicht leiden, und von Bewegungen nur ſolche, die nach der Schnur Statt haben. Die Welt in ein Jeſuiten-Kloſter zu verwandeln, wäre ihnen angenehm.

II. Claſſe: **Die Wichtigen.** Dieſe haben die ausgebreitetſten Bekanntſchaften. Sie laſſen die Briefcouverte mit großen Siegeln gern an geheimen Orten liegen, haben den Auftrag feine Spielcarten und Schminke von **Paris** zu verſchreiben, hören gerne klagen, zucken die Achſeln dabey, und geben zu verſtehen, daß ſie dem Dinge vor der Hand nicht abhelfen können; thun mit großer Heimlichkeit Alles, was ſie vor der ganzen Welt thun könnten, verpflichten mit Worten, ſind oft grundgute Leutchen, und können nur den Zweifel an ihren Einfluß nicht vergeben; ſchnupfen gerne Spaniel, und führen goldene oder beinerne Doſen.

III. Claſſe: **Die weiſen Gemeſſenen.** Dieſe meinen, es ſey Unrecht, wenn Jemand aus 2 mal 2 bloß 3 macht, aber 5 laſſen ſie wohl gelten; — meinen, man könne dermal nicht läugnen, daß es wehe thue, wenn man in **Spanien** etwa von der Inquiſition gebraten werde, doch ſey auf der andern Seite auch dieß und das zu bedenken, und haben für jedes neue Syſtem in Politik, Krieg und Leben eine Clauſel bereit ſpeiſen Creme, und trinken, unter oftmaligem Abſetzen, Mandelmilch. So lange man nichts von ihnen verlangt, finden ſie es ſonderbar, daß nicht Jedermann verſöhnlich und nachgibig iſt.

IV. Claſſe: **Die ſtrengen Rechtszuſtändler.** Recht auf Koſten der Billigkeit, fiat justitia, et pereat mundus, iſt ihr Wahlſpruch; ſelbſt des Teufels Rechte dürfen zu Frommen der guten Seelen nicht gekränkt werden; ſie ſchlagen ſich auf's Blut für pacta, die von zwei Reichen früher um das Riemenſchneiden aus der Haut eines Dritten, geſchloſſen wurden, ſehen ihre Naſen in Gefahr zu bluten, damit das ſtrenge Rechtsurtheil an einer Fliege vollzogen werde, halten höchſtens für officiell, was ſchon anno 1799 geſchah; ſind den Perückenmachern und Tanzmeiſtern von weiland ähnlich, welche nicht begreifen können, warum ſie vergeblich die Kunſt, hohe Toupée's zu machen, und die Menuette erlernt haben ſollen; ſehen in der Leipziger Schlacht nur eine Art von Reduction aus dem Lehenrechte; finden die Zeit golden, aus dem nämlichen Grunde, weßhalb eine Dame in Paris Gott dankte, daß die Revolution vorüber ſey, da ihre Leute ſie wieder Madame la Baronne nennen könnten; halten den Zehenden für eine fromme Abgabe, verſichern vom Bauer: Bruta gens, optima flens, pessima ridens — halten ihn für einen gebornen Sclaven, und die Prügel für erfriſchende Wetterableiter der Soldaten, und den Krieg für ihr Aderlaſſen; leſen gern in den Zeitungen vorzüglich Vertagungen und Parliamentsreden, und ſchütteln die Schandlappen, welche ihnen von Vornehmen angehängt werden, gerne auf Geringe und Untergebene herab.

Hierauf folgen die Claſſen der Kannengießer, Optimiſten, Doctriniſten, Principiſten, und die der Chriſtelnden.

M. u. d. R. M.

Witz und Witzelei.

Witz, Witz! Witz!! der lebe hoch! — Witz erquickt das Gemüth, vertreibt die Grillen, weckt und nähret Frohſinn und Laune. In dem contemplativen Deutſchland muß man ihm wohl doppelt hold ſeyn, je ſeltner er wirklich vorkommt. Wo eine Art von Witz und Humor ſich auch nur von ferne blicken läßt, ſoll man freundlich entgegen kommen; und will man vollends irgend einen launigen Einfall anerkennen und weiter ausſpinnen, ſo darf man nicht ins Triviale oder Lahme fallen. Das Alles hat folgende Bedeutung. In des zweiten Bandes erſten Theil des Converſationblattes ſteht, auf Veranlaſſung einer Notiz im literariſchen Wochenblatt, ein jovialer Aufſatz über Küchenliteratur. Am Schluſſe heißt es ſcherzweiſe: »Den 8 Wochenblättlern *) aber, von denen, falls ſie mit hölzernen Kegeln zu vergleichen wären, doch immer noch der Abgang des neunten, vulgo erſten, oder Königs, das rechte Kopf-K des Stifters, ſehr anzumerken iſt ꝛc.« Dieſer gutmüthige Spaß, der einem luſthiebigen frühern Ausfall dieſer Wochenſchrift galt, wurde nun von der octogoniſchen Geſellſchaft aufgefaßt, und zu einem entſetzlich ominöſen Gleichniß verdrechſelt. Einer dieſer Herren in solidum hat die Güte, dem Verf. jenes Aufſatzes verſchiedene Complimente über ſeine gute Laune zu ma-

---

*) Statt des Einen Kotzebue haben ſich nach ihm bekanntlich 8 Herren zur Fortſetzung ſeiner Zeitſchrift verbunden.

chen, und ſagt dann: »Wir wollen den Spaß fortſetzen, und vertrauen, daß wir wirklich auch einen neunten Kegel angenommen. Wohlan! (ruft der Proclamator weiter) ich nehme die Kreide zur Hand, das Spiel geht an, halten Sie Sich nun zum Aufſetzen bereit!!« Aber das Spiel war wohl ſchon zu Ende, noch ehe es anfing. In dem Annehmen eines Neunten, des Königs nämlich, liegt das Nachbekenntniß eigener Unzulänglichkeit; und — das Aufgeſtelltwerden ſetzt ein Umgeworfenwerdenſeyn, ein Darniederliegen, voraus ꝛc. Das iſt doch ein betrübtes Bild, ein wahres Meiſterſtück einer lahmen Anſpielung, und hölzern, wie ihre Materie; es iſt, in ſeiner ganzen Anwendung, ſelbſt ein umgekehrter Kegel. Der Geiſt des Gründers dieſer, übrigens ſchon ihrer Idee nach, bloß der Flachheit ſchmeichelnden Toiletten-Literaturzeitung läßt ſich nun einmal nicht nachahmen, ſo wenig ein Glas echten Jamaica-Rums ſelbſt mit einer 8fachen Doſis des allerbeſten Slibowitza erſetzt werden kann. Die »faiseurs« d'esprit ſind ein gemahltes Feuer, das weder leuchtet noch wärmt, und der wahre Witz läßt ſich nicht gewaltſam aus dem Ermel ſchütteln; er muß unwillkürlich, ohne alle Stimulantien, aus den Fingerſpitzen ſprühen. Die guten Einfälle muß man nicht planmäßig *machen*; man muß ſie, ohne es zu wiſſen und zu wollen, *gemacht haben*. — Plötzlich ſchlägt ein Baum in Flammen auf. — Woher? wie ſo? — Ah! es war der Blitz, ſo es gethan, und kein Menſch hatte doch vorher eine Wolke geſehen ꝛc. ꝛc.

Gfr.

* * *

Epigramme von Pfeiffer.

Don Juan, der Trinker.

Toll zerſchellet er bey wildem Saufgelage,
Gluten löſchend, Gluten weckend, bis am Tage,
Alle Gläſer in dem Haus.
Lechzend greift er nun, in dieſem Rauſch-Geraſe,
Keck nach ſeines Lebens vollem Stundenglaſe,
Stürzt mit Einem Zug es aus.

Der Dichter und der Chemiker.

Chemiker.

Du ringſt vergebens nach dem Ehrenkranz
Apoll's, ſeitdem vor Göthe's, Schillers Glanz
Ein jeder Stern von minderm Rang verſchwunden.

Dichter.

Dann ſchließ auch du für deinen künft'gen Ruhm,
Mein Freund, du dein Laboratorium,
Da ja das Pulver ſchon erfunden.

* * *

Allgemeine Novelliſtik.

Die am 15. Februar im Leopoldſtädter-Theater zum Vortheile des Hrn. Brinke gegebene Pantomime: »Arlequin als Zwirnknäuel, oder Pierrot als Braut,« (vor welcher die von Humor und treffenden Anſpielungen ſprühende Poſſe: Die Damenhüte, von Hrn. Meisl, aufgeführt wurde), wollte die gehegten Erwartungen nicht ganz befriedigen. Manche Auftritte hatte man ſchon in früheren Pantomimen glücklicher angebracht geſehen; Arlequin als Knäuel mußte ſich nothwendig ein wenig linkiſch ausnehmen ꝛc. Wenigſtens eine Art von innerem Verbindungsfaden ſollte man doch auch in der ausgelaſſenſten Pantomime wahrnehmen; hier aber war er, wie auf dem Knäuel ſelbſt, nicht abgewunden. Doch — Ende gut, Alles gut! Das mag auch hier gelten. Wie ein reiches, im günſtigſten Lichte ſpielendes Caleidoſcop erſchien dem Ref. der beſchließende herrliche Shawl-Tanz; auch hier ſah man mit Reiz und Luſt und Belebung bald einzelne Figuren in ſchöne ſymmetriſche Gruppen ſich verſchmelzen, bald größere Maſſen regelrecht in kleinere Partbien ſich auflöſen, und zerfallen, um im nächſten Moment wieder in ein rundes, inniges Ganze zuſammen zu ſchlagen. Vorzüglich überraſchend machte ſich das, von den ſich gegenüber ſtehenden Paaren gleichförmig applicirte Aufſchnellen der Tücher, das für einen Augenblick das liebliche Schauſpiel eines Bogens darboth ꝛc. In dem lebendigen, echt karrikirenden Spiel, und der unglaublichen Schnelligkeit und Präciſion der Verwandlungen beſtätigte ſich auch bey dieſer Pantomime jene Unnachahmlichkeit, welche dieſes Theater auszeichnet. Hr. Brinke, Hr. und Mad. Rainoldi müßten beſonders herausgehoben werden, wenn dadurch die verhältnißmäßig eben ſo gegründeten Anſprüche der übrigen Individuen nicht beeinträchtigt würden. Gſr.

Die »topographiſch-hiſtoriſche Beſchreibung des Landes ob der Enns, von Ignaz Gielge, Hofrichter zu Lambach« (Wels II. Theil S. 211) ſagt im Artikel Mondſee: »Vom Jahre 803 bis 813 ſtand es unmittelbar unter den Befehlen des Erzbiſchofs Hildefonſus von Salzburg, welcher einen Prior einſetzte, der nachhin Abt wurde.« Das chronicon Lunaelacense ſagt Seite 30: Hatto (der dritte Abt) fatis concessit sorte regiminis, Christi 803 anno. Cui in regimine abbatiali nemo successisse legitur, sed Hildipaldus, Sacri palatii custos et capellanus (quem teste chronologo nostro quidam Salisburgensem, nescio, quo fundamento nisi; alii archiepiscopum Coloniensem dixere, in quorum catalogo sub nomine Hildeboldi, ordine nonus, recensetur) monasterium nostrum decennio integro in commendam tenuit, per Lambertum diaconum, suum tunc praepositum, illud administrans. — Wirklich findet man im Verzeichniſſe der Cöllner-, aber nicht in dem der Salzburger-Erzbiſchöfe den beſagten Hildeboldus. Die Geſchichte des Biſthums und Erzbiſthums Salzburgs kennet ihn nicht. Vielmehr war gerade damals, als Mondſee dieſem vorgeblich Salzburgiſchen Erzbiſchof unterworfen war, nämlich von 803 bis 813, Arno ſechster und letzter Biſchof, und erſter Erzbiſchof in Salzburg. Er war jenes und dieſes ja vom Jahre 785 bis 821. K. J. Stephan, Prof. zu Salzburg.

Das Collegium der Sorbonne, das im größten Verfall und halb verödet war, iſt nun wieder hergeſtellt und der Rechtsſchule eingeräumt. Es ward im Jahre 1253 gegründet, unter dem Miniſterium des Cardinals Richelieu von Neuem hergeſtellt, und behielt ſeine erſte Beſtimmung bis zur Zerſtreuung der theologiſchen Facultät im Jahre 1793. Darauf ward es für die Normalſchule verlangt, für welche man viel unnützen Aufwand machte. In dieſer, den Künſten ſo ungünſtigen Epoche wagte ein obſcurer Architect, das Werk le Merciers zu verſtümmeln. Die Gewelbe eines der ſchönſten Monumente des 17. Jahrhunderts wurden niedergeriſſen, weil man ein ſteinernes Amphitheater nach Art der Griechen und Römer bauen wollte, und man verwendete große Summen auf die Abtragung, ohne einen einzigen neuen Stein zu legen. Selbſt die Kuppel ward erſchüttert, und würde vielleicht zu Grunde gegangen ſeyn, wäre ſie nicht ſchleunig geſtützt und dadurch Zeit gewonnen worden, der Gefahr auf wirkſamere Art vorzubeugen. In dieſem traurigen Zuſtande ward das Gebäude nur von einigen Künſtlern bewohnt, welche die Erlaubniß erhalten hatten, dort ihren Studien zu leben. Die Univerſität, welche in den Rechtsſchulen zu wenig Raum für deren zahlreiche Zöglinge fand, erhielt nun von der Regierung die Kirche nebſt Zubehör zum Auditorium für eine der Sectionen dieſer Facultät. Die Wiederherſtellung wurde Herrn **Vaudoyer** übertragen, welcher dieſelbe, mit der größten Schonung alles Alten, vollendete. Es entſtand ein weites Amphitheater mit mehreren Sälen, die Dächer ſind wieder hergeſtellt, ſo wie auch die Fenſter der Kuppel und der übrigen Kirche. Die Künſtler blieben bey dieſer neuen Einrichtung im ungeſtörten Beſitz ihrer Werkſtätten.

Auf das Monument **Malesherbes** haben JJ. MM. der Kaiſer von **Rußland**, der König der **Niederlande** und der König von **Dänemark**, jeder mit 2000 Fr., S. M. der König von **Würtemberg** mit 800 Fr. unterzeichnet.

Die Geſellſchaft der isländiſchen Literatur zu **Copenhagen** vergrößert ſich mit glücklichem Erfolge. Sie beſchäftigt ſich mit der Herausgabe einer Sammlung isländiſcher Dichter.

Der Architect, Hr. **Dreux**, der fünf Jahre lang als Penſionair des Königs von **Frankreich** in **Rom** war, iſt auf einer Reiſe nach **Griechenland** begriffen. Sein Hauptaugenmerk iſt **Athen**.

Am 1. Dec. vorigen Jahres, ſtarb zu **Paris** der verdiente Architect, **Charles François Viel**, geb. den 11. Jun. 1745. Er war ein Schüler **Chalgrin's**, erhielt mehrere Preiſe von der Academie, und ward dann Inſpector des College de France, und der Thürme von St. Sulpice. Sein erſtes Werk war das Hospice Cochin. Andere ſeiner Werke, die ſich alle durch große Solidität auszeichnen, ſind folgende: Hôpital de la Pitié; Mont-de-Pieté in der Straße Paradis; die Succurſalkirche von Mont-de-Pieté in der Straße des Petits-Augustins; die Reitſchule; die Zellen in der Salpetrière *); der große Abzugcanal, die Zellen, die Bäder und Gefängniſſe im Bicêtre; die Halle von Corbeil; die Amphitheater von la Maternité und Hotel-Dieu; die Centralapotheke aux Mirammionnes, die Tribune der Orgel in St. Jacques-du-Haut-Pas etc. Er beſchäftigte ſich mit der Conſtruction der Säle von Hotel-Dieu, welche 50 Toiſen lang, und 7 breit ſind, als der Tod ihn überraſchte. Man hat von ihm die Kupferſtiche der großen Werke, die er ausgeführt, und ein Werk in fünf Bänden, in 4. mit Kupfern: Veritable traité d' Architecture et de Construction monumentale. Er hinterließ eine große Menge von Kupferplatten und Aufſätzen in Manuſcript, welche von ſeinem Bruder geſammelt werden. Er war Mitglied des Raths der bürgerlichen Bauwerke im Seinedepartement, der Jury der Königl. Schule der Baukunſt in **Paris**, und mehrerer in- und ausländiſcher Academien. Er war ununterbrochen und unermüdet eifrig und thätig, freyſinnig, redlich, uneigennützig und ſtreng. Dieſe Eigenſchaften erwarben ihm, wenn auch nicht zahlreiche Freunde, doch Achtung bey Jedermann.

---

*) Hoſpital und Arbeitshaus.

Der Drechslermeiſter, Herr **Schulze** in der Rauhenſteingaſſe, längſt ſchon vortheilhaft als induſtrioſer Künſtler bekannt, hat die Verfertigung der Schachbretter und Figuren auf einen, ſeither noch unerreichten Grad von Zierlichkeit und Geſchmack gebracht. Er hat in ſeiner Niederlage Schachbretter von ſeiner Arbeit ausgeſtellt, deren Feinheit, Niedlichkeit und Eleganz nichts zu wünſchen übrig laſſen, und ſich beſonders den zarten Fingern der Damen empfehlen. Die von Bronce zeichnen ſich vorzüglich aus. Die verhältnißmäßige Billigkeit des Preiſes läßt erkennen, daß Hr. **Schulze** nicht nur den äuſſern Nutzen, ſondern auch ſeinen, zwar ohnehin ſchon feſt gegründeten Ruf vor Augen hat. Das portative Format gibt ſeinen Schachbrettern einen eigenen Vorzug.

Gffr.

Das von den Einwohnern zu **Cincinnati**, im weſtlichen Theile der vereinigten Staaten von **Nord-Amerika** (Western Country) errichtete wiſſenſchaftliche Inſtitut, um merkwürdige Sachen, ſowohl künſtliche als natürliche, zu ſammeln, gedeiht trefflich. Es kommen nämlich in dieſes National-Muſeum: 1.) Ueberbleibſel von Metallen und Mineralien, wovon jetzt keine Spuren mehr ſind. — 2.) Ueberbleibſel inländiſcher, jetzt ausgeſtorbener Thiere. — 3.) Alterthümer in Beziehung auf das Volk, welches unbezweifelt die älteſten Werke im Weſtlande gebaut hat. — 4.) Die verſchiedenen Articel zur Verzierung und zum Gebrauch, welche der wilde Stamm verfertiget, der jetzt dieſes Land bewohnt.

— b

Bey den engliſchen Pferderennen wird ſogar auf **noch nicht geborne** Pferde gewettet. In dem zu **London** herausgekommenen Racing-Calender ſtehen Wetten dreijähriger Pferde für das Jahr 1821, und ſogar 1822 angekündigt. Z. B. am Oſtermontage 1821, werden genannte 18 Perſonen, welche jeder 100 Guineen unterzeichnet haben, dreijährige Pferde in **Newmarket** laufen laſſen, deren Eltern ſie bey der Subſcription namhaft machen, und dereinſt beweiſen müſſen. Eben ſo werden bey den Wettrennen zu **Doncaſter**, im Jahre 1822, 18 Perſonen namhaft gemacht, welche Pferde, ein Jeder für die Subſcription von 100 Guineen, laufen laſſen wollen, die im Frühjahr 1819 von namhaft gemachten Stuten haben geboren werden ſollen. Faſt ſcheint es, als ob es jetzt Mode werde, auf ungeborne Pferde zu wetten, denn der zweite Theil des Calenders enthält bloß künftige Wettrennen, und iſt faſt ſo ſtark, als der erſte.

Herr **Gatteaux**, der Sohn, iſt mit der Ausführung von **Rabelais** Büſte beauftragt. Die Medaille mit **Rabelais** Bildniß, welche zu der Galerie metallique des grands hommes français gehört, iſt bereits von ihm vollendet, und mit Beyfall aufgenommen worden. Die Büſte wird durch die von Herrn **Gatteaux**, dem Vater, erfundene, und von der Königlichen Academie der ſchönen Künſte belobte Maſchine, in Puncte geſetzt werden.

In Nr. 18. heißt der Titel des erſten Aufſatzes unrichtig: Gegen Herrn Hofraths **Schultes** Nachricht ꝛc. Er muß, wie ihn auch der Hr. Verf. angegeben hatte, heißen: Berichtigung einer Nachricht von **Höchſtätt** im Converſationsblatt ꝛc. wie denn der ganze Aufſatz nur gegen den Auszug in demſelben gerichtet iſt. Auch muß es überall heißen: **Höchſtätt**, nicht **Hochſtätt**.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der **Cath. Graffer'ſchen** Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 17 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (**Franz Graffer**) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Walliſhauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

26.

(Wien, den 2. März.)

Die Juden in Spanien.

Von Ign. Jeitteles.

Steigen und Fallen, Glanz und Vernichtung, war von jeher, wie in unſern Tagen, das Schickſal großer Reiche und Nationen. Ueber Leichen ſchreitet die Muſe der Geſchichte! Doch ſind dieſe Momente nirgends ſo häufig, als in der Geſchichte der Juden, und da nirgends ſo gräßlich, als in ihrer Geſchichte im Bluthengarten Europens — in Spanien. Hier ein kurzer Abriß.

Die Ankunft der Juden in Spanien, wird von verſchiedenen Schriftſtellern verſchieden angegeben. Nach einigen ſoll Spanien ſogar zu König Salomo's Zeiten eine jüdiſche Provinz geweſen ſeyn. Dieſe führen den Beweis aus einem uralten jüdiſchen Grabſtein, der 1480 zu Sagunt gefunden wurde mit folgender Aufſchrift:

והוא קבר אדונירם המלך שלמה לגבות את המס ונפטר יום

»Dieſes iſt das Grab von Adoniram, des Knechts Salomons, der gekommen iſt, den Tribut zu holen« a); dieſer Beweis iſt aber zu ſchwach, ſo wie die Behauptung jener unerwieſen iſt, die nach der Zerſtörung Jeruſalems durch Nebucadnezar, die Juden als Gefangene dem ſpaniſchen Könige Pyrrhus übergeben laſſen, folglich 500 Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung. Nach Lundius b) ſind ſie aus Egypten nach Zerſtörung des zweiten Tempels dahin gekommen. Andere ſetzen das Jahr 520 vor der chriſtlichen Zeitrechnung unter König Witiza; wieder andere das Jahr 320 unter Kaiſer Conſtantin dem Großen; noch andere c) das Jahr 130 — 37, unter Kaiſer Hadrian, was die meiſte hiſtoriſche Gewißheit hat, wofür nicht nur Stellen im Sueton, Tacitus und Joſephus d) ſprechen, ſondern, wie uns auch der ſpaniſche Annaliſt Vaſäus e) berichtet »quos Hadrianus in eo bello Judaeos cepit in Hispaniam exulatum misit« daß

---

a) Basnage Histoire des Juifs. l. 6. ch. 7. pag. 1070. Auch Heeren (Geſchichte des Handels der alten Völker, Band 1.) läßt eine Flotte vom Salomo nach Spanien kommen.

b) Jud. Heiligthümer. K. 21. S. 834.

c) D. Carpzow Introduct. in Theolog. jud. cap. 12. V. 4. fol. 91.

d) Sueton. cap. 36. Taciti Annal. l. 2. c. 8. Joseph lib 18

e) Joann Vasaeus in Chronico Hispaniae f. m. 517

Hadrian in jenem Kriege (in **Paläſtina**, im Jahr 137) die gefangenen Juden nach Spanien ſchickte — wo ſie immer zahlreicher wurden, ſowohl von den arabiſchen Califen als chriſtlichen Königen beſchützt und geachtet. Viele Privilegien ertheilte ihnen König **Alphons** VIII., deſſen Geliebte eine ſehr ſchöne Jüdinn war f). Vorzüglich, und aus edlern Gründen gewogen, war ihnen **Alphons** X. König von Caſtilien, der berühmte Aſtronom, Verfaſſer der alphonſiniſchen Tabellen, von dem die ſonderbare Behauptung, die Welt würde weit beſſer eingerichtet worden ſeyn, wenn er bey der Schöpfung Gottes Rathgeber geweſen wäre. Auf ſeinen Befehl überſetzte **Juda** von **Toledo** das aſtronomiſche Werk des **Avicenna** aus dem Arabiſchen. Rabbi **Aben Raguel**, Rabbi **Alquibits** von **Toledo**, nannte er ſeine Lehrer, die auch in ſeiner Abweſenheit, anſtatt ihm, in der Academie der Wiſſenſchaften zu **Toledo** präſidirten g). Ein anderer jüdiſcher Lehrer, **Moſes**, der Sohn **Tibbons**, welcher in **Granada** wohnte, überſetzte den **Euclid**. Das Manuſcript wird noch in **Rom** verwahrt. Viele bekleideten hohe Staatswürden h) Ein gewiſſer **Joſeph** war Oberaufſeher der königlichen Zölle; als er ſtarb, mußte das ganze Kriegsheer, auf königlichen Befehl, die Leiche nach **Cordua** begleiten. Der berühmte **Abarbanel** war Staatsſecretair u. ſ. w, und wiewohl es natürlich auch nicht an Schriften wider die Juden, im Geiſte der **Ruhſe** und **Frieſe** fehlte, worunter eine, unter dem Titel: Pugio fidei, Dolch des Glaubens, von einem Dominicanermönch, **Martin**, auf Veranlaſſung des Ordensgenerals, **Raimond de Pennaforte**, ungemeine Senſation machte, ſo verdient es auch erwähnt zu werden, als Gegenſatz und Seltſamkeit dieſes Zeitalters, daß **Jacob I**, König von **Arragonien**, zur Beförderung ſeiner eigenen Gottſeligkeit, ſich von einem Rabbi **Jonas** ein Buch anfertigen ließ, das unter dem Titel: Tratado del timor divino, bekannt iſt.

Aber eben dieß Anſehen, und vorzüglich ihr Reichthum, war, wie überall, auch hier die Urſache ihres Falls. Gleich im Anfange des 13. Jahrhunderts erregte der Biſchof von **Toledo** allda eine Verfolgung wider ſie, unter dem Vorwande, ſie hätten einſt **Toledo** den **Mauren** verrathen, und führte — o geiſtliche Sanftmuth! — die Horden an, die ihre Häuſer und Synagogen plünderten. Fortgeſetzt wurden dieſe Verfolgungen, wie in Deutſchland, ſo auch in **Spanien**, von den Kreuzfahrern; und unter König **Ferdinand** III. floſſen Ströme von Blut, wiewohl Pabſt **Honorius** bey ſeiner Thronbeſteigung den Befehl nach Spanien ſchickte, daß man ſie nicht zur chriſtlichen Religion zwingen, und ſie an ihren Feſttagen nicht beunruhigen ſollte i) Ungeachtet dieſer und noch einiger, aber nicht weit um ſich greifender Verfolgungen im 10. Jahrhunderte, waren ſie nirgends zahlreicher, als in Spanien, bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts, wo ſodann mit dieſer unglücklichen Nation das große Trauerſpiel, das **Veſpaſian** begonnen, noch

---

f) **Mariana** de Reb. Hispan. lib. 11. c. 18. fol. 581.

g) Higuira Hist. Toletana. l. II, 1. 8,

h) Wie außer frühern jüdiſchen und ſpaniſchen Scribenten auch **Luzzato** bezeuget, indem er ſagt: »fra quali vi furno huomini di gran Spirito e Consiglieri di Stato,« daß es unter ihnen Leute von vorzüglichem Geiſte, ſogar Staatsräthe gabe. (Luzzato Discorso circa il stato degli Hebrei. p. 17.)

i) **Ferreras** allgemeine Hiſtorie von Spanien. B. 4.

furchtbarer fortgeſetzt wurde. Schon zu Anfange dieſes Jahrhunderts that der vertriebene Pabſt, Benedict XIII. — früher Peter de Luna — der ſich damals in Arragonien aufhielt, als der einzigen Provinz, die ihn anerkannte, verſchiedene Schritte zur Bekehrung der Juden. Die Stimme der Geſchichte, die unpartheiiſch richtet, will behaupten, daß es nur minder aus Eifer, denn um ſich bey der ſpaniſchen Nation beliebt zu machen, geſchehen iſt. — Nach Geiſt und Sitte der damaligen Zeit, wurden die üblichen Religionsdiſpute veranlaßt. Solche Religionsdiſpute waren damals gewöhnlich, und gewöhnlich blieben ſie auch ohne anderes Reſultat, als den Religionshaß zu nähren. Chriſtliche Geiſtliche und Rabbiner kamen da zuſammen, entfalteten alle Künſte ſcholaſtiſcher Exegeſe, ſpitzfündelten, und ſchieden — mit Erbitterung. Beyde Theile rühmten ſich immer des Sieges. Bruder Paul Chriſtian vom Dominicaner-Orden, diſputirte zu Barcellona am 20. July 1263, in Gegenwart des Königs Jacob I., mit Rabbi Moſes von Girona, und mit einem andern Iſraeliten, aus derſelben Stadt, am 12. April 1265, unter den Augen des Biſchofs Arnold. Ueber dieſe beiden Vorgänge exiſtirt noch ein, vom 29. Auguſt deſſelben Jahrs, datirtes Ausſchreiben des Königs an ſämmtliche Juden ſeines Reiches, worin er ihnen befiehlt, die Reiſekoſten des Bruder Paul, auf Rechnung der von ihnen in dieſem Jahre an den Staat zu entrichtenden Steuern, zu bezahlen, und bey der mit ihnen anzuſtellenden Unterſuchung ihrer Bücher redlich zu Werke zu gehen, damit die Wahrheit entdeckt werden könne h). Die berühmteſte Unterredung war die, welche Pabſt Benedict veranſtaltete. Sie begann zu Tortoſa den 7. Februar 1413, und dauerte bis zum 14. May 1414 l). Anfangs trat der päbſtliche Leibarzt, ein getaufter Jude, Hieronimus de ſancta fide, als Opponent auf, dem dann der Beichtvater des Pabſtes, der für ſeinen Eifer canoniſirte Vincentius Ferrerius folgte. Man erzählt von ihm, daß er im Mutterleibe gebellet, woraus man geſchloſſen, daß er einſt ein großer Prediger werden würde; er kannte keine andere, als ſeine Mutterſprache, die Cataloniſche, dennoch konnte ihn jeder, wenn er predigte, verſtehen. Er ſoll 200,000 Juden auf einmal bekehrt haben. Der Schalk Holberg bemerkt hierbey: »wenn die Zahl anders richtig iſt, ſo kann ſolches wehl nicht füglich durch ſeine Predigt allein geſchehen ſeyn —« m); — wahrſcheinlich war es auch nicht allein die Schärfe der Gründe. Doch waren ſie bey allen dieſen Drangſalen immer auf dieſer Halbinſel äußerſt zahlreich und bemittelt. Spaniens Theilung in iſolirte Staaten, war ihnen bisher ſehr vortheilhaft.

(Schluß folgt.)

---

h) Diego Geſchichte der Grafen v. Barcellona.

l) Allgemeine Welthiſtorie. Th. 28. S. 5.

m) Holberg, Jüd. Geſchichte. Th. 2. S. 626.

Des Jokus Wochengabe;

mitgetheilt von J. F. Caſtelli.

IX.

1.) Noch ein Edelſtein aus der romantiſch-myſtiſchen Demantgrube, betitelt:

An die aufgehende Sonne*).

Seht, ſchon glühen dort die Hügel,
Morgenröthe bricht hervor;
Glänzend mit dem Purpurflügel
Tritt Auror' an's Himmelsthor.
Titan ſchließet auf die Riegel,
Strahl an Strahl drängt ſich empor,
Und in dieſen goldnen Strahlen
Seh' ich Gold in Gold ſich mahlen.

Wie mit feurigem Gefieder
Sendet ſie die Pfeile aus;
Was brennt dort auf mich hernieder?
Iſt's ein großes Flammenhaus?
Helios zerſtört die Hyder,
Nacht genannt, voll düſtern Graus,
Und aus ihrem Todesreigen
Seh' ich Flammenmeere ſteigen.

Schaut, Apollens Glutenwagen
Steiget hoch und höher auf:
Näher kommt er jetzt, es ſchlagen
Funken ſeine Pferd' im Lauf.
Auf der Wolken Saum getragen
Ahn' ich — ſchwebt der Tag herauf:
Ja, ich hab' mich nicht betrogen,
Sonne kam heraufgezogen.

C. J. J. T.

2.) Merkurs Rapport an Jokus.

In der Redoute-Lotterie gewann Jemand unlängſt einen ſtattlichen ſilbernen Vorlegelöffel. In einem Anfall von Liberalität machte er dieſen einem Herrn F.... zum Präſente, der bey der ungeheuerſten Anmaßung der talentloſeſte Schriftſteller, ein wahrer König der Flachköpfe iſt, und legte ein kleines Gedichtchen bey, worin er F. bath, ſich dieſes niedlichen Ohrlöffelchens, als eines Zeichens ſeiner Verehrung, zu bedienen. F. behielt das Präſent, bedankte ſich höflich, und war weit davon entfernt, darin die beiſſendſte Anſpielung auf ſeine anſehnlichen Gehörorgane zu ſuchen. — r.

In einem Handelſtands-Schematismus kommt an mehreren Orten vor: Die Firma iſt: N. N. In der ſtillen Geſellſchaft befindet ſich N. N. welcher geſtorben iſt.

---

*) Der Setzer meint, in dieſem Gedichte drücke jeder Vers daſſelbe aus, und das ganze Gedicht ſey nichts als ein fortgeſetztes: »Die Sonne geht auf.«

Das Wort Batzenlippel gebraucht der gemeine Mann in Wien öfters, um einen dummen Menſchen damit anzuzeigen. — Neulich nannte Jemand einen Italiener einen Batzenlippel. — Was ſoins das? fragte der Italiener. Nun, erwiederte der Andre, Batzen iſt eine Münze, welche vier Kreuzer gilt, und Lippel heißt ſo viel als Philipp. — »Ah nun verſteh ick — verſetzte der Italiener, ick ſoins alſo un Philippo di quatro carantani.«

Im Gaſthauſe zum römiſchen Kaiſer ſteht an der Stiege geſchrieben: Aufgang der Speiſezimmer.

Herr Jonathan R.— allhier, hat einen Geigenbogen erfunden, durch welchen jede Note, Paſſage, ja ganze Symphonien und Meſſen um fünf Töne höher gehört werden, derſelbe geht in einer Maſchine, welche mit zwei Pferden leicht getrieben werden kann. Auch für Ueberſetzer und Violoncellſpieler iſt dieſer Bogen von entſchiedenem Nutzen, weil letztere bey vorkommenden Tenorſchlüſſeln nur das Quintriebrad aufzuſetzen brauchen.

D.

Ein, nur in ſeiner ungeheuren Bücherfabricatur nicht einſylbiger, entſetzlich fruchtbarer Jugendſchriftſteller, den ein geiſtreicher Mann ein Mitglied der Zunft der Frag- und Kundſchaftliteratur zu nennen pflegt, befand ſich unlängſt in einer Geſellſchaft, wo man bey einem Krug Dünnbier, in ſehr öconomiſchen Wölkchen Tabak ſchmauchte. Als einer der Herren vergebens einen Fidibus ſuchte, ſchlug ein Anderer neckend jenen Scribenten als Lieferanten vor. Ey, ey, ſagte ein Dritter, ein ſolcher Fidibus würde nicht nur nicht brennen, ſondern Kraft ſeiner wäſſrigen Natur, noch ſogar das Licht auslöſchen. Der Getroffene verbiß ſeinen Grimm, und beſchloß, ſich in einer fremden Zeitung dafür zu rächen.

— r.

3.) Muſter zu Gedichten, welche vorn und hinten gereimt, noch künſtlicher ſind, als die Sonnette oder Klinggedichte, und daher einigen unſerer jungen Poeten empfohlen werden. 1806. *)

Hört mich, ihr gefälligſten der Muſen!
Lehrt mich, ohne Feuer in dem Buſen,
Schöne Worte durch den Reim vermählen;
Töne gebt mir, wo Gedanken fehlen!
Neue Dinge weiß ich nicht zu ſagen,
Freie Sprünge will ich mit euch wagen;
Daß ich gleich ſey andern kühnen Geiſtern,
Laß ich von der Sprache mich nicht meiſtern.
Singt es ohne Regel ſich doch beſſer;
Klingt es nur — genug dem Sylbenmeſſer!

2.) Gegenſtück zu Jacobi's vorn und hinten gereimtem Gedichte.

Nein, verſchmäht nicht als werthlos den Reim!
Rein und gehaltvoll wie Honig-Seim

---

*) Zum Andenken an die damalige Zeit, von Joh. Georg Jacobi.

Dringt er oft tief in das fühlende Herz,
Singt nur ein Hölty der Liebe Schmerz;
Wallet ein Schiller im Fluge dahin,
Schallet im Reim auch erhabener Sinn.
Ja, wenn den Affen ein Treſſen-Kleid deckt,
Da wird nicht minder der Affe geneckt,
Als gegen Weisheit und Achtung erfüllt,
Falls auch ein Kittel den Weiſen umhüllt;
Haßt drum nicht grenzenlos reimenden Klang,
Laßt nur gehaltreich ertönen den Sang!

Mſn.

Allgemeine Novelliſtik.

Die Erfindung des Herrn Balth. C. von Machay, k. k. Hauptmann, zu Fünfkirchen in Ungarn, durch das Anziehen einer Schnur im Wagen entweder augenblicklich die Hinterräder zu ſperren, oder aber bey dringenderer Gefahr des Durchgehens der Pferde, auf der Stelle die Beſpannung loszumachen, verdient dankbare Beachtung und Anerkennung. Dieſe ſeine gemeinnützige, in ihrer Art der Menſchheit äußerſt wichtige Erfindung, iſt auch bereits auf das Schmeichelhafteſte gewürdigt worden. Vor Kurzem beſahen Ihre K. K. Hoheiten der Erzherzog Palatinus und Erzherzog Ferdinand, Commandirender in Ungarn, einen von Hrn. v. Machay darnach eingerichteten Wagen zu Ofen, und bezeigten dieſem würdigen, nur die Gemeinnützigkeit beabſichtigenden Edelmann, der auch als Militär mit ſieben Wunden, Verehrung verdient, Ihren vollen Beyfall. Hr. v. Machay hat über dieſe Wageneinrichtung eine inſtructive Nachricht, in ungariſcher und deutſcher Sprache mit Kupfern, herausgegeben, die in erſterer dem Erzherzog Palatin, und die deutſche Ausgabe dem Erzherzog Ferdinand gewidmet. Der edle Menſchenfreund beſtimmt 100 — 400 fl. von dem Verkaufsertrag dem Taubſtummen-Inſtitut zu Waitzen, und dem Invalidenfond. Dieſer ſchöne Zug verdient Theilnahme, Verehrung und Dank, nicht ſchnöde Critelei der allerdings nicht überall correcten Diction in der deutſchen Auflage. Des Verf. Mutterſprache iſt die ungariſche, und bey Werken techniſchen Inhalts und practiſchen Nutzens, muß man es nicht ſo genau, wie bey einem äſthetiſchen Product, nehmen. Der ſchätzenswerthe Erfinder wird ſich über derlei aberwitzige Perſiflagen um ſo weniger zu kümmern brauchen, da er von allen Seiten mit den beyfall- und dankvollſten Lobesbezeigungen ausgezeichnet wird. Die ſchmeichelhafteſten Zuſchriften des Hrn. Generalen, Grafen von Beckers, im Namen des Erzherzogs Palatin, des Hrn. Generalen, Grafen Radetzky, des Hrn. Baron Kroyher, und vieler anderer Sachkenner, über ſeine Schrift, ſind ſchöne Beſtätigungen ihres Werthes. Hr. v. Machays Werkchen iſt um 2 fl. durch alle Buchhandlungen zu bekommen. Gſſr.

Ein engliſcher Portraitmaler, Dow, verfertigt für die Gallerie in der Kaiſerl. Eremitage, die Bildniſſe der ruſſiſchen, in den Kriegen berühmt gewordenen Generale. Die Sammlung wird aus etwa 100 Bildniſſen beſtehen. Für jedes derſelben erhält der Künſtler 1000 Rubel Bankaſſignationen.

Wie ſehr Se. Durchlaucht, der Fürſt Reichsprimas von Ungarn, die Wiſſenſchaften unterſtützend ſchätzt, beweiſet folgendes Schreiben, welches Se. Durchlaucht vermittelſt Hochdero Plenipotentiär Hrn. Alexander von Mérey (sub Nr. 90. dd. 19. Jan. 1820) dem Hrn. Profeſſ. Joh. v. Jung, nebſt einem Honorar, zuſtellen ließen: Auf Befehl Sr. Durchlaucht des Fürſten Reichsprimas habe ich die Ehre, Ihnen zu berichten, daß Sr. Durchlaucht Ihr vortreffliches Werk (insigne opus) Darſtellung des ung. Privatrechtes, wovon Sie Sr. Durchlaucht ein Exemplar überreichten, nicht nur mit innigſtem Wohlgefallen annahm, ſondern Ihnen überdieß beyliegendes Honorar beſtimmt habe u. ſ. w.

Müllners Albaneſerinn, die man bereits faſt auf allen bedeutenden Bühnen Deutſchlands hatte geben ſehen, wurde den letzten Jänner auf dem Theater zu Weimar, mit Glück und großem Beyfall aufgeführt. Das Haus war gedrängt voll, und der günſtige Eindruck außerordentlich. Viel dazu mag wohl beygetragen haben, daß Göthe ſich für dieſes Stück mit ungewöhnlicher Wärme und Vorliebe entſchieden hatte, weßwegen es auch ſchon im vorigen Sommer hätte gegeben werden ſollen, was aber nicht anging, weil der Dichter aus mancherlei Gründen das Manuſcript noch nicht dazu hatte überlaſſen wollen. Dem Vernehmen nach hat Müllner jetzt einen Stoff aus der römiſchen Geſchichte unter der Feder, und bereits wieder ein kleines Luſtſpiel vollendet.

— ey.

Der rühmlich bekannte Tonſetzer Hr. Adalbert Gyrowetz gab am 17. Februar 1820 im k. k. großen Redouten-Saale eine muſicaliſche Academie, welche von einem ſehr zahlreichen und gewählten Publicum beſucht war. Nach einer Ouverture von des Concertgebers Compoſition, worin die übermäßig angebrachte große Trommel jede beſſere Anerkennung immer wieder wegdonnerte, ſang Dlle. Wranizky eine Cavatine von Roſſini, mit Chor. Man konnte dieſe Piece füglich unter die ſchwierigſten Variationen zählen, in denen ganz beſondere Fertigkeit der Kehle in Anſpruch genommen wird. Nicht der Werth des Satzes, die Beſiegung ſolcher Schwierigkeiten kann Beyfall erzielen; und nur den Vortrag der Triolen-Figuren allein berückſichtiget, hat ihn die brave Sängerinn hart genug verdienen müſſen, und zum Schluſſe auch reichlich geerntet. Der junge Virtuoſe auf dem Pianoforte, Hr. Carl Schunke, ſpielte ein Adagio und Rondo, von Ries, mit einer bewunderungswürdigen Fertigkeit; zudem verdient der Ausdruck und die Zartheit, die er im Spiele dargelegt, großes Lob. Mad. Grünbaum und Hr. Bahrt ſangen ein Duett aus der Oper: Il finto Stanislao; ferner die Damen Grünbaum, Wranizky, die HH. Bahrt, Forti, Siebert, Weinkopf ein Sextett aus derſelben Oper, vom Concertgeber. Man braucht nur die gefeierten Namen zu nennen, um ſich von der Vollkommenheit, mit welcher dieſe Stücke ausgeführt wurden, einen wahren Begriff zu machen. Die höchſte Präciſion und Delicateſſe im Vortrage erwarben der ſchönen, characteriſtiſchen, doch auch etwas zu lange gehaltenen Compoſition eine für den Tonſetzer höchſt ſchmeichelhafte Aufnahme. Hr. Coſta (Dilettant) ſpielte Variationen auf der Guitarre ſehr brav, doch bleibt dieſes Inſtrument in Ewigkeit in einem ſo großen Locale undankbarer, als irgend ein anderes.

Wilh. Blum.

Seit dem erſten Januar ſieht man in Berlin eine neue Zeitſchrift: »Perſonal-Chronik« (bey Enslin), die aber durchaus nur für den preußiſchen Staat berechnet ſcheint. — Der geſchätzte Superintendent Haken (Verf. der grauen Mappe, der Amaranthen u. ſ. w.), der in Pommern lebt, gibt »Pommer'ſche Provinzial-Blätter« heraus. Es iſt ein Probeheft verſendet, welches von richtiger Auffaſſung des Standpunctes zeugt. — Der Hofprediger, Hr. Ehrenberg, hat unter dem Titel: »Hebräiſche Geſänge« die Lieder aus dem Engliſchen überſezt, welche Lord Byron nach altteſtamentariſchem Stoffe verfaßte. Die Ueberſetzung iſt (bey Dunker und Humblot) elegant gedruckt erſchienen. — Hr. v. Göckingk hat mit der Biographie Nicolai's (»Friedrich Nicolai's Leben und Nachlaß«) auch manches Intereſſante aus deſſen Nachlaſſe herausgegeben. Das Werkchen (in der Nicolai'ſchen Buchhandlung zu haben) wird gewiß viele Leſer finden, beſonders ſolche, die jener ereignißreichen Literatur-Periode noch nicht durch neuere Producte entwöhnt ſind. — Auch ein Theil von Nicolai's Briefwechſel wird nächſtens gedruckt.

Die Academie der Wiſſenſchaften in München ſcheint jezt in einem ihrer Zweige gemeinnützig wirken zu wollen. Ihr Mitglied, der Chemiker Vogl, eröffnet nämlich eine Bildungs-Anſtalt für künftige Lehrer der Chemie. Jeder, der mit dem Zuſtand der Chemie, als Lehrgegenſtand in Baiern, vertraut iſt, muß eine Maßregel loben, durch welche man künftig eigene Lehrer der Chemie erhalten wird, während dieſe Wiſſenſchaft bisher nur ein Nebengegenſtand des jedesmaligen Profeſſors der Phyſik oder Naturgeſchichte iſt.

Den 26. Febr. wurde im Theater in der Joſephſtadt, zum Vortheile der Suſanne Weiß, zum erſtenmal aufgeführt: »Der Schiffmeiſter von Straubing«, bürgerliches (?) Luſtſpiel mit Geſang in 3 Aufzügen, von Carl Schikaneder, die Muſik von Herrn Leyber. Da dieſes Luſtſpiel — Poſſe wäre hier beſſer angewendet — vor mehreren Jahren im Theater in der Leopoldſtadt erzogen, von jenem an der Wien adoptirt wurde, ſetze ich den Plan und die Tendenz desſelben als bekannt voraus. Was nun die Aufführung betrifft, mochte man wohl gefühlt haben, daß die Zeit der Roſen und des Beyfalls dieſer dramatiſchen Arbeit, die zu ihrer Zeit ſehr ergetzen mochte, vorüber ſey, denn es wurde eben nicht rühmlicher Fleiß darauf verwendet. Nichts deſtoweniger war in der Rolle des Schiffmeiſters Rußer der Character wohl aufgefaßt, und gut durchgeführt; daſſelbe darf auch am Schloſſermeiſter Blaukopf gelobt werden. Die Fremde, Thereſe, und ihr Söhnlein, Carl, waren als Bettler zu elegant angezogen. Wenn man nun ſchwerlich in Verſuchung kommen dürfte, über Reinlichkeit und paſſendes Coſtume der übrigen handelnden Perſonen eine Lobrede zu halten, fällt dieſe Uebertreibung blutarmer Menſchen gar zu ſehr auf! Vor dem ganzen Perſonale zeichnete ſich der Souffleur aus — ihn allein dürfte man erſuchen, von ſeinem übertriebenen Eifer in Etwas nachzulaſſen. E—h—g.

Der ſehr bedeutende Fehler in der Notiz vom Blasbalg, in der vor. Nr., wird in der nächſten corrigirt ſeyn.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Graffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 15 fl. W.W. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Graffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

27.

(Wien den 4. März.)

Die Juden in Spanien.

Von Ign. Jeitteles.

(Schluß von Nr. 26.)

Beſchäftigt mit Kriegen gegen die Mauren, und auch unter einander, blieb ihr Loos noch erträglich, und wenn ſie allenfalls aus einer Provinz vertrieben wurden, flohen ſie in eine andere, und wenn ſie bey den Chriſten eine Verfolgung beſorgten, flohen ſie zu den Mauren, wo ſie mit offenen Armen empfangen wurden. Als aber die bedeutendſten Reiche des chriſtlichen Spaniens, Caſtilien und Arragonien, durch eine Vermählung Ferdinands V. mit Iſabellen vereinigt wurden, und Ferdinand durch die Eroberung von Granada der Herrſchaft der Mauren ein Ende gemacht, da kam die unglückſchwangere Wolke über ihr Haupt. Vergebens ſuchten die ſpaniſchen Juden das Unglück, das ihnen drohte, zu beſchwören; ſie erbothen ſich, 30,000 Ducaten zu den Koſten des granadiſchen Krieges herzugeben. Ferdinand und Iſabelle waren nahe daran, dieſen Anträgen Gehör zu geben; da trat der Großinquiſitor Torquemada vor den König und die Königinn, mit einem Krucifix in der Hand, alſo ſprechend: »Um 30 Silberlinge hat Judas den Herrn verkauft, wollen Eure Hoheiten es zum andernmale für 30,000 Goldſtücke? —« Des Dominicaners Fanatismus wirkte. Am 13. März 1492, erſchien ein Decret, wornach alle Juden, männlichen und weiblichen Geſchlechts, vor dem 31. Julius deſſelben Jahrs, Spanien verlaſſen ſollten, bey Lebensſtrafe und Verluſt des ganzen Vermögens. Das Decret verboth den Chriſten, bey eben dieſen Strafen, irgend einen Juden, nach Ablauf des beſagten Termins, in ihren Häuſern zu verbergen. Es wurde ihnen erlaubt, ihre liegenden Güter zu verkaufen, und ihr Hausgeräth ſammt übrigem Mobiliarvermögen mitzunehmen, Gold und Silber ausgenommen, wofür ſie Wechſel, oder nicht verbothene Waaren annehmen ſollten *). Allen Predigern wurde aufgetragen, ſie zu ermahnen, daß ſie die Taufe empfangen, und das Königreich nicht verlaſſen ſollten; ſie ſelbſt wurden durch ein Edict der Inquiſition dazu aufgefordert. Nur eine kleine Zahl ließ ſich bereden, die andern verkauften ihre Güter, und gaben ſie ſo

---

*) Sammlung der Bullen und Geſetze. Gedruckt 1550 zu Toledo. 5. Geſetz.

wohlfeil, daß **Andreas Bernaldez**, Pfarrer zu **Los-Palacios**, einem Dorfe in der Nachbarſchaft von **Sevilla**, und ein gleichzeitiger Geſchichtſchreiber, in ſeiner Geſchichte der katholiſchen Könige erzählt, er habe geſehen, daß Juden ein Haus für einen Eſel, und einen Weinberg für ein wenig Tuch oder Leinwand gegeben hätten, was nicht auffällt, wenn man die wenige Zeit erwägt, die ihnen zur Räumung des Königreichs zugeſtanden war.

In ſtiller Ergebung, ohne ſich zu widerſetzen, was bey ihrer großen Anzahl und dem Muthe der Verzweiflung leicht hätte gefährlich werden können, verließen, nach dem Zeugniſſe ſpaniſcher Scribenten o), 70,000 Familien (worunter wahrſcheinlich viele mauriſche waren), oder 800,000 Perſonen ihren heimiſchen Herd. Schauderhaft iſt das Gemählde, das uns **Ferreras** von dieſer Auswanderung entwirft. Unbeſchreiblich, berichtet er, war das Elend derer, die ſich einſchiffen mußten. Einige Fahrzeuge geriethen in Brand, und diejenigen, die ſich darauf befanden, hatten nur zwiſchen Waſſer und Feuer zu wählen. Andere Schiffe waren ſo ſtark beladen, daß ſie ſanken. Einige litten an fremden Küſten Schiffbruch, und mußten entweder vor Kälte oder vor Hunger umkommen, oder lebten nur zu neuen Qualen. Auf einigen Schiffen entſtand die Peſt. Einige kamen zur Stadt **Fez**, allein die Einwohner verſchloſſen die Thore vor ihnen, weil ſie eben ſo viel von ihrer Menge, als von ihrer Armuth befürchteten. Auf freiem Felde mußten ſie von dürren Kräutern leben, und dieß war noch Wohlthat gegen die Unmenſchlichkeiten, die andere Barbaren gegen ſie verübten. Ihre Töchter wurden geſchändet, ihre Kinder in die Sclaverei geſchleppt, viele gemordet, in der Erwartung, daß ſie Gold verſchluckt hätten, welches man in ihren Eingeweiden zu finden hoffte p).

Vergebens bemüht ſich der partheiloſe Geſchichtforſcher, die wirklichen Verbrechen aufzufinden, wodurch dieſe Unglücklichen ſich dieſe Verweiſung zugezogen, die **Spanien** ſo ſehr entvölkerte. Unerwieſen bleibt es, daß ſie diejenigen ihres Volkes, die Chriſten geworden waren, zum Abfalle gereizt; abgeſchmackt, daß ſie Hoſtien entwendet; Ammenſage, daß ſie Chriſtenkinder ermordet; boshafte Erfindung, daß ihre Aerzte, Chyrurgen und Apotheker ihr Amt gemißbraucht hätten, denn daß König **Heinrich III.** geſtorben war, dafür konnte weder deſſen Leibarzt, Dr. **Mair**, noch weniger 800,000 ſchuldloſe Menſchen. Außer ihren Reichthümern, welche die Habſucht reizten, gebar dieſe alles menſchliche Gefühl höhnende, wie aller Staatsklugheit ſpottende That, ein ſimples Gelübde **Ferdinands** bey Vertreibung der Mauren, das **Torquemada's** und **Ximenes** Blutdurſt ſchlau zu benützen, und zu ſteigern wußte. Den meiſten Antheil ſchreibt man der ſonſt als edelmüthig geſchilderten Königinn **Iſabelle** zu, die der Cardinal, als der König zu wanken ſchien, für ſeine Zwecke gewann, die ſodann mit allem Eifer den König beſtimmte, um — ihre früheren Sünden zu verſöhnen. Vorzüglich ſoll auf **Iſabellen Alfons de Gojeda**, Prior des Dominicaner-Ordens zu **Sevilla**, Einfluß gehabt haben, der ihr erzählte, daß ein Ritter aus dem Geſchlechte **Guzmann**, da er ſich heimlich in der Familie eines Juden, deſſen Tochter er liebte, aufgehalten, das heilige Abendmahl verſpottet hätte,

---

o) **Mariana** l. c. Tom. 1. lib. 26. c. 1.

p) **Ferreras** a. a. O. B. 8. Eigentlich nach des Zeitgenoſſen **Abarbanel** Schilderung in der Vorrede zum Buche der Könige.

Durch dieſe und ähnliche Reden geſtachelt, entſchied ſich die ſanfte **Iſabelle** für Verfolgung. Sehr naiv ſagt **Holberg**: (a. a. O. S. 635 Th. 2.) »Man weiß nicht, wo ſie nach dem Tode hingekommen iſt, wenn ſie aber in den Himmel gekommen, ſo iſt ſolches doch gewiß nicht wegen dieſer Handlung geſchehen.—« Papſt **Alexander VI.** gab **Ferdinand** deßhalb den Beynamen des Katholiſchen, nahm aber ſelbſt 15,000 dieſer unglücklichen Verbannten in ſein Rom auf.

Nicht geſättigt war durch dieſe Vertreibung **Ferdinands** Verfolgungsſucht und **Torquemada's** Blutgier. Auch die Flüchtlinge und Entfernten wurden durch Decrete verfolgt. Als Malaga am 18. Aug. dieſes Jahres (1492) den Mauren entriſſen wurde, ließ **Ferdinand** 12 Juden, die ſich dorthin geflüchtet hatten, mit ſpitzen Röhren tödten, eine Strafe, welche die Mauren nur die Majeſtätsverbrecher ausſtehen ließen, als die abſcheulichſte, wegen des langſamen Todes, den man ſtarb q).

Gegen die Zurückgebliebenen, die die katholiſche Religion angenommen, und neue Chriſten genannt wurden, wüthete immerfort die Inquiſition mit allen ihren Schrecken, die nach der Maxime **Philipps II**, daß man die Türken mit Waffen, die Ketzer mit Feuer, und die Heiden mit der Lehre beſtreiten müſſe, überall heimliche Juden witterte, und den geringſten Grund hinreichend fand, die Gefängniſſe der Santa Caſa zu füllen, um ſcharenweiſe ſodann die armen, ſchuldloſen Schlachtopfer — damit, ſanftmüthig und gelind, kein **Blut vergoſſen** würde — lebendig zu verbrennen. Nach dem im Jahre 1498 erfolgten Tode **Torquemada's** wurde Don **Diego Daza**, Dominicanermönch, Erzbiſchof von **Sevilla**, General-Inquiſitor. Er trat in die Fußſtapfen ſeines Vorfahrers. Er erwirkte eine k. Ordonanz v. 5. Sept. 1499, wo gegen alle fremde Juden, die etwa in **Spanien** erſcheinen ſollten, ſtrenge Maßregeln genommen wurden, ſo wie Beſchränkung gegen Jene, die das Chriſtenthum angenommen, beſonders gegen Jene, die Rabbinen oder Geſetzlehrer geweſen r). Geſpannt blieb immer die Aufmerkſamkeit der Inquiſition ſelbſt noch auf ihre Nachkommen. Der neueſte und gründlichſte Hiſtoriograph dieſes furchtbaren Blutgerichts, **Llorente**, der als Secretär der General-Inquiſition zu dem geheimen Archive des heil. Officiums Zutritt hatte, führt unter dem Verzeichniſſe von Handſchriften, die er zu ſeiner ſo ſchätzbaren Geſchichte der Inquiſition benützt hatte, auch ein Buch unter dem Titel auf: **Grünes Buch von Arragon**, von **Micer Manente**, Aſſeſſor des Inquiſitiongerichts der Bisthümer **Hueſca** und **Lerida** im Jahre 1507, enthaltend die **Genealogie** mehrerer von Juden, die ſich zum Chriſtenthume bekehrt, abſtammenden Familien; ein Band in Folio. Nach **Llorente's** Behauptung findet man unter den Abkömmlingen von Juden in **Spanien** in männlicher Linie die **Urias Davila**, Grafen von **Pugnonroſtro**, ja, was noch mehr, die meiſten Grands des Königreichs ſtammen von ihnen, weiblicher Seits, ab s). Schauder ergreift jeden Unbefangenen bey Betrachtung der ungeheuren Anzahl derer, die das Inquiſition-

---

q) **Lalegna** Geſchichte von **Malaga**, S. 26. — **Zurita** Annales de Arragon, l. 20. c. 71.

r) **Paramo** de orig. Inquisit. l. 2. t. 2. c. 6.

s) **Llorente** a. a. O. Th. 1. S. 18.

tribunal gemordet. Mit ſinnreicher Bosheit der Hölle wurden Qualen erſonnen, wo Menſchen Menſchen opferten, dem Ideale der Sanftmuth und Verſöhnung zu Ehren! — Die große Menge Verurtheilter, erzählt Llorente (a. a. O. S. 186), die man durchs Feuer ſterben ließ, nöthigte den Corregidor von Sevilla, außerhalb der Stadt, auf einem Felde, Tablada genannt, ein bleibendes Schaffot von Steinen aufbauen zu laſſen, das ſich bis auf unſre Zeiten, unter dem Namen Quadramadero, erhalten hat, und auf welchem man 4 große Bildſäulen von Gyps, unter dem Namen der 4 Propheten errichten ließ. Die rückfälligen und verhärteten neuen Chriſten wurden lebendig darin eingeſperrt, und ſtarben eines langſamen Martertodes, in der Umgebung der furchtbaren Flammen. Wie unrichtig und geringfügig aber die Inzichten zu ſeyn brauchten, um dieſem geiſtlichen Vehmgerichte zu verfallen, beweiſet das merkwürdige Edict, welches die Inquiſition bald nach ihrer Conſtituirung erließ, wo die Denunciation gegen alle des heimlichen Judenthums Verdächtige befohlen, und 37 Fälle als ſichere (!) Anzeichen feſtgeſetzt wurden. Wer z. B. den Sabbath feiert, was hinlänglich erwieſen iſt, wenn man an dieſem Tage ein ſauberes Hemde trägt; wer bethet, nachdem er ſich die Hände gewaſchen; die Pſalmen Davids ſpricht, ohne das Gloria patri hinzuzufügen; wer den Ruaya (?) gemacht, eine Ceremonie, die in der Einladung der Freunde zu einem Gaſtmahle am Vorabende des Tages, an welchem man eine Reiſe zu machen hat, beſteht, man nennt es das Trennungmahl (ſcheint mit einer mauriſchen Sitte verwechſelt worden zu ſeyn); wer ſich in der Sterbeſtunde gegen die Wand gekehrt hat, oder von Jemanden vor ſeinem Ende in dieſe Lage gebracht wurde (da konnte der Todte freilich nicht mehr lebendig verbrannt, aber das ketzeriſche Vermögen doch confiscirt werden); wer ein Jahr hindurch nach dem Leichenbegängniſſe eines Andern in ſeinem Hauſe eingeſchloſſen bleibt, um ſeinen Schmerz darzuthun; wenn eine Frau, 40 Tage nach ihrer Niederkunft, ſich nicht in der Kirche eingefunden u. ſ. w. — u. ſ. w.

Viele, die ihre Religion höher achtend als ihr Vaterland, ihre Güter und alle Freuden des Lebens, nach Portugall flüchteten, fanden da zwar für den Augenblick eine Freiſtätte, doch wurde auch hier bald der Fanatismus gepredigt, und die Greuelſcenen des Nachbarſtaates wiederholt, ja das Volk übertraf ſogar oft die Erwartung der Prediger, denn wie Sismondi 1) ſehr richtig bemerkt, es iſt traurig, zu ſehen, mit welcher Schnelligkeit der Fanatismus und die Intoleranz, einmal erregt unter dem Volke, ſelbſt die Abſicht derer überſchreitet, die ſie geweckt haben. Im Jahre 1506, als ein neubekehrter Jude (in Liſſabon) ein Wunder nicht glauben zu wollen ſchien, wurde er auf öffentlichem Markte verbrannt. — Des Volkes Wuth wurde weiter entflammt, und binnen 3 Tagen wurden 2000 Neubekehrte, Männer, Weiber und Kinder niedergeſtoßen, noch athmend auf den Scheiterhaufen geworfen, und auf den öffentlichen Plätzen verbrannt. —

Unter den vielen Vertheidigern der Wahrheit gegen leidenſchaftliche Entſtellung gebührt auch dem (anonymen) Verf. der »Bemerkungen zu den Schrif-

---

1) Die Literatur des ſüdl. Europa's, von J. C. L. Sismondi. Deutſche Ueberſetzung bey Brockhaus, Leipzig 1819. 1. Band S. 730.

ten der Herren Profeſſoren Rühs und Fries über die Juden ꝛc.« eine achtungvolle Erwähnung. Was er (Seite 29) über die Geſchichte der Juden in Spanien ſagt, iſt ſehr merkwürdig. Der Herr Verf. des obigen Aufſatzes möge erlauben, jenen Worten hier ihre angemeſſene Stelle finden zu laſſen. »Spaniens Geſchichte (lieſt man) kann gewiß am Wenigſten gegen ſie beweiſen. Denn erſtens iſt es durchaus falſch, daß ſie dort nur den Handel getrieben hätten; vielmehr legten ſie ſich daſelbſt auf Sternkunde, Mathematik, Weltweisheit und Arzenei*) mit dem größten Erfolge; und wenn ſie wegen der Unſicherheit des Beſitzes in einem Lande, das früher der ewige Kriegsſchauplatz der Saracenen und Chriſten, und ſpäter die Wiege der entſetzlichſten Verfolgungen gegen alle Ketzer und Ungläubige war, ſich nicht leicht zum Ackerbau bequemten, ſo wird ihnen das gewiß kein Vernünftiger verdenken. Wenn aber gar ihre Vertreibung durch Ferdinand und Iſabelle ihnen zum Vorwurf gemacht wird, ſo kann dergleichen nur auf ſolche wirken, welche entweder die Geſchichte gar nicht kennen, oder einen beſondern Grund haben, ſie nicht kennen zu wollen. Denn jeder, der nicht ganz Neuling in der Geſchichte iſt, weiß, daß unter dieſer erbärmlichen Regierung (wie Moldenhawer und Rühs ſelbſt geſtehen) »die Inquiſition mit allen ihren Schreckniſſen wüthete**)« und zahlloſe Scheiterhaufen nicht nur vom Blute der Juden, ſondern auch vom Blute der Chriſten rauchten, die den blutdürſtigen Inquiſitoren als Ketzer erſchienen; ja, daß Ferdinands Schwäche und Fanatismus nicht nur ſeine Staaten in der alten, ſondern auch die in der neuen Welt entvölkerte, daß unter ſeiner Regierung gegen die armen Indianer, die doch wahrlich weder »Trödler« noch »Volksausplünderer« waren, Hunde gehetzt; daß Pferde abgerichtet wurden, ſie zu zertreten, oder daß man dieſe Unglücklichen bey langſamem Feuer röſtete. Jedem Unpartheiiſchen muß daher der Verſuch, die bürgerliche Unfähigkeit der Juden durch die Verfolgungen zu beweiſen, welche ſie unter dieſer Regierung erlitten, um ſo mehr als ein Beweis des blindeſten Haſſes erſcheinen, da bekanntlich der Papſt Alexander VI. 15,000 dieſer Vertriebenen ſelbſt aufnahm, und der mißverſtandenen Frömmigkeit ſpottete, welche zur Entvölkerung und Verarmung Spaniens ſo viel beygetragen. Zur Vertheidigung der ſpaniſchen Juden genügt übrigens ſchon die einfache Thatſache, daß Alphonſo der Große ihr Freund und Beſchützer, Ferdinand hingegen ihr Feind und Verfolger war.«

So weit unſer Anonymus. Der verehrungwürdige Hr. Verf. obiger Darſtellung: Die Juden in Spanien, wird übrigens gewiß überzeugt ſeyn dürfen, daß ſeiner authentiſch belegten, eben ſo würdevoll und unbefangen, als gediegen durchgeführten Rechtfertigung auch jeder Andere beytreten wird, der die Geſchichte der jüdiſchen Nation mit rechtſchaffenem Sinn und klarem Blick erwogen hat. Der große Leſſing, deſſen Anſichten und Ausſprüche wohl ſelbſt in einer hyperaufgeklärten Zeit ihr Gewicht behaupten werden“, äußert ſich in der Vorrede zu den **Juden**: »Es (das Luſtſpiel) war das Reſultat einer ſehr ernſthaften Betrachtung über die ſchimpfliche Unterdrückung, in welcher ein Volk ſeufzen muß ꝛc. Aus ihm, dächte ich, ſind ehedem ſo viele Helden und Propheten aufgeſtanden ꝛc. —« Und wenn nun Männer, wie dieſer **Leſſing**, wie **Dohm**, **Joh. Müller**, **Herder** ꝛc. und ſo viele andere berufene Freunde **echter Humanität** ſich der Sache dieſer Nation annahmen, ſo müſſen die leidenſchaftlichen und falſchmünzeriſchen Attentate Derjenigen, welche ſich in der neueſten Zeit nicht entblödeten, öffentlich als ihre Verfolger aufzutreten, wohl um ſo mehr entkräftet werden, als auch dieſe ihre ſiegreichen Bekämpfer fanden ꝛc.

---

*) S. die Beweiſe in der großen engliſchen Univerſalhiſtorie, Th. 18. Bd. 15, 2. Hptſt. §. 72.

**) Mit der ſtoiſchſten Kälte, und ohne ein Wort der Mißbilligung erzählt Moldenhawer (S. 61 der Rühs'ſchen Schrift) »das bußfertige Auftreten von mehr als 15,000 Sündern brachte eine ſolche Menge von religiöſen Verbrechen der Juden aus ihrem Schlupfwinkel, daß in einem Zeitraum von wenig Jahren 2000 Scheiterhaufen flammten.« Weiter unten ſpricht er von der Langmuth Ferdinands und Iſabellens im Verzeihen.

Franz Gräffer.

* * *

Techniſche Neuigkeiten; von —*

IV.

(Fortſetzung von **Wolfſohns neueſten** Erfindungen:) h.) **Die Vaporations-, Dunſt- oder Schwitzbad-Maſchine.** Eine herrliche Erfindung zur Linderung vieler Krankheitübel. Dieſe ſogenannte **Schwitzbad-Maſchine** hat die Form eines **Ruhebettes**, in welchem der Kranke bequem liegen oder ſitzen kann, und der ganze Körper in einem gleichen **temperirten Dunſt** zu Stunden lang erhalten wird. Im Innern iſt dieſes Ruhebett mit weißer Leinwand überſpannt; zum äußern Ueberzug hat es eine gefirnißte Leinwanddecke, aus der man aber Kopf und Hände frei halten kann. Ein kleiner Vaporations-Keſſel, 2 Maß Waſſer faſſend, iſt hinter dieſer Maſchine, mit 3 Behältniſſen, welche zur Aufnahme der für den Dunſtkeſſel beſtimmten Ingredienzen dienen, angebracht. Von hier leitet ein Rohr den Dunſt in die Maſchine. Außerdem befinden ſich in einem eigenen Käſtchen die nöthigen Conducteurs, um auch die einzelnen kranken Theile des Körpers damit in Dunſt und Schweiß zu Stunden lang erhalten zu können.

Wie ſehr dieſe Maſchine den Arzt in den Stand ſetzt, den Dunſt, der ſich aus den beſtimmten Ingredienzen entwickelt, nach ſeiner Einſicht und Willkühr auf den kranken Körper zu leiten, und welche wohlthätigen Folgen die zweckmäßige Anwendung dieſer Dunſtbäder zur Linderung und Hebung bey Geſchwüren, Lähmungen, Hautkrankheiten, gichtiſchen Zuſtänden, Krankheiten der Geſchlechtstheile ꝛc. haben muß, wäre hier wohl unnöthig, näher zu erörtern.

In jeder Hinſicht iſt daher dieſe Erfindung ſehr beachtenswerth. Doch wäre es ungerecht, bey dieſer Gelegenheit nicht auch unſern Leſern den **Badſtuhl** in's Gedächtniß zu rufen, den im Jahre 1818 der ehem. churfürſtl. Kölniſche Sanitätsrath, dann practiſcher Wundarzt und Geburtshelfer zu Wien, **Joſeph Weidlich** — im verfloſſenen Jahr leider viel zu früh für die leidende Menſchheit, verſtorben — erfand, und von dem, unſeres Wiſſens, in den hieſigen Blättern noch keine critiſche Würdigung ſtand.

c.) *Erfindungen in der Orthopädie.* Iſt man mit *Wolfſohns* Erfindungen, zur Verhüthung oder Abhülfe der Ungeſtaltheit der Kinder, bekannt, ſo muß man ſich hier wirklich über die Indolenz mancher Eltern ärgern, die ihre blühenden Töchter lieber ausgewachſen herumgehen laſſen, als durch eine kleine Auslage, die eine orthopädiſche Maſchine koſtet, in Grazien umgewandelt zu ſehen. *Wolfſohn* hat mehrere derlei Vorrichtungen verfertiget; die vorzüglichſte derſelben iſt ſeine *Maſchine Rachiorte*, welche beſonders dazu dient, die Verkrümmungen des Rückgrades bey halb- oder ganz erwachſenen Mädchen, auf die mindeſt beläſtigende Art herzuſtellen. Sie unterſcheidet ſich von den ähnlichen Maſchinen, die ich früher geſehen habe, dadurch, daß ſie bloß aus einer über's Kreuz geflochtenen Springfeder, mit Extenſions-Vorrichtung beſteht.

d.) *Maſchine Emenadochium.* Eigentlich eine Vorrichtung als: Réservoire de règles. Die Haupttheile dieſer elaſtiſchen Maſchine ſind mit *Gummi-elaſticum* überzogen. Gewiß die wohlthätigſte und einfachſte Vorrichtung, um unſere Schönen in den Stand zu ſetzen, ſich immer rein zu erhalten. Da, nach der Angabe des Hrn. *Wolfſohn*, 2 Stücke dieſer Vorrichtung zum Wechſeln auf eine Dauer von wenigſtens 10 Jahren hinlänglich ſind, und dieſe nur 25 fl. C. M. koſten, ſo finde ich auch den Preis ſehr mäßig.

Da ich hier der Benützung des *Gummi-elaſticum* erwähnte, ſo dürfte es für das Publicum Intereſſe haben, zu erfahren, daß es dieſer talentvolle Mechaniker auch in der Behandlung *des Leders* mit Gummi-elaſticum ſo weit gebracht hat, daß er *vortreffliches, waſſerdichtes Leder* damit verfertiget. Dieſes Leder hat nach der Imbibirung mit Gummi-elaſticum mehr Elaſticität, als vor derſelben, und ſomit den Nachtheil *nicht*, den das gewöhnliche mit *Wallrath* (Sperma ceti) bearbeitete waſſerdichte Leder hat, daß es ſpröde wird, und, zu Stiefeln benützt, Beulen an die Füße quetſcht. (*Der Beſchluß folgt.*)

— Jetzt, wo ſo viel von Brückenbau, insbeſondere von jenem über die *Donau* bey *Ofen* und *Peſth* geſprochen wird, dürfte es am Platze ſeyn, *das Modell zu einer hölzernen Brücke von einem einzigen Bogen über die Newa*, in Erinnerung zu bringen, das ein Ruſſe, Namens *Kultbie*, der Academie der Wiſſenſchaften, zu *Petersburg*, übergab, und welches von derſelben zur Ausführung geeignet, als ein Meiſterwerk, einzig ſeiner Art, angerühmt wurde.

Berichtigung.

In den techniſchen Neuigkeiten der vorletzten Nummer kommt ein ſachwidriger Fehler vor, an dem augenſcheinlich nicht der Hr. Verf. Schuld ſeyn kann. Die Notiz über den Blasbalg muß anfangen und fortfahren wie folgt: Der hieſige Mechaniker *Wunſch* verfertigt, nach eigener Erfindung, *Blasbälge aus bloßem Holz ohne Leder*. Sie haben von den gewöhnlichen den bedeutenden Vorzug, daß ihnen weder die atmoſphäriſche, noch die gepreßte innerliche Luft einen Nachtheil zufugen kann; auch iſt hier dem Eindringen der äußern Luft oder einer brennenden Kohle, durch ein Ventil vorgezeugt. Indem ich dem Mechaniker Wunſch Gerechtigkeit widerfahren laſſe, kann ich anbey doch nicht umhin, die vor einigen Jahren von dem franzöſiſchen Schmied Laforge erfundenen Blasbälge mit doppeltem Luftſtrome in Anregung zu bringen. Ich hatte letzthin Gelegenheit, ihre Wirkung in einem Etabliſſement, wo ſie auf Koſten der Staatsverwaltung aufgeſtellt ſind, und angewandt werden, zu beobachten. Sie haben von — und nun leſe man weiter, wie es in Nr. 25 S. 216, Z. 1 ſteht.

Allgemeine Novelliſtik.

Hr. Jac. Hayne, Dr. der Med., Augenarzt, Mitglied der med. Facultät ꝛc., gibt ſeit einigen Tagen für jede Gattung von Kranken überhaupt, und für Augenkranke insbeſondere, unentgeldliche Ordinationen, und zwar viermal die Woche: Montag, Dinſtag, Donnerſtag und Freitag, nach Mittag von 3 bis 4 Uhr in ſeiner Wohnung, auf der hohen Brücke Nr. 385 im zweiten Stock.

Zu Mailand erſcheint eine Bibliotheca musicale von Ricordi. Sie iſt nicht, wie die meiſten derlei Unternehmungen, plan- und characterlos, ſondern ſyſtematiſch; ihre 4 Rubriken ſind: Geſang, Pianoforte, Violin und Flöte. Daß dabey die anſprechendſten Opern vorkommen, verſteht ſich von ſelbſt. Monatlich erſcheinen zwei Lieferungen. K—l.

In einer unlängſt zu Aachen erſchienenen Geſchichte des Congreſſes daſelbſt, heißt es unter Anderm auch von Mad. Catalani: »Sie iſt ein unüberſehbares Feld, auf welchem die Kunſtliebhaber eine reiche Erndte des Anmuths, und die Virtuoſen Tauſende der Goldblüthen einſcheuern. (?)« — Eine Kinderſchrift, vom Vorſteher einer daſigen Erziehung-Anſtalt, hat ſo großen Abſatz und Beyfall gefunden, daß ein Buchhändler das Verlagsrecht derſelben, den Bogen zu 500, ſage fünfhundert Reichsthaler (?) vom Verfaſſer erkaufte. (Wenn das vielleicht einzige Beyſpiel in ſeiner Art ſo manchen Schriftſteller zum Nachdenken bringt, ſo dürfte ihn wahrſcheinlich nichts, als das ſo oft tröſtende »Wer weiß, ob's wahr iſt?« beruhigen.)

Profeſſor Pictet berichtet dem naturwiſſenſchaftlichen Verein zu Genf, daß man ſeit einigen Jahren glückliche Verſuche gemacht hat, Häuſer mit völlig flachen Dächern ſtatt der Ziegel ꝛc. mit Erdpech zu decken. Mit dieſem Erdharz, das am Fuße des Jura bey Neuenburg ꝛc. vorkommt, wird Löſchpapier in waſſerdichtes Packpapier verwandelt, und daraus ein Harztuch gemacht, welches alles bisherige an Feſtigkeit und Undurchdringlichkeit übertrifft, und ſchon von der engliſch oſtindiſchen Compagnie allgemein gebraucht wird. (Ein Engländer hat bey Genf eine Fabrik von derlei waſſerdichten Stoffen angelegt, von deren Erzeugniſſen dem Verein mehrere Proben mitgetheilt wurden.)

So wie für die Wiener- war es auch für die Pariſer-Theater höchſte Zeit, daß die große Kälte ſich milderte, denn auch dort fiel die Einnahme jeden Tag mit dem Thermometer. So herrſchte eben ein ſchneidender Nordwind, als man im großen Opernhauſe Iphigenie auf Aulis gab. Es war comiſch anzuſehen, wie die Griechen ſich in die Hände hauchten. Das Stück ſchien eher an den Ufern der Lena, als unter dem gemäßigten Himmelsſtrich Griechenlands zu ſpielen. Im zweiten Act hatte bereits ganz Aulis den Schnupfen, mit heiſerer Stimme ſtieß Agamemnon Drohungen aus gegen Achill, der ihm huſtend antwortete. Iphigenie zitterte vor Kälte, und Clytemneſtra half ſich mit Bonbons ꝛc.

Folgendes iſt die Liſte der jetzt in London erſcheinenden Journale und Zeitungen: Jeden Morgen: Oppoſition: The Times, the Morning Advertiser, the Morning Herald, the Morning Chronicle, the British Press. Neutral: the Public Ledger. Miniſterial: The Morning Post, the New Times. Jeden Abend: Oppoſition: The Globe; the Star, the Statesman. Neutral: The Traveller. Miniſterial: the Courier, the Sun. Montag, Mitwoch, Freitag Abends: The Evening Mail, the London Packet, the London Chronicle. Dinſtag, Mitwoch, Sonnabend Abends: The Commercial Chronicle, the english Chronicle, the General Evening Post, the St. James Chronicle. Mitwoch Abends: The British Mercury, the Philantropic Gazette, the Military Gazette, the Moderator. Dinſtag, Freytag Abends: das Londoner deutſche Wochenblatt. Dinſtag und Sonnabend Abends: The London Gazette (Hofzeitung). Sonnabend Abends: Baldwins Journal, the Literary Gazette, the Miror of the Times, the Provincial Gazette, the Westminster Journal. Sonntag Morgens: the Dispatch, the Englishman, the Independent Whig, Ducketts Dispatch, the Legislator, the Monitor, the Sunday Advertiser, the Weekly Intelligencer, the Constitution. Miniſterial: the Antigallican Monitor. Sonntag und Montag Morgens: Oppoſition: Bell's Messenger, the National Register, the Neptune, the Champion, the News, the Examiner. Neutral: the Observer. Montag Morgens: the Farmer's Journal. Dienſtag Morgens: the Law Chronicle. Jede dritte Woche: the Hull und Cry (Polizei-Blatt) den 10. jeden Monats: the Literary Advertiser. Einmal im Monat: the Spirit of the Times.

Der Mechanicus Gordon zu Edinburgh hat den Verſuch gemacht, das Kohlen-Waſſerſtoffgas 20 bis 30mal ſtärker als die Atmosphäre zu condenſiren, und dazu ein Gefäß mit mehreren Oeffnungen, die durch Hähne verſchloſſen werden, erfunden. Eine Kugel von einem Fuß Diameter, auf dieſe Art mit Gas gefüllt, gibt ſo viel Licht, als ſechs gewöhnliche Kerzen in zwölf Stunden. Die Gefäße ſind von verſchiedenen Formen. Auf dieſe Weiſe iſt die Gasbeleuchtung ſehr erweitert, indem jede Haushaltung ſich ihren Bedarf auch ohne Vorkehrung einer allgemeinen Gasbeleuchtung, ohne alle Unbequemlichkeit, verſchaffen kann, und dennoch beſſeres und wohlfeileres Licht, als bisher, hat. (Auf dieſe Weiſe-dürften die Kerzenfabricanten bald überflüſſig, durch die Gasfabricanten verdrängt, oder doch wenigſtens am ſicherſten bewogen werden, beſſere Waare zu liefern.)

Bey Gelegenheit des Gottſchediſchen Weſens und Unweſens auf dem deutſchen Parnaß, ſchrieb Weiße ein Luſtſpiel gegen ihn, und betitelte es: »der Teufel iſt los«. Beym Wiederbeginnen der, herkömmlicher Weiſe, den Concerten gewidmeten Zeit, möchten wir wohl auch bald luſtig, bald unwillig ausrufen: »der Teufel iſt los«; denn was wird uns dieſe Faſtenzeit Raſſelndes und Klingendes, bunt durch einander, gehäuft und gedrängt, meiſt zur aufgenöthigten Ergötzlichkeit, verſetzen! — Sonntag am 27. Febr. waren ſchon zwei öffentliche Concerte: das eine, Mittags, vom Hrn. Capellmeiſter Gyrowetz im Redoutenſaale *), das andere Nachmittags vom Violinſpieler, Hrn. Jäll, beym römiſchen Kaiſer, gegeben, und das ging noch ganz gut; dieſe Concerte wichen ſich doch höflich aus; aber wenn ſie dem anerkannten Kunſtfreunde ſo zur ſelben Stunde, und paarweiſe auf den Hals fahren, das gehört zum Uebel; und ſo war es in den nächſtvergangenen Wintern. Vielleicht ſind die Unberufenen, die Producierſüchtigen und die Ungerüſteten, denn doch durch die auffallend ſchlechten Erfolge, und durch die Urtheile in critiſchen Blättern, (welche doch wenigſtens bisweilen mit genugſamer Ausgibigkeit redeten) abgeſchreckt worden, ihr Heil im Unheil zu ſuchen, denn der Advent und Carneval ließen ſich ziemlich mäßig an. Wir wollen das Beſte hoffen, wenigſtens haben wir nicht Urſache, heute von etwas Mittelmäßigem zu ſprechen. Es war uns beſchieden, Hrn. Jälls Concert zu hören; er ſpielte eines von Lafont, ſodann eine ſelbſtcomponirte Polonaiſe, und zeigte ſowohl durch Spiel als Satz, einen jungen Mann von vielem Geſchmack, und ſehr richtigem muſicaliſchen Sinn. Wenn er auf einer gewiſſen Stufe ſtehen bleiben ſollte, ſo läge die Schuld gewiß nicht im Mangel an innerer Gabe, oder der öffentlichen Theilnahme, denn noch jedesmal war bey ſeinen Concerten der Saal überfüllt. Seine Bogenführung iſt zwar hin und wieder ein wenig ungeregelt, ſeine Intonation bisweilen etwas ſchwankend, aber ſein Vortrag iſt voll Gefühl, ſeine Verzierungen geſchmackvoll, und rückſichtlich der mechaniſchen Fertigkeit, in Ueberwindung bedeutender Schwierigkeiten, iſt er außerordentlich vorgerückt. — Der Satz ſeiner Polonaiſe iſt originell und geregelt, angenehm und lohnend. Der Concertgeber hat noch allemal einen beſonderen Tact in Anordnung ſeiner muſicaliſchen Unterhaltungen bewieſen. Er weiß ſich die rechten und echten Mitwirker zu verſchaffen, und ein mannigfaltiges Publicum anzuziehen. Die Ouverture von Freih. v. Lannoy hat viele Vorzüge, und wurde eben ſo trefflich vorgetragen. Beſonders glänzte Hr. Jäger in einer Cavatine mit Guitarre-Begleitung, die er wiederholen mußte, und noch mehr in einer großen Roſſiniſchen Arie. Hr. Hradezky ſpielte ein alterndes Adagio, wirkte durch ſein herrliches Cantabile, und bewies abermal, daß man auf derlei Inſtrumenten nicht in Schwierigkeiten zu glänzen ſuchen ſollte. Wann endlich wird man das begreifen! Aber nein, Horniſt und Trompeter wollen Flöte blaſen; Violonceliſt und Contrabaſſiſt Violin ſpielen: der Sänger aber gar das ganze Orcheſter imitiren; o Verkehrtheit! — Ein comiſches Zwiegeſpräch wurde von Hrn. Neubruk und Dlle. Blum declamirt. Die Wahl hing vom Concertgeber ab, und wir fühlen wohl, warum er ſo wählte; aber dieſe Scene aus der niedrigſten Pöbelwelt, (ſie hieß: »der Säufer und ſein Weib«) paßt doch durchaus nicht zur Würde eines Muſentempels, zu welchem das artige Locale, durch die Leiſtungen von Kunſtprieſtern, heute geadelt werden ſollte. Hr. Neubruk war recht comiſch, Dlle. Blum gar nichts. Uebrigens muß denn doch von dieſer Academie angemerket werden, daß nicht allein zwei angekündigte Stücke ausgelaſſen, ein nicht angekündigtes dafür gegeben, und die Ordnung der Nummern ganz verändert wurde. Störungen ſind denkbar, aber der Concertgeber hat bey Eintretung derſelben, allemal den Unmuth des Publicums auf dem Gewiſſen, der ſogar dem günſtigeren Eindruck, den er vielleicht bewirkt hätte, geradezu entgegen ſteht, und die Einwir-

---

*) S. die vor. Nr.

lungen von Störungen konnen denn doch ſo abgeleitet werden, daß ſie nicht das Ganze in einen Babel-Bau verwandeln. Hr. Capellmeiſter Riotte war auch auf dem Zettel zum Platze am Klavier beſtimmt, er erſchien aber gar nicht, vermuthlich weil er nicht Luſt hatte, ſich an ein unſichtbares zu ſetzen. K — t.

Dr. Jahn ſoll in ſeinem Gefängniſſe an einer Geſchichte des dreißigjährigen Krieges arbeiten.

Die erfahrungsreichſten Impfärzte Englands halten fur weſentlich, die Lymphe zum Impfen der Vaccine nicht eher zu nehmen, bis der Entzündungskreis gebildet iſt, und hinwieder nicht mehr, ſobald derſelbe zu erblaſſen angefangen hat. Sie empfehlen auch ſehr, wenigſtens einen Impfſtich auf jeden Arm zu machen, und wenigſtens eine Pocke uneröffnet, und ohne daraus Impfſtoff für neue Impfungen genommen zu haben, ihren Gang vollenden, und abdorren zu laſſen. Herr Jenner ſelbſt empfiehlt dieſe Vorſicht.

Die Londoner Times erzählet, daß im Luſtgarten des Grafen Aſchburnham, in England, eine Hortenſie 680 abgetheilte Blumenbüſchel getragen. Dieſer Blumenſtrauch hat 4 1/2 Fuß Höhe, und 14 Fuß Umfang. Ihre Farbe iſt ein glänzendes Lilas.

Herr Moiſſard in Paris verfertiget Hüte mit doppelten Boden, deren Zwiſchenraum als Aufbewahrungsort dient.

Unter der Direction des Admirals Klint, eines mit Recht durch ſeine ausgezeichneten Kenntniſſe berühmten Officiers, machen die Schweden erſtaunliche Fortſchritte in der Seebeſchreibung. Admiral Klint hat jetzt einen Atlas des baltiſchen Meeres mit Beſchreibung herausgegeben. Der däniſche Admiral Loewenoern ſagt, daß dieſer Atlas Alles übertrifft, was in unſern Tagen in der Art erſchienen iſt, ja ſogar die engliſchen Charten. —h.

Die Lyceal-Profeſſoren, Tiber in München und Rixner in Amberg, geben ein fortlaufendes Werk heraus, worin ſie das Leben und die Lehren einiger berühmten Phyſiker des Mittelalters darſtellen wollen. Der erſte Band beſchäftigt ſich mit Theophraſtus Bombaſtus Paracelſus. Wer die Schwierigkeiten kennt, mit welchen das Studium der Lehren jener cabbaliſtiſchen Periode verbunden iſt, das Dunkel erwägt, in welches ſie, trotz des vielen Redens von ihnen, noch jetzt gehüllt ſind; die Merkwürdigkeit jenes Zeitraums bedenkt, wo Phyſik und myſtiſche Philoſophie in innigſtem Verbande betrieben wurden, wird gewiß das Verdienſtliche jenes Unternehmens ehren.

Hr. St. Barezzi, ein Mailänder, erfand unlängſt die lange fruchtlos verſuchte Kunſt, Fresco-Gemählde von Mauern auf Tafeln abzuziehen. Er machte hiervon bereits gelungene Proben zu Rom.

Der Uhrthurm, welcher jetzt in Paris ausgebeſſert wird, erhielt dieſen Namen von der erſten Thurmuhr, die Carl V. im Jahr 1370 aufſtellen ließ. Ein deutſcher Uhrmacher, Heinrich Wick, erhielt die Wohnung auf dem Thurme, und die Aufſicht über das Werk, unter welchem folgende Verſe ſtanden:

Machina quae bis sex tam juste dividit horas,
Justitiam servare monet, legesque tueri.

(Dieſes Getriebe, das die zweimal 6 Stunden ſo richtig uns mittheilt,
Mahnet, zu wahren das Recht, und auf Geſetze zu halten.)

In London erſcheint von dem Grafen St. Leu (Louis Bonaparte) nächſtens in franzöſiſcher und engliſcher Sprache: Hiſtoriſche Documente und Betrachtungen über die Regierung Hollands.

In der Sorge, daß der ſchönen Kirchen-Muſik in St. Peter, und der päpſtlichen Capelle, ein wahrer Untergang drohe, da Frauen nicht ſingen dürfen, und die wenigen noch übrigen Muſiker alt und abgelebt ſind, hat Monſignor Frofini, Maggior duomo Sr. Heiligkeit, die Ordre erlaſſen: alle Kinder, die durch Zufall auf eine Art verſtümmelt ſind, welche Brauchbarkeit für die Tonkunſt verſpricht, aus dem ſammtlichen Kirchenſtaate, im Waiſenhauſe zu Rom zu vereinigen, wo ſie muſicaliſchen Unterricht erhalten ſollen.

Die Freunde der Bell-Lancaſter'ſchen Methode machen wir auf folgende Schrift aufmerkſam: Verſuch einer ganz neuen und anſchaulichen Elementar-Rechnungslehre. Mit Rückſicht auf die wechſelſeitige Lehrmethode. Für Volksſchulen und zum häuslichen Unterrichte. Von Dr. Joſ. Vaisz. (Wien, bey Gerold, Preis 1 fl. WW.) Der Verf. verſucht, die Zahlen zu verkörpern, das iſt, ſo darzuſtellen, daß es eben nicht erſt des Ausſprechens oder Aufſchreibens einer Zahl bedarf, um einen Begriff davon zu erwecken, und daß ſie ſelbſt dem Gefühle des Blinden oder Taubſtummen faßlich vorgeſtellt werde. Durch ganz einfache, in der natürlichſten Ordnung auf einander folgende Fragen wird dieſem Werkchen nicht ſowohl das Anſehen eines Schulbuches, als vielmehr arithmetiſcher Geſpräche gegeben, durch welche die Lehrlinge ſelbſt zu erfinden genöthiget, folglich geſchwinder und gründlicher mit der Ziffer- und Kopfrechnung vertraut werden, als es nach der bisherigen peinlichen, bloß auf das Gedächtniß berechneten Methode möglich iſt. Eben dieſe Anſchaulichkeit der Zahlen, aus welcher der ganze Unterricht von ſelbſt fließt, muß jedem Lehrer, welche Lehrweiſe er auch ſonſt befolgen mag, ſein Geſchäft ungemein erleichtern, und macht die fähigeren Zöglinge, zu deren Ausſcheidung dieſe Methode ununterbrochen Gelegenheit darbiethet, geeignet, die ſchwächern zu unterrichten ꝛc.

Man hält mich für den Verfaſſer eines gewiſſen Aufſatzes in einer auswärtigen Zeitſchrift, der mit F. G. unterzeichnet iſt. Er iſt aber nicht von mir; er hat auch gar nicht meine Chiffre. Alle meine Aufſätze ꝛc. ſind entweder mit meinem Zu- und Taufnamen, oder mit meiner gewöhnlichen Chiffre: Gffr., bey Kleinigkeiten —r., oder aber gar nicht unterſchrieben. Franz Gräffer.

Mit Dank beſtätigt die Redaction den Empfang des mit Fr. S..r..l unterzeichneten trefflichen Aufſatzes. Er wird in den nächſten Nummern erſcheinen.

In Nr. 10 und 13 iſt der Name Döbrentei unrichtig geſchrieben, wie in Nr. 13 Cſeremiszky, Nyelv Mivelö Társaság, und Aranka.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Gräffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 17 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

……

28.

(Wien, den 7. März.)

Ueber F. L. Z. Werners Vorworte zu ſeiner »Mutter der Makkabäer.«

Schreiben an einen Freund.

Werner's »Mutter der Makkabäer«*) habe ich nun geleſen, mein Lieber! — Ich muß Dir jedoch geſtehen, daß die Worte, welche der Verf. ſeiner Tragödie vorausſchickt, mir, nach dem Intereſſe, das mir ſeine Individualität eingeflößt hat, ungemein bedeutſamer waren, als die Dichtung ſelbſt. Gleich auf der erſten Seite überraſchte mich die Sorgfalt, mit welcher der Verf. ſeine Bearbeitung factiſch zu belegen ſucht; noch mehr aber fiel mir auf, daß er gleich einige Zeilen darnach es unternimmt, ſich gegen den Tadel einer Abweichung von der Thatſache zu verwahren. Hat denn, frage ich Dich, der dramatiſche Dichter nicht das Recht, ja die Obliegenheit, einen hiſtoriſchen Stoff, nach den Geſetzen der Aeſthetik und den Rückſichten der Bühne, zu modificiren ?? Und wird es jemals ſelbſt dem ſubtileſten Critiker einfallen, ein dramatiſches Product deßwegen zu tadeln, weil es z. B. nicht mit den Daten eines Mariana, Robertſon, Hume, Mezeray oder Johannes Müller, angenommen, daß dieſe als Quellenhiſtoriker gelten, genau übereinſtimmt?? — Und gleichwohl geht der Verf. ſo weit, ſeine Abweichung von dem Factum, in einer eigenen Note, gleichſam zu legitimiren, indem er Schillers fabelhafte Behandlung des Carlos, die bloß fingirte Zuſammenkunft der Maria und Eliſabeth, ſeine Cataſtrophe der Jungfrau von Orleans, und die Erſcheinung des Parricida im Tell, beide gleichfalls nur erdichtet, als Beweiſe für ſeine Behauptung aufſtellt! Von allen dieſen Momenten wird man in den oben berührten Geſchichtſchreibern freilich nichts antreffen; aber es kommt doch hier nur auf einen ich möchte ſagen, dramatiſch-hiſtoriſchen, nicht auf einen hiſtoriſch-dramatiſchen Geſichtspunct an; und wehe dem dramatiſchen Dichter, der ſich in der unendlichen Kunſt nach den ſehr endlichen Schranken der Geſchichte bewegen will! Gewiß wird es Dich, wie mich, befremden, daß der Verf. der Templer auf Cypern ꝛc., hieruber auch nur eine Sylbe hat verlieren mögen.

Doch — beynahe ſollte man glauben, der Verf. habe dieſe Erörterungen nur als Unterlage gebraucht, um darauf eine Anſpielung auf die Aehnlichkeit ſeines eigenen Verhältniſſes mit dem des — Dante anzubringen. »Ich meine (ſagt der Verf. im fortlauf. Faden) das Verhältniß des, weil nur das reine Rechte wollenden, drum mißverſtandenen und unſtäten, großen Dante, zwiſchen den Florentiniſchen Bianchi's und — Neri's. —« Was hat doch wohl die Mißdeutung des Lebens und Wirkens mit der einer äſthetiſchen Entfernung vom Factum in einer Dichtung, für einen Zuſammenhang? — Wie loſe ſich eine ſo ernſte Erwägung an jene ſo beyläufige, ganz überflüſſige Präpoſition anknüpft; und ob es ungerecht ſey, zu meinen, daß dieſe Wendung ausſehe, wie eine vom Zaun gebrochene Gelegenheit, ſtelle ich Deinem eigenen Ermeſſen anheim.

---

*) Wien, bey Wallishauſſer, 1820; gr. 8. 6 fl. W.W.

Der Verf. erinnert weiterhin, daß fromme Gemüther, wenn ſie ſein Werk eines Blickes würdigen »ſollten,« eben für ſeine eingewebten »Erdichtungen ſattſam durch die hervorleuchtende Tendenz auch dieſes ſeines Gedichts, »»das Heilige zu verherrlichen,«« Entſchädigung finden werden.« Ich glaube aber, daß Diejenigen, welche bloß durch ihr frommes Gemüth ſich zur Leſung der Mutter der Makkabäer hingezogen fühlen, ſich am allerwenigſten um dieſen Umſtand der »Erdichtungen« kümmern dürfen, ſchon deßwegen, weil ein alſo frommer Sinn ſich wohl zu hüthen hat, irgend einen critiſchen Maßſtab mitzubringen. Die Idee der Verherrlichung des Heiligen bleibt demnach und um ſo mehr auf alle Fälle ungefährdet, als ſelbſt nicht eigentlich fromme Gemüther, wenn ſie anders nicht abſolut verdorbene ſind, einer ſolchen erhabenen Tendenz ihren Beyfall nicht werden verſagen können, wohl erwägend, daß ſie eben auch in den Werken der größten Dichter und Mahler früherer Zeiten meiſt die vorherrſchende war. — Die Verherrlichung religiöſer Gegenſtände wird (und ich weiß, daß Du, mein tugendhafter Freund, mit mir hierüber gleich denkſt und empfindeſt) immer der Triumph der Kunſt bleiben, wenn man ſich in derſelben auch in einer ultraaufgeklärten Zeit von dem erhabenſten Ueberſinnlichen immer mehr und mehr abgewendet haben mag, um, der Weltleutigkeit und der Mode fröhnend, ſich für Materien der oft frivoleſten Sinnlichkeit zu entſcheiden. Jene vorwaltende Richtung in dieſem Drama geht übrigens, ſtreng gefaßt, die reine Kunſtanſicht nichts an; es handelt ſich hier lediglich um das Product als ſolches, und jene Tendenz kann nur als eine Nebenſache betrachtet werden: iſt es ja doch nicht ein philoſophiſches Lehrbuch ꝛc. — Der Verf. ſchließt die betreffende Periode mit folgenden Worten: »Gemüther, die Gott kennen, werden ſchwerlich Etwas, mithin auch mich nicht verkennen.« Das kommt mir, ich geſtehe es Dir, ein wenig unpractiſch vor. — Denn ich meine, daß ein gottgefälliges Gemüth, von welchem der Herr erkannt wird, noch immer nicht auch die Menſchen erkennen, oder nicht nicht verkennen dürfte; Erſteres iſt eine Sache des reinſten, wenn ich ſo ſagen darf, theoretiſchen Glaubens, einer überirdiſchen Eigenſchaft; Letzteres bedingt aber das practiſche Wiſſen, die abſolute, auf näherer Prüfung beruhende, rein irdiſche Anſicht. Es wird und muß viel leichter ſeyn, Gott zu erkennen, als die Menſchen u. ſ. w.

Hierauf geht der Verf., wie Du weißt, zu einer Rechtfertigung der Willkührlichkeiten über, welche er ſich bey dem metriſchen Theil ſeines Werkes erlaubt hatte, und ſagt, daß es ihm ſehr gleichgültig ſeyn werde, ob und wie man ꝛc. »eben ſo vornehm als gelehrt, ihn über die ihm als Schüler ſchon bekannt geweſenen Elemente der Metrik, der hiſtoriſchen Symbolik und der Bühnenconvenienz zu belehren ſuchen werde.« Dieſe Verwahrung kann aber, meines Erachtens, nicht ſchützen, und darf es nicht einmal, wenn man gerecht und unpartheiiſch denken will. Kennt man die Regeln, ſo ſoll, ſo muß man, glaube ich, ſie beobachten; gerade das Genie ſoll eben die äußern Grundregeln nicht verſchmähend zerbrechen: und durch eine naive Entſchuldigung kann kein Geſetz in der Welt beſchwichtigt werden. Auch war die Tragödie ſchon im Sommer 1816 vollendet. — Die Schönheit der Form eines ſolchen Gedichts muß ja doch auf alle Fälle durch ſolche, entweder aus vornehmer Nachläſſigkeit und Geringſchätzung der Leſer, oder aus einer unüberwindbaren Laune entſtandene Geſchmackloſigkeiten, die offenbar auch die Einheit ſtören, ſehr verlieren ꝛc

Folgende Stelle kommt mir ganz paradox vor. Es wird nämlich behauptet, der Verf. ſey zu ſehr Veteran in der deutſchen Literatur, um nicht zu wiſſen, »daß »kein« deutſcher Schriftſteller bey ſeinen Lebzeiten, jeder nach ſeinem Tode volle Gerechtigkeit findet.« Dieſer Ausſpruch muß doch wohl nicht ganz gegründet ſeyn, weil faſt überall das Gegentheil die Erfahrung für ſich hat. Fällt Dir hier für den erſtern Fall nicht der ſogar »göttlich« fürnommirte Göthe ein, gegen den ſich kein Menſch auch nur zu »muckſen« unterſteht, und eine heilige Scheu die ſelbſtſtändigen Deutſchen alle zu Starrgaffern macht, (ein Beweis, daß es doch auch einen literariſchen Deſpotismus gibt). Fallen Dir nicht unſer Collin und Grillparzer ein? Und wie reich wäre unſere claſſiſche Literatur, wenn Jeder nach ſeinem Tode volle Gerechtigkeit gefunden hätte? Wer lieſt jetzt noch den frommen, meiſterhaften Gellert? u. ſ. w.

Ein ſchöner, edler Zug des Verf., der ſeinem chriſtlich duldſamen, wohlwollenden Herzen gewiß ſehr zur Ehre gereicht, wird Dich in der Liebe und Freundſchaft, womit er jenes neueſten, uns angehörigen, vielgeprieſenen jungen Dichters gedenkt, angeſprochen haben. — Daß auch ein Werner dieſes Talent, und wohl ſchwerlich zur Zufriedenheit des darunter vermeinten jungen Mannes, überſchätzt, wäre mir aufgefallen, wenn ich nicht glauben dürfte, den Grund dazu in des Verf. edler, chriſtlicher Selbſtverläugnung und Beſcheidenheit zu finden. Dieſes Anticipiren des Ruhms ſchadet ſchon im Voraus, weil ſolche ungeheuer geſpannte Erwartungen und Anwartſchaften mit den Producten ſelbſt unmöglich im Verhältniß ſtehen können. Die rechte Freundſchaft iſt allezeit aufrichtig, weil ſie wahr iſt. Daß »das achtungswerthe Oeſtreichiſche Volk weiſe genug iſt, nicht nur Leichen einzuballſamiren, ſondern auch Lebende zu lieben«: dieſe Worte des Verf. ſprechen ſchön und herrlich einen ſchönen und herrlichen Gedanken aus: gerührt und dankbar wirſt Du es, mein ſeelenvoller Freund, mit mir empfinden.

Nun aber ſtoßen wir auf einen myſtiſchen Knoten, der gleichſam nur durch einen kräftigen, von geſunder Logik geleiteten, Alexandriſchen Hieb (wenn das nicht zu profan klingt), ſcheint gelöſet werden zu können. Der Verf., von ſeinen panegyriſchen Anſpielungen auf ſeinen jungen Freund in literariſcher, ſpringt urplötzlich zu den Ausſichten in religiöſer Beziehung über, und ſagt: »Von ihm und einigen Wenigen noch, erwarte ich mit Freudigkeit, daß ſie das erringen werden, was lange das ſchönſte Ziel meines Wirkens war, ein Ziel, welches zu erreichen mich minder das, was man Laune des Schickſals zu nennen pflegt, und höhere Beſtimmung nennen ſollte, als »fremde Beſchränktheit und eigene Beſchränkungsloſigkeit« verhinderten.« Dieſem letztern Hauptworte iſt nun eine mit kleiner Schrift gedruckte, 2 Seiten lange commenſtirende Note angehängt, bey der man wohl verſucht werden könnte (ich ſage anſtändig genug: könnte) mit Wallenſtein zu fragen: Was iſt der langen Rede kurzer Sinn? Dieſer iſt aber entweder wirklich außerordentlich kurz, oder ungeheuer inhaltreich, wie man es nimmt. Nun halte ich es aber, wie Du weißt, in ernſten Dingen mit dem Einfachen und Klaren, und faſſe mir und Dir den Grundbegriff dieſer beiden Seiten in folgende wenige Worte zuſammen: Jede irdiſche ſogenannte Meiſterſchaft iſt im Verhältniß zur Kraft des höchſten Geiſtes nur Schülerſchaft, und in Demuth ſoll und wird jedes gottesfürchtige Gemüth das erkennen; gleichwohl aber hat die menſchliche Creatur, in Folge ihrer angebornen ſublunariſchen und überirdiſchen Perfectibilität, kein Beſchränkungsrecht auf ſich ſelbſt, und zur höchſten Aufgabe, Gott immer ähnlicher zu werden ꝛc. Doch — habe ich dieſe Idee (welche, wenn ich nicht irre, auch dem Plato und Taulerus angehört), auch richtig erfaßt? Ich zweifle. — Aber ſo geht es, wenn uns die allereinfachſten Grundwahrheiten im myſtiſchen Zwielichte vorgeführt werden! Iſt dabey auch noch der Styl ſo verſchroben, ſo voll Interjectionen und Abſprünge, ſo bleibt, um doch etwas darin zu finden, wohl nichts übrig, als ſelbſt etwas hinein zu legen. Der Verf. mag auch die ſeltſame Eigenthümlichkeit ſeiner Anmerkung gefühlt haben, weil er zuletzt erinnert: »Ich weiß, wie viel dieſe Note mich koſtet, aber ich ſchrieb ſie aus edler Pflicht, und mit würdigem Vertrauen, daß es, außer Gott, noch Einen in Deutſchland geben werde, der, wie viel ſie mich koſtet, zu würdigen wiſſen wird.« Damit jedoch, wirſt Du ſagen, daß dieſer Eine, oder vielmehr dieſer Zweite, den Sinn dieſer Note verſteht, iſt uns Vielen, für die der Verf. ſie doch hat drucken laſſen, nicht geholfen ꝛc. Eines gewiſſen elegiſchen Gefühls aber kann ich mich bey all dieſen Betrachtungen nicht erwehren; ich wünſche, daß Du es mit mir nicht theileſt. —

Und warum muß ſich dieſer Empfindung auch alſogleich eine bis zur höchſten Schmerzlichkeit ſteigernde Anwendung aufdringen? Wie kann es aber anders ſeyn? Nimmt der Verf., wie Du geleſen haſt, nicht gleichſam Abſchied von der Welt, indem er zugleich ſeine, gewiß meiſterhafte Verdeutſchung des Schwanengeſangs von Michael Angelo Buonarotti mit anführt? Und wie thut er es? — Dieſes »Wie« iſt es, was mich ſo ſeltſam ergreift und beirrt. — »Ich benutze alſo (lieſt man) gegenwärtige Gelegenheit, meine Freunde ꝛc, zu verſichern, daß ich nichts weniger als der Popanz bin, den man unter dem Namen eines gewiſſen Zacharias Werner für ein Spottgeld (nämlich für das geringe Bothenlohn eines noch geringeren Correſpondenz-Artikels) dermalen an ſchlecht belehrte gelehrte Journale, als finſtern, fanatiſchen, oder wohl gar von einer Art Renegatenwuth beſeelten Schwärmer zu verkaufen pflegt ꝛc.« Sage mir, Lieber, hat dieſer Mann wohl nöthig, an ſeine Freunde eine ſolche Verſicherung zu addreſſiren? Für ſeinen Freund halte ich nämlich einen Jeden, der wie Du und ich empfänglich genug iſt, den reinen, heiligen Willen, das ausdauernde Streben zu würdigen, und zu erkennen, wie er, kräftig lebend und webend in dem Herrn, wie der Herr in ihm, das Samenkorn des Himmels raſtlos ausſtreut, auf daß es in vollen, reichen Halmen aufſchieße; wahrzunehmen, wie der Anblick dieſes heiligen Erfolges, ſein beſeligendſter Triumph, ihm zu einer ewig friſchen Quelle neuer Stärke zu neuen Bemühungen wird? — Und vollends ſeinen Nichtfreunden oder gar ſeinen Feinden? Lohnte es wohl der Mühe, dieſe über ſeinen hohen Werth aufzuklären? Würden ſie ſich aufrichtig dazu verſtehen können? Ich zweifle, obgleich er in ſeinem Wandel ſelbſt den wahrhaft chriſtlichen Grundſatz übt, welchen er, weiter unten in der Vorrede, ausſpricht, und den man nicht ohne Rührung leſen kann: »Mein Troſt iſt (deutſches Mitvolk) dich, auch von dir ungeliebt, zu lieben.« — Hernach ſind ja doch Diejenigen, welche gerade nicht ſeine Freunde heißen können, auch nicht eben ſeine *Feinde*! ꝛc. ꝛc. Wie Wenige bringen ſein Doppelverhältniß als Dichter und Prieſter mit in Anſchlag, und die nothwendige Wechſelwirkung, welche dieſe beiden Categorien auf einander ausüben. — Kaum werden Manche ſo freundlich ſeyn (und darunter gehörſt Du wohl auch ein wenig), mir beyzuſtimmen, daß unſer herrlicher *Werner* (mit Stolz ſage ich *unſer Werner*), gewiß der beſte Prediger unter den Dichtern, und der beſte Dichter unter den Predigern ſey. Daß Einer in dem Andern untergehn müſſe, iſt, ich ſpreche es kühn aus, nicht wahr! ꝛc. Vielmehr bin ich der Meinung, daß eben durch religiöſen Geiſt überhaupt der Dichter erſt erzeugt, aufgenährt, gekräftigt und vollendet werde.

Doch — das führt zu weit; darüber ein anderes Mal mehr. — Weder bey ſeinen Freunden noch bey ſeinen Feinden hat *Werner*, meinem Ermeſſen nach, nöthig, ſich weiter zu characteriſiren, denn die Erſtern kennen ihn, und die Letztern werden ihn wohl niemals kennen lernen; genug, *wenn er ſie Gott kennen lehrt*. Daß er, wie er weiter ſagt, ein »redlicher Sucher« iſt, wiſſen und verehren wir dankbarlich; und weil wir es, Du und ich, auch gewiß ehrlich meinen, und darum aufrichtig reden, ſo laß uns nur bekennen, daß uns der aufgeregte Ton, in welchem der Verf. dieſe Angelegenheit beſpricht, um ſo weniger wohlthätig berühren konnte, als er ſich am Schluſſe ſelbſt einen *harmloſen* Menſchen nennt. Indeſſen laß uns, mein ſanfter Freund, auch gerecht ſeyn! Menſch bleibt Menſch! Und wo wäre Derjenige, der bey dem edelſten, reinſten Bewußtſeyn gleichgültig bliebe, wenn er ſieht, wie dieſe »unchriſtliche Fabelfabrik« (ſo drückt ſich der Verf. ſehr bezeichnend aus) in Zeitungen und Journalen (wie er weiter ſagt) allerhand unechte Schofelwaare auf ſeine Rechnung verſchachert.« Dieſes Verſchachern aber, erlaube ich mir zu bemerken, hat wohl im Grunde — gar nichts zu bedeuten; denn bey der Schofelwaare, welche die Gemeinheit oder literariſche Coquetterie da in den offenen Buden der Journaliſtik ausſtellt, kommt es doch immer nur darauf an, ob ſich Käufer finden. Allein auf der andern Seite ſieht wieder auch ſelbſt der beſcheidenſte Menſch nicht ohne Empfindlichkeit ſein klares, von Gott geſtaltetes Antlitz auf offenem Markte zur Carricatur verfratzt, und ſo mag es dem Verf. wohl zu verzeihen ſeyn, wenn er ſich über die Unbill, die ihm erſt kürzlich in einer vielgeleſenen Zeitſchrift widerfuhr (welche, wie unſer Verf. treffend einwendet, das Sternbild, deſſen Namen ſie führt, nicht immer mit dem reinſten Oehle beleuchtet), etwas bitter ausläßt, indem er fragt: »ob der ſchlecht verhüllte, intolerante Haß, welcher *ſolche* Correſpondenz-Artikel erzeugt, dieſelbe Geſinnung ſey, die irgend ein verabſcheuungswürdiges Auto da Fé veranlaßte, oder eine noch ſchlechtere?' —« Wenige dürften es anders als anmaßend finden, Characteriſtiken *noch lebender* Perſonen, und ſein ganzes Glaubensbekenntniß über ſie öffentlich drucken zu laſſen. Wohin würde dieſes am Ende führen?!

Solche Störungen dürfen und konnen den Verf nicht kümmern. Er ſteht höher, als die gewöhnlichen Menſchenkinder, und ihm, der nur nach der höchſten Liebe ringt, kommt es zu, wie er hier am Schluſſe thut, auszurufen:

»Auf Ihn, den ich noch nicht gewonnen habe, hoffend, achte ich, mit dem Lehrer der Heiden, Alles für Koth, auf daß ich Ihn gewinne; und Ihm ſeyd von mir herzlich und liebend, lebend und ſterbend empfohlen, ihr all' meine lieben Freunde und lieben Feinde!«

Dieß iſt der Schluß der Vorworte, und welch ein Schluß, mein Freund!! — Ueber den Geiſt und Ausdruck ſolcher Stellen vergißt man ja wohl unwillkührlich manche nach Pater Abraham (hier nicht deſſen Genialität, nur die Unanwendbarkeit auf unſere geglättetere Zeit berührt), riechende Bilder, z. B. »Was mich tröſtet, iſt die Ausſicht auf — unſern allerſeitigen zweiten Theil ꝛc.« Durch den Geiſt und Ausdruck ſolcher Stellen wird man ja eben ſo unwillkührlich verſohnt mit dem wirklich in ſehr hohem Grade ungewandten, ſchwülſtigen, eckigen und, rund herausgeſagt, incorrecten Styl des Verf., mit ſeinem pyramidaliſchen Periodenbau, dem man nur um ſo ängſtlicher und unſicherer folgen kann, als er faſt überall neblig umhüllt iſt ꝛc. Das erſchwert und lähmt freilich das Auffaſſen und den Genuß. Indeß iſt es aus Wieland, Matthiſſon, aus dem Franzoſen Delille und aus tauſend Andern bekannt, daß oft die beſten Dichter die mittelmäßigſten Proſaiſten ſind. Unſer Verf. ſpricht viel beſſer, als er ſchreibt, und dichtet noch beſſer, als er ſpricht. Solche Schriftſteller ſollten vielleicht dictiren.

Jetzt bin ich zu Ende, mein Lieber! Das iſt Alles, was ich vor der Hand ſagen kann. Ich bin wohl etwas weitläuftig geworden, aber das Breitwerden iſt eine unausweichliche Folge des Deutſchſchreibens; und Du biſt ein Puriſt, ich wollte ſagen, ein Sprachreinheitler. — Alles iſt übrigens meine Privat-Anſicht, die natürlich nur den Schriftſteller angeht (—), und nirgends gehe ich darauf aus, daß ein Anderer, als Du, ſie mit mir theilen ſoll. In Sehnſucht ſehe ich mit Dir und allen Verehrern der Werner'ſchen Muſe dem zweiten Theil ſeines Kreuzes an der Oſtſee entgegen, den er uns in dieſen Vorworten verkündet. Er wird und muß uns noch mehr feſſeln, als die Mutter der Makkabäer. — —

Wien, am Abend des 24. Febr. 1820. Franz Gräffer.

* * *

Ritter Harold's gute Nacht.

Aus Lord Byrons Pilgerfahrt.

1.

Lebwohl, lebwohl, Geburtsgefild,
Das in der Fluth verbleicht!
Der Nachtwind ſeufzt, die Brandung brüllt,
Die wilde Mewe kreicht.
Die Sonne, die auf's Waſſer ſinkt,
Verfolgen wir mit Macht!
Lebwohl noch ihr und dir gewinkt,
Du Heimath, gute Nacht!

2.

Nach kurzer Friſt erſteht ſie hehr,
Gebiert des Morgens Licht.

Begrüßt wird Himmel dann und Meer,
Mein Mutterboden nicht.
Oed' iſt die eig'ne, gute Hall',
Verlaſſen Herd und Grund.
Verwildert Grün deckt Hof und Wall,
Am Thore heult mein Hund.

3.

Komm, kleiner Page, komm herbey!
Warum geweint, geklagt?
Macht dich die Wuth der Wogen ſcheu,
Der friſche Wind verzagt?
Muth, daß die Thräne bald verſiegt:
Mein Schiff iſt feſt und ſchnell,
Und traun, der ſchnellſte Falke fliegt
Nicht luſt'ger von der Stell!

4.

»Wild ſtröme Wog' und Windesbraut,
Nicht fürcht' ich Wog' und Wind:
Nur zürnt nicht, Herr, daß ihr mich ſchaut
So kummervoll geſinnt!
Daheim ließ ich den Vater ja,
Lieb Mutter ſo voll Weh,
Und ach, kein Freund, als ihr, mir nah,
Und einer — in der Höh!«

5.

»Heiß ſegnete der Vater mich,
Doch klagt' er nicht ſo ſehr;
Lieb Mutter nur ſeufzt ſicherlich
Nach meiner Wiederkehr.«
Wohl ziemt's, wird dir das Auge naß,
Genug, du kleiner Wicht!
Läg nicht in meiner Seele Haß,
Blieb mein's ſo trocken nicht.

6.

Komm her, mein wackrer Knappe, ſprich,
Warum ſo blaß zu ſchau'n?
Erſchreckt der fränk'ſche Kriegsmann dich?
Erregt der Sturm dir Grau'n?
»Glaubt ihr, ich zitt' um meinen Leib?
Ich, Herr, bin nicht ſo weich!
Doch der Gedank' an's ferne Weib
Macht treue Wangen bleich.«

7.

»Die Knaben mein, am See entlang,
Von eurem Schloß nicht weit,
Frägt einer nach dem Vater bang,
Was gibt ſie für Beſcheid?«
Schon gut, du treuer Knappe, gut!
Mit Recht beklagſt du ſie;

Doch ich, von leichtem Sinn und Blut,
Will lachen, daß ich flieh.

8.

Denn wer traut falſchem Weibergram,
Der Dirne naſſem Blick?
Im Aug', das erſt in Thränen ſchwamm,
Glänzt neuer Siege Glück.
Nicht reut mich, was mir Luſt verhieß,
Nicht bin ich Furcht verſtört,
Nur ſchmerzt mich, daß ich nichts verließ,
Was einer Thräne werth.

9.

Nun bin ich in der Welt allein,
Auf weiter, weiter See.
Warum fühlt' ich um Andre Pein?
Um mich fühlt Niemand Weh.
Mein Hund, umſonſt wohl wimmert er,
Bis fremde Hand ihn nährt;
Doch früher, als ich wiederkehr',
Wär mir ſein Biß beſchert.

10.

Auf dir, mein Schiffchen, laß mich fliehn,
Wie auch der Schaum ſich bricht!
Du trägſt mich fort, gleichviel wohin,
Zurück zu mir nur nicht!
Willkommen grauer Wogenſchwall,
Und haſt du Land gebracht,
Willkommen Wüſten, Höhlen all!
Du, Heimath, gute Nacht!

Joh. Bapt. Rupprecht.

Allgemeine Novelliſtik.

Im k. k. priv. Theater an der Wien wurde am 28. Februar als Benefice des Herrn Regiſſeur Rüger zum erſtenmale gegeben: Bettina, oder: Grauſamkeit und Mutterliebe. Romantiſches Drama in vier Acten, mit Chören und Tanz. Nach einer Erzählung der Frau von Genlis, von W. Vogel. Muſik von Ign. R. v. Seyfried. Das Stück hat mehrere Hauptperſonen, von denen eine Leonore von Setnvall, die geweſene Gemahlin Don Gusmanns iſt, welche dieſem vor 16 Jahren von Don Ottavio entzogen, aber dem Don Gusmann durch den damals ſehr jungen Don Goffredo zurückgebracht, und von dem Erzürnten in ein verborgenes Souterrain eingeſperret ward. Hier genas ſie einer Tochter von Ottavio, unbewußt allen Menſchen, auch der alten Clotilde, welche unter Eidesſiegel ſie von Zeit zu Zeit mit Nahrung verſieht. Goffredo hatte die Dame, welche im Stücke als ein Geſchöpf erſcheinet, von welchem man nicht weiß, ob ſich der Dichter ſelbes als ſchuldig oder ſchuldlos dachte, ſelbſt geliebt, und hatte ſie nach ihrem Verſchwinden überall, und endlich nach 16 oder 17 Jahren ſogar in Gusmanns Schloß geſucht. Suchend findet er die alte Clotilde, welche eben mit einer Laterne in ſtiller Nacht, um nicht bemerkt zu werden, den künſtlich verſchloſſenen Felſen öffnet, damit ſie die Gefangene mit reichlicherer Nahrung verſehe, weil Hochzeitgetümmel ihr das für einige Tage erſchweren dürfte, indem Hr. Gusmann ſich wieder verehlichen will. Goffredo, im Beſitz des Geheimniſſes, nöthigt dem Don Gusmann das Ganze ab, und wird zur Gefangenen unter der Bedingung gelaſſen, daß er ſie bewege, ihn, Goffredo, zu heirathen, und das Land zu verlaſſen. Die gefangene Leonore bewähret aber ihre Treue, und iſt nun von Gusmann zum Hungertode beſtimmt; der in das Geheimniß gezogene Goffredo ſoll aber vergiftet werden. Deſſen Knappe, Fedrigo, rettet ſeinen Herrn, und dieſer entflieht durch einen kühnen Sprung aus dem Fenſter. Jetzt, als ſich Gusmann mit Antonie von Eſparto, der Schweſter des verlorenen Don Ottavio, vermählen will, wird er vom Könige, bey dem Goffredo Kläger geworden war, vorgefordert. Der König weiß um Ottavios Aufenthalt, als Einſiedler am Montſerrat, und während am Hofe ſich die Cataſtrophe vorbereitet, wird auch in der Burg Gusmanns Leonore ſammt ihrer Tochter Bettina, durch die von Fedrigo belehrte Antonie und deren Stiefſohn Fernandez, befreit. Gusmann wird vom Hoflager flüchtig, und geräth irrend an Ottavio, der ſeine Rachluſt unterdrückend, ihn verbergen und retten will. Hin an den Montſerrat berufet der König alle handelnden Perſonen, und hier noch will der beynahe ſchon vernichtete Gusmann noch Rache an Leonoren und ihrer Tochter nehmen, aber Fedrigo iſt ſchon bereit, und ſchießt ihm den frevelnden Arm entzwei. Nun gleichet ſich alles aus, und auch die unterirdiſche Tochter findet ihren Mann an Fernandez. — Man ſieht ſchon aus dieſer ſehr gedrängten Erzählung der Fabel, daß in dem beſchränkten Raum eines Drama ſo viel Ereigniſſe der Außenwelt zuſammengedrängt wurden, daß eine beſondere Darlegung innerer Geſtaltungen im Gemüth, und eine unmittelbare Wirkung auf das Herz durch das Herz, nicht erwartet werden kann; eben ſo leicht laſſen ſich die ſchwachen Seiten deſſelben erkennen. Der Verfaſſer hat aber ſein eminentes Talent als Theaterdichter gerade durch dieſe Umſtände erprobet, die ihm hätten ganz vorzüglich gefährlich werden ſollen. Ungeachtet ein Ereigniß das andere jaget, iſt das Ganze des Stückes immer beleuchtet, verſtändlich und erkennbar; ungeachtet jede Scene im Einzelnen einen beſonderen Theater-Effect zu erreichen ſtrebt, ſo wird der Zuſeher in ſeiner Theilnahme doch nirgend durch plumpe Theatercoups geſtöret; und ungeachtet gleich im Anfange eine gewaltſame Spannung der Handelnden den Zuſeher ſogleich in ihre Lage hineinzieht, ſo wird dieſelbe doch nicht bloß bis an das Ende erhalten, ſondern ſogar geſteigert, und zwar mit ſo künſtlich dazwiſchen tretenden Milderungen, daß daraus keine ermüdende Quälerei entſteht. Dieſe Reihe von Rettungſcenen hat wenigſtens Glaubwürdigkeit, Antheil und Verſtändlichkeit bis zum Schluſſe errungen; Verdienſt genug bey Bearbeitung eines ſo häßlichen, ermüdenden Stoffes! Der Verfaſſer entwickelt Phantaſie, Gabe zu characteriſiren, eine ſichere Hand, die mit wenig Zügen treffend zeichnet, und vor allem anderen, eine erſchöpfende Kenntniß des Theaters Die Sprache iſt ſchön, oft ausgezeichnet ſchön, und wirklich zu bewundern iſt es, wie er bey dem Gedränge von Ereigniſſen Raum findet, ſeine Character ſo deutlich zu entwickeln. Es iſt ihm nichts vorzuwerfen, als die Wahl dieſes abenteuerlichen Stoffes, der einer Tapeten-Reihe aus einem alten Prunk-Saale gleichet. Beſonders ſchön ſind die Scenen, in welchen ſich **Bettinas** zartes, fühlendes Gemüth entwickelt. Die lieblichſte Naivetät iſt hier in die ſentimentalſte Stellung gebracht, und voll Wirkung, doch gleichſam nur contourirt. — Ein ſo talentvoller Kopf ſoll uns nun bald aus einem einfachen edlen Marmorblock ein hohes Göttergebild zu meißeln verſuchen, und den Tröde[illegible] buntſchediger Ausrüſtung von ſich werfen; es wird ihm nicht mißglücken. — Die Aufführung war recht brav. Die holde **Bettina** muß vor Allen genannt werden; die Männer-Rollen waren vortrefflich beſetzt, auch **Leonore** befriedigte, nur w[illegible] mehr Würde in Ton und Bild zu wünſchen. — Die Muſik zeigte in kleinen Zügen den Meiſter, doch gingen die Chöre mittelmäßig. Die Decorationen, beſonders der Hafen, ſind ſehr ſchön, die Anordnung höchſt gefällig. Des Herrn Beneficianten Wahl, welcher am Schluſſe gerufen, auf eine ausgezeichnete Weiſe dankte, brachte ein Stück auf die Bühne, welches dem Publicum noch manchen vergnügten Abend verſchaffen, und die nicht zu ermüdende Thätigkeit dieſes Perſonales und dieſer Direction, im ſchönſten Lichte zeigen wird. Es wäre intereſſant, nachzuweiſen, was dieſes Theater in einem gewiſſen Zeitraume leiſtete, und dieſe Nachweiſung dürfte mancher Direction zur Beſteuerung ihrer Subjecte ſehr dienlich ſeyn. W — t.

In **Portsmouth** fand man vor kurzer Zeit, bey Oeffnung eines Blackfiſches, in demſelben einen vier Zoll langen Wurm, mit grünen Federn bedeckt, die wie Pfauenfedern ſpielten. Zwiſchen den Federn ſind kleine ſcharfe Kiele, welche denen eines Stachelſchweins gleichen.

In einigen Gegenden **Jütlands** haben ſich die **Bauern** miteinander vereinigt, **keinen Kaffee in der Folge mehr zu trinken.** (Ein nachahmungswerthes Exempel für die Feſtländer, eine ſo weſentliche Urſache des Verfalls des europäiſchen Geldweſens zu entfernen.)

Der engliſche Admiral **Home Popham** hat einen **neuen Telegraphen** zum See- und Landgebrauch erfunden, der weit ſchneller und weiter ſichtbare Zeichen gibt, und in 5 Min. in einem Wagen fortgebracht werden kann. Er beſteht aus einem hohlen Maſtbaume und zwei Armen, und gibt nicht nur Buchſtaben und 2000 verſchiedene Worte, ſondern auch ganze Sätze. Der bisherige hatte eine ſphäriſche Geſtalt, sechs Arme, und konnte nur 100 Zeichen geben.

Der geheime Medicinal-Rath und Director der Entbindungs-Anſtalt in **Berlin**, Dr. **Elias von Siebold**, iſt jetzt als der geſchickteſte Geburthelfer im Ruf. Es waren unlängſt zwei ſchwangere Damen eigens deswegen aus **London** nach **Berlin** gekommen, um ſich von ihm entbinden zu laſſen.

Die beiden lithographiſchen Inſtitute in **Carlsruhe** haben bis jetzt für die eigentliche Kunſt nur geringe Ausbeute gegeben. Es wäre zu wünſchen, ſagt ein auswärtiges Blatt, ein Mann, wie der Gallerie-Director **Becker**, in der Schule von **Mengs** claſſiſch gebildet, und in allen Theilen der Kunſt früh eingeweiht, möchte dieſe — zumal für die Vervielfachung von Handzeichnungen ſo wichtige — Erfindung auch bey uns zu Ehren bringen. Die rühmlichen Beyſpiele von **München**, **Paris** und **Wien** verdienen Nachahmung, und nur auf einem **wohlfeilen** Wege, wie der lithographiſche, iſt in **Deutſchland** an eine allgemeine Verbreitung des Kunſtſinnes zu denken.

Als in der Deputirten-Kammer unter den Artikeln des neuen franzöſiſchen Zolltariffs die Shawls vorkamen, bemerkte man unter den Damen auf der Gallerie die lebhafteſte Bewegung. (Sehr natürlich; das Gegentheil hätte wahrlich übernatürlich ſeyn müſſen.)

Den 1. d. ſahen wir im Leopoldſtädter-Theater zum erſtenmal: Der Nachtbefehl, dramatiſche (dramatiſirte) Anecdote in einem Acte, von Hrn. Carl Meisl. — Czaar Peters Befehl gegen das Schnellfahren, wird vom Lieutenant Ivan übertreten, welcher, ſeinen Wachtpoſten verlaſſend, dahin fliegt, den aus dem Exil rückkehrenden Vater, Oberſten Scheremetoff, und die theure Braut, Feodora, zu umarmen. Die doppelte Pflichtverletzung wird entdeckt; der begnadigte Oberſt iſt der gebeugteſte Vater; aber der huldreiche Czaar, nur den Sohn und Bräutigam erwägend, vergibt; begrüßt den Lieutenant als Hauptmann, und führt ihm die Geliebte zu. — Daß der eiſern ſtrenge Fürſt den Act der Gnade nicht durch einen vorausgegangenen Zug von Ahndung ſteigert, iſt nicht politiſch und nicht dramatiſch; es ſchwächt den Antheil, und zieht ihn in's Gleichgültige, wenn dieſer Act ſich auf die bedungene Ueberlaſſung des ganz bedeutungloſen Coſaken des Pflichtvergeſſnen, gleichſam baſirt. Doch kann der Dichter hier auch die Ueberraſchung des von Natur gut- und edelmüthigen Czaar für ſich haben. — Ein Verdienſt iſt der raſche Gang der Handlung, und das Zuſammenfaſſen in Einen Aufzug, wodurch, beyläufig geſagt, auch Hrn. Töpfers Tagsbefehl gewonnen hätte. Die Zeichnung der Charactere iſt treffend, und wo das der Fall iſt, gelingt in der Regel auch das Spiel, wie hier. Der Invalide, als Feodorens Diener, gab ſeine dankbare Rolle ſehr wahr.

Gſtr.

Auch aus der ſüßen Frucht der Ananas werden Hemden verfertiget. — Dieß ſcheint ſonderbar, aber es iſt wirklich ſo, und gibt einen neuen Beweis, was durch Technik und Kunſt hervorgebracht werden kann. Aus den eben ſo feinen als ſtarken Faſern dieſer köſtlich duftenden und labenden Frucht werden Fäden, aus dieſen Leinwand, und ſo nun Hemden verfertiget. Die Ananas-Leinwand bleicht vollkommen blendend weiß, beſonders unter dem Clima Braſiliens, denn nur dort findet ſich jenes Fabricat, wo die Ananas im warmen und fruchtbaren Boden, beſonders im Thonlande, ſo herrlich gedeihe.

Das Denkmal von Waterloo iſt nun bekanntlich beſchloſſen worden. Es wird nämlich eine Pyramide von 140 Fuß, auf deren Spitze ein Löwe ruhen wird, der eine Erdkugel in den Klauen hält, ein Sinnbild der Kraft, die dem Erdball den Frieden gegeben. Die Anhöhe, auf welcher dieſe Pyramide ſich erheben wird, ſoll von Soldaten aus allen den Corps, die zum Siege beygetragen haben, aufgeführt werden.

Die Papiermühlen in Belgien beſchäftigen gegenwärtig 30,000 Menſchen.

Durch eine Bekanntmachung vom 19. Jänn. iſt die Wechſelbank zu Amſterdam, da ſie dem Handelſtand von keinem Nutzen war, aufgehoben.

Im verfloſſenen Jahre ſind in Frankreich über 4500 Schriften, und über 1000 Kupferſtiche und Steindrücke erſchienen. In Paris erſchienen allein, vom 1. Jänner bis Ende October, 3018 neue Werke und Auflagen, 730 Kupferſtiche, und 375 muſik. Werke.

Herr Götze, Großherzoglich Weimariſcher Kammer-Muſicus, gab am [illegible]. März, Mittags, auf dem Minoriten-Platze, Nr. 50, ein Concert, in welchem er ſelbſt ein Concert-Stück und Variationen von ſeiner Compoſition, auf der Violine vortrug. Sein Spiel war auch heute nicht von der Art, daß es uns hätte nöthigen können, von ſeinem Kunſttalente günſtiger, als in Nr. 24. dieſes Blattes zu ſprechen. Er hat ſich zwar bedeutende Schwierigkeiten in ſeinen Part geſchrieben, war aber in der Ueberwindung derſelben öfters unglücklich, und befeſtigte die Ueberzeugung, daß ihm zum Virtuoſen zuerſt die Virtuoſität fehle. Der Satz der Violin-Stücke, wie auch der Ouverture, (ebenfalls von Hrn. Götze componirt) iſt rein, aber arm an Ideen, jedoch mit ſehr viel Effect inſtrumentirt. Die Krone dieſer muſicaliſchen Unterhaltung war Dlle. Förſter, welche mit aller Vollendung das Rondo aus dem zweiten Concert von Ries auf dem Pianoforte vortrug. Höchſte Präciſion, Ruhe, Sicherheit und ſeelenvoller Vortrag adelt ſie zur echten Künſtlerin. Sie hatte ungetheilten, lebhaften, innigen Beyfall. Auf derſelben Linie der Würdigkeit glänzte Hr. Jäger, im Vortrage einer Ariette mit Guitarre-Begleitung, in welcher ſeine Stimme und ſein Vortrag entzückten. Frau von Brandſtätter ſang die herrliche Arie aus Titus, mit obligater Clarinette, und bewies ſich, Trotz eines kleinen Unfalles, der jedem Sänger leicht geſchehen kann, wenn ihm das Organ einen Augenblick verſagt, als eine von Natur und Kunſt wohl ausgeſtattete Muſikfreundin. Was kann man von Hrn. Friedlowsky's Clarinette ſagen? Sie war heute wie allemal die Zauber-Clarinette. Hr. Demmer declamirte mit verdientem allgemeinen Beyfalle, Kaiſer Albrechts Hund, von Heinr. v. Collin.

V — n.

Heude bemerkt in ſeiner Reiſe an dem perſiſchen Meerbuſen (London 1819) daß bey Kut eine eigene Art über die Flüße zu fahren, gebräuchlich ſey. Die Frauen, (die Hirten u. m. ſchneiden ſich nämlich, wenn ſie über den Fluß wollen, Binſen ab, machen einen dünnen Bündel daraus, und ſetzen dann auf dieſem reitend über den Fluß. Sie haben eine große Geſchicklichkeit in dieſer Art ohne Boote, und ohne zu ſchwimmen, über einen Fluß zu kommen.

Der Nutzen des Aderlaſſens bey geſunden, jungen, beſonders ſaftvollen Bäumen, iſt noch, ſo wie das Verfahren dabey, zu wenig bekannt. Es geſchieht folgendermaßen: Man macht mit der Spitze eines ſcharfen Meſſers, von der Krone angefangen, bis auf die Erde, auf mehreren Seiten des Baumes einen Schnitt in die Rinde bis auf das Holz. Dieß kann man jeden Frühling auf anderen Stellen wiederholen, und wird mit Bewunderung bemerken, daß der Baum ſehr wachſe, und dick werde, als auch mehrere und ſchöne Früchte bringe.

Der zu Ende vorigen Jahres in Genf verſchiedene, berühmte Wundarzt und Phyſiker, Jurine, deſſen Abhandlung über die häutige Bräune den großen Napoleoniſchen Preis gewann, ſtarb ſelbſt an der Bruſtbräune.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Gräffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. [illegible] fl. WW., durch die k. k. Poſt [illegible] fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

29.

(Wien den 9. März.)

Aus dem Trauerſpiele: Heroſtratos, welches eheſtens erſcheinen wird.

(Das Innere des Tempels der Artemis zu Ephesos. Derſelbe zählte 127, ſechzig Fuß hohe, Säulen. Im Hintergrunde die goldene Bildſäule der Artemis Potamaße.)

Heroſtratos (wird mit verbundenen Augen, eine Rolle in der Hand, von einem Jünglinge in den Tempel geführt.)

Heroſtratos.

Bin ich im Tempel? —

Jüngling.

Ja.

Heroſtratos.

Mir iſt's, als wäre
Im Freien ich — es weht wie Morgenkühle,
Und Licht ſich durch die Binde drängt in's Auge.

Jüngling.

Das kommt von oben — ewig bleibt es hell
In der Artemis Hauſe. — Sieh einmal. —
(Er will ihm die Binde von den Augen nehmen.)

Heroſtratos.

Noch nicht! — In mich will ich noch einmal dringen,
Eh' in des fremden Gottes Kreis ich trete.

Jüngling.

Biſt du ſo fremd in Jonien? — Kein Gott
Wird hier verehrt. —

Heroſtratos.

Man ehrt die Göttinn — doch
Des Menſchen halber, der da Götterſitze
Den Ew'gen bauet, — eine Gottheit gibt's,

Der alle andern unterthan — die Kunſt.
Die Götter leben durch die Künſtler nur,
Der iſt der Götter Diener — oder Herr.

Jüngling.

Das erſte werde du —

Heroſtratos.

Wohlan — ich habe
In ſtiller Nacht oft mit der Hand geeifert,
Die feſt in's Meer geſenkt die Marmorſäulen,
An denen ſich die ſtolze Woge bricht; —
Geeifert hab' ich mit der Sonne Strahlen,
Und mit des Mondes ungewiſſem Licht; —
Ein Fels bin ich geſtanden ſelbſt — es hat
Sich manche ſtolze Wog' an mir gebrochen —
Ich ſollte ruhig nicht? — Ich will's.

(Zu dem Jünglinge.)

Die Hand
Hier an mein Herz — die Binde von den Augen! —

(Der Jüngling thut, wie ihm befohlen. **Heroſtratos** blickt umher, und bleibt dann unbeweglich.)

Jüngling.

Die pocht's im Buſen. —

Heroſtratos

(weiſt den Jüngling mit düſterer Miene von ſich — dieſer verläßt ihn; — mit ſchmerzlicher Ergebung:)

Ich ſteh' am Ziel, ein Andrer hat's vor mir
Im Flug' erreicht — ich bin verdammt, den Preis
Ihm ſelbſt zu reichen, dieſe Thränen — ja,
Kteſiphon, ſie gehören dir, — die Haare
An meinem Leibe ſträuben ſich — mich zieht's
Zum Lichte droben, — groß und hehr — ein Gott,
Lebſt ewig du in deinem Werke, Meiſter! —
Sieh deinen Meiſterbrief in dieſem Lappen!

(Er rollt ſeine Zeichnung auf, und zerreißt ſie mit Heftigkeit.)

So kehre heim, du meine Seele! irre
Nicht ferner in den ſtreng begrenzten Räumen,
Die Welt iſt einmal fertig, und die Kunſt
Hat abgeſchloſſen mit der geiz'gen Welt —
Nichts iſt mehr zu verdienen — reich geboren
Wird nun der Menſch, der zu genießen weiß,
Was ſeine Väter Schönes hinterlaſſen. —
Ich kann nicht ſchweigen, wo ich nichts geleiſtet;
Mich freut die Welt nicht, weil ſie ſchon im Gange,
Mich freut des Dichters Werk nicht, das mich rührt,
Mich wurmt es, daß die Thrän' ich ſoll verſchwenden

Auf ein gereiftes Feld — daß ich ſie muß
Der eignen Saat entziehen, die verdorret,
Wenn ſtets an fremden Blüthen hängt der Geiſt,
Der Pflanzer iſt, und Feld, und Samenkorn.
Ich flieh' von hier — die Menſchen, Alles, Alles,
Was ſpotten kann, mein wundes Ohr muß fliehen,
Und weil ich Schöpfer ſeyn muß, oder Staub,
Will ich mir eine neue Welt erſinnen; —
Nichts hält mich an der alten mehr — die Liebe
Muß untergeh'n, wo unterging das Herz; —
Wenn wir uns ſelbſt nur lieben in der Liebe,
(Wie jeder thut, troß ſchlauem Selbſtbetruge)
Verklärt zu ſchau'n uns in des Weibes Augen,
Wie ſich die Sonne ſchaut im vollen Mond:
Wo iſt ein Spiegel dann für's leere Nichts?!

(umherſehend.)

Daß ich ein Nichts bin, lehrt dieß Etwas mich —

(mit hohem Stolze.)

Und werd' ich Etwas durch mich ſelbſt — ja dann
Gibt's keinen Spiegel in der heut'gen Welt für mich.

(Er will fort, Apelles kommt ihm in den Weg.)

Apelles.

Wohin ſo ſchnell?

Heroſtratos

(auf das zerriſſene Blatt am Boden deutend).

Lies meine Antwort da.

Apelles.

Vernichtet alſo deinen Plan?

Heroſtratos.

Weil ſelbſt
Ich nichts.

Apelles.

Nein, weil zu viel du wollteſt ſeyn;
Sey Etwas recht zuerſt, das Rechte findet ſich.

Heroſtratos.

Dasſelbe Licht theilt ſich in tauſend Farben,
Im Regenbogen, in der Mücke Flügel
Bleibt's immer gleich ſich, und ſein Stolz iſt's, groß
Zu ſeyn im Großen, doch im Kleinſten ſich
Am Größten zu bewähren. — Laſſe mir
Die Rückerinnerung an meine Träume,
Denn ich bin aufgewacht. —

Apelles.

Es weicht die Nacht

Von dir, wenn du an Tageshelle dich gewöhneſt,
An dieſes einzig wahre Licht des Lebens.
Wähl' eine dir aus deinen vielen Künſten,
Und durch die Pforte von Kteſiphons Bau
Ins' Leben ein ſie führe — das verblüht,
Doch mit Unſterblichkeit den Weiſen krönet,
Der aus der Blüthe hat gelockt die Frucht. —

(Schluß folgt.)

* * *

Des Jokus Wochengabe;

X

»Nur durch Gunſt
Gedeiht die Kunſt.«

1.) Kunſt-Ankündigung.

Nächſten Mittwoch wird Hr. Enslin, der Zauberer genannt, mit verſchiedenen nie geſehenen, unerhörten und übernatürlichen Tiſch-, Zauber-, Tafel-, Hexen- und anderen Kunſtſtücken, dann mit experimentaliſchen, animaliſchen, phyſicaliſchen, arithmetiſchen, techniſchen, mechaniſchen, akuſtiſchen, optiſchen und myſtiſchen Spielen ſich einem hohen Publicum zu empfehlen die Ehre haben. Unter andern vorkommenden Stücken wird Hr. Enslin

1.) Einer der anweſenden Damen ein großes Stück ihres Kleides abſchneiden, dieſen Fetzen in eine Piſtole laden, und durch einen geſchickt angebrachten Schuß die restitutionem in integrum des Kleides bewirken.

2.) Einer der ſitzenden Gäſte wird plötzlich einen ſo derben Hieb auf das Sitzorgan erhalten, daß er hoch in die Luft aufſpringen muß; wenn derſelbe nach vorgenommener Unterſuchung ſeines Platzes nichts vorgefunden, und ſich wieder ruhig nieder zu ſetzen glaubt, ſo bekömmt er einen noch derbern Stich in das Sitztheil, worüber er heftig zu ſchreien anfängt. Dieſes wird zur allgemeinen Beluſtigung der Zuſeher ſo oft wiederholt, als ſich dieſer ſetzen will. Damit aber die Anweſenden wiſſen, ob der Vexirte einen Stich oder Hieb erhalten habe, ſo dient zur Nachricht, daß er bey einem Hieb immer hoch in die Luft zu ſpringen, bey einem Stich aber heftig zu ſchreien anfängt. Dieſes überall mit buntem Beyfall aufgenommene und unter dem Titel perpetuum mobile bekannte Vexir-Stück mußte in Semlin, mit einem türkiſchen Recenſenten 67mal wiederholt werden.

3.) Werden in dem Saale zwei große Ratten frei ausgelaſſen, die ſich bald hierauf unter den Zuſchauern verlieren, und ſich in zwei große Schweine verwandeln. Sobald ſich dieſe mit ungeheuren Bäuchen verſehenen Eber begegnen, fallen ſie ſich wüthend an, reiſſen ſich die Bäuche auf, und ſinken todt zur Erde; aus den aufgeriſſenen Bäuchen flattern einige 30 Fledermäuſe in dem Saale umher, die ſich an den vorhandenen Lichtern von ſelbſt verbrennen werden.

4.) Nimmt Herr Enslin einem der Anweſenden ein Aug aus, und wirft es zum Fenſter hinaus; plötzlich ſtürzt ſich ſein treuer Pudel nach, und apportiert es dem Eigenthümer ohne alle Beſchädigung zurück.

5.) Wird Herr Enslin neun der anweſenden Zuſchauer erſtechen, ſechs aufhängen, und dreien das Genick brechen. Dieſen Scheintodten ſchneidet er die Kopfe ab, verbirgt ſie in einen groſſen Sack, welchen er von jemanden aus der Geſellſchaft hermetiſch verſchließen läßt. Nachdem er dieſen Sack mit 6 Pfund Pulver in die Luft geſprengt, ſteht ein Eſel da, welcher ſeinen Schweif, gleich einem Cometen, hoch in die Luft hält, jedem Verblichenen ſeinen Kopf auf die vorige Stelle ſetzet, und durch einen Windſtoß in's Leben zurückruft.

6.) Wird ein lebendes Seekalb, welches Hr. Enslin zur Gewinnung der Zeit ſchon einen Tag vor der Production in eine gewöhnliche Forelle verwandelt hat, auf dem Tiſche ſo lange tanzen, bis es todt liegen bleibt, dann wird er dieſen Fiſch zwingen, ihm 6 Hühnereier zu legen, aus welchen er eine Omelette kochen, und ſelbe, zum allgemeinen Erſtaunen der Anweſenden, ſelbſt verzehren wird.

7.) Trinkt Hr. Enslin aus einem ſteinernen Kruge 20 Gattungen der feinſten Tiſchweine, wobey er den Anweſenden jedesmal diejenige Gattung, die er getrunken, benennen wird.

8.) Wird er einigen Herren und Damen die Haare ausreiſſen, daraus eine Art von Knute formiren, mit welcher der kleine und durch ſeine außerordentliche Geſchicklichkeit ſo hochberühmte Philadelphini unter den Anweſenden dergeſtalt herumſchlagen wird, daß jeder, der einen Streich fühlt, in demſelben Augenblicke ſchon wieder einen zweiten Hieb erhält, ohne den Ort, woher der Schmerz eigentlich kömmt, beſtimmt angeben zu können. Dieſes poſſirliche Kunſtſtück, welches in London zu ungeheuren Wetten Anlaß gegeben hat, endigt ſich mit einer allgemeinen Betäubung.

Non plus ultra.

Den Beſchluß macht ein noch nie geſehenes, unerhörtes Vexirſtück. Beym Weggehen wird nämlich Jeder ſeine Börſe, Uhr, Tabaksdoſe oder andere Kleinigkeiten von Werth vermiſſen, dafür aber einige andere Stücke ſeines Nachbars in ſeiner Taſche finden. Hierüber werden die Anweſenden in Streit gerathen, ſich ſchimpfen und vielleicht auch prügeln. Während dieſer Schlägerei verſchwindet der kleine Philadelphini, und gibt einen neuen Beweis ſeiner Geſchicklichkeit dadurch, daß er in kurzer Zeit den Inhalt aller Taſchen leeret, und Niemand etwas in dem Sacke behält. Erſt am folgenden Tage werden um 3 Uhr früh einige Tauben jedem Eigenthümer das Verlorne zurückbringen; man erſuchet daher alle Häuſer, Thüren und Fenſter die Nacht hindurch offen zu laſſen, und dieſen allerliebſten Thierchen den Zutritt nicht zu verſagen; übrigens iſt die höchſte Vorſicht nöthig, damit nach ihrem Einfluge ſogleich wieder alles verſchloſſen werde, indem ſie ſich ſonſt eben ſo geſchwind mit den beyhabenden Prätioſen entfernen würden.

Da wegen Kürze der Zeit keine eigenen Logen für die Honoratioren erbauet werden konnten, ſo hat man zu beiden Seiten des Saales einige Leitern aufgeſtellt, um das impoſante Schauſpiel ganz bequem überſehen zu können. Diejenigen, welche an dem non plus ultra keinen Theil zu nehmen wünſchen, werden gebethen, ihre Börſen, Doſen ꝛc. ſogleich bey der Caſſe gutwillig abzugeben, indem die Zauberkraft des Herrn Enslin über leere Taſchen keine Macht hat.

Hr. Enslin ſchmeichelt ſich um ſo mehr eines zahlreichen Zuſpruches, als er gleich nach der letzten Vorſtellung mit der Caſſa abzureiſen gedenket, und das Publicum ſich keiner Wiederholung dieſer Kunſtſtücke zu erfreuen hat. Eine Menge von Einladungen, Citationen, Engagements und Steckbriefen, welche den Unterzeichneten von allen Seiten verfolgen, hinderten ihn bisher öfter als einmal in einem Orte zu ſpielen, daher er ſich genöthigt findet, dem Publicum im Voraus verbindlichſten Dank für den ungetheilten Beyfall geziemend abzuſtatten.

— K. —

2.) Anecdoten.

Auf einem Provinztheater Frankreichs trat die Prima-Donna mit heroiſchem Schritte auf. Die Situation erheiſchte einiges Weinen. Die Künſtlerinn zerſchmolz in Thränen. Zufällig hatte ſie das Taſchentuch vergeſſen; es entſchlüpften ihr unwillkürlich einige ſuchende Bewegungen, welche ihr Mädchen, das ſich, zu bequemerer Beſchauung des Rührſpiels, in das Orcheſter geſchlichen hatte, mit ungemeinem Scharfſinne zu deuten wußte. Alsbald beſtieg ſie einen Stuhl, und langte mit den Worten: »Hier iſt das Schnupftuch, Mademoiſelle,« den vermißten Gegenſtand der Herrinn über das Lampenbrett zu. Das lärmendſte Gelächter des verſammelten Publicums lohnte den Dienſteifer der getreuen Zofe.

Ein andermal ſah man mit Erſtaunen einen Soldaten mit gefälltem Bajonette auf die Bühne marſchiren, gegen den Souffleur avanciren, und demſelben ergrimmt zurufen: Ich ſage dir, du ſollſt ſtill ſeyn! du haſt hier nichts zu reden, du biſt nicht roth angeſtrichen! Das Erſtaunen des Publicums über ſolch unerwartetes militäriſches Zwiſchenſpiel ward durch die Aufklärung dieſes Ereigniſſes in lautes, Gelächter verwandelt. — Der Maire hatte eine Wache auf die Scene geſtellt, welche die Ordre hatte, Niemanden als die Schauſpieler dort ſprechen zu laſſen. Der Soldat, ein unerfahrener Recrute vom Lande, frug, woran er erkennen ſolle, wer Schauſpieler ſey, oder nicht. Er erhielt zur Antwort: Jene, welche roth angeſtrichen (geſchminkt) wären. Die Schildwache war ſehr auf der Huth. Es ging Alles gut, bis einige Schauſpieler erſchienen, welche mit ihrem Gedächtniß über den Fuß geſpannt waren. Alsbald bemerkte der Soldat ein leiſes, immer ſtärker werdendes Murmeln aus dem gewiſſen Loche, welches er vorher nicht bemerkt hatte. Er faßte den Murmelnden ſtärker in das Auge, und fand ſeine Wangen blaß. Der Ordre eingedenk, ermahnte er ihn durch Zeichen zur Ruhe, und als der Blaſſe gar nicht darauf achtete, marſchirte er gegen ihn auf, ihn durch die Gewalt der Waffen zur Ruhe zu bringen. Der Souffleur nahm bey dieſem Anblicke die ſchleunigſte Flucht in die finſteren Tiefen, und das Gelächter der Zuſchauer ſowohl,, als das Verſchwinden des Gedächtnißverbeſſerers führten das Ende des Schauſpieles herbey.

W.

3.) Merkurs Rapport an Jokus.

Auf einer Ankündigung des Seiltänzers Bevilacqua war zu leſen, daß er durch einen Reif in Lebensgröße ſpringen werde.

Die Deutſchthümler ruhen und raſten nicht, alberne Vorſchläge laut werden zu laſſen. Ein dergleichen Weſen hat ſich kürzlich im Freimüthigen für Deutſchl. vernehmen laſſen. Dem Manne iſt ſelbſt das »Frau«, welches in Norddeutſchland an die Stelle der »Madame« getreten iſt, noch nicht deutſch genug. Er behauptet, es wäre Unſinn, zu ſagen: Frau Campe, Frau Müller ꝛc., die Frau ſey ja nicht Campe oder

Muller. Rein deutſch wäre es, wenn man das bezeichnende »ſche« dem Namen anfügte, z. B. die Campe'ſche, die Müller'ſche Frau ꝛc. Es gibt auch ſehr bezeichnende »ſche« für ſolche Vorſchläge, man kann ſie läppiſche ꝛc. nennen.

Bey Gelegenheit des Khayl'ſchen Privat-Concertes erkannte Jemand (Ego) dieſem Brüderkleeblatte Jedem einen Donner-Keil als Jupiter in ſeinem Inſtrumente zu. Dagegen ſprach er dem von Halm eine glückliche Schauanlage ſeines quatre mains-Stücks (ein künſtliches Handgemenge und Gewebe dem Auge präſentirend) nicht ab, doch keinen andern Zepter bekäme er in die Hand, als einen Stroh-Halm, durch den ſich bunte Seifenblaſen ſchöpfen laſſen, der es aber nicht vermag, auf das Blasbälgchen oder die Muſchel im Ohre anſprechend einzuwirken. Ein Kunſtgenoſſe, der dieß Urtheil vernahm, beſorgte eine Beleidigung äuſſernde Einſtreuung von Seite des Betroffenen; im Selbſtgefühle der relativ, ohne critiſchen Sarcasmus, ausgeſprochenen Meinung war der Schiedsrichter auf die Erwiederung gefaßt: Der Befangene ſoll aus den Worten keine Deinung, ſondern lediglich eine Meinung vernehmen. A—r.

In einer Recenſion des Correggio, im Grätzer Aufmerkſamen, äuſſert ſich der Verf. über den Michael Angelo: »Es ſey ein Rieſengeiſt mit Weltgürtelgedanken!!«

Die Abendzeitung Nr. 21 (26. Jänner 1820) gibt drei Gedichte von Schefer, unter dem Titel: Bilder aus Hellas. Als Probe der idylliſchen Schreibart folgende Zeilen:

Wer ſchon feurige Roſſe zu Land nicht ſcheute zu reiten
Jetzo das eichene Schiff wagte zu reiten im Meer.
Wer rings mit Barbaren um ihn die gemeinſame Ruhe
Nicht zu drücken ſcheut, Flöhe wie Schafe ſo groß!! ꝛc. ꝛc.

Der Schauſpieler Pellet hat in einem Unterhaltungblatt Nr. 23 eine ergebenſte Erklärung gegen eine Hochlöbliche Erklärung der Dresdner Hoftheater-Direction einrücken laſſen.

In einem humoriſtiſchen Cirkel war dieſer Tage die Rede von einem wohlbekannten Gelehrten, der die Schwachheit hat, den Grammatiker, als welcher er wirklich excellirt, nie zu Hauſe zu laſſen, und bey dem fremdartigſten Anlaß ſeine etymologiſche Virtuoſität gelten zu machen. »Dieſer Mann«, ſagte Einer aus der Geſellſchaft, »iſt der Rumford unter den Philologen; ſeine linguiſtiſchen Wurzelſuppen wollen aber auch Niemanden behagen.«

—r.

(Beyträge für den Jokus beliebe man von nun an dem Redacteur des Conv. Bl. unter ſeiner Adreſſe zuzumitteln.)

* * *

Notiz.

Es iſt bemerkenswerth, daß die von dem hieſigen k. k. Hofmedicus, Hrn. Anton Frölich, empfohlene Anwendung der Uebergießung mit kaltem Waſſer in Faul-, Nerven-, Gall-, Brenn- und Scharlachfiebern, Maſern u. ſ. f. ſchon in den Jahren 1676—1684 durch Helbig in ganz Deutſchland (Miscellanea Curiosa sive Ephemerid. Medico. Physicar. Germanic. Academiae naturae etc. Norimb.) und im Jahre 1686 durch de la Roque im Journal des Sçavans, Amsterd. 1686, in Holland und Frankreich mit aller Wärme empfohlen wurde, ohne daß dieſe Curmethode damals Platz greifen wollte. Als Beweis der Nützlichkeit führte man damals an: daß in Indien alle Fieberkranken durch das wiederholte Waſchen mit kaltem Waſſer geheilet würden.

N. v. F.

* * *

Allgemeine Novelliſtik.

Das Converſationblatt hat in ſeiner 5ten und 6ten Nummer vom 13. und 15. Jänner, ſowohl den Fortſchritten des Steindruckes in Oeſterreich überhaupt die verdiente Gerechtigkeit geleiſtet, als inſonderheit dem lithographiſchen Inſtitut im Bürgerſpital, was unter uns zuerſt dem Steindrucke unſtreitig einen höhern Adel, feſtere Grundlage, und mehrſeitige Einwirkung auf verſchiedene Zweige der Nationalbildung errungen hat, mit wahrhaft verſtändiger und geſchmackvoller Auswahl, und nicht ſelten mit Aufopferung des allernächſten, kaufmänniſchen Intereſſe. — Es befindet ſich im Bürgerſpital, in der Kärnthnerſtraße, dem Eingang in die Annagaſſe gegenüber. — Die dort eröffnete Pränumeration auf die Bildniſſe ausgezeichneter Männer, ſowohl Lebender als Todter, — claſſiſcher, vaterländiſcher Gegenden — und, neben und vor andern Kunſtgegenſtänden, auf die Stammtafeln des regierenden Kaiſerhauſes in Bildniſſen, durch Max I. begonnen, verdient in der That die höchſte Aufmerkſamkeit, und wird jede gerechte Forderung befriedigen. — Beſonders merkwürdig für die Aufnahme des Steindruckes, iſt die nachfolgende, das gemeinnützige Streben, die Vorſicht und den Kunſtſinn der Unternehmer, in gleichem Grade ehrenvoll beurkundende Bekanntmachung:

Um den Herren Zeichenkünſtlern und Kalligraphen ihre Verſuche ſo wenig koſtſpielig als thunlich iſt, zu machen, nimmt die Anſtalt die von ihr abgenommenen Steine und Zeichenkäſtchen gegen verhältnißmäßigen Nachlaß am Einkaufs-Preiſe wieder zurück.

Wenn die Probe-Zeichnungen oder Schriften von der Art ſind, daß ſie einigen Werth für die Anſtalt haben können, leiſtet ſie den Druck von einer verhältnißmäßigen Anzahl Exemplare nebſt dem erforderlichen Papiere unentgeldlich, und iſt für den Fall einer höhern Brauchbarkeit auch zur Beſtimmung eines weitern Honorars erböthig, welches der Gegenſtand einer beſondern Uebereinkunft mit dem Verfertiger ſeyn würde.

Der Abdruck von Zeichnungen, welche die Anſtalt weder gegen Ablieferung einer gewiſſen Anzahl Exemplare oder ſonſtigen Honorars für ſich gebrauchen zu können glaubt, kann nur auf Koſten der Herren Eigenthümer geliefert werden.

Ein ähnliches Anerbiethen macht man auch dem verehrten, die Kunſt liebenden Publicum, in folgender Hinſicht:

Ohne Zweifel dürfte es für die Jugend von vorzüglichem Nutzen werden — ihren Eifer und Ehrgeiz mächtig ſpornen, wenn ſie ihre auf eine Zeichnung verwendete Mühe dadurch belohnt ſähe, daß die Beweiſe ihrer Fortſchritte und Kunſtfähigkeit nicht als einzelne Blätter in den Kaſten ihrer Eltern ruhen, ſondern in die Hände vieler ihrer jungen Bekannten gelangen, wo bey einem gegenſeitigen Tauſche die Critik das Auge ſchärfen, den Fleiß ermuntern, den ſchönen Sinn für die Kunſt beleben, und durch ſelben den wohlthätigſten Einfluß auf Geſchmack und Bildung nehmen wird.

Die Anſtalt wird ein doppeltes Portefeuille, und zwar für nachfolgenden Zweck unterhalten:

a) Für Gegenſtände des öffentlichen Verkaufes eigner Erzeugniſſe.
b) Kreidenzeichnungen — Arbeiten in die Tiefe und Schriften mit der Feder oder als Proben von ſolchen Künſtlern, welche ſich in der einen oder andern Manier dem geehrten Publicum anzubiethen und zu empfehlen wünſchen, wodurch denn auch daſſelbe in die angenehmere Lage geſetzt wird, nach jenen Arbeiten ſich den einen oder andern der Herren Meiſter nach eignem Urtheile wählen zu können, was vorzüglich für junge und talentvolle, jedoch noch nicht genugſam bekannte Künſtler von nicht unbedeutendem Vortheile ſeyn wird.

Jede Zeichnung wird von Seiten des Herrn Verfertigers mit Einverſtändniß der Anſtalt geſchätzt, worüber der Herr Eigenthümer der Zeichnung, gegen Vergütung von fünf Procent des Schätzungswerthes, ein Verſicherungs-Billet erhält. Springt nun der Stein bey den erſten Abdrücken, ſo wird demſelben der volle Schätzungswerth ſogleich bezahlt. Hat hingegen der Stein eine Anzahl Abdrücke ausgehalten, und iſt erſt dann geſprungen, ſo wird von oben erwähntem Schätzungswerthe nach Verhältniß der bereits gewonnenen Abdrücke weniger vergütet.

Uebrigens hängt es ganz von der Willkühr der Herren Zeichner ab, ſich dieſer Aſſecuranz zu ihrer Sicherheit zu bedienen, oder ihre Arbeiten auf eignes Riſico abdrucken zu laſſen.

Die Koſten des Abdruckens ſind ohngefähr folgende:

Für Kreide-Zeichnungen nach Verhältniß ihrer Größe und Ausführung, in ſofern ſie mit einem Male beſtellt werden, von 25 Abdrücken 8 bis 12 fl. W. W. und drüber, von 50 12 – 18, von 75 15 — 22, von 100 18 — 25.

Zeichnungen und Schriften mit der Nadel oder Feder kommen verhältnißmäßig wohlfeiler. Je mehr Abdrücke überhaupt gemacht werden, um ſo billiger kommen ſie zu ſtehen, jedoch nur in dem Falle, wenn das Quantum auf ein Mal gemacht wird.

Das Papier wird beſonders bezahlt, und die Wahl deſſelben iſt der Gegenſtand einer eignen Rückſprache.

Laut oſtindiſchen Zeitungen ließen ſich dort vom Jahr 1815 bis 1817 in Allem 1528 Weiber beym Ableben ihrer Männer mit ihnen lebendig verbrennen oder begraben.

Bernhard Romberg gab in Magdeburg zwei Concerte. Das volle Haus bewunderte jedesmal ein Talent, das nur zu Zeiten einmal die ſchaffende Natur hervorbringt, um zu zeigen, was ſie vermag. Der als Menſch eben ſo liebenswürdige Künſtler ſetzt nun ſeine Kunſtreiſe nach Italien fort, von wo er mit dem Frühlinge zurückkehren wird, um ſeinen Wohnſitz ferner in Hamburg zu nehmen.

Hrn. Wolffſohn's Angabe im Conv. Bl. Nr. 25: »daß Hr. van Beethoven ſich deſſen Kopfmaſchine für Schwerhörende bediene,« wird dahin berichtiget, daß Hr. van Beethoven jene Maſchine wohl beſichtigt, nie aber ſich derſelben bedient habe.

In Paris bey Crouillebois iſt erſchienen: Bibliothèque ophtalmique, oder cliniſche Bemerkungen, die im königl. Inſtitute der jungen Blinden gemacht worden ſind; von M. Guillé. Das erſte Heft dieſer Zeitſchrift ſpricht um deſto mehr die Aufmerkſamkeit des Publicums an, da die Coryphäen in der Heilkunde, Dupuytren, Alibert, Pariſet, Lucas und Rauche, die verſchiedenen Aufſätze der künftigen Hefte mit Noten und Bemerkungen zu begleiten verſprochen haben. Acht Hefte, jedes von 3 1/2 Bogen, die im Laufe des Jahres zu unbeſtimmter Zeit erſcheinen werden, machen einen Band aus, deſſen Subſcriptions-Preis 9 Franken beträgt.

Die bey Bettoni in Mailand ſeit einiger Zeit erſcheinenden »Lebensbeſchreibungen und Bildniſſe berühmter Italiener, ſind bis Ende 1819 bis zum drei und fünfzigſten Hefte gediehen, welches das Leben des Lorenzo Magnifico, aus der Feder des Advocaten, Fr. Reina, enthält. Im Laufe des Jahres waren auch noch von verſchiedenen Verfaſſern erſchienen, die Biographien des B. Caſtiglione, Sc. Maffei, Fr. Berni, G. Fracaſtoro, Gal. Galiläi, Angelo Poliziano und Benvenuto Cellini. Mit noch ſieben, in Kurzem zu erwartenden, ſoll dieß Pantheon berühmter Italiener geſchloſſen ſeyn. — Verfaßt und herausgegeben von den HH. Caſta, Cardinali, Tommaſini, Bertoloni und Mondini, insgeſammt Profeſſoren an der Univerſität zu Bologna, wie auch von dem Marcheſe Antaldo Antaldi und Baſ. Gmati, erſcheint in genannter Stadt ein Gran Dizionario della lingua italiana, das bereits zum dritten Hefte erwachſen iſt, und wovon monatlich eine Lieferung folgen ſoll.

Von der Committée der Geſellſchaftconcerte wird in der k. k. priv. Wiener-Zeitung bekannt gemacht, daß das zweite Concert der Geſellſchaft der Muſikfreunde des Oeſterr. Kaiſerſtaates, nächſten Sonntag, um die Mittagſtunde, im k. k. großen Redoutenſaale Statt haben wird. Eintrittcarten werden in der Geſellſchaftkanzley, Singerſtraße, rother Apfel, 2ter Stock, verabfolgt, und zwar den unterſtützenden Mitgliedern von heute an. Perſonen, welche nicht bleibende Mitglieder ſind, iſt die Gelegenheit, den Concerten beyzuwohnen, durch die Einrichtung eigener Eintrittcarten (45 kr. WW.) eröffnet. Es wird erſucht, die nicht eingekommenen Billets am 11. März abzugeben, weil ſie für künftige Concerte nicht gültig ſind. Beſonders bemerkt wird: daß am Tage der Aufführung durchaus keine Eintrittcarte mehr verabfolgt werden kann.

Herr Reich aus Fürth, hatte in München das Glück, ſein Inſtrument, Aeolodicon, den 17. Februar, Abends um 9 Uhr im Salon J. M. der Königinn, vor JJ. KK. MM. und der Königl. Familie, hören zu laſſen. Der König zeigte eine ganz beſonders lebhafte Theilnahme an dieſer höchſt intereſſanten Erfindung, und geruhete, während 1 1/2 Stunden ſich darauf vorſpielen, und den Mechanismus deſſelben im Detail vorzeigen zu laſſen. Der König ſchenkte dem Erfinder wiederholten Beyfall, und erfreute denſelben mit dem Auftrage zur Verfertigung eines ſolchen Inſtrumentes für Allerhöchſt Dieſelben. Hr. Reich hat von S. M. dem Könige auch eine ſchöne goldene mit einem Emaille-Gemählde geſchmackvoll verzierte Doſe erhalten. Die Herren Cramer, Vater und Sohn, aus Prag, welche auf dem Aeolodicon ſpielten, haben von S. M. goldene Uhren, ſammt Ketten und ſonſtiger Zierde, erhalten. — Dieſes Inſtrument hat die Form eines Klaviers von ſechs Octaven, und man glaubt, wenn man auf demſelben ſpielen hört, eine von mehreren Künſtlern vorgetragene Muſik zu vernehmen. — Es iſt eine Miſchung jener Töne, wie ſie die Aeolsharfe, oder wie ſie wirkliche Inſtrumente, namentlich die Poſaune, das Fagott, das Horn, die Klarinette, Hoboe, Flöte u. ſ. w. hervorbringen, aber nur noch ausdrucksvoller, und mit einer Fülle, mit einem Anwachſen und Abnehmen des Tones, und einer Tremolirung deſſelben, wie man es an einem ſolchen Inſtrumente nie geſucht haben würde. — Das Eigenthümliche, was dieſe Erfindung gewiß einzig in ihrer Art macht, iſt, daß die Töne nicht durch Saiten oder Orgelpfeifen hervorgebracht werden *). Auch iſt es unmöglich, dieſes Inſtrument zu verſtimmen, obſchon es nach Erforderniß willkührlich geſtimmt werden kann. Die Behandlung deſſelben iſt äußerſt leicht, und es kann für das Soloſpiel ſowohl, als zum Accompagnement gleich zweckmäßig verwendet werden. Für Theater und Kirchen kann es im Größeren ausgeführt, dereinſt eine Reform in der Inſtrumental-Muſik bewirken. Das ganze gebildete Publicum hegt den Wunſch, daß dieſe wichtige Erfindung bald allgemeiner bekannt werden möge.

Der als Schriftſteller unter dem Namen Emil bekannte k. k. Hofregiſtrant, Joſeph Franz Emil Trimmel, welcher bey ſeinem vorjährigen Ausfluge nach dem k. k. Salzkammergute, ſich viele Mühe gab, ein Exemplar von dem in dem Iſchler Salzberge ſtreichenden Polyhalit zu bekommen, erhielt vor einigen Monaten von dem dortigen Hrn. Bergmeiſter zwei ſchöne Exemplare **) dieſes ſeltenen Foſſils, mit der ſchriftlichen Verſicherung, daß man mit Beyhülfe der Hofrath Strohmayer'ſchen Beſchreibung, Nachforſchungen anſtellend, wirklich ſo glücklich war, dieſe bisher ihnen ganz unbekannte neue Salzgattung aufzufinden. — W.

Doctor Re, Profeſſor an der Veterinärſchule in Turin, hat eine kleine Schrift herausgegeben, in welcher er darauf aufmerkſam macht, daß ſich ein, die Chinarinde vollkommen erſetzendes Surrogat in dem Lycopus europaeus, der von den Landleuten nach einer alten Tradition Herba china (China-Kraut) genannt wird, in ganz Piemont, vorzüglich an feuchten und ſumpfigen Stellen, finde. Er führet zu Unterſtützung ſeiner Behauptung mehrere Fälle an, in welchen dieſes Mittel gleiche Wirkung, wie die echte China, gehabt habe.

Das Panorama von St. Petersburg in London, wurde mit Ende Decembers geſchloſſen. Ihm folgte die Anſicht von Lauſanne und dem Genferſee, ebenfalls von Henry Aſton Barker gemahlt; zugleich wird das große Panorama von Spitzbergen mit den Schiffen der Polar-Expedition fortwährend gezeigt. Ein drittes von Barker und Burford aufgeſtelltes Panorama, biethet den Schauluſtigen den Ueberblick von Venedig über den Marcusplatz, im Vorgrunde die Marcuskirche; — zur Staffirung ſind die Scenen des Carnevals benutzt; das Ganze ſoll mehr als 10,000 Figuren enthalten.

Der im vorigen Jahre in Berlin begonnene Beobachter an der Spree und Havel, welchen Dr. Kuhn neben dem Freimüthigen herauszugeben ſich entſchloß, gleichſam als Antipode des ſeit 19 Jahren ununterbrochen beſtandenen Volksblattes: der Beobachter an der Spree, hat mit dem Ende des vor. Jahrs ſchon wieder wegen Mangel an Abſatz aufhören müſſen.

---

*) Wodurch denn? fragen wir. Vielleicht durch die Art Hörner, die bey der ruſſiſchen Militair-Muſik eingeführt ſind? Die Redact.

**) Eines dieſer Exemplare hat der Hr. Hofregiſtrant, nebſt mehreren ſelbſt geſammelten Mineralien, dem Franzens-Muſeum verehrt. Ein Mehreres über ſeine Ausflüge enthalten die Zeitſchrift Heſperus, und ſeine Aeuſſerungen über die Straubingerhütte zu Badgaſtein.

Aus Frankfurt a. M. wird gemeldet, daß man nun ſchon mit Gewißheit von einem auf einer Maininſel zu errichtenden Göthe's-Tempel ſpricht (nicht Götzen-Tempel, wie man hier und da ſcherzend (??) äußern hört). — Weinbrenner und Heß ſollen bauen, Cornelius al fresco mahlen, dem Thorwaldſen iſt die Verfertigung der Basreliefs, Dannecker die der Büſte des Dichters übertragen. — Auch wird mit dem kommenden Frühling der Bau des neuen großen Bibliothek-Gebäudes begonnen. Beide Prachtgebäude werden Frankfurts Glanz nicht unbedeutend erheben und verherrlichen. — Hr. D. Paſſavant entwickelt in öffentlichen Vorleſungen ſeine eigenthümlichen und tiefgeſchöpften Anſichten über den Magnetismus.

Sehr höfliche Rüge einer ſehr unhöflichen Begegnung.

Unter den zahlreichen literar. Zeitſchriften, deren Redactionsgeſchäft darin beſteht, einen Rothſtift zu nehmen, und damit die Aufſätze in andern Journalen vorzuſtreichen, um ſie dann abdrucken zu laſſen, ſteht das, der — — ger-Zeitung beyliegende »Unterhaltungsblatt« oben an. Dieſe Beylage hat ſich, vermuthlich auch der bequemen Nähe wegen, zur Hauptquelle die Novelliſtik des Converſationsblattes erkohren, und fährt mit unermüdetem Eifer fort, daraus zu ſchöpfen. Nun nehmen wir uns aber die Freyheit, dieſe Freyheit für ſehr unartig zu halten. Denn wenn man wirklich einwenden könnte, daß ja viele in der Novelliſtik enthaltene Notizen ſelbſt aus fremden Zeitſchriften entlehnt ſeyen, (weil das gleichſam nicht anders ſeyn kann und darf, da es ſtrenge Zeitungſache, ſo müßten wir erwiedern, daß uns eben dieſe Quellen jährlich ein artiges Sümmchen koſten, während eben der löbl. — — ger-Redact. mit Beſtreitung eines Exemplars des Conv. Bl. durch die Poſt, und eines Dutzend Rotheln abgethan iſt. Es iſt wohl ein gewaltiger Unterſchied, ob man unmittelbar aus auswärtigen Blättern, die man ſich zu dieſem Behufe hält, entlehnt, oder ob man aus einer inländiſchen Zeitſchrift nachdruckt, beſonders wenn man auch alle Originalnotizen ſo unter Einem mit weg fouragirt. Doppelt gewiſſenlos aber müſſen wir es finden, wenn uns, wie z. B. auch im Grätzer Aufmerkſamen, ſogar aus dem Haupttext, der durchaus Original iſt, und daher bedeutende Honorare vorausſetzt, ganze Aufſätze, ſelbſt ohne Angabe der Quelle, rein nachgequetſcht werden.

Wir würden wahrlich kein ſolches Aufheben von derlei algieriſchen Eigenmächtigkeiten, am wenigſten unſer Selbſt Willen machen, wenn uns, wie gewiß Jedem, der an dem Aufſchwung der vaterländ. Literatur, auf welchem die Blicke des Auslandes jetzt aufmerkſamer als je gerichtet ſind, redlichen Antheil nimmt, der Ruf unſerer Journaliſtik gleichgültiger ſeyn dürfte. Wozu führt es, ſagen zu können: wir haben 60 und ſo viele Zeitſchriften, wenn es ſich, genauer beym Lichte beſehn, zeigt, daß vielleicht zwey Drittel des Geſammttextes aus Nachdrucken, wenn darunter ein großer Theil aus Nachdruck inländiſcher Journale ſelbſt, beſteht? Das iſt hohle Selbſttäuſchung, erſtickt den Ruf der Sache im Keim, lähmt die Luſt der Schriftſteller, die ihre Arbeiten da nicht anbringen, wo man mit der Nachdruckerei gratis durchkommt, (die Criſpinianer honoriren zwar auch, aber nur das vorliegende Gedruckte, und nur im moraliſchen, nicht im pecuniären Sinn), und verurſacht, daß in dem ſogenannten Flor des Journalweſens eben nicht viel Verdienſtliches liegt. Die Menge macht überhaupt den Flor nicht aus; nicht die Maſſe: der innere, eigentliche Gehalt beſtimmt den Werth und Anſpruch ꝛc.

So viel indeß aus obiger Veranlaſſung. Wir wünſchen beherzigt, und nicht mißdeutet zu werden, und empfehlen die Sache der geneigten Erwägung des Herrn B. in — — g.

Der Redact.

Druckfehler. In Nr. 17, Z. 9 v. o. leſe man: Wſewolodskaja ſtatt Wſewerloſchkaja; in Nr. 19, Z. 15 v. u. Borodawka ſtatt Borodawska; in Nr. 24 Conservateur impartial, und Senats-Zeitung ſtatt Journal des Rathes; in Nr. 27, Z. 11 v. Kulibin ſtatt Kulibie; ferner in der Induſtrie-Beylage S. 27, Z. 17 v. u. Golownin ſtatt Golowna, Z. 3 u. 8 v. u. Kodiak ſtatt Rodiak.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Graffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 17 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Graffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Conversationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

30.

(Wien, den 11. März.)

Ueber die Ausführbarkeit eines Verbindung der Donau mit dem adriatiſchen Meere, und die daraus erwachſenden großen Vortheile [*]).

Unter allen Staaten des feſten Landes, welche von der Natur vorzüglich begünſtiget ſind, hat die Oeſterreichiſche Monarchie unſtreitig die vortheilhafteſte Lage zum Handel und inneren Verkehr. — Es fehlt ihr bey dem ſo großen Reichthum an rohen Stoffen, bey der unermüdeten Betriebſamkeit ihrer zahlreichen Bewohner, bey dem immer größern Vorwärtsſchreiten derſelben im Gewerbs- und Kunſtfleiße, dann bey den vielen öffentlichen Anſtalten und Vereinen zur immer weitern Veredlung und Ausbildung, und bey der Menge der herrlichſten Fluße, nur an Communications-Wegen und an Entſchloſſenheit, die allenfälligen Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen, um den Handel dazu zu machen, was er ſeyn ſoll, und nach dem Beyſpiele mehrerer Staaten wirklich iſt, nämlich: der Nerv des Staats und die Quelle alles Wohlſtands und Ueberfluſſes.

Um dieſen Zweck auf dem kürzeſten Wege zu erreichen, wäre die ununterbrochene Waſſerverbindung zwiſchen der Donau bey Wien, und dem adriatiſchen Meere, wo der öſterr. Staat ſeine vielen Seehäfen hat, von der höchſten, größten Wichtigkeit. — Daß dieſe Verbindung keine Chimäre ſeyn kann, beweiſen ähnliche, wo nicht größere und kühnere Unternehmungen, die Canäle von Frankreich z. B., und namentlich der in Languedoc, und in der Picardie, welch letzterer in einer ſeiner Verbindungen 3 Meilen unter der Erde fortläuft, und 70 Luftlöcher hat, deren einige bey 33 Klafter tief ſind. Weiter kann noch ein Canal in Schweden zum Beweiſe dienen, wie unrecht man hätte, wenn man ſich durch gewiſſe Local-Schwierigkeiten abſchrecken laſſen, und eine derlei Arbeit für eine Träumerei halten wollte. Dieſer Canal hat ſechs in Felſen eingehauene Schleuſſen von verſchiedener Größe, worunter eine 64 Fuß tief, 60 Fuß lang, und 20 Fuß breit iſt. Auch iſt die Ausführbarkeit eines Schiffahrtcanals von Wien nach Trieſt, als der höchſt wichtigſten Verbindung mit dem adriatiſchen Meere, nach einer in den 1790er Jahren vorgenommenen Hauptunterſuchung, welcher wir den von hier nach Neuſtadt und von dort nach Pötſching geführten Canal zu verdanken haben — welch letztere Strecke aber durch die im Jahr 1813 eingetretene Ueberſchwemmung, gänzlich wieder zerſtöret wurde, hinlänglich erwieſen. — Auf dieſer von Wien bis Neuſtadt beſtehenden Canalfahrt, werden dermalen jährlich, nach einem dreijährigen Rechnungsdurchſchnitt, 97,069 1/3 Cent. verſchiedene Frachten, 6530 Klafter hartes Brennholz, 9364 3/4 Klft. weiches Brennholz, 8696 Cent. Steinkohlen, 1,668,066 Stück Mauer-Ziegel, und 121,833 Stück Dach-Ziegel verführt, wofür an Schiffrachtlohn 165,061 fl. 51 kr. W. W., die eigenen Canalfonds-Erzeugniſſe, und die zu ſeinem Gebrauch verführt werdenden Materialien, Requiſiten ꝛc. nicht gerechnet, eingenommen werden.

---

[*]) Den in Nr. 19. angedeuteten Vorſchlag haben wir mit dem Wunſch begleitet, daß es ſachkundigen Männern belieben möchte, ſich in unſerer Zeitſchrift darüber auszuſprechen. Wir freuen uns dankbar, dem Publicum in dem gegenwärtigen, beherzigungwerthen Aufſatze bereits ein Reſultat vorlegen zu können. Der Redact.

Bey dieſer kurzen Darſtellung des Speditionsbetriebes des hieſigen Schiffahrt-Canals, darf es jedoch nicht befremden, daß dieſe Anſtalt, ihrer ziemlich lebhaften Spedition ungeachtet, dennoch nicht in der Lage iſt, die Unterſtützung des Staatsſchatzes entbehren zu können. Der die eigenen Einkünfte überſteigende größere Koſtenaufwand bey dieſer Anſtalt, kann hier bey der Beleuchtung der durch die Schiffahrtcanäle und Flußverbindungen entſtehenden Vortheile jedoch keineswegs beirren — denn auf vollkommene Koſtendeckung kann bey Unternehmungen dieſer Art, welche nur einige Meilen weit ausgeführt, und dann, ſey es wegen eingetretenen kriegeriſchen Zeiten, oder andern Verhältniſſen unterbrochen worden, nicht gehofft und gerechnet werden, und es müßte ſolche als erſt beginnend angeſehen werden.

Bey der außer allen Zweifel geſetzten Möglichkeit, den Wiener-Neuſtädter Canal mit dem adriatiſchen Meere, und vorzüglich mit dem Trieſter Hafen, in Verbindung zu ſetzen, — käme es nur auf feſte Entſchloſſenheit beym Beginn an. Die der ſchnellen Ausführung dieſes gemeinnützigen, höchſt wichtigen Werkes, im Wege zu ſtehen ſcheinenden Hinderniſſe, darunter vorzüglich die Durchgrabung einer unfahrbaren Gebirgsſtrecke gegen das adriatiſche Meer zu, im Adelsberger Kreis — werden leichter, als man glauben kann, bekämpft werden. — Die Operationen, welche bey einer Bergrücken-Durchgrabung vorgenommen werden, ſind, wie nicht zu verkennen, zwar koſtſpielig; allein man entſchädigt ſich für den mehreren Koſtenaufwand bey einer derlei Arbeit nicht wenig durch die erhaltenen Bruch- und Quaderſteine. Selbſt der Schutt hievon kann benutzt werden — und es ſind, was vorzüglich zu berückſichtigen kömmt, derlei durch Felſen gebahnte Canalſtraßen von ungleich längerer Dauer, als die, welche auf Flächen, in bloßem Erdengrunde, gegraben werden, welch letztere überdieß auch noch, wo nicht jährlich, jedes zweite oder dritte Jahr doch ſicher große Summen auf die Reinigung derſelben von Sand, Schutt und Schlamm, erfordern. — Dadurch, daß die Arbeiten bey einem unterirdiſchen Stellen auch im Winter verrichtet werden können, gewähren ſie auch noch den Vortheil, daß ſehr viel an Zeit erſpart werden, und das Werk eher zu Stande kommen kann. — In dem gegenwärtigen Zeitpuncte, wo wir des Friedens genießen, kann es nicht ſchwer werden, ſich der zur Ausführung dieſes Werkes nöthigen Zahl von Arbeitern zu verſichern und ſomit, bey ſogeſtalteten Sachen, die Ausführung und Vollendung dieſes Werkes allerdings in wenigen Jahren, wenn mit allem Ernſte und vereinten Kräften darauf losgearbeitet würde, zu Stande kommen.

(Schluß folgt in Nr. 32.)

◆

Aus dem Trauerſpiele: Heroſtratos.

(Schluß von Nr. 29.)

Heroſtratos.

Die heut'ge Welt nimmt Blüthen für die Frucht,
Sie hat gealtert, dieſe ſtolze Welt,
Sie nennet neu, was andre ſchon vergeſſen, —
Ich will vergeſſen, daß ſie mich gezeugt;
Aus meinem Innern will ich, neugeboren,
Gerüſtet gegen einer Welt Befehdung,
Wie einſt, mit Speer und Schild, Athene
Aus Jovis Haupte ſprang — hervor mich drängen
Kein Sinnen ſoll an mir ein Altes finden,
Ein Neues will ich liefern, ſey es auch —

Apelles (lächelnd.)

Ein neuer Wahn! — O Mann voll Jugendkraft,
Bey deinem Leiſten bleibe, und die Welt
Wird deinen Schuh unſterblich preiſen.

Heroſtratos (ſtolz.)

Mein Leiſten iſt die Welt! —

Apelles.

Verlange nicht,
Wenn's alſo iſt, den kurzen Ruhm auf Erden,
Denn dieſer fehlt der Maßſtab für ſich ſelbſt. —
Am Himmel hat die Erde man gemeſſen, —
(ſpöttiſch.)
Und — über Götter richtet nicht der Menſch.

Heroſtratos.

Doch ſoll er ſie verehren. —

Apelles.

Frevle nicht —
Dem Frevler droh'n des Tempels kühne Säulen.

Heroſtratos.

Ich fürchte ihren Sturz nicht, denn ich habe
Sie ſteh'n geſehn.

Apelles.

Du dauerſt mich.

Heroſtratos.

Bedauerſt
Du mich, iſt neidenswerth mein Loos, —
Der Töpfer ſchielet nach des Töpfers Topf,
Und nach des Schmiedes Hammer ſchielt der Schmied,
Es horcht der Sänger auf des Sängers Lied,

Der Bettler ſieht dem Bettler auf die Hände; —
Du ſchmückſt den rohen Thon mit Farben, ich
Wollt' ihn geſtalten, kühn, zum Götterſitze,
Wir beide ſchmieden an des Nachruhms Krone,
Das Gold, die Gunſt der Welt, erbetteln wir. —

Apelles.

Zum betteln zwingt die Noth — ich aber treibe
Die Kunſt, weil mich die Kunſt getrieben.

Heroſtratos.

Und doch biſt du berühmt geworden?! — Nein,
Die Welt iſt wie ein König, und ſie will
Geſchmeichelt ſeyn, ſoll ſie ſich günſtig zeigen. —
Doch wahre Kunſt iſt eigenſinnig, läßt
Sich nicht in ſchmeichleriſche Formen zwängen, —
Berühmte Künſtler ſind befangen ſtets,
Drum ihre erſten Werke auch die beſten,
Obſchon aus dunklem Schooße ſie entſproßen.

Apelles.

Was folgt für dich daraus? für mich?

Heroſtratos.

Für dich zieh ſelber dir die Lehre aus,
Für mich, daß ich das Lob der Welt verachte.

Apelles.

Du willſt das Lob der Welt verachten?!

Heroſtratos.

Ich.

Der Schäfer läßt die Schaafe gute Kräuter
Auf bunter Wieſe freſſen, nicht darum,
Daß ſie des Abends, wenn ſie heimgekehrt,
Von ſich ſie geben, zum Beweiſe, daß
Sie gute Kräuter in den Magen hatten.
Er nährt ſie gut, daß froh ſie leben, und
Mit guter Wolle ſich bekleiden. — Doch
Mein Vließ will ſagen, was ich Großes leiſte,
Gehört der Welt, wenn ich einſt nicht mehr bin;
Ein Jaſon wird unſterblich, wenn er's findet.
Es lobt die Welt in Leichenreden, ſelten
Auf ihrer Särge Deckeln das Verdienſt
Der Zeitgenoſſen, die dem Zeitgeiſt drohten,
Drum bleibt der Geiſt der Zeit oft tief verſchloſſen
In ſich, und ſeine Größ' enthüllt die Folgezeit.
Leb wohl, Apelles! durch das Rieſenthor
Der Welt will in mich ſelbſt zurück ich kehren.
Gib acht — vom Augenblick ich dort erzwinge,

Was lange Jahre mir nicht konnten geben.
Man ſagt, die Kunſt ſey lang, und kurz das Leben, —
Lang iſt das Leben nur, doch kurz die Kunſt;
Soll uns ihr Hauch auf zu den Göttern heben —
So iſt er eines Augenblickes Gunſt —
Und einmal nur läßt ſich die Hohe ſchauen —
Will ſie, mit heiliger, fruchtbarer Brunſt,
Sich dem erwählten Sterblichen vertrauen.
Ein inn'rer Ruf treibt mich gewaltig an,
Auf daß ich wirke, einem Hauſen zu gefallen,
Den ich verachte, tief verachten muß,
Weil nach dem Rufe das Verdienſt er wäget. —
Ich kenne wohl den eig'nen Werth der Kunſt,
Die ſich genügt, doch zeigen wollt' ich's gerne,
Daß auch ich mir genügen kann; — doch wie?
Sey mir die mächt'ge Krone Philipps erſt
Im Angeſicht der Völker auf das Haupt,
Und bald ſoll ſie zu deinen Füßen rollen;
Wär' ich ein Krieger ſtrebt' ich kühn nach ihr,
Bloß, um ihr feierlich einſt zu entſagen. —
Das Leben geb' ich auf, ſobald das Ziel
Ich meines Treibens hab' erreicht, die Stunde,
Die auf die ſchönſte folgt, iſt minder ſchön,
Wie reizlos der Genuß der zweiten Liebe. —
Mich treibt's, den grellen Widerſpruch im Leben,
Der zwiſchen Wunſch und Ziel, und zwiſchen Macht
Und Schwäche waltet in des Buſens Nacht,
Recht feierlich ſo aus mir ſelbſt zu heben
Durch Nichtgenuß der Frucht aus ſeltnem Streben. —
Ich will der Welt entſagen — doch ſie ſoll
Zurück mich wünſchen einſt, die Undankbare,
Wenn's für den Dank zu ſpät. — Sag an, wo prangt
Des Dichters Denkmal, der ein Jonier? *)
Wo des Kteſiphons Ehrenſäule?

Apelles.

Sieh
Um dich herum.

Heroſtratos
(tief getroffen, nach einer Pauſe.)

Sie ſoll die meine werden.
(geht ſchnell ab.)

Apelles.

Er geht, getheilt in ſich, theilt er das enge Leben
In tauſend Plane für die Ewigkeit —
Sich ſelbſt nicht, nur der Welt will er genügen,
Der Thor, der Andre fragen muß, ob er zufrieden.

* * *

---

*) Homer's.

Allgemeine Novelliſtik.

Ueber die am letzten Jänner zu Weimar Statt gehabte Aufführung der Albaneſerinn (die wir in Nr. 16 anzeigten), enthält ein auswärtiges Blatt weiterhin Folgendes: Die Fabel des Stückes, welche von Hamburg aus unwahr und verdreht vorgetragen iſt, ſtellt dieſe Tragödie dem Stoffe der feindlichen Brüder ſo direct gegenüber, daß man ſie, an die Braut von Meſſina denkend, nennen konnte: Die Wittwe von Syracus, oder die freundſchaftlichen Brüder. Die Schickſalsidee iſt kühner noch, als in der Schuld, aber, wie ich glaube, weit feſter und wahrer ausgebildet. Zwar kann es Anfangs heidniſch hart ſcheinen, daß der König dem auf ihm laſtenden Fluche des Bruderhaſſes aus dem Munde eines Sterbenden, den er im ungerechten Zorne hatte enthaupten laſſen, auch dadurch nicht entrinnen kann, daß er den Brüdern ſchwärmeriſche Liebe für einander einflößt. Aber man ſieht bald, und fühlt es leicht heraus, daß nicht der Fluch, ſondern die Furcht des verletzten Gewiſſens, ſein Leben verwirrt, und ſeine Glückſeligkeit zerſtört. Der Fluch des Bruderhaſſes wird gar nicht erfüllt, die Söhne gehen als ſtrahlende Opfer der Bruderliebe unter, und der entſcheidende Moment iſt im 5. Acte ſo geſtellt, daß man, von des Cardinals Worten aufmerkſam gemacht, deutlich ſieht, daß des Vaters Furcht vor Brudermord, den Selbſtmord beider Brüder herbeyführt. Der überlegte des vermählten Fernando iſt nicht als Tugend (im chriſtlichen Sinne) dargeſtellt, der Cardinal, der ihn zu ahnen ſcheint, würdigt ihn richtig:

»Wenn dieſes Herz — zu einer Sünde ſich entſchlöſſe;
Es würde ſeyn, wie wenn der Sonne Strahl
Sich in dem Schooß der finſtern Wolke bricht;
Die Sünde würde leuchten, wie die Tugend,
Und mit des Urlichts ſieben Farben ſpielen.«

Den zweiten (des Enrico) gebiert die Leidenſchaft, das Kind der Schwäche, es iſt eine verzeihliche Flucht vor der Erneuerung eines Seelenkampfes, der ſchon früher die Gemüthskraft bis zum Wahnſinn erſchöpft hatte. Liegt nicht in den Worten Enrico's:

Wahnwitz'ge Thoren, wißt ihr nicht, daß ich
Wahnwitzig war —

klar das Gefühl der Unmöglichkeit, den geiſtigen Menſchen in dem neuen Streite der mächtigen Doppelliebe, der Scham des überbothenen Tugendſtolzes und des Triebes nach Sinnenglück, des zerreißenden Seelenſchmerzes um den ſo verlornen Bruder, und der unbezwinglichen Liebe zu ſeiner Wittwe aufrecht zu erhalten? Was thut Enrico anders, als der Zerſtörung des Geiſtes entrinnen durch Wegwerfung des Leibes? ꝛc.

Eine Zeitung von Oſtende gibt folgende Nachricht: Seit einiger Zeit ſehen wir in unſerem Hafen den kühnſten Seemann, der vielleicht je geweſen, eintreffen. Er iſt ein Engländer, der, mit einem 16 Fuß langen und 4 Fuß breiten Boote, ganz allein die Ueberfahrt von England nach Oſtende wagt, wo er von unſern Landesproducten einnimmt, und ſelbe nach England überbringt. Weder hohe See, noch Stürme, noch die Strenge der Jahrszeit halten dieſen unverzagten Seemann von ſeinen Reiſen ab. Man denke ſich einen Mann ganz allein in voller See, ein Fahrzeug regierend, welches kaum 6 Zoll Bord hat, dem Regen, Schneegeſtöber, der Kälte, gegen die wir uns auf dem feſten Lande nur mit Mühe verwahren können, bloß gegeben, und man erſtaunt, wozu die Gewinnſucht zu treiben vermag! Der Mann ſitzt im Vordertheile ſeines Bootes, und regiert ſeine Segel und ſein Ruder durch zwei am Bord hinlaufende Stricke. Um zu verhüthen, daß das Eis ſich an den Kanten ſeines Fahrzeuges feſtlegt, beſtreicht er dieſe, vor ſeiner Abreiſe, reichlich mit Fett, und ſo durchſchneidet er das

Meer, ohne ſich im mindeſten der ihm drohenden Gefahren zu kümmern, denen er bis jetzt noch jedesmal glücklich Trotz gebothen hat.

Gewaltig erklangen durch eine lange Reihe von Jahrhunderten die Meiſtertöne des hochgefeierten Sängers und Feldherrn, Aurelius Prudentius Clemens, mit deſſen Glanz nicht nur ein neues Morgenroth über das Gebieth der heiligen Dichtkunſt aufging, ſondern deſſen herrliche Feierklänge noch immer neu und wunderbar aus dem vierten Jahrhunderte des Chriſtenthums zu unſern Zeiten herüber hallen. Die zahlreichen handſchriftlichen Copien, und fünf und zwanzig commentirte und längſt vergriffene Auflagen ſeiner Meiſterwerke, begründen mehr als zur Genüge den Ruhm dieſes Fürſten der chriſtlichen Dichter, wie alte und neuere Zeiten, in ſeinem Lobe ſich erſchöpfend, einſtimmig ihn nennen. Kraft und Kühnheit im Ausdruck, üppige Fülle an Ideen und Bildern, und eine ſeltene Lebendigkeit in der Darſtellung, bezeichnen jede Seite dieſes hochgefeierten Sängers, der ſeit ſeinem Entſtehen ſowohl unter den größten Dichtern des Alterthums, als unter den wichtigſten Kirchenlehrern ſeinen vorzüglichen Rang behauptet hat. Auch vermochte nur die Nähe, in welcher dieſer große Mann mit den erzählten Begebenheiten oft vielleicht als Augenzeuge lebte, uns ſo anſchauliche Beſchreibungen von heiligen Märtyrern zu geben, die bis auf unſere Zeiten als die authentiſcheſten Urkunden verehrt werden. — Gerechten Anſpruch auf unſern Dank hat daher der verdienſtvolle, und durch treffliche Ueberſetzungen bekannte Herr Prof. J. P. Silbert, erworben, der keine Mühe ſcheute, dieſen, als einen der ſchwierigſten Lateiner bekannten Dichter, mit allem Glanz der deutſchen Sprache wiederzugeben, und ſowohl mit den Anmerkungen älterer Commentatoren, als mit eigenen Noten zu begleiten. Dieſe claſſiſche Ueberſetzung des Prudentius wird nächſte Woche im Verlag der J. B. Wallishauſſerſchen Buchhandlung hier unter folgendem Titel erſcheinen: Aurelius Prudentius Clemens, Feiergeſänge, heilige Kämpfe und Siegeskronen. — Metriſch überſetzt und mit Noten begleitet von J. P. Silbert. — Die Verlagshandlung hat es ſich mit der ihr eigenen, vortheilhaft beſtätigten Sorgfalt, angelegen ſeyn laſſen, durch ſchönes Papier, neue Lettern, und ein ſonſt gefälliges Aeußere, dem innern Werth des Buches, welches Ihrer Durchlaucht, der Frau Fürſtinn Marie, Eſterhazy, geborne Fürſtinn v. Liechtenſtein, gewidmet iſt, möglichſt zu entſprechen. — Allen Beſitzern von Claſſikerſammlungen, jedem religiöſen Gemüth, und allen Gebildeten überhaupt, empfiehlt ſich dieſes bedeutungvolle Werk wohl von ſelbſt.

In England hat man unlängſt eine ſinnreiche Methode erfunden, Flintenkugeln auf eine neue Art zu verfertigen. Sie werden nämlich nicht wie ſonſt in Formen gegoſſen, ſondern (obwohl der Ausdruck jetzt noch fremd klingen muß) geprägt. — Man gießt zu dieſem Behufe zuerſt vierkantige Stücke von reinem Blei, die etwas dicker ſind, als der Durchmeſſer der künftigen Kugeln. Dann werden in eine gewöhnliche Münzpreſſe, ſtatt des Ober- und Unterſtempels, zwei hohle ſtählerne Halbkugeln eingeſetzt, und mittelſt derſelben aus der maſſiven Bleiſtange die Kugeln herausgepreßt, oder, wenn man lieber will, herausgeſchnitten. Die Vortheile dieſes Verfahrens ſind ſehr auffallend. Vorerſt geht die Arbeit weit ſchneller, als durch das Gießen im Kugelmodell; die Kugel wird weit glätter, und erhält auch nicht die flache Platte, die eine Folge des Abzwickens des Einguſſes iſt. Vorzüglich aber iſt zu bemerken, daß die gepreßte Kugel, im Vergleich mit einer gleich großen gegoſſenen, ſchwerer und dichter iſt, ſo daß, wenn die letztere ein Loth wiegt, die gepreßte 1 3/16 Loth ſchwer wird; ein Umſtand, der für die Wirkung des Schuſſes ſehr vortheilhaft befunden worden iſt.

v. D — r.

Es iſt erfreulich, zu ſehen, wie die ſinnreichen Engländer die ſchöne Erfindung des moiré metallique abändern, und zu verſchiedenen Zwecken anwenden. Jetzt hat man in London patentirte Tapeten von moire; und Zimmer, damit bekleidet, ſollen ſich außerordentlich prächtig ausnehmen. Dieſe Tapeten ſind übrigens nicht ſtarkes Blech, ſondern ſo dünn wie Papier, und werden auch Rollenweiſe verſendet. Uebrigens kann man die angenehme Verſicherung ertheilen, daß gegründete Hoffnung zur Erzeugung dieſes ſchönen Fabricates auch im Inlande vorhanden iſt. Es hat nämlich in Wien der verdienſtvolle Profeſſor der Technologie im k. k. polytechniſchen Inſtitut, Hr. G. J. Altmütter, welcher ſchon im erſten Bande der gehaltreichen Jahrbücher dieſer Anſtalt eine vortreffliche Anleitung zur Verfertigung des moiré metallique, und zur Darſtellung willkührlicher Figuren auf demſelben, nebſt der erſten genugthuenden Erklärung dieſer höchſt auffallenden Erſcheinungen gegeben hat, ſchon glückliche Verſuche zur Hervorbringung dieſer Tapeten gemacht, und es iſt nur zu wünſchen, daß er das Verfahren dazu, welches man in England ſehr geheim hält, bald öffentlich bekannt mache, und daß es unſere Fabricanten bald in Ausübung bringen mögen. — v. Q — r.

Die Redact. iſt dem Herrn Einſender dieſer beiden intereſſanten Notizen dankbar verbunden, und wünſcht, daß es ihm, ſeiner gütigen Aeußerung gemäß, gefallen möchte, ihr deren ferner zuzuwenden. Der Herr Verf. wolle ſich übrigens wie alle Autoren, die anonym bleiben wollen, wenigſtens der Redact. nennen; ſie bürgt für die Beobachtung der Anonymität, die, wie der Hofr. Müllner neulich ſagte, einem Domino gleicht, den der Wirth des Balles nicht verrathen darf ꝛc.

Nach einem auswärtigen Blatt unterhielt England in der letzten Zeit des americaniſchen Krieges 150 Schiffe von der Linie, und 100,000 Matroſen, welche letztere allein dem Staate jährlich an 19 Millionen Thaler koſteten. Dennoch errangen bekanntlich die nordamericaniſchen Freiſtaaten ihre Unabhängigkeit.

Anmerkung über die ſeither erſchienenen und künftigen Induſtrie-Beylagen.

Die Induſtrie-Beylagen, deren wir ſeither 11 gegeben haben, werden (in unabhängigen Lieferungen) fortgeſetzt. Sie werden von nun an von dem Redacteur des Conv. Bl. ſelbſt beſorgt, und es wird daher erſucht, die Beyträge gefälligſt an ihn zu addreſſiren. Beförderung des inländiſchen Commerz- und Gewerbweſens durch ſchnelle, mitunter beurtheilende Bekanntmachung der eingreifendſten Fortſchritte in Fabricatur, Manufactur, Technik überhaupt, in in- und ausländiſchen Handelsangelegenheiten ꝛc. durch Aufſtellung allgemeiner Anſichten ꝛc. iſt der Zweck dieſer Beylagen. Kernhafterer Gehalt, größere Bündigkeit der Darſtellung ſind weſentliche, von dem beſchränkten Raum vorgeſchriebene Rückſichten. Wir laden alle Freunde der Gemeinnützigkeit ein, ſich dieſes Blattes als eines bereitwilligen Organs zu bedienen. Beſonders wünſchen wir, daß Kaufleute, Künſtler, Fabricanten ꝛc. uns mit ihren geeigneten Anſichten, neuen Producten, Erfindungen, Verbeſſerungen ꝛc. bekannt machen möchten. Wir hoffen um ſo eher auf Berückſichtigung, als ſie den eigenen Vortheil dieſer Herren betrifft, und wir bey dieſen Beylagen, von allem Eigennutz weit entfernt, bloß von dem reinſten vaterländiſchen Intereſſe geleitet ſind, weßwegen ſie auch unentgeldlich geliefert werden ꝛc.

Wien, den 9. März 1820. Der Redact. u. d. Verlag.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Gräffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 17 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

31.

(Wien den 14. März.)

Ueber F. L. Z. Werners Tragödie: »Die Mutter der Makkabäer« *).

Von Wilh. Hebenſtreit.

— — — Alſo keine eigentliche dramaturgiſche Critik über die *Mutter der Makkabäer* **), ſondern auch nur *meine* Anſicht von dieſer Tragödie, welche zugleich eine Vorrede und einen Prolog hat. Die erſte iſt ſchlecht geſchrieben, paßt nicht zur Sache, weil ſie einen Gegenſtand individualiſirt, der in objectiver Allgemeinheit erſcheinen ſoll, und verdirbt alles dasjenige, was durch ein anhaltendes Schweigen zu gewinnen war. Den letzten verſtehe ich nicht ganz, und wünſchte wohl, daß der Dichter ſelbſt die erſte, die verſetzte in Verbindung mit der letzten, die Strophe S. 3 »*Vergebens! wer dem Flüſtern* ꝛc. und die folgende, kurz und klar, in Proſa übertragen möchte. Der Leſer will nicht errathen, ſondern faſſen und begreifen.

Der *Triumph der Mutter der Makkabäer und ihrer ſieben Söhne* iſt der Inhalt — und die *Verherrlichung des Heiligen* die hervorleuchtende Tendenz der Tragödie. (Vorr. I. III.) Des hinzugefügten Erdichteten wegen bedarf der Verfaſſer keiner Schutzrede. Es verſteht ſich ja ohnehin, daß die Behandlung des Stoffes dem dichteriſchen Geiſte überlaſſen bleiben muß. Die hier zu ſtellende Frage betrifft lediglich die Zweckmäßigkeit des Erdichteten, und ſo den Gewinn, welchen die Sache, wie der Leſer und Zuhörer aus dem Erdichteten ziehen.

In dieſer Hinſicht iſt das Ganze im Ganzen mit großem Bedachte, ja mit unverkennbarer Sorgfalt zuſammengefügt; allein es zeigen ſich dennoch Theile, die weder dramatiſch noch ſceniſch von ausreichender Wirkung ꝛc. ſind; ein Fehler, den man nach der S. IV der Vorr. kundgemachten Kenntniß des Dichters nicht erwarten konnte.

Die *Idee* an ſich iſt *tragiſch*. Eine Mutter mit ſieben Söhnen leidet den Tod für Glauben und Ueberzeugung, und feiert den Triumph der Selbſterhebung über das Irdiſche. Das den Syrerkönig *Antiochus* errei-

---

*) Einige Worte über die merkwürdige Vorrede zu dieſer Dichtung ſind in Nr. 18 ausgeſprochen.
Der Redact.

**) Wien 1820. Gedruckt und im Verlage bey J. B. Walliſhauſſer; mit einem Kupfer, Gemählde von Raphael, Stich von Hoſel, Preis 6 fl. WW.

chende Strafgericht — gleichviel ob poetiſch oder hiſtoriſch — iſt genügend. Die Verbrechen des Tyrannen reichen, nach Leſſings Ausdruck, weit über die Grenze der Criminaljuſtiz, und mußten, wie geſchehen, geſtraft werden. Die Krone, welche Nikanor verrätheriſch an ſich reißen wollte, wird ihm nicht beſchieden; Lyſias, mit ihm im Verrathe, muß, die Rachſucht abzubüßen, des jungen Königs Schirmvogt ſeyn; Jaſon, der abtrünnige, jüdiſche Hoherprieſter endet vor der Bundeslade, an welcher er Frevel verübt hat, und Heliodor ſtirbt von eigener Hand. Der Tod der Mutter und ihrer Söhne iſt geſühnt; ſie ſchweben der himmliſchen Heimath zu, und Judas Makkabäus, deren Bruder und Oheim, mit Cidli, des geſchlachteten Benoni Jungfrauwittwe, verbunden, ſpricht zum Volke:

> Verſchwunden
> Die Trauer iſt, wir zieh'n in unſer Land,
> Und Friede wieder werd' im Land' erfunden,
> Und Eintracht, Vatertreu' und Glaubensband ꝛc. (S. 213.)

So läßt der Dichter in ſeiner Tragödie das Schickſal walten, und ſchwerlich dürfte darin ihn der Tadel erreichen.

Indeß die Ausbildung weiter verfolgt, ſo ſtehen zuvörderſt im ſcharfen Gegenſatze: Salome, die Mutter der Makkabäer, und Judas Makkabäus, ihr Bruder. Sie, die in Gott ergebene Frau, ihr höchſtes Glück ſuchend, im Glauben für den Glauben zu ſterben; Er, der rüſtige, furchtbare Held, ſtets fertig, mit dem Schwerte für die Erhaltung und Fortpflanzung ſeines Glaubens zu ſtreiten. Dort der Vorſchein des duldenden Chriſtenthums, hier offener Kampf für das beſtehende Judenthum. In dieſem Gegenſatze und in ſeiner Verbindung liegt ein Zwieſpalt der Idee, und jeder Theil wird auf eine andere, verſchiedene Weiſe bedingt. Ein ſolcher Fall wird ſich allemal ergeben, wenn man einen Gegenſtand aus der altbibliſchen Geſchichte, beſonders je näher er an das Gebieth der Heroenzeit gränzt, in ein chriſtliches Gewand kleidet. Die altbibliſche Geſchichte gehört, in örtlicher und religiöſer Hinſicht, einer andern Sphäre an; deßhalb muß ſie in ihrer Eigenthümlichkeit fortbeſtehen, oder eine ihr zum Grunde liegende Idee als unbeſchränkt herrſchend behandelt werden. In jenem Sinne würde es hier heißen: Salome und ihre Söhne ſtarben für ihren Glauben, weil ſie eine im jüdiſchen Geſetze verbothene Speiſe nicht genießen wollten; in dieſem: Der Menſch überhaupt muß am Glauben ſeiner Väter halten, und für denſelben ſterben. Das war aber des Dichters Abſicht nicht. Er meinte den wahren Glauben, das Heilige in chriſtlicher Bedeutung, vermiſchte die Verhältniſſe des Judenthums zum Chriſtenthume, und mußte daher den Untergang dem erſtern verkünden (S. 226), obgleich er dasſelbe kurz vorher durch Judas hatte erneuen laſſen (S. 223).

Es iſt hier der Ort nicht, darauf tiefer einzugehen; allein das Mangelhafte und Widerſprechende der Form fällt um ſo ſtärker auf, wenn man den Geſichtspunct ſcharf auffaßt, aus welchem Vorrede und Prolog geſchrieben ſind. Die gute Abſicht des Dichters in Ehren gehalten, iſt dieſe Behandlung des gegebenen Stoffes ſo wenig echt dichteriſch, als ſie jemals chriſtlich werden kann. Die Gegenſätze zerſtören ſich wechſelweiſe, und dem Werke fehlt die dramatiſche Vollendung: die nothwendige unauflösliche Verbindung des Leibes und der Seele in der Wahrheit. Hr. Werner konnte von dem

Einflüſſe der Gegenwart ſich nicht losarbeiten, und dadurch, daß er ſtatt hiſtoriſcher Haltung mitunter eigene Bilder gab, verlor er die Möglichkeit, ſich mit Beſonnenheit und Klarheit über den Stoff zu erheben.

Darauf mag denn auch die Art bezogen werden, mit welcher die Geiſterwelt in Anſpruch genommen iſt. Einen ſchönen Blick in die Unendlichkeit bereitet das von Sidli (S. 20) dargeſprochene Lied:

In Jeruſalem, der Stadt,
Hielt der Heidenkönig Rath ꝛc.

und die Wirkung der Stimmen von Oben (S. 25) könnte ergreifend ſeyn, würde ſie nicht ſchon früher durch das Erſcheinen des unverſtändlich bleibenden Geiſtes Eleazars zum größten Theile vernichtet. Solche Geiſtererſcheinungen ſind überaus ſtörend, und haben die Zuſchauer oft ſchon unwillig oder lachen gemacht. Vielleicht fühlte der Verf. das Unzureichende; wenigſtens führt er gleich darauf (S. 37) die Geiſter in Geſchwadern auf, und enthüllt die Zukunft, welches ganz gut ſeyn würde, wäre nur Eleazars Geiſt nicht bereits ſichtbar geweſen. Sein ſtilles Erſcheinen in Salomes Landhauſe, und das Poſaunengetön oben in Lüften, des Himmels Flammen und der Erde Krachen ꝛc ſtehen wieder im irrenden Widerſpruche, und geben dem Werke, wenn man die Prophezeiungen des Jovisprieſters, und die Tempelauftritte anreihet, trotz aller, ich möchte ſagen, ängſtlichen Reflexion, ein romantiſches Zwielicht, welches die Sonne der Wirklichkeit verfinſtert, und den beſchränkten Standpunct des Dichters bezeichnet.

Dieſen, und daß die Gegenwart mächtig auf ihn eingewirkt habe, bezeugt insbeſondere die Umſtändlichkeit, mit welcher die Marter-Scene im 5. Aufzuge durchgeführt erſcheint. Der Dichter gefiel ſich in der Schilderung der Qualen, welche die Martyrer erlitten, und, nachdem man kaum zu Athem gekommen, läßt er noch, in Zukunft, Millionen Andere geboren werden, erkoren, zu waſchen ſich im Blut' des Opferlamms. Das Gedehnte dieſer Scene iſt ſo wenig dramatiſch und theatraliſch, daß, bey einer verſuchten Darſtellung auf der Bühne, das Gefühl laut dagegen ſich ausſprechen dürfte.

Daß der Dichter in den Hauptcharacteren nach Wahrheit geſtrebt habe, gebe ich gern zu; aber erſtrebt hat er dieſelbe nicht, weil er die Zeichnung nicht frei nach dem Leben der Vorzeit, ſondern nach ſeiner eigenen An- und Abſicht entwarf.

Dem ſchneidenden Gegenſatz der Charactere Salome's und Judas Makkabäus, im Allgemeinen, habe ich bereits angedeutet, und ſo verbleibt er auch in Einzelheiten.

Salome erſcheint überaus ehrwürdig, und faſt alles Gute der Tragödie kommt aus ihrem Munde. Sie iſt von allem Irdiſchen dergeſtalt entbunden, daß man ſie ungern »Rahel am Brunnen« nennen, und ungern von ihr Aeußerungen hört, wie folgende: Wir haben Zeit genug verzaudert (daran war ſie allein Schuld); du, Bräutlein, führ' ſie nur an; ohn' uns thun Männer nichts auf Erden (S. 26). Oder: Kinder, kommt geſchwind, ich hab' euch was zu ſagen, und: Rühmt euch einmal ſelber. (S. 31. 33) Oder als ſie Jacobs Reiſebündel ordnet: Man iſt doch recht geplackt, der Bube lernt nichts. — Es iſt aber ein größerer Verſtoß gegen die innere Wahrheit des Characters, daß der Dichter ihr den Judas Makkabäus zum Beder gibt. Perſonen von ſo ausgemachter Verſchiedenheit können keine Einheit der Handlung begründen; ſie gehören ganz verſchiedenen Zwecken, wie ganz verſchiedenen Familien an. Die bibliſche Geſchichte kennt daher auch dieſe Verwandtſchaft nicht, hat vielmehr den Judas in einem ganz abgeſonderten Verhältniſſe weit richtiger geſchildert (2. B. Makk. 3); dort bleibt jedem Theile ſeine Größe; hier verſchwindet die Größe des Judas in der Größe Salome's, wie das Heidenthum im Judenthume, und das Judenthum im Chriſtenthume. Die ausfahrende Heftigkeit des Makkabäers ſticht zwar gut ab gegen die ſtille Duldſamkeit der Mutter, allein ſie einigen und verſchmelzen ſich nicht. Daher die wunderliche Aufklärung, die Jener dieſer über ſeinen Verband mit Nikanor gibt (S. 91 u. f.); daher ſeine Floskel: Weib iſt Weib, und Schwur iſt Schwur! als Reſultat der Unterredung (S. 117.) Solche Umzüge macht ein ſolcher Hitzkopf nicht. Der Dichter erhebt die Schweſter auf Koſten des Bruders, das iſt irrig und falſch; denn da ſie Beide in ſeiner Tragödie Hauptwerkzeuge Gottes ſind, ſo müſſen ſie wenigſtens ſich gleich, und, gegenüber geſtellt, fleckenlos ſeyn. Das geſchieht freilich nicht, wenn man die Gegenwart in das Leben der Vorzeit überträgt, und hier etwas zu erreichen ſtrebt, was dort ganz anders geſtaltet war. Hält man beide Charactere noch näher zuſammen, ſo wird man leicht begreifen, daß Judas vor dem Hoherprieſterſchilde Jaſon's ſich nicht, wie ſeine Schweſter, gebeugt haben würde, und da die Frage: mit Recht oder Unrecht? wohl nicht geradehin zu entſcheiden iſt, trotz dem, was der Makkabäer S. 129 davon ſagt, ſo wird ſelbſt Salome vom Bruder in ein gewiſſes myſtiſches Helldunkel geſtellt, das ſo ziemlich dem Grau in Grau einer Theaterurne gleicht.

Antiochus, der Syrerkönig, iſt ein Zerrbild, und beginge er nicht das unmenſchliche Verbrechen an Salome und ihren Söhnen, wofür ihn die gerechte Strafe ereilt, ſo müßte man ihn für wahnſinnig halten. Er iſt herrſchſüchtig, prachtliebend, mißtrauiſch, für Größe empfänglich, ſinnlich, grauſam ꝛc., wie man eine Hand umwendet. Nirgend ein feſter Characterzug; eine klägliche Zuſammenſetzung des Modernen und des Altgeſchichtlichen. So zeigt er ſich vorzüglich in dem Geſpräche mit Salome. Bald nennt er ſie Nemeſis und Niobe; bald Nymphe und Furie. Dann biethet er ihr die Krone, weil ſie ihm Oehl vom Nectarborne geſpendet (?), und nach der jämmerlich jammervollen Scene zwiſchen Cidli und Benoni (S. 173) findet er auch Cidli, die Judenbraut, köſtlich.

Die Judenbraut iſt köſtlich!
— Ich ſchenk' dir des Bräutigams Leben,
Doch du mußt Paphos Opfer noch dieſe Nacht mir geben. (S. 176. 177.)

Die geſammte Leibwache iſt in Sorgloſigkeit verſunken, und Antiochus, noch im geſunden Zuſtande, mit Blindheit geſchlagen; denn durch jene geht Abir, Salome's Sohn, gewaffnet, frei, bis zum Throne des Königs, und der König verſchmähet die Warnung des Trabanten, daß ein Troß vieler Geſchwader heraneile, und die des Abir, daß Lyſias im Verrathe ſey, ſo zwar, daß nicht einmal auf Kundſchaft ausgeſendet wird ꝛc.

Salome's Söhne handeln nach ihrer Eigenthümlichkeit, oder wie es dem Dichter gut dünkte. Den neunjährigen Jacob hat er indeß offenbar verbildet. Er wollte dem Kinde eine ausgezeichnete Seelengröße geben —

dieſe Abſicht iſt unverkennbar — und geſtaltete ihn faſt kindiſch läppiſch. Darunter leidet unglaublich der Ernſt der Handlung. Man denke nur an die Sprüche des kleinen Jacobs: Ha! wär's der Heidenkönig! Hohn ſpräch' ich ihm! (S. 25.) und: Hätt' ich ein Schwert, den Heidenkönig hiebe ich nieder (S. 32); man erinnere ſich an ſeine Bekleidung mit Helm und Schwert (S. 41), und an den Spaß, den er mit Antiochus treibt:

»Mutter, ſieh' auf! ich halt' ſie ja zum Narren. (S. 108.)

Ob ein Feldherr, wie Nikanor, der über Verrath gegen ſeinen König brutet, und dem eben deßhalb Verſtellung nothwendig wird, ſo unklug ſeyn kann, zu Jaſon, dem abtrünnigen Judenhoherprieſter, vom Jovisprieſter, dem Prieſter ſeines Glaubens, zu ſagen:

Der gibt dir was zu ſchaffen,
Dein Kamerad, der Ziegenbart!
Mit allen Gliedern wackelt er
Schon her, der alte Cerberus, ſammt ſeinem Faunenheer. (S. 72.)

worauf er ſich eben dieſem Ziegenbarte mit einer Verbeugung nähert, und ihn Verehrter betitelt; und, ob der Jovisprieſter mit Jaſon, der in ſyriſcher Fürſtentracht vor ihm ſteht, ſo wie S. 74. ſprechen wird? will ich dahin geſtellt ſeyn laſſen, und nur beyläufig bemerken, daß die wenigen Scenen, die einen Anſtrich von Humor haben ſollen, durchaus ihre Wirkung verfehlen, indem ſie nicht an rechter Stelle ſtehen. So das Geſpräch des Jonathas bey ſeiner Gefangennehmung (S. 65.) mit Alcimus, und die nachgeſuchte Audienz des Bürgermeiſters von Antiochia beym Könige, die ſich mit einem echt franzöſiſchen Requiſitoriale endigt:

Bürgermeiſter.
Des groſſen Königs Weisheit hat uns faſt ausgezogen!
Nikanor.
Er bleibt demohngeachtet euch in Gnaden ſtets gewogen! (S. 71.)
Antiochus.
Zehntauſend Pfund in Gold bezahlt die Stadt
Noch heut'! treibt ihr's nicht ein, ſo hängt ihr morgen.
Bürgermeiſter und Rath.
Vivat! (S. 84.)

Am meiſten vermiſſe ich ferner die Genialität des Ausdrucks, indem ſich, jedoch mit Ausnahme mancher von Salome geſprochenen Stelle, faſt überall derſelbe umändern, oder Eines für das Andere ſehen läßt. Die äußere Wahrheit darf und ſoll nicht, wie Herr W. in der Vorrede S. IV. vertheidigend meint, der inneren aufgeopfert werden. Beide müſſen vielmehr ſo miteinander verwachſen ſeyn, daß es unmöglich iſt, ſie zu trennen. Nun hat der Dichter aber das nicht nur nicht gethan, ſondern noch gar manches der äußeren Form, dem Reime, zum Opfer gebracht. Dahin rechne ich z. B. außer dem vorſtehenden Reime, Vivat und Stadt, folgende Stellen, die der Perſon und der Sache nicht anpaſſen:

Salome.
Die welken
Antworten, muß man die vom Munde welken. (S. 103.)

Nikanor.

Ja ſchrecklich mag er ſeyn, wie du, der du ſein Knecht nur, Schrecklicher;

Judas.

D'rum achte, was du nicht verſtehſt. (zum Knecht) Und du mach's kurz,
beym Lucifer! (S. 129.)

und:

Doch jauchze nicht zu früh, Tyrann. — —
Vor Mitternacht? du Schnecken-Partiſan. (S. 131.)

oder:

Er (Jehovah) hat verdiente Schmach von uns genommen,
D'rum werde nun die Pracht ihm angeglommen. (S. 114.)

u. ſ. w.

Endlich enthält die vorliegende Tragödie ein umfaſſendes Scheltwortregiſter, womit der Dichter Jung und Alt reichlich ausgeſtattet hat. Vermuthlich ſuchte er darin den characteriſtiſchen Ausdruck der Kraft; aber er vernichtete die Würde. Schon der neunjährige Jacob führt die trotzigen Heidenlümmel, und den alten Sünder im Munde, wogegen ihn Juda wieder Dummkopf nennt. Antiochus ſchilt den Nikanor einen bleichen, langgenaſeten Feldherrn, und ſprudelt über mit: verfluchter Pfaff, Schurke, Wurm, Maulwurf, feiler Knecht. Nikanor heißt den Jaſon: Judenprieſter, Judenſchelm, Schurk vom Judenland, Schuft, ſeichte Nichtigkeit; der Prieſter Jovis denſelben: Rothbart, Wicht, Judenrenegat, Erzpfaff, Thor oder Böſewicht; und Judas Makkabäus ſagt nach einander, zur Schweſter: Weib, zwing mich nicht zum Läſtern; Erzengel peitſcht ihn her (den Knecht); Möcht' ich ihm doch den Hals zuſchnüren; Sprich nicht ſo dumm; Auf den vertrakten Knecht, den tölpiſch dummen Satan (wart' ich); Toll macht ihr mich noch; Fort Philiſter, Eſelskinnback (zum Jonathas); Sclav, Rebell (zum Nikanor); ſo daß man wohl der Aeußerung des Jonathas beyſtimmen muß:

Wie ſo 'n Herr doch aus der Art kann arten! (S. 57.)

Vielleicht dürfte auch die an das Altarblatt der Cataſtrophe gelegte Tinte, ich meine: die Vermählung Cidli's mit Judas Makkabäus, zu ſtark, und es beſſer geweſen ſeyn, die Sache im Hintergrunde zu laſſen. Sagt doch Judas S. 43.

Getäuſchtes Menſchenherz! wie toll und raſend rennt es
Von Kindheit an nach Liebe, und immer haſcht es Schein!

Salome S. 26. dagegen:

Ohn' uns (Frauen) thun Männer nichts auf Erden;

und der auslegende Dichter im Prolog: (S. 8.)

Ob ſchön auch Lichtentzündniß
Durch Mann und Männinn ſcheint,
Und edler Seelen Bündniß
Für Pflicht und Recht gemeint;
Im Aneinanderranken
Zerſtört's doch leicht die Schranken

Und falle! denn ſonder Wanken
Stehe nur, was Jeſus eint!

Da komme ich wieder auf den Zwieſpalt der Gegenwart mit der Vorwelt, auf den Zwieſpalt des heutigen Syſtems mit dem ältern, deſſen Löſung in einer dichteriſchen Individualität ruhen mag. Denn wer beyſpielsweiſe Jahre lang die Lehre aufgeſtellt, und durchgeführt hätte: von zwei Hälften, die ſich ſuchen, finden, und trennen, um ſich wieder zu ſuchen, zu finden, und zu trennen, müßte bey aller Reflexion, wenn ihm die Klarheit mangelt, und die Phantaſie ihn überflügelt, entweder in der Sinnlichkeit verſinken, oder dem Ueberſinnlichen ſich in die Arme werfen. Im letzteren Falle wäre es aber, beym redlichen Streben, beſſer, den Glauben walten zu laſſen, als der Poeſie in gewiſſen ſich widerſtrebenden Formen zu huldigen.

Allgemeine Novelliſtik.

Für Roſſini's Credit bey den guten Wienern iſt es wohl ein Glück, daß der italieniſche Türk nicht vor dem ſicilianiſchen Tancred hier ankam. Die Oper: »Der Türke in Italien,« nach dem Italieniſchen von Hrn. Joſ. Ritter v. Seyfried, Muſik von Roſſini, wurde im Theater an der Wien am 7. März zum erſtenmale zu Herrn Chordirectors Schwarzböck Benefice gegeben, und konnte nicht gefallen, da jenes Feuer, jene Energie, welche in andern Roſſiniſchen Opern gewaltſam mitreißt, nicht allein mangelt, ſondern auch der reiche Fluß ſeiner lieblichen Melodien hier auf dürrem Sand einer, gegen ſeine Gewohnheit geſuchten, Characteriſtik ſich meiſt in ſeichte, oft trübe Bächelchen verliert. Was ſonſt in ſeinen andern Opern nichts taugt, findet ſich hier wieder, und der Tonſetzer ſcheint dießmal mit ſeinem Pſeudo-Dichter, der in der Oper die Oper ſchreiben will, und dem nichts einfällt, Arm in Arm gegangen zu ſeyn. Beſonders leer iſt der erſte Act; beſſere Nummern enthält der zweite; gar unwürdig iſt die Ouverture, die auch der Cenerentola angehört, und die Introduction. Was konnte der deutſche Bearbeiter aus einem Stoffe machen, in welchem ein verbuhltes Weib ihrem Manne und ihrem Cicisbeo ungetreu wird, um ſich von einem Türken entführen zu laſſen, der ſich zwiſchen ihr und einer wiedergefundenen alten Liebſchaft theilt, welches Weſen, durch's ganze Stück als ein Hausteufel dargeſtellt, ſich am Ende krümmt, weil ſich ihr alter, verhaßter, langweiliger Mann von ihr ſcheiden will, und wo ſich Alle bekehren, weil nun die letzte Scene da iſt! — Die Darſtellung war der Möglichkeit angemeſſen; denn Parte für italieniſche buffi geſchrieben, bekommen eine etwas ſchwerfällige Haltung, wenn ein ſolcher Geronimo, ein ſolcher Verſifex daraus wird. Selim ſang einen herrlichen Baß, aber den türkiſchen Baſſiſten wird vielleicht das Fiſtuliren im Coran verbothen ſeyn, und das mit Recht, denn es gelang ihm wie die Conſtruction in einer fremden Sprache, und ſchadete ſeiner Grandezza. Fiorilla hat eine ſo ſchöne Stimme, daß ſich ſogar ein Chriſt in ſelbe verlieben könnte; und hierin bewies der Türke keinen ausländiſchen Guſto, der ihm ſonſt wohl etwa vorgeworfen werden könnte. Geronimo paßte recht gut für einen unausſtehlichen Polterer, und von Zaiden müſſen wir bedauern, daß ihr ganzes muſicaliſches Seyn immer dünner und unvernehmlicher wird. Vor allen herrlich glänzte der Tenor Narciſo; ſolch ein Hausfreund könnte einen Geronimo wohl tolerant machen, wenn der Alte auch nur die Flöte vom Dudelſack zu unterſcheiden im Stande iſt. Er wurde zweimal gerufen, und befeſtigt ſich überhaupt mit jeder Arie immer mehr in der Gunſt des Publicums. Seinem Spiel iſt ſehr viel vorzuwerfen; aber was kann er noch werden, wenn der junge Mann ſein Ziel nicht aus den Augen verliert! — Die Anſicht Neapels war ſehr ſchön; das Orcheſter wird mit jedem Tage trefflicher, und des Herrn Opern-Directors nicht zu ermüdende Thätigkeit wirkt unabläſſig. Einen kleinen Vorſchlag wollen wir hier noch wagen. Könnte vielleicht der rechte Flügel des weiblichen Chorperſonals ſich nicht hinter die Männer zurückziehen? Er verlöre nichts dabey, und die Zuſeher gewännen viel, wenn ſie ſich nicht mehr fürchten durften, nach dieſer Richtung auf das Theater zu ſehen. W—t.

Es iſt eine herrliche Sache um die Wohlthätigkeit; ſie macht unſern lieben Wienern auch das Unwillkommenſte willkommen, und ſtärkt ihnen die Verdauungkraft auch für nicht gar gekochte Speiſen. Wir wetten darauf, der landſtändiſche Saal wäre ſo voll, wie neulich beym Concert für die durch Ueberſchwemmung Verunglückten, wenn ſich Einer zu irgend einem frommen Zwecke daſelbſt auf einer Maultrommel oder auf einer Strohfidel hören laſſen wollte. Das characteriſirt unſere Mitbürger, welche, bey den zahlloſen und anlockendſten Gelegenheiten zu den ausgeſuchteſten Kunſtgenüſſen, weder durch Neugierde zum Seltenen hingezogen, noch bey der hier allgemeinen muſicaliſchen Bildung von der Unkunde geblendet ſeyn können, und doch bey allen Productionen, wenn ſie nur ſolche Zwecke haben, ſich ſo zahlreich einfinden. Heil ihnen, und Heil auch den Veranlaſſern, wenn auch der Präſentir-Teller, auf dem ſie ihre Gabe ſpenden, nicht immer mit lauter Früchten aus den Gärten der Heſperiden beſetzet iſt; denn ihnen ſtehen nicht alle Mittel zu Geboth. Die Solo-Violine zeichnete ſich durch Präciſion, der Solo-Sopran durch eine ſchöne Kammer-Stimme, der Solo-Baß heute wie allemal durch jedes Erforderniß aus. Alle Tempi waren viel zu langſam, und der Chor wurde im Sturme ſo geſcheuchet, daß er ſich nicht mehr zur Jubelhymne zuſammen finden konnte. Nochmals Heil allen, welche damals, ſo oder anders, ihr Scherflein leiſteten; wir ehren ſie, wenn wir auch erzählen, was ihr Rock für eine Farbe hatte. T—r.

In der Villa Mattei, in Rom, iſt das alte Quartier der Brandwächter, mit einer Inſchrift, welche 500 Namen enthält, gefunden worden. Im Giornale arcadico wird ein Aufſatz über dieſen Fund erſcheinen.

Die berühmte Wahrſagerinn, Mademoiſelle M. A. Lenormand, mit deren Ausſichten in die Zukunft es auf die Neige zu gehen ſcheint, beſchäftigt ſich jetzt auch mit der Vergangenheit, und iſt als Verfaſſerinn der geſchichtlichen und geheimen Denkwürdigkeiten des Lebens der Kaiſerinn Joſephine, Marie, Roſe, Tacher de la Pagerie, Napoleons erſte Gattinn, aufgetreten. Dieſes Werk, in 2 Bänden von 1100 Seiten, mit Fac-Simile's, Kupferſtichen, Portraits u. ſ. w. geziert, iſt durch einen vielverſprechenden Proſpectus zu dem Subſcription-Preis von 15 Franken angekündigt worden. Vielleicht würde das Unternehmen der modernen Sybille, von der man weiß, daß ſie bey der Kaiſerinn Joſephine Zutritt hatte, wo nicht Beyfall, doch den erwünſchten Abſatz gefunden haben, hätte eine wichtige Perſon, die in dieſem Werke figurirt, der Verfaſſerinn nicht den böſen Streich geſpielt, ihre authentiſchen Belege für unrecht zu erklären.

Für die nächſte Oſtermeſſe iſt der zweite oder Supplementband zu **Brulliot's** Dictionnaire des Monogrammes angekündigt.

Der Königl. Preuß. Director der Mahleracademie zu **Düſſeldorf**, Hr. **Cornelius**, hat die Ehre gehabt, JJ. Majeſtäten dem Könige und der Königinn von **Baiern**, und den Königl. Prinzeſſinnen, die Cartons zu den in der Glyptothek von ihm auszuführenden Gemählden vorzulegen. Man ſagt, er werde in einigen Wochen eine Reiſe nach **Berlin** antreten, wohin er von ſeinem Monarchen berufen ſey, welcher dieſe neuen Schöpfungen des ſeltenen Kunſttalentes auch zu ſehen verlange.

Die **Times** bemerkt: die beſte politiſche und oeconomiſche Einrichtung für das Volk eines Landes, iſt ohne Zweifel die, ſich auf die eigenen Erzeugniſſe und Quellen zu verlaſſen. Dieſer Meinung ſind aber die **Kaufleute** nicht; einträglicher, daher auch beſſer iſt es in ihren Augen, wenn das Syſtem eines allgemeinen **Tauſchhandels** befolgt wird. **Großbrittannien** ſoll, ihrer Meinung nach, vom Getreide des Continents leben; Zufuhren von ruſſiſchem und ſchwediſchem Eiſen erhalten, die leichten franzöſiſchen Weine trinken. Dafür ſoll es Baumwollen und Wollen-Waaren geben. und es kann immerhin ſeinen Boden und ſeine Bergwerke vernachläſſigen. Allein die nordiſchen Staaten ſind nicht mehr ſo zurück in ihrer politiſchen Oeconomie, ſich die engliſchen Handelsbedingungen, wie ſonſt, gefallen zu laſſen. Sie machen Einrichtungen zu ihrem Vortheile und zu ihrer Bequemlichkeit; ſie ſind zwar bereit, ihre Ueberſchüſſe gegen ſolche Bedürfniſſe auszutauſchen, welche ihnen genehm und brauchbar ſind, doch immer nur nach ihren eigenen Bedingungen. Wie kann **Großbrittannien** auf einen großen Handel mit **Deutſchland**, den **Niederlanden** und **Frankreich** rechnen, in ſofern dieſer Handel die engliſchen Fabricate betrifft. Oder will **England** noch immer unter dem Preiſe, und mit eigenem Schaden verkaufen, ſeine Fabricate wohlfeil nach dem Continente ſchicken, und dagegen Getreide, Eiſen, Wein, theuer bezahlen? Kann dabey die erwerbende Claſſe in **England** beſtehen? Mögen Einige ſich dabey bereichern, müſſen aber nicht Handwerker und Arbeiter verhungern und zu Grunde gehen?

In dem Bericht der mathematiſchen Commiſſion, über den in den Zeitungen beſprochenen neuerlichen Sturm in **China**, an deren Spitze ein tartariſcher Edelmann ſteht, lautet es: — wenn ein ſolcher Sturm einen ganzen Tag anhält, ſo zeigt er an, daß Verkehrtheit und uneinige Rathſchläge zwiſchen dem Fürſten und ſeinen Räthen Statt finden; wenn der Staubfall nur eine Stunde lang währet, ſo ſtehet eine Seuche für die ſüdweſtlichen Provinzen, und Krankheitzufälle für die Hälfte der Einwohner im Süd-Oſten zu befürchten. Ferner haben Se. Majeſtät bekannt gemacht, daß ſie Willens ſeyen, nach dem Begräbnißort ihrer Vorfahren, da wo ſich dieſelben zuerſt zur kaiſerlichen Würde erhoben, zu wallfahrten. Dieſer Vorſatz erinnert an das Gedicht des Kaiſers, Kien Long, welches er bey einer ähnlichen Wallfahrt nach ſeiner Ahnen Gräber geſchrieben. Es iſt einfach, aber rührend, und weit beſſern Inhalts, als alle die Proclamationen des jetzigen Herrſchers. Patriarchiſches Wohlwollen und Frömmigkeit drückt ſich darin aus. Im Eingange ſagt er: »Wenn ein Mann ſeinen Eltern gehorcht, dann herrſcht Friede im Familienkreiſe; befolgt der Fürſt den Willen ſeiner Vorfahren, dann herrſcht Friede im Reiche; wenn der Herrſcher dem Willen und den Bedürfniſſen der Erde und des Himmels nachkommt, dann wird die Welt Friede haben.« —

Herr **A. F. Lechner**, k. k. priv. Spiegel- und Luſter-Fabricant hier, (im Bürgerſpital) längſt vortheilhaft bekannt durch den Geſchmack, die ausgezeichnete Solidität und billige Berechnung ſeiner Arbeiten, welche überall den denkenden und ſinnreichen Künſtler verrathen, hat durch wiederholte Verſuche einen Bergcriſtall erfunden, der ſich beſonders zu Glasſteinverzierungen ſehr dankbar eignet, indem er das Licht glänzender vervielfacht, und dadurch eine weit prachtvollere Beleuchtung, als durch jene, hervorbringt. Gleichwohl kommt dieſer Bergcriſtall nur um ein Fünftel höher, als die gewöhnlichen Glasſteine zu ſtehen. Dieſer Bergcriſtall, der ſich dem Opal und Labradorſtein in Hinſicht des Effectes ſehr nähert, iſt bereits von competenten Sachkennern beſehen, und mit einſtimmigem Beyfall gewürdigt worden. Die Sache verdient allgemeine Beachtung, und wird ſie finden, ſobald ſie nur einmal mehr bekannt ſeyn wird. Herr Lechner empfängt den ganzen Tag über Jeden mit Vergnügen, der ſich näher überzeugen will.

Gſſr.

Von dem Herausgeber der History and Antiquities of Westminster-Abbey, Fr. P. Neale, in London, erſcheinen Anſichten der adelichen Landſitze in England, Wales, Schottland und Irland, in Royaloctav. Sie werden von den beſten Künſtlern in Linienmanier geſtochen, jeden Monat wird eine Nummer, mit 6 Anſichten nebſt Beſchreibungen, ausgegeben, und das Ganze ſoll an 6 Bände einnehmen. — Boydell's mahleriſche Anſichten von Norwegen ſind mit der eben erſchienenen Lieferung von Taf. 71—80 beendigt. Das Ganze beſteht in 2 Foliobänden, und koſtet 24 Guineen. — Von der Encyclopaedia Edinensis, or Dictionary of Arts, sciences and miscellaneous Literature, einem Werke Millars, ſind 2 Bände, und 3 Abtheilungen des dritten erſchienen. Es werden 6 Bände in Quart, mit 180 Kupferſtichen.

Wenn Lord Byron, ſagt das lit. Wochenbl., eben Geld bedarf, ſo braucht er nur einige hundert Verſe nach England zu ſchicken. So viel hundert Verſe, ſo viel zwey hundert Guineen. Ein ſo geehrter Lord heißt denn allerdings mit Recht right honorable, und es werden daher gerade jetzt the works of the right honorable Lord Byron in der eigenſten Wortbedeutung angekündigt. Shakſpears Werke ſind von jeher unter dem einfachen Titel erſchienen: the works of William Shakspeare. Das heißt zu deutſch: Byron iſt ein vornehmer, gut bezahlter Lord; Shakſpeare aber ein armer, bürgerlicher Schlucker, der den Lords an dem Theater die Pferde hielt. Weſſen Werke aber ſind eher unſterblich? Weſſen Werke machen der Nation mehr Ehre? Byrons, oder Shakſpeares? —

Iſthamarus.

Das Converſationblatt wünſcht von allen neuen theatraliſchen und ſonſtigen Kunſt-Darſtellungen, Beneficen, Concerten ꝛc. auch im Voraus Nachricht geben zu können. Wir erſuchen daher die löblichen Directionen und die betreffenden Individuen, uns, auch zur Beförderung ihres eigenen Intereſſe, in ſolchen Fällen zeitlich genug eine kurze Anzeige zu machen. Daſſelbe wünſchen wir bey bevorſtehenden Productionen einheimiſcher und fremder Merkwürdigkeiten ꝛc.

Der Redact.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Gräffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 17 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

32.

(Wien, den 16. März.)

Techniſche Neuigkeiten; von —*

V.

Man hat neuerlich in öffentlichen Blättern den Wunſch geäußert, bey der gegenwärtigen Theurung des Papieres doch Verſuche im Großen mit Papierſtoff aus Vegetabilien zu machen, und als Beweis, daß es ſolche Surrogate gibt, Vilette's auf Papier aus Eibiſch gedruckte Werke angeführt.

Wohl iſt es gegründet, daß die Oeuvres du Marquis de Villette, Paris 1786, ſowohl auf Papier aus Eibiſch, als auf Papier aus Lindenbaſt abgedruckt worden. Das Papier wurde aus dieſen Surrogaten auf der Papiermühle des Levrier Dilicle zu Sens fabricirt. Allein wir brauchen uns in dieſer Hinſicht nicht wieder aus Frankreich Muſter zu holen. Abgeſehen von den vegetabiliſchen Papierſtoff-Muſtern, die uns der zu früh dahingegangene Naturforſcher Schäffer, zu Regensburg, in den Jahren 1765—1775 lieferte, haben wir in Deutſchland einen neuern, ſehr glücklichen Verſuch in's Große gemacht, Papier aus Vegetabilien zu fabriciren. Prediger Senger, zu Reck, kam nämlich auf den Gedanken ſich des ſogenannten Wieſenpelzes oder Waſſerwolle, Conſerva rivularis Linn., als Papierſtoff zu bedienen. Er ſammelte eine bedeutende Menge dieſer criptogamiſchen Pflanzen, bey 8000 Pfund, und ließ durch den Papiermacher Funkenberg Papier daraus fabriciren. Senger wählte folgende 3 Gattungen der Conſerva zu dieſem Erzeugniß: I. Conſerva rivularis Linn. II. Conſerva bulloſa Linn. III. Conſerva reticulata.

Nach dem vor mir liegenden gedruckten Zeugniß des vorerwähnten Heinr. Wilh Funkenberg, geben 100 Pfund Waſſerwolle — Conſerva rivularis — 6 Rieß Papier zu 10 und 11 Pfund. Aus 100 Pf. Lumpen, ſagt er, macht man auch nicht mehr. Senger ließ auf dieſem Papier aus Waſſerwolle ſeine Abhandlung: Die älteſte Urkunde der Papierfabrication abdrucken. Das Papier iſt zwar etwas grau, aber feſt, und der Druck nimmt ſich gut aus. Ein Exemplar hiervon befindet ſich hier in Händen des Hrn. Rittig von Flammenſtern.

Da auch in unſerem Kaiſerſtaate dieſe criptogamiſche Pflanze häufig vorkommt, ſo ſollte es ſich doch der Mühe lohnen, dieſen Stoff zur Papierfabrication zu verwenden. Welcher Papierfabricant an der nützlichen Anwendung dieſer Conſerven zweifelt, kann Einſicht von obigem Exemplare nehmen.

— La Martillière (Pair von Frankreich und Diviſ. Gener. der Artillerie), ſtellt in ſeinem neueſten Werk über die Artillerie (Recherches sur les meilleurs Effets à obtenir dans l'Artillerie, Paris 1819. 8. 2 Tomes) die ſonderbare Meinung auf, daß ſchon Moſes das Schießpulver gekannt haben müſſe, indem er ſich ſonſt bey Erwähnung der Zerſtörung von Sodoma nicht der Worte hätte bedienen können: Sulphur et salis ardore comburens. Und was brachte denn den guten La Martillière auf dieſe Idee? Die Vorausſetzung, daß jener als Erfinder des Schießpulvers zu betrachten ſey, der zuerſt die Eigenheit der Exploſionskraft des Salpeters, wenn derſelbe mit Schwefel oder Kohle vermengt wird, kannte. Intereſſanter als dieſe Entdeckung iſt La Martillière's Behauptung: daß die beſte Miſchung des Schießpulvers aus 76 Theilen Salpeter, 15 Theilen Kohlen und 9 Theilen Schwefel beſtehe. Irrig iſt im 2. Bande, S. 129, die Angabe, daß man erſt ſeit der Belagerung von Compiegne, im Jahre 1414, mit Beſtimmtheit nachweiſen könne, daß man ſich ſchon damals gegoſſener Geſchütze bedient habe. Dieß mag wohl der Fall in Frankreich ſeyn, allein in Deutſchland ließen ſchon im J. 1372 die Augsburger metallene ſogenannte Steinbüchſen gießen, die ihnen auf 50 Pfund Gold zu ſtehen kamen, und die ſie nachher gegen den Herzog Johann von Baiern gebraucht haben. Endlich verdient aus dieſem Werke noch als techniſche Neuigkeit angeführt zu werden, daß La Martillière T. 2, pag. 152 offenherzig geſteht, in Frankreich ſeyen ſelbſt die Leute vom Fache noch getheilter Meinung: ob es beſſer ſey, die Kanonen über den Kern — hohl, — oder maſſiv zu gießen? —

— Bekanntlich hat der geniale Congreve ein Patent über ſeine neu conſtruirten Gewehre, womit er coniſche Kugeln zu ſchießen vorgab, erhalten. Daß Congreve nur ſein Geheimniß durch den doppel- — man könnte ſagen — widerſinnigen Ausdruck: coniſche Kugeln, maskiren wollte, verſteht ſich von ſelbſt, und es wäre unnöthig geweſen, die Leſer erſt durch ein ? aufmerkſam machen zu wollen. Jetzt erfährt man aus dem Spirit of the Times daß es kleine Brandraketen ſind, die aus dieſem neu conſtruirten Gewehre geſchoſſen werden.

— Die Chemiker Faraday, Gay-Luſſac und Wollaſton haben das von dem Dr. v. Veſt in Grätz, in den Nickelerzen von Schladming entdeckte Metall — Vestium oder Sirium — chemiſch analyſirt und gefunden, daß es kein neues Metall ſey. Es iſt ein unreiner gemiſchter Metallkönig, Schwefel, Eiſen, Nickel und Arſenik enthaltend; Nickel iſt der Hauptbeſtandtheil dieſes Gemiſches.

……

Des Jokus Wochengabe.

XI.

1.) Hans Dampf, der Frauenmörder,

oder: Der Tod verſöhnt.

Traurige Schickſalstragödie in 5 Acten, von Flaccus Phöbusſohn, genannt G tutto.

Schluß-Scene.

(Nacht — Finſterniß — Sturmgeheul. — Der Held des Stückes, Hans Dampf, nachdem er ſein Weib ermordet hat, ſtürzt in Verzweiflung heraus. Sein Geſicht iſt zerſtört, ſein aufgelöſtes Haar flattert im Sturme umher. Er hat einen Dolch in der Hand. Gleich beym Hereinſtürzen beginnt er:)

Laßt mir Ruhe, Nachtgeſpenſter,
Weilet, weilt nicht länger hier!
Ha! durch Rauchfang, Thür und Fenſter
Happt's und ſchnappt's und jappt's nach mir.
Will mich freſſen;
Wie beſeſſen
Ziſcht voll Giſcht die Natterbrut!
Leichendüfte
Hauchen Grüfte,
Und die Klüfte
Spei'n in Flammen Schwefelglut! —
Horch! es blitzt!
Huh, mich ſchwitzt.
Welche Kälte,
Wie am Belte,
Wo der Eisbär friedlich hauſ't,
Daß mir Leib und Seele grauſ't.
Dunkle Donnerwetter
Strömen ſchon in ſchwarzen Güſſen
Auf mich ein, die Schuld zu büßen.
Güt'ge Retter,
Götter!
Helft mir von den Nachtgeſtalten,
Laßt das düſtre Mitleid walten!
(Er macht einige raſche Gänge über die Bühne, dann bleibt er ruhiger ſtehen.)
Faß dich! ſey ein Mann, Hans Dampf,
Männer ehrt der muth'ge Kampf.
Blauer Dünſte
Hirngeſpinnſte
Wollen täuſchend dich umweben,
Geiſter gibt's ja nicht im Leben! —
Nein, es ſind Phantome,
Geiſter ſind es nicht,
'S iſt ein irrend Licht,
Wie's entſteigt moraſt'gem Strome.

(bitter.)
War ich darum nur auf Schulen,
Nagt' ich deßhalb Federſpulen,
Daß ich Geiſter glauben ſollt'?
Nein, der Weisheit ernſte Lehren
Darf mir Wahnwitz nicht verkehren!
Jetzt nur, Schulwitz, bleib' mir hold.
(wehmüthig.)
In der Schule war mir beſſer,
Ach, ich lebte froh und frei,
Uebte gleich der Eiſenfreſſer,
Der Profeſſor, Tyrannei.
Als ich noch in Bücherriemen
Hielt Gelehrſamkeit geſchnallt,
Nichts geſcheut, als nur die Striemen
Von der Ruthe Nachgewalt.
Schöne Zeit beym Hapſerlſpiele
Oefters Tagelang verſäumt,
Später dann im Luſtgefühle
Keuſcher Liebe ſüß verträumt!
Als ich ihr noch nachgegangen,
Jener unbekannten Braut,
Die ich voll von Glutverlangen
Kaum mich anzuſchau'n getraut!
Die mich einſt ſo tief betrübte,
Als ſie eines Andern Hand,
Wiſſend nicht, daß ich ſie liebte,
Schmückte mit der Treue Pfand.
Oft ſah man den ſonſt ſo Trägen
Unter ihrem Fenſter ſtehn;
Trotz der Kälte, trotz dem Regen,
Ihren Schatten auszuſpäh'n.
Ach! von dieſer Glut, zu lieben,
Iſt mir nichts mehr, nichts geblieben;
Damals — ſieben Jahre alt —
War ich nicht, wie jetzt, ſteinkalt!

(Mit dumpfer Stimme.)
Jetzt iſt's anders, anders, anders,
Anders, wehe, furchtbar anders, —
Anders, anders — beſſer nicht,
Ich bin jetzt ein Böſewicht. —
Baumſtark iſt der Teufel,
Hat er dich beym Läufel,
Läßt er nie dich aus,
Zerrt dich in ſein finſtres Haus —
Und 's Gewiſſen,
Hat's gebiſſen,
Fühlſt du deiner Sünden Qual,
Geiſter ſiehſt du überall.
Was du auch gelernet haſt,
Daß ein Geiſt ein Unding wäre:
Wenn er dich beym Haare faßt,
Da entweicht der Weisheit Lehre.
(auffahrend.)
Hu! mich packt es, zwackt es, knackt es,
Wild mich packt es, hackt es, plackt es;
Ja, das iſt der Geiſter Weiſe,
Schon in Donnertönen leiſe
Schallt mir zu die Schreckenskunde
Meiner letzten Lebensſtunde!
(mit ſteigender Raſerei.)
Wachen ſeh' ich, Höllendrachen,
Lachen tönt aus ihrem Rachen;
Schwachen Funken anzufachen
Machen ſie geheime Sachen.
Und es lebet,
Und es webet,
Und es ſchwebet
Um mich her der Geiſter Chor,
Graſſe Larven treten vor.
(im höchſten Wahnſinne.)
Ratzen-
Fratzen
ſchmatzen;
Katzen-
Tatzen
Kratzen,
Oh!
Immer ſchlimmer!
Nimmer, nimmer
Werd' ich froh!
(leiſe und zitternd.)
Sieh, aus jenen Dunſtgeſtalten,
Die um mich die Runde halten,
Tritt jetzt eine näher her,
Weſen, ſprich, wer biſt du? Wer?
(Zurückſchaudernd.)
Ha, wer zeigt mir dieſes Bild?
Meine Frau, fuchsteufelswild,
Kommt, ein Würſtel in der Hand —
O, das iſt mir wohlbekannt.
Ich hab' es, mit Gift getränket,
Meinem Weibe einſt geſchenket,
Daß ſie, ach, nach kurzer Friſt,
Durch die Wurſt verſchieden iſt.
Und nun ruft ſie zürnend: Mord!
Mord! Mord! Mord!
Kein and'res Wort. —
Mit dem Würſtel in den Händen
Will ſie meine Seel' entwenden.
Nahſt du, Rächer,
Dem Verbrecher?
Nun wohlan, du ſollſt ihn haben.
Sollſt den Durſt nach Rache laben.
(den Dolch betrachtend.)
Komm hervor, du kleines Eiſen,
Sollſt mir einen Dienſt erweiſen,
Schließen meinen Lebenslauf.
Hölle, Hölle, nimm mich auf!
(Er durchſticht ſich, und fällt zu Boden. — Große Pauſe. — Ein heller Schein, von griechiſchem Feuer, verbreitet ſich nach und nach über das Theater. — Der Geiſt der Johanna Dampf, des ermordeten Weibes vom Hans Dampf, erſcheint in einer Glorie, und ſpricht unter Harfentönen:)
Schickſalsmacht, du haſt geſiegt,
Er, der dort am Boden liegt,
Hat nun Ruh gefunden,
Ging durch Tod und Wunden
Hin, zu beſſern Stunden,
Hat ſich losgewunden
Aus der Welt, der bunten,
Leid iſt nun verſchwunden,
Freude ſoll ihm munden,
Soll vom Gram geſunden,
Seiner Schuld entbunden,
Hat nun Ruh gefunden.
(gegen den Leichnam gewendet.)
Wie du mir vergeben,
So vergeb' ich dir,
Rufe dich zum Leben,
Rufe dich zu mir.
Geiſt! verlaß die ſtaub'ge Hülle,
Und genieß der Wonnen Fülle!

(Der Geiſt des Hans Dampf trennt ſich von dem ermordeten Leichnam, und ſchwebt langſam in die Höhe; während des Emporſteigens ſpricht er:)

Darf ich hin, zu dir, mich wagen,
Iſt die Blutſchuld abgetragen?

(Oben.)

Ja, ich fühl's, wir ſind vereint,
Nacht wird Tag, das Licht erſcheint!

Johanna.

Blut'ge That rächt ſich auf Erden.
Blut'ges Blut will Blut für Blut,
Muß durch Blut geſühnet werden,
Blutend Blut zeugt blut'ge Fluth,
Doch, wie ſich der Himmel lichtet,
Wird der Schuldbrief auch vernichtet.

(Das Würfel entſinkt ihrer Hand; ein Blitz fährt herab, und verzehrt das Würfel. Beide Geiſter umarmen ſich, und ſprechen zugleich:)

Wer ſtirbt, der ſtirbt, der iſt wohl todt,
Aus Sündenfluth trägt Todesboot!

(Sanfte Harmonie, die Geiſter verlieren ſich in den Wolken. Der Vorhang fällt.)

K. —

2.) Grabſchrift bey Wien.

Folgende Grabſchrift, welche ſich in einem, nicht weit von Wien entfernten Orte an der Kirchen-Mauer befindet, dürfte wohl einen Platz neben der in Nr. 5. des Converſationblattes mitgetheilten würdig einnehmen. Sie iſt mit möglicher Genauigkeit abgeſchrieben, und lautet:

Stehe still WandersMann! Und sihe was Einmahls
Von Steinern entsprosszen: Alhier in stein Eingetrucht
Zu leszen ist. Von Steinern kein stein. Ohne Wunderswerk ein wunder. Ein Mensch. Der du bist.
Vormals dir gantz gleich. Aniezo Weniger.
ein Aschen, ein Schatten nichts. auch mehr als du:
Er ist nemblich alhier in einer Todten Sarch
Zuvor eine lebendige Bildnus Christlicher andacht
gewesen ein liecht der fromkeit in der finstern
Bruſt
Welches
22 Jahr, mit Jungfraeulichen TugendWandl gantz
Hell und Standhafftig geleichtet hat.
Zwey
Einzige Jahres Schritt machte Sie in einen wundersvollen und recht geheiligten Ehestand
mit welchem
Es unverhofft das geseczte Ziel schon Erreichet hat.
Weist wer? ein edle Frau. auch welche? was? wie?
und wann? fraV MarIa sVsanna BLethaLLerIn Von gebVrt steInerIn Ist Verstorben Den 28 oCtobrIs. Du lebst. Derohalben wünsche dir ein
seeligen Todt. Ihr aber dasz ewige leben. Amen!

3.) Merkurs Rapport an Jokus.

Eine ſehr ernſthafte Criminalgeſchichte in Nr. 2. der Heſperiden (Beylage zur Zeitſchrift Heſperus) führt den Titel: Fürchterliche Folgen der falſchen Schaam, und der verlornen Fouragiermütze!

In Nr. 17. der Zeit. f. d. eleg. Welt, ſteht ein Gedicht folgenden Inhalts:

»Wenn mit köſtlichem Schmucke beſchwert Miranda daherprunkt
Und der Pöbel ihr ſtaunt, wem dann vergleich ich ſie wohl?
Jenen egyptiſchen Tempeln vergleich' ich die Stolze; von Außen
Augenfüllende Pracht, Innen ein Affe der Gott.«

In dem Zauberſpiele Ydor, erſcheint Oceanus mit einem Gefolge von Waſſergöttern. Sämmtliche Waſſergötter, (welche vorher als Bauern ꝛc. beſchäftigt waren) erſcheinen in Ziſchmen mit Lackglanzwichſe. (Da kann man am beſten erfahren, ob dieſe Wichſe waſſerdicht ſey!)

In der Ankündigung einer Licitation von Oehlgemählden (Intelligenzblatt zur Wiener Zeit. für den 25. Febr.) befinden ſich in neun Zeilen nicht weniger als zehn Druckfehler. Nämlich: Paolo Veroneſſe, (Veroneſe,) Tintorato, (Tintoretto,) Andrea Schianone, (Andrea Schiavone,) Giorgiono, (Giorgone,) Bordenone, (Pordenone,) Saſſeferrata, (Saſſeferrato,) Anibale Geraci, (Caracci,) Tiziani. (Tiziano,) Lucca Jordan, (Giordano,) Carlo Moratti, (Maratti,) ꝛc.

Im December 1809 ſpielte die Geſellſchaft eines gewiſſen Stögers in Ofen im weißen Kreuz. Der gedruckte Anſchlagzettel vermeldet die Aufführung eines großen Räuberſtückes: »Die Räuber im böhmiſchen Walde, unter beygedruckter Anmerkung: Mit der öffentlichen Enthauptung.

Im Hof-Addreßcalender (für Frankreich, auf 1810) iſt unter den an der Maison Royale angeſtellten Perſonen: ein Hauptmann der Hof- und Kammercaminchen, wie auch ein königl. Hof-Wach-Wärmer zu leſen.

Auf die Anfrage der Regierung, welche Perſonen an der Waſſerſchen geſtorben ſeyen, berichtete ein Landpfarrer an ſein Oberamt: Eine Perſon: welche im Waſſer zu Tod ertrunken gefunden wurde, nämlich N. N. laut Matrik. pag. — Gleichlautend dem vor mir liegenden Original vom 24. Jänner, 1810. P.

Ein Gerücht, welches freilich noch Beſtätigung bedarf, verkündigt, daß die gelehrten Bedienten, Hausknechte, Kutſcher, die ſeit einiger Zeit durch die Wiener-Zeitung Dienſte zu erhalten ſuchen, nebſt mehreren andern ſich verbunden haben, nächſtens eine Küchen- und Stallzeitung herauszugeben. Dieſe Leute werden Recenſionen über die in allen europäiſchen Sprachen erſchienenen Werke liefern, und beweiſen, daß der Grundſtoff des Tokalon *) der Griechen in der echten Glanzwichſe liege. Dieſes Gerücht wird einigen Perſonen ſeltſam ſcheinen, wer aber täglich die Zeitung lieſt, hat Gelegenheit genug, dieſe Literatoren zu beobachten **). — L.

Zwei junge Herrchen gingen ſpazieren, und als ſie vor ſich einen Mann ſahen, der rothe Haare hatte, ging einer derſelben, um ſeinen Witz geltend zu machen, mit den Worten zu ihm hin: »Sagen Sie mir doch, wo der Wechsler Rothſchild wohnt? — Ohne ſich zu beſinnen, gab ihm der Befragte eine Ohrfeige, und ſagte dazu: »Bey der blauen Flaſche.« —

(Beyträge zum Jokus werden unter der Addreſſe des Redacteurs des Conv. Bl. erbethen.)

* * *

---

*) Die Griechen hatten nur Ein Wort, um das Schöne und das Gute auszudrücken; dieſes vereinende Wort hieß tokalon.

**) Im vollen Ernſt! Es wäre doch wohl der dem Publicum ſchuldigen Achtung gemäß, ſolche Nachrichten und andere Nonſenſicalia, erſt von Jemanden, der Logik und Grammatik im Leibe hat (der Kopf iſt der rechte Leib) retouchiren zu laſſen. — L.

Ueber die Ausführbarkeit einer Verbindung der Donau mit dem adriatiſchen Meere, und die daraus erwachſenden großen Vortheile.

(Schluß von Nro. 30.)

Durch dieſe Verbindung würden die Ein- und Ausfuhrskoſten außerordentlich vermindert werden. Denn zur Fortbringung einer Ladung von 450 Centner, wozu dermalen auf der Achſe, bey gutem Wege, wenigſtens 30 Pferde, die Vorſpannungen in gebirgigen Gegenden nicht gerechnet, 8 Frachtwagen und eben ſo viele Knechte erfordert werden, würden dann (die von Neuſtadt nach Wien beſtehende Canal-Schiffrachtladung zum Maßſtab genommen), nur 1 Pferd, 3 Mann und 1 Schiff erforderlich ſeyn. Die Befrachtung eines von einem Pferde zu ziehenden Schiffes kann aber auch im Gewichte noch viel höher ſteigen, wenn das Canal- oder Flußbett eine größere Tiefe bekommt, und die Schiffe einen weitern Raum erhalten. Es würden alſo 29 Pferde und 5 Menſchen, die Wagen nicht gerechnet, erſpart. Dieſe, die nun dem Ackerbau, als der unerſchöpflichen Quelle des Reichthums der öſterreichiſchen Staaten, entzogen, würden zur Verbeſſerung desſelben, und der Landescultur überhaupt verwendet werden können, wodurch die Menge unſerer Producte außerordentlich vergrößert, ihre Qualität veredelt, ſogeſtalten der Handel in einem hohen Grade erweitert, und die ohnedem große Zahl unſerer Ausfuhr-Artikel vermehrt werden würde. Wir würden in den Stand geſetzt werden, ihre durch die dermaligen Landtransporte vertheuerten Preiſe herabzuſetzen, und die Concurrenz mit andern Nationen auszuhalten.

Das ſehr ausgedehnte, beynahe 200 Meilen lange öſterreichiſche Küſtenland am adriatiſchen Meere von 30 theils größern, theils kleinern Häfen, würde zum Marktplatz für den Einkauf aller fremden Producte werden. Die Seehandel treibenden Kaufleute würden weit mehr von unſerm Ueberfluſſe an Tuch, Wollenzeugen, Leinwand, Glas, Tabak, Pottaſche, Getreide, Hopfen, Salz, Knoppern, Schiffbauholz, Geſchmeide, Kupfer, Meſſing, Stahl- und Eiſenwaaren ꝛc. abnehmen, weil ſie dieſe Artikel in den nämlichen Häfen fänden, in welchen wir von ihnen den Bedarf an Colonialwaaren beziehen würden. — Die nordiſchen Seehäfen würden dem öſterreich. Staate entbehrlich werden; denn es könnte in dem öſterreich. Küſtenlande der eigene Ueberfluß gegen ſolche Producte, welche zur Befriedigung unſerer Bedürfniſſe mangeln, vertauſcht werden.

Dieſe Concurrenz im Inlande für dieſe Producte würde für unſere vielen Fabriken um ſo vortheilhafter ſeyn, als ſolche mit ihren Fabricaten nicht erſt fremde Länder durchziehen, und Zölle und Stapelrecht an fremde Staaten bezahlen müßten. Durch die der öſterreich. Nation vom Staate verſchaffte Gelegenheit, den Ueberfluß ihrer Producte denjenigen fremden Völkern, deren Bedürfniß ſie ſind, auf den eigenen Marktplätzen ſelbſt anbiethen zu können, fiele die bisher an auswärtige Zwiſchenhändler, die von dem öſterreich. Natur- und Manufactur-Producten-Ueberfluſſe guten Gebrauch zu machen wiſſen, bezahlte Proviſion hinweg. Der Arbeitslohn und Verdienſt, welchen ſich bisher ein drittes Volk hierbey bloß für die Beſorgung der Zwiſchen-Abnahme und Zufuhr eigen zu machen wußte, bliebe im Lande, und der Staat könnte damit den Geldumlauf auf eine ſehr gedeihliche Weiſe befordern.

Die Zufuhren im Süden würden in eben dem Grade ſich vermehren, als ſie im Norden, wegen verminderter Concurrenz, abnehmen mußten. — Die Engländer, Portugieſen, Spanier, Americaner Braſilianer ꝛc. wurden mit ihren Colonialwaaren, unbekümmert um die Verſchiedenheit der Seehäfen, die Bevolkerung von beynahe 30 Millionen Menſchen, welche dieſe Producte zum Verbrauche benöthigt, auf der ſchon bekannten Straſſe aufſuchen.

Alle Flüſſe, als die Mur, Drau, Sau ꝛc., die von dem Canal durchſchnitten würden, erwüchſen ober und unter ihrem Durchſchnitt zu Niederlagsplätzen — und es würde mit Ungarn, Siebenbürgen und allen an gedachten Flüſſen liegenden Provinzen die Gemeinſchaft erhalten. — Jeder Private, ſelbſt jene, deren Vermögensumſtände ſehr mittelmäßig ſind, wurden im Stande ſeyn, ſich Fahrzeuge, die den Flüſſen angemeſſen wären, zu verſchaffen, um an den Ort, wo der Canal den Fluß durchſchneidet, und eine Niederlage formirt, zu gelangen. Dadurch, daß dieſe Schiffer ſowohl ober als unterhalb des Durchſchnittes Handelsleute antreffen würden, welche ihnen ihre Feilſchaften abkauften, könnten dieſe Producten-Abſatz-Stationen in der Folge berühmt werden.

Wien aber, als der Mittelpunct der Monarchie, müßte, da durch die Verbindung des Mains mit der Donau alle aus dem nördlichen für die ſüdlichen, und die aus dem Süden für die nördlichen Länder beſtimmten Waaren ihren Zug da vorüber nehmen würden, der Sammelplatz von beynahe allen commerzirenden Ausländern, und jene unerſchöpfliche Quelle werden, aus welcher der Staat und die Particuliers ihre Bedürfniſſe jeder Gattung im vollen Maße, und die ärmere Volksclaſſe, ihren immer ſichern Verdienſt herleiten könnten. — Die wohlthätigen Wirkungen der öſterreich. Nationalbank würde dann Kaufmann, Fabrikant und Jeder, der zur Erweiterung und Vervollkommnung der Induſtrie und des innern Wohlſtandes das Seinige beyträgt, im größern Maße fühlen, und dankbar denjenigen ſegnen, welchem dieſe Anſtalt ihre Entſtehung zu verdanken hat. — Unſere Börſe würde durch den Verkehr mit Waaren im Großen, welche bisher von derſelben ausgeſchloſſen worden, einen ausgedehnteren Wirkungskreis erhalten; — ſie würde, als eine Anſtalt zur Beförderung des Handels, ganz der Ort und das Mittel werden, wo und durch welches der Kaufmann in der kürzeſten Zeit inne werden könnte, in wie fern er hier auf dem Platze ſein Bedürfniß an Waaren ſelbſt ſich anzuſchaffen, oder ſeinen Vorrath an ſelben loszuſchlagen hätte.

Die Abrechnungen mit dem Auslande würden ſich größtentheils auf dem hieſigen Platze concentriren, in unſerm Gelde und nicht in fremder Währungsmünze geſchehen, wodurch wir jeder willkührlichen Herabſetzung unſers Geldes im Wechſelcurſe für immer vorgebeugt hätten. — Da wir dann von dem Auslande mehr zu empfangen, als an ſelbes auszuzahlen hätten, ſo würde unſer Wechſelcurs von hieraus ſelbſt geleitet und beſtimmt werden; wir würden eine ungünſtige Handelsbilanz, welche bisher hauptſächlich aus Mangel an bequemen und wohlfeilen Ausfuhrswegen entſtand, nicht mehr zu fürchten haben — und ſomit würden jährlich viele Millionen, welche aus dieſer Urſache in's Ausland gefloſſen, erſpart, und im Innern der Länder der öſterreich. Monarchie zur Beförderung des allgemeinen Wohlſtandes in Circulation erhalten werden.

Dieſe hier nur in Kürze berührten Vortheile dürften nicht allein für die Herſtellung der vorgeſchlagenen Verbindung der **Donau** mit dem adriatiſchen Meere, ſondern auch für andere Communicationen in den öſterreich. Provinzen durch Schiffbarmachung der vielen Flüſſe das Wort führen, und ich rufe hier mit Freiherren v. **Lichtenſtern** aus: Erleichterung des Umlaufs der Dinge iſt das einzige gewiſſe Mittel, die Production und die Induſtrie zu vermehren, und alle glücklichen Folgen davon hervorzubringen. — Der Staat kann auf keine Weiſe die Bevölkerung beſſer begünſtigen, und ſeinen Wohlſtand mehr erhöhen, als wenn er den Nahrungsſtoff durch eine leichte Circulation in allen ſeinen Theilen vermehrt, und eben dadurch überall Leben und Thätigkeit verbreitet; denn, wo das Volk Beſchäftigung hat, iſt Reichthum, und jedes einzelne Individuum des Staats iſt ſammt dem Ganzen, glücklich.

Wien am 27. Febr. 1820. Fr. S..r..l.

Löſung des Räthſels in der Theaterzeitung Nr. 30.

(Eingeſendet den 10. März.)

Dem, der dieß Räthſel löſt in Monatsfriſt,
Sind tauſend Thaler angetragen;
Vereiteln will man dieſe Liſt,
Und alſogleich die Löſung wagen:
Zu finden iſt's in jeder Stunde,
Ohn' daß man Monatsfriſt gebrauche,
In jeglicher Minute und Secunde,
Auch ſelbſt bey deſſen Schreiber, Herrn von **Rauche**.

Alb. Fr. **Glaaß**.

Allgemeine Novelliſtik.

Im Leopoldſtädter-Theater wurde den 10. d. M. zum Vortheile des Hrn. Joh. **Sartory** zum erſtenmal gegeben: »**Die Brüder Liederlich**, Zauberpoſſe mit Geſang in zwei Aufzügen, von Hrn. Al. **Gleich**; Muſik von Hrn. **Wenzel Müller** ꝛc.« — Ein Paar Taugenichtſe, mit einem detto Bedienten, erhalten auf ihrer Irrfahrt Talismane von einer wohlthätigen Fee, machen damit dumme Streiche, ſich der Kleinodien wieder verluſtig, und bekommen zuletzt eine gute Lehre auf den Weg. Punctum ſatis! Denn auch dieſes Ding gehört unter diejenigen, bey denen man verſucht wird, zu fragen, ob es nicht beſſer ſey, gar nichts davon zu ſagen. In der ganzen Poſſe ſind vielleicht nicht zwei gute Einfälle, und ſelbſt das anſprechende Spiel der Fee und des Bedienten kann nicht retten. Dieſer kann ſich, mittelſt eines Handſchuhes, unſichtbar machen. Wäre es nicht beſſer geweſen, dieſe Eigenſchaft allein zum Stoffe des Ganzen zu wählen? Auch hier war wieder um die Muſik, welche hübſche Stellen hat, Schade. —

Der wohlthätige Frauen-Verein zu **Peſth**, der unter der verdienſtreichen Leitung der Frau **Johanna** Gräfinn **Teleki** von **Szék**, geb. Freiinn v.

Mészáros, als Ober-Vorſteherinn deſſelben, fortwährend, ohne Religions- und National-Unterſchied, des Guten und Erſprießlichen für die hilfsbedürftige Menſchheit, ſo ſegensvoll wirkt, hat am 14. Februar, im Hacker-Saale zu Peſth, eine öffentliche Abendunterhaltung, verbunden mit einer Lotterie, veranſtaltet. Die Gewinnſte beſtanden aus Gaben oder Handarbeiten von Mitgliedern oder Pfleglingen des Vereins. Der Ertrag war, durch die volle Theilnahme des Publicums für den menſchenfreundlichen Zweck, 4350 fl. WW.

Zu den erfreulichen Erſcheinungen im Gebiethe der Naturwiſſenſchaft gehört folgendes Werk: »Vögel aus Aſien, Africa, America und Neuholland, in Abbildungen nach der Natur, mit Beſchreibungen von Dr. Carl Wilhelm Hahn, z. Fürth bey Nürnberg.« — Daß die Abbildungen (jedes Heft enthält 6 ausgewählte Steindrucktafeln) ſämmtlich neu, nach der Natur, ſowohl in der Zeichnung, als in der Colorirung nichts zu wünſchen übrig laſſen, davon kann ſich jeder, der das Werk beſichtiget, überzeugen; und der Preis, der, für eine Tafel ſammt Text, kaum 15 kr. Münze erreicht, iſt von der Art, daß darüber nichts zu bemerken übrig bleibt. — Hätte doch Hr. Hahn nicht die Ornithologie allein, und zwar ſo entfernter Gegenden gewählt! ſondern ſich lieber mit der deutſchen oder europäiſchen Geſammt-Naturgeſchichte befaßt, und dadurch für jene Mehrzahl von Wißbegierigen geſorgt, die ſich die koſtſpieligen Werke von Schreber, Bechſtein, Röſel, Hübner, Bloch, Chemnitz nicht anſchaffen, mit den wohlfeilen ſchlechten aber nicht befriediget ſeyn können. — Möchte doch ein lithographiſches Inſtitut ein umfaſſendes, naturhiſtoriſches Werk auf zweckmäßige Art unternehmen! Die Richtigkeit und Vollſtändigkeit der Abbildungen eben ſo wie die Billigkeit des Preiſes (denn mit einem Steindruckblatte zum Preiſe von 4 oder 6 fl. WW. iſt nichts gewonnen) berückſichtigen, und ſo mit Ehre und Nutzen zahlreichen Wünſchen entgegen kommen. —h.

Dr. Franz Rudolf Herrmann, Verfaſſer der dramatiſchen Nibelungen, gibt ein Werk heraus, betitelt: Ideen über das antike, romantiſche und deutſche Schauſpiel. Es wird nach Oſtern erſcheinen.

Ein auf der däniſch-weſtindiſchen Inſel St. Croix geborner Mann ſchwamm neulich über den Sund, von Cronburg nach Helſingborg, und hat ſo Leander und Lord Byron, welche über den Helleſpont ſchwammen, weit übertroffen. (Wir glauben allerdings, obwohl wir Lord Byrons Schwimmtalent nicht genau kennen, er ſey leichter in dieſer Kunſt, als in der Poeſie zu übertreffen. Dem roheſten, türkiſchen Schwimmer konnte es gelingen, über den Helleſpont zu ſchwimmen; wie wenige gebildete Europäer aber wären im Stande, eine Braut von Abydos, einen Corſar ꝛc. zu dichten.) —d.

Den 30. Jänn. (11. Febr.) iſt Mad. Borgondio zum letztenmale in St. Petersburg in der Oper Tancredi aufgetreten. Man ſagt, daß dieſe dort mit ſo viel Auszeichnung empfangene Künſtlerinn Willens ſey, in Kurzem dieſe Stadt zu verlaſſen. Dagegen wird die hochgefeierte Mad. Catalani daſelbſt erwartet. Man verſichert, daß man ihr den zur Reiſe nach Rußland erforderlichen Paß nach Warſchau geſchickt habe. —d.

Als Fortſetzung der Geſchichte Frankreichs, von Anquetil, hat H. Gallais eine Darſtellung dieſer Geſchichte vom Tode Ludwigs XVI., bis zum Friedensſchluß vom 20. Nov. 1815, in 2 Octavbänden geliefert. (Histoire de France depuis la mort de Louis XVI. etc.) Das Beſte in dieſem Werke iſt die Ordnung, mit welcher der Verfdie Thatſachen aufſtellt. Sie zu beſchreiben, dazu war bey dem Reichthume an Materialien der Raum zu enge, doch ſind ſie meiſtentheils alle berührt, und das Ganze gewährt eine deutliche Ueberſicht derſelben. Beide Bände füllen 71 Bogen an. (Gedruckt bey P. Didot, in Paris, verlegt von Cotelle und Janet). — In dem nämlichen Verlage iſt die Octav-Ausgabe von Anquetils Geſchichte Frankreichs bis zum 7. u. 8. Bande vorgerückt, welche die 4. Lieferung ausmachen. Dieſes Werk wird auch bey P. Didot gedruckt. Der Preis einer jeden Lieferung iſt 10 Franken. — Der Academiker Campenon bearbeitet eine neue Ueberſetzung von Hume's Geſchichte von England (Histoire d'Angleterre par Hume), mit Smollets Fortſetzung. Dieſer Ueberſetzung geht ein intereſſanter Verſuch über Hume's Leben und Schriften voran. Die ganze Ausgabe wird aus 16 Octav-Bänden beſtehen, wovon der 7. u. 8. erſchienen ſind. Beide Bände enthalten 56 Bogen (gedruckt bey P. Didot, verlegt von Cotelle und Janet. Preis 10 Fr.) — Der General Jubé hat von ſeinem Tempel des Ruhms (le temple de la gloire), oder militäriſche Zeitbücher Frankreichs, ſeit der Regierung Ludwig XIV. bis auf unſere Zeit, die 7. Lieferung erſcheinen laſſen, womit der erſte Band ſchließt. Dieſe Lieferung enthält 3 Kupferſtiche und 11 Bogen Text in kl. Folio. (Bey Rapet. Preis 11 Fr.) — Unter dem Titel Souvenirs français, iſt ein Verzeichniß aller von den Franzoſen gewonnenen Schlachten, vom Jahre 1792 bis 1815, erſchienen. Es beſteht aus vier Heften, jedes von 11 Seiten. Im erſten ſind die Schlachten in chronologiſcher Ordnung, im zweiten nach alphabetiſcher Ordnung der Länder, im dritten nach alphabetiſcher Ordnung der Oerter, und im vierten nach alphabetiſcher Ordnung der Namen der Feldherren aufgeſtellt. Unter dem Namen Bonaparte befinden ſich 14 Artikel, und 42 unter dem Namen Napoleon.

Die neu errichtete Univerſität zu Lemberg, aus drei Facultäten, theologiſcher, juriſtiſcher und philoſophiſcher, einem mediciniſch-chirurgiſchen Studium, und einer Kunſt-Academie beſtehend, hatte im letztverwichenen Schuljahre 6 theologiſche, 7 juriſtiſche, 8 mediciniſch-chirurgiſche, 9 philoſophiſche, und 6 Lehrer an der Kunſt-Academie (zuſammen 36), und 1012 Studierende (108 Theologen, 113 Juriſten, 558 Philoſophen, 83 Chirurgen, 18 Hebammen). Promovirt wurden ein Doct. jur., 9 Wundärzte und Geburtshelfer, 13 Hebammen.

Der k. k. Hofagent, Herr Joſ. Schindler, hat unlängſt ein »Techniſches Bureau für Vermeſſungen, Civil- und Waſſerbau-Geſchäfte« errichtet. Der Unternehmer hat ſich mit ausgezeichneten, im Kunſtfache wohl erfahrenen Individuen in Verbindung, und dadurch in den Stand geſetzt, in dieſem Fache dem Wunſche der Parteien und den Forderungen der öffentlichen Behörden Genüge zu leiſten. Er biethet gegen ein billiges Honorar ſeine Dienſte insbeſondere auch jenen Parteien an, welche Rath, Auskünfte, oder die Vertretung in Gegenſtänden wünſchen, zu deren gründlichen Bearbeitung techniſche, architectoniſche, hydrauliſche, oder überhaupt mathematiſche Kenntniſſe erforderlich ſind, vorzüglich alſo in allen Mühlen-, Waſſer- und Bauſtreitigkeiten. Aus dieſem techniſchen Bureau werden auch alle nöthigen techniſchen Vorerhebungen gemacht, Situations- und Baupläne aufgenommen und entworfen, Vorausmaße und Koſtenüberſchläge zu allen Gattungen von Bauführungen berechnet, bereits verfertigte revidirt ꝛc. Das Bureau befindet ſich in der Weihburggaſſe, Nr. 973, im zweiten Stock.

Herr v. Vincens in Paris, hat ſich der literariſchen Welt durch eine Flugſchrift von 36 Octavſeiten bekannt gemacht, worin er zu beweiſen ſucht, daß die Erde, an ſich ſelbſt, allerdings unter den Polen eine platte Form haben könne, daß aber jeder dieſer Pole durch eine abgerundete Eismaſſe verlängert ſeyn müſſe, welche nichts mit den ſalzigen Gewäſſern des Oceans gemein habe. Er bauet auf dieſe Hypotheſe eine neue Theorie der Ebbe und Fluth. Seine Schrift führt den Titel: Formes des poles, cause des marées. —

In einer beſondern Sitzung der franzöſiſchen Academie im Monat December v. J. las Herr v. Volney eine wichtige Abhandlung über das philoſophiſche Studium der Sprachen vor. Dieſe mit lautem Beyfall aufgenommene Rede, iſt jetzt bey Baudouin im Druck erſchienen (Discours sur l'étude philosophique des langues). Sie trägt ganz das Gepräge der übrigen Werke, die aus der Feder dieſes trefflichen Gelehrten hervorgegangen ſind. Sie iſt dazu geeignet, die Aufmerkſamkeit der Gelehrten Frankreichs rege zu machen, die, nach ihrem eigenen Geſtändniſſe, in Hinſicht der Sprachkenntniſſe uns Deutſchen ſo ſehr nachſtehen. Hr. v. Volney nennt philoſophiſches Studium der Sprache jede unbefangene Nachforſchung, deren Zweck es iſt, eine richtige Kenntniß alles deſſen zu erlangen, was die Sprache überhaupt betrifft; die den Urſprung und die Bildung derſelben zu ergründen trachtet; die zu erklären ſucht, wie ſie ſich bereichert, feſt gründet, und in Verfall geräth; die endlich ihre Verwandtſchaft, ihre Verſchiedenheit, ihre Abſtufung aufſucht, ja ſogar den Urſprung der bewundernswürdigen Fähigkeit des Redens und des Schreibens bey jeder beſondern Sprache geſchichtlich zu erforſchen ſtrebt.

Faſt alle Nationen beſitzen treffliche Geſchichten ihrer Literatur, nur die Franzoſen ſind in dieſem Fache, beſonders vor Ludwig XIV. äußerſt arm, da die wenigen Werke, die dieſen Gegenſtand behandeln, nur für Biblio- und Biographen brauchbar ſind. Hr. v. Chandonnieres hat dieſem Mangel abzuhelfen geſucht, und »Grundſätze der franzöſiſchen Literatur zur Hälfte des 17. Jahrhunderts« herausgegeben. Eine tiefe gründliche Critik darf man in dieſem, übrigens mit vielem Geſchmack geſchriebenen Werke, nicht ſuchen. Es beſteht aus 14 Capiteln, die mit einander durch das Band der Zeiten verbunden ſind, und aus einer etwas oberflächlichen Ueberſicht der alten franzöſiſchen Literatur. Daß er die geiſtloſen ungereimten Myſterien-Feſte übergangen hat, iſt ſehr verzeihlich; daß er aber nicht einmal ein Wort von den ſo artigen Fabelmärchen (Fabliaux) ſagt, iſt unverzeihlich. Die Auszüge aus alten Werken ſind übrigens ſehr gut gewählt, nur ſchade, daß man auf die Poeten vielmehr, als auf die Proſaiſten, Acht zu geben hat. Wir haben die Namen, Charron, Patru, Lemaitre, und viele andere bekannte Moraliſten vergebens geſucht. Fr. v. Scudery iſt für ihre Romane genannt, aber nicht für ihre lieblichen Converſationen, die viel beſſer, als ihre Artemene, der, ſo viel wir wiſſen, derſelbe als der große Cyrus iſt, obwohl Hr. v. Charbonniere daraus zwei verſchiedene Werke macht. Von dem ſo bekannten Roman des Scarron, von dem bürgerl. Roman des Furetiere, von den Romanen der Fräulein de la Farre und Bernard, wird kein Wörtchen geſagt. Wenn wir fortfahren wollten, alle nur bekannten Proſaiſten zu nennen, würden wir noch manche Seite ausfüllen können. Jodelle ſelbſt, der Stifter der franzöſiſchen Bühne, wird nur ſo im Vorbeygehen genannt. Solche Auslaſſungen, die leicht hätten verbeſſert werden können, ſchaden dieſem, im Allgemeinen ſchätzbaren Buche ſehr, und entwürdigen es faſt zu einer literariſchen Spielerei. In einer zweiten Auflage kann indeſſen Alles verbeſſert werden, und das Werk ein koſtbarer, freilich immer noch ein wenig oberflächlicher Beitrag zur Literaturgeſchichte Frankreichs werden.

Iſtamarus.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Graffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k.k. Poſt 17 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Graffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

33.

(Wien den 18. März.)

Neuigkeiten aus Rußland.

IV.

In der Zeitſchrift: der Sohn des Vaterlandes, findet man eine Beſchreibung der mißlungenen Seefahrt der Brigg, Nowaja Zemlia, unter dem Commando des Hrn. Lieut. Lazarew, welcher im vorigen Jahr das Eismeer befuhr, und die Küſten der Inſel Nowaja Zemlia (und nicht Nowa Zembla, wie ſie gewöhnlich genannt wird) aufnehmen ſollte. Zu dieſem Ende lief Hr. Lazarew von Archangelsk den 9. Juny alt. St. aus, kam aber ſchon zu Anfang September wieder zurück, da die ungeheuren Maſſen von Eis, die er überall fand, ihn hinderten, in die Waygatſche Meerenge hinein zu dringen, und ihm nicht einmal erlaubten, auf Nowaja Zemlia zu landen. Er erreichte nur 73° 26′ nördl. Breite, und hatte mit ſehr großen, unüberwindlichen Gefahren zu kämpfen; demungeachtet wird er dieſes Vorhaben auch im laufenden Jahre erneuern. (Man ſpricht, daß außer dem noch eine Expedition mit ſiberiſchen Hunden im Lauf dieſes Winters nach Nowaja Zemlia abgefertigt werden ſoll.) — Sehr intereſſant ſind verſchiedene von Hrn. Lazarew gemachte Bemerkungen, Beobachtungen und Beſchreibungen. Wir theilen hier unſern Leſern nur etwas über die Art und Weiſe mit, wie die Jäger im Winter in das Innere von Nowaja Zemlia vordringen, um auf die großen Pelzthiere Jagd zu machen, die das Innere dieſer großen Inſel, als die einzigen lebenden Geſchöpfe, bewohnen. So fabelhaft es auch klingt, ſo iſt es doch, nach Verſicherung des Hrn. Lazarew, ihm von mehreren Kaufleuten, welche der Pelzhandel dahin geführt hat, erzählt, und auf ihr Gewiſſen betheuert worden. Die Vorbereitung zu dieſer Reiſe beſtehet in Anſchaffung nothiger Lebensmittel, warmer Kleidung, einer langen Stange, Spate, Waffen und Munition aller Art, womit ſie einen kleinen Schlitten beladen, den ſie nach ſich ziehen. Alle dieſe Sachen ſind ihnen unumgänglich nothwendig auf den Fall, daß ſie von der großen Kälte, und dem ſehr langwierigen Ungewitter, die dort ſehr häufig ſind, überraſcht werden. Wenn ein ſolches im Anzuge iſt, wird die Jagd ſogleich eingeſtellt, und ſie kehren ihre Schlitten auf den hinteren Theil, gegen den Wind, ſetzen ſich hinein, und halten die Stange gerade vor ſich hin. In dieſer Lage werden ſie manchmal ganz und gar überſchneit, und gezwungen, zwei bis drei Tage darunter zu bleiben, indem ſie die zu ihrer Exiſtenz nothwendige Luft nur durch das Loch bekommen, welches ſie ſich durch die Hin- und Herbewegung ihrer Stangen in ihrem Schneezelte machen. Wenn das Ungewitter nachläßt, graben ſie den Schnee, der oft ein paar Klaftern über ihnen liegt, auf, und kommen heraus. Sehr oft geſchieht es aber, daß manche von ihnen nicht im Stande ſind, ſich aus ihrem kalten Grabe zu befreien, und dort den Tod, oder die Rettung von ihren Cameraden erwarten, die nach den hervorragenden Stangen leicht einander auffinden, wenn ſie nur immer zur rechten Zeit kommen, um ihre Freunde nicht als entſeelte und erſtarrte Leichname auszugraben.

In einer beſondern Beylage zu der St. Petersburgiſchen Academiſchen Zeitung, theilt der bekannte Profeſſor der orientaliſchen Sprachen, Herr **Frähn**, dem Publicum eine Nachricht über die neue Bereicherung des academiſchen aſiatiſchen Muſeums mit, die er ſich durch den Ankauf von faſt 500 ſehr ſeltenen arabiſchen, perſiſchen und türkiſchen Manuſcripten erworben hat. Darunter befinden ſich ſehr intereſſante und wichtige, die Literatur, Geſchichte, Erdbeſchreibung, Rhetorik, Philoſophie, Politik, Mathematik, Naturgeſchichte, Medicin und Theologie des Orients betreffende Werke. Dieſe Seltenheiten ſind die Frucht ſehr langer und ſorgfältiger Sammlung des Hrn. **Rouſſeau**, ehemaligen franzöſiſchen General-Conſuls zu **Aleppo**. Für **Rußland** können dieſe Manuſcripte doppelten Werth haben, und ihm einen großen Nutzen, ſowohl in der Beleuchtung ſeiner älteren Geſchichte, als auch in näherer Beſtimmung der Grundregeln und mehrerer Stammworte ſeiner Sprache bringen. Es iſt bekannt, daß die alten Bewohner **Rußlands** ſehr häufig in den politiſchen und commerciellen Verhältniſſen mit dem Orient ſtanden, ſo wie auch zu vermuthen iſt, daß ſie urſprünglich größtentheils aus aſiatiſchen Gegenden eingewandert ſind, und man kann daher erwarten, daß in den Werken der ältern orientaliſchen Schriftſteller ſich manche intereſſante Notizen über das alte und erſte **Rußland** aufbewahrt haben mögen. Eben aus dieſer Urſache fährt der unermüdete Hr. **Gazet** *), Profeſſor der griechiſchen Literatur in **Paris**, fort, dem Auftrage des hohen Beſchützers der vaterländiſchen Geſchichte, Hrn. Grafen N. P. **Rumianzow**, gemäß, ſich auf das ſorgfältigſte mit einem Auszuge aller derjenigen Stellen, die auf **Rußland** Bezug haben, aus den griechiſchen Schriftſtellern des Mittelalters, zu beſchäftigen.

Man ſagt, daß zum Nutzen und zur Bequemlichkeit der Bewohner von St. **Petersburg**, nächſtens zwei große Projecte werden ausgeführt werden. Erſtlich, die Befeſtigung der **Troizkiſchen** Brücke über die **Newa**, auf den mit Eiſen belegten, und mit ſpitzigen und gezackten eiſernen Wehren verſehenen Schiffen, damit das Eis durch dieſe begegnend, ſich zerſchlagen, und dann zwiſchen den Schiffen herunter ſchwimmen könne, ohne daß man deßwegen, wie es jetzt geſchieht, die ganze Brücke, auf die Zeit des Eisganges, wegnehmen müßte. Dadurch werden die Einwohner von St. **Petersburg** ſehr viel gewinnen, da die Communication zwiſchen beiden Theilen der Stadt, weder im Herbſt noch im Frühjahre nicht mehr geſtört werden würde, wie es bisher oft während mehrerer Tage geſchah. Es ſollen ſchon zur Verfertigung ſolcher Schiffe, geſchickte Meiſter von St. **Petersburg** in die **Jekaterin-**

---

*) Ich weiß übrigens nicht beſtimmt, ob er ſich ſo ſchreibt. D. R.

burg'ſchen Eiſenfabriken geſchickt werden ſeyn. — Das zweite Project wäre die Vereinigung des Ladoga-See's mit der Newa, durch einen neuen Canal, um das heftige Treiben des Eiſes auf der Newa abzuhalten. Die Ausführung dieſes Projectes iſt noch aufgeſchoben worden. — Die Modelle der Brücke und des Canals, nach einem großen Maßſtabe, befinden ſich in einem der Papierfabrik zu Peterhof gehörigen Gebäude.

Vor acht oder zehn Jahren wurde St. Petersburg, aus zu großer Hitze heimgeſucht von Wölfen, welche wüthend wurden, in die Straßen hineinliefen, und dort viel Unheil anrichteten. Heuer geſchieht das nämliche aus zu großer Kälte; aber ſchon ſind zweckmäßige Maßregeln ergriffen, um ſich dieſer ungebethenen Gäſte zu erwehren.

Unter vielen ruſſiſchen Profeſſoren ſind auch folgende Deutſche, als: Friedrich Parrot, Prof. an der Univerſität zu Dorpat; Joſeph Frank, Prof. a. d. U. zu Wilna; Gotthelf Fiſcher, Georg Hoffmann und Chriſtian Schlözer, Prof. a. d. U. zu Moskau, und Martin Herman, Prof. a. d. U. zu Kaſan, zu Staatsräthen, ſo wie auch die Profeſſoren a. d. U. zu Moskau, Ferd. Reiß, a. d. U. zu Kaſan: Carl Fuchs, Mart. Bartels, Joh. Neumann, Fedor Erdmann, Xaver Bronner (durch ſeine Fiſchergedichte bekannt), und Joh. Thomas; und a. d. U. zu Dorpat: Guſtav Evers, Chriſt. Segelbach und Ferd. Gieſe, zu Collegien-Räthen befördert worden.

D. K.

………

Maria-Zell *).

Der ſchöne, freundliche Marktflecken Maria-Zell liegt nur eine Stunde von der öſterreichiſchen Grenze, an der Salza, auf dem grünen abgeplatteten Hügel eines weiten Gebirgthales. Doch wenden wir uns, gleich den Wallfahrtenden, zuerſt dahin, woher der Ort Urſprung und Namen erhielt, treten wir mitten in die große Kirche, vor das heilige Haus, zu dem wunderthätigen Gnadenbilde der Mutter Gottes. Dieß iſt eine kleine, anderthalb Fuß hohe, aus Lindenholz wohlgeſchnitzte, bemahlte, jetzt ſehr reichgekleidete Statue. Die Mutter hält das Jeſuskind auf dem Arm, welches ihr einen Apfel reicht, und dafür eine Birne empfängt. Mit der Geſchichte dieſes alten, lange und weit verehrten Bildes hängt die allmählige Vergrößerung der Kirche und des ganzen Ortes genau zuſammen.

In der Mitte des zwölften Jahrhunderts wurde von der mächtigen, nahe an der Kärnthner-Grenze gelegenen Benedictiner-Abtei St. Lambrecht, zuerſt ein Geiſtlicher als Religionslehrer in dieſe Gegend ausgeſandt. Er ſoll jenes Bildchen als geliebtes, heiliges Eigenthum mitgebracht haben. Und noch jetzt iſt dieſer Einzug an manchen Häuſern Zells, als Gemählde, zu ſchauen, und durch ungeſchickte Pinſel abenteuerlich genug dargeſtellt. Denn der Hr. Pater, im ſchwarzen Ornate, reitet einen ſtolzen Schimmel, und hat eine ge-

---

*) Aus dem in dem Verlag dieſer Zeitſchrift ſo eben erſchienenen Werkchen: Bilder aus den Alpen der Steyermark, von Aug. Schumacher ꝛc., worüber in der Novelliſtik dieſer Nummer eine Notiz.

waltige, große Jungfrau, im ſteifen, weiten Reifrocke, vor ſich auf dem Sattelknopf. Aber urſprünglich diente dem einfachen Bildchen ein abgeſägter Baumſtamm zum Altar, über dem ſich eine Bretterhütte erhob, welche, zwiefach getheilt, der Jungfrau und ihrem Prieſter Obdach gab. Dieſe Bretterhütte verwandelte ſich im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, durch die fromme Dankbarkeit eines Markgrafen von Mähren, in eine ſteinerne Capelle. Eine alte Votivtafel gibt von der, jenem Fürſten zugekommenen Gnadenwohlthat, noch folgende Kunde:

> »Marggraf Heinrich in Mähren mit ſeiner Gemahl lagen krump an Händen und Füßen; da wurden ſie von St. Wenzel (im Traum) gen Zell gewieſen, als ſie erwachten, funden ſie ſich geſund.«

Gegen das Jahr 1363 wurde die jetzt noch vorhandene Stein-Capelle mit einer gothiſchen Kirche umgeben, dergeſtalt, daß ſie im Hintergrunde die Stelle des Hochaltars vertrat. Der Bau geſchah zu Folge eines Gelöbniſſes, welches Ludwig I., genannt der Große, König von Ungarn und Pohlen, in einer zweifelhaften Schlacht gegen die Lithauer, der heil. Jungfrau abgelegt hatte. Später wurde auch dieſe Kirche für die wachſende Menge der frommen Pilger zu klein, und man mußte auf Erweiterung denken. Hierzu ward im Jahre 1644, unter Ferdinand II., Hand angelegt, und es gab eine völlige Umwandlung der beſtandenen Form. Die Morgenwand hinter der Marien-Capelle wurde eingeriſſen, und eine ganz neue, breitere Kirche, mit Kuppel und Leuchte, im italieniſchen Geſchmacke angebaut, ſo, daß jetzt das heilige Haus, mit ſeinem Altare, frei in der Mitte ſteht. Von dem gothiſchen Schiffe der Kirche mögen nur die innern zwei Wände ſtehen geblieben ſeyn, ſie ſind aber neu verziert, und auf jeder Seite mit fünf Capellen umbaut. Nur der alte, gothiſche Thurm, mit ſeinem ſchönen Portal, hat ſich behauptet, und erhebt ſich hoch und hehr zwiſchen zwei kleinen, gedrückten Italienern. Aber auch er muß ſich die Weißbinder-Uniform der neuen Baukunſt, und ein Blechdach gefallen laſſen. — So gibt die ganze Geſtalt der bedeutend großen Kirche ein ſonderbar zuſammengeſetztes Bild, bey dem das ungewiſſe Auge, vergebens nach Einheit ſuchend, geſchichtliche Erläuterung verlangt. Das Innere zählt 14 Altäre. Gewölbe, Wände und Pfeiler ſind mit Gemählden, Bildnerei und Verzierungen aller Art ſo zugedeckt, daß hier ſelbſt die Ueberladung intereſſant wird, zumal da ſie weniger der urſprünglichen Bauart, als den allmähligen Zuthaten des Glaubens ihr Daſeyn verdankt. Länger als ſechs Jahrhunderte hindurch wandern mit jedem Sommer viele tauſend fromme Pilger aus allen Ständen zu Maria's heiliger Zelle, und halten ſich, wie weit gereiſte Kinder, verpflichtet, die fürbittende, gnädige Mutter, nach Vermögen, zu beſchenken, oder ſie zahlen die gethanen Gelübde. Darum wird die Vorſtellung eines Jeden mir die Beſchreibung erſparen von dem Reichthum dieſes Tempels an Gebilden aus Silber und Gold, an Schmuck aus Geſtein und Perlen. Die Schatzkammer darf es nicht verläugnen, daß ſie ein halbes Jahrtauſend von Kaiſern und Königen Geſchenke angenommen hat. Wenn das hölzerne Marienbildchen bey ſeinem erſten Prieſter im einfachen Farbenkleide auf einem alten Baumſtamme ruhen mußte, ſo prangt es jetzt im reichſten Gewande auf einem Altare, der 12 Centner Silber wiegt, wozu eine Fürſtinn Montecuccoli 26,000 Gulden gegeben hat.

Bey dem früh erlangten Ruhme der Wunderthätigkeit, von den erſten weltlichen Fürſten **Europa's** beſchützt und begünſtigt, dann vom geiſtlichen Oberhaupte mit großen Ablaßvollmachten und andern Privilegien ausgeſtattet, mußte das hochgehaltene Bild für alle Gläubigen ein gewaltiger Magnet werden, welcher Hülfeſuchende, Dankbare und Bußfertige aus dem weiten Kreiſe ſeines Rufes herbeyzog. Manche Jahre zählten über 300,000 Wallfahrtende, 1816 kamen noch 80,000.

Unter den unzähligen Geſchenken will ich nur ein einziges bemerken, weil es als ein heiliges Denkmal der innigen, frommen Liebe des ſchönſten und edelſten Fürſtenpaars ſeiner Zeit gelten kann. Es war ein goldenes, mit Diamanten beſetztes, flammendes Doppelherz, das folgende Worte zu leſen gab:

Ut corda Theresiae et Francisci conjugum sint cor in Deo unum, Mariae virgini, conjugi, matri haec corda obtulere.

(Auf daß **Thereſens** und **Franzens** Herzen in Gott nur Eins ſeyen, haben ſie der Jungfrau, Gattinn und Mutter **Maria** dieſe Herzen geopfert.)

Wie ein Badeort um die Heilquelle, hat ſich der Marktflecken **Maria-Zell** um die Kirche des Heils geſammelt, und nimmt eben ſo Erwerb und Nahrung größtentheils von den Fremden, deren allein der große Frauentag (**Maria Himmelfahrt**) noch jetzt gegen 15,000 herbey führt. Und jeder bringt gern, mit dem Gruße von der Mutter Gottes, für ſeine Lieben ein kleines Andenken zurück, das auf dem Altare der Zelle geweiht iſt. Daher um die Kirche eine kleine Sommermeſſe, welche Roſenkränzchen, Heiligenbildchen, Kreuze, Rauchwerke, Kerzen und andern Glaubensbedarf in unſäglicher Menge den Pilgern feil biethet.

Glockenläuten verkündet jedesmal die Ankunft der Prozeſſionen. Von der Oriflamm geführt, ziehen ſie ſingend durch die Straßen nach der Kirche, küſſen die Stufen, umgehen im Innern dreimal die santa casa, und dann fallen ſie nieder auf die Kniee zum Gebeth. Wenn ſo das große, ſchöne Gotteshaus erfüllt iſt mit Andacht, die in gemiſchten Sprachen nur Ein Heil erfleht, wenn Bitte, Dank und Reue von tauſend Lippen flüſtern; dann wird auch ein Herz ergriffen und erhoben, dem die ſüße Morgengabe des Lebens, der kindliche Glaube längſt entfloh.

Die Wallfahrtenden kommen meiſtens im feſtlichen Schmuck, der aus manchen Provinzen etwas Eigenthümliches mitbringt. Bey der böhmiſchen Prozeſſion erſcheinen die jungen Mädchen mit fliegendem Haare, rothen Stirnbändern, und kleinen, grünen Kronen auf den Häuptern; ſo, daß ſie, im feierlichen Gange, mit erhobenen Händen, wohl Prieſterinnen der jungfräulichen Himmelsköniginn vorſtellen dürften.

Getröſtet, ermuthigt und erquickt an Leib und Seele, kehren Tauſende heim von **Maria-Zell**; aber die Gegend um den Gnadenort iſt auch ſo ſchön, friſch und kräftig, daß ſie allein Leidtragende aufrichten, und Kranke geſund machen kann. Wohin ſich der Fuß wenden mag, findet Herz und Auge, was die Seele erfreut. Hier ruht, lieblich umgürtet, der dunkle Erlaphſee vor ſeiner ſchönen Alpe, dort erhebt ſich aus dem Hochwalde der hohle Stein in die Luft, deſſen tiefe Kammern ſogar den Schützen zu einem Scheibenſtande Raum geben. Und kaum eine Meile entfernt, ſtürzt die Laſing über ſenkrechte Felſen 200 Fuß tief in ein ſchauriges Alpenthal.

Allgemeine Novelliſtik.

Die Direction des Leopoldſtädter-Theaters gibt den 23. dieſes Monats, zur Unterſtützung der in dieſem Jahre durch Waſſer verunglückten Unterthanen im Marchfeld, Hrn. Gleich's Zauberſpiel: Ydor, und dann Bürger's Lied vom braven Manne, dramatiſirt und mit Tableaux verbunden von Hrn. Gleich, Muſik von Hrn. Prof. Drechsler. Eintritt-Carten ſind im Zeitung-Comptoir des Hrn. Strauß, und im Theaterhauſe zu haben. Welch eine edle und vielverſprechende Auffoderung für die menſchenfreundlichen Bewohner dieſer Reſidenz!

So eben ſind im Verlage der Gräffer'ſchen Buchhandlung (hier, Weihburggaſſe, Nr. 964) erſchienen: »Bilder aus den Alpen der Steyermark, von August Schumacher«; mit dem Bild des Gemsjägers Annerl, gez. von E. Baer, geſt. von J. Langer, und einer Muſikbeylage; gr. 8. in geſchmackvollem Umſchlage broſch. (Preis 2 fl. 45 kr. WW.) — Dieſe Bilder werden Jeden gemüthlich anziehn, der Sinn für die landſchaftliche Natur, für das einfache idylliſche Walten, und die mannigfaltigen Eigenthümlichkeiten der Bewohner dieſer Alpen hat. Auch dem Freunde der Länder- und Völkerkunde biethen ſie um ſo mehr einen belohnenden Genuß dar, als dieſe romantiſchen Gegenden, mit alle dem, was ſie umſchlieſſen, ſonderbar genug, noch allzu wenig bekannt ſind. Die Darſtellungweiſe des ſinnigen Verf. entſpricht ganz ſeinem Gegenſtand, wie in Rückſicht von Maria-Zell die vorſtehende Probe in dieſer Nr. zeigen mag. Die erſte Abtheilung dieſes Werkchens enthält: Wanderſinn. — Das Land. — Thäler. — Berge. — Urwälder. — Das Jägerhaus. — Das Volk. — Bauart. — Tracht. — Der Steyrer-Tanz. — Die Schwaagerinnen. — Der Gemsjäger und ſein Weib. — Eiſenwerke. — Maria-Zell. — Das ſchöne Kind. — Abſchied. — Die zweite Abtheilung bringt uns: 23 ſteyriſche Lieder, in denen ſich der herzliche, lebensluſtige und gemüthliche Sinn dieſes Alpenvolkes characteriſtiſch abſpiegelt ꝛc. Gffr.

Das älteſte Collegium in den vereinigten Staaten von Nordamerica iſt, nach einer neuen Schrift*), von einer kleinen, engliſchen Colonie, welche ſich in und um Boſton und Cambridge, i. J. 1638, feſtſetzte, gegründet. Das Yale-Collegium wurde im Jahre 1700 gegründet, die Collegia zu Princeton (Neu-Jerſey) und Neu-York in den Jahren 1738 und 1754, zwei andere etwa vor 50, die übrigen innerhalb 30, 20, 10 und 5 Jahren. Die erſten Coloniſten waren nur um die Kunſt, Aexte zu verfertigen und zu handhaben, beſorgt, denn Bäume umzuhauen, Pflüge zu machen, fanden ſie nöthiger, als die Kenntniß lateiniſcher, griechiſcher und hebräiſcher Wörter, oder die Kunſt, die Bewegungen und Umwälzungen der Himmelskörper zu berechnen ꝛc. In dieſer neuen Welt von Abenteurern und Glücksrittern dient jetzt faſt Alles ausſchließlich practiſchen Zwecken. Wer einen Sohn in ein Collegium ſchickt, erwartet von ihm, daß er Prediger, Advocat, Arzt oder Geſchäftsmann werde: dieß bahnt den Weg zu Anſehn, Wirkſamkeit und Reichthum. Hat der Knabe in der Academie, wo die Elemente der lateiniſchen und griechiſchen Sprache, engliſche Grammatik, Geographie, Arithmetik, die Elemente der mathematiſchen Wiſſenſchaften gelehrt werden, ein Paar kleine Chreſtomatien, etwas vom Virgil und Cicero, etwas vom griechiſchen Teſtament, Arithmetik bis zur Bruchrechnung, die engliſche Grammatik, ein wenig Geographie und Geometrie ſtudirt, ſo kann er ſich ſchon in ein Collegium begeben.

---

*) Nachrichten von den literariſchen Inſtituten und dem Zuſtande der Wiſſenſchaften in den nordamericaniſchen Staaten. A. d. Engliſchen.

Dort werden die alten Claſſiker geleſen, mitunter auch Franzöſiſch gelehrt, Mathematik, Naturphiloſophie, Aſtronomie, Chemie, Rhetorik, Logik, Metaphyſik, Moralphiloſophie vorgetragen; Juriſprudenz, Medicin, Theologie werden in Privat-Inſtituten, doch von ausgezeichneten Männern, gelehrt. Die Schüler kommen mehrentheils nur in die Collegien zuſammen, um dem Lehrer vorzulegen, was ſie den Vor- und Nachmittag zugelernt haben, da man den Privatfleiß ſehr achtet, und viel Anweiſung dazu ertheilt wird, daher ſind die öffentlichen weniger, als die Privat-Vorleſungen zahlreich. Der aſtronomiſche, phyſicaliſche und chemiſche Apparat iſt anſehnlich. Den Namen Profeſſional-Studien führt der dritte Curſus; hier kann er ein tauglicher Arzt, Juriſt, Prediger werden ꝛc. Die deutſche Literatur fängt erſt ſeit Kurzem an, recht bekannt zu werden, und findet ſehr viele Liebhaber. Es gibt junge Männer, die, nun auf den Schauplatz tretend, in verſchiedenen Fächern einen edlen Wetteifer beweiſen, von denen ſich das Vaterland viel verſprechen kann. Es finden ſich äußerſt ausgezeichnete Mathematiker, Chemiker, Mineralogen, Oekonomen, Botaniker, der Schiffahrt Kundige, Technologen; die ſchönen Künſte ſind alle im beſten Fortſchreiten, das tiefere Wiſſenſchaftliche folgt allmählig nach. Mäcenaten und Dilettanten finden ſich auch immer mehr, und ſchon beſtehen höchſt achtungwerthe Verbindungen zu literariſchen und rein wiſſenſchaftlichen Zwecken. Sicher werden die nordamericaniſchen Staaten einſt ein Göttingen, Berlin, Halle, Wien und andere glorreiche Anſtalten aufzuweiſen haben.

Juſtiz-Rath von Lilienſtein, zu Frankfurt, hat eine kleine Schrift: »über die nahe Erſcheinung des Antichriſts, und die herannahende Erfüllung der Offenbarung Johannis« herausgegeben, worin der Menſchheit die Erſcheinung des Antichriſts von 1823 an, und das Ende der Welt im Jahre 1833 prophezeit wird.

Zu Paris iſt es in den Ton angebenden Häuſern jetzt Sitte, daß bey der Mittag- oder Abendtafel die Damen ſich zuerſt ſetzen, und zwiſchen ſich Plätze frei laſſen; alsdann ladet jede einen Herrn ein, ſich neben ſie zu ſetzen, wodurch die Frau vom Hauſe aller Sorge, gegen Etiquette und Rang zu ſtoſſen, überhoben wird.

Wenn der perſiſche Schah merkt, daß einer ſeiner Großwürdenträger zu reich zu werden anfängt, ſo ſchickt er ihm entweder ein paar Wochen oder Monate lang täglich eine Schüſſel aus der Hofküche zu, wofür jedesmal 1000 Ducaten zu entrichten ſind, oder er trägt ihm die Bewirthung einer fremden Geſandtſchaft auf, oder er ſpielt täglich einige Parthien Schach, die Parthie zu 700 Ducaten, mit ihm, oder er wettet um 6, 8, 10 und mehrere 1000 Ducaten mit dem ſcheinbaren Günſtlinge, der natürlich verlieren muß. Will er aber ſeinen Mann auf einmal und in der möglichſten Geſchwindigkeit ruiniren, ſo ladet er ſich zu einem Mittagmahl bey ihm ein. Dieſe Ehre iſt ſo groß, ſo koſtſpielig, daß auch der Reichſte dadurch zum Bettler wird.

Das in der Wiener-Zeitung Nr. 46 d. J. erzählte teſtamentariſche Problem eines Vaters in Dublin, welcher 15,000 Pfund Sterling dergeſtalt hinterläßt, daß ſeiner Gattinn und rückſichtlich Mutter, wenn ſie eine Tochter zur Welt brächte, 10,000 Pf., dem weiblichen Kinde 5,000 Pf. angehören; im Falle aber ein Sohn geboren würde, dieſem 10,000 Pf. und der Mutter 5000 Pf. zufallen ſollten, und die Anwendung dieſes letzten Willens, auf das eingetretene Ereigniß: daß Zwillinge, ein Knabe und ein Mädchen, das Lebenslicht erblickt haben, iſt bekannt. In der Pannonia, Nr. 10. glaubt nun J. G. v. Paziazi mit alexandriniſcher Kraft dieſen gordiſchen Rechtsknoten gelöſet zu haben, und verdeutlicht die Entknotung durch den Grundſatz: es müſſe nach der Abſicht des Verblichenen, die Tochter um die Hälfte weniger, als die Mutter, dagegen der Sohn nochmal ſo viel als die Mutter erlangen; ſomit theilt er der Tochter 1/7, 2142 6/7 Pf. St., der Mutter 2/7, 4285 5/7, dem Sohne 4/7, 8571 3/7, vereint 15000 Pf. St. zu. — Ich theile die Fundamentalanſicht ganz mit Hrn. v. Paziazi, daß das teſtamentariſche Quantum, welches für Alternativfälle beſtimmt wurde, durch die nachgefolgte Zwillingsgeburt ein Cumulus werde. — Der Cumulativnachlaß muß daher nach beiden eingetroffenen Bedingungen in solidum juſtificirt werden. Und ſomit drängt ſich mir von ſelbſt die Pflicht auf, gegen obige Siebenteilung die Mutter, welche zwei Früchte unter ihrem Herz getragen, und ſomit doppelten Schmerz ertragen hat, und der ferneren Pflichten ſich nicht entſchlagen wird, in die Patronanz zu nehmen, und obigen Mentor zu warnen. — Nach meinem Dafürhalten geſchähe die Repartition nach Halbſcheiden der Teſtamentsquota zu 15000 Pf. St. ſo: daß von der einen Hälfte zu 7500 Pf., der Tochter 2500, der Mutter 5000 Pf., zuſammen 7500 Pf St., von der andern Hälfte aber der Mutter 2500, und dem Sohne 5000 Pf. St. zuerkannt werden ſollen. — Auf dieſe Weiſe iſt die Mutter als ein ens in duplo divisibile, welches in beiden ausgedrückten väterlichen Anordnungen interveniren muß, und folglich in der Concurrenz beider vom Vater vorausgedachten Fälle, auch als eine Zweiheit in Berückſichtigung gezogen. — Hiernach ſitzen zwei auf dem Dreifuße; Einem werden die delphiſchen Prieſter das: Sutor ne ultra crepidam dictiren.

A—r.

Im Theater in der Joſephſtadt gab man den 11. März, zum erſtenmal und zum Vortheile des Benjamin Reingruber: »Der Berg- und Thalgeiſt, oder: die drei Weltwunder.« Zaubermärchen mit Geſang und Tableaux, in drei Acten, von Fried. Wimmer, die Muſik vom Kapellmeiſter Glaſer. — Drei Glücksritter, Nachtigall, Blitz und Doſerl, bewerben ſich um Dorchens Liebe, doch der Vater, der Launen über Launen hat, verſpricht nur demjenigen die Hand ſeiner Tochter, der Beſitzer von den auf der Inſel Pamphili durch ein Unthier bewahrten drei Weltwundern iſt. — Unſre Glücksritter beſtehen muthig das Abenteuer, haben aber außer dem Unthier, mit dem Inſelbeherrſcher und ſeiner heirathsluſtigen, ſchwindſüchtigen Tochter, einen langen Kampf zu beſtehen, bis ſie endlich mit Lorbern gekrönt nach Europa zurückkehren. Die Handlung des Stücks zu führen, treiben ſich Timon, der Berg-, und Aluna, der Thalgeiſt, recht wacker herum, bis endlich Nachtigall Dorchens Hand bekommt, Aluna ſich himmelwärts ſchwingt, und das Ende des Stücks herbeyführt. Perinets Megera, und Kotzebues Brilleninſel, ſind ziemlich benutzt. In dem Geſang dieſer Nachtigall würde wohl niemand Philomelen erkannt haben. Die Rolle des Doſerl wurde von Seite des Dichters mit vieler Comik ausgeſtattet, die der ſchwindſüchtigen Prinzeſſinn machte aber leider keine ſonderliche Wirkung auf das Publicum. So wie es ſchien, wollte dieſe Prinzeſſinn ſich einen Applaus erhuſten, ſie trieb ihr Gehuſte ſo übertrieben, daß es allgemeinen Ekel erregte. Die Muſik, die Ouverture ausgenommen, war ganz neu, und gefiel ſo ziemlich, nur muß man bemerken, daß ſie hier nicht am rechten Platze ſtand; der Herr Kapellmeiſter würde wohlthun, in der Zukunft die Fähigkeiten des Sänger- und Chorperſonals zu erwägen.

In der Anmerkung über die Induſtrie-Beylage, in Nr. 30., ſoll es in der erſten Zeile 11 heißen, ſtatt 12.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Gräffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 10 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Conversationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

34.

(Wien, den 21. März.)

Gasbeleuchtung des Pharus zu St. Salvore und in Trieſt.

Was der wegen ſeinen ausgebreiteten Kenntniſſen ungemein geſchätzte k. k. Regierungs-Rath und Director des polytechniſchen Inſtituts, Hr. Prechtl, für die Gasbeleuchtung in Wien, und ſo nicht minder der als Gelehrter rühmlichſt bekannte und allgemein geachtete Herr Chriſtian Carl André in Brünn, dann mehrere Private in Ollmütz und Prag für die Gasbeleuchtung gethan, und wie ſehr Prechtl und André ſich bemüht haben, durch zweckmäßige, an Hand gegebene Belehrungen und Apparate die Nutzanwendung ſo gemeinnützig als möglich zu machen, iſt bekannt genug. Nicht ſo bekannt iſt es aber, was in dieſer Hinſicht der k. k. Artillerie-Zeugwart, Herr Domek, in Trieſt, leiſtete, woſelbſt nun ſowohl der Leuchtthurm zu St. Salvore, als auch ein Theil der Artillerie-Caſerne, mit Gas erleuchtet wird.

Von der Gaserleuchtung des Leuchtthurms iſt das Publicum zum Theil, von letzterer aber noch gar nicht in Kenntniß; und doch ſollte im gegenwärtigen Augenblick, wo Vorurtheil und beſchränkte Anſichten die Anwendung des Steinkohlengaſes zu verdrängen ſuchen, das Gute, was ſie bereits leiſtet, nicht im Verborgenen gehalten werden.

Was die Gaserleuchtung des Pharus betrifft, ſo beſteht ſie ſeit zwei Jahren, nämlich ſeit 17. April 1818, und die Erfahrung gibt nun an die Hand, daß nebſt einer Erſparung von mehr als 100 prCt. gegen die vorige Beleuchtungsbeköſtigung nun auch ſtatt des ehemaligen gelblichen Lichtes — vom levantiniſchen Oehl — ein ſehr klares, weißes, alles Oehllicht weit übertreffendes Licht — aus den iſtrianiſchen Steinkohlen entwickelt wird. Der Apparat zu dieſer Gaserleuchtung wurde von dem vorerwähnten Zeugwart Domek hergeſtellet.

Da dieſer Leuchtthurm der erſte iſt, der mit Gas erleuchtet wurde, und von ſelbem in dieſen Blättern noch keine Erwähnung geſchah, ſo dürfte das hierüber officiell bekannt gewordene hier am rechten Platze ſtehen.

Im März 1817 fing man auf einem der drei Spitzen von Salvore dieſen Leuchtthurm zu bauen an, der in einer Entfernung von 25 italieniſchen — 6 1/4 deutſchen — Meilen von Trieſt, den dahin ſteurenden Schiffen die Wendung zu bezeichnen hat, die ſie zu machen haben, um nicht in dem

Sande von Grado zu verunglücken. Die Gaserleuchtung desſelben fand bereits, wie vorgeſagt, am 17. April 1818 Statt. Das ganze Gebäude des Leuchtthurms iſt aus Quaderſteinen gebaut; es hat die Geſtalt einer Säule mit Capital, welche auf einem viereckigen Sockel ruht. Die Säule hat 16 Wiener-Fuß, und der Ring des Capitals 10 Fuß im Durchmeſſer. Eine Wendeltreppe, die im inwendigen hohlen Raume der Säule angebracht iſt, führt auf die Ebene des Capitals, auf welchem eine achteckige Laterne von 12 Fuß im Durchmeſſer und 14 Fuß Höhe, aus Säulen und Querſtangen von Eiſen zuſammengeſetzt, ruhet, welche in der k. k. Gießerei zu Maria-Zell zu Stande gebracht wurde, und worin Glas eingeſetzt iſt. In ihrer Mitte befindet ſich ein meſſingener Leuchter aufgerichtet, welcher aus 32 Oeffnungen, die in 3 kreisförmigen, horizontalen Flächen von abnehmender Größe angebracht ſind, eben ſo viele Gasflammen gibt, und die, zuſammen genommen, einen Lichtkegel von einer Klafter Grundfläche und 3 Fuß Höhe bilden. Der Mittelpunct des Lichtkegels iſt 110 Fuß über die Meeresfläche erhaben. Die Entfernung, in welcher die Schiffe das Licht zu ſehen nöthig haben, beträgt 25 italieniſche Meilen. In dieſem Falle trifft die Geſichtstangente von dem Punct des Meeres, wo ſich das Schiff befindet, die Höhe der Säule von Salvore, und der Lichtkegel wird, wenn die Luft nicht neblig iſt, ſichtbar. Rund um die Laterne herum, in einer 4 Fuß großen Entfernung von dem Gefüge, iſt ein eiſernes Geländer geführt, um ſicher auf der Gallerie herumgehen zu können. Darauf ragt ein Arm hervor, um auf dem Stricke ſo viel Signale auszuhängen, als Schiffe von dem Wächter in der Entfernung wahrgenommen werden. Wenn nun die Signaliſirung vorgenommen, und auf dem oberhalb Trieſt gelegenen Berge Obſchina wiederholt wird, ſo kann ein Beobachter auf der Börſe die Kaufleute von der Anzahl der Schiffe unterrichten, die auf dem Wege ſind, in dieſen Hafen einzulaufen.

Ein Blitzableiter, der in der Laterne oben angebracht iſt, ſchützt das Gebäude vor Gewittern. An dem viereckigen Fußgeſtelle ſind, an 3 Seiten desſelben, die Werkſtätte mit dem Gas-Apparat, dann das Magazin für die Material-Vorräthe, ſo wie die Wohnungen der Wächter angebracht; die Grundmauern desſelben umſchließen eine Waſſer-Ciſterne.

Der Hr. Zeugwart Domek hatte im Anfang, bis der Gas-Apparat der beabſichtigten Wirkung entſprach, viele Schwierigkeiten zu überwinden, allein nun ſteht auch ſein Werk tadelfrei und lobenswerth da.

Früher, als man das Steinkohlengas zur Erleuchtung des Pharus in Anwendung brachte, hatte mehrbeſagter k. k. Hr. Zeugwart ſchon in der Trieſter-Artillerie-Caſerne ſein Quartier und einen Theil der Caserngänge mit Gas erleuchtet; auch hier ergibt ſich, wie bey der Gaserleuchtung des Pharus, ein reiner Gewinn von 100 prCt. gegen die Anwendung des levantiniſchen Oehls. Der nun im dritten Jahre in der Caſerne beſtehende Gaſometer faßt nur 43 Kubikfuß Gas, gegenwärtig aber hat Hr. Domek einen Apparat, deſſen Gaſometer 200 Kubikfuß Gas faßt, hergerichtet, und es wird nächſtens hiermit der Probe-Verſuch gemacht werden. A. R. v. J—n.

* * *

Literariſch-artiſtiſche Notizen.

Von W. A. Gerle, dem ſinnreichen und gemüthvollen Verfaſſer der Volksmährchen der Böhmen (deren Werth bereits in allen unpartheiiſchen critiſchen Blättern Anerkennung gefunden hat), wird in einiger Zeit bey dem überaus thätigen Buchhändler Traßler, in Brünn, ein Cyclus von Ritter-Scenen, unter dem Titel: »Romantiſcher Ritter-Saal«, erſcheinen. Dieſe Gallerie wird mit dem König Artus und den Rittern von der Tafelrunde eröffnet. Darauf folgen Carl der Große und ſeine 12 Pairs; ferner die Amadiſſe, die Ritter von Bern'ꝛc. Jeder Ritter ſammt ſeinen Abenteuern wird zwar als ein für ſich beſtehendes Ganze, dennoch aber als ein verbindendes Glied der ſchönen Kette erſcheinen. Die Grundidee dieſer Unternehmung iſt gewiß eben ſo glücklich, als der Plan, und für die befriedigende Ausführung bürgt das Talent des Bearbeiters. Der Verleger iſt ein Mann von Tact, Geſchmack und ſeltner Betriebſamkeit; es ſteht daher mit Recht zu erwarten, daß dieſes Werk ſowohl in literariſcher als mercantiliſcher Hinſicht Glück machen werde. Die erſte Lieferung (Artus und die Tafelrunde) wird 3—4 Bändchen ausmachen. Der Hr. Verf. und Verleger werden wohl bald etwas Näheres verkünden.

Die von dem hochverdienten Prälaten Angelo Mai veranſtaltete Ausgabe des Ambroſianiſchen Codex des Homer iſt eine der wichtigſten Erſcheinungen der claſſiſchen Literatur. Sie iſt betitelt: Iliadis fragmenta antiquissima cum picturis. Item scholia vetera ad Odysseam. Item Didymi Alexandrini marmorum et lignorum mensura. Edento Angelo Maio A. C. D. Mediolani reg. typis 1819. Das Werk iſt gr. Fol., 220 Seiten ſtark, und mit 64 herrlich geſtochenen Kupfern geziert. Es iſt ein Meiſterſtück typographiſcher und chalcographiſcher Schönheit, und ſollte in keiner großen Bibliothek fehlen. Beſonders ſchätzbar iſt die Vorrede des gelehrten Herausgebers. Er gedenkt darin unter Andern auch der großen Schätze der Mailänder Bibliothek an Gemählden und Handzeichnungen berühmter Meiſter ꝛc. Dieſes in jeder Hinſicht außerordentliche Werk iſt hier bey Hrn. Buchhändler Bolke um 54 fl. C. M. vorräthig.

Von des Herrn Hofrathes Adam Ritter v. Bartſch peintre graveur erſcheint nächſtens der 20. Band. Der 21. und letzte dieſes claſſiſchen Werkes wird in kurzer Zeit darauf folgen. — Von demſelben hochverdienten Kunſtkenner iſt hier bey J. B. Wallishauſſer eine »Anleitung zur Kupferſtichkunde« in 2 groß 8. Bänden mit 12 Erklärungtafeln, unter der Preſſe. — Es kann hier bemerkt werden, daß dieſer unermüdete Mann ſelbſt eine Anzahl von mehr als 500 Kupferblättern und Blättchen geſtochen hat.

Eine Zuſchrift aus Rom vom 25. Febr. berichtet uns, daß der glücklichſte Sucher und Finder unter den Philologen, der Prälat Angelo Mai, den verlornen Büchern des Livius auf die Spur gekommen, oder vielmehr vorläufig auf der Spur der Spur ſey. Das wäre denn allerdings ein äußerſt wichtiger, und ohne Zweifel auch zum Triumph des gelehrten Supplenten Freinsheim ausſchlagender Fund. Alsdann hätte man nicht mehr nöthig, zu wünſchen, daß der Kaiſer von Marocco von irgend einer cultivirten Macht einmal mit einem kleinen diplomatiſchen Federkrieg überzogen werde. Es hält nämlich dieſer Fürſt, wie wir in einer philologiſchen Schrift, die uns nicht mehr beyfällt, geleſen haben, aus Liebe zu den Wiſſenſchaften, ſämmtliche abgängige Bücher des Livius, arabiſch überſetzt, in der ſtrengſten Verwahrung, während alle gebildeten Nationen ſich nach der Ergänzung eines ſo koſtbaren Torſo ſehnen.

Man weiß unter Andern auch aus einigen Notizen im vor. Jahrgang des Conv. Bl., daß der induſtriöſe Sennefelder, raſtlos bemüht, ſeine Erfindung zu vervollkommnen, darauf verfallen iſt, ſtatt der, noch manchen Gebrechen unterliegenden Steine, eine andere Maſſe auszumitteln; daß er auf die Idee einer Papiercompoſition verfallen, mit der Bereitung dieſer Papiermaſſe ſelbſt aber noch nicht im Reinen war ꝛc. Während Sennefelder nun weiter über die Sache nachſann, erhielt er von einer deutſchen Behörde (die wir hier nicht zu nennen brauchen) die Einladung, ihr ſeine Papyrographie (von ihm ſelbſt alſo benannt) zuzuwenden; allein, da er das Geheimniß dazu bereits einer Geſellſchaft in Paris, und zwar für 13000 Franken, überlaſſen hatte, ſo konnte er natürlich nicht eingehen. Indeß aber leitete ihn ſeine fruchtbare Induſtrie bey dieſem Anlaß auf eine neue Entdeckung, welche für jene ein vollkommenes Surrogat abgibt. Er trägt nämlich mit einer ganz eigens dazu erfundenen Materie, die Zeichnung oder Schrift auf eine Kupferplatte auf; von dieſer wird auf beſonders zubereitetem Papier ein Abdruck gemacht, und dieſer Abdruck vertritt dann gleichſam die Platte oder den Stein ſelbſt, indem durch ihn eine große Anzahl von Abzügen hervorgebracht werden kann. Der unerſchöpfliche Erfinder wurde dafür ſehr anſehnlich honorirt.

Die vor uns liegende vierte Nr. der Bibliographie de la France, 1820, gibt eine willkommene Berichtigung einer Namenverwechſelung, die den perſiſchen Geſandten, Mirza-Abdul-Haſſan-Chan (welchen wir auf ſeiner Durchreiſe hier geſehen haben) zu einer öffentlichen Erklärung veranlaßte. Ein Mirza-Abdul-Taleb-Chan hatte in engliſcher Sprache eine Reiſebeſchreibung herausgegeben, von welcher im vorigen Jahre zu Paris eine franzöſiſche Ueberſetzung, unter dem Titel: Voyage du Prince persan etc. erſchien. Durch die Aehnlichkeit der Namen verleitet, ſchrieb ein Pariſer-Tagblatt vom 8. Dec. 1819, dieſes Werk dem Geſandten zu. Dieſe irrige Anzeige war ſogleich in den Morning Herald (4. Jänner 1820) übergegangen, und bewog den in London reſidirenden Geſandten zu einer öffentlichen Berichtigung. Die Bibliographie gibt dieſer eine ſehr galante Deutung, indem ſie ſagt: »Cette confusion a d' autant blessé S. Exc. l' Ambassadeur persan, que dans le même article on lui attribue l'ouvrage de son presque homonyme. on rappelle des observations injurieuses pour la nation etc. pour les dames françaises«. In einem Briefe an einen Pariſer-Orientaliſten beklagt ſich der erſte Secretär der perſiſchen Geſandtſchaft in London, ſehr bitter über dieſe Verwechſelung. Er ſagt, daß die Reiſebeſchreibung ſeines Chefs noch gar nicht beendigt ſey, und fordert ſeinen Freund auf, in öffentlichen Blättern zu erklären, daß die in jenem Werk aufgeſtellten Bemerkungen ꝛc., ganz gegen die hohe Meinung und Verehrung ſeyen, wovon der Geſandte für die franzöſ. Nation erfüllt ſey ꝛc. Der Verf. jener fatalen Reiſebeſchreibung (heißt es weiter) ſey ein Indier, der Perſien niemals geſehen habe, der vor 15 — 20 Jahren

Europa durchſtrichen, und deſſen Werk voll gröblicher Irrthümer ſey ꝛc. Der Brief ſchließt mit folgenden Worten: »Bien loin de partager l' opinion émise par ce voyageur, ce sera toujours avec la plus vive satisfaction, que S. Exc. se plaira à payer son tribut de justice et d' admiration pour la modestie et l' amabilité, qui caractérisent les dames françaises.« — Man ſieht, was für arge Händel die bloße Eilfertigkeit eines Journaliſten ſtiften kann; allein bey einem complicirten Tagblatt, das oft noch flüchtiger geſchrieben werden muß, als es geleſen wird, ſoll man billiger Weiſe auch manche Uebereilung entſchuldigen. Uebrigens aber iſt dieſer Fall ein neuer Beweis, wie leichtfertig die Franzoſen mit den Namen umgehn. Wenn ſie dabey mehr auf die Sache ſehen, ſo mögen ſie nicht Unrecht haben. Wir Deutſche, die wir überhaupt einen ſo ſchneidenden Gegenſatz zu den Franzoſen bilden, machen es anders; denn bey uns ſieht man, und beſonders in der Literatur, wie bekannt, zuerſt auf den werthen Namen, und dann erſt, oder oft wohl gar nicht, auf die Sache ꝛc.

Franz Gräffer.

* * *

Räthſel.

Wer möchte wohl das Ding mir nennen,
 Das aller Weſen Urſtoff iſt?
An keiner Farbe läßt ſich's kennen,
 Es geht ſelbſt über Weiberliſt;
Noch ſtärker iſt's als Mutterliebe,
 Erſchüttert feſten Männermuth,
Es biethet Trotz dem ſchlau'ſten Diebe,
 Und iſt des Bettlers einzig Gut:
Zwar hat, wer es beſitzt, nur wenig,
 Doch, wenn nicht Nathans Ausſpruch trügt *),
Iſt er allein der wahre König,
 Wenn ganz ihm der Beſitz genügt.

Semler.

Allgemeine Novelliſtik.

»Es iſt doch ein ganz eigenes Ding um das Renommé! und ein renommirter Menſch iſt ungefähr ſo viel, als ein privilegirter Menſch; ſo Einer hat vor andern Menſchenkindern, nicht bloß in der Einbildung, ſondern effective, ſehr viel voraus. Man drängt ſich, ihn zu ſehen, zu genießen, und wenn es halbweg darnach iſt, zu bewundern. Ihr Glücklichen, die ihr renommirt ſeyd!« So hörten wir neulich Jemanden ſich mittheilen, als er nach dem Auftreten des königl. bayriſchen Hofſängers, Hrn. Joſeph Fiſcher, mit einem Freunde ſprach. Ganz Unrecht hatte der Mann nicht. Hr. Fiſcher erfreut ſich einer ganz vorzüglichen Auszeichnung vom hieſigen Publicum, ohne

---

*) Siehe den Schluß des zweiten Acts in Nathan dem Weiſen.

der große Sänger, ſelbſt ohne der außerordentlich vorzügliche Schauſpieler zu ſeyn, zu dem man ihn machte. Der Gang ohne Klang iſt wohl etwas ſehr Mangelhaftes, und ſeine Stimme hat durchaus ſehr wenig Klang. Im Gefühl ſeiner Unvollkommenheit warf er ſich auf die Manier, parlando vorzutragen, was recht gute Wirkung macht, wenn es bisweilen kommt; mais toujours perdrix! — Dieſer Sänger ſcheint einen ſehr großen Umfang der Stimme zu haben, weil er uns glauben macht, er ſinge noch, wenn er lange ſchon nur ſpricht; daher er auch von Seite des Geſanges ſich nur vorzüglich für buffi eignet. Aus der angegebenen Beſchaffenheit ſeiner Geſangsweiſe geht ſchon hervor, daß er im portamento nichts leiſten kann, und die Intonation nothwendig theils kaum erkenntlich, theils unrein ſeyn müſſen, daher der Sänger auf rein bekommenen Tönen ſogleich feſten Fuß faſſet, und auf ſelben eine möglichſt glänzende Verzierung anbringt; denn Niemand wird es verneinen mögen, daß Hr. Fiſcher ein ſehr geübter Sänger ſey, der ſeine Stärke und Schwäche genau kennet, die eine zu benützen, die andere zu verhüllen verſtehet. — Zu einem vollkommenen Sänger, zu einem großen Sänger, geht ihm aber denn doch zuerſt die Stimme ab. Als Schauſpieler zeigt er uns in jedem Augenblicke, daß er auf dem Theater eben ſo zu Hauſe, als in ſeinem Probierzimmer ſey. Er erſchöpft ſeinen Character, der ihm in keinem Momente entſchlüpft; in der Durchführung der Rolle, verbindet er mit der Conſequenz noch die mannigfaltigſte Nuancirung; nur iſt zu bedauern, daß er im Gefühle der Unerſchöpflichkeit ſeines Darſtellungsvermögens, keine Mäßigung kennet, und daher oft in verletzende Uebertreibungen verfällt. So erſchien Hr. Fiſcher im Allgemeinen, und hieraus geht ſchon das Beſondere ſeiner Leiſtungen für die einzelnen Rollen hervor, in welchen man ihn bis jetzt hier ſah ꝛc.

M — t.

Eine ſtatiſtiſche Ueberſicht von Dänemark gibt an, daß vom Jahr 149 vor Chr. Geb. an, daſelbſt 77 Könige in allem regiert haben, nämlich: 36 heidniſche, 27 chriſtliche (röm. kathol. von dem alten nordiſchen Stamme), 2 vom Oldenburgiſchen Stamme, und 12 von eben dieſem Stamme, evangeliſch-lutheriſcher Religion. Der älteſte Regent unter den heidniſchen Königen war Skiold, welcher 98 Jahre alt wurde, und 80 Jahre regierte.

Am 14. d. M. wurde im Theater an der Wien, zum erſten Male, ein Luſtſpiel in einem Acte, aus dem Franzöſiſchen des Rougemont, gegeben, unter dem Titel: »Der Prinz kommt.« — In ſelbem wird ein aufgeblaſener, reicher Kaufmann einer Landſtadt, durch die Erwartung, daß der Prinz bey ihm abſteigen werde, ganz närriſch vor Freude; und in ſeiner Erwartung getäuſcht, dem Hohne ſeiner neidiſchen Nachbarn Preis gegeben, findet er in dem Anerbiethen ſeines, von der Mahleracademie zurückgekehrten Neffen, welcher einen Pſeudo-Prinzen vorſtellen will, Rettung aus ſeiner Verlegenheit, und der Neffe in dieſem Ereigniß Gelegenheit, ſich vom Onkel die ſchöne, geliebte Couſine als Braut zu erwerben. — Viel Neues enthält das Stückchen nicht, doch Manches echt Comiſche, vor allem aber ſehr Vieles, was ſich ſo und anders verſtehen läßt. — Es wurde dafür geſorgt, den Lachen erregenden Sinn heraus zu kehren, und dabey der Zartſinn nicht eben verſchonet. — Die Darſtellung war brav; vor Allen glänzte Durmann. Der Künſtler, welcher dieſen Character darſtellte, iſt einer von den Wenigen, welche immer das rechte Maß, die echte Färbung, und den wahren Ton treffen.

L — t.

Die Zahl der Schulen in Frankreich, worin die neue Lehrmethode in Anwendung gebracht worden iſt, beläuft ſich nunmehr auf 1300; alſo hat ſich dieſelbe ſeit vorigem Jahr mit 300 neuen Schulen vermehrt, da ſie zuvor nur 1000 betrug. Ohne die Lancaſterſche Methode hätte alſo Frankreich 1300 Lehranſtalten weniger! Werden dieſe Fortſchritte in eben dieſem Verhältniſſe ausdauern, ſo muß ſich die Zahl der neuen Schulen in wenig Jahren auf 2000 belaufen. Schon dieß wäre hinreichend, um jener edeln Geſellſchaft zur Verbeſſerung des Elementarunterrichts, den Dank des geſammten Vaterlandes zu verdienen; allein ſie dehnt ihren Wirkungskreis noch viel weiter aus. Nach dem Beyſpiele der Londner Geſellſchaft, dient die Pariſer Geſellſchaft zu einem gemeinſamen Brennpuncte, von wo aus das Licht über alle Welttheile verbreitet wird. Es wurde in der letzten Sitzung ein ſehr intereſſanter Bericht über den jetzigen Zuſtand der neuen Schulen, und über den, von den beiden Londner und Pariſer Geſellſchaften ausgeübten Einfluß verleſen. Sonderbar iſt es bey dem Vorleſen dieſes Berichts aufgefallen, daß, obſchon von der Bereitwilligkeit der meiſten europäiſchen Regierungen, die neue Methode in Schutz zu nehmen, und in ihren Staaten einheimiſch zu machen, die Rede war, der deutſchen Regierungen ſonſt keine Erwähnung geſchah, woraus ſich alſo wohl ſchließen läßt, daß man in Deutſchland noch wenig zur Verbreitung einer ſo nützlichen Lehrart gethan hat? Rührt dieß davon her, daß Deutſchland ſchon längſt ſehr gute Lehranſtalten beſitzt, und daher die Einführung der neuen Lehrart für entbehrlich hält? Oder ſtellen ſich etwa hier, wie anfangs in Frankreich, der Verbreitung derſelben Vorurtheile in den Weg? In Schottland hat die Lancaſterſche Methode auch deßhalb weit weniger Aufnahme, als in England gefunden, weil ſchon der Elementar-Unterricht dort ſo allgemein war, daß es faſt keinen Schotten gab, der nicht leſen und ſchreiben konnte. Einer ſolchen Allgemeinheit des Volks-Unterrichts können wir uns doch in Deutſchland noch nicht rühmen.

Ein unmittelbares Schreiben aus Paris v. 6. d. berichtet uns unter Andern: Geſtern wurde hier auf dem Theatre françois zum erſtenmal, Maria Stuart, nach dem Trauerſpiele unſeres verewigten Schiller, von Lebrun frei ins Franzöſiſche überſetzt, gegeben, und mit ungetheiltem und ungeheurem Beyfalle aufgenommen. Die Franzoſen ließen ſowohl durch Worte, als durch die rührendſte Theilnahme, dem erſten Schöpfer dieſer Tragödie volle Gerechtigkeit widerfahren. Erhöhet wurde der Genuß durch das Meiſterſpiel der Mlle. Duchesnois als Maria, und des Talma als Leiceſter. Dieſes Stück wird lange, wo nicht für immer, auf dem Repertoir bleiben ꝛc.

Uebermorgen den 13. März, iſt zum Vortheile des Herrn Sandner, zum erſten Mal, im Joſephſtädter Theater: »Der hölzerne Säbel;« ein Luſtſpiel in einem Aufzuge; nach einer Anecdote; von Ferd. Roſenau, als Seitenſtück zum Tagsbefehl. Darauf folgt: »Der Tambour, oder: die flammändiſche Hochzeit,« ein Luſtſpiel mit Geſang und Tableaux, in einem Act, aus dem Franzöſiſchen, von Ferd. Roſenau. — Hr. Sandner verwendet beſonders viel Mühe und Fleiß auf die Rolle des Herzogs in dem erſterwähnten Stück; wir wünſchen, daß ſeine Mühe nicht fruchtlos, und daß der Lohn ſeines Beſtrebens eine reiche Einnahme ſey.

H — g.

Der Doctor Hruby (ein Oeſterreicher) iſt mit 4000 Rubel jährlichen Gehalt, und mit Beybehaltung ſeines bisherigen Poſtens, als Profeſſor für die Augenkrankheiten bey der mediciniſch-chirurgiſchen Academie zu St. Petersburg, beym allerhöchſten Hofe als Augenarzt angeſtellt. —ch.

Unlängſt iſt der 70. Band der Werke der freien öconom. Geſellſchaft, dieſer Veteran der gelehrten Geſellſchaften in Rußland, erſchienen, und enthält ſehr viel gediegene Original-Aufſätze im Fache der Landwirthſchaft. — ch.

Zu Zagori, in Epirus, iſt gegenwärtig die Errichtung eines großen Collegiums im Werke. Die zum Behufe dieſer Anſtalt gelieferten freywilligen Beyträge belaufen ſich bereits auf 60,000 Francs. Der gelehrte, griechiſche Geiſtliche, Neophytos Doucas, hat für ſeine Perſon allein zu dieſem Zwecke 10,000 Fr. geſchenkt. — Die zu Chios errichtete Buchdruckerei iſt bereits in Thätigkeit. Das erſte, aus den Preſſen dieſes wichtigen Inſtituts hervorgegangene Product iſt eine von dem Hrn. Prof. Bambas, bey Eröffnung des dießjährigen Curſus, im großen Collegium zu Chios gehaltene vortreffliche Rede, die mit einer ſolchen Eleganz gedruckt iſt, daß man glauben würde, ſie wäre das Erzeugniß einer Pariſer Preſſe. In Kurzem wird man von der Druckerei von Chios aus, eine Menge wichtiger Werke ſich verbreiten ſehn, die insgeſammt beſtimmt ſind, zu der Wiedergeburt dieſes claſſiſchen Fleckes der Erde beyzutragen. — Herr Koumas, einer der ausgezeichnetſten Gelehrten Griechenlands, und erſter Profeſſor an dem großen Collegium zu Smyrna, hat ſo eben die beiden letzten Bände ſeines, in den Annalen des heutigen Griechenlands Epoche machenden, Curſes der Philoſophie herausgegeben. Dieſes Werk iſt ein methodiſcher Abriß alles desjenigen, was die Philoſophie Deutſchlands vorzüglich Schönes und Nützliches in ſich begreift, und iſt von allen gebildeten Griechen, denen es Freude macht, die Fackel der neuern Philoſophie unter ihren Landsleuten aufgeſteckt zu ſehn, mit ungetheiltem Beyfalle aufgenommen worden. Der dritte Band iſt dem berühmten deutſchen Philoſophen, Krug, zugeeignet, deſſen Werke dem Herrn Koumas bey ſeinen Arbeiten zur Grundlage gedient haben. Dem vierten und letzten Bande ſteht der Name des »weiſen und ehrwürdigen« Coray vorangeſchrieben.

Das in ungariſcher Sprache geſchriebene geographiſch-ſtatiſtiſche Werk des Hrn. Prof. Magda, in Oedenburg, über Ungarn, hat ſo großen Beyfall gefunden, daß der Verf. es jetzt auch in's Deutſche überſetzen wird. —ſ.

Es wird wiederholt erſucht, daß die Verf. von Aufſätzen ꝛc., die anonym, oder chiffrirt, oder pſeudonym abgedruckt werden ſollen, ſich gefälligſt der Redaction nennen wollen, indem, aus erklärbaren Gründen, ſonſt Manches zurück gelegt werden müßte.

Converſationblatt 1820, zweites Quartal.

Bey dem bevorſtehenden Ablauf des erſten Quartales laden wir zur geneigten Pränumeration auf das zweite ein. Der Preis bleibt derſelbe, wiewohl wir, in Anbetracht der kleinern Lettern und der Zugaben und Beylagen, noch Einmal ſo viel Text als im vorigen Jahre, dabey noch Kupfer, Muſikblätter ꝛc. liefern. — Hier und in den erbl. Provinzen in allen Buchhandlungen iſt das Abonnement 7 fl. WW. viertel-, 14 fl. halb-, im Ausland 8 Thlr. ſächſ. ganzjährig; bey der k. k. oberſten Hofpoſtamts-Hauptzeitung-Expedition in Wien, und bey allen Abſatz-Poſtämtern und Stationen der Monarchie, wo das Blatt Nummernweiſe verſendet wird, nicht mehr als 17 fl. WW. halbjährig. Buchhändler erhalten den bey Verlagsbüchern üblichen Rabatt. — Man kann auch von dem erſten Quartal noch alle erſchienenen Nummern um den Pränumerationpreis erhalten. — Beyträge, die man honorirt verlangt, werden halbjährig, das heißt, Ende Juni und Ende December, in der Regel mit 4 Spec. Ducaten pr. Druckbogen, berichtigt.

Der Redact. u. Verlag.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Graffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 17 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Graffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

35.

(Wien den 23. März.)

Ueber den Geiſt der nordamericaniſchen Freiſtaaten, in moraliſcher, politiſcher und wiſſenſchaftlicher Hinſicht.

Die Geſetzgebung der vereinigten Staaten iſt ein unförmliches Gemiſch von engliſchen Geſetzen und beſonderen Gebräuchen, welche Jeder auf ſeine Art auslegen kann, und die im Grunde nur dazu dienen, eine Menge von Rechtsgelehrten, auf Koſten des Volkes, zu ernähren. Nach der Dunkelheit und der ſonſtigen Form dieſer Geſetzgebung zu urtheilen, müßte man glauben, ſie ſey bloß für Bankerottirer und Rechtskundige geſchaffen: zwei Menſchenclaſſen, denen alle übrigen in den vereinigten Staaten zum Opfer beſtimmt zu ſeyn ſcheinen. Hier macht der Kaufmann, der ſein ganzes Vermögen, und oft noch, um den Gewinn zu vergrößern, das Vermögen Anderer dem Handel widmet, und der dabey ſeinen Aufwand, ſtatt nach ſeinem Einkommen, nur nach ſeinem vermuthlichen Gewinne richtet, häufige Fallimente, und er iſt von aller Zudringlichkeit ſeiner Gläubiger befreit, ſobald er vor Gericht beſchworen hat, daß er kein Vermögen beſitzet, ſie zu bezahlen. Hier ſpricht dasſelbe Geſetz, welches den Nachmacher eines Staatspapieres beſtraft, denjenigen los, der eine Schuldverſchreibung unterzeichnet, ohne ſie je bezahlen zu können; wenn man aber auch zugibt, daß ein Bankerottirer nicht Unrecht thue, wenn er ſeine Schulden nicht bezahlt, ſo hat er doch wenigſtens gewiß Unrecht, Schulden zu machen, welche zu bezahlen er mit Grund nicht einmal hoffen darf. Das Geſetz über die Bankerotte ſcheint in dieſem Lande gemacht zu ſeyn, um die Bankerottirer, alle übrigen Geſetze aber, um die Advocaten zu bereichern.

Nun urtheile man über die Polizei eines Volkes, das in der ſteten Furcht ſchweben muß, der Raub von Bankerottirern zu werden, und beſtändig von den Chicanen der Rechtsverwalter gepeinigt wird. Dieſes Volk kann nur dann erſt alle Vortheile ſeiner politiſchen Einrichtungen genießen, wenn es ſeine Rechtspflege mehr vereinfacht und vervollkommnet haben wird.

Die Americaner ſind ein ſo neues Gemiſch verſchiedener Völker, daß ſie gegenwärtig weder Gemeinſinn noch National-Character beſitzen. Ihre politiſchen Meinungen haben ſie mit jenen Nationen gemein, von denen ſie abſtammen; und da ſie, dem größten Theile nach, engliſchen Urſprunges ſind, ſo haben ſie alle, ihr unglückliches Vaterland untergrabenden, Zwietrachtgeſinnungen mit nach America gebracht. Die Nation eines jeden von den verbündeten Staaten theilt ſich in zwei Partheien, nämlich in jene der Wigh's und Tory's in England; und was das Uebelſte hierbey iſt: keine Parthei weiß, was ſie eigentlich will, oder ſie ergreift wenigſtens nicht die ſchicklichen Mittel, ihren Zweck zu erreichen.

Die democratiſche oder republicaniſche Parthei begreift die größere Zahl des Volkes, und die Fuhrer derſelben ſuchen die oberſte Gewalt in den Händen der Menge zu erhalten, um dann in der Folge ſich dieſelbe zueignen zu können.

Die ariſtocratiſche, oder, wie man ſie hier nennt, die föderaliſtiſche Parthei, welche aus den reicheren Individuen der Nation beſteht, möchte die oberſte Macht mehr concentriren, ſie den Handen des Volkes entreißen, und dasſelbe mehr von ſich abhängig machen.

Die Democraten ſchreien ohne Unterlaß gegen alle Auszeichnung, und demungeachtet bewerben ſie ſich darum; ſie ſind hier ſo gut, wie ſonſt überall, nichts weiter, als die Heuchler, die das gemeine Volk aufwiegeln und demſelben ſchmeicheln, um auf Koſten desſelben zu leben.

Die Föderaliſten ſuchen ihren Vorzug in den Reichthümern, und da ſie denſelben nicht in einer Sache finden können, die ſo veränderlich iſt, als es die vom Glücke verliehenen Schätze ſind, ſo verlangen ſie eine Verfaſſung, wodurch eine beſtimmte Rangordnung eingeführt, und der höchſten Gewalt mehr Feſtigkeit verſchafft werde. Die democratiſche Parthei will keine Auflage auf Ländereien, weil ſie fürchtet, die Regierung möchte durch ein fixes Steuerſyſtem zu viel Feſtigkeit erlangen; ſie billiget bloß die veränderlichen Zollabgaben, und beunruhigt ſich gar nicht uber die Möglichkeit, daß der Ertrag dieſer Auflage ſich, im Falle eines eintretenden Krieges, vermindern, oder ganz aufhören konnte.

Die föderaliſtiſche Parthei fühlt die Nothwendigkeit einer Grund- und Länderei-Steuer, um die Regierung von äußeren Ereigniſſen unabhängig zu machen; eben ſo wünſcht dieſe Parthei die Herſtellung einer impoſanten Land- und Seemacht.

Die Democraten ſcheinen mehr Anhänglichkeit für Frankreich, die Föderaliſten für England zu beſitzen; im Grunde aber lieben ſie Beide nur ſich und ihre Parthei. Der Irrthum der Föderaliſten beſteht darin, daß ſie einer fremden Regierung anzuhängen ſcheinen, die, ihre eigene Exiſtenz auf Uneinigkeit gründend, ſie höchſtens in der ihrigen beſtärken kann. Was dagegen die Democraten betrifft, ſo ſcheinen ſie bloß darum gegen Frankreich eine Art von Anhänglichkeit zu beweiſen, weil die Föderaliſten ſich an England halten. Es iſt ſchwer, im Voraus zu beſtimmen, welche von beiden Partheien den Sieg über die andere davon tragen werde, weil, wenn die Größe der Einen ſich auf phyſiſche Stärke gründet, dagegen der Andern der Einfluß moraliſcher Urſachen zu Gebothe ſteht. Die Maſſe des Volkes iſt republicaniſch, allein die ariſtocratiſche Parthei zählt unter ihren Gliedern alle großen Landeigenthümer, reichen Capitaliſten, Handelsleute und vorzüglich jene, die mit engliſchen Capitalien Speculationen machen; ferner alle Intereſſenten der Banken und öffentlichen Fonds; endlich alle Furchtſamen, die die Ruhe des geſellſchaftlichen Lebens den Stürmen der Freiheit vorziehen. Ja, wenn einſt die Regierung der vereinigten Staaten mehr Stärke wird erlangt haben, ſo werden ſich zu allen jetzt genannten Gliedern dieſer Parthei noch die

Volksagenten, und Jene, die es zu werden wünſchen, ſo wie die Vorſteher der Finanzverwaltung geſellen.

Dieſe (nämlich die ariſtocratiſche) Parthei hat den Vortheil, daß ſie nach einem gewiſſen Ziele hinſtrebt, und dieſes Ziel iſt, den Americanern, außer den ihnen bereits auferlegten Formen, auch noch die eigentliche Subſtanz der engliſchen Verfaſſung aufzubürden, ſie von Frankreich abwendig zu machen, und auf dieſe Art allem Einfluſſe Englands bloß zu ſtellen. Die Anhänger dieſer Parthei tadeln ohne Unterlaß ihre Regierung, deren Einrichtungen und Gebräuche; ſie ſehen nichts Schönes außer Europa, und ganz Europa iſt für ſie in dem kleinen Winkel: »England.«

Die democratiſche Parthei im Gegentheile erhält ſich bloß durch ihre Maſſe, und wird bloß durch ihren Inſtinct geleitet.

Dieſe beiden Partheien ſtreiten ſich unaufhörlich, und ſie werden ſich wahrſcheinlich ſo lange ſtreiten, bis die Eine die Andere unterdrückt haben wird, und ſie beide einen einzigen Herrn erhalten.

Die Americaner aller Partheien ſollen durch ihre Mäßigung dieſes traurige Ereigniß zu verſpäten ſuchen, und ſo lange, als möglich, jenen Grad von Freiheit genießen, der mit ihrer Conſtitution vereinbar iſt; allein dieſen Grad von Freiheit können ſie nur in ſofern genießen, als ſich ihre Regierung in den Händen weiſer und aufgeklärter Männer befindet; denn wahre Freiheit kann nur dann beſtehen, wo ſolche Männer die Zügel der Staatsverwaltung leiten, und wo das Volk verſtändig genug iſt, ſich den klugen Anordnungen ſolcher Männer zu fügen.

Die beiden Partheien, von denen bis jetzt immer die Rede war, ſtimmen mit ihren Meinungen in einem einzigen Puncte überein, nämlich in den hohen Begriffen, die ſie ſich von ſich ſelbſt, und von ihrer Nation überhaupt machen; denn die Americaner haben kaum weniger National-Eitelkeit, als die älteſten Völker in Europa. Da ſie ſich nun nicht, wie dieſe, mit dem brüſten können, was ſie geweſen ſind, ſo thun ſie ſich nicht wenig zu Gute auf das, was ſie einſt ſeyn werden. Sie ziehen, rückſichtlich ihrer Exiſtenz, weder die Vergangenheit noch die Gegenwart in Betrachtung, und, mit kühner Hand den Schleier, der die Zukunft vor den Augen aller Sterblichen verbirgt, zerreißend, erkennen ſie in weiter Ferne ihr glänzendes Schickſal; nicht achtend die Unbeſtändigkeit des Glückes, beſtimmen ſie im Voraus die Epoche, in welcher ſie das Erſte Volk der Welt ſeyn werden. Die unterrichtetſten Leute unter ihnen huldigen dieſer Vorſtellung, und meſſen, den Compaß in der Hand, ihre zukünftige Größe nach dem Umfange ihrer weitläufigen Ländermaſſe; ſie ſcheinen zu vergeſſen, daß die größten Reiche Aſiens faſt ganz und gar unbekannt ſind, während die Namen Sparta und Athen, die doch nur einen kleinen Winkel Griechenlands dominirten, in uns noch immer, wie unwillkührlich, die Begriffe von Größe und Ruhm erwecken.

Die verſchiedenen Staaten können übrigens nicht die nämlichen politiſchen Meinungen hegen, weil ſie alle ein verſchiedenes Intereſſe haben. Die längs des atlantiſchen Meeres gelegenen Staaten opfern Alles dem Handel und der Schiffahrt, ohne welche ſie nicht beſtehen können; und jene im Innern des Landes wollen, daß alles Uebrige dem Ackerbaue, als ihrer vorzüglichſten Nahrungsquelle, nachſtehen ſolle. Die nördlichen Staaten möchten überall die politiſche Freiheit eingeführt ſehen, während dem die ſüdlicher gelegenen die Sclaverei beyzubehalten wünſchen.

Eben ſo wenig Feſtigkeit, als in ihren Meinungen, haben die Americaner in ihrem ganzen Character; jeder einzelne Staat, ja jeder Bezirk hat andere Sitten, und man findet in denſelben ganz und gar keine Aehnlichkeiten, die als allgemeine Characterzüge der geſammten Nation gelten könnten. Die Bewohner der nördlichen Staaten ſind kühn und unternehmend, die des Innern leichtſinnig und unbeſtändig, jene der ſüdlichen Gegenden ſorglos und träge.

Ein Boſtonianer würde das Glück an jedem Ende der Welt aufſuchen; ein Virginier nähme ſich kaum die Mühe, es 3 oder 4 Schritte von ihm zu finden; und ein Bewohner von Neuyork, Philadelphia oder Baltimore ſtirbt nicht zufrieden, wenn er während ſeines Lebens nicht drei- oder viermal ſeinen Stand geändert hat.

Durchgeht man die vereinigten Staaten von Norden nach Süden, ſo findet man bis zum Hudſon die engliſchen Sitten, und oft mit derſelben Rauhigkeit, wie in Nordſchottland; allein dieſe Rauhigkeit verſchwindet in den Gegenden zwiſchen dem Hudſon und dem Potomak, beſonders in Penſylvanien und Maryland, wo Deutſche, Irländer und Franzoſen die engliſchen Sitten mannigfaltig nüancirt haben. Erſt jenſeits des Potomak erſcheint der Character der Bewohner ganz verſchieden von dem engliſchen. Hier befindet ſich der Handel in den Händen der Fremden; der Ackerbau iſt den Sclaven überlaſſen, und der Landeigenthümer, der den auffallenden Titel eines Pflanzers führet, überläßt ſich, von allen Sorgen befreit, bloß ſeinen Vergnügungen. Das Leben eines ſolchen Pflanzers iſt ein beſtändiges Gemiſche von Sorgloſigkeit und Trägheit. Pferderennen und Hahnenkämpfe ſind ſeine Lieblingsunterhaltungen, und alle Zeit, die ihm außer dieſen Vergnügungen noch übrig bleibt, bringt er mit dem Trunke oder mit dem Spiele zu. Er glaubt der Arbeit nicht benöthiget zu ſeyn, da ſeine Sclaven ſich für ihn plagen. Allein im Innern des Landes ſind die Einwohner weit arbeitſamer, und ihre Sitten einfacher; und obgleich dieſe Einfachheit der Sitten hin und wieder gegen ehedem bedeutende Veränderungen erlitten haben, ſo herrſcht doch hier im Allgemeinen weit mehr Sitteneinfalt, als in den übrigen Gegenden der vereinigten Staaten.

Der erſte Unterricht iſt ziemlich allgemein verbreitet, beſonders in den Küſtenländern des atlantiſchen Meeres, und faſt ſelbſt der gemeine Mann kann daſelbſt leſen, ſchreiben und rechnen, aber es gibt nur wenige Menſchen, welche die Künſte und Wiſſenſchaften treiben, weil nur Wenige die nöthige Muſe dazu haben, indem faſt alle ſich mit der Gründung oder Befeſtigung ihres Glückes beſchäftigen. Obwohl indeß die Americaner noch ſehr geringe Fortſchritte in den Wiſſenſchaften und Künſten gemacht haben, ſo cultiviren ſie doch ſorgfältig die gebräuchlichſten Zweige derſelben, und nach einigen glücklichen Verſuchen hierin zu urtheilen, haben ſie zu denſelben die nämlichen Fähigkeiten, als andere Nationen.

Die vereinigten Staaten haben in den Fächern der Medicin und Naturgeſchichte ſehr geſchickte und berühmte Männer aufzuweiſen, von denen wir hier nur einen Ruſh, einen Wiſtar, Mühlenberg, Mitchell und Barton nennen wollen Als ſehr aufgeklärte Liebhaber des Ackerbaues und der damit verwandten Künſte finden die Namen des Präſidenten **Jefferſon**, des Kanzlers **Liwingſton**, und des Oberſten **Humphreis** hier eine Stelle.

Im Fache der mechaniſchen Erfindungen dürften wir nur den bereits verſtorbenen **Franklin**, und den noch lebenden **Fulton** nennen, um unſern Leſern für den Erfindungsgeiſt und die Kunſttalente der Americaner die gebührende Achtung einzuſtößen. Und iſt der berühmte Menſchenfreund, Graf von **Rumford**, nicht ebenfalls ein Americaner, er, um deſſen Beſitz Nationen gewetteifert haben? Die Americaner behaupten ſogar, ihr Landsmann **Godfrey** ſey der Erfinder des berühmten Quadranten, der gewöhnlich dem Engländer **Hadley** zugeſchrieben wird.

Allein, wenn die Americaner für die Wiſſenſchaften und mechaniſchen Künſte ſo viele Anlagen zeigen, ſo iſt dieſes um ſo weniger im Fache der Literatur und ſchönen Künſte der Fall. Unter der geringen Zahl ihrer Schriftſteller verdienen **Ramſey**, **Franklin**, **Jefferſon** und **Barlow** ausgezeichnet zu werden. Im Fache des Theaters laſſen die bisherigen Verſuche der Americaner noch Vieles zu wünſchen übrig. Daſſelbe gilt von der Inſtrumental- und Vocal-Muſik.

Ihre Civilbaukunſt iſt noch unausgebildet, und die in ihren Gebäuden herrſchende Manier iſt eben ſo ſchlecht, als ihre Gewohnheit, in parallelen Linien zu bauen, ermüdend iſt. Dagegen haben ſie in der Schiffbaukunſt eben ſo gute Fortſchritte gemacht, als die Europäer. Ihre Schiffe weichen weder an Schönheit noch an Schnelligkeit der Bewegung den Schiffen irgend eines Volkes der Welt, und wenn ſie von den europäiſchen an Dauerhaftigkeit übertroffen werden, ſo liegt der Fehler einzig an ihrem Schiffbauholze.

Man kann, nach dem Geſagten, den Americanern in den Wiſſenſchaften und mechaniſchen Künſten den beſten Erfolg verſprechen, nicht ſo in der Literatur und den ſchönen Künſten; ja, es iſt zu vermuthen, daß dieſes Volk noch lange keine eigene Literatur beſitzen werde, weil es keine Nationalſprache hat, und daß die in jeder Rückſicht ſo reiche, engliſche Literatur lange Zeit noch die ſeinige wird erſetzen müſſen.

K........;

(Frei nach dem Franzöſiſchen.)

Der Jokus Wochengabe.

XII.

Das Schreiben iſt der Güter höchſtes nicht;
Der Uebel größtes aber iſt der Druck.

1.) Auch eine Preisaufgabe.

So und ſo viel gute Groſchen *) Demjenigen (man verſpricht ſie nicht nur, ſondern man verſpricht ſogar, Wort zu halten), welcher ein Mittel aus-

---

*) Dieſe Proclamation kann an die lieben Deutſchen gerichtet ſcheinen, wo in Sachen der Technik und großer Gemeinnützigkeit, die Groſchen, wie bekannt, eben ſo viel bedeuten, als bey den Franzoſen die Louisd'or, und bey den Engländern die Guineen; daher dieſe Groſchen auch **gute** Groſchen heißen. Und übrigens machen viele gute Groſchen auch wenige Louisd'or und Guineen aus.

findig macht, das ſogenannte Maculatur (wie degradirend für die Gelehrtenrepublik, das mit Geiſtes manifeſten bedruckte Papier, Schmutzpapier zu nennen!) zu reinigen, dieſe Mohren wieder weiß zu waſchen, dem Lumpenfabricat ſeine Unſchuld und ihre Farbe zurück zu geben! Wie vielſeitig, wie eingreifend wäre das Verdienſt dieſer Kunſt!! Einmal moraliſch, (nur von dieſer Seite wollen wir das Ding jetzt betrachten,) da ſie die Unbeſonnenheit oder Ignoranz des reſp. Herrn Verfaſſers (oder wohl Beide zugleich) ſo wie den Mißgriff des ohne Zweifel eben ſo reſp. Herrn Verlegers (als Accoucheur des Autors, ſeiner fausses couches) wieder gut machte; ſie der proſtituirenden Verewigung, dem Pranger der Nachkommenſchaft, ja gleichſam dem Auge der Welt entzöge. Was ungeſchickt und ſchlecht gemacht iſt, beſtrebt man ſich ſchon aus natürlichem Inſtinkt, zu verheimlichen, zu unterdrücken, ungeſchehen zu machen (ungeſchehen, welch ein Gräuel für die Logik, welch ein Fund für die Diplomatik!) oder wenigſtens zu maskiren. So begräbt man nach einer verlornen Schlacht in möglichſter Eilfertigkeit ſeine Todten; ſo überſtreut der Straßenpflaſterer ſein lockeres Machwerk mit überhüllender Erde (wie Aesculaps Söhne ihre Schnitzer (—) daher unter ihnen kein Hageſtolz ſollte geduldet werden, um den verurſachten Abgang der Generation zu erſetzen); ſo biethet man bey den großen Hinrichtungen, Affairen und Treffen genannt, alle Kunſt auf, ſo viel Exemplare ſeines Nächſten, als möglich, zu maſſacriren und zu bleſſiren, um ſich in dem nämlichen Augenblicke alle erdenkliche Mühe zu geben, ſie zu curiren, wobey der Tödter und der Heiler gleich bezahlt, gleich belohnt werden. Doch, wimmelt es von ſolchen Widerſprüchen in Monarchieen, ſo mögen ſie im Gelehrten-Staat, der nur eine Republik ſeyn ſoll (wiewohl er im Grunde nur ein deſpotiſcher Staat iſt) um ſo eher hingehen. Alſo — die ehemaligen Zeugen der Etourderie vom reinen Boden zu exerciren, und zu machen, daß mit dem Papier nicht auch die Reputation des Autors und Druckers maculirt ſey und bleibe, das wäre wohl allerdings ein moraliſches Verdienſt.

Nun wäre ſolches aber noch einmal moraliſch, wenn man anders die Verhinderung der Profanation ſo nennen kann, woran doch niemand zweifeln wird. Es iſt nämlich ſchon ein vornehmes Schickſal der Maculatur, ja eine Art Promotion, wenn es zu Käſeenveloppe, Pfeffer- und Tabakdüten verwendet wird; ein diſtinguirteres Schickſal, denn man weiß, wie entſetzlich irdiſch und materiell dieſen gefallenen Geiſtesengeln auch ſonſt mitgeſpielt wird, wie abſcheulich ſie in ihrer maculirten Categorie noch übertroffen werden. Es gibt z. B. Literatur für den Gegenſtand eines gewiſſen Hausſchildes in Th.....s Reiſen, und die iſt noch dazu meiſt Literatur der Literatur ſelbſt. — Iſt es nicht ſchauderhaft, zu erwägen, daß ein Werk, das noch vor einigen Monaten in allen öffentlichen Blättern, ja in gewiſſen Literaturzeitungen mit aller Emphaſe herausgeſtrichen und empfohlen worden, jetzt ſchon den Weg alles — Papieres wandelt? Oft noch vor wenigen Wochen war dieß oder jenes Werk, nach der Ankündigung des Verlegers, die Befriedigung eines längſt und lebhaft gefühlten Bedürfniſſes des gebildeten Publicums *); und nun auf einmal muß das pompöſe

---

*) Vor einigen Jahren hieß es auf den Anſchlagzetteln: Schon lange iſt es der Wunſch des gebildeten Publicums, eine vollſtändige Ausgabe von Spieß Werken zu beſitzen. (Dieſe und Jenes!)

Product dazu dienen, ein Stück Greyerkäs oder Veroneſer einzuwickeln, oder ſich bey gleichfalls lebhaft gefühlten Bedürfniſſen, die eben ſowohl auch das nicht gebildete, wie das gebildete Publicum, längſt und nicht längſt, angewandelt, verwenden laſſen. Das iſt haaremporſträubend, oder wenigſtens verdammt demüthigend. Ein Herr NN. oder NN. läßt eine Weltgeſchichte drucken; ſein Verleger habe zufällig und ominos einen Käſehändler zum Nachbar (man weiß, daß bey Kaiſer Joſeph dem II. dieſe beiden Geſchäftszweige nicht nur identiſch waren, ſondern daß er dem Käsſtecher noch den Vorzug einräumte, weil dieſer über die Güte ſeiner Waare doch zu urtheilen wiſſe); Herr N. N., oder ein Bekannter von ihm, läßt ein Pfund Strachin holen, und ſiehe da, es iſt in den Titelbogen ſeines Werks eingeſchlagen *). Das muß doch wohl pikiren, denn der Troſt, daß auf dem natürlichen Wege der Sympathie und Attraction, ein Werk des Geſchmackes ſich wieder zu einem Werke des Geſchmacks finde, wie es hier im vollen Sinn des Worts der Fall iſt, kann ihm nur ein ſpöttiſcher Troſt ſeyn. Das Mittel alſo, durch welches ſolch gräulichem Unfug, ſolch ſchmählicher Profanation vorgebeugt würde, müßte denn allerdings das Verdienſt der Humanität haben.

Wie gar mancher Verleger iſt bey dieſem umgekehrten, oder eigentlich umkehrenden Prozeß, mit jenem Zimmermahler zu vergleichen, dem man anrieth, die Wände nicht erſt weißen zu laſſen, und dann zu bemahlen, ſondern dieſes vorerſt zu thun, und hernach erſt weißen zu laſſen. (Applicative Gedankenſtriche ſind hier ganz überflüſſig.)

So und ſo viel gute Groſchen alſo dürfte die Kunſt, das Maculatur wieder bedruckbar zu machen, zu demaculiren, ohne Zweifel werth ſeyn. Und ſie zu verdienen, muß doch wohl bey der Allmacht und dem jetzigen Höhepunct der Phyſik und Chemie, wo es Davys und Prechtls gibt, keine Hexerei ſeyn. Iſt doch die Schöpfung ſelbſt ein chemiſcher Prozeß!

Und nun noch ein ernſthaftes Wörtlein. Dieſe Kunſt exiſtirt ſchon, negativ nämlich. — Ich ſage, ſie exiſtirt wirklich ſchon; man weiß zwar nichts davon, und ſie wird nicht ausgeübt, wie gar viele Künſte exiſtiren, von denen man nichts weiß, und die nicht ausgeübt werden. Sie iſt ſo außerordentlich einfach, liegt ſo nahe, daß es zu verwundern ſeyn muß, warum man ſie ſo lange habe unbenutzt laſſen können. Worin beſteht ſie? Darin: Man gebe entweder dem Papier, bey dem Act ſeiner Erzeugung, dem Lumpenbrei ſchon, einen Character, der es fähig macht, die Schwärze leicht ausziehen zu laſſen; oder man bereite dieſe auf eine Art, daß ſie ſich wieder ausbringen läßt; Eines oder das Andere, oder Beides zugleich. Beides iſt chemiſch, folglich — ausführbar. Es handelt ſich hier nicht um eine Erfindung, ſondern nur um eine Entdeckung; bey allen Inconvenienzen muß man zum Element zurück ſteigen, und der Therapie geht die Diagnoſe voraus.

Franz Gräffer.

---

*) Dieſer wiewohl nur imaginäre Zug erinnert an die Anecdote eines Pariſer Dichter- und Paſtetenbäckers. Jener hatte auf die Vortrefflichkeit ſeiner Paſteten ein panegyriſches Carmen drucken laſſen, und dieſer ihm zur Erkenntlichkeit auch eines ſeiner Werke, eine voluminoſe Butterpaſtete geſchickt, und zur Unterlage des Schöngeiſts Gedicht genommen, der ſich dann begreiflich ſehr touchirt fand, und Genugthuung verlangte. »Sie haben, rechtfertigte ſich Jener, ein Gedicht auf meine Paſteten, und nun habe ich eine Paſtete auf ihr Gedicht gemacht.« [illegible]

2.) Merkurs Rapport an Jokus.

Jüngſt wurden in Wien Gemählde verkauft, die ſicher in jeder Rückſicht merkwürdig ſind. Beſonders ſchön ſoll die Landſchaft ſeyn, worauf man, laut dem gedruckten franzöſiſchen Catalog, das Weibchen eines Satyrs erblickt, welches ihre Jungen ſäugt. Der Inquiſitionskerker Nr. 4., und ſein Kamerad, das geplünderte Kloſter, Nr. 5. Die bergige Landſchaft, Nr. 13. und ſein (vermuthlich ebenfalls bergiger) Mitgeſell (Compagnon) Nr. 14. Zu Nr. 62. Eine Hirſchkuh, von Hunden verfolgt, und von einem am Schenkel gebiſſen (ſchlagen als Mitgeſell einen Gelehrten vor — der noch nicht das gehörige Alter erreicht hat, und den alte Pedanten unter dieſem Vorwande tüchtig beißen). Zu Nr. 82. Eine Geſellſchaft Enten, Pfauen, kalekutiſche Hähne, u. ſ. w., wäre ſicher für eine Verſammlung von Sonnetten-, Charaden- und Räthſeldichtern kein übles Gegenſtück. — Nr. 116. ſtellt eine Marine von vier Barken vor, und Nr. 119. zwei kleine ſehr angenehme Marinen mit Felſen, Schiffen, und einer Menge allerliebſten Figuren. Zu Nr. 177. Ein Koch, vor einem mit Geflügel, Fiſchen, Krebſen und Schepskeulen bedeckten Tiſche, die eine Katze ihm zu entreißen ſucht.

Itthamarus.

Wie leicht es, oft auf Koſten der geſunden Vernunft, die Autoren oder Buchhändler mit den Büchertiteln nehmen, davon iſt folgender eines an ſich vortrefflichen Werkchens ein neuer Beweis: Rohlwes: der Taſchenpferdearzt (!). Ein Handbuch für alle Stände (!!). 3te Auflage. Berlin. 1819. — Auf dem Titel einer berühmten Literaturgeſchichte heißt es: 1ten Bandes, 3te Hälfte.

Vor einiger Zeit gab man auf einem unbedeutendem Theater, unweit Wien, den Wald bey Bondy. Auf dem Anſchlagzettel ſtand mit großen Lettern gedruckt: »Das Publicum wird gebethen, bey Erſcheinung des Hundes ſich ruhig zu verhalten,« welches auch getreu befolgt wurde. Alles war geſpannt auf den vierfüßigen Schauſpieler, doch wie ſehr ſahen ſich die Neugierigen getäuſcht, als ein kaſchirter Hund an einer Schnur über die Bühne gezogen wurde, und ein Junge in der Couliſſe ein Hundsgebelle nachäffte.

H.

In einer viel geleſenen Zeitſchrift fängt ein Antrag alſo an: »Ein Mann von Mittelalter, der ꝛc.« — Einige Seiten darauf heißt es: zu verkaufen: Ein ganz neuer vierſitziger Staatsſchwimmer ꝛc. — Etwas früher ſtand: »Die Herren Eltern werden aufgefordert, ꝛc.« und bey einer andern Gelegenheit: »Es wird den Herren Individuen des löbl. — — Standes zu wiſſen gemacht; ferner: ein Muſik-Kapellmeiſter wird geſucht; dann: Ein ausgetretener Wachtmeiſter wünſcht bey hohen Herrſchaften als Kammerdiener oder ſonſt einer wohlmeinenden Stelle unterzukommen.

Ein Herr Lehrer, oder wie man jetzt zu ſagen pflegt, ein Herr Profeſſor, äußerte unlängſt bey Gelegenheit, als er auf die Centauren zu ſprechen kam: »O meine Herrn, glauben Sie ja nicht, daß dieſe Creaturen wirklich exiſtirt haben! Sehen Sie nur in Linné nach, Sie werden in ſeiner Claſſification keine Sylbe davon antreffen.

Zu den neueſten intereſſanten Druckfehlern gehören: ſtatt ſcharfſinniger Gelehrter: ſchafſinniger; ſtatt der ſpan. General beſeelte den Muth ſeiner Truppen aufs Neue: beſelte den Muth ꝛc.; ſtatt ich verliebte mich in ihre Holdſeligkeit: in ihre Habſeligkeit; er dachte über die Sache nach, den Kopf auf das Wagenrad gelehnt, ſtatt auf den Wagenrand ꝛc.

* * *

Neu entdeckte krumme Linien zur Darſtellung philoſophiſcher Wahrheiten.

In dem unter dem Titel: Totalgrundmatheſis, von Dr. Joſ. Misley im verfloſſenen Jahre erſchienenen Werke bemühet ſich der Verf. die wichtigſten Probleme der philoſophirenden Vernunft zu löſen, und die Reſultate ſeiner Unterſuchungen mittelſt eigener, von ihm entdeckter, krummer Linien ſo darzuſtellen, daß die weſentlichſten darin vorkommenden Größenverhältniſſe der Berechnung untergelegt werden. Ohne hier entſcheiden zu wollen, wie weit ſein Vorhaben ihm gelungen ſey, iſt doch ſo viel, aus einem flüchtigen Durchgehen jener Schrift, erſichtlich, daß ſein Zweck alles Lob verdiene, und er ſich redlich bemühet habe, ihn zu erreichen. So viel indeſſen kann, ohne dem Verfaſſer nahe zu treten, erinnert werden, daß es wohl für die meiſten Leſer ſeiner Schrift nicht ohne Vortheil wäre, wenn es ihm gefallen hätte, oder nun nachträglich gefallen würde, jene krummen Linien, deren er zu ſeinen Darſtellungen benöthigt, abgeſondert von dieſer ſpeciellen Anwendung, rein mathematiſch zu behandeln. Nicht nur daß es ſchon an und für ſich für den bloßen Mathematiker von Intereſſe ſeyn müßte, bisher unbekannte Krümmungen kennen zu lernen, und ihnen vielleicht mancherlei Anwendung zu geben: ſo würde es auch den Vortrag deſſen, was den eigentlichen Gegenſtand des erwähnten Werkes ausmacht, gewiß erleichtern. Er hätte dann nur nöthig, zu zeigen, daß die Ideen, die er darzuſtellen wünſcht, durch die genannten Linien wirklich dargeſtellet werden.

M.

Allgemeine Novelliſtik.

Endlich iſt auch die zweite Ausgabe der Geſchichte des ruſſiſchen Reichs, des Herrn v. Karamſin, vollendet. Der achte und (einſtweilen) letzte Band iſt dieſer Tage erſchienen. Der geſchätzte Verfaſſer hat dieſe zweite Ausgabe nicht nur mit einer Menge Abänderungen und Zuſätze des Textes und der Anmerkungen, wodurch ſie ſich von der vorigen auffallend unterſcheidet, bereichert, ſondern auch dieſem letzten Bande einen Anhang beygefügt, welcher einen Auszug aus den arabiſchen Schriftſtellern des XIII. und XIV. Jahrhunderts, über die Ruſſen der damaligen Zeit und ihre Gebräuche, enthält. Dieſer Auszug iſt aus den in der Bibliothek der St. Petersburgſchen Academie der Wiſſenſchaften befindlichen Manuſcripten, durch den Hrn. Profeſſor und Academiker, Fräh n, beſorgt worden.

—ch.

Noch immer hat es Herrn von Niebuhr, in Rom, nicht gelingen wollen, die Regierung zu vermögen, die Ummaurung des proteſtantiſchen Begräbnißplatzes zu geſtatten. Das nöthige Geld hierzu iſt längſt deponirt, es fehlt nur an Ausfertigung eines emphyteutiſchen Vertrags. Hoffentlich werden dieſe Schwierigkeiten bald beſeitigt werden, und ferne proteſtantiſche Familien, die geliebte Verwandte in dieſen Boden begraben laſſen müſſen, das tröſtende Bewußtſeyn haben, daß ihre von ihnen nie beſuchte Gräber vor zufällige Unbilden geſchützt ſind.

Engliſche Blätter geben, auf Anlaß der Krönungsfeier des jetzigen Königs, nachſtehende Beſchreibung: Die Kleidung beſteht aus der Dalmatica, oder einem offene Mantel, von reichem Golddrocad und Purpur; der Supertunica, einem anliegenden, zugehenden Kleide, mit glatten Aermeln, von einem ſehr dicken, brochirten un glacirten Goldſtoffe; zu dieſer Tunica gehört ein Gürtel von gleichem Stoffe, mit eine goldenen Schnalle, woran das königliche Schwert hängt; der Armilla, einer Art vo Aermeln, aus gleichem Stoffe, wie die Tunica, ungefähr einen Stab lang, und 3 Zo breit mit Bändern verſehen, womit ſie über und unter dem Ellbogen zugebunden werden; dem Colobium sindonis, einem Ueberwurf, den der König nach der Salbung anleg und der aus weißem Battiſt gemacht iſt, reich mit Brüſſeler Spitzen beſetzt. Die Stiefel beſtehen aus demſelben Zeuge, wie die Supertunica, und ſind mit carmeiſine Taffet gefüttert. Die Sandalen ſind von dunkelbraunem Leder, mit rothen Abſätze Die großen goldenen Sporen ſind von ganz beſonderer Arbeit. Die Ampel ode Ampoule hat die Geſtalt eines kleinen Adlers von Gold, auf einem Piedeſtal ſtehend, m ausgebreiteten Flügeln, alles von reinſtem Golde, und ſchöner ciſelirter Arbeit; da heilige Oehl kommt aus dem Schnabel. Der Salbungslöffel iſt gleichfalls vo reinſtem Golde, geziert mit vier ſehr großen Perlen an der breiteſten Seite des Sti les, der vordere Theil bezeugt, ſeiner geringen Dicke wegen, das hohe Alterthum. E iſt innen und außen ſehr reich und ſchön ciſelirt. Der Stuhl des heil. Eduar iſt ein ſehr altes Schmuckſtück, und beſteht aus feſtem, harten Holze, mit verſchiedene Farben bemahlt. Er diente ehedem zur Krönung der ſchottiſchen Könige. Au Schottland wurde er nach England gebracht von Eduard I., im Jahre 1296 nachdem dieſer John Baliel, den König von Schottland, auf's Haupt geſchlage hatte; ſeitdem iſt er ſtets in der Weſtminſter-Abtei geblieben, wo er bey der Kr nung der engliſchen Könige und Königinnen, als Nachfolger jenes Fürſten, ſtets gebrauc worden iſt.

Der Herr Präſident der im vorigen Jahre zu St. Petersburg geſtifteten pha maceutiſchen Geſellſchaft, der Staatsrath und Academiker Scherer, mac in öffentlichen Blättern bekannt, daß die von dieſer Geſellſchaft redigirte Zeitſchrift Die nordiſchen Annalen der Chemie, auch in dem gegenwärtigen Jahre na dem bisherigen Plane fortgeſetzt wird. —H.

Sonntag den 16. und Montag den 17. d. M. wird in dem Hoftheater nächſt der k. k. Burg, von der Geſellſchaft der Tonkünſtler, zum Vortheile des Penſions-Inſtitutes ihre Witwen und Waiſen, aufgeführt werden: Die Befreiung von Jeruſalem, ei Oratorium in zwei Abtheilungen, gedichtet von den Hrn. Heinrich und Matthäu Edlen v. Collin, in Muſik geſetzt von dem Herrn Abb. Maximilian Stadle Die Geſellſchaft der Muſikfreunde des öſterreichiſchen Kaiſerſta tes hat der Societät dieſes herrliche Werk abermals bereitwillig überlaſſen, und, w ihr im echten Künſtlerbunde, die hohe Achtung für den allgemein verehrten Tonſetzer b währet. Die Eintrittspreiſe ſind die gewöhnlichen. Der Anfang iſt um 7 Uhr.

Der durch ſeine ausgezeichneten Talente bekannte Künſtler, Graf F. P. Tolſtoi Ehren-Mitglied der Academie der Künſte zu St. Petersburg, hat einige Basrelief verfertigt, welche die wichtigſten Momente aus der Odyſſee des Homers vorſtelle Das erſte Basrelief aus Gyps wird ſchon verkauft. Es ſtellt das Gaſtmahl der Freu

Penelopens vor, wobey Telemachus die zu ihm in Mentors Geſtalt gekommene Minerva bewirthet (Odyſſ. 1. Geſang). Die Treue der Zeichnung, die Mannigfaltigkeit der Figuren (deren über 20 zu ſehen ſind), die ausgezeichnete Gruppirung, die Feinheit der Ausarbeitung jedes einzelnen Theiles, und die unnachahmliche Ausführung des Ganzen, geben dieſem Basrelief einen beſondern Werth. — Die übrigen Basreliefs, welche unverzüglich erſcheinen werden, ſtellen die Ankunft des Telemachus bey Menelaus, während des Hochzeitfeſtes ſeiner Tochter; die Ermordung der Freier der Penelope durch Ulyſſes, und die Ankunft ihrer Schatten in der Hölle, vor. —ch.

Der Reiz des Schauſpieles beſteht wohl größtentheils darin, daß durch ſelbes wir, wie durch ein Zauberwort, auf einen Standpunct geſtellt werden, von welchem aus wir im Leben das Leben beſchauen. Wen nun tumultuariſche Ereigniſſe, Kampf und Gewalt, Macht und bunte Herrlichkeit erfreuen, der gehe hinaus in's Theater an der Wien, und beſehe das Ritter-Schauſpiel: »Wiprecht, Graf von Groitzſch, oder das Turnier zu Prag.« Dieſe Darſtellung iſt einzig in ihrer Art durch Pomp und Pracht; etwas Aehnliches dürfte auf wenigen Theatern Deutſchlands erwartet werden, aber die Poeſie muß der Zuſeher in ſich ſelbſt mit in's Schauſpielhaus bringen; Schlenkert's Bearbeiter reicht ihm nichts, was an Ambroſia mahnen könnte; wer aber leicht beweglich iſt, und ſich gern der Wirklichkeit entrücken läßt, der findet Potentaten und Krönungszüge, Trinkgelage und Banditenſtreiche, Ernſt- und Luſtgefechte als mächtige Hebel, die ihn weit, weit aus ſeinen gewohnten Kreis hinaus heben. Hr. Regiſſeur Küſtner gab dieſes Stück den 16. d. M. zu ſeinem Beneſice, und bewieß durch dieſe Wahl neuerdings Sachkenntniß, denn das Haus war zum Erdrücken voll. — Um ſich auszuzeichnen, waren wenig Gelegenheiten, außer wenn etwa unſre guten Schauſpieler auch gute Stallmeiſter geweſen wären, denn ſie waren viel zu Pferde. Noch wäre anzumerken, daß die Muſik wirklich für aus den Zeiten des Fauſtrechtes übergeblieben hätte gehalten werden können, wenn der Name des Compoſiteurs nicht auf dem Zettel geſtanden hätte, Jägers Cavatine ausgenommen. T—r.

Auf dem ſpaniſchen Platze in Rom ſteht ein Caffehaus, Café americano betitelt. Der Caffeewirth machte vor einiger Zeit eine Grube in ſeinem Hof, und warf den Caffeeſatz hinein. Dieſem entkeimten die köſtlichen Schwämme, welche die Leckermäuler zu Paris unter dem Namen Champignons à la couche kennen, und die Botaniker Agaricus campestris nennen ſollen. Der Wohlgeſchmack und die Unſchädlichkeit dieſer Schwämme, welche beſtändig nachwachſen, iſt anerkannt, und ſogar in dem Notizie del giorno vom 18. Febr. erwähnt. Mehrere Caffeewirthe wollen den Verſuch wiederholen. Da dieſes Caffeehaus beynahe nur von Dienern und Moſaikmachern beſucht wird, ſo glaubt man, daß der Caffee nicht ganz frei von Surrogaten ſeyn dürfte, daher die Probe auch in Deutſchland gemacht werden kann. Beſſer wäre es freilich, wenn man an den Schwämmen unterſcheiden könnte, wieviel Surrogat beygemiſcht worden ſey.

Im Theater in der Joſephſtadt ward den 18. d. M. zum erſtenmale gegeben: »Wenn's was iſt, ſo iſt's nichts, und iſt's nichts, ſo ſind's 36 Kreuzer,« komiſches Melodram mit Geſang, Tableaux und Tänzen in zwei Acten, als Fortſetzung der Parodie Seyberl, von Friedr. Wimmer, die Muſik von Glaſer. Die bekannte Anecdote von einer bejahrten, heirathsluſtigen Wäſcherinn, die ihrem Geliebten Wäſche ſchickt, und im Falle er ſie zu heirathen gedenket, keinen, wo nicht, 36 Kreuzer Reinigungslohn fordert, wurde zu einem Melodram in zwei Acten benützt. Aus dem gehaltloſen Stoffe läßt ſich ſchon ſchließen, daß deſſen ausgedehnte Bearbeitung ſich nicht dankbar bezeigen werde. Dennoch hätten mehrere gute Einfälle, wenn auch nicht durchaus neu, ſogar die theilweiſe Motivirung der Handlung bey einer ſorgfältigeren Bearbeitung eine unterhaltende Farce abgeben können. Wir glauben bey der erſten Aufführung dieſes Stückes, Partheien gegen den Verf. unbilliger vernommen zu haben, als es ſeine Arbeit für dieſes Theater verdienet. Weit entfernt, mit ihnen gemeinſchaftliche Sache zu machen, wünſchen wir aufrichtig, derſelbe möge uns durch eine fleißigere Behandlung ſeiner nächſten Arbeiten die erfreuliche Gelegenheit verſchaffen, ihm unſern Beyfall zollen zu dürfen. Uebrigens waren alle Rollen oberflächlich eingelernt; ſelbſt jene des Phaunzel wurde nicht mit der dem Komiker ſonſt eigenen Laune gegeben. Die Hauptrolle, Sephert, war durch kein, für dieſes Fach, paſſendes Individuum beſetzt, die Muſik unter aller Critik. C—b—g.

Nach M. Simond »Reiſe durch Großbritannien«, 2 Theile, deutſch herausgegeben von Ludwig Schloſſer, Leipzig bey Brockhaus, ſoll die Anzahl der Studierenden, im 13. Jahrhundert, in Oxford, auf 30,000 betragen haben. Jetzt zählt die Univerſität gewöhnlich zwiſchen 2 und 3000 Studenten. — Wer eine Loge für das ganze Jahr in der Oper hat, kann ſie nach Belieben verlaſſen, oder verkaufen, die Preiſe beſtimmt entweder der gute oder ſchlechte Platz, die gute oder böſe Witterung, der Feier- oder Handwerkstag. — Briefe, wofür Poſtgeld zu bezahlen iſt, empfangen Freunde gar nicht gerne, weil ſie vorausſetzen, daß der Schreiber deſſelben mit keinem Parlamentsglied in Verbindung ſteht. — Es vergeht in London kein Tag, wo nicht die Zeitungen, von Räubereien, Todtſchlag, oder wenigſtens von Raufereien erzählen, wobey der oder jener Arm und Beine ꝛc. verloren hat. — Wer nie zur See war, macht ſich gewöhnlich eine übertriebene Vorſtellung von der Größe der Wellen. Selbſt bey Stürmen ſteigen ſie nicht höher, als 10 bis 12 Fuß über die gewöhnliche Waſſerfläche, und da Senkung und Erhebung gleich iſt, ſo betragen die größten Ungleichheiten 20 bis 24 Fuß ꝛc. — Bey den Engländern iſt es gut zu leben, aber man dürfte die Franzoſen oft gerne beſuchen wollen ꝛc.

Das Converſationblatt wünſcht von allen neuen theatraliſchen und ſonſtigen Kunſt-Darſtellungen, Beneficen, Concerten ꝛc. auch im Voraus Nachricht geben zu können. Wir erſuchen daher die löblichen Directionen und die betreffenden Individuen, uns, auch zur Beförderung ihres eigenen Intereſſe, in ſolchen Fällen zeitlich genug eine kurze Anzeige zu machen. Daſſelbe wünſchen wir bey bevorſtehenden Productionen einheimiſcher und fremder Merkwürdigkeiten ꝛc. Der Redact.

Auflöſung des Räthſels in der vor. Nr.: Nichts.

Die Samſtag-Nummer wird, des eintretenden Feiertags wegen, morgen ausgegeben.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Gräffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 17 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Conversationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

36.

(Wien, den 24. März.)

Brigitte.

»Ich ſpring' umſonſt zum Fenſter hin,
Nichts regt ſich auf der Gaſſe;
Umſonſt, daß ich noch munter bin,
Und ängſtlich auf ihn paſſe.
Der böſe Mann! Läßt mich allein,
Und ſchwärmt in tiefe Nacht hinein;
Schon brummt's vom Thurme zehn,
Von ihm iſt nichts zu ſehn.«

»Ich horche ſtill, und horche lang,
Ich höre keine Schritte;
Wie wird mir's doch um's Herz ſo bang,
So ſchaurig in der Hütte!
O hätt' ich raſchen Fluges Macht,
Und könnte fliegen durch die Nacht,
Ich flög', und fänd' ihn aus,
Und ſchmeichelt' ihn nach Haus!«

»Beym Himmel, Conrad, 's iſt nicht recht,
Dich alſo wegzuſtehlen!
Du lohneſt meiner Liebe ſchlecht,
Und freu'ſt dich, mich zu quälen.
Wenn Andre ſtill am Herde ruhn,
Und ſchön mit ihrem Mädchen thun,
Fragt Conrad nicht nach mir,
Und läßt mich einſam hier.«

»Du falſcher Mann, acht Wochen kaum,
Seit uns der Schwur verbunden,
Zerronnen iſt der ſchöne Traum,
Das ſüße Glück verſchwunden!
Gelogen hat dein wärmſter Eid,
Verſtellt war deine Zärtlichkeit,
Und mit dem erſten Kuß
Sogſt du ſchon Ueberdruß.«

»Entwich ich darum, großer Gott!
Von meiner Eltern Seite,
Und gab mich Preis dem argen Spott,
Dem Hohngeziſch der Leute?
Der Vater ſprach mit drohendem Blick,
Die Mutter hielt mich ſanft zurück;
Vergebens Thrän' und Wort,
Ich floh' mit Conrad fort.«

»Und als ich, mit der Welt entzweit,
In ſeine Arme ſinke,
Der Liebe volle Seligkeit
An ſeinem Buſen trinke,
Vergißt er kalt der Treue Pflicht,
Und achtet meiner Küſſe nicht,
Und treibt verruchten Scherz,
Und bricht mein armes Herz.«

»Da ſitz' ich nun, und ſeufze ſchwer,
Allein mit meinen Schmerzen;
Nichts regt ſich lebend rings umher,
Die Qual nur lebt im Herzen;
Das Heimchen iſt mein Nachtgeſell,
Mein einz'ger Troſt der Thränenquell,
Der Wanduhr dumpfer Klang
Mein ew'ger Eh'geſang.«

»Und draußen tobt's, und jagt ſich wild
In Flocken durch die Lüfte;
Blind raſ't der grimme Sturm, und füllt
Mit tiefem Schnee die Klüfte.
Dampfpraſſelnd fährt's zur Eſſ' herein,
Es heult der Wolf, die Eulen ſchrei'n,
Und Conrad zecht und ſchwärmt,
Indeß ſein Weib ſich härmt!«

»Kein Sternchen flimmert durch die Nacht,
  Nur Wolken gibt's und Flocken;
Weh dem, der heute ſchlaflos wacht,
  Bey jedem Laut erſchrocken!
Im Sturmgeſauſ', entfeſſelt, ſchwärmt
Der Geiſter bleiche Schar, und lärmt,
  Und fällt auf öder Bahn
  Den bangen Wandrer an.«

»Vom Kirchhof dort, am Unkenteich,
  Blinkt's ſeltſam durch die Flocken,
Und ſchüttelt, hagren Greiſen gleich,
  Des Hauptes blaſſe Locken;
Wie zittert's matt, wie ſeufzt es ſchwer,
Und blickt mit feur'gen Augen her,
  Und tanzet um den Thurm,
  Und heulet in dem Sturm!«

»Herr Gott! es überläuft mich kalt,
  Das Haar thut ſich mir ſträuben;
Mich faßt des Schauers Allgewalt,
  Wo ſoll ich Arme bleiben?
O Jeſu, Jeſu, fürchterlich!
Komm, Conrad, komm, erlöſe mich!
  Poch' rufend an die Thür,
  Ich lauf' und öffne dir.«

Da ruft es ihren Namen hell,
  Und pocht mit lauten Schlägen;
Brigitte jauchzt und eilt zur Stell
  Dem Liebſten froh entgegen,
Und ſchiebt den ſchweren Riegel weg,
Und öffnet drauf die Pforte keck;
  Doch Niemand tritt herein,
  Brigitte ſteht allein.

Das bange Weib die Thüre ſchließt,
  Verkriecht ſich in der Hütte;
Ein Todtenkopf durch's Fenſter grüßt:
  »Fahr wohl, fahr wohl, Brigitte!«
Die Arme hüllt ihr Angeſicht,
Und ſchließt entſetzt die Augen dicht;
  Drauf ſchweigt es um ſie her,
  Der Schädel grinſ't nicht mehr.

Da ruft es ſie zum zweitenmal,
  Und pocht mit lautern Schlägen;
Brigitte ſchwankt in Zweifels Qual,
  Und ſchleicht ihm zag entgegen,
Und zieht den Riegel leiſ' herfür,
Und öffnet furchtſam drauf die Thür;
  Fort ſchleicht's, und tritt nicht ein,
  Brigitte ſteht allein.

Sie bebt, und ſchließt die Pfort', und eilt,
  Verkriecht ſich in der Hütte;
Der Todtenkopf durch's Fenſter heult:
  »Uns trennt der Strang, Brigitte!«
Das dringt dem armen Weib' an's Herz,
In Jammertönen raſ't ihr Schmerz;
  Die Furcht iſt ſchnell entflohn,
  Verzweiflung ſpricht ihr Hohn.

Zum dritten Male ruft es laut,
  Und pocht mit heft'gen Schlägen;
Brigittens Herz nicht bang mehr graut,
  Sie geht ihm kühn entgegen.
Sie öffnet ſchnell, und ſieht ſich um,
Und bleibt entſetzt, und ſtarret ſtumm,
  Wie Pilgersmann im Thal,
  Berührt vom blauen Strahl.

Ein langer Zug zum Kirchhof wallt
  In ſchwarzem Leidgewande;
Der Trauer düſtre Klage ſchallt,
  Wie Sturmgeheul am Strande.
Viel Kinder wimmern kläglich drein,
Hell blitzt der Schnee vom Fackelſchein;
  Vom Kirchthurm, dumpf und ſchwer,
  Tönt Grabgeläute her.

Des Prieſters Hände, froſterſtarrt,
  Den Crucifixum tragen,
Und langſam hinten ſchleichend knarrt
  Der ſchwere Todtenwagen.
Ein ſchwarz Gewölke zieht daher,
Mit dumpfem Rauſchen kommt es ſchwer;
  Es iſt der Raben Flug,
  Er folgt dem Leichenzug.

Und als in's weite Kirchhofsthor
  Der Todtenreih'n gezogen,
Steigt's plötzlich von der Erd' empor,
  Und wächſt in ſchnellem Bogen;
In dreien Säulen thürmt ſich's auf,
Und wirbelnd kreiſ't ein Rad darauf:
  Weh, ruft es, Mörder, weh! —
  Rings hallen Thal und Höh.

Drauf eine Stimme ſchmerzlich fleht,
  Und rufet um Erbarmen:
»Beym Hauch des Herrn, der in mir weht,
  Habe Mitleid mit mir Armen!«
Brigitte bebt — der Stimme Klang!
Sie kennt die Stimm', und ſtarret bang,
  Und als ſie drauf erwacht,
  Fort iſt das Bild der Nacht.

Der Morgen graut, im Oſten glüht
Ein purpurrother Schimmer;
Brigitte blickt umher, und ſieht
Sich einſam noch im Zimmer.

»Macht auf, ruft's draußen, gebt euch drein.
Der Herr wollt' euch vom Kreuz befrei'n;
Eu'r Mann, in Trunkes Wuth,
Vergoß des Bruders Blut.«

Dan. Leßmann.

* * *

Techniſche Neuigkeiten; von —*

VI.

Wolffſohn's neueſte Erfindungen. Schluß: e) **Maſchine Kiliocremaſtre.** Für Damen, die große vorhängende Bäuche haben, oder für ſchwangere Frauen eine treffliche Vorrichtung, in Form einer Bauchgurte, die ihrer Elaſticität, und, wie Hr. W. ſagt, ihrer comprimirenden, aufhebenden und zuſammenziehenden Eigenheit wegen, auf alle Bewegungen des Bauches und des Körpers nachgibt, und verhüthet, daß ein Nabelbruch entſtehe. Was jedoch dieſe Vorrichtung unſern ſchönen Damen insbeſondere werth machen muß, iſt, daß man ſie auch unter dem feinſten Kleide unbemerkt tragen kann. —

f) **Maſchine Celoſphinge.** Ein Bruchband, auf deſſen Erfindung Hr. W. den größten Werth zu legen ſcheint. Die Feder-Vorrichtung dieſes Bruchbandes hält hier, durch ihre gleichdrückende, elaſtiſche Kraft, den kleinſten wie den ſtärkſten Leibſchaden beſtändig zurück, und iſt daher das ſicherſte, ſo wie das bequemſte unter allen Bruchbändern, die mir bisher zu Geſichte kamen, wovon man ſich bey Hrn. W. ſelbſt ſehr leicht überzeugen kann, da er immer ein Halbduzend verſchiedenartiger Bruchbänder in ſeinem Atelier vorräthig hat.

Bey dieſer Gelegenheit zeigte mir auch Hr. W. ſeine neu erfundenen, eigentlich, ihrer Wohlfeilheit wegen, vorzüglich zum Gebrauche des Militärs, insbeſondere aber für den gemeinen Mann beſtimmten Bruchbänder. Dieſe ſind aus Leder, mit Gummi-Elaſticum überzogen. Ich nehme keinen Anſtand, hier die Imbibirung des Leders näher zu bezeichnen, da doch das eigentliche Geheimniß mehr in der Behandlung dieſes Federharzes liegt. Sie halten in ihrer Dauer vier Stück der jetzt beym Militär eingeführten gewöhnlichen Bruchbänder aus, kommen hierbey nur auf die Hälfte des Preiſes, gegen die andern, zu ſtehen, ſind elaſtiſcher, als die gewöhnlichen, und haben überdieß für den Mann den herrlichen Vortheil, daß er ſie nach Belieben reinigen kann. Wer ſo, wie ich z. B. in Mantua (1796) Gelegenheit hatte, ſich zu überzeugen, wie ſehr der bruchbehaftete Mann, bey dem gewöhnlichen Bruchbande, mit dem Ungeziefer zu kämpfen hat, und doch dasſelbe nicht davon rein erhalten kann, wird obigem Wolffſohn'ſchen in jeder Hinſicht den Vorzug geben, vorausgeſetzt jedoch, daß ſich die angegebene Dauerzeit bewährt.

g) **Harn-Recipienten von Gummi-Elaſticum.** Sie unterſcheiden ſich von den gewöhnlichen derlei Recipienten vortheilhaft durch den geſchloſſenen Druckventil, welcher verhindert, daß der Urin wieder in horizontaler Lage zurücktrete.

W. wies mir auch Sonden, Bougies, Catheters, Mutterkränze, Brüſthütchen, auch Gehörmaſchinen, die er aus Gummi-Elaſticum, das heißt — aus Leder imbibirt, und, überzogen mit dieſem Federharz, fabricirt, und denen er vor jenen bis jetzt gebräuchlichen bedeutende Vortheile einräumet.

Dieß wären nun W. neueſte Erfindungen, die bey ihm, in eleganten Formen, zum Kaufe ausgeſtellet ſind. Hier und da findet man die Preiſe überſpannt, allein, wer bedenkt, daß der Künſtler oft zwanzigmal eine neue Idee verkörperlicht ſich darſtellen laſſen muß, bis er endlich Form, Dimenſion und zweckmäßige Anwendung in Einklang bringt, wird auch in dieſer Hinſicht Hrn. W. Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Uebrigens hat man auch Unrecht, zu glauben, daß es, um die W. Erfindungen zu empfehlen, fremder, griechiſcher oder ſonſtiger, Namen bedürfe. Eine mechaniſche Vorrichtung, die ſich in ihrer Anwendung nicht durch ihre Nützlichkeit empfiehlt, wird durch die Beiſetzung eines noch ſo gelehrt klingenden Namens um nichts beſſer.

Gefliſſentlich habe ich zweier ſeiner wichtigſten Gegenſtände — die ihm vor der Hand die meiſten Auslagen machen — nicht gleich im Eingange dieſes Aufſatzes erwähnt, da der

Erſte, nämlich ſein Graphiſches Pantoscop wohl ſchon fertig, aber noch nicht zur Schau für das große Publicum beſtimmt iſt, und der

Zweite, ſein geographiſch-ſtatiſtiſch-hiſtoriſches Muſeum, eigentlich erſt in's Leben tritt.

Ich werde daher nächſtens auf dieſe beiden Objecte, wovon das letztere etwas coloſſaler Form iſt, in dieſen Blättern wieder zurückkommen.

— Ich höre ſo viel empfehlenswerthes von des Privat-Secretärs Horky, in Brünn, gemachten Erfindung, daß es auch an der Zeit iſt, hier davon zu ſprechen. Es iſt nämlich demſelben gelungen, den Kunſtdruck der Engländer, Polyplaſiasmus, in ſeiner größten Vollkommenheit zu machen. Eine einfache Vorrichtung liefert buntfarbige Oehl- und Waſſerfarbengemählde mittelſt einer einzigen Platte, die alle Farben auf einmal, ſowohl auf Leinwand, Baumwolle, Seide, Papier, Holz oder Metall, in beliebiger Menge, 30 Exemplare in einer Minute, abdruckt. Dieſe Vorrichtung iſt ſelbſt auf erhabene, runde und kantige Körper, z. B. auf Porzellan, anwendbar zu machen.

— Dieſer Tage kam mir Leinwand, die aus Garn von Hopfenreben gewebt wurde, zu Geſicht. Die Leinwand iſt feſt. Mich wundert es, daß man in dem hopfenreichen Böhmen nicht lange ſchon mit Hopfenreben einen derlei Verſuch in's Große gemacht hat. Oder iſt man über die Art der Behandlung verlegen? — Dann diene Folgendes zur Nachricht: Die Hopfenreben werden, um daraus Garn zu gewinnen, gleich nach dem Abpflücken des Hopfens, noch grün, in Bündel geſchnitten, dann, noch einmal ſo lang als der Flachs, in Waſſer geröſtet, im Uebrigen aber wie der Flachs behandelt.

— Abermals ein Mobile perpetuum! — Doch der Erfinder iſt ein Inländer, ein talentvoller Kopf, und obwohl wir uns, verleidet durch die pompöſen Ankündigungen der ſeit 1801 — 1819 angeblich erfundenen, und außer jenen, die Maillardet, dann die Gebrüder Geyſer, in der Schweiz, zu Stande brachten, kaum des Erwähnens werthen derlei Maſchine-Modellen, vorgenommen haben: nur was Treffliches in dieſem Fache geleiſtet wird, zur öffentlichen Kunde zu bringen, ſo machen wir doch des achtungswerthen Erfinders wegen, dießmal eine Ausnahme, indem wir keineswegs unter Jene gehören, die der Meinung ſind, man könne keine Maſchine erfinden, welche die Urſache ihrer Bewegung allezeit durch ihren eigenen Mechaniſmus zu erneuern vermöchte, ſondern wir glauben, daß für eine jede zu bewegende Laſt, eine gleich große bewegende Kraft, nebſt einem Ueberſchuſſe zur Ueberwindung der Bewegung, im Gebiethe der Mechanik aufgefunden werden könne. Der Mann, der uns hier ein Modell von 3 Schuh im Durchmeſſer, einer ſich ſelbſt bewegenden Maſchine aufgeſtellet hat, heißt Johann Miklevich; nach ſeiner Angabe ſtellet dieſes Maſchine-Modell ein regelmäßiges Achteck vor, welches ſich um ſeine Achſe gleichförmig ſchwingt, und als mehrere Centner Kraft wirkt. Dieſe Maſchine ſoll bey allen Maſchinewerken, die bisher ihre Bewegung durch Federkraft oder Aufziehgewicht, oder durch Feuer, Waſſer und Dampf, oder durch Menſchen und Thiere erhalten haben, als Surrogat dieſer Kraft anwendbar ſeyn. Die dießfällige Ankündigung iſt zu Peſth gedruckt, und hat als Eingangs-Rubrik: Ungarns Erfindung. Referent Dieſes dankt die Mittheilung obiger Ankündigung einem in Hinſicht ſeiner Loyalität und vielſeitigen Kenntniſſe und Erfahrungen allgemein verehrten Staatsmann.

Allgemeine Novelliſtik.

Ueber den ſeit dem Jahre 1806 unter dem Namen: the British Institution, zu London beſtehenden Verein von Kunſtfreunden, welcher ſich zum Hauptzweck geſetzt hat, den vaterländiſchen Künſtlern eine ſehr anſtändige Gelegenheit zu Ausſtellung und auch zum Verkauf ihrer Werke zu verſchaffen, enthält die neueſte Kunſtbeylage des Morgenblatts Folgendes: Der Gedanke war ſo glücklich gefaßt, daß ohne Weiteres viele Männer von Verdienſt, Anſehen und Vermögen, Theil nahmen, und, in beliebigen Beyträgen, eine Summe unterzeichneten, welche zum Ankauf eines paſſenden Gebäudes — der ehemaligen Shakeſpear-Gallerie in Pallmall — hinreichte. — Hier werden nun jährlich, gegen Ende des Winters und einen Theil des Frühjahrs hindurch, während das Parlament verſammelt iſt, Originalwerke von lebenden Künſtlern aufgeſtellt. Der Zutritt ſteht Jedem, gegen ein ſchickliches Einlaßgeld, offen, und der Aufſeher beſorgt — wenn ſich Liebhaber finden — gegen eine nach dem Preis abgemeſſene kleine Abgabe, den Verkauf, worüber denn jedesmal beym Schluſſe ein Verzeichniß gedruckt wird. Bisher ſtieg die Summe der verkauften Gegenſtände alle Jahre auf mehrere 1000 Pfund. — Die Einlaß-Gelder und Verkauf-Abgaben liefern Mittel, nicht allein zur Erhaltung der Anſtalt, ſondern auch noch zu Preis-Vertheilungen, und zur Unterſtützung verdienſtvoller, junger und hülfsbedürftiger Künſtler. Um dieſe Mittel noch zu vermehren, wird jedesmal, gleich nach der erſten Ausſtellung, eine zweite von älteren Kunſtwerken, ebenfalls gegen Einlaßgeld, eröffnet. Edelgeſinnte Beſitzer ſolcher Werke leihen ſie zu dieſem Zwecke auf ein Paar Monate her, woben denn ihre Namen an die Gegenſtände angeheftet werden. Und es fehlt nie an einer Zahl von Kunſtſchätzen, die nicht der öffentlichen Aufmerkſamkeit wahrhaft würdig wären. — In der übrigen Zeit vom Jahre dient ein Theil des Gebäudes zu Arbeitszimmern für ausgezeichnete Mahler, die ſich nicht ſelbſt eine zweckmäßige Werkſtätte verſchaffen können. — Ein ſo ſchönes Beyſpiel verdiente wohl Nachahmung! Man muß ſich freilich geſtehen, daß **Deutſchland** keine Gelegenheit in demſelben Maßſtabe darbiethet. Indeſſen iſt doch, ſeit Kurzem, bey uns, in kleinen Städten für die Errichtung von Kunſt- und Alterthums-Vereinen Vieles geſchehen, und eine gemeinſame Ausſtellung von älteren Kunſtwerken verſchiedener Beſitzer hat der um vaterländiſche Bildung und Kunſt hochverdiente Graf **Sternberg**, in **Prag**, ſchon vor vielen Jahren, unter ſchwierigen Zeitverhältniſſen, zu Stande gebracht. — Darum möchte man doch glauben, daß mit gehöriger Berückſichtigung der Umſtände in den größeren deutſchen Städten, beſonders in **Wien**[*], **Berlin** und **Frankfurt** eine ähnliche, für die Kunſt ſo förderliche Anſtalt, wie die engliſche, ausführbar gemacht werden könnte.

Der Hr. Präſident der kaiſerlichen Academie der Wiſſenſchaften, und Curator des **St. Petersburg'ſchen** Lehrbezirks, der wirkliche Herr Staatsrath von **Uwarow**, iſt, am 7. Jänner v. St. dieſes Jahres, zum Mitglied (Associé étranger) des königl. franzöſiſchen Inſtituts in der Abtheilung der Académie des Inscriptions, an die Stelle des verſtorbenen Prinzen-Primas von **Dalberg**, erwählt worden. —ch.

Die Einnahme aller Theater in **Paris** belief ſich im verfloſſenen Jahre auf die Summe von 5,068,800 Franken, wovon bekanntlich die Armen den eilften Theil, folglich 460,800 Franken erhalten. Zu dieſer Summe hat das zweite franz. Theater (l'Odéon) verhältnißmäßig am meiſten beygetragen. Bekanntlich wurde es, nachdem es aus ſeinem Aſchenhaufen, mit unglaublicher Schnelle, neu wieder hervorgegangen war, erſt am 30. Sept. v. J. eröffnet, und ſeitdem ſind jeden Abend, viele Stunden vor Eröffnung des Theaters, die Zugänge desſelben von Neugierigen umlagert, die nicht alle Platz finden können. Die Urſache dieſes Zulaufes iſt: theils die innere Einrichtung und reiche Verſchönerung des Saals, die Jedermann noch nicht kennt, und wovon faſt allgemein mit Lobeserhebungen geſprochen wird, obwohl eine ſtrenge Critik vieles daran auszuſetzen finden dürfte; theils trägt der außerordentliche Fleiß der Schauſpieler dazu bey, die immer ſuchen etwas Neues zu geben, und dabey das Glück haben, mit guten Stücken verſorgt zu werden, wie z. B. die **ſicilianiſche Veſper**. Die 12 erſten Vorſtellungen dieſes Trauerſpiels haben 66,825 Franken eingebracht, da hingegen im erſten franzöſiſchen Theater, wo die Plätze beynahe doppelt ſo theuer, als in jenem, ſind, die 12 erſten Vorſtellungen von **Ludwig IX.**, nur mit 27,230 Franken die Caſſe bereicherten.

Ein Privatſchreiben aus **Linz**, vom 17. d. M., meldet folgende Merkwürdigkeit: »Der Seltenheit wegen mache ich Ihnen bekannt, daß ein im Jahre 1700 hierlands geborner Menſch, im Jahre 1719 als Gärbergeſell nach **Rußland** wanderte, und erſt in dieſem Jahre (1820), folglich nach Verlauf von 100 Jahren wieder in ſeinem Geburts-Orte **Schwanenſtadt** eintraf, ſich in ſein väterliches Haus begab, und nachdem er in dieſem ganz fremde Menſchen traf, die ſein Eigenthum beſitzen, ſo wird er auf Verfügung der Obrigkeit, unentgeldlich, mit allem Nöthigen gut verpflegt.«

---

[*] Eben in **Wien** bereitet ſich eine ſolche Anſtalt vor. Es kann aber indeß noch nichts Näheres von ihr verlautbart werden. D. R.

Von Hrn. **Thom. Hirſch** »Theorie der Schönſchreibekunſt der gebräuchlichſten Schriftarten ꝛc.« iſt ſo eben eine zweite, durchaus umgearbeitete Auflage (in Commiſſion bey **Gerold**, und **Steiner** und **Comp.**) erſchienen. Das Werkchen iſt mit Recht allen Denen zu empfehlen, die ſich eine leichte und geſchmackvolle Handſchrift erwerben wollen, und befriedigt auch in möglichem Grade die Forderungen der ſogenannten **höhern** Calligraphie. Bey der heut zu Tage durch mannigfaltige Veranlaſſungen ſo ſehr in Verfall gerathenen reinen und ſchönen Handſchrift, iſt ein ſolches Lehrbuch wohl um ſo wünſchenswerther, als bey allen Geſchäften, jetzt mehr als ſonſt, eben auch auf eine geſchmackvolle Schrift geſehen wird, ein Umſtand, den der Verf. in der Vorrede ſehr richtig heraushebt. Hr. **Hirſch** hat ſeinem öffentlichen Lehramte der Calligraphie an der hieſigen Univerſität, ſeit längerer Zeit mit dem glücklichſten Erfolg vorgeſtanden, und in dieſer Theorie ſeine Erfahrungen niedergelegt. Das Werkchen, welches ſchon durch den ſchnellen Abſatz der erſten Auflage, ſeine Brauchbarkeit beurkundet hatte, hat in dieſer Umarbeitung weſentlich gewonnen. Es hat ſechs Kupfertafeln, ſchönes Papier, und guten Druck. Gſr.

Den 7. (19.) Jänner wurde eine öffentliche Jahres-Verſammlung der **St. Petersburgiſchen mineralogiſchen Geſellſchaft** gehalten. Sie wurde durch eine franzöſiſche Rede des Präſidenten der Geſellſchaft, Geheim. Rath, Baron B. J. von **Vietinhof**, über die Ausbeute ſeiner ins Ausland jüngſt unternommenen gelehrten Reiſe, eröffnet. Hierauf las der Secretär der Geſellſchaft, Hr. Ingenieur-Major, G. A. v. **Pott**, einen deutſchen Bericht vor, worin er der Verſammlung von der Verwaltung und den Geſchäften der Geſellſchaft Rechnung ablegte, auch eine kleine geſchichtliche Ueberſicht des verfloſſenen dritten Jahres ihrer Exiſtenz, mittheilte; dann den eigentlichen Zweck derſelben, und ihren nützlichen Einfluß auf das allgemeine und Privat-Wohl des Staates, auseinander ſetzte, wobey er alle die der Geſellſchaft überſendeten Schriften und Aufſätze, (in allem 66.) ſo wie auch die gegenwärtigen Beſchäftigungen der Mitglieder anzeigte, und den innigſten Dank der Geſellſchaft für die Theilnahme und Hülfe anderer gelehrten Vereine, und beſonders der St. **Petersburgiſchen freien öconomiſchen Geſellſchaft**, an den Tag legte —ch.

In allen Buchhandlungen wird Pränumeration mit 4. fl. C. M. für den Band angenommen auf: **Lünemann**, G. H. **deutſch-lateiniſches**, und **lateiniſch-deutſches Wörterbuch**. gr. 4. **Göttingen**, **Vandenhoek** und **Ruprecht**. 1817. — Der deutſch-lateiniſche Theil wird zuerſt ausgegeben, weil, wie der Verfaſſer ſagt, »das Bedürfniß dieſer Abtheilung größer und fühlbarer iſt, als die der lateiniſch-deutſchen. Um die möglichſte Vollſtändigkeit in Zahl der Wörter und ihrer Bedeutung zu erreichen, iſt **Campe's** Wörterbuch der deutſchen Sprache zum Grunde gelegt worden, dem viele Bereicherungen einverleibt ſind. Ueberall iſt der richtigſte claſſiſche Ausdruck gewählt, und die Autorität beygeſetzt worden, ſo wie bey neuen Erfindungen und Benennungen ein Neulateiner namentlich beygefügt iſt, welches beſonders bey wiſſenſchaftlichen Benennungen und Kunſtausdrucken eine unerläßliche Pflicht des Wörterbuchsverfaſſers iſt. Außerdem iſt durch eine möglichſt reichhaltige Phraſeologie die Anwendung und Nuancirung der Bedeutungen gezeigt worden.« So weit der Verfaſſer. Die Anſchaffung zu erleichtern, haben die Verleger dieſes gemeinnützigen Werkes, eine Pränumeration eröffnet, und obigen geringen Preis für jeden Band, der nicht unter hundert Bogen ſtark ſeyn wird, feſtgeſetzt, indem ſich jeder Abnehmer verbindlich macht, auf diganze deutſch-lateiniſche Abtheilung. Unter ſo günſtigen Verhältniſſen ſteht zu hoffen, daß die Unternehmer dieſes Werkes, mit Recht auf eine thätige Theilnahme des Publicums Anſpruch machen dürfen, da ein ſolches Werk keinem Philologen, Profeſſor und höheren Schüler, keinem Gebildeten überhaupt fehlen ſollte, ſo wenig, als einer öffentlichen und Privat-Bibliothek.

In der St. Petersburgſchen Academie der ruſſiſchen Sprache, wurde am 8. (20.) Jänner eine öffentliche Sitzung abgehalten. Die Verſammlung war glänzend und zahlreich, und bewies den hohen und thätigen Antheil, den die Großen des Landes, und das Publicum überhaupt, an dem Aufblühen und Veredeln der ruſſiſchen Literatur und Sprache nimmt. Es waren an 300 Perſonen durch Karten eingeladen worden. Die Sitzung ward um 11 Uhr mit einer ausdrucksvollen Rede, über den Zweck und Nutzen der Academie, von dem Herrn Präſidenten, Vice-Admiral A. S. Schiſchkow, eröffnet. Hierauf ſtattete der Secretär, Hr. Sokolow, den Bericht über die Arbeiten der Mitglieder der Academie, für das Jahr 1819, ab. Dann wurden vom Hrn. Sokolow ein Fragment ſeiner Ueberſetzung des Livius, von dem Mitgliede Hrn. Gneditſch ein Fragment aus dem Ovid, überſetzt von dem beliebten ruſſiſchen Dichter, Hrn. Schukowsky, und von dem Hrn. v. Karamſin einiges aus dem noch ungedruckten 9ten Theile ſeiner Geſchichte des ruſſiſchen Reichs vorgetragen. Nach Beendigung deſſelben, machte der Hr. Präſident den Antrag, dem ausgezeichneten Mitgliede dieſer Academie, Hrn. v. Karamſin, die große goldene Medaille zuzuerkennen. Das wurde einſtimmig angenommen, und gedachte Medaille ihm von dem Hrn. Präſidenten, unter lauten Beyfallsausrufungen der Anweſenden, überreicht. —ch.

In einem japaniſchen Buche, genannt Konre kei fon Koura (Raritäten-Schrank der Heirathen), von dem nächſtens ein deutſcher Auszug erſcheint, findet man ſo manches Sonderbare. Die Japaneſer ſind das ceremonioſeſte Volk in der Welt. — Bey Heirathen ſpielt der Vermittler eine äußerſt wichtige Rolle; ſo wie die Geſchenke von Seiten des Bräutigams und der Braut genau regulirt, und in einer eigenen Liſte beſchrieben werden müſſen, iſt darin auch ſein Kuppelpelz zu beſtimmen, worüber dann Empfangsſcheine ausgeſtellt werden, oder bey der Uebergabe ſpecifiſch quittirt wird. Unter den Geſchenken für die Braut, müſſen auch poetiſche und moraliſche Bücher ſeyn. — Die Verlobung und Verheirathung geſchieht an Einem Tage, und ohne daß man einen Geiſtlichen bedarf; das junge Paar trinkt nur verſchiedene Gläſer Zakki, (ſtarkes Bier) und der Hauptact iſt vorbei. — Schmetterlinge ſind die Embleme der ehelichen Treue, weil ſie in Paaren fliegen. — Die Trauerfarbe iſt weiß; die Dauer der Trauer um Verſtorbene beſteht ſo lange, als ſich der Trauernde vom Genuß des Fleiſches enthalten kann. — Sie beſitzen ein Pulver, wovon ſie dem Todten eine Doſis in die Ohren, eine andere in die Naſenlöcher, eine dritte in den Mund ſtreuen, damit er ja gewiß wieder ins Leben zurückkehre ꝛc.

Der mit W. unterzeichnete humoriſt. Aufſatz wird nächſtens erſcheinen, doch mit einigen gegründeten Veränderungen; die mit A. C. unterfert. Anekdoten, können nicht benutzt werden; vielleicht gefällt es dem Herrn Verf. neuere zu liefern.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Graffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 17 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Graffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Conversationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

37.

(Wien den 28. März.)

Die Zahl Sieben.

Von Aſtralion.

Die Zahl **Sieben** war den heterogenſten Nationen, ſowohl der grauen Vorzeit, als des Mittelalters, von tiefer Bedeutung, und heilig; in jeder Wiſſenſchaft und Kunſt ſpielt ſie ihre myſtiſche Hauptrolle, und ſelbſt die in den Wurzelwörtern von einander abweichendſten Sprachen, bedienen ſich zur Bezeichnung dieſer Zahl eines analogen Klanges. —

Die **Hebräer** haben zur Bezeichnung des Eidſchwures, das vom Zahlworte Schibah (ſieben) hergeleitete Hauptwort: Schebua (die Siebenung). Sie gaben ihren Eiden durch ſieben Pfänder, oder das Beyſeyn von ſieben Zeugen geſetzliche Sanction. Im alten Teſtamente wird manchmal Sieben für **oft** genommen; der ſiebente Tag der Woche war den Hebräern heilig. (Sabbath). Zwiſchen Oſtern und Pfingſten zählten ſie ſieben Wochen; das ſiebente Jahr war ſtets ein Ruhejahr; und nach ſiebenmal ſieben Jahren feierten ſie ein vollſtändiges Freijahr. Die Einweihung des Hohenprieſters füllte ſieben Tage aus; am Oſterfeſte mußte ſieben Tage hintereinander geopfert, und am Pfingſtfeſte ſiebenjährige Lämmer auf den Sühnaltar gelegt werden; ſiebenmal wurde der Altar mit dem Opferblute beſprengt. —

Die myſtiſche Bedeutſamkeit der Siebenzahl zeigt ſich in mehreren im alten Teſtamente angeführten Handlungen. **Simſon** ward mit ſieben Stricken gebunden, und ſeine ſieben Locken ihm abgeſchoren, um ihn ſeiner Stärke zu berauben. — **Jericho** ward nach ſiebentagiger Belagerung eingenommen, nachdem ſieben Prieſter ſieben Tage lang mit ſieben Poſaunen, und das ganze Volk ſiebenmal um die Mauern gegangen waren. Man erinnere ſich an die ſieben Schöpfungstage. **Noah** nahm ſieben Paare ſogenannter reiner Thiere in die Arche auf. Sieben Tage währte die Sündfluth, und nachdem ſelbe ſchon ſieben Tage vorüber war, ſandte er erſt die Tauben aus. Im neuen Teſtamente iſt ganz beſonders die Offenbarung **Johannis** voll der myſtiſchen **Sieben**.

In allen Religionen des Orients ſpielt die **Sieben** eine beziehungreiche Rolle. Den **Egyptern** war dieſe Zahl ganz beſonders heilig; ſiebenfache Opfer, ſiebenfache Weihen, ſiebenfache Reinigungen; — die ſieben Mundungen des **Nils**, septemplicis ostia Nili; — eigentlich gab es nur fünf, die andern Seitenarme entſtanden durch die Abſonderung von den Hauptarmen; dennoch zählte man zwei derſelben zu den letztern, um die myſtiſche Zahl voll zu machen. Vielleicht gaben dieſe angenommenen ſieben Mündungen Anlaß, den Bewohner des Nilfluſſes, das Krokodill, göttlich zu verehren, und anzubethen (f)

Von Egypten aus verbreitete ſich dieſe Eintheilung zu andern Völkern des Orients, und zwar zuerſt durch Moſes.

Die Araber, bey welchen ſieben sebaet heißt, ſanctionirten ihre Bündniſſe durch ſieben mit dem Blute der Contrahirenden beſprengte Steine.

In der alten Sanscritta heißt dieſe Zahl, sapta, ſo wie im Neu-Hindoſtaniſchen sat, im Marattiſchen sata, Bengaliſch sant, im Chineſiſchen satt, ſyriſch schaphto, im Perſiſchen Hepht, ja ſelbſt die Sprache der wahrſcheinlich aus Oſtindien ſtammenden Zigeuner, hat für ſieben den Laut: Efta.

Das griechiſche ἑπτα für ſieben, das lateiniſche septem, wird von σεβομαι, verehren, hergeleitet. Den Griechen wie den Römern war die Zahl Sieben in mancherlei Rückſichten heilig. Schon Heſiod meldet, der ſiebente Tag des Monats ſey ein heiliger. Er war dem Apollo gewidmet, welcher am ſiebenten des Monats, Thargalion, geboren ſeyn ſollte. Im Homer finden ſich mehrere Spuren der beachteten Sieben.

Daß die alten Römer in dieſer Hinſicht, wie in vielen andern, griechiſchen Ideen und Anſichten huldigten, brauche ich nur anzudeuten. — Die ſlaviſchen Sprachen haben lauter ähnliche Laute mit Sieben, oder septem. — Auch das Niederbretagniſche, ein Ueberbleibſel des alten Celtiſchen, ſagt: seits. — Sogar die Tartaren in der Krimm, ſagen: sevene. Die Samojeden am Eismeere ſprechen: seiba, jene am Archangel: siw. —

Die von der lateiniſchen Sprache abſtammenden Tochterſprachen, die ſpaniſche, italieniſche, franzöſiſche, verläugnen auch hier ihren Urſprung nicht.

Im Mittelalter waren in Deutſchland, zur Herſtellung eines vollen Beweiſes, ſieben Zeugen erforderlich: das ſogenannte Ueberſiebnen, beſiebnen (überführen durch 7 Zeugen).

Das Merkwürdigſte aber bleibt immer, daß ſelbſt in ſolchen Sprachen, in denen die Zahlwörter durch die abweichendſten Laute bezeichnet werden, bey Benennung der Zahl Sieben die Aehnlichkeit des Klanges aufliegt. —

Keine Categorie, in der die Zahl Sieben nicht eine intereſſante Bedeutung hätte. In der Theologie: Die katholiſche Kirche ſpricht von 7 Sacramenten, 7 Prieſterweihen, 7 Todſünden, 7 Bußpſalmen, 7 Erzengeln, 7 oberſten Höllengeiſtern. — In der Philoſophie: Die Pythagoräer und Neu-Platoniker ſind unerſchöpflich in Bewunderung der tiefen Geheimniſſe dieſer Zahl. Letztern iſt ſie ein Symbol der Gottheit, ſie nennen ſie eine Jungfrau, oder die Minerva, weil ſie unter allen einfachen Zahlen die einzige iſt, die von keiner einfachen Zahl geboren wird, und die ſelbſt keine einfache Zahl gebiert. — Plato ſetzt die Weltſeele aus 7 Theilen zuſammen, und alle, welche ſich zu ſeinen Anſichten bekennen, ließen unvollſtändige Zahlen in dem Reiche der Erſcheinung walten. — So zählten ſie 7 Theile der unvernünftigen Seele (die 5 Sinne, und das Zeugungs- und Sprechvermögen). — In der Arzneikunde: Die alten Aerzte theilten die geſammten animaliſchen Lebensepochen nach Hebdomaden ab, und beſtimmten die in denſelben vorfallenden Hauptveränderungen nach gleichen Terminen. Selbſt Hippocrates huldigt dieſer Idee. — Die römiſchen Stuffenjahre ſind bekannt: bey Beſtimmung derſelben kam Alles auf die Zahl 7 an. Das 21., 28., 35., 42. Lebensalter waren ſolche Jahre; wer eines derſelben glücklich überſtanden, durfte hoffen, auch den größten Theil des folgenden durchzuleben, denn dieſe Zahlen entſtanden aus der Multiplication der myſtiſchen Sieben. Daher war das allergefährlichſte Jahr das 49., das Quadrat von 7. — In der Geſchichte und Erdkunde gab die Zahl Sieben zu häufigen, irrigen Beſtimmungen Anlaß. Die 7 Mündungen des Nils und der Donau; die 7 Städte, die ſich um Homers Wiege ſtritten, haben daher ihren Urſprung. Ueber den Nil habe ich mich ſchon geäußert. Die Donau beſitzet, ſelbſt nach mehreren alten Schriftſtellern, bloß 5 Mündungen, und zu dieſer Zahl ſchlug man, um der leidigen Sieben willen, einige der künſtlichen Ausflüſſe oder Canäle hinzu. — Der Name einer dieſer Mündungen: sacrum ostium, deutet ſchon auf allerlei myſtiſche Ahnungen. — Wenn man endlich aller Städte erwähnen will, in denen Homer das Tageslicht erblickt haben ſoll, ſo bringt man weit mehr heraus, Suidas z. B. zählt 19. Zu den 7 Hügeln Roms rechnen Einige den Mons Capitolinus, und laſſen den Janiculus aus; ſchon die Möglichkeit dieſer Auswahl läßt auf eine größere Zahl derſelben ſchließen, genau genommen, gab es auch wirklich deren 10. — Mit den 7 Weltwundern hat es gleiche Bewandtniß. — In der Jurisprudenz: Wir ſehen im römiſchen Rechte, bey einer der wichtigſten Handlungen zur Sicherung des Eigenthums, bey Teſtamentbeſchlüſſen, die Zahl Sieben eine wichtige Rolle ſpielen. — Zur Rechtsgültigkeit der Teſtamente war die Gegenwart und Unterſchrift von 7 Zeugen nothwendig, ſo wie man nämlich Eiden ſchon bey den Hebräern durch Benennung, welche an die Zahl Sieben erinnert, einen höheren Verpflichtunggrund beyzulegen glaubte. Daher machten die Römer, welche durch Griechen viele Anſichten und Gebräuche aus dem Oriente überkommen hatten, im Grunde nur einen Schritt weiter, wenn ſie zur höchſten Sanction des Eidſchwures noch 7 Zeugen verlangten. — Auf Anſichten und Grundlehren in der Aſtronomie hatte die Sieben einen ſehr wichtigen Einfluß, ja die religiöſe Verehrung dieſer Zahl iſt lediglich aſtronomiſchen Urſprungs. Bekanntlich iſt die Sternkunde (oder vielmehr die aus der Sterndeuterei, Aſtrologie, entſtandene Aſtronomie) die älteſte uns bekannte Wiſſenſchaft. Im graueſten Alterthume des Orients verliert ſich die Spur der Entdeckung der planetariſchen Siebenzahl. Auch theilten ſchon die älteſten Egypter die Zeit nach dem Laufe der Planeten ein. Sie haben zuerſt die Eintheilung nach Wochen von 7 Tagen, von denen jeder einem der 7 Planeten gewidmet war. Von dieſer Nation aus, erbte dieſe Vorſtellungart auf andere Nationen.

Selbſt das geſammte Reich der Wiſſenſchaften wurde im Mittelalter in 7 freie Künſte eingemarkt, deren 3 unter dem bekannten Trivium, 4 hingegen unter der Benennung des Quadrivium's begriffen wurden. Und dieſe Zerſpaltung in 3 und 4 (△ und □) hatte ebenfalls ein myſtiſches Anſehen ꝛc.

◆

Des Herrn A. Ritter von Bartſch Peintre graveur, 20ſter Band *)

reihet ſich würdig an ſeine Vorgänger an. — Dem kunſtliebenden Publicum übergibt er die Beſchreibung der Kupferwerke italieniſcher Meiſter des 17. Jahrhunderts, wovon er hier den 2. Theil bildet. — Künſtler, wie Spagnoletto, Carpione, Salvator Roſa, Del Po, Cremoneſe u. ſ. w. verdienen allerdings, rückſichtlich ihrer geiſtreich geſchaffenen Blätter, einen ehrenvollen Platz in der Reihe der vorzüglichſten Meiſter der mittlern italieniſchen Schule, und ſomit iſt denn, durch die Aufnahme ihrer Kupferproductionen, dem Freund der bildenden Künſte ein äußerſt willkommenes Geſchenk gebracht, zugleich aber auch mancher Zweifel in dieſer Rückſicht gelöſet, manches Ungewiſſe beſtimmt, manches Bekanntere beſtätigt. — Der 21ſte Band wird mit Ungeduld erwartet; und daß auch er noch manche Lücke in dieſem Zweige der Literatur ausfüllen wird, iſt gar nicht zu bezweifeln. Wir glauben bey dieſer Gelegenheit der Aufmerkſamkeit des Verlegers kein beſſeres Lob ertheilen zu können, als wenn wir geſtehen, daß er den innern Werth dieſes Werkes durch fortgeſetzten correcten Druck, ſchönes Papier und gefälliges Aeußere überhaupt, bedeutend vermehrt, und ſich dadurch den Dank der Kunſtwelt neuerdings erworben hat. —r—

* * *

Kaiſer Maximilian I. und Jean Paul über die Franzoſen.

Kaiſer Maximilian I. ſagte: »Wenn der Franzos in ein Haus kommt, worin ein ſchönes Weib iſt, jagt er den Mann hinaus, und wenn dieſer ſich wehrt, will jener die ganze Welt bereden, der Kerl ſey unſinnig, ein Narr!!!« — (Vergl. hiſt. Entwickl. des Einfluſſes **Frankreichs** u. d. Franzoſen auf **Deutſchl.** u. d. Deutſchen, von **Friedr. Rühs**, **Berlin** 1815. Und **Jenaer** Literatur-Zeitung 1816. Nr. 52, Spalte 412.)

Jean Paul ſagt: Die Franzoſen, längſt als Götter- und Götzendiener der Frauen berühmt, haben wie jene, denen ſie unter allen Nationen am meiſten huldigen, ſo höflich uns Deutſche behandelt. Sie haben uns, wie Frauen, ſowohl das Angenehmſte geſagt, als genommen; ſie haben Politeſſe und Befehle, Selbſtſucht und Artigkeit vereinigt. (Vergl. Dämmerungen für **Deutſchl. Tübingen** 1809. S. 55. Und: Oberdeutſche Lit. Ztg. 1810. Nr. 103. Spalte 596.) **K. J. Stephan.**

* * *

Bücher-Liebe.

1.) **Antonius von Guevara**, Barfüßer-Ordens-Biſchof und Hofprediger des Kaiſers **Carl V.**, ſchrieb an den Biſchof zu **Badagos**: »Ihr ſollt mir ganz glauben, daß ich mir lieber beide Augen ausreißen, als

---

*) So eben hier bey **Mechetti** erſchienen.

ein einziges Buch fehlen laſſen will.« (Vergl. dritter, ſchönſter und letzter Theil der guldenen Sendtſchreiben. München 1599. S. 14).

2.) König Alonſo (welcher Neapel einnahm) pflegte zu ſagen, daß ihm nichts beſſer gefalle, als dürres Holz zum Brennen, ein altes Pferd zum Reiten, ein alter Wein zum Trinken, alte Bücher zum Leſen.

K. J. Stephan.

* * *

Kleine Bibliothek.

Fridericus Sommerlatius, welcher de eruditis libri singularis cujusdam amatoribus (Lipsiae 1715) ſchrieb, ſagt (S. 10): Philippi Melanchthonis (o quanti viri!) bibliothecam absolvebant praeter biblia sacra Aristoteles, Plinius, Plutarchus et Ptolemaeus. (Alſo auch Ariſtoteles, welchen Luther einen —— Eſel nannte!!!) K. J. Stephan.

Allgemeine Novelliſtik.

Ganz Griechenland zollt dem Eifer und Patriotismus der Bewohner von Scio ſeinen Beyfall. Von allen Inſeln des Archipelagus dürfte dieß vielleicht diejenige ſeyn, wo man der unangefochtenſten Ruhe, und zwar alſo genießt, daß das weiſe Benehmen der Magiſtrate der Inſel, die insgeſammt aus Griechen beſtehen, dieſelbe den Einwohnern auch auf die Dauer zuſichert. Das große Collegium zu Chios iſt der allgemeine Verſammlungsort der ſtudirenden Jugend von ganz Griechenland geworden. Von allen Seiten ſtrömen die Jünglinge herbey, um die Lehr-Curſe der geſchickten Profeſſoren anzuhören, denen jene Anſtalt ihre Celebrität zu verdanken hat. Die Zahl der Zöglinge dieſes Collegiums belief ſich im Laufe des letztverfloſſenen Jahres auf 700. Gegen Ende des Jahres mochte ſie wohl über 1000 geſtiegen ſeyn. Unter den Profeſſoren gehören die Herren Bardalachos, Sélépi und Bombas zu denen vom erſten Range. Letzterer hat ſich eine Zeit lang in Paris aufgehalten, und daſelbſt phyſiſche und mathematiſche Collegien beſucht. Er ſteht im Begriffe, Anfangsgründe der Chemie, denen die Lectionen des Hrn. Thénard zum Grunde liegen, in neugriechiſcher Sprache im Drucke erſcheinen zu laſſen. Ebenderſelbe hat bereits ein Compendium der Rhetorik, welches von den griechiſchen Literatoren für ſehr preiswürdig erklärt wird, herausgegeben. Der Profeſſor Bardalachos hat ſich durch eine ſehr geſchätzte Abhandlung über Experimental-Phyſik bekannt gemacht. Der Profeſſor Sélépi hat einen vollſtändigen Curſus der mathematiſchen Wiſſenſchaften zum Drucke völlig in Bereitſchaft. Zu der in Scio ſeit einiger Zeit errichteten Druckerei hat die Stadt Paris Preſſen, Schrift, und alle übrige Zubehörde liefern müſſen. Das wichtigſte Ereigniß jedoch in den Annalen des heutigen Griechenlands iſt die Errichtung einer öffentlichen Bibliothek, die jetzt ſchon aus 30,000 Bänden beſteht. Particularen liefern zu dieſer Anſtalt die Fonds, und den Aufſehern ſteht der allgemein geſchätzte und geliebte Hr. Coray mit ſeinen Rathſchlägen zur Seite.

Zum Vortheile des Hrn. Regiſſeurs W. Swoboda wurde den 11. d. M. im Leopoldſtädter-Theater zum erſtenmale gegeben: »Der reiſende Schneider, oder: Drei Bräutigam (e) und (E) eine Braut; locale Poſſe mit Geſang in 2 Aufz. Text und Muſik von Hrn. Albin P...r.« — In des Wirths Bernhard Tochter verliebt ſich ein einquartirter Grenadier-Corporal und ein reiſender Schneider; Röschen aber bleibt ihrem fernen Anbether Weitſee treu. Dieſer kömmt zurück, und geräth an die vermeintlich Begünſtigten, deren Jeder ſich für den Hahn im Korbe hält. Er will verzweifeln; doch zeitlich genug löſt die Geliebte das Räthſel; der Vater gibt natürlich nach, und legt des Paares Hände in einander. Die ganze Intrigue iſt eben nicht neu, aber nicht übel durchgeführt. An langweiligen, auffallend matten Scenen mangelt es zwar nicht, einige jedoch ſind allerliebſt; z. B. hat die, wo Röschens Baſe die beiden Gecken zum Beſten hat, viel komiſche Züge. Die Rolle des Schneiders iſt nicht undankbar gezeichnet, und ward trefflich geſpielt; nicht ſo die des Weitſee, welche in keine unglücklichern Hände hätte fallen können: an Fadaiſe und Hölzernheit, Eigenſchaften, die das ſchwache Verdienſt ſeiner nicht ganz üblen Stimme ganz vernichten, hat dieſer eiskalte Liebhaber keinen Nebenbuhler zu fürchten. Röschen, der Wirth und Corporal waren, was ſie ſeyn ſollten. — Die Muſik hat, bey vielem Geborgten und mancher Ziererei, mehrere gute und muntere Stellen; im Ganzen genommen paßt ſie wenigſtens zum Text, der, in dieſer Anſicht, den vielen erſt kürzlich gegebenen Muſikſtücken vorzuziehen iſt. Am beſten wäre es freilich, wenn die Tonſetzer ſich den Text immer ſelbſt ſchreiben könnten; dann würde manche gute Muſik auch für das anerkannt werden, was ſie iſt ꝛc. Die Decoration iſt recht hübſch. Ghr.

In Hamburg iſt eine Zeitſchrift, »Nordalbingiſche Blätter« genannt, angekündigt, deren Herausgeber der unter dem Dichternamen Winnfried bekannte Hr. Senator Hinſche, zu Bergedorf, iſt. Es ſoll »Altes und Neues« aus der vaterländiſchen Literatur enthalten, und in zwangloſen Heften, vier Bogen ſtark, gelegentlich erſcheinen. Es wird dieſe Zeitſchrift gleiche Tendenz mit dem »Nordiſchen Muſenalmanach« haben, den derſelbe Redacteur herausgibt.

Im Theater in der Joſephſtadt wurde den 13. d. M. zum erſtenmale, und zwar zum Vortheile des Carl Sandner gegeben: »Der hölzerne Säbel«, Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach einer Anecdote, als Seitenſtück zum Tagsbefehl, von Ferd. Roſenau. Ein Herzog beſichtigt vor der Muſterung ſeiner Truppen, ohne Begleitung, die Gegend, und trifft eine ländliche Familie, in Geſellſchaft eines Soldaten, an, die ſeine Geſundheit trinkt. Als ein Unbekannter wird er treuherzig eingeladen, und lernt die Anhänglichkeit dieſer Leute an ihren Fürſten kennen, erfährt aber auch, daß man ihnen eine gebührende Geldſumme vorenthält. Er verſpricht ſeine Verwendung. Der Soldat iſt außer Stande, den getrunkenen Wein zu bezahlen, und ſieht ſich gezwungen, in Gegenwart des Fürſten, ſeine Klinge zu verpfänden. — Die Muſterung geht vor ſich. Auf Befehl des Herzogs ſoll der Soldat gegen ſeinen Cameraden und zugleich den Geliebten der Tochter jener Landleute, der einen Subordinations-Fehler begangen, den Säbel ziehen. Derſelbe weigert ſich, und wie kein Widerſtreben hilft, fleht er ſeinen Schutzengel um ein Wunder an, bittet, die verwünſchte Klinge in Holz zu verwandeln. Die Handlung ſchließt mit Gnadenbezeugungen für den braven Landmann, für die beiden Soldaten. Die Wahl des Stoffes iſt paſſend, auch die Ausführung ſteht ihr nicht nach. Nur ſcheint es uns ſonderbar, daß der Soldat ſeinen allgeliebten Fürſten nicht kennt, anſtößig aber die ſcherzhaften Reden von ſeiner Perſon, nach der Entdeckung, wobey etwas Trunkenheit nicht genügend entſchuldigen dürfte. Hr. **Sandner** hat einen großen König täuſchend copirt, iſt ſich durchaus gleich geblieben, und verdient ehrenvolle Erwähnung. Der Landmann, **Schlicht**, ſchrie zu ſehr. Der Grenadier, **Friſch**, hatte den Character ſeiner Rolle wohl gefaßt, aber etwas ſchlecht memorirt. — Nach dieſem ebenfalls zum erſtenmale: »**Der Tambour, oder die flammändiſche Hochzeit**«, Singſpiel mit Tableaux in einem Aufzuge, nach dem Franzöſiſchen von **Ferd. Roſenau**, die Muſik von **Gläſer**. Ueber ſolch, in **jeder** Hinſicht, elende Machwerke wäre es Schade, ein Wort zu verlieren. Wäre doch das geſammte Perſonale vor Aufführung dieſes Singſpieles in die Schule gegangen, um wenigſtens richtig deutſchreden zu lernen. — Man that ſehr wohl, am nächſten Tage, zum obigen Luſtſpiele, mit Hinweglaſſung des Vorhergehenden, zu geben: »**Die Männer haben Unrecht, ſelbſt wenn ſie Recht haben**«, Poſſe in einem Aufzuge, nach dem Franzöſiſchen des **Dartois** frei bearbeitet von **Ferd Roſenau**. Hr. von **Nebenaus** fängt in Geſellſchaft ſeines Bedienten, im Gebiethe der Liebe, Nebenwege wandelnd, an. Beide werden von ihren Weibern, durch erregte Eiferſucht, zu ihrer Pflicht zurückgeführt. So alt und abgedroſchen auch dieſe Intrigue an ſich iſt, hat doch die Ausführung derſelben durch raſches Spiel aller handelnden Perſonen ohne Ausnahme, ſehr gewonnen, und bewieſen, daß die Schauſpieler dieſes Theaters Vieles leiſten können, wenn ſie nur wollen.

C—h—g.

Es ſind kaum drei Jahre, ſeitdem die Lithographie in **Rußland** eingeführt iſt *) und ſchon können ſich manche der ruſſiſchen Lithographen neben die beſten ausländiſchen ſtellen. Als Beleg dazu kann die unlängſt in der Buch- und Kunſthandlung des Herrn **Pluchart** erſchienene, in Stein geſtochene Sammlung der Zeichnungen des bekannten ruſſiſchen Künſtlers, Hrn. **Orlowsky**, dienen, welche eine beſondere Aufmerkſamkeit erregt. Vier dieſer Zeichnungen gehören zu der mahleriſchen Reiſe nach **Perſien** des Hrn. **Drouville**, und ſtellen mit großer Treue verſchiedene perſiſche Krieger, und den ruſſiſchen Poſtzug vor.

— G.

In **Holſtein** iſt die Verehrung für Lord **Byron** ſo groß, daß daſelbſt gewöhnliche, aber für Poeſie, ſelbſt wenn ſie ſehr gebildet ſind, ſehr unempfindliche Menſchenſeelen, ſeine Gedichte faſt verſchlingen, und ganze Stellen von ihm, wie die Italiener von ihrem **Taſſo**, auswendig wiſſen. Niemals haben in dieſem Theile, noch in andern Theilen Deutſchlands, **Schiller**, und noch weniger **Göthe** oder **Herder**, ein ſolches Aufſehen erregt. Wir achten den edlen Lord ſehr, müſſen aber bekennen, daß wir ihn nicht unter die claſſiſchen Dichter zählen. Seine Gedichte können nur ſtellenweiſe bewundert werden; dann plündert er oft unſern **Göthe**, und macht ihn lang; auch die franzöſiſchen Dichter kennt er ſehr gut, und benutzt ſie alle Augenblicke. **Isthamarus.**

Der ſeit Kurzem errichtete Lehrſtuhl des vulgairen Arabiſchen (der arabiſchen Sprache, wie ſie im gemeinen Leben geſprochen wird) in **Paris**, iſt einem Egypter, Namens **Ellious Bochter**, verliehen worden. Er hat nach der Idee des Dictionnaire de l'academie ein voluminöſes Wörterbuch des vulgairen Arabiſchen, und der franzöſiſchen Sprache, ausgearbeitet.

— Rz.

---

*) Die erſte lithographiſche Anſtalt in **Rußland**, wurde in St. **Petersburg** bey dem Collegium der auswärtigen Angelegenheiten, durch den Hrn. Hofrath, Freiherr v. **Schilling**, errichtet. Dieſer talentvolle junge Mann hat dieſe Kunſt in **München**, während ſeinem Aufenthalt dort, erlernt, und nachher in **Rußland** verbreitet.

Dem Liebhaber der Botanik, insbeſondere aber dem ſchönen Geſchlecht, iſt von Hrn. Lefebre in Paris, ein Geſchenk mit einem Cartenſpiele gemacht worden, welches als ein Elementarwerk der Botanik betrachtet werden könnte. Der Erfinder derſelben wendete dabey ein eigenes Syſtem an, das er in mehreren dem Inſtitut vorgelegten Reden, weitläufig auseinander geſetzt hat. Er nimmt für alle Blumen in der Welt nur vier Hauptabtheilungen an, nämlich Polypedales, Monopedales, Perigones, und zuſammengeſetzte Blumen. Dieſe vertreten im Cartenſpiel die vier Farbenabtheilungen: Carreaux, Trefles, Piques und Coeurs; die übrigen Abtheilungen treffen gleichfalls mit dem Cartenſpiele zuſammen; nämlich zwölf Matadors oder Figuren, und die einfachen Carten von Eins oder As bis Zehn. Letztere werden durch die Staubfäden der Blumen ausgedrückt, und Linneés zwölf letzte Claſſen des Pflanzenreichs erſetzen König, Dame und Bube, in jeder der vier Hauptabtheilungen; dieſe Carten führen den Namen: Boston de flore.

Seit einiger Zeit wird in Frankreich viel über Corſica geſchrieben. Verbeſſerungen werden vorgeſchlagen, und Mißbräuche, worunter hauptſächlich das Morden, und der kleine Krieg, den die Familien gewöhnlich miteinander führen, gehören, ſollen abgeſchafft werden. Napoleon hatte von ſeinen Landsleuten ſtets eine ſehr ſchlechte Meinung, und ſagte: aus Corſica ließe ſich nichts machen, weil die Corſen ſich ſtets untereinander umgebracht haben, und ſich ſtets umbringen werden. Hr. Angoſtini aber, der über Corſica ſo eben eine Broſchüre geſchrieben hat, will das Ding beſſer wiſſen, und meint, das Land könne ſehr glücklich, und für Frankreich ſehr wichtig werden, indem eine Armee von 6000 Corſen leicht im Stande wäre, Italien zu erobern, ſo muthig verwegen iſt dieſes Volk. Ein Anderer, der königl. Rath, Realier Dumas, ſcheint beſſere Anſichten zu haben; ob man ſie näher prüfen und annehmen wird, wiſſen wir nicht. Zu Verbeſſerungen, wenn ſie Geld oder nur Mühe koſten, ſind alle Ohren zu; indeſſen dauert das alte Unweſen ganz in der Stille fort. Nach und nach kommt Etwas dazu, und das Unweſen wird immer größer. Jothamarus.

Eine Induſtrie-Beylage erſcheint Donnerſtag.

Converſationblatt 1820, zweites Quartal.

Bey dem bevorſtehenden Ablauf des erſten Quartal's laden wir zur geneigten Pränumeration auf das zweite ein. Der Preis bleibt derſelbe, wiewohl wir, in Anbetracht der kleinern Lettern und der Zugaben und Beylagen, noch Einmal ſo viel Text als im vorigen Jahre, dabey noch Kupfer, Muſikblätter ꝛc. liefern. — Hier und in den erbl. Provinzen in allen Buchhandlungen iſt das Abonnement 7 fl. WW. viertelj., 14 fl. halbj., im Ausland 8 Thlr. ſächſ. ganzjährig; bey der k. k. oberſten Hofpoſtamts-Hauptzeitung-Expedition in Wien, und bey allen Abſatz-Poſtämtern und Stationen der Monarchie, wo das Blatt nummernweiſe verſendet wird, nicht mehr als 17 fl. WW. halbjährig. Buchhändler erhalten den bey Verlagsbüchern üblichen Rabatt. — Man kann auch von dem erſten Quartal noch alle erſchienenen Nummern um den Pränumerationpreis erhalten. — Beyträge, die man honorirt verlangt, werden halbjährig, das heißt, Ende Juni und Ende December, in der Regel mit 4 Spec. Ducaten pr. Druckbogen, berichtigt.

Der Redact. u. Verlag.

NB. Das zweite Quartal wird auch einzeln gegeben, um ſo lieber, als von dem erſten nicht mehr viele Exemplare vorräthig ſind.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Gräffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 17 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

38.

(Wien, den 30. März.)

Email-Bildniſſe.

Die merkwürdigſte Kunſt-Erfindung in neueſter Zeit.

Bekannt gemacht von Wilh. Hebenſtreit.

Seit mehreren Jahren liefert Herr Jacob Bodemer, in Wien, die trefflichſten Email-Bildniſſe, geſchätzt und bewundert von Kunſtkennern und Kunſtfreunden, geſucht und gekauft von den Hohen des öſterreich. Kaiſerſtaates, und noch hat keine einzige der hieſigen Zeitſchriften davon Kunde gegeben. Um den Werth ſeiner Erfindung im ganzen Umfange zu würdigen, mögen einige geſchichtliche Angaben vorhergehen.

Die eigentliche Email- (Schmelz-) Mahlerei iſt in Venedig, zu Anfang des 16. Jahrhunderts erfunden; wenigſtens waren ſchon derlei Arbeiten zu Rafaels Zeiten (geſtorben 1520 in Rom) vorhanden. Man bedient ſich zum ſogenannten Fluß des Kieſes, der Feuerſteine, oder auch des Criſtallglaſes. Die Farben müſſen durchaus metalliſch (Ganz- und Halbmetall) ſeyn. Der mit Email zu überziehende Grund, der zugleich als Bindungsmittel gilt, iſt eine dünne Platte von Kupfer oder Gold, letzteres mehr dazu geeignet, weil es mit dem Fluſſe gleiche Dehnbarkeit hat. Erdarten ſind gar nicht zu verwenden, und Silber dehnt ſich zu ſehr, die Farben ſpringen ab, wenn ſie aus dem Feuer kommen. Platina wäre vielleicht bey gehö- iger Ligirung zu brauchen.

Die Email-Mahlerei blieb bis auf die Zeit des Johann Pe- itot unvollkommen. Petitot wurde 1607 in Genf geboren, und ſtarb 691 zu Beway, im Canton Bern. Er arbeitete mit ſeinem Schwager, Jacob Bordier, viel und fleißig; in England unter Carl I., in rankreich unter Ludwig XIV., und ſpäter in Genf. Gewöhnlich ver- ertigte er das Portrait, und ſein Schwager die Nebenſachen, Haare und Ver- lerungen ꝛc. Die Kunſt der Farbenzubereitung erlernte er von dem Leibarzte arls I., Theodor Meyern, in London, der ein trefflicher Chemiker ar. Er übte die Portrait-Mahlerei, in derſelben angeblich auch von Van Dyk unterrichtet, in großer Vollkommenheit, und ſeine Gemählde, viele ach Mignard und Lebrun, werden von Kunſtkennern außerordentlich hoch rzahlt, nicht etwa aus bloßer Liebhaberei und Vorliebe, ſondern ihres wah- n Kunſtwerthes wegen. Dennoch haben ſie ſelten eine Höhe von mehr als inem Zolle, und werden in dem Preiſe ſelbſt nach Graden berechnet. Segar Copien, verfertigt in Paris und Genf, werden geſucht und zu anſehnlichen Preiſen gekauft. Der Kenner unterſcheidet ſie aber auf den erſten Blick. Die Verdienſte des Petitot in der Email-Mahlerei ſind ſo entſchieden, daß man ihn füglich für deren Erfinder hat erklären können.

Später, zu Anfang des 18. Jahrhunderts, verfertigte der Vater des Mahlers Anton R. Mengs einige Kunſtſachen in Email, größer und practiſcher zwar als Petitot, dennoch aber in derſelben Manier. Ich erinnere mich, im grünen Gewölbe zu Dresden, darauf hingewieſen zu ſeyn. Allen dieſen Gemählden fehlte jedoch jener ſchützende, glasartige Ueberzug, von den Franzoſen Fonda genannt, und in Genf, bey Verfertigung der emaillirten Uhren, Doſen, und anderer Fabriksſachen in Anwendung gebracht. Jede Verletzung der Gemählde Petitots und Mengs, z. B. ein Ritzen derſelben, iſt bleibend, weil ein Schleifen und Poliren die Farben unmittelbar angreifen würde. Außerdem ſind die Farben leichtflüſſig, und dem Einfluſſe der Luft ausgeſetzt verlieren ſie die Salztheile. Gegen dieſe Mängel ſchützt nur der erwähnte glasartige Ueberzug, der wieder ein Fluß iſt. Die Genfer-Fabriken behandeln denſelben als das größte Geheimniß, was ihnen keineswegs zu verargen iſt.

Dem Herrn Jacob Bodemer, bey Carlsruhe geboren, und ſeit 1799 in Wien, wo er die Portrait-Mahlerei ſtudirt hat, anweſend, iſt es nun durch zahlloſe Verſuche nicht nur gelungen, ſelbſt Erfinder des glasartigen Ueberzuges zu ſeyn, ſondern auch ſämmtliche zur Ausübung ſeiner Kunſt nothwendige Farben zu verfertigen, ſo zwar, daß er durch die Kenntniß des Einfluſſes des Ueberzugs auf den Farbenwechſel, deren Schönheit und Ton unfehlbar zu beſtimmen weiß. Dadurch übertreffen ſeine mit bewunderungswürdigem Fleiße gearbeiteten Portraite und ſonſtige Gemählde bey Weitem die des Petitot und Mengs; ſie haben wahrhaften Ausdruck und kräftige Farbe, und jeder Beſitzer kann zufällige, äußere Verletzungen auf eine ſehr einfache Art wegpoliren, ohne zu befürchten, die Farbe zu berühren. Im Nothfalle, wenn z. B das Gemählde Jahrelang in der Erde gelegen hätte, würde es von Neuem geſchliffen werden.

Auch die Größe des Bildes iſt kein Hinderniß für Hrn. Bodemer; der Fürſt Sinzendorf hierſelbſt beſitzt eine Maria mit dem Jeſus-Kinde auf dem Arme, die etwa 8 Zoll Höhe, und 6 1/2 Zoll Breite hat. Die Arbeit iſt unglaublich ſchwierig, und koſtet großen Zeitaufwand; allein Aehnliches iſt nicht aufzufinden. Der verſtorbene Gallerie-Director Füger erkannte das ſeltene Verdienſt des wackern, anſpruchloſen Künſtlers, und ermunterte ihn mit aller Wärme, in ſeinem Forſchen nicht nachzulaſſen. Das Ziel iſt glücklich erreicht; möge aber auch des Erfinders Schickſal dem des Petitot gleichen, welcher in Ruhm und Reichthum ſtarb. Der gegenwärtige Zeitpunct ſcheint dazu noch immer nicht ungünſtig zu ſeyn. Es leben der großen Männer viele, welche an den wichtigſten Ereigniſſen der Zeit lebendigen Antheil genommen, und die man mit Recht auch in ihren Bildniſſen verewigt zu ſehen wünſchen muß. Das ausreichende Mittel liegt in dieſer Email-Mahlerei, die ſich überhaupt über Familien-Portraite und Werke der berühmteſten Mahler, die ſo mannigfachen Zerſtörungen der Zeit ausgeſetzt ſind, verbreiten kann. Künſtler, wie Hr. Bodemer, begabt mit Liebe und Geſchick für die Sache, ausgerüſtet mit raſtloſem Eifer, und begünſtigt von einem glücklichen Erfolge, werden gar ſelten geboren; und wenn ſeine ſchöne Erfindung nicht Eigenthum irgend eines Staates oder eines Privaten wird, ſo ſtirbt ſie mit ihm, und die Nachwelt wird den Verluſt ſeiner Kunſt betrauern, welche ohnehin der Pflege bedarf, wenn ſich die Meiſterwerke vervielfältigen ſollen.

Der Künſtler, dem ich hier in wenigen Zeilen, und unbezweifelt im Namen Aller, die ſeine Arbeiten kennen, meine Bewunderung ausſpreche, wohnt zu Mariahilf, Stiftgaſſe, links an den 2 Lluden, im 2. Stock.

Des Jokus Wochengabe.

XIII.

1.) Merkurs Rapport an Jokus.

Seit einigen Tagen circuliren in Wien einige Abſchriften des nachfolgenden Schreibens aus Steyermarks Hauptſtadt, Grätz:

Es ſind unlängſt mit dem Bauernvolke, welches hieher auf den Wochenmarkt kommt, Fremde angekommen, die man für Propheten hält; ſie können ſich ſehr ihres Geſchlechts, in ununterbrochener Linie, vom Anfang der Welt, rühmen; ſie gehen barfuß und ſehr gravitätiſch einher, haben theils weiße, theils rothe Bärte, und ſchlafen niemals in einem Bette, ſondern auf Holz und Stroh. — Ihre Kleidung iſt weder geſtrickt noch gewirkt, und von verſchiedenen Farben; ſie nehmen kein Geld, ſondern laſſen es liegen, will man ihnen aber welches geben, ſo laufen ſie davon; ſie bethen nicht, und eſſen meiſtens ungekochte Speiſen; ihr Getränk iſt weder Wein noch Bier, ſondern bloßes Waſſer oder Milch; ſie rühmen ſich, daß der erſte Papſt zu Rom durch ihr Geſchlecht zur Buße iſt bekehrt worden; ſie ſingen des Tages hindurch öfters, und ſtehen ſehr früh auf. — In ihrer Jugend werden ſehr viele von ihnen beſchnitten; wenn ſie aber von ihren Lüſten geplagt werden, ſo hauen ſie einander blutig, und wiſſen ihre Weiber, deren jeder mehrere hat, in Gehorſam zu halten. — Einigen aus ihrem Geſchlechte wird die Ehre geſtattet, an biſchöfliche und viele andere hohe Tafeln zu kommen. — Zu bewundern iſt, daß ſie, in Italien und in vielen andern Ländern, Menſchen aufgeweckt haben, was auch hier vielen Perſonen geſchehen iſt. — Die meiſten ihrer Voreltern ſollen als Märtyrer geſtorben ſeyn, ein Schickſal, das auch ihnen bevorſteht. Doch meinen ſie (und nicht mit Unrecht), ihr Geſchlecht werde bis zum letzten Tage fortdauern. — Wie man glaubt, wird gar keine Unterſuchung vorgenommen werden ꝛc.

Habt Ihr den Sinn noch nicht errathen?
Ey! riechet Ihr denn nicht — den Braten?! — —

Gewiß nimmt Niemand das Verzeichniß der Verſtorbenen in die Hand, um darin Stoff zum Lachen zu ſuchen; aber dringt ſich dieſer unwillkührlich auf, ſo iſt ſeine Wirkung, Kraft des Contraſtes zwiſchen Erwartung und Erfolg, in der That kaum zu bezähmen. Dieſe Erfahrung hat ſich neuerlich, bey dem gewaltigen Pleonasmus: »Hr. N. N. ſtarb an den Folgen eines vorausgegangenen Sturzes vom Pferde« bewährt; und di einige Tage darauf gefolgte Standesbezeichnung: »Anna —r, ſtumme Weibsperſon, alt 70 Jahre ꝛc.«, dürfte wohl nicht geeignet ſeyn, ſie zu entkräften.

Neueſte öffentliche Anträge: Echteſtes Kölnerwaſſer iſt zu haben bey ꝛc. — In der . . Gaſſe iſt der gute, alte, echte Tokeyerwein zu haben ꝛc. — Zwei junge Steinröthen zu verkaufen, welche ſehr gut abgerichtet und noch zum abrichten ſind. — Es iſt ein ganz neues Billard, einzig ihres ſoliden Anſehns in eine herrſchaftliche Wohnung ſehr anwendbar, die Füße mit Säulen, welche hier einzig ihrer Art ſind ꝛc. — Zu verkaufen ein Sprungſtier äußerſt breit und vollkommen gebaut, beſonders faltenreich, mit äußerſt tief herabhängendem Kother ꝛc. —

2.) Drei Sinngedichte von Haug *).

Vortheil aus Nachtheil.

Potator brach den Fuß,
Und zeigte keinen Schrecken:
Warum? Sein Hinken muß
Den Taumelrauſch verſtecken.

An Vibo.

Du, der, obſchon erhitzt von Eilfer Wein,
Durch fromme Reden uns zu Himmelsbürgern weihte,
Ungeiſtlich Geiſtlicher! Du wirſt verloren ſeyn.
So bauten frevelhafte Zimmerleute
Einſt Noah's Arch' und kamen nicht hinein.

Warnung des Geiſtes im Hamlet.

Warum dieß Ausgepoch?
Schont Hamlets Vater doch.
Wenn euch mein Spiel verdrießt,
So fürchtet den Beſchluß:
Ihr macht, daß ich den Geiſt
Aufgeben muß.

3.) Merkurs Rapport, Postscriptum.

Jammerſchade wär's, wenn der Bericht über die Tiberausfiſchung **), dieſes Steckenpferd unſres novantiken Alterthumsforſcher, welcher ſich in den neueſten Nummern eines auswärtigen Blattes befindet, nicht weiter aus bekannt würde. Da er jedoch etwas lang iſt, ſo folgt hier ein Auszug:

Unter den vielen hundert Sachen, welche in dieſer kurzen Zeit bereits ausgefiſcht worden, benenne ich einſtweilen die intereſſanteſten in folgendem: 1.) Eine bronzene Tafel von etwa 4 Palmen in der Höhe, und 3 in der Breite, auf welcher ein Senatus Consultum eingegraben iſt, das einige Anordnungen, hinſichtlich der Tabakregie, enthält.

---

*) Wir freuen uns, den Leſern noch mehrere Epigramme dieſes beliebten Sinndichters, die bereits in unſerem Beſitz ſind, mittheilen zu können. D. R.

**) Daß er nur ironiſch gemeint iſt, wird ſich ſogleich ergeben.

2.) Ein elfenbeinernes Pulverhorn mit metallener Einfaſſung, und folgenden darauf eingegrabenen Lettern und Zahlen: LEO. VII. CONT. II. B. — 3.) Die goldene Repetiruhr des Maxentius, aus einer Genfer-, jetzt nicht mehr bekannten, Fabrik. Die Uhr hat ein Spielwerk, welches, nebſt mehreren andern franzöſiſchen Liedern, auch den bekannten Marſeiller-Marſch ſpielt: Allons enfans de la pátrie! le jour de gloire est arrivé etc., mit Variationen nach Belieben. — 4.) Ein Stück ſchweres Belagerungsgeſchütz mit dem Wapen des Königs Porſenna, welches wahrſcheinlich bey Aufhebung der Belagerung von Rom und Abzug der hetruriſchen Armee, in die Tiber geworfen wurde. — 5.) Eine römiſche Inſchrift, welche eine Verordnung der Conſuln Lucius Furius und Cnäus Cornelius enthält, die Schützengeſellſchaft in Tivoli betreffend. — 6.) Ein Paar Sackterzerole des Maxentius, von Kuchenreuter, ſehr ſchön damaſcirt. — 7.) Ein wohlverſchloſſenes Kiſtchen von Blei, worin ein Theil der ſybilliſchen Bücher enthalten iſt, welche ſonſt auf dem Janiculus mit großer Sorgfalt aufbewahrt wurden; eine Leydner-Ausgabe in Quart, mit Noten und antiquariſchen Erläuterungen von Doctor Heyne. — 8.) Eine metallene Lichtputze von etwa drei römiſchen Palmen in der Länge, nebſt einem Stücke von einer metallenen Kette, woran ſolche befeſtigt geweſen. Aller Wahrſcheinlichkeit nach gehörte ſie zu dem großen Leuchter im Tempel des Salomon zu Jeruſalem, der durch Titus Veſpaſianus, nach der Zerſtörung von Jeruſalem, zu Rom, im Triumphe mit aufgeführt, ſpäter aber, bey den Einfällen der Gothen und Vandalen, in die Tiber verſenkt wurde. — 9.) Eine goldene Kapſel, in welcher das Gebethbuch des Romulus befindlich; eine Pariſer-Ausgabe in Stereotypen, und mit ſehr ſchönen Kupfern von Morghen. Vorn hat Romulus ſeinen Namen mit eigener Hand eingeſchrieben, und am Ende iſt noch die Lauretaniſche Litanei angefügt. — 10.) Ein großer Theil von der Feld-Druckerei des Maxentius. Dieſen fand man bey Ponte molle, ehemals Pons Emilianus. Es iſt bekannt, daß Maxentius bey dieſer Brücke von Conſtantin geſchlagen, er ſelbſt in der Tiber erſoffen, und ſeine ganze Feldequipage ein Raub der Fluthen geworden iſt. Die Druckerei beſteht aus Schwabacher-Lettern. — 11.) Mehrere Inſchriften, in Stein eingehauen, aus den Zeiten der Republik; meiſtens conſulariſche und ädiliſche Verordnungen, unter andern, in Betreff des Stempelpapiers, der Octroi, der Familien-Schutzgelder, der Bierbrauereien, der Juden-Kopfſteuer, des Tabakrauchens ꝛc. ꝛc. — Die Nachſuchungen in der Tiber werden noch immer unter und über dem Waſſer auf's eifrigſte fortgeſetzt, und man hat allen Grund, zu hoffen, daß durch die mannigfaltigen Bemühungen, und durch die alles umfaſſende Induſtrie der Herren Unternehmer noch viele und ſeltene Stücke zum Vorſchein kommen werden. Rom, [illegible] ꝛc.

La guirlande poètique de Julie.

La guirlande de Julie etc. à Mlle. de Rambouillet par le M. de Montansier etc. kürzlich in Paris mit der glänzendſten Ausſtattung erſchienen, iſt ein ſehr alter, und im Grunde ſehr wenig bedeutender Spaß. Solche zärtliche Sachen konnten wohl zur Zeit des Voiture gefallen, jetzt aber ſchläft man darüber ein. Folgendes iſt eines der beſten Gedichte dieſer Sammlung:

La perce Neige. (Das Schneeglöckchen.)

Sous un voile d'argent la terre enſevelie,
Me produit malgré ſa fraicheur;
La Neige conſerve ma vie,
Et me donnant ſon nom, me donne ſa blancheur;
Mais celle de ton ſein nonpareille Julie,
Me fait perdre aujourd'hui le prix,
Que je ne cède pas au lis.

Allein Trotz dieſer innern Gehaltloſigkeit, ſpielte das Werk gleichwohl eine bedeutende Rolle.

Huet hat von dieſer Guirlande de Julie, dem Geſchenk eines verſtoßenen Liebhabers, eine herrliche Beſchreibung gemacht, und nennt es eine Gabe, welche an Galanterie und Neuheit alle andern übertrifft. Um dem Leſer eine Idee von dieſem merkwürdigen Geſchenk zu geben, wird es gut ſeyn, ihn mit der Geſchichte des Liebhabers und der ſtrengen Geliebten näher bekannt zu machen.

Julie v. Argennes war zu den Zeiten, wo der ſchwediſche Held, Guſtav Adolph, in Deutſchland Lorbern erfocht, die Schönſte aller Schönen. Julie hatte für dieſen König die größte Ehrfurcht, ſie hatte ſtets ſein Bildniß auf ihrer Toilette, und erklärte ihrem ewigen Anbether, dem Herzog von Montanſier, er würde nie den Helden Guſtav aus ihrem Herzen verdrängen. Einige Zeit nach dem Tode des letztern, am Neujahrstag 1634, wagte es der Verſtoßene, Julien einen poetiſchen Blumenkranz zu ſenden. Dieſer Kranz beſtand aus herrlich gemahlten Blumen in Migniatur, alle auf Blättern von gleicher Größe; man hatte unter jeder Blume einen hinlänglichen Raum gelaſſen, um ein Madrigal darauf zu ſchreiben. Der Herzog lud alle Schöngeiſter ſeiner Zeit, mit welchen er ſehr freundſchaftlich lebte, ein, ihm mit einigen Verſen zu Hülfe zu kommen. Alle dieſe Madrigale waren von einer geſchickten Hand geſchrieben. Das Ganze herrlich eingebunden, und mit einem Schuber von Marroquin verſehen, fand Julie bey ihrem Erwachen als Geſchenk auf ihrer Toilette. —

Huet ſagt von dieſem Kranz: da ich davon hatte ſprechen gehört, ſo ſehnte ich mich ſeit langer Zeit, ihn zu ſehen; endlich gewährte mir die Herzogin von Uzes dieſe Gnade, ſie ſperrte mich eines Nachmittags in ihr Cabinet ein, und befreite mich gegen Abend. Niemals verlebte ich angenehmere Augenblicke.

Außer dem oben angeführten Madrigal, iſt folgendes unſtreitig das beſte:

La Violette.

Modeste en ma couleur, modeste en mon séjour,
Franche d'ambition, je me cache sous l'herbe,
Mais si sur votre front, je puis me voir un jour
La plus humble des fleurs sera la plus superbe.

Das eigentliche Original dieſes Kranzes iſt bis auf unſere Zeiten gekommen, und wurde in der Licitation des Herzogs von La Vallière, um den außerordentlichen Preis von 14,510 Liv. verkauft. Es iſt in dem Büchercatalog dieſes Herrn, als ein Band in Quart, aus 29 von Robert gemahlten Blumen, mit Madrigalen von verſchiedenen Dichtern, beſchrieben. Der Herzog hatte es um den Preis von 700 Liv. gekauft. Der Abbé Rivet, Bibliothekar dieſes berühmten Bücherſammlers, gab im Jahre 1776 eine ſehr merkwürdige Notiz über die Guirlande poëtique de Julie, heraus. Dieſe Notiz mit einem Titelkupfer, welches den aus 29 Blumen beſtehenden Kranz vorſtellt, mit einem Amor geziert, iſt ziemlich ſelten geworden.

Mit der Revolution ging die Guirlande nach England. Sie iſt dort einige Zeit in den Händen eines Buchhändlers, um den enormen Preis von 500 Pf. Sterl., geblieben, wo ſie aber keinen Käufer fand, und keinen verdiente; denn die Bilder ſind nicht außerordentlich, und die Verſe, wie geſagt, höchſt unbedeutend. Mit den Bourbonen dürfte ſie nach Frankreich zurückgekehrt ſeyn.

W. A. Coremans.

Allgemeine Novelliſtik.

Die böhmiſche patriotiſch-economiſche Geſellſchaft hat Hrn. Dr. Franz Sartori folgendes ehrenvolle Diplom überſandt: »Die k. k. patriotiſch-economiſche Geſellſchaft, im Königreiche Böhmen, hat in ihrer Sitzung vom 5. März l. J., den wohlgeb. Hrn. Dr. Franz Sartori, Director des k. k. Central-Bücher-Reviſionsamtes zu Wien, k. k. niederöſterr. Regierungs-Secretär, Mitglied der k. k. Landwirthſchafts-Geſellſchaft zu Klagenfurth, und mehrerer anderer gelehrten Geſellſchaften, in Erwägung der vielſeitigen Verdienſte um Staat und Vaterland, zu ihrem auswärtig correſpondirenden Mitglied ernannt. Sie hofft, durch dieſe getroffene Wahl, dem Wunſche deſſelben angenehm begegnet zu ſeyn, und ſchmeichelt ſich, von deſſen rühmlichſt bekannten Eifer für Beförderung alles Gemeinnützigen und Guten, ſich in ihrem patriotiſchen Zwecke, durch gefällige Mitwirkung, thätigſt unterſtützt zu ſehen. Prag den 12. März, 1820.

Joſeph Malabaila, Graf von Canal (m. p.)
Praeses.

Emanuel Graf Michna (m. p.)
Mitglied und Secretär, ſub. Profeſſor der Landwirthſchaft.

Bey F. A. Brockhaus in Leipzig ſind erſchienen: Supplemente zum Converſations-Lexicon für die Beſitzer der erſten, zweiten, dritten und vierten Auflage. Enthaltend die wichtigſten neuen Artikel und Verbeſſerungen der fünften Auflage. In vier Abtheilungen. Preis auf Druckpapier 4 fl. C. M. Auf Schreibp. 5 fl. C. M. »Auch dieſe Supplemente ſind, ſagt der Verleger, ungeachtet die Auflage, nach der ſie gebildet worden, mit Königl. Würtembergiſchen Privilegien gegen den Nachdruck verſehen iſt, von dem Nachdrucker Erhard, genannt Macklot, in Stuttgart nachgedruckt worden, und es kann wohl auch ein Zeichen unſrer Zeit genannt werden (fährt er in ſeinem gerechten Unmuth fort), daß derſelbe obendrein die Unverſchämtheit hat und haben darf, ſich in ſeinen Anzeigen »den Verleger«, und meine Original-Ausgabe »den Leipziger Abdruck« zu nennen, und ſogar ſchon den Tag der Erſcheinung von den Abtheilungen ſeines Nachdrucks zu verſprechen, die ſelbſt im Original noch nicht erſchienen!! Ich vertraue daher mein Eigenthum abermals bloß der Ehre meines deutſchen Vaterlandes an.«

Es verſuchten einige öffentliche Blätter, dem berühmten Alterthumsforſcher, Hrn. Belzoni, den Ruhm, viele und bedeutende Merkwürdigkeiten in Egypten und Nubien entdeckt zu haben, ſtreitig zu machen. Dieſe zu beſchämen, liefern jetzt italieniſche Zeitungen einen Auszug aus dem Protocolle der Canzlei des engliſchen General-Conſuls in Egypten, welcher von 15 angeſehenen und gelehrten, ſich zu Cairo aufhaltenden Männern, als Augenzeugen, unterzeichnet iſt. — Dieſer Urkunde zu Folge, beſichtigte Belzoni die weltberühmten Pyramiden von Ghize, und entſchloß ſich, die zweite, welche ſo viele Reiſende vergeblich zu öffnen ſich bemüht, gleich der erſten, zu ſprengen. Er bediente ſich dazu, und zwar auf eigene Koſten, achtzig Araber, und mußte mit dieſen lange arbeiten, bis ihm der wahre Eingang aufſtieß. Er entdeckte in dieſer, Chiephreme genannten, ſeit Jahrtauſenden verſchloſſenen Pyramide verſchiedene Gänge, Zimmer und ein prächtiges Grabmahl, mit einem gut erhaltenen, einbalſamirten Körper. Ferner machte er, nach den obigen Zeugniſſen, unter dem Schutze und mittelſt der Unterſtützung des engliſchen Conſuls, Hrn. Salt, noch folgende Entdeckungen: Im Jahre 1816 ließ er das coloſſale Bruſtbild des Jupiter Memnon, von den Ruinen von Theben bis zum Nil und nach Alexandrien bringen, von wo es hernach in das Muſeum nach London gebracht wurde; er entdeckte in Nubien den überaus großen Tempel von Yeſambul; unter den Ruinen von Theben eine Menge von Statuen, worunter eine weibliche Figur mit einem Löwenkopfe ſich befand; eben ſo fand er dort eine vollkommen erhaltene Statue des Jupiter Ammon, aus weißem Marmor: in den benachbarten Thälern traf er ein Grabmahl der alten egyptiſchen Könige an. Im Jahr 1817 entdeckte er zu Theben den coloſſalen Kopf des Horus, welcher, vom Hals an, 10 Schuhe maß, und aus einem einzigen Granitſtück verfertigt war, auch befand ſich dabey ein Arm dieſer Statue. Er ließ ferner einen vorgefundenen Altar von ſechs egyptiſchen Gottheiten, in Basrelief gearbeitet, wegführen. Endlich entdeckte er in der Nähe von Theben ein anderes berühmtes Grabmahl, welches, wegen ſeiner außerordentlichen Arbeit und Vollkommenheit, von der ehemaligen egyptiſchen Größe und Pracht zeugt. Dasſelbe war 309 Schuhe lang. Unter andern befand ſich darin ein Sarg von Alabaſter, welcher von innen und außen mit Hieroglyphen und Figuren geziert war, ſo hell, wie eine Glocke, tönte, und durchſichtig, wie Glas, war. — Außer den Unterſchriften der gedachten 15 Männer beſtätigt auch die des Canzlei-Directors das Angegebene. (Biographiſche Nachrichten über Belzoni lieferte der erſte Jahrgang des Conv. Bl. im II. Band 1. Stück; ſo wie mehrere zerſtreute Notizen.) St—rich.

Von Flörke's (in den vaterländiſchen Blättern bereits vorläufig angekündigter) Monatſchrift: Unterhaltungen aus dem Gebiethe der Naturwiſſenſchaften, Welt-, Erd- und Menſchenkunde, und der Gewerbſamkeit, Brünn, bey Traßler, iſt ſo eben das erſte Stück hier angekommen. Es enthält, unter vielem Wichtigern, daß das Verbrennen der indiſchen Frauen aus Sparſamkeit geſchehe. »Der Gebrauch der Frauen in Indeſtan (heißt es), ſich mit dem Leichname ihrer Männer lebendig verbrennen zu laſſen, iſt im Zunehmen. Ein indiſcher Schriftſteller ſagt: »Um dieſe eben ſo unſinnige als grauſame Sitte abzuſchaffen, müßte man von der Familie, wozu jede Frau gehört, die ſich verbrennen läßt, eine Steuer einfordern; denn das Verbrennen geſchieht aus bloßer Sparſamkeit. Die Indier halten ſich viele Weiber, als einen Luxus-Artikel. Nach ihrem Tode ſind die Familien gehalten, dieſe Weiber an ſich zu nehmen und zu verſorgen. Dieſen Aufwand zu erſparen, reden ſie ihnen zu, ſich verbrennen zu laſſen; das Opium, welches ſie ihnen reichen, um ſich abzuſtumpfen, koſtet nicht viel, und Holz und Feuer auch nicht.« — Intereſſant iſt auch folgende Notiz über die neue Art Krieg zu führen in Südamerica: »Wegen der Hitze und der Menge der Pferde reitet in Südamerica auch die Infanterie auf dem Marſche, und ſitzt nur im Gefechte ab. Eine in Europa nicht gewöhnliche Waffe, die Schlinge, von welcher man dort gewöhnlich auf der Jagd, zum Einfangen von Thieren, Gebrauch macht, wenden ſie nun auch gegen Menſchen an. Der Reiter wirft ſie ſehr fertig dem Feinde, aus einer Entfernung von 50—60 Schritten, um den Leib, und jagt dann, den Gefangenen nach ſich ſchleifend, davon. Mit der Schleuder werfen ſie, und ſehr genau, nicht bloß Steine, ſondern auch Kugeln.«

Es hat ſich unlängſt der Fall ereignet, daß mehrere Erzählungen von H. Clauren, namentlich ſein Grünmantel von Venedig, und der Kirchhof in Schwytz, von dramatiſchen Schriftſtellern für die Bühne bearbeitet worden ſind; um Colliſionen zu vermeiden, dient zur verläufigen Nachricht, daß die im Vergißmeinnicht für das Jahr 1820, unter dem Titel: Die Kartoffeln in der Schale, befindliche Erzählung, von H. Clauren ſelbſt dramatiſirt, in Kurzem in der Form eines Luſtſpiels erſcheinen wird.

Des engliſchen Doctor, John Croß, Verſuch, die Phyſiognomik wiſſenſchaftlich zu begründen, 8. London, 370 S., enthält viele Hypotheſen, die, wenn man ſie auch nicht immer glaubwürdig finden kann, doch immer ihr Merkwürdiges haben. So meint er vom Haar, das er auch zu den phyſiognomiſchen Organen zählt, je feiner ſein Gewebe, deſto ſchwächer ſey der Körperbau, und deſto zarter die Seite des Characters, auf welche das Haar ſich bezieht. Die Farbe des Haars verrathe die Gemüthsart. Je dunkler daſſelbe, deſto mehr männliche Kraft. Die Krankheit, die keinen Ausweg aus dem Körper finde, und daher in ſeine allgemeinen Functionen zerſtörend einwirke, bleiche allemal das Haar, bald mehr bald weniger. Die Menſchen, welche in allen 4 Welttheilen uns begegnen, mit Haar und Haut von blendendem Weiß, und daher Albinos genannt werden, wären immer kränklich und ungeſund. Wir brauchen, fährt er fort, ſelbſt nur um uns zu ſehen. So wie wir weiter von ſchwacher Kindheit zum kräftigen Mannsalter vorrücken, ſchwärzt ſich das Haar. Wie wir die andere Seite des Lebenshügels hinabſteigen, bleicht es ſich, und der Körper wird ſchwächer und ſchwächer, bis wir den dem Fuße des Hügels anlangen, und mit grauem Scheitel an den Rand des Grabes treten. — Von den menſchlichen Zähnen behauptet Dr. Croß, daß je mehr ſie ſich in Geſtalt, Größe und Ordnung denen der Carnivoren nähern, deſto ungeſtümer und raubſüchtiger der Character, und ſo umgekehrt, je mehr ſie den Herbivoren ähnlich wären, deſto ſanfter ſey er. An einer andern Stelle will er, daß von den Winkeln des Mundes auf jeder Seite mit der animaliſchen die phyſiognomiſche Bedeutſamkeit zunimmt; denn die Mitte der Lippe bedecke nicht nur bloß die wichtigſten Zähne, ſondern habe den thätigſten Antheil am Fühlen, Eſſen und Sprechen. Je weiter die Oberlippe die obern Vorderzähne bedecke, deſto mehr ſtimme der Character zur Geſelligkeit. Die Unterlippe ſo wie der eine Backen, zu dem ſie gehört, ſtehe in Beziehung auf die Selbſtſucht. Das Aufwerfen des mittleren Theiles der Unterlippe zeige thieriſchen Stolz, das Niederhängen thieriſche Unterwerfung an. Eine breite Naſe deute auf ein raub- und habſüchtiges Weſen, und je höher hinauf die Breite des Naſenknorpels, deſto tiefer wurzle thieriſche Kühnheit. Je mehr Knorpeliges die Naſe habe, deſto feſter, beſtimmter und urſprünglicher ſey dieſe Kraft, und ſo erklärt der Doctor aus allen verſchiedenen Wendungen und Größen der Naſen die ſtärkere oder ſchwächere, ausdauernde oder vorübergehende Energie des Characters.

Vielleicht iſt nicht allgemein bekannt, daß auf der Univerſität zu Cambridge ein Gelehrter unter dem Titel eines chriſtlichen Advocaten (Christian Advocate) angeſtellt iſt, der nach der Abſicht der Stiftung eigens den Beruf hat, die vernünftige wie die geoffenbarte Religion, gegen Sophiſtereien und Angriffe in Schutz zu nehmen. Thomas Rennell, der gegenwärtig dieſes ehrwürdige Amt verſieht, fand ſich daher hinreichend veranlaßt, kürzlich Bemerkungen über Skepticismus drucken zu laſſen, als Beantwortung der Anſichten von Bichat, Sir T. C. Morgan, (welcher ſich in den Skizzen über die Philoſophie des Lebens, als einen treuen, und nicht gar gründlichen Anhänger der franzöſiſchen Schule, die man als die phyſiologiſch-ſkeptiſche bezeichnen könnte, und als ein Vertheidiger von Lawrence aufwarf,) und Lawrence. Rennell zeigte mit eben ſo viel Scharfſinn als Gelehrſamkeit, die unendliche Verworrenheit und Unbeſtimmtheit in den Anſichten dieſer Scribenten, die auffallendſten Widerſprüche, von denen ihre Schriften wimmeln, und die große Unwahrſcheinlichkeit oder offenbare Irrigkeit vieler ihrer Behauptungen.

Freunde der deutſchen Literatur haben in Newyork eine Geſellſchaft unter dem Titel »Teutoniſches Lyceum der Literatur« gebildet. Der Zweck iſt, zur Beförderung und Bekanntmachung der deutſchen Literatur in dieſem Lande beyzutragen. Schon beſitzt das Lyceum von den berühmteſten, deutſchen Werken. Der Grund zu einer Bibliothek iſt gelegt, und die Freygebigkeit und der deutſche Eifer der Mitglieder, laſſen auf ein treffliches Gebäude rechnen. Die Einrichtung iſt getroffen, daß die beſten und neueſten deutſchen Schriften, ſo wie auch die vorzüglichſten Zeitſchriften, bald möglichſt nach ihrer Erſcheinung, in der Bibliothek des Lyceums zu finden ſeyn werden.

Nach einer Reiſe von drei Jahren und einem Monat hat man das Fahrzeug, »den Bordeleſen,« wieder in Bordeaux einlaufen geſehn. Der Bordeleſe hat die fernſten Meere durchſchifft, und ihm kommt das unwiderſprechliche Verdienſt zu, den franzöſiſchen Kaufleuten neue Wege gezeigt, und dieſe ſelbſt zuerſt befahren zu haben. Der Commandant der Expedition, Capitain Roquefeuille, war am 19. Octbr. 1816 von Bordeaux ausgelaufen. Nachdem er das Cap Horn doublirt, legte er ſich, ohne vorher irgendwo gelandet zu haben, zu Valparaiſo in Chili vor Anker. Von de ſchiffte er nach Lima, und, nach einem ſehr kurzen Aufenthalte in dieſer Stadt, unte fortwährender Unterſuchung der Küſten von Californien, nach der nordweſtlichen Küſte von Nordamerica. Nachdem der Bordeleſe den ganzen Sommer 1817 Tauſchhandel getrieben, nahm er auf den Mendozas- oder Marcheſas-Inſeln ſein Winterquartier. Im Sommer 1818 kehrte er, unter fortgeſetztem Recognoſciren, von Californien nach der Nordweſtküſte zurück, und ging von da nach China unter Segel. Auf der langwierigen Durchfahrt durch den ſtillen Ocean, ging er an den Sandwichsinſeln, wo ſeit Lapeyrouſe's Unternehmung, d. h. ſeit dreißig Jahren, die franzöſiſche Flagge nicht wieder war geſehen worden, vor Anker. Die Bewohner dieſes unermeßlichen Archipelagus, hatten Lapeyrouſe's Schiffe (la Boussole und l'Astrolabe) noch recht gut im Gedächtniß, und wieſen dem Capitain Roquefeuille Waffen und andere Geſchenke vor, die ſie von jenem erlauchten Reiſenden und von Hrn. Langle erhalten hatten. Dieſe Seefahrer haben den Namen der Franzoſen in jenen Strichen ſo beliebt gemacht (?), daß ein junger Menſch von den Sandwichinſeln, die Erlaubniß verlangt und erhalten hat, auf dem Bordeleſen nach Europa überzuſchiffen. Laut den Berichten des Hrn. von Roquefeuille, machen die Bewohner jener Inſeln in ihrer Civiliſirung bedeutende Fortſchritte. An der Spitze ihrer Regierung ſteht ein Herrſcher, der nach aſiatiſcher Sitte, unumſchränkte Gewalt beſitzt. Den Schnitt an den Kleidern, welche die Bordeleſen zum Behufe ihres Tauſchhandels mit ſich gebracht, fanden die Inſulaner zu wenig nach der Mode. Auf der ganzen Reiſe hat die Schiffsmannſchaft einen einzigen Mann (an der Ruhr) verloren, und einige Matroſen waren deſertirt, vermuthlich, weil ſie dem Reize des milden Clima jener Inſelwelt nicht hatten widerſtehn mögen. Von Sandwich bis Bordeaux hat die Expedition nur bloß China und die Inſel Maurice berührt. Bemerkenswerth iſt der Umſtand, daß von dem im Jahre 1816 zu Bordeaux eingeſchifften Fleiſch, mehrere Stücke vollkommen friſch und wohl erhalten zurückgebracht worden ſind. Es hatte nämlich der Ausrüſter des Schiffs, Hr. Balguerie d. Jüng., jenes Fleiſch dreimal nach einander ins Salz, und dann in ausgetrocknetes Salzwaſſer legen laſſen. Auch im Ofen gedörrtes Hammelfleiſch hatte ſich bey 40° Wärme in pulveriſirten Kohlen vollkommen friſch erhalten.

Man hat berechnet, daß in den Gegenden Englands, wo geklöppelt wird, über 80,000 arme Frauen und Mädchen bloß vom Bandweben lebten, daß ſie aber durch die neu eingeführten baumwollenen Bänder, welche mit Maſchinen gearbeitet werden, entweder ganz brodlos geworden ſind, oder des Tages nur 6 Pence verdienen konnten. In engliſchen Zeitungen werden fremde Damen, die ſich letzterer Bänder bey ihrem Anzuge bedienen, erſucht, erſteren den Vorzug, und dadurch ſo vielen Unglücklichen ihres Geſchlechts wieder Brod zu geben.

Von der Luſiade des Camoens hat Didot, in Paris, in portugieſiſcher Sprache eine ſehr ſchöne Ausgabe veranſtalten laſſen. Hoffentlich wird auch bald Jemand es übernehmen, davon eine gute Ueberſetzung, etwa wie die des befreiten Jeruſalems, von Baour-Lormian, zu liefern, denn die älteren, ſelbſt die des La Harpe nicht ausgenommen, ſind höchſt mittelmäßig. Vor einiger Zeit hat Hr. Reynouard eine Ode an Camoens gedichtet, die verſchiedene treffliche Stellen darbietet. Mangel an Raum zwingt uns, nur die letzte Strophe, die dem portugieſiſchen Homer in den Mund gelegt iſt, anzuführen:

> Eh, que nous font les vains hommages
> D'un peuple follement épris.

Qui tour à tour à nos images
Porte : le culte et le mépris!
Frontons l'instinct magnanime
Qui nous prédit la longue estime
Des tems et des lieux ignorés :
Que le vulgaire nous condamne ;
Autour de nous tout est profane.
Nous n'en sommes que plus sacrés.

Jöthamarus.

Die Geſellſchaft der Sparcaſſe in Paris, hat im Jänner eine öffentliche Sitzung gehalten, und darin dem Publicum, und zunächſt den Wohlthätern der Caſſe Rechenſchaft abgelegt. Schon ſind ſo viel freywillige Gaben eingelaufen, daß die Sparcaſſe jetz ein jährliches Einkommen von zehntauſend Franken beſitzt; im vorigen Jahr ſind ſchon über eine Million Spargeldes in dieſelbe niedergelegt worden; und wahrſcheinlich würde die Niederlegung noch weit beträchtlicher geweſen ſeyn, wenn nicht, wie der Präſident, Graf de la Rochefoucauld, in ſeiner Rede bemerkte, ein Mißtrauen bey den Volksclaſſen herrſchte, welches der Humanität wenig Ehre macht. Sehr edel iſt es, daß bey dieſer Sparcaſſe alle darauf Bezug habende Arbeit unentgeldlich geſchieht. Die Verwaltung beſteht aus freywillig zuſammengetretenen Banquiers und andern reichen Leuten. Die Banque de France hat ihr ein Local eingeräumt. Das Buchhalten geſchieht von den Commis der Banquiers, die ſich bey dieſer Arbeit abwechſeln. Ihre Namen ſind am Ende des Berichts über die letzte Sitzung, hinter denen der Wohlthäter der Anſtalt, abgedruckt, und ihre Zahl beläuft ſich auf 90. Was alſo nach dem gewöhnlichen Gange der Geſchäfte eine koſtſpielige Verwaltung erfordern würde, geſchieht hier ohne den geringſten Aufwand, und durch das zahlreiche Anerbiethen wohlwollender Menſchen wird auch die Mühe eines Jeden noch dazu erleichtert.

Hierzu Titel, Regiſter und Umſchlag.

Auf den Pränumeration-Scheinen ſteht noch Nr. 39: das Quartal iſt aber mit dieſe
Nummer geſchloſſen.

Converſationblatt 1820, zweites Quartal.

Bey dem bevorſtehenden Ablauf des erſten Quartal's laden wir zur geneigten Pränumeration auf das zweite ein. Der Preis bleibt derſelbe, wiewohl wir, in Anbetrach der kleinern Lettern und der Zugaben und Beylagen, noch Einmal ſo viel Text als i vorigen Jahre, dabey noch Kupfer, Muſikblätter ꝛc. liefern. — Hier und in den erbl. Provinze in allen Buchhandlungen iſt das Abonnement 7 fl. WW. viertel-, 14 fl. halb-, im Ausland Thlr. ſächſ. ganzjährig; bey der k. k. oberſten Hofpoſtamts-Hauptzeitung-Expedition in Wien und bey allen Abſatz-Poſtämtern und Stationen der Monarchie, wo das Blatt Nummer weiſe verſendet wird, nicht mehr als 17 fl. WW. halbjährig. Buchhändler erhalten de bey Verlagsbüchern üblichen Rabatt. — Man kann auch von dem erſten Quartal no alle erſchienenen Nummern um den Pränumerationpreis erhalten. — Beyträge, die ma honorirt verlangt, werden halbjährig, das heißt, Ende Juni und Ende December, der Regel mit 2 Spec. Ducaten pr. Druckbogen, berichtigt.

Der Redact. u. Verlag.

NB. Das zweite Quartal wird auch einzeln gegeben, um ſo lieber, als von dem erſte
nicht mehr viele Exemplare vorräthig ſind.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift e
ſcheinen hier im Verlage der Cath. Graffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe
wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 17 fl. WW. halbj.
Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Graffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Induſtrie-Beilage

zum

Converſationblatt.

I.

(Wien, den 13. Jänner.)

Glück auf! iſt des Bergmanns Zuruf und Gruß, und gilt ihm ſtatt aller Grüße. Er erheitert im dunkeln Schachte ſeinen Sinn durch ein fröhliches Glück auf! und denkt dabey an die lichte Höhe, die er nach ſechsſtündiger gefahrvoller Arbeit erklimmen wird. Wir entlehnen dieſen Gruß vom Bergmanne und bringen ihn jedem Gewerbtreibenden zum neuen Jahre. Das alte Jahr liegt unten in der Strecke; man prüfe was zu Tage gefördert, ob's blinkend Erz oder taubes Geſtein war; er danke dem Himmel im erſteren, und hoffe auf Erſatz im letzteren Falle; er beginne mit Hoffnung und Muth den neuen Bau, und können wir durch dieſe Blätter ein geringes Schärflein zum glücklicheren Erfolg deſſelben beytragen, ſo wäre unſer Zweck erreicht. Wir hoffen, daß unſer Wille und dieſer kleine Verſuch erkannt, wir durch Beyträge in unſerm Unternehmen unterſtützt werden, und rufen muthig: Glück auf, zum neuen Jahr!

Die bunten Früchte des Winters, mit denen uns nicht die Natur, aber fleißige Künſtler, Buchbinder ꝛc. beſchenken — die Neujahrsbillette — ſind uns auch in dieſem Jahre in großer Fülle, aber Schade, nicht alle — reif — geworden. Zurückſchreiten oder ſtehen bleiben ſollte man in keiner, ſelbſt der unbedeutendſten Sache nicht. — Wir ſehen mit Bedauern einen Schwall ſchlecht gezeichneter, geſtochener und illuminirter Blätter vor uns, und nur ſehr wenig Geſchmackvolles. Wir vermiſſen unter den ſogenannten mechaniſchen Billetten die glücklichen Ideen der früheren Jahre, und können nur einige wenige ausheben: 1.) den zur Thüre einſchreitenden Gratulanten. — 2.) das ſich die Hände reichende Liebes-Paar, bey dem wir wohl glaubten, daß ſie ſich ſchon mit Du benennen dürften. Nr. 4, trau, ſchau, wem, Nr. 60 bey B., 3.) den backenden Konditor — bitten uns aber mit Damen und Herren, Nr. 70 u. 82 (wovon erſtere, im Vorbeigehen geſagt, moderner coeffürt ſeyn dürfte) welche ihre Liebeserklärungen aus der Bruſt herausziehen, künftig zu verſchonen; denn es fällt uns dabey unwillkührlich Leporello's Regiſter ein, und wir ziehen faſt die nicht ſehr gefällige Manier, mit der man den engliſchen Karrikaturen die Worte in den Mund legt, ꝛc. Wir zollen der Idee mit dem Accorde einigen Beyfall, meinen aber, es dürfte hier bloß Mutterfreuden heißen. Auch erinnert uns der Hals der Dame an eine Marionetten-Figur, die wir einmal in einem Policinell-Kaſten geſehen, und die den Hals ſo lang machen konnte, als ſie nur wollte. — Die Idee mit den ſich begrünenden Felſen wäre, beßer ausgeführt, gar nicht übel — ſo wie auch die ſich umarmende Familie, Nr. 3 bey B., recht gut iſt. Dagegen bedauern wir, daß die Billette mit goldgepreßten Rändern und erhobenen Figuren, ſich des erſten Platzes bemächtigt haben, weil dieſe Art den Geſchmack gar nicht veredelt, können aber nicht läugnen, daß manche recht gefällige ſich darunter befinden, z. B. Die rothe Roſe von Crepp auf dem ſeidnen Grunde — die, die vier Jahreszeiten bezeichnenden Kränze — das mit den Attributen der Muſik u. ſ. w., rathen aber, zu dem Sprüchlein:

»Sey rein wie ſie
und welke nie.«

doch lieber einen weißen Stoff zur Roſe, als gelbes Stroh, welches freilich nicht welken kann, da es ſchon Verwelktes iſt, zu wählen. Von einfachen Billetts loben wir die mit Muſiv-Gold bedruckten, ferner die mit guillouſchirten Grunde verſehenen und nachher mit einem einfachen Namen bedruckten, tadeln aber den größten Theil der weißgepreßten, weil deren Muſter zu überladen und deren Papier zu grob gewählt iſt.

Unter den hier ſo vortrefflich angefertigten Blaſe-Inſtrumenten dürften wir wohl den Flöten der Herrn St. Koch (Neubau, Ziegelſtraſſe Nr. 101) und Franz Harrach (Leopoldſtadt Herrengaſſe Nr. 273) den erſten Platz anweiſen; müſſen ihnen, im Vergleiche mit den Berlinern, von Griesling und Schlott, den Breslauern von Paucker, den Dresdnern von Gränzer Wwe. und mehreren uns vorgekommenen Straßburger- und Pariſer-Flöten, einen bedeutenden Vorzug einräumen, und da ſie bey zum Theil theuererem rohen Material dennoch verhältnißmäßig billig zu ſtehen kommen, ſo können wir ſelbige dem In- und Auslande nicht genug empfehlen. Sie unterſcheiden ſich hauptſächlich durch ſchönen, vollen und richtigen Ton und folgende Vorzüge von den auswärtigen: a) durch Erweiterung des Umfanges des Inſtrumentes, worauf man jetzt alle ganzen und halben Töne bis ins tiefe H mit großer Reinheit angeben kann. b.) in der ſinnreichen und bequemen Anlage der Klappen, welche mit Ventilen verſehen und beßer als die belederten, die nicht immer ganz luftdicht bleiben, ſchließen. c.) durch das Mundloch, welchem, ſtatt der frühen ovalen, eine ſich dem Vierecke nähernde Form gegeben, und das dadurch die Töne leichter und voller angibt. d.) daß man ſtatt der vielen Mittelſtücke wieder auf dem Auszuge, welcher auch anwendbarer, zurückgekommen iſt, da man dadurch die Stimmung mehr in ſeiner Gewalt hat und auch das Inſtrument compendioſer wird. e.) dadurch, daß die Löcher der Klappen und die Gabeln, worin die Federn liegen, mit Silber oder Meßing ausgefüttert ſind. — Bey Koch findet man außer den Inſtrumenten von Buchsbaum und Ebenholz auch welche von dem ſo ſehr beliebten Grenadill-Holz, u. z. von der ſchwarzen und der braunen Sorte. Wir finden daß dieſes Holz zum Gebrauch für Flöten große Vorzüge vor jedem andern beſitzt, und die Töne runder und metalliſcher als bey Inſtrumenten von andern Holzarten ſind. Man ſcheint ſich deſſen während der Colonial-Sperre, wo es nicht zu erhalten war, entwöhnt zu haben, denn früher hat man Inſtrumente davon doppelt ſo hoch als die von Ebenholze geſtellt *); es hat die gute Eigenſchaft, daß durch ein ihm eigenthümliches Harz, auch dann,

---

*) Friedrich II. beſaß mehrere Flöten von dieſem Holze.

wenn das Inſtrument altert, der Ton nicht verliert, welches beym Eben- und Buchsbaum-Holze nicht der Fall iſt, da dieſes mit der Zeit ſpröder und der Ton dadurch rauher wird. Doch hat auch dieſes Grenadill-Holz ſeine Gegner, und nicht mit Unrecht wirft man ihm ſeine Schwere vor, wodurch das nach jetziger Art ſehr verlängerte Inſtrument, dem Blaſenden oft läſtig wird; auch iſt Herr Harrach der Meinung, daß zu feſtes Holz, den Ton zu prall bilde, und führt die Beyſpiele der Elfenbein- und der Kriſtall-Flöten an, welche dieſe Fehler in einem hohen Grade beſitzen; dieſer zieht ſogar ein ſtark poröſes und mehr grau als ſchwarzes Ebenholz, dem feinen, feſten und glänzendſchwarzen vor, indem er behauptet, daß die Vibration des Tones weicher und elaſtiſcher im erſtern Falle ſey, und gleichſam eine Art Reſonnanz bilde. — Dieſe Meinung, ſo neu ſie iſt, ſcheint doch etwas für ſich zu haben, und wir bitten die hieſigen Künſtler um ſo mehr, uns ihre Meinungen hierüber mitzutheilen, da uns noch eine dritte Anſicht und zwar die des Hrn. Profeſſor Januſch in Prag, und die des Inſtrumentenmacher Bauer daſelbſt bekannt iſt, welche das Buchsbaumholz allem übrigen zu Flöten vorziehen.*) —

Die Wachslarven, welche in Wien angefertigt, und in der Niederlage am Bauernmarkt Nr. 616, und an mehreren Orten zu haben ſind, erreichen nicht allein, ſondern übertreffen noch in mancher Hinſicht die Venetianiſchen. Wir wünſchen den Fabrikanten um ſo mehr dazu Glück, da ſie durch Beharrlichkeit und Fleiß den Venetianern und Franzoſen einen Theil ihres Monopols abgedrungen haben, und die Preiſe verhältnißmäßig ſo billig ſtellen, daß auch Ausländer bey Beſtellungen ihre Rechnung finden dürften. — Die geringſten Sorten ſind wie die gewöhnlichen Larven von Leinwand, und haben einen dünnen wächſernen Anſtrich; ſie koſten 25 und 30 fl. W. W. das Dutzend, wovon letztere für Männer mit Backenbärten von natürlichen Haaren verſehen ſind. Wir rathen dem Verfertiger den Teint weniger weiß, und dem Fleiſche ähnlicher zu wählen; da ſie jetzt ein gar zu ſteinernes Anſehen haben. — Die beſſeren Sorten ſind ganz von Wachs, und ahmen in Hinſicht der Geſichtsfarbe die Natur täuſchend nach; ſie ſollen zwar beym Gebrauch etwas weich, doch aber viel weniger als die gewöhnlichen läſtig werden. (Das Stück 4 fl. 30 kr. W. W.) — Die feinſten ſind ſehr täuſchend, und mit natürlichen Haaren, ſo weit ſie das Geſicht bereichen, verſehen. (das Stück 10 fl. W. W.) — Wir finden ſowohl die einzelnen Proportionen, als die Zuſammenſtellung der männlichen und weiblichen Geſichtstheile recht gut, und können nicht läugnen, daß man wohl oft ein ſolches Geſicht ſchön nennt, können uns aber doch eines unbehaglichen Gefühls beym Anſchauen derſelben nicht erwähren, und wünſchen, daß der Künſtler, wenn er nicht zu idealiſiren vermag, und das Plaſtiſche in den Antinous-, Apollo-, Venus-, und Minerven-Köpfen, entfernt nachzuahmen, ſich nicht unterfangen will, er doch der Natur treuer bleiben, und den ſo geregelten Zügen einige zarte regelloſe beyfügen möge, wodurch mehr Bewegung, Charakter und Leben in die jetzt ſo todten Formen gebracht werden könnten. Die männlichen und weiblichen Karrikatur-Larven (von feinem Wachs à 10 fl. W. W.) entſprechen unſeren Forderungen bey weitem mehr, und wir freuen uns, daß der Künſtler nicht an der Klippe der Uebertreibung geſcheitert iſt, ſondern ſie uns nach der Natur voll Wahrheit und Leben gegeben hat. — Nur rathen wir ihm, weniger dunkelrothe Farbe in der Tiefe der Runzeln anzubringen, da die Vertiefungen ſelbſt ſchon dieſe Stellen genügend verdunklen.

---

*) Wir freuen uns bey dieſer Gelegenheit die Anzeige machen zu können, daß die Ruſſen, welche früher ihre Blas-Inſtrumente einzig und allein aus Preußen und Sachſen bezogen, ſich jetzt mit ihren Beſtellungen hierher wenden, und wirklich in dieſem [illegible] ein hier [illegible] bedeutende Einkäufe gemacht hat.

Die mühſam und fein gefältelten Jabot's für Herren, und die allbeliebten Fraiſen für Damen, haben den Wunſch erregt, dieſe mühevolle Arbeit vermöge einer Maſchine ſchöner und ſchneller verrichten zu können, wozu man die Nürnberger Verrichtung in einer hölzernen gekerbten Walze die man auf einem ebenfalls gekerbten Brettchen rollt, nicht genügend befunden hat. Referent hat daher die Zeichnung einer im Ausland erfundenen kleinen Maſchine dieſer Art einem hieſigen geſchickten Mechaniker mitgetheilt, und ihn veranlaßt ſolche anzufertigen. — Sie beſteht in zwei aufeinander laufenden 5 Zoll langen und 1 1/3 Zoll dicken Cylindern, deren Umkreiſe in 48 etwa 1 Linie tiefe Zähne (die jedoch auf der Oberfläche keinen ſcharfen Grad haben) getheilt ſind; dieſe Cylinder können vermöge einer Schraube weiter und dichter geſtellt, mit einer Kurbel und zwei ineinander laufende Zahnräder gedreht, und vermittelſt kleiner Bolzen geheitzt werden. — Die damit gefältelten Gegenſtände unterſcheiden ſich von denen ohne derſelben bearbeiteten, gerade wie geplättete Wäſche von der gemangelten, d. h. ſie bleiben länger ſauber und werden von der feuchten Luft nicht ſo ſchnell aus ihren Falten gebracht; außer dieſem gewährt der Gewinn an Zeit ſo bedeutende Vortheile, daß dieſe Maſchine (wie in einer andern großen Stadt) das Bedürfniß jeder gut eingerichteten Haushaltung und ausgezeichneten Wäſcherinn werden dürfte. Der Verfertiger hat dieſe Fältelmaſchine im hieſigen **Auskunfts Bureau** (am Michaelerplatz Nro. 3) zur Anſicht des Publicums und Annahme von Beſtellungen aufgeſtellt.

In **Dresden** beſitzt man durch die Einwirkung der Polizeybehörde ſeit dem Anfange des September des vorigen Jahres eine Fiacker-Anſtalt, und die Dresdner, denen ſonſt ein ziemlich entfernter Spaziergang nicht zu ermüdend war, wiſſen ſich, da die Preiſe ſehr mäßig geſtellt, recht gut in dieſe Bequemlichkeit zu finden.

Es iſt ſonderbar, daß, indem man über die Fülle der erſcheinenden chemiſchen Schriften Klage führt, der Oſter-Meß-Kathalog nur 9 Artikel in dieſer Wiſſenſchaft: von denen P. T. Meißners Handbuch (Wien bey Gerold) den erſten Rang einnimmt, anzeigt und faſt alle Wiſſenſchaften fruchtbarer ſind, woraus erhellet, daß dieſe mit Recht ſo hochgeſtellte Wiſſenſchaft das Bewußtſein ihrer Würde fühlt und nur etwas Tüchtiges zu Tage zu fördern geneigt iſt.

Gedruckt bey J. B. Wallishausser.

Induſtrie=Beilage

zum

Converſationblatt.

II.

(Wien, den 18. Jänner.)

In dieſen der Induſtrie gewidmeten Blättern verfehlen wir nicht unſere unmaßgeblichen Anſichten über die jetzt in ganz **Deutſchland** und den angrenzenden Ländern allgemein geführten Klagen, das **Stocken des Handels und der Gewerbe** betreffend, beſcheiden zu äußern. Ohne über dieſe Anſichten uns eine Competenz anmaßen zu wollen, hegen wir den Wunſch, daß ſie Veranlaſſung ſeyn mögen, daß Perſonen, welche unſere Meinung nicht theilen, uns die Ihrige zukommen ließen, wodurch denn wohl das Wahre der Sache aus Licht gebracht werden dürfte Wir opponiren uns der Meinung, daß dieſe Klagen allgemein mit Recht geführt werden, und behaupten, daß jeder fleißige und kenntnißreiche Mann, in den jetzigen friedlichen Zeiten, wofür wir dem Schöpfer des Guten nicht genug danken können, recht gut ſeinen Bedarf, wenn er nicht zu ſehr geſteigert, erwerben kann; aber indem wir **alle** die Früchte dieſes Friedens genießen, müſſen wir auch auf die Forderungen der glänzenden Epochen, welche in den unruhigen Zeiten auf Koſten anderer Bedrückten Statt fanden, und wo dem Einen gebratene Tauben in den Mund flogen, während der Andere Hunger leiden mußte, Verzicht leiſten; wir müſſen fühlen, daß der ſich uns darbiethende, mäßige Gewinn mit Sicherheit erworben wird, und wenn wir dieſen zu vergrößern wünſchen, es nur durch vergrößerte Thätigkeit, durch Nachdenken und Fleiß geſchehen kann. Deßwegen ſollten wir auch, wenn wir irgend eine Verbeſſerung wünſchen, von Innen heraus und nicht von Auſſen hinein zu wirken ſuchen. Wenn der Kaufmann einen Druck der Zeit empfunden, ſo beachte er wohl, daß dieſer nur in Folge der zu leichtſinnig getriebenen Handlungsweiſe der letzten 20 Jahre Statt findet; er bedenke, daß er in dieſer Zeit, nicht wie alle übrigen Stände, an der Bildung ſeines Faches vorgeſchritten, daß er vielmehr noch weniger als ſtehen geblieben iſt. Es ſind ihm zwar viele Erfahrungen geworden, allein dieſe ſind in ſo unruhigen Zeiten erworben, daß ſie in der jetzigen nicht anzuwenden ſind, und wir müſſen ihn mit dem Seefahrer, der ſeine ganze Lebenszeit auf dem unruhigen Elemente unter mancherley Stürmen zugebracht, und der ſich aber in ſeinem Alter dem Landbau widmend, ſeine gemachten Erfahrungen nicht nützen kann, vergleichen; denn, während der Colonial-Sperre durfte der Kaufmann nur irgend eine Waare zu Markte bringen, ſo war er des Käufers und des Vortheils ſicher, konnte aber von dem Verbrauche derſelben um ſo weniger eine richtige Anſicht erhalten, weil auf dem Continente immer der eine oder der andere Hafen geſperrt war, und dadurch jede Waare, ſelbſt in der entfernteſten Gegend, einen Anziehungs-Punct nach dem geſperrten Platze gewann, wodurch ein jeder größeres Vertrauen auf die Waare ſelbſt ſetzte, dieſes alle gemeine Vertrauen die Waarenpreiſe ſicherte und vor Verluſt bewahrte. Daben wurde wegen der Schwierigkeit die Waare herbey zu ſchaffen, weniger genau auf die Eigenſchaften derſelben geachtet, und manches Schlechte fand Käufer. Derjenige, der damals den Waaren-Handel genau beachtet hat, erinnert ſich wohl noch, wie manche Parthien Jamaica-Caffee, wie viele Kiſten, Zimmet und Nelken, von denen in Holland das ätheriſche Oel abgezogen war, welche bedeutende Menge China-Nova, wie manches Päſtchen Cochenille, die einen Anſtrich mit Bleiweiß erhalten hatte, und viele andere Gegenſtände in den Handel gebracht, und ohne großen Umſtand Käufer gefunden haben, welches nicht wenig beytrug, daß die Waarenkunde ſehr vernachläſſigt wurde, und was dieſes Uebel noch vermehrte, war, daß viele Artikel aus ihrem Urſprunge nach ganz entgegengeſetzten Gegenden, wohin ſie durch Schleichhandel gebracht, bezogen werden mußten, wodurch der weniger Nachdenkende nur noch mehr irre geführet wurde.

(Fortſetzung folgt.)

Die fleißigen und induſtriöſen Böhmen haben von jeher einen ganz vorzüglichen Rang in der Verarbeitung des Hohl-Glaſes zu behaupten geſucht, der ihnen auch faſt von allen Nationen eingeräumt worden iſt. Nur die Engländer konnten vermöge ihrer dazu angewandten Materialien ſich einiger Vorzüge in der Qualität rühmen, ſtellten aber ihre Preiſe ſo bedeutend höher, daß Böhmen in Beſitz faſt des ganzen Handels dieſes Gegenſtandes nach der neuen Welt war. Nur in der Zeit wo vermöge des Napoleoniſchen Syſtems Alles einen andern Gang nehmen mußte, ſuchte Rußland, deſſen Fabriken ſich im Allgemeinen und hauptſächlich in dieſem Artikel, wozu ſie ſo wohlfeiles und treffliches Material haben, ſehr hoben, Böhmen aus dieſen Alleinhandel zu verdrängen, und es hat den Böhmen ſeit dem Frieden noch gelingen wollen, den alten Platz wieder einzunehmen Wie aber jede Schwierigkeit bey fleißigeren Menſchen nur die Kraft und Thätigkeit ſteigert, ſo haben auch die Glasfabrikanten des Oeſterreichiſchen Staates eine Vollkommenheit zu erreichen gewußt, die ihnen um ſo mehr Ehre macht als ſie mit manchen Schwierigkeiten des Abſatzes zu kämpfen hatten. Die beſſeren Fabriken übertreffen nicht allein an Reinheit der Maſſe, Zierlichkeit des Schliffes und edlen Formen ſämmtliche deutſchen, ſondern auch alle franzöſiſchen Fabriken, und ſtehen in dieſer Hinſicht nur den Engländern in einigen Kleinigkeiten nach. Es ſind uns treffliche Sachen aus den Fabriken der Grafen Harrach, Gfn. Bucquoi und mehreren andern vorgekommen, beſonders aber müſſen wir die Gegenſtände aus dem Magazin des Hr J. Rohrweck am Graben Nr. 611 in Wien hier würdigen, da ſie alles, was uns je an Geſchmack und Eleganz vorgekommen iſt, erſchöpfen. Man findet daſelbſt die glatten Gläſer von einer ſo reinen Weiße, ohne allen Stich ins bräunliche oder grünliche, daß ſie hierin den Engliſchen gar nichts, und ſelbſt in Hinſicht des nachhallenden Klanges, nur wenig nachgeben. Die geſchliffenen Waaren beſitzen in Hinſicht des Glaſes dieſelben Vorzüge und ſind ſo edel in der Form (nach den Zeichnungen des Hrn. R.) ſo ſchön geſchliffen und polirt, daß es uns gar nicht wundert, wenn Hr. R. in dieſen Tagen ein ſchönes Service zu einen Preis von 3000 fl. nach Paris verkauft und bereits abgeſandt hat. Aus den ſo herrlich gearbeiteten großen Stücken, als den trefflichen großen Vaſen , die ſchönen von den drei Grazien in Bronce getragenen Blumenkörbe, die herrlichen grünen Blumen-Vaſen (Chromgrün, matt eingebrannt), die brillantirten großen Kannen mit Becken, die Punſch- und Dejeuné-Service mit und ohne Bronce: aus allem dieſen geht der Fleiß und der Geſchmack des Erzeugers hinlänglich hervor. Es mangelt uns für heute an Raum, mehrere einzelne Glas-Waaren und die ſo geſchmackvolle Einrichtung des Gewölbes des Hrn. R. hier zu würdigen; wir werden aber nächſtens darauf zurückkommen, worauf wir uns um ſo mehr freuen da wir dann einer neuen Art geſchliffnen Glaſes, die der Induſtrie-Fleiß des Hrn. R. liefern wird, zu erwähnen gedenken. Ueberhaupt berechtigen uns die von Hr. R. unternommenen Reiſen und dasjenige, was derſelbe ſchon geleiſtet hat, zu großen Erwartungen.

Die Pariſer Ausſtellung in Louvre empfiehlt unter Nr. 208 eine Art Shawls, die eben ſo fein, ſanft, als die Cachemire, und die, wie man behauptet, aus den Haaren der angora'ſchen Kaninchen, welche man ſo fein, daß 40 Stränge auf ein Pf. gehen, verſpinnen kann, verfertiget ſeyn ſollen. Wir freuen uns dieſer Erfindung, da wir ſchon bey einer andern Gelegenheit behauptet haben, daß die Haare der angora'ſchen Kaninchen zu manchen Zwecken die feinſte Wolle erſetzen dürften. — Die Franzoſen bedingen, daß, wenn dieſes Geſpinnſt alle Farben gut annimmt, wenn das Gewebe dauerhaft iſt, und nicht flockig wird, es dann allerdings ein trefflicher Gewinn für den Kunſtfleiß wäre. — Wir aber wiſſen aus Erfahrung, daß das Haar beſagter Kaninchen ſich nicht gut zur Annahme der Farbe (außer der blauen) eignet, daß das Gewebe wohl ſchwerlich dauerhaft ſeyn kann, da dem Haar die Elaſticität der Wolle abgeht, und ſehr flockig wird; denn wir erinnern uns ſehr genau, der freylich viel ſtärker gewebten Angora-Shawls, welche im Jahre 1803 ſo häufig in Brabant verfertigt, ſehr in der Mode waren, und die uns den Beweis für unſere Behauptung liefern. Wir wünſchen aber doch, daß man im Inlande einen Verſuch anſtellte, welcher um ſo vortheilhafter ausfallen kann, da man von Brabant die Felle der edlern Kaninchen ziemlich billig beziehen kann, und es auch wohl nicht ſchwer ſeyn dürfte, einige dieſer Thiere zur Cultivirung einer beſſern Race kommen zu laſſen, welcher Verſuch, da ſie mit ſehr Wenigem zu ernähren und äußerſt fruchtbar ſind, ſich gut verintereſſiren müßte. — Die Franzoſen meinen, daß der Erſatz des rohen Stoffes von viel geringerer Wichtigkeit als die Verarbeitung desſelben ſeye; wenn wir auch dieſer Meinung beypflichten, und auch wohl wiſſen, daß dieſes Haar niemals das Thibetaniſche Ziegenhaar erſetzen könne, ſo dürfen wir doch jedes ſich uns darbiethende Surrogat um ſo weniger aus den Augen laſſen, als dieſes Ziegenhaar ſo ſehr hoch im Preiſe, und ſo ſchwer zu haben iſt *).

---

*) Einige Wiener Fabrikanten die über Paris etwas von dieſen Ziegenhaaren nach Wien kommen ließen mußten den Cntr. mit 6 — 700 fl. C. M. bezahlen und hatten beym Sortiren einen Abfall der 80 perc. betrug.

Man meldet vom October des vorigen Jahres aus Augsburg, daß bey der dieſjährigen Ausſtellung der Erzeugniße des Gewerbſleißes die Bemerkung nicht unterdrückt werden kann, daß nur wenige Gewerbe und Manufakturen, und faſt ausſchließlich hieſige zu ſehen waren, und dieſelben meiſtens mit Artikeln concurirten, welche entweder durch frühere Ausſtellungen ſchon bekannt, oder mit keinen neuen, auszeichnenden Eigenſchaften begabt waren. Unter die rühmlichen Ausnahmen ſind die Erzeugniße zu rechnen, welche unſere Cottunfabrikanten, die Hrn. Wohnlich u. Fröhlich u. Schöppler u. Hartmann lieferten. Das In- und Ausland kennt den hohen Grad der Vollkommenheit der Fabrikate dieſer Männer, und es wäre überflüßig, hierüber noch etwas zu ſagen. Unſere Weber, durch neuerliche Aufmunterungen gehoben, arbeiteten denſelben trefflich in die Hände, wovon ihre dargebrachten Stücke den erfreulichſten Beweis lieferten. Ferner verdienten Aufmerkſamkeit das marmorirte Leder aus der Fabrick des Hrn. Bauer; das Pergament des Hrn. Drexel; Seide, von hier durch Hr. Taerra gezogenen Seidenwürmern; Bruglochers Silbergeſchirre; eine Medaille von Hrn. Neuß; die Steingefäße des Hrn. von Höslin, die Wachsleinwand aus den Fabriken der Hrn. Knell und Weber; die chemiſchen Präparate der Hrn. Dingler und Alten, Leipold, Strauch, u. a. m. Was die Leiſtungen in dem Bezirke der Mechanik betrifft, ſo dürfen nicht übergangen werden: eine Maſchine die Wirkungen der Dämpfe zu zeigen, von Hrn. Höſchel; eine Maſchine zum Buttermachen von Hrn. Huber; eine Hanfbrechmaſchine von Hrn. Reiſer; ein Schrittzähler von Hrn. Birkel, und das Modell einer Maſchine, mittelſt welcher ſchwere Laſten ſicherer als bisher zu einer beträchtlichen Höhe emporgehoben werden können. Uebrigens wagt man es nicht, darüber abzuſprechen, ob dieſe ſämmtlichen Maſchinen neue Erfindungen oder anderen nachgeahmt ſeyen.

Die Franzoſen thun ſich viel darauf zu Gute, daß die Kopfbekleidung, welche in rothen und blauen Käppchen beſtehet, (die Tuneſer-Mützen) größtentheils von ihnen, und zwar durch eine mit 400 Arbeitern beſchäftigte, kurzlich wieder hergeſtellte Fabrik des Hrn. Benoit Latour in Orleans geliefert werden, und erwähnen bey dieſer Gelegenheit, daß die ſchonen ſeidnen Stoffe, mit welchen die Paſcha, Hoſpodare, Veziere und Sultane ſich bekleiden, auch faſt nur allein aus ihren Fabriken genommen werden, und es ſich daher erkläre, daß 4000 Weber-Stühle in Lyon beſchäftiget werden. — Wir, die wir mit dieſen Nationen genauer in Verbindung ſtehen, und ſchon einen Theil dieſes Handels in Beſitz haben, ſollten, da wir das rohe Material ſo ſehr zur Hand haben, unabläßig dahin ſtreben, ihnen durch gut gearbeitete Waare und billige Preiſe den möglichſten Abbruch zu thun.

In einer der letzten Parlaments-Debatten war von dem neuen Zuwachs der unter England gekommenen Colonien die Rede. Unter dieſen erzielt England an Einkünften von Ceylon beynahe 65 ,000 Lſtrl. vom Cap 130,000, Maurice 200,000, Malta 100,000, von den joniſchen Inſeln 120,000.

Gedruckt bey J. W. Wallishauſſer.

Induſtrie = Beilage

zum

Converſationblatt.

III.

(Wien, den 22. Jänner.)

Der vaterländiſche Verlagsbuchhandel vor Kurzem noch, und jetzt.

Während die Lebhaftigkeit unſers Commerzes überhaupt, durch unabwendbare Conflicte von Auſſen, leiden mußte, haben die Freunde der intellectuellen Cultur das Vergnügen, zu ſehen, daß der Verlagsbuchhandel, dieſer unerläßliche Bedingunghebel derſelben, in den letztern Decennien einen energiſchen Aufſchwung gewonnen hat. Die vaterländiſche Literatur hat, Arm in Arm mit dem Buchhandel, als dem vermittelnden Organ, in allen Zweigen der Wiſſenſchaft und Kunſt einen Standpunct erreicht, deſſen ehrenwerthe Höhe und Bedeutung erſt durch einen aufrichtigen Rückblick auf den Zuſtand gewürdigt werden können, in welchem ſich unſer Buchhandel und Schriftweſen noch vor kaum 20 Jahren befanden.

Wenn es wahr iſt, daß ein, auch nur über die Mittelmäßigkeit ſich erhebender Verlagsbuchhandel, eine gewiſſe Concurrenz mit der Literatur des Auslandes behaupten, und demnach nicht in einem lediglichen Paſſivverhältniß zu derſelben ſich fortſchleppen ſoll, ſo hatten wir noch am Anfange dieſes Jahrhunderts *gar keinen* Verlagsbuchhandel; und erwägt man, wie ſehr es dabey auf die Diſpoſition der Buchhändler ſelbſt ankommt, und wie entſcheidend die Rolle iſt, welche dieſe in dem großen Schauſpiel der Nationalbildung ausüben, ſo wird man nicht umhin können, auf der einen Seite eben ſo ſehr ihre Indolenz zu tadeln, als auf der andern ihrem Eifer, welche Quelle er auch immer hatte haben mögen, Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen.

Irrig wäre es, zu ſagen, daß doch eigentlich die Thätigkeit der Schriftſteller ſelbſt, hier den Ausſchlag geben müſſe. Wer das Weſen des Buchhandels kennt, wird wiſſen, daß die Autoren beynahe immer in den Händen der Buchhändler ſind, nicht nur von auſſen herein, ſondern auch, in ſoferne vielleicht die größte Maſſe der literariſchen Producte durch den Impuls der Verleger ins Daſeyn gerufen wird, von innen heraus; eine Reaction, auf welche Literatur, Verlag und — Volkscultur ſich weſentlich gründen. An den Schriftſtellern lag es alſo keineswegs, denn wie ſchwer wurde es ihnen nicht, für ihre Elaborate Verleger zu finden! Die meiſten Verlagshandlungen, theils durch den Büchernachdruck, (der übrigens unmöglich in dem Verhältniß geſchadet hat, als die Unempfänglichkeit der Verleger für Originalwerke) verwöhnt, immer nur von lucrativen Rückſichten beherrſcht, mit ihrem Vertrieb an der Scholle klebend, mitunter wohl auch aus Mangel an literariſchen Blick, wieſen mehr angetragene Manuſcripte zurück, als ſie annahmen, ode bothen die kärglichſten Honorare. Viele Autoren, hierdurch entmuthigt ode geärgert, ſtellten das Schreiben ein; das beleidigte Talent verſtummte Manche ſahen ſich genöthigt, ihre Werke auf eigene Koſten zu unternehmen Andere, viele der wackerſten, des Vaterlandes Stolz, verkauften ſie in da Ausland, wo ohnedieß reizendere Honorare gezahlt werden können, wei dort die Individualität der Verleger den Forderungen höherer Umſicht, un die Organiſation des Buchhandels denen eines erſprießlicheren Debits, i Durchſchnitt günſtiger entſpricht. Es konnten unter den inländiſche Schriftſtellern damals nur ſehr wenige ſeyn, welche nicht Gründe gehab hätten, von den Verlegern wenigſtens mit Gleichgültigkeit zu ſprechen.

Natürlich war es daher, daß wir, ſtatt mit eigenthümlichen literariſche Producten, ſtatt mit Surrogaten des Auslandes bereichert, nach fremder Waa re langen mußten. Dieſe ſtrömte ſofort in eben der Maſſe in unſere Land herein, als dafür jährlich Tauſende, viele Tauſende von ſilbernen Thalern und wohlgeränderten Goldſtücken hinaus rollten. Bildung und Gelehrſamkei begehrten ſtoffhältige Koſt, und opferten willig und reich. Werke nationeller mitten unter uns lebender, mit Geiſt und Mark uns angehöriger Autoren, kauften wir aus den Händen von Fremdlingen um Silber und Gold ꝛc.

Das Bild iſt grell: aber es war, war wirklich alſo, und wird geſagt, um den jetzigen Contraſt herzerhebender zu ſteigern.

Noch vor kaum 20 Jahren zeigte unſer Verlagshandel ſtatt einer nac dem Geiſt der Zeit auch im höheren Sinne bedungenen Concurrenz mit der Literatur des Auslandes, eine lethargiſche Puppe; ſtatt eines Aufmunterungs- nur ein Abhaltungs-Princip der ſchriftſtelleriſchen Wirkſamkeit; ſtatt eines, vor der Hand wenigſtens negativen Activhandels, ein abſolutes Paſſivcom- merz; ſtatt eines patriotiſchen Hebels der Geiſtesbildung, nur eine bequeme Bereicherungquelle Einzelner (Nachdruck): ſtatt einer lebendigen Beſchäfti- gung derjenigen techniſchen Kräfte, auf welchen die materielle Erzeugung der Bücher, als Waare, beruht, einen todten Kloß ꝛc.

Genug! die literariſche Productivität ſtockte mit der bibliopoliſchen, und die Idee einer Parallele mit unſern prädominirenden Nachbarn fuhr fort, unter die pia desideria zu gehören.

So war es, ſo iſt es nicht mehr. Die Zeit dieſer Parallele iſt da. Unſer Verlagsbuchhandel, aus der unrühmlichen Befangenheit pedantiſcher Selbſtſucht herausgetreten, hat eine Reihe von Originalwerken geliefert, die ſelbſt dem eiferſüchtigen Ausland, von dieſem vielleicht noch mehr gewürdigt, als von uns ſelbſt, Hochachtung abzwingt. Es iſt keine Categorie, keine Diſciplin, wo wir nicht tüchtige Werke aufweiſen könnten; andere Nationen, in ihren Schriften ſonſt von uns geplündert, ſchöpfen aus ihnen, überſetzen ſie. Die Hydra des Nachdrucks iſt wenigſtens gebändigt, wenn auch noch nicht erlegt; ſie ſiecht dahin, geht unter im Wachsthum unſerer eigenen Schöpferkraft. Wir können anfangen, ja fortfahren, zu ſagen, daß wir einen Verlagsbuchhandel beſitzen, aufgehört haben, dem Auslande zinsbar zu ſeyn. Er iſt, für dieſen kurzen Zeitraum, blühend und ſtattlich genug, um die verringerten Anſprüche ſeiner Functionäre, der Buchhändler, glänzend herzuſtellen. Ihnen werde die Würdigung Derer, die an dem Fortſchreiten der Nationalbildung Antheil nehmen; die Achtung des aufgeklärten Menſchenfreundes, der Schutz der Weiſen und Mächtigen!

Wie beſtimmend die Wirkſamkeit der Buchhändler in die Cultur des Volks und ihre vielfältigen Beziehungen eingreift, ſcheint noch nicht genugſam erwogen worden zu ſeyn. — Die Geſtalt der ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit, der Character der Literatur, die geiſtige Stellung einer Nation zur andern ꝛc., Alles das liegt größtentheils in den Händen einiger Individuen. Dieſe einzigen Individuen ſind — die Buchhändler.

Franz Gräffer.

Wir können mit Recht ſtolz darauf ſeyn, daß alle Sorten muſikaliſche, ſowohl Blaſe- als Saiten-Inſtrumente, hier in großer Volkommenheit verfertigt werden. Um ſo mehr muß man bedauern, daß wir in Hinſicht der Violin-Bogen den Pariſern einen Vorzug einzuräumen nicht umhin dürfen, denn ſchon ſeit geraumer Zeit werden dieſe von Kennern als die Beſten anerkannt und nach ihnen die von Paulus in Potsdam, dann die böhmiſchen und voigtländiſchen in die Reihe geſtellt. — Unterſuchen wir nun die Eigenſchaften eines ſolchen Pariſer Bogens der beſſern Sorte (wofür man 200 Fr. bezahlt) ſo finden wir, daß er von Fernambouc-Holz (Bois de Bresil) verfertigt, mit Eben-Holz und Perlmutter-Arbeit ausgelegt und mit Seide und Gold zierlich umſponnen iſt, die Pferdehaare übrigens glänzend weiß ſind, und der Bogen im Ganzen, ſich von den auf andere Arten angefertigten ſcheinbar nicht merklich unterſcheidet. In der Anwendung aber findet man, daß eben ein ſolcher Pariſer Bogen eine ganz beſondere Elaſticität beſitzt, ſich trefflich ſpannen läßt, und nicht ſo leicht erſchlafft. Sollten nun dieſe Vorzüge auch nicht von uns zu erreichen ſeyn? — O ja! ſie ſind es, und zwar auf ſehr einfachem Wege. Der Inſtrumentenmacher darf ſich nur mit dem Farbeholzhändler genau verſtehen, und Letztern bewegen, ihm das was er zu ſeinem Gebrauche anwendbar findet, für einen beſſern Preis herauszuſpalten, und das für ihn nicht Anwendbare, zurückgeben zu können. Da letzteres als Färbematerial gebraucht wird, ſo ſchaden dem Kaufmanne die verkleinerten Stücke nicht viel, und der Inſtrumentenmacher wird, wenn er anders ſeine Sache verſteht, und ſeine Auswahl ſtrenge trifft, bald ſo gute Bogen als die Pariſer liefern können.*) Möge dieſe kleine Bemerkung von beyden Seiten beherziget werden.—

Die franzöſiſche Regierung hat nun auch drei Lehrſtühle zum Unterrichte in der Technologie, woran es bisher in Frankreich gänzlich fehlte, errichtet. Den Einen derſelben wird Hr. Say, der die öffentliche Meinung für ſich hatte, und den Andern Hr Dupin, der ſich durch ſeine technologiſchen Beobachtungen in England, die er in drei Quartbänden herausgeben will, rühmlich bekannt gemacht hat, bekleiden. Hr. D. iſt auch von der königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu ihrem Mitgliede erwählt worden — der dritte Profeſſor iſt uns nicht genannt. —

---

*) In dieſem Augenblick dürfte dieſer Vorſchlag nicht beſonders auszuführen ſeyn, da vermöge des Süd-Amerikaniſchen Krieges das Fernambouc-Holz überhaupt mangelt, aber auch beym Campeche-Holz iſt dieſelbe Manier anwendbar. —

Die Gebruder Coeiin, Zöglinge des polytechniſchen Inſtituts z Paris, erregen durch ihre Erfindung einer neuen hydrauliſchen Dampfmaſchine ein ganz beſonderes Intereſſe, das ganz Frankreich beſchäftigt. Sie hatten vor etwa vier Monathen einen Subſcriptionsplan bekannt gemacht, ohne weder die Namen der Erfinder, noch den Ort, wo man unterzeichnen konnte, anzugeben. Zufolge dieſes Plans machten ſie ſich anheiſchig, jedem Unterzeichneten für 600 Fr. eine kleine tragbare Dampfmaſchine z verſchaffen, welche jede Minute funfzehn Pinten Waſſer auf ſechzig Fuß Höh hinauf zu treiben geſchickt ſey. Sie ſoll nur für einen Sous Steinkohlen di Stunde koſten, und ſehr wenig Ausbeſſerungen bedürfen. Für größere Maſchinen der Art erhöht ſich der Preis. Die Verfertiger fordern aber keine Vorſchuß, und die Zahlung erſt dann, wenn der Käufer die Maſchine in Händen hat, und ſie alle verſprochene Eigenſchaften beſitzt. Die Künſtler hatte mit Bedacht Anonymität beobachtet, um die Einwürfe, welche ihr Plan zu erregen nicht ermangeln konnte, ſo wie auch die Nachfrage des Publikums um den Ankauf dieſer Maſchine, kennen zu lernen, und zu Speculationen, die ſie benützen könnten, Anlaß zu geben. Da ſie jetzt dieſen Zwec erreicht haben, und hinreichende Unterſchriften vorhanden ſind, treten ſie mi ihren Namen auf, und geben jede Nachweiſung, welche das Publikum vo ihnen verlangt. Erweiſt ſich die Ausführbarkeit dieſer Erfindung ſo leicht, daß ſie zum allgemeinen Gebrauch übergehen kann, ſo würde ſie unter di wohlthätigſten und wichtigſten für die Gewerbe und den Haushalt gerechne werden müſſen. Wir werden nächſtens unſeren Leſern etwas über die Fortſchritte der Dampfmaſchinen, im Vergleiche mit dem übrigen Deutſchland überhaupt, mittheilen.

In den Verhandlungen der k. Academie der Wiſſenſchaften in Paris, vom Auguſt des vorigen Jahres, erſtatteten die mit der Prüfung des neue Fernrohres von Herrn Lerebours beauftragten Commiſſarien durch da Organ des Herrn Mathieu folgenden Bericht: Das Fernrohr hat 2 Decimeter (7 Zoll 4 Lin.) Durchmeßer, und beynahe 6 Meter Brennraum (foyer). Die Bilder ſind rein und ohne merkliche Färbung, ſelbſt nicht gegen den Rand des Sehfeldes. Man hat damit auf der Scheibe des Jupite eine Menge Details wahrgenommen, deren Daſeyn mittelſt anderer Inſtrumente kaum vermuthet werden konnte. Die Academie ertheilte dem geſchickte Künſtler angemeſſene Belobungen und Aufmunterungen.

Die Karavanen, welche jährlich nur einmal von Abyſſinien und Nubien nach Cairo und von dort zurück gehen, bringen, außer den Camehlen und Sclaven, auch Arabiſches Gummi in großer Menge; nebſt Tamalrinden, Elfenbein, Gold (entweder in Stangen oder in großen Körnern, aber niemals in Staub, wie man ſich auszudrücken pflegt) und Straußfedern dahin. Bey dem letzten Artikel wird viel verdient: Gold wirft 30, un Straußfedern 150 0/0 ab.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Induſtrie-Beylage

zum

Converſationsblatt.

IV.

(Wien, den 29. Jänner.)

(Fortſetzung des erſten Aufſatzes in Nro. 15.)

In dieſer Epoche, wo der Kaufmann die gehörige Würdigung der Qualität der Waaren und die der Conſumtion aus den Augen verlor, gewann er an Connexionen im Auslande, und Länder und Meere ſchienen ihm näher gerückt. Er erhielt Verbindungen in den engliſchen, franzöſiſchen, däniſchen und ſchwediſchen Handlungsplätzen, und glaubte ſich dadurch unverſiegbare Erwerbquellen verſchafft zu haben. — Aber indem der Großhändler ſein Geſchäft ausgedehnter betrieb, waren auch ſeine früheren Kunden die beſchränkteren Kaufleute und die der kleinern Städte ihm nachgerückt, denn dadurch, daß ſie nicht alle ihre Bedürfniſſe wie früher von einem Hauſe erhalten konnten, waren ſie genöthiget ſich ebenfalls auszudehnen, und den einen Artikel hier, den andern dort zu kaufen. Da ſie übrigens bey dieſen Einkäufen viel mehr Vorſicht als bey den alten Häuſern, mit denen ſie ſo lange Jahre gearbeitet hatten, anwenden, und oft Lehrgeld geben mußten, ſo gewöhnten ſie ſich am Ende ans Feilſchen, und daran, mit vielen in Geſchäftsverbindungen zu ſtehen. Dadurch gingen nun dem Großhändler alle feſten Kunden ab, und die großen Handelsſtädte, in denen ſonſt jeder Kaufmann einer Landſtadt ſein Vertrauen ausſchließlich einem Hauſe ſchenkte, und dieſem faſt allein den Einkauf ſeiner Bedürfniſſe übertrug, wurden nun im eigentlichen Sinne des Wortes auch für den Auswärtigen Marktplätze, weil er von dem, was er brauchte, dem Einen dieſes, dem Andern jenes einzukaufen übertrug, wie es ihm bey den vielſeitigen an ihn gerichteten Anerbiethungen am vortheilhafteſten dünkte. — Je weniger nun die Großhändler auf von ſelbſt einlaufende Beſtellungen rechnen konnten, deſto ſtärker wurden ihre Ausbiethungen; und als die höchſte Zudringlichkeit in Briefen nicht mehr ausreichte, traten die noch zudringlichern Reiſenden auf, welche einer dem andern die Beſtellungen wegzufiſchen ſuchten, die die allerkleinſten Aufträge annahmen, und auch dadurch, daß ſie den Beſtellenden zu unbeſonnenen Aufträgen veranlaßten, dieſen und ihrem eigenen Hauſe Gefahr brachten. — Durch dieſe gleichſam hauſirende Geſchäftsbehandlung wurde jeder Zwiſchenhandel verdrängt, und ſtatt daß ſonſt eine Waare durch zehn bis zwölf Hände ging, ehe ſie zum Verbrauch gelangte, war jetzt ihr Gang ſcheinbar verkürzt, und der Conſument erhielt ſie ſchon aus der dritten, vierten Hand, wodurch ihm kein ſonderlicher Nutzen geſtiftet ward, dem Verkaufenden aber den großen Nachtheil zuwege brachte, daß der Verkäufer zu viele wurden und ſie ſich einander zu ſchaden genöthiget waren. Wenn dieſes auch jeder im Einzelnen fühlte, ſo konnte ſich doch Niemand ſo leicht entſchließen, aus ſeiner Laufbahn herauszutreten, ſondern verſuchte wie natürlich ſeine Nebenbuhler zu verdrängen. Dieſes aber geſchah nicht, wie es eigentlich ſollte, ſondern wurde durch Herabſetzung der Preiſe, durch gedruckte monathliche und wöchentliche Handelsberichte, wodurch man auf die Speculation einwirken wollte, und noch mehr verdarb, bey den Größeren, und durch zudringliche Muſterſendungen, künſtliche Licitationen, Ausbiethungen in den Zeitungen u. ſ. w. bey den Kleineren zu erreichen geſucht, welche Mittel aber der Sache den letzten Stoß gaben. Alle Sicherheit und alles Vertrauen auf Waaren ging verloren, weil jede Zufuhr gleich Überfluß zuwege brachte; denn wenn ſonſt die Waaren durch eine Reihe an einander geketteter Kunden gehen mußten, jedes Glied dieſer Kette vermöge der Sicherheit dieſes Abſatzes und des Vertrauens auf ſeinen Kundmann zu einer kleinen Speculation veranlaßt ward, und dadurch ſich eine imaginaire Conſumtion bildete, die die wirkliche weit überſtieg, (ſich aber von derſelben darin unterſchied, daß ſie Waarenvorräthe in ſo kleinen Parcellen, daß ſie nicht ſehr bemerkt wurden, bildeten): ſo werden jetzt, da dieſe Kette wenigſtens um die Hälfte kleiner geworden iſt, da man auf keine feſten Kunden Rechnung machen darf, und im Allgemeinen mehr Furcht als Vertrauen auf Waaren ſtatt findet, dieſe dem Inhaber bald läſtig, und beym Sinken ſtürzen ſie unaufhaltſam herunter. Die Wahrheit dieſes Satzes beweiſen uns die verſchiedenen gewaltſamen Epochen faſt jeden Hauptartikels während der letzten Jahre, als die des Zuckers, des Syrups, des Indigos, der Twiſte und mehrerer anderer Gegenſtände, hauptſächlich aber die des Kaffeh's, denn wie wäre es ſonſt möglich, daß im Spätjahre 1818 der Kaffeh in einem Zeitraume von 6 Wochen von 14 Schilling auf 8 in Hamburg, ohne ganz außerordentliche Urſachen, als augenblickliche Überfüllung des Platzes ſinken, und ſo fürchterliches Unheil anſtiften konnte, wenn nur einiges Vertrauen auf Waarenpreiſe ſtatt gefunden hätte.

(Der Beſchluß folgt.)

Als wir in Nro. 2 des Induſtrie-Blattes den Wunſch ausſprachen, daß unſere Seiden-Fabriken unabläſſig dahin ſtreben ſollten, den Lyonern den möglichſten Abbruch zu thun, kannten wir nur die Seiden-Fabrication des öſterreichiſchen Staates im Allgemeinen, beſchloſſen aber, um unſern Leſern etwas Specielles über den Zuſtand derſelben mittheilen zu können, die vorzüglichſten derſelben genauer zu unterſuchen. Wir haben mit der Fabrik des Herrn Chriſtian Gottlieb Hornboſtel den Anfang gemacht, und fanden daſelbſt unſere Erwartungen weit übertroffen. Wer die Schwierigkeiten einer Seidenfabrik von mehr als 200 größten Theils complicirten Stühlen vorzuſtehen nur einiger Maßen zu würdigen weiß, der wird mit uns den Muth, den Eifer und die Ausdauer dieſes Mannes bewundern, und erkennen, daß ein ſolcher, der ſich mit dem Bewußtſeyn, dem Staate ſehr nützlich, und Erhalter einer bedeutenden Menſchenmaſſe zu ſeyn, beſcheiden begnügt, oft manchem glänzenden Nahmen an die Seite geſtellt und vorgezogen zu werden verdient. Wir zollen dem Hrn. H. unſere beſondere Hochachtung für ſeine in unſerm Staate zuerſt unternommene Einführung der ſelbſt webenden Stühle, ferner bewundern wir in ſeiner Fabrik neben den wohl eingerichteten Stühlen für glatte Zeuge, beſonders die für facionirte Stoffe und Sammte. Wir finden unter letztern, außer den bekannten complicirten Stühlen, den Zugſtuhl, wo die Kette vermög an der Seite beſonders angebrachter Faden, in die Höhe gehoben wird, ferner den ſogenannten Trommel-Stuhl, ſo wie auch den neuen à Rouleaux, und den neueſten, wo das Muſter in Pappe ausgeſchnitten iſt, und den man, nach unſerer Meinung, Jaquard oder Ghaquart nennt, und ſahen auf dieſen ganz herrliche Stoffe, die ſchon für den nächſten Herbſt beſtimmt ſind, (und auf den wir ſeiner Zeit zurück kommen werden) verweben. Sämmtliche Zeuge als Florences, ſchwere Taffte, Marcelines, Gros de Naples, Levantines, ſchwere Atlaſſe ohne Appretur, ſind nicht allein den franzöſiſchen gleich, ſondern in Hinſicht ihrer Feſtigkeit und Stärke noch beſſer gearbeitet. Die feinen Holländer-Sammte laſſen die Creefelder, die glatten Levantin-Tücher, die Creefelder, Mayländer und Lyoner weit hinter ſich. Den facionirten Zeugen, als fac Brillantines, die unter den Nahmen Imperatrices, Diamant-Veloutines (man ſehe das Muſter), die facionirten Sammte, die Astrakanes und Velpes, den abgepoßten Kleidern u. ſ. w. ſieht man es an, daß ſie in beſonderer Rückſicht in einer kaiſerlichen Reſidenz gearbeitet, und im Vergleich mit den auf den Meſſen gebrachten Waaren wahre Kunſtwerke derſelben darſtellen. Auf ſeidene Zeuge, als Quad, Crepons, Shawls und mehrere andere werden wir gelegentlich zurückkommen, und bringen für heute unſern Leſern einige Muſter, die uns Herr H. mit beſonderer Gefälligkeit auf unſere Bitte zugeſtanden, in beyliegender Muſterkarte dar. Die Stoffe Nro. 1 und 2 ſind die neueſten Erzeugniſſe für Ball-Kleider, und Nro. 3 ein Diamant-Veloutin zu Kleidern und Überröcken dienend. — Sowohl dieſe als vorbenannte Zeuge ſind ſämmtlich in den Handlungen zum weißen Kreutz und grünen Jäger zu erhalten. *)

Plattirtes Kupfer wird bereitet, indem man das Silber und das Kupfer auf der Seite, wo ſie ſich berühren, aufs höchſte polirt, und durch eine leichte Beſtreichung mit Borax die Einwirkung der Luft zu verhindern ſucht; dann werden beyde Theile mit einander durchs Walzen verbunden, und zur beliebigen Dünne geſtreckt. —

Zu den neueſten Verbeſſerungen in der ökonomiſchen Technik gehört die Erfindung einer neuen Flachsbereitungs-Methode, wobey das ſehr zeitraubende Röſten erſpart wird. Die erſte Idee dazu gehört einem Engländer Nahmens Lee; die größte Vervollkommnung jedoch hat ſie durch Herrn Chriſtian, Vorſteher des königl. Conſervatoriums der Künſte und Handwerke in Paris, erhalten.

Um die Vortheile dieſer neuen Methode einſehen zu können, iſt es

---

*) Unſere Damen, deren Reize freylich nicht durch äußern Schmuck gehoben werden dürfen, haben in dieſem Faſching ihre Ballanzüge aus einfachen Zeugen gewählt; und wenn wir der Einfachheit im Allgemeinen unſern Beyfall nicht verſagen können, ſo ſollte doch da, wo man en parure erſcheinen muß, dieſes zum Vortheil unſerer Fabrikanten angewendet werden.

nothwendig hier eine kurze Überſicht der noch jetzt allgemein gewöhnlichen Verfahrungsart vorauszuſchicken. Nach der gewöhnlichen Methode werden nähmlich die ausgerauften und auf dem Felde getrockneten Flachsſtängel im ſtehenden Waſſer eingeweicht (geröſtet), bis durch eine angefangene Gährung ſich die Faſern von der Rinde und dem Holze löſen. Die geröſteten Stängel werden nun im Backofen gedörrt, und dann mit der allgemein bekannten Brechel (Brake) gebrochen, wobey die holzigen Theile zerdrückt und abgeſondert werden, während dem die eigentliche Flachsfaſer unverletzt bleibt, und nur durch das Hecheln von den noch darin befindlichen Holz und Rindentheilen befreyt und zugleich verfeinert werden, um verſponnen werden zu können.

Nach der neuen engliſchen, in Frankreich verbeſſerten Verfahrungsart werden die Flachsſtängel nach dem Trocknen nicht geröſtet, ſondern ſogleich gebrochen; aber nicht mit der gewöhnlichen Brechel, ſondern auf einer eigenen von Herrn Chriſtian erfundenen Flachsbrechmaſchine. Dieſe Maſchine beſteht aus einer 2 Fuß langen, und 18 Zoll dicken gußeiſernen gefurchten Walze, welche rund von mehreren (8 — 12) kleineren, theils hölzernen, theils gußeiſernen, ebenfalls gefurchten, und ſämmtlich 2 Zoll im Diameter haltenden Walzen umgeben iſt. Durch eine Kurbel ſetzt man die mit einem Schwungrade verſehene große Walze in Bewegung, und läßt zwiſchen ihr und den kleineren Walzen einen Büſchel Flachsſtängel 2 bis 3 mahl hindurchgehen. Die in einander greifenden Kerben der Walzen zerdrücken dabey die holzigen Theile, welche unten herausfallen, und der ſo gebrochene Flachs iſt zum Hecheln fertig. Das Hecheln wird auf die gewöhnliche Art verrichtet; nur müſſen die Zähne der Hecheln näher beyſammen ſtehen, und die Arbeit oft wiederhohlt werden.

Die Vortheile dieſer Methode nun beſtehen: 1) in der Erſparniß des zeitraubenden Röſtens. 2) In der Erleichterung des Bleichprozeſſes. Der Flachs bekommt nähmlich beym Röſten einen grünen Stich, der durch die Bleiche nur ſchwer wegzubringen iſt, hier aber vermieden wird. 3) In der größeren Menge Flachs, die man auf ſolche Art erhält, indem bey der gewöhnlichen Art durch das Röſten ein Theil der Faſer verderbt wird. 4) In der Gewinnung der Rinde von den Flachsſtängeln als Viehfutter, wovon 5 Pf. eben ſo viel ausgeben ſollen, als 1 Pf. Hafer. 5) Endlich in der großen Schnelligkeit, mit der man hier zum Ziele kommt.

Gegen die allgemeine Anwendbarkeit dieſer Verfahrungsart ließe ſich jedoch einwenden: 1) der hohe Preis der Brechmaſchine (6—700 Francs), der ihre Anwendung in einzelnen Familien ganz unthunlich macht; *) 2) der wahrſcheinlich größere Abgang beym Hecheln, weil die Flachsfaſern doch viel feſter zuſammenhängen, als bey geröſtetem Materiale.

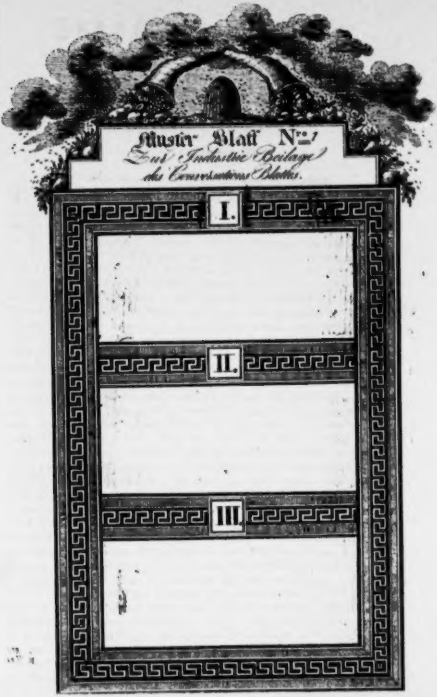
Es iſt zu wünſchen, daß irgend ein Technolog von anerkanntem Verdienſte Verſuche über die Anwendbarkeit dieſer Methode, vergleichungsweiſe mit der ſonſt gewöhnlichen Verfahrungsart anſtelle, um aus ihnen einen entſcheidenden Schluß auf die Brauchbarkeit derſelben ziehen zu können.

—r—r.

---

*) Man hat auch vorgeſchlagen, an Orten, wo ſich mehrere Pächter und auch Flachs-Cultivateurs befinden, ſolche Brechmaſchinen zum gemeinſchaftliche brauche derſelben aufzuſtellen.

(Hierbey ein Muſterblatt.)


Muster Blatt No. 1
Zur Industrie Beilage
des Conversations Blattes.
I.
II.
III.

[illegible]

Induſtrie-Beylage
zum
Converſationsblatt.
V.
(Wien, den 1. Februar.)

(Beſchluß des im vorigen Blatte abgebrochenen Aufſatzes.)

Dieſes verlorne Vertrauen iſt wohl ſehr ſchwer, aber nicht unmöglich wieder herzuſtellen, und kann natürlich nur durch eine vergrößerte Sicherheit des Abſatzes wieder neu belebt werden. Dieſe Sicherheit beruhet nur auf der Löſung der ſchwierigen Aufgabe, daß der Kaufmann ſich wieder feſte und dauernde Kunden verſchaffe; aber dieſes iſt wahrlich nicht ohne große Mühe zu bewerkſtelligen. Der Kaufmann bedenke, daß die am mehrſten mit ihm verwandten Claſſen der Gewerbtreibenden, die Fabrikanten, die Künſtler und die Handwerker, in den letzten Decennien ſehr bedeutende Fortſchritte gemacht haben, viele unter ihnen haben ſich genaue Kenntniſſe in der Mechanik, Chemie und Phyſik zu verſchaffen geſucht, wozu ihnen in den öſterreichiſchen Staaten, durch die väterliche Sorgfalt unſeres erhabenen Monarchen, die Mittel an Händen gegeben wurden. — Sie empfinden die wohlthätigen Folgen einer von Kenntniß der Theorie unterſtützten Praxis, und es dürfte daher nicht ſo leicht ſeyn, ſie zu dauerhaften Kunden für den Kaufmann zu bilden, wenn er nicht in allem ſich ihnen näher zu ſtellen bemüht iſt. Der einzige Weg, den derſelbe zur Veredlung ſeines Faches nach unſerer Meinung einſchlagen kann, iſt, daß er ſich in die Reihe der Vorgeſchrittenen zu ſtellen ſuche, auch ihm liegt es ob, ſich theoretiſche Kenntniſſe zu verſchaffen, und auch ihm iſt außer den gewöhnlichen Vorkenntniſſen noch manches zu wiſſen nöthig, er muß die Waaren- und Gewerbe-Kunde und die Kenntniſſe der Conſumtion, ſich eigen zu machen ſuchen. Ihm darf es nicht allein genügen, die Beziehungsörter der Waaren zu kennen, ſondern er muß auch wiſſen, was, wie viel, wozu, von wem und in welchen Eigenſchaften eine jede Waare verbraucht wird; er muß ſich mit dem Verbrauchenden möglichſt zu befreunden, und ihn auf's beſte zu bedienen ſuchen. Er muß ihm alle mögliche Erleichterungen zugeſtehen, und wohl erwägen, wie nothwendig er ihm iſt. Der Gewerbtreibende muß bey dem Kaufmann auf eine ſichere Unterſtützung, bey Unternehmungen, in kleinen Verlegenheiten und ähnlichen Vorfällen feſt rechnen dürfen; welches letzterer ihm um ſo mehr zugeſtehen wird, wenn er ſich durch verſchaffte Kenntniß im Fache des Begehrenden überzeugt hat, daß er nicht viel dabey wage, denn beyde Stände müſſen fühlen, wie nothwendig ſie einander ſind, und daß einer den andern zu heben ſuchen muß Durch dieſe Amalgamation dürfte auch der Kaufmann auf eine einfachere Lebensweiſe zurückkehren, welches ihm in den Zeiten des vergeringerten Gewinnes wohl zu empfehlen iſt; und er wird [illegible] gefahrlos und dauernd ſeyn wird; weil ſeine Abnehmer ſich in Kundleute umwandeln werden. —

Wenn nun der Kleinhändler auf dem angedeuteten Wege wieder in Beſitz von dauernden Kundmännern gelanget, ſo wird der Großhändler auch wieder in allen Fällen ſicherer auf ihn rechnen können. Beyde werden mit vergrößertem Vertrauen ſich gegenſeitig behandeln und ſchwerer von einander abgehen. Es könnte auf dieſe Weiſe dann wieder mancher Zwiſchenhandel gebildet, und manches dürfte beſſer werden, als es jetzt iſt. — Aber auch der Großhändler muß das Seinige thun, er muß wie der Feldherr auch den kleinen Dienſt kennen, und er muß nicht allein die vorbenannten Kenntniſſe, ſondern auch noch mehrere ſich eigen zu machen ſuchen, er bedarf außer einer genauen Kunde der Provinz und des Landes, worin er lebt, noch eine ausgebreitetere Länderkunde, und verſchaffe ſich ſo viel als möglich einen klaren Überblick der commerziellen Verhältniſſe jedes Landes in ſich ſelbſt und gegen andere Staaten, er ſtudiere genau den Geldumlauf, und verliere die Erfahrungen, welche ihm das Steigen und Fallen der Preiſe in den verſchiedenen Artikeln gewährten, ja nicht aus den Augen, weil faſt jede Handels-Epoche ſich neu geſtaltend, auf ähnliche Weiſe wiederkehrt; hauptſächlich aber bemühe er ſich, nur in einigen Branchen Geſchäfte zu machen, in dieſen aber das Äußerſte zu leiſten.

Hat der Kaufmann ſich auf dieſe Weiſe von innen herausgebildet, dann erſt wird er wiſſen, was ihm mangle, welche Verbeſſerungen zu wünſchen ſind, und erſt dann kann er Erleichterungen von außen mit Recht begehren; aber dieſes Recht ſuche er ſich vorher durch vergrößerte Kenntniſſe, Solidität und Unterſtützung der National- und Provinzial-Induſtrie zu erwerben; bis dahin aber ſegne er die glücklichen Zeiten des Friedens, ſtatt in laute Klagen auszubrechen und beſſere im Stillen die Übel, die größten Theils in ihm ſelbſt liegen. *)

— —‡.

Der im October des vorigen Jahres aufgenommene Bericht über die Ausſtellung der franzöſiſchen Induſtrie-Producte im Pariſer Louvre enthält unter andern:

Wie hat es doch Herr Wandre gemacht, um vermittelſt mechaniſchen Verfahrens Zierrathen aus gezogenem Kupfer zu verfertigen? die H.H. Denieres und Mathelin haben neben der Wiege der Herzoginn von Berry eine kupferne Tafel-Uhr von ihm ausgeſtellt, die mir weit intereſſanter ſcheint als jene prunkende Wiege. Die Gußarbeit daran iſt ſo vollkommen, die Umriſſe ſind ſo rein und ſcharf gezeichnet, daß man ſie

---

*) Aus dieſem kleinen Aufſatze leuchtet von ſelbſt hervor, daß wir ihn im allgemeinſten Sinne gedeutet wiſſen wollen, daß wir nur den jüngeren Kaufmann, und zwar den Waaren-Händler, welcher ſeine Carriere in der letzten Zeit gemacht hat; und der ſich jetzt faſt in ganz Europa gleich iſt, im Sinne hatten. Wir geſtehen auch unter dieſen, manchen würdigen Mann kennen gelernt zu haben, und bewahren uns für jede Mißdeutung. Auf den Fabrikanten werden wir gelegentlich zurückkommen.

nicht hat vergolden wollen, um ſie nicht zu verderben, und um ſie dem Publicum in ihrer ganzen Vollkommenheit vor Augen zu ſtellen. Ich habe ehemals engliſche Künſtler angetroffen, welche über die Unbeſtimmtheit unſerer Formen ſpotteten, und im verächtlichen Tone behaupteten, die gerade Linie ſey in Frankreich unbekannt. Sie mögen nun die von Wandre für den Herrn Denieres verfertigten Kupferabgüſſe anſchauen und zittern; denn was man nun durch Geduld und große Geſchicklichkeit zu Wege bringen konnte, wird nun auf einmahl vollendeter und wohlfeiler durch blinden Mechanismus hervorgebracht. (So weit das Morgenblatt.)

Wir wiſſen nicht, aus welcher Quelle dieſer Aufſatz geſchöpft iſt, glauben aber, dem Style nach, zu erkennen, daß er aus einem franzöſiſchen Blatte in unſere Sprache, und zwar nicht mit Glück, übertragen iſt, denn obwohl uns ſo manche franzöſiſche und engliſche Metallarbeiten zu Geſichte gekommen ſind, ſo haben wir darunter niemahls Zierrathen aus gezogenem Kupfer, und noch weniger von gegoſſenem Kupfer bemerkt, und bitten daher recht ſehr uns darüber aufzuklären; weil wir ſonſt bey unſerer vielleicht nicht ungegründeten Vermuthung ſtehen bleiben müſſen, daß es nur eine unanwendbare Überſetzung des Wortes Bronce ſeye, welches daher unverzeihlicher wäre, da dieſer Ausdruck für die bekannten Meſſingverzierungen ſchon bey uns aufgenommen und faſt eingebürgert iſt. —

Was dieſe Meſſing- und Bronceverzierungen betrifft, ſo beſitzen wir in unſerem Lande, und nahmentlich in Wien, mehrere geſchickte Fabrikanten für dieſes Fach. —

Unter dieſen zeichnen ſich die gepreßten Arbeiten des Herrn Winkler und deſſen Nachahmung der Beſchläge auf engliſche Art vortheilhaft aus, obwohl ſie noch Manches, und hauptſächlich an Schärfe der Formen zu wünſchen übrig laſſen; doch müſſen wir deſſen Beſtreben, dieſen Artikel wofür ſonſt viel Geld ins Ausland ging, hier mit Glück anzufertigen, Gerechtigkeit widerfahren laſſen; ferner müſſen wir der Fabriken der Herren Franz Feil (Neubau, Luſtſchützengaſſe Nro. 231), und J. M. Koch (Neubau. Siebenſterngaſſe Nro. 101) für gepreßte Meſſingverzierungen nach edlerer Zeichnung *) beſonders ehrenvoll hier erwähnen, und hauptſächlich die Arbeiten des Hrn. Feil wegen der reinen Formen die den Verzierungen vermittelſt ſehr ſchön gravirten ſtählernen Stanzen gegeben ſind, hier hervor heben, denn weder England noch Frankreich kann uns eine Fabrik, wo meſſingene Beſchläge und Verzierungen nach ſo guten, größten Theils nach Antiken gebildeten Zeichnungen ſo trefflich ausgepreßt geliefert werden, aufweiſen, die dabey auch in Hinſicht der Preiſe den Wünſchen der Käufer ſo ſehr entſprächen **).

---

*) Sie ſind zu Verzierungen aller Arten Meubles, Fortipianos Uhren. Chatoullen, Spiegeln u. ſ. w. beſonders anwendbar.

**) Das Muſterbuch des Hrn. Feil enthält Nro. 1—51 mehrere Gruppen, die unſern Forderungen entſprechen, Nro. 52—80 verſchiedene Köpfe, worunter manche gelungene und einige weniger gute als 73, 76 und 78 befindlich ſind. — 80—103 verſchiedene Verzierungen, denen wir keinen großen Beyfall zollen, und nur die Köpfe 93, 98, 99 ausnehmen, 104—112 Löwen-Köpfe von verſchiedener Größe, die

Der Goldfirniß, mit dem jetzt dieſe Gegenſtände gefärbt ſind, iſt auch beſſer, als er früher war, geworden, und ahmt bey ziemlicher Dauer recht gut die franzöſiſche matte Vergoldung nach, welches um ſo nothwendiger iſt, da die echte matte Vergoldung noch immer zu theuer zu ſtehen kömmt. Wir können bey dieſer Gelegenheit den Wunſch nicht unterdrücken, daß es den Erzeugern gelingen möge, auch in der Vergoldung Fortſchritte zu machen, deren Vortheile ſie bald am beſten ſelbſt empfinden würden. Der Raum erlaubt uns für heute nicht die hier ſo trefflich angefertigten gegoſſenen Bronce-waaren näher zu bemerken; wir werden aber in einer der nächſten Nummern darauf zurück kommen, und beſchließen dieſen kleinen Aufſatz mit dem Wunſche, daß die vorerwähnten gepreßten Verzierungen auch mit Geſchmack angebracht würden, welches leider nicht immer der Fall iſt; hauptſächlich ſcheint uns die Auswahl derſelben, welche man bey den Stockuhren anwendet, nicht immer glücklich zu ſeyn, da deren Überladungen das Auge oft ſehr verletzen. — —h.

---

wir wegen der länglichen Form tadeln und die mehr der Löwinn, als den kräftigen edlen Formen des Löwen, ähneln.

Die Hunde 113 und 114 ſind ſehr hübſch. 115—172 verſchiedene größten Theils gelungene Arabesken, 173—224 Roſetten von verſchiedenen Formen, die wir größten Theils loben müſſen, 225—251, Sterne, Roſetten und einige Schlüſſelloch-Beſchläge die wie 267—335 die engliſche Façon nachahmen, und weniger geſchmackvoll ſind, das römiſche Laub 262—265 können wir nicht loben, 336—393 verſchiedene recht gut gezeichnete Arabesken, 394—413 recht ſehr ſchöne Figuren aus verſchiedenen Größen, 415—418 recht gut gezeichnete Köpfe, 419—439 militäriſche Verzierungen, 440—469 ganz trefflich gezeichnete größere und kleinere Gruppen, 71—73 kleine Köpfe, 474—535 verſchiedene Arabesken, worunter bey einigen mittelmäßigen ganz trefflich gelungene, 536—538 recht ſchönes römiſches Laub, 539—48 Löwen-Köpfe, welche gelungener als die früher erwähnten ſind, 549 trefflicher Kopf, 550 große Iſis-Figur, die uns faſt ohne die tragenden Palmen beſſer gefallen würde. 556—563 Kronen verſchiedener Art, 564—598 — Roſetten im engliſchen Geſchmack, 599—615 Arabesken von denen wir die Kränze 599, 614 und 615 als vollendet ausheben, 616—628 gut gezeichnete Guirlanden, 632 und 33 gelungene bachantiſche Gruppen, 635—636 zwey ſchön gezeichnete Krieger, 643—648 aufrecht ſtehende Arabesken und Schlüſſelloch-Verzierungen, wo wir von den letztern 643 der gothiſchen Form wegen lobenswerth erwähnen, 669—70 und 71 große Figuren, welche ganz trefflich gezeichnet ſind, 673—715 Arabesken verſchiedener Art, die manches recht Angenehme enthalten, 716—733 verſchiedene einzelne Figuren, und einige in Gruppen, die wie alle vorhergehenden ſehr gut ausgeführt ſind, 737—43 geſchmackvolle Guirlanden-Muſter, 744—59 verſchiedene Roſetten, die beſſer ſind als die früher erwähnten, 772—856 verſchiedene größere und kleinere Arabesken, im Allgemeinen beſſer gezeichnet, als die früheren, und wobey wir uns freuen, daß ähnliche Köpfe, die wir früher 73—76 und 78 tadelten, hier Nro. 429—32 ſchon verbeſſert gegeben ſind, daß ferner die Schlüſſelloch-Verzierungen, denen wir früher nicht ſonderlich Geſchmack abgewinnen konnten, unter Nro. 786—791, eine viel edlere Geſtalt angenommen haben, das letzte Blatt Nro. 844—856 zeigt uns noch mehrere gerathene Arabesken. —

Gedruckt bey A. Strauß.

Induſtrie-Beylage
zum
Converſationsblatt.
VI.
(Wien, den 5. Februar.)

Die Brüder Johann Edler von Colönius, k. k. Feldkriegs-Commiſſär, und Erneſt Edler von Colonius, Verpflegs-Adjunct, haben ſchon im May 1812 ſowohl ihrer unmittelbar vorgeſetzten Behörde, dem k. k. Hofkriegsrathe, als in commerzieller Hinſicht der k. k. Hofkammer einzig in der Abſicht, dem Staate wie den Privaten weſentlich zu nützen, den Vorſchlag zur Prüfung und nach Befund zur Einführung einer von ihnen erfundenen neuen Bauart der Fuhrwerke unterlegt, nachdem ſie vorher auf eigene Koſten einen Laſtwagen nach ihrer Angabe erbauet, und durch die mit bedeutendem Aufwande für ſich gemachten Verſuche die Ausführbarkeit ihres Vorſchlages bewieſen, und über die Richtigkeit ihrer bey dem neuen Wagenbaue angewendeten Grundſätze ſich ſelbſt die volle Beruhigung verſchaffet hatten.

In einer nachgetragenen zergliederter Darſtellung ſetzten die Erfinder die Grundſätze aus einander, durch welche ſie bey dem Baue ihres Wagens überhaupt und jedes einzelnen Theiles geleitet wurden.

Das Augenmerk der Erfinder war bey der Beſtimmung des neuen Wagenbaues vorzüglich auf die Erſparung an Zugkraft (Zugvieh) gerichtet.

Die weſentlichen Eigenheiten dieſes Laſtwagens beſtehen in folgenden:

a) Sowohl das Vorder- als Hintergeſtell ſind durchaus von gleicher Bauart.

b) Alle vier Räder ſind von ganz gleichem Durchmeſſer.

c) Jedes Rad hat ſeine eigene, und zwar in der Nabe befeſtigte eiſerne Spindel (Achſe). Dieſe endet ſich von beyden Seiten in rund abgedrehte Zapfen, welche in metallenen Büchſen oder Lagern umlaufen.

d) Die Speichen der Räder ſind auf der Nabe und den Felgen ſo geſtellt, daß dieſelben von der ſenkrechten Lage wenig abweichen.

e) Alle Zapfenlager ruhen in viereckigen Rahmen, welche die Räder umgeben, und in welchen ſich dieſe fortbewegen.

f) Nach Willkühr kann entweder der vordere oder der hintere Theil des Geſtelles feſtgeſtellt, oder um den Reihnagel beweglich erhalten werden.

g) Die Deichſelſtange kann nach Umſtänden am Vor- oder Hintertheile des Geſtelles befeſtiget oder abgenommen werden.

Aus dieſem, den Wagen der Colonius auszeichnenden Baue erhellet, daß ſeine Abweichung von den gewöhnlichen Wägen auf die Beſchaffenheit und Form des Obertheiles keinen Einfluß habe, ſondern in der Einrichtung des Untergeſtelles, welches das Weſentliche bey jedem Fuhrwerke iſt, beſtehe.

Aus dieſer eigenthümlichen Beſchaffenheit der einzelnen Theile, ihren Verhältniſſen und ihrer Verbindung unter ſich, leiteten die Erfinder mehrere in ihrer Zergliederung gründlich erörterte Vortheile her, als:

Die Erſparung des Zugviehes.

Die Thunlichkeit, ſolche Wägen nach Willkühr vor- oder rückwärts zu beſpannen.

Die Leichtigkeit, die allenfalls gebrochene Achſe ſogleich und ohne weitere Mitwirkung von Schmied und Wagner, ſomit ohne Schwierigkeit und Aufenthalt, durch eine andere zu erſetzen.

Die größere Stärke und Dauer dieſer Achſen gegen jene der gewöhnlichen.

Die leichte Anwendbarkeit dieſer Bauart auf jeden der gewöhnlichen Wägen.

Die Unmöglichkeit, daß Achſen dieſer Art je durch den Gebrauch abgeplattet werden, und ihre Walzenform verlieren.

Die längere Dauer und größere Stärke der neuen gegen die gewöhnlichen Räder.

Die k. k. Hofkammer verordnete daher ihrer Seits ſogleich, daß der Wagen der Brüder von Colonius, mit Zuziehung von Kunſtverſtändigen, in einer Commiſſion unterſucht, und über deſſen Befund und Anwendbarkeit das Gutachten erſtattet werden ſolle.

Dieſer Anordnung zu Folge wurde in der Leopoldſtädter Reiter-Caſerne mit dem Wagen der Colonius und einem gewöhnlichen Leiterwagen, welche beyde mit 27 Centner-Hafer beladen und mit zwey Pferden beſpannt waren, Verſuche angeſtellt, bey welchen ſich zeigte, daß der gewöhnliche Wagen zur Fortbringung der Laſt einen Kraftaufwand von 7 Centner 33 Pfund, der um 80 Pfund ſchwerere Wagen der Colonius aber zur Führung der gleichen Ladung nur einen Kraftaufwand von 3 Centner 25 Pfund forderte.

Übrigens wurde bey dieſer Gelegenheit der Wagenbau der Colonius von der Commiſſion in allen Theilen genau unterſucht, und von den Kunſtverſtändigen in der Folge die gutächtliche Äußerung im Weſentlichen dahin erſtattet, daß

a) der von den Herren von Colonius erbaute Wagen in ſeiner Zuſammenſetzung als eine bey uns neue Erfindung anzuſehen ſey.

b) Durch die kleineren Durchmeſſer der Achſe, und durch die bey dem vorgeſchlagenen Wagen ſo ſehr verminderte Reibungsfläche wird die leichtere Führung dieſes Wagens und die bedeutende Erſparung an Zugkraft außer allen Zweifel geſetzt, und der gemachte Verſuch habe beſtätiget, was ſich nach der Theorie erwarten ließ.

c) Die Stärke der Räder nach der Bauart der Colonius verſpreche eine längere Dauer, da die Naben der dünneren Achsſpindel wegen ſtärker im Holze bleiben.

d) Die leichte und ſichere Beſpannung dieſes Wagens entweder von vorne oder von rückwärts gibt demſelben einen eigenthümlichen Vorzug.

e) Dieſe Wagenbauart verdiene bey ſo wahrſcheinlichen und zum Theile entſchiedenen Vortheilen alle Aufmerkſamkeit von Seite des Staates, und zur vollkommenen Überzeugung von ihrer Nützlichkeit, ſo wie zur Behebung einiger geäußerten Beſorgniſſe wären mit dieſem Wagen mehrere Proben im Großen anzuſtellen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Wir finden in der Wiener-Zeitung Nro. 13 u. 19 eine officielle Anerkennung der Verdienſte mehrerer Fabrikanten, welche dem National-Fabriks-Producten-Cabinete des k. k. polytechniſchen Inſtituts Muſter eingeliefert haben. — Nahmentlich ſind die Herren C. G. Hornboſtel, Gebrüder Meſtrozy et Comp. in Wien, Michael Beinder, in Baden, Rudolph Riedler, Anton Heindel und Leopold Doppler zu Steyer, Anton Luczel zu Neukirchen, Adam Graff zu Iſchel und der Fabriken für Maſchinen-Geſpinnſte des Freyherrn von Braun, ſo wie der Papiergattungen aus den Fabriken zu Neuſiedel und Lebeſtorf lobenswerth erwähnt. Wir werden in der Folge auf die einzelnen Gegenſtände, welche dieſelbe geliefert, zurückkommen.

In Spanien iſt der Zoll auf Mehl von der Inſel Cuba aufgehoben, dagegen eine Abgabe von 8½ Piaſter für jedes Faß Mehl, welches aus Frankreich, Nord-Amerika u. ſ. w. eingeführt wird, creirt worden. Wir erinnern bey dieſer Gelegenheit, daß in Nord-Amerika das Getreide größten Theils in Mehl verwandelt wird, bevor es in Handel kömmt. In Cincinnati iſt eine durch Dampf getriebene, vortreffliche Mehl-Mühle, die 110,000 Dollars gekoſtet hat, und wöchentlich beynahe 1000 Tonnen feines Mehl durchmahlt. Aus Philadelphia werden jährlich faſt 400,000 Tonnen Mehl ausgeführet. Doch wird dieſer Handel durch außerordentliche Sorgfalt gegen betrügeriſche Waaren geſichert, indem jede einzelne Tonne Mehl von geſchwornen Viſitatoren unterſucht wird. Sollte man nicht auch bey uns in Gegenden, wo das Getreide in Überfluß, Holz zu Fäſſern genug vorhanden, und Mahl-Mühlen angelegt werden können, dem Getreide einen beſſern Abſatz, durch ähnliches Verfahren, verſchaffen können? Wir wünſchten wohl von erfahrnen Landwirthen eine Beantwortung dieſer Frage.

Am Fuße des Jura bey Genf, Neuenburg u. ſ. w. in der Schweiz kömmt eine Art Erdharz vor, welches Löſchpapier in waſſerdichtes Packpapier verwandelt, und woraus ein Harztuch verfertigt wird, welches alles bisherige an Feſtigkeit und Undurchdringlichkeit übertrifft und wirklich ſchon von der oſtindiſchen Compagnie allgemein verbraucht wird. Ein Engländer hat bey Genf eine Fabrike ſolcher waſſerdichter Stoffe errichtet.

Wir ſollen im Banate eine ähnliche Art Erdharz beſihen und bitten recht ſehr diejenigen, die der dortigen Gegend kundig, um einige nähere Aufſchlüſſe.

Das Amtsblatt der Wiener-Zeitung Nro. 15 enthält die Anzeige eines dem Herrn Johann Schicker, Wagenfabrikant zu Brünn (Niederlage in der Jägerzeil Nro. 21 zu Wien) ertheilten Privilegiums über deſſen Erfindung von Wägen mit beweglichen Achſen und Langwieden, welches eigentlich eine Verbeſſerung der engliſchen Patent-Wägen ſeyn ſoll Eine der W. Z. beygegebene Anſicht und Beſchreibung dieſer Wägen, erörtert die Vortheile derſelben.

In der Leipziger Neujahrs-Meſſe hat jemand mit Glück verſucht, blaſſe Wangen dauerhaft roth zu färben, und viel Zuſpruch gehabt. — Wahrlich ein neuer Zweig der Induſtrie! —

Zu Glasgow in Schottland hat die Zahl der Arbeiter in den Manufacturen ſeit einiger Zeit zugenommen.

Sir William Congreve ſoll ein neues Schießgewehr erfunden haben, welches ſich vorzüglich durch beyſpielloſe Präciſion auszeichnen ſoll.

Dénon, ehemahliger Director des Muſeums zu Paris, läßt die Gemählde, Kupferſtiche u. ſ w ſeiner trefflichen Kunſtſammlung lithographiren. Dieſe Abdrücke ſollen auf Subſcription erſcheinen, und nur 250 Exemplare davon abgezogen werden. —

Die Pariſer-Akademie läßt auch die Marmor-Büſten Buffons und Winkelmanns anfertigen.

Man ſollte erſtaunen, daß Blutigel ein ſo koſtbarer Handelsartikel werden können, in den Pariſer Militär-Spitälern ſind im vergangenen Jahre 120,000 Franken Blutigel angewandt worden.

In Schleſien hat ſich ein Verein von 300 Freunden zur Beförderung, Erklarung und Herausgabe der auf verſchiedenen Puncten daſelbſt ausgegrabenen Alterthümer gebildet. —

Kurzgefaßte Handels-Nachrichten.

Die neueſten Nachrichten aus London melden, daß Baumwolle zwar etwas angezogen und einiges darin umgeſetzt iſt, man aber doch zu niedrigen Preiſen noch ankommen kann.

Kaffeh iſt nach einer bedeutenden Auction, worin alles abgeſetzt worden, und worin am Ende derſelben beſſere Preiſe bezahlt worden, viel angenehmer geworden. —

Nach Zucker hat ſich wieder lebhafter Begehr, hauptſächlich auf Moscovaden eingeſtellt, und die Preiſe desſelben ſind angenehmer geworden.

In Amſterdam iſt ebenfalls der Kaffeh in die Höhe gegangen, welches mit den Nachrichten von London auf Hamburg dieſelbe Wirkung hervorgebracht hat. —

Gedruckt bey A. Strauß.

Induſtrie-Beylage
zum
Converſationblatt.

VII.

(Wien, den 10. Februar.)

Über die Verwendung der Waſſerdämpfe zur Zimmerheitzung.

Es iſt bekannt, daß die Waſſerdämpfe bey ihrer Verdichtung zu tropfbarem Waſſer eine bedeutende Menge Wärme entwickeln. Auf dieſe Erfahrung gründet ſich die, erſt in der neueſten Zeit häufiger gewordene Anwendung dieſer Dämpfe zur Erwärmung von Wohngebäuden, Trockenſtuben u. ſ. w.

Ein großes Hinderniß, welches ſich der allgemeinen Einführung der Waſſerdampfheitzung entgegenſtellt, beſteht in dem großen Koſtenaufwande, der zur anfänglichen Einrichtung des Apparates erfordert wird. Dieſer Umſtand beſchränkt die Anwendung der Waſſerdämpfe als Heitzungsmittel dahin, daß ſie nur in öffentlichen Gebäuden des Staates, in großen Fabriken und dergleichen Orten möglich wird, wo man beträchtliche Vorauslagen nicht zu ſcheuen hat.

Das Weſentliche des Dampfheitzungs-Apparates beſteht in einem großen Keſſel von Kupfer oder gegoſſenem Eiſen, worin das Waſſer in Dampf verwandelt, und dieſer durch ſchickliche Röhren in die betreffenden Zimmer geleitet wird. Übrigens läßt dieſer Apparat nach der Beſchaffenheit des Locales verſchiedene außerweſentliche Abänderungen zu, welche jedesmahl der Einſicht und Beurtheilungskraft desjenigen überlaſſen ſind, der eine ſolche Unternehmung zu leiten hat.

Die im Folgenden beſchriebene Conſtruction eines Dampfapparates iſt wohl die einfachſte, und am leichteſten anwendbare. In dem unteren Geſchoße, oder auch im Keller des Hauſes befindet ſich ein gemauerter Ofen, der mehr lang als breit iſt, und in welchem ſich ein oder mehrere ſtarke außeiſerne Keſſel von hinlänglicher Größe eingemauert befinden, die mit Waſſer gefüllt ſind, und ganz luftdicht verſchloſſen werden können. Aus dieſem Keſſel führen bleyerne Röhren von etwa 2 Zoll im Durchmeſſer durch das ganze Gebäude zwiſchen dem Mauerwerk (woſelbſt ſie wegen der bey der Heitzung Statt findenden Ausdehnung mit Sägeſpänen umgeben ſind,) nach den zu heitzenden Gemächern. In den letzteren befinden ſich ſenkrechte Röhren von gefirnißtem Eiſenblech, durch welche die Waſſerdämpfe in die Höhe zu ſteigen gezwungen ſind. Dieſe Röhren, deren Durchmeſſer etwa 18 Zoll betragen kann, ſind oben verſchloſſen, damit ſich die Dämpfe in ihnen condenſiren, und dabey ihre Wärme abgeben müſſen. Bey dieſer Vorrichtung werden alle jene Zimmer geheitzt, welche durch die blechenen Röhren mit dem Dampfapparate in Verbindung ſtehen. Wenn man mit den Dämpfen ökonomiſch umgehen will, ſo kann man die blechernen Röhren in den Zimmern mit Ventilen verſehen, wodurch es möglich wird, jedesmahl ein beliebiges Gemach zu heitzen oder nicht. Vielleicht wäre es auch möglich, die Heitzröhren unter dem Fußboden, oder zwiſchen den Wänden der Zimmer durchzuleiten, wodurch, ohne Verminderung der Wärme, der Übelſtand jener freyſtehenden Röhren vermieden wird, welche einem ſonſt ſauber meublirten Zimmer eben zu keiner großen Zierde gereichen können. Eine ſehr zweckmäßige Verbeſſerung des Apparates iſt auch die, daß man ſich ſtatt der Dampfkeſſel, um der Einwirkung des Feuers eine größere Oberfläche darzubiethen, mehrere horizontal neben einander liegende Röhren von gegoſſenem Eiſen bedient, wobey man noch eine Vorrichtung anbringen könnte, die das verdampfende Waſſer durch ſtets nachfließendes immer wieder erneuert, und ſo das umſtändliche Füllen der Keſſel oder Röhren erſparen würde.

Außer zur Erwärmung der Wohnzimmer und Fabriksgebäude hat man die Waſſerdämpfe auch zur Heitzung der Trockenſtuben, beſonders für Schießpulver, in Anwendung geſetzt. Zu dieſem Endzwecke werden die Dämpfe unter flache kupferne Platten geleitet, auf welchen das Pulver ausgebreitet liegt. Auf dieſe Art wird das Trocknen des Schießpulvers vollkommen gefahrlos, und es wäre zu wünſchen, daß, nach dem Beyſpiele der Engländer, die Heitzung der Trockenſtuben durch Waſſerdämpfe allgemein eingeführet würde. —

Da man ſich zur Heitzung des Dampfofens ganz füglich der Steinkohlen und des Torfes bedienen kann, ohne von dem Gebrauche derſelben einen üblen Geruch befürchten zu dürfen; da ferner die Heitzung mit Waſſerdämpfen den Zimmern eine angenehme, gleichförmige Wärme ertheilt, und für ein ganzes Gebäude von einem Einzigen Puncte aus geleitet werden kann, ſo verdient ſie ſehr wohl, unter den, im Eingange dieſes Aufſatzes erwähnten Umſtänden, allgemeiner verbreitet zu werden; nur müßte man bey dem Baue neuer Häuſer die gehörige Rückſicht auf das zu ihrer Ausführung nöthige Locale Rückſicht nehmen.

—m.—

Folgendes ſind die Reſultate über den jetzigen Zuſtand der Manufactur, Induſtrie in Frankreich, welche dem Werthe nach folgendes jährlich liefern: 1) An Seidenwaaren 107,560,000, 2) Wollenzeug 258,133,922, 3) Flächſerne Waaren 100,000,000, 4) hänfene Waaren 142.390,002, 5) Papiere 31,700,000, 6) Baumwollwaaren 191,600,000, 7) Gold- Silber- und Wollenſpitzen 7,000,000, 8) Eiſenwaaren 207,390,377, 9) Kupferwaaren 16,171,260, 10) Bleywaaren 4,830 469, 11) andere Metalle 4,000,000, 12) Uhren und Ausbeſſerungen derſelben 22,500,000, 13) Gold-, Silber- Schmiede- und Juwelierarbeiten 38,000,000, 14) vergoldete Arbeiten und Bronce 38,000,000, 15) Glaswaaren 20,500,000; 16) Irden Gut aller Art 26,000,000, 17) Mauer- und Dachziegel 17,500,000, 18) Kalk und Gyps 15,000,000, 19) Salz 6,600,000, 20) Rum 6,000,000, Vitriol 3,000,000, 21) Salpeter 3,000,000, 22) Schwefelſäure 6,000,000, 23) Salzſäure 240,000, andere Salze und Säuren 6,000,000, 24) Seife 33,000,000, 25) Zucker 60,823,910, Hüte 26,375,000, 26) bereitete Häute 155,392,400, 27) Farbewaaren 44,127,950, 28) lackirte Waaren 5,000,000, 29) Perfumerien 13,000,000, 30) Stärke 6,000,000, 31) Druckſchriften 20,652,726, 32) Tiſchlerarbeit und muſikaliſche Inſtrumente 40,000 010, 33) Leim 47.655,077, 34) Äpfel- und Birnwein 48.622.435, 35) gebrannte Waſſer 55,000,000.

Der geſammte Belauf berechnet ſich demnach auf 1,820,102,400, wovon aber abgezogen werden müſſen 416.000,000 als Werth der im Lande erzeugten rohen Materialien, 186.000,000 als Arbeitslohn, 192.000,000 für Werkzeuge, Gebäude, Kohlen, Licht u. ſ. w., dem Manufacturiſten würde nach dieſer Berechnung 102,005,221 Franks, oder ungefähr 10 pCt. bleiben.

Obſchon es faſt unmöglich iſt, daß Angaben dieſer Art als ganz authentiſch betrachtet werden können, ſo dürfen wir zufolge der anerkannten Verdienſte des Herrn Verfaſſers (Chaptal) glauben, daß dieſe der Wahrheit ziemlich nahe kommen.

Herr Poyet, Mitglied des Inſtituts und Baumeiſter der Deputirten-Kammer zu Paris, ſchlägt ſehr wohlfeile ſteinerne Brücken mit eiſernen Pfeilern von ſeiner Erfindung vor, die nur den fünften Theil der Brücken von Steinmaſſen koſten werden. Die Regierung möge den Departements zur Deckung einer Anleihe der dießfälligen Koſten einen mäßigen Brückenzoll auf 99 Jahre bewilligen, mit dem Zuſatze, daß, wenn die Schuld bezahlt wäre, die Regierung und das Departement bis zum Verlauf jener Jahre ſich in die Revenuen des Brückenzolls theilen ſollten. Er wird nun im Departement Puy de Dome drey Brücken über die Iſer bauen, deren jede nur 29 477 Kilogrammen geſchmiedetes Eiſen bedarf, indeß die Brücke von Stein am Jardin de Roi in Paris 865,000 Kilogrammen Gußeiſen bedurfte. Die neuen eiſernen Brücken koſten weniger als die von Sandſtein oder Granit, und können unbedenklich Bögen von 30 bis 40 Meter Breite der Schifffahrt und dem Eisgange frey laſſen, und aus deſſen Zerſtörung ſind ſeine eiſernen Brücken nicht ausgeſetzt. Das Conſeil der burgerl. Baukunſt, die Ingenieure, und mehrere im Baufache kenntnißvolle Glieder des Inſtituts erklären die nach dieſer Erfindung und deren Theorie erbauten Brücken für feſt und dauerhaft. Die Genie-Ingenieure machen zugleich die Bemerkung, daß die Staatsvertheidigung an den Gränzen die Einführung dieſer Brücken weſentlich bedürfe, weil man ſie in ſehr kurzer Friſt aus einander nehmen, und dadurch einen vordringenden Feind aufhalten könne.

Der Flotte-Capitain und Ritter Golowna, hat der ruſſiſch-kaiſerl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Petersburg folgende Gegenſtände eingeſandt. — Eine Tabakspfeife von Wallroßknochen, von Koräcken gearbeitet. — Ein Staatskleid der Bewohner der amerikaniſchen Inſel Rodjak, von dem Halſe des Pelecanus Violaceus verfertigt und mit den Schnäbeln von See-Papageyen verziert. — Ein Staatshuth von Gras von den Bewohnern der aleutiſchen Inſeln verfertigt. — Ein Modell von Kähnen, die mit Seelöwenfellen überzogen, und von den Aleuten gebraucht werden. Die Wurzel eines unbekannten Gewächſes, welches die Einwohner der Inſel Rodjak zum rauchen anwenden. — Ein Muſter eines Staatkleides der Bewohner der aleutiſchen Inſeln das aus Bärendärmen gemacht wird. — Ein Ridicule der aleutiſchen Damen oder Beutel zur Aufbewahrung der Frauen-

Arbeiten von den aleutiſchen Inſeln, auch in Rußland Arbeitsträger genannt. — Eine Tabakspfeife von Thon, gearbeitet von den Einwohnern des nordweſtlichen Amerikas. Eine Japaniſche Original-Karte der Kuriliſchen Inſeln, und eines Theils von Japan ꝛc.

Alle knöcherne Sachen ſind mit einem ordinären europäiſchen Meſſer gemacht werden.

Ein gewiſſer **Siemers** in **Pyrmont** hat ein Patent, über eine neue Methode Brantwein aus Kartoffeln zu brennen, erhalten, welche vor der Bekannten, folgende Vorzüge erhalten ſoll: Das Zerſetzen der Kartoffeln geſchieht durch Dampf, mittelſt eines eigenthümlichen Auflöſung-Apparats, in welchem die Kartoffelmaſſe durch beſonderes Zuſammendrücken mechaniſcher und chemiſcher Kräfte zur Wein Production veredelt (?) und zugleich von dem der weinigten Gährung unfähigen und ſchädlichen Theile geſchieden werden.

Die aufgelöſten Stoffe können ohne ein Anbrennen befürchten zu laſſen, concentrirt werden. Der Auflöſungs-Apparat faßt 7 bis 10 Berliner Scheffel, und kann binnen 24 Stunden 8 bis 10 Mal benutzt werden.

Ein Berliner Scheffel, welcher ſonſt 8 bis 9 Quart Brantwein von 45 Grad nach Tralles ausgab, ſoll jetzt ein Drittel mehr als früher liefern, und der Brantwein ſehr rein von Geſchmack werden.

Herr S. läßt ſich 20 Friedrichsd'or für die Erklärung ſeines Verfahrens, mit der Bedingung, die Sache möglichſt geheim zu halten, bezahlen, und wir werden alſo unſern Leſern daſſelbe erſt ſpäter mitzutheilen im Stande ſeyn. —

In Amſterdam haben ſich wegen des Falles eines ſehr bedeutenden Hauſes, welches durch Getreide-Speculation veranlaßt ward, die angeſehenſten Handlungs-Häuſer dahin verbunden, ſich in keinen Getreide-Handel auf Lieferung (Windhandel) mehr einlaſſen zu wollen.

In Copenhagen arbeiten 3909 Meiſter, welche 3563 Geſellen und 1825 Lehrburſchen halten.

Im vorigen Jahre ſind in Frankreich ungefähr tauſend Kupferſtiche und Steindrücke erſchienen.

Kurzgefaßte Handels-Nachrichten.

Aus London wird unterm 18. Jänner berichtet, daß in Baumwolle nur einige unbedeutende Einkäufe ſeit den 13. Jänner gemacht wurden.

Kaffeh, obwohl von dieſem ebenfalls wenig gekauft worden iſt, ſo zeigt ſich doch nicht die mindeſte Neigung durch Preiserniederung raſchern Abſatz bewirken zu wollen.

Gewürze waren mit Ausnahme von oſtindiſchem Ingwer, der viel Begehr hatte, und mit 24 fl. bezahlt wurde, ſämmtlich flau.

Rum, die beſſern Gattungen Jamaica ſind vorzüglich geſucht, und auch etwas höher im Preiſe, auch rechnen die Eigner ſtark auf eine fernere Steigerung.

Gedruckt bey A. Strauß.

Induſtrie-Beylage
zum
Converſationblatt.
VIII.
(Wien, den 12. Februar.)

(Fortſetzung des erſten Aufſatzes in Nro. V.)

Inzwiſchen wurde auch von Seiten des Hofkriegsrathes nach vorläufig genommenem Augenſchein eine Commiſſion zur näheren Unterſuchung des Wagens und zur Würdigung ſeiner Anwendbarkeit für den Militär-Gebrauch angeordnet.

Im Allgemeinen wurde gleich bey der erſten Zuſammentretung dieſem Wagen die aus ſeiner Bauart natürlich hervorgehende leichtere Führung, ſo wie mancher andere nicht unbedeutende Vortheil zugeſtanden, und dieſe Erfindung einer näheren Prüfung durch anzuſtellende Verſuche würdig erachtet.

Um zu den anzuſtellenden Verſuchen einen genau nach der Bauart der Brüder von Colonius erbauten aber haltbareren Wagen zu haben, verordnete der k. k. Hofkriegsrath, daß unter Beyziehung des Fuhrweſens-Corps-Commando und ganz nach der Angabe der Erfinder ein derley Wagen durch bekannte bürgerliche Handwerker hergeſtellet werde.

Auf den von der gedachten k. k. Hofſtelle über dieſen Gegenſtand erſtatteten Vortrag geruheten Seine Majeſtät mittelſt allerhöchſter Entſchließung vom 23. December 1812 zu befehlen, daß die mit dem nach der Anleitung der Brüder v. Colonius zu verfertigenden Fuhrweſenswagen vorzunehmenden Verſuche im Beyſeyn von Kunſtverſtändigen, denen auch der phyſikaliſche Cabinetts-Director, Stelzhamer, beyzugeſellen ſey, dergeſtalt vorgenommen werden ſollen, daß nebſt dem neuen Wagen auch ein bisher gewöhnlicher Fuhrweſenswagen, beyde mit einer ganz gleich ſchweren Laſt beladen, auf einer abgeführten, auf einer verdorbenen, auf einer neu beſchotterten und auf einer ſehr moraſtigen Straßenſtrecke, dann auf einer ſehr trocknen und auf einer ſehr naſſen Sandſtrecke Berg an und Berg ab (letzteres des Aufhaltens wegen) mit den nähmlichen Pferden und gleicher Zahl derſelben, unter ſteter Anwendung und Beobachtung des Kraftmeſſers geführt werden.

Die praktiſchen Vergleichungsproben begannen mit 24. März 1813 in Gegenwart ſämmtlicher hierzu beſtimmten Commiſſions-Mitglieder, und wurden ganz nach dem Sinne der allerhöchſten Entſchließung bis zum 12. April fortgeſetzt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Seit wenigen Jahren erſt iſt unter dem Nahmen des Glühlämpchens, oder der Lampe ohne Flamme (Lampe sans flamme) eine Vorrichtung bekannt geworden, die mehr eine Spielerey, als ein wirklich als Lampe anwendbares Inſtrument genannt werden kann.

Sie beſteht in ihrer einfachſten Geſtalt aus einem mit Weingeiſt gefüllten Fläſchchen, durch deſſen Mündung ein dicker baumwollener Docht reicht, in welchen man einen oben mit 3 oder 4 ſpiralförmigen Windungen verſehenen etwa $^1/_{100}$ Zoll dicken Platindraht geſteckt hat. Sobald man nur den Docht anzündet, ihn ſo lange brennen läßt, bis der Platindraht ſtark glüht, und ihn dann ſchnell ausbläſt, ſo wird der Draht, unter Verbreitung eines ſchwachen Lichtes, ſo lange fortglühen, als er vor jedem Luftzuge geſchützt, und in dem Fläſchchen noch Weingeiſt vorhanden iſt. Man hat dieſe, leicht zu verfertigende Vorrichtung als Nachtlampe vorgeſchlagen; allein, ſie wird wohl ſchwerlich zu etwas Anderem dienen können, als, um mit Noth die Zeit auf einer Taſchenuhr erkennen zu können, oder Feuerſchwamm daran zu entzünden, denn Bewegung erträgt ſie, wegen des dabey entſtehenden Luftzuges, nicht, ohne zu verlöſchen. Auch verbreitet dieſe Art Lampe einen eigenthümlichen Geruch, der in der Länge ſehr unangenehm wird.

Dieſe, nach der gewöhnlichen Meinung, aus England herſtammende Erfindung gehört, nach einer Erklärung des Herrn Joſeph Pieſche zu Peſth (deſſen ausgezeichnetes Kunſttalent im Glasſchneiden gerechte Anerkennung und Empfehlung verdient), ihm zu. Er verfertigt ſolche Lampen von geſchliffenem, böhmiſchen, ſtarken Glaſe, mit einem gut eingeſchliffenen Glasſtöpſel, durch welchen das metallene Röhrchen, worin der Draht ſich befindet, in das Glas hinabreicht. Die Fugen ſind mit einer, von Hrn. Pieſche ſelbſt erfundenen, im Weingeiſt vollkommen unauflöslichen Maſſe, verkittet, ſo, daß auf dieſe Art für die Dauerhaftigkeit dieſer Lampen geſorgt iſt, welche um ſo mehr Empfehlung verdienen, da für 3 Kreuzer Weingeiſt hinreicht, den Platindraht einer ſolchen Lampe 24 Stunden lang im Glühen zu erhalten *).

Der unbekannte Einſender der Anzeige über dieſe Weingeiſtlampe verüble uns nicht, daß wir dieſelbe erſt jetzt und in veränderter Geſtalt aufnehmen, da wir es dem Publicum und uns ſelbſt ſchuldig ſind, wo möglich, eine jede Sache vor der Empfehlung einer Prüfung zu unterwerfen, welches mit dieſer geſchehen iſt.

Handel und Schifffahrt betreffende Verordnungen und Bekanntmachungen.

St. Petersburg, den 4. Januar.

Folgendes ſind die Hauptveränderungen in dem neuen Zoll-Tarif, der vom 1. Januar 1810 in Kraft tritt:

Ausfuhr: Gold und Silber in Barren, zollfrey. Ausländiſche Münzen, zollfrey. Graue Haſenfelle pr. Pud 3 Rubel, 60 Cop. Banco Aſſign. Pottaſche pr. Berk. 1 R. 97 C. Borſten pr. Pud $51^1/_3$ C. Hanföhl $21^3/_5$ C.

---

*) Herr Pieſche verkauft ſolche Lampen ſammt vorräthiger Dochte und Nadel zum Einziehen, in ſeiner Glashandlung zu Peſth, und wir glauben ihm anrathen zu dürfen, einen, für den Anfang nur geringen Vorrath davon, an irgend eine Glashandlung nach Wien zu ſchicken, da ſie hier, aller Wahrſcheinlichkeit nach, viele Liebhaber finden dürften.

Juchten pr. Pud 90 C. Bettfedern pr. Pud 72 C. Wachs pr. Pud 1 R. 58⅓ C. Segeltuch pr. Stück 1 R. 8 C. Flämiſchlein pr. Stück 72. C. Ravenstuch pr. Stück 54 C. Alle übrigen Leinenwaaren, zollfrey. Talglichter 28 C. Die übrigen ruſſiſchen Producte zahlen wie vorher.

Einfuhr: Kaffeh pr. Pud 7 Rubel, 20 Cop. Banco Aſſign. Rohe Zucker, d. h. ſolche, die in Europa nicht umgekocht ſind, pr. Pud 2 R. 70 C. Raffinaden, Melis, Lumpen und Candis, in Broten, Stücken und geſtampft pr. Pud 13 R. 50 C. Weißer und brauner Ingwer 72 C. Alaun (ſtatt früher pr. Berk.) pr. Pud. 2 R. 70 C. Twiſt pr. Pud 9 R. Bley in Rollen pr. Pud 6 R. 70 C. Spiauter pr. Pud 1 R. 44 C. Schildpatt pr. Pud 50 R. 40 C. Elfenbein pr. Pud 5 R. 40 C. Salz pr. Pud 54 C. Mahagoniholz pr. Pud 54 C. Nankins pr. Pfund 1 R. 35 C. Ottern, Biber, Zobel, Kawon oder Schuppen, Bären und anderes ausländiſches Pelzwerk pr. Pfund 5 R. 40 C. Arac, Rum, Schrum und Branntwein von allen Graden pr. Anker 32 R. 40 C. Alle Tücher, Caſimire, Ratin und Tricau, außer den preuß. Tranſittüchern, ſeewärts pr. Pfund 2 R. 16 C. Flanelle, Boye ꝛc. pr. Pf. 72 C. Camelotts, Chalons, Calmucks pr. Pf. 1 R. 44 C. Merinos und andere feine Wollenwaaren p. Pf 5 R. 40 C. Cords, Patent-Cords ꝛc. pr. Pf. 1 R. 80 C. Einfache Seidenzeuge pr. Pf. 7 R 2 C. Halbſeidenzeuge pr. Pf. 2 R. 70 C. Leinenes Tiſchzeug ꝛc. pr. Pf. 2 R. 88 C. Alle weiße einfache baumwollene Waaren pr. Pf. 1 R. 35 C. Porter, Bier und Cider in Fäſſern pr. Oxhoft 72 R. In Bouteillen iſt die Einfuhr verbothen.

Baumwolle, Baumöhl, Cacao, Reis, Mandeln, Corinthen, Roſinen, Pflaumen, Citronen und Apfelſinen, feine Gewürze, Pfeffer, Piement, Orlean, Curcume, Cochenille und Indigo, Krapp, Quercitron, Färbehölzer, Borax, Gummi's, Schellack, Bley, in Mulden, und Zinn, zahlen wie vorher.

Die ſeitherigen Specificationen auf den Connoſſementen werden künftig nicht mehr gefordert, ſondern es iſt genug, wenn nur das Gewicht, Maß oder die Zahl von einem jeden Artikel im Ganzen angegeben wird. Bey den Waaren, wovon der Zoll künftig nach dem Gewichte genommen wird, muß daher, außer dem Maß und der Zahl, auch das Gewicht angegeben werden, wenn ſolche Waaren gleich nach Zahl oder Maß verkauft werden.

Was gleich zur Wiederausfuhr angegeben wird, kann gegen Erlegung eines beſtimmten Eingangszolles, welcher meiſtens nur etwa 10 pCt. von dem ganzen Zoll beträgt, innerhalb 6 oder 8 Monathen wieder ausgeführt werden.

(Bis jetzt: wurden geſtoßene Zucker als rohe eingeführt und zahlten nur 5 R. 40 Cop. pr. Pud, anſtatt 13 R. 50 Cop., welches der Zoll auf Zucker in Broten war, obgleich ſie in der Conſumtion deren Stelle erſetzten, und den Abſatz von raffinirtem bedeutend verminderten. — Die getroffene beſſere Claſſification iſt daher der Fabrication und dem Handel gleich vortheilhaft.)

Verzeichniß der im Jahr 1819 aus Riga verſchifften ruſſiſchen Waaren. Hanf, alle Sorten 52.528 Schiffspfund, ½ Laſtpfund. Hanfheede oder Torſe 5257 Schpf. 18½ Lpf. Flachs, alle Sorten 61.858 Schpf. 13 Lpf. Flachsheede 183¼ Schpf. 17½ Lpf. Wachs und Lichte 22 Schpf. 6½ Lpf. Pott und Waidaſche 756 Schpf. 3½ Lpf. Eiſen 113 Schpf. 12½ Lpf. Tabak 4554 Schpf. 10 Lpf. Talg und Lichte 8444 Schpf. 18½ Lpf. Öhl 874 Schpf.

8½ Lpf. Seiſe 32 Schpf. 6½ Lpf. Federn und Dannen 43 Schpf. 12½ Lpf. Anies 459 Schpf. 4½ Lpf. Lichtdochte 3 Schpf 1 Lpf. Fleiſch 45 Schpf. Kümmel 42 Schpf. 14½ Lpf. Kaviar 1 Schpf. ½ Lpf. Fiſchleim 21 Schpf. 10 Lpf. Rhabarber 2 Schpf. 7 Lpf. Pferdemähnen 7 Schpf. 7 Lpf. Tauwerk 683 Schpf. 2½ Lpf. Schweinsborſten 32 Schpf. 6 Lpf. Wolle 604 Schpf. 3 Lpf. Syrop 983 Schpf. 5½ Lpf. Coriander 7 Schpf. 2 Lpf. Rüb- und Canarienſamen 52 Schpf. 18 Lpf. Weitzen 1953 Laſt 47 Lof. Roggen 10.565 Laſt 38½ Lof. Gerſte 8790 Laſt 19½ Lof. Hafer 22.124 Laſt 57 Lof. Erbſen 253 Lof. Säeleinſamen 106,842 Tonnen. Schlagſamen 131,410 T. Hanfſamen 3112 T. Duderſamen 9063 T. Segel- und Raventuch 2513 Stück. Flämiſch-Leinen 160 St. Häute und Leder 45 Decher. Branntwein 81 Oxhoft 2 Anker. Federpoſen 12,712,000 Stück. Hüte 192 St. Matten 19.800 St. Spieren 1862 St. Maſten 762 St. Bugſprieten 224 St. Burtillen 124 St. Balken 30752 St. Wagenſchoß 148 Schock. Faßholz 49 Sch. 22 Stück. Franſchholz 67 Sch. 19 St. Pipenſtäbe 570 Sch. 27 St. Breter 3062 Sch. 56 St. Sparren 312 Sch. 32 St. Bootsmaſten 27 Sch. 22 St. Handſpeichen 150 Stück. Latten 200 St. Bootsruder 80 Paar. Splittholz 207 Faden.

Ausclarirte Schiffe. Nach ausländiſchen Häfen 1266. — Nach inländiſchen Häfen 33.

Kurzgefaßte Handels-Nachrichten.

Aus Amſterdam wird berichtet, daß die hin und wieder auf Speculation Statt findenden Ankäufe von Kaffeh, die erhöhten Preiſe erhalten — daß im Getreide etwas größere Lebhaftigkeit bemerkbar geworden, und daß Zucker ſich völlig im Preiſe behauptet.

Man berichtet aus London vom 21. Januar, daß Kaffeh nur wenig ſeit dem vorigen Bericht gekauft worden iſt, doch aber auch nichts zu niedrigern Preiſen ausgebothen wird. In einer ſtattgehabten Auction ging es eben nicht raſch mit dem Verkaufe.

Zucker iſt ſtark gekauft worden, und auch nach raffinirter Waare hat ſich ſtarke Begehr eingeſtellt.

Aus Petersburg meldet man, daß Getreide fortwährend ohne Frage und Umſatz, Hanf, Pottaſche und Talg aber angenehmer geworden ſind. — Mit Einfuhr-Artikeln iſt es nach Bekanntmachung des neuen Tarifs außerordentlich flau geworden; und Kaffeh behauptet ſich bey geringerem Umſatz im Preiſe. — Eine Deputation iſt daſelbſt aus Moskau angekommen, um Vorſtellungen gegen den neuen Tarif, vorzüglich die zu erlaubende Einfuhr ausländiſch gedruckter Baumwollenzeuge und Callicots betreffend zu überreichen.

Die Ausfuhr des raffinirten Zuckers, welche im vorigen Jahre von England Statt gefunden hat, ſchätzet man auf 65.000 Oxhoft, wovon 28,000 nach der Oſtſee, 15,000 nach dem mittelländiſchen Meere, 12.000 nach Hamburg, und 10,000 nach Bremen und andern Häfen gegangen ſind.

Induſtrie-Beylage

zum

Converſationblatt.

IX.

(Wien, den 16. Februar.)

Das Wagner'ſche Kaffehhaus in der Leopoldſtadt.

Wir hegten längſt den Wunſch, daß die Kaffehhäuſer etwas Schöneres, als dunkle beräucherte Locale, in denen man nur zum Kaffehtrinken, Spielen und Tabakrauchen ſich nothgedrungen einfindet, und wohl nicht gerne länger, als dieſe Beſchäftigungen dauern, verweilt, weil ſich dem Auge auch nicht das mindeſte Erfreuliche darbiethet, bilden ſollten, und waren daher ſehr angenehm überraſcht, als wir in dem neu eröffneten Kaffehhauſe des Herrn W. an der Schlagbrücke unſere Wünſche zum Theil erfüllt fanden. Dem Eintretenden biethet ſich ein ſchöner, glänzend decorirter, heller, ziemlich geräumiger Saal dar. Die Façade desſelben iſt in 6 Fenſtern, in deren Mitte eine Thüre, die ſämmtlich oben ſehr ſchön geformte Bogen bilden, getheilt, zwiſchen jedem Fenſter bekleiden zwey grüne Pilaſter mit vergoldeten Capitälern*) (die zu keiner Ordnung gehören), in deren Mitte ein ſchmahler Spiegel befindlich iſt, die Wände. An der gegenüberſtehenden breiten Seite befinden ſich ähnliche Pilaſter, die in der Mitte von zwey runden Säulen, hinter denen ſich in Form einer Niſche das Büffet bildet, und von zwey Doppelthüren, von denen die eine in ein daranſtoßendes recht niedliches Cabinet, und die andere zur Stiege führt, unterbrochen werden. Die ſchmalen Seiten bilden an der einen zwey Fenſter, und an der andern ein Fenſter und eine Thüre, in deren Mitte ſich zwey Spiegelwände befinden, die zwey ſchöne Spiegel bekleiden, über denen einfache Uhren angebracht ſind. Wir finden hier zu bemerken nöthig, daß, ſo wahr es auch iſt, daß bey unſerer jetzigen, unſeren Sitten und Gebräuchen angemeſſeneren Bauart, wo Erſparniß der Koſten und des Raumes gar oft das Genie des Architekten beſchränken, wir, ſtets ſchlankere Formen, und leichtere Verzierungen wählen müſſen, als die Griechen und Römer anwendeten, ſo wahr iſt es eben, daß in dieſer größern Schlankheit und Leichtigkeit ein gewiſſes, dem geübten Auge wohlbekanntes Maß, nicht ungeſtraft überſchritten werden kann.

Daher wundern wir uns, daß die Capitäler etwas gar zu ſchlank ſind angetragen worden, und ſind überzeugt, daß der geniale und talentvolle

---

*) So ſchön und brillant die Vergoldung bey Eröffnung des Saales war, ſo ſehr iſt zu beklagen, daß der häufige Tabakrauch in dieſer kurzen Zeit ſchon ſo viel verdorben hat — ein Umſtand, der zwar nicht beſeitigt, aber wohl verzögert worden wäre, wenn ſtatt einem harzigen Firniß, bloßes Eyerklar mit Hauſenblaſe zum Überzug der Vergoldung wäre angewandt worden, da letzteres die öhlichten Theile des Rauches weniger anzieht, als die Harztheile des Firniſſes. Dieſer Eyerklar-Firniß verträgt ebenfalls bey der gehörigen Vorſicht das Waſchen.

Architekt, der ſo ſchön und elegant das Ganze zu ordnen wußte, bey mehrerer Prüfung unſerer Meinung beypflichten wird. —

Wir bemerken ferner, daß in Hinſicht der Grundfarbe, man lieber eine andere als die röthliche hätte wählen ſollen; da ſie ſich zu ſehr der Mahagonifarbe nähert, und dadurch dem Ameublement in dieſer ſchönen Holzart gar viel an Effect benimmt. — Auf jeden Fall hätten die grünen Pilaſter, um eine Nüance lichter gehalten werden dürfen, damit ſie ſich nicht nur durch die Farbe, ſondern auch durch den Werth der Farbe im Lichten vom Grund gehoben hätten. Das Gebälk iſt geſchmackvoll geordnet, nur iſt zu bedauern, daß das Geſims ſo wenig Effect macht. — Die Verzierungen der beyden Glieder verſchwinden gänzlich, und da der Vorſprung des Geſimſes gegen die Decke nicht angegeben iſt, ſo fällt der ohnehin etwas ſtark hervorſpringende Pilaſter zu ſehr in die Augen, und ſcheint die Decke nicht recht zu tragen. — Die Behandlung der Decke dürfte wohl im Verhältniß des Übrigen zu einfach gehalten ſeyn, beſonders wäre mehr Abwechslung im Colorit des Chiaco Scuro zu wünſchen geweſen, ſo wie an den Stangen, welche die Billard-Lampen tragen, die viereckige glatte Form, gar zu einfach erſcheint. Einige wenige Verzierungen hätten das Auge für die nothwendige Unform ſchadlos gehalten. Wir loben die ſämmtlichen Tiſchlerarbeiten als die Ausladungen an den Fenſtern, und die Fenſterrahmen ſelbſt, die, ſo wie die Thüren und der Schenktiſch, welche ganz vortrefflich von Mahagoniholz gearbeitet ſind. In die Länge des Saales nehmen zwey ſehr ſchön gearbeitete Billards von Mahagoniholz und in deren Mitte ein runder Tiſch, auf dem ſich eine treffliche große Lampe von Bronce befindet, den Raum ein, der Tiſch ſelbſt bildet eine Bedachung über eine nach dem Keller des Hauſes hinabführende Öffnung, wo die Beheitzung des Saals von unten ſehr zweckmäßig angebracht iſt; nur Schade, daß man durch die Gitterdecke in die Tiefe herabſehen kann; ein Übelſtand, der, unbeſchadet der Ausſtrömung der von unten erwärmten Luft, ſehr leicht hätte vermindert werden können. An den Wänden herum ſind Stühle und Tiſche angebracht, bey denen wir uns aber wundern, daß ſie von ſo ordinärem, gegen die Thüren und Fenſter von Mahagoni, ſo abſtechendem Holze gearbeitet ſind, und da die Wände wohl eine Art Marmor vorſtellen ſollen, ſo hätte man auch wohl zu den Tiſchplatten wirklichen Marmor, der eben nicht zu hoch zu ſtehen gekommen wäre, und an ſolchen Orten wohl ſehr zweckmäßig iſt, wählen können. —

Wir finden noch zu bemerken, daß bey dem bedeutenden Aufwand und vorherrſchenden Eleganz die Draperie der Niſche und einiger Fenſter ſowohl unten als oben reicher und geſchmackvoller angeordnet ſeyn dürfte; beſonders contraſtiren ſehr unangenehm mit allem übrigen die kleinen, nur bis zur halben Höhe reichenden Vorhängchen der Fenſter, die man nur in der einfachen Wohnung des Landmanns zu ſehen gewohnt iſt.

Durch die Thüre links, die wir ſchon erwähnt haben, gelangt man zur Stiege, die gewunden zum zweyten Stocke führt, und wir können uns hierbey des Wunſches nicht erwehren, daß der Architekt ſtatt derſelben eine runde Doppelſtiege gewählt hätte, weil dann die Heraufgehenden den Herunterkommenden nicht geniert haben würden, und uns hierzu gerade der Platz anwendbar erſchienen hätte.

Oben gelangt man wieder in ein großes Zimmer von drey Fächern Fenſtern, und in zwey Seitenzimmer von zwey Fächern, die ſämmtlich einfach aber mit Geſchmack bemahlt, und mit ſehr ſchönen Spiegeln u. ſ. w. verziert ſind, im mittlern Zimmer (Billard-Zimmer) iſt dieſelbe Einrichtung wie unten in Hinſicht der Niſche beybehalten, aber mit dem Unterſchiede, daß die Pilaſter auf zwey Wänden, und zwar in einem lichten Gelb *gemahlt* ſind, bedauern aber hierbey, erwähnen zu müſſen, daß die Capitäler ganz verzeichnet ſind, welches um ſo unverzeihlicher iſt, da der Mahler die wirkliche ſchöne Natur vor ſich hatte. Die Frieſe in dieſem Zimmer, aus aufrecht geſchloſſen ſtehenden Blättern gebildet, iſt eben nicht die gelungenſte Arbeit. dieſes ſonſt recht braven Mahlers *). Dieſer Saal iſt von den Seitenzimmern auf jeder Seite durch zwey bogenförmige Doppel-Glasthüren aus Mahagoni, eben ſo trefflich wie unten gearbeitet, getrennt. Die Spiegel ſind ſehr ſchön, und werden durch die geſchmackvoll vergoldeten Rahmen ſehr gehoben, überhaupt befindet man ſich in den obern Zimmern, beſonders in dem *einen*, mit ſo trefflicher Ausſicht verſehenen, ganz behaglich, und man muß, wenn auch einiges im untern Saale vollkommener ſeyn dürfte, es dem Unternehmer beſonders danken, daß er mit ſo großem Koſtenaufwande etwas Schönes darzuſtellen, und dadurch dem Publicum ſeine Aufmerkſamkeit zu bezeigen, ſich bemühte. —ſ.

Handel und Schifffahrt betreffende Verordnungen und Bekanntmachungen.

St. Petersburg, den 8. Jenner.

Auszug des neuen ruſſiſchen Zoll-Tarifs.

Einfuhr-Waaren pr. Pfund. Baumwollene Manufacturen jeder Art, nicht gedruckt, ohne Gold und Silber, als: a) Mercals, Percals, Cambrics, Parchent, Canifas, Piqués, Nankins, Velveteens, Velverets, Frieſe, Halbfrieſe und andere glatte mit weißen und farbigen Muſtern eingewirkte Zeuge; eben ſo halbbaumwollene mit Wolle, Haut- oder Flachs-Garn durchwebt, Chemiſets, Tücher, Strümpfe, Schnüre, Nachtmützen, Handſchuhe u. dgl. 37½ Cop. Dieſelben Zeuge gedruckt, ebenſo indiſche Zitze, Cattun u. dgl. 1 Silb. Rubel, 40 Cop. b) Baumwollene klare Manufacturen, ſowohl glatte als mit ausgenähten oder eingewirkten Muſtern, als: Muſſelins, Halbmuſſelins, dergleichen Tücher aller Art. 1 S. R. 80 C. Dieſelben gedruckt. 3 S. R. 60 C. NB. mit Gold und Silber, ſo wie Kleider und Wäſche von obigen a) und b) zahlen den beſtimmten Zoll vierfach. Leinenwaaren, als: Garn, Zwirn, weiß, gefärbt und ungefärbt 10 C. Grobe weiße, gefärbte und ungefärbte Leinwand, weiße und couleurte Tücher, Tiſchtücher,

---

*) Es iſt übrigens auffallend, daß unter dieſen vielen Zimmern gar keines mit Papier-Tapeten zu ſehen iſt, da doch in dieſem Fache hier ganz vorzüglich gearbeitet wird, und überdieß gerade in einem Kaffehhauſe dieſe Bedeckung der Wände vor der Mahlerey den bedeutenden Vorzug der längeren Dauer voraus hat — beſonders jetzt, da man allgemein die Papier-Tapeten ohne Leinwand feſt auf die Mauer aufzuziehen verſteht.

Servietten, Handtücher u. dgl. 80 C. Strümpfe, Nachtmützen und Handſchuhe 30 C. Seidenwaaren, als: gewirkte, gefärbte, ungefärbte, mit und ohne Blumen, nähmlich: Krepp, Gaze, Tulle, Atlas, Taft, Sammt, Bettdecken, Teppiche, Strümpfe, alle Sorten Bänder und übrige, aus Seide gewirkten Zeuge 1 S. R. 95 C. Dieſelben Zeuge gedruckt 4 S. R. Halbſeidene Zeuge aller Art 75 C. Dieſelben gedruckt 2 S. R. Wollene Waaren, Tuch jeder Art und Farbe, welches zwiſchen den Leiſten 27 Werſchock und weniger Breite hält, zu Lande 40 C., und zur See 60 C. Dergleichen, breiter wie 27 Werſchock, wie auch Caſimir, Twiſt, Ratine und Halbtuch, zu Lande und zur See 60 C. Obige genannte Zeuge gedruckt, Merinos und ähnliche aus feinerer Wolle verfertigte Waaren 1 S. R. 50 C. Rauhe, als Teppiche, Flanell, Belvel, Frieſe, Bon, Strümpfe, Mützen, Handſchuhe, Pferdedecken u. dgl. 20 C. Glatte, als Etamine, Camelot, Rips, Bombaſin, Serge, Calamank, Bänder, Barakans u. a. m. 40 C. Dergleichen rauhe und glatte Waaren gedruckt 1 S. R. Franzöſiſche und engliſche Shawls und Tücher 3 S. R. Dergleichen Tücher gedruckt 5 S. R. Caſimir- und tüchene Tücher, Shawls und Decken, ohne Kanten und nicht gedruckt, zahlen wie Caſimir und Tuch. Cords, Patent-Cords, und alle andere mit Lein- und anderem Garn eingewebte Zeuge 50 C. Halbwollene Schnüre und Frangen 20 C. Semiſch-Leder, weiß und gelb aller Art, ſchwarz, Schaf-, Lamm-, Kalb-, Pferde-, Schweine-, Ochſen-, Kuh- und jedes Sohlleder 15 C. Dergleichen farbiges, als: Saffian, Corduan, Juchten ꝛc. 54 C. Papier, Royal 7½ C. Commentue, Druck-, Poſt-, Zeichen-, Schreibpapier und alle anderen Sorten 15 C. Tapeten 36 C. Bronzen, vergoldete und unvergoldete Sachen, Regenſchirme, verarbeitetes Perlmutter, Papiermaché, und alle daraus verfertigten Sachen, Rohr-Stöcke, Pfeifenröhre, alle Sachen aus Leder, als: Doſen, Leuchter und andere lackirte, mit Gold und Silber verzierte Sachen, Wand- und Tiſchuhren mit allen Verzierungen, verarbeitetes Kryſtall, verarbeitetes, eingefaßtes Elfenbein, alle Spielſachen und alle nicht beſonders genannten Galanteriewaaren 2 S. R. 10 C. Wohlriechende Waſſer mit dem Glaſe, dito Öhl mit dem Gefäße, tombackene Sachen und Knöpfe, Oblaten, gemahltes Porcellan 60 C. Plattirte Sachen 1 S. R. 20 C.

(Der Beſchluß folgt.)

Kurzgefaßte Handelsnachrichten.

Hamburg vom 29. Januar.

Baumwolle fand etwas mehr Frage. Kaffeh im Preiſe unverändert, aber ohne Frage. Getreide iſt flau, und wird nur für den eigenen Bedarf gekauft. Gewürze gehen wenig und doch halten ſich Pfeffer, Piement und Ingwer feſt im Preiſe. In Indigo fanden einige Ankäufe Statt. — Mit Reis iſt es ſtiller geworden. — Von Thee ſind die Vorräthe aus erſter Hand beynahe gänzlich geräumt; und nahmentlich die der ſchwarzen Sorten. — Zucker ſind wegen Mangel an Begehr etwas gewichen, und ſehr flau iſt es mit geringen Sorten rohen Zuckers; während von Havanah und Braſilianiſchen ſchwer eine gute Auswahl zu treffen iſt. —

Gedruckt bey A. Strauß.

Induſtrie-Beylage
zum
Converſationblatt.

X.

(Wien, den 19. Februar.)

Die Franzoſen erwähnen der Erfindung des außerordentlich langen Papieres (papier sans fin), welches man nach Belieben mehrere hundert Schuhe lang anfertigen kann, mit der Bemerkung, daß ſie den Nutzen dieſer verlängerten Form nicht einſehen. Wir können dieſer Meinung unmöglich beypflichten, da nicht allein bey dieſer Manier viele Fabrikarbeit erſpart wird, ſondern auch der große Vortheil entſteht, daß man zur Fabrication der Tapeten in der Folge den Walzendruck anzuwenden Gelegenheit haben wird; welches ſo lange, als Tapeten aus zuſammengeleimtem Papier angefertigt werden müſſen, unmöglich iſt. Die Franzoſen klagen bey dieſer Gelegenheit, daß ihre ſchönſten Papiere keine ganz feinen Züge zulaſſen, und nicht zum Tuſchen dienen können, weßhalb ſie ſich zu dieſem Gebrauche der engliſchen und holländiſchen Papiere bedienen müſſen.

Wir freuen uns, bey dieſer Gelegenheit anmerken zu können, daß, obwohl wir auch hinter den Engländern und Holländern noch zurückſtehen, wir doch ſchon manches recht ſaubere Papier, das dieſen Forderungen entſpricht, aus unſern Fabriken hervorgehen ſehen, und auch wir vorerwähntes langes Papier durch eine anerkannte ausgezeichnete Fabrik des Inlandes in ſehr kurzer Zeit im Handel erhalten werden. —

Mehrere Zeitblätter erwähnen der neuen Erfindung des franzöſiſchen Chemikers Braconnot, aus leinenen Lumpen Zucker zu bereiten. Die von ihm vorgeſchriebene, und von einem hieſigen Scheidekünſtler mit Glück verſuchte Verfahrungsart beſteht im Weſentlichſten darin, daß ungefähr 15 Pfund kleinzerſchnittene Lumpen mit 22 Pfund concentrirter weißer Schwefelſäure (engliſchem Vitriolöhl) übergoſſen, und portionenweiſe in einem gläſernen Mörſer ſo lange gerieben werden, bis ſie einen gleichförmigen dunkelbraunen Brey bilden. Dieſer Brey wird mit vielem Waſſer vermiſcht, 10 Stunden lang ununterbrochen gekocht, und das verdampfende Waſſer immer durch anderes erſetzt. Nach Verlauf dieſer Zeit wird die ſaure Flüſſigkeit durch ein mit Druckpapier belegtes Leinentuch filtriert, und mit geſchlämmter Kreide ſo lange verſetzt, bis kein Niederſchlag von Gyps mehr erfolgt. Nachdem dieſe Flüſſigkeit durch abermahliges Filtriren von dem niedergeſchlagenen Gypſe geſchieden worden iſt, dampft man ſie im Waſſerbade bis zu Honigdicke ein, und der dann erhaltene Syrup, welcher von obenangegebener Quantität ungefähr 16 Pfund beträgt, ſchmeckt ſehr ſüß und angenehm. Über das Kryſtalliſations-Vermögen desſelben werden wir unſern Leſern, ſobald unſere Ver-

Man hat kürzlich Kaſtanienholz zum Färben und zum Gerben an der Stelle von Campecheholz und Eichenrinde angewandt; das Leder ſoll das mit Eichenrinde gegerbte übertreffen, und der Farbeſtoff ſoll ſich mit der Wolle inniger verbinden als Gallus oder Schmack, und eine dauerhaftere Farbe geben. — Auch ſoll es eine ſchöne Tinte liefern. Nürnb. Handelsz.

Dieſe Sache iſt nicht neu, und hier nicht ganz deutlich ausgedrückt; das Kaſtanienholz kann nur beym Schwarzfärben das Campecheholz einiger Maßen erſetzen, und zwar, wegen des ihm eigenthümlichen Gerbeſtoffes und ſeiner Anziehungskraft gegen das Eiſen. Es ſättigt die Farbe ſo, daß ein Schwarz erſcheint, ohne daß ihm jedoch die volle, hochdunkelblaue Farbe des Campecheholzes, ſondern nur ein braunfärbendes Fluidum eigen iſt; auf jeden Fall aber dürfte die Sache wohl in Anwendung gebracht werden, nur müßte man beſondere Rückſicht auf die Erhöhung der Verkleinerungskoſten gegen die Eichenrinde, da der Stoff ungleich härter iſt, nehmen.

Es iſt eine Pumpe nach verbeſſerten Grundſätzen (a roller pump), worauf ein Patent erhoben worden, in Worceſter angelegt, um Waſſer aus dem Sever-Fluſſe in den Worceſter-Canal hinaus zu bringen, welches die Maſchine zu 900 Gallons in 9 Minuten verrichtet.

(Beſchluß des im vorigen Blatte abgebrochenen Auszuges des neuen ruſſiſchen Zoll-Tarifs.)

Lackirte Sachen von Blech pr. Pfund 1 S. R. 80 C. Plumagen und künſtliche Blumen mit Körben 4 S. R. 20 C. Unverarbeitetes Perlmutter, Schloſſerarbeit, als: jedes Fabricat ohne Politur, zum Theil oder ganz befeilt, oder auf Sand geſchliffen, Weißblech und Fabricate daraus, jede Arbeit aus Kupfer, Schreibfedern, irdene Tabakspfeifen 10 C. Strohſachen, als Hüte, Teller ꝛc. 3 S. R. Unechte Treſſen, Thee, Biber, Otter, Zobel, Bären und alle andere ausländiſche Rauchwerke 1 S. R. 50 C. Senf, angemacht und trocken 18 C. Safran 60 C. Tinte und Druckerſchwärze, wohlriechende Seife, franzöſiſcher und ſpaniſcher Schnupftabak 30 C. Blonden und Spitzen, feine Petinetts und Tulls, Schildpatt mit Verzierung, fertige Damenkleider von allen Zeugen 5 S. R. Raſiermeſſer, Tiſch- und Federmeſſer, Gabeln mit hölzernen und hornenen Griffen, Scheren, Lichtſcheren und alle polirte Eiſen- und Stahlwaaren 27 C. Gereifte, gravirte, lackirte, damascirte, bemahlte, und mit Gold und Silber eingefaßte Stahlwaaren 1 S. R. 80 C. Porzellain, weiß und farbig, nur landwärts 15 C. Dasſelbe mit Gold und Silber 1 S. R. 20 C. Siegellack 18 C. Tabak in Rollen oder geſchnitten aller Art 25 C. Cigarro's 75 C. Holländiſcher Schnupftabak 6 C. Schildpatt unverarbeitet 35 C. Verarbeitet 4 S. R. Seide, gefärbte, gedrehte und ungedrehte 10 C. Filzhüte 7 S. R. 20 C. Pergament 60 C. Uneingefaßtes, rohes Elfenbein 90 C. Kugeln, Schrott, Tabaksbley 4 C. Hornarbeit jeder Art 45 C. Silber, verarbeitetes, Poſamentier-Arbeit mit einbegriffen 6 S. R.

Pr. Pud. Gefärbte und weiße Twiſte 2 S. R 50 C. Schwämme 1 S. R. Holz zu Möbeln aller Art 15 C. Reis 15 C. Kalk 5 C. Cacao, Gummi Guttä, Zinnober, Hopfen 1 S. R. 25 C. Gyps, roher 8 C. Feuerſteine und Ingwer 20 C. Nelken, Cardamomen, Canel, Zimmetblüthe, Muscatnüſſe

8 S. R. 75 C. Piement, Elfenbein in Stücken, Vitriolöhl, Sago 1 S. R. 50 C. Muscatblüthe 15 S. R. Korkholz 6 C. Kaffeh, venetianiſche Seife, gefärbtes und ungefärbtes Wollengarn 2 S. R. Bleyweiß, Mennig, Alaun, ſchwarzer Vitriol, Sach. Sat., Schellack, rohe, in Europa nicht umgekochte Zucker, letztere (zu Lande 60 Cop.) zur See 75 C. Indigo 2 S. R. 50 C. Quercitron, Orlean, Saflor, Baumöhl in Fäſſern und Gläſern 50 C. Salmiak 50 C. Cochenille 7 S. R. 50 C. Krapp, Galläpfel 30 C. Venet. Grünſpan, Schießpulver 10 S. R. Franz. Grünſpan, Raffinaden, Melis, Lumpen in Broten, Stücken und geſtoßen, Zucker zur See 3 S. R. 75 C. (Zu Lande 335 Cop.) Butter 1 S. R. 80 C. Zinn in Stangen, Roſinen und Corinthen 25 C. Scheidewaſſer und Vitriolſpiritus 2 S. R. 15 C. Fayence, weiß und einfarbig aller Art 1 S. R. 60 C. Dergleichen gedruckt 6½ S. R. Dergleichen mit Gold und Silber und Mahlerey 24 S. R. Käſe aller Art 5 S. R. Rauchtabak in Blättern 1 S. R. Verarbeiteter Marmor 60 C. Kupferdraht 7 S. R. 50 C. Dito Geſchirr 6 S. R.

Pr. Berkowitz. Sandelholz, rothes in Stücken 1 S. R. Dito gelbes blaues, deßgl. 50 C. Alles andere Färbeholz in Stücken 1 S. R. Bley 25 C. Schwefel, gereinigter 2 S. R. Dito roher 50 C. Goldene Sachen aller Art u. Poſamentierarbeit pr. Solotnik 1 S. R. Auſtern und Muſcheln pr. 2 Anker 3 S. R. 75 C. Äpfel und Birnen und dergl. friſche und geſalzene Früchte pr. 2 Anker 1 S. R. 25 C. Arrak, Rum, Schrum und franzöſiſche Branntweine jeder Stärke pr. Anker 9 S. R. Öſterreichiſche und ungariſche Weine pr. Oxhoft 13 S. R. Bier, Porter, Cyder und alle Weine pr. Oxhoft 20 S. R. Wein in Bouteillen pr. Bout. 25 C. Alle Sorten Liqueure pr. Bout. 50 C. Kutſcherpeitſchen pr. Dutzend 1 S. R. 20 C. Peitſchen u. Reitpeitſchen mit Gold u. Silber pr. Dutz. 3 S. R. 60 C. Bleyſtifte in gemeinem Holze pr. Dutz. 7 C. Dito in Cedernholz pr. Dutz. 15 C. Taſchenuhren, goldene pr. Stück. 5 S. R. Dito ſilberne pr. St. 3 S. R. Wallache pr. St. 25 S. R. Vierſitzige Wagen pr. St. 200 S. R. Zweyſitzige dito pr. St. 150 S. R. Kaleſchen pr. St. 100 S. R. Cabrioletts, Schlitten u. dgl. pr. St. 40 S. R. 50 C. Nähnadeln pr. Mille 30 C. Heringe, engliſche und holländ. pr. Tonne von 9 Pud. 1 S. R. 50 C. Dito alle andere pr. Tonne von 9 Pud 40 C. Apfelſinen, friſche Citronen pr. Kiſte von 300 Stück 50 C. Türkiſche Schawls vom Werthe 25 pCt. Gefaßte Perlen vom Werthe 10 pCt.

Bemerkung. Bey der Wieder-Ausfuhr in 18 Monathen nach Aſien wird bey den erlaubten Pelzwerken 120 Cop. pr. Pfund vergütet.

Zollfrey. Lumpen, rohe Baumwolle, Bäume und Gewächſe, Perlen und Brillanten ohne Faſſung, Gemählde und Kupferſtiche ohne Rahmen, Hengſte und Stuten, Steine und Holzkohlen, rohe Seide, rohe Felle aller Art, alle mathematiſche, phyſikaliſche, aſtronomiſche (aſtronomiſche Uhren nicht ausgenommen), optiſche, chirurgiſche, hydrauliſche, deßgleichen alle Maſchinen und Modelle, zum Ackerbau, zu Wiſſenſchaften und Künſte dienende Inſtrumente.

Einzuführen verbothene Waaren. Meerkatzen, genähte und getragene Pelzſchlafröcke, getragene Kleider, Wäſche und Schuhbekleidung (mit Paſſagiren macht es eine Ausnahme), verſchiedene Scheidemünzen, Porter in Bouteillen (Porter nur landwärts erlaubt), ruſſiſche Banco-Noten.

Zoll ruſſiſcher Producte. Hanf pr. Berkowitz 1 Silber Rubel. Hede 32 Cop. Flachs 1 S. R. 50 C. Hede 50 C. Talg 2 S. R. Pottaſche 75 C. Kupfer 13 C. Tauwerk 13 C. Eiſen in Stangen pr. Pud 1 C. gemiſcht ½ C. Hanf und Leinöhl 6 C. Thran 8 C. Hauſenblaſen, Aſtrach. 1 S. R. 50 C. Dito Samojed. 50 C. Juchten 25 C. Sohlleder 15 C. Pferde-Mähnen 7½ C. Dito Schweiſe 25 C. Schweinsborſten 13 C. Seife 4 C. Talglichter 5 C. Tabak 1 C. Wachs 40 C. Dito Lichter, zollfrey. Leinſamen pr. Tſchetwert 25 C. Weitzen 15 C. Roggen 11 C. Segeltuch pr. Stück 30 C. Raventuch 15 C. Flämiſch Leinen 20 C. Glatte Leinewand und Servietten, zollfrey. Haſenfelle, zu Lande pr. Pud 10 C. Dito zur See 1 S. R. Ochſenhäute 33 C.

Obiger, auch für Pohlen geltender Tarif trat vom 1. Januar 1820 in Kraft; die Dauer desſelben iſt nicht beſtimmt. — Von preußiſchen Fabricaten ſind verſchiedene unter Begünſtigung des Zolls einzuführen erlaubt, aber zu weitläufig, um hier ſpecificirt zu werden. — Obiger Zoll, von fremden als auch von ruſſiſchen Producten iſt in Silber Rubel zu verſtehen, welcher für gegenwärtiges Jahr zu 360 Cop. in Banco-Noten reducirt und bezahlt wird.

Wie es für die Folge mit Einrichtung der Connoſſemente über Einfuhr-Waaren gehalten werden ſoll, darüber erwartet man in Kurzem eine Bekanntmachung von Seiten des Zoll-Amtes, doch wird bereits im Voraus verſichert, daß ſelbige bey weitem weniger ſchwierig als ſeither, ſeyn wird.

Kurzgefaßte Handelsnachrichten.

Nachrichten aus London vom 29. Januar theilen die Berichte eines öffentlichen Verkaufs in Kaffeh mit, wonach die Jamaica-Sorten wenig ihren alten Stand geändert haben; gut ordinaire verkauft man zu 128 Schilling, mittel zu 135, fein und mittelordinaire Dominique zu 137, mittel zu 138, Demerari und Berbice waren nominelle, mittel wurde bezahlt mit 140, und gutmittel zu 150. Der Vorrath in London iſt überhaupt geringer als alle frühern Jahre ſeit 1815, und betrug am Schluſſe des vorigen Jahres nur 4045 Oxhoft, dagegen in den Niederlagen Ende 1818, 7776 Oxhoft, 1817, 13,185, 1816, 17,668, und 1815, 27,685 angehäuft waren.

Zucker, die Geſchäfte in Moscowaaden waren ziemlich lebhaft, und die Preiſe ungefähr um einen Schilling höher, jedoch waren die beſſern Sorten weniger zu haben, und daher der Aufſchlag größer, auch die Frage nach raffinirtem Zucker war ziemlich beträchtlich, und auch die fremden waren angenehm. Überhaupt ſcheint dieſer Artikel vermöge der Conſumtion und der zu erwartenden Ausfuhr noch höher im Preiſe zu gehen, aber in keinem Falle dürfte er für's Erſte einer Erniedrigung unterliegen. Die Frage nach Rum, welche zum Theil aufgehört hatte, hat ſich wieder erneuert, und hauptſächlich die beſſern Jamaica ſind beträchtlich geſtiegen, auch die weſtindiſchen fanden Abnahme.

Die oſtindiſche Compagnie wird am 11. Februar 3487 Säcke Reis verkaufen laſſen.

Induſtrie-Beylage
zum
Converſationblatt.

XI.

(Wien, den 22. Februar.)

Inländiſche Induſtrie.

Das k. k. Fabriks-Producten-Cabinet am polytechniſchen Inſtitute, deſſen Säle jeden Sonnabend dem Publicum offen ſteht, gewinnt zuſehends an Ausdehnung, und mancher Gewerbtreibende dürfte durch deſſen Anſchauung einen weſentlichen Vortheil ziehen, welcher noch dadurch vermehrt wird, daß neben den Productionen des Inlandes, die vorzüglichſten Erzeugniſſe des Auslandes zur Nacheiferung aufgeſtellt ſind. — Durch die allerhöchſte Gnade Sr. Maj. des Kaiſers, iſt dieſes Cabinet durch ein Sortiment Solinger-, Degen- und Säbelklingen, mit einem Muſterbuche von Nähnadeln, welches Höchſtdemſelben zu Aachen überreicht worden iſt, und mit franzöſiſchen Seidenſtoffen; durch die des Erzherzogs Johann kaiſerl. Hoheit, mit einem Sortimente oſtindiſcher und chineſiſcher roher Seide, welche von Höchſtihnen ſelbſt auf Reiſen geſammelt worden, ferner durch mehrere Geſchenke von angeſehenen Privaten zu dem oben erwähnten Zwecke bereichert worden.

Die in Paris erfundene Spielerey, unter den Nahmen Polymorphoskop, iſt auch hier durch die immer ſich erneuernde Thätigkeit des Kunſthändlers, Herrn L. F. Müller, nationaliſirt worden. — Man kann vermöge derſelben ſein eigenes Geſicht in zwölf verſchiedenen Trachten erblicken, und beurtheilen, welche am beſten zum Geſichte ſteht; aber leider ſteht faſt keine gut. ein widrig ängſtlich Gefühl ergreift, wenn man ſein Geſicht eben nicht geſchmeichelt, durch die ſich etwas verlängernde Form, geiſterähnlich aus dem überladenen Coſtüme hervorblicken ſieht. — Man hätte die Anordnung wohl anders gewünſcht. Die Zeichnung müßte hierzu durchaus weniger überladen, der Grund viel dunkler gehalten, und die Illuminirung viel fleißiger ſeyn; hauptſächlich aber müßten die ſcharfen Umriſſe, welche die Umgebung des Geſichts vom Spiegel trennen, ſo ſchattirt ſeyn, daß die Täuſchung glücklicher als jetzt. Statt fände —

Der Mechaniker, **Michael Wunſch**, am Neubau in der Hauptſtraße, Nr. 198 in Wien, beſchreibt einen von ihm erfundenen, in jeder Beziehung ſehr vortheilhaften Blaſebalg, welchen er bloß von Holz ohne Leder anfertigt, und mit dem beſten Erfolge erpropt hat, folgender Maßen:

Dieſe Blaſebälge, die bey größeren Werken durch Waſſer in Bewegung geſetzt werden können, ſind ihrer inneren und äußeren Bauart nach ganz von Holz, und unterliegen, da ſie mit gar nichts Gebrechlichem verbunden ſind, in einem Zeitraume von vielen Jahren nicht der mindeſten Reparatur. Sie verurſachen keinen Stoßwind, und ſie beſitzen die beſondere Eigenſchaft, daß ihnen weder die atmoſphäriſche noch die gepreßte innerliche Luft einen Nachtheil zufügen kann; ſie können durch keine Unvorſichtigkeit verbrannt werden, weil nebſt der inneren aus Holz beſtehenden Einrichtung an demſelben ein Ventil angebracht iſt, das ſich mit dem Aufhören des Luftſtromes ſogleich ſchließt, und folglich das Eindringen der äußeren Luft oder einer brennenden Kohle ganz und gar unmöglich macht. Die ferneren vorzüglichen und ſehr empfehlenden Eigenſchaften dieſer Blaſebälge ſind, daß ſie nur einen ſehr unbedeutenden Raum einnehmen; denn ihre Geſtalt iſt quadratförmig und kaſtenartig, ſie ſind 5, 6 oder auch 7 Schuh hoch, und nehmen ihrer äußeren Fläche nach einen Umfang von höchſtens 2 Quadratſchuh ein. Bey ihnen läßt ſich der Luftſtoß beſtimmen, das iſt, das Ausſtrömen der Luft kann in dem Zeitraume von einer Secunde nach Erforderniß entweder vermehrt oder vermindert werden, ohne daß man eben nothwendig hätte, ſich einen Augenblick vom Feuer zu entfernen, und ohne daß auch bey einer minderen Arbeit dem Windſtrome durch Kohlen müßte widerſtanden werden, die auf dieſe, bis jetzt üblich geweſene und ganz verkehrte Art nur zwecklos verbrennen. Ihre Bauart iſt ſehr einfach, geſchmackvoll und meubelartig, ſie laſſen ſich daher dort, wo in der Werkſtätte wenig Raum vorhanden iſt, ohne daß ein Übelſtand zu beſorgen wäre, in jedes Zimmer oder in jedes Gemach anbringen; wobey zugleich bemerket wird, daß ihr Standort ſehr gleichgültig iſt, daß ſie in jeder Ecke des Zimmers Platz finden, und daß der Windſtrahl nach jeder beliebigen Richtung durch ein kupfernes Communicationsrohr zum Feuer geleitet werden könne. Die nothwendige Bewegung wird in ſolchen Fällen vermittelſt einer Welle mit 2 Hebeln durch die Mauer veranlaßt, und es iſt keinerdings zu beſorgen, daß hierdurch ein Luftzug in der Wohnung gebraucht würde. Die Maſchine ſelbſt braucht zu ihrer Bewegung keine Vorrichtung, ſondern der Hebel, der auf der Ventilſtange hängt, iſt in der Art auf dem Blaſebalg befeſtiget, daß der Hebel gerade nach der Fläche der Mauer zu ſtehen kommt, übrigens wird ihre Bewegung gleich ſo, wie jene der gewöhnlichen ledernen Blasbälge durch das Treten ſowohl, als auch vermittelſt eines Zuges mit den Händen, jedoch nur mit dem einzigen Unterſchiede veranlaßt, daß die Methode hierzu bey der erſteren viel leichter und einfacher, als bey den letzteren iſt.

Wir haben den von Herren Wunſch angefertigten Blaſebalg in Augenſchein genommen, und finden denſelben der Beſchreibung völlig angemeſſen; bemerken, daß er uns ſehr dauerhaft gearbeitet ſcheint, ſich mit großer Leichtigkeit bewegen läßt, gefällig im Äußern iſt, und mancherley Vorzüge vor den bekannten hat; hauptſächlich iſt der Umſtand, daß er in der Entfernung angebracht werden kann, von Wichtigkeit, und wir dürfen denſelben hierdurch nachdrücklich empfehlen.

Ausländiſche Induſtrie.

In der am Ende December des vorigen Jahres in München Statt gefundenen Ausſtellung von Gegenſtänden der vaterländiſchen Kunſt und Induſtrie zogen die Kunſtwerke, welche aus den mechaniſchen Werkſtätten der Reichenbach, Liebherr und Frauenhofen hervorgegangen, die vorzügliche Aufmerkſamkeit der Kenner auf ſich, hauptſächlich zollte man dem Liebherrſchen Pantographen, ein Inſtrument, welches beſonders ſinnreich eingerichtet iſt, um die genaueſte Reduction gegebener Flächen nach einem beliebigen Maßſtabe zu bewirken, vollen Beyfall. Der engliſche Platier-Fabrikant, Stoßberg, welcher ſich dort niedergelaſſen, hatte ſehr ſchön gearbeitete Schwerter, Degen, Verzierungen zu eleganten Pferdegeſchirren ꝛc. aufgeſtellt, von den Silberarbeitern Mayerhofer und Sayler waren mehrere Stücke Theemaſchienen, Leuchter, Salzgefäße ꝛc., zu ſehen. Die Arbeit und Politur iſt ſehr ſchön, und auch die Form größtentheils glücklich gewählt. Der Stückgießer, Herr Neußer, aus Augsburg, lieferte gewalzten Meſſing, Tombak, Zinn und Bley in verſchiedenen Sorten. Aus Nürnberg waren Producte der Lyoner-Fabrik, aus Nördlingen ſchöne Teppiche, von Bauer in Augsburg lackirtes Leder, von der von Litzſchneideriſchen Fabrik und dem Strafarbeitshauſe ſehr feine Tücher zu ſehen. München, Augsburg und Kreußen hatten vorzüglich ſchöne Gewebe von Leinen, Baumwollen und Seide, ſo wie Maſchinen-Geſpinnſte in Baumwollen geliefert, und eben ſo auch die Fabrik Fröhlich und Worlich in Augsburg äußerſt zierliche Drucke von den lebhafteſten Farben.

Techniſche Notizen.

Wohlfeile Art Bäder zu wärmen: In Paris dampft man in St. Ludwigs Hoſpital, die bey dem Waſchen abfallende Laugen in Retorten ein, erwärmt mit den Dampfen die Bäder, alsdann dampft man die Lauge vollends in flachen Gefäßen zum Trocknen, und brennt den Rückſtand zur Pottaſche. Eben ſo könnte man mit den Dämpfen des Branntweins Bäder erwärmen, und eine Branntweinbrennerey und eine Badanſtalt nützlich verbinden.

Der Kanzley-Procurator Meſter aus Osnabrück erbiethet ſich für den Pränumerations-Preis von zwey Friedrichsd'or ein Panydrometer, welcher das ſpecifiſche Gewicht aller Flüſſigkeiten vom 0,700 bis 1000 in einzelen Tauſendtheilen, und von 1000 bis 2000 in zwey Tauſendtheilen — das Gewicht des reinen Waſſers zu 1000 geſetzt — unfehlbar angibt, zu verfertigen, welches die Stärke und Schwäche der Langen-Biere, Weineſſige ꝛc., von 1000 bis 1050 in einzelen Tauſendtheilen, ferner den Gehalt der Soolen am trockenen Salze nach Lambert, und bey den ſpirituöſen Flüſſigkeiten die Anzahl der Gewichtstheile reinen Geiſtes nach Hunderttheilen genau anzeigt, und mit einem Reaumur'ſchen Queckſilberthermometer verbunden iſt. Derſelbe führet noch mehr Vortheile, welche dieſes Inſtrument vor den vorhandenen beſitzen ſoll, an.

Die Hanfbereitung aus dem Baſte der Roſenpappel (Malve Alcea L.) ſoll nun in Frankreich im Großen verſucht werden. Dieſe Pflanze ſtammt aus dem Morgenlande, dauert aber bey uns im Freyen gut aus Die Blumenblätter enthalten viel Schleim, und werden in den Apotheken zu Gurgelwaſſer verwandt.

Kurzgefaßte Handels-Nachrichten.

Ein Jahresbericht von Hamburg theilt unſere früher in dieſem Blatte geäußerte Anſichten über den Handel im Allgemeinen, und gibt der früher

Statt gefundenen Wechſel-Reiterey beſonders an dem Sinken des Handels Schuld; doch hofft man, daß, da die Waaren-Preiſe in dieſem Augenblick faſt nicht mehr fallen können, darauf gewonnen werden muß, und da die Häuſer, welche auf Papier ſpeculirten, und vom Creditweſen ihr Anſehen liehen, gefallen, und daher ungeheure Maſſen imaginären Geldes vertilgt ſind, man auch ohne Ausſicht auf Krieg ſich beſſere Zeiten verſprechen dürfe. Doch ſehen die Hamburger ſelbſt ein, daß ſie nie wieder zu dem ehemahligen Glanze und zum Beſitz des Hauptſtapel-Platzes gelangen werden, weil jetzt alle Nationen direct handeln, und hauptſächlich werden die Engländer und Amerikaner, welche jetzt nach allen Ländern ſchiffen, und dieſe mit ihren Erzeugniſſen verſehen, einmahl über die Vortheile aufgeklärt, die ein ſolcher Handel gewährt, ihn nicht ſo leicht wieder aus den Händen laſſen. —

Man berichtet aus London, daß einer der erſten Kaufleute der City, der beſonders wegen ſeiner Kenntniſſe der Wechſelgeſchäfte mit dem feſten Lande bekannt iſt, ſeit dem Augenblicke, wo ſich Mangel an barem Gelde verſpüren ließ, zu Operationen, um dieſem abzuhelfen, gebraucht worden. — Er erhielt den Auftrag, ſo viel edle Metalle vom Continent kommen zu laſſen, daß der Ausfall *gedeckt* werden könnte; dieſen hat er ſchnell und auf vortheilhafte Bedingungen ausgeführt, indem durch ſeine Fürſorge an ½ Millionen Pfund St. Werth an Silberſtangen angekommen ſind. Die erfahrenſten Geſchäftsmänner haben ſich wundern müſſen, daß dieſe Unterhandlung ſo vollſtändig, und faſt ohne unſern Wechſelcurs zu afficiren, geglückt iſt. Die gute Wirkung iſt ſofort merklich geweſen, und das Geld iſt überflüſſiger als je.

Ein Handelsbrief aus Marſeille bemerkt, daß die Geſchäfte daſelbſt etwas beſſer gehen, welches zum Theil den ſtärkeren Speculationen auf Öhl, die freylich nach den überreichen Ernten nur als imaginäre Geſchäfte betrachtet werden können, zuzuſchreiben iſt. Doch haben auch die eingelaufenen Beſtellungen der Seifenfabriken das ihrige beygetragen, dieſen Artikel zu heben. — Das Verboth der Einführung von ausländiſchem Getreide hat ebenfalls vortheilhaft gewirkt, und da man bey den großen Waarenvorräthen aller Art, und den zu niedrigen Preiſen, mit der Einfuhr nachgelaſſen hatte, ſo hat der Verbrauch dieſe auch ſchon wieder gehoben, und man ſieht im Allgemeinen einer beſſern Zeit entgegen. —

Zu Leeds in Schottland iſt ein Ausſchuß ernannt, und es ſind Maßregeln genommen, um der ſtärkſten Beyſpiele zum Nachtheile des Einfuhrzolles auf Wolle zuſammen, um dem Parlamente gleich bey deſſen Wiederzuſammenkunft eine bündige Vorſtellung gegen denſelben zu überreichen.

In Bordeaux wurden am 27. und 28. Januar folgende Preiſe gemacht, für Zucker Martinique gut ordinaire 65 Fr., beſſere Sorten 70 Fr. und Guadeloupe 73 bis 76, und Bourbon mit 80 bis 83 Fr. die 50 Kilogramms Pflaumen wurden mit 19 bis 20 Fr. bezahlt, Kaffeh wurde Domingo mit 1 Fr. 92 Cent. bis 1 Fr. 98 Cent., Bourbonne mit 2 Fr. 2 Cent. und Guadeloupe mit 2 Fr. 15 C., Pfeffer mit 1 Fr. 45 C., Nelken mit 5 Fr. 90 C., Maragnan 1 Fr. 52 C., und Carraquas mit 1 Fr. 89 C. die 5 Hectogrammes bezahlt.

Gedruckt bey A. Strauß.

Induſtrie-Beylage

zum

Converſationblatt.

XII.

(Wien, den 30. März.)

Inland.

Am 25ſten Februar d. J. ward in Niederöſterreich auf der dem Grafen Joſeph Seilern gehörigen Herrſchaft Litſchau eine neue Glasfabrik eröffnet. In der dießfälligen Ankündigung wird geſagt: daß dieſe ſogenannte Joſephsthaler-Glasfabrik des Joſeph Kreidl, etwas Einziges in ihrer Lage und Bauart darbiethet, und keine ihres Gleichen in den k. k. Staaten zählt. Referent, der in den Jahren 1806 und 7 unſere trefflichen Glasfabriken in Böhmen und hierunter die Glasfabrik Bonaventura auf der Herrſchaft Grazen geſehen hat, behält ſich bevor, wenn ihm in dieſem Frühjahre Gelegenheit wird, Kreidl's Glasfabrik zu ſehen, Obiges: »keine ihres Gleichen« hier nochmals in Anregung zu bringen.

—*

Zu Dogath, bey Steinamanger beſteht eine Weingeiſtfabrik, worin die Deſtillation durch erhitzte Waſſerdämpfe bewirket wird. Von einer der drey Blaſen wird in einer Minute eine hierländiſche Halbe, folglich in einer Stunde 60 Halbe Weingeiſt erzeugt. Den dießfälligen Dampfapparat hat der hieſige geſchickte Mechaniker Lux verfertiget. —*

Der hieſige Glaſer und Glashändler Lobbichler, biethet gebogene Glasarbeiten zum Kaufe aus, die jeder Forderung, welche die Billigkeit an derlei Erzeugniſſe machen kann, vollkommen entſprechen. Seine Tafeln zu rund gebauten Erkerfenſtern, die gebogenen Tafeln zu Waaren-Auslegkäſten, die Tropfſchalen zu Aſtral-Lampen, ſo wie ſeine Uhrkäſten mit vergoldeter Einfaſſung, verdienen die vorzüglichſte Erwähnung.

—*

Ausland.

Rochon's künſtliche Hornlaternen, deren Anwendung in den franzöſiſchen Zeughäuſern allgemein eingeführt iſt, übertreffen in Hinſicht der Durchſichtigkeit ihrer Platten, des klaren Lichts, das ſie durchſcheinen laſſen und ihrer Unzerbrechlichkeit wegen, weit jene von wirklichem Horn, ohne daß ſelbe im Preiſe bedeutend höher als letztere zu ſtehen kommen. Die Art wie dieſe Hornmaſſe erzeugt wird, iſt folgende: Man ſucht durch Abkochunvon Fiſchhäutchen auf die gewöhnliche Weiſe Fiſchleim zu gewinnen, in dieſe Leimmaſſe wird das von feinem Meſſingdrath verfertigte Laternnetz, bis zur gehörigen Plattendicke eingetaucht und nach bewirkter Trocknung mit Firniß überzogen. —*

Hr. Schlichtegroll berechnet in ſeinem neueſten Werke: »Ueber den Nutzen der breitfelgigen Räder, München 1819,« die Breiten der Radfelgen im Verhältniß zu den verſchiedenen Ladungen, in der Vorausſetzung daß die Intenſität des Druckes auf jeden Zoll der Straßenfläche durchaus 320 Pfund beträgt, dergeſtalt: daß die geringſte Felgenbreite für ein zweiſpänniges, mit dem Gewicht des Wagens 32 Centner ſchweres, Fuhrwerk 2 1/2 Zoll, und die größte Breite für einen mit 12 Pferden beſpannten, 192 Centner ſchweren, Laſtwagen 15 Zoll wäre. —*

In Bayern hat man folgendes Feuerlöſchmittel von Seiten der Regierung anempfohlen. Man wirft gut geſiebte Holzaſche, vorzüglich von harten Hölzern, in das kalte oder warme Waſſer der Feuerſpritzen, das dann in die Brandſtätte geleitet oder geſpritzt wird. So wie der entſtandene Laugenſtrom ſich nun auf die brennenden Gegenſtände ergießt, bildet er eine Kruſte auf derſelben, und macht ſie dadurch unfähig weiter fortzubrennen. —*

Oeffentliche Blätter bringen neuerdings die elaſtiſchen Räder in Anregung, auf die ein deutſcher Wagenbauer, in London, ein Patent erhielt. Da die Speichen von Stahl und ſtark gefirnißtem Leder ſind, ſo ſchwebt die Nabe gleichſam mitten im Rade, und die ſonſt gewöhnlichen Stöße des Rades können für den Fahrenden nicht fühlbar ſeyn. Hat man hier ſchon dieſe Erfindung in Anwendung gebracht? Ich glaube nein. —*

Ein Herr Giroux kündigt in auswärtigen Blättern Oblaten an, die durchſichtig wie Glas ſeyn ſollen und von allen Farben zu haben ſind. Mit ihnen geſiegelte Briefe können ohne Verletzung des Siegels nicht geöffnet werden. Derlei Oblaten ſind ſehr leicht zu erzeugen; und man muß ſich wundern daß unſere Oblaten-Fabrikanten nicht ſchon lange derlei zum Kaufe ausgebothen haben, da das ganze Geheimniß bloß in dem Maſſazuſatz: nähmlich in aufgelöſter Hauſenblaſe beſteht. — *

In Paris ſind 36 chemiſche Fabriken. Römiſcher Alaun wird jetzt häufig in Frankreich gemacht, eben ſo Soda aus Kochſalz. Die Spiegelfabrikanten von St. Gobain und St. Quixin verarbeiten nur ſolche künſtliche, die Bijouteriefabriken verarbeiten alle Metalle; die Stahlwaaren fangen an, ſich mit den engliſchen in eine Linie zu ſtellen, ſeit Hr. Schey das Mittel gefunden hat, den Stahl ſehr weich und dehnbar zu machen; Paris zählt viele Fabriken der Art, wovon einige ſich bloß mit Verfertigung von Ehrenzeichen beſchäftigen. Ein Pfund Eiſen, das roh nur wenig Werth hat, kann in Stahl und dann zu Uhrfedern verarbeitet mehr als 40000 Franken Werth erhalten. — Schuhmacher ſind jetzt zu

Paris 31000. Sie machen täglich 28125 jährlich 8,437,500 Paar Schuhe, wovon die Hälfte Frauenzimmer-Schuhe ſind. Ein Drittheil davon geht in die Departements und in das Ausland. — Früher ſandten die Engländer Strohhüte nach Frankreich, und verkauften zu 6 Franken, was ihnen in Italien roh 2 1/2 Fr. koſtete; 1784 führte ein Franzoſe das Verfahren in Paris ein, jetzt ſind viele Fabriken vorhanden, und es wird davon nichts mehr von England eingeführt. Unter den 40 Fabriken ſind nachſtehende wahrſcheinlich deutſche: Berger, Durſt, Haſaneder, Schönenberger und Wild. — Muſicaliſche Inſtrumente, beſonders Pianoforte, machen am beſten deutſche. Sie ſind Beck, Beckers, Beatheim, Breßler, Freudenthaler, Gruß, Kindermann, Krening, Kopp, Klein, Lemmeh, Meysenberg, Neuhaus, Petzold, Pfeiffer, Schöne. — Fleiſcher zählt Paris 400, davon zahlen 113 erſter Claſſe 3000 Fr. Caution, 187 zweyter Claſſe 2000, und 100 dritter Klaſſe 1600 Fr. — Im Jahr 1818 verzehrte Paris 73870 Ochſen, 9064 Kühe, 77767 Kälber, 236,616 Schafe, 62,246 Schweine. — Bäder hat Paris gegen 30 öffentliche, worunter 2 Dampfbäder. — Bewegliche Abtrittsgruben haben erſt ſeit Kurzem Donat und Comp. in Paris eingeführt. ꝛc. ꝛc. Der vom Berge Ilhet in den Pyrenäen herabgebrachte Marmor iſt mit jenem von Carrara, in Turin, verglichen worden, und das Reſultat war ſehr günſtig für den franzöſiſchen. Man ſpricht von einer Niederlage dieſes inländiſchen Marmors, die einige Kapitaliſten zu Paris errichten wollen. Nach der Ausſage eines Reiſenden ſoll ſich auch in der Gegend von Moulins, nicht weit vom Allierfluße Marmor finden. — In Paris iſt unter öffentlicher Autorität ein Lagerhaus und eine Waſch-Anſtalt für Wolle vergerichtet, und mit einem Woll-Markt in Verbindung gebracht. Jeder kann hier mit ſehr geringen Koſten ſeine Wolle waſchen, und magaziniren, oder auch magaziniren und dann, bis zu ihrem anſtändigen Verkauf, wozu die Anſtalt die größten Bequemlichkeiten anbiethet, liegen laſſen.

Franzöſiſche Chemiker haben noch eine Erfindung gemacht, die Platina dem Hammer und dem Stämpel unterwürfig zu machen. Ein Beweis, daß ſich Alles bezwingen läßt. W. A. G—s.

Verſuch Queckſilber zu fixiren.

Man hat es ſich viele Mühe und Geld koſten laſſen, das Queckſilber zu fixiren und zur Bearbeitung geſchmeidig zu machen. Vielleicht kann folgender Verſuch zum vollſtändigen Endzweck führen: Eine zureichende Menge Bley ward am Feuer flüſſig gemacht, und, nachdem es ſo erkühlet war, daß man mittelſt eines eigens hiezu verfertigten, am Ende runden, Holzes eine Höhlung in der Mitte machen konnte, ſchüttete man etwas, vorher beſtmöglich gereinigtes, Queckſilber in dieſelbe, und ließ das Queckſilber ſo lange darin, bis das Bley gänzlich erkaltet war, und ſeine vormalige Härte erhalten hatte. Das Queckſilber nahm man ſodann heraus; das Bley ward wieder flüſſig gemacht, und ſo, wie zum erſtenmale, mit der Arbeit fortgefahren. Die Behandlung wurde neunmal wiederholt, und das Queckſilber ließ ſich endlich zu einer, wie ein mittelmäßiges Zinnteller großen, runden Platte mit einem hölzernen Hammer breit ſchlagen. Auch nahm das Queckſilber mit Zuſetzung einiger Flüſſigkeiten, theils aus dem Pflanzenreiche, theils anderer von allem Erz gereinigter Mineralien, durch und durch einige Farben an, worunter ſich die *gelbe* vorzüglich ſchön, wie geſchlagenes Gold, auszeichnete.

v. Gröſſing.

Anfrage.

Die Erfindung des Schieß-Pulvers, der Flinten und Canonen ꝛc. hat in der Art und Weiſe, Kriege zu führen, weſentliche Veränderungen hervorgebracht. — Neue Erfindungen oder Verbeſſerungen der alten ſind darum *wichtige, folgenreiche* Erſcheinungen. — Im Converſ. Bl. 1819 Nro. 7 Seite 82 heißt es: »Der geſchickte Büchſenmacher *Diamanti* zu *Rom* iſt darauf verfallen, Canonen *vorzuſchlagen*, welche man am *hintern* Theile laden kann. Sein *Modell* wird zu *Rom* zur Schau ausgeſtellt, nachdem es bereits den Beifall der Sachverſtändigen erhalten hatte.« Früher, ſchon vor einigen Jahren, hat Herr *Hartmann*, königl. bairiſcher Rent-Beamter zu *Dillingen*, mit Beyhülfe des Kunſt-Drechslers *Kunſtmann*, an einer *ſolchen* Canone gearbeitet. Da ich während der 4 Studien Jahre, 1811 bis 1815, Profeſſor daſelbſt war, ſagte er unter anderm, daß ſeine Canone *weiter* und *ſicherer* als die gewöhnlichen Canonen treffe, auch viel leichter zu laden ſey. Ob und was er ſeitdem an ihr änderte, ob und wie er ſie noch mehr vervollkommnete, habe ich ſeit fünfthalb Jahren nicht erfahren.

K. J. Stephan, Prof.

Literatur.

Herr Requetenmeiſter Hericart de Thury, in Paris, Secrétaire rapporteur du jury de la Seine, hat einen Bericht dieſer Jury über die zahlreichen Gegenſtände des Kunſtfleißes erſcheinen laſſen, die aus dem Seine-Departement bey der letzten allgemeinen Ausſtellung im Louvre ſich befanden. (Rapport du jury d'admission des produits de l'industrie du département de la Seine à l'exposition du Louvre). Dieſer ausführliche und beſonders in ſtatiſtiſcher Hinſicht wichtige Bericht, ſtellt ein erfreuliches Gemählde der merkwürdigen Fortſchritte auf, die in den letzten zwanzig Jahren der Kunſtfleiß in *Frankreich* gemacht hat, wobey freilich zu bedauern iſt, daß, unter den gegenwärtigen Umſtänden, dieſes fortdauernde Streben nach Vervollkommnung der Gewerbe nicht Aufmunterung genug findet. Der Beyfall in Worten, ſo ſchmeichelhaft er auch ſeyn mag, reicht nicht hin, den Fabrikanten für ſeine Unternehmungen zu belohnen; er will ſeine Waare auch abſetzen, und dieſer Abſatz fehlt. Jener Bericht füllt einen Octavband von 24 Bogen. — Der Profeſſor der Technologie, *Le Normand*, und der Ingenieur der königlichen Domänen und Wälder, *Moléon*, geben gemeinſchaftlich ſeit Januar d. J. eine Zeitſchrift unter dem Titel: Annales de l'industrie nationale et étrangère, heraus, welcher ein reiches Feld zur Ausbeute offen ſteht, und die, von geſchickten Händen geleitet, auf allgemeinen Beyfall rechnen darf. Auch hier wird eine umſtändliche Beſchreibung der letzten Ausſtellungen der Gegenſtände des Kunſtfleißes im Louvre gegeben werden. Jeden Monat erſcheint ein Heft dieſer Zeitſchrift.

Die Redact. ladet alle Freunde der Gemeinnützigkeit ein, ſich dieſes Blattes als eines bereitwilligen Organs zu bedienen. Beſonders wird gewünſcht, daß Kaufleute, Künſtler, Fabrikanten ꝛc. uns mit ihren geeigneten Anſichten, neuen Producten, Erfindungen, Verbeſſerungen ꝛc. bekannt machen. Wir hoffen um ſo eher auf Berückſichtigung, als ſie den eignen Vortheil dieſer Herren betrifft, und wir bey dieſen Beylagen nur das reinſte vaterländiſche Intereſſe vor Augen haben, weßwegen ſie auch unentgeltlich geliefert werden.

Der Redact. u. Verlag des Conv. Bl.

Gedruckt bey J. B. Wallishausser.

Conversationblatt.

Zeitſchrift
für
wiſſenſchaftliche Unterhaltung.

Zweiter Jahrgang.

1820.

Zweiter Band.

Wien.
Im Verlage der Gräffer'ſchen Buchhandlung.

WIENER STADTBIBLIOTHEK

Allgemeine Inhaltsanzeige.

Nr. 39. Der Herzog v. Marlborough, nach Coxe, von Joh. Bapt. Rupprecht. — Literar. Thätigkeit in Italien, von Franz Gräffer. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 40. Herzog von Marlborough ꝛc. (Schluß). — Techniſche Neuigkeiten; von A. Rittig v. Flammenſtern. VII. — Allg. Novelliſtik.

Nr. 41. War Shakſpeare ein Gelehrter? von Martin Span. — Ueber Erkältung und Verwilderung des Alpenklimas. (von Joſ. Freyh. v. Hormayr.) III. — Jokus Wochengabe XIV. — Allg. Novelliſtik.

Nr. 42. Proben aus dem öſterr. Idiotikon des Franz Ziska. — War Shakſpeare ein Gelehrter? (Schluß). — Allg. Nov.

Nr. 43. Neue Münzen, von Abbg. — Die projectirte hölzerne Bogenbrücke zwiſchen Ofen und Peſth, von A. R. v. Flammenſtern. I. — Die Sängerin Dlle. Sommer, von demſelben. — Allg. Novelliſtik.

Nr. 44. Glasmahlerei alter und neuer Zeit ꝛc., von Wilh. Hebenſtreit. — Jokus Wochengabe XV. — Allg. Novelliſtik.

Nr. 45. Glasmahlerei ꝛc. (Schluß) — Anacreon, nach Moore, von Dan. Leßmann. — Allg. Novelliſtik.

Nr. 46. Techn. Neuigkeiten, von A. R. v. Flammenſtern. VIII. — Bemerkungen über Voltaires Zaire ꝛc., von C. A. C. — Allg. Novelliſtik.

Nr. 47. Vergleichſtellung der Pariſer Sparbank zu der öſterr. Sparcaſſe in Wien, von F. X. Gömmel. — Jokus Wochengabe XVI. — Der Entdecker der Totalgrundmatheſis über den in Nr. 35 geäußerten Wunſch von Dr. Joſ. Misley. — Allg. Novelliſtik.

Nr. 48. Die projectirte hölzerne Bogenbrücke ꝛc. II. — Neuigkeiten aus Rußland, von —ch. — Allg. Novelliſtik.

Nr. 49. Was haben wir uns von der jetzigen Kunſtausſtellung zu verſprechen? von Joh. Bapt. Rupprecht. (Mit 1 Kupf.) — Allg. Novelliſtik.

Nr. 50. Die Bell-Lancaſter'ſchen Schulen in Beziehung auf das Schulweſen im öſterr. Kaiſerſtaate, von Leop. Chimani. — Jokus Wochengabe XVII. — Allg. Novell.

Nr. 51. Die Bell-Lancaſter'ſchen Schulen ꝛc. (Fortſ.) — Neue Münze, von Abbg. — Winkelmann's Schatten an die Manen des Plinius, von Gſr. — Pohlniſche Wibeln, von m—l. — Allg. Novelliſtik.

Nr. 52. Die projectirte hölzerne Bogenbrücke ꝛc. III. (Schluß.) — Die Bell-Lancaſter'ſchen Schulen ꝛc. (Schluß.) — Allg. Novelliſtik.

Nr. 53. Die Albaneſerin, dramaturgiſche Critik von Wilh. Hebenſtreit. — Des ritterlichen Jägers Liebeslauſchen, von Fhr. Franz v. Schlechta. — Allg. Novelliſtik.

Nr. 54. Die Albaneſerin. (Schluß.) — Allg. Novelliſtik.

Nr. 55. Von den herrlichen Glasmahlereien zu Königsfeld in der Schweiz, von K. J. Stephan. — Techniſche Neuigkeiten, von A. R. v. Flammenſtern. IX. — Allg. Novelliſtik. — Induſtrie-Beilage Nr. XIII.

Nr. 56. Der Curort Marienbad in Böhmen, in ſeiner neueſten Geſtalt, von Dr. Carl Heidler. (Mit einem Plan.) — Golo's Liebesgeſang von Genovefa, von Fhr. Franz v. Schlechta. — Gaben des Comus. XVIII. — Allg. Novelliſtik.

Nr. 57. Ueber die Privat-Concerte in Wien, von F. A. Kanne. — Allg. Novell.

Nr. 58. Bemerkungen über den Zuſtand der National-Oeconomie in Spanien, von C. Th. Hebler. I. — Proben von Ueberſetzung noch unverdeutſchter latein. Gedichte, von P. A. Budik. — Den koſtbaren Violinen, von J. M. — Allg. Novelliſtik.

Nr. 59. Techn. Neuigkeiten, v. A. R. v. Flammenſtern. X. — Gaben des Comus XIX. — Allg. Novelliſtik.

Nr. 60. Neu aufgefundene römiſche Alterthümer in Sarmatien, v. J. v. K***del. — Von den Hyacinthen, von —m—. — Ueber Dr. Misley's Grundmatheſis ꝛc., von Dr. Fr. Luſchin. — Allg. Novelliſtik.

Nr. 61. Hummels jüngſtes Concert, von —l—. — Ueber Misley's Totalgrundmatheſis ꝛc. (Schluß.) — Allg. Novelliſtik.

Nro. 62. Kunſtnachrichten (von Joſ. Freih. v. Hormayr.) — Allg. Novelliſtik.

Nr. 63. Naturhiſtoriſche Nachrichten, von W. F. v. E. — Gaben des Comus. XXI. — Allg. Novelliſtik.

Nr. 64. Ueber den Schauſpieler und ſeine Kunſt (von F. W. Ziegler.) I. — Abencerra, von Salomon Löwiſohn. — Lectiones variantes von Donau-Eſchingen, von Prof. K. J. Stephan. — Räthſel, von B. Landesmann. — Allg. Novelliſtik.

Nro. 66. Stammbaum des Habsburg-öſterr. Hauſes, von Gſr. — Seither unbekannt gebliebene Gedanken der Frau von Staël, von —m—. — Fauſt, von Frhrn. Fr. v. Schlechta. — Nachrichten aus Galizien, von A. — Allg. Novelliſtik.

Nr. 67. Wiederherſtellung der Mahlerkunſt der Alten, durch Fr. Aug. Walter. — Gaben des Comus XXII. — Allg. Novelliſtik.

Nr. 68. Neuigkeiten aus Ungarn — Die Einſiedelei von Murviedro, von Ferd. Wolf. — Das technologiſche Werk des Hrn. Stephan Edlen v. Keeß, von Gſr. — Allg. Novelliſtik.

Nr. 69. Neues Deckengemählde im fürſtl. Eſterhazyſchen Gartengebäude, von Abbg. — Die Kinder am Brunnen, von Frhrn. Fr. v. Schlechta. — Techn. Neuigkeiten, von A. R. v. Flammenſtern. XI. — Allg. Novelliſtik.

Nr. 70. Ueber den Schauſpieler und ſeine Kunſt. II. — Gaben d. Comus XXIII. — Allg. Novell. — Inh. Beyl. Nr. XIV.

Nr. 71. Spuren verloren geglaubter Stämme Israels in America, von —*. — Ueber den Schauſpieler und ſeine Kunſt. (Fortſ. d. II. Lief.) — Allg. Novelliſtik.

Nr. 72. Spuren verl. geglaubter Stämme Israels in America, von *—. (Schl.) — Ueber den Schauſpieler und ſeine Kunſt. (Schluß der II. Lief.) — Allg. Novelliſtik.

Nr. 73. Calabrien und die Calabreſen, von —m—. — Merkwürdige Briefe des Ali Paſcha von Janina und an ihn, von —m—. — Allg. Novelliſtik.

Nr 74. Calabrien und die Calabreſen, von —m—. (Schluß.) — Mad. Necker de Sauſſure über das Verhältniß der Frau v. Staël und Rocca's. — Allg. Novelliſtik.

Nr 75. Die Erdennacht, dramatiſches Gedicht von Dr. E. Raupach; characteriſ. von B. v. Schlechta — Zur Geſchichte der Johannesabendfeier, von —m—. — Allg. Novelliſtik.

Nr. 76. Ueber Conſtantinopel und das türkiſche Reich., von —m—. I. — Gaben des Comus. XXV. — Allg. Novelliſtik.

Nr. 77. Techn. Neuigkeiten, von A. R. v. Flammenſtern. XII. — Ueber Conſtantinopel und das türkiſche Reich, von —m—. I. (Schluß.) — Allg. Novelliſtik.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

39.

(Wien, Samſtag, den 1. April.)

Der Herzog von Marlborough; characteriſirt von W. Coxe *).

Zum Character des Herzogs von Marlborough geben ſeine Thaten und Briefe die beſten Belege; allein es mag nicht überflüſſig ſcheinen, auch auf jene Gemüthsbeſchaffenheiten, Gewohnheiten und Anlagen aufmerkſam zu machen, die weniger bekannt oder entwickelt wurden.

Als Privatmann beſaß Marlborough alle häuslichen Tugenden in einem ausgezeichneten Grade. Er war ein pflichtgetreuer, gehorſamer Sohn, ein zärtlicher Gatte, ein beſorgter Vater, ein ſtandhafter Freund, ein nachſichtsvoller Vorgeſetzter. Die Mäßigkeit und Geduld, mit der er die wunderlichen Launen, die muthwillige Stimmung ſeiner Herzoginn ertrug, ſind beynahe ohne Beyſpiel, und ſeine Nachſicht verdient um ſo mehr Lob, als wenig Gelegenheiten vorhanden ſind, bey denen ſeine politiſchen Pflichten ſeiner ehelichen Zärtlichkeit nachgeſetzt wurden. Seine Güte gegen ſeine Kinder, in ihrem früheren Alter, bewährt nicht nur ſeine unveränderliche Aufmerkſamkeit auf ihr Wohl, ſondern auch ſeine Freigebigkeit und Sorgfalt für ihre Stablirung in ihren ſpätern Jahren. Von der Dauer und Wärme ſeiner Freundſchaft gäbe es viele Beweiſe, allein kein auffallenderes, als ſeine unwandelbare Verbindung mit Lord Godolphin. Von ſeiner Rechtſchaffenheit und Geſchicklichkeit zugleich überzeugt, ſchenkte er ihm völligen Schutz und gänzliches Vertrauen. Den Beſorgniſſen und Vorurtheilen dieſes eifrigen und rechtſchaffenen, doch oft engbrüſtigen Staatsmannes geſtand er zu, was er der ehelichen Zudringlichkeit verweigerte, und bey manchen Veranlaſſungen unterwarf er ſein eigenes, beſſeres Urtheil den beſchränktern Anſichten und Rathſchlägen ſeines Freundes.

Die Eigenheiten und Vorzüge einer ſo außerordentlichen Seele wurden durch nicht minder ausgezeichnete Annehmlichkeiten ſeiner Art und Perſon in's Licht geſetzt und erhoben. Er war von mehr als mittler Statur, wohlgebaut, und in körperlichen Uebungen gewandt. Seine Haltung war faſt immer gefäl-

---

*) Dieſe Characteriſtik bildet den Schluß des äußerſt intereſſanten Prachtwerks: Memoirs of Marlborough etc. by Will. Coxe; 3 Vol. 4. London 1819. Wir freuen uns, ihn unſern Leſern von derſelben gewandten Feder mittheilen zu können, von der ſich in dem gehaltreichen Archiv für Geographie, Hiſtorie, Staats- und Kriegskunſt, März 1820, ein umſtändlicherer Auszug des Werkes befindet. Zugleich machen wir bekannt, daß hier im Verlage der HH. Schaumburg u. Comp. eheſtens der erſte Band einer vollſtändigen Ueberſetzung dieſer Memoiren (in 6 Bänden) erſcheinen werde. Der Red.

lig, ſeine Züge regelmäßig, jedoch männlich, ſein Auge durchdringend und voll Ausdruck. Selbſt das, was er abſchlug, wurde mit ſo viel Güte und Höflichkeit verweigert, daß ſich ſelbſt der fruchtlos Bittende von ſeinem Benehmen bezaubert fand. Er war in der That ein vollendeter Hofmann, wiewohl die Feinheit ſeiner Sitten mehr Gabe der Natur als der Kunſt genannt werden darf. Sie erſchien als die Wirkung ſeiner inwohnenden Demuth, mit einer Sanftmuth und Annehmlichkeit des Temperaments verbunden, die ſelten zu den Beſtandtheilen eines Helden gehören. Dieſe liebenswürdige Eigenthümlichkeit war nicht nur in ſeinem geſelligen Verkehr ſichtbar: ſie erſcheint in allen ſeinen Briefen, ſie tritt aus allen ſeinen Handlungen hervor. Der Lordkanzler Cowper, der ihn gut kannte, beſchreibt ihn als einen Meiſter in einnehmender Gewandtheit, und Lord Cheſterfield bezieht ſich auf ihn, als ein Modell von Vollkommenheit in der Art zu gefallen *).

In der Ausübung ſeiner moraliſchen und religiöſen Pflichten bewies er ſich gleich regelmäßig und muſterhaft. Seine ihm in früheren Jahren eingeprägten Grundſätze bewahrte er ungeſchwächt, und im Hofe und Felde wie im häuslichen Leben begleitete ihn daſſelbe fromme Vertrauen in den Schutz der allherrſchenden Vorſehung. Er war ein feſter Anhänger des chriſtlichen Bekenntniſſes, und den Lehren der herrſchenden Kirche eifrig ergeben. Daher beſuchte er den Gottesdienſt pünctlich, nahm öfter das Abendmahl, und zeigte ſtets eine eifrige doch ruhige, von Enthuſiasmus wie von Gleichgültigkeit gleich weit entfernte Verehrung.

Obwohl an einem lockern Hofe erzogen, und in ſeiner Jugend durch böſes Beyſpiel verführt, behielt er eine unverletzliche Ehrfurcht für ehelichen Verband. Von der Zeit ſeiner Heirath mit dem Gegenſtande ſeiner Liebe, widerſtand er jeden Verſuchen der Höfe und Feldlager, und unter allen verleumderiſchen, auf ſein Gedächtniß gehäuften Beſchuldigungen, wurde ſeine eheliche Treue doch von der ſchwärzeſten Bosheit ſeiner politiſchen Gegner nie in den leiſeſten Verdacht gezogen. Die Wirkungen dieſer Grundſätze zeigten ſich nicht nur in ſeinem Betragen, ſie dehnten ihren Einfluß auf ſeine Familie und Jedermann aus, der ihm untergeben war. Nie erinnert man ſich, daß er ein unanſtändiges Wort geäußert, oder ein leichtfertiges Beyſpiel gegeben hätte. Er verwies es denen ernſtlich, die es wagten, ſeine Ohren mit loſen Ausdrücken zu beläſtigen, ſowohl als eine perſönliche Beleidigung, als eine Handlung der Unſittlichkeit, wie es Lord Cobham bezeugt, der durch ſo manche Feldzüge unter ihm diente. Er beſchämte den leiſeſten Grad von Unmäßigkeit oder Liederlichkeit, und trachtete, ſeinen Officieren und Soldaten den nämlichen Sinn der Gottesfurcht einzuflößen, von dem er ſelbſt durchdrungen war. Morgens und Abends verrichtete man, in ſeinen aufgeſchlagenen Feldlagern, regelmäßigen Gottesdienſt, und am Sonntage wurde, im Felde ſo wie in Beſatzungen, gepredigt. Vor einer nahen Schlacht ſchritt man, an der Spitze jedes Regiments, zu Gebethen, und die erſte Handlung nach einem Siege war immer ein feierliches Dankfeſt. Durch dieſe Einrichtungen, durch ſein eigenes Beyſpiel unterſtützt, glich ſein Lager ſtets einer ruhigen, wohlregierten Stadt. Fluchen und Schwören wurde ſelten unter ſeinen Officieren gehört; ein Flegel oder Trunkenbold war ein Gegenſtand der Verachtung, und der arme Soldat, ſo oft

---

*) Lord Cowpers Tagebuch, und Lord Cheſterfields Briefe an ſeinen Sohn.

der Auswürfling aus der Hefe der Nationen, wurde, nach einem oder ein paar Feldzügen, behandlungsfähig, geſittet, empfänglich und nett, und erhob ſich, an Weſen und Geiſt, über das Gemeine.

Ein deutlicher Zug im Character des Herzogs von **Marlborough** war ſeine edle Großherzigkeit. Selbſt offen, verſchmähte er den Verdacht gegen Andere, und alle ſeine Handlungen und Briefe ſind voll des ſtolzen Vertrauens, der Eigenſchaft erhabner Seelen. Einem treffenden Belege dieſes Geiſtes begegnen wir in einem Briefe an die Herzoginn, die ihm, bey einer frühern Periode, ihren Verdacht gegen den Herzog von **Shrewsbury** geäußert hatte. Iſt er ein böſer Mann, bemerkt er, ſo ſteht's in ſeiner Macht, eine große Menge Uebles zu thun; allein ich bin geſtimmt, nicht den hundertſten Theil zu glauben, was man von einem Jeden ſagt, ſo, daß ich leicht zu betrügen bin. — Bey keiner Gelegenheit ſehen wir dieß mehr bewieſen, als in ſeinem Betragen gegen **Harley**, in der Halsſtarrigkeit nämlich, mit der er ſich jedem Beweiſe der Verrätherei eines Mannes widerſetzte, den er ſich durch Dankbarkeit verpflichtet zu haben glaubte.

Die menſchliche Natur indeß iſt nicht vollkommen, und wir vermiſſen im Herzoge von **Marlborough** leider eine Tugend, die wir mit dem Character eines großen Mannes gewöhnlich zu verbinden pflegen. Es mangelte ihm an Freigebigkeit, er artete ſelbſt in Kargheit aus. Seinen Endzweck, ſich ein ſolches Vermögen zu ſammeln, daß ſeine Familie an Wohlſtand gleich ausgezeichnet ſey, wie an Ehren, erreichte er, wie Wenige vor und nach ihm. Die Gerechtigkeit erfordert jedoch hinzuzufügen, daß dieſer Grundſatz einer ſtrengen Oeconomie von ſeinen urſprünglichen, dürftigen Mitteln, ſeiner frühen Heirath und zahlreichen Familie herſtammte, daß daher früher durch Nothwendigkeit gebothen wurde, was endlich zur Gewohnheit ausartete. Nicht minder billig iſt es, zu bemerken, daß ſich dieß nur auf ſeinen Privatſtand bezog; denn in ſeinen Darleihen an die Regierung, in ſeinen Bauführungen und Verſchönerungen, in Verhandlungen öffentlicher Natur war Niemand freigebiger. Seine prachtvollen Reſidenzen von **Holywell** und **Marlborough-Houſe**, welches letztere ihm allein 70,000 Pfund Sterling koſtete; ſeine koſtſpieligen Verzierungen von **Windſor-Lodge**, ſo wie die Vollendung vom Schloſſe **Blenheim** beweiſen dieß zur Genüge.

(Schluß folgt.)

* * *

Literariſche Thätigkeit in Italien.

Das vor uns liegende XLIX. (neueſte) Stück der Biblioteca italiana, o sia Giornale di Letteratura, Science ed arti etc. (Milano) [*] liefert eine ſyſtematiſche Ueberſicht deſſen, was im vorigen Jahre in **Italien** in der Literatur, den Wiſſenſchaften und Künſten, geleiſtet worden iſt. — Dieſe Leiſtungen ſind außerordentlich; und man wird zur Bewunderung hingeriſſen, wenn man die energiſche Thätigkeit der italieniſchen Schriftſteller, Buchhändler und Buchdrucker hier in ihren Reſultaten betrachtet.

---

[*] Eines der wohlfeilſten Journale. Der Jahrgang von 12 Stücken, jedes von 10 — 11 Bogen, groß 8., trefflicher Druck, herrliches Papier, koſtet nicht mehr als 12 fl. CM. Der hieſ. Buchhändler Hr. F. Volke (ob. Bäckerſtraße), (welcher bekanntlich einen umfaſſenden italieniſchen Buchhandel etablirt hat, und mit einem ſehr wohl ſortirten Lager der ältern und neueſten Werke **Italiens**, zu den billigſten Preiſen, verſehen), iſt

Sehr viel iſt in Ueberſetzungen deutſcher Werke geſchehen. Engels Mimik iſt von Prof. Raſori, (2 Bde.), Schillers Theater von Pomp. Ferrario, (5 Bde.), Meiners Geſchichte des Verfalls der Wiſſenſchaften von A. Raineri, (2 Bde.), Suckows Phyſik von G. Primo, (4 Bde.) Sömmerings Bau des menſchlichen Körpers von Duca überſetzt worden; von Kreyſigs claſſiſchem Werk über die Krankheiten des Herzens, iſt einſtweilen die Ueberſetzung des erſten Bandes erſchienen.

Nicht ſo fruchtbar konnten die Italiener in Uebertragung unſerer lyriſchen Dichter ſeyn. Bürger wird ihnen ſehr ſchwer; vergebens haben ſie ſich wiederholt an ſeiner Leonore verſucht. Der Verfaſſer dieſer Ueberſicht geſteht (S. 35.) ſelbſt die Schwierigkeiten ein, und weiſet einen verunglückten Nachahmer mit Beſcheidenheit zu Rechte. Wir wollen unſern Leſern hier die betreffende Stelle Preis geben:

Bürger.

Und außen, horch! ging's trap trap trap,
Als wie von Roſſeshufen;
Und klirrend ſtieg ein Reiter ab,
An des Geländers Stufen;
Und horch! und horch! der Pfortenring
Ging leiſe, leiſe, klinglingling!
Dann kamen durch die Pforte
Vernehmlich dieſe Worte.

Ueberſetzung von J. A. *)

Fuor sulla strada udissi allor
Il trotto di un destriero,

oder:

(Quand' ecco il trap trap trap di fuor
(L'udissi di un destriero.
E d' armi e sproni con rumor
Scendere un cavalliero,
E senti senti, pian pianin
Il campanello din din din;
E pe' fessi dell' uscio susurrare
Tai parole s' udir distinte e chiare

Das war indeß nur ein Verſuch; Hr. J. A. hat ſich nicht weiter eingelaſſen, und ſo iſt einſtweilen wenigſtens, Bürger bey den Italienern beſſer daran, als Schiller bey den Franzoſen. Nicht ſo glücklich aber wird bey jenen Lord Byron mit der Eigenthümlichkeit ſeines Geiſtes und ſeiner Sprache wegkommen. Lord Byron non è romantico heißt es in dieſer Ueberſicht; ſeine Romantik wird ſchlechtweg für eine gewiſſe Verworrenheit (disordine) und Zügelloſigkeit (stravaganza) der Erfindung erklärt. Indeß ſind doch mehrere ſeiner Arbeiten überſetzt worden; z. B. der Corſar, und vermuthlich glücklicher, als wir ihn, nach den ſeitherigen Urtheilen zu ſchließen, deutſch beſitzen. An den Childe Harold finden die Italiener viel Geſchmack; der Referent in der Bibliot. ital. ſpricht mit Enthuſiasmus von den drei erſten Geſängen.

Mit beſonderem Antheil muß man wahrnehmen, daß auch mehrere unſerer vaterländiſchen Werke in die italieniſche Sprache übergegangen ſind. Von

---

durch ſeine ausgebreiteten Verbindungen und durch den Umſtand, daß der Unternehmer und Herausgeber dieſes Journals, Hr. Acerbi, ihm den ausſchließlichen Debit für Deutſchland und den ganzen Norden übergeben hat, in den Stand geſetzt, die Biblioteca um dieſen Preis ſelbſt franco hieher zu liefern. Wir können bey dieſer Gelegenheit nicht unterlaſſen, Hrn. B. für die vielen Mittheilungen italieniſcher Werke zur Benutzung für unſre Zeitſchrift, unſeren wärmſten Dank darzubringen.

*) Er iſt nicht ausgeſchrieben.

dem gehaltreichen, echt vaterländiſchen Geiſt athmenden öſterreichiſchen Plutarch des Freih. von Hormayr, iſt zu Brescia, *) von der trefflichen öſterr. Statiſtik des Freih. von Liechtenſtern, durch C. Senoner zu Mailand, von Fügers adeligem Richteramt durch Calderoni (3 Bde.) zu Venedig, eine Ueberſetzung erſchienen. Erfreulich iſt es zu ſehen, daß wir durch dieſe Annäherungen auch in unſerer literariſchen Bedeutſamkeit, unſern italieniſchen Mitbürgern allmählig bekannter werden, ſo wie auf der andern Seite die Bemühungen des hieſ. Buchhändlers, Herrn Volke, die italieniſche Literatur bey uns in Aufnahme zu bringen, allerdings patriotiſche Anerkennung verdienen mögen.

Sehr intereſſant iſt die Anſicht von dem blühenden Zuſtand des Buchhandels, welche in der zweiten Abtheilung dieſer Ueberſicht (S. 161.) gegeben wird. Mailand iſt jetzt das italieniſche Leipzig, das Entrepot aller Städte Italiens. Einen Begriff von dem außerordentlichen Flor der Typographie erhält man, wenn man weiß, daß der Werth der im Jahre 1819 bloß in der Lombardey erzeugten Druckwerke, im Durchſchnitt der Preiſe 5,200,353 Lire beträgt, wie es detaillirt nachgewieſen wird (S. 165.). Von der Schriftgießerei und den Papiermühlen Italiens ſagt der Verfaſſer: Wachsthum und Vortheil ſind durch unſre Verbindung mit Deutſchland beträchtlich geſtiegen. Ungarn liefert Blei und Antimonium um viel billigere Preiſe, und Deutſchland bezieht unſer

---

*) Es wundert uns, daß der Verfaſſer dieſes Artikels nicht angibt, von wem die Ueberſetzung iſt. So viel wir wiſſen, iſt ſie durch die vereinten Bemühungen mehrerer gebildeter Männer, unter denen der penſ. Kriegscommiſſär, Hr. Ferreri, den weſentlichſten Antheil hat, zu Stande gekommen. Bereits iſt das dritte Bändchen unter der Preſſe; die Portraits werden in Umriſſen, lithographiſch, geliefert.

Mit dieſer italieniſchen iſt bekanntlich auch eine böhmiſche, und eine ungariſche Ueberſetzung begonnen worden. Auch dieſen iſt um ſo mehr der beſte Fortgang zu wünſchen, als die in dieſem Nationalwerk ausgeſprochenen Geſinnungen und herausgehobenen Thatſachen, den Herzen der Jugend und überhaupt allen Mitgliedern der großen öſterreichiſchen Völkerfamilie, nie genug eingeprägt werden können. Möchte doch die als vortrefflich anerkannte franzöſiſche Ueberſetzung des hochverdienten Gelehrten, Hrn. Decarre, auch bald lebhafter in den Buchhandel kommen! Gewiß hätten Lehrer und Lehrerinnen der franz. Sprache (wenn auch ſpät genug) bereits die Entdeckung machen können, daß ſich dieſe Lectüre für die etwas reifere Jugend weit mehr eigne, als ſo viele frivole zeit- und geiſtverderbende Erzählungen und Romane, deren unaufhörliche heilloſe Leſerei, zum Schaden echter Bildung, wahrlich unter die ärgſten Gebrechen der Zeit gehört.

Daß der öſterreichiſche Plutarch, rückſichtlich ſeiner vielen (auch von der Frau von Stael in ihrem Werk über Deutſchland gewürdigten) neuen Entdeckungen, urkundlichen Angaben, Berichtigungen ꝛc., übrigens nicht nur als hiſtoriſches Werk ausgezeichnet hervorragt, ſondern nicht minder als die merkwürdigſte Gelegenheitſchrift, als mächtiger Vehikel vaterländiſcher Begeiſterung der Armee, des Volks und der Jugend, gleich des edlen Collin Landwehrliedern ꝛc. ſchon fruchtbar und herrlich mitgewirkt hat, weiß und erkennt Jedermann. Aber auch in einer andern Rückſicht brach dieſes, auf die Maſſe der Nation berechnete Werk, eine neue Bahn, nämlich in der bedeutungvollen Wechſelwirkung der Geſchichte, und der (redenden und bildenden) Kunſt, einer Idee, die man wahrlich nicht zu oft beſprechen, nicht zu oft weiteraus anregen kann.

»Für die ganze Folgezeit fruchtbringend hat der Freiherr von Hormayr die vaterländiſche Geſchichte belebt, und in die Kunſt herüber gerettet, da ſie vorher, obgleich keineswegs arm an gründlichen critiſchen Werken und trefflichen Sammlungen, mehr der Gegenſtand eines mühſamen Privatforſchens, als der begeiſterten Anſchauung der Staatsbürger ſeyn konnte, und ſich faſt überall heut zu Tage, beynahe nur mit Säuberung ihres Stoffs ihrer Bearbeitung beſchäftigt hatte.« Dieſe Worte, von Matth. v. Collin, aus deſſen Aufſatze »Ueber die nationale Weſenheit der Kunſt« (welchem er bald darauf einige verwandte Anſichten in unſerm Blatt, erſter Jahrg. 1. B. Nr. 10. »Ueber das Verhältniß der Kunſt zum Staate« folgen ließ) characteriſiren ſprechend genug die hohe Bedeutung des öſterr. Plutarch.

Toſcolano-Papier *), welches nach dem Englands und Frankreichs das ſchönſte in Europa iſt **).

Noch wollen wir unſern Leſern das hier angeführte Verzeichniß der literariſchen Zeitſchriften Italiens vorlegen: Sicilien: Mercurio Siculo; Neapel: Giornale enciclopedico; Biblioteca analitica; Annali d' agricoltura; Rom: Memorie enciclopediche sulle antichita e belle arti; Giornale arcadico (das Giornale enciclopedico hat mit dem ſechſten Monate aufgehört); Bologna: Opuscoli scientifici, und Opuscoli letterari di Bologna; Giornale della nuova medicina Italiana; Toscana: Giornale del Genio; il Saggiatore; Genua: Correspondance astronomique etc. de Zach; (die angekündigten Annali di viaggi dal S. Bertolotto ſind nicht erſchienen); Turin: Caleidoscopio (hat bereits aufgehört); Nizza: Orfeo italiano (erſt angekündigt); Venedig: Nuovi commentari di medicina e chirurgia; Padua: Giornale dell' Italiana letteratura (ſeit 11 Monaten in Rückſtand); Pavia: Giornale di fisica, chimica e storia naturale; Mailand: Gazetta di Milano; Corriere delle Dame; Annali di Commercio; Raccoglitore; Giornale di medicina universale; l' Ape; Foglio bibliografico und Biblioteca italiana; l'Accatabrighe und il Conciliatore haben aufgehört. — Die meiſten dieſer ziemlich zahlreichen Journale enthalten ſich des Nachdruckens, und finden bey den äußerſt geringen Preiſen bedeutenden Abſatz.

Aus Mangel an Raum haben hier nur wenige Bruchſtücke geliefert werden können; doch mögen dieſe ſchon hinreichen, den Aufſchwung der italieniſchen Literatur ꝛc. zu bezeichnen. Vielleicht gibt ein anderes vaterländiſches Blatt einen umſtändlicheren Auszug aus dieſem merkwürdigen Hefte.

Franz Gräffer.

Allgemeine Novelliſtik.

Der verdienſtvolle Orcheſter-Director Clement gab am 25. März ein Concert im Theater an der Wien, und zeichnete ſich in ſelbem durch große Fertigkeit, reine Intonation, und eine auffallende Annäherung an den neuen, großartigen Styl, aus. Schade, daß er in ſeiner Phantaſie dem Geſchmacke der Menge huldigen zu müſſen vermeinte, und ſelbe mit einem Kunſtſtückchen auf der umgekehrten Saite regalierte. Der Satz des von ihm componirten und geſpielten Rondo iſt ſehr gefällig und brillant. Hr. Clement verdiente heute auch als Virtuoſe die Auszeichnung, welche man in ihm jederzeit dem bereitwilligen Beförderer aller muſicaliſchen Genüſſe, und dem Orcheſter-Director par excellence zollet. Die Auswahl ſeiner übrigen Stücke zeigte weniger von dem Streben zu befriedigen, als von der Abſicht das Haus zu füllen. Unbekannte Subjecte traten auf, um die Neugierde anzuregen, und wahrſcheinlich ſo ſchnell nicht wieder zu kommen: ein Fräulein Pitzenberg, als Sängerinn, welcher nur Intonation und Vertigkeit mangeln; ein Clavierſpieler, Hr. Czapek, welcher in ſeiner eigenen Compoſition den Rhythmus nicht herausfinden konnte. Eine langweilige, jammernde Declamation der Dlle. Reſch, und ein Paar Tableaux, von welchen nur das letzte zur Darſtellung auf dem Theater geeignet war, konnten die Nebenparthien des Concertes ebenfalls nicht auf das Befriedigendſte behaupten. Im Vortrage eines Terzettes von Mercadante zeichneten ſich aber doch Mad. Biedenfeld durch geſchmackvollen Vortrag, Hr. Jäger durch ſeine ſehr ſchöne Stimme und zarte Nuancirung aus. T—r.

---

*) Die Italiener nennen dieſes Papier nach dem kleinen Ort am Lago di Garda, alſo benannt von dem vorbeyfließenden Bach, der in einer Schlucht 30 Papiermühlen treibt.

**) und zugleich das wohlfeilſte, erlauben wir uns, anzumerken, beſonders im Verhältniß zu dem bey uns erzeugten.

Ein neuer Titan iſt erſtanden; er regt ſich gewaltig, und droht im ganzen Ernſt, den Olymp erſtürmen zu wollen. Mit Kraft iſt er wohl ausgerüſtet, und ſein uneigennütziges Streben verdient einen Platz auf dem Parnaſſe, aber nur an der Hand der Grazie kann man auf dieſer ſteilen Bahn das Heiligthum erreichen. Unſer talentvolle Herr Joachim Hoffmann will auch durchdringen, er ſtrebet redlich aufwärts, und er verdient es, daß man es ihm offen ſage, er befinde ſich nicht auf der rechten Bahn; bey manchen Anderen lohnt es nicht der Mühe, denn ſie kommen doch nirgend an, wenn ſie ſich auch auf der geradeſten Straße in Schnecken-Gallopp verſetzen. Hoffmann gab eine Academie, ausſchließend mit Compoſitionen von ihm; die wichtigſte davon iſt eine neue Symphonie aus D-dur (ſeine vorjährige war aus A-dur), und in ſelber bewies er, daß er wirklich ſehr viel Beruf zum Tonſetzer hätte, wenn er nur begreifen würde, daß die Muſik für die Zuhörer gemacht wird, für jene, welche hören, nicht für Halb- oder Ganztaube, welche ſich an den poſſirlichen Geſticulationen der Orcheſterglieder ergötzen ſollen, die er in die angeſtrengteſte Thätigkeit verſetzet. Warum ſoll aber die Muſik gehört werden? Um eine angenehme Rührung hervorzubringen, nicht die Rührung des Mitleids mit den armen Tonkünſtlern der Blas-Inſtrumente, denen bey ſolchen Sätzen die Lungenflügel zu klein werden müſſen, ſollten ſie auch an Dimenſion den Flügeln eines Stadtthores nicht nachſtehen. Hoffmann hat Sachkenntniß, Phantaſie und Ideen, alſo ſoll er das Windmachen andern Leuten überlaſſen, und ſchreiben, wie er kann, nämlich: daß man ihn verſtehe und gern vernehme. W—l.

Eine der beliebteſten franzöſiſchen Schauſpielerinnen, Mlle. Fanny Bias, hat, einer Nachricht des Journal de Marseille zu Folge, einen ſchönen Beweis edelmüthiger Denkart abgelegt. Die berühmte Georges hatte verfloſſenes Jahr einem ihrer armen Verwandten eine Beneſiz-Vorſtellung verſprochen, doch Wort gehalten hatte ſie nicht. Wie vor Kurzem Mlle. Fanny Bias durch Aix kam, erfüllte ſie das Verſprechen ihrer berühmteren, gefeierteren Kunſtgenoſſinn. Sie ſpielte für des armen Vetters Beneſiz, und wollte von dem anſehnlichen Ertrag auch nicht das Mindeſte annehmen. Wohin die Tugend ſich verkriecht!*) wollen wir da nicht fragen, aber daß überhaupt wenig Menſchen ſolche Tugend üben, iſt leider bekannt!

Ein Vater in Dublin hinterläßt ein Teſtament über ſeinen Nachlaß pr. 15,000 Pf. St. Die Einſetzung iſt alternativ. Bringt ſeine ſchwangere Frau eine Tochter zur Welt, ſo gebühren ihr 10,000 Pf. St., und der Tochter 5,000; wird ein Sohn geboren, ſo gehören dieſem 10,000, und der Mutter 5,000 Pf. Auf den Fall, der ſich durch die Zwillingsgeburt eines Knaben und Mädchens ereignet, war der Erblaſſer nicht bedacht. (Wiener-Zeitung Nr. 46 d. J.) — Im Converſationblatte Nr. 33 l. J. warnt nun Hr. A—r den J. G. v. Paziazi wegen der von ihm in der Pannonia aufgeſtellten Entſcheidung einer Siebentelung des Nachlaſſes, zu Folge welcher 4/7 dem Sohne, 2/7 der Mutter, und 1/7, nämlich 2142 6/7 Pf. St., der Tochter zufallen, nimmt beſonders die Mutter in **Patronanz**, und ſchöpfet das Urtheil, daß ihr als ein non in duplo divisibile 7,500 Pf. St., dem Sohne 5,000, und der Tochter gar nur 2,500 gebühren. — Rechtsfälle müſſen nach natürlichen oder poſitiven Rechtsgrundſätzen entſchieden werden. Hr. X—r beliebe bey ſeiner Beſtimmung dieſe aufzuweiſen, und den Grund zu zeigen, der ihn vermochte, ſelbſt bey einer ſentimentalen Entſcheidung, der Tochter weniger als dem Sohne zuzuſprechen. Nach dem römiſchen Rechte (der Grundlage der poſitiven Geſetzgebungen) würde durch die nicht bedachte Zwillingsgeburt das Teſtament ein testamentum ruptum, und es träte rein die geſetzliche Erbfolge ein. Nach dem öſtr. bürgerl. Geſetzbuche drängen ſich mir, ohne delphiſcher Weisheit zu bedürfen, zwei Meinungen auf. Der Mutter gebühren aus dem Teſtamente 5,000 Pf. St., nicht weniger, denn dieß iſt für ſie der geringſte Betrag in der Einſetzung; nicht mehr, denn es iſt ein Knabe geboren. Zwiſchen Sohn und Tochter entſteht nun der Streit. Der letzteren muß der Pflichttheil bleiben, alſo 3,750 Pf. St., welches G. v. **Paziazi** nicht berückſichtiget, das übrige fällt dem Sohne zu. Hierdurch iſt der Wille des Erblaſſers ſo viel möglich, ohne mit dem Geſetze im Widerſpruche zu ſtehen, erfüllt. Oder der übergangene Nachgeborne begnüget ſich, nach §. 777, nicht mit dem Pflichttheile, und fordert einen gleichen Erbtheil, wo dann Mutter, Sohn und Tochter, jedes 5,000 Pf. St. erhalten, mit welcher letztern Beſtimmung mir auch die naturrechtlichen Grundſätze, wenn man nach ihnen ein Erbrecht annehmen will, übereinzuſtimmen ſcheinen. Ich lege dieſe zwei Meinungen der juridiſchen Welt zur Entſcheidung vor. Ich bin nicht geſonnen, der Dritte an dem Dreifuße der Weisheit Theil zu nehmen, und überlaſſe dem ſtrenge richtenden Publicum das ne ultra . .

---

*) Franzöſ. ſprichwörtl. Redensart.

X . . .

Wenn die Kunſt irgendwo unterging, ſo wurde ſie nur durch die Künſtler zu Grunde gerichtet, das iſt ein altes Wahrwort. Hr. Prof. **Bayr**, unſer Groß-Chan der Flötenſpieler, gibt im Theater an der Wien phantasmagoriſche Vorſtellungen zum Schluſſe ſeines Concertes, um das Haus zu füllen!! Soll man dazu noch eine Anmerkung machen? Aber berichtet muß noch werden, daß dieſe Vorſtellungen obendrein elende Verſuche waren, wie ſie den Schulknaben beſſer gelingen, welche an Winterabenden auf dieſe Weiſe ihre Ferienſtunden verwenden. Das Publicum benahm ſich aber auf die unzweideutigſte Weiſe. Hr. **Bayr** bewies im Flöten-Concert und in den Variationen neuerdings glänzend, daß ihm auf ſeinem Inſtrumente nichts unmöglich iſt. Die Variation mit den Doppelgriffen iſt das non plus ultra in ſeiner Art. Von den übrigen Stücken möchten wir **Jägers** Arie, von **Generali**, der herrlichen Stimme und des ſchönen Vortrages wegen, auszeichnen. Herrn Abbé **Stadlers** vierſtimmiges Geſangſtück ſcheint mehr auf Chöre, als auf einzelne Stimmen berechnet zu ſeyn; doch iſt zu ſagen, daß deſſen einfache Gediegenheit über allen Tadel erhaben da ſteht. Es trat auch ein Clavierſpieler auf. Aber du lieber Himmel, wie kann man hier in **Wien**, wo Kinder die ſchwierigſten Sachen auf dieſem Inſtrumente vortrefflich geben, ſich auf eine ſo unbedachtſame Weiſe ausſetzen!

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der **Cath. Gräffer'ſchen** Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 17 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (**Franz Gräffer**) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

40.

(Wien, Dinſtag, den 4. April.)

Der Herzog von Marlborough; characteriſirt von W. Coxe.

(Schluß von Nr. 39.)

Allein ſeine noch ſo hervorleuchtenden Privat-Eigenſchaften wurden durch die Vortrefflichkeit ſeines öffentlichen Characters bey weitem übertroffen. Seine Thaten als Heerführer bemächtigten ſich der Aufmerkſamkeit ſo überwiegend, daß ſeinen Verdienſten als Staatsmann bey weitem nicht die verdiente Gerechtigkeit widerfuhr. Gleichwohl gebührt ihm in dieſer Eigenſchaft der ausgezeichneteſte Platz; denn im Cabinett entwickelte er, von partheiiſchen Anſichten und Vorurtheilen entfeſſelt, den nämlichen Verſtand, die nämliche Beurtheilungskraft und Entſchloſſenheit, wie im Felde. Auf ihm ruhte durch mehrere Jahre das politiſche Gebäude nicht nur ſeines eigenen Landes, ſondern von ganz Europa, und die Leichtigkeit, mit der er dieſe große und verwickelte Maſchine zu leiten ſchien, verdient nicht weniger Bewunderung, als ſeine erſtaunlichſten Siege. In Verwendung und Betriebſamkeit fand er nicht ſeines Gleichen, und er wußte ſich der geringfügigſten Umſtände der häuslichen Verwaltung wie der tiefſinnigſten Verbindungen der Politik gleich vollkommen zu bemeiſtern. Davon gibt ſein noch übriger Briefwechſel den auffallendſten Beweis, und beſtätigt, wie wahr er ſelber *) bemerkt, daß die Feder ſelten aus ſeiner Hand kam. In der That, wenn wir die ungeheure Maſſe ſeiner officiellen und vertrauten Briefe betrachten, ſo iſt's kaum glaublich, daß dieſelbe Hand und Seele, die die militäriſchen und politiſchen Kräfte Europa's leitete, der bloßen mechaniſchen Arbeit einer ſo unaufhörlichen Plackerei gewachſen ſeyn konnte. Endlos wäre der Verſuch, das Detail ſeines Betragens als Staatsmann zu durchgehen, allein ſeine Unterhandlungen gewähren unzählige Beyſpiele, ſeinen geſunden Sinn, ſeine erleuchteten Anſichten und ſeine kluge Politik den kleinlichen Intereſſen der auswärtigen Höfe, ja ſelbſt den beſchränkten Einſichten ſeines eigenen Cabinets gegenüber zu ſtellen.

Als Senator war ſein Betragen durch Biederkeit und männlichen Geiſt ausgezeichnet, durch Vorſicht und Klugheit gemäßigt. An Verhandlungen außer der Sphäre ſeiner Kenntniß und Uebung nahm er wenig Antheil, doch bey Gegenſtänden von auswärtiger oder Militär-Politik hörte man ſeine Aeußerungen mit größter Aufmerkſamkeit, und ſie brachten entſcheidende Wir-

---

*) In einem ſeiner Briefe an Lord Oxford.

lungen hervor. Er war kein häufiger Sprecher, doch ſein Auftritt zeigte eine eigenthümliche Würde und Artigkeit; ſeine Sprache war einfach und wirkſam, ſein Vortrag wohlgeordnet, ſeine Beweggründe waren deutlich und bündig. Er trachtete nicht nach dem Schmucke der Redekunſt, allein von ſeinem Gegenſtande erwärmt, hauchte ſeine Sprache einen Grad von Gefühl und Nachdruck über den Bereich der Kunſt.

Allerdings wird ſeine politiſche Laufbahn durch ſeine heimliche Correſpondenz mit der ausgeſchloſſenen Familie verdunkelt, zu deren Vertreibung er ſo viel beytrug. Wiewohl durch Beyſpiele, Umſtände und perſönliche Rückſichten gemildert, und obgleich ſeine Mittheilungen bloß unterhaltend waren, bleibt eine ſolche Zweiſeitigkeit nicht minder tadelnswerth, ein ſteter Mackel auf einem ſonſt ſo glanz- und ehrenvollen Schilde. Allein es würde eben ſo lieblos als unklug ſeyn, Gebrechen an's Licht zu ziehn, die durch eine ſo lange Reihe geſchickter Rathſchläge und ſegenreicher Anſtrengungen für Religion und Freiheit ſeines Landes, ſo wie für die Wohlfahrt und Unabhängigkeit Europa's ſo reichlich überwogen werden. Rom's Bürger verwarfen nicht Scipios Berufung auf ſeine Siege, und wenn Marlborough nach Thaten, nicht nach Worten gewürdigt wird, muß jedes Gefühl von Reinheit und Vaterlandsliebe ihn laut entſchuldigen.

Als Krieger wurden Marlboroughs unbeſtrittene Verdienſte doch auch niemals gehörig entwickelt. Durch Erziehung und Lernen wenig begünſtigt, erſetzte er ſich Mangel an Kenntniß durch Beobachten und Nachdenken. Er gewann erſtaunlich durch ſeine kurzen Erfahrungen unter einem ſo geſchickten Lehrmeiſter, wie Türenne, und nach einem kurzen Feldzuge in den Niederlanden, und einer kleinen ihm ſelbſt überlaſſenen Expedition in Irland, erhob er ſich auf einmal als General, und ſeine erſten Unternehmungen ſtellten ihn ſeinen fähigſten Zeitgenoſſen gleich, wo nicht höher. Mit beſchränkten, oft unzureichenden Mitteln vollzog er die größten Thaten, flößte Harmonie, Einigkeit und Kraft in eine heterogene Maſſe verſchiedener Nationen, und ſtünde ſicherlich in Fama's Reihen noch höher, hätten ihn nicht ſo oft die kleinlichen Leidenſchaften derjenigen abgeſpannt, mit denen er im Oberbefehl verbunden war, wäre er nicht ſo oft von den beſondern Intereſſen und beſchränkten Anſichten der Mächte durchkreuzt worden, deren Vortheil er unabläſſig zu befördern ſtrebte. Trotz aller dieſer Hinderniſſe darf er ſich das Verdienſt zueignen, Frankreich, auf der Höhe ſeiner Macht, gedemüthigt, und ſeine beſteingerichteten Armeen zerſtört, jede angefangene Schlacht gewonnen, jede Feſtung, deren Belagerung er unternahm, zur Uebergabe gezwungen zu haben. Sein Genius war von engländiſchem Stoff, groß, umfaſſend und kühn, ſeine Zwecke durch ſtarke, entſcheidende Mittel verfolgend, einfach in der Anlage, majeſtätiſch in der Ausführung.

Durch Character wie durch Grundſatz dem Vertheidigungskriege gram, war er ſtets der Angreifer, unabänderlich den einen großen Gegenſtand vor Augen, weniger durch geringfügige Betrachtungen beſchäftigt. Er überwand nicht durch Zufall oder Unklugheit ſeine Gegner, ſondern durch höhere Wachſamkeit und Thätigkeit, durch die Tiefe ſeiner Berechnungen, durch die unerwartete Schnelligkeit ſeiner Bewegungen, durch die Raſchheit und Entſchloſſenheit ſeiner Angriffe. Dieſe Eigenſchaften bewährt jede Gegend ſeiner militäriſchen Laufbahn, insbeſondere ſein Marſch an die Donau, ſeine Unternehmungen an der Moſel, ſeine Schlachten von Blenheim, Ramillies und Oudenarde, und vor allem ſein ſchöner Feldzug von 1711. Er beſaß eine vollkommene Kenntniß des Bodens, eine vollendete Klugheit in der Wahl ſeiner Stellungen. Eben ſo gut verſtand er ſich auf den Character und Geiſt ſeiner Truppen, und ſein gewöhnlicher Zuname: Corporal Hanns, ſo wie ihre unerſchütterliche Zuverſicht in ſeine Wachſamkeit und Fürſorge, geben die Liebe und das Vertrauen kund, das er ihnen einzuflößen wußte.

Mit dieſen erhabenen Eigenſchaften des großen Heerführers verband er Ausdauer in Ungemach und Beſchwerden, vollkommne Geiſtesgegenwart, und eine unerſchöpfliche Erfindſamkeit von Hülfsmitteln. So war er ebenfalls bey Widerſprüchen geduldig und gelaſſen, und die Uebereinſtimmung, in der er mit ſeinem Collegen, Eugen, wirkte, beweiſet zugleich die Freimüthigkeit ſeiner Gefühle, ſo wie ſeine Entfernung vom Geiſte der Eiferſucht und Anmaßung. Doch kein Zug ſeines Characters tritt glänzender hervor, als ſeine edle Humanität. Nicht nur ſeine Truppen, die ſeinen Ruhm beförderten und ſeine Gefahren theilten, auch die Feinde, die ſein Schwert verſchonte, erfuhren unwandelbar ſein Mitgefühl und Wohlwollen. Er wurde gefürchtet als General, doch auch geliebt als Menſch. Nie bewies ſich Jemand bey den Leiden und Entbehrungen ſeiner Krieger empfindlicher, noch fühlte je ein Eroberer aufrichtiger die Schreckniſſe und Verheerungen des Krieges. Oft nahm er einen müden Soldaten zu ſich in den Wagen, und nach den verzweifeltſten Schlachten blieb es ſeine allererſte Sorge, das Schlachtfeld zu beſuchen, die Verwundeten zu laben, die Leiden der Niederlage und Gefangenſchaft zu mildern.

Ein anderer bemerkbarer Zug in ſeinem öffentlichen und Privat-Character war ſein unvergleichbarer Selbſtbeſitz, obſchon er, wie wir geſehen haben, gegen ein von Natur hitziges und reizbares Temperament zu kämpfen hatte. In der That zeigt ſich dieſe Tugend in ihm ſo eigenthümlich, daß er in Adam Smith's Theorie*) als ein merkwürdiges Beyſpiel davon aufgeſtellt wird. Nach Erwähnung der eingebildeten Eitelkeit der Großen und Weiſen verſchiedener Zeitalter, fügt er hinzu: »Religion und Sitten der neuern Zeiten geben unſern großen Männern wenig Anlaß, ſich für Götter oder auch nur Propheten zu halten. Doch verrückt ihnen Glück, mit großer Volksgunſt verbunden, den Kopf oft ſo, daß ſie ſich mehr Wichtigkeit und Geſchicklichkeit zuſchreiben, als ſie wirklich beſitzen, und durch dieſen Dünkel laſſen ſie ſich zu manchem voreiligen und verderblichen Wagniß verleiten. Es iſt ein, dem großen Herzog von Marlborough faſt allein eigener Characterzug, daß zehn Jahre ſolcher ununterbrochener und glänzender Erfolge, deren ſich kaum irgend ein anderer General rühmen kann, ihn nie zu einer einzigen unvorſichtigen Handlung verleiteten, kaum zu einem einzigen unvorſichtigen Wort oder Ausdruck. Die nämliche gemäßigte Kühle und Selbſtbeherrſchung kann, glaube ich, keinem andern, größern Krieger der neuern Zeit zugeſchrieben werden; nicht dem Prinzen Eugen, noch dem großen Könige von Preußen, nicht dem großen Prinzen von Condé, noch ſelbſt Guſtav Adolph. Türenne ſcheint ſich ihm am meiſten genähert zu haben, doch verſchiedene Handlungen ſeines

---

*) Theorie der moral. Empfindungen, 6. Cap., 1. Bd., S. 158.

Lebens beweiſen zur Genüge, daß er ſich keineswegs ſo vollkommen beſaß, als der große Herzog von Marlborough.«

Den beſten Probierſtein ſeines ungemeinen Verdienſtes verſchafft uns endlich noch das Zeugniß eines Feindes, und dieſem Zeugniſſe ermangelt nichts. Als nämlich die Hitze partheiiſcher Widerſetzlichkeit unterdrückt war, entrichtete ſein eingefleiſchter Verfolger, Lord Bolingbroke, in ſeinen Briefen über das Studium der Geſchichte, dem Andenken unſers Herzogs folgenden würdevollen, öffentlichen Tribut:

»Durch ſeinen (König Wilhelm's) Tod wurde der Herzog von Marlborough zum Haupte der Armee erhoben, im eigentlichen Verſtande, zum Haupte der Verbündeten, auf die er, ein Privatmann, ein Unterthan, durch Verdienſt und Handhabung entſcheidenderen Einfluß erlangte, als hohe Geburt, anerkannte Autorität, ja ſelbſt die Krone von Großbrittannien dem König Wilhelm verleihen konnten. Alle Theile dieſer verwickelten Maſchine, der großen Allianz, wurden dadurch nicht nur allein feſter und bündiger zuſammen gehalten, ſondern das Ganze bekam eine ſchnellere und kräftigere Bewegung, und ſtatt ſchläfriger und unglücklicher Feldzüge, ſahen wir jede Kriegsſcene voller Handlung. Alle jene, worin Marlborough auftrat, und ſelbſt viele von denen, woran er nicht als Kämpfer, ſondern nur als Anſtifter Theil nahm, wurden mit dem ſiegreichſten Erfolge gekrönt. Mit Vergnügen ergreiſe ich die Gelegenheit, dieſem großen Manne Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, deſſen Fehler ich kannte, deſſen Vorzüge ich bewunderte, und deſſen Andenken ich ehre, als des größten Feldherrn und als des größten Staatsmannes, den unſer Land, oder ein anderes, je hervorgebracht hat.«

Joh. Bapt. Rupprecht.

Techniſche Neuigkeiten; von —*

VII.

— Auch in Warſchau beginnt nun der Bau einer großen Brücke. Ihre ganze Länge ſoll in 5 Bogenöffnungen getheilt werden, und jede derſelben 450 Fuß groß ſeyn; 4 gemauerte Mittelpfeiler im Waſſer von Stein, oberhalb von Ziegeln mit Steinen verkleidet, werden jeder auf einem Fundamente von 400 und einigen 50 Pfählen ruhen, und 80 Schuh in der Länge, 22 1/2 in der Breite, und 45 in der Höhe über kleines Waſſer haben. Das Gewicht des Mauerwerks wird auf 8 Millionen Pfund angegeben.

Bey dieſer Gelegenheit kann ich nicht umhin, die Bemerkung beyzufügen, wie auffallend es iſt, daß von der neuprojectirten Brücke zwiſchen Ofen und Peſth zwar in allen gebildeten Zirkeln des öſterreich. Kaiſerſtaates geſprochen, aber außer einigen wenigen Andeutungen, beynahe Nichts in den öffentlichen Blättern geſagt wurde; und doch verdient der Vorſchlag des genialen, durch 45 Dienſtjahre routinirten ob der Ennſiſchen landſchaftlichen Ingenieurs, Joſeph Campmiller von Langholſen, die volle Beherzigung jedes Unpartheiiſchen. Ich habe das Modell geſehen, auch die hierüber gewechſelten, bereits dem Drucke übergebenen Noten, ſo wie die Beantwortung der Einwürfe, die man dieſem induſtriöſen Manne hier und da machte, geleſen, und werde daher, in einem eigenen Aufſatz in dieſen Blättern, meine Meinung offen und frei, wie ich es im artiſtiſchen Gebieth ſeit dreizehn Jahren gewohnt bin, auch hierüber ſagen. Vorläufig nur ſo viel: Wenn je ein gemeinnütziger Antrag die allgemeine Aufmerkſamkeit verdient, ſo iſt es jener des Hrn. Campmiller v. Langenholſen. Er ſchreitet nicht auf der breitgetretenen Bahn des Schlendrians gemächlich fort; nein! er hat ſich mit unſäglicher Mühe eine Bahn von eigenen Erfahrungen geebnet.

— Was der berühmte Mechaniker und königlich-bairiſche Salinenrath, Ritter v. Reichenbach, bereits im Jahre 1816 der königlichen Academie der Wiſſenſchaften zu München, mittelſt einer detaillirten Beſchreibung bewies, nämlich: den Vortheil der Anwendung der Dampfmaſchine, zur Fortbewegung von Wagen auf gewöhnlichen Wegen, ohne Pferde, hat nun ein Herr Bellingham, in Dublin, wirklich ins Werk geſetzt. Ein von zwei Ingenieurs und einem Mechaniker dießfalls ausgeſtellte Zeugniß ſagt, daß Hrn. Bellinghams patentirte Dampfkutſche, in Zeit von einer Stunde, 20 engliſche Meilen — nämlich vier deutſche Meilen — eine unerhörte Schnelligkeit, zurücklege. Das Total-Gewicht der Kutſche ſowohl, als der fahrenden Paſſagiere und des Gepäckes, betrug 80 Centner. Und — was insbeſondere bemerkenswerth iſt: ein einziger Mann iſt hinlänglich, dieſe Kutſche — vermittelſt einer eigenen Conſtruction der Achſe — ohne Anſtrengung zu lenken.

— In Copenhagen iſt der Bau der neuen Sternwarte ſchon größtentheils vollendet. Sie beſteht — was nun zu allen neuen guten Sternwarten eine Hauptbedingung iſt — bloß aus einem Erdgeſchoſſe. Was die hierin aufgeſtellten Inſtrumente betrifft, ſo beſtehen dieſe aus einem großen vortrefflichen Zenithſector von Ramsden; dann befindet ſich hier von dem berühmten Reichenbach, ein Mittagsrohr, ferner ein Multiplicationskreis von 18 Zoll, und ein Univerſal-Inſtrument, welch letzteres Einige bis jetzt irrig bloß zu geodätiſchem Gebrauch beſtimmt haben wollten.

Während die in- und ausländiſchen Blätter dieſer Sternwarte erwähnen, ſchweigen ſie davon, daß unſer vielgeliebter, für alles Gute und Treffliche ſo empfängliche Monarch, bereits auch in Wien den Bau einer neuen Sternwarte, in der Nähe vom Belvedere, angeordnet hat. Es iſt wirklich unerklärbar, warum ſo vieles Herrliche und Bewundernswerthe, was in unſern Staaten geſchieht, kaum den Weg zur Publicität findet, während dem oft nur Projecte, die im Ausland gemacht werden, als Werke der Bewunderung an unſerm Horizonte glänzen.

* * *

Allgemeine Novelliſtik.

Bey Leopold Voß in Leipzig erſchien: Friedlander, über die körperliche Erziehung des Menſchen. Für Eltern und Erzieher. Aus dem Franzöſiſchen von D. Eduard Oehler. gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr. (2 fl. 30 kr. C. M.) — Der Ueberſetzer hofft, Eltern und Erziehern einen nicht unwillkommenen Dienſt zu erweiſen, wenn er dieſes, auch in Deutſchland rühmlich anerkannte Werk, durch die Uebertragung in unſere Sprache gemeinnützig macht. Nicht eigentlich für Aerzte geſchrieben, wird es ihnen doch über ſo manchen Gegenſtand der körperlichen Erziehung, willkommene Winke, und Anregung fernerer Forſchungen gewähren. Laien aber, denen die körperliche Erziehung nahe gelegt iſt, finden in demſelben Rath und Belehrung für alle Fälle, die nicht die perſönliche Hülfe des Arztes fordern, und auch für dieſe wenigſtens ſo viel, daß ſie die obwaltende Gefahr nicht verkennen können.

Es kann ſcheinen, daß man in München gewohnt ſeyn möge, die Tonkünſtler und Sänger zu vergöttern, nicht erwägend, daß man heut zu Tage ziemlich dahin überein gekommen iſt, das Sprichwort: Eitelkeit dein Name iſt Weib, in: Eitelkeit dein Name iſt Tonkünſtler, umzuändern. Ueber den Clavierſpieler, Hrn. Moſcheles, und den Sänger, Hrn. Joſ. Fiſcher, heißt es in einem auswärts abgedruckten Schreiben aus München, wie folgt: »Dem Hrn. Moſcheles aus Wien verdanken wir ein vortreffliches Concert, worin uns dieſer große, vielleicht der größte jetzt lebende Künſtler auf dem Fortepiano, zur Bewunderung und zu einem Beyfalle hinriß, den unſer Publicum nur ſelten hören läßt. Er ſpielte dreimal. Zuerſt eine Concert-Polonaiſe mit Orcheſterbegleitung, dann Variationen auf den Alexander-Marſch, und endlich ſeine eigene freie Phantaſie. Es wird mir ſchwer, zu entſcheiden, was ich an ſeinem Spiele mehr rühmen ſoll, ob die Präciſion des Vortrags, ſeine ausnehmende Reinheit und Nettigkeit, oder die bewundernswürdige Fertigkeit, die dem Künſtler nur ein leichtes Spiel ſcheint. Durch ſeine Phantaſie bewies Hr. Moſcheles ſein muſicaliſches Dichtertalent, dem es auch bey dem zweiten Stücke leicht wurde, etwas Bekanntes zu unerwarteter Höhe empor zu heben, und zu adeln. Wir hoffen, daß es Hrn. Moſcheles gefallen möge, uns den Genuß eines zweiten öffentlichen Concerts zu geben. — Ehe ich von der Muſik ſcheide, muß ich Ihnen melden, daß unſer Baſſiſt, Hr. Fiſcher, mit Urlaub nach Wien gegangen iſt. Wir halten die Wiener für zu große Kunſtkenner und Gourmands in der Tonkunſt, um hoffen zu dürfen, daß ſie Hrn. Fiſcher zu uns zurückkehren laſſen.«

Die kön. Academie der bildenden Künſte in München, wird in dieſem Jahre wieder eine Kunſtausſtellung veranſtalten, welche alle Fächer der bildenden Kunſt umfaſſen wird. Einheimiſche und auswärtige Künſtler ſind eingeladen, ihre Werke zu derſelben einzuſenden. Der Einſendungstermin iſt der 10. Sept. dieſes Jahrs.

Die Phyſiognomik ſchien ſchon lange nicht mehr einen Theil der menſchlichen Kenntniſſe auszumachen, und Lavater mit ſeinen Fragmenten vergeſſen zu ſeyn, als in Paris plötzlich ein weitläufiger Proſpectus erſcheint, der eine neue Ausgabe dieſes Werkes (L'Art de connaitre les hommes par la physiognomie) ankündiget. Es wird aus zehn Octav-Bänden beſtehen, und ungefähr 600 Kupfer enthalten, wovon 80 unter des Mahlers Vincent Aufſicht illuminirt werden ſollen. Der erſte Band iſt auf den 15. dieſes Monats verſprochen, und jeden Monat wird ein neuer nachfolgen. Den Druck dieſer Ausgabe beſorgt Didot d. j. Subſcription nimmt Depelafol an. Preis eines jeden Bandes 13 Franken.

Der Kaiſer von Rußland hat durch einen Ukas vom 17. (29.) Jänner l. J. den Finanz-Miniſter angewieſen, dem bey der kaiſerlichen Univerſität zu Dorpat angeſtellten, bekannten Profeſſor der Phyſik, Hrn. Staatsrath Parrot, 15000 Rubel Bco. (ungefähr 1305 Ducaten in Golde) auszuzahlen, als Belohnung für einen, von ihm erfundenen Telegraphen. — Man verſichert, daß nun bald Telegraphen durch ganz Rußland werden eingeführt werden. — W.

Unter allen in dem Jännerheft der Biblioteca italiana gewürdigten Werken, zeichnet ſich das von Mayer, über Tizian, aus. Hr. Mayer iſt unglücklicherweiſe in der bildenden Kunſt das, was die Romantiker in der Poeſie ſind; er läugnet alle idealiſche Schönheit, verachtet die griechiſchen Vorbilder, und erkennt kein anderes Vorbild an, als die Natur. Eine Critik dieſer Schrift wurde von Hrn. Giuſeppe Carpani in Wien, in drei der Bibl. ital. einverleibten Briefen geliefert, worin er die Paradoxen des Verfaſſers heraushebt, ihn mit ſeinen eigenen Waffen bekämpft, die richtigen Grundſätze der Kunſt vertheidigt, aus den Werken der größten Meiſter und der naturaliſtiſchen Mahler ſelbſt die Principien des Idealiſch-Schönen entwickelt, und zeigt, wie und in wie weit die Nachahmung der Natur zu billigen ſey.

Aus Aſtrachan wird vom 19. (31.) December 1819. berichtet, daß im Laufe dieſes Monats aus dem dortigen Hafen, nach den perſiſchen Küſten und nach Perſien, die Salian und Lenkaran ſieben Kauffartheiſchiffe, mit verſchiedenen Waaren, abgegangen, und dort aus Perſien zwei, eins von Lenkaran, und das andere von Langarut, angekommen ſind, deren Ladung in roher Seide, verſchiedenen Früchten, Reiß, Weihrauch, Galläpfel, Färberröthe, Fiſchleim, Tabak, Shawls und Cypreſſenholz beſtand. Auch wurden noch in dieſem Monat verſchiedene Kaufmannswaaren, an Werth 231371 Rub. 75 Kop., über die Grenze abgefertigt, und aus den Packhäuſern des Aſtrachanſchen Zollamts von den aus dem Auslande mitgebrachten Kaufmannswaaren, nach den angezeigten Preiſen, für 231,684 Rub. verabfolgt. Unter der Zahl derſelben, wurden für die beträchtlichſten Summen abgefertigt: Muſſelin, Kalenkard, Zitz, Gewürznelken, Korallen, Stahl, rohe Seide, Tücher, Atlas und Stoffe; und unter den aus dem Auslande eingebrachten waren die vorzüglichſten: Rhabarber, geſponnene Baumwolle, Perlen, Weihrauch, Galläpfel, Buchariſche und Kirgiſiſche Lämmerfelle, Reiß, rohe Seide, Tücher und Shawls von groben Farben, u. ſ. w. — ch.

Ein Denkmal zu Ehren Winkelmann's, ſoll in Trieſt, in der Kirche St. Giuſto errichtet werden; die Ausführung eines anderen, zu Ehren Appiani's, in Mailand, iſt bereits begonnen, und das, welches für den großen Dante Alighieri zu Florenz, in der Kirche St. Croce, vorbereitet wird, läßt endlich vielleicht den Undank des Vaterlandes vergeſſen, und verſöhnt den erzürnten Schatten

Von dieſem Meiſter des höchſten Geſanges,
Der über die andern als Adler emporſteigt.

In der Kunſthandlung des Hrn. F. Müller allhier, (Kohlmarkt), iſt ein intereſſanter Spaß, eine Spannenlange Doppelleiter, unter dem Titel: Eheſtands-Barometer, erſchienen, worauf das gewöhnliche Leben vor und nach der Hochzeit bildlich dargeſtellt iſt. Beſonders komiſch iſt die Scene nach der Hochzeit, wo der mit einem Parapluie verſehene Mann, unbekümmert ſeiner ihm nachtretenden, dem Regen bloßgeſtellten Gattinn, gemächlich voranſchreitet.

Mittlerweile die Britten eifrig damit beſchäftigt ſind, das Chriſtenthum in den der Indiſchen Compagnie unterworfenen Ländern auszubreiten, ſieht man in Calcutta eine neue Secte ſich bilden, deren Stifter der Sohn eines reichen Braminen iſt, der ſich aus den Staaten des großen Moguls nach der Stadt Calcutta geflüchtet hat. Sein Syſtem befindet ſich in einer perſiſchen, mit einer arabiſchen Vorrede verſehenen, Schrift entwickelt, die zum Titel hat: Gegen die Abgötterei aller Religionen. Er nennt ſeine Lehre den Glauben an die Einheit; er erkennt übrigens die Moral des Evangeliums als die einzige wahre. Seine Angriffe ſind hauptſächlich gegen die Abſonderung der Indier, in verſchiedene Kaſten, gerichtet, welcher er den Verfall ſeiner Nation, ſo zu ſagen, zuſchreibt. — Auch in Madras hat ſich kürzlich eine literariſche Geſellſchaft, nach dem Muſter der Vereine von Calcutta und Bombay, gebildet. Nach dem Beyſpiele dieſer letztern iſt von ihr der k. k. öſterreich. Hofrath v. Hammer unter ihre Ehrenmitglieder aufgenommen worden. — Seitdem die Engländer die Inſel Java wieder an die holländiſche Regierung abgetreten, hat ſich dieſe damit beſchäftigt, alle von den Engländern auf der Inſel aufgefundenen Alterthümer zuſammen zu bringen, um ſie, wozu bereits die Befehle ertheilt ſind, nach Europa transportiren zu laſſen. Unter dieſen koſtbaren Ueberreſten, aus längſt vergangenen Zeiten, ſind vorzüglich ſechs, unter dem Schutthaufen von Malang hervorgezogene Statuen von natürlicher Größe bemerkenswerth, die zur Verzierung anſehnlicher Gebäude dabey dienen müſſen. Drei derſelben befinden ſich bereits wirklich ſchon auf dem Wege nach Amſterdam. Die erſte, welche man für die Göttinn Durga hält, hat 8 Hände, und ſitzt auf einem, das Laſter mit Füßen tretenden Büffel. Die zweite Göttinn, die in der hindoſtaniſchen Mythologie Ganeſa, auf der Inſel Java aber Gana, Sina, Jaga heißt, hat einen Elephantenkopf; die dritte, Nangi genannt, iſt unter der Form eines Stiers dargeſtellt, und ſoll von vortrefflicher Arbeit ſeyn.

Dinſtags den 28. März gab man im Theater nächſt dem Kärnthnerthore, zum Vortheile des Theater-Armenfonds, eine Academie, in welcher zwei ſchöne Ouverturen, die eine von Franzl, die andere von Winter, durch den geringen Beyfall, den ſie erhielten, den ſchädlichen Einfluß der neueren Muſik abermals bewieſen. Hr. Krähmer und Hr. Mittag blieſen ein Doppel-Concert, für Oboe und Fagott, mit aller Virtuoſität. Eine ſehr ſchwierige Arie von Weigl wurde von Mad. Campi ſo vollendet gegeben, daß man ſie rief. Das Roſſiniſche Duett, von Dlle. Wranitzky und Hrn. Vogl vorgetragen, ließ, von Seite des Vortrages, nichts zu wünſchen übrig; und die von Dlle. Wranitzky geſungene Arie bewies, daß die Mayerbeer'ſchen Compoſitionen, ſchon geſungen, auch gefallen. Die fleißigen Gebrüder Wranitzky zeigten in Variationen für Violine und Violoncell ihre Fortſchritte. Von den Declamationen gefiel beſonders jene des Herrn Krüger, der, gerufen, ſie ſogar wiederholte.

T—r.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Gräffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 17 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

41.

(Wien, Donnerſtag, den 6. April.)

War Shakſpeare ein Gelehrter?

Von Martin Span.

Um die ſo oft und auf eine ſo verſchiedene Art beantwortete Streitfrage über Shakſpeare's Gelehrſamkeit befriedigend zu erörtern, muß allererſt ein Gemählde von dem Zeitalter des Dichters, und von dem damahligen Zuſtande der Gelehrſamkeit, der Dicht- und Redekunſt, vorausgeſchickt werden.

Gemeiniglich nennt man die Zeit der Königinn Eliſabeth, unter welcher Shakſpeare lebte, das goldene Zeitalter der Engliſchen Poeſie, und zwar mit vollem Rechte. Denn dieß war der Zeitpunct, wo der Geiſt dieſer kraftvollen Nation ſich zu bilden begann. In dieſem Zeitpuncte aber äußern, bey ganzen Völkern ſo wie bey dem einzelnen Menſchen, allemahl die untern Seelenkräfte zuerſt ihre Thätigkeit; Fabeln, Dichtungen und Schöpfungen der Einbildungskraft, anziehende Abenteuer und Vorfälle finden in ihm allgemeine Aufnahme und theilnehmenden Beyfall. Dazu kam damahls in England die Erweckung der Griechiſchen und Römiſchen Literatur, die Einführung und Dolmetſchung der Italiäniſchen Novellen, die ſchwärmeriſche Träumerey der zu dieſer Zeit herrſchenden Philoſophie, und ein gewiſſer, der Dichtkunſt günſtiger Grad von Aberglauben.

Nach der Einführung der Reformation wurde die Liebe zur alten Literatur in England allgemein, und wer Muße und Vermögen hatte, ſtudirte die Schriftſteller der Griechen und Römer. Die Kenntniß der alten Dichter, Geſchichtſchreiber und Redner gehörte vorzüglich zu einer guten Erziehung. Jedes junge Frauenzimmer von Stande mußte nicht nur gebrannte Waſſer diſtilliren, ſondern auch Griechiſch und Lateiniſch conſtruiren lernen. Unter den gelehrten Damen vom erſten Range war die Königinn Eliſabeth ſelbſt die angeſehenſte*). Roger Aſham, ihr Lehrer, ſpricht mit Entzücken von ihrem erſtaunlichen Fortgange in der Griechiſchen Sprache, und rühmt es mit nicht geringem Triumphe, daß ſie, während eines langen Aufenthaltes in dem Luſtſchloſſe zu Windſor, mehr Griechiſch in Einem Tage zu leſen befliſſen war, als ein dortiger Canonicus nicht einmahl Lateiniſch in einer Woche zu leſen pflege.

---

*) Die Schriften der Eliſabeth hat Walpole in ſeinem Catalogue of the royal and noble authors of England etc. verzeichnet. Es ſind folgende: A comment. on Plato; a prayer etc. for the use of her fleet in the great exped. in 1596; eine lateiniſche Ueberſetzung zweyer Reden des Iſocrates und eines Schauſpiels (welches?) des Euripides (ohne Zweifel aus der Orig. Sprache); eine engliſche des Boetius de consolatione, und der franzöſiſch geſchriebenen frommen Betrachtungen der Königinn von Navarra; eine Rede zu Cambridge, zwei zu Oxford, und ihre letzte an das Parliament; ferner mehrere Gebethe in italieniſcher, franzöſiſcher und ſpaniſcher Sprache (die Autographen, in Einem Bande, befinden ſich noch jetzt in der königl.

Weil damahls die Großen mit den Schriften des Alterthums ſo vertraut waren, ſo bekamen nun auch alle ihre Dinge einen Anſtrich von Geſchichte und Fabellehre, obgleich die reformirte Geiſtlichkeit nach Calvins Grundſätzen dieſe Annäherung des Götzendienſtes nicht billigen wollte. Wenn die Königinn bey irgend Einem von Adel einen Beſuch auf dem Lande machte, ſo wurde ſie, beym Eintritte in das Landhaus, von den Penaten begrüßt, und von Mercur in ihr Gemach geführt. Selbſt die Zuckerbäcker waren grundgelehrte Mythologen. Bey der Tafel wurden ausgeſuchte Verwandlungen aus Ovid, in Canditorarbeit, vorgeſtellt, und der glänzende Ueberguß eines großen Tafelkuchens prangte mit der ſchauerlichen Vorſtellung der Zerſtörung von Troja. Ging ſie nach der Tafel in den Garten: ſo war der Teich mit Tritonen und Nereiden belebt; die Pagen des Hauſes waren in Waldnymphen verkleidet, welche aus den Gebüſchen hervorlauſchten; und die Bedienten hüpften über die Terraſſen, in der Geſtalt von Satyren. Die Königinn ſchlief in einem Gemache, deſſen Tapeten die Abenteuer des Aeneas vorſtellten; und wenn ſie des Morgens mit der Jagd ſich beluſtigen wollte: ſo wurde ſie im Thiergarten von der Diana empfangen, welche, umgeben von ihren Nymphen, die königliche Spröde als das ſchönſte Urbild der lilienreinen Keuſchheit erkannte, und ſie in ihre Gebüſche einlud, welche von Actäons Nachſtellungen ſicher ſeyn würden. Als die Königinn durch die Stadt Norwich fuhr, trat Cupido, auf Befehl des Majors und der Aldermänner, aus einer Gruppe von Göttern hervor, welche zur Verherrlichung des Zuges den Olymp verlaſſen hatten, und überreichte ihr einen goldenen Pfeil, den treffendſten ſeines vollen Köchers, welcher, unter dem Einfluſſe ſo unwiderſtehlicher Reize, ganz unfehlbar die gefühlloſeſten Herzen verwunden würde. »Ein Geſchenk, ſagt der ehrliche Chronikſchreiber Holinſhed, das Ihre Majeſtät, welche damahls nahe an 60 war, ſehr dankbar annahm.« In einem von jenen langweiligen Hofſchauſpielen, bey welchen ſie zugegen war, ſtellten ihre Sängerknaben die Geſchichte der drey eiferſüchtigen Göttinnen auf dem Berge Ida vor, welchen Ihre Majeſtät gar ſinnreich als die vierte Schönheit beygeſellt wurde; und Paris wurde förmlich darüber belangt, daß er der Venus den goldenen Apfel zuerkannte, welcher doch unwiderſprechlich der Königinn gebühre. So wie die Königinn dieſe abgeſchmacken Spiele liebte, ſo war es auch ihrem Ohre ein unentbehrlicher Kitzel, ſich wegen der Schönheit, von welcher ſie doch ſelbſt im Lenze ihrer Jahre nicht gar viel beſaß, unaufhörlich preiſen zu hören. Kein Geſandter eines fremden Hofes fand geneigtes Gehör, wenn er nicht bey der erſten Audienz ſie als die erſte Schönheit von Europa erklärte; und

---

Bibliothek); mehrere merkwürdige Briefe, welche zum Theile gedruckt ſind; und endlich wird dieſer gelehrten Frau noch eine engl. Ueberſetzung des Salluſt, einige Stücke der ars poet. des Horaz, und einer Abhandlung des Plutarch zugeſchrieben. — Leſer, die das Engliſche nicht verſtehen, können ein Näheres in dem deutſchen Auszuge des Walpole erſehen, den uns A. W. Schlegel geliefert hat.

Der Redact.

wenn ſie nicht wie eine Göttinn angeredet wurde, kam keine Unterhandlung zu Stande.

Von dieſer mythologiſchen Seuche wurde natürlicher Weiſe auch die Engliſche Poeſie angeſteckt. Golding, in London, überſetzte Ovids Verwandlungen, um ſelbſt den Ungelehrten den Eingang in die Römiſche Fabelwelt zu eröffnen. Dadurch wurden die Anſpielungen der Mythologie in Gedichten, Aufzügen und Schauſpielen dem gemeinſten Menſchen eben ſo bekannt und geläufig, als es die Anſpielungen auf einzelne Begebenheiten der Römergeſchichte dem Römiſchen Pöbel in den Reden Cicero's und des Hortenſius waren. Aus dieſem Grunde muß man ſich nun erklären, warum auch Shakſpeare ſeiner Königinn die Taxe der Schönheitspreiſung zollte, und warum er dem mythologiſchen Geiſte ſeiner Zeitgenoſſen den Tribut mythologiſcher Anſpielungen entrichtete, ſelbſt da, wo es uns nicht allzuſchicklich ſcheinen mag. Wenn Frau Page, welche doch keineswegs eine gelehrte Dame ſeyn ſoll, ihren wohlbeleibten Liebhaber Falſtaff mit ſeiner ſchwerfälligen Liebeley auslacht, ſo ſagt ſie: »Lieber möcht' ich eine Rieſinn ſeyn, und unter dem Berge Pelion liegen.«

Eine zweyte Hauptquelle der damahligen Poeſie war die Einführung und Engliſche Ueberſetzung der Italiäniſchen Novellen. Dieſe Erzählungen, welche nicht durchaus romantiſche Erfindungen, ſondern wirkliches Leben und geſellſchaftliche Sitten zur Grundlage haben, und zwar erdichtete, aber doch wahrſcheinliche Begebenheiten in einer künſtlichen Verbindung vortragen, ſchafften einer Nation, welche Mährchen liebte, eine neue Unterhaltung, und wurden die Modelectüre derjenigen, welche nur zum Vergnügen laſen. Durch ſie wurden unzählige Gedichte und Schauſpiele veranlaßt, und durch ſie die Engliſchen Schriftſteller auf Erfindungen ähnlicher Art geleitet. Daher entlehnten die Engliſchen Dichter, beſonders die dramatiſchen, ihre Begriffe von einem regelmäßigen Knoten, und der zur Bewirkung eines Ganzen ſo nöthigen Verknüpfung der Begebenheiten eines Luſtſpieles oder Trauerſpieles. Selbſt die rohen Umriſſe der urſprünglichen Gothiſchen Romane wurden durch dieſe Art von Lectüre gemildert; und die Italiäniſche Schäferpoeſie, obgleich mit einiger Einwebung von Begebenheiten, wie ſie in Heliodors Aethiopiſcher Erzählung vorkommen, welche damahls eben in das Engliſche überſetzt worden war, wurde mit dem Ritterweſen und den Feudalſitten in Sydney's Arcadia verflochten.

Die Reformation des Glaubensſyſtemes hatte in den abergläubigen Volksmeinungen nichts geändert; Zauberer und Hexen, Geſpenſter und Teufelsſpucke waren in ihrem verjährten Beſitze dadurch nicht beeinträchtiget worden. Man glaubte, oder ließ ſich wenigſtens noch immer leicht bereden, daß Geiſter umherſchwebten, welche »Lüfte vom Himmel, oder verderblichen Hauch der Hölle« athmeten; daß die Geſpenſter aus ihrem hölliſchen Kerker um Mitternacht losgelaſſen würden, und daß Feyen auf den Raſen der Wieſe, beym Mondſcheine, geheimnißvolle Zauberkreiſe hielten. Der Shakſpeare eines aufgeklärtern und feinern Zeitalters würde keine zauberiſche Verfinſterung der Sonne am hellen Mittage, keinen Hexenſabbath und keinen Zauberkeſſel auf die Bühne gebracht, auch würde er die Gothiſchen und Römiſchen Dichtungen nicht vermenget, den Ariel nicht in eine Seenymphe verwandelt, und Hecate nicht zur Aufſeherinn über die Zauberbeſchwörungen der Hexen im Macbeth gemacht haben. (Schluß folgt.)

* * *

Ueber die Erkältung und Verwilderung des Alpenclimas. III *).

Uns dünkt: ſo wenig als die alten Angaben der Saal- und Rait-Bücher, Urbarien und Codicus-Traditionum über Weinbau und Weinzehenden in ſolchen Gegenden, wo ſelber längſt nicht mehr gepflegt wird, ſeyen die ſpäteren Verſuche, ihn anzupflanzen, mit Stillſchweigen zu übergehen. — Derſelbe Fürſt, der in Tirol die vom Zeitgeiſt und von der Natur gebothene Umſtaltung, mit ſcharfem Blick und feſter Hand ſelbſt vornahm, und dadurch das lockende Beyſpiel der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft, den Neid aller Nachbaren, Kaiſer Siegmunds perſönliche Rachgier, die Acht des Reichs, und den Bannfluch der Conſtanzer Kirchenverſammlung überwand, Fridrich mit der leeren Taſche, gedachte auch, (zumal in ſeiner heftigen Zerwürfniß mit dem Hochſtift Trient) den Weinbau im nördlichen Tirol allgemein zu machen, und zwar im Angeſichte ſeiner Hauptſtadt Innsbruck. — Die Chroniken der nahen Prämonſtratenſer Abtei Wiltau, beſagen, daß Fridrich viele Gründe auf dem Höttinger Berge an ſich gekauft, und dort Weinreben aus der Etſchgegend gebaut habe. Warum hätten ſie nicht eben ſo gut gedeihen ſollen, als in dem nördlicheren Oeſterreich unter der Ens, als im Brünnerkreiſe Mährens, und als jene franzöſiſchen Reben, die Carl IV. aus Burgund nach Melnik übertrug? — Kein climatiſches Hinderniß erſtickte dieſe Verſuche des Weinbaues im nördlichen Tirol, wohl aber die leicht begreifliche Unmöglichkeit der Concurrenz mit dem Etſchthale.

Dumpfe Gerüchte, Ammenmährchen und übertriebene Zeitungskunden, verlautbarten binnen der letzten drei Jahre, gar Manches über das angeblich furchtbare Vorrücken der Tiroler Ferner. — Jene von Sulden, am Fuß der Ortlesſpitze, (Nebenbuhlerinn des Montblanc) und Langlauffers, der Landgerichte Glurus und Nauders, ſollten inſonderheit auch in dem weniger kalten Winter von 1817 auf 1818, ſich ſchreckbar raſch ausgebreitet haben, Bäche in ihrem Innern ſeyen verſiegt, und ihr unterirdiſches Gebrülle auf 4 bis 5 Stunden weit zu hören geweſen! — Se. kaiſerliche Hoheit, der Erzherzog Rainer, Vicekönig des lombardiſch-venetianiſchen Königreichs, weihte der Stätte dieſer drohenden Naturerſcheinung einen eigenen Beſuch (im May 1818).

Seit dem Sieges- und Friedensjahre 1815, hatte das Anwachſen und Vordrängen der Eismaſſen von der, Tirol, Graubünden und Veltlin ſcheidenden Ortlesſpitze, und dem ſich ihr anſchließenden Suldner-Ferner immerfort zugenommen. Endlich brach die ungeheuere Eismaſſe, im April und Dezember 1817 auf die ſchönen Weiden am Scheibenkopf und Schöntauffſpitz, los, die größten Bäume und Steine mit ſich fortreiſſend, oder zermalmend, unter entſetzlichem Toben und Krachen, nur dem heftigſten Schlachtgebrülle vergleichbar, herunter, die Wieſendecke war wie nach innenzu aufgerollt, und gleich Baumrinden, am Fuße der Maſſe hingewälzt. —

---

*) Die zwei erſten Lieferungen ſtehen in Nro. 8. und 11. unſeres Blattes. Die Leſer werden ſich erinnern, daß dieſe Mittheilungen durch einen auffordernden Brief des berühmten Geognoſten, Dr. Ebel, veranlaßt wurden, welcher in Nr. 4. abgedruckt iſt.
Der Redact.

Dieſe glich in der Ferne einer ungeheuern Brandſtätte, näher aber einer Saline mit förmlichen, fortwährend ſinternden und tropfenden Hallen, eine Wildniß von Bogen und Säulen, Brücken, Gängen und Statuen, theils weiß, theils grünlicht durchſichtig, an andern Stellen lichtblau, theils durch Beymiſchung von Erde und Sand, unrein ſchwärzlich. Der Suldenbach quillt aus dem Eingeweide dieſes, an der Oberfläche häufig zackigen und zerriſſenen, hier erhabenen, dort klüftevollen Gletſchers, hervor.

Der landesväterlichen Fürſorge Sr. Majeſtät des Kaiſers und Königs, waren die, wiewohl unſtäten Gerüchte über den gefahrvollen Anwachs dieſer Eismaſſen, keineswegs entgangen. Eine allerhöchſte Entſchließung aus Perugia, vom 17. July 1819, ordnete neuerlichen Augenſchein an, welcher in ſo ferne ſehr beruhigend ausfiel, daß das Suldnerthal, und noch weniger die Etſchgegenden, keiner Gefahr ausgeſetzt, eben ſo wenig aber die dieſem vordringenden Eisberg zunächſt liegenden Gampenhöfe, ſeinen gigantiſchen Armen mehr zu entreißen ſeyen.

Das Vorrücken im Jahre 1818 war viel geringer, — täglich im Durchſchnitte 8 Zoll 4 Linien, — des Ferners Höhe und äußeres Anſehen war ſehr verändert, die ungeheuern Eisaufſätze und Pyramiden wohl um die Hälfte vermindert, und theilweiſe ganz zerſtört. Die Eismaſſe ſchien ohne Höhlungen bereits ganz auf dem Grunde des Thales aufzuſetzen, und in einer zum Schmelzen angemeſſenen Lage zu ſeyn. Nur mehrere auf einander folgende, ſehr kalte und ſchneereiche Winter (dergleichen der gegenwärtige von 1819 auf 1820 wirklich geweſen iſt) könnten ihr wider Erwarten längere Nahrung geben.

Die Sagen vom ähnlichen Anwachs der Ferner in andern Thälern des nördlichen Tirol, ſind noch nicht erſchöpfend gewürdiget, und ſcheinen ſich auch kaum über den Rang höchſt unbeſtimmter und widerſprechender Ausſagen emporzuheben. — Nichts deſto weniger liefert dieſes Frühjahr gewiß nach einem ſo ſtrengen Winter, manches bekräftigende oder berichtigende Datum über die viel und lebhaft beſprochene Frage von zunehmender Erkältung des Alpenclimas.

Unter den vielfältigen Tagesgeſprächen, Erzählungen und Notizen über ebendieſe Verwilderung des Clima in den Alpenländern, kam inſonderheit auch die Abnahme der Bevölkerung in Tirol zur Sprache: eine Erſcheinung, die unläugbar iſt, und tiefere Ergründung wohl verdient. — Hält man z. B. den älteſten, 1749 erſchienenen Catalog der Brixner-Diöceſe zuſammen mit jenem von 1812, ſo zeigt ſich faſt überall, Landgericht für Landgericht, eine bedeutende Verminderung der Volkszahl, wiewohl in dieſem Zeitraume mehr als eines halben Jahrhunderts, alle bekannten Treibhausmittel der Phyſiocraten und Encyclopädiſten zur möglichſten, arithmetiſchen Steigerung der Volkszahl, als des höchſten Glückſeligkeitsprincips der Staaten, auch in dieſen Alpenthälern experimentirt, eine Menge öder Gründe cultivirt, die Gemeindeweiden vertheilt, die großen Bauerngüter in kleinere zerſtückelt, die Beſchränkungen der Heirathen aufgehoben, die Zahl des Säcular- und Regular-Clerus außerordentlich vermindert wurde. — In wie ferne die Verwilderung des Clima, die Verlaſſung mancher vorher bewohnten, mancher vorhin bebauten Strecken, hieran einigen, wenn ſchon nicht bedeutenden, Antheil gehabt habe? werden Wir, als Reſultat vieler einzelner, intereſſanter Thatſachen und Folgerungen, eheſtens in einem kurzen Nachtrage zu dieſen flüchtigen Bemerkungen auseinander zu ſetzen, bemüht ſeyn.

* * *

Des Jokus Wochengabe. XIV.

Literariſche Anzeigen; von Ign. Jeitteles.

Bey Maculatur et Compagnie, in Bagdad, iſt ſo eben erſchienen, und in alle 4 Welttheile verſandt worden:

»**Verſuch über den Verſuch.** Eine gekrönte Preisſchrift von Prof. Tief. 1821, 100 S.« — Die Academie des sciences et des belles lettres, in Neu-Abdera, hat bekanntlich für die beſten Abhandlungen aus der Philoſophie und Philologie verſchiedene goldene Preiſe ausgeſetzt. Die Diſſertation mit der Deviſe: »Kratze ſich, wen's juckt!« tödtete mit Einem Schlage zwei Fliegen, erhielt nämlich beide Preiſe. Bey Eröffnung des Zettels fand ſich als Verfaſſer unſer vortrefflicher Prof. Tief, längſt berühmt durch ſeine tief- und ſcharfſinnigen Unterſuchungen über thieriſche Sprache und Literatur. Wenn nun auch gewiſſe Leute behaupten wollen, vorliegendes Product ſey gar alltäglich, und habe nur relativ den Preis verdient, weil die concurrirenden noch ſchlechter waren, ſo halten wir dieß für bloßen Neid, und bleibt es unumſtößlich, daß durch dieſes Werk der Verf. wie die Literatur reicher wurden, zumal es in der Schriftſteller-Welt electriſch wirkt . . .

Denn das iſt der Feder böſe Saat,
Daß immer Bücher Bücher thun gebären.

Da von dieſer Schrift nur wenige Exemplare für die verehelichen, ordentlichen und außerordentlichen Academiker gedruckt wurden, ſo glauben wir dem Publicum einen angenehmen Dienſt zu erweiſen, wenn wir nach Recenſentenſitte ein Skelett hiervon geben:

Verſuch — beginnt der gelehrte Hr. Verf. — ſtammt ab von verſuchen, iſt rein deutſcher Wurzel, heißt ſo viel, als die Probe machen, probiren, ob Dieß oder Jenes gelingt. Dieß oder Jenes darf aber keines Weges a priori in's Reich der Unmöglichkeit gehören, denn das Unmögliche kann man eo ipso nicht verſuchen, da es doch gewiß nicht gelingen kann; eben ſo kann man nicht ſagen: etwas verſuchen, deſſen Erfolg a priori gelingen muß. Es iſt Unſinn, zu verſuchen, ob das Feuer brennt, wie Unſinn, zu verſuchen, ob es nicht brennt. Wenn daher Hr. X und Y ihre Werkchen dichteriſche Verſuche betiteln, ſo iſt es, in beiden Beziehungen, unrichtig, denn dieſe Herren haben ja eine zu hohe Meinung von ſich, um an dem Erfolge zu zweifeln, wie er auch bey ihrer Flachheit gar nicht zu bezweifeln iſt. Der Verf. theilt die Verſuche in nützliche, ſchädliche und unſchädliche ein. Ad a) rechnet er die öconomiſchen, ad b) die politiſchen und mediciniſchen, und ad c) die literariſchen, was er mit breiter Suada gar geiſtreich deducirt. Aus jedem Verſuche, behauptet der Autor im 2. Capitel, gehe immer, wenn auch nicht für die Wiſſenſchaft, doch für das verſuchende Individuum, eine neue Folgerung hervor, indem der Verſuch, mit Kenntniß des Gegenſtandes unternommen, wirklich ein neues Reſultat liefert, oder ohne die gehörige Ein- und Umſicht, dieſen Mangel beweiſt, wie bey jenem jungen Chemiker, der die heterogenſten Stoffe ohne Kenntniß ihrer vereinigten Wirkungen miſchte, die Retorte ſprang, und er — blind wurde. Ein Wink für Conſtitution-Künſtler! ꝛc. — Im 3. bis 99. Capitel beleuchtet der Verfaſſer alle Gattungen von mißlungenen Verſuchen in der ſogenannten Weltweisheit, von Eva's unheilbringendem Verſuche mit dem Apfel durch Profeſſor Schlange, bis zu den neueſten Fundamental- und Real-Philoſophien, und ſchließt das 100. Capitel mit der wichtigen Bemerkung: daß, ſeit die Stamm-Mutter des Menſchengeſchlechts die unglückliche Frucht verſuchte, verſuchen doppelbedeutend gebraucht wird, und nicht nur verſuchen, probiren (experimentiri), ſondern auch verſuchen, verlocken (tentare) heißt, und während nun die Herren der Schöpfung in verſchiedenen Fächern ſich meiſt unglücklich verſuchen, die Herren der Herren der Schöpfung in einem Fache meiſt glücklich verſuchen.

»Die Toilette, encyclopädiſche Zeitung von und für Damen.« — Die Toilette, ihrem ganzen Weſen und Streben nach, polemiſcher Natur, wird im ſteten Conflicte mit den anmaßlichen Rechten und Prärogativen der Männer, dieſer lange uſurpirten Herrſchaft, die ohnehin auf ſehr ſchwachen Säulen ruht, ein gänzliches Ende zu machen ſuchen.

Zur Erhebung des weiblichen Nationalſtolzes wie zur Untergrabung der männlichen Deſpotie wird dieß Blatt daher enthalten, bald öfter, bald ſeltner:

1.) Politiſch-theologiſche Beweiſe, daß Eva vor Adam erſchaffen wurde, folglich das Recht der Occupation hat, und dito Beweiſe, daß Eva den größern Theil des verhängnißvollen Apfels geſpeiſt, folglich de facto klüger wurde.

2.) Biographien berühmter Heldinnen, Staatsweiber, weiblicher Gelehrten u. ſ. w.

3.) Geheime Schwachheiten aus dem Leben der berühmteſten Männer aller Zeiten. Aus noch ungedruckten Memoiren.

4.) Ausführliche Recenſionen aller Heirathen, ſo wie beurtheilende Anzeigen aller neuen Moden, mit möglichſter, der Würde des Gegenſtandes entſprechenden, Gründlichkeit.

5.) Anweiſungen und Proben zu und aus Gardinenpredigten.

6.) Chronik des Tages, in mediſirenden Anecdötchen, Caffee- und Theegeſpräche, Apologien und Troſtſprüche für Häßliche, jungfräuliche Wünſche und Seufzer, Erfindungen neuer Kopfzeuge und Schminken, Miscellen. Jezuweilen auch ein Kupfer, und zwar männliche Carricaturen, z. B. Hercules am Spinnrocken, geſalbte und geſchnürte Zierlinge u. dgl. m.

Beyträge von Damen, wenn ſelbe auch nicht immer orthographiſch richtig ſeyn ſollten, ſind uns jederzeit willkommen, und bitten wir, uns nur ſelbe an die Redaction der Toilette zuzuſenden.

»Kinderprobe der alten Deutſchen. Vorſchlag an Thuiskons Söhne und Töchter, von Herrmann Deutſchling.« — »Die gute, alte, deutſche Kraft iſt untergegangen in der Frivolität des Zeitalters, wir wollen ſie reſtauriren!« rief es hie und da. Aus allen Ecken und Enden klang es wieder: reſtauriren, und man äffte nach der verſchwundenen Rieſenzeit rauhe Sitten, aber troz Nachäfferei in Jacke und Sprache, blickten durch die jämmerliche Maske alle Schwächen und Laſter neueuropäiſcher Bildung. Indeſſen war es eine Zeitlang Mode, ſich altgermaniſch zu bewegen, und gierig krähte man in allen Gauen des immer gerne nachahmenden Deutſchlands nach unſerer Altvordern Gebräuchen; man trank, und turnte, und vervehmte, während die Klugen im Stillen lachten. Das Fieber ſcheint ausgetobt zu haben. Da es aber doch noch nicht ganz an Verehrern der alten Zeit fehlen dürfte, ſo mögen ſie den Vorſchlag des Herrn Hermann Deutſchling beherzigen, der die Kinderprobe der alten Deutſchen gerne wieder in Aufnahme bringen möchte. Unſere Ahnen hatten nämlich die Gewohnheit, ihre Kinder in einem Schilde auf den Rheinſtrom zu ſetzen, und ſie den Wellen preis zu geben. Stand der Schild, ſo war das Kind ein echter Sprößling, ſchwamm er aber davon, ſo war die Abkunft verdächtig. Der deutſche Name Rhein ſoll eben daher ſeinen Urſprung haben, weil er gleichſam ein Richter der Reinigkeit und Unſchuld des ſchönen Geſchlechts geweſen. — Wir glauben ſchwerlich, daß dieſe Procedur, trotz des ehrwürdigen Urſprungs, jetzt viel Beyfall finden wird, weder am Rhein, noch am Main, noch an der Donau.

»Handbuch für Correſpondenzler, Notizenfabrikanten, angehende Journaliſten u. ſ. w. Nebſt einer Chreſtomathie aus einigen Zeitſchriften. gr. 8. 100 S.« — Seit die ſchöne Literatur ſich weniger in großen Werken, als in fliegenden Blättern ausſpricht, und bey deren täglich zunehmenden Zahl ſich beynahe darin aufzulöſen ſcheint, haben ſich zwar nicht die eigentlich guten Schriftſteller vermehrt, aber Legion iſt die Heerde derer, die hervorſchießen wie die Pilze, um, was unſere pedantiſchen Voreltern Schulübungen nannten, der hungrigen Leſewelt wöchentlich, elegant gedruckt, darzubiethen, und hauptſächlich in der Beurtheilung dramatiſcher Kunſtwerke und ihrer Darſtellungen, trotz ihrer Unbekanntſchaft auch nur mit den erſten Linien echter (als ſolcher immer hochachtungswerther) Kunſtcritik, ihre ſchalen Anſichten als oberſten Ausſpruch und Stimme des Publicums zu geben, ſich erdreiſten.

Das correſpondirende und notizelnde Deutſchland dürfte bald zahlreicher, als Erſch und Meuſels gelehrtes Deutſchland werden, da es ja kein leichteres Handwerk gibt. Einige äſthetiſche Gemeinplätze von tragiſcher Würde, Characteriſtik, dramatiſchem Leben, Longueurs, u. ſ. w. zur Beurtheilung des Kunſtwerkes, dann zur Beurtheilung der Darſtellung einige platte Redensarten bis zum Eckel widergekäuet, z. B. Hr. A. übertraf ſich ſelbſt, oder: Hr. B. bewährte die Meiſterſchaft, oder: Hr. C. errang die Palme des Abends, oder: was können wir von Hrn. D. ſagen, als Hr. D. war, wie immer, Hr. D., u. dgl. m., und — der Correſpondent und Criticus iſt fertig.

Auch in dem kleinſten Provinzial-Städtchen, wo nur immer Thespis Karren rollt, ſpreizt ſich ein ſolcher critiſcher Sperling. Brüllt nun gleich der erſte Held im Trauer- wie im Luſtſpiele, macht der zärtliche Vater Lazzi, und kräht die Prima Donna — er berichtet in's nächſte Kunſtblatt der Reſidenz von ſeinem und des armen Publicums Göttergenuß; die Redaction (weiblichen Geſchlechts, zart und gutmüthig), läßt gerne drucken, wo nur gelobt wird, und ganz Deutſchland erfährt nun die intereſſante Nachricht: Madame N. in dem Dorfe N. habe die oberſte Sproſſe der Kunſtleiter erſtiegen.

Es iſt daher ein verdienſtliches Unternehmen des vorliegenden Handbuches, dieſe bisher als bloße freie Kunſt getriebene Journaliſterei in ein ordentliches Syſtem zu bringen. — Nachſtehende Inhalts-Anzeige des 1. Abſchnittes mag beweiſen, wie erſchöpfend der Verfaſſer dieſe wichtige Wiſſenſchaft behandelt:

§. 1. Ein Correſpondenz- und Notizler braucht nur Augen, um zu ſehen, Ohren, um zu hören, und Finger, um zu ſchreiben — ſonſt gar nichts.

§. 2. Er muß loben und immer loben, ſonſt verliert er das Freibillet, höchſtens nur tadeln, was er nicht verſteht.

§. 3. Er muß incognito bleiben, um unpartheiiſcher zu ſeyn, doch muß ihn die ganze Stadt geheim kennen.

§. 4. Er kann ſich auch von Oſten und Weſten Correſpondenz-Nachrichten kommen laſſen, und ſie verbalhornen.

§. 5. Er kann, unter verſchiedenen Chiffern, in verſchiedenen Blättern correſpondiren, um ſich ſo ſelbſt tüchtig zu preiſen, und ſeine Meinung als die allgemeingültige aufzuſtellen.

§. 6—4c. Entfaltet alle weitern machiavelliſtiſchen Kunſtgriffe der Notizenmacher minorum et majorum gentium.

Wir empfehlen dieß Werk dem geneigten leſenden und ſchauenden Publicum. Wer 1 Exemplar dieſes Buches nimmt, erhält 9 gratis.

(Fortſetzung vielleicht.)

Allgemeine Novelliſtik.

Im Joſephſtädter-Theater ward den 3. d. M. zum erſtenmale gegeben: »Wendelin von Höllenſtein, oder: Die Todtenglocke,« Schauſpiel mit Geſang, in 3 Aufzügen. Nach der Geſchichte gleiches (n) Namens bearbeitet von J. F. M. Die Muſik von Gläſer. Hiermit ſollte die oberſte Gallerie regalirt werden. Wir ſind ſo billig gegen dieſen Zweck nichts einzuwenden; noch mehr, wir glauben ihn zum Theil erreicht. Nun ſind wir auch unſern Leſern ſchuldig, den Plan zu übergehen. Seine Grundlage macht die elende Arbeit eines Flachkopfes, der mit einem Heere Geiſtergeſchichten gegen den geſunden Verſtand und die geregelte Phantaſie zu Felde gezogen iſt. Graf Schiffenberg und Ritter Wendelin wurden fleißig dargeſtellt; Prieſka und Liſe nicht übel.

G—b—g.

Arnold, in Gotha, verſendet in niedlichen Käſtchen farbige Siegelſtangen von lieblichem Geruche. Sie finden Abnahme, denn Damen, die ſich derſelben einmal zur Siegelung bedienet haben, wollen ſich, des herrlichen Duftes wegen, den ſelbe hierbey verbreiten, keiner andern Sorte mehr bedienen. Warum verfertigen unſere zahlreichen Siegellack-Fabrikanten nicht auch für unſere Damen derlei die Wohlgerüche Indiens entwickelnde Lackſorten? Fehlet es ihnen an einer Vorſchrift hierzu? Hier iſt eine von Hrn. v. Flammenſtern (hier), erprobte: 10 Loth venetianiſchen Terpentin, 24 Loth Gummilack, in Tafeln, 2 Loth Benzoe (oder Storax) und 16 Loth reinen Zinnober.

—*

Nach einer ganz neuen Schilderung beſteht das engliſche Unterhaus aus einem ungefähr 40 Fuß breiten und 60 Fuß langen Saale. Die Gallerie, auf der ſich die Zuſchauer befinden, iſt 15 bis 18 Fuß hoch. Hier ſitzen ſie auf verſchiedenen Bänken. Ohne Billet kann man nicht hineinkommen, aber 5 Schilling machen ein ſolches unnöthig. An jeder Seite des Saales läuft ein Gang hin, der länger oder ſchmäler wie der Platz der Zuſchauer iſt. Er ruht auf eiſernen Pfeilern, und wird von den Mitgliedern ſelbſt beſucht, wenn das Haus allzuvoll iſt, oder wenn ſie Luſt haben einmal zu ſchlummern, welches ſie vor allen Augen mit unbegreiflicher Dreiſtigkeit thun. Das geehrte Mitglied legt dann ſein Kiſſen zurecht, gebraucht das andere als Kopfkiſſen, ſtreckt ſich dort der ganzen Länge nach hin, und ſchnarcht ſo lange es dieß für gut befindet, ohne ſich um die Verhandlungen zu kümmern. Der Präſident (Speaker, Sprecher) hat ſeinen Sitz gerade dem Gange gegenüber. Rund um den Saal laufen 5 Reihen Bänke amphitheatraliſch, belegt mit grünem Saffian, die Wände ſind mit gewürfeltem braunen Holz eingelegt, in der Mitte hängt eine Lichtkrone, und auf jeder Seite über den Gängen ſind noch 3 Blendleuchten. Vor dem Sprecher ſteht ein großer mit Papieren und Büchern bedeckter Tiſch, an welchem 2 Schreiber und Secretaire in langen ſchwarzen Kleidern und gepuderten Beutel-Allonge Perücken ſitzen. Eben ſo gekleidet iſt der Sprecher, die andern kleiden ſich nach Belieben. Rechts vom Präſidenten ſind die Bänke der Miniſteriellen, links die der Oppoſition, die Mitglieder ſitzen, ohne an Ordnung gebunden, gewöhnlich auf dieſen Bänken. Das Vergnügen Zuhörer einer ſolchen Verſammlung zu ſeyn, iſt mit großen Opfern verbunden. Man muß 2 bis 3 Stunden auf der Treppe ſtehen, ehe man eingelaſſen wird. Wenn man nun hinein kann, und 8 — 10 Stunden unbeweglich auf einen Fleck gepreßt war, läuft man Gefahr gleich einem Hunde hinaus gejagt zu werden, wenn ein Mitglied die Reinigung der Gallerien verlangt, wozu es nicht einmal einen Grund anzugeben braucht. Mitten im Gewühl befinden ſich die Reporters der Zeitungen. Sie werden gepreßt, geſtoßen, abgebrochen, und ſchreiben ſehr unbequem auf dem Knie, halblaut, ſcherzend und lachend über das, was geſchieht, auch oft wünſchend, daß dieſer oder jener langweilige Redner wieder ſetzen möge. Der Aufruf hear, hear! läßt ſich im Anfang nur langſam vernehmen, andere Stimmen vereinen ſich damit crescendo, bis zuletzt ein allgemeiner raſender Lärm den Saal füllt, ſo, als wenn ein ganzes Volk Gänſe ſchen wird, bald ſchreit man im ſteigenden, bald im gedämpften, bald im ſterbenden, bald im aufmunternden Tone, je nachdem der Redner etwas Gutes oder Schlechtes geſagt hat. Solch eine Verſammlung iſt oft eine der luſtigſten, die man ſich denken kann. Man lauert ſtets auf Gelegenheit zum Scherz, je ernſthafter die Verhandlung, deſto eher wird gelacht. Oft fallen auch tragicomiſche Auftritte vor. So hatte z. B. vor einigen Jahren ein Mitglied, welches vom Volke gewählt wird, einen Rauſch, und machte einige heftige, mit Flüchen begleitete Bemerkungen, worauf eine Motion gemacht wird, ſeine Worte möchten protocollirt werden, um ſie zu unterſuchen. Sein Lärmen war noch ſtärker, man befahl ihm das Haus zu verlaſſen. Er that es, kehrte aber ſogleich wieder zurück wie ein Raſender, und ſchrie: »Der kleine Herr mit der großen Perücke (Präſident) ſey nur Diener des Hauſes, nicht ſein Herr« und erſt nach einem hartnäckigen Kampfe gelang es einem Gerichtsdiener ihn hinauszuboxiren. Zwey Tage darauf bereute er alles, er wurde wieder vor die Schranken gerufen, mußte eine Strafpredigt hören, dem Gerichtsdiener Erſatz bezahlen, und erhielt darauf wieder Erlaubniß, ſeinen Sitz einzunehmen. — Ueberhaupt nimmt man es in Alt-England mit den Berauſchten nicht ſo genau, ja man wetteifert in Herrengeſellſchaft einander unter den Tiſch zu trinken, daher unter andern auch immer gewiſſe Gefäße im Zimmer bereit ſtehen, die man ganz gemächlich benutzt, ohne daß das Geſpräch ſtockt, und ohne ſich zu bekümmern, ob etwas gegen die Geſetze des Anſtandes ſeyn könne.

Ein auswärtiges Journal ſagt bey Gelegenheit, als es der Hamburgiſchen Handlungs-Academie ehrenvoll erwähnt, Folgendes: Die Handlungswiſſenſchaft iſt nun mehr als Handwerksgriff geworden, die Erziehung, das Verhältniß ſind geändert, die Handlungsbefliſſenen ſind in ähnlicher Lage mit denen, die ſich den Fächern der Jurisprudenz, der Medicin, der Theologie widmen, ſie müſſen ſich, durch gute Schulwiſſenſchaften vorbereitet, zu ihrem künftigen Fach fähig machen, doch ſoll der Kaufmann nichts weniger als auch ein Gelehrter werden wollen. Mit den Kentniſſen ausgeſtattet, welche zur Selbſterhaltung führen, wird allein die Liberalität des Zeitgeiſtes zum Seegen für den Jüngling, im erſteren Falle nur zu ſeinem Ruin ausſchlagen können.

König Georg III. hat in ſeiner langen Regierungs-Zeit folgende Regenten überlebt: Friedrich V. und Chriſtian VII. von Dänemark; die Kaiſerinn Eliſabeth, Peter III., Katharina II., Paul I. von Rußland; Auguſt III. von Pohlen; Franz I., Maria Thereſia, Joſeph II., Leopold II. von Oeſterreich; Adolph Friedrich, Guſtav III., Karl XIII. von Schweden; Ludwig XV. und Ludwig XVI. von Frankreich; Friedrich II. und Friedrich Wilhelm II., von Preußen; Karl III. und Karl IV. von Spanien; Joſeph Emanuel, Maria Franziska Iſabella von Portugall.

Nach einem neueren Bericht über Batavia, genannt das Grab der Europäer, werden alle Europäer bald nach ihrer Ankunft matt und ſchwach, bekommen das Fieber, das ſie lange nicht oder wohl gar nicht mehr verläßt, und im letzten Falle betrachtet man es kaum als eine Krankheit mehr. Die Aerzte ſind unwiſſend, alle meiſt Abenteurer, ſtehen ſich aber doch gut. So iſt der Arzt des Hoſpitals, der als Bartſcheerer nach Batavia kam, vor einigen Jahren mit einem Vermögen von 1 1/2 Million Gulden nach Holland zurückgekehrt. Uebrigens iſt auch die Lebensart ſo, daß Geſunde krank werden müſſen. Morgens wird Thee, Caffee, Chocolade getrunken, Fleiſch, Fiſche, Geflügel geſpeiſt, darauf trinkt man Madera, Bourdeaux Wein, Wachholderbranntwein, holländiſches Dünnbier oder Porter, raucht und kaut Tabak; dann liebt man kurze Zeit vor dem Mittagsessen 2—5 Flaſchen Wein, ein Biertrinker nimmt wohl 16—25 Flaſchen auf ſich. Unmittelbar vor dem Eſſen wird wieder, um ſich Appetit zu machen, Madera Wein getrunken, dann wäſcht man ſich (wenns nicht unbequem iſt) und geht um 2 Uhr zur Mahlzeit. Sclaven, in deren Menge hier der Hauptluxus beſteht, machen indeß Muſik, es werden viel Speiſen aufgetragen, doch iſt der Hunger nicht mehr gar ſo groß, aber deſto größer der Durſt, dann folgt Caffee, auf dieſen ſchläft man bis 6 Uhr, ſucht ſich dann Geſellſchaften, die bis ſpät in die Nacht dauern. Die Frauen betragen ſich in Allem mit mehr Maaß, ſie leben auch länger, daher hat man auch mehrere Beyſpiele, daß Frauen 6 und 7 ihrer Männer überlebt haben. Chineſen ſind viel in Batavia, ſie ſind ſehr thätig und betriebſam, alle wohlhabend, ungeachtet ſie große Abgaben bezahlen. Selbſt die Freiheit, Zöpfe zu tragen, müſſen ſie bezahlen. Im Handel ſind ſie die ärgſten Betrüger, beſonders gegen Fremde. Eine Waare, die ſie um 12 Gulden biethen, kann man oft für 1 bis 2 von ihnen erhalten.

Die reichen Frauen zu Paris ſind ungehalten darüber, daß man in Frankreich die tibetaniſchen Ziegen eingeführet hat, weil ſie fürchten, die Caſchemirſhawls möchten dadurch zu gemein werden, und ſie das Vorrecht verlieren, ſie allein zu tragen.

Ein Schreiben aus Stuhlweiſſenburg, vom 30. März, meldet uns: Von Grillparzers Sappho iſt ſo eben eine Ueberſetzung ins Ungariſche, von Joh. Gabr.

Pap, hier erſchienen. (Sappho Szomorú játék öt felvonásban, irta Grillparzer Ferentz fordította Jozs. Pap Gabor. Székes-Fehérvárott. Nyomtatott, Szammer Pál Betűivel (8vo. k. 30 kr.) Druck und Aeußeres iſt ziemlich hübſch. In Correctheit der Sprache, und Reinheit des Verſes, läßt dieſe Ueberſetzung das vielleicht zu viel gefeierte Original zuweilen hinter ſich *).

Die Einrückung folgender Zeilen (uns mit der Aufſchrift: »Ins Conſervationsblatt einzuſchalten, Redacteur Strauß« übergeben) wird wiederholt verlangt: »Ich finde den Geiſt der Recenſion über das Concert für die durch Ueberſchwemmung Verunglückten (in Nr. 30.) viel zu ſchwach, als daß ich mich mit einer tactiſchen Gegenantwort in Weitläufigkeiten einlaſſen ſollte. Uebrigens überlaſſe ich die nähere Beurtheilung des Ganzen beſcheidnen Männern, die ſich von dieſer Sache beſſere Anſichten verſchafft haben.«

· ß — r.

Was über jenes Concert geſagt worden, bemerken wir hierauf, iſt keine Recenſion, und ſollte keine ſeyn; es iſt nur eine, dem Raum des Blattes und der ephemeren Natur des Gegenſtandes angemeſſene Characteriſtik. Daß der Hr. Einſender ſich in keine Weitläuftigkeiten einlaſſen will, werden ihm unſere Leſer vermuthlich Dank wiſſen, wie alle Freunde der Verträglichkeit, worunter wir uns auch zählen.

Der Redact.

Auf Veranlaſſung der in Nr. 30. gegebenen Notiz über Claurens Brünmantel von Venedig, erinnern wir, daß dieſer Stoff von Franz Freiherrn von Schlechta hier, kürzlich in freier Behandlung dramatiſirt wurde, und ehestens im Theater an der Wien gegeben werden ſoll. Von dem anerkannten Talent dieſes vaterländiſchen Dichters läßt ſich allerdings etwas Gelungenes erwarten.

— r.

Sichern Nachrichten zufolge, befindet ſich Hr. Letronne, unſerm gebildeten Publicum hinlänglich durch ſein Talent als Zeichner (vorzüglich in Portraits) bekannt, gegenwärtig in Warſchau, an der Spitze einer lithographiſchen Anſtalt, deren erſprießliches Gedeihen man ſeinem Kunſtſinne und ſeiner Kunſtkenntniß nach, ſicher vorher beſtimmen kann.

— r —

Vor einiger Zeit beſtanden die engliſchen Hofkleider in Reifröcken mit großen Schleppen; jetzt haben ſie eine kurze Taille und die Reifröcke gehen ſo weit hinauf, daß die Damen nicht wiſſen, was ſie mit ihren Armen machen ſollen.

---

*) Das will allerdings gar viel geſagt haben, und muß die Neugierde auf das Lebhafteſte ſpannen. Wir ſind für die gefällige Einſendung ſehr verbunden, und erſuchen um geneigte Fortſetzungen aus allen Gegenden, und über alle für das Converſation-Blatt geeignete Angelegenheiten des edlen Ungarns, welchem wir unſere Zeitſchrift ſo intereſſant als möglich zu machen wünſchen.

D. R.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Graffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k.k. Poſt 17 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Graffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

42.

(Wien, Samſtag, den 8. April.)

Proben aus dem öſterreichiſchen Idiotikon des Franz Ziska.*)

Aa, As, Aw**), n., plur. Eben (Aeben), — Mutterſchaf. Vorzüglich in **Oberöſterreich**, **Salzburg** und **Tirol** verbreitet. Daher das Pinzgauiſche **Anſchtall**, m. — Schafſtall; und das im Gebirge Oberöſterreichs gebräuchliche **aa-en**, v. act. mit haben, — ein Lamm werfen. Von gleicher Abkunft iſt das Griech. Οις, Lat. ovis, Angelſächſ. Eowu, Engl. Ewe, Holländ. Ooi, Spaniſche Oveia, Böhm. Owcza, Pohln. Owca. Schweiz. **Au**, **Auw**, **Ow**, und Niederſächſ. **Euve**, **Uewwe**, und **Auwe**.

Bapen, **baperln** (papen), v. act. mit haben — eſſen. »Meine Kinder zu Haus ſeynd mehrer aus Hungerland als Ungerland gebürdig, und zwar von der Stadt Papa, dann ſie den ganzen Tag **papen** ſchreyen.« **Abraham's a. S. Clara** wohlangefüllter Weinkeller, pag. 67. — Hievon ſind abgeleitet: das Zeitw. **aufbaperln** — gut ernähren, auffüttern; **Bapi**, **Baperl**, n. — die Speiſe; **Bapen**, f. der Mund, im verächtlichen Sinne: »**Aſchiarchi Bap'n mach'na**, den Mund häßlich verziehen; und **Bapla**, (Päpler) m. — Vielfraß: »**Du biſt der beſſt Pepeler.**« Seyf. Helbling. Italiän. pappo, Brod, Speiſe; pappa Brey, pappare freſſen; Holländ. Pap, Brey; Griech. παομαι, ich eſſe.

Dus, adju. et adv. — ſtill. **A duſa Menſch**, ein ſittſamer ſtiller Menſch. — In der **Schweiz**, im **Weſterwald**, in **Schwaben** und **Baiern** gleichfalls **dus**; Franzöſ. doux, Isländ. thus.

---

*) In dem 6ten Bande der Jahrbücher der Literatur findet ſich das Nähere über dieſes Unternehmen. Hier alſo nur ein paar Worte. Der Verfaſſer vorliegender Proben beſchränkte ſich bey ſeiner Arbeit, die bereits zur Hälfte fertig liegt, bloß auf das eigentliche **Oeſterreich**, d. i. auf das Land ob- und unter der Enns. Er hat ſich dabey den ſtrengſten Forderungen unterworfen; denn ſein Idiotikon, (reichlich verſehen mit Belegeſtellen aus älteren und neueren Schriftſtellern, und mit den nöthigen Hinweiſungen auf die Quelle der Abſtammung), wird nur ſolche aus fremden Sprachen eingewanderte oder urſprüngliche altdeutſche Wörter enthalten, die in der Schriftſprache heute entweder gar nicht mehr, oder nur in einer andern Bedeutung gebräuchlich ſind. Demungeachtet dürften ſich die darin enthaltenen Artikel über 2000 belaufen. Eine möglichſt vollſtändige öſterr. Dialectologie und Provinzengrammatik wird das Werk begleiten. Möchte es ihm doch gelingen, den Freunden der Alterthums-, Sprach- und Völkerkunde damit recht viel neue Aufſchlüſſe über ſein vielgeliebtes Vaterland zu geben!

**) Das lateiniſche A, a, bezeichnet den Mittelton zwiſchen a und o.

Ent, entch, enat, (enert), adv. — drüben, jenſeits. Ent a'n Bach, (bey dem Minneſänger Hadloub: enent baches), jenſeits des Baches. Griech. ενθεν; bei Notker enont. — Daher die Compos. entuma, entibra, von drüben herüber; entumi, entibri, von drüben hinüber, und enhalb, enthalb, enathalb, oft auch zuſammengezogen in ehel, drüben, auf der jenſeitigen Halbe. — Die meiſten öſterreichiſchen Schriftſteller des Mittelalters, vorzüglich Horneck, Enenchel, Schmelzel, u. a., haben dieſes Wort. Hier eine Belegſtelle aus S. Helbling:

»Waz ez der Landherren er (Ehre)
Do man enhalb Tunnau (Donau) prant? —«

Ganz übereinſtimmend mit Adelungs Bemerkung, daß bisweilen der Enden (jener Grenze), für dort geſchrieben worden iſt, hört man in manchen Gegenden Oeſterreichs, beſonders um Wien gegen Neuſtadt und der ungariſchen Grenze zu, ſtatt ent, enten, enhalb u. ſ. w. drent, drenten, drenthalb ſprechen, als Gegenſatz des hier allgemein verbreiteten »hearenten« (herenden, hier Enden), dieſſeits. — Vergl. damit »Enden« bey Friſch.

Fankerl, n. — Funken; das dimin. von dem altdeutſchen vanchen.

»Irinch der vil chüne den ſchilt über ſwanch
Unde waern diu ſelbe ſtiege drier ſtegen lanch,
Diu wile liez in Hagen nie ſlahen einen ſlach:
Hei, was roter vanchen ob' ſinem houbte gelach!«
v. d. Hagen's Nibelungen-Lied.

Hieher gehört auch das Oberöſterr. fankazen, (fankitzen), v. n. mit haben, — einen hellen Glanz von ſich geben.

Goard, (Gard), f. — Umkreis, Gegend, Bezirk; und Aingoard, (Eingard) f. — einſame Gegend:

»I bin a jungs Diarndal,
Ha main Haus in d'r Aingoard —
Is main Biabal nid d'rinad,
Ai, wia g'ſlacht ma ſo hoard!«

(Im Oberöſterr. Gebirge, und im Viertel Ober-Mannh. Berg.)
Das Slav. gorod; Angelſ. geard; Schwed. gård, und Perſiſche gerde, girde, haben eben dieſelbe Bedeutung.

Hacheln, hoacheln, ſeltner acheln, v. act. mit haben — eſſen. — In Naſſau-Dillenburg und Henneberg gleichfalls acheln. Hebr. achal, comedit. (Ob. M. B.) — Davon ſtammt auch das Wieneriſche Hachelputz, m. — Scherzausdruck für Speiſe, Schmaus.

Juks, m. — Scherz, Vergnügen, Spaß. 'S kinnt an'n Juks a-ſez'n. Es konnte Spaß verurſachen. Holländ. Jok, Scherz, und jocken ſcherzen; Lat. Jocus. (Unteröſterr.)

Kriagla, (Krügler), m. — Verkäufer der feineren Töpferwaaren in Wien, und in den Provinzialſtädten.

Lazi, plur. — Poſſen. Lazi mach'n, ſich lächerlich gebehrden. Lazimacher, Poſſenreißer. (In und um Wien). — Italiän. Lazzo, Spaß.

Mollad, (mollig), adj. et adv. — weich, zart anzufühlen.

Schen mollad und fein
Muaß mein Schatz amol ſein,

Und hald ſchen rank um d' Mitt,
Sunſt mecht i ſ' nid.

Oeſterr. Volkslieder von Ziska und Schottky pag. 69.

Im Weſterwalde Möll; Lat. mollis; Franzöſ. mol; Holländ. mollig (Allgem.)

Nindaſcht, nindat (ninderſt, nindert), Nebenwort des Ortes — nirgend, nirgends. (Allgem.) In dem alten Fragmente auf Carl den Großen bei Schilter: nieware; im Nibelungenlied, Vers 920: ninder, Vers 2291: niender; bey Stricker, Horneck und Helbling: nindert. So iſt mir nindert ze mueth. Lucidarius.

Der Gegenſatz des in der Mundart nicht mehr üblichen indert.

Oacha, Acher, (Eichler), m. dimin. **Oacherl,** n. — (in Salzburg und Tyrol), das Eichhorn, Sciurus vulgaris, Linn. — In einigen Gegenden Oberöſterreichs heißt dieſes Thier Oachhas, (Eichhaſe), — und in Unteröſterreich Achkaz, f. dimin. Achkaz'l, Oachkaz'l, (Eichkätzchen). — Der Name rührt wohl von ſeinem Aufenthalte in Eichenwäldern her. — Angelſächſ. ac, Eiche.

Prozmal'n, (protzmaulen), v. n. mit haben. — Seinen Unwillen durch Murren und Trotz an den Tag legen; viele Worte brauchen. Prozmal' nid ſo oft! — Von dem alten protz, breit, ſteif, unbiegſam, trotzig; Niederſächſ. pratzig; Wendiſch prosty, prostze, ſtarr.

Ribiſ'l, Riwiſel, plur. — Johannisbeere, Ribes rubrum, Linn.

»D' Riwiſ'l ſan zaidi, (reif)
D' Riwiſ'l ſan guad, —
Und wannſt a ſchens Diandl haſt,
Gai af da Huad.«

Latein. Ribes; Däniſch: Ribs. (Unt. Oeſterr.)

Searben, a-ſearben, abiſearben (abſörben), v. n. mit ſeyn — verwelken, allmählig abſterben. (Allgemein.) — Daher das im Ober-Wiener-Wald gebräuchliche Searbad (Sörbet), n. — Die Auszehrung, Schwindſucht; — und Searbla, (Sörbler), m. — ſiecher Menſch. Auch in Baiern und in der Schweiz finden ſich dieſe Wörter vor, und mit ihnen ſtimmen überein: das serauuen (arescere), der Monſeeiſchen Gloſſe; Notkers sereuuen; das Engl. te sear, Angelſächſ. searian, Griech. σειραιν, verſengen, vertrocknen; und das Galliſche sorb, sorbasec, dürr.

Trafik, f. — der Kleinhandel, Einzelverkauf. — Ital. traffico. (Wien).

Unguad, (ungut), adv. — böſe, ungehalten. Nur mehr in der Redensart gebräuchlich: Niks fiar Unguad! Nehmen Sie es nicht übel. (Allgem.)

Viaraigl, (Vieräuglein), n. — falſcher Menſch. Gengans ſeh Muſſi Viaraig'l! Gehen Sie falſcher Menſch! (Wien).

Weba, (Weber, Weberfiſch), m. — Cyprinus gobio, Linn. Ein gering geſchätzter Fiſch, der ſich um Pfingſten vorzüglich gern in der Traun aufhält. Der luſtige Oeſterreicher ſingt von ihm folgendes Spottlied:

I'noagſt'n bin i fiſch'n g'wen,
Da had's ma g'red'n!

Ho=n=an'n ſchebich'n Weba g'fangt,
Ho ma'n laſſ'n brad'n.
Und wia da Weba brad'n woar,
Ham ſ'gfrea't zu'n eſſa;
Kiart da Deif'l d'Katz dahe
Hod ma'n Weba weg'freſſa.

In anderen Provinzen heißt er **Kreßling**, **Gründling**; — in **Wien**: **Schneiderfiſch**.

Zimpfa, **zimpfali**, (zimpfer, zimpferlich), adj. et adv. — 1.) Schwächlicher Natur, verzärtelt: 'S is goar a zimpfalig's Ding — 2.) Nett, klein, zierlich: A zimpfaligs Patſcherl, eine niedliche Hand. — 3.) Uebertrieben ängſtlich im Vermeiden des Unſchicklichen: Zimpfali thuan, Sittſamkeit affectiren. — **Zimpfer** iſt ein Intenſiv von ziemebar, und findet ſich auch in der Mundart der Schweizer, Schwaben, Baiern und Weſtwälder vor.

* * *

War Shakſpeare ein Gelehrter?

Von Mart. Span.

(Schluß von Nro. 41.)

Nach dieſem kurzen Abriſſe der Literatur und des Geſchmacks in dem Zeitalter **Shakſpeare's** kommen wir zu der Frage über die Gelehrſamkeit dieſes Dichters, deren Unterſuchung viele ſcharfſinnige Männer beſchäftigt, und ſo manche verſchiedene Beantwortung hervorgebracht hat. Nicht nur alle ſeine Herausgeber und Biographen, und alle, welche über ihn geſchrieben haben, berühren dieſe Frage, ſondern ſie hat auch zwey eigene, kleine Schriften von **Athalley** und **Farmer** veranlaſſet. Der Widerſpruch kommt wohl nur daher, weil der ſchwankende Begriff, **Gelehrſamkeit**, nicht genau beſtimmt worden iſt. Denn nach dem, was von ſeinem Leben geſagt wird, kann wohl die Frage nicht ſeyn, ob **Shakſpeare**, nach dem Maße und den Fortſchritten ſeines Zeitalters, gelehrt geweſen ſey, ſondern nur, ob er Sprachkenntniſſe beſeſſen, ob er die Werke der Alten und einiger neuern Ausländer in ihrer Urſprache geleſen, und als Quellen benutzet habe?

In **Ben Johnſon's** oben erwähntem Lobgedichte auf **Shakſpeare** werden ſeine Kenntniſſe eher übertrieben, als mäßig erhoben; und doch ſagt er darin von ihm: »er habe **wenig Latein** und **noch weniger Griechiſch** verſtanden.« Mit **Johnſon's** Aeußerung ſtimmt das Zeugniß anderer Zeitgenoſſen unſers Dichters völlig überein. **Drayton**, ſein Freund und Mitbürger, ſchreibt ſeine Vortrefflichkeit bloß ſeinen Naturgaben zu. **Digges**, ein beliebter Stadtpoet, noch vor der Zeit, da **Shakſpeare** die Schaubühne verließ, drückt ſich ſehr deutlich und ſtark hierüber aus: »Die Natur allein war ſeine Hülfe, ſagt er; denn man wird bey ihm keine Spur finden, daß er eine einzige Redensart von den Griechen entlehnet, daß er die Römer nachgeahmet, oder aus den neuern Sprachen überſetzet habe.« **Sukling** ſetzt ſein leichteres Dichtertalent dem mühſamen Schweiße des gelehrten **Johnſon** entgegen. **Denham** verſichert, er ſey Alles, was er war, durch ſeine eigene Bildung geworden. **Milton** nennt in ſeinem Gedichte: L'Allegro, die

Gedichte **Shakſpeare's** natürliche und wilde Waldtöne. **Dryden** ſagt: »er habe nicht die Brille der Bücher gebraucht, um die Natur zu leſen.« Er kam, wie **Colman** ſich ausdrückt, aus der Hand der Natur, wie **Pallas** aus dem Haupte **Jupiters**, reif und völlig ausgebildet. **Hales** von **Eton** kannte unſern Dichter und die Alten zu gut, um zu glauben, daß beyde mit einander viel Bekanntſchaft gehabt hätten, und behauptete ſehr richtig: wenn **Shakſpeare** die claſſiſchen Schriftſteller nicht geleſen habe, ſo hab' er auch aus ihnen nichts entlehnet, und gegen jede ſchöne Stelle aus einem alten Dichter getraue er ſich eine von **Shakſpeare** anzuführen, welche wenigſtens eben ſo ſchön wäre. **Fuller** erklärt ausdrücklich, ſeine Gelehrſamkeit ſey ſehr gering, und alle ſeine Kunſt ſey bloß Natur geweſen *), wie er ſelbſt, wenn er noch lebte, geſtehen würde. Und geſtand er es nicht ſelbſt, da er ſich wegen ſeiner untutored lines (ſeiner durch keine Schulerziehung gebildeten Verſe) bey ſeinem Gönner, dem Grafen von **Soudhampton**, entſchuldiget?

Dieß Verzeichniß von Zeugen ließe ſich noch leicht vergrößern, wenn die Sache ſelbſt nicht ſchon zu viel Einleuchtendes hätte. Es ſcheint daher eine überflüſſige Arbeit zu ſeyn, die unhaltbaren Gründe derjenigen anzuführen, welche unſerm Dichter eine große Bekanntſchaft mit den Originalwerken der Alten zuſprechen wollen.

Daß in ſeinen Schauſpielen häufige Anſpielungen auf alte Geſchichte und Fabel vorkommen, daß Einige derſelben ſogar Begebenheiten des Alterthums zur Grundlage haben, daß er vorzüglich den **Plutarch** bey den Characteren des **Brutus** und **Antonius**, ſogar bey verſchiedenen Reden des **Coriolan** benutzt habe, das iſt offenbar; aber lächerlich iſt es, daraus ſeine Kenntniß der Griechiſchen Sprache, und ſeine Beleſenheit in den Originalſchriften der Alten behaupten zu wollen. Daß unſer Dichter die Anfangsgründe der Lateiniſchen und Griechiſchen Sprachkenntniß ſchon in ſeiner Jugend in der Stadtſchule ſeines Geburtsortes erlernet habe, iſt allerdings ſehr wahrſcheinlich; aber daß er die Kenntniß beyder Sprachen bey ſeinen Lebensumſtänden zu einer ſo großen Vollkommenheit und Fertigkeit gebracht haben ſoll, kann nur denjenigen glaublich ſcheinen, welche nicht wiſſen, wie viel Zeit und Verwendung, wie viel Unterricht und Hülfsmittel hierzu erforderlich ſind. Die bey unſerm Dichter vorkommenden Proben von Kenntniß des Alterthums und ſeiner Schriftſteller beweiſen nicht mehr, als daß er die Ueberſetzungen von **Plutarch** und andern Schriftſtellern, deren damahls ſchon etliche und fünfzig in der Engliſchen Sprache vorhanden waren, geleſen habe. Daß in den erzählenden und lyriſchen Gedichten **Shakſpeare's** auch eine Ueberſetzung der Heroiden **Ovids** von **Paris** und **Helena** vorkommt, beweiſt nichts für

---

*) In neuer und neueſter Zeit ſind einige Ariſtoteliſche Dogmatiker, wahrſcheinlich aus, wenn man ſo ſagen darf, collegialer, Eiferſucht vor dieſem gigantesken Genie, noch weiter gegangen. Man erinnert ſich z. B., daß **Voltaire** dieſen **Shakſpeare** ſogar mit dem Schimpf: c'est un sauvage ivrogne, beehrte; und daß **Shakſpeare** »ein Hollenbengel« ſey, ſteht in einer der Vorreden eines hieſigen dramatiſchen Dichters, deſſen Name — **Ayrenhof** iſt ꝛc. Wahrlich hier kann gelten, was der große Dichter den **Macbeth** über **Banquo'** ſagen läßt: Ihm gegenüber wird mein Geiſt gezüchtigt. — Tüchtige **Geſundheit** characteriſirt auf alle Fälle dieſes Claſſikers Schöpfungen; und wo geſunde Kraft fehlt, kommt in der Poeſie wie in der Wiſſenſchaft nur peinliches, kümmerliches und verkrüppeltes Gefaſel zum Vorſchein ꝛc. **Der Redact.**

Shakſpeare's genauere Kenntniß der Lateiniſchen Sprache; weil die Ueberſetzung nicht von ihm, ſondern von **Th. Heywood** herrühret; und drey Jahre nach ihrer erſten Erſcheinung von dem Buchdrucker **Jagger** nicht nur mit Verſchweigung des wahren Verfaſſers, ſondern mit **Shakſpeare's** fälſchlich vorgedrucktem Nahmen im J. 1612 wieder iſt abgedruckt worden.

Indeſſen iſt es unverkennbar, daß **Shakſpeare** eine große Beleſenheit hatte, daß er als Schauſpieldichter Natur, Leben und Sitten treffend darzuſtellen wußte, daß er die richtigſte Beurtheilungskraft und den feinſten Geſchmack in der ſorgfältigen Auswahl des Schönen und Schicklichen, in der Vermeidung alles Anſtößigen, Unerträglichen und Unnatürlichen, in der Auffaſſung des Wahren und Guten, in der moraliſchen Würdigung der Geſinnungen und Handlungen, und eine treffende, innige Wärme in der Schilderung und Darſtellung leidenſchaftlicher Gefühle zeigte, und daß er einen ſtarken Beobachtungsgeiſt und eine tiefgeſchöpfte Menſchenkenntniß beſaß. Alle dieſe Eigenſchaften ſind an ihm um ſo mehr zu bewundern, da ſie bloß das Werk ſeiner natürlichen Anlage und ſeines eigenen Fleißes waren, mit deren Hülfe allein er bey dem geringen Grade der philoſophiſchen Aufklärung ſeines Zeitalters durch alle Hinderniſſe ſich durchzuarbeiten, und zu einem noch unerreichten Grade der dramatiſchen Darſtellung empor zu ſchwingen gewußt hat. Obſchon alſo **Shakſpeare** nur wenig Latein und noch weniger Griechiſch, wenig Franzöſiſch und noch weniger Italiäniſch, und nichts von der Spaniſchen Sprache verſtand; obſchon er keine methodiſche Kenntniß der Philoſophie, Geſchichte, Phyſik u. ſ. w. beſaß: ſo bleibt er gerade deßwegen um ſo mehr als ein durch ſich ſelbſt Gebildeter, als ein Autodidactos, ein unanfechtbarer Beweis, wie weit mit eigener Kraft der menſchliche Fleiß in der Verſtandesbildung es bringen könne. Nur Schade, daß gerade die Menſchen von Genie ſo ſelten Unterſtützung finden; und daß die von Unkundigen geleitete Einrichtung der öffentlichen Unterweiſung und die modiſche Leſerey, in ſo manchem Zeitalter und Lande, ſtatt die logiſchen Kräfte mit allen moraliſchen Anlagen in der Jugend zweckmäßig zu wecken und auszubilden, vielmehr durch Verkehrtheit dieſelben in ihrem erſten Keime auf immer zerſtören! Dedit hanc contagio labem et dabit in plures.

Allgemeine Novelliſtik.

Concerte für wohlthätige Zwecke ſollten jedesmal mit einer beſondern Aufmerkſamkeit und Berückſichtigung angeordnet werden; denn wenn noch häufiger es ſich zuträgt, wie es ſchon ſo oft geſchah, daß derlei Leiſtungen den Anforderungen einer billigen Critik ſo wenig genügen, ſo dürfte es für die Armen am Ende wenig Zuſpruch geben. Wie aber eine Unterhaltung zu wohlthätigem Zwecke geſtaltet ſeyn ſoll, davon gab jene im Kärnthnerthor-Theater, am Oſterſonntage, ein Muſter. Ein Aufwand von Kunſtleiſtungen der vollkommenſten Art mußte den feinſinnigſten Kenner entzücken; die Damen **Grünbaum**, **Wranizky**, **Canzi** entzückten durch Kunſt und Stimme. Beſonders glänzte Mad. **Grünbaum** in einer **Roſſiniſchen** Cavatine aus il Barbiere di Siviglia, in welcher ihre Silberſtimme, ihre Trefflichkeit als Bravour-Sängerinn, und ihr graziöſer Vortrag die höchſte Wirkung hervorbrachten. Dlle. **Canzi** kann ſich, nach dem Standpuncte zu urtheilen, auf welchem wir ſie gegenwärtig erblicken, noch einſt in volzur Glorie einer Mara, Billigton, Catalani u. ſ. w. anſchließen. Bereits glänzt ſie durch reine Intonation, Umfang, Kraft und Fertigkeit. Hr. Jäger zeigt bey jedesmaligem Auftreten Fortſchritte in der Tonkunſt, und ſelbſt ſcheinen ſich die eifrigen Wünſche für ſeine Entwicklung, in der Art und Weiſe ſich zu benehmen, ihrer Erfüllung zu nähern. Er zeigt doch ſchon etwas mehr Ungezwungenheit und Zuverſicht. Möchte ihm Hr. Schunke von ſeinem Ueberfluſſe hierin etwas abgeben können, dann würden beide gewinnen! Jäger ſang vortrefflich, und Schunke jagte in Blitzesſchnelle eben ſo die Töne an unſerm Ohre vorüber, wie Hr. Vimercati auf ſeiner Mandoline. Iſt aber das Muſik? Hrn. Schunke bitten wir recht herzlich, dieſe Frage ſich ſelbſt zu beantworten, denn an ihm iſt viel gelegen; ſeine gegenwärtige Ausrüſtung berufet ihn zu dem Höchſten. Hr. Fiſcher ſang mit viel Kunſt und wenig Effect eine Roſſiniſche Arie. Seine Stimme hat wenig Klang, und dieſer Mangel läßt ſich durch alle Kunſttäuſchung nicht erſetzen*). — Die Declamationen waren artig, die Gemählde-Darſtellung mit Einſicht geordnet. Hierin wird ſo oft geſündigt. Man meint, einige Figuren in bunten Kleidern, tüchtig mit argand'ſchen Lampen in's Licht geſtellt, geben ein ſchönes Tableau. Dazu gehört mehr und anderes. Nicht jedes gute Gemählde gibt ein gutes Tableau für das Theater beym Lampenlicht ꝛc. Ein ſolches erfordert ein lebhaftes Colorit, großartige Compoſition, einen leidenſchaftlichen Act, ſcharfe Contraſte, und vor Allem eine ſtarke Beleuchtung. Hierauf wird nicht allemal ſo ſorgfältig, wie heute, gedacht.

T—r.

Den 5. dieſes wurde im Leopoldſtädter-Theater zum erſtenmal gegeben: »Die Gunſt der Kleinen, oder: die Hintertreppe.« Luſtſpiel in einem Aufzuge. Nach dem Franzoſ. von Herrn F. Roſenau. — Wallbach, ſich um ein herrſchaftl. Amt, deſſen Verleihung vom Secretär abhängt, bewerbend, muß, um mit ſeiner Supplik zu dieſem zu dringen, erſt die Gunſt der ganzen Dienerſchaft gewinnen. Dieß iſt die Aufgabe, daher der Titel beſſer: Domeſtikengunſt, oder die Gunſt der Niedern, lautete. Das Feinere in dieſem Luſtſpiel iſt aus dem franzöſ. Original, und nicht ſehr belohnend mit den Zuſätzen und Aenderungen des Ueberſetzers vermiſcht, ſo, daß ein ziemlich characterloſes Mittelding von fein und niedrig Comiſchem daraus geworden iſt. Vollends iſt die Abſetzung des beſtechlichen Secretärs, nachdem der Candidat ſeinen Zweck bereits erreicht hat, ein wahres *hors d' oeuvre*. Die Aufführung entſprach beſonders von Seite des Barbiers, als des eigentlichen Triebrades der Handlung; minder wußten der Secretär und Candidat befriedigen.

Von dem *Repertoire général du théâtre français*, hat der Buchhändler Nicolle in Paris, vier neue Bände (14 — 17) erſcheinen laſſen. Dieſe Sammlung beſteht aus den Trauerſpielen, Luſtſpielen und Dramen vom erſten und zweiten Range, die auf der großen, unter dem Namen *premier théâtre français*, bekannten National-Bühne aufgeführt werden. Jeder Band, von etwa 14 Bogen im Duodez-Format, koſtet 3 Fr. 60 Cent. —

Es war Zeit, daß in Frankreich periodiſche Schriften eingeführt wurden, die bloß Wiſſenſchaft, Literatur und Kunſt zum Gegenſtande hatten; es war ein dringendes Bedürfniß für das Gemüth geworden, durch Eröffnung freundlicherer Ausſichten, von den ermüdenden Streitigkeiten der Kammern und der politiſchen Tagblätter abgezogen zu werden. Die *Revue encyclopédique*, die Hr. Jullien der ältere herausgibt, machte im vorigen Jahre den Anfang. Der Beyfall, mit welchem das Publicum dieſe literariſche Monatſchrift aufnahm, munterte andere Gelehrte zu einem gleichen Unternehmen auf. Es ſind ſeitdem ein Dutzend ähnlicher Zeitſchriften erſchienen, unter denen die Archive der Literatur und Kunſt (Archives de la littérature et des arts), beſonders erwähnt zu werden verdienen. Die vorzüglichſten Mitarbeiter derſelben ſind: **Quatremère de Quincy**, **Vanderbourgh**, **Raoul Rochette**, **De Feletz** und **Charles Nodier**. Die Leitung des Ganzen haben **Deſtains** und **Jean Cohen** übernommen. Es läßt ſich von Männern, wie dieſe, vermuthen, daß ſie in ihren literariſchen Arbeiten nicht die Farbe irgend einer politiſchen Partei, gleichviel zu welcher ſie gehören mögen, werden durchblicken laſſen. Zwei Hefte dieſer Zeitſchrift ſind ſchon erſchienen, deren Inhalt ſehr vortheilhaft auf die Fortſetzung ſchließen läßt. Neun Hefte, die zu unbeſtimmten Zeiten im Laufe von drei Monaten bey **Egron** herauskommen werden, bilden einen Band von 27 Bogen in Octav-Format.

---

*) Nähere Züge zu einer Characteriſtik dieſes Sängers in Nr. 34 unſers Blattes.

Nächſten Dinſtag den 11. wird im **Theater an der Wien**, zum Vortheile des Hrn. und der Mad. **Spitzeder**, zum erſtenmal aufgeführt: **Almazinde**, oder: **die Höhle Seſam**. Romantiſche Oper in drei Acten, nach dem Mährchen: »**die vierzig Räuber**« aus »tauſend und eine Nacht.« Frei bearbeitet von H. **Schmidt**. Die Muſik von **Pixis**.

Am 3. April producirte ſich im landſtändiſchen Saale die neunjährige **Leopoldine Blahetka** in einem **Pianoforte-Concert** von L. v. **Beethoven**, (B dur) und in neuen **Variationen** von Hrn. Joſ. **Czerny**. Die Erfahrung hat es uns gelehrt, wie junge Genies in früher Jugend in der Muſik vor allen andern Künſten — wenn ſie weiſe geleitet werden — es oft auf eine Kunſtſtufe bringen, die nicht ſelten über eine gemäßigte Erwartung hinausreicht; die Fähigkeit zeigt ſich in einer beſonderen **Fertigkeit** am erſten, doch bleibt dieſe bis zu einem Alter, wo nur richtiges Gefühl allein Wahrheit und Ausdruck erwecken kann, gewöhnlich der einzige Vorzug. Man mußte daher wirklich ſtaunen, als die liebenswürdige Spielerinn eine ungewöhnliche Fertigkeit, mit einem ſehr ſicheren, präciſen Spiel verbunden, bewies; ein treffliches Colorit, wiewohl jetzt nur noch die Folge eines regelrechten Syſtems und äußerſt lobenswerthen Fleißes, und zwar beſonders in **Beethovens** Concert brachte, und ſo viel es ihr die phyſiſchen Kräfte erlaubten, Klarheit und Deutlichkeit im Vortrage nirgends, ſelbſt in den ſchwierigſten Stellen, vermiſſen ließ. Kurz unter derlei Erſcheinungen neuerer Zeit, verdient die kleine Künſtlerinn unſtreitig die größte Bewunderung. Eine ſolche Laufbahn theilt ſich, und zwar für das ſchöne Geſchlecht am erſten bald in zwei Wege; es bleibt uns deßhalb nichts **mehr** zu wünſchen übrig, als daß ſie auf dem rechten erhalten werde. Eine herrliche **Ouverture** von **Stunz** eröffnete das Concert, Hr. **Sedlatzek** ſpielte inzwiſchen ein **Potpourri** von **Keller** auf der **Flöte**, Hr. **Jäger** ſang eine **Arie** von **Roſſini** (eingelegt in **Mayerbeers Emma**); Hr. **Küſtner** declamirte ein Gedicht von **Caſtelli**. Dieſe Künſtler erhielten verdiente Auszeichnung von dem ſehr gewählten Auditorium. **Wilh. Blum.**

In Nr. 39, S. 368, Z. 4. v. u. iſt **Lago di Garda** unrichtig geſetzt.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der **Cath. Gräffer'ſchen** Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 17 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (**Franz Gräffer**) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

43.

(Wien, Dinſtag, den 11. April.)

Neue Münzen.

Seine kaiſerl. Hoheit, der Erzherzog Rudolph, Cardinal, hat in ſeiner Eigenſchaft als Erzbiſchof von Olmütz, wo derſelbe am 9. v. M., als dem Feſte der Schutzheiligen Mährens, Cyrillus und Methodius, ſeinen feierlichen Einzug hielt, eigene Münzen prägen laſſen, die aus Ducaten, Thalern, Gulden und Zwanzigkreuzer-Stücken beſtehen, und den k. k. Münzen ähnlicher Art in der Währung und Größe vollkommen gleich ſind. Hauptſeite: Rudolph. Joan. D. G. Caes. A. R. Hun. Boh. Princ. A. A.; das rechtsſehende Bruſtbild des Erzbiſchofs in geiſtlicher Kleidung, worauf die Zeichen der Orden des h. Stephan und Leopold angebracht ſind, (der öſterr. ritterliche Hausorden des goldenen Fließes, welchen S. k. H. beſaß, iſt mit dem geiſtlichen Stande unvereinbarlich). Rückſeite: S. R. E. Tit. S. Petri In. Mont. Aur. Card. Archiep. Olom. 1820. Das gekrönte, mit dem Herzogsmantel umgebene, mit der Kette des Großkreuzes des Stephan-Ordens behangene Wapen, worauf der Cardinalshut, das erzbiſchöfliche doppelte Kreuz, die Biſchofsmütze (Inſel), der Krummſtab, Herzoghut, und das Fürſten-Schwert ſich befinden. Das Wapen iſt aus drei übereinander geſtellten Schilden zuſammengeſetzt, von denen das Hauptſchild das erzbiſchöflich Olmütz'ſche; das Mittelſchild (scutum medium) das Ungariſch-Böhmiſche ꝛc., und das Herzſchild (scutulum) das Oeſterreichiſche Wapen enthält. Die Randſchrift beſteht aus des Erzherzogs Wahlſpruch: Et in minimis integer. — Von den erwähnten Inſchriften haben wir bereits in Zahl 12 dieſes Blattes umſtändlich geſprochen. Dieſe Münzen ſind ſämmtlich im k. k. Hauptmünzamte zu Wien geprägt, indem das Olmützer-Münzamt ſeit Leopold Friedrich Grafen von Egkh, der dem Biſthume vom Jahre 1759 bis 1762 vorſtand, eingegangen iſt.

Aus Parma haben wir kürzlich die neuen Münzen erhalten, deren Inſchriften in italieniſcher Sprache abgefaßt, und die, ſo viel wir wiſſen, erſt vor ſehr kurzer Zeit in Umlauf gekommen ſind. An Größe und Währung ſind ſie den ehemaligen italieniſchen Münzen ganz ähnlich, und beſtehen aus Goldſtücken von 40 und 20 Lire, und in Silber zu 5 und 2 Lire, ein Lira nuova, dann zu 10 und 5 Soldi. Ueberall iſt der Werth der Münze eingeprägt. Die Lire-Stücke enthalten auf der Hauptſeite: Maria Luigia Princ. Imp. Archid. D'Austria. 1815 (erſtes Jahr der Beſitznahme von Parma.) Das rechtsſehende Bruſtbild mit einer Königsbinde (Diadem) in den geflochtenen Haaren; unten ſieht man zwei kleine Münzzeichen. Rückſeite: Per la Gr. (azia) di Dio Duch. (essa) di Parma Piac. (enza) e Guast. (alla); das gekrönte, mit einem Hermelinmantel und der Kette des erneuerten, ſchon vom Kaiſer Iſac Commenius im Jahre 1190 geſtifteten Conſtantin-Ordens umhangene Wapen der gedachten Herzogthümer, welches als Mittelſchild das öſterreichiſche Stammwapen einſchließt. Die vertiefte Randſchrift enthält den Wahlſpruch: Dirige me Domine (Herr, leite mich.) Die Soldi-Stücke zeigen ſtatt des Wapens, den gekrönten Nahmenszug ML.

Akbg.

……

Die projectirte hölzerne Bogenbrücke zwiſchen Ofen und Peſth.

I.

Plato amicus, Socrates amicus: sed magis amica — veritas.

Unverkennbar wäre der Vortheil, den eine ſtehende Brücke zwiſchen Ofen und Peſth für den ununterbrochenen Verkehr beider Städte und Donau-Ufer haben müßte. Jahrhunderte hindurch hegte man wohl den Wunſch hiezu, aber nie fand ſich ein Mann, der feſten Sinn mit umſichtiger Sachkenntniß, echt practiſcher Erfahrung, und den nöthigen Geldmitteln verbunden hätte, um ihm den Bau ſolch einer Brücke mit Beruhigung übertragen zu können. Man behalf ſich demnach bis jetzt, zur Unterhaltung der Communication zwiſchen beiden Städten, noch immer mit einer Schiffbrücke, für deren Paſſirung ein Zollkreuzer abgenommen wird, und die in Pacht gegeben, den Magiſtraten beider Städte jährlich an 50,000 fl. WW. einträgt.

Ich ſprach, während meines Aufenthaltes zu Peſth, im Jahre 1809, oft mit dem Hrn. v. Kemnitzer und mehreren Comitatenſern über die Möglichkeit, ſolch eine Brücke zur permanenten Verbindung dieſer beiden Schweſterſtädte — dem eigentlichen London Ungarns — herzuſtellen; allein dieſe Herren hielten damals alle derlei Vorſchläge für pia desideria, und ſomit für unausführbar.

Eilf Jahre ſind ſeit dieſen Unterredungen verfloſſen, meine Dienſtverhältniſſe riefen mich nach Wien, und ich hatte wohl meine damaligen Freunde im Gedächtniß behalten, aber die ſolide Peſther-Brücke rein vergeſſen, als mir vor etwa 6 Monaten geſagt wurde, es habe ſich wirklich ein kenntnißreicher, im Waſſerbau gut erfahrner Mann gefunden, der, unter den vortheilhafteſten Bedingungen von der Welt, ſolch eine Brücke zwiſchen Ofen und Peſth herſtellen wolle. Ich erkundigte mich näher, war aber erſt vor 8 Tagen ſo glücklich, durch meinen wackern, vielſeitig gebildeten Freund, v. Legrady, volle Einſicht in die dießfälligen Anträge, Vorſchläge, Koſtenentwürfe, Bauplane und Modelle zu erhalten. Da ich mich ſchon, wie vorgeſagt, im Jahre 1809 um eine ſolide Brücke, welche beide Donau-Ufer zu Peſth in Verbindung brächte, gewaltig intereſſirte, ſo konnte dieſer gegenwärtige Antrag mich nicht gleichgültig finden, und ich würde es daher als ein Vergehen gegen das öffentliche Beſte anſehen, das Erhobene nicht zur Publicität zu bringen.

Der kenntnißreiche Mann, der den Bau dieſer ſtehenden Brücke unternehmen will, iſt der durch ſeine Brückenmodelle vortheilhaft bekannte Ob der Ennſiſche landſchaftliche Ingenieur, Architect und Indigenat von Ungarn, Joſeph Campmiller von Langenholſen. Er machte am 4. December 1819 dem Peſther-Magiſtrate, unter der Bedingung, daß man ihm die Erbauung einer ſoliden Brücke zwiſchen Ofen und Peſth erlaube, und ihn im Genuß des auf dieſer Brücke eingehenden Zollkreuzers durch volle 33 Jahre laſſe, folgende — in der Vorausſetzung, daß er der Mann iſt, unter deſſen Leitung eine ſtehende Brücke hergeſtellt werden kann — gewiß glänzende Anträge:

1.) Bezahlt er, vom Tage der Eröffnung der Brücke, beiden Städten einen jährlichen Pachtſchilling von 40,000 fl. in WW., in ſo lange der Zolltariff in statu quo belaſſen wird, durch volle 30 Jahre.

2.) Fände jedoch eine Aenderung im Tariff Statt, ſo müßte auch der obige Pachtſchilling hiernach regulirt werden.

3.) Nach Verlauf obiger 30 Jahre wäre ihm der Zollertrag der Brücke noch durch 3 volle Jahre, und zwar gratis, ohne Entrichtung eines Pachtſchillings, einberaumet.

4.) Nach Verlauf dieſer 33 Jahre würde er dann dieſe Brücke unentgeldlich als Eigenthum den beiden königlichen Freiſtädten Ofen und Peſth, im beſten Stande, übergeben.

5.) Um den Steuer-Caſſen beſagter Städte, die von der Schiffbrücken-Pachtung einen jährlichen Ertrag von 200 fl. WW. beziehen, nichts entgehen zu machen, würde er dieſe 200 fl. durch 30 Jahre ebenfalls an ſelbe bezahlen.

6.) Macht er ſich verbindlich, die Bezahlung des jeweiligen Pachtzinſes in vierteljährigen Raten, und zwar immer vorhinein, durch alle 30 Jahre zu entrichten.

7.) Auf jeden Beſtandtheil der gegenwärtig beſtehenden Schiffbrücke leiſtet er Verzicht, und überläßt den Verkauf derſelben, und das dadurch anheim fallende Capital den beiden Schweſter-Städten.

Endlich ſagt er wörtlich — denn bis jetzt habe ich mir einige Abänderungen im Styl und der Ordnung der Anträge — der Zweckmäßigkeit wegen — erlaubt:

8.) »Ob ich gleich, wenn keine ungünſtigen Witterungs-Veränderungen eintreten, dieſes Werk binnen 11 Monaten à dato der ertheilten Bewilligung, nach meiner Berechnung herzuſtellen mir getraue, da jedoch nicht vorauszuſehende und zu beſeitigende Hinderniſſe eintreten, und eine kurze Verzögerung verurſachen könnten, ſo wäre mein Gedanke, den mit Ende Oct. 1820 erlöſchenden gegenwärtigen Brücken-Arrenda-Contract entweder mit den gegenwärtigen Pächtern, bis zur gänzlichen Herſtellung meiner Brücke, zu verlängern, oder die Adminiſtration derſelben, bis zu dieſem Zeitpuncte, ſelbſt häuslich zu beſorgen.«

Noch am nämlichen Tage beſchloß der Peſther-Magiſtrat dieſen Vorſchlag dem Magiſtrate von Ofen mit der Anzeige zu überſenden, daß hierüber eine gemeinſchaftliche Berathung eines Ausſchuſſes beider Städte Statt finden ſolle.

Schon am 1. December v. J. hatte Hr. v. Campmiller ein zweckmäßiges Modell zu einer ſtehenden Brücke, mit allen ſeinen Planen und Berechnungen, zu Peſth, im Saale bey den ſieben Churfürſten, zur Schau ausgeſtellt, und ein und anderes der Beurtheilung der Stände dieſes Reiches, ſo wie aller Kunſtverwandten: Ingenieurs, Architecten, Meiſter dieſes Faches und Werkleuten, unterzogen.

Nachdem die Herren des Ausſchuſſes obiges Modell der Beurtheilung der Kunſtverſtändigen unterzogen hatten, und dieſe die Möglichkeit der Ausführung nicht bezweifelten, unterlegten beide Magiſtrate dieſen Gegenſtand, mittelſt einer eigenen Vorſtellung, der königl. ungariſchen Statthalterei. Mithin iſt die ganze Sache im gewöhnlichen Geſchäftsgange eingeleitet, und wir überlaſſen es Hrn. v. Campmiller oder ſeinem Agenten, das Publicum von dem weitern Verlauf dieſer ämtlichen Verhandlung in Kenntniß zu ſetzen, und gehen hiemit: zu dem eigentlichen Project, als einem Gegenſtand, der vor das Forum jedes Sachverſtändigen gehört, über; nur bitte ich die Leſer, bey dem, was ferner folgt, das im Eingange dieſes Aufſatzes geſtellte Motto nicht unbeachtet zu laſſen.

Die Sängerinn Demoiſelle Sommer aus Eiſenſtadt, in Wien.

Eine liebliche Erſcheinung ſteht gegenwärtig am Horizont der Tonkunſt in Wien. Sommer heißt dieſes beachtenswerthe Phänomen.

Noch im Blüthenalter der Jungfräulichkeit, verbindet Demoiſelle Sommer mit dem Zauber der Jugend und plaſtiſcher Körperfülle, mit Anſpruchsloſigkeit und Beſcheidenheit, ſchon jetzt, kaum 16 Jahre alt, eine Stimme, die in Hinſicht ihres Umfanges, durch Reinheit und Kraft, Metallreichthum und Tiefe — beſonders in Rückſicht des geſtrichenen F — zu den höchſten Erwartungen berechtigt.

Bey den drei Geſangſtücken, welche dieſes herrliche Mädchen in meiner Gegenwart vortrug, und unter denen ſich Roſſini's Cavatine: Di tanti palpiti, befand, mußte ich die richtige Intonation, Feſtigkeit im Tact, und die Leichtigkeit des Vortrages bewundern, der zugleich auch frei von jener fatalen convulſiviſchen Verzerrung des Mundes iſt, die uns hier ſo oft die Singleiſtungen einer hochgefeierten Sängerinn verleiden. Legt Demoiſelle Sommer noch mehr tiefes Gefühl in ihren Zauberſang, dann muß ſie auch mit der ganzen Allmacht der Töne jedes befreundete Gemüth anſprechen, und bey mehrerer Ausbildung auf eine Stufe des Geſanges zu ſtehen kommen, wo nur ſehr wenige ihrer Zeitgenoſſen ihr die Palme des Sieges ſtreitig machen können.

Wie man mir ſagt, iſt Demoiſelle Sommer mit ihrer Mutter nach Wien gekommen, um, unterſtützt vom Fürſten Eſterhazy, unter Leitung der hieſigen Heroen der Tonkunſt, ihr angeborenes Singtalent, für die Capelle dieſes Fürſten, zu Eiſenſtadt, auszubilden. So ſehr es dem hochherzigen Fürſten zur Ehre gereicht, Kunſttalente bis zur Stufe der Vervollkommnung zu fördern, ſo ſehr zu bedauern wäre es, wenn ſo ſeltene Anlagen, und ſo viel Herrliches in der vollendetſten Bildung, in Eiſenſtadt die Grenze des Wirkens finden ſollten.

A. R. v. Flammenſtern.

* * *

Allgemeine Novelliſtik.

Ueber das Pferderennen in England, die dabey obwaltenden Statuten ꝛc. enthält v. Knobelsdorfs Schrift: über die Pferdezucht in England, Berlin 1820, viele intereſſante Nachrichten. Wir wollen hier unſern Leſern einige ausheben: Newmarket, ein Städtchen in Cambridgeſhire, iſt der berühmteſte Ort für Wettrennen in England. Es erhielt dieß Privilegium bereits unter König Carl II., und es werden dort jährlich zu verſchiedenen Zeiten, vom März bis November, ſieben Wettrennen gehalten, wovon die meiſten drei Tage dauern. Es ſind daſelbſt mehrere Trainir-Anſtalten, worunter die berühmteſte die des Mr. Boice iſt, welche ich in Augenſchein genommen habe, als ich das leztemal in Newmarket war, wo keine Wettrennen gehalten wurden, in welchem Falle ich die Anſtalt nicht würde haben beſehen können. — In gewiſſen Perioden erhält das Thier fortgeſezt Medicamente. Seine Fütterung und täglichen Bewegungen geſchehen nach beſtimmten Regeln, und dieß iſt es, was man das Trainiren nennt. Mehrere Sachverſtändige haben mich verſichert, daß dieſe Behandlung, von welcher ich überzeugt bin, daß ſie die Kräfte der Pferde nothwendig ſchwächen muß, ſehr viel dazu beytrage, die große Schnelligkeit, und beſonders den erforderlichen Athem derſelben, hervor zu bringen; allein ſie räumen ein, daß dabey ſehr viel Gaukelſpiel getrieben werde, um die Reichen, welchen dieſe Pferde gehören, zu täuſchen, und von den Trainirern abhängig zu machen. Dieß Gaukelſpiel wird in der That in einem lächerlichen Maße getrieben; denn lächerlich muß man es nennen, wenn dem Pferde durch innerliche Schwitzmittel und äußerliche Umſchläge etwas Fleiſch, welches dieſen oder jenen Theil, z. B. die Schulter, die Bruſt oder die Hüften beläſtigen ſoll, weggetrieben, und nach einem andern geleitet werden ſoll, oder wenn zu gewiſſen Stunden, und wenn die Pferde liegen, Niemand, ſelbſt nicht dem eigenen Herrn derſelben, gezeigt werden. — Nur diejenigen Wetten ſind gültig, und brauchen bezahlt zu werden, die auf öffentlichen Wettrennen vor Richtern nach den Geſezen Statt finden. Es darf bey 200 Pf. St. Strafe, kein Wettrennen unter der Summe von 50 Pf. Sterling gehalten werden. Jedes Pferd, welches läuft, bezahlt 2 Pf. 2 Sch. Steuer an die Krone. Kein Pferd darf laufen, deſſen Alter und Abkunft nicht gehörig beglaubigt iſt. Kein Reiter kann gewinnen, der nicht vor dem Ablaufen und nach dem Ankommen, mit ſeinem Sattel gewogen worden, und das vorgeſchriebene Gewicht gehabt und behalten hat, wobey 2 Pf. mehr Gewicht, jedoch nicht darüber, verſtattet ſind. Alle Wetten, die nicht während des Rennens Statt finden, müſſen vorher in die Bücher der Vorſteher eingetragen werden. Alle verlornen Summen müſſen ſofort baar, oder durch ſichere Anweiſung bezahlt werden; es ſey denn, daß der Gewinner auf dieß Recht Verzicht leiſte. Derjenige, der eine Wette nicht bezahlt, iſt unfähig, wieder zu wetten, und eben ſo derjenige, der durch die Richter, und eine von ihnen verordnete Jury, eines Betruges beym Wettrennen für ſchuldig erkannt worden iſt. — Man hat Beyſpiele, daß ſehr hohe Perſonen, bloß wegen eines ſolchen Verdachts, auf mehrere Jahre aus dem Clubb ausgeſtoßen wurden. — Wer die Wette vor dem Rennen verloren gibt, zahlt die Hälfte, es ſey denn, daß ausdrücklich feſtgeſezt worden wäre, daß kein Verlorengeben

Statt finden dürfe. Das Pferd des Empfängers der verloren gegebenen Wette, muß dennoch den Raum überlaufen. Niemand darf ein geborgtes Pferd zum Rennen bringen, und es muß nachgewieſen ſein Eigenthum ſeyn. Jeder Streit wird auf der Stelle durch die Richter entſchieden, und es findet kein Widerſtreben, auch keine Appellation Statt. Wenn die beiden rennenden Pferde, oder, wenn mehrere laufen, die beiden erſten, zugleich das Ziel durchlaufen — am Ziel ſtehen die Richter auf beiden Seiten, und ſchauen durch eine Oeffnung in das Ziel, um genau zu unterſcheiden, welches Pferdes Kopf die Linie zuerſt berührt — und die Richter nicht einig ſind, welches Pferd gewonnen hat, ſo muß das Rennen an demſelben Tage wiederholt werden, nachdem die übrigen Rennen, welche beſtimmt waren, vollbracht ſind. Wenn kein Gewicht des Reiters beſtimmt worden, iſt 8 Stein 7 Pfund als erforderlich feſtgeſetzt. Pferde, die aus der Bahn brechen, ſtetig werden, ſtolpern oder fallen, und deßhalb von den Gegnern umgelaufen werden, haben verloren, es ſey denn, daß das Gegentheil vorher ausgemacht iſt. Alle Nebenwetten hängen von der Hauptwette ab. Das heißt z. B. A und B haben eine Wette von 1000 Guineen bereits vor längerer Zeit unterzeichnet, die an einem beſtimmten Tage auf einem Wettrennen Statt finden ſoll; nun wetten ſowohl vorher durch Unterzeichnung, als auch an Ort und Stelle, — welches durch Einſchreibung der Summen in ihre gegenſeitigen Taſchenbücher geſchieht — vielleicht noch mehrere hundert Individuen auf A und eben ſo viel auf B, und ſind dem unterworfen, was ihre beiden Anführer thun. Wenn alſo B für gut findet, die Wette aufzuheben, oder ſogar, wie oben erwähnt, verloren zu geben, und die Hälfte zu bezahlen, ſo müſſen dieß alle ſeine Anhänger thun, wenn ſie auch noch ſo gewiß überzeugt ſind, daß ſie nicht verloren, ſondern gewonnen haben würden.

Hrn. Leop. Trattinnick, k. k. Cuſtos, landſchaftl. Phytograph ꝛc. iſt folgendes ehrenvolle Schreiben zugekommen: »Die königl. baieriſche botaniſche Geſellſchaft in Regensburg hat mit dem gefälligen Schreiben Euer Wohlgeboren, die 4 Exemplare des »Oeſterreichiſchen Blumenkranzes« richtig erhalten. In unſerer Flora*) iſt das gebührende Lob über dieſes wohlgelungene botaniſch-poetiſche Werk bereits niedergelegt, und wir können hier nur die Verſicherung des großen Vergnügens wiederholen, womit wir dieſes ſchöne Product eines Mannes kennen gelernt haben, welcher ſeinen ausgezeichneten Eifer und ſeine nützliche Thätigkeit für das ernſte Forſchen der Wiſſenſchaft längſt beurkundet, und in dem vorliegenden Werke den Beweis ſeines zarten Sinnes für die Natur und ihre tiefere Bedeutung geliefert hat. Wir erſuchen Sie, für die gefällige Einſendung unſern verbindlichſten Dank und die Verſicherung anzunehmen, daß wir bey jeder Gelegenheit auch unſrerſeits die größte Bereitwilligkeit in wiſſenſchaftlicher Mittheilung, und die hochachtungsvollen Geſinnungen mit Vergnügen bethätigen werden, die wir Ihnen von jeher widmen. Regensburg den 5. März 1820.

Director Dr. Hoppe.

Die kön. bair. botan. Geſellſchaft
D. Oppermann, Secretär.

Dieſem Schreiben war eine äußerſt verbindliche und anerkennende Zuſchrift des berühmten Botanikers Dr. Hoppe beygelegt. Wir freuen uns über dieſe neue Würdigung, die das Ausland dieſem ſo vielverdienten vaterländiſchen Gelehrten zollt. Hr. Trattinnick iſt bekanntlich Mitglied dieſer, ſo wie mehrerer anderer auswärtigen gelehrten Geſellſchaften.

Bekanntlich iſt von Magdeburg aus die Vermuthung (auch wohl mehr) verbreitet worden, daß Mad. Catalani eine Deutſche, und zwar eine geborne Schäffer.

---

*) Titel der von Dr. Hoppe herausgegebenen Zeitſchrift.

aus Magdeburg, ſeyn. Das gab natürlich Veranlaſſung, Gewißheit in der Sache zu erhalten; man wandte ſich nach Sinigaglia an die Municipalität, deren ämtliche Nachricht hierüber mehrentheils die Blätter, welche das Obige beynahe ſchon als ausgemacht zu verbreiten ſuchten, nun auch ſchnell nach einander aufnehmen. Unſern Leſern wird dieſelbe nun nicht unintereſſant ſeyn. Sie lautet im Auszuge alſo:

»Kirchenſtaat, Municipalität Sinigaglia.

Mein Herr! Aus Ihrem Schreiben vom 7. December 1819 erſehe ich das ſonderbare Mißverſtändniß in Betreff der Sängerinn Mad. Catalani, die Europa mit ihrem Ruf erfüllt. Da es die Beruhigung ihrer Familie gilt, ſo gebe ich Ihnen die Aufklärung, daß Mad. Catalani am 11. Mai 1780 hier geboren wurde, und den Taufnamen Angelica erhielt. Ihre Mutter hieß Antonette, ihr Vater August Catalani, der ſich jetzt in Toskana, bey Florenz, aufhält, damals einer der beſten Goldſchmiede dieſer Stadt, und zugleich Sänger in der Capelle der hieſigen Cathedrale war. Mit den glücklichſten Anlagen zur Muſik, und hierin von einem ſehr braven Lehrer geleitet, trat ſie bald in Penſion bey den Nonnen des Kloſters St. Lucia, zu Gubbio, im Herzogthume Urbino, blieb daſelbſt 2 Jahre, kehrte dann wieder zu ihrer Familie zurück, und blieb daſelbſt bis in ihr 19. Jahr. Ihr erſter Verſuch auf der Bühne della Fenice, in Venedig, gab ihr den erſten Ruf. Hier lernte ſie auch Marcheſe kennen, der zu ihrer Kunſtausbildung ungemein Vieles beytrug. Bald waren alle großen Städte Italiens über ihren melodiſchen Geſang entzückt, doch gewann ſie der Hof von Portugall, wo ſie außerordentliches Glück machte. Von da ging ſie nach London, Paris ꝛc. und durchzog, wie im Triumph, auch faſt ganz Deutſchland. Ehe ſie ſich verheirathete, begleiteten ſie Vater und Mutter auf ihren Reiſen; nun haben dieſe ſich zurückgezogen, und leben von der Tochter Gaben. Ein Bruder, Violiniſt, ſtarb vor Kurzem zu Paris, der andere iſt mit einer Franzöſinn verheirathet, welche Sängerinn bey der Bühne zu Jeſi (6 Stunden von Sinigaglia) iſt. Eine Schweſter iſt gut verheirathet, die andere lebt bey ihren Eltern im Toskaniſchen. Das Schickſal der Doris Schäffer, für welche man Mad. Catalani halten will, mag welches immer ſeyn, die achtungswerthe Familie Schäffer wird ſich mit dieſer authentiſchen Nachricht ſchon genügen müſſen ꝛc. Ich bin ꝛc.

Ritter Xavieri Cherubini,
erſte Magiſtratsperſon.«

Das erſte Heft der in dieſem Jahre angefangenen St. Petersburg'ſchen Zeitſchrift: Der Zuſchauer am Ufer der Newa, deren wir in unſern Blättern ſchon erwähnt haben, iſt nun erſchienen, und mit außerordentlichem Beyfalle aufgenommen worden. Es läßt ſich ſehr viel von den Kenntniſſen, dem Geſchmacke, dem Fleiße und der Thätigkeit ihrer Herausgeber erwarten. — Dagegen iſt aber die ſeit 1816 erſcheinende, und in manchem Anbetracht ſehr nützliche, ja ſogar für die Bewohner der ſüdlichen Provinzen Rußlands faſt unentbehrliche Zeitſchrift: Der Ukrain'ſche Bothe, herausgegeben zu Charkow, mit Jänner-Monat d. J. eingegangen. —ch.

Frauenzimmerſtrümpfe mit buntgeſtickten Zwickeln waren zu London, auf den letzten Bällen, ſehr in Mode. Die Stickerei iſt überdieß auch recht breit, daher ſie ſich nur auf einem ſtarken Fuß gut ausnahm. Ueberhaupt hat jetzt das Bunte in der Kleidung oft die Oberhand.

Der großherzoglich Weimar'ſche Kapellmeiſter, Hr. J. N. Hummel, der erſt jüngſt auf einer Kunſtreiſe in Dresden angekommen, wird nächſtens hier in Wien erwartet.

Die den 7. dieſes, im Leopoldſtädter-Theater, zum Vortheile des Herrn Rainoldi und ſeiner Frau, gegebene neue Pantomime in 3 Aufzügen: »Columbinens und Arlequins Entführung« verdient eine beſondere Erwähnung. Hr. Rainoldi, als Erfinder derſelben, entwickelt darin ſein Talent auf eine glänzende Weiſe. Ein Reichthum von großentheils neuen Gedanken, von kühnen, überraſchenden Situationen, von comiſchen Scenen, und ſinnreichen Erſcheinungen aller Art, eine große Mannigfaltigkeit der Verwandlungen, und ein gewiſſer innerer Zuſammenhang des Ganzen (der bey dergleichen Arbeiten ſo äußerſt ſelten wahrzunehmen iſt) ꝛc. zeichnen dieſe Pantomime ſehr vortheilhaft aus. — Die Flugwerke und anderweitigen Maſchinerien (von Hrn. Winterhalter) ſind mit der dieſem Theater ſo anerkannt eigenen Geſchicklichkeit behandelt; die Decorationen (von Hrn. Gail) recht impoſant; die Muſik (von Hrn. Volkert) lebendig und paſſend. Eben ſo befriedigend waren die Tänze angeordnet, und wie die ganze Pantomime, mit Eifer, Leichtigkeit und Präciſion ausgeführt. Die raſtlos thätige Direction hat durch eine ſehr liberale Ausſtattung ihren Sinn für beſſere Producte, und ihre Achtung für das Publicum neuerdings bewährt; die Sorgfalt, welche ſie auf die Schönheit der Decorationen, auf den Glanz des Coſtums ꝛc. verwendete, verdient dankbare Anerkennung. Alles vereinigte ſich, dieſer intereſſanten Pantomime jenen Beyfall zu verſchaffen, der ihr zu Theil ward. Gſſr.

Unter dem Titel: »Aus Auguſt von Kotzebue's hinterlaſſenen Papieren« wollen einige ſeiner Freunde eine Auswahl, im Manuſcript vorhandener, Aufſätze und Dichtungen deſſelben, zum Beſten ſeiner Wittwe herausgeben. Das Ganze wird gegen zwanzig Bogen umfaſſen, und ſoll auf Pränumeration, zu 1 fl. C. M., erſcheinen. Wenn ſich bis Johannis dieſes Jahres eine hinreichende Anzahl Pränumeranten gefunden hat, beginnt der Druck ſogleich, und werden nur ſo viel Exemplare abgedruckt, als verlangt werden; im entgegengeſetzten Falle erhält jeder Pränumerant das Eingeſandte gegen den Empfangſchein zurück. Die Beſorgung des Druckes ſowohl, als der Correſpondenz, hat Hr. L. J. v. Knorring in Reval übernommen.

Das Mineralien-Comptoir zu Hanau gibt, nach dem neueſten Heft von Okens Iſis, ein neues Verzeichniß ſeiner Vorräthe von Mineralien, welche es zum Kauf und Tauſch, einzeln oder in Sammlungen anbiethet. Man findet darin alle jene ſeltenen ſpaniſchen, neapolitaniſchen, norwegiſchen und ſchwediſchen Foſſilien, welche hier nur um ſehr koſtſpielige Preiſe, und oft Jahre lang gar nicht zu haben ſind. Alle die merkwürdigen tiroliſchen, ſchweizeriſchen, franzöſiſchen und ſächſiſchen Foſſilien, ſind in friſchen und zahlreichen Exemplaren vorhanden, und die Preiſe werden ſo billig als möglich geſtellt. Auch geordnete Sammlungen beſorgt das Comptoir, und zwar oryktognoſtiſche von 11 — 3000 fl. rheiniſch; und Geognoſtiſche von 5 — 30, bis zu 100 fl. 300 Stück Gebirgarten koſten ungefähr 33 fl. rheiniſch; 300 andere Stufen etwa das doppelte. Liebhaber wenden ſich an dieſes Comptoir in portofreien Briefen. — Hr. J. Menge, in der Mineralogie rühmlichſt bekannt, arbeitet an einem allgemeinen faßlichen Lehrbuch über die Elementar-Reihen im Steinreich, in Beziehung auf das Univerſum.

— k.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Gräffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 17 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

44.

(Wien, Donnerſtag, den 13. April.)

Glasmahlerei alter und neuer Zeit, und einige bisher unbekannte Denkmäler derſelben im öſterreichiſchen Kaiſerſtaate.

Von Wilhelm Hebenſtreit.

Ein großes Glasgemählde, hinter dem Hochaltare in der Kirche des Kloſters auf dem Nonnberge, zu Salzburg, welches ich im Sommer des vor. Jahres mehrmals zu betrachten Gelegenheit hatte, veranlaßte mich, einige geſchichtliche Bemerkungen über die Glasmahlerei überhaupt zu ſammeln, und die in dortiger Gegend zerſtreuten Ueberreſte dieſer, nunmehr kräftig wieder erwachten, Kunſt aufzuſuchen. Ich theile ſie gern in dieſem Blatte mit, das, obgleich der Kunſt vorzugsweiſe, wie manches andere, nicht gewidmet, dennoch ſeine vielſeitige Richtung über dieſelbe verbreitet; erlaube mir aber zuvor noch einige Worte über das ſo eben erwähnte Glasgemählde, von welchem bis zum Jahre 1816 wenig bekannt war.

Der fleißige Hübner ſpricht in ſeiner Beſchreibung der Stadt Salzburg (1792. 1. B. S. 296) nur von einem hohen Fenſter in jener Kirche, mit alter, buntfarbiger Glasmahlerei, die ſich gut erhalten hat. Hr. Primiſſer, Cuſtos des k. k. Antiken-Cabinetts zu Wien, brachte ſie 1816 als neu entdeckt in einer hieſigen Zeitſchrift zur Sprache, und Herr Profeſſor J. Stephan, zu Salzburg, berichtigte den Irrthum, und beſchrieb das Fenſter vollſtändig in dem Intelligenz-Blatte der dortigen Zeitung. Zur Entſchuldigung des Hrn. Primiſſer möge dienen, daß er gerade in Salzburg war, als eine der auf dem Hochaltare ſtehenden Marienſtatue beygegebene Bekleidung, mit ſternartigen Heiligenſtrahlen, weggenommen wurde, wodurch die Glasmahlerei bisher verdeckt geweſen war.

Verfertigt iſt dieſes Kunſtwerk 1480, wie auf der unterſten Scheibe rechter Hand zu ſehen iſt. Anno D. fehlt, der Jahrzahl vor ſteht aber omini. In 3 Felder getheilt, enthält es folgende Gegenſtände:

1. Im erſten oder oberſten Felde:
   - Die Beſchneidung Jeſu im Tempel, in Gegenwart der Mutter.
   - Die Anbethung Jeſu von den drei opfernden Weiſen im Beyſeyn Maria's.
   - Die Krönung Maria's von Gott Vater und dem Sohne.

2. Im zweiten oder mittleren Felde:
   Maria und der verkündende Engel.
   Maria und Eliſabeth ſich umarmend.
   Maria knieend vor ihrem neugebornen Kinde, und Joſeph.
3. Im dritten oder unterſten Felde:
   Ein knieender Ritter, hinter ihm ein ſtehender Engel.
   Petrus und Jacobus.
   Das Wappen des Ritters.

Außerdem iſt das Gemählde verziert mit Thieren, Pflanzen und Architecturgegenſtänden; denn es kommen vor: Taube, Ochs und Eſel (zweimal), Schafe, Kaninchen, Hirſche, Laubwerk, Maiblumen, gothiſche Schnörkel, Paniere oder Fahnen mit einem Mohren, mit Sternen, mit einem Halbmonde und Sterne u. ſ. w.

Wohl bemerkt man auch hier, daß einige dieſer Verzierungen nicht am rechten Orte ſtehen, und ganz willkührlich angebracht ſind. Dahin gehören die Kaninchen und Hirſche bey Maria und Eliſabeth; der Roſenkranz in der Hand des Joſeph, die Gräſer und Blätter unter den Füßen der im Stalle anbethenden Könige, und ſogar im Himmel, bey der Krönung Maria's. Prof. Stephan tadelte ſolches nicht mit Unrecht; allein jene Zeit war ungemein bilderreich, ſo zwar, daß man überall, beſonders in der Baukunſt, auf die abenteuerlichſten Figuren ſtößt, welchen man, deſſenungeachtet, wohl kaum mit Erfolg einen geheimen Sinn beyzulegen im Stande ſeyn wird.

Der Künſtler war vollkommen Meiſter in der eigenthümlichen Characterzeichnung, wovon unter andern auch die ſechsmalige Abbildung Maria's, in ganz verſchiedenen Lagen, Zeugniß gibt. Die Farbengebung iſt außerordentlich ſchön, und das Ganze eines der herrlichſten Kunſtwerke des Alterthums, beſtehend theils aus eigentlicher Glasmahlerei, theils aus Glasmoſaik.

Zur Geſchichte der Glasmahlerei, und in ſo weit es hier der Raum verſtattet, bemerke ich nur Einiges, was ich zum größten Theil auch der wohlwollenden Mitwirkung des Prof. Stephan verdanke.

»Die Glasmahlerei war den Griechen und Römern nicht unbekannt *). Beweiſe davon liefert unter andern das Antiken-Cabinett in Wien.«

Zu Kirchenfenſtern wurde ſchon im dritten Jahrhunderte gefärbtes Glas verwendet, und dieſe Mode erhielt ſich bis in's 11. Jahrhundert. Alsdann bildete ſich die Mahlerei, zuerſt mit ſchwarzer Farbe, aus.

»Am Ende des 10. Jahrhunderts erhielt ſchon das bairiſche Kloſter Tegernſee von einem Grafen Arnold die erſten gemahlten Glasfenſter. Aus der Beſchreibung des damaligen Abts, Gozbert, erſieht man **), daß dieſe ungewöhnliche, neue Arbeit ſehr bewundert wurde, und allgemeine Freude erregte.«

»Segür, Abt zu St. Denis, bey Paris, ließ Fenſter und Glasflüſſe ſogar mit den Farben der Edelſteine — Amethyſt, Sapphir — verzieren. Er ſtarb 1151.«

---

*) Le Vieil l'art de la peinture sur verre, Paris 1774. Fol. überſ. Nürnberg 1779. 2 B. 4.

**) Pez Anecd. VI. B. 1. Th. S. 122. Günthner Geſchichte der literariſchen Anſtalten in Baiern. München 1810. 1 B. S. 323.

»Im Kloſter zu Kremsmünſter ließ der Abt Friedrich v. Aich, im Jahre 1170, die Fenſterſcheiben ſchöner verzieren *).«

In dieſem und in dem folgenden 13. Jahrhundert wurden die bunten Fenſter ſehr üblich.

»An dem Orte, wo Kaiſer Albrecht I., 1308, durch Meuchelmord fiel, erbaute die kaiſerliche Witwe, eine Viertelſtunde vom Stammſchloſſe Habsburg, das Frauenkloſter Königsfeld, und ließ die Fenſter der Kirche mit herrlicher Glasmahlerei verzieren, auch die Sterbeſcene darſtellen.«

»In der Karthauſe zu Gammingen ſchmückt ein merkwürdiges Gemählde auf Glas, vorſtellend den Herzog Albert II. mit ſeiner Gemahlinn, und ausgeführt zwiſchen den Jahren 1347—1349, ein Fenſter. In der Mitte Chriſtus am Kreuze, zur Rechten der Herzog knieend mit ſeinen 2 Söhnen, zur Linken ſeine Gemahlinn mit ihren 2 Töchtern; dann die Wappen von Oeſterreich und Pfirt **).«

Johann van Eyck, der gegen das Ende des 14. Jahrhunderts als entſchiedener Künſtler blühte, wußte nicht nur ſeinen Mahlerfarben auf eine eigene Weiſe Glanz und Dauerhaftigkeit zu geben, und ſie dadurch gegen das Nachdunkeln zu ſchirmen, ſondern er erfand auch die Kunſt Metallfarben zu Glas zu ſchmelzen, oder die Schmelzmahlerei auf Glas, wodurch die Glasmahlerei zur Vollkommenheit gebracht wurde.

»Die Kunſt der Glasmahlerei ſoll von Albrecht Dürer, geboren zu Nürnberg 1470, geſtorben daſelbſt 1528, ſehr vervollkommnet ſeyn ***). Vielleicht hat er Theil an derjenigen, welche ſich noch in der Kirche der heil. Eliſabeth, zu Marburg, erhalten. Wenigſtens zeigte man mir dort auch einige Schnitzwerke, angeblich von ſeiner Hand.«

»Lucas von Leyden, geboren 1494 in Leyden, und unter andern auch der ältere Van Dyk, mahlten ebenfalls auf Glas; — M. Claude, genannt Farneſe, brachte die Kunſt 1550 zuerſt nach Italien, woſelbſt jedoch im 8. Jahrhunderte ſchon gefärbte Kirchenfenſter vorhanden geweſen ſeyn mögen.«

Die Glasmahlereien in der Sebaldus- und Lorenz-Kirche zu Nürnberg verdienen eben ſo große Beachtung, wie jene im Dom zu Cöln, Gonda, Lüttich, Brüſſel. Vermuthlich ſind ſie gegen das Ende des 15. Jahrhunderts ausgeführt.«

»Ueber die Kunſtfarben der Alten gibt Nachricht eine Abhandlung in Weſtenrieders hiſtoriſchen Beyträgen, B. IV. S. 204, entnommen aus einer alten Handſchrift des Kloſters zu St. Peter, in Salzburg (jetzt in München ?), und abgedruckt in Günthners-Geſchichte der literariſchen Anſtalten in Baiern. S. 373. Anhang Nr. II. Recepte zu den Farben liefert Kunkel in ſeiner Glasmahlerkunſt. Nürnberg 1789.

»Es gab zwei Arten der Glasmahlerei:

a) entweder wurden die verſchiedenen Farben auf eine weiße Glastafel gemähldeartig aufgetragen, und eingebrannt oder eingeglüht, welches Auftragen mit einer Art Spatel, in Form der Pouſſirhölzer, bey feinern Sachen mit der Radirnadel oder einer ſtarken Feder, die einen ſtumpfen Schnabel hatte, geſchehen ſeyn ſoll*);

---

*) Chronik des Kloſters Kremsmünſter, bey dem Jahre 1170. Fiorillo I. S. 95.

**) Fiorillo Geſchichte der zeichnenden Künſte in Deutſchl. 1. Th. S. 100. Herrgott Monum. Dom. Austr. T. III. P. II. Tab. XXIII. Nr. 1.

***) Neues Zeitungs- und Converſ. Lexicon 1. B. S. 242. Wien 1810.

b) oder man färbte mehrere Glastafeln, jede einfarbig, und ſetzte ſie, vermittelſt Fenſterblei, zuſammen, welches Verfahren **Glasmoſaik** zu nennen wäre, und als das ältere anzuſehen iſt.

»Seit etwa dreihundert Jahren verlor ſich die Mode der Glasmahlerei, und endlich zu Anfang des 18. Jahrhunderts die Kunſt ſelbſt. Die Verſuche des **Daniel Volkert** und des **Nicolaus Beſſerer**, von denen jener ein Formſchneider, dieſer ein Strumpfſtricker war, in der Mitte des 18. Jahrhunderts dieſe Kunſt wieder zu entdecken, blieben mangelhaft**).

Dagegen werden noch **Wolfgang Baumgärtner**, ein Deutſcher, welcher 1761 ſtarb, und **Jauffroy Jervaiſe** als die letzten Meiſter dieſer Kunſt genannt, und die Auferſtehung **Chriſti**, in einer Capelle zu **London**, von Letzterem gemahlt, ſoll alles Frühere übertreffen, woran indeß doch wohl zu zweifeln wäre. Wenigſtens ſtehen die jetzigen Proben der Glasmahlerei in **England** auf keiner großen Kunſtſtufe.

Zu **Baumgärtners** Zeiten mag **Dannecker** gelebt haben, von welchem einige ausgebeſſerte Fenſter im **Straßburger-Münſter** vorhanden ſeyn ſollen; unter den Neuern iſt aber **Georg Bühler**, von **Urach**, der verdienſtlichſte.

»Im Jahre 1817 ſind zu **Dresden** angeblich ſehr gelungene Verſuche in durchſichtiger Glasmahlerei gemacht, mit Metallfarben, die eingebrannt wurden, und auf das Innigſte ſich mit der Glasmaſſe vereinigten***). Meiner Anſicht nach waren ſie ſehr unvollkommen, und gar oft, gleichſam als ſchlecht bezahlte Arbeit, überhudelt.

»Während des Congreſſes zu **Aachen**, October und November 1818, ſandte **Reiner Birrenbach*****), geboren 1766 in **Cöln**, Proben ein, von der durch ihn wieder aufgefundenen Kunſt der Glasmahlerei. Man lobte an denſelben die Feinheit der Züge, die Verſchmelzung der Schatten, die Dämpfung der Lichter, und die durch das Feuer bewirkte vollkommenſte Vereinigung der Farbe mit dem Glaſe. Das glänzende Colorit, der Farbenglanz wurde noch vermißt. Der preußiſche Staat hat ihm einige Unterſtützung angedeihen laſſen.«

»Seit dem Jahre 1813 befindet Herr **Gottlob Mohn** ſich in **Wien** anweſend. Er verfertigte mit ſeinem verſtorbenen Vater, **Samuel Mohn**, bereits im Jahre 1805 einige Fenſter mit Glasmahlerei in der catholiſchen Capelle zu **Ludwigsluſt**, 4 Schuh hoch, 3 Schuh breit, und im J. 1813 einige andere für die Ritterburg des k. k. Luſtſchloſſes **Lachſenburg**, bey **Wien**, deren Farben ſich vollkommen erhalten haben, was bey denen des Herrn **Frank**, in **Nürnberg**, nicht der Fall ſeyn ſoll. Seine Farben be-

---

*) Jenaer allg. Literat. Zeitung, 1819, Nr. 33, Spalte 260; und: Ueber das Verfahren und die Handgriffe der Kunſt, Glasgemählde zu fertigen: Abbé **Pernety** Dictionnaire portatif de peinture u. ſ. w.

) **Sulzers Theorie der ſchönen Künſte, 1. Th. S. 634. **Fiorillo** Geſchichte der zeichnenden Künſte, **Göttingen** 1803, 3. Th. S. 50. **Stettens** Kunſt-, Gewerbe und Handwerksgeſchichte der Stadt **Augsburg**, 1779, Brief 9. **Lipowsky** bairiſches Künſtler-Lexicon. **München** 1810, 1. B. S. 136. 2. B. S. 153.

***) Zeitung für die elegante Welt, 1817, Nr. 202, S. 1631.

****) Vergl. **Converſ.** Bl. 1. Jahrgang. 2. Bandes 1. Theil, Nr. 18, S. 333.

ſtehen aus Metallen und Salz, letzteres beygemiſcht, damit ſie ſich zur Glasmaſſe bilden. Sie halten die Lauge aus und ſchwache Säuren, als Wein- und Eſſigſäure. Den Mineralſäuren widerſteht nur die gelbe Farbe, die er, wie blau, grün und roth, von ausgezeichneter Schönheit verfertigt. Seinen, öfters auch in meiner Gegenwart gemachten Verſuchen nach, widerſtehen aber die Farben der Alten auf den Glasfenſtern noch weniger den Mineralſäuren, als die ſeinigen *). Luft- oder Kohlenſäure äußert gar keinen Einfluß. Die Mineralſäure ſcheint überhaupt die Metallfarben aufzulöſen. Ferner ſind ſeine Farben weit ſchöner, als die alten, theils wegen der größeren Reinheit des Glaſes, theils weil man in neuer Zeit mehrere den Alten unbekannte Metalle entdeckt hat, die zu den Farben verwendet werden. Von beiden Seiten aufgetragen, werden ſie mehrmals eingebrannt. Die Weichheit des Glaſes erſchwert die Arbeit unendlich; die Alten hatten weit gröberes Glas, daher erſcheint ihre Mahlerei auch düſter. Nach Kunkel's Recepten zu mahlen, hält Herr Mohn für unthunlich, weil deſſen Farben zu ſalzig, folglich weniger haltbar ſind. Dagegen mahlt er auch Grün auf Blau, und Roth auf Gelb, was die Alten nicht pflegten, da ſie ſich, bey der eigentlichen Mahlerei, auf Schwarz und Gelb beſchränkten. Ich ſah bey dieſem Künſtler zwey Kirchenfenſter von etwa 8 Schuh Höhe und 3 Schuh Breite; auf einem den gen Himmel ſchwebenden Jeſus, auf dem andern Alboinus, Herzog der Wenden, einen Vorfahren des Fürſten Roſenberg, für welchen die Fenſter gefertigt ſind. Aber aus einem Stück beſtehen ſie nicht, ſondern ſie ſind künſtlich, vermittelſt Fenſterblei, in den Nebentheilen zuſammengeſetzt. Deſſen ungeachtet getraut Hr. Mohn ſich, Gemählde von 3—4 Schuh hoch aus einem Stück zu machen. Wer die Schwierigkeiten kennt, ein Spiegelglas von 8 Schuh hoch zu verfertigen, wird erſtaunen, wenn er lieſt, daß der Porzellan-Fabrikant Diehl, in Paris, ſolche hohe Glasgemählde geliefert hat. Unmöglich wäre es aber nicht, wenn keine Koſten bey derlei gefährlichen Verſuchen geſpart würden. Die erwähnten Fenſtergemählde ſind von ſehr ſchöner Wirkung, ſo zwar, daß ich ſie füglich den weiter unten beſchriebenen der Kirche zu St. Leonhard gleichſetzen, und rückſichtlich der reinern Farbe noch vorziehen möchte.

Hier, wo der Sinn für Kunſt noch rüſtig fortlebt, und Kirchen, Capellen und Burgen im Beſitze der reichſten Familien ſind, iſt auch Hoffnung vorhanden, daß Hr. Mohn durch zahlreiche Beſtellungen in den Stand geſetzt werden wird, ſeine Kunſt der Vollkommenheit näher zu bringen, in der ihn gegenwärtig ſchon ſchwerlich ein Anderer in Deutſchland übertreffen dürfte.

Die Wohnung des Künſtlers, welcher außerdem noch einen Feuermeſſer erfunden hat, nach welchem er den Grad der Hitze ganz beliebig beſtimmen kann, iſt an der Wien, dem Heumagazin gegenüber, Nr. 48.

Die gemahlten Trinkgläſer der Wiener Porzellanfabrik ꝛc. haben zwar glänzende, aber keine haltbare Farbe.

(Schluß folgt.)

◆

---

*) Nach dem Tübinger-Kunſtblatt Nr. 25., den 27. März 18[illegible], behauptet Herr D. Schweighäuſer, in einem Aufſatze über die enkauſtiſche Glasmahlerei, »daß die alten Glasgemählde die Probe mit Mineralſäuren aushalten.« Wie läßt ſich der Widerſpruch ausgleichen?

Des Jokus Wochengabe. XV.

1.) Auszug des Preis-Tariffs jener Producte, in welchen der große Dichter, Flaccus Phöbusſohn, genannt Fatutto, als eigner Erzeuger derſelben, immerwährend ein bedeutendes Lager unterhält, und welche ſowohl einzeln, als auch in Parthien bey Selbigem gegen baare Bezahlung zu haben ſind.

Trauerſpiele à la Shakespeare, das Stück 100 fl. a) mit Geiſtern 80 fl. b) ohne Geiſter 75 fl. Schickſalstragödien pr. Stück a) mit griechiſchem Fatum 70 fl. b) mit modernem Fatum à la Müllner 65 fl. Luſtſpiele à la Kotzebue, mit Zoten a) in Verſen 60 fl. b) in Proſa 40 fl. detti detti ohne Zoten; a) in Verſen 58 fl. b) in Proſa 38 fl. Komiſche Epopöen à la pucelle, mit viel Zoten 80 fl. detti à la N. N. ohne Zoten 78 fl. Oden, ſchwergereimte, à la Voß, das Paar 8 fl. Elegien, moderne, mit Thränen, das Stück 4 fl. detti detti ohne detti 3 fl. 45 kr. Madrigale, Triolette, Canzonen, der Quadratſchuh 4 fl. 15 kr. Kunſtromane à la Göthe, Band 60 fl. detti à la Ernſt Wagner, mit Anagrammen 50 fl. Romane à la Fouqué, a) mit Zauberei 45 fl. b) ohne Zauberei 40 fl. Ritterromane, das Rieß 47 fl. 15 kr. Parodien, das Stück 5 — 10 fl. Traveſtien, feine 8 fl. detti, ordinaire 6 fl. Epigramme, bittere, der Eimer 12 fl. detti ſüße, 10 fl. 45. kr. Räthſel, das Hundert 10 fl. Charaden, das Hundert 8 fl. Logogryphen, Homonymen und ähnliche, das Hundert 7 fl. 30 kr. Hinten und vorn gereimte Verſe, à la Jacobi, die Elle 45 kr. Figuren in Verſen als: ein Kreuz in Jamben, das Stück 1 fl. 12 kr. Ein antiker Krug in Trochäen 1 fl. 15 kr. Ein Courierſtiefel in Dactylen 54 kr., und andere ähnliche Kunſtwerke. Hochzeitgedichte a) mit mehreren Göttern 2 fl. 30 kr. b) mit einem Gotte 2 fl. 15 kr. c) mit gar keinem Gotte 2 fl. Kindtaufsgedichte, das Stück 2 fl. NB. Wo ich Hausfreund bin, erlaſſe ich das Stück à 1 fl. Lobgedichte auf hohe Perſonen, 5 fl. detti auf Canaille, 10 fl. NB. Weil das Lob der Letztern ſo ſchwer iſt, kann ein ſolches Gedicht nicht billiger erlaſſen werden. Pasquille, grobe, 30 fl. detti ſaugrobe 40 fl. 15 kr. NB. Wegen des zuchthäuslichen Riſico nicht billiger zu liefern. Politiſche Gedichte 30 kr. Gedichte auf Hinrichtungen, 15 kr. Trinklieder, a) vor dem Rauſche zu ſingen, 48 kr. b) nach dem Rauſche; mit Zoten, 45 kr. c) bey gutem Wein, 48 kr. d) bey ſchlechtem Wein, 45 kr. Grabſchriften auf Menſchen, 12 kr. detti auf Hunde u. a. Vieh, 6 kr.

Außerdem werden auch Liebesbriefe, Herausforderungen, und andere, in das Fach der Poeſie ſchlagende, Schriften gefertigt.

2.) Egoismus.

Nach: Sic vos non vobis mellificatis apes etc

Nicht euch, o Vögel, niſtet ihr,
Nicht euch, o Bienen, ſammlet ihr,

Nicht euch, ihr Ochſen, ackert ihr,
Noch Wolle, Schafe, traget ihr,
Nicht euch, o Geiz'ge, häufet ihr,
Noch euch, Erzieher, lobet ihr,
Nicht euch, Autoren, ſchreibet ihr:
Bloß euch, Nachdrucker, drucket ihr. S—r.

* * *

Oeſterreichiſcher Volkslieder wegen: betreffend Herrn Ant. Diabelli*).

Wohlgeſinnter Leſer, iſt auch ein anderer Schildweiſer, ſo biſt doch du eigentlich freundlichſt geladen, dich auf ein Gleichniß mit mir zu Tiſche zu ſetzen, etwa ſo, wie man ſich zu einem Weſperbrot ſetzt, denn kurze Haare ſind bald gebürſtet. Nimm nur an, wenn es dir beliebt, du ſeyſt ein Kräuter- und Blumen-Freund, und ſammelteſt gar fleißig, Sonnenauf- und Sonnenuntergangs, in Thälern und auf Bergen, und wo nur ein grastragendes Erdreich hinlockt. Biſt du auch manchen Tag unbeſchenkt geblieben, und iſt deine Luſt vom Suchen müde geworden; am Morgen gehſt du doch wieder, wie mit einer erſten Liebe, ganz friſch auf deine Blumen- und Kräuterjagd. Und für alle Mühen lohnt dir ja gar köſtlich dein Gärtchen, wo ſich das Gefundene häuslich zuſammenbaut, wo ſo manche Wunderblume, ſo manches heilkräftige Kräutlein lacht und anmuthig ſpricht, und ſinnig dich anblickt. Und wenn du nun ſiehſt, daß auch die Nachbarn gar freundlich zuſprechen, ſich zu ergötzen an der Lieblichkeit und Friſchheit der bunten Berg- und Thalkinder, die, wie eine vertrauliche Familie, in wohlgeſtimmter Fröhlichkeit neben einander ſind, die du aus dunklen Schluchten, ſonnigen Höhen und einſamen Plätzchen, verlaſſen und verkannt, in's Haus genommen, ihnen Namen, Wohnung und Pflege gegeben; und die Nachbarn erkennen, daß alle in unverletzter Eigenheit daſtehen, und ihnen Vieles grünt und blüht, wie ſie es zuvor nicht geſehen, und ihr erquicktes Gemüth ſagt dir durch einen Blick ſtillen Dank — dann iſt wohl das ein viel ſüßerer Lohn!

---

*) Derſelbe hat öſterreichiſche Volkslieder mit Guitarre-Begleitung herausgegeben. Sind nun gleich Volkslieder für Alle, die Ohren haben, zu hören, und kann Jeder, der Luſt und Geſchick hat, dieſe aus dem Volke aufnehmen und aufzeichnen, ſo hätte Hr. Diabelli doch wohl ſagen ſollen, daß er nicht aus dieſer erſten Quelle geſchöpft, ſondern aus der Sammlung: Oeſterreichiſche Volkslieder mit ihren Singeweiſen, geſammelt und herausgegeben durch Franz Ziska und Jul. M. Schottky. Peſth 1819, ſich bequem ausgewählt habe. Außer den mißrathenen, aus Eigenem beygegebenen Vor- und Nachſpielen, bey denen man mit Horaz (epist. ad Pisonem) ſagen kann: Humano capiti — risum teneatis amici? — ſind Texte und Singeweiſen genannter Sammlung ganz gleich. Dieſe Sammler haben aber nicht nur, wie ſich aus ihrem Vorberichte ergibt, einzelne Strophen, wie ſolche zerſtreut im Volke ſind, zu einem Ganzen zuſammengeſetzt, ſie haben auch den ſtehenden Singweiſen, aus den Liedertexten, die mannigfaltig gewechſelt ſich zeigen, die anpaſſendſten zugeordnet, und die Ueberſchriften der Lieder ſelbſt erfunden. Schon nach dieſen drei Geſichtspuncten (es ließen ſich im weitläufigern noch andere beybringen), ergibt ſich deutlich, daß Hr. Diabelli ſeine Lieder nicht aus dem Volke, ſondern aus dieſer Sammlung genommen hat. Der an und für ſich geringfügige Umſtand mit den Ueberſchriften (Titeln) der Lieder, die das Volk nicht angibt, und die nirgend anders gedruckt ſind, verräth, wie Fußtritte im friſchgefallenen Schnee, woher man gekommen iſt. Wenn man auf derlei Wegen nicht fliegen kann, ſo ſoll man offen geſtehen, von wo aus man gegangen iſt. Jedem das Seine, ſo will es das Recht und eine gute Sitte.

Aber nicht wahr, lieber Gartenherr, es wird dir um ſo ſchmerzlicher an's Herz greifen, wenn da, bey Nacht und Nebel, ein Ungerader in's Gärtchen einſchleicht, Blumen und Kräuter vom mütterlichen Boden reißt, in fremdes Erdreich ſteckt, Sträuße mit Strohbändern windet, gefärbte Wachs- und Leinenblätter, und derlei Kelchſpitzen und Stengel anſetzt, und ausruft, er habe ſie nun erſt in ſeiner Treibſtube recht in Licht und Luft geſetzt, anſehbar und genußreich gemacht.

Ach, ſolche Dinge ſind betrübt! jedesmal betrübt, vollends, wenn der Mann, der ſo was treibt, nach Jacke, Kappe und Schurz, für einen Gärtner gehalten werden ſoll, denn da gibt es Andere, die glauben mögen, der muß es verſtehen, weil er es verſtehen ſoll.

Dich, lieber Gartenherr, kränkt nicht dein verwelktes Eigenthum, dir bleibt ja für immer der Saame, dir würde es ja lieb ſeyn und lieber, je mehr ſich Freunde der Blumen an ihnen ergötzten, aber es muß nicht an Blumen ſeyn, die keine Natur- und keine Kunſtblumen ſind. Dem Verzierten, Verpuppten, Verkünſtelten biſt du ſo abhold, weil Jene, denen dieſes als das Echte unter die Augen geſpielt wird, das Echte und Rechte dadurch verkennen lernen, und ſo dem Blumenreiche Verderbliches bereitet wird. Kenneraugen, naturgetreuen Sinn, klaren Geſchmack beirrt ſo was nun freilich nicht, ſie gehen vorbey; aber es gibt andere, gutmüthige Augen, die ſo auf Treu und Glauben ſehen, was ſie nicht ſehen, und denen, lieber Gartenherr, ſollteſt du doch ſagen, daß ſie nur Hexenblumen ſehen; ſie brauchen ja eben deine Blumen nicht zu beſehen, wenn es ihnen nicht ſo darnach iſt; es iſt nur um des guten Namens der ſchönen Blumen ſelbſt willen, ſie leiſe zu warnen und zu berathen.

Nun, lieber Leſer, magſt du leicht merken, daß du etwa ſelbſt der Gartenherr oder Theilhaber ſeyn kannſt; denn die Blumen, von denen wir uns unterreden, gehören ſie denn nicht dir? wem ſind ſie denn verdorben worden? ſollteſt du auch bey deinem ſonſtigen weitläufigen Reichthum wenig Augenmerk darauf gewendet haben. Und ſo es dir nicht beliebig, darüber zu wörteln und rechten, ſo magſt du mit gutem Fuge dieſes deinen Gartenverweſern, welche die Flur öſterreichiſcher Volksblumen über haben, auftragen, ihres Amtes gemäß zu verfahren.

Geh nicht verdroſſen von meiner Butterſchnitte, wohlgeſinnter Leſer, ſpreche ein andermal wieder freundlich ein, vielleicht habe ich dann friſches Obſt, über das heutige wollen wir ins künftige nichts mehr vorbringen, und nehme nichts für ungut deinem Landsmann, er iſt ja derzeit ein

literariſcher Anzeiger.

Allgemeine Novelliſtik.

W. E. Kenny, in London, hat einen practiſchen Unterricht im Schachſpiel (4. 57 Seiten.) herausgegeben. Das Werk von Sarvatt über die ausgezeichnetſte Literatur dieſes Spiels gab Veranlaſſung zu einer ſehr umſtändlichen Geſchichte desſelben in dem **Monthly Review Enlarged Vol. LXXII. p. 351** ff. Das Schach kam in Hindoſtan als Gelegenheitsſpiel auf, und hatte ſich bereits nach Perſien verbreitet, als der Koran erſchien, und alle Glücksſpiele verboth. Die Perſer machten jetzt mit dem Chaturanga der

Hindus eine weſentliche Verbeſſerung, wodurch es eigentlich Schachſpiel ward, und führten den Viſir oder die Königinn ein, um die zwei Armeen zu vereinigen, welche vorher unabhängige Könige gehabt hatten. So brachten die Perſer das Spiel an den Hof von Conſtantinopel, und die Griechen nannten es Zatrikion. Durch die Kreuzzüge verbreitete es ſich über Europa. Noch ſind einige Rechtsfragen über das Spiel unentſchieden. So hat im Orient die Königinn den Zug des Springers, und auf dem Continente ſind einige Arten zu rochiren, die in Großbrittannien nicht üblich ſind. Das Spiel wird in dem Motto über dem Schach-Caffeehauſe zu Paris paſſend characteriſirt: Hic operosa quies et doctis nota voluptas. — Die Chess-grammar, von Kenny, iſt das Reſultat vieljähriger Erfahrungen und handſchriftlicher Notizen, die er als Lehrer und geübter Schachſpieler Gelegenheit hatte, zu ſammeln. Zuerſt handelt er von den Zügen der Officiere, dann von denen der Bauern. Ein beſonderes Capitel iſt dem Könige, der Königinn, den Läufern, den Springern und den Thürmen gewidmet. Dann folgt eine Anweiſung, das Spiel zu eröffnen: allgemeine Regeln und Grundſätze. Es werden die von dem Londoner-Schachclub anerkannten Schachgeſetze mitgetheilt, ein Aufſatz über die Arten, das Spiel zu enden. Sonderbare Fälle von critiſchen Spielen, und die Beſchreibung eines kreisförmigen Schachbretts des berühmten Timur. Ein Anhang von Anecdoten ſchließt das Werk. Philidor war ein ſo bedeutender Schachſpieler, daß er in Paris zwei, und im Londoner-Schachclub, am 8. Mai 1783, gar drei, in den Zeitungen namhaft gemachte, gute Schachſpieler aus dem Gedächtniß zu gleicher Zeit matt machte, ohne ihr Spiel zu ſehen, bloß nach der Beſchreibung eines Andern. Montaigne ſagt vom Schach, es ſey ein kindiſches Spiel, das, wie Räthſelrathen, viel Verſtand für einen werthloſen Zweck erfordere; und Cardinal Cajetanus behauptete geradezu, es ſey ein gottloſes Vergnügen, weil es die innern Gedanken zu ausſchließlich beſchäftige, die der Betrachtung Gottes und den Sorgen für das Zukünftige gewidmet ſeyn müßten. Trotz ſolcher Tadler behält das Spiel ſeinen Werth für das müßige Genie, verbannt die geiſtige Langeweile, und iſt ein Empfehlungsbrief zu den gebildetſten Geſellſchaften.

Am 6. April wurde im k. k. Hoftheater nächſt der Burg eine neue Bearbeitung des alten engliſchen Luſtſpiels von Wycherly: Das Landmädchen, zum erſtenmale gegeben. Das Original hat einen guten Ruf, den die gediegene Compoſition des Ganzen, in echt komiſchem Geiſte, auch jederzeit rechtfertigen wird; mehrere Bearbeitungen beſtätigen dieß, die zum Theil aus dem Gefühle der dem Zeitgeſchmacke nicht mehr zuſagenden Form veranlaßt worden ſind. Hier liegt aber auch zugleich der Stein des Anſtoßes. Die früheren Bearbeitungen, in welchen dieſes Luſtſpiel ehedem auf der hieſigen Schaubühne erſchien, waren, ihres veralteten Tones wegen, ſchon lange nicht mehr geeignet, die reine Theilnahme einer anders gebildeten Generation in Anſpruch zu nehmen; eine gewandte Hand unternahm es daher, dasſelbe, in einer neuen Geſtaltung, unſerem Geſchmacke wieder näher zu bringen. Dieß iſt allerdings mit großer Geſchicklichkeit, Einſicht und Achtung der Eigenthümlichkeiten des Originals geſchehen, nur ſcheint darin zu weit gegangen, daß man ihm mit dem urſprünglichen Kleide auch ſeinen heimiſchen Voden nahm, während man ihm Sitten und Geſinnung deſſelben ließ. So in eine fremde Umgebung verſetzt, deren Denk- und Gefühlsweiſe jene ſtärkeren und freieren Prononcirungen eines ſcheinbar ungebundneren Lebens nicht als die ihrigen wieder erkennt, mußte es im Allgemeinen um ſo mehr an- und abſtoßen, als dieſe faſt wie Mängel ſich darſtellen, und den Anſchein wenn auch einer abſichtloſen Zumuthung erzeugen. Hieraus dürfte allein der ſeltſame Widerſpruch ſich erklären, wie die Zuſchauer, mit ſichtlichem Wohlgefallen dem Gang der Intrigue von Situation zu Situation folgend, am Schluſſe des Ganzen, wie zur Beſinnung erwacht, über dieſes ihr Wohlgefallen, Mißfallen zu empfinden ſchienen. Wer übrigens weniger an Zufälligkeiten und Aeußerlichkeiten hängen bleibt, als vielmehr darauf ausgeht, den Geiſt zu beſchwören und zu bannen, wo einer zu ſpüren, der wird hier eben ſo wohl an der wahrhaft komiſchen Idee des Ganzen, an der wohlgeführten Intrigue, und dem natürlichen und reichen Wechſel der Situationen, ſo wie an der gedachten und ſcharfbegrenzten Characteriſtik, der freien Bewegung der Perſonen, und an dem gerundeten, regen und mundrechten Dialog für unerhebliche Mängel vollen Erſatz finden. Letzterer, ſo wie überdieß auch noch mancher glücklich eingewebte, feinkomiſche Zug, iſt ganz das Verdienſt des ungenannten Bearbeiters, an dem zugleich die Achtung für die Unverletzlichkeit der Eigenthümlichkeiten ſeines Originals höchſt rühmenswerth erſcheint, an welchem, wie ſich aus dem Vergleiche ergibt, durchaus nichts Weſentliches geändert worden iſt. Die Idee, nach welcher ein ehemaliger Weltmenſch ſeine Mündel auf dem Lande einſam und in Unwiſſenheit für ſich erzieht, um ſie einſt als Weib ſich treu zu erhalten, dieſe aber bey den erſten Anläſſen, aller ſeiner Vorſicht ungeachtet, naturgemäß ſich entfaltet, und er am Ende durch die eigene Vorſicht ſich betrogen findet, bedarf wol keiner nähern Auseinanderſetzung nach dem Gange der Handlung, da das Ganze längſt, und ſchon aus Molière's »Frauenſchule«, mit welcher Wycherly's »Landmädchen« glücklich wetteifert, hinlänglich bekannt iſt. Das Komiſche beruht auf der Vereitlung des behutſam und vorſichtig angelegten Planes des erfahrenen Alten durch die Unwiſſenheit und Unerfahrenheit eines unbefangenen Naturkindes, das ſich in den mannigfaltigſten, durch die Vorſicht des Alten unwillkührlich herbeygeführten Situationen, ganz ſeinen Abſichten entgegen, von Stufe zu Stufe rein weiblich entwickelt, und endlich die Rechte ſeiner Jugend vindicirt. Die Schauſpielerinn, welche dieſen Character darzuſtellen hatte, iſt im Fache des Naiven als ausgezeichnete Künſtlerinn bekannt, und wird hierin durch die entſprechendſte Mädchengeſtalt ſehr glücklich unterſtützt; ſie blieb hier, als Betty Neu, der Erwartung nichts ſchuldig. Der alte Herr von Rüſtern nahm jedoch die Sache ein wenig zu grell, und vernichtete, durch die wachſenden Situationen natürlich zur Steigerung geführt und genöthigt, zuletzt die komiſche Wirkung ſeines eigenen Spiels und des Schluſſes. Von Flitt trat für ſich, als komiſche Figur, zwar kräftig hervor, verlor aber dadurch die erforderliche Haltung gegen das Ganze, und verletzte ſein Verhältniß zu Julien v. Friedberg, ſeiner Braut, die, in die ſchwierigſte Lage zwiſchen ihn und einen zweiten Liebhaber verſetzt, keine leichte Aufgabe zu löſen hat. Die übrigen Perſonen ſind nicht von Belang. So viel Ausgezeichnetes übrigens die Vorſtellung im Einzelnen hatte, ſo konnte ſie, der berührten Mängel wegen, aller Anſtrengung ungeachtet, im Ganzen nicht befriedigen. Ueberraſchend waren die als Decoration dienenden Anſichten der Paradiesgärtchen-Baſtei und der Carlskirche, von den k. k. Hoftheatermahlern Janitz, de Pian und Gail, mit eben ſo viel Wahrheit als Kunſt ausgeführt. Das Stück fand in der zweiten und dritten Darſtellung eine günſtigere Aufnahme.

Ein auswärtiges Blatt enthält aus der letztern Zeit des vor. Jahres ein Schreiben aus Bagdad, folgenden merkwürdigen Inhalts: Wir haben dieſes Jahr einen ſo ſchrecklichen Sommer erlebt, wie ſich dergleichen die älteſten Leute nicht erinnern. Nachdem das Thermometer, in der letzten Hälfte vom Juli und Anfang Auguſt, im Schatten und am kühleſten Ort des Hauſes, täglich 38, 39 und 40 Grad Nachmittags, und 30 und 33 Abends 10 Uhr zeigte, hatten wir einige Stürme, die einen ſo dicken Staub erregten, daß das Athmen erſchwert war, und ſo heftig waren, daß die Muhamedaner, ihrem Glauben gemäß, meinten, der jüngſte Tag ſey vorhanden, und in größter Angſt von allen Seiten zum Gebeth aufriefen. Der letzte Sturm endigte mit einem ſtarken, mehrere Stunden anhaltenden Regen, ein Ereigniß, das hier zu Land, in einer ſolchen Jahrszeit, ganz unerhört iſt. Dieß war aber das Aergſte, denn der Boden, auf den ſeit 5 Monaten kein Tropfen gefallen war, fing an zu dampfen, und obſchon das Thermometer nur 35 und 36 Grad zeigte, ſo ward die Hitze doch viel unerträglicher, als bey höhern Graden, weil nirgends, ſelbſt nicht im Keller, ein kühler Ort zu finden war, ein Elend, das Niemand, der nicht in ſo heißen Ländern, wie dieſes, gelebt hat, begreifen kann. Dieſes Dampfen erzeugte viele Krankheiten, woran viele Menſchen ſtarben, und täglich hörte man von geſunden und ſtarken Leuten, die außerhalb der Stadt, und ſelbſt in den Straßen, vom heißen Winde getroffen, todt niederfielen, deren Körper eine dunkelgraue Farbe annahmen, und in Zeit einer Viertelſtunde in Verweſung übergingen. Eine Caravane, die gerade hieher unterwegs war, verlor auf dieſer Reiſe neun Perſonen von zwei und zwanzig, aus denen ſie beſtand.

Die ſchätzbaren vaterländiſchen Blätter zeigen den Beſtand der Buchdruckereien in Wien an. Nach dieſer Ueberſicht waren Anfangs dieſes Monats, mit Inbegriff der k. k. Hof- und Staatsdruckerei, in 25 Officinen 137 Preſſen im Gange, und 27 Factoren, 336 Setzer und Drucker zuſammen, und 168 Jungen beſchäftigt. Die Staatsdruckerei ausgenommen, iſt Herr Strauß am ſtärkſten. Er hat in zwei Officinen 16 gehende Preſſen, 3 Factoren, 49 Setzer und Drucker, und 13 Jungen *). Die Hof- und Staatsdruckerei beſchäftigt bey 67 Individuen 20 Preſſen; Antipode iſt Hr. Mausberger mit einer Preſſe und 4 Perſonen. Hrn. Strauß am nächſten ſind die Ghelen'ſchen Erben, Hr. Grund und Hr. Pichler.

Mehrere große, ſeit längerer Zeit in Italien begonnene Werke, ſchreiten immer vorwärts, wie die Gallerie von Florenz, die Pinacoteca di Brera, das Pio-Clementiniſche Muſeum; die Iconografia romana von Ennio Q. Visconti; das Capitoliniſche Muſeum. Angefangen iſt das Museo chiaramonti; von Piſtrucci's Iconologie iſt das 17te Heft herausgekommen. Die Costumi teatrali von Sergent Marceau ſind bis zum 18ten Heft gediehen; Ferrario's Costume antico e moderno ſteht beym [illegible] Bande, welcher Europa betrifft. Das Dizionario della favola von Noël, iſt bis zu den Buchſtaben Bud gelangt; Giucchi hat 9 Hefte theatraliſcher Scenen, in Quart, herausgegeben, die aber in Kurzem von den prächtigen in Folio werden verdunkelt werden, die der phantaſiereiche Perſpectiv-Mahler, Sanquirico, vorbereitet. Dieſe ſind vortrefflich, und ſtellen nicht nur die Werke des Mahlers, ſondern auch die Coſtümes dar, welche bey den in jenen Decorationen vorgeſtellten Schauſpielen und Balletten ge-

---

*) Dieſen Höhepunct kann jeder Unbefangene nur mit freudiger Theilnahme wahrnehmen. Er iſt die Frucht ausgebreiteter Kenntniſſe, ſeltener Umſicht, Thätigkeit und Energie, des reellſten, billigſten Characters, großartiger Geſinnungen ꝛc. Hr. Strauß ſchneidet, wie man weiß, ſeine Typen ſelbſt, hat eine eigene Schriftgießerei, Papiermühle ꝛc. und ſeine Verdienſte um vaterländiſche Typographie, Induſtrie und Literatur, ſind ſehr bedeutend. Der wackere Perthes in Hamburg, hat die Vorzüge dieſes unſers ehrenwerthen Mitbürgers, vor Kurzem öffentlich in dem Weimarer Monatbericht gewürdigt; und ſicher würde es auch bey uns ſelbſt ſchon längſt geſchehen ſeyn, wenn die bekannte Anſpruchloſigkeit des Hrn. Strauß nicht davon abgehalten hätte.

braucht wurden. Die Sammlung von 13 berühmten Männern iſt bis zur 13ten, die von 60 berühmten Männern bis zur 53ſten Nummer fortgeſchritten; endlich die Serie von Lebensbeſchreibungen und Bildniſſen bis zur 61ſten Nummer. Betalli iſt mit Vorbereitung der Costumi di Milano beſchäftigt; Artaria gibt Anſichten der Umgebungen von Mailand heraus. — Bernucca hat die mahleriſche Reiſe zu den drei Seen beendigt. Hr. Loſe und ſeine Frau haben angefangen, die Reiſe nach den Bergen von Brianza in Kupfer zu ſtechen. Die Flora medica von Alberti, iſt bis zum 33ſten Hefte. Zu Florenz hat Hr. Fontana eine mahleriſche Reiſe durch Toscana, in ſechs Bänden in Duodez, herausgegeben; die Pomona von Galeſio iſt bis zum 4ten Hefte, die Flora italiana von Profeſſor [illegible]avi bis zum 6ten Hefte, vorgerückt. Zu Neapel iſt bereits der zweite Band der Flora Napolitana erſchienen. Zu Rom ſchreitet die ſchöne Sammlung der ausgezeichnetſten antiken Gebäude unausgeſetzt vorwärts; ſo auch eine andere mit colorirten Blättern, von dem Architecten, Hrn. Giovanni Roſſini, aus Ravenna; eine unendliche Zahl großer und kleiner Anſichten, werden von Tag zu Tag für die Reiſenden in Kupfer geſtochen. Von Siena aus iſt eine Sammlung der auserleſenſten Monumente der Mahlerei, Bildnerei und Architectur in dieſer Stadt verſprochen. Die Sammlung der Gebäude von Venedig, iſt bis zum 38ſten Hefte gediehen.

Es iſt wirklich ſonderbar, daß die routinirteſten Leute in ihren eigenen Angelegenheiten ſo oft ſehr wenig Tact zeigen; ſo auch ſo viele Beneficianten. Sie meinen zu ihrem Benefice allemal ein neues Stück geben zu müſſen, und nehmen das nächſte, das ſchimmerndſte, das wohlfeilſte, und ſuchen ſo ſelten das beſte, welches ſie haben könnten, nicht bedenkend, daß ſie noch öfter Benefice haben wollen. Mdme. Gottdank gab im Theater an der Wien, am 8. April, zu ihrem Vortheile, ein romantiſches Ritterſchauſpiel: »die Klauſe bey Mödling.« In ſelber kommt viel Reiterei vor, und am Schluſſe ein prachtvoller Einzug mit vielen brennenden Kerzen. Während dem Stücke treibt Gertraud von Mödling ihren Spuck als eine Klausnerinn, in welcher Geſtalt ſie ſich ſelbſt beſchützt, und ihren Verfolger abhält und zurückweiſet, der, obwohl ein completter Schelm und unternehmender Mann, ſich vor ihr fürchtet, weil ſie einen ſchwarzen Schleier um hat. Nebſt dem erſcheint der Ordensmeiſter der Templer, der als verſcheuchter Liebhaber nun aus weiter Ferne den Erkorenen hertreibt, und mit edler Selbſtverläugnung den Liebenden Land und Leute, und ihre Vereinigung zuwendet. Der begünſtigte Liebhaber iſt aber eine ganz paſſive Natur, der ſich am Ende, als er für die Geliebte ficht, (und zwar zur Nachtzeit wird das Gottesgericht gehalten, obwohl vom Sonne theilen die Rede iſt) noch den Sieg durch die Erſcheinung ſeines großmüthigen Nebenbuhlers muß bewirken laſſen. Das Ganze gibt eine ſo verwiſchte, unkenntliche Zeichnung, daß durch ſelbe, ungeachtet der redlichen Bemühung aller Spielenden, keine Wirkung hervorgebracht werden konnte, und ſich beym Ankündigen deſſelben Stückes für den folgenden Tag, die Meinung des Publicums ganz unverhohlen äußerte. — e.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Gräffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 17 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

45.

(Wien, Samſtag, den 15. April.)

Glasmahlerei alter und neuer Zeit, und einige bisher unbekannte Denkmäler derſelben im öſterreichiſchen Kaiſerſtaate.

Von Wilhelm Hebenſtreit.

(Schluß von Nr. 44.)

An alten Ueberreſten der Glasmahlerei habe ich im Jahre 1819 folgende aufgefunden.

A) Auf dem Wege von Salzburg nach Bad-Gaſtein:

1.) Vom Marktflecken Golling links, in der Kirche St. Ulrich, in der Schäfau, hinter dem Hochaltare noch einen Petrus, zur Seite einen Chriſtuskopf, in der Mitte Chriſtus am Kreuze, unten Maria und Magdalena, dann auf vier Scheiben: Barbara, Eliſabeth, Roſalia (?) und St. Ulrich; endlich auf einem andern Fenſter eine männliche Figur mit der Inſchrift: Rudolfus, und bepackte Pferde oder Maulthiere. Dieſe Glasmahlerei und Glasmoſaik ſcheint einer frühern Periode, als jener auf dem Nonnberge anzugehören *), indeß ſind die Farben noch ſehr lebhaft.

Beyläufig will ich hier anführen, daß ſich unter den Flügelblättern des Hochaltars zwei kleine Oehlgemählde auf Holz befinden, welche eine ſehr ſchöne Farbengebung und einen kräftigen Ausdruck haben. Wahrſcheinlich ſind es die nämlichen, deren Vierthaler in ſeinen Wanderungen durch Salzburg ꝛc. 1. Th. S. 118 erwähnt, und von Michael Wohlgemuth, dem Lehrer Albrecht Dürers. Dann wäre aber gerade das Gegentheil zu behaupten, nämlich, daß ſie allerdings über ſein Jahrhundert hinausreichen, und ſich denen ſeines Schülers immer zur Seite ſtellen können. Die Beſtätigung liefert eine Vergleichung der in der k. k. Gallerie im Belvedere vorhandenen Gemählde beider Künſtler.

2.) In der Kirche zu unſerer lieben Frauen in Biſchofshofen kann man hinter dem Hochaltare einige Verzierungen und auf vier Scheiben die Lebens- und Leidensgeſchichte Jeſu, an einem Seitenfenſter aber

---

*) Ich unterſtütze dieſe Behauptung dadurch, daß ich im Thurme eine Glocke mit der Jahrzahl 1177 fand, und die Glockenthürme immer zuletzt gebaut wurden.

auf vier Scheiben die Geburt Jeſu, die anbethenden Könige und die Verkündigung bewundern. Dieſe Ueberreſte ſtehen denen auf dem Nonnberge ziemlich nahe; der Bau der Frauenkirche begann ſchon im Jahre 1274.

3.) In der Kirche zu Dorfgaſtein ſieht man hinter dem Hochaltare, in der oberſten Spitze des ſehr ſchmalen gothiſchen Fenſters eine aus 5 Stücken beſtehende einfache Glasmahlerei. In der Mitte auf fleiſchfarbenem Grunde einen Chriſtuskopf mit einfachem grünen Heiligenſchein; unter demſelben einen großen Stern auf goldgelbem, links einen vollen, runden Engelskopf auf hochdunkelrothem, rechts wahrſcheinlich einen gleichen auf blauem Grunde, ſämmtliche Züge ſchwarz eingebrannt oder eingeſchmelzen auf dem durch und durch gefärbten Glaſe. Der oberſte Theil iſt unkenntlich, und das Ganze von dem hohen Altar ſo verdeckt, daß man nur mit Mühe des Anſchauens theilhaftig werden kann.

B. Auf dem Wege von Salzburg in's Lungau:

1.) Vor dem Radſtadter Tauern, in der Kirche zu Hüttau, welche, nach Vierthalers Wanderungen, 1. Th. S. 103, ſchon im Jahre 1472 beſtanden haben ſoll. Er ſah dieſe Jahrzahl hoch oben am Geſimſe (wo?) in Stein gehauen; ich fand ſie nicht, wohl aber an der Thurmmauer die Zahl 1494. Von Glasmahlerei und Glasmoſaik ſind nächſt dem Orgelchor 2 Fenſterſcheiben vorhanden. Maria mit dem Kinde, und ihr zur Seite eine männliche Figur (ich weiß ſie nicht recht zu deuten), um die Hüfte einen Gürtel geſchlagen, in der Rechten einen Stab, in der Linken anſcheinlich eine Kugel, hinter ihm ein ausgebreiteter Mantel, oben in den Ecken desſelben zwei Engelsköpfe. Dieſe Ueberreſte ſtehen zwiſchen jenen von Biſchofshofen und Schäfau in der Mitte.

Von den drei hier befindlichen Altargemählden habe ich noch kein Wort geleſen. Sie ſind koſtbare Cabinetſtücke von höchſter Schönheit, und ſehr wahrſcheinlich Werke des Fra Bartholomäo. Ich werde von ihnen und manchen andern gelegentlich in dieſen Blättern Kunde geben.

2. Hinter dem Tauern in der Kirche St. Leonhard, auf einer Anhöhe bey Tamsweg im Lungau. Sie iſt eine der ſchönſten Kirchen, deren Bau im Jahre 1421 angefangen hat. Eingeweiht iſt ſie 1433. Vierthaler behauptet in ſeinen Wanderungen, 1. Th. S. 134, daß ſie von Tof (Tuff) gebaut ſey, der im ganzen Lungau nicht gefunden werde. Das iſt ein Irrthum; denn die Kirchenmauer hat zwar viel Tuff, aber noch mehr Sandſtein, auch bricht der Tuff in der Nähe zu Schellgaden, nur wird er nicht mehr benutzt. Sämmtliche Fenſter der Kirche, wohl zwanzig an der Zahl, enthielten Glasgemählde. Manches derſelben iſt jetzt verſchwunden. Um einigermaßen das Andenken von dem Vorhandenen zu bewahren, ſtehe hier eine kurze Beſchreibung und Erklärung:

a) Hinter dem Hochaltar iſt das große Fenſter von 27 Scheiben, in drei Reihen noch unverſehrt; die Grundfarbe goldgelb, die Hauptverzierungen blau. Man erblickt Chriſtus am Kreuze, Gott Vater über ihm; weiterhin Petrus, Paulus, den heiligen Leonhard mit den Gefangenen, viele ſäulenartige Verzierungen, in den Ecken niedergekauerte Figuren, ganz unten auf drei Scheiben vier Engel als Schildhalter, und im Wappen einen aufgerichteten Greif. — Von der zauberiſchen Wirkung eines ſolchen Fenſters kann man ſich nur durch Selbſtanſchauen überzeugen.

b) Auf der Evangelien-Seite (auf dem Altare ſtehend, die rechte) zeigt das zweite und vierte Fenſter nur noch Wappen, das fünfte iſt leer. Sechs Scheiben im erſten Fenſter enthalten thurmähnliche Verzierungen, Maria mit dem Kinde, umgeben von vier Engeln. Ihr Gewand iſt weiß, das der Engel weiß, grün und violenblau. Das dritte Fenſter theilt ſich. Im oberen Theile ſind Verzierungen, in der Mitte Maria mit dem Kinde, links Catharina mit dem Rade, rechts Eliſabeth mit der Kirche. Im unteren Theile ein Chriſtuskopf, ein Bruſtbild und die anbethenden Könige. Maria fehlt. Dann knieend ein geharniſchter Ritter, hinter ihm ſeine Hausfrau im rothen Mantel, und ihre Wappen. Die Unterſchrift links iſt größtentheils vermauert, rechts ſteht:

hans lawn zum haynſtain — — von Ruzkendorf;

ganz unten Leonhard und Bartholomäus. — Im ſechsten Fenſter neun Scheiben, Catharina, die Mutter Anna mit dem Kinde, und einige Wappen; die ſiebente Scheibe bildet die Einfaſſung. Unten die Jahrzahl 1430. Zwanzig Jahre älter iſt das ebenfalls abgetheilte ſiebente Fenſter. Der obere Theil enthält Verzierungen, Engel, die Mutter Gottes, Paulus, vor ihm einen knieenden Ritter

Wolfgang hollnpronner

in der Mitte ſein Wappen, die Jahrzahl 1450, und rechts, neben Petrus, eine knieende Rittersfrau, mit der zum Theil verwiſchten Unterſchrift:

— — hed (hedwig?) uxor ejus.

Im untern Theile des Fenſters erblickt man auf ſieben Scheiben, Heilige und Engel, Gott Vater und die Verkündigung.

In der Mauer, dem Hochaltare gegenüber, fand ich eine einzelne Scheibe mit einem Wappen, und dem Namen: Leonhard Radorffer. Vielleicht der Name des Künſtlers, wahrſcheinlicher, wie bey den andern der Name des Gebers, oder Stifters.

c) Auf der Epiſtelſeite wiederholen ſich einige der erwähnten Vorſtellungen auf den fünf erſten Fenſtern; ganz beſonders merkwürdig ſind aber die beiden letzten Fenſter. Das ſechste nämlich ſtellt zuvörderſt Maria mit dem Kinde, und dann die Verbreitung des Wortes Gottes alſo dar: Eine Mühle; die vier Evangeliſten ſchütten oben aus ihren Säcken auf; zwei Engel ſtehen ihnen zur Seite; die zwölf Apoſtel (ihre Namen umgeben ſie) treiben an einem Kurbel das Mühlrad; das Mehl fällt durch, und bildet das Jeſuskind; die Kirchenväter, St. Ambroſius, Bernardus und Virgilius, fangen es in einem Kelche auf; ein unten ſtehender Prieſter conſecrirt die Hoſtie aus dem Kelche, und Perſonen aus allen Ständen bethen an. Außerdem noch Maria mit dem Kinde, ein knieender Ritter, hinter ihm St. Leonhard, und der Spruch: ora pro me mater misericordiae, endlich ein Wappen, worin ein paar überaus große Ohren, die Jahrzahl 1434, und der Name: Conrad helzler. Dieſe Mahlerei iſt in der Kirche die vorzüglichſte.

Auf dem ſiebenten Fenſter iſt Chriſtus am Kreuze, in der Mitte und zur Seite Engel, Catharina, Eliſabeth, und Biſchöfe; die Empfängniß Maria's aber folgender Art dargeſtellt: Gott Vater ſitzend im dritten Felde, in der Hand eine Weltkugel; um die Mitte ſeines Leibes eine goldene Kette; dieſe herablaufend ins vierte Feld, wo ſie den heiligen Geiſt, in Geſtalt einer Taube, ſchwebend trägt. Die Taube, abwärts gekehrt, hält in dem Schnabel das ſtehende Chriſtuskind. Von dem Fuße des Kindes läuft die Kette ins fünfte, und letzte Feld, wo Maria links kniet, und rechts der Engel Gabriel. Hier verliert ſie ſich in der Nähe des Herzens Maria's. Die Seitenbilder, wie die übrigen mit bibliſchen Sprüchen umgeben, ſtellen Heilige vor.

Wie ſehr wäre es zu bedauern, wenn dieſer außerordentliche Reichthum an Glasmahlerei ein Raub der Zeit, der ungünſtigen Witterung oder anderer Zufälle, würde. Verſchwanden doch unlängſt einige bemahlte Scheiben aus dem Kirchenfenſter in Biſchofshofen, ohne daß man den Entfremder ausmitteln konnte.

Schließlich führe ich an, daß

C) im Kloſter Lilienfeld, zwiſchen St. Pölten und Tirnitz, das ganze Fenſter hinter dem Hochaltare der Kirche, aus Glasmahlerei beſteht, und auch ein Theil eines Seitenfenſters. Beide ſind jedoch gänzlich von den Altären verdeckt, und ich habe ſie nur von Auſſen erkennen können. Niemand war im Stande, mir dort darüber nähere Auskunft zu geben. Man müßte die Altäre verrücken, oder die Fenſter ausheben. Das Letztere iſt gefährlich, das Erſte von einem kunſtſinnigen Vorſteher des Kloſters wohl mit Zuverſicht zu erwarten, da dergleichen Ueberreſte zu den köſtlichſten Herrlichkeiten des Mittelalters gehören, und eben ſo ſehr den religiöſen Sinn der Künſtler zu bezeugen, als ihn im Beſchauenden zu wecken, geeignet ſind.

Die hier gemachten Mittheilungen der von mir bemerkten Glasmahlereien ſind durchaus neu; ihre Beſchreibung hat kein Reiſender geliefert. Fiorillo ſelbſt erwähnt von Oeſterreich nur jener in der Carthauſe zu Gamingen, und im Kloſter Cremsmünſter. Die in Wien und in der Umgegend vorhandenen, ſehe ich als bekannt voraus. Immer dienen ſolche Nachrichten als Materialien zu einer Kunſtgeſchichte des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates, die wir in ihrer Vollſtändigkeit noch vermiſſen. In Beziehung auf ſolche behalte ich auch einen Aufſatz über den ſogenannten Steinguß der Alten (fusoria lapidum) dieſen Blättern vor.

Anacreon;

aus dem Griechiſchen des Thomas Moore.

Einſt lag auf roſ'gem Teppich
Der liederreiche Teier,
Im Rauſche fröhlich lächelnd,
Der Lyra Töne lockend;
Um ihn im Reigen hüpften
Die zarten Liebesgötter;
Der Eine Kypris Waffen,
Des Herzens Pfeile, ſchnitzte,
Der Andre, weiße Lilien
In glüh'nde Roſen flechtend,
Den Alten freundlich kränzte.

Der Himmelstochter Kön'ginn,
Die Weisheit, vom Olympos
Im Schwarm der Liebesgötter
Anacreon erblickend,
Sprach ſo mit holdem Lächeln:
O Weiſer, denn es nennen
Anacreon von allen
Den Weiſeſten die Weiſen,
Warum den Liebesgöttern,
Warum Lyaien, Alter,
Nicht mir dein Leben weihen?

Warum Kythere's Küſſe,
Warum Lyäo's Becher
Mit üpp'gem Liede feyern,
Nicht meine Sprüche lehren,
Nicht meine Schätz' erringen?
Doch Teo's ſüßer Sänger
Sprach: Zürne nicht dem Greiſe,
Daß ohne dich, o Göttinn,
Den Weiſeſten von Allen
Die Weiſen ſelbſt ihn heißen:

Ich liebe, trinke, ſinge,
Bey ſchönen Frauen weilend;
Schmuckloſer Scherz gefällt mir,
Denn Liebe will die Leier,
Das Herz nur Liebe hauchen.
Und gilt des Lebens Ruhe
Das höchſte mir der Güter,
Bin ich kein weiſer Sänger?
Wer iſt's, der weiſer wäre?

Dan. Lehmann.

Allgemeine Novelliſtik.

Die bey Joh. B. Walliſhauſſer, mit 24 fl. WW. ausgeſchriebene Pränumeration auf das neue Waaren-Lexicon in 12 Sprachen, von Phil. Andr. Nemnich, in 4., Hamburg 1820, iſt von ſehr lebhaftem Erfolge. Die zum Grunde gelegte Sprache dieſes wichtigen Werkes iſt die deutſche; unter ihr folgen die gleichbedeutenden holländiſchen, däniſchen, ſchwediſchen engliſchen, franzöſiſchen, italieniſchen, ſpaniſchen, portugieſiſchen, ruſſiſchen, neugriechiſchen und lateiniſchen Bemerkungen. — Das vor mehr als zwanzig Jahren von demſelben Verfaſſer herausgegebene Waaren-Lexicon nimmt kaum den zwölften Theil des jetzt vollendeten Werkes ein. — Die meiſten Benennungen hat der Verfaſſer in den Ländern ſelbſt, die übrigen aber nach allen vorhandenen Hülfsmitteln, und inſonderheit durch eine weit ausgebreitete Correſpondenz, zuſammen gebracht. Sehr viele Provinzial-Ausdrücke, deren Vorkommen den Kaufmann oft in Verlegenheit ſetzt, ſind dem Werke mit einverleibt, und eine Menge von Preisverzeichniſſen dabey benutzt und verglichen worden. Griechiſche Kaufleute in Italien und in Wien, haben dem Verfaſſer ihre Namen von Waaren mitgetheilt, auch eine örtliche Ueberſicht der Producte ihres Landes beygefügt, wie man ſie am Schluſſe des Werkes finden wird. Das Ruſſiſche, aus vielerley Quellen geſchöpft, iſt von mehreren Eingebornen revidirt worden. Die lateiniſchen Benennungen ſind in einer gleichen alphabetiſchen Ordnung mit den deutſchen wiederholt. — Zwar iſt die europäiſche Waaren-Synonyme das Eigentliche, was dieſes Unternehmen zum Vorſatz gehabt hat. Es ſind aber ſehr viele Artikel mit Erklärungen und Anmerkungen verſehen. Dieſe haben, außer ihrem practiſchen Nutzen, zugleich den Vorzug der Neuheit, und das Verdienſt, endlich einmal die Wiederholungen von Irrthümern aus veralteten Büchern zum Schweigen zu bringen. Denn es ſind Mittheilungen, wie ſie der Verfaſſer bey Kaufleuten Mäcklern, Fabrikanten und Kennern auf ſeinen Reiſen ſowohl, als auch in Hamburg — dieſem weltberühmten Vereinigungspunct kaufmänniſcher Kenntniſſe — einzuſammeln das Glück gehabt hat. — Das Ganze liefert ein neues Beyſpiel des von allen Ausländern bewunderten deutſchen Fleißes, den ſelbſt der langwierigſte Druck der Zeiten zu unterdrücken nicht vermocht hat. Von den bereits abgedruckten Bogen ſind die 25 erſten in der Walliſhauſſer'ſchen Buchhandlung zur öffentlichen Anſicht niedergelegt. Das Werk, in Quarto, typographiſch ſchön in der Conrad Müllerſchen Officin, auf Schreibpapier gedruckt, wird gegen hundert Bogen einnehmen. Die Correctur iſt auf das ſtrengſte vom Verfaſſer ſelbſt beſorgt. Der nachherige Verkaufspreis iſt unveränderlich auf 36 fl. W. W. feſtgeſetzt.

Am 9. d. M. gaben Muſikfreunde im Landhauſe wieder ein Concert zum Beſten der durch Ueberſchwemmung Verunglückten im Marchfelde. Das ſind wirklich nicht nur Muſikfreunde, ſondern wahre Menſchenfreunde, denn ſie laſſen ſich durch Anſtrengungen und Unannehmlichkeiten nicht abſchrecken, ihren Weg zu verfolgen. Sie trennen ihre Perſönlichkeit von der moraliſchen Leiſtung, und da ſie dieſes im Stande ſind, werden ſie uns auch erlauben, von ihrer Kunſtproduction, als ſolche, unverholen zu ſprechen, wenn ſie auch noch öfter für fromme Zwecke thätig ſeyn ſollten. Heute war ſie viel gelungener, wie jüngſt; man hatte wohlweislich das Steuer dießmal einer ſichern Hand anvertraut, und den Herrn Orcheſter-Director Clement an die Spitze geſtellt. Mozarts Phantaſie und die Ouverture aus Joſeph gingen recht gut, nur machten dem Dirigenten die Blas-Inſtrumente viel zu ſchaffen. Ein Rondeau à quatre mains, auf dem Pianoforte, von Moſcheles, konnte in einem ſo großen Saale nicht imponiren. Ein Duett wurde von Mad. Heurteur und Herrn Rueß zu allgemeiner Zufriedenheit vorgetragen, nur war die Tenor-Stimme klanglos und ſchwach. Ein Trio, von Hierl, für Violine, Clarinette und Klappentrompete, wurde vom Herrn Compoſiteur und den Herren Kaiſer und Krobovsky recht brav geſpielt; beſonders zeichnete ſich der junge Trompeter aus. Der Saal war ziemlich gefüllet, ungeachtet des, großen Vereins-Concertes, welches zur ſelben Stunde gegeben wurde. P—y.

Hr. J. P. Pixis, ſchon als Knabe durch ſeine Virtuoſität auf dem Claviere berühmt, ſpäter ein verdienſtvoller Compoſiteur für dieſes Inſtrument, trat nun am 11. d. M. mit einer Oper, und zwar von dem günſtigſten Erfolge gekrönt, auf. Dieſe Oper, unter dem Titel: Almazinde, oder die Höhle Seſam, wurde zum Beneſice des Hrn. und der Mad. Spitzeder gegeben. Sie zeichnet ſich durch Reichthum und Mannigfaltigkeit lieblicher Melodien, verſtändliche Characteriſtik der Situationen, glänzende, obwohl nicht überladene Inſtrumentation, und kluge Begrenzung der Aufgaben für ſecundäre Sänger, rückſichtlich der meiſten Parten, auf das vortheilhafteſte aus. Es freut uns recht innig, daß uns Hr. Pixis die Ausſicht eröffnet, in ihm wieder einen deutſchen Compoſiteur, der Talent mit Gründlichkeit verbindet, erſtehen zu ſehen; denn es läßt ſich von ſeinem regen Streben erwarten, daß ihn der glückliche Erfolg erſt noch recht ſpornet, ſeine großen Muſter fleißig zu ſtudiren, wo dann ſich Manches verlieren wird, worauf ihn eine ſtrengere Critik dann nicht mehr, auch nur leiſe, zu mahnen verſucht ſeyn dürfte. Die meiſten Tonſtücke ſprachen recht lebhaft an, ein Chor, ein Duett und ein Quartett mußte wiederholt werden, und der Tonſetzer wurde am Schluſſe gerufen. Das Sujet iſt aus dem Arabiſchen der Tauſend und Einen Nacht genommen, und eignet ſich ganz gut zur Oper, nur wird das Buch hier und da gedehnt, zumal da im dritten Acte die Gefahr des zweiten wiederholt wird. Ali Baba, ein armer Holzhändler, belauſcht eine Räuberbande im Walde, welche ſich ihren Schlupfwinkel durch den Ruf: Seſam, thu' dich auf, eröffnet. Er gebraucht dieſen Schlüſſel, und kehrt reich zurück. Deſſen geiziger Bruder gewahrt die Glücksveränderung Baba's, und will den Schatz in der Höhle für ſich benützen; das ihm mitgetheilte Wort, welches öffnet, entfällt dem Geizhalſe in der Freude ſeines Herzens über die Beute, und die Räuber überraſchen ihn in der Höhle. Der dem Tode Geweihte wird vom klügern und beſſern Bruder befreit, und die racheſchnaubenden Räuber ſuchen denjenigen zu entdecken, welber in ihre Höhle zu bringen verſtand. Ein Quackſalber, der zu dem von den Räubern mißhandelten Kranken geholt worden war, verräth die Spur, und der Räuberhauptmann ſchleicht ſich als Reiſender in das Haus Baba's; es entdeckt aber die Sclavinn Almazinde, daß in den Oehltonnen des fremden Kaufmanns, Mörder verborgen ſind, dieſe werden gefangen, der Hauptmann entwiſcht. Nochmal erſcheint dieſer Rachſüchtige, wird von Almazinden erkannt, und nun auch gefangen; Almazinden heirathet der Sohn vom Hauſe. In der ganzen Anlage und Schürzung des Knotens bleibt viel Dunkel, aber wenigſtens hat die Bearbeitung ziemlich viel Glück in Spannung des Intereſſe. Die Darſtellung war ziemlich gerundet; doch waren Baba, ſeine Frau, der Sclave Abdallah, der Quackſalber und der Räuberhauptmann nicht ſonderlich bey Stimme; bey öfteren Aufführungen wird dieſe Oper immer mehr gewinnen, und das Publicum erfreuen. Almazinde und Saadi befriedigten, ergötzten ſchon heute allgemein, ſo wie auch der Geizhals. P—y.

Vom zoologiſchen Muſeum der Univerſität zu Berlin findet ſich in dem neueſten Heft von Okens »Iſis«, ein neues Verzeichniß über 19 Säugethiere, und 245 Vögel, welche Liebhabern, zu den beygeſetzten niedrigen Preiſen, zu Dienſten ſtehen; dem Verzeichniſſe ſind ſehr intereſſante Bemerkungen über die Behandlung der trockenen Bälge beygefügt. — Von Joh. Wilh. Meigens ſyſtematiſcher Beſchreibung der bekannten europäiſchen zweiflügeligen Inſecten, hat der erſte Band die Preſſe verlaſſen. Er enthält, auf 22 1/2 Bogen, die Familie der Tipularien, in 41 Gattungen über 530 Arten, mit 11 Kupfertafeln, die folgenden 4 Bände werden nach Möglichkeit bald erſcheinen. Die Zahl der im ganzen Werk beſchriebenen Arten wird ſich auf 3000 erheben. Pränumerationspreis auf einen Band 2 1/2 Thaler (3 fl. 45 kr. CM.) Aachen, bey Forſtmann. — Hr. Jacob Sturm in Nürnberg liefert kleine Sammlungen von Inſecten, zu 100 verſchiedenen Arten (die Schmetterlinge ausgeſchloſſen), und zwar die erſte Sammlung zu 2 fl. 45 kr. rheiniſch, und jede folgende dann um 15 kr. theurer, weil mit jedem Hundert ſeltnere Arten kommen. —b

---

In der von dem Miſſionär Milne zu Malacca herausgegebenen, und bey ihm gedruckten Quartalſchrift, le Glaneur Indo-Chinois wird unter andern eines aus zwei und zwanzig Bänden beſtehenden chineſiſchen Werkes: Chinsian Tung-Kien (Geſchichte der Götter) erwähnt, welches Notizen über Jeſus, den Sohn Gottes, ſeine Geburt und ſein Leben, nebſt Zeichnungen dazu, enthalten ſoll. Die Zahl der geheimen Geſellſchaften in China, wird von einem Tage zum andern größer. Eine neue, von den Buddhiſten herſtammende Secte, heißt die Thee-Secte (Thſing-tchha-men-Kio), weil ſie ihren Gottheiten Thee zum Opfer darbringt. Zu Malacca hat ſich als Anhang zu den Miſſionen von Macao, eine neue Anſtalt von Miſſionären, Buchdruckereien, Schulen u. ſ. w. gebildet. Das Chriſtenthum macht übrigens in China keine bedeutenden Fortſchritte. — Zufolge eines in der Zeitung von Bombay, vom 11. Auguſt 1818, enthaltenen Briefes, war daſelbſt unweit Iſherah, einige Meilen von Calcutta, eine Frau von mittlerem Alter, zugleich mit dem Leichname ihres Mannes, lebendig begraben worden. Bey dieſem empörenden Act fanden, wie der Briefſteller als Augenzeuge meldet, Ceremonien Statt, die auf einen unglaublichen Grad von Unmenſchlichkeit ſchließen laſſen. Da das Opfer ſo zu ſagen, unter den Augen der oberſten Behörde Statt fand, ſo ſcheint es, als ob dieſe Sitte nicht bloß geduldet werde, ſondern ſich von einem förmlichen und poſitiven Geſetze herſchreibe. Das unglückliche Weib wurde neben der Leiche des Gatten aufrecht in eine zu dieſem Zwecke eigens ausgegrabene Grube geſtellt. Die Umſtehenden fingen dann an, die Grube, dadurch, daß ſie eine Hand voll Erde nach der andern hineinwarfen, auszufüllen. Der älteſte Sohn des Schlachtopfers, ein Jüngling von neunzehn

Jahren, ſtampfte das Erdreich mit den Füßen zuſammen. Als die Erde über ſeinen Eltern zuſammen ging, wurde von der durch Fanatismus verhärteten Menge mit lautem Freudengeſchrei die Vollendung des Opfers kund gethan.

Wiederholte Verſuche ſollen die neuere Entdeckung beſtätigen, daß die Erdäpfel die Eigenſchaft beſitzen, die Seife beym Waſchen der groben ſo wie der feinen Wäſche vollkommen zu erſetzen.

In der Nachricht aus Stuhlweiſſenburg über die dort veranſtaltete ungariſche Ueberſetzung von Grillparzers Sappho, war der Titel unleſerlich geſchrieben, und dieſer iſt daher in der ſchnell gelieferten Notiz in Nr. 41. ganz natürlich voll Fehler, da ſich unter den Sprachen, die der Redact. verſteht, die ungariſche nicht befindet, welches einzugeſtehen, er ſich nicht wird zu ſcheuen brauchen. Aus Achtung für die Sache ſäumt er jedoch nicht, den Titel hier nach einer Buchhändler-Ankündigung in der Preßburger-Zeitung, vom 7. dieſes, zu berichtigen: Sappho Szomorú Játék öt felvonásban. Irta Grillparzer Ferentz, fordította Iontsi Pap Gábor, Székes-Fehérvárott nyomtatt. Szammer Pál betűivel 1820. Kötve 1 fl. 30 kr.

Heute wird zum Vortheile des Ferd. Roſenau, beſtellten Directors des Joſephſtädter Theaters, allda aufgeführt: »Coppe, Denari, Baſtoni und Spade.« Zauberſpiel in 2 Aufzügen, von F. Roſenau. Mit Geſang, Tableaux und neuen Decorationen, als Fortſetzung des Scus, Mond und Pagat. — Herrn Roſenau, der ſich in einem Zeitraume von zwei Jahren um das, dieſes Theater beſuchende Publicum beſonders verdient machte, wäre wohl eine erſprießliche Einnahme zu wünſchen! — [illegible] —

Verwahrung.

In Nr. 98. des Wanderers ſteht ein Aufſatz über Journale, in welchem des Converſationblattes mit Lob, und der Theaterzeitung nicht mit Lob gedacht iſt. Einige leichtſinnige oder böswillige Schwätzer ſind auf den Einfall gerathen, mir einen veranlaſſenden oder verbeſſernden Antheil zuzuſchreiben. Ich habe aber gar keinen Theil daran, als den, jenen Aufſatz vor vielen Wochen erhalten, und ihn kürzlich dem Verf. auf deſſen Verlangen zurückgeſtellt zu haben. Wer mich kennt, wird dieſer Erklärung Glauben beymeſſen; wer an ihrer Wahrhaftigkeit zweifelt, kann ſich, wenn er will, Ueberzeugung verſchaffen. — Daß mein Blatt dort angerühmt wurde, müßte mir lieb ſeyn, wenn mir das Lob wie der Tadel Einzelner nicht gleichgültig wäre. Das Publicum überhaupt iſt in ſolchen Dingen der wahre Richter; eine collective Stimme nur entſcheidet. Darum muß es mit einem Zeitblatt, das von zutreffenden oder eingebildeten Zurückſetzungen Aufhebens macht, ſchlecht ſtehn. In einer und derſelben Straße hängen mehrere Gaſtwirthe ihre Schilder aus. Der, welcher am beſten und wohlfeilſten tractirt, hat die meiſten Gäſte, einzelne Leute mögen noch ſo ſehr über ihn oder ſeine Anſtalt losziehn ꝛc. Zur Vermeidung anderweitiger Mißdeutungen muß ich noch erinnern, daß ich nebſt jenem Aufſatze demſelben Verfaſſer auch mehrere andere critiſche Entwürfe zurückgeſtellt habe. Ich habe dieß nur aus dem einzigen Grunde gethan, weil ſich die Gegenſtände nicht für d's Conv. Bl. eignen, und ungerne darauf Verzicht geleiſtet, weil ich in allen dieſen Entwürfen die unverkennbarſten Spuren eines nicht alltäglichen Geiſtes und Talents wahrgenommen und geachtet habe. Wenn endlich alle dieſe picanten Sachen künftig da oder dort zu leſen ſeyn mögen, ſo kann das mich nichts angehn ꝛc.

Franz Gräffer.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Gräffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 17 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Conversationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

46.

(Wien, Dinſtag, den 18. April.)

Techniſche Neuigkeiten; von A. R. v. F—n *).

VIII.

Die Erfahrung gibt nun an die Hand, daß die ſogenannten periscopiſchen Brillen-Gläſer, die von der Seite des Gegenſtandes eine krumme, von der Seite des Auges hingegen eine hohle Fläche haben — einen bedeutenden Vorzug vor den ſonſt gewöhnlichen in allen jenen Fällen beſitzen, wo das Auge eine Bewegung machen muß. Sie krümmen die ſchief geſehene gerade Linie weniger, verſetzen den Gegenſtand minder, und verfolgen ihn leicht, wenn er ſich bewegt. Daher ſind dieſe periscopiſchen Brillen vorzüglich brauchbar für Jäger, für Spaziergänger, in's Theater, zum Leſen, zum Schreiben, beym Billardſpiel ꝛc. Der Erfinder dieſer Brillen iſt der Engländer Wollaſton; doch haben eigentlich die Gebrüder Dollond, zu London, für die ausſchließliche Verfertigung dieſer Brillen, ein Patent erhalten. Hier habe ich deren bey unſerm geſchickten Roſpini geſehen.

Mehrere öffentliche Blätter, und auch die 12. Induſtrie-Beylage des Converſationblattes erwähnen der von Diamanti, in Rom, und Hartmann, zu Dillingen, in Antrag gebrachten Kanonen, welche am hintern Theile zu laden ſind. Allein Kanonen mit dieſer Vorrichtung ſind keine neue Erfindung; um ſich zu überzeugen, darf man nur in das hieſige k. k. Armaturs-Zeughaus, auf der hohen Brücke — wo man ſtets, gegen Eintrittskarten, Einlaß findet — gehen, und man findet daſelbſt derlei Kanonen, die am hintern Theile zu laden ſind, von verſchiedenen Calibern. Ueberhaupt wäre manchem ſogenannten Erfinder neuer Militär-Waffen und Geräthe zu rathen, wenn er anders hier in Loco iſt, ſich, bevor er mit ſeiner vermeintlichen Erfindung öffentlich auftritt, erſt ein bischen in dieſem Zeughauſe umzuſehen, Manches wird ſich dann da veraltet und als unſtatt-

---

) Die Namenbezeichnung desſelben Verf., dem wir die voraus gegangenen, mit — verſehenen Lieferungen, und ſo manche andere werthvolle einzelne Notizen verdanken. Bewanderte Leſer werden dieſen vielerfahrnen, kenntnißreichen Gelehrten wohl alsbald erkannt haben. Wir freuen uns ſehr, zu vernehmen, daß dieſe Rubrik jenen allgemeinen Beyfall findet, den ihre Bedeutung in practiſcher Hinſicht, ihr Intereſſe für die Geſchichte der Erfindungen ꝛc. mit vollem Anſpruch verdienen.

D. Red.

haft vorfinden, was in dem Gehirn des Projectanten als eine heilbringende Geburt ſeines Geiſtes ihm die Palme der Unſterblichkeit reichen ſollte.

Der hieſige Strohhut-Fabrikant, Laurenz Bawinger, hat ein Privilegium auf ſeine Erfindung, Frauenhüte aus Papier zu verfertigen, erhalten. Ich habe dieſe Hüte in ſeinem Gewölbe, zur Stadt Prag, in der Kärnthnerſtraße, angeſehen, und finde vorzüglich jene aus gedrehtem Papier, Schnürartig verfertigten, vorzüglich empfehlenswerth. Beſonders nehmen ſich die roſenfarbigen derlei Hüte ſehr gut aus.

Unter die vorzüglichſten neuern Inſtrumente zu Höhenmeſſungen gehört Jecker's verbeſſerter Barometer, dem ein Thermometer zugefüget iſt, um bey Beobachtungen unter einem auch die Temperatur der Atmoſphäre in dem Augenblicke anzuzeigen, wo man ihr Gewicht beſtimmt.

Ich habe die von dem Geheimen-Rath von Sömmering im verfloſſenen Jahre bekannt gemachte Entdeckung, daß wenn man Wein in einer mit Blaſe verſchloſſenen Flaſche aufbewahret, ſolche die wäſſerigen Theile des Weines durch ſich hindurch entwickeln läßt, die geiſtigen hingegen vor der Ausdünſtung ſchützt, dieſen Winter hindurch am Oeſterreicher-Weine erprobt. Ich ließ nämlich im Monat September v. J. 4 Bouteillen mit gewöhnlichem Tiſchweine füllen. Zwei dieſer Bouteillen verſtopfte ich mit Kork, und die andern zwei überband ich mit naſſer Blaſe. Als ich dieſe Bouteillen am Oſtertage, mithin nach 8 Monaten, öffnete, fand ſowohl ich, als ein geprüfter Weinkenner, der eben anweſend war, den Wein, den die Blaſe verſchloß, von viel beſſerem Gehalte, Geiſt und Aroma, als jenen mit Kork verwahrten. Hätte ich nicht ſelbſt die Bouteillen gefüllt, ich würde glauben, es ſeyen zweierlei Weingattungen.

Man will, mittelſt Verſuchen, befunden haben, daß man Weitzenſtroh, ohne weitern Zuſatz, in ein farbloſes Glas ſchmelzen kann. Das Gerſtenſtroh ſoll in ein topasgelbes Glas ſchmelzen.

Wiederholt hat ſich das einfache Mittel, brennende Schornſteine durch Schwefeldämpfe zu löſchen, bewährt. Da man in den meiſten Häuſern gar keine Vorrichtung zur Anwendung dieſes einfachen und ſichern Mittels antrifft, ſo glaube ich manchem Hausvater einen weſentlichen Dienſt zu leiſten, wenn ich es hier anführe. Man halte in der Nähe des Schornſteins ſtets einige Pfunde gewöhnliche Schwefelfäden, oder mit Schwefel überzogene Holzſpäne von Fichtenholz vorräthig. So wie der Schornſtein brennt, zündet man 1 1/2 bis 2 Pfund ſolcher Schwefelfäden, oder mit Schwefel getränkte Holzſpäne unter dieſem an. Durch den Dunſt der ſchwefligen Säure, welcher in dem Schornſtein emporſteigt, wird der Zutritt der zum Verbrennen unentbehrlichen Luft abgehalten, und, da in dem Dunſt der ſchwefeligen Säure kein Brennen möglich iſt, wird das Feuer augenblicklich zum Erlöſchen gebracht.

Vor einiger Zeit war in dieſen Blättern der Erfindung eines Ungarn erwähnt: das Durchgehen der Pferde zu verhindern. Nun machen aber auswärtige Blätter einer möglichſt einfachen Vorrichtung Erwähnung, die Obiges ebenfalls bewirkt. Man bindet nämlich an jede Augenklappe der Pferde eine ſeidene Schnur, führt beide Schnüre, vor dem Kopfe der Pferde ſich kreuzend, durch Ringe am Geſchirre zurück, bis in die Hände oder an die Seite des Kutſchers. In dem Augenblicke, wo die Pferde durchgehen wollen, wird nun die Sch[illegible] angezogen und ſo lan[illegible] bis die Thiere wieder ruhig geworden [illegible]. Die Augen [illegible] hierdurch völlig geſchloſſen, und [illegible] dieſe Blendung erfolgt, [illegible] die Pferde augenblicklich ſtill. [illegible] es ein einfacheres Mittel geben? und wer ſcheue Pferde hat, ſollte der [illegible] dieſe Vorrichtung ſogleich anbringen zu laſſen?? —

Tilloch warnt in ſeinem Philosophical Magazine, bey Erwähnung von Wynn's Vorſchriften für Email-Farben [illegible], alle Email- und Glasmahler vor einem [illegible] Gebrauch des Borax, als Beſtandtheil unter den Flüſſen. [illegible] macht er ſie ſehr leichtflüſſig, allein auch in noch ſo geringer Quantität gefährdet er die Dauerhaftigkeit des Werkes, da er die Eigenheit beſitzt, an der Luft zu verwittern, und ſomit beſonders unter Farbencompoſitionen zum Glasmahlen zerſtörend wirkt.

* * *

Flüchtige Bemerkungen über Voltaire's Zaire, veranlaßt durch ihre Vorſtellung auf dem hieſigen Hoftheater.

Aus dem Trauerſpiele Bajazeth entlehnte Voltaire den ſanften Namen Zaire. Als es dem Racine einfiel, der Vertrauten der Atalide dieſen Namen zu geben, dachte er ſicher nicht daran, daß dieſe Zaire einſt eine Religions- und Liebesheldinn werden, daß ſie, Tochter von zwanzig Chriſtenkönigen, einſt nahe daran kommen könne, einen mahometaniſchen Fürſten zu heirathen, und daß, was unter ihren Abenteuern nicht am Unmerkwürdigſten iſt, ſie, die Favoritinn eines Sultans, in einem Serail, als Chriſtinn, Jungfrau und Märtyrinn ſterben würde. Wer ſollte glauben, daß der Verfaſſer dieſes Wunder-Romans gegen die chriſtliche Religion einen unausſprechlichen Haß, gegen die Jungfrauſchaft viele ſpöttiſche Verachtung, und gegen den Märtyrertod eine entſetzliche Furcht hegte?!

Voltaire hätte ſich auch gern des Namens der Fatime, Vertraute der Roxane, bemächtigt, aber er fand ihn für eine rhabarberartige Duegna, die ohne Mitleid einem verliebten Mädchen Religion predigt, viel zu ſanft, darum verwandelte er ihn in den viel härteren Fatime (unſer deutſcher Ueberſetzer hat gar Fatme daraus gemacht.)

Aber der Dichter der Zaire hat aus dem Bajazeth viel bedeutendere Priſen gemacht; den wilden, grimmigen Theil der Rolle des Orosman (hier Osman benamſet) hat er offenbar der Roxane abgeborgt; die Sultaninn iſt wirklich durch den Gegenſtand ihrer Liebe und ihrer Wohlthaten verrathen, der Sultan glaubt es zu ſeyn, es iſt ein Kranker in der Einbildung, für den Effect aber iſt dieſes dasſelbe; was den galanten Theil anbelangt, ſo gehört er ganz dem Voltaire an. Anders als Galanterie kann man wohl nicht die zarten, feinen und anſtändigen Ausdrücke, die Voltaire in Zaire's Mund legt, nennen. Es iſt, wie Leſſing ſagt, der Canzleiſtyl der Liebe, aber der beſte Canzelliſt weiß oft am wenigſten von den Staatsgeheimniſſen. — Was iſt alſo dieſer Canzelliſt gegen den kräftigen Vertrauten der Liebe, gegen Shakſpeare, ſelbſt gegen den zarten Racine. —

Es kann hier bemerkt werden, daß Voltaire, um ſeine Ränkereien in dem Gebiethe des Letzteren zu verdecken, in den Theilen eine ſehr geſchickte Umwendung gemacht hat; er gab nämlich den Männern Geſinnungen, Ideen, Handlungen, die Racine den Weibern gab. Hermione, Berenice, Atalide, Roxane und Phädra ſind die Originalien der verliebten Voltaireſchen Helden. Man findet in Orosman, Zamore, Vendome, Gengis-kan, Tancred, trotz der Meinung aller franzöſiſchen Kunſtrichter, keine Bewegung, keinen kräftigen, feurigen Zug, deſſen Modell ſich nicht in den Reden der Racine'ſchen Verliebten wiederfindet. Voltaire, weniger natürlich, hat den Frauen ſeine Ehrerbiethung zeigen wollen, und die Macht dieſes gefährlichen Geſchlechts in den Narrheiten ſeiner Helden gezeigt. Racine, der weniger Galanterie, aber mehr Wahrheit hat, fand mit Recht, daß das Brauſen der Liebe mehr den einſamen, arbeitsloſen Weibern, als den durch Geſchäfte zerſtreuten Männern angehöre. Der einzige ſeiner aus Liebe wüthenden Liebhaber iſt Oreſtes, und noch iſt ſeine Wuth ziemlich gefällig. Wir ſprechen nicht von Achilles, denn in ſeinem Brauſen zeigt ſich mehr Zorn gegen Agamemnon, als Liebe für Iphigenia. Voltaire ſchrie ſtets: man müſſe auf die Bühne ſtürmiſche Leidenſchaften, Wüthende, kurz Narrheiten aller Arten bringen, um die Zuſchauer anzuziehen. Dieſe Lehre befolgte er nur zu getreu; ſeine Tragödien ſind, durch die ungeheure Doſis von Pathos, die er überall hineinwirft, um die Sinne der kalten, erſtarrten Menge zu bewegen, für Zuſchauer und Spielende ermüdend. Voltaire iſt nun allerdings der Dichter des Volks, Corneille und Racine jene der größeren, beſſeren Seelen. Voltaire liebte nur das Uebertriebene, Gigantiſche, Entſetzliche; er kannte nur ſelten Grazie und Anſtand, und konnte ſich nicht enthalten, aus der Chriſtenſclavin Zaire eine Philoſophin zu machen.

In dem eiferſüchtigen Theil benutzte er auch häufig Shakeſpears Othello. Aber wie weit iſt er hinter ſeinem Modell geblieben! Wir hören ſagt Leſſing, in dem Orosman einen Eiferſüchtigen reden, wir ſehen ihn die raſche That eines Eiferſüchtigen begehen; aber von der Eiferſucht ſelbſt lernen wir nicht mehr nicht weniger, als wir vorher wußten. Othello hingegen iſt das vollſtändige Lehrbuch dieſer traurigen Raſerei; da können wir alles lernen, was ſie angeht, ſie zu erwecken und ſie zu vermeiden.

In Zaire, wie in Bajazeth, bildet ein aufgefangener Brief den Knoten Es iſt nicht unmerkwürdig, die Scenen, wo der Sultan und die Sultanin den verhängnißvollen Brief erhalten, mit einander zu vergleichen. Es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen den Characteren der Handelnden, ſehr wenig in der Situation, denn Orosman hat ſchon einigen Verdacht:

> Si c'était ce françois — Quel soupçon, quelle horreur!
> Quel lumière affreuse a passé dans mon coeur!

Wahr iſt es zwar, daß er dieſen Verdacht verwirft, weil er zarter und gutmüthiger als Roxane iſt. Als man dieſer ſtolzen Sultanin den Brief übergibt, ſagt ſie:

> Donne! pourquoi frémir, et quel trouble soudain
> Me glace à cet objet et a fait trembler ma main?

Il peut avoir écrit, sans m'avoir offensée;
Il peut même — lisons et voyons sa pensée!

Voltaire hat dieſe Worte nur zerſtückelt, durch Punkte die Phraſen zerſchnitten, um ſeinen Helden einen größern Grad von Unruhe zu geben.

Donne! qui le portoit? . . donne , ...
. . . . Hélas! que vais-je lire?
Je frémis . . . .
Ah lisons: ma main tremble et mon ame étonnée
Prevoit, que ce billet contient ma destinée.

Man muß bemerken, daß die Frage, wer brachte ihn? ſehr natürlich iſt. Roxane braucht nicht zu fragen, weil ſie es ſchon weiß; was aber ganz unbegreiflich, iſt, daß Orosman nicht einmal auf die Antwort des Sclaven Acht gibt, welcher berichtet, der Bothe ſey einer der freigelaſſenen Chriſten, den man ſogleich mit Ketten behangen habe. Nur ein Comödienſultan kann ſo närriſch ſeyn, den Commiſſionär nicht ſogleich verführen und ausfragen zu laſſen. Es iſt unmöglich, daß ein Eiferſüchtiger die Mittel verſäumt, Näheres, Gewiſſers zu erfahren. Wenn aber Orosman handelte wie er handeln ſollte, würde nothwendiger Weiſe das Stück enden müſſen, und der Dichter und das Trauerſpiel geriethen in den Sumpf. Sein Anbether, Laharpe, geſteht, die Frage ſey kitzlich; welches Geſtändniß! Aber mit einer Menge Commentarien, Vorausſetzungen und andern Auslegungen, ſucht er ihre Richtigkeit zweifelhaft zu machen, und endet kühn mit den Worten: Es iſt ſelbſt keine Unwahrſcheinlichkeit, ſondern eine bloße Schwierigkeit, die der Dichter gefühlt hat, und der er mit einer Geſchicklichkeit ausgewichen iſt, die man bewundern muß. Was man doch nicht Alles beweiſen kann? Die Römer waren Heiden zu den Zeiten des Honorius, ſagte einmal ein nun verſtorbener Journaliſt, und ſiehe — er hat es bewieſen! —

Die erſte Bewegung der Roxane, ſobald ſie den Brief geleſen hat, drückt eine Art Freude, belehrt zu ſeyn, und ſich rächen zu können, aus. Bald verſchwindet dieſe falſche Ruhe, und ihre Wuth entflammt ſich.

Qu'il meure, Vengeons nous, courez, qu'on le saisisse;
Que sa main des muets s'arme pour son supplice
. . . .
Cours, Zatime, sois prompte à servir ma colère.

Das Uebrige des Auftritts iſt von einer wirklich tragiſchen Wärme, Kraft und Beredſamkeit. Roxane iſt des Verrathes gewiß, der Brief entdeckt Alles. Orosman hingegen hat bloß einen anonymen Brief, der im Grunde nichts beweiſt; er kann nur durch den Chriſten, der ihn gebracht, nähere Auskunft erhalten. Voltaire verbiethet ihm, ihn zu befragen, weil er ſein Trauerſpiel noch eine Weile ausſpinnen will. Alle Reden des Sultans verrathen die falſche und gezwungene Stellung eines unnatürlichen Gebildes. Orosman ſagt nicht was er ſagen ſollte, weil er nicht das thut, was er thun ſollte. Nach der Leſung wendet er ſich mehr todt als lebend, zu ſeinem Vertrauten, und ſagt mit einem faſt comiſchen Tone, der einfältig ſcheinen kann:

Eh bien Corasmin, que dis-tu?

Was liegt an dem Gedanken des Sclaven Corasmin. Roxane kümmert ſich gar nicht um das, was Fatime denkt und ſagt. Corasmin ſelbſt ſcheint erſtaunt ob einer ſolch ungeſchickten Frage, und antwortet mit einer niedrigen Schmeichelei, auf eine mehr luſtige als tragiſche Art:

Moi seigneur
Je suis epouvanté de cet excès d'horreur.

Da lügt dieſer Schandbube, denn im Grunde iſt er gar nicht erſchrocken. Denn warum ſollte er erſchrocken, warum ſollte ſelbſt Orosman erſchrocken ſeyn? Sein Unglück iſt ſehr zweifelhaft, und der übermäßige Gräuel wäre gar nichts, wenn der arme Sultan ein Mann wäre, wenn er nur einen Funken Vernunft hätte. Er ſagt zu ſeinem Vertrauten, mit dem armſeligſten Ausſehen:

Tu vois comme on me traite.

Dieſer ganze Dialog gehört dem Luſtſpiele an, und verkleinert den Orosman ſehr. Corasmin findet ihn ganz verwirrt, und bezeugt ihm ſeine Verwunderung, als auf einmal ſeine Gnaden ganz wüthend werden, und aus ihrem Schrecken mit einem Ausruf, der lächerlich iſt, erwachen; denn man möchte faſt glauben, Orosman habe die kleine weibliche Eitelkeit, ſeinen Sclaven zu zeigen, er habe noch Kraft

Cours chez elle, va, vole Corasmin
Montre lui cet ecrit, qu'elle tremble et soudain.
De cent coup de poignard, que l'infidele meure.
Mais avant de frapper — — ah! cher ami, demeure,
Demeure, il n'est pas tems; je veux que ce chretien
Devant moi amené — — Non je ne veux plus rien
Je me meurs, je succombe a l'excès de ma rage.

Dieſes Uebermaß der Wuth iſt wahrlich für einen ſolchen Gegenſtand ſehr übermäßig, und die Untreue iſt ſelbſt noch nicht gewiß; denn er hat ja doch nur einen anonymen Brief, um deſſen Verfaſſer er ſich gar nicht kümmert. Indeſſen wäre es viel beſſer, zu wiſſen, wer dieſen Brief geſchickt hat, und ob Zaire ſchuldig iſt, ehe man den Corasmin fliegen, und ihr (der Zaire nämlich) hundert Dolchſtiche geben läßt. Es iſt zu früh, und mit Recht ſagt er alſo ein Augenblick ſpäter, daß es nicht Zeit iſt.

Ich will, daß dieſer Chriſt vor mich geſchleppt . . .

Es iſt ein Vernunftſtrahl in dieſem Narrheitschaos, dieß mußte er wollen. Als er hinzufügt, er wolle nichts mehr, iſt ſeine Narrheit vollſtändig; aber es iſt eine Narrheit, die ihm der Dichter gibt, um wenigſtens ſein Theater mit Thorheiten zu beſchäftigen, da der Gang der Handlung dadurch aufgehalten wird.

Duim, nach ihm Leſſing *), hat noch andere eben ſo auffallende Fehler gerügt. Er frägt: warum dringt der Sultan nicht in Zaire, ſich deutlicher zu erklären; warum läßt er ſich immer wie ein Laffe von ihr behandeln? — Dem guten Manne iſt die Narrheit des Sultans, und die Pfiffigkeit des Voltaire in der Briefſcene entgangen, denn ſonſt hätte er gleich die Urſache errathen; der Sultan iſt nämlich ein Dummkopf, weil Voltaire ein Pfifficus iſt. —

Voltaire brachte Zaire im Jahre 1734 auf das franzöſiſche Theater, wo man ſie mit grenzenloſem Beyfalle aufnahm. Im Jahre 1736 wurde es in England überſetzt von Hill im Jahre 1746; ins Holländiſche von Duim, um dieſe Zeit ins Italieniſche von Gozzi, und um das Jahr 1760 zum erſtenmale ins Deutſche

---

*) Leſſings Dramaturgie, 1. B. Ueberhaupt iſt die ganze, 11 Seiten langen Beurtheilung der Zaire ſehr merkwürdig, denn Leſſing zeigt darin mehrere ſehr große Fehler des Trauerſpieles, die wir aber als bekannt nicht wiederholen; denn das ſchon Bekannte wieder aufwärmen, dazu gehört keine große Kunſt: lieber ein neuer Gedanke, als zehntauſend alte, ſagt Voltaire, und das mit Recht.

überſetzt. Später vermehrten ſich die Ueberſetzungen ſehr, worunter die Peucerſche, Leipz. 1819, die beſte, die vollkommenſte iſt. Die hier gegebene Ueberſetzung kann ziemlich ſchwach genannt werden. W. A. E.

Allgemeine Novelliſtik.

Man weiß, daß die Anwendung der Dampfmaſchinen auf den ſchnellen Transport der Fuhrwerke beynahe von dem Augenblicke an, wo dieſe Maſchine mit ſo glücklichem Erfolge zur Beſchleunigung der Schiffahrt diente, ein Gegenſtand wurde, der die Mechaniker auf's lebhafteſte beſchäftigte. Auch in dieſer Kaiſerſtadt war man, wie wir ſo eben erfahren, nicht müßig, arbeitete im Stillen, und ſcheute keinen Koſtenaufwand, um es dahin zu bringen, Laſten und Perſonen mit möglichſter Schnelle, auf jeder Art von Straßen, mit Wägen, die nicht durch die Kraft der Pferde, ſondern bloß durch eine Dampfmaſchine in Bewegung geſetzt werden, von einem Ort zum andern ſchaffen zu können. Der als gelehrter Reiſender in Aſien und Africa, rühmlich bekannte Engländer, Hr. Griffith, verband ſich zu dieſem Zwecke in Wien mit zwei der berühmteſten und thätigſten Profeſſoren der mechaniſchen und mathematiſchen Wiſſenſchaften; ſowohl einheimiſche als fremde Künſtler wurden unter den Augen dieſes gelehrten Vereins beſchäftiget, an den verſchiedenen Theilen eines ſolchen Dampf-Wagens zu arbeiten. Jetzt iſt das Werk zur Reife gediehen, und es ſoll, wie man verſichert, mit dieſem Wagen ſchon in einigen Tagen der erſte Verſuch gemacht werden. Die Erfinder müſſen ſich einen ſehr günſtigen Erfolg verſprechen, weil bereits um ein zehnjähriges Privilegium nachgeſucht worden iſt. F. B.

Ein neue Zeitſchrift wird in Pommern, in zwangloſen Heften, herauskommen, unter dem Titel: Pommerſche Provinzialblätter für Stadt und Land. Der Herausgeber iſt der Superintendent Haken zu Treptow an der Rega, und das Probeheft enthält einige auch allgemein intereſſante Aufſätze, z. B. vom Bernſtein und deutſchen Sprüchwörtern aus Volkmanns Schatzkäſtlein.

Der D. Pander in Dorpat, macht in den öffentlichen Blättern bekannt, daß er in Verbindung mit den Herrn: Profeſſor E. v. Bär, Pr. Deutſch, D. M. v. Engelhardt, Pr. Erdmann, D. Eſchholz, Pr. Fiſcher, Pr. Gieſe, Collegienrath Grindel, D. Köhler, Commodore von Kruſenſtern, Pr. Ledebur, v. Löwis, Pr. Parrot und Prf. Struve, Willens ſey, eine deutſche Zeitſchrift in ungezwungenen Heften, unter dem Namen: Beyträge zur Naturkunde, herauszugeben. Die Darſtellung eigener Beobachtungen, eigner Erfahrungen aus dem Gebiethe der Naturwiſſenſchaften, ſoll dieſen Beyträgen zum Grunde liegen, und die Verbreytung derſelben ihre Tendenz ſeyn. Ihr Inhalt iſt daher ſtets neu, wenn nicht gleichzeitig mit ihrem Erſcheinen, ähnliche Unterſuchungen in den übrigen Theilen Europas angeſtellt ſeyn ſollten, und die Namen der Theilnehmer, von denen mehrere auch im Auslande von der vortheilhafteſten Seite bekannt ſind, bürgen für die Gediegenheit des Inhalts, und für das Gelingen des Unternehmens. Jedes Heft dieſer Zeitſchrift wird zehn und mehr Bogen ſtark, und mit den nothigen Kupfern und Tabellen begleitet ſeyn. Drei Hefte machen einen Band: Pränumeration iſt 4 Rubel Silb. (6 fl. 40 kr. C. M.)

— h.

Ein ſehr liebliches Ganze bildete des Flöten-Virtuoſen Hrn. **Sedlatzek** Concert, am 10. April, Mittags, am Minoriten-Platze Nr. 30. Er blies das erſte Stück von dem letzten Flöten-Concert von **Berbiguier**, eine Compoſition, ſo edel, angemeſſen und lieblich, daß jeder Flötenſpieler bedauern mußte, nicht das Ganze hören zu können. Sodann hörte man vom Concertgeber ein **Pot-pourri** von Freiherrn v. **Lannoy**, welches Lieblichkeit, Zweckmäßigkeit und ſolide Behandlung vereinigte, und beſonders in den Verbindungs-Sätzen den einſichtsvollen Compoſiteur zeigte; nur Schade, daß ein nicht zuſammengewöhntes Orcheſter viel verdarb. Ueber daſſelbe hatte ſich auch Dlle. **Förſter** zu beklagen, welche ein Rondeau von **Ries** ſehr richtig, bezeichnend accentuirt, mit größter Fertigkeit vortrug. Dlle. **Unger** ſang eine Arie von **Roſſini**, mit Chor und Clavier-Begleitung, und erfreute abermal durch Beweiſe ihrer Fortſchritte. Hr. **Korn**, k. k. Hofſchauſpieler, declamirte ganz vortrefflich ein Gedicht von **Salis**. Eine ſehr gewählte Verſammlung bezeigte den lebhafteſten Antheil an den Kunſtleiſtungen ſo vorzüglicher Talente.

L—r.

Im **London** liebt man die Eismärkte ſehr. Sobald der Strom feſt iſt, wird ein Markt darauf gebaut. Im Jahre 1683 dauerte ein ſolcher 14 Tage, am 2. Februar ward mitten auf der Themſe ein großer Ochs gebraten. Im Jahre 1715 errichtete man auf der Themſe Barraken, worin Lebensmittel zu haben waren, und zuletzt war es förmlich Sitte, daſelbſt Mittagsmahl zu halten; Buchdrucker legten eine Druckerei an, wo jeder ſich ſeinen Namen, mit dem Ereigniſſe, wobey es geſchah, zum Andenken konnte drucken laſſen. Eben ſo war 1800 ein ſehr lebhafter und glänzender Eismarkt auf der Themſe.

Aus **Berlin** wird gemeldet: Der Bau des neuen Schauſpielhauſes rückt immerwährend raſch vor. Wird es bis zu einem beſtimmten Zeitpuncte (ich glaube, bis zum 3. Auguſt) fertig, dann ſoll es, wie man ſagt, mit dem Trauerſpiele des Hrn. Hofrath **Müllner**: »Die Albaneſerinn«, eröffnet werden; eine gute Wahl, da es wahrſcheinlich von den vorliegenden neuen dramatiſchen Werken das beſte iſt. Als erſte Oper, welche im neuen Hauſe aufgeführt werden ſoll, nennt man »**Olympia**«, von Herrn **Spontini**. — Wie man hört, wird **Ludwig Tieck** als Profeſſor bey der Univerſität angeſtellt. — Für Hrn. **de Wette** haben ſeine ehemaligen Collegen unter ſich ein Jahrgeld zuſammen gebracht, bis er irgendwo eine Anſtellung findet.

Exemplare des 1. Quartals des Converſationsblattes 1819 werden geſucht.

Bey dem nur noch ſehr geringen Vorrath ſuchen wir Exemplare zurück zu kaufen. Sowohl die **Wallishauſſer**'ſche als die **Gräffer**'ſche Buchhandlung biethet für jedes auch nur halbwegs gut erhaltene Exemplar dieſes erſten Quartals den vollen Ladenpreis von 7 fl. WW. baar. Derjenige, welcher der einen oder andern Handlung ſein Exemplar dafür überlaſſen will, wird ſolche ſehr verbinden.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der **Cath. Gräffer**'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 17 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (**Franz Gräffer**) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

47.

(Wien, Donnerſtag, den 20. April.)

Argumentariſche Vergleichſtellung der Pariſer Sparbank zu der am 4. October v. J. neu inſtituirten erſten öſterreichiſchen Sparcaſſe, in der Leopoldſtadt, in Wien.

Von J. J. Gömmel.

Eine in Nr. 38 dieſer Zeitſchrift gegebene Notiz, über die Sparbank zu Paris, regte die Darlegung gegenwärtiger Betrachtungen an. So viel als Vorwort für die Abſicht des Ref., und für den Zweck der Sache.

In angezogener Notiz lautet der zweite Satz:

»Schon ſind ſo viel freiwillige Gaben eingelaufen, daß die Sparcaſſe jetzt ein jährliches Einkommen von zehntauſend Franken beſitzt; im vorigen Jahre ſind ſchon über eine Million Spargeldes in dieſelbe niedergelegt worden;« u. ſ. w.

Das eigenthümliche Capital des erſten öſterreichiſchen Spar-Inſtitutes bringt demſelben gegenwärtig — in die Valuta des franzöſiſchen Geldfußes reducirt — ein Rentenergebniß von nicht völlig 2000 Franken. Die Summe der in dieſer Anſtalt (in beiden Währungen, Conventionsmünze und Einlöſungsſcheinen) ſeit ihrem halbjährigen Beſtehen gemachten Einlegungen beläuft ſich — nach derſelben Reduction — auf circa 100,000 Franken.

Die momentane Proportion des Privat-Einkommens der franzöſiſchen Sparbank zu dem des öſterreichiſchen Inſtitutes, und der in beiden Anſtalten reſpectiven Hinterlegungen iſt demnach (eine zeitgleiche halbjährige Einlagenſumme in der Pariſer Sparbank auf die Hälfte der Angabe für das ganze vorige Jahr, alſo auf 500,000 Franken geſetzt) wie 5 : 1 anzunehmen.

In welchem Verhältniſſe ſtehen jedoch in dem Augenblicke dieſer Proportionſtellung: Alter, Circumferenz, Local- und Directions-Rückſichten, Stützen und Mittel, kurz die Hebel und das Wirkungsvermögen der verglichenen Inſtitute? Und authoriſirt das Reſultat dieſer Erwägungen zu günſtigen Erwartungen für ein zweckerzielendes Emporkommen des vaterländiſchen, jungen Inſtitutes?

Die beweisführliche Analyſirung dieſer zwei Fragen ſey der Löſungsverſuch des erſten Theiles der vorgeworfenen Aufgabe.

Die Sparcaſſe in Paris wurde bereits vor zwei Jahren creirt, und in der Eigenſchaft einer Central-Sparbank für Frankreich durch eine königliche Ordonnanz beſtätiget. Ihr Locale befindet ſich in Mitte dieſer Hauptſtadt, in dem Hôtel der Banque de France.

Die Sparcaſſe in Wien hingegen iſt ein, erſt ſeit einem halben Jahre beſtehendes Bezirks-Inſtitut, deſſen entfernter, in einer Vorſtadt abſeits liegender Amtsort *) ſeine Benützung einem großen Theile der Reſidenzbewohner erſchwert.

Paris zählt eine Bevölkerung von beyläufig 600,000, Wien nicht 300,000 Seelen.

An der Spitze der Oberleitung der franzöſiſchen Sparbank ſteht als Präſident der Herzog (nicht Graf) de la Rochefoucauld. Doch auch alle andern Directions-Stellen werden von angeſehenen, durch Rang, Vermögen, Talente und Popularität ausgezeichneten Männern vertreten. Die Präſidenz und Verwaltung ſolcher Männer repräſentiren gleichſam die Aegyde eines auf die öffentliche Meinung baſirten Inſtitutes.

Der öſterreichiſchen Sparanſtalt ſtehen zwar auch wohlbemittelte Männer von Einſichten, juridiſcher und mercantiliſcher Erudition und notoriſcher Characterbewährtheit vor; doch gebricht es ihnen an der Grundbedingung der von ihnen edelmüthig übernommenen Function: an dem Nimbus der Publicität, welchen ein unter ihren Auſpicien ſtehendes Inſtitut nur durch ſie gewinnt.

Die Geſellſchaft der franzöſiſchen Sparcaſſe hat ſich aus dem Zuſammentritt vieler reicher Pariſer-Banquiers, der vorzüglichſten Kaufleute und Negocianten **) gebildet, und zählt beynahe die vermöglichſten Männer des Landes in ſeiner Mitte. Die Anzahl jener in der Spargeſchäfts-Buchhaltung alternirenden Banquiers-Commis, welche ſich, nach Angabe des in der Notiz des Conv. Bl. angeführten Berichtes, auf 90 beläuft, und deren Prinzipale ſämmtlich beytragende Vereinsmitglieder ſind, läßt auf eine noch größere Menge der letztern ſchließen; da ſonder Zweifel auch ſolche Perſonen dem Vereine angehören, welche nicht in dem Falle ſind, Jemanden ihrer Leute für die Inſtitutsbuchungen arbeiten zu laſſen.

Der öſterreichiſche Sparcaſſe-Verein beſteht aus fünfzig Mitgliedern, welche beynahe Alle, in dem Errichtungsbezirke domicilirte Bürger ſind.

Welch ungeheure Verhältniß-Differenz der Univerſalität, Kräfte und Reſſourcen beyder Inſtitute ergibt ſich nun aus der Betrachtnehmung vorentfalteter Argumente?! und dennoch, wie klein iſt jenes ihrer Succeſſe dagegen?! Ja, man dürfte faſt die beyderſeitigen Hebel und Hülfsquellen mit dem Effecte ihrer Erſtrebungen in ein umgekehrtes Verhältniß ſtellen, und behaupten:

Die Stützen und Mittel des franzöſiſchen Inſtitutes verhalten ſich zu denen des öſterreichiſchen, wie die Erfolge des letzten zu jenen des erſten.

---

*) Im Pfarrhauſe zu St. Leopold, in der Leopoldſtadt.

**) Unter welchen man die Herren Laffite, Deleſſert, Rothſchild, Hottinguer, Hentſch, Boucherot, Perier, Barillon, Flory, Buſoni, Guerin de Foncin, J. Lefevre, Caccia, Guiton u. ſ. w. bemerkt.

Welchen ſegenreichen Erfruchtungen darf alſo das öſterreichiſche Inſtitut mit pragmatiſcher Zuverſicht entgegenblicken, wenn:

1.) Solches nur das gegenwärtige Alter der franzöſiſchen Sparbank, und dadurch eine möglichſt ausgebreitetere Bekanntheit erreicht haben wird; —

2.) dasſelbe ſich als eine, vorerſt über alle Bezirke der Hauptſtadt, und endlich über geſammte Provinzen des Kaiſerſtaates ausgedehnte Central-Bank geſtalten ſollte, und ſohin einen — durch ihre Localität und allſeitig auch mit den entfernteſten Theilen der Monarchie verzweigten Verbindungen — möglichſt begünſtigten Einfluß üben könnte; —

3.) ein Mann als Präſident ſich an ſeine Spitze ſtellt, der alle Eigenſchaften in einem hohen Grade in ſeiner Perſon vereiniget, welche die öffentliche Meinung für ihre Aufmerkſamkeit und den Tribut ihrer Verehrung bedingt; —

4.) endlich auch noch andere ſolche Männer dem Vereine ſich anſchließen (wie bey Realiſirung einer Central-Anſtalt gar nicht zu zweifeln), welche die Unerſchütterlichkeit der Grundfeſten dieſes, der Förderung des ſtaatsgeſellſchaftlichen Wohlſtandes geweihten Aſyles, für ein immerwährendes Fortbeſtehen zu conſolidiren vermöchten. —

Den zweiten Theil der zu löſenden Aufgabe bilden die Fragen:

Welche Geſchäfts-Adminiſtrirung, jene der franzöſiſchen oder der öſterreichiſchen Sparanſtalt iſt die dem Zwecke begegnendere? und

Zu weſſen förderlicherem Beſten, zu jenem des franzöſiſchen oder des öſterreichiſchen Intereſſenten-Publicums neigt ſich die Bilanz dieſer Erörterung?

Behufs des docirenden Beleges dieſer Unterſuchung reaſſummirt Referent die Grundzüge der Geſchäftsverwaltung beider Inſtitute.

»Die Verwaltung der franzöſiſchen Sparcaſſe (heißt es in mehrerinnerter Notiz) beſteht aus freiwillig zuſammengetretenen Banquiers und andern reichen Leuten.«

Auch die Geſchäftsleitung bey der öſterreichiſchen Sparcaſſe, nämlich die Dienſtleiſtungen der Obervorſteher, Vorſteher und Curatoren, geſchehen, laut dem §. 22 der Statuten, unentgeldlich.

Doch ſagt die Notiz weiter:

»Sehr edel iſt es, daß bey der franzöſiſchen Sparcaſſe alle darauf Bezug habende Arbeit unentgeldlich geſchieht.«

Bey der öſterreichiſchen Sparcaſſe hingegen beſtehen, laut dem §. 23, für die ununterbrochenen oder laufenden Geſchäfte der Sparcaſſe die unumgänglich nöthigen Beamten, denen die Direction, auf Ermächtniß und Genehmigung des Ausſchuſſes, Gehalte bewilliget.

Es iſt nunmehr zu ermitteln, wie und wo dieſe Geſchäfte, in Hinſicht auf das befriedigtere Adminiſtrations-Bedürfniß ſowohl, als auf die dem Publicum dienlichere und vortheilhaftere Weiſe, verſehen werden.

Nach der Einrichtung der franzöſiſchen Sparbank werden nur alle Sonntage, von 9—12 Uhr Morgens, in der Pariſer-Centralcaſſe, und bey denen in jedem Viertel der Stadt wohnenden Sparcaſſe-Verwaltern, Einlagen angenommen.

So wenige Stunden können doch den Bewohnern einer ſo volkreichen Stadt unmöglich genügen. Es dürfte daher ein großer, wenn nicht der größte, Theil Menſchen dadurch verhindert, oder wenigſtens lange hintangehalten werden, von der Wohlthat des Inſtitutes Gebrauch zu machen. Und dieſer Urſache möchte auch die unangemeſſene Beträchtlichkeit der Niederlegungen in die franzöſiſche Sparbank füglicher, als — wie der Präſident, de la Rochefoucauld, in ſeiner Rede bemerkte — einem bey den Volksclaſſen herrſchenden Mißtrauen zuzuſchreiben ſeyn.

Die öſterreichiſche Sparcaſſe widmet dem Publicum wöchentlich drei Tage*), und an jedem derſelben 6 Stunden.

Das franzöſiſche Inſtitut verzinst keine geringere Summe als 12 Franken und das vielfache derſelben.

Die öſterreichiſche Sparanſtalt behandelt ſchon Beträge von 25 kr. Conv. Münze, oder 1 fl. 15 kr. W.W. als verzinsliche Einlagen.

In der franzöſchen Sparbank werden eingelegte und zurückverlangte Gelder nur nach vorher bey der Centralcaſſe angezeigter Aufkündigung, und von dem Tage derſelben (doch nur an einem Sonntage), erſt nach dem Zeitverlaufe einer Woche ausgefolget.

Was beginnt aber ein Intereſſent, der, von einer plötzlichen, unvorgeſehenen Verlegenheit überraſcht, ſeine hinterlegte Baarſchaft augenblicklich und ſehr dringend benöthiget? Es bleibt ihm keine andere Zuflucht, als die Veräußerung des Einlagebuches. Allein wird er ſogleich einen redlichen Uebernehmer finden, der ihm dasſelbe al pari ablöſet? Und trifft er nicht alsbald einen ſolchen, muß er ſich nicht vielleicht einem Wucherer preisgeben, der ihm wohl das dargebothene Einlagebuch, doch gewiß nicht ohne Abzug, verſilbert?

Die öſterreichiſche Sparcaſſe zahlt jederzeit, auf Verlangen, Capitale und Zinſen.

Die in der franzöſiſchen Sparbank niedergelegten Summen werden lediglich zum Ankauf von zwar ergibigeren, doch einem Courſe unterliegenden Staatsrenten verwendet.

Die öſterreichiſche Sparcaſſe hat ihren Intereſſenten eine völlig unbeſchränkte Freiheit in Beſtimmung der Verwendungs- und Verzinſungsweiſe ihrer Einlagen anberaumt. Dem zu Folge kann ſich jeder Erleger, bey Hinterbringung einer Summe (in Conv. Münze), entweder für die dereinſtige Rückerſtattung derſelben in ihrer baaren Valuta, mit dem Nutzertrage des ſtatutenmäßigen Zinſenfußes der Sparcaſſe — oder für die ihm beſitzthümlich vorzuſchreibende Erkaufung von 5percent. Staats-Obligationen in Conv. Münze — erklären.

Die franzöſiſche Sparbank beſtimmt im Monat December jeden Jahres: wie viel Zinſen den Einlegenden im Laufe des folgenden berechnet werden ſollen. Das Zinſenerträgniß derſelben iſt alſo immer etwas prekär. Solches kann zwar, wie im laufenden Jahre, auf fünf von hundert (ſchwerlich höher), dagegen aber auch, in Gemäßheit dieſer reglementariſchen Unbeſtimmtheit, einſtens vielleicht gar unter vier zu ſtehen kommen.

Die öſterreichiſche Sparcaſſe verzinst alle (verzinslichen) Einlagen, laut den Statuten, mit vier von hundert. Vermöge dieſer rechtsbeſtändigen Verbindlichkeit kann ſie alſo die ihren Intereſſenten zugeſicherten Zinſen auf keine Weiſe verringern, wohl aber, nach dem Sinne des §. 13*) ſolche dereinſt, unter günſtigen Verkehrsconjuncturen, vielleicht erhöhen.

---

*) Dinstag, Donnerstag und Sonnabend (Feiertage ausgenommen); Vormittag von 9—12, und Nachmittag von 3—6 Uhr.

Die Parallele dieſer unmittelbar einander nebengeſtellten Vergleich-Sätze ſpricht ſich doch mit authentiſcher Evidenz für die beſſer berathene Sache des Intereſſenten-Publicums der öſterreichiſchen Sparcaſſe aus.

Es erübriget alſo nur noch zu documentiren, ob die Geſchäfts-Adminiſtrirung des öſterreichiſchen Inſtitutes durch beſoldete, perpetuelle Beamte — oder die unentgeldliche Alternirung derſelben bey dem franzöſiſchen — die dem Zwecke begegnendere ſey?

Schon die Einrichtung der franzöſiſchen Spar-Adminiſtration, welche wöchentlich nur einmal, und nur drei Stunden dem Publicum ſich widmet, und deren Rechnungsarbeiten, bey einem ungleich weniger umfaſſenden Zinſenſyſtem, auf eine Decimal-Valuta ſich beſchränken, nimmt die Unerläßlichkeit permanenter Beamter bey weitem nicht in dem Maße in Anſpruch, als:

a) Die Angelegentlichkeit des öſterreichiſchen Inſtitutes, welches dem Publicum jede Woche drei Tage, und zwar achtzehn Stunden offen ſteht;

b) Seine Rechnungsführung in zwei Valuten, nach den Grundſätzen der doppelten Buchhaltung;

c) Die vielſeitigere Verwendungs- und Verzinſungsweiſe der bey ſelben niedergelegten Summen, und

d) Die Complicität ſeines Zinſenſyſtems.

Doch auch der abſolute Vortheil des durch ſtabile Beamte adminiſtrirten Inſtitutes wird nicht unzulänglicher, als die vorentwickelte Nothwendigkeit derſelben motivirt; in ſo ferne — wie Hr. J. Bernhard in ſeiner gehaltvollen Darſtellung**) über die Einrichtung der engliſchen und franzöſiſchen Sparbanken ſehr richtig bemerkt: die Verwaltung einer ſolchen nicht eine Quelle von zahlreichen Beamtenſtellen wird, und die Erhaltung derſelben nicht dem Intereſſenten-Publicum zur Laſt fällt. Denn einerſeits gewinnt eine derlei Anſtalt durch permanente Beamte in den Augen des Publicums an Stetigkeit, und hiermit an Vertrauen. Auch können dieſe für die Pünctlichkeit, Regelmäßigkeit und Emſigkeit ihrer Dienſtleiſtungen mit imperativem Nachdrucke verantwortlich gemacht werden. Andererſeits wird gewiß ein Jeder dieſer letzteren ſeine geſammte That- und Willenskraft mit ungetheilter Widmung aufbiethen, um den Forderungen jener, ihm als Lebensberuf auferlegter Pflichten, in ihrem ganzen Umfange genügendſt zu entſprechen.

Alſo dürfte wohl auch dieſer zweite Theil der vorgeſetzten Aufgabe mit gleich argumentariſcher Conſequenz dahin gelöſet ſeyn: daß die Geſchäfts-Adminiſtrirung des öſterreichiſchen Spar-Inſtitutes auf einer zielnäheren Zweckſtufe, als die des franzöſiſchen, ſtehe.

* * *

---

*) In dieſem §. heißt es unter b: daß bey der jährlichen Verſammlung des Ausſchuſſes, derſelbe auch ſich über die Art zu berathen habe, wie der allenfalls erworbene Ueberſchuß (Reſerve-Fonds) zu verwenden ſey.

**) Siehe Converſ. Bl. 1819. 1. B. 1. Th. Nr. 22, 25 und 26.

1.) Neu angekommene Raritäten.

Ein Reiſewagen, an welchem, außer den gewöhnlichen Rädern noch auf jeder Seite vier Räder in horizontaler Richtung angebracht ſind, dergeſtalt, daß er bey einem Umſturze auf dieſelbe zu ſtehen kömmt, und in dieſer Lage, ohne die mindeſte Störung, von den Pferden fortgezogen werden kann.

Eine petrificirte Seifenblaſe; an derſelben iſt noch das reflectirte Bild des Knaben, der ſie verfertigte, ziemlich gut conſervirt zu ſehen.

Eine Urne, worin die Aſche eines von Raphael gemahlten und in Brand gerathenen Bildes aufbewahrt iſt.

Eine Windmaſchine für Windmühlen bey herrſchender Windſtille.

Ein neuerfundenes Telescop, womit man die ausländiſchen — nur in andern Welttheilen ſichtbaren — Sonn- und Mondfinſterniſſe vom Inlande aus beobachten kann.

Eine Schreibfeder aus dem Nachlaſſe eines Recenſenten, die gleichſam von ſelbſt, und faſt ohne daß man dabey nachzudenken braucht, Recenſionen ſchreiben kann.

Eine Bettſtelle, welche vermittelſt eiſerner Röhren mit einem Ofen verbunden iſt. Dieſer in der Form einer den Hymen vorſtellenden Statue, ebenfalls von Eiſen, dient dazu, in kalten Nächten dem Bette Wärme zu geben. Das Bett hat Raum genug für zwei Perſonen.

Eine ausgeſtopfte Milbe; nimmt ſich in einem Naturalien-Cabinette, neben einem Elephanten recht gut aus.

Ein Schlitten mit vier Rädern, für den Sommer.

Ein Buch, wo man die vorzüglichſten Gedanken und Stellen aus den claſſiſchen Werken der beſten Schriftſteller, Dichter, Philoſophen und überhaupt der Gelehrten aller Zeiten und Nationen — einſchreiben kann. Es iſt von ſehr ſchönem, weißen Papier. (Ein gutes Seitenſtück zu jener ſehr eleganten Orgeluhr, die ſich die ſchönſten Stücke vorſpielen läßt.)

Eine kleine Feuerſpritze, um ein Licht auszulöſchen *).

Eine Sanduhr, welche die Stunden repetirt.

Eine Uhr, welche das Jahrhundert zeigt. Sie geht freilich, wie faſt alle Uhren, nicht immer richtig, und zeigt manchmal um ein Jahrhundert und auch darüber zurück; doch pflegt dieß nur in einigen Ländern Statt zu haben, daher zu vermuthen iſt, daß bloß das Clima dieſer Länder dieſe Differenz verurſachet.

Schrotkugeln, von magnetiſirtem Eiſen, welche die Bequemlichkeit mit ſich führen, daß man ein mit ſelben geladenes Gewehr nach jeder beliebigen Weltgegend loslaſſen kann, und dennoch damit die nordwärts befindlichen Thiere, oder ſonſtige zum Ziel gewählte Gegenſtände, trifft. Nur muß Derjenige, welcher das Gewehr gegen Süden richten will, die größte Vorſicht brauchen,

---

*) Es ſey mir erlaubt, hier zu bemerken, daß dieſe Art Lichter auszulöſchen, keinesweges neu iſt. So gibt es, wie ich aus Erfahrung weiß, in der literariſchen Welt gar viele Leute, die kleine, matte, zum Erlöſchen von ſelbſt geneigte Flämmchen, mit einer Feuerſpritze auszulöſchen ſich bemühen. Anmerk. des Setzers.

daß er ſich nicht ſelbſt treffe. Im Kriege, wo ſo ungemein viel auf Täuſchung und falſche Manöver ankömmt, würden derlei Kugeln die erſtaunlichſten Wirkungen hervorbringen.

Ein Stammbuch, in dem mehr als hundert Freunde eingeſchrieben ſind, Der Beſitzer, der es um alles in der Welt nicht feilbiethen würde, wenn es ihm nicht an Geld mangelte, haftet dafür, daß dieſe Freunde dieſelbe Freundſchaft, welche ſie ſtets für ihn gehabt, auf den Käufer übertragen werden.

Es wird übrigens den reſp. Herren Liebhabern dieſer Raritäten die billigſten Preiſe zugeſichert, jedoch werden ſolche nur gegen gleich baare Auszahlung, keineswegs aber auf Credit — welcher nachgerade anfängt, ſelbſt eine Rarität zu werden — hingegeben. B. Ring.

2.) Epigramme.

Der neue Proteus.

Anfangs ſchien er ein Leu, der im Zornmuth ſchüttelt die Mähnen, —
Tiger zeigt er ſich dann, mordend zu eigener Luſt;
Klapperſchlange nun auch, von ferne bedroht' er den Wandrer,
Aber gefeſſelt erſcheint endlich das Hundegeſicht!

Der Menſch denkt, Gott lenkt.

Was hat, o Freund, dich doch ſo umgewandt?
Wie warſt du ſonſt ganz anders mir bekannt!
So recht als donnerlauter Eiſenhammer,
Schmelzofen, Stromesmühle, Kriegesſchiff! —
Doch jetzt? — Was find' ich wieder? — Schmerz und Jammer!
Wo nehm' ich, Freundchen, Bild her und Begriff? —
Ein Fiſcherkähnchen, das am Ufer ſtreicht,
Ein Klappermühlchen, Sperlinge zu jagen,
Glutpfännchen, das die Zofe ſpielend reicht,
Und Hämmerchen, den Zucker zu zerſchlagen!

Komiſche Begeiſterung.

Und in dem Wirrwar gar, da kommt ſie mit wächſerner Naſe:
Wie ſo wenig an Geiſt koſtet die noble Figur! —

3.) Curioſe Miſcellen.

Nach dem Converſations-Lexicon, Stuttgard 1819, den Maſſot, ſind in Wien einige Häuſer bisweilen 7 Stöcke hoch. — Neueſte gedruckte öffentliche Ankündigungen: Den . . . werden verſteigert: verſchiedene hölzerne Schnittwaaren. — Dem N. iſt ſeine 3-jährige Tochter entlaufen, wer ſolche zu Stande bringt, erhält 1000 fl. Recompens. — Ein Reiſewagen fährt nach Paris, er fährt auch nach Italien, wenn er Reiſende findet. — Es wird die Schankhütte in . . zu verkaufen geſucht, jedoch ohne Grund und Boden, und mit Ausnahme der Schankgerechtigkeit; (erinnert an das Meſſer ohne Klinge, woran das Heft fehlt, in Lichtenberg.) — Zwei Wagenpferde zu verkaufen, ſowohl in der Stadt, als auf dem Lande zu gebrauchen. — Hausverkauf in M**g.

Da in dieſer Gegend Wein- und Kornerfechſung ihr einziger Erwerbszweig iſt, und aus 160 Nr. beſtehe, ſo entſpricht ſich davon der beſte Erfolg. — Auf einem Anſchlagzettel ſtand jüngſt: Der Eintrittspreis iſt 1 fl. für eine Mannsperſon mit Muſik. — In einer hieſigen Vorſtadt iſt auf der Thüre eines löbl. Schneidermeiſters zu leſen: Wer die Frau Johanna K—inn zu ſprechen wünſcht, iſt hier zu erfragen, und wohnt die Thür gegenüber; ſie empfiehlt ſich durch die Kunſt, Jedermann alle Gattung Flecken auszubringen. — Ein Soldat wurde von ſeinem Hauptmann dieſer Tage zu einem Buchbinder geſchickt, um die beſtellten Bücher zu holen. Zur Bezahlung gab er ihm einen Zweigulden-Zettel. Der Soldat kam nach geraumer Zeit mit dem Bedeuten zurück, daß die Bücher noch nicht fertig wären, auch gab er dem Hauptmann einen Gulden-Zettel zurück. Auf deſſen Frage: wo der zweite Gulden ſey? war die Antwort: Hab verloren. — Ein paar Witzlinge konnten nicht begreifen, wie in der Poſſe: Die Brüder Liederlich, Einer im plattdeutſchen, der Andere im böhmiſchen Dialecte ſprechen könne, da ſie doch, nach dem Theaterzettel, Brüder wären. Ein Dritter, welcher ihrem Geſpräche zuhörte, ſagte: Meine Herren, es ſind ja Stiefbrüder! — In einem Privathaus ſoll nächſtens aufgeführt werden: 1.) Große Ouverture aus einer von einem redlichen Finder der Obrigkeit übergebenen Oper. Selbe iſt vermuthlich von Hrn. Pferdini componirt. Das verehrte Publicum beliebe ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf das darin vorkommende Solo der Harmonika mit Trompeten- und Paukenbegleitung zu richten. — 2.) Wird Hr. Siril die noch nie gehörte Ballade: Der Taucher, von Schiller, declamatoriſch vortragen. — 3.) Ein komiſches Tableau, »die ſtrafende Gerechtigkeit« vorſtellend, worin alle Strafinſtrumente, von der Knute bis zum Galgen inclusive, auf das herrlichſte zuſammengereiht, einen wundervollen Effect machen werden. Sämmtliche mitwirkende Perſonen ſind Copien nach Originalien. — 4.) Wird ein Phantasmagoriſt die Portraits des Indianers, der Mad. Catalani und des Hrn. Bevilaqua in einem immer wachſenden Lichte zeigen, bis es ſo glänzend wird, daß das Publicum die Stärke des Lichtes gar nicht mehr ertragend, ſich von dem Glanze abwenden, und der Bühne den Rücken kehren muß. — 5.) Wird der Concertgeber auf drei Violinen, welche vermittelſt angebrachter Dampfmaſchinen in immerwährender Bewegung ihm in die Hand und aus derſelben getrieben werden, abwechſelnd fortſpielen, und Variationen über die Arie: »Mir leuchtet die Hoffnung« vortragen ꝛc.

(Der Aufſatz im Jocus Nr. XV hätte mit A unterzeichnet werden ſollen.)

Der Entdecker der Totalgrundmatheſis *), über den im Converſationblatte Nr. 35, von Herrn N. zum Vortheil dieſer neuen Wiſſenſchaft, geäußerten Wunſch.

Ich fühle mich Herrn N. für ſeine Bemerkungen über das erſtbenannte Werk innigſt verbunden, und bin mit ihm darin vollkommen einverſtanden, daß eine rein mathematiſche Erklärung der herausgegebenen Kupfertafeln von neu entdeckten krummen Linien, zur Darſtellung philoſophiſcher Wahrheiten, den Leſern der Totalgrundmatheſis ungemein dienlich ſeyn müßte. Auch bin ich nun wirklich entſchloſſen, dem (zwar ſchon aus-

---

*) Einer Größenlehre der moraliſchen Lebensbahnen im Weltall, wovon der Grundriß mit dem hiezu entdeckten Syſtem von krummen Linien, auf zwei Realbogen-Kupfertafeln, von mir (in Wien bey Gerold) herausgegeben wurde.

gearbeiteten, aber noch nicht gedruckten) zweiten Bändchen meines Werkes, dieſe ſo einſtimmig gewünſchte, von aller Anwendung abgeſonderte (der ganz richtigen Anſicht des Hr. R. gemäß, rein mathematiſche) Erklärung des ganzen Syſtems jener krummen Linien, und der ganz eigenen Berechnungsart dieſer letzteren, die ich durch bloße gemeine Bruchzahlen bewerkſtelliget, voraus zu ſchicken. Auf dieſe Weiſe hoffte ich zuerſt durch meine, mit dieſen gemeinen Bruchzahlen — ohne Algebra, und ohne Logarithmen — vollſtändig, und äußerſt leicht berechenbaren Krümmen, einen ganz neuen für die erſte Einführung der erwünſchteſten Gemeinfaßlichkeit in der Berechnung krummer Linien gewiß nicht unintereſſanten Beytrag zur Erweiterung der reinen Mathematik, wie auch zur möglichen Abkürzung der in dem bisher gebräuchlichen Studium von krummen Linien geforderten Mühewaltung, und koſtſpieligen Zeitverwendung — einen für künftige Zöglinge der Mathematik nicht unbedeutenden Vortheil zu liefern; und dann iſt es jetzt klar voraus zu ſehen, daß nach einer auf dieſe Weiſe voraus geſchickten gemeinfaßlichen Durchſicht des rein mathematiſchen Antheils jener im erſten Bande herausgegebenen, und im zweiten näher zu erklärenden Kupfertafeln, auch die in dieſem letzteren ſonach vorzutragende Anwendung derſelben auf mathematiſche Darſtellung philoſophiſcher und moraliſcher Wahrheiten dem Leſer nicht wenig erleichtert, und befeſtiget werden dürfte.

Joſeph Misley,

Doctor der Arzneikunde, und Mitglied der Wiener
medicinischen Facultät, wie auch der k. k. Landwirth-
ſchafts-Geſellſchaft in Steiermark; ausübender
Arzt in Wien.

Allgemeine Novelliſtik.

In den letztern Zeiten geſchah ſo viel und mancherlei, was einen wirklichen Verfall der Muſik nicht bloß anzudeuten ſchien, ſondern womit er wirklich zu beginnen drohte, daß dem wahren Muſikfreund Alles, ſelbſt das Unbedeutendere, wichtig iſt, was dazu beytragen kann, dem Geſchmacke aufzuhelfen, und den echt muſicaliſchen Sinn zu befeſtigen. Wie ſehr muß unter ſolchen Umſtänden dem Anhänger der guten Sache die Erſcheinung einer Oper-Compoſition erfreuen, in welcher Gründlichkeit, tiefe Einſicht, geläuterter Geſchmack mit beſonnener Anſchmiegung an den Zeitgeiſt (in ſo ferne dieß Sujet und Gewiſſen erlaubten), im ſchönſten Einklange verbunden ſind. Eine ſolche Compoſition lieferte der Hr. Hof-Opern-Director Joſ. Weigl in ſeinem neueſten Producte: »Baals Sturz.« In demſelben finden Verſtand und Erkenntniß eben ſowohl, als Kunſtſinn und Sentimentalität ihre Rechnung. Die ganze Compoſition trägt den Stempel echt religiöſen Schwunges; hohe Begeiſterung, edle Einfalt und rührende Naivetät ſind ihre Haupt-Criterien; dabei findet das Ohr, als muſicaliſches Sinnenwerkzeug, in jedem Tonſtück volle Befriedigung, ohne daß der ſtrengſte Zelote hierüber auch nur eine Miene verziehen dürfte. Der Satz verräth in jedem Tacte einen Fleiß, den nur der ganz Eingeweihte zu würdigen vermag, und zugleich iſt das Ganze ſo abgerundet, daß nirgend ein Zuviel oder Zuwenig wahrzunehmen iſt. Ganz beſonders hervorragende Stücke ſind das Duett des Medes und Sinus im erſten Acte, ſodann das Terzett des Darius und der Genannten, Daniels Arie, und der herrliche Schlußchor dieſes Actes; im zweiten Aufzuge das Duett des Königs mit Dina; im dritten Acte Darius Arie, das herrliche Duett deſſelben mit Daniel, der prächtige Marſch und überhaupt alle die Finale. Die Situation iſt überall auf das beſtimmteſte in der Muſik gemahlt, und die Declamation ſo verſtändlich im Satze angegeben, daß der Sänger nie zweifelhaft ſeyn kann. Dabei iſt zu bemerken, daß die Situationen im Buche viel zu wenig Mannigfaltigkeit haben, zu wenig heraus treten, und das größte Talent und der höchſte Aufwand von Phantaſie dazu gehörte, um in der muſicaliſchen Darſtellung Monotonie zu vermeiden. Die düſtre, ernſte Stimmung aller Momente, erlaubte nur gemäßigte Bewegungen, und wies allenthalben weiche, melancholiſche Tonarten an, und dennoch iſt überall Kraft, Feuer und reges Leben wahrzunehmen. Das Sujet war gut gewählt, aber nicht genügend benützt, daher wenig Handlung in das Stück kam. Darius, der Perſerkönig, und Beherrſcher von Juda, liebt ſeines Freundes Daniels Schweſter, der im Reiche eine hohe Würde bekleidet. Boshafte Freunde machen den König glauben, er würde ſeinen Zweck ſchnell und ſicher erreichen, wenn er die Juden durch ein Edict zum Baals-Dienſte nöthige. Die Widerſetzlichkeit Daniels und deſſen Zerſtörung des Baal-Tempels, bringt ihn in die Löwengrube, wo ihn der König unverletzt findet, welches übernatürliche Ereigniß der Verehrung des wahren Gottes den Sieg, Danielen und ſeinen Lieben aber Ruhe gibt. Der Stoff, ſo aufgefaßt, iſt mager, aber wie viel intereſſante, echt theatraliſche Geſichtspunkte hätten ihm abgewonnen werden können! Die Darſtellung war vollkommen. Daniel und Dina unübertrefflich; Darius (beſonders bey der zweiten Vorſtellung) ganz herrlich; ſelbſt der Tenor, Sinus, dermaßen vom Tonſetzer beſchäftigt, daß er im helleren Lichte und mit beſſerem Erfolge, als ſeit lange in bedeutenden Parten erſchien. Medes Stimme hatte ſchon bey der erſten Vorſtellung wenig Klang, und verlor gar allen in der zweiten. Das Orcheſter war ſo vortrefflich, wie man von demſelben erwartet, die Decorationen und das Coſtum ſehr ſchön. Der Herr Compoſiteur wurde bey der erſten und zweiten Vorſtellung am Schluſſe des erſten Actes und am Ende gerufen. Das erſtemal erſchien er nach der Oper mit dem König, Dina und Daniel an der Hand, bey der zweiten Vorſtellung wurde noch beſonders Daniel gerufen. Das Duett im dritten Act zwiſchen dem Darius und Daniel mußte jedesmal wiederholt werden. Am fleißigen Beſuche dieſer claſſiſchen Oper wird ſich die Würdigung wahrer Kunſt von Seite unſers Publicums erproben.

V — h.

Zaire. Trauerſpiel nach Voltaire. Am 11. d. M. zum erſtenmal in dem k. k. Burgtheater dargeſtellt. — Wie wird dem ehrlichen Deutſchen (oder Teutſchen, denn wir wiſſen doch noch immer nicht, wie wir eigentlich heißen), wie wird ihm zu Muthe, wenn er von der reich und üppig beſetzten Tafel ſeiner guten tragiſchen Meiſter an den zwar eleganten, aber nüchternen Tiſch der Nachbarn jenſeits des ernſten, alten Rheins kommt! Es dünkt ihm, als wäre nur pro forma gedeckt, und die Gäſte genöſſen weniger, als ſie zu genießen ſcheinen. Doch dieſes Kapitel iſt zu lang, drum beſcheiden wir uns hier. — Wir hätten es nun mit einer neuen Uebertragung der Zaire zu thun. Es mag ſeyn, daß eine ſolche Arbeit immer gewiſſe Reize des Originals verliert, iſt ſie aber nur wenigſtens treu nachgebildet, ſo kann man auf den urſprünglichen Geiſt mit ziemlicher Zuverläßigkeit ſchließen, ſo wie ein Urtheil über das Werk ſelbſt andeuten, ſtände auch das Original nicht zu Gebote. Letzteres wird auch wohl hier der Fall mit vielen Zuſchauern ſeyn, die ſich wenigſtens nicht darum bekümmern, was eben kein Unglück iſt, ſo wie es vielleicht auch oft keines wäre, bliebe die Uebertragung ſelbſt hinweg, beſonders wenn ſchon gute Ueberſetzungen vorhanden ſind, wie dieß mit der Zaire auch der Fall iſt. Was kann wohl unter ſolchen Umſtänden einen Ueberſetzer noch bewegen, einer ſchon vollbrachten Arbeit ſich mühſam zu unterziehen? — Reiz der Neuheit, tragiſche Wichtigkeit, Tiefe, Idee, nichts kann hier dazu einladen; Schönheit und Vollendung in der Form, Größe und Originalität der Charactere, dramatiſcher Gang der Handlung in kunſtreicher Verknüpfung und Löſung des Knotens — alles dieſes findet ſich hier nicht, oder nur in ſehr geringem Maaße. — Welchen Gewinn bringt alſo eine ſolche überflüßige Bemühung der deutſchen Bühne, welchen Genuß dem ſchauenden und beſchauenden Publicum? Wir wiſſen nicht zu antworten, und wollen daher auch nicht weiter fragen; aber den Wunſch können wir hier nicht unterdrücken, ein lang erwartetes neues Werk eines unſerer beſten tragiſchen Meiſter, endlich auch in der Scene zu ſehen! — Die tragiſche Galanterie des muhamedaniſchen Helden der Zaire, ward hier in der Darſtellung beyläufig zur comiſchen; Stellung, Haltung, Verſchränkung und Verrenkung erhoben ſie nicht ſelten zur parodirenden, oder parodirten, Ton und Sprünge im Vortrag vollendeten das Uebrige, wozu jedoch der Dichter leicht verleiten konnte, der den Sultan die falſche Empfindſamkeit ſogar bis zum Selbſtmord treiben läßt. Dieſer türkiſche Othello à la française würde bey den morgenländiſchen Damen ſicher Glück machen, wenn ſie Schauſpielhäuſer hätten. Eitelkeit iſt das Element dieſes semi-tragiſchen Helden, die durch Zairens Zurückhaltung gereizt, Empfindlichkeit, und Eigenſinn zu ſiegen, erzeugt; Edelmuth, Zärtlichkeit, Empfindſamkeit, Eiferſucht ꝛc. ſind die Waffen dazu; das Ende iſt ein leerer Theaterſtreich, von welchem der Zuſchauer leer — ohne irgend einen ernſten Eindruck, Gedanken ꝛc. nach Hauſe geht. — Die Künſtlerin, welche die Zaire darzuſtellen hatte, befindet ſich nicht mehr ganz in jenem Schimmer des Lebens, welche der Darſtellung eines ſolchen Characters dennoch den eigenthümlichen und weſentlichen Reiz verleihet, wenn auch die Einfaſſung der Seele nicht ganz muſterhaft iſt; indem ſie einerſeits nach jungfräulicher Unbefangenheit ſtrebte, ging der Ausdruck der Wahrheit verloren, und wo dieſe ihr Recht behauptete, verſchwand jene; doch machte weibliche Anmuth und Wohllaut des Tons, dieſe Erſcheinung immer noch ſehr anziehend. Nachdem die Vorſtellung ſolchergeſtalt in den beiden Hauptparthien nicht völlig glückte, kann man um ſo mehr über die Wirkſamkeit der Nebenfiguren hinwegſehen, als das Ganze nirgends geeignet war, lebendig zu ergreifen und zu erheben.

Fird.

Den 14. d. M. ward im Leopoldſtädter-Theater, zum Vortheile der Demoiſelle Ennöckl, zum erſtenmale gegeben: »Die Geſpenſterfamilie, Schwank in einem Acte von Hrn. Ad. Bäuerle,« und »Der Fiaker als Marquis, Poſſe in drei Acten, ganz neu bearbeitet von eben demſelben.« — Ref. entſchließt ſich nur ungern zu einer Notiz über dieſe beiden Producte, denn da er unter die große Zahl Derer gehört, welche Hrn. Bäuerle's Talent als comiſcher Volksdichter aufrichtig verehren, ſo fällt es ihm nicht leicht, zu erörtern, daß er hier faſt überall den Genius des Verf. von Fauſt's Mantel, vom verwunſchten Prinzen, der Prima Donna ꝛc. vermiſſen, ja vielmehr häufig an deſſen verunglückten Don Juan, im Theater an der Wien ꝛc. erinnert werden mußte. In dieſer Geſpenſterfamilie gibt es wohl eine Menge Geiſter, aber deſto weniger Geiſt, weder in der Anlage, noch in der Durchführung. — Ein wucheriſcher Hausbeſitzer will, um des Nachbars Haus an ſich zu reißen, ſich der Papiere desſelben bemächtigen; er maskirt ſich und ſeine Hausmeiſterfamilie als Geiſter, um unter dieſer Aegide ſeinen Anſchlag auszuführen; wird aber mitten in der Expedition, in des Nachbars Zimmer ſammt den Mitverſchwornen ertappt, entlarvt, und genöthiget, ſeiner verkürzten Nichte das unterſchlagene Erbtheil zuzuerkennen, und ſeine Einwilligung zur Verheirathung mit dem Sohne des Nachbars zu geben, mit dem ſie

in einem Liebesverhältniß ſteht. Dieſe ungeſchickte Geiſterei konnte aber unmöglich anſprechen; das Stück hätte entweder in eine abergläubiſche Zeit verſetzt worden ſeyn, oder ſich durch jenen genial-ausgelaſſenen Humor bewähren müſſen, der das Geſpenſt auf der Baſtei, von dem es ohnehin eine Art Reminiscenz iſt, auszeichnet. Echt comiſches Leben athmet dieſer Schwank ſehr dürftig, und die wenigen launigen oder kräftigen Züge verſchwinden ſo ziemlich in der Nüchternheit und Breite des Ganzen. — Aehnliches mag auch von dem moderniſirten zweiten Stück gelten. Es hat in der Umarbeitung gewonnen und verloren; Erſteres durch Verbeſſerungen, Zuſätze und mehrere witzige Einfälle; Letzteres durch die vielen gedehnten Situationen und Einſchiebſel, und durch einige gar zu zotenhafte Stellen. Der Fiaker inſonderheit iſt zu viel oder zu wenig Carricatur, wie überhaupt die ganze Poſſe. Dieſe und jener Schwank würden ſicher ungemein beſſern Effect machen, wenn ſie nicht an dem litten, was die Franzoſen ſo richtig Longueurs nennen. Beide Piecen währten bis halb 11 Uhr, eine Verſpätung, die ſich das Publicum wohl recht gerne bey Stücken gefallen läßt, die mit Witz und Laune reich dotirt ſind, hier aber, wo der Humor auf lang und breiter Fläche ſo dünn geſäet iſt, ein wenig indiscret hätte finden können. Bey einem über die Gebühr langen Gaſtmahl verweilt man wohl mit Luſt, wenn es den reich gewechſelten Gerichten nicht an Salz und Würze gebricht u. ſ. w. Hier jedoch mußten die Truchſeſſe entſchädigen; die comiſchen Hauptrollen, von den zwei Virtuoſen dieſer Bühne, wurden mit allem Aufwand und Erfolg des Talents gegeben; der Fiaker hätte ſich hier und da vielleicht mit etwas mehr Lebendigkeit bewegen können. Im Schwank glänzte des Wucherers Nichte durch ſorgfältige Characteriſtik und edle Naivetät; minder konnte ſie im Fiaker als Tyrolerinn anſprechen, da die Ungewandtheit des Dialectes noch mehr, als das, mit manchen Rollen nicht verträgliche, ihr eigene Phlegma im Wege ſtanden. Die Beneficiantinn konnte ſich eines ſehr zahlreichen Zuſpruchs erfreuen; ſie wurde gerufen, und dankte in ſehr anſtändigen Verſen. Auch Hrn. Bäuerle rief man nach der erſten Piece, ein Beweis von der edlen Billigkeit des Publicums, das die vielen genußreichen Abende, welche ihm dieſer mit ſo vielem Recht beliebte Volksdichter bereitet hat, bey jeder Gelegenheit mit in Anſchlag bringt.
Mſr.

A Tour trough Sicily in the year 1815. London 1819, iſt ein ziemlich uncorrect geſchriebenes, aber in jeder Rückſicht merkwürdiges Buch. Sicilien iſt, wie Apulien, nach Caſtellans Beſchreibung, um ein Jahrhundert hinter den gebildetſten Völkern unſers Welttheils; ein Sechszehntheil der Bewohner ſind Mönche oder Nonnen. Ackerbau, Künſte, Handel, Literatur, Alles befindet ſich in dieſen herrlichen Ländern in dem leidendſten, elendeſten Zuſtande. —
Jothamarus.

Unter den vielen Herbarien-Beſitzern der Monarchie iſt Herr A. Klima, Botaniker in Burkersdorf (nächſt Wien) einer von denen, die ihre Sammlungen mit Eifer und Erfolg vergrößern und vervollſtändigen. Seltene Mooſe und Flechten ſind ihm beſonders intereſſant, und er wäre mit Vergnügen bereit, denen, welche ihm deren zuwenden wollten, ſchöne Oberſteyermärkiſche Alpenpflanzen oder auch exotiſche Gewächſe dafür zu überlaſſen.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Graſſer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 17 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Graſſer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

48.

(Wien, Samſtag, den 22. April.)

Die projectirte hölzerne Bogenbrücke zwiſchen Ofen und Peſth.

II. *)

Herrn Campmiller's von Langholſen ſinnreich und mit Sachkenntniß projectirte hölzerne Bogenbrücke iſt auf dem Standpuncte angetragen, wo gegenwärtig zwiſchen Ofen und Peſth eine Schiffbrücke ſich befindet. Die Donau hat daſelbſt eine Breite von 230 Klaftern oder 1380 Fuß; eine bedeutende Strombreite.

Die vorgeſchlagene Brücke beſteht aus 5 ſehr flachen, hölzernen Bogen, mit 4 ſteinernen Pfeilern im Strome. Jeder Bogen iſt 43 Klaſter lang, und bildet einen Kreisabſchnitt, der den 24. Theil des ganzen Umkreiſes beträgt. Dat Verhältniß von der Höhe des Bogens, oder die Pfeilshöhe von dieſem Bogen iſt demnach der 30. Theil von der Spannung, welche in einer Klaſter, 2 Fuß und 7 1/5 Zoll beſtehet. Die Fläche dieſer Bogen wird dadurch begreiflicher, wenn man weiß, daß der Halbmeſſer derſelben in einer Entfernung von 165 Klaftern zu ſuchen ſey.

Was freilich manchem Waſſerbaukünſtler mehr als originell ſcheinen wird (ich ſage gefliſſentlich ſcheinen, denn die Sache iſt doch begründet), erhalten dieſe 5 Brückenbogen kein Widerlager, ſondern bloß eine Auflage; auch wird zu dem Bau der Bogen bloß krummgewachſenes Holz genommen, da Hr. v. C. durch vielfältige Erfahrung ſich überzeugt hat, daß dieſes Holz das anwendbarſte zum Brückenbau ſey, indem, wenn es hier die Lage nach der Richtung ſeines Wuchſes erhält, es auch im Stande iſt, der ſchwerſten Laſt Trotz zu biethen. Warum erſt Bäume von geradem Wuchſe bogenartig herſtellen, wenn krumm gewachſenes Holz im Ueberfluſſe vorhanden iſt? Weil es der Schlendrian ſo will! Uebrigens werden dieſe Holzſcheite nach der im Modell dargeſtellten Weiſe aneinander gereiht, und zweckgemäß durch Schrauben, Schließen und Hängeiſen innigſt verbunden.

Was die Koſten dieſes Brückenbaues betrifft, ſo berechnet ſie Hr. v. C. folgendermaßen, die Valuta in Wiener-Währung:

---

*) Die Lieferung I. in Nr. 43.

Das geſammte Holzwerk ſammt Arbeitslohn .	134,183 fl. 30 kr.
Das Eiſenwerk mit dem Arbeitslohn . .	50,548 fl. 31 5/8 —
Stein und Steinmetzarbeit	167,186 — — —
Maurermaterial und Arbeitslohn . . .	69,237 — — —
Gerüſte, Reparaturen, Schanzzeug, Verpechung und Zugehör	17,100 — — —
Zweimalige Gatramirung, Verpechung und Zugehör	4,460 — — —
Lauf und Nothbrücke zwiſchen jedem neuen Pfeiler	39,834 — — —
Somit wäre dieſe Brücke mit einer Auslage von	472,649 fl. 1 5/8 kr.

in Papiergelde, in fahrbaren Stand hergeſtellt.

Hiezu kommt jedoch noch zur Beſeitigung bedeutender Reparationen:

Die Pflaſterung mit Zugehör; dieſe beträgt mit ihren 9zölligen wohlbearbeiteten harten Würfelſteinen	85,827 — — —
Die Verſchalung und der Anſtrich der Brücke .	27,873 — — —
Die Kupfereindeckung der Geländer . .	17,325 — — —
An ſonſtigen Auslagen, Diäten, Zeichnungen, Poſt- und Schreibſpeſen u. ſ. w. . . .	6,325 — — —
Macht im Ganzen	609,999 fl. 1 5/8 kr.

in WW., oder approximative 244,000 fl. in Conventionsmünze.

Sollten wirklich beym Baue ſelbſt einige Rubriken etwas höher zu ſtehen kommen, ſo dürften doch die ſämmtlichen Unkoſten die Summe von 300,000 fl. C. M. nicht überſteigen, um welchen Preis gewiß noch keine Brücke über einen Strom, der eine ſolche Breite hat, mit 5 hölzernen Bogen und 4 ſteinernen Pfeilern und der Verſicherung, daß ſelbe 4 bis 500 Jahre keine Hauptreparatur bedarf, hergeſtellet worden iſt.

Das von Hrn. v. C. zur Schau ausgeſtellte Modell dieſer Brücke iſt von ihm ſelbſt, nach dem Verhältniſſe wie 1 zu 63 ungemein ſchön gearbeitet. Die Holztheile ſind in dieſem Bogen des Brückenmodells bloß aneinander gelegt, und dann zuſammengeſchraubt. Es kommt dabey keine Verzahnung, Verkämmung, oder ſonſt eine Schiftung vor, welche eine Holzverſplitterung nach ſich zöge. Jede Gattung hat gleiches Maß. Der Anblick des Modells liefert ſchon den Beweis, daß ſolch ein Brückenbogen einer der flachſten, aber auch durch die originelle Art des Holzlagers, ſo wie durch ſeine in einander greifenden Schließen, Schrauben und Hängeiſen, die alle nach dem Mittelpuncte des Umkreiſes hinweiſen, einer der ſtärkſten, zur Tragung von Laſten geeigneter Bogen ſeyn müſſe.

Fünfzig Pfund, die auf dieſes Brückenbogen-Modell gelegt wurden, brachten nicht die leiſeſte Schwankung hervor. Da nun, wie oben geſagt, der Maßſtab zu dieſem Verhältniſſe wie 1 zu 63 des wirklichen Baues angenommen worden iſt, ſo verhält ſich, nach dem gewöhnlichen mathematiſchen Calcul von aufſteigendem Gewicht und Kraft, jedes Pfund im Großen hier zu 250 Ctr. Nachdem nun der Bogen dieſer Brücke im Modell 6 Pfund wiegt, ſo wird er dann im Großen nach dem mehrbeſagten Verhältniſſe 1 zu 63, 15,000 Ctr. ohne Pflaſter wiegen: und da der Bogen im Modell 50 aufgelegte Pfunde gar nicht ſpürt, ſo wird auch der Bogen im Großen (nach dem mathematiſchen Calcul) 135,000 Ctr., die ihm aufgelegt werden können, eben ſo wenig ſpüren.

Es frägt ſich nun: Welche Laſt hat die hier projectirte Brücke im Großen, nach dem Raum, den ſie für Fuhrwerke, Gepäcke, Pferde und Menſchen darbiethet, eigentlich zu tragen? um durch Combination mit dem Reſultat des mathematiſchen Calculs zu ſehen, ob ſie nicht allein dieſer Laſt, ſondern auch einer ſechs- und mehrfachen Vermehrung gewachſen ſey.

Wie Hr. v. C. dieſe Frage löst, gibt er uns folgende Berechnung an die Hand:

»Der freitragende Bogen iſt lang 44 Klafter, breit 5 1/2, ſo iſt ſein Flächenraum 242 Quadrat-Klafter. Auf dieſem Flächenraume haben, feſt zuſammengedrängt, 48 der vierſpännigen Fuhren, jede Fuhr zu 5 Quadrat-Klafter, Raum.

Nun ladet man gewöhnlich auf einen Fuhrmannswagen 20 bis 25 Ctr., doch will man hier 40 Ctr. pr. Wagen annehmen, ſo würde dieß ein Gewicht von 1920 Ctr. machen.

Zu dieſen 48 der vierſpännigen Wägen gehören 192 Pferde. Pferde größerer Gattung haben gewöhnlich 4 bis 6 Ctr., und wenn jedes 8 Ctr. hätte, ſo würde dieſes für 192 Pferde 1536 Ctr. Gewicht betragen.

Beſtünden aber dieſe Fuhren aus ſchweren Laſtwagen, deren Ladung höchſtens in 80 Ctr., die man jedoch hier pr. Wagen mit 150 Ctr. annehmen will, beſteht, ſo betrüge die Ladung dieſer 48 ſchweren Laſtwagen à 150 Ctr., 7,200 Ctr.

Wäre aber ſtatt dem Fuhrwerk die Brücke mit Menſchen gefüllet, ſo müßte man, um die wahre Laſt heraus zu bekommen, armirtes und bepacktes Militär annehmen. Auf dieſem frei-tragenden Bogen haben, den Mann zu 2 Quadratſchuh berechnet, 4,356 Mann Platz. Für den Mann als Maximum des Gewichts 2 Ctr. gerechnet, würde in totum 8,712 Ctr. betragen.

Schlägt man nun zu obigem Gewicht noch die Schwere des Pflaſters und Zugehör, die der Bogen zu tragen hat, mit 11,482 Ctr., ſo würde das Gewicht, wenn der Raum der Brücke mit Menſchen gefüllt iſt, 20,194 Ctr., und wäre der Raum der Brücke mit ſchweren Laſtwägen befahren, 20,218 Ctr. ausmachen.« (Hr. v. C., in ſeiner Berechnung, ſchlägt zu dem Gewicht der Laſtwagen noch jenes der Fuhrmannswagen mit 1,920 Ctr., und bringt ſonach für das Fuhrwerk, ſammt Pflaſterung des Bogens, eine Laſt von 22,138 Ctr. heraus.)

Nun geſtattet aber der mathematiſche Calcul eine Laſt von 135,000 Ctr., ſomit könnte dieſer Brückenbogen leicht ſechsmal mehr Laſt ertragen, als der Raum darauf zu bringen ermächtiget.

Nach allem Vorgeſagten dringt ſich nur noch die weſentliche Frage auf: Wie will Hr. v. C. den Einwirkungen der Witterung auf dieſe hölzerne Bogenbrücke begegnen, und ſo ihre Dauer auf eine lange Reihe von Jahren begründen? Dieß und Anderes nächſtens im Beſchluß.

* * *

Neuigkeiten aus Rußland.

Aus St. Petersburg ſchreibt man vom 20. Februar (3. März) daß der Herr Präſident der kaiſerlichen Academie der Wiſſenſchaften, unlängſt das Glück gehabt hat, von Sr. kaiſ. Hoheit, dem Großfürſten Nicolai Pawlewitſch, in Begleitung eines Schreibens, ein unlängſt in den Ruinen von Olbiá (oder Olviá, in der Krimm) gefundenes griechiſches Weingefäß, (Amphora) mit folgender Inſchrift: ΔΙΩΝΟΣ . . . . . ΤΟΚΑΗΣ, für das academiſche Muſeum zu erhalten. Dieß Gefäß iſt von gebranntem Thon, beinahe ein Arſchin (über 3/4 Wiener Ellen) hoch, und vollkommen ganz und wohlerhalten.

Nachrichten aus Irkutsk (in Siberien) vom 31. December 1819, (12. Jänner l. J.) zufolge, wurde dort am 25. deſſelben Monats, eine Abtheilung der ruſſiſchen Bibelgeſellſchaft eröffnet. Durch die Subſcription der Mitglieder derſelben und anderer Perſonen, kamen über 3000 Rubel zuſammen. Zu Vice-Präſidenten wurden gewählt, der durch ſeine Schickſale ſo bekannte General-Gouverneur von ganz Siberien, Michail Michailowitſch Speransky, und Se. Eminenz der Biſchof von Irkutsk, Michail.

Der junge Graf Scheremetjew, einer der reichſten Privaten in Rußland [*]), hat bey Gelegenheit ſeiner Majorennitäts-Erklärung, dem Miniſter des Cultus und der Aufklärung, Fürſten Golizin, 25000 Rubel zugeſandt, welche er einem wohlthätigen Zwecke widmet.

Bey der Eröffnung der Seefahrt ſollen von dem kaiſ. ruſſiſchen Marine-Miniſterium zwei neue Expeditionen ausgerüſtet werden: eine zur Unterſuchung und Aufnahme der den ſiberiſchen Küſten etwa gegenüber liegenden Länder, und die zweite zur Aufnahme des Laufs und der Mündungen des Fluſſes Petſchora, der ſich in das Eismeer ergießt. — Wir werden die nähern Nachrichten darüber unſeren Leſern nachtragen.

Einem Engländer, deſſen Name in dem Briefe unſeres Correſpondenten zu undeutlich geſchrieben, iſt zu St. Petersburg das ausſchließende Privilegium auf eine von ihm erfundene Maſchine zur leichten und bequemen Emporhebung des Waſſers in die oberen Stockwerke der Häuſer, verliehen worden.

Der Graf F. P. Tolſtoy, Ehrenmitglied der kaiſerlichen Academie der Künſte zu St. Petersburg, gibt die von ihm verfertigten, in Metall gegrabenen und in Gips abgeformten 20 Basreliefs, welche die merkwürdigſten Scenen und Begebenheiten des Krieges aus den Jahren 1812, 13 und 14 vorſtellen, heraus. Die Gegenſtände dieſer Basreliefs ſind folgende: 1.) Der ſlaviſche Gott Radomyſl. Dieſes Basrelief iſt ſchon vor einigen Jahren verfertigt, und dem Publicum längſt bekannt. Es macht eine Art Introduction zu der ganzen Sammlung, und ſtellt in unverkennbaren Zügen Rußlands Beherrſcher vor; 2.) Schaaren ruſſiſcher Landwehr; 3.) die Schlacht bey Borodino oder Moſchaisk; 4.) die Befreiung Moskaus; 5.) die Schlacht bey Maloy-Jaroslawez; 6.) die dreitagige Schlacht bey Krasnoe, unfern Smolensk; 7.) Uebergang der Bereſina; 8.) Napoleons Flucht über den Niemen; 9.)

---

[*]) Er ſoll über 1,500,000 Rubel an jährlichen Einkünften haben.

der Uebergang Alexanders über die Grenze; 10.) die Befreiung von Berlin; 11.) Bündniß der drei Monarchen; 12.) die Schlacht an der Katzbach; 13.) die Schlacht bey Kulm; 14.) die Schlacht bey Leipzig; 15.) die Befreiung von Amſterdam; 16.) der Uebergang über den Rhein; 17.) die Schlacht bey Brienne; 18.) die Schlacht bey Arcis-ſur-Aube; 19.) die Schlacht bey Fere-Champenoiſe; und 20.) die Einnahme von Paris. — Die Umriſſe dieſer Basreliefs, welche der Hr. Graf ſelbſt gezeichnet hat, und von dem bekannten Kupferſtecher, Hrn. Utkin, geſtochen wurden, ſind mit einer detaillirten Beſchreibung, ſowohl der Begebenheiten, als auch der Basreliefs ſelbſt, von dem Präſidenten der Academie der ruſſiſchen Sprache, Hrn. v. Schiſchkow, verſehen, wozu auch eine kurze Erklärung in deutſcher und franzöſiſcher Sprache gefügt worden iſt. — Die erſten fünf Basreliefs ſind ſchon vollkommen in Gips fertig. — ch.

Allgemeine Novelliſtik.

Zum Vortheile des Penſionsfondes unſerer hieſigen Rechtsfreunde, wurde am 16. April im prächtigen großen Saale des neuen Univerſitäts-Gebäudes, eine muſicaliſche Academie gegeben, in welcher folgende Stücke vorkamen: Eine herrliche Ouverture von Beethoven, wurde von einem, aus ziemlich fremdartigen Gliedern zuſammengeſetzten Orcheſter, worunter ſich auch viele Dilettanten befanden, vortrefflich gegeben. Eine Kunſtfreundin ſang eine Arie von Polaſſi, mit ſehr viel Zartheit und Gefühl. Hierauf trug ein auf dem Zettel genannter Kunſtfreund, Variationen von Pechatſchek über ein ungariſches Thema vor. Die Compoſition iſt ihres Meiſters würdig, aber ſehr ſchwierig, einem edlen Roſſe zu vergleichen, welches ſich nur von ſeinem Herrn und Meiſter beſteigen läßt. Der heute vortragende Kunſtjünger mochte einmal den zierlichen Reiter bewundert haben; es kam ihm die Luſt, den edlen Gaul ſelbſt zu beſteigen; doch! was geſchah? Er wurde — abgeworfen! Eine Arie von Weigl, wurde von Hrn. Barth mit Fertigkeit und Gefühl vorgetragen, aber die Stimme des Sängers verlor ſich in dem übergroßen Saale. Das von Hrn. Worziſchek componirte, von ihm, ſodann den Hrn. Janſa und Pechatſchek vorgetragene Rondo für Pianoforte, Violine und Violoncell, zeigt den jungen Tonſetzer mit einer ſo genügenden Fähigkeit ausgerüſtet, daß man von demſelben nur das Größte und Würdigſte erwarten kann. Der Satz iſt geregelt, anſprechend und ſinnig; die concertanten Inſtrumente ſind gleichförmig bedacht, und das Orcheſter nicht bloß als ein willenloſer Begleiter, nur mit den Bündeln bepackt, welche die Uebrigen nicht tragen wollen, hinter den Concertirenden daherſchreitend, ſondern mit ihnen im Einklange wirkend, mit Verſtand und Einſicht behandelt. Der junge Compoſiteur kann im Reiche der Töne noch viel leiſten, wenn er will; aber auch als ausübender Künſtler behauptete er neuerdings wieder ſeine Stelle: er zeigte, daß er nicht bloß zu rauſchen, ſondern auf einem guten Inſtrumente auch zu ſiegen verſtehe. Eben ſo brav waren die Hrn. Janſa und Pechatſchek, erſterer in Ueberwindung großer Schwierigkeiten, letzterer im Vertrag des Cantabile auf dem Violoncelle. Die erwähnte Kunſtfreundin und Hr. Barth trugen noch ein Duett von Roſſini mit vielem Beyfalle vor. Erfreulich war es, bey der ſchließenden Ouverture zu bemerken, mit welcher Präciſion und mit welchem Feuer dieſes Tonſtück vorgetragen wurde. Der ungeheure Saal war ganz gefüllt, und der Trieb der Wohlthätigkeit feierte wieder ein ſchönes Feſt. T — r.

Bey der am 20. Decemb. v. J. (1. Jänner d. J.) gehaltenen feierlichen Verſammlung der St. Petersburgiſchen freien oeconomiſchen Geſellſchaft, (die nun das 55. Jahr ihres thätigen Daſeyns betrat) hat auch die gewöhnliche Preisvertheilung Statt gehabt. Unter andern wurden die Preiſe folgenden Perſonen zuerkannt, als: dem Hrn. Doctor A. v. Lamberti zu Dorpat, für die Beantwortung der Aufgabe: ein durch Verſuche erprobtes, wohlfeiles, leicht zu erhaltendes, und der Geſundheit nicht nachtheiliges Mittel zur Raffinirung des Rohzuckers, ohne Ochſenblut, anzugeben, der zweite Preis, eine goldene Schaumünze von zehn Ducaten; den Bauern des Slobodsko-Ukrainſchen Gutsbeſitzers, Hrn. Staatsrath von Karaſin: Dmitry Schila und Semen Lewtſchenko, für die practiſch erwieſene Widerlegung der irrigen Meinung, daß die Düngung des Bodens in den ſüdlichen Provinzen Rußlands ſchädlich ſey, der dafür ausgeſetzte Preis, die große ſilberne Medaille; und dem verabſchiedeten Rittmeiſter, Hrn. Baron von Krüdener, für die Beantwortung der Frage, über eine practiſch erprobte beſſere Anordnung der Arbeiten auf einer Brandtwein-Brennerei, der dafür beſtimmte Preis: eine goldene Schaumünze von dreißig Ducaten.

— h.

Außer dem Heſperus und den öconomiſchen Neuigkeiten, und einer deutſchen und böhmiſchen politiſchen Zeitung, beſtehen noch zwei pädagogiſche Zeitſchriften in Prag: Kratos, Zeitſchrift für Böhmens Gymnaſien, und der Schulfreund Böhmens; eine Quartalſchrift für den geſammten Volksſchulſtand Böhmens, herausgegeben von der k. k. Schulenoberaufſicht der Prager Erzdiöces, in Verbindung mit der Prager Haupt-Muſterſchul-Direction, und mehreren andern Kennern und Freunden des vaterländiſchen Schulweſens. — Wenn die Compilation des Hyllos, den Anforderungen, welche man billig an ein Volksblatt machen darf, nicht entſpricht, ſo möchte freilich der Herausgeber entgegnen, daß bey dem außerordentlich niedrigen Preiſe, die eigentliche Zeitſchrift nur als eine freie Beilage zu den Kupfern anzuſehen ſey, die er allein für daſſelbe verkaufen könnte; da es jedoch keinen Unterſchied in den Auslagen macht, ob man belehrende, und den Geiſt des Volkes bildende Aufſätze, oder geiſt- und geſchmackloſes Gewäſch nachdruckt, ſo würde allerdings der Verſuch des erſten, das Verdienſt (und auch den Vortheil) des Herausgebers ſehr erhöhen, und zeigen, daß er das Vertrauen dankbar zu ehren verſteht, welches die Landesregierung ihm, einem Ausländer, ſchenkt, indem ſie ſeinen Händen ein Blatt überlaſſen hat, deſſen unmittelbarer Zweck es iſt, auf die Menge der Leſer zu wirken. — le.

Der Sohn des großen Mozart wird dieſer Tage hier in Wien erwartet. Die Concerte, welche er auf ſeiner Kunſtreiſe ſeither gegeben hatte, fanden großen Beyfall; vorzüglich bewunderte man ſeine ſeltene Präciſion. In Peters muſicaliſchem Bureau zu Leipzig erſcheinen eheſtens mehrere Compoſitionen dieſes Künſtlers; andere ſind unlängſt in dem Hamburger-Muſikverlag erſchienen. — e.

Des Kronprinzen von Baiern Sammlung von Denkmalen der griechiſchen und römiſchen Kunſtwelt iſt der ſprechendſte Beweis, was wahre Liebe zur Kunſt auch in kurzer Zeit auszurichten vermag. Durch Benutzung der günſtigen Umſtände, welche eine Zeitlang mehrere Antiken vom erſten Range verkäuflich machten, und andere, bisher unbe[illegible]te, zu Tage forderten, iſt es ihm gelungen, eine an Reichthum und Trefflichkeit der Gegenſtände ausgezeichnete Sammlung zu bilden. Doch es genügte dem Kronprinzen nicht, dieſe Kunſtſchätze für Deutſchland und Baiern insbeſondere erworben zu haben, er wünſchte ſie auch ihrer Würde gemäß aufzuſtellen, und läßt deßhalb in München ein eigenes, für dieſelben beſtimmtes, und daher Glyptothek genanntes Gebäude aufführen. — Die Ausführung dieſes Kunſttempels hat er dem Hofbau-Intendanten, Hrn. v. Klenze anvertraut.

Zum Beweiſe zunehmender Volksbildung in Ungarn diene die wachſende Zahl der ſtudirenden Jugend an höhern Bildungs-Anſtalten. In den catholiſchen Gymnaſien zählt man 12,000 Lernende; die Academien und Lyceen, wie auch die ſtark beſuchten Bildungs-Anſtalten der Acatholiken, in welchen man die Zahl faſt eben ſo hoch angeben kann, nicht mitbegriffen. Das Peſther-Gymnaſium iſt das ſtärkſte, mit 310 Studirenden. Die Univerſität zählt 985 Academiker, und es iſt wahr, daß ſie unter ihren Schweſtern in der Monarchie bald die volkreichſte ſeyn wird. — Wann wird aber ein beſſerer Lehrplan einer ſo zahlreichen Jugend die Gelegenheit, ſich reelle Kenntniſſe zu verſchaffen, gewähren? — Mr.

Im Joſephſtädter Theater ward den 15. d. M. zum erſtenmale, und zwar zum Vortheile des Ferdinand Roſenau, gegeben: „Coppe, Denari, Baſtoni und Spade“, Zauberſpiel mit Geſang und Tableaux, in zwei Aufzügen; als Fortſetzung des Grün, Mond und Pagat. Der verſchuldete Tarockerl erhält von einem erlösten Geiſte vier Kartenblätter. Mit dieſen macht er einem Güterbeſitzer und deſſen Brüdern Spectakel vor, verdient ſich Geld, und findet ſeine verlaſſene Gemahlin wieder. Die guten Gedanken waren zu ſehr in die Länge gezogen. Durch viele Abkürzungen und Hinweglaſſung manches langweiligen Geſchwätzes könnte der erſte Act recht freundlich werden; er hat in der That komiſche Züge. Nicht ſo der zweite, denn da fehlt es an der Anlage. Die Aufführung bewies Fleiß. Tarockerl hat beynahe Alles auf ſich, und erfüllt jede billige Erwartung. Romuald Socius beleidigte mit ſeinen Kraftſprüchen das Ohr und den guten Geſchmack; er war zu ſehr Socius. Die Tableaux, arrangirt von Hrn. Seligmann, übertrafen alle Erwartung. Minder ſprachen die Grotteſk-Gruppirungen an. Wie können auch Wagſtücke gefallen, bey denen der Zuſeher ſtets für die Gaukler zittern muß! Die Muſik wurde bereits größtentheils in den Redoutenſälen und übrigen Theatern gegeben, und iſt ſchon beſprochen worden. C—g.

Die Peſt iſt immer am gefährlichſten in Egypten, wenn ſie aus der Türkey kommt, im übrigen osmaniſchen Reiche, wenn ſie aus Egypten kommt. Selbſt die Franken in Conſtantinopel fürchten aus den aſiatiſchen Häfen oder aus der Barbarey die Peſtgefahr nur ſehr wenig. Es iſt merkwürdig, daß, ſobald die Franzoſen Egypten in Beſitz nahmen, die Communication dieſes Landes, und zugleich die Peſt aufhörte. Vielleicht kommt der jetzige Paſcha von Egypten auf den glücklichen Gedanken, durch eine ordentliche Quarantaine-Anſtalt in ſeinen Häfen, Egypten und Conſtantinopel zugleich zu befreien. —m—

Wir hatten in Nr. 20 berichtet, daß die vaterländiſchen Blätter ein Verzeichniß der in Wien lebenden Schriftſteller liefern, und daß ſich deren Anzahl auf beyläufig fünftehalbhundert belaufen werde. Dieſes Verzeichniß wurde auch bereits in Nr. 18—22 jener Blätter mitgetheilt. Nun aber meldet dieſelbe Zeitſchrift, daß eine fortgeſetzte Nachforſchung zu einem Reſultate von wenigſtens 500 Autoren geführt habe. Die Angabe derſelben wird alsbald nachgetragen, und ſofort das ganze Verzeichniß ſelbſtſtändig abgedruckt werden Eben ſo iſt die thätige Redaction damit beſchäftiget, auch von den andern Theilen de Monarchie die Nahmhaftmachung ihrer Schriftſteller einzuholen, ein Geſchäft, das allerdings viel Mühe und Aufmerkſamkeit koſten wird.

Das edle Ungarn zeichnet ſich fortwährend durch eifrige literariſche Thätigkeit au Von Gregor v. Edes kommen Horazens Oden in metriſcher Bearbeitung, vo N. Farkas: Schillers Don Carlos heraus; zu Clauſenburg erſcheinen Ba thelemy's Reiſen des jüngern Anacharſis. Graf Mailath wird ſeine ſchätzbar Sammlung der kleinern ungariſchen Gedichte bald vollendet haben. Von dem gelehrte Joſeph Horváth wird die Lebensbeſchreibung des Stephan Werböcz bearbeitet

— l.

Der unermüdliche Herr Opitz in Prag, bietet Botanikern bereits wieder ein Anzahl von mehr als 1000 verſchiedenen getrockneten Pflanzen-Species, worunter ſi ſehr ſeltene befinden, zum beliebigen Tauſche an. — h.

Lange war jeder Verſuch vergeblich, mit den reitzbaren rothen Indianer von Newfoundland freundſchaftliche Verhältniſſe anzuknüpfen, als es einem Fiſcher, dem die engliſche Regierung 50 Pf. Sterling (300 Thaler) zuſicherte, gelang, ſi eines Frauenzimmers zu bemächtigen, das er nach St. John brachte, und das do ſehr gut behandelt wurde. Die vornehmſten Kaufleute ließen dieſe Indianerin bilden und allerorts erhielt ſie Geſchenke. Sie ſchien auch mit ihrer Lage zufrieden; weiblich Umgebung liebte ſie, doch Männer waren ihr — jener ausgenommen, der ſie entführte — verhaßt, gegen dieſen allein war ſie freundlich und artig. Endlich als man ſie genu gewonnen glaubte, um ihre Landsleute von den guten Abſichten der Europäer überzeugen zu können, trug man dem Fiſcher wieder auf, ſie dorthin zu ſchaffen, woher er ſi geholt. Doch der Nichtswürdige faßte den Entſchluß, die arme Wilde zu morden, u ſich in den Beſitz ihrer Spielſachen, die ſie bekam, zu ſetzen. Er führte ihn auch au und das Ungeheuer genießt nun (nach einem öffentlichen Blatte) den Raub (100 Pf St. in England in Ruhe!!

Nach dem neueſten Schematismus der katholiſchen Geiſtlichkeit in Ungarn, beträg die Zahl ihrer Gläubigen 4,935,056. Die volkreichſten Städte ſind: Peſth mit 45,16 Einwohnern: Debrezin mit 38,100: Preßburg mit 35,055; Szegedin mi 30,153; Thereſienſtadt mit 28,022; Ofen mit 25,511. — Marktflecken ferner Ketſkemeth mit 31,339 Einwohnern; Holdmezö Vaſárhely mit [illegible]; Mi kolcz mit 21393; Szentes 15792; Makó 15159. Das größte Dorf nicht nur i der Monarchie, ſonder in ganz Europa, iſt Cſaba in der Bekeſſer Geſpanſchaf mit 17,850 Einwohnern. Mr.

Sonntag um 11/2 Uhr, gibt Hr. Joh. Kaiſer im Müllerſchen Gebäude ein Concert

---

*) Eine nähere Notiz über die Pflanzenſaamen- und Inſecten-Tauſch-Anſtalt de Hrn. Opitz, haben wir in Nr. 3. geliefert. D. Redact.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift e ſcheinen hier im Verlage der Cath. Graffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe, wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 17 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Graffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Walliſhauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

49.

(Wien, Dinſtag, den 25. April.)

Was haben wir uns von der jetzigen Kunſtausſtellung zu verſprechen?

Wenn wir den genialen Schöpfungen vorausgegangener Künſtler die Huldigung zollen, wozu uns die meiſtens erſt aus ihrem Grabe aufſteigende Glorie verleitet, ſo verdienen die Meiſterwerke unſerer Zeitgenoſſen, als unſer wahres Eigenthum, unſere Aufmerkſamkeit vielleicht noch in einem höhern Grade. Sie ſprechen, durch uns mit hervorgerufen und gebildet, zu unſerm Verſtande und Gefühle mit dem beſſern Theile unſeres Selbſtes, befördern die anſchauliche Erkenntniß unſers geiſtigen Fortſchreitens durch bleibende Markſteine im Gebiethe der Kunſt, und erhöhen das geweihte Intereſſe derſelben durch die lebendige Theilnahme am Künſtler ſelbſt, während wir oft mit fruchtloſer Sehnſucht den Schleier zu heben verſuchen, der uns die Schickſale eines geliebten, längſt nicht mehr unter uns wandelnden Meiſters, und oft ſeine ſchönſten Gebilde dazu verbirgt. Mit Recht verdient daher die Veranſtaltung, die Werke unſerer lebenden Künſtler von Zeit zu Zeit in öffentlicher Ausſtellung zu vereinen, die dankbarſte Anerkennung, denn ſicher iſt ſolche das kräftigſte Mittel, Kunſtſinn und Schätzung allgemein zu verbreiten, und den erfolgreichſten Wetteifer zu erregen. Frecher Anmaßung ein heilſamer Zügel, dem würdigen Selbſtgefühl ein wohlthätiger Sporn, eröffnet ſie dem einheimiſchen Künſtler, dem ſo oft kein dornenloſer Ruheplatz vergönnt iſt, während dem nicht fähigern Ausländer ein goldener Armſtuhl gebothen wird, eine lichtere, aufmunterndere Zukunft. Gern mögen daher Viele, die der geſtern erfolgten Eröffnung der zweiten Kunſtausſtellung unſerer preiswürdigen Academie der vereinigten bildenden Künſte mit Verlangen entgegen ſahen, vorläufig auf den hohen Genuß aufmerkſam werden, der ihrer wartet, denn Herrliches in der mannigfaltigſten Ausprägung wird ihnen gebothen. Wenn auch die critiſche Zergliederung dem Kenner ſelbſt überlaſſen bleibt, ſo geht aus Stoff und Tendenz ſo vieler Leiſtungen die Förderung der nationalen Weſenheit der Kunſt, um deren Begründung ſich ihr großherziger Curator und Mäcen, Se. Durchl. der Fürſt Metternich, und mehrere Vordermänner unſerer vaterländiſchen Literatur ſolch ungemeines Verdienſt erwarben, ſo freudig hervor, daß eine kurze Anzeige davon nicht anders als willkommen ſeyn kann.

Obſchon mehr als 40 Individuen, welche die erſte, 1816 Statt gefundene Kunſtausſtellung ſchmücken halfen, zu der jetzigen nichts beytrugen, da ſie theils ſtarben, wie die Großkünſtler: Abel, Füger, Maurer, theils auswanderten oder nichts einſandten *), ſo übertrifft die dießjährige Ausſtellung doch jene beynahe um das Drittel, und es iſt erfreulich, daß ſelbſt aus unſern italieniſchen Provinzen mehrere Künſtler den Verein verſtärken, und ſeine Mannigfaltigkeit vergrößern helfen, weil wir dadurch Hoffnung ſchöpfen, auch die Kunſt werde dazu beytragen, das große Nationalband des geſegneten öſterreichiſchen Staatskörpers immer feſter zu ſchlingen, und uns durch gleich gelungene wie gewürdigte Beſtrebungen zu verbrüdern. Wiewohl uns jede dieſer Hervorbringungen theuer ſeyn muß, ſo erwähne ich doch einiger jener Kunſtwerke, deren Stoff heimiſchen Urſprungs oder vaterländiſcher Beziehung iſt, die uns alſo in doppelter Hinſicht angehören, zuerſt in alphabetiſcher Folge, und bemerke bloß zur Vermeidung von Wiederholungen, daß unter allen, die durch keine beſondere Bezeichnung kenntlich gemacht werden, Oehlgemählde verſtanden ſind.

Profeſſor Joſ. Fiſcher: Dorfkirche bey Bania an der Waag. Anſicht der Stadt Wien von der Spinnerinn am Kreuz. Anſicht von Eiſenſtadt. Hütte der Fuhrleute bey Piſchtyan an der Waag. Jac. Gauermann: Fünf Landſchaften, meiſtens ſteyermärkiſche Alpenſcenen. Joh. Bapt. Höchle, Sohn: Zwei Cavallerie-Gefechte zwiſchen den Alliirten und den Franzoſen. Uebergang Sr. Majeſtät Kaiſer Franz I. über die Vogeſen, am 2. Juli 1815. Zeichnung in Farben. J. A. Kurka: Portrait Sr. Maj. Kaiſer Franz I. bey der Schlacht von Leipzig, nach Höfel mit der Feder gezeichnet. Franz Kolb: Die Zuſammenkunft des Erzherzogs Maximilian von Oeſterreich mit der Prinzeſſinn Maria von Burgund, in Gent, nach Ant. Petter geſchabt. Peter Krafft: Die Zurückkunft des Landwehrmanns, Seitenſtück zum Abſchiede, von welchem ſich eine verkleinerte Skizze zur Vergleichung in der Ausſtellung befindet. G. Migliara: Die Karthäuſerkirche in Pavia. Der Dom in Mailand. Ant. de Pian: Anſicht der St. Stephanskirche von Außen. Phil. Reinhold: Anſicht des Kapuziner-Kloſters auf dem Kapuziner-Berge bey Salzburg. Anſicht des Untersberges bey Salzburg. Wilh. Rieder: Scene in einer Sennhütte auf dem Schneeberge. Brüder Reinhold: Mahleriſche Anſichten vom Stifte Kloſterneuburg, gezeichnet und geſtochen. Heinrich Reinhold: Anſicht des Glockners, mit dem Dorfe Heiligenblut, Zeichnung in Farben. Joſ. Rederer: Der Schwarzbachfall, nach der Natur, mit Waſſerfarben gemahlt. Franz Scheyrer: Anſichten des Helenenthales bey Baden, gegen Morgen und Abend; des k. k. Luſtſchloſſes Lalben. Mich. Selham: Innere Anſicht der Auguſtinerkirche in Wien. Zwei Anſichten

---

*) Leider befinden ſich unter den letztern, in Kunſt und ihrer Verheimathung gleich ausgezeichnete Namen. Ich erinnere hier nur an unſers geliebten, Kunſtſtoff in ſolcher Fülle entfaltenden Herrſcherſtamms eigentlichen Hausmahler, den Gallerie-Cuſtos Ruß, der nichts ausſtellte, wiewohl ſeinen früheren, kräftigen Darſtellungen ſtets neue Gebilde aus der vaterländiſchen Vorzeit angereiht werden, und kürzlich erſt ein höchſt intereſſantes Gemählde, der Urſprung des Namens Metternich, aus den Tagen Heinrichs des Heiligen, vom Künſtler vollendet wurde. Um ſo mehr iſt zu wünſchen, daß eine baldige Nachahmung der British Institution alle Hinderniſſe beſeitige, womit die Bekanntwerdung einheimiſcher Kunſtwerke nur immer zu kämpfen haben mag, und es berechtigt zu den ſchönſten Hoffnungen, daß zu einem ſolchen fortdauernden, aufmunternden Sammelplatz im Academiegebäude ſelbſt Fürſorge getroffen wird.

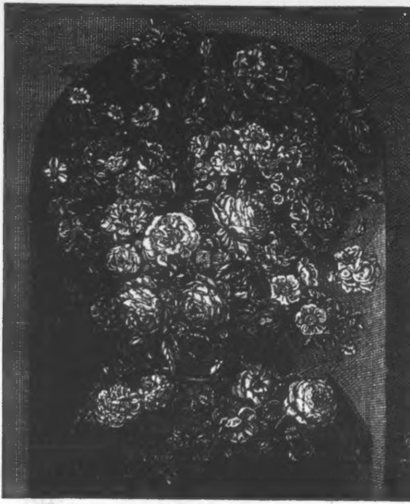
der Freyung mit der Schottenkirche, mit Waſſerfarben, nach Canaletto, gemahlt. Franz Steinfeld, Kammermahler Sr. kaiſerl. Hoheit, des Erzherzogs Anton: Mühle am Schwarzbach. Felſige Landſchaft bey Baden. Carl Steinböck: Gegend bey Reichenau. Ruine Johannſtein am Sparbach. Die Veſte Lichtenſtein, nebſt vier andern Landſchaften. Joh. Schindler: Schlacht zwiſchen Friedrich dem Streitbaren und Bela, König von Hungarn. Ruine des Schloſſes Agtſtein, und noch ſechs andere Landſchaften. Von Landſchaften lieferten ferner: Franz Ampichl drei Gemählde; Joſ. Altmann zwei in N. Pouſſins Styl; Joſ. Canella aus Verona, ſechs Ideale mit Waſſerfarben in Gouache-Manier; v. Dallinger eine Landſchaft mit Fuhrwerk auf einer Bergſtraße; Joh. Fiſchbach noch vier Gebirgsgegenden; Joh. Klein, Landſchaft mit einem Reiter; Franz Kletzinsky, Landſchaft mit Waldgegend; Fried. Loos, zwei Kupferſtiche mit Landſchaften; Ludw. Matzonye Landſchaft mit Waſſerfall; Joh. Monſorno, die vier Jahreszeiten; Prof. Joſ. Mösmer, Waldgegend mit Kapelle, Landſchaft mit einem Waſſerfalle; Bened. Piringer, neun Landſchaften, Seeſtücke und Anſichten, geſtochen; Phil. und Friedr. Reinhold, noch vier Landſchaften Ideale; Joſ. Rhederer, zwei Landſchaften, Ideal und Natur; J. N. Schödlberger, zwölf Anſichten aus Italien, Ideal-Landſchaften ꝛc.; Michael Wuttky endlich ſechs große Landſchaften, vier bey Sonnenuntergang, eine während eines Gewitters, und eine vom Monde beleuchtet.

Eine noch viel reichere Ausſtattung wurde dem hiſtoriſchen Fache zu Theil, worunter Miniaturgemählde, Zeichnungen und Bildhauerwerke mit angeführt werden ſollen. Carl Agricola: Venus, Copie nach Titian. Das Innere einer Bauernſtube, Copie nach Adrian von Oſtade. Das Anbrechen des jungen Tages, nach einer Skizze von Rubens. Bauer: Urania. Joh. Ender: Oreſt, von dem Leichname der Clytemneſtra fliehend. Erasmus Engert: Ruhe auf der Flucht nach Egypten. v. Füger: Amor und die Grazien. Joſ. Fiſcher: Procris und Cephalus. C. P Göbel: das prophetiſche Teſtament Jakobs. Madonna mit dem Kinde. Der heilige Hieronymus. Bernhard v. Guerard: Venus und Amor. Joh. Höfel: Diagoraſens Söhne von Rhodus, als Sieger zu Olympia. Joh. Bapt. Höchle: Bauernſchule im niederländiſchen Geſchmack. Carl Mainelli: die büßende Magdalena. Zwei weibliche Ideale, Miniatur. Wilhelm Michaelſen: Chriſtus. Maria als Jungfrau. Joh. Monſorno: Venus ſchlafend, von ſpielenden Amoretten umgeben. Scene aus Sappho. J. Niedermann: Büßende Magdalena. Venus. Ant. Petter: Alcibiades von Socrates überraſcht. Meleager, von ſeiner Gemahlin überredet, die Waffen zu ergreifen. Lais, von Ariſtipp im Bade überraſcht. Phädra verläumdet Hyppolith bey ſeinem Vater Theſeus. Drei Madonnen. Sigm. v. Perger: Wilhelm v. Albanak zwingt Alfred I., König von England, ſich eine ſeiner Töchter zur rechtmäßigen Gemahlin zu wählen. Ant. Rhomberg: Rebecca beym Brunnen. Abraham bewirthet die Engel. Phil. Reinhold: Chriſtoph mit dem Jeſuskinde. Wilh. Rieder: der Tod der heiligen Roſalia. Natale Schiavone aus Chiozza: Ruhe in Egypten. Madonna mit dem Chriſtuskinde. Miniatur. Melchior

Selham: der geſundene Groſchen, bibliſche Parabel. Schnorr v. Carlsfeld: Golos Liebesgeſang aus Tieks Genofeva. Des ritterlichen Jägers Liebeslauſchen. Mephiſtopheles durch Fauſt beſchworen, aus der erſchöpfenden Beurtheilung im Archiv für Geographie, Hiſtorie, Staats- und Kriegskunſt, Jänner-Heft 1819, bekannt. Gottl. Steinkopf: Die Erziehung des Achilles. Joh. Scheffer von Leonartshof: die heilige Ludowica. Die heilige Cäcilia. Ant. Spreng: Hermaphrodit ſteigt in den Brunnen der Nymphe Salamis. Joſ. Schönmann: die Ruhe der heiligen Familie. Jupiter, Modellfigur. Bernh. v. Schrötter: eine heilige Familie, nach Pompeo Battoni, Miniatur. Franz Tkadlick: Johann in der Wüſte. Franz Thomas: die Grazien. Ziegler: Die Dornenkrönung Chriſti. J. D. Böhm: Samſon und Dalila, Gruppe aus Gips. Joſ. Eissner: Prometheus von ſeinen Töchtern beweint, nach Joſ. Abel: Chriſtus bittet für ſeine ihn verhöhnenden Feinde. Allegorie auf Kaiſer Joſeph II. Zeuxis prüft die Mädchen, die ihm zum Modell dienen ſollen. Chriſtus läßt die Kleinen zu ſich kommen. Der Tod der Lucretia, und Cäſars Tod, ſämmtlich Skizzen nach Füger, radiert *). Joh. Höfel: fünf Zeichnungen; Lodas Geiſt in der Schlacht von Iriſthona; Anchiſens Weigerung, mit Aeneas Troja zu verlaſſen; der Hirt Fauſtulus bringt die gefundenen Brüder Romulus und Remus ſeinem Weibe; der heil. Michael als Sieger über die verſtoßenen Engel, nach einem Altargemählde in Ort; die Verklärung des heil. Aegidius, nach einem Hochaltargemählde in Joslowitz. Joh. Jaresch: Kain und Abel; eine Madonna nach Guido Reni, geſtochen. Fr. Kolb: die heil. Maria mit dem Jesus- und Johanneskinde, geſchabt nach A. Petter. Prof. Friedr. Leybold: zwei Zeichnungen Fügers aus dem 17. und 19. Geſange der Meſſiade, geſtochen. Fr. Prokopp: Basreliefs, Figur, Gruppe und Büſte aus Gips. Carl Rahl: die heilige Margaretha nach Raphael, und die Kinder am Brunnen, nach Schnorr v. Carlsfeld geſtochen. Fr. Schönlaub: die Grablegung Chriſti, Basrelief von Wachs auf Glas. Joſ. Scher: Madonna mit dem Chriſtuskinde, Zeichnung nach Raphael. Joſ. Steinmüller: eine heilige Familie, geſtochen nach Saſſoferrato.

---

*) Die letzte, Cäſars Tod, iſt eine der vielen Entwürfe, die unſern unſterblichen Füger in früher Jugend beſchäftigten. Es befinden ſich Skizzen von ihm über denſelben Gegenſtand, in den Kunſtſammlungen Sr. k. Hoheit des Herzogs Albert von Sachſen-Teſchen, ſo wie des Grafen von Fries. Durch einen glücklichen Zufall brachte der k. k. Waarenbeſchauer Zimmermann, vor mehreren Jahren ebenfalls eine an ſich. Der geniale Füger fand ſich ſo angenehm überraſcht, nach einer dreißigjährigen Entfernung dieſem ſeinem Lieblingsentwurfe wieder zu begegnen, daß er ſich ſogleich entſchloß, ihn auszuführen, und ſolchen 1816 wirklich vollendete. Auch konnte er ſich bis an ſein Lebensende, von dem ihm ſo theuern Bilde nicht mehr trennen, und es prangte wirklich noch über dem Sarge des verblichenen Künſtlers. Das Gemählde, 7 Schuh breit, 5 Schuh hoch, von einem herrlichen Effecte, auf das der Verewigte einen ganz beſondern Werth legte, und beſonders auch auf die Aehnlichkeit ſeiner zwanzig Figuren nach Antiken, aufmerkſam zu machen pflegte, verdankt dieſem glücklichen Umſtande vielleicht mehr als eins, das jugendliche Feuer des Entwurfs mit der Vollendung des reifern Alters, und würde den Hauptſchmuck jeder Gallerie ausmachen. Herr Zimmermann, bey dem es beſichtiget werden kann, wohnt am Stock im Eiſenplatz Nr. 664, und Liebhaber finden noch andere ausgezeichnete Kunſtwerke bey ihm.



Rosenbild.

Oehlgemählde der Frau Johanna Koller.

Portraite lieferten: Agricola fünfe, darunter Se. k. k. Hoheit, der Erzherzog Kronprinz Ferdinand, Miniatur, und ſein eigenes in Oehl. Franz Bernhard vier. D. Buſſi, Zeichnung der Ollen. Moreau. Chriſt. Frank zwei, wovon eins Miniatur. C. P. Göbel zwei. Joh. Höfel, Portrait des Hofkupferſtechers Blaſius Höfel. Joh. Herrmann vier, darunter das des k. k. Hoftheater-Mahlers M. Gail. Franz Krammer zwei. Thereſe Kaltner zwei in Paſtell. Keſtner zwei. Alois Karner drei, darunter ſein eigenes. Kuplwieſer neun. Joſ. Krafft, jun., das Portrait Sr. fürſtl. Gnaden, des Fürſt Erzbiſchofs von Wien. Pet. Krafft eins. Carl Leybold ſechs. Carl Mainelli ſein eigenes. Wilh. Michaelſen zwei, darunter ſein eigenes. Sophie Moraweck eins. J. Niedermann: Portrait Ihrer Durchlaucht der Fürſtin von Thurn und Taxis. Sigm. v. Perger drei, darunter ſein eigenes. Ant. Petter das ſeines Vaters. Palaſſa ſein eigenes. Caroline Pienczykowska vier, darunter das des Hrn. Prof. J. M. Fiſcher, Miniatur. Wilh. Rieder eins. Natale Schiavone, aus Chiozza, eins, Miniatur. Felice Schiavone desgleichen. Joh. Scheffer, von Leonartshof, ſein eigenes. J. C. Schöller eins, Miniatur. Joſ. Stieler ſechs, darunter das Portrait der Blumenmahlerin Johanna Koller, in niederländiſchem Coſtume, und jenes des genialen Beethoven, im Freien, wie er pflegt, in der Partitur beym Credo ſeiner letzten, Sr. k. Hoheit dem Erzherzog Rudolph, Cardinal-Erzbiſchof von Ollmütz, gewidmeten Missa solennis in D # begriffen. Seine Verehrer, das heißt wohl Alle, die auch nur einen muſicaliſchen Schlüſſel kennen, werden mit Freuden vernehmen, daß ihnen mit dieſer vom allverehrten Ton-Heros ſelbſt für ſein vorzüglichſtes Werk erklärten wahrhaft himmliſchen Kirchenmuſik der höchſte Genuß bevorſteht. Wir haben gegründete Hoffnung, von dieſem ſprechenden Lebensbilde bald mit einem gelungenen Stiche erfreut zu werden. — Von Portraiten lieferten ferner: Schönſchitz eins. Franz Tkadlik drei, und Ziegler neunzehn, darunter die Portraite des k. k. Hofſtatuars v. Zauner, des Directors J. M. Fiſcher, und des Profeſſors Franz Caucig. Blaſius Höfel ſechs geſtochene, worunter das Portrait Ihrer Majeſtät Caroline Auguſte, Kaiſerin von Oeſterreich, nach Stieler. J. D. Böhm: Basrelief aus Marmor, Portrait Sr. fürſtl. Gnaden des Fürſt Erzbiſchofs von Wien. Ant. Dietrich: Büſte aus Gyps, Ludwig v. Beethoven. Franz Haberſtock: zwei Büſten aus Gyps. Nic. Lepy: Büſte Sr. Maj. Alexanders, Kaiſers von Rußland, aus Elfenbein geſchnitten; Büſte Sr. k. Hoheit des Erzherzogs Carl, desgleichen, ſammt vier andern Bruſtbildern. Carl Rahl: Portrait Sr. Maj. des Kaiſers Franz I. nach Peter Krafft geſtochen. — Mit Vergnügen bemerken wir, daß die bey mehreren auswärtigen Kunſtausſtellungen, vorzüglich bey der letzten Londner ausgeſprochene Klage, ſie beſtänden faſt ledig aus Portraiten, bey uns keineswegs Statt findet, indem ſolche, ſelbſt mit Einſchluß der Büſten und Kupferſtiche, kaum den dritten Theil der aus mehr als vierhundert Nummern beſtehenden Sammlung ausmachen. Uebrigens kann ich dem ſonſt ſo überzeugenden als unterrichteten Späth *) kei-

---

*) Die Kunſt in Italien, von B. Späth 1. Thl. München 1819. S. 351. Die

neswegs beyſtimmen, wenn er der höchſt merkwürdigen Tribune von Florenz, worin gegen vierhundert Bildniſſe von Mahlern aus allen Zeiten Schulen und Nationen aufgeſtellt ſind, nur im Vorbeygehen gedenket un verſichert, er wäre nach den Werken dieſer Künſtler neugieriger geweſen als nach ihren Bildniſſen. Nicht nur, daß die eignen Portraits von Künſ lern ſtets mit begreiflicher Vollendung und Meiſterſchaft ausgeführt zu ſey pflegen, kann es keiner fühlenden Bruſt gleichgültig ſeyn, den körperli chen Umriß eines Geiſtes zu ſchauen, deſſen Darſtellungen wir den reinſten Kunſtgenuß ſchuldig ſind, über deren Character die Vergleichung de Ausdrucks. der aus den Zügen ihres Schöpfers hervorgeht, ein neue und eigenthümliches Intereſſe verbreitet. Ich geſtehe, daß ich mich kaum losreißen konnte, als mich der Anblick einer ähnlichen Sammlung feſſelte, un wiederhole nur einen ſchwachen Nachklang meiner darüber ausgeſprochenen Empfindungen.

Beym Beſuche der Portrait-Sammlung berühmter Mahler, in der Leopoldskrone bey Salzburg.

Am 29. Auguſt 1815.

Ihr Herrlichen, zu früh in Staub geſunken,
Ihr, die des Nachruhms Sonnenſtrahl verklärt,
Wie treu habt ihr den hohen Götterfunken,
Habt ihr die Gluht der Kunſt in euch genährt!

Beweiſt nicht euer Geiſt, woher ſie ſtamme,
Die einſt, von euch gepflegt, ſo hoch gedieh,
Und zeigt nicht euer Blick noch jetzt die Flamme,
Die euren Werken Ewigkeit verlieh?

Umſchwebt mich hier nicht jedes der Gebilde,
Der Hochgeſtalten eurer Schöpferbruſt:
Ja, ja, hier ſchreckt der Ernſt, dort winkt die Milde,
Und Meiſter ſehn wir euch von Schmerz und Luſt.

Euch durch euch ſelbſt zu ſchauen, welch Vergnügen!
Beſiegt laßt ihr den Strom der Zeiten fliehn.
Triumph! die Gottheit ſpricht aus euren Zügen,
Euch iſt, wie ihr, Unſterblichkeit verliehn!

Es kann nur dem überſchwenglichen Naturreichthume zugeſchrieben werden, womit das reizende Salzburg jeden Beſucher überſättigt, daß dieſe einzige einheimiſche Kunſtſchatz bey keinem der vielen Reiſenden die gehörige Würdigung fand. Aus unſerm ehrwürdigen Vierthaler *) erfahren wir, da Graf Lactanz von Firmian, Oberſthofmeiſter am Hofe zu Salzburg ein leidenſchaftlicher Freund der Mahlerei und ſelbſt Künſtler, dieſe herrlich Sammlung in der Leopoldskrone anlegte, welches Schloß vom Erzbi

---

wahrhaft gediegenen Wiener Jahrbücher der Literatur bringen uns von dieſen trefflichen Werke eine nicht minder lehrreiche, umſtändliche Anzeige.

*) Franz Mich. Vierthalers Reiſen durch Salzburg. Salzb. 1799. S. 18

ſchof Leopold von Firmian, während ſeiner Regierung 1727—1745, erbauet wurde. Gegen 300 der merkwürdigſten Bildniſſe, darunter die Großwürdenträger der Kunſt, Namen wie Albani, beide Altomonte, Antonio d'Allegris, Baſſano, Battoni, Mich. Angelo Buonarotti, die drei Caracci, Dominichino, Albrecht Dürer, Luc. Giordano, Hanns Holbein, Luc. v. Leyden, Maron, Maratti, Mengs, Meſſis, G. Romano, Raphael, Rembrandt, Guido Reni, Rubens, Tintoretto, Tiſchbein, Titian, Teniers, P. Veroneſe. u. a. m, vorzüglich die Ultramontaner beynahe alle ſchmücken dieſen unſchätzbaren Verein, dem nicht nur die ſorgfältigſte Bewahrung, ſondern auch fortſchreitende Vervollſtändigung ſo ſehr zu wünſchen wäre. Allein ſchon Späth behauptet in ſeinem angeführten Werke, daß ein Gemählde Raphaels, angeblich deſſen Jugendbildniß, ſo wie ein zweites, Raphael Mengs eignes Portrait daraus verkauft wären, und ein anderer Künſtler verſichert mich eben, auch Battoni und Angelica Kaufmann wären bereits nach München gewandert. — Möchte dieſe kleine Anregung doch etwas dazu beytragen, Künſtler und Reiſende darauf aufmerkſam zu machen, und dieſen koſtbaren Schatz, der im Herzen der Monarchie aufgeſtellt ſeyn ſollte, unſerm Vaterlande ungetheilt zu erhalten!

Es folgen in unſerer Ausſtellung nun noch die Blumen, Früchte und Thierſtücke. Charlotte Callmann: Blumenſtück nach Drechsler. Däniſcher Hund, nach der Natur. Ludw. v. Kohl: Blumenſtück, Zeichnung. Joſ. Karmann: Blumenſtück. Johanna Koller: Blumenſtück von eigener Erfindung. Engliſche Dogge, Landſchaft von Höchle jun. Blumenſtück nach Drechsler, und ein Roſenbild von eigener Erfindung. Da die ſchwierige Aufgabe, ein Gemählde aus lauter Roſen zuſammen zu ſetzen, glücklich gelöst iſt, und ſolches dem Verdienſte der Ausführung dasjenige hinzufügt, viele neue, noch ſeltene oder gar nicht gemahlte Roſenarten darzuſtellen, die der gütigen Mittheilung des berühmten Cuſtos Trattinnick verdankt werden, ſo dürfte die in der Beylage befindliche verkleinerte Nachbildung ſammt dem erklärenden Verzeichniſſe der Roſenarten ſelbſt, Bilder- und Pflanzenfreunden gleich willkommen ſeyn. Sigm. v. Perger: Napoleons Schlachtpferd Aly. Pferde im Kampfe mit einander. Bella, Stutte aus engliſcher Race. Umgebung, Schloß und Garten von Waltersdorf. Cajetan Petter: Blumen- und Früchtenſtück. Joſ. Pichler: Blumenkorb aus Holz geſchnitten, und Arabesken im Basrelief. Heinrich Römer: zwei Blumenſtücke. Regnault: Blumenſtück aus Holz geſchnitzt. Ferd. Scheck: zwei Blumenſtücke. Joſ. Schenkl: ein Blumenſtück. Joſ. Schwer: ein Auerhahn und verſchiedene Vögel. Ludwig Schrattenbach: eine Wildente in einer Landſchaft. Joh. Smirſch: Krebſe in einer Schüſſel, Häringe auf einem Teller. Blumenſtück und eins mit Früchten vereint.

Ich verlaſſe meine Leſer unter Blumen und Früchten, überzeugt, es werde Keiner verſäumen, ſich bald und oft durch den Beſuch dieſes am Frühlingsſtrahle ſo reiche Blüthen entfaltenden Kunſtgartens zu erquicken!

J. B. Rupprecht.

* * *

Am 18. April gab Hr. Regiſſeur **Heurteur** zu ſeinem Vortheile ein aufgewärmtes, nachgemodeltes und breitgetriebenes ſogenanntes Ritterſchauſpiel, unter dem Titel: **Die Pilgerfahrt, oder: Die deutſchen Ritter in Accon.** In ſelbem ſoll die Hauptperſon **Balduin von Eichenau** ſeyn, dem eine Braut, **Emma von Falkenhorſt**, die ſich mit **Wilhelm von Sensheim** vermählte, ungetreu wurde, welches Paar nun, ſeinen Verrath an **Balduin** abzubüßen, nach **Paläſtina** pilgert, wo **Balduin** eben die Hauptſtütze des hartbedrängten **Accon** iſt. Dieſer Großmüthige wird der Beſchützer einer gefangenen Türkin, **Fatimens**, der Geliebten des Drängers von **Accon**, des Sultans **Kahlil**. Sie verliebt ſich in ihn; er wird der Befreier des gefangen genommenen **Wilhelm**, indem er den Sultan mitten aus ſeinem Lager entführt, und am Ende der Retter der Kreuzfahne, welche im brennenden **Accon** brennend in die Hände der Türken gerieth. Dieſer großmüthige **Balduin** muß aber das Intereſſe, welches er vielleicht erregen könnte, mit ſo viel Nebenperſonen theilen, daß man kaum unterſcheiden kann, was Haupthandlung und was Epiſode ſeyn ſoll. Das ganze langweilige Gerede ſcheint bloß angebracht zu ſeyn, um läppiſchen Herumreitereien eine Veranlaſſung zu verſchaffen. Von Werth, Verdienſt, Beyfall kann bey einem ſolchen Machwerke gar keine Rede ſeyn, und es iſt an der Zeit, nothgedrungen es auszuſprechen, daß es in jeder Beziehung verfehlt iſt, wenn Solche, welche dem Theaterweſen vorſtehen ſollen, dem guten Geſchmacke dergeſtalt Hohn ſprechen. Sie bedenken nicht, daß dieſes nicht ihr letztes Benefice ſeyn ſoll, und daß am Ende Benefice-Vorſtellungen, als Synonima mit Pferde-Komödien, verdienter Maßen unbeſucht bleiben werden. Von der Aufführung kann nichts geſagt werden, denn wenn man auch die Rüſtung **Alexanders**, oder den Schleyer **Aſpaſiens** uns vorzeigte, ſo konnte man uns doch noch nicht glauben machen, dieſe Perſonen ſelbſt zu ſehen.

K.

Hippisley's neue Schrift (A Narrative of the Expedition to the Rivers Orinoco and Apuré in south America, by **Hippisley** Esq. **London**, I. **Murray**, 1819), über die Expedition nach den Ufern des **Oronoko**, enthält viel Intereſſantes. Wir wollen hier Einiges in gedrängter Ueberſetzung anführen: **Guſtavia**, die Reſidenz des Gouverneurs und einzige Stadt der Inſel, iſt ſehr angenehm und geräumig, wäre aber, trotz aller ihrer Feſtungswerke nicht im Stande, einem andringenden Feinde zu widerſtehen, konnte ſelbſt nicht einmal die Drohungen erfüllen, die der Gouverneur einem Schiffe machen würde, welches gegen ſeinen Willen den Hafen verlaſſen wollte. — (Dieſe Beobachtungen ſind um ſo merkwürdiger, weil in unſerer Geographie **Guſtavia** ſtets als ein durch die Natur und Kunſt gleich ſtark befeſtigter Ort erſcheint. Wie viele ſolche Fehler mögen ſich noch in dieſer Wiſſenſchaft eingeſchlichen haben, wie oft mögen ſie ſchon verbeſſert worden ſeyn!) — Der Eingang des Oronoko-Fluſſes iſt herrlich; unermeßliche Wälder breiten ſich von beyden Seiten aus; die Schiffahrt darauf aber iſt höchſt unangenehm, und während der Nacht

Erklärendes Verzeichniß der Roſenarten
auf dem Original-Oehlgemählde der Frau Johanna Koller *).

(Nr. 204 der Kunſtausſtellung der Wiener Akademie von 1820.)

Das Bild, 2 Schuh 8 Zoll hoch, 2 Schuh 2 1/2 Zoll breit, im Beſitze des Ritters Carl von Joelſon, iſt ein Gegenſtück zu dem, von derſelben Hand copirten Blumenſtück (Nr 206 derſelben Kunſtausſtellung) nach Drechsler aus der hochfürſtlich Eſterhazyſchen Gallerie. Die nachfolgenden Nummern beziehen ſich auf die beyliegende verkleinerte Nachbildung in Kupfer.

Nr. 1. Rosa centifolia. Lin. sp. pl. 704. Willd. sp. 2. 1071. Pers. syn. 19. Rau, Enum. Ros. p. 109. Rosier à cent feuilles. Redouté p. 25. De Cand. Nouv. Fl. fr., 3704.

Der Repräſentant des ausgebreiteten, reitzenden Geſchlechtes, durch eigentliche Roſenfarbe, im Geruch aber durch Aroma, Süßigkeit, Fülle und Sättigung ausgezeichnet. Die Roſe ſoll nach Röſſig aus der R. canina Lin. entſtanden ſeyn. Holländiſche Cataloge zählen mehr als hundert Varietäten davon auf.

Nr. 2. Rosa Schönbrunnensis. Rosier de Schönbrunn.

Ohne Zweifel iſt die unter dieſem Namen bey uns bekannte herrliche Roſe eine Abart der Rosa gallica oder Provinzial-Roſe, wovon ebenfalls mehrere hundert Varietäten exiſtiren.

Nro. 3. Rosa sulfurea. (Glaucophylla. Erh. Beytr. 2. S. 69.) Rosier jaune de soufre. Red. 29. Poiret Enc. 6. S. 289.

Stammt aus der Levante und entfaltet ſelten vollkommne Blumen. In England ſoll noch gar keine zur Blüthe gebracht worden ſeyn.

Nr. 4. Rosa Indica. (fragrans) (Indica odorata. Andrews R.) Les Rosier des Indes odorant. (vulg. Bengale à odeur de Thé.) Red. 61.

Wurde 1809 aus Oſtindien nach England eingeführt, und verbreitet ſchon von weitem einen ſanften Thee-Geruch.

Nr. 5. Rosa muscosa. Var. alba. Andr. R. Rosier mousseux à fleurs blanches. Red. 87.

Eine noch ſehr ſeltene Abart der lieblichen Moosroſe.

Nr. 6. Rosa damascena variegata. (Roess. Beſchreib. 1. S. 84. und S. 131.)

Rosier d'York et de Lancastre. Red. 137. Auch noch rar, und nicht mit Röſſigs unrichtig benannter Gallica versicolor zu verwechſeln.

Nr. 7. Rosa centifolia mutabilis. (Centifolia nivea Du Pont.) (Mutabilis Pers.)

Le Rosier unique, ou a fleurs d'un blanc de neige. Red. 111.

Mit hochroth getünchter Knoſpe und in's Gelbe ſchillerndem Grunde. Engliſchen Urſprungs, von beſonderer Schönheit.

---

*) Dieſes Verzeichniß iſt augenſcheinlich das Reſultat reifer Erfahrungen und großen Fleißes. Wir zweifeln daher nicht, daß es die verdienende Anerkennung finden, und ſind überzeugt, daß es ſowohl dem Botaniker und Mahler ꝛc. insbeſondere, als überhaupt jedem äſthetiſchen Leſer ein lebhaftes Intereſſe einflößen werde.

D. Red.

Nr. 8. Rosa alba, Pers. syn. 2. p. 49. Poiret, Ency. 6. p. 291.

Le Rosier blanc royal. Red. 97. die Cuisse de Nymphe der Franzoſen, die great Maiden-blush der Engländer.

Nr. 9. Rosa lucida. Willd. 2. pag. 1068. Pers. syn. 12. (Carolina fragrans. Dill. Elth. 325.)

Le Rosier luisant. Red. 45. Im nördlichen Amerika zu Hauſe, blüht im Juny, und wird auch halbgefüllt angetroffen.

Nr. 10. Rosa Carolina. (Corymbosa) Willd. sp. 2. 1069. Pers. syn. 2. p. 48. Ehrh. Beytr. 4. p. 21.

Le Rosier de la Caroline à fleurs en corymbe. Red. 81.

Mit der Zimmt, May und Penſylvaniſchen Roſe beynahe einerley.

Nr. 11. Rosa berberifolia, Pallas Nov. act. Petrop. 10. p. 369. (simplicifolia Juss. p. 452. Salisb. p. 359.)

Rosier à feuilles d'Epine vinette. Red. 27. Iſt aus Perſien zu uns gekommen, will ſich aber an das europäiſche Klima noch nicht gewöhnen. Wir haben Hoffnung, dieſe ausgezeichnete, einem Cistus ähnliche Roſe von der Künſtlerin in der Folge mehr ausgeführt zu ſehn.

Nr. 12. Rosa muscosa. (Var. multiplex) Ait. Kew. 2. p. 207. (M. provincialis Andr.)

Rosier mousseux à fleurs doubles. Red. 41. (A cent feuilles. Bosc. Nouv. Cours d'Agric. 11. p. 253.) Eine durch die Herrlichkeit der Blume, wie durch ihren Wohlgeruch gleich ausgezeichnete Art.

Nr. 13. Rosa Eglanteria, var. punicea. (lutea var. bicolor) R. bicolor Jacq. Hort. Bot. Vind. 3. p. 1.

Le Rosier Eglantier. Var. Couleur ponceau. Red. 71. Du Roi Harbkeſche Baumzucht. 2 p. 347. Der Strauch unterſcheidet ſich durch einen beſondern Wohlgeruch der Blätter.

Nr. 14. Rosa moschata, flore semipleno. Ehrh. Beytr. 2. p. 72. Du P. Choix de Roses. p. 5.

Le Rosier Muscate à Fleurs semidoubles. Red. 99.

Aus dieſer in Induſtan durch ihren Moſchusgeruch ſo berühmten Cachemyr-Roſe wird die koſtbare Eſſenz, von den Indiern A'ther genannt, verfertigt, wirkliches Roſenöhl, das auf dem deſtillirten Roſenwaſſer ſchwimmt und mit Baumwolle aufgefangen wird. M. Langlès gibt in ſeinen Unterſuchungen über die Verfertigung des Roſenöhls folgendes zur Veranlaſſung ſeiner Entdeckung: Bey einem dem Kaiſer Djchanguyr gegebenen Feſte trieb die Prinzeſſinn Nour-Dyhan den Luxus ſo weit, daß in ihren Gärten ein kleiner Kanal mit Roſenwaſſer angefüllt wurde. Die Sonne entwickelte bald eine öhlige Subſtanz auf der Oberfläche, die einen in Indien noch unerreichten Parfüm enthielt, und bald wußte man durch Kunſt nachzuahmen, was Natur und Ohngefähr allein hervorgebracht hatten. Gewöhnlich verfertigt man auch das Roſenöhl durch Deſtillation aus dem geraſpelten Holz der Genista Canariensis. M ſ. I. A. Murray, Arzneyrath, aus dem Lat. von Dr. Seeger. Braunſchweig 1781. 2 B. p. 435.

Nr. 15. Rosa Gallica versicolor. R. Andr.

Le Rosier de France à fleurs panachées. Red. 135. Nach der ſchönen und geiſtreichen, allein nicht minder unglücklichen Geliebten Heinrich II. von England, Roſamunde genannt Die Franzoſen geben ſich nicht wenig Mühe, den noch jetzt nach ihrer Verſicherung ſehr gangbaren deutſchen Ritterfrauen-Nahmen durch Bouche de rose zu erklären.

Nr. 16. Rosa Pimpinellifolia pumila. (R. scotica. Miller, Diction. trad. ed. de 1785. 6. p. 324)

Le petit Rosier pimprenelle. Red. 85. Im nördlichen Europa zu Hauſe, und aus der Gegend von Wien nach Frankreich verpflanzt.

Nro. 17. Rosa Indica cruenta. Le Rosier du Bengale à fleurs pourpre-de-sang. Red. 123.

Aus China gegen 1810 durch Ritter Evans nach England gebracht, jedoch häufig bey franzöſiſchen Kunſtgärtnern zu finden. Sie kann für die ſchönſte indiſche Purpurroſe gelten.

Nro. 18. Rosa Indica vulgaris. (R. semperflorens. Curtis mag. 284.) (R. Indica. Andr. R.)

Le Rosier des Indes commun. (Vulg. du Bengale.) Red. 51.

Es ſcheint kaum glaublich, daß dieſe jetzt in ganz Europa gemein gewordene Roſe, aus Bengalen eingeführt, in England erſt gegen das Jahr 1793 zum erſtenmahl zur Blüthe gekommen iſt.

Nr. 19. Rosa Pimpinellifolia Mariaeburgensis. (R. Altaica, Willd. en. p. 543.) (R. involuta Smith Fl. Br. add. 3. p. 40.)

Le Rosier pimprenelle de Marienbourg. Red. 83.

Dieſe niedliche Roſenart wächſt auf Alpen ſo wie in den Ardennen, und iſt der spinosissima am nächſten verwandt.

Nr. 20. Rosa Eglanteria (R. lutea Ait. Kew. p. 300.) (R. Chlorophylla Ehrh. Beytr. 2. p. 69.) (R. cerea Rössig Nr. 2.)

Le Rosier Eglantier. Red. 69. Vaillant Botan. Par. p. 109.

Nicht mit der sulfurea zu verwechſeln. Die Zierde unſerer Gebüſche im Frühjahre. Gedeiht am beſten in ſchlechtem Grunde.

Nr. 21. Rosa alba flore pleno. Blackville. Herb. Tab. 73. Knorr 1. Tab. R. 6. Kerner, Tab. 662.

Le Rosier blanc. Var. à fleurs doubles. Red. 117. Nouv. Duhamel V. 7. n. 16. f. 1.

Man will nie eine wilde weiße Roſe mit einfachen Blättern gefunden haben, obſchon Willdenow und Hayne ſelbe im 16. Heft der deutſchen Holzarten, Berlin 1814. p. 127 beſchreiben, und Oeſterreich und Krain vorzüglich als ihr Vaterland herausheben. Jacquins R. collina kömmt ihr ſehr nahe.

Nr. 22. Rosa Redoutea rubescens. Thory, descript. Paris 1817

Le Rosier Redouté à tiges et à epins rouges. Red. 103.

Dieſe neue Abart der R. hospida (Curtis Bot. Mag. Nr. 1570) iſt in den Gärten von Fleury und Belleville zu finden.

Nr. 23. Rosa Kamtchatica. Vent. jard. de Cels. 67. Poiret Enc. 6, p. 281. (R. ferox Andr. R.)

Rosier du Kamtschatca. Red. 45. Dieſer Fremdling aus Norden, der im gemäßigten Klima im Juny blüht, und im Herbſte gewöhnlich Blumen nachtreibt, darf wegen ſeiner fürchterlichen Waffen nur von weitem bewundert werden.

Nr. 24. Rosa Indica acuminata, Le Rosier des Indes (Var. a petales pointus.) Red. 53. Blüht unaufhörlich, iſt aber ſehr wohl von Curtis R. semperflorens minima Nr. 1763 zu unterſcheiden.

Nr. 25. Rosa Montezumae. (Humb. et Bonpl. Nov. gen. et spec. t. III. ined.)

Rosier de Montezuma. Red. 55. Von Humboldt und Bonpland auf der nördlichen Gebirgskette von Mexico entdeckt, und hier wahrſcheinlich zuerſt in Oehl ausgeführt. Wir glauben die Liebhaber durch Mittheilung ſeiner Beſchreibung zu verbinden. R. Tubo calycis (germen acut.) elliptico pedunculisque glabris ramisque inermibus; petiolis aculeatis; foliolis ovatis, argute serratis, glabris; floribus terminalibus solitariis.

Nr. 26. Rosa arvensis ovata. Oeder Fl. Dan. T. 98. D. C. fl. franc. 3696. (R. repens Willd. En. pl. p. 547)

Le Rosier des champs à fruits ovoides. Red. 89.

Die weiße, wohlriechende Feldroſe, eigentlich kriechender Natur, wiewohl ſie gerade zu wachſen ſcheint, wenn ſie ſich an Bäume und Geſträuche anhängen kann.

Nr. 27. Rosa Cinnamomea flore simplici. Smith Engl. Bot. T. 2388. (Rubrifolia Willd. Pers. Vill. Red.)

Le Rosier de Mai à fleurs simples. Red. 133. Blüht im May und wächſt im mittäglichen Europa.

Nr. 28. Rosa longifolia. Willd. spec. 2. 1079. Poir. Ency. 6 p. 296. Nouv. Duham. 7. p. 28. Nr. 22.

Le Rosier à feuilles de Pêcher. Red. 2. 27. Nach Willd. in Oſtindien zu Hauſe, ſonſt auch unter R. persicifolia bekannt. Keineswegs gemein.

Nr. 29. Rosa Gallica officinalis Poir. Ency. 6. p. 277. Nouv. Duham. 7. p. 41.

Le Rosier de Provinc. ordinaire. Red. 73. Eine ungemein zahlreiche Art, die die Provinzial, Bourbon, Belgiſchen, Holoſericeen, Ranunkel und Mohnroſen in ſich begreift, und vorzüglich ihres Nutzens zu Syrops und Conſerven wegen für Apotheken gepflegt wird.

Nr. 30. Rosa rubrifolia. (multiflora Regnier Act. Soc. Laus. 1. p. 70.) (canina Suter flor. Helv. 1. p. 302 Nr. 13.)

Rosier a feuilles rougeatres. Red. 31. Man zieht ſie leicht und ſchnell aus Saamen. Der Strauch wächſt wild in der Dauphiné, den Vogeſen und feuchten Gebirgsplätzen der Auvergne.

Unter den mehr als zwey hundert Werken, Schriften und Abhandlungen, die ſeit dem 15. Jahrhundert uber die Roſen und den Roſenſtrauch exiſtiren, gebühret einem Roſenberg als Autor ein ausgezeichneter Platz. Sein Werk betitelt ſich I. C. Rosenbergi Rhodiologia, seu Philosophico-Medica generosae Rosae descriptio. Francf. 1781. 8. Unter neuen Werken zeichnen ſich aus: C. G. Röſſig, Oecon. botaniſche Beſchreibung der Roſen etc. Leipzig 1779—88. Roses, or a Monography of the genus Rosa etc. by Andrews. London 1805, 4to. und vorzüglich das noch nicht vollendete Prachtwerk: les Roses par P. I. Redouté. A Par. 1817. Wahre Dornen in dieſem Roſenrieſenwerke ſind die abſcheulichen Sprach- und Druckfehler bey allen deutſchen Citaten. Man findet da wieder auf dem prächtigſten Velin: Anon. die Roſa, zum Ahume, etc. ou de la Rose à la gloire du Createur. etc. Idem Anon. Die Roſa. Im Journ. fuer die Gurtenkunſt. Verzeichniß und Beſchreibug der in den Oranien-Naſſauiſchen etc. und nichts weiter. Han-Zwill. (Hanows Zwillingsroſen) Han-Wie-spae. herb. (Wie ſpate Herbſtroſen) Pflanzenſyſten, ꝛc. Botaniſch practiſcher Luſtgaertnerey. Verz. auslaendiſcher Baeume des Luſtſchloſſes Weißenſtein ꝛc. Pallas Reiſe durch Verſchiedene, (wird fur eine Provinz angeſehn) Ramm. Rosenapf. (Rammelet von Roſenapfeln) Wangenheim, Beytrag zur teutſchen Holzgerechten, ou Materiaux etc. Oder: die Harbkeſche wilde Baumzucht, uberſetzt: de la culture des arbres de Harbkesche ꝛc. Das iſt doch ſchandlich!

J. B. Rupprecht.

⁂

macht das Ziſchen der Waſſerſchlangen, das Heulen der wilden Thiere, die lärmenden Bewegungen der Alligators, die ſich über das Waſſer erheben, und das Stechen verſchiedener Mücken, die der Rauch von fünfzig Tabakspfeifen nicht entfernen konnte, den Schlaf unmöglich. — Die Affen ſind zahlreich; die, welche ich gewöhnlich auf den Zweigen der Bäume ſpielen ſah, ſind klein und voll Artigkeit. Die Erdſchlangen ſind nicht ſehr häufig, indeſſen gibt es doch einige, die ſogar zehn Fuß haben, dick wie ein ſtarker Arm ſind, und deren Rachen leicht den Kopf eines Lammes umfaſſen könnte. Dieſe ungeheuern Schlangen, die man für ſo häufig in den Feldern und Wäldern von *Südamerica* hält, hat *Hippisley* nie geſehen, auch hat er nie Jemanden gefunden, der etwas von der Boa constricton zu erzählen wußte, aus der mehrere Reiſende ein Wunderthier machen. Unter den Waſſerungeheuern, die der Oronoko ernährt, verdient als das gefährlichſte der Alligator, und das große Krokodill eine beſondere Erwähnung. Es iſt faſt unmöglich, ſich im Fluſſe zu baden, ohne ſich der Gefahr auszuſetzen, von ihnen verſchlungen zu werden. Man ſieht ſie durch die Wogen dahinziehen; ſie gleichen ungeheuern Zweigen ohne Blätter, von 7 oder 8 Fuß Länge. Sie ſehen wie leblos aus, und nur wenn ein Schiff vorüberfährt, ſcheinen ſie zu leben, und ſinken in die Tiefe des Waſſers. Manchmal findet man am Ufer Neſter von kleinen Alligators, 8 oder 9 Zoll lang; ſie werden gleich von den Matroſen niedergemacht, und trotz ihres durchdringenden Geheuls kamen noch nie weder das Männchen noch das Weibchen ihren Jungen zu Hülfe. Die Haut des Alligators trotzt der Kugel. Er iſt in dem Waſſer ſehr gefährlich, doch auf der Erde gar nicht, denn da iſt es leicht, ſich gegen ihn zu ſchützen, und ihn ſelbſt mit Vortheil anzugreifen. — Die Stadt *Altguirca*, die ſich jetzt in den Händen der Independenten befindet, und wahrſcheinlich nicht mehr aus ihren Händen kommen dürfte, hat eine herrliche, ſchöne Ausſicht, iſt ſehr ſtark befeſtigt, übrigens aber ziemlich unbedeutend. —m—

Der Verfaſſer der Lettres Champenoises, einer ultraroyaliſtiſchen Zeitſchrift, geſteht, daß die Franzoſen die Furcht, die *etwas wilden, aber doch ſaftigen Früchte des deutſchen Bodens*, auf die franzöſiſche Bühne zu verpflanzen, ein wenig zu weit getrieben haben; er wünſcht, die Claſſiker und Romantiker räumten ſich wechſelſeitig etwas ein, und hielten ſich nicht ausſchließlich innerhalb der Grenzen ihres reſpectiven Gebietes; die Claſſiker, fährt er fort, ſind die Ultra's der Literatur; auf ihre alten Ueberlieferungen geſtützt, wagen ſie keinen Schritt außerhalb des Gebiethes des Alterthums. Sie haben ein literariſches Gewiſſen, welches ihnen nicht erlaubt, in Hinſicht der Grundſätze zu unterhandeln; ſie ſind die ehrlichen Leute der Literatur; dagegen kommen mir die Romantiker wie Liberale vor. Ohne Zügel und Regel überlaſſen dieſe ſich der Ausſchweifung ihrer Phantaſie; ſie werfen alle Grenzſteine um, ſtürzen ſich in Uebertreibungen, und gerathen nur zu oft in Unſinn; es wäre zu wünſchen, daß eine vermittelnde Partey entſtände.

Wie ſehr das durch Spar-Anſtalten beförderte Gemeinwohl des ſtaatsbürgerlichen Zuſtandes auch in den fernſten Landen des Erdkreiſes Wurzel zu faſſen beginnt, in jenem jüngſt entdeckten Theile der bekannten Welt ſogar, wo der erſt entkeimende Saame europäiſcher Cultur nur kaum grünende, noch nicht blühende, ſchwache Zweige treibt: möge folgende, aus einer auswärtigen Zeitſchrift gehobene Nachricht bekunden: »In Neuſüdwales iſt eine Sparbank gegründet, die für die Induſtrie und Oekonomie der Einwohner ſehr nützlich werden kann. An vier Orten: zu Sidney, Paramatta, Liverpool und Windſor ſind am 17. Juli zum erſten mal für den Empfang der Spargelder die Rechnungsbücher eröffnet. — Auſtralien, Sidney-Zeitung, den 17. Juli 1819. —mm—

Durch einen ſonderbaren Zufall iſt Schillers Maria Stuart beynahe zu gleicher Zeit auf die Bühne zu London und zu Paris gebracht worden; in dem Vaterlande Shakſpeare's, wo ſie doch ungleich mehr Beyfall hätte finden ſollen, als in dem Vaterlande Corneille's und Racine's, iſt ſie ſehr kalt aufgenommen, indeß ſie ganz Paris in Bewegung ſetzt, und wahrſcheinlich auch in den Departement-Städten dieſelbe Wirkung hervorbringen wird. Woher dieſe auffallende Verſchiedenheit der Aufnahme? Die engliſchen Zeitſchriften geſtehen, daß das deutſche Original von Hrn. Reynolds gar nicht ſchlecht überſetzt war, aber er hatte zu getreu überſetzt. Die Londoner fanden das Trauerſpiel über alle Maſſen lang, die Empfindungen und Gedanken allzu unbeſtimmt ausgedrückt. Die Critiker tadeln auch noch, daß das Intereſſe, anſtatt ganz auf der unglücklichen Gefangenen zu ruhen, zwiſchen ihr und ihrer Freundinn Eliſabeth getheilt ſey. Es iſt ſchwer zu glauben, daß die catholiſche Maria, im Gegenſatze mit der großen engliſchen Königinn, je in London einen populären Beyfall einernten wird. Dagegen hat der Franzoſe Lebrun das deutſche Stück dergeſtalt nach dem franzöſiſchen Geſchmacke eingerichtet, daß es ſeinen Landsleuten nothwendig behagen muß; deßhalb hat er auch bey der Ankündigung des Stückes nicht einmal Schillers erwähnt, ſondern daſſelbe als ein Originalwerk angekündigt, welches ihm mit Recht in einigen Blättern zum Vorwurfe gemacht wird. Er hat ſein Manuſcript nach dem Marktpreiſe der Beyfall findenden Trauerſpiele für 4,000 Franken verkauft.

Lord Byrons Werke ſind in einem franzöſiſchen Gewand erſchienen, und haben eine Nachahmung veranlaßt, die den Geiſtesauswüchſen jenes menſchenfeindlichen Engländers, dem ſeine Landesleute den erſten Rang unter den jetztlebenden genialen Dichtern aller Nationen einräumen, wenigſtens in ihrer Ueberſetzung, an die Seite geſetzt werden darf. Vielleicht arbeitete der Verfaſſer dieſes neuen Romans, Charles Nodier, ſelbſt mit an der Ueberſetzung der Byron'ſchen Schriften, worin ſich bekanntlich eine grauſenvolle Erzählung, die Vampyren, befindet, die aber, ſo wie faſt alle Erzählungen des edlen Lords, nicht vollendet war. Dieſe nun hat Nodier unter dem Titel: Lord Routhwen ou les Vampires fortgeſetzt, und die Welt von dieſem Ungeheuer befreiet. Nodiers Einbildungskraft und Styl werden in ſeinen beyden ältern Romanen: Jean Sbogar und Therese Aubert, von Vielen bewundert. Auch die gegenwärtige Wundergeſchichte wird ſeinen Ruhm nicht vermindern. Sie beſtehet größtentheils aus Epiſoden, wovon eine, la jeune Morese, allein hinreichte, das Glück eines Buches zu machen.

Wenn der, an welchen der hohe Ruf zur Prieſterſchaft in den innern Hallen des Tempels der Kunſt erging, denſelben nicht verſtehen will, dann befällt die Geweihten ein inniges Trauern, und alle, welche den Tempel gern beſuchen, bedauern den irre Gegangenen, den ſie ſo ſicher ſchon im Heiligthume ſtrahlend zu erſehen glaubten. Hr. Schunke nehme ſich in Acht! Durch das, was er bereits in ſeinen Jahren leiſtete, erprobt er ſeinen Beruf, wenn er aber meint, wegen ſeiner ungeheuern Fertigkeit: die

Taſten unter einander zu werfen, ſchon ein Künſtler zu ſeyn, ſo mag er nur auch noch das Tikitaki einüben. Er trug in dem hier am 20. d. zu ſeinem Vortheile gegebenen Concerte ein Divertiſſement von Worziſchek, mit Fräulein Biler, auf zwei Pianoforte, ſodann das Septett von Hummel vor. In beiden Tonſtücken ſchien ſich der junge Künſtler vorgenommen zu haben, nur durch Bravour zu glänzen, und Alles zu betäuben. Das Reſultat dieſes Strebens war aber Unverſtändlichkeit, wegen Mangel an Deutlichkeit der Prinzipal-Stimme; denn ſelbſt wer das Septett auswendig weiß, konnte mit dem Ohre nicht folgen, die Blas-Inſtrumente konnten nicht nachkommen, die Harmonie wurde zerriſſen, und die ſchöne Compoſition ganz vollſtändig verbudelt, zumal da der Concertgeber, in ſeinem Feuereifer, ſeinen Pauſen überall abzwackte, und zu früh einfiel. Es konnte ſich alſo natürlicher Weiſe Hr. Schunke, trotz ſeiner Virtuoſität und der brillanteſten Ueberwindung unglaublicher Schwierigkeiten nicht des lebhaften Beyfalls erfreuen, der ihm gewiß geworden wäre, wenn er den Hauptzweck der Muſik im Allgemeinen nicht ſo ganz und gar verfehlt hätte; im Gegentheile fällt es ihm auf's Gewiſſen, ſeiner Unnatur wegen, den Unwillen der wahren Kunſtfreunde verdient zu haben. Die Mitwirkenden erprobten ſich als würdige Künſtler, beſonders verdient Dlle. Biler ausgezeichnet zu werden, welche mit ſehr viel Anmuth und Grazie ihre Stimme vortrug.

Für nächſten Donnerſtag ſieht man der Aufführung eines neuen Luſtſpiels, von Hrn. F. W. Ziegler, im k. k. Hoftheater, entgegen, betitelt: »Die Liebe von Jugend auf«; und für die erſten Tage des Mai der längſt erwarteten Vorſtellung von Müllner's Albaneſerin.

Mehrere franzöſiſche Gelehrte und ehemalige Militär-Perſonen, arbeiten ſeit einigen Jahren mit gemeinſchaftlichem Eifer an der Vollendung eines großen Werks, welches unter dem Titel: Victoires, conquêtes, désastres, revers et guerres civiles des Français de 1792 à 1815, eine geſchichtliche Darſtellung von allen glücklichen oder unglücklichen Ereigniſſen gibt, die in dieſem Zeitraum von 23 Jahren, theils im Innern Frankreichs, theils in den franz. Heeren ſich zugetragen haben. Schon der 17. Band iſt davon in den Händen des Publicums. Er enthält 20 gedruckte Bogen in 8. und iſt mit 4 Kupferſtichen geziert. — Hr. Nougaret hat unter dem Titel: Beautés de l'histoire de Paris eine Sammlung von Notizen herausgegeben, die einen gut gewählten Auszug der Jahrbücher dieſer alten und weitläuftigen Stadt enthält. Hauptſächlich beſchränkt ſich der Verfaſſer auf den Urſprung der öffentlichen Gebäude, der Monumente, der Straßen u. ſ. w. Zwar findet man hier Nougarets bekannten trocknen Styl wieder, doch iſt ſeine Arbeit nicht ohne Werth, weil ſie der Mühe überhebt, in großen Werken aufzuſuchen, was des Wiſſens werth iſt.

Bey Kupferberg in Mainz, bereitet ſich folgendes Werk vor: Zauber-Bibliothek, oder von Zauberey, Theurgie und Mantik, Zauberern, Hexen und Hexenproceſſen, Dämonen, Geſpenſtern und Geiſtererſcheinungen. Zur Beförderung einer rein-geſchichtlichen, von Aberglauben und Unglauben freien Beurtheilung dieſer Gegenſtände. Von Georg Conrad Horſt, Großherzoglich Heſſiſchem Kirchenrathe. — Dieſe Zauber-Bibliothek wird wiſſenſchaftliche Abhandlungen liefern, und Materialien und Beiträge aller Art mittheilen, um über den noch lange nicht genug aufgeklärten Zauberglauben in der alten und neuen Welt, nach und nach ein möglichſt vollſtändiges Licht zu verbreiten, und alſo eine wiſſenſchaftliche, gründliche, von literariſch-critiſch unterſuchten Quellen ausgehende geſchichtliche Bearbeitung dieſes intereſſanten Theils der allgemeinen Menſchen-, Völker-, Cultur- und Staatengeſchichte vorzubereiten und möglich zu machen. — Die Zauber-Bibliothek wird namentlich und insbeſondere, dem Hexenproceß eine vorzügliche Aufmerkſamkeit widmen, um nach einem von Jean Paul ſchon ausgeſprochenen Wunſche, am Schluß des ganzen Werkes, wo möglich, eine vollſtändige Reviſion deſſelben geben zu können. — Da der Geſpenſterglaube, zumal wenn er nicht unter rein-pneumatiſchem, ſondern dämoniſchem Geſichtspunct aufgefaßt wird, mit unter die allgemeine Kategorie vom Zauberglauben gehört; ſo ſoll auch dieſer in der Zauber-Bibliothek mit ruhigem wiſſenſchaftlichen Ernſt berückſichtiget werden, wobei der Aberglaube bekämpft werden wird, ohne Theilnahme und Vorliebe jedoch an jenem abſoluten hiſtoriſchen Unglauben, der das Dunkle nicht aufklärt, ſondern wegräſonnirt. — Außer dieſen höheren geſchichtlich-wiſſenſchaftlichen Zwecken, wird die Zauber-Bibliothek zugleich für die Erheiterung ihrer Leſer, und darum für möglichſte Abwechſelung in den verſchiedenen Mittheilungen ſorgen. Jeder Theil des Werks wird daher zur Unterhaltung der Leſer, ſeltſame Anecdoten aus dem Gebiet der Magie, lächerliche Meinungen und Urtheile berühmter Männer über das Zauberweſen, kurze Lebensbeſchreibungen merkwürdiger, in der Geſchichte der Zauberei berühmter Perſonen, intereſſante unterhaltende Stellen aus alten, beſonders theologiſchen und mediciniſchen Schriften, zur Characteriſtik ihrer Zeit ꝛc. ꝛc. ꝛc. enthalten. — Man kann in allen Buchhandlungen mit 1 fl. 24 kr. Rh. pr. Band, ſubſcribiren. E.

Die neue und prachtvolle Ausgabe der Ueberſetzung von Virgils Aeneide von Anibal Caro, wovon ganz kürzlich der erſte Band durch die Bemühung des wackern Typographen de Romanis, zu Rom, und unter den Auſpizien der Herzogin Eliſabeth von Devonſhire erſchienen iſt, zeichnet ſich, wie das Giornale arcadico ſagt, nicht bloß durch Papier, Lettern, und übrige typographiſche Ausführung, ſondern auch durch vorzügliche Correctheit, und durch ihre Kupfer aus, welche die in dem Gedichte angedeuteten Oerter, dem Leſer in ihrer dermaligen Geſtalt vor Augen legen.

Heute wird zum Vortheil des Hrn. Balletmeiſters Horſchelt, im Theater an der Wien zum erſtenmale gegeben: »Oberon« eine Feenpantomime nach Wieland. In vier Abtheil. vom Beneficianten; die Muſik von Hrn. Ign. Ritter v. Seyfried.

Eine Induſtrie-Beilage erſcheint dieſer Tage.

In Nro. 57, S. 436, Z. 15, v. o. ſoll es heißen: in ihrer, Statt in ſeiner Mitte; und S. 445, Z. 7, v. u. Statt weder und noch: ſowohl und als. In Nr. 58, S. 450, Z. 21, v. u. Erzdiöces. S. 453, Z. 18, v. o. mit 810, ſtatt mit 310 Studirenden. S. 457, Z. 4, v. u. ſoll es heißen Holztheile ſtatt Holzſcheite.

Hiezu ein Kupferblatt, ſammt erklärendem Texte.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Gräffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 17 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

50.

(Wien, Donnerſtag, den 27. April.)

Die Bell-Lancaſter'ſchen Schulen in Beziehung auf das Schulweſen im öſterreichiſchen Kaiſerſtaate.

Von L. Chimani *).

Der wechſelſeitige Unterricht, oder die Bell-Lancaſter'ſche Lehrmethode, iſt ein in der pädagogiſchen und unpädagogiſchen Welt viel beſprochener Gegenſtand, der von einigen Eiferern als eine unſchätzbare Erfindung, als eine zum Wohle der Menſchheit vom Himmel geſendete Gabe, hoch geprieſen, von den größten Pädagogen Deutſchlands aber hart angefochten wird. Die Vortrefflichkeit des wechſelſeitigen Unterrichtes leuchtet Vielen ſchon dadurch ein, daß er in fremden Welttheilen erfunden, in England allgemein eingeführt, und in Frankreich weit verbreitet iſt. Jene, die ſo ſehr an dem Fremden hängen, daß ihnen ein oſtindiſcher Shawl, ein engliſcher Renner, ein franzöſiſcher Kopfputz ein unſchätzbares Gut iſt, können und werden wohl nie zweifeln, daß eine Lehrmethode, welche im Auslande ihr Daſeyn fand, und dort weit verbreitet worden iſt, viele Vorzüge vor jener habe, welche durch ein halbes Jahrhundert hier zu Lande von ſchlichten Landleuten getrieben wird, die zu ſehr nach dem Alten riecht, und ganz den deutſchen Zuſchnitt hat.

Die Bell-Lancaſter'ſche Methode wirkt Wunder, ſagen dieſe, ein Lehrer iſt genug für 1000 Kinder, die er alle zugleich in Thätigkeit ſetzt, wie das große Kammrad in der engliſchen Spinnfabrik alle Theile derſelben bewegt. Die Kinder lernen in einem Jahre bey dem wechſelſeitigen Unterrichte mehr, als in unſern Schulen durch die vollen ſechs Jahre, welche ſie nach den Landesgeſetzen in der Schulſtube zubringen müſſen. Sie gewinnen an Geſundheit und Ausbildung der körperlichen Kräfte, weil ſie ſich in den Bell-Lancaſter'ſchen Schulen freier bewegen, da ſie in unſern Schulen wie an die Schulbank genagelt ſitzen müſſen. Was kann der Staat an dem Gehalte

---

*) Dieſer intereſſante Aufſatz, welchen der Herr Verfaſſer die Güte hatte, auf unſere beſondere Bitte zu entwerfen, iſt uns bereits vor längerer Zeit übergeben worden, konnte aber, dringender Aufſätze wegen, erſt jetzt geliefert werden. Wir bitten bey dieſer Gelegenheit die Herren Einſender, wegen zuweiliger Verſpätungen des Abdrucks aus ähnlicher Urſache, um Entſchuldigung. Das, was unmittelbar den Augenblick angeht, oder deſſen Einrückung dringend gewünſcht oder bedungen wird, muß billiger Weiſe wohl zuerſt abgedruckt werden. D. R.

der Lehrer, an den Koſten der Schulgebäude, was können die Kinder an Zeit, die Aeltern an Schulgelde und an Schulgeräthe erſparen: wie viel früher können die Landleute ihre Kinder, die ſie während der Schulzeit ſo hart entbehren, zur Arbeit verwenden, wenn die Lancaſter'ſchen Schulen, dieſe vom Himmel geſendete Gabe, allgemein eingeführt werden? Nicht nur die Gegenſtände der Dorfſchulen, auch höhere: Geographie, Geſchichte, Mathematik, Phyſik, Muſik u. ſ. w. laſſen ſich in ſehr kurzer Zeit, mit ſehr geringen Koſten und auf die angenehmſte Art durch die Bell-Lancaſter'ſche Methode der Jugend beybringen. Herr Hofrath Hammel ſpricht in ſeinem Werke: Der gegenſeitige Unterricht, von mehreren Schulen in England und Frankreich, wo dieſes, wie er behauptet, mit ſehr gutem Erfolge geſchieht.

Wie wirkt nun die Bell-Lancaſter'ſche Methode die Wunder des ſchnellen Fortganges der Kinder? Das ganze Heer der Schuljugend wird nach den kleinſten Stufen ihres Wiſſens und ihrer mechaniſchen Fertigkeiten im Leſen, Schreiben und Rechnen, in Rotten von 10 bis 15 Köpfe abgetheilt, über welche ein Knabe als Lehrer (Monitor), der in ſeinem Wiſſen um eine Stufe voraus iſt, geſetzt wird, welcher das Wenige, was er mehr als ſeine Rotte weiß, ſo lange mit derſelben einübt, bis es jedem in der Rotte zum unverlierbaren Eigenthume wird. Der Lehrer in den Bell-Lancaſter'ſchen Schulen (eigentlich der Schul-Monarch) zeichnet bloß vor, was jeder Monitor bey ſeiner Rotte einzuüben hat; er läßt ſich darüber Bericht erſtatten, führt die Aufſicht über die Monitoren, leitet das Ganze und ſetzt es in Bewegung, und ſchlichtet die Händel, die der Monitor nicht beylegen kann.

Unverkennbar iſt es, daß dieſe Methode ganz geeignet iſt, jedem Kinde, ſelbſt mit den geringſten Fähigkeiten, die mechaniſche Fertigkeit im Leſen, Schreiben und Rechnen in der kürzeſten Zeit bis zu einem gewiſſen Grade der Vollkommenheit beyzubringen, und die Bell-Lancaſter'ſchen Schulen werden dieſen Zweck, auch bey einem halbgebildeten Lehrer und bey den roheſten Kindern, gewiß erreichen. Wo man in Schulen den Zweck des Unterrichts nicht höher ſtellt, da gebe man unſere Unterrichts-Methode auf, an welcher ſeit Baſedow ſo viel gefeilt und verbeſſert worden iſt, an welcher in den neuern Zeiten Overberg, Niemeyer, Schwarz, Denzel, Stephani, Weingart und andere hochverdiente Männer und vieljährige, denkende Pädagogen ſich mit dem beſten Erfolge verſucht haben; man führe Bell-Lancaſter'ſche Schulen ein, wo es nur auf Abrichten zu mechaniſchen Fertigkeiten, und auf Einlernen todter Wörter abgeſehen iſt.

In unſern Schulen will man aber etwas Anderes erzwecken, und man hat es, zur Ehre der aufgeklärten und menſchenfreundlichen Staats-Verwaltung, zur Ehre der Menſchheit ſey es geſagt, man hat es ſchon vielſeitig erzweckt.

Worin beſtehen die großen Erſparungen in den Bell-Lancaſter'ſchen Schulen? Ein Lehrer ſoll für 1000 Schüler hinlänglich ſeyn; und wenn man auch dieſes nicht unbedingt zugeben kann, ſo kann der Bell-Lancaſter'ſche Schul-Monarch doch leichter 200 — 300 Kinder durch ſeine Monitoren regieren, als in unſern Schulen ein Lehrer 100 — 150 Schüler gleichzeitig bilden, und im gleichen Stufengange fortführen kann; da es auch durch Erfahrung erprobt iſt, daß ein Lehrer nur für 80 Schüler in einer Claſſe hinreicht, und wenn mehrere aufgenommen werden, dieſes immer zum Nachtheile der Minderfähigen und Flatterhaften geſchieht. Daran leiden noch manche unſerer Schulen, daß der Lehrer die zu große Zahl der Schüler nicht überſehen kann. Eben dadurch, daß der Bell-Lancaſter'ſche Lehrer für ein großes Heer Schüler hinreicht, können Lehrer und Schulgebäude erſpart werden; und wenn auch in den Bell-Lancaſter'ſchen Schulen jedes Kind einen Raum, um im Halbzirkel zu ſtehen, einen Raum, um zu demſelben zu gehen, und einen Raum zum Sitzen, daher einen dreimal größern Raum, als das Kind in unſern Schulen braucht, ſo kann doch wenigſtens an dem Mauerwerke, welches dieſen Raum einſchließt, erſpart werden. Aber dieſe Erſparung läßt ſich bey unſern Dorfſchulen nicht anbringen, weil man in eine Schule nicht mehr Kinder geben kann, als im Dorfe ſind, und weil es grauſam wäre, die Kinder bey Regen und Schneegeſtöber, bey Hitze und Kälte, in eine ſtundenweit entfernte Lancaſter'ſche Schule zuſammen zu jagen, da ſie es jetzt viel bequemer in der Schule haben, welche hier zu Lande in allen Pfarr-, und auch in den meiſten Filial-Dörfern ſich befinden, und mit wohlunterrichteten Lehrern beſetzt ſind. Und ſollte wirklich eine nahmhafte Koſtenerſparung, durch Vereinigung mehrerer Schulen in eine Bell-Lancaſter'ſche, erreicht werden, ſo iſt dieſe gewiß nicht der Zweck der liberalen öſterreichiſchen Staats-Verwaltung, welche ſeit der Kaiſerinn Maria Thereſia ſo viele Sorgfalt und ſo große Koſten auf die Volksbildung verwendet, ſo herrliche und zahlreiche Lehranſtalten errichtet, und ſo viele geſchickte Lehrer gebildet hat, daß Oeſterreich hierin jedem Staate Europens das Gleichgewicht hält, und die meiſten übertrifft. Welcher Geiſt in allen Schulen des Landes, von der geringſten Dorfſchule bis zu den höchſten Lehranſtalten, herrſcht, hat ſich in der neueſten Zeitgeſchichte hinlänglich bewährt; und daß die im Lande eingeführte Schulverfaſſung und Lehrmethode einen großen Antheil an der ruhigen, beſonnenen, Monarchen und Vaterland hochverehrenden Stimmung der Jugend ſowohl, als der Lehrer und aller Staatsbürger hat, werden nur die hochbegeiſterten Gönner der Bell-Lancaſter'ſchen Methode in Abrede ſtellen wollen.

Wahr iſt es, daß die Eltern, welche ihre Kinder in die Bell-Lancaſter'ſchen Schulen ſchicken, an Schulgeld, an Ausgaben auf Schulgeräthe u. ſ. w. gewinnen; denn wenn die Kinder ſich nur mechaniſche Fertigkeiten in der Schule aneignen ſollen, daß ſie ſchlechtweg Leſen, Schreiben, Rechnen und den Katechismus auswendig lernen, ſo kann dieſes in zwei bis drei Jahren geſchehen, und die Eltern haben nicht nöthig, ſechs bis ſieben Jahre das Schulgeld für die Kinder zu bezahlen, und dieſe durch ſo lange Zeit bey ihren Arbeiten zu entbehren. Auch lernen die Kinder durch eine lange Zeit in den Bell-Lancaſter'ſchen Schulen an Wandtafeln buchſtabiren und leſen; ſie ſchreiben Anfangs im Sande, dann auf Schiefertafeln; erſt wenn ſie einige Fertigkeiten erlangt haben, leſen ſie in Büchern, und ſchreiben dann auf dem Papiere, wodurch manche Ausgaben auf Bücher und Schreibmaterialien erſpart werden. Doch iſt dieſe Erſparung nicht beträchtlich, und für die Kinder armer Aeltern hier zu Lande von keinem Belange, da dieſe von der Staats-Verwaltung, ſo lange ſie die Schule beſuchen, mit Büchern unentgeldlich in allen Schulen verſehen werden. Da auch unſere Kinder Anfangs auf der Tafel mit Kreide ſchreiben, ſo iſt das Erſparniß an Schreibmaterialien, im Vergleich mit den Bell-Lancaſter'ſchen Schulen, eben nicht groß.

Das haben die Bell-Lancaſter'ſchen Schulen vor den unſerigen voraus, daß die Kinder mehr Bewegung bey dem Unterrichte machen, meiſtens ſtehend lernen, in die Bänke, von dieſen zurück in den Halbzirkel gehen, und ſich dort durch das oftmahlige Verwechſeln des Platzes leichter bewegen. Die kleinſten Kinder bleiben in unſern Dorfſchulen nur eine, höchſtens zwey Stunden in der Schule, die größeren können das Stillſitzen leichter, ohne Nachtheil der Geſundheit, ertragen. In Städten wird ein großer Theil der Kinder zu einer ſitzenden Lebensart auferzogen, und denen kann frühe Angewöhnung im Knabenalter nützlich ſeyn.

(Fortſetzung folgt.)

Des Jokus Wochengabe. XVII.

Curioſa, die für manchen ſehr ſchätzbaren Herren Schätzmeiſter ſehr unſchätzbar (intaxabel) ſeyn dürften.

1.) a. Ein Pfeifendeckel eines meerſchaumenen Tabackskopfes des Julius Cäſar; b. die Terzerolen, deren er ſich in der Schlacht bey Malplaquet bedient hat, aus der Verlaſſenſchaft des Romulus oder vielleicht auch des Remus, wovon nach dem Rath des Prof. Heyne, der archäologiſchen Wichtigkeit wegen nicht getrennt werden kann,

2.) der linke Lauf der Wölfinn, welche dieſer beiden Gebrüder ämtlich aufgeſtellte Amme war. Ein beſonders verehrungwürdiges Stück für Diejenigen, die mit der gehörigen Salbung das Gedicht eines gewiſſen Versmachers, Namens Pfeffel, aufgenommen haben, welches lautet:

> Der Paſtor ließ uns hierauf weiter
> Zu einem Schranke gehn;
> Und zeigte uns ein Stückchen von der Leiter,
> Die Jacob einſt im Traum geſehn.

3.) Eine Maſchine für ungewandte Ueberſetzer, denen das Ueberſetzen ins Deutſche ſchwerer fällt, als das mit einem guten engliſchen Wettrenner über einen Graben, oder das Ueberſetzen ins Geſegnete. NB. Iſt auch gut zu brauchen, „lebendigen Sperlinge todt zu ſchlagen.

4.) Ein Salzfaß für Sonnettendichter. Anmerkung: Zeitung- und Geſchichtſchreiber werden bey der Verſteigerung dieſes Artikels nicht zugelaſſen.

5.) Ein halber Centner Schminke, in Schwefelbädern zu gebrauchen für nackte Geſichter.

6.) Beide Augen des Virgil, welche in Folge der in dem Taſchenbuch Minerva erſcheinenden Deduction des Hofraths Böttiger, eigentlich dem Homer angehört haben.

7.) Der trojaniſche Brand; ſehr niedlich im Speck geſchnitten von einem anonymen Lappländer, einem Augenzeugen, welcher nicht zugegen war, als der Grundſtein zu der Stadt Peſth gelegt wurde.

8.) Ein antikes Glasgemählde von Johann v. Eyck, aus Mahagonyholz ſinnreich gedrechſelt, und in Duodezformat petrificirt; zugegeben wird ein Steigbügel von dem Schlachtroß des Hannibal.

9.) Der wohlerhaltene Model, in welchen der Höllenbengel Shakſpeare (ſo nennt ihn der Claſſiker Ayrenhoff) ſeine Tragödien goß; für die Nachahmer Schillers; Müllners Model für Grillparzers Succeſſoren.

10.) Ein handſchriftliches Tractätlein, worin dargethan wird, daß die lieben Deutſchen mit dem Wort »geiſtreich« gar zu freigebig ſind. Unter Anderm hat der Verf. die Frechheit, darin zu ſagen, daß Hr. v. Göthe einen viel zu klaren und geſunden Kopf habe, als daß er ſollte geiſtreich ſeyn können; nicht einmal bey der Frau von Pichler will er dieſes Epitheton gelten laſſen; höchſtens meint er, ſollte man »ſinnreich« ſagen. Geiſt will dieſer Rebell allenfalls nur einem Kotzebue, Steigenteſch, Benzel-Sternau; Schilling ꝛc. aber nicht Wieland, Herder, oder Klopſtock, (den er einen peinlich verrenkten Poeten nennt, und bey dem er ſich wundert, daß ihn die Deutſchen vergöttern, während ſie den tauſendfältig werthvollern Sonnenberg kaum kennen) nicht einmal Jean Paul zugeſtehen, der alle ſeine Sachen erſt vorbereite, zurichte ꝛc. NB. Dieß Büchlein iſt in franzöſiſcher Sprache geſchrieben, und war beſtimmt, in Paris gedruckt zu werden, weil der Verf., wie er in der Vorrede ſagt, der Meinung iſt, daß man es nur dort nicht als eine Narrheit verketzern werde.

11.) Vier und zwanzig Raketen, die bey einem Feuerwerk bey der Geburt des berühmten Euripides, zu Ehren ſeines Trauerſpiels Phädra, hätten abgebrannt werden ſollen. Es wird auf dem Umſchlag, mit Straußiſchen Stereotypen gedruckt, die man damals für ein lythographiſches Product hielt, behauptet, daß ſie, nach unſerem Gelde auf circa 967 fl. 31 1/2 kr. zu ſtehen gekommen ſind.

12.) Das elfenbeinerne Tabacksdöschen der Cleopatra mit dem Krückenſtocke Fridrichs II. unter Glas und Rahmen. NB. Werden nicht getrennt, und konnten ſelbſt Albrecht Dürer, der für Letztere 2000 Exemplare des Rembrand'ſchen Bürgermeiſters, nach John radirt, ſammt den ſechs Platten hat geben wollen, nicht überlaſſen werden.

13.) Ein Büſchel feine engliſche Nadeln, womit man die herrlichſten Stickereien, ſowohl Landſchaften, als Blumen- und Thierſtücke verfertigen kann.

14.) Ein großes Stück von dem Zahne, welchen der witzige Müllner auf den nicht witzigen Krug hat.

15.) a. Ein halber Ziegel von dem Kanonengußhaus, welches Solon in nicht gemeiner Stadt Athen ſicherlich hätte bauen laſſen, wenn in Herodots Geſchichte, die einige Pyrrhoniſten fabulos nennen wollen, davon die Rede wäre; dazu gehört b) eine geſtaltloſe Scherbe, welche jener auf ein Haar ähnlich ſeyn ſoll, auf welcher jener athenienſiſche Bauer den Namen des Themiſtocles geſchrieben hat, mit dem Zeugniß der Univerſität, auf der dieſer gelehrte Bauersmann die drei göttlich bürgerlichen Tugenden des Leſens, Schreibens und Rechnens, gelernt hatte.

16.) Ein ſplendider Automat von Vaucuſon, ſehr gut zu verwenden ſeinen Namen unter ſchriftliche Aufſätze calligraphiſch, folglich leſerlich, zu ſchreiben, die ein ſehr geſchickter Secretär ſehr geſchickt ausgearbeitet hat.

17.) Ein Faſcikel von Fragmenten aus einem projectirten Almanach der Paradoxieen. In dieſen ausgelaſſenen Manuſcripten kommt unter Anderm die Behauptung vor, daß nichts abgeſchmackter und Gähnen erregender ſey, als der bloße Verſtand; daß man in Geſellſchaften nicht ſo unverſtändig ſeyn möchte, verſtändig zu ſeyn; je dummer, deſto verſtändiger, denn über den tiefſten und ſchönſten Verſtand könne kein Menſch lachen: Geiſt, Witz, Laune, Derbheiten, ja Zoten ꝛc., ſeyen die Würze des Umgangs, und der Verſtand ſey nur der Hausknecht des Geiſtes ꝛc. Beigebunden iſt

18.) ein niedliches aber unſchuldiges Pasquillchen auf den Steinhauſen und das große Gefängniß und noch größere Sünden- und Tugendneſt, (denn je mehr Sünden, deſto mehr Tugenden) welches man Wien nennt. Das Vergnügen des Spazierengehens in Wien (heißt es in dieſem Libell) beſtehe bloß darin, ſich unaufhörlich ins Geſicht blaſen zu laſſen, und bey jedem Hausthor, bey jedem kleinen Häuſer-Maſſen-Inſect, Gaſſe genannt, ſich auf eine andere Manier mit Windſtößen von anderem Caliber und Geruch zergerben zu laſſen. Windſtille gehöre unter die Raritäten, und was derlei plumpe Verläumdungen mehr ſind. Dieſe Impertinenzen ſollen nicht nur von einem Wiener, ſondern ſogar von einem »gebornen« Wiener ſeyn.

19.) Ein verfluchter Kerl, der aber nirgends zu finden iſt.

20.) Ein Manuſcript, betitelt: »Panorama des Unerhörten« nicht etwa Anekdoten aus dem Leben liberaler, herzvoller Banquiers, redlicher Recenſenten, nicht eitler Frauenzimmer, keuſcher Witwen ꝛc. ſondern: ein Magazin ſchwerenotherregender Begebenheiten, haaremporſträubender Abentheuer, canailloſer Infamieen, vermaledeiter Prozeſſe, niederträchtiger und bluttriefender Anekdoten, gruftſchweißiger Schauergeſchichten, entſetzlicher Impertinenzen und zermalmender Liebesgeſchichten. Eingeſchaltet iſt die wahre Begebenheit des Orosman aus Voltaires verfabelter Tragödie, hier betitelt: der vor dem Richterſtuhle des feinen Geſchmacks proſtituirte türkiſche Werther. Dieſes ausſchweifende Werk hat zum Motto: Donner und Doria!

Franz Gräffer.

Allgemeine Novelliſtik.

Im Morgenblatte Nr. 91. wird aus München über die letzte Faſtenzeit, folgender merkwürdige Bericht erſtattet: »Daß in der Charwoche und am Oſterſonntage alle öffentlichen Vergnügungen, namentlich Theater und Koncerte, unterblieben, war gegen die bisherige Gewohnheit. — Den Beſchluß frommer Darſtellungen vor Oſtern, machte (am 15.) nach hieſiger Sitte »das Leben und Leiden des Herrn, mimiſch-plaſtiſch und mit Bewegungen dargeſtellt«, dießmal neu arrangirt vom Schauſpieler Holzapfel, in 10 Abtheilungen. Die erſte Abtheilung hatte zum Gegenſtande: Chriſti Taufe im Jordan, in drei Bewegungen. (Perſonen: Chriſtus, Johannes, Phariſäer, Juden); die zweite, Chriſtus im Gebet am Oelberge, in Bewegungen, (Perſonen: Chriſtus, der Engel des Herrn, Peter, Judas, Kriegsknechte); die dritte, Chriſti Auferſtehung von dem Tode, in drei Bewegungen, (Perſonen: Chriſtus, Engel, Maria, Magdalena, Salome, Grabwächter), die vierte, Chriſti Himmelfahrt aus der Mitte ſeiner Jünger, in ſteter Bewegung. Wenn auf der einen

Seiten die Gruppen gut angeordnet, und das Koſtums wohl gewählt waren, auch einiges, z. B. Chriſtus am Oelberge, recht gelungen ausgeführt wurden, ſo entſprach es auf der andern dem Character einer Darſtellung religiöſen Inhalts nicht, daß die Bewegungen weniger ruhig und gemeſſen, als hüpfend und ſpringend waren, was vornehmlich beym Herausſteigen Chriſti aus dem Jordan, und bey der Auferſtehung auffiel. Dieß verurſachte, daß dieſe Art Pantomime vom Publicum nicht mit der gehörigen ernſtbetrachtenden Weiſe, und vom Hofe ungnädig aufgenommen wurde, daher ihre gewöhnlich die ganze Charwoche hindurch übliche Wiederholung unterblieb.«

Die päpſtliche Regierung hat Palmaroli beauftragt, die Stanzen Raphaels zu reſtauriren. Er iſt gegenwärtig mit Reinigung des Bildes beſchäftigt, welches die Landung der Sarazenen zu Oſtia vorſtellt. Nun werden wir doch wohl gründliche Auskunft über die Frage erhalten, wie Raphael dem buon fresco durch Leim- oder Gummifarben nachgeholfen habe.

Unter der Benennung: Hieroglyphen- oder Bilderſprache, iſt im Induſtrie-Comptoir zu Leipzig ein Geſellſchaftsſpiel erſchienen, welches in der That Manchem, dem die Sitte der Morgenländer oder der frühern Vorzeit, durch äußere Gegenſtände oder Natur- und Kunſt-Erſcheinungen, und deren paſſende Zuſammenſtellung, Gedanken auszudrücken, nicht unbekannt iſt, wohl anſprechen dürfte. Man findet in einem Käſtchen 120 illuminirte Bildchen, welche als Schriftzeichen dienen können. Ihre Bedeutung iſt in einer kleinen, beygefügten Schrift erklärt, deren man ſich überhaupt bey dem Spiele ſelbſt als Wegweiſer bedienen muß. Indeſſen wird ein ſinnreicher Spieler vielleicht noch Manche, hier gerade nicht angegebene Möglichkeit finden, Verſchiedenheit der Abwechſelung in das Spiel zu bringen. Der Erfinder und Ausführer hat ſich C. F. Möller genannt.

Das vom Mechaniker Reich aus Fürth verfertigte Aeolodicon, iſt eine Nachbildung der vor einigen Jahren erfundenen Klaväoline, und verdient in Abſicht auf den Mechanism rühmliche Erwähnung, bringt aber der Tonkunſt keinen Gewinn, da in dieſem Taſt-Inſtrumente, das mit Klavier, Orgel und Aeolsharfe Aehnlichkeit hat, kein einziger richtiger oder vollſtändiger Ton enthalten iſt, und das rechte Verhältniß der Töne zu einander, beſonders der Höhe zur Tiefe vermißt wird.

In der Kapſtadt hat man auch ein Schauſpiel. Kürzlich gab man ein Stück: Montoni, oder das Schloß von Udolpho genannt. Coſtüm und Decorationen waren vorzüglich, und die Schauſpieler leiſten zum Theil etwas höchſt Beyfallswerthes. Das Stück war in holländiſcher Sprache. Nächſtens erwartet man ein Trauerſpiel: Diego, oder der ſpaniſche Bettler. Ballets finden ſich faſt bey jeder Vorſtellung.

In Neapel wird nächſtens ein Heft von radirten Blättern, Anſichten von Neapel und der Gegend, von Hrn. Kalthoff, aus Deſſau, erſcheinen. Die Probedrücke ſind ſehr gelungen, und das Heft wird allen Reiſenden um ſo willkommener ſeyn, da man bis jetzt auch gar nichts Erträgliches in dieſem Fache in Neapel auftreiben konnte.

Nach den neueſten Berichten befindet ſich in England die Muſik in einem beklagenswerthen Zuſtande. Wenn ſelbſt in Werken des Auslandes, welche dieſer Kunſt ausſchließlich gewidmet ſind, ſeltens oder gar keine Erwähnung gethan wird, ſo geſchieht ihr vollkommen Recht, wiewohl der Mangel zuverläſſiger Nachrichten die nächſte Urſache des Stillſchweigens ſeyn mag. Dieſer kann ſich wahrlich dieſe Kunſt nirgends herabwürdigen und entäußern, als in demſelben Lande, wo vor 50 Jahren ein Haydn und Händel ihr keinen geringern Schwung gaben, wie Shakſpeare einſt der Bühne. Das Repository quält ſich, Einiges von neuerſchienenen Muſikwerken zu ſagen, allein man ſieht den meiſten dieſer Anzeigen die profanſte Unbekanntſchaft mit dem Weſentlichen des Gegenſtandes, und vielleicht auch die kaufmänniſche Nothwendigkeit an, alles gut finden zu müſſen. Das Meiſte, was von Muſik erſcheint, ſind arrangirte Stücke aus den bekannteſten, Opern, Variationen und Tänze unter anmaßenden Namen, für Anfänger auf Guitarre, Pianoforte, oder die bey den engliſchen Schönen mehr beliebte als geübte Harfe.

Das neueſte, aus dem lythographiſchen Bureau in der Kärnthnerſtraße (im Bürgerſpital) erſchienene Blatt iſt das Portrait des Herzogs Joh. Churchill von Marlborough, in kl. Folio, von dem bereits rühmlich bekannten und geübten Künſtler Lanzedelli auf Stein gezeichnet, in einer ſehr angenehmen Manier, welche ſich faſt der punctirten unſers hochberühmten, hierin noch unerreichten Meiſters: John, nähert. — Ref. fühlt ſich bey dieſer Gelegenheit angenehm verpflichtet, ſowohl dem Publicum, als den Directoren dieſes Kunſt-Bureau's zu der glücklichen Wahl der Gegenſtände, mit welchen ſie uns erfreuen, und auch zu den tüchtigen Männern, denen ſie die Ausführung derſelben anvertrauten, Glück zu wünſchen. — Der Raum geſtattet nicht, hier jedes gelungene Product einzeln zu würdigen, es möge daher eine allgemeine Anzeige genügen. — Copien nach älteren und neueren Meiſtern, Zeichnungen nach der Natur und Original-Compoſitionen, in vielen Kunſtzweigen, von: J. Alt, Fr. v. Bartſch, Dallinger jun., Du Vivier, Fendy, E. Friſter, Heß, Kininger, Koſler, Kolb, Lanzedelli, Mösmer, Neuhauſer, V. Neumann, Pavin, Perger, de Pian, Schnorr, Steinfeld ꝛc., die Mehrzahl der Blätter iſt von entſchiedenem Werthe, und beſonders die Uebungsſtücke für angehende Zeichner rückſichtlich ihrer Wahrheit, durch anſprechende unterrichtende Darſtellung, und der Billigkeit des Preiſes, von der größten Gemeinnützigkeit. — Beſondere Erwähnung verdienen noch der ſteiriſche Jäger, die vortrefflich gezeichneten Fragmente aus dem Habsburgiſchen Stammbaume *), und mehrere Köpfe von der Sammlung der Porträts berühmter Männer. — Fährt dieß Inſtitut fort, mit gleichem Eifer das Angenehme und Nützliche zu befördern, ſo ſind ihm und den Freunden vaterländiſcher Kunſtſchätze, die herrlichſten Früchte gewiß. — J. G — m.

Herr Pietro Vimercati, Virtuos auf der engliſchen Mandola, gibt heute im kleinen Redouten-Saale um die Mittagsſtunde ſein letztes Concert. — Der Eintrittspreis iſt 5 fl. W.W.

---

*) Das Original befindet ſich unter den Gemählden der Ambraſer-Sammlung im Belvedere.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Gräffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 17 fl. W.W. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Walliſhauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

51.

(Wien, Samſtag, den 29. April.)

Die Bell-Lancaſter'ſchen Schulen in Beziehung auf das Schulweſen im öſterreichiſchen Kaiſerſtaate.

Von L. Chimani.

(Fortſetzung von Nr. 50.)

Nach der Außenſeite, die wir jetzt beleuchtet haben, kann die *Bell-Lancaſter'ſche* Lehrmethode mit der in unſern Schulen eingeführten den Vergleich aushalten, ja, ſie dürfte vor derſelben Manches, beſonders in gleichzeitiger Beſchäftigung der Kinder, in Erregung und Feſthaltung der Aufmerkſamkeit voraus haben, obwohl ihr auf der andern Seite Manches fehlt, was unſere Schulen empfiehlt. Wir wollen aber in den Geiſt beyder Methoden eindringen, und den Zweck feſtſetzen, den die Staatsverwaltung durch Volksſchulen zu erreichen ſucht, und den die Lehrer immer im Auge haben müſſen. Der Zweck unſerer Volksſchulen iſt: *gleichzeitige und ebenmäßige Ausbildung aller Seelenkräfte, nach den Verhältniſſen des Standes, für welchen der Schüler erzogen wird, und Bildung desſelben zur Humanität.* Unſere Schulen ſind nicht nur *Unterrichts-*, ſondern auch *Bildungs- und Erziehungs-Anſtalten.* Die Kinder lernen in denſelben nicht nur die gewöhnlichen Schulgegenſtände: Leſen, Schreiben und Rechnen, es muß auch ihr Verſtand über die Verhältniſſe, in welchen ſie ſich befinden, und in ihrem künftigen Berufe befinden werden, aufgeklärt, ihr Herz muß durch die Lehren der Religion erwärmet, ihr Wille durch die Geſetze der Religion und Vernunft geregelt, und durch das aufmerkſame Auge des Lehrers müſſen die Kinder gewöhnt werden, den Sittengeſetzen gemäß zu handeln, und dieſes nicht aus Zwang, ſondern aus Ueberzeugung. Der Lehrer erſcheint in unſern Schulen als moraliſcher Arzt, der die mitgebrachten böſen Neigungen und übeln Gewohnheiten an den Kindern heilen, ſie zur Aufmerkſamkeit auf ſich, zur Selbſtbeherrſchung gewöhnen, Seelenruhe und Zufriedenheit in ihr Herz pflanzen muß. Der Unterricht in unſern Schulen iſt *rein geiſtig*, und ſelbſt bey Beybringung der mechaniſchen Fertigkeiten, des Leſens, Schreibens und Rechnens wird der Geſichtspunct, *gleichzeitige und ebenmäßige Ausbildung der Seelenkräfte und Bildung zur Humanität*, nicht aus dem Auge gerückt. Wer das nicht glauben will, der leſe

Niemeyer's, Schwarz's, Wagner's, Stephani's, Denzel's, Overberg's, Milde's und Anderer pädagogiſche Schriften durch, und wohne dann dem Unterrichte in unſern Volksſchulen bey, ſo wird ihm deutlich werden, warum die Lehrer ſo und nicht anders unterrichten. Er wird unter dem anſcheinenden Mechanismus das Geiſtige durchblicken ſehen; der Lehrer mag unterrichten, belehren, oder ſelbſt tadeln und ſtrafen.

Betrachten wir die Bell-Lancaſter'ſchen Schulen aufmerkſam, ſo erſcheinen ſie uns rein mechaniſch; ſie ſind recht gut mit einer Maſchine zu vergleichen, in welcher das große Kammrad, der Schul-Monarch, alle Theile der Maſchine in eine gleichzeitige und gleichmäßige Bewegung ſetzt, daß ſie mechaniſch fortwirken. Der engliſche Erfindungsgeiſt, der ſo vielartige Maſchinen erfunden hat, gab auch der Bell-Lancaſter'ſchen Lehr-Maſchine ihr Daſeyn. So wie Mangel an arbeitenden Händen und Koſtenerſparung die Fabriks-Maſchinen einführte, welche gewöhnlich die Waare ſchneller und wohlfeiler, aber in geringerer Qualität und nach einem beſtimmten Zuſchnitte liefern, ſo haben auch Bell und Lancaſter, welche für ihren Eifer, das rohe Volk zu bilden, allerdings den aufrichtigſten Dank des Menſchenfreundes verdienen, aus Mangel an Lehrern, Lehrmitteln und Vermögen, einen Schul-Mechanismus erfunden und angewandt, der die wohleingerichteten Schulen anderer Länder zur Noth erſetzen ſollte. Sie hatten ſich auch keinen andern Zweck vorgeſetzt, als die ganz verwahrloſete Jugend, die gar keine Gelegenheit zur Ausbildung hatte, im Leſen, Schreiben, Rechnen und in den Lehren der Religion nothdürftig zu unterrichten. Da ſie keine Gehülfen hatten, mußten ſie die Fähigſten unter den Kindern wählen, und ihnen, was ſie ſchnell faſſen konnten, beybringen, damit ſie es wieder einer kleinen Zahl Kinder, über welche ſie als Monitoren geſetzt wurden, beybringen konnten. Dieſes thaten ſie auch ſo getreulich, wie in der Spinnmaſchine ein Theil derſelben den Baumwoll-Faden ſo dick ſpinnt, daß ihn der nächſtfolgende feiner bearbeiten, und wieder weiter zum Verſpinnen an einen andern abgeben kann. Alles bewegt ſich in dieſen Schulen mechaniſch fort, ein Schüler richtet den andern zu mechaniſchen Fertigkeiten ab, und wird wieder von ſeinem Vormanne abgerichtet. Aus dieſem Schul-Mechanismus läßt ſich erklären, wo und warum die Bell-Lancaſter'ſche Methode Eingang gefunden hat. In America, wo keine Schulen ſich befanden, und wo man die rohen Völkerſtämme allmählich auf eine höhere Bildungsſtufe bringen wollte, in England, wo das gemeine Volk in Unwiſſenheit und Rohheit aus Mangel der Schulen nicht nur in der Hauptſtadt, ſondern auch in den Fabriksſtädten und auf dem Lande aufwuchs; in Frankreich, wo durch die Revolution und durch die mehr als zwanzigjährigen Kriege aller Volksunterricht geſtöret und zernichtet war; in Rußland, wo ſeit einigen Decennien das Volk zur Bildung erſt reifet: in allen dieſen Staaten, wo gänzlicher Mangel an Unterrichts-Anſtalten, an Lehrern und Lehrmitteln war, mußte man zu dieſer Nothhülfe greifen; es mußte wenigſtens etwas für die Bildung des Volkes geſchehen, um es ſtufenweiſe höher zu bringen, während in Deutſchland, in den Niederlanden, in einem Theile Italiens die unteren Lehranſtalten ſchon auf einer Stufe der Vollkommenheit ſtanden, und dem feſtgeſetzten Ziele immer näher rückten. Wer kann es uns verargen, wenn wir nicht nach der Bell-Lancaſter'ſchen Methode greifen, nicht unſere Kinder auf allen

Vieren kriechen laſſen wollen, da wir ſie ſo leicht aufrecht gehen, ſich frey in Gottes ſchöner Welt bewegen, und gen Himmel aufwärts blicken lehren können? Warum ſollen wir ihnen fremdes Kleyenbrot vorwerfen, da wir ſie ſo leicht mit Weitzenbrot nähren können? Sollen wir denn den Vortheil, daß viele Kinder zu gleicher Zeit und in kurzer Zeit, mit den wenigſten Koſten ſich mechaniſche Fertigkeiten zur Nothdurft erwerben können, gegen den großen Gewinn vertauſchen, welchen die Kinder durch ebenmäßige Entwicklung aller Seelenkräfte, durch Bildung zur Humanität in unſern Schulen für ihr ganzes Leben ziehen? Daß in den Bell-Lancaſter'ſchen Schulen für geiſtige Bildung der Schüler nichts geſchehen kann, iſt aus dem in denſelben eingeführten Mechanismus erſichtlich, und der ganze Unterricht beſteht im Abrichten; was vorgemacht wird, muß der Schüler maſchinenmäßig nachmachen, was vorgeſprochen wird, muß er nachſprechen.

Wie wenig in den Bell-Lancaſter'ſchen Schulen für die moraliſche Bildung geſchieht, ſieht man aus der eingeführten Schulzucht; und ſo ſehr die Ordnung zu loben iſt, welche in denſelben, wie man behauptet, herrſcht, ſo wenig ſind Strafen und Belohnungen nach pädagogiſchen Grundſätzen gewählt. Die Belohnungen beſtehen in einem immerwährenden Platzwegnehmen und im Gelde. Das Erſte führt zur Schadenfreude, Feindſeligkeit und Mißgunſt, das Andere zum Ehrgeize und Eigennutze, welcher die Kinder vom Knabenalter an gewöhnt, alle Handlungen nur nach Vortheil und Gewinn zu berechnen. Ein Kind, welches das andere in der Rotte übertrifft, nimmt demſelben den Platz weg. Jenes, welches den Platz verliert, wird immer ſeinen Ueberwinder mit feindſeligen Augen anſehen, ſo wie dieſer ſich freuen wird, daß er ſeinen Nebenmann übertroffen, und ihn zurück gedrängt hat. Da hierin der Monitor, ein Knabe von gleichem Alter und nur etwas höheren Kenntniſſen entſcheidet, ſo kann man leicht denken, welche Rückſicht derſelbe auf guten Willen, Talent, Schüchternheit und Befangenheit der Kleinen nehmen, und mit welcher Unpartheilichkeit er in dieſer Beziehung das Platzwegnehmen anordnen wird. Am gefährlichſten wird der Jugend eine ausgeſetzte Belohnung im Gelde, weil das oberſte Princip der Moral, das Gute wegen des Guten zu thun, ganz aufgehoben, und das Kind ein eigennütziger Söldner ſeiner Handlungen wird. An die Belohnungen reihen ſich recht gleichmäßig die Strafen in den Bell-Lancaſter'ſchen Schulen an. Da wird dem einen Kinde der Eſel angehängt, das andere muß ihn tragen; der muthwillige Knabe wird in einem Korbe, mitten in der Schule, aufgezogen, und bleibt darin während der Schulzeit zur Strafe hängen; Ruthe und Stock ſpielen auch ihre Rolle in denſelben. Sollen wir etwa auch noch zu ſolchen Strafmitteln greifen, da alle entehrenden Strafen, und Stock und Ruthe ſchon längſt aus unſern Schulen verbannt ſind, und wir durch die Lehren der Religion und Moral auf Verſtand und Gemüth der Kinder wirken, daß ſie das Böſe meiden; da wir nur Ehrliebe erregen, nicht aber den Ehrgeiz anfachen, da wir die Kinder ſich ſelbſt achten, und aus Achtung gegen ſich ſelbſt gut handeln lehren.

(Schluß folgt.)

* * *

Neue Münze.

Es ſind jüngſthin neue ſchwediſche Ducaten erſchienen, worauf 1818, als das Jahr der Thronbeſteigung des jetzigen Königs, angebracht iſt, und die Aufſchriften in der Landesſprache verfaßt ſind. Hauptſeite: Carl XIV. Sveriges Norr. G. Och. V. K. (Carl der 14., der Schweden, Normänner, Gothen und Wenden König). Das linksſehende Bruſtbild mit kurzen gekrauſten Haaren (Tituskopf). Rückſeite: Tolkets Kärlek Min Belöning 1818, (Volksliebe meine Belohnung). Das gekrönte, mit der Ordenskette des Seraphinen-Ordens umhangene Wapen, worin die drei goldenen Kronen im blauen Felde ſich befinden; unten ſtehen die Buchſtaben O. L. Man bemerkt hier den Titel des neu erworbenen Norwegens, das zuſammengenommen mit Schweden, in neueren Staatsſchriften auch Scandinavien genannt wird, ohne daß jedoch auf dieſer Münze das eigentliche norwegiſche Wapen, ein gekrönter Löwe mit einer Hellebarde, vorkommt. Der König, welcher bey ſeiner Thronbeſteigung und in den Krönungsmünzen, die wir im vor. Jahrg. Nr. 29. 1. Bnd. unſeres Blattes beſchrieben haben, den Namen Carl 14. Johannes führte, hat hier die einfachere Benennung Carl XIV. beybehalten. Der neue ausdrucksvolle Wahlſpruch hat viele Aehnlichkeit mit jenem ſeines Vorgängers, Adolph Friedrich, der vom J. 1751 bis 1771 regierte: Salus Publica, salus mea, (das allgemeine Wohl iſt das Meinige.) Unter den verſchiedenen Nahmen der Könige von Schweden, war bis jetzt nur einer, der auf die Zahl 14 reichte, nämlich Erich XIV., älteſter Sohn von Guſtav Waſa, der vom J. 1560 bis 1568 regierte.

Akbg.

◆

Winkelmanns Schatten an die Manen des Plinius *).

An Herrn Wenzel Edlen von Anterberg.

Biedrer Welt! O laſſe dich verſöhnen!
Laß den Unmuth der dich aufgeregt,
Der wie Sturm die Tanne wild bewegt,
Denen gelten, die dem Undank fröhnen!

Doch die Edlen, deren laut're Liebe
In dem Großen nur dich ſelbſt geſucht,
Und die Wurzel im Beſitz der Frucht;
Bewahrer ſind das, aber keine Diebe.

Und nicht Frevelthat mögſt du es heißen,
Wenn der Kenner in Pompeja gräbt;
Was er aus dem Schooß der Vorzeit hebt,
Will dem Zahn er, des Saturn, entreiſſen.

---

*) Dieſes Gedicht bezieht ſich auf ein früheres, gleichfalls an dieſen ſchätzbaren Archäologen und Beförderer dieſes Blattes gerichtet, in Nr. 11. des 1. Bandes dieſer Zeitſchrift, das man zur beſſeren Verſtändigung nachleſen kann.

Als ein Denkmahl der Herrenzeiten
Stellt in Tempeln würdig er es auf,
Daß im fernen, fernen Herrenlauf
Prangen mögen Eure Herrlichkeiten.

Und das Schöne lebt nicht, daß es ſterbe;
Den den Todten modern ſoll es nicht;
Aus der Gruft muß es herauf ans Licht,
Denn die Menſchheit ſelber iſt ſein Erbe!

Glz.

* * *

Pohlniſche Bibeln.

Eine Zeitſchrift, die ſich gerne mit Aufdeckung auch der unbedeutendſten Mängel des römiſchen Hofes befaßt, berichtete, daß in einem Zeitraume von 217 Jahren für zehn Millionen Katholiken, welche polniſch ſprechen, nicht mehr als 3000 Bibeln gedruckt worden ſeyen. — Der Schreiber dieſes Aufſatzes, er mag ein Mitglied der British and Foreigne Bible Society ſeyn, oder nicht, erlaube mir folgende Erinnerung:

Die erſte pohlniſche Bibel-Ueberſetzung (die alte Krakauer Bibel *) wurde wie bekannt, im J. 1561 zum Druck befördert, und erlebte in den J. 1575 und 1577 zwei Auflagen. — Im J. 1563 ließ Fürſt Radziwil auf eigene Koſten eine neue Verſion vornehmen und auflegen **). In den J. 1570 und 1572 erſchienen zwei Auflagen der ſocianiſchen Bibel, durch Simon Budney zu Nieswiz, in Lithauen ***). — Im J. 1599 veranlaßte Jacob Wuyk eine neue Uebertragung aus der Vulgata, welche von Clemens VIII. beſtätiget wurde ****), und in den J. 1740—1771 zwei Auflagen erlebte. — Endlich ließ im J. 1632 die reformirte Gemeinde zu Danzig die ſogenannte Danziger Bibel in Druck herausgeben, die im J. 1660 zu Amſterdam, 1726 zu Halle, 1737 zu Königsberg, 1768 zu Brieg, 1799 wieder zu Königsberg, und 1810 zu Berlin nachgedruckt wurde.

Wenn auch die Krakauer Bibel manche Stelle aus der böhmiſch-proteſtantiſchen Bibel entlehnte, und daher die Beſtätigung des Papſtes nicht erhielt; wenn auch die Fürſt-Radziwilſche Bibel von dem hinterlaſſenen katholiſchen Sohne deſſelben größtentheils aufgekauft und verbrannt, und von der Danzinger Bibel viele Exemplare von den Jeſuiten ebenfalls vertilgt worden: ſo bleibt obige Angabe immer noch eine Rechnungsaufgabe, da die proteſtantiſchen Bibeln, welche von den katholiſchen eben nicht um Vieles verſchieden ſind, in ſo manchen katholiſchen Häuſern Eingang gefunden haben mögen.

Sollte obige Angabe aber auch richtig ſeyn: wären die katholiſch-pohlniſchen Unterthanen deßhalb weniger gottesfürchtig? weniger gute Väter und Bürger?? Warum alſo derlei Ausfälle? m — l.

* * *

---

*) Sie iſt ſelbſt in großen Bibliotheken etwas Seltenes.

**) Erlebte nur Eine Auflage.

***) Sollen nur einige Exemplare, und nur in großen Bibliotheken vorhanden ſeyn.

****) Die Sprache, obwohl veraltet, iſt rein und claſſiſch.

Allgemeine Novelliſtik.

Das Gelingen eines Ballets iſt bekanntlich ſo vielen Schwierigkeiten unterworfen, daß es etwas Seltenes iſt, wenn ſich unter Hunderten ein einziges gute befindet, welches, ohne der Erklärung eines Programms zu bedürfen, verſtändlich wird. Das neue Ballet des Hrn. Aumer, Alfred der Große, gehört unter die wenigen glücklichen Producte, die wir in dieſer Art ſowohl auf den franzöſiſchen als deutſchen Bühnen geſehen haben. Um uns zu überzeugen, daß wir in unſerm Urtheile über die Dichtung dieſes Ballets, die Muſik, den guten Geſchmack der Decorationen u. ſ. w., nicht durch die Vorliebe für die junge Künſtlerin beſtochen wurden, die an dem Tage der erſten Vorſtellung deſſelben *), beſondere Beweiſe von dem Wohlwollen des Publicums erhielt, haben wir es in einer zweiten Vorſtellung erſt ruhiger prüfen wollen. Alfred der Große iſt ein epiſches Ballet, und zeichnet ſich ſchon dadurch vortheilhaft aus, daß es durchaus keiner Beihülfe der Mythologie bedurfte, um intereſſant zu werden. Der Handlung liegen geſchichtliche Facta zum Grunde, von denen wir nur in Kürze folgende in das Gedächtniß unſerer Leſer zurückrufen wollen. -- Der Wille des verſtorbenen Königs der Angelſachſen, der traurige Zuſtand, in dem ſich dieſer Staat befand, und der allgemeine Wunſch des Volks beriefen Alfred auf den Thron. Dieſer für ſein Jahrhundert außerordentliche Mann, hatte im zwölften Jahre noch nichts erlernt; aber ſeine Geiſtesfähigkeiten entwickelten ſich von ſelbſt, und als er den Thron beſtiegen hatte, wurde er der eifrigſte Beſchützer der Künſte und Wiſſenſchaften. Sein Hang ſich mit den Muſen zu beſchäftigen, wurde nur zu oft durch die Einfälle der Dänen in ſeinen Staat unterbrochen; er ſchlug ſie zwar, und zwang den Feind mehreremal, Verträge zu unterzeichnen, die immer wieder von ihm gebrochen wurden; endlich aber verloren die Sachſen den Muth, und Alfred ſah ſich von Truppen entblößt. Er wurde gezwungen, ſeine treuen Diener zu verabſchieden, und in Bauernkleidern umher zu irren, ſelbſt eine Zeitlang einem Schäfer als Knecht zu dienen, um ſeinen Unterhalt zu gewinnen. Während dieſer Dienſtzeit machte die Frau des Schäfers dem Helden Alfred das Leben ziemlich bitter. Endlich erfährt er, es ſey einem der ſächſiſchen Edeln gelungen, die Dänen zu ſchlagen, und die bezauberte Fahne zu erobern, welche die Dänen für ihr Palladium hielten; ſogleich verläßt er ſeinen Schäfer, ſchleicht ſich in das Lager der Dänen, und findet daſelbſt durch ſein Harfenſpiel Eingang bey dem Heerführer derſelben, der ihn ſogar einige Tage bey ſich behält. Während dieſes kurzen Aufenthaltes überzeugt ſich Alfred von der Nachläßigkeit und blinden Sorgloſigkeit der Sieger; er beſchließt die Dänen anzugreifen. Der längſt Todtgeglaubte erſcheint wieder in der Mitte der Seinigen, flößt ihnen Muth ein, verſammelt bald um ſich einen Haufen treuer Diener und Waffengefährten, mit denen er unvermuthet den Feind überfällt, beſiegt, und um ſich der Treue deſſelben für die Zukunft zu verſichern, zwingt, das Chriſtenthum anzunehmen. — Die Angelſachſen genoſſen nach dieſem Siege mehrere Jahre hindurch einer friedlichen Ruhe, und Alfred hatte nun Muße genug, ſich mit der Beglückung ſeines Staates zu beſchäftigen. Dieſer Fürſt legte den Grund zu der heutigen Stärke Brittanniens, indem er den Geiſt ſeiner Nation leitete, ſich mit der Erweiterung ihres Seeweſens zu beſchäftigen. — Dieſe kurze Skizze enthält den hiſtoriſchen Stoff, aus dem Herr Aumer ſein Ballet ſchöpfte. — Im erſten Acte zeigt er uns ſeinen Helden auf der Flucht, von einem einzigen treuen Pagen begleitet, wie er von Hunger und Mattigkeit gezwungen, einem Pächter ſeine Dienſte anbieten muß, um ſeinen Unterhalt zu verdienen. Dieſer Pächter iſt gerade einer von den

---

*) Den 24. d. im k. k. Hoftheater nächſt dem Kärnthnerthor. —

ehemaligen Soldaten Alfreds; oft hatte er unter ſeinem Anführer Siege erfechten helfen. Als er in dem neuen Knechte ſeinen Fürſten erkennt, kann er ſeiner Freude und Verehrung nicht Einhalt thun. Dieſe glückliche Situation hat der Dichter ſehr gut benutzt. Bald gibt ein ländliches Feſt auch dem Helden Gelegenheit, ſich durch ſeine perſönliche Geſchicklichkeit die Achtung der Frau des Pächters, die ſich ſeiner Aufnahme im Hauſe anfänglich widerſetzte, zu erwerben, und durch ſein großmüthiges Benehmen als Sieger im Spiel und Tanz die Liebe der Landbewohner zu gewinnen. Plötzlich wird das Feſt durch die Ankunft der Tochter eines reichen Gutsbeſitzers, des Grafen Edelberth, unterbrochen, den man von einem feindlichen Trupp gefangen in der Entfernung fortführen ſieht. Der Anblick der ſchönen Alswith, Tochter des Grafen, entflammt den Muth Alfreds; er eilt mit den jungen Landleuten zur Befreiung des Grafen. — Im zweiten Acte kommt der Graf mit ſeinem Befreier Alfred, der leicht verwundet worden, zurück. Alswith wird durch den Muth des ſchönen Mannes zur Bewunderung, und von der Bewunderung zur Liebe hingeriſſen. Indeß Alfred, entkräftet, ſich dem Schlummer überläßt, feiert ſie mit ihren Geſpielinnen den Sieger. Der Held erwacht; Alswith will entfliehen, wird aber zurückgehalten. Alfred geſteht ihr ſeine Liebe, und ſie wird ihm zu erwiedern verſprechen, wenn er aus dem Kampfe gegen die Dänen ſiegreich zurückkehrt. Odun, der Heerführer der Angelſachſen, begibt ſich auf das Schloß des Grafen Edelberth: ihm war die Hand der ſchönen Alswith beſtimmt; ſeine Ankunft erregt in Alfreds Herzen Unruhe, aber ſie wird durch Alswiths Zuſage geſtillt. Graf Edelberth, um Alfreds Dienſte zu belohnen, benutzt die Anweſenheit Oduns, um ihm von ſelbigem den Ritterſchlag ertheilen zu laſſen. Kaum iſt dieſe Feierlichkeit beendigt, ſo ſtürzt ein Haufe Landleute, deren Hütten von den Dänen verheert worden, in den Saal, und fleht um Hülfe. Odun ſammelt die Anweſenden um ſich, und eilt, den Feind zu verjagen; auch Alfred, der ſeine Rührung kaum verbergen kann, als der Graf, durch den Druck einer Feder, Alfreds Bildniß, welches hinter dem des Grafen verborgen war, den Anweſenden zeigt, um ihren Muth zu reizen, greift nach den Waffen, und eilt dem Feinde entgegen. — Im dritten Acte erſcheint Alfred mit ſeinem treuen Pagen Oliver, als Barde verkleidet, in dem feindlichen Lager, wo die Dänen ſorglos ſich dem Vergnügen überlaſſen. Er ſpäht die Lage und Stärke des Heeres aus; indeß kommt der Anführer der Dänen, erblickt Alfred und ſeine Gefährten, die ſich zu entfernen ſuchten, wirft Verdacht auf ſie, und will ſie dem Tode überliefern; allein er iſt gezwungen, den Bitten ſeiner Offiziere nachzugeben, und Alfred freien Abzug aus dem Lager zu geſtatten. Bald überfallen nun die Sachſen das Lager der Dänen, der Kampf wird allgemein, die Dänen werden beſiegt; Alfred gibt ſich Alswith und dem Heere zu erkennen; die Dänen unterwerfen ſich, und ſchwören Gehorſam; Alfred belohnt ſeine Getreuen; erhält leicht von ſeinem ehemaligen Mitwerber um die Liebe Alswiths, die Abtretung ſeiner Anſprüche, und erhebt die junge Gräfin auf den Thron. — Die Scenen dieſer Handlung reihen ſich vortrefflich an einander, ſind mit neuen, lieblichen Tänzen, worunter wir gleich im Anfange ein Pas de deux, von dem lieblichen Schweſterpaar, Mad. Rozier und Dlle. Aumer getanzt, die ſchönen Gruppen im zweiten Acte, die Dlle. Milliere, als Alswith, während Alfred's Schlummer, anführt; ferner ein Pas de deux von Hrn. Taglioni und Bretel, und alle Tänze des zweiten Acts, zur Feier des Ritterſchlags, auszeichnen. Die Muſik zu dieſem Ballet, von Hrn. Grafen v. Gallenberg, iſt ſehr ſchön; ſie iſt reich an lieblicher Melodie, reich an Ideen, die von dem Hrn. Compoſiteur mit tiefer Kenntniß der Inſtrumentirung, und ſtrenger Beobachtung der Geſetze der Harmonie angewandt worden ſind. Die Muſik zu der Scene, wo der Pächter Jakſon, in Alfreds Gegenwart, die Geſundheit ſeines Königs ausbringt, iſt hinreißend; diejenige, welche den Tanz während

Alfreds Schlummer begleitet, iſt anmuthig und gelehrt zugleich, und der Marſch, während der feierlichen Aufnahme Alfreds in den Ritterſtand, ein gelungenes Meiſterſtück. Wäre eine ſo vortreffliche Muſik nicht einer Ouverture würdig geweſen? denn die wenigen Tacte vor dem Aufzuge des Vorhangs dürfen wir wohl nicht ſo benennen! Das Coſtum iſt reich und geſchmackvoll; die Decorationen beweiſen, daß Wiens Künſtler nicht ſchlummern; der Saal im Garten-Pavillon des Grafen Edelberth iſt eine der ſchönſten Decorationen, die wir je geſehen haben. Alle Künſte vereinten ſich, um die Beneſiz-Vorſtellung der Dlle. Aumer dem Publicum intereſſant zu machen. Sie ſowohl als ihr Vater haben ſich der Zufriedenheit desſelben zu erfreuen. Dieſe junge Künſtlerin beſitzt die Zuneigung des Publicums, unter deſſen Augen ſie den Grad von Vollkommenheit erreicht hat, der ſie ſo vortheilhaft auszeichnet. Möchte ſie doch ſtets den liebenswürdigen Reiz bewahren, der nur das Eigenthum der ſittlichen Schönheit ſeyn kann!

***h**d.

Der um die Aufnahme des ungariſchen Theaters ſo verdiente junge Dichter Carl von Kisfaludy hat erſt kürzlich zwei neue dramatiſche Gedichte unter die Preſſe gegeben.

— l.

Den 18. d. wird die Stuhlweiſſenburger Geſellſchaft ſich wieder nach Peſth begeben haben, um daſelbſt im großen ſtädtiſchen Theater aufzutreten. — l.

Es hat ſich eine Geſellſchaft von Freunden der Kunſt zu Bordeaux gebildet. Eine unbeſtimmte Anzahl kann auf Actien Theil daran nehmen. Jede Aktie beträgt nur 100 Fr. Die zuſammengebrachte Summe ſoll jedoch ſchon bedeutend genug ſeyn, um damit zur Unterſtützung und Ermunterung der Künſtler wirken zu können.

Nachdem der Großherzog von Toscana der ökonomiſch-agrariſchen Geſellſchaft der Georgofili zu Florenz ein Exemplar der Maſchine des Hrn. Chriſtian zu Paris, zur Zurüſtung des Flachſes und Hanfes ohne Einweichung, zum Geſchenke gemacht, ſo hat eine aus dem Mittel jener Akademie niedergeſetzte Commiſſion, jene auch im Königreich Neapel und in den päpſtlichen Staaten bereits vielfältig privilegirte (auch in Deutſchland gar häufig nachgeahmte) Maſchine in nähere Unterſuchung genommen, und gefunden, daß ſich dieſe neue Methode, den Hanf und Flachs zuzubereiten, durch mancherley unbeſtreitbare Vorzüge empfehle. Sie iſt kurz, der Geſundheit keineswegs nachtheilig, unabhängig von dem Wechſel der Jahreszeiten, ökonomiſch rückſichtlich auf Erſparniß der Handarbeit, liefert in Abſicht auf Quantität und Qualität ein vorzüglicheres Product, daß ſich leichter und ſchneller bleichen läßt, einen zähern Faden: auch kommt in der, von der Maſchine zermalmten holzigen Materie ein Erzeugniß zum Vorſchein, das von Pferden und Ochſen nicht verſchmäht wird *).

---

*) Daß neuere Erfahrungen in England und Frankreich die Zweckmäßigkeit dieſer Maſchine ſehr in Zweifel ſetzen, haben uns mancherlei Nachrichten gelehrt.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Graffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 17 fl. W.W. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Graffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

52.

(Wien, Dinſtag, den 2. Mai.)

Die projectirte hölzerne Bogenbrücke zwiſchen Ofen und Peſth.

III. (Beſchluß*).

Mit Grund konnte man erwarten, daß Hr. v. Campmiller gleich bey dem Entwurfe ſeiner hölzernen Bogenbrücke darauf gedacht habe, wie er der ſchädlichen Einwirkung der Witterung auf die hierzu verwendeten Holztheile zweckmäßig begegnen könne. Angenehm war es mir daher, dieſer Erwartung in C—s Publicandum an die ungariſche Statthalterei im Weſentlichen entſprochen zu ſehen. Wir wollen hierüber im Auszuge Hr. v. C. ſelbſt hören:

Das zur Brücke vorbezeichnete Holz muß, um dem beabſichtigten Zwecke zu entſprechen, in den drei Monaten: November, December und Jänner geſchlagen werden. Im Februar iſt dieſes Holz aus dem Wald in's Freie zu bringen, damit die ſcharfe Märzenluft ſolches gut austrockne. Iſt dieſes Holz im halben April bey ſcharfen Winden völlig zerſpaltet, zerriſſen und ziemlich ausgetrocknet, ſo wird die weitere Bearbeitung der Hölzer durch die Zimmerleute fortgeſetzt; doch würde man viel an den Arbeitskoſten erſparen, wenn man das ganze Holzquantum dort, wo es geſchlagen worden iſt, gleich vierkantig abzimmern, und nach den erforderlichen Maßen abſchneiden ließe.

Iſt nun das ganze zum Brückenbaue beſtimmte Holz gehörig vorgerichtet, ſo wird bey eintretender heißer Witterung, oder bey herrſchenden trockenen Winden, ſo viel Wagenſchmiere (aus Kienholz gezogen, und unter dem Namen böhmiſche oder Liptauer-Wagenſchmiere bekannt), gehitzt, und ſo viel als nöthig iſt, bey Aufſtellung der Brücke in die Spalten und Windriſſe eingelaſſen, und über das ganze Holz, Stück für Stück, heiß hineingebracht.

Durch dieſe Sättigung des Holzes mit heißer Wagenſchmiere, die durch die Windriſſe bis in den Kern eindringt, muß ſelbes, wie die Erfahrung beym Schiffbau hinlänglich beurkundet, vor den Einwirkungen der Witterung geſchützt bleiben. Zu mehrerer Vorſicht iſt die Sättigung bey ſtarken Holzgattungen, mit heißer Wagenſchmiere, ein- oder zweimal zu wiederholen, auch ſind nach einem Jahre ſämmtliche Holztheile der Brücke noch einmal auf obige Weiſe zu imbibiren, und dann bey trockener Witterung vorerſt die ganze Brücke mit Leinöhlfarbe zu grundiren, dann aber mit gutem Firniß zu überziehen.

---

*) Die Lieferung I. und II. in Nr. 43 und 48.

Weitere Vorſichtsmaßregeln ſind:

Kein Holz darf in die Erde eingegraben werden, um nicht in Fäulniß überzugehen; daher iſt es nöthig, am äußerſten Rande der Brücke, ein ſchwaches Mäuerchen zwiſchen dem aufgeſchüttet werdenden Erdreich und den Brückenhölzern aufzuführen.

Kein Hirnholz darf einen Stein berühren, dasſelbe muß daher mit einer Bleifütterung abgeſondert werden.

Keine Holzgattung wird gegen ſeinen natürlichen Wuchs gezwungen, vielweniger dürfen die Jahre abgehauen werden.

Bey dem Stoße, wo zwei Hölzer zuſammenſtoßen, werden ſelbe, vor der Sättigung mit Wagenſchmiere, mit einigen Hobelſtößen gleich gemacht. Blei einzulegen wäre hier überflüſſig, dagegen aber werden von vier zu vier Fuß leerbaumene Dippelnägel, von höchſtens 6 Zoll Länge, angebracht.

Die geraden Hölzer werden nach einem Winkel von 89 Graden bey ihrem Stoße abgeſchnitten, die krummen hingegen mit dem gewöhnlichen Zimmermannswinkel von 90 Graden, wodurch die Brücke von ſich ſelbſt ihren Bogen erhält.

Bey der horizontalen Auflage müſſen die Schraubenköpfe vom Pfeiler aufwärts gebraucht werden, bey den übrigen Schrauben iſt das Verfahren beliebig.

Iſt eine Anſchüttung oder Erhöhung zur Auffahrt nöthig, ſo muß ſelbe mit 4 Zoll pr. Klafter geſchehen.

Um endlich jedem Schaden vorzubeugen, welcher der Brücke durch hohes Waſſer oder Eismaſſen zugefüget werden könnte, werden die Brückenpfeiler zu einer ſolchen Höhe angetragen, daß ſelbſt das höchſte Waſſer oder die Eismaſſe niemals das letzte unterſte Stück der Brücke berühren, ſomit nie die Brücke beſchädigen kann.

Gewährt man nun, nach obigen Anſichten, Hrn. v. C. den Bau der Brücke, ſo bürgt er dafür, daß dieſe Brücke, bloß die Wiederholung des Anſtriches nach 20 bis 30 Jahren ausgenommen, 400 bis 600 Jahre, ohne einen Kreuzer Auslage dauern ſolle. Wer wäre mit der halben Dauerzeit nicht ſchon zufrieden?

Wie gewiß Hr. v. C. ſeiner Sache iſt, erhellt unter anderm auch daraus, daß er demjenigen, oder auch mehreren, welche ihn mit weſentlichen Ideen in Bogenbrücken-Modellen unterſtützen, oder ein in allen Prämiſſen mehr entſprechendes Modell ausſtellen werden, aus der zum Brückenbau beſtimmten, zu ſeiner Dispoſition ſtehenden und Ueberſchuß-Summe 60,000 fl. in Convent. Münze Beträge ausfolgen will.

Um nicht weitläuftig zu werden, und da ſämmtliche Verhandlungen über dieſen Brückenbau, ſammt den hiezu gehörigen Zeichnungen, durch den k. k. Hofagenten von Legrady dem Drucke übergeben worden ſind, wo alsdann Jeder ſeine Wißbegierde nach Genügen befriedigen kann, übergehe ich hier den originellen Bau der ſteinernen Brückenpfeiler, wo der ſogenannte Kaſten mit Pfeiſen im Flußbett befeſtiget wird, der jedoch in der Ausführung einigen Schwierigkeiten unterliegen dürfte, ſo wie manch Anderes, was in vorerwähntem voluminöſen Elaborat als nicht hieher, und oft auch nicht zur Sache gehörig, vorkommt, um den Leſern nicht länger meine Schluß-Anſicht vorzuenthalten.

Wenn man, frei von jedem Parteigeiſte, keiner Claſſe huldigend, die das verderbliche Motto:

Personne n'a d'Esprit,
Hors de nous et nos Amis,

an der Stirne trägt, beachtet, wie wenig Fortſchritte in der Brückenbaukunde — die eiſernen Brücken ausgenommen, auf die ich bey einer andern Gelegenheit zurückkommen werde — bis jetzt gemacht worden ſind, und das originelle Project, die Beantwortung der Einwürfe, die Anträge, die Dienſtroutine, und die ſonſtigen umfaſſenden Kenntniſſe des Hrn. Campmiller von Langenhoffen, dann noch den ſeltenen Umſtand in Erwägung zieht, daß er bereits die Geldmittel zum Brückenbau aufgefunden hat, ſo ſollte man ſchon als ein Freund der Wiſſenſchaft wünſchen, daß dieſer Brückenbau, nach Hrn. v. C—s Project, wirklich Statt finden möge. Denn, man ſage auch was man wolle, ewig wird es ſich, trotz aller Contradictorien, bewähren, daß nur Menſchen, in denen ſich die Intelligenz der Sache — das Licht der Wiſſenſchaft — mit der Kraft der Ausführung vereint, etwas Großes auf eine originelle Weiſe auszuführen im Stande ſind.

Plato amicus, Socrates amicus: sed magis amica — veritas.

A. Rittig v. Flammenſtern.

* * *

Die Bell-Lancaſter'ſchen Schulen in Beziehung auf das Schulweſen im öſterreichiſchen Kaiſerſtaate.

Von L. Chimani.

(Schluß von Nr. 51.)

Bey dem, was wir bis jetzt gegen die Bell-Lancaſter'ſchen Schulen, vielleicht zu eifernd, geſagt haben, wollen wir das Gute, was ſie an ſich haben, nicht verkennen; und wenn ſchon kein Lichtſtrahl in der pädagogiſchen Welt unbenützt verlöſchen ſoll, ſo glauben wir, daß wir ſelbſt aus den Bell-Lancaſter'ſchen Schulen manchen Nutzen ziehen können. Wir ſollen ſie verdeutſchen, mit unſerer deutſchen Lehrmethode verſchmelzen. In den rein mechaniſchen Theilen des Unterrichtes, wo es zuerſt nur auf Abrichten zu gewiſſen Fertigkeiten und auf Einüben abgeſehen iſt, kann die Bell-Lancaſter'ſche Methode gewiß mit unverkennbarem Nutzen auch in unſern Schulen angewendet werden. So lange die Kinder im Buchſtabiren, Sylbenweiſe leſen geübt werden, kann ein Monitor immer die Stelle des Lehrers bey einer kleinen Zahl ungeübter Schüler vertreten. Selbſt wenn die Kinder im Flüſſigleſen mechaniſch geübt werden, kann der Monitor den Lehrer noch durch Nachhülfe bey den Schwächern unterſtützen. Aber der Inhalt des Geleſenen, die aus demſelben abzuleitende Nutzanwendung kann nur durch den Lehrer auf die Schüler übergehen. So wird bey der erſten Uebung im Schreiben auf der Tafel und auf dem Papiere, nach dem Muſter der von dem Lehrer vorgeſchriebenen Striche und Buchſtaben, der Monitor den kleinen, unbehülflichen Kindern gute Dienſte leiſten können, wenn er aus der Zahl der beſten Schreiber in der Schule gewählt wird. Zur Einübung der von dem Lehrer erklärten und erläuterten Rechnungsfertigkeiten kann ein gut geübter Rechenſchuler als Monitor gebraucht werden. Bey dem Memoriren, welches wieder anfängt, in unſern Schulen, zur gleichmäßigen Uebung des Gedächtniſſes, mehr betrieben zu werden, kann der Monitor den unbehülflichen Kindern gute Nachhülfe leiſten; aber das, was eingelernt werden ſoll, muß der Lehrer vorher erklärt, und an das Wiſſen der Kinder angereihet haben, damit ſie zum lebendigen Bewußtſeyn gelangen. So ſind auch die Monitoren zum Ueberhören der aufgegebenen Lectionen, und zur Prüfung der dem häuslichen Fleiße überlaſſenen Ausarbeitungen gut zu gebrauchen; und es gibt faſt keinen Gegenſtand in unſern Schulen, wo die Monitoren, wenn ſie mit gehöriger Umſicht angewendet werden, dem Lehrer nicht weſentliche Dienſte leiſten können. Aber dieſe Monitoren müſſen aus den fähigſten Schülern, und oft aus einer höhern Claſſe, nicht wie in den Bell-Lancaſter'ſchen Schulen aus jenen, die nur auf einer kleinen Stufe des Wiſſens oder der Fertigkeit höher ſtehen, gewählt werden, und hierzu ließen ſich an Hauptſchulen, während des pädagogiſchen Lehr-Curſes, die Lehramts-Candidaten ſehr gut verwenden.

Es gibt bey uns auch Schulen, wo es nicht ſo viel auf geiſtige Ausbildung, als bloß auf Uebung in mechaniſchen Fertigkeiten abgeſehen iſt. Hierzu gehören die Schulen, in welchen die Mannſchaft der Regimenter im Leſen, Schreiben und Rechnen geübt wird. Hier kommt es nicht auf höchſte Vollkommenheit in dieſen Gegenſtänden, ſondern nur auf das Einüben derſelben, nach dem Bedürfniſſe der Unterrichteten, an; und da hier die Kürze der Zeit, in welcher dieſes bewirkt werden kann, ſehr in Betrachtung zu ziehen iſt, ſo wird in dieſen Compagnie-Schulen die Bell-Lancaſter'ſche Methode mit beſtem Erfolge angewendet werden können. Die Schulen, welche die menſchenfreundliche öſterreichiſche Staats-Verwaltung in den Strafhäuſern errichtet hat, könnten die Bell-Lancaſter'ſche Lehrmethode benützen, weil es auch in denſelben bloß auf Einübung des Leſens, Schreibens und Rechnens abgeſehen iſt, um den Sträfling, nach der Strafzeit, der bürgerlichen Brauchbarkeit näher zu bringen. Ganz läßt ſich aber die Bell-Lancaſter'ſche Methode auf die Arbeits- oder Induſtrie-Schulen anwenden. Dieſelben ſind nur, um die Jugend in mechaniſchen Arbeiten zu üben, und an Arbeitſamkeit zu gewöhnen, und dieſes kann durch Abtheilung der Lehrlinge in Rotten, über deren jede ein in Arbeiten geübtes Mädchen als Aufſeherin geſetzt iſt, ſehr leicht bewirkt werden. Eine Lehrerin kann unmöglich das ganze Heer der Schülerinnen, deren jede etwas anders arbeitet, überſehen, und jeder in der gehörigen Zeit zu Hülfe kommen. Es iſt nothwendig, daß dieſe Aufſicht unter Mehrere getheilt werde, wodurch nicht nur der Fortgang, ſondern auch die Gewöhnung an Fleiß, Ordnung und Genauigkeit in der Arbeit ſehr befördert wird.

Vielen mag es auffallen, daß die Bell-Lancaſter'ſche Methode ſehr viele und angeſehene Vertheidiger, und eben ſo viele Gegner, beſonders unter den Pädagogen Deutſchlands gefunden hat. Dieſes darf niemand befremden, da jede neue ausländiſche Erfindung durch die Neuheit ſelbſt Viele einnimmt, und wenn ſie alten Gewohnheiten gerade zu entgegen ſteht, bey Andern dagegen Widerſpruch findet. Zudem ſind bis jetzt die Bell-Lancaſter'ſchen Schulen mehrentheils nur von Männern, die ſich mit Pädagogik nie beſchäftiget haben, beſchrieben und über alles Maß erhoben worden. Dieſe Männer, denen Volksbildung gewiß am Herzen lag, ſahen die Bell-Lancaſter'ſchen Schulen nur, wenn dieſe auf den Beſuch vorbereitet waren, ſie ſahen nur die glänzende Außenſeite, und von dem Glanze geblendet, konnten ſie die Schattenſeite nicht bemerken. Ihnen ergieng es ſo wie ſo vielen Nichtpädagogen, welche einer Schulprüfung beywohnen, die oft einem einſtudirten Schauſpiele gleicht, und die daher auf die Vortrefflichkeit der Lehrmethode und auf den Fleiß des Lehrers und der Schüler nach der Rolle, die der Lehrer und der Schüler eingelernt haben, ſchließen. Um eine Lehrmethode und eine Schule richtig zu beurtheilen, muß man einen pädagogiſchen Tact, einen pädagogiſchen Scharfſinn haben, den man nur durch gründliche Theorie und durch Erfahrungen in dem langjährigen Lehramte erlangt. Daß die Bell-Lancaſter'ſchen Schulen faſt alle bewährten Pädagogen Deutſchlands zu Gegnern haben, liegt, wie wir oben gezeigt haben, in dem Mechanismus der Methode ſelbſt.

Allgemeine Novelliſtik.

Man kann in jedem kleinen Cabinett oder Schlafzimmer, wo Platz für eine Badewanne und für einen kleinen Stubenofen iſt, ein Bad erhalten, in welchem auf vielerlei Art gebadet werden, und man die mancherlei Bäder und ihre Miſchungen ſich ſelbſt bereiten kann. Der um Mechanik, Induſtrie und Literatur vielverdiente Baurath Hr. Wilh. Glenk (hier) hat uns kürzlich folgende Notiz über ſeine dießfällige Erfindung mitgetheilt: Bekanntlich ſind die Naß- oder Warmwaſſerbäder nicht für jeden Krankheitszuſtand dienlich, — dagegen für manchen die Dunſt- und Dampf-, eigentlich naſſen Schwitzbäder, die bey den Griechen und Römern allgemeingängig waren, und im Orient, auch bey den Türken nnd Ruſſen im Gebrauch geblieben ſind, zuträglicher werden; für andere Zuſtände aber die geiſtig bereicherten, nähmlich entweder, a mit Kräuter-Eſſenzen, oder b mit Mineralſtoffen verſetzten, oder mit beiden a und b zugleich gemengten, in Dunſt- oder Dampfgeſtalt übergeführten Schwitzbäder, die entweder auf den ganzen Körper, oder bloß auf den geſchwächten, ſtockenden, oder leidenden Theil geleitet, und ſelbſt auch innerlich als ſtärkende Dunſtkliſtire angewendet werden können, gerathener ſind; ſo wie für noch andere Zufälle, die hierin künſtlich nachzumachenden Mineral-Quellenbäder, nach des Doctor Döbereiner Belehrung, von der Wechſelwirkung der zerſetzenden Mineralſtoffe, vermöge der kohlenſauren und Hidrotion Gasentbindung in deren lebensthätigen Regung auf den Organismus, ihre von Aerzten gewählte und dictirte Empfehlung verdienen. Zur Vervollſtändigung eines Ganzen, als des Zweckes von dieſer aufgeſtellten Badeinrichtung, kann auch die Schwefelräucherung in Verbindung treten, ohne daß der Apparat des Doctor de Sales ꝛc. nachzumachen nöthig, indem eine einfachere Vorrichtung mit dieſer Hausbädereinrichtung, worin neben der trockenen auch eine dunſtförmige mehr gangbelebte eingerichtet iſt, in Verbindung gebracht iſt ꝛc. — Wenn nun in einer ſo einfachen, wenig Raum brauchenden circa 150 bis 200 fl. C. M. koſtenden Badeeinrichtung in den Wohnhäuſern vermöglicher Familien, ſolcherlei Geſundheitsbäder, die nach Erforderniß der mancherlei Krankheitsumſtände, in verſchiedenerlei Art und Miſchung, ſelbſt bereitet werden, und wenn ſie ſolche, mit aller Bequemlichkeit, täglich und ſtündlich, wie und wo ſie ein kränklicher Anfall begehrt, alſogleich nach dieſer Auswahl, und mit geringen Koſten, hiemit als ein Hilfsmittel haben können: ſo glaubt der Erfinder von dieſer Einrichtung, mit ihrer Bekanntmachung, Aufmerkſamkeit zu verdienen. Ein Weiteres kann man in der Verlagshandlung erfahren.

Am 15. d. gab Hr. Regiſſeur und Balletmeiſter Horſchelt im Theater a. d. Wien zu ſeinem Benefice eine Feen-Pantomime: »Oberon, König der Elfen.« Die Handlung beginnt, als Hüon auf dem Libanon ſeines Vaters Knappen, den treuen, alten Scherasmin findet, und dem Erſtaunten erzählt, daß er auf Befehl ſeines Königs hinziehe, um dem Kalifen von Babylon Zähne und Barthaar auszuziehen. Bald iſt er und ſein Begleiter Scherasmin in Oberons Zauberwald. Dieſer König der Elfen iſt von Titanien, ſeiner Gattin, ſo lange getrennt, bis eines liebenden Paares Treue in den größten Gefahren ſich erprobt. Dieſes Paar ſoll Hüon und des Kalifen Tochter ſeyn. Um ſich durch den Ritter zu helfen, begabt ihn Oberon mit dem Zauberhorn; und die durch eine Verbindung mit einem ihr verhaßten Liebhaber bedrohte Rezia, des Kalifen Tochter, erkennt in dem ſich zum Vermählungsfeſte drängenden Hüon ihr Ideal, das ſie ſchon im Traume ſah, ſo wie auch Hüon ſeine Theuerſte zuerſt in einer Erſcheinung erblickte, die ihm Oberon zeigte. Die Liebenden fliegen einander in die Arme, und die herandringenden Babylonier werden durch das Horn gebändigt. Die Liebenden fliehn unter Oberons Schutz, aber die Prüfung beginnt erſt. Aus einem Schiffbruch retten ſie ſich auf eine Inſel, von der Rezia durch Seeräuber entführt, und in das Serail des Dey von Tunis gebracht wird, der ſich ſogleich in ſie verliebt. Aber auch in das Serail dringt Hüon, der von einem dienſtbaren Geiſte Oberons von der Inſel, durch die Luft, nach Tunis gebracht wurde. Der eiferſüchtige Dey will Ergebung von Seite der Liebenden, oder den Tod derſelben. Schon ſtehen ſie auf dem angezündeten Holzſtoße, als Oberons Macht, welcher durch der Liebenden Treue mit Titanien verbunden iſt, ſie rettet. — Das gewählte Sujet iſt ganz zu einem Ballete geeignet, da ſelbes durch Wielands herrliche Dichtung allgemein bekannt iſt, und nur allgemein bekannte, oder wenn ſie erfunden ſind, durchaus leicht verſtändliche Fabeln ſollten zu Balleten verwendet werden; dann half Horſchelt durch ein erklärendes Programm noch überdieß nach, was doch noch nicht überflüßig war. Es iſt gewiß, daß der ſehr talentvolle Hr. Horſchelt ſo viel von Wielands Oberon benützte, als er für ſeine Kinder brauchen konnte, und zwar auf eine ſehr ſinnreiche Weiſe. Es iſt freilich auch nicht zu leugnen, daß er viel zu viele Ereigniſſe (von Handlung im dramatiſchen Sinne zu unterſcheiden) in den beſchränkten Raum zuſammendrängte, wodurch es ganz unmöglich wurde, die einzelnen Situationen auszuführen, und die Verbindung derſelben deutlich zu machen. Dieß konnte er nur dieſes Mal wagen, und nicht ohne Nachtheil. Einzelne Scenen ſind in mimiſcher Hinſicht ganz vortrefflich ausgeführt, wie die Erkennung Hüons von Scherasmin, Scherasmins Abrathen vom Eindringen in den Zauberwald, Rezias Scene vor und nach dem Traume, die Scene auf der Inſel, im Kerker u. a. Von den ſchönen Tänzen iſt wohl beſonders das Pas de deux der Dlle. Heberle und ihrer kleinen Gefährtinn (die zugleich als Folie und Probe dient), und das Terzett im dritten Acte, getanzt von den Dllen. Heberle, Mayer und Wirdiſch auszuzeichnen. Beſonders anziehend ſind aber die Entree's. Man kann ſich nichts Reizenderes als die Tänze der Elfen und Nymphen Titaniens im zweiten Acte, nichts Mannigfaltigeres als die Enſembles im Serail des Dey vorſtellen. Die lieblichſten, reizendſten Gruppen, die ſinnigſte Wahl in Farben und Formen, das anziehendſte und paſſendſte Arrangement findet ſich in allen Theilen des Balletes, und bereitet ſelbſt dem, der mit ähnlichen Genüſſen ſich ſchon überſattigt glaubt, noch Ueberraſchung. Durch mimiſches Talent zeichneten ſich, wie immer, Angioletta Mayer als Rezia, die Wirdiſch als Hüon, und Laroche als Scherasmin, im Tanze nebſt der Heberle die beiden genannten Mädchen aus. Die Decorationen ſind durchgängig neu und ſehr ſchön, beſonders die beiden Haine. Die Maſchinerie kann wohl nicht mehr leiſten, als aus dem Boden einen neuen Schauplatz hervorwachſen laſſen, wie in dieſem Ballete geſchieht. Der Hr. Opern-Director v. Seyfried ſchien zeigen zu wollen, daß es nur von ſeinem Willen abhängt, auch die leichteſten, gefälligſten und mannigfaltigſten Melodien zu componiren, welche ſich von den beliebteſten nur dadurch unterſcheiden, daß jede an ihrer Stelle vorkommt. Hr. Horſchelt wurde wiederholt während der Vorſtellung und am Schluſſe gerufen; einmal erſchien er mit dem Hrn. Theatermahler Neefe, und dem Hrn. Maſchiniſten Roller an der Hand, welche bey der Ausſchmückung dieſes Balletes ſo thätig waren.

Am 27. d. gab Hr. Vimercati, aus Mailand, im k. k. kleinen Redouten-Saale, um die Mittagsſtunde, ſein zweites Concert. Er ſelbſt ſpielte ein Adagio und Polonaiſe, von Duſſek, für die engliſche Mandola; begleitete eine Arie von Pär, geſungen von Dlle. Bio, auf ſelber, und ſpielte ſodann Doppel-Variationen, neu von Herrn Payer, gemeinſam mit dem Compoſiteur, der den Clavier-Part vortrug. Hr. Vimercati bewies abermal, daß wahres Kunſttalent auch mit beſchränkten Mitteln Großes zu leiſten vermag. Wer kann, ohne Vimercati gehört zu haben, ahnen, was man auf dieſem Piccolo-Inſtrumente herauszubringen vermag? Seine Fertigkeit iſt unglaublich, ſein Vortrag ſehr zart und voll Schattirungen. Er erntete allgemeinen Beyfall. Nebſt ihm zeichnete ſich Dlle. Bio durch ihre auffallenden Fortſchritte im Geſange aus, ſo wie Hr. Payer durch ſeine angenehme Compoſition und ſein vorzügliches Spiel. Der Saal war ziemlich leer.

Wieder eimal eine Oper, welche das Herz erquickt, den Verſtand beſchäftigt, die Urtheilskraft befriedigt! »Agneſe, oder: Wahnſinn aus gekränkter Vaterliebe« iſt gemeint; Muſik von Pär. Sie wurde am 27. April im Theater an der Wien gegeben, und die Großherzogl. Baadenſche Kammerſängerin Weixelbaum, nebſt dem königl. baieriſch. Hofſänger Fiſcher traten darin auf, die Dame als Agneſe, der Herr als Lord Morriſon. Das Sujet iſt zwar etwas langweilig. Lord Morriſon war wegen der Flucht ſeiner Tochter wahnſinnig geworden. Die Flüchtige, von ihrem Verführer und Gatten übel behandelt, kehrt zurück, findet ihren Vater in ſeiner Geiſteszerrüttung, und wird von ihm nicht erkannt. Belton, Agneſens Gatte, eilt voll Reue ſeiner Gattin nach, und findet ſie in Williams Hauſe, dem Freunde Morriſons, bey welchem dieſer auch in Gewahrſam iſt. Wie Morriſon nach und nach durch die Gegenwart ſeiner Tochter geheilt, dem reuigen Gatten verziehen, und Aller Glück hergeſtellt wird, iſt der Inhalt der Oper. Da der wahnſinnige Morriſon die Hauptperſon des Stückes iſt, kommt eine gewiſſe beengende Einförmigkeit in das

Ganze, welche das Gemüth preſſet, und dem Geſchmacke nicht zuſagt; aber die Muſik macht alles vergeſſen, und die lange Oper endet ehe man gewahr wird, wie lang man im Theater ſaß. Alle Momente ſind in der Muſik ſo lebhaft ausgedrückt, die Melodien ſo mannigfaltig und ſo glücklich erfunden, die Inſtrumentation ſo einfach und ſo wirkungsvoll, der Satz ſo rein, daß dieſe wackere Compoſition ihre Wirkung nicht verfehlen konnte. Es iſt ſehr zu wundern, daß dieſe Oper ſo lange hier nicht gehört wurde. Die Aufführung war durch Mdme. **Weixelbaum** und Hrn. **Fiſcher** wirklich ſehr ausgezeichnet. Dieſe Kunſtgenoſſen haben viele Aehnlichkeit: beide ſind ſehr brav in der mimiſchen Darſtellung, beide vollendete Sänger, beider Stimmen über ihre Blüthenzeit hinaus, beider Vortrag iſt voll Seele, voll Gefühl. Hr. **Fiſcher** gab als Schauſpieler den wahnſinnigen Lord unübertrefflich, und verdeckte durch ſeine herrliche muſicaliſche Declamation ſo manche Mangelhaftigkeit. Am meiſten ſchadet ihm der Umſtand, daß ſeine Töne nicht gleich im Entſtehen vernehmbar ſind, dadurch entſteht eine Intonation, welche an ein Blöken mahnet, und doch dringt ſein Geſang zum Herzen. Die Sängerin bewies ungemein viel Fertigkeit, entwickelte die zarteſte Nuancirung, und befriedigte allgemein. Sie mußte das Duett mit Hrn. **Jäger** im zweiten Act wiederholen, welcher Sänger durch ſeine ſchöne Stimme brillirte. Von den übrigen Mitwirkenden wurde das Ihrige recht fleißig geleiſtet. Im Orcheſter zeichnete ſich Hr. **Herbſt** aus. Die Oper erhielt allgemeinen Beifall, und beym Herausgehen hörte man recht viele Bemerkungen, wie **Pär** von einem jüngern Landsmanne doch gar zu auffallend benützt worden ſey.

Im Leopoldſtädter-Theater ward den 16. d. zum erſtenmale gegeben: **Der Koſaken-Offizier**, Operette in einem Acte, frei aus dem Franzöſiſchen überſetzt von **K. Gollnik**. Die Muſik von **Giannetta Dumonchau**. Der Plan dieſes Stückes iſt von wenig Bedeutung, und keiner Darſtellung werth. Die Compoſition der Muſik iſt gediegen, nicht ſo die Ausführung. Dem General-Major **Rezikow** hatte das Alter und die Liebe das Gedächtniß genommen. **Zeliska** ſang ohne Stimme; **Feodor** aber ſcheint die wohlgemeinten Urtheile über ſein Spiel zu beherzigen. Dießmal hatte er ſeine Rolle fleißig ſtudiert, und bewegte ſich ſchon etwas freier; unter ſolchen Umſtänden kann ihm ſeine Befangenheit nur zur Ehre gereichen. Das Ganze dürfte auf dieſer Bühne kaum Glück machen.

—g.

Herr **Wolfgang Amade Mozart** gibt heute um die Mittagsſtunde im k. k. kleinen Redouten-Saale ein Inſtrumental- und Vocal-Concert. Die dabey vorkommenden Stücke ſind: 1.) Erſter Satz von **Mozarts** (des Vaters) Simphonie in g — mol. 2.) Concert für das Pianoforte, componirt und geſpielt von W. A. **Mozart**. 3.) Arie aus der Oper: Clemenza di Tito (»Parto«), geſungen von Mad. **Grünbaum**, k. k. Hof- und Hof-Opern-Sängerin. 4.) Finale aus der obigen Simphonie. 5.) Arie aus der Oper: **Don Juan**, geſungen von Hrn. **Jäger**, Sänger des k. k. priv. Theaters a. d. Wien. 6.) Variationen über ein ruſſiſches Thema für das Pianoforte allein, componirt und geſpielt von W. A. **Mozart**. Eintrittscarten, zu 5 fl. WW., ſind in der Kunſthandlung des Hrn. S. A. **Steiner** und **Comp.** am Graben, und am Tage des Concerts an der Caſſe zu haben.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der **Cath. Graffer'ſchen** Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 17 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (**Franz Gräffer**) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

53.

(Wien, Donnerſtag, den 4. Mai.)

Die Albaneſerin [*].

Dramaturgiſche Critik von Wilh. Hebenſtreit.

Baſil, der König von Sicilien, hatte zwei Söhne: **Fernando**, aus der erſten Ehe mit **Mathilde von Neapolis**, und **Enrico**, aus der zweiten mit **Blanca Sanperi**, der Tochter ſeines Vaſallen. Ein Reichsgeſetz, vom kalten Norweg ausgebrütet, deß Volk **Sicilien** den **Mauren** abgewann, gebot aber:

> »Nie ſoll der Regent, wenn ihm ein Sohn lebt aus gelöſter Ehe, zu neuem Bündniß ſchreiten, daß nimmer, um künftig Regiment, wie zwiſchen **Dan** und **Nor** einſt, Fehd' entſtehe, und zweier Mütter Erſtgeborne ſtreiten. Geſchieht's, ſo iſt ſofort das Reich dem Sohne, und fehlt das Alter ihm, die Vormundſchaft dem Herzog von **Camaſtro** zugehörig.«

Dieſes Geſetz hob der König bey ſeiner zweiten Vermählung auf; dennoch überzog **Camaſtro**, um **Mathildens** Sohne Recht zu ſchaffen, denſelben mit Krieg. **Blanca**, die **Enrico** ſchon geboren hatte, folgte ihrem Gemahle in's Feld, und fand bey einem nächtlichen Ueberfalle ihren Tod. **Baſil** ließ ihren **hufzertretenen Leichnam** in die erneuerte Schlacht tragen, und nach erſtürmtem Siege den gefangenen Herzog enthaupten. Vor ſeinem Tode rief dieſer nun das Schickſal auf, und die Dämonen alſo:

> »Wie er (der König) mich richtet, richtet ihn; reiht an ſein Unrecht alle Folgen, die mein Recht bewahren. Fahl und blutig, wie zur Erd' er ſchleudert mein gehaßtes Haupt, zeigt in der Luft, hoch auf dem Pfahl der Schmach, ihm einſt ein Haupt, das er geliebt; raubt, wie das Geſetz er durch zwei Weiber brach, ihm durch ein Weib beider Mütter Söhne, und laßt ſein Grabmal ohne Kindesthräne.«

Die Söhne wuchſen auf; der Vater, um dem Fluche zu entgehen, worin er Bruderhaß und Brudermord ahnete, erzog ſie zur innigſten Bruderliebe. **Fernando** gab Alles, was **Enrico** forderte, erklärte ſich ſogar bereit, ihm, auf Begehren, den Thron abzutreten, und der glückliche Vater glaubte ſelbſt die letzte Prüfung, die er am Meiſten gefürchtet, die durch

---

[*] Trauerſpiel in fünf Aufzügen, von Hofrath **Müllner**; aufgeführt zum erſten Mahle am 1. Mai im k. k. Hoftheater nächſt der Burg. Ort: Der königliche Pallaſt zu **Syracus**; Zeit — nicht beſtimmt.

Frauenliebe, ſchon beſtanden, weil Enrico mit Fernando wegen der Hand Eleonorens, Tochter des Fürſten Savelli, genannt Albana oder die Albaneſerin, nicht in Zwietracht gerathen, ſondern um ihre Liebe für ſeinen Bruder geworben hatte, und ſie dem zu Folge deſſen Gattin geworden war.

So aber war es im Reiche der Dämonen nicht beſchloſſen. Von Thatendurſt getrieben, erbittet Enrico Siciliens Flotte vom Vater, und reizt Almanſor, den Tuneſer, zum Kriege. Durch Zufall verliert er die Seeſchlacht. Die Tuneſer landen. Fernando eilt zur Hülfe, und wird geſchlagen. Als der König zu ſeiner Rettung erſcheint, erblickt er deſſen Haupt, mit Helm und Federzier, blutig, hoch in der Luft, am Maſte des Tuneſer-Schiffes. Der Leichnam liegt am Strande; rings um den König her erſchallt dämoniſches Gelächter.

Ueber den Verluſt ſeines Bruders iſt, wie man glaubt, Enrico wahnſinnig geworden. Dem Tode hat ihn die Albaneſerin durch ihre Pflege entriſſen; ſeine Heilung zu bewirken iſt Benvolio, der Leibarzt ihres Vaters, verſchrieben. Sein Auftreten mit Leontio, dem Pagen Enrico's, eröffnet das Trauerſpiel. Im Vorgemache des Königs erfährt der Arzt, daß es ſich nicht handle, wie angegeben, um Eleonorens, ſondern um Enrico's Heilung, und damit Arzt und Zuhörer wiſſen, woran ſie ſind, ſo ruft Leontio aus:

> Jetzt endlich darf ich reden, weil ich ſoll.
> Der Weg iſt frei für Wahrheit und für Klagen,
> Laßt mich euch jene ohne Schminke ſagen:
> Des Reiches Erbe, der Infant, iſt toll.

Der ankommende König erklärt dem Arzte den Gang der, vorſtehend erzählten, Begebenheiten. Ueber die eigentliche Urſache der Krankheit bleibt dieſer noch in Ungewißheit. Die Scene wird durch den Kanzler Onophrius unterbrochen, welchen der Theaterzettel, ſonſt aber durchaus nichts, als den Erzieher der Prinzen bezeichnet. Er meldet, daß des enthaupteten Herzogs Sohn, Don Manuel, wahrſcheinlich im Einverſtändniſſe mit Almanſor, auf die Thronfolge Anſpruch machen dürfe, und das Volk wegen Enrico's Krankheit und Fernando's Waffen, die noch in Feindes Hand ſich befinden, unruhig ſey. Der König verweiſet ihn und Volk ganz kurz zum Schweigen, und der halbbeleidigte Kanzler ſchließt den erſten Aufzug mit der Folgerung:

> Sicilien ſey im Haupt unfehlbar krank.

Aus einer Unterredung mit der Albaneſerin zu Anfang des zweiten Aufzuges, erräth der Arzt, daß ſie und Enrico ſich lieben. Der Krankheitsſtoff iſt gefunden. Er verlangt, ſie müſſe ihn ſehen, und bewegt ſie, zu erſcheinen, wenn er im Geſpräche mit ihm den Namen Fernando nennen wird. Enrico kommt mit dem Könige, ſpricht anfänglich ziemlich ruhig, wird aber bey der Erinnerung an die Albaneſerin hitzig bis zum Wahnſinn, ſo, daß er mit dem Schwerte auf den Vater eindringt. Der Page entwaffnet ihn; der König verläßt ihn; der Page auch, und der Arzt bleibt allein mit ihm.

Enrico, ruhiger geworden, ſtellt über ſeine Träumereien Betrachtungen an. Der Arzt geht pſychologiſch zu Werke. Jener meint: Albana ſey

Schuld, daß er geneſen, und dafür wolle und müſſe er ſie tödlich haſſen. Was das bedeutet, weiß der Arzt ſchon. Des Pagen räthſelhafte Aeußerung:

Es iſt, als ob die Tollheit ſelbſt ihr Leiden
Nicht anders mildern konnt', als durch die Liſt:
Die Liebe, die des Leidens Urſach iſt
In die Geſtalt des Haſſes zu verkleiden.

iſt ihm kein Räthſel mehr. Daher die Erwiederung: die Bruſt ſey nur vom entzweiten Triebe bedrängt. In dieſem Geſpräche legt der Arzt einigemale viel Nachdruck auf den Namen Fernando. Albana tritt ein. Enrico's Geſtändniß wird klarer. Im Unmuth nennt er jene falſch, gleiſſend, giftig, Buhlerin. Außer ſich geſteht ſie, daß Er ihre erſte Liebe geweſen. Ohnmächtig ſinkt Enrico nieder. Die Criſis iſt eingetreten; ſie iſt, nach des Arztes Meinung, entſcheidend. »Hat dieſer Wetterſtrahl nicht gezündet, ſo kehrt in ſeines Hauptes Nacht nie Licht zurück.«

Im dritten Aufzuge erwacht die Albaneſerin. Sie will ihre Liebe zu Fernando retten, und zu ihrem Vater zurückkehren. Der Arzt beſtimmt ſie, zu bleiben. Enrico iſt ſchon geheilt; der König glaubte Zaubermacht durch Zauber überwunden; geht Albana und die Hoffnung mit ihr, ſo trifft Verzweiflung und Raſerey den kaum Geneſenen. Auch müſſe ſie ihn nochmahls hören. Albana ſchwankt, entſcheidet jedoch für Fernando. Da tritt ein der König mit Enrico; der Arzt verſichert, daß nur Leonoren die Natur ſich berge, wenn ſie die Pflicht übe, der Natur zu weichen. Dieſes Räthſel löſet Enrico durch das Geſtändniß ſeiner frühern Liebe zu Albana. Er hatte geſchwiegen, weil Fernando mit ſeinem Geſtändniß ihm zuvorgekommen war. Gerührt von dem großen, dem Bruder gebrachten Opfer, bekennt Albana abermahls, und zwar jetzt zu Enrico's Füßen: daß der Jungfrau Liebe erwacht, geſteigert ſey in der Witwen Liebe, und ſie ihn lieben dürfe, da er tugendhaft ſey. Der erſtaunte Vater denkt zwar an Gemaſtro's Fluch: »raubt ihm durch ein Weib zweyer Mütter Söhne« willigt indeß doch ein. Der Page meldet den Kanzler; Enrico beſteigt einen wilden Araber und durchfliegt die darob jubelnde Stadt.

Der Kanzler muß mit ſeiner ſeltſam dunklen Mähr verſtummen; denn der König eröffnet ihm ſogleich das Vorgefallene und befiehlt, die Sache nach Rom zu berichten. Bey den Einwendungen über die Statthaftigkeit der neuen Verbindung, unter welchen der Mangel an kanoniſcher Gewißheit von Fernando's Tode die wichtigſte iſt, weil ſein Geſicht gefehlt hat, findet er Gelegenheit zu berichten, daß jener Don Manuel (ſ. 1. Act) auf dem Zuge ſey, dem Könige Fernando's aus Tunis gebrachte Waffen unterwürfig zu Füßen zu legen, und ſich in ſeinem Gefolge vielleicht der einzige Zeuge von Fernando's gewiſſem Tode befinden könne, ein Ritter nähmlich, der in Gefangenſchaft gerathen, als der Infant gefallen ſey. Der König beſchließt den jungen Herzog zu ſehen, dem er einen Vater ſchuldig iſt, und der nun mit einem gnädigen König vorlieb nehmen ſoll.

Benvolio, der Arzt, beginnt den vierten Aufzug mit Betrachtungen über Don Manuel's Ankunft. Der Page erzählt ihm den Eindruck ſeiner Erſcheinung auf's Volk, und jenen, den das alberne, durch die mitgebrachten

Waffen veranlaßte Geſchrey, »es lebe Fernando!« auf Enrico gemacht haben. Letzterer ſchenkt dem Arzt zur Belohnung einen koſtbaren Ring, der Gift verſchließt, wie ihn Siciliens Fürſten zu tragen pflegen, um ſchmählicher Gefangenſchaft zu entgehen. Der Arzt preiſet ſeinen Muth und ſeine Stärke, weil er in der Krankheit das Gift verſchmäht, und den Tod im innern Kampf geſchlagen habe. Der Zug der Ritter naht. Enrico geht denſelben zu empfangen. D. Manuel verneint des Königs raſche Frage: »ob der Zeuge von Fernando's Tod in ſeinem Gefolge ſey? ſagt dann manch herbes bittres Wort, und iſt vermeſſen genug, es wahrſcheinlich machen zu wollen, daß er den König durch das Gerücht: Fernando lebe noch, oder aber, Fernando habe ihm das Erbrecht abgetreten, hätte entthronen können. Der zweifelnde König fordert, ſonderbar genug, ſelbſt eine ſolche Erzählung, und nun erfolgt ſie lang, und breit, angeblich in einem Gewebe von Wahrheit und Lüge. Man entnimmt daraus mit großer Anſtrengung ſo viel, daß Fernando und ein Ritter, Calabres Orlando, in jener Schlacht von den Tuneſern bedrängt, in einen lecken Kahn, der ſie ſelbſt zu tragen nicht vermocht, ihre Kleider gelegt, neben demſelben ſchwimmend das jenſeitige Ufer eines Fluſſes zu erreichen verſucht, von der Fluth den Feinden aber zugetrieben, und am Strande die Kleider ſchnell wieder gewechſelt hätten; worauf der Calabreſe, von einem Pfeil getroffen, gefallen, und Fernando in Gefangenſchaft gerathen ſey. D. Manuel, nach des Vaters Enthauptung am ſpaniſchen Hofe befindlich, habe ſich mit dem Tuneſer verbündet, um ſeine Rechte auf Sicilien geltend zu machen, und den Plan entworfen, entweder als Fernando ſelbſt zu erſcheinen, oder ſich als den Erben ſeiner Rechte anzukündigen, zu welchem Zweck er nicht nur Fernando's erbeutete Waffen erhalten, ſondern ſich auch zur Beförderung ſeiner Abſicht, eines in Tunis befindlich geweſenen ſicilianiſchen Sclaven habe bedienen wollen. Dieſer Sclave habe aber Vertrauen zu ihm gefaßt, und ihm geſtanden, daß er Fernando ſey, ihn auch gebeten: Rache am Vater dadurch zu nehmen, daß er ihm den Sohn zurückführe u. ſ. w., die intereſſirten Perſonen erklären die Erzählung bald für wahr, bald für erlogen. Ob aber Fernando lebe oder nicht? bleibt zweifelhaft, bis der König von Enrico's Liebe zu der Albaneſerin, und von ihrer bevorſtehenden Verbindung ſpricht. Da miſcht ſich ein ſicilianiſcher Ritter ein, der das Viſir nie gelüftet, und nach der Uebrigen Entfernung bey Don Manuel's Erzählung anweſend geblieben iſt. Fernando lebt wirklich — Fernando iſt zurückgekehrt durch Don Manuel's Hülfe. Enrico will ihm nahen, Fernando ſchilt ihn Schlange, Verführer. Schnell herbeigeeilt iſt die Albaneſerin. Erſchöpft in ihres Gatten Arm geſunken, wird ſie von ihm umarmt ſein Weib genannt. Wüthend darüber ergreift Enrico ſein Schwert; Blut ſoll entſcheiden. Vergebens befiehlt der König, ihn zu entwaffnen. Fernando zieht auch. Die Albaneſerin bittet. Jenem entſinkt das Schwert; dieſer verzeiht. Der König läßt Enrico verhaften.

Im fünften Act will der König Enrico nach Norwegen ſchicken. Don Manuel und der Arzt ſollen ihn begleiten. In einem Geſpräche mit dem Kanzler erwacht beim Könige der Gedanke an Sohnesmord — damit nicht neuer Wahnwitz blutige That gebäre. Seine Reflexionen über Vater- und Gattenliebe machen den Declamationen Fernando's Platz, der Enriens That, die göttergleiche, der Bruderliebe Wunder, vom Arzte erfahren hat. Noch kämpft er in ſeinem Vorſatze. Jetzt wird derſelbe durch des Kanzlers Ausſpruch, daß ſeine Ehe nur der Tod löſen könne, und durch einige Anſpielungen auf des Vaters Abſicht. Dann wird er zum Theil noch Zeuge eines Geſprächs zwiſchen Enrico und der Albaneſerin über ihre grenzenloſe Liebe, und reicht ruhig dem Bruder ſein Schwert, weil dieſer von der Geliebten verlangt, ſie ſolle dem Gatten Gift geben, oder er ſelbſt ihn ermorden wolle. Deſſen bedarf es aber nicht mehr. Fernando hat die Geneſung Aller in ſeinem Tode erkannt, und aus Liebe für den Bruder, aus Sorge für des Bruders Glück, bereits das Gift aus jenem Ringe genommen, den Enrico dem Arzt geſchenkt, und der Arzt ihm vorſichtig (!) aufzuheben gegeben. Er hat gerade noch Zeit, um dem königlichen Veter ſeine That zu verkünden. Dann ſtirbt er. Enrico ſtürzt ſich in des Bruders Schwert. Der König hält einen kurzen Leichenſermon, und geht nach Norwegen. Sicilien verbleibt dem Sohne Camaſtro's; die Albaneſerin ihrem Schmerz und ihrem Vater.

Dieſes iſt der Inhalt eines Trauerſpiels, von welchem öffentliche Blätter ſchon Manches verkündet haben, und deſſen Aufführung nach langem Harren, endlich auch hier erfolgt iſt. Ich hätte denſelben, wie Jedermann bemerken wird, wohl kürzer geben können, wäre es nicht darum zu thun, die Anlage und die Handlung, die Charactere und ihre Motive, und in ſo weit es geſchehen kann, auch den Ausdruck etwas näher zu beleuchten.

(Die ausführliche Critik in einem ganzen Bogen im nächſten Blatt.)

* * *

Des ritterlichen Jägers Liebeslauſchen.

Gemählde von Schnorr.

(Kunſtausſtellung Saal II. Zahl 1..)

Das Fräulein iſt noch munter,
Und ſchreibt im Kämmerlein,
Und lächelt ſüß darunter;
Es muß viel Liebes ſeyn!

Die Gegend liegt in Träumen,
Der Mond allein iſt wach,
Es wehen von den Bäumen
Die Blüthen in's Gemach.

Das Brieſchen iſt geſchrieben,
Gefaltet zart und glatt —
Sie ſeufzt: »Wer bringt dem Lieben
Wer bringt ihm nun dieß Blatt?«

Da klingen holde Töne
Aus lauer Nacht herein:
»Vertraue mir, du Schöne,
Ich will dein Bothe ſeyn!«

Ob er es weit getragen,
Und wer darum geſtebt,
Mögt ihr den Ritter fragen,
Der in den Zweigen ſtebt.

Freiherr Franz von Schlechta.

* * *

Allgemeine Novelliſtik.

Im neueſten Hefte der Iſis, wird über die Graſeriſche Lehrmethode in Baireuth, Folgendes erzählt: »Wir kamen auf unſerer Reiſe glücklicherweiſe zu einer Prüfung der niedrigſten Claſſe, welche aus Kindern von 5 — 7 Jahren beſtand. Dieſe Kinder leſen nicht nur fertig, mit Beobachtung aller Interpunctionen, wodurch ſie beweiſen, daß Sie verſtehen, was ſie leſen, ſondern ſchreiben auch vollkommen orthographiſch, was ihnen diktirt wird. Sie rechnen aus dem Kopfe mit einer Schnelligkeit, die uns Aeltere zu Schanden machte. Wie viel ein Wort Sylben hat, wiſſen wir wohl alle Augenblicke anzugeben, dieſe Kinder nennen aber eben ſo ſchnell die Zahl der Buchſtaben, woraus ein Wort beſtehet. Das gründet ſich auf einen Theil der Graſeriſchen Methode, welche die Buchſtaben nicht als Laute, ſondern als Bewegungen der Sprachorgane betrachtet. Daher war es Graſern auch möglich, einen taubſtummen Knaben von 8 Jahren, binnen 3 ¼ Jahren ſo zu unterrichten, daß er ſtillgeſprochene Worte vom Munde ab, mit ſeinen Sprachorganen nachbildet, und meiſtens vernehmlich ausſpricht, daß er dieſe auch eben ſo orthographiſch ſchreibt, daß er geläufig lieſt, ja ſelbſt ihm ſtill mit dem Munde vorgeformte Worte laut ausſpricht, welche er nie gehört und geſehen hat, z. B. Namen von fremden Anweſenden, ſo daß die gegenwärtigen Behörden der Stadt ſo wie die Menge von Zuhörern darüber erſtaunten. Die Graſer'ſche Methode iſt bereits im ganzen Ober-Mainkreis eingeführt.

Vorigen Sonntag hatte im Bürgerſpital zu St. Marx hieſelbſt eine erhabene und rührende Feier Statt. Um 10 Uhr hielt der hochwürdige Herr, F. L. Z. Werner, (Ehrendomherr von Caminiek, Heſſ. Darmſtädt. Hofrath ꝛc.) in der Spitalkirche zum heil. Marcus eine begeiſterte und begeiſternde Predigt, in welcher er mit der ihm eigenen Kraft und Salbung, den Begriff der catholiſch-chriſtlichen Geſelligkeit entwickelte. Hierauf wurde ein feierliches Hochamt zur Verherrlichung des Kirchenpatrons, abgehalten, wobey Hr. Joſ. Preindl, (Kapellmeiſter bey St. Stephan, und Ehrenbürger Wiens) die Chormuſik leitete. Als ſomit der Gottesdienſt beendigt war, ſah man in einem zweckmäßig einfach decorirten geräumigen Zimmer die Büſten der erhabenen Beſchützer und ausgezeichnetſten Wohlthäter dieſes menſchenfreundlichen Aſyles aufgeſtellt, nämlich die Sr. Maj. des Kaiſers, Sr. Excell. des Hrn. Grafen Saurau (k. k. oberſten Kanzlers, Staats- und Konferenz-Miniſters ꝛc.); Sr. Excell. des Hrn. A. Reichmann Freih. v. Hochkirchen, (k. k. n. ö. Reg. Präſident); des Hrn. k. k. Reg. Rathes und Bürgermeiſters, Steph. Edl. v. Wohlleben, und des Hrn. Guldener Edlen v. Lobes, k. k. Reg. Rath und Protomedicus. Dieſe Büſten wurden ſofort einzeln huldigend begrüßt mit Strophen, von Hrn. Carl Meiſl (k. k. Marine-Commiſſär) gedichtet, welche der k. k. Hofſchauſpieler und Ehrenbürger, Hr. Lange, mit hoher Würde und tiefem Gefühl vortrug. Kein tugendhaftes Herz der zahlreichen Anweſenden konnte bey dieſem ſegenverkündenden, weihevollen Bürgerfeſte, ungerührt bleiben; und in Aller Mienen offenbarten ſich die zärtlichſte Theilnahme an dem Gedeihen, und die innigſten Empfindungen des Dankes für die edlen Beförderer dieſer menſchenfreundlichen Anſtalt. Dieſe ſchöne Feier beſchloß eine Mittagstafel, bey welcher ſämmtliche arme Bewohner des Hauſes geſpeiſet wurden. Die Predigt des Hrn. Canonicus Werner wird, zum Vortheil des Bürgerſpitales, nächſtens gedruckt zu haben ſeyn.

Gſr.

Im Joſephſtädter Theater ward den 19. April zum erſtenmale, und zwar zum Vortheile der Eliſe Zenzl, gegeben: »Arlequin, Geck, Pierot, Scarmuß und Kaſpar im Reiche der Phantaſie," Zauberſpiel mit Geſang, Tanz und Tableaux, in zwei Aufzügen; nach der alten Burleske "Kaſperl bleibt doch Kaſperl" bearbeitet von Mich. Fenzl. Ein entſetzlich langer Titel; aber viel Geſchrei, wenig Wolle! — Pluto iſt der ergrimmte Feind Kaſpars und ſeiner Gefährten; er hat ihnen den Untergang geſchworen. Eine gute Fee begünſtigt ſie. Der Sieg wird natürlicher Weiſe ihr zu Theil, und die Käſperle bleiben auf dem Repertoire. Was uns betrifft, wünſchen wir denſelben Glück, wenn ſie im verfeinerten Geſchmacke des Publicums keinen ärgeren Feind, als dieſen Höllengott und Zauberer finden; denn ſein ganzes Spiel ſchien von göttlicher Macht gar weit entfernt. Die Poſſen Kaſpars ſprachen nicht an, jedoch verdient ſein Spiel als Jude vortheilhaft erwähnt zu werden. Die alte Agathe wurde mit Fleiß und Geſchicklichkeit dargeſtellt. Der kleine Pipi vergnügte das Publicum. Wenn man auch, wie billig, bey Beurtheilung dieſer Bühne einen eigenen Maßſtab annimmt, iſt dennoch die Wahl ſolch geiſtloſer Dinge zu rügen.

E — g.

Schon lange war es der Wunſch der zahlreichen Pflanzenliebhaber durch eine ſyſtematiſche, zum Behufe botaniſcher Exkurſionen eingerichtete Beſchreibung, auch die kryptogamiſchen Schätze der öſterreichiſchen Monarchie kennen zu lernen. Dieſem Wunſche zu entſprechen iſt das Manuſkript einer kryptogamiſchen Flora Oeſterreichs bereits fertig und wird bis erſten des Junius 1810 dem Drucke übergeben werden. Selbe wird in mäßigen Zeiträumen in vier Heften erſcheinen, deren das erſte fünf, die übrigen die folgenden Ordnungen der Kryptogamie enthalten werden. Da die Anzahl und der Preis der Exemplare nur von der Menge der Pränumeranten abhängt, ſo kann man im voraus nur ſo viel beſtimmen, daß das erſte nicht mehr, als 45 Kreutzer W. W. und jedes der folgenden an Bogenzahl weit ſtärkeren höchſtens doppelt ſo viel koſten werde, ein in jedem Anbetracht höchſt billiger Preis. Den Beſitzern der Flora Oeſterreichs von Dr. Schultes darf dieſe Aufzählung noch beſonders willkommen ſeyn, indem die Auflage der letztern an Sprache, Druck und Format jener erſtern völlig gleichen wird, und gleichſam als dritter Theil zu jener dann füglich beygebunden werden kann. Jene Liebhaber der Pflanzenkunde demnach, welche auf bemeldetes Werk zu pränumeriren gedenken, belieben bald möglichſt (indem bey einer hinlänglichen Anzahl der Pränumeranten alſogleich zum Drucke geſchritten wird) indeſſen bloß ihre Nahmen ſammt Addreſſe (jedoch in frankirten Briefen) an Herrn A. Klima, Botaniker in Burkersdorf nächſt Wien zu ſenden. Mit der Kenntniß dieſer Pflanzenklaſſe näher Vertraute werden um Beyträge gebethen.

In Holland iſt die Klage über Stockung des Handels noch ſehr allgemein, der Kaufmann wartet hier fortwährend auf günſtige Conjuncturen. Noch allgemeiner iſt aber die Klage der Rheinbewohner über Holland, worin der dieſſeitige Handel fortwährend den größten Beſchwerungen unterliegt. Wie dieſe mit der Lage eines, ſeinen Hauptnationalerwerb in den Handel ſetzenden Volkes, wie die Holländer, verträglich ſind und fortbeſtehen, bleiben können, davon läßt ſich freylich kein richtiger Grund auffinden. Den Holländern iſt die Beſchränkung des Handels eben ſo nachtheilig, als ihren Gränznachbarn, und überhaupt allen mit ihnen im Handelsverkehr ſtehenden Völkern. Erklärlich kann die Aufrechthaltung dieſes Syſtems nur durch die Vereinigung Brabants mit Holland werden. In den Generalſtaaten haben die Brabantiſchen Abgeordneten nun ſchon ſeit einigen Jahren ein entſchiedenes Uebergewicht behauptet. Der Vortheil beider Länder iſt ſehr verſchieden: während das eine dem Merkantilſyſtem huldigen muß, iſt das andere nur auf Hemmung des Induſtrieſyſtems bedacht.

Am 1. d. gab man im Leopoldſtädter-Theater zum erſtenmale: »Graf Heinrich oder Heinrich Graf,« Luſtſpiel in einem Aufzuge, von Fr. Gr. v. Rieſch. Der Major v. Knall hat eine mannbare Tochter. Er ſpeculiert mit ihr auf einen gewiſſen Heinrich Grafen von Bingen. Dieſe aber hat bereits ihr Herz verſchenkt. Ihr Geliebter kommt, und nennt ſich Heinrich Graf. Dieſer Name täuſcht den Vater, bis Heinrich Graf von Bingen ſeine ungelegene Viſite macht. Da ſchlägt der erſtere Rebell, die arme Conſtanze iſt untröſtlich, und der ſtolze Herr Graf moquirt ſich über den armen Mahler Graf. Da reißt der Letzte, von edler Muth entflammt, ſeinen Capot auf, und beweist durch eine ſcharlachrothe, mit gelben Schnüren beſetzte Weſte, daß er der Vetter des Grafen von Bingen iſt (!) Man kann ſolch einem eindringenden Beweiſe nicht widerſtehen, der Graf erkennt ihn als ſolchen, und Conſtanze wird ſein. Wäre auch dieſes Luſtſpiel zehnmal glücklicher bearbeitet geweſen, hätte es doch der Hr. Major durch ſein, Achtung für das Publicum beurkundendes Rollenſtudium — ganz und gar verdorben. Am beſten ſpielte der Mahler. Conſtanze bewies Fleiß, kann aber die unrichtige Betonung unbedeutender Worte und Sylben nicht laſſen.

—g.

Von einer der neueſten Entdeckungen zu Pompeji geben die Notizie archeologiche di Napoli folgende Nachricht: Schon vor einiger Zeit hatte man neben dem Forum von Pompeji ein grandioſes öffentliches Gebäude ausgegraben, das man für das Chalcidicum hielt. Späterhin war man auf eine ſchöne lateiniſche Inſchrift geſtoßen, aus welcher es ſich ergeben hatte, daß der ganze Bau auf Unkoſten der Prieſterin Eumachia war unternommen worden. Bey fortgeſezten Ausgrabungen war man dieſer jüngſten Tage ſo glücklich, eine Bildſäule jener Prieſterin zu entdecken. Sie iſt von ungemeiner Schönheit, vollkommen wohl erhalten und ſteht auf einem mit Marmor bekleideten Fußgeſtelle, auf deſſen Vorderſeite nachſtehende Inſchrift zu leſen iſt:

EUMACHIAE J. F.
SACRED. PUBL.
FULLONES,

Unter allen bis jetzt unter dem Schutte von Pompeji hervorgegrabenen Statuen iſt dieſe die ſchönſte: denn ſie übertrifft alle andern an Größe, Zierlichkeit der Formen und Eleganz des Styls. Sie iſt mit einer Talar-Tunica angethan. Ein weiter Mantel fällt von ihrem Haupte herunter, der ihr die Schultern bedeckt, ſich um die Arme und den übrigen Körper herum ſchlingt, und mit eben ſo viel Grazie als Leichtigkeit bis auf die Füße herabgeht. Durch den vom Könige von Neapel ertheilten Befehl, ſie an eben der Stelle zu laſſen, wo ſie iſt gefunden worden, wird jener edelmüthigen Erbauerin mehrerer öffentlicher Gebäude zu Pompeji, die heut zu Tage einen Gegenſtand der Bewunderung aller Kunſtliebhaber ausmachen, gleichſam ein Tribut der Huldigung dargebracht.

In einigen Abdrücken von Nr. 51., ſind in der ſchwediſchen Aufſchrift der beſchriebenen Münze einige Fehler ſtehen geblieben. Statt Tolkets ſoll es heißen: Folkets; und Belöning Statt Boloning.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Gräffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 16 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

54.

(Wien, Samſtag, den 6. Mai.)

Die Albaneſerin.

Dramaturgiſche Critik von Wilh. Hebenſtreit.

(Schluß von Nr. 53.)

Aus der erſten Erzählung des Königs erſieht man ſonder Verzug, daß die Tragödie in ihrer Anlage zwei ſehr ärmliche Haltpuncte habe: ein die Thronfolge beſtimmendes, Siciliens Fürſten verpflichtendes Geſetz, und einen darauf ſich beziehenden prophetiſchen Fluch des verurtheilten Fürſten Camaſtro. Beide, Geſetz und Fluch, habe ich im Eingange vollſtändig angeführt. Das Geſetz hatte der Konig aufgehoben. Daß er kein Recht dazu gehabt? iſt nirgend angedeutet. Vielleicht ſollte das in dem Beyworte Reichs-Grundgeſetz, in dem Zuſatze: Es hüthet des Erbrechts Ordnung, und in der Erwähnung der Reichs-Baronen liegen, welches alles aber nur die noch größere Aermlichkeit beweiſet, ſo wie auch als ſolche der Umſtand hervorleuchtet, daß im Geſetze ſchon namentlich des Herzogs von Camaſtro Erwähnung geſchehen iſt. Ohne die unumſtößliche Gewißheit, daß der König durch die Aufhebung des Geſetzes einen Bruch desſelben begangen habe, welches der Fall nicht geweſen ſeyn kann, da von einem Einſpruche nicht die Rede geweſen iſt, und der Arzt Benvolio eingeſteht: daß der König nicht anders habe handeln können, folglich auch Camaſtro hatte enthauptet werden müſſen, iſt des Letztern Fluch entweder offenbare Narrheit oder Frevel, und durch die ihm eigene Ueberzeugung, recht gehandelt zu haben, gar nicht zu entſchuldigen. Der König konnte vielmehr mit vollem Rechte ſagen:

> »Die Fälle, die es ſetzte (das Reichsgeſetz), ſind gefallen mit dem Geſetz durch königlichen Spruch. Ihm ſich zu fügen, ziemet den Vaſallen.«

Wo alſo war ein Grund vorhanden, ihm die Macht zu beſtreiten, ein Geſetz aufzuheben, welches ein Vorfahr gegeben hatte?

In wie weit der Fluch in Erfüllung gegangen? oder die Erfüllung noch zu erwarten iſt? gibt des Konigs Erzählung ebenfalls kund. Dieſer Fluch erinnert ſogleich an jene Weiſſagung der erzürnten Bettlerin in der Schuld:

Tagelang wirſt du dich qualen,
Eh' du quitt wirſt deiner Laſt ꝛc.

und weiſet eine faſt gleiche Organiſation der Albaneſerin und der Schuld nach. —

Hier ein Fluch wegen eines (vermeintlichen) vom Könige begangenen Unrechts, dort eine Unheil drohende Weiſſagung wegen eines verweigerten Almoſens. Hier lieben zwei Brüder, Enrico und Fernando, die Albaneſerin, dort Hugo und Carlos die Elvire. Hier und dort trifft die Liebe — eine Frau. Hier iſt Fernando wahrſcheinlich dem Tuneſer, dort Carlos wirklich dem Hugo zum Opfer gefallen; hier alſo Tod von Feindeshand, dort Tod von Brudershand, und zum Schluß beiderſeitiger Tod. Dort Leidenſchaft bis zum Wahnſinn geſteigert, hier Wahnſinn, aus Leidenſchaft entſtanden; dort Entſcheidung durch Octavio auf ſeinem Zuge nach Norden, hier durch Don Manuel auf ſeinem Zuge von Tunis nach Sicilien; dort ein, beabſichtigter, Zweikampf des Vaters mit dem Sohne, um Familien-Ehre, hier ein ſolcher zwiſchen Bruder und Bruder, um Siciliens Ehre. Dort geht der Zug der Begebenheiten von Norden nach Süden, und von Süden nach Norden, hier auch. Dort ſoll Hugo, ſich zu retten, aus dem ſtillen Kreiſe in das Getümmel der Welt, hier wird Enrico aus dem Reiche nach Norwegen verwieſen. Hier ſchreibt der König einen Brief, dort Jerta. Was Octavio dort mit dem Degen geradezu am Sohne richten will, beſchließt hier Baſilio durch den Gedanken an Sohnesmord — rücklings. — Dort wie hier bleibt endlich der Vater verwaiſt. Nur die Albaneſerin überlebt die grauſe That, und verfällt ihrem Väter etwa ſo, wie Otto dem Octavio.

Die Liebe, und nichts als die Liebe, ſpielt alſo die Hauptrolle, und zwar, der Anlage nach, in ſehr untergeordneten Verhältniſſen. Die Liebe zum Bruder iſt entzweyt und im Kampfe mit der Liebe zum Weibe. Der höhere Standpunct der Perſonen bewirkt hier nichts. Die Sache bleibt doch bürgerlich arm. Auch geben Geſetz und Fluch keine größere Bedeutung. Sie walten nur, weil das die Eigenthümlichkeit des Dichters, ſie heißt Manier, erfordert. An dieſer Klippe ſcheitert ſein Talent. Er iſt unter den Dichtern, was Bernini unter den Bildhauern. Was der Handlung abgeht, ſoll die Sprache erſetzen; was der Phantaſie mangelt, der Scharfſinn ergänzen. Darum mußte Don Manuel faſt den ganzen vierten Act mit ſeiner ſeltſam ſtudirten Erzählung füllen; darum überall reflectirt und declamirt werden. Denn auf welche Art wäre, wo nur Liebe das Thema iſt, und mit Wahnſinn die Handlung beginnt, der kleine Sprung zu Gift und Dolch in gehöriger Entfernung zu halten geweſen?

Es ſcheint zwar, als ſollte die Albaneſerin in ihrem Grundprincip die umgekehrte Schuld ſeyn; wenigſtens ſchimmern in einigen Stellen Verſuche durch, ſich von der Idee des blinden Zufalls loszuarbeiten. Zur Klarheit gelangte indeß der Dichter nicht; dazu fehlt ihm die Fackel der Philoſophie. Daher legte er das Schickſal abermals in ein ſybilliniſches Orakel, und bewirkte dadurch, daß ſolches nicht mehr als ernſte Nothwendigkeit über die empörten Leidenſchaften herrſchen konnte, ſondern, trotz allem Widerſtreben, wie Camaſtro es aufgerufen, an deſſen Fluch gebannt bleiben mußte.

Dieſer Fluch vertilgt die tiefere Spur, auf welcher die Begebenheiten einherſchreiten, und muß, dem blinden Zufalle gleich, als ein Hirngeſpinnſt betrachtet werden, von der menſchlichen Eitelkeit erſchaffen.

Der Fatalismus, an welchem faſt alle neuern Dichter erkrankt waren, und von welchem das Trauerſpiel: Die That, als die jammervollſte Ausgeburt erſchien, äußert ſich jetzt nur noch in Zuckungen, die ein baldiges Hinſcheiden vermuthen laſſen. Das Abſterben zu erleichtern, iſt Liebespflicht; vielleicht dienen einige Bemerkungen dazu.

Das Fatum der Alten war durchaus nichts anders, als die das Ganze, oder den vorher berechneten Zuſammenhang des Ganzen; beherrſchende Nothwendigkeit. Deßwegen ſtand es höher als Jupiter, und noch höher, als die ihm untergeordneten Götter, in welchen nur untergeordnete Begriffe verſinnlicht waren. Eingemiſcht jener großen Idee wurde der Nebenbegriff, daß der Menſch lediglich ein blindes Werkzeug ſolcher Nothwendigkeit ſey. Aber die tragiſchen Dichter der Alten behandelten denſelben weit richtiger, als die Neuern, indem ſie dem Schickſal (Fatum) immer den Character der Erhabenheit ließen, und ihre Heroen entweder, ſchon von der Wiege aus, als blutige Opfer desſelben bezeichneten, oder ihnen ideale Geſtalten gaben. Etwas Aehnliches bey ihnen aufzufinden, als uns die Schuld und die Ahnfrau gebothen, ſind wir ſchlechterdings nicht im Stande.

Nichts iſt lächerlicher, und bezeichnet die Einſeitigkeit eines Dramaturgen ſtärker, als wenn die Ausbildung der Tragödie und ihr Grundprincip an die alte Zeit gebunden wird. Die Menſchheit ſchreitet in ihrer Entwickelung, alſo auch in der Erkenntniß, unaufhaltſam fort; Thieropfer entſündigen kein Volk mehr, Menſchenopfer ſühnen keine Gottheit, Verbrechen kein Verbrechen mehr. Die alte Schöpfung mußte einer neuen, das Fatum der Alten einem andern Princip weichen. Dagegen ſchützen keine Sophismen, keine Autoritäten, keine Citaten, ſie mögen noch ſo gelehrt ſcheinen. Aus dieſem Grunde verſuchte man in neuerer Zeit, beſonders bey dem durch das Chriſtenthum hervorgebrachten Umſchwung, jenem Fatum die Idee der Vorſehung unterzulegen, und von derſelben den Gang der Begebenheiten leiten zu laſſen. Leider verfiel man auch hier, ohne es zu wollen, in alle Fehler, welche der Lehre des Fatums anhängen, und der freie Wille des Einzelnen erſchien in der Regel vernichtet.

Nothwendiger Weiſe muß aber dem Individuum ausreichender Spielraum zur Uebung ſeiner freien Selbſtbeſtimmung gelaſſen werden, denn dazu iſt ihm der Wille verliehen; nur nimmer und niemals kann und darf das Ganze von ſeinem Irrthume oder böſen Willen abhängig ſeyn. Dieſes Zuſammentreffen der Rechnung des Einzelnen mit der Rechnung im Ganzen liegt außer der Grenze der menſchlichen Kraft, und gehört dem Schickſal in jener höchſten Bedeutung an, in welcher phyſiſche Nothwendigkeit und Ausfluß der höchſten Freiheit nach Vernunftgeſetzen Eins ſind.

Ein ſolches Schickſal läßt ſich zwar in der Weltgeſchichte, als ewige Weisheit, erkennen, aber der beſchränkte Raum einer Tragödie kann es nicht zur Anſchauung bringen. Der Tragödie muß es genügen, die menſchliche Freiheit im Kampfe aufrecht zu erhalten, und ſie hat ihre Beſtimmung erreicht, und ihre Würde geſichert, wenn der Held ſein irdiſches Daſeyn opfert, um ſeine ſittliche Freiheit zu bewahren, zur Begeiſterung und Nachahmung Anderer.

In dieſem Fortſchreiten zur Idealität, in dieſem Kampfe des Realen mit dem Idealen ruht das Grundprincip der Tragödie, wie ſie — nach der Stufe unſerer philoſophiſchen und poetiſchen Erkenntniß — ſeyn ſoll. Es iſt nicht hervorgegangen aus dem Codex des Ariſtoteles, ſondern aus der Entwickelung des Menſchengeſchlechts ſelbſt, begründet durch den Gang der Weltgeſchichte, nothwendig und unerläßlich für die Tragödie, weil gerade ſie des geſchichtlichen Hintergrundes nicht entbehren kann, wenn ihre Würde nicht alſogleich in dem Jammer des bürgerlichen Lebens verſchwinden ſoll, wo kleinliche Leidenſchaften ihr Weſen treiben, und im engen Kreiſe des Menſchen keine Spur vom Leben der Menſchheit ſichtbar wird. Dieſes Princip iſt an keine Zeit und an keine Form gebunden; es kann einer jeden inwohnen, muß aber über alle herrſchen, wie die Religion über alle Kirchen.

Auch kann auf dieſe Art nur die Erklärung gerettet werden, »daß die Tragödie, als ein Kunſtwerk, das Unendliche im Endlichen darſtelle, zum Widerſchein der höhern Weltordnung verkläre, was auf lieblichem Boden entſproſſen iſt, und beide Welten durch ein Zauberband vereinige; wozu auch Schlegels Behauptung gehört: »daß die Verklärung der tragiſchen Hauptperſon die letzte Befriedigung der Zuſchauer ſey.«

Was daher dem Galgen verfallen iſt, wie Hugo und ähnliche Verbrecher der romantiſchen Schickſals-Tragödie, wird auch nimmer die Poetik verklären.

Vorgeſchwebt ſeyn mag dieſe Idee dem Dichter der Albaneſerin. Benvolio ſagt ja:

»Die wunderbarſten Werke
Der ſittlichen Natur erſchafft das Herz;
Im heißen Kampf der Schwachheit mit der Stärke.
Dem Feuer gleicht der Trieb, der Will' iſt Erz.«

Erfaßt hat er ſie aber nicht. Jene ewige Idee des Ganzen, jene ewige Weisheit der Weltordnung iſt und bleibt einem Sterbenden unterthan. Mit kecker Hand greift er in die Fugen des Schickſals, kettet es an ſeinen Zauberfluch, und macht ſo den Gang der Begebenheiten von ſeinem Irrthum oder böſen Willen abhängig. Der craſſeſte Begriff den man mit dem Fatum der Vorwelt verbinden kann, iſt hierin übertroffen. Von Uebung der freien Selbſtbeſtimmung iſt kaum eine Spur; des Fluches Erfüllung folgt Schritt auf Schritt, und damit der Zuſchauer es ja nicht vergeſſe, mahnt überall der König daran. »Löſet, was der Dämon hat verſchränket« ſagt er zum Arzt; »raubt ihm durch ein Weib zweyer Mütter Söhne.« zu ſich, als er Enrico's Liebe zur Albaneſerin erfährt: »Ja die Gefahr erklärt mein inneres Grauen! Ha! was iſt das?« als er Don Manuel erblickt; »Jetzt ſind ſie noch des Fluches Meiſter,« als Fernando wieder erſcheint. Dieſer König iſt Chriſt und dennoch Fataliſt im eigentlichen Sinne. Darüber ſpricht er ſich ſchon beym erſten Auftreten aus:

»Wer ſagt dem Menſchen wo die Grenze ſey, an der Natur und Geiſterwelt ſich trennen. Nennt's Zauberey, Beſchwörung, Fluch, Verhängniß; das Wort gilt gleich.« »Es gibt im Erdenleben furchtbare Augenblicke der Bedrängniß, die wunderbar des Menſchen Kraft erheben, und an ſein Wort die Unſichtbaren binden.«

Solche Augenblick der Bedrängniß würden, beyläufig geſagt, manchem armen Teufel erwünſcht ſeyn, und beſſer, als zu einem Fluche benützt werden. Weil aber Camaſtro's Fluch hier einmahl erfolgt iſt, ſo nahm der König, auch etwas zu thun, zu der Erziehung ſeine Zuflucht, und wagte, ohne zu bedenken, wie thöricht oder vermeſſen es ſey, ein künſtlich Spiel mit dem Geſchicke. Seine Liebe theilte ſich zwiſchen beyden Knaben, und die Ungleichheit ihrer Triebe (Fernando war ein Kind der milden Neigung, Enrico gezeugt, empfangen von mächtiger Gluth), wurde ſelbſt geſchickt zum Ziel der Bruderliebe gelenkt. Er verſagte ſich Enrico's Liebe, um ſie Ilſia für Fernando zu gewinnen. Was ſein flammendes Auge nur anſah, mit dem Wunſch, es zu beſitzen, gleich wurde Fernando damit beſchenkt; ſobald Enrico's Unluſt ſich begann zu zeigen, verrieth der König ſelbſt heimlich jenem ihren Grund, und der Seelige im Geben brachte unwiderſtehlich es dem Bruder dar. *)

Dieſe Methode, welche der Arzt menſchlich-weiſe nennt, weiſet dennoch klar hoch, daß man zu jener Zeit in der Pädagogik noch wenig bewandert geweſen; denn das ganze Motiv iſt auf die nackte Sinnlichkeit berechnet, und macht weder dem Vater, noch dem Kanzler, in ſeiner frühern Eigenſchaft als Erzieher, Ehre.

Trotz aller Künſtlichkeit, Geſchicklichkeit, Liſtigkeit und Heimlichkeit geht daher das fatale Schickſal doch ſeinen Gang, und als dem Könige ſpäter die Idee des Brudermords gleichſam zufliegt, nationaliſiret er ſogar das Schickſal indem er Brudermord zum Fatum der Normannen macht,

> Brudermord, der alte Dämon des Normannenſtammes,
> Vom Fluch aus tauſendjährigem Schlaf geweckt.

Und

> Wann war ich ruhig vor der Wiederhohlung
> Den alten Schmach vom Stamm des Norn's?

Der Dichter wollte die Kritik entwaffen, allein bey Seite geſetzt dieſe beſchränkte Anſicht der Menſchen-Geſchichte, ſo iſt die Nationaliſirung des Fatums nicht neu, ſondern vor einigen Jahren ſchon, von mir ſelbſt, zur Beluſtigung der Leſer ausgeſprochen. Fahren die Dichter auf dieſem Wege rüſtig fort, ſo mag der Himmel wiſſen, wohin das Fatum ſich noch flüchten wird. Wie hoch verklärt ſteht der Verfaſſer des Waldes bey Bondy vor uns, der das rächende Schickſal in keinen Fluch, ſondern in einen Pudel legte!

Zwar will der König auch gegen das Schickſal mit Macht ankämpfen, durch den Vorſatz von Sohnesmord und durch die Verſicherung, ſich lieber ſelbſt dem ewigen Tod zu weihn, als Brudermord zu erleben. Indeß, was gewinnt denn die ſittliche Freyheit, und was die Würde der Tragödie, wenn ein verabſcheutes Verbrechen begangen wird, um ein mögliches zu verhüten! Er ſpricht ſich ſelbſt das Urtheil durch die Erinnerung an Lajus.

---

*) Worte des Dichters.

Muth hatt' er wohl, verdammt zu ſeyn,
An Klugheit nur, an Vorſicht ließ er's fehlen.

Aus der Geſchichte des Lajus hätten König und Dichter vor Allem erſt lernen ſollen, daß die Lenkung des Schickſals nicht in Menſchenhand gegeben, und deſſen Gang unabhängig ſey von dem Entſchluſſe und Verbrechen des Menſchen. Auch iſt das Motiv ungeheuer ſeicht; denn der Vorſatz wird nicht einmal entfernt von der Nothwendigkeit beſtimmt, ſondern von einer Reihefolge trügeriſcher Schlüſſe. Hätte doch der Dichter, der mit der ſpaniſchen Literatur vertraut ſcheint, den König bey ſeiner Söhne Erziehung, jene köſtliche Lehre Clotaldos, in Calderon's »Das Leben ein Traum,« beherzigen laſſen:

Auch ſelber in des Traums Gebilden
Darf man das Rechtthun nicht entbehren.

Das Ganze hätte eine andere Wendung genommen, ſo wie es dieſe immer auch hätte nehmen müſſen, wenn dem Dichter nicht eine unbegreifliche Unkunde in der Religionsgeſchichte, und in der durch das Chriſtenthum bewirkten Cultur inwohnen möchte Die Perſonen ſeiner Tragödie ſind Chriſten. Solches erhellet aus dem Befehl des Königs, Enrico's künftige Vermählung nach Rom zu berichten, aus des Kanzlers Einwurf, daß bey Fernando's Tod die canoniſche Gewißheit mangle, und aus vielen anderen Stellen. Nun vereinige, wer den Muth dazu hat, den Glauben des Chriſtenthums mit dem Aberglauben des Königs, den der Dichter ſelbſt raſend nennt, und mit allen jenen, oben (S. 501) angeführten Sprüchen:

»Löſet, was der Dämon hat verſchränket; — »Jetzt ſind ſie nah des Fluches Meiſter;« — »Es gibt im Leben furchtbare Augenblicke« u. ſ. w. —

Ein Aberglaube dieſer Art bedingt zugleich den Unglauben um ſo gewiſſer, je näher die Handlung der Entſtehung des Chriſtenthums gerückt, oder das Land berückſichtiget wird, in welchem die Handlung vorgeht. Angenommen auch, der König könne jenen Glauben nähren, welches die Umſtände keineswegs erweiſen, erhält denn dadurch ſein Character Güte und Würde? Solche ungeheure Widerſprüche entſtehen allemal, wenn man Antiquitäten, wie das Fatum und der Dämon des Normannenſtammes ſind, anhängt, der Entwickelung des Menſchengeſchlechtes nicht nachfolgt, und ganz verſchiedene Zeiten durcheinander wirft.

Dadurch aber, daß der König von Fernando's Vergiftung behauptet:

Die That ſey herrlich!
Und die Herrlichkeit der That tödtlich;

und von dem Tode ſeiner beiden Söhne überhaupt ſagt:

Bedeckt die Leichnam mit dem Königsmantel;
Denn königlich ſind ſie geſtorben; —
Glorreiche Sieger ird'ſcher Liebe!
Der Brudermörder Norus war ihr Ahn,
In ihrem Ruhm verſchwinde ſeine Schande.

hat er weder Camaſtro's Fluch entkräftet, noch das norwegiſche Fatum überwunden. Ein Weib hat beider Mütter Söhne vernichtet, und der Selbſtmord ſich gegenſeitig bedingt, oder was eben ſo viel iſt, ein Bruder den andern mittelbar gemordet. Des Dichters Sprüche können hier nichts verklären; die That für ſich muß Zeugniß geben. Die That Fernando's iſt aber ſo wenig herrlich, als Er und Enrico königlich geſtorben ſind. Die Critik erſchrickt vor ſolchem oratoriſchen Prunke nicht. Er verſinkt ohnehin in der folgenden Characteriſtik.

Die künſtliche Erziehung, die der Vater den Söhnen gegeben, hat bewirkt, daß Fernando kein Menſch, ſondern ein Engel iſt. Er wünſcht nichts, er begehrt nichts; er gibt und gewährt nur. Das koſtete wenig Mühe, denn er empfing alles vom Vater. (ſ. oben). Er fühlt ſich aber im Geben ſo ſelig, daß er dem Bruder auch den Thron abtreten will:

Enrico darf nur winken,
So legt Fernando mit eigner Hand
Um ſeine Stirn Siciliens Fürſtenband.

Dabei wäre nur zu bemerken, daß er den Thron noch nicht beſtiegen hat, und die Herrlichkeit des Regierens noch nicht kennt. Man darf ſeiner Verſicherung aber kühn vertrauen, denn er nimmt Gift, um ſeine geliebte Gattin mit ſeinem geliebten Bruder zu vermählen. Das iſt ſtark. Der Dichter fühlte auch das Starke; darum mußte vor der Vergiftung einmal, aber auch nur ein einziges Mal, die menſchliche Natur ihre Rechte behaupten, und Fernando menſchlich ſich ausſprechen, als er, aus zwölfmonatlicher Gefangenſchaft zurückgekehrt, Enrico's Liebe zu ſeiner Gattin erfährt. Wer kann indeß ſich wundern, wenn er gleich wieder zum Engel wird, und bey Albana's Mahnung an Enrico:

Mit Thränen, nicht mit Blut, waſch ab den Flecken meiner Ehre!

(das war ihre Sache) flugs das Schwert wegwirft, und innigſt gerühret ausruft:

Leonore! göttergleiches Weib!

(warum denn göttergleich?)

er iſt entſchuldigt. Er liebte dich! den Himmel!
O muß ich leben, ihn ſo zu vernichten!

Wer wird es nicht folgerecht finden, wenn er ſeinem Vater zujammert:

»Reich iſt Enrico durch Leonorens Liebe,
Arm bin ich, weil ſie meine Gattin iſt.
O daß ich nicht zu arm wär! dieſe Schuld
Dem reichen Manne ſchuldlos abzutragen!

und der Vater, der dem Arzt ſchon beim erſten Auftreten von ihm geſagt hat:

»Jede Tugend findet ihr Bild im Reiche der irdiſchen Natur; hier war die Welt zu arm, um dieſen Werth auch nur mit Bild und Gleichniß zu bezahlen!«

dann ausbricht:

Nein, bey Gott, du biſt kein Menſch, der Erde nicht gehörſt du an, du biſt kein Selbſt, kein ſich empfindend Weſen ꝛc.

oder, wenn er dieſer Aeußerung des Vaters: »der Erde nicht gehörſt du an,« den rechten Sinn geben will, und, an den Tod ſeines Waffengefährten gedenkend, alſo philoſophirt:

»Der Pulsſchlag meines Lebens iſt ein Betrug, begangen am Verhängniß. Mir hat der Pfeil des Arabers gegolten, ich habe den Tod im fremden Kleide belogen, ich will die Lüge zurücknehmen.«

Dieſer Fernando findet allerdings auf Erden nicht Bild, nicht Gleichniß; nur ſchade, daß er gerade deßhalb im Reiche der irdiſchen Natur, in der Erſcheinung, ein Phantom, eine Lüge iſt.[1] Ihm fehlt das erſte Character-Erforderniß, die Wahrheit, und zum Idealen kann er nicht mehr verklärt werden, weil er nichts Körperliches hat. Das Geſpräch mit dem Kanzler über den einzig möglichen Ausweg zur Löſung ſeiner Ehe war ganz überflüſſig; das mußte er ſo gut wiſſen, wie der Kanzler, und die Erinnerung an des Vaters Unheil brütende Gedanken dient, frei herausgeſagt, nicht, ihn zu beſtimmen, ſondern iſt ein ſchwacher Nothbehelf des Dichters, um die Abgangsworte zu motiviren:

> »Die kranke Liebe ſoll in jeder Bruſt geneſen, und der raſende Aberglaube zum Unſinn werden!«

Das iſt freilich nicht geſchehen, und durfte nicht geſchehen; denn wie unendlich tief müßten ſie ſtehen, wie tief in Sinnlichkeit verſunken ſeyn, wenn durch ſeine Vergiftung die kranke Liebe in ihrer Bruſt hätte geneſen können! Hätte Fernando die Geliebte ſeines Bruders geliebt (oder umgekehrt), Hoffnung zur Erreichung ſeiner Wünſche auf irgend eine Art zu haben geglaubt, mit ſeiner Leidenſchaft gekämpft, und um ſeine ſittliche Freiheit aus dem Kampfe zu retten, und des Bruders Glück nicht zu ſtören, ſein Leben geopfert — ſo hätte er ſich über ſich ſelbſt erhoben, er wäre ein glorreicher Sieger irdiſcher Liebe gefallen, und ein Gegenſtand der Bewunderung geblieben. Ein Mann dagegen, der eine Frau hat, und ſich vergiftet, weil der Bruder ſie liebt, beurkundet durch eigne Narrheit höchſtens ſeinen Glauben an das Thieriſche der Triebe Jener, und begeht wahrlich keine herrliche, glorreiche That, wenn gleich der Dichter eine frühere Liebe, Enrico's und der Albaneſerin, zum Hebel braucht. Wie iſt denn eine That herrlich, glorreich zu nennen, wenn der Thäter (Fernando) ſelbſt geſtehen muß:

O daß ich nicht zu arm wär', dieſe Schuld
Dem reichen Manne ſchuldlos abzutragen!

Oder:

Iſt der nicht doppelt arm, wenn er beſitzt,
Was einen andern ſelig machen würde,
Und doch nicht geben kann ohn' ein Verbrechen!

(Da ſollte das Geben unterbleiben.)

Dazu noch der vor der Vergiftung aufſteigende Gedanke:

Aber dort? wie dort, Fernando!

Und nach vollbrachter That:

Selig mach' ihn, wie du mich gemacht, Albana,
Sein Glück, für das ich ſterbe,
Verſöhne, deſſen Wort ich übertrat,
Daß die von Liebe mir gebotne That,
Die Seele, die er ſo ſchuf, nicht verderbe.

Dieß ſind faſt unwillkürliche Mahnungen des Gewiſſens, Sündenbekenntniſſe des Dichters und ſeiner Perſonen, Urkunden von dem Zwieſpalt der Idee und der Zeit. Der Fehler iſt organiſch, wie der Fluch. Da iſt keine Rettung, das Gebäude ſtürzt zuſammen, denn die Grundlage taugt nichts.

Daſſelbe bewährt ſich in dem Character Enrico's. Um den Gegenſatz von Fernando recht ſcharf zu zeichnen, führt der Dichter ihn wahnſinnig auf. Sein Wahnſinn iſt bösartig, weil er den geliebten Gegenſtand immer ermorden will. In lichten Augenbliken dagegen phantaſirt er über ſeinen Wahnſinn. Er hat die Albaneſerin früher als der Bruder geliebt, ihm aber ſeine Liebe verſchwiegen, weil Jener ſie zu lieben ihm geſtanden, und er ſchon genug Opfer der Bruderliebe, Pferde und dergleichen, empfangen hatte. Dieſes Schweigen nennt Fernando eine göttergleiche That, der Bruderliebe Wunder! Ich finde es ſeinem Character durchaus nicht angemeſſen. Die künſtlich ſinnliche Erziehung mußte unfehlbar Enrico verkünſtelt oder verzogen haben. Was nur ſein flammend Auge begehrte, erhielt er alſogleich vom Bruder. Warum mußte gerade in dieſem Falle Bruderliebe ſtärker ſeyn, als Frauenliebe? Setzt doch Enrico ſelbſt den Unterſchied zwiſchen ſich und Fernando nur darin:

Er hatt' entſagt, und ſtill ſich überwunden;
Ich mußte wild die Leidenſchaft betäuben
Mit Leidenſchaft.

Die ganze Scene, worin Enrico dem Vater ſeine Liebe zur Albaneſerin, und das dem Bruder gebrachte Opfer ſchildert, iſt ein Muſter von pſychologiſcher Sophiſterey. Er entſagte. Warum?

Es galt den Sieg, wo keine Zeit war für den Kampf.
Er ſtand vor mir, — ſie war fern dem Auge;
Er hätte ſich, das war gewiß, verläugnet,
Wenn ich zuerſt ſprach, durft' ich kleiner ſeyn?

u. ſ. w. u. ſ. w.

Der feurige Menſch wirbt hierauf ſogar um der Albaneſerin Liebe für Fernando, und ſein Wahnſinn bricht erſt aus, als Letzterer dem Tuneſer in die Hände fällt. Wie in aller Welt iſt es indeß möglich, daß ein leidenſchaftlich liebender Menſch wahnſinnig werden kann, in dem Augenblick, wo ihm das Hinderniß ſeiner Liebe aus dem Wege geräumt wird? Mit andern Worten: Iſt es auch nur denkbar, daß Enrico, der ſeines Bruders Gattin leidenſchaftlich liebt, den Verſtand verlieren kann, wenn dieſer Bruder ſtirbt, oder für todt gehalten wird? Wäre er ſelbſt ſchon wahnſinnig, ſo müßte dieſe Criſis gewaltſamer auf ihn wirken, als jene, welche der Arzt herbeyführt. Wenn das Hinderniß entfernt iſt, nahet der Liebende ſich dem geliebten Gegenſtande. Dieſem Geſetze beugt ſich die Natur, nicht einer fratzenhaften Tollheit. Klar ausgeſprochen iſt dieß in der Stelle, wo Enrico frägt:

Fernando, iſt es, Vater! iſt es wirklich?
Er lebt nicht mehr! Bedarf zur Seligkeit
Nicht meiner Qual mehr!

und der Konig erwiedert:

»Des Vaters Thrän' um ihn iſt Bürgin für des Vaters Freud' an deinem Glück.«

ſo wie in der Angſt, die er äußert, wenn in Camaſtro's Erzählung die Möglichkeit hervortritt, daß der Bruder lebe.

Vergebens bemüht der Dichter ſich, den Sieg der Großmuth über die Leidenſchaft wahrſcheinlich zu machen. Das Opfer iſt erſonnen; Enrico's Leidenſchaftlichkeit und Sinnlichkeit ſtraft es Lügen.

Er unterliegt ihr unbedingt nach ſeiner Geneſung, er mußte, der Wahrheit nach, ihr, bey Fernando's Liebesgeſtändniß, unausweichlich nach deſſen Entfernung unterliegen. Nur des Dichters Streben, etwas ganz Ungewöhnliches zu liefern, konnte ihn wahnſinnig machen, und ihn, den beſitzgierigen Mann, beſtimmen, der Albaneſerin ſeine Liebe zu verſchweigen, und früher ſie dem Bruder zu entdecken. Enrico mußte ganz anders gebildet worden ſeyn, wenn man ſeinen Floskeln von der Seelen heiliger Vermählung, und von der Seele, die der Bruder tauſchend ſich erworben, Glauben beymeſſen ſollte. Der Trieb nach Herrſchermacht konnte wohl in ſeiner Bruſt nicht rege bleiben, wenn Fernando auf jedesmaliges Begehren den Thron ihm abtreten will; aber nicht davon iſt die Rede, ſondern daß Enrico etwas wünſcht, was der Bruder ebenfalls wünſcht zu beſitzen. Der Natur gemäß würde Jener gefordert, der Gewohnheit nach Dieſer, der Selige im Geben, gegeben haben. Freilich wäre dann kein Trauerſpiel entſtanden; der König hätte nichts zu erzählen, Albana nichts zu pflegen, der Arzt nichts zu heilen gehabt. Aber damit hat der Dichter nichts gewonnen; die Krankheit iſt unheilbar, denn der organiſche Fehler der Anlage durchherrſcht die ganze Handlung.

Durch ſeinen Tod wird Enrico nicht tragiſch. Er iſt die Folge vom augenblicklichen Sturm der Leidenſchaft, und alle jene lobpreiſenden Phraſen ſind vernichtet, womit im dritten Acte der Arzt ihn wegen der unterlaſſenen Vergiftung überhäufte. Gewiß hatte er den Feind (das Gift) im Ringe eben ſo gut vergeſſen, als ſeine Umgebungen blöd- oder wahnſinnig geweſen ſeyn müſſen, ihm, den Wahnſinnigen, einen Ring mit Gift zu belaſſen. Jedoch, ich erinnere mich, er mußte ihn haben, um denſelben an den Arzt verſchenken zu können. Das gehörte zur Handlung, wie Enrico's Eindringen mit dem Schwerte auf den König, im zweiten Acte, und die naive Aeußerung des Pagen: Verzeiht, daß ich ihm (dem Wahnſinnigen) ein Schwert gegeben habe, welches ſich aus der Scheide ziehen läßt!! Ein hölzernes Schwert oder gar keines wäre freilich beſſer geweſen. Daß dieſer Enrico nicht königlich geſtorben iſt, ſondern nur in einem Anfalle von neuem Wahnſinne, und um nothdürftig die Scheinehre der Tragödie zu retten, bedarf demnach keines weitern Nachweiſes.

Benvolio, der Arzt, characteriſirt ſich ſelbſt. Sein Name zeichnet ſeines Lebens Bahn; er will, was gut iſt. — In ähnlichem Sinne heißt der König vielleicht König, Baſilio, βασιλευς! — Er hält Vorleſungen über die Krankheit des Prinzen, mitunter auch über Staatskrankheit. Da vergißt er, daß er Arzt iſt, nicht Staatsmann. Außerdem iſt er noch kurzſichtig. Wie hätte er ſonſt den von Enrico empfangenen Ring dem Fernando, und gerade dieſem, nach dem erſten, ernſten Bruderſtreite, vorſichtig aufzuheben geben können, und warum? damit er ihm nicht vom Finger gezogen würde!! Mußte der gute Mann denn durchaus den Ring am Finger tragen? fürchtete er nur für Enrico und nicht für Fernando? und warum für jenen, der ſogar im Wahnſinne keinen Gebrauch davon gemacht hatte? War der Wahnſinnige ſtärker als der Vernünftige, oder hatten ſeine, des Arztes, Lobſprüche die Sache gewendet? Ach nein! Fernando mußte des Bruders Ring bekommen, und das darin befindliche Gift nehmen, damit Enrico des Bruders Schwert ergreifen, und ſagen konnte: Mein Gift — dein Schwert, ſo ſind wir wett!

Der Doctor verſchwindet am Ende wie ein ausgeputztes Licht, doch hinterläßt er ein gutes Sprüchelchen, dieſes nämlich:

> Der Frauen Stärke iſt: Kind ſich fühlen, und als Mann bewähren.

Ich wünſchte, daß er, ehemaliger Erzieher der Albaneſerin, ſeine Schülerin dem Sprüchelchen gemäß erzogen hätte: ſie würde alsdann nicht, wie ein Rohr im Winde geſchwankt haben. Die Tragödie führt zwar von ihr den Namen, allein ſie iſt nur das leidende Glied derſelben, der Brennpunct, welchen die Liebe der Brüder umkreiſet. Sie ſteht zerriſſen und zerſpalten von der Gluth der göttlichen und menſchlichen Liebe.

> »Wenn Feuer auf Fernando's Lippen glühte, (ſagt ſie im erſten Geſpräch mit dem Arzte) und durch die Pulſe meiner Adern drang: was war es, als ein Taumelſpiel der Sinne? der Körperwelt geheimnißvoller Zwang! Nur mit dem Bruder eint ihn freie Minne, der Menſch, doch nicht der Gott in ihm, war mein, und von dem Gott brannt ich geliebt zu ſeyn.«

Dann wechſelt ſie die Rollen; Fernando wird ihr der Gott, Enrico der Menſch. Für Fernando iſt in ihr für die Ewigkeit Stoff und Gegenſtand und Bild, zu lieben, zu bewundern, anzubethen. Ihn den Fernando liebt ſie, wie wir Götter lieben; anbetend, kindlich. — Dennoch ſiegt wieder das Menſchliche. Enrico war ihre erſte Liebe; Er war der erſte Seufzer ihrer Bruſt; Er iſt der letzte Seufzer. Der kurze Wortkampf:

> »Weg Mitleid (mit Enrico) dem die Würde ſchier erlag,
> In Niedrigem nicht ſinkt Albana nieder,
> Das Herz, das du verwarfſt, verwirft dich wieder«

iſt doch nur ſo zur Verzierung da, denn ihm,

> »Enrico, allein ſchlagen menſchlich ihre Pulſe, ſie will nicht ſterben in ihm, er muß ſie ewig lieben, muß in Schmerz vergehen um ſie, wie ſie um ihn.«

Dieſer Kampf der Gefühle kann zwar als möglich gedacht werden, aber ein Weib, welches ihn kämpft, iſt nicht einmal über ihr Gefühl klar, weniger göttergleich. Sie weiß ja nicht, was ſie will? Den Einen ehlicht ſie, und betet ihn an, den Andern liebt ſie, und kniet vor ihm. Das ganze Treiben der Albaneſerin iſt ſo wunderlich, daß der Dichter ſelbſt genöthigt war, ſie bekennen zu laſſen:

> »Nur eine Wolke trübte meinen Himmel: Enrico! Nennt's Unnatur, nennt's Verirrung des Geſchlechts, der Triebe, nennt's Unſinn, Wahnwitz der Frauenliebe. Es war Eiferſucht auf Bruderliebe. Fernando's Seele war meine Liebe, um Enrico mußt ich ihn entbehren u. ſ. w.«

Ihre Liebe theilte ſich alſo zwiſchen Seele und Leib. Was hinderte ſie aber, dem Leiblichen, dem erſten Seufzer ihrer Bruſt, näher zu treten? was nöthigte ſie, dem Aetheriſchen die Hand zu reichen? das iſt wirklich Unnatur. Die erſte Liebe weicht ſo leicht keinem Hinderniß, weniger einer bloßen Träumerei. Sie hat ſchon einen beſtimmten Gegenſtand, deſſen Beſitz ihr Ziel iſt. Auf die Erreichung dieſes Ziels ſind alle Mittel, ſelbſt der Kampf mit Hinderniſſen gerichtet. Enrico's Stolz, die rauhe Sitte, der kalte Witz können der Albaneſerin ſich nicht gleich Anfangs gezeigt, und ſie zurückgeſcheucht haben; ſie werden erſt ſpäter durch Fernando's Liebe motivirt. Das Alles geſteht Enrico ſelbſt:

»Wie ſie mich angeblickt! Wie, wenn ich ſie an meine Bruſt gedruckt im Wirbelreih'n, wenn Herz an Herz geſchlagen, ſie Liebe, Liebe war für mich; und wie ſie bald damals von Andern nur geliebt u. ſ. w.

Und die Albaneſerin:

»Als ſich Fernando meinem Herzen nahte, und zur Bewund'rung es, zur Liebe zwang, kehrte ſich Enrico's Sinn kalt, feindlich gegen mich.«

Glaubte der Dichter denn wirklich alle dieſe bunten Widerſprüche durch die Floskel gut zu machen:

»Das eitle, ſtolze, ungerechte Weib, das ob er bath, ſich ſchwur, ihn zu verſchmähen, muß vor ihm knieen, und ſeine Gunſt erflehen!«

oder durch jenen Kraftſpruch der Albaneſerin zu ihrem Erzieher:

»Die Welt, den Menſchen, mich ſah ich von Jugend auf mit euern Augen. Mein Geiſt ward Mann, ich lernt erwägen, wählen, mich bezwingen.«

Warum tödtete denn der Wille nicht auch das Gefühl? ~~und wenn~~ ſolches ihr unmöglich war, wozu denn der fruchtloſe Kampf? Wer die erſte Liebe in ſeiner Heldinn theilen, oder leichtſinnig, auch eigenſinnig opfern läßt, verletzt in ihr Natur und Character und die geſammte Würde.

Die Albaneſerin bleibt am Leben. Warum ſoll ſie auch ſterben? ihr Tod kann ihr keine Verklärung geben; er kann auch die Zuſchauer nicht befriedigen. Die Hauptperſon in der Tragödie iſt ſie auch nicht. Ihre Liebhaber ſpielen eine größere Rolle. Der Dichter ſcheint nur des Titels wegen verlegen geweſen zu ſeyn — Sicherheit fehlt ihm immer — und griff vielleicht aus einem ihm näher als uns liegenden Grunde, nach dieſem Taufnamen.

Der Kanzler Onophrius erſcheint dreimal, um dem Könige etwas zu berichten; einmal unterredet er ſich auch mit Leontio und Fernando. Sonſt ein guter Menſch, ohne viel Geiſt, ganz ohne Einfluß. In dem letzten Geſpräche mit dem Könige (Act 5.) characteriſirt er ſich von der beſten Seite, von der ſchwächſten in dem darauf folgenden mit Fernando. Für Unſinn kann die Stelle gelten:

Solch ein Herz (Fernando's)
Dem Unerforſchlichen, der es geſchaffen,
Wenn ſolch ein Herz für eine Sünd entglühte,
Es würde ſeyn, wie wenn der Sonne Macht
Sich in dem Schooß der finſtern Wolke bricht.
Die Sünde würde leuchten, wie die Tugend,
Und mit des Urlichts ſieben Farben ſpielen.

Oder iſt auch das wieder durch des Kanzlers Selbſtſchilderung motivirt;

Wenn mein Herz auf Seelengröße trifft,
Da wird Onophrius beredt!

Aber ein bedächtiger Geſchäftsmann, ein Greis, der ſeinem Könige den Rath gibt:

Laßt ſie ſich faſſen, die entzweiten Brüder,
Und gönnt drei edlen Herzen Friſt und Freiheit,
Die Göttlichkeit der menſchlichen Vernunft,
Die Macht der Pflicht, der Tugend Kraft zu zeigen;«

ſollte doch wohl die ewige Kluft, die Sünde von der Tugend ſcheidet, erkannt haben!

Leontio, der Page, iſt der Spaßmacher im Trauerſpiele, eine winzige Kopie des Narren im Lear. Sein Amt iſt Narrheit, und weil er dazu gedungen iſt, oder auch der Approximität zu Enrico wegen, ſtellt er ſich halb toll. Witz hat er wenig, doch ſpricht er in ſeiner närriſchen Luſtigkeit unter Allen noch am vernünftigſten. Dieß iſt das Merkwürdigſte an ihm.

Don Manuel, Camaſtro's Sohn, endlich iſt ein wunderliches Gebilde, das weder in ſeiner Individualität zum herriſchen Character des Königs paßt, noch mit ſeiner ermüdenden Expoſition im vierten Act zum Weſen der Tragödie. Um durch ihn den Knoten zu löſen, war gewiß ein ſolch Gewebe von Wahrheit und Lüge nicht nothwendig. Der Dichter hat dadurch in ſeiner Tragödie ſich ſelbſt geſchlagen. Auch iſt der im Hintergrunde mit geſchloſſenem Viſir ſtehende ſicilianiſche Ritter zu einem gewöhnlichen Theatercoup benutzt, dergleichen Herr M. ſonſt zu verſchmähen pflegt. Das Motiv zu Manuels Erzählung iſt Enrico's Schonung; D. Manuel ſagt ſelbſt:

»Das Ziel entflieht, er iſt nicht ſtark genug die Wahrheit auszuhalten. Vergeblich alles, faßt euch Prinz, euer Bruder lebt!«

und Fernando:

War das der Irrſinn, den ſchonend wir
Zur Wahrheit führen wollten?

Wußten ſie denn nicht, daß Enrico geneſen war? ſein Erſcheinen in Syrakus hatte ja auch Aufſehen genug gemacht! Sahen ſie denn nicht mit eignen Augen ſchon beym Empfange, daß er bey Verſtand war? Oder fürchteten ſie neuen Wahnſinn bey Enrico, wann der todt geglaubte Bruder erſchien? Man war ja allgemein überzeugt, daß Fernando's Tod die Urſache des Wahnſinns geweſen ſey!

Sonderbar, daß Enrico durch diejenigen Mittel den Verſtand verlieren muß, durch welche Andere den verlornen Verſtand wieder erhalten.

Warum Don Manuel ſeines getödteten Vaters wegen, den König von Sicilien nicht bekriegt, oder gar entthront, drückt er ſo aus:

»Weil ein Feind ſich mir vertraut, und Freundſchaft mir in ſolchem Reiz gezeigt, daß ich fortan der Feindſchaft Feind will ſeyn, und nichts auf Erden haſſen mag, als Haß, leg' ich den Schild Euch (dem König) zu den Füßen.«

Die Leſer wiſſen aus der Inhalts-Anzeige, daß dieſer Feind Fernando geweſen iſt. Uebrigens liegt die ganze Characteriſtik Manuel's in ſeinem Auftreten und in ſeiner Erzählung; die Theilnahme kann er nicht gewinnen, und der Zuſchauer würde ziemlich gleichgültig geblieben ſeyn, wenn er ſtatt Siciliens Krone zu empfangen, vom Tuneſer, des an ihm mit Fernando's begangenen Betrugs wegen, gezüchtigt worden wäre.

In Rückſicht des Ausdruckes hat die Albaneſerin herrliche Stellen, z. B. wo Enrico ihre Liebe erfähret:

Sie liebt mich, ſie! ſie hat gekniet vor mir!
Fallt nieder, Thürme; brechet eure Stämme,
Ihr ſtolzen Cedern; eure Häupter neiget,
Ihr waldgekrönten Berge ꝛc.

in der Endſcene mit Enrico und Albana, und mehrere andere, die ich nicht anführen kann, weil mir nicht vergönnt war, die Handſchrift einzuſehen.

Von jenem Mittel, welches Hr. Auchmahler in ähnlichem Falle empfiehlt, und deſſen er ſich auch wirklich bey der Sappho bedient hat (ſ. Originalien aus dem Gebiethe der Wahrheit rc. II. Jahrg. 1818. 6. Heft Nr. 69 S. 565 u. f.), nämlich: für ein Paar Groſchen die benöthigten Stellen vom Souffleur wegſtibitzen zu laſſen*), wollte und konnte ich keinen Gebrauch machen. Durch Schlechtigkeit zur Schlechtigkeit verleiten, oder ſich verleiten laſſen, iſt hier zu Lande nicht Sitte. Dadurch möge auch die zuweilen verletzte Cäſur in den Anführungen entſchuldigt ſeyn. Die Richtigkeit des Sinns und der Worte verbürge ich.

Die Manier des Dichters im Ausdruck gibt dagegen ſich kund in dem Spielen mit Worten, und in den häufigen Gegenſätzen: »Verweilen, weilen; Leibarzt, Geiſtesarzt; des Narren Narr, der Feindſchaft Feind; Wegfall, Rückfall; Todesfall und Allenfalls; die Fälle ſind gefallen; genährt, getäuſcht; Traum im Traum; Zahl, Pfahl; des Bruders Braut, Weib, Witwe; Luſt der Pein; Qual der Luſt; Ahnungen, Mahnungen; ein froher Schmerz, ein weinendes Entzücken, und unzählige andere.

Insbeſondere iſt dem Könige die Manier eigen, das letzte Wort des Sprechenden aufzufaſſen, und dann mit einer Frage fortzufahren. »Wie? Wer ſagt? Geſetz? Begreift ihr? Meint ihr? Was meint ihr? Was denkt ihr? That ich Unrecht? Furcht? Wie, was? Weſſen Mund wagt das? Wer? Wie? Der Schmerz? Ihr zweifelt noch? Was bringt ihr mir? Schmach? Welch Gerücht?« u. ſ. w.

Faſſen wir das Geſagte zuſammen, ſo iſt die Grundlage dieſer Tragödie fehlerhaft; die Handlung arm; die Hauptcharactere ſind ohne Wahrheit und Würde und Haltung; die Motive ängſtlich gewählt, unrichtig; der Ausdruck iſt kraftvoll, aber gekünſtelt, geſucht, und ſo erhaben durch das Gefühl eigener Erhabenheit geſteigert, daß nur ein kleiner Schritt zum Lächerlichen bleibt. Alle dieſe Fehler ſind dieſer Tragödie eigen, weil ſie — das iſt unverkennbar — ein beyſpielloſes Meiſterwerk in allen Theilen ſeyn ſollte. Von der Geburt an mit einer organiſchen Krankheit behaftet, konnte, bey aller Mühe, ſie dennoch die Genialität des Totalen nicht erringen. Aus der Schuld, vielleicht bewußtlos, vielleicht durch Critik beſtimmt, hervorgegangen, iſt ſie dennoch kein Sühnopfer der, muthmaßlich aus Calderon's Divocion de la Crux (Andacht zum Kreuz) gebornen Schuld**). Das Grundprincip der Tragödie war verletzt, der Gang der Handlung, nach des Dichters Manier, durch einen Fluch gefeſſelt. Er konnte nicht mehr frei walten, wenn er gleich den Irrweg unter ſeinen Tritten fühlte.

Woher die Manier des Dichters komme, ob aus einem unvollkommenen Auffaſſen und Nachbilden der Natur, oder aus Vorliebe für einen Meiſter? ob aus Mangel poetiſcher Ideen, oder aus dem Streben dem Zeitgeiſte zu huldigen, mag ich vor der Hand nicht entſcheiden. Die Manier iſt aber wirklich da. Vielleicht weiß ſolches der Dichter nicht, vielleicht auch iſt er es ſich innerlich bewußt, muß jedoch, um nicht zu fallen, für ſeine eignen Perſonen, und in eigner Concursſache, den Curator litis et honorum machen.

---

*) Die Rechtsphiloſophie dieſes Hrn. Auchmahlers iſt ſehr merkwürdig. Er ließ aus dem damals noch ungedruckten Trauerſpiele Sappho, auf die angegebene Art, einige Stellen zum Voraus abdrucken, und dann nannte er das Nachdrucken — Diebdrucken u. ſ. w. Wie nennt man denn ein Vordrucken, wozu man ſich von einem ſpitzbübiſchen Subalternen um einige Kreuzer die Stellen hat wegſtibitzen laſſen? (S. 566. 566.)

**) Man vergleiche Anlage, Handlung, Motive und Charactere beider Stücke. In der Schuld iſt alles ſpaniſch, ſelbſt der Vortrag iſt ſpaniſch. Aber wie tief ſteht die Schuld unter der Andacht zum Kreuz!

Deßhalb ſey das Alles in Frieden mit ihm und Jenen geſagt, die wohl gar in *Furcht* und *Mitleid* das Grundprincip der Tragödie ſehen, oder ſtatt einer begründeten Handlung und Character-Entwickelung mit einem prunkenden Vortrage ſich begnügen. Die literariſchen Fehden haben in neuer Zeit einen ſo ſeltſamen Character angenommen, daß jeder rechtliche Mann ſich ſchämen muß, Gegnern zu antworten, die Masken tragen, oder gar ihres Bedienten Rock anziehen, und mit ſchlechtgeſchmiedeten Bedientenbriefen auftreten, nicht etwa, zu widerlegen, ſondern ihr Schreibhonorar zu vermehren. Ich werde ausdrücklich hieran durch einen Ausfall in Nr. 32 des literariſchen Wochenblattes (1820) erinnert, wo mein Schweigen gegen einen ſolchen Bedientler für eine Niederlage erklärt iſt. Immerhin, ich glaube aber, die Kämpfer müſſen ebenbürtig ſeyn; auch bekenne ich frei, daß ich den Bediententon unter Bedienten nicht gelernt habe. Wer Luſt an ſolchen Maskeraden findet, der möge ſie treiben. Ein Jeder muß ja wiſſen, wie viel er werth iſt. In B. ſchickte einſt Jemand, der einen *Titel* bekommen hatte, durch einen *Bedienten* Viſitenkarten herum, worauf ſein Name und en personne ſtand. Da lachten die Empfänger den Titularherren aus, und dachten noch Mancherlei dabey. Das habe ich denn auch gethan u. ſ. w.

Der erſten Aufführung der *Albaneſerin* hat das zahlreich verſammelte Publicum eine große Aufmerkſamkeit gewidmet. Das treffliche Spiel der Repräſentanten des Königs und der Söhne erwarb ſich verdienten Beyfall. Wenn *Albana* nicht ganz *gleichen* Theil erhielt, ſo war das ihre Schuld nicht. Don *Manuel* rettete gleichſam den vierten Act. Der Kanzler, der Arzt und der Narr verdienen alles Lob. Nur dem vereinten Bemühen gelang es, die geſpannte Ruhe bis gegen Ende des fünften Aufzuges zu erhalten. Als aber die Söhne im Tode vereint lagen, der Vater dem Arzte befahl, ihre Leiber zu Mumien zu verſteinern, und *Albana*, die Liebe noch immer hegend, bat:

Mit ihnen, *die mich liebten*, laßt mich ſterben ꝛc.

bedauerte man ſie lachend. Nach gefallenem Vorhange herrſchte durchaus Stille; nach geſchehener Ankündigung für den folgenden Tag ſprachen nur Wenige ein Urtheil, wobey die Abfälligen die Majorität behaupteten.

Der Dichter kennt das Wiener-Publicum zu gut, als daß er dieſen ungünſtigen Erfolg von der Aufführung der *Albaneſerin* auf Mangel an Kunſt- oder Schönheitsſinn beziehen könnte. Wir haben in eben dieſem Theater und in ſeinem Namen bey einer andern Gelegenheit die merkwürdigen, von ihm ſelbſt geſchriebenen Worte gehört:

Wohl haben mich in müß'gen Abendſtunden
Der deutſchen Städte viele ſchon gehört,
Und mich zum *Dank* durch Beyfall ſich verbunden,
Doch ſchönern Lohn von ſeinem Volk begehrt
Des Sängers Herz; dort ſah er ſich *geehrt*,
In *Wien* allein glaubt er ſich mit *empfunden*.

Drum nannt' er Wien, obgleich er's nie geſehn,
Er nannte Stolz es ſeines Geiſtes Wiege,
Nannt' es den Zweig, der ihn aufwärts trage
Zu Melpomenens wunderreichen Höh'n.

So etwas vergeſſen die Wiener nicht, und ſie hätten gern mitempfunden, was der Dichter geſungen, wenn es nur nicht aller Natur und Würde zuwider geweſen wäre.

Oder iſt es wirklich wahr, was, wie das literariſche Wochenblatt Nr. 25 c. bemerkt, nicht eine gewiſſe Henriette Schütz, ſondern Händel-Schütz, Händel-Melpomene, Melpomene-Händel, nach Leſung der Albaneſerin dem Dichter zugerufen hat:

Du Adler deiner Kunſt! dein Reich iſt nicht von dieſer Welt.
Doch oben, von verklärten Geiſtern nur, wirſt du,
O großer Geiſt! begriffen und empfunden werden!

Da hätten wir freilich einen triftigen Grund für das Nichtbegreifen und Nichtempfinden; woher iſt aber der Frau Henriette Schütz die Erkenntniß gekommen? Ironie wird das Gedicht doch nicht ſeyn? Nein! Man muß ſo genau die licentia poetica nicht unterſuchen; am Ende könnte man wohl gar noch die der Schuld beygedruckte Recenſion der Schuld für eine Ironie halten.

Allgemeine Novelliſtik.

Die dießjährige Ausſtellung im europäiſchen Muſeum zu London, die 31ſte ſeit dem Beginne dieſer Anſtalt, vereinigt 600 Gemählde älterer und neuerer Meiſter, die zu verkaufen ſind. Die brittiſche Gallerie in Pall-Mall, für die Ausſtellung und den Verkauf von Gemählden, iſt ebenfalls ſeit Anfang Jänners geöffnet.

J. J. Rouſſeau's Abhandlung über die Ungleichheit der Menſchen, iſt in's Neugriechiſche überſetzt worden.

Der Verbrauch von Meererzeugniſſen iſt ſeit mehreren Jahren in Paris ſehr bedeutend. So z. B. kommen bey günſtiger Jahrszeit täglich über dreyßig Wagen an. Es gibt dort noch immer ſtarkere Auſterneſſer, als irgend anderswo, doch können ſie ſich freilich nicht mehr mit Jenen meſſen, die ſich vor der Revolution beſonders auszeichneten. Ein bekannter Abbé machte damals täglich zwei Auſternmahlzeiten, bey denen er ganz allein 100 Dutzend, ſage 1200 Stück, verzehrte. Vier der hübſcheſten Damen der Straße Montorgueil (Auſterdamen genannt) mußten kommen, und konnten kaum ſo viel öffnen, als der Herr Abbé verſchlang. Der jüngere Crebillon nahm öfters 100 Dutzend zu ſich. Zehn bis dreyßig Dutzend ſind den echten Liebhabern auch noch jetzt eine Kleinigkeit, und es gibt mehrere, die ihre Rationen auf achtzig Dutzend gebracht haben.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Kath. Gräffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 8 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

55.

(Wien, Dinſtag, den 9. Mai.)

Von den herrlichen Glas-Mahlereien in der ehemaligen Kloſter-Kirche Königsfeld, in der Schweiz.

Von K. J. Stephan, Profeſſor zu Salzburg *).

Fiorillo, Profeſſor zu Göttingen, ſagt in ſeiner Geſchichte der zeichnenden Künſte in Deutſchland, (Hannover 1815, I. Band, Seite 99) da, wo er von den Abbildungen des Kaiſers Albrecht I. ſpricht: »auch ſoll ſich in den Fenſtern einer Kirche des Aar-Gau ſein Porträt auf Glas gemahlt, befinden. M. Fuggeri inter monumenta domus Austriacae, P. III., T. II., p. 71.« — Welche Kirche Fiorillo meinte, ſagt er nicht! Seinen Gewährsmann Fugger, kann ich nicht befragen, um zu erfahren, welche Kirche gemeint ſey. — Bald darauf (Seite 107) ſagt Fiorillo: »Die Glas-Mahlereien in der Kirche zu Königsfeld, welche aber längſt zerſtört worden, und uns nur noch durch die illuminirten Kopieen in der Fuggerſchen Bibliothek bekannt ſind, und die Regenten und Regentinnen aus dem Habsburg'ſchen Hauſe vorſtellen, ſollen zwiſchen den Jahren 1358 bis 1364 ausgeführt worden ſeyn. Monum. dom. Austriac. Tom. III., P. II., p. 16.« — Ich begreife nicht, wie man behaupten konnte und könne, daß die Glas-Mahlereien in der Kirche zu Königsfeld zerſtört, und zwar längſt zerſtört worden ſeyen. Die »hiſtoriſche Beſchreibung des im 14. Jahrhundert geſtifteten herzogl. öſterreichiſchen Kloſters Königsfeld im Aar-Gau, ſeit der Kirchen-Verbeſſerung zu einem Amt- und Armen-Haus gewidmet« (1819. S. 13) ſagt: »rund umher in den Fenſtern erblickt man die Haupt-Scenen der bibliſchen Geſchichte, und mehrere mit gothiſcher Schrift verfaßte, faſt unleſbare Inſchriften, mehrentheils unter den Bildern von Kirchen-Heiligen. Gegenwärtig läßt die Can-

---

*) Bey dem großen Intereſſe, welches die wieder erſtandene Glasmahlerey ſowohl in hiſtoriſcher als techniſcher Hinſicht jetzt allgemein einflößt, ſind wir dem gelehrten und kunſterfahrenen Hrn. Verf. dieſer Bemerkungen um ſo mehr verbunden, als ſie auch eine vaterländiſche Bedeutung für ſich haben. Wir wünſchen, daß dieſe merkwürdige Kunſt, die nun allenthalben beſprochen wird, auch in unſerm Blatt, welches bereits in Nr. 44 und 45 einen ſchätzbaren Aufſatz von Hrn. Wilh. Hebenſtreit geliefert hat, noch weiterhin berührt werde, und erſuchen beſonders die inländiſchen Künſtler und Beſitzer vorzüglicher Glasmahlereien um geeignete Erörterungen.

Die Redact.

tons-Regierung des Aar-Gaues dieſe gemahlten Fenſter, da ſie von fremden Kriegern, welche ſich dieſes Chors zum militäriſchen Gebrauche im letzten Kriege bedienten, übel beſchädigt worden ſind, ſo gut es geſchehen mag, wieder ausbeſſern.« — Alſo nicht ſchon »längſt« ſind die Glas-Mahlereien beſchädiget worden. Man kann noch viel weniger behaupten, daß ſie »zerſtört« worden ſeyen. Als ich auf einer Ferien-Reiſe im Herbſte 1815, durch einen Theil der Schweiz luſtwandelte, führte mich der Weg von Zürch über (Schweizeriſch-) Baden, und über den Fluß Reuß oder Rüß auf den Unglücksplatz, wo Kaiſer Albrecht I., nach ſeiner Ueberſchiffung, von ſeinem Neffen Johannes, Herzog von Schwaben, mit Beihülfe einiger Verſchwornen am 1. May 1308, gemeuchelmordet wurde, und an die nahe Stelle, auf welcher der Kaiſer in den Armen einer Bäuerin ſtarb. Auf dieſer, (in der Nähe des Stammſchloſſes Habsburg befindlichen) Stelle, ließ die Kaiſerin-Witwe Eliſabeth, den Hochaltar der Kirche eines Mönchs- und eines Nonnenkloſters errichten, welche von ihr geſtiftet und erbauet wurden. Nachdem aber Zwingli in der Schweiz die Reformation begonnen und weit verbreitet hatte, wurden 1528 beide Klöſter von dem Magiſtrate der Stadt Bern (zu welchem Canton damals Königsfeld gehörte) ſäculariſirt. Die Kirche wurde profanirt, der Hochaltar hinweggeräumet, und das ſogenannte Schiff der Kirche theils zu einem Getreide-Magazin oder Behältniß beſtimmt, theils zu Holz- und Wagen-Schoppen verwendet! Die Fenſter der Kirche ſind mit vielerlei ſchönen Glas-Mahlereien geziert, welche bibliſche Gegenſtände vorſtellen, und mehrere fürſtliche Perſonen aus dem Habsburgiſchen Hauſe darſtellen. In einem Fenſter auf der Epiſtelſeite, iſt Kaiſer Albert I., ein Schwert in der Hand haltend, in rothen und grünen Kleidern, von einem ſturzenden Schimmel ſtürzend, abgebildet; in einem andern Fenſter auf der Evangelienſeite, die Kaiſerin-Witwe Eliſabeth, mit einem Doppelkreuze (‡) in der linken Hand. Die Farben dieſer und anderer beſtens erhaltener Glas-Mahlereien ſind prachtvoll; die Glasmahlereien ſelbſt ſind darum noch ſehr ſchön, ja prächtig und herrlich. Theils ihrer Gegenſtände wegen, theils ihrer magiſchen Pracht halber, hatten ſie für mich ein großes Intereſſe, und viel Anziehendes. Nur die Nothwendigkeit, auch die übrigen Merkwürdigkeiten der Kirche und der Umgebungen *) zu beſehen, konnte mich von dem bedächtlichen und erfreuenden Anblicke dieſer noch immer ſehr intereſſanten Kunſt-Producte endlich losreißen. — Was die von Fiorillo angegebenen Jahre 1358 bis 1364, zwiſchen welchen die Glas-Mahlereien ausgeführt worden ſeyn ſollen, betrifft, ſo glaube ich, daß dieſe Glas-Mahlereien viel eher oder viel früher zur Verzierung der Kirche angewendet worden ſind. Denn, nachdem Kaiſer Albrecht I. am 1. Mai 1308 meuchleriſch umgekommen war, entſchloß ſich die Kaiſerin-Witwe ſogleich, auf dem Platze des Sterbens ihres kaiſerlichen Gemahls, zum Andenken deſſelben eine Kapelle, und ſchon in dem Jahre 1311 ein Kloſter für Franziskaner-Mönche, und eines für Clariſſernonnen zu ſtiften und zu erbauen. Schon »zur Zeit der Anlage dieſes zweifachen Stiftes« (alſo ſchon um das Jahr 1311) »ſoll nach ſicheren Anzeigen, der Bau derſelben weit herrlicher geweſen ſeyn, als es

---

*) Von jenen und von dieſen vielleicht ein anderes Mahl.

in unſeren Zeiten geſehen wird,« ſagt die erwähnte »hiſtoriſche Beſchreibung« Seite 14. Zur Gründung dieſes neuen Stiftes, wurden von der Kaiſerin-Witwe und von der kaiſerlichen Familie 30,000 (dreißigtauſend) Mark Silbers, eine damals ungeheure Geld-Summe, beſtimmt und verwendet. Die Kaiſerin Eliſabeth, ihre Tochter Agnes, Konigin von Ungarn, und viele fürſtliche und adeliche Frauenzimmer, ſchenkten überdieß um das Jahr 1313 und 1318, koſtbare Kleinodien, Gewänder und ſeidene Tücher. Auch die Beſitzungen und Rechte der Mitſchuldigen an dem Kaiſer-Morde, ſchenkte Agnes, von ihren Brüdern dazu befugt, den beiden Klöſtern. Als Agnes Witwe wurde, zog ſie ſich jung von der groſſen Welt in eine Zelle des Nonnenkloſters zurück, welchem ſie ihren aus Ungarn mitgebrachten Schatz ſchenkte. In dieſem Kloſter lebte ſie als Nonne über 50 Jahre, und ſtarb 1364. Aus dem Geſagten erhellet, das es höchſt wahrſcheinlich iſt, die koſtbaren Glas-Mahlereien ſeyen ſchon vor dem Jahre 1358 angebracht worden. — Fiorillo ſagt: »Vielleicht wurden ſie auf Befehl der Kaiſerin Agnes, Gemahlin Alberts I., gemahlt, weil ſie das Kloſter überhaupt reich dotirte. (Wadding. annal. Minor. in regest. pontif. ad T. IV. p. 540. Hieron Pez. SS. rr. Austr. T. II. col. 747. D.)« »Albrecht I. Gemahlin hieß Eliſabeth, nicht Agnes. Agnes war die Tochter beider, und als Gemahlin des Königs Andreas III. Königin von Ungarn. — Fiorillo ſagt noch: »unter dieſen Glas-Malereien ſah man ihr Porträt, ferner ihren Gemahl, Rudolph den Sanften, König von Böhmen, den Herzog Leopold, Heinrich den Guten, Otto, und andere mehr. (Monum. dom. Austr. a. a. O. Tab. XIX. N. 2. XXI. N. 1. 4. 7.)« Der Ausdruck »ihr Porträt« müßte nach Fiorillo, auf Agnes bezogen werden. Er bezieht ſich aber nicht auf dieſe Königin, ſondern auf die Kaiſerin Eliſabeth mit dem Doppelkreuze in der linken Hand. Den Ausdruck »ihren Gemahl« darf man eben darum nicht auf den König Andreas, Gemahl der Agnes, ſondern man muß ihn auf Kaiſer Albrecht I., Gemahl der Eliſabeth, beziehen. Rudolph der Sanfte, Leopold und Heinrich der Gute waren Söhne Albrechts I. und der Eliſabeth, und Brüder der Agnes.

* * *

Techniſche Neuigkeiten; von A. R. v. F—n.

IX.

Ein Werk ſteht nun beynahe vollendet da, auf das der biedere Oeſterreicher, ſo wie auf manch Anderes, das wir der väterlichen Regierung unſers allgeliebten Monarchen verdanken, mit Stolz ſehen kann. Es iſt dieß die neue Kunſtſtraße — Louiſen-Straße — durch welche die bequeme Landverbindung zwiſchen Carlſtadt und den Seehäfen Fiume, Buccari und Porto Ree hergeſtellet werden ſoll. Sie iſt nun, bis auf die Nebenverbindung mit Porto Ree, vollendet, und in einer Höhe von 293‥ Schuh über dem adriatiſchen Meere angelegt. Ihre höchſte Steigung beträgt nicht über 3 3/4 Wiener-Zoll auf die Klafter. Den Unternehmern, an deren Spitze als Präſident der allgemein verehrte Fürſt Franz von Dietrichſtein-Proskau ſteht, wurde ein auf 50 Jahre — bis 14. Februar 1870 — gültiges Privilegium auf die Benutzung ihres Werkes, Beziehung des Weggeldes für Ladung pr. Meile und Ctr. 1 1/2 kr., und eine Mauth für das Vieh von 1/2 kr. bis 3 kr., dann die Ausübung des Rechts der Gaſtgebung und des Weinſchankes, ſowohl in den bereits von ihr errichteten, oder noch zu errichtenden Gaſt- und Schankhäuſern ꝛc. verliehen.

Erfreulich iſt für die inländiſche Induſtrie die Bekanntmachung des k. k. Eiſenwerkes-Oberverwesamtes zu Maria-Zell, daß man nun bey dieſem Eiſengußwerke durch die hochherzige Liberalität Sr. kaiſerl. Hoheit, des allverehrten E. H. Johann, ein treffliches Adjuſtirungs-Inſtrument erhalten hat, um Guß- und Hammer-Eiſen genau zirkelrund ab- und auszudrehen.

Die ſo häufig vorkommenden Verfälſchungen geſchriebener Documente machten es nothwendig, ein Mittel zu entdecken, womit die Tinte ſo an das Papier gebunden wird, ſo tief eindringet, daß jedes Vertilgen derſelben unmöglich iſt. Hermbſtädt hat dieſes Mittel aufgefunden, und macht ſelbes, wie folgt, bekannt: Man taucht die noch ungeleimten Bogen Papier in eine Auflöſung von blauſaurem Kali — auf 25 Pfund Waſſer 4 Loth ſolches Kali gerechnet. — Hierauf werden dieſe Bogen wie gewöhnlich gepreßt, getrocknet, geleimt und vollends zugerichtet, und man erhält ſodann ein Schreibpapier, aus welchem die Schrift nicht vertilgt werden kann.

Johann Hinkelmann, zu Hohenelbe in Böhmen, hat dem National-Fabriks-Producten-Cabinett des hieſigen k. k. polytechniſchen Inſtituts: Spitzenzwirn eingeſendet, wovon der nur 60 Gran ſchwere Strehn zu 100 Fäden und 10 Gebinden 5333 Fuß mißt, und der daher dem feinen Niederländer-Spitzenzwirn gleich kömmt.

Ich habe hier durch die Gefälligkeit meines Freundes Bareis, Schachfiguren zu ſehen bekommen, die auf dem Eiſengußwerke zu Maria-Zell aus Eiſen gegoſſen wurden, und vollen Beyfall verdienen; mich wundert, daß die hieſigen zahlreichen Liebhaber des Schachſpiels ſich um den Ankauf dieſer Schachfiguren nicht thätiger bewerben.

Hr. Ziak, der im Converſationblatte 1819, S. 343 bekannt machte, daß er eine Maſchine erfunden habe, welche bey den Kraftäußerungen der bekannten Dampfmaſchinen mehr Einfachheit mit weniger Koſtſpieligkeit verbindet, hat nun im Hesperus, viertes Heft 1820, einen Aufſatz einrücken laſſen, in welchem er Jeden warnt, ſich mit den privilegirten Maſchiniſten Löberſorger und Thümel in eine ſpeculirende Unternehmung einzulaſſen, denn des Erſtern Maſchine (ohne Anwendung thieriſcher oder Feuer-Kräfte ſtromaufwärts zu fahren), ſagt Hr. Ziak, »iſt, trotz aller öffentlichen Proben, die er damit im Großen abgelegt hat, deßwegen von keinem Nutzen, weil ihr, wie ihm Augenzeugen verſicherten, die nöthige Geſchwindigkeit mangelt. Des Letztern Waſſerhebmaſchine beruhe aber auf einer falſchen Kraftberechnung.« Da ich Löberſorgers Probeverſuch im Großen beygewohnet habe, und auch das Reſultat der Unternehmung nun zeiget, daß an Orten, wo der Ankergrund nicht Schwierigkeiten entgegenſetzt, dieſe Erfindung mit Vortheil angewendet werden kann, ſo finde ich Löberſorgers Mechanismus doch immer ſehr beachtenswerth, und dieſe Warnung, in ſo weit ſie Löberſorgern betrifft, nebſtdem daß ſie lieblos iſt, da Hr. Ziak nicht als Augenzeuge die Ueberzeugung geſchöpft hat, auch für die fortſchreitende Kunſt nachtheilig.

Die Kunſt Glastafeln zu biegen (bisher bezog man die gebogenen Glaswaaren großentheils aus dem Auslande) ſcheint nun ein inländiſcher Induſtrie-Zweig zu werden. Ich erwähnte letzthin in der Induſtrie-Beylage Nr. XII. des Conv. Blattes der gebogenen Glaswaaren des hieſigen Glashändlers Lobbichler nach Verdienſt; nun habe ich aber auch jene des hieſigen k. k. Hofglaſers Wibner geſehen, und finde ſie nicht minder empfehlenswerth; insbeſondere aber verdienen die Glasſturze mit Bronce-Leiſteln, dann die Porträtgläſer von Spiegelglas einer eigenen Erwähnung.

Allgemeine Novelliſtik.

Hr. W. A. Mozart, Sohn des unſterblichen Tonheroen, gab den 2. d. im hieſigen kleinen Redouten-Saale ein Concert. Er trug das Concert von eigner Compoſition, und Variationen ohne Begleitung auf dem Pianoforte vor. Die Compoſition verdient alles Lob, ſie iſt gediegen und anſprechend. Der Vortrag zeichnete ſich weniger in der Bravour, als in der Zartheit aus. Die Variationen und ihre einleitende Phantaſie ließ Manches zu wünſchen übrig. Sonſt noch wurde von Mozart Vater die herrliche Symphonie in G mol, und zwei Arien gegeben. Die eine aus Titus ſang Mad. Grünbaum mit aller Virtuoſität und Lieblichkeit. Das iſt die Sängerin sans peur et sans reproche, die nichts beirret, die obligate Begleitung mag verprellen, zurückbleiben oder Zickzacke machen; ſie weiß ſich zu helfen, und iſt ihrer Intonation immer verſichert; aber auch Hr. Orcheſter-Director Clement verſteht, wie ein allumſichtiger Feldherr, ſeine Schaaren nach Bedürfniß plötzlich zu ordnen. Herr Jäger ſang eine Arie aus Don Juan mit beſonderer Empfindung und Lieblichkeit. Möge doch dieſer junge Künſtler ſeinen Beruf in ſeiner ganzen Würdigkeit verſtehen, um nur in ihm allein den höchſten Genuß zu finden! — Mozarts Concert hätte ein zahlreicheres Auditorium haben ſollen; allein wenn ſo viele Kärrner beym Aufbau des hieſigen Tempels des muſicaliſchen Ruhmes alle möglichen Stimulantien anwenden, um ihre Karren aus dem Schlamme zu bringen, ſo iſt am Ende ſelbſt der Name Mozart kein Stachel mehr. Das verſammelte Publicum, welches man wirklich ein Kenner-Publicum nennen muß, bezeigte ſeine innige Freude, Mozarts Sohn zu ſehen, mit der größten Herzlichkeit. Jede Nuance ſeines zarten Spieles wurde goutirt, und der lebhafteſte Beyfall wurde ihm nach jedem Stücke zu Theil Man konnte es ſich nicht verſagen, ihn nochmal zu ſehen, und rief ihn am Ende ſtürmiſch.

In Paris waren Ende März die Pelzſchuhe neuerdings ſo in Mode, wie mitten im Winter. An vielen Uhrketten ſieht man bloß zwei Pettſchafte und einen Schlüſſel, aber von ſolcher Größe, daß ſie auf dem Beine ein größeres Paket bilden, als 15—20 Berlocken.

Aus genauen Verſuchen will man ſich überzeugt haben, daß eine Sache, mit beiden Augen angeſehen, ungefähr nur ein Dreizehntheil heller erſcheint, als wenn man ſie mit Einem Auge betrachtet.

In der von einem Miſſionär zu Malacca herausgegebenen und bey ihm gedruckten Quartalſchrift: Le glaneur Indou-Chinois wird unter anderm eines aus 11 Bänden beſtehenden chineſiſchen Werkes: Chiusian-Thung-Kien (Geſchichte der Götter) erwähnt, welches Notizen über Jeſus, ſeine Geburt und ſein Leben, nebſt Zeichnungen dazu, enthalten ſoll.

Den 1. d. ward im k. k. Hoftheater nächſt dem Kärnthnerthore zum erſtenmale gegeben: »Der Tauſch«, Singſpiel in einem Acte, nach dem Franzöſiſchen von J. F. Caſtelli, Muſik von Herold. Das Stückchen iſt ganz artig, und faſt wörtlich nach Lafontaine's etwas freier Erzählung: Les Troqueurs, bearbeitet. Zwei Männer wollen mit ihren Weibern tauſchen; der Einfall war gar nicht übel; wie Manche wollten dieſes nicht, und laſſen ſich ſpäter durch gute Worte und noch mehr durch gute Geſchenke überreden, mit dem Ihrigen zufrieden zu ſeyn. Daß man ſie von einander ziemlich weit entfernt, iſt eine ſehr heilſame Maßregel. Gelegenheit macht Diebe, ſagt das alte Sprichwort, welches leider nur ſchon zu oft ein Wahrwort wurde. — Das Singſpielchen gefiel. Die Muſik iſt außerordentlich artig, und hätte mehr Anerkennung verdient; aber das Publicum hat ſich nun einmal gewöhnt, die armen Kleinigkeiten, die doch gewiß beſſer, als viele langweilige Großheiten ſind, nicht anzuhören. Man iſt gleichgültig, zerſtreut, die Logen und geſperrten Sitze füllen ſich, und das Schauſpiel fängt eigentlich nur mit dem Ballete an. Dann wird Alles ruhig und ſtill, die Katharrhe verſtummen ꝛc. Doch wir müſſen noch einige Worte über unſern Tauſch ſagen. Die Anecdote des armen Mädchens, der man ein kleines Sümmchen als Mitgift beſtimmt hatte, und die einige Zeit darauf mit einem Bräutigam, einem kleinen, ganz krummen Männchen vor den Richter kommt, wo man ihr zu verſtehen gibt, ſie habe ziemlich ſchlecht gewählt, ſie aber darauf antwortet: Um den Preis kann man ja auch nichts Beſſeres haben, hat man mit viel Glück in dem Stücke angebracht. Die Spielenden thaten ihre Schuldigkeit.

Uebermorgen wird im k. k. priv. Theater an der Wien, zum Vortheile des Herrn Kapellmeiſters P. J. Riotte, um die Mittagsſtunde, eine Cantate in zwei Abtheilungen: »Die Farben« (von Chriſtian Schreiber) Muſik vom Concertgeber, zu ſeinem Vortheile aufgeführt werden. Zwiſchen der erſten und zweiten Abtheilung wird Dlle. Blahetka Variationen auf dem Pianoforte mit Orcheſter-Begleitung vortragen. Die Eintrittspreiſe ſind die gewöhnlichen.

Durch eine Verordnung vom 19. Jänner 1810 ſind in Frankreich 35 Patente ertheilt worden. Darunter erhielt eines ein Hr. Petibled, zu Paris, für Schlittſchuhe, mit denen man im Zimmer eben ſo gut, als auf dem Eiſe laufen kann; ein anderes Hr. Motize, zu Paris, für eine Maſchine, den Kaffee ohne Kochen zu machen.

Die Erfahrung ſoll neuerdings beſtätiget haben, daß Honig ein zuverläſſiges Mittel gegen den Bandwurm iſt. — Sieht man ſich genöthiget, unreines Waſſer trinken zu müſſen, fürchtet man wohl gar ein kleines Thierchen mit verſchluckt zu haben, ſo iſt es rathſam, ſobald als möglich, eine Taſſe warmen Thee mit Rum nachzutrinken.

In den letzten Monaten des Jahres 1818 wurden zu London 593,000 Tonnen Porter gebrauet und getrunken, in den letzten 6 Monaten 1819 um 100,000 Tonnen weniger. — Nimmt man an, daß das in einer Stadt geſchah, wo Bier das beliebteſte und allgemeinſte Getränk iſt, ſo mag es wohl auch dort beym Brauen nicht ganz geheuer ſeyn, oder man beherzigt plötzlich Kants Behauptung, der da ſagt: Bier iſt ein langſam tödtendes Gift, ſchwemmt die Verdauungs-Säfte hinweg, verſchleimt das Blut, und Erſchlaffung der Waſſergefäße ſind die Folgen des häufigen Genuſſes dieſes Getränkes. Wenn Kant hörte, daß Jemand in den beſten Jahren geſtorben ſey, ſagte er gewöhnlich: er hat vermuthlich Bier getrunken; klagte Jemand über Unpäßlichkeit oder Krämpfe, fragte er: Trinken Sie Abends Bier? ꝛc.

Mehrere öffentliche Blätter haben vor nicht langer Zeit des Mittels gegen das Erfrieren der Blüthen der Baume (vom Englander James Soverby), des Begießens an die Baumwurzel, mit kaltem Waſſer, erwähnt. Dieſe Erfahrung iſt nicht neu, man thut das ſchon an mehreren Orten Deutſchlands ſeit mehr als 100 Jahren, und in uralten Büchern findet man ſchon, daß man um Weihnachten Schnee oder Eis in die Erde, oder der Wurzel, eingraben ſolle.

Dlle Canzi gab am 28. April ihr zweites Concert um die Mittagsſtunde im landſtändiſchen Saale. Die herrliche Ouverture aus Chèrubinis Lodoiska begann und wurde ganz vortrefflich gegeben. Sodann ſang die Concertgeberin eine Scene mit Chor aus der Oper: I Baccanali di Roma von Generali, mit etwas getrübter Stimme, aber ungemeiner Leichtigkeit. Lannoys Pot-pourri für die Flöte iſt ein Tonſtück, welches geſchmackvolle Zuſammenſtellung guter Thematen, und eine richtige, geiſtvolle Verbindung derſelben, enthält. Es wurde von Hrn. Sedlatzeck mit ſehr viel Zartheit und Anmuth vorgetragen. Die folgende Cavatine von Coccia wurde von Fräulein Unger ſehr brav und mit viel Empfindung geſungen. Sodann ſang die Concertgeberin eine Cavatine von Paccini, mit größter Leichtigkeit, der zarteſten Nuancirung, und mit reinerer Stimme, als ihr erſtes Stück. Hr. Merk ſpielte das Rondo, welches wir vor Kurzem mit ſo vielem Vergnügen in ſeinem Concerte hörten, mit derſelben Meiſterſchaft. Den Beſchluß machte ein Terzett von Mercadante, geſungen von den Dlln. Canzi und Unger, ſammt Hrn. Radicchi. Eine angenehme Compoſition, welche mit allem Schmelz und Glanze von allen dreien gegeben wurde. Es erfreute, Hrn. Radicchi wieder ſo ganz an ſeinem Platze zu ſehen. Eine minder zahlreiche, aber ſehr gewählte Geſellſchaft verließ befriedigt den Saal. Das vierte Concert iſt übermorgen.

Das große Werk des Canals von Ramanieh — von Cairo bis nach Alexandrien — iſt nun vollendet. Der Transport von den unerſchöpflichen Producten Englands nach dieſer Seeſtadt hat ſchon angefangen; der Vortheil läßt ſich kaum berechnen, indem der Transport mit einer unglaublichen Bequemlichkeit, Geſchwindigkeit, Sicherheit, und beſonders mit einer ſehr großen Erſparung verbunden iſt. Die Kaufleute treffen Anſtalten zu einem großen Feſte, welches ſie zum Beweiſe ihrer Dankbarkeit dem Vicekönig geben wollen.

Peſtalozzi beſchäftigt ſich dermal mit einer neuen Redaction ſeiner Werke, welche ins Engliſche überſetzt werden ſollen. Er hat in Großbrittannien ein Circular bey ſeinen pädagogiſchen Freunden herumgehen laſſen, und ſie eingeladen, ihm bey Ausführung ſeines Planes an die Hand zu geben. Schon befinden ſich in ſeiner Anſtalt mehrere junge Leute aus England, welche beſtimmt ſind, ſeine Methode in ihrem Vaterlande einzuführen. Auch ein brittiſcher Edelmann, Hr. Greaver, hat ſich in das Schloß Yverdun einquartiert, und ſtudiert daſelbſt mit der größten Beharrlichkeit die Peſtalozziſche Methode, in der Abſicht, dieſelbe dereinſt in den Schulen Englands einzuführen.

Gegen Bauerl's wahrheitwidrige Behelligungen. — Ich hatte in Nr. 45. des Converſationsblattes erklärt, daß ich an dem Briefe über die hieſigen Zeitſchriften im Wanderer, keinen anderen Theil habe, als den, ihn vor vielen Wochen erhalten, und dem Verf. auf ſein Verlangen zurückgeſtellt zu haben, ohne zu wiſſen, was er damit vornehmen werde. Zu dieſer Erklärung fand ich mich durch die wahrheitwidrigen Ausſtreuungen des Hrn. Bäuerle, folglich durch die Rückſicht veranlaßt, welche man ſich ſelbſt und der öffentlichen Meinung ſchuldig iſt. — Sonſt ging mich die ganze Sache nichts an; es konnten, ſelbſt wenn ich an jenem Aufſatz auch wirklich Theil gehabt hätte, lediglich der Verfaſſer und Redacteur zur Rede geſtellt werden. Hr. Bäuerle zieht nun aber bloß mich, der ich dabey gar keine Rolle geſpielt habe, in die Streitſache. Es iſt augenſcheinlich, daß er dieß nur aus Eiferſucht that, um mich der Concurrenz meines Blattes wegen zu verunglimpfen. Er geht ſo weit, zu behaupten, ich hätte ihm ſchriftlich geſtanden, jenen Brief corrigirt zu haben. Aber — mein Schreiben an ihn betheuert gerade das Gegentheil, und der Redacteur des Wanderers beſtätigt, daß ich weder mit dem Entwurfe oder der Verbeſſerung, noch mit dem Abdruck jenes Briefes in irgend einer Beziehung ſtehe. — —

Falſch iſt es, daß der Verfaſſer jenes Briefes und ich »warme Freunde« ſind; ich kenne ihn nur beyläufig als Mitarbeiter. Das Gegentheil daraus herzuleiten, daß er das Conv. Bl. gelobt hat, iſt lächerlich; daß ich dem Verf. ein nicht alltägliches Talent zugeſchrieben habe, iſt ein Tribut der Wahrheit, aber noch kein Beweis einer »warmen Freundſchaft.«

Mit leicht erklärbarer Schlauheit bürdet mir Hr. Bäuerle Anſchläge auf den Untergang anderer Zeitſchriften auf (!!) Wenn ich aber Kraft, Zeit und Fleiß aufbiethe, das Conv. Blatt immer mehr empor zu bringen, um die vaterländiſche Journaliſtik mit einer achtungwerthen Zeitſchrift zu vermehren, und den vortheilhaften Ruf, den es zu genießen das Glück hat, mehr und mehr zu rechtfertigen ꝛc., ſo thue ich das nur pflichtgemäß als Staatsbürger und Journaliſt ꝛc., nicht aber um andere Blätter, ſie mögen entbehrlich ſeyn oder nicht, zu beeinträchtigen. Leidet eines oder das andere dennoch dabey, ſo iſt das nicht meine Schuld; der Geiſt der Concurrenz bringt es unausweichlich ſo mit ſich. Liefert das Conv. Bl., das ich bey all ſeiner Complicität ganz allein redigire, um den äußerſt billigen Preis mehr als es verſprochen hatte, ſo iſt das nur eine dankbare, der Anerkennung werthe Würdigung des reichlichen Abſatzes. Hrn. Bäuerles Abſicht konnte, zur Beförderung ſeines eigenen Hauptzwecks, nur dahin gehen, die andern Redactionen gegen das Conv. Bl. aufzureizen; das iſt das ganze Geheimniß. —

Nicht minder falſch iſt ſeine Behauptung, daß die Theaterzeitung »zuweilen ja auch aus auswärtigen Blättern intereſſante Gegenſtände entlehne.« Dieſes »zuweilen« muß aber heißen: ſehr oftmahls ꝛc. In jenem Briefe wird an der Theaterzeitung nur (und wie ſchonend) getadelt, daß ihre Originalaufſätze oft ſchon vor 20, 30 Jahren gedruckt waren. Alle Welt weiß ja, daß ganze Nummern des Haupttextes aus wörtlichen Nachdrücken beſtehen ꝛc. und nun Punctum für immer!

Den 1. Mai, 1820.

Franz Gräffer.

Mit der Induſtrie-Beylage Nr. 13.

Des eintretenden Feſttages wegen wird die Donnerſtag-Nr. Freitag ausgegeben, ſammt dem Jocus, dem die wichtigere Critik der Albaneſerin keinen Raum ließ.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Graffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. [illegible] fl. WW., durch die k. k. Poſt [illegible] fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishausser.

Conversationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

56.

(Wien, Freitag, den 12. Mai.)

Der Curort Marienbad in Böhmen, in ſeiner neueſten Geſtalt.

(Mit einem lithographirten Plan.)

Ein großer freundlicher Garten iſt, und wird in wenigen Jahren noch vollkommener der waldumſäumte Bergbuſen werden, der den ſo raſch verſchönerten Curort Marienbad bildet. Die Natur hat mit eben der Freigebigkeit auch hierzu alles angebothen, mit welcher ſie die ſeltene Anzahl verſchiedenartiger Heilmittel hier ſo enge neben einander gelegt hat. Thal und Berg bilden in ſanfter, freundlicher Nachbarſchaft das ganze von Tannen und Fichten faſt rund um eingeſchloſſene, ſtille, friedliche Marienbad. Zwei klare Forellenbäche, von romantiſch abwechſelnden Spaziergängen aus den nahen Waldbergen durch das freundliche Thal geleitet, erfriſchen das Ganze, und ermuntern den gebeugten Kranken, in den kommenden Wellen ſeine Hoffnung zu ſuchen, mit den gehenden ſeinen Kummer fortzuſchicken.

Nur der heitern Sommerſeite des Himmels, gegen Süden, iſt Marienbad geöffnet. Hier geleitet auch die Chauſſee den Curgaſt einzig aus und ein, und liebt dieſer die freie ebene Landſchaft mehr, als den begrenzten Garten; wo er ſeine Geſundheit ſucht, ſo findet er ſie leicht auf dieſer Seite Marienbads. Entweder führt ihn ein angenehmer Wieſenpfad neben den Ufern des Auſchowitzer Baches, im Schatten der Erlen, und ebenen Fußes durch das breite Thal, mit einer meilenweiten reizenden Ausſicht vor ſich, beynahe eine Stunde lang nach dem ſchön gelegenen Dorfe Auſchowitz; oder ſucht er zu Wagen oder zu Pferde eine weitere Entfernung, ſo führt ihn in der Nähe und im Anblicke dieſes ſchönen Wieſenthales der bequeme Fahrweg nach dem drei Viertelſtunden von Marienbad entfernten Schlößchen, Hammerhof, das der jetzige Prälat von Töpl, und Grundbeſitzer von Marienbad, Hr. Carl Reitenberger, mit gewohnter Liberalität, ganz dem Vergnügen der Curgäſte gewidmet hat; oder noch um eine Stunde weiter nach Königswarth, Kuttenplan, nach Plan u. ſ. w. Den Weg nach Franzensbrunnen und Eger legen gute Pferde leicht in fünf Stunden zurück. Die neue Verbindungsſtraße mit Carlsbad (das man jetzt nur in neun Stunden erreicht) iſt von Marienbad aus bereits angefangen. Die übrigen guten Straßen werden in ſeiner Nähe allenthalben verlängert, und die ſchlechtern ausgebeſſert. Die Verſchönerung und Vervollkommnung in

Beziehung auf Spaziergänge in und um Marienbad hat das k. k. Landespräſidium fürs Emporkommen Marienbads allſeitig beſorgt, der geſchickten Pflege des fürſtlich Lobkowitz'ſchen Kunſtgärtners, Hrn. Skalnik, übertragen. Der beygelegte Plan *) zeigt uns ſeine Ideen, und verſpricht uns auch von Außen an Marienbad nicht einen Curort der letzten Claſſe. Ein großer Theil davon iſt bereits ausgeführt, und wird mit gleicher Thätigkeit fortgefahren, ſo iſt in den nächſten wenigen Jahren ſchon die ganze Anlage vollendet.

Wohngebäude findet der Curgaſt in dieſem Sommer neun und zwanzig fertig. Sieben andere ſind im Baue begriffen, darunter ein großer Gaſthof. So wie die k. k. Landesbaudirection für ihre Feſtigkeit, Regelmäßigkeit und äußere Schönheit beſorgt iſt, bemühen ſich die Hausbeſitzer auch im Innern von Jahr zu Jahr den Aufenthalt der Curgäſte bequemer und angenehmer zu machen. Die neueren Gebäude alle ſind nebſt dem Erdgeſchoſſe noch zwei Stockwerke hoch, und das kleinſte aus ihnen enthält wenigſtens ſieben Fenſter in einer Reihe, und zwanzig bis ſechs und zwanzig Zimmer.

Diejenigen Gegenſtände aber, welche Marienbad den Urſprung gaben, welche es erhalten müſſen, und folglich auch die vorzüglichſte Aufmerkſamkeit verdienen, ſind: der Kreuzbrunnen, der Carolinen- und Ambroſiusbrunnen, die Auſchowitzer Quelle, der Marienbrunnen, die Gasbäder und Moorbäder.

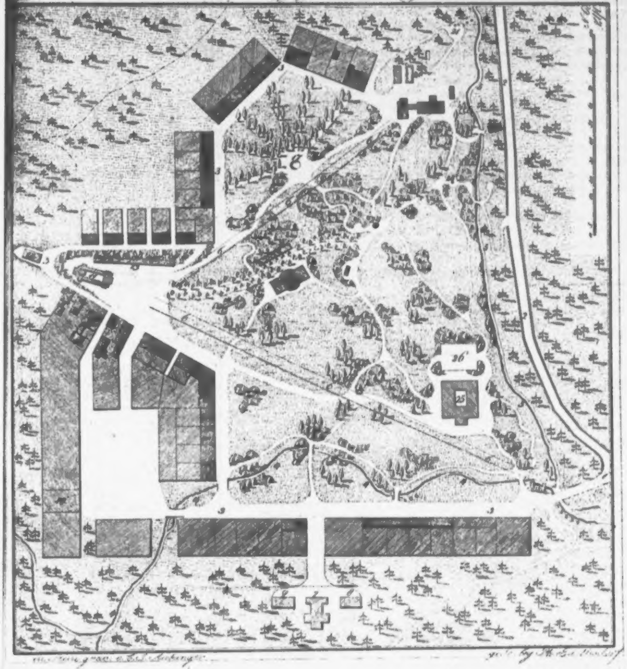
Der Kreuzbrunnen liegt im nördlichen Theile Marienbads, am Fuße des ſteilen Steinhaues. Er iſt ſeit dem vorigen Sommer von einem ſchönen Säulengange eingeſchloſſen. Seine Haupteigenſchaft iſt auflöſend, ohne den Magen und die Gedärme zu ſchwächen, oder das Blut in Wallung zu bringen. Aus dieſer Quelle iſt die bisherige Waſſerverſendung geſchehen. In Marienbad ſelbſt hat er unter den übrigen Trinkquellen bisher die häufigſte Anwendung gehabt.

Der Carolinenbrunnen iſt vom Eingange nach Marienbad nordöſtlich gelegen. An ihn grenzt ein kleiner Hain, welcher [illegible] die Nachmittagsſtunden heißer Sommertage einen der angenehmſten Verſammlungsörter gewährt. Eine auf acht Säulen ruhende, ſchön gemahlte Kuppel, deckt dieſen Brunnen. Sein eigentlicher mediciniſcher Character wird durch die überwiegende Kohlenſäure, und durch ſeinen Eiſengehalt beſtimmt. Er iſt der der Eiſenwäſſer überhaupt. Fünfzig Schritte vom Carolinenbrunnen entfernt, und in ſüdöſtlicher Richtung von ihm, liegt

---

*) Folgendes iſt die Erklärung deſſelben: die kreuzweiſe ſchraffirten Parthien bedeuten fertige oder im Aufführen begriffene Gebäude; die einfach ſchraffirten leere Bauplätze; Nr. 1. Einfahrt nach Marienbad auf der Chauſſee von Süden her. 2. Angefangene Straße nach Carlsbad. 3. Künftige Fahrwege in Marienbad. 4. Der Schneidbach. 5. Der Hamelika-Bach. 6. Die jetzige Straße in Marienbad. 7. Platz für die Kirche. 8. Platz für das Pfarrgebäude. 9. Platz für das Schulgebäude. 10. Platz für das Theater. 11. Der Kreuzbrunnen mit dem Säulengange. 12. Das Füll- und Verſendungshaus. 13. Platz für einen geſchloſſenen Gang, der die Curgäſte bey ſtürmiſchem Wetter beym Brunnentrinken ſchützen ſoll. 14. Platz für die Abtritte. 15. Platz für einen Saal mit Nebenzimmern. 16. Die Handelsboutiquen. 17. Platz für eine Fontaine. 18. Das jetzige Traiteurhaus. 19. Das jetzige Badehaus. 20. Der Marienbrunnen. 21. Die Gasbäder. 22. Eiſ Keller. 23. Der Ambroſiusbrunnen. 24. Der Carolinenbrunnen. 25. Platz für ein neues Badhaus. 26. Platz für den Holzvorrath.

Situation Plan des gegenw: u: künft: Marienbades.



der Ambroſiusbrunnen, von gleicher Qualität mit ihm, nur iſt die ganze Summe ſeiner mediciniſchen Beſtandtheile um das Drittel geringer. Auch dieſer Brunnen iſt von einem Tempelartigen Dache bedeckt.

Der Marienbrunnen befindet ſich im öſtlichen Theile dieſer Gegend Marienbads, nahe hinter dem Badehauſe. Das Waſſer dieſer Quelle wird einzig zu Bädern verwendet. Seine Wirkſamkeit gibt ihm das freie kohlenſaure Gas, mit welchem es in bedeutender Menge angeſchwängert iſt.

Gleich hinter dem Badehauſe wird noch dieſen Sommer eine eigene Moorbadeanſtalt errichtet werden.

Ungefähr dreißig Schritte weiter liegen im Eingange des Waldes, in romantiſcher Umgebung, nahe dem Hamelika-Bache, die Gasbäder. Sie beſtehen ſeit dem Sommer 1818; die Anfangs zerſtreuten Apparate wurden in einem achteckigen Gebäude, mit acht einzelnen Abtheilungen, zu einem zweckmäßigen Ganzen vereinigt. Ihre Beſtandtheile ſind Kohlenſäure und Schwefelwaſſerſtoffgas, welches Gasgemenge der Erde hier ringsum ſo reichlich entſtrömt.

Die Auſchowitzer Quelle liegt auf dem erwähnten Spaziergange nach dem Dorfe Auſchowitz, eine Viertelſtunde von Marienbad entfernt. Sie wurde erſt im vorigen Sommer gereinigt und gefaßt. Ihre große Menge Kohlenſäure macht ſie neben ihrem Reichthum an andern Beſtandtheilen, zu unſerer belebendſten und wohlſchmeckendſten Quelle. Vor dreihundert Jahren ließ Kaiſer **Ferdinand I.** eine Kochſalzſiederei an dieſer Quelle anlegen. Bey der neuen Faſſung hat ſich der ganze dauerhafte Waſſerbau aus jener Zeit, von einigen Klaftern Tiefe, und mehreren Quadratklaftern im Umfange, noch vorgefunden.

D. Carl Heidler,
Brunnenarzt in Marienbad.

* * *

Golo's Liebesgeſang von Genovefa.

Gemählde nach Tieck, von Schnorr.

(Kunſtausſtellung, Saal II. Zahl 46.)

I.

Der Vollmond ſenkt das bleiche,
Das kalte Licht herab,
Die Erde, eine Leiche,
Liegt regungslos im Grab.

Vernehmt ihr dieſes Klingen,
Das in den Birken ſchwirrt:
So tönt kein Liebesſingen,
Wie es die Taube girrt. —

So rauſcht der Sturm durch Bäume,
Und reißet ſie entzwei,
Nicht Sehnſucht milder Träume,
Es iſt des Schmerzes Schrei!

Und in der Zweige Gitter
Steht nun der weiße Mond:
Der Sänger iſt ein Ritter,
Recht traurig, ſchön und blond.

Wohl ſtrömen ſeine Klagen
Aus wunder Bruſt heraus —
Was noch die Augen ſagen,
Spricht keine Zunge aus!

II.

Es dämmert am Balcone
Ein Lichtlein warm und traut
Sie iſt der Frauen Krone,
Die von dem Söller ſchaut.

Doch hat ſie nicht vernommen
Der Klänge Ruf und Flehn,
Sie iſt heraus gekommen,
Die Mondnacht anzuſehn.

Und ſelig blickt die Reine
Hin auf die Welt voll Ruh,
Es bethen an dem Steine
Die Engelchen dazu.

III.

Ach Golo, armer Ritter!
Wie biſt du nun ſo blaß —
Und reißeſt an der Zitter
So wild in Glut und Haß?

Sie iſt hineingegangen,
Weiß nichts von deiner Pein,
Wie naß ſind deine Wangen,
Biſt wieder ganz allein!

Der Mund kann es nicht ſagen,
Doch laut genug dein Schmerz:
»Die Zitter iſt zerſchlagen,
Wie das verſchmähte Herz!«

Freiherr Fr. v. Schlechta.

* * *

Gaben des Comus; XVIII.

1.) Poetiſche Beſchreibung echt proſaiſcher Dinge.

1. **Kanonen und Mörſer ſind geladen.**

In den Nabel des Theers ruht der Träger des funkelnden Baumes,
Aus dem Brei des Metalls der Schichten der Speiung der Pfunde
Eiſernen Balles.

2. **Die Sporen klirren.**

Es rollt das Rad die Eile der Roſſe.

3. **Die Federbüſche wehen.**

In die Schlankheit der Höhe ragt die Tanne der glatten
Nacktheit und weißlichen Reine in der Zierde des Stachels.

4. **Gewehr in Arm, Säbel in Arm.**

Herzauf ſteht in der Hand das Rohr der Bleinuß der Schmetterung
In der Tragung der Ruhe des Meſſers der Bohrung der Glieder.

5. **Wie ein Schimmel zu nennen.**

Roſſe des Schaums, Roſſe der Milchfarbe.

6. **Die Reiterei vertheilt ſich.**

Alſo ſturzen ab die Geſchwader
Schnaubender Roſſe in die Zinglung der Säule der Aeſte.

7. **Die Koſaken durchbrechen, ſich flüchtend, den linken Flügel.**

Die Enge der Flucht bricht des Abhangs
Jähſchuß der Linken, ein Sprung der Leichtheit des Gaules des Morgens.

8. **Iſegrimm rückt mit der Reiterei vor.**

Plötzlich wirft er in der Drehe der Schwenkung
An des Abfalls Rand den Schlagbaum der Ritter der Trapplung
Gegen den Drang des Stahls in die Heege des Sieges des Lebens.

9. **Die Pferde ſind verwundet.**

Im Taumel des Pferdes gegen Pferd trauft des Fleiſches
Haarige Spaltung.

10. **Mann und Roß fallen.**

Es träget
In der Zerfällung Lage der Schlag die Mannen des Krieges
Mit dem Reſte der Scharrung der Löcher im Schnarchen der Naſe.

11. **Er bleibt mit dem Sporn im Steigbügel hängen.**

Es erhängt in der Steige des Muths des Stiefels
Rad des Schmerzes der Ritzung.

12. **Er ſtirbt auf dem Moſe im Geſträuche.**

Zwiſchen den Blumen der Gelbheit in der Verhaarung der Flechte
Dunkelt des Todes Linie mit der Zähre der Kelche
In dem Zickzack der Irre der Haide der Laube der Dohlen.

(Aus (Iſegrimm) Schlachtſtück des Octobers der Stadt Leipzig. Von Friedr. Ernſt Braun.) Wie gefällt den Leſern dieſe Poeſie? H.

2.) Töne der Nachtigall.

Als man jüngſt in Berlin das bekannte Singſpiel: »Nachtigall und Rabe« gab, ward in den »Berliniſchen Nachrichten« u. ſ. f. Nr. 7 geſagt: »Der Componiſt hat nicht ohne Glück durch Flöte und Geige die Nachtigall angedeutet; aber er gibt aus ihrem Liede nur zwei Sätze, nämlich das tio, tio, tio, und das zi, zi, zi. Das Ganze ließe ſich freilich wohl ſehr ſchwer nachahmen. Hier iſt es, wie es einmal ein recht ſcharfes Ohr abgehorcht hat:

»Tiuu, tiuu, tiuu, tiuu,
Spé tiu squa;
Quorror pi pi —
Tiò, tiò, tiò, tiò, tix;
Quotiò, quotiò, quotiò, quotiò,
Zquò, zquò, zquò, zquò,
Zi, zi, zi, zi, zi, zi, zi,
Quorror tui, z'quà pi pi qui-a

Die Redaction erklärt, daß Hr. Caſtelli, ſeiner Abreiſe wegen, von Nr. X des Jocus an, keinen Theil mehr daran hatte (wie ſolches auch bald darauf angedeutet wurde), und künftig auch nur die von ihm dazu gelieferten Beyträge mit ſeinem Namen unterzeichnet ſeyn werden. — Der Jocus ward ſeitdem und wird hinführo (unter dem geänderten Titel) von der Redaction dieſes Blattes beſorgt. D. R.

* * *

Allgemeine Novelliſtik.

Die kaiſerl. freie oeconomiſche Geſellſchaft zu St. Petersburg hat für die Jahre 1820 und 21 zwölf bedeutende Aufmunterungpreiſe ausgeſchrieben. Die Gegenſtände der Aufgaben ſind jedoch zu local, und da ſie auch nicht leicht einen Auszug vertragen, ſo begnügen wir uns mit dieſer allgemeinen Anzeige.

Vergebens hatte der deutſche Herr König (aus Oberzell, bey Würzburg gebürtig) mit ſeiner Erfindung einer Bücher-Druckmaſchine, welche mittelſt einer Dampfmaſchine getrieben wird, unter ſeinen Landsleuten längere Zeit Unterſtützung geſucht, er hat, wenn auch nicht dieſe, doch wenigſtens Belohnung dafür in London gefunden. Die Eigenthümer der Zeitung The Times gaben ihm 1200 Pfund Sterling Honorar, und bereits ſeit vorigem Jahre wird dieſe Zeitung damit gedruckt. Der Druck eines Bogens geſchieht in 3 1/2 Secunde, und man kann annehmen, daß in einer Stunde 950 volle Bogen zu beiden Seiten gedruckt, fertig werden. In der Mitte der Maſchine iſt eine Walze, über derſelben iſt ein beweglicher viereckiger Kaſten, in den das Papier gelegt wird. Die Maſchinerie treibt vermittelſt dieſer Walze den Bogen nach dem einen Ende, wo er den erſten Druck erhält, dann dreht er ſich um, geht auf denſelben Weg zurück, erhält den andern Druck, und wirft ſich dann von ſelbſt aus der Maſchine. Die Druckſchwärze erhalten die Lettern von beiden Seiten durch eine zweite Maſchinerie Man braucht nur zwei Individuen dazu, das eine legt den Bogen ein, das andere empfängt ihn wieder.

Den 5. d. ward im Leopoldſtädter-Theater zum erſtenmale gegeben: »Barthels Traumbuch ꝛc. mit Geſang und Tänzen, von J. A. Gleich.« — Wenn wir dieſes jammervollen Machwerks »Schwank« genannt, erwähnen, ſo kann es wahrlich nur geſchehen, um der beyſpielloſen Nachſicht des Publicums ein Compliment zu machen. Wohl ſeit Jahren iſt auf dieſer, dem Comus und Jocus ſo werthen Bühne, kein ſo albernes, froſtiges und mattes Product zu ſehen, oder vielmehr zu begähnen geweſen, ſo entblöſ't von allem Witz, von aller Laune, von allem — Verſtand, als dieſes. Und — ein Schwank? Soll dieſer Titel zur Entſchuldigung dienen, oder liegt nicht eben in ihm die Bedingung hoher Lebendigkeit? ꝛc. Nichts weiter, als daß ein Baderſubject, durch fromme Blicke in ſein Traumbuch, alle Proben beſteht, und am Ende, wiewohl nur ſo nebenher, glücklich ſeine Herzensfreundin zur Frau bekommt. Die Verhältniſſe, unter welchen es geſchieht, berühren wir nicht weiter, denn alle die kindiſchen und faden Späße aus dem vorigen Jahrhundert haben nicht einmal für die Gallerie mehr Reiz. Schade um jeden Hauch des wackern Comikers, der dieſen Barthel gab; Schade um jeden Verbrauch aller andern Kräfte, die an dieſer Erbärmlichkeit verſchwendet wurden; minder Schade um die Tänze, gar nicht Schade um — die Muſik.

Der größte Clavierſpieler unſerer Zeit, der gegenwärtig großherzoglich Weimar'ſche Kapellmeiſter Hummel, gab am 5. d., in der Mittagsſtunde, im Locale auf dem Minoritenplatze Nr. 50, zum Eintrittspreiſe von 10 fl., eine muſicaliſche Academie, in welcher er ein ganz neues Concert in A — mol, ferner ſein Trio, Op. 83, mit Violine und Violoncell vortrug, und zuletzt auf ſeinem Inſtrumente phantaſirte. Es iſt ſehr ſchwer, über das Spiel dieſes einzigen Künſtlers in das Detail zu gehen, denn wenn man von ſeiner unendlichen Fertigkeit, von ſeiner vollendeten Sicherheit, von der Rundung und Weichheit ſeines Anſchlags, von der Steigerung ſeines Tones, entſtehend aus dem Pianiſſimo, wachſend bis zum Fortiſſimo (und zwar, ohne die Dämpfung zu heben, die nach der Spielart ſo mancher Virtuoſen beſtändig ſteigt und fällt, wie ein Perpendikel, die bey Hummel aber äußerſt ſelten in Bewegung geſetzt wird) von der höchſten Präciſion, von ſeinem ſeelenvollen Vortrage, von der Mannigfaltigkeit ſeiner Schattirungen ſpricht, ſo hat man nur geſagt, daß er Alles in ſich vereinigt, was man bey andern Clavier-Virtuoſen einzeln findet; aber man hat noch nichts von dem unbezeichenbaren Zauber geſprochen, welcher Hummels Spiel in lauter Geſang, in ein melodiſches Klingen verwandelt, welches man für nichts weniger, als die Wirkung eines Hammerwerkes erklären kann. Dieſer Virtuoſe weiß mit ſeinem Inſtrumente zu ſingen, das Herz zu rühren, die Phantaſie des Zuhörers zu beflügeln, und dabey muß noch bemerkt werden, daß jenes Inſtrument, auf welchem er ſpielte, keineswegs die Wirkung begünſtigte, zu ſchwach und ſogar nicht im Stande war, die Stimmung zu behaupten; es wurde höchſt nöthig, nach dem Trio mehrere Töne nachzuziehen. Aber eben ſo groß Hummel als Virtuoſe erſchien, eben ſo ſehr zeichnete er ſich in ſeinem Concert als Tonſetzer, und in der Phantaſie als ein wahres improviſirendes Genie aus. Der Satz des Concertes iſt durchaus gediegen, voll Wirkung, höchſt melodiſch und ganz herrlich inſtrumentirt; beſonders aber verdient das dritte Stück desſelben alles Lob. Das Trio iſt ſchon bekannt, aber wohl noch nie erquicklicher genoſſen worden; Herr Clement ſpielte die Violine, Herr Linke das Violoncell, beide ganz vortrefflich. Zwiſchen dem Concerte und dem Trio ſang Mad. Grünbaum mit allem Zauber ihrer Virtuoſität und ihrer Stimme, eine italieniſche, im neuern Geſchmacke geſchriebene Arie. »Ende gut, Alles gut« ſagt das Sprichwort; hier heißt es: »Alles vortrefflich, Ende unübertrefflich!« Wer Hummel noch nicht phantaſiren hörte, entbehrte einen Hochgenuß, der ihm für immer in der Erinnerung noch das größte Vergnügen verſchafft hätte. Man denke ſich die lieblichſten Eindrücke, die man ſchon hatte, als die ewig beweglichen und wechſelnden Beſtandſtücke eines Kunſtwerkes, welches auf das Ohr etwa eben ſo wirkte, wie ein denkbar vollkommenes Caleidoſcop auf das Auge, dann hätte man vielleicht ein Bild von dieſem Phantaſiren. Hier drängen ſich die Ideen immer neu und abwechſelnd, man vernimmt immer das Lieblichſte, immer liegt etwas Bekanntes zum Grunde, und verſtärkt das Intereſſe, und dieſer Reichthum, ſtatt zu ermüden, entzückt den Genießenden. Hier verſagt das Wort den Dienſt, und verweiſet Jeden an das eigene Ohr. —t.

Die vorzüglichern der in Ungarn beſtehenden Schauſpielergeſellſchaften ſind: 1.) Die Stuhlweiſſenburger, deren ganzes Perſonal aus fünfzehn männlichen, und ſechs weiblichen Mitgliedern beſteht, worunter Frau Kántor, Frau Balog, Frau Murányi, Hr. Georg von Eder, Horwáth, Kőzeghi, Farkas, Komloſſy, die Gebrüder Nagy und Hr. Murányi die geſchickteſten ſind. Eder iſt ſelbſt Dichter, und ein Mann von vielſeitiger Kenntniß und Bildung. — 2.) die Großwardeiner Geſellſchaft. Dieſe beſteht aus achtzehn Mitgliedern, worunter die Frauen Udvarhelyi, Wandza, eine ſehr beliebte Sängerin, und Barbara Sáska; dann Hr. Wandza, Udvarhelyi, Váradi und Szétſi gerühmt werden. — 3.) Die Komorner Geſellſchaft. Dieſe enthält ſechzehn Mitglieder, unter welchen Frau Déri als eine gute Schauſpielerin und noch beſſere Sängerin, Hr. Kilényi, Hr. Láng und Hr. Váſarhelyi die beſten ſind. — 4.) Die Miskolzer Geſellſchaft. Dieſe zählt drei Frauen von ſehr mittelmäßiger Kunſtbildung, Hrn. Benke und Hrn. Nagy als die Beſten ihrer zwölf Mitglieder. — Der in Siebenbürgen beſtehende Verein befindet ſich zu Klauſenburg, und enthält zwanzig Mitglieder, worunter Frau Székely, Frau Siményi, Hr. Kotſi, Jantſó, Székely, Czeleſtin, Némethy und Kemény beſonders gerühmt werden. — f.

Das in den dieſjährigen vaterländiſchen Blättern mit Nr. 18 begonnene Verzeichniß der in und nächſt **Wien** lebenden Schriftſteller, iſt, einem früheren Verſprechen gemäß, nunmehr (bey Hrn. **Strauß** hier) als eine ſelbſtſtändige Schrift mit einer Einleitung von Hrn. Dr. **Franz Sartori** erſchienen, in welcher das energiſche Fortſchreiten der vaterländiſchen Literatur ſeit den letzten zwei Jahrzehenden in Kürze nachgewieſen, und durch die Aufzählung der Autoren gleichſam beurkundet wird. Dieſes, aus einer echt patriotiſchen Idee entſprungene Verzeichniß biethet den erhebenden Anblick von mehr als 500 Schriftſtellern dar. Zwar dürfte dieſe Zahl manchem Beobachter, nach dem Verhältniß des **Gehaltes** unſeres Literaturbeſtands, vielleicht zu groß ſcheinen; allein da es um eine **vollſtändige** Ueberſicht zu thun war, ſo konnte man ſich nicht damit begnügen, bloß die ausgewieſen tüchtigen Autoren, deren Anzahl allerdings die weit überwiegende iſt, zu liefern, ſondern mußte wohl ſchon an ſich um ſo billiger auch die Andern einverleiben, als der größte Theil derſelben zu ſchönen Hoffnungen berechtigt; eine Bemerkung, durch die wir dem etwaigen Einwurfe zu begegnen glauben, daß aus der **Zahl der Leiſtenden** nicht auf den **Werth der Leiſtungen** ſelbſt geſchloſſen werden könne. — Daß **Wien**, dieſer Mittelpunct auch der literariſchen Wirkſamkeit des Vaterlandes, jetzt mit gerechtem Selbſtgefühl auf den blühenden Zuſtand ſeiner Literatur blicken könne, und, begünſtigt durch eine weſentlich erweiterte Preßfreiheit, auch die Concurrenz des Auslandes weniger zu ſcheuen brauche, wird jeder Unbefangene anerkennen müſſen. Bey dieſem ſchönen Höhepunct tritt noch der beſonders erfreuliche Umſtand hinzu, daß der Zuſtand unſerer **Original-Literatur** das **Nachdrucken** mehr und mehr, ja vielleicht ganz entbehrlich macht, und ſomit durch die Aufmunterung ſchriftſtelleriſcher Talente, die ſofort leichter Verleger finden, unſer Buchhandel und unſere Literatur, die lange verſtopft geweſene Quelle reger Thätigkeit und ehrenwerthen Aufſchwungs wieder zu gewinnen anfangen, wie in der Induſtrie-Beylage Nr. III., in dem kurzen Aufſatz über unſern Verlagsbuchhandel, angedeutet worden.

Gſſr.

In Beziehung auf die Recenſion des Luſtſpieles: **Graf Heinrich** oder **Heinrich Graf**, in Nr. 53 des Conv. Bl., ſieht ſich der Unterzeichnete genöthigt, zu bemerken, daß — wie er es durch das Manuſcript **beweiſen** kann — der Mahler im Frack und darüber zugeknöpften Ueberrock coſtumirt worden iſt, und daß jenes mit Recht ſarkaſtiſch erwähnte rothe Weſtchen eine beliebige Erfindung des Schauſpielers war.

Fr. Gr. v. **Rieſch.**

Heute wird im k. k. priv. Theater an der Wien, zum Vortheile der Dlle. **Julie Schwarz**, zum erſtenmale aufgeführt: »**Hymen und die Parzen**, oder: Hier thront die Luſt, dort weint der Schmerz, kaum wendet ſich das Blatt, thränt hier das Aug', lacht dort das Herz.« — Zwei Fresco-Gemählde des Lebens, in drei Aufzügen und ſieben Unter-Abtheilungen; in Alexandrinern, vom Verfaſſer des **Findlings**. — Der Dichter hat bey der Wahl ſeines Stoffes die dramatiſchen Schranken des Trauer-, Schau- und Luſtſpiels überſchritten, und Scenen aus dem Leben, ſo wie die Zeit, der Zufall, und der Einfluß der Leidenſchaften die Veränderungen der Dinge im Leben bewirken, in buntem Gemiſche dargeſtellt.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der **Cath. Graffer'ſchen** Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 17 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (**Franz Graffer**) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. **Wallishauſſer.**

Conversationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

57.

(Wien, Samſtag, den 13. Mai.)

Ueber die Privat-Concerte in Wien.

Res severa est verum gaudium! Dieſes inhaltsſchwere Wort ſollte bey allen Kunſtproductionen das beſtimmende Motto ſeyn, und das Auge des Künſtlers auf das Ideal richten, nach deſſen Erreichung er muthig und hoffnungsvoll in jedem Augenblicke ſtreben muß, will er anders die Echtheit ſeiner Weihe von der richtenden Zeit in kein zweideutiges Licht ſetzen.

Gerade in einem Momente, wo auf der Seite der Künſtler eben ſo viel hyperſthenische Kraftentwicklung, als aſthenische Abſpannung ſichtbar, wo die Talente nach Hunderten und Tauſenden, alſo nach römiſchem Münzfuß geſchätzt werden, und die Geldgier das heilige Feuer überirdiſcher Begeiſterung ganz aus dem Auge der Künſtler verbannen zu wollen ſcheint, — wo auf der andern Seite das kunſtbeſchauende Publicum durch die jammervollen Erſcheinungen des Tages, die aus dem goldenen Zeitalter muſicaliſcher Kunſt noch ererbten Begriffe von Hoheit und Würde derſelben immer mehr herabzuſtimmen genöthigt wird, wo endlich alle Meiſterſchaft verſtummen, und den kuppleriſchen Ränken häßlicher Willkühr ihre ſchwer erkämpften Anſprüche zum Opfer bringen muß — gerade in einer ſolchen Periode dürfte ein freundliches und ernſtes Wort an die der ſchaffenden und darſtellenden Kunſt Geweihten zu richten erlaubt ſeyn.

Wenn wir die Glorie, welche Jahrhunderte mit ehrfurchtsvollem Auge an dem Triumphbogen bewunderten, den ſich die Griechen durch ihre Kunſthöhe ſelbſt errichteten, nicht bemakeln wollen — wenn wir den Lorbeer, den Roms Raphaele und Angelos um die Stirn ihres Vaterlandes wanden, nicht mit dem Auge gemeinen Stumpfſinnes beſchauen — und wenn wir endlich die verklärten Geiſter nicht undankbar verhöhnen wollen, welche gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts einen Tempel deutſcher Kunſt erſchufen, deſſen Säulen aus unſichtbaren, dem begeiſterten Seelenauge nur bemerkbaren Elementen — aus Tönen — gewebt ſind, ſo iſt alle Kunſt, die ſchönſte Blüthe menſchlicher Geiſteskraft, erhaben über die hemmenden Schranken irdiſcher Leidenſchaft und Begierde, und deßhalb ein unantaſtbares Eigenthum aller ihre Würde und hohe Beſtimmung fühlenden Nationen.

So wie nun aber die Mitwelt über den Sterblichen, welcher ſein Erbgut durch Fahrläſſigkeit und Verſchwendung vergeudet, ihr richtendes Urtheil fällt, eben ſo bricht die Geſchichte den Stab über dem Haupte der Geſchlechter, welche eine ſo heilige Sache, das von verfloſſenen Jahrhunderten angeſtammte Geiſtes-Erbgut, die Kunſt, durch Gemeinheit der Geſinnung, und Verkennung ihrer Würde ſo weit herabſinken ließen, daß die hehre Göttin zur feilen Dirne erniedrigt, und der Lorbeer zur käuflichen Marktwaare herabgeſetzt wurde. Daß dieß Letztere ſchon Statt finde, und Erſteres von der richtenden Zukunft zu fürchten ſey, dieß ſoll den Inhalt geben zu der hier begonnenen Abhandlung.

So lange das wahre, bey ſeiner Geburt ſowohl geweihte, als durch treuen Fleiß im Kunſtſtudium geregelte Genie die Werke dem kunſtliebenden Auge des Publicums vorhält, welche es nach langer Prüfung endlich mit vertrauensvollem Muthe dieſer Ehre für würdig erkannt hat, ſo lange wird des Tonſetzers Stirn nicht erröthen dürfen, wenn er an den Ecken der Straßen die beſcheidene Einladung eines Meiſters an das Publicum zu Anhörung ſeiner neueſten Werke geheftet ſieht. So lange ferner der kunſtfertige Tonbildner ſeine, durch mühſames Studium errungene, und durch angebornen Inſtinct bedingte Gewandtheit — alſo ſeine Virtuoſität — vor den Richterſtuhl der Kunſtliebhaber bringt, und letztere um ſich verſammelt, ſo lange wird das Brüderpaar der ſchaffenden und producirenden Geiſter immer ehrenvoll einherſchreiten, und ihre Wange von keiner Schamröthe verſchuldeten Demuth entſtellt werden. Res severa est verum gaudium! denn die ſo nöthigen und ungeheuern Fleiß erfordernden Schulen der Kunſt wurden von den den Kampfplatz Betretenden früher durchlaufen, alſo kann der Kenner des Techniſchen ihr Werk oder ihr künſtleriſches Beginnen mit keinem bedauernden Blicke betrachten. Noch mehr geſichert ſind ſie aber durch die hohe Weihe des Schickſals, welche dasſelbe ihnen bey ihrer Wiege angedeihen ließ, durch die ihrem Geiſte verliehene Sehnſucht und Kraft — zu erſchaffen das Schöne.

Doch iſt noch eine Bedingung hierzu erforderlich! Es muß nämlich die hohe Idee der Kunſt in dem Gemüthe des Volks weder durch frühere Herabwürdigung derſelben geſchwächt, noch eine tödtende Kälte und Gleichgültigkeit gegen alles Ideale durch allerhand andere moraliſche Uebel herbeygeführt ſeyn! Denn dieſes wirkt eben ſo verderbend auf die Kunſt ein, als dieſe heilbringend auf die Geſammtheit zu wirken beſtimmt iſt.

Aber es gibt ſolche Zeiten, und dieſe zeichnen ſich nicht allein durch ihre Apathie gegen die Kunſt, ſondern überhaupt durch eine nur allzuoffene Verachtung und Geringſchätzung alles Hohen und Unſichtbaren aus.

Der Zuſtand der erſteren Art, wenn nämlich die Kunſt durch Gemeinheit ihrer Jünger herabgewürdigt wurde, iſt ephemerer Natur, und es iſt einem kräftigen Geiſte ein Leichtes, durch die wahre Schönheit eines neuen, von ihm aufgeſtellten Kunſtwerkes ſich der Gemüther zu bemeiſtern, und dieſelben in ſeinen Kreis zu bannen. Er wird, wie mit einem Zauberſchlage, durch ſein Kunſtbild allen Unglauben aus dem Herzen der beſchauenden Geſammtheit verſcheuchen, und an deſſen Statt das frohe, belebende Gefühl ſetzen, welches bey Betrachtung des Schönen jede Seele unwillkührlich ergreift; und ſo wird er alle vorher geäußerten und ſogar beſchwornen Urtheile: »als ob alle wahre Kunſt erſtorben wäre« in dieſem einzigen Momente vernichten, und auf's Neue die Sehnſucht verwandter Geiſter nach dem Schönen zu bereitwilliger und froher Betrachtung reizen. Aber der Zuſtand der zweiten Art, wenn nämlich dieſe Unnatur und Gefühlloſigkeit gegen wahre Kunſt durch andere moraliſche

Uebel herbeygeführt wurde — dieſer Zuſtand iſt von bleibender Natur, und kann derſelbe oft durch die ruhmvollſten Anſtrengungen berufener und geweihter Geiſter nicht entfernt werden.

Deutliche Kennzeichen von ſeinem Daſeyn ſind beſonders: A) wenn der Geſchmack der Geſammtheit ſich ganz in Abarten verirrt, das heißt alſo, wenn er das ſchöne Ganze aus den Augen verliert, und ſich an die geringfügigſten Einzelnheiten hält. Dieſer Zuſtand iſt in der Tonkunſt in der That jetzt vorhanden, denn man kann alle Muſik entbehren, wenn man nur ſtatt derſelben einige Singrouladen hat. — Hier iſt die Kälte gegen die wahre Muſik eine Folge allgemeiner moraliſcher Erkaltung. Gewöhnlich zeigen ſich dieſe Symptome auch in andern Künſten eben ſo gefährlich und um ſich greifend. So äußert ſich z. B. in der Poeſie eine Sehnſucht nach Niedlichkeit, mit Verachtung aller wahren Größe, aller Tiefe der Phantaſie. Nun iſt Niedlichkeit das, was nach Aehnlichkeit vom Großen und Schönen durch Trug ringt, ohne um ſeine Kraft und Tüchtigkeit nur im Mindeſten ſich zu bekümmern. Man iſt alſo in der Dichtkunſt mit klingenden Worten eben ſo zufrieden, als wenn dieſen ein hoher Sinn innewohnte. Dieß will kürzer ſo viel ſagen, daß dem Zeitalter Charaden und Räthſel lieber ſind, als Epopoeen. Alles dieſes paßt auf die Tonkunſt in der ga[illegible] Bedeutung des Worts — Das zweite Kennzeichen dieſer gefährlichen graſſire[illegible] Apathie iſt: B) wenn die Theilnahme an dem Werke ſchöner Kunſt auf dem Wege der gewöhnlichen Wohlthätigkeit ſich äußert, unabhängig von allem Intereſſe *für das Schöne*, und von allem Wunſche das Gelingen desſelben zu befördern und zu verbreiten. Um hier ganz kurz das Uebel bey der Wurzel zu faſſen, wenn alſo alle Einladungskarten zu Concerts deßwegen angenommen werden, um doch etwas zum Lebenserwerb *der Perſon* beyzutragen. Wenn hier ein protegirendes Empfehlungswort mehr gilt, als das unbeſtreitbare und ſchwererkämpfte Recht — oder auch Glück — allgemeiner Anerkennung, dann iſt das Glück der ſchülerhaften Academieen ſchon in dem Grade gemacht, daß keines wahren Meiſters Beginnen mehr gleichen Erfolg neben dieſen haben kann, es wäre denn, daß ihm alle die Eigenſchaften freundlicher Demuth — oder beſſer — feiner Geſchicklichkeit, ſich ſein Auditorium zahlreich zu machen, ſo zu Gebothe ſtehen, als den ihrer Clienten-Natur wegen Beſchützten.

In *Wien* tritt nun der Fall ein, daß echte Begeiſterung und Liebe für die Tonkunſt einen Theil von dem Weſen ausmachen, welches die Bewohner dieſer Stadt von andern characteriſtiſch unterſcheidet, denn das Emporſteigen der größten Heroen der Muſik, eines *Mozart*, *Haydn*, *Beethoven* *rc.* geſchah vor den Augen dieſes Publicums, und dasſelbe war gleichſam bey der Entſtehung vieler ſchöner Werke ein beſtändiger naher Zuſchauer. Deßhalb kann auch das große aus der Zahl des Mittelmäßigen hervortretende Werk, ſo wie der die Gewöhnlichkeit durch ſeine Kunſt überflügelnde Virtuos auf thätige Theilnahme der Edleren — in Rang oder Geſinnung — doch weit eher Rechnung machen.

Allein die Zahl derſelben vermindert ſich dennoch, und mit unglaublicher Schnelligkeit hat ſich die Menge derer vermehrt, welche die Verehrung der Muſik zu einem Merkmale des feinen Tons rechnen, und die, um hierin nicht zurück zu bleiben, nun ſich das Anſehen eifriger Kunſtkenner und Beſchützer geben, ohne mit den geringſten Kenntniſſen, noch weniger mit einem geſunden Urtheile darüber ausgerüſtet zu ſeyn.

Daher wird man leicht die Möglichkeit begreifen, wie in Wien die Menge von Privat-Concerten ſo zunehmen konnte, daß die Unternehmer derſelben einander oft ausweichen müſſen, um ſich nur nicht in einer und derſelben Stunde ihres zu gebenden Concerts zu begegnen. Allerhand ſinnreiche Mittel werden erfunden, um den Anſchlagzettel ſo anziehend als möglich zu machen. Es muß alſo bey dem Umſtande, daß der echten Muſikkenner zu wenig vorhanden ſind, um die Koſten zu decken, oder wohl gar einen Gewinn zu garantiren, die Verſchiedenheit und Abwechslung in den vorzutragenden Werken am meiſten aus der Noth helfen. Die Muſik muß ſich aus dieſem öconomiſchen Grunde mit der Declamation vermählen, um durch dieſen Kunſtgriff die vielſeitig gebildeten Zuhörer eben ſo wie die, welche aller Kunſtbildung ermangeln, in ihren Hörſaal zu locken und zufrieden zu ſtellen. Hier kommt die Mode zu Hülfe; denn zu den Zeiten des Demosthenes muß die ſchöne Redekunſt noch ſehr in der Wiege gelegen haben, wenn man ſie mit dem Aufſchwunge vergleicht, den ſie in unſeren Zeiten gewonnen hat, durch die große Zahl ihrer Prieſter und Kunſtjünger. Hieraus entſtanden nun die gemiſchten Morgen-, Mittag- und Abendunterhaltungen. Wer wird der ſchönen Vereinigung dieſer beiden Muſen nicht ſeinen Beyfall ſchenken? Wer wird aber ſein Mißfallen unterdrücken können, wenn die ſeltſamſten Zuſammenſtellungen von Tonſtücken und declamirten Gedichten dem ganzen Concerte das Anſehen von einem Ragout melé geben? An und für ſich werden Virtuoſen und Tonſetzer ſchon zum abentheuerlichen Wechſel in der Wahl der Meiſter, oder der Muſikgattung, oder des Characters derſelben aus obigen öconomiſchen Gründen genöthigt; aber das Widerſtrebende und der grelle Unterſchied wird durch dieſe Vermengung mit Declamation nur noch fühlbarer. Man verläßt den Saal mit einem buntſcheckigen Bilde, das den Eindruck von ſo vielerlei Dingen vor unſere Seele ſtellte. Wenn nun gar der Concertgeber durch Eitelkeit oder Gewinnſucht ſich bewegen ließ, ein Publicum durch Verſprechungen um ſich zu verſammeln, und derſelbe erſt noch in den Anfangsgründen ſeiner Kunſtſchule begriffen iſt, wie wird da das Herz des Zuhörers mit Unwillen erfüllt! Welchen nachtheiligen Eindruck macht das Anhören ſchülerhafter Verſuche! Kann der wahre Künſtler noch auf zahlreichen Beſuch rechnen, wenn ſein Ruf nicht ſchon durch vielfache und unumſtößliche Beweiſe ſeiner großen Kunſt gegründet iſt? Daher die traurige Erfahrung, welche ſo viele in ihrem Vertrauen nach Wien reiſende Künſtler von hier wieder mit fortnehmen.

Wer nun vollends weiß, welche Vorbereitungen zu einem auf die rechte Art zu gebenden Concerte gehören, wer die Genauigkeit kennt, mit welcher die Proben gehalten ſeyn müſſen, wenn anders die Aufführung nicht fehlerhaft ſeyn ſoll — wer ferner weiß, wie dieſe Proben oft behandelt werden, weil anderweitige dringende Geſchäfte die Mitglieder des Orcheſters entweder gar abhalten, oder doch zur Eile zwingen, der wird begreifen, wie die Tonkunſt ſich in einer ſo mißlichen Stellung befinden kann. Die Erſcheinungen in dieſem Jahre ſind in der That von ſolcher Art, daß eine ernſte Aufſicht darüber walten ſollte, um die Berufenen in ihrem künſtleriſchen Beginnen zu unterſtützen, und dem Pfuſcherweſen ein Ende zu rechter Zeit zu machen. —

Man wende ja nicht ein, daß die Muſik eine freie Kunſt ſey! Auch die Mahlerei iſt es. Aber der Ernſt, die Würde, welche doch größtentheils hier waltet, wenn zur Beſchauung das Publicum eingeladen wird, ſind theils durch feſte Inſtitutionen gebothen, deren ſich die Mahlerei in ihren Academieen zu erfreuen hat, theils ſpringen die Fehler grober Schülerhaftigkeit und der Geſchmacksverirrung faſt mehr in das Auge, weil die geſammte Menſchheit, welche Werke der Mahlerei beſchaut, den Maßſtab der Richtigkeit und Vortrefflichkeit näher vor ſich liegen hat. Denn das Object derſelben hat gewöhnlich ſeine Norm in den Erſcheinungen der wirklichen Welt offen da liegen, da hingegen die Tonkunſt aus einem Elemente entſprang, deſſen Fäden zu geiſtig — man möchte ſagen — zu ideal ſind, um überall ſchnell und ſicher ein richtiges Urtheil erwarten zu können. Denn das Materiellſte, was die Muſik an ſich hat, iſt in andern Künſten das Geiſtigſte, z. B. der Rhythmus in der Poeſie.

Aus dieſem Grunde wäre zum Heil und zur Ehre der Muſik eine ſtrengere Wahl nöthig, bey dem Rechte ein Auditorium um ſich zu verſammeln, und die Zahl der Academieen bis in's Unendliche zu vermehren.

Sicher würde dann dem Geſchmacke eine beſſere Richtung gegeben werden können, und anmaßende Willkühr nicht zur Schande der ſchönen Kunſt ſo ſehr ihr Unweſen treiben.

F. A. Kanne.

Allgemeine Novelliſtik.

Sennefelders Erfindung gewinnt in Frankreich immer mehr an Umfang, und dienet nicht bloß dazu, das Auge zu ergötzen und die Werke der Kunſt zu vervielfältigen, ſondern auch nützliche Kenntniſſe allgemeiner zu machen. Dieſe wohlthätige Abſicht hat den Graf Laſteyrie veranlaßt, in ſeiner Steindruckerei eine Sammlung landwirthſchaftlicher Maſchinen und Ackergeräthe erſcheinen zu laſſen, die dem Landwirthe, für wenig Koſten, durch ſorgfältig gezeichnete Modelle, mit unzähligen Maſchinen, Inſtrumenten und Geräthen bekannt macht, wie ſie von allen Völkern in den verſchiedenen Ackerbau treibenden Ländern Europa's in der Landwirthſchaft angewendet werden. Das Werk führt den Titel: Collection de Machines, instrumens, utensils etc. employés dans l'économie rurale, domestique et industrielle. Es erſcheint in Heften von 10 Abdrücken mit erklärendem Texte. Das erſte iſt erſchienen. Preis eines jeden Heftes 3 Fr. — Ein anderes lithographiſches Unternehmen widerlegt die Klage, die man gegen die Steindruckerei erhoben hatte, daß ſie nie die Genauigkeit, die Feinheit und die Grazie des Grabſtichels werde erreichen können. Dieſes Unternehmen beſteht in einer Sammlung von 150 Portraits von den claſſiſchen Schriftſtellern aller Nationen: Collection de 150 portrais lithographiés des classiques de toutes les nations. Eine Geſellſchaft geſchickter Künſtler hat ſich zu dieſer Arbeit vereiniget, und die erſte Lieferung, die davon erſchienen iſt, machte alle Gegner der Lithographie verſtummen. Arioſt, Geßner, Linnée, Camoens und Muratori ſind die fünf Gelehrte, die dieſe erſte Lieferung darſtellt. Einem jeden Portrait iſt eine kurze biographiſche Notiz hinzugefügt. Preis der Lieferung 8 Fr.

Nachſtehende „Bekanntmachung, das Kotzebue'ſche literariſche Wochenblatt betreffend,“ iſt uns ſo eben von Leipzig zugekommen: Ich habe die ſich darbietende Gelegenheit, das Eigenthum des bekannten „Literariſchen Wochenblatts“ von den Gebr. Hofmann in Weimar zu erwerben, benutzt, um eine längſt von mir genährte Idee, die mit der des Lit. W. Bl., wie es urſprünglich war, wenigſtens in einer Hinſicht Aehnlichkeit hat, ausführen zu können, ohne dazu ein neues Inſtitut gründen zu müſſen. Dieſe Idee beſteht in der Bildung einer eigentlich „literariſch-bibliographiſchen Zeitung,“ die das für die Europäiſche Literatur werde, was unſere guten politiſchen Zeitungen für die Europäiſchen politiſchen Tagesneuigkeiten ſind, und die zugleich ein „literariſches Converſations-Blatt“ ſey, in welchem über die neueſten Schriften, die für das größere Publikum Intereſſe haben, ſchnell und in angenehmer leichter Form Bericht gegeben werde. Beide Zwecke wird das Lit. W. Bl. unter meiner Aufſicht und Leitung künftig zu erreichen ſuchen, alle anderen aber, womit daſſelbe beſonders in der letzten Zeit das Publikum amüſirte oder quälte, fahren laſſen, und ſich überhaupt beſtreben, alle perſönliche Polemik möglichſt zu vermeiden. Auch ſoll es zugleich das jetzt beendigte „Converſations-Lexicon“ in literariſcher Hinſicht fortführen und ergänzen, und ſich mit dem „Hermes“, der „Iſis von Oken,“ und den „Zeitgenoſſen,“ die ebenfalls entweder in meinem Verlage oder unter meiner Leitung erſcheinen, in Wechſelwirkung ſetzen. Der Titel und die äußere Form des Lit. W. Bl. werden vor der Hand im Weſentlichen beibehalten, nur daß, vom Zeitpuncte meiner Herausgabe an, anſtatt wöchentlich zwei ganze Bogen, täglich, mit Ausnahme des Sonntags, ein halber Bogen erſcheinen wird. So wie bis jetzt 52 ganze Bogen einen Band bildeten, werden es künftig 104 halbe thun, und wie ſeither berechnet werden, d. h. zu vier Thalern der Band. Durch die Leipziger Zeitungs-Expedition wird das Lit. W. Bl. täglich mit der Leipziger-Zeitung expedirt und ausgegeben werden, ſo daß das Publikum (wenigſtens das in Sachſen) neben der politiſchen Zeitung auch täglich eine literariſche erhalten kann. Im Wege des Buchhandels findet dagegen nur eine wöchentliche Verſendung Statt. Obgleich der fünfte Band, an deſſen Redaction ich jedoch keinen Theil habe, erſt gegen Ende May vollendet ſeyn dürfte, ſo wird mit dem ſechsten Bande doch ſchon gleich nach der (dießjährigen Jubilate-) Meſſe begonnen werden. Da ich von den ſeitherigen Eigenthümern auch den Reſt der erſten fünf Bände dieſes Blattes erkauft habe, ſo ſind die erſten vier ſchon jetzt, und der fünfte nach der Beendigung deſſelben nur von mir zu beziehen. Ich habe diejenigen Perſonen, welche ich als Mitarbeiter zu gewinnen wünſchte, ſpeziell dazu eingeladen, und ich hoffe von der Mehrzahl derſelben die Gewährung meiner Bitte. Wer weiter als Mitarbeiter vorzutreten wünſcht, wolle ſich gefälligſt mit mir oder der Redaction des Lit. W. Bl. in Correſpondenz ſetzen, und einige Artikel oder Aufſätze, als Belege ſeines Berufs dazu beifügen. Die Leipziger Zeitungs-Expedition, die Königl. Preuß. Poſtämter in Halle und in Erfurt, ſo wie das Fürſtl. Thurn- und Taxis'ſche Poſtamt in Weimar haben für die tägliche Beſorgung die Hauptſpedition übernommen; im Wege des Buchhandels kann das Lit. W. Bl. durch jede ſolide Buchhandlung in- und außerhalb Deutſchland bezogen werden.

Leipzig den [illegible] April 1820. **Brockhaus.**

Ueber einen neuen Artikel der unerſchöpflichen Induſtrie in Frankreich, berichtet das Morgenblatt Folgendes: Ein großer Luxus wird bekanntlich mit den italieniſchen Strohhüten getrieben. Dieſer Kopfputz, der gewöhnlich kein halbes Pfund wiegt, kommt den Damen ſehr theuer zu ſtehen. Die Herzogin von Berry beſitzt einen um 1000 Franken; auch einige Miniſterfrauen ſollen auf die ihrigen beynahe dieſelbe Summe verwendet haben. Das iſt nun freylich viel Geld, und mit dem beſten Willen von der Welt iſt es doch manchen putzſüchtigen Damen nicht möglich mit den Prinzeſſinnen und Miniſterinnen gleichen Schritt zu halten.

zumal da ſchon der Shawl ein noch unentbehrlicheres Kleidungsſtück, eine beträchtliche Summe erfordert. Dieß mußte den Schönen manche trübe Stunde verurſachen; dazu kam noch, daß die italieniſchen Strohhüte eine ſtarke Gebühr bey ihrer Einfuhr in Frankreich zahlen. Beyde Umſtände waren dazu geeignet, den National-Kunſtfleiß anzuſpornen, um die feinen Damenhüte durch ein, denſelben völlig ähnliches, einheimiſches Fabrikat zu erſetzen, wie bereits die indiſchen Kaſchemire durch Ternau'x-Schawls erſetzt worden waren. Dieß iſt nun dem franzöſiſchen Scharfſinne auch völlig gelungen. Doch würde mancher nimmer errathen, welches Surrogat des italieniſchen Strohes die Franzoſen erfunden haben, wenn ich nicht gleich hinzuſetzte, daß es die Seide iſt. Dieſes inländiſche Product wird jetzt wie Stroh gefärbt, und ſo künſtlich geflochten, daß die daraus verfertigten Hüte von den feinen Strohhüten des Welſchlandes nicht zu unterſcheiden ſind; außer dem Vortheile, ein völlig einheimiſches Kunſtprodukt zu ſeyn, haben ſie auch denjenigen, daß ſie ungefähr nur ein Zehntel der fremden Hüte koſten, ſo daß eine Bürgerfrau, die 100 Franken auf ihren Hut zu verwenden im Stande iſt, ſich nunmehr mit einem Kopfputz brüſten kann, den man bisher nur auf hohen Häuptern zu erblicken und zu bewundern Gelegenheit hatte. Man hat erzählt, daß, als die erſten Exemplare dieſer Erfindung nach Nordamerika verſandt worden waren, wo die italieniſchen Strohhüte als einen Luxusartikel einzuführen verboten iſt, die amerikaniſchen Mauthbeamten die neuen Hüte unerbittlich fortwieſen; um ihnen nun ihren Irrthum zu benehmen, war man genöthigt, vor ihren Augen einen ſolchen Seidehut zu verbrennen, und ſie durch den Verbrennungsprozeß zu überzeugen, daß der Hut aus keiner vegetabiliſchen, ſondern aus einer animaliſchen Subſtanz verfertigt worden ſey. Damit man aber dieſen Experimentalbeweis nicht bey allen Mauthen zu wiederholen braucht, läßt man ſeitdem am Rande des Hutes ein Büſchelchen ungeflochtener Seide hängen, wodurch ſich alſo auch der ungläubigſte Douanier handgreiflich überzeugen kann, daß das ihm dargereichte Produkt etwas ganz neues iſt, und bisher noch von keinem Geſetzgeber unter die prohibita hat geſetzt werden können.

Es iſt noch Niemand beygefallen, Werners Tragödie: Attila, König der Hunnen, dem Thomas a Kempis zuzuſchreiben, weil das Motto: Cui omnia unum sunt et omnia ad unum trahit etc. auf dem Titelblatte erſcheint. — Dennoch erklärt der Hr. Verfaſſer des Taſchenbuches: Gaſtunia (Salzburg 1820, bey Fr. X. Duyle) unter den darin angeführten Badeſchriften, eines, von meinem Freunde Emil aus dem Ehrungsbuche genommenen Motto wegen, mich als den Verfaſſer der Straubinger Hütte zu Bad-Gaſtein; da doch am Schluſſe dieſes Werkes, bey des Verfaſſers Lebewohl an Gaſtein, deutlich der Name Emil unterzeichnet ſtehet. Obwohl Emils Reiſeblätter ins Gaſteiner Wildbad (von welchem die Straubinger Hütte eine Fortſetzung iſt) im Heſperus, J. 1819, Nr. 56, pag. 448, bereits gewürdiget wurden, und über den wahren Verfaſſer kein Zweifel mehr obwalten kann, ſo glaube ich dennoch öffentlich dieſe Erklärung zu machen, und den Hrn. Verfaſſer erſuchen zu müſſen: obigen Fehler in die Rubrik der Verbeſſerungen aufzunehmen. Wien 1. April, 1820.

Maria.

Dlle. Canzi gab am 4. Mai in der Mittagsſtunde im landſtändiſchen Saale in der Herrengaſſe ihr drittes Concert. Sie ſelbſt ſang drey Roſſiniſche Piecen: eine Arie aus Cenerentola, eine Cavatine aus Gazza ladra, und ein Duett mit Fräul. Unger aus Aureliano in Palmira. In allen ihren Geſangſtücken bewies ſie die größte Fertigkeit und Biegſamkeit der Kehle; ſie glänzte durch ihre reine Intonation und durch die Lieblichkeit ihrer Stimme, welche beſonders in den höheren Tönen ſehr angenehm iſt. Fr. Unger erfreute, obwohl ihre Stimme etwas umwölkt war, durch einen ſeelenvollen Vortrag. Dieſe Sängerin trug nebſt dem genannten Duett noch eine Scene und Arie von Paveſi aus Fingallo Comala vor. Beyde Sängerinnen erfreuten ſich einer gerechten Würdigung. Nebſtdem ſang Hr. Lugano eine Arie von Weigl, (eine treffliche Compoſition), mit ſehr viel Gefühl und angenehmer Stimme. Hr. Schunke ſpielte ſeine ſchönen Variationen über das Thema: nel cor piu non mi sento, nicht mit Glück. Er ſchien befangen zu ſeyn; ein Umſtand, der einen jungen Mann wohl entſchuldigt, welchem ſein Talent nicht mehr beſtritten werden kann. Die Ouverture aus Faniska von Cherubini wurde ganz vortrefflich gegeben. K — l.

Von dem bey Brönner in Frankfurt a. M. erſcheinenden und ſchon längſt erwarteten Werke: Reiſe Sr. Durchlaucht des Prinzen Maximilian von Neuwied nach Braſilien, in den Jahren 1815 — 1817. Zwei Bände in gr. 4. mit 22 großen Kupfern, 19 Vignetten und 3 Charten, hat der Erſte Band mit 14 Kupfern, 11 Vignetten und 1 Charten, jetzt die Preſſe verlaſſen, und die Verſendung deſſelben auch bereits begonnen. Die Preiſe in Reichsmünze ſind: ein Exemplar auf Royal-Schreib-Velin zu 44 fl.; dito auf Imperial-Velin mit breitem Rand und beſten Abdrücken zu 66 fl.; dito mit en gouache ausgemahlten Kupfern zu 36 Carolins. Späterhin tritt der bedeutend höhere Ladenpreis ein, und die erſtere Ausgabe koſtet alsdann 66 fl., die zweite 99 fl. und die mit gemahlten Kupfern 46 Carolins. Während der Erſcheinung des zweiten Bandes wird nun auch die Herausgabe der zwei naturhiſtoriſchen Bände vorbereitet, welche dieſes Werk ſchließen und heftweiſe mit illuminirten Kupfern erſcheinen werden — für dieſe eröffnet ſich eine neue Subſcription, die ſeiner Zeit mit einer ausführlichen Anzeige, ſo wie mit einem Probeheft, begleitet ſeyn wird.

Man ſpricht mit vieler Auszeichnung von der Tragedie di Lugnani da Giustinopoli etc. die in Italien außerordentlich gefielen, und viel Gelungenes und Treffliches enthalten ſollen. Sehr gerühmt wird die Leichtigkeit des Versbaues, und der glückliche Dichter mit Alfieri verglichen. Freilich ſind derlei Vergleichungen bey auftretenden Dichtern ſehr gewöhnlich, und beweiſen daher nicht ſehr viel. Wie viele geiſt- ja faſt talentloſe Leute ſind Anfangs von einem gefälligen Recenſenten neben die größten Autoren geſtellt worden, während ihre Werke einige Jahre ſpäter vom Staub oder von zerſtörenden profaniſchen Händen vernichtet wurden. So vergänglich iſt ſchlechtgebauter Ruhm; wir wünſchen, daß jener des Dichters, von welchem wir heute ſprechen, haltbarer ſeyn möge. — Man hat jetzt ſchon zwei Bände oder neun Tragödien von dieſem Dichter; ſie heißen: Agenodeo, Dino, Stenno, Contarena, Tasso, Macbet, Senofonte, Costantino. — Sie koſten hier bey Hrn. Buchhändler Volke 4 fl. 36 kr. C.M.

— m —

Die geſammte Summe der engliſchen Armen-Taxe iſt im Jahre 1819 bis auf die ungeheure Summe von 9 Millionen 800,000 Pf. Sterling geſtiegen, oder auf 58 Millionen 800,000 Rthlr., mithin mehr als mancher große Staat Einnahmen hat.

Die für geſtern den 13. d. angekündigte Benefiz-Vorſtellung der Dlle. Schwarz findet Montag den 15. d. Statt.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Graffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 17 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Graffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

58.

(Wien, Dienſtag, den 16. Mai.)

Bemerkungen über den Zuſtand der Nazional-Oeconomie in Spanien.

Von C. Th. Hohler.

I. Ackerbau und Bauernſtand.

Der Inbegriff aller Dinge von Werth, die ein Volk jährlich dem Boden abgewinnt, veredelt und zum Verbrauche befördert, macht die Urquelle ſeines Wohlſtandes und Reichthums aus. Aus dieſer Quelle fließt das jährliche Einkommen der einzelnen Glieder des Volkes, ſo wie des ganzen Staates. Die natürliche Anlage und Fruchtbarkeit des Landes an Erzeugniſſen aller drey Naturreiche, die Arbeitſamkeit und Kunſtgeſchicklichkeit des Volkes, und eine kluge Haushaltung von Seite der Einzelnen ſowohl als des ganzen Staates wirken zuſammen, um einem größern oder kleinern jährlichen Zuwachſe des Nazional-Wohlſtandes das Daſeyn zu verſchaffen.

Man mag wohl hie und da in dem Wahne ſtehen, daß Spanien ein reiches Land ſey. Seine ungeheuern Colonien lieferten in der That lange Zeit ein unermeßliches Product an edlen Metallen und koſtbaren Colonial-Erzeugniſſen, und vor Amerika's Entdeckung übertraf Spanien, zu Ferdinand's und Iſabella's Zeiten, alle andern Länder Europa's an Ergiebigkeit und Kunſtfleiß. Es verſorgte das benachbarte Frankreich mit Tüchern und ſandte eine Menge Manufactur-Waaren nach allen fremden Ländern. Gewerbſamkeit und Wohlſtand waren damals in Spanien unter einer äußerſt zahlreichen Bevölkerung allgemein verbreitet, und die damaligen Wechſelgeſchäfte ſeiner Handelsplätze können nur mit dem Leben der wichtigſten Börſen neuerer Zeit verglichen werden.

Der fruchtbare Boden iſt zwar den Spaniern geblieben, und zu den einheimiſchen Naturſchätzen ſind die Reichthümer der fruchtbarſten Länder der neuen Welt hinzugekommen. Allein die Kunſt, alle dieſe Schätze zum Beſten des eigenen Landes zweckmäßig zu benützen, ſcheint durch den Beſitz derſelben verloren gegangen zu ſeyn. Denn nicht das ſpaniſche Volk, ſondern Fremde, zum Theil weit entfernte Nazionen, wußten jene Schätze durch Induſtrie und Handel an ſich zu ziehen. Die Folgen hiervon waren das Ausſterben eines großen Theiles der vormaligen Bevölkerung, die Verödung der ſchönſten Gegenden des Landes, das Herabſinken des alten Anſehens und Einfluſſes dieſes einſt ſo mächtigen Staates. Alle Reiſenden ſtimmen überein in der Schilderung der kläglichen Armuth, Verödung und Entvölkerung, welche ganz nahe an der Hauptſtadt von Caſtilien bis an die äußerſten Grenzortſchaften der Halbinſel ſichtbar ſind. Und doch ſind, im Verhältniſſe zu den vorhandenen Erhaltungs-Mitteln, noch zu viele Menſchen da. Der ſpaniſche Bauer hat ſelten das nöthige Zug- und Nutzvieh, um ſeine Felder zu bearbeiten und zu düngen. Er muß es durch eigene ſchwere Arbeit, mit Beyſtand von Weib und Kindern, erſetzen. Was der Bauer in andern Ländern mit den gehörigen Geräthſchaften und abgerichteten Hausthieren in einem Tage mit leichter Mühe auf dem Felde verrichtet, bringt der ſpaniſche Bauer mit aller Anſtrengung, im Schweiße des Angeſichtes kaum in einer Woche zu Stande. So entgeht ihm der koſtbare Schatz der Zeit und ſeiner Arbeitskraft bey aller Mühe ohne Nutzen; er arbeitet, bey höchſt karger Nahrung, mit bewundernswerther Ausdauer, ſehr viel und erzeugt wenig.

Thut man, wie natürlich, die Frage, warum der Bauer in Spanien nicht wie in andern Ländern das nöthige Zugvieh und die erforderlichen Ackeragräthſchaften anwendet, um ſeine Arbeitskraft zu verſtärken, ſo liegt die Urſache in dem traurigen Umſtande, daß er nicht ſo viel Capital erübriget, um ſich beydes anſchaffen zu können. Er iſt, ohne eben viel in die Staatscaſſen zu ſteuern, mit verſchiedenen andern Abgaben ſo ſehr überhäuft, daß ihm von dem jährlichen Ertrage ſeiner Wirthſchaft nicht genug übrig bleibt, um viel auf die Verbeſſerung ihrer Einrichtung verwenden zu können. Die in der königlichen Druckerey zu Madrid im Jahre 1804, unter öffentlicher Autorität erſchienene Schrift: Estatistica territorial della provincia de Avila, gibt in dieſer Hinſicht ſehr merkwürdige Thatſachen an. Dieſe Landſchaft enthält:

angebaute Ländereien	385,208 Janegas *).
unangebaute	690,830 —
nicht zu bebauende	224,398 —
Alſo überhaupt:	1,200,436 Janegas.

Nur 564 Bauern haben eigenthümlichen Grundbeſitz; die übrigen 73.759 beſitzen nur zeitliches und veränderliches Pacht-Eigenthum, wofür ſie an die Grundherrſchaft — welche größtentheils Fidei-Commiß oder Stiftung, alſo unveräußerlich iſt — einen unverhältnißmäßig hohen, kaum erſchwinglichen Zins zahlen. Die Bauern des Dorfes Valdequemada zahlten im J. 1804 ihrem Grundherren folgende Abgaben:

1. An Getreide die Hälfte von der Ausſaat.
2. Neun Reales, d. i. 18 Groſchen, für jedes Stück Hornvieh im Stalle.
3. Zwölf Reales für jedes Pferd.
4. Anderthalb Real für jede Ziege.
5. Eben ſo viel für jedes Schaf.
6. Fünf bis ſechs Reales für jedes Schwein.

Ein anderes Dorf, Boveda, hatte an Pachtzins, Zehnten, Gelübden, Kirchendienſt und andern Privat-Leiſtungen dreiundfünfzigmal mehr zu geben, als ſeine Abgaben an den König betrugen. Der Faſtenprediger allein bezog mehr Einkünfte von dieſem Dorfe, als der König. Aehnliche mehr oder weniger drückende Verhältniſſe finden in allen Provinzen Spa-

---

*) Eine Janega beträgt 400 Eſtadales oder Ruthen.

niens Statt. Kein Wunder alſo, wenn dem ſpaniſchen Bauer wenig Hülfsmittel zur Verbeſſerung ſeiner Wirthſchaft übrig bleiben; kein Wunder, wenn das jährliche Erzeugniß des Bodens weit hinter dem möglichen Ertrage zurückbleibt; wenn Armuth ſtatt Reichthum, Mangel ſtatt Ueberfluß, Verödung ſtatt Anbau und Bevölkerung das Loos dieſes von Natur ſo geſegneten Königreiches iſt! —

Es iſt zwar nicht ungewöhnlich, daß die Urſache dieſes Verfalles der ſpaniſchen National-Oeconomie der Trägheit und dem freiwilligen Müßiggange ſeiner Einwohner zugeſchrieben wird. Allein dieß iſt eine Läſterung des in der That eben ſo arbeitſamen, als überaus mäßigen, genügſamen und ſtandhaften ſpaniſchen Volkes!

……

An Amor.

Such' ich, müde, die Ruh' im kühlenden Schatten der Eiche,
Hurtig geſellt ſich zu mir, Cypria's freundlicher Sohn.
Stimm' ich die Leier zum Abendgeſang', er nahet und ſinget
Mit dem Sänger, und trägt Worte der Liebe mir zu.
Löſ't ſich in Thränen der Schmerz, auch ſein Aug' iſt trübe von Thränen,
Klag' ich, ſo klaget auch er, ſeufz' ich, er ſeufzet mit mir.
Deck' ich die Wunden ihm auf, er begießt ſie mit Thränen der Wehmuth,
Lüftet die Schwingen, und weht lindernde Kühle darein.
Irr' ich im Dunkel, voran trägt er die leuchtende Fackel,
Leitet mich aus dem Gewirr freundlichen Weges an's Licht.
Ruft mich die Pflicht in das laute Gewühl des wimmelnden Lagers,
Schützt mit dem Helm er mein Haupt, ſtärket mit Waffen die Hand.
Geh' ich zu Schiff, er leiht mir die Flügel zum wallenden Segel,
Locket die Winde, daß ſie freundlich bewegen den Kahn.
So verläßt er mich nicht, ſo treu iſt der kleine Gefährte,
Daß, Hvella, für Dich nimmer erlöſche die Gluth.

A. Jonſton's Geburtsort.

Jonſton's Tempe begrüßt dich, Waller, mit freundlichem Blicke,
Hier verweile, denn bunt lächeln die Fluren dich an.
Sieh, wie die Wellen des Bachs dort tönen mit ſilbernem Klange,
Wie der Urius*) dort längſt den Gefilden ſich zieht.
Tauſend Vögel durchzieh'n die Lüfte mit wirbelnder Kehle,
Fiſche beleben den Teich, muthige Herden die Flur.
Hier ein Meer von Aehren, bewegt von dem Fittig des Windes,
Dort voll Früchte der Baum, ſchattig zur Erde gebeugt.
Und an dem Ufer die Burg von ſtrebenden Wolken beſchattet,
Ragend hoch — wie der Geiſt deſſen, der ſelbe gebaut.
Nahe dabei erblickſt du ein Dörfchen, gar niedlich zu ſchauen,
Es iſt die Wiege, der ich danke des Lebens Genuß.
Mantua ward durch den Sänger erſt groß, den göttlichen Maro,
Aber mich adelt der Ort, wo ich das Leben empfing.

---

*) Urius, ein Fluß in Schottland, welcher dieſes Land von Nordweſt gegen Südoſt durchläuft.

An die Giganten des Julius Romanus.

Die einſt vom Himmel herab der Zorn der Olympiſchen ſtürzte,
Hubet ich Julius kühn wieder zu Sternen hinauf.

Auf die Statue des Hercules, auf deſſen Schultern Amor ſaß.

Der mit trotziger Kraft des Himmels Wölbung getragen,
Trägt jetzt, finſter gebeugt, ſchwer ein geflügeltes Kind.

An ein Mädchen, das Roſen verkaufte.

Roſen verkaufſt du, und biſt du ſelber die blühende Roſe,
Welche von beiden, ſprich! haſt du Lucretis gemeint?

Sicherheit gerechter Fürſten.

Ruhig ſchlummert der Hirt im Schatten am grünenden Ufer,
Wenn er von wachendem Hund wähnet die Heerde beſchützt.
So kannſt du auch die Ruh' des nächtlichen Lagers genießen,
Haſt du den Völkern, o Fürſt, redliche Hüther geſetzt.

Die Lyra.

Einſam ſtand ich und todt, ein Baum, im Dunkel des Waldes,
Jetzt, zur Lyra geformt, tön' ich im ſüßen Geſang.
So hat des Künſtlers Hand mich, den Todten, zum Leben erwecket,
Als er in's lebloſe Holz hauchte die Seele — das Lied.

Mars.

Furchtbar lenk' ich die Schlacht, und entſcheide der Völker Geſchicke
Nur dem blutigen Trotz gönn' ich die Siegestrophäen.
Haß, Zorn, Furcht und Gewalt ſind meine Gefährten, und zeugen
Von der Thorheit des Volks — das mir Altäre noch baut.

Vorſtehende Gedichte ſind Proben aus einem Werke, welches unter dem Titel: »Aehrenleſe aus den lateiniſchen Dichtern des 16., 17. und 18. Jahrhunderts, in freien Nachbildungen von P. A. Budik, erſcheinen wird. Der Verfaſſer hofft dadurch eine nicht unbedeutende Lücke in der ſchönen Literatur auszufüllen, wenn er anders auf den Beyfall und die Unterſtützung des Publicums rechnen darf.

◆

Von koſtbaren Violinen.

Im Converſationblatt Nr. 19 wird unter den techniſchen Merkwürdigkeiten auch Meldung von einer ſeltenen Violine des Nic. Amati gemacht, welche ſich im Beſitz des Hrn. v. Weidlich in Wien, befindet. Dieſe ſehr geeignete Bekanntmachung veranlaßte mich, einen ähnlichen, ja noch weit wichtigeren Schatz zur öffentlichen Kenntniß zu bringen, deſſen beneidenswerther Eigenthümer Herr Franz v. Boſſizio, k. k. Bancal-Beamter in Laibach, iſt. Dieſer unterrichtete und kunſtſinnige Mann iſt ein ungemein eifriger Liebhaber und liberaler Sammler ſeltener und werthvoller Violinen; er hat ſeit Jahren ſogar viele Reiſen gemacht, um ſich deren zu verſchaffen, und durch Kauf und Tauſch mehrere der allerſeltenſten an ſich gebracht. Ich hebe, als die vorzüglichſten, folgende drei aus:

Die erſte, eine Stradivario, hat einen ſehr harmoniſchen Ton, wobey ſie in der Stärke drei gewöhnliche Violinen übertrifft. Stradivario iſt wohl ohne Zweifel die erſte Gattung, daher ſind auch dieſe Inſtrumente die koſtbarſten. In ganz Italien kennt man nur noch zwei Stücke ganz echte. In England bezahlte man ſie ehemals mit 200 Guineen, oder 400 Zechini; in unſeren Zeiten dürfte ſich ſchwer ein Engländer finden, der dieſe Summe für eine Violine gäbe, obſchon dieſe Inſtrumente ſeither viel ſeltener geworden ſind.

Die zweite, eine Nicola Amati, mit einem auf allen vier Saiten gleichen, äußerſt reinen Ton, und von ſolcher Stärke, daß ſie zu einer Concert-Geige dienen kann, was ſonſt ſehr ſelten bey einer Amati iſt. Ihr Werth wird noch dadurch ungemein erhöht, daß ſie ſehr gut conſervirt, und noch wie neu iſt.

Die dritte iſt eine Hieronymus Amati, von ganz vorzüglicher Güte; ſie hat einen ungemein lieblichen, ſchmelzenden Ton, und iſt in allen Poſitionen ſo geſchmeidig, daß jedes Kind leicht Meiſter derſelben wird.

Gewiß wird jeder Freund und Kenner dem Beſitzer zu dieſen ſeltenen Inſtrumenten Glück wünſchen, und das Publicum überhaupt die Bekanntmachung derſelben nicht unintereſſant gefunden haben. Hr. v. Boſſizio macht ſich übrigens ein wahres Vergnügen daraus, ſeine Violinen Jedermann vorzuzeigen. Laibach am 6. März, 1820. J. M.

Wir ſind dem Hrn. Einſender für dieſe Notiz ſehr verbunden, und erneuern wiederholt den Wunſch, durch das Conv. Bl. die vorzüglichſten der ſo überaus reichhaltigen Kunſt- und Naturalienſchätze, welche ſich in Privathänden befinden, nach und nach bekannter zu machen. Wir werden jeden Beytrag dankbar empfangen, und, wo es nöthig wäre, für die Einkleidung ſchon ſelbſt ſorgen. Sehr erkenntlich ſind wir dem Einſender für ſeinen gütigen Antrag, unſer Blatt mit anderweitigen Notizen zu bereichern, und wir ſehen deren Eingang mit angenehmer Erwartung entgegen. Der Red.

Allgemeine Novelliſtik.

In dieſem Jahre trifft der ſeltene, erſt im Jahre 1893 wiederkehrende Fall ein, daß die Jahrestage der Schlacht von Aſpern gerade wieder auf den Pfingſt-Sonntag und Montag, am 21. und 22. May, ſo wie im Jahre 1809 fallen. — Se. Excellenz, der hochſinnige Eigenthümer des k. k. priv. Theaters an der Wien, Hr. Ferdinand Graf von Palffy, hat zur Gedächtnißfeier jenes ewig denkwürdigen Tages ſich beſtimmt, den 21. dieſes, d. i. am Pfingſt-Sonntag, eine Einnahme zum Vortheile des hieſigen Invalidenhauſes zu widmen, und Se. Majeſtät haben die Vorſtellung zu dieſem Zwecke allerhuldreichſt zu genehmigen geruht. Es wird zu dieſem Behufe zum erſtenmale gegeben werden. Der Grünmantel von Venedig, Schauſpiel in vier Acten, mit einem für dieſen Abends eigens gedichteten Vorſpiele: genannt die Rückkehr. Nicht zu bezweifeln iſt der reichlichſte Erfolg, denn es gilt ja jenen Kriegern, die zum Theil auf Asperns Schlachtfelde, im Siege für Oeſterreichs Selbſtſtändigkeit und Ruhm, ſich Wunden und Verſtümmlung holten! — Billets zu Logen und geſperrten Sitzen für jene Vorſtellung ſind vom 15. d. M. an im Comtoir des öſterreichiſchen Beobachters zu erhalten, wo über höhere Beyträge auf Verlangen quittirt wird.

Critique de la Theorie des fonctions génératrices de M. Laplace par Hoëné Wronski. Der Verf., ſo berüchtigt durch die philoſophiſchen Betrügereien, womit er des armen Kaufmanns Arſans Geld herauslockte, hat ſo eben dieſes neue Meiſterwerk erſcheinen laſſen, welches mit ſeinen vorigen Documens pour l'histoire des grands genies qui ont paru sur la terre und le Sphinx große Aehnlichkeit hat; das heißt, höchſt unverſtändlich iſt. Alles mengt Hr. A. Wronski ohne Rückſicht, man möchte faſt ſagen, mit großem Fleiß, untereinander, daher man auch aus dieſem Unſinn keinen einzigen vernünftigen Gedanken ziehen kann. Hier kömmt die Deputirten-Kammer, gleich darauf die immanentale Philoſophie, die anthropologiſche Characteriſtik, die Liberalen und Ultra, und das Agathodemoniſche, die Hermeneutika, die implicirte Realität, und die Romantik u. ſ. w. Welcher Schatz von ſchönen Sachen; es iſt nur ſchade, daß man nichts davon verſteht. — r —

Dem berühmten Brückenbaumeiſter, Herr v. Reichenbach in München, dem man nicht mit Unrecht den Vorzug vor Hrn. v. Wiebeking einräumt, iſt von dem Magiſtrat dieſer Hauptſtadt die Erbauung einer Brücke über die Iſar anvertraut, und ihm dazu eine Summe von 300,000 Gulden zur Dispoſition geſtellt worden. Hr. v. Reichenbachs Talente und Vorzüge ſind erſt kürzlich auf eine glänzende Weiſe anerkannt worden; er wurde nämlich zum Generaldirector des Straßen- und Brückenbaues ernannt. — Dem Vernehmen nach ſoll dieſer ausgezeichnete Mechaniker eheſtens in Wien eintreffen, um hier einige Zeit zu verweilen. — E.

In dem neueren Werke eines ſicheren Herrn Plane: die Kunſt, aus den Geſichtszügen den menſchlichen Character zu erkennen, findet man auch folgende Stellen: Franzoſen haben die anſprechendſten Geſichtszüge, weniger grell wie jene der Engländer, weniger delicat wie jene der Deutſchen, am Lachen und an ihren Zähnen erkennt man ſie am deutlichſten. Der Italiener hat gewöhnlich eine Adlernaſe, kleine Augen, und ein hervorſtehendes Kinn. Augen und Augenbraunen machen den Engländer kenntlich, den Holländer ein dicker Kopf, und feines Haar; den Deutſchen feine Falten um die Augen und Backen. Der Italiener iſt jähzornig, der Franzoſe heftig, der Engländer und Holländer phlegmatiſch, der Spanier und Portugieſe melancholiſch. (Vom Deutſchen wird hier nichts erwähnt). — Weiter ſagt er von den Thieren: Faſt kein Thier hat ſo eine erhabene Stirn, wie der Hund, dagegen aber wieder ungewöhnlich herabhängende Ohren, das bezeugt den Character der Knechtſchaft. Feines, weiches Haar iſt ein Zeichen der Furchtſamkeit, ein ſtörriges Haar Zeichen des Muthes; das erſtere beweiſen der Hirſch, das Schaaf, der Haſe ꝛc., das zweite der Löwe, der Eber; die Stimme dieſer iſt ſtark, ohne Anſtrengung und einfach, die Stimme jener durchdringend ꝛc., lauter Bemerkungen, die man auch an dem Menſchen machen kann; ſo ſind weiters z. B. Menſchen mit einem kurzen dicken Hals gewöhnlich zornig, (bemerket den Stier!) und Menſchen mit einem dünnen langen Halſe in der Regel furchtſam, ſchwach, beſorgt ꝛc. (wie der Hirſch) ꝛc.

Vorige Woche, den 7. May, erfolgte im **Theater nächſt der Burg** die erſte Aufführung eines neuen Luſtſpiels in 3 Aufzügen, von Hrn. **Ziegler**, k. k. Hofſchauſpieler und Theater-Conſulenten, unter dem Titel: »**Das Scheibenſchießen**« oder: »**die Liebe von Jugend auf.**« Dieſes Luſtſpiel, wie es hier gegeben wurde, nimmt unter den übrigen Ziegleriſchen Theater-Werken einen ſehr untergeordneten Platz ein, und dürfte leicht des Verfaſſers ſchwächſte Arbeit dieſer Art ſeyn. — Ein Edelmann alten Geſchlechts, und ohne männliche Nachfolge, will ſeine einzige Tochter durch ein Scheibenſchießen an Denjenigen verheirathen, welcher das Centrum trifft; doch muß er von altem Adel ſeyn. Unter den Mitwerbern befindet ſich ein junger, wackerer Officier, der jenen Glücksſchuß thut, und den Preis in Anſpruch nimmt. Er iſt aber nur bürgerlicher Abkunft, denn er iſt der Sohn des verſtorbenen Verwalters des alten Barons, und liebt die Tochter deſſelben von Jugend auf, von welcher er eben ſo wieder geliebt wird. Der Alte läßt ſich auf keine Weiſe von ſeinen Bedingniſſen abbringen, wenn auch ſeine Tochter das Opfer davon werden ſollte. Was iſt nun zu thun? Das Stück muß doch einen Ausgang als Luſtſpiel erhalten? Die Mutter des Officiers beſinnt ſich, daß ihr verſtorbener Mann und auch ſie von gutem alten Adel ſeyen, und ſendet ihren Sohn nach einem alten Pergament, welches dieſen wichtigen Umſtand beurkundet. Bey dem Anblick deſſelben geht dem alten Baron das Herz auf, und die Augen über; er gibt den Liebenden ſeinen Segen, und der Vorhang macht dem Stück ein Ende. Mit größerer Einfachheit iſt wohl ſelten ein Plan zu einem Luſtſpiele angelegt und die Cataſtrophe natürlicher gelöſt worden. Wie aber, wenn das alte Pergament zufällig nicht vorfindig geweſen wäre, oder einer der Mitbewerber es heimlicher Weiſe an ſich zu bringen gewußt hätte? Das wäre nun freilich ein trauriges Spiel des Zufalls geweſen, und es hätte aus dem Luſtſpiele leicht ein Trauerſpiel werden können. Indeſſen dachten die eiferſüchtigen Nebenbuhler ſo weit nicht, wie ſie denn überhaupt ſämmtlich eine gute Portion Einfalt erhalten haben; und da ſie zugleich Landjunker und eingefleiſchte Jäger ſind, ſo iſt auch ihr Scherz und Betragen darnach ſehr treu abgemeſſen. Der Erfolg der Vorſtellung dieſes Stücks war höchſt unzweideutig, ſo wie das Erſtaunen der Zuſchauer über eine vielbeſprochene Arbeit des Hrn. **Ziegler**, die unter aller Erwartung geblieben iſt.

Der Notiz über **Hippisley's** expedition to the rivers Orinoco etc. in Nr. 49 tragen wir folgende intereſſante Darſtellung von **Angoſtura** ꝛc. nach: Schöner und größer als die Stadt **Alt-Guinea**, aber ſehr ungeſund, iſt **Auguſtura** oder **Angoſtura**, die gewöhnliche Reſidenz des grauſamen und muthigen Independenten-Chefs **Bolivar**. Dieſe Stadt iſt auch ſehr gut befeſtigt, konnte aber doch einem entſchloſſenen Feinde nicht widerſtehen. — Die Frauen von **Angoſtura** ſind im Allgemeinen ziemlich ſchön und voll Grazie; ihre Kleider ſind wegen der Menge Spitzen und Stickereien, womit ſie geziert ſind, ſehr reich. Sie ſind, Einige ausgenommen, mit ihren Gnaden ſehr freigebig, und rauchen ſehr gerne Cigarren. Wenn eine Dame einen Mann beſonders auszuzeichnen gedenkt, nimmt ſie die Cigarre, die ſie ihm anbiethen will, zuerſt in den Mund, und zündet ſie mit der ihrigen an. Sie haben noch ein anderes Mittel, ihre Anhänglichkeit zu zeigen, welches viel ausdrücklicher iſt. Wenn eine Dame eine Cigarre gegeben hat, nimmt ſie die ihrige in den Mund, der Begünſtigte zündet ſeine Cigarre an jener der Dame an, und ſo rauchen einige Zeit beide in derſelben Stellung, bis die beiden Cigarren in Flammen gerathen. Sie trennen ſich dann mit einem ausdrucksvollen Lächeln und Gruß, oder ſetzen ſich und ſprechen weiter. — Bey der Ankunft des Oberſten wurde eben zum achten Mal ſeit der Gründung der Republik, der Jahrestag der blutigen Veranlaſſung gefeiert. Es wurde vor dem großen Regierungs-Pallaſt ein friſcher Freiheitsbaum gepflanzt, und neben ihm eine Kanone, die durch ihre

Schüſſe das Alter der neugebornen Republik verkündigte. Nach vielen Feierlichkeiten fingen die Indianer an, ihre tragi-komiſchen Dichtungen aufzuführen. Der Tanz dieſer Leute iſt nicht nur ſehr unterhaltend, ſondern er hat auch eine hiſtoriſche Bedeutung, er würde auf jedem europäiſchen Theater in Erſtaunen ſetzen, und ſehr großen Beyfall erndten. Den, welcher den Tanz anführt, nennt man das Haupt oder den indianiſchen König, dem Alle gehorchen müſſen. Dieſer und zwölf junge Indianer von 12 oder 13 Jahren ſind im Koſtume ihres Vaterlandes, welches aus einer Art Rock beſteht, der an den Schultern angebunden, bis zu den Knieen geht, und mit vielem Geſchmacke am Körper befeſtigt iſt. Sie haben auch eine Krone von gemahltem Papiere, mit einer großen Feder geziert, welche mit ihren langen ſchwarzen Haaren einen auffallenden Contraſt bildet. Das Haupt allein trägt einen mit Stücken von rothem Tuche gezierten Mantel, welcher mit vieler Grazie auf ſeine Schulter geworfen iſt; er hat in der Hand einen Scepter, mit welchem er die ganze Bande befehligt, und auf dem Kopfe eine große Krone. Die jungen Indianer ſind alle mit Pfeilen und Bogen bewaffnet, und bilden zwei Reihen, in deren Mitte das Oberhaupt umherwandelt. Plötzlich ſteht es ſtill, ſetzt ſich in den königlichen Armſtuhl, und ſtellt den Montezuma vor, in dem Augenblicke, wo er von Cortez einen Brief erhält, worin er aufgefordert wird, ſich zu ergeben, und ſeine Schätze auszuliefern. Der König iſt ſo aufgebracht, daß er den Brief ſogleich in tauſend Stücke zerreißt, indem er ſeine Wache mit dem Inhalte bekannt macht, und ſie fragt, ob ſie bereit ſeyn, für ihn zu ſterben. Alle fallen auf einmal zu ſeinen Füßen, um ihn von ihrem feſten Entſchluſſe, für ſeine Sache zu kämpfen und zu fallen, zu überzeugen. Auf dieſe Art endet das Stück. — Der Stangentanz vervollſtändigt gewöhnlich die Unterhaltung des Nachmittags. Man nennt ihn ſo, weil eine Stange von ungefähr zehn Fuß Höhe, darin eine Hauptrolle ſpielt. Oben ſieht man eine Kugel, an welcher zwölf Bänder von verſchiedenen Farben hängen, die ungefähr zwölf Fuß lang und einen halben Zoll dick ſind. Die Stange wird ſenkrecht gehalten; jeder junge Indianer hält in ſeiner Hand das Ende eines Bandes, und ſo bilden ſie einen breiten Kreis um die Stange, der König gibt ein Zeichen, und ſogleich bewegt ſich der Kreis. Der König gibt wieder ein Zeichen, der Tanz hört auf, ſie theilen ſich, ein Theil geht zur Rechten, der andere zur Linken, und fahren ſo fort, bis das Band von oben bis unten verwickelt iſt, und das auf eine ſo regelmäßige Art, daß es ſelten irgend ein Hinderniß gibt. Alle bleiben dann ſtehen, ſie befolgen dasſelbe Verfahren, um das Band wieder zu entwickeln, was eben ſo regelmäßig geſchieht, indem man den Befehl des Tanzes von der Linken zur Rechten gibt. Das Ganze iſt nicht nur ſehr artig, ſondern wird auch genau nach dem von dem Inſtrumente angezeigten Tact executirt. Das Inſtrument iſt gewöhnlich eine Violine, und die Muſikſtücke ein Walzer, den die Indianer ſehr gern hören. — Die Lebensmittel, die aus Europa kommen, werden um einen ſehr hohen Preis verkauft. Ein franzöſiſcher Kaufmann, der von Martinique nur eine Ladung Wein nach Anguſtura gebracht hatte, verkaufte jede Flaſche Bordeaux um vier Schilling ꝛc. — m —

Bey der Notiz über das Bürgerfeſt in Nr. 51 iſt überſehen worden, anzuführen, daß die Büſten von dem talentvollen academiſchen Bildhauer, Herrn Franz Klein, verfertigt ſind.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Gräffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. W.W., durch die k. k. Poſt 10 fl. W.W. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

59.

(Wien, Donnerſtag, den 18. Mai.)

Techniſche Neuigkeiten, von A. N. v. Z—n.

X.

Die Milchmahlerei, welche vor 14 Jahren ſo vielen Lärm machte, ſcheint jetzt, und das mit Unrecht, beynahe in Vergeſſenheit gerathen zu ſeyn. Wahr iſt es, wenn anſteckende Miasmen in den Wänden enthalten ſind, und die in den Wänden eingeſchloſſene, mit jenen Miasmen geſchwängerte Luft von der Wärme ausgedehnt wird, kein Ueberſtreichen, ſelbſt mit der feſteſten Farbe, ſolche zurückzuhalten im Stande iſt, man ſucht denn vor der Ueberſtreichung durch Räuchern mit Salpeter- oder Salzſäure abzuhelfen; allein die Milchmahlerei hätte ja nicht Uebelſtänden abhelfen ſollen, deren Abhilfe nicht in ihrem Bereiche liegt, ſondern ſie ſollte uns den Beweis liefern, daß man mit Milch viel beſſer und dauerhafter als mit Leim mahlen könne. Und dieß leiſtet ſie auch. Die mit Milch geſättigte Farbe ſpringt in trockenen Orten nicht, an feuchten Orten fließt ſie nicht ab, gleicht dem Lack, und hat das vortreffliche Eigene, daß die Ueberſtreichung in einer, längſtens in zwei Stunden vollkommen trocken iſt. Eine Vorſicht iſt dabey nöthig, deren Außerachtlaſſung wohl viel zu dem Verruf der Milchmahlerei beygetragen haben mag, nämlich: man muß bey dieſer Mahlerei nur ſolche Farben gebrauchen, die keine Säure enthalten. Hier folgt die Vorſchrift, nach welcher ich die Milchmahlerei erprobte: Zu zwei Maß abgerahmter Milch nimmt man 12 Loth friſchgelöſchten Kalk, 8 Loth Leinöhl und 6 Pfund geſchlemmte Kreide. Der Kalk wird zuerſt in ein Geſchirr von Steingut gethan, und ſo viel Milch darüber geſchüttet, als nöthig iſt, um das Ganze in eine flüſſige Maſſe zu verwandeln. Nun gießt man allmählich, unter ſtetem Umrühren mit einer Holzſpachtel, das Oehl nach, ſchüttet hierauf die noch übrige Milch zu, indem man mit dem Umrühren fortfährt, und rühret endlich die geſchlemmte Kreide ein. Hierauf färbt man die ganze Maſſe mit der beliebigen Farbe. Schüttgelb, ſo wie alle Kalkfarben, deren Grundlage Kreide iſt, die grüngelben und rothen Ocher, Umbra, Sieniſche Erde, Eiſenkalke, und unter den grünen Farben vorzüglich das Berggrün, ſind zu dieſer Mahlerei anwendbar. Man kann ohne Gefahr des Nachts in einem Zimmer ſchlafen, welches den Tag vorher mit obiger Miſchung angeſtrichen worden iſt. Das obige Quantum reicht hin, eine Fläche von ſechs Klaftern damit zu überſtreichen. Wollte man mit dieſer Miſchung auch auswendiges Holzwerk anſtreichen, ſo müßte man obiger Maſſe noch 4 Loth ungelöſchten Kalk, 4 Loth Oehl und 4 Loth weißes Pech zuſetzen. Das Pech läßt man in dieſem Falle bey einer gelinder Wärme auflöſen, und ſetzt dann die Milch und den Kalk zu.

Dr. Schrader hat in der Polizei-Fama ein Mittel bekannt gemacht, die Schindeldächer vor dem Feuer zu ſchützen, das in der Anwendung zwar den Preis des Schindeldaches um das Doppelte erhöht, jedoch demſelben durch dieſe Imbibirung eine dreifache Dauer, und volle Feuerſicherheit gewährt. Es iſt daher jedem Landwirthe, der ſich noch mit Beyſchaffung von Schindeldächern befaſſet, die Anwendung dieſes Mittels, welches in Folgendem beſteht, anzurathen: Man lege die zum Decken beſtimmten Schindel, unmittelbar vor dem Gebrauche, einige Tage lang in concentrirte Salz-Lauge. Sind ſie aber ſchon aufgenagelt, ſo beſtreiche man das ſchon fertige Schindeldach mit einer überſättigten Salzlauge zweimal des Tages. Dieſe Salzlauge muß jedoch überdem noch einen recht oft aufzurührenden Bodenſatz haben, wozu man ſich des gewöhnlichen Vitriols, auch des gemeinen Küchenſalzes oder jedes andern Laugen-Salzes bedienen kann. Iſt der erſte Auftrag vollkommen trocken, dann trage man den zweiten Ueberſtrich auf. Iſt derſelbe auch trocken, ſo werden nun dieſe mit Salzlauge hinlänglich geſättigten Schindel aufgenagelt, und gleich jenen, die als früher aufgenagelt ihre zweimalige Sättigung erhielten, mit einem Oehlanſtrich von beliebiger Farbe überzogen.

Die in Grätz etablirten Fabrikanten chemiſcher Producte, Gebrüder v. Emperger, haben ein Privilegium auf ſechs Jahre auf die von ihnen erfundene, mit keiner der bereits bekannten übereinkommenden Verfahrungsart: Bleiweiß mittelſt Holzeſſig zu erzeugen, erhalten. Doch bezieht ſich dieſes Alleinrecht nicht auch auf die Erzeugung des Bleizuckers.

Auch hat Hr. Ludwig von Peſchier, Inhaber der privilegirten Franzensthaler Papier-Fabrik, und deſſen Fabriks-Director, Vinc. Sterz, ein ausſchließendes Privilegium auf die Dauer von zehn Jahren auf die von ihnen erfundene Papiererzeugungs-Maſchine erhalten. In wie weit dieſe Maſchine mit jener gleichzeitig in Berlin durch Actionäre etablirten Papier-Fabrik mit vereinfachtem Mechanismus übereinkommt, iſt mir unbekannt; doch iſt es bemerkenswerth, daß auf der obbeſagten Berliner Papier-Fabrik das Papier nicht wie bisher in Bogen von vorgeſchriebener Größe, ſondern, nach franzöſiſcher und engliſcher Art, in einem fortlaufenden Gewebe von beliebiger Länge und Breite, angefertiget werden ſoll. Da Waſſergefäll mangelt, ſo wird das Werk durch eine Dampfmaſchine getrieben, und die ſonſt erforderliche Handarbeit des Schöpfens und des Abnehmens der einzelnen Bogen von der Form, welche Arbeit bis jetzt ſachkundige Geſellen verrichten mußten, kann, bey dem künſtlichen Mechanismus der Maſchine, füglich durch Kinder oder Frauen bewirkt werden.

Ein hieſiger bürgerlicher Spenglermeiſter, Cajetan Probſt, verfertigt blecherne Handfeuerſpritzen, die nicht ſo allgemein, wie ſie es ihrer Nutzanwendung wegen verdienen, bekannt zu ſeyn ſcheinen. Zum Gebrauche ſetzt man ſie in ein mit Waſſer gefülltes Gefäß, wo ſie ſich anſaugen, und dann auf ſechs bis ſieben Klafter Höhe einen bedeutenden Waſſerſtrahl geben, daher ſie ſowohl außerhalb der Gebäude, als um ſo mehr im Innern derſelben trefflich zur Dämpfung des Feuers anzuwenden ſind. Oeconomen können ſie aber auch zu andern Zwecken nutzbringend gebrauchen, z. B. kann man damit die Hausgärten auf vier Klafter im Quadrate in drei Minuten begießen, auch dürfte kein ſchnelleres Mittel als die Anwendung dieſer Spritzen da ſeyn, um das Gewürme von den Bäumen ſicher und ohne Zeitverſplitterung herabzubringen.

* * *

Gaben des Comus; XIX.

1.) Bade- und Badener-Anecdoten.

Als der bornirte Herr v. X. ſich im Neubade gebadet hatte, nannte ein Witzling es ein Tropfbad.

Die Griechen nannten die Bäder Gärbereien, wegen der durch ſie bewirkten Erweichung des Hautgewebes. Was würden unſere badeluſtigen Damen ſagen, wenn man ihre Sammethaut mit — Leder vergliche? —

Kotzebue vergleicht (in ſeinen Erinnerungen aus Paris) die mediceiſche Venus mit einem Kammermädchen, das man im Bade überraſcht. Warum muß es aber ein Kammermädchen, und nicht irgend ein — Fräulein ſeyn?

Dem böſen verleumderiſchen Hrn. Otterbiß wandelte eines Morgens auf einem einſamen Spaziergange im Helenathale die Luſt an, die Füße in der klaren Schwechat zu baden. Da fühlte er ſich von einer kleinen Schlange gebiſſen, und der Erſchrockene lief mit Blitzesſchnelle dem nächſten Wundarzte zu. Und auf den Ausgang der Sache paßte, was Voltaire ſagt:

Que pensez-vous, qu'il arriva?
Ce fut le serpent qui creva.

Von einer abgelebten und nur durch Hülfe der Toilette noch erobernden Schönen ſagte Jemand, daß ſie im Waſſer die Wunden heile, die ihre falſchen Reize auf dem feſten Lande geſchlagen haben.

Das Honni soit qui mal y penso iſt wohl nirgends öfter in Erinnerung zu bringen, als an Badeörtern, wo Lebensluſt von Rechtswegen vorherrſchen ſoll, und deren einziges Treiben Jouy mit den zwei Verſen beſchreibt: -

On dine dans cet univers,
On fait [illegible], on fait des vers.

Von der reizenden und die Einſamkeit ſuchenden Pauline flüſterte die böſe Welt ſich Manches in's Ohr:

— On disoit son coeur atteint

D'un mal qui croît dans le silence;
L'éclat de ses yeux, de son teint
Depuis deux ou trois mois s'éteint.

Aber — Honni soit qui mal y pense.

Der reiche Krös ſaß mit ſeiner vielgeliebten und vielkoſtenden Freundin im — Sauerbade. Ein Spötter auf der Gallerie bemerkte von ihm — der werde wohl ſchwerlich mehr auf's Trockene kommen.

C. v. Redgahr.

2.) Wilhelms letzte Augenblicke.

»Dumpfe Stille deckt mit Grauen
Rund umher die Flur,
Und die trüben Augen ſchauen
Keiner Regung Spur!«

»Sturm und Wind und Hagel ſauſen! —
Wüthet, wüthet zu!
Auch des innern Sturmes Brauſen
Gönnt mir keine Ruh'.«

»Seufzen, Schweigen, Wachen, Träumen,
Dieß das Lebensziel?
Roſen fallen, Blüthen keimen,
Alles iſt nur Spiel.«

»Nicht mehr zaudre, nicht mehr wanke:
Was geſchehen muß,
Schnell geſcheh's!« — Und der Gedanke
Treibt ihn zum Entſchluß.

Von dem Leibe ſieht man reißen
Ihn das Kleid, woran
Minna mit der liebeheißen
Bruſt ſich ſchmiegte an.

Faßt die läſtigen Gewänder
All' in wildem Graus;
Zieht behender und behender
All' die Hüllen aus.

»Weinet nicht, wenn auch zu frühe
Sich mein Auge ſchloß,
Laſtend war des Lebens Mühe,
Und mein Kammer groß.«

»Nur ein kleiner Schritt: — geſchehen
Iſt's, — ich liege dort
Gutbedecket, ohne Wehen,
In dem Friedensport.« —

Und er zieht mit ſtarrem Blicke
Ihren Brief hervor,
Wankt zum Bett: — »Fluch dem Geſchicke!«
Und — — legt ſich auf's Ohr.

C. J. T.

3.) Vorſchlag zu einer Ergänzung der Theater-Statuten in Europa.

Es vergeht faſt kein Tag, daß die Theaterzettel nicht zugleich Patientenliſten wären; bald iſt Hr. A. unpäßlich, bald Hr. B. krank, oder Hr. A. noch unpäßlich, oder die Dame C. noch immer nicht geſund, und ſo das ganze liebe Alphabet durch. Es iſt unmöglich, dieſe Krankheitnotizen ohne mitleidige Theilnahme wahrzunehmen, man müßte denn ein wahrer Unmenſch ſeyn. Denn wenn man bedenkt, was ein ſolcher Herr und eine ſolche Dame Alles lernen, einlernen und auslernen, wie ſie ihr Gedächtniß ſacrificiren müſſen, wie alle ihre Zeit und edlern Kräfte in Anſpruch genommen werden; wenn man ferner erwägt, daß einem ſolchen Herrn kaum die Gelegenheit übrig bleibt, ſich von ſeinem ſtattlich ausſtaffirten Reitknecht den Engländer ſatteln zu laſſen, und ſo in Geſellſchaft eine kleine Tour ins Freie (nämlich über die beſuchteſten Plätze der Stadt) zu machen, oder einer Dame, ſich dahin fahren zu laſſen: ſo muß man, wenn man ein fühlend Herz im Leibe hat, dem Schickſal dieſer Bretterhelden wirklich eine vortheilhaftere Wendung wünſchen. Was nützt einem erſten Liebhaber ein anſehnlicher Jahresgehalt, wenn er in ſeinem hochwichtigen Kunſtberuf, von welchem allein das äſthetiſche Wohl ganzer Reſidenzen und gebildeter Nationen abhängt (denn wie könnten ſonſt alle Zeitungen und Journale über Schauſpieler und Schauſpielweſen dreimal mehr Text liefern, als über die Trivialität irgend eines land- oder hauswirthſchaftlichen Gegenſtandes?) ſein äuſſeres oder inneres Ich ſo unbarmherzig zu conſumiren gezwungen iſt, und höchſtens alle 3 — 4 Tage auf dem Theaterzettel ſich krank darf melden laſſen? —

Nichts iſt daher natürlicher und wichtiger, als eine gewiſſe Norm, welche feſtſetzte, wie oft das Individuum dieſes oder jenes Rollenfaches unpäßlich, oder krank, sehr unpäßlich oder ſehr krank ſich darf oder vielmehr ſich ſoll anzeigen laſſen, wobey es natürlich nur auf das Minimum in der Zahl abgeſehen ſeyn dürfte. Proponent will ſich nicht anmaßen, ein ordentliches Formular einer ſolch heilſamen, gerechten und humanen Einrichtung aufzuſtellen; Alles was er wagt, beſteht in einigen beſcheidenen Andeutungen, die vielleicht einen approximativen Maßſtab im Allgemeinen abgeben könnten. Daher nur Folgendes zu Beyſpielen: Eine erſte Sängerin, für die es, ihrem Rang und Titel als »Dame« und ihrer verhältnißmäßigen Gage (Revenue wollte ich ſagen) zur Folge, genug iſt, wenn ſie vor einem mit 2/3 Plebs vermiſchten Auditorium, ihre Silberſtimme jährlich etwa ein Dutzend Mal profanirt, und die eo ipso im gewöhnlichen Jahr 353 Tage, als nothwendige Erholung für ſich hat, kann und ſoll ſich auf dreimal Auftreten beſchränken, und ſich demnach noch neunmal unpäßlich melden laſſen; dabey aber müſſe es ihr frei ſtehen, auf andern Bühnen, das ganze Jahr hindurch kerngeſund zu ſeyn, und Gaſtrollen zu geben, wo und wieviel ſie nur immer will, am liebſten im Ausland. Denn dadurch tritt ſie in die ehrenvolle Categorie eines induſtriöſen Kaufmanns, der durch einen weiſen Activhandel Geld ins Inland zieht, und verdient gleich einem ſolchen, da ſie dem Vaterland Glanz, Ruf und Vortheil bringt, patriotiſche Anerkennung, ja eine Bürgerkrone, wenn das nicht als zu gemein, als eine empfindliche Meſalliance mit der göttlichen Kunſt, von ihr ausgeſchlagen würde. — Hingegen die Tenoriſten betreffend, ſo hätte ein ſolcher, da es bey ihm wenig auf Kunſt ankommt, jährlich nur ſechsmal das Recht, ſich krank melden zu laſſen, während es bey einem Baſſiſten genug wäre, alle Jahre Einmal krank zu ſeyn. Ein heroiſcher Schauſpieler jedoch, ein Carl Moor, ein Hanns Dollinger ꝛc. darf durchaus nur Einmal unpäßlich werden; man braucht dieſe Leute bey dem herrſchenden Zeitgeſchmack alle Tage, weßwegen es auch, beyläufig bemerkt, den Directionen zu empfehlen wäre, ſich mehrere Subſtitute anzuſchaffen, denn nach dem Geiſt dieſes Formulars kann nur unbarmherzig mit einem derlei Heroen verfahren werden. Ein Aehnliches gilt von dem erſten Liebhaber, der zwar als ein potentes Subject, eigentlich ſchlechterdings niemals unpäßlich, geſchweige denn gar krank ſeyn, höchſtens es nur zuweilen werden ſollte. — An dieſen Leuten iſt ſehr viel gelegen; und da ſich der ſchönſte Theil der Stadt für ſie intereſſirt, ſo wird es ſchwer ſeyn, hier eine Beſtimmung auszumitteln, weßhalb ſolche der Weisheit der

Directionen (die ohnehin weiblichen Geſchlechts ſind) anheim geſtellt bleibe. Mit der erſten und allen andern Liebhaberinnen aber hat es »natürlich« eine ganz andere Verwandtniß; da muß man fein tolerant ſeyn, und ſich nicht etwa ſo weit vergeſſen, die Licenz ihrer Unpäßlichkeiten nach **Tagen** zu bemeſſen, ſondern ihnen billig ganze Monate und Quartale einräumen. — Ueberhaupt wäre bey dem weiblichen Theile der Schauſpieler beſondere Nachſicht zu empfehlen, indem es zur **Diät** des ſchönen Geſchlechts gehört, zuweilen mehr oder weniger krank zu ſeyn ꝛc. —*

Allgemeine Novelliſtik.

Kaum war die jammervolle Lage des von Waſſernoth ſchwer heimgeſuchten Dorfes **Eipeldau** im Marchfeld, durch theilnehmende Menſchenfreunde einigermaſſen gemildert, als es von einem andern Element feindlich angefallen, nun ganz zerſtört ward. Dieſes unglückliche Dorf liegt in Aſche. Eine wüthende Feuersbrunſt, in der Nacht vom 10. auf den 11. dieſes Monats, verheerte es gänzlich. 22 Häuſer und 23 Scheunen loderten zu gleicher Zeit in gemeinſamer Flamme auf. Die ganze Dorfſchaft war von dem entſetzlichen Feuermeer verſchlungen; die unermüdete Thätigkeit der Löſchanſtalten vergeblich. So ſchnell vernichtend war die Wuth des Brandes, daß von den Thieren nur die vierfüßigen konnten gerettet werden. Nichts iſt übrig, als der mit Ziegeln gedeckte Pfarrhof. Von den unglücklichen Menſchen ſelbſt iſt zwar keiner umgekommen; es fehlt wohl »kein theures Haupt«; aber ſie athmen nur, um ihr unſägliches Elend zu beklagen. Doch nein! ſie athmen nur, um in dieſer ſchweren Prüfung der Vorſehung für die ſchnelle Hülfe zu danken, die ſie ihnen durch edelmüthige Menſchenfreunde ſendete. Schon haben viele der gefühlvollen Wiener, die bey jedem Anlaß ihren hohen Sinn für Wohlthätigkeit ſo herrlich erproben, die Noth dieſer Verlaſſenen werkthätig beherzigt; ſchon iſt der vielverſprechende Anfang zum ſchönen Werke der Barmherzigkeit gemacht; aber noch iſt **viel** zu wirken übrig. Es geſchehe, und es wird geſchehen! Trage Jeder bey, was er vermag; ſey es eine geringe Münze, ſey es ein unbedeutendes Stück Hausrath! Die kleinſte Gabe hilft mit; die kleinſte Gabe iſt eine ſegenreiche Abtragung im Schuldbuche des Himmels, der das Gute, ſo am Bruder geübt wird, tauſendfach vergilt. — Herr **Bäuerle**, deſſen Eifer es gelungen iſt, das traurige Schickſal der überſchwemmten Marchfelder zu erleichtern, hat uns aufgefordert, in ſeinem Nahmen das Mitleid der Menſchenfreunde in Anſpruch zu nehmen. Wie hätten wir dieß, da es einer **Sache der leidenden Menſchheit** gilt, unterlaſſen können! Möchte auch hier der Erfolg den gerechten Hoffnungen entſprechen, und eine baldige reichliche Hülfe die Jammerthränen dieſer Unglücklichen trocknen, damit die Flammen ihres Dankgefühles gleich jenen, ſo ihnen ihr Obdach, ihre Habe geraubt, für ihre Wohlthäter verſöhnt gen Himmel lodern: Beyträge empfängt und quittirt die **Rehm**'ſche Buchhandlung hier am Schulhof.

Der Redact.

Den 15. d. M. wurde im **Theater an der Wien**, zum Vortheile der Mlle. **Julie Schwarz**, zum erſtenmal aufgeführt: »**Hymen und die Parzen, oder: hier thront die Luſt, dort weint der Schmerz, kaum wendet ſich das Blatt: thränt hier das Aug', lacht dort das Herz.**« Zwei Fresco-Gemählde des Lebens in drei Aufzügen und ſieben Unterabtheilungen, in Alexandrinern, vom Verf. des »Findlings« (Hrn. **Pannaſch**). — Die Hauptidee der Handlung, welche ſich ziemlich kennbar ſchon in dem vorſtehenden Verſe ausſpricht, beſteht darin, in einem Doppel-Tableau den oft ſchnellen Wechſel des launenhaften Schickſals im ſchärfſten

Contraſte darzuſtellen. Die Bühne iſt vertical in zwei Theile geſondert; auf der einen Seite thront rauſchende Freude, um im Verlauf der Handlung allmählich zu den trauervollſten Reſultaten überzugehen; Scenen der Betrübniß walten auf der andern, um ſich ſtufenweiſe in die freudenvollſten Verhältniſſe aufzulöſen. Dieſe beyden Gemählde berühren ſich in ihren Endpuncten; und da, wo das Eine begonnen, endigt im raſchen Wechſelſpiel der Dinge das andere. Es mag ſich verſtehen, daß die beyden Abtheilungen nicht zugleich ſpielen; während ein Act der erſtern ſchließt, eröffnet ſich ein Act der zweiten, und ſo rollen ſich beyde Bilder in contraſtirender Richtung neben einander ab. — Beyde ſpielen in einem Hotel zu Paris. Die erſte Scenenreihe beginnt mit einem glänzenden Hochzeitfeſte; doch bald wird das glückliche Paar durch die plötzliche Dazwiſchenkunft des frühern Anbethers der nunmehrigen Frau unterbrochen, welcher ältere Anſprüche, und ein paar Degen mitbringt, um in einem Zweikampf den Herzensverräther zu züchtigen. Dieſer kommt darin um; die Neuvermählte iſt zugleich Witwe, und das Begräbniß des unglücklichen Gemahls bildet den Ausgang. Dieſer Schluß iſt der Anfang der andern Abtheilung. Ein reicher Lord liegt auf der Bahre. Sein Hintritt iſt für ſeine leichtſinnige Verlobte die willkommene Gelegenheit, ſich in die Arme ihres bisher heimlichen Liebhabers zu werfen, während des Hausarztes Tochter, die im Stillen für den Lord geglüht hatte, ihrem gepreßten Herzen an ſeinem Sarge Luft macht. — Gleichfalls an dem Leichengerüſt offenbart des Lords Lakey ſeinen ſchelmenhaften Sinn. Das Alles ſieht und hört der Lord, weil ſein Tod, im Einverſtändniß mit dem Hausdoctor, nur Verſtellung iſt, um die Anhänglichkeit der Seinigen auf die Probe zu ſtellen. Die vermeinte Leiche züchtigt aber den treuloſen Bedienten, und jagt ihn, wie den Secretär und einen Galanteriehändler, die hier ihren betrügeriſchen Character ohne Scheu kund geben, in ein und daſſelbe Seitenzimmer. Eben ſo erfahren die Verlobte und ihr Liebhaber, die in ihrer Frevelhaftigkeit ſo weit gehen, dem Todten den Ring vom Finger ziehen zu wollen, daß dieſer Todte ein Lebendiger iſt. Der Lord weiß ſomit auf die unzweideutigſte Weiſe, was er erfahren wollte; er jagt die Dienerſchaft fort; iſt großmüthig genug, der Herzensverrätherin zu verzeihen, beſchenkt ſie, vereinigt ſie mit ihrem Geliebten, und verbindet ſich mit der ſtillen Dulderin, des Hausarztes Tochter. Nun gibt es Hochzeit, und dieſelben Muſicanten, welche ſo eben bey dem Hochzeitfeſte neben an beſchäftigt waren, bekommen jetzt hier vollauf zu thun. Ja noch mehr! Selbſt die Gäſte der jungen Witwe, welche ſich durch dieſe ohne viel Umſtände zu einer neuen Wahl hatte beſtimmen laſſen, erſcheinen bey dieſem Feſte, werfen ihre Trauerdecorationen ab, und überlaſſen ſich der allgemeinen Freude. — Man ſieht hieraus, daß die Anlage dieſer originellen Dichtung viele Elemente eines dankbaren Erfolges in ſich trägt, und wirklich mangelte es auch nicht an Effect. Dieſe Wechſelſcenen mußten nothwendig anſprechen; die ſtete Berührung der ſcharfen Gegenſätze, das conſequente Vor- und Rückwärtsſchreiten der beiden Handlungen, die frappanten Uebergänge ꝛc. mußten ſchon an ſich die Spannung begünſtigen; und dieſe ward, wiewohl Entwicklung und Cataſtrophe ſchon klar in der Expoſition lagen, beſonders in der 2ten Abtheilung durch manche Züge vortheilhaft unterhalten und geſteigert. Die Convenienz des Plans für die Bühne muß wohl auf jeden Fall anerkannt werden; minderen Beyfall aber mögen einige Partien der Durchführung verdienen. Z. B. iſt der Leichtſinn der erſten Verlobten des Lords in allen Erſcheinungen etwas zu grell; ſeine eigene Aeußerung: »hätte ich jetzt nur die Ohren eines Haaſen und die Augen eines Luchſes«, ſo wie ſein Lauſchen an der Thüre des Gemachs, in welchem die Geliebte ſich rückſichtlich ſeiner entſcheiden ſoll ꝛc. ſind abſtoßende Züge von Trivialität; die Exclamation des verabſchiedeten Bedienten: »er wolle nun nach Wien ziehn, dort werde es ihm an einem guten Fortkommen nicht fehlen, da er ja doch von Paris kommt, iſt eben ſo unzart als überflüſſig; eben ſo unnöthig iſt der Auftritt der ſpeciellen Verabſchiedung der Dienerſchaft ꝛc.

Deſto ſchöner aber heben ſich die lebenvollen Scenen mit dem Secretär ꝛc. heraus *). — Ungleich weniger gelungen iſt die erſte Abtheilung. Die Hochzeitgäſte, beſonders die weiblichen, ſind etwas arg verzeichnet. Die niedrige, naturwidrige Gemeinheit, ja Schlechtigkeit, womit ſie die Witwe tröſten, zu einer neuen Wahl lenken, unmittelbar vom Leichenzug zum Balle bey dem Nachbar eilen ꝛc. mag im wirklichen Leben vielleicht, aber auch nur vielleicht, bey irgend einem einzelnen Individuum anzutreffen ſeyn, aber gewiß nicht bey ganzen Maſſen und Geſellſchaften; es iſt dieſes ein zurückſtoßendes, häßliches Bild, das den natürlichen Menſchen-Character pasquilliert, und am allerwenigſten in den Geiſt der feineren Pariſerwelt paßt, bey dem die Beobachtung der Dehors und Apparences nirgends vermißt wird. Sonſt iſt Alles recht gut und ſchön motivirt und gehalten. Die Sprache iſt characteriſtiſch und leicht; die Form in Alexandrinern ſcheint jedoch für ein längeres Stück nicht am zweckdienlichſten, weil ſie da, wenn ſie auch noch ſo richtig declamirt werden, eine gewiſſe Monotonie faſt unvermeidlich machen. — Das Perſonale leiſtete das Seinige mit Eifer und Erfolg. Düvals Tochter, der Lord, Clariſſe, der Secretär und Bediente, und der Galanteriehändler hatten am meiſten Gelegenheit, ihre Talente zu zeigen, und ermangelten nicht, es zu thun; Amalie (die Beneficiantin) entwickelte in ihrer obgleich beſchränkten Rolle, mit pſychologiſcher Richtigkeit den Geiſt der ſtillen Dulderin, edler weiblicher Selbſtbeherrſchung, Innigkeit und Hingebung. Sie bewies auch in dieſem engen Spielraume, was man mit guten Naturanlagen, wenn Studium und Fleiß ſie cultiviren, vermag. Den Epilog trug ſie mit Anſtand, Gefühl und Correctheit vor. Er iſt hübſch gedichtet und enthält eine ſehr zarte Dankſagung. Das Publicum verdiente dieſe wohl auch, denn der Beſuch war ſehr zahlreich, was jeder redlich Geſinnte dieſer, in ihrer Vervollkommnung eben ſo eifrig als raſch und glücklich fortſchreitenden Künſtlerin gewiß aufrichtig angewünſcht und vergönnt haben wird. Die Doppel-Decoration von Hrn. Neefe verdient auszeichnende Erwähnung. (Fr.)

Demoiſelle Nanette Sommer (ſ. Conv. Bl. 1810, Nr. 43) iſt, einberufen zur fürſtl. Eſterhazyſchen Capelle, wo ſie ſeit längerer Zeit die Anſtellung als erſte Altſängerin hat, am 10. d. nach Eiſenſtadt abgereiſ't, wird aber nach der Verſicherung, die ſie dem würdigen Veteran der Tonkunſt, Hrn. Salieri, und den Freunden des Geſanges, die ſie zu hören Gelegenheit hatten, gab, mit Genehmigung des Fürſten, im Herbſte wieder kommen, um dann bey der hier unter Salieri's Leitung Statt findenden Stiftungsfeier der muſikaliſchen Witwen-Societät, ſich auch öffentlich vor dem kunſtſinnigen Publicum hören zu laſſen.

—*

---

*) Dieſe zweite Abtheilung dürfte wohl einen recht guten Stoff zu einer Poſſe oder Pantomime abgeben können. —

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Graffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 17 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Graffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

60.

(Wien, Samſtag, den 20. Mai.)

Neu aufgefundene römiſche Alterthümer in Sarmatien.

Zur Widmung für das Krelmiencer Gymnaſium inner Wolhynien, in ruſſiſch Pohlen, Wolhyniſchen Gouvernements, iſt von dem ruſſiſch-kaiſerlichen Diviſions-Generalen, Grafen Langeron, jetziger Gouverneur in Odeſſa, ein römiſcher Reichs-Grenzſtein, aus der Zeit Diocletians übergeben worden.

Dieſer Grenzſtein wurde während des letzten ruſſiſchen Kriegs gegen die Pforte in dem Jahre 1810, als das von ihm commandirte Armee-Corps in der Gegend bey Rusczuk in Bulgarien an der Donau ſtand, in einem Stalle unter Schutthaufen entdeckt, und aus der großentheils noch leſerlichen Inſchrift als ein Grenzſtein erkannt, welcher wahrſcheinlich die damalige Angrenzung des römiſchen Reichs, ſonächſt des ſeit Aurelians Zeit verlaſſenen Transdanubianiſchen eigentlichen Deciens bezeichnete.

Die Inſchrift, in groß römiſchen Buchſtaben, ſo weit ſolche leſerlich iſt, lautet:

> Imperatores. Caes. Caius. Aur. Val. Diocletianus et Mar. Val. Maximianus, pii. Fel. Invicti. Aug.
> Val. Constantius, et Cajus Val. Maximianus, Caes. Germanici. Maximi. Sarmat. Maxim. Pervici. imp. Brittannici. post debellat. hostium. gent. confirmata . . . Pissio Tranquillitate pro futurum in aeternum Rei publicae praesidium constituerunt.

Der gefundene Stein mißt 11 Schuh in die Länge, 4 Schuh 7 Zoll mißt die Länge der Inſchrift. Die Breite des Steins iſt 2 Schuh 6 Zoll, und deſſen Dicke 1 Schuh 10 Zoll.

Uebrigens vermißt man bey dieſer Inſchrift die genauere Zeitbeſtimmung, und die Erwähnung des Cäſar Galerius, der nach der Geſchichte, ſo wie ſie aus jener Zeit vorhanden iſt und beglaubigt wird, an der obern Donau befehligte, und der eigentliche Vertheidiger Pannoniens gegen die Einfälle der Gothen und Sarmaten, aus der Gegend jenſeits der Donau, war; was jedoch entweder eine Folge der öffentlichen Uneinigkeiten zwiſchen den damaligen mehreren Machthabern ſeyn konnte, oder aber vielleicht nur eine ſcheinbare Lücke der Undeutlichkeit der Inſchrift dieſes mehr als tauſendjährigen Alterthums iſt.

Indeß ergeben ſich aus dem Umſtand, daß dieſer Grenzſtein an der Donau gefunden wurde, und daß unter den Cäſarn, Maximianus, erſt nach dem Austritte des Dioletian von der Regierung, in der Geſchichte als Cäſar genannt wird, die wichtigen Aufſchlüſſe:

a.) daß Diocletian, und ſo auch Maximianus, auch noch, nachdem ſie von der Leitung der Regierung abgetreten waren, in den öffentlichen Beurkundungen als Imperatoren anerkannt wurden; und

b.) daß die Siege unter Diocletians Herrſchaft gegen die, inner des alten Daciens, ſeit Aurelians Zeit, hauſenden Gothen, Vandalen und Sarmaten, ſich nur darauf beſchränkten, daß dieſe Völker von den Einfällen dieſſeits der Donau inner des römiſchen Gebieths, abgehalten waren, ohne daß neue römiſche Eroberungen inner des alten Daciens durch Diocletian begründet worden wären.

Uebrigens iſt der Platz, wo dieſer Stein aufgefunden wurde, ein Beweis, daß die Römer ſolche Grenzzeichen mit umſichtiger Wahl aufzuſtellen gewohnt waren, da bekannt iſt, daß von jeher bey Rusczuk, eigentlich Oroſtſchuk, der Ort war, von wo aus die auf der Donau Herabreiſenden ausſtiegen, und ihre Reiſe nach Conſtantinopel, das ehemalige Byzanz, und folglich zu den Küſten des ſchwarzen und des mittelländiſchen Meers zu Lande fortſetzen.

Auch iſt es hier an ſeinem Orte anzumerken, daß ſich ein ähnlicher römiſcher Grenzſtein, mit gleicher Wahl der Wichtigkeit des Orts, über dem Thore der Eyder-Stadt Rendsburg im Holſteiniſchen, inner Deutſchlands, an dem Fluß Eyder, der ſich unweit von dort in das deutſche Meer ergießt, mit der leſerlichen Inſchrift: Eidera Romani terminus imperii, als Grenze des römiſchen Gebieths in Germanien, von den übrigen nordiſchen Völkern, befand, deſſen in der Wiener Literatur-Zeitung vom Jahr 1816, Febr. Nr. 18, unter den literariſchen Miscellen aus Holſtein erwähnt wurde; ſo daß alſo die bey den Römern beſtandene Gewohnheit der Bezeichnung der Reichsgrenzen mit Steinſchriften, außer Zweifel geſetzt iſt.

Von der zeitweiligen Ausdehnung römiſcher Herrſchaft, oder doch angenommener römiſcher Gebräuche inner des eigentlichen Sarmatiens, ergeben ſich jedoch Beweiſe aus den ſeit Kurzem entdeckten römiſchen Alterthümern, an Urnen, Aſchenkrügen, und Münzen, deren erſtere in der Gegend von Kaliſch ausgegraben worden, und an das Muſeum der Geſellſchaft des Gelehrten-Vereins zu Warſchau, dem Diviſions-General, Grafen Kraſſinski, und an den Hauptmann Hellmeier überſchickt worden ſind.

J. v. K***bel.

Von den Hyacinthen, und ihrem Verkaufe in Wien.

Die Hyacinthe iſt von allen Blumen diejenige, welche die angenehmſte Abwechslung darbiethet; ihre Form, Größe, Farbe, ſogar ihr Geruch wechſeln wie ihre Arten, von welchen man in Harlem, einer Gegend, die man wirklich ihr eigentliches Vaterland nennen kann, 2000 durch eigene Namen bezeichnete, zählt. Jedes Jahr vermehrt ſie ſich, entwickelt neue Blumen, gibt ſie neue Hoffnungen. — Dieſes Schauſpiel iſt da ſo glänzend, daß jeder Blumenfreund im erſten Augenblick zu geblendet wird, um die ſonderbaren Reize jeder Gattung zu genießen. Da erblickt man ganze Felder mit doppelten und einfachen Hyacinthen bedeckt, durch enge Zwiſchenräume nur getrennt. Ein ſolches Bild kann die heißeſte Einbildungskraft kaum faſſen; man muß es geſehen, bewundert haben. —

Der Urſprung der Hyacinthe hat ſich in die Nacht der Zeiten verlohren; mehrere Gelehrte haben dieſes Räthſel zu löſen geſucht, aber vergebens. Nie konnten ſie darüber einig werden; was der Eine bewies, zerſtörte durch Gegenbeweiſe der Andere. Sie haben ſelbſt zweifelhaft gemacht, ob Moſes (in Exodus) von der Farbe der Hyacinthe als von jener einer Pflanze oder eines Edelſteines ſpricht. Faſt alle Nationen haben ſie in einem andern Sinne genommen; die, welche den Namen Hyacinthe verwerfen, geben ihr in ihren Ueberſetzungen den Namen einer Farbe, und bezeichnen ſie mit dem Namen Himmelblau, Purpur, Roth, Gelb und Grau. Man zweifelt ſelbſt, ob Dioscorides und Plinius nicht eine Schwertlilie ſtatt einer Hyacinthe geſehen hatten, als ſie von ihr ſchrieben. Die Hyacinthe hat die Blätter balböſer Pflanzen, einen dodrantalen Stängel, der ſchwach und dünner als ein kleiner Finger, und von grüner Farbe iſt, und deſſen oberer Theil ſich unter der Laſt einer mit Purpurblüthen beladenen Krone beugt. Man hat ſelbſt über die Purpurfarbe geſtritten, daher es gänzlich unmöglich iſt, zu entſcheiden, ob ſie mehr roth als blau, mehr blau als roth war.

Die Meinung iſt ziemlich allgemein verbreitet, daß ſie blau war, weil dieſe Art faſt in allen Theilen Europa's in den Wäldern häufig wild wächſt, während die rothe weit ſeltner iſt; trotz dieſem ſtimmen wir für die letztere, weil Dioscorides und das ganze Alterthum dieſer Meinung war; auch in der Fabel findet man ſie. Ovid ſagt, ſie wäre aus dem Blute des jungen von Apollo durch einen Wurfſtein getödteten Hyacinthos entſtanden. Andere, wie Plinius, Pauſanias u. ſ. w. ſagten: ſie wäre eine Verwandlung des Blutes des bey Salamis gefallenen Ajax. Ruellius in ſeinem Buche de natura Stirpium (Baſeler Auflage, Seite 606) Art. Hyacinthe, ſetzt ziemlich deutlich die Fragen, welche verſchiedene Gelehrte über dieſen Gegenſtand beſtritten haben, auseinander, daher wir uns des engen Raumes wegen begnügen werden, unſere Leſer darauf zu verweiſen.

Doch verhalte es ſich nun mit ihrem Urſprunge wie es wolle, wahr iſt es doch, daß ſchon ſeit mehr als hundert Jahren ihre zahlloſen Abarten eine Zierde der vorzüglichſten Gärten Europa's, und ein nicht unbedeutender (in den letzten Zeiten jedoch ſehr verminderter) Handelszweig der guten Harlemer ſind. Kaiſer Franz I. liebte ſie leidenſchaftlich, und cultivirte ſie ſelbſt mit vielem Glücke in Schönbrunn. Er war es, der auf den Einfall kam, eine Zwiebel in zwei auch in drei Theile zu ſchneiden, und ſie dann wieder mit andern Theilen zu ergänzen, wodurch dann verſchiedene Arten vereinigt wurden, und nur eine Pflanze zu bilden ſchienen. Seit dieſer Zeit hat ihr Anbau in Schönbrunn ſtark zugenommen, und ſchon iſt die Zahl der Hyacinthen dort ſehr bedeutend; noch einige Zeit, und wir haben ein Harlem en miniature in der Nähe der Reſidenz.

Indeſſen war doch der Ankauf der Hyacinthen für Privatleute ſehr beſchwerlich, da man nur mit vieler Mühe einige ſehr gewöhnliche Zwiebel erhalten konnte. Jetzt hat Hr. J. *Montano* (Wollzeil zum goldenen Stern, Nr. 908) es übernommen, uns damit zu verſorgen. Sein Vorrath iſt ſchon ſehr bedeutend, auch kann man, auf Beſtellung, faſt alle, ſelbſt die ſeltenſten Zwiebel, um billigen Preis erhalten. Sonſt verkauft dieſer thätige Mann auch alle Arten holländiſche Ranunkeln, Anemonen, Crocus vernus u. ſ. w. Freilich fehlen noch die Prachtarten, die er, aus Mangel an Käufern, bisher nicht kommen laſſen konnte. — m —

* * *

Ueber Dr. Joſ. Misley's Grundriß einer Totalgrundmatheſis, oder Anwendung der Mathematik auf reingeiſtige Gegenſtände[*].

Dieſes Werk des gelehrten Doctors der Arzneikunde, *Joſeph Misley*[**], iſt auf alle Fälle eine merkwürdige Erſcheinung, die Aufſehen erregen muß. Der Gegenſtand desſelben iſt: Anwendung arithmetiſcher und geometriſche Verhältniſſe auf *überſinnliche* oder (wie der Autor ſie nennt) *rein-geiſtige Gegenſtände*, und deſſen *Tendenz*, gemäß den Worten des Verfaſſers: »jene gebildeten Zweifler und zugleich gelehrt ſcheinenden Ungläubigen, *die nichts als Mathematik und die materielle Natur für unbezweifelbar anerkennen*, durch die Entdeckung eines neuen Aſtes der Mathematik zu einem innerſten Gefühle von der *abſoluten Nothwendigkeit der gläubigen Annahme unſerer chriſtlich geoffenbarten Wahrheiten*, und von der *höchſten Gültigkeit* unſerer bisher in der geoffenbarten Moral- und Religions-Lehre allgemein gebrauchten, wiewohl bloß *discurſiven*, jedoch unumſtößlichen Gründe auf eine *rein-intuitive für dieſe Art* Zweifler ganz eigens angepaßte nämlich *rein-geiſtig-mathematiſche Weiſe* aufzuregen, und die gelehrten Gläubigen in dieſem Gefühle zu beſtärken, ſomit auch alle ältern ſowohl als neuern Afterphiloſophen, Zweifler, Naturaliſten, Materialiſten, Pantheiſten, Indifferentiſten ꝛc. zur Aufhellung ihres Geiſtes und Verſtandes für die gläubige Annahme der geoffenbarten Wahrheiten durch mathematiſch-reflectirende Anſchauungen mit einem rein-intuitiven und architectoniſch-methodiſchen Zwange zu bewegen, ſo wie auch zur *Einſicht des Reſultats: daß die Glaubensgnade zum wahren Wiſſen wie ein rein-geiſtiges Licht zum rein-geiſtigen Leben unentbehrlich ſey*.«

Der Verfaſſer nennt dieſe *indirecten* oder *apagogiſchen* Beweiſe ſeines ganzen Syſtems *reflexionell-mathematiſche*, weil ſie nicht eigentlich irgend eine directe Erkenntniß der ohnehin als *Leitſtern* ſchon aus der geoffenbarten Moral- und Religionslehre zu leihen genommenen Wahrheiten, ſondern nur *indirecte*, nämlich die bloße Reflexion auf das *mathematiſch-gewiſſe Intereſſe ihrer gläubigen Annahme* in unſerem Gemüthe apodictiſch darzeigen und beweiſen ſollen, daß die tiefeſte Begründung der Mathematik in Zeit und Raum von jener gläubigen Annahme ganz abhänge.«

---

[*] *Wien*, bey *Gerold*; *Grätz*, bey *Ferſtl*, 1819. gr. 8.

[**] Dieſer tiefe Denker lebt gegenwärtig in *Wien*.

Wie richtig, löblich und wohlmeinend die Abſicht des achtungswürdigen Mannes, und wie ausgebreitet die Gelehrſamkeit desſelben ſey, ſieht Jedermann ein; wie groß die Mühe und ausharrende Geduld geweſen ſeyn müſſe, die er ſeit vielen Jahren auf dieſe Arbeit verwendet, zeigt dieſes in wenigen Bogen nach ſeiner Tendenz viel zuſammenfaſſende Werk überhaupt, und jede Kupfertafel insbeſondere. Wir wollen verſuchen, einige Puncte aus den beſondern Anſichten des Verfaſſers herauszuheben.

Der Hauptgedanke des Verfaſſers in dieſer Total-Grundmatheſis ſcheint zu ſeyn: das Univerſum, wie es durch das Urlebendige bedingt und belebt in den unerläßlichen Bedingungen aller endlichen Exiſtenz in Zeit und Raum, aus ſeinem Centrum nach allen Radien ſich entwickelnd, durchaus nach einer ſittlichen Tendenz eingerichtet und geleitet, nach den mannigfaltigſten Abſtufungen erſchaffener Weſen, wie ſie die Theologie und Naturgeſchichte angibt, gleichſam eine relativ-unendlich-große in der That ohne Ende wachſende moraliſche Erziehungs-Anſtalt bildet, nach arithmetiſchen und geometriſchen Verhältniſſen mappirt darzuſtellen; und durch dieſe Darſtellung die abſolute Nothwendigkeit eines mathematiſchen Intereſſe für die glaubige Annahme der wichtigſten Wahrheiten der Religion und Moral intuitiv zu erhärten, ſomit auch den discurſiven Gründen, wie der Autor ſich ausdrückt, derſelben Wahrheiten in dem Gemüthe der einſeitig gelehrten Zweifler einen intuitiven (mathematiſch-zwingenden) Eingang und Erfolg zu verſchaffen.

Das Werk beſteht demnach aus zwei weſentlichen Stücken: den beiden Regalbogen-Kupfertafeln und dem Texte. Das eine wie das andere iſt zum Verſtehen unerläßlich.

Von den beiden Kupfertafeln iſt die eine mehr total, und bezweckt die organiſche Darſtellung des Univerſums, die andere mehr partial, und verſinnlicht die Entwickelung erſchaffener Geiſter in einer unbeendbaren Stufenleiter der endloſen Zeit, nach moraliſch-mathematiſchen Verhältniſſen berechnet.

Zeit und Raum ſind in der That die beiden Objecte, welche vielleicht unter die ſtreitigſten Puncte philoſophiſcher Forſchungen von jeher gehörten.

Bekannt ſind die Bilder, welche von dieſen Begriffen in poetiſchen Schriften und Stellen vorkommen; insbeſondere ſind die orientaliſchen Dichter im Ausmahlen ſolcher Bilder mitunter eben ſo ausdrucksvoll als kräftig.

Daß die beſten Philoſophen aller Nationen über Zeit und Raum discurſiv nachgedacht und geſchrieben haben, iſt allgemein bekannt. Allein unſers Verfaſſers Streben geht dahin, dieſen Gegenſtand endlich einmal nicht bloß discurſiv, ſondern mathematiſch, und zwar totalgründlich zu beleuchten, und hiermit auf eine reflex-intuitive Art zu begründen, was eben durch ſeine Berechnung und Mappirung des Totalgrundes und aller Keime und Entwickelungen des Weltalls erzielet werden ſoll. Er nennt die Zeit und den Raum, ſo wie beide nach ſeiner Darſtellung mit reingeiſtigen (moraliſchen) Kräften gefüllt und berechnet, in ſeiner Mappa angeſchaut werden, die rein-concrete Zeit und den rein-concreten Raum, und behauptet, daß durch ſeine moraliſche (rein-geiſtig-angewandte) Mathematik erſt Zeit und Raum objectiv begründet werden, und hierdurch alle Wiſſenſchaften erſt objective Realität erhalten. Nun einige Grundzüge ſeiner Totalmappa ſelbſt.

(Schluß folgt.)

Allgemeine Novelliſtik.

Es iſt bekannt, daß wenig franzöſiſche Schriftſteller, für die ſchönen Wiſſenſchaften überhaupt, ie mehr geleiſtet haben, als Laharpe, und ſeine unter dem Titel: Licée, ou cours de litterature, ancienne et moderne, geſammelten Vorleſungen verdienen mit Recht in die Hände aller derer gegeben zu werden, die ihren Geſchmack zu bilden wünſchen. Schon wieder arbeiten F. Didots Preſſen an einer neuen Ausgabe derſelben in 18r, die Ledoux verlegt, und die der von Deterville und Lefevre verlegten Octav-Ausgabe völlig gleich ſeyn wird. Sie ſoll aus drei Lieferungen, jede von fünf Bänden, beſtehen, wovon die erſte bereits ausgegeben iſt. — Der Buchhändler Verdières läßt in der nämlichen Officin Laharpe's Werke drucken (Oeuvres de Laharpe), die aus 16 Octavbänden beſtehen werden. In dieſer Sammlung iſt ſeine Histoire des voyages und obiges Lycée nicht mitbegriffen. Der vierte und fünfte Band ſind davon erſchienen. Erſterer enthält ſeine Lobreden auf Carl V., Heinrich IV., Fenelon, Racine, Lafontaine, Catinat, Voltaire und Lecain, nebſt einer hiſtoriſchen Notiz über d'Alembert. Der fünfte enthält ſeine Reden und Aufſätze vermiſchten Inhalts. Beide Bände von 71 Bogen in 8. koſten nur 12 Fr.

Mad. Genlis hat ſich, als man ihre literariſche Laufbahn ſchon als vollendet betrachtete, wieder auf den Kampfplatz gewagt, und in ihrem Alter eine literariſche Zeitſchrift: L'Intrépide (der Unerſchrockene), unternommen. Der Titel iſt ſonderbar gewählt, denn man ſieht eben nicht ein, was für Unerſchrockenheit dazu gehöre, literariſche und theatraliſche Neuigkeiten zu beurtheilen; die Unparteilichkeit ſtünde beſſer auf dem Titel; ſie wird zwar in der Ankündigung verſprochen, worin auch verheißen wird, die Herausgeberin und fünf Mitarbeiter würden ſtets einen anſtändigen, beſcheidenen Ton annehmen, den guten Geſchmack, die guten Sitten, die reinen Lehren vertheidigen u. ſ. w. Frau von Genlis hält außerordentlich viel auf den Bon ton; mit dieſem glaubt ſie noch, wie an dem alten franzöſiſchen Hofe, auszureichen. Allein ſeitdem ſie nicht mehr jung iſt, haben ſich die Dinge ſehr geändert. Eleganz in den Sitten und in der Schreibart behalten freilich nach wie vor ihren Werth, allein ſie machen nicht mehr die Hauptſache aus, und die Zeitumſtände ſind allzuwichtig, als daß der äußere Firniß, den man aus der alten Zeit geerbt hat, jetzt noch viel Aufſehen erregen könnte.

Um den Unterricht in der Landwirthſchaft in Frankreich möglichſt zu befördern, ſind, nach einem Berichte im Morgenblatt, mit Genehmigung des Landwirthſchaftsraths 166 Bezirks-Landwirthſchafts-Geſellſchaften errichtet worden, und ihre Zahl wird ſich noch vermehren; ſie beſtehen aus Pachtern und Ackerleuten, die einen Landwirthſchafts-Jury bilden, der über das Verdienſt der ihnen vorgelegten Methoden und Handwerkzeuge abſpricht, und den als die beſten, erprobteſten Ermunterung gibt, und Preiſe ertheilt. Dieſe Verbindungen ſind eine verbeſſerte Erneuerung der ehemaligen comices agricoles, welche die Revolution unterbrach, und ganz geeignet, Wetteifer und Kenntniſſe zu verbreiten. — Um die Kenntniß von Ackerbau-Inſtrumenten allgemeiner zu machen, hat man einen Landmanns-Calender publicirt, der auf zwölf Kupfertafeln einige dreißig Geräthſchaften auf's Deutlichſte darſtellt. In gleichem Sinn hat der Graf Laſteyrie den Almanac de Liége herausgegeben, von welchem 6,000 Exemplare zum Theil zu ſehr niedrigen Preiſen verkauft, zum Theil unentgeldlich vertheilt worden ſind. Er enthält ſehr einfache, landwirthſchaftliche Grundſätze, Sittenlehren, Geſundheitsregeln, und erinnert an die Charte und die Wohlthaten der Dynaſtie. — Der Unterricht über den Dünger, ſeine Vermehrung und zweckmäßiger Gebrauch, iſt der nächſte Gegenſtand des Berichtes. Die Bewäſſerung, welche noch an ſo vielen Orten vernachläſſigt wird, die bey den Wieſen ſo oft den Dung erſetzt, oft durch ihre Wirkung vorzuziehen iſt, wird empfohlen und darin Unterricht ertheilt. — Der außerordentliche Ueberfluß an Getreide in dem letztverfloſſenen Jahr hat die Frage über die beſten Mittel, es aufzubewahren, wieder in Anregung gebracht. Man hat neue Verſuche zur Vertilgung des Kornwurms gemacht; der Beſitzer eines für unfehlbar ausgegebenen Geheimniſſes dagegen, ſah ſich in ſeiner Erwartung getäuſcht. Ein Aufſatz des Grafen Laſteyrie, welcher in alle Departements vertheilt worden iſt, räth von Neuem das Aufbewahren des Getreides in Gruben, vorzugsweiſe vor den Speichern an. In Spanien und Italien iſt es gebräuchlich. Ein angemeſſenes, trocknes Erdreich iſt die unerläßlichſte Bedingung.

Den 11. Mai gab in der Mittagſtunde Dlle Cath. Canzi ihr letztes Concert, und bewies in ſelbem abermal, daß die Natur ſie ganz vorzüglich zur Sängerin ausgerüſtet, und ſie bis jetzt einer Leitung ſich erfreute, welche ganz geeignet war, ihr ſchönes Talent zu entwickeln, und die noch zu erwartende Vervollkommnung deſſelben vorzubereiten. Dem Vernehmen nach wird ihr väterlicher Freund und Beſchützer ſie nach Italien bringen, um dort ganz das zu werden, wozu ſie berufen iſt: eine große Sängerin. Dieſem Mädchen iſt zweimal beſonderes Heil wiederfahren; einmal ſo von der Natur begabt zu werden, das anderemal einen Mann zu finden, der voll Kunſtſinn und Güte keinen andern Zweck kennt und ſuchet, als die höchſte Ausbildung ſeiner jungen Ziehtochter. So viel zarte Empfindung und Sinn für das Rechte und Schöne, als dieſe frühe Entwicklung der Virtuoſität unſrer jungen Sängerin vorausſetzet, kann ſich nur in einem edlen Herzen finden; man kann alſo überzeugt ſeyn, daß Dlle. Canzi von Dankbarkeit gegen ihren Wohlthäter glühet. Dieß wird ſie immer anſpornen, jede Gelegenheit zur Ausbildung ihrer Naturgaben, und zum Fortſchreiten auf der Bahn, welche ſie bis jetzt ſchon ſo rühmlich betrat, möglichſt zu benützen; die muſicaliſche Welt kann alſo von dieſer Sängerin, welche in einem Alter von 16 bis 17 Jahren es ſchon zu großer Geläufigkeit brachte, deren Stimme rein, ſtark und klingend iſt, und hier, durch den Unterricht eines der erſten muſicaliſchen Heroen die Kunſtweihe erhielt, etwas ganz Beſonderes erwarten. Sie ſchloß den Cyclus ihrer hieſigen öffentlichen Productionen mit einer Arie von Generali, einem Terzette von Mercadante, einem Duett von ſelbem, und einem Duett von Roſſini. In allen glänzte ſie durch die Schönheit, den Umfang und die Kraft ihrer Stimme, ſo wie durch die große Fertigkeit ihrer Kehle und ihrer richtigen Methode und guten Schule. Wenn rückſichtlich der Wärme des Vortrags vielleicht Manches zu wünſchen übrig blieb, ſo muß man der Entwicklung des Gefühles im reiferen Alter auch noch etwas überlaſſen. Die Concertgeberin wurde von Dlle. Unger und Hrn. Radichi mit dem beſten Erfolge und zu ihrem Ruhme im Terzett und in den beyden Duetten unterſtützt; auch ſang Dlle. Unger mit ſehr vielem Gefühl und zartem Vortrage eine Arie, deren Wahl ihrem

Geſchmacke zur Ehre gereicht; denn Mozarts Compoſitionen fordern nicht bloß Kunſtfertigkeit, ſie wollen den rechten Sinn. Zwei Ouverturen und zwei Chore wurden recht brav gegeben. K — l.

Am 16. Mai gab Herr Kapellmeiſter Riotte vom Theater an der Wien, in demſelben um die Mittagſtunde eine große Cantate: »Die Farben.« Gedicht von Chr. Schreiber; Muſik vom Concertgeber. Variationen von demſelben Compoſiteur wurden auf dem Pianoforte mit Orcheſterbegleitung, von der kleinen Dlle. Blahetka, zwiſchen den beyden Abtheilungen der Cantate, vorgetragen. Das Gedicht, obwohl ohne Härten, und von mittelmäßiger Anordnung der Strophen, welche Mangel es wenig zur muſicaliſchen Behandlung eignen, ladet wieder auf der anderen Seite zur ſelben ein, da es die Farben theils allegoriſch behandelt, theils Situationen des Lebens darſtellet, in welchen dieſe oder jene Farbe ſich hervorragend zeiget. Der Tonſetzer hat ſich in der Behandlung deſſelben nicht bloß als denkender, ſondern auch als glücklicher Tonſetzer gezeiget, da er Characteriſtik und Gründlichkeit, lebhafte Phantaſie und reiche Erfindungsgabe zugleich bewährte. Er benützte die ſchönen Stimmen, welche ihm zu Gebothe ſtanden, mit kluger Berückſichtigung ihrer individuellen Vorzüglichkeit, und zeigte Originalität und Gewandtheit in der Behandlung der Inſtrumente. Er haſcht nirgend nach dem Effecte, und doch wird er ihm überall; er überführte allgemein, daß er ein Tonſetzer ſey, der nicht allein gute Klavier-Sachen und Ballet-Muſik, ſondern wohl auch etwas Höheres zu leiſten im Stande wäre; und nach dieſer neuen wichtigeren Probe wird es ihm nicht an Aufforderung fehlen, denn der jüngern Compoſiteure, welche gut und gefällig ſchreiben können, gibt es denn doch nicht ſo gar viele. Die Aufführung war von Seite der Solopartbien ſehr brav, von Seite der Chöre und des Orcheſters kaum mittelmäßig, obwohl die Soli von den Herren Clement, Linke, Baver, Herbſt und Weidinger ſehr brav vorgetragen wurden. Dlle. Pfeiffers Stimme war heute höchſt wohlklingend, und ihre Manier gefälliger als ſeit lange. Man mußte für dieſe Sängerin ſchreiben, um ſie ganz zu würdigen. Dlle. Vio ſang ſehr lieblich und gefühlvoll. Dieſe Sängerin wird noch eine Stufe erreichen, auf der ſie zu erblicken man früher wohl nicht hoffen konnte, wenn ſie ſo fortfährt. Hrn. Jägers Stimme und Geſang hat wohl noch nie mehr gewirkt, als in den ſchönen Melodien, welche er heute vortrug. Hr. Seipelts Stimme war umwölkt, man hörte es, daß ſeine Kehle ſich nicht in geſundem Zuſtande befand. Alle Nummern gefielen mehr oder weniger dem ſehr ſparſam verſammmelten, aber großentheils aus Kennern beſtehenden Publicum, aber doch ſprach die erſte Abtheilung mehr als die zweite an; ungeachtet der ſehr ſchön gearbeiteten Fugen ſchien die zweite mit weniger Sorgfalt, oder vielleicht eilfertiger behandelt. Die Variationen zwiſchen den beiden Abtheilungen ſprachen für das Talent des Tonſetzers und der kleinen Tonkünſtlerin, welche ſie vortrug, gleich vortheilhaft. Dieſes Mädchen von neun Jahren hat ſich ſchon einen ſo wohl gegründeten Ruf erworben, daß ſie die ganze Fülle ihrer hervorragenden Fähigkeit verwenden muß, um ihn zu behaupten, was ihr gelingen wird, wenn man ihre ſichtliche Genialität vor Verirrungen zu bewahren weiß. Möge ſie die Muſe der Tonkunſt in Schutz nehmen, und ſie vor dem Einfluſſe des herrſchenden Unweſens, das jetzt in der Muſik im Allgemeinen, und zumal auf ihrem Inſtrumente ſich ſo gewaltſam ausſpricht, behüthen! Sie wirkte heute wieder auf alle Herzen, und man rief ſie ſtürmiſch. K — l.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Gräffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. WW., durch die k. k. Poſt 1- fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Walliſhauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

61.

(Wien, Dinſtag, den 23. Mai.)

Hummels jüngſtes Concert.

Hr. Hummel, weim. Kapellm. ꝛc. gab am 14. d. im Landhauſe, Mittags, ſein zweites Concert, und zwar öffentlich, zu dem Eintrittspreiſe von fünf Gulden. Es konnten alſo alle Verehrer dieſes Meiſters, und Alle, die ſich ſein Spiel ſchon lange gern als den höchſten Lichtpunct zur Regulirung ihres Strebens hingeſtellet hätten, leichter zu dieſem Genuſſe gelangen, als jüngſt im Privat-Concerte Hummels (wo das Entree auf zehn Gulden geſetzt war), daher ſich der große Landhaus-Saal auch völlig füllte. Er ſpielte dießmal wieder ein ganz neues Concert auf dem Pianoforte aus H—mol von ganz wunderſchöner Arbeit. Schon das erſte Stück iſt ſo lieblich und intereſſant, daß es kaum eine Steigerung zuzulaſſen ſchien; aber von welch zauberiſcher Wirkung war das Adagio, nur von drei Hörnern begleitet, und das mannigfaltige, prächtige und wechſelnde Rondo! Wenn Hummel ſonſt nichts, als dieſes Concert geſchrieben hätte, ſo müßte man ihn ſchon für einen großen Tonſetzer und großen Clavierſpieler erklären, denn ohne daß die Schwierigkeiten geſucht erſcheinen, ohne eine andere Abſicht, als eine zufällige Führung der Idee zu verrathen, gehört nur Hummels Spiel dazu, um ſie ganz rein und ganz verſtändlich zu löſen. Wie ſinnvoll iſt die Inſtrumentation! Keine Stelle iſt leer, überall iſt Alles auf das Edelſte und Zweckmäßigſte ausgeſchmückt. Wenn man aber auf des Künſtlers Spiel ſelbſt zu ſprechen kommt, muß man ſich wohl verlegen finden. Exclamationen ſagen nichts, und doch bleiben nur dieſe übrig. Dieſer Anſchlag, dieſe Behandlung des Inſtrumentes blieb außer ihm noch Jedem ein Geheimniß; wenn man ihn gehört hat, erfuhr man, was das Clavier für ein Bravour-Inſtrument iſt, und daß ſeine Behandlung die ſchwierigſte werden muß, wenn man dahin arbeitet, bey aller Bravour das Cantabile nie, an keiner Stelle, zu verſäumen und zu unterdrücken; man begreift, daß die meiſten unſerer Clavier-Virtuoſen ihr Klingkaſtenhammerwerk wahrlich ſtreng dem Namen nach behandelten, und Alles und das Höchſte zu leiſten vermeinten, wenn ſie das Ohr mit einer Unendlichkeit von Tönen überſchütteten, die weder zur Ueberſicht gereihet, noch zur Verſtändlichkeit gruppirt waren.

Es iſt wohl zu hoffen, daß die Wiedererſcheinung Hummels im Clavierſpiele für Wien, der Anfang einer neuen Periode ſeyn werde, daß nach dieſem Ideale die Kunſtjünger ſtreben, die gemüthvolle, deutliche, klangreiche

Spielart an die Tagesordnung komme, und das wilde, ſinnloſe und ſinnverwirrende Toben auf dreihundert Saiten ſich verliere. Alle, Inſtrumentaliſten haben ihr letztes Ziel erreicht, wenn ſie mit ihrem Inſtrumente den Sänger erſetzen, *zu ſingen gelernt haben*. Das iſt freilich ein hohes Ziel, für den Bläſer, den Geiger erreichbar, aber wie ſoll der Clavierſpieler mit ſeinem Hammerwerke *ſingen*! — Habt ihr *Hummeln* gehört? *der* ſingt, rührend und lieblich, ſchmelzend und kräftig, er ſingt *immer*, auch in den ſchwierigſten Paſſagen; und was *ein* Menſch leiſtete, kann ein anderer *wieder* leiſten, wenn ihn die Camönen begünſtigen, und er ihre geſchenkte Huld durch Fleiß und Ausdauer zu feſſeln weiß. Talent und feſter Wille führen zu jedem Ziele, aber freilich iſt es viel leichter zu blenden, als zu befriedigen; es ſollte aber von nun an das ernſte Geſchäft der bewachenden Critik werden, gerade die Extravaganz auf dieſem ſo viel geſpielten Inſtrumente zu verfolgen, weil von der geſchmackloſen und widerſinnigen Behandlung deſſelben ſo viel Heilloſes in die ganze Muſik übergeht, und Turbulenz und Schnickſchnack alliirt, mit ſo verderblichem Erfolge Adel und Grazie bekriegen.

Nach dem Concerte ſang Mad. *Weixelbaum*, großherzogl. Badenſche Kammerſängerin, eine große Scene von *Nicolini*. Ihre Stimme iſt nicht mehr bey voller Kraft, und hat den Schmelz der ungewelkten Blüthe verloren, aber durch ihre vortreffliche Sing-Methode, richtige Schule und ihren ſeelenvollen Vortrag weiß ſie ganz beſonders zu wirken. Die heutige Scene war nicht die glücklichſte Wahl, ſie iſt zu gedehnt und zu einförmig. Hierauf ſangen die Dlles. *Friedlovsky* und *Hornik*, die Herren *Götz* und *Barth*, eine Compoſition des Concertgebers, genannt: Polymeles ruſſiſcher National-Lieder. Dieſe Zuſammenſtellung rührender Melodieen, meiſterhaft verbunden und inſtrumentirt, machten, von vier ſchönen Stimmen vorgetragen, von einem wackeren Chore unterſtützt, beſondere Wirkung. vorzüglich muß angeführt werden, daß die Stimme und Geſangweiſe der Dlle. *Friedlovsky* ſich ſehr zu ihrem Vortheile entwickelte. Den Beſchluß machte eine freie Phantaſie *Hummels* auf dem Pianoforte. Welch eine Fülle von Ideen er entfaltete, wie er dieſe, auf den intereſſanteſten Thematen begründet, zum Entzücken der Kenner, und zur Luſt aller Muſikfreunde verarbeitete, kann nicht beſchrieben, muß nur gehört werden; wenigſtens geſtehen wir offen, daß wir uns unfähig fühlen, darüber zu reden, daß wir uns bemüſſigt ſehen, nur gleich die Feder niederzulegen. —l—

* * *

Ueber Dr. Joſ. Misley's Grundriß einer Totalgrundmatheſis, oder Anwendung der Mathematik auf reingeiſtige Gegenſtände.

(Schluß von Nr. 60.)

Dieſen ihm eigenthümlichen Erforſchungen von Zeit und Raum zu Folge ſtellt ſich der Verfaſſer das *Univerſum* als eine relativ-unendliche (eigentlich ohne Ende allſeitig wachſende) *Kugel* vor. In ihrem *Centrum* ſindet ſich das Urlebendige — die Gottheit. Von da gehen in allen Richtungen in unendlicher Menge Radien aus, welche die Urmuſterſeele darſtellen, die das rein-geiſtige Licht und das Princip des Lebens der geſammten Schöpfung, und das einzige wahre Urmuſter aller erſchaffenen Geiſter iſt — die zweite Perſon in der göttlichen Dreieinigkeit. Zunächſt um das Centrum befindet ſich von allem Erſchaffenen nichts real Exiſtirendes, ſondern es iſt da das Reich der in mathematiſcher Ordnung herumgelagerten ideellen Keime der Schöpfung, und der erſt aufzukeimen anfangenden Entwickelungen einer jeden erſchaffenen geiſtigen Subſtanz in ihrem eigenthümlichen (in der Mappa um das Centrum herum leer erſcheinenden) Plätzchen; und jedes Weſen, ehe es zur poſitiv-reellen Exiſtenz gelangt, durchläuft zuvor nach ſeinen ihm eigenen (in der Mappa um das Centrum herum unterverſtandenen) aſymptotiſchen Krummen, das relativ-unendliche Gebieth der indirect-negativen Entwickelungen ſeiner ihm eigenen Lebendigkeits-Steigerungen aus ſeinem neben dem Centrum ihm angewieſenen Aufkeimungs-Plätzchen heraus in der Richtung ſeiner Aſymptote nach auswärts zu der Conceptions-Peripherie. Dieſe letztere ſtellt den Augenblick vor, wann und zugleich wie jedes erſchaffene Weſen aus ſeiner vergangenen, vorherrſchend-negativen in die gegenwärtige vorherrſchend-poſitive Exiſtenz übertritt. Denn zur Seite des Radius, der als aſymptotiſche Achſe aus dem Centro hervorkommt, und die Urmuſterſeele ſchematiſch vorſtellt, entſtehen näher oder ferner, wie es die höhere oder mindere Würde einer jeden Claſſe der erſchaffenen Weſen erfordert, alle endlichen Geiſter auf den ſucceſſiven Ruf des Schöpfers aus dem einem jeden Weſen eigenen, nach arithmetiſch-geometriſchen Verhältniſſen um das Centrum aſymptotiſch herum geordneten ideellen Möglichkeits-Keimen.

Der Radius, als ein mathematiſches Berechnungs-Schema der ſucceſſiven Kraftäußerungen der Urmuſterſeele, entwickelt ſich aus dem Centro in gerader Linie nach Außen ins Unendliche; die erſchaffenen Geiſter aber erheben ſich rechts und links und hinter demſelben aus ihren Anfangspuncten, und ſchreiten in ihrer endloſen Fortbildung nach ſolchen (vom Verfaſſer ganz eigens entdeckten) aſymptotiſchen krummen Linien, die ſich dem Radius zwar wohl in's Unendliche annähern, denſelben aber niemals erreichen können; auf ähnliche Art, wie die Hyperbel und ihre Aſymptote, in's Unendliche verlängert, einander niemals berühren. Dieſe Curven ſind ihre Lebensbahnen, und werden durch des Verfaſſers eigens erfundene reflexionelle Brüche in allen Verhältniſſen berechnet. Die Urmuſterſeele vermittelt zugleich durch den hinter ihr befindlichen (in beſtimmten Abſtänden) einem jeden Weſen eigenen Vicemuſtergeiſt, zwiſchen dem Innen- und Außengeiſte, aus welchen drei Geiſtigkeiten jedes endliche Lebendigkeits-Weſen (nach dem Verfaſſer) im Würdigkeits-Abſtande beurtheilt wird. Jene aſymptotiſchen krummen Linien (Curven des Verfaſſers) ſind theils gute (gradative Tugendbahnen), theils böſe (gradative Laſterbahnen), theils Bekehrungs-, theils Verdammungskrummen; einerſeits offenbar-ſündige, andererſeits aus dem nämlichen erſten poſitiven Vollbewußtſeyns-Puncte ausgehende phariſäiſch-ſündige Krummen ꝛc.

Durch die Conceptions-Region von Innen nach Außen der Kugel laufen die Reihen der Weſen ins Unendliche; jedoch iſt die vergangene Unendlichkeit derſelben eine vorherrſchend-negative, in bloße Idealitäten-Keimheit übergehende, neben dem Centrum aufhörende, ſohin bloß relative, dagegen aber die zukünftige eine nach allen Radien hinausgehende, und wirkliche ohne Ende wachſende Ewigkeit, folglich iſt jene erſtere eine bloß ſcheinbare, dieſe hingegen eine wahre Unendlichkeit der totalen Zeit. Nach einem weit größern Maßſtabe, als es in der Totalmeppa möglich war, und nach einer verhältnißmäßig vergrößerten Scala geometrica wird ſodann in der partiellen Tafel die Stufenleiter der endloſen Fortbildung aller Lebensweſen nach mathematiſchen Verhältniſſen, und nach wechſelweiſe fortſchreitenden Erziehungs- und Erzogen-werdungs-Perioden ausführlicher dargeſtellt, welche letztere aus der evangeliſchen Geſchichte, als ein hier nach gewiſſen, eigens aufgeſtellten Regeln ſyſtemiſirtes Lemma entnommen ſind, woher auch die Eigenſchaften der Urmuſterſeele ſelbſt, nebſt den dazu gehörigen Lehrſätzen der chriſtlichen Offenbarung durch eine hier ſyſtematiſch-eigenthümliche Lemmatiſation entlehnt ſind. Hierbey wird vom Verfaſſer, nach ſeiner obenangegebenen Tendenz gezeigt, daß eine rein-geiſtig-concrete Stufenleiter der totalen Zeit und des totalen Raumes als Fundament der Mathematik, ohne dieſe Zuleihennehmung ſchlechthin unmöglich wäre, und daß hiermit eben dieſes Fundament der ganzen Mathematik von der gläubigen Annahme der geoffenbarten Wahrheiten abhänge.

Dieß dürften, ſo viel uns bekannt, ſo ziemlich die Haupt-Anſichten des Verfaſſers ſeyn. Da aber der Text des herausgegebenen erſten Bandes keineswegs vollendet, ſondern die Details-Erklärungen dieſer Kupfertafeln und der einzelnen Räume in denſelben, welche zuſammengefaßt die in beiden Tafeln verzeichneten obeliskenförmigen Figuren bilden, für den zweiten Band verſparet ſind, ſo iſt dieſer letztere zur Verſtändigung der Leſer in dieſer Hinſicht allerdings erwünſcht und unentbehrlich, ſo wie ein eigener Commentar dieſes ſehr kurzgefaßten Grundriſſes zu eben dem Zwecke ſehr nützlich werden dürfte. — Man muß die mancherley und vielſeitigen Kenntniſſe des Verfaſſers ſo wie die mühevolle Ausarbeitung dieſes Werkes bey deſſen Durchleſung mit Achtung anerkennen; auch fehlt es nicht, wie uns dünkt, an treffenden intuitiven Bezeichnungen und gradativen Fixirungen der erhabenſten Ideen durch ſeine totale Stufenleiter von Zeit und Raum ꝛc. in nächſter Beziehung auf das Univerſum, und auf eine moraliſche Erziehungswirthſchaft in demſelben.

So viel glauben wir (obſchon vor erfolgter weitern Detaillirung von Seite des Verfaſſers kein Endurtheil gefaßt werden kann) jedoch ſchon jetzt ohne Scheu behaupten zu können: dieſes Werk hat ſein eigenes Intereſſe, und das erwartete Detail desſelben dürfte allerdings ein noch größeres erzielen. Sollten wir über die Anwendung der Mathematik auf überſinnliche Gegenſtände unſere Meinung ſagen, ſo geht ſelbe dahin:

a) Wir glauben, daß die Mathematik, obſchon ſie ſich bloß mit Meſſung der Größen befaßt, eine Art Anwendung auf rein-geiſtige Gegenſtände, wie ſie hier genannt werden, und zwar mit Nutzen zuläßt.

b) Dieſe Anwendung kann zuvörderſt eine gewiſſe Beſtimmtheit auch in den abſtracten und moraliſchen Gegenſtänden, zur guten Folge haben: da Beſtimmtheit den mathematiſchen Wiſſenſchaften ganz vorzüglich eigen iſt.

c) Sie kann in den genannten Materien viele Klarheit bewirken, weil das Feld der Mathematik die Anſchauung iſt, und dieſe Anſchauung auf gewiſſe indirecte Art auf geiſtige oder moraliſche Gegenſtände übertragen werden kann.

d) Dieſe Anwendung der Mathematik kann zur Erhärtung rein-philoſophiſcher und moraliſcher Wahrheiten pſychologiſch, auf eine ſehr bedeutende Art beytragen; da die ſehr wahrſcheinliche Entdeckung einer oft frappanten Zuſammenſtimmung der mathematiſchen und moraliſchen Verhältniſſe, und eine gewiſſe Uebertragung des Geiſtigen in die Anſchauung, auf das menſchliche Gemüth mit großem Erfolge wirken muß.

Wenn dieſer Nutzen, und der vom Verfaſſer bezweckte Erfolg bey Durchleſung gegenwärtigen Werkes noch nicht Jedermann in die Augen ſpringt, ſo muß man ſich erinnern, daß dieß nur der erſte vorläufige Grundriß vom ganzen Syſteme unſers Verfaſſers iſt, der bloß nur einige Hauptgrundzüge des geſammten Gebäudes enthält. Manches, was jetzt dunkel und unverſtändlich erſcheinet, kann nur durch folgende Erklärungen (im zweiten Bande) beleuchtet werden. Der Verfaſſer wünſcht zur Vervollſtändigung ſeines Werkes, ſowohl mündlichen Unterricht über ſeine dem Entwurfe nach [illegible] ſehr reichhaltigen Materien ertheilen zu können, als auch dem erſten Bande des angezeigten Werkes noch einen zweiten Band in zwei Abtheilungen folgen zu laſſen.

Fortgeſetzte Erklärungen des würdigen Hrn. Verfaſſers, verbunden mit unpartheiiſchen Prüfungen gelehrter Männer, die im Fache der Mathematik und Philoſophie ſolide Kenntniſſe beſitzen, werden auch in dieſer Materie gewiß nicht ohne Nutzen, und gedeihlichen Erfolg für das Reich der Wahrheit ſeyn.

Franz Xav. Luſchin,
Prof. und Doctor der Theologie, auch Director
des philoſ. Stud. am k. k. Lyceo zu Grätz.

Allgemeine Novelliſtik.

Die geruchloſen Senkgruben der Hrn. Cazeneuve und Comp. gehören unter die allerwichtigſten Erfindungen der neueſten Zeit. Die Nachricht, welche wir davon in Nr. 55 unſeres Blattes, Jnd. Beyl. Nr. XIII. gaben, hat, wie es auch zu erwarten ſtand, allgemeine Aufmerkſamkeit, und den Wunſch erregt, dieſe Senkgruben eingeführt zu ſehen. Ein uns unbekannter Freund der Gemeinnützigkeit iſt der Meinung, zur Verbreitung dieſer für Reinlichkeit und Geſundheit eben ſo erſprießlichen, als für die Landwirthſchaft ſo ſegenvollen Einrichtung, durch Prämien aufzumuntern. Ehe ſich jedoch hierüber etwas Näheres beſtimmen läßt, wird ein Fond vorausgeſetzt; und da es ſich hierbey um den Anfang handelt, ſo hat uns jener Freund 30 fl. WW. übergeben, mit dem Wunſch und der Hoffnung, zahlreiche Nachfolger zu finden. Indem wir dieſen ſchönen Zug dankbar zur öffentlichen Kenntniß bringen, laden wir Diejenigen, welche in dieſem Sinne an einer ſo wohlthätigen Erfindung werkthätigen Antheil nehmen wollen, geziemend ein, ſich anzuſchlieſſen, und ſich in der Verlagshandlung dieſer Zeitſchrift einſtweilen nur zu erklären, welche Beträge ſie dazu beſtimmen wollen.

Der talentvolle Mahler, Herr Ant. Machek, in Prag, kündigt eine Geſchichte der Böhmen in lithographiſchen Bildern an. Der Gedanke, die böhmiſche Geſchichte in Bildern darzuſtellen, ſagt er, beſchäftigte ſchon lange meine Einbildungskraft; viele gebildete Patrioten munterten mich auf, mein Vorhaben ſobald als möglich ins Werk zu ſetzen. Ich folgte ihrem Rathe, denn ſolche bildliche Darſtellungen prägen ſich dem Gedächtniſſe ſehr lebhaft ein, und nicht nur, daß dadurch dem hiſtoriſchen Studium nachgeholfen wird, ſo geht mein beſonderes Beſtreben auch dahin, denſelben einen äſthetiſchen Werth beyzubringen. Es ſoll mir daher eine heilige Pflicht ſeyn, alles was groß, ſchön und erhaben die Geſchichte dieſes Landes umfaßt, zur Ehre und zum Ruhme der böhmiſchen Nation mit möglichſtem Fleiße und Treue zu entwerfen, und des Beyfalls meiner Landsleute mich zu erfreuen. — Dieſes Unternehmen, zu welchem ich meine Kunſtgenoſſen gegen eine anſehnliche Remuneration um Beyträge anſpreche, beginnt mit der Ankunft der Czechen nach Bojerheim, und wird chronologiſch bis auf unſere Zeiten fortgeführt. Es erſcheint daher jeden zweiten Monat ein Heft von ſechs lithographiſch-gezeichneten Abbildungen nebſt dem erklärenden Texte in böhmiſcher und deutſcher Sprache, auf einem Bogen in Querfolio, auf ſchönem Papier, im Wege der Vorausbezahlung des künftigen Heftes zu 3 fl. WW. Das Uebrige wird eine beſondere Ankündigung enthalten.

Den 18. Mai gab man im Leopoldſtädter Theater zum erſtenmal: Das Geſpenſt in der Familie ꝛc. Poſſe und Parodie der Geiſtercomödien in zwei Aufz., von Hrn. C. Meisl, als zweiter Theil des Geſpenſtes auf der Baſtei. — Man kann von dieſem Stück nicht ſagen, daß es ein gelungenes ſey, wiewohl es nichts weniger als unter die mißglückten gehört. Vergleichungen ſind bey nur etwas zweifelhaften Producten immer gefährlich; ſie haben auch dieſer Arbeit durch Rückblicke auf die Vorzüge des erſten Theils ein wenig nachtheilig werden müſſen. Der Einfall, den alten Tobias ſeine Familie in der ſublunariſchen Welt beſuchen zu laſſen, iſt gewiß recht artig, und biethet dem Humor einen groſſen Spielraum für die dankbarſten Scenen dar. An ſolchen gebricht es auch nicht, aber ſie zeichnen ſich nicht alle durch jenes kräftige Leben aus, das dem erſten Theil einen ſo einſtimmigen Beyfall bereitet hat. Auf der andern Seite hat dieſer zweite wieder manche Vorzüge. Wer ſo fruchtbar iſt, bereits ſo viel Originelles geleiſtet, und ſeinen Beruf ſo entſchieden legitimirt hat, wie Hr. Meisl, mag wohl das Vorrecht haben, zuweilen etwas zu liefern, das nicht in allen Beſtandtheilen, beſonders ſolchen groſſen Erwartungen, entſpricht, wie man ſie bey dieſem Stück mitbrachte. Die Darſtellung war, wie bey den meiſten erſten Vorſtellungen, noch nicht recht gerundet, im Einzelnen aber gelungen.

Schon Wyß machte, in ſeiner Fahrt nach Lauterbrunnen, auf die hübſche Sammlung colorirter Blätter von Hrn. König aufmerkſam, unter denen ſich der Trümmel-, Mürren- und Staubbach, die Beatenhöhle, viele lachende Anſichten aus dem Thale von Interlachen, von Gründelwald und Hasli, nebſt drei Fällen des Reichenbaches, und mehrere oberländiſche Sennhütten befinden. Die Sammlung, in 4., enthält 30 Stücke, und koſtet ungebunden 60 Schweizer-Franken. Sie verdient allerdings beſonders anempfohlen zu werden. Den Trümmelbach erreicht man vom Pfarrhausthal aus, über eine Brücke der Lütſchinen, durch ein lichtes Erlengehölz, das König ebenfalls bearbeitet hat, in ungefähr einer Stunde. Durch die Dichterin Friederike Brun, die ihn beſuchte, ward er durch eine romantiſche Schilderung verherrlichet. Er hat ſeinen Namen vom Trümmletenthale, einer engen, ſcheußlichen Kluft, zwiſchen Wengenalp und der kleinen Jungfrau, in welches ſich zahlreiche Lavinen und Waſſerſtröme von den Gletſchern der Jungfrau und der beiden Eiger ſtürzen, und mit Felſentrümmer den Boden bedecken.

Bis jetzt war in Frankreich noch kein zuſammenhängendes Werk über den gegenſeitigen Unterricht erſchienen, wovon vorläufig die Fortſchritte immer größer werden, ungeachtet des Widerſtandes, den dieſe Lehrart in manchen Departements zu bekämpfen hat. Was man davon wußte, kannte man nur aus der Zeitſchrift, welche die Geſellſchaft zur Beförderung dieſes Unterrichtes herausgeben läßt. Um jenem Mangel abzuhelfen, gibt Hr. Euſèbe Gorgeret einen Cours d'enseignement mutuel heraus, wovon der erſte Band, 13 Bogen in 8. ſtark, erſchienen iſt. — Von obiger Zeitſchrift (Journal d'education), die bey Einführung des gegenſeitigen Unterrichts gegründet wurde, und in welcher die Materialien zu vorſtehendem Werke größtentheils geſammelt worden ſind, hat der fünfte Jahrgang ſeinen Anfang genommen. Monathlich erſcheint davon ein Heft von fünf Bogen.

Man druckt gegenwärtig in Rom an einer Reiſe von Calcutta nach Babylon längs den Ufern des Tigris und Euphrat, mit einer Abhandlung über die Geſchichte dieſer Metropole des Orients, und Bemerkungen, welche während eines dreiwöchentlichen Aufenthaltes unter ihren Ruinen gemacht wurden. Der Verfaſſer iſt Herr Lockett, Esq., Capitän im Dienſte der oſtindiſchen Compagnie, Verfaſſer eines vortrefflichen Commentars über die arabiſche Syntax (Calcutta 1814, 1 Bd. in gr. 4.) und Rathsſecretär des Collegiums von Fort William in Bengalen. Das Werk wird mit Karten und Kupferſtichen, welche Anſichten der Ruinen von Babylon, mehrere andere in der Nachbarſchaft zerſtreute Monumente, und einige kleine, uralte, von den Arabern ausgegrabene Gebäude darſtellen, ausgeſtattet. Dieſe werden von J. Landſeer und einigen andern Künſtlern gearbeitet. Der Text erſcheint in Royal-Quarto. Der Preis iſt 4 Guineen. Bey Bensley Bolt-Court in London, Fleet-Street, werden Subſcriptionen angenommen, und Proben des Werks vorgelegt.

Hr. Ritter von Wiebeking arbeitet gegenwärtig an einer theoretiſch-practiſchen Civil-Architectur. Der erſte Band dieſes Werkes wird von dem Weſen und Studium dieſer Wiſſenſchaft, von ihrer Geſchichte und den Säulenordnungen handeln. Es ſind zu dieſem Behuf alle vorhandenen Baudenkmale der Griechen und die wichtigſten der Römer, der Indier, viele von den in neugriechiſchem Bauſtyl, und noch mehrere von den im deutſchen Bauſtyl aufgeführten Gebäuden, beſonders Kirchen, in Kupfer geſtochen worden. Mehrere Kirchen wurden vorher auf Koſten des Verfaſſers vermeſſen; Se. Maj. der König von Sachſen hat den Meiſſener Dom zu ſeinem Gebrauche aufnehmen laſſen. Aus der Description de l'Egypte ſind allein 40 Kupfer auf kleineren Maßſtab reducirt worden. Zu dem erſten Bande des Werks, welches in zwei Quart-Bänden erſcheinen wird, ſind bis jetzt 37 große Kupfer fertig.

Ideen-Entfaltung im Converſation-Style, um ſich zur Evidenz zu ſchwingen, weſſen Inhaltes das für den Rothſchild'ſchen Lottoplan beſtimmt werdende Glücksrad ſeyn müſſe:

4 Loſe zu	120,000 fl.	—	480,000 fl.
4 —	100,000 —	—	400,000 —
4 —	80,000 —	—	320,000 —
4 —	70,000 —	—	280,000 —
6 —	60,000 —	—	360,000 —
6 —	50,000 —	—	300,000 —
4 —	40,000 —	—	160,000 —
10 —	30,000 —	—	300,000 —
6 —	25,000 —	—	150,000 —
4 —	20,000 —	—	80,000 —
10 —	15,000 —	—	150,000 —
6 —	12,000 —	—	72,000 —
12 —	10,000 —	—	120,000 —
8 —	8,000 —	—	64,000 —
8 —	7,500 —	—	60,000 —
8 —	7,000 —	—	56,000 —
12 —	6,000 —	—	72,000 —
12 —	5,000 —	—	60,000 —
12 —	4,000 —	—	48,000 —
18 —	3,500 —	—	63,000 —
18 —	3,000 —	—	54,000 —
96 —	2,500 —	—	240,000 —
132 —	2,000 —	—	264,000 —
188 —	1,500 —	—	282,000 —
300 —	1,000 —	—	300,000 —
440 —	700 —	—	308,000 —
1,332 Loſe	. . . . .		5,043,000 fl.

Uebertrag:

1,332 Loſe	. . . .		5,043,000 fl.
870 — zu	500 fl.	—	435,000 —
1,640 —	300 —	—	492,000 —
2,880 —	250 —	—	720,000 —
300 —	220 —	—	66,000 —
300 —	215 —	—	64,500 —
979 —	210 —	—	205,590 —
929 —	205 —	—	190,445 —
14,809 —	200 —	—	2,961,800 —
11,016 —	195 —	—	2,148,120 —
10,774 —	190 —	—	2,047,060 —
10,827 —	185 —	—	2,002,995 —
10,354 —	180 —	—	1,863,720 —
10,094 —	175 —	—	1,766,450 —
9,841 —	170 —	—	1,672,970 —
9,841 —	165 —	—	1,623,765 —
9,841 —	160 —	—	1,574,560 —
9,841 —	155 —	—	1,525,355 —
14,612 —	150 —	—	2,191,800 —
9,150 —	145 —	—	1,326,750 —
9,150 —	140 —	—	1,281,000 —
8,890 —	135 —	—	1,200,150 —
8,630 —	130 —	—	1,121,900 —
8,630 —	125 —	—	1,078,750 —
31,140 —	120 —	—	3,891,800 —
208,000 Loſe mit	. . .		38,500,430 fl.

Das nach dieſem Plane aufgenommene Capital rentirt ſich nach Maßgabe der mit der alljährlichen Loſanzahl correſpondirenden Capital-Rückzahlungsſumme:

im 1. Jahre mit . . .	2 3/4 pCt.		im 14. Jahre zu	12 pCt.	
— 2. bis 6. Jahre zu . .	3	—	— 15. — —	15	—
— 7. und 8. — — . .	4	—	— 16. — —	20	—
— 9. — — . .	5	—	— 17. — —	28	—
— 10. — — . .	6	—	— 18. — —	38	—
— 11. — — . .	7	—	— 19. — —	63	—
— 12. — — . .	8	—	— 20. — —	131	—
— 13. — — . .	10	—			

Beweis: Im 20. Jahre ergibt ſich an der planmäßigen Gewinnſtſumme pr. 1,705,090 fl., eine Capitals-Rückzahlung pr. 1,170,000 fl., die jährlichen Fruchtgenüſſe 1,535,090 fl.

A — r.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Graffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 17 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Graffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

62.

(Wien, Donnerſtag, den 25. Mai.)

Kunſtnachrichten.

Im II. Band, Nr. 6., von 1819 (1ten Juli) gedachte das Converſation-Blatt mit verdientem Lobe der: »öſterreichiſchen Pocile des Cuſtoden der großen Gemählde-Gallerie am Belvedere zu Wien, Carl Ruß,« einer an Zahl und Inhalt gewiß nirgend von einem einzigen Künſtler überbothenen Sammlung von beynahe 200 Oehlgemählden, Handzeichnungen und Skizzen, insgeſammt aus den Jahrbüchern der Habsburger und der unſerm Kaiſerſtaate zugewandten Nebenreiche. — Auch das viel geleſene Morgenblatt leiſtete dieſer ſchönen Tendenz in einer ziemlich vollſtändigen Ausführung und Beſchreibung die wohlverdiente Gerechtigkeit. — Man ſieht, daß die mit liebender Hand und ohne Unterlaß ausgeſtreuten Saamenkörner des: »öſterreichiſchen Plutarch,« weder unter die Dornen, noch auf ſteiniges Erdreich gefallen ſeyen! Der treffliche Künſtler hat nun ein eigenes, kleines Cabinet dieſem hiſtoriſchen Cyclus geweiht, das den wiederholten Beſuch jedes Patrioten und jedes Kunſtfreundes, ſo wie ſein ganzes uneigennütziges Streben und unverdroſſenes Studium der Vorwelt, den innigſten Dank verdient. — Da findet ſich jene preiswürdige Folgenreihe aus dem Leben des Ahnherrn und Stifters Rudolph von Habsburg: — ſechs kleine Oehlgemählde: Der Jüngling Rudolph vor der Regensbergiſchen Veſte Utzemberg am Wachfeuer, in heiterer Vollmondsnacht, durch die Fiſche, die der Feind den Belagerern zum Hohn über die Mauern warf, den heimlichen Zugang entdeckend, der ihm dieſe Burg gewann; — Rudolph, zum Aerger ſeiner rauhen Fehdegeſellen, den Geſchichtſchreiber ſeines Stammes mit Gold und Ehrenketten belohnend; — Rudolph, als Marſchalk des großen Böhmenkönigs Ottokar, auf dem Kreuzzuge wider die heidniſchen Preußen, ihm die Gefangenen vorführend — helle, majeſtätiſche Tagesbeleuchtung; — Rudolph, den Churerzkanzler Werner von Maynz über die Alpen nach Italien geleitend. (Wernern war der ritterliche Graf bekannt geworden, weil der Prieſter, der jene verhängnißvolle Begegnung auf der Jagd mit Rudolphen gehabt, als Kaplan in ſeine Dienſte getreten. Werner lenkte ſodann auch, nebſt dem Baiernherzog Ludwig dem Strengen, und Mainhard von Tirol, der Churfürſten Wahl auf

Rudolph). — Im Feldlager vor dem widerſpenſtigen Baſel empfängt Rudolph durch den Burggrafen von Nürnberg, Ahnherrn der jetzt in Preußen herrſchenden Zollern, die Kunde von der, zu Frankfurt auf ihn gefallenen Kaiſerwahl; — Jacob Müller von Zürch, einſt Rudolphs geſchworenſter Widerſacher, errettet ihn aus dem wildeſten Gewühl der Mannsſchlacht gegen einen übermüthigen Feind. (Eine ſehr verſtändig und ſicher, auf ſo kleinem Raum ausgeführte, unendlich reiche und mannigfaltige Compoſition).

Man muß dieſe allerliebſten Bilderchen oft und aufmerkſam betrachtet haben, um es recht zu fühlen, wie ganz der Künſtler vom Geiſte und der Sitte des rauhen, ritterlichen Mittelalters durchdrungen ſey!?

Rudolphs Begegnung mit dem Prieſter auf der Jagd, componirte der unermüdete Ruß fünfmal, und jedesmal verſchieden; einmal lebensgroß für den Durchlauchtigſten Erzherzog Johann. — Als Handzeichnungen finden ſich auch: Rudolphs überraſchender Beſuch beym Abt von St. Gallen, mitten unter ſeinen, gerade gegen ihn rathſchlagenden Feinden; ſein ſalomoniſcher Schiedſpruch zu Erfurt zwiſchen dem armen Kaufmann und dem betrügeriſchen Gaſtwirth; — Rudolph nach dem Entſcheidungsſiege im Marchfelde, an der Leiche ſeines gewaltigen Feindes Ottokar, in demuthvoller Rührung, den Wechſel alles Irdiſchen betrachtend; — Rudolph, im burgundiſchen Feldzuge, mit rohen Rüben den Hunger, und durch dieſes Beyſpiel zugleich das Murren ſeiner Krieger ſtillend; — Rudolph, in Ermanglung des Zepters, die Wahlfürſten mit dem Crucifix belehnend; — der Greis Rudolph bey Murten, ein anderer Cocles, an einen Baumſtamm im See, von den Seinen abgeſchnitten, ganz allein ſich eines wüthenden Haufens erwehrend!

Sechs ausgeführte Oehlgemählde, jedes 3″ lang, und 2″ hoch: — Die durch Mattheus von Collin im Nibelungenmaße behandelte Taufe Rudolphs, und ſein Taufpathe Fridrich II.; — Rudolph im kriegeriſchen Waffenſpiele, der Vorübung ernſterer Dinge; — der Abſchied von dem in das heilige Land ziehenden Vater, Albrecht, an der Erbgruft des Habsburg'ſchen Hauſes, in der Abtey Mury. — Fridrich II. berühmter Aſtrolog weiſſagt dem Jüngling Rudolph, auf der Heerfahrt gen Italien, ſeine künftige Herrlichkeit; — Rudolphs Vermählung mit Gertrud von Hochberg; — ſein erſter Sieg wider den übermüthigen Hugo von Tieffenbach.

Ein herrlicher Carton verdient auch genannt zu werden: Fridrich mit der leeren Taſche, um ſeiner Treue willen in Acht und Bann, beraubt, verlaſſen, macht als ein unerkannter Pilger den niemals vergeblichen Verſuch, an Tirolerherzen anzuklopfen, ſie durch ein Reimſpiel von einem vertriebenen Fürſten erforſchend, und im ſtürmiſchen Augenblicke des Erkennens, unter lautem Zujauchzen neuerdings als Herr begrüßt.

Veronika von Teſchnitz, (der Bernauerin Agnes gleichzeitig,) die Geliebte Grafen Fridrichs von Cilly, gab Rußen gleichfalls den Vorwurf eines ſehr anziehenden Bildes: — Bosheit und Aberglauben hatten ſich nämlich verbündet, Veronika und Fridrichen anzuklagen; jene, ſie habe Fridrich durch Liebestränke verzaubert; dieſen, er habe um ihretwillen ſeine erſte Gemahlin, die Frangipanerin, Elsbeth, aus dem Wege verſäumt. Fridrich, hinterliſtig überfallen, kam in ſchwere, unritterliche Haft; Veronika wurde im unterirdiſchen Kerker eines Thurmes bey Pettau, durch Hunger und Durſt gepeiniget. Durch Liſt entflohen, trat ſie endlich aus des Waldes Dunkel in einem Holzſchlag hervor, wo die Holzknechte eben ihr dürftiges Mittagsbrod verzehren. Veronikas bittende Blicke galten denſelben. Geblendet von der hohen Schönheit, fielen die Armen vor ihr, der Unglücklichen, wie vor einer mächtigen Gottheit, auf die Kniee, ihr das erſehnte Brod mit Zittern dareichend! —

Der uralten Volksſage vom Urſprung des Namens Metternich, (ſehr analog »Alexandern und ſeinem Arzte Philippus« durch mehrere große Franzoſen und auch durch Füger ausgeführt) weihet ſich gleichfalls ein kräftiges Bild von bedeutender Größe.

Vorzüglich angeſprochen hat uns des Künſtlers neueſtes Gemählde, in unglaublich kurzer Zeit, in einem einzigen Erguß der Begeiſterung in anſehnlicher Größe ausgeführt. — Johanna, die Erbtochter von Caſtilien und Arragon, ſah den heißgeliebten Gemahl, Philipp den Schönen von Oeſterreich, (deſſen früher Tod ſie in lebenslangen Wahnſinn ſtürzte) in ihrer erſten Schwangerſchaft, durch die ewigen Unruhen in Flandern, dahin abgerufen Nur ein Augenblick der Ohnmacht konnte ſie von ihm, ihrem Licht und Leben, losreiſſen. Als ſie ſeine Abreiſe vernommen, entwich ſie heimlich, wie ſie war, zu Fuße aus der königlichen Burg zu Valladolid, des feſten Willens, ſich wie immer, wieder mit ihm zu vereinigen!! Man eilte ihr nach, Ximenes, der berühmte Cardinal, und mehrere geiſtliche und weltliche Granden. In Medina del Campo wurde die junge Königin eingeholt. Alles flehte ſie um Schonung ihrer ſelbſt, und der theuern Hoffnung unter ihrem Herzen. Mit verſchwiegenem Lächeln ſchien die ſchmachtende Schönheit in Alles zu willigen. — Aber bey kaum eingebrochener Nacht, als man die Ermüdete den Armen des Schlummers hingegeben wähnte, täuſchte ſie die Aufmerkſamkeit ihrer Duennen, und wollte neuerdings aus dem Schloſſe fliehen, — aber die Zugbrücke war gelöſt und niedergelaſſen. — Sie ſetzte ſich gelaſſen auf des Thores Eckſtein, dicht am ſchwindelnden Abgrunde — und erklärte den ſchnell herbeygeeilten Großen: »ſie werde nicht von dannen weichen, bis man ſie zu Schiff nach Flandern, zu dem Abgott ihres Herzens bringe!« Alle Gründe und alle Schmeichelworte der Beredſamkeit verhallten in taube Luft. Statt aller Antwort, wies ſie mit dem unausſprechlichen Blick der erſten Gluth, auf den, vom blauen Nachthimmel herrlich niederſtrah den Stern der Liebe hinaus!! — (Wirklich durchſchnitt ihr leichtes Fahrzeug, allen Aequinoctialſtürmen trotzend, das empörte Meer, von der biscaiſchen Küſte bis Brügge, ohne den geringſten Unfall. — Wirklich ein ſeltenes, romantiſches Glanzbild der liebenden Sehnſucht, des glühendſten Pinſels wohl würdig!)

⁂

Wir behalten uns vor, mehrere der ausgezeichnetſten Darſtellungen der, jedem Kunſt- und Vaterlandsfreunde hochwillkommenen Ausſtellung an der k. k. Academie der vereinigten bildenden Künſte, durch ausführliche Monographien wiederzugeben, wenn mit Anfang Juni dieſe Expoſition geſchloſſen ſeyn wird. — Unter vielem Herrlichen ſey es uns erlaubt, der durch Kraft und Anmuth gleich empfehlungswerthen

Hervorbringungen Ludwigs Schnorr von Carolsfeld zu gedenken. — »Golo's Liebesgeſang vor Genovefa« (nach Tiecks unübertrefflicher Dichtung) und »Des ritterlichen Jägers Liebeslauſchen« (Saal II. Nr. 41 und 46), erſterer ſogleich durch ein überaus graziöſes Tableau nachgeahmt, fanden die erſten und hoffentlich nicht lange einzigen Gebilde der Kunſtausſtellung bereits in Nr. 53 und 56 dieſer Blätter ihren Sänger. — Bey einem vortheilhaftern Lichte würde der Eindruck noch weit größer ſeyn. — Hätten doch auch Schnorrs allerliebſte (durch Rahls Kupferſtich, Saal I. Nr. 94 bekannte) »Mädchen am Brunnen,« nach Lichtenberg, das Kleeblatt voll gemacht; um ſo mehr, als ſich alle drei als intereſſante Contraſte auszeichnen.

Dieſe Blätter gedachten manchmal ſchon, mit Achtung und Liebe, der ſchönen Erzeugniſſe des lithographiſchen Inſtitutes (im Bürgerſpitale, von nun an, am Michaelerplatz, »nächſt dem Burgtheater.) Schnorr hat ſich auch dieſem Zweige mit Vorliebe und mit Glück gewidmet, und ſelbſt im Kleinen dargethan, was bey ſolcher Ausführung der Steindruck vermöge! Sein Bildniß Sigmunds von Dietrichſtein — die berühmte, durch ſo vieler gekrönter Häupter Gegenwart verherrlichte Dietrichſteiniſche Hochzeit von 1515 — die ungariſchen Königsburgen Gran und Wiſſegrad — die berühmte Votivtafel Fridrichs mit der leeren Taſche und ſeines Freundes Müllinen ꝛc. (alle dem Taſchenbuch für die vaterländiſche Geſchichte auf 1820 angehörig), werden ihre Stelle ritterlich behaupten in den Tagebüchern des Steindruckes.

Ueber Schnorrs »Fauſt« (von dem ſich das irrige Gerücht allgemein verbreitete, des Hrn. Fürſten von Metternich Durchlaucht habe ihn an ſich gekauft), geben wir, mit Erlaubniß des Verfaſſers, einen Auszug jener beſchreibenden und raiſonnirenden Züge wieder, welche vor anderthalb Jahren, eine achtungswerthe vaterländiſche Zeitſchrift mit gewohntem Freimuth zuerſt angeregt hat.

»Die Bühne dieſer ausgezeichneten mahleriſchen Schöpfung (ſie mißt 9 Schuhe 9 Zoll Höhe, 7 Schuh 11 Zoll Breite, die Figuren ſind lebensgroß), iſt der Anordnung in Göthe's Rieſenarbeit vollkommen gemäß.

Die Thüre der Studierſtube, durch welche Fauſt ſo eben mit dem geheimnißvollen Pudel eingetreten, ſteht noch halb offen. Ueber der Thüre, auf ſchmalem Bretchen, allerlei »alt Geräthe«, das er nie gebraucht, das dort nur »ſteht, weil es ſein Vater brauchte«, aber auch jene »einzige Phiole, der Inbegriff der holden Schlummerſäfte« — und die »kryſtall'ne reine Schale, deren Höhle braune Fluth erfüllt«, an welcher Fauſt den Tod trinken wollte, als ihn auf einmal Himmelstöne, in Chorgeſang und Glockenklang, mit der erhabenen Bothſchaft: »Chriſt iſt erſtanden!« zu neuem Leben erweckten.

Hinter ſeinem Lehnſtuhle, an der Wand, ein ärmlicher Bücherſchrank, mit allem, was Alchymie, Goldmacherei, Weisſagung, zum Theil auch Sterndeuterei und Arzneikunde begehren, überhaupt »die ſchwarze Kunſt.«

Eine Maus, auf welche die Augen einer rothen Katze unten vom dunkeln Boden gar lüſtern hinauf funkeln, benagt furchtſam den morſchen Einband eines alchymiſchen Werkes. — »Der geheimnißvolle Band von Noſtradamus eigner Hand« fehlt eben ſo wenig, als »Thiergeripp und Todtenbein« — und am Boden »die alte Rolle« und »der Bücherhauf.«

Aus den Büchern am Boden ragen die beruhigenden Kamillen und der verdünnende Eibiſch, eingelegt und getrocknet, heraus. Man ſieht, was der Hausherr braucht?

Auf einem Schemel, Fauſt zur Linken, iſt der furchtbare Höllenzwang aufgeſchlagen. — Wie ein unſchuldiges Merkzeichen liegt zwiſchen ſeinen verhängnißreichen Blättern »Salomoni's Schlüſſel, gar beſonders gut für ſolche halbe Höllenbrut!«

Fauſt in rothem Unterkleid, ſchwarzem, mit Fuchs verbrämten Ueberwurf, ſchwarzem Barret, eine mittelgroße, ſtarke, gedrungene Geſtalt, von entſchiedenen, harten Zügen, in Nacken und Stirne ein rückſichtsloſes, unaufhaltſames Vorwärtsdringen. Dieſer Fauſt kömmt freilich, auch bey Göthe wie bey Schnorr, erſt ſpäter in die Hexenküche, die ihn verjüngen, »die dreißig Jahre ihm vom Leibe ſchaffen ſoll!« Er iſt freilich noch nicht der, von dem die holde Margarethe die bedeutungsvollen Sternblümchen forſchend zerzupft, von dem ſie in jenem ſchwermüthigen Liedchen am Spinnrade rühmt: »ſeinen hohen Gang, ſeine edle Geſtalt, ſeines Mundes Lächeln, ſeiner Augen Gewalt,« — und in jener (von keinem der Alten, ſelbſt nicht von dem brittiſchen Titanen, überbothenen) Kerkerſcene: »wie aus ſeinen Worten, aus ſeinen Blicken, ein ganzer Himmel ſie überdrang!« Dieſer Fauſt iſt der Mann der alten, ſinnvollen deutſchen Sage, die in wenig veränderter Geſtalt auch in den Niederlanden und in England, ja ſelbſt am Ebro und am Manzanares lebt, — der vielverfolgte Erfinder jener göttergleichen, ſo einfachen und doch ſo ſpät gereiften Buchdruckerkunſt, durch die es »einem zweiten Caligula unmöglich wird, den Umlauf und die Allgemeinheit großer Gedanken und Entdeckungen, mit einem Streiche oder durch ein gefürchtetes Machtwort wieder auszurotten.«

Fauſt ruht hinter ſeinem Pulte von dem eben mit ſeinem Famulus Wagner zurückgelegten Spaziergang auf's Land, in des Dorfes bunt Gewimmel und Getümmel, wo ſein höchſt nüchterner Gefährte nur gar verhaßten Klang gefunden.

Uebermächtiger Dünkel fluthet ihn aus den mütterlichen Armen der ewigen Liebe, vor die eiskalten Granitſtufen, vor die ehernen Pforten eines nicht fühlenden und niemals weinenden, nur wägenden und berechnenden, weniger ſchaffenden, als abſondernden und zerſtörenden Verſtandes, nach dem trügeriſchen Feldgeſchrei der alten Paradiesesſchlange: »Eritis sicuti deus, scientes bonum et malum!« Dieſer unſelige Trieb unterbricht ihn in der kaum begonnenen Uebertragung des neuen Teſtamentes aus dem heiligen Original in das geliebte Deutſch. — Er hat geſchrieben: »Im Anfang war das Wort!« — »Der Sinn« — »Die Kraft.« — Er beſſert noch einmal: »Im Anfang war die That!« — Die ſchnoppernde, knurrende und heulende Unruhe des Pudels ſtört ihn, — er weiſ't den unruhigen Gaſt hinaus zur halboffenen Thüre; aber der Pudel wird lang und breit, groß wie ein Nilpferd, mit feurigen Augen und ſchrecklichem Gebiß. — Fauſt ſteigert unerſchrocken die Beſchwörungen. Er droht: »ihn zu verſengen mit heiliger Lohe, er ſoll nicht erwarten das dreimal glühende Licht, er ſoll nicht erwarten die ſtärkſte von des Meiſters Künſten!«

Das iſt der Augenblick der Darſtellung. — Auf dieſe äußerſte Bedrohung Fauſtens tritt Mephiſtopheles (indem des Pudels ungeheure Nebelgeſtalt, auf dem natürlichen Pfade des Zugwindes, zur Thüre ſchwindet, vor welcher verbündete Geiſter ſeiner harren), als ein fahrender Scholaſticus gekleidet, hinter dem Ofen hervor. — Einer der größten Vorzüge dieſes Bildes (hart vermißt bey vielen hiſtoriſchen Gemählden der neueſten Zeit), iſt dieſe ſeine augenblickliche Deutlichkeit. — Wer wollte einen mit dem Lügengeiſte verkehrenden Magier darin verkennen, und nach dem erſten Blicke auf die Attribute, ſogar den vielbeſprochenen Fauſt!!

Des Beſchwörers gebieteriſches Drohen verkündet ſich meiſterhaft in dem befehlend ausgeſtreckten rechten Arm, und in deſſen auf das ewige Buch der Gnade ſo gewaltig hingeballter Fauſt, daß ſie ſymboliſch ihren eigenen Herrn bedeuten kann, — in den drohenden Augenbraunen und Stirnknochen, menſchliches Entſetzen vor dem Uebermenſchlichen, ſo wie in dem unwillkürlichen Zurückbiegen des durch die vorgeſtemmte Rechte beſchirmten Oberleibes, in dem krampfhaften Anfaſſen der feſten, ſtützenden Stuhllehne mit der Linken, das, ſo wie die Stellung der Beine, inſtinctartige Geneigtheit zum Aufſpringen (wo nicht Fliehen??) verräth. In der Mitte zwiſchen dieſen beiden Gefühlen, die grauenvoll auf die Erſcheinung fixirte Richtung der Augen. — Es iſt keineswegs mehr »der furchtſam weggekrümmte, in allen Lebenstiefen zitternde Wurm,« dennoch hat erſt des Böſen froſtige Anrede, jenen Rückfall in menſchliches Entſetzen hinweggeſchämt und Fauſt wieder die nöthige Haltung zurückgebracht, zu der nothgedrungen vornehmen Antwort: »Das alſo war des Pudels Kern? Ein fahrender Scholaſt? — Der Caſus macht mich lachen!« Selbſt auf den Schirm des Drudenfußes unter, und des Lichtprisma auf dem Tiſche, ſcheint Fauſt in der grauenvollen Ueberraſchung vergeſſen zu haben! — Die Lampe weht ſcheu zurück von dem Verderber, einer reinern Atmoſphäre zu!

Hinter dem grünen, die Spuren der Zeit und der Dürftigkeit an ſich tragenden Ofen, tritt die gleich dem Meduſenhaupt verſteinernde Erſcheinung hervor. »Das iſt kein Menſch!« iſt des Beſchauers erſter Eindruck, — der zweite: »das iſt der Verderber!« — Die Geſtalt iſt lang, hager, doch ebenmäßig. — Die Züge ſind edel, ſchön (er war ja auch ein echter Götterſohn, nur der Hochmuth hat ihn geſtürzt), aber — keilförmig, glatt, furchtbar ruhig, in ſich abgeſchloſſen; darum aber iſt auch der Adelsbrief der himmliſchen Abkunft dahin. — Die Farbe iſt nicht bleich, ſie iſt durchſichtig blaß, mehr in ſich, als durch das Licht beleuchtet. Dieſem Weſen ſcheint es ſogar unerträglich, in einer der Bedingungen ſeines körperlichen Daſeyns abhängig zu ſeyn, eines andern Elementes zu bedürfen, ihm die Beleuchtung danken zu müſſen. — Doch dieſem beſtändigen Verbrechen ſteht als beſtändige Strafe das Naturgeſetz zur Seite, das ihm, in den verſchwimmenden Schatten um Haupt und Schultern, ſeine zweideutige, unwahre Natur recht ſcharf bezeichnet. Betrachtet man Mephiſtopheles genau und unverwandt, ſo ſcheint es, als fingen die Augen gerade jetzt an, ſich zu bewegen, als legten ſie ſich, mit Stirne und Mundwinkeln wetteifernd, auf ſchadenfrohe, heimtückiſche Lauer. — Dieſer entſetzliche Blick umkrallt Alles, und fixirt gar nichts Einzelnes. — Er ſieht nur Sachen und will nur haben, das iſt die wahre Teufelsnatur! — Wie feſt greift nicht die das gräßliche »Mein« characteriſirende Linke, in die Rollen, unter dem Mikrokosm der Hölle (deſſen eiſernes Beſchläge glüht). Auf einer von ihnen zahlreiche Namen von Vorgängern Fauſts, mit der unſeligen Unterſchrift des eigenen Blutes. — Die Rechte begleitet geſchmeidig »des Geiſtes, der ſtets verneint,« höhniſche Rede: »Wozu der Lärm? was ſteht dem Herren zu Dienſten?« — Die Schlangen, welche die erborgte Hülle an Mephiſtopheles feſthalten, ſpeien trübe Funken, das Element ihres Herrn, gegen das peinliche Pentagramm, gegen das Lichtprisma, gegen Alles, was das Beſſere ſchätzt!

Wem wird dieſer Mephiſtopheles nicht augenblicklich genau denſelben Eindruck machen, den der unſterbliche Göthe, Margarethens engelreiner Unſchuld in den Mund legt:

> »Er ſieht ja immer ſo ſpöttiſch drein!
> Und halb ergrimmt! — —
> Man ſieht, daß er an nichts einen Antheil nimmt;
> Dem ſteht's wohl an der Stirn' geſchrieben,
> Daß er nicht mag eine Seele lieben! —
> Das übermannt mich auch ſo ſehr,
> Daß, wo er nur mag zu Uns treten,
> Mein' ich ſogar, ich liebte Dich nicht mehr,
> Auch wenn Er da iſt, könnt' ich nimmer bethen!«

Welche Freude für den Künſtler, jenen unerreichten Meiſter deutſcher Zunge gerade in der Arbeit, die ſeines Geiſtes ganze Univerſalität entfaltend, an ihren Höhen und Tiefen ihn ſelber ſchwindeln machte, daher auch ein erſtaunenswürdiger Torſo geblieben iſt, ſo aufgefaßt und ſo verſtanden zu haben!!

Dieſer pſychiſchen Wechſelwirkung in beiden Figuren, Fauſt's und Mephiſtopheles, dient die ganze, überaus mühvolle Umgebung. Wie aus zwei in hohem Grade contraſtirenden Puncten ſtrahlt die Wirkung hinaus in das Nebenwerk, und vereinigt ſich umgekehrt wieder in den Brennpunct der beiden ſo feſt und ſcharf aneinander gehefteten Geſtalten. Nicht umſonſt hat Göthe im ganzen Fauſt das Local ſo genau, ſo mahleriſch, ſo lebendig bezeichnet. Von gleichem Gefühle ergriffen, hat darum auch der Künſtler eine deutſche Geduld an dieſes Nebenwerk verwendet.

Jene erſte Rückſicht des Künſtlers, beſonders wenn er einen Gegenſtand in natürlicher Größe darſtellt, auf den Ort, in dem er es ſich aufgeſtellt denkt, hat auch hier den Augenpunct beſtimmt.

In dieſem Gemählde iſt das Nebenwerk von großer Bedeutung. Es mußte einmal da ſeyn, ſo wollte es auch ausgeführt ſeyn. Der Künſtler nahm den Augenpunct hoch an, um dem Gemählde einen niedrigen Standpunct anzuweiſen. Hieraus entquoll ihm, wie uns dünkt, gedoppelter Vortheil: Mephiſtopheles erſchien dadurch noch impoſanter, weil er ihn höher aufſtellen konnte, und dadurch zugleich dem Beſchauer verſtattete, die ausgeführten Gegenſtände recht in der Nähe zu betrachten. Nicht der Totaleffect allein (den er allerdings nicht verſchmähte, und den ſeine Muſe, zu rechter Zeit und am rechten Orte, nie verſchmähen wird), ſollte imponiren; das Bild ſollte ſich auch dazu eignen, anhaltenden Genuß und ſinnreiches Vergnügen zu gewähren. Der ſuchende Liebhaber der Kunſt im Allgemeinen, und des behandelten, altberühmten Gegenſtandes insbeſondere, ſollte nicht umſonſt ſuchen. Nahe wird er ſeine Einbildungskraft mit einer Menge gelungener, dem Ganzen innig verwandter, ſtrenge und wahr untergeordneter Gegenſtände erfüllen, und zurücktretend die ungeſtörte Einheit in dieſer anmuthigen Mannigfaltigkeit um ſo freudiger wiedererkennen.

Freilich! — möge nun das Schickſal dieſes ſchöne Kunſtwerk wohin immer verpflanzen, mögen wir es auch erleben müſſen, daß es auf fremde Erde auswandere, wo es immer ſtille ſtehe, den bereits an das Ungewiſſe und Unbeſtimmte verwöhnten Augen kann ein ſolches Bild nicht ſogleich wieder angenehm ſeyn. Diejenigen mögen auch nicht ganz Unrecht haben, welche ein und Anderes über die Anordnung von Büchern, Hausrath und Töpfen bemerken. Auch ein einzelner Zeichnungsfehler wäre ſehr menſchlich in einem ſo reichen und ſo klippenvollen Bilde. — Aber am erboßteſten dürften die unter allen Zonen gar nicht ſeltenen Kunſt-Phariſäer — in des Sanhedrins Regiſtraturen vergeblich nach gleichlautenden Prioren umwühlend — die unverzollte, jugendliche Keckheit aufnehmen; deßgleichen die artiſtiſchen Zimmerleute. Dieſe können natürlich den kräftig in die Himmelslüfte emporſtrebenden Baum mit ſchattenreicher Krone und üppig prangenden Zweigen nicht ſo gebrauchen, wie den tüchtig behauenen, ſauber gehobelten, und juſt in das rechte Loch urpractiſch hineinpaſſenden Klotz!

Altdeutſch iſt das Bild, und daß es ein reines Abbild ſeiner Zeit iſt, muß ihm als entſchiedenes Verdienſt zugerechnet werden. Darum hat der anſpruchloſe, lernbegierige Künſtler, die einer neuern Zeit angehörigen Vortheile keineswegs außer Acht gelaſſen. Es iſt ein recht milde widerlegender Commentar über den abgedroſchenen Text derer, denen es entweder an Vorkenntniſſen, oder an Geduld, oder an wahrer Begeiſterung fehlte, die mehr auf Reichthum als auf Ruhm hinarbeiteten: — »Ein in allen ſeinen Theilen mit Luſt und Fleiß ausgeführtes, im edelſten Sinne des Wortes vollendetes Bild könne nie jenen Totaleffect erzeugen, wie eines in der ſogenannten freien Manier, mit den hübſch dick aufgetragenen und keck hingeſchleuderten Lichtern und Druckern!« — (eine etwas koſtbare Apotheoſe von Protogenes Pferdeſchaum!) — Einwendungen ſeiner »Zauberlehrlinge,« und dem fühlbarſten aller Einwürfe, den Göthe in »Künſtlers Erdewallen« ſelber aufgeworfen hat: daß ein ſolches Bild keineswegs ſeinen Mann ſo nähre, wie die gewiſſe, ſich ſo viele Freiheiten und Keckheiten herausnehmende, freie und kecke Kunſt auf Extrapoſt! — dem begegnen freilich am beſten zahlreiche Beyſpiele rührender Würdigung der Kunſt, durch den der Wiege der Medicäer entſproſſenen Monarchen, durch die Liberalität der Regierung, durch die edle Vorliebe ſo mancher Großen des Reichs.

Iliacos intra muros et extra — liegt die ſehr getheilte Schuld. — Die Kunſt iſt der allgemeinen Krankheit der Zeit nicht entgangen, welche ſo häufig Schein für Gediegenheit gab. — Dieſe ſchnelle Scheinmahlerei hat die göttliche Kunſt hier und da immer mehr in widernatürliche Feſſeln von Zeit und Raum eingezwängt. Sie hat zur Entſchädigung manche Charlatanerie eingebürgert, ſo daß die meiſten Liebhaber ſogar verlernt haben, das Kunſtwerk recht zu *betrachten*, daß ſie als einen ſchätzbaren Hausrath *kaufen*. Möge es uns doch vergönnt ſeyn, nach und nach zurückzukehren zu der tiefen und innigen Anſchauung, die uns den wahrhaften *Total-Effect* (nicht *Knall-Effect* — es ſind ja auch die *Generaldecharge*n außer practiſcher Uebung!) eben ſo wenig rauben wird, als die Lieblichkeit eines zarten Baumblattes oder der Schmetterlingsflügel, das demuthvolle Anſtaunen der Sonnenſyſteme verringert!

Einem *Laien*, der dieß Bild nur *beſchreibt*, ziemt wohl ſolche Sprache keineswegs. Er begeht darum den Rabuliſtenſtreich, von der *Zunftlade* zu appelliren an die heilige Bundeslade jedes fühlenden Gemuths. — Jedem wird dieſer *Fauſt* bedeutſam erſcheinen, Jedem wird er etwas ſagen; wahrſcheinlich Jedem nach ſeiner Perſönlichkeit etwas Anderes, denn er iſt ja wahrhaftig *originell*, und iſt durchaus nicht *manierirt*! — Uns haben ein Paar einfache Gedanken vorzüglich mächtig angeſprochen. Es ſey erlaubt, ſie frei heraus zu ſagen! In ihnen liegt die einzige Entſchuldigung ſolch vorlauter, ſelbſt die Vorzüge dieſes auf jeden Fall ausgezeichneten Gemähldes, bey weitem nicht erſchöpfender Aeußerung:

Es war ein *kühner* Gedanke, in dieſem *Fauſt* die große Epidemie der hoffentlich vorübergegangenen Zeit bildlich anzudeuten: den dünkelhaften *Fanatismus des Verſtandes*, und ſeine undankbare *Emancipation vom Herzen*! — *Mephiſtopheles* iſt das ſprechende Bildniß des Verſtandes, der ſich eigenmächtig über Glauben, Liebe und Hoffnung großjährig erklärt hat!

Der Verſucher, nur zu wohl wiſſend, der Menſch *irre, ſo lang er ſtrebt*, kehrt immer wieder, um ſeine eigene Cataſtrophe ſchadenfroh auf anderm Boden zu wiederholen. Auch den der *Künſte* hat ſein giftiger Schwefelthau eben ſo wenig, als jenen der *Wiſſenſchaften* verſchont. — Dieſer *Fauſt* repräſentirt (wir verwahren uns bey dem ſtreng *buchſtäblichen* Gebrauche des Worts höchlich gegen jede geſchichtliche oder *polemiſche* Mißdeutung): den *Proteſtantism* in der *Kunſt*!! Er iſt daher zugleich ein Bild der *Warnung* vom tiefſten Sinn und vom zarteſten Gefühl. Er bezeichnet den *Wendepunct*, von dem eine vielfach hinſterbende Kunſt einem friſchen, heiligen, echt nationalen *Leben* wieder entgegentritt!!

Dann war es unläugbar auch ein milder und freundlicher Gedanke, jetzt mit einem Bilde hervorzutreten, welches, rein der Individualität des Künſtlers entſproſſen, *keiner Manier*, *keiner Schule*, keinerlei *künſtleriſchem Zwiſte* leibeigen, ein *Mittelglied* bildet, und einen *Uebergang*!!

Allgemeine Novelliſtik.

Aus einem ganz neuen Werke über *Rom*, das bald näher bezeichnet werden, und ſeines vielſeitigen Gehaltes wegen, den Leſern von *Kephalides* und *Friedländers* unlängſt erſchienenen Schriften doppelt willkommen ſeyn wird, theilen wir hier indeß Einiges über das Improviſiren mit. Ueber das Arcanum dieſer intereſſanten Kunſt ꝛc. äußert ſich der Verfaſſer, wie folgt:

»Das Wunder der improviſirenden Dichtkunſt erklärte er (der Improviſator) mir mit vieler Aufrichtigkeit und Selbſtperſiflirung auf folgende Weiſe. Ich trage immer eine Anzahl der gäng und gäbſten Gegenſtände aus der alten Mythologie und Geſchichte, auf Vorrath bearbeitet, im Kopfe umher, als z. B. den Tod des Adonis, die Liebe des Amor und der Pſyche, das Opfer der Iphigenie, die Keuſchheit der Lucretia, den Mord des Cäſar, die Grauſamkeit des Nero und dergleichen mehr. Selten fehlen dieſe [illegible] in den Aufgaben, die man den Improviſatoren vorlegt. Dazu habe ich aber auch einzelne Pompreden und Prachtbeſchreibungen in Bereitſchaft, die ſich leicht in jedes Gedicht einfügen laſſen, und durch ihren Glanz ſchwächere Stellen verdecken, ich meine z. B. eine Lobrede auf die Stadt Rom, eine Verwünſchung der Leidenſchaften, eine Sturmſcene, einige Frühlings-Empfindungen oder was ſonſt beliebt und gemeinnützig iſt. Es iſt ein guter Kunſtgriff des Improviſators, dem alltäglichen Gegenſtande, den ihm der Zufall zur Behandlung vorwirft, eine für die jedesmalige Zeit und Verſammlung paſſende Einleitung oder Schlußanwendung zu geben. Dadurch ſchwindet aller Argwohn der Vorbereitung, und mit drei bis vier wohlberechneten Complimenten und Entſchuldigungen kann man auch hier jedem Verhältniſſe Genüge leiſten. Freilich iſt es unmöglich, allen Anforderungen der improviſirenden Dichtkunſt einzig durch das Gedächtniß zu entſprechen. Geiſtesgegenwart iſt demnächſt unerläßlich, und wem eigene rege Phantaſie abgeht, muß ſeine Armuth durch Aneignung der claſſiſchen Dichterwerke zu bedecken ſuchen, beſonders da eine Wiederholung aus einem griechiſchen oder lateiniſchen Schriftſteller uns nicht als Diebſtahl vorgeworfen, ſondern als Gelehrſamkeit gut angerechnet zu werden pflegt. Mit dem Virgil und Horaz im Kopfe getraue ich mich jedes antike epiſche und lyriſche Thema ohne neuen Gedankenzuſatz zu erſchöpfen. Die Reime geben ſich in unſerer Sprache von ſelbſt, und erleichtern die Arbeit, beſonders unter muſicaliſcher Begleitung. Die ſchwerſte Aufgabe iſt ein Gedicht in Versi sciolti. Auch für dramatiſche Werke gibt es Vorbereitungsmittel. Die Charactere eines regelrechten Trauerſpieles, und auf dieſes beſchränken wir uns meiſtentheils, ſind feſtſtehend: ein Tyrann, eine grauſame Mutter, zwei Verliebte, ein Aufopfernder, ein Paar Vertraute, und die vorzugsweiſe ſogenannte Character-Rolle. Mit dieſen Perſonen läßt ſich jeder hiſtoriſche Stoff beleben, wenn man nur noch einen ſehr eminenten Original-Character, den die Geſchichte dazu gibt, einzuordnen verſteht. Die Hauptreden des Tyrannen, ſeine Moral und Handlungsweiſe, habe ich ausgearbeitet; einige Streitſcenen in kurzen Abſätzen ſind auch in jeder Lage zu benützen. Ferner fehlt es mir nicht an Liebeserklärungen, Abſchieden, Segnungen und Verfluchungen. Räthlich iſt es, ſich der Chöre zu bedienen, die man, da ſie aus allgemeinen Betrachtungen zu beſtehen pflegen, niemals vergebens im Kopfe trägt. Die Versi sciolti erſchweren das Improviſiren von Trauerſpielen ungemein, und wenn das Thema aus der neueren Geſchichte genommen wird, ſo geräth unſere Kunſt in Gefahr, daran zu ſcheitern. — Ich wiederhole Dir nochmals, mein Freund, daß ich meinen neapolitaniſchen Improviſator als die perſonificirte, poetiſche Gelahrtheit oder gelahrte Poeſie der Italiener unſrer Tage aufgeführt habe. Allgemeinheiten ſind Dir, wie mir, verhaßt, darum haben wir Beide dem Schickſale zu danken, das wir dieſen Normal-Character ſo freundlich entgegenſchickte. Du haſt in ihm einen Maßſtab der academiſchen Versſchmiedezunft und Reimtaſchenſpielerkunſt, welche jetzt nach dem Kranze des Dante und Taſſo ringen. In einer Sitzung der Arcadier improviſiren nicht ſelten zehn Dichter, und jeder vielleicht zehn Sonette, während zehn Andere die lallenden Geburten ſpornſtreichs in ehrenfeſte, lateiniſche Hexameter oder Diſtichen einkleiden. Schade um die Gewandtheit! Schade um das Latein.«

(Fortſetzung folgt.)

Engliſche Blätter berichten: Als unlängſt das Haus eines armen Schuhmachers in Venedig, wo jetzt Lord Byron ſich aufhält, abbrannte, ließ es dieſer auf ſeine eigene Koſten wieder aufbauen, und ſchenkte dem armen Manne noch eine bedeutende Summe, um ihm den Verluſt an Material und Vorräthen zu erſetzen. — —

Die drey nächſten Bände des bey Brockhaus erſcheinenden claſſiſchen Theaters der Franzoſen, (deſſen erſter Theil Voltaires Zaire, trefflich überſetzt von Peucer, enthält) bringen Semiramis und Cäſars Tod von Voltaire, und Iphigenia von Racine. — h.

Ein Herr Gillies in Edinburgh bearbeitet gegenwärtig Müllners Schuld und ſogar Grillparzers Ahnfrau für die Bühne von Covent-Garden. Man ſieht daraus, wie nöthig den Engländern bey ihrer neuern tragiſchen Bühne es wird, zu der deutſchen ihre Zuflucht zu nehmen. — Mr. Thomas Campbell, Esqu., der berühmte Dichter, wird eine Reiſe nach Deutſchland antreten. — In einer im Februar zum erſtenmale in Covent-Garden aufgeführten kleinen Farce: Der Director in der Klemme genannt, ſpielt einer der Darſteller im Parterre, und eine der Darſtellerinnen ihre Rolle von einer Loge aus.

In dem neulich in England erſchienenen, ſehr intereſſanten Werke: Anaſtaſius, oder Memoires eines Griechen, wird auch eines Diſtricts in Morea gedacht, deſſen ſämmtliche Bewohner Handwerk vom Betteln machen. Dieſe induſtriöſen Leute verlaſſen jedes Jahr, ſobald ſie ihre Felder beſtellt haben, bis zur Herbſtzeit ihre Dörfer, um die verſchiedenen Provinzen von Rumelien bettelnd zu durchſtreifen. Die Aelteſten und Vorſteher der Gemeinde beſtimmen die einzuſchlagenden Straßen, theilen die Provinzen ein, und weiſen jeder Abtheilung ihren eignen Bezirk an. Im Verhältniß, wie dort die Minen der Mildthätigkeit reichhaltig, mehr oder minder benutzt ſind, verlängern oder verkürzen ſie ihren Aufenthalt in den von ihnen heimgeſuchten Orten. Durch Wüſteneien, wo wenig oder nichts zu holen iſt, ziehen ſie in geſchloſſenen, zahlreichen Reihen, ſo wie ſie ſich aber fruchtbarern Gegenden nähern, theilen ſie ſich, als wären ſie geſprengt worden. Dann ſucht ein jeder, darnach er dazu Talent hat, entweder durch herzbrechende Schilderung erlebten Elends, oder durch Ausſtellung körperlicher Leiden, der Mitmenſchen Barmherzigkeit rege zu machen.

Ein Schreiben aus Berlin meldet, daß Müllners Albaneſerin daſelbſt am 10. d. M. zum erſtenmal gegeben, und vollkommen kalt aufgenommen wurde, wiewohl ſie ſehr gut gegeben ward. Der geſunde Sinn und der richtige Geſchmack der Berliner bey dramatiſchen Erſcheinungen, ließ ſich durch den ſophiſtiſchen Geiſt und all den künſtlichen Flitterglanz dieſes Stücks nicht beirren. Eben ſo konnte dieſes Trauerſpiel von dem nüchternen, tactvollen, in ſeinen reinen klaren Anſichten unbeſtechlichen Wiener-Publicum nur mit Gleichgültigkeit aufgenommen werden. Da nun Wien und Berlin, deren Stimmen in Sachen der Bühne, wie alle Welt weiß, eine entſcheidende Competenz behaupten, übereinſtimmend gegen dieſes Stück aburtheilten, ſo kann über die Mangelhaftigkeit deſſelben wohl kein Zweifel mehr obwalten. —n—

In einem, dem Auslande gar nicht bekannt gewordenen rheiniſchen Blatte, befindet ſich folgende, den Dichter Werner betreffende Anekdote: Jemand fragte ihn um den Theatereffect, den bey der erſten Aufführung der »Wanda, Königin der Sarmaten,« die nach dem Opfertode dieſer Königin aus dem Meere ſteigende Lilie hervorgebracht habe? »Den Tiefen und Reinen,« antwortete Werner, »erſchien dieſe Blume gleich der verkörperten Seele der ſchönen Wanda, die Andern erkannten darin aber nur — einen Salatſtengel!«

In Cadix hat man unlängſt unter Bewilligung der Regierung eine Academie der Naturwiſſenſchaften geſtiftet, welche öffentliche Sitzungen halten wird. Faſt alle Gelehrte und Kenner dieſes Faches in Spanien ſind ihre Mitglieder. Man muß, um dazu aufgenommen zu werden, eine gewiſſe Zahl von Arbeiten über dieſe Gegenſtände vorlegen, und die Sammlung der Academie mit einem wichtigen Producte aus einem der drei Naturreiche beſchenken. — Nach langen Streitigkeiten zwiſchen der mediciniſchen Societät und einigen Profeſſoren der Hauptſtadt, hat endlich Simery, ein franzöſiſcher Arzt bey der Geſandtſchaft der vereinigten Staaten, Dampfbäder nach eigener Erfindung eingerichtet. Die Regierung hat ſich davon Bericht erſtatten laſſen, und ihre Einwilligung dazu gegeben. — Das Bureau der Handelsbalance, das bey der Madrider Douane beſteht, gibt ein Journal heraus, das bloß der Statiſtik der Halbinſel und der Colonien gewidmet iſt.

Nach dem hier eben eingetroffenen 16 Stück der Bibliographie française iſt von Voyage de Humboldt et Bonpland, Partie botanique, erſchienen: Nova genera et species plantarum quas in peregrinatione ad plagam aequinoctialem orbis novi collegerunt, descripserunt, partim ad umbraverunt etc. In ordinem digessit C. S. Kunth. Paris. XIV. fol. 15 Druckbogen und 25 Tafeln (die Quartausgabe hat 9 Bogen Text, und dieſelbe Kupferzahl.) — Unter den Livres allemands kommt vor: Der zweite katholische [illegible], zweite auflage; ferner: der grosse Katechismus. (Titel von Büchern, die deutſch in Straßburg gedruckt ſind), kurz, ununterbrochene Sottiſen, die man unmöglich immer der Ignoranz, alſo wohl zuweilen einer bemitleidenswerthen Abſichtlichkeit zuſchreiben kann. — r.

Ein Schmaus für arithmetiſche Mikrologen (Mikrologie iſt für die [illegible] Rechenkünſtler eine Art unerläßlicher Pflicht) iſt folgende Nachricht aus engliſchen Blättern. Nach der Autorität von Pater Caimon's Reiſen gibt die Encyclopaedia Britannica ganz ernſthaft die Zahl der Zwiebeln und des Knoblauchs, welche jährlich in Madrid verſpeiſt werden, auf: 950,000,000,000,000,000,000,000,000,000,015 Stück an, und fragt, welcher Kubik-Inhalt ſich wohl ergeben möchte, wenn man jede Zwiebel u. ſ. w. zu 1 Zoll Kubik annehme. Wir wollen's verſuchen. — Die Erde kann zu 266,583,598,080 Kubik-Meilen Inhalt in ihren feſten Theilen geſchätzt werden, jede Meile aber enthält 254,358,061,056,000 Kubik-Zoll. Folglich die ganze Erde an Kubik-Zollen: 67,807,798,961,978,780,893,480,000. Sonach würden ſich alle die Kubikzolle jener Zwiebel-Maſſe zu den eben angegebenen ungefähr wie 67 1/2 zu 950,000,000, oder etwa wie 1 zu 140,000,000 verhalten, und jene Hauptſtadt jährlich 140,000,000 Erdkugeln von Zwiebeln verzehren. Nimmt man nun die Bevölkerung Madrits zu 200,000 Seelen an; ſo würde nach Pater Caimon ein völlig erwachſener Mann ohne große Mühe jeden Tag ein paar recht artige Planeten in ſeiner Lieblingsſpeiſe verſchlucken. Es hieſſe dann: »Bring' mir einen Mars zum Frühſtück, und ſchneide einen Mond für den kleinen Don Diego an.«

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Graffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. W.W., durch die k. k. Poſt 15 fl. W.W. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Graffer) eben daher zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

63.

(Wien, Samſtag, den 27. Mai.)

Naturhiſtoriſche Nachrichten.

Sechs Stunden ſüdweſtlich von Genf, in der Gegend des ſogenannten Parks am rechten Ufer des Rheins, wurde ein natürliches Erdharz gefunden, woraus daſelbſt im Großen ein ſehr harter, unveränderlicher Firniß gemacht wird, den man zur Deckung von Teraſſen, Gallerieen, Brücken ꝛc. benützt, und der auf unbeſtimmte Zeit das Waſſer aushalten kann. Leinwand und Papier mit dieſem Erdharz überzogen, werden ebenfalls waſſerdicht.

Die J. Wolff'ſche Buchhandlung in Augsburg nimmt Subſcription auf ein neues Käferwerk an. Alle Käfer, welche ihre Heimath ausſchlüſſig in nicht deutſch ſprechenden Ländern haben, ſind der Gegenſtand dieſer Sammlung. Die Abbildungen werden nach Originalien geliefert. Jeder Käfer wird einzeln auf einem Octavblatte in natürlicher Größe, oder nach Bedürfniß auch vergrößert dargeſtellt, und erhält nur eine laufende Nummer, damit die Wahl eines oder des andern Syſtems, oder Veränderungen und Ergänzungen der Inſectologie keinen Einfluß auf dieſe Abbildungen behaupten können. Zehn Bilder machen ein Heft, und jeden Monat erſcheint ein ſolches. Preis eines Heftes 1 fl. 30 kr. Courant.

Die königlich-ſächſiſche academiſche Mineralien-Niederlage zu Freiberg verkauft ihre verſchiedenen Sammlungen gegenwärtig zu folgenden billigen Preiſen: I. Oryctognoſtiſche Sammlungen. 1. In kleinem Formate: 1 1/2- bis 2zollig. a. Von 100 Stücken mit Catalog 2 Louisd'or; b. von 200 St. m. C. 4 L.; c. von 300 St. m. C. 7 L.; d. von 400 St. m. C. 10 L. 2. In mittlerem Formate: 2 1/2 bis 3zollig, im Preiſe das Doppelte. 3. In großem Formate: 6zollig. a. Von 100 Stücken mit Catalog 6 Louisd'or; b. von 200 St. m. C. 12—14 L.; c. von 300 St. m. C. 22—25 L.; d. von 400 St. m. C. 42—46 L. — II. Geognoſtiſche Sammlungen. 1. In mittlerem Formate: a. Von 100 Stücken mit Catalog 2 1/2 Louisd'or; b. von 200 St. m. C 5 L. 2. In großem Formate: a. Von 100 Stücken mit Catalog 4 Louisd'or; b. von 200 St. m. C. 8 L. Kleine Stücke ohne beſtimmtem Format, jedoch deutlich und ausgezeichnet, mit einem kürzeren aber genauen Catalog verſehen, koſten pr. Hundert einen Louisd'or.

Die von Hrn. Jacob Sturm in Nürnberg ſeit 1796 herausgegebenen naturhiſtoriſchen Werke ſind gegenwärtig ſo weit gediehen: Deutſchlands Flora. 1. Abtheilung. Phänogamie: 40 Hefte mit 640 Kupfertafeln.

2. Abth. Cryptogamie: 15 Hefte mit 240 Kupfertafeln. 3. Abth. Pilze: 4 Hefte mit 64 Kupfertafeln Der Preis eines Heftes iſt 16 Groſchen ſächſiſch (1 fl. CM.) Deutſchlands Fauna. Amphibien: 4 Hefte mit 48 Kupfertafeln. Ein Heft 16 Groſchen. Inſecten: drei Bände, davon der erſte 20 Kupfertafeln, der zweite 32, und der dritte 24 enthält; jeder Band 2 Thr. 16 Groſchen. (4 fl.) Würmer: drei Hefte mit 48 Kupfertafeln; ein Heft ebenfalls 16 Groſchen. In Berückſichtigung der der Kunſt und Wiſſenſchaft nun ſo günſtigen Zeitverhältniſſe verſichert Hr. Sturm ſeine Freunde einer ununterbrochenen und ſchnellen Fortſetzung.

Mineralogen finden in dem 10. Heft von Oken's »Iſis« eine genaue Beſchreibung und neue Zerlegungen von ſeltenen Mineralien, unter andern von Haug's Crichtonite oder Craytonite, welches Mineral Bournon vor Jahren fand, aber er auch lange Zeit nur allein beſaß. Bournon bemerkt 6 Formen davon, welchen Cordier noch zwei hinzufügt. Es kommt nirgends vor, als zu St. Chriſtoph bey Oiſans, im Departement der Iſere. Dann von Werner's Helvin Albin und Pelium, und Fuchs Gehlenit. Neu unterſucht ſind der Wavellit, das Gummiblei, der Crichtonit, Petalit, Trippan, Lepidolith von Utoë, Picrolith, Tantalit und mehrere andere.

Von L. H. Bojanus, Profeſſor in Wilna, Prachtwerk über die Anatomie der europäiſchen Schildkrete, iſt das erſte Heft erſchienen, und bey Moritz in Wilna, und Fleiſcher jr. in Leipzig zu haben. Es iſt in Folio, und enthält 19 Kupfertafeln. Ausgabe auf Druckpapier 16 Thaler (24 fl. CM.), auf Velin 18 Thaler (27 fl. CM.) Beſondere Prachtausgabe zehn Ducaten.

Zwei junge Männer in der Schweiz aßen ungefähr drei Eßlöffel voll Honig von Apis terrestris (Hummel), den ſie aus Aconitum lycoctonum (Wolfs-Eiſenhut) und napellus (wahrer Eiſenhut) geſammelt hatten, und empfanden bald darauf fürchterliche Schmerzen, woran auch der eine ſtarb. —

Von dem franzöſiſchen Conſul zu Cairo ward in einer von den thebaiſchen Hypogeen Getreide gefunden, und der Academie der Wiſſenſchaften eingeſchickt; obgleich dieſe Körner gut erhalten ſchienen, ſo wollte doch keines aufgehen. Nachdem Hr. Gay dieſe Körner mit den in Europa bekannten nach Farbe, Größe, Form ꝛc. verglichen hat, hält er ſie für eine Varietät von Triticum turgidum, und zieht daraus dieſe Folgerungen: 1. Getreide läßt ſich in hermetiſch verſchloſſenen Gefäßen mehrere Jahrhunderte lang erhalten. 2. Wenn das Getreide auch gleich gegen die Einwirkung der Luft geſchützt iſt, ſo verliert es doch nach einer gewiſſen Zeit die Keimungskraft. 3. Getreide weicht in Anſehung des Aeußern und der Conſiſtenz durch Cultur und Clima nicht merklich ab.

Bey Bertram in Paris erſcheint: Daudebart de Ferussac hist. natur. des mollusques terrest. et fluviat. 20 bis 25 Lieferungen in Folio, jede von 6 ausgemahlten Kupfertafeln und 3 Bogen Text zu 25 Franken.

In der Verſammlung der Schweizer-Naturforſcher zu St. Gallen (die nächſte Verſammlung wird im Juli dieſes Jahrs zu Genf gehalten) lieferte Profeſſor Scheitlin den Plan zu einer Pſychologie der Thiere. Seine Grundanſichten ſind folgende: Da, wo Denken iſt, iſt auch Seele. Denken iſt das Vermögen zu unterſcheiden, es hat gleichſam drei Abſtufungen: 1. Inſtinct, 2. Begreifungs-, 3. Empfindungsvermögen. Die verſchiedenen Thierclaſſen können ſich auf eine, oder auf zwei, oder auch auf alle drei Stufen beziehen. Die Würmer haben nichts als den Inſtinct, der ſie antreibt, ihr Futter zu ſuchen. Die Inſecten haben Kunſtfleiß, bey ihnen bemerkt man die erſten Zeichen von Gedächtniß, und wenig Vermögen zu empfinden. Bey den Fiſchen iſt mehr Gedächtniß und einige Spuren von Verſtand. Bey Amphibien ſind dieſe Fähigkeiten mehr entwickelt, und ſie zeigen Vervollkommnungsfähigkeit; in dieſer Hinſicht ſind große Verſchiedenheiten unter ihnen, z. B. von der Schlange bis zur Schildkröte. — Bey den Vögeln finden ſich die erſten Spuren der Träume, der Geſelligkeit, der Gattenliebe; es finden ſich hier von einem Vogel zum andern noch ausgezeichnetere Verſchiedenheiten, als bey den Amphibien. Bey den Säugethieren findet ſich bezähmbarer Inſtinct, Empfindung, ſtarkes Gedächtniß, Einbildungskraft, Vervollkommnungsvermögen. Beym Menſchen endlich iſt das Bewußtſeyn, Alles bey ihm verwandelt ſich in Begreifungsvermögen, er allein hat die vier großen Ideen von Geſellſchaft, Pflicht, Gott und Weltordnung. Seine Theorie unterſtützt der Verfaſſer durch viele gemachte Erfahrungen.

In dem letzten Pflanzen-Doubletten-Verzeichniß des Herrn Opiz in Prag, befinden ſich unter andern folgende neue Pflanzen-Species, worauf wir die Botaniker aufmerkſam machen: Astragalus rotundifolius, Amaranthus Berchtoldi, Cardamine Opizii, Lythrum hexagonum, Panicum purpurascens, Peziza epidermidis, Potamogeton purpurascens, Schmidtia utriculata, Scirpus costatus, Triticum firmum, Thymus serratus, Vaillantia ciliata. W. F. v. E.

Gaben des Comus; XXI.

1) Züge aus der Wirklichkeit.

Morgen heißts früh auf, ſagte ein Schmidt zu ſeinem Lehrjungen, am Tage vor Georgi. Warum denn Meiſter? Weils morgen um fünf Uhr ſechs läuten. Dafür läuten ſie aber auch um acht Uhr Abends erſt ſieben Uhr, entgegnete der Junge.

Drei Jungen ſangen, jeder mit dem Beſen in der Hand, (um den Weg für die Fußgeher über die Straße zu putzen) das Terzett aus der Zauberflöte: »Zum Ziele führt dich dieſe Bahn ꝛc.« Ein Schauſpieler, der ſich vermuthlich in der Rolle des Tamino auf dem Theater glaubte, ſtimmte mit ein: »Ihr holden Kleinen ſaget an« ꝛc.

In einer hieſigen Vorſtadt (Strozíſcher Grund) iſt bey einem Fenſter im erſten Stock zu leſen: Eingang in die Schuhle.

Ueber den fatalen Verleger! rief Jemand aus: Immer hat er um die Mittagzeit ſeinen Laden geſchloſſen, und doch ſieht der Mann aus, als ob er ſtets offen hätte! —

Folgende zwei Oblatorien, deren Originale, gedruckt in St— r., und O — n., wir in Händen haben, finden wohl nicht ihres Gleichen. Sie ſind hier diplomatiſch getreu abgedruckt:

a) Da nun bereits 18 ganze Monath nach Abſterben des Herrn N. die Handlung unter der Firma des ſ — fort videmirt wurde:

Da ich nun 3 1/2 Jahre in dieſer Handlung als Comi ſupirte, ſo hatte ſich die unterlaſſene Frau Wittwe entſchloſſen, mich zu ihren Ehegatten zu wählen.

Dahero ſäume ich alſo nicht dieß unſern Handlungs-Freunden zu aviſiren und bin zugleich geſonnen, die Firma des Vorhergehenden in Ruheſtand zu ſetzen, und die Handlung unter meiner Unterſchrift fort zu führen.

Für des Seeligen geſchenkte Zutrauen wiederhole nochmalen den wärmſten Dank, und bitte nun auf mich übertragen zu laſſen, und mir Ihre fortdaurende Freundſchaft in Hinkunft ſchenken zu wollen.

b) Hoch-zu-Ehrende Herrn!

Die zwiſchen uns ſeit Langer Zeit beſtehende Freund-Schofft, hat Uns zu dem Endſchluß geſüret, um uns gemeinſchafftlich zu Etabuliren.

Wir geben uns hiemit die Freuheit Sie davon zu unterrichten, und Sie um dero Freundſchafft zu bitten, und Sie zugleich zu verſichern, daß unſer beſtreben einzig dahin gehen wird, uns denſelben, durch Ordnung und Rötlichkeit ganz würdig zu fünden.

2.) Neue Schriften bey Jocus und Compagnie.

Prof. Schreibgern, Edler v. Fixfinger, gelehrte Abhandlung über den Urſprung der Fußſocken, Stiefelzieher und Stiefelknechte. 8 Bände. Groß 4. m. K. — Durch deſſen Gattin gekrönte Preisſchrift. —

Großer arithmetiſcher Schlüſſel zu folgender verwickelten Berechnung: Was koſten ein paar kalblederne Stiefel, wenn das Pfund Rindſchmalz 54 Kreuzer koſtet. —

Anleitung und Unterricht zum Crida-Machen. Nebſt erläuternden Beyſpielen mit dem Motto:

Die Ehre iſt der Güter höchſtes nicht,
Der Uebel größtes aber iſt die Schuld. —

Zugleich bringt dieſelbe Handlung folgende Ankündigung zu weiterer Kenntniß:

Ein Profeſſor, bekannt durch ausgezeichnete Verdienſte, die er ſich um die Cultur unſeres Jahrhunderts erworben, hat im Sinne, nächſtens einen Curſus zu eröffnen, in welchem er unter andern folgende Wahrheiten beweiſen wird: Daß das Brod das entſetzlichſte Gift iſt. Daß das Augenweh dem Sehen ſchadet. Daß die alte Mythologie höchſt melancholiſch iſt. Daß die engliſche Literatur ein Monſtrum, die ſpaniſche ein fieberhaftes Ding, die franzöſiſche plump und ohne alle Geiſtesſpur iſt. Daß das chineſiſche Reich zu den Zeiten der Kreuzzüge gegründet worden iſt. Daß die Inquiſition eine ſehr liberale Stiftung war, und daß die auf Befehl Gebratenen eigentlich nicht ſtarben. Daß ein Menſch, der nichts als gelbe Rüben ißt, 6 bis 900 Jahre alt werden kann. —

— M —

Allgemeine Novelliſtik.

Im k. k. priv. Schauſpielhaus an der Wien wurde den 21. Mai, zum Vortheile des hieſigen Invaliden-Hauſes zum erſtenmal gegeben: »Der Grünmantel von Venedig.« Schauſpiel in vier Aufzügen. Vorher zum erſtenmal: »Die Rückkehr.« Vorſpiel in einem Acte; eigens für dieſen Abend gedichtet. — Freiherr Franz von Schlechta, uns durch ſo manche zarte und liebliche Gedichte aus den Blättern des Tages bekannt, iſt der Verfaſſer beider Stücke. Sie verdienen daher ſchon deßwegen eine ernſtere Würdigung; und wenn ſich für eine ſolche in hoher Bedeutung der Kunſt, weder der eine noch der andere Stoff eignet, ſo gewinnen wir doch günſtige Gelegenheit, es weniger zu bedauern, daß »die Martinswand« und »das Chriſtusbild« deſſelben Herrn Verfaſſers, für die Darſtellung die polizeyliche Eignung nicht in ſich tragen, welche beide Gedichte, und ganz beſonders das erſtere, wohl rege Theilnahme der Kunſtwelt gefunden, und es möglich gemacht haben würden, den Verfaſſer aus dem Standpuncte der Kunſt zu würdigen. Doch zur Sache!

»Die Rückkehr.« — Eine Bäuerin und Marie, Tochter eines ergraueten Invaliden, beweinen am Jahrestage der Schlacht, den Tod ihres gefallenen Fritz. — Der Bauer ſucht ſie zu tröſten, indem er ſeinen Schmerz unter ſcheinbare Härte verſteckt, und der Invalide, indem er muthwillig fröhlich erſcheint. Auf die Rüge der Landleute über die muthwillige Luſtigkeit, im Gegenſatze ihrer Schmerzen, ruft er den Fritz, und dieſer erſcheint als Invalide, eines Armes beraubt. — Mit Lobpreiſungen über den Edelmuth der Hauptſtadt — und im herzerhebenden Gefühle des Vertrauens auf Gott, ſchließt das Vorſpiel. — Wie es ſich von ſelbſt verſteht, erhält Fritz die Hand der Marie. — Das Vorſpiel ergriff, und rührte ſehr. Ausgezeichnet iſt der Gedanke, am Schluſſe die ganze Familie in religiöſer Erhebung zu zeigen; denn nur das Gefühl der Religioſität iſt das einzig mögliche, was an Leidenden ſolchen Standes, Erhebung über Unglück, alſo poetiſche Bedeutſamkeit, bewirken kann. — Nicht nur das Gelingen verdient an einem poetiſchen Werke Lob, auch das Vermeiden nahe liegender Fehler, denn letzteres iſt oft ſchwieriger, und bedingt nicht ſelten mehr Einſicht, als das erſtere; dieſes kann lediglich Folge reiner, oder auch nur zufällig glücklicher Empfindung ſeyn; jenes kann ſich nur auf Erkennen, auf Verſtand gründen Darum zeuget es auch hier ſehr vortheilhaft für Fhr. von Schlechta, daß er ſich möglichſt aller patriotiſchen Tiraden enthielt, eines Fehlers, der ſehr nahe lag, und den wohl nicht jeder, auch beſſere dramatiſche Dichter, ſo leicht vermieden hätte. Sehr gewagt war der Zug muthwilliger Luſtigkeit an dem Invaliden. — Sie iſt zwar motivirt, und echt pſychologiſch, demungeachtet aber wird dieſer Zug nach äſthetiſch ſtrengen Geſetzen nicht zu rechtfertigen ſeyn, weil er mit der Situation in ſchneidendem Contraſte ſteht, — ſolchen Contraſt aber das Gemüth an Lagen nur unangenehm duldet, die unter jeder Bedingung, zu jeder Zeit, und von Jedem, der das Gepräge »Menſch« trägt, als unerläßlich Theilnahme fordern, — das iſt, Theilnahme, die ſich im Einklange ausſpricht. Das Wahre der Characteriſtik mag jedoch den Verfaſſer beſtimmt haben, und er wußte das Gefährliche, was in dieſem Real-Wahren für das poetiſch Wahre, und für den Erfolg überhaupt lag, durch das raſche Hervorrufen des Kritik in lohnendes Ergreifen zu wandeln. —

»Der Grünmantel von Venedig.« — Kaufmann Mellinger kehrt mit ſeiner Tochter Emeline um die Mitternachtsſtunde vom Balle zurück. Er ſendet alle zu Bett und bleibt. Da beſchwört ihn ſein Diener Tobias, in dem Saale nicht zu verweilen, weil es nicht geheuer ſey. Deß aber lacht der thätige Kaufmann, da er es ſelber iſt, der noch tief in der Nacht an ſeinem Schreibtiſche poltert. Tobias entfernt ſich. Mellinger arbeitet. Jetzt wird die Hausglocke lärmend gezogen, und es tritt eine Leichengeſtalt in grünem Mantel ein. Dieſe gibt dem Kaufmann einen Brief von dem in Venedig anſäſſigen Kaufmann Fedele, und erklärt, daß ſie der Geiſt des Sohnes Guillielmo ſey, der mit dieſem Schreiben als Bräutigam ſeiner Tochter geſendet wurde. Mellinger, ohnehin durch Gewiſſensbiſſe über manche Vorgänge in ſeinem Handel aufgeſchreckt, und durch manchen erlittenen Verluſt an die Nemeſis gemahnt, entſetzt ſich nun um ſo heftiger, als ihm der Grünmantel bedeutet, er ſolle ihm, was auch geſchehe, den Empfang des Briefes beſtätigen, und ſich verſichert halten, daß alle ſeine Handlungen im Buche des Ewigen aufgezeichnet liegen. — Der Grünmantel entfernt ſich, und Mellinger, Emeline, Tobias, die Wirthſchafterin Roſine und Commis Wilmſen haben eben über das Sonderbare der Sache ihre Meinungen und Empfindungen ausgeſprochen, als der Adjutant des Stadtcommandanten eintritt, und den Kaufmann Mellinger, als angeklagt, einen Courier auf der Straße ermordet zu haben, verhaftet. — Hier endet der erſte Act. — Im zweiten Acte offenbart ſich in einem Zwiegeſpräch zwiſchen Roſine und Emeline, die Liebe dieſer zu Wilmſen. Dieſer erſcheint, und erklärt, daß er wohl erkenne, wie den Stadtcommandanten (die Feſtung iſt vom Feinde beſetzt) Geldgier leite, er aber noch kein Mittel zur Rettung ſehe. — Der Schauplatz verwandelt ſich, und ſtellt das Gefängniß vor. Die Wachen reden über Geiſtererſcheinungen, trinken, und ſchlafen nach und nach ein. Schlag zwölf erſcheint der Grünmantel, die Thüren ſpringen auf, Mellingers Ketten fallen ab, und der Grünmantel entführt ihn durch die Mitte der Wachen. Endlich faſſen ſich dieſe, ſetzen nach, und fallende Schüſſe machen ſie glauben, der flüchtige Mellinger ſey ertappt worden. — Im dritten Acte erſcheint der Commandant im Mellinger'ſchen Hauſe. Fruchtlos iſt ſein Suchen um den Kaufmann. Eben ſo wenig führt ihn die Vorzeigung des grünen Mantels, der an der Gefängnißthüre gefunden wurde, auf die gewünſchte Enthüllung. Er verlangt nun aus der Caſſe 10,000 Thaler Caution. Wilmſen ſoll die Caſſe öffnen, weigert ſich aber. Es öffnet daher der Commandant ſelbſt, und findet in der Caſſe einen grünen Mantel; einen dritten grünen Mantel bringt jener Officier, der die Leiche des Fedele unterſuchte. Zwei Stückchen überſchriebenes Papier, die im Grabe und in der Caſſe gefunden wurden, enthalten Worte des Geiſterreichs, und Drohungen an den Commandanten, wenn er der unſchuldigen Wache wegen Mellingers Flucht Strafe zuerkenne. Sein Gewiſſen wird aufgeſchreckt, und dieſer Schrecken noch dadurch bedeutſamer, daß der Commandant die Caſſaſchlüſſel ſelbſt in Verwahrung hatte, alſo in dem Umſtande, daß in der Caſſe ein grüner Mantel lag, wirklich etwas Geſpenſtiſches ahnet. — Nun langt der Rapport ein: es nahe der Feind, und mit dem Eilen auf die Wälle ſchließt der dritte Act. — Anfangs des vierten Actes erfahren wir, daß Mellinger in ſeiner Verborgenheit ertappt wurde, und ein Grünmantel die Wälle hinab zu dem Feinde geeilt ſey. — Der Sturm beginnt. — Während deſſelben wird Mellinger in ſein Haus gebracht. Er nimmt von der Tochter Abſchied. Jetzt entſteht Lärm; der Grünmantel tritt ein, ihm folgen Soldaten, die Stadt iſt erobert, Mellinger befreit. Grünmantel enthüllt ſich, es iſt Fedele, eigentlich ein Deutſcher, Wilhelm

Treu, der im Befreiungskriege Dienſte im Heere ſeines Vaterlandes nahm, und ſich, um einen Gang, der von Außen unter den Wällen hin in die Stadt führte, auszukundſchaften, in die Feſtung wagte. Der als Fedele Begrabene war Wilmſen, der Reiſegefährte des Fedele, der den Namen des Todten annahm. — Nun erſcheint der General, Treu wird Hauptmann, erhält einen Orden, und die Hand der Emeline.

Das Schauſpiel iſt, jedoch nur in der entfernteſten Bedeutung der Ideen, nach Clauren's gleichnamiger Erzählung bearbeitet. — Die Spannung wird bis an das Ende erhalten. Ueberraſchung iſt nicht ſelten der Lohn der Verwicklung, und Beyfall überhaupt das Reſultat. — Die Sprache im Allgemeinen zeichnet ſich aus. Provincial-Bühnen mögen ſich dieſes Stück, wie das Vorſpiel, bald verſchreiben, ſie dürften ſehr ihre Rechnung finden.

Das Theater an der Wien bedarf eines eigenen Geiſtes in ſeinen Dichtungen: denn wie das rein Aeſthetiſche ohne Spectakel nicht Caſſa macht, eben ſo wenig wird bloſſes Spectakel ohne Kunſtgehalt die Caſſa füllen *). Dieſes Letztere iſt allerdings eine erfreuliche Erſcheinung. Verſchmelzung des Einen mit dem Andern wird alſo zu weſentlichem Erforderniß. Fhr. von Schlechta hat zum großen Theile dieſer entſprochen; und wenn auch ſchon ſo, wie er ſteht, der Grünmantel ſehr beyfällig geſehen wird, ſo müßte er doch an dieſem Theater noch weit mehr gewinnen, wenn die Längen, beſonders im erſten und zweiten Acte, gekürzt würden — Stücke ſolcher Gattung fordern durchaus raſch aufeinander folgende Handlung. — Die Rolle der Roſine, ſo characterwahr ſie übrigens iſt, bliebe beſſer ganz weg; ſolche Perſonen liegen ſchon zu weit hinter dem Zeitgeiſte, um noch als vollkomiſch erſcheinen zu können. Die Zeit macht Abſchnitte; wie nicht jedes Jahrhundert daſſelbe iſt, ſo iſt nicht Jedes jedem Jahrhundert daſſelbe. Was unter Alba dem Spanier Greuel ſchien, iſt uns Hohe, und was vielleicht vor zwanzig Jahren komiſch war, kann uns verächtlich ſeyn.

Wer des Verfaſſers »Martinswand« las, theilt ſicher mit mir den Wunſch, Frhr. v. Schlechta möge ſich recht bald mit einem Stoffe befaſſen, der eine höhere Würdigung zuläßt; bey ſeiner reich poetiſchen Sprache, ſeinem tiefen Gemüthe, und ſeinem reinen Streben wird ſicher nur Schönes erfolgen, denn ſeine Martinswand ſteht weit über Kind's Nachtlager von Granada.

Die Darſtellung ging ziemlich gerundet vor ſich. Der Adjutant gab ſeine Rolle ſehr brav; wir wollen nur ihn bemerken, daß es ihm Ermunterung ſey. Das Haus war ziemlich zahlreich beſucht. Wien's Hochgefühl für Vaterland und ſeine verſtümmelten Krieger, ſprach ſich lebhaft aus. Beide Stücke wurden mit verdientem Beyfalle aufgenommen.

Die Groſmuth Sr. Excellenz des Hrn. Grafen Ferdinand v. Palffy, Eigenthümer des Theaters, ſo wie der Edelſinn des k. k. Marine-Commiſſärs, Hrn. Carl Meisl, der mit Veranſtaltung der Einnahme ſo thätig war, verdienen dankbare Erwähnung. Dieſe Einnahme iſt bereits die vierzehnte, die durch Hrn. Meisl's Beſtreben wohlthätigen Anſtalten zufloß.

Joh. Gunz**).

Ein neuer Codex für die Kunſtverkäufe, Nachgrabungen und Schätzungen iſt in Rom erſchienen, wird aber wohl nicht mehr, als ſeine Vorgänger gehalten werden. Er enthält 61 §§., und iſt wenigſtens ein Beweis, daß die Regierung Rom den Beſitz und das Monopol zu ſichern ſtrebt. Die gehoffte Folge, daß die Luſt zum Nachgraben dadurch vermehrt wurde, wird wegen der vielen Förmlichkeiten verfehlt ſeyn. Nachdem man dem Pflaſterer Vitelli die antiken Straßen hat zerſtören laſſen, verbietet man nun weitere Ausbrechung des alten Pflaſters.

---

*) Referent behält ſich vor, nächſtens ſeine Meinung über die Frage zu entwickeln: in welchem Geiſte ſoll für das Theater an der Wien gedichtet werden?

**) Ich erkläre hiermit, daß Alles, was ich in öffentliche Blätter ſchreibe, durchaus von mir unterzeichnet werde, um allen Beziehungen, die aus ununterfertigten Aufſätzen entſpringen mögen, vorzubeugen. J. G.

Aus Suttgard wird gemeldet: Müllners Albaneſerin iſt bereits zweimal über unſere Bühne gegangen. Dieſes Erzeugniß, wie ſo manches unſerer jüngſten dramatiſchen Literatur, läßt die Menge großtentheils kalt, während es den Gebildeten leider auch nicht ganz zu befriedigen vermag. Die Vorzüge einer trefflichen Diction, einer meiſtens kräftig gehaltenen Characteriſtik befreunden dieſen allerdings mit dem Werke, aber dem Fatum, dem der Verfaſſer beliebter Maßen hier wiederum eine unbedingte Gewalt eingeräumt hat, vermag er nicht zu huldigen, und ſieht der Lieblings-Idee des Dichters in dieſem ſeinen neueſten Werke abermals mit Bedauern, die innere Nothwendigkeit zum Opfer gebracht. Peinlich, und zu einer langweiligen Breite ausgeſponnen, ſind beſonders die Expoſitions-Scenen dieſer Tragedie ꝛc.

Das Morgenblatt vom 18. Mai berichtet, daß Hr. F. W. Sieber, aus Prag, ſeine nach München gebrachten Mumien mit ihren Sarcophagen, Sr. Maj. dem Könige von Baiern, für das naturhiſtoriſche Cabinet der Academie, um 6000 fl. verkauft hat. (Eine Beſchreibung von Hrn. Siebers Levantiſchen Merkwürdigkeiten haben wir im vorigen Jahrgange unſerer Zeitſchrift, II. Bd. Nr. 30—32 geliefert.)

Le vieux Conteur iſt der Titel eines Kinder-Journals, das in Paris ſeit mehr als einem Jahre am Erſten jedes Monat erſcheint. Der alte Erzähler liebt die Kinder, die Kinder lieben ihn: iſt dieß nicht genug des Lobes? Seine Erzählungen ſind rein moraliſch, jedoch nie fade und pedantiſch, ſondern in leichtem, franzöſiſchen Style und voll Abwechslung, ein Verdienſt, welches bey einer Kinderſchrift ſelten iſt. Unſere Jugend-Zeitſchriften ſollten den vieux Conteur nachahmen. —m—

Hr. Muſik-Director und Organiſt Fridrich Schneider, in Leipzig, wird ſeine Compoſition des Weltgerichts, deren auch in mehreren Blättern mit gebührendem Lobe gedacht worden — auf Subſcription herausgeben. Der Preis iſt zehn Thaler Conventions-Münze, und die Partitur dürfte gegen 400 Seiten ſtark werden. Dieſe ſoll ſpäteſtens zur nächſten Michaels-Meſſe erſcheinen, und an die Subſcribenten abgeliefert werden. Alle Muſicalien-, Kunſt- und Buchhandlungen werden erſucht, Subſcribenten zu ſammeln. Auch kann man ſich an Hrn. Schneider ſelbſt wenden. Eine lateiniſche Ueberſetzung des Textes, der Muſik genau angepaßt, hat Hr. Carl Niemeyer in Halle beſorgt.

Zu Chios wird im Bibliothekgebäude eine von Canova verfertigte Statue des um die neugriechiſche Literatur ſo verdienten Dr. Coray (zu Paris) aufgeſtellt.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Graffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 17 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Graffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationblatt.
Zweiter Jahrgang, 1820.

64.

(Wien, Dinſtag, den 30. Mai.)

Ueber den Schauſpieler und ſeine Kunſt *).

I.

Daß die Kunſt des Schauſpielers eine dem Menſchen ſehr erfreuliche, heiß geliebte, und in allen Staaten nun nothwendig gewordene Kunſt iſt, daran zweifelt in dieſen Zeiten kein vernünftiger Mann mehr; aber der Denkende wundert ſich mit Recht, daß die Schauſpielerkunſt, als die verwandte Dienerin der Moral, und als die Freundin der Geſetze, ſehr oft als eine Feindin Beider erſcheint, und in den unbefangenen Gemüthern der Menſchen grenzenloſe Verheerung verbreitet, welche die Geſetze zwar beſtrafen, die aber die Religion nicht wieder heilen kann, denn die zerſtörte Moralität und den verſchwundenen Glauben bringt keine menſchliche Anſtalt wieder zurück.

Es haben ſich Zweifel und Verirrungen aller Art ſeit vielen Jahren im bürgerlichen Leben gezeigt, welche die Jugend aus dem Tempel der Muſen in die väterliche Wohnung unbemerkt mitbrachte.

Die Schauſpielkunſt iſt auch die ſchwerſte aller Künſte, denn ſie hat wohl im Practiſchen und Theoretiſchen einen Anfang, aber kein pſychologiſches Ende; nur der Eigendünkel wähnt die Vollendung gefunden zu haben.

Ohne Normen und Regeln herrſcht jetzt in der Kunſt die Willkühr. Es entſtanden verſchiedene Manieren durch die theatraliſchen Meteore, die mit ihrem hinreißenden Feuer alles verwirrten, und eben weil ſie Genies waren, keine Regeln achteten.

Viele Unberufene und ſittlich Verworfene drängten ſich unter die Berufenen; und gerade die Unberufenen und Verworfenen würdigten die Kunſt, und durch ihren unſittlichen Wandel — den Stand herab.

Was ſich an keine bürgerliche Ordnung gewöhnen wollte, ſuchte ſein Heil auf der Schaubühne, wo es hoffte ein leichtes Brot und unbeſtrafte Zügelloſigkeit zu finden, und in den Glanz der Jugendblüthe gehüllt, auch wirklich fand.

Daß der ſich dieſer Kunſt Weihende die Kunſt nicht erlernen kann, wenn die Urkeime dazu nicht in ſeiner Organiſation und in ſeiner Seele liegen, daran denkt niemand im Staate, der Schüler am wenigſten; das Theater iſt ein Aſyl für die leichtſinnige Jugend und für frivole Speculationen geworden.

---

*) Der achtungwerthe Hr. Verfaſſer wird am Schluſſe des ganzen Aufſatzes genannt ſeyn.
D. R.

Mit wenigen Worten iſt das Viele geſagt, was ihn zum Schauſpieler eignet, aber nicht zum Künſtler macht; denn das vermag nur ſein Fleiß, ſein Wille, und ein angebornes äſthetiſches Gefühl. Er muß mit einer kraftvollen, dauernden Geſundheit, einen regelmäßigen, ſchönen Körperbau, einen ſprechenden Blick, eine deutliche Ausſprache aller Buchſtaben, Sylben, Wörter und Perioden, mit einem reinen, volltönenden Organe mit auf die Welt bringen. Mangelt ihm Eine dieſer körperlichen Eigenſchaften, ſo retten ihn die übrigen nicht: er iſt nicht zum idealiſchen Schauſpieler geboren, und muß ſtets an die Nachſicht appelliren.

Sind alle dieſe körperlichen Bedingungen befriedigt, ſo fordert der Kunſt-Genius in dieſem Körper eine Kunſt-Seele, denn in ihr wohnt das geraubte Feuer des Prometheus, und der Genius flieht erſtarrt, wo er es nicht findet; denn er bedarf zu ſeinem ätheriſchen Seyn eine lebendige, warme Phantaſie, und eine heiße, leicht zu erregende, aber ſtarke Einbildungskraft, und die ſeltene Gabe, nach Willkühr leicht und gefallig mit beiden zu ſpielen, wie ſie mit ihm ſpielen.

Wo ſich alle dieſe Eigenſchaften vereinigen, verwaltet dann die belehrende Schule nach Theorieen ihr Amt. In der Lehre des reinen Geſchmacks bildet ſich die Aeſthetik, aber ſie gibt ihm kein äſthetiſches Gefühl, wodurch ſich der Künſtler über den practiſchen Schauſpieler erhebt, und ohne dieſes Gefühl kann der practiſche Schauſpieler zwar dem nicht theoretiſchen und äſthetiſch-fühlenden Theil des Publicums gefallen, doch er wird nie ein Künſtler werden.

Ferner muß der ſich der Kunſt Weihende ſich erſt in den Geiſt des Dichters denken, und nicht nur die Worte, ſondern auch den innewohnenden oft verborgenen Sinn dieſer Worte verſtehen, ehe er dieſelben gedankenlos ſagt! — Will der Schauſpieler dieſe mühſame, doch ſo ſchön belohnende Kunſt üben, ſo muß er auch das Uebliche und Sittliche in allen Ständen beobachten, in keiner Kunſt ein Unwiſſender bleiben, denn alle Künſte gehören zu der ſeinigen. Er muß die Regeln der Sprache und der Poeſie lernen, um die Würde der guten Proſa zu ſchätzen, dem Verſe nicht durch beliebige Pauſen und Cadenzen ſeinen Wohlklang rauben, und den Dichter dadurch um ſeinen Ruhm bringen, den nur der wahre Künſtler erheben kann. Keine Wiſſenſchaft darf ihm fremd ſeyn; er muß die Urgeſchichte der Menſchheit vom Süd- bis zum Nordpol ſtudiren, und da er es vorzüglich mit dem innern Menſchen zu thun hat, ſo muß die Seelenlehre ſein vorzügliches Studium ſeyn; vor Allem muß er ſich ſelbſt als Menſch und als Schauſpieler kennen lernen. Er ſoll die Eigenſchaften aller Weſen bemerken, die Elemente, die Wirkungen des Clima auf den Menſchen ergründen, und oft mit bewaffnetem Auge das Univerſum betrachten, aus dem die Dichter gewöhnlich ihre Bilder und Tropen holen, um dieſe großen, erhabenen Bilder mit Tönen der ſtaunenden Ehrfurcht ausſprechen zu können, denn die Schauſpielkunſt iſt für den Schauſpieler ſo unendlich, als die Schöpfung; aber ſie iſt von dem weiſen und gütigen Schöpfer nur wenigen Menſchen verliehen, und dieſe Wenigen haben den ſchönen Beruf, durch ihr bezauberndes Talent das menſchliche Geſchlecht zu bilden und zu veredeln. Durch den wirklichen Dichter geleitet und begeiſtert, wird der Schauſpieler Herr über die Gemüther. Von dem Dichter erhält er ſein Kunſt-Daſeyn und ſeinen Ruhm, denn ohne den Dichter iſt der

Schauſpieler ein Unding. Wo die Macht der Religion aufhört, wo die Geſetze verſtummen, beginnt durch den magiſchen Zauber der Schauſpielkunſt des Künſtlers Würde, ſein Reich und ſeine Macht; und er beherrſcht keine Undankbaren, denn die Liebe und Achtung ſeiner Zeitgenoſſen begleitet ihn durch's Leben, wenn auch die Unſterblichkeit nicht ſein Loos iſt.

Aber der Schauſpieler darf kein eigennütziger Anbether des goldenen Kalbes werden, er muß ein treuer Knecht der heiligen Wahrheit ſeyn, und ihr den falſchen Nebelruhm willig opfern. Er muß nicht nur von, ſondern in der Kunſt leben wollen.

Will er ſich zu ihrem Dienſte würdig bereiten, der Berufene und Auserwählte ſeyn, ſo muß er einen feſten Willen, und einen reinen Sinn mit in ihr Heiligthum bringen, und im ſittlichen Leben ſein Gewiſſen vor jedem harten Vorwurf und vor unmoraliſchen Handlungen ſorgfältig bewahren, denn Kunſt und Schande vereinigen ſich nicht. Er muß ein guter Menſch ſeyn, wenn er ein großer Künſtler werden will: denn mit dem Edlen geht das äſthetiſche Gefühl verloren, und Verbrechen ermorden das göttliche Talent.

Unſtreitig gehen in dem ſtürmiſchen Meere der Verhältniſſe ſchöne, große und unzählige Talente bewußtlos zu Grunde, und die wenigen, die erſcheinen, verirren ſich auf dem Wege, weil ſie wohl einen practiſchen, aber ſelten einen denkenden Lehrer finden.

Die bunten Schmetterlinge der ſich gewöhnlich widerſprechenden Meinungen in Lob und Tadel verfinſtern endlich ſeinen ſuchenden Blick auf immer: er iſt für die Kunſt verloren.

Hat er das zweideutige Glück, einen brillanten Rollenſpieler unter ſeinen Cameraden zu finden, ſo wird er abgerichtet, das heißt: der Meiſter oder die Meiſterin ſagt ihm einige Rollen Wort für Wort mechaniſch und gedankenlos vor; trifft er das Vorgeſagte ſchnell, und ſind die Theater-Verhältniſſe ihm günſtig, ſo tritt er zum erſtenmale auf die Bühne; hat er einige Anlagen, oder gibt die Angſt ſeinem Geiſte Ueberſpannung, ſo wird er gefallen; gefällt er bey wirklichem Talent in mehreren Rollen, ſo iſt das Bildungsgeſchäft ſeines Meiſters vollendet, und ein Schauſpieler hat ſeine ſchwere Kunſt ſchneller als der Bauernjunge ein Handwerk erlernt! — Sein Muſter iſt in der Folge immer der Schauſpieler, welcher am meiſten die Hände in Bewegung ſetzt. Er bemüht ſich dann, jede brillante Rolle in alten, und vorzüglich in neuen Werken zu erlangen, und ruhet, mit ſich zufrieden, auf dem Lorber, der dem Dichter gehört. Journale vollenden an dem Verirrten, was die Lage der Dinge erzeugte. Er bleibt ein Sclave fremder Meinungen, und weiß keine gehörig zu würdigen, weil ihm das tiefe Studium fehlt.

Anders iſt es mit dem wilden Genie: das bricht cometenartig durch das theatraliſche Chaos! Es betäubt, es blendet, und von den Irrlichtern der Journale laut geprieſen, umflattert, feiert es ſeinen Triumph über die Regeln. Das Publicum ſelbſt ſtaunt, von dem Scheine des Cometen geblendet, und trauet ſeinem eigenen, reinen, ſtets richtigen Naturgefühle nicht mehr. Aber der prüfende Kenner mit dem Telescope der Analyſe ſieht den kleinen Kern des leuchtenden Cometen, er berechnet deſſen Bahn, ſein Ende und ſeine Folgen.

Der Schüler ohne Schule iſt natürlich der Erſte, der dieſe glänzende Erſcheinung bewundert und nachahmen will, ohne zu bedenken, daß er nur deſſen Fehler nachahmen kann, aber nie deſſen nur in der Erſcheinung wohnenden Geiſt, und er wird eine ſchlechte Copie; denn Genie's können keine Muſter auf der Bühne ſeyn, die Originale will. Der Irrende, mit dem beſten Willen und den ſchönſten Anlagen begabt, wohin er ſich immer zu ſeiner Belehrung wendet, findet — Irrthum.

In manchen critiſchen Journalen hat man die Mimik des Schauſpielers als eine beſondere Kunſt behandelt; man hat die Character-Zeichnung des Schauſpielers ſtreng getadelt, aber ſeine Mimik gelobt, und ihr Studium den Schauſpielern beſonders angerühmt, ohne zu bedenken, daß jeder gelernte, und vor dem Spiegel ſtudirte mimiſche Ausdruck, in dem es keine Wahrheit geben kann, zur häßlichen Grimaſſe werden muß, was beſonders bey alten tragiſchen Schauſpielerinnen ſo ſichtbar iſt.

Profeſſor Engel hat wider ſeinen Willen mit ſeinem ſonſt ſo vortrefflichen Werke über die Mimik dieſes Labyrinth eröffnet. Seine aufgeſtellten Theorieen über die körperlichen Bewegungen können nur Automaten, aber keine natürlichen Schauſpieler bilden: das Erſte wie das Zweite läßt ſich zwar verfeinern und veredeln, aber die Wahrheit, die in ihnen wohnen muß, kann nur empfunden, nicht gelernt werden; denn ſie ſind die ſichtbaren Zeichen aller unſichtbaren Gefühle, die in demſelben Augenblicke den Menſchen, welchen der Schauſpieler bezeichnen will, beherrſchen.

Der mimiſche Ausdruck iſt bey jedem Menſchen das Zifferblatt, ſeine Füße ſind die Zeiger der Stunden, ſeine Hände und Finger die der Minuten und Secunden.

Iſt nun ſein Innerſtes mit Verſtand gebildet, und wohnt der belebende Geiſt in dem Werke, dann treffen und paſſen die Geſichtszüge zu jeder körperlichen Bewegung richtig, und Beide zu den verſchiedenen Tönen des innern Gefühles; dann erſt wohnen Einheit und Wahrheit in dem Bilde der Täuſchung, und ohne Wahrheit und Einheit läßt ſich kein bezauberndes Menſchenbild auf der Schaubühne denken.

Es hüte ſich alſo der Schüler vor dem unbewieſenen Lobe oder Tadel der mehrſten Theater-Critiken, die von der wahren Kunſt gewöhnlich ſo unrichtige Begriffe haben, als der, den ſie loben oder tadeln; ſie ſagen in der Regel nur ihre Meinungen, aber ſie bedenken nicht, daß ſie unendlich ſchaden und wenig nützen.

Der tiefdenkende Leſſing erkannte es in ſeiner Dramaturgie, daß es in der regelloſen Schauſpielkunſt keine gründliche Critik geben könne, aber in dieſen Zeiten denkt man nicht ſo menſchlich als Leſſing, und tadelt ohne Bedenken, was man ſelbſt nicht kennt. Möchte die Critik doch lieber Theorieen zu einer Schule für die Schauſpielkunſt entwerfen, ſo würden ſie die Liebe ihrer Zeitgenoſſen, und den Dank ihrer Nachkommen verdienen: Sie werden im Namen der Kunſt und des Publicums zu dieſem ſchönen Zwecke aufgefordert; und auch die denkenden Schauſpieler ſollten ihre Erfahrungen nicht verbergen.

Es iſt aber auch nicht zu leugnen, daß ſeit vielen Jahren viel Gutes, Wahres und Belehrendes über die Kunſt gedacht, und von gelehrten Männern beſcheiden geſchrieben wurde; es haben helle Funken in Journalen und andern Schriften geleuchtet, aber es waren nur einzelne Funken, ſie lagen zer-

Allgemeine Novelliſtik.

Der ehrenvoll bekannte Botaniker Dr. Joſ. Jac. Römer (er gab unter Anderm gemeinſchaftlich mit Hrn. Hofrath Schultes Linne's Pflanzenſyſtem neu bearbeitet heraus), welcher im vorigen Jahr zu Zürch verſtorben war, hat an wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden Folgendes hinterlaſſen: a) ein Herbarium von 16000 meiſt ſehr ſeltenen und wichtigen Arten, nebſt einer großen Menge Doubletten, größtentheils ſyſtematiſch geordnet; b) eine Bibliothek von 1631 Nummern, worunter manche koſtbare Werke, nebſt mehreren tauſend naturhiſt., medicin. ꝛc. Diſſertationen; c) mehrere zur Pflanzen-Anatomie dienende Inſtrumente, Microſcope, Lupen, Pincetten ꝛc. — Seine Witwe biethet dieſen ganzen Nachlaß um den Betrag von 10,000 fl., oder aber das Herbarium und die Bibliothek, jedes für ſich um 6000 fl. an. Ein Catalog iſt zwar, aber kein gedruckter, vorhanden, indeß kann man ſich durch eine Zuſchrift an Mad. Louiſe Römer (Zürch, kl. Stadt, Nr. 7) bald nähere Kenntniß verſchaffen, wozu auch die Verlagshandlung dieſer Zeitſchrift mit Vergnügen die Hand biethen wird.

Die 39ſte Kunſtbeylage des Morgenblatts berichtet Folgendes über eine neue Ausgabe von Hogarths ſämmtlichen Werken: Hogarth ſtach viele ſeiner früheren Platten für verſchiedene Kunſthändler; die Anzahl derer, welche er für ſich behielt, und welche noch zu ſeinen Lebzeiten oder nach ſeinem Tode als kleinere Sammlungen ſeiner Werke verkauft wurden, beläuft ſich auf 77. Dieſe brachte im Jahre 1790 Hr. Boydell an ſich, und ſammelte dazu noch 30 andere Platten. Alle zuſammen ſind nun von den HH. Baldwin, Cradock und Joy, in London, gekauft worden, die eine neue Ausgabe davon veranſtalten, und diejenigen Blätter Hogarths, wovon ſie die Original-Platten nicht beſitzen, in getreuen Nachſtichen hinzufügen wollen. Die Wiederherſtellung der in Boydells Beſitz geweſenen Platten, in ſo weit ſolche nöthig iſt, hat Hr. James Heath übernommen. Das ganze Werk wird ungefähr aus 120 Blättern, mit beygelegten Textbogen, beſtehen, und in 23 oder 24 monatliche Nummern vertheilt werden. Da bereits ein mit Beyfall aufgenommenes Buch: Biographiſche Anecdoten von Hogarth (3 Bände in 4.) über die perſönliche Geſchichte des Künſtlers hinreichende Auskunft gibt, ſo werden nur einige kürzere Andeutungen und Erklärungen der verſchiedenen Gegenſtände von Hrn. Nichols geſchrieben, den Kupferblättern vorausgeſchickt oder beygegeben. Das Werk erſcheint auf Subſcription, und koſtet für die Subſcribenten jede Nummer 1 L. 1 S., nachher aber 1 L. 5 S. Die Abdrücke ſollen nach der Folge der Unterzeichnung geliefert werden, und die Ausgabe der erſten Nummer war auf den 1. April angekündigt.

(Fortſetzung der in Nr. 62 abgebrochenen Notiz über das Improviſiren.) »Wenn die Italiener ſelbſt das Improviſiren als den Verderb ihrer Poeſie verdammen und einzuſchränken ſtreben, ſo ſtimme ich ihnen gern bey, wo ſie jene Gattung dieſer Kunſt verſtehen, deren Geſetze ich in meinem vorigen Briefe mitgetheilt habe. Dieſe verhält ſich aber zum namenswerthen Improviſiren wie der Betrug zu Wahrheit, und iſt an und für ſich eine Entweihung. — Gibt es denn aber auch eigentliche Improviſatoren in Italien, fragen die Philiſter und ſchütteln die Köpfe, denn dieſes Wunder paßt nicht in ihr Syſtem. Ich will keinen von ihnen überreden, aber ich will meine eigene Ueberzeugung unverholen ausſprechen. Unter einem Improviſator verſtehe ich in der höchſten Bedeutung einen Geiſt, welcher der Weihe der Muſe zu jeder Zeit gebiethen kann, daß ſie ihn mit ihrer vollen Gewalt ergreife und entflamme, ſo daß er, wie beſeſſen, halb unbewußt, zu ihrem Organe umgeſchaffen werde, das von göttlichem Hauche getrieben, ſich ſeines überſchwellenden Reichthumes nicht im langſamen Gange der Feder entladen kann, ſondern ihn im geflügelten Schwunge des Wortes und des Geſanges ausſtrömt *). Ich habe in Rom zwei Perſonen gehört, und eine davon näher kennen gelernt, die ich in dieſem Sinne, ſo weit unſre Zeit ihn aufkommen läßt, Improviſatoren nennen darf. Sie ſind Roſa Taddei, als Arcadierin Licori Partenopea, und Toma'ſo Sgricci aus Arezzo, als Arcadier Terpandro. Die erſtere gab am 24. Februar eine öffentliche Academie im Teatro della Valle, der ich beywohnte. An dem Eingange des Parterre ſtand die ſilberne Urne, in welche jeder Hereintretende einen zuſammengerollten Zettel mit einer Aufgabe werfen durfte. Eine einfache, ſanfte Ouverture bereitete den Auftritt der Dichterin vor; ſie erſchien, ganz in Weiß gekleidet, ein bleiches Mädchen von etwa ſiebenzehn Jahren, mit großen, feuerſchwarzen Augen. Nachdem ſie ſich verneigt, ließ ſie die Urne auf das Theater bringen, und ein Fremder zog unter den Augen des Publicums ſechs Zettel heraus, deren Inhalt er laut ablas, und ſie dann der Dichterin überreichte. Die Aufgaben waren folgende: La morte del Conte Ugolino, Saffo e Faone, la morte d'Ifigenia, la morte d'Egeo, il cinto di Venere, Coriolano. Sie wählte das erſtgenannte zum Anfange, und ging einige Minuten, wie in leidender Spannung, doch ohne alle Action, auf dem Theater umher. Dann befahl ſie dem Orcheſter, ein Geſangſtück zu ſpielen, das ſie nach der Nummer beſtimmte. Es war, dem Gegenſtande gemäß, eine tiefe Klage und von ſehr einfachem Rhythmus. Nachdem es ein paarmal vorgetragen worden war, gab ſie den Spielern einen Wink, und begann, wie mit ausbrechender Wuth, ihr Gedicht abzuſingen. Es war ein Mittel zwiſchen Declamation und Geſang, deſſen ſie ſich bediente, und das Orcheſter wußte ſich mit vieler Gewandtheit an ihre Worte zu ſchmiegen, je nachdem ſie ſchneller oder langſamer fortſchritten. Auf den Reim fiel der muſikaliſche Hauptaccent, mit einer willkührlichen Dehnung, und hier wich die Declamation immer dem Geſange, etwa ſo, wie im trockenen Recitative (Recitativo secco) der italieniſchen Oper, oder in dem Meßvortrage der catholiſchen Kirche. Die Dichterin erregte Staunen und Mitleid; ihr ganzer Körper ſchien zu arbeiten, ihre Bruſt hob ſich gewaltig, ihre Wangen glühten, ihre rollenden Augen funkelten, ihr ganzes Geſicht war umgewandelt. Man hätte ſagen können, daß ſie ſchweigend einer Bildſäule ähnlich geweſen wäre, die der Schöpferhauch der Poeſie jetzt mit Schöpferhauch durchdränge. Am ängſtlichſten ergriff ihr Anblick, wenn die Rede einen Augenblick ſtockte, oder ſie ſich verſprach und wiederholen mußte; man hätte ihr helfen mögen, ſo ſichtlich war ihr Schmerz. Aber mit dem Laufe des Gedichts wuchs Schnelligkeit und Hitze des Vortrages, und kaum hatte ſie das letzte Wort ausgeſtoßen, ſo ſank ſie erſchöpft auf ihren Seſſel. Aber alsbald erhob ſie ſich wieder, ſtürzte ein Glas Waſſer hinunter, und beſtellte eine neue Muſik; die Begeiſterung ließ ſie nicht ruhen. Nun ward ſie auch allmählich freier und kühner, ſie forderte dann und wann Intercalarverſe und Endreime vom Publicum, ſie ließ ſich auch die Form einiger Gedichte vorſchreiben. Ein ungetheilter Beyfall rauſchte ihr nach jedem Schluſſe entgegen, und oft konnte das Publicum ſeine Hände nicht einmal ſo lange im Zaume halten; man ergriff die kleinſten Pauſen, ſeiner Entzückung Luft zu machen. Dieſe Unterbrechungen ſchienen die Dichterin keineswegs zu ſtören, ſondern vielmehr ihren Schwung zu beflügeln. Sie that Wunder an den alten, bis zum Ekel abgeleierten Stoffen, und wer ſie gehört hatte, konnte an ihrer W[illegible]he nicht zweifeln. Bewundernswürdig war auch die naive Unbefangenheit, mit der ſie die Klippen umſchiffte, die in der Aufgabe, den Gürtel der Venus zu beſingen, ihrer jungfräulichen Sittſamkeit drohten. Doch ſo

---

*) In dieſem Sinne ſind die älteſten Poeſieen aller Urvölker improviſirt worden. Die lyriſche Poeſie widerſtand dem Joche der Schrift am längſten und fühlt es am ſchwerſten. Wann wird die Muſik ſie erlöſen?

etwas läßt ſich nicht wiedergeben, wenn ich ſelbſt die Worte aufgefangen hatte. Alſo genug von ihr. (Schluß folgt.)

Le merite des femmes iſt der Titel eines traurigen Werkes, welches Hr. Malo am Ende des vorigen Jahres in Paris erſcheinen ließ. Dieſer Herr hat es ſeit einigen Jahren übernommen, die ganze Naturgeſchichte, von den vierfüßigen Thieren bis zu den Inſecten, nebenher auch die Pflanzen, und vermuthlich nächſtens auch die Steine zu Calendergegenſtänden zu machen. Dieſe Sachelchen ſind mit hübſchen, colorirten Kupfern geziert, auch die Behandlung iſt ziemlich anſprechend, nur läßt der Verfaſſer ſeinen Styl naive Grimaſſen ſchneiden, die am Ende läſtig werden; ſeine Verſe ſind ganz artig. Das neue Werk iſt wohl ſein ſchlechteſtes und fadeſtes. Legouvé's Zartheit iſt hier bis zum Ekel nachgeahmt. Die hiſtoriſchen Anecdoten, das Intereſſanteſte des Buches, ſind ohne Verbindung, kurz das Ganze iſt recht ärmlich. Als ein kleines Beyſpiel des Styls werden wir den Anfang anführen: »Die Frauen. — Welches Zauberwort hat meine ſchwache Feder eben gezeichnet. Es gibt darin etwas Sanftes, Liebliches, Harmoniſches, welches die Ohren und die Sinne verführt. Bey dem einzigen Anblicke einer Frau belebt ſich unſer Auge, das ſtrengſte Herz fühlt ſich milder, wir ſcheinen neues Leben zu athmen. Die Natur machte ſie wie Blumen, die ruhig auf der Wieſe, welche ſie werden ſah, glänzen; es ſind Roſen, mit denen der Himmel die Erde zierte, um die traurige Wüſte des Lebens zu bezaubern.« In dieſem Tone iſt das ganze Buch geſchrieben, und dieſe Stelle iſt im Grunde die erträglichſte, obwohl faſt kein Wort davon wahr iſt; aber bey dem Frauenverdienſte kömmt es ſo viel auf Wahrheit nicht an. — »Ehemals,« ſagt Hr. Malo an einer andern Stelle, »gab es in der Provence Dichter, die ſich ein Vergnügen daraus machten, das herrliche, himmliſche Geſchlecht zu verleumden, ſie führten den Namen Gallindours. Pet. Vidal, aus Toulouſe, einem dieſer Elenden, wurde von einem Ritter die Zunge geſpalten (vermuthlich um ihn vernünftig reden zu lehren.) Was geſchah? In ſeinem Alter machte er (ex professo) eine Abhandlung über die Kunſt: nie zur unrechten Zeit zu ſprechen. — Dem Verfaſſer wird nun freilich, ſeines ſchlechten Lobes wegen, weder die Zunge noch die Hand geſpalten, weil es die Geſetze nicht erlauben. Wenn dieſes die Strafe der ſchlechten Versler und Skribler wäre, bey Gott! Wenige würden ſprechen und ſchreiben können. Die Sonnetten- und ähnliche Dichter beſonders, geriethen in Noth und Pein. — m —

»Ildegerte, die Heldin Norwegens,« romantiſches Schauſpiel, den 15. d. M. zum erſtenmale im Joſephſtädter-Theater gegeben, wurde von Hrn. Lenz nach Kotzebue's hiſtoriſcher Novelle gleichen Namens bearbeitet. Dieſe Novelle iſt allgemein bekannt. Was ſie Gutes an ſich haben mag, ward durch die dramatiſche Bearbeitung verdorben, und was an der Bearbeitung verdorben war, dadurch ward die Aufführung und Muſik begraben. Ueber die tragiſche Erzählung eines norwegiſchen Kriegers lachte das Publicum laut auf u. ſ. w. Das Beſte daran dürften die Tableaux ſeyn. — ß.

Des eintretenden Feſttags wegen wird die Donnerſtag-Nummer morgen ausgegeben.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Graffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 17 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Graffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

65.

(Wien, Mitwoch, den 31. Mai.)

Ueber die Fortſchritte des Bergbaues in Böhmen, mit einem berichtigenden Rückblick auf das Goldbergwerk bey Sablath.

Von A. R. v. Flammenſtern.

I.

Welch bedeutende Fortſchritte der Bergbau in Böhmen macht, erhellet aus dem Umſtande, daß wieder ein neu entdecktes Silberbergwerk bey Rudolphſtadt im Bau begriffen iſt. Da mir hierüber aus reinſter Quelle einige Aufſchlüſſe zugekommen ſind, deren Kunde jedem Vaterlandsfreunde nur zum Vergnügen gereichen kann, ſo ergreiſe ich, von jeher für Alles glühend, was dem Vaterlande nutzt und frommt, gegenwärtige Gelegenheit, wo ich ohnedieß Rückſprache über das Goldbergwerk zu Sablath zu nehmen habe, die Leſer vorerſt mit dieſem neuen Silberbergwerke näher, als es bis jetzt gar zu wortkarg in öffentlichen Blättern geſchehen, bekannt zu machen.

a) Das neu entdeckte Silberbergwerk bey Rudolphſtadt.

Bereits im Jahre 1817 begann hier auf den Impuls des einſichtsvollen Hrn. Bergraths Franz, der Bergbau im unverritzten Strupſer und Hodowitzer Gebirge, und die Thätigkeit des daſigen umſichtigen Werksbeamten, Hrn. von Brunnberg, ſchuf bald die erfreulichſten Reſultate. Schon in einer Tiefe von 18 Klaſter war der Gewinn bey 50 Ctr. Silbererz, nebſt mehreren hundert Ctrn. Pochgängen, die im Durchſchnitte von 5 bis 30 Loth in Silbergehalt gaben. Da es übrigens keinem Zweifel unterliegt, daß dieſer neu eröffnete Bergbau mit dem uralten Rudolphſtädter Bergbau hier actenmäßig in den Jahren 1548 bis 1572, dann im Jahre 1618 einen außerordentlichen Silber-Reichthum lieferte, in Verbindung ſteht, ſo ſieht man mit vollem Grunde nächſtens der reichſten Ausbeute entgegen.

b) Das Goldbergwerk bey Sablath.

Bereits in Nr. 22. dieſer Blätter (lauf. Jahrg.) wurden die Leſer mit dem bey Sablath eröffneten Goldbergwerk bekannt gemacht. Hierüber ſind mir nun von hochachtenswerther Hand zum öffentlichen Gebrauche folgende ämtlich erhobene Daten, nach welchen die Notiz in Nr. 22. zu berichtigen wäre, zugekommen:

Ein Sablather, der im verfloſſenen Jahre in ſeinen Geburtsort kam, machte die Bewohner der daſigen Gegend auf die Spuren von einem unweit Sablath — bey den Dörfern Wirſchenetz und Albertſchlag in grauer Vorzeit getriebenen Bergbau aufmerkſam, und munterte ſie zur Wiedereröffnung der alten Stollen auf. Dieſe Vorſtellung bewirkte, daß ſich in Kurzem gegen 500 Individuen aus Sablath und der umliegenden Gegend zur Eröffnung dieſes Bergwerkes verbanden. Das K. Diſtrictual-Berggericht in Prz'ibram beorderte den k. Berggerichts-Subſtituten v. Brunnberg, über dieſen Bergbau die ſogenannte Freifahrt vorzunehmen Dieſe Freifahrt fand im Monat December 1819, ſtatt. Der kenntnißreiche v. Brunnberg erkannte die Zweckmäßigkeit der Eröffnung obbeſagter zweier alten Stollen, insbeſondere, weil einige Gangarten aus den noch bemerkbaren alten Halden einen ſchönen Schlich ſicherten u. dgl. m., machte aber demungeachtet die Bergbauluſtigen mit den Hinderniſſen, Beſchwerlichkeiten und dem nicht ſeltenen Mißlingen des Bergbaues ſattſam bekannt; da ſie aber bittlich darauf beharrten, ihnen dieſen Bergbau ſo zweckmäßig als möglich einzuleiten, ſo wurde die Einleitung getroffen, und dieſe beyden alten Stollen ſogleich vorſchriftmäßig zu gewältigen angefangen. Unermüdet wird nun damit fortgefahren; die eigentlichen Reſultate werden ſich aber erſt dann entwickeln, wenn dieſe alten Stollen fahrbar hergeſtellet, und vor Ort gebracht ſeyn werden.

Dieſe einfache Darſtellung zeigt das Wahre in der Sache. Der ſonſt ſo achtenswerthe auch ehrwürdige Correſpondent, aus deſſen fünf Schreiben ich wörtlich die in Nr. 22. gelieferte Notiz hob, wird ſich nun ſelbſt überzeugen: daß insbeſondere der im Eingange erwähnte Sablather weder verhaftet war, noch des Haftes entlaſſen wurde. Vielmehr wird derſelbe wegen den ſträflichen Umtrieben, deren er ſich in dieſer Sache zu Schulden kommen ließ, laut den vor mir liegenden gerichtlichen Acten, mit Steckbriefen verfolgt. Möge dieſer ſonſt ſo achtenswerthe Correſpondent das Aggregat des ehrliebenden Mannes: Wahrheit gegen Freund und Feind, künftig beſſer beherzigen!

* * *

Abenesra und deſſen Schriften *).

Unter dem wilden Getümmel heranſtürmender Völker des grauenvollen Mittelalters, in wechem wir die begründeteſten Reiche ins Nichts zurückkehren, und Coloſſal-Staaten aus dem Nichts ſich emporheben ſehen; unter dem

---

*) Dieſer Aufſatz iſt aus dem, nächſtens hier in Wien in der Carl Ferd. Beck'ſchen Buchhandlung erſcheinenden Werke, betitelt: Vorleſungen über die neuere Geſchichte der Juden, nämlich, von der Zerſtörung Jeruſalems durch Titus bis auf die gegenwärtigen Zeiten, von S. Löwiſohn.

furchtbaren Getöſe herbeirauſchender Menſchengeſchlechter dieſer denkwürdigen Periode, in welcher Nationen an Nationen ſo oft und ſo mächtig ſich rieben, erſcheint kein Volk mit ſo vieler Auszeichnung auf der Weltbühne, als die hochherzigen Araber. Dieſe edle Nation, die durch ihre raſch aufeinander folgenden Großthaten bewies, was der orientaliſche Geiſt, geweckt nach einem langen Schlummer, niederzureißen und auch aufzubauen im Stande iſt, ward auf dem höchſten Gipfel ihrer furchtbaren Macht zugleich die vertrauteſte Freundin der beſcheidenen Muſen. Nicht nur viele talentvolle Individuen ihrer Volksmaſſe rangen mit dem glücklichſten Erfolge nach der Weisheits-Palme; ſelbſt mehrere ihrer Caliphen wanden den holden Lorberkranz der Wiſſenſchaften um ihr ſtolzes Diadem. Durch ihre Eroberung Spaniens verpflanzten ſie die Wiſſenſchaften wieder auf europäiſchen Boden, und unter ihrer Regierung erſcheint uns die Halbinſel jenſeits der Pyrenäen als ein heller Lichtpunct, glänzend am düſtern Horizonte der damaligen europäiſchen Cultur.

Ein großer Theil der jüdiſchen Nation ließ ſich unter dieſem mächtigen Volke in Spanien nieder, und lebte ruhig unter demſelben. Als Abkömmlingen des Orients, deren Sprache zugleich innigſt mit der Sprache der Araber verwandt war, reichten ihnen dieſe freundlichſt die Hände auf occidentaliſchem Boden, und bald ſtanden ſie ihren Gebiethern auch an Geiſtescultur nicht nach. Sie wurden die Begründer der hebräiſchen Literatur, ſowohl durch ihre ſcharfſinnigen Aufſuchungen der grammaticaliſchen Regeln, als auch durch ihre trefflichen Commentare über die heiligen Bücher. Die jüdiſche Theologie bekam zu dieſer Zeit eine zierliche, metaphyſiſche Hülle, und die holde Zionide — verſtummt ſeit der traurigen Wegwerfung ihrer Harfe an den wilden babiloniſchen Geſtaden — ertönte nun lieblich wieder an den Ufern des Ebro und Guadalquivir im Munde kräftiger, phantaſiereicher Dichter. Unter den mannigfaltigen großen Geiſtern dieſer Periode, welche ewig die Zierden Iſraels ſeyn werden, glänzt als ein Stern von vorzüglicher Größe, der berühmte Abenesra.

Von ſeinen Lebensumſtänden, ſo wie von denen mehrerer berühmter jüdiſchen Gelehrten damaliger Zeit, iſt leider! nur ſehr wenig bekannt. Man weiß, daß er zu Toledo im Jahre 1123 geboren worden. Ein heftiger Drang, Wahrheit zu forſchen und Kenntniſſe zu ſammeln, verbunden mit jener ſtürmiſchen, in die weite Welt hineinjagenden Unruhe, welche wahrhaft große Seelen characteriſirt, trieb ihn frühzeitig aus ſeiner Vaterſtadt. Er wollte den Planeten, dieſen Winkel der Schöpfung, auf welchem ihn die Natur entſtehen ließ, nicht wieder verlaſſen, ohne ihn großentheils geſehen zu haben, und ſein Leben war daher beynahe ein ſtetes Reiſen *). So durchwanderte er England, Frankreich, Deutſchland, Italien, Griechenland, Kleinaſien, Paläſtina und Aegypten. In Aegypten war es auch, wo er ſeinen würdigen Glaubens- und Zeitgenoſſen, den großen Maimonides ſprach. Dieſer, damals als Leibarzt am Hofe des edlen Sultan Saladin angeſtellt, war ſchon früher ein hoher Verehrer der Schriften des Abenesra geweſen, wurde aber durch

---

*) Rerum perscrutandarum ita curiosus (fuit), ut domi paternae diu morari impatiens foras egreditur, totumque fere vitae suae spatium in peregrinationibus consumsit.
Bartol. Bib. Rabbi.

deſſen perſönlichen Umgang noch mehr von Achtung gegen ihn durchdrungen, und konnte ſeinem Sohne nichts Dringenderes anempfehlen, als die Schriften desſelben fleißig zu ſtudiren.

Die Inſel Rhodus hatte Abenesra bereits in ſeinem ſechs und dreißigſten Jahre beſucht, doch wie es ſcheint, nur auf kurze Zeit. Er kehrte aber in ſpätern Jahren wieder dahin zurück, und dort beſchloß er endlich ſein äußerſt thätiges und mühſames Leben im ſechs und ſiebenzigſten Jahre ſeines Alters. Die jüdiſchen Bewohner dieſer Inſel führten ſeine irdiſchen Reſte nach Paläſtina, wo dieſelben neben dem Grabe des Rabbi Salomon ben Gebirul, in dem Orte Chabul, der Erde übergeben wurden. Eilf Monate ſpäter folgte ihm Maimonides in die Wohnungen der Seligen.

Als Schriftſteller bearbeitete Abenesra die weitläuftigen Gebiethe der Mathematik, Aſtronomie, Metaphyſik, Medicin, Poeſie, Exegetik und Grammatik. Ein hellſprudelnder, nie zu erſchöpfender Witz durchfüllt ſeine Schriften, die zugleich das Gepräge hoher Originalität in volleſtem Maße an ſich tragen. — Ueberall, wo ſein erleuchteter Späherblick hinfällt, entdeckt er die verborgenſten Dinge, und ſein tiefdringender, Alles erſchöpfender Geiſt gefällt ſich, da neue Bahne zu brechen, wohin ſich vor ihm noch kein Forſcher gewagt hatte. Sehr oft bewundern wir ihn als den glücklichen Auffinder neuer Anſichten, die er dann in einer äußerſt kraftvollen und erſtaunlich conciſen Sprache vorträgt. Er war auch der Erſte, der den Aſtronomen den Plan angekündigt hat, das Himmelsſchema durch die Theilung des Aequators in zwölf gleiche Theile zu errichten, welchem zuerſt der berühmte Aſtronom Joannes Monteregius, dann alle ſpätern Aſtronomen nach ihm, beygepflichtet haben. Der Catalog der uns bekannten Schriften des Abenesra enthält 18 theils größere, theils kleinere Werke. Viele davon ſind noch Manuſcript, und befinden ſich in der vaticaniſchen Bibliothek zu Rom.

Salomon Löwiſonn.

◆

Lectiones variantes von Donau-Eſchingen.

Louis von Rango, Premier-Lieutenant, nannte in ſeiner neueſten, allgemeinen Geographie (Berlin, Seite 51) Donau-Eſchingen ein Dorf.

Sein Recenſent in der (Halle'ſchen) allgemeinen Literatur-Zeitung 1818 (Nr. 1, Spalte 6) nennt es eine Stadt.

Stein, Profeſſor zu Berlin, heißt es in ſeiner kleinen Geographie (Leipzig 1816, Seite 64) auch eine Stadt.

Cannabich, Rector zu Greußen, lobt es in ſeinem Lehrbuche der Geographie (Sondershauſen 1816, Seite 329) als eine wohlgebaute Stadt.

Fick, Profeſſor zu Erlangen, ſetzte in ſeiner geographiſch-ſtatiſtiſchen Beſchreibung aller Staaten und Nationen der Erde (Nürnberg 1817, I. Theil, S. 512) nach dem Worte Donau-Eſchingen nur St. Dieſes St. kann ein Städtchen und eine Stadt bezeichnen.

Im geographiſch-hiſtoriſchen Zeitungs-Lexicon von Jäger und Mannert (Nürnberg 1803, I. Theil, S. 597) heißt Donau-Eſchingen ein Marktflecken.

Auf der Landcharte: »die Königreiche Baiern und Würtemberg, das Großherzogthum Baden ꝛc. (Augsburg 1818)« erſcheint Donau-Eſchingen mit den kleinſten Lettern gedruckt.

Da, wo Hr. Hofrath und Profeſſor Schultes zu Landshut, in ſeinen Donau-Fahrten (Wien 1819, I. Band, S. 44) vom vorgeblichen Urſprunge der Donau im fürſtlich Fürſtenberg'ſchen Schloßhofe zu Donau-Eſchingen ſpricht, nennt er Donau-Eſchingen weder Stadt, noch Marktflecken, noch Dorf.

Nicht einmal in der Schreibung des Namens dieſes Ortes ſtimmen die geographiſchen Schriftſteller überein. Die beſagte Landcharte nennt den Ort Donau-Eſchingen, auch Schultes nennt ihn alſo. Cannabich, Fick und Stein hingegen ſchreiben; »Donau-Eſchingen, oder Don-Eſchingen«!!

K. J. Stephan, Prof.

Räthſel.

Wir machen eine Truppe aus
Von vier verſchied'nen Compagnieen,
Und fordert jemand uns heraus,
So müſſen wir zu Felde ziehen.

Doch ſonderbar iſt unſer Kampf;
Hier hört man nicht Kanonen knallen,
Hier ſieht man keinen Pulverdampf,
Wir müſſen dennoch alle fallen.

Was noch dabey das Beſte iſt,
Daß wir im Falle wenig leiden;
Denn wir ſind nur beſtimmt, den Zwiſt,
Den andre haben, zu entſcheiden.

Sie ſind gar oft ſehr übel dran,
Verwünſchen uns und ſuchen Rache.
Nun rathe, wer nur rathen kann,
Wie nennt man uns in deutſcher Sprache?

B. Landesmann.

Allgemeine Novelliſtik

Das Quaterly Review XLIII. pag. 203—246, enthält eine Anzeige mehrerer Werke über das Vorgebirge der guten Hoffnung von Richard, Barnard, Fiſcher, William Burchell, G. Roß, John Wilſon, Latrobe und Ungenannten (Colquhoun). Zugleich gibt es eine Schilderung des gegenwärtigen Zuſtandes dieſes Landſtrichs, in Veranlaſſung der letzten Parlaments-Sitzung, in welcher der Plan, die Anpflanzungen dieſer Colonie zu erweitern, mit Jubel aufgenommen, und 50,000 Pf. Sterl. auf der Stelle dazu ausgeſetzt wurden. Seitdem drängten ſich die Menſchen in Downing-Street, um den Beſchluß der Colonial-Verwaltung über die Bedingungen zu erfahren, unter denen neue Coloniſten ſich in jenen herrlichen Gegenden anſiedeln können. Den genaueſten Erkundigungen nach den jetzigen Grenzen der Capcolonie zufolge, erſtreckt ſich die Weſtküſte 315 Meilen vom Tafelberge bis zum Fluſſe Kouſſie, und die Südküſte 580 Meilen oſtwärts von demſelben Berge bis zum großen Fiſchfluſſe: eine Ausdehnung von 120,000 Quadratmeilen. Nur auf der Südſeite der Gebirgsketten, die ſich über die ganze Breite von Oſten nach Weſten hinziehen, nahe bey dem Meeresufer, ſind ausgedehnte Waldungen, die von dem der Meſſelbay gegenüber liegenden Puncte bis Sitſicamma, oberhalb Plettenbergs-Bay, einen Raum von faſt 100 Meilen einnehmen, und treffliches Bauholz liefern. Oberhalb dem Schwarzenberge iſt eine von den unter dem Namen Karroo den Coloniſten bekannten Ebenen von eiſenhaltigem Thonboden, das übrige Land iſt hügelig. Schon frühere Reiſende und neuerdings Lichtenſtein, der im Jahre 1803, nach dem Frieden von Amiens, den Sohn des General Janſſen als Erzieher dahin begleitete, bemerkten, daß der Anblick dieſer kahlen Ebenen, ſo wenig Einladendes er im Februar oder März hat, in den Monaten Juli und Auguſt, nachdem der Regen gefallen, und Alles ſich in reiche Gerſtenfelder und lachende Blumenwege verwandelt hat, nicht wieder zu erkennen iſt. Von der gegenwärtig bewohnten Landſtrecke ſind 3,000 Quadrat-Meilen fruchtbarer Boden, von denen 1/3 pflügbar, und 2/3 Schaftriften und Viehweiden herrlich gelegen iſt. Dieſe weite Ausdehnung bewohnen 30,000 Familien; eine ſpärliche Bevölkerung. Ein Beweis, wie ſehr die Colonie zunimmt, iſt der Anwachs der Bevölkerung, die 1798 61,000, und jetzt ſchon nahe an 100,000 Seelen, Weiße, Sclaven und Hottentotten zuſammengerechnet, beträgt. Die Haupterzeugniſſe beſtehen aus Wein, Weizen und Wolle, und es zerfallen die Bewohner daher in Wein-, Korn- und Viehbauern, von denen die Anſiedelungen der letztern beſonders armſelig ſind. Ihnen zunächſt folgen die Hotentotten, an Zahl etwa 20,000, deren Zuſtand ſich unter dem Schutze der brittiſchen Regierung verbeſſert, und den gutartigen Menſchenſchlag, der nur früher und mit Unrecht hat in Verruf kommen können, veredlen Miſſions-Anſtalten durch die milde Lehre des Chriſtenthums. Die älteſte dieſer Anſtalten iſt zu Gnadenthal, einſt eine Wildniß, jetzt von mehr als 1,300 Hottentotten bewohnt, die mit rührender Liebe an ihren Geiſtlichen hängen. Schwerer, wiewohl nicht unmöglich, iſt die Bekehrung der Hirtenſtämme von der Oſtſeite des großen Fiſchfluſſes, die ſchönſte, aber auch die enthaltſamſte Menſchenrace, mit Unrecht Kaffern, Ungläubige, genannt. Alle Reiſende beſtätigen den Namen, den Vasco di Gama ihnen gab, bona gente, gutes Volk. Eine unglückliche, wiewohl gutgemeinte Einmiſchung des Gouvernements in die Fehde, welche der eine Stamm dieſer Kaffern, unter dem intereſſanten Anführer Gaika, gegen den andern unterhält, veranlaßte neulich den Einfall der beleidigten Partey in das Gebieth der Colonie. Jetzt ruht der Streit, und wird von Seite der Kaffern keine Nahrung gewinnen. — Der neulich dem Parlament vorgelegte Plan beabſichtigt, unbemittelte Familien der alten Welt zu veranlaſſen, nach dem Cap auszuwandern, und ſie zur Reiſe und zum Antritt einer dortigen Pachtung gehörig mit Geld zu unterſtützen. Der mit großem Beyfall aufgenommene Plan hat ungemein viel Einladendes. Die nähern Bedingungen deſſelben und die Einwürfe, die freilich auch dieſem Auswanderungs-Vorſchlage gemacht worden ſind, wird, wer ſich näher davon zu unterrichten wünſcht, im Review pag. 231 ff. nachſchlagen können.

(Schluß der in Nr. 61 abgebrochenen Notiz über das Improviſiren.) Die Improviſatoren des Volkes, die an ſchönen Sommerabenden mit ihrer Laute durch die Straßen klimpern, wollen wir nicht unbeachtet vorüber gehen laſſen. Oeffnen wir das Fenſter! Der Improviſator ſchlägt ein paar Accorde an, ſchwenkt den Hut und fragt, was uns gefällig iſt. Commanda qualche cosa di serio, di malinconico o una canzone graziosa e dilettevole? Io le posso servire con tutto! — Die Nachbarn und Nachbarinnen ſammeln ſich unterdeſſen in einem Kreiſe um ihn her, und erwarten mit freudiger Spannung unſer gnädiges Commando. Wir wollen ihm aufgeben, der ſchönſten Frau unter den Zuhörerinnen eine Liebeserklärung zu machen. Das Volk jauchzt über den Einfall. Der Schelm von Improviſator hütet ſich aber wohl, ein ernſtliches Urtheil des Paris zu fällen, denn er will es mit keiner Schönen verderben: ſo wählt er denn das älteſte und häßlichſte Mütterchen zum Gegenſtande ſeiner heißen Herzensergießungen, die er mit den ſeltſamſten Geberden und Bocksſprüngen begleitet. Die Alte nimmt es nicht übel, und die Jungen können ihres Lachens kein Ende finden. Bravo, bravissimo! Voi siete l'asso di tutti gli Improvisatori d'Italia! ſo ruft dem Dichter alles aus Einem Munde entgegen, ſobald er den letzten Reim von den Lippen hat. — Nun etwas Trauriges! Die Klage einer Jungfrau über den Tod ihres Geliebten, der im Schiffbruche umgekommen iſt. — Sarà servita, Signoria! — Er ſtimmt eine langſame, ſchwermuthsvolle Melodie an, ſeufzt einige Male aus tiefſter Bruſt, und ſingt und weint und kreiſcht, daß die Leute umher angſt und bange werden vor Mitleid und Verwunderung. Die Frauen greifen nach ihren Schürzen, die Männer lachen ſie aus, aber der Improviſator ſtraft die Hartherzigen zum Schluſſe, und dankt den zarten Seelen für ihre ſchönen Thränen. Nun will der unermüdliche Sänger noch einige Verſe mit gegebenen Reimen machen, und nachdem du ihm ein kleines Silberſtück heruntergeworfen haſt, wird er die Generosità de' Forestieri gewiß auch mit einem Abſchiedsgedichte verherrlichen. — Die meiſten Volkslieder verdanken ihren Urſprung ſolchen Improviſatoren. Es iſt ein natürlicher und gerechter Vorzug der mündlichen Mittheilung, daß das Gedächtniß ſie leichter auffaßt und feſter hält, als Geſchriebenes und Gedrucktes, das ihm ja auf keine Weiſe entlaufen kann. Wer weiß es nicht, wie ſehr die Erfindung der Schrift und des Druckes die Gedächtnißkraft der Völker geſchwächt hat? Ja, bey der immer ſteigenden Schreiberei und Druckerei muß ſelbſt die Wiſſenſchaft, deren Dienerinnen ſie doch ſeyn ſollten, unter ihrem Gewichte ſeufzen. Schulen und Univerſitäten werden ihnen zuerſt unterliegen, wenn das heilige geflügelte Wort ſich nicht bald wieder geltend macht. Aber, von Volksliedern wollte ich ja ſprechen. Wenn alſo ein Lied des Improviſators zu einer beliebten Melodie oder auch mit einer neuerfundenen, dem Volke friſch und herzlich zuſagt, ſo wird es flugs wiederholt, und der Improviſator hilft wohl ein wenig nach. So klingt es im Munde der Leute fort, wächſt und ſchmilzt zuſammen, krümmt und wendet ſich, bis es endlich ſeinen letzten Hauch in ein fliegendes Blatt verathmet. Ein gedrucktes Volkslied iſt ein Leichenſtein des erſtorbenen Geſanges. So wird auch nie ein Lied durch den Druck zu Leben und Liebe unter dem Volke gelangen, aber der Geſang iſt der Seelenwecker, der göttliche Bote, der das gefeſſelte Wort aus dem Reiche des Todes heraufführt an das himmliſche Licht.

Collection de Moralistes français. Unter dieſem Titel vereinigt Hr. Amaury Duval, Mitglied des Inſtituts, ſämmtliche in dieſes Fach gehörende Schriften von Montaigne, Charron, Pascal, La Rochefoucauld, La Bruyere, Vauvenargues und Duclos. Das Ganze wird aus 14 Octavbänden beſtehen. Der Kupferſtecher Audouin beſorgt dazu die Bildniſſe von den ſieben hier zuſammengeſtellten Schriftſtellern. Die zwei erſten Bände dieſes Werks ſind ſchon erſchienen. Jeder von dreißig Bogen Druck. Subſcriptionspreis 5 Fr.

Den 18. Mai ward im **Theater an der Wien** zum erſtenmale gegeben: »De **Kapellmeiſter von Venedig, oder: der Schein trugt**; muſical. Quodlibe in einem Aufzuge, von Hrn. **Breitenſtein**.« — Die Handlung dieſes Operettchen iſt recht artig. Der Kapellmeiſter **Baſſatino** hat ſeiner Mündel **Henriette** de berühmten Kapellmeiſter **Radicati** in **Venedig** zum Mann beſtimmt, welcher jede Augenblick eintreffen ſoll. Sie liebt aber **Carln**, einen Schüler **Baſſatinos** während der familiäre Hausknecht **Peter** mit **Hannchen**, ihrer Zofe, in einem Lie besbunde ſteht. Dieſer Peter iſt aber nur ein maskirter Hausknecht; er iſt ein geſchic ter Muſiker und ein kluger Kopf. Plötzlich erſcheint der erwartete Venetianer; **Baſſa tino** iſt über ſeine Talente entzückt; **Radicati** will ſich aber nicht für die Münde entſcheiden, und wählt **Hannchen**. Der Vormund hat nichts dagegen, und bewilligt au **Radicatis** Fürbitte **Carln** der Erſtern Hand. Dieſer **Radicati** war aber Nieman anders, als **Peter** ſelbſt; er wirft die Maske ab, und **Baſſatino**, von ſeinen Vor zügen überzeugt, beſtätigt die Doppelheirath. — Die beiden Mädchen ſangen die Arie welche ihnen dieſes characteriſtiſch compilirte Quodlibet zugetheilt hat, mit lobenswer ther Kraft, Lieblichkeit und Präciſion; beſonders zeichnete ſich **Hannchen** durch Sicher heit der Intonation aus. **Baſſatino** zeigte ſich auch in ſeinem Geſang als Meiſter wie ſein Schüler **Carl** als Schüler. Der Schauſpieler, welcher als Gaſt vom Frank furter Nationaltheater die Rolle des **Peter** gab, entwickelte in allen Situationen eine ſel tene Gewandtheit, ein durchdachtes, correctes und ſicheres Spiel, ein angenehmes Organ und jene hohe Wahrheit der echten Künſtlerſchaft. Seine außerordentliche Natürlichkeit un Lebendigkeit würden ſehr an Hrn. **Fiſcher** aus **München** erinnern müſſen, wenn er nich mehr Wahrheit, und folglich nicht weniger Coquetterie als dieſer gezeigt hätte. — In dem vorausgegangenen Schauſpiel: **das Strandrecht**, ſpielte unſer Gaſt den Hrn. v **Hanitſch** mit gleicher Vollendung; und wenn etwas den befriedigenden Eindruck ſtöre konnte, ſo war es die auffallend oftmalige Verwechslung der dritten und vierten En dung, die wir leider auch an den meiſterhafteſten Schauſpielern, beſonders des ander Geſchlechtes, wahrnehmen. — Bey der Ankündigung für den nächſten Abend fand ma es an dem Schauſpieler, welcher ſie machte, die, ein gewiſſes Bedauern ausdrückend Geſticulation, mit welcher er das Anſagen zweier Gaſtrollen begleitete, mit Recht un anſtändig.

Anmerkung über den Comus.

Daß wir die Gaben des **Jocus** und **Comus** ſeither meiſtens an Donnerſtage brachten, war eine Art von Zufall, aber nicht vorgefaßte Regel. Zu beſtimmter Zei beſtimmten Spaß zu machen, iſt überhaupt eine ſonderbare, die Gunſt der Aufnahm ſehr beſchränkende Sache. Endlich iſt dieſe, dem Humor gewidmete Rubrik, bey den Plan dieſes Blattes nur Nebenſache, und es wäre ein unverzeihlicher Mißgriff, ih einen wiſſenſchaftlichen Aufſatz, ſey es abbrechend oder verſchiebend, aufzuopfern. Di Fortſetzung des Comus geſchieht demnach in unabhängigen Lieferungen und zwangloſe Portionen.

Der Redact.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift er ſcheinen hier im Verlage der **Cath. Graſſer'ſchen** Buchhandlung (Weihburggaſſe, wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k.k. Poſt 17 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (**Franz Graſſer**) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

66.

(Wien, Samſtag, den 3. Juni.)

Stammbaum des Habsburg-Oeſterreichiſchen Hauſes.

Das lithographiſche Inſtitut hierſelbſt (Niederlage jetzt am Michaelerplatz Nr. 3.) hat von dem Augenblicke ſeiner Gründung an durch Geiſt, Geſchmack, Umſicht, Thätigkeit und Induſtrie in Wahl und Leiſtung, die Liebe des Kunſtkenners und die Theilnahme des empfänglichen Publicums gewonnen. Das Bedürfniß eines Vereinigungpunctes der zerſtreuten Kräfte für die junge Kunſt des Steindruckes, fand eine ſchöne Befriedigung in dieſer wackern Anſtalt; und wenn ſie überhaupt jedem Gebildeten eine willkommene Erſcheinung iſt, ſo muß der patriotiſche Geiſt ihres Strebens ihr insbeſondere die Achtung jedes Vaterlandsfreundes in einem hohen Grade zuwenden und ſichern. Dieſer Grund iſt es nebſtbey, warum das Converſ. Bl. des lithographiſchen Inſtitutes ſchon mehrmal mit gerechter Vorliebe gedachte *), da wir, nach dem Plane unſrer Zeitſchrift, und nach der natürlichen Pflicht unſrer vaterländiſchen Geſinnung fortfahren, nationale Wirkſamkeit mit vorherrſchendem freudigen Eifer aufzufaſſen, und nach Möglichkeit zu fördern. Eine wichtige Veranlaſſung dieſer Art gibt uns jetzt wieder Gelegenheit, auf die fruchtbare Thätigkeit dieſer Anſtalt zurück zu kommen.

Das lithographiſche Inſtitut hat uns mit dem hochſinnigen Plane bekannt gemacht, die vaterländiſchen Kunſt- und Alterthumsſchätze in einer Reihe bildlicher Darſtellungen, verſtändig gewählt und ſinnreich ausgeführt, mit wiſſenſchaftlichen Erläuterungen begleitet, heftweiſe herauszugeben. »Dieſen Vorſatz verfolgend« (lautet die Ankündigung) »war es dem Inſtitute ſehr erwünſcht, ſeine Blicke auf die jetzt in Wien befindliche, vor dritthalb hundert Jahren vom Erzherzog Ferdinand von Tirol auf ſeinem Lieblingsſchloſſe Ambras gegründete Sammlung wenden zu können. Dieſer ſeltene Verein vaterländiſcher Merkwürdigkeiten, ſeine, keiner ähnlichen vergleichbare Gallerie gemahlter Porträte, die eben ſo einzige Menge von Leibrüſtungen gleichzeitiger Helden, zum Theil von hohem Kunſtwerthe, die herrlichen in Gold und aller Farbenpracht erglänzenden Handſchriften, endlich Kunſtwerke und Koſtbarkeiten jeder Art, großentheils von Künſtlern, deren

---

*) Laut Nr. 5 und 6: des Steindruckes Fortſchreiten in Oeſterreich; Nr. 19: über die Bedingungen des Inſtituts; Nr. 60: Marlboroughs Bildniß ꝛc.

Namen die Geſchichte zu ihren ſchönſten Zierden zählt, z. B. Cellini, Dürer, Colin ꝛc. ꝛc: Alles dieſes verſpricht für unſern Zweck einen nicht ſ bald zu erſchöpfenden Stoff, deſſen Anordnung und Erläuterung Hr. Primiſſer, Cuſtos am k. k. Münz- und Antiken-Cabinet und der k. k. Ambraſer Sammlung zu Wien, nach allerhöchſter Genehmigung Sr. Majeſtät des Kaiſers, übernommen hat.

Vor allem verdienen einige bisher unbekannt gebliebene Denkmale de Kaiſers Maximilian I. die volle Aufmerkſamkeit der Geſchichtsfreunde Ihre Reihe eröffnet der Stammbaum des Allerdurchlauchtigſten Hauſes Habsburg, unter dem Titel: »Der Stammbaum des allerdurchlauchtigſten Hauſe Habsburg-Oeſterreich, in einer Reihe von Bildniſſen Habsburg'ſche Fürſten und Fürſtinnen, von Rudolph I. bis Philipp den Schönen Nach dem in der k. k. Ambraſer Sammlung befindlichen, auf Befehl Kaiſer Maximilian I. verfertigten Original-Gemählde. Zum erſtenmal herausgegeben durch das lithographiſche Inſtitut, mit kurzen hiſtoriſchen un Kunſtnachrichten begleitet von Aloys Primiſſer, Cuſtos am k. k. Münz und Antiken-Cabinet und der k. k. Ambraſer Sammlung zu Wien.«

Bey der Erneuerung dieſer ehrwürdigen Denkmahle machte man ſich di möglichſte Treue zum Geſetze. Die Originalporträte werden mit Sorgfalt vo dem geſchickten Mahler, Herrn Lanzedelli, nachgebildet, der ſich auf ein ſehr lobenswerthe Art den Geiſt des alten Meiſters zu eigen gemacht hat. Di alten Inſchriften werden wörtlich und buchſtäblich am untern Rande des Bildes, wie im Originale wiedergegeben. — Um aber mit der Betrachtung de Bildniſſe zugleich eine belehrende Unterhaltung zu verbinden, ſchien es zweckmäßig, jedes Heft mit einem Blatte gedruckten Textes auszuſtatten, welche außer kurzen biographiſchen Scizzen auch Andeutungen über andere etwa noc vorhandene, vorzüglich noch nicht bekannt gemachte Bildniſſe, ſo wie übe die Geſtalt der Fürſten, ihre Wappen, Coſtüm und dergleichen, enthalte wird.

Der Preis eines Heftes von vier Blatt Abbildungen und einem Bla Text auf Baslervelin, Papierformat 26 Zoll hoch, und 18 Zoll breit, i feinem blauen Umſchlage, wird nach vorhergegangener Subſcription in de Inſtitute ſelbſt auf 12 fl. 30 kr. W. W., in auswärtigen Kunſt- und Buchhandlungen aber auf 15 fl. W. W. feſtgeſetzt, und der Text vorläufig in deutſche Sprache geliefert; auf beſonders Verlangen und bey vermehrter Nachfrag aber auch in einer guten franzöſiſchen Ueberſetzung nachgetragen. Jeden Monat wird ein Heft erſcheinen.«

Indem ſich unſer Blatt vorbehält, jedes Heft dieſes merkwürdigen National-Werkes zur nähern Kenntniß zu bringen, können wir nicht umhin den innigen Wunſch auszuſprechen, daß dieſe edle, großartige Unternehmun nach dem ganzen Umfang ihrer Bedeutung volle Würdigung und werkthätig Theilnahme finden möchte. — Gewiß werden ſich die hochherzigen Bewohne der öſterreichiſchen Monarchie, die mit ſo entſchiedenem Eifer für Alles ergl hen, was Fürſtenhaus und Vaterland angeht, von der Idee und Geſtalt di ſer Unternehmung mächtig angeſprochen fühlen. Sie verdient den Dank un die Anerkennung des Patrioten und Kunſtfreundes in gleichem Grade, und es i ihr um ſo mehr ein glücklicher Eingang zu wünſchen, als es ſich zugleich u die dadurch zu fördernde Herausgabe zweier noch nie abgebildeter Denkmähl des ritterlichen Maximilians handelt, — nämlich der herrlichen Handzeichnungen zu den Marmortafeln gu dem Grabmahl Maximilians zu Insbruck, und des, uns durch Primiſſers Werk über die Ambraſer Sammlung (hier bey Heubner), ſo wie auch durch das Taſchenbuch der Freih. v. Hormayr und Mednyanszky (bey Strauß hier), und durch die geiſt- und gehaltvollen Worte des Recenſenten über das erſtere Werk, in dem achten Bande unſerer gediegenen Jahrbücher der Literatur, noch näher gebrachten Freidal'ſchen Turnierbuches. — Antheil und Gedeihen dieſen vaterländiſchen Kunſterzeugniſſen! Dank, Ehre und Lohn den thätigen Unternehmern!!

Gſr.

⁂

Seither unbekannt gebliebene Gedanken der Frau von Staël *)

Die Deutſchen lachen über das, was ſie ſagen, lange Zeit, ehe ſie nur daran denken, die Andern zum Lachen zu bewegen.

Nur dem Deutſchen iſt es gegeben, mit der Zeit nach und nach zu lachen; er nur gibt ſich eben ſo viel Mühe dasjenige, was ihn unterhält, zu verſtehen, als dasjenige, was ihn belehrt.

Man wird in jedem Lande gut thun, fremde Gedanken aufzunehmen, denn dieſe Art Gaſtfreundſchaft bereichert den Wirth.

In jeder Hinſicht ſind die Deutſchen ſtärker in der Theorie als in der Praxis.

In Frankreich iſt die Furcht des Lächerlichwerdens das Schwert des Damocles, welches kein Feſt der Einbildungskraft vergeſſen machen kann.

Die claſſiſche Poeſie datirt ſich vom Paganismus, die romantiſche von den Ritterzeiten.

Die franzöſiſche Poeſie iſt von allen neuern Poeſieen die claſſiſcheſte und die einzige, die ſich unter dem Volke nicht verbreitet hat. (Frau von Staël war eine Franzöſin, ſchrieb franzöſiſch und für Franzoſen, alſo: Gnade und Vergebung für die Frau aller Jahrhunderte, wie ſie der Dichter des neunzehnten Jahrhunderts, Lord Byron, nennt.) — Die deutſche Poeſie iſt die chriſtliche Zeitrechnung der ſchönen Künſte.

Bey den Dichtern muß die Schöpfung den Worten vorangehen.

Es gehört ein ſehr energiſches Gefühl des Daſeyns dazu, um die Welt, von der Poeſie belebt, zu empfinden.

Der gegenwärtige Augenblick begeiſtert die Dichter faſt immer ſchlecht.

In den franzöſiſchen Oden verläßt der Gott oft den Dichter.

Die Ode iſt die Vergötterung des Gefühls.

Das beſte Zeichen eines guten Geſchmacks, wenn man kein Talent hat, iſt: nicht zu ſchreiben.

---

*) Die hier mitgetheilten Gedanken ſind aus Fayolle Melanges littéraires composés de morceaux inédits gezogen. Wir haben indeſſen nur die intereſſanteſten gewählt, mehrere ſchienen uns der geiſtreichen Verfaſſerin der Corinne, Delphine, l'Allemagne, Considérations sur l'influence des Passions, De la littérature ꝛc. nicht ganz würdig, oder hatten zu wenig Intereſſe, waren nicht was ſie ſeyn ſollten. Einige Anſichten über die Deutſchen und die deutſche Literatur ſchienen uns etwas zu franzöſiſch, wir haben ſie aber unverändert gelaſſen; der Leſer mag ſie, wie er es gut findet, verbeſſern.

In Frankreich gibt es zu viel Zäume für ſo zahme Roſſe.

In Deutſchland ging die Critik den Meiſterwerken voran.

Die Nachahmer folgen auf die claſſiſchen Schriftſteller, wie uns von ihnen abzuwenden.

Die Deutſchen ſind die größten Grübler, die in der Stille die geiſtigen Schätze des menſchlichen Geſchlechts durchwühlen. (Leider ſind ſolche Deutſche jetzt ſelten, und werden zu wenig unterſtützt.)

In Deutſchland bringt man das Gewiſſen in alle Dinge, und wirklich kann man es nicht entbehren. (Verbeſſere wer da will.)

Das wahre Genie, jenes des Gefühls, wenn Andere es auch ſchonen würden, müßte ſein eigenes Opfer werden. — m —

Fauſt.

Gemählde von Schnorr.

(Kunſtausſtellung, Saal V. Zahl 130.)

I.

Wie ſitzt der Fauſt ſo ganz allein
Am trüben Lampenlicht:
Der Regen rauſchet kalt herein,
Er aber weiß es nicht.

Du Thor! nun haſt auch du den Lohn,
Den dieſe Erde zollt:
Verachtung zahlet und der Hohn,
Was du ſo treu gewollt.

»Aus dunklem Schoße fließt der Quell,
Die Sterne bringt die Nacht,
Der Demant glüht im Grunde hell —
Poch' an — du haſt die Macht!«

Der Zugwind pfeift, es wimmert bang:
»Sey ſtark, du wildes Herz,
Des Himmels Freude währet lang,
Und kurz der Erde Schmerz.«

»Hinweg!« — Des Buches Kette ſpringt,
Es wird ſo todtenſtill —
Und nur ein furchtbar Rufen klingt:
»Ich will — ich will — ich will!«

II.

Wer iſt die ſtarre, bleiche,
Die rieſige Geſtalt?!
So weiß ſchaut keine Leiche,
Kein Leben blickt ſo kalt!

Du botteſt, kühner Werber,
Nur Schrecken, gräßlich, wild:
Jetzt nahet der Verderber
In deinem eig'nen Bild! —

III.

Wie, Fauſt — hat dich die Angſt gefaßt,
Die deine Glieder ſtreckt?
Hohnlachend meint der finſtre Gaſt,
Er habe dich erſchreckt.

So — dieſen Blick — den ſende hin,
Der blitzend ſpricht: »Herzu —
Verzage nur im Zorn — ich bin
Gewaltiger, als du!«

Freyherr Franz von Schlechta.

* * *

Nachrichten aus Gallizien*).

Als die verwitwete Kaiſerin von Rußland das erſtemal in Warſchau war, und ſich dort einige Wochen aufhielt, beſuchte ſie auch das Münzhaus. In dieſem vor Kurzem im edelſten Styl der griechiſchen Architectur neu erbauten, mit einer Alles in Bewegung ſetzenden, nach der engliſchen Art verfertigten Dampfmaſchine verſehenen Gebäude, wurde Ihr zu Ehren die hier unten beſchriebene Denkmünze durch einen der dortigen geſchickten Münzverſtändigen, Bärend, geprägt. — Vorderſeite: MARIA. MATKA ALEXANDRA. I. d. h. Maria, Mutter Alexanders I. — Bruſtbild der Kaiſerin, von der Rechten zur Linken; über die Stirne ein Diadem, die Haare rückwärts mit Perlen zuſammen gehalten; auf der Bruſt hängt die Kette des Andreas-Ordens, über den ziemlich entblößten Schultern der kaiſerliche Mantel mit dem Sterne des nämlichen Andreas-Ordens. — Unter dem Mantel der Name des Stechers C. BAEREND. — Rückſeite: (In fünf Zeilen) PAMIATKA. POBYTV. W. KROLESTWIE. POLESKIEM: 1818. d. h. Andenken der Anweſenheit im Königreiche Pohlen, 1818. — Größe: 27 des Appel. Münzmeſſers. Iſt von Gold, Silber und Kupfer.

Der Kronprinz von Preußen, bey ſeiner Durchreiſe durch Thorn, der Vaterſtadt des Copernicus, kaufte das Haus, welches vormals dieſem berühmten Aſtronomen gehörte, ließ es reſtauriren, und ſchenkte es der Stadt, um dort eine Schule anzulegen, um ſo das Andenken des großen Mannes zu ehren, und das Heiligthum, das er bewohnte, zu bewahren.

Vor Kurzem ſtarb zu Krzemieniec, in Volhynien, der würdige Rector des dortigen nunmehr zum Lyceum erhobenen Gymnaſiums,

---

*) Von einem hohen Gönner unſers Blattes. D. R.

Jelinski. Allgemein bedauert wird dieſer rechtſchaffene, kenntnißvolle, thätige, ſowohl im Privatleben, als im öffentlichen Wirkungskreiſe hochgeſchätzte Mann. Die polniſche Literatur verliert eine ihrer ſchönſten Zierden und Hoffnungen. Sein Trauerſpiel: Barbara von Radziwill, und andere von ihm verfaßte Gedichte ſetzen ihn in die Reihe der beſten pohlniſchen Dichter, und laſſen deſto mehr trauern über den ſo frühen Verluſt dieſes in der Kraft des Alters ſeinem Vaterlande entriſſenen verdienſtvollen Mannes.

Der um ſein Vaterland ſo verdienſtvolle Kunſtliebhaber und verſtändige Fürſt, Adam Czartorynski, ruſſiſcher und pohlniſcher Senator, hat die berühmte Bibliothek des verſtorbenen Gelehrten, Grafen Czacki, um 15,000 Ducaten gekauft. Sie enthält unter Andern einen einzigen Schatz für die Geſchichte und Literatur Pohlens, d. i. alle Handſchriften der Privat-Bibliothek des letzten Königs Stanislaus. Vereinigt mit der Putower Bibliothek des nämlichen Fürſten Czartorynski, iſt ſie eine der ſeltenſten und reichſten unter den Privat-Bücher-Sammlungen von Europa.

A.

Allgemeine Novelliſtik.

Langlès, der Indien beſſer als die Straßen von Paris zu kennen glaubt, ob mit Recht, das kann hier die Frage nicht ſeyn, — hat die zwanzigſte Lieferung ſeines nach Danill, Hodges, Halmes, Salt und andern Zeichnern oſtindiſcher Gegenſtände zuſammengetragenen großen Werkes: Monumens anciens et modernes de l'Hindoustan, erſcheinen laſſen. Dieſe Lieferung beſteht aus 6 Bogen Druck in kl. Folio und 6 Kupferſtichen, die zwar gut gearbeitet ſind, dennoch aber ihren Originalen, beſonders den prachtvollen Zeichnungen Daniells, ſehr nachſtehen. Die Beſchreibung der Gegenſtände berückſichtiget nicht bloß den mahleriſchen, ſondern auch den archäologiſchen Theil derſelben. Was Religion, Geſetzgebung und Sitten der Indier betrifft, dieſes hat der Verf. in einer weitläuftigen Vorrede beſchrieben. Den Stich der Kupfer beſorgt Boudeville, und P. Didot den Druck des Werks. Preis einer jeden Lieferung 15 Fr. —

Im Theater an der Wien wurde den 16. Mai zum Vortheile der Mad. Weixelbaum (großherzogl. Badenſche Kammerſängerin) gegeben: Adelina, Drama sentimentale; Muſik von P. Generali. — Dieſes Singſpiel iſt bereits ſeit 1816 bekannt, und ſeitdem mit manchen Modificationen aufgeführt worden. Da es alſo kein neues iſt, ſo gehört eine weitere Erörterung auch nicht in unſern Plan, und wir begnügen uns, zu bemerken, daß die, nach dem vorausgegangenen Abkürzungen neuerlich vorgenommenen Verlängerungen unmöglich zum Vortheile des Textes, nur nebenher der Muſik, und auch das nur in ſo ferne haben ausſchlagen können, als Sänger von Talent allerdings Spielraum für die Entwickelung derſelben finden mögen. Das Perſonale hat, im Ganzen genommen, dieſe Gelegenheit auch nicht verſäumt; es hat ſeine Gewandtheit und Vorzüge in mancherlei Formen, hier und da ſogar mit großer Auszeichnung, bewährt. Mit ganz beſonderm und glänzendem Erfolge war dieß bey der Beneficiantin ſelbſt der Fall; mit Glück beſiegte ſie die wiewohl nichts weniger als bedeutenden Schwierigkeiten ihres Organs durch ihre eigenthümliche, ſehr dankbare Methode, und durch ihre kunſtvolle Aneignung fremder Vorbilder. Ueberdieß ſcheint eben die italieniſche Oper für dieſe treffliche Sängerin die angemeſſenſte Sphäre zu ſeyn, was nicht minder auch von Hrn. Weixelbaum gelten mag, welcher bey einem vielgewandten Organ hauptſächlich die Freunde der Rouladen befriedigte.

Daſſelbe Werk über Rom, deſſen wir bereits gedacht haben, liefert über das bey den Deutſchen oft berührte, aber wenig bekannte Cicisbeat, nachſtehende anſprechende Bemerkungen: Das Cicisbeat beſteht jetzt nirgends mehr in ſeiner vollen Macht und Ehre, und ſeine Ueberbleibſel, deren man die meiſten und größten in Genua, Venedig, einigen andern lombardiſchen Städten und in Florenz antrifft, werden allmählich von einer weniger auffallenden Sittenloſigkeit verdrängt; beſonders ſeit dem Einfluſſe der Franzoſen. Dennoch muß ich hier von den Satzungen des Cicisbeats mit einiger Ausführlichkeit ſprechen, weil nur aus ihnen der Character der italieniſchen Galanterie richtig aufgefaßt und beurtheilt werden kann, wie eine Ruine aus dem ergänzten Bilde des zerſtörten Gebäudes. — In dem erſten Jahre nach ihrer Verheirathung oder bis zu ihrer erſten Niederkunft heißt die Ehefrau Novizia, und darf in der Begleitung ihres Gatten auf Converſazionen, Bällen und Schauſpielen erſcheinen. Nach dieſer Periode wird ein Cicisbeo oder Cavaliere ſervente gewählt, der dieſe öffentlichen Dienſtleiſtungen an des Eheherrn Stelle übernimmt. In der Wahl herrſcht nach den Umſtänden, bald der Geſchmack der Frau, bald die Eiferſucht des Mannes, oft gemeinſchaftliche uneigennützige Uebereinkunft, nicht ſelten iſt auch ſchon im Ehecontracte eine vorläufige Wahl getroffen worden. Der Cavalier erſcheint alle Morgen bey der Toilette ſeiner Dame, ſucht ihr unter dem Putzen behülflich zu ſeyn, und ſie zu unterhalten. Dann frägt er nach ihren Befehlen für die Anordnung der Vergnügungen des Tages, die er vorbereitet und auch oeconomiſch beſorgt, entweder aus eigener, oder aus ihrer Caſſe, je nachdem die Verhältniſſe es erheiſchen. Er führt ſie zu jedem Beſuche, und wo ſie ſelbſt Beſuche empfängt, macht er die Honneurs. An ſeinem Arme luſtwandelt ſie im Corſo, an ſeiner Seite ſitzt ſie in der Caroſſe, in der Converſazion und im Schauſpiele ſteht er hinter ihrem Stuhle. Nur zu der Mittagsmahlzeit und zum Schlafe überliefert er ſeine Dame an den Eheherrn, der ihm zu keiner Stunde den Eintritt in ſein Haus erſchweren darf *). Die Tugenden eines Cicisbeo ſind außer der gewandten Geſelligkeit und Höflichkeit: blinder Gehorſam für die Befehle ſeiner Dame, ausſchließliche Beſchäftigung mit ihr, und die ſtrengſte Gleichgültigkeit gegen alle andere Frauen. Man mag ſich alſo den Dienſt eines Cicisbeo an und für ſich keineswegs als angenehm und poetiſch vorſtellen. Vielmehr klagen die Cavaliere, mehr als Ehemänner, über Sklaverei und Launenmarter. Ein italieniſches Sonnett ſchütze mich vor Ungnade bey dem ſchönen Geſchlechte:

Femina di costume e di maniere
E d'esercizio sol maschio e di sesso,
Non marito, non celibe, ma spesso
L'uno e l'altro per genio e per mestiere;

Supplemento diurno, il cui dovere
E, di star sempre all' altrui moglie appresso;
Ed ha per patto e per costume espresso,
Nojarsi insieme le giornate intere;

---

*) Die in witzigen Bildern ſpielende italieniſche Sprache bezeichnet mit dem Worte Cicisbeo auch einen Fächer und eine Bandſchleife. So heißt das Kohlenbecken, das die römiſchen Frauen immer am Arme oder unter dem Rocke haben, il Marito.

Che legge, quando sa, canta e ricama
E dorme sin dal dì molle, indolente,
Serve or d'ombra or di corpo alla sua dama;

Quest' è lo strano indefinibil ente,
Quell' anfibio animal, ch' oggi si chiama
Per tutta Italia Cavaliere servente *).

(Schluß folgt.)

In den verfloſſenen Jahren habe ich Hrn. Stegmayer mehrere meiner dramatiſchen Arbeiten zum Verkaufe und zur Verſendung an Provinz- und ausländiſche Theater übergeben, und ſie ſind auch mit Recht von dieſem bezogen worden. Nun aber derſelbe geſtorben iſt, ſo kündige ich den Bühnen an: daß alle meine dramatiſchen Arbeiten — ſowohl die frühern, als auch die künftig erſcheinenden — rechtlicher Weiſe nur von mir zu beziehen ſeyen, und daß ich Unterhändler und Seitenkäufer zur Verantwortung und zum Schadenerſatz verhalten würde. — Meine neueſten Stücke, und zwar: Der Tauſch, Oper in einem Acte mit der Muſik von Herold (im Hofoperntheater mit Beyfall gegeben) und der Prinz kommt! Luſtſpiel in einem Act, (im Theater an der Wien beyfällig aufgenommen) biethe ich ſogleich den Directionen an, weßwegen ſich brieflich an mich zu wenden iſt. Wien am 13. Mai, 1820.

J. F. Caſtelli.
Wohnhaft im Ballgäßchen, im Blumenſtock.

Nr. 15 der Bibliographie française berichtet als etwas Neues, daß »einer der Mitglieder des Wiener-Congreſſes (Herr v. Gentz) Verfaſſer einer Biographie der Maria Stuart iſt.« Damaze de Raymond hat das Werk ins Franzöſiſche überſetzt. Es iſt, mit 4 Kupfern geziert, 1820 in Paris bey Roſa erſchienen, und koſtet 4 Fr.

— r.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 66: die Spielcarten.

---

*) Das Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen (Leipzig bey Gleditſch) für 1820 gibt folgende deutſche Ueberſetzung des Sonnettes:

Ein Weib in ſeinen Sitten und Betragen,
Bloß männlichen Geſchlechts an Regung, Bein und Leib,
Nicht ehelos, nicht Mann, und doch nicht ohne Weib,
Oft Beides aus Gewerb' und aus Behagen;
Verpflichtet, ſich zu ganzen langen Tagen
Herumzudrehn um eines Andern Weib,
Kraft Sitte und Vertrag ihr Zeitvertreib,
Das Joch der Langeweil' mit ihr zu tragen;
Er lieſt, dafern er's kann, näht, ſtickt am Rahme,
Zehn Stunden lang des Tags, der weiche, indolente,
Bald Schatten, bald Körper ſeiner Dame.
So ſteht dieß Zwitterthier an unſerm Firmamente,
Ein räthſelhaftes Weſen, und ſein Name
Durch ganz Italien iſt — Cavalier ſervente.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Graffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 4 fl. WW., durch die k. k. Poſt 17 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishausser.

Conversationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

67.

(Wien, Dinſtag, den 6. Juni.)

Wiederherſtellung der Mahlerkunſt der Alten durch Friedr. Auguſt Walter *).

Im Jahre 1810 nahm ich mir vor, die von meinem 13. bis 45. Lebensjahre mit großem Eifer und Luſt von mir betriebene lebensgefährliche Beſchäftigung, die Zergliederungskunſt, gänzlich zu verlaſſen, ſie nie mehr zu betreiben, auch nie wieder eine Lehrſtelle als Zergliederer ferner zu bekleiden; dagegen aber die Erfahrungen, welche ich während meinen und meines Vaters auf die Anatomie verwandten Lebensjahren, über das Wachs und die Farben, theils bey der Ausſpritzung der Adern des menſchlichen Körpers, theils bey der entweder nach verſchiedenen Graden der Fäulniß, oder durch ätzende oder mit andern Mitteln geſchehenen Bearbeitung der mit gefärbtem Wachſe ausgeſpritzten Theile desſelben, und theils bey der Aufbewahrung ſo mancherlei Arten der Präparate erhalten hatte, nunmehr auf die Mahlerkunſt anzuwenden. Auf dieſe Weiſe bin ich denn aus der literariſchen Welt mit dem freudigen Bewußtſeyn geſchieden, für mein Vaterland und die ganze Welt durch Lehren, Schriften und Werke als Anatom Gutes und Nützliches geſtiftet zu haben; dagegen aber trete ich jetzt als Wiederherſteller der Mahlerkunſt der Alten von Neuem auf. Vieljährige, mühſame, koſtbare und oft mit Lebensgefahr verknüpfte, über das Wachs und die Farben als Anatom angeſtellte Verſuche, gaben mir Mittel an die Hand, den jetzt von mir betretenen neuen Weg zu finden. Ich habe mich vom Jahre 1810 an bis jetzt ausſchließlich und ununterbrochen mit der Mahlerei der Alten beſchäftiget. Raſtlos habe ich mich bemüht, die zu ihrer Ausführung nöthigen Mittel, Farben und Grundſätze aufzufinden. So habe ich endlich die verlorne Kunſt wieder entdeckt. Viele ſehr mannigfaltige, oft wiederholte und zum Theile ſehr koſtbare Verſuche haben mich gelehrt, das Wachs ſo zuzubereiten, daß man mit demſelben eben ſo leicht, als mit Oehl mahlen kann; haben mir die Eigenſchaften der Farben gezeigt, welche zur vollkommenen Ausführung der Mahlerei der Alten zu kennen nöthig ſind, und endlich die Grundſätze geliefert, nach welchen dieſelbe ausgeführet

---

*) Es gereicht uns zum Vergnügen, dieſe merkwürdige Kunde in dem Kreiſe unſerer Leſer zu verbreiten. Wir wünſchen den Bemühungen des würdigen Forſchers den belohnendſten Erfolg, und bitten ihn, uns von Zeit zu Zeit Nachrichten über denſelben einzuſenden. Von unſerer Seite wollen wir, ſofern es in unſern Kräften ſteht, redlich zur Beförderung mitwirken. D. R.

werden kann und muß. Alles das, was **Plinius** von der Mahlerei d Alten erzählt, kann nunmehr erfüllt werden. Ich getraue mir mit allem Rech zu behaupten, der Welt eine bisher verloren gewesene Kunst und Wissenschaf eines vormals sehr berühmten Volks wiederum zu überliefern.

Die Mahlerei der Alten ist herzustellen so ganz vollkommen, wie **Plinius** sie geschildert, folgendermaßen:

Material.

Als Material dient reines Wachs, welches so zubereitet wird, daß ma damit, gleich wie mit dem Oehl mahlen kann, dabey aber die Eigenschaften hat:

1) daß es mit den heterogensten Flüssigkeiten mischbar ist; mit Alcalien Säuern und Oehlen, und zwar einzeln sowohl, als allen mit einander;

2) daß es mit Salzsäure, alcalischer Lauge, Terpentin-Spiritus un Wasser gekocht werden kann, ohne zu verfließen;

3) daß es sich weder im warmem, noch im kaltem Wasser von selbst auflöst, und

4) sich durch Feuer nicht mehr schmelzen läßt.

Farbe.

In Hinsicht der Farbenmischung kann man zwar eine jede beliebige Farbe zum Wachse mischen, und auch mit jeder beliebigen Farbe mahlen. Will man aber richtige und dauerhafte Gemählde verfertigen, so muß man solche Farben wählen, welche richtig schattiren und encaustisch sind.

Nur mit dergleichen Farben kann man Gemählde ausführen, welche mit der Natur selbst um die Wahrheit wetteifern, und durch ihre Dauerhaftigkeit Jahrtausende hindurch jeder Veränderung trotzen werden. Es müssen daher zuvor die Eigenschaften der eigenthümlichen Schattirung und Encaustik einer jeden Farbe erprobt werden Diese erfährt man mit Hülfe des Wachses, und in wie fern eine Farbe zu encaustischen Gemählden, Monochromen, Polychromen u. s. w. brauchbar ist.

Grundsätze.

Die Grundsätze der Kunst sind fest und ganz genau bestimmt, indem man jedesmal nach mathematischen Regeln arbeitet. Durch sie erhält man den Schlüssel nicht allein zur Encaustik, Wachsmahlerei, Monochromen und Polychromen, sondern auch zur Bau- und Bildhauerkunst der Alten. Auch geben sie einen Aufschluß über die Stickereien der Phrygier, und Färbereien der Egyptier. Sie zeigen, wie **Homer** schon eine mäonische Purpurfärberin kennen, und einen ganzen Stammbaum der berühmten milesischen Purpurfärbereien und Teppichfabriken angeben konnte. Man erkennt durch sie die Art und Weise, wie **Helena** und **Andromache** (**Homers Iliade**, Gesang 33 V. 125, und 22 V. 440) ihre Teppiche verfertiget haben; sie lehren die Verfertigung des berühmten Schildes des **Achilles**, und mehrere der damaligen Künste und Wissenschaften werden durch diese Grundsätze einleuchtend.

Um einen anschaulichen Begriff von der Mahlerei der Alten zu geben, habe ich folgende Stücke verfertiget:

1) Auf einer Tafel, 7 Zoll hoch und breit, von gewöhnlichem Gemäuer, bestehend aus Sand und Kalk, habe ich roth, schwarz, blau, gelb und weiß mit dem Pinsel aufgetragen.

2) Auf einer gleich großen Tafel von Gyps, Sand und Kalk habe ich ein Gleiches gethan.

3) Auf einer hölzernen Tafel, 2 Fuß hoch und 8 Zoll breit, habe ich 28 verſchiedene Farben verſchieden ſtark aufgetragen. Sie beweiſet, daß man mit jeder Farbe mahlen kann, wenn ſie gleich nicht zur reinen Encauſtik brauchbar iſt. Ferner habe ich mit Griffel, Feder und Pinſel folgende Inſchriften auf verſchiedene Art angebracht: Ars pingendi Veterum. Cera encaustica colorata. Studio et Labore. Restituta. Per Frid. Aug. Walter. Berolino-Germanus. MDCCCXVII. Sie zeigen den mannigfaltigen Nutzen und die mögliche Anwendbarkeit dieſer bekannten Inſtrumente bey dieſer Gattung der Mahlerei. Hierdurch kann man ſich einen Begriff von der Stelle im Varro (de re rustica L. III. C. 17. 4.) machen. Pauſias und die übrigen Mahler gleicher Art haben große, in Fächer getheilte Käſtchen, in welchen verſchiedene gefärbte Wachſe ſich befinden.

4) Auf einer 12 Zoll hohen und breiten hölzernen Tafel habe ich einen Vogel, welcher auf einem Baumaſt ſteht, gemahlt. Er iſt mit roth, blau, gelb, ſchwarz und weiß ausgeführt. Unterſchrift: Encaustice.

5) Auf einer Alabaſter-Tafel, 13 Zoll hoch und 12 Zoll breit, ein ähnlicher Vogel. Baumaſt und Schnabel des Vogels zeigen ein ſchwarzes, die Füße ein gelbes, und der übrige Theil des Vogels ein rothes Monochrom. Unterſchrift: Monochromaton. Farben: roth, ſchwarz und gelb ſind in ſich ſelbſt ſo geſtellt, daß ſie durch ſich ſelbſt ſchattiren. Die Schattirung dieſer Farben iſt ohne Hülfe von ſchwarz oder weiß, oder irgend einer andern Farbe gebildet; und ich habe mit gutem Bedacht auf einer Tafel von Alabaſter ein Monochrom verfertiget, damit man ſich von der erſtaunlichen Wirkung dieſer Gattung der Mahlerei auch auf durchſichtige Körper überzeugen kann.

6) Auf einer hölzernen Tafel, 12 Zoll hoch und breit, ein ähnlicher Vogel. Schnabel und Füße ſind mit roth und gelb, der übrige Theil des Vogels nur allein mit einem einzigen blau, ohne Hülfe von weiß und eines dunkeln; der Baumaſt mit roth, gelb, blau und ſchwarz ausgeführt. Unterſchrift: Mono- et Polychromaton. Die Monochromen zeigen die mathematiſchen Grundſätze der Mahlerei. Nach dieſen Grundſätzen verfertigte denn auch Zeuxis (Plinius L. 35. C. 9.) Monochromata ex albo. Pauſias konnte nach ſolchen Grundſätzen einen Ochſen von vorne in ſchwarz mahlen. (Plinius L. 35. C. 11.) Apelles muß auch vortreffliche Werke in dieſer Art der Mahlerei geliefert haben, indem Petronius (L. 83. p. 410) bey Betrachtung eines Monochroms des Apelles in ſolches Erſtaunen gerieth, daß er ſagte: adoravi.

Dieſe Gemählde, welche ich aufſtelle, bitte ich aber, keineswegs als Product eines geübten und vollendeten Mahlers anzuſehen, ſondern ſie ſollen nur einen Begriff geben, wie das Wachs als Mahlmaterial, nach der Art der Alten, zu gebrauchen; ferner von den Farben und Grundſätzen, mit und nach welchen ſie ihre Gemählde ausführten; von der encauſtiſchen Wachsmahlerei, von den Monochromen, Polychromen, und endlich von der unvergänglichen Dauer der Gemählde, mit welcher ſie Jahrtauſenden trotzen können. Wer daher nach dieſen Grundſätzen und mit dieſen Mitteln mahlet, der, glaube ich, wird das unvergängliche Denkmal der Alten wiederherſtellen. Ich habe zwar in frühern Zeiten die Zeichenkunſt getrieben, wie dieſes meine eigene und meines

Vaters herausgegebene Schriften beweiſen, zu welchen ich die Zeichnungen ſelbſt verfertiget; auch habe ich mit Tuſch, mit bunten Crayons und der Eſtompe verſchiedene große Stücke verfertiget. Deſſen ungeachtet halte ich mich keinesweges für einen vollendeten practiſchen Mahler, ſchmeichle mir aber mit der angenehmen Hoffnung, daß man die von mir gemahlten Vögel mit Wohlgefallen betrachten werde. Nur in ſo fern halte ich mich für den Wiedererfinder der Mahlerei der Alten, als ich den practiſchen Mahlern die Maſſen, Farben, Werkzeuge und Grundſätze eines Apelles, Zeuxis, Pauſias, Parrhaſius, Protogenes u. ſ. w. überreiche. Indem ſie mit meinen Mitteln und nach meinen Grundſätzen ihre Werke ausführen, wird ihr Genie mich als gänzlich vollkommenen Wiederherſteller der Alten verewigen. Die großen berühmten Mahler der Vorwelt werden in den jetzigen auferſtehen, und ihre verloren gegangenen unſterblichen Werke, um deren Beſitz ganze Städte und die größten Monarchen der Welt ſich bewarben, kann ihr Genie auf dieſe Art wieder ſichtbar machen. Ich wende mich nunmehr an alle allerhöchſte und hohe Mäcenaten, welche Wiſſenſchaften und Künſte befördern und belohnen, an alle Vorgeſetzten Gelehrter- und Künſtler-Geſellſchaften, an alle Gelehrten, Künſtler, Freunde und Beſchützer von Wiſſenſchaften und Künſten; ich biethe ihnen die gänzlich verloren geweſene, und von mir wieder erfundene Mahlerkunſt der Alten zur geneigten Beförderung und Ermunterung hiermit öffentlich an.

In poſtfreien Briefen erbitte ich mir eine gefällige Antwort.

Friedrich Auguſt Walter,

vormals der Medicin und Chirurgie Doctor, approbirter, practicirender Arzt, Profeſſor der Anatomie und Phyſik, Oberaufſeher am königl. anatomiſchen Muſeo, Ober-Medicinal-Rath; jetzt Veteran der Academie der Wiſſenſchaften zu Berlin;

wohnhaft hinter dem neuen Packhofe, Nr. 1.

Gaben des Comus; XXII.

1.) Laudanum liquidum: recipe Dr. Witte d. A. über Baden, in einer neuen Druckſchrift.

Dr. Carl Witte, Vater und Proclamator des Dorf-, Stadt- und Weltbekannten Univerſalgenies, hatte den Einfall, das liebe geduldige Deutſchland mit einem Aufſatz über unſer Baden und ſeine Umgebungen heimzuſuchen. Dieſer Aufſatz war bey ſeinem Entſtehen der Redact. dieſes Blattes zugeſagt; nun aber muß ſie es unter die mancherley ihr widerfahrenen auch negativen Begünſtigungen zählen, daß Hr. D. W. ſeine Zuſage unerfüllt gelaſſen hat. Der Herr Verf. liefert ein trockenes, eiskaltes Referat, das übrigens ganz fließend ausſieht, weil es die Natur des Waſſers iſt, zu fließen, (doch nicht Meerwaſſer, denn das hat Salztheile) und Schützes Schilderung Wiens an Mattigkeit und Schiefheit bey Weitem übertrifft. Wir würden das geruchloſe Potpourri ganz mit Stillſchweigen übergehn, wenn der Gegenſtand uns nicht intereſſirte, und es in ſeiner Art nicht unter die Curioſa gehörte. »Ich ſoll Ihnen theurer Freund« beginnt der Verf. das vertrauten Briefes »etwas von Baden ſchreiben.« Nach dieſer abgedroſchenen Expoſition fährt er fort: »Baden gefällt mir unter den Bädern die ich geſehen habe, ganz vorzüglich. (Wie ſchmeichelhaft für die »armen« Badner!) Ich würde es vielleicht über Alle ſetzen, wenn nicht die Gegenwart des Hofes, die es eben glänzend macht, auch zugleich die ſogenannte Badefreiheit beſchränkte. Nicht daß der Hof das will! O Nein! (!!) Wer könnte die »hohe Einfachheit« ſämmtlicher kaiſerl. Perſonen ſehen und ſo etwas glauben; aber es macht ſich von ſelbſt ſo. (Wie geiſtreich; wer könnte Hrn. Witte's Bemerkung leſen, ohne ihn für einen ſcharfſinnigen Beobachter zu halten!) Nun erzählt uns der forſchende Reiſende, »daß man im Bade ſelbſt einen weißen Anzug anhat;« »Ich habe« ſagt er, »weibliche, ja ſogar männliche Perſonen bemerkt, deren Badekleider — — ſehr koſtſpielig waren.« Außerordentlich reich iſt ſeine Idee über die Großen, deren Viele ſo glücklich waren, ihn daſelbſt zu ſehen. »Man beneidet die Höheren weniger, weil man ſie nicht — haſſen kann.« (!) Ueber die ſchönen großen Häuſer bemerkt er ſehr logiſch: »Es iſt in mehreren für alle Bequemlichkeit geſorgt, ja manche haben ſogar »den Hausflur« oder den Hof mit Blumen geſchmückt.« (Was wohl die Blumen mit der Bequemlichkeit zu ſchaffen haben mögen!) Der geiſtvolle Verf. macht uns ferner mit der wichtigen Entdeckung bekannt, daß in Baden, wenn das Wetter ſchön iſt, eine höchſt geſunde, angenehme Luft ſey; »an Regentagen« ſetzt er hinzu »iſt es nicht angenehm, weil der höhern Lage wegen die Luft zugleich rauh iſt.« — Nun wird mit ſtatiſtiſcher Genauigkeit die Zahl der Bäder angegeben: »Der Bäder ſind 15 — 16.« (Es iſt ungefähr 3 Minuten über 5 Uhr; ich habe jährlich circa 3241 fl. 16 kr. Renten, könnte man als Pendants dazuſetzen). Dann erfahren wir, daß dem Hrn. V. das Frauenbad verordnet geweſen, und daß die Männer ſich ohne Scheu untereinander aus- und ankleiden, aber die Frauen — nicht. So ſehr fürchtet das ſchöne Geſchlecht, (ſagt er) daß ſelbſt die »Mitſchweſtern« etwas Unſchönes an ihm bemerken.« (Welche Feinheit der Gründe, welche Delicateſſe des Ausdruckes!) Vom Park heißt es, daß er für Kranke hinaufwärts weniger bequem zu gehen ſey. — Auch ſeine optiſchen Einſichten legt der Verf. an den Tag, indem er beobachtet, daß die Nähe oder Entfernung der Wandelnden von der Lampenerleuchtung im Park, Unterſchied in Licht und Schatten mache. »Maler,« fügt er didactiſch hinzu, »könnten hier, wie in der Peterskirche ſtudiren.« Aber wir haben über Hrn. Witte, der zwar keine Spur von Geiſt, dafür aber eine entſetzlich proſaiſche Darſtellung hat, auch genug ſtudirt. Endlich hat Hr. Witte den köſtlichen Einfall, auszurufen: Genug über Baden! Zuviel über ihn! damit wollen wir ſchließen.

* * *

7.) Poetiſche Koſtbarkeiten, dem Comus und Jocus gleich theuer.

Stellen aus einem dramatiſchen Gedicht in fünf Scenen, betitelt: Die Bürgſchaft.

Damon im Kerker.

Ein Wort von ihm*) kann mehr mir gelten Und mag man mich verſpotten, ſchelten,
Als tauſend Eide Tyrannen! Verlaſſe mich auf meinen Freund.

---

*) Dem Freund.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Castelli, I.V.F.

3-598-50426-8
FNr. 22652 / 083

Ich laß ſie lachen, laß ſie ſchelten,
Mir iſt's gewiß, was andern nur mehr ſcheine.
Er kommt gewiß, ſo wahr ich lebe,
So wahr im Lenze ſich die Rebe
Schlank ſich um den Stecken rankt; —

Dritte Scene. Pythias (ſtürzt athemlos herein). Die Vorigen.

Damon.

Du biſt's Pythias?

Pythias.

Ja, mein Damon!

Damon.

Den Göttern Dank, ich hab' dich wieder!

Pythias.

Vor Freuden zittern mir die Glieder!

Damon.

O vergeſſen iſt jetzt alles,
Schmach, Drangſal, Beleidigung,
Ich hab' dich wieder, das iſt alles,
Lieber mir noch als ein Königthum!
(Umarmung.)
Möchte auch kommen die ſchrecklichſte Pein,
Nicht würd' ich ſie fürchten mit dir vereint.

Pythias.

Ich auch nicht mit dir, du theuerſter Freund!
Geh' ſag dem König, er kann uns nicht trennen
Auch nicht der Tod, wir bleiben vereint!
(Alles ſtumm wie zuvor, die Freunde halten ſich umarmt; endlich geht Piſiſtrat, indem er ſagt:)
Nicht länger vermag ichs zu ertragen,
Sonſt müßt ich ein Herz von Eiſen haben.
(ab.)

Vierte Scene. Die Vorigen, ohne Piſiſtrat.

Pythias.

Ich hab dich lange warten laſſen, Freund!

Damon.

Was thut's, jetzt ſind wir ja vereint!

Pythias.

O Freund, wenn du wüßteſt, was ich litt,
Während du fern von mir; du weißt, ich ritt
Sogleich mit Tagesende aus der Stadt;
Kam drei Stunden hernach in meiner Vaterſtadt
Glücklich an, und unverſehrt;
Glücklich auch vollendet' ich die Geſchäfte.
Vollbrachte alles, was man von mir begehrt',
Ich kehrete gleich zurück; doch, höre, was geſchah,
Schon war ich Syracuſens Mauern nah,
Als plötzlich ich ausglitſcht vom glatten Wege,
Und ſtürzte mit dem Pferd nah beym Stege,
Den du kennſt; mein Gaul zerbrach den Fuß.
Ich quetſchte mir die Hand
Doch gleich ermannt' ich mich, dacht' an keine Gefahr,
Eilte in die Stadt zu Fuß
Um zu erretten den Freund aus des Todes Hand.

Damon.

O Freund, wie kann ich je dir dieß vergelten,
Ja, man mag mich ſpotten, mag mich ſchelten,
Ich bleib mit dir bis in den Tod vereint!
(Man hört von außen Getümmel.)

Man ſieht hieraus, wie ſinnreich der talentvolle Herr Verf. (ein Epitheton, das, wie das Beywort: geiſtreich, heut zu Tage bey keinem literariſchen Rahmen mehr fehlen darf, Beweis genug für eine ſehr liberale Zeit) mit dem bürgerlichen Poeten, Schiller genannt, wetteifert, der ſogar verſäumt hat, den Stoff in eine ſceniſche Form zu gießen. Obiges dramatiſche Gedicht (alſo nennt es der Autor ſelbſt) iſt übrigens gedruckt erſchienen, ganz in unſerer Nähe, und zwar im Jahre 1820. Es iſt nur eine von den vielen Blüthenknoſpen, die der Verfaſſer der riechluſtigen Welt, unbekümmert ob ein malicioſer Schnupfen ſie für den Hochgenuß unempfänglich mache, in einem ganzen Garten darbeut.

Allgemeine Novelliſtik.

Der Zuſtand der Kirchenmuſik in Venedig, iſt nach einer Correſpondenznachricht von dort in einem auswärtigen Blatte, ſo wie faſt in ganz Italien, unter aller Critik. Es iſt ärgerlich, daß man in den prächtigen, ehrwürdigen Hallen, wo man ſonſt gewohnt war, die Werke der größten Meiſter zu hören, in unſerer Zeit ſo oft an die Hinfälligkeit der irdiſchen Dinge erinnert wird. Sind die Compoſitionen meiſtens höchſt profan und Ekel erregend, ſo iſt es die Ausführung nicht minder; die Sänger kennen weder Ehrfurcht gegen Gott, noch Achtung für die Kunſt; und haben nur eine Art des Vortrags: das Geſchrei nämlich der in Waſſer- und Feuersnoth umkommenden Unglücklichen; die Spieler, beſonders die Orgelſpieler, ſind trivial, und erbloden ſich nicht, auch während der heiligſten Functionen auf die beleidigendſte Weiſe Tanzmelodien, Opernſtücke, ſelbſt aus Buffen und komiſchen Ballets, auszukramen, wie z. B. hier, wo ich ſchreibe, der ganze Barbiere di Seviglia während der Chriſtnacht in einer der beſuchteſten Kirchen aufgeſpielt worden iſt. Das Ehrwürdigſte aller Inſtrumente, die Orgel, wird zu dieſem Behufe geſchändet, und muß mit allen nur erſinnlichen Gaukeleien, wie da ſind: Schnurrbaß, Oboe, Klarinetten, Engliſchhorn-Veränderungen (auch Vögelgeziſch wurde am heiligen Chriſttage hörend gemacht) die Sinne der Gläubigen kitzeln. Wie es dabey mit der Andacht der letzteren ſteht, läßt ſich leicht denken. Man hat hierüber mehrmals und nachdrücklich Klage geführt, aber es ſcheint, als wäre dieſes Uebel nicht auszurotten. Es ergingen dießfalls von Zeit zu Zeit Verordnungen, ſie wirkten jedoch nur auf Augenblicke. Verfolgt man die Geſchichte, ſo finden wir ſelbſt mehrere päpſtliche Breve's, die ſolchen Mißbräuchen ſteuern wollten — aber fruchtlos geblieben ſind. Eines der ſchärfſten und nachdrücklichſten hat Benedict XIV. an den principe dell' Academia filarm. in Bologna S. Bernacchi erlaſſen. Mittelſt dieſes Breve mußten in Bologna jene, welche zum muſicaliſchen Gottesdienſt zugelaſſen werden wollten, eine ſtrenge Prüfung an jener Academie ablegen, und nur dann erſt waren ſie dazu würdig befunden, wenn ſie ſich gegen dieſelbe verbindlich machten, nach den ſtrengen Statuten die Kunſt zu üben. Aber auch dieſes, ſo wie die früheren und ſpäteren Bullen haben ihre Kraft größtentheils verloren, und es wäre fürwahr an der Zeit, aufs Neue kräftig und ſtreng gegen die unverzeihlichen Mißbräuche ſich zu erklären.

Die HH. Treuttel und Würtz haben zwei Bänden von Voyage pittoresque de Constantinople et des Rives du Bosphore d'après les dessins de M. Melling, Dessinateur et Architecte de la Sultane Hadidgé, soeur de Selim III. Publié par Mrs. Treuttel et Würtz; mit 82 Kupfertafeln vom größten Umfange, noch einen Supplementband folgen laſſen, und den Subſcriptionstermin verlängert. Er beträgt 1300 Fr. für die Abdrücke mit Schrift, 1950 Fr. für die ohne Schrift, und nachher 1560 und 1340 Fr. Von dem Texte dieſes Werks iſt auch ein Exemplar auf Augsburger Velinhaut gedruckt, welches der Sammlung der Originalzeichnungen des Hrn. Melling, die in Aquarell ausgeführt ſind, und zum Verkauf bereit liegen, beygegeben werden ſoll. — Hr. Melling hat dieſe Zeichnungen während eines achtzehnjährigen Aufenthalts in Conſtantinopel nach der Natur verfertigt. Der Text wurde durch Hrn. Ch. Lacretelle beſorgt, und mit Didot'ſchen Lettern gedruckt. An den Kupferſtichen haben die HH. Dupleſſis-Berthaux, Boviart, Coiny, Desmaiſons, Desquevauviller, Deſſaulx, Duparc, Dupréel, Gyuaz, Lerouge u. a. unter der Direction des Hrn. Nee gearbeitet.

Das unlängſt zu St. Petersburg in deutſcher Sprache erſchienene Buch: Paris und London, für Aerzte, beſonders in Rückſicht der öffentlichen Kranken- und Verpflegungs-Anſtalten; geſchildert von Dr. Joh. Fr. Weiße, wird von mehreren Sachkundigen empfohlen. Bereits hat die Preſſe der erſte Band, mit 11 Tabellen und einer Kupfertafel verſehen, verlaſſen; dieſer Band bildet für ſich ein Ganzes, indem er bloß von Paris handelt. **L.**

Maximes et pensées etc. hat man ein Werk betitelt, das auf alle Fälle von einem geiſtig großen Manne herrührt. Aus dieſen Gedanken theilen wir indeß folgende mit: 1.) Homers Ilias, durch einen unſerer Zeitgenoſſen gemacht, hätte keine Leſer gefunden. 2.) Ich war erſtaunt, bey meiner Landung in Egypten von der Größe der Egyptier nur die Pyramiden und die Hühneröfen zu finden. 3.) De Pradt hat Homilien, Schlachtpläne und Geſchichten gemacht; er iſt ein braver Romanenſchreiber und ein wunderlicher Erzbiſchof. 4.) Zehn redende Perſonen machen mehr Lärm, als tauſend ſchweigende, das iſt das Geheimniß der Tribunenbeller. 5.) Hätte Corneille zu meiner Zeit gelebt, er wäre Miniſter geworden. 6.) Ich habe nie eine Seite des Tacitus leſen können, er iſt ein Schwätzer; Polybius gefällt mir beſſer, und belehrt mich, er iſt kein Declamator. 7.) Paſcals Gedanken ſind nichts als unſinnige Schwätzereien; man könnte von ihnen ſagen, was die Canaille von jedem Quackſalber ſagt: Er muß wohl Recht haben, denn wir verſtehen ihn nicht. 8.) Frau von Staël hat über Leidenſchaften wie eine Frau, die ihren Gegenſtand verſteht, geſchrieben. Sie nimmt oft den Unſinn für Größe, und iſt nie ſo leer, als wenn ſie tief iſt. 9.) Die Zeitungspolitiker, die gegen die ſtehenden Armeen declamiren, ſind Narren. —r—

Erſt neulich erhielt Rußland aus dem Hiſtorienfache zwei in deutſcher Sprache geſchriebene Bücher, welche jetzt die Aufmerkſamkeit des Publicums — das, ſeit das vortreffliche Werk: Karamſin's Geſchichte, ſich in allen Händen befindet, eine beſondere Vorliebe zu hiſtoriſchen Schriften gefaßt hat — ſehr auf ſich ziehen. Das erſte Buch heißt: »Bemerkungen über einen, in den ruſſiſchen Chroniken erwähnten, Kriegszug der Ruſſen nach Finnland, von A. Hipping; und das andere: Beiträge zur muhamedaniſchen Münzkunde aus St. Petersburg, oder Auswahl ſeltner und merkwürdiger bis dahin unbekannter muhamedaniſcher Münzen aus dem Cabinette des Herrn Collegien-Aſſeſſors Pflug. Mit einer lithographiſchen Tafel, von dem verdienſtvollen Academiker Frähn. **K.**

Am 13. März ſtarb zu Augsburg der berühmte Mechaniker Höſchel (geb. 1744). Er war ausgezeichnet in ganz Deutſchland durch ſeine mathematiſchen, phyſicaliſchen und meteorologiſchen Inſtrumente, beſonders durch Feinheit und Genauigkeit im Schnitt auf gläſernen Inſtrumenten, namentlich Horizonten. Mit Abſicht erinnern wir an ſein Verdienſt, weil bey neuen Arbeiten dieſer Art das Horaziſche nil admirari oft außer Acht gelaſſen wird.

In der vorigen Nummer S. 629 u. 30 muß es heißen: Galizien, Czartoryſky ꝛc.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Gräffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 16 fl. WW. halbj. — Beyträge, beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Conversationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

68.

(Wien, Donnerſtag, den 8. Juni.)

Neuigkeiten aus Ungarn *).

Die dramatiſchen Werke des Hrn. von Kisfaludy haben einen würdigen deutſchen Ueberſetzer an Hrn. von Gaal, dem genialen Dichter der »nordiſchen Gäſte«, gefunden. Sie werden nächſtens unter dem Titel: »Theater der Magyaren« erſcheinen. — Dieſer erſte Band (denn hoffentlich werden noch mehrere folgen) wird die drei im Peſther-Theater mit ſo vielem Beyfalle aufgenommenen Tragödien: Die Tartaren, Ilka und Stibor enthalten. Die Tartaren hatte der Dichter in einem Alter von 18 Jahren geſchrieben. Es herrſcht darin viel Feuer. Außer einer lebhaften Diction wird man aber hier eine gelungene Ausführung, gut gezeichnete und gehaltene Charactere vergebens ſuchen. — Beſſer und tuchtiger iſt Ilka; claſſiſch kann man Stibor nennen. Es iſt unſtreitig das vorzüglichſte von den dreien **). — Ein Hauptvorwurf, der dieſen Dichter treffen könnte, wäre das etwas grelle Auftragen der Charactere; ein Fehler, den Hr von Kisfaludy dadurch zu entſchuldigen glaubt, daß es die Nation ſo fordert, fur die er ſchreibt. Es iſt nun allerdings wahr, daß das Publicum in Ungarn noch mehr an dem Grellen als an dem Erhabenen Geſchmack findet; aber da ſollte erſt der Dichter angelegentlich befliſſen ſeyn, den Kunſtſinn des Publicums möglichſt zu verfeinern, und es an das Wahre und Echte zu gewonnen. Es ſteht zu erwarten, daß für die Folge der wackere Dichter dieß berückſichtigen, und mehr auf den Beyfall der gebildeten Männer unſers Vaterlandes, auf welche wir ſtolz ſeyn können, hinzielen werde. — Noch ſiebenzehn ungedruckte, zum Theile vortreffliche dramatiſche Stücke liegen fertig im Pulte dieſes talentvollen Dichters.

Die Stuhlweiſſenburger ungariſche Schauſpieler-Geſellſchaft gibt ſeit dem 2. Mai ihre Vorſtellungen im Peſther-Theater mit dem ungetheilteſten Beyfall. Bey National-Schauſpielen vermögen dieſe Schauſpieler am meiſten zu glänzen. Als geborne Ungarn mit dem Character und den Eigenheiten ihrer Nation wohl vertraut, wiſſen ſie viel Natur und Wahrheit in National-Rollen zu legen. Einen dem Ungarn angebornen edlen Anſtand vermißt man faſt bey keinem Mitgliede. Hingegen mißglücket oft die Auffaſſung der Rollen bey fremden, nicht auf heimiſchem Boden handelnden Stücken. Ein Beweis dieſer Behauptung mag die höchſt mittelmäßige Darſtellung der Sappho ſeyn. — Indeſſen beſitzen die meiſten dieſer Schauſpieler den Vorzug des guten Memorirens. Der Souffleur iſt faſt unnöthig, und in dieſem Puncte könnten ſich manche unſrer deutſchen Künſtler ſie zum Muſter nehmen.

---

*) Werden regelmäßig fortgeſetzt.

**) Die Expoſition dieſer Stücke von einem andern Correſpondenten ſiehe in Nr. 60 II. Bd. des erſten, und in Nr. 18 des laufenden Jahrgangs dieſer Zeitſchrift.
D. R.

Die zu Peſth erſcheinende Zeitſchrift »Pannonia« findet wenig Theilnahme bey dem Publicum. Die Urſache mag an der Redaction ſelbſt liegen. Dieſe weiß nicht genug Intereſſe in ihr Blatt zu legen, wiewohl es ihr bey mehr Umſicht und weniger Nachläſſigkeit leicht möglich wäre, ihr Blatt in Anſehen zu ſetzen. Was biethet nicht das große Ungarn, deſſen einziges deutſches literariſches Blatt ſie iſt, für Mannigfaltigkeit dar? Wie leicht könnte dieſe Zeitſchrift ſelbſt für das Ausland höchſt anziehend werden. — Merkwürdig iſt es, daß ſeitdem zwei Redacteurs das Blatt führen, es verhältnißmäßig an Werth nicht zugenommen hat. — Es iſt zu wünſchen, daß das Schickſal dieſes Blattes, welches übrigens Aufmunterung verdient, bald eine andere Wendung bekommen möge, denn es hat an Intereſſe wenigſtens nicht abgenommen, während ſo manche andere Blätter matt geworden ſind.

Zu dem bevorſtehenden großen Luſtlager, welches im Herbſte dieſes Jahrs zu und um Peſth Statt finden wird, und wobey Se. Majeſtät der Kaiſer und J. M. die Kaiſerin gegenwärtig ſeyn werden, trifft man bereits alle Anſtalten.

Das Dampfſchiff des Hrn. Liedemann (der es von Hrn. Bernhard an ſich brachte) hat in den Tagen des Monats Mai zu Peſth, nahe an der Schiffbrücke, einen Leck bekommen, und iſt auf den Grund gerathen. Nur einer beynahe dreiwöchentlichen Arbeit gelang es, dieſes über 800 Centner ſchwere Schiff wieder flott zu machen.

Ein Hr. Joh. Miklowich, welcher im vorigen Jahre eine gedruckte Ankündigung eines von ihm erfundenen Perpetuum mobile verbreitete, ließ ſeitdem nichts von ſich hören.

Die im Conv. Bl. Nr. 48 in der Novelliſtik aus dem Schematismus der catholiſchen Geiſtlichkeit entlehnte Angabe der Einwohnerzahl einiger Städte und Märkte in dieſem Lande, iſt in der letztern offenbar übertrieben. Ketskemeth (dort 31,539) zählt höchſtens 12—13,000; Holdmezö Vaſárhely (dort 25,000) 9—10,000; Miskolz (21,393) 13—15,000; Szentes (15,792) 8—9000; und Makó (15,159) kaum 5,000 Einwohner.

Auf das Jahr 1821 wird uns Hr. v. Kisfaludy mit einem ungariſchen Almanach erfreuen; den Gehalt verbürgt ſchon der Name des Herausgebers; aber auch das Aeußere wird dergeſtalt beſchaffen ſeyn, daß es mit jedem ausländiſchen wird wetteifern können.

Die Einſiedelei von Murviedro; Elegie.

Dort, wo durch der Platanen Gezweige graulich Gemäuer,
Düſteren, ernſten Blick's, ſtarrt durch's lebendige Grün,
Wie durch des Lebens lieblich erquickendes Blühen und Werden
Des Geweſenen Bild, warnend die Zukunft enthüllt;
Wo der Jahrtauſende Zahn und zerſtörendes Wüthen der Menſchen,
Trotzig vernichtet das Werk, welches der Maure gebaut
Mit dem mächtigem Geiſt der Erfindung und ſchaffender Künſte,
Lebet ein Eremit 1), ſtiller Betrachtung geweiht.
Sinnig hat er die Höhe gewählet, — dem Himmel nun näher,
Schaut er in's tiefere Land, ſchauet der Menſchen Gewühl,
Und ihr Trachten und nichtig Getreibe, künſtlich zu ſchaffen
Werke, die im Entſteh'n ſchon der Zerſtörung geweiht,
Um mit Müh' und Gefahr ein kümmerlich Leben zu friſten,
Das die Minute gezeugt, und die Minute zerſtört.
Denn ſelbſt der Kunſt, der Gottgeſandten, herrlichſte Werke,
Unerbittlich zerſtört ſie die allmächtige Zeit; —
Auch Alhambra 2) das zaubriſch erbaute, ſank zur Ruine,
Wo einſt Wolluſt und Pracht, Schönheit und Glanz ſich vereint;
Und das ſtolze Zehra 3) verſank in ſpurloſem Staube,
Und El Generalif 4), das einſt ſo herrlich geprangt;
Das wie ein ſüßes Traumgebild', ein ſchöner Gedanke,
Eine gaukelnde Fee unter den Roſen ſich hob,
Iſt in traurige Trümmer verwandelt durch Zeit und Zerſtörung.
Dornen und ſtruppig Geſträuch, wo einſt die Roſe geblüht,
Wuchern nun in wilder Verſchlingung um mooſige Trümmer;
Nur die Cypreſſe noch weint über verblühetes Glück; ;
Einſam trauert um's öde gewordene Becken die Myrthe,
Wo ſich im Wellengekoſ' reizende Mädchen gekühlt. —
Und wie die Werke, die ſie erſchaffen, ſanken die Mauren,
Ihre Herrſchaft zerfiel, Cordova, Granada ſank.
Denn der Chriſten Muth zerſtob ihr Reich bey Toloza 5);
Glaube ſtählte die Bruſt ihnen zu Tod und zu Sieg: —
Und wie in blutigen Schlachten geſieget die Stärke des Glaubens,
So in des Siedlers Bruſt ſtrahlet ſie himmliſche Ruh.

---

1) Eine der ſchönſten Einſiedeleien in Spanien iſt die bey Murviedro, auf einem hohen Berge, wo noch Trümmer einer mauriſchen Feſtung ſich finden.

2) Alhambra, der einſt prächtige Pallaſt der mauriſchen Könige von Granada; noch jetzt eine höchſt merkwürdige Ruine.

3) Zehra, einſt eine ſchöne Stadt, in der Nähe von Cordova, die der Chalife Abdolrahman III. (er regierte vom Jahre 912 — 961) für ſeine Favoritſclavin anlegen ließ; ein wahrer Zauberpallaſt befand ſich in derſelben, jetzt iſt ſie völlig zerſtört.

4) Generalif oder Xeneralif (der Garten der Liebe), der Frühlingsaufenthalt der Könige von Granada; noch ſind Ruinen davon ſichtbar.

5) Toloza in der Sierra Morena, wo am 16. Juli 1212 die Chriſten einen großen Sieg über die Mauren erfochten, welcher ihnen das Uebergewicht über die Sarazenen verſchaffte.

Denn ob auch Irdiſches ſtets nur vergänglich und ſtets ſich erneuend,
Und wie Himmel und Erd', Tod ſich und Leben umarmt,
Muß doch das Eine beſtehen, Ewiges ewig auch wahren,
Und was noch Keiner begriff, ahnender Glaube nur lebet. —
Wohl haſt du ſinnig die Hütt' dir gebaut auf Trümmer der Vorzeit,
Frommer Anachoret! — um nach den Stürmen zu ruh'n,
Und nach der Wanderung Müh' und Beſchwerden durch's rauhere Leben;
Nimmer biſt du allein, Glaube durchglüht dir die Bruſt;
Läßt dich ſchon jetzt des Himmels geläuterte Freuden erahnen,
Irdiſchem Treiben entfernt, biſt du ganz Gott nur geweiht;
Lebeſt in ſelbſt erbauter Hütte, die mehr als Alhambra,
Dieſes der Wolluſt erbaut, jene der Liebe zu Gott.
Und das einſame Dach bekränzet die Palm' und Eſparto,
Wie ſich auf irdiſchen Kampf ſenket der himmliſche Sieg.
Was der Leib noch bedarf auf der kurzen Strecke der Wallfahrt,
Reichet Valencia's Hirt willig als frommes Geſchenk;
Doch du ſpendeſt für Leibes-Erquickung himmliſche Nahrung,
Spendeſt, thränenden Blicks, Segen dem gläubigen Volk.

Ferdinand Wolf.

* * *

Das technologiſche Werk des Hrn. Stephan Edlen von Keeß.

Wenn mit der väterlichen Sorgfalt und Liberalität des Landesherrn ſich die Wirkſamkeit ſachverſtändiger und einſichtvoller Staatsbürger vereinigt, ſo muß die ſchöne Ausſaat wohl die reichſten und herrlichſten Früchte bringen. Während unſer hochverehrter Monarch durch die großmüthige Stiftung und Pflege des polytechniſchen Inſtitutes, der Verbreitung und Ausbildung gewerbwiſſenſchaftlicher Kenntniſſe eine ſo entſcheidende Begünſtigung, und mit ihr dem Fabriks- und Manufacturweſen tauſend neue Quellen eröffnete, ſehen wir auch unſre literariſche Thätigkeit ſich mit dieſem ſchwunghaft beflügelnden Geiſte der Gemeinnützigkeit fort und fort inniger ſich befreunden, und ſomit eine Wechſelwirkung begründet, welche die ſegenreichſten Erfolge verbürgt. — Unter den mancherlei, die Technik im ausgedehnteſten Sinne betreffenden neueren Schriften, wollen wir hier nur das Werk des Hrn. Steph. Edlen von Keeß berühren, betitelt: »Darſtellung des Fabriks- und Gewerbsweſens im öſterreichiſchen Kaiſerſtaate« ꝛc. Von dieſem vaterländiſch-techniſchen Univerſalwerke, deſſen erſter Theil, nach vortheilhaften Erwähnungen in mehreren periodiſchen Blättern erſt neuerlich in dem neunten Bande unſerer Jahrbücher der Literatur mit verdienter Anerkennung gewürdigt wurde, iſt nun des zweiten Theiles erſter Band erſchienen. Dieſer Theil hat den Nebentitel: »Beſchreibung der Fabricate, welche in den Fabriken, Manufacturen und Gewerben des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates erzeugt werden« ꝛc. und enthält (mit Inbegriff des zweiten Bandes) 1.) die Hutmacher-Arbeiten; 2.) das Leder ꝛc.: 3.) Pergament und Chagrin; 4.) Producte der Spinnerei, in vier Abſchnitten; 5.) Producte der Weberei, in ſieben Abſchn.; 6.) die Poſamentirer-Arbeiten aus freier Hand, in drei Abſchn.; 7.) dieſelben auf dem Stuhle; 8.) die geſtrickten Arbeiten; 9.) Strumpfwirker-Arbeiten ꝛc.; 10.) Türkiſche Käppchen; 11.) Spitzenfabricate, in zwei Abſchn.; 12.) die geſtickten Arbeiten; 13.) die Seiler-Arbeiten; 14.) die Schnürmacher-Arbeiten; 15.) Geflechte und Gewebe aus Stroh und Baſt; 16.) aus Menſchen- und Thierhäuten; 17.) Siebmacher-Arbeiten; 18.) Bürſtenbinder-Arbeiten; 19.) Papier und Papierfabricate, in ſechs Abſchn.; 20.) Papier-Tapeten; 21.) Spielcarten; 22.) Holzſtiche; 23.) Lithographiſche Arbeiten; 24.) Kupferſtecher-Arbeiten; 25.) Buchdrucker-Arbeiten; 26.) Arbeiten aus Holz, Rohr, Bein ꝛc., in 17 Abſchn.; 27.) Fabricate durch weitere Verarbeitung ꝛc. der Thierhäute ꝛc. in ſieben Abſchn.; 28.) von Zeugen, welche zur Bekleidung ꝛc. dienen ꝛc. in 10 Abſchn.; 29.) Verſchiedene Fabricate aus vegetab. und thieriſchen Stoffen, in 20 Abſchn.; 30.) Metall-Arbeiten, in 7 Haupt- und 50 Unterabſchn.; 31.) Fabricate, welche auf die Uhrmacherkunſt Beziehung haben, in 10 Abſchn.; 32.) Mathemat. Inſtrumentenmacher-Erzeugniſſe; 33.) Fabricate aus Erden und Steinen, in 5 Haupt- und 19 Unterabſchn.; 34.) aus brennlichen Materialien, in drei Abſchn.; 35.) das Schießpulver; 36.) Sogenannte chemiſche Fabricate und Farben, in zwei Haupt- und acht Unterabſchn. — Dieſem Bande wird zu Michaeli d. J. der dritte oder letzte folgen, und ſomit in kurzer Zeit ein Werk beendigt ſeyn, welches ſowohl in der Theorie als in der Praxis des Gewerbweſens, einem tief empfundenen Bedürfniß abhilft. Daß dieſes ſchätzbare Buch nicht nur für den Techniker ſelbſt von großer Bedeutſamkeit, ſondern auch für den Kaufmann, Cameraliſten, Statiſtiker ꝛc. von Wichtigkeit und augenſcheinlichem Nutzen iſt, bedarf wohl keiner näheren Erörterung, denn hier characteriſirt ſich dieſes ſtreng ſyſtematiſch claſſificirte Werk ſchon durch ſeinen Gegenſtand und ſeine kenntnißvolle umſichtige Bearbeitung als ein unentbehrliches Hand- und Hülfsbuch. Aber auch für Jeden, der ſein Vaterland näher kennen lernen will, für jeden Freund deſſelben, und ſelbſt für die größere, nicht techniſche Leſewelt, behauptet es ein reichhaltiges Intereſſe, indem es der Wißbegierde die mannigfaltigſte Nahrung durch die zahlloſe Menge anziehender lehrreicher Notizen darbiethet, die darin zerſtreut ſind. Es iſt unmöglich, dieſes ſchätzbare vaterländiſche Werk durchzuſehen, ohne dem Hrn Verf. für ſeinen bewundernswerthen, wahrhaft deutſchen Fleiß, den aufrichtigſten Dank zu zollen, und ſein hohes Verdienſt um den großen Nutzen zu würdigen, welchen es ſtiften muß *).

Gſſr.

Allgemeine Novelliſtik.

(Schluß der in Nr. 66. abgebrochenen Notiz über das Cicisbeat.) Es konnte nicht lange fehlen, daß der Kavalier ſich für das ſchwere Joch ſeines Dienſtes einen reellen Habedank zu erwerben ſtrebte, und das alte böſe Sprichwort von der Gelegenheit ſich im Cicisbeate geltend machte. Ein Syſtem privilegirter ehlicher Untreue ſollte man es

---

*) Obiges Werk iſt auch in der Verlagshandlung dieſer Zeitſchrift zu haben. Preis des ſeither Erſchienenen 16 fl. W. W.

aber deſſen ungeachtet nicht nennen, weil dieſe ja keinesweges in dem Inſtitute ſelbſt liegt, ſondern in ſeinem durch menſchliche Schwachheit herbeigeführten Mißbrauche. Auch mag es ſchwer ſeyn, in dem großen Kreiſe der Wirkungen und Rückwirkungen zu entſcheiden, ob die Unmoral des italieniſchen Familienweſens durch die Errichtung des Cicisbeats gefördert oder gehemmt worden iſt. Wenigſtens iſt mit ſeinem Verfalle die Sittenloſigkeit überall geſtiegen. — Die Ehen der höheren Stände, von denen in dieſem Briefe ausſchließlich die Rede iſt, werden meiſt durch Familiencontracte, ohne Zuziehung des Bräutigams und der Braut, die vielleicht ihres Alters halber noch keiner Stimme fähig ſind, abgeſchloſſen. Selten ſtört eine Weigerung der Verlobten das eingeleitete Geſchäft: denn der junge Mann lernt vor der Periode der Verheirathung die galanten Sitten genugſam kennen, um vor dem kurzen Noviziate in den Armen ſeiner Zukünftigen keine unüberwindliche Furcht zu haben: ſie aber, überdrüßig des Kloſterzwanges, oder, wenn ſie auch dieſem ſchon entwachſen iſt, der zurückgezogenen Beſchränkung im elterlichen Hauſe, will ihre Freiheit um jeden Preis erkaufen. Findet ſie bis zu einem beſtimmten Jahre keinen Bräutigam, ſo muß ſie den Schleier nehmen. Seltener als in Deutſchland, wo die Jungfrauen in vielfachen geſelligen Berührungen mit den Männern ſtehen, widerſpricht eine heimliche Neigung und Verpflichtung dem elterlichen Willen, und wenn dieß der Fall iſt, ſo überredet eben der alltägliche Lauf der Dinge zu der Convenienzheirath. Solche Perſpective leiten nicht ſelten ſogar zu der Wahl eines geduldigen, lebensmüden Eheherrn, und der Liebhaber wird entweder privilegirter oder heimlicher Cicisbeo. Sogenannte Mißheirathen aus Leidenſchaft ſind in Italien eben deßwegen romantiſche Raritäten, und auch die freie Wahl der Frauen greift öfter nach Reichthum, Titelglanz und Charactermilde, als daß ſie einem urtheilsloſen Herzenszuge folge. Ueberhaupt läßt ſich den Italienerinnen, bey aller Gluth der ſinnlichen Leidenſchaft, eine feſte Bedachtſamkeit nicht abſprechen, die ſich nicht leicht von unüberwindlichen Augenblicken überraſchen läßt. — Sehr treffend hat der Verfaſſer der Fragmente über Italien aus dem Tagebuche eines jungen Deutſchen die Italienerinnen von dieſer Seite geſchildert. Ihre Liebe, ſagt er, iſt weder Laune, noch Zeitvertreib, ſondern ernſthaftes Bedürfniß. Gleichweit von der Denkungsart der Franzöſin entfernt, die in der gleichzeitigen Menge ihrer Anbeter, und der Deutſchen *), die in deren raſcher Abwechſelung einen Vorzug legt, legt ſie tiefes Gefühl in eine Angelegenheit, die jene nur als modiſche Kleinigkeit behandeln, bringt ſie den größten Theil ihres Lebens zu, über Dinge zu raffiniren, worin jene nur flüchtigen Sinnengenuß, mit etwas Romanenjargon verziert, ſuchen. Man erſtaunt über die Geläufigkeit, mit der ſich ſelbſt junge Mädchen über Alles, was die Metaphyſik der Liebe angeht, ausdrücken, und die Idee drängt ſich auf, wie ſehr ſie ſich von Kindheit auf damit beſchäftigt haben müſſen. Da die conventionellen Grenzen der weiblichen Delicateſſe im Sprechen weiter hinausgeſtreckt ſind, als bey uns, ſo legen ihnen die Sitten dabey weniger Zwang an. Eine Mutter, die man nach der Urſache der übeln Laune ihrer Tochter fragt, antwortet vielleicht: Sie iſt verliebt; und Liebe macht das große Thema aller gemiſchten Geſellſchaften durch ganz Italien aus. — Dieſer Character des ſchönen Geſchlechts, und das willkürliche Nachſpiel des geſetzlichen Cicisbeats, bringt folgende Erſcheinungen hervor. Das unverheirathete Mädchen iſt ſtreng bewacht, und wohl unterrichtet von Allem, was es von männlicher Nachſtellung zu befürchten hat. In größerer Geſellſchaft iſt es ſchweigſam und zurückgezogen, in vertrauteren Kreiſen aber offen, geſprächig, gegen das männliche Geſchlecht ſelten verlegen, und verträgt manchen Scherz, der bey uns beleidigt; nur darf er das

---

*) Ich habe nur die Schilderung der Italienerinnen treffend genannt.

Mädchen nicht beſonders in Anſpruch nehmen, oder auf ein verſtecktes Ziel hinarbeiten. Merkt die Jungfrau ein ſolches, ſo wird ſie große Augen machen und fragen: Volete far l'amore meco? Das heißt, ob du ein ernſthaftes Liebesverhältniß mit ihr anknüpfen willſt, was ſie durch dieſe Frage eben einzuleiten gedenkt. Dazu wird aber gleich die Mutter, oder wenigſtens eine Verwandte als Vermittlerin gezogen, welche die Geliebte bey etwanigen Zuſammenkünften begleitet, und nach einigen Tagen in ihrem Namen die zweite Frage aufwirft: Volete sposare la mia figlia? Dieſer Gang iſt der ordentliche der italieniſchen Liebſchaften vor der Ehe, der freilich aber auch ſeine Ausnahmen hat, die jedoch ebenfalls ſelten etwas mit Mondſchein, Vergißmeinnicht und Schwindſucht zu ſchaffen haben. — In Florenz und Venedig habe ich die Macht des Cicisbeats, als geſellige Etikette der höheren Stände, am uneingeſchränkteſten angetroffen. Daher denn in dieſen Städten der begünſtigte Liebhaber ohne Privilegium nicht ſo oft gegen den Eheherren, als gegen den eiferſüchtigen Cicisbeo zu Felde ziehen muß. Denn dieſer will entweder einem Fremdlinge nicht gönnen, was ihm verweigert wird, und iſt in dieſem Falle ein Wächter der ehelichen Treue, oder er will ſein Glück nicht theilen, und bewacht ſein eigenes Gut. — In Rom iſt nur ſo viel von dem Cicisbeate zu finden, daß die meiſten Damen öfter aus Bedürfniß, als aus Mode, einen ihrer Anbether beglücken, der wohl auch Cicisbeo oder Cavalier ſervente genannt wird. Die Eheverhältniſſe geben dieſem Pſeudo-Cicisbeate ſeinen jedesmaligen Grad und Character, ſo daß der Cavalier entweder die anvertraute Dame am hellen Tage ausführt, oder daß ſie ihn in der Dunkelheit einführt. Iſt der Cavalier treu und rüſtig, ſo ſollen die Römerinnen in der Regel ſehr ſtandhaft ſeyn, und manche wechſelt wohl auch des guten Rufes wegen nicht. Denn da die Ehe nun einmal, als ein Titularweſen, ganz in den Hintergrund tritt, ſo gehen ihre geſammten Pflichten auf den Cavalier über. Treue, Vertrauen, Verſchwiegenheit und alle Gefälligkeiten und Opfer, welche die Umſtände erfordern; aber auch alle Leidenſchaften und Launen, welche Ehen unglücklich machen, quälen den ausdauernden Cavalier. Es iſt nicht zu leugnen, daß auf dieſe Weiſe das Cicisbeat die Moral durch ein Surrogat ehelicher Treue unter den Italienerinnen aufrecht erhält, und eine Reformation der Sitten müßte mit der Ausrottung dieſer Mode nicht anfangen, ſondern vielmehr endigen.

Im k. k. priv. Schauſpielhauſe an der Wien ward den 4. Juni zum erſtenmale gegeben: Gaſton von Malines, oder: Der Rache Wechſelkampf, Ritterſchauſpiel in vier Aufzügen, nach dem Franzöſiſchen von W. Vogel. — Cifron, Schwiegerſohn des Gerard Daviller, Gouverneurs von Nancy, wagte ſich durch das Heer der belagernden Burgunder zu René, Herzog von Lothringen, nach Zürch, ihm das höchſte Elend der Stadt vorzuſtellen, und dadurch zur ſchleunigen Hülfe zu bewegen. Auf dem Rückwege wird er nebſt ſeinem Sohne, einem Kinde, gefangen, und auf Befehl des burgundiſchen Feldherrn, Gaſton, hingerichtet. Das Kind wird gefangen gehalten, und dem Heerführer, Jacques Galliot, in Verwahrung gegeben. Er haftet mit ſeinem Kopfe für das Kind. Rache ſchwört Cifrons Witwe, Leontine. Nach Rache lechzet Gaſton, weil ihm Nancy ſo hartnäckig widerſteht. Dieſer ſendet daher Galliot, unbedingte Uebergabe zu fordern, ab, drohend, ſonſt Rache zu nehmen am Leben des Kindes. — Inzwiſchen wagte ſich Leontine und Thierry, ein lothringiſcher Krieger, in das feindliche Lager; Leontine belauſchte, in einem Zelte verſteckt, den Kriegsrath, und Beide packten den Knaben in ein Reiſigbündel, und retteten ihn aus dem Lager nach Nancy. — Auf dieſe Art wird Galliots Drohung und Trug durch die nachgemachte Handſchrift des René vereitelt, denn Leontine und Thierry bringen zugleich die Nachricht von des Herzogs Anrücken mit. Gaſton läßt ſchon ſtürmen, und befiehlt, alle Einwohner, die Familie des Gouverneurs zwar zuerſt, hinzurichten. — Auf Verwenden ſeines Günſtlings, de Comines, ſetzt er aber die Anzahl der Racheopfer auf jeden zehnten Kopf herab. — Eben will er decimiren, da erſcheinen der Gouverneur und Thierry über dem Pulvermagazin, und drohen, wenn Gaſton die Stadt zu räumen ſich weigere, Stadt und Feind zugleich in die Luft zu ſprengen. — Auf Zureden des Comines zieht Gaſton ab, und bewilliget den zwölfſtündigen Waffenſtillſtand. Während dieſem weiß ſich Galliot mit ſechs Genoſſen in die Stadt zu bringen, im Pallaſte des Gouverneurs einzuſchleichen, und will eben dieſen gefangen nehmen, als Comines, einer unter den Sechs, die Maske abwirft und rettet. — Der Gouverneur entläßt die Banditen mit Verachtung. René naht, ſiegt, zieht ein, und das Spectakel hat ſein Ende. — Wahrſcheinlich hat das Stück in Paris auf einem Vorſtadt-Theater Caſſa gemacht, ſonſt würde es Vogel nicht überſetzt haben. Allein es hätte ihm nicht entgehen ſollen, daß dort der politiſche Zeitgeiſt erwünſchte Beziehungen für ſeine wilde Leidenſchaft finde, dieſe aber hier wegfallen. — Rettungs-Comödien liegen, Gott ſey Dank, außer dem Gebiethe des heutigen Geſchmacks, der Wahrheit fordert, die aber in ihnen äußerſt ſchwer zu finden iſt, und zu finden ſeyn kann. — Dieſes Schauſpiel iſt nun gar ein Aufeinanderhäufen von Gräßlichem, und Rettung auf Rettung; jede Rettung aber geſchieht durch eine Verletzung der Wahrheit, durchaus durch ein Extrem. Der Ueberſetzer hätte Manches mildern, ſelbſt aus dem Ganzen ein erträgliches Stück ſchaffen können, denn es hat in der That einige ſehr frappante Situationen. — Am meiſten ſtößt ab, daß immer von Haftung für das Kind mit dem Leben geſprochen wird, und dieſes doch eigentlich gar nicht bewacht iſt. Der vierte Act konnte ganz wegbleiben; denn die Handlung ſchreitet durch ihn nicht weiter. — Der Fleiß der Darſtellenden iſt ſehr zu loben. Leontine gab den Moment im dritten Acte, wo ſie um das Leben des Sohnes fleht, ſehr gelungen. Thierry war das Belebende des Ganzen. Der Schauſpieler, der den Gouverneur gab, iſt eigentlich Sänger, und für das Heldenfach nicht geboren. Von Character-Entwicklung kann übrigens nicht die Rede ſeyn, denn die meiſten Handelnden ſind ohne Character. Selbſt an den Character des Comines kann nur jener Pariſer glauben, der ſich unter Gaſton einen Mann der neueſten Zeit denkt.

J. G.

Schillers Gedicht: Der Spaziergang, wird in einer lateiniſchen Ueberſetzung von einem Herrn Fuß in Lüttich nächſtens erſcheinen.

Der ſchon durch großen Eifer bey Vertheidigung ſeiner Anſichten, und lebhaftes Mitſprechen bey der Verhandlung, aller im Gebiethe der philoſophiſchen Wiſſenſchaft in zeitliche Anregung kommenden Fragen, unter den baieriſchen Schriftſtellern dieſes Fachs (Schelling, Wagner, Rixner, dann Aſt, Mehmel, Köppen) einen Platz behauptende Salat hat in Sulzbach ein neues Buch »über den neueſten Gegenſatz zwiſchen Chriſtenthum und Philoſophie« drucken laſſen.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Graffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 17 fl. WW. halbj. — Beyträge, beliebe man dem Redacteur (Franz Graffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

69.

(Wien, Samſtag, den 10. Juni.)

Neues Deckengemählde im fürſtlich Eſterhazy'ſchen Gartengebäude.

Die Kalkmahlerei *), welche **Buonaroti** und **Vaſari** mit Recht als den Gipfel der Kunſt erklärten, iſt in neuerer Zeit aus Urſachen, die wir anderswo entwickeln werden, ſehr in Abnahme gerathen; und wir erinnern uns nicht, daß ſeit **Raphael Mengs** herrlichen Arbeiten in dieſem Fache, allerdings würdig, jenen des **Raphael Sanzio** und **Michael Angelo** an die Seite geſetzt zu werden, (wohin man auch jene unſers **Füger** zu **Caſerta** rechnen könnte) etwas Großes hierin ausgeführt worden wäre. Ein ſolches bedeutendes Gemählde, 25 Fuß lang, und 16 Fuß breit, hat nun Se. Durchl., der Hr. Fürſt **Nicolaus Eſterhazy**, herſtellen laſſen, der mit den größten Einkünften begabt, die außer königl. Perſonen wohl ſonſt Niemand beziehet, einen Theil derſelben rühmlich auf Wiſſenſchaften und Kunſt verwendet. Es befindet ſich in einem großen Saale ſeines vor einigen Jahren erkauften Gartengebäudes zu Mariahülf, welches der unvergeßliche Hofkanzler **Kaunitz**, gleichſam im Mittelpuncte der k. k. Burg und des Luſtſchloſſes **Schönbrunn**, wohin ihn Staatsgeſchäfte unaufhörlich riefen, errichtete, und das von Anbeginn zu einem Tempel der Kunſt geweihet war.

Dieſes Deckengemählde (Plafond) iſt von einem jungen denkenden Künſtler aus **Florenz**, **Anton Marini**, den der Hr. Fürſt **Eſterhazy** im vorigen Jahre zu dieſem Ende hierher kommen ließ, und der ſchon einige ähnliche Arbeiten für ſeinen Beſchützer, den Großherzog **Ferdinand III.** kaiſ. Hoheit verfertigte, vor einigen Tagen vollendet worden. Es ſtellt den **Ganymed** vor, wie er den Göttertrank (Nectar) dem **Jupiter** darreicht. Neben dem Gotte, der, wie der alte Dichter ſingt, zürnend mit ſeinen Augenwimpern das Weltall erbeben macht, ſitzt die hehre **Juno**. Ein liebliches Gegenſtück bilden die daneben ſtehenden Grazien, und auf durchſichtigen Wolken flattern die Horen, dieſe unzertrennlichen Gefährtinnen der Charitinen, welche

---

*) Wir wählen dieſen Ausdruck ſtatt des Zwitterwortes Fresco-Mahlerey, weil ſie auf friſchem Kalk vollzogen wird, ſo wie man Glasmahlerey u. dgl. ſagt. Auch entſprang das wälſche **Fresco** ohnehin aus dem deutſchen **friſch**, wie dieß die echt allemanniſche Endung »ſch« klar andeutet, und es unſchicklich wäre, ein Borger vom Geborgten zu werden; daher uns auch das von **Campe** vorgeſchlagene **Friſch-mahlerey** dem **Fresco** zu knechtiſch nachgebildet dünkt. Abhg.

als Töchter der Macht und Gerechtigkeit, (des Zevs und der Themis) Eintracht, Verträglichkeit und Wohlwollen verbreiten, nebſt zwei kleinen Liebesgöttern, welche Blumen ſtreuen. Rückwärts erblickt man die pfeilſchnelle Bothinn des Olymps, die Iris mit ihrem Sinnbilde der Heiterkeit, einem Regenbogen, welcher das Ganze umfaßt und beleuchtet. Ueberall herrſcht Wahrheit, Haltung, Uebereinſtimmung und jene Anmuth, welche nur inniges Gefühl, kein ängſtliches Nachdenken hervorbringen kann. Vorzüglich durchdacht und gelungen iſt die ſanfte Farbenmiſchung, die man ſo oft bey ſolchen Gemählden vermißt, indem der angeworfene Mörtel wenn er trocknet, die Farben zu grell erſcheinen macht.

Wir hoffen noch mehrere Nachrichten über die bisher unbekannt gebliebenen mannigfaltigen Kunſtſchätze dieſer herrlichen Villa unſeren Leſern in Zukunft mittheilen zu können; und würden uns glücklich preiſen, wenn wir hierdurch mehrere große und reiche Einwohner dieſer unermeßlichen Kaiſerſtadt aufmunterten, ihre Wohnungen und vorzüglich ihre in der Nähe liegenden Landſitze immer mehr mit Werken des geläuterten Geſchmacks der alten und neueren Zeiten, als bloß mit prunkenden Geräthſchaften zu ſchmücken.

Akbg.

* * *

Die Kinder am Brunnen.

Gemählde von Schnorr nach Lichtenberg.

(Der Stich desſelben befindet ſich in der Kunſtausſtellung, Saal 1, Zahl 99.)

Es ſitzt im Kinderkreiſe
Die Mutter weiß und rein,
Und ſinget treu und leiſe
Den holden Säugling ein.

»Ach Mütterchen, wo kommen
Nur alle Kinder her,
Man ſpricht, ſie ſind geſchwommen,
Herüber auf dem Meer?«

Die Mutter ſagt: »In Quellen
Und klarer Bäche Lauf,
Da blühen ſie gleich hellen
Und zarten Blumen auf.«

O Neugier — wie die Guten
Schon um den Brunnen ſtehn,
Und in die grünen Fluthen
Nach ſolchen Blumen ſehn!

»Wahrhaftig — tönt's im Kreiſe —
Und ach, wie ſchön und klein!«
Die Mutter lächelt leiſe
Und denkt: »der Widerſchein!« —

Freiherr Franz von Schlechta.

* * *

Technische Neuigkeiten, von A. R. v. Flammenſtern.

XI.

Noch immer ſehen wir hier der öffentlichen Production des unter Dr. v. Griffiths Antheil verfertigten Dampf-Wagens entgegen. Die Prager hatten bereits ſchon vor vier Jahren das Vergnügen, mehrere Productionen mit einem Dampfwagen, den noch dazu einer ihrer Landsleute, der geſchickte Mechaniker Bozek verfertigte, zu ſehen. Bey Bozeks Dampfwagen war am vordern Theil der blecherne Feuerkaſten, ſammt kupferner Pfanne mit Waſſer, angebracht. Die vordern Räder wurden nicht unmittelbar durch die Dämpfe, ſondern durch das Schieben des hintern Theiles, auf deſſen Bewegung die Einwirkung der Dampfkraft durch mechaniſche Vorrichtung vorzüglich berechnet war, fortbewegt.

Immer mehr beſtätigt die Erfahrung — der competente Richterſtuhl der Erfindungen — die Zweckmäßigkeit der von den einſichtsvollen Brüdern von Colonius erfundenen neuen Bauart der Fuhrwerke. Ein hiernach gebauter zweiſpänniger Laſtwagen — mit dem die k. k. Traunzugs-Verwaltung zu Lambach eine Probefahrt von Lambach nach Gmunden, und von Gmunden nach Linz vornehmen ließ — lieferte folgendes Reſultat. Der mit zwei Pferden beſpannte Wagen erhielt eine Ladung von 40 Metzen Korn. Die zwei Pferde führten mit Leichtigkeit dieſe Laſt; nur über die Berge, wo auch den gewöhnlichen Laſtwagen vorgeſpannt wird, mußte auch hier vorgeſpannt werden. In Gmunden wurde dieſer Wagen mit 35 Ctr. 84 Pf. Salz (in 32 Salzfäſſern à 112 Pf.) beladen, und mit den nämlichen zwei Pferden nach Linz abgeführt. Hierbey zeigte es ſich, daß dieſe zwei Pferde mit minderer Anſtrengung dieſe Laſt fortführten, als dieß bey den gewöhnlichen nur mit 22 Centnern (20 Fäſſer à 112 Pf. Salz) beladenen Wägen geſchieht.

Am Erzberge bey Eiſenerz in Steyermark beſteht zur Förderung der Eiſenſteine ein eiſerner Schienenweg, und zwar eine Strecke über Tags, um die in den Tagbrüchen gewonnenen Eiſenſteine zu den Sammelplätzen zu bringen, als auch auf 200 Klafter in den Stollen — ſtatt der ehemaligen hölzernen Geſtüngfahrten, Geſtängen — um die Eiſenſteine aus dem Innern des Berges durch die Hauptförderniß-Stollen zu Tage zu fördern. Da ich wohl über die in England, Nord-Deutſchland ꝛc. beſtehenden eiſernen Schienenwege ein Langes und Breites, aber über dieſe im Erzberge in unſern Staaten beſtehenden noch nichts geleſen habe, ſo kann folgende Notiz, die ich der Gefälligkeit meines Freundes C—s verdanke, dem Vaterlandsfreunde, der hiervon nur wenig oder keine Kunde hat, nur willkommen ſeyn *). — Dem kenntnißreichen Director der Innerberger-Hauptgewerkſchaft und k. k. wirklichen Gubernialrathe Sybold entging es nämlich nicht, welchen Vortheil die eiſernen Schienenwege im Verkehr des Bergbaues haben. Unter ſeiner Leitung ward demnach auch eine ſolche Eiſenbahn, meines Wiſſens die erſte dieſer Art in unſerm Kaiſerſtaate, bereits vor mehreren Jahren hergeſtellet, und die Erfahrung gibt nun an die Hand, daß ſie den beabſichtigten Zweck ſowohl im Freien als in den Stollen — hier

---

*) Allerdings, und zu hohem Danke willkommen! Es gereicht dem kenntnißreichen und einſichtsvollen Herrn Verfaſſer gewiß zum Lobe, daß er, im Einklange mit dem Streben unſers Blattes, überhaupt vor Allem das Vaterländiſche auffaßt, und da hervorzieht, bemerkbar macht und würdigt, wo man ſonſt wenig oder nichts, oder wohl gar Irriges davon wüßte. Zeitſchriften ſind hierzu die geeignetſten Organe; und ſicher ſollte jedes inländiſche Journal es ſich zur Pflicht machen, die Erſcheinungen, Vorzüge ꝛc. des Vaterlandes zu beſprechen, wenn es auch wirklich nicht ſo leicht hält, von inländiſchen Schriftſtellern Aufſätze über vaterländiſche Gegenſtände zu erhalten ꝛc. D. Red.

als Geſtängefahrt vollkommen entſpricht. — Die Vorrichtung dieſes Schienenweges, auch engliſcher Hundslauf genannt, beſteht in Folgendem. Der Boden, die Sohle des Stollens, iſt mit einer beträchtlichen Erhebung von beynahe zwei Zoll auf eine Klafter angelegt, und von Diſtanz zu Diſtanz mit Querpfoſten verſehen, auf welchen nach der Länge des Stollens, an beiden Seiten desſelben vier kantige Latten angeſchlagen ſind. Auf der einen Kante jeder der beyden Lattenreihen ſind die bey 5/4 Zoll breiten, und 1/4 Zoll hohen eiſernen Schienen angenagelt, und bilden ſo den Schienenweg oder Hundslauf, auf dem der ſogenannte engliſche Hund — ein parallelopipediſcher Kaſten auf vier gegoſſenen, eiſernen, einen Schuh hohen Rädern — fortläuft. Jedes dieſer Räder hat ſeine eigene, am Rade ſelbſt feſtgemachte und in Pfannen ſich drehende Achſe. Ferner iſt jedes Rad innerhalb der Bahn mit einem vorſpringenden Kranze verſehen, damit es ohne Abweichung auf dem gleichweit von einander abſtehenden Schienen fortrollet. — Wegen des beträchtlichen Falles der Stollenſohle rollt dieſer mit beyläufig 15 Centner beladene engliſche Hund, einmal in Bewegung geſetzt, mit zunehmender Geſchwindigkeit von ſelbſt fort; der Arbeiter ſtellt ſich daher beym Hinausfahren auf dieſen Hund, und wie er nahe zum Sturzplatze kommt, mäßigt er die Geſchwindigkeit desſelben durch einen Tritt auf eine unter dem Kaſten angebrachte Querſtange, die ſich auf die auf beide Hinterräder halbrund gebogenen eiſernen Federn herabzieht, und den Hund zum Stilleſtehen bringt. Nun wird die an der vordern kurzen Seite des Kaſtens befindliche Thüre geöffnet, und die Ladung durch eine am Boden des Hundslaufes befindliche Oeffnung mit leichter Mühe auf den unterhalb befindlichen Sturzplatz gebracht. Der leere Hund wird dann, ohne gewendet zu werden, von dem Arbeiter dem Stollen hinan zurückgeſchoben. Da nach der Menge der Eiſenſteine oft zwei, auch drei Hunde damit beladen in Bewegung geſetzt werden, ſo iſt der zuerſt aus den Stollen herausrollende Hund im Hineinſchieben zwar der letzte, bleibt aber beym Herausfahren immer wieder der erſte. Zum Füllen, Herausfahren, Ausleeren und Zurückſchieben des Hundes bey dieſer bey 200 Klafter langen Strecke braucht der Arbeiter beynahe eine Viertelſtunde Zeit. Bey dem über Tags angebrachten Schienenweg ſind dieſe parallelopipediſchen Kaſten größer, indem ſie bey 30 Ctr. Eiſenſteine faſſen. Auf dieſem Schienenweg wird, der ſtarken Neigung der Wegesſtrecke wegen, der leere Hund mittelſt eines Pferdes zurückgezogen.

Die Verſuche, mit einer Maſchine das Hanfröſten zu erſetzen, haben weder in England noch in Frankreich der Erwartung entſprochen. Der auf ſolche Art behandelte Hanf wurde weder ſo zart, noch ſo biegſam, wie durch das Liegen im Waſſer, wodurch alle auflösbaren Theile, welche die Fibern umgeben, abgehen.

Ich habe die von der Strohhutfabrikantin, Joſephine Effinger, hier, bekannt gemachten neu erfundenen Strohhüte für Männer beſehen. Sie haben drei gute Eigenſchaften: Schwärze, Leichtigkeit und gefällige Form. Die Preiſe ſind von 8 bis 12 fl. So wie in Italien, wo ſie eine uralte Erfindung ſind, werden ſie auch hier wohl den Landbewohner, aber weniger den Städter anſprechen.

Intereſſant iſt die Erfindung eines Engländers, Namens Gleeg, das Steinkohlengas zu möglichſt wohlfeilem Preiſe zu gewinnen. Demſelben iſt es nämlich gelungen, einen Apparat aufzuſtellen, vermittelſt deſſen er

25,000 Kubikfuß Kohlengas aus einem Chaldron Newcaſtler-Kohlen, aus dem man mit den bis jetzt bekannten Apparaten nur 10,000 Kubikfuß Gas erzielen konnte, zu ziehen. Dieſer Gewinn iſt nur dadurch möglich, daß bey dieſem neuen Verfahren weder Theer noch Ammoniak-Flüſſigkeit erzeugt, ſondern auch dieſes völlig zerſetzet wird Nach dem alten Verfahren kommen 50,000 Kubikfuß Gas auf 3817 Pf. Sterl., nach dem neuen, Clegg'ſchen, aber nur auf 1,123 Pfund Sterling zu ſtehen, mithin tritt hier eine Erſparung von 2694 Pf. Sterl. ein. Da der Erſatz einer gleichen Quantität mit Licht an. Oehl auf 19,010 Pf. Sterl. zu ſtehen kommt, ſo dürfte es wohl der Mühe lohnen, Clegg's Apparat auch in jenen Ländern zur Gewinnung des Steinkohlengaſes zu benützen, wo die Steinkohlen in einem bedeutend höhern Preiſe, als in England ſtehen.

Bey einer meiner Beſichtigungen der dießjährigen Kunſtausſtellung, kam ich auch in die Architectur-Schule der k. k. Academie der bildenden Künſte. Unter einem Reichthume von beynahe 900 architectoniſchen Studien und Zeichnungen erblickte ich im fünften Zimmer, wo ein Modell des Amphitheaters zu Pola im 62. Theile der wirklichen Größe aufgeſtellet iſt, nach einem ziemlich großen Maßſtabe die Zeichnung des Leuchtthurms zu St. Salvore bey Trieſt, bekanntlich der erſte aller Leuchtthürme, der mit Gas erleuchtet wurde. Leſer dieſer Blätter, für welche die Beſchreibung dieſes Leuchtthurms in Nr. 34 (lauf. Jahrg.) Intereſſe hatte, werden gewiß auch vor dieſer Zeichnung mit Vergnügen verweilen. Es iſt zu wundern, daß manches Vortreffliche, was dieſe Architectur-Schule enthält, nicht ſchon die verdiente öffentliche Würdigung fand.

Allgemeine Novelliſtik.

Der ausführliche Plan der »Steyermärkiſchen Zeitſchrift«, auf die unſer Blatt bereits aufmerkſam gemacht hatte, iſt nun erſchienen. Auf dritthalb Bogen geht eine Einladung voran; die Ordnung für die Herausgabe folgt dem Plane. Erſtere iſt von Sr. kaiſerl. Hoheit dem Erzherzoge Johann ſelbſt. Dieſer um die Landwirthſchaft, um die Künſte und Wiſſenſchaften, wie um Alles, was echte Aufklärung und Humanität betrifft, ſo hochverdiente, gelehrte und menſchenfreundliche Fürſt, der ſich ſchon durch das unſterbliche Denkmal des Joanneums allein, die Mit- und Nachwelt zu Dank und Bewunderung verpflichtet hat, ſagt darin die inhaltreichen Worte: »Dieſe Zeitſchrift ſoll eine erhaltende ſeyn, damit kein guter Same unter die Steine oder in die Dornen falle. Sie ſoll alle zerſtreuten Lichtſtrahlen in einem Brennpuncte gemeinnützigen Wiſſens vereinigen, und ſie befruchtend und erwärmend dem Lande zurückgeben. — Sie ſoll aber auch eine ſchaffende ſeyn, und das feſthalten, was Scharfſinn, Fleiß, Eifer und guter Wille beytragen wird; ſie ſoll neue Entdeckungen veranlaſſen und verbreiten; — aus den Erfahrungen der Vorwelt die Gegenwart belehren; »jene ſüße Gewohnheit des Daſeyns und Wirkens« auf der vaterländiſchen Erde, und die innigſte Anhänglichkeit an dieſelbe mehren und läutern. Edle Kräfte haben ſich bereits dem ſchönen Zwecke verbunden. — Eine frohe Hoffnung entſtehe in den unverdroſſenen Forſchern, in der innigen Theilnahme jedes Steyermärkers an dem Wohle ſeines Vaterlandes; und Heil dieſem Beginnen, wenn es — wie Wir alle zuverſichtlich erwarten — jedem die ſo wohlthuende Freude einflößt, an ſeinem Platze, zu ſeiner Zeit ſich hervorzuthun; wenn es vertrauensvolle Liebe zu Unſerm Monarchen, zu Unſerm kaiſerlichen Vaterhaus, zum heimatlichen Boden mehr und mehr entflammt, und Jedem die Schranken öffnet zum kräftigſten Antrieb aller edleren Seelen, nämlich zur lohnenden Ausſicht: Unſere Namen der dankbaren Nachwelt zu vererben!“ — Aus dem Plane ſelbſt, deſſen vollſtändige Mittheilung uns der Raum nicht geſtattet, glauben wir um ſo mehr nur einiges Characteriſtiſche ausheben zu dürfen, als ihn kürzlich bereits die vaterländiſchen Blätter geliefert haben. „Seine kaiſerl. Hoheit (lautet es unter Anderm), der erhabene Stifter dieſes ſegenreichen Inſtitutes (des Joanneums), unabläßig in Ihrem hohen Eifer damit beſchäftiget, demſelben die größte Vollkommenheit zu verſchaffen, wollten Ihr fürſtliches Werk dadurch vollenden, daß Höchſtdieſelben bey Sr. Majeſtät dem Kaiſer die Bewilligung zur Errichtung einer Ackerbaugeſellſchaft, und zur Einleitung einer gemeinnützigen Zeitſchrift auswirkten. Dieſe Zeitſchrift ſoll von Höchſtihrem Inſtitute als dem Mittelpuncte ausgehen, und vorzugsweiſe das Intereſſe des Landes beachten; ſie ſoll die Steyermärkiſche Zeitſchrift ſeyn. Damit ſie aber dieſen Namen mit Würde behaupte, ſoll ſie auch das nationelle und univerſelle literariſche Intereſſe in jenen Puncten auffaſſen, in welchen beide letztere dem erſtern begegnen, und wohlthätig auf ſelbes einwirken. — Den erſten Platz in dieſer Zeitſchrift nimmt ſchon nach ihrer Benennung das eigentliche provinzielle Intereſſe ein. Den zweiten das nationelle, den dritten das, die beiden vorgedachten unterſtützende, univerſelle literariſche Intereſſe.“ — Nach der vorgezeichneten Ordnung der Herausgabe, wird dieſe durch vier Sectionen unter gemeinſamer Leitung des Ausſchuſſes der Leſeanſtalt beſorgt, und die Beyträge ſind an die Direction dieſer Anſtalt portofrei einzuſenden ꝛc. Die Zeitſchrift erſcheint übrigens in Heften. — Wir fühlen uns dem Joanneum für die gütige Einſendung dieſes merkwürdigen Planes zu hohem Danke verbunden, und bitten, uns ſeiner Zeit von den näheren Beſtimmungen in Rückſicht des Beginns, der äußern Bedingungen ꝛc. unterrichten zu wollen.

D. Red.

Ueber die Eigenſchaften der neu entdeckten Mineralquelle zu Meidling, bey Wien, geben die vaterländiſchen Blätter folgenden Bericht: 1.) Das Waſſer hat bey einer äußern Temperatur von + 2° R. die gewöhnliche Quellentemperatur von + 8° R. und einen auffallend ſtarken hepatiſchen Geruch. 2.) Das Waſſer verändert weder Lackmus- noch Curiam-Papier im geringſten; ſchwärzt aber ſchon nach einer Viertelſtunde ein Silberſtück bedeutend. 3.) Es behält beym Einſetzen in eine Erhitzung von 35° R. vollkommen ſeinen Geruch, und ſetzt ungewöhnlich viele Luftblaſen an. — Chemiſch unterſucht, zeigte ein Civilpfund von 32 Loth folgende Beſtandtheile: 1.) Hy[illegible]-Säure 0,1872 W. K. Z. 2.) Salzſaures Natron 3,45 Grane. 3.) Schwefelſaures Natrum 0,50 Grane. 4.) Kohlenſauren Kalk eine Spur. 5.) Kieſelerde 0,45 Grane 6.) Extractiv-Stoff eine kleine, unbeſtimmte Menge. Beym Abdampfen einer gewogenen größern Menge zeigen ſich auf Ein Civilpfund 4,628 fixe Beſtandtheile. Unter dieſen Verhältniſſen dürfte dieſe Quelle für alle Fälle, wo hepatiſche Waſſer für heilſam erkannt werden, als eine der vorzüglichſten, und zum Trinken, Baden und in Dampfen gleich geeignet erſcheinen.

Nach dem Conv. Bl. Nr. 61 l. J. iſt von einem Freunde der Gemeinnützigkeit zu Gunſten der Verbreitung der für Reinlichkeit und Geſundheit eben ſo erſprießlichen, als für die Landwirthſchaft ſegenvollen Einrichtung der beweglichen und geruchloſen Senkgruben ein Preis von 30 fl. W.W. als Aufmunterung zu einem Prämienfond, mitgetheilt werden. Nachdem nun Hr. Carl Levaſſeur (Actionär der Hrn. Donat et Comp., deren Geſellſchafter Hr. Cazeneuve iſt) in Folge ihm Allerhöchſt verliehenen kaiſerl. Privilegiums befugt iſt, dieſe angerühmte beweglichen und geruchloſen Senkgruben auch in Oeſterreich zu errichten, dann das hieraus reſultirende Dungharnſalz, wie auch einen Dungſtaub zu bereiten, ſo iſt der von dem erwähnten Freunde der Gemeinnützigkeit ausgeſprochene Wunſch der Errichtung und Verbreitung erfüllt, in ſo ferne ſich alle Hauseigenthümer, Gutsbeſitzer und Oeconomen, oder deren Beſtellte an Hrn. Carl Levaſſeur hier in Wien, hoher Markt Nr. 584, von 9 Uhr früh bis 2 Uhr Nachmittag, wenden wollen, welcher im Stande iſt, ſowohl den Erſtern Apparate geruchloſer Senkgruben, als Letztern das vortreffliche Dungharnſalz und den Dungſtaub zu überlaſſen. v. G.

»Urſachen des Verfalls der gepachteten Theater überhaupt. Vorſchläge zur Verbeſſerung und Wiederemporbringung ſolcher Theater ꝛc. ꝛc.« Dieß iſt der Titel einer zu Grätz erſchienenen Broſchüre, welche uns mit der Quelle einer heut zu Tage leider ſo oft wiederkehrenden, oder richtiger einer niemals verſchwundenen Erſcheinung bekannt machen ſoll. Nach der Anlage iſt hier zunächſt von Provinztheatern die Rede, doch erfährt man daraus nur Altes, nämlich, daß die Kunſt ſo lange werde betteln gehn müſſen, als die Theaterpächter keinen andern Gott kennen, als ihren Beutel. Da aber dieſer Grund immerhin der triftigſte iſt, ſo wollen wir dem Verfaſſer die Aufzählung der übrigen 99 ſchenken. Ueberhaupt iſt in der vorliegenden Arbeit mehr Gutmüthigkeit als Sachkenntniß, mehr Wille als Tact zu bemerken, was vorzüglich von jenem Theile gilt, welcher die Oeconomie beſpricht. Das Behandelte hat keine logiſche Ordnung, zeigt jedoch hier und da die Sache ohne Schleier, und die Capitel: »Theater-Regie« und »von den Schauſpielern« halten den Betreffenden einen getreuen Spiegel vor. — Aus dem erſten ſey dieſe Stelle angeführt: das eigenmächtige Wegſtreichen ganzer Reden, das oft der Aufklärung der Handlung eines Stückes ſchwere Wunden verſetzt, muß dem Schauſpieler durchaus verbothen ſeyn.« — Ein ſolches Unternehmen ohne Beyſtimmung des Richters ſollte als ein wahres crimen laesae majestatis behandelt, und der Uebertreter ſchonungslos an den literariſchen Pranger geſtellt werden. Eher mag eine ſolche Wirkſamkeit dem eigens aufgeſtellten Aeſthetiker frei bleiben, aber ſelbſt dieß nicht, wenn der Aeſthetiker und Regiſſeur Eine Perſon ſeyn ſollten, was man in der That nicht ohne Lächeln denken kann. Den Dichter möge der gerechte Lohn ſeines Werkes vollauf treffen, ein eigenmächtiges Zuſtutzen bleibt eine häßliche Ehrabſchneiderei! — Noch ſey der Bemerkung von den Recenſenten Erwähnung gethan. Der Verfaſſer gibt an, ein Theater von edler (!) Verfaſſung ſoll einen allgemein bekannten und geſchätzten Kunſtrichter haben. O ihr gerechten Götter! wie lange würde ihn wohl die Arroganz und die Ignoranz auf ſeinem papiernen Throne herrſchen laſſen! — Können wir nicht täglich die Erfahrung machen, wie ein ſehr achtbarer Literator, als Recenſent an ein ausländiſches Theater geſchmiedet, alle ſeine Pillen in einen honigſüßen und breit gewalkten Teig knetet, und ſelbſt damit noch ängſtlich thut — und ſetzte man einen Bahrdt mit der eiſernen Stirne auf den Dreifuß, ſeine Stimme wird in der Wüſte verhallen, und Schink wird ihm lächelnd zürnen:

»Was habt ihr denn davon, poſaunt ſo lang' ihr wollt:
Was Meſſing iſt, wird doch kein Gold!« B. S.

Das Abrégé de l'histoire universelle par M. le Comte de Segur in 44 Bänden, in 18., wird bald ganz vollendet ſeyn. Dieſes Werk verdient vollkommen den ungewöhnlichen Beyfall, den es erhielt. Ein Journaliſt, der vor einiger Zeit behauptete, Segur ſey ein bloßer Copiſt, hauptſächlich der Copiſt des Rollin, hat ſich, ſo viel uns ſcheint, geirrt; denn Rollin, der nur mit den Alten gelebt hatte, ſieht die Sachen beynahe aus demſelben Geſichtspunkte als dieſe an; deßhalb dieſer Mangel an Critik, den ihm ſelbſt die Männer vorgeworfen haben, die ſich bemühten, die Weisheit ſeiner Compoſition, die ſanfte Wärme, von welcher ſie durchdrungen iſt, den Glanz, den ſie zuweilen verbreitet, und beſonders die Schönheit und Reinheit ſeines Styls zu loben. Segur, ſeit ſeiner früheſten Jugend in der glänzendſten Bahn, Krieger, Diplomat und Staatsmann, hat die Menſchen und neueren Begebenheiten gründlich ſtudiert; es iſt leicht zu bemerken, daß die vergangenen Thaten ſich ſeinem Auge mit neuen Vergleichen darbiethen. Aus ſeinem Vortrag, welcher beſonders merkwürdig iſt, erſieht man, daß er mehr die Bewegung als den Mechanismus der Alten ſtudierte. Nichts iſt lächerlicher, als einen Mann zu einem Copiſten machen zu wollen, der ſo vieles Originelle hat. Und hat er etwa den Rollin in der Weltgeſchichte copiret, wovon dieſer nur Theile geliefert hat? Rollin iſt oft kalt, niemals lebhaft. Segur iſt es ſtets, und in einem ſehr hohen Grade. — Auf jeden Fall wäre eine deutſche Bearbeitung die vor jener von Millots Weltgeſchichte manche Vorzüge hätte, ſehr wünſchenswerth; hierin ſind uns die Italiener bereits vorgekommen, die eine ſchon bis zum fünfzehnten Bande fertige Ueberſetzung haben. — Man überſetzt ſo viele Romane, ſo viel elendes Zeug, warum ſoll man die guten Werke unüberſetzt laſſen? —m—

Aus Neapel wird gemeldet, es ſtehe der junge Componiſt Mercadante, der durch die ſchöne Muſik der Apoteosi d'Ercole bey dem dortigen Publicum die erfreulichſten Hoffnungen erweckt hat, daß durch ihn jene edle Reinheit des muſicaliſchen Styls, von welcher ſelbſt die berühmteſten Componiſten unſerer Tage ſo weit entfernt ſind, wieder erſtehn werde, im Begriffe, den ernſthaften Cothurn bey Seite zu legen, und allernächſt auf der Bühne des Teatro Nuovo mit einem Muſikſtücke der komiſchen Gattung hervorzutreten. Schon ſind mehrere ſehr günſtige Dillettantenurtheile der öffentlichen Erſcheinung dieſer neuen Arbeit des Hrn Mercadante vorausgegangen, und es läßt ſich — ſetzt der Referent hinzu — um ſo eher erwarten, daß der junge Componiſt ſeinen Ruf durch dieſelbe noch feſter begründen werde, da, wenn es ſich auch ſollte behaupten laſſen, daß die dramatiſche Muſik Italiens den Schriftſtellern der neuern Tage einige Verbeſſerungen zu verdanken habe, die theatraliſche Muſik der komiſchen Gattung ſo zu ſagen gänzlich verloren gegangen, und man möchte ſagen, von allen Bühnen Europa's verſchwunden iſt.

Allenfälligen Anfragen zu begegnen, erſuche ich die löbl. Theaterdirectionen wegen Erlangung meines Schauſpiels: »Der Grünmantel von Venedig« und des Spieles: »Die Rückkehr« ſich gefälligſt an den Redacteur dieſes Blattes, Hrn. Franz Graffer, zu wenden.

Baron Schlechta.

Eine Induſtrie-Beylage erſcheint Dinſtag.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Graffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt [illegible] fl. WW. halbj. — Beyträge, beliebe man dem Redacteur (Franz Graffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationblatt.
Zweiter Jahrgang, 1820.

70.

(Wien, Dinſtag, den 13. Juni.)

Ueber den Schauſpieler und ſeine Kunſt.

II. *)

Wollen aber Diejenigen, die für die folgende Generation zu ſorgen haben, eine wenig koſtende Pflanzſchule für Schauſpieler errichten — um die Würde der Kunſt und der Künſtler zu retten, ſo muß der Schulort vor jedem Verdachte ſichern, nur den Aeltern und Vormündern der ſtets freie Eintritt geſtattet ſeyn, und durchaus keine leichtſinnige Schülerin angenommen werden; denn leichter entbehrt die Schaubühne ein Talent, als die Hochachtung der Menſchen.

Die Zöglinge ſind nur dann zur Schule geeignet, wenn ihre Organiſation entwickelt, und durch feſte Formen vollendet iſt.

Was das forſchende Auge mit einem Blicke leicht überſieht, und zu dem großen, ſchönen Beruf körperlich tauglich findet, iſt zu der Prüfung der Geiſtesgaben geeignet.

Nicht Rollen aus Schauſpielen, ſondern Schillers Lied von der Glocke z. B. muß zur Prüfung für alle Zöglinge gewählt werden, weil es ſo reich an wechſelnder poetiſcher Schönheit und einfachen Wahrheiten iſt.

Nach der genauen und vollſtändigen Erklärung der Worte, und des mythiſchen Sinnes der Worte dieſes großen Dichters, ſagt ein denkender und vorzüglich gefühlvoller Schauſpieler die mit Verſtand gewählten Stellen des Gedichtes mit reger, lebendiger Phantaſie dem Schüler oder der Schülerin einige Male vor, um den Götterfunken in ihnen zu entzünden, den oft Scham und Verlegenheit die Bruſt und das Gefühl einengen, der aber gewiß plötzlich herausbricht, wenn der Bildner ſich zu dem Schüler mit freundlicher Milde und wahrem Kunſtgefühle herabläßt, und ſeine durch die begeiſterte Phantaſie künſtlich erzeugten Gefühle, und ſelbſt ſeine Thränen nicht zu verbergen ſucht, ſondern ſich des erkünſtelten Gefühls und ſeiner Thränen bey dem Schüler rühmt.

Findet der Prüfende den ſtets bey den Vorſpielen zu beobachtenden Schüler in innerer und äußerer Bewegung, färben und bleichen ſich im ſchnellen Wechſel Lippen und Wangen, ſpricht die Geberde bedeutend, gerathen die Hände und Finger in Bewegung, und wird bey heftigen Affecten der Athem

---

*) Die Lieferung I. in Nr. 64.

deſſelben kürzer, ſo hat der vorſpielende Meiſter ein Talent entdeckt, das mehr Werth hat, als jene berühmte Perle, die Cleopatra in ätzenden Geiſtern zerſtörte. — Dann bringt er den Schüler aus der leidenden in die wirkende Lage. Er läßt ihm das Vorgeſagte ſelbſt ſagen, bis er findet, daß ſich die Quelle des Gefühles geöffnet, und ihre Richtung genommen hat; dann beginnt die Körper- und Verſtandesbildung zugleich. Die Lehrer ſtreben nach dem Höchſten, ſo werden die Schüler nie unter das Mittelmäßige ſinken. — Ein kurzer militäriſcher Unterricht gibt dem männlichen Schüler männliche Haltung, wenn ſie ihm mangelt. Hat die Schülerin ſittliche Bildung, und der Schüler wiſſenſchaftliche Erziehung, ſo können beide binnen einem Jahre, bey anhaltendem Fleiße auf der Bühne glänzend erſcheinen; und ſie werden binnen zwei Jahren ſich den Namen eines Künſtlers erwerben, ob ſie es gleich ohne äſthetiſches Gefühl nie werden können.

Das Verheißene hat auch ohne Schule die Erfahrung längſt an manchem brillanten Schauſpieler beſtätigt, der binnen einem Jahre ohne Vorkenntniſſe und Schule in Glanzrollen Aufmerkſamkeit erregte, und in ſolchen noch glänzt, bis die Stunde des Erkennens ihm und dem Publikum ſchlägt.

Hat aber ein durch Theorieen gebildeter Schüler äſthetiſches und pſychologiſches Gefühl mit auf die Welt gebracht, ſo erhebt er ſich durch die Schule ſehr ſchnell zum wirklichen Künſtler, wenn ihm, getäuſcht durch Journal-Lob, und den oft voreiligen Beyfall des Publicums der feſte Wille nicht geſchwächt, und ſein ſchöner Ehrgeiz nicht grauſam vernichtet wird.

a) Körperliche Bildung.

In der körperlichen Bildung darf ſich nur die phyſiſche Aeußerung aller Triebe, Gemüthsbewegungen und Affecte nach anatomiſchen Regeln bilden, denn ſie gibt nur das äußere Bild des Menſchen.

Die Schüler erblicken eine nach dem reinſten Ebenmaße gebildete Figur. In ihrer äußern Bewegung zeigt ſich Leichtigkeit und Kraft; ihre feſteſten Theile ſind mit fleiſchigen, ſchön geformten Maſſen umwunden, auf deren glänzender Oberfläche ſich bewegliche Höhen und Tiefen durch das Muskelſpiel bilden. Der Schüler bemerkt auch, daß die Geſtalt die leiſeſte Berührung wahrnimmt, daß ſie den Geruch der Nelke von dem Duft der Roſe trennt, und in dem Reiche der Töne lebt; daß ſie das Nahe ſieht, und das weit Entfernte erkennt ꝛc., und dieſe bewunderungswürdige Figur iſt der äußere Menſch, den wir in ſeinem Innern näher betrachten wollen.

Fibern binden und bewegen die kräftigen Muskeln, mit ſtarken Sehnen an die Knochen regelmäßig gebunden; Bänder halten die Gelenke der Knochen zuſammen, heißes Blut durchſtrömt den ganzen Bau, der ſich in einem künſtlichen Nerven-Netze nach inneren und äußeren Geſetzen, und nach anatomiſchen Regeln bewegt.

Dieſe ſchön geformte Göttergeſtalt kündigt ihn als den Liebling der Natur an. Sein beſtimmter, aufrechter Gang gibt ihm Anſehn und Würde, ſein gerade gegen den Himmel emporgeſtrecktes Haupt war die letzte bildende Kraft des Schöpfers! Das Haupt iſt die Krone des Menſchen, und das Vollendete der Schöpfung.

So ſteht der Menſch an Schönheit und Kraft über Alles erhaben auf der dienſtbaren Erde, und alle übrigen Thiere ſind durch ihre tiefgebückte Stellung ſeine Unterthanen. Dieſe majeſtätiſche Menſchengeſtalt ruht auf zwei muskulöſen, und doch ſo ſchnell und flüchtig zu bewegenden Säulen, die unten breit, flach und zweckmäßig zum Gehen und Stehen geformt ſind. Sie ſind in enger Fiber- und Muskel-Verbindung mit ſeinen zwei ſtarken Armen, an deren Enden ſich zehn ſpitzige Verlängerungen befinden, mit deren Hülfe er den dünnſten Faden durch ein Nadelöhr zieht, und ungeheure Laſten bewegen kann.

Die Hände ſind ihm, was dem freien Vogel die Flügel, dem ſtarken Löwen die Klauen, und dem klugen Elephanten der Rüſſel iſt. Mit der Hand und ihren Fingern zeigt ſich der menſchliche Verſtand und die thieriſche Kraft; ſie geben auch ohne Sprache die innere Stimmung des Menſchen kund. Durch die gerade, aufrechte Stellung erhob alſo der Schöpfer den Menſchen über alle Erdgeſchöpfe, und ohne Anſtrengung der Muskeln kann der Menſch ſich nicht tief bücken, und ſein Haupt vom Himmel nicht lange und nicht tief gegen die Erde beugen; denn dieſe gebückte, den Thieren nur gegebene Stellung, iſt der menſchlichen Beſtimmung entgegen.

Es iſt gegen den Knochenbau des Menſchen, das Haupt rückwärts zu drücken, denn es erregt ein ſchmerzliches Gefühl an den Halsmuskeln. Auf der Schaubühne iſt es vorzüglich gegen die Grazie der Frauen, ſich in die Naſenlöcher ſehen zu laſſen. — Ein zurückgeworfenes Haupt bezeichnet pöbelhaften Hochmuth und keine Würde; das vorgeſenkte Haupt aber iſt wahr und natürlich. Es iſt ein Zeichen der Höflichkeit, der Knechtſchaft, der Scham, der Sorgen und des ſchweren Kummers, und bezeichnet auch das hohe Alter. Das Haupt iſt der feſteſte und am wenigſten bewegliche Theil am menſchlichen Körper.

Alſo iſt der untere Theil des Hauptes des Menſchen der Centralpunct aller ſeiner Bewegungen, von dem alle Radien und wellenartigen Linien des ganzen Körpers ausgehen müſſen, indeſſen das Haupt ſelbſt faſt bewegungslos iſt. Die über dem Haupte ſich erhebenden Hände gehören nur den heftigſten Affecten. Es ruht ſtets in perpendiculärer Richtung auf einem oder dem andern Fuße, oder zwiſchen beiden in der Mitte. Darum iſt auch jede Stellung der männlichen Füße fehlerhaft, wo das eine Knie ſich im Spitzen-Winkel dem Andern zu ſehr nähert; denn ſie kündet einen entkräfteten Menſchen, und einen Schauſpieler ohne Würde an.

Alle von dieſem Centralpunct ausgehenden Bewegungen der Arme, deren man hundert und einige dreißig angibt, ſind natürlich, wenn man ohne Beſchwerlichkeit darin nur eine Minute ohne Schmerzen und Wanken feſt verweilen kann, und dann ſind ſie auch mahleriſch ſchön. Einfacher iſt die Stellung der Füße, doch gilt auch bey ihnen das eben Geſagte; aber jede Bewegung der Füße verlangt auch Kraft, denn ſie ſind die Säulen des Körpers. Sie dürfen ſich bey dem Schauſpieler wohl leicht und ſchnell, aber nie tänzerartig bewegen, und alle Bewegungen und Stellungen der Hände und Füße müſſen dem Alles bemerkenden Zuſchauer die feſte Ueberzeugung geben, daß das Haupt vor dem Falle ſicher iſt; denn jeder Menſch fürchtet durch Sympathie den Fall des Andern. Schon das Kind ſtreckt im Falle die Hände vor, um ſeine Krone zu ſichern, und unſer Feind iſt vorzüglich darauf bedacht, ſie zu zerſchmettern. (Fortſetzung dieſer Lieferung folgt.)

……

Gaben des Comus; XXIII.

1.) Vorläufige Anzeige einer moraliſchen Trinkcuranſtalt.

Dem Vernehmen nach hat es ein biederer Speculationsgeiſt auf ſich genommen, eine moraliſche Trinkcuranſtalt zu errichten. Wir eilen, dem ſchätzbarſten Publicum hiervon vorläufige Nachricht zu geben.

Die Abſicht des Unternehmers iſt nur dahin gerichtet, ſolche moraliſche Wäſſer zu liefern, die für die verſchiedenſten und ausgebreitetſten Seelenkrankheiten im Publicum die heilſamſten ſeyn dürften. Er empfiehlt ſich vor allen mit ſeinem moraliſchen Seifenwaſſer. Mit dieſem ſollte im Grunde jede Cur begonnen werden. Es wäſcht ſogar Mohren weiß, und dürfte alſo bey den der Seele anklebenden Makeln und Schmutzflecken das ſicherſte Mittel zur ſchnellen Reinigung werden.

Gegen Uebel, die ſo zu ſagen, in succum et sanguinem übergegangen, als da ſind: Hartnäckige Verſtopfungen vom Geitze, Anſchoppungen von der Freß-, Trink- und Spielſucht, dann Lügen, Windbeuteleien u.ſ.w., glaubt er auch die allerprobateſten Wäſſer aufweiſen zu können. Darum empfiehlt er für das Laſter des Geitzes ſein unübertreffliches Selterwaſſer. Als Philolog erklärt er, daß Selters von Selten abſtammt; als Speculant, daß alles was ſelten iſt, theuer zu ſtehen kommt; als Philoſoph ſchließt er, daß auch das Selterwaſſer ſein hoch kommt, und behauptet endlich als moraliſcher Arzt, daß Derjenige, der ſich einer ſolchen koſtſpieligen Cur unterziehen wollte, bald des Geitzes frei und ledig ſeyn dürfte. Sollte nun hier ein ſiebzehnjähriger Weltweiſer das überkluge Näschen rümpfen, und dergleichen Arcana für Umträger- und Charlatanwaare ausſchreien, ſo will der edle Unternehmer nicht viel dagegen klaffen, denn der Geitz iſt ein gicht- und chroniſches Uebel, — mithin erfordert deſſen Hebung eine Doſis Zeit und Geduld: aber ſo viel macht ſich derſelbe dennoch verbindlich, daß jeder Patient, der ſich ſeiner Kunſt unbedingt anvertraut, von dieſer abſcheulichen Krankheit höchſtens nach 99 Jahren, 11 Monaten und 29 Tagen frei und ledig ſeyn ſollte.

Für die Lügenpropheten und Windmacher empfiehlt er das Saidſchützerwaſſer, mit dem Beynamen: Bitterluftwaſſer. Nun aber iſt in der That für ſolche Leute eine bittere Luft das beſte Gegengift, d. h. die gerad ausgeſprochene Wahrheit. Hauchen ſie dieſe recht oft ein, — ey proſit, ſie werden ſicher geneſen.

Mit Univerſaltränken und Pillen machen viele legitimirte Leutumbringer raſendes Glück. Der edle Unternehmer will auch hierin nicht zurückbleiben. Er iſt zu klug, um nicht der Mode und den vorgefaßten Meinungen excellenter Köpfe Altäre zu bauen. Univerſalmittel iſt ſein Egerwaſſer. Als Philolog erklärt er wieder, daß Eger, wie natürlich, das lateiniſche aeger iſt; macht alſo den ſchulfeſten Schluß, daß dieſes Waſſer für alle Seelen-, Herzens- und Geiſteskrankheiten das approbirteſte Mittel in der Welt iſt.

Um aber dem allgemeinen Verlangen und den zahlreichen Wünſchen eines verehrteſten Publicums Genüge zu leiſten, nimmt ſich der Unternehmer unter einem die Freiheit, mit Reſpect zu verlautbaren, daß er auch für die ſündloſen Sterblichen, deren Menge zahllos iſt, wie der Sand am Meere, ein Amuſement ausgedacht hat. Es beſteht im Trinken des **Bilinerwaſſers**. Jedermann weiß, daß Bilin ein Schreibfehler iſt. An deſſen Fortpflanzung ſind wieder die fatalen Nach- und Abſchreiber Schuld! Der wahre Name iſt Bilis. Dieſes überſetzen aber die neunjährigen Philologen als Galle. Mithin iſt der Zweck dieſes Waſſers, alle gähen Aufwallungen, Zwiſtigkeiten, Feindſchaften und Zänkereien bald und glücklich aus der menſchlichen Seele abzuführen. Daran, denkt der Unternehmer, dürfte Jedermann Antheil nehmen; gerechte und ungerechte Urſachen zum Aerger, Groll und Ergießung der Galle gibt es in unſerer tugendhaften Welt genug.

Dieſes iſt die vorläufige Anzeige des Unternehmers. Daß er Alles nur dem gemeinen Beſten und der Güte des verehrteſten Publicums, nicht aber ſeinem eigenen Vortheile zu Liebe, unternehme, — das verſteht ſich wohl von ſelbſt. Er erwartet darum reichlichen Zuſpruch. **Ebersberg.**

2.) Zifferverſe.

Ein Steuereinnehmer in der **Champagne** ſoll der Verfaſſer folgender Verſe ſeyn, die ſeinem ſteuereinnehmeriſchen Talente Ehre, und jetzt in **Paris** Glück machen. Eine Albernheit beſchäftigt oft tauſend vernünftige Leute.

Madrigal à Iris.

Que ton souris est doux! il transporte · chez — — — 1.
S'il etait des coeurs froids tu triompherais — — — 2.
Jadis pour toi les Grecs auraient embrasé — — — 3.
Tu me plais sans effort et sans te mettre en — — — 4.
Que ta rivale! Oui, je lui donne en — — — — 5.
Jamais elle n'aura sur le coeur de Tir — — — — 6.
Un empire aussi fort! Gardez donc le se — — — — 7.
Vous toutes qui voulez pendant douze et — — —*) 8.
Ravir à ma maitresse un coeur fidèle et — — — — 9.
Tel qu'on n'en trouve plus de Chaumont à Co — — — 10.
L'aimable Cupidon, ce joli quinze — — — — — 20.
Que proscrivit, dit-on le concile de — — — — 30.
Doit à jamais régner sur nous, sur nos cinq — — 100.
Par lui s'augmentera notre heureuse Fa — — — 1000.
D'enfans beaux comme toi je veux un — — — 1000,000.

— m —

Allgemeine Novelliſtik.

Beantwortung einer Erbſchaftsfrage[**]. — Die Wiener Zeitung, Nr. 46 l. J., erzählt: daß Jemand in **Dublin** 15000 Pf. St. hinterließ, und in ſeinem letzten Willen das Vermögen ſeiner Gattin und dem ungebohenen Kinde in dem Verhältniſſe verſchrieb: daß wenn ein Knabe zur Welt käme, er 10,000, die Mutter aber

---

[*] 1810.
[**] Vergl. d. Notiz in Nr. 39 des Conv. Bl.

5000 Pf. St.; wenn eine Tochter gebohren würde, jene 5000, und die Mutter 10,000 Pf. St. bekommen ſoll. — Nun ereignete es ſich, daß die Mutter Zwillinge, und zwar einen Sohn und eine Tochter gebahr. Es frägt ſich daher, ob die Mutter von der Erbſchaft auszuſchließen, oder wie ſelbe zu vertheilen ſey?

Ich meine, daß man die Mutter eben ſo wenig als die Tochter oder den Sohn ausſchließen könne, weil nach der Erklärung des Teſtators, welche (was ohne Rückſicht auf poſitive Geſetze vorausgeſetzt wird) gehandhabt werden muß, eben ſo viel Grund zur Ausſchließung des einen als des anderen Vermächtnißnehmers vorhanden iſt. Der Teſtator hat alle in ſeinem letzten Willen bedacht, aber in verſchiedener Proportion. Sie müſſen daher alle an der Erbſchaft Theil nehmen, und es wäre nur das Verhältniß auszumitteln, welches dem erklärten Willen des Verſtorbenen am nächſten kömmt; und nach welchem Mutter, Sohn und Tochter die hinterlaſſenen 15,000 Pf. St. zu theilen haben. —

Der Erblaſſer hat ſeiner Tochter 5000, ſeinem Sohne 10000 Pf. St. beſtimmt. Der Theil der Tochter verhält ſich alſo zu dem Theil des Sohnes wie 2 zu 4. Nach dem letzten Willen iſt der Theil der Mutter, für den Fall der Geburt einer Tochter, 10,000 Pf. St., alſo gleich dem Theile des Sohnes; für den Fall der Geburt eines Sohnes aber 5000 Pf. St. oder gleich dem Theile der Tochter.

Aus dem letzten Willen erhellet ferner, daß der Teſtator die Mutter geringer als den Sohn, und mehr als die Tochter bedenken wollte.

Die Mutter muß daher wegen der Concurrenz mit dem Sohne von dem ihr zugedachten höchſtens, d. i. dem Sohne gleichen Theile nachlaſſen, und wegen der Concurrenz mit der Tochter mehr als den geringſten d. i. der Tochter gleichen Theil bekommen.

Das mittlere Verhältniß zwiſchen dem höchſten und geringſten Theile der Mutter wird — wenn der Theil des Sohnes, wie oben, mit 4, und jener der Tochter mit 2 ausgedrückt werden — mit 3 auszudrücken ſeyn — 2 + 4 + 3 = 9. Die Erbſchaft kömmt daher in 9 Theile zu vertheilen, und davon der Mutter 3/9 oder 5000 Pf. St. dem Sohne 4/9 oder 6666 2/3 Pf. St., der Tochter 2/9 oder 3333 1/3 Pf. St. zuzuſprechen. Man kann auf das nehmliche Reſultat auch auf folgende Art kommen: der Sohn ſpricht an 10,000 Pf. St., die Tochter 5000 Pf. St., die Mutter wenn ſie zweimal im Grunde zweier ſo wie in dem gegebenen Falle lautender Codicille zu einem Vermächtniſſe von 15,000 Pf. St., einmal mit einem Sohne allein, einmal mit einer Tochter allein, concurriren möchte, ſo würde ſie aus dem erſten 5000, aus dem zweiten 10,000 Pf. St. zuſammen 15000 Pf. St. bekommen. Da ſie aber nur einmal, und zwar in den nämlichen Verhältniſſen gegen Sohn und Tochter zugleich concurrirt, ſo iſt ihr Anſpruch gleich der Hälfte des Gewinnes zweier zuſammen, betrachtet gegen den vorhandenen Fall gleichartiger Vermächtniſſe alſo 7500 Pf. St., und dieſer Anſpruch iſt ohne Abzug ſo genommen, als wenn die Erbſchaft hinreichte, ihn zu befriedigen.

Da aber die Verlaßmaſſe bloß 15,000 Pf. St. beträgt, ſo muß jeder von ſeinen Anſprüchen verhältnißmäßig nachlaſſen. Die Berechnung führt dann auf das nämliche Facit wie es oben angegeben worden iſt. Die Regel iſt folgende: Die Summe der Anſprüche verhält ſich zu dem vorhandenen Vermögen, wie der Anſpruch jedes Einzelnen zu ſeiner Gebühr, z. B. 22500 : 15000 = 7500 : X oder 5000 Pf St. der Theil der Mutter,
22500 : 15000 = 10000 : X. oder 6666 2/3 Pf St. die Gebühr des Sohnes,
22500 : 15000 = 5000 : X. oder 3333 1/3 Pf. St. die Gebühr der Tochter.
Man könnte zwar einwenden, daß nach der Erklärung des Teſtators der Theil der Mutter doppelt ſo groß ſeyn, als der der Tochter, und doch nur die Hälfte des dem Sohne zugedachten Theiles ausmachen ſoll. — Dieſes Verhältniß iſt aber von dem Teſtator für den Fall, wenn die Mutter bloß mit Einem Kinde concurrirt, beſtimmt worden. Und darin liegt gerade das Problem: wie fällt der Theil der Mutter bey der Concurrenz

mit Sohn und Tochter zugleich aus, als bey welcher ſie in Hinſicht der Tochter gewinnen, in Hinſicht des Sohnes aber verlieren muß.

Aus dem Vorausgelaſſenen erhellet, daß (ſiehe Converſationblatt Nr. 33 l. J.) die Theilung des Hrn. v. Paziazi, welcher 1/7 der Tochter, 2/7 der Mutter, und 4/7 dem Sohne zuſpricht, nicht richtig ſey, weil ſich nach ſelbem der Theil der Tochter zu dem Theile des Sohnes wie 1 zu 4 verhält, und 5,000 Pf. Sterl. zu 10,000 Pf. Sterl. ſich wie 1 zu 2 verhalten. Eben ſo iſt die Theilung des Hrn. A — r in zwei Hälften, oder 1/6 der Tochter, 2/6 dem Sohne, 3/6 der Mutter, dem erklärten Willen des Erblaſſers nicht angemeſſen, weil der Teſtator günſtiger für den Sohn, als für die Mutter gedacht hat, und wenigſtens der Mutter in keinem Falle mehr als dem Sohne zuwenden wollte. Hier aber wird der Mutter 1/6 mehr als dem Sohne zugewieſen. Der Fehler bey dieſer Theilung liegt darin, daß die Mutter doppelt erbt, und der Teſtator ihr doch nur 10,000 oder 5,000 Pf. Sterl., nicht beides zugleich verſchrieben hat. — Stanislawow in Galizien, den 9. April 1820. *—

Von dem in dem hieſigen lithographiſchen Inſtitut herauskommenden »Stammbaum des Habsburg-Oeſterreichiſchen Hauſes, wovon wir in Nr. 66 eine ausführlichere Anzeige geliefert haben, iſt das erſte Heft erſchienen. Es enthält: I.) 4 Blatt Abbildungen, nämlich: 1) Rudolph I.; erſte Gemahlin: Anna von Hohenberg, zweite Gemahlin: Agnes, Herzogin von Burgund; 2) Albrecht I. und Gemahlin Eliſabeth, Gräfin von Tyrol und Görz; 3) Hartmann, Rudolphs I. Sohn; Braut: Johanna, Prinzeſſin von England, und 4) Rudolph II., und Gemahlin Agnes von Böhmen. II.) Die geſchichtliche Erläuterung dieſer Bildniſſe; III.) einen kurzen Vorbericht zu dem ganzen Werke, und endlich einen herrlichen Titel lithographiert. Die der Aqua Tinta ſo ähnliche Manier der Abbildungen ſowohl, als die reine, ſcharfe, characteriſirende, zarte und fleißige Ausführung laſſen nichts zu wünſchen übrig. Dieſes vaterländiſche Prachtwerk wird gewiß den lebhaften Beyfall finden, den es in ſo vielen Hinſichten verdient. Jedes Heft koſtet bekanntlich im Inſtitute ſelbſt 12 fl. 30 kr. WW. —r.

Plutus d'Aristophane par M. du Cason, in 12., iſt in Paris erſchienen. Der Text iſt rein und herrlich gedruckt; kurze Anmerkungen und treffliche franzöſiſche Noten empfehlen dieſe Auflage des beſten Stückes des Ariſtophanes, des Stückes, wodurch der Uebergang des alten Luſtſpiels zum neuen bezeichnet wird, vor jeder andern, die bisher erſchienen iſt. — M —

In London iſt kürzlich ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen, betitelt: Die Cenci, erſchienen, gedichtet von Percy B. Shelley. Es muß ein ſcandalöſes Product ſeyn, weil ein dortiges critiſches Blatt ſich folgender Maßen darüber äußert: »Von allen Abſcheulichkeiten, welche Geiſtesverkehrtheit und poetiſcher Atheismus in unſern Tagen erzeugt haben, ſcheint uns dieſes Trauerſpiel die abſcheulichſte zu ſeyn. Wir haben lange gezaudert, ob wir es anzeigen ſollten, aber gleich wie Wächter ein Licht hinſtellen, wenn eine Schleuße an einem beſuchten Wege geöffnet ward, daß Nachts Niemand hineinſtürze, ſo ſchien es uns auch Pflicht, ein Warnungszeichen zu dieſer ſchändlichen und gefährlichen Arbeit zu ſtellen. Wir haben Ruhmvolles von Mr. Shelley's Genie gehört, und hätte er es auf etwas verwendet, das der menſchlichen Natur nicht ſo geradezu entgegen ſtrebte, ſo würden wir es gern anerkennen. Aber es gibt ſo ekelhafte Gegenſtände — und hier liegt ein ſolcher vor, es gibt ſo gemeine Stoffe — und hier iſt einer, es gibt ſo allgemein zurückſchreckende Beſchreibungen — und dieſes Drama iſt voll davon, es gibt ſo thieriſche und teufliſche Laſter — und die Cenci wuchern und leben darin, daß bey ihrer Entwickelung nur das Gefühl des Abſcheues vor der Wahl, und des Schauders über die Verarbeitung erweckt werden kann. Wir können feierlichſt verſichern, daß, als wir die letzte Seite dieſes Stückes laſen, unſere Seele von der verhaßten und hölliſchen Tendenz des Ganzen ſo ergriffen war, daß wir nicht glaubten, ein ſterbliches Weſen könne es zur Freude ſeiner Mitgeſchöpfe auf der Erde geſchrieben haben, ſondern es uns ſchien, als ob es ein Werk des böſen Feindes ſey, für die Unterhaltung der Teufel in der Hölle beſtimmt.« —*—

Bey Schrag, in Nürnberg, 1820, iſt erſchienen: »Altſächſiſcher Bilderſaal IV.; die vier Brüder von der Weſerburg, eine altdeutſche Geſchichte von Friedrich Baron de la Motte Fouqué, in vier Büchern. — Der herrliche Dichter der »Undine« und des »Zauberrings« hat ſich für dießmal wieder den ſchon oft beſungenen hochnordlichen Landen fern gehalten, und uns in die duftenden Gärten des Südlandes hineingeleitet. Es ſind vier deutſche Brüder, welche ein Gelübde auf den goldenen Eber am Julabende auf verſchiedenen Bahnen von einander und wieder zu einander führt. Es liegt in dieſer Idee eine wirklich ſchöne und reiche Bedeutung. Zuerſt läßt ſich daraus erkennen, wie oft das Leben auch den kräftigſten Sinn mit ſeinen wirrenden Lichtern verlocke, und endlich ſpät die ſchmerzlich erkaufte Wahrheit als eine theuere beglückende Blume in die verletzte Bruſt des Menſchen pflanze: dann war eine großer Kampfplatz aufgethan für die vier an inneren und äußeren Gaben verſchieden und reich ausgeſtatteten Geſtalten — beides aber hat der Referent Dieſes vermißt. Am beſten iſt noch der Held Wildrük gehalten, es beginnt auch wirklich eine ſehr poetiſche Scene in ſeinem Leben, wie in ein urſprünglich rohes Gemüth vor einem Meiſterbilde die Sonnenſtrahlen der Kunſt ſehr rührend einfallen — aber ſelten nur taucht in dem breiten Werke wieder eine Erinnerung auf an dieſe ſo ſchöne Erſcheinung; das Waffengetümmel hat ſie verſchlungen. Die drei andern Herren raufen ſich dann bis zum Ueberdruß um fremden Balg. Wer ein zweideutig Wort ſpricht, wird zum wenigſten — erſchlagen. Sie ſind, nach deutſcher Helden Art, mit Adleraugen verſehen, aber die inneren bleiben bey ihnen zugedrückt, und wer die klaren Geſtalten zuerſt im Geſpräche auf ihrer Weſerburg belauſchte, der erkennt ſie zuletzt durchaus nicht mehr vor dem betäubenden Wahnſinn, der Jeden ohne Grund und Zweck gegen den eigenen Bruder treibt. Gleich närriſch ſind die Damen bedacht; Anne Aemilie iſt vor Frömmigkeit ſteif zum brechen, Strinandüne durchaus verrückt, und Flaminia von einer gewaltigen Portion lächerlicher Ungeberdigkeit niedergedrückt. Aeußerſt wehthuend iſt des Romanes Ende; der Leſer bleibt freudenleer, wie die Brüder ſelbſt, deren einem die ungeliebte Braut wie aus den Wolken in die Arme fällt. Die andern gehen leer und weinend aus. Das unaufhörliche Schreien der Nornen ꝛc. erregt Eckel vor ihren Orakelſprüchen, und die myſtiſche Religioſität entſchädigt ſchlecht dafür. — Der Tadel iſt geſprochen — man ſende aber dennoch einen Blick hinein in das Zauberland, durchſchnitten von prächtigen Strömen mit leichten, gaukelnden Barken; durchrauſcht von dem erſten Wehen deutſcher Eichen, von Waffenklang, den Tönen der Minne und Ehre — er ſoll lang genug vergnügt umherirren, und die Wage des Urtheils wird ſchwanken! B. S.

In Nr. 64 S. 609 Z. 8 v. o. leſe man: und die, ſtatt: denn die.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Gräffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt [illegible] fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishausser.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

71.

(Wien, Donnerſtag, den 15. Juni.)

Spuren verloren geglaubter Stämme Iſraels in America.

Keine Wahrſcheinlichkeit ſpricht dafür, daß die ſeit der zweiten Tempelzerſtörung zu Jeruſalem vermißten zehn Stämme Iſraels durch widrige Geſchicke aufgerieben worden ſeyen, und bey der bisherigen unter den Iſraeliten beſtandenen Anhänglichkeit an ihre Religion iſt eben ſo wenig anzunehmen, daß die erſtern ſich zu einer völligen Verſchmelzung mit andern Nationen herbeygelaſſen hätten. Nicht ohne gerechte Hoffnung hat man daher in einem Zeitpuncte, wo beynahe alle bewohnbaren Plätze der Erde den Nachforſchungen des gebildeten Europa eröffnet ſind, durch genauere Bekanntſchaft mit den verſchiedenen Bewohnern derſelben den Verſuch gemacht, nähere Spuren von jenen ſo lange verloren geglaubten Stämmen zu erhalten.

In Nr. 1 des dießjährigen Jahrgangs dieſer Zeitſchrift wurde bereits ein engliſcher Bericht über die Reſultate ſolcher Verſuche, die in Hindoſtan unternommen wurden, auszugsweiſe geliefert, und nachfolgende Blätter werden eine nicht unangenehm beſchäftigende Auskunft über Jenes verſchaffen, was die um Länder- und Völkerkunde hochverdiente brittiſche Nation nunmehr in dieſer Hinſicht in America geleiſtet hat. Gegenwärtiger Aufſatz beruht übrigens, gleich dem vorigen auf einem Artikel, der in der engliſchen Zeitſchrift: the Jewish Expositor enthalten iſt.

Penn, welcher die Americaner der Nordoſtgegenden in einem Zeitpuncte kennen lernte, in welchem ihr Urcharacter noch nicht durch Einwirkungen der Europäer entartet war, äußert in einem Briefe: er habe mit Ueberraſchung in ihnen die größte Aehnlichkeit mit dem jüdiſchen Menſchenſchlage wahrgenommen, und dieß vornehmlich bey den Kindern, ſo daß man bey ihrem Anblicke ſich nach dem Dukesplatze oder der Bereyſtraße in London verſetzt glaube. (2 B. S. 704, Ausg. v. 1682). Sie trugen Ohren- und Naſenſchmuck, Armbänder, Spangen an den Beinen und Ringe an den Fingern, dann Halsbänder von glänzend geglätteten Muſcheln, die ſich in ihren Flüſſen und am Seegeſtade vorfanden. Ihre Frauenperſonen hatten das Haar rückwärts aufgebunden, und mit Muſcheln oder Federn geziert, und ſie prunken mit Corallenbändern, die an verſchiedenen Theilen ihres Leibes angebracht ſind. Am Haarwulſte tragen ſie Muſcheln und türkiſche Sporen, welche wie Glöckchen tönen, wenn ſie gehen. Dieſe Tracht ſtimmet ſehr mit jener überein, welche Jeſaia III., 18. den eiteln Töchtern Jeruſalems zuſchreibt. Ueberhaupt waren Spanier ſowohl als Engländer über deren allgemeine Aehnlichkeit mit den Juden nicht wenig verwundert. —

Ueber die Entartung der Eingebornen in Nordamerica äußerte ſich ſchon verlängſt ein alter Tſcharibi gegen die Weißen: »Unſer Volk iſt beynahe ſo arg geworden, als das eure. Seit ihr hieher gekommen, ſehen wir uns ſo ſehr verändert, daß wir nur mit Mühe uns erkennen, und alle Dinge haben einen ſo düſtern Wechſel angenommen, daß ſelbſt die Orkane häufiger als ehemals in unſerm Gebiethe wüthen. Der Geiſt des Böſen iſt es, der all Dieſes angerichtet, der unſere beſten Landſtrecken von uns genommen, und uns unter die Herrſchaft der Chriſten gegeben hat.« (Edwards Geſch. v. Weſtind. 1. B. 28.) Dieſe Eingebornen wiſſen vom Urſprunge ihrer religiöſen Gebräuche nichts Erhebliches anzuführen, obgleich ſie ſolche, als eingeſetzt von dem großen Geiſte ihrer Vorfahren, genau beobachten. —

Wenn wir erwägen, in welcher frühen Epoche die Familie Noahs, durch Aſien, Africa und Europa zerſtreut, allmählich jedwede Spur ihrer Urſprache verlor, dann, allenthalben zu beſondern Völkern herangeblüht, zu einer eben ſo großen Verſchiedenheit in Sitten und Gebräuchen, als in religiöſen Syſtemen gelangte, ſo ſcheint wenig Hoffnung übrig, die verloren gegangenen zehn Stämme der Kinder Iſraels hier aufzufinden.

Indeß bleiben es die Berichte älterer und neuerer Reiſenden, welche wir in dieſer Hinſicht mit forſchenden Blicken durchgehen müſſen, um zu einigen bisher unbeachtet gebliebenen Aufſchlüſſen zu gelangen.

Pater Charlevoix, der Canada frühzeitig beſuchte, macht darauf aufmerkſam, daß die daſelbſt durch das Bedürfniß zerſtreuten Stämme verſchiedene Mundarten ſprechen, welche jedoch auf eine Mutterſprache hinweiſen, die, von der Natur ſelbſt geformt, auch weit kraftvoller und reichhaltiger iſt, ſo zwar, daß jenes Volk, bey dem man ſie noch auffände, als das aus der ältern Hemiſphäre hinüber gewanderte Stammvolk zu betrachten wäre.

Die americaniſchen Sprachen ſind im Allgemeinen ſehr reichhaltig und ausdrucksvoll, ſo beengt der Ideenkreis Jener, die ſie reden, auch ſeyn mag. Sie haben keine Abänderungen, wenig oder gar keine Vorwörter, und biethen bey der Unveränderlichkeit ihrer Worte in beiden Zahlen nur das Hülfsmittel von Vor- und Nachhangsbuchſtaben, Sylben oder Wörtchen dar, während auch die Ebräiſche von allen Sprachen Europens ſich durch die Nachhangsſylben unterſcheidet. (Dr. Edwards.) Die Americaner haben keine beſſern Hülfsmittel als die Ebräer, um die zweite oder dritte Vergleichungsſtufe auszudrücken, und ſo wie letztere zu dieſem Ende oft verſchiedene Namen der Gottheit anwenden, als ruach elochim, ein ſehr ſtarker Wind, ſo verfahren auch die erſteren. Daß die öffentlichen Reden der Americaner eine Kraft und Emphaſe beſitzen, welche jener der Ebräiſchen nahe kommt, daß auch ſie ſich gut ausgedruckter Metaphern und häufig der Allegorie bedient, weiß man.

Auch wird behauptet, daß viele americaniſche Wörter noch heut zu Tage rein ebräiſch ſeyen. Dr. Edwards führet als ähnlich folgende Worte an:

	Mohraaniſch:	Ebräiſch:
Ich	niah	Ani.

	Mohrganiſch:	Ebräiſch:
Du	Teah	Attah oder Ta als Zuſatzſylbe.
Dieß, er ſelbſt	Uwoh	hu oder huah.
Wir	Mecaunuh	Nachnuh oder Anachnu.
Unſer (als Suffix n. d. Hauptw.	nuh	nu.

Souard bemerkt in ſeinen literariſchen Miscellen, indem er von den Guianaern ſpricht, mit Beziehung auf den gelehrten Iſraeliten Iſak Naski zu Serinam: »Wir ſtehen in der Kenntniß, daß die Sprache dieſer Americaner, welche der Galibi-Dialect genannt wird, und den alten Stämmen Guiana's gemein iſt, ſanft und angenehm für das Ohr, reich an Selbſtlauten und Wechſelwörtern ſey, und eine ſo regelmäßige Wortfügung beſitze, als wäre dieſe von einer Academie begründet. Dieſer Iſraelit verſichert, daß alle Hauptwörter dieſer Mundart hebräiſch ſeyen. Das Wort, welches die Seele bezeichnet, bedeutet den Hauch. Sie haben dasſelbe Wort, womit im Ebräiſchen Gott benannt wird, welches Herr bedeutet. Bey den Nordamericanern beſtehen übrigens nur zwei Mutterſprachen von ſehr geringer Verſchiedenheit.

Auch die Nauatalka's glauben vor ihrer Feſtſetzung in Mexico in einem andern Lande gewohnt zu haben; dann daß ihre Vorfahren 80 Jahre unſtät zugebracht haben, um ſolches aufzuſuchen, in Gemäßheit der beſtimmten Befehle des großen Geiſtes, welcher ihnen jene fruchtbaren Gegenden durch beſondere Kennzeichen andeutete.

Die Bewohner der ſüdlichen Gegend verſetzen ihre Vorfahren an die Geſtade eines großen Fluſſes, und behaupten, daß neun Theile des Volkes ſich über den Fluß begaben, während der zehnte Theil zurückblieb. Sie erzählen, daß ihr damaliger Beherrſcher fern im Weſten gewohnt, und zwei Söhne hinterlaſſen habe. Einer derſelben habe in einem Zeitraume von mehreren Jahren mit einem Theile ſeines Volkes einen beträchtlichen Weg zurückgelegt, bis er zum Fluſſe Delaware kam, und ſich dort feſtſetzte. Einige Jahre hierauf habe der König des Landes, das die Auswanderer verlaſſen hatten, eine Abtheilung zur Aufſuchung derſelben abgeſchickt, welches in jene Zeit fällt, als Franzoſen im Beſitz der Gegenden am Alleghany ſtanden; nach Verlauf ſechsjähriger Nachforſchung habe ſich ein Americaner herbeygelaſſen, ſie nach den Delaware-Städten zu führen, wo ſie ein Jahr verweilten, bey ihrer Rückkehr endlich hätten ihnen die Franzoſen einen weißen Mann mitgeſendet, um Nachrichten über ihr Land zu erhalten.

Mackenzie ſagt S. 113 in ſeiner Beſchreibung einer Reiſe in Nordamerica nach der Südſee, die Eingebornen haben ihm erzählt, daß ſie urſprünglich aus einem andern, von böſen Leuten bewohnten Lande gekommen ſeyen; ſie haben damals einen langen See befahren, welcher eng, tief und voll Eilande war, und wo ſie zur Winterzeit durch Schnee, Eis und Mühſeligkeit ſehr beläſtiget wurden, bis ſie am Kupferminenfluſſe angelangt ſeyen. Noch erwähnten ſie einer Ueberſchwemmung, welche die ganze Erde, mit Ausnahme des höchſten Berges, bedeckte, auf deſſen Gipfel ihre Voreltern Sicherheit fanden. (Dieſe möchten alſo aus Nordoſtaſien eingewandert ſeyn.)

(Schluß folgt.)

* * *

Ueber den Schauſpieler und ſeine Kunſt.

II.

(II. Fortſetzung von Nr. 70.)

Die geſchäftigen Finger, als die ſtets richtig tönenden Noten der innern Muſik, können hier noch nicht berührt werden.

Für Körper-Bildner laſſen ſich vierzig beſtimmte Gruppirungen der Hände annehmen; aber ſie können dem Mahler, noch weniger dem Schauſpieler genügen; doch muß der Schüler ſie kennen, und ihre übrigen vielfachen Bewegungen und Zuckungen geben ihm in der Folge durch die Seelen-Lehre ſein inneres Gefühl.

An den mehrſten Menſchen iſt gewöhnlich die linke Hand die unthätige; aber bey dem Schauſpieler darf dieſer grobe Fehler durchaus nicht gefunden werden; darum muß ihm der Meiſter den richtigen Gebrauch **Beyder** lehren, und die träge Linke mehr als die thätige Rechte in der Schule üben.

Schauſpieler und hiſtoriſche Mahler verrathen die Armuth ihres Gefühles am ſprechendſten, wenn ſie in heftigen Affecten das Geſicht der bedeutenden Figur mit der Hand bedecken, was nicht ſeyn ſoll; denn dieſe Verhüllung des mimiſchen Ausdruckes iſt bloß ein eigenes beſtimmtes Merkmahl der Scham, des Abſcheues; zu Zeiten der finſter brütenden Verzweiflung, die nur vollendete Schauſpieler und Mahler auszudrüken vermögen, alle Gefühlloſe aber mit der Hand bedecken.

Hat nun üble Gewohnheit oder Erziehung den natürlichen Anſtand und die Würde dieſer ſchönen Geſtalt — in der eine Kunſt**ſeele** wohnt — zerſtört, ſo wird der Meiſter wenig Mühe haben, ihr nach aufgeſtellten Theorieen das Fehlende zu geben, denn ſie wird es ſelbſt verlangen und wünſchen.

Alle Menſchen ſind nach ihrem Clima und nach ihrem Temperamente ſinnliche Weſen, und in ihren Sinnen liegen die verſchiedenen Triebe, die durch das befriedigte oder verweigerte Verlangen ſich zu Affecten ſteigern, und durch körperliche Bewegung beſtimmt und ſprechend an jedem Menſchen wahrnehmen laſſen. Sie unterſcheiden ſich durch kraft**nehmende** und kraft**gebende**, nach **Carus** ſchmelzende und rüſtige Affecte: Erſtaunen, Verwunderung bis zum Erſtarren, Ekel, Abſcheu, Grauſen, Furcht, Schrecken, Scham, Blödigkeit, Neid, Eiferſucht, Betrübniß, Kummer, Gram, Harm, Zorn, Verzweiflung — ſind nach ihren verſchiedenen Abſtufungen und Graden kraftlähmende Affecte; aber Hoffnung, Bewunderung bis zur Verehrung, Freude, glückliche Liebe, Ruhm, Muth, und jede ſchöne, edle und große Handlung, vermehren den Reitz der Nerven, und geben den Muskeln Elaſticität und Spannkraft, dem Blute reineren und ſchnelleren Umlauf, der Geberde Heiterkeit, und der Geſtalt freundliche Würde.

Scharf ſind alle die Symptome der verſchiedenen Affecte von der Natur gezeichnet, und verſchieden die körperlichen Merkmale derſelben dem Schüler in der Körperſchule zu zeigen; aber die Erklärung: **wie** Alle durch Reitz entſtehn, und auf die Seele wirken; **wie** jeder Affect entſteht und wieder verſchwindet — gehört mit ſeinen mimiſchen Ausdrücken in das Gebieth der Seelen-Lehre.

Die äußern an dem Körper ſichtbar werdenden heftigen Affecte zeigen ſich durch den Nervenſitz und Reitz zuerſt, und oft mit Blitzesſchnelle in den Geſichtszugen; und dann verbreiten ſie ſich nach dem verſchiedenen Clima, der Erziehung, und dem Wärmemeſſer der Temperamente über den ganzen Körper; vorzüglich verrathen die Hände und die ſtets geſchäftigen Finger den innern Zuſtand ſeines Gemuthes.

Der Menſch darf ſich bey heftigen Affecten noch ſo ſehr verſtellen, ſo werden doch ſeine unbeachteten Finger ſeine Verräther. Iſt der Affect ſtark, aber ſchicklich und anſtändig, ſo wird er von allen Menſchen auch ohne Worte verſtanden; denn in allen Menſchenſeelen wohnt der Hauch des Ewigen — die *Sympathie*, die den Menſchen über das Thier erhebt, und ihm eine beſſere Zukunft verbürgt.

Aus dem Angefuhrten ergibt ſich, daß durch die Bewegung des Körpers und vorzüglich der Hände, ſich der Gebildete von dem Ungebildeten, der gute Schauſpieler von dem ſchlechten unterſcheidet; und der mit pſychologiſchem Gefuhle Begabte ſich über Beyde erhebt, denn in dieſem Gefühle wohnt die *Kunſtſeele*.

Es iſt noch zu berühren, daß die Jugend mehr die Hände in Bewegung ſetzt, als das männliche Alter. In hohen Jahren werden ſie oft beſchwerlich; an den alten Frauen hängen ſie herab, und der Greis trägt ſie gern auf dem Rücken, um ſich das Einathmen zu erleichtern, und ſeine Krone in der Richtung gegen den Himmel zu erhalten.

Verbeſſern und veredeln kann der Tanzmeiſter die characteriſtiſch-körperlichen Bewegungen wohl; er ſoll aber die zu jedem Affecte paſſende Geberde dem Schüler nicht lehren, denn ſie ſind Zeichen der innern Empfindung, und entſtehen auch nur durch das Empfinden.

Mit Empfindung reichlich ausgeſtattet, bezeichnet der Schüler in der Folge jede körperliche Bewegung im reinen Einklange mit den dazu geeigneten Geberden, und es tönen *alle* Gemüthsbewegungen richtig, wenn er das Geſagte verſteht und empfindet Schwer und verwickelt iſt das Geſchäft, einem Schüler den richtigen Gebrauch der Hände zu lehren, die zu den Worten und den Geberden genau paſſen müſſen.

Die Hände und Finger drücken Hoffnung, Verlangen, Scham, Abſcheu, Angſt, Furcht, Andacht und Ehrfurcht aus, ſie ſind die Werkzeuge des Drohens, des Flehens, des Lobes, des Tadels, der Rache, und die einzigen Waffen, die die Natur dem Menſchen zu ſeiner Vertheidigung gegen alle Anfälle gab.

Mannigfach, unendlich und nie ruhend ſind die Bewegungen der Hände und Finger. Sie bewegen ſich auch auf verſchiedene Art nach dem angenehmen und unangenehmen Träumen bey dem *ſchlafenden* Menſchen, und das neugeborne Kind verkündet ſeinen innern Antrieb zuerſt durch die Hände. Das Zittern derſelben iſt ſehr bedeutend für den Schauſpieler; es darf in manchen Affecten durchaus nicht vermißt werden.

(Schluß dieſer zweiten Lieferung folgt.)

◆

Allgemeine Novelliſtik.

Im k. k. priv. Theater an der Wien ward den 16. Juni zum erſtenmale gegeben: »Die Nachtwandlerin.« Luſtſpiel in zwei Aufzügen, nach einem franzöſiſchen Vaudeville von Hrn. Joſ. Ritter v. Seyfried. — Friedrich von Luzy trifft am Morgen ſeines Verlobungstages mit Cäcilie, der Tochter des Hrn. Dormeuil, im Jagen auf eine Caleſche, deren Pferde ſcheu wurden, und eben einem Abgrunde zuſprengen. Luzy, um zu retten, ſchießt das Sattelpferd todt — und der ſo Gerettete iſt ſein Freund Guſtav von Mauleon. Cäcilie liebte dieſen, und liebt ihn noch, obwohl ſie ſich treulos von ihm verlaſſen glaubt. — Mauleons Ankunft auf dem Gute bringt daher Verlegenheit mit ſich. Die geringſte, die des Wohnzimmers, hebt Luzy durch Anweiſung des Pavillons, der übrigens im Rufe ſtand, als wandle in ihm ein Geſpenſt herum. Dieſes erſcheint, es iſt die Nachtwandlerin Cäcilie. — In dieſer Lage ſpricht ſich ihre glühende Liebe zu Mauleon aus; — dieſer aber, die Verlobung des Freundes ehrend, beſchließt, augenblicklich abzureiſen. — Inzwiſchen klopft Luzy an der Thüre, und Mauleon iſt wieder dadurch in äußerſter Verlegenheit, daß er fürchten muß, Luzy könne die kaum abgetretene Cäcilie entdecken. — Mauleon öffnet endlich die Thüre, und entfernt ſich bald. Luzy bleibt, ſucht, und findet nie Ruhe. — Inzwiſchen kommt Cäcilie im Brautanzuge. Mauleon trifft auf ſie; beyder Gefühle ſprechen ſich aus. Rührend iſt die Scene des Abſchiedes. Luzy aber trifft auf den abreiſen wollenden Mauleon, führt ihn zurück, hört während des Eintretens Cäciliens Selbſtgeſpräch über ihre Liebe — und legt die Hände der Liebenden zuſammen. Raſche Handlung, treffender Witz, und echt komiſche Situationen verſchafften dem Luſtſpiele allgemeinen Beyfall. — Es iſt ſicher eines der anziehendſten, die in unſerer Zeit je auf deutſchen Boden übertragen worden ſind. — Der einzige Umſtand, daß es eigentlich das behorchte Selbſtgeſpräch der Cäcilie iſt, was den Knoten löſet — dürfte aus dem Grunde tadelnswerth ſeyn, weil, was im wirklichen Leben Gedanke iſt, auf der Bühne eigentlich nur zum Selbſtgeſpräch gehört. Heimlichkeit iſt alſo deſſen Zweck; und es iſt wahrlich nicht zu viel verlangt, wenn man von einer Cäcilie fordert, daß ſie ſolche Gefühle in ſolcher Lage unbehorchbar ausdrücke. — Das Gegentheil mahnt an das Zerhauen des gordiſchen Knotens. — Doch begründete eben dieſes Tadelnswerthe die frappante Situation am Schluſſe. — Der lebensfrohe, echt franzöſiſche Luzy ward ungemein brav gegeben. Ausgezeichnet war die Scene, wo er erfährt, daß das Tuch jenes der Cäcilie war. — Beſonderes Lob verdient Mauleen in der Abſchiedsſcene, und in jener, wo Luzy in den Pavillon tritt. — Cäcilie erhielt rauſchenden Beyfall. Nach dem Ausdrucke im gewöhnlichen Theater-Sinne, gab ſie auch die Rolle ſehr gelungen. Kunſtgerecht aber glauben wir dieſes nur vom erſten Acte vollkommen ſagen zu dürfen. — Die Rolle der Nachtwandlerin wird unter tauſend guten Schauſpielerinnen vielleicht kaum von zweien vollendet gegeben werden. — Im Traume arbeitet die Seele, ohne daß ſie deſſen klar bewußt wird, und ohne jene Wirkung auf den Körper hervorzubringen, die im Zuſtand des Wachens hervorgebracht wird. — Finden wir Beyſpiele des Letzteren an Träumenden, ſo geſchieht es nur in ſolchen Momenten, wo der Träumende nahe dem Erwachen ſteht, oder ungemein angreifende Gegenſtände des Traumes convulſiviſche Bewegungen hervorbringen. — Unſeres Dafürhaltens ſollte alſo die Nachtwandlerin Cäcilie im Ganzen kein Mienenſpiel haben, ihre Empfindung gleichſam nur wie durch einen Schleier durchſchimmern, und allein in den beſonders ergreifenden Momenten ausdrucksvoller gezeigt werden. — Daſſelbe gilt von der Betonung, vorzüglich da, wo der Rede Inhalt wörtliche Widerholung iſt. — J. G.

Die kaiſerl. Academie der Wiſſenſchaften in St. Petersburg hat den Herrn Eduard Collins, Adjunct für die mathematiſche Wiſſenſchaft, zum außerordentlichen Academiker erwählt.

K.

Ueber Kisfaludy's neueſte Dichtungen meldet uns ein Schreiben aus Peſth*) Nachſtehendes: Der bey uns ſo rühmlich bekannte dramatiſche Dichter Carl von Kisfaludy beſchenkte uns erſt kürzlich mit zwei neuen, in des wackern Johann Thomas von Trattner Officin gedruckten Erzeugniſſen ſeiner Muſe. Das erſte iſt ein vaterländiſches Original-Drama unter dem Titel: Szecsi Maria, das zweite ein Original-Luſtſpiel, genannt: a Kerök. Obgleich dieſe beiden Werke den Stempel der Originalität an der Stirne tragen, ſo iſt derſelbe dem Zweiten doch in einem weit höhern Grade eigen, als dem Erſten. Denn dieſes (ein ſogenanntes Converſation-Stück) iſt ſo ganz aus dem innerſten Leben und häuslichen Wirken der Ungarn heraus gehoben, daß es, hinſichtlich der überaus treffenden Characterzeichnungen, die es enthält, verdiente mit Manchem der beliebteſten Luſtſpiele Kotzebue's, Iffland's, Jünger's und Schröders verglichen zu werden, wenn die höchſt ausgezeichnete Originalität des National-Characters, den es ſchildert, irgend eine Vergleichung dieſer Art zuließe. Allein dieſe beruht ſo ausſchließend auf ſich ſelbſt, daß ſie mit ſich ſelbſt verglichen werden, und eben deßhalb auch in keiner Sprache mit Glück wieder gegeben werden kann. In einem deutſchen Gewande würden beynahe alle Perſonen dieſes Stückes unkenntlich, der Dialog aber großentheils ungenießbar werden, da er hie und da mit Wortſpielen, Sprüchwörtern und Redensarten durchwebt iſt, um deren Ueberſetzung man ſich vergebens mühen würde. — Viel anſprechender für's Allgemeine iſt Szecsi Maria, ein Drama in vier Aufzügen. Dieſe Marie iſt Stephan Bethlens Witwe, und Frau des feſten Schloſſes Muránn. Die ſich ſchon unter Bethlen Gábor wider den Kaiſer und rechtmäßigen König von Ungarn empört, machen auch noch, nach dem Tode Stephan Bethlens, mit deſſen Witwe gemeinſchaftliche Sache. Der königliche Feldherr Weſelényi belagert ſie in ihrer Feſtung, ſie aber, eine Heroine, wie deren die ungariſche Geſchichte in Menge hat, iſt entſchloſſen, zu ſiegen oder zu ſterben. Der erſte Angriff Weſelényi's auf die Feſte mißlingt, und ſowohl der Bau als die natürliche Lage derſelben, benehmen ſeinen Truppen allen Muth, denn durch beide ſcheint ſie unbezwingbar zu ſeyn. Doch iſt der Feldherr feſt entſchloſſen, das Aeußerſte an ihre Einnahme zu wagen. Während er mit ſich zu Rathe geht, wie er ſein Ziel am ſicherſten erreichen könne, kommt ihm die Kunde von Maria's ausgezeichneter Heldentugend zu Gehör, und erweckt in ihm das Verlangen, ſie perſönlich zu kennen. Eben ward ein Bothe gefänglich zu ihm geführt, der mit einem Briefe von ihrer Freundin ſich zu ihr heimlich in die Feſte wagen wollte. Weſelényi verkleidet ſich, und überbringt ihr das Schreiben ſelbſt. Als er ſie aber erblickt, wirkt ſowohl ihre Schönheit, als auch ihr heroiſches Weſen ſo mächtig auf ihn, daß er ſogleich in Liebe für ſie entbrennt, ihr ein zweites Schreiben reicht, worin er ihr ſeine Hand anbiethet, und ohne noch die Antwort abzuwarten, ſich ſchnell entfernt. Auch ſein Anblick hatte gleich Anfangs electriſch auf Maria's Gemüth gewirkt, obgleich ſie nicht ahnete, daß der Bothe Weſelényi ſelbſt ſey. Kaum aber iſt er fort, ſo erkennt ſie ihn. Nun erwacht ein ſeltſamer Kampf von Leidenſchaft und Pflichtgefühl in ihr, und endlich ſiegt die Liebe; ſie übergibt dem Feldherrn die Feſtung, und mit dieſer zugleich Hand und Herz. — Die Situationen, in welche die Liebe beide Perſonen verſetzt, ſind großentheils glücklich motivirt, wie denn auch das ganze Gewebe des Stückes mit Geſchick gefügt und durchgeführt iſt. Ein vergeblich ſchmachtender Jüngling aber, Namens Sándor, der, eben nicht zum Vortheile des Ganzen, die Rolle eines für Beſel-nni unſchädlichen Nebenbuhlers ſpielt, hätte, unſers Erachtens, entweder feſter auf die Beine geſtellt werden, oder ganz wegbleiben ſollen. Deſſen ungeachtet wenden wir das Horaziſche: ubi plura nitent non paucis offendar maculis um ſo füglicher hier an, als dieſes Stück hinſichtlich der Diction ungemein viel vor den frühern dramatiſchen Leiſtungen des Herrn Carl von Kisfaludy voraus hat. Sp.

---

*) Von einem dritten Correſpondenten.

Bey Gerh. Fleiſcher, in Leipzig, iſt erſchienen: Neue Anſicht über den merkwürdigen Naturbau der Cometen, und beſonders derjenigen von 1811 und 1819, wie auch über die Beſchaffenheit ihrer Bahnen, und die einſtige Zerſtörungsart unſeres Wohnortes von denſelben. Zweite verbeſſerte und vermehrte Auflage. 8. 1820. Preis 16 Gr. (1 fl. C. M.) Dieſes Werk erſchien zuerſt, als der große Comet von 1811 die Augen ſo vieler Beſchauer auf ſich zog. Es erſcheint jetzt ſchon zum zweitenmale, vielfältig bereichert ſowohl, als berichtigt. Wer ſich über Entſtehung der Cometen nicht nur, ſondern der Weltkörper überhaupt, über Bau und Natur der Cometen, ihre Lichthüllen, Bahnen, Umlaufszeiten, Entfernungen, ja ſelbſt über die Möglichkeit der Zerſtörung unſers Erdballes durch einen Cometen u. dgl. gründlich unterrichten will, wird hier Alles leicht und verſtändlich für Jedermann von dem ſcharfſinnigen Hrn. Verfaſſer auseinander geſetzt finden. Es verſteht ſich, daß auch auf die nach 1811 erſchienenen, von Wenigen nur geſehene Cometen, beſondere Rückſicht genommen iſt.

In Paris iſt eine neue Pracht-Ausgabe der Oeuvres complettes des berühmten Ritters d'Agueſſeau, 16 Bände in 8vo erſchienen. Alle Schriften dieſes berühmten Staatsmannes beziehen ſich auf obrigkeitliche oder Staats-Angelegenheiten. Bey der jetzigen Geſtalt der Dinge beziehen ſich freilich manche auf gar nichts mehr, und ſind nur ihrer ſchönen Sprache und des hiſtoriſchen Werthes wegen merkwürdig. Ob man, wie der Verleger verſichert, eben ein d'Agueſſeau ſeyn muß, um das jetzt weniger Bedeutende vom ewig Bedeutenden zu trennen, wollen wir doch noch ein wenig bezweifeln. — Am Ende befindet ſich d'Agueſſeau's Lobrede, eines der beſten Werke des Thomas, und eine griechiſche Ode auf dieſen großen Mann, von Coray, einem gebornen Griechen und Vorfahren des berühmten Coray, den die jetzigen Griechen als ihren ächten Weiſen verehren. Die Auflage ſoll bereits ganz vergriffen ſeyn. — m —

Der ruſſiſch-kaiſerliche Staatsrath von Klarembach hat dem Richelieu'ſchen Lyceo zu Odeſſa eine vortreffliche Sammlung von mehr als ſiebenhundert der ſeltenſten und koſtbarſten Medaillen zum Geſchenke gemacht. K.

Von dem Verfaſſer der Fürſten Chawansky iſt ſo eben erſchienen: Die Erdenmacht; dramatiſches Gedicht in fünf Abtheilungen. Wir werden eheſtens von einer geſchätzten äſthetiſchen Feder eine nähere Anſicht liefern.

Zur vorigen Nummer gehört die Induſtrie-Beylage XIV.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Graffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 17 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Graffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. N. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

72.

(Wien, Samſtag, den 17. Juni.)

Spuren verloren geglaubter Stämme Iſraels in America.

(Schluß von Nr. 71.)

Die Eingebornen in den Oſtgegenden berichteten, bey ihnen ſey vor Ankunft des weißen Volkes die Beſchneidung üblich geweſen, doch habe das junge Volk, da man keinen Grund dieſes ſeltſamen Gebrauches mehr anzuführen wußte, deſſen Abſtellung bewirkt. In Bezug auf dieſe Sitte bemerkt Mackenzie S. 34 ſeines angeführten Werkes, wegen der Sclaven- und Hunderippen-Americaner, welche weithin in Nordweſten liegen: »Ich habe zwar nicht beobachtet, daß die Beſchneidung unter ihnen eingeführt ſey, doch kann ich auch nicht das Gegentheil behaupten, da ſolche an Allen, die ich ſah, vorgenommen zu ſeyn ſchien.«

Beatty gibt in ſeinem Reiſeberichte, in Bezug auf die Gegenden am Ohio, S. 89 an, von einem chriſtlichen Eingebornen erfahren zu haben, daß ein Verwandter, der um das Jahr 1718 geſtorben ſey, ihm erzählt habe, daß die bey ihnen ſeit Langem eingeführte Beſchneidung durch die darüber ſpöttelnde Jugend abgeſtellt worden ſey; ferner: es habe einſt das Waſſer alles Land überfluthet, ſo daß nur wenige Menſchen in einem großen Kahn ſich retten konnten. In einem weit ſpäteren Zeitraume haben deren Nachkommen ein hohes Gebäude aufzuführen angefangen, doch ſey es nach der Hand geſchehen, daß ſie ihre Sprache zu ſehr verwirrten, ſo, daß, wenn der Eine Holz verlangte, ihm der Andere einen Stein brachte u. ſ. w., ſeit welcher Zeit nun die verſchiedenen Sprachen entſtanden ſeyen.

So wie dieſe Erzählungen mit Jenem, was von Noah und dem Thurmbau zu leſen, übereinſtimmen, ſo bezieht ſich eine durch Pater Charleroix von den Huronen erzählte Sage auf das erſte feindliche Brüderpaar; dieſes Volk bewahrt nämlich die Tradition, daß die erſte Frauenperſon vom Himmel gekommen ſey, und Zwillinge geboren habe, wovon der ältere den jüngern tödtete. — In einem Reiſeberichte eines holländiſchen Miſſionairs vom Jahre 1644 ſagte er: »Eine bejahrte Frau (der Mohawks) erzählte, von ihren Großeltern vernommen zu haben, daß der große Geiſt einſt mit ſeinem Bruder ſpaziren gegangen ſey, und als zwiſchen beiden ein Streit ſich entſponnen, den letztern getödtet habe.« Dieſe Erzählung iſt jedoch durch Unkenntniß der Landesſprache von Seite des Berichtlegers entſtellt, indem nur von einem großen Manne, nicht aber von einem großen Geiſte die Rede war.

In M. Adairs Geſchichte der Indianer kommt vor, daß nach einer Tradition der ſüdlicher wohnenden Americaner, ſie bey Verlaſſung ihres Stammlandes einen geheiligten Zweig auf Befehl eines Götterſpruchs mitnahmen; dieſen Stab befeſtigten ſie jegliche Nacht ihrer Wanderung in den Boden, und ſo rückten ſie in der Nordhälfte America's bis gegen Sonnenaufgang vor, bis der Stock in einer Nacht Blüthen trieb. So wurde nun ein Land am rechten Ufer des Miſſiſippi ihr bis dermal beſtehender Wohnſitz, den ſie, als vom Himmel ihnen zugewieſen, auf das tapferſte vertheidigten, um dort ihre Aſche bey der ihrer Altvordern ruhen zu laſſen. — Dieß ſcheint ſich auf den Stab Aarons zu beziehen.

Dieſe Traditionen und Meinungen der verſchiedenſten von einander entfernten Volksſtämme, von zutrauenswerthen Schriftſtellern abſichtlos mitgetheilt, ſcheinen aller Aufmerkſamkeit würdig.

Es iſt große Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß ein großer Theil der Bevölkerung Americas von Nordaſien herrührt. Dafür ſpricht die nach Cook nur 39 engliſche, nicht ganz 8 deutſche Meilen betragende Entfernung des nordöſtlichſten Theiles von Aſien vom nordweſtlichſten America's welcher ſelbſt im Sommer oft mit Eis gefüllt iſt. Ferner iſt die See vom Süden der Behringsſtraße bis zu den Inſeln zwiſchen beiden Feſtlanden ſehr ſeicht. Bey dieſem Umſtande wird durch die Vulcane höchſt wahrſcheinlich, daß dort Land beſtanden habe, ehe die vereinten Gewalten des Feuers und Waſſers es verſenken machten, und daß der jetzt ſich wohl jährlich erweiternde Canal früher ſehr ſchmal war, und nur durch Zerſtörung vieler Inſeln ſeine gegenwärtige Geſtalt erhielt, wofür überhaupt noch ſo manche Spuren zeugen.

Hr. Le Page du Praz unterrichtet uns im zweiten Theile ſeiner Geſchichte Louiſiana's, S. 120, daß er, begierig eine Spur über den Urſprung der Nordweſt-Americaner aufzufinden, inſonderheit bey den Natchas, als den aufgeklärteſten unter ihnen, Nachforſchungen anſtellte. Alles, was er von dieſen erfahren konnte, beſchränkte ſich darauf, daß ſie aus einer zwiſchen dem Norden und Sonnenuntergang liegenden Gegend gekommen ſeyen. Endlich fand der Forſcher unter den etwa 40 (engl.) Meilen weiter wohnenden Jäzaus einen ausgezeichneten Menſchen, der Maniätſchlay (Beſieger von Mühe und Beſchwerden) genannt wurde. Dieſer, begierig das Land ſeiner Urväter kennen zu lernen, begab ſich nach dem Miſſuriſluſſe, und lernte während ſeiner langen Reiſe die Sprachen der Völker, deren Gebieth er durchzog.

Von den Otter-Americanern wurde ihm der Weg nach der Südſee angedeutet. Nach langem Verkehr mit den Küſtenvölkern, wandte er ſich dem Seegeſtade weſtwärts. So zwiſchen dem Norden und Sonnenuntergang eine lange Strecke dahin wandernd, erfuhr er, daß das Land in dieſer Richtung dann gerade weſtwärts ſich weithin dehne. Nach fünfjähriger Abweſenheit langte Maniätſchlay wieder bey den Seinigen an.

Hiermit ſchließen die vorhandenen brittiſchen Berichte. Bey Anlangung der weiteren Nachrichten wird man deren Bekanntmachung nicht unterlaſſen, wo ſodann erſt über das Gelingen dieſer höchſt wichtigen Unterſuchung entſchieden werden kann. —*—

Ueber den Schauſpieler und ſeine Kunſt.

II.

(Schluß von Nr. 71.)

In der Bewegung der Hände unterſcheidet ſich auch der Bewohner des Ural von dem Grönländer, und der Choleriker von dem Phlegmatiker nur durch eine mindere oder höhere Spannkraft der Muskeln; aber bemerkbar und wichtig ſind die Hände dem Kunſt- und Menſchenkenner, denn ſie unterſcheiden auf der Schaubühne den Charlatan von dem Künſtler; im Leben den Natur- von dem Welt-Menſchen, und das zarte Weib von dem kräftigen Manne. Sind die Reize und Affecte unſchicklich, unanſtändig und unmoraliſch, und werden ſie gewaltſam unterdrückt, ſo verzerren ſie nach ihren verſchiedenen Graden bey Kraft gebenden Affecten das ſchöne Menſchenbild zur häßlichen Grimaſſe, bey Kraft nehmenden aber erzeugen ſie Zittern, Abſpannung, Uebelkeit und Ohnmacht. Der wankende Ton paßt im erſten Falle nicht zu dem verwegenen und doch ängſtlichen Blick; Hände und Füße finden keinen Ruhepunkt, die Finger bewegen ſich ſchnell und krampfhaft, die Spitzen werden weiß, dann feucht, und als ein Bild der Erbärmlichkeit oder der Lächerlichkeit ſteht ein ſolcher Menſch vor dem ruhigen Blick des erfahrnen Beobachters. Man findet Schauſpieler, die in den heftigſten Affecten, während der Mitſpielende ſpricht — bey unruhiger Geberde ihre Hände — als ob ihr Gefühl ruhig wäre — hinabhängen laſſen; Andere machen, ohne affectvoll zu reden, viele Bewegungen bey ruhiger Seelenſtimmung, und Beide beweiſen dadurch, daß ſie nicht denken und nicht fühlen. Allen nicht Berufenen ſind die Hände eine beſchwerliche Laſt, und aus dieſer Verlegenheit entſtehen die häufig unanſtändigen und unſittlichen Betaſtungen auf der Bühne, wovor ſich vorzüglich die Schauſpielerinnen hüthen müſſen, denn was ſich im Leben nicht ziemt, ſchickt ſich auch nicht auf der Bühne.

Das Gefühl des Anſtändigen und Unſchicklichen iſt nicht mit dem Menſchen geboren, es wird ihm durch- Erziehung — aber immer nur nach den Begriffen des Volks, gegeben, unter dem er erzogen wird.

Vorzüglich ſchattirt hier die Nationalkleidung und das Clima; doch liegt es in der Natur des weiblichen Geſchlechts, daß es unter allen Zonen und Verhältniſſen feiner fühlt und ſchamhafter iſt, als das männliche, woraus ſich eine ſtets zu beobachtende Regel für Schauſpielerinnen ergibt, dieſe nämlich, daß das Freche von der Bühne verbannt ſeyn ſoll; denn es beleidigt die Grazie und die Sitten, und ſchadet dem moraliſchen Gefühl.

Unter gebildeten Völkern verfeinert ſich das Gefühl für das Schickliche und Anſtändige, nach der niedern oder höhern Bildungsſtufe der verſchiedenen Stände.

Da nun der Schauſpieler das Schickliche und Anſtändige aller Stände ſchildern ſoll, und ihm die Körper-Schule nur die Mittel zum Erkennen geben kann, ſo muß er ein ewiger Lehrling in der großen Menſchen-Schule bleiben. Sein Geiſt muß forſchend in ihm verweilen, und nicht außer ihm in geſellſchaftlichen Cirkeln leichtſinnig umherſchweben.

Leichter findet in jungen Jahren ein Mädchen das Unanſtändige an ſeinem, als an dem männlichen Geſchlechte; weil in dem erſten Falle gewöhnlich die

Gefallſucht und Mißgunſt ſucht, und im zweiten ein verſteckter Naturtrieb überſieht. Der junge Mann dünkt ſich nicht ſo gebunden, und wenn ihn Liebe oder Ehrgeiz nicht zähmen, und die Ehrfurcht nicht bindet, ſo findet er das Anſtändige ſpäter, und das moraliſch Sittliche zuletzt.

Das Mädchen huldigt der Sitte, und das fein Gebildete den Grazien; der Jüngling der Willkühr und der Kraft, und erſt in ſpätern Jahren der Würde. Aber durch Schönheit und Anmuth herrſcht das Weib über die Kraft und die Würde des Mannes.

In der Körperſchule gebe der Lehrer der Schülerin einen leichten gefälligen Anſtand, Grazie und Würde, dem Schüler Anſtand, Kraft in den Bewegungen, und Würde; denn der Schauſpieler, der in der hohen Tragödie Helden ohne Würde gibt, gleicht einem Buckligen, der ſich bey den Frauen liebenswürdig zeigen will; und ein Mädchen ohne Grazie und Anmuth kann Begierden erregen, aber keine Herzen feſſeln.

Der Schüler wie die Schülerin müſſen ſich im täglichen Leben anzueignen ſuchen, was ſie auf der Bühne brauchen, ſonſt geht das Natürliche durch den Zwang auf der Schaubühne verloren.

Das Fröhliche fordert Anſtand, Grazie und Anmuth, das Erhabene Würde; denn jedes erhabene Kunſtwerk, dem die Würde mangelt, iſt, vorzüglich auf der Schaubühne, kein erhabenes Kunſtwerk, ſondern nur eine ſehr gefällige Erſcheinung.

Schwer iſt es, die Würde dem Schüler zu lehren, wenn ſie nicht in ihm wohnt; noch ſchwerer — Grazie der Schülerin. Wer in früher Jugend nur das Unſittliche, Niedere und Verworfene im Leben erblickte, der findet das Schöne, Edle und Erhabene auf der Schaubühne nicht ſchnell, er erhebt ſich ſehr ſelten zu einer wahren, reinen Würde, und die Schülerin zur Grazie: doch kann man in der Schule ihnen den Schein der Grazie und Würde geben. Weit ſchwerer iſt es mit der Anmuth der Frauen, die keine der Grazien einzeln beſitzt, welche nur die drei Schweſtern vereinigt dem lieblichen Kinde in der Wiege ſchenken, und die im Leben immer über die Schönheit ſiegt.

Ein artiges, freundliches, gefälliges, tugendhaftes Betragen, ſelbſt mit Schönheit, Verſtand und Würde verbunden, gibt den Frauen noch nicht die allesbezaubernde Anmuth; ſie ſind zwar ihre Attribute, aber nicht die Göttin ſelbſt. Die Anmuth der Frauen wohnt, von ihren Attributen umgeben, in dem ſeelenvollen, ſchuldloſen, klaren Auge, und in der reinen Melodie ihrer herzlichen Tone. Sie iſt ein ſeltenes Geſchenk der drei Grazien, und keiner Beſchreibung fähig. Alle gebildeten und ungebildeten Männer aller Völker huldigen ihr, und ſelbſt die nicht damit begabten Frauen lieben dieſes ätheriſche Weſen, das ſie ſelbſt mit unwiderſtehlicher Kraft anzieht; deßhalb hat auf der Schaubühne die Anmuth ſtets unzählige Wunder bewirkt. Aber welcher Tanzmeiſter kann ſeiner Schülerin lehren, was die Götter nur Wenigen verliehen, und was ſelbſt Juno nicht hatte!

Das mechaniſche Erlernen aller geſellſchaftlichen Tänze bildet ſo wenig einen Schauſpieler, als die theatraliſche Tanzkunſt einen Redner; denn die Regeln der theatraliſchen Tanzkunſt verhalten ſich ſo zu den Regeln der Schauſpielkunſt, wie die Mienen und Körperbewegungen eines Stummgebornen zu dem mit der Kraft der Rede begabten Menſchen.

Anſtändig gehen, ſchleichen, laufen, ſitzen, ſich beugen, fallen, aufſtehn, den Körper mit Anſtand drehen und wenden, rückwärts gehen, den Arm nach ſchönen Regeln tragen, ausſtrecken und ſinken laſſen — kann der Tanzmeiſter den theatraliſchen Schüler wohl lehren; will er ihm aber alle dieſe tauſendfachen Verſchiedenheiten der Bewegungen, die der innere Affect und die Leidenſchaften erzeigen, und ihren mimiſchen Ausdruck nach den Regeln der Tanzkunſt lehren, ſo bildet er Marionetten, die ſich an dem Drathe der Tanzſchule bewegen; er zerſtört die allmächtige Gewalt der empfundenen Sprache, die in reinen und wahren Accorden ſchneller den Weg zu dem Herzen der Menſchen findet, als ſeine ſprachloſe Kunſt ſie je finden wird. Auch darf er an den mimiſchen Ausdruck in ſeiner Schule durchaus nicht denken, ſonſt bildet er menſchliche Larven ohne Wahrheit. Wer die Geberden in Claſſen theilen wollte, würde ſo viele finden, als es Triebe, Gemüthsbewegungen und Affecte gibt, und dieſe würden ſich wieder nach der Erziehung, dem Clima, dem Temperamente, und dem verſchiedenen Geſundheitszuſtande der Menſchen in namenloſe mathematiſche Ziffern verwirren.

Als beſtimmte Regeln für den Tanzmeiſter gibt es angenehme, unangenehme und ſtillſtehende Geberden. Die letztern beurkunden nicht immer die Ruhe der Seele, denn ein Geſicht ohne alle Bewegung macht oft eine fürchterliche Wirkung. Es iſt die Ruhe der Verzweiflung entſchloſſener Selbſtmörder, und gewöhnlich der Herold des Todes.

Fröhliche Affecte erzeugen heitere, gewöhnlich mit Würde verbundene, leidende Affecte — traurige Bewegungen ohne Würde — heftige Affecte, widrige furchtbare Bewegungen, ſehr ſelten mit Würde vereinigt; aber in jeder Bewegung muß Wahrheit ſeyn, wenn ſie auf den Menſchen wirken ſoll, der ſie betrachtet. Doch ſey die Geberde noch ſo fürchterlich: unanſtändig muß die körperliche Bewegung nie ſeyn, ſonſt fliehen die Grazien.

Daß die Hände und ihre Theile, die Finger, für den Bildhauer und Mahler eine ſchwierige Aufgabe ſind, beweiſen viele, ſelbſt große Kunſtwerke; aber bey dem Schauſpieler iſt dieſe körperliche Aufgabe eine der ſchwerſten, da ſeine Kunſtbildungen ihm ſelbſt ganz unbekannt ſind, weil er der ſchaffende Künſtler, und das erſchaffene Kunſtwerk zugleich iſt.

Auch hängt das Gebilde ſeiner Phantaſie gewöhnlich von dem guten Willen, den Geiſtes-Gaben, und den Talenten der Mitſpielenden ab. Er kann alſo nie beſtimmt ſagen, was er geleiſtet hat, und was ihm noch mangelt.

Iſt der Schauſpieler ohne Schule verſtimmt, mangelt ihm das innere Gefühl, ſo gerathen ohne körperliche Regeln die Hände ſchnell in Bewegung und Verwirrung. Sie ſind thätig und unthätig, wo ſie es nicht ſeyn ſollten, und kommen in ihrem Ausdrucke immer ſpäter als die Worte und Geberden, zu denen ſie gehören. In dieſer ängſtlichen Lage iſt ſtets der nicht vorher gebildete Anfänger, auch der nie begeiſterte Comödienſpieler; und man darf von Beyden ſagen, daß ſie ſich im Schweiß ihres Angeſichtes ihr Brod verdienen. —

Die gebildeten Griechen hatten eine eigene Schule, wo dieſe ſchwere Kunſt gelehrt wurde; weil ſie die Künſte liebten, und den Grazien opferten.

Die Schülerinnen lernen aus weiblichem Sinn die Künſte der Coquetterie mit der Hand und den Fingern ſchneller, als der Schüler den ſchönen beſtimmten Gebrauch der Hand; denn es liegt in dem männlichen Geſchlecht, das nicht zu achten, was es zu Sclaven der Weiber macht. Der Meiſter kann dem Schüler und der Schülerin das Edle, Schöne der Formen lehren, aber die Wahrheit, die in den Formen wohnen muß, gibt nur das innere Gefühl, und gehört in die pſychologiſche Schule.

Die erſten Regeln der Kunſt, Waffen zu führen und zu gebrauchen, gehört noch in die Körper-Schule, und jede Schauſpielerin, die ſich der tragiſchen Muſe weiht, erhält die erſten nothwendigen Regeln der Fechtkunſt wie der Schüler, womit der körperliche Unterricht binnen ſechs Monaten vollendet ſeyn kann, weil die Geiſtes-Bildung mit ihr im gleichen Schritte belehrend geht, und die Bildung des Körpers durch die Bildung des Geiſtes befördert wird.

Allgemeine Novelliſtik.

Die Zahl der Zeitſchriften wächſt in Frankreich ſehr an. Die Lettres normandes wurden neuerlich in ein Tagblatt, l'Eclaireur genannt, verwandelt; aber die gegenwärtige Beſchränkung der Preßfreiheit hat den Entſchluß der Herausgeber geändert, und jene Verwandlung wird nicht weiter Statt finden. Hingegen dauert der Druck der Lettres normandes fort, und das erſte Heft eines neuen Bandes, des zehnten, iſt ſchon davon ausgegeben. — Annales pontileviennes. Unter dieſem Titel erſcheint ſeit dem Anfang dieſes Jahres eine Zeitſchrift, die die beyden Profeſſoren der Redekunſt und der alten claſſiſchen Sprachen des Collegiums dieſer Stadt zu Verfaſſern hat, und ihre literariſchen Verſuche enthalten wird. Das erſte Heft von 1 Bogen Druck in 12. iſt bereits erſchienen. Preis des Jahrgangs 12 Fr. — Le Conciliateur du midi. Von dieſer Zeitſchrift, die Literatur, Handel und Ackerbau zum Gegenſtande hat, ſollte ſchon im Februar das erſte Heft erſcheinen, und monatlich fortgeſetzt werden, es iſt uns aber bis jetzt noch keines zu Geſichte gekommen. Der Subſcriptionspreis für den Jahrgang von ungefähr einem Alphabet, iſt 22 Franken. — Le Défenseur, eine Zeitſchrift, religiöſen, politiſchen und literariſchen Inhalts. Es iſt davon das erſte Heft, zwei Bogen Druck in 8., gewiſſermaßen als Proſpectus ausgetheilt worden, nichts aber zeigt die Art der ferneren Bekanntmachung, noch die Bedingungen an. — Gazette des tribunaux français et etrangers. Mehrere Rechtsgelehrte haben ſich zu der Herausgabe dieſer Zeitſchrift vereinigt, wovon monatlich drei Hefte, jedes von drei Bogen Druck in 8. erſcheinen ſollen. Neun Hefte machen einen Band aus, deſſen Subſcriptionspreis 8 Franken beträgt. — Zu Nismes kömmt ſeit Januar d. J. eine religiöſe Zeitſchrift unter dem Titel: Melanges de Religion, de morale et de critique sacrée heraus. Jeden Monat erſcheint davon ein Heft von ungefähr drei Bogen in 8. Es zerfällt in zwei Abtheilungen, wovon die eine den Titel Gazette litteraire führt. Preis des Jahrgangs 12 Franken. — Auch die Frau von Genlis wird, wie ſchon früher geſagt, eine periodiſche Schrift unter dem Titel: l'intrepide herausgeben.

Der großbrittaniſche Reiſende, Hr. Porter, hat nach ſeiner Rückkunft aus Perſien, dem Kaiſer von Rußland verſchiedene Merkwürdigkeiten überreicht. Darunter befindet ſich auch ein ſchöner Camö von griechiſcher Arbeit, den er in Bagdad von einem Hebräer an ſich gebracht hatte. All dieſe Sachen wurden auf Allerhöchſten

Befehl der Academie der Wiſſenſchaften übermacht, um im aſiatiſchen Muſeo derſelben aufbewahrt zu werden. K.

Der franzöſiſche Naturforſcher Leſchenault macht auf Koſten der Regierung eine wiſſenſchaftliche Reiſe im Innern der verſchiedenen Länder Indiens. Schon verdankt das Pariſer Muſeum ſeinem unermüdeten Eifer vier Sendungen von ausgeſtopften Thieren, Muſcheln, Saamen und andern Gegenſtänden, die an der großen Sammlung dieſes Muſeums fehlten. Man erwartet nächſtens von ihm eine Sendung lebendiger Thiere, unter welchen ſich auch ein Elephant befinden ſoll.

Unter den neueſten gemeinnützigen Erſcheinungen zeichnet ſich ein Werk von Borgnis aus, worin gelehrt wird, wie die mechaniſchen Kräfte auf Künſte und Gewerbe anwendbar zu machen ſind. Traité complet de méchanique appliquée aux arts. Dieſes Werk ſtellt theoretiſch und practiſch alle Arten von Maſchinen dar, die beym Kunſtfleiße anzuwenden ſind. Beſonders nimmt der Verfaſſer auf diejenigen Maſchinen Rückſicht, die zur Verfertigung der Zeuge gebraucht werden. 43 Bogen Druck in 4. mit 44 erläuternden Kupferplatten. Preis 30 Fr.

Der junge Bildhauer Giovanni Ceccarini in Rom, hat kürzlich eine Arbeit von ſeiner eigenen Erfindung beendigt. Dieſer junge Mann war durch ein warmes Dankgefühl gegen den berühmten Canova, der ihn ſeiner Zeit aufgenommen, ihm den Zutritt in ſeine Werkſtätte geſtattet, und häufig ſeinen Kunſtſinn durch ſeine Rathſchläge gehoben und verſtärkt hatte, auf den Gedanken gebracht worden, durch ein ſeinem Meiſter zu errichtendes Denkmal ſeine dankbaren Geſinnungen gegen denſelben vor der Welt auszuſprechen, und zugleich von ſeiner Stärke im grandioſen Styl eine Probe abzulegen. Bey der Ausführung ſeines Unternehmens unterſtützte ihn die Freigebigkeit des Grafen Marconi. Das Monument ſtellt Canova in ganzer, koloſſaler Figur vor, wie er ſitzend und im Begriffe, einen Cippus des Jupiters zu umfaſſen, die klaſſiſchen Schönheiten der griechiſchen Sculptur bewundert. Man lobt an der Gruppe die Würde des Ausdrucks, die Neuheit, das Natürliche und Mannigfaltige in dem Faltenwurfe der Chlamys, durch welche ein Theil der Figur bis zu den Füßen hinab auf eine ſehr geſchickte Weiſe bedeckt wird. Auch ſcheint es, als ob die Natur ſelbſt die edle Abſicht des Bildhauers habe begünſtigen wollen, indem der ungeheure Marmorblock, aus welchem Ceccarini die ganze Gruppe an einem einzigen Stück gehauen hat, in allen ſeinen Theilen dieſelbe Schönheit zur Schau legt.

Die Annals of the fine Arts, Nr. XVI enthalten über neu aufgefundene Gemählde Hogarths folgende Notiz: Einige merkwürdige und ſchätzbare Gemählde dieſes Meiſters wurden kürzlich in einem Hauſe von London entdeckt, wo ſie am Getäfel eines Zimmers angebracht waren. Bisher wußte Niemand etwas von ihrem Daſeyn, als der Beſitzer. Sie wurden nicht für den Verkauf, ſondern von Hogarth während ſeiner Mußeſtunden, in der Zeit der ſchönſten Blüthe ſeines Geiſtes verfertigt. Das Charakteriſtiſche in der Zeichnung der Figuren, die Mannigfaltigkeit der Geſichtszüge, die Eigenthümlichkeit und Verſchiedenheit der Trachten — endlich die Lebendigkeit in den zahlreichen Gruppen laſſen ſogleich die Hand des Meiſters erkennen.

Von Hrn. Starke's »Wiener Pianoforte-Schule« deren erſte Abtheilung rückſichtlich des Geiſtes des ganzen Werkes, wir im vorigen Jahrgang ausführlicher und mit verdienter Anerkennung angezeigt haben, iſt die zweite erſchienen. (Sprenger'ſche Handlung, Preis 2 Rthlr.) Sie enthält 36 Compoſitionen der bewährteſten und gefeiertſten

Tonſetzer als Muſter, Styl und Manier kennen zu lernen, critiſch zu vergleichen, und ſo den Geſchmack zu veredeln, die eigene Fertigkeit auszubilden ꝛc. Der achtenswerthe Herausgeber hat, was man ihm auch ohne ſeine Erinnerung in der Vorrede glauben wird, mit Zweckmäßigkeit und Sorgfalt gewählt, und auf die verſchiedenen Anlagen und Bildungsgrade der Schüler verſtändige Rückſicht genommen. Aber auch für vollends Geübte iſt dieſe Abtheilung von Werth, da ſie eine reiche muſicaliſche Anthologie darbiethet. Sonſt ſchließt ſie ſich, als practiſcher Theil, unmittelbar an den Geiſt der erſten an. Es iſt zu erwarten, daß auch dieſe zweite den Beifall und die Achtung der Kenner und Schüler finden werde, deren ſich die erſte erfreuen kann. Der Verfaſſer, mit vielen Materialien verſehen, wird noch eine dritte Abtheilung folgen laſſen, beſtehend aus den ſchwerſten und lehrreichſten Tonſätzen der berühmteſten Pianoforte-Spieler und Tonſetzer. Die den Stücken angehängten biographiſchen, und die Eigenthümlichkeit der Componiſten characteriſirenden Notizen gereichen, ſo kurz ſie auch ſind, dem ſchätzbaren Werke zu einer beſondern Zierde. -- r.

Scoresby's Beſchreibung der Arktiſchen Regionen liefert zur microſcopiſchen Unterhaltung folgenden merkwürdigen Beytrag: Die Farbe des Meeres bey Grönland geht vom Ultramarinblau bis zum Olivengrün über. Beſonders im grünen Waſſer findet der Wallfiſch ſein Futter, denn dieſe Farbe kommt von Thierchen aus der Meduſengattung, die bald haarförmig geformt ſind, bald halbdurchſichtige Kügelchen bilden, und etwa vom 20. bis 30. Theile eines Zolles im Durchſchnitt Größe haben, her. Die Anzahl dieſer Meduſen im olivengrünen Seewaſſer iſt unermeßlich. In einem Kubikzolle Waſſer waren 64 zu finden; ſonach enthält ein Kubikfuß 110,592, ein Kubikfaden 23,887,872, und eine Kubikmeile (engl.) ungefähr 23,888,000,000,000,000. In der Gegend, wo dieſe Thierchen ſich fanden (zwiſchen dem 74. und 80. Grade N. B.) war die See ungefähr eine Meile tief, ob ſie aber bis in den tiefſten Grund der See ſich zeigen, konnte nicht ausgemittelt werden. Angenommen jedoch, daß ſie nur 250 Faden herab ſich erſtrecken, ſo kann man doch behaupten, daß die oben angegebene ungeheure Menge der Thiere dieſer Gattung ſich innerhalb zweier Meilen vorfinden. Einen Begriff von der Anzahl derſelben kann es geben, wenn man ausrechnet, wie lange es dauern würde, wenn eine beſtimmte Zahl von Perſonen ihre Maſſe zählen ſollte. Man nimmt an, daß ein Menſch in 7 Tagen eine Million zählen kann, ſo würden denn 80,000 Menſchen vom Anbeginn der Schöpfung (wie man deren Zeit gewöhnlich ſtellt) bis jetzt täglich habe fortzählen müſſen, um jene Zahl zu vollenden.

Allen reſp. Theater-Directionen des In- und Auslandes diene zur Nachricht, daß ſie das von mir bearbeitete, im Theater an der Wien aufgeführte Luſtſpiel in zwei Aufzügen: Die Nachtwandlerin, auf rechtlichem Wege nur von mir beziehen können; daher ſich dieſelben, der weitern Bedingungen wegen, directe an mich wenden wollen.

Joſ. Ritter v. Seyfried,
Redacteur des Notizenblattes im Sammler.

In der vor. Nr. S. 668 iſt die zweite II. überflüſſig; und Raupachs neue Dichtung heißt Erdennacht, nicht Erdenmacht.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Gräffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k.k. Poſt 10 fl. WW. halbj. — Beyträge, beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Conversationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

73.

(Wien, Dinstag, den 20. Juni.)

Calabrien und die Calabreſen.

Wenig iſt bißher über dieſes herrliche Land, die ſüdlichſte Provinz Italiens, geſagt worden. Hr. A. de Riverol (vielleicht ein Anverwandter des bekannten Schriftſtellers gleichen Namens) hat jetzt darüber in Paris ein wirklich höchſt intereſſantes Werk herausgegeben. Wir wollen daraus einige der merkwürdigſten Stellen ausheben. Sie mögen zugleich als Fortſetzung der Denkwürdigkeiten aus Italien dienen, welche wir aus Caſtellans Briefen mittheilten, angeſehen werden *).

Calabrien, ehemals Brutium genannt, denn das alte Calabrien beſtand aus dem Gebiethe von Brindiſi in Apulien, (Siehe Conv. Bl. Nr. 10.) iſt reich an ſchönen Erinnerungen. Die Küſten Italiens wurden, wie man weiß, einſt von den reichen griechiſchen Colonieen von Tarent, Sybaris, Heraclea, Crotona u. ſ. w. bevölkert; ſie bildeten das unabhängige, die Colonieen am Ufer des tyrrheniſchen Meeres, das barbariſche Griechenland. Die Völkerſchaften, die in den Wäldern, welche den Gipfel der Apenninen krönten, umherirrten, hatten anfänglich keine beſtimmten Niederlaſſungen. Faſt Nomaden, behielten ſie ihre barbariſchen Gewohnheiten, bis ihre Streitigkeiten mit den Lucaniern ſie zwangen, ihr Gebieth mit Mauern zu umgeben. Sie erbauten Conſentia, Hypponium (heute Monte-Leone), Momertuna, Mortorano u. ſ. w. die Sitze ihrer Macht. Sie waren ſehr kriegeriſch, und gute Reiter; man nannte ſie Soldaten des Mars. Sie unterſtützten, längſt dem joniſchen Meere, mit Nachdruck den Hannibal, und lange waren ſie für die Römer ein Gegenſtand des Schreckens. Strabo hielt, ſo viel wir wiſſen, die Brutianer bloß für rebelliſche Sclaven der Lucanier. Dieſe Meinung iſt wahrſcheinlich die rechte, was indeſſen der Anſicht des Hrn. Rivarol nicht ſchadet, denn wenn ſie ſolche Flüchtlinge waren, mußten ſie um deſto mehr ſuchen ſich zu befeſtigen. Nach Roms Fall gerieth Calabrien in die Hände verſchiedener Barbaren, und endlich in jene der Normannen, die ein Herzogthum daraus bildeten.

Es gibt in dieſer Provinz zwei ſehr unterſchiedene Naturen; die um Syla herrſchende iſt finſter, Ehrfurchtgebiethend; die andere iſt die lachende

---

*) Siehe Conv. Bl. Nr. 10 und 11 des heurigen Jahrgangs.

abwechſelnde Natur der Landſchaften längs des tyrrheniſchen Meeres. Dieſer Contraſt der Localitäten wirket ſtark genug auf den Character der Einwohner. Der von Catanzano, Coſenca und Reggio iſt kein Calabreſe, dieſen findet man nur in den Tiefen von Syla.

Der Calabreſe hat ein lebhaftes Auge, einen durchdringenden Blick, iſt kräftig, gewöhnlich mittlerer Statur; das ſchöne Geſchlecht iſt weniger ſchön als im übrigen Italien. Man findet ſelten ſchöne Geſichtsfarben, jedoch ſind im Allgemeinen die Züge der Frauen regelmäßig, und ihre Phyſiognomie voll Bewegung und Ausdruck. — Ihre Sprache iſt unangenehm, ihre Sitten ſind nicht am beſten, ſie ſind nämlich ſchmutzig, ſehr eifer- und rachſüchtig, *) und wenn von den ſcheußlichen Leidenſchaften, die ihnen Horaz und Strabo (vermuthlich amoris insanes caprini) wenige Spuren mehr zu finden ſind, ſo haben ſie ein anderes Laſter, das der Natur nicht weniger zuwider iſt, und das ſie nicht einmal zu verdecken ſuchen, was die Sittenloſigkeit bis zum höchſten Grade ſteigert.

Sie haben eine Art Nationalmelodie, welche die Töne der rauhen Zompagna (von dieſem Inſtrumente ſpricht auch Caſtellan, ohne zu beſtimmen, was es eigentlich iſt; es ſcheint eine Art Sackpfeife, Dudelſack, zu ſeyn) begleiten. Sie dehnen die letzten Anſtimmungen, die dadurch unausſtehlich werden, wenn man ſie in der Nähe hört; in der Nacht von dem Berg-Echo wiederholt, machen ſie Eindruck. — Ihre Lieder haben Originalität; der Inhalt, meiſtens ſehr obſcön, iſt immer derſelbe, und ihre Poeſie, obwohl luſtig, iſt von ſchlechteſtem Geſchmacke. Ihre Pecorara, eine Art von Charactertanz, iſt trotz ſeiner Sonderbarkeit voll Grazie, und die Neapolitaner haben ihn ſelbſt in ihre Säle aufgenommen; der Calabreſe entwickelt darin die ganze Beredſamkeit der Zeichenſprache.

Der katholiſche Cultus iſt der herrſchende, indeſſen iſt auch der griechiſche tolerirt, der unter den Nachkommen der Begleiter Scanderbeghs viele Anhänger zählt.

Die Häuſer ſind ſchlecht gebaut, vor der Revolution waren kaum einige armſelige Schoppen im ganzen Lande; ſeitdem findet der Reiſende doch ſchon an mehreren Orten gute Bewirthung.

Die Oehlbeeren und Feigen findet man überall; ganze Wälder von Orangen-, Granat- und Citronenbäumen zieren die Gegend von Conigliano und Reggio. Die Weintraube wächſt an allen Orten. Hier in dem Vaterlande der Sonne, wo der Menſch die Gaben der Natur nur einzuärndten braucht, herrſcht ein ewiger Sommer, ewiges Grün.

Aestuosae grata Calabria armenta, ſagt Horaz. Die Seide, das Oehl und trockene Früchte ſind die Hauptgegenſtände des Handels in Calabrien. Die Weine, obwohl ſtark und gut, halten die Ausfuhr ſchwerlich aus, ſie ſind zu unbearbeitet.

---

*) Als ein Beweis davon kann folgende Anekdote dienen: In einem Dorfe fand ein Mann ſeine Frau mit einem Fremden in einem mißlichen Augenblicke; ein Dolchſtich rächte ihn, die Schuldigen fielen. Es war aber noch nicht genug. Mit einer Bande von Flüchtlingen verbunden, verfolgte er bald alle männlichen Glieder der Familie des Verführers, alle fielen als Opfer der Wuth dieſes Barbaren. Endlich aber in die Hände der Gerechtigkeit gerathen, und zum Tode verurtheilt, ermahnte ihn ein Prieſter, ſich zu bekehren, und ſeine That zu bereuen. — »Ja ich würde ſie bereuen,« entgegnete der Mörder, »wenn noch einige meiner Feinde mich überlebten; ſie ſind todt, ich ſterbe zufrieden.«

Die calabreſiſchen Pferde, ſo ſehr gelobt von Strabo, ſind nicht entartet, und ein guter Handelszweig. Auch die Maulthiere ſind ſehr ſchätzbar.

Die Jagd liefert den Calabreſen eine Menge Pelzwerke, von denen das Volk Nutzen zu ziehen weiß. Die Wälder Igla's ſind mit Wölfen, Füchſen, Gemſen ꝛc. bevölkert. Nahe am Ufer findet man Wildſchweine und wilde Stierheerden. — Der Fiſchfang iſt ſehr ergiebig; man ſieht den Schwertfiſch (pesce Spada) nahe bey Bagnara, nächſt Corona. Man findet in dem joniſchen Meere die Meer-Aale in Menge.

Den furchtbaren Boa constrictor, den Hippisley in Südamerica nicht fand*), hat der Verf. auch hier nirgends entdecken können. Sein Daſeyn ſcheint ihm mit Recht zweifelhaft, da zwar durch langes Leben einige Schlangen dieſe Größe erlangen könnten, er es aber während eines fünfjährigen Aufenthaltes weder ſah, noch davon ſprechen hörte.

Im Jahre 1798 haben die Calabreſen für ihren König eine erſtaunliche Treue gezeigt; ſie verachteten die parthenopeiſche Republik, dieſe armſelige, aber blutige Parthie der franzöſiſchen Anarchie; bald mußten die Franzoſen vor den Waffen der Auſtro-Ruſſen weichen; die Calabreſen, unter den Fahnen des Cardinals Ruffo, nahmen die Hauptſtadt ein, die porthenopeiſche Republik ging zur Ruhe, und Ferdinand beſtieg wieder Neapels Thron. Neue Siege der Franzoſen zwangen ihn wieder zur Flucht, die indeſſen nicht lange währte. Im Jahre 1805 wurde er aber durch das furchtbare Decret von Schönbrunn, nach einem kurzen Kriege, für lange Zeit vertrieben. Calabrien vertheidigte ſich noch mehrere Jahre, endlich mußten ſich aber im Jahre 1808 die inſurgirenden Maſſen nach Sicilien flüchten, und nur einige Räuber blieben übrig, die weder Anhänger Ferdinands, noch der Republik, noch Murats, ſondern bloße Fuorusciti waren, die erſt ſpäter durch entſetzliche Executionen zur Ruhe gebracht werden konnten ꝛc. (Schluß folgt.) — m —

Merkwürdige Briefe des Ali Paſcha von Janina, und an ihn**).

Ich verkünde euch, Pargioten, daß ich noch die Schlacht von Praveſa gewonnen habe. Ich überſende euch die Nachricht. Ihr ſeyd meine Nachbarn. Kein Krieg mit euch! Ich will nur zwei aus eurer Mitte, damit ich mit euch unterhandeln, und euch meinem Herrn unterwerfen kann. Ich werde euch die Regierung die ihr wollt, geben; im ſonſtigen Falle wißt, daß ich mit euch Krieg haben werde, und die Sünde wird auf eurem Haupte laſten.

Praveſa, Dinſtag den 12. October 1798.

---

*) Vergl. Conv. Bl. Nr. 40. D. R.

**) Dieſe, ſo viel wir wiſſen, in deutſcher Sprache noch nicht bekannten Briefe (nicht zu verwechſeln mit denen an die Sallioten), liefern wir aus einer kürzlich zu Venedig erſchienenen Schrift überſetzt. — m —

Ich ſchreibe nicht mehr an euch, Pargioten, denn ich habe euch geſchrieben, und ihr habt meinen Worten kein Gehör gegeben. Ihr handelt mit Ehrgeiz, aber dieſer Ehrgeiz kann euch nur Unglück bringen, obwohl mich jetzt andere Dinge beſchäftigen. Ich wünſche euren Untergang nicht. Seyen wir Nachbarn, wie wir es waren. Mein Wille iſt nicht, euch Türken zu ſenden, euch eure Stadt zu zerſtören. Verjagt nur und tödtet die Franzoſen, die ſich unter euch befinden. Ich ſchicke euch den Haſſan Effendi, der euch das Ganze mit lauter Stimme verkündigen wird. Nichts Anders.

Prevesa den 16. October 1798.

Antwort.

Erhabener Ali Paſcha, wir ehren dich! Wir haben Deine zwei Briefe empfangen, und freuen uns ob deiner guten Geſundheit. Nicht ohne Schwierigkeit wirſt du von uns die Unterwerfung, die du verlangſt, erhalten können, denn zu deutliche Beyſpiele bewegen uns Alle, eines freien Todes zu ſterben, ehe wir uns unter das ſchmähliche Joch der Tirannei beugen. Du ſchreibſt uns, die Franzoſen zu verjagen und zu tödten. Das iſt, was wir nicht thun können. Unſer Vaterland rühmt ſich ſeit vier Jahrhunderten ſeiner unverletzten Redlichkeit, hat ſie mit ihrem Blute vertheidigt. Wie könnten wir jetzt ſeinen Namen und ſeinen Ruhm verunreinigen. Nein, niemahls! Es ſteht in deiner Macht, uns neue ungerechte Drohungen zu ſenden; aber Drohungen ſind eines großen Mannes unwürdig, und übrigens haben wir die Furcht nie gekannt, und wir ſind eines ruhmvollen Krieges für die Rechte des Vaterlandes gewohnt. Wir ſind bereit. Die Stunde naht, und der Sieger wird berühmt werden. Gehab dich wohl.

Parga den 16. October 1798.

Befehl des erhabenen Ali Paſcha.

Ich ſchreibe euch Pargioten nichts anderes, als daß die Schrift, die ihr mir geſendet, voll Unwiſſenheit und Ehrgeiz, und daß ſie nicht klug iſt. Ich ſehe, daß die Weisheit noch nicht in eure Köpfe gekommen iſt. Ich ſage es euch, damit ihr thut, was euch Gott befiehlt; denn dieſe Dinge kommen von Gott, nicht von dem Menſchen. Wollt ihr meine Nachbarn ſeyn, thut was ich euch ſchreibe. Im ſonſtigen Falle wird der Zorn Gottes über euer Haupt kommen, und die Sünde von Allem, was ſicher geſchehen muß, wird über euern Köpfen laſten. Die Zeit verfließt, die Armee verſammelt ſich, und das Künftige wird nicht mehr in meiner Gewalt ſeyn. Wenn ihr euch bekehren wolltet, erwarte ich eure Briefe mit dem Haſſan Effendi.

Dieſe Briefe ſchildern recht gut die Schlauheit des grauſamen Paſcha, und die Feſtigkeit der edlen Pargioten, die durch verſchiedene Umſtände begünſtigt, ihr Land vertheidigten, bis zum 10. Mai 1819, wo ſie alle bis auf einen Einzigen die Stadt verließen, und mit wenig Unterſtützung ihren heimathlichen Boden verlaſſen mußten, um nicht der Raub der grauſamen Feinde zu werden.

—■—

Allgemeine Novelliſtik

Debatten über den Steindruck. — Im Heſperus Nr. 58 Oct. 1819, befindet ſich ein mit — ttchör — unterzeichneter Aufſatz: Lithographie in Wien durch F. A. Kunike. Er iſt von der Art, daß ſich allerdings eine Entgegnung erwarten ließ, indem der Erfolg das Verſprochene nicht ganz rechtfertigte, und der Schluß klar anzeigte, wohin das Ganze eigentlich ziele. — Es erfolgte auch eine (anonyme) Critik dieſes Aufſatzes — ebenfalls im Heſperus Nr. 89 vom Febr. 1820. Sie iſt aber ſo herabwürdigend für dieſe jüngſte aller Drucker-Künſte,, daß ich mich — (unabgeſehen, daß ich in der Friedensmuße die Lithographie zu meinem Lieblingsſtudium wählte) gedrungen fühle, die aufgeſtellten Sätze näher zu beleuchten, um Laien, Kunſtfreunde, oder Unterſtützer dieſer intereſſanten Kunſt, nicht jählings abzuſchrecken, die emſige Pflege dieſes hoffnungsvollen Kindes ferner freundlich fortzuſetzen.

Obwohl der Hr. Verfaſſer dieſer Recenſion gleich im Eingang »jedermänniglich die Erlaubniß gibt, ſeine Meinung lieber für unvernünftig, als für arg zu erklären« — folglich ſeinen Aufſatz lieber ſelbſt als Unſinn ankündet, und hiemit keine Widerlegung verdiente, ſo kann ich doch nicht umhin, meine Anſicht hierüber aufzuſtellen. Sie ſoll aber keineswegs dazu dienen, den Hrn Recenſenten zu belehren, (weil die Widerlegung der in ſeinem Aufſatze an den Tag gelegten Unwiſſenheit von dieſer Kunſt, ein undankbares Unternehmen wäre) ſondern ich will bloß das Publicum vor derley Irrlichtern warnen.

Der Hr. Verfaſſer äußert — »der Vortheil beſteht bis jetzt bloß darin, daß Tabellen und Regierungs-Depeſchen, welche nur halbwegs lesbar zu ſeyn brauchen, auf Stein geſchrieben, und ſo ſchnell vervielfältigt werden können.« Ein voller Beweis, daß der Hr. Verfaſſer die Nothwendigkeit nicht einſieht, daß gerade Verfügungen der Regierung die größte Deutlichkeit im Druck haben müſſen ꝛc. —

Es ſcheint ferner, der Hr. Verfaſſer habe eine ganz unrichtige Auskunft über die Drucker-Koſten erhalten, ſo wie auch ſein Satz grundfalſch iſt, »daß wer mehr als zweihundert Abdrücke braucht, beſſer mit dem Kupfer zu rechte kommt« — Seine Rechnungsweiſe kenne ich nicht, da aber beyde Sätze ganz umgekehrt ſind, ſo erhellet hieraus, der Hr. Recenſent habe es gerade darauf angelegt, zu Gunſten der Buchdrucker und Kupferſtecher der Lithographie ganz ſchonungslos den Hals zu brechen.

Es blickt zwar aus des Hrn. Verfaſſers Aufſatz einiger Kunſtſinn hervor, denn — »wer ſieht die berühmte Raphaeliſche Transfiguration getreu durch eines Künſtlers Hand copirt, Millionen von auf Stein gedruckten Sudeleien vor« — Hier harmoniren unſere Geſinnungen ganz, (ohne wiſſen zu wollen, aus welcher Quelle der Hr. Recenſent ſeine Producte bezieht) als ich aber im Verfolg ſeines Aufſatzes mit Erſtaunen las, daß ihm »die Steinzeichnungen aus der Münchner Gallerie,« dieſe ſeiner Anſicht nach »ungetreuen Copien herrlicher Kunſtwerke, gerade ſo vorkämen, als hätte ein Druckerjunge mit ungeſchickter Hand auf der Platte herumgewiſcht, um alles in nebelartiger Unbeſtimmtheit zu Tage zu fördern:« da überzeugte ich mich bald, daß ich mit ſeinem Kunſt-Sinne nicht einmal zu harmoniren wünſchen könnte.

(Fortſetzung folgt.).

Der ausgezeichnete Compoſiteur, Hr. Wenzel Joh. Tomaſchek, Tonſetzer bey Hrn. Georg Grafen von Bouquoy, in Prag, gibt jetzt mehrere Lieder und Balladen Göthe's, für Geſang und Pianoforte, auf Pränumeration heraus. Sie erſcheinen heftweiſe. Kenner können nicht genug bewundern, wie ſehr Hr. Tomaſchek in den Geiſt des großen Dichters eingedrungen iſt. Unter die vorzüglichern zählt man: Mignons Sehnſucht, Heidenröslein, Erlkönig, wer kauft Liebesgötter, der König in Thule, der Edelknabe und die Mühlerin u. ſ. f. Herr von Göthe hat dem Tonſetzer in ſchmeichelhaften Ausdrücken »danken laſſen.« L. J.

Den 11. d. ward im k. k. priv. Theater an der Wien zum erſtenmale gegeben: Die Bachanten, Oper in zwei Acten, nach dem Italieniſchen, Muſik von Generali. — Die Wahl dieſer Oper, italieniſchen Urſprungs und Geſchmacks, ſcheint durch die Anweſenheit des Herren Weixelbaum und ſeiner Gattin, welche hierin debütirten, beſtimmt worden zu ſeyn. Beyde lieben die Compoſition der Italiener, weil ihre Stimmen da ganz ungebunden ſind, und ſich nach allen Compaßecken nach Belieben bewegen können. Auch zeigt es ſich, daß Hr. Weixelbaum im Vortrage italieniſcher Compoſitionen weit glücklicher iſt, als in dem deutſcher Muſik. Denn ſeine Manier, die Cantilena aufzuputzen, taugt für den harmonieleeren Satz dieſer Compoſitionen, und würde bey guten deutſchen Opern gar nicht gut angebracht ſeyn, weil ſie uns erſtlich geſchmackswidrig erſcheinen, dann aber das ſchöne intereſſante Verhältniß der Harmonie vernichten würde. Auch geſtatten dieſe Compoſitionen, daß man mit dem Spiele dabey haushälteriſch verfährt, indem eine ſolche Arie mit ein paar Staatsactionen, mit Rechts und Links, mit Vorwärts und Rückwärts ſchon ſattſam ausgeſtattet iſt. Das gaſtſpielende Ehepaar hatte in dieſer Oper wieder ſehr viel Beyfall, und beſonders gelingt es dem Hrn. Weixelbaum, hier ſich den größten Applaus zu verſchaffen, nachdem es ihm in der Stadt hierinnen gänzlich mißglückte. Er weiß ſeine Fiſtel gut zu gebrauchen, und wenn gleich dieſelbe gegen die übrigens ſtarke Bruſtſtimme eine große Verſchiedenheit des Tons zeigt, ſo läßt ſich doch die Bildung der Stimme nach Sänger-Manier bey dieſem Individuum nicht verkennen. Seine Arie im erſten Acte, welche mit der Cavatine ſchließt, trug derſelbe ſo fertig und angenehm vor, daß die Wiederholung verlangt und von ihm geleiſtet wurde. Auch ſeine Gattin (Ebucio) hat in dieſer Oper ſehr dankbare Sätze, welche ſie mit ihrer guten Art des Vortrags ſo intereſſant zu machen, und durch allerhand pikante Zuthat zu würzen weiß, daß die Theilnahme des Publicums ihr unausbleiblich iſt. Sehr dankbar iſt die große Scene im zweiten Acte, wo Ebucio mit ſeiner Geliebten auftritt. Tecinia ſang dieſe Parthie mit beſonderem Glück und vieler Kunſtfertigkeit. Ihre reine, ſchöne Intonation, die klingende Stimme, wirkte trefflich im Einklang mit dem holden Geſang der Mad. Weixelbaum. Beſonders iſt das Duett in E dur von guter Wirkung, wo beyde Sopranſtimmen ſich gegenſeitig umſchlingen und tragen. Ueber das zarte piano und das intereſſante sotto voce im Vortrag der Mad. Weixelbaum herrſcht nur Eine Stimme: es iſt unübertrefflich. Der Conſul Poſthumius wurde recht brav gegeben. Schade, daß dieſe Parthie vom Dichter eben ſo ſchlecht behandelt iſt, als die ganze

Oper. Denn an ein gehöriges Motiviren iſt gar nicht zu denken. Jedoch unſere Zuhörer der italieniſchen Opern haben das Eigenthümliche, daß ſie mit den Zuſchauern nichts gemein haben. Sie leiſten Verzicht auf Wahrheit der Handlung, auf dramatiſchen Effect, auf äſthetiſche Schönheit, auf Spiel ꝛc. ꝛc. ꝛc. ꝛc. — dieß und die vielen hier noch weggelaſſenen et caetera würden eine Menge Poſtulate geben, welche den Zuſchauern unerläßlich ſind, und mit der größten Strenge gefordert werden. Was die Muſik zur Oper im Ganzen betrifft, ſo iſt ſie eine von den beſſeren, welche der Carneval Italiens hervorgebracht hat. Denn bey der Eile, mit welcher die italieniſchen Tonſetzer gewöhnlich ihre Werke zuſammenarbeiten (componere) müſſen, iſt es nicht allemal möglich, ſich der Reinheit des Satzes — hier iſt nicht von Bedeutenheit die Rede — zu befleißigen. Doch in Generali zeigt ſich überhaupt ein rühmliches Streben nach Correctheit des Styls. Auch ſind einige Chöre in dieſer Oper vorhanden, welchen eine recht kräftige Harmonie inwohnt. Beſonders der in Es dur des erſten, und der Bachanten-Chor in C des zweiten Actes. Die Oper hatte bey ſehr mittelmäßig beſuchtem Hauſe großen Beyfall. Das zweitemal war die Aufführung noch weniger beſucht, wofür auch gleich einige Stücke weggelaſſen wurden.

Im k. k. Theater nächſt der Burg ward am 13. Juni gegeben: Der Kuß und die Ohrfeige. Dieſe Kleinigkeit von Carl Schall, welche bereits über mehrere ausländiſche Bühnen ohne Beyfall gegangen, erſchien uns als Neuigkeit. Wie dieſelbe zur Ehre kommt, ein Luſtſpiel zu heißen, iſt nicht leicht zu begreifen, das Sujet iſt ohne Intereſſe, die Handlung breit ohne Pointe, der Dialog witzlos und matt. Das Publicum hat dabey ſo wenig gewonnen, als der Gaſt ſelbſt, dem man übrigens damit Gelegenheit geben wollte, ſeine hübſchen Talente zu zeigen. Dennoch hatte das Stückchen die Wiederholung mit größerem Rechte verdient, als die vorhergegebene mittelmäßige Ueberſetzung: Der Oheim als Neffe. Es dürfte ein Preis geſetzt werden auf die Löſung der Frage: wohin das Ding eigentlich gehen, was es ſeyn ſolle? B. S.

The Indo-Chinese Gleaner etc. d. h. der indiſch-chineſiſche Aehrenleſer (Malacca, in vierteljährigen Heften, 8.) iſt das erſte Product einer Buchdruckerei, welche ein engliſcher Miſſionär zu Malacca errichtet hat. Man findet in dieſer Sammlung, die, da ſie in einem ſo entlegenen Theile von Indien gedruckt iſt, in Europa fortwährend ſehr ſelten bleiben dürfte, allerlei Nachrichten von Miſſionären aus dem Gebiethe der Literatur, Philoſophie und der Geſchichte der verſchiedenen Nationen, unter welchen die Miſſionäre arbeiten, ſo wie auch Ueberſetzungen von Werken, die in der Sprache dieſer Völkerſchaften abgefaßt ſind.

Im k. k. Theater nächſt dem Kärnthnerthore ward am 14. Juni zum erſtenmale gegeben: »Die Zwillingsbrüder,« Poſſe mit Geſang in einem Acte, Muſik von Franz Schubert. Das Stückchen iſt nach dem Franzöſiſchen: »Les deux Valentins,« ziemlich mühſelig bearbeitet, und beſteht in einem Quid pro quo, veranlaßt durch zwei ſich täuſchend gleichende Zwillingsbrüder. Die Unwahrſcheinlichkeiten gehören auf die Schulter des Dichters; der Bearbeiter hätte dieſe wohl mildern können — wenn die Rollen des Invaliden für zwei Individuen, die ſich allenfalls hätten finden laſſen, wären berechnet worden. Die Darſtellung beider durch eine Perſon, verſetzt der Täuſchung eine allzu ſchwere Wunde. Die Charactere ſind übrigens wie die Situationen aus dem letzten Teige geknetet, und das Ganze iſt ſo ein Scherz unter halb blinden Bauersleuten. Wer nun aber darin eine Scene aus dem Hirtenleben oder auch nur einen idylliſchen Pinſelſtrich ſucht, der irrt ſich bedeutend, und ſo iſt es dem Compoſiteur gegangen. In ſeinen wunderſchönen, leider zu wenig bekannten Liedern offenbart ſich ein eben ſo einfaches, tiefes, als poetiſch reiches Gemüth: faſt ängſtlich mag er nun an dem vorliegenden Stoffe einen Zug geſucht haben, in dem er ſeine Stärke kund geben könnte. Das zeigt die ganze Anlage, und nur in der Arie des einen Invaliden, welche den Gruß an den heimathlichen Boden ausſpricht, leuchtete ihm ein fernes Licht. Die poſſenhafte Seite der Handlung ſprach ihn offenbar nicht an, denn ſie blieb vollkommen unberührt. Da nun die Muſik faſt wie ein reiches Kleid über einem Holzbilde anzuſehen war, ſo konnte dieſe innere Spaltung auch nur einen unbefriedigenden Eindruck machen. Dieſes dürfte der Standpunct ſeyn zur Betrachtung des kleinen Werkes, daher nun etwas über die Muſik ſelbſt. In der Ouverture in D wird ein einfaches Thema gut durchgeführt. Der Mittelgedanke läßt jedoch kalt, und tritt zu wenig hervor. Eine faſt zu tändelnde Behandlung der Flöten und Hautbois macht viele Stellen leer. Der Eingangs-Chor in B ärndtete mit Recht allen Beyfall. Die Melodie iſt rührend einfach, klar anziehend und neu, die Haltung des Chors zur Soloſtimme durchaus gediegen. Dieſes Stück erfüllte die Erwartungen, welche man ſich von Schubert zu machen berechtigt war. Eben ſo erſchien das folgende Duett Antons und Lischens lieblich und vorzüglich gut inſtrumentirt, was nicht bey allen Nummern der Fall iſt. Lischens Arie: »Mag auch der Vater Kind mich nennen« iſt viel zu ſehr gedehnt und müßte lebhafter vorgetragen werden, um Effect zu machen. Bey der den Schiffeslauf im Meeresſturm beſchreibenden Arie des Invaliden Franz liegt die Wirkung im Orcheſter, das die Worte mahlend begleitet. Hier kann nur eine ſehr ſtarke Stimme durchdringen. Das Quartett ſprach beſonders an, doch ſcheinen die Stimmen zu einzeln behandelt; beſſer würde die Wirkung ſeyn, wenn ſie häufiger zur allgemeinen Harmonie vereint worden wären. Des Invaliden Friedrich Arie iſt das vorzüglichſte Tonſtück. Wehmüthige Erinnerung und der Wunſch, in der geliebten Heimath zu ſterben, drücken ſich in dem reinen Geſange rührend aus. Das Vor- und Nachſpiel iſt ungemein zart; indeß verdarb der Sänger hieran ſehr viel. Unter den übrigen Nummern verdient noch das Terzett in E ehrenvolle Erwähnung, das jedoch nicht hinreichend einſtudiert war, wie überhaupt Anton und Lischen hier und da ſchmerzlich distonirten. — Das Geſammturtheil über Schubert kann nach dem Geſagten nur ein günſtiges ſeyn, wenn auch nicht in dem Maße, als ſeine zahlreichen Freunde es auszuſprechen ſich bemühten. Er wird Schönes und Großes leiſten, und in dieſer Hoffnung ſey uns der beſcheidene Künſtler recht freundlich willkommen! B. S.

Ein Schreiben aus Paris vom 18. Mai meldet hierher, daß dem zweiten Théâtre [illegible]çais (dem Odeon nämlich) ein neues Trauerſpiel übergeben worden iſt, unter dem Titel: Don Carlos, welches wahrſcheinlich wie Maria Stuart nach dem Deutſchen des großen Schiller bearbeitet wurde. Das Pariſer Publicum ſieht der Aufführung desſelben wirklich mit Ungeduld entgegen. Man hört, vorzüglich in guten Geſellſchaften, davon häufig reden, daß die deutſchen Stücke des Monſieur Schiller doch wohl nicht zu den ſchlechteſten gehören mögen ꝛc.«

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Graffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. - fl. W.W., durch die k.k. Poſt 1- fl. W.W. halbj. — Beyträge, beliebe man dem Redacteur (Franz Graffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

74.

(Wien, Donnerſtag, den 22. Juni.)

Calabrien und die Calabreſen.

(Schluß von Nr. 73.)

Ueber die Tarantel gibt der Verfaſſer einige merkwürdige Behelligungen. Die Einwohner von Apulien, beſonders von dem Fürſtenthume Tarent, ſind durch die große Sonnenhitze in ungeſunden Orten ſehr ſtark der fallenden Sucht unterworfen. Um den Kranken wieder ins Leben zurück zu rufen, gebraucht man die Töne einiger Inſtrumente gewöhnlich mit großem Erfolge. Man ſpielt eine Art ſehr ſchöner Ländler, welche die Organe des Kranken in eine große Bewegung ſetzen, ihn ſchwitzen machen und retten. Die Sage hat über die Einwohner eine ſo große Macht, daß ſie noch bis jetzt, trotz der häufigen Erfahrungen, glauben, dieſe Krankheit komme von dem Biß einer Spinne (Tarantel), deren Gift nur durch die Muſik bezwungen werden könne. Die Tarantel, wenn man ſie reizt, gibt einen leichten Stich, deſſen Folge eine kleine etwas beißende Entzündung iſt. Das Ammenmährchen, welches den Kindern in der früheſten Jugend eingeflößt wird, läßt indeß Erinnerungen zurück, die nicht zu vertilgen ſind; ſo groß iſt die Macht der erſten Eindrücke! Man muß die Tarantel nicht mit einem abſcheulichen Ungeziefer, taranta genannt, verwechſeln, eine Art Eidechſe von ſcheußlichem Anblick, welche die alten Mauerlöcher bewohnt, und deren Biß ſehr giftig iſt *)

Die calabreſiſche Manna iſt berühmt. Die gelbe und weiße Baumwolle geräth ſehr gut in Tropea, Caſtravillani, Cropani ꝛc, aber die Leinwand iſt noch immer ſehr grob, und nur zum gewöhnlichen Gebrauche anwendbar, was meiſtens von der Unwiſſenheit der Einwohner in den mechaniſchen Künſten herkommt. Der Tabak iſt hier ſehr ſcharf. In der Gegend von Reggio wächſt ein wenig Zucker. In dieſer Stadt wirkt man die Seide der Stockmuſchel, aus welcher Stoffe verfertigt werden. Die zahlreichen Fichtenbäume, womit die Syla bedeckt iſt, geben dem Calabreſen viele Erleichterung im Einſammeln des Harzes ꝛc. Dieß war einſt ein bedeutendes Einkommen der Krone, iſt aber jetzt in Verfall gerathen. Das Süßholz wächſt in Menge bey Roſſano und Caſſano, und bildet einen ziemlich einträglichen In-

---

*) Vergl. den Brief über die Tarantel an Dr. Koreff aus der Biblioteca italiana, im erſten Jahrg. I. Band Nr. 20 unſerer Zeitſchrift. D. Red.

duſtrie-Zweig; es ſind aber nicht die einzigen Vortheile, welche die Apenninen darbiethen, die mit allen Schätzen des Mineralreiches angefüllt ſind. Die Gränzen dieſes Aufſatzes erlauben uns nicht, ſie näher zu bezeichnen; ſowohl der Botaniker als Mineralog werden hier tauſend ihrer Neugierde werthe Dinge finden.

Die Luft machen zahlreiche Sümpfe an mehreren Orten ſehr ungeſund; wo dieſe aber nicht ſind, iſt ſie rein und geſund; in höher liegenden Gegen- iſt das Wetter ſehr veränderlich.

Nach Ungewittern und in gewiſſen Epochen bemerkt man in Reggio das Phänomen der Fata-Morgana, berühmt in den Jahrbüchern der fabelhaften Ritterſchaft. Auf einmal biethet oft das Meer und die Atmoſphäre Geſtaltungen von Palläſten, Häuſern und Gärten dar, welche die Leichtgläubigen hingezaubert glauben.

Leute bey denen das Zaubern in üblem Rufe ſteht, erklären leicht dieſes Wunder durch die Geſetze der Optik. O Licht des neunzehnten Jahrhunderts! alle dieſe Wunder verſchwinden vor deinem Glanze.

Als ein Gegenſtück zu der von uns gelieferten Beſchreibung des Veſuvs (ſiehe Converſat. Bl. Nr. 10) kann die Beſchreibung der furchtbaren Klippe von Scylla und Charybdis, die jetzt weder Tiefe noch Gemurmel mehr haben, dienen. Es gibt dort nur zwei ziemlich reißende Ströme, die in ſtürmiſchen Zeiten die Schiffe mit ſich reißen, aber die Kunſt des Steuermanns weiß dieſe Gefahren zu überwinden. Vielleicht daß die Wogen durch den Strom an eine klüftigere, felſigere Küſte, als ſie heute iſt, geworfen, das Geheul hervorbrachte, von welchem die Dichter ſo häufig ſprechen. Jetzt gibt es nichts Aehnliches mehr, und nur die entſetzliche Menge Hayfiſche machen dieſe Orte furchtbar.

Als eine Sonderbarkeit verdient der Schwammſtein, pietra fungifera, angeführt zu werden, den man bloß mit Erde zu bedecken, und zu begießen braucht, um einige Tage ſpäter eine ungeheure Menge Schwämme wachſen zu ſehen. Dieſer poröſe Stein ſcheint eine holzige Verſteinerung mit organiſchen Klümpchen bedeckt zu ſeyn, die der Wärmeſtoff, das Waſſer und die Kohlenſäure ernähren, und in einiger Zeit entwickeln. Man findet ihn auch in Sicilien und in dem Kirchenſtaate bey Viterba.

Die Literatur iſt, trotz der Neigung der Calabreſen zu ihr, aus Mangel an Unterricht und Unterſtützung, nie emporgekommen. Indeſſen hat dieſes Land doch manche Männer hervorgebracht, deren Namen die Geſchichte bewahren wird. Caſenza rühmt ſich, in den beiden Parrhaſius, in Teleſius, deſſen Familie noch fortdauert, und dem Morforanus ꝛc., ausgezeichnete Gelehrte und Dichter hervorgebracht zu haben. Lupis von Calanzaro hat viele wichtige Materialien zur Geſchichte hinterlaſſen. Toscano von Roſſano iſt bekannt durch ſein treffliches Werk über das römiſche Recht, und Mattei von Monte Leone hat ſich durch ſeine gelehrten und doch ſo angenehmen Unterſuchungen über die hebräiſche Literatur, verglichen mit der griechiſchen und der neuern, ein Recht auf die Achtung der Gelehrten erworben. Noch andere Namen könnten Anſpruch auf die Unſterblichkeit machen, aber wir können ſie hier nicht alle nennen *). — m —

* * *

---

*) Wenn man auf einige Zeilen beſchränkt iſt, kann man ſchwerlich erſchöpfend ſeyn;

Madame Necker de Sauſſure über das Verhältniß der Frau von Staël und Rocca's.

Die Notice sur le caractère et les écrits de Madame de Staël etc. par Madame Necker de Saussure zeichnet ſich eben ſowohl durch das hohe Intereſſe des Gegenſtandes, als durch den ergreifenden Reiz der Darſtellung aus. Die talentvolle Verfaſſerin entwickelt darin eine Fülle von Empfindungen, von neuen Anſichten, von ſcharfſinnigen Beobachtungen und den ganzen Zauber einer ſchönen Seele. Das friſche Leben und die echt weibliche Zartheit ihrer Sprache reißen den Leſer unwiderſtehlich dahin. Eine der anziehendſten Partieen dieſes Werkes iſt jene, wo ſie den Urſprung von Rocca's Verhältniß zu Frau von Staël, ſeine Entwicklung, die Verbindung dieſer beiden merkwürdigen Perſonen, und ihre endliche Trennung durch die unerbittlichen Parzen, ſchildert. Aus dieſen Stellen, welche ſo viele rührende Züge enthalten, theilen wir unſern Leſern nachſtehende mit:

Ein junger Mann von guter Abkunft erweckte lebhafte Theilnahme in Genf, da man viel von ſeiner glänzenden Tapferkeit erzählte, und ſeine Jugend gegen ſeinen wankenden Gang, ſeine Bläſſe und ſeinen ſchwächlichen Zuſtand auffallend abſtach. Die Wunden, die er in Spanien erhalten, hatten ihn dem Tode nahe gebracht, und er war krank und ſiech geblieben. Ein Paar mitleidige Worte, die Frau von Staël zu dem Unglücklichen ſprach, machten eine wunderbare Wirkung auf ihn. Es war etwas ſo Himmliſches in ihrer Sprache, daß einſt Frau von Teſſé ſagte: »Wenn ich Königin wäre, ſo würde ich Frau von Staël befehlen: immer mit mir zu ſprechen.« Jene hinreißende Muſik weckte neues Leben in dem jungen Manne; ſein Kopf und Herz entflammten ſich, er überließ ſich unbegrenzten Wünſchen, und machte die größten Entwürfe. »Ich werde ſie ſo ſehr lieben« — ſprach er gleich Anfangs zu einem ſeiner Feunde — »daß ſie mich endlich heirathen wird. »Allerdings eine ſonderbare Aeußerung, die aus verſchiedenen Beweggründen hervor gehen konnte; aber ſeine Begeiſterung, ſeine beharrliche Ergebenheit zwingen zu ehrenvoller Auslegung.

Die Umſtände begünſtigten ſo hohe Anſprüche. Frau von Staël war ſehr unglücklich und des Unglücks müde; ihre Seele voll Schwungkraft wollte ſich aufrichten und wünſchte eine Hoffnung. Als nun in dem Augenblicke, wo ihr Gefangenſchaft immer enger wurde, und finſtere Wolken von allen Seiten über ihrem Haupte zuſammenzogen, ein neuer Tag ihr zu leuchten begann, erwachte das Glück in ihrem öden Herzen wie aus ſeiner Aſche, und der

---

auch iſt ja eine Zeitſchrift keine Sammlung gründlicher Abhandlungen; Alles was man von ihr verlangen kann, iſt, daß ſie in der Beſprechung der Zeiterſcheinungen nebſt einer unterhaltenden, auch eine belehrende Seite habe. Wenn man gar ſo gelehrt ſeyn will, ſchlafen häufig die Zuhörer ein, was für eine Zeitſchrift nicht minder gefährlich iſt, als wenn man nach flüchtiger Leſung gezwungen wird, ſie in den Abgrund der Maculatur zu ſchleudern. Eine rechte Zeitſchrift muß auch bleibendes Intereſſe behaupten. Selbſt das Unterhaltende hat in dieſem Jahrhunderte einen gewiſſen Anſtrich von Ernſt und Gründlichkeit angenommen. Es iſt der Triumph des guten Geſchmacks, und man ſoll ihn in einer Zeitſchrift nicht aus den Augen ſetzen. Es iſt eine Gattung Pflicht, dieſem Geiſte des beſſern Geſchmacks in der Journaliſtik Vorſchub zu leiſten, und den Hinderniſſen, denen er beſonders durch die wiewohl allmählich abnehmende Romanenleſerei ausgeſetzt iſt, entgegen zu wirken.

— m —

Traum ihres ganzen Lebens, Liebe in der Ehe, ſchien noch erfüllt werden zu können. Man weiß, was eine ſolche Verbindung in ihren Augen war. Jene ſcherzenden Worte, die man von ihr angeführt hat: »Ich werde meine Tochter zwingen, nach Neigung zu heirathen!« — dieſe Worte enthielten eine ernſtliche Meinung. Nie war der Gedanke, ſelbſt ein Band der Art zu knüpfen, ihr ganz fremd geworden. Wenn ſie von der Zuflucht ſprach, die ſie einſt in England zu finden hoffte, ſagte ſie zuweilen: »Ich bedarf der Zärtlichkeit, des Glückes und einer Stütze, und finde ich dort einen edlen Character, ſo werde ich meine Freiheit opfern.« Der edle Character fand ſich plötzlich in ihrer Nähe. Sie hätte freilich eine angemeſſenere Wahl treffen können; aber es iſt ja eben der Nachtheil der Heirathen aus Neigung, daß man nicht wählt. —

Die neue Verbindung war jedoch ihr Glück. Sie hatte die hohe Seele des Herrn Rocca erkannt. Eine grenzenloſe Zärtlichkeit, eine beharrliche Bewunderung, ritterliche Geſinnungen, und was Frau von Staël immer gefiel: eine von Natur dichteriſche Sprache, Einbildungskraft, ſelbſt Talent — wie ſeine Schriften beweiſen — die Gabe des freundlichen Scherzes, ein kunſtlos und überraſchend ſich entfaltender Geiſt, der ihren Geiſt weckte, und dem Leben Mannigfaltigkeit gab: das war es, was ſie bey ihm fand. — Es wäre freilich beſſer geweſen, wenn ſie ihre Verbindung erklärt hätte; aber eine gewiſſe Furchtſamkeit, die ſie bey allem Muthe nicht überwinden konnte, und die Anhänglichkeit an einen Namen, den ſie berühmt gemacht hatte, hielten ſie zurück, und nachher both ſie ihren ganzen Verſtand auf, um den Schwierigkeiten ihrer Lage gewachſen zu ſeyn. Muß es geſagt werden: es wäre klüger erſchienen, wenn ſie ſich nicht in dieſe Lage verſetzt hätte? Muß es geſagt werden, daß Frau von Staël nicht in jedem Verhältniſſe ein Beyſpiel ſeyn kann? Sie ſelbſt würde dieß gern eingeſtanden haben; ſie hat es ihren Kindern geſagt, und deutet es auch in ihren Schriften an. — Doch man vergißt bey ihr die Bedingungen unſeres Weſens, vergißt: daß die menſchliche Geſellſchaft auf mittelmäßige Fähigkeiten gegründet iſt, daher denn außerordentliche Geiſtesgaben mit den Einrichtungen des Lebens einen Mißklang machen.

Die glückliche Unvorſichtigkeit, die ihr eigen war, wurde ihr während der Dauer dieſer Verbindung ſehr wohlthätig. Als ſie ſich den ſchmerzlichſten Beſorgniſſen über Rocca's Geſundheitszuſtand überlaſſen hatte, glaubte ſie ſehr bald, daß ſein Leben nicht in Gefahr ſchwebe, und ſeine Leiden nur zufällig ſeyen. Es blieb ihr von ihrer Unruhe nichts zurück, als eine ſtete, und bey einer ſo lebhaften Frau gewiß merkwürdige Aufmerkſamkeit für Alles, was zu ſeiner Erhaltung nothwendig war. Ihr großer Geiſt war ganz dem Gedanken gewidmet: ihm nützlich zu ſeyn. Aber wer vermöchte zu ſagen, was ſie in den bedenklichen Augenblicken ſeiner Krankheit litt! In Piſa, wo er dem Tode nahe war, verglich ſie ſich ſelbſt mit dem Marſchall Ney, der zu jener Zeit in jedem Augenblicke ſein Urtheil erwartete. Mit einem Talente begabt, das ſie gegen keinen Schmerz ſchützte, und das durch jeden Schmerz nur höheren Schwung erhielt, ſagte ſie ſpäterhin, ſie wolle ein Buch ſchreiben über das Thema: »Es gibt nur ein einzig Unglück im Leben: den Verluſt eines geliebten Gegenſtandes.« — Dieß Unglück aber ward dem beklagenswerthen Rocca; dieſes bedrohte Leben, dieſes ſchwache Rohr, das auf einen Augenblick einem, dem Anſchein nach ſo kräftigen Leben zur Stütze diente, war doch minder zerbrechlich, als ſie ſelbſt. Nicht lange aber hat er ſie überlebt. Schmerz und Gleichgültigkeit für ſein Daſeyn entſchieden bald ſein Schickſal. Er ſtarb unter dem ſchönen Himmel der Provence, in den Armen ſeines Bruders.

Allgemeine Novelliſtik.

Von dem in unſerm Blatte Nr. 65 angezeigten Werke, betitelt: Vorleſungen über die neuere Geſchichte der Juden, von S. Löwiſohn, iſt in der Beck'ſchen Buchhandlung allhier ſo eben der erſte Theil erſchienen. (Preis: broſch. 2 fl. WW.) Dieſer Theil enthält 12 Vorleſungen, nämlich: über die Juden in Frankreich während der erſten und zweiten Dynaſtie, über die zwei berühmteſten Schriftſteller der Karaiten; über die Juden in den Staaten der Barbareſken u. ſ. w. — Das ganze Werk wird wenigſtens aus fünf ſolchen Theilen beſtehen. Hr. Löwiſohn arbeitet eifrigſt daran, dieſelben mit möglichſter Schnelligkeit liefern zu können.

Als ein »nuovo atto della sovrana munificenza di S. M. I. R. Ap.« wird von Mailand aus, angekündigt, daß die dortige Bibliothek des k. k. Pallaſtes der Wiſſenſchaften und Künſte, was auch mehr als einer von Deutſchlands Bücherſammlungen zu wünſchen wäre, in den Stand geſetzt worden ſey, ein prächtiges Exemplar der ſeiner Zeit von Napoleon veranſtalteten, und zur Stunde noch nicht beendigten, an Schönheit und typographiſchem Reichthum, ſo viel bekannt iſt, ihresgleichen nicht findenden »Description de l'Egypte« anzukaufen.

Der Verein zur Unterſtützung öſterreichiſch-kaiſerlicher Invaliden wird für uns und unſere ſpäten Nachkommen ein bleibendes Denkmal der ſiegreichen Feldzüge in den Jahren 1813 und 1814, der Liebe des Volkes zu ſeinem Regenten, der Würdigung militäriſcher Verdienſte bleiben. Die Reſultate deſſelben übertreffen alle Erwartung. Man weiß bereits aus dem officiellen Ausweiſe, daß der effective Fond mit Ende des Jahres 1819 eine Million weit überſtieg, daß durch die jährlichen Intereſſen eines ſo großen Capitals gegen fünfzehnhundert Stiftungen für ewige Zeiten feſtgeſetzt ſind, daß endlich weit über hunderttauſend Gulden bereits ihrem edlen Zwecke nach vertheilt worden ſind. — Den 16. d. ging in dem hieſigen Invaliden-Hauſe die Austheilungen für die in Wien lebenden Invaliden vor ſich. Die paradirende Militärwache, die verſammelte hohe Generalität, die Bewegung der Zuſchauer, die Rührung der ehrwürdigen alten Krieger, die Feierlichkeit des Ganzen hat auf alle Herzen einen mächtigen Eindruck hervorgebracht. Mit einem feſtlichen Hochamte, welches durch das treffliche Orcheſter des liberalen Beſitzers des Theaters an der Wien im hohen Grade verherrlichet wurde, begann die Feier der Austheilung. Nach Endigung deſſelben begaben ſich die hohe Generalität, die anweſenden Stifter und Mitglieder dieſes ſegenreichen Vereins, und eine Menge Bewohner Wiens in den majeſtätiſchen Saal des Invalidenhauſes. In einer langen Reihe ſtanden die zu Betheilenden ehrwürdigen Greiſe. An beiden Seiten des Saals befanden ſich die beiden Meiſterſtücke unſers Krafft, die Schlacht bey Aſpern und jene bey Leipzig. Ihr wurdiger Obriſt, Paulitſch, einer der verdienſtvollſten öſterreichiſchen alten Krieger, ſchwang ſich auf Krücken vor die Reihe hin, und erinnerte in einer kurzen aber gehaltvollen Rede, an die ewig denkwürdige Epoche der Befreyung Deutſchlands. Jeden Invaliden einzeln vertreten, ſeine Unterſtützung mit höchſter Rührung empfangen zu ſehen, war ein hinreißender Anblick! Das einfache und herzliche Lied für die Erhaltung unſers Kaiſers, von den Invaliden und Chorſängern mit Enthuſiasmus geſungen, endete die rührende Feierlichkeit. Auf die Anordnung des hieſigen k. k. Hofkriegsrathes wurde dieſe Vertheilung an demſelben Tage auch in den Provinzen des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates abgehalten. Und erlaubten die Umſtände auch nicht an allen Orten dieſe der Würde der Sache angemeſſene Feſtlichkeit, ſo wird ſie doch überall Rührung, Liebe und Dankbarkeit gleich adeln, und zur ſchönſten Feier des Nationalgeiſtes erheben.

Ebersberg.

Am 6. (18.) März wurden auf Antrag des Hrn. Präſidenten der kaiſerl. Academie der ruſſiſchen Sprache in St. Petersburg, die Hrn. Joſeph Dobrowſky und Joh. Negedli zu Ehren-Mitgliedern derſelben ernannt, dem Hrn. Rockoweczky aber, für ſeine rühmlichen und nützlichen Arbeiten in der ſlaviſchen Literatur, die goldene Medaille dritten Grades als Belohnung zuerkannt. K.

Hr. Kuffner, der ſchon in ſo verſchiedenen Richtungen mit Glück und Erfolg zur Bereicherung der vaterländiſchen Literatur thätig war, hat neuerdings die Freunde erheiternder Lectüre mit zwei Bändchen erfreuet, welche in einer geſchmackvollen Ausgabe bey Traßler in Brünn erſchienen, und in allen Buchhandlungen zu haben ſind. Sie enthalten unter dem Titel: Erzählungen mit Zwiſchenſpielen, die mannigfaltigſten Aufſätze in gebundener und ungebundener Rede, welche den bunteſten Kranz ſchöner Blüthen eines ſchöpferiſchen Geiſtes bilden, der durch das Studium der Alten früh erſtarkt, ſich in allen Regionen der modernen Literatur mit dem Schönſten und Beſten vertraut machte, und zugleich eine Eigenthümlichkeit gewann, in welcher ſich eine beſonnene Originalität characteriſirt. Eine ſeltene, mit großer Leichtigkeit wirkende Erfindungsgabe, eine beſondere Zartheit des Gefühls, und die reinſte, gediegenſte Sprache zeichnen die meiſten dieſer Aufſätze aus, und machen ſie zu einer höchſt erfreulichen Erſcheinung, welche durch ihre überall durchblickende Naivetät mit der geſuchten Manierlichkeit unſerer Tage einen intereſſanten, alle geiſtvollen Leſer anſprechenden Contraſt bilden. Die Camenen mögen Kuffnern in ſeiner raſtloſen Thätigkeit ſtärken! — Der Preis beider Bände iſt 6 fl. K — t.

(Fortſetzung der Debatten über den Steindruck in Nr. 73.) Hat der Hr. Verfaſſer wirklich »aus einer Wiener Steindruckerei abconterfeyte Wechſelbälge und monſtröſe Figuren hervorgehen ſehen« — und ſind dieſes beantwortende Ausfälle des Lithograph. Aufſatzes im Heſperus Nr. 58. im Oct. 1819, ſo iſt es indiscret, die Kunſt und ihre Gönner überhaupt anzugreifen, und durch Verſchweigung ſeiner vermeinten Druckerei alle übrigen in üblen Ruf zu ſetzen, denn ſicher wären die giftſprühenden Funken des Hrn. Recenſenten milder geweſen, wenn er ſich in das hieſige Privat-Inſtitut am Michaelerplatz bemüht, und das du Jardin'ſche Thierſtück — die ſäugende Tiegerin — die Blätter nach Teniers und Oſtade, den Siebenbürger Jahrmarkt, und Mirza Abul Haſſan Chan's Portrait im Farbendruck, dann die Bildniſſe berühmter Männer, und die jetzt erſcheinenden Stammtafeln des regierenden Kaiſerhauſes *), erzeugt von den geſchätzten Künſtlern, Hrn. Kininger, Lanzedelli, Fendi ꝛc., unter der Druckleitung des ausgezeichneten Hrn. Kühne, anzuſehen der Mühe werth gefunden hatte.

Doch ſchien es, als wolle der Hr. Recenſent ſich durch die Betrachtung gut gelungener Stücke nicht verſündigen, weil er auf Koſten ſeines ausgezeichneten Geſchmacks — »es für Sünde und Albernheit erklärt, die Lithographie für Kunſtwerke — oder da anzuwenden, wo eine Science exacte Klarheit und Beſtimmtheit fordert.

Ferner ſcheint es dem Hrn. Verfaſſer »aber gar gefehlt, wenn der Steindruck zu Landcharten verwendet werden ſoll,« weil ihm ſein Scharfſinn befürchten macht« — es könne feſter Grund und Boden auf einem Abdruck erſcheinen, wo auf dem zweiten Abdruck Moraſt iſt, er ſieht überall Wirrwak, und kann mit ſeinem kunſtgeübten Auge, durchaus keinen Strich mit Beſtimmtheit hervortreten ſehen.« Dieſe irrige Anſicht iſt ein Beweis daß der Verfaſſer nicht einmal den geringſten Begriff von der Manipulation des Steindrucks hat, denn mit dem Obenangeführten will er ſagen, auf dem Abdruck erſcheine ein ganz anderer Gegenſtand, als auf der Platte bezeichnet iſt. — Welch eine Verkehrtheit!!!

Die k. k. Grund-Steuer-Regulirungs-Hof-Commiſſion hat ſchon im Octob. 1818 zum Behuf des ſtabilen Cataſters ein eigenes lithograph. Inſtitut errichtet, deſſen Abſicht gerade in der getreueſten Copie der Original-Mappen beſteht; — eben ſo bedient ſich das k. k. Waſſer-Bau-Amt der Lithographie mit entſchiedenem Vortheil. — Wenn alſo der Hr. Verfaſſer dieſe Unternehmungen für »Sünde und Albernheit« zu erklären waget, ſo möge er ſich bey jenen Behörden rechtfertigen.

Selbſt im Gebiethe der Kupferſtecherei iſt der Hr. Verfaſſer beym Landcharten-Stich gar wenig unterrichtet, indem er die Feinheit und den Geſchmack franzöſiſcher und preußiſcher Landcharten bis zum Himmel erhebt, und jene ganz übergeht, die er eigentlich früher hätte finden ſollen, nicht bloß weil ſie auf vaterländiſchem Boden erzeugt ſind, ſondern weil ſie nach einſtimmigem Urtheil von Kunſt- und Terrain-Kennern ſeinen hochgeprieſenen nachſtehen; — oder? — kennt der Hr. Verfaſſer unſere Monarchie-Carte? (herausgegeben durch den k. k. General-Stab) die Plane der beſchriebenen Feldzüge Se. Kaiſ. Hoheit des Erzherzogs Carl??? Schade, daß der fatale Steindruck dem Hrn. Recenſenten ſeinen Kunſtappetit dermaßen verdarb, daß nur ausländiſche Gerichte ihm behagen, (wenn ſie anders nicht auf Stein erzeugt ſind). —

(Schluß folgt.)

Im Leopoldſtädter Theater wurde den 17. d. zum erſtenmale gegeben: »Staberl in Marokko; Zauberſpiel als comiſches Melodram in drei Aufzügen, von Hrn. Roſenau.« — Staberl in Marokko, als Hofnarr einer philoſophiſch verſchrobenen marokkaniſchen Majeſtät; dieſe in des Erſteren Geliebte vernarrt; Jener als Retter Marokko's, als Feldherr ꝛc. welch ein allerliebſter Stoff! Aber hier, wie talentlos benutzt! Die wenigen Witzeinfälle verſchwinden, wie ein Tropfen im Meere, und die unausſtehliche Länge des erſten Actes mußte alles Folgende ſchon im Voraus verleiden. Daher denn auch die widerwillige Aufnahme. Man hat bey der zweiten Vorſtel-

---

*) Eine umſtändlichere Bekanntmachung ſiehe in Nr. 66; und einen geiſtreichen Aufſatz über das Fortſchreiten des Steindrucks in Oeſterreich in Nr. 19 des laufenden Jahrgangs dieſer Zeitſchrift. D. Red.

lung möglichſt verſtändige Abänderungen vorgenommen, aber das Ganze war nicht zu ändern, folglich ungeachtet des lobenswerthen Spiels des ganzen Perſonales nicht herzuſtellen. Für das Decorative, die ſchönen Tableaux ꝛc. hat die Direction eifrig Alles gethan. Die Muſikſtücke waren von Hrn. **Volkert** ſehr paſſend applicirt.

Der Zauberring vom Tandelmarkt, locale Poſſe mit Geſang, in zwei Aufzügen, von F — g, wurde den 17. dieſes im **Joſephſtädter Theater** zum erſtenmale gegeben. Ein abgewirthſchafteter Kammacher findet einen Ring, durch deſſen geheime Kräfte er die verborgenſten Geheimniſſe des ſchönen Geſchlechtes an den Tag bringt. Dieſe Kunſt verſchafft ihm Geld, und zum Schluſſe eine reiche Frau. Die Idee iſt nicht übel; der erſte Aufzug iſt auch fleißig bearbeitet, und wird durch manche recht komiſche Scene erheitert. Schade, daß an dem zweiten eben ſo viel zu tadeln, als am erſten (verſteht ſich, auf dieſer Bühne) zu loben ſeyn dürfte. Die Aufführung war **äußerſt** mittelmäßig. Nur der Kammmacher, die Böhmin, und vor Allen der Lotterieſchreiber verdienen eine Ausnahme. **Gläſers** Muſik war nicht übel. —g.

Der k. k. Hofſchauſpieler, Hr. **Lembert**, gibt für das Jahr 1821 ein »Taſchenbuch für Schauſpieler und Schauſpielfreunde« heraus. Zu dieſem Ende hat er bereits die Bühnen-Directionen eingeladen, »ihm das Verzeichniß ihrer Mitglieder mit angeführten Rollenfächern, dann die vom 1. Auguſt 1819 bis zum 1. Auguſt 1820 neu aufgeführten und neu einſtudirten Schauſpiele, Opern, Ballets ꝛc., des Zuwachſes und Abgangs, ſo wie alle wiſſenswerthen Veränderungen bis halben nächſten Auguſt einzuſenden, damit die Ueberſicht aller deutſchen Theater ſo vollkommen als möglich geliefert werden könne.« Es ſteht mit Recht zu erwarten, daß der wiſſenſchaftlich gebildete Herausgeber auch bey dieſem Jahrgang jene Theilnahme finden werde, die dem frühern geworden iſt.

Im vor. Blatt, erſte Periode, 6. Z. gehört das Wort: dienen, weg.

Conversationblatt 1820, drittes Quartal.

Bey dem eintretenden Ende des zweiten Quartals laden wir zur geneigten Pränumeration auf das dritte ein. In wie ferne wir in dieſem erſten Halbjahr unſre Verſprechen erfüllt haben, bleibe dem Ermeſſen der geehrten Leſer überlaſſen. Unſer Blatt iſt bereits ſo glücklich, in der öſterreichiſchen Monarchie, in ganz **Deutſchland** und dem übrigen Auslande einen ſo vortheilhaften Ruf zu genießen, daß es des Selbſtlobes nicht bedarf. Iſt unſre Zeitſchrift an Gehalt und Intereſſe ſeither augenſcheinlich geſtiegen, ſo ſoll und wird dieß durch vermehrte Quellen und Verbindungen, und den durch gekrönte Erfolge erhöhten Eifer der Redaction, auch fortwährend der Fall ſeyn. Beſonders werden wir, dem Wunſche ſo vieler, vorzüglich weiblicher Leſer gemäß, von nun an auch auf leichtere hiſtoriſche und unterhaltende Aufſätze Rückſicht nehmen. Der, verhältnißmäßig ſehr geringe Preis dieſes Blattes bleibt derſelbe; ſammt Beylagen, Kupfern, Muſikblättern ꝛc. 7 fl. WW. vierteljährig, durch die k. k. Poſtämter 17 fl. WW. halbjährig bey nummerweiſer Verſendung. Man kann auch von dem erſten und zweiten Quartale noch alle erſchienenen Nummern, auch jedes Quartal einzeln, um den Pränumerationpreis erhalten. **Redaction u. Verlag.**

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der **Cath. Graffer'ſchen** Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 17 fl. WW. halbj. — Beyträge, beliebe man dem Redacteur (**Franz Graffer**) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

75.

(Wien, Samſtag, den 24. Juni.)

Die Erdennacht.

Dramatiſches Gedicht in fünf Abtheilungen, von Dr. Ernſt Raupach*).

Durch ſein werthvolles Trauerſpiel: »Die Fürſten Chawansky« hatte der Verfaſſer bereits große Erwartungen veranlaßt, und dieſe mit der vorliegenden Dichtung erfüllt. Die Fabel iſt folgende: Rinaldo, Sohn Faledro's, des Dogen von Venedig, liebt die Tochter Contarini's, eines Edlen der Republik. Schon ſoll der kommende Tag die Liebenden vereinen, da erfährt Rinaldo, daß ſein eigener Vater, mit Contarini im Bunde, die Feier ſeines Glückes benutzen will, um die geladenen Edeln zu morden, und ſich zum Herzoge Venedigs aufzuwerfen. Da ſteht nun der Sohn zwiſchen dem bedrohten Vaterlande und ſeinem Vater, ſeiner Liebe, ſeinem Glücke, ſeinem Leben — er wählt — das Erſte! — Der Vater ſtirbt auf dem Schaffot, und Rinaldo ſtößt ſich den befreienden Dolch in die Bruſt.

Wie klar dieſe einfache Anlage, ſo erhaben iſt die Stellung des Helden. Hier lenket keine Schickſalsparze mit eiſernen Zügeln den freien Flug menſchlicher Kraft; als den Schöpfer ſeines eigenen Glückes hat das Leben den Menſchen zwiſchen einen Himmel voll aufgehender Sterne und den tödtenden Abgrand geſtellt, in welchen der Ruf heiliger Pflicht den großen Codrus ſtürzte. Die ſchwere Wage brennt in ſeiner Hand, und umſonſt frägt er die eigene Bruſt:

»Das Recht iſt eins, doch tauſend heißt die Sünde —
drum iſt die Sünde leicht, und ſchwer das Recht. — —
Iſt heiliger das Land, das die Natur
in ihrer dunkeln Werkſtatt unterm Leben
geſchürzt hat? — oder jenes, das wir ſelbſt
geknupft im lichten Kreiſe des Bewußtſeyns
und des Entſchluſſes? — Iſt der Menſch verpflichtet,
jedwede Schuldverſchreibung anzunehmen,
die eine räthſelvolle, ja ihm feindlich
geſinnte Macht nach Willkühr auf ihn ſtellt? — —
Den Vater hat mir die Natur gegeben,
der Geiſt ein Vaterland. — Natur und Geiſt.

---

*) 8vo. Leipzig (Knobloch) 1820. 1 fl. 30 kr. C. M.

Zwo Elemente, die wohl in der Höhe
und in der Tiefe friedlich ſich verbinden,
im Leben aber feindlich ſich begegnen.
Und wenn ſie unverſöhnlich nun im Kampf,
wie Windsbraut gegen Windsbraut, ſich erheben,
auf weſſen Seite tritt der arme Menſch? —
Nie heiſcht die Tugend mit dem Geiſt uns brechen,
und oft mit der Natur. — Doch wie der Menſch,
der unglückſel'ge Menſch, ſich auch entſcheidet,
Reu' oder Schmerz iſt der Entſcheidung Lohn. — —

Umſonſt flüchtet er in der Freundſchaft Arme, auch ſie vermag es nicht, einen Lichtſtrahl in dieſe Nacht zu ſenken. Die gräßliche Wahrheit in das mildernde Dunkel eines Traumes hüllend, naht er der Liebe: — wie Pythias Worten horcht er auf ihren Troſt — umſonſt, auch als ein todtes krankes Bild der Nacht iſt das Räthſel zu ſchrecklich. Wunderſchön entfaltet ſich dabey die zarte Weiblichkeit gegen die ſtarre Unbeugſamkeit des Mannes, wie ein Strauß duftender Violen an der harten Rinde eines Baums, deſſen Zweige fruchtlos mit dem Sturme kämpfen. Die Stelle ſtehe hier:

Klara.

Vaterland. — Mich zu betrüben
iſt's in deinen Mund gebannt;
in den Herzen unſrer Lieben
liegt allein das Vaterland
und, von dieſen erſt geſchieden,
ſind wir fremd in dieſer Welt,
und für unſers Herzens Frieden
iſt es gleich, worauf hienieden
unſre heiße Thräne fällt.

Rinaldo.

Kennteſt du die heil'gen Bande,
ſpräch'ſt du ſolches Wort nicht aus:
Ihr ſeyd fremd dem Vaterlande,
Ihr habt nur ein Vaterhaus.

Klara.

Ihr ſeyd fremd im Land der Herzen,
in der Liebe Blüthenreich,
wißt mit Liebe nur zu ſcherzen,
achtet loſem Schmuck ſie gleich.
Liebteſt du, wie drängte ſich,
hergelockt von keinem Kummer,
keinem Schmerz, in deinen Schlummer
wohl ein Traum ſo fürchterlich?
Sieh, mein Traum iſt wie mein Leben
ſtets mit gleicher Wonn' erfüllt,
denn er leiht, zu ſeinem Weben
Züge nur von deinem Bild.

Ließeſt du die Liebe walten,
waren deine Traumgeſtalten
nicht ſo gräßlich, ſchrecklich wild.

Rinaldo.

Kannſt du mich ſo hart verklagen?
Nein! ich weiß du zweifelſt nicht.
Trüb' ich einſt in künft'gen Tagen
deiner Augen ſchönes Licht,
o! ſo laß dein Herz dir ſagen,
daß mein Glück die Schuld kann tragen,
aber meine Liebe nicht. —

Selbſt die *Religion* hüllt ſich vor ihm in trübe Schleier. Verlaſſen von allen ſchützenden Engeln des Lebens, der Weisheit, Freundſchaft, Liebe und dem Glauben, tritt er hinaus über die Markſteine der Schöpfung, und ruft, unter Gräbern ſtehend, den ſtummen Tod zur Antwort auf:

O! ſelig Entſchlaf'ner,
den Vater ich nannte,
du treulicher Pfleger
der himmliſchen Blüthen
in deinem Geliebten,
hier knie't dein Sohn in den Tod betrübt.
Im Leben ſchon warſt du,
als Schatten noch warſt du
die feurige Säule,
die Nachts in der Wüſte
des Lebens mich führte.
Und lebet die ſchöne,
die leuchtende Seele,
entflogen den Hüllen
der irdiſchen Täuſchung,
nun leuchtender, ſchöner
im ewigen Aether;
ſo ſey mir noch einmal
die leitende Fackel,
und ſende von drüben
ein Zeichen der Weiſung dem Wankenden zu.

(Kurze Pauſe.)

O ſende, ſende dein Zeichen ſchnell!
ſchon hat der Hahn den Morgen begrüßt —
die Nacht zerfließt,
und drüben im Oſten wird's ſchauerlich hell.

(Er bleibt eine Weile, die Stirne auf den Hügel gedrückt, unbeweglich liegen; dann hebt er das Haupt empor.)

Wie Himmel und Erde, ſchweigt auch das Grab —
auch hier nicht Rath für des Herzens Angſt!

(Er ſteht auf.)

Was irr' ich auch um wie ein Nachtgeſpenſt,
und ſtörte die Todten in ihrer Ruh?
nicht aus der Höhe noch Tiefe glänzt
ein Strahl erhellenden Lichtes mir zu. —
So will ich, wie oft in der tobenden Schlacht,
nur hören des inneren Führers Rath,
und, nur vertrauend der eigenen Macht,
mich ſtürzen kühn in die ſtarrende Nacht,
vollbringen die ſchrecklich entſcheidende That:
welch gräßlicher Fluch mein Lohn auch ſey!
ich fühle von jeglicher Schuld mich frei. —
Und graute vor mir dem himmliſchen Licht,
und ſpiee das Leben mich ſchaudernd aus;
in's dunkele Haus
erſchallen die Flüche der Erde nicht.

Er hat allein und frei gewählt — gehandelt — und die Natur ſteht jetzt auf als Rächerin des gräßlichen Verbrechens an ihr ſelbſt. Die Lippen, auf denen nur ſüße Worte der Liebe ſich gewiegt, macht ſie erzittern unter den entſetzlichen Lauten des Fluches gegen den Geliebten; und daß kein Widerruf möglich ſey, legt ſie den kalten Finger des Todes darauf. Die Freundſchaft, die Treue fliehen mit verhüllten Häuptern, das Vaterland, dem er ſeine ganze Seligkeit geopfert, nicht ahnend die Beweggründe ſeiner hohen That, wirft ihn aus, wie ein Ungeheuer; ſelbſt die kalten, harten Söldner des Todes, die Leichengräber, entweichen ſchaudernd ſeiner Spur. Da nimmt ihn der Glaube tröſtend in die weichen Arme, die Eumeniden haben keine Macht über ihn — noch flammt das Licht in ſeiner Bruſt, das ihn geleitet — aber eben erſt muß es klar werden, ob es mehr geweſen, als ein irrer, verlockender Schein; des Räthſels Löſung ſuchend, entflieht er der Erdennacht, ein Opfer freier Wahl.

Und dennoch that ich recht! ſo ſpricht der Geiſt;
ſprichſt du auch ſo, erhabner Geiſt der Himmel,
der dort einſt hegen wird ein recht Gericht? —
Es iſt dein Wille, was der Menſch für Recht
erkannt hat, ſoll er üben, ſoll nicht hören
der Menſchen Urtheil, noch der Lieben Seufzer,
nicht des Verſtandes klügelnde Verſuchung,
nicht des zerriſſ'nen Herzens Angſtgeſchrei. —
Ein thatenreiches, ruhmgekröntes Leben,
der Liebe Glück, des Vaternamens Wonne,
des Hauſes Ehr' und meiner Seele Frieden
gab ich zum Opfer hin; nicht nur das Urtheil,
den Fluch der ganzen Welt hab' ich verachtet,
des Vaters Fluch, und der Geliebten Fluch, —
um das zu thun, was mir das Rechte ſchien. —
Nun aber fordre nicht, daß ich noch länger
verweilen ſoll in dieſer Nacht der Zweifel,
des gräßlichen, herznagenden Gewürms.

Du haſt mich nicht erhört, haſt mir kein Licht
geſandt von oben her; ſo muß ich nun
zu dir, in deinem Licht die Ueberzeugung
zu ſchöpfen, Vater, daß ich Recht gethan.
(Er zieht einen Dolch aus ſeinem Buſen.)
Ich wußt' es wohl, und hab' es auch bedacht,
daß ſolch ein Werk ſich blutig enden würde.
O! zürne nicht, erhab'ne Himmelsmacht!
werf' ich ermüdet ab des Lebens Bürde,
um aufzutauchen aus der Erdennacht.
(Er ſtößt ſich den Dolch in die Bruſt.)

Innere Freiheit und äußere Nothwendigkeit ſind die beiden Pole der tragiſchen Welt. Wie klar und erhebend ſind dieſe hier gefaßt! Die unumſtößliche Nothwendigkeit liegt da in dem widerſtrebenden Wirken der Handelnden, das aus tiefer, inniger Ueberzeugung auf gewaltigem Boden ſproßt, während ſie oft, ein toller Popanz, als blindes Fatum daherſchreitet. Nicht haltungslos im leeren Raume ſchwebt dieſes Bild der Menſchheit, es ſteht feſt gebaut auf die ewig unerſchütterliche Grundlage ſittlicher Freiheit; das irdiſche Daſeyn ſinket im Kampfe, aber des Gemüthes Göttlichkeit iſt gerettet, und wir ſind erhoben im Gefühl der Würde menſchlicher Natur.

Aus den angeführten Stellen hat der Leſer auch ſchon die klare, blühende, vom Bilderwuſte ſo ferne Sprache erkannt; er ſchaue nun aber weg, von dieſem Abglanze auf das herrliche Urbild hin, und er wird im Genuſſe mit mir ſprechen: »Wir ſind reicher geworden!« — Baron v. Schlechta.

Zur Geſchichte der Johannesabendfeier *).

Wir wiſſen den Zeitraum nicht zu beſtimmen, wo die Johannes-Feuer oder Kränze anfingen; ſie gehören den Zeiten des Aberglaubens an. Man weiß, daß an dem Vorabende hoher Feſte, beſonders an jenem des Johannesfeſtes, die Geſpenſter, Wehrwölfe, Geiſter, Irrlichter, Zauberer und Hexen gewöhnlich ungeheuer viel Unweſen trieben. Es gab faſt kein Schloß, wo nicht alljährlich an beſtimmten Tagen eine Fee erſchien, etwa wie die ſchöne Meluſina im Schloſſe Luſignan. Jedes Dorf hatte ſeine Hexen oder ſeine Zauberer; jeder Fürſt ſeine Sterndeuter; alle Damen ließen ſich ihr künftiges Schickſal prophezeyen; die Beſeſſenen liefen kreuz und quer in den Feldern herum, jeder hatte den Teufel geſehen, fürchtete oder wünſchte ihn zu ſehen; und dieſe Sagen, von den Ammen ſtets wiederholt, bildeten ganze Schaaren von Narren, Unſinnigen und Furchtſamen.

In Frankreich jagte der Oberjäger einen ganz ausgedörrten ſchwarzen Mann mit neun ſchwarzen Hunden in dem Walde von Fontainebleau. Man briet in verſchiedenen Städten ein Dutzend Katzen in einem eiſernen Käfig eingeſchloſſen, und man glaubte Hexenmeiſter zu braten. Dieſer Gebrauch herrſchte ſelbſt in Paris, und wurde erſt unter der Regierung Ludwig XIV. abgeſchafft. — Im Jahre 1594 wurden die Katzen durch Puppen erſetzt. Dieſe Puppen waren eine Anſpielung auf die Ligue, die Mönche,

---

*) Bey Gelegenheit des heutigen Feſtes.

die Sechszehner u. ſ. w. Dieſe Execution wurde im Pallaſt der Juſtiz vollzogen. — Franz I. zündete mehreremale das Feuer auf dem Gerichtsplatz Greve zu Paris mit einer Fackel von weißem Wachs an, unten geziert mit cormoiſinrothem Sammet. Man brannte zwölf auf dieſen Platz geſtellte Artilleſtücke ab. — Im Jahre 1660 kam am Johannesabend die Königin Anna von Oeſterreich, Gemahlin Ludwig XIII., auf das Stadthaus zu Paris, und tanzte dort einen Rundtanz. Nach dem Veſperbrod überreichte man dem Konige eine weiße Binde, mit Nelken geziert, nebſt einem ganzen Buſch ähnlicher Blumen. Der Statthalter, der Provſt, die Scheppen und der Stadtſchreiber fügten noch Roſen und rothe Levkojen hinzu. Das Feuer wurde von dem Könige, nachdem er nach altherkömmlichem Gebrauch um den Scheiterhaufen dreimal gegangen war, angelegt. — Ludwig XV. iſt der letzte König von Frankreich, welcher das Johannesfeuer anzündete. —

Man weiß, daß es Zaubermittel gab, um ſich Gegenliebe zu verſchaffen. Die Juden verkauften ſie zu Rom und in Alexandrien. Apulejus wurde von Emilianus, ſeinem Schwiegervater, angeklagt, ſeine Frau mit einem Liebestrank verzaubert zu haben. Aus den Pflanzen Aphrodiſia und Eruca wurden die mächtigſten Liebestränke bereitet. Dieſe Zaubereien geſchahen gewöhnlich am Johannesabend.

In den Niederlanden, und mehreren Theilen Deutſchlands und Frankreichs werden noch jetzt am Johannesabend Kränze in den Straßen aufgehängt; während mehreren Tagen tanzet alle Abende eine Menge junger Leute darunter; endlich werden ſie aber mit dem größten Getöſe verbrannt.

In Spanien ſetzen ſich an dieſem Abend die Madchen ans Fenſter, und urtheilen durch die Worte der erſten Vorübergehenden, wer ihr Gemahl ſeyn wird.

Auf den Inſeln des griechiſchen Archipelagus ſind die Aepfel ſo ſelten, daß man ſie mehr ſchätzt, als wir die Orangen. Auf einigen dieſer Eilande bilden die jungen Griechinnen am Johannestage mit Aepfeln eine Art Gürtel, Kledonia genannt, und tragen ſie den ganzen Tag hindurch. Sie ſchreiben ihren Namen darauf, zieren ihn mit Blumen und Bändern, und brauchen ihn dann mit Sorgfalt. Wenn dieſes Obſt ſchnell hinwelkt, ſehen ſie dieſen Umſtand als eine üble Vorbedeutung an, erhält es ſich aber lange, ſo erwarten ſie mit Gewißheit eine ſchöne Zukunft, und beſonders im Laufe des Jahres einen guten Gatten, was den Mädchen denn immer gefällt, ſeyen ſie nun Griechinnen oder Deutſche. — Der Verf. dieſes Aufſatzes entlehnt dieſe Notiz aus ſeinem vor einigen Monaten angekündigten, nun faſt ganz vollendeten Werke: Geſchichte des Obſtes *) u. ſ. w. —

Der Franzoſe Thier's widerräth, ſich in der Johannesnacht zu baden. Derſelbe ſagt, ein Mann, der wiſſen will, welche Haare ſeine künftige Frau haben wird, ſoll ſich dreimal im Kreiſe um das Johannesfeuer wenden, und wenn das Holz ſchon halb verbrannt iſt, ein Scheit herausnehmen und auslöſchen laſſen. Dieſen wird er Abends ehe er ſchlafen geht, am Kopfende des Bettes ſtellen, und am andern Morgen wird er um die Scheiten Haare finden, welche die Farbe derjenigen ſeiner künftigen Gattin haben werden. —

Wie Thier's ſelbſt der Verfaſſer eines Werkes gegen den Aberglauben ſeyn konnte, iſt doch ein auffallendes Beyſpiel, eines Capitels in dem großen Buch der Widerſprüche des menſchlichen Geiſtes würdig. —m—

◆

---

*) Einen Abriß ſ. Conv. Bl. 1. Jahrg. II. Band Nr. 18.

Allgemeine Novelliſtik.

(Schluß der Debatten über den Steindruck in Nr. 74.) Die Parallelen die der Hr. Recenſent mit dem Steindruck zieht, betreffen die Buchdruckerei und Kupferſtecherei. — Beyde Druckerkünſte ſind durch Jahrhunderte zu Greiſen herangewachſen; die Lithographie aber, deren Exiſtenz noch kaum aus zwei Decennien beſteht — dieſer »will er gar keine Kindheit zugeſtehn« — und auch durchaus nicht gelten laſſen, »daß ein Menſch von Geſchmack und Bildung etwas für die Erziehungs-Koſten dieſes ungelenken Kindes beytragen ſoll« — und ſomit ſtößt der Verfaſſer mit lachendem Herzen dem Kind in der Wiege den Dolch ins Herz; und weil ihn ſeine Hartherzigkeit lieber zur Verfolgung als zu Erziehungsbeytragen beſtimmt, erklärt er die Billigerdenkenden für geſchmack- und bildungslos, und meint: ſie könnten ſich wohl Beſſeres von den ſchon erzogenen Künſten verſchaffen.« —

Die Lithographie hat mit dem Kupferſtich und der Buchdruckerei aus dem Grunde nichts gemein, weil ſie ganz eigenthümliche Vorzüge beſitzt, nämlich die Autographie oder den ſogenannten Umdruck, welches vor der Hand durch keine der vorbenannten Künſte nachgeahmt werden kann; ſie tritt daher durch ihre Wohlfeilheit als die höchſte Vervollkommnung aller Druckerkünſte auf, und verdient in jeder Rückſicht mit frohen Armen von der Welt empfangen zu werden; auch macht ſie allerdings Anſpruch auf wißbegierige Künſtler, welche nämlich etwas weiter in die Zukunft als der Hr. Verfaſſer blicken, und durch das Erſcheinen dieſer neuen Kunſt die künftigen Vortheile, die dem Publicum hieraus erwachſen dürften, vorläufig zu berechnen verſtehn, und hiedurch nur Sachkenntniß an den Tag legen, keineswegs aber »die Lithographie mit einer neuen Welterlöſung vergleichen wollen.«

Als das Kupfer den Holzſchnitt verdrängte, gab es Antagoniſten und falſche Propheten in Menge; — jedes Erſcheinen eines neuen Kunſtzweiges erzeugt Critiken und Anticritiken, ſo geht es nun auch mit dem Steindruck.

Meinungen äußern iſt recht und billig, beſcheidene Belehrungen ertheilen ſogar verdienſtlich, aber in einer Zeitſchrift für die gebildetere Leſewelt gehäſſige Ungereimtheiten *) auftiſchen, und ſtatt Aneiferung zur Pflege dieſer wichtigen Kunſt, vorſätzlich irrige Begriffe ausſtreuen, heißt — die Redaction einer ſolchen Zeitſchrift, hier des Heſperus, noch mehr als in Verlegenheit bringen. — —

Lor. Kohl,

(k. k. Hauptmann) pr. Unt. Director des k. k. lithogr.
Inſtituts des ſtabilen Katasters ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Der Buchdrucker Ferd. Ullrich iſt von Baden, nächſt Wien, hieher übergeſiedelt. Er hat ſeine Officin auf der Wieden Nr. 110 neben dem Starhembergiſchen Garten. Dieſer geſchickte und eifrige Typograph, welcher ſich ſchon durch manche ſchöne Arbeiten, z. B. durch Liechtenſterns ſtatiſtiſche Tafeln von Europa, einen wohlverdienten günſtigen Ruf erworben hat, wird fortfahren, ſich durch geſchmackvolle Lettern, reinen, guten Druck, billige Preiſe und ſchnelle Bedienung zu empfehlen.

---

*) Nämlich in 24 Stunden 36 Octavbogen ſetzen und drucken — zugeſtanden — doch Frage mit wie viel Händen und Preſſen? — Ferner: das Corrigiren auf Stein ſey ſchwerer als in Kupfer, ganz umgekehrt. — Oder »der Stein habe nur wenig Elaſticität — o ja! beſonders wenn er auf Roßhaar liegt. — Wie auch — die Lithographie ſey nur eine Copir-Maſchine, denn das Original iſt auf dem Stein, wie hält es der Hr. Recenſent denn mit der Kupferplatte, bleibt ihm zu Gefallen etwa das Original nicht auf dem Kupfer?

Die engliſchen, franzöſiſchen und ſchweizeriſchen Holzſchrauben (vis-à-Bois) ſind zu bekannt und zu berühmt, als daß ein Lob derſelben nicht beynahe überflüſſig wäre. — Aber eine Vergleichung dieſer Schrauben mit denjenigen, welcher man ſich bis gegenwärtigen Augenblick noch, in ganz Oeſterreich, und beſonders in Wien bedient, wird hier nicht am unrechten Orte ſtehen. — Die Wiener-Holzſchrauben werden von den in Vorſtädten herumwohnenden einzelnen Schraubenmachern erzeugt, welche, da ſie dieſelben nur von der Hand machen, ſo wie ihre Werkzeuge dazu, nie nach einem und demſelben Syſteme wie die franzöſiſchen oder Schweizer-Schrauben-Fabriken arbeiten, und bald aus dieſem, bald aus jenem Gewölbe den, bald oval, bald eckig gezogenen, weichen oder harten, ſchieferig und oft ungleichen Drath beziehen, ſchon in der erſten Zurichtung eine Ungleichheit der Schrauben zulaſſen: die Werkzeuge macht ſich Jeder nach ſeiner eigenen Phantaſie, ſo daß in einer Groſſe (ein Dutzend-Dutzend) Holzſchrauben vielleicht nicht ein Dutzend gleiche anzutreffen iſt, die von einem und demſelben Numero von verſchiedenen Arbeitern gearbeitet, ſich in dicker Länge und gleichem Paß entſprechen werden, und Differenzen von wo nicht halben lignes, doch von mehreren millimetres erſcheinen, was nach den Klagen hieſiger geſchickter Tiſchler und Inſtrumentmacher dem Gebrauch dieſer Schrauben ungemein hinderlich iſt. Wiener Meubles und beſonders Pianoforte ſind ſo berühmt im Ausland, Quantitaten von Holzſchrauben werden für dieſe verwendet: wie Schade, daß man dieſe öfters ſehr theuern Sachen entweder mit fremden, oder (was meiſtens der Fall iſt) mit inländiſchen inegalen Charnier-Schrauben verſieht! — Die mechaniſch erzeugten, nach Art der franzöſiſchen und Schweizer-Schrauben werden nach Syſtemen gearbeitet, welche bis auf den millimetre (den 30. Theil eines Wiener Zolles in circa) berechnet ſind. Die Gewindſtichel und alle zur Schraubmaſchine gehörigen Werkzeuge werden nach einem exacten und beſtimmten Maß ebenfalls mechaniſch verfertigt, ſo, daß, wenn die Ausführung des Mechanismus und die Werkzeuge durch einen in der Sache ſelbſt bewanderten Mechaniker bewerkſtelliget werden, das Product derſelben die Schrauben den Maſchinen entſprechen, und alle wie in eine Form gegoſſen werden müſſen. Die benachbarten, vorzüglich die ſteyeriſchen Eiſenwerke, ſind zu ſehr dazu geeignet, als daß es lange ausbleiben könnte, daß ſich Liebhaber zu einem ſo ehrenvollen und wünſchenswerthen Unternehmen zeigen werden, denn nach einer Berechnung des Hrn. J. Geilinger hier (Leopoldſtadt, Neugaſſe Nr. 182), Fabriks-Unternehmer aus der Schweiz, kann mit einem Capitalfond von 10—12/m fl. Conv. Mz. ein Attelier von 15—30 Arbeitern garnirt und unterhalten werden, welches ein ſicheres jährliches Benefice von 30 pro Cent, bey verſtändiger Anleitung, leicht tragen kann.

H. G.

Die Kriegsmacht der europäiſchen Regierungen beläuft ſich, nach den neueſten Berechnungen, auf 1,798,304 Mann im Friedens-, und 3,608,008 im Kriegsfalle. Ihre Seemacht biethet ein Total von 461 Linienſchiffen, 370 Fregatten, und 1,900 Kriegsſchiffen von kleinerer Form.

— M —

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Graffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wochentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 2 fl. WW., durch die k. k. Poſt 11 fl. WW. halbj. — Beyträge, beliebe man dem Redacteur (Franz Graffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Walliſhauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

76.

(Wien, Dinſtag, den 27. Juni.)

Ueber Conſtantinopel und das türkiſche Reich.

I.

Der Sultan gibt ſtets an Dinſtagen den Geſandten Audienz, weil ſich an dieſen Tagen der Divan verſammelt. »Wir traten in's Serail, ſagt der Verf. *), durch das auf der Seite der Sophienkirche ſich befindende Thor. Vor unſerm Zuge ging der Zug des Großveziers, bey dem wir einige Tage vorher Audienz gehabt hatten. Als wir nun im erſten Hofe, den man den Münzhof nennt, angelangt waren, ſtiegen wir von unſern Pferden, um in einen langen Gang zu treten, wo wir eine Viertelſtunde lang auf die Erlaubniß harrten, den zweiten, den Divanshof betreten zu dürfen. In dieſen Gang führt man jene, mit denen die Regierung unzufrieden iſt; hier warten ſie auf den Befehl, der ſie ihrer Aemter oder ihres Lebens beraubt. Es wäre, wie man uns ſagte, nichts Außerordentliches geweſen, einige aufgehängte Köpfe zu finden. In dieſem abſcheulichen Gange befindet ſich das Henkerzimmer, wo man mit den Köpfen etwas unangenehm verfährt.

Man ſagt, der Gebrauch, die Geſandten hier warten zu laſſen, ſey ein Beweis, daß der Großherr über das Leben derjenigen, die hier eingeführt werden, nach Belieben zu verfügen habe. Wir jedoch drangen ohne Weiteres in den Divanshof, wo wir einen Trupp Janitſcharen fanden, deren wunderliche Kleider unbeſchreiblich ſind. Es iſt die Gewohnheit, ſie an Audienztagen mit Butterreis **) zu bewirthen. Während wir im Marſch begriffen waren, gab der Commandirende das Zeichen, dieſe Speiſe zu verzehren, und augenblicklich ſtürzten die Janitſcharen wie hungrige Wölfe auf die von Entfernung zu Entfernung aufgeſtellten Schüſſeln. Die Eßwuth iſt ein Zeichen der Zufriedenheit mit der Regierung, was ſie oft bey derlei Gelegenheiten zu erkennen gaben, beſonders als ſie mehr gefürchtet wurden. Man verſichert, daß dieſe Ceremonie bey Gelegenheit eines Aufruhrs eingeführt wurde. Ein Janitſchar, dem es einfallen würde, nicht zu laufen, müßte den Spaß mit ſeinem Leben bezahlen.

---

*) Wir entlehnen dieſe Nachrichten aus: Voyage à Constantinople, von einem franzöſiſchen Schiffsprediger, welches eben in Paris erſchienen iſt, und manches Merkwürdige enthält. Wir haben nur dasjenige ausgehoben, was unſere Leſer in Kürze mit der jetzigen Lage des türkiſchen Reiches, mit den Sitten und Gebräuchen der verſchiedenen Bewohner deſſelben, dem Zuſtande der Hauptſtadt ꝛc. vertraut machen konnte; und ſelbſt dieſes durfte nur ſtellenweiſe geſchehen, da der Raum, dieſer Tyrann einer Zeitſchrift, uns Ausführlichkeit nicht erlaubt. Nebendinge, ſo intereſſant auch manche ſind, mußten überblättert werden. — m —

**) Dieſen Namen geben die Türken dem mit Fleiſch oder Hühnerbrühe bereiteten Reis, den Leute, die ein gewiſſes Vermögen haben, eſſen. Die Reiskörner, um gut zu ſeyn, müſſen, wie es bey den Levantinern geſchieht, weder zerdrückt, noch zerſotten, ſondern recht aufgegangen ſeyn.

Nachdem wir durch dieſe wirklich comiſchen Dinge beluſtigt worden waren, führte man uns in den Divan ein. Es iſt ein viereckiger, am Ende gewölbter Saal, der eben nicht herrlich iſt. Der Großvezier war bereits mit einigen Großen dort gegenwärtig. Die Großrichter von Europa und Aſien, der Großſchatzmeiſter ꝛc. ſaßen auf Sitzen ohne Lehne. Bald nachher erſchien der Großherr vor einem mit Eiſen vergitterten Fenſter von höchſtens 8 Fuß Höhe, welches ſich über dem Sitze des Großveziers, im Hintergrunde des Saales befand. Nachdem er ſich geſetzt hatte, las man mehrere Schriften in türkiſcher Sprache vor. Nach der Leſung entfernten ſich S. H., und man brachte gleich in den Divan ſelbſt mehrere Schüſſeln herein, wovon zuerſt der Großvezier, ſpäter die andern Miniſter und Herren, endlich unſer Geſandter und alle, die es wünſchten, etwas erhielten. Nachdem die Speiſerei geendet war, verließen wir den Divan, wo Alles recht bunt unter einander ging. Man betheilte den Geſandten mit einem herrlichen Pelze, und ſein Gefolge mit Kaftanen. Bald nachher holten ihn die Capidis-Bachgis*) ab, und führten ihn in den Audienzſaal, wo ſich der Großherr befand. Der erſte Dollmetſcher Frankreichs las die Beglaubigungsbriefe des Königs, nach welcher Ceremonie die Capidgis-Bachis ihn wieder in den Divan zurückführten, wo wir auf ihn warteten.

Wir kehrten alsdann ſogleich in den Münzhof zurück, wo wir das Vergnügen hatten, die Janitſcharen, den Großvezier und die Großen des ottomaniſchen Reiches mit ihrem zahlreichen Gefolge abziehen zu ſehen. Die größte Zahl der türkiſchen Herren war mit herrlichen Pelzen und Turbanen gekleidet, und ſaßen auf glänzend geſchmückten Roſſen. Nachdem ſich alle Welt entfernt hatte, verließen wir das Serail, und begaben uns nach der Marine, wo ſich der Zug trennte; ein Theil begab ſich nach Pera**), ein Theil nach dem Schiffe, welches S. Exc. mit neun Kanonenſchüſſen begrüßte, in dem Augenblicke, wo ſie über die Brücke gingen.

(Schluß folgt.)

---

*) Die Capidgis-Bachis ſind die türkiſchen Kammerherren; ſie nehmen die Geſandten und Jene, welche vor Se. Hoheit gelaſſen werden, unter den Arm, und zwingen ſie, vor und nach der Audienz eine tiefe Verbeugung vor Sr. Hoheit zu machen. Dieſe Capidgis-Bachis ſind mit der Vollziehung aller außerordentlichen Befehle des Sultans beauftragt. Sie heben die Truppen aus, wachen über die Lieferung der Eßwaaren, haben die Paſchas zu beſuchen, um Geld zu erhalten, ſie in die Verbannung zu führen, zu vergiften, zu erdroſſeln oder ihnen den Kopf abhauen zu laſſen, je nachdem ihr Befehl lautet.

**) Vergl. Conv. Bl. vor. Jahrg. 1. Bd. Nr. 8 über das diplomat. Corps daſelbſt.

Gaben des Comus; XXV.

1.) Sinngedichte.

Von Eduard Leben.

Macht der Schönheit.

In Jünglinge verwandelte die Greiſe
Die wunderſchöne Helena;
Gar manche kommt noch jetzt ihr nah,
Doch wirkt ſie auf verkehrte Weiſe. —

Die Weiber von Weinsberg.

Hoch ſtaunt ihr Weinsbergs Weiber an,
Daß unter ſolcher Laſt ſie aus den Thoren wandern?
Ihr glaubt wohl jede trug den eignen Mann.
O nein, es trug wohl Jede einen andern. —

Lohn der Frömmigkeit.

Aus dem Lateiniſchen des Profeſſor Stein.

Durch Troja's Brand, der Feinde wüthend Streiten,
Trug ſeinen Ahn Aeneas unverſehrt;
Mild haben ſich die Götter ihm bewährt,
Da ſie zum Lohn vom Weibe ihn befreiten.

Von W. Ring.

Der zärtliche Ehemann.

Auf des Lebens Dornenwege
Theilt er jede Noth mit ihr;
Neulich da bekam er Schläge,
Und er ſchlug zu Tod' ſie ſchier.

Entſagung.

Des Irdiſchen nicht mehr bedacht,
Entſaget Star dem Glück im Leben;
Weil Wohlthun hier ſchon glücklich macht,
Braucht keinem Armen er zu geben.

Entſchuldigung.

Es wundert dich, als Kunz ſein Weib begraben,
Daß keine Thrän' aus ſeinem Auge floß?
Wie ſollt' er denn der Thränen noch mehr haben,
Da er ſo viel, als ſie gelebt, vergoß!

Grabſchrift auf den Fleiſcher Feld.

Hoch verkaufte Meiſter Feld
Mag'res Fleiſch im Leben,
Jetzt muß er nun ohne Geld
Würmern fettes geben.

Von Haug.

An Pſyche.

Dein Bild — ich kann's nicht miſſen.
Ihm darf ich, ungeſeh'n,
Doch meine Glut geſteh'n:
Noch mehr, ich darf es — küſſen.

2.) Züge aus der Wirklichkeit.

Das ausgezeichnetſte Kunſtſtück, womit der berühmte Indianer die Pariſer überraſchte, war jenes non plus ultra mit dem großen zweiſchneidigen Schwerte, welches ſich der Gaukelkünſtler durch die Oeffnung des Mundes unverletzt in den Rachen ſtieß. Eine der anweſenden Damen fiel beym Anblick dieſer gräßlichen Scene in Ohnmacht. Ihr Begleiter brachte ſie ſogleich aus dem Saale an das geöffnete Fenſter eines nahen Zimmers, wo ſie ſich auch bald erholte. Als die Dame wieder die Augen aufſchlug, bemerkte ſie eine große Bewegung der Menſchen auf der Straße, die ſich mit viel Lärmen nach dem Platze hindrängten. Sie frug ihren Begleiter nach dem Grunde dieſer ungewöhnlichen Volksbewegung, und erhielt zur Antwort, daß eben ein Staatsverbrecher auf dem großen Platze hingerichtet werde. Ha, mein Herr! erwiederte die Zartfühlende, geſchwind Ihren Arm, laſſen ſie uns zur Execution eilen, denn meine aufgeſchreckte Phantaſie bedarf augenblicklich der Erholung. K—r.

Vor einiger Zeit begegnete Hr. v.** in Paris, der ſo eben eine Präſidentenſtelle erhalten hatte, dem Hofrathe von ***. Nun lieber Freund, ſagte er zu ihm: Gratuliren Sie mir, Se. Majeſtät hat mich ſo eben zum Präſidenten der —Stelle gemacht. — »Gottlob! erwiederte der Hofrath, man hatte mir geſagt, Er habe ſie nur dazu ernannt.

Nach einem Zeitblatte wünſcht ein Mann »als Magazinär, Kammerdiener oder ſonſt einen Namen habende Stelle zu erhalten« Ein Anderer erzeugt ſteinerne Geſchirre. Eine andere Zeitſchrift ſagt: Taſſo ſey durch Göthe's Drama und durch die griechiſche *) Ueberſetzung in Deutſchland bekannt worden. In einer andern Zeitſchrift wird das (ein) Schemnitzer Bergwerk, nach dem Naturel bearbeitet, zum Kauf angetragen: eben da ein Waſſerbaſſin mit »continuirlichem Waſſerſtrahl.«

Ein Antiquar beſitzt, nach ſeinem gedruckten Catalog: Maximis et Reflezionh morales du Dul de la Rochefaucold auxquelles a joint l'ouvrage intitule L'esprit des Esprits. 3 Partes en 1 vol. Secondedit., ornée du portrait de l'aneur 18. 8vo Postpap., und verkauft dieſes ſicher ſehr merkwürdige Buch um den billigen Preis von 3 fl. 15 kr. WW. —m—

In der Zeitung für die elegante Welt wird »Paris, wie es war, oder Gemählde dieſer Hauptſtadt und ihrer Umgebungen in den Jahren 1816 und 1817,« zweite wohlfeilere Ausgabe, 8. 1 Rthlr. 4 Gr. mit folgender Bemerkung angekündigt: »Gemählde von Städten, wie Paris, können nie veralten, deßhalb iſt dieſes Werk mit Fug und Recht zu empfehlen, und wird beſonders allen denen willkommen ſeyn, die von ſich rühmen dürfen: Auch ich war in Arcadien.« H—ch.

---

*) Grieſiſche.

In einer deutſchen Haupt- und Reſidenzſtadt wurde neulich ex officio bekannt gemacht: »Es ſeye der Militär-Verpflegs-Oberverwalter N. den 16. October 1819 mit Hinterlaſſung einer Witwe verſterben. Es haben demnach alle jene, welche an dieſe Verlaſſenſchaft aus was immer für einem Rechts-Grunde Anſpruch zu machen gedenken, ſich bis 12. Juni 1820 um ſo gewiſſer zu melden, widrigens nach Verlauf dieſer Zeit, was Rechtens iſt, damit wird vorgenommen werden. Da nun dieſer 12. Juni bereits vorüber iſt, ſo werden die Verlaßanſprecher auch ſchon wiſſen, woran ſie ſind. K.........

Die Nadelwunde.

Dic Acus, quid meam puellam
Illa candidula, illa delicata
Albis candidior manus ligustris,
Quid laeves digiti tenellulique
Tantum commeruisse vel patrare
Possunt, ut toties et hos et illum
Configas stimulo ferociente?
Ah! ne molliculas manus inepta
Ne laeves digitos et immerentes,
At potius stimulo acriore punge
Pectus, durius omnibus lapillis,
Durius scopulisque cautibusque.
Hic stylum altius altiusque fige,
Hic acuminis experire vires,
Quodsi mollieris meam puellam,
Dic quantum hinc referes superba laudem,
Hac te cuspide vulnerasse pectus,
Quod nullis potuit Cupido telis.
Joannes Bonefonius.

Gib mir, Nadel! einmal an,
Was die feine,
Liebe, kleine,
Mehr als Lilien weiße Hand,
Was die leichten, zarten Finger
Meines Liebchens denn gethan,
Oder Großes gar verbrochen,
Daß du beid' oft wund geſtochen!
Ach! die unſchuldigen Finger
Und die flaumenweiche Hand
Schone, Ungeſchickte; doch
Trotzend jedem Widerſtand,
Setze zu mit ſchärfern Stichen
Ihrem Buſen, härter noch,
Als Geſtein aus Marmorbrüchen.
Hier bohr tiefeſt ein den Schaft,
Hier verſuch' des Stachels Kraft.
Haſt mein Liebchen dann erweichet,
Sprich, was Stolze, dem Lob gleichet,
Einen Buſen mit der Spitze
Zu verwunden, den bis jetzt
Amor, dieſer brave Schütze,
Selbſt mit Pfeilen nie verletzt.
Ueberſetzt von Joh. Möſer.

Allgemeine Novelliſtik.

Im Leopoldſtädter-Theater wurde den 23. Juni zum erſtenmale gegeben: »Der Waffenſtillſtand«, Drama in drei Aufzügen, nach der Bearbeitung des Hrn. Caſtelli, aus dem Franzöſiſchen für dieſe Bühne eingerichtet. Alexis, Sohn des Iſlav, eines Ruſſen, ſteht in ſchwediſchen Dienſten. Sein General, Graf von Thurneſon, wird verwundet, von Iſlav aufgenommen, von den Ruſſen gefangen, frei durch Liſt, wieder gefangen durch Liſt, und wieder frei durch den Frieden. — Wie es ſich von ſelbſt verſteht, ſpielen Jslav und Alexis dabey Hauptrollen; auch die ſchöne Baſe Liska und der dumme Vetter Kiski. Das Stück führt im Franzöſiſchen den Titel: »Der Marſchall von Sachſen,« und hat einſt auf dem Theater de la Gaieté viel Glück gemacht. — Ohne eigentlichen Inhalt, locker, wie alle derlei Werke, in ſeiner Motivirung, hat es doch manches Gefällige; beſonders ſpricht der ritterliche galante Sinn der beiden Befehlshaber an. Selbſt Kiska hat gegen die gewöhnliche Natur der franzöſiſchen Bajazzo's wenig Abſtoßendes. — Die Darſtellung geſchah mit ſehr vielem Fleiße, und ging ſehr gerundet vor ſich. Das Drama hat gefallen. Deſſen ungeachtet würde überhaupt jede Direction wohl thun, auf deutſchem Boden ſich nach beſſeren Werken umzuſehen, als ſolche Producte aus der Fremde herüberzuziehen, die hier ohnehin jede örtliche und jede nationelle Beziehung, an denen die franzöſiſchen Theaterſtücke ſo reich ſind, und denen ſie die größere Summe des Beyfalles verdanken, verlieren. J. G.

Der Hohenloheiſche Baurath, Hr. Wilh. Glenk hier, hat ein Werk, deſſen Gegenſtand der geſammten Menſchheit von höchſter Wichtigkeit ſeyn muß, mit der ihm eigenen Scharfſicht und Gründlichkeit ausgearbeitet. »Sind die außer der Menſchenverſchuldung entſtehenden Plagen des Lebens: Mißwachs, Theuerung, Hungersnoth, Peſt, Viehſeuchen, Brandſchäden und viele andere Uebel eine bezweckte und nothwendige Einrichtung in der Schöpfung, ſo kann ſie,« ſagt der Verf. »kein Hülfsmittel ändern. Iſt aber ihre Einrichtung zur Erhaltung und zum Fortkommen ihrer lebenden Weſen geſchehen, und ſtehet es in der Macht der Menſchen, die in die Schöpfung eingelegten Hülfsmittel aufzufinden, und gegen zerſtörende Uebel zu benutzen, ſo liegt es an den Menſchen ſelbſt, ſie abzuwenden.« Der Verf. ſtellt dann den Verſuch einer Aufweiſung von Hülfsmitteln auf. Das erſte Capitel handelt von der Theurungsverhütung, Hungersnothabwendung, Wohlfeilheitsbeziehung; das zweite von den Peſtabwendungsmitteln in Mitwirkung der Quarantaine-Anſtalten. (Seit dem zehnten Jahrhundert iſt die Peſt 16 mal wiederkehrend einheimiſch geweſen. Man leſe die Geſchichte hierüber in der Moravia, 1815, Augustheft pag. 556 und Julheft pag. 471, nach der ſie über den ganzen Erdkreis ſich zerſtörend verbreitet, und den dritten Theil aller Lebenden weggerafft hat.) Drittes Capitel: Viehſeuchen-Einhaltungs- und Vorkehrungsmittel; Viertes Cap.: Verminderung der Brandſchäden ꝛc. (hauptſächlich durch einen ſchwerverbrennlich gemachten Holzeinbau in der Häuſerbauart und anderen Vorkehrungen). Es handelt ſich hier nur um eine allgemeine Anzeige des wichtigen Werkes, und darum, auf ſolches aufmerkſam zu machen. Das eifrige Streben des Verf. für Gemeinnützigkeit verdient den für die Wohlfahrt ihrer Nebenmenſchen Gleichbeſeelten angerühmt zu werden. Das Converſationblatt hat in Nr. 51 vom 1. April 1820 eine Anzeige über Hrn. Glenks Hausbädererrichtung bekannt gemacht. Ueber ſeine Induſtrie-Erweiterungsabſichten und Entdeckungen ſtehet in der Moravia Jahrg. 1816, Aprilheft Nr. 50 pag. 130 unter Anderm Folgendes: »Man erſtaunt billig über dieſen Reichthum an Erfindungen eines einzigen Mannes, beſonders wenn man bedenkt, daß mehrere derſelben Nummern wieder eine große Zahl Einzelner in ſich begreifen. Alle dieſelben ſind auf nützliche und für den Staat- und Privathaushalt wichtige Gegenſtände gerichtet, und wenn nur die Hälfte derſelben neu und bewährt gefunden, und nur einige derſelben von Unternehmern ausgeführt werden (denn alle zu realiſiren, dazu möchte das Leben des Erfinders ſelbſt zu kurz ſeyn); ſo könnte über die Nutzbarkeit ſeiner Erfindung auf Landes-Induſtrie kein Zweifel ſeyn, ſo wie jetzt ſchon die große Fruchtbarkeit ſeiner Erfindung'sgabe ein Gegenſtand des Erſtaunens iſt. Doch der Kreis ſeiner Erfindungen iſt noch nicht geſchloſſen.« Unter den Gedanken der Frau von Staël über die Deutſchen, im Converſationblatt 1820 Nr. 66 kommt auch folgender vor: »Die Deutſchen ſind die größten Grübler, die in der Stille die geiſtigen Schätze des menſchlichen Geſchlechts durchwühlen.« Aber nicht bloße Entdeckungen, ſondern ihre Anwendung zum Nutzen der Menſchen vermehren des Forſchers und Erfinders Verdienſt, das der obgenannte Verf. mit ſeinen Ergründungen aufzuſtellen und zu Stand zu bringen ſich anheiſchig macht, und in Vielem bisher zum Nutzen dargeſtellt hat. — Von des Hrn. Verf. vielen merkwürdigen Entdeckungen rc. werden wir in der Folge noch ſprechen. Er hat ſich bereits auch um die öſterreichiſche Monarchie verdient gemacht, ſo daß Se. Majeſtät, immer bereit das Verdienſt zu würdigen, ihm nebſt mehreren Belohnungen, für eine ins Werk geſtellte Erfindung mit zehn Tauſend Gulden zu belohnen geruhten.

Das Morgenblatt bringt folgende Volksliederchen aus Rio Janeiro zur Kenntniß.

1.

Já não quero mais amar
A razão eu bem a sei:
Conservo ainda sinaes
Dos grilhões, que eu arrastei.
Nada de amores
Eu quero mais.
Tirei por lucro
Gostos e ais.
Inda tiranna me lembro
Dos desgostos que passei.
Inda aos meus ouvidos soão
Os grilhões qu'eu arrastei.
Nada de amores
Eu etc. etc.
Das tirannias di amor
Eu nunca me esquecerei:
Nem dos ferros denegridos
Dos grilhões, que eu arrastei.
Nada etc. etc.

Nie mehr will ich lieben, nimmer!
Endlich freilich ward ich klug
Durch viel blutigrothe Male
Schwerer Ketten, die ich trug.
Nie mehr komme Liebe
Mir in den Sinn,
Seufzen und Thränen
War mein Gewinn.
Wohl erinnr' ich mich der Schmerzen,
Die, Tirannin! ich ertrug.
Noch hör ich die Ketten klirren,
Schwere Ketten, die ich trug.
Nie mehr komme Liebe rc. rc.

Nimmer heilen meine Wunden,
Die Tirannin Liebe ſchlug,
Und nie ſchwinden jene Male
Schwerer Ketten, die ich trug.
Nie mehr komme Liebe rc. rc.

2.

Do bello Marilia intento
Quebrar meu duro grilhão; —
Como posso desligar me
Se está preso o coração!
Cupido por ser travesso
Forjou a nossa união. —
Como posso separar me,
Se está preso o coração!

Umſonſt, o Molly, ringe ich,
Die Ketten zu ſprengen, mit Schmerz:
Wie könnt' ich mich ihnen entwinden?
Iſt doch gefangen mein Herz.
Cupido, der neckende Knabe,
Wand dieſe Feſſeln im Scherz,
Wie könnt ich von dir mich trennen,
Iſt doch gefangen mein Herz.

Auf der Halbinſel von Abcheron, auf der, vormals zu Perſien gehörigen, gegenwärtig aber mit Rußland vereinigten Provinz Schirwan, findet ſich auch nach neuen Nachrichten ein ſogeheißenes ewiges Feuer, welches ſeit undenklichen Zeiten, aus einer, etwa zwei Klaftern tiefen unregelmäßigen Oeffnung in einem fort hervorlodert. Dieſe, ſich bis zu einer Höhe von drei Klaftern erhebenden Flammen ſind von keinem Rauche noch von irgend einem Geruche begleitet. Bemerkenswerth iſt, daß jene ungefähr zwanzig Klafter breite Oeffnung lediglich aus einem Felſengrunde beſteht, und ſich fortwährend bey der gleichen Tiefe und Feſtigkeit erhält. An dem Rand jener Oeffnung keimt der ſchönſte Raſen, und in einer Entfernung von zwei Klaftern von dem Schlunde finden ſich zwei Quellen. Die Bewohner der Gegend erzeigen dieſem Feuer eine Art von Verehrung.

Aus den neueſten hier eingetroffenen Nummern der Bibliographie de la France erſehen wir, daß von Humboldts und Bonplands Reiſe wieder eine Lieferung erſchienen iſt: Partie botanique, 4me. subdivision. Mimoses et autres plantes légumineuses du nouveau continent; publ. par C. S. Kunth, 4me. livrais. Folio. 3 Blatt Text, und 5 Tafeln. Preis 18 Fr.; auf Grand-Colombier 60 Fr. — Zugleich wird dabey angezeigt, daß die 10te Lieferung der Melaſtomen, und die 4te der hiſtoriſchen Relation bereits unter der Preſſe ſind. — Von den bekannten Memoiren des Abbé Georgel iſt eine zweite Auflage in 6 Bänden erſchienen. Preis 36 Fr. — Von dem wichtigen Werke: Arts et métiers des anciens etc. par Grivaud de la Vincelle (gewiſſermaßen eine Ergänzung der Werke des Montfaucon, Caylus, d'Agincourt ꝛc.) hat die 4. Lief. die Preſſe verlaſſen. Preis 15 Fr.; auf Velin 30 Fr. Dieſes ſchätzbare Buch wird aus 15 Lief. beſtehen. — Caſtil-Blaze hat ein intereſſantes Werk, betitelt: De l'Opéra en France herausgegeben. Es hat zwei Bände in 8. mit 14 Kupf. Preis 13 Fr.; auf Velin 24 Fr. — Aus Nr. 19 der Bibliogr. entnehmen wir, daß es zu Paris jetzt eine Librairie polémique gibt, rue Neuve-saint-Marc. Nr. 17. Das dürften ſie gegenwärtig ſo ziemlich wohl alle ſeyn: es iſt aber ſehr aufrichtig, ſich auch ſo zu firmiren, wie man iſt. Gſr.

Des eintretenden Feiertags wegen wird die Donnerſtag-Nummer Freitag ausgegeben.

Converſationblatt 1820, drittes Quartal.

Bey dem eintretenden Ende des zweiten Quartales laden wir zur geneigten Pränumeration auf das dritte ein. In wie ferne wir in dieſem erſten Halbjahr unſer Verſprechungen erfüllt haben, bleibe dem Ermeſſen der geehrten Leſer überlaſſen. Unſer Blatt iſt bereits ſo glücklich, in der öſterreichiſchen Monarchie, in ganz Deutſchland und dem übrigen Auslande einen ſo vortheilhaften Ruf zu genießen, daß es des Selbſtlobes nicht bedarf. Iſt unſre Zeitſchrift an Gehalt und Intereſſe ſeither augenſcheinlich geſtiegen, ſo ſoll und wird dieß durch vermehrte Quellen und Verbindungen, und den durch gekrönte Erfolge erhöhten Eifer der Redaction, auch fortwährend der Fall ſeyn. Beſonders werden wir, dem Wunſche ſo vieler, vorzüglich weiblicher Leſer gemäß, von nun an auch auf leichtere hiſtoriſche und unterhaltende Aufſätze Rückſicht nehmen. Der, verhältnißmäßig ſehr geringe Preis dieſes Blattes bleibt derſelbe; ſammt Beylagen, Kupfern, Muſikblättern ꝛc. 7 fl. WW. vierteljährig, durch die k. k. Poſtämter 17 fl. WW. halbjährig bey nummernweiſer Verſendung. Man kann auch von dem erſten und zweiten Quartale noch alle erſchienenen Nummern, auch jedes Quartal einzeln, um den Pränumerationspreis erhalten. Redaction u. Verlag.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Graffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 17 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Conversationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

77.

(Wien, Freitag, den 30. Juni.)

Techniſche Neuigkeiten, von A. R. v. Flammenſtern.

XII *).

Kempelens Schachmaſchine, die ihrem Erfinder ſo viel Ehre machte, iſt durch den Mechanikus Bayer, in Augsburg, dergeſtalt wiedergegeben, daß dieſe alles das leiſtet, was uns an der Kempelen'ſchen ſo in Bewunderung ſetzte. Bayer hat dieſe ſeine Schachmaſchine in öffentlichen Blättern zum Kaufe ausgebothen. Sollte aber auch hier, wie man der Kempelen'ſchen Maſchine zum Vorwurfe macht, die Hulfe eines (verſteckten) Menſchen nothig ſeyn, ſo durfte die Maſchine allein dem neuen Eigenthümer wenig nützen. Beynahe zu gleicher Zeit iſt von einem andern Mechaniker Kempelens Sprachmaſchine neu und in anderer Form wiedergegeben worden. Dieſe Maſchine iſt eigentlich eine Spiel-Sprach-Uhr, und gegenwärtig in Lemberg zur Schau ausgeſtellt. Sie gibt auf ſiebenzehn Fragen in deutſcher und auch pohlniſcher Sprache förmlich Antwort, und trägt auf Verlangen mehrere muſicaliſche Stücke vor. Ein neuer Beweis, daß Alles, was Menſchenhände machen, da, wo Genie und Erfindungsgeiſt walten, ohne gegenſeitige Mittheilung, durch Menſchenhände nachgemacht werden kann.

Endlich dürften die Zinkblech-Dächer, die im Auslande ſchon ſeit längerer Zeit von den meiſten Oeconomen ihrer Wohlfeilheit und Dauer wegen den Ziegeldächern ſowohl als der Eindeckung mit Kupfer vorgezogen wurden, auch hier allgemein Eingang finden, da der Hauptanſtand: ohne viele Umtriebe, die hiezu nöthigen Zinktafeln zu erhalten, nunmehr gehoben iſt. Die hieſige Großhandlung Malvieux liefert auf Beſtellung aus einer inländiſchen Fabrik die zu derlei Dächern erforderlichen Zinktafeln von 15 bis 20 Zoll Breite, und 36 bis 72 Zoll Länge, geeignet zur Bedachung, zu Dachrinnen und zu Waſſerröhren, im Preiſe von 15 bis 20 kr. C. M. für den Wiener Quadratſchuh in beliebiger Menge; und der hieſige Spenglermeiſter, Carl Demath, der ſchon mehrere dergleichen

---

*) Von dieſen, ſowohl dem Techniker ſelbſt, als dem Leſepublicum überhaupt gleich intereſſanten Nachrichten ſind in dieſem zweiten Quartale ſechs Lieferungen erſchienen; die frühern ſind in dem erſten Vierteljahre dieſes zweiten Jahrgangs enthalten. D. Red.

Zinkdächer im Auslande verfertigte, biethet ſich zur Aufſtellung derſelben an. Der Hauptvortheil liegt bey Anwendung dieſer Zinkdächer darin, daß ſie nur einen ſchwachen Dachſtuhl erfordern, und weit dauerhafter als ſelbſt die ſo koſtſpielligen Kupferdeckungen ſind. Mir iſt unbekannt, von welcher Fabrik Malvieux die Zinktafeln bezieht; doch übergehen kann ich es nicht, daß ich bereits vor zwei Jahren bey einem artiſtiſchen Ausfluge nach Gutenſtein, auf dem Fabriks-Etabliſſement zu Fahrafeld, den talentvollen Brüdern von Roſthorn gehörig, Zinkblech in größerer Menge verfertigen ſah.

Der K. B. Kreisinſpector Voit hat Dächer von Meſſingblech in Vorſchlag gebracht. Nächſtens hierüber ein Mehreres.

Um mein Wort wegen der Beſchreibung des für Zeichner, Mahler und Beſitzer von Gemählde-Sammlungen gleich wichtigen Graphiſchen Pantoscope (Conv. Bl. Nr. 36 l. J.) zu löſen, ging ich letzthin zu Wolffſohn. Zwei derlei Pantoscope ſind bereits auf Beſtellung zur Ablieferung vorgerichtet; aber W. ſieht noch dem Privilegium entgegen, und bis zu deſſen Erfolg müſſen ſich die Leſer des Conv. Bl. mit der Beſchreibung dieſer intereſſanten Maſchine ſchon gedulden. Zugleich ſahe ich aber zwei andere neue Erfindungen dieſes geſchickten Mechanikers, bey denen es wirklich ein Vergehen an der leidenden Menſchheit wäre, die Kunde derſelbe der Publicität zu entziehen. Die erſte dieſer Erfindungen, welche, meines Wiſſens, noch in keinem öffentlichen Blatte berührt wurde, iſt eine originelle Art: Streckmaſchinen (mit der Maſchine Rachiorte, Conv. Bl. Nr. 27 l. J. nicht zu verwechſeln), um ſchief gewachſenen Menſchen den vollkommenen geraden Wuchs zu geben. Die hier angebrachte Mechanik iſt ungemein ſinnreich, und dürfte nur in ſeltenen Fällen die gehoffte Wirkung nicht leiſten. Wolffſohn hat laut ſeinen mir vorgezeigten Büchern ſeit 11 Monaten 35 dieſer Streckmaſchinen an Individuen von verſchiedenem Alter abgegeben, wovon, nach des Künſtlers Angabe, ſechszehn, mithin beynahe die Hälfte, ganz hergeſtellet ſind. Was ſehr lobenswerth iſt, und jeden Schein von Charlatanerie oder Prellerei weit entfernt hält, beſteht darin, daß Wolffſohn ſich bey Abnahme der Maſchine nur die Hälfte des Preiſes ſogleich bezahlen läßt, die andere Hälfte aber erſt nach bewirkter gänzlicher Herſtellung des betreffenden Individuums in Anſpruch nimmt. Auch hat nun Wolffſohn fur alle ſeine Maſchinen ꝛc. beſtimmte Preiſe feſtgeſetzt, was er freilich ſchon viel früher hätte thun ſollen, denn durch eine immer wechſelnde Preisbeſtimmung mußte er den Groll derer auf ſich laden, die Gegenſtände theurer, als oft den nächſten Tag ſchon, Andere bezahlen mußten. Die zweite neue Erfindung Wolffſohns iſt ein verbeſſertes Schwungbett oder Aufhebmaſchine für ſchwer Erkrankte. Das Originelle beſteht darin, daß man dieſe Maſchine an jedes Bett befeſtigen kann, und dadurch in den Stand geſetzt wird, den Kranken viele Bequemlichkeit zu verſchaffen, ihn ohne Beſchwerde nach allen Seiten zu wenden, das Bett nach Belieben oder Nothwendigkeit aufzubetten, und was auf Reinlichkeit Bezug hat, beſorgen zu können, ohne den Kranken läſtig zu fallen.

Friedrich Voigtländer, einer unſerer geſchickteſten Mechaniker und Optiker, den man unter Anderm den Mikrometer, um die Feinheit der Schafwolle zu beſtimmen verdanket, hat nun auch ein Inſtrument zur Unterſuchung der Dehnbarkeit der Schafwolle erfunden. Da man mittelſt dieſes Inſtruments die Güte der Wolle in Anſehung ihrer Dehnbarkeit am richtigſten ermeſſen kann, ſo dürfte es Herrn Voigtländer an Abnehmern nicht fehlen.

Nächſtens werden wir hier das Dampfboot die Donau ſtromaufwärts fahren ſehen. Es iſt zu wünſchen, daß die von Hrn. Girard hierbey angebrachten Verbeſſerungen dem beabſichtigten Zweck vollkommen entſprechen mögen. In Nordamerica hat man bereits die Erfindung in's Werk geſetzt, vermittelſt der Kraft eines Dampfſchiffes die Flußbetten zu reinigen, nämlich die hindernden Maſſen im Fahrwaſſer los zu machen, zu zertheilen, und ſie durch die Gewalt der Ebbe mit dem natürlichen Abſtrom der Gewäſſer vereinigt, fortzuſchaffen, und ſo das Fahrwaſſer immer offen zu halten.

Auch Löberſorger iſt mit ſeinem bloß durch den angebrachten künſtlichen Mechanismus, ohne Anwendung thieriſcher oder Feuerkräfte ſtromaufwärts fahrenden Schiffe, hier angekommen, und wird in Kurzem von hier die Fahrt ſtromaufwärts fortſetzen. Da er in den untern Gegenden mehrere Getreideladungen ſtromaufwärts führte, ſo hat ihm nun die Erfahrung manche zweckmäßige Abänderung der früheren Conſtruction an die Hand gegeben. Die weſentlichſte bringt den Vortheil, daß auch da wo der Ankergrund fehlt, das ſtromaufwärts fahrende Schiff durch die Strömung nicht zurückgedrückt werden kann. Ein Mehreres, ſo wie Hr. Löberſorger die Fahrt fortgeſetzt hat.

Der Engländer Parker hat eine Maſchine erfunden, um den Rauch der Dampfmaſchinen abzuleiten, oder vielmehr in ſich ſelbſt zu verzehren. Man hat bereits in London derlei Apparate an Brau-Keſſeln angebracht, und ſie haben der Erwartung ganz entſprochen. Da, wo in Städten viele Dampfmaſchinen beſtehen, wie z. B. in London, das in beſtändigen Dampf gehüllet iſt, dürfte für die Geſundheit der Bewohner dieſe Erfindung unſchätzbar ſeyn.

Jeder Zweifel, daß die Umſchiffung Africa's nicht ſchon in graueſter Vorzeit Statt gefunden, dürfte nun dadurch beſchwichtiget werden, daß man im abgewichenen Jahre auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung beym Aufgraben eines großen Kellers den Rumpf eines von Cederholz gebauten Schiffes gefunden hat, und alle Vermuthung dafür ſpricht, daß dieſer Rumpf ein Ueberbleibſel eines phöniziſchen Fahrzeuges ſey.

Mancher zahnloſen Schönen unſerer Kaiſerſtadt wird es angenehm ſeyn, zu vernehmen, daß es dem hieſigen Zahnarzt Löfler gelungen iſt, ſich in die Kenntniß der von den Franzoſen zur höchſten Vollkommenheit gebrachten Erfindung: künſtliche mineraliſche Zähne zu verfertigen, zu ſetzen. Da dieſe Zähne ſich vor den bis jetzt üblichen künſtlichen derlei Surrogaten durch ihre Dauer, da ſelbſt die ſtärkſte ätzende Säure ſie nicht angreift, ſo wie durch ihre Geruchloſigkeit auszeichnen, auch Herr Löfler die Haltbarmachung derſelben mit Gold- oder Platina-Federn, und nicht zum Nachtheile der nebenſtehenden Zähne durch Einbindung bewirkt, ſo dürfte dieſe Erfindung und Methode bald die früher beſtandenen verdrängen. Eben erſehe ich aus einer öffentlichen Ankündigung, daß auch der hieſige geſchickte

Zahnarzt Caliga metalliſche Zähne ankündiget; ob er aber auch Löflers Einſetzungsmethode befolgt, iſt mir unbekannt.

Letzthin erwähnten öffentliche Blätter der im Bergiſchen beſtehenden Knochenmühlen, auf welchen Thierknochen zerſtampft und pulveriſirt, und dann als Knochenmehl als ein vorzügliches Düngemittel verwendet werden. Von beſonderm Nutzen muß dieſes Mehl als Dünger ſeyn, weil die Thierknochen, außer den Fett- und Oehltheilen, hauptſächlich kalkartige Subſtanz enthalten. Nach dem rhein. weſtphäl. Anzeiger bewirken 100 Pfund Knochenmehl in dortiger Gegend das nämliche, was zehn Karren Dünger bewirken. In Sollingen koſten 100 Pfund Knochenmehl drei Rthlr., zehn Karren Dünger aber fünf Rthlr. Da jede Stampfmühle zur Erzeugung des Knochenmehls vorgerichtet werden kann, ſo wäre es intereſſant, auch hier Verſuche mit der Dungkraft dieſes Erzeugniſſes zu machen, und zu wiſſen, wie das Verhältniß der Preiſe mit dem Dünger hierlands iſt.

Die in öffentlichen Blättern als bemerkenswerth angeführte Erfindung des ſchwediſchen Majors Blom: hölzerne, bewegliche Häuſer zu bauen, die man auseinanderſchrauben, leicht transportiren, und in einem Tage wieder aufſtellen kann, iſt der vor mir liegenden Beſchreibung nach, die bey uns ſchon lang bekannte Conſtruction der hölzernen ſogenannten Laborir-Hütten, deren man ſich bey den meiſten Artillerien im Felde bey Belagerungen bedient, um in ſelben die nöthige Munition zu erzeugen. Sie ſind auch, meines Wiſſens, eben ſo bey der franzöſiſchen Artillerie eingeführt. Neu iſt aber immer die Anwendung dieſer hölzernen, beweglichen Hütten, reſpective Häuſer für das civiliſtiſche Leben.

Allen Dactyliognoſten muß die Kunde angenehm ſeyn, daß wir gegenwärtig in Wien einen Künſtler beſitzen, der uns die Gemmen, Cameen, dieſe Markſteine der Kunſtgeſchichte grauer Vorwelt, mit ſolch einer Reinheit, Zartheit in den Umriſſen, Gediegenheit und plaſtiſcher Fülle in entſprechenden Paſten wiedergibt, die oft ſelbſt das Original in den Schatten ſtellen. Es iſt dieß der Profeſſor Pikler aus Rom, ein Bruder des im Gebiethe der Dactyliothek ſo rühmlich bekannten Giovanne Pikler, deſſen Gemmen-Paſten von allen Dactyliologen jenen eines Lippert, Wedgwood und Bentley vorgezogen werden. Ich behalte mir vor, nächſtens mehr hierüber zu ſagen.

……

Ueber Conſtantinopel und das türkiſche Reich.

I.

(Schluß von Nr. 76.)

Die Geſandten der mächtigſten Nationen werden in Conſtantinopel wenig beachtet; ſie ſehen den Sultan nur einmal, nämlich am Tage, wo ſie ihre Beglaubigungsbriefe abgeben. Dieſe Aufnahme ſelbſt iſt äußerſt zurückſetzend. Der Großvezier iſt für ſie nur zweimal ſichtbar, d. h. am Tage ihder Ankunft und ihrer Abreiſe, und immer mit einer wenig ſchicklichen Etiquette und Verzögerung; indeſſen hat doch auch hier das Intereſſe über alle dieſe Beleidigungen geſiegt.

Die Türken laſſen die Könige in allen Acten als Bittende ſprechen. Ihre Verachtung für Alle, die nicht ihrer Religion ſind, iſt ſo groß, daß ſie ſich ein Geſetz daraus machen, Niemanden, was er auch ſeyn mag, den Vorzug zu gonnen. Ueberall nehmen ſie den Ehrenplatz, und immer mit einer affectirten Selbſtſchätzung. Dieß iſt die bey dem Empfange der Geſandten übliche türkiſche Etiquette. Niemals ſteht ein Turke ſelbſt vor dem angeſehenſten Chriſten auf. Wenn man ihnen ſeine Ankunft meldet, begeben ſie ſich in ein anderes Gemach, damit es nicht ſcheine, als ſeyen ſie vor ihm aufgeſtanden, und kommen denn mit der größten Gleichgültigkeit, ohne ihn faſt zu grußen, wieder herein. So geht es auch bey den Audienzen der Großveziere.

Die Beſchreibung des Serails oder Pallaſtes und des Harems, Weiberſchloß des Sultans, übergehen wir; nur verdient als eine Merkwürdigkeit angeführt zu werden, daß man unter den Schätzen im Serail die Fahne Mahomeds, die aus grüner Seide gemacht iſt, aufbewahrt, woraus man ſie niemals als in Kriegszeiten zieht Sie wird von Emiren bewacht, und nur ein Emir darf es wagen, ſie anzugreifen. Mit den Schätzen des Serails könnte man ein Königreich erkaufen. Das Gold und Silber des Reichs, die Geſchenke der Geſandten, Alles wird hier für immer oder doch für lange Zeit vergraben. — Man weiß, daß ſich im Serail ein Manuſcript der ganzen römiſchen Geſchichte des Titus Livius befindet. Vergebens hat man ſich aber alle Muhe gegeben, es zu erhalten. Schade, daß dieſer Schatz in ſo ſchlechte Hände gerathen iſt, jammerſchade, wenn die Flammen oder Würmer ihn zerſtörten.

Wenn eine Türkin heirathet, wird ſie mit großen Ceremonien von ihren Verwandten und Freundinnen, verheirathet oder unverheirathet, ins Bad gefuhrt. Je vornehmer die Perſon iſt, je mehr Leute gibt es, da die Neugierde die Weiber lockt. Einmal im Bade angekommen und ausgekleidet, reichen ihr zwei Jungfrauen die Hände, um ſie zu empfangen. Dieſe Geſellſchaft geht mehreremale um das Bad, begleitet von Frauen und Mädchen, die das Hochzeitgedicht ſingen.

Von der Vermählung der Griechen und Armenier ſpricht Lady Montague in ihrem vierten Briefe ſehr ausführlich, worauf wir unſere Leſer verweiſen. Merkwürdig iſt die ſogenannte Capin- oder Cabinehe. Es iſt im Grunde nur ein Uebereinkommen der zwei Partheien für einen beſtimmten Preis, 14 Tagen, ein, zwei, drei Monathe, ein Jahr u. ſ. w. mehr oder weniger Zeit mit einander zu leben. Man kennt in Conſtantinopel keine Mädchenhäuſer. Daher die Cabinsehe, um ein Weib zu haben, erforderlich iſt. Um dieſe Ehe vollziehen zu können, muß man zuerſt die Einwilligung der Braut haben, nachher gibt man ihr oder den Eltern die übereingekommene Summe. Iſt dieſes geſchehen, ſo wendet man ſich an den Prieſter der Gegend, die man bewohnt, der mit der Einwilligung der Partheien und Eltern ihnen den ehelichen Segen gibt.

Die Krone des osmanniſchen Reiches beſitzt ſeit mehr als ſechs Jahrhunderten das Haus der Osmanli. Der Titel eines Sultans wird nur dem auf den Thron gebohrnen Furſten gegeben. Die Ordnung der Thronfolge ruft immer die älteſten Fürſten auf den Thron; während dieſer Zeit bleiben ſie im Serail verſchloſſen, und haben für alle Geſellſchaft nur einen Lehrer, der ſie in der Kenntniß des Corans unterrichtet, und einen Diener, der ihren Kaffeh macht. Man kann ſich leicht vorſtellen, daß dieſe Erziehung nicht geeignet iſt, den osmanniſchen Fürſten große Regentenanſichten zu geben. Die Sultane können nur während ihrer Regierung männliche Kinder haben. Die, welche in der Zeit ihrer Gefangenſchaft erzeugt werden, müſſen ſogleich ſterben. Durch dieſe grauſame Politik ſucht der türkiſche Hof die Unruhen zu verhindern, welche die Fürſten des kaiſerlichen Geblüts veranlaſſen könnten, wenn ſie frei wären.

Der Divan bildet den Staatsrath und das höchſte Gericht der öffentlichen Juſtiz; er wird von dem Großvezier an der Stelle des Sultans präſidirt, der incognito den Sitzungen des Divans beywohnt. Der Vezier empfängt alle Bittſchriften, läßt ſie leſen, und ſpricht ſein Urtheil, worauf gewöhnlich die Vollziehung erfolgt. Man decretirt ſie, indem man das Gericht anweiſt, welches über die Angelegenheit zu entſcheiden hat. Dieſe Ceremonie wird auch in Anweſenheit der Geſandten befolgt, wenn ſie in den Divan kommen, um die Stunde abzuwarten, wo es dem Sultan beliebt, ihre Beglaubigungsſchreiben anzunehmen.

Die Macht des Großherrn iſt zwar freilich unbeſchränkt, aber im Allgemeinen iſt es ein großer Fehler, den Deſpotismus des Kaiſers nach der Leichtigkeit, die Köpfe abſchlagen zu laſſen, zu berechnen. Nichts iſt ſo groß, ſo mächtig, als ſein äußerlicher Glanz, ſein Titel; aber alles dieſes iſt nur das Gerüſt einer Macht, die mit der erſten Caprice der Miliz und der Ulemans verſchwinden kann.

Wirklich iſt der Herrſcher dieſen zwei mächtigen Corporationen preisgegeben, die immer über ihn befehlen können, wenn ſie ſich gut miteinander verſtehen. Die Ulemans, durch ihren erſtaunlichen Einfluß auf den Geiſt des Volkes, und die große Leichtigkeit die ſie beſitzt, ſie nach Belieben zu beherrſchen, wenn ſie einmal die Miliz in ihr Intereſſe gezogen haben, kann der Großherr nicht mehr hoffen, angehört zu werden. Er wird alsdann der ſchwächſte Mann ſeines Reichs, und es iſt nicht ſelten, ihn vom Throne in den Kerker, oder zum Tode wandern zu ſehen.

Eine ſo gefährliche Lage bekettet natürlicherweiſe ſelbſt den Willen des heißeſten Fürſten, er muß ſich genau an die Ulemas anſchließen, wenn er ungehindert die Macht eines unbeſchränkten Herrſchers ausüben will. —m—

Allgemeine Novelliſtik

Im k. k. pr. Schauſpielhauſe an der Wien wurde den 24. d. zum erſtenmale gegeben: »Bohrerls Dienſtfertigkeit,« locales Luſtſpiel in drei Aufzügen. (Der Verfaſſer hat ſich nicht genannt, die Sage bezeichnet ein Mitglied dieſes Theaters.) — Das Stück hat ſehr gefallen, und dürfte öfters Caſſa machen. Es hat manches ſehr Gelungene, und manches ſehr Tadelnswerthe. Es zeugt einerſeits von dem Mangel des Verf. an äſthetiſcher Erkenntniß, und andererſeits wieder von ſehr hoffnungsvoller Anlage zu dieſem Dichtungszweig; welches um ſo erfreulicher iſt, als die Leopoldſtädter-Bühne, ſo ſehr um Volksdichtung verdient, ſich ſeit einiger Zeit von dieſer ſchönen Beſtimmung ein wenig verirrt zu haben ſcheint. Nicht das, was gefällt, iſt immer gut, ſondern das, was gefallen ſollte. Denn wäre der Gegenſatz wahr, ſo wäre das Gefallen des Pöbeltroſſes eben ſo richtiger Kunſtgehaltsbürge, als jenes der höchſtgebildeten Claſſe. Der Verf. des Bohrerl hat die Grundidee manch anderer Stücke, und ſelbſt Conturen ihrer Charactere benützt. Der Neid wird es hart an ihm tadeln. Zu loben iſt es nicht, doch iſt es ein Erſtlingswerk, und Nachahmung an ſolchem verzeihlich. — Das Luſtſpiel hat eigentlich keine Einheit der Handlung; es iſt nur ein Aneinanderreihen von Situationen um einen Character beſchäftigen zu können. Laſſen wir aber auch den philoſophiſchen Begriff über Einheit: »Einheit hat Alles, was ſich unter ein Ganzes faſſen läßt,« hier gelten, ſo enthebt dieſes das Stück des Vorwurfs dennoch nicht; denn entweder iſt Bohrerl die Achſe der Handlung, oder es iſt ſie die Familie Rehfeld. Iſt es dieſe, ſo iſt die Familie des Barnabas Gut (auch aus andern Gründen) eine bey den Haaren herbeygezogene Epiſode; iſt es aber Bohrerl, ſo gehört der Heirath wegen dieſe Familie eng zur Handlung, dann iſt ſie aber zum Schaden der Motivirung vernachläſſiget, und unklug, die Familie Rehfeld zu ausgedehnt bedacht. — Der Character des Bohrerl hat ungemein viele echt comiſche Beſtandtheile. — Wie er zuerſt auftritt, hat er nichts Mitleidswerthes ꝛc. an ſich. Aber über dem Bemühen des Verfaſſers, an Bohrerl das Comiſche zu mehren, wird er erbärmlich und verächtlich. Statt den lüſternen Sinn nach wohlbeſetzter Tafel lächerlich zu halten, läßt ihn der Verfaſſer nur gar zu bald zum elenden Schmarotzer, zum verächtlichen Hungerleider herabſinken. — Es iſt echt comiſch, wenn ein Menſch, beleidigt, daß er in gerechten Zorn ausbrechen ſollte, die Beleidigung vergißt, um einen Sinnentrieb zu befriedigen, deſſen Befriedigung die Schwere der Beleidigung nicht aufwiegt, alſo ein Opfer bringt, was zu bringen ſich der Mühe nicht lohnt. Kehrt aber dieſe Situation, wie hier, ſo oft wieder, ja bleibt ſie, wie hier, anhaltend, ſo iſt das Signal zur Vergleichung gegeben; wir finden die Menſchheit entwürdigt, wir können nicht mehr lachen. — Noch weit ſchwerer verdient die Familie des Barnabas Gut dieſen Tadel. Einmal iſt es ſchon kein Gegenſtand des Comiſchen, eine moraliſch und bürgerlich geſunkene adelige Familie im Zuſtande der Herabwürdigung zu zeigen. Statt lächerlich, iſt es verächtlich, Kinder von Eltern wie Trödelwaare beachtet zu ſehen. Die Situation der Sigismunde mit Bohrerl mahnt an einer Frau zu auffallend an thieriſchen Trieb; comiſch würde dieſe Situation nur an einer verliebten Witwe. — Die Heirath des Bohrerl mit einer Tochter des Barnabas Gut thut doppelt wehe. Der Character der Braut bedingt das Unglück des Bohrerl, was er nicht verdient, und ſchon an und für ſich nicht comiſch iſt. Die Lage des Bohrerl ſteigert noch die Mahnung an die Herabwürdigung der adeligen Familie, und an den Wechſel alles menſchlichen Glückes; — an und für ſich Widerſpruch des Comiſchen. Die verächtliche Meinung Rehfelds über den Schauſpielerſtand verletzt; es iſt ein Tadel, der eine ganze Gattung trifft Eben ſo verletzt das gar zu Gemeine, z. B. Watſchen,« »Prügeln wollen,« »das wiederkehrende Verſtecken unter den Tiſche u. ſ. w. An ſolcher Gemeinheit ſcheiterte Anna, von deren gelungener Zeichnung man ſich Anfangs viel verſprach. So viel Tadelnswerthes aber auch dieſes Stück hat, ſo hat es auch wieder manches ſehr Gelungene. — So iſt die Scene mit Born an dem Mauthſchranken echt comiſch; ſo die Scene als ehemaliger Militär mit Sorben u. ſ. w. Das Stück hat oft treffenden Witz. Das Unglück des Verf. war, daß er nicht zu enden wußte; ſein Glück, daß das Gute gegen die Actſchlüſſe hinfiel, oder zu einer Zeit hervortrat, wo das Tadelnswerthe ſchon einen Grad erreicht hatte, daß über ihn hinaus keine Nachſicht mehr möglich, und der Ausbruch des Mißfallens unabwendbar geweſen wäre. Die Darſtellung ging durchaus ſehr lobenswerth vor ſich. Rehfeld war heute wieder ganz vorzüglich an ſeinem Platze, ſo wie auch Anna; leider ſtand ihre Rolle im Hintergrunde, und mußte in ſich ſelbſt zerfallen. Der Schauſpieler, welcher den Bohrerl gab, verheimlicht ſeine Muſter nicht; er ſollte es mehr, wenigſtens in der Betonung. Lebendigkeit, Liebe zur Sache, glückliches Gedächtniß und Organ zeichnen ihn aus. — Allen Bühnen, die Geld benöthigen, wäre das Stück zu empfehlen, aber auch dem Verf. vor der Abſendung: Umändern und Streichen.

J. Ganz.

Eines der neueſten Erzeugniſſe des überaus thätigen lithographiſchen Inſtitutes hier (Michaelerplatz) iſt das Portrait des jüngſt verſtorbenen Prieſters und Generalvicars der Liguoriſten: Hofbauer. Es empfiehlt ſich durch Aehnlichkeit und ſchöne Ausführung. —r.

Von Hrn. Prof. Mikan's Reſultaten ſeiner naturhiſtoriſchen Forſchungen in Braſilien iſt das erſte Heft unter dem Titel: Delectus Florae et Faunae Brasiliensis, hier erſchienen. Es iſt mit lithographiſchen Abbildungen geziert, und Sr. Durchl. dem Herrn Fürſten Metternich gewidmet. Um die vorzügliche Schönheit des Druckes zu bezeichnen, reicht es hin, zu ſagen, daß es aus der Officin des Hrn. Strauß hervorging. Das Papier iſt Velin, das Format groß Folio. —r.

Die Penſions-Anſtalt für die Witwen und Waiſen der Advokaten im Königreiche Baiern hat nach einer dem k. Staatsminiſterium vorgelegten Berechnung für das Jahr 1818—19 durch ſtrenge Sparſamkeit und ein ſehr thätiges Bemühen, ihren Fond neuerdings um 10,000 fl vergrößert, ſo daß dieſer bereits auf eine Summe von 143,537 fl. 52 kr. ſich erhöht hat. Die Laſten hatten ſich aber bedeutend vermehrt; 68 Witwen, 78 einfache und 22 doppelte Waiſen bezogen an Penſion und Erziehungsbeyträgen eine Summe von 9935 fl. 36 kr. —m—

Die Zeitung für die eleg. Welt berichtet aus Griechenland: »In Paris, wo noch vor fünf bis ſechs Jahren nicht über acht Griechen zu finden waren, befinden ſich dermal ihrer mehr als ſechzig, alle in der Abſicht, ſich in ihren Studien zu vervollkommnen. Auch die Univerſitäten Italiens und Deutſchlands zählen ihrer eine bedeutende Anzahl. Zu Piſa allein ſtudiren ihrer ſechzig. Was ſie ganz vorzüglich nach dieſer Stadt hinlockt, iſt die Gegenwart des Erzbiſchofs Ignaz, eines ehrwürdigen Prälaten, der ſich durch die Reinheit ſeiner bey verſchiedenen Anläſſen in Ausübung geſetzten religiöſen und politiſchen Grundſätze um das griechiſche Vaterland nicht weniger als um die Kirche große Verdienſte erworben hat. In der Regel aber wählen die Griechen zu ihrer wiſſenſchaftlichen Bildung Paris aus. Der Beweggrund hierzu iſt neben andern philantropiſchen und wohlwollenden Geſinnungen, welche die franzöſiſche Nation jederzeit gegen Griechenland hat walten laſſen, dieſer, daß der in ganz Griechenland ſo geſchätzte und geliebte Hr. Coray, nachdem auch er in der Hauptſtadt Frankreichs die günſtigſte Aufnahme gefunden, gerade von dort aus ſeine Stimme erhoben hat, um die Liebe für Wiſſenſchaften, Literatur und Civiliſirung in den Gemüthern ſeiner Landsleute anzufachen. Herrn Coray's Rathſchläge ſind keineswegs ohne Erfolg geblieben. Die Jünglinge, deren Geiſt ſich mit dem Leſen der alten Schriftſteller ihrer Nation genährt hatte, haben dieſelben zu benutzen gewußt, Hr. Coray ſelbſt aber die Freude gehabt, ſeine Wünſche und Beſtrebungen für die Vervollkommnung des geſellſchaftlichen Zuſtandes ſeiner Landsleute mit dem erwünſchteſten Erfolge gekrönt zu ſehen. Die Griechen betrachten dieſen ehrwürdigen Greis als erſten Urheber der über ihr Land einbrechenden Wiedergeburt. Grade jetzt laſſen ſie ihm zu Ehren zu Rom eine Bildſäule verfertigen. Es ſind nicht bloß ſeine von den Gelehrten Europa's anerkannte Kenntniſſe, welche ſie an ihm ſchätzen, ſondern ganz beſonders ſeine beharrliche Anhänglichkeit an ſeine Nation, vermöge welcher er ſeit 25 Jahren nie müde geworden iſt, alles dasjenige zu ſchreiben, was er für dieſelbe für nützlich hielt. Ungeachtet der ſchmeichelhaften, in Frankreich, als in ſeinem zweiten Vaterlande ihm zu Theil gewordenen Aufnahme, ungeachtet der von Seiten des Inſtituts ihm für ſeine Arbeiten über Hippokrates zugetheilten Ehre der Decennalkrone, und der Gunſt, die ihm auch von Seiten der franzöſiſchen Regierung dadurch zu Theil ward, daß man ihn auswählte, um bey dem der alten Geographie zu errichtenden Monumente mitzuwirken, hat er doch nie aufgehört, vor allen andern an ſeine Nation zu denken. Ihr iſt fortdauernd ſeine koſtbarſte Zeit gewidmet geblieben, und während eines Zeitraums von vollen zwanzig Jahren iſt es ſeine Hauptarbeit geweſen, jene Radicalverbeſſerung ſeiner Nation, rückſichtlich auf ihren ſittlichen und politiſchen Zuſtand, auf Erziehung, National-Literatur und das Studium der Wiſſenſchaften zu betreiben. Das ſchönſte und vorzüglichſte ſeiner literariſchen Producte hat Hr. Coray unter dem beſcheidenen Titel: στοχασμοὶ αὐτοσχέδιοι im Druck erſcheinen laſſen. Bemerkenswerth iſt auch jene Freigebigkeit, womit die begüterten Griechen gleichſam in die Wette zur Beförderung des großen Werks der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften beytragen, und in numeräriſcher Hinſicht die Anſtalten, von welchen aus ſich die Aufklärung verbreiten ſoll, ausſtatten. Ohne von den ſeit einigen Jahren, vermittelſt der Beyträge reicher Particularen zu Chios, Conſtantinopel, Smyrna, Cydonia u. ſ. w. errichteten Schulen zu ſprechen, ſind auch noch ganz kürzlich mehrere kenntnißreiche junge Leute aus den joniſchen Inſeln nach europäiſchen Univerſitäten abgereiſt, die man unter der Bedingung, daß ſie im Verfolge der Zeit einen der Lehrſtühle an der dortigen Univerſität übernehmen, auf Koſten der Republik ſtudiren läßt. Der Schulinſpector, Lord Guilford, hat für jeden jener Jünglinge die ſchicklichſte Stadt ausgewählt. Mehrere derſelben ſind nach Göttingen, andere nach England, noch andere nach Italien abgegangen. Nachdem vor einigen Monaten der Canton Jagori in Epirus beſchloſſen hatte, eine Schule zu errichten, fanden ſich alſobald ſehr reiche Privatmänner, welche freiwillig 200,000 Piaſter zu dieſem Zwecke ſchenkten. Mehrere andere haben ſich ebenfalls mit größern und kleinern Summen eingeſtellt; dazu kommen noch die Zuſchüſſe der zu dem Canton Jagori gehörenden Städte.«

Das Quarterly Review enthält einen ſehr intereſſanten Aufſatz, Volksſagen (popular mythology) des Mittelalters überſchrieben, nach Collin de Plancy's franz. Dictionnaire infernal, Paris 1818, 2 Bände, Jules Garinet histoire de la magie en France, Paris 1819; J. M. Thiele's däniſchen Volksſagen, Copenhagen 1819; der Gebrüder Grimm deutſchen Volksſagen (zwei Bände, Berlin 1816—18), von Dobeneck's Werk: Des deutſchen Mittelalter's Volksglauben und Heroenſagen (Berlin 1815); endlich den tales of the Dead meiſt überſetzt aus dem Franzöſiſchen. Plancy's Werk wird für eine magere, unzureichende, wenig oder gar nicht belehrende Compilation mit einer prahleriſchen Vorrede erklärt. Garinet gebe noch weniger, als er auf dem Titel verſpreche, indem er nur einen flüchtigen Abriß der Geſchichte des Hexenweſens liefere, und alſo zwei ganz weſentlich verſchiedene Gegenſtände verwechsle. Lehrreicher wären die deutſchen Werke. Dobeneck ſey fleißig und ausführlich, doch nicht critiſch. Die gründliche und glaubwürdige Sammlung der Brüder Grimm ſey leider auf Legenden beſchränkt, und übergehe die Ueberlieferungen der alten Deutſchen. Thiele habe ſich Grimms Werk zum Muſter genommen, und ſey brauchbar für Dänemark. Die Verfaſſerin der tales of the dead enthalte neben Ueberſetzungen auch eine Original-Geſpenſtergeſchichte, die ſo gut erzählt ſey, daß man von ihrer Feder mehr dergleichen wünſchen könne ꝛc.

Die Räuber verleiden auch dieſes Jahr wieder den Landaufenthalt um Rom. Man glaubt Scenen des 13. Jahrhunderts zu hören, wenn glaubwürdige Männer von Froſinone, Valleconti, Sonnino, erzählen, wie ſie es neulich gefunden haben. Man kennt die Räuber alle, man weiß warum, wie und wo ſie rauben, wovon ſie leben, und dennoch dauert das Unweſen fort, und würde auch gegen eine noch kräftigere Regierung ſich einige Zeit halten. — Das römiſche Volk freut ſich weit mehr über die Ausſicht, daß der neue Cardinal-Vicar die lächerliche Strenge ſeines Vorgängers mäßigen werde, als es ſich über die Vertreibung der Jeſuiten aus Rußland betrübt. Nach Tivoli mußte wieder Militär abgehen, weil die Räuber im Sabinergebürge immer zunehmen.

Bey fortgeſetzten Nachgrabungen zu Pompeja ſind kürzlich in der ſchönen, nach den Tempeln der Iſis, des Hercules und dem Theater führenden Straße, wieder mehrere Gebäude an das Tageslicht gebracht worden. In einem Hauſe, von dem man glaubt, daß es einem Gelehrten zugehört habe, fand man einige chirurgiſche Inſtrumente von vorzüglicher Arbeit, und mehrere Mahlereien, welche Früchte und Thiere mit ſehr viel Wahrheit darſtellen. — Auch die zu Quintiolo, unweit Tivoli angeſtellten Nachgrabungen beweiſen, wie viele Schätze der römiſche Boden noch in ſeinem Boden verſchloſſen halte. Neuerlich hat man daſelbſt ein ſehr ſchönes Fragment von der Statue eines Jünglings aufgefunden; eben ſo eine Nereide. Dem Vernehmen nach, ſollen beide Stücke in dem neuen Borgheſiſchen Muſeum aufgeſtellt werden.

Die geſchätzten vaterländiſchen Blätter liefern folgende Andeutungen nächſtens zu erſcheinender Werke über die Naturkunde von Ungarn. »Hr. Rochel, der durch mehr als dreyßigjährigen Umgang mit den Naturwiſſenſchaften, und durch unermüdete Bereiſung Ungarns, Slavoniens, Siebenbürgens, Pohlens ꝛc. einen Schatz von naturhiſtoriſcher und geographiſcher Ausbeute geſammelt hat, von deſſen hohem Werthe das Ausland vielleicht beſſer als Ungarn unterrichtet ſeyn dürfte, und der als reiner und bedeutender Gewinn für die Wiſſenſchaften anzuſehen iſt, wird einen Theil ſeiner Erfahrungen, Beobachtungen, Entdeckungen vorerſt in folgenden zwei Werken erſcheinen laſſen. a) Miscellen für Pflanzen- und Vaterlandskunde, zur genauen Kenntniß des nordweſtlichen Karpaths in Oberungarn. Mit einer durch ihre Originalität, Höhenbeſtimmungen, Neuheit und Genauigkeit ausgezeichneten Karte. b) Pflanzen-Umriſſe. 1. Lief. mit 39 Tafeln.«

Das zweite Heft von Flörkes Unterhaltungen aus dem Gebiethe der Naturwiſſenſchaften ꝛc. (Brünn, Traßler, der Jahrgang von 12 Heften 10 fl. W.W.) enthält wieder viel Intereſſantes. Z. B. Nr. XXIII. Ungeheure Bodenfläche der vereinigten Staaten von Nordamerika. Die ganze Bodenfläche der vereinigten Staaten vom atlantiſchen Meere bis zum ſtillen Ocean beträgt ungefähr 2256955 engliſche (106617 *) deutſche) Quadrat-Meilen. Der Theil, welcher öſtlich vom Miſſiſippi liegt, und die Florida's mit einſchließt, enthält 942130 engliſche (44524 deutſche) Quadrat-Meilen. Wäre das ganze Gebiet der vereinigten Staaten ſo bevölkert, als der Staat Connecticut bey der Zählung von 1820 es war, ſo würde es eine Bevölkerung von 135417300 Einwohnern enthalten; und wäre es ſo bevölkert als Italien, ſo würde die Zahl ſeiner Einwohner 601044010 betragen. Da nun der Boden ſo fruchtbar, und das Clima ſo günſtig iſt, auch die Staatsverfaſſung der Bevölkerung keine Hinderniſſe in den Weg legt, das Militär-Syſtem und Mönchthum ſie nicht beſchränken: ſo läßt ſich, beſonders auch bey fortdauernden ſtarken Einwanderungen, auf eine beyſpiellos ſchnelle Vermehrung der Einwohnerzahl mit Sicherheit rechnen. Freilich werden die Verdoppelungen nicht immer ſo raſch geben, wie bisher, wo den Anſiedlern ſo viel Land zu Gebote ſteht; doch liegt nichts übertriebenes darin, zu behaupten, daß die vereinigten Staaten nach 100 Jahren ſchon 150 Millionen Einwohner zählen werden. Bleibt nun die Staatenverbindung unerſchüttert, geht die Aufklärung Hand in Hand mit dem Wachsthum des phyſiſchen Reichthums: wo gibt es dann ein Gegengewicht, das den Unternehmungen der Amerikaner Schranken ſetzen könnte?

In der Wiedererſcheinung des Alten Ueberall und Nirgends im Jahre 1820, zum erſtenmale im Joſephſtädter Theater den 24. d. gegeben, ſah man überall Planloſigkeit, nirgends erträgliche Scenen. Wir ſind weit entfernt, mit der Zergliederung ſolcher verunglückten Producte unſere Leſer um die koſtbare Zeit, und der Publicität würdigere Notizen um den nöthigen Raum zu bringen, und ſchließen hiermit, da wir weder dem Stücke ſelbſt, noch deſſen Aufführung das geringſte Gute nachzureden haben.

— ſ.

Vom nächſten Monat an erſcheint hier eine Zeitſchrift von Hrn. Friedr. von Schlegel, im Verlage des Buchdruckers und Buchhändlers J. B. Wallishauſſer, unter dem Titel: »Concordia.« — Den Geiſt derſelben kündigt der Herausgeber folgender Maßen an: »Der geſammte moraliſche Zuſtand unſers Zeitalters, ſo weit durch wiſſenſchaftliche Belehrung im Gebiete der Philoſophie, Geſchichte und Literatur darauf eingewirkt werden kann, iſt der eigentliche Gegenſtand und Zielpunct dieſer Zeit-

---

*) Wenn man 69 engliſche Meilen auf einen Grad rechnet, ſo geben 21 4/25 engliſche Quadrat-Meilen auf eine deutſche Quadrat-Meile.

ſchrift, zu deren Herausgabe ſich eine bedeutende Anzahl von Gelehrten und wiſſenſchaftlich gebildeten Männern in Oeſterreich, und in dem übrigen katholiſchen Deutſchlande, vereinigt hat. Der Ernſt des gegenwärtigen Augenblicks in der Welt- und Zeitgeſchichte erfordert auch einen neuen Ernſt der Behandlung, der nicht mehr bloß auf eine Mannigfaltigkeit litterariſcher Unterhaltung und angenehmer Belehrung gerichtet ſeyn kann. Eine Zeitſchrift, in welcher das ganze intellectuelle Leben der deutſchen Nation, obwohl in leichter und lebendiger Form umfaßt, und in Allem auf jenes ernſte und letzte Ziel bezogen, in welcher das geſammte Gebiet der höheren Geiſtescultur aus dem Standpuncte des Chriſtenthum betrachtet und bearbeitet würde, iſt ein weſentliches Bedürfniß der Zeit geworden. Es iſt nichts ſo nothwendig in dieſer unſrer vielfach beunruhigten und irre gelockten Zeit, als daß die Gutgeſinnten auf einem ſichern Grund und Boden des ewig Guten zuſammentreten und mit ausdauernder Liebe zuſammenhalten; und daß unerſchütterlich feſte Anhalts- und Stützpuncte der Wahrheit und der Gerechtigkeit aufgeſtellt werden in dieſer chaotiſchen Fluth von Meinungen und Anarchie vorüberſchimmernder Ideen; damit alle geiſtigen Kräfte, die auf das Feſte, Gute und Wahre gerichtet ſind, ſich mehr und mehr um ihren gemeinſamen Mittelpunct verſammeln und daran anſchließen mögen. — Wenn gleich nun die Concordia in einem beſtimmten Umkreiſe auf den hier ſchon ausgeſprochenen Grundſätzen und Geſinnungen der Religion beruht; ſo iſt damit doch nur Begründung und Eintracht, keinesweges aber Anfeindung irgend eines Guten beabſichtigt. Vielmehr betrachten wir jedes Streben, welches den Stempel der echten Wiſſenſchaft, der Wahrheitsliebe, der Gerechtigkeit, und der für das Leben und die bürgerliche Ordnung erhaltenden und wiederherſtellenden Principien an der Stirne trägt, in einem weiteren Sinne als dem unſrigen befreundet; den gründlich gelehrten, wahrhaft chriſtlichen und frommen Proteſtanten werden wir überall die größte Achtung zollen; und auch jeden Fortſchritt in der Wiſſenſchaft des Chriſtenthums und in der chriſtlichen Begründung des Lebens und der menſchlichen Angelegenheiten, in ſo fern er ſich als ein gültiger und allgemeiner bewährt, als ſolchen anerkennen und ſo viel als möglich benutzen. — Dieſes ſind die Grundſätze, von denen wir ausgehen; das Uebrige bleibt der Ausführung ſelbſt vorbehalten.«

Friedrich Schlegel.

Von dieſer Zeitſchrift, ſetzt der Verleger hinzu, wird in meinem Verlage monatlich ein Heft von wenigſtens vier Druckbogen in gr. 8. auf weißem Druckpapier erſcheinen, und das erſte Heft im Juli d. J. ausgegeben. Der Pränumerationspreis für den halben Jahrgang von 6 Heften iſt 8 fl. W. W. Jede gute (inländiſche) Buchhandlung wird in den Stand geſetzt werden, dieſe Zeitſchrift zu obigem Preiſe zu liefern. Entferntere Pränumeranten wollen ſich an die k. k. Oberſt-Hofpoſtamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien, oder an die ihnen näher liegenden Abſatz-Poſtämter und Stationen wenden, welche ſämmtlich gegen halbjährige Vorausbezahlung von 10 fl. W. W. die portofreie Zuſendung übernehmen.

Mit dieſer Nummer werden Titel, Regiſter und Umſchlag ausgegeben. Da ſie die letzte dieſes Quartals iſt, (auf dem Prän. Schein ſteht um eine Nr. zu viel) ſo laden wir zur Erneuerung der Pränumeration, nach den hier unten angegebenen Bedingungen ein.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Gräffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 1[illegible] fl. WW. halbj. — Beyträge, beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Induſtrie = Beylage

zum

Converſationblatt.

XIII.

(Wien, Dinſtag den 9. Mai.)

Pfeiffers Lederfärberei.

Ich will zur Beförderung der Gemeinnützigkeit *) auch das Meinige beytragen, und vor der Hand auf die mit k. k. Privilegium verſehene Lederfärberei des Hrn. **Carl Pfeiffer**, im Dorfe **Rain**, nächſt **Wien**, aufmerkſam machen.

Dieſer Zweig der Färberei wurde früher hier im unvollkommenſten Colorit, bloß von theils unbemittelten, theils in dieſer chemiſchen Schöpfung ſowohl theoretiſch als practiſch wenig erfahrenen Tünchern betrieben, und das Bedürfniß unter den Gewerbsleuten, die in dieſem Artikel arbeiteten, immer fühlbarer. Es mußte daher auf das Beſtreben des Unternehmers um ſo mehr wirken, demſelben abzuhelfen, als er ſelbſt einen großen Verſchleiß von dieſem Farbenleder beſitzt, wobey er immer die Klagen ſeiner Abnehmer zu hören, oder, was jedem echten Patrioten ſchwer fallen ſoll, ſeine Zuflucht in's Ausland zu nehmen gezwungen wurde. Beſcheiden keimte der Plan in ſeinem ruhigen Nachdenken. Kleine Verſuche ohne großen Aufwand, eigene gründliche Sachkenntniſſe, ſowohl der mercantiliſchen als chemiſchen und techniſchen Verzweigungen dieſes Gegenſtandes, die kluge Wahl ſachkundiger Gehülfen, die er durch humane Behandlung und Würdigung ihrer Kenntniſſe und ihres Fleißes zu gewinnen und aufzumuntern wußte, entwickelten nach und nach ganz unbemerkt ein Werk, von welchem man ohne zu prahlen ſagen kann, daß es in dieſem Fache die erſte vollkommene Unternehmung inner den weit ſich dehnenden Grenzen unſers Kaiſerſtaates iſt. Es darf ſich kühn in allen Farben ſo wie in der Appretur mit dem Auslande meſſen, und wenn gleich einige, der theuern Farbmaterialien wegen, noch nicht die hinlängliche Preisconcurrenz mit den fremden halten können, ſo ſind doch ſchon die meiſten Farben als beſonders blau, grün, und alle Modefarben, ſelbſt im Verhältniſſe des Preiſes, entbehrlich geworden; ſo manche Summen, die ſonſt in die große Tributcaſſe des Auslands geſtrömt, erſparet; wieder ein Stein zur Selbſtſtändigkeit unſers Vaterlandes mehr gelegt, und eine Activpoſt mehr in der Bilanz des Staates gewonnen. P.

---

*) Unter die gemeinnützigſten Zwecke der Zeitſchriften zähle ich vorzüglich die Verbreitung der Entdeckungen, Fortſchritte und Verbeſſerungen unſers vaterländiſchen Kunſtfleißes; und glaube, nicht vorurtheilbefangen, unſern einheimiſchen Blättern den Vorzug vor vielen fremden geben zu dürfen, weil jene auch das ſtille Verdienſt, das beſcheidene Streben an's Licht ſtellen, dem nicht darum zu thun iſt, bloß den Schauluſtigen Prunkexperimente zu geben, die Unſterblichkeit ihrer Namen auf die Brotloſigkeit von tauſend Familien, und ihre Vervollkommnungen auf künftige Entwicklungen zu bauen. P.

Cazeneuve's geruchloſe Senkgruben.

Im Converſationblatte Nr. 38, Induſtrie-Beylage Seite 47 befindet ſich die Anzeige, daß ſeit Kurzem Donat et Comp. bewegliche Senkgruben eingeführt haben. — Wir können mit Vergnügen unſern Leſern die Nachricht mittheilen, daß Hr. Carl Levaſſeur, Actionär der Hrn. Cazeneuve et Comp. Erfinder der geruchloſen und leicht verführbaren Senkgruben in Paris, den hieſigen hohen Behörden ſeine Plane zur Einführung dieſer heilſamen Anſtalt in Oeſterreich bereits unterlegt, und mit hoher Bewilligung den erſten Apparat einer ſolchen Senkgrube in der Strafanſtalt in der Leopoldſtadt auch ſchon aufgeſtellt habe.

Durch dieſe Erfindung werden nicht nur Reinlichkeit und Geſundheit befördert, die Fundamente und Mauern der Gebäude geſchont, aller Geruch vermieden, ſondern es wird auch durch eine zweckmäßige, mechaniſch-chemiſche Prozedur die flüſſige von der feſten Materie geſchieden, und zu einem unvergleichlichen Düngungsmittel und Färbeſtoffe bereitet. — Wir müſſen bemerken, daß die Erfahrung und der Gebrauch der Alten, der Holländer und Engländer, Hrn. Cazeneuve et Comp. auf ihre Erfindung geleitet, und behalten uns vor, der Entſtehung und den Fortſchritten dieſes für die mediciniſche Polizei, die Oeconomie, Induſtrie und den Handel wichtigen Inſtituts von Zeit zu Zeit durch aufklärende Berichte zu folgen.

Welchen Werth die Franzoſen auf dieſe Erfindung ſetzen, beweiſ't die ausgezeichnete Aufnahme, deſſen ſich das Inſtitut erfreut. — Auf den Erfinder iſt in lateiniſcher und franzöſiſcher Sprache folgendes Lobgedicht verfertigt worden, wovon wir am Ende eine Ueberſetzung liefern:

»Plaudite nunc Cives! vosque exultate Coloni,
Vita est inter vos, sordes reparata per ipsas!
Jam fimus est Proteus, hunc quo disjuncta superbae
Purgamenta urbis ruri laetamina praebent:
Aut liquor, aut pulvis, forma secundus utraque,
Agricolis geminum de stercore dividit aurum.«

»Gloire a l'heureux moyen, qui d'un impûr mélange
Divise la substance, et purge nos maisons,
La ville envoie aux champs ses débris, et sa fange;
La terre est sensible à ces dons:
Et nos remparts, et nos sillons,
Gagnent à ce nouvel échange;
La ville en est plus saine, et les champs plus féconds,
Ce rebut des Cités est un Protée étrange:
Variant ses combinaisons
Sa poudre, ou sa liqueur, devient l'or des moissons
Ou le nectar de la vendange:
Et je fis, sans rougir, ces vers à sa louange
Puisqu'il est doublement le trésor des Colons.«

Ueberſetzung des Lateiniſchen:

»Freut euch, ihr Bürger! jubelt ihr Landleute! das Band des geſellſchaftlichen Verkehrs zwiſchen euch hat ſelbſt das Ekelſte der Menſchen, der Unrath, feſter geknüpft. Zu eurem Wohle ändert der Miſt nun ſeine Geſtalt, und wo der arbeitſame Landmann den

Auswurf der ſtolzen Stadt verbreitete, da erblühen volle Aehren, die Zier der Felder. Sey er flüſſig oder feſt, das Weſen iſt in beider Geſtalt fruchtbringend, und ſpendet dem Landmann einen doppelten Schatz, goldene Aehren und goldene Trauben.

Des Franzöſiſchen:

»Dank dem glücklichen Mittel, das die Subſtanz einer unreinen Miſchung zertheilt, und unſere Häuſer ſäubert! Die Stadt ſchickt ihren Unrath und Koth auf die Felder, und die Erde iſt für dieß Geſchenk dankbar. Unſere Anger und Beete gewinnen bey dieſem neuen Tauſche; die Stadt wird geſünder, die Felder fruchtbarer; dieſer Auswurf iſt ein zweiter Proteus, der mit jeder neuen Verbindung ſeine Geſtalt ändert. Sein Staub und ſeine Flüſſigkeit werden entweder Gold der Erndten, oder Nectar der Weinleſe: darum ſing ich ohn' Erröthen dieß Lob dieſem doppelten Schatze des Landmanns.«

v. S.

Schaubachs wohlfeile Dachdeckung.

Der Bauconducteur **Schaubach**, zu Meinungen, empfiehlt zur öffentlichen Anwendung als die wohlfeilſte und leichteſte Dachdeckung die früher ſchon von Herrn Helfenszieder vorgeſchlagenen, aber von dem Partheigeiſte und den Feinden jeder Neuerung mehrfach angefochtenen ſechseckigen Dachziegeln. Hr. **Schaubach** ſagt, es habe ihm nun die Erfahrung gegründet an die Hand gegeben, daß ein mit dieſen Ziegeln gedecktes Dach nebſt dem ſehr gefälligen netzförmigen äußern Anſehen den weſentlichen Vortheil habe, daß auch ſelbſt bey dem ſtärkſten Schlagregen kein Tropfen Waſſer auf den Dachboden hindurch dringt; auch iſt mit Ausnahme der Forſt- und Kappziegeln weder Kalk noch ſonſt ein Material zum Eindecken nöthig. Die Form dieſer Ziegel iſt ein Quadrat, wovon zwei kleine Dreiecke einander gegenüber abgeſchnitten ſind. Die Flächen werden ganz glatt gemacht, der Kopf oder Haken befindet ſich an dem innern Winkel der Ziegel, dieſem gegenüber iſt der andere rechte Winkel. Jede Seite des Vierecks iſt 0,9 lang; die abgeſchnittene Linie eines Dreiecks, oder die Hypothenuſe, iſt gleich 0,22 und die Dicke der Ziegel = 0,5, Nürnberger-Maß.

A. R. v. F—n.

Unverbrennlicher Firniß.

Den in öffentlichen Blättern bekannt gemachten unverbrennlichen Firniß, um hölzerne Gegenſtände vor der Verbrennung zu ſchützen, habe ich in ſo weit bewährt gefunden, daß ich in einem hölzernen mit dieſem Firniß überzogenen Becher, Waſſer bis 62 Grad Reaumur erhitzen konnte, ohne daß die Flamme den Becher verzehrete. Ich ließ in einem Gefäße gemeinen Leim in Waſſer zergehen, und löſ'te, der Vorſchrift nach, in einem zweiten Gefäße Alaun in Waſſer auf. Dann goß ich beide Flüſſigkeiten zuſammen, überſtrich die Außenſeite des hölzernen Bechers damit, und ließ dieſen erſten Auftrag trocknen. Nun goß ich unter die obige Miſchung Eſſig, und gab ſo den zweiten und dritten Auftrag. Erſt nach

gänzlicher Trocknung der drei Aufträge, machte ich den Verſuch am Kohlenfeuer.
A. R. v. J—n.

Schweighäuſers emailirtes Küchengeſchirr

Ich biethe hiemit an, Liebhabern, gegen billige Entſchädigung, das Verfahren mitzutheilen, Gußeiſen zum Küchengebrauche mit Schmelz oder Glaſur zu überziehen, für deſſen endliches Auffinden die Aufmunterungs-Geſellſchaft für die National-Induſtrie in Paris mir, im Jahr 1818, den Preis von 200 Franken zuerkannt hat *). — Die Erfahrung hat nun erwieſen, daß dergleichen emailirte Küchengeſchirre für bürgerliche Haushaltungen von vorzüglichem Nutzen ſind; indem dadurch ſowohl der Gebrauch des zerbrechlichen, und deßhalb koſtſpieligen Töpfergeſchirres beſchränkt, als auch derjenige des oft ſchädlichen, und, wegen des öftern Verzinnens, ebenfalls mit Koſten zu unterhaltenden Kupfergeſchirres, entbehrlich wird. Auch zu verſchiedenem pharmaceutiſchen Gebrauche wird ſchon hin und wieder emailirtes Gußeiſen-Geſchirr mit beſonderer Zufriedenheit angewandt. — Nun aber, um dieſe Erfindung gemeinnützig zu machen, wäre zuträglich, wenn in verſchiedenen Gegenden oder Ländern dergleichen Küchengeſchirr verfertiget würde, wodurch die ſtarken Transport- und Verſendungs-Koſten erſpart werden könnten. — Fabrikanten, welche ſich ohnehin ſchon damit abgeben, ein ähnliches Verfahren, wie das meinige, aufzufinden, um emailirtes Gußeiſen-Geſchirr, als Gewerbszweig zu verfertigen, dürfte meine Inſtruction Mühe und große Koſten erſparen, und daher beſonders willkommen ſeyn. — Um ausführlichere Aufſchlüſſe zu erhalten, bitte ich die Herren Liebhaber, ſich vor dem erſten Juni dieſes Jahres durch frankirte Briefe an mich zu wenden.

Straßburg, im Elſaß, im März 1820.

Schweighäuſer, M. Dr.
Kalbsſtraße Nr. 22.

Perkins Kupferdrucker-Maſchine.

Hr. J. Perkins, ein geſchickter Mechaniker zu Philadelphia, ſoll eine Maſchine zum Kupferdrucken erfunden haben, vermittelſt welcher mit 36 Kupferplatten und der Arbeit von vier Menſchen in einer Minute 108, in einer Stunde 6,000, und in einem ganzen Tage 60,000 Abdrücke gemacht werden können. Die Maſchine beſteht in einem Rade von vier Fuß im Durchmeſſer, auf deſſen Peripherie ſich die 36 Platten befeſtigt finden. Die Druckerſchwärze wird nach der bekannten Procedur des Herrn Cowper auf die Tafeln hingeleitet, und eine Rolle Papier von unbeſtimmter Länge geht zwiſchen den Platten und dem Rade hindurch.

---

*) Nicht 200, ſondern 2000 Franken. Einer Nachricht vom 3. April d. J. zur Folge hat der Erfinder vom Centralverein erſt neuerlich auch eine ſilberne Denkmünze als Auszeichnung erhalten. Der Red.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Induſtrie = Beylage

zum

Converſationblatt.

XIV.

(Wien, Dinſtag den 13. Juni.)

Joſ. Hardtmuth's Verdienſte um das vaterländiſche Fabrikweſen.

Nach mehreren gemeinnützigen Erfindungen, z. B. einer zweckmäßigern Malzdörre, hat ſich dieſer induſtriöſe Mann zuerſt durch ſein Steingutgeſchirr verdient gemacht. Es kommt in Anſehung der Dauerhaftigkeit völlig dem Porzellan gleich. Die Glaſur iſt nicht wie bey allem andern Geſchirr von Blei oder andern Metallen, ſondern aus ſteinigen Theilen zuſammengeſetzt, und verdient daher mit Recht den Namen Steingutgeſchirr. — H. erfand drei Gattungen Glaſuren: die graue, die braune, und die feine weiße.

Hardtmuth's Thätigkeit haben wir ferner die inländiſchen Bleiſtifte zu verdanken, ein äußerſt bedeutender Artikel, der mit großen Koſten bisher aus England und Nürnberg bezogen wurde. Die Stifte beſtehen aus dem holländiſchen Waſſerblei, einem Naturproducte. Die Bleiſtifte, oder wie ſie der Erfinder nannte, Gravit-Stifte, ſind keineswegs wie die engliſchen mit feinen Sägen geſchnitten, ſondern durch eine von H. ſelbſt erfundene Maſchine gezogen. Der große Vortheil ſeiner Manipulation iſt, daß man der Maſſe jeden beliebigen Grad von Weiche oder Härte geben kann.

Die ſchwarze Kreide — Paſtell-Stifte — die vorher aus Paris bezogen wurden, ſind ebenfalls eine Erfindung Hardtmuth's, ſo wie die Röthel, welche mit und ohne Holz fabricirt werden.

Ein anderer Zweig ſeiner Raffinerie iſt der Bimsſtein. Ihn nachgeahmt und verbeſſert zu haben, verdient Anerkennung. H—s Bimsſtein wird in beliebige Formen gegoſſen, und kann daher zu jedem Gebrauche geſchnitten werden. Ein Hauptvorzug desſelben vor dem echten iſt, daß er keine Unreinigkeiten und Steintheile in ſich hat. Er wird aus ſehr einfachen inländiſchen Materialien verfertigt.

Die elaſtiſchen und haltbaren Rechentafeln H—s ſind aus Papier verfertigt, und mit einem Lack bedeckt, worauf man mit dem gewöhnlichen Rechenſteine ſchreiben, und ſo oft man will, wieder ſchreiben kann.

Die Erfindung des ſchwarzen Tuſches und des Neapelgelbes, von H. in der letzten Zeit ſeines Lebens erfunden, zeugen von ſeinen chemiſchen Einſichten. Den Tuſch hat er auf den möglichſten Grad von Güte gebracht. Das Neapelgelb, eine Farbe für Emaille, Schmelzarbeit, Oehl- und Zimmermahlerei, welche eigentlich aus Neapel bezogen wurde, bereitete H. ebenfalls aus inländiſchen Producten. Die Zeugniſſe der damit arbeitenden Künſtler ſtimmen vollkommen darin überein, daß es dem ausländiſchen in jeder Hinſicht gleich kommt, und in manchen Eigenſchaften es noch übertrifft.

Viele derlei nützliche Erfindungen keimten noch in dem genialen Geiſte dieſes Mannes, als er, zu früh für ſeine Familie und Mitbürger, im Jahre 1816 ſtarb. Seine Fabriken, welche ſich auf obige Erfindungen betreffende vier Landes-Befugniſſe gründen, befinden ſich in einem Gebäude am Ende der Währingergaſſe in der Alſervorſtadt. Das Perſonale beſteht aus 120 Individuen. Sie werden unter der Firma: Joſeph Hardtmuth ſel. Witwe geführt, und erfreuen ſich eines allgemeinen Zuſpruchs vom In- und Auslande. Die Niederlage iſt in der Stadt, am Petersplatze Nr. 651.

Ein Hauptverdienſt der Hardtmuth'ſchen Fabriken iſt, daß ſie ihren Fabrikaten den höchſten Grad von Wohlfeilheit geben; den Beweis liefern ihre Bleiſtifte. Indem wir ſie mit den ausländiſchen vergleichen, finden wir, daß ſie, von gleicher Qualität, kaum das Drittel koſten. Daß das Geſchirre jedoch verhältnißmäßig nicht ſo wohlfeil ſeyn kann, wird Niemanden auffallen. Gedeihen und Ruhm ruhen auf dem Werke, welches ein eben ſo erfahrener als redlicher Mann gründete. A. G—r.

Huck's Siegelpreſſe.

Der geſchickte Mechaniker, Hr. Huck, hier (St. Ulrich, neue Schottengaſſe Nr. 114), verfertiget gegenwärtig eine neue Art von Siegelpreſſe, die ſich durch ein elegantes Aeußere ſowohl, als durch eine große Bequemlichkeit beym Gebrauche empfiehlt. Sie beſteht im Weſentlichen aus einer ſechsgängigen Schraube, an welcher ſich unten das Siegel befindet, welches ſehr leicht mit einer Hand, und durch eine einzige Umdrehung der Schraube ſo weit abwärts bewegt wird, als es nothwendig iſt. Bekanntlich haben alle vielgängigen Schrauben die Eigenſchaft, daß ſie durch den bloßen Druck, ohne abſichtliche Umdrehung, rückwärts bewegt werden können. Auf dieſe Erfahrung gründet ſich die Einrichtung der in Rede ſtehenden Siegelpreſſe, welche ſich vor allen andern Werkzeugen dieſer Art dadurch unterſcheidet, daß das Zurückgehen der Schraube (und mithin auch des Siegels) nicht mit der Hand, ſondern durch eine aufwärts drückende Feder bewerkſtelliget wird, wodurch natürlich der Gebrauch dieſes Inſtrumentes um ſehr Vieles erleichtert wird. Uebrigens läßt ſich dieſelbe bequem auf jedem Schreibtiſche feſtſchrauben, da ſie einen äußerſt kleinen Raum einnimmt. Für Comptoirs und einzelne Liebhaber wird ſie ſich außerdem noch durch ihre Wohlfeilheit empfehlen, da ſie, ſehr elegant gearbeitet, nicht höher als auf zwanzig Gulden W. W. zu ſtehen kommt. Im National-Fabriksproducten-Cabinete des k. k. polytechniſchen Inſtitutes befindet ſich ein Exemplar davon aufgeſtellt. K........

Pfaff's Maſſa-Fourniere.

Die nützliche und intereſſante Erfindung künſtlicher Maſſa-Fourniere, welche von dem hieſigen Tiſchler, Peter Pfaff (Wieden, Neumannsgaſſe Nr. 177) herrühret, verdiente wohl etwas allgemeiner bekannt zu werden, als es bisher der Fall geweſen iſt. Der genannte Tiſchler belegt mit ſeinen Fournieren nicht nur Tiſche, Stühle, Fortepiano's, Secretärs und dergleichen geßere Stücke, ſondern auch Zuckerdoſen, kleine Käſtchen und ähnliche Gegenſtände. Vor den Holzfournieren haben die Maſſa-Fourniere den Vorzug, daß ſie willkührliche Abänderungen der Zeichnungen und Farben zulaſſen, wie denn auch Hr. Pfaff bereits zwei- bis dreierlei verſchiedene Farben in Anwendung gebracht hat. An Dauerhaftigkeit ſtehen ſeine Fourniere den beſten Holzfournieren nicht im Geringſten nach. Den Beweis, wie ein geſchickter Arbeiter ſelbſt die verſchiedenſten und ſtärkſten Krümmungen damit fournieren kann, liefert das im Fabriksproducten-Cabinete des k. k. polytechniſchen Inſtitutes aufgeſtellte Poſtament in Form einer abgeſtutzten Säule, welches auch zugleich als Muſter einer vollkommen naturgetreuen Nachahmung des Marmors dienen kann. Rückſichtlich des Preiſes kommen die mit Maſſa-Fournieren belegten Gegenſtände beyläufig nur eben ſo hoch zu ſtehen, als wenn man ſich dieſelben aus ſchönem Mahagony verfertigen ließe. K.......

Lechner's künſtlicher Bergcriſtall.

Der künſtliche Bergcriſtall, welchen der k. k. priv. Spiegel- und Luſterfabrikant, Hr. A. J. **Lechner** hier (im Bürgerſpital; kürzlich erfunden hat, fand bereits die beyfälligſte Würdigung. Der induſtriöſe Erfinder genießt die ſchöne Genugthuung, von allen Seiten aufgemuntert zu werden, daher es zu erwarten ſteht, daß er auch bald Veranlaſſung finden werde, die Erzeugung dieſes merkwürdigen Fabrikates im Großen vorzunehmen. Einen ſüßen Lohn fand Hr. **Lechner** ſo eben in der auszeichnenden Huld, womit Se. kaiſerl. Hoheit, der Erzherzog **Ferdinand** Kronprinz zwei Gehänge dieſes Kunſtcriſtalls aufzunehmen, und den Verfertiger anſehnlich zu honoriren geruhten. Nicht minder nimmt der kunſtſinnige Adel, wie jeder Freund und Kenner dieſes Erzeugniſſes, wie billig, lebhaften Antheil. — Ueber die Eigenthümlichkeit dieſes künſtlichen Criſtalles haben wir in der Novelliſtik der 31. Nummer unſers Blattes eine kurze Nachricht gegeben. Hier wollen wir nur noch anmerken, daß ſeine Strahlenbrechung viel reicher, und daher ſein Farbenglanz ungleich effectvoller, als bey den gewöhnlichen Glasſteinen ſey, weßwegen er vor dieſen bey allen Arten von Glasverzierungen einen weſentlichen Vorzug behauptet. Dieſer künſtliche Bergcriſtall kommt übrigens nur um 1/5 über die ſonſtigen Glasſteine zu ſtehen. — Gfr.

Mittel gegen den Privet-Geſtank.

Jedermann ſchimpft mit R[illegible] über den oft peſtilenzialiſchen Geruch der **Privete** in den Schauſpielhäuſern, und doch wäre dem Uebelſtande leicht abzuhelfen. Man löſ't nämlich ein Pfund grünen Vitriol in vier Maß ſiedendem Waſſer auf, gießt die Auflöſung in ein großes irdenes Gefäß, und läßt Abends, während der Theaterzeit, alle halben Stunden, eine halbe Maß dieſer Auflöſung in ein ſolches Privet gießen, ſo wird der unleidliche Geruch ſtets augenblicklich getödtet. — Als ich vor drei Jahren ſchwer erkrankt darniederlag, habe ich dieſes einfache Mittel in meinem eigenen Zimmer erproben laſſen.

Um jedoch den Geruch der Nachtſtühle in den Zimmern zu verhindern, bedarf es nach jedem Stuhlgange kaum eines halben Seitels dieſer Auflöſung, und der mephitiſche Geruch iſt wie verſchwunden. Als Pendant zu Levaſſeur's geruchloſen Senkgruben *) wollte ich dieſes Mittel der Publicität nicht entziehen.
A. R. v. F—n.

Conoly's tragbarer Telegraph.

Hr. Conolly, in London, hat einen tragbaren Telegraphen erfunden, der ſo wohl zu Lande, als auf der See anwendbar iſt. Derſelbe beſteht aus vier Stücken, und zwar ſind drei davon nichts weiter, als viereckige Bretter, deren jedes eine einfache Figur, und zwar auf der einen Seite weiß auf ſchwarzem Grunde, auf der andern Seite aber ſchwarz auf weißem Grunde enthalt. Das vierte iſt ein ſchaufelförmiges Brett, welches bloß auf der einen Seite zwei ſchwarze Querſtreifen hat. Aus der verſchiedenen Lage und der Combination dieſer vier Stücke werden alle beym Gebrauche angewandten Zeichen gebildet. Wenn die drei viereckigen Bretter 18 engliſche Zoll im Quadrat haben, ſind ſie für eine Entfernung von zwei engliſchen Meilen groß genug, vorausgeſetzt, daß das Fernrohr, womit ſie beobachtet werden, wenigſtens 15mal vergrößert. Für eine Entfernung von 17 engliſchen Meilen müſſen dieſe Tafeln ſchon 11 Fuß (engl.) im Quadrat groß ſeyn. Der Erfinder dieſes Telegraphen hat von der Societät zur Aufmunterung der Künſte, Manufacturen und des Handels in London eine ſilberne Medaille erhalten.
K........

Literatur.

Bey Fleiſcher jun. in Leipzig iſt erſchienen, und hier in allen Buchhandlungen um 1 fl. 30 C. M. zu haben: »Taſchenlexicon der Rechnungsmünzen ſämmtlicher Reiche, Länder und Oerter aller vier Erdtheile, nebſt Anzeige ihres Werthes in Conventions- und preußiſchem Courant, nach alphabetiſcher Ordnung, von J. H. Gerhardt.« Mit dieſem Lexicon, das ſchon lange ein wahres Bedürfniß war, hat Hr. Gerhardt, Geheimer Ober-Staats-Buchhalter zu Berlin, nicht nur der mercantiliſchen Welt, ſondern allen gebildeten Menſchen ein ſehr angenehmes Geſchenk gemacht. Die Einrichtung desſelben iſt ſo bequem, daß ein Jeder, der ſich von irgend einer vorkommenden Rechnungsmünze näher unterrichten will, ſolche nach dem Alphabet auffinden kann, wobey dann folgende Puncte nachgewieſen werden: 1) in welchen Ländern und Oertern dieſelbe gangbar iſt; 2) wie viel Stücke davon auf ein Ganzes gerechnet werden; 3) die Anzahl von Stücken, die auf eine cöllniſche Mark feines Silber gehen, mit beygefügten Logarithmen; 4) Der Silberwerth von einem Stück im Conventions-Zwanzig-Guldenfuß, nach Thalern, Groſchen und Pfennigen (beide letztere auch zugleich als Kreuzer berechnet), als auch im preuß. Courant, ebenfalls in Thalern, Groſchen und Pfennigen. Die Vorrede iſt wegen den darin mitgetheilten Nachrichten über die Entſtehung des deutſchen Münzweſens und der nach und nach aufgekommenen verſchiedenen Benennungen, Pfund, Mark, Gulden, Thaler, Groſchen, Schillinge ꝛc. ſehr leſenswerth und belehrend, und beweiſ't, daß Hr. G. aus den beſten Quellen geſchöpft hat. Druck und Papier endlich laſſe. Bey dieſem lobenswerthen Unternehmen nichts zu wünſchen übrig.

---

*) Man ſehe die vorige Induſtrie-Beylage.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Induſtrie-Beylage

zum

Converſationblatt.

XV.

(Wien, Samſtag den 26. Auguſt.)

Ueber die Fabrication der engliſch-plattirten Waaren in Oeſterreich.

Der Aufſchwung des öſterreichiſchen Fabrikweſens, ſeitdem die Palme des Friedens dieß ſegenreiche Land beſchattet, bewähret auch in dieſem Zweige der Landes-Induſtrie den für Oeſterreichs Patrioten ſo ſeelenerhebenden Wahlſpruch: Oeſterreich über Alles, wenn es nur will.

Viel Wahres, Treffliches iſt in dieſer Hinſicht ſchon geſagt worden. An das Wahre mag ſich daher auch dieſer Aufſatz reihen. Er ſoll das kunſtſinnige Publicum auf den Mann aufmerkſam machen, dem es zuerſt gelang, Englands ſchöne Fabricate an ſilberplattirten Waaren für Oeſterreich entbehrlich zu machen.

Bekanntlich bezog man noch vor wenig Jahren in unſerm Staate obige Artikel von eleganter Form aus England. Stephan Mayerhoffer, Eiſen- und Metallwaaren-Fabrikant in Wien, ſuchte mit Aufwand ſeines Vermögens die inländiſchen Fabricate dieſer Art auf jenen Grad der Vollkommenheit zu bringen, den man damals mit Recht an jenen des Auslandes anſtaunte. Da Talent und induſtriöſer Geiſt, Sachkenntniß und geläuterter Geſchmack ihn hierbey unterſtützten, ſo gelang ihm dieſes über alle Erwartung. Wenn man ſein Waaren-Magazin, in der Leopoldſtadt Nr. 445, betritt, ſo überzeugt uns der erſte Blick von dem Reichthume der mannigfaltigſten Formen des hier in gewiſſer Hinſicht nur allzugroßen Vorraths. Bey näherer Beaugenſcheinigung, Prüfung und Einholung des Verkaufspreiſes finden wir aber, daß alle dieſe Fabricate die ſogenannten claſſiſchen Grundbedingniſſe anſprechender Fabriks-Erzeugniſſe in ſich vereinigen: Wohlfeilheit, innere Güte und äußere Schönheit in den moderuſten Formen. Die Silberplattirung verhält ſich zur Maſſa des Kupfers wie 1 zu 15. Der Preis iſt um ein Drittel geringer, als bey den nämlichen Fabricaten von Silber. Folgende Stücke haben mich beſonders angeſprochen:

a. Mayerhoffers Meiſterſtück: eine Punſch- oder Thee-Maſchine (je nachdem man ſie zu dieſem oder jenem benützen will). Theils ſilberplattirt, theils von gepreßtem Silber. Zeichnung, Ausführung und coloſſale Form gleich lobenswerth. Die Punſch-Bowle oder das Theebehältniß, eine Kugel von 1 Schuh 2 Zoll im Durchmeſſer, aus einer einzigen ſilberplattirten Kupferplatte geformt, iſt hieran vorzugsweiſe erwähnungswerth; nicht minder Amor, der den Spiritus-Behälter bewahret, ſo wie die vier Löwen, die vier vergoldete Becher mit Punſch oder Thee verſorgen.

Die angebrachten Deviſen deuten, für wen dieſe Punſch-Maſchine verfertiget wurde. Die Unrechtlichkeit könnte dieſe Maſchine mit Deviſen in engliſcher Sprache verſehen, und ſo leicht als ein vorzügliches engl. Fabricat geltend machen. b. Eine große Kirchenlampe von ſilberplattirtem Kupfer, die Verzierungen von gepreßtem Silber, dann c. in Hinſicht der modernen Eleganz der Formen: die Aſtrallampen, die Girandols auf 2—7 Lichter. Mehrere Tafelaufſätze, Lavoirs, Kaffee- und Thee-Maſchinen, Kannen, Taſſen, Brotkörbchen, Schalen, Becher, Döschen u. dgl. m. Auch die engliſchen Reitpeitſchen mit Zügen, die man nach Belieben verlängern und verkürzen, ſomit als Fahr- oder Reitpeitſche benützen kann, ſind hier in Mehrzahl vorräthig Doch der Raum dieſer Blätter geſtattet nicht, Alles hier anzuführen, was des Lobes werth iſt; man überzeuge ſich daher ſelbſt.

Daß eine ſolche Fabrik, die ein bedeutendes Capital durch Beyſchaffung der nöthigen Formen und Stämpeln verſchlingt, und noch ein viel größeres in dem unabgeſetzten Waaren-Lager liegen hat, nur dann gedeihen kann, wenn ein reichlicher Abſatz Statt findet, bedarf hier wohl nicht erſt der Erörterung. Nur durch dieſen kann ſie in den Stand geſetzt werden, Schritt mit dem der Mode unterliegenden Wechſel der Formen ihrer Fabricate zu halten Möge daher das kunſtſinnige Publicum das redliche Beſtreben dieſes induſtrioſen Mannes, uns derlei Fabricate des Auslandes ganz entbehrlich zu machen. nach Verdienſt würdigen, und ſo auch andere hieſige talentvolle und bemittelte Künſtler aneifern, ſtatt etwa ihr Geld im heilloſen Spiel der Agiotage zu vermehren, zur Cultur ihres Kunſtzweiges zu verwenden.

Für Mechaniker hat das ganz aus Gußeiſen conſtruirte Streckwerk dieſer Fabrik, welche durch zwei Pferde in Bewegung geſetzt wird, einen ausgezeichneten Werth. Wer das coloſſale Streckwerk der Brüder von Roſthorn — hinter Stahremberg, unweit dem Dörfchen Oede — geſehen hat, und dort über die Rieſenformen erſtaunte, bewundert hier bey dieſem Werkchen en miniature die ungeheure Kraftäußerung. Beide Werke ſind, meines Wiſſens, die einzigen ihrer Art in der Monarchie. Da auch noch ſo wenig über das gewiß bedeutende und große Fabriks-Etabliſſement der Brüder von Roſthorn im Wege der Publicität geſagt wurde, und ich nichts unbeachtet laſſen will, was den echten Kunſtſinn, das einſichtsvolle Beſtreben etwas Vollendetes zu liefern, oder den regen Patriotismus beurkundet, ſo behalte ich mir vor, hierüber nächſtens ein erläuterndes Wort zu ſagen.

A. R. v. Flammenſtern.

Von Metalldächern.

Die Anzeige für Bauherren und Baumeiſter in Nr. 135 des Intelligenzblattes der Wiener-Zeitung, worin die Herren Malvieux und Comp. ankündigen, daß man bey ihnen gewalzte Zinkplatten von 15 bis 20" Breite, und 36 bis 72" Länge, gegen Beſtellung erhalten könne, den Quadratfuß à 15 bis 20 kr. C. M., und daß dieſe auch zu Dachrinnen und Waſſerröhren anwendbar wären; die ſchnell ſich häufenden Anzeigen der Herren Mandrovich, Delavilla, Demuth ꝛc. veranlaſſen hier einige Bemerkungen über

Metall-Dachbedeckungen, welche Bauherren und Baumeiſtern, die hierüber noch nicht eigne Erfahrungen angeſtellt haben, vielleicht ſehr willkommen ſeyn dürften.

Zu metallenen Bedeckungen verwendet man dermalen nur Blei, Kupfer, Zink, verzinntes ſchwarzes Eiſenblech und Gußeiſen.

Um eine genaue Vergleichung der Koſten und des Gewichtes anſtellen zu können, nimmt man die Bedürfniſſe für ein einfaches Dach von 100 Quadrat ° Fläche an. Dieſes muß für die erſteren Metallbedeckungen auf gleiche Weiſe, nämlich als Bretterdach erbaut werden; für die beiden andern Eindeckungsweiſen reichet die Latten-Eindeckung vollkommen hin, und zwar dürfen dieſe ſo wie die übrigen Dachſtuhlhölzer um nichts ſtärker ſeyn, als ſie bey einem (ſogenannten doppelten) Schindeldache geweſen ſeyn würden.

Das oben angenommene Dach in Wien mit Bleiplatten zu decken, würde koſten:

3,600 Quadrat-Fuß à 1 fl. 52 kr. . . .	6720 fl.
Lothen und Aufmachen pr. Quadrat-Klafter 4 fl.	400 —
	7120 fl.

Da ein Quadrat-Fuß zwei Pfund wiegt, ſo würde die Dachfläche an Gewicht betragen 7200 Pfund.

Das nämliche Dach mit Kupfer zu decken, wovon 100 Pf. ſammt der Kupferſchmied-Arbeit bey dem Aufmachen auf 170 fl. kommen, da die Quadrat-Klafter 45 Pfund an Kupfer fordert 7650 fl. Dagegen würde es nur 4500 Pfund wiegen.

Mit Zink bedeckt, wovon die Quadrat-Klafter ohne dem Eindecken auf 20 kr. C. M. gerechnet wird, dieſes gleich dem Eindecken mit Blei à 4 fl. pr. Klafter angeſchlagen, käme auf 3400 fl., und würde wiegen 2250 Pfund, da ein Quadrat ′ 20 Loth wiegt.

Weißblech, gut doppelt verzinnt, ſammt dem Falzen, Verlöthen und Eindecken die Quadrat-Klafter à 45 fl. — 4500 fl. Das Gewicht wäre 2700 Pfund, da der Quadrat ′ 24 Loth wiegt.

Schwarzblech, welches nach dem Gewichte verkauft wird, und wovon der Quadrat-Fuß 1 Pfund 8 Loth wiegt, würde ſammt der Arbeit der Quadrat-Fuß à 36 kr. gerechnet, koſten 2160 fl. und wiegen 4500 Pfund.

Ein Dach mit Schindeln aus Gußeiſen bedeckt, ſo wie dieſe in der Blansker Eiſenfabrik, bey Brünn, gemacht werden, deren 94 Stück eine Quadrat-Klafter eindecken, und 2 Pfund pr. Stück wiegen; an Schindeln 9400 Stück, den Centner bis Wien zu 17 fl. 30 kr. macht 3290 fl. Deckungskoſten ſammt den Nägeln pr. Klafter 1 fl. 6 kr. ſind 110 fl. Zuſammen 3400 fl. Das ganze Dach würde wiegen 18,800 Pfund.

Auf ein Ziegeldach, deſſen Koſten in Wien zu ſehr nach der Lage, wo gebaut wird, wechſeln, um eine ſo beſtimmte Angabe wie bey den Metallbedachungen zu geben, rechnet man, des Uebergreifens wegen, bey einer Quadrat ° 120 Stück der Zahl nach, des unvermeidlichen Abganges durch Brüche wegen aber 130 Stücke im Geldwerthe. Ein Ziegel wiegt 4 Pfund. Die Quadrat-Klafter ſammt Zufuhr, Arbeit ꝛc. à 15 fl., wäre 1500 fl. Wiegen würde aber ein ſolches Dach 48,000 Pfund.

Hier ſind die vermehrten Koſten des ſtärkeren Dachſtuhls, der ſtärkeren Mauer, die ein ſo ſchweres Dach fordert, nicht mit berechnet werden, welche leicht bey einem Dache dieſer Art 500 fl. erreichen dürften; ſolglich koſtete ein Ziegeldach im Ganzen 2000 fl. WW.

Strohdächer kommen hier, wo bloß auf die Bedürfniſſe der Hauptſtadt-Rückſicht genommen wird, eben ſo wenig als Schindeldächer in Betracht, obgleich erſtere auf dem Lande, bey einzeln ſtehenden Gebäuden, nach Umſtänden, allen andern Eindeckungsweiſen vorgezogen zu werden verdienen.

Die übrigen Eigenſchaften dieſer Metalldächer unter einander verhalten ſich folgendermaßen: Kupfer, Blei, Zink und Weißblech geben die vollkommenſte Bedeckung, weil die Fugen der einzelnen Platten überfalzt oder verlöthet werden. Dagegen fordern ſie einen koſtſpieligern Dachſtuhl, weil ſie nur auf Brettern, nicht auf Latten, befeſtigt werden können. Schwarzblech und Gußeiſen haben zwar Fugen, doch vermag bey der Art ihrer Stellung und Lage dennoch weder Schnee noch Regen durchzudringen.

Unter den vier erſtgenannten Decken iſt Kupfer für die Dauer am beſten, Weißblech am ſchlechteſten. Kupferdächer werden noch dauern, wenn Blei-, Zink-, vor allen anderen aber Weiß- und Schwarzblechdächer längſt vom Roſt durchfreſſen, oder durchaus zu Oxid, und folglich zerreibbar geworden ſeyn werden.

Die geringſte Dauer gewährt Schwarzblech, obgleich es noch immer viermal die Dauer eines Ziegeldaches übertrifft.

Die größte Dauer, ja beynahe vollkommene Unzerſtörbarkeit in die entfernteſten Zeiträume hinaus, gewähren die gegoſſenen Eiſenſchindeln; ſo wie dieſe an der Oberfläche etwas roſten, ſo ſchützt ſie dieſer bey Gußeiſen nie weiter freſſende Roſt beſſer als jeder andere Ueberzug, und ſie erſetzen durch ihre unermeßbare Dauer ihr geringes Uebergewicht, welches demnach immer erlaubt, einen gewöhnlichen Schindeldachſtuhl anzuwenden, da es jenes der Holzſchindeln bey doppelter Eindeckung, nach Regen oder Schnee, wo dieſe beträchtlich viel Waſſer einſaugen, nie, auch von weiten nur, erreicht.

Die Erfahrung lehrte, daß Zink im Freien kaum dem Blei an Dauer gleicht. Das Beſte über Zinkdächer kann man im Baier'ſchen Kunſt- und Gewerbblatt, 1819, ad Nr. 45 nachleſen.

Wenn man annimmt, was man bey metallenen Dächern ſchon dadurch gewinnt, daß jede Flickerei ſowohl am Dachſtuhl als an den unter dieſem liegenden Mauerbänken ganz wegfällt, daß man flächere Dächer machen kann, als bey Ziegel und Schindeln, daher auch am Dachſtule erſpart, ſo iſt gar keine Frage, welche Art an Dachbedeckung vorzuziehen ſey, ob eine metallene oder eine andere.

Welches Metall man aber hierzu wählen ſoll, dürfte ſchwerer zu beſtimmen ſeyn. Sowohl nach der Theorie als nach der Erfahrung verdienen die gegoſſenen Schindeln bey geraden Flächen durchgehends den Vorzug, alle Krümmungen hingegen werden am beſten mit Zink eingedeckt; dort wo ſich beide Metalle berühren, können ſie mit Oehlfirniß angeſtrichen werden, um das durch die galvaniſche Wirkung zweier Metalle beförderte Roſten zu verhindern, obgleich, wenn man dieſen Schutz auch nicht anwendet, das bald entſtehende Oxid ſchon die weitere galvaniſche Einwirkung von ſelbſt aufhebt.

H. S.

Gedruckt bey Joh. Bapt. Wallishauſſer.

Induſtrie-Beylage

zum

Converſationblatt.

XVI.

(Wien, Samstag den 25. November.)

Ein Wort über den Tranſitohandel.

Während des Continentalſyſtems war der Gewinn, welcher dem öſterreichiſchen Staate durch den Durchzug von Waaren aller Art zufloß, die der Norden vom Süden beziehen mußte, zu groß, als daß der Staat und der an Thätigkeit gewohnte Kaufmann, die durch die letzten glücklichen politiſchen Ereigniſſe erfolgte Auflöſung nicht allzuſehr hätte empfinden müſſen.

Durch dieſe Umſtaltung des Ganges der Handlung, wodurch nun England wieder den Werth der oſt- und weſtindiſchen Producte beſtimmt, mußten daher zum Gewinn des immer gebärenden Geiſtes der Speculation andere Wege geöffnet werden. Der errungene Friede hob die innere Induſtrie auf eine früher nicht gekannte Höhe; neue ſolide Mittel mußten ſich dem Eifer derjenigen darbiethen, welche nicht bloß den ſchwankenden eigenen Gewinn des Augenblicks, ſondern bey reger Betriebſamkeit eines ihre Mühe und Sorge lohnenden Geſchäftes auch Dauer deſſelben, und wirklichen Vortheil des Staates, vor Augen hatten.

So iſt es nun bekannt, daß Italien, die Schweiz und das ganze ſüdliche Deutſchland die in vieler Hinſicht unentbehrlichen ruſſiſchen nnd pohlniſchen Producte, als Honig, Talg, Kupfermünze, Schweinborſten, Pottaſche, Ziegenhaare ꝛc., ferner Rauchwaaren aller Gattungen, koſtbare Arzneymittel (Rhabarber, Cantharиden, Krebsaugen) ꝛc. ꝛc. und dann hauptſächlich die wichtigſten Artikel: Wachs und Juchten, von der Quelle zu Land und zur See durch die italieniſchen Häfen und ſelbſt den Theil zu Lande durch Deutſchland, wo Leipzig der Stapelplatz war, bezog. Der öſterreichiſche Staat hatte demnach nur einen paſſiven Handel mit dem Norden, indem er dieſe Producte bloß zur eigenen Conſumtion bezog.

Wie erfreulich muß es daher ſeyn, zu erſehen, daß es der raſtloſen Thätigkeit gelang, dieſen Handelszweig, der früher faſt ganz unbeachtet und in den Händen des Auslandes blieb, zur reichhaltigen Quelle des Gewinnes ſowohl für den Staat, als für einzelne Theilnehmer zu erheben!

Mit Vertrauen überläßt jetzt der Deutſche und Italiener die Beſorgung ſeines ungeheuren Bedarfs an jenen nordiſchen Producten, dem Wiener Kaufmann, der bey reellerem und dauerhafterem Gewinne mit regem Eifer und mit Sachkenntniß dieß Vertrauen zu würdigen weiß, und auf dieſe Art Wien zum wichtigſten Depot dieſer Artikel macht. Ausſchließlich faſt behält es nun durch weiſe politiſche Verordnungen und feſte mercantiliſche Combinationen dieſen wichtigen Zweig des Tranſitohandels mit großem Vortheil in Händen. Verdienſtvoll bleibt daher das Beſtreben Derjenigen, die den Grund zur Zuwendung eines ſolchen Geſchäftszweiges legten. Darunter können wir vorzüglich den hieſigen k. k. priv. Großhändler Hrn. H. Barach zählen, der durch ausgebreitete mercantiliche Kenntniſſe, zahlreiche Verbindungen in Rußland, Pohlen und dem Süden, vereint mit ſeltener Thatkraft und Rechtlichkeit, den Weg bahnte, das vorgeſteckte Ziel zu erreichen. Es wurde für Wien möglich, den Committenten des Südens dieſelben Vortheile als die Bezugsquellen darzubiethen, und der Stapel der nördlichen Erzeugniſſe zu ſeyn. Dagegen vertrauet auch der Ruſſe und Pohle dem Wiener für die übernommene Sorge die Anſchaffung ſeiner Bedürfniſſe des Südens, Colonial-Producte, Seide, Eiſen ꝛc., die er ſonſt eben auf dem alten Wege directe beziehen würde.

Möge kein Wechſel der Dinge dieſe ſegenreiche Quelle des Handelsflors und ſeiner allgemeinen wohlthätigen Einwirkung, je bedrohen!

S — r.

Schon längſt hat die Redaction, die nicht minder auch den Gegenſtänden der Induſtrie ſtets das Vaterländiſche vor Augen hält, gewünſcht, wenigſtens eine allgemeine Anſicht von der wichtigen Bedeutung unſeres Tranſito-Verhältniſſes liefern zu können, um dabey zugleich mit vielverdienter Anerkennung des Mannes zu gedenken, dem dieſe ſegenvolle Wendung und Begründung vorzüglich verdankt werden muß. — Es gereicht ihr daher zum lebhafteſten Vergnügen, obigen Aufſatz der kaufmänniſchen Welt und all den wahren Freunden des Vaterlandes zur Würdigung vorzulegen

D. Red.

* * *

Über Tober's Erfindungen im Gebiethe der chirurgiſchen Mechanik ꝛc.

Von A. Rittig v. Flammenſtern.

Ich habe bereits in den Ontol. Neuigk. Nr. XVIII. Conv. Bl. Nr. 122, l. J. der intereſſanten Erfindungen im Gebiethe der chirurgiſchen Mechanik, die wir einem Inländer, dem Tiſchlermeiſter Joſeph Anton Tober aus Commotau in Böhmen, verdanken, empfehlend erwähnt, und mir die nähere Beſchreibung derſelben vorbehalten. Eine nochmahlige Beſichtigung dieſer Maſchinen-Sammlung hat mir die Überzeugung verſchafft, daß hier nicht Nachäfferey ähnlicher Maſchinen, deren Erfindung in eine frühere Zeit fällt, Statt findet, ſondern das, was uns dieſer mit einem ſeltenen Talent der ausübenden Mechanik begabte Mann als neu erfunden darſtellet, auch wirklich eine neue Erfindung iſt, die uns ſowohl durch ihren einfachen Mechanismus als durch die Kraftäußerung, welche dem beabſichtigten Zweck immer möglichſt genau entſpricht, in Erſtaunen ſetzt. Da nun der größere Theil dieſer Erfindungen eine wahre Wohlthat für die armen Leidenden ſind, mit denen die Haupt-Spitäler oft ſo häufig angefüllet werden, ſo beeile ich mich, hiermit mein gegebenes Wort zu löſen.

Die ganze Sammlung umfaßt folgende Maſchinen von Tober's Erfindung. A) Im Gebiethe der chirurgiſchen Mechanik zur Anwendung für den menſchlichen Körper. I. Eine Einrichtungsmaſchine für verrenkte Oberſchenkel und Kniegelenke. Die wirkende Kraft iſt hier bloß auf die Beyhülfe des Operateurs berechnet. II. Eine Einrichtungs-Maſchine für verrenkte Oberarme und Elbogengelenke. Eben auch für die Alleinwirkung des Operateurs. III. Eine Einrichtungs-Maſchine für Beinbrüche jeder Art. Man bedarf hier ebenfalls nur des Operateurs, ohne Aſſiſtenten. IV. Eine ähnliche Maſchine zur Einrichtung der Beinbrüche der Kinder für die Alleinwirkung des Operateurs. V. Eine Hebemaſchine, womit ſich der Kranke die ſitzende Richtung ſelbſt verſchaffen, und aus ſelber auch nach Belieben ſich wieder zurücklaſſen kann. Im Mechanismus äußerſt einfach. VI. Eine Hebemaſchine auf Räderfüßen, die von einem einzigen Menſchen geleitet, ſammt dem Kranken fortgeſchoben, der Kranke im ſchmerzhafteſten Zuſtande ohne geringſte Beläſtigung für ſelben gehoben, während dieſer Hebung das Bett gemacht, die Betttücher gewechſelt, und wenn es nöthig, derſelbe auch in ein anderes Bett gebracht werden kann. Dieſe Hebemaſchine iſt beſonders zur Anwendung in Haupt-Spitälern geeignet, weil alles dieſes ohne mindeſte Störung der übrigen Kranken bewirkt und dieſe Maſchine auch geſtattet, mittelſt Wendung ihrer Räderfüße die Betten der Gegenſeite machen zu können. VII. Eine Hebe-Maſchine eben auch auf Wend- oder beweglichen Räderfüßen, womit durch Einen Menſchen der Kranke, derſelbe mag ſich auch in dem ſchwächſten Zuſtande befinden, mit Leichtigkeit vom Bette gehoben, das Bett gemacht, oder auch in ein anderes Bett oder anderes Zimmer im nähmlichen Stockwerke gebracht werden kann. VIII. Ein Feldſpitalsbett, welches nur aus fünf Beſtandtheilen beſteht, leicht zuſammen zu ſtellen und eben ſo leicht auseinander zu legen iſt, und bey Verſendungen einen ſehr geringen Raum einnimmt. So z. B. ladet man von den ſonſt üblichen Feldſpitalsbetten nur 52 auf einen gewöhnlichen Fuhrweſens-Wagen, von Tober's Erfindung aber 73. IX. Ein Operations-Stuhl für Augenkranke, zum Augenſtaarnehmen. Sammt dem nöthigen Sitz für den Operateur und Schämel für den Aſſiſtenten. Möglichſt einfach iſt hi der Mechanismus, um alle drey Theile dieſer Maſchine augenblicklich für jede Körpergröße anwendbar zu machen. X. Ein Tragſtuhl, worauf der Kranke, ſelbſt mit Beinbrüchen jeder Art, nicht allein auf der Ebene, ſondern auch im Hinauf- und Herabtragen von Höhen und Stiegen, ohne mindeſten Stoß, und ohne in ſeiner im Niederſitzen genommenen Richtung geſtört zu werden, durch zwey Perſonen bequem fortgetragen werden kann. XI. Eine Schwebvorrichtung für jede Beinbruchheilung, angemeſſen jeder Körpergröße, worin d Kranke während der Heilungsperiode die Beweglichkeit des Knie- und Schenkelgelenkes behält und beym Aufſtehen in nichts gehindert iſt.

B. Für Veterinär-Anſtalten. Eine ſehr ſinnreich conſtruirte Aufzugsmaſchine für Pferde, um ſelbe, ohne von ihnen einer Beſchädigung ausgeſetzt zu werden, zu heben, zu beſchlagen, zu operiren, auch ſonſtige Verſuche bey Behandlung ſeltener Krankheiten mit ihnen machen zu können. Die

Originalität, welche jede dieſer Erfindungen auszeichnet, ſo wie das Gemeinnützige ihrer Anwendung, macht es wünſchenswerth, daß die Modelle von 1. bis 11. in allen mediciniſch-chirurgiſchen Lehranſtalten aufgeſtellet und im Großen zur practiſchen Anwendung ausgeführet, in jedem Haupt-Spitale ſich vorfänden; eben ſo ſollte auch in keiner Veterinär-Anſtalt die hier sub XII angeführte Aufzugs-Maſchine für Pferde fehlen.

Der Preis, um den Tober die Modelle ſeiner Maſchinen-Sammlung ſammt Zugehör, als: Compreſſen, Zugwerke, hölzerne Figuren ꝛc. dann die Beſchreibung ſowohl zum Lehrvortrag als zur practiſchen Anwendung im Großen, mit Anführung aller Dimenſionen, hindangibt, iſt 2000 fl. C. M., mithin wenn man die Aufdeckung des ganzen Conſtructions-Geheimniſſes in Anſchlag bringt, gewiß ſehr billig. Eben ſo finde ich auch den Preis von 3000 fl. C. M. für dieſe Maſchinen-Sammlung, ausgeführt im Großen zur augenblicklichen practiſchen Anwendung, ſammt den nöthigen ſchriftlichen Belehrungen, nicht überſpannt. Da dieſer Künſtler bereits von hier wieder nach Commotau im Saatzer Kreiſe, in Böhmen, abgegangen iſt, ſo ſind auch die Beſtellungen, die man auf ſeine Erfindungen machen will, an ihn nach Commotau zu addreſſiren. Welche Würdigung dieſem Künſtler bereits bey uns zu Theile ward, erhellet daraus, daß Se. Majeſtät der Kaiſer, unſer allergnädigſter Monarch, demſelben ſchon im Jahre 1818 aus beſonderer Rückſicht für ſein Kunſttalent eine Remuneration von 2000 fl. zu verleihen und zu genehmigen geruht haben, daß deſſen ſämmtliche Maſchinen-Modelle, dann die zwey Maſchinen zur Einrichtung verrenkter Glieder und die Pferdebeſchlag-Maſchine für die Univerſitäten zu Wien und Prag angeſchafft werden, um die Modelle beym Lehr-Vortrage zu benützen, mit den Maſchinen aber die Verſuche fortzuſetzen. Tober war nun deßwegen hier in Wien, um ſeine Maſchinen-Sammlung im Univerſitäts-Gebäude aufzuſtellen, woſelbſt ſich nun Jeder von dem Vorgeſagten hinlänglich überzeugen kann.

* * *

An ſämmtliche deutſche Saiteninſtrumentaliſten.

Die Güte der neu verbeſſerten Chanot'ſchen Geigen, von welchen ich in der muſicaliſchen Zeitung (1820. Nro. 6.) eine ausführliche Beſchreibung geliefert habe, beſtätigt ſich durch das Ausſpielen einer derſelben, welche ich täglich im hieſigen Café des Aveugles zu hören Gelegenheit habe, auf eine merkwürdige Weiſe. So viel glaube ich, keinen Anſtand mehr nehmen zu müſſen, dieſe Inſtrumente unbedingt anzuempfehlen. Liebhabern, die ein ſolches zu beſitzen wünſchen, will ich recht gern dazu behülflich ſeyn, daß ſie unter den mehreren Hunderten von vorräthigen Inſtrumenten das beſte bekommen ſollen. Hr. Chanot dürfte meine Empfehlung in Deutſchland ſo wenig als möglich compromittiren wollen. Der unabänderliche Preis, Koſten und Emballage mit eingerechnet, der Geigen und Bratſchen iſt 312 Franken (eine ſorgfältiger gearbeitete Gattung, ganz mit Elfenbein ausgelegt, koſtet 400 Fr.), der Violoncelle 536 Fr., und der Bäſſe 800 Fr. — Alle vorzüglicheren deutſchen Journale werden erſucht, dieſe Ankündigung abzudrucken, und den Betrag der Inſertionsgebühren auf Hrn Chanot und Comp. anweiſen zu laſſen.

Paris 1820.

G. L. P. Sievers, Rue Pagevin, Nro. 3

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Zeitſchrift
für
wiſſenſchaftliche Unterhaltung.

Zweiter Jahrgang.

1820.

Dritter Band.

Wien.
Im Verlage der Gräffer'ſchen Buchhandlung.

WIENER STADTBIBLIOTHEK

Allgemeine Inhaltsanzeige.

Nr. 78. Anſichten von dem Pariſh-Rothſchild'ſchen Anlehen, von L. — Noch eine Bitte. — Die Flaſche Cyperwein, von Gg. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 79. Polytechniſche Nachrichten; von K*******. — Die Flaſche Cyperwein, v. Gg. — (Schluß.) — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 80. Die Weſtminſter-Abtei, v. —m—. Aufklärung über das vorgeblich von Canova verfertigte Denkmal zu Penzing, bey Wien, von A. R. v. Flammenſtern. — Allg. Novell.

Nr. 81. Wie wurde Shakſpeare's kraftvolle Beredſamkeit bisher in deutſchen Ueberſetzungen nachgebildet? Von M. Span. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 82. Gaben des Comus; XXVI. — Techniſche Neuigkeiten, von A. R. v. Flammenſtern. XIII. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 83. Ueber das in der Pfarrkirche des heil. Jacob zu den ſieben Eichen zu Penzing nächſt Wien befindliche Rottmanniſche Denkmahl, von Akdg. — Techniſche Neuigkeiten, von A. R v. Flammenſtern. XIII. (Schluß.) — Ueber den Schauſpieler und ſeine Kunſt. Dritte u. letzte Lieferung. — Allg. Novelliſtik.

Nr. 84. Neuigkeiten aus Ungarn. II. — Briefe über Zeitſachen an eine Dame auf dem Lande I. von Franz Gräffer. — Die Jähre, von Fr. Joel. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 85. Zur Archäologie der Erde und ihrer Bewohner, von F M. v. R. — Briefe über Zeitſachen an eine Dame auf dem Lande I. (Schluß.) — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 86. Wie wurde Shakſpeare's kraftvolle Beredſamkeit bisher in deutſchen Ueberſetzungen nachgebildet? Von M. Span. (Fortſetz.) — Gaben des Comus; XXVII. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 87. Madame Reichard, die erſte deutſche Luftſchifferin, in Wien. Von A. Rittig v. Flammenſtern. — Wie wurde Shakſpeare's kraftvolle Beredſamkeit bisher in deutſchen Ueberſetzungen nachgebildet? Von M. Span. (Schluß.) — Allg. Novelliſtik.

Nr. 88. Ueber Conſtantinopel und das türkiſche Reich. II., von —m—. — Das Schneekind, von Haug. — Schwediſche Münzen von Carl dem Vierzehnten, von Akdg. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 89. Rom, Römer und Römerinnen I. von Franz Freiherrn v. Schlechta. — Warnung, von Wilh. Freih. v. Eyb. — Allg. Novelliſtik.

Nr. 90. Aus P. A. Budiks Aehrenleſe. — Rom, Römer und Römerinnen. I. (Schluß.) — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 91. Briefe über Zeitſachen an einen Freund auf dem Lande. von F**y. I. — Die goldenen Locken, von Wilhelm Müller. — Ontologiſche Neuigkeiten. Von A. Rittig v. Flammenſtern. XIV. — Allgem. Novelliſtik.

Nr. 92. Gaben des Comus; XXVIII. — Die zwei Flämmchen im See, von Wilh. Müller. — Anecdote, von Theodor. — Ontologiſche Neuigkeiten. Von A. R. v. Flammenſtern. XIV. (Schluß.) — Hiſtoriſche Streifzüge in das Gebieth menſchlicher Thor-, Schwach- und Eigenheiten, von Aleth; mit Bemerkungen begleitet von M. G. Saphir. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 93. Briefe über Zeitſachen an einen Freund auf dem Lande, von F. **y. II. — Abwehr, von Carl Lappe. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 94. Anton Schneider. Necrolog. Von F. v. H. — Mariens Traum, überſ. v. Reil. — Ein Spaziergang durch Kärnthens Herculanum, von F. M. v. R. — Charade, von Aro. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 95. Briefe über Zeitſachen an einen Freund auf dem Lande, v. F **y. III. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 96. Ein Spaziergang durch Kärnthens Herculanum, von M. F. v. R. (Schluß.) — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 97. Kunſt-Academie in Venedig, von F. W. — Rückblick auf die Darſtellungen im k. k. privilegirten Theater an der Wien, von Joh. Gunz. — Drei Gedichte von Gellert,

noch ungedruckt, von J. H. B. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 98. Ueber den Character des k. k. privil. Theaters an der Wien, und den Geiſt der Dichtungen für ſelbes. Von Joh. Gunz. — Charade; von S. S—r. — Chaphtor. — Der See Chinereth. — Ueber den Feldbau in Pernambuco und Maranham. Auszug aus Koſters Reiſe. Von W. J. v. C. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 99. Entſcheidung; von Wilh. Marſano. — Ueber den Character des k. k. priv. Theaters an der Wien, und den Geiſt der Dichtungen für ſelbes. Von Joh. Gunz. (Schluß.) — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 100. Von der Stenographie. Von W. J. Elliſon v. Ridlef. — Bildende Künſtler aus Tirol. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 101. Von der Stenographie. Von W. J. Elliſon v. Ridlef. (Schluß.) — Bildende Künſtler aus Tirol. (Fortſetzung.) — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 102. Ontologiſche Neuigkeiten. Von A. R. v. Flammenſtern. XV. — Bildende Künſtler aus Tirol. (Schluß.) — Allgemeine Novelliſtik. — Induſtrie-Beylage. Nr. 15.

Nr. 103. Betrachtungen über den Verloſungsplan der zweiten Anleihe bei den Herren D. Pariſh u. M. A. Rothſchild. Von L. — Briefe über Zeitſachen an einen Freund auf dem Lande. v. F**d, IV. — Allgem. Novell.

Nr. 104. Briefe über Zeitſachen an einen Freund auf dem Lande. Von F**d. XIV. (Schluß.) — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 105. Ontologiſche Neuigkeiten. Von A. Rittig v. Flammenſtern. XVI. — Tod und Leben. Paramythie. Von Kuffner. — Berichtigung einiger Irrthümer in Betreff Friedrichs des Streitbaren, Herzogs von Oeſtreich; von K. J. Stephan. — Metriſcher Zeitvertreib; von Dan. Leßmann. — Allgem. Novelliſtik.

Nr. 106. Die übermorgen eintretende Sonnenfinſterniß; von *. — Ontologiſche Neuigkeit. Von A. R. v. Flammenſtern. XVI. (Schluß) — Zum Abſchied, von Freyh. v. Eyb. — Der Egel und der Dachs, von Ebersberg. — Arithmetiſche Aufgabe. — Ueber die Schönheit einer wahren Tenorſtimme, mit Beziehung auf den Sänger Roſner in Wien, von Fr. Aug. Kanne. — Allgem. Novelliſtik.

Nr. 107. Ueber die Schönheit einer wahren Tenorſtimme, mit Beziehung auf den Sänger Roſner in Wien. (Schluß.) — Briefe über Zeitſachen an einen Freund auf dem Lande, v. F**d. V. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 108. Briefe über Zeitſachen an einen Freund auf dem Lande. V. (Schluß.) — Lieder eines Unglücklichen; von Ludw. Jeitteles. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 109. Gaben des Comus, XXIX. — Charakter-Skizzen vom Grafen Gaſparo Gozzi. — Auflöſung der arithmetiſchen Aufgabe; von — y. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 110. Von dem Einfluſſe des griechiſchen Alterthums auf die neuere Kunſtbildung; von E. Th. Hohler. — Von dem kümmerlichen Schickſale großer Gelehrten und Dichter; von Fr. Graffer. — Allg. Novelliſt.

Nr. 111. Vorleſebuch über die Militär-Oekonomie-Controle der k. k. öſterr. Armee; von A. R. v. Flammenſtern. — Von dem kümmerlichen Schickſale großer Gelehrten und Dichter. (Schluß.) — Ueber den Autor des: Erupuit coelo fulmen etc.; von Prof. St. — Charakter-Skizzen v. Grafen Gaſparo Gozzi; von Dan. Leßmann. Fortſ. — Allgem. Novell.

Nr. 112. Großbritanniens Adel, Titel ꝛc. — Der Niagara-Fall; von Fr. M. R—ll. — Die Schönpfläſterchen (mouches); von J. v. Stratznicki. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 113. Dichter-Glück; von G. W. Schießler. — Rom, Römer u. Römerinnen II. — Der Blumenkrieg; v. Kuffner. — Allg. Nov.

Nr. 114. Ontolog. Neuigk. Von A. R. v. Flammenſtern. XVII. — Ye Mariners of England! überſ. v. S. J. Cohen. — Rom, Römer u. Römerinnen II. (Schluß.) — Allg. Nov.

Nr. 115. Aus und über Ungarn; von — — iger. — Ein Blümchen auf Joſeph Paſſy's Grab; von Moritz Kornfeld. — Ontologiſche Neuigkeiten. Von A. Rittig v. Flammenſtern. XVII. (Schluß.) — Allgemeine Novelliſtik

Nr. 116. Templer-Monumente in Ungarn; v. W—. — Mein Wunſch; v. Haug. — Moſeh auf dem Sinai; von A. Pollak. — Allg. Nov.

Nr. 117. Einiges aus dem Heldengedicht Charlemagne ꝛc. des Fürſten von Canino (Lucian Buonaparte. — Kleine Denkwürdigkeiten. — Allgemeine Novelliſtik.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

78.

(Wien, Samſtag, den 1. Juli.)

Anſichten von dem Pariſh-Rothſchild'ſchen Anlehen.

Der auf der letzten Seite des Converſation-Blattes vom 23. Mai, Nr. 61 vorkommende Aufſatz über das von der k. k. öſterreichiſchen Regierung bey den Herren **Pariſh** und **Rothſchild** eröffnete Anlehen, hat bey einigen Leſern ganz irrige Anſichten von dieſem Anlehen und deſſen Rückzahlung mittelſt Verloſung veranlaßt.

Man wird überraſcht, wenn man in der dort aufgeſtellten Berechnung findet, daß die Zinſen im vorletzten Jahre auf 63, im letzten vollends auf 131 von 100 ſich erheben; daß ſie ſelbſt im Durchſchnitt aller zwanzig Jahre der Rückzahlung nahe an 19 von 100 betragen ſollen. Man wird ferner durch jene Rentenberechnung verleitet, zu glauben, daß die Loſe in den erſten Jahren einen geringen Werth haben, und erſt von dem 13. bis zum 20. Jahre einen größeren, in den letzten zwei Jahren den allergrößten Gewinn bringen. Beydes iſt irrig. Das Anlehen koſtet nicht mehr als 6 o/o, und die erſten vier Ziehungen ſind die vortheilhafteſten für die Losbeſitzer. Davon gewähren nachſtehende Berechnungen die Ueberzeugung.

1.

Wenn das Capital von 20,800,000 fl. ohne Verloſung gegen Verzinſung mit 6 o/o und gegen Rückzahlung in 20 gleichen Jahresraten aufgenommen wäre, ſo würden nach einem Jahr zu bezahlen ſeyn an Capital

	1,040,000 fl.
an Zinſen .	1,248,000 fl.
Zuſammen .	2,288,000 fl.
Nun werden aber bey der erſten Ziehung laut dem Verloſungsplan nur gezahlt . . .	1,510,350 fl.
es bleiben alſo zu anderweitiger Benützung zurück .	777,650 fl.
Nach dem zweiten Jahre wäre wieder zu bezahlen an Capital	1,040,000 fl.
an Zinſen, weil ſchon nach dem erſten Jahr 1,040,000 fl. an Capital getilgt wurden, um 62,400 fl. weniger, alſo nur	1,185,600 fl.
Zuſammen .	2,225,600 fl.

Transport 2,225,600 fl.

Es werden aber in der zweiten Ziehung nicht mehr gezahlt als wieder . . . . 1,510,350 fl.

bleiben alſo ferner zurück . . . . 715,250 fl.

Dieſe Vergleichung wird in folgender Tabelle durch alle 20 Jahre fortgeſetzt.

Ziehung.	Zahlung an Capital und Zinſen zu 6 o/o fl.	Zahlung durch die Verloſung. fl.	Es wird ſonach weniger gezahlt um fl.	mehr gezahlt um fl.
1.	2,288,000.	1,510,350.	777,650.	— —
2.	2,225,600.	1,510,350.	715,250.	— —
3.	2,163,200.	1,526,000.	637,200.	— —
4.	2,100,800.	1,526,000.	574,800.	— —
5.	2,038,400.	1,552,350.	486,050.	— —
6.	1,976,000.	1,595,500.	380,500.	— —
7.	1,913,600.	1,642,750.	270,850.	— —
8.	1,851,200.	1,723,600.	127,600.	— —
9.	1,788,800.	1,749,855.	38,945.	— —
10.	1,726,400.	1,776,560.	— —	50,160.
11.	1,664,000.	1,825,765.	— —	161,765.
12.	1,601,600.	1,897,470.	— —	295,870.
13.	1,539,200.	1,969,450.	— —	430,250.
14.	1,476,800.	2,018,620.	— —	541,820.
15.	1,414,400.	2,144,690.	— —	729,890.
16.	1,352,000.	2,241,560.	— —	889,560.
17.	1,289,600.	2,441,025.	— —	1,151,425.
18.	1,227,200.	2,497,400.	— —	1,270,200.
19.	1,164,800.	2,648,445.	— —	1,483,645.
20.	1,102,400.	2,705,090.	— —	1,602,690.
Summa	33,904,000.	38,502,430.	4,008,845.	8,607,275.
	4,598,430.			4,008,845.
	38,502,430.			4,598,430.

Auf den erſten Anblick ſcheint ſich aus dieſer Vergleichung zwar zu ergeben, daß das Anlehen um 4,598,430 fl. mehr koſtet als 6 o/o; allein die in den erſten neun Jahren zurückbleibenden 4,008,845 fl. ſind ein benützbarer Betrag, und wenn dieſer nur zu 5 o/o als Amortiſationsfond benützt wird, ſo erhebt er ſich am Schluſſe des 20. Jahres, nach einer für dieſes Blatt zu weitläuftigen Berechnung, auf 8,544,688 fl., und tilgt den in den letzten eilf Jahren durch die Verloſung gezahlt werdenden Mehrbetrag von 8,607,275 fl. bis auf 62,587 fl.; welche jedoch ebenfalls nun noch mit Ueberſchuß einzubringen ſind, wenn dieſer Amortiſationsfond, was für die erſten Jahre als möglich erſcheint, mittelſt Ankauf in C. M. verzinslicher Staatsſchuldverſchreibungen zu 6 1/2 oder auch nur 6 o/o benützt wird.

2. Wenn man den Verloſungsplan obenhin betrachtet, ſo urtheilt man, daß die erſten und die letzten Ziehungen die vortheilhafteſten, und gleich vortheilhaft ſind; denn es kommen in denſelben die größten Gewinnſte vor, und dieſe

ſind an Anzahl und Betrag in der 1. und 2. Ziehung wie in der 19. und 20., in der 3. und 4. wie in der 17. und 18. Allein nicht Alles iſt Gewinn, was man für ſein Los empfängt; man muß davon erſt das Capital der Einlage, und die bis zur Auszahlung verfallenen Zinſen abrechnen. Man kann in einer frühen Ziehung mit einem kleineren Betrag etwas, und mit einem größeren in einer ſpäteren Ziehung nichts gewonnen haben. Wer in der erſten Ziehung 120 fl. empfängt, hat 15 fl. gewonnen, denn Capital und Zinſen betragen nur 105 fl.; auf weſſen Los dagegen in der 10. Ziehung 150 fl. fallen, der hat nichts gewonnen, denn Capital und Zinſen betragen gerade auch 150 fl. Um alſo richtig zu beurtheilen, in wie ferne eine oder die andere Ziehung den Losbeſitzern mehr Vortheil gewährt, muß man von dem in jeder Ziehung gezahlt werdenden Betrag die Summe des Capitals und der verfallenen Zinſen von allen in derſelben Ziehung gezogen werdenden Loſen abrechnen, und den Ueberſchuß auf alle dieſe Loſe vertheilen, wodurch ſich der im Durchſchnitt auf jedes Los fallende Gewinn ergibt. Das geſchieht in folgender Ueberſicht:

Ziehung.	Summe des Capitals und der verfallenen Zinſen.	Ueberſchuß der Zahlung.	Durchſchnitt des Gewinns auf ein Los.
1.	955,500.	554,850.	(*) 60 fl. 58 kr.
2.	1,001,000.	509,350.	55 — 58 —
3.	1,106,300.	419,700.	43 — 37 —
4.	1,154,400.	371,600.	38 — 37 —
5.	1,235,000.	317,350.	32 — 7 —
6.	1,284,400.	311,100.	31 — 29 —
7.	1,368,900.	273,850.	27 — — —
8.	1,456,000.	267,600.	25 — 43 —
9.	1,508,000.	241,855.	23 — 15 —
10.	1,560,000.	216,560.	20 — 49 —
11.	1,612,000.	213,765.	20 — 33 —
12.	1,664,000.	233,470.	22 — 26 —
13.	1,716,000.	253,450.	24 — 22 —
14.	1,768,000.	250,620.	24 — 5 —
15.	1,865,500.	278,750.	26 — 9 —
16.	1,965,600.	275,960.	25 — 16 —
17.	2,116,400.	324,625.	28 — 22 —
18.	2,173,600.	323,800.	28 — 18 —
19.	2,281,500.	366,945.	31 — 21 —
20.	2,340,000.	365,090.	31 — 12 —
Summa	32,132,100.	6,370,330.	
	6,370,330.—	Mittel-Durchſchnitt	31 — 2 —
	38,502,430.		

Es ergibt ſich hieraus, daß die in den erſten vier Ziehungen gezogenen Loſe den größten Gewinn machen, und die in den letzten vier Ziehungen gezogenen zuſammen nicht einmal den Mittel-Durchſchnitt ſämmtlicher 20 Ziehungen erreichen.

Uebrigens gibt es bey dieſer Verloſung keine eigentlichen Nieten, wobey die Einlage verloren ginge. Für jedes Los wird die Einlage zurück gezahlt, und mit 5 o/o Zinſen jährlich vergütet. Das größte Unglück, das einen Losbeſitzer treffen kann, iſt, auf ſein Capital und Zinſen durch mehrere, höchſtens durch 20 Jahre warten zu müſſen. Dagegen ſtehen im Ganzen über Capital und Zinſen 6,370,330 fl. zu gewinnen.

---

*) Einen Kreuzer nicht erreichende Bruchtheile ſind weggelaſſen.

Der geringſte Betrag, der für ein Los von 100 fl. ausgezahlt wird, iſt 120 fl., der höchſte 120,000 fl.

Haupttreffer, nämlich Gewinnſte von 12,000 bis 120,000 fl. kommen 68 vor; anſehnliche Gewinnſte mit 1000 bis mit 10,000 fl. 810; kleine Gewinnſte, die uber das Capital der Einlage und 5 o/o jährlich nur 15 bis gegen 600 fl. betragen, 23,402; nicht mehr als 10 fl. gewinnen 16,747 Loſe; 5 fl. gewinnen 8,370; und 158,583 Loſe gewinnen nichts, ſondern bekommen nur die Einlage ſammt Zinſen zurück.

Im Durchſchnitt wird ſonach, wer 21 Loſe hat, mit 16 nichts gewinnen; mit 5 hat er Hoffnung zur größeren Hälfte auf 5 oder 10 fl., zur anderen Hälfte auf einen größern Gewinn.

Ein Gewinn von 15 bis gegen 600 fl. oder mehr fällt von 15 Loſen auf 2; ein anſehnlicher Gewinn von 1,000 bis einſchlüſſig 10,000 fl. von 236 Loſen auf 1; und ein Haupttreffer von 3,058 Loſen auf 1.

E.

Noch eine Bitte.

Der Seele Labſal
Und Troſt des Herzens,
Und Pilgers Leitſtern
Auf irren Pfaden;
Der Salbung Krone
Iſt, was vom Sohne
Des göttlichen Vaters
Zum Pfand der Liebe
Für alle Frommen
Auf uns gekommen:
Das »Vater Unſer«

Wär' es nicht Frevel,
Des Sinnes Summe
Zu vermehren
Mit einer Bitte;
Wär' das nicht Frevel,
So hätt' ich eine,
Die jeder Beßre
Mit mir wird theilen,
Deß zart Bewußtſeyn
Das Edle ehret,
Verſchmäht das Rohe.

Und heißt die Bitte:
Bewahr' o Herr uns
Vor dem Pöbel!!*)

Die Flaſche Cyperwein**).

Miquez, ein portugieſiſcher Jude, beſaß in hohem Maße die Gabe, die Großen ſeiner Zeit durch allerlei luſtige Einfälle, doppelſinnige Reden,

---

*) Daß hier nur der »moraliſche« Pöbel gemeint ſey, verſteht ſich von ſelbſt.

**) Daß und wie der Jude Miquez die Veranlaſſung zu Selims Wegnahme der lächerliche Anſpielungen und dergleichen zu beluſtigen; ſeine Laune ſchien unerſchöpflich, ſein Witz immer neu, ſein Humor immer heiter; weßhalb man ſich auch allenthalben, am meiſten aber an Höfen, wo, wie bekannt, der Frohſinn eben nicht am liebſten zu weilen pflegt, nach ihm ſehnte.

Vor Allen war ihm die Königin Maria, welche dazumal an der Stelle ihres Bruders des Kaiſers, die Statthalterſchaft in den Niederlanden führte, ſo ſehr gewogen, daß ſie ihr Möglichſtes that, ihn an ihrem Hofe zu behalten. Sie ſparte weder Geſchenke, noch Verſprechungen zeichnete ihn bey jeder Gelegenheit ſehr ſchmeichelhaft aus, und gewann durch dieſe Mittel ſeine Anhänglichkeit ganz und gar Miquez blieb an ihrem Hofe, und ihre Freigebigkeit kam ſeinen Talenten ſo wohl zu Statten, daß dieſelben ſich, wie Fruchtkeime am Sonnenſtrahl, immer angenehmer entwickelten.

Wie denn aber Reichthum und Glück des Menſchen Gemüth nur ſelten über ſeine angeborne Natur erheben, ſo blieb auch Miquez bey all ſeinem Wohlſtande mit Leib und Seele der vorige. Jede Gunſtbezeugung der Königin, jeden Vortheil betrachtete er als Bürgen eines folgenden, als eine Stufe zu höherem Glücke. Bald ging er ſo weit in ſeiner Rechnung, daß er ſein Auge zu einer der vornehmſten Hofdamen ſeiner Gebietherin erhob, und da dieſelbe auch ſchon wegen ihrer ausgezeichneten Reize ihm allerdings begehrungswerth erſchien, an ſeinen Wahn eine Reihe der glänzendſten Folgen knüpfte. Aber ehe er noch dieſe Abſichten überſah, erwachte ſeine Sinnlichkeit mit ſolchem Ungeſtümm, daß er ſich für genöthigt hielt, ſeinen Zweck dem Mittel, und die Dame, wenn ſie ihm widerſtehen ſollte, mit Gewalt ſeinen Begierden aufzuopfern. Da er ſich durch ſeine Geſchicklichkeiten die Gunſt ihres Gatten erworben, und dadurch die erſten Wege in deſſen Haus gebahnt hatte, ſah er ſich bald, als ein angenehmer Geſellſchafter, der Gewogenheit der Dame gewürdiget, und nützte von nun an jeden Augenblick, ſeinem Ziele näher zu rücken.

Je deutlicher er aber derſelben ſeine Neigung zu enthüllen ſuchte, deſto mehr wich ſie ihm aus, und zeigte ihm durch ihr ganzes Betragen, daß er wohl himmelweit von ſeinem Ziele entfernt ſey; das genügte, um ihn in ſeinem ſchändlichen Vorhaben vollends zu bekräftigen, und deſſen Ausführung zu beſchleunigen. Bald traf ſich's, daß die Dame ihm an einem einſamen Orte begegnete, und Miquez erreichte mit Gewalt ſeinen Zweck.

Die Mißhandelte eilte voll Zorn und Verzweiflung zu ihrem Gemahle, und nachdem ſie ihm ihr Unglück geklagt hatte, mit ihm zur Königin, um Genugthuung zu fordern. Obgleich die Regentin dem Miquez überaus zugethan war, ſo gerieth ſie über dieſe Nachricht doch in ſo heftigen Unmuth, daß ſie denſelben auf der Stelle von ihrem Hofe hinwegjagte. Der unglücklichen Dame aber, von deren Unſchuld ſowohl ſie, als deren Gemahl hinlänglich überzeugt war, ſchenkte ſie ihre volle Gewogenheit und Zuneigung, und bewährte dieſelbe an beiden Gatten durch immer größere Auszeichnungen und Beweiſe ihrer Achtung. (Schluß folgt.) Sg.

* * *

Inſel Cypern war, iſt wohl ziemlich bekannt; minder aber die hier erzählten frühern Fata jenes Günſtlings. — Uebrigens ſcheint Cypern durch die Zeitbeziehungen ein erneuertes Intereſſe zu gewinnen. — Im vorigen Bande Nr. 11 haben wir über dieſe Inſel einen anziehenden Aufſatz von Freim. Walter geliefert, betitelt: das alte und neue Cypern. D. Red.

Allgemeine Novelliſtik.

Der Sans façon in Peſth *) I. (Theaterberichte.) — Das jetzige Theaterjahr begann zu Oſtern mit einer großen Bühnen-Mauſe; die meiſten Schwung-, und eine große Anzahl Rumpf- und Fußfedern fielen aus. Es gehört zu den naturhiſtoriſchen Bemerkungen, daß dieſe unbedeutenden Körperfedern, die zur körperlichen Bedeckung der Blößen und zur Lebensfriſtung unumgänglich nöthig ſind, ſich viel eher und häufiger, als jenes Schwung- und Fluggefieder zum Hochſchwingen erſetzen. Zu den erſten Schwungfedern, die bey der letzten Mauſe unſerer Bühne ausfielen, zählen wir: Dlle. **Vandini**, Melpomenens und Thaliens gleichgeliebte Prieſterin, Dlle. **Pfeiffer**, die mit ihrer ſchönen Stimme jetzt das kunſtſinnige Wien ergetzt; Dlle. **Hornik**, liebliche und angenehme Sängerin; Hrn. **Meiſter**, ein Proteus im Elemente des Launigen und Komiſchen; Hrn. und Mad. **Deny**, beide äußerſt brave Mitglieder des Schau- und höhern Luſtſpiels, beſonders letztere gleich liebenswürdig als die unglückliche Stuart und als Elsbeth im Turnier zu Kronſtein. — Die Sterne mittlerer und untergeordneter Größe, die von unſerm Theaterhimmel verſchwanden, ſind leicht erſetzt, da die Kreuz- und Quergänge vacanter Schauſpielritter aus Oſten, Weſten, Süden und Norden ſich hieher concentriren, und mancher ſeinen Klepper an unſere Krippe band. Im Nothfalle müſſen uns auch zuweilen Irrwiſche und Johanneswürmchen dieſe Sterne erſetzen, wozu wir dann freilich ein Auge, oft beide, und zuweilen auch ein Ohr zudrücken müſſen. Doch erinnern wir uns ſelten eines ſo reichen Cometen- oder Gaſtrollen-Jahrs. Mehrere derſelben waren nur eine Nacht ſichtbar, und fielen vor unſern Augen wie Sternſchnuppen zu Boden; andere durchliefen mit ihrer bleichen Waſſerfarbe einige Nächte unſern Theaterhorizont, doch ohne beſondern Einfluß auf die Parterre-Bewohner. Die größte Umlaufzeit hatte, und die meiſte Wirkung brachte Mad. **Münſtermann** hervor, welche Maria Stuart, Lady Macbeth, Medea mit ungetheiltem, Sappho, Jeanne d' Arc mit getheiltem, und Helene in den vier Temperamenten ohne allen Beyfall gab. Ihre letzte Gaſtrolle war den 20. Juni die Fürſtin in Eliſe Valberg; ſie gefiel, und das Publicum entließ ſie mit rauſchendem und wohlverdienten Beyfall. Von neuen Acquiſitionen in Kurzem Folgendes: Mad. **Geyer** (Sängerin) Julie in der Veſtalin, mittelmäßig; Sargines Sohn, Donna Anna, Emmeline, ſo ſo; Lodoiska, charmant; Prinzeſſin von Navarra, herrlich; Amenaide, braviſſima. Mad. **Hüttner**, geb. **Bianku**, trat als neuengagirte Sängerin den 19. Juni als Königin der Nacht auf; Geſang, ſchön; Kunſt, forcirt; Geſtalt, impoſant; Manier, routinirt; Auftreten, keck; Applaus, comme-ça. Dlle. **Pleſchke** (Schauſpielerin): Geſtalt, ſimpel; Spiel, artig; Kunſt, dem Namen nach; Organ, unangenehm. Dlle. **Sartorius** Nr. 1.: Geſtalt wie eine Roſe; Spiel, wie eine Eiche; Organ, wie ein Schilfrohr; Routine, gar keine. Dlle. **Sartorius** Nr. 2. detto detto. Dlle. **Car. Zöllner**: Geſtalt, menue (der Deutſche hat kein Wort dafür); Spiel, natürlich ſchön; Organ, klar und angenehm; Routine, im Werden; Kunſt, leiſe Ahnung; Sprache, nicht ſehr cultivirt. Hr. **Ehlers**, Intendant unſrer Bühne: viel bretergerechte Appretur, einſichtsvoll; guter Erfolg ſteht zu erwarten; neue Titel ſind noch nicht neue Mittel. Als Johann von Paris, mezza voce, aber declamatoriſch vortrefflich. Mad. **Ehlers**: Geſtalt, comme il faut; Spiel, fleißig, doch etwas eckig; Organ und Declamation, gute Hausmannskoſt; Auffaſſung des Characters, da happert's; Eliſe im Wald bey Hermannſtadt, Hut abgenommen; Clärchen im Egmont, à demi rôle. Hr. Philipp Zöllner (erſter Comiker), wir gratuliren. Geſtalt, compact; Gang, Maß; Spiel, die Beweglichkeit ſelbſt; Laune und Humor, wie man es wünſcht, ſelbſt vom Hypochonder geliebt; hochcomiſch, à peu près. Hr. Grimm (Intriguant): Geſtalt, für die Bühne geſchaffen; Kunſt, erſte Stelle an der hieſigen Bühne; Spiel, meiſterhaft. (Die ſchon länger hier anweſenden Schauſpieler, ſo wie das Orcheſter, berühre ich nächſtens.)

---

*) Von dem ungariſchen Correſpondenten Nr. 4, und nicht von dem, welcher die ſtehende Rubrik: Neuigkeiten aus Ungarn, liefert.

Neues brachte unſere Bühne wenig Bedeutendes. »Die Brautkrone«, von Cuno. Krone? nun nun; Kappe vielleicht? wenigſtens ſchellt es. »Das Sternenmädchen.« »Der Körbchenflechter.« O Unſinn, dein Reich iſt grenzenlos! »Das Scheibenſchießen,« von Ziegler; wenn auch nicht ganz ins Schwarze, doch ziemlich nahe hin getroffen, gefiel. »Der daumenlange Hanſel.« Kein daumenlanges Papier darüber beſchrieben! »Graf Wiprecht von Groitzſch.« Brr. Brr. »»Was die Muſe nicht, thut willig das ſchnaubende Roß.«« »Die vier Temperamente,« Luſtſpiel in drei Acten, von Ziegler, und »Vierzehn Tage nach dem Schuß«, eine Nachſpielſchleppe zu den vier Temperamenten. Das Kleid ſelbſt iſt ſchön, fällt hübſch in's Auge, beſonders wenn es Leute tragen, die ſchöne Kleider ſchön zu tragen wiſſen, die Schleppen incommodiren und gefallen nicht mehr recht. »Das Gut Sternberg.« Gut? ja, Mittelgut. »Das iſt der Rechte.« Luſtſpiel in einem Aufzuge, von J. F. Kornthener. Bſt, lieber Souffleur, weck mir das Parterre nicht auf, denn dieſer Schlaf, der iſt der Rechte. »Tiſchlein deck' dich, und Prügel aus dem Sack,« von A. Bäuerle. Frau Wäſcherin, wohin? in's Theater, die Fiaker-Miedel und die Hafner-Lieſel iſt auch da, hoho! »Der Vorſatz«, von Holbein. Ein lobenswerther Vorſatz, doch die Ausführung war es nicht. »Marno, der Schreckenvolle«, ſchreckenvoll? ja wohl, denn aus Schrecken lief Alles davon. Der Wunſch, die »Albaneſerin,« von Dr. Müllner, auf unſerer Bühne bald zu ſehen, iſt bey uns um deſto eher lebhaft erregt worden, je mehr in und ausländiſche Blätter darüber abgeurtheilt haben. — —tzer.

(Schluß folgt.)

»Die Schauſpieler. Luſtſpiel in fünf Aufzügen. Nach Delavigne, von Vogel, wurde zum erſtenmale den 17. Juni im Theater an der Wien gegeben. Die Intrigue dieſes Stückes iſt unbedeutend. Der Dichter Victorin hat ein Luſtſpiel auf die Bühne gebracht, von deſſen Aufnahme ſein künftiges Glück abhängt. Die Cabale will ſeine Arbeit unterdrücken, aber Zufälle, welche jedem der Darſteller ein beſonderes Intereſſe bringen, befördern ihre Aufführung, und ein günſtiger Erfolg krönt ſeine Wünſche. Die eigentliche Tendenz geht dahin, dem Treiben hinter den Couliſſen den täuſchenden Schleier abzuziehn, und dieß iſt nun grell genug geſchehen. Die Figuren ſind mit einer derben Laſt Niederträchtigkeit bedacht, und der Anblick, wie die Kunſt mißhandelt werde, und in alle die tauſend Winkel der Ignoranz und Arroganz hinein, welche das Beſſere unterdrücken, und die Waagſchale der Dummheit emporſchnellen, erregt durch die Wahrheit der meiſten Umſtände eine viel zu ſchneidende Empfindung, als daß der comiſche Antheil gehörig wirken konnte. Dem Zwecke des Luſtſpiels, Thorheiten zu geißeln und durch Unterhaltung zu belehren, iſt in dieſer Arbeit nicht entſprochen. Hier ſind unzubeſſernde Erbärmlichkeit ſtatt Sinnlichkeit, Schlechtigkeit ſtatt Thorheit als leitende Grundmotive aufgeſtellt; der Neid, die Mißgunſt, die gemeinſte Kokketterie ſpielen die Nebenparte, und auf Koſten eines momentanen Vergnügens erhob ſich die furchtbare Lehre: »Hüte dich vor dem übertünchten Grabe.« Der Schauſpieler iſt das Organ, durch welches der Dichter ſeine heiligen Worte zu uns ſpricht; es war ein Augenmerk der größten Meiſter dieſer Kunſt, den Nimbus, welchen die Täuſchung der Bühne über ſie zog, ſo viel möglich auch im geſelligen Leben zu friſten — und der Erfolg war fruchtbar — man glaubte den Gebilden, welche ſie wählten, man glaubte an die Möglichkeit eines Ideals. Friſch und farbig glänzt das Metall, aber die Werkſtätte iſt fürchterlich, in der die Natur es zeugt. Warum den Blick in die Tiefe geſtatten, die nur Gräuliches birgt; warum den wohlthätigen Deckel lüften, wenn das Bild die Wahrheit tödtet; oder ſollte der Dichter noch immer geſtimmt bleiben, die zarten Laute ſeiner ſchüchternen Muſe in jenen Mund zu legen, der kurz zuvor ſeine Gemeinheit zu Markte trug, und ſich dadurch ein Schandmal aufdrückte, welches durch allen erborgten Zauber hämiſch hervorbrennen wird. Leider ſchwinden die guten Eindrücke ſchnell genug, und die Schwächen breiten ſich nur allzubald aus; aber ſich ſelber an den Pranger ſtellen, nennt man nicht Reſignation, man heißt es ſehr gelinde: Anmaßung im höchſten Grade! — Was hier im Allgemeinen geſprochen worden, gilt vielleicht mehr der Tendenz des vorliegenden Stückes; die Frage aber, ob eine Bühne, welche der Kunſt ein Aſyl öffnen, dem Menſchen ein Ideal der Menſchheit aufſtellen will, die Aufführung deſſelben unternehmen dürfe — beantwortet ſich ſelbſt. Die Spielenden leiſteten nur dießmal Vorzügliches, da ihnen die Rollen größtentheils bekannt zu ſeyn ſchienen, der Lord ausgenommen, der den Engländer in der Sprache markiren wollte, und ein wunderliches Chaos von böhmiſch, franzöſiſch und deutſch zur Welt brachte. Auch war dieß nicht der nette Anzug eines Chevaliers, ſondern der eines emigrirten Bereiters. Im Prologe endlich zeigte ſich Freimund ſteif, als hätte er den Cothurn ewig unter den Sohlen. Der Beſonnene läßt ſeine Schwäche nicht merken, wohl aber zeigt der Leichtſinnige eine oder die andere Carte, und am Ende wohl gar das ganze Spiel! Man konnte es übrigens deutlich bemerken, wie bitter allen Spielern der große Beyfall war, den das Stück erhielt. Wie ſollte es auch nicht! — Der Schmerz, ſich ſelbſt proſtituirend zu ſehen, muß ungeheuer ſeyn! — — " —

Dem Hrn. Moroſi, Mitglied des k. k. Inſtituts zu Mailand, iſt es gelungen, den Effect des Waſſerfalles auf das Doppelte von demjenigen, was ſich bis jetzt hat erhalten laſſen, zu verſtärken. Zu dieſem Reſultate iſt er theils dadurch gelangt, daß er der Scheibe, deren ſich die Phyſiker bey ihren Experimenten bedienen, eine Randleiſte von ſechs Zoll anfügt, theils dadurch, daß er mitten an die Schaufeln der hydrauliſchen Räder ein um zwei Zoll hervorſpringendes Brettchen befeſtigt. Von dieſen Verbeſſerungen hat er ſelbſt in der zu Mailand von ihm errichteten Tabaks-Fabrik mit großem Vortheile Gebrauch gemacht.

Kisfaludy's Almanach, deſſen in Nr. 68 erwähnt wurde, kommt nicht auf 1821, ſondern auf 22 heraus.

Ein hieſiges Blatt enthält die Anzeige, daß die vom Baron von Biedenfeld, unter dem Titel: »der Grünmantel« gelieferte Ueberſetzung des franzöſiſchen Drama: »La cabane de Montenard,« zu Linz mißfallen habe. Ich bitte damit mein Schauſpiel »der Grünmantel von Venedig« nicht zu verwechſeln, welches mit derſelben nur einen Theil des Titels gemein hat. Baron von Schlechta.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Graffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: vierteljh. 5 fl. WW., durch die k. k. Poſt 12 fl. WW. halbj. — Beyträge, beliebe man dem Redacteur (Franz Graffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Walliſhauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

79.

(Wien, Dinstag, den 4. Juli.)

Polytechniſche Nachrichten; von K********.

Es ſind gegenwärtig in London drei Buchdruckereien, in denen einige Preſſen durch Dampfmaſchinen bewegt werden, jene der Herren Bensley, Taylor und Cooper. In der Erſten befinden ſich zwei ſolche Preſſen; die Eine druckt nur auf Einer Seite, wie die gewöhnlichen Preſſen, die zweite, größere bedruckt zwei Seiten zu gleicher Zeit, aber nicht auf dem nämlichen Bogen. Jede dieſer zwei Preſſen wird bloß durch zwei Kinder bedient, von denen das Eine den weißen Bogen auf einer biegſamen, elaſtiſchen Fläche ausbreitet, von der er ſchnell fortgeführt, und unter die Preſſe gebracht wird, das Zweite aber den bedruckten Bogen wegnimmt und bey Seite legt. Eine Dampfmaſchine von zwei Pferdeſtärken betreibt beide Preſſen mit einer unbegreiflichen Schnelligkeit. Man bedruckt mit jeder Preſſe in einer Minute 15 Bogen auf beiden Seiten, in einer Stunde alſo 900 Bogen auf beiden, oder 1800 Bogen auf einer Seite. Eine gewöhnliche Buchdruckerpreſſe erfordert zur Bedienung zwei erwachſene Menſchen, wovon der Eine eine außerordentlich beſchwerliche und angreifende Arbeit zu verrichten hat, und demungeachtet können beide in einer Stunde höchſtens 250 Bogen auf einer Seite bedrucken. Die Wirkung der durch Dampfmaſchinen betriebenen Preſſen verhält ſich alſo zu jener der gewöhnlichen wie 180 zu 25, oder wie 7 1/5 zu 1, d. h. die Erſteren drucken ſiebenmal geſchwinder als die Letzteren.

Die Verfertigung guter Uhrfedern unterliegt bedeutenden Schwierigkeiten; beſonders ſchwer hält es, denſelben den beſten Grad der Härte zu geben, ſo, daß ſie die höchſtmögliche Elaſticität beſitzen, ohne weder zu hart, noch ſehr weich zu ſeyn. Bey uns zeichnet ſich in der Verfertigung dieſer Federn Hr. Martin Miller in Wien (Gumpendorf Nr. 273) vorzüglich aus. Er verfertiget die Uhrfedern von zweierlei verſchiedenen Sorten, nämlich ſogenannte deutſche und franzöſiſche, die in verſchiedenen Rückſichten von einander abweichen. Hr. Miller verfertiget den Stahl zu ſeinen Uhrfedern ſo wie für alle ſeine übrigen ähnlichen Erzeugniſſe ſelbſt, und zwar verwendet er durchaus bloß Gußſtahl. Seine Stahlbleche, wie ſie zu Holz- und Metallſägen verwendet werden, ſind von vorzüglicher Güte und Schönheit. Ein Artikel, den Hr. Miller in der ganzen öſterreichiſchen Monarchie ausſchließend verfertiget, ſind die Zieheiſen für Gold- und Silberdrahtzieher, welche früher aus Frankreich bezogen werden mußten, nun aber von ihm in ſolcher Güte erzeugt werden, daß ſie ſelbſt im Auslande Abſatz finden. Dieſe Zieheiſen ſind, wie es ſcheint, nicht aus reinem Stahl, ſondern aus einer ſtahlähnlichen Metall-Legirung verfertiget, welche mit einer großen Härte doch einen gewiſſen Grad von Dehnbarkeit verbindet, Eigenſchaften, die bey dieſem Zieheiſen höchſt nothwendig vorhanden ſeyn müſſen. Mögen die Verdienſte des Hrn. Miller in dieſem Fache auch im Auslande jene wohlverdiente Würdigung erhalten, die ſie bereits im Inlande genießen. Die Anſicht der im National-Fabriks-producten-Cabinette des k. k. polytechniſchen Inſtitutes aufgeſtellten Erzeugniſſe des Herrn Miller wird das von ihnen Geſagte beſtätigen.

Hr. Clement in London, hat ein Inſtrument erfunden, um Kreiſe, Ellipſen, Parallel- und Spiral-Linien zu zeichnen. Daſſelbe iſt zwar ſehr zuſammengeſetzt und ſchwierig zu verfertigen, kann aber auch für Kupferſtecher in vielen Fällen von ſehr großem Nutzen ſeyn. Der Erfinder hat von der Geſellſchaft zur Aufmunterung der Künſte, Manufacturen und des Handels, eine goldene Medaille erhalten.

Um Leder, nach der von den Herren Smith und Thomas angegebenen Art, waſſerdicht zu machen, wird daſſelbe 24 Stunden lang in Waſſer gelegt, und dann zwiſchen zwei eiſernen Walzen leicht ausgepreßt. Hierauf wird es einige Tage an der Luft getrocknet, und zuletzt in eine kochende Miſchung aus vier Pinten Leinöhl, zwei Pinten Baumöhl, einer Pinte Terpentin-Eſſenz, zwei Pinten Kaſtoröhl, einem halben Pfund gelbem Wachs und einem Viertel-Pfund Theer getaucht. Nach der verſchiedenen Dicke des Leders wird daſſelbe 10 — 20 Minuten lang in dieſer Flüſſigkeit gelaſſen. Nachdem man es herausgenommen hat, preßt man es zwiſchen zwei mit Leder überzogenen Walzen aus, und trocknet es in einer auf 25 bis 30 Grade des hunderttheiligen Thermometers geheizten Stube.

Das unverbrennliche Magazin, welches im Jahre 1818 auf dem Schiffswerfte von Plymouth vollendet wurde, iſt ganz von Eiſen oder Stein gebaut; die Gurten, die Träme, die Thüren, Schiebfenſter und Rahmen ſind alle ſehr nett von Gußeiſen ausgeführt. Das Dach iſt von Gußeiſen, und die Fußboden von Yorkſhire-Stein. Die Treppe iſt von Moorſtein. Die Ausgabe für die Herſtellung dieſes Gebäudes beträgt 15,000 Pfund Sterling (140,000 Gulden Conventionsmünze.)

Die americaniſchen Pächter ſollen ſich des folgenden Mittels bedienen, den Brand an ihren Apfelbäumen zu verhindern. Im Frühjahre reiben ſie Theer gut in die Rinde der Apfelbäume, ungefähr vier oder ſechs Zoll breit in jeden Baum, und ungefähr zwölf Zoll über dem Boden. dieſes beugt dem Brande hinlänglich vor, und eine ergiebige Erndte iſt die Folge davon.

Hr. White, in England, verfertiget eine neue Art Unſchlittkerzen, die einen Ueberzug von Wallrath oder Wachs haben. Sie beſitzen das angenehme Aeußere der Wachskerzen, ohne ſo theuer zu ſeyn als dieſe, oder den unangenehmen Geruch der gewöhnlichen Unſchlittkerzen zu haben.

Man hat in London den Vorſchlag gemacht, das gewöhnliche Pflaſter durch quadratförmige, unter ſich durch einen Schwalbenſchweif verbundene Stücke von gegoſſenem Eiſen zu erſetzen. Der Verſuch hierüber wurde in einem Stadtviertel unweit der Blackfriars-Brücke angeſtellt, und iſt ſehr günſtig ausgefallen. Man ſcheint jetzt den Plan zu haben, auch einige andere Theile der Stadt auf dieſe Art zu pflaſtern.

Im Converſationblatte Nr. 34 d. J. befindet ſich eine Nachricht über die Beleuchtung des Pharus von San Salvore, bey Trieſt, mit Steinkohlengas. Vor einiger Zeit hat nun auch die Gasbeleuchtung von zwei Leuchtfeuern in dem Hafen von Danzig ihren Anfang genommen. Wenn auswärtige Zeitſchriften ſchon vor längerer Zeit erzählt hatten, daß damit der Anfang gemacht worden ſey, ſo war dieſe Ankündigung zu voreilig geſchehen. Sowohl der Feuerthurm als die Baake werden jetzt mit Gas ſtatt mit Wachs beleuchtet. Das Gasbehältniß faßt 400 Kubikfuß; das Gas wird mittelſt 40 Fuß langer Röhren zum Thurm, und aus einer Entfernung von 274 Fuß nach der Baake geleitet, ſteigt von beiden Seiten zu den Lampen empor, und theilt ſich aus jedem Rohre in drei Arme, an deren Ende ſich die Brandmündungen befinden Dieſe haben 1 1/2 Zoll im Durchmeſſer, und beſtehen aus zwei concentriſchen Kreiſen, welche 40 feine Löcher enthalten. Auch in der Wohnung des Aufſehers iſt eine Brandmündung angebracht, damit er an derſelben bemerken könne, ob das Feuer gehörig brenne. Jede dieſer Brandmündungen verzehrt im Durchſchnitte 4 Kubikfuß Gas, ſo daß das Gasbehältniß für die längſte Nacht auf 16 Stunden zureicht. Jede Gasflamme brennt vor einem paraboliſchen Meſſingſpiegel, der auf dem Thurme 22, und auf der Baake 17 Zoll im Durchmeſſer hat. Die vorgenommenen, täglich fortgeſetzten Verſuche haben dargethan, daß an jedem Tage 310 bis 320 Pfund Steinkohlen verbraucht werden. Dieſer Brennſtoff iſt ſicherlich bedeutend genug, und der Verbrauch von Steinkohlen, wenn ſie gut ſind, dürfte jährlich 8 bis 9 Laſten ausmachen. Zur Zeit, als die Feuer mit Steinkohlen unterhalten wurden, hatte man jedoch mehr als 30 Laſten verbraucht. Gleichermaßen war die ſpäterhin eingeführte Wachsbeleuchtung ſehr koſtbar, denn im Jahre 1818 wurde 1180 1/2 Pfund Wachskerzen verbrannt. Inzwiſchen beſtehen die Vortheile nicht ganz allein in der Verminderung der Ausgaben; die neue Einrichtung hat ungemein durch die ſtärkere Beleuchtung gewonnen, welche ſo ſehr zugenommen hat, daß die Einwohner von Hela, welchen die vorgenommene Veränderung unbekannt war, die Gasbeleuchtung für eine im Neufahrwaſſer ausgebrochene Feuersbrunſt gehalten hatten. Das zur Anlage verwendete Capital wird ſich in kurzer Zeit reichlich vergüten.

Herr Regnier, in Paris, hat einen Kaſten zur Aufbewahrung der Rechnungen und ſolcher Schriften, die man ganz ſicher aufzubehalten wünſcht, erfunden. Derſelbe hat das Anſehen eines gewöhnlichen Schrankes, und enthält zwanzig Schubladen. Jede dieſer Laden kann einzeln geöffnet werden, ohne daß man deßwegen die übrigen aufzuſchließen nöthig hätte, ungeachtet ſie alle durch denſelben Mechanismus zugleich geſperrt werden. Dieſer Mechanismus läßt ſich auch an gewöhnliche Commoden anbringen, und iſt überhaupt ſo eingerichtet, daß er die größte Sicherheit gewährt, indem das Schloß durch das Sperrzeug der Schlöſſer nicht geöffnet werden kann. Der Preis eines ſolchen Kaſtens beträgt, nach Verſchiedenheit des Holzes, aus denen derſelbe verfertiget iſt, 350 bis 700 Franken.

Hr. Boucher (zu L'aigle, Departement der Orne) in Frankreich, iſt durch ſeine Verſuche dahin gekommen, die Zinkblende ſtatt des Galmey's bey der Meſſingfabrication zu verwenden. Der damit erzeugte Meſſing beſitzt alle Eigenſchaften des gewöhnlichen, der mit Zink oder Galmey bereitet wird; er läßt ſich eben ſo leicht zu Draht ziehen, wie dieſer, und zeigt überhaupt nicht den mindeſten Grad von Sprödigkeit.

Ein Hr. Cornelius Warley, in London, hat ein Mittel gefunden, den Copal, ohne Anwendung von Wärme, in Terpentinöhl aufzulöſen, und auf dieſe Art einen vortrefflichen klaren Firniß zu bereiten. Dieſes Mittel iſt ſehr einfach, und beſteht bloß darin, daß man den fein gepulverten Copal mit wenig Terpentinöhl übergießet, eine geraume Zeit damit zuſammenreibt, und die Miſchung zuletzt noch mit Terpentinöhl verdünnt.

In den nordamericaniſchen Freiſtaaten fängt man hin und wieder an, ſich des Theer's zur Erleuchtung zu bedienen. Ein Profeſſor in Virginien hat eine eigene Lampenvorrichtung zur Erleuchtung der Straßen mittelſt dieſes neuen Oehlſurrogates erdacht. Dieſer Apparat beſteht aus einem Behältniß, welches vier bis fünf Pfund Theer faßt, und aus einer gewöhnlichen Laterne, die mit einem Rohre verſehen iſt, durch welches die Luft zuſtrömt. Der Theer ſoll in dieſer Vorrichtung ohne vielen Rauch verbrennen, und ein achtmal ſtärkeres Licht verbreiten als man durch Oehllampen erhält.

Ein Mittel, das Holz vor trockener Fäulniß zu bewahren, iſt Folgendes: Man bereitet ſich eine ſehr concentrirte Auflöſung von Pottaſche in Waſſer, und mit dieſer Auflöſung im ſiedenden Zuſtande beſtreicht man, mittelſt eines Pinſels, die von der Fäulniß angegriffenen Stellen des Holzes. Hierauf löſt man eine hinlängliche Menge Eiſenroſt oder Maſſikots (gelbes Bleioxyd) in Holzeſſig auf, und mit dieſer Flüſſigkeit wird, 12 Stunden nach Anwendung der alcaliſchen Lauge, das ganze Holz getränkt.

Ein anderes Mittel, welches dieſelben Dienſte leiſtet, beſteht darin, daß man das Holz zuerſt mit der Auflöſung von holzſaurem Eiſen oder Blei, und 12 Stunden darnach mit einer ſtarken Alaunauflöſung imprägnirt.

* * *

Die Flaſche Cyperwein.

(Schluß von Nr. 78.)

Indeſſen hatte ſich die Kunde von dieſem Vorfall weit umher verbreitet, und Miquez, den nun Alles mit Abſcheu und Verachtung anſah, ſah ſich genöthigt, aus den Niederlanden zu flüchten.

Er ging nach Frankreich; aber Philipp II., welcher erſt kurz vorher den ſpaniſchen Thron beſtiegen hatte, und von jener Schandthat unterrichtet war, ließ ihn aus allen chriſtlichen Staaten vertreiben.

In dieſer bedrängten Lage floh Miquez nach Conſtantinopel, und begab ſich von dort nach Caramanien zu Selim, dem ältern Sohne Solimans II. Da dieſer Prinz gar ſehr den Vergnügungen ergeben, die Zeit ſeiner Anwartſchaft auf den väterlichen Thron in froher Geſchäftloſigkeit hinbrachte, ſo fand Miquez bald wieder ſeine Unterkunft, und Selim ſchenkte ihm auch bald ſeine Gunſt, um ſo mehr, als er ſolch eines Luſtigmachers bedurfte, um in die ekle Einförmigkeit ſeiner Genüſſe eine Abwechslung zu bringen, und den Rauſch von Ausſchweifung und Schwelgerei, der ihn ſtets umnebelte, durch neue Betäubung zu verſcheuchen.

Soliman lebte nicht lange, und Selim ſah ſich auf den Thron erhoben. Da ward Miquez einer ſeiner erſten Günſtlinge, denn als ſein Luſtigmacher und Zechgeſelle genoß er ſeine Neigung in demſelben Maße, als er, mit deſſen ſchändlichſtem Laſter vertraut, als Begünſtiger aller ſeiner Ausſchweifungen ſich ſeines vollen Vertrauens rühmen konnte. In dieſer Verfaſſung lebten ſie jubelvolle Tage in aller Fülle und Ueppigkeit der Genüſſe.

Einſtmals ſaßen ſie beyſammen, und leerten auf ihr wechſelſeitiges Wohl einige Flaſchen Cyperwein. Da rühmte Miquez die Vortrefflichkeit dieſes Getränkes, indem er ſehr ſchlau bemerkte, es wäre wohl der beſte Wein der außer den Staaten der Großherrlichkeit ſeines Gebiethes angetroffen werde. Selim ließ hierauf noch eine Flaſche kommen, und als dieſe geleert war, auch noch eine andere. Miquez aber erinnerte, man müſſe das Maß, zumal beym Genuſſe dieſes Weins, nicht ſo ſehr übertreiben, und zwar aus zwey Gründen: erſtlich, weil man an Dingen, die man zu häufig genießt, nicht lange Behagen findet; und zweytens, weil man ihn ſchonen müßte, indem man genöthigt wäre ihn zu kaufen.

Dieſe Rede verfehlte ihres Zweckes nicht. Selim II. fühlte ſeine Eitelkeit dadurch ſo gekitzelt, daß er Miquez ſogleich verſicherte, er wolle die Inſel Cypern noch daſſelbe Jahr erobern, und ihn zum Könige dieſes ſo herrlichen Weinlandes erheben.

Bald rüſtete er ſich zum Kriege, und befehligte eine bedeutende Armee gegen jene Inſel. Als aber das Heer ſchon im Begriffe ſtand, aufzubrechen, ſuchte Miquez Selims Sinn mit einemmal von dieſer Unternehmung abzulenken, und aus Groll wider Philipp II. ihn zu einer Expedition nach Spanien zu bereden, wo ſich eben die Mauren von Granada empört hatten, und ſeines Beiſtandes bedurften.

Da indeſſen Selims Miniſterium dieſen Rath als zwecklos hintertrieb, indem es bemerkte, daß dieſe Unternehmung an ſich ſelbſt auch im geringſten Falle Seiner Großherrlichkeit wenig Vortheil bringen werde, und die Flotte in einem ſo ſehr entfernten Lande gar vielen Gefahren ausgeſetzt wäre, ſo blieb es beym erſten Entſchluſſe. Der Angriff auf Cypern ward ins Werk geſetzt, die Inſel in ſehr kurzer Zeit erobert, und Miquez zum Beherrſcher derſelben erhoben.

Wahrlich, ein ſeltſames Beyſpiel von fürſtlicher Laune und Verſchwendung! Wäre dieſer Miquez ein Ehrenmann geweſen, ſo würde ſich in dem Weine dieſer glücklichen *) Inſel ſich vielleicht nicht ſo bald eine Gaunerkehle gebadet haben; aber da hieß es wohl buchſtäblich, wie Herder ſagt:

> »Wag einen Streich, der Kerker und Verbannung
> Verdient, wenn du was Großes werden willſt.«

— ß.

Allgemeine Novelliſtik.

Der Sans façon in Peſth. I. (Theaterberichte.) Schluß. — Die Stuhlweiſſenburger ungariſche Geſellſchaft hat ihre 14 Vorſtellungen geendet. Wir be-

---

(*) Bey den Griechen hieß ſie Macaria, nämlich die Glückliche.

merkten mit Vergnügen, daß ſie ſeit ihrer letzten Anweſenheit hier bedeutend an den äußern Formen der darſtellenden Kunſt als an Haltung, Geſticulation, Routine u. ſ. w. gewonnen habe. Doch iſt das ihnen eigentlich befreundete Element, in welchem ſie ſich mit Leichtigkeit bewegen und orientiren können, nur das Original-Nationalſtück, wo der Nationalcharacter in den unſrer edlen Nation eigenen, kräftigen, heroiſchen und coloſſalen Conturen rieſenmäßig gezeichnet, mit den hochlodernden glühenden Farben der üppigſtrebenden Phantaſie geſchmückt, und mit der kernigen, nervigen, der Rieſenkraft der That angemeſſenen Heldenſprache angethan iſt. So gaben ſie z. B. Stibor Vajda, Szécsy Mária u. ſ. w. mit erſchütternder Wahrheit, jede Einzelnheit herausgeholt aus den Tiefen der Empfindung und der Natur. Noch ſichtlicher wird obige Bemerkung in dem ganz originellen, vortrefflichen, unüberſetzbaren und mit dem Geiſte der Nation innig verwebten Luſtſpiele. Wir ſahen erſtens die Partütök (die Rebellen), nach einer Anekdote von Clauren, bearbeitet von Hrn Karl v. Kisfaludy, welches uns beweiſt, daß nicht nur die tragiſche, ſodern auch die comiſche Muſe unſerm Dichter hold iſt, vortrefflich und vollendet gegeben. Die Muſenhalle verſchwand, und wir wurden wirklich in die Mitte eines Dorfgerichts verſetzt. Hr. Komlosy, Gerichts-Tafel-Beyſitzer, Hr. Nagy d. ä., Richter, Murány, Notar., Nagy d. j., Kleinrichter, ließen nichts zu wünſchen übrig. — Im Trauerſpiel hingegen bringen ſie ſelten eine ganz gelungene Darſtellung hervor. Die Schuld mag daran liegen, daß ſie das Ganze vereinzeln, Knallmomente herausheben, Tiraden hochgeſpannt recitiren, und alle Verſe mit gleichem Feuer ohne Senkung, Ueberſchwebung oder Verſchmelzung der Töne hervorſprudeln, dieſe immerwährende Kraftanſtrengung führt natürlich zur Monotonie; die Zergliederung in einzelnen Effectſcenen macht die Ganzgeſtalt unkenntlich, und die zarteſten Wendungen und verknüpfenden Nervenfäden gehen gänzlich verloren, oder werden unſichtbar. Dieſe Fehler könnten ſie leicht vermeiden, wenn ſie mehr auf den Geiſt und weniger auf das Maſchinenmäßige, mehr auf Studium des Characters als auf bloſſes Memoriren ſich beſchränkten. An den überſetzten, in Treibhäuſern überpflanzten Stücken, als z. B. die deutſchen Ritter vor Nizäa, Sappho, konnte das gebildete Publicum keineswegs Geſchmack finden; man fühlte eine Lecke in ihnen, die ſelbſt das ſchöne und herrliche Spiel der Mdme. Kántor (welche den erſten Rang einnimmt) nicht heben konnte. Die Bardenklänge der ungariſchen Sprache können ſich unmöglich mit dem girrenden, liſpelnden, flötenden und weichangeſchwellten Sentimentalitäten amalgamiren. Die Sprache iſt der Stempel der Nation, der unverwechſelbare Abdruck ihres Characters, und ihr eigenthümlicher Wapenrock, und jene ſpielenden Phantaſie-Gebilde und zarten Muſengeſchöpfe aus den Roſentagen der Hellenen bewegen ſich ſchwer wie niedliche Colibris in der Rieſenrüſtung unſerer Heroſſprache. Zu den unglücklichſten Darſtellungen aber zählen wir die Ueberſetzungen, die wie engliſirte Pferde, magyariſirt wurden; ſo ſahen wir Ines de Caſtro als Báthori Mária, und den Landſturm von Tyrol als Magyar Inſurgenſek auf unſerer Bühne paradiren. Dieſe Verdrehung und Ueberpfropfung bringt die widerſinnigſten Geſtalten hervor, das Stück ſelbſt wird einer Arabeske ähnlich. Die beabzweckt ſeyn ſollende Nationalität iſt verwiſcht, die Charactere unkenntlich, da ſie von fremdem Boden geholt, verunſtaltet in ganz fremde Feſſeln geſchmiedet werden. Wir können nicht begreifen, was die Verfaſſer durch dieſe Magyariſirung bezwecken wollen, ein erborgter Name in einem ungariſchen Pelze wird keinem Ungar gefallen, und es iſt unter der Würde eines Schriftſtellers, ſich fremdes Verdienſt zueignen zu wollen. Unter den 14 Darſtellungen ſind 8 Originalſtücke. Szécsy Mária. Drama. Partütök. Die Rebellen, Luſtſpiel. Gyilós. Der Mörder. Luſtſpiel. Kemény Simony. Trauerſpiel. A' Kérök. Die Brautwerber, Luſtſpiel, und Stibor Vai'da, ein Drama, ſämmtlich von unſerm allgemein beliebten Dichter Karl von Kisfaludy. Die Fruchtbarkeit dieſes Dichters, die Kraft ſeiner Phantaſie, die glücklichen Situationen, Effecte und Epiſoden die er hervorzubringen weiß, verbunden mit ſeiner umfaſſenden Kenntniß der vaterländiſchen Geſchichte, beurkunden ihn als berufen zum erſten ungariſchen Dramaturgen, zum Einführer und Gründer einer dauernden Nationalbühne *). — Ein Meer mit ſolchen koſtbaren glänzenden Perlen gefüllt, wie die ungariſche Geſchichte, einen geſchickten Taucher ſie herauszuholen, einen ſolchen Bohrer und Schleifer wie Kisfaludy, um eine ſolche Nation damit zu ſchmücken, wie die ungariſche, und das Meiſterwerk muß vollendet da ſtehen. Außer dieſem ſahen wir zwei Spectakelſtücke: A Scithák Kandulása Asiábul (die Scythenwanderung aus Aſien) von Báróny, und Hora Világe von Andrad.“ — — iger.

Die Zahl der jugendlichen Verbrecher in London nimmt immer zu. Es iſt gar nichts Seltenes, Kinder zwiſchen 9 und 13 Jahren zum Tode verurtheilen zu hören, und es geht faſt keine Seſſion vorüber, nach welcher man nicht Knaben von 15 bis 18 Jahren beſonders wegen Verbreitung falſcher Banknoten, aufknüpfen ſehen könnte. Die ſchlechte Ordnung in den Gefängniſſen, wo man meiſtentheils Alles ohne Unterſchied zuſammen ſperrt, hat nicht ſelten den Fall hervorgebracht, daß Perſonen, die faſt unſchuldig hin eingingen, mit allen Anlagen zu vollkommenen Verbrechern, ſolche wieder verließen. Aber noch ein anderer Umſtand, welcher die Verbrechen ſo häufig macht, iſt die Strenge der Geſetze, welche in den meiſten Fällen den Vergehungen nicht angemeſſen ſind, und daher öfters der Richter, die Jury, die Zeugen, und nicht ſelten der Ankläger ſelbſt dem Beklagten lieber gänzlich durchzuhelfen ſuchen, weßhalb auch von zwanzig, die zum Tode verurtheilt ſind, kaum drei wirklich hingerichtet werden — alles dieſes dient zur Ermunterung der Uebelgeſinnten. Indeſſen fängt man an, dieſe Fehler einzuſehen, und viele Menſchenfreunde bemühen ſich, ihnen abzuhelfen, und mit der Zeit müſſen ihre Bemühungen auch gelingen.

Die Zeitſchrift Eos meldet über den Zuſtand der Kupferſtecherkunſt in Nürnberg Folgendes: »Die Kupferſtecher werden größtentheils von den hieſigen Buch- und Kunſthandlungen, die ich nicht namentlich anzuführen brauche, beſchäftigt, aber auch das Ausland macht bedeutende Beſtellungen. Bey den geringen Kunſtleiſtungen, Illuminirbildern, und vielen andern Arbeiten dieſer Art brauche ich nicht zu verweilen, ſie ſind bekannt genug, und werden weit verbreitet. Viele davon ſind auch wirklich weit in die Augen fallender, als man ſie ſonſt lieferte. Man muß aber nicht glauben, dieß ſey das Einzige, was Nürnberg im Kunſtfache leiſtet. Der Academie-Director Reindal arbeitet fortwährend im hiſtoriſchen Fache für das Musée royal zu Paris, an den Blättern zur Meſſiade, nach Füger, gegenwärtig auch an Sebaldus Grab, in gr. Folio, und an mehreren Anderen, unter denen man die kleinen Stiche, den Apoſtel, nach Viſcher, zu dem Frauentaſchenbuche, nennen kann. Als Meiſter der kupferſtecher'ſchen Ausführung im Landſchaftsfache hat ſich Friedr. Geißler durch ſeine zahlreichen, trefflichen Arbeiten in den franzöſiſchen Muſeen, auch durch die Stiche im Nürnberg'ſchen Taſchenbuche längſt bewährt; er und der Vorhergehende, beide Schüler Guttenbergs, mögen wohl mit Recht zu den vorzüglichſten deutſchen Künſtlern gezählt werden. Der letztere iſt mit dem Stich einer Landſchaft, nach Berghem, für das obengenannte Muſeum beſchäftigt; beide bilden auch brave Schüler. In der Punctirmanier iſt Fleiſchmann jetzt am fleißigſten; ſeine Köpfe laſſen in Zeichnung und Behandlung faſt nichts zu wünſchen übrig. Eine ſeiner letzten Arbeiten war das Bildniß des Dichters de la Motte Fouqué. u. ſ. w.«

---

*) Vergl. Nr. 60 des Conv. Bl.

Hr. **Dumeril**, in **Paris**, erſtattete kürzlich einen Commiſſional-Bericht über die von Hrn. **Devèze** eingereichte Denkſchrift, worin die wichtige Frage unterſucht wird, ob **das gelbe Fieber anſteckend ſey?** Die Antwort des Hrn. **Devèze** geht dahin: es ſey die Krankheit nicht anſteckend (contagieuse), wohl aber geſchehe ihre Entwicklung und Verbreitung ſeuchenartig (par infection). Darunter oder unter dem Namen **Infection** verſteht er nämlich einen krankhaften Zuſtand, durch welchen, aus einem Mittelpunct faulichter Zerſetzung, in den ſeinem Einfluß ausgeſetzten Perſonen, entweder die Anlage und Empfänglichkeit für eine beſondere Krankheit erzeugt, oder aber bey ſchon vorhandener Empfänglichkeit die Krankheit vollends mitgetheilt wird. Der eigenthümliche und beſtändige Character der durch Infection erzeugten Krankheiten beſtünde demnach darin, daß ſie ihren Urſprung überall nur da (und nie anderswo) nehmen, wo jener Einfluß eines Herdes faulichter Zerſetzung vorhanden iſt; daß ſie eine Menge Perſonen gleichzeitig befallen können, ohne daß eine Verbindung zwiſchen ihnen vorhanden war, u. ſ. w. Die Anſteckung oder Contagion hingegen iſt ein Krankheitszuſtand, worin ein damit befallenes Individuum denſelben an Andere mittelſt eines Giftes (virus) überträgt, das ſich entweder feſten oder in der Luft ſchwebenden Körpern anhängt. — Die Thatſachen, worauf Hr. **Devèze** ſeine Meinung gründet, ſind dieſe: 1) In allen Ländern, wo das gelbe Fieber gewöhnlich vorkommt, finden ſich Gegenden, wo ſich dasſelbe anders nie entwickelt, als bey Perſonen, welche den Keim dazu vom Anſteckungsherde brachten. 2) In gemäßigten Climaten breitet die Krankheit ſich nicht auf dem Lande aus, und auch die höhergelegenen Stadtquartiere bleiben oft von der Seuche frei, während ſie in den niedrigen und feuchten Theilen ihre Verheerungen anſtellt. 3) In wohlgelegenen Spitälern zeigt ſich die Krankheit nur bey ſolchen Individuen, welche ſie dahin brachten. 4) Achtzehn Perſonen ſtarben zu **Alcala de los Panderos** am gelben Fieber, das ſie in **Sevilla** geholt hatten. Nicht ein einziger Einwohner von **Alcala** ward davon befallen. 5) Endlich konnte, wie Hr. **Devèze** behauptet, das gelbe Fieber nie eingeimpft oder willkührlich erzeugt werden. — Die Academie beſchloß, die Arbeit des Hrn. **Devèze** der Regierung zu übermachen.

Es iſt keine unmerkwürdige Erſcheinung in unſerer Literaturgeſchichte, daß in dem verfloſſenen Jahre drei Werke, welche die Geſchichte der Jeſuiten in **Baiern** und **Würtemberg** behandeln, erſchienen ſind. Das erſte iſt aus **Buchers** Nachlaß **gegen** die Jeſuiten; das zweite von C. v. **Lang** mit vieler Mäßigung geſchrieben; das dritte von dem Archivar **Lipowsky für** die Jeſuiten. So finden wir ſelbſt hier zwei Extreme.

—m—

Ein Hr. **Büſſel**, in **Amberg**, beweiſ't in einer angeſehenen deutſchen Zeitſchrift: **Müllner's** »**Schuld**« ſey die erſte mathematiſch-phyſiſch-climatiſche Tragödie.

—m—

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der **Cath. Gräffer'ſchen** Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 1- fl. WW. halbj. — Beyträge, beliebe man dem Redacteur (**Franz Gräffer**) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

80.

(Wien, Donnerstag, den 6. Juli.)

Die Weſtminſter-Abtei *).

No more shall rouse them from their lowly bed. — Gray Eleg.

Es gibt in London kein Gebäude, welches die Neugierde mehr reizen konnte, als die berühmte Weſtminſter-Abtei, deren gothiſche Bauart ſich durch die Leichtigkeit ihrer pyramidaliſchen Maſſen, und durch die Kühnheit und Sonderbarkeit ihrer Conſtruction auszeichnet.

Nicht ohne Mühe entdeckten wir das Glöcklein des Pedells, der, ſobald er uns hörte, fröhlich aus ſeinem Kämmerchen ſprang. Dieſer Gefängnißwärter des Todes öffnete alsdann, mit einer ungeheuern Menge Schlüſſel bewaffnet, die ſeiner Obhut anvertraute Kirche. Ein religiöſes Gefühl bemeiſterte ſich unſer, als wir dieſe großen Wölbungen, beſtimmt, die Aſche der Könige und großer Männer zu vereinen, und auf gleiche Art die Macht und das Genie zu ehren, betraten. Unſer Gedächtniß rief alle Todten, die hier ruhten, ins Leben zurück. Wir gruppirten, ſo zu ſagen, um uns dieſe glücklichen Monarchen, welche die brittiſchen Inſeln beherrſchten, dieſe tapfern Krieger, die ſie vertheidigten, dieſe Rieſengeiſter, Gegenſtände der ewigen Bewunderung einer Welt. Unſere Rührung war ſo groß, unſer Gemüth ſo erſchüttert, daß wir es kaum wagten, uns zu bewegen, aus Furcht, eine erhabene Aſche zu drücken; wir näherten uns einer Pyramide, worauf der Name Nicolaus Baguecell eingegraben war, ganz neu für uns. Wir beeilten uns, die Grabſchrift dieſes unbekannten großen Mannes zu leſen; ſie lehrte uns, er ſey in einem Alter von zwei Monaten von ſeiner Amme erſtikt worden. Ein Ausruf der Verwunderung entfuhr unſrem Widerwillen; wir ſuchten die Urſache zu erfahren, die ein zweimonatliches Kind in die Gräber der Könige geführt hatte, als unſere Augen unwillkührlich auf einem Grabe von ſchöner Einfachheit weilten, worauf in goldenen Buchſtaben Mary Hope zu leſen war. Wir erinnerten uns nicht dieſes Namens, den Englands Annalen nicht verunſterblichen. Die Grabſchrift lehrte uns, Mary Hope ſey zu Brokall, in der Grafſchaft Northampton geboren, und in einem Alter von funf und zwanzig Jahren geſtorben, ſehr betrauert von ihrem Gatten, einem Kaufmann in London, dem ſie drei Söhne, Charles, John und

---

*) Wir liefern hier eine freie Uebersetzung aus: L'hermite de Londres par Jouy, Paris 1820.

Williams hinterlaſſen habe. Dieſe Fruchtbarkeit ſchien uns ein ganz ſonderbarer Anſpruch neben der irdiſchen Hülle eines Shakeſpeare, Milton, Thomſon oder Pitt zu ruhen. Unſere Verwunderung verdoppelte ſich, als der Pedell uns mit dem Finger das Grab des Münzdirectors Henry Purcell, jenes des Stallmeiſters, John Conduct, und eine Menge anderer Monumente, deren Glanz unbekannte Aſche deckt, zeigend, ſagte: daß um zehn oder zwölf Guineen alle Welt das Recht habe, ſich in der Weſtminſter-Abtei begraben zu laſſen. Dieſe Ehre ſey nicht wegen der Nähe der großen Männer ſo koſtbar, ſondern wegen dem Grabpreis, der in dieſer königlichen Abtei um die Hälfte höher wäre, als in den bürgerlichen Kirchen Londons. Dieſe unſelige Nachricht veränderte bedeutend unſere Ehrfurcht, und wir zürnten ob einer Menge Schriftſteller, die von der edlen Ehrerbiethung der Engländer für ihre großen Männer ſo viel Aufhebens machen.

Wir durchirrten die Kirche noch mit der vorigen Neugierde obwohl mit weniger Achtung. Aber der Anblick des Grabes des großen Shakeſpeare vergrößerte wieder unſere Bewunderung. Seine Statue in Lebensgröße iſt wirklich herrlich; er iſt in dem Augenblicke der Begeiſterung dargeſtellt, und ſcheint über das berühmte to be, no to be, zu ſinnen; es iſt dies Schoemakers ſchönſtes Werk, nach Kents Zeichnungen gemacht. Pope und Lord Burlington haben durch dieſes Monument die Schuld ihrer Landsleute bezahlt. In England bleibt der Fürſt immer den Bezeichnungen nationeller Dankbarkeit fremd. Die meiſten berühmter Männer die zu Weſtminſter begraben ſind, haben durch das Erbarmen ihrer Verehrer Gräber erhalten. Die Ehre des Mauſoleums iſt eine Laſt mehr, die der Fürſt ſeinen Unterthanen überläßt, und es iſt nicht eben die, welche ſie am ſchlechteſten vollſtrecken. Vielleicht hat die Eitelkeit auch einen kleinen Theil daran, denn der Nahme des Gründers iſt oft auf dem Grabe neben den Nahmen desjenigen, den es umſchließt, geſtellt. Einer der Beyden iſt ſelbſt manchmal mit goldenen Buchſtaben eingegraben, und es iſt nicht immer der Verſtorbene, dem man dieſe glänzende Auszeichnung überläßt.

Wir zollten der Büſte des Milton den Tribut der Bewunderung, kaum bemerkt man ſie, weil keine Inſchrift ſie bezeichnet. Weiter erblickten wir die Mauſoleen des Addiſſon, Prior, Cowley, Richardſon, des deutſchen Händel u. ſ. w.; ſelbſt den fröhlichen Schöngeiſt St. Evremond deſſen Werke einſt alle Welt kannte, der jetzt aber im Staube der Bibliotheken für ſeinen ephemeren Ruhm büßen muß, wurde auch nicht vergeſſen. Der Pedell verlangte um das was wir ſahen, zu beſchreiben, einen Schilling; er hatte uns die Zeit gelaſſen zu ſehen, wir mußten ihnen nun wohl auch aus Dankbarkeit anhören. Die Race der Cicerone iſt überall dieſelbe; ſie vermehrt ſich raſch in England. Es gibt keine Gegend in der Welt, wo jeder beſſer von dem was er beſitzt, Nutzen zu ziehen weiß; der Nationalcharlatanismus vereinigt mit dem kleinſten Amte ein bedeutendes Einkommen.

Einige Perſonen, wie wir durch Neugierde angezogen, gruppirten ſich um den alten Pedell der uns alle Lebensbeſchreibungen mit einer bewunderungswürdigen Wahrheit und Kühnheit, Früchte einer vierzigjährigen Praktik, herſagte.

Die königlichen Grüfte ſind von jenen der großen Männer getrennt; dieſe mit anderen vermiſcht, zieren das Schiff der Abtey; jene ſind in eigenen Cazellen am oberen Theil der Kirche eingeſchloſſen. Alle Capellen ſind durch ein Gitter geſchloſſen, was dem Diener Gelegenheit gibt, den jeder eine Steuer für die Neugierde der Beſchauer zu erheben, ein Finanzſyſtem, welches für ihn ziemlich einträglich iſt.

Wir werden jene Gräber, einſt ſo berühmt, jetzt ſo unbekannt, die ſtolzen Grabſchriften ſo vieler Feldherren, Höflinge und Hofdamen, die Ehre und Zierde Englands vor ſechs Jahrhunderten, nicht beſchreiben; die Zeit hat, nachdem ſie die Tapferkeit vernichtete, die Lobreden auf Marmor verwiſcht, die nach und nach verſchwanden. Aber ein ſonderbares Monument in der St. Erasmus-Capelle können wir doch nicht übergehen. Es iſt das Grab des Grafen von Exeter, Ritter des Hoſenband-Ordens und geheimen Rathes des Königs Jacob. Dieſer edle Herr, zweimal vermählt, hatte ein großes Mauſoleum erbaut, um ſeine Aſche mit jener ſeiner beiden Gattinnen zu vereinigen. Die Erſte, Dorothea Nevil, wurde zur Rechten ihres Gemahls gelegt, der einige Jahre ſpäter die Mitte einnahm. Der letzte Platz blieb noch frei; aber die zweite Gräfin Exeter, Franzizca Bridger, von der berühmten Familie Chandor, wollte nicht einwilligen, die linke Seite in ihrer letzten Wohnung einzunehmen; ſie zog eine weniger edle Grabſtätte vor, ließ aber zugleich auf dem Grabe zu Weſtminſter ihre große Achtung für die Etiquette loben.

Eine große Menge Capellen biethet neben den glorreichſten Erinnerungen für England, Contraſte, von denen die engliſchen Monumente ſehr viele Beyſpiele liefern. Das Burleſke berührt das Erhabene, und neben einem edlen Gedanken hat der Zufall mehr als eine Einfältigkeit geſtellt. Große und Kleine werden von dem Ehrgeize gequält, in dem Gedächtniſſe der Menſchen fortzuleben; die Einen wollen die Erinnerung ihrer Verdienſte verewigen, die Andern ſind ſtolz, auf ihrem Grabe die Unnützlichkeit ihres Lebens und die Dunkelheit ihrer Geburt zu bezeugen. Einige dieſer Inſchriften ſind durch ihre Sonderbarkeit merkwürdig. Z. B.

Der Fluch, ausgeſprochen gegen Jeruſalem, ?
hat ſich nie für mich erfüllt,
denn du ſiehſt hier Stein auf Stein.
Obwohl jung,
hat ſeine Jugend ihn vor dem Tod nicht ſchützen können.
Das Leben iſt ein Spinnengewebe,
und der Tod der Beſen, der uns alle zuſammenkehrt.

Auf dem Grabe eines Seemannes iſt zu leſen:

Obwohl die Winde und Wogen
Mich in allen Richtungen ſchüttelten,
Bin ich, trotz ihnen, in den Hafen gekommen,
Aber obſchon ich hier vor Anker mit vielen andern
meiner Flotte liege,
hoffe ich ihn eines Tages zu lichten, und mich mit
meinem Admiral Jeſus Chriſtus wieder zu vereinen.

In der Capelle Heinrich V. iſt das Grab dieſes Fürſten, mit dem Helm und Schwerte, welche er in der Schlacht von Azincourt trug, geſchmückt; ſie ſind wie Trophäen hingeſtellt. Wir betrachteten dieſes den Franzoſen einſt ſo verderbliche Schwert, als der Pedell, ſein Ciceroneamt fortſtehend, uns von den Ebenen von Azincourt und dem fünfzehnten Jahrhunderte trennte, um uns in einem Winkel der Capelle kleine Modelle von Wreen's Erfindung zu zeigen, ausgeführt bey der Kuppel einer Kornhalle. Unſere Achtung für Weſtminſter konnte ſich gegen eine ſolche Bizarrerie nicht halten. Warum und wie befinden ſich dieſe Modelle in Heinrichs Capelle? welche Aehnlichkeit kann zwiſchen Wreen und dem Sieger von Azincourt, zwiſchen einem Grab und einer Kuppel beſtehen? — Aehnliche Sonderbarkeiten fanden ſich ſpäter noch in Menge.

Die Engländer haben für die Wachsfiguren eine eigene Vorliebe; ſie ſehen dieſe als eines der ſicherſten Mittel an die Phyſiognomien bekannter oder berühmter Perſonen zu verewigen. Die Capellen von Weſtminſter ſind mit ſolchen Merkwürdigkeiten, in großen gläſernen Kaſten aufbewahrt, angefüllt; der Staub und der Rauch ſchwärzen und nagen an den Reizen der Königin Eliſabeth, Anna u. ſ. w. Eine Verſammlung ſolcher Wachsfiguren befindet ſich in der St. Johanniscapelle. Unter den ſehenswürdigen Perſonen dieſer Sammlung befindet ſich Lord Chatam mit ſeinem Parlamentskleid und einer gewaltigen Perücke bedeckt. Dieſer große Miniſter, ſo coſtumirt, nähert ſich der Carrikatur. Dieſelbe Lächerlichkeit hat ſich an der Statue des treuen Generals Monk angeheftet. Was aber jede Gränze in dieſer Art überſteigt, iſt die Wachsfigur der Herzogin von Richmond, Ehrendame der Königin Anna, die nicht zufrieden, ſich in ihren Ceremonienkleidern darſtellen zu laſſen, auch verlangte auf den Zeigefinger der linken Hand ihren Papagey, Gegenſtand ihrer Liebe, ausgeſtopft bey ſich zu haben.

Die herrliche Capelle Heinrich VII., welche die Engländer für ein Weltwunder anſehen, befindet ſich zur Linken des Chors; es iſt ein bewundernswürdiges Monument gothiſcher Bauart. Die Wölbung iſt mit einer Zartheit und Abwechslung der Zeichnungen über alles Lob erhaben ausgeführt; man würde glauben, Spitzen der ſchwerſten Arbeit zu erblicken. Zwanzig Marmorſtufen führen zu dieſem Gewölbe, deſſen Eingang durch ein prächtiges Gitter geſchloſſen wird; das Grab Heinrichs und ſeiner Gattin Eliſabeth erhebt ſich in der Mitte des Gebäudes. Das Monument iſt mit einem äußerſt mühſam durchbrochenen Geländer verſehen. Unter mehreren Gräbern, die ſich in der Capelle befinden, bemerkt man jene Eduard VI., Ludwigs Stuart, des Herzogs von Richmond, John Sheffield, Herzog v. Buckingham. Auf der Nordſeite der Kirche befinden ſich die Statue der Königin Eliſabeth und der unglücklichen Maria Stuart. Der Tod hat dieſe beiden Frauen vereint, welche die Eiferſucht im Leben trennte. Nicht weit davon ruhn die Königin Maria, Jacob I., Carl II., Wilhelm III., Königin Anna, Georg II. in einer Capelle. Der treue Monk hat ſeinen Platz unter den Gräbern der Könige gefunden. Die zwei Seiten der Capelle ſind mit eiſernen Chorſtühlen geziert, über welchen die Fähnlein und Wapen der Ritter des Badordens ſtehen. Hier werden die großen Capitel dieſes Ordens, wenn man neue Mitglieder wählt, gehalten. An dem neuen Glanze eines dieſer Wappen, an der Friſche eines Fähnleins erkennt man die Farben und Wapen des Herzogs von Wellington, an dem Platze, den ſein Stuhl einnimmt, erkennt man, er ſey der Letztgewählte.

Wenn man zu den Sachen, die ich hier genannt habe, noch einen wurmſtichigen Armſtuhl hinzufügt, in welchen ſich jetzt am Tage der Krönung die

Könige Englands ſehen, der ehemals zu demſelben Zwecke in Schottland diente, und den das Volk als Palladium dieſes alten Königreichs anſah, wird man einen Begriff von dem haben, was die Abtei Merkwürdigſtes enthält. — Man muß jedoch noch zwei Monumente hinzuſehen. Das Eine, prachtvoller als edel, wurde zum Andenken des William Pitt von dem Parlamente errichtet; ſeine Einfachheit ſcheint ein wenig ehrgeizig; der Körper dieſes bekannten Miniſters ruht unter einer Steinplatte des Pflaſters des Kirchſchiffes; er unterſcheidet ſich nur durch die Buchſtaben W. P., die man kaum bemerkt vor der Menge. Das Andere iſt durch König Georg III. dem unglücklichen Major Andre, der in einer hazardous enterprise umkam, errichtet.

Wir wußten, daß bey ſeinem Tode der Admiral Nelſon, einer der größten Männer Englands in den neuern Zeiten, den Wunſch geäußert hatte, in den Maſt ſeines Schiffes eingeſchloſſen, und in der Weſtminſter-Abtei begraben zu werden. Vergebens ſuchten wir lange ſein Grab, da nahte der Pedell, und ſagte, man habe die Wünſche des Siegers bey Trafalgar nicht erfüllt. Admiral Nelſon iſt von dem Grabe der Könige ausgeſchloſſen worden. Die Regierung, die er fünfzig Jahre lang vertheidigte, das Land, das ihn unter ſeine größten Helden zählt, der Staat, der ihm einen Theil ſeines jetzigen Ruhmes verdankt, haben den Wunſch des großen Nelſon verkannt, ſie haben ſeine Aſche in die ungeheure Einöde von St. Paul verbannt.

— M —

* * *

Aufklärung über das vorgeblich von Canova verfertigte Denkmal zu Penzing, bey Wien.

Bekanntlich ließ der nun auch ſchon jenſeits wandelnde k. k. Präſident von Rottmann ſeiner erſten vielgeliebten Gattin in der Kirche zu Penzing ein Monument errichten, das nicht nur von der allgemeinen Sage, ſondern ſelbſt in mehreren öffentlichen Blättern des In- und Auslandes als ein Meiſterwerk Canova's bezeichnet wurde.

Erſt als im verfloſſenen Jahre zu Rom der Catalog von Canova's Bildungen erſchien, und Rottmann's Denkmal ſich nicht darin fand, wußte man, daß es mit dem Meiſter eine andere Bewandtniß haben müſſe, und die Redaction des Converſationblattes (Nr. 50, 1819) warf bald hierauf die Frage auf: Wer denn eigentlich dieſes Meiſterwerk verfertiget habe?

Sechs Monate ſind ſeit dieſer Anfrage verfloſſen, und Niemand antwortet. Glaubt man etwa, daß es dem biedern Rottmann weniger zur Ehre gereichen würde, durch einen andern als Canova's Hand das Monument in's Leben gerufen zu haben? Faſt ſcheint es ſo. Wollte der Himmel, in jedes Mannes Bruſt läge ſo viel Sinn für weiblichen Werth, ſo viel Dankgefühl für alle die Seligkeiten, die ſich nur aus dem Beſitz dieſes ſchönſten Gebildes der Schöpfung entwickeln, als ſich in Rottmann's Monument ſo herrlich ausſpricht.

Ich bin es ſowohl dem Künſtler als der Kunſt ſelbſt ſchuldig, folgende

Notiz, die mir früher von Freund Geiger, neuerlich aber wieder von ſehr achtenswerther Hand mitgetheilt wurde, der Publicität nicht zu entziehen.

Bald nach dem Tode ſeiner erſten Gattin wandte ſich Präſident von Rottmann an Canova, ihm für den entrückten Engel ein Monument zu verfertigen, und both 800 Ducaten in Golde dafür. Canova entſchuldigte ſich wegen der vielen Beſtellungen, die er bereits übernommen habe u. dgl. m. Rottmann's Wunſch nicht entſprechen zu können; ſchlug jedoch zur Verfertigung des Denkmals einen ſeiner Schüler, Namens Finelly, aus Florenz, mit dem Beyſatze vor, daß derſelbe dieſe Aufgabe um 800 Ducaten gewiß mit vielem Glücke löſen würde. Rottmann ging den Antrag ein, und Finelly ſchuf die Statue. Als Finelly die Statue Canova zeigte, fand derſelbe bloß an der linken Hand etwas zu tadeln, half jedoch zugleich dem Uebelſtande ſelbſt ab; im übrigen iſt aber die ganze Bildung, ſo wie wir ſie in Penzings Kirche ſehen, Finelly's Arbeit, und ſomit suum cuique! — A. R. v. Flammenſtern.

Allgemeine Novelliſtik

Im Theater in der Leopoldſtadt wurde den 30. Juni zum erſtenmale gegeben: »Das kühne Jägermädchen«, Gemählde in 1 Acte, nach einer Erzählung, von Willmann. Ein Räuber kommt, als Greis, von Kälte erſtarrt, in das Förſterhaus, zu einer Zeit, wo nur die Tochter zu Hauſe iſt; ſie erbarmt ſich ſeiner, und bereitet ihm eine Suppe; ſieht aber hierbey, wie der Greis die Maske abwirft, und das zweite Zimmer, um zu rauben, betritt. Das Mädchen ſperrt ihn ein. — Indeſſen nahen die Genoſſen des Räubers. Das Mädchen verwundet Einen, der Zweite entflieht. Doch jetzt ſprengt der Eingeſperrte die Thüre, und nur die Meinung, es wären ſeine Genoſſen, welche nahen, hält noch ſein Mordwerkzeug zurück. Es ſind jedoch die rettenden Bewohner des Hauſes. — In das Ganze iſt eine Liebſchaft mit dem Oberjäger, ein heirathluſtiger Schloßverwalter, und eine ſpaßhafte Figur von Jägerburſchen eingewebt. — Die von Seite der Mutter und des Oberjägers lobenswerthe Darſtellung verſchaffte dem Producte ziemlich Beyfall. — Die den 1. Juli gegebene neue Pantomime: »Die Jäger«, gehört, mit Ausnahme des decorativen Theils, zu den mittelmäßigen. J. G.

Der Bürgermeiſter von Baden (nächſt Wien), Hr. M. J. Mayer, ein vielſeitig unterrichteter, für das Wohl und die Verſchönerung der ihm anvertrauten Stadt unermüdlich thätiger Mann, hat die Güte gehabt, uns über die Kunſt, gebrochene Glocken durch Eingießung geſchmolzenen Metalles wieder herzuſtellen ꝛc., nachſtehende Daten mitzutheilen*):

---

*) Hr. M. J. Mayer hat ſeinen ſchönen Beruf, auch in der Literatur wirkſam zu ſeyn, bereits bey mehreren Gelegenheiten beurkundet. Wir brauchen z. B. nur an ſeine in ſo vielen Hinſichten intereſſanten »Miſcellen über Baden« zu erinnern, wovon im vorigen Jahre das erſte Bändchen (Preis: 3 fl. 15 kr. WW.) erſchienen, das im zweiten Band Nr. 14 und 15 des erſten Jahrgangs dieſer Zeitſchrift von uns ausführlich angezeigt worden iſt. Der Hr. Verf. arbeitet, ſo ferne es ihm ſeine überaus complicirten, Zeit und Stimmung in Anſpruch nehmenden Amtsverrichtungen erlauben, eifrigſt an der Fortſetzung dieſes beachtenswerthen vaterländiſchen Werks. D. Red.

Die Pfarrkirche der l. f. Stadt Baden in U. Oeſt. hatte binnen eines kurzen Zeitraumes von drei Jahren das traurige Geſchick, daß von ihrem ſchönen Geläute zwe Glocken zerſprangen. Schon im Jahre 1818, als eine derſelben (acht Centner ſchwer) borſt, gab man ſich alle Mühe, jemanden zu finden, der, um größere Auslagen zu vermeiden, durch Ausſchneiden oder Verbohren dieſelbe zum allfälligen Gebrauche wieder herſtellen möchte; allein Niemand fand ſich hierzu, und die beſchädigte Glocke mußte umgegoſſen, und mit vielem Koſtenaufwande neu hergeſtellt werden.

Am 12. Februar d. J. ereignete es ſich, daß unſre große (34 Centner ſchwere) Glocke, ſey es, daß der Kloppel (Schwängel) nicht gleiche Balance hielt, daher zu tief, und ungleich anſchlug, oder daß die damals zu heftige Kälte außerordentlich auf dieſen Metallkörper einwirkte, oder durch unvorſichtiges und ungeregeltes Läuten, von der Kante unten gegen das Geſims aufwärts, einen Riß von 83/4 Zoll bekam, der den ſonſt ſo ſchönen Ton dieſer Glocke außerordentlich veränderte, und widerlich kreiſchend, auch ſolche zum ferneren Gebrauche untauglich machte.

In der nämlichen Zeit, als dieſer böſe Zufall ſich ereignete, erhielt ich Nr. 13 der vaterländiſchen Blätter vom 12. Februar d. J., und las zu meiner Verwunderung hierin eine Nachricht über die vom Italiener Barigozzi erfundene Kunſt, geſprungenen Glocken, ohne ſie zu übergießen, ihren vorigen Klang, und zwar durch Ausbohrung eines Loches am Ende des Sprunges, wieder zu verſchaffen. — Dieſer Nachricht war jedoch folgende wichtige Bemerkung des Hrn. M. A. Eyßl angefüget: Was in Italien und zu Trier in neueren Zeiten geſchah, iſt ſchon vor 30 Jahren von einem noch lebenden, Schloſſermeiſter, Johann Kaiſer, zu Neuſchloß im Leutmeritzer Kreiſe Böhmens, auf eine noch einfachere Art an mehreren Thurmglocken zu Stande gebracht, und dieſer Mann wie ſeine noch immer geheim gehaltene Erfindung, vorlängſt vergeſſen worden. Dieſer Schloſſermeiſter, ſagt Hr. Eyßl weiter, füllte den Zwiſchenraum des Sprunges mit einer nur ihm bekannten Metall-Zuſammenſetzung auf eine ſo leichte Art aus, daß derſelbe in kurzer Zeit ſein Werk vollendete.

Wer war vergnügter, als ich, unſere beſchädigte Hauptglocke auf eine oder die andere der beiden Arten, vielleicht bald wieder für die Kirche brauchbar hergeſtellt erhalten zu können. Doch ſogleich beſtimmte mich die Betrachtung, daß ein gebrochener Metallkörper, wenn er wieder in Verbindung ſeiner Theile mit ſich ſelbſt, in ein zuſammenhängendes Ganze gebracht worden iſt, wohlklingender lauten müſſe, als ein zerriſſener, durchlöcherter oder durchbohrter Körper von derſelben Materie. Dieſe Betrachtung, ſage ich, beſtimmte mich für die Methode des Johann Kaiſer, nämlich den Riß der Glocke wieder mit Metall auszufüllen. Das vorgebohrte Loch, nach Barigozzi's Angabe, mag wohl den weitern Riß oder Sprung verhindern, aber die vormalige Sonorität, ſcheint mir, dürfte ein derlei Metallkörper nie wieder erhalten.

Um nun die Sache ſo ſchnell als möglich in Ausführung zu bringen, verſuchte ich es, mich mit dem angerühmten Künſtler in Correſpondenz zu ſetzen, um allenfalls eine Anleitung, einen Rath zu erhalten, wie und auf welche Art, und ob zum Theile oder ganz der beſchädigte Metallkörper wieder reparirt werden könne. Allein dieſer Mann wollte von ſeiner Kunſt, die er als ein Geheimniß für ſich behält, und bewahret, durchaus nichts bekannt geben, trug ſich jedoch an, ſelbſt zu kommen, und unſere zerriſſene große Thurmglocke wieder brauchbar, und zwar ſo ergänzet herzuſtellen, daß ſie von ihrem Laute nicht nur nichts verlieren, ſondern ganz und gar ihren ehemaligen Ton und Klang erhalten würde.

Dieſe Zuſicherungen, und die öffentlich als bewährt angerühmte Kunſt des Johann Kaiſer, wie auch die zwanzigfach geringeren Koſten, als die auf Umgießung einer 34 Centner ſchweren Glocke verwendet werden müßten, konnten die Vorſteher der Pfarrkirche unſerer Stadt nur zu dem Entſchluſſe beſtimmen, den Künſtler zu verſchreiben. Der Schloſſermeiſter aus Neuſchloß, Johann Kaiſer, kam, und machte ſich ſogleich an ſein Geſchäft. Er ſchnitt, oder vielmehr feilte den geſprungenen Theil der Glocke gänzlich aus, füllte dieſen Ausſchnitt mit einem Gemiſch geſchmolzenen Metalls durchgehends aus, und der durch dieſe einfache Methode künſtlich ergänzte Metallkörper erhielt hiedurch, wie die mit ſelbem ſogleich mehrmalen gemachten Verſuche ſattſam erprobten, ſeine vorige Sonorität und Reinheit des Klanges wieder.

Da nun dieſe Kunſt, gebrochene Glocken durch Eingießung geſchmolzenen Metalles zu verbinden, zu ergänzen, und zum Gebrauche neuerdings anwendbar zu machen, wirklich intereſſant, und von großem Nutzen für das Gemeinweſen iſt, indem viele Kirchen und Klöſter in ähnlichen Fällen ſich befinden, oder doch in ſolche kommen können, daß nämlich eine oder die andere ihrer Glocken berſtet, die ſie ſodann, ohne ſolche neu umgießen laſſen zu müſſen, bey viel geringerem Koſten-Aufwand durch die obenangeführte Kunſtanwendung hergeſtellt erhalten würde, ſo glaube ich dem Oeffentlichen einen Dienſt zu erweiſen, wenn ich bekannt mache, daß der öfterwähnte Schloſſermeiſter Johann Kaiſer, aus Neuſchloß in Böhmen, durch die Wiederherſtellung der großen Thurmglocke in Baden als richtig und wahr bethätiget habe, was Herr Spül durch die vaterländiſchen Blätter hierüber dem Publicum früher bekannt gab. Uebrigens läßt dieſer Künſtler Johann Kaiſer, der ein geborner Wiener, und ein Greis von ſchon vollen 80 Jahren iſt, ſeine Manipulationsweiſe Niemand wiſſen; er hält gänzliche Verſchwiegenheit über die Miſchung der Metalle ſowohl, als über den Zuſatz, welchen er gibt, um beym Guß die Verbindung des geſchmolzenen Metalls, mit der feſten und harten Materie der Glocke, augenblicklich und unzertrennlich zu bewerkſtelligen. — Ob es nicht zuträglich wäre, dem ſchon ſo alten Erfinder dieſer Kunſt das Geheimniß, durch welches Bindungsmittel er die Ineinanderverſchmelzung des flüſſigen Metalls mit dem harten bewirket und erzwecket, von Seite der hohen Staats-Verwaltung gegen ein Honorar abzulöſen, wäre eine Frage, welche der Gemeinnützigkeit wegen zu beherzigen der Mühe lohnen dürfte. Baden den 16. Juni, 1820.

M. J. Mayer,
Bürgermeiſter.

Bis jetzt wurde im öffentlichen Wege der eigentliche Gewinner der gräfl. Ferdinand Palffy'ſchen Häuſer zu Hernals immer unrichtig bezeichnet. Der Gewinner heißt Sogár, und iſt Diſtrictual-Gerichtstafel-Aſſeſſor zu Gran.

Zora.

Mad. Reichard, dieſe im Gebiethe der Aeronautik hochgefeierte Frau, wird hier mit einem Luftball, der 22 1/2 Fuß im Durchmeſſer hat, ihre fünfzehnte Luftfahrt unternehmen. Mehr hierüber und über die geſchickte und muthige Luftſchifferin ſelbſt, in einem eigenen Artikel.

A. A. v. F.

Der Aufſatz: Die Flaſche Cyperwein, in der vorigen Nummer, hatte mit Gg oder Georg von Gaal unterzeichnet ſeyn ſollen.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Graffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. W.W., durch die k. k. Poſt [illegible] fl. W.W. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Graffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

81.

(Wien, Samstag, den 8. Juli.)

Wie wurde Shakſpeare's kraftvolle Beredſamkeit bisher in Deutſchen Ueberſetzungen nachgebildet?

Von M. Span.

Shakſpeare iſt der größte Redekünſtler in der dramatiſchen Diction und characteriſtiſchen Darſtellungskunſt der neuern Zeit: aber nicht überall eben ſo nachahmungswürdig in der regelmäßigen Folge der Scenen und Acte. Ihn und die Griechiſchen Tragiker muß derjenige ſtudieren, welcher die eigenthümliche Sprache der Dramatik ſich aneignen, und unangeſteckt von der Redeſucht bleiben will, mit welcher in Deutſchland die neueren Theaterdichter entweder die lyriſche Poeſie ganz gegen ihre Beſtimmung in die dramatiſche übertragen, oder wohl gar, zum Spaße für einen Lucian, in metaphoriſchem Bombaſte ohne Menſchenverſtand, ohne Aehnlichkeit und Bezug, die Ohren mit ſinnloſem Wörterſchalle betäuben. Es iſt zwar nicht leicht, in den Geiſt der Griechiſchen Dramaturgie mit voller Kenntniß einzudringen; und wer zugleich die vielen übelgelungenen Verſuche, welche in Deutſchland mit Shakſpeare's Ueberſetzung gemacht worden ſind, mit gründlicher Sprachkenntniß und Kunſteinſicht unterſuchen kann, wird nicht wohl in Abrede ſeyn, daß es noch ſchwerer ſcheine, den logiſchen Gang und die harmoniſche Zuſammenſtimmung reichhaltiger Ideen bey Shakſpeare treffend aufzufaſſen, und bey der Verſchiedenheit beider Idiomen und ihrer bildlichen Bezeichnung mit gleicher Kraft, Kürze und Kunſtgewandtheit in unſerer rauhtönigen und vielſylbigen Conſonanten-Sprache treu und melodiſch darzuſtellen. Die Urſachen dieſer Schwierigkeit kommen theils von Shakſpeare's zwar autodidactiſcher *), doch logiſch richtiger Verſtandesbildung, und von ſeiner ideenreichen, die feinſten Merkmahle und Beziehungen, mit Ueberſpringung der Mittelbegriffe, ſcharf und gedrängt aushebenden Geiſtesſtärke, theils ſind ſie linguiſtiſch, und ihre Beſeitigung beruhet auf einer ſprachwiſſenſchaftlichen Kenntniß der Engliſchen überhaupt, und beſonders der zu Eliſabeths Zeiten üblichen Bücherſprache, wozu aber weder Shakſpeare's Commenta-

---

*) Näheres in einem Aufſatze desſelben Verfaſſers im vorigen Bande dieſer Zeitſchrift Nr. 41 und 42, betitelt: War Shakſpeare ein Gelehrter? D. Re..

teren, noch Johnſon und Todd hinreichend ſind, ſondern nur eine vollkommene Bekanntſchaft mit der Römiſchen und Griechiſchen Sprache jedes Zeitalters, und ſelbſt auch mit den orientaliſchen Sprachen verhülflich ſeyn kann. Das iſt mehr, als von einem gewöhnlichen Ueberſetzer ſich erwarten läßt; und dieſes macht auch, daß Shakſpeare ſelbſt dem gelehrten Engländer oftmahls ſchwer zu verſtehen bleibt. Wir haben Verſuche der Shakſpeare'ſchen Ueberſetzung von M. Wieland, von Eſchenburg, von A. W. Schlegel, nun auch von J. H. Voß und ſeinen Söhnen, und in einzelnen Stücken von mehreren Andern. Aber Wieland war bey der Unternehmung dieſer Arbeit noch zu jung, er hatte nicht genug Sprachkenntniß, und ſein Hang zur wortreichen Redſeligkeit war der ſylbenkargen und ideenvollen Darſtellung Shakſpeare's zu ſehr entgegen geſetzet. Eſchenburg benützte Wielands Vorarbeit; und obgleich auch ſeine proſaiſche Ueberſetzung den Dichter nicht überall erreichet: ſo iſt ſie doch im Ganzen bisher das Beſte, was wir von Shakſpeare's Ueberſetzung haben. Hr. A. W. Schlegel übertrug den Engliſchen Dichter metriſch, wo derſelbe ſich der gebundenen, und in Proſa, wo dieſer ſich der ungebundenen Rede bediente; ſchrieb aber dem Eſchenburg nicht immer das Gute, wohl aber oft die Fehler nach. Auch Schlegel hatte nicht genug Kenntniß der Shakſpeare'ſchen Sprache und Schreibart. Auf jeder Blattſeite wird dem Kenner bemerkbar, daß er die klareſten Gedanken verundeutliche, die dunkel ausgedrückten falſch verſtehe, die ſchönſten verzerre, die erhabenſten erniedrige, die Anglicismen übel behandle, und den Dichter, ſo wie die Deutſche Sprache, in gähnenden, holpernden und ſtolpernden Verſen verunſtalte. Dieß iſt der gemeinſchaftliche Ausſpruch aller Deutſchen und Engliſchen Sach- und Sprachkenner, welche ich hierüber habe ſprechen hören; gleichwohl wird er Manchem, welcher unbedingt ſich auf das eitle Geſchrey der auspoſaunenden Parteylichkeit verläßt, vor der Anhörung der Beweiſe ungegründet ſcheinen. Aber die Folgezeit, welche durch die parteylich ausgeſchriene Celebrität eines Buches ſich nicht mehr täuſchen läßt, wird ihn als wahr beſtätigen, ſo wie er von allen verſtändigen Menſchen, deren geſunder Kopf durch die neumodiſchen Schriftſteller nicht konnte verſchoben werden, ſelbſt ohne die Möglichkeit, das Original zu vergleichen, aus unverkennbaren Merkmahlen ſchon längſt als wahr iſt anerkannt werden.

Bey der Annäherung des gegenwärtigen Jahrhundertes, als die edleren Bildner der noch jungen Deutſchen Literatur theils verſtummten, theils geſtorben waren, wurde von jüngeren Nachäffern der einzelnen frühern Verkehrtheit in den hoffnungsvollen Bildungsbetrieb der Deutſchen Schriftſprache und Darſtellungskunſt der Gräuel der Verwüſtung gebracht. Es läſterten bey der neumodiſchen Verunſtaltung der Deutſchen Schriftſprache die antipoetiſchen und afterproſaiſchen Nephilim, indem ſie die Ausgeburten ihrer Secte als Meiſterwerke anprieſen, bis jetzt mit Canibaliſcher Wuth Alles nieder, was ſie mit ihrer Verkehrtheit nicht einſtimmig fanden. Die Schlegel'ſche Ueberſetzung Shakſpeare's wurde von Parteygängern mit vereintem Lärme als Meiſterwerk ausgeſchrie'n; und die gläubigen Seelen, welche ſelbſt nicht urtheilen konnten, ließen dieß als volle Wahrheit gelten. Eben ſo übel verfuhren mit Shakſpeare die meiſten nachfolgenden Ueberſetzer als Theilnehmer der Schlegel'ſchen Secte. Doch muß man eingeſtehen, daß ein noch früherer zwar geiſtvoller Schriftſteller, aber, leider! auch Sprachverderber, Hr. Voß mit ſeinen Söhnen, nach ſeiner gewöhnlichen Weiſe, noch ärger zugleich mit der Deutſchen Sprache den Engliſchen Dichter behandelt. Ob ich richtig urtheile, will ich dem verſtändigen Leſer an einigen Proben der Shakſpeare'ſchen Darſtellung, und an ihren Nachbildungen zu ermeſſen geben, indem ich zugleich in Parallelen meine Ueberſetzung zur belehrenden Vergleichung als Gegenſtück anſpruchlos aufſtelle. Die Bekenner der Leſſing'ſchen Schule, das heißt, der geſunden Urtheilskraft, und die Kenner der Shakſpeare'ſchen Sprache, werden mir beyſtimmen; für die Anhänger der modiſchen Sprachverderbung wird von mir nicht geſchrieben; nur wünſche ich zur künftigen Ehrenrettung der Deutſchen Poetik, daß wohlgeſchaffene Jünglinge von der Nachäffung des jetzt herrſchenden Unweſens ſich ablenken laſſen.

Das erſte Muſter des erhabenen Styles ſey der Anfang der erſten Scene aus dem Trauerſpiele: »Heinrich der Sechste«. Die Herzoge von Bedford, Gloſter und Exeter bejammern vor dem ausgeſetzten Leichname Heinrichs des Fünften den Verluſt ihres großen Monarchen.

Ueberſetzung von A. W. Schlegel.	Ueberſetzung von M. Span.
Bedford.	**Bedford.**
Beflort den Himmel, weiche, Tag' der Nacht! Cometen, Zeit- und Staatenwechſel kündend, Schwingt die kryſtall'nen Zöpf' am Firmament', Und geißelt die empörten böſen Sterne, Die eingeſtimmt zu König Heinrichs Tod', Heinrich des Fünften, zu groß lang zu leben! England verlor ſo würd'gen König nie.	Verhülle dich in ſchwarze Trauer, Himmel! Verdräng', o Nacht, den Tag! und ihr, Cometen, Der Zeiten und der Staaten Wechſel kündend, Schwingt die Kryſtallenſchweife durch die Luft, Und peitſcht die Meuter, die erboſten Sterne, Die ſich auf Heinrichs Tod verſchworen! — Heinrich Der Fünfte war zu groß, um lang zu leben. Nie ſtarb ein König Englands, ſolches Werthes.
Gloſter.	**Gloſter.**
Vor ihm hatt' England keinen König noch. Tugend beſaß er, auserſeh'n zum Herrſchen: Blindmachend ſtrahlte ſein gezücktes Schwert, Die Arme ſpannt' er weit, wie Drachenflügel, Sein funkelnd Auge, grimm'gen Feuers voll, Betäubte mehr und trieb zurück die Feinde Als Mittagsſonn' auf ihre Stirn gewandt. Was red' ich? Ihn erreichen Worte nicht; Er hob die Hand nie auf, daß er nicht ſiegte.	Vor ihm ſah niemahls England einen König; Sein Geiſt allein verſtand die Kunſt zu herrſchen. Schwang er das Schwert, wie blendeten die Strahlen! Sein Arm war ſchreckbar, wie des Drachen Flügel. Sein funkelnd Auge ſprühte Feuerflammen, Und ſchreckte blendend ſeiner Feinde Blick, Als fiel in ihr Geſicht die Mittagsſonne. Was red' ich? Ihn erreicht die Sprache nicht. Hob er die Hand, ſo war auch ſein der Sieg.
Exeter.	**Exeter.**
Wir trauern ſchwarz. warum doch nicht in Blut? Heinrich iſt todt, und lebet nimmer auf.	Wir trauern ſchwarz: warum nicht lieber blutend? Ach, Heinrich ſchied, und kehrt nicht mehr zurück!

Und wir begleiten einen Sarg aus Holz',
Verherrlichen des Tods unedlen Sieg
Mit unſ'rer feyerlichen Gegenwart,
Gefang'nen gleich am Wagen des Triumphs.
Wie? – ſollen wir Unglücksplaneten fluchen,
Die ſo geſtiftet unſ'res Ruhmes Sturz?
Oder die ſchlauen Franken für Beſchwörer
Und Zaub'rer achten, welche bang vor ihm
Durch mag'ſche Verſe ſeinen Tod erzielt?

Wie die Gefang'nen ihres Siegers Wagen,
So folgen wir des Sarges Holz', und ſchmücken,
Erniedriget, des Todes Siegesprunk
In Fey'rlichkeit mit unſrer Gegenwart.
Wie! — ſollen wir den Unglücksſternen fluchen,
Die abgezirkelt unſ'res Ruhmes Sturz?
Sind die verſchlag'nen Franken als Beſchwörer
Von uns zu haſſen, die, von ihm geſchreckt,
Durch Zauberſprüche ſeinen Tod bewirkt?

Original.

Bedford.

Hung be the heavens with black, yield day to night!
Comets, importing change of times and states,
Brandish your crystal-tresses in the sky,
And with them scourge the bad revolting stars,
That have consented unto Henry's death!
Henry the fifth, too famous to live long!
England ne'er lost a king of so much worth.

Gloster.

England ne'er had a king, until his times;
Virtue he had, deserving to command:
His brandish'd sword did blind men with his beams;
His arms spread wider than a dragon's wings;
His sparkling eyes, replete with wrathful fire,
More dazzled and drove back his enemie
Than mid-day sun, fierce bent against their faces.
What should I say? his deeds exceed all speech:
He ne'er lift up his hand, but conquered.

Exeter.

We mourn in black: why mourn we not in blood?
Henry is dead, and never shall revive:
Upon a wooden coffin we attend;
And death's dishonourable victory
We with our stately presence glorify,
Like captives bound to a triumphant car.
What? shall we curse the planets of mishap,
That plotted thus our glory's overthrow?
Or shall we think the subtle-witted French
Conjurers and sorcerers, that, a fraid of him,
By magic verses have contriv'd his end?

Othello's Eiferſucht.

IV. 2.

Von A. W. Schlegel.

Hätt' es Gott gefallen,
Durch Trübſal mich zu prüfen; hätt' er Schmach
Und Elend auf mein nacktes Haupt geregnet,
Bis an den Hals in Armuth mich getaucht,
Mich ſammt der letzten Hoffnung eingekerkert,
So fänd' ich noch in einem Herzenswinkel
Ein Tröpfchen von Geduld. Doch mich zu machen
Zu einem Standbild' für die Zeit des Hohns,
Mit unverrücktem Finger drauf zu deuten! —
O! o!
Und dieß noch könnt' ich tragen, sehr, sehr wohl.

Von M. Span.

Hätt' auch der Himmel mich
Verſucht mit Drangſal', auf mein bloßes Haupt
Mir Schmach und Qualen jeder Art geregnet,
Verſenkt in Armuth mich bis an die Lippe,
Mit meinen ſchönſten Hoffnungen geliefert
Mich in Gefangenſchaft: ſo fänd' ich noch
Ein Tröpfchen von Geduld in einem Herzenswinkel.
Doch mich in jenes Standbild umgeſtalten,
Das mit dem tragen, unverrückten Finger
Hindeutet auf die Zeit der Schmach! — oh! — oh! —
Auch dieſes könnt' ich dulden, wohl auch dieſes.

Doch dort wo ich des Herzens Schatz verwahre,
Dort wo ich ſeyn muß oder gar nicht ſeyn,
Der Quell, aus dem mein Leben ſich ergießt,
Sonſt ganz vertrocknet —, dort vertrieben ſeyn,
Wenn ich ihn nicht als Sumpf beſitzen will,
Für Kröten drin zu brüten! — da erbleiche,
Geduld, du roſenwangiger Cherub,
Und blicke gräßlich wie die Hölle!

Doch mich von da, wo ich mein Herz verwahrte,
Und wo mein Leben oder Tod ſich fand,
Vom Quell', aus dem mein Glück des Daſeyns ſtrömte,
Das ſonder ihn verſiegt, von dem verdrängt
Mich ſeh'n! — als Pfuhl ihn ſeh'n, wo ekle Kröten
Sich knoten und erzeugen! — O verwandle
Dein Weſen nun, Geduld,
Du junger Cherub mit der Roſenlippe,
Und blicke grimmig, wie die Hölle!

Original.

Had it pleas'd heaven
To try me with affliction; had he rain'd
All kinds of sores and shames on my bare head;
Steep'd me in poverty to the very lips;
Given to captivity me and my utmost hopes;
I should have found in some part of my soul
A drop of patience: but (alas!) to make me
A fixed figure, for the time of scorn
To point his low unmoving finger at. —
O! o!
Yet could I bear that too; well, very well:
But there, where I have garner'd up my heart;
Where either I must live or bear no life;
The fountain from the which my current runs,
Or else dries up: to be discarded thence!
Or keep it as a cistern, for foul toads
To knot and gender in! — turn thy complexion there!
Patience, thou young and rose-lipp'd Cherubim,
Ay, there look grim as hell!

Die Pflicht des Ueberſetzers iſt, die Ideen-Harmonie des Originals mit eben derſelben Kraft in dem Geiſte ſeiner Sprache treu darzuſtellen: aber der Imperativ »Beflort« entſpricht dem Ausdrucke Shakſpeare's nicht, und gegen ſeine Ausführbarkeit würden ſogar die Hoftapezierer vermuthlich Einwendungen zu machen haben. Die Apocopen »Zöpf', in Blut', aus Holz',« und die eben ſo widerlichen Syncopen »würd'gen, grimm'gen, mag'ſchen«, die Pleonasmen »ſo, noch, doch,« die Niedrigkeit und ſyntactiſche Fehlerhaftigkeit mancher Ausdrücke, der rauhe und kunſtwidrige Versbau, können mit den übrigen Unrichtigkeiten in dem erſten Beyſpiele unmöglich als eine gute Ueberſetzung gelten. Eben ſo fehlerhaft iſt das zweyte, in welchem die Anglicismen, mit Unrichtigkeit, treu dem Eſchenburg nachgeſchrieben ſind in »zu einem Standbild (e) für die Zeit des Hohns ꝛc.« und »für Kröten d'rin zu brüten;« mit den verfehlten disjunctiven Sätzen: »wo ich ſeyn muß oder gar nicht ſeyn,« und »Sonſt ganz vertrocknet.« Unter andern Fehlern iſt: »das nackte Haupt« ein Kahlkopf oder Glatzkopf; ohne Bedeckungskleid heißt der Kopf »bloß;« und »da erbleiche, Geduld,« iſt abermahls fehlerhaft dem Eſchenburg abgeborgt, und nicht nach Shakſpeare überſetzet; denn Complexion bezeichnet hier die natürliche Beſchaffenheit, weil die Geduld ſich in Ungeduld und Rachgier verwandeln ſoll. Dishonourable victory heißt nicht »der unedle,« ſondern »der den Beſiegten demüthigende, erniedrigende, entehrende Sieg.«

Dieſen zwey Beyſpielen von der Behandlung des Erhabenen in der Schilderung des Characters und der Leidenſchaft folgte hier, als Muſter der reflectirenden Gattung, Hamlets Monolog, welcher aber als Verſuch, ob in den Parallelen nicht zu viele Verſe ſich brechen, und die Einrückung der Abhandlung unthunlich machen, im II. Bande, Nr. 45. Dec. 1819 dieſes Blattes einzeln und ohne Commentar iſt eingerückt worden. Es iſt hier zu erinnern, daß daſelbſt um vermeintlich das Brechen zu vermeiden, drey nachtheilige Aenderungen gemacht worden ſind. Das Wort »beherzt« im ſechsten Verſe muß am Ende des fünften ſtehen. V. 18. muß es heißen: »Wer trüge ſonſt der Zeiten ꝛc.« und im folgenden iſt das Bindewort einzuſchieben: »und die Schmach ꝛc.« Nach dieſer unbedeutenden Berichtigung läßt ſich von keinem Kenner in Abrede ſtellen, daß meine Ueberſetzung nicht nur treuer ſey und richtiger als die von Schlegel, von Mendelsſohn, Wieland und Eſchenburg: ſondern auch, daß ſie an treuer Darſtellung der Ideen des Originales, an Kürze, Beſtimmtheit, Stärke, Sprachrichtigkeit, und an Melodie des Versbaues alles leiſte, was die Deutſche Sprache in ihrem gegenwärtigen Zuſtande bey dieſem Monologe leiſten könne *).

(Der Schluß folgt.)

* * *

---

*) Doch hat ein Menſch ohne alle wiſſenſchaftliche Bildung im »Sammler,« Nr. 151 v. 1819, über meine 37 Verſe anderthalb Quartſeiten mit Albernheiten und Läſterungen anfüllend, als der Unwiſſendſte aller Sprachmeiſter mich als den Unwiſſendſten nicht nur aller Profeſſoren, ſondern aller Menſchen erkläret. Dieſer lächerliche Rhadamanth, ohne die Bedeutung der gemeinſten Ausdrücke, und ſogar ohne die erſten Elementar-Begriffe der Engliſchen Sprachlehre zu verſtehen, ohne zu wiſſen, was überſetzen heiße, ſchreibt ohne Fug und Verſtand aus Johnſons Wörterbuche Schriftſtellen aus, um den Unwiſſenden als mit den Erzeugniſſen ſeiner Beleſenheit, einen gelehrten Dunſt vorzumachen, und ſagt: by a sleep (»im Schlafe, mittels des Schlafes«) ſey ein Participium, wobey aber die Präpoſition den Sinn des Participiums gänzlich aufhebe. Von bodkin gibt Johnſon dieſe Bedeutungen: 1.) Der Dolch, die älteſte Bedeutung des Wortes; 2.) die Pfrieme, Oberd. der Pfriem; 3.) der Schnürſtift; 4.) die Friſirnadel. — Aber weil der Engliſche Lexicograph die Bedeutungen mittels Beſchreibungen erkläret, welche der einbildiſche Kritler nicht verſteht: ſo ſchreibt er eine Stelle Pope's unter Nr. 3 ab, wo es »Schnürſtift« bedeutet, und eine von Nr. 4, und behauptet dennoch, bodkin bezeichne zwar auch »Pfrieme,« aber eigentlich »Nadel« (er meinet eine Nähnadel), und dieß ſey die edlere Bedeutung, welche ſich für den Mund eines Prinzen ſchicke. Quietus u. ſ. erkläret Johnſon mangelhaft, mit final discharge; complete acquittance; originally a lawterme (»Endliche Losſagung, vollſtändige Losſprechung, urſprünglich ein gerichtlicher Ausdruck«). Auch Shakſpeare's Commentatoren haben dieſes Wort nicht ſprachwiſſenſchaftlich und antiquariſch erkläret; darum haben die Deutſchen Ueberſetzer es auch nicht verſtanden, und quid pro quo gegeben. Die Erklärung dieſes Wortes iſt in den Lateiniſchen Documenten und Gloſſarien des Mittelalters zu ſuchen. Nach dieſen heißt quietus, corrupt. quitus, partic. von quieo, (Franz. quitte; Engl. quit; Holl. quyt; Deutſch »quitt«) »freygeſprochen, entlediget, gegen jeden Anſpruch beruhiget;« und als Subſtantiv, weil libellus dabey gedacht wird, gleichbedeutend mit quietantia (Ital. quitanza; Franz. quittance, acquit; Engl. quietus, quitting, quittance, acquitting, acquittance; Holl. quitancie, Deutſch. »Quittung«). »die ſchriftlich oder auch vor Zeugen mündlich erklärte Losſprechung von Geldſchuld, knechtlicher Abhängigkeit, Vaſallenpflicht, geſetzlicher Strafe,« folglich »Freyheitsbrief, Befreyungsbrief, Entlaſſungsbrief.« (Man ſehe Du Fresne, Spelmann u. a. Gloſſatoren.) Die Stelle: When he himself might his quietus make with a bare bodkin, überſetzte Mendelsſohn: »Könnt uns ein bloßer Dolch die Ruhe ſchenken;« Wieland: »wenn ihm frey ſtünde, mit einem armen kleinen Federmeſſer ſich Ruhe zu verſchaffen;« Eſchenburg: »da er ſich mit einem bloßen Dolchſtich in Freyheit ſetzen könnte;« Schlegel: »Wenn er ſich ſelbſt in Ruhſtand ſetzen konnte mit einer Nadel bloß;« und das Letztere nennt der unwiſſende Tadler, bey welchem Schlegel immer Recht haben muß, ganz richtig und wörtlich überſetzt; dagegen ſchimpft er meine mit eben derſelben ſchönen Metapher buchſtäbliche und wörtliche Ueberſetzung: »Da ſelbſt mit einer Pfrieme er ſich Befreyungsbriefe ſchreiben kann,« als widerſinnig und falſch: weil er weder die Bedeutungen der Engliſchen Wörter kennt, noch einſieht, daß der Ideen-Gang bey

Allgemeine Novelliſtik.

Es beſchäftigen ſich gegenwärtig zwei Naturforſcher hier mit den Vorbereitungen zur Herausgabe einer »Monographie der inländiſchen Fröſche.« Der Plan des Werkes iſt ganz eigenthümlich, ſowohl in Rückſicht der vielſeitigen Auffaſſung, als originellen Durchführung. Die Abbildungen insbeſondere werden ſich durch Treue, Sorgfalt und Geſchmack auszeichnen. Beyträge jeder Art werden den Herausgebern willkommen ſeyn. Alle Erörterungen beliebe man an den Redacteur dieſer Zeitſchrift zu richten.

Der durch ſein ſchönes Verdienſt um die Beförderung der vaterländiſchen Literatur ehrenvoll bekannte ungariſche Buchhändler und Typograph, Herr Johann Thomas von Trattner zu Peſth, kündet ſo eben eine Unternehmung an, welcher all diejenigen, denen das Gedeihen der vaterländiſchen Kunſt am Herzen liegt, ſchon längſt, als einem wahren Bedürfniſſe, mit inniger Sehnſucht entgegen ſehen. Nichts könnte auch denſelben willkommener begegnen, als die Herbeyſchaffung von Hilfsmitteln, wodurch die Geſchmacksbildung ihrer Nation aufs Günſtigſte und Schnellſte gefördert, und ſowohl für Kunſt und Sprache, als auch für die Veredlung der Sitten das Erſprießlichſte erzweckt wird.

Der Unternehmer beabſichtigt die Herausgabe von Ueberſetzungen der vorzüglichſten dramatiſchen Werke der Ausländer, als der Deutſchen, Engländer, Italiener, Franzoſen und Spanier, ins Ungariſche, wozu der rühmlich bekannte Gelehrte und Ueberſetzer der Schuld: Adolph Müllners, Herr Gabriel von Döbrenten, bereits hilfreiche Hand gebothen hat.

Die Sammlung dieſer Ueberſetzungen wird unter dem Titel: Schaubühne der Ausländer, in zeitweiſe folgenden Bänden von 8 — 10 Bogen in 8. erſcheinen, deren

---

Shakſpeare dieſer ſey: »Schreckte uns nicht das Bewußtſeyn (conscience) der jenſeitigen Ahndung des Selbſtmordes: wer würde die Leiden des Lebens aushalten? da ihm ſo viele Rettungsmittel zu Gebothe ſtehen; und er nicht einmahl eines Dolches bedarf, ſondern ſogar mit einer Pfrieme ſeinen Freyheitsbrief fertigen kann.« Doch genug von dieſem kenntnißloſen, einbildiſchen und muthwilligen Menſchen und ſeinen Spießgeſellen, welche nicht wiſſen wollen, daß ſie für ihre Zügelloſigkeit verantwortlich ſind.

Anmerkung der Redaction.

Es war Grundſatz der Redaction dieſes Blattes, keine andere hieſige Zeitſchrift anzugreifen, um zur Aufrechthaltung des Friedens, der Ordnung und des Anſtandes wenigſtens negativ beyzutragen. Auch jetzt handelt es ſich nur um Vertheidigung, um Berichtigung und Aufhellung, und zwar in einer Angelegenheit, wobey doch die Wiſſenſchaft Etwas gewinnt. — Unſerer Meinung nach wird es in der Journaliſtik ſo lange nicht ruhig und decent ausſehen, als ein Blatt gegen Texte des andern auftritt: Critiken und Anticritiken gehören richtiger in das Journal ſelbſt, welches die Veranlaſſung dazu gab. Iſt eine ſolche Entgegnung der Mühe werth, begründet, anſtändig ausgeſprochen, und nicht mit Nebenrückſichten vermengt: ſo ſollte jede »ehrliche« Redaction ſie aufnehmen, und ſich ſogar eines letzten Worts enthalten. Auf dieſe Art käme auch das contra ſtets den nämlichen Leſern zu Geſicht, und die Sache wäre würdig abgethan. Der Angegriffene war ſeither faſt allezeit übler daran. Eine Maulſchelle konnte er höchſtens mit einem delicaten Naſenſtüber erwiedern ꝛc. Man ſoll, glauben wir, wenn es eine reelle Sache betrifft, entweder auf Leben und Tod kämpfen, oder ſich in Frieden verſöhnen. Wo aber das Duelliren aus Gründen der Klugheit verbothen iſt, thut man beſſer, an Ort und Stelle, wo der Streit entſtanden, und vor den nämlichen Leuten, ſich männlich zu verſtändigen und auszugleichen, als an einem ganz andern Platze mit bekreideten Stäben, mit abgewogenen zimperlichen Paraden und Lufthieben ganz andern Leuten das kleinliche Schauſpiel einer kindiſchen Katzbalgerei zu geben, wobey kein Tröpfchen Blut vergoſſen wird ꝛc.

Erſter die ſchon vor mehreren Monathen im Converſationsblatte angekündigte Ueberſetzung der **Schuld**, der Zweite: **Molieres Geizigen**, der Dritte: **Shakſpeare's Macbeth**, der Vierte: **erwähne der Frauen Jahre nicht**, ein Luſtſpiel des italieniſchen Dichters **Federici** (deſſen Comodien bey Hrn. **Phil. Schalbacher** in **Wien** auch in deutſcher Sprache erſchienen) oder Eins von den beſſern Luſtſpielen **Goldoni's** enthalten.

Der höchſt billige Preis dieſer Ueberſetzungen (ſämmtliche vier Bände auf ſchönem weißen Papiere, und mit ganz neuer Garmond gedruckt, koſten nicht mehr als 5 fl. WW.) gibt abermal ein offenbares Zeugniß von der Uneigennützigkeit und den liberalen Geſinnungen des Unternehmers. Möchte ſein löblicher Eifer für die Aufnahme allſeitig edler Bildung ſeiner Landsleute auch aller Orten Beyfall und gerechte Würdigung finden.

Gg.

Johann Spogar, romantiſches Schauſpiel, wurde von Hrn. **Franz Told** bearbeitet, und im **Joſephſtädter Theater** den 1. d. M. zum erſtenmale gegeben. **Sbogar**, Anführer großer Räuberbanden, verliebt ſich in die Schweſter der Gräfin **Monteleone**, und gewinnt unter dem Nahmen **Lothario** Zutritt und Gegenliebe. Als im dritten Acte deſſen wahrer Nahme entdeckt wurde, wird ſeine Geliebte wahnſinnig; er aber von dem Oberbefehlshaber der venetianiſchen Truppen erſchoſſen. Aus dem Plane ſieht man, daß **Spogar** ein naher Anverwandter **Abellinos** iſt. Uebrigens iſt dieſes Stück nicht verunglückt, und hat viel Theatereffecte. Fleißiger eingelernt, würde es noch mehr gefallen haben. **Spogar** hatte ſchlecht memorirt. Die Gräfin **Antonie** ſpielte am fleißigſten und mit vieler Richtigkeit. —k

Von dem Werke: Königliche Gallerie zu **München** und **Schleißheim**, iſt nun das 21. Heft erſchienen. Eine Landſchaft mit einem Stier von **Auer**, iſt gar nicht übel gerathen; vorzüglich iſt eine Landſchaft mit einer Mühle und einem Waſſerfalle, nach **Dorner**, gleichfalls von **Auer**. Eine Frau, die beym Mondſchein lieſt, nach **Peter de Hooghe**, von **Quaglio** iſt hart, und gibt die ſchönen Lichtwirkungen und den Fleiß in allen Theilen des Originals nur höchſt unvollkommen zurück; ſo iſt auch ein kreuztragender **Chriſtus**, nach **Cardi** und **Piloti**, nur roh gezeichnet, und nicht mit dem von dieſen Künſtlern in früheren Heften beurkundeten Fleiße behandelt. —m—

Ein äußerſt intereſſantes eben erſchienenes Buch iſt: Wie das Land zwiſchen dem Rhein, Main und dem hercyniſchen Walde bevölkert worden ſey, von J. N. **Obermayer** ꝛc. Der Verf. hat Alles, was wir über dieſen Gegenſtand aus der Urgeſchichte der Deutſchen wiſſen, hier mit gewiß verdienſtvollem Fleiße zuſammengeſtellt, Bemerkungen und daraus wieder Folgerungen gemacht. Leider kennen wir kaum etwas Zuläſſiges aus dieſer Zeitung. Der größte Theil der Geſchichte ruht auf Hypotheſen, die leider ewig Hypotheſen bleiben müſſen. Was nützt aller Fleiß bey einem Gegenſtande, wo man auf Muthmaßungen bauen muß. — m —

Im vor. Blatte iſt bey den bekannten Worten **Hamlets** das oe ausgeblieben.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der **Cath. Gräffer'ſchen** Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 10 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (**Franz Gräffer**) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

82.

(Wien, Dinstag, den 11. Juli.)

Gaben des Comus; XXVI.

1.) Poteriana. I.

Potier iſt der Raimund*) der Pariſer. Auf dem Theater des Variétés trägt er den Witz der Luſtſpieldichter ſehr glücklich vor, und thut oft mit dem beſten Erfolge von ſeinem eigenen dazu. Eine Sammlung von comiſchen Anecdoten, witzigen Einfällen, Calembourgs ꝛc. iſt kürzlich in Paris unter dem Titel: »Poteriana« erſchienen. Schwerlich durchaus von Potiers Erfindung, zum Theil wohl nur ihm zugeſchrieben, um unter ſeiner Firma leichter Eingang zu finden. Einiges davon durfte auch in Wien unterhalten; bey Vielem, das beſſer wegbleibt, würde man die Pariſer beneiden, daß ſie ſo etwas neu oder witzig finden können.

1. Ein junger Schauſpieler beſtellte ſich Tricots. Aber knapp, bath er dem Schneider ernſtlich auf, feſt anliegend, daß die Formen vollkommen ſichtbar werden: »das ſage ich Ihnen, kann ich hinein, ſo nehme ich ſie nicht.«

2. **Potier.** Es iſt eine hübſche Sache darum, Witz zu haben; man kann damit dummes Zeug an Mann bringen.

Oliver. Sie müſſen nicht glauben Potier, allein Witz zu beſitzen.

Potier. Oh, ich weiß, Sie ſind auch ſehr witzig.

Oliver. Ich verſichere Sie, ich habe Witz bis über die Ohren.

Potier. Das iſt wenigſtens ein hübſch hoher Witz!

3. **Potier** ging mit einem Dichter ſpazieren. Ein vorlauter Müßiggänger hing ſich an. Während der Dichter auf einer Seite ihm mancherlei Fragen vorlegte, warf Jener auf der andern noch mehr dazwiſchen. »Meine Herren, ſagte endlich **Potier**, Sie fragen mich zu viel; ich bin zwar kein Dummkopf, aber ich bin auch kein Genie; ſondern befinde mich vielmehr gerade zwiſchen Beiden.«

4. Ein Mann, der eine galante Frau hatte, ſagte zu ſeinem Sohne: Wenn du deine Lection nicht kannſt, ſo bekommſt du nichts zu eſſen, ſo wahr

---

*) Für entferntere Leſer merken wir an, daß dieſer Hr. **Raimund** ein vielbeliebter Comiker des hieſigen Volkstheaters in der Leopoldſtadt iſt, deſſen thätige Direction für die Befriedigung der Lachluſt unſers Publicums unabläſſig Sorge trägt. Man würde übrigens eben ſo gut ſagen können, **Raimund** ſey der **Potier** der Wiener, wenn wir nicht auch die wackern Comiker **Ignaz Schuſter** und **Neubruck** beſäßen. D. Red.

ich dein Vater bin. »Sey ohne Furcht, ſagte die Mutter zu dem weinenden Knaben, du bekommſt zu eſſen.«

5. Ein ſuperbes Haus von vier Stockwerken iſt zu verkaufen. Es ſind zwar nur erſt die Fundamente fertig, aber der Eigenthümer muß es weggeben, um die Arbeiter zu bezahlen.

6. Es ſucht Jemand 50,000 fl. wo immer her. Wer ihm dazu behülflich iſt, kann die Hälfte für ſich behalten.

7. Une Dame anglaise desirerait entrer dans une maison, où il eût un où deux enfans, pour leur montrer sa langue.

8. Von echtem Bordeaux, beſter Gattung, ſind 50 leere Bouteillen zu verkaufen.

9. **Potier.** Sie ſind auch ein Vertheidiger der Vaccine?

Roger. Allerdings.

Potier. Das iſt eine ſchöne Geſchichte mit dem Kinde unſers Nachbars.

Roger. Vorige Woche wurde es vaccinirt mit dem beſten Erfolge.

Potier. Ueber den Erfolg! Heute iſt's todt.

Roger. Nicht möglich!

Potier. Die Magd ließ es zum Fenſter hinaus fallen; es blieb auf der Stelle.

10. Savez vous, dans quel endroit on trouve le plus de petits pois?

Parbleu, c'est à **Paris.**

C'est dans l'Ecosse. (les cosses.)

11. War die Familie Ihres Vaters zahlreich?

Wir waren nur drei Geſchwiſter, zwei Töchter und ein Sohn. Der Sohn bin ich.

12. Quelle est sur la terre la plante la plus utile à l'homme?

C'est la **plante** des pieds.

13. Ein Elegant kam in die Schwimmſchule. »Ich will auch baden — ſagte er — aber ein eigenes Cabinett verlange ich, und Eau de Cologne und Mandelteig unter's Waſſer; ich bin's ſo gewohnt.«

14. Ein Anderer, nicht ſo reich, beklagte ſich, daß ihm die Wäſcherin ein Hemd verloren.

Noch neu? — fragte man.

Das nicht. Es war keine fünf Groſchen mehr werth, aber es wird mir damit das Halbdutzend ungleich.

15. Bey der letzten Reviſion der Bevölkerung fragte man auch eine 80jährige Jungfer um ihr Alter. »Schreiben Sie 75 — ſagte ſie — bey unverheiratheten Frauenzimmern läßt man wohl ein paar Jährchen darein gehen.«

16. Ein geiziger Hageſtolz kaufte eine überaus kleine Lichtſcheere.

Die können Sie nicht brauchen — ſagte man ihm — ſie iſt ja viel zu klein.

Groß genug für eine Perſon.

17. Ein Mann, den man lange für todt gehalten, kam nach einer 40jährigen Abweſenheit in ſeinen Geburtsort zurück Man hielt ihn für einen Betrüger. Die wenigen noch lebenden alten Leute, die ihn einſt gekannt, wurden vorgerufen. Sie entſchieden für ihn mit der Aeußerung: »es ſind zwar Haar und Bart grau, die Augen kleiner, Stirn und Wange runzlig

geworden, aber zwiſchen Naſe und Kinn hat er etwas, das beſtimmt für ihn ſpricht.«

18. Ein Bauernmädchen war das erſtemal in ſeinem Leben im Theater; man gab die Tage der Gefahr. Als die Gräfin Armand im zweiten Acte ſich dem hohlen Baum näherte, in dem ihr Gemahl ſich verborgen hatte, huſtete das Mädchen, und ſagte: »Nehmen ſich Ew. Gnaden in Acht, es ſtecken Soldaten dahinten.«

19. Erſt nach zwei Jahren kam ſie das zweitemal zur Stadt. Man führte ſie wieder in's Theater, und es wurden abermals die Tage der Gefahr gegeben. Als es zu der Scene mit dem hohlen Baum kam, ſagte ſie: »Nun bin ich neugierig, wie es dießmal gehen wird.« Als es aber ging wie das erſtemal, rief ſie aus: »Ey, recht geſchehen! Werden denn die Leute niemals klüger? Schon vor zwei Jahren haben ſie ihn in dieſem Baum gefunden, und heute verſteckt er ſich wieder darin.

20 Ein Gaſtwirth verpachtete ſein Wirthshaus. Er machte ſeinem Pächter die täglichen Gäſte namhaft, und unterrichtete ihn von ihren Eigenſchaften und Launen. So kam er auch auf den Herrn X. »Das wäre die beſte Kundſchaft von Allen; er verzehrt tagtäglich 10 bis 12 fl.; nur ſchade, daß er nicht zahlt.

21. **Der Richter.** Heute iſt es zu ſpät; ich kann nichts mehr vornehmen; kommen Sie über acht Tage wieder.

Der Advocat. Ich bitte recht ſehr; die Sache iſt dringend, und in einer halben Stunde abgethan.

Der Richter. Um was handelt es ſich denn?

Der Advocat. Um ſechs Bouteillen Champagner.

Der Richter. Her damit! Sie haben recht, wir Zwei werden nicht mehr als eine halbe Stunde brauchen.

22. Un homme parvenu de l'état de laquais à celui de fournisseur se montra dans une salle d'arme. On lui présente un fleuret en l'invitant à s'escrimer. Il s'en defend en disant; je n'ai jamais apris à tirer une botte.

Non — repartit quelqu'un — Monsieur tirait toujours deux.

23. Da begegnet uns mein Arzt — ſagte Jemand zu ſeinem Freunde — laß uns ausweichen; ich bin in Verlegenheit, mit ihm zu ſprechen, ſo lange bin ich nicht krank geweſen.

24. Freund, ſey ſo gut, leih mir zehn Gulden.

»Mein Lieber, ich habe nicht mehr als fünf.«

Gib ſie nur her, und bleib mir die andere Hälfte ſchuldig.

25. Mein Herr — ſagte ein Frauenzimmer von zweideutigem Ruf — ich höre, Sie haben ſich erlaubt, ſich meiner Gunſt zu rühmen.

»Geſprochen habe ich davon, Mademoiſelle, das muß ich geſtehen; aber gerühmt habe ich mich nicht.«

E.

2.) Der Rath eines Advocaten.

Es ſtritten einſt um eine Kuh
Zwei unbemittelte Partheien.

Ein Anwald hörte ihnen zu,
Und wußt' ſie völlig zu entzweien;
Er gab der einen heimlich Recht,
Und rieth ihr, bey Gericht zu klagen;
Doch auch der andern, das war ſchlecht,
Hat er den Beyſtand angetragen.
Ein Jeder wollte nun mit Trutz
Sein Recht auf dieſe Kuh behaupten,
Weil Beide auf des Anwalds Schutz
Und Hülfe zuverſichtlich glaubten.
Der Eine riß die Kuh beym Kopf,
Die ſchon vor Durſt und Hunger welkte,
Beym Hintertheil der and're Tropf. —
Indeß der ſchlaue Anwald — melkte.

Brutmann.

* * *

Techniſche Neuigkeiten, von A. R. v. Flammenſtern.

XIII.

Fonzi in Paris, jetzt auf Reiſen, behauptet, daß ihm die Ehre der Erfindung der in Nro. XII. der techn. Neuigk. (Conv. Bl. Nr. 77. d. J.) angeführten künſtlichen mineraliſchen Zähne gebühre. Er ward ſchon im Jahre 1808 für die Erfindung dieſer Terro-metalliſchen Zähne von dem Athenäum der Künſte in Paris mit einer Medaille und einem Kranze — dem höchſten Preiſe — ausgezeichnet. Nach Fonzi's Angabe werden dieſe Zähne: aus einer Erdart — Kaolin — und Metalloxiden, welche nach der größern oder geringern Weiße, welche die Zähne bekommen ſollen, um ſie den natürlichen ganz ähnlich zu machen, ſich abändern, zubereitet.

Nun ſind auch die im Conv. Bl. Nr. 17. d. J. als eine angebliche Pariſer Erfindung angeführten Oeluhren, hier als ein Fabricat der hieſigen Landesbefugten Blech-Lackier-Fabrick Berthold und Benkert unter dem Namen: Oel-Uhren-Nachtlampen zum Kaufe ausgebothen. Sie haben eine gefälligere Form als das Pariſer Exemplar, das ich ſah, und weichen von Letzteren darin ab, daß die ganze Lampe aus lackirtem Blech, mithin ohne porcellainenem Schiffchen, hergeſtellet iſt. In der Mitte des niedlichen Käſtchens iſt das Uhrblatt mit dem Zeiger angebracht. Verſchiedenheit der Oelgattungen können hier, nachdem man die Regulirung des Zeigers in ſeiner Gewalt hat, keine bedeutende Differenz in der Stunden-Weiſung hervorbringen, und auf einige Minuten mehr oder weniger kömmt es ja bey ſolchen Uhren doch nicht an. Der Preis iſt folgender: die elegante Lampe ſammt einem Vorrath von chemiſchen dazu gehörigen Dochten und dem erläuternden gedruckten Gebrauchszettel, koſtet 15 fl. W. W. Ich werde bey einer andern Gelegenheit auf die herrlichen Erzeugniſſe dieſer thätigen Fabrik wieder zurückkommen.

Pariſer Blätter machten viel Rühmens von einem Wagen mit Segeln, der im Garten Marbeuf bey Longchamp zu ſehen iſt. Die

Kraftäußerung dieſer Segel iſt ſo bedeutend, daß dieſer Wagen ohne Pferde, in einer Stunde 6 Lieues — 2 2/3 deutſche Meilen — zurücklegt. Der eben anweſende perſiſche Geſandte hat ſich ein Modell von dieſem Wagen machen laſſen, indem er meint, daß die Einführung dieſer Wägen bey den Caravanen von unberechenbarem Vortheil ſeyn müſſe.

J. M. Bartlett ſchlägt Geſchwindſchiffe mittelſt Windmühlſegeln vor. In wie weit die Schnelligkeit derlei Schiffe der Erwartung entſpricht, muß erſt die Ausführung des Vorſchlages zeigen.

Zu wünſchen wäre es, daß die ſinnreiche Erfindung des hier domicilirten genialen Chevalier Billefort eine ausgebreitetere öffentliche Anwendung fände. Dieſe Erfindung von Billefort — Bélovoile — benannt, beſteht in einer Vorrichtung, die beynahe auf jedem Gebäude angebracht werden kann, vermittelſt Segelmühlen, Fabriks- und hydrauliſche Maſchinen, Pumpen u. dgl. in Bewegung zu ſetzen. Nach der Angabe des Ch. Billefort kann die Wirkſamkeit dieſer Vorrichtung bis auf eine Kraft welche die Arbeit von 16 bis 18 Pferden erſetzt, geſteigert werden, und leiſtet ſomit dieſelbe das Vierfache einer gewöhnlichen holländiſchen Windmühle. Was die Windmühlen nach holländiſcher Art betrifft, ſo beſtehen derlei bereits im Marchfelde, da die Hrn. Brolemann und Daninger ſchon vor 2 Jahren ein Privilegium auf dieſe Bauart erhielten.

Die von dem hieſigen Spenglermeiſter, Carl Demuth, nach eigener Erfindung zum Kaufe ausgebothenen Kaffeh-Maſchinen ſind der öffentlichen Aufmerkſamkeit werth. Sie weichen in der Conſtruction, beſonders was die Lampe zum Spiritus betrifft, von den bis jetzt üblichen derlei Maſchinen weſentlich ab. Sehr ſinnreich iſt die Vorrichtung zur Filtrirung des Kaffeh, ſo wie jene um durch den concentrirten Feuerſtrahl des entzündeten Spiritus den Kaffeh mit kaltem Waſſer, und ſo auch in einem zweiten dabey angebrachten Behältniſſe die Schmette ſehr ſchnell zum Sieden zu bringen. Durch dieſe Art des Filtrirens gewinnt der Kaffeh an Güte und Stärke, und da man auf obige Art Alles ſchneller zum ſieden bringet, gewinnt man auch an Zeit. Die Maſchine welche ich ſah, iſt von weißem Blech, und koſtet 12 fl W.W. — Zugleich iſt es hier am Platz zu bemerken, daß der hieſige geſchickte Mechaniker F. um ein Privilegium auf ſeine neu erfundene Kaffeh-Maſchine — Original, da die Bereitung des Kaffeh hier ohne Spiritus-Lampe ꝛc. geſchieht — nachgeſucht hat; ſo wie das Privilegium erfolgt, dann hierüber Nähere.

Die aus Seide geflochtenen Damenhüte *) der Demoiſelle Maucrau in Paris, welche ſich beſonders durch ihre ſchöne ſtrohgelbe Farbe auszeichnen, werden von vielen der daſigen bemittelten Schönen den ſonſt ſo beliebten Florentinerhüten vorgezogen. Warum ſucht man nicht auch hier — jedoch als inländiſches Fabricat — durch ſolche Hüte die weit koſtſpieligern Florentiner-Hüte wo nicht zu verdrängen, doch wenigſtens entbehrlich zu machen? —

(Schluß folgt.)

◆

---

*) Ein Näheres ſiehe Conv. Bl. Nr. 47. D. R.

Allgemeine Novelliſtik

Die letzten hier eingetroffenen Nummern, 20—23 der Bibliographie de la France kündigen wieder viele intereſſante Neuigkeiten an. Wir können aber hier nur einige anmerken. M. B*** hat Routes de l'histoire des Croisades herausgegeben (gewiß ein reiches Ideenmagazin für romantiſche Theaterdichter); Jaume-Saint-Hilaire's Plantes de la France ſind bis zum 19. und 20. Heft fortgeſetzt. Der Kupferſtecher Fr. St. Joubert hat die ohnehin ziemlich dürftige chalcographiſche Literatur mit einem Manuel de la gravure, ou estampes de tous les âges etc. bereichert; es wird vier Bände haben, und mit einem Aufſatz über das Genie, als Princip der ſchönen Künſte, eingeleitet ſeyn. Zu dem Werke: Fastes civiles de la France depuis de l'ouverture des notables, par quelques amis de la liberté (!) in 8—10 Bänden wird der Proſpectus vertheilt. Der erſte Band erſcheint den — 4. Auguſt. Von dem ſtattlichen Buche des Abbé Groſier: de la Chine, descript. génér. etc. d'après les mémoires de la mission de Pe-kin, hat der 7. und letzte Band die Preſſe verlaſſen. Desgleichen der 9. Lieferung zweiter Band der Histoire complète du procès de Louvel. Anecdotenfreunden iſt eine Fundgrube aufgethan in Baſtien's Dictionnaire d'anecdotes, ou recueil etc., 3 Theile. Von des Prinzen von Neuwied Reiſe in Braſilien iſt eine franzöſ. Ueberſetzung in 4 Bänden (mit den Karten und Kupfern des Originals) unter der Preſſe. Das ſchöne Nationalwerk: Histoire littéraire de la France, begonnen von dem um die Gelehrſamkeit und Typographie ſo hoch verdienten Maurinern, fortgeſetzt von Mitgliedern der Academie der Inſchriften ꝛc. iſt bis zum 15. Band vorgerückt; es iſt noch immer erſt im 12. Jahrhundert. Parkes engländ. Verſuche über die Manufacturen Großbrittanniens, iſt überſetzt worden; heraus ſind zwei Bände. Desgleichen hat Sprengels claſſiſche Geſchichte der Arzneikunde an A. J. L. Jourdan einen Ueberſetzer gefunden; es ſind der 8. und 9. Band ausgegeben. Von Voyage de Humboldt et Bonplandt ſind erſchienen: Partie botan. etc. dig. Kunth. fasc. 15. Von des famöſen Geoffroy (einem Redacteur, wie es noch keinen gab) Cours de littérature dramat. (Sammlung ſeiner Journalaufſätze) iſt der fünfte Band fertig. Liebhaber, oder vielmehr Liebhaberinnen ſchauerlicher Leſungen werden vermuthlich Nahrung finden in: Les ombres sanglantes, galérie funèbre de prodiges, événemens merveilleux, apparitions nocturnes, songes épouvantables, délits mystérieux, phénomènes terribles, forfaits histor., cadavres mobiles, têtes ensanglantées et animées, vengeances atroces etc. »Recueil propre à causer les fortes émotions de la terreur.« (Ja wohl!) Dieſes ſchwerenotherregende Buch, noch kräftiger betitelt, als das unlängſt im Jocus fingirte »Panorama des Unerhörten« wird ſich allen zarten Seelen wohl von ſelbſt empfehlen. Leider hat es nur 2 und nicht 20 Bände, und bloß 22 Bogen. Würdig mag ſich anreihen: Démoniana, ou nouveau choix d'anecdotes surprenantes etc., welche eine Mad. P*** zur Verfaſſerin hat. Favre de Conſtance hat eine Piece: De la police moderne, erſcheinen laſſen. Von Chaſtenets Schrift: Du magnetisme animal iſt ſchon eine zweite Auflage da. Die unglücklichen Pargioten haben an Viennet einen Sänger gefunden; das Gedicht heißt: Parga, poëme. Berville und Barrière geben den Proſpectus aus zu einer Collection des mémoires relatifs à la revolut. franç.: ſie wird aus 20 Bänden beſtehen. Benichet, in Toulouſe, kündigt eine neue Quartalſchrift an, betitelt: Le telegraphe de la littérature, des spectacles, des sciences et des arts. Die erſte Lieferung iſt bereits erſchienen. Von der Bibliotheca classica latina, um deren Förderung ſich, wie unſer Blatt ſchon mehrmals erwähnte, der Banquier Laffitte ſo verdient macht, hat die fünfte Lieferung in zwei Bänden die Preſſe verlaſſen; ſie enthalten: Virgil, vierter Theil, und kleine Schriften des Tacitus. Von den ſämmtl. Werken der Frau von Staël, herausgegeben von ihrem

Sohn ꝛc. iſt der 8. und 9. Band da. Unter der Rubrik: Variétés wird erzählt, daß das Manuſcript der Pucelle, welches Verbeſſerungen von **Voltaire's** Hand zu den erſten 11 Geſängen enthält, von einem Unbekannten um 1000 Franken gekauft worden iſt. Doch — genug für dieſes Mal. Cſſr.

Den 6. Juli wurde im **Leopoldſtädter Theater** zum erſtenmale gegeben: »**Der Tauſendſaſa.**« Poſſe mit Geſang in zwei Acten, nach **Crowns** Idee: »die unmögliche Sache,« von **Ad. Bäuerle.** Dieſer Tauſendſaſa iſt der Punct, um den ſich Alles dreht, der Alles um ſich drehen macht; er iſt der faiseur der Handlung. Es gilt, die Schweſter eines reichen Agenten, einem Advocaten, den ſie liebt, und welchen ihr der ſie ſcharf bewachende Bruder verweigert, zum Mann zu verſchaffen. Durch mancherlei Verkleidungen und Intriguen löſet der Verſchmitzte dieſe Aufgabe glücklich. Beobachter, welche ohne Nebenrückſichten urtheilen, und nur die Sache ſelbſt vor Augen haben, müſſen den poſſenhaften Vorzügen dieſer Arbeit in vielen Hinſichten Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Das Stück ſtrotzt von Laune, Leben und Kraft; jocoſe Auftritte und Einfälle folgen Schlag auf Schlag. Bringt man aber nur ein wenig äſthetiſche Anforderungen mit, ſo ſteht es nicht ſo ganz gut um das Ding, das manche Verſündigungen am guten Geſchmacke gegen ſich hat. Was von alle dieſem auf Rechnung des engl. Originaldichters oder unſers Verf. gehört, wollen wir hier nicht nachweiſen. Auch iſt das Intereſſe nicht geſteigert, daher denn der Verfaſſer am Ende des erſten Actes beyfällig gerufen wurde, am Schluß des Letzten aber ſich mehrere nicht günſtige Stimmen vernehmen ließen. Daß ein ſolches Product von dem Perſonale dieſer Bühne völlig entſprechend dargeſtellt ward, mag ſich um ſo mehr verſtehen, als die Rollen auf die Perſönlichkeit der Spielenden berechnet ſind. Herrn **Drechslers** Ouverture wurde beklatſcht. Cſſr.

Vor einigen Tagen iſt das zweite Heft des in dem hieſigen lithographiſchen Inſtitut erſcheinenden Stammbaums des Habsburg-Oeſterreichiſchen Hauſes erſchienen. Es enthält nebſt einem Textblatte wieder vier Tafeln, nämlich: 5) **Mechtilde, Rudolph I.** Tochter, und **Ludwig** den Strengen, ihren Gemahl; 6) **Agnes, Rudolph I.** Tochter, und ihren Gemahl, **Albrecht,** Herzog von **Sachſen;** 7) **Catharina,** ebenfalls eine Tochter **Rudolph I.,** mit ihrem Gemahl, **Otto,** Herzog von **Baiern;** und 8) **Hedwig,** gleichfalls **Rudolph I.** Tochter, und **Otto** den Kleinen, Markgrafen von **Brandenburg,** ihren Gemahl. Auch dieſe Lieferung zeugt von Kunſttalent und Fleiß, und verdient vollgültig Empfehlung. Der Preis jedes Heftes iſt in dem Inſtitute ſelbſt (Michaelerplatz Nr. 3) 12 fl. 30 kr. W. W. Eine umſtändlichere Bekanntmachung des Plans dieſer ehrenwerthen vaterländiſchen Unternehmung haben wir in Nr. 66 geliefert. Cſſr.

»**Die alte Geige,**« Schauſpiel in einem Aufzuge, von **J. Richa,** wurde den 5. dieſes im **Joſephſtädter Theater** mit Beyfall gegeben. Das Stück iſt in Verſen geſchrieben, und hat viele poetiſche Stellen. Die Gewalt der Muſik recht lebhaft darzuſtellen, war der Plan des vielverſprechenden Verfaſſers. — Hierzu ebenfalls zum erſtenmale: »**Die beyden Nichten,**« Luſtſpiel in zwei Aufzügen, von **Peppernick.** Liebe iſt hier Motiv und Gegenſtand der Intrigue. Es mangelt nicht an recht comiſchen Zügen; überhaupt keine mißlungene Arbeit. Die Aufführung dieſer Pièce war nicht ſo entſprechend, wie jene der erſten, in welcher ſich der Officier **Walter** und der Jude Moſes auf eine ausgezeichnete Weiſe erwähnungswerth machten. — h.

Es iſt noch Niemanden beygefallen, von dem Verfaſſer eines Werkes zu verlangen: daß er nach lange vollendetem Drucke und zahlreichem Abſatze desſelben, das Werk von den Abnehmern rückfordern, und einen gerügten »Fehler« im Verzeichniſſe der Verbeſſerungen nachtragen ſollte. — Dennoch hat Hr. **Maria** im Converſationblatte 2. Jahrg. S. 557, aber freilich unter dem ominoſen 1. April d. J. verlangt, daß in dem Taſchenbuche »**Gaſteina**« (**Salzburg** 1820, bey Fr. X. **Duyle**) eine Verbeſſerung dahin erfolge: daß nicht **Maria**, ſondern **Emil** der Verfaſſer der »Straubinger Hütte im [illegible]« ſeye

[illegible] dieſes nun, wie man ſpäter erfuhr, wirklich der Fall iſt, ſo kommt man obigem Anſinnen hiermit möglichſt nach, und es wird unter einem der Leſer der **Gaſtunia** nur noch erſucht, den auf S. 318 derſelben angegebenen Namen des Verfaſſers der »Reiſe durch das Thal **Gaſtein**«, der »Geſchichte des Bergbaues« und der »Notizen zur Reformationsgeſchichte in **Gaſtein**«, aus Hrn. **Vierthalers** Intelligenzblatte von **Salzburg** 1801 und 1802, ſo wie aus dem Taſchenbuche (S. 201) »das Gaſteiner-Thal mit ſeinen warmen Heilquellen u. ſ. w., **Salzburg** 1810, **Mayer**'ſche Buchhandlung«, berichtigen zu wollen.

Gurk, am 1. Mai 1820. **Joſ. Mitterdorfer.**

Der bekannte, vor einigen Jahren verſtorbene franzöſiſche Gelehrte **Larcher** beſaß eine köſtliche Büchersammlung, deren Catalog im Jahre 1813 in 8. gedruckt wurde. Sie wurde ſpäter um 90,000 Franken verkauft. Man wird ſich leicht vorſtellen können, wie köſtlich ſie ſeyn mußte, wenn man bemerken wird, daß

Ein Exemplar des **Homers**, Venet., Ald., 1504 in 8. 2 Tom. um	2,400	Francs
verkauft wurde.		
Eine Bibel von **Mainz**, in Fol. 2 Tom.	2,100	—
Ein **Plinius**, **Speyer** 1469, in Fol. 2 Tom.	1,803	—
Ein **Hederich**, lex. graec., 1755 in 4.	1,750	—
Ein **Homer** in griechiſcher Sprache, **Florenz** in 4.	3,132	—
Theocrits Idyllen, 1493, in Fol.	2,001	—
Aulus-Gellius, Noct. Att., Roma 1469, in Fol	800	—
Homer, in Fol.	650	—
Iſocrates, orat., gr., 1493, in Fol.	600	—
Montfaucon Antiquit. ſammt Supplementen	1,001	—

(Der hieſige Buchhändler, Hr. **Schalbacher**, beſitzt auch von dieſem Werke ein ſehr ſchönes Exemplar, und verkauft es um 350 fl. C. M.)

Wir heben dieſe Notiz aus einem eben zu **Paris** erſchienenen Werke, woraus wir vermuthlich noch Manches entlehnen werden.

—■—

Leider finden ſich wieder in Nr. 81 einige Fehler zu berichtigen, und zwar in der letzten Notiz, welche noch ſchnell eingeſchoben werden mußte, ohne daß ſie erſt hätte corrigirt werden können. Sie ſind von der Art, daß Jedermann ſie nach dem Sinn verbeſſern kann. Billige Leſer werden bey einem Zeitblatte, das ſchnell expedirt werden muß, überhaupt, und bey einem dieſer Art insbeſondere, ſolche Fälle wohl entſchuldigen, ohne ſich auf micrologiſche Bemängelungen einzulaſſen.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der **Cath. Gräffer**'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 17 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (**Franz Gräffer**) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

83.

(Wien, Donnerſtag, den 13. Juli.)

Ueber das in der Pfarrkirche des heil. Jacob zu den ſieben Eichen zu Penzing nächſt Wien, befindliche Rottmanniſche Denkmahl.

Amicus Plato, sed magis amica veritas.

Die in dem Converſationblatte Nr. 50 vom 21. December vorigen Jahrs verkommende Bemerkung, daß in dem zu Rom erſchienenen Verzeichniſſe der Canova'ſchen Bildhauer-Arbeiten (bey Franz Bourlie 1817) des dieſem Künſtler allgemein zugeſchriebenen Denkmahls in der Penzinger Kirche nicht erwähnt wird, und das dringliche Erſuchen uber dieſes Kunſtwerk umſtändliche Erörterungen zu erhalten, ſind für jeden Freund der Wahrheit und des öſterreichiſchen Vaterlands von nicht unerheblicher Bedeutung. Es gilt dem Andenken und den Angaben eines biedern, verdienſtvollen und kunſtliebenden Staatsmannes, des vor wenigen Jahren zu Venedig in der Eigenſchaft eines k. k. geheimen Raths und Präſidenten des Appellations- und Criminal-Obergerichts verſtorbenen Ignaz von Rottmann, und der bis jetzt unwiderſprochenen Anerkennung der Einwohner Wiens, und ſo vieler anderen Kenner und Schriftſteller. Denn ſo wird z. B. in den von Hrn. von Klinkowſtröm ꝛc. herausgegebenen Friedensblättern, in der Wiener-Hofzeitung (November 1815), wo die unter der Aufſchrift Wien vorkommenden Angaben als ämtlich angeſehen zu werden pflegen; in dem Reiſe-Journal des gelehrten Mitglieds der Göttinger Academie der Wiſſenſchaften Jeckel, in dem Journal de Francfort etc. dieſes Kunſtwerk ganz beſtimmt dem Meiſſel Canova's zugeſchrieben, und wurde eben ſo von H. Olivier treulich im Kupferſtiche abgebildet. Bey dieſer Gelegenheit erwähnen wir eines im Jahre 1816 hier erſchienenen kleinen Aufſatzes, der wenig bekannt worden iſt, und folgenden Titel führt: »Grabmahl der verewigten Barbara von Rottmann, gebornen Haller, in der Pfarrkirche zu Penzing, nächſt Wien, von Canova's Meiſſel, als eine Kunſtmerkwürdigkeit von Oeſterreich, dargeſtellt und allen Kunſtfreunden gewidmet von J. B. Schilling,« mit dem Sinnſpruche: Vetera extollunt recentium incuriosi; und da es unſern Leſern ohne Zweifel ſehr angenehm ſeyn wird, eine genaue Beſchreibung dieſes ſo viel beſprochenen Denkmahls zu beſitzen, ſo glauben wir jene wohl gelungene des Hrn. Schilling ihnen wörtlich mittheilen zu ſollen. »Verklärt (heißt es daſelbſt) entſchwebt hier die Verewigte der irdiſchen Welt, kaum noch die Oberfläche der Erde mit ihrer zarten Fußſpitze berührend; das Bild einer himmliſchen Grazie, die dem entzückten Auge des Wanderers allmählig zu entſchwinden ſcheint. Mit unbeſchreiblicher Anmuth hebt die ſchöne fromme Geſtalt mit der Rechten den Schleier von ihrem gegen den Himmel gewandten Antlitz, während ſie mit ihrer Linken eine Lilie an's Herz drückt. Dieſe doppelte Bewegung, verbunden mit der beginnenden Auffahrt der Abgeſchied'nen in die höhern Regionen, ſtellt einer Seits den Moment der Enthüllung ihres Erdenlebens und ihr Nahen zu dem ewigen Richter, anderer Seits einen treuen Abdruck ihres reinen, wohlthätigen und frommen Wandels dar. — Der zum Grunde liegende länglich viereckige Sockel, der hierauf ruhende Würfel, und die auf dieſem Würfel befindliche Kugel, von welcher die Geſtalt emporſchwebt, ſind von ſehr ſchönem geglätteten Granit; die Figur ſelbſt iſt von Carreriſchem Marmor, faſt in Lebensgröße, ohne alle Umgebung und profanem Zierrath. Das Ganze, etwa neun Schuh hoch gewährt einen höchſt überraſchenden, gefühlvollen und bleibenden Eindruck. Die Anordnung der Bekleidung nähert ſich der antiken Manier. Styl der Formen, und Ausführung der Theile, iſt wie gewöhnlich in Canova's Werken, gemüthlich und mahleriſch; die Bewegungen leicht und äußerſt gefällig. Vorzüglich bemerkenswerth iſt die edle Kühnheit des Künſtlers in dem auffallenden Umſtande, daß die Figur, die in der ſchiefen Richtung ihres Aufſchwebens ſich über die Linie des Schwerpunctes beträchtlich hinaus neigt, kein anderes ſichtbares Gegengewicht der Inclination habe, als in der Schwere ihres auf der entgegengeſetzten Seite länger herabhängenden Kleides, das hier, der gedachten Bewegung zufolge, natürlich zurückfällt, und ſich in gedrängten Falten endiget.

Die Vorderſeite des Würfels trägt folgende Inſchrift:

»Barbara e gente Halleriana
10. Decemb. 1767. nata,
fundato stipendio Halleriano
sideribus recepta est
18. April 1805.

Ad cineres fratris dilecti
conjugi pientissimae
Ignatius de Rottmann
S. C. A. M. a consiliis intim.
Praeses fori Nobilium Leopold.
monumentum posuit.
1812.«

Selbſt in dem vor wenigen Monaten herausgekommenen 2. Bande der mit diplomatiſcher Pünctlichkeit verfaßten gehaltvollen kirchlichen Topographie der Wiener-Diöceſe wird S. 144 bemerkt: »daß der Hr. Pfarrer zu Penzing, Johann Lochl, den Herrn von Rottmann bewogen habe, daß er das nach Pohlen beſtimmte Grabmahl ſeiner verblichenen erſten Gattin, von der Meiſterhand des Ritters Canova, in Rom, aus carariſchem Marmor gearbeitet, in dieſer Kirche aufſtellen ließ, wo es gegenwärtig die Bewunderung aller Kunſtkenner erhält.« Wir geſtehen es unverhehlen, daß wir ſehnlich wünſchten, zur Rechtfertigung Jener, welche ebenfalls dieſes Denkmahl jederzeit als ein Werk des Ritters von Canova, Marcheſe von Iſchia (dieß iſt ſeine gegenwärtige Benennung) angeſehen haben, etwas beytragen zu können. Denn obſchon es uns und vielen Kunſtfreunden nicht entgehen konnte, daß auch hier manche Schwächen ſich äußern, oder wie die Friedensblätter etwas zu herb ſich ausdrücken: »der vorliegende Gegenſtand, wie alle Werke dieſes Meiſters zu bewegt, dramatiſirt, und ins unbeſtimmt Sentimentale gezogen ſey«, ſo iſt es doch bekannt, daß man in Deutſchland ſchon lange von der Entzückung, oder wie Ramler es nennt, Verhimmlung zurückgekehrt iſt, die jenſeits der Alpen über deſſen Arbeiten herrſchten; wie unter andern die Urtheile von Auguſt Wilhelm Schlegel über den Theſeus; von Göthe über das Grabmahl Clemens XIII., und des wackern, nur allzufrüh verſtorbenen Fernow über den Kreugas und Damoxenos beweiſen; und man kann wohl ſagen, daß, wenn man einigen Meiſtern, beſonders der ältern deutſchen Schule den Vorwurf macht, daß ihre Darſtellungen oft zu ſehr der Bildhauerey gleichen, die plaſtiſchen Werke des vortrefflichen und ausgezeichneten Canova zu ſehr ſich dem Gebiethe der Mahlerey nähern. Ja ſogar die ſonderbare Stütze, welche dem Bilde der verklärten Rottmann in dem herabrollenden Gewande gegeben worden, iſt von Canova ſchon in ſeinem Perſeus, der das abgeſchlagene Meduſenhaupt hält, und im Theſeus, der den Centauren erlegt, angewendet worden. Wenn demnach auch in dem Rottmann'ſchen Denkmahle einige Mängel wahrgenommen werden, ſo konnte dieß doch nicht hindern, Canova als deſſen Verfertiger anzuſehen, und mit dem geprüfteſten Kunſtkenner aller Zeiten zu denken, daß auch der gute Homer zuweilen ſchlummere; ſelbſt die Erinnerung, daß Canova von jeher mit vielen Arbeiten für Große beſchäftiget war, konnte dieſe Anſicht nicht wankend machen, indem man weiß, daß nicht die Meißelhiebe, die in einer Werkſtätte oft von Schülern oder Steinmetzen an Marmorblöcken geſchehen, ſondern die Zeichnung, die Vorbildung, (Modell), die Andeutungen, wie gearbeitet werden ſoll, und die Vollendung das Gepräge des Meiſters aufdrücken.

Allein wir müſſen es mit eben derſelben Offenherzigkeit bekennen, daß uns ein beglaubigtes Schreiben vom 2. April 1816 vorgezeigt worden iſt, worin bemerkt wird, daß dieſes Denkmahl von einem verſtorbenen Peter Finelli, aus Ferrara, zur Zufriedenheit des Canova ausgeführt worden ſey, welcher dieſen Bildhauer oft beſuchte, und ihm jene Erinnerungen und Rathſchläge ertheilte, die er zur größern Vollkommenheit des Werkes nothwendig und zuträglich fand; ſo wie Canova durch Gebrauch und Gewohnheit fortwährend bey allen jenen zu thun pflege, welche ſeine Meinung über ihre eigenen Werke zu vernehmen wünſchen. (»Il quale la essegui con soddisfazione di Canova, che di tratto in tratto visitava lo scultore, e gli dava quegli avisi e consigli che giudicava necessari e opportuni alla miglior perfezione dell'opera, come per costume e abito costante suole praticare con tutti quelli che amano di avere il suo sentimento sopra le opere proprie.«)

Anmerkung.

Es freut uns, daß unſere Anregung nicht ohne Erfolg geblieben iſt. Auf der einen Seite vereinigt ſich Alles, glauben zu machen, daß die Statue von **Canova** ſelbſt ſey; auf der andern ſprechen wieder gewichtige Belege für das Gegentheil. Der Brief, **Finelli** betreffend *), dürfte entſcheidend ſeyn. Doch — wir behalten uns die Mittheilung jener weitern Daten vor, zu denen wir nächſtens zu gelangen hoffen. Wir werden dann nicht verſäumen, die Reſultate derſelben den vielen Freunden der Kunſt und der Wahrheit, treu vorzulegen. D. Red.

* * *

Techniſche Neuigkeiten, von A. R. von Flammenſtern.

XIII.

(Schluß von Nr. 82.)

Man hat ſchon einigemal, insbeſondere in den techniſchen Journalen des Auslandes, die Frage aufgeworfen: warum man bey mehrern unſerer Bergwerke ꝛc. wo die Benützung der Steinkohlen zweckgemäßer als der Verbrauch des Brennholzes wäre, nicht geſetzlich als **Brennmaterial** zur Erſparung des Letztern die Anwendung der **Steinkohlen** einführe. Dieſen Herren muß es unbekannt ſeyn, daß in unſern ältern Geſetz-Sammlungen nicht allein Anordnungen dieſer Art vorkommen, ſondern daß man bereits vor 70 Jahren, im geſetzlichen Wege, einen **Steiermärker als Erfinder** der Methode bezeichnete, die **Steinkohlen von dem übeln Geruch zu reinigen.** Wer daran zweifelt, der ſchlage die **ſteyerſche Hammerordnung** ddo. **Wien am 25. September 1748** auf, und man wird §. 36. folgende Directive wegen Anwendung der **Steinkohlen** finden: »Die Anwendung der Steinkohlen als Brennmaterial bey **Eiſenhämmern** ꝛc. kann um ſo leichter geſchehen, als **durch den Hammersgewerken in Thörl, Franz Xav. Gaſteiger, nicht nur allein die Methode, ſolche von dem übeln Geruche zu reinigen, ſondern auch bey den Hämmern,** in Specie **in den Streck- und allen übrigen Schmiedfeuern, mit großem Nutzen zu gebrauchen erfunden worden ſey, und dazu das große Steinkohlenflöz bey Leoben gebraucht werden könnte.**«

Mahler **Birrenbach** aus **Cölln**, machte vor einiger Zeit bekannt: **daß er im Beſitz des Geheimniſſes der Glasmahlerei der Alten ſey** **). Baron **Schwerin** in **München**, ließ ſich von dieſem

---

*) Man ſehe auch Conv. Bl. Nr. 80.

) Eine ausführlichere Nachricht im erſten Jahrg. des Conv. Bl. II. Bd. 1. Th. Nr. 28. und über die Glasmahlerei überhaupt von Hrn. **Hebenſtreit in Nr. 41 und 45 des lauf. Jahrg. D. Red.

Wandermann eines ſeiner dießfälligen Glasgemählde kommen. Bey der Unterſuchung zeigte es ſich: daß die Farben nur Theilweiſe im Glaſe eingebrannt ſind; wo dies nicht Statt findet, kann man die aufgetragene Oelfarbe theils abſchälen, theils abkratzen.

Der k. k. Rath Pauſinger, und deſſen Geſellſchafter, der Mechaniker Wurm, haben ein Privilegium auf eine neue, von der bereits privilegirten Girardſchen weſentlich verſchiedene Flachsreinigungs- oder Hechel-Maſchine, dann auf ihre Wergband- — Werglocken- — und Wergſpinn-Maſchine auf 10 Jahr erhalten. Nunmehr beſteht im Gebieth der Flachs- und Hanfſpinnerei das Maſchinen-Syſtem des talentvollen Mechanikers Wurm aus folgenden zehn Maſchinen: einer Flachs-Reinigungs-Maſchine, einer Werg-Band-, — einer Werg-Locken-, einer Werg-Spinn-Maſchine, einer Flachs-Band-, — einer Flachs-Locken-, — einer Flachs-Spinn-Maſchine, einer Pfucken-Band-, — einer Pfucken-Spinn-Maſchine, und einer Spagat-Zwirn-Maſchine. So wie ich aus dem kürzlich erſchienenen gehaltreichen und trefflichen Werke des ſeiner vielſeitigen Kenntniſſe wegen rühmlichſt bekannten Steph. Edl. v. Keeß Beſchreibung der Fabricate u. ſ. w. *) erſehe, biethen Wurm und Pauſinger dieſe Maſchinen an Jedermann mit der Ceſſion des Privilegiums für ganze Provinzen und Kreiſe zum Kaufe an; ja um dieſe Erfindung recht gemeinnützig zu machen, wollen ſie ſogar einzelnen Unternehmern einzelne Maſchinen als Modelle, halbe oder ganze Sätze, halbe oder ganz Sortimente ſtellen, auch bey Herſtellung derlei großer Fabriken als bedeutende Actionäre eintreten.

Unter den neuen künſtlichen Mitteln, die Vegetation zu beſchleunigen, dürften die von dem Grafen Zubow zu Petersburg eingeführten Dampfgruben den erſten Platz verdienen. Dieſe Gruben werden mit Erde angefüllt, und vermittelſt einer — durch einen unterhalb der Grube angebrachten Waſſerbehälter — durchgehenden Dampfröhre erwärmet. Die Erde ſelbſt liegt unmittelbar über der Oberfläche des Waſſers auf durchlöcherten Bretern. Das Waſſer kann daher die Wärme, die es ſelbſt vermittelſt der Dampfröhren erhalten hat, der Erde mittheilen. So erreicht die Temperatur den höchſt möglichen Grad von Milde, und die Wärme des Erdreichs bleibt, auch wenn das Feuer, welches die Röhre erwärmt hatte, nicht mehr brennt, noch mehrere Tage lang dieſelbe. Bereits hat auch zu Moskau der Doctor Fiſcher in dem botaniſchen Garten von Gorinski dieſe Dampfgruben eingeführt, und ſich von dem entſchiedenen Vortheil derſelben die Ueberzeugung verſchafft. Früher hatte man ſich Statt der Erde auf den Bretern über dem Waſſerbehälter der Lohe bedient, allein die Erde verdient den Vorzug.

In Nr. XII. der techniſchen Neuigkeiten habe ich die Anwendung der Kraft der Dampfbote, ſo wie ſie ein Nordamerikaner vorſchlug, zum Ausräumen der Ströme und Flüſſe, in Anregung gebracht. Jetzt erſehe ich aus öffentlichen Blättern, daß man ſich in Preußen, und zwar zur Wegräumung der Untiefen in der Oder unweit Swinemünde, ſchon ſeit län-

---

*) Eine kurze Characteriſtik dieſes wichtigen vaterländiſchen Werkes ſiehe Conv. Bl. Nr. 64. D. R.

gerer Zeit Statt dem bis jetzt zu derlei Arbeiten üblichen Handbagger — einer Vorrichtung mit Schöpfrad, mit Schaufeln oder Eimern, deren Getriebe durch Menſchen oder Pferde in Bewegung geſetzt wird, — einen Dampfbagger mit dem günſtigſten Erfolg gebraucht. Er arbeitet ſchneller und obendrein wohlfeiler als der Handbagger, bey dem das Herausbringen einer Schachtruthe Moder 3 Thlr. 12 gr. (5 fl. 15 kr. C. M.) koſtete, bey jenem belaufen ſich die Koſten nur auf 1 Thlr. 22 gr. (2 fl. 52 kr. C. M.) Somit reiner Gewinn an Geld und Zeit.

Der königl. baier. Hofwagner, Georg Lankensperger, hat zu München bereits im J. 1818 ſeine Erfindung: die Vorderachſen eines Wagens mittelſt beweglicher Richtſcheite ſo einzurichten, daß ſie jeder Wendung des Wagens folgen, und man daher mit einer auf dieſe Weiſe eingerichteten Langwiede eben ſo ſicher umkehren kann, als mit einem Wagen mit Schwanenhälſen oder Bogen, der durchläuft, in einer eigenen Druckſchrift bekannt gegeben. Der Brünner Wagenfabricant Johann Schicker, nun in Wien, hat hier auf dieſe Erfindung ein Patent erhalten; da Schicker das Patent erſt im J. 1819 anſuchte, ſo frug ich mich: wer iſt nun der eigentliche Erfinder? Ich finde dieſe Frage im Juni-Heft des Heſperus 1820 beantwortet, wo behauptet wird: daß Schicker im Auslande Gelegenheit gefunden habe, Lankensperger's Arbeit zu ſehen. Honor cui honor! —

* * *

Ueber den Schauſpieler und ſeine Kunſt.

Dritte und letzte Lieferung *).

Ehe die Geiſtesbildung beginnt, muß erſt das Verhältniß zwiſchen dem Schauſpieler und dem Dichter entſchieden ſeyn, ſonſt kann das Publicum nicht jedem ſeine verdiente Krone reichen; es wird ſich die beſtehende Fehde nicht enden, der Schauſpieler ſtets nach dem Lorber des Dichters greifen, und ſich feſt einbilden: ſein Spiel ſey die Seele des dramatiſchen Products, und ihm allein gehöre der Lorber.

Der Ueberſetzer iſt kein Dichter; er braucht kein Fictions-Vermögen, keine erſchaffende Phantaſie, keine reproducirende Einbildungskraft; denn er ſchreibt das von andern Dichtern, andern Nationen Gefühlte und Geſchriebene bloß wörtlich ab. Verſteht er beide Sprachen nicht ganz, ſo überſetzt er frei, und möchte er dennoch gerne ein Dichter ſeyn, ſo bearbeitet er das Werk nach ſeinen beſchränkten theatraliſchen Kenntniſſen, und aus dem Originale entſteht dann eine Zwitter-Geburt, ein Weſen, das auf der Erde kaum kriechen, im Waſſer nicht ſchwimmen, und in höhern Regionen nicht fliegen

---

*) Lief. I. und II. in Nr. 64, 70, 71 und 72 dieſer Zeitſchrift. Es ſind Proben aus einem umfaſſenden Werke, betitelt: »Syſtem der Schauſpielkunſt«, welches den als vielerfahrnen und denkenden Künſtler rühmlich bekannten k. k. Hofſchauſpieler und Conſulenten, Hrn. F. W. Ziegler, zum Verfaſſer hat, und bald erſcheinen wird.
D. Red.

kann; und dieſe Ueberſetzer fordern von dem Schauſpieler immer mehr, als ſie ihm geben.

Anders iſt es mit jenen großen deutſchen Dichtern, die uns den Geiſt der Dichter anderer Nationen durch ihre Ueberſetzungen einhauchten, und durch unſägliche Mühe Völker mit Völkern im Geiſte bruderlich vereinigen. Sie geben großmüthig ihre eigene Schöpfung auf, um uns das große Gebilde fremder Dichter zu zeigen. Aber im engen Sinne iſt nur der ein Dichter, der ſich mit ſeiner ſchöpferiſchen Phantaſie ein noch nie da geweſenes Bild vom menſchlichen Wirken und Streben bildet, und in Erſchaffung deſſelben eine reine Tendenz mit theatraliſcher Wirkung vereinigt.

Wählt aber der Dichter den Stoff ſeines theatraliſchen Werkes aus der Weltgeſchichte, ſo reproducirt er mit der Einbildungskraft, begrabene, menſchliche Verhältniſſe, und ruft längſt verſtorbene Charactere, die einſt auf ihre Zeitgenoſſen wirkten, mit lebendigen friſchen Farben in's Leben zurück. Er iſt dann aber kein freier Dichter, weil er ſich in die Feſſeln der Geſchichte fügen muß; er kann wohl hiſtoriſche Charactere idealiſiren, doch ſoll er die Cataſtrophe nicht ändern. Mit Verſtand gibt der erfindende und reproducirende Dichter ſeiner dramatiſchen Erſcheinung erſt die wirkenden theatraliſchen Formen; mit Menſchenkenntniß, Einheit, Haltung und pſychologiſcher Wahrheit in den Characteren, mit Weisheit gibt er ſeinem Werke die politiſche und moraliſche Beſtimmung, und mit Phantaſie haucht er demſelben die äſthetiſche Seele ein. Das Gedichtete, wie das hiſtoriſch Geformte, iſt nun idealiſch gebildet, aber es fehlt der ſchönen Dichtung noch ein allgemein ergreifendes Leben: Bewegung, Geberden und Töne — und Dieſes gibt ihr der Schauſpieler, aber nicht willkührlich, ſondern ſtreng nach den Analogieen des Dichters. Die bis jetzt nur mit dem Auge geleſene Bildung hat ſchon die Gemüther freudig gerührt; erhebt ſie ſich durch lebendige Bewegung und durch richtige harmoniſche Töne ins wirkliche Leben, ſo verzeiht man es den Göttern, Prometheus gemartert am Felſen zu ſehen.

Steht der Schauſpieler nicht wie Pygmalion vor dem bezaubernden Bilde des Dichters in Liebe und Wehmuth verſunken, ſo iſt er kein Künſtler. Tadelt er es, glaubt er Schatten zu finden, wo große Lichtmaſſen ſich glänzend verbreiten, ſo kennt er die Grade der Effecte nicht, und muß ſie erſt kennen lernen; weigert er ſich, der kleinſte Theil des großen Ganzen zu ſeyn, ſo iſt er ein Stümper ꝛc.

Hat nun die von dem Dichter gebildete Erſcheinung, Einheit, pſychologiſche Wahrheit, Kraft, äſthetiſche Schönheit und Würde, ſo kann kein Schauſpieler ihren Werth erhöhen, ſondern er wird denſelben, ohne freundſchaftliche Belehrung des Dichters ſtets vermindern; doch wo ihm der Dichter die Rede verſagt, kann er ſich durch ſeine ſtumme Sprache ſelbſt zum Dichter erheben.

Alle Schauſpieler eilen zwar in ihrem Fluge dem kühnen, tragiſchen Dichter nach, ſo wie die Schwalben und Falken dem königlichen Adler; aber wenn ſie ſich gleich ihm nähern, ſo bleiben ſie doch, nach allen Bemühungen, bald ermattet zurück, und beweiſen dadurch, daß der Schauſpieler ohne Dichter ſich nie in die höhern Regionen ſeiner Kunſt erheben kann, und daß er ohne dieſen ein Weſen ohne äſthetiſches Daſeyn, ein extemporirender Comödiant aus den Hanſezeiten iſt.

Anders iſt es mit jenen grellen dramatiſchen Producten, wo Geiſter, Kobolde, Hexen, Zauberer und das Fatum waltet. — Es ſind Eulengeburten dieſer kreiſſenden Zeiten, ſie ſind der Kunſt und der Menſchheit unwürdig, und nagen an der Moralität des jetzigen Menſchengeſchlechts. Der Dichter, der ſolche, die Dichtkunſt herabwürdigende, Mittel gebraucht, um auf die Menſchheit verderblich zu wirken, gehört in die Knechtſchaft der Schauſpieler; denn der Schauſpieler hat es nur mit den von Gott gebildeten Menſchen zu thun, und nicht mit ſolchen Phantomen finſterer Jahrhunderte, wo die Menſchen ihren reinen Urſprung und ihre Würde noch nicht kannten.

Es macht dem jetzigen Jahrhunderte keine Ehre, daß ſolche Hexen- und Fatums-Producte erſcheinen und gefallen, ſie ſind die Vorbothen böſer Zeiten.

Der Dichter ſolcher poetiſchen und romantiſchen Werke hat keine Forderung an den Schauſpieler, der nur für das große Tribunal der moraliſchen Menſchheit gehört, und ſich mit vollem Rechte weigern kann, an ſolchem gigantiſchen Unſinne ſeinen ehrwürdigen Beruf und ſein Talent zu entweihen; und hier tritt der Fall ein, wo er den Dichter verbeſſern darf, ſo viel er will, denn es kann keine Critik in dem Gebiethe des Aberglaubens geben.

Es gibt noch eine Gattung dichteriſcher Werke, die voll poetiſcher Schönheit ſind, in denen aber die Wahrheit des Gefühls fehlt, was der Wohlklang nie zu erſetzen vermag. Es ſind jene in Verſen geſchriebenen Schauſpiele, wo der Dichter ſich mit der Drapperie ſeiner Verſe aus der Empfindung bringt, und Gefühle und Leidenſchaften beſchreibt, die er nicht hat. Auf der Bühne wird dieſe ſchöne Drappierung gewöhnlich durch die Schauſpieler verkrüppelt; denn nur gebildete Schauſpieler beſitzen die Kunſt, Verſe melodiſch zu ſagen, und erzählte Gefühle als wirkliche warm und wirkend vorzutragen. Daher das Mißlingen ſo vieler poetiſcher und romantiſcher Producte, wo der Dichter an das Gehör dachte, ohne das Herz des Menſchen zu rühren. Leſſing entſchuldigte ſich mit dem Mangel an Zeit, daß er Nathan den Weiſen nicht in Proſa geſchrieben habe, und die Klinger'ſchen proſaiſchen Schauſpiele beweiſen, daß Leſſing nicht Unrecht hatte.

Nur ſchlechte Ueberſetzer, und ſich ihrer Schwäche bewußte Dichter betteln um die Gunſt der Schauſpieler, welche gewöhnlich ſolche matte oder überſpannte Geburten mit Fleiß und Eifer befördern; denn gefällt das Matte und Unnatürliche dennoch, ſo genießen ſie allein den Ruhm, und mißfällt es, ſo wälzen ſie die Schande auf den Ueberſetzer oder den verirrten Dichter.

Aber auch ſelbſt in guten und vortrefflichen dramatiſchen Werken genießen die Schauſpieler den lauten Ruhm, wovon der Dichter ſelten den kümmerlichen Zehnten erndtet, und dieſen verzehren dann oft neidiſche Journale. Aus dem Geſagten tritt die mathematiſche Wahrheit hervor, daß der Dichter der Schöpfer, und der Schauſpieler ſein Geſchöpf iſt; welches er durch brillant geſchriebene dramatiſche Charactere erheben, oder als eine Nebenfigur in dem Schatten verbergen kann. Das ganze ehrwürdige Chor der theatraliſchen Künſtler kann aus einem Ueberſetzer keinen Dichter machen, wohl aber der wahre Dichter einen mittelmäßigen Schauſpieler — ſobald es ihm gefällt — den Schein eines Künſtlers ertheilen.

Erhaben ſehen wir alſo den Schöpfer über ſeine Geſchöpfe, aber viele theatraliſche Geſchöpfe haben die Eigenſchaft der Muscipula; ſie umklammern das Kunſtgebilde des Dichters mit ihren Meinungen, mit ihren Kunſtlaunen und oft ſehr egoiſtiſchen Sinn, und der Dichter wird unwiderruflich in der Darſtellung ein Geſchöpf ſeiner leicht zu beleidigenden Geſchöpfe.

Des Dichters theatraliſcher Ruhm iſt zwar in ihrer Gewalt, aber ſein Genius nie; denn wie oft bewegt, rührt und erſchüttert den Leſer, was dem Zuſchauer Erſtarrung gibt. Wie oft gefällt ein dramatiſches Product in allen deutſchen Städten, und in einer Stadt gar nicht! In der theatraliſchen Kunſtwelt kann es doch kein Sodom und Gomorra geben? denn das deutſche Volk iſt ein Volk, und ein Publicum; alſo hängt das Gefallen und Mißfallen eines dramatiſchen Werkes allein von dem guten Willen und den Talenten der Schauſpieler ab. Ein Schauſpieler hat durchaus keine Forderungen an den großen und erfahrenen Dichter, als daß ſeine Dichtung Einheit, Wahrheit und Schönheit enthalte; aber der Dichter hat an den Schauſpieler ſehr viele: Seine Rollen wörtlich wiſſen, die Perioden nicht willkührlich trennen, der ſchönen Proſa nicht ihren Fluß, und den Verſen nicht ihren Wohlklang rauben, ſind des Dichters erſte und unbedingt nothwendige Forderungen. Er fordert mit Recht, daß der Schauſpieler nicht mit falſcher Betonung der Worte den Verſtand der Rede verdunkele, daß er den innern pſychologiſchen Sinn der Worte ergründe, ſich in den Geiſt des Dichters denke, die Stufenleiter kenne, wie Reize und Triebe ſich zu Gefühlen, Gefühle zu Affecten, und Affecte ſich zu Leidenſchaften ſteigern, und daß er vor Allem die Worte des Dichters dem Publicum laut und verſtändlich vertrage; denn nur durch richtig tönende Worte öffnen ſich die Herzen der Menſchen, ſie ſind der irdiſche Klang ſeiner göttlichen Abſtammung — die Geneſis ſeines Geſchlechts.

Der Menſch iſt das Wort, aber in den Worten des Dichters wohnt das Symbol der Gottheit, und keines darf dem Publicum verloren gehen, keines mit einem andern Worte erſetzt werden.

Maximen, Sentenzen, Denkſprüche, die etwas Edles, Großes, Erhabenes enthalten, ſind ſchöne, edle und erhabene Gefühle der dichteriſchen Seele, und ihre ſtets kräftigen Wirkungen gehören dem Dichter, der edel genug iſt, den lauten Beyfall dem Schauſpieler zu gönnen.

In der Seele des tragiſchen Dichters bilden ſich unſichtbar — wie in dem Seidenwurm die Seide — ſchöne und neue menſchliche Geſtalten, die aber erſt durch den Schauſpieler in ein anſchauliches Leben treten. Der Schauſpieler und Dichter müſſen ſich in reinem Geiſte lieben, denn in der Darſtellung eines äſthetiſchen Gedichtes auf der Schaubühne muß ſich Amor mit Pſyche vermählen. Aber der Schauſpieler muß auch wie Amor körperlich und geiſtig gebildet ſeyn, wenn ſich Pſyche mit ihm vermöhlen ſoll. Die äußere Geſtalt iſt Bedingung, aber die innere Bildung der Zweck.

Pſyche ohne Amor hat kein anſchauliches Kunſt-Daſeyn, denn in ihrem innigen Vereinen erzeugen ſich erſt bildende Künſte, und die Dicht- und Schauſpielkunſt ſind die vorzüglich geliebten Zwillinge der Pſyche, nach den ſchönen Formen des Vaters gebildet. — Anders iſt das Verhältniß in Luſtſpielen, wo der Dichter dem Schauſpieler nicht alle die bunten Farben geben kann, die der Comiker bedarf; doch darf der Schauſpieler die Figuren und Gruppen nicht abändern, das Zarte nicht hart, und das Edle nicht niedrig geben.

In jenen Zeiten, als man nur Burleſken aufführte, gab es extemporirende Comödianten; ſie waren zwar unabhängige Herren der Schaubühne, aber auch Knechte der niedrigſten Volksclaſſen; ſie wurden belacht, aber verächtlich behandelt. Jetzt ſind ſie Sitten-Cenſoren und Belehrer der höhern Stände, geliebt und geachtet, und dieſen Standesadel verdanken ſie einzig den Dichtern.

Allgemeine Novelliſtik.

Aus der Ankündigung des wirklich nach authentiſchen Mittheilungen dargeſtellten Lebens Auguſt von Kotzebue, führen wir folgende Zeilen an: »Auch der Zeitgeiſt wird ſtreng in dieſer Biographie gewürdigt, damit der für Wahrheit empfängliche Leſer auch in dieſem Bild erkennen mag, daß ohne ſittliche Haltung ſelbſt das thätigſte, ruhmvollſte Leben eine Truggeſtalt iſt, deren Nichtigkeit, früh oder ſpät anerkannt, manchem Irrenden zur Warnung gereichen muß.« —h.

Unter den neueſten Erſcheinungen in der ungariſchen Literatur zeichnen ſich die hier bey Ant. Pichler eben erſchienenen Fabeln und Aphorismen des Hrn. Andreas Fáy vorzüglich aus. Dieſe ſehr zierlich gedruckte Sammlung iſt mit einem barocken, aber in ſeiner Art trefflichen Portrait des Fabeldichters, und mit dem Bildniſſe einer Gans ausgeſtattet, welcher letztern der magyariſche Aeſop ſein Geiſteserzeugniß als der preiswürdigſten Gönnerin der meiſten Schriftſteller, in einem förmlichen Dedicationsſchreiben voll Scherz, Salz und Laune, zueignet. Den Fabeln geht ſowohl ihres Verfaſſers, als auch ſeiner großleberigen Mäzenatin Biographie voran, und beide bereiten auf eine höchſt humoriſtiſche Weiſe zum Genuſſe der mannigfaltigen Fabelleſe vor. — Die Apologen ſind wahrhaft originell, aber eben ihre Eigenthümlichkeit iſt ſo ſehr hervorſtechend und ausgezeichnet, daß ſich — wie dieß faſt bey allen ungariſchen Dichterwerken der Fall iſt — ſich nicht leicht mit Glück in deutſcher Sprache wiedergeben laſſen. Eben ſo originell, wie die Sprache der Ungarn, iſt auch ſogar die Denkweiſe ihrer Dichter; dieſe ſteht mit jener, als ihrem eigentlichen Elemente, im innigſten Verhältniſſe; und wer dieſes in einer andern Zunge nicht wieder aufzufinden und herzuſtellen weiß, dem wird das Geſchäft einer Ueberſetzung magyariſcher Dichterwerke ſehr wenig Segen bringen. Ms.

F. W. L. Sukow, in Heidelberg, arbeitet gegenwärtig an einem ausgedehnten Werke: »Naturgeſchichte der Inſecten«, welches Fleiß, Zeit und Koſten fordert. Die Anzahl der Bände wird auf einige zwanzig ſteigen. —h.

Freunde der Ornithologie machen wir auf J. Fr. Neumann's Bemerkungen und Beobachtungen als Reſultat einer Reiſe durch Holſtein, Schleswig und die Inſeln der däniſchen Weſtſee aufmerkſam. Sie finden darin einen wahren Schatz. —h.

Dr. J. R. Schmidt gibt heraus: »Allgemeine öconomiſch-techniſche Flora, oder Abbildungen und Beſchreibungen aller in Bezug auf Oeconomie und Technologie merkwürdigen Gewächſe. Jedes Heft mit fünf Kupfertafeln einen Thaler (theuer genug), fünf Hefte endlich einen Band. Noch iſt kein Ende der einſeitigen botaniſchen Werke abzuſehen. —h.

Es haben ſich über die Frage, »ob das im Theater an der Wien dargeſtellte Luſtſpiel, »die *Schauſpieler*« überhaupt von irgend einer bedeutenden Bühne zur Aufführung gebracht werden ſoll« — bisher zwei Stimmen erhoben, welche ſich wie die Meinungen des Publicums geradezu widerſprechen. Was die eine rückſichtslos *verdammte* *), verſuchte die andere, freilich ohne irgend ein Warum anzugeben, zu *heiligen*. Es gibt aber in der That auch Anſichten, welche das gegen die Sache ausgeſprochene allzu harte Urtheil wo nicht vollkommen zu entkräften, doch zu *mildern* vermögen; — und dieſe anzuführen, fordert die Ehrlichkeit und die Würde des Gegenſtandes, welcher in nächſter Beziehung mit der Kunſt ſelber ſteht. —

Verſtand und Gefühl beantworten die aufgeworfene Frage mit »*Nein!*« Ein jeder wird mir zugeben, daß dieſes Stück *im Leſen* oder *durch eine Darſtellung von Dilettanten* jene Wirkung niemals hervorbringen werde, welche ſich bey deſſen Aufführung im Theater an der Wien offenbarte. Der Grund hiervon liegt unläugbar in dem Umſtande, daß es von *Schauſpielern* dargeſtellt wurde. Man wende nicht ein, daß auf der Bühne ſchon jeder Stand durch Perſonen aus demſelben, folglich gleichſam *durch ſich ſelber* lächerlich, und darüber weiter kein Aufhebens gemacht würde — dieß leidet hier durchaus keine Anwendung. Analog wäre der Fall nur dann, wenn die Perſon ihren Stand ſelbſt, aber *im wirklichen Leben* (nicht auf der Bühne) herabziehen würde. Man denke ſich, wie ſchmerzlich es lauten müßte, wenn ein Arzt, ein Diener der Religion, des Staates, unbeſonnen genug wäre, die eigene Schwäche ſeinem Stande unterzulegen, und dadurch des Lebens Heiligſtes: das *Vertrauen*, für immer zu zerſtören. Wenn ein Anderer von meinen Fehlern ſpricht, ſo iſt dieß der gewöhnliche Lauf der Dinge, und von meiner Seite bleibt der Gegenbeweis möglich; aber untilgbar iſt das Brandmal, das ich mit der eigenen Hand mir auf die Stirne drucke; ſelbſt die *widerſprechende That* untergräbt die *Meinung* nicht mehr. Nun die Anwendung auf den *Schauſpieler*. Als ſolchem iſt *die Bühne* ſeine Welt, als ſolcher iſt er ein Prieſter des Heiligen — der *Kunſt*. Freilich kann dieſe eben ſo wenig wie jeder Stand durch die Entartung einzelner Diener verunglimpft werden, ſie ſchwebt keinem Wechſel unterthan, glänzend fort über den Häuptern ihrer Verächter; aber das Heiligthum iſt dennoch angetaſtet, ihr Organ iſt beſudelt, und Keiner mehr trinkt mit Luſt aus dem Brunnen, wenn er weiß, daß ſich das klare Gewäſſer erſt durch den ſchmutzigen Schlamm bemooſter Röhren winden müſſe. Wir hängen nun einmal feſt an der Form — und das iſt ſehr menſchlich. Die *Achtung vor der Kunſt* trägt man unbewußt auf ihre Repräſentanten über; wie wehe hat es vielleicht Manchem von uns gethan, der eine andere Meinung im *Leben* von Jenem faſſen mußte, welcher ihn kurz zuvor in tiefer Seele heiligend ergriff? — Ja ſelbſt der Anblick *der Geſtalt des Schauſpielers im Leben* gegen ſeine *ideale Perſon auf den Bretern* führt eine Art nüchterner Proſa mit ſich. Und nun vollends ſo *craſſe* Scenen, deren Dunkel gegen einen einzigen Lichtpunct (der Dichter nämlich) ſo gräßlich abſticht, und denen man durch eine ſichtbare Einpaſſung *in locale Verhältniſſe* das Colorit der Wahrheit zu geben ſchien! Wozu ſonſt die eingeſchobene Perſon des Compoſiteurs, die Scene des Maſchiniſten und Decorateurs, und tauſend kleine Beziehungen, welche dem franz. Originale fremd ſind! — Freilich iſt dieſes nur anſcheinend; denn ohne dieſe Zugabe wäre die Speiſe für uns meiſt ungenießbar geblieben: aber ſelbſt *der Schein*, ſelbſt die *Möglichkeit* daß es ſo in den Tempeln der Kunſt hergehen könne, bringt bey dem *Kenner* und Nichtkenner, wenn auch aus ungleichen Urſachen die traurigſte Wirkung hervor. Dieß eine Beantwortung der Frage im *Allgemeinen*. Nun aber erlaube ich mir, den Leſer aufmerkſam zu machen, ob jener hohe Grad von Selbſtverläugnung, womit das Stück zur Darſtellung gewählt wurde, nicht *redliche Anerkennung* verdiene, ob dieſe nicht aus dem klaren Bewußtſeyn eigener Würde ſtammen müſſe, und aus dem feſten Willen, gegen das Schlechte redlich aufzuziehen? — Sprach dieß nicht der Prolog hell genug aus? — Daß ſie die Schattenſeite ihres Standes dem Vergnügen bloßzuſtellen ſich nicht ſcheuten, zeigt die Wählenden von der Lichtſeite, und Jener handelte lieblos, welcher der Vorzüglichkeit ihrer Leiſtung und ihrer ſichtbaren Freude an dem über die Eigenliebe erfochtenen lohnenden Siege — ſeichte Motive unterlegte. Man ſetze dazu den Fall, des Stückes Daſeyn wäre bekannt, und ſeine Aufführung von den Schauſpielern verhindert werden — wie hätte man ſie der Eitelkeit, der erbärmlichſten Kleinlichkeit beſchuldigt! —

So dünkt mich — ſteht die Sache im wahren Lichte. Gibt es doch Thaten, welche an ſich unerheblich, durch Umſtände zu den Sternen gehoben werden — Machen wir die Anwendung! —

Der berühmte Iſabey iſt von Paris in London angekommen, und wird ſeine reiche Sammlung von hiſtoriſchen Zeichnungen, Portraten, Landſchaften u. ſ. w. in Pall-Mall zur öffentlichen Schau ausſtellen.

Dr. H. R. v. Schröter hat herausgegeben: »Finniſche Runen« (Upſala bey Palmblad und Langenſee in Mecklenburg). Dem Sprach-, Geſchicht- und Religionsforſchern wird dieſe Schrift um ſo wichtiger, als ſie ſich mit der eigenthümlichen Sprache und der Geſchichte eines Volkes beſchäftiget, welches die älteſten Sitze im nördlichen Europa, und in ſeinen Liedern viele Spuren altnordiſcher Mythologie aufbewahrt hat. —h.

Chemiker finden in Thomas Thomſons hiſtoriſcher Ueberſicht der Fortſchritte der Chemie bis 1819 eine unſchätzbare Ausbeute. (Es ſind über 600 Quart-Seiten.)

—h.

J. K. Stadlin, in Zug, bearbeitet eine Geſammt-Geographie, Naturgeſchichte und Geſchichte ſeines Cantons in den ausgedehnteſten Zweigen. So wird etwas mit Nutzen gethan! —h.

Die uns eingegangene mit I. S. unterzeichnete Recenſion des Wegweiſers auf Ausflügen durch Oeſterreich ꝛc. von Weidmann, können wir, ſo wie ſie iſt, nicht wohl aufnehmen. Sie iſt etwas animos, und müßte vielleicht um ein Dritttheil gekürzt werden. Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit dem, uns mit derſelben Chiffre für den Comus zugeſtellten humoriſt. Aufſatz: Die bunten Geſchichten des Hrn. v. Blitzdumm, genannt Naſeweis, und ſeines Umgangs. Wir erſuchen daher den uns unbekannten Hrn. Verf., ſich uns dießfalls zu erkennen zu geben, und bringen zugleich wiederholt den Wunſch in Erinnerung, daß die Verf. von Aufſätzen, welche anonym oder pſeudonym abgedruckt werden ſollen, ſich wenigſtens der Redaction nennen möchten.

D. Red.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Graffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 18 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishausser.

Conversationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

84.

(Wien, Samstag, den 15. Juli.)

Neuigkeiten aus Ungarn.

II *).

Die königl. ungar. Univerſitäts-Buchdruckerei zu Ofen iſt in Hinſicht ihres großen Locales, der Anzahl ihrer Preſſen, ihres ſtarken Perſonals und der wohl eingerichteten, damit verbundenen Nebenanſtalten, vielleicht die größte in der Monarchie. Ein anſehnliches, zwei Stockwerke hohes, mit zwei ziemlich großen Höfen verſehenes Gebäude, iſt allein für dieſe Druckerei beſtimmt. Ein und zwanzig Preſſen, darunter eine neue erſt kürzlich aus England angekommene Walzenpreſſe, ſind in ſtetem Gange. Außer zwei Factoren und deren Subſtituten ſind gegenwärtig in den zwei großen Setzer- und Drucker-Arbeits-Sälen 52 Setzer und Drucker, und 15 Jungen beſchäftigt. In der bedeutenden Schriftgießerei werden gewöhnlich auf vier Oefen Schriften gegoſſen, wobey nebſt einem Inſpector und einem Factor noch fünfzehn Individuen beſchäftiget werden. Die neuen Stempel werden von dem bey der Buchdruckerei angeſtellten Sculptoren und deſſen Gehülfen geſchnitten. Außerdem beſitzt dieſes Inſtitut noch ſeine eigene, in Kremnitz befindliche Papiermuhle, und hat noch drei andere in Pacht. — Alle europäiſchen, und die meiſten orientaliſchen Schriftarten ſind hier anzutreffen. — Seit ungefähr zwei oder drei Jahren beſchäftigt ſich dieſe Anſtalt auch mit dem Drucke hebräiſcher Bucher. Die Typen zu dieſem neuen ausgedehnten Zweige dieſes Inſtitutes, ſind von dem vaterländiſchen Künſtler, Hrn. v. Falka geſchnitten. Man kann ihnen Schönheit und Rundung nicht abſprechen, hingegen hätte man wohl Vieles gegen die Richtigkeit der Form einzuwenden. Die neuen, eben im Guſſe befindlichen hebräiſchen Lettern, welche unter Aufſicht des in Ofen anweſenden Engländers, Hrn. Watts, und eines berühmten hebräiſchen Gelehrten, verfertigt wurden, verdienen auf alle Fälle den Vorzug vor den fruheren, und werden ſich mit allen andern dieſer Art meſſen konnen. — Die Verbindung, in welche die Direction dieſer Buchdruckerei mit dem Engländer John Watts (Erfinder einer neuen Art Stereotyp-Platten, worauf er im ganzen Umfange der Monarchie ein zehnjähriges Privilegium erhalten) getreten, iſt bisher ohne Erfolg geblieben; wenigſtens ſind

---

*) Die erſte Lieferung iſt in Nr. 68 enthalten. D. Red.

ſchon zwei Jahre ſeit Abſchluß des Contractes verfloſſen, ohne daß eine Stereotyp-Ausgabe (wenn wir etwa einen, einige Bogen ſtarken Schul-Catechismus ausnehmen) zum Vorſchein gekommen wäre. Die Urſache dieſer Verzögerung mag wohl auf der Seite des Ausländers liegen, der in der Herbeyſchaffung der zu den Stereotypen nöthigen Geräthſchaften, ſehr viele Schwierigkeiten findet, und deſſen Verhältniſſe wahrſcheinlich nicht erlauben, ſie zu heben. Indeſſen will man ſich mit der Hoffnung ſchmeicheln, daß bey den ſo vielen der Buchdruckerei zu Gebote ſtehenden Hilfsmitteln, dennoch über kurz oder lang aus der Sache etwas werde. Wirklich bemerkt man ſeit einiger Zeit in dem Laboratorium des Hrn. Watts größere Thätigkeit. Was das Inſtitut ihm weſentlich zu verdanken hat, ſind einige neue, wirklich geſchmackvolle Schriftgattungen, die theils (die hebräiſchen) unter ſeiner Aufſicht verfertigt worden, oder die er aus fremdem Lande verſchrieben hat. Falſch aber iſt die Angabe einer Correſpondenz-Nachricht im Morgenblatt Nr. 89 d. J., nach welcher Hr. Watts eine von der k. ung. Hofkammer ihm überlaſſene Papiermühle nach ſeiner Idee auf öffentliche Koſten bauet; irrig iſt auch der Bericht, in derſelben Correſpondenz-Nachricht, daß »das ungariſche Corpus Juris das erſte große Werk ſeyn ſoll, welches nach ſeiner Art auf ſeinem Papier aufgelegt wird;« indem Ref. ſowohl von dem Ungrund des Erſteren überzeugt iſt, als auch von Letzterem verſichern kann, daß der beſagte Corpus Juris auf dem allergewöhnlichſten inländiſchen Papiere, unter ein Paar gemeinen Preſſen, wie ſie unſere Väter ſchon beſaßen, gedruckt wird.

Das Project des Hrn. v. Campmiller in Betreff einer ſtehenden hölzernen Bogenbrücke mit ſteinernen Pfeilern zwiſchen Ofen und Peſth ſoll der Ausführung nahe ſeyn. Das allgemeine Bedürfniß einer ſolchen Brücke, die einen unberechenbaren Nutzen verſchaffen würde, erregt die Theilnahme jeder Claſſe des Publicums. Und ſo ſehr auch einige Perſonen, die nur mit zu vorſichtigen Ideen für die Zukunft in Angſt ſind, dieſes Unternehmen vereiteln zu wollen ſcheinen: ſo iſt es doch faſt unbezweifelt, daß Hr. v. Campmiller alle ihm in den Weg gelegten Hinderniſſe überwinden, und daß man bald Anſtalten zum Bau dieſer fürs allgemeine Beſte ſo wohlthätigen Brücke treffen ſehen wird *).

Von unſerem talentvollen Dichter Kisfaludy wird nächſtens das vaterländiſche Original-Drama in zwei Aufzügen, »Simon Kémény« — eines der vorzüglichſten Werke dieſes Dichters, welches ſich beſonders durch eine reine Sprache auszeichnet, im Druck erſcheinen.

Die Anzeige in meinem vorigen Bericht, eines von Hrn. Kisfaludy zu erſcheinenden ungariſchen Almanachs, iſt dahin zu berichtigen, daß dieſer nicht auf das Jahr 1821, ſondern erſt, aus Mangel gehaltvoller Beyträge, auf 1822 erſcheinen wird **).

Die Komorner ungariſche Schauſpieler-Geſellſchaft iſt zu Preßburg angekommen, und wird wahrſcheinlich in dem dortigen Theater Vorſtellungen geben.

---

*) Eine analytiſche Anſicht von dieſer wichtigen Unternehmung gibt ein längerer Aufſatz von Hrn. A. Rittig von Flammenſtern in drei Lieferungen, nämlich in Nr. 43, 48 und 61 dieſer Zeitſchrift. D. Red.

**) Bereits in Nr. 78 geſchehen. D. Red.

Zu den Tagserſcheinungen Peſth's und Ofen's gehört die neuerliche Aufführung von Bäuerles falſcher Prima Donna auf beyden Bühnen. Dieſe Poſſe wurde zwar nicht jetzt zum erſtenmale gegeben; allein Hr. Keller vom Breslauer Theater, der die Prima Donna als Gaſt gab, machte ſich darin höchſt intereſſant. Sein Spiel iſt zwar unbedeutend, deſto bedeutender aber begabte ihn die Natur mit einer Falſetſtimme, die jeden Zuhörer auf das Aeußerſte überraſchen muß. Mit einer unbeſchreiblichen Gewandtheit ſang er die Variationen à la Catalani, und brachte in der That Töne hervor, wie ſie ſchwerlich noch aus einer Männerkehle gedrungen ſind. —

Das Dampfbot »Carolina,« welches von ſeinem erlittenen Schaden nun gänzlich hergeſtellt iſt, wird nun zur Ueberfahrt längs der Donau auf- und abwärts zwiſchen Peſth, Ofen und Altofen, verwendet. Dieſe Einrichtung dürfte beſonders den Einwohnern des ungefähr eine Stunde von Peſth entlegenen Altofens, das ſtarken Verkehr mit Peſth haben, willkommen ſeyn. Auf dieſe Art können ſie mit wenigen Koſten, und ſchneller als gewöhnlich, dahin gelangen. Um übrigens die furchtſamen Gemüther ganz zu beruhigen, iſt die Fürſorge getroffen worden, daß die Paſſagiere nicht im Dampfſchiffe ſelbſt, ſondern in einem Anhänge-Schiff, welches 10 bis 12 Klafter von Erſterem entfernt iſt, die Ueberfahrt machen.

* * *

Briefe über Zeitſachen an eine Dame auf dem Lande.

I.

Sie haben wohl Recht, meine Vortreffliche, wenn Ihr glühendes Nationalgefühl Ihnen jetzt die glänzendſten Ausſichten für vaterländiſche Literatur und Kunſt zeigt. Haben wir zwar eine Academie der Künſte, aber keine Academie der Wiſſenſchaften, ſo iſt der jetzige Höhepunct unſeres Literaturweſens nur um ſo verdienſtlicher. Es iſt, ohne viele äußere Einwirkung, ohne unmittelbaren Vorſchub, ſelbſt heraus getreten aus eigener Kraft und Fülle. Sich ſelbſt verdankt es ſeine fruchtbare Entwicklung, und auf ſtoffgeſättigtem Boden rankt es im Perlenthau erquickender Morgenröthe in's ſtärkende energiſche Licht, dem es ſein Gedeihen verdankt, ringsum friſch und freudig hinaus. — Dieſer Morgen iſt heiter und wolkenlos, die Saat echt und reich, und der neuen Pflanzer und Pfleger zählen Sie in ſtiller Freude die Menge. Alles hat ſich ſo von ſelbſt gemacht; kein künſtliches Glenk'ſches Treibhaus, kein raffinirtes Lewenau'ſches Düngemittel, kein Stenley'ſcher hydrauliſcher Widder ꝛc.: die treue Erde ſelbſt und unſer milder Himmel allein führen Alles dieſer Reife entgegen. Die Sorge vor dem quod cito fit, cito perit *) fällt hier weg; ja vielmehr laſſen Sie uns aus Fouqué's nun verſtimmter Leier der treffenden Worte gedenken: Jedwedem Sinn', der's treu und redlich meint, blüht ſeine Erndte, blüht ſie was ſpät auch u. ſ. w.

Woher aber, wenden Sie ein, dieſe ſonderbaren Mißdeutungen und Einſprüche, dieſer ſeltſame Widerſtand in dieſem und jenem Mund, ſogar in dieſem und jenem öffentlichen Blatte? Etwa als Folge des ewigen Geſetzes des Antagonismus, dieſes Princips aller Lebendigkeit? Etwa in dem Sinne, in welchem der deutſche **Thucydides** ſo bezeichnend ſagt, daß Oppoſition ſeyn müſſe, weil wir uns ſonſt vergeſſen, und ſaumſelig werden; oder wohl gar nach der Bedeutung **Schiller's**: Da entbrennen im feurigen Kampf die eifernden Kräfte: Großes wirket ihr Bund, Größeres wirket ihr Streit? O nein! Dieſe Auslegung wäre viel zu edel! — Es ſind die offenbaren Feinde alles Beſſern, oder profane Jünger und Schwächlinge ohne Selbſtvertrauen, grießgrämige Pedanten, arrierirte Seelen, die mitunter ihre oft nur uſurpirte Berühmtheit einzubüßen fürchten; wohl auch Finſterlinge, denen in einer mehr myſtificirenden als echt myſtiſchen Zeit aller intellectuelle Aufſchwung, alle populäre Wiſſenſchaftlichkeit, alle innere Kraftentwicklung Gräuel, unverzeihliche Verſündigungen ſind, an dem ehrwürdigen Nimbus der alten morſchen Formen. Dieſe ganze Gegnerſchaft iſt aber nur ein ſehr gutes Zeichen für die noch beſſere Sache. Je mehr Widerſacher dieſe hat, deſto mehr iſt ſie werth. Laſſen Sie uns nur erſt recht viele Feinde haben, und wir ſind gewiß recht tüchtig. —

Dieſe immer mehr und mehr ſelbſtſtändige Tüchtigkeit ſpricht ſich auch, beſonders ſeit ſehr kurzer Zeit, ſchon klar und kräftig in allen Zweigen aus, in dem Maße, als wir unſere eigenthümliche Stoffhältigkeit kennen und würdigen lernen, und der Muth und die Gewandtheit wachſen, die angehäuften ſchlummernden oder todten Maſſen der Ideen zu lebendigen, wieder fortzeugenden Geſtaltungen zu fördern. Das Produciren allein macht ſtark. So wird, wie es ſeyn ſoll, das Eigene zu Fremdem, und das Fremde ſelbſt hört allmählig auf, uns abſolutes Bedürfniß zu ſeyn. Sehen Sie, das iſt meine Anſicht von dem jetzigen Standpuncte unſers Schriftweſens. Ob Sie ſie, meine Theuerſte, mit mir theilen, weiß ich nicht. Allein ich kann denken, daß Ihnen ſelbſt in Ihrer ländlichen Abgeſchiedenheit der Umſchwung desſelben nicht wird entgangen ſeyn. — Unſere Literatur, und ihr unerläßliches, meiſt völlig entſcheidendes Vermittelungsorgan, der Buchhandel, ſind, verzeihen Sie mir den etwas profanirenden Ausdruck, in anderen Umſtänden; und mit dem Fremden (Sie errathen wohl, daß ich das Büchernachdrucken meine) wird es bald eine andere Bewandtniß haben. Wir haben uns ja endlich ſelbſt mit all unſern Potenzen ausgefunden und erkannt: und wenn ſich die chercheurs d'esprit ſo weit vergeſſen können, unſre jetzigen Autoren-Bataillone und Regimenter, wovon uns die wackern vaterländiſchen Blätter den Schematismus ethnographiſch liefern, abondance sterile zu nennen, ſo geſchieht es wohl nur aus Furcht für die ephemere Glorie ihres eigenen Monopols. Man iſt aufgeklärt und ſelbſtſtändig genug nicht mehr auf Nahmen allein zu ſehen; die Sache iſt es, das Was, nicht das Wer, worauf man achtet. Ja, ja! wie ſehr iſt die Zeit mit ihren Anforderungen ſtreng! »Heut zu Tage,« ſagt unſer ehrenwerther Vielwiſſer, der wahrhaft polyhiſtoriſche **Böttiger**, irgendwo: »heut zu Tage muß Außerordentliches geleiſtet werden, wenn die heiligen Schwäne es mit

---

*) Meine Dame iſt weder ein luftiges Ideal, noch ein ſteifgelehrtes vermännlichtes Weibsſtück. Sie verſteht, ſo weit es für ein eigentlich gebildetes Frauenzimmer vielleicht nicht ganz überflüßig iſt, den **Cicero**, und kocht mit den nämlichen Fingern, die geiſtvolle und correcte Briefe, auch artige Gedichtchen ſchreiben, einen ganz delicióſen Pudding mit Chaudeau, und unvergleichliche Fleiſchpaſtetchen, trotz **Ludwig** XV., wiewohl ſie mit dem ſittlichen Character ſeiner Zeit nichts gemein hat, als die Geiſtigkeit.

ihren Schnäbeln auffaſſen, und vor dem Seelenuntergang bewahren ſollen.« — Die ſchwunghaften Fortſchritte von Allem, was Wiſſen und Können heißt, bedingen Kraft, echt ſchöpferiſche Leiſtungen, wahre Originalität, und eine gewiſſe encyclopädiſche Bildung, die freilich wohl nur allzuleicht in Oberflächlichkeit ausartet. Die ungeheure Fruchtbarkeit des Buchhandels, über welche Sie, edle Freundin, nächſtens einen längern Aufſatz von mir leſen werden, dieſe ſuperfötirende Thätigkeit in Schreiben und Drucken, hat wohl auch ihren mächtigen Theil daran. »Schamlos mehret die Bücher, die ſchon im Druck ſich erdrücken, Tinte vergießend das Volk, immer noch thätig um nichts:« alſo ſchilt irgend ein malcontenter Poet; und — hat er Unrecht? — Man druckt ja nicht mehr um denken zu machen; nein, man ſchreibt nur, um gedruckt zu ſeyn, gleichviel ob geleſen zu werden oder nicht. Dabey fällt mir ein, was einer der größten Critiker unſerer Zeit, ein Lieblingſchriftſteller von Ihnen, Friedrich Schlegel, ich glaube im Athenäum, geſagt hat: »das Verhältniß des Bücherdruckes iſt das einer Wochenſtube zum erſten Kuß« Angewendet auf die nunmehrige Productivität, müßte man aber wohl den natürlichen Termin gewaltig abkürzen, denn der erſte Kuß iſt jetzt, leider! auch zugleich das, was der excentriſche Oken ſo entſetzlich naiv einen Beſpeichelungproceß nennt. — Einen dritten Grund zur Beſtätigung von Böttigers Worten finde ich endlich noch in jener Apathie der Geiſter und Gemüther, die ich faſt für ein Zeichen der Zeit halten möchte. — Sie ſtutzen, daß jetzt, in dieſer Periode der intellectuellen Gährung, der allgemeinen Kraftäußerung, die Rede von Apathie ſeyn könne? Sie haben Recht, aber ich habe auch nicht Unrecht. Wollen Sie mich ein wenig hören, ſo will ich Ihnen, ſo kurz es angeht, meine Anſicht näher bringen.

Franz Gräffer.

(Schluß folgt.)

* * *

Die Zähre.

Frei nach dem Franzöſiſchen.

Es iſt die heiße Zähre,
Die herbe Qual und bitt're Schmerzen,
Den tiefen Gram gebrochner Herzen
Mit düſtern Farben treulich mahlt.
Es iſt die heiße Zähre
Aus der des Lebens höchſte Wonne
Wie aus des Frühlings Morgenſonne
Im Roſenlichte heiter ſtrahlt.
Durch eine heiße Zähre
Droht dem geheimen, ſtillen Glücke,
Verborgen lang dem Späherblicke,
Oft unerwartet der Verrath.
Mit einer heißen Zähre
Aus hohlem Auge, matt und trübe,
Beſtraft verſchmähte treue Liebe
Des falſchen Buhlen ſchwarze That.

Es kann die heiße Zähre
Auf dem erbauten Thron von Leichen
Den Weltbeſtürmer ſelbſt erweichen,
Durch ſanfter Rührung Zaubermacht.
Denn nur die heiße Zähre
Weckt in des kalten Buſens Tiefen
Gefühle noch, die lange ſchliefen:
Und Troſt und Mitleid ſind erwacht!
Es iſt die heiße Zähre
Die laut die Seligkeit verkündet,
Wenn ſich das Herz zum Herzen findet
Auf treuer Freundſchaft ſich'rer Spur.
Schon eine heiße Zähre
Enthüllt der Liebe ſtille Qualen,
Getrocknet von den Flammenſtrahlen
Entbrannten Mitgefühles nur.

Es naht der Thau der Zähre
Erinnerung! deine zarte Pflanze,
Und pflegt ſie, daß im Azurglanze
Hold prange das Vergißmeinnicht.
Es iſt die heiße Zähre
Die in das Herz nur mächtig dringet:
Denn aller Worte Laut verklinget,
Wie zärtlich auch die Lippe ſpricht.

Drum iſt es nur die Zähre
Im fremden Auge ſich gefüllet,
Die heiße Zähren wieder ſtillet
Vom Glücke, wie vom Schmerz geweint.
O! Allgewalt der Zähre!
Du haſt der Leiden Klaggeſtöhne
Der Freud' und Liebe ſüße Töne
In einem Perlenkranz vereint.

Fr. Joel.

Allgemeine Novelliſtik

Es gereicht gewiß allen Vaterlandsfreunden zum lebhaften Vergnügen, daß der II. Jahrgang des mit ungemeinem Beifalle aufgenommenen: »Taſchenbuches für die vaterländiſche Geſchichte, herausgegeben durch die Freiherren von Hormayr und von Mednyansky, unter der Preſſe iſt, und bis Ende Auguſt erſcheint. — So viel ein günſtiger Zufall uns vergönnte, von den Materialien dieſes höchſt willkommenen Büchleins flüchtig zu überſchauen, zeichnet ſich dieſe Fortſetzung an Reichthum und Gediegenheit der Stoffe ſogar noch über ihren, mit Recht beliebten und geprieſenen Vorgänger aus.

Das ſchöne Vorhaben, durch die Rubrik: »Ahnen-Tafeln,« nach und nach eine Geſchichte unſers Adels herzuſtellen, und aus Turnier- und Gedenkbüchern Stiftbriefen und Chroniken ſo manche theure Perle unveräußerlichen Hausſchmuckes, ſo manches große Beyſpiel empor zu halten, erprobt ſich hier an den Häuſern Szirmay, Sztarray, Apór, Müllinen (den älteſten Dienſtmannen Habsburgs) und Dietrichſtein.

Von alten Ritterburgen und claſſiſchen Ruinen treten auf: Die ungariſche Königsfeſte Wiſſegrad, des Primas uralter Sitz, Gran, das mähriſche Schloß Pernſtein (wie wenige ſeiner Schweſtern erhalten, außer etwa der Roſenburg im Viertel O. M. B.) und die gleichfalls mähriſche Feſte Eichhorn, und ihr angeblicher Templer-Hof.

Die Biographie findet ſich bedacht, durch das Leben des großen Palatin Stephan Illyésházy und des Grafen Niclas Zriny, als Held und als Dichter.

Zum erſtenmale erhalten wir auch eine vollſtändige und treffliche Beſchreibung der ungemeinen Schätze des Jancoviczſiſchen Muſäums in Peſth.

Rein geſchichtlich ſind: — der große Mongolen-Einfall von 1241 — und: — die Jagellonen in Ungarn (hier in dieſer erſten Abtheilung, die Regierung des bey Varna erſchlagenen Königs Wladislaw); — Herzog Albrechts zu Oeſterreich Kreuzzug wider die heidniſchen Preuſſen, ein äußerſt ſchätzbares Denkmal des Wiener Spruchdichters Peter Suchenwirth.

Freundlich überraſcht und allgemein, vorzüglich auch die Jugend, vorzüglich auch die Frauen angeſprochen, hat im vorigen Jahrgange, die ſtehende Rubrik: »Sagen und Legenden, Zeichen und Wunder« nicht leere Fabeln für die Après-diners zu leichter und flüchtiger Regung von Neugier, Trauer und Luſt, ſondern uralte Ueberlieferungen, durch genaue Quellenforſchung, nicht ſelten zur hiſtoriſchen Thatſache erhoben. — In dieſem Jahre ſind folgende Stoffe verhandelt und zu einem Bündel von jedesmal zwölf lieblichen Erzählungen vereinigt: 1) Die halbe Lippe und der halbe Ring. 2) Die ſieben Thürme. — Der Fuhrmannsſtein. — Der Stämmichmann. — Des

Teufels Pflug. — Die Frau Hilt. — 3) Die Sagen des Admontthales. — Der Lindwurm. — Der Löwenkampf und das Löwenkloſter. — Die Elfen der Plöſch-Alpe. — Die heilige Hemma und ihr treuloſer Hofmeiſter. — Der Admonter Kloſterbau. — 4) Das Teufelsgemählde zu Preßburg. — 5) Der eiſerne Hahn zu Raab. — 6) Der Markgräfin Schleyer. — 7) Das Gaſtmahl zu Winna. — 8) Des Vaters Fluch. — 9) Der Teufelsthurm und der ſchwarze Mönch. — 10) Die Burgfrau von Nowährad und ihr Edelknecht. — 11) Die feindlichen Brüder. — 12) Der Löwenkampf in Paris und das Siegeskloſter in Kärnthen (Victoria, Viktring bei Klagenfurth.)

Die dieſem Jahrgange angehörigen vaterländiſchen Gedichte hatten wir nicht gleich Gelegenheit zu überblicken. Inzwiſchen bürgen die Namen der Dichter und die Tendenz der Herausgeber zuverläſſig für ihren hohen Werth. — Die Thatſache verdient dankbare Anerkennung und Aufbewahrung, daß wir vor dem Erſcheinen des öſterreichiſchen Plutarch, auch nicht eine einzige bedeutende Ballade, vaterländiſch-geſchichtlichen Stoffes beſaßen, zeither aber, das einzige Archiv für Geographie, Geſchichte ꝛc. des Freiherrn von Hormayr, deren nahe an hundert, meiſt von entſchiedenem und mehrere von claſſiſchem Werthe geliefert hat!! — Auch die feſte Beharrlichkeit iſt ſelten, womit gedachter Herausgeber, ſeinen Lieblingszweck jahrelang verfolgte: die vorzugsweiſe Anwendung, redender ſowohl als bildender Kunſt auf nationale Gegenſtände, und der beſtändigen und innigen Verbindung der Mahlerei, der Plaſtik, der Ballade und Legende, wie der Dramaturgie, mit vaterländiſch-hiſtoriſchen Stoffen! — (Auf dieſe, bereits durch die edelſten Erfolge gekrönte echt nationale Idee, ſo wie auf die hohen Verdienſte des öſterreichiſchen Plutarch würdigend hinzuweiſen, hat unſer Blatt ſchon bey mehreren Gelegenheiten, unter Anderm in Nr. 39, für die Ausübung einer ſchönen patriotiſchen Pflicht gehalten. In dieſer Nr. berührten wir auch die italieniſche Ueberſetzung des Plutarch; was davon über das dritte Bändchen heraus, iſt uns nicht bekannt.) Je mehr endlich das Gott geliebte Ungarn noch ein braches, unbekanntes, der größten Entdeckungen fähiges Land iſt, gebühret dem geiſt- und gemüthvollen Freiherrn von Mednyanſky, (längſt rühmlich bekannt als geſchichtlicher, ſtaats- und landwirthſchaftlicher Schriftſteller,) vielſeitiger Dank und hohes Lob, die gleiche Richtung mit ſo verſtändiger Wahl und ſo glücklichem Erfolge betreten und feſtgehalten zu haben.

Dieſer zweite Jahrgang erſcheint übrigens ebenfalls im Verlage des, um vaterländiſche Literatur ꝛc. ſo viel verdienten Herrn Strauß; Vorempfehlung genug für geſchmackvolles Aeußere und mäßigen Preis.

Die vaterländiſchen Blätter werden, vom Jahr 1812 an, regelmäßig eigene Beylagen über inländiſche artiſtiſche Gegenſtände, unter dem Titel: »Oeſterreichiſches Kunſtblatt,« liefern. Aber auch in dieſem Jahre noch werden aus den bereits vorhandenen Materialien Kunſtnachrichten geliefert. In Nr. 53 der Chronik der Literatur iſt hierüber das Nähere zu leſen. Zugleich wird in derſelben Nr. Folgendes angezeigt: »Nächſtens wird in dieſen Blättern ein Verzeichniß der ſämmtlichen bildenden Künſtler Wiens erſcheinen. Die Nahmen von mehreren Hunderten derſelben liegen zum Drucke bereit; allein da man die größtmögliche Vollſtändigkeit und Genauigkeit dieſes Verzeichniſſes wünſche, ſo werden die Herren Künſtler und Kunſt-Dilettanten erſucht, ihre Adreſſen noch vor dem Abdrucke dieſes Verzeichniſſes in das Comptoir des Hrn. Ant. Strauß am Petersplatz beym Auge Gottes unter dem Couvert: An die Redaction der vaterländiſchen Blätter, abzugeben. Dieſes oben erwähnte Verzeichniß wird dann auch ſeiner Zeit ſeparirt abgedruckt erſcheinen.«

Iſt E. Fries in Lund »Systema mycologicum sistens genera et species fungorum« (worin der Verfaſſer eine ganz neue Beſtimmung der Species unter den Schwämmen mit tiefem Eindringen in die Wiſſenſchaft darſtellen will) ſchon erſchienen? — h.

Von Lamark Histoire naturelle des animaux sans vertebres iſt nun der ſechſte Band erſchienen. — Er iſt einer jener raſtloſen Naturforſcher, welche Sinn, Kunſt und Kenntniſſe haben, die aus aller Welt geſammelten Schätze ihres Muſeums nicht nur allein zu ſtudiren, ſondern der Welt mitzutheilen, was auch nur von Barbaren verkannt und hintertrieben wird. — h.

Was iſt denn an L. A. Warnkönig »Verſuch einer Begründung des Rechts durch eine Vernunft-Idee?« — — h.

Der Baumeiſter Gau aus Cöln am Rhein iſt, wie das Morgenblatt berichtet, nach einer zweyjährigen Reiſe durch Aegypten, Nubien und Paläſtina wieder in Rom eingetroffen, und bereitet ſich vor, ein ſehr intereſſantes Werk über dieſe Länder herauszugeben. Seine Zeichnungen ſind ſehr reinlich, und für ihre Treue mag als Beweis dienen, daß mehrere von ihm aufgefundenen Inſchriften, deren Sprache er nicht verſtand, ſo copirt waren, daß ſie hier ſogleich vollſtändig geleſen wurden. Er hofft, bald eine Zeichnung des Tempels von Jeruſalem mit Reſtaurationen, die Stationen, und mehrere andere Anſichten aus dem heiligen Lande, und ſpäter ein Kupferwerk herausgeben zu können, welches da beginnt, wo die franzöſiſchen Zeichnungen aufhören, und bis an den zweiten Waſſerfall geht. In einer Ruine fand ſich eine vollſtändige Darſtellung vieler Gewerbe, Fleiſcher, Weingärtner, Schiffer, Fiſcher, Mumienbereiter, Kriegsſcenen, Trauerzüge u. ſ. w. Er hat eine dem Hrn. Drovetti zu Cairo gehörige Sammlung von 130 Kiſten: Bildſäulen, Papyrusrollen, Stücke von gebrannter Erde, kurz Alterthümer aller Art, nach Livorno gebracht, wo ſie zum Verkaufe ſteht. Da mit dem Leben des Paſcha wahrſcheinlich die Leichtigkeit des Reiſens in jenen Ländern zugleich ihr Ende erreichen wird, ſo iſt dieſer Fund von hoher Bedeutung, und es iſt zu hoffen, daß er für Wien werde gewonnen werden.

Am 1. Mai beging die Geſellſchaft zur Unterſtützung armer Künſtler und Künſtlerfamilien, Artists benevolent fund genannt, ihr Jahresfeſt, unter dem Vorſitz des Marquis von Landsdown. Viele Mitglieder der Königl. Academie und der British institution waren gegenwärtig. Der erſte Toaſt war: die Königl. Academie und ihr Präſident, Sir Th. Lawrence. Der zweite: der Marquis Stafford und die British institution. Zuletzt: die unſterblichen Künſtler von Griechenland. — Die Summe der eingegangenen Gelder belief ſich auf 404 Pf. 1 Sh.

Die Eigenthümer von Bryan's Wörterbuch der Mahler und Kupferſtecher, veranſtalten nun, aufgemuntert durch den ihnen zu Theil gewordenen Beyfall, auch ein Wörterbuch der Architecten und Bildhauer.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Gräffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 17 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishausſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

85.

(Wien, Dinstag, den 18. Juli.)

Zur Archäologie der Erde und ihrer Bewohner.

Am Cap der guten Hoffnung iſt vor Kurzem eine für die Geſchichte ſehr intereſſante Entdeckung gemacht worden. Bey Gelegenheit der Grabung eines Kellers nämlich, haben die Arbeiter beträchtliche Reſte eines aus Zederholz gebauten Fahrzeuges gefunden, welches man ſeiner Structur nach für ein alt-phenizisches zu halten ſich berechtiget glaubt. Wenn ſich letztere Vermuthung zur Evidenz bringen ließe, ſo würde die Umſchiffung der Südſpitze von Africa durch die kühnen Schiffer von Tyrus keinem Zweifel mehr unterliegen. (Journal des Voyages; Mai 1820. page 253.)

Auf der Inſel Java werden intereſſante antiquariſche Forſchungen angeſtellt. Am 11. October 1819 reiſte der Gouverneur von Batavia, Baron van der Capellen, von Paſſarouang nach Bezoekie. Er hat ſich es zum Zwecke gemacht, die in dem fruchtbaren Diſtricte von Malang zerſtreut liegenden prächtigen Ruinen alt-hinduiſcher Herrlichkeit zu unterſuchen. Unter dieſen Ruinen ſind beſonders die coloſſalen Statuen des Brama, des Ganeſa und des Stiers Nandi, und zweier Tempelwächter merkwürdig. Man hat dieſe Statuen in einem Walde in der Nähe von Lawang auf dem Platze aufgefunden, wo vor zehn Jahrhunderten die blühende Stadt Singa-Sari geſtanden, welche den weitläuftigen Trümmern nach zu ſchließen, eine ungeheure Ausdehnung gehabt haben muß. In dieſem nämlichen Diſtricte hat man unlängſt in einer Steinhöle ein ſchönes Frauengebild, in Stein gearbeitet, entdeckt, welchem die Javaneſer den Namen Poetrie-Dedes geben. Da dieſes Gebild ſehr wohl erhalten iſt, ſo zeigt es bey dem mühevoll gehaltenen Detail alle Eigenheiten des alt-javaniſchen Coſtums. So ſtößt man überall auf Ruinen; — allein, wer verwundert ſich darüber? Iſt doch die Erde ſelbſt nur Bruchſtück einer zerſtörten Vorwelt, wofür in den nachſtehenden Notizen einige neuere Belege.

In Sibirien, woſelbſt man bisher nur ungeheuere Quadrupeden usgrub, hat Hr. Henderſon unlängſt die Klauen eines gigantesken Vogels gefunden, deren jede länger als eine Elle iſt. Die Jakuten verſicherten hm, daß ſie auf ihren Jagden gar oft auf die Skelette und die Federn dieſes Rieſen-Vogels ſtoßen, und daß die Kiele der letzteren weit genug ſeyen, um inen Mannsarm aufzunehmen. Welche Vorwelt thut ſich unſerer Phantaſie bey ſolcher Entdeckung auf! und nun daneben unſere Colibri und dintigen Gänſekiele! — (Journal des Voyages; Mai 1820. page 153.)

In dem fünften Bande der Verhandlungen der Petersburger-Academie der Wiſſenſchaften leſen wie die Beſchreibung eines nichtfoſſilen, mit Haut und Fleiſch in dem Lenafluſſe in Sibirien aufgefundenen Mammouths. Im Jahre 1805 begab ſich Hr. Adams auf die ewig übereiſte Halbinſel Tamut, und er war ſo glücklich, das Ziel ſeiner Reiſe in dem ſeit dem Jahr 1800, und ſeitdem alljährlich von dem tunguſiſchen Jäger Schumachoff unter dem Eiſe der Lena beobachteten Mammouth zu finden. Freilich war es nicht mehr ſo wohlerhalten als im Jahre 1800, als in welcher Zeit Schumachoff es zuerſt erblickte: wilde Thiere hatten in der Zwiſchenzeit ihren Hunger daran geſtillt; inzwiſchen fanden ſich doch noch Reſte der Haut, der Kopf war noch behaart, und ein Ohr ganz erhalten, auch hielten die Knochen noch durch die Bänder zuſammen. Selbſt nach einem Transporte von eilftauſend Werſten in Petersburg angekommen, zeigt dieſer merkwürdige Ueberreſt einer ausgeſtorbenen Thierwelt, noch die wohlerhaltenen Augen, und im Innern des Schädels die vertrocknete Gehirnmaſſe; die Haut des Thiers, welche noch jetzt die Vorderfüße bekleidet, iſt dunkelgrau, und mit röthlicher Wolle und ſchwarzen Härchen beſetzt. Das Skelett iſt neun Fuß und vier Zoll hoch, und ſechszehn Fuß 4 Zoll lang; die gekrümmten Stoßzähne ſind neun Fuß lang, und das Gewicht derſelben beträgt dreihundert und ſechszig Pfund. — der Kopf allein, ohne die Zähne, wiegt vierhundert Pfund. Man kann dieſes merkwürdige Skelett im Muſeo der Academie zu Petersburg in Augenſchein nehmen.

Wir wollen unſern heutigen Beytrag zur Archäologie der Erde und ihrer Bewohner mit einigen Nachrichten über eine wenig beſprochene Merkwürdigkeit der vereinigten nordamericaniſchen Freiſtaaten beſchließen, über jene in Nord-Carolina mit Recht von allen Reiſenden angeſtaunte ſogenannte natürliche Mauer (natural wall) von welcher noch lange nicht ausgemacht iſt, ob ſie der Erde oder deren Bewohnern urſprünglich angehöre, und die daher ſchon um dieſer Ungewißheit willen unſere Aufmerkſamkeit in hohem Grade verdient. Die von den Eingebornen der Grafſchaft Rowan in Nord-Carolina ſogenannte natürliche Mauer liegt ungefähr 30 Meilen von der Stadt Salisbury, in einer hügeligen Gegend, und erſtreckt ſich von Süden nach Norden; wie weit, iſt noch nicht erforſcht, da ſie eigentlich unter der Erde fortläuft, und daher ſeit dem Jahre 1800 den Namen unterirdiſche Mauer erhalten hat. Dieſe Mauer wurde ſeit dem Jahre 1796 von mehreren gelehrten Reiſenden beſucht und erforſcht; man findet in dem Recueil medical de New-York Vol. IV. pag. 277 ausführliche Nachrichten über dieſelbe. Sie beſteht ihnen zu Folge aus baſaltartigen, der Größe nach nicht gleichen, aber nach Art der Ziegel geformten viereckigen Steinen, welche horizontal übereinander liegen, und durch einen fetten Mörtel, welcher dem Cemente der Glaſer nicht unähnlich iſt, verbunden ſind; dieſer Mörtel bedeckt die Mauer auch an den unter der Erde, das iſt unter einem durch die ganze Gegend verbreiteten feinen Quarz- und Glimmer-Theilchen haltenden Sand, fortlaufenden Seitenflächen, gleich als ob dieſe damit überzogen, (oder nach der Maurerſprache) angeworfen wären. Dreihundert Schuh lang iſt das bis nun ausgegrabene Stück dieſer unterirdiſchen Mauer, bis auf eine Tieſe von zwölf

Schuh hat man dieſe Mauerſtrecke, deren Maſſe über zwei Schuh in der Breite hält, ringsum freigeſtellt; weiter verboth das Grundwaſſer die Nachgrabung. Hr. v. Beauvois, deſſen Beſchreibung dieſer merkwürdigen Mauer in D. B. Warden description statistique, historique et politique des états unis de l'Amerique septentrionale; à Paris 1820. Tome. I. page 80. aufgenommen wurde, behauptet, gegen die Wahrnehmungen der Hrn. Mac-Korkle, Hall und Neumann, daß die Steine, welche dieſe Mauer bilden, alle dieſelbe quadrangulär-cubiſche Form zeigen, und nur der Größe nach von einander abweichen. Nebſt der Zuſchärfung dieſer Steinziegel an einer ihrer Flächen, bemerkt Hr. von Beauvois als eine beſondere Merkwürdigkeit an denſelben, daß ſie alle an der Zuſchärfung einen mehr oder weniger tiefen Einſchnitt zeigen.

Einige ſetzen dieſe unterirdiſche Mauer auf eine gleiche Stufe mit der chineſiſchen Grenzmauer, und halten ſie für ein im Laufe von Jahrtauſenden untergegangenes und durch Sandanflug verſchüttetes Menſchenwerk, wofür die regelmäßige Zuſammenfügung der Steine durch ein Cement zu ſprechen ſcheint: Andere, vorzüglich nachdem Hr. von Beauvois die Steine durch geſchickte Chemiker, als die Hrn. Sage, Brogniart, Brochant de Villiers und Gilet-Laumont, unterſuchen, und für Baſalt erklären ließ, nehmen ſie für eine natürliche Formation des Baſalts, welchem wir ſo manche die Kunſt der Menſchen äffende Steingebäude, wie z. B. die berühmte Fingals-Höhle, verdanken. Allein dieſer Annahme widerſpricht der Umſtand, daß in einer Entfernung von acht engliſchen Meilen eine der eben beſchriebenen parallellaufende Mauer im Sande entdeckt worden iſt, deren überall gleichförmige Breite gar nur ſieben Zoll beträgt, und welche daher dem Gedanken an eine eigene Gebirgsformation nicht Raum läßt.

Herr v. Beauvois bleibt mit dem Gelehrten Hr. Brochand über die Entſtehung dieſer räthſelhaften Mauer einer erwartungsvollen Zweifelhaftigkeit getreu; woher der Baſalt in einer auf viele Meilen in der Runde bloß mit Sand bedeckten Gegend, und zwar in einer Form wie die beſagte, ſeinen Urſprung erhalten haben ſolle, werden uns ſelbſt diejenigen nicht alsbald erklären können, welche den neptuniſchen Urſprung des Baſalts annehmen; die Vulcaniſten ihrerſeits ſind in nicht geringerer Verlegenheit, wenn ſie die Vulcane aufdecken ſollen, aus denen jene Baſaltmauern hervorgegangen. Und ſo ſtehen wir denn mit all unſeren Theorieen vor zwei unüberſteiglichen Mauern, bey deren Anblicke es den Anhängern Paw's *), welcher die Amerikaner gern alle zu Schwächlingen gemacht hätte, bange wird, wenn ſie daran denken, daß ein Ehrenretter aufſtehen dürfte, der beweiſen könnte, daß jene Rieſenmauern das Werk amerikaniſcher Hände ſeyen; bis wohin oder bis wir über den Urſprung des Baſalts aufgeklärt ſeyn werden, wir unſern Leſern einen reichen Stoff zum eigenen angenehmen Nachdenken geliefert zu haben glauben.

J. M. v. N.

---

*) Recherches philos. s. l. Americains; deutſch von Villaume.

Briefe über Zeitſachen an eine Dame auf dem Lande.

I.

(Schluß von Nr. 84.)

Verweilen Sie einen Augenblick bey den gigantesken Bildern des letztern Jahrzehends! Was zeigt ſich Ihrem Blick? Laſſen Sie uns ein wenig »rückwärts ſchauen!« Haben wir nicht das Unerhörteſte vernommen, das Beiſpielloſeſte geſehen?! Welch eine Maſſe von Ereigniſſen hat ſich nicht entfaltet, welche himmelanſtrebenden Geſtalten, neu dem Aug und der Seele, ſind nicht aus dieſem thatenſchwangern Chaos heraus getreten, Alles zu umſchlingen und um zu bilden, Alles was dem innern und äußern Leben der Menſchheit und des Einzelnen nahe liegt. Was nach den Tafeln der Geſchichte den Inhalt von Jahrtauſenden ausmacht, iſt uns hier in der Flucht des Moments, in dem Zeitraum eines einzelnen Jahres aufgegangen. Jeder leiſe Flügelſchlag Saturns verſchlang ein Seculum; alle Elemente berührten und vermiſchten ſich in den oft bizarreſten Zeugungen. Das Höchſte und Tiefſte, das Heiligſte und Verruchteſte, das Erhabenſte und Gemeinſte, das Edelſte und Schlechteſte zeigt ſich uns in nie geſehener Wechſelwirkung. Alle Kräfte in Staat und Heer, in Recht und Kirche, in den Wiſſenſchaften und Künſten, im Bürger- und Hausweſen, alle Tugenden und Laſter haben wir in ihren höchſten Potenzen und Ausſtrebungen geſehen. Das Leben der Menſchheit in ſeinem innerſten Mark, durch die ätzendſten Reizmittel, aufgeſtachelt, both das erſtaunenswerthe Schauſpiel einer fieberhaften Thätigkeit dar. In allen Sphären des Denkens und Wiſſens, des Glaubens und Ahnens, des Könnens und Wirkens, iſt ein Culminationpunct erklommen, der keiner ferneren Steigerung fähig ſchien. Alle Schleier ſind gelüftet. Und in dieſem ungeheuern Weltdrama, Schauſpieler und Zuſchauer zugleich, in Erfahrungen, Leidenſchaften und Begriffen in widernatürlichen Sprüngen vom leiſen, matten Pünctchen des Embryo urplötzlich in den lebendigen Thatenkreis reifer Mannheit hinein getrieben, in unaufhörlicher Spannung gehalten, mußte die Zeitgenoſſenſchaft — erſchrecken Sie nicht, theure Freundin, über das paradox ſcheinende Wort — erlahmen. — Der geiſtige Organismus der Generation iſt überreizt, abgeſpannt. Für uns, die wir die Kraftſummen von Jahrtauſenden in des Augenblickes Flucht wild und ſtürmiſch vorüber rauſchen ſahen, gibt es wenig Außerordentliches mehr. Keine Erſcheinung faſt, weder in der Natur, noch im Völker- und Privatleben, noch in den Wiſſenſchaften und Künſten, ſpricht uns mehr ſo recht ergreifend an. Der Enthuſiasmus iſt verflüchtigt; es gibt, möchte ich ſagen, nichts Neues mehr für uns. Alle, ſelbſt Sie Holdeſte, mit Ihrer hohen geiſtigen Geſundheit, alle kränkeln wir an Apathie. Von ihrem Weſen iſt Alles bezeichnet, Alles von ihrem Hauch überzogen. Und, erlaube ich mir hinzu zu ſetzen, Aeußerungen von Unternehmungkraft ſcheinen mir mehr vorübergehende Zuckungen meiſt regelloſer oder regelwidriger Art, denen eine krankhafte Dispoſition natürlich häufiger unterworfen iſt, als eine geſunde.

Doch, wo gerathe ich hin! Verzeihen Sie dieſe ausſchweifende Abſchweifung; mit einer ſchönen ſinn- und geiſtreichen Frau verplaudert man ſich ja ſo leicht, und der Gegenſtand hat mich hingeriſſen. Es war mir nur darum zu thun, zu zeigen, daß, wenn etwas noch Eingang, Beifall, wohl gar rauſchenden oder anhaltenden Beifall finden ſoll, dieſes Etwas wirklich außerordentlichen Werth haben muß ꝛc.

Bemerken Sie, meine Wertheſte, einmal die Stattlichkeit, womit ſo Vieles ſich ſchon verbreitet hat. Werfen Sie einen Blick auf den Stand unſrer Literatur noch vor 10 Jahren, und einen andern, vergleichenden auf den unſerer jetzigen! Das Reſultat kann nur ehrenwerth ſeyn: und wenn dieß manchem Beobachter nicht gleich einleuchten will, ſo mag das nur den Mangel einer Totalüberſicht des ſeit kurzer Zeit Geleiſteten zuzuſchreiben ſeyn. Ein ſolches Reaſſumé wäre denn auch allerdings, nicht ſowohl für die Thomaſe als für jeden Freund der Sache, ſehr wünſchenswerth; wir brauchen einen ſolchen Spiegel, nicht etwa in trockener, kahler, ſchroffer Tabellenform, nein! ein Bild, ein friſches, lebenvolles Bild, ein Ehrenbild. Eine ſolche vaterländiſche Schauſtellung müßte alle Beſſern und Empfänglichen mächtig anſprechen, die profanen und ſchelſüchtigen Crittler aufklären, beſchwichtigen, die poſitiven und offenbaren Widerſacher entwaffnen; ſie müßte ſelbſt die verkruſteten Pedanten bekehren, die aufgedunſenen Rahmenritter und uſurpirten Monopoliſten demüthigen, alle dieſe literariſch-patriotiſchen Ketzer zu guten Gläubigen und Wiſſenden umprägen, und wirkſamer als eine Linnéiſche Claſſification unſrer zahlreichen Autorenſchaft, dem krafterfüllten, von dem Gift der Ueberbildung noch rein gebliebenen, hochgeſunden Volk der Oeſterreicher einmal den Geiſt jener erhabenen Tugend der echten Selbſtſchätzung einhauchen, durch den vorzüglich manche unſrer Nachbarn ſo ſehr zu imponiren verſtanden. Knigge's Regel gilt überall: »Man iſt nur ſoviel, als wozu man ſich ſelbſt macht.« Ein anch' io son pittore muß jeglichen Buſen durchglühen. Nur wer ſich ſtark fühlt, iſt es; wer es iſt, und es nicht fühlt, iſt es nicht. Aber nicht immer und ewig gelobt dürfte werden, am wenigſten einzelne Producte, wie in gedungenen Zeitſchriften. Das muß der guten Sache mehr ſchaden als nutzen, indem daſelbſt das wahrhaft Treffliche meiſt in eine und dieſelbe Jauche geſchleudert, nur erſt verdächtig wird. Es handelt ſich zur Rettung der Wahrheit und zur klaren Erkennung des rechten Standes der Dinge, um eine, in dieſem Sinn aufgeſtellte Geſammtanſicht. Aber ſie muß, wie geſagt, hohes friſches Leben, erwärmenden Geiſt, und, dem Beſchauer ſich mittheilende, auch ihn entzündende Kraft athmen. Der Mann, ſo dieſes Amt übt, muß aber auch grob, nähmlich wahrhaft ſeyn, denn alles Wahre nennt man grob; er darf nicht ſchwach ſeyn, denn das Schwache iſt man immer geneigt höflich zu heißen. Damit iſt nichts und nicht gerichtet. Mit einem Worte, ein ſtarker, muthiger, aufrichtiger und tüchtiger Mann muß dieſer Mahler ſeyn. Wo ihn hernehmen? O das weiß ich ſchon. Dieſer Apelles iſt gefunden. Sie werden nächſtens von ihm leſen. Die glühenden Farben hat er, ſo viel ich weiß, ſchon gemiſcht, und die Umriſſe ſind auch ſchon fertig. Laſſen Sie nur noch ein wenig Zeit. Genug, es ſoll in geſunden, kräftigen Pinſelſtrichen zu erſchauen ſeyn, was da gethan worden iſt in dieſer Zeit der Wiedergeburt. Ein Raphael ſpuckt kühn und unbekümmert auf ein Stück Leinwand hin, und ſiehe! es iſt ein Apoll, der hunderttauſend Ducaten werth iſt.

* * *

Das lithographiſche Inſtitut von Aloys Senefelder u. Comp. zu Paris, hat, nach einen Bericht im Morgenblatte, durch ein Rundſchreiben über die Herrn Senefelder gelungene Erfindung des ſogenannten Steinpapiers, Folgendes bekannt gemacht. Dieſes Steinpapier, für welches die franzöſiſche Regierung dem Erfinder ein Brevet ertheilt hat, und wovon die, bey der letzthin in Paris ſtatt gehabten Ausſtellung franzöſiſcher Induſtrie-Erzeugniſſe, ausgelegten Proben, nebſt dazu gehöriger kleinen Handpreſſe, ein beſonderes Intereſſe erregten, vertritt die Stelle des lithographiſchen Steins, ſowohl für Kreide, Pinſel- und Feder-Zeichnungen in erhabner Manier, wie für den Grabſtichel, die kalte Nadel und Aetzen in vertiefter Manier; eben ſo für alle Gattungen Ueberdruck, wie endlich auch der Zinn- und Kupferplatten für den Muſikſtich u. ſ. w. Die Anwendung für Bureaux von öffentlichen Behörden und des Handelsſtandes, ſo wie für Tonſetzer, Zeichner, Buchdrucker, Kupfer- und Zinnſtecher, wird in einer kleinen Abhandlung ausführlicher beſchrieben, wozu 8 bis 10 Muſterabdrücke der verſchiedenen Manieren beygelegt werden. — Das Inſtitut eröffnet bey Treuttel und Würz zu Paris und zu Straßburg, die Erfindung gemeinnützig zu machen, eine Subſcription, nach welcher für die Summe von 300 Francs, die eine Hälfte bey der Unterſchrift, die andere bey Empfang der Gegenſtände zahlbar, folgendes an die Subſcribenten verabfolgt wird: eine Preſſe Mittelformat von 12 auf 16 Zoll nebſt allem Zugehör; 6 Blatt Steinpapier; 50 Blatt Ueberdruckpapier; chemiſche Tinte, Kreide, Farbe, Präperatur u. ſ. w. nebſt den Rezepten, alle dieſe Gegenſtände ſelbſt bereiten zu können; eine vollſtändige Anweiſung zum Gebrauch alles deſſen. — Die Subſcription hat den 16. May angefangen; die Auslieferung geſchieht, ſobald die Anzahl der Subſcribenten hinreicht, die Auslagen zu decken; hat ſie bis zum 1. September nicht Statt, ſo können die Subſcribenten, wenn ſie es für gut finden, den ausgelegten halben Subſcriptionspreis zurückziehen. — Hat die Subſcription Erfolg, ſo erhalten ſpäterhin die Subſcribenten, gegen billige Bedingungen, neue Vorräthe von Steinpapier; eben ſo auch Kreide, Tinte u. ſ. w., wenn ſie dieſe nicht ſelbſt verfertigen wollen.

Das von Hrn. Joſ. Fr. Kaiſer, in Grätz, verfertigte und approbirte Kaiſerwaſſer, (das Fläſchchen zu 36 kr., und ein kleineres pr. 24 kr). beſitzet alle jene Eigenſchaften, durch welche ſich das Cöllnerwaſſer überall berühmt und beliebt gemacht, dem Wechſel der Mode und der Zeiten getrotzet, und ſich als Parfum auf der Toilette der Damen, und als Heilmittel allenthalben ſo lange in dem Beſitze des allgemeinen Zutrauens erhalten hat. Dieſes Cöllnerwaſſer, welches durch beträchtliche Fracht- und andere Koſten aus großer Entfernung beygeſchafft werden muß, wird häufig nachgemacht, und unter derſelben Benennung verkauft, wodurch es allerdings zu höheren Preiſen angebracht werden kann, als wenn es für ein inländiſches Erzeugniß ausgegeben würde. Der Verfertiger des Kaiſerwaſſers erlaubt ſich weder eine ſolche Täuſchung, noch eine ruhmredige Empfehlung deſſelben; er bittet nur, es zu prüfen, und ſich von deſſen trefflichen, dem Cöllnerwaſſer ähnlichen Eigenſchaften ſelbſt zu überzeugen. Es iſt in allen Provincialſtädten der Monarchie und hier bey Hrn. Neuhauſer et Sohn (Bognergaſſe, Todtenkopf) zu haben. Wohl zu unterſcheiden iſt dieſes echte Kaiſerwaſſer von dem unter demſelben Nahmen in Prag nachgemachten, und auffallend genug, als echtes bezeichneten. —

Die für die Schweiz ſo ehrenvolle Zeitſchrift »Naturwiſſenſchaftlicher Anzeiger der allgemeinen ſchweizeriſchen Geſellſchaft für die geſammten Naturwiſſenſchaften, herausgegeben von Fr. Meisner, wird regelmäßig fortgeſetzt, und bringt immer neue und wichtigere Abhandlungen. —h.

Bei Brönner in Frankfurt erſcheinen mit Nächſtem »naturhiſtoriſche Hefte, welche die intereſſanteſten Nachrichten und Abbildungen der von dem hochgeſinnten Prinzen Max von Neuwied auf ſeiner Reiſe nach Braſilien bemerkten Thiere ꝛc. ꝛc.« enthalten werden. —h.

Selbſt jetzt noch iſt die Nachfrage nach den Geiſtesproducten des verrufenen Philoſophen von Ferney ſo groß, daß trotz der vielen tauſend Exemplare, die im letzten Luſtrum davon verbreitet worden ſind, trotz der vortrefflichen Ausgabe, die Renouard davon erſcheinen läßt, dennoch die Buchhändler Lequin und Lefebre geglaubt haben für eine Ausgabe, mit nicht minder typographiſcher Pracht als die Renouard'ſche, bei P. Didot gedruckt, zahlreiche Abnehmer zu finden. Dieſe Ausgabe wird aus 70 Bänden in 8., jeder von ungefähr 500 Seiten beſtehen. Es ſoll von jetzt an monatlich eine Lieferung von zwei Bänden erſcheinen. Bloß der erſte Band wird ein Titelkupfer erhalten. — Im Lefebre'ſchen Verlage iſt auch eine neue Ausgabe von J. B. Rouſſeau's Werken in drey Octavbänden erichienen (86 Bogen bey Crapelet gedruckt, Preis 19 Fr. 50 Cent.)

Die ſich immer erhaltende Fabel eines Rattenkönigs beſteht in nichts anderem, als daß trächtige Ratten andere todte, oder auch nur kraftloſe, zuſammenſchleppen, im Kreiſe herumlegen, mit Geniſte bedecken, und ſo ſich ihrer als Neſt bedienen. —h.

Fr. Lebr. Haße, königl. ſächſiſcher Zehntner und Hammerinſpector im Gebirge und Voigtlande zu Schneeberg, arbeitet an einer Geſchichte des Eiſenhüttenweſens in der neueren Zeit, und vergleichende Zuſammenſtellung deſſen, was darin am Ende des achtzehnten, und in den erſten zwanzig Jahren des neunzehnten Jahrhunderts in den Staaten Europens und insbeſondere des deutſchen Bundes geleiſtet worden iſt. Er ladet freundlich zur Theilnahme an der Bearbeitung ein. —h.

Dr. Auguſt Weihe, und Dr. C. G. Nees von Eſenbek geben eine Beſchreibung der deutſchen Brombeerarten, mit Abbildungen, heraus. Mit 6 Heften, jeder von 6 Tafeln in Folio begleitet, wird die Monographie vollendet ſeyn. Preis eines Heftes 1 Thlr. 18 ggr. —h.

Frau Wilhelmine Reichard iſt bey ihrer vorgeſtrigen Luftfahrt in der Gegend von Neu-Kettenhof glücklich gelandet. Der Luftball wird in demſelben Zuſtande, wie derſelbe von der Luftreiſe zurückgebracht heute (Dinstag), morgen, Donnerstag und Freitag im k. k. Redouten-Saale gezeigt. Eintritt 1 fl. WW. Ein umſtändlicher Bericht über dieſe Luftfahrt folgt.

Ein mit Unpartheilichkeit gegen den Ungeiſt des Auswanderns nach Nordamerika gerichtetes Buch iſt »die Anweiſung für den Auswanderer nach den Weſtſtaaten Nordamerika's, von William Amphlett (Amphlett's Emigrant's Directory to the western States of North-America, 180 S. 6 Sh. geh.)« Amphlett, früher in England, jetzt an den Ufern des Ohio anſäßig, ſcheint durchaus ohne Eigennutz und Partheilichkeit ſeine Schickſale zu erzählen, und ſchildert ſie mit einer Lebendigkeit, die uns dieſelben wie vergegenwärtigt. Zuerſt verſetzt er uns an Bord ſeines Schiffes, das ihn mit Weib und Kindern und mit Hab' und Gut hinübertragen ſollte. Mannichfaltige Betrachtungen durchkreuzen das Gemüth deſſen, der ein geliebtes Vaterland verläßt, und eine junge Familie in ein fernes ungekanntes Land ſchaffen muß. Ein Sturm überfällt die Schiffenden, ſie beſteigen ihre Hangmatten ohne Hoffnung der Ruhe. Wer ſollte nicht als Vater hülfloſer Kleinen in einer ſolchen Lage jeden Gedanken einer Gefahr doppelt lebhaft fühlen, wenn er ſieht, wie ſie unbewußt der drohenden Gefahr in ihren Matten ſchlummern, indeß das empörte Element über ihren Häuptern tobt? Wer ſollte dann nicht die ernſte Frage an ſich richten, ob er auch recht that, ſie ohne ihren Willen dieſer Gefahr eines fürchterlichen, frühzeitigen Todes Preis zu geben, und zweifeln, ob die Gründe, die ihn dazu veranlaßten, einen ſo bedenklichen Entſchluß hinreichend rechtfertigen? Sicher wird nie ein Vater noch zarter Kleinen ſie über den Ocean mit ſich genommen haben, ohne wenigſtens einmal ſeinen Entſchluß zu bereuen. — Der Verf. entwirft darauf eine kurze, aber gelungene Darſtellung von Philadelphia und der Reiſe nach Pittsburg. Europäer werden erſtaunen, wenn ſie hier erfahren, daß ausgedehnte Landſtrecken ſelbſt noch in dem alten Staate von Penſylvanien vollkommene Einöden ſind, von keinem menſchlichen Weſen bewohnt, wiewohl der Boden gut, und ein Marktplatz hier näher iſt, als in den meiſten neuen weſtlichen Niederlaſſungen. Auf der ganzen Reiſe fühlt ſich nur der Freund der Natur befriedigt durch die unendliche Mannigfaltigkeit derſelben in ihrer lebenden und lebloſen Schöpfung. Sobald der Reiſende Philadelphia verläßt, tritt er in Wälder, welche auf dem ganzen Wege zu beiden Seiten nicht aufhören. Die bebauten Plätze ſind wie einzelne zerſtreute Flecke, ſelbſt im alten Penſylvanien. In den Ebnen und auf den Bergen, an den Flüſſen und Seen, bey den Felſen und Klüften — iſt alles verſteckt und umgeben von Wald und Wald und Wald! Oberhalb, ringsum und niederwärts. Der Reiſende ſetzt ſeinen Stab weiter in der Hoffnung, wenn er einen Berg erſteigt, das Ende dieſer Wildniß zu erblicken. Aber er gelangt nur zu noch unwegſameren Waldungen und undurchdringlicheren Dickichten; umſonſt ſieht ſein Auge nach dem Ruhepunct einer Landſchaft aus. Zeigt ſich irgend einmal ein einzelnes Thal, ſo ſind nur wenige kleine Stellen bekleidet mit Gras oder mit Korn bedeckt. Einige Bäume breiten ihre nackten, braunen Aeſte aus, wiewohl vom Feuer des Himmels verſengt, erhaben in ihrer Zerſtörung und Unfruchtbarkeit — eindringlicher Contraſt gegen das wogende Meer des üppigen ſie umgebenden Laubwerks. Es ſind noch manche Diſtricte in Penſylvanien, wo ein Reiſender zwanzig, dreißig und ſelbſt vierzig Meilen durch unaufhörliche Waldungen fahren kann, ohne ein Haus zu ſehen! Dieß iſt jedoch nicht der Fall auf den großen Durchfahrten (denn den Namen Straße verdienen ſie nicht), ſelbſt der Hauptweg iſt an manchen Orten nach dem Regen faſt unwegſam; auf den drei großen Durchfahrten findet ſich doch faſt alle drei bis vier Meilen ein Wirthshaus, obſchon freilich dieß faſt jedes Haus am Wege in einiger Entfernung von der Stadt iſt. Die Städte auf dieſen Hauptſtraßen erregen keine ſonderliche Aufmerkſamkeit. Lancaſter iſt eine niedliche Stadt mit einer hübſchen Lage, auch iſt ſie nächſt Philadelphia die volkreichſte; ſie hat mehrere gute Wirthshäuſer, und in ihrer Nachbarſchaft iſt der beſte Waizenboden vom ganzen Staate. Chambersburg, Harrisburg und Greensburg ſind gute Stationsplätze. Harrisburg iſt der Sitz der Gerichte; hier kommt die Staatsverſammlung zuſammen.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Graffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 12 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Graffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Conversationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

86.

(Wien, Donnerstag, den 20. Juli.)

Wie wurde Shakſpeare's kraftvolle Beredſamkeit bisher in Deutſchen Ueberſetzungen nachgebildet?

Von M. Span.

(Fortſetzung von Nr. 81.)

Nun beliebe der denkende Leſer mit mir zu unterſuchen, wie die Deutſchen Ueberſetzer Shakſpeare's mit dem Dialoge und dem ſinnreichen Gehalte der Schlußreime ſich zu benehmen wiſſen. Ich wähle unter anderen aus dem »Kaufmann von Venedig« ein Fragment der Scene in Belmont, III. 2. in welcher Portia vernimmt, daß der edelſinnige Kaufmann Antonio wegen eines für ihren Geliebten ausgeſtellten Schuldſcheines in Gefahr ſchwebe, durch den Juden Shylock ſich ein Pfund Fleiſch aus dem Leibe ſchneiden zu laſſen.

Von M. Span.	Original.
Portia.	Portia.
Wie viel iſt er dem Juden ſchuldig?	What sum owes he the Jew?
Baſſanio.	Bassanio.
Für mich	For me three thousand ducats.
Dreytauſend Goldducaten.	Portia.
Portia.	What, no more?
Was! nicht mehr?	Pay him six thousand, and deface the bond;
Sechstauſend zahlet ihm und tilgt die Handſchrift!	Double six thousand, and then treble that,
	Before a friend of this description
Verdoppelt und verdreyfacht dieſe Summe,	Shall lose a hair through Bassanio's fault.
Eh' einem Freunde ſolcher Eigenſchaft	
Durch eure Schuld auch nur ein Haar entfalle!	First go with me to church, and call me wife;
Erſt folgt mir in die Kirche zur Vermählung,	And then away to Venice to your friend;
Dann eilet nach Venedig zu dem Freunde!	For never shall you lie by Portia's side
Nie ſollt ihr ruhen an der Portia Seite	With an unquiet soul. You shall have gold
Mit Vorwurf in der Bruſt. Gold haben ſollt ihr,	To pay the petty debt twenty times over;
	When it is paid, bring your true friend along;
Auch zwanzigfach die kleine Schuld zu tilgen.	

Iſt ſie bezahlt: ſo bringt den treuen Freund!
Ich und Neriſſa leben mittler Weile,
Wie's Mädchen ziemt und Witwen. Kommt mit mir,
Denn ſchaff' euch ſelbſt der Hochzeittag von hier!
Bewillkommt eure Freunde froher, ſorgenfreyer!
Mir, theurer Kauf: mir bleibt ihr ewig theuer.
Doch laſſet eures Freundes Brief mich hören!
(Nachdem Baſſanio den Brief vorgeleſen.)

Portia.

Beſeitigt Alles! eilet fort, Geliebter!

Baſſanio.

Ja, eilen werd' ich, weil mir Portia's Huld
Zu geh'n erlaubt: ſchnell flieg' ich auch zurück.
Nie ſey der Schlaf an meinem Zögern Schuld,
Und Raſt verſpäte nicht des Wiederſehens Glück.

My maid Nerissa, and myself, mean time,
Will live as maids and widows. Come, away:
For you shall hence upon your wedding-day.
Bid your friends welcome, show a merry cheer;
Since you are dear bought, I will love you dear. —
But let me hear the letter of your friend.
(Bassanio reads aloud Antonio's letter.)

Portia.

O love, despatch all business and be gone!

Bassanio.

Since I have your good leave to go away;
I will make haste: but til I come again,
No bed shall e'er be guilty of my stay,
No rest be interposed 'twixt us twain.

Von A. W. Schlegel.

Portia.

Welch eine Summ' iſt er dem Juden ſchuldig?

Baſſanio.

Für mich dreytauſend Ducaten.

Portia.

Wie? nicht mehr?
Zahlt ihm ſechstauſend aus, und tilgt den Schein,
Doppelt ſechstauſend, dann verdreifacht das,
Eh' einem Freunde dieſer Art ein Haar
Gekränkt ſoll werden durch Baſſanio's Schuld.
Erſt geht mit mir zur Kirch' und nennt mich Weib,
Dann nach Venedig fort zu eurem Freund!
Denn nie ſollt ihr an Portia's Seite liegen
Mit Unruh' in der Bruſt. Gold geb' ich euch,
Um zwanzig Mahl die kleine Schuld zu zahlen:
Zahlt ſie, und bringt den ächten Freund mit euch.
Neriſſa und ich ſelbſt indeſſen leben
Wie Mädchen und wie Witwen. Kommt mit mir,
Ihr ſollt auf euren Hochzeittag von hier.
Begrüßt die Freunde, laßt den Muth nicht trüben.

Von J. H. Voß.

Portia.

Was iſt er ſchuldig dem Hebräer?

Baſſanio.

Für mich dreitauſend Gulden.

Portia.

Was! nicht mehr?
Zahlt ihm ſechstauſend und vertilgt den Schein;
Zweifacht ſechstauſend, ja dreifacht noch das,
Bevor ein Freund von ſo gedieg'nem Werth
Verlier' ein Haar nur durch Baſſanio.
Erſt geht mit mir zur Kirch' und nennt mich Weib;
Dann fort mir nach Venedig zu dem Freund':
Denn nie habt Theil am Lager Portia's
Mit unruhvoller Bruſt. Mit nehmt ihr Gold
Den Bettel zu bezahlen zwanzigfach.
Iſt abgezahlt, bringt her den Biederfreund
Wir unterdeß, Neriſſa und ich ſelbſt,
Sind Jungfrau'n hier und Witwen. Kommt. wohl an!
Ihr ſollt hinweg als neu vermählter Mann.
Begrüßt die Freund' herzvoll und ungetrübt.
Als theu'r erkaufter, ſeyd mir theu'r geliebt! —
Doch hören laßt mich, was euch ſchrieb der Freund.

So theu'r erkauft, will ich euch theuer lieben.
Doch laßt mich hören eures Freundes Brief.
(Nachdem Baſſanio den Brief Anton'o's vorgeleſen.)

Portia.

O Liebſter, geht, laßt alles andre liegen!

Baſſanio.

Ja, eilen will ich, da mir eure Huld
Zu geh'n erlaubt; doch bis ich hier zurück,
Sey nie ein Bett an meinem Zögern Schuld,
Noch trete Ruhe zwiſchen unſer Glück.

(Nachdem Baſſanio den Brief Antonio's vorgeleſen.)

Portia.

O Traut, beſchleunigt was ihr könnt, und fort!

Baſſanio.

Da ihr mir freundlich Urlaub gebt, in Haſt
Eil ich hinweg, und kehre dann ſogleich:
Kein Bette ſey mir Säumniß, keine Raſt
Des Glückes Hemmung zwiſchen mir und euch.

Die beiden Ueberſetzer beeifern ſich gleichſam um die Wette, Shakſpeare's Diction zu entſtellen, die Sprache zu verunſtalten, und das Ohr des Leſers mit rauhen und holperigen Verſen zu ermüden. Doch iſt Hr. Voß, als ein Veterator von fünfzigjähriger Uebung, hierin ſeinem jüngern Nebenbuhler überlegen, und darum wird ihm auch von einem Recenſenten der Vorzug eingeräumt. »An dem Hochzeittage« und »auf den Hochzeittag gehen« iſt Hrn. Schlegel einerley: eben ſo fehlerhaft ſind des Hrn. Voß ſprachwiderige Inverſionen, als »Mitnehmt ihr Gold« u. a. mit den in Portia's Munde unedeln Ausdrücken, »den Bettel zu bezahlen;« und bey beiden, »Erſt geht mit mir zur Kirch' und nennt mich Weib,« da doch die edel erzogene Portia mit call me wife tropiſch zu Baſſanio ſagt: »Erkläret mich vor dem Altare als euere Gattinn.« Auch die Schlußreime ſind bey beiden übel zugerichtet. Portia's edelmüthige Aeußerungen machen dem Leſer unverkennbar, daß dear (theuer) beide Mahle im bildlichen Sinne gedacht werde, und daß der Dichter die Amphibologie nicht in niederig-comiſcher Abſicht und auf Koſten des ſchönen weiblichen Characters, ſondern zum edel-comiſchen Zwecke angewendet habe; weil er bey Portia's Erklärung, daß ſie, um die Gewiſſensreinheit ihres Geliebten, und das Leben ſeines Freundes zu erkaufen, ſogar mehr als zwanzigfach den Kaufpreis zu bezahlen bereitwillig ſey, den Hörer und Leſer zu ſeinem Vergnügen wollte bemerken laſſen, daß der Ausdruck »theuer« auch im phyſiſchen Sinne ſeine Vollgültigkeit habe; und daß Portia, nur an die Gewiſſensruhe ihres Bräutigams und an die Rettung ſeines Freundes, keines Weges aber an den Geldeswerth denkend, um ſo mehr ſeine Bewunderung verdiene. Dieſer feine Zug entging auch dem Wieland und Eſchenburg. Aber der edlen Portia ſollte man einen ſo niederigen, disharmoniſchen, und den Bräutigam mit üblen Auſpicien bedrohenden Vorwurf gegen Shakſpeare's deutlichen Ausdruck nicht in den Mund legen, beſonders da zur auffallendſten Belehrung ſo eben die nöthige Summe von ihr petty debt, von Hrn. Voß »ein Bettel« genannt wurde. Braver Shakſpear! wie viel Unſinn mußt du bey den Deutſchen dir aufbürden laſſen! — In dem Hrn. Schlegel fehlerhaft ausgedrücktem Verſe: »So theu'r erkauft, will ich euch theuer lieben«, iſt über das noch ein ſyntactiſcher, den neuern Schriftſtellern ſehr gewöhnlicher Fehler. Weil die Deutſche Sprache nicht, wie die Römiſche und Griechiſche, die Verhältniſſe der Begriffe mit Beſtimmtheit durch die Schlußfälle bezeichnet: ſo kann das Mittelwort, Beywort, Hauptwort, ohne Artikel und Beugung dem Subjecte und Zeitworte vorgeſetzt, ſich wie an etwas Anderes, als auf das Subject beziehen; und nur, wo keine

Zweydeutigkeit gedenkbar iſt, kann es den objectiven Bezug als zuläſſige Inverſion behaupten. Das iſt bey den tranſitiven Zeitwörtern der äußern und innern Sinnenwirkungen, und ebenſo bey den Benennungszeitwörtern (sensitiv. existimativ. nominativ.) »Doch bis ich hier zurück (kehrend ankomme)« iſt eine unerlaubte Ellipſe, fehlerhaft mit der exceptiven ſtatt der copulativen Verbindung. Eben ſo unſchicklich ſteht nach einer fehlerhaften Inverſion bey Hrn. Voß in »kehre dann ſogleich« das Wort »kehren«, balayer, für »zurückkehren«, retourner. »Noch trete Ruhe ꝛc.« iſt barer Unſinn bey Hrn. Schlegel.

(Fortſetzung folgt.)

Gaben des Comus; XXVII.

1.) Olla potrida *) für Theaterfreunde,
aufgetiſcht von —z v. R—. I.

Ungefähr in der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde zu Paris die comiſche Oper nach einiger Unterbrechung mit einem Vorſpiele: »die wiedererſtandene comiſche Oper« betitelt, auf's Neue eröffnet. Der Inhalt des Vorſpiels war beyläufig folgender. Arlequin wird in die Unterwelt abgeordert, die comiſche Oper, wie Orpheus ſeine Euridice, wieder an das Tageslicht zu fördern. Das dreiköpfige Ungethüm, Cerberus, macht ihm den Eingang ſtreitig. Was thut Arlequin? Er nimmt eine ernſthafte Stellung an, und declamirt ganz mit der Gravität eines damaligen Kothurnſtampfers irgend eine Scene aus einem claſſiſchen franzöſiſchen Trauerſpiele. Cerberus wird allmählig ruhig, bald ſind ſeine drei Rachen nur für's Gähnen thätig, aber auch dieſes nimmt mit jedem Verſe ab, er ſchläft ein. Nun dringt Arlequin ohne Hinderniß in's Schattenreich, und bringt wohlgemuth — denn auch ſeine Rückkehr wird vom Cerberus nicht gehindert, der noch immer, kraft der narcotiſchen Wirkung franzöſiſcher Claſſicität, alle Vier von ſich ſtreckend, behaglich ſchnarchet — die comiſche Oper aus dem düſtern Tartarus auf ihre Bühne zurück.

Ich habe jüngſt, nicht unwitzig, Roſſini den muſicaliſchen Kotzebue heißen gehört. In der That haben die Werke Beider nicht wenig Analoges, darunter vorzüglich einen betäubend glänzenden Firniß von Außen, aber wenig inneren, tiefen Gehalt; daher bey ihrer Aufführung Kopfſchütteln des ſtrengen Kenners, und jauchzendes Zuſtrömen der Profanen.

Hat Gozzi Recht? Er ſagt: »Auch die beſte Ueberſetzung kann das

---

*) So nennt der Spanier ſein Lieblingsgericht, das aus verſchiedenen Ingredienzien — Kräutern, Fleiſchſtücken, Saft-Knochen, Gewürzen ꝛc. — beſtehet, und dem Ragout der Franzoſen nahe kommt. Die Leſer wiſſen nun beyläufig, was ſie unter dieſem Artikel zu erwarten haben. Abgeriſſene Beyträge zur Geſchichte der dramatiſchen und ſceniſchen Kunſt, Anecdoten, Characterzüge aus dem Leben berühmter Theaterdichter, Schauſpieler u. dgl., Meinungen verſchiedener Schriftſteller über theatraliſche Gegenſtände, Reflexionen u. ſ. w., vielleicht auch Ideen über mögliche Verbeſſerungen, Vorſchläge, Pläne zu neuen Stücken u. ſ. w. ſollen in bunter Reihung darin Platz finden. Behagt die vorliegende Probe den Leſer, ſo wird der Gaſtgeber mit Vergnügen von Zeit zu Zeit eine friſche Schüſſel dieſes Gerichtes auftiſchen, wenn er ſich hiemit, wie es ſchon oben die Beiſetzung der Ordnungszahl andeutet, verbindlich machet.

Gefallen eines Theaterſtückes nicht bewirken, dem es an einer kräftigen Baſis von Theilnahme erregender Handlung und Neuheit gebricht; eben ſo wenig vermag je eine ſchlechte Ueberſetzung ein Werk, das mit den erwähnten Eigenſchaften verſehen iſt, mißfallen zu machen.«

Eine engliſche Ueberſetzung der Werke **Moliere's** vergleicht dieſe in der Vorrede mit einem — **Galgen.** Die Laſter und Thorheiten der Menſchen, ſo unterſtützet der Ueberſetzer ſeine Vergleichung, werden da gerichtet, und bleiben, gleichſam wie auf der Heerſtraße, zum warnenden Beyſpiele ausgeſetzt.

Vielleicht iſt kein Artikel ſeit hundert Jahren ſo ſehr im Preiſe geſtiegen, als — erſte Sängerinnen. Damals beſtand auf den vorzüglichſten Theatern **Italiens** der Lohn einer ſolchen für die ganze Carnevalszeit (stagione di carnevale) in — Ein Hundert und zwanzig Scudi. Daher war denn auch damals der Ausdruck »eine **Centoventi**« allgemein als ſynonym mit **Prima Donna** gang und gäbe.

Nicht am gründlichſten, aber gewiß am derbſten ſind die Liebhaber und Verehrer der Opern von einem engliſchen Schriftſteller, der aber wohlweislich anonym geblieben iſt, in folgender Stelle angegriffen worden: »Wie das Waſſer einer vor Alters berühmten Quelle in **Theſſalien**, wegen ſeiner kalten, erſtarrenden Eigenſchaft in Nichts aufbehalten werden konnte, als im Eſelhufe; ſo kann auch das läppiſche, froſtige, zuſammen geſtückelte Ding, **die Oper**, nur Köpfen gefallen, die — beſonders dazu gemacht ſind.«

Vor Kurzem wurde in **Baden** das bekannte Zauberſpiel **Meisl's**: **Der luſtige Fritz**, aufgeführt. Der Schauſpieler, der die Rolle von **Fritzens** Vater gab, improviſirte, als er von der Nützlichkeit einen Rechtsſtreit zu vermeiden ſprach, ein Gleichniß, das allgemeinen Beyfall fand. Ohne für die Neuheit deſſelben gut zu ſtehen, ſey es hier erzählt. Zwei Advocaten, die gegen einander proceſſiren, ſprach er, kommen mir wie die beiden Blätter einer Scheere vor. Ziehen ſie gegen einander los, ſollte man da nicht meinen, ſie würden ſich beyde unvermeidlich aufreiben? Aber bewahre, ſich ſelbſt thun ſie nicht das mindeſte zu Leide; ſie zermalmen nur — was zwiſchen ihnen liegt.

Moliere äußerte einſt, Verachtung gleiche einer Pille, die man ſchnell verſchlucken müſſe; wer daran nagen wollte, den würde die Bitterkeit ganz gewiß das Geſicht zur Carrikatur verzerren.

a.) Erlkönigs Kuß *).

Die Maid, die wandelt den See entlang,
Die Augen genäßt, das Herze bang.
Die Hände ſie nach dem Treuen ringt,
Kein Schifflein noch den Treuen bringt.
Und die Nacht umſäuſelt ſchon ihr Haar.
Der Mond in Duft aufgangen war.
»Was rauſcht im Schilf, was faßt die Hand?
Was zieht mich weg vom grünen Land?«
Hinunter in's chriſtall'ne Bett
Erlkönig die Maid entführen that;
Umarmt ſie innig, umarmt ſie heiß,
Wohl **Gretchen** zu widerſtehen weiß
Ein Perlenhalsband er ihr verſpricht,
Sie wirft es weg, ſie mag es nicht.

---

*) Seither noch ungedrucktes Originalgedicht eines der größten Dichter, vielleicht des allererſten, deſſen Namen man errathen läßt.

Erlkönig ſich nichts mehr erlaubt,
Doch einen falſchen Kuß ihr raubt.
Die Maid entfliehe dem Nixenreich,
Nach Haus ſie ſtürzet todtenbleich.

Der Buhl indeſſen kommen war,
Im Arm er hält ſie ſteif und ſtarr.
Ach, thut den falſchen Kuß empfahn,
Das junge Leben auch er muß lahn.

3.) Raritäten, neu angekommen.

1. Ein Spielſekretair, der von ſelbſt jedes beliebige Muſikſtück aus dem Kopf ſpielt und nach dem Gehör phantaſirt.

2. 12,000 Gedanken des Capellmeiſters Roſſini in Eſſig und Oehl. Steindruck mit erklärendem Text.

3. Eine elaſtiſche Guitarre, außerordentlich bequem und wegen der Dauerhaftigkeit anzuempfehlen.

4. Die Kanonade des ſel. Kunſtfeuerwerkers Stuwer, ſehr ſchön in Kupfer geſtochen; vor der Schrift nicht mehr zu haben.

5. Eine complette Sammlung aller Variationen und ihrer Thema's, welche ſeit 1791 bis 1820 auf allen Inſtrumenten und in ganz Europa erſchienen ſind; ſehr nett und klein auf einem Atlasbande von zwei Ellen Langs geſchrieben, beſonders als Geſchenk für Damen geeignet.

6. Ein neues Kaleidoscop, vermittelſt welchem man jeden beliebigen Stoff zu neuen Ritter- und Pferde-Komödien finden kann, und ſelbes unerſchöpflich iſt. Jedem Theater-Unternehmer der Kunſt wegen ſehr zu empfehlen.

7. Der Plan zu einem bequemen Sack-Telegraphen für Nachdrucker.

L. H.

4.) Ein ſehr bürgerliches Heldengedicht.

Ueber ein würdiges Seitenſtück zu den in Nr. 67 gelieferten poetiſchen Koſtbarkeiten aus dem Gedicht: die Bürgſchaft ꝛc. gab unlängſt der Geſellſchafter nachſtehende Notiz:

»Motto: Das eben iſt der Fluch der böſen That,
Daß ſie, fortzeugend, Böſes muß gebären. Schiller.

Dieſer goldene Spruch hat ſich abermals bewährt, denn die Ermordung des Grafen Stephan von Belesnay hat ein ganz abſcheuliches Gedicht hervorgebracht, und ich kann mich nicht enthalten, ein Pröbchen davon mitzutheilen. — Der Dichter ſchildert zuerſt den Vater, welchen er den grauſamen, ſeinen Sohn aber den unmenſchlichen Grafen nennt, und ſagt von Jenem:

Nur ſchaden und nur morden
Wollt' er an allen Orten.

Nun heirathet er ein gemeines Mädchen, die ihm den Grafen Franz gebar, welcher ſchon im 19. Jahre des Vaters Todfeind, und der Mörder ſeines Jägers ward, und dann heißt es:

Durch Urtheil und durch Waffenmacht
Ward er bald in Arreſt gebracht.
Hier mußt' er lange büßen
Und achtzehn Monath ſchließen. —
Einſt kam der Wüthrich, ſprach um Geld
Den Vater an. — »Nichts geben!!
Verſchwender biſt du in der Welt,
Ich hab' geſpart im Leben!«

Der Sohn ſchießt nach dem Vater, trifft ihn nicht, aber
Ein zweites Ziel'n und Krachen
Und aus war's mit dem Schwachen!
Beliebt einem noch mehr von dieſem unſterblichen Werke? — a

6.) Auf die Bell-Lancaſter'ſche Methode.

Ahorn und Wurzeln braucht man nicht als Surrogat,
Wenn man im Ueberfluß Kaffee und Zucker hat:
Wohl uns! daß wir noch Colonien von braven Lehrern haben,
So brauchen wir zum Unterricht der Knaben — keine Knaben.

Johann Möſer.

Allgemeine Novelliſtik

Die Monographie der krautartigen Aſtern von Dr. Nees von Eſenbeck konnte, wegen Mangel an Subſcribenten, bis jetzt noch nicht hervortreten, dennoch arbeitet der raſtloſe Dr. Nees ununterbrochen an Vervollkommnung derſelben. Es iſt doch wirklich traurig, daß ſich nicht hundert Subſcribenten (ſo viele decken nämlich die Ausgabe) zuſammen finden! —b.

Bemerkungen zu Joh. Pezzl's Beſchreibung von Wien. Fünfte (neueſte) Auflage. — Bey einer flüchtigen Durchleſung dieſes (insbeſondere für Fremde) nicht leicht entbehrlichen Handbuches ſind mir mehrere Unrichtigkeiten, Auslaſſungen und Entſtellungen aufgefallen.

S. 7 erſcheint die Leopoldſtädter-Brücke noch unter dem Namen Schlagbrücke oder Schlachtbrücke; ſie heißt nun geſetzlich: Ferdinands-Brücke.

S. 8 werden nur die zwei ſteinerne Brücken über das Flüßchen: die Wien, erwähnt; nicht minder verdienten auch die fünf hölzernen über die Wien führende Brücken einer Erwähnung, nämlich jene bey Gumpendorf, Theater an der Wien, Schwarzenberg, Beatrix, unter den Weißgärbern.

S. 27 iſt unter den bedeutenden Wohnhäuſern in Wien der Schottenhof nicht erwähnt.

S. 61 bey der Kirche St. Anna ſollte bemerkt ſeyn, daß daſelbſt alle Sonntage franzöſiſche Predigten gehalten werden.

S. 53 wird geſagt, daß alle Vorſtädte der gemeinſchaftlichen Jurisdiction des Stadt-Magiſtrats unterworfen ſeyen; dieſe Angabe iſt irrig, denn z. B. die Vorſtadt Ober-Neuſtift gehört zu den Schotten, ein großer Theil von Maria Hilf zum Domcapitel, und auch St. Michael hat eine Jurisdiction.

S. 95 wird als eines der beſuchteſten Kaffeehäuſer jenes des Marcelli erwähnt, unter dieſem Namen beſteht in Wien keines.

S. 184 ſpricht Pezzl von 18 hier beſtehenden Kunſthandlungen; es ſind deren nur 14. Die unter dem Namen Eder angeführte Kunſthandlung heißt ſchon ſeit längerer Zeit Bermann. Warum iſt jene von Steiner u. Comp. nicht namentlich aufgeführt? Hat dieſe im Fache der Muſik nicht mehr als jede andere geleiſtet? Wer hat außer ihr von einem Beethoven Hummel ꝛc. in Partitur, dann für Kirchenmuſik, Harmonie und türkiſche Muſik etwas Bedeutendes unternommen? Welche Kunſthandlung hat ſo wie ſie über 3000 Nummern an eigenen Verlagswerken aufzuweiſen? — Nicht minder bemerkenswerth iſt das Unternehmen derſelben mit der für ſie ſo koſtſpieligen muſicaliſchen Zeitung, und jenes zur Errichtung eines öffentlichen Monuments für **Haydn**, **Mozart** und **Gluck**.

S. 183 Vermißt gewiß jeder gebildete inländiſche Leſer die Erwähnung des Protectors des öſterreichiſchen Muſikvereins, Se. kaiſ. Hoheit des E. H. **Rudolph's**. Auch der Präſident dieſes Vereins, Landgraf **Fürſtenberg** wird nicht angeführet.

S. 185 Wird bey Anführung des Invalidenfonds auch nicht eine Sylbe von jenem im Jahre 1814 geſtifteten **Vereine zur Unterſtützung öſterreichiſcher kaiſerlicher Invaliden** geſagt. Eigentlich der Glanzpunct im Patriotismus der Oeſterreicher. Der glücklichſte Beweis, was Thätigkeit und Geiſteskraft aus der Idee eines einzelnen Mannes — dießmal des hochherzigen Hofraths **Hartl von Luchſenſtein** — machen kann. Dieſer treffliche Verein zählte mit 1. Jänner 1820 bereits 50 Stiftungen für Offiziere jährlich à 100 fl., 200 Stiftungen für Unteroffiziere oder ſehr mühſelige Gemeine jährlich à 50 fl., und 1171 Stiftungen für Gemeine à 25 fl.

S. 213 Wo von den Fabriken in **Wien** die Rede iſt, wäre es nicht auch am Platze geweſen, jene bedeutenden Fabriken in der Umgegend von **Wien** zu erwähnen: z. B. die große Baumwoll-Spinnfabrik des Freiherrn v. **Puthon**, jene des Baron **Braun**, der zu **Schwedorf** und jener **großen zu Pottendorf, die allein mit mehr als 50,000 Spindeln arbeitet.** Eben ſo auffallend iſt es, daß auch nicht mit einer Sylbe der großen Papierfabriken des v. **Pachner**, und jener des **Jonathan Uffenheimer**, die ſo viel zur Entbehrlichmachung aller Papier-Gattungen des Auslandes gethan, Erwähnung geſchieht.

S. 254 Sind die Buchhandlungen in **Wien** hier irrig mit 30 angegeben, es beſtehen deren 33.

(Schluß folgt.)

Im **Joſephſtädter Theater** ward den 15. dieſes zum erſtenmale gegeben: »**Obenan, König der Zwergen**,« Zaubermährchen in zwei Aufzügen. Dieſer **Obenan** ſoll eine Parodie **Oberons** ſeyn; iſt aber von den comiſchen Wendungen und Situationen weit entfernt. In dem ganzen Stücke weiſt ſich durchaus keine Kraft, kein Leben, kein Humor. Eine weniger als gleichgültige Aufnahme läßt ſich alſo leicht errathen. **Hühnerängerl** ergötzte dießmal gar nicht; es iſt überhaupt eine große Unart, durch vielfältiges Extemporiren die ſchlecht memorirte Rolle genießbar machen zu wollen. Mit einem Worte, ohne ein unbilliges Urtheil zu ſprechen, die Künſtler ober und unter, auf und an der Bühne: Maſchiniſten bey Flugwerken und Verſenkungen, **Thaliens** und **Terpſichorens** Söhne machten ſich keine Ehre. — h.

Berichtigung.

In dem Blatte Nr. 81, S. 746, iſt im Engliſchen im letzten Verſe Gloſters lest, in der Rede **Exeters** subtle-witted, im folgenden Verſe afraid, und oberhalb N. 2 speach zu leſen, unten auf der andern Spalte slow für low: ſo wie die Verwechſelung von b. h. c. e. zu entſchuldigen iſt. S. 747 bey **Schlegel** leſe man: Geduld, du junger roſenwangiger ꝛc.

Bey dem Brief an eine Dame iſt der Name des Verf. Statt am Ende, an dem Schluß der erſten Abth. angebracht worden.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der **Cath. Gräffer'ſchen** Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. [illegible] fl. WW., durch die k. k. Poſt 10 fl. [illegible] halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (**Franz Gräffer**) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

87.

(Wien, Samstag, den 22. Juli.)

Madame Reichard, die erſte deutſche Luftſchifferin, in Wien.

Von A. Rittig von Flammenſtern.

Wenn auch die Reſultate der Aeronautik bis jetzt den glänzenden Erwartungen, wozu Montgolfier's Schleierlüftung der Natur, und Pilatre de Rozier, dann Marquis d'Orlandes erſte Luftfahrt — am 21. November 1783 bey Paris — berechtigten, nicht entſprachen, und wir in dieſem Kunſtgebiethe — die Erfindung des Fallſchirmes ausgenommen — mit unſerem Wiſſen noch da ſtehen, wo wir vor 37 Jahren geſtanden, ſo liefert uns doch wenigſtens jede neu unternommene Luftfahrt den erfreulichen Beweis, daß wir auf der einmal eröffneten Bahn nicht rückwärts ſchreiten, und uns ſomit noch immer die Hoffnung bleibt, daß endlich einmal ein Genie, das nebſt dem Silberblick der Genialität auch die pecuniären Mittel beſitzt, um die Aeronautik nicht als bloßen Broterwerb betrachten zu dürfen, auf deren nützliche Anwendung, die nur dann Statt finden kann, wenn man mit der Direction des Luftballes im Reinen iſt, hinſtreben wird. Daß die Direction und wie ſie möglich iſt, mögen Leſer, die es intereſſirt, aus meinem auf Blanchards und ſonſtige vielſeitige Erfahrung begründeten Aufſatz im Heſperus 1811, 10. Heft ſattſam entnehmen.

Nun zu Madame Wilh. Reichard, jetzt im vollſten Sinne des Wortes, da Mad. Robertſon todt iſt, der erſten deutſchen Luftſchifferin.

Dieſe beherzte Frau, eine geborne Schmidt, aus Braunſchweig, Gattin des Luftſchiffers Prof. Reichard, hat, bevor ſie Wien berührte, bereits 14 Mal, mit mehr und weniger Glück, unſere Atmoſphäre durchſegelt. Intereſſant iſt, hierbey die jedesmalige Höhe zu wiſſen, die ſie erreichte. Sie erreichte bey ihrer erſten Luftfahrt am 16. April 1811 zu Berlin 16,000 Par. Fuß; bey ihrer 2. L. am 6. Mai 1811 ebendaſelbſt 7,000 P. F.; bey der 3. L. am 30. September 1811 zu Dresden 24,000 P. F.; bey der 4. L. am 22. Juni 1816 zu Berlin 8,000 P. F.; bey der 5. L. im Sept. 1816 zu Hamburg 11,000 P. F.; bey der 6. L. die ſie in Begleitung des Grafen von Roß im October 1816 zu Berlin unternahm, 11,000 P. F.; bey der 7. L. am 4. Auguſt 1818 zu Braunſchweig 7,000 P. F.; bey der 8. L. im October 1818 zu Aachen 12,000 P. F.; bey der 9. L. am 11. November 1818 zu Brüſſel 3,500 P. F.; bey der 10. L. im Juni 1819 zu Hamburg 6,000 P. F.; bey der 11. L. im Juli 1819 zu Lübeck 6,000 P. F.; bey der 12. L. 1819 zu Doberan 4,300 P. F.; bey der 13. L. im. Sept. 1819 zu Bremen 6,500 P. F.; und bey der 14. L. am 31. Mai 1820 zu Prag 9000 P. F.

Um jedoch den kühnen Muth der Mad. Reichard nach Verdienſt zu würdigen, muß man die ſchauderhafte Lage kennen, in die ſie gleich bey dem Beginnen ihrer aeronautiſchen Laufbahn, und zwar bey ihrer dritten Luftfahrt am 30. September 1811 zu Dresden gerieth. Hieſige Blätter haben zwar dieſer gefährlichen Luftfahrt erwähnt, wir wollen jedoch hier, der Seltenheit des Falles wegen, die eigenen Worte der Mad. Reichard anführen, wie ſie ſich damals, am Tage ihrer Rückkehr nach Dresden, hierüber ausſprach: »Unterhalb der Wolken ſtieg der Ball ziemlich gleichförmig, ohne bedeutende Schwingungen; kaum aber war ich jenſeits der Wolken, ſo ward ich die vermehrte Schnelligkeit des Aufſteigens deutlich inne; der Wind ſchleuderte den Ball nach allen Richtungen. Ich ſtand aufrecht in der Gondel, und hielt mit der einen Hand den vom Ball in die Gondel herabhängenden Schlauch, mit der andern das an einer Schnur befeſtigte Barometer. Da mir die Kälte empfindlich, und das Athemholen erſchwert ward, ſo blickte ich nicht ohne Beſorgniß nach dem Ball empor, und ſah, daß er ganz gewaltig ausgedehnt war. Ich warf die Augen auf das Barometer, und erkannte, daß es 11 Zoll 1 Linie anzeigte; aber kaum hatte ich dieß wahrgenommen, als mich das Bewußtſeyn verließ. Nach welchem Zwiſchenraum weiß ich nicht, kam ich auf einen Augenblick wieder zu mir, aber welch ein Augenblick! Ich fand mich in der Gondel ausgeſtreckt liegend, das Barometer war fort, und der Ball zerplatzt. Wahrſcheinlich hatte ich während meines bewußtloſen Zuſtandes mit der krampfhaft zuſammen gezogenen Hand den Schlauch verſchloſſen gehalten, und da die verdünnte Luft aus dem höchſt aufgeſpannten Ballon weder durch das verſchloſſene Ventil, noch unterhalb durch den Schlauch hat entweichen können, ſo hatte ſie ſich nach oben gedrängt, und den Ballon geſprengt. Ich raffte mich inſtinctmäßig auf, konnte aber kaum ſo viel erkennen, daß Ball und Netz in gleichem Maße zertrümmert, fetzenweiſe in der Luft flatterten. Die Wolken durchſchneiden, und die Gipfel der Bäume berühren, war Eins, und verſchwunden war in dieſem Momente auch mein Bewußtſeyn wieder. Das Uebrige weiß ich ſelbſt nur aus der Erzählung derjenigen, die mich aus der Luft herabſtürzen ſahen, und mir zu Hülfe eilten. Ihrer Ausſage nach hatte der in drei Stücken zerſprengte Ball mit dieſen im Winde flatternden Zipfeln die Geſtalt eines mit ausgebreiteten Flügeln zur Erde herabſchießenden Vogels. Meine Retter fanden mich in dem Walde hinter Sangsdorf, 6 1/2 Meile von Dresden, an der böhmiſchen Gränze, halb in, halb neben der Gondel, auf einer Felſenklippe, ohne Beſinnung, dem Anſcheine nach leblos liegen.«

Wer hätte, nach dieſem verzweifelten Reſultat einer Luftfahrt denken ſollen, daß ſich dieſe wackere, und was ich die Damen nicht zu überſehen bitte: liebenswürdige Frau, die noch vollen Anſpruch auf alle Freuden des Lebens hat, noch einmal mit dem unſichern Ball in die obern Regionen wagen würde, und doch hat ſie ſeit dieſem Evenement ſchon dreizehnmal den Aether durchſchifft. Iſt man nur einmal vertraut mit der Gefahr, dann verliert ſie alles Schreckbare; nur dem Schwachſinnigen bleibt ſie ewig ein furchtbarer Rieſe.

Was die von Mad. **Reichard** hier unternommene Luftfahrt betrifft, die am 16. Juli Statt fand, und eigentlich das 15. Mal iſt, daß dieſe kühne Aeronautin den Flug gegen die Sterne wagt, ſo unternahm ſie ſelbe mit dem nämlichen Balle, deſſen ſie ſich zu ihrem vierten Aufflug am 22. Juni 1816 zu **Berlin** bediente. Dieſer Ball hat 21 1/2 Fuß im Durchmeſſer.

Ein reiner, klarer Horizont bürgte der muthigen Frau für das ungeſtörte Aufſteigen, und ein zahlreich verſammeltes Publicum beruhigte ſie über die Auslagen, die von einer ſolchen Aſcenſion unzertrennlich ſind.

Nach dem gegebenen Worte hätte die kühne Aeronautin mit dem gefüllten Balle Punct halb ſechs Uhr Abends ſich in die Luft ſchwingen können, ſie ſtieg jedoch erſt gegen halb ſieben Uhr auf. Früher durchſchnitten drei kleine Bälle die Lüfte, um die Richtung der Fahrt zu bezeichnen. Auch eine aeroſtatiſche Figur hätte zur Beluſtigung des Publicums aufſteigen ſollen. Das Aufſteigen unterblieb jedoch, da Steigkraft und Schwerpunct im Widerſtreit waren.

Als Mad. **Reichard** gegen halb ſieben Uhr, niedlich gekleidet, ohne alle Anmaßung, ohne Furcht, mit jener ſeelenvollen Ruhe und Heiterkeit, die aus dem Bewußtſeyn des Gelingens einer Sache entſpringt, ſich dem Körbchen — der Gondel — näherte, flogen ihr alle Augen entgegen, und wenn die Damen entzückt über die Ruhe waren, mit der ſie der vermeintlichen Gefahr entgegen ging, ſo waren es die Männer nicht weniger über den Anblick der reizenden Aeronautin; und als endlich die intereſſante Frau, nachdem das Arrangement im Korbe getroffen, ein Paar Tauben ſammt Fallſchirm, Barometer ꝛc. placirt war, das Publicum ſalutirte, und den obern Regionen zuſchwebte, ſcholl ihr ein allgemeines herzliches Glückauf nach.

In einer bedeutenden Höhe — unweit des Feuerwerkplatzes — ließ Mad. **Reichard** die mitgenommenen Tauben ſammt Fallſchirm herab. Unter dem Schutze desſelben kamen ſie wohlbehalten zur Erde. Die kühne Luftſchifferin ſelbſt ſchwamm — nachdem ſie durch Auswerfung des Ballaſtes ſich hoch in den Aether aufgeſchwungen hatte — ruhig am heitern Abendhimmel fort, bis ſie ſich endlich unſerm Horizonte entzog. Einer Bekanntmachung zu Folge landete ſie wohlbehalten unweit **Neu-Kettenhof**, zwiſchen **Schwechat** und **Rannersdorf**, in einer Entfernung von beynahe zwei Stunden vom Aufſteigorte.

Wie wurde Shakſpeare's kraftvolle Beredſamkeit bisher in Deutſchen Ueberſetzungen nachgebildet?

Von M. Span.

(Fortſetzung und Schluß von Nr. 86.)

Nun folgt ein zweytes Muſter des Dialoges mit ſchweren Stellen, welche **Shakſpeare's** Commentatoren nur paraphraſirt, aber, wie viele andere, nicht ſprachwiſſenſchaftlich erkläret haben. Es ſey die gleich darauf folgende Scene III. 3. Der Schauplatz iſt eine Straße in Venedig; denn ſolche widernatürliche Sprünge in der Handlung ſind gegen die nöthige Einheit leider dem Engliſchen Dichter eigen. Perſonen ſind der Jude Shylock, der verhaftete Kaufmann Antonio von einem Gefängnißwärter bewacht, und ſein Freund Salanio.

Von M. Span.

Shylock.

Bewacht ihn, Häſcher! (zu Antonio)
Sprecht mir nicht von Nachſicht!
(für ſich)
Der Thor hat ohne Zins ſein Geld verliehen. —
Bewacht ihn, Häſcher!

Antonio.

Hört mich, guter Shylock!

Shylock.

Nur den Vertrag, nichts gegen den Vertrag!
Ein Eid zwingt mich auf den Vertrag zu bringen.
Du nannteſt Hund mich, und ganz ohne Grund.
Bin ich ein Hund, ſo fürchte meine Zähne.
Der Herzog ſchaffe Recht mir! — Ich erſtaune,
Daß, ſchlechter Häſcher, dumm genug ihr ſeyd,
Auf ſein Geſuch mit ihm heraus zu gehen.

Antonio.

Ich bitte, Shylock, höret mich doch an!

Shylock.

Nur den Vertrag, und kein Geſchwätz will ich.
Nur den Vertrag. Drum ſprich mir weiter nicht!
Mich macht man nicht zum zahmen, dumm beangten Narren,
Der ſeinen Kopf ſenkt, weich wird, ſeufzt, den Chriſten
Auf ihre Bitten nachgibt. Fort mit dir!
Denn kein Geſchwätz, nur den Vertrag will ich. (Ab.)

Salanio.

So fühllos iſt kein Hund, der je gleich ihm
Gegrinſet und getobt.

Antonio.

Drum laßt ihn gehen!
Ich lauf' ihm nicht mehr nach mit eiteln Bitten.

Original.

Shylock.

Gaoler, look to him! — Tell not me of mercy!
This is the fool that lent out money gratis. —
Gaoler, look to him.

Anthonio.

Hear me yet, good Shylock.

Shylock.

J'll have my bond; speak not against my bond;
J have sworn an oath, that J will have my bond.
Thou call'dst me dog, before thou hadst a cause;
But since J am a dog: beware my fangs.
The duke shall grant me justice. — J do wonder,
Thou naughty gaoler, that thou art so fond
To come abroad with him at his request.

Anthonio.

J pray thee, hear me speak.

Shylock.

J'll have my bond; J will not hear thee speak.
J'll have my bond; and therefore speak no more.
J'll not be made a soft and dull-ey'd fool,
To shake the head, relent, and sigh, and yield
To christian intercessors. Follow not:
J'll have no speaking; J will have my bond.
(Exit.)

Salanio.

It is the most impenetrable cur,
That ever kept wit him.

Anthonio.

Let him alone.
J'll follow him no more with bootless prayers.
He seeks my life, his reason well J know;
J oft deliver'd from his forfeitures
Many that have at times made moan to me.
There fore he hates me.

Er will mein Leben, und ich weiß warum.
So Manche hab' ich, wenn zur rechten Zeit
Sie mir's geklagt, von ſeinen Pfändungen
Befreyt: drum haßt er mich.

Salanio.

Ich weiß, der Herzog
Läßt ihm die Pfändung keines Wegs vollziehen.

Antonio.

Der Herzog kann des Rechtes Lauf nicht hemmen;
Denn wird der Fremden Schutzrecht in Venedig
Auch nur im Mindeſten von ihm gekränkt:
So ſchändet ſich des Staates Rechtsverwaltung
Vor allen Völkern, und auf dieſen fußt
Venedigs Handel und Gewinn. Drum laßt es gehen!
Der Kummer und Verluſt nagt ſo an mir,
Daß kaum ich für die Wuth des Gläubigers
Auf morgen ein Pfund Fleiſch erſparen kann.
Kommt, Häſcher! — Käme nur Baſſanio, ſäh' er
Für ihn mich zahlen: o ſo litt' ich gern. (Ab.)

Salanio.

J am sure, the duke
Will never grant this forfeiture to hold.

Anthonio.

The duke cannot deny the course of law;
For the commodity that strangers have
With us in Venice, if it be denied,
Will much impeach the justice of the state;
Since that the trade and profit of the city
Consisteth of all nations. Therefore, go:
These griefs and losses have so 'bated me,
That J shall hardly spare a pound of flesh
To-morrow to my bloody creditor. —
Well gaoler, on! — Pray God, Bassanio come
To see me pay his debt, and then J care not.
(Exit.)

von A. W. Schlegel.

Shylock.

Acht auf ihn, Schließer! Sagt mir nicht von Gnade,
Dieß iſt der Narr, der Geld umſonſt auslieh. —
Acht auf ihn, Schließer!

Antonio.

Hört mich, guter Shylock;

Shylock.

Ich will den Schein, nichts gegen meinen Schein!
Ich that 'nen Eid, auf meinen Schein zu dringen.
Du nannteſt Hund mich, eh' du Grund gehabt:
Bin ich ein Hund, ſo meide meine Zähne.
Der Doge ſoll mein Recht mir thun. — Mich wundert's,
Daß du ſo thöricht biſt, du loſer Schließer,
Auf ſein Verlangen mit ihm auszugeh'n.

Antonio.

Ich bitte, hör' mich reden.

Shylock.

Ich will den Schein, ich will nicht reden hören

Von J. H. Voß.

Shylock.

Feſt, Schließer, halt ihn! — Nichts von Schonung mir!
Dieß iſt der Narr, der Geld auslieh umſonſt. —
Feſt, Schließer, halt ihn!

Antonio.

Hört mich, guter Shylock.

Shylock.

Ich will den Schein! Kein Wort mir, nur den Schein!
Hoch ſchwur ich drauf, ich will, ich will den Schein.
Du ſchalteſt mich Hund, eh' ich die Urſach' gab,
Nun, weil ich bin ein Hund, ſcheu' mein Gebiß!
Der Doge ſoll mir ſchaffen Recht! — Mich wundert,
Nichtsnutzer Schließer, daß du biſt ſo weich,
Herumzugeh'n mit ihm auf ſein Begehr.

Antonio.

Hör' doch ein Wort von mir.

Shylock.

Ich will den Schein! ich will kein Wort von dir.

Ich will den Schein, und alſo ſprich nicht mehr.
Ihr macht mich nicht zum ſchwachen, blinden Narr'n,
Der ſeinen Kopf wiegt, ſeufzt, bedauert, nachgibt
Den chriſtlichen Vermittlern. Folg' mir nicht.
Ich will kein Reden, meinen Schein will ich. (Ab.)

Salanio.

Das iſt ein unbarmherz'ger Hund, wie's keinen
Je unter Menſchen gab.

Antonio.

Laßt ihn nur geh'n.
Ich geh' ihm nicht mehr nach mit eiteln Bitten.
Er ſucht mein Leben, und ich weiß warum.
Oft hab ich Schuldner, die mir vorgeklagt,
Davon erlöſt, in Buß ihm zu verfallen;
Deßwegen haßt er mich.

Salanio.

Gewiß der Doge
Gibt nimmer zu, daß dieſe Buße gilt

Antonio.

Der Doge kann des Rechtes Lauf nicht hemmen.
Denn die Bequemlichkeit, die Fremde finden
Hier in Venedig, wenn man ſie verſagt:
Geht die Gerechtigkeit des Staats herab,
Weil der Gewinn und Handel dieſer Stadt
Beruht auf allen Völkern. Geh'n wir denn!
Der Gram und der Verluſt zehrt ſo an mir,
Kaum werd' ich ein Pfund Fleiſch noch übrig haben
Auf morgen für den blut'gen Gläubiger.
Komm, Schließer! — Gebe Gott, daß nur Baſſanio
Mich für ihn zahlen ſieht, ſo gilt mir's gleich. (Ab.)

Ich will den Schein: Und denn nichts mehr geſagt!
Ich will kein ſanfter Narr, kein Trübaug' ſeyn,
Der dreht den Kopf, weichherzig wird und ſeufzt,
Bewegt vom Chriſten-Fürwort. Nicht gefolgt!
Ich will kein Redens; ich will meinen Schein. (Ab.)

Salanio.

Ein arger Bluthund, unbarmherziger,
Als einer lief mit Menſchen.

Antonio.

Laßt ihn geh'n.
Nicht mehr mit eiteln Bitten folg' ich ihm.
Mein Leben ſucht er; und ich weiß den Grund.
Oft hab' ich wen erlöſt aus ſeinen Klauen,
Der vor der Friſt Ablauf' es mir geklagt.
Drum haßt er mich.

Salanio.

Gewiß der Dog' erkennt,
Niemahls für gültig dieſen Schuldverfall.

Antonio.

Nichts ändern darf der Dog' im Gang' des Rechts.
Denn freye Werbſamkeit der Fremdlinge
Bey uns hier in Venedig, hemmt man die,
Klagbar wird die Gerechtigkeit des Staats,
Da ja der Handel und Gewinn der Stadt
Abhängt von allen Völkern. Geht denn nur.
Gram und Verluſt hat mich ſo abgezehrt,
Daß ich kaum werd' aufſparen ein Pfund Fleiſch
Für morgen dem blutgier'gen Gläubiger.
Stockmeiſter, fort! — Wenn nur Baſſanio kommt,
Zu ſeh'n bezahlt die Schuld; dann acht' ich's nicht. (Ab.)

Allgemeine Novelliſtik.

Bemerkungen zu Joh. Pezzl's Beſchreibung von Wien. (Schluß von Nr. 86.) Die hier beſtehenden 7 lithographiſchen Inſtitute, z. B. Steiner, Kunike, Trentſchensky, Philisdorf ꝛc. ꝛc., ſucht man hier vergebens.

S. 160 wird bloß die Muſicalien-Leihanſtalt des Friedrich Mainzer aufgeführt, dagegen jene des Hrn. Rosner, in der untern Breunerſtraße, weggelaſſen, da doch mit der letztern auch eine Muſik-Copiatur-Anſtalt verbunden iſt.

S. 304 heißt es: das Wiener-Aufgeboth ſey acht Tage nach dem Abmarſche wieder in Wien eingezogen. Das iſt falſch. Das Wiener-Aufgeboth marſchirte am 17. April 1797 aus, und kam den 8. Mai e. a. wieder zurück.

S. 307 iſt auf der Wieden die Kirchengaſſe ausgelaſſen.

Eben ſo fehlt in dem Verzeichniß der Vorſtädte S. 315 — 332 ein ganzer Vorſtadt-Grund, nämlich der ſogenannte Schaumburger-Hof, wovon Graf Stahremberg Grundherr iſt. Auf dieſem Grunde befindet ſich doch viel Bemerkenswerthes, z. B. das Johann Graf Keglevich'ſche Palais ſammt Garten. In dieſem Palais findet man eine reiche Bibliothek, treffliche Gemählde, und ſonſt manch Sehenswerthes. Selbſt der ſchönen Lage wegen verdient es ſchon von jedem Fremden beſucht zu werden. Da es höher als das kaiſerliche Belvedere liegt, ſo gewährt es auch eine ungemein ſchöne Ausſicht.

S. 335 iſt übergangen, daß in Schönbrunn der Bau des Gloriet's von einem Wiener-Bürger, Namens Jäger, geführt wurde.

S. 335 — 368 vermißt man bey der Bezeichnung der reizenden Umgebungen Wien's einige nähere Worte ſtatt bloßer Nomenclatur über Ober- und Unter-Döbling, wo der ſchöne Henikſteiniſche Garten, Währing, Weinhaus, Gerſthof, Nußdorf, Grinzing, Weidling, Brunn am Gebürge, Enzersdorf, Gießhübel, Petersdorf, St. Veit, Rodaun, Mauer, wo nun die reiche Obſtbaumſchule des Freiherrn v. Enzenberg u. a. m.

Möge der würdige Verfaſſer dieſe Daten bey einer neuen Ausgabe ſeines trefflichen Werkes benützen, und ſomit uns dasſelbe künftig ſo vollſtändig als möglich liefern.

Str. Fora.

(**Zuſchrift an den Redacteur.**) Die bibliographiſche Notiz in Nr. 80, über den Verkauf der Bücherſammlung des Hrn. Larcher in Paris, gibt mir Anlaß, Sie zu bitten, mir einen kleinen Platz in Ihrem Blatte zu gönnen, um ein Vorurtheil zu widerlegen, das ſowohl im Auslande, als in Wien ſelbſt, in Hinſicht des Vorraths, den die hieſigen Buchhändler von Pracht- und ſeltenen Werken auf dem Lager halten, zum Nachtheile des Buchhandels herrſchend zu ſeyn ſcheint. Es iſt in der angeführten Notiz erwähnt, daß der Buchhändler, Hr. Schalbacher, in ſeinem Magazin, Wallnerſtraße Nr. 280, ein ſehr ſchönes Exemplar von Montfaucon Antiquit. beſitzt, und ſelbes zu einem noch billigern Preiſe anbiethet, als der Pariſer-Verkaufspreis davon war. Man macht ſich zuverläſſig keine Vorſtellung von der Menge koſtbarer und ſeltener Werke, von denen man in der genannten Handlung ſchöne Exemplare zu wirklich mäßigen Preiſen findet. Den Raum eines Journals berückſichtigend, führe ich nur Einige an; ſo z. B. von botaniſchen Werken, von deren Vorrath auch in dieſer Handlung ein beſonderer Catalog ausgegeben wird, das Prachtwerk von Thornthon: the Temple of Flora, 6 Vol. fol. atlant.; les roses par Redouté, in Fol. und in 4.; Andrews Botanist's Repository, 10 Vol. in 4.; Curtis's, Flora Londinensis; Flora Danica; Raphil Herbarium; Weil's phitantologia iconica, Manuſcript, 8 Bände in Folio, mit 4086 ausgemahlten Pflanzenabbildungen. — Von andern naturgeſchichtlichen: beſonders die ſchönen ornithologiſchen Werke von Levaillant. — Für Länder- und Völkerkunde: Voyage pittoresque de Naples, 5 Vol. fol.; Voyage pittoresque de la France, 12 Vol. fol.; Voyage pittoresque de la Suisse, 4 Vol. fol.; Voyage pittoresque de la Grèce pr. Choiseul-Gouffier; les Peuples de la Russie, par le Comte de Rechberg, 2 Vol. fol., mit ſehr ſchön colorirten Kupfern, und die von der franzöſiſchen Regierung herausgegebene prächtige und ihren Gegenſtand erſchöpfende Description de l'Egypte. — Von Kunſtwerken: Museo Pio Clementino, 7 Vol. fol. Roma; Liber veritatis or Collection of 200 prints of Claude Lorrain; Vies des peintres par Landon, 10 Vol. 4.; Annales du Musée par Landon u. a. — Von andern wiſſenſchaftlichen und literariſchen: Mémoires de l'Academie des inscriptions, 51 Vol. 4.; Transactions abridged, 18 Vol. 4.; la Collection du Dauphin, 18. la Collection d'ouvrages françois, imprimés par ordre du Comte d'Artois, 64 Vol., wovon in Allem nur 60 Exemplare abgedruckt worden. — Von den zum Theil ſeltenen Ausgaben der griechiſchen und römiſchen Claſſiker ſowohl cum notis varior., als Ed. opt. ſind auch daſelbſt über 1000 Bände durchgehends in ſchönen und wohlconſervirten Exemplaren vorhanden. — Ein ſo koſtbarer Vorrath, in dem bedeutende Capitalien angewandt ſind, der aber auch Deutſchlands Hauptſtadt Ehre machen dürfte, verdient wohl gekannt zu ſeyn, und der Beſitzer durch den Zuſpruch des Publicums aufgemuntert zu werden.

F. Bernhard.

Anmerkung.

Wir wünſchen, daß auch andere, beſonders Kunſthandlungen, ihre vorzüglichen Artikel auf dieſem Wege zur weitern Kenntniß bringen. Mehr als dieſen Wunſch auszuſprechen, können wir nicht; und wenn nichts geſchieht, ſo iſt es nicht unſere Schuld. Das Conv. Bl. kommt in die Hände von Perſonen, die in dieſen Beziehungen von Wichtigkeit ſind ꝛc. Wenn wir hier überhaupt einladen, erſuchen, ja auffordern, daß Beſitzer von Natur-, Kunſt- und Literatur-Merkwürdigkeiten dieſe durch unſer Blatt bekannter machen möchten, ſo geſchieht das, wie ſich unſere geehrten Leſer wohl erinnern werden, nicht zum erſten Male.

D. Red.

Von **Hübler's** gehaltreichem Werke: **Militär-Oeconomie-Syſtem der k. k. Armee. Wien** 1820, bey **Geiſtinger.** (S. Conv. Bl. Nr. 4 l. J.) ſind bereits drei Bände erſchienen. Der **Sachreichthum**, den ſie umſchließen, zeigt von dem rühmlichen Beſtreben des thätigen Hrn. Verfaſſers, ein Werk zu liefern, das einmal vollendet zu den unentbehrlichſten Schriften über die öſterr. Militär-Adminiſtration gehöret.

Daß auch das Ausland dieſer Anſicht beypflichtet, beweiſet folgendes mit einem Brillant-Ring begleitete Handſchreiben des Königs von **Preußen** an den Verfaſſer:

»Ich habe mit Ihrem Schreiben vom 4. April das von Ihnen herausgegebene Werk über die Adminiſtration des kaiſ. öſterr. Kriegsheeres erhalten. Den Werth deſſelben anerkennend, überſende ich Ihnen beykommenden Ring zum Beweiſe meines Dankes für die mir erwieſene Aufmerkſamkeit. **Berlin** den 29. Juni 1820.

Friedrich Wilhelm.

An den k. k. öſterr. Ober-Kriegscommiſſär Hrn. **Hübler.**«

A. R. v. F—n.

Wilkie fertigt ein Gemählde für den Herzog von **Wellington.** Es ſtellt dar: Alte Penſionäre von **Chelſea**, einem Huſaren zuhörend, der aus einer Zeitung die Nachricht von einer Schlacht des Herzogs vorlieſt. Auch für den König von **Baiern** hat dieſer Meiſter ein Gemählde vollendet, das auf die Ausſtellung kommen ſoll.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der **Cath. Gräffer'ſchen** Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 17 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (**Franz Gräffer**) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

88.

(Wien, Dinstag, den 25. Juli.)

Ueber Conſtantinopel und das türkiſche Reich.

II *).

Man ſieht mit Schmerz **Griechenlands** Ruinen, die Thürme und Wälle **Conſtantinopels**, die Waſſerleitungen von **Burgos** u. ſ. w. ganz zuſammenſtürzen, ohne daß es Jemand zu verhindern ſucht, ja man begünſtiget es vielmehr. Die Türken haben außer einigen Moſcheen kein architectoniſches Monument geliefert, welches die Neugierde des Reiſenden reitzen könnte. Die ſchönen Künſte ſind ſchon im Allgemeinen unbekannt, die höhern Wiſſenſchaften werden von keinem Türken cultivirt. Ein Gelehrter iſt jener, welcher leſen und ſchreiben kann. Alle, von dem Großherrn bis zu ſeinen niedrigſten Unterthanen, denken nur an ihr Schickſal, nie an jenes ihrer Kinder, daher ſie auch wenig an das Wohl des Staates denken, und nie ſuchen, ihre Reichthümer in Umlauf zu bringen. Aus Furcht, ſie zu verlieren, verſteckt man ſie ſorgfältig, weil Reichthümer in der Türkey gefährlich ſind. Niemand wagt es, ſie zu zeigen, und wenn Jemand genöthigt iſt, ein öffentliches Amt anzunehmen, nimmt er mit großen Zinſen Geld zu leihen, damit man ihn ja für arm halten möchte.

In **Conſtantinopel** wie in andern Theilen des Reiches nimmt die Regierung wenig oder gar keine Vorſichtsmaßregeln wider die Peſt **). Die Großen des Reiches ſind jetzt jedoch weit vorſichtiger, wenn die Seuche allgemein iſt; aber das Volk, ſey es nun türkiſch, griechiſch, armeniſch oder jüdiſch, ſcheint nicht einmal daran zu denken. Der Glaube an den Fatalismus hemmt jede Art von Vorſicht. Vielleicht wäre es von der Regierung unklug, die freie Verbindung zwiſchen den Einwohnern einer ungeheuern Stadt zu hemmen. Der Mangel an Lebensmitteln, die Entbehrung des Nothwendigen konnte Geſchrei erregen, und das Geſchrei in eine allgemeine Empörung ausarten. Es wäre, ſcheint uns, weder weiſe noch nützlich, ein allgemein verbreitetes Uebel durch andere noch gefährlichere verdrängen zu wollen.

Der **Caimakan**, Großrichter der Hauptſtadt, erſetzt in Kriegszeiten den Großvezier, wenn dieſer nämlich an der Spitze des Heeres ſteht. Er hat dieſelben Vollmachten für gewöhnliche Geſchäfte. In außerordentlichen Fällen muß das Gutdünken des Großveziers eingeholt werden, daher es oft geſchieht, daß die aus dem Lager erſt zu erwartenden Diplome dem raſchen Fortgange der Dinge unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg legen.

---

*) Die Lief. I. in Nr. 76.

) Vergl. **Neale's Beobachtungen über die Peſt, ein längerer Aufſatz in Nr. 92 ꝛc. unſeres Blattes.
D. Red.

Jedes Viertel von Conſtantinopel hat ſeinen Mehkemé, oder ſein Gericht, wo ſich zu jeder Stunde des Tages der Cadi befindet, um die Klagen anzuhören, und ſein Urtheil zu ſprechen, was um ſo ſchneller geſchieht, da die Koſten unmittelbar auf den Rechtsſpruch folgen. Die Juſtiz, die der Eſtambol Effendi oder Polizey-Director von Conſtantinopel über Alles, was ſich auf die Verproviantirung der Hauptſtadt bezieht, ausübt, ſcheint zwar weniger eigennützig zu ſeyn, aber leider ſcheint es nur, und iſt nicht. Er beſtimmt die Preiſe der Lebensmittel, läßt ſie publiciren, und ſorgt in eigener Perſon für die Richtigkeit des Gewichts. Er reitet, ihm voran gehen vier Janitſcharen in Gallakleidern, mit Stöcken in der Hand; neben ihm geht einer ſeiner Leute mit einer Wage, ein Anderer hält die Gewichte, ein Dritter einen Hammer und andere zur Strafe des Schuldigen erforderliche Werkzeuge. Dieſer ſonderbaren Gruppe folgen immer verkappte Männer, die in aller Stille ein Brot, die Wage, die Gewichte, oder andere Betrug beweiſende Dinge eines Bäckers oder irgend eines andern Verkäufers, entwenden. Die dem Polizeyherrn gebrachten Gegenſtände werden unterſucht, während der arme ſchon feſtgehaltene Krämer den Ausſpruch erwartet, losgeſprochen, fortgeſchickt zu werden, oder Stockſchläge zu bekommen.

Die Sitten und Gebräuche der Türken ſind unveränderlich, weßhalb ſich bey ihnen Alles den Fortſchritten der Cultur widerſetzt. Ihre Vorurtheile, ihre Religion ſelbſt verewigen ſo zu ſagen, die Unwiſſenheit unter ihnen. Ihre Ideen über den Fatalismus erſchlaffen ihre Seele, und machen ſie gegen Alles gleichgültig. Sie haben einen ernſten, phlegmatiſchen Character. Selten lachen, ſcherzen, oder widmen ſie einer Sache lebhafte Aufmerkſamkeit. Sie ſind enthaltſam, geduldig in jeder Sache, ihre Lebensart iſt nicht geeignet, ihnen Kraft und Lebhaftigkeit zu geben. Ihre müßigen Stunden verleben ſie mit kreuzweis geſtellten Beinen auf ihrem Sopha, nebenher wird geraucht, Caffee getrunken u. ſ. w., und da dieſer Mangel an Bewegung dem Schlafe zuwider iſt, ſo nehmen ſie Opium zu Hülfe, und oft nehmen ſie die Doſis in einem ihrer Geſundheit ſchädlichen Grade.

Die Türken vereinen mit Stolz viel Grobheit. Das gemeine Volk kann an einen Chriſten, den es Ghiaour, d. h Ungläubigen, nennt, nicht ohne Verachtung denken. Es beſchimpft ihn ſelbſt manchmal, ohne Rückſicht auf ſeinen Stand noch auf ſeine Nation. Es achtet denjenigen als einen Märtyrer, der im Kampfe gegen die Chriſten fällt, daher der Muth oder vielmehr die Wuth, welche ſie in den Schlachten äußern.

Die Gaſtfreundſchaft, ſo ſehr durch den Coran anempfohlen, iſt eine heilige Tugend unter ihnen. Ein Fremder, der zur Stunde des Gaſtmahls in ein Haus kommt, wird wie ein Glied der Familie empfangen und genährt. Dieſe die Menſchheit ehrende Tugend macht, daß man wenig Arme ſieht, welche die Hand nach einem Almoſen ausſtrecken. Sie ſuchen ſelbſt das Los der Hunde zu verbeſſern; mancher andächtige Türke kauft täglich eine große Menge Brot für dieſe treuen Thiere.

Obwohl die Türken das Geld lieben, ſind ſie doch erſtaunlich ehrlich; ein Türke, der ſtehlen und betrügen will, iſt ein Phönix. Wenn ſie einen Tractat ſchließen, nehmen ſie ſich gegenſeitig beym Barte, und ſchwören, daß ſie ihn redlich erfüllen werden; dieſer Schwur iſt beſtimmt und ſicherer, als alle unſere Scribbeleien. Selten bricht ein Türke ſein Wort, und ſobald er es thut, wird er für ehrlos erklärt. Hat er geſchworen, ſich von ſeiner Gattin zu trennen, ſo gibt er ihr, wenn die vier durch das Geſetz zur Ausſöhnung beſtimmten Monate fruchtlos verfloſſen ſind, auf die redlichſte Weiſe ihre Mitgift zurück, nimmt die Knaben zu ſich, und übergibt die Töchter der Mutter.

— m —

Das Schneekind.

Nach jahrelangen Reiſen kam
Juſtin zurück mit Gold und Kram,
Und rief: Woher der Knabe?
»O!« ſprach ſein Weibchen, »höre mich.
Und danke Gott inbrünſtiglich
Für dieſe Wundergabe.«

»Ich fühlte tief der Sehnſucht Weh,
Und bildet' einſt aus reinſtem Schnee
Zum Zeitvertreib ein Knäbchen.
Ich freute mich des Meiſterſtücks.
O, leben müßt' es augenblicks,
Hätt' ich ein Zauberſtäbchen!«

»So dacht' ich; Jupiter allein
Kann meinem Bildchen Fleiſch und Bein,
Und Hauch und Seele geben.
Ich kniet' und betet' inniglich;
Da, mein Juſtin, o freue dich,
Da fing es an zu leben.« —

Er ſtaunt' und freute ſich verſtellt. —
Wie nun im Julius das Feld
Voll Blumen ſtand und Aehren,
Zog er mit ihrem Knaben aus,
Empfahl ihn klug dem Findelhaus,
Und eilte, heimzukehren.

Als er hereintrat, ganz allein,
Vermochte ſie vor Schreck und Pein
Nicht aufzuſteh'n vom Sitze.
»Wo iſt mein Carl?« — »Es thut mir weh:
Das arme Kind vom reinſten Schnee
Schmolz in der Sonnenhitze!«

Haug. *)

---

*) Wegen unſerm großen Vorrath von Gedichten, deren Anzahl ſich auf 600 — 700 beläuft, können wir ſelbſt Producte vielbeliebter Sänger, wenn der baldige Abdruck nicht durch Zeitintereſſe oder ſonſt ausdrücklich bedungen wird, nur ſpät liefern.
D. Red.

Schwediſche Münzen von Carl dem Vierzehnten.

Wir haben bereits in Nr. 29 des vorigen Jahrgangs (I. Band) und in Nr. 51 des gegenwärtigen, von einigen ſchwediſchen neueren Münzen Nachricht gegeben. Nun haben wir noch die übrigen ſilbernen Denkmünzen und Geldarten erhalten, die auf Carl den 14ten (Bernadotte) als Kronprinz und König erſchienen ſind; und wir glauben dem Leſer einen angenehmen Dienſt zu erzeigen, wenn wir ſie hier nachhohlen. Es werden in Schweden ſeit dem Tode von Carl XII. ſo wenig Gold- und Silbermünzen geprägt, daß ſie ſelbſt im Lande nur ſparſam vorkommen; und der Verkehr mit dem feſten Lande iſt ſeit der Abtretung von Finnland und beſonders von Pommern ſo gering, daß man ſie beynahe als Seltenheiten betrachten kann.

I Denkmünzen.

1. Carolus Johannes Regni Svec. Princ. Haered. (Carl Johann, königl. Schwediſcher Erbprinz) Das linksſehende belorberte, geharniſchte, mit dem Ordensbande umgebene Bruſtbild; unten der Nahme des Stämpelſchneiders: Enhärning. R. S. Mirantur. Inermem. Camenae Upsalienses. MDCCCX. (Die upſaliſchen Muſen bewundern den Unbewaffneten. 1810.) Vor Hercules Muſagetes verneigen ſich fünf nebeneinander ſtehende Muſen. Dieſe im erſten Jahre der Wahl des Kronprinzen geſchlagene Schaumünze ſoll den Schutz darſtellen, welchen die Tapferkeit den Wiſſenſchaften verleihet. Größe nach Maders Münzmeſſer 35; wiegt 3 1/2 Loth.

2. Carolus Johannes Regn. Sv. Princ. Haered. Das linksſehende belorberte Bruſtbild mit kurzen Haaren; unten der Nahme des Stämpelſchneiders: Frumerie. R. S. Nec Duri Tanto Sub Teste Labores. Sociorum Principi. Reg. Acad. Scient. Suec. MDCCCX. (Keine Arbeiten ſind beſchwerlich bey einem ſolchen Zeugen. Die Mitglieder der königl. ſchwediſchen gelehrten Geſellſchaft dem Fürſten. 1810.) Ein Mann pflanzt mit Anſtrengung einen hohen Baum in einen aufgelockerten Boden; unten die Anfangsbuchſtaben des Künſtlers: M. F. Gr. 25; wiegt 5/8 Loth.

3. Carolus Johannes Regni Suec. Princ. Haered. wie bey Nr. 1. unten der Nahme des Künſtlers: C. E. (nhärning) R. S. Heroi E Bello Redeunti. Cives Nycop. D. II. Junii MDCCCXIV. (die Bürger von Nyköping dem vom Kriege zurückkehrenden Helden am 2. Jun. 1814.) Nyköping, Nicopia, die Hauptſtadt und der geräumige Hafen der Provinz Südermanland. Gr. 28; wiegt 1 13/16 Loth.

4. Carolus Johannes Princ. Haered. Regni Suec. et Norveg. Das linksſehende Bruſtbild im geſtickten Staatskleide und Ordensbande, mit kurzen lockigen Haaren: unten Enhärning. R. S. Spes et Felicitas Patriae. Dies XXI. Aug. MDCCCX. Et XXI. Jun. MDCCCIV. Memor. Urbs Orebro. (Die Hoffnung und Wohlfahrt des Vaterlandes. Der 21. Aug. 1810, und 21. Jun. 1814. eingedenk der Stadt Orebro.) Ein vornehmer Krieger in einer mit Hügeln und Seen umgebenen Gegend hält in der rechten Hand den Merkursſtab, und in der Linken einen Lorbeer- und Eichenkranz; unten E. Die Tage beziehen ſich auf die zu

Oerebro gehaltenen Reichsverſammlungen, wo an dem erſteren Bernadotte zum Kronprinzen von Schweden und Norwegen ernannt wurde. Gr. 33; wiegt 3 Loth.

5. Carl Johan Sveriges Och Noriges Kronprins. Linksſehendes geharniſchtes Bruſtbild mit kurzen gelockten Haaren, unten M. Frumerie. R.S. För Omtanka Och Idoghet Af Upsala Läns Kongl. Huschällnings Sällskap. Eine Inſchrift in ſieben Zeilen, von einem Eichenkranze umfaßt. (Für die Einſicht und Emſigkeit, von der königl. Geſellſchaft der Haushaltungskunde in der Provinz Upſala.) Da Schweden vorzüglich ſeit dem Verluſte von Finnland beynahe alles Getreide vom Auslande herhohlen muß; hatte der Kronprinz unter ſeiner eigenen Leitung landwirthſchaftliche Geſellſchaften geſtiftet, und zu deren Emporbringung einen Betrag von 160000 Thalern gewidmet. Gr. 21; wiegt 11/16 Loth.

---

6. Carl XIV. Johann Sv. Och Norv. K. Krönt År 1818. (Carl 14. Johann, König von Schweden und Norwegen 1818.) Das linksſehende gekrönte Bruſtbild in der Kleidung des Seraphinen-Ordens. R.S. Folkets Kärlek Min Belöning, (des Volkes Liebe meine Belohnung); eine Inſchrift von vier Zeilen von einem Lorbeer- und Eichenkranze umgeben. Gr. 19; wiegt 5/8 Loth.

Iſt eine bey der Krönung (zu Stockholm am 11. Mai 1818) geſchlagene Auswurfmünze. Der Wahlſpruch beziehet ſich auf die Rede, welche der König am Krönungstage an die verſammelten geſammten Reichsſtände hielt, und folgendermaßen endete: »Bloß dadurch wird mir der Königstitel ſchätzbar, weil er mich in den Stand ſetzt, noch beſtimmter mit Euch und Euerm Glücke mich zu beſchäftigen. Dieß wird mein theuerſter, mein einziger Ehrgeiz ſeyn; dieß allein wird alle meine Gedanken beleben, alle meine Unternehmungen leiten, und Eure Liebe wird meine Belohnung ſeyn.«

7. Carl XIV. Johan Sveriges Och Norriges Konung. Linksſehendes geharniſchtes Bruſtbild mit kurzen gelockten Haaren, unten C. E. R.S. Till Minne Af D. 26 — 29. Oct. 1816. Dä D. K. H. H. Kron-Prinsen Och Arffürsten Besökte Norrköping — Af Stadens Invänare D. 11. Maji 1818; eine Inſchrift in neun Zeilen. (Zum Andenken der Tage vom 26. — 29. Oct. 1816, als Ihre Königl. Hoheit der Kronprinz und Erbfürſt Norrköping beſuchten. Von den Stadt-Einwohnern am 11. May 1818.) Gr. 29; wiegt 1 7/8 Loth.

Iſt am Krönungstage des Königs von der Stadt Nordköping (Norcopia) in Oſtgothland, einer der anſehnlichſten Handlungsplätze Schwedens, geprägt worden.

8. Carl XIV. Johann Sveriges Norriges G. Och. V. Konung. Das Bruſtbild wie bey Nr. 7. unten Frumerie. R. S. För Befrämiad Vaccination. (Für die Beförderer der Kuhpocken-Impfung); eine Inſchrift in drei Zeilen, von einem Eichenkranze umfaßt. Gr. 25; wiegt 1 1/16 Loth.

II. Gewöhnliche Münzen.

9. Ein Reichsthaler. Carl XIV. Sveriges Norr. Goth. Och. V. Ko-

nung. (Carl 14. von Schweden und Norwegen, der Gothen und Wenden König.) Das linksſehende Bruſtbild mit kurzen gelockten Haaren. (Tituskopf.) R. S. Folkets Kärlek Min Belönung, dann I. R. (ein Reichsthaler) 1819; unten der Nahme des Stämpelſchneiders L. B. — Das gekrönte mit der Kette des Seraphinen-Ordens umfangene Wapen des Königreichs Schweden, (drei goldene Kronen im blauen Felde.) Randſchrift: Ne. Laedar. Avaris Manibus. (um nicht von geizigen Händen beſchädiget zu werden.) Beträgt nach Weilmeyers Berechnung 2 fl. 11 4/5 kr. C. M.

10. Ein Sechstel-Thaler, (8 Schilling Species) iſt ganz dem Reichsthaler gleich, nur ſteht auf der Rückſeite unten: $\frac{1}{6}$ O. L. und iſt ohne Randſchrift.

Die Benennung des Königs war anfänglich ungleich, und iſt demnach in den von uns angeführten Münzen ebenfalls verſchieden. Bey ſeiner Thronbeſteigung zu Stockholm ward er vom Herold als Carl Johann, in Norwegen zu Drontheim als Carl 14. Johann ausgerufen. Nun ſcheint aber der Nahme Carl 14. unverändert beybehalten zu werden. Akbg.

Wir bitten, beſonders auch den hier unten folgenden merkwürd. Aufſatz über die Oeſterr. Handelsexpedition nach China, nicht zu überſchlagen. Er mußte ſchnell geliefert werden, und konnte nur noch unter die Notizen kommen. D. Red.

Allgemeine Novelliſtik

Es kommen jetzt in pohlniſcher Sprache die folgenden politiſchen und literariſchen Journale heraus: 1. Pamietnik Warszawski. 2. Pszczola Polska oder Pamietnik Lwowski. 3. Dziennik Wilenski. 4. Inwalid Ruski. 5. Dzieie dobroczynnosci Wilenskiey. 6. Wiadomosci brucowe. 7. Tygodnik Polski. 8. Izys Polska. 9. Korrespondent Warszawski. 10. Gazeta Warszawska. 11. Gazeta Poznanska. 12. Gazeta Lwowska. 13. Kuryer Litewski. 14. Orzel biały. 15. Pszczolka krakowska. — A.

Der dritte und letzte Theil der Geſchichte des Königs von Pohlen und Großherzogs von Lithauen, Sigismund III., iſt vor Kurzem erſchienen. Der Verfaſſer iſt der verdienſtvolle Hr. Julian v. Niemcewicz, Secretär des Senats des Königreichs Pohlen, deſſen Name in der Literatur dieſes Landes einen Hauptplatz einnimmt. A.

Viele Einwohner Galiziens haben den Ständen dieſer Provinz Beyträge eingereicht, um den k. k. Bibliothekar Grafen v. Oſſolinsky eine Denkmünze anzubiethen; als einen Beweis der Erkenntlichkeit ſeiner Mitbürger für den Entſchluß den dieſer würdige Mann gefaßt hat, ſeine zahlreiche Bibliothek in Lemberg fortzuſetzen, und ſie dem öffentlichen Gebrauche zu widmen. Sie wird als Fideicommiß ſeiner Familie angeſehen, aber muß dem Publico immer offen ſeyn. Zugleich hat er ſie dotirt, ſo wie vielleicht noch keine ſolche Anſtalt es geweſen iſt *). A.

Hieſige öffentliche Blätter enthalten die Nachricht, daß mit Ende Juli d. J. die zum Blätterſchiff hergerichtete Kriegs-Fregatte: Kaiſerin Caroline, befehligt von dem rühmlich bekannten kaiſ. Marine-Oberſtlieutenant Pöltl — einem gebornen Grätzer —

---

*) Dieſe drei Nachrichten verdanken wir demſelben erhabenen Gönner unſers Blattes, von welchem die in Nr. 66 enthaltenen Aufſätze über Galizien ſind. D. Red.

mit Queckſilber beladen, von Trieſt aus, um dieſe Waare nach Canton, in China, zu verſchiffen, auslaufen werde, und fügen in verbis die bemerkenswerthe Note bey: Dieß iſt die erſte Handelsſpeculation, welche von Oeſterreich nach dieſem Lande gemacht wird.

Dieſe Note beruht jedoch auf der ganz irrigen Vorausſetzung, daß der öſterreichiſche Staat bis nun zu in keiner Handelsverbindung mit China geſtanden ſey. Allein dem iſt nicht ſo. Schon in den Jahren 1776 — 1786 wehte die öſterreichiſche Handels-Flagge an den Küſten von Malabar, Coromandel und China, ſchon damals wurde Queckſilber wie jetzt nach China ausgeführet.

Als volle Beſtätigung, und da es bey der Wieder-Eröffnung dieſer Handelsverbindung für die mercantiliſche Welt des öſterr. Kaiſerſtaates vom größten Intereſſe ſeyn muß, zu wiſſen, was damals uns nützte und frommte, glaube ich ſelbe, ſo wie überhaupt die Leſer des Conv. Bl. mir verbindlich zu machen, wenn ich im Auszuge die Darſtellung der Seehandlung der Oeſterreicher in Oſtindien von 1776—1785, verfaßt von einem gleichzeitigen Schriftſteller, Schweighofer, mittheile:

Das Augenmerk aller Handlungsmächte in Europa war die Seehandlung nach Oſtindien. Unter Oſtindien werden alle Länder verſtanden, die jenſeits des Vorgebirges der guten Hoffnung liegen, und alle jene großen Inſeln und Halbinſeln, die in dem Meere von Indien ſich befinden; nämlich die Länder am perſiſchen Meerbuſen, Indoſtan, die Länder am bengaliſchen Meerbuſen, Malabar, Coromandel, Malaka, China und Japan, die großen Inſeln Madagascar, Sumatra, Java, Borneo, die maldiviſchen und philippiniſchen Inſeln. Bey dem mächtigen Emporkeimen des Commerzes auf der Nord- und mittelländiſchen See, entwarf Oeſterreich im Stillen einen neuen Handlungsplan.

Schon am 16. Sept. 1776 ſegelte das dem k. k. Hofe angehörige Schiff: Joſeph und Thereſia, von Livorno nach Oſtindien ab. Bald wurden mehrere Schiffe von Trieſt und Livorno nach Oſtindien ausgeſendet, und Europa ſah die Schiffe: Joſeph und Maria Thereſia, Kauniz und Kolowrath, die ihre Waaren mit Vortheil abſetzten, und mit Oſtindiens Schätzen zurückkehrten, eher zurückſegeln, als es an ihr Auslaufen dachte. Schon im Jahre 1783 hatte Oeſterreich 12 Oſtindien-Fahrer: Joſeph und Thereſia, Kauniz der große, Kauniz der kleine, Kolowrath, Baron Binder, Belgioſo, Maximilian, Stadt Wien, der Ungar, der Croat, Graf Reni. Von dieſen Schiffen ſind drei im Sturme verunglückt: der Belgioſo, der Maximilian, und der kleine Kauniz. Die Unternehmungen der Oeſterreicher nach Oſtindien geſchahen meiſtens von Livorno aus, wo öſterreichiſche und niederländiſche Particuliers die Ausrüſtungen veranſtalteten. Einige aber wurden gerade von Trieſt aus nach China geſandt, und liefen auch wieder in dieſem Hafen ein.

(Schluß folgt.)

Das Theater auf Haymarket wird nächſtens niedergeriſſen, um auch dieſen Theil von London zu verſchönern. Die Plane zu dem neuen Theater, welches Charles-Street gegenüber auf demſelben Platze erbaut wird, ſind von Hrn. Naſh, und das Gebäude ſoll 1821 vollendet ſeyn. Es wird klein, leicht und bequem eingerichtet, ſo daß dem Zuſchauer weder das Sehen noch das Hören ſchwer fällt, und der Schauſpieler gut ſpielen kann, ohne ſeine Stimme übermäßig anzuſtrengen.

Die Ausgabe des großen isländiſchen hiſtoriſchen Werks, Sturlunga Saga, iſt mit dem ſechsten Bande beendigt (120 Bogen ſtark). Eine allgemeine Geographie von Island iſt erſchienen; ingleichen eine Sammlung der beſten isländiſchen Dichter.

Auf Veranſtaltung der isländ. litterar. Geſellſchaft zu Kopenhagen ſoll eine Stiftsbibliothek auf Island errichtet werden.

Vor Kurzem iſt in Paris ein neuer Band der Byzantiniſchen Hiſtoriker erſchienen. Er enthält die Regierungsgeſchichte des jüngern Romanus, Niceph. Phocas und Joh. Tzimisces, von Leo Diaconus. Der Herausgeber iſt Hr. Haſe, aus Weimar, welcher ſich in Paris aufhält. N—s.

Das Kenotaphium (in London) für die verſtorbene Prinzeſſin Charlotte iſt beendigt, bis auf die Figur des Kindes, das einer der Engel, welche die Geiſtgeſtalt der Prinzeſſin begleiten, auf den Armen hält. Die Anordnung dieſes Theils der Gruppe geſtattet die intereſſanteſte Darſtellung ihrer Züge und Geſtalt, und wird durch den Contraſt des unteren Theils gehoben, wo die ſterbliche Hülle leblos auf einer Bahre liegt, umgeben von vier Figuren, welche in Trauerkleider gehüllt, die Klagen des Volks aus allen vier Theilen der Erde bezeichnen. Während man blinde Sterbliche über den irdiſchen Reſten weinen ſieht, geleiten himmliſche Jungfrauen den reinen Geiſt, der aus der Unvollkommenheit zur Vollendung, aus der Sterblichkeit zur Unſterblichkeit gelangt. Die ganze Gruppe wird Hr. Wyatt in Kurzem zur öffentlichen Beſchauung ſtellen, und einen Kupferſtich davon herausgeben.

Ein Naturforſcher, Raffinesque, hat einen Brief über ſeine Reiſe in das weſtliche America bekannt gemacht, worin er das von J. D. Clifford in Lexington geſtiftete Muſeum, und in den weſtlichen Staaten eine neue Art von Pflaumenbaum erwähnt, die er Prunus aurantiaca (Orangenpflaumenbaum) nennt, weil ſie Farbe, Geruch und Geſchmack der Orange haben ſoll.

Es gibt Perſonen, welche behaupten, daß Göthe zu viel geſunden Verſtand habe, als daß er ſollte witzig, geiſtreich ſeyn können, daß er es mit ſich ſelbſt viel zu vornehm halte, um etwa ein Bonmot zu machen. Dann ſind wieder andere Leute, die da glauben, (F. L. Z.) Werner habe es ſtets unter ſeinem Selbſtgefühl gehalten, bey irgend einem Angriffe ſich zu vertheidigen, eine Anticritik zu ſchreiben ꝛc. Indeſſen weiß man doch einen Fall, wo Göthe ein Bonmot, und Werner eine Anticritik gemacht hat. Er iſt unlängſt in einer Zeitſchrift, ich glaube im Morgenblatt, nebenher berührt worden. Werner kommt zu Göthe, und erſucht ihn, eine Antwort auf eine Recenſion durchzuſehen, denn Werner, wie man weiß, ambitionirt nicht, ein guter Proſaiſt zu ſeyn, weil es aller Welt bekannt ſeyn muß, daß er ein genialer Dichter iſt. Was thut Göthe bey dieſer Zumuthung? Göthe ſtutzt, und Göthe ſagt: »Sie haben nur dann, wenn man Ihnen vorwürfe, daß Sie einen ſilbernen Löffel eingeſteckt haben, nöthig, ſich zu vertheidigen.« Das iſt wahrlich doch ein ſilbernes Bonmot, ſo wie Werners Entſchluß, die Anticritik zu unterdrücken, eine goldene Reſignation. Das Eine iſt wenigſtens eben ſo weltmänniſch, als das andere geiſtlich. Gſr.

Zu Stockholm iſt das erſte Trauerſpiel, deſſen Stoff aus der ſchwediſchen Geſchichte hergenommen iſt, erſchienen und auf die Bühne gebracht worden: Engelbrecht. Man glaubt, der Baron Akerhielm ſey Verfaſſer.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Graffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 10 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Graffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

89.

(Wien, Donnerſtag, den 27. Juli.)

Rom, Römer und Römerinnen *).

Wer hat dieſes Buch geleſen, und wünſchte ſich nicht Flügel, um ſchnell, ſchnell hineinzuziehn in das prächtige Land mit ſeinen tauſend Zauberkreiſen, wenn ihm die Syrenenlaute: »Kennſt du das Land ꝛc.« nicht ſchon längſt das Herz ſehnſüchtig ſchwellten? — Und doch, welches Auge könnte ſich darin ſogleich zurecht finden zwiſchen allen den glühenden Farben, und Tönen, und Düften, geſendet von luſtigwogender Gegenwart, und rieſengroßer Vergangenheit? Vermag doch der Blick kaum dieſe fernen, mildleuchtenden Abbilder feſtzuhalten, die ſich fröhlich rauſchend und beſtrickend durcheinander wirren — und nun die nahe brennende Wirklichkeit ſelbſt! Freilich, wer eine ſaftige Abhandlung ſucht, auf welche Weiſe die Steine geſetzt und geſchichtet wurden an den Denkmälern der entſchwundenen Zeit, damit ſie die Nachwelt als Wunderwerke preiſe; wer auf eine witzige Diſſertation hofft, ob die Waden des vaticaniſchen Apoll kunſtmäßig geſtellt, und warum die Ziegel des heiligen Domes rund ſeyen, oder geeckt? — der wird das Buch naſerümpfend zurücklegen. — Müller hat in den tiefgrünen Strom des friſchen Lebens hinuntergeſehen, deſſen mancher trockne Catalogſchreiber über todten Trümmern nicht gewahrte; gleichwohl aber ließ er aus dem hellen Raſen des jungen Bodens zuweilen auch die dunkle Farbe des alten claſſiſchen Grundes heraufblicken. Man könnte eine bedeutende Anzahl von jener Secte anführen, welche, um dem Alten ja einen recht vollen Korb lobhudelnden Tributes zu bringen, das Neue unbedingt verflachet finden, wäre es auch nur, weil ein heuttägiger Cicero oder Cato keine Tunica mehr trägt. Und, o blinde Sucht des Claſſicismus, eben das, welches jene als leere Gewohnheit überſah, wird bey tieferer Beſchauung zur uralt heiligen Sitte, übertüncht freilich mit der Farbe der Zeit; wer aber dieſe chemiſch zu zerlegen weiß, der findet wohl erſt hier die köſtlichſten Antiken, die, wenn des Coliſäums letztes Sandkorn verweht, noch fortdauern werden in dem Leben eines ganzen Volks, und über deſſen oft angetaſteten Character eine andere Meinung geben, als der Eigendünkel jener Antiquare ſich aufzuſtellen mußte.

Ich ſoll nun einige Blumen aus dieſem Garten für Dich pflücken, günſtiger

---

*) Von und nach Wilh. Müller, deſſen geſchätztes Werk unter obigem Titel kürzlich zu Berlin in zwei Bänden erſchien.

Leſer — mir thut die Wahl ſo weh — jede prangt mit eigenem Reiz, Duft und Farbenſchmelz, alle möchte ich ſie Dir geben; aber dann vergäße ich, daß ja der Strauß ſchon gebunden ſey, und daß ich nur die Freude haben darf, auf ſeine hellſten Blüthen Dein Auge hinzulenken. So will ich denn die fröhliche Arbeit mit recht fröhlichem Herzen beginnen, damit ſie ſo auch aufgenommen werde. Und für dieſen Zweck mag es auch der hochgeſchätzte Verf. nachſehen, wenn ich, die Folgereihe ſeiner Erzählung verletzend, das zerſtreute Gleichartige feſter an einander zu ſtellen und zu verbinden ſuchte, wodurch freilich der ganze lebendige Zauber verloren geht, den ſein reiches Gemüth, die Erſcheinungen verſchwiſternd, darüber ausgoß.

Franz Freiherr von Schlechta.

I. Character, Leben, Bildung.

Der Italiener iſt ein Diener der Außenwelt, er ſucht den Schein, und fragt wenig nach dem Seyn. Er beobachtet, was ihm Religion, Staat und Sitte auferlegt, weniger weil er das Heil und den Nutzen der Befolgung einſieht, ſondern weil er wie die Andern ein guter Chriſt, Bürger und Galantuomo heißen will. Dieſe Behauptung iſt jedoch cum grano salis zu nehmen, und macht ſich nur im allgemeinen Vergleiche des Italieners mit den deutſchen und germaniſchen Völkern ganz geltend.

Dieſe Aeußerlichkeit iſt ein Grundzug des italieniſchen Nationalcharacters, und läßt ſich in ſeinen Wirkungen durch alle Seiten des Lebens, der Religion, des Staats und der Häuslichkeit verfolgen. Fangen wir die Betrachtungen mit der Religion an. Der Catholicismus, ſo wie er jetzt erſcheint und wirkt, iſt die nothwendige, eigenthümliche Form des Chriſtenthums in Italien. Nicht der unſichtbare Gott allein, nicht bloß das geduldige Wort, nicht innere Buße und Vergebung, nicht allein der Lohn der fernen Ewigkeit oder der ſtille Dank des eigenen Herzens ſind im Stande, dieſes Volk zu leiten und zu zähmen: es will Bilder, Wunder, heilige Ehren und heilige Strafen, Ablaß und Bannfluch. Nicht in engen, ungeſchmückten Mauern kann es den Herrn der himmliſchen Heerſchaaren verehren: glänzende Tempel, ſchmetternde Poſaunen, Weihrauch, goldene Geſchirre und ein reichgeputzter Dienerſchwarm ziehen ihn vom Himmel zur Erde herab. Da ſpricht er ſeinen Willen durch den Mund ſeines Stellvertreters aus, und die Kirche iſt ſein Thron, daher unwandelbar und untrüglich.

Die catholiſche Religion, wie ſie in Italien zur Erſcheinung kommt, erwächſt frei und ſelbſtſtändig aus dem Geiſte des Volkes. Das Chriſtenthum, obſchon einig, wie Gott, und allgemein in ſeinen Segnungen und Grundſätzen, hat, als Religion der Welt, zu der es beſtimmt iſt, auch dieſen Hauptunterſcheidungspunct von allen früheren und ſpäteren einzelnen Volksreligionen, daß es ſich, ohne ſein Heil und ſein Recht zu verlieren, in die Formen des Lebens und der Natur einer jeden Nation und eines jeden Landes fügt, und darin verwächſt. Die Anachoretenhöhlen der Thebaide, die erleuchtete Peterskirche und die Betſtuben der Brüdergemeinden ſind gleich vollendete Ergebniſſe dieſer Vereinigung des ewig Unwandelbaren mit den mannigfachen Erdenkindern. In dieſer Herablaſſung des Chriſtenthums liegt gewiſſermaßen das Geheimniß der fortwährenden Menſchwerdung Gottes.

In der Staatsverfaſſung hat der Geiſt des italieniſchen Volkes ſich nicht ſo klar und vollſtändig ausgeſprochen, als in ſeiner Kirche. Der Grund aller Verwirrungen und Revolutionen, welche die Annalen der italieniſchen Staaten, beſonders im Mittelalter, füllen, liegt auch großen Theils in der Verkennung und Hemmung dieſer National-Eigenthümlichkeiten.

Auch in den Wiſſenſchaften haben die Italiener beſonders diejenigen mit Erfolg geübt, die auf äußeren Beobachtungen beruhen: Naturhiſtorie, Phyſik und Aſtronomie. Im Ganzen ſind die italieniſchen Gelehrten Redner, was freilich auch den unſrigen zu wünſchen wäre. Aber nicht ſelten leidet der Gehalt zu empfindlich unter der überwiegenden Form. In den Diſciplinen der Philoſophie, die ſich recht eigentlich dem Außen entziehen wollen, ja nicht ſelten mit ihm in Oppoſition treten, haben ſie faſt nichts geleiſtet. Dagegen gehört ihnen in der Kunſt, beſonders aber in der bildenden, der Vorrang unter den Völkern der neuen Welt In der Poeſie, als Kunſt, iſt Dante Vater und Herr, und ſeine Nachfolger haben bis auf den heutigen Tag, wenigſtens ihre Geſetze, Rechte und Zeichen treu bewahrt.

Die italieniſche Sprache iſt, im allgemeinen Vergleiche mit der unſrigen, mehr auf Bildern, äußeren Eindrücken und Vergleichungen begründet, als auf Begriffen und Schlüſſen.

Dieſer Character der Aeußerlichkeit wird in jedem Zweige des Lebens ſichtbar. Er zeigt ſich in der Pizikarollbude eben ſo gut, wie im Pallaſte. Da ſteht ein prächtiger Steincoloß mit ſeinen Marmorſäulen, mit zierlichen Arcaden, koſtbaren Statuen und Fontänen — aber im Hofe iſt das Marmorpflaſter halb ausgeriſſen, die Treppenſtufen ſind ausgebrochen, und Staub und Schmutz haben ſich darüber zum feſten Ueberzuge gebildet. Da rollt eine alte, reichvergoldete Kutſche durch das Thor, zwei Läufer voraus, drei Diener hinten auf. Sie ſpringen ab, öffnen den Schlag, eine bejahrte Dame, blitzend von Gold und Juwelen, ſteigt heraus und geht mit langſamen Paradeſchritten die Treppe hinauf. Wir erkundigen uns, und erfahren, daß es die Beſitzerin des Pallaſtes iſt. Das Vermögen ihres Hauſes reicht gerade aus, um ein Paar Equipagen und fünf Staatsbediente zu halten. Dieſe können, ohne ihren Stand zu beſchimpfen, nicht viel ausfegen und putzen, um aber gar eine eigentliche Reparatur des Pallaſtes anzufangen, müßten wohl zwei oder drei von ihnen verabſchiedet werden, oder einige Prezioſa weniger um den Hals der Prinzeſſin prangen. Das würde die Dame nicht überleben, und ſomit geht es bis zum Einſturze glänzend und rauſchend aus und ein.

Hier ſtehen zwei Aeußerlichkeiten in böſem Streite, und es ſiegt, wie billig, die Aeußerlichkeit außer dem Hauſe über die Aeußerlichkeit im Hauſe. Nicht anders geht es im Bürgerſtande: wenn eines aufgegeben werden muß, ſo iſt es das Letzte, was man am leichteſten entbehrt. Jeder Mann, der nicht gerade ein Bettler iſt, zeigt ſich und die Seinen wenigſtens an Sonntagen und Feſten blank und reich, und läßt etwas aufgehen. Iſt der Tag vorüber, ſo kriechen ſie alle zuſammen in eine enge Kammer, und in ein großes gemeinſchaftliches Bett.

Verfolgen wir dieſen Zug der Aeußerlichkeit in das häusliche und geſellige Leben! Der italieniſche Hang zur Geſelligkeit, zum Beyſammenſeyn in Arbeit und Raſt, in Freude und Leid, contraſtirt mit dem Einſiedlerweſen nordiſcher Menſchen. Der ſchwärmende Jüngling im einſamen Thale, das verliebte Mädchen am ſtillen Teiche, der Trauernde, der Beyleidsbezeugungen verbittet, der Geniale, der Geſellſchaft meidet, der Denker, der ſich gänzlich aus dem Leben abſchließt, ſind Individualitäten, die in Italien kaum in Romanen auftreten. Ein Spaziergang iſt hier nicht ohne ein Zuſammenkommen vieler Menſchen denkbar, der Begriff liegt in dem Worte. Man ſagt daher Oggi oder a quest' ora è passeggio alla Trinità, al Corso, alla porta Pia u. ſ. w. Iſt der Tag und die Stunde vorüber, ſo hört der Ort auf, Passeggio zu ſeyn. Der Trauernde ſucht unter Menſchen Zerſtreuung, der Verliebte ſtreift durch die Gaſſen, und ſpricht von ſeinem Glücke, wie von ſeinem Leide, mit Freunden und Bekannten, der Denker erholt ſich gern in dem friſchen Hauche des Lebens von ſeinen todten Studien, und der Geniale weiß ſich nicht nur auf dem Papiere, ſondern auch in jedem Kreiſe feinerer und roherer Geſelligkeit, als allesbewegender Mittelpunct, geltend zu machen.

Die Schauluſt der Italiener kommt hier auch in Betracht; und wie reich iſt in allen Jahreszeiten für dieſe Leidenſchaft des Volkes geſorgt, in Kirchen und Theatern, an allen Ecken, auf allen Plätzen! Haben ſie kein anderes Schauſpiel, ſo unterbricht eine Proceſſion, ſey es auch ein Leichenzug, die alltägliche Ausſicht, denn ſelbſt der Todte wird bunt und luſtig, in raſchen Schritten und faſt hüpfendem Tacte, zu Grabe getragen.

Die Inſchriftenwuth ruhet auf gleichem Grunde. Was der Italiener Gutes thut, das ſollen die Leute auch erfahren, und ihm dafür Dank wiſſen. Denn nicht nur jeder hohen Herrſchaft, die hier eingekehrt iſt, wird ein Denkſtein geſetzt, auch der Wirth weiß ſich zu verewigen, indem er anzeigt, wie er dieſe oder jene Treppe neu gebauet und verziert, Balkone herausgebrochen und Anderes mehr zum Nutzen der Fremden eingerichtet hat.

Auch die Neugierde muß ich nochmals in Betracht ziehen. Der Menſch, der das Meiſte in ſich hat, iſt am wenigſten neugierig: die Neugierde iſt ein Streben, das Aeußerliche, Fremde in ſich aufzunehmen, um es alsdann gleich wieder herauszuſchicken und Neuem Platz zu machen: die Wißbegierde will ſich aber das Aufgenommene zu eigen machen, es in ſich wachſen und gedeihen laſſen; daher hat ſie nicht für Alles Platz und Zeit, wie die Neugierde, die unerſättlich iſt. In dieſer Bedeutung iſt der Italiener, ſelbſt in Kunſt und Gelahrtheit, mehr neugierig, als wißbegierig.

Die Geduld und Ausdauer iſt eine nordiſche Tugend, dem Italiener fehlt ſie überall, und kaum die Noth kann ſie ihm gebiethen. Aber darin folgt er der ſchönen Natur ſeines Landes, in der ſo unaufhaltſam ſchnell Keim, Blüthe und Frucht auf einander drängen. Der Menſch möchte ihr noch zuvoreilen, und halb unreif pflückt er ſchon die Früchte von ſeinen Bäumen. Mit allen Kräften, raſch und überſpannt, geht es an die Arbeit; noch warm von der Werkſtatt wird ſie feil gebothen, und findet ſie nicht gleich Lob und Lohn, ſo ſinkt dem Meiſter der Muth zur zweiten. Daſſelbe gilt auch von geiſtiger Arbeit, und in dieſem Felde repräſentiren die Improviſatoren, die das Publicum eigentlich ſchafft und zerſtört.

Im ſittlichen Character macht dieſe Ungeduld ſich nicht weniger geltend. Triumphirend im Glücke, verzweifelnd im Wechſel, im Argwohn mit halber Wahrſcheinlichkeit zur Rache entflammt, zerknirſcht in Reue, durch einen freundlichen Gruß zu warmer Anhänglichkeit bewogen, aufopfernd in der ungeprüften

Freundſchaft, raſch zum grimmigſten Haſſe überſpringend aus grenzenloſer Liebe: alle dieſe Zuſtände ſind wohl öfter als einmal durch die Bruſt auch der Weiſeren gegangen, und haben ſie mit ihrem Feuer wie mit ihrem Eiſe geläutert.

Die meiſten Fremden ärgern ſich an der moraliſchen Nacktheit des römiſchen Lebens, und ſchelten ſie Frechheit und Schamloſigkeit. Bey uns möchte ſie das auch ſeyn; unſer umwölkter Himmel, unſre dicke Luft, unſer Eis und Schnee treiben den Menſchen mit ſeinen Empfindungen, Worten und Thaten aus der freien Natur vorſichtig und bedenklich in Umzäunungen und Mauern zurück. Das nordiſche Kind, eingeſchnürt und eingepuppt, athmet vielleicht, wenn es im Winter geboren worden iſt, in den erſten ſechs Monaten ſeines Lebens keinen friſchen Lufthauch, ſieht keinen hellen Sonnenſtrahl, keinen klaren Aether, und wenn es endlich einmal aus der dumpfig warmen Ammenſtube in die freie Natur hinaustritt, ſo thut ſie ihm wehe, und es zieht ſich ſchreiend vor ihr zuſammen. Das römiſche Kind kann mit dem erſten Blicke aus der Mutter Schooße hinaus in den blauen Himmel ſchauen, der ſich allenfalls durch zerbrochene Fenſterſcheiben zu der Wochenſtube hereindrängt. Mit unbedecktem Geſichte wird der Neugeborne zur Taufe getragen, vor der Thüre ſitzend, ſäugt ihn die Mutter, und wenn er eine Strafe verdient hat, wird er in die Stube geſperrt. Halb nackt lernt er im Winter die Sonne, im Sommer den Schatten ſuchen, im Freien ſpielt er ſeine Spiele, und im Freien beginnt auch ſeine Arbeit; auf den Straßen wird gehämmert, gehobelt, genähet, gekocht und gebraten, auf den Plätzen gekrämert und gemäkelt. Auf der Straße ſtehend, ſendet er die Seufzer ſeines Herzens, die Töne ſeiner Laute in das offene Fenſter ſeiner Schönen hinein. Und wenn der Tod ihn aus der hellen Welt nach dem dunkeln Grabgewölbe ruft, ſo liegt er noch auf dem letzten Gange in offener Bahre, das Antlitz gegen das volle Tageslicht gekehrt.

(Schluß dieſer Lieferung folgt.)

Warnung.

Traue nicht der Erde Gütern,
Augenblicke rauben ſie.
Säulen kann der Strahl zerſplittern,
Fruchtlos war der Arbeit Müh.

Ringe mit der Seele Kräften
Nicht nach eitler Wiſſenſchaft:
Träume ſind es, die dich äffen,
Eng bleibt deines Geiſtes Haft.

Pflücke nicht die Purpurroſen,
Ihr Verwelken liegt ſo nah;
Schau die armen blätterloſen,
Stehn ein traurig Denkmal da.

Glaub' nicht an der Freundſchaft Worte,
Bau' nicht auf der Liebe Schwur:
Aus der Herzen ebenen Pforte
Kriecht der Falſchheit Schlange nur.

Freu dich nicht an deinen Tagen,
An der Stunden flücht'gen Luſt,
Denn in Augenblicken ſchlagen
Kann kein Herz in deiner Bruſt.

Darum wie ein ernſter Schatten
Schreite durch das Leben hin,
Bis am Grab dir Lebensmatten
Endlich deine Palmen blühn.

Wilh. Freih. v. Eyb.

* * *

Allgemeine Novelliſtik.

(Schluß der in Nr. 80 abgebrochenen Notiz über die öſterr. Handels-Expedition nach China.) Im Jahre 1783 trat eine Geſellſchaft Actionare zu einer Expedition nach Oſtindien, und in Specie nach China, zuſammen. Der Fond betrug 600,000 fl. Die Directeurs der Societät in Trieſt, und Brentano Cimaroli in Wien nahmen Subſcription an. In dem Raume von wenig Jahren hatte Oeſterreich für 8 Millionen fl. Waaren auf eigenen Schiffen nach Oſtindien verführet, und für mehr als 14 Millionen daher bezogen. Die Bilanz war bey dieſer Seehandlung ganz auf öſterreichiſcher Seite, da es für ſeine Waaren mehr als noch einmal ſo viel oſtindiſche erhielt, und dadurch die nachtheilige Bilanz mit England und Holland verminderte. Die oſtindiſchen Waaren, die es aus Holland bezog, bezahlte es mit Geld, jene aus China aber nur mit Waaren. Zwar hatte der Hof bey den erſten Unternehmungen, in Bezug auf die Waaren, eben keinen Vortheil. Der Preis, vorzüglich des Thee's, fiel ein wenig hoch aus, es wurde überdieß prompte Bezahlung gefordert; beides verurſachte, daß die Käufer mangelten, und man die ganze Ladung mit einigem Verluſt an die Holländer überließ. Die nachfolgenden Unternehmungen, vorzüglich des Privaten: Grafen Proli, trugen 30 bis 40 pCt. Vortheil ein. Die Herabſetzung des Preiſes vom Thee in England gab überhaupt den Handel nach Oſtindien eine ungünſtige Wendung. Die Waaren (ſo damals Oeſterreich nach Oſtindien verführte, und deren Abſatz ohne Schwierigkeit geſchah), waren Eiſen, Kupfer, Queckſilber, und alle Gattungen von Stahlarbeiten, böhmiſche Gläſer, die vorzüglich in China hochgeſchätzt werden, Spiegel, Glas, Cattun, Leinwand, Zwirn, Spitzen, mittelmäßige Tücher, Wachs und ſogenannte Nürnbergerwaaren. Die Waaren, ſo hingegen Oeſterreich aus Oſtindien bezog, beſtanden in: vortrefflichen Seidenwaaren, roher Seide, Porzellain, Baumwolle, Ambra-Zibeth, Opium, Bezoar, allerley koſtbarem Gewürz, Fieberrinde, wohlriechendem Holz, vortrefflichen Früchten, ſeltenen Gewächſen, Aloe- oder Adler- auch Kalambaholz genannt, Goldſtaub, Elephantenzähnen, Löwen- und Tiegerhäuten und Thee.

Ohne mich in ein Detail einzulaſſen, welche von dieſen Waaren, die Oeſterreich in den Jahren 1776—1786 aus Oſtindien und reſpective China bezog, auch jetzt noch mit Vortheil im Handelsverkehr von daher zu beziehen wären, glaube ich jedoch die im Eingange geſtellte Frage: ob wirklich die mit Ende Juli l. J. von Trieſt aus Statt findende Abſendung von Queckſilber nach China, die erſte Handelsſpeculation ſey, welche von Oeſterreich nach dieſem Lande gemacht wird? — dahin gelöſt zu haben: daß eine ſolche Handelsſpeculation ſchon von Oeſterreich vor 44 Jahren eingeleitet wurde, und durch 10 Jahre auch als Handelsverbindung im vollen Glanze beſtand, bis Umſtände, deren Erörterung hier zu weitläufig wäre, deren Auflöſung herbeyführten. Unſerm allverehrten Monarchen, Kaiſer Franz verdanken wir nun auch die Wieder-Eröffnung dieſer Handelsverbindung.

A. Rittig von Flammenſtern,
k. k. A. H.

Hr. Alexander von Humboldt las unlängſt in der Königl. Academie der Wiſſenſchaften zu Paris, eine Abhandlung über die Verſtärkung des Schalls zur Nachtzeit, vor. Es gibt Naturerſcheinungen (ſagt der geiſtvolle Naturforſcher unter Andern) die beſtimmten Meſſungen und directen Verſuchen unterworfen werden können, während andere, durch fremdartige Verhältniſſe gewiſſermaßen verhüllt und gleichzeitig durch mancherlei ſtörende Urſachen modificirt, mittelſt Folgerungen und Analogie nur erklärt werden mögen. Beiſpiele der erſten Claſſe von Erſcheinungen ſind die vom Pole nach den Aequator abnehmende Stärke der magnetiſchen Kräfte: die Biegung der leuchtenden Strahlen, welche die Lichtſpiegelung erzeugen; die Wechſel der Lufttemperatur; die Beſchaffenheit ihrer Harz- oder Glas-Electricität in den mehr und minder vom Boden entfernten Schichten. Die zweite Claſſe von Erſcheinungen begreift alles, was auf die ungeſunden Eigenſchaften der Atmoſphäre Bezug hat; was in den höchſten und unzugänglichſten Luftregionen vorgeht; die Bildung der Wolken und des Hagels; die Andauer der Dunſtbläschen bey einem Wärmegrad unter Null; das Rollen des Donners; die Zunahme der Elaſticität, die als eine Folge der Wärme-Entwicklung erſcheint, welche die Fortpflanzung des Schalls begleitet und eine Wirkung des Luftdrucks iſt. Ehe die Naturphiloſophie die ſtrenge Methode befolgte, welcher man die großen Entdeckungen des abgefloſſenen Jahrhunderts verdankt, fiel alles, was nicht genauen und unmittelbaren Meſſungen unterworfen werden konnte, ins Gebieth der ſchwankendſten und gewagteſten Hypotheſen. Man dachte damals nicht daran, daß durch eine ſorgfältige Würdigung jeder einzelnen ſtörenden Urſache, durch Abſonderung der Ergebniſſe fremdartiger Umſtände in den ſich verwickelt darſtellenden Erſcheinungen, es auf dem Wege der Ausſcheidung möglich wird, vom Bekannten zum Unbekannten vorzuſchreiten, und die Naturgeſetze darzuſtellen, theils mittelſt Erwägungen, welche die mathematiſche Analyſe darbietet, theils nach Analogie directer Verſuche und Meſſungen.

Aus den uns zugekommenen jüngſten Stücken der Bibliographie de la France, nähmlich 24 — 26 *) führen wir hier, ſo weit es der Raum geſtattet, einige Neuigkeiten an. Von den Oeuvres de Laharpe ſind der 10. und 11. Band (12 Fr.), von deſſen Abregé de l'hist. géner. des voyages, neue Auflage, der 5. — 8. Theil ausgegeben (ord. 24, Velin 48 Fr. Subſcript.) — Das Dictionnaire des sciences médicales iſt bis zum 41. Band vorgerückt; er enthält Poit-Poum. — Zugleich erſchien hierzu der erſte Band einer Biographie medicale (A — Aran). — Courcelles hat ein Dictionnaire univ. de la noblesse de France in zwei Bänden heraus gegeben. — Labordes Monumens de la France ſind bis zur 10. Lief. fortgeſetzt (18 Fr.) — Den vielen Verehrern der Frau v. Staël hat Couſin d'Avalon ein angenehmes Geſchenk gebracht mit: Staëliana, ou recueil d'anecdotes, bons-mots, maximes, pensées et reflexions etc. **) (1 Fr. 50 Cent.) — Von den für Länder- und Völkerkunde ſo merkwürdigen Lettres des missions étrangères, neue Auflage mit 50 Kupf., haben der 9. — 14. Band die Preſſe verlaſſen. — Chaumetons ꝛc. flore du dict. des sciences medic. wird mit dem ſiebenten Band nunmehr geſchloſſen. — Von Abel Remuſat ſind heraus gekommen: Mémoires et anecdotes sur la dynastie régnante des Djogouns; souverains du Japon; Kupferſtiche dazu hat Titſingh geliefert (ſchwarz 8, color. 12 Fr.) — A. Jay, E. Jouy, J. Norvins und andere ruhmbekannte Gelehrte, bearbeiten eine Biographie nouvelle des contemporains, ou dict. hist. et rais. de tous les hommes qui, depuis la revol. fr. ont acquis de la célébrite etc. Es iſt einſtweilen der Proſpectus erſchienen. Das Werk wird acht Bände haben, und mit 250 Porträten geziert ſeyn. Alle zwei Monate, vom Sept. an, kommt ein Band (Subſcr. 9, ſonſtiger Preis 12 Fr.) — Bitaubés Homer erlebte eine neue Auflage in acht Theilen; (merkwürdig iſt doch, daß dieſer Claſſiker ſeit Bitaubé keinen noch beſſern Ueberſetzer gefunden.) — Riſſo's histoire nat. des orangers iſt mit der 18. Lief. fortgeſtecht (16 Kr.) — Die Mémoires de la société roy. d'Arras pour l'encouragement des ſciences etc. ſind es mit 1.—5. Lief. (12 Lief. 10 Kr.) — Von den Oeuvres compl. de Mme. de Staël ſind der 11. und 12. Band erſchienen (12 Kr.) — Forey's Agriculturſyſtem, herausgegeben von Rigby iſt (nach dem engl. Original) mit Vermehrungen, Kupf. ꝛc. von Molard überſetzt worden. — Einen neuen »Temple de la gloire« haben ſich die Franzoſen von dem General A. Jubé, Baron de la Pérelle, erbauen laſſen. Die erſte Abth. enthält: Revolution, republique, erſte Lief. (12 Kr.) — u. ſ. w. Schließlich wollen wir noch einige poſſierliche Proben der franzöſ. Correctheit im Deutſchen herſetzen, an denen es faſt in keiner Nr. dieſer Bibliographie fehlt. Unter den Livres allemands kommt vor: Die letzten stunten seiner Konigl. Hoheit des Herzogs von Berry etc.; ferner Blüthen dem bluchenden alter gewidmet etc. Dergleichen Dinge muß man wohl rügen, wenn ſie in einem bibliographiſchen Werke vorkommen ꝛc. — Beſtellungen auf dieſe Artikel nehmen hier die H. H. Gerold, Schalbacher und Schaumburg an. Die Preiſe können wir nur herſetzen, wo wir ſie angegeben fanden. Sie gelten, bekannter Maßen, nur für Paris ſelbſt; Frachten, Mauthen ꝛc. bedingen im Ausland billig eine gewiſſe Erhöhung.

---

*) Aus 20 — 23 haben wir in Nr 72 unſers Blattes Auszüge geliefert.

**) Noch vor dem Druck dieſer Schrift haben wir daraus in Nr. 66 mehrere Gedanken dieſer geiſtvollen Frau mitgetheilt.

Gſr.

Das brittiſche Oberhaus zählt, im Jahre 1820, 370 Mitglieder; da aber von dieſen 10 minderjährig ſind, ſo haben eigentlich nur 360 Sitz und Stimme darin. Das Einkommen von 12 aus dieſer Zahl wird auf 50,000 Pfund geſchätzt; aber nur 8 zeigen ſich als die Beſchützer der Künſte und Literatur. Die Familien von 37 Law-Poirs haben ihren Adel der Hofgunſt zu verdanken, 16 ſtiegen zu dieſer Würde als Staatsmänner oder Politiker, 5 als Seeleute, und 16 durch ihr ausgezeichnetes Betragen im Heere, und 18 aus dem Rechtsſtande empor. Von den erblichen Pairſchaften wurden nicht weniger als 136 ſeit der Thronbeſteigung Georg III. in den Adelſtand erhoben, und 194 wurden während dieſer Zeitfriſt entweder neugebildet oder zu höherem Range befördert.

In München iſt erſchienen: F. W. Sieber, über die Begründung der Radicalcur ausgebrochener Waſſerſcheu. Die ſchrecklichſte aller Geißeln des Menſchengeſchlechts, die Waſſerſcheu, hat endlich ihr Ziel gefunden. Was Boerhave ſchon ahnete, »daß die Entdeckung eines Gegengiftes einſt möglich werden könne,« dieſe Vermuthung des großen Mannes iſt in Erfüllung gegangen. Was Jenner für die Pocken, iſt Hr. Sieber, ein Böhme, für die fürchterliche Krankheit die Waſſerſcheu. Der Orient, der uns ſtets Fundgrube bleiben wird, gab ihm auf ſeinen Reiſen das Mittel an die Hand, das Jahrhunderte lang der Gegenſtand vergeblichen Forſchens war. Wer wird nicht über die unerklärbaren Fügungen der Vorſicht ſtaunen, daß ſie uns erſt ſo ſpät mit einem uns ſo nahe liegenden, leicht zu erreichenden, höchſt unbedeutenden Gegenſtande, einem ſo entſetzlichen Uebel gründlich abhelfen zu können, bekannt macht? Daß dieſe Schrift ſowohl für Aerzte als Nichtärzte vom höchſten und allgemeinſten Intereſſe ſeyn muß, bedarf keiner Erinnerung.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl. Gräffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 10 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

90.

(Wien, Samſtag, den 29. Juli.)

Aus P. A. Budicks Aehrenleſe.

Herr P. A. Budick hat in dem Converſationblatte Nr. 58 ſeinen Entſchluß, eine Aehrenleſe aus lateiniſchen Dichtern des 16., 17. und 18. Jahrhunderts in freien Nachbildungen herauszugeben, nebſt Proben bekannt gemacht. Sein Entſchluß iſt zur Reiſe gediehen, und die Redaction macht ſich das Vergnügen, dieſes nebſt abermaligen Proben den Freunden der Muſen mitzutheilen.

An Rondins Mutter *).

Traurig ſtand an dem Sarge des Sohns die zärtliche Mutter
  Tief mit ſchweigendem Ernſt barg ſie den nagenden Schmerz;
„Sterblich bin ich,“ ſo klagt ſie, „gebahr nur der Sterblichen *Einen*,
  „Und hielt immer darauf mich, da er lebte, gefaßt.“
Mutter! du irrſt, unſterblich iſt *er*, unſterblich ihr *Beyde*,
  Er in den Tönen des Lieds, *Du* in dem Ruhme des Sohns.

Valent. Grevius.

So ereilte der Tod auch dich pannoniſcher Sänger!
  Nehmt ihn Schatten zu euch in den elyſiſchen Hain.
Freut euch, ein neuer Orpheus ſteigt in die Halle der Todten,
  Laß't ihm die Lyra, ſie tönt ſüß auch im Thale der Nacht.
Von der Schulter des *Siſyphus* fällt der laſtende Felsſtein,
  Und des *Tantalus* Durſt ſtillet der neidiſche Strom.
Auch dein Rad, *Ixion*! es bricht, — auch der hungrige Geyer
  Iſt geſättigt, und nagt nimmer an *Titius* Bruſt.
Fliegt ihr Schatten! entgegen dem Mann mit goldenen Blumen,
  Oeffnet die Pforten — *er* bringt ſelige Tage zu euch.

Auf die Státue der Medea

Träum' ich? lebet das Bild? — Es rollet die flammenden Augen,
  Und von dem furchtbaren Haupt ziſchen die Schlangen herab! —

---

*) *Rondin* (*Natalis*) Canonicus im Vatican, machte ſich durch ſeine Gedichte in der literariſchen Welt rühmlich bekannt; er ſtarb den 2. Sept. 1657 im 29. Jahre.

O ſo ähnlich iſt ſich der Furie gräßliches Antlitz
Daß ſie plötzlich zu Stein ward — wie ſie ſelber ſich ſah.

Der Triumphwagen des Auguſtus.

Phöbus! was ſiehſt du ſo ſcheu den donnernden Wagen des Cäſar?
Iſt dein Flammengeſpann dieſem an Glanze nicht gleich? —

Virgilius.

Ilions ſtürzende Burg trugſt du an das Ufer der Tiber,
Trag' in der Belgier Land, Maro! dein herrliches Rom.

Victoria.

Stürmiſch wogte die Schlachte, bang harrten die Völker des Ausgangs
Roma! dein ſiegend Panier neigt ſich dem Muthe des Feinds! —
Sieh! da zerſchmettert der Blitz der Siegesgöttin die Flügel,
Daß an die Mauern Roms ewig ſie bleibe gebannt.

Rom.

Rieſenwerke der ſchaffenden Kunſt, ſtolzragende Hügel!
Ihr noch ſtehet — indeß wechſelnd Jahrhunderte ziehn? —
Siegesbogen, ſo kühn aus pariſchem Marmor gethürmet,
Hebt ihr jetzt noch das Haupt trotzig zu Sternen empor? —
Pyramiden, in Wolken gehüllt, und die Halle der Götter,
Werth, im Himmel zu ſteh'n,
Dein, ſo lange du noch in den Trümmern wirſt bleiben o Roma!
Laſſe die Werke der Kunſt ſinken — ſie zeugen für dich.
Auch die Trümmer bezeugen ſie noch die Größe der Vorwelt,
Und die greiſende Zeit wehet nur machtlos ſie an.
Nie erſtarret der Strom der Geſchichte — die Wiege der Helden,
Wo er ſich brauſend bewegt, ſpricht er »unſterblich iſt Rom.«

Molza's *) letzter Abend.

Molza's Lyra erklang, mit ſchmerzlich-horchender Seele,
Hing die Parze an des Sängers erbleichendem Mund.
Doch das Verhängniß geboth den finſter-gehorchenden Mächten,
Ihn zu tragen hinab in die Behauſung des Tod's.
Sieh, da nahet mit ſtrahlender Stirn' der himmliſche Phöbus
Sich dem Sänger, und ſpricht Worte des Troſtes ihm zu.
»Nicht erſchüttere dich die nahende Stunde des Todes,
»In der Bewund'rung der Welt lebeſt du herrlicher auf.
»Wohl dir! indeß dich der Schlaf mit elyſiſchen Träumen umgaukelt,
»Steht mit der Lorbeers Laub kühle beſchattet dein Bild.« —
Alſo ſpricht er, und trennt ſich ſchmerzlich — da wehet des Todes
Flügel ſchaurig — und ſanft ſchließt ſich des Sterbenden Aug'.

* * *

---

*) Molza, (Franc. Marius) einer der beſten Dichter des 16. Jahrhunderts. Er verlegte ſich mit ausharrendem Fleiße auf das Studium der lat., griechiſchen und hebräiſchen Sprache, und ſtarb in der vollſten Blüthe ſeines Lebens.

Rom, Römer und Römerinnen.

I. Character, Leben, Bildung.

(Schluß von Nr. 89.)

Dieſer innige, ununterbrochene Umgang mit der freien Natur gibt dem römiſchen Volke eben jene Freiheit und Offenheit, jene Klarheit und Nacktheit in Wort und That, die gegen die ſittliche und geſellige Herkömmlichkeit des verhüllten Nordens ſo ſchroff abſticht. Sie iſt uns beſonders im Geſpräche mit Frauen und Mädchen auffallend und Anfangs zurückſtoßend. Denn wir dürfen keinen deutſchen Maßſtab der Seelenkunde anlegen, um in Rom aufrichtige Unbefangenheit von unverſchämter Frechheit zu unterſcheiden. Die römiſche Unſchuld hat noch klare und beſtimmte Worte, wo die nordiſche erröthet, ſtammelt, die Augen niederſchlägt, verſtummt. Die Freiheit der römiſchen Unterhaltung geht ſo weit, daß oft in einem gemiſchten Kreiſe von Männern und Frauen Gegenſtände berührt werden, die bey uns nur unter Vertrauten eines Geſchlechts in Anregung kommen können. Die italieniſche Sprache begünſtigt die Nacktheit des Geſprächs, und unterſcheidet ſich in dieſer Hinſicht ſehr beſtimmt von der franzöſiſchen, deren Zweideutigkeiten viel verhüllter, freilich aber auch deſto lüſterner ſind.

Die Natur des Himmels iſt es auch, die dem Italiener ſeinen ſeligen Leichtſinn, ſeine Sorgloſigkeit und Nachläſſigkeit eingeboren hat. Der Italiener ſorgt und ſchafft nur für heute und morgen, und darin iſt er unverdroſſen, wenn auch zuweilen etwas unbehülflich. Was er erſorgt und geſchaffen, genießt er flugs am nächſten Ruhetage, und ſofort geht es wieder an die Arbeit. Krämern, Mäkeln und Hauſiren ſind die Lieblingsgeſchäfte des Volkes, das zu zünftigen Handwerken keine Ausdauer und zum Müſſiggange kein Vermögen hat. Rom und Neapel wimmeln von ſolchen Leuten, denen man keineswegs den Geiſt der Induſtrie abſprechen kann.

Es iſt wohl wahr, was Schiller ſagt, daß der Bettler an der Engels-Pforte glücklicher lebt, als wir im kalten Norden, und zwar nicht allein darum, weil er das ewig einzige Rom ſieht. Er genießt, während im Norden der Mittelſtand noch mit den Bedürfniſſen kämpft. Aber was verlangt er auch zum Genuſſe? Lebensfülle, Geſundheit und Heiterkeit gab ihm der Himmel, ſein Erwerb iſt ſeine Freude, eine Laute oder eine Pfeife, oder er reihet Roſenkränze aus bunten Beeren, oder er betet für die Seelen im Fegefeuer, und wenn der Tag einmal einträglich geweſen iſt, ſo vergißt er aller leerhändigen, die er überwunden und vielleicht bald wieder zu überwinden hat, und geht in das Puppenſpiel oder in die Oſterie. Nur zu dem Carneval legt er einige Groſchen zurück, und während die Staatskaroſſen mit den glänzenden Masken im Corſo auf- und abrollen, ſpringt er, in bunte Lappen genähet, mit Pritſche und Schellenhut durch die Gaſſen von Traſtevere und ſingt:

Godete, Giovinotti,
Spendete allegramente.
Or non si guarda niente:
E tempo di goder.

Ma quando vien Quaresima,
Mancando li danari,
Facendo gran Lunari,
Dovrete digiunar *).

Immer und ewig in Spiel und Feſt, Ohrenweide und Augenluſt, und Alles in raſchem, geſetzlichem Wechſel — ſo lebt das fröhliche Volk der Siebenhügelſtadt, und ſie die verwaiſte Staatenmutter blickt tiefſinnig aus ihren dunkeln Bogen auf das bunte Gewimmel herab.

Es ſey verſucht, eine Ueberſicht des römiſchen Luſtkalenders zu geben. Die Kirche hat ihre glänzenden Feſte darin verzeichnet und die Regierung ihre feierlichen Antritte und Abſchiede, Preiſe und Strafen, jede Jahreszeit ihre Frucht und ihr Geſchäft, ja ſelbſt der Tod muß in buntem Pompe der unerſättlichen Schauſucht dienſtbar werden. Wenn der Cavalier des Morgens an die Toilette ſeiner Dame tritt, und um ihre Befehle für den Tag bittet, ſo wird ſie ihn fragen, was es heute gebe. Dann ſagt er ſeinen Plaiſircatalog auf: zuerſt vielleicht eine muſicaliſche Meſſe in S. Ignazio, dann der gewöhnliche Spaziergang im Corſo, nach Tiſche etwa ein Ballſpiel in der Villa Borgheſe, darauf eine öffentliche Sitzung in der Academia Tiberina, ein Concert, ein Luſtſpiel; in der Nacht Converſatione oder gar Illumination zu Ehren einer neuen Cardinalswahl. Die Hauptvergnügungen wechſeln nach Jahreszeiten oder Kirchenordnungen. Das Jahr beginnt und ſchließt mit dem Weihnachtsmarkte, gleich darauf werden die Spaziergänge und Luſtfahrten im Corſo und auf dem Monte Pincio voller und glänzender als bisher, denn der Carneval iſt im Anzuge. Hat dieſer ausgetobt, ſo geben die Faſtenpredigten Gelegenheit zu heimlichen Zuſammenkünften und öffentlichen Verſammlungen, denn die Theater ſind geſchloſſen. Im März fährt und wandert man drei Sonntage hintereinander nach der Peterskirche, um die Maritozzi einſegnen zu laſſen. Dieſe gewundenen Kuchen, aus gewöhnlichem Semmelteig und mit einigen Roſinen zuſammengebacken, werden alsdann an allen Straßenecken verkauft, beſonders aber in der Nähe der Peterskirche. Es iſt Sitte und Pflicht der Männer, ihren Frauen oder Geliebten an dieſen drei Märzſonntagen einen ſolchen Kuchen zu kaufen und ihn in der Peterskirche weihen zu laſſen. Die reicheren Herren geben noch einen Schmaus dazu, der jedoch immer nur ein Maritozzo genannt wird. Gleich hinterdrein iſt die heilige Woche mit ihren Illuminationen, Proceſſionen, Geſängen und Kanonaden **) der Gegenſtand der allgemeinen Unterhaltung. Nach Oſtern werden die Schauſpielhäuſer wieder eröffnet. Am Johannistage iſt Blumenmarkt auf dem Platze S. Giovanni in Laterano. Dann ſteht der Corſo verödet, und auf dem Monte Pincio braucht nicht geſprengt zu werden: Kutſchen, Reiter und Spaziergänger ſind aus dieſem Stadtviertel wie verbannt. Bald darauf zieht die Kuppelerleuchtung der Peterskirche, und das Feuerwerk auf St. Angelo die ſchauluſtige Menge nach dem Vatican und an die Tiberufer. Am nächſtfolgenden Sonntage beginnen die Fochetti auf dem Mauſoleum des Auguſtus, und vier Wochen ſpäter die Stiergefechte und die Ueberſchwemmungen der Piazza Navonna. Im October feiert das Volk die Weinleſe am Monte Teſtaccio und die Vornehmen fahren vor der Porta pia auf und nieder, und ſteigen in den Vignen und Villen ab, um den friſchen Moſt zu prüfen.

---

*) Schlußverſe eines Volksliedes aus dem Carneval 1818.

**) Die Kanonen werden auf S. Angelo abgefeuert, während der Pabſt von der Loggia der Peterskirche herab den Segen über das Volk ausſpricht.

Es iſt ohne Zweifel zu entgegnen, daß in dieſem Wechſel der Feſte und Luſtbarkeiten keine beſondere Eigenthümlichkeit Roms vor andern großen Städten zu erkennen ſey. In Paris, Wien und London gibt es ſolcher Vergnügungen vielleicht noch eine reichere Auswahl, und die Leute werden dort nicht weniger aufgelegt ſeyn, ſie zu genießen. Aber wie man ſie genießt, darin liegt das Unterſcheidende. In Rom erſcheint die Feſtfreude als ein weſentlicher Beſtandtheil des Volkslebens und faſt ohne individuelle Willkühr, als ein Bedürfniß, das die Kirche und der Staat anerkennen und befriedigen helfen, als ein allgemeines Eigenthum, und nur ein Sonderling kann ungezwungen ſich ſeines Antheils daran begeben. Bey uns hingegen iſt faſt jedes öffentliche Feſt und Schauſpiel ein Gegenſtand des Luxus und dem Geſchmacke und dem Vermögen einzelner Claſſen und Alter angepaßt; die meiſten ſind daher Vorrechte des Reichthums geworden, und wo der Aermere mitgenießt, fühlt er ſich entweder untergeordnet, was ſeine Freude niederhält, oder die ſeltene Luſt berauſcht ihn, und er vergißt ſich und was ſein iſt, und erndtet lange Reue an kurzer Zerſtreuung. Der Römer hat einen vortrefflichen Tact im Genuſſe, hingegeben und rückſichtslos, und doch immer bewußt und anſtändig. Wir armen Nordländer! wenn wir einmal den Wein der Freude in vollen Zügen koſten, ſo ſteigt er uns in den Kopf, und wir ſchlafen oder zanken und prügeln uns. Der Römer genießt ihn mit dem täglichen Brote, und je mehr er trinkt, deſto beſſer er ihm ſchmeckt.

In Deutſchland hat das Volk, worunter der Bürger und Landmann zu verſtehen iſt, ſeit einem halben Jahrhundert angefangen, ſich der Polyhiſtorie zu befleiſſigen. Die Großſtädter hatten ſchon früher Bahn gebrochen: franzöſiſche Mamſels, Leihbibliotheken, Journalcirkel, Pädagogen und Populärphiloſophen arbeiteten wetteifernd an dieſer abſchleifenden Vervielſeitigung der Volksbildung, und die Erſcheinung des Converſations-Lexicons zeugt für die ungeſchwächte Fortdauer ſolcher philanthropiſcher Beſtrebungen.

Dem Kleinſtädter und dem Landmanne wurde nur das Faßlichſte und Gemeinnützigſte aus der neuen Volkswiſſenſchaft auf grauerem Papier und durch die dritte und vierte Hand eingegeben. Es wollte freilich Anfangs nicht ſchmecken, aber allmählig machte es die Mode ſüß. Jetzt iſt es in dem größten Theile unſres Vaterlandes dahin gediehen, vom Schornſteinfeger bis zum Brunnenräumer, daß Jung und Alt von Weltumſeglern, egyptiſchen Pyramiden, Staatsverfaſſung, Magnetismus und natürlicher Religion lieſt und ſpricht, der ſchönen Literatur gar nicht zu gedenken. Selbſt der Bauer erfährt, daß die Erde rund iſt und ſich um die Sonne dreht, daß Donner und Blitz aus electriſchen Dünſten und dergleichen entſteht, und mit unſerm Herrgott nichts zu ſchaffen hat; dazu ein wenig Geographie von Aſien und Africa, die Naturgeſchichte der Affen und Meerkatzen, und wenn er einen recht großſtädtiſchen aufgeklärten Prediger im Dorfe hat, oder ſelbſt fleißig nach der Stadt geht, ſo wird er auch bald wiſſen, daß der gehörnte Siegfried und der Till Eulenſpiegel alberne Bücher ſind. Durch dieſe wiſſenſchaftliche Noth und Hülfe zerfällt das Volk mit ſich ſelbſt; (?) es ſchämt ſich ſeines Glaubens, ſeiner Liebe und ſeines Geſchmackes. Alte Sitte und Kleidung, die Lieder und Sprüchwörter, die von Vater auf Sohn und Enkel überklingen, die Mährchen und Sagen, die mit der Milch der Amme eingeſogen werden, müſſen der eindringenden Critik weichen; kurz, die wahre Volksbildung geht verloren, um eine fremdartige, wiſſenſchaftliche Schminke.

Allgemeine Novelliſtik

Der Landdame präſumtive Antwort*). Ey ey! Wo denken Sie hin? — Sie ſehen die Sachen gar zu ſehr im Roſenlicht. Es iſt wahr, wir haben eine Menge Schriftſteller, aber wie ſteht es denn mit den Leiſtungen ſelbſt? Es iſt wieder wahr, daß die Literatur einen gewiſſen Höhepunct erreicht hat. Aber iſt er denn gar ſo glänzend, als Sie zu glauben ſcheinen? Laſſen Sie uns gerecht ſeyn! Die ſchriftſtelleriſchen Hervorbringungen ſind allerdings zahlreich und im Ganzen ausgezeichnet, indeß bleibt noch viel zu thun übrig. Das iſt mein Dafürhalten. Es geſchieht viel, aber noch iſt nicht Alles geſchehen. Sie nehmen die Kraft und den Eifer für die That; doch Alles kann nicht in Verwirklichung treten. — Es wird viel Mittelmäßiges und Schlechtes geſchrieben. Und daher iſt die gewiſſe Oppoſition ſchon recht. Sie iſt geſund. Sie iſt einerſeits auch wirklich ein Beweis für die gute Sache, wie Sie ſagen. Darin ſtimme ich Ihnen völlig bey. Alle Uebergänge haben Widerſacher. Wer keine Gegner hat, iſt ſelbſt nicht viel werth. Um das Gemeine und Mittelmäßige kümmert ſich kein Menſch. Nur das Beſſere weckt den Neid und bringt die Alletagsſeelen in Hitze. Die Unwiſſenheit, der Obſcurantismus, die Pedanterie, der Eigennutz ꝛc. haben ſich von jeher gegen Alles über ſie hinaus Ragende aufgelehnt. Darüber bin ich ganz mit Ihnen einverſtanden. Aber hier handelt es ſich mehr um die wirklichen Skeptiker, denen dieſes Vorwärtsſchreiten nicht recht einwill. Dieſe muß man bearbeiten. Um wahr zu ſeyn, muß man tadeln. Ich ſage Ihnen: tadeln, ſcharf tadeln, mit Freimuth losziehn, ja ſogar ein wenig ſchimpfen und derb ſeyn. Das Loben verdirbt das Gute, das Tadeln beſſert das Schlechte. So halte ich es mit allen, alſo auch mit vaterländiſchen Dingen. Das Erſte, wenn man es mit Andern redlich meint, iſt, ſich nicht ſelbſt zu täuſchen. Man muß, ſteht irgendwo, den Muth haben, grob zu ſeyn. Das iſt zwar kein höfliches aber ein ganz wahres Wörtlein. Schwächlinge ſind es nie, nur der Kräftige iſt es. Darauf muß man achten; es iſt das moraliſche Fauſtrecht im edleren Sinne. Aber die conventionelle Dialectik hat Alles verdorben; wir ſind Alle verſüßelt. Auf Ihren Mahler**) bin ich ſehr geſpannt. Es muß eine nervoſe, tugendhafte, ritterliche, kurz eine Oſſianiſche Natur ſeyn. Es muß Einer ſeyn, dem Herz und Pulſe ſo recht vaterländiſch aufklopfen, den's drängt und treibt für das Gute und Echte.

Ihre Umriſſe, hören Sie, von der Apathie der Zeit, ſind etwas übertrieben. Es iſt wohl Etwas daran. Aber Corporationen erheben ſich von der Abſpannung viel geſchwinder, als einzelne Individuen. Die Schnellkraft iſt bald wieder da. Ein wenig Schlummer, und man iſt wieder auf den Beinen. Lachen Sie nicht dazu, ich bitte. Es iſt eher eine Art Betäubung, als Lethargie. Glauben Sie mir, der Menſch iſt ein Inſect, die Menſchheit ein unverwüſtlicher Rieſe. Sie glauben, daß man mit Weibern meiner Art immer etwas metaphoriſch reden müſſe. Sie laſſen Sich, mein

---

*) In Beziehung auf den Brief an ſie in Nr. 84 und 85.

**) Der eine Ueberſicht der neueſten vaterländiſchen Literatur liefern wird.

Lieber, nicht immer Zeit bey Ihren Aufſätzen, das iſt Ihr Fehler. Ihr Glaube, daß das Produciren ſtark mache, reißt Sie hin. Doch das thut nichts. Sie meinen es gut.

Von der Nachdruckerei haben Sie mir zu viel und zu wenig geſagt. Ich weiß, das iſt ein kitzliches Ding. Es ſind, wie Rouſſeau vom Theater ſagt, viele Gründe dagegen, und nicht wenig dafur. Es iſt damit etwas ſchwer, in's Reine zu kommen. Herrn Schalbachers gelehrte Schrift hat mir ſehr gefallen. Der Mann iſt eingedrungen. Er iſt ein ſcharfſinniger Denker. Ich muß ihn verehren. Meines Erachtens kommen bey der Erwägung des pro und contra billiger Weiſe immer auch philoſophiſche und cameraliſtiſche Rückſichten in's Spiel.

Leben Sie wohl, und ſeyn Sie künftig immerhin aufrichtiger. Durch Uebertünchen und Aufſtutzen beſtechen Sie mich nicht, wiewohl ich ein Weibsgeſchöpf bin. Zeitungen ſchicken Sie mir weniger. Ich mag nicht mehr ſo viele leſen. Es iſt ein opiatiſcher Genuß um die Leſerei der Journale. Je mehr es deren gibt, deſto weniger werden geleſen. Man kann ſie nur durchblättern, und behält nichts davon in den Kopf, was manchmal freilich das Beſte iſt ꝛc. Ich bin und bleibe ꝛc. (Gffr.)

Hr. Joh. v. Cſaplovics, bekannt durch ſein Werk »über Slavonien und einen Theil von Croatien, 1819,« hat einen Preis von 150 fl. W. W., und zwei Acceſſit von 100 fl. und 50 fl. W.W. für die meiſten und beſten Beyträge zu ſeinem zu bearbeitenden Werk: Statiſtiſche Ethnographie des Königreichs Ungarn, beſtimmt, und ſind ihm die Beyträge nach Wien zuzumitteln.

In Stockholm wird eine ſchwediſche Ueberſetzung des Converſations-Lexicons bearbeitet. Nach frühern Bekanntmachungen iſt bereits im vor. Juni der erſte Band erſchienen. Auch eine däniſche Ueberſetzung iſt davon herausgekommen; dieſe iſt ſchon bis zum ſechsten Bande vorgerückt. Bey Thieme, in Zietphen iſt der erſte Band einer holländiſchen Ueberſetzung ausgegeben worden. Bekannter iſt, daß mit Antheil des deutſchen Verlegers Brockhaus, in Frankreich und England Vorbereitungen zu Ueberſetzungen in den Sprachen dieſer Reiche getroffen ſind. Gffe.

Es iſt eine freudige Erſcheinung, daß die bisher in den vereinigten Staaten ſo ſehr vernachläßigte deutſche Sprache jetzt dort kräftige Freunde und große Unterſtützung findet. Beſonders zeichnet ſich hierin New-York aus, und in dieſer Stadt unter andern wieder der Hr. Paſtor Friedrich Chriſtian Schäffer [*]), und der Hr. Conſul Schmidt. Unter dem Namen, Teutonic Lyceum of Literature iſt daſelbſt eine Leſeanſtalt errichtet, zu welcher die vorzüglichſten deutſchen Journale und politiſchen Zeitungen, ſo wie ältere und neuere, für das dortige Publicum berechnete Werke, mit bedeutenden Koſten aus Europa angeſchafft werden. Der erwähnte Hr. Paſtor Schäffer hat auch den Verſuch gemacht, eine eigene deutſche Zeitſchrift herauszugeben; ſie führt den Titel: Der deutſche Freund, eine Zeitſchrift zur Unterhaltung und Belehrung.

Der Königl. Preußiſche Geſandte, Hr. von Niebuhr, hat die Ergebniſſe ſeiner Forſchungen in der Vaticaniſchen Bibliothek durch den Druck bekannt gemacht, und dem heiligen Vater zugeeignet. Der Titel des Buches iſt: M. T. Ciceronis orationum pro M. Fontejo et pro C. Rabirio fragmenta. T. Livii Lib. 91 fragmentum plenius et emendatius, L. Senecae fragmenta etc. Romae 1820 et typogr. de Romanis. 114 S. in 8.

---

[*]) Von deutſchen Eltern in Nordamerika geboren.

Des Streites mit Mai iſt in der Einleitung mit muſterhafter Urbanität gedacht, und ein Latein, wie das der vorausgeſendeten Notizen, und eine Gewiſſenhaftigkeit, wie dieſe, ſind in unſern Zeiten etwas Seltenes. In Berlin iſt dieſe Schrift bey Reimer zu haben.

Vom G. Arcadico iſt das Maiheft erſchienen. Es enthält mehrere Auszüge aus ausländiſchen Zeitſchriften, aber dießmal nichts über Kunſt. Das Bedeutendſte iſt die Anzeige einer neuen vollſtändigen Ausgabe der Homilien des heil. Auguſtins durch den Benedictiner Fraja Frangipani, und eine Conjectur des Tivoleſer Antiquars Sante Viola, daß der ſogenannte Tempel des Huſtens zu Tivoli wirklich ein Tempel, und zwar des Antinous, unter Geſtalt des Belmus oder der Sonne geweſen ſey. Amati erklärt eine griechiſche zu Peſaro befindliche Grabſchrift, und erklärt zugleich das

Sedes moribunda Pisauri

durch einen Erdfall, welcher die Acropolis zerſtört haben ſoll.

Von einem angeſehenen Staatsmann, der Straßburg durch ſeine Geburt angehört (Hrn. Baron Joh. von Türkheim), iſt kürzlich bey Levrault der erſte Theil einer genealogiſchen Geſchichte des Hauſes Heſſen, von den älteſten Zeiten bis jetzt, erſchienen, Histoire généalogique de la maison de Hesse, depuis les tems les plus reculés jusqu'à nos jours, chez Levrault, Paris et Strasbourg. T. I.), das ſich von ſelbſt allen gründlichen Geſchichtsforſchern empfehlen muß.

Von den bereits in Nr. 30 des Converſationblattes angezeigten Werke über die Vögel Aſiens, Afrika's ꝛc. ꝛc. von Hahn, iſt nun die ſechste Lieferung erſchienen. Der Verfaſſer ſagt bey dieſer Gelegenheit: »Ein Wort an die Freunde der Naturgeſchichte. Mit Aufopferung meines Vermögens ſind bereits ſechs Lieferungen erſchienen. Jedermann ſieht die Wohlfeilheit ein, und doch finden ſich ſeit längerer Zeit nur äußerſt wenig neue Abnehmer. Nicht Gewinnſt, nur die Liebe zur Naturgeſchichte hat mich verleitet, dieſes Werk zu beginnen, und dieſe Liebe nur konnte es bewirken, daß ich dieſes Opfer brachte, und kaum gedeckt die Fortſetzung wagte.« — Der bemerkenswerthe Umſtand, daß faſt jedes größere deutſche naturhiſtoriſche Werk früh oder ſpät ins Stocken geräth, und wenn es am Günſtigſten kömmt, nur mit dem Schaden des Unternehmers beendigt wird, veranlaßt uns, folgende zwei Fragen zu machen: »Was ſind die Urſachen davon *), und wie wird denſelben am Zweckmäßigſten und Gemeinnützigſten (denn hierauf kömmt es vor allem an), abgeholfen?« — In London und Paris erſcheint doch eine außerordentliche Menge von ſolchen Werken, und Alles geht gut. — Die Herz und Sinn für Naturwiſſenſchaft haben, mögen antworten. —h.

Von der in Nr. 87 enthaltenen Abtheilung des Aufſatzes über Shakſpeare von Hrn. Prof. Span hat der Commentar der angeführten Stellen aus Mangel an Raum wegbleiben müſſen. Er wird jedoch mit dem eigentlichen Schluſſe des Aufſatzes bald folgen. D. Red.

---

*) Dieſe erſte Frage läßt ſich überhaupt leicht beantworten. Es kommt wohl daher, weil in Deutſchland nicht nur literariſche Werke allein von jeher ins Stocken gerathen ſind. D. Red.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Graffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 17 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Graffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

91.

(Wien, Dinstag, den 1. Auguſt.)

Briefe über Zeitſachen an einen Freund auf dem Lande.

I.

Die unerwartet gütige und ermunternde Aufnahme, welche Sie, verehrter Freund, der von einer andern Hand an Ihre treffliche Schweſter gerichteten Aeußerung ſchenkten, flüchtige Bemerkungen über das Fortſchreiten der vaterländiſchen Literatur, über die ſie begünſtigenden Umſtände, und über die ihr mit allerlei Maulwurfskünſten unterirdiſch entgegen minirenden Phariſäer, Zöllner und Publicanen, auf das geduldige Papier hinzuſchleudern, flößt mir den Muth ein, dieſen Ideen-Tauſch viel weiter auszuſpinnen, als ich im erſten Momente ſelbſt ideeirt gehabt, unſern literariſch-artiſtiſchen Blutsumlauf dadurch (jedoch nicht bis zur geringſten Fabrication) zu acceleriren, und aus dieſen Sendſchreiben, wo möglich, eine ſtehende Rubrik des Converſationblattes zu machen. — Dieſer Vorſatz iſt um ſo weniger verwegen, als die That conſtatiren wird, daß ich auf gediegene Beyträge ſachkundiger Freunde aus verſchiedenen Branchen der Literatur zuverſichtlich rechnen darf.

Die vaterländiſche Geſchichte, die heimiſche redende und bildende Kunſt (inſonderheit Dichtkunſt) und die letzte Ausſtellung an unſerer Academie der vereinigten bildenden Künſte, ſollen prädominirend der Vorwurf und Stoff meiner vertrauten Mittheilungen ſeyn.

Ihr Sinn iſt zu gerade auf das Weſentliche gerichtet, als daß ich es ſcheuen dürfte, den Bau unſerer geſchichtlichen Literatur, welche ſeit etwa 15 Jahren ein ſo ganz und gar verändertes Anſehen gewonnen hat, von den Fundamenten an zu durchgehen. — Dafür wird ſich ein anderer Brief dem widmen, was ſeit jenem Wendepunct in der Geſchichts-Schreibung, wie dieſer was Tag für Tag in der Geſchichts-Forſchung geleiſtet wird. Ein dritter Brief ſoll dem neu geknüpften Bande zwiſchen Forſchen und Wiſſen, Kenntniß und Geſchmack in dieſem ſo importanten Literaturzweige zwiſchen Hiſtorie und Poeſie, zwiſchen Hiſtorie und bildender Kunſt ſich weihen, wo freilich noch gar viele pia desideria erübrigen. — Ich ſchreibe Ihnen alſo heute vom geſchichtlichen Quellenſtudium, und Sie müſſen es ſich nicht verdrießen laſſen, mir der Reihe nach zuvörderſt durch die vorzüglichſten öſterreichiſchen Abteyen zu folgen. Ich will es verſuchen, den rein gelehrten und etwas trockenen Gegenſtand durch kein anderes arcanum duplicatum, als durch ſeine Wichtigkeit ſelbſt, und durch die wucheriſch rentirenden Folgen, die er haben wird und haben muß, möglichſt zu populariſiren; und dieſe kleine Reiſe wird doch auch eine pittoreske genannt werden können.

Es iſt nicht zu läugnen, daß im Verlaufe des letzten Decenniums unſere Abteyen recht eifrig durch die That daran erinnerten, wozu dieſe Inſtitute altritterlicher Freigebigkeit und frommer Selbſtverläugnung ſchon oftmals gedient haben, und wie ſehr ihnen Nationalbildung und Erziehung in den verſchiedenen Zeiten allgemeiner Gährung der Ideen und ſteigender Verwilderung durch lange Kriege oder revolutionären Umſturz, verſchuldet geworden ſeyen?! — Jeder Gebildete weiß, was ſie unter Carl VI. und Maria Thereſia leiſteten. Der Stillſtand der Joſephiniſchen Epoche und der nächſt darauf gefolgten Jahre auswärtiger Drangſale kann Niemand befremden. Ihr jetziges kräftiges Wiedererſtehen berechtiget zu ſchönen Erwartungen.

Die älteſte dieſer Abteyen (ihrem erſten Urſprunge nach noch eine Schöpfung unſeres Landesapoſtels Severin, und von dem römiſchen Hauptmann, der heldenmüthig für den Glauben in den Fluthen der Enns hier den Tod gelitten) St. Florian genannt, iſt unſtreitig auch in wiſſenſchaftlichem Streben die erſte. — Sie iſt eben ſo gut eine Academie als ein Kloſter, durch einen unvergleichlichen Bücherſaal, durch mehrere ausgezeichnete Gelehrte, durch eine treffliche Pflanzſchule junger Leute, und durch ein wahrhaft väterliches Hirtenamt für Cultur des Bodens und der Gemüther in ihren zahlreichen Pfarrbezirken. — Wenn der Bibliothekar, Carl Eduard Klein, allerdings gleich im Stande wäre, den Bücherſchätzen von Wien und Göttingen tüchtig vorzuſtehen, ſo hat St. Florian für das geſchichtliche Quellenſtudium unter den übrigen Abteyen unſtreitig den erſten Mann an dem Chorherrn Franz Kurz, einen eben ſo tactfeſten Critiker, als in Rath und That hilfreichen Landwirth, liebenswürdigen Geſellſchafter und Tonkünſtler, und vormals eifrigen Numismatiker. Mit der Geſchichte des Bauernkrieges unter Stephan Fadinger, Wiellinger und Laimbauer, fing er vor 14 Jahren rühmlich an, und gab zeither eine ganze Reihe von Bänden, darin die älteſte Geſchichte ſeines Stiftes, der Chriſtianiſirung Oeſterreichs und der hunniſchen Verwüſtungen (mit den Diplomen von Grafen Gleink, Waldhauſen, Baumgartenberg ꝛc.) des in dem unſeligen Bruderzwiſt zwiſchen Rudolph II. und Mathias übelberüchtigten Paßauer Kriegsvolkes, — die Geſchichte der Landwehre in Oeſterreich, und des wahrhaft nationalen und unvergeßlichen Kampfes von 1819. — Doch es war ein noch größeres Verdienſt dem trefflichen Manne gegönnt. — Hofrath Schrötter und der Piariſt Adrian Rauch haben ihre (die bis jetzt beſte) Geſchichte Oeſterreichs, durch die Epoche der Babenberger bis auf die Habsburger geführt. Wo ſie den Faden fallen ließen, hat Kurz ihn aufgenommen, und unverdroſſen fortgeführt, bis auf den Uebergang des Mittelalters in die neuere Zeit und in die jetzige Geſtaltung der europäiſchen Welt unter Max I. — Das letzte in dieſem wichtigen Cyklus, jenes trübſelige halbe Jahrhundert hat Friedrichs IV. hat Kurz (1812) zuerſt geliefert, dann ging er zum andern Ende über. Wo, wie geſagt, Schrötter und Rauch und Lambachers Interregnum endigten, beginnt ſein »Oeſterreich unter den Königen Ottokar und Albrecht« (1816). — Darauf folgten 1818—1819 Oeſterreich unter Friedrich dem Schönen und unter Albrecht dem Lahmen. Einen reichen Schatz der wichtigſten, bisher noch ganz unbekannten Urkunden, hat er in dieſen Bänden herausgegeben; und welchen unerſchöpflichen Born ſcharfſinniger Bemerkungen und höchſt anziehender Sittenzüge zur überflüſſigen Nachleſe für Andere, erprobten mehrere Compilationen zum Theile von geringem Werth.

Alle dieſe Arbeiten hatte nur des Herrn Miniſters Fürſten von Metternich edle Liberalität aus den Schätzen des Staats-Archives möglich gemacht. — Unzählige Berichtigungen eingewurzelter häufig höchſt ehrenrühriger Irrthümer, und eine Menge neuer und wichtiger Anſichten führen wohl die belohnendſte Argumentation, welche heilſamen Folgen für die Rettung lange verſchwiegener, lange unterdrückter Wahrheiten, ſolche Eröffnung der Quellen für Mit- und Nachwelt haben könne und haben müſſe!! — Mehrere Umſtände brachten einige Stockung in dieſe planvolle Unterſtützung, und ſchon ſchien es einen Augenblick ungewiß, ob Kurz bey ſeiner immer wankenden Geſundheit, im Stande ſeyn werde, ſein ruhmvolles Beginnen auch durch ein gleiches Ende zu krönen, als das lebhafte Intereſſe des Grafen Saurau, Miniſters des Innern, die Möglichkeit beſchleunigte, die Geſchichte des kühnen und genialiſchen Rudolph IV. gleichfalls zum Drucke zu fertigen mit einem Sittengemählde ſeiner Zeit, wie ſchwerlich irgend eine andere deutſche Provinz, ein gleiches aufzuweiſen hat. — Des Chorherrn Kurz furchtloſe und dennoch ſtets beſcheidene, nur allein von der Magnetnadel hiſtoriſcher Treue gerichtete Unpartheilichkeit iſt eines der ſchönſten Blätter in ſeinem wohlerworbenen Kranze. Möge ihn uns der Himmel nur noch recht lange erhalten, und ihm unter andern verſtatten, ſeine diplomatiſch-antiquariſchen Reiſen im Lande ob der Enns und im ſüdweſtlichen Böhmen mit unverringerter Thätigkeit fortzuſetzen!

Das für die Erziehung und Bildung der Jugend ſo thätige, ſeines großen Aſtronomen Placidus Fixlmillner noch immer würdige Kremsmünſter, von Schultes in ſeiner gewöhnlichen Laune unwürdig geſchmäht, hat, durch Rettenpachen, Pachmayr und den kürzlich verſtorbenen Gabriel Straſſer für das geſchichtliche Quellenſtudium unſtreitig das Seinige geleiſtet: aber noch mehr iſt zu erwarten von der lebendigen Thätigkeit des Profeſſors der Geſchichte, Ulrich Hartenſchneider. — Möchte der verdiente Mann ſich erinnern, daß eine neue, mit geographiſchen und genealogiſchen Noten bereicherte Ausgabe der längſt zur Seltenheit gewordenen und für die Zeit der Carolinger äußerſt wichtigen Chronik von Monſee (chron. lunaelacense) zu den dringendſten Bedürfniſſen gehört.

Außer wenigen Bruchſtücken in der öſterreichiſchen Scriptorei des berühmten Mölker-Benedictiners Hieronymus Pez, haben wir von den Benedictiner-Stiftern Seitenſtetten und Altenburg gar nichts aufzuweiſen. Für erſteres brachte einiges Licht in dieſes Dunkel der 1798 verſtorbene Joſeph Schankegl, der über das römiſche Oeſterreich und über ſein Mittelalter gute Sammlungen und mühevolle Ausarbeitungen hinterlaſſen hat. Freilich ſieht man darin (wie der unter dem bekannten Titel: Ager billunganus gedruckte Theil beweiſet) den Wald vor lauter Bäumen nicht. Dennoch ſind ſie als Vorarbeit überaus ſchätzbar, zumal wenn ein ſo rühmlicher Eifer dem gelehrten Publicum unbekannte und unbenützte Schätze zu ſpenden, und ſeinem (auch für die Erziehung unverdroſſen wirkenden) Stifte endlich die gebührende Stelle zu erringen, hervortritt, wie in dem jetzigen Herrn Abte Columban. Wir dürfen nächſtens eine Geſchichte von Seitenſtätten, mit einer äußerſt bedeutenden Mantiſſe von Diplomen aus der Feder des unermüdeten und wohlunterrichteten P. Pius Pfeiffer erwarten. Sie wird mehrfache Streitpuncte über die wechſelſeitige Berührung und Gränzmarken der Babenberger und der ſteyriſchen Ottokare von ſelbſt löſen, und dadurch der Preisfrage des durchlauchtigſten Erzherzogs Johann über Inneröſterreichs Geographie und Hiſtorie im Mittelalter am beſten in die Hand arbeiten. — Ein höchſt merkwürdiges Ueberbleibſel unferne Seitenſtetten erwartet ebenfalls noch nähere Beleuchtung, ein dem Hauptbrückenkopf an der Donau angehöriges Caſtell und Seiten-Sperrpunct an der Url, bey Oehling, einſt ad murum, und jetzt noch »auf der Mauer« genannt, mit einem über die Felder hin unverkennbaren Stück römiſcher Heerſtraße. einem alten großen Wall, unterirdiſchen Gängen, tiefem ſehr feſten Keller. Noch heißt das bedeutendſte Bauernhaus »die Burg.« Die vielen großen Ziegel führen überall (wie jene einzigen von Vindobona Fabiana) das Zeichen der Station A. MVR. — Der noch erkennbare Begräbnißplatz gab viele Särge, Aſchenkrüge, Geräthſchaften, auch einen Grabſtein mit Inſchrift, und viele hundert Münzen aus den Tagen der römiſchen Republik bis herab auf Conſtantin den Großen, darunter eine äußerſt ſeltene (nur noch in Paris und Gotha befindlich) ſchöne Goldmünze von Sept. Clod. Albinus im Beſitze von Schaukegls ehrwürdigen Freund P. Wolfgang.

Ein allzufrüher Tod entriß den Abt Anton Reyberger von Mölk (ein Vierteljahrhundert hindurch einer der geiſtreichſten und freimüthigſten Lehrer der Wiener Hochſchule) bedeutenden Hoffnungen für Entdeckung und Ausgabe alterthümlicher Quellen. Eingedenk, daß die zwei großen Brüder Hieronymus und Bernard Pez (Freunde Eugens, Zinzendorfs und Leibnitzens), daß Philibert Huber, Kropf und Schramb aus ſeinem Stifte hervorgegangen, hatte er die Grundzüge eines förmlichen hiſtoriſchen Vereins zwiſchen den öſterreichiſchen Abteyen entworfen, etwa wie ein ſolcher einſt unter den baieriſchen Benedictinern beſtand, zu großem Nutzen der Monumenta Boica und der Münchner academiſchen Abhandlungen. — Der eifrigſte Theilnehmer jenes Entwurfes war der damalige Abt von Lilienfeld, Ladislav Pyerker, nachmals Biſchof von Zips, nun Patriarch zu Venedig. Ihm danken wir die Herausgabe des Nachlaſſes der Lilienfelder Jahrbücher Chryſoſtomus Hanthalers. Die Wiener Jahrbücher der Literatur (IX. 203) haben die ganze Wichtigkeit dieſer Gabe auseinander geſetzt. — Mölk hat noch archivariſche Schätze, um für die Vaterlandsgeſchichte Großes zu thun, und wer dürfte am Willen zweifeln? — Uns wundert, daß die Anfrage des trefflichen Baron Mednyanſky (Nr. 111, Sept. 1819 im Archiv für Geographie, Geſchichte ꝛc.) über nach Mölk geflüchtete Urkunden der uralten ungariſchen Abtey auf dem Berge Zobor bey Neutra, noch keine Beantwortung gefunden hat? — Am eheſten dürfte der Linzer Domdechant Gregor Mayer, ein Benedictiner in Mölk, hierüber approximativen Aufſchluß ertheilen können.

Göttweih hat unter Carl VI. und Thereſia, durch zwei große Aebte, Gottfried Beſſel und Magnus Klein, geſetzgebenden Rang in der Diplomatik und der Staatsverfaſſung des Mittelalters errungen; das Chronicon Gotvicense glänzt neben Mabillons Hauptwerk. — Möchten doch des Abtes Magnus zerſtreute Blätter nicht ein Raub der Sorgloſigkeit oder eines ungeſchickten Diebes geworden ſeyn, an dem ſich das Geſchick des Arlequins wiederholte, dem es gelang, mit vieler Pfiffigkeit einen Brief zu ſtehlen, und hintennach erſt einfiel, daß er nicht leſen könne! — Nicht einmal der für die mittlere Geographie äußerſt wichtige Stiftsbrief und das Saalbuch (Codex traditionum) geſchweige ſo viele andere Schätze von Göttweih ſind gedruckt. — Aber hier wohnt Wille und Vermögen, ein Gutes, ja ein Beſtes zu liefern, ſowohl in dem Herrn Abte Altmann (lange einem ausgezeichneten Lehrer des Bibelſtudiums in Linz und in Wien), und in dem Kämmerer Friedrich Blumberger. Dieſer hat ſich ſchon durch ſeine im Archiv für Geographie, Hiſtorie ꝛc. abgedruckten Forſchungen über die ſteyermärkiſchen Ottokare, und über das kärnthneriſche Geſchlecht der Märzthaler als einen der ſcharfſinnigſten Critiker bewährt. Möchten nur die laufenden Geſchäfte dieſem ausgezeichneten Manne die erforderliche Muße vergönnen, an ſein Lieblingswerk einer älteren Kirchengeſchichte Oeſterreichs fortgeſetzt Hand anzulegen!

Weit mehr verſchont von Kriegesſchrecken und Elementar-Unfällen, welche in andern Stiften unerſetzliche Schätze zerſtörten, bewahrt Zwettel noch eine reiche Fundgrube unerwarteter Entdeckungen. Links engherzige und furchtſame Auszüge haben das Verlangen nach denſelben wohl nur angefacht, keineswegs aber geſtillt. Das ſchöne Talent des dortigen Capitularen, Johann Fraſt, den ſein Hr. Abt, Bertold, nun vorzugsweiſe dem Archive geweiht hat, erprobte ſich bereits durch ſeine ausgezeichneten Arbeiten über die Häuſer Kuenring, Thurzo und Meiſſau, und über eine Reim-Chronik ſeines Stiftes. — Das Saalbuch und die berühmte, ſchon von dem archivaliſchen Spieß bewunderte Bärenhaut, die Zeiten Ladislavs Poſthumus, die Umgegend von Weitra, der Nachlaß des aufgehobenen Nonnenkloſters St. Bernard, bey Horn, würden hinreichen, den unermüdeten und verſtändigen Mann eine Reihe von Jahren hindurch angeſtrengt zu beſchäftigen, und es läßt ſich hiervon zuverläſſig die größte Ausbeute erwarten. — Ihm nahe lebt in anſpruchloſer Verborgenheit einer der ſolideſten archäologiſchen Forſcher, Hieronymus Alram, Prämonſtratenſer zu Geras und Pfarrer zu Blumau, deſſen Fleiß wirklich in Erſtaunen ſetzt, da er in mehreren Foliobänden lehrreiche Jahrbücher von Geras und Pernek, und ein vortreffliches Gloſſar zur Verſtändigung der Urkunden aus dem öſterreichiſchen Mittelalter zuſammen getragen hat.

Denſelben Wunſch und dieſelbe Hoffnung, welche wir bey Altenburg ausdrückten, können wir auch hinſichtlich heil. Kreuz nicht bergen, deſſen

Archiv in Peſth nur höchſt unvollſtändig angeregt, und für die mittlere Epoche der Babenbergiſchen Heldenzeit doch ſo wichtig iſt.

Leopolds des Heiligen Lieblingsſtiftung an der Stätte des wiedergefundenen Schleiers und ſein Grab, Kloſter-Neuburg, hat ſeine Schuld an die vaterländiſche Vorwelt bereits 1814 ruhmvoll gelöſet durch des Hrn. Chorherrn Maximilian Fiſcher: »Merkwürdige Schickſale dieſes Stiftes und der Stadt,« mit beynahe 400 wichtigen Beylagen. Aber damit nicht begnügt, forſcht der unermüdete Mann immer noch weiter in dem wohlgefüllten Schacht des dortigen Büchersaales und Archives. — Der Chorherr Jacob Ruttenſtock verfolgt mit großer Vollendung die Erforderniſſe ſeines ſchönen Lehramtes an der Wiener hohen Schule der Kirchengeſchichte, und Alois Schützenberger iſt thätiger Mitarbeiter und Mitherausgeber der kirchlichen Topographie Oeſterreichs durch Herrn Hofcaplan Darnaut entworfen und durchgeführt, und aus Bergenſtamms Sammlungen weſentlich bereichert.

Hier iſt zwar nur zunächſt von öſterreichiſchen Prälaturen die Rede, und dieſer Artikel erhält noch manche Fortſetzung und Vervollſtändigung. Aber dennoch können wir den Wunſch nicht unterdrücken, daß des wackern Tyrolers Albert Muchar, Capitularen und Rentmeiſters von Admont, urkundliche Geſchichte desſelben endlich im Druck erſcheinen möge, was bisher ſeines Stiftes drangvolle Umſtände verhinderten. — Die gegenwärtige Adminiſtration Admonts durch den in jeder Hinſicht vortrefflichen Herrn Abt von Rain läßt mich hiefür das Erſprießlichſte hoffen.

J**r.

Die goldenen Locken.

Mädchen mit den goldnen Locken!
Mädchen mit dem goldnen Haar,
Oder iſt es wohl von Seiden,
Oder iſt's von Beiden gar?
Nenn' ich's goldgediegne Seide?
Nenn' ich's ſeidenfeines Gold?
Und welch zierlich Elfenhändchen
Hat die Locken dir gerollt?

Mädchen mit den goldnen Locken!
Und an jeder hängt ein Herz,
Hier ein altes, da ein junges,
Hier mit Luſt, und da mit Schmerz.
Und das meine, ja das meine —
Iſt kein einzig Löckchen leer?
Mädchen mit den goldnen Locken,
Dichterherzen ſind nicht ſchwer!

Mädchen mit den goldnen Locken,
Mädchen mit dem goldnen Haar.

Herz an Herz ein ſtilles Plätzchen,
Eins iſt Eins und zwei ein Paar!
Löſe deine goldnen Locken,
Alle Herzen fallen aus,
Und nur eines, und nur meines,
Mädchen nimmſt du mit nach Haus.

Wilhelm Müller *).

Ontologiſche Neuigkeiten **). Von A. Rittig v. Flammenſtern. XIV.

Der hieſige bürgerliche Schmiedemeiſter Caspar Arnold, ein Mann von vielem Talente, hat einen mechaniſchen Wagen — um ohne Pferde zu fahren — verfertiget, der in Hinſicht der Genialität der Ausführung, Eleganz der äußern Form — ein Pirutſch auf zwei Perſonen — der Bequemlichkeit, ſo wie des möglichſt vereinfachten Wagengeſtelles, dann der ſinnreichen Vorrichtung um ungehindert mit Leichtigkeit die nöthigen Wendungen zu machen, Alles übertrifft, was man bis jetzt an ſolchen mechaniſchen Wägen zu ſehen gewohnt war. Ein Mann der rückwärts aufſteht, nämlich der die beiden Hebebäume, welche den auf der hintern Achſe angebrachten Mechanismus in Bewegung ſetzen, mit ſeinen Füßen tritt, und hiezu keiner beſondern Kraftäußerung, als jener ſeiner natürlichen Schwere bedarf, bringt hierdurch den Wagen in ſolch ſchnellen Lauf, der jenem gleich iſt, den zwei Pferde vorgeſpannt in mittlerem Trapp hervorzubringen vermögen. Freunde von ſolchen mechaniſchen Wägen werden auch die Vorrichtung an dieſem eleganten Pirutſch beloben, daß man nach Belieben Pferde anſpannen kann oder nicht. Daß übrigens der kluge Meiſter Arnold Herr ſeines Geheimniſſes bleiben will, und daher Niemanden den vorberührten auf der hintern Achſe angebrachten Mechanismus — das Räderwerk — öffnet, finde ich ganz am Platze. Dieſer mechaniſche Wagen ſtehet im Hauſe des Künſtlers, Nr. 108 am Salzgrieſe.

So viel auch ſchon Vortheilhaftes über Davy's Verſuche die herculaniſchen Handſchriften lesbar zu machen, geſprochen und geſchrieben wurde, ſo zeigt doch nun das Endreſultat dieſer Verſuche, nach dem vor mir liegenden Referat, daß es ihm nicht gelang auch nur eine einzige Seite lesbar zu machen. Zwar ſcheint dieſes keineswegs weder an dem Eifer, noch dem angewendeten Verfahren des großen Chemikers, ſondern blos an der fatalen Beſchaffenheit der aufgefundenen Handſchriften — Rollen — zu liegen. Auch ergab ſich aus dieſen Verſuchen, daß die Tinte der Alten keine metalliſche oder mineraliſche Theile enthielt, ſondern bloß eine Miſchung von ſehr feiner Kohle oder eigentlichem Ruß, mit einer vegetabiliſchen Subſtanz war, wie ſie ſchon Plinius beſchreibt, die nun durch die Zeit oder die Einwirkung des Feuers völlig aufgelöſt oder vernichtet iſt. Daraus läßt ſich nun des Breiteren erklären, warum der größere Theil der Rollen, mit denen Davy Verſuche anſtellte, keine Schriftzüge mehr zeigten, ſelbſt wenn man das Innere der Blattſeite gewann.

---

*) Verf. des Werkes: Rom, Römer und Römerinnen ꝛc. Ein anderes Gedicht dieſes ſinnigen Muſenlieblings wird folgen. D. Red.

**) Die Ontologie umfaßt im Gegenſatz der Anthropologie alles was Ding genannt, und hierdurch vom Geiſtigen und Moraliſchen im Menſchen unterſchieden wird, ſomit a) die Mathematik, b) die Phyſik, c) die Naturgeſchichte, und d) die Technologie. Da das Wort techniſch mich bisher in Aufnahme manches Wiſſenswürdigen Neuen zu ſehr beſchränkte, ſo kann mir nur das ontologiſch den nöthigen Raum geben. R. v. F.

In der allgemeinen Landesdruckerei im Haag iſt eine von Glymen zu Philadelphia erfundene Preſſe aufgeſtellet, die ganz aus gegoſſenem Eiſen beſteht, und vor den gewöhnlichen Preſſen mehrerlei weſentliche Vorzüge haben ſoll.

Der unermüdet thätige k. k. Zeugwart Domek, der die Gasbeleuchtung des Trieſter Leuchtthurmes (Conv. Bl. Nr. 34. l. J.) herſtellte, hat nun auch die Beleuchtungs-Vorrichtung im daſigen Zeughauſe beendiget, ſo daß ſeit 28. März l. J. die ganze Beleuchtung in dieſem Gebäude mit Steinkohlengas bewirkt wird. Zu Communications-Röhren bediente er ſich 64 alter Gewehrläufe, 22 caſchirter Papier-Röhren, und 15 Rohren von weißem Blech. Gegenwärtig iſt er mit der Füllung einer Compreſſions-Kugel beſchäftiget, aus der, wenn ſie gefüllet iſt, drei Lichtflammen durch wenigſtens neun Stunden brennen ſollen. Zugleich hat dieſer geniale Mann für Iſtrien, und zwar nahe an dem nur 3/4 Stunden vom Meere entfernten Albona — wo große und ausgiebige Steinkohlenminen ſich befinden, die Errichtung eines Steinkohlen-Entſchwefelungs-Ofens, in Verbindung mit Kalkbrennereien und einem Ziegelofen, um das durch die Entſchwefelung gewonnene Gas durch die Heizung des Ofens zweckmäßig zu benützen, vorgeſchlagen. Die Umgebungen von Albona liefern bekanntlich treffliche Ziegelerde und Kalkſteine. Wegen Abſatz der Coaks ꝛc. deutet Domek auf die Nähe Egyptens.

Vor einigen Tagen kamen mir hanfene gewebte Geldſäcke ohne Naht zu Geſicht, die der hieſige Webermeiſter Bayerleitner verfertiget. Man muß ſich wundern, daß bey dem Umſtand, wo das Auftrennen der gefüllt und geſiegelten, und Wiederzunähen der zum Theil ihrer Füllung entleerten oder mit derſelben verwechſelten Geldſäcke an der Tagesordnung zu ſeyn ſcheint, nicht alle Jene, deren Geſchäft in Geldverſendungen beſteht, ſich bloß der Bayerleitner'ſchen Geldſäcke, die doch ein und das nämliche, wo nicht weniger als jene mit einer Naht, koſten, bedienen. Den Entwendern würde hierdurch das Stehlen erſchwert, und der Empfänger wäre frei von der Beſorgniß, in einem übrigens wohlverſiegelten Geldſacke Statt Silber beym Eröffnen eingeſchobene Kupfermünze zu finden.

In Frankreich iſt man äußerſt thätig, nachdem man die Landtelegraphen in volle Anwendung gebracht hat, auch Seetelegraphen ausfindig zu machen, vermittelſt welchen man Schiffe auf mehrere Meilen mit andern Schiffen oder mit der Küſte bey Tag und Nacht in Verſtändigung bringen kann. Man hat zu dieſem Behuf auf den Paris umgebenden Anhöhen Verſuche mit farbigen Feuerſignalen gemacht, und dieſelben an der Küſte und auf kleinen in einiger Entfernung kreuzenden Schiffen wiederholet. Bewährt ſich dieſe Art Seetelegraphen, ſo kann man von der Küſte aus die Schiffe leicht von der ihnen drohenden Gefahr unterrichten, dadurch Schiffbrüche verhüthen, und alle Hafen in eine ſchnelle, und ſelbſt durch die Nacht nicht unterbrochene Verbindung ſetzen.

Neu im Gebiethe der Ontologie iſt auch das, was durch Jahrhunderte unſerem Blicke entzogen, auf irgend eine Weiſe der Gegenwart wieder überliefert wird; da nun hierdurch ſich die Daten der Geſchichte und der Erfindungen am Genaueſten verificiren laſſen. Unter die bemerkenswertheſten Auffindungen der neuern und neueſten Zeit gehöret, und zwar intereſſant für Wien, das Ausgraben von Silbermünzen bey dem Ausheben des neuen Grabens vor dem Burgthor, aus den Zeiten Leopold I. und Rudolph II. Erſtere wurden bey beſagtem Ausheben des Erdreichs vor einigen Monaten in zerſtreuter Zahl, letztere aber erſt Eingangs Juli in einem wohlverſchloſſenen Topfe aufgefunden. Zwar gehören dieſe Münzen nicht unter die ſeltenen und geſuchten, da jedoch das Auffinden hier geſchah, ſo verdient es dennoch Erwähnung. Nicht weniger intereſſant für Wiens Bewohner iſt, daß man vor ungefähr zwei Monaten zu Inzersdorf bey der Grundſteinlegung einer zu erbauenden Kirche zwei kupferne Särge aus dem ſechszehnten Jahrhunderte ausgrub, die Mann und Frau in reicher Kleidung umſchloſſen. Die nähern Details dieſes Fundes ſind mir zur Zeit noch nicht bekannt. — In Rom hat man im Juni d. J. auf dem Forum romanum im Tempel der Venus einen Fußboden aufgefunden, der aus kleinen Glastäfelchen — eigentlich Glaskanten — beſteht; und bey Tor Marancio eine ſeltene dreiköpfige Herme. Der Architect Gau (in dieſen Blättern als Baumeiſter aus Cöln am Rhein ſchon erwähnt) hat unter andern Seltenheiten, die er von ſeinen Reiſen nach Aſien und Afrika nach Rom brachte, auch eine als Mumie einbalſamirte Katze mitgebracht. — Die erfreulichſte Auffindung neueſter Zeit iſt für Archäologen der römiſche Adler, den man in der Nähe des Graf Erbach'ſchen Sommeraufenthalts Eulbach in einem Graben, nicht fern von den Spuren der römiſchen Fortificationen fand. Er iſt von Gußerz, und umfaßt mit dem gleichſeitigen Poſtamente, worin die Stange des Adlerträgers befeſtiget war, eine Höhe von 13 Zoll. Schwer iſt er 7 Pfund. Allem Vermuthen nach iſt es der Adler der 22. römiſchen Legion, die der Brittonen genannt, welche in den Schlachtlinien des Odenwaldes und deſſen Caſtellen ſtationirte, und den ein römiſcher Aquilifer nach der von den Teutonen erlittenen Niederlage des römiſchen Heers, in einem Graben begrub, damit die Sieger ſich dieſer Palme nicht rühmen konnten.

Ich rechne es mir zum beſondern Vergnügen, das kunſtſinnige Publicum auf einen jungen Lithographen aufmerkſam zu machen, der als ausgebildeter Calligraph auch die vollen Kenntniſſe des Lithographen in ſich vereint. Die vor mir liegenden Blätter: Franz I., Kaiſer von Oeſterreich. Insbeſondere aber das zartſinnige, gemüthvolle Blatt: »Meiner lieben Roſa zum Angebinde,« zeigen ſeine ſeltene Kunſtfertigkeit in beyden Fächern. Dieſer junge Mann heißt Carl Aichinger, und iſt Fourier im 1. Artillerie-Regimente.

(Schluß folgt.)

* * *

Allgemeine Novelliſtik.

Von der in Frankreich bekannten und ſehr beliebten Bibel de Vence oder d'Avignon, welche drei — aber ſchon vergriffene — Auflagen erlebt hat, wird jetzt, unter dem Schutze des Cardinals Perigord, Erzbiſchof von Paris, eine vierte Auflage veranſtaltet. Dieſe neue Ausgabe ſoll aus 25 Bänden in 8vo. beſtehen, und mit Kupfern und Carten — welche einen eigenen Atlas bilden, der den Subſcribenten gratis geliefert wird — verſehen werden. Subſcriptions-Preis bis zum 1. October 1820 6 Franken der Band. Nachher 7 1/2 Fr. und der Atlas 15 Fr.

In dem Gebäude des ehemaligen Auguſtiner-Kloſters in Paris, ſind jetzt die Gemählde aufgeſtellt, welche um die Erlangung des dießjährigen großen Preiſes concurrirt haben. Die Aufgabe war: »Achilles, wie er Neſtor bey den zu Ehren des Patroclus gegebenen Spielen eine goldene Schale reicht.« Von den zehn Concurrenten ſoll ſich aber, nach dem einſtimmigen Urtheile der Kenner, kein Einziger ausgezeichnet, vielweniger ſich der Erlangung des bedeutenden Preiſes — womit ein mehrjähriger Aufenthalt in Rom, auf Koſten der Regierung, verbunden iſt — würdig gezeigt haben *).

Das Athenée des arts hat auf die beſte Beantwortung der Frage: »Welchen Einfluß haben die bildenden Künſte auf die Vervollkommnung und das Gedeihen der National-Induſtrie?« (Quelle est l'influence des beaux arts sur le perfectionnement et la prospérité de l'industrie nationale?) eine goldene Medaille, 300 Fr. im Werth, geſetzt. Eine zweite Medaille, von Silber, erhält Derjenige, der dem erſten Preiſe ſich am meiſten nähert. Die Aufſätze müſſen dem Präſidenten, Herrn Chevalier Ponce, Impasse des feuillantines Nr. 12, à Paris, vor dem 1. März 1821, portofrei eingeſchickt werden.

In der Nähe von Verſailles iſt kürzlich eine Diebesbande eingefangen worden, welche, mittelſt falſcher Zeugniſſe, als Abgebrannte die Milde der Landbewohner in Anſpruch nahmen, und während man ihnen ein gaſtfreies Obdach gab, in der Nacht die Häuſer und Ställe erbrachen, und das Vieh fortführeten.

Die Gemeinde Villière, im Yonne-Departement, iſt am 30. v. M. von einem fürchterlichen Gewitter heimgeſucht worden. Mehrere Menſchen und über 300 Pferde, Kühe, Mauleſel u. ſ. w. ſind dabey umgekommen. Sonderbar iſt es, daß außer mehreren Häuſern auch der Kirchhof von dem ſchrecklich angeſchwollenen Waſſer gänzlich untergraben, und dann weggeſchwemmt wurde, ſo zwar, daß die Beine der früheren Generation mit den jüngſt in die Erde geſenkten Särgen durcheinander ſchwammen, und den unglücklichen Einwohnern nicht einmal der Troſt bleibt, die Ruheſtätte ihrer Vorfahren und theuerſten Angehörigen angeben zu können. **).

---

*) Schon vor einigen Jahren wurde von der hieſigen k. k. Academie der bild. Künſte wenn nicht derſelbe, doch ein ähnlicher Gegenſtand als Preisaufgabe der Bildhauerei gewählt, und der Preis von dem academiſchen Schüler Joſeph Schmelzer errungen. In der dießjährigen Kunſtausſtellung befand ſich dieſes Basrelief aus Gyps, im erſten Saale Nr. 10.

**) Dieſe vorſtehenden fünf Notizen ſind von einem neuen, unmittelbaren Correſpondenten in Paris. Er wird ſeine Einſendungen fortſetzen, und wir werden ſie, zur Unterſcheidung von den anonymen eines andern Correſpondenten, immer mit D°° unterzeichnen. D. Red.

Durch die Forſchungen der neuern Geologen iſt es nun für entſchieden anzunehmen, daß die Oberfläche der Erde in weit frühern Zeitperioden als die Weltgeſchichte nachweiſ't, allgemeine und theilweiſe höchſt gewaltſame Zerſtörungen erlitten hat, wodurch ihre Geſtalt verändert, und aus den Trümmern ihrer zerriſſenen und aufgelöſ'ten Stoffe neu gebildet worden; daß einmal ſelbſt die höchſten Berggipfel unter allen Himmelsſtrichen vom Weltmeere bedeckt waren; daß einmal ein ſüdliches Clima den kalten Norden zum Aufenthalte organiſcher Weſen fähig machte, die jetzt nur in den heißen Gegenden Aſiens und Africa's gedeihen; daß bey jenen gewaltſamen Verheerungen unſers Planeten ganze Geſchlechter und Arten von Pflanzen und Thieren völlig untergegangen ſind, welche die in der Natur ewig fortwirkende Bildungskraft durch neue, mehr oder weniger ähnliche Schöpfungen erſetzt hat.

Ueberzeugende Beweiſe der Wirklichkeit ſolcher großen Ereigniſſe in der frühern Bildungsgeſchichte der Erde liefern die verſchiedenartigen, die gegenwärtige Erdrinde bildenden Gebirgsſchichten, und vorzüglich die in denſelben häufig vorkommenden Verſteinerungen und Ueberreſte des Thier- und Pflanzenreichs der Vorwelt, über welche neuere Naturforſcher, durch ſorgfältiges Aufſuchen in ihren Lagerſtätten, wiſſenſchaftliche Beſtimmung ihrer Geſchlechter und Arten, und Vergleichung mit den gegenwärtig vorhandenen, ein helleres Licht verbreitet haben, und ihre Bemühungen, dieſe Geheimniſſe der Natur zu enthüllen, noch redlich fortſetzen.

Ein neues, dieſen Zweck bezielendes Werk, das nächſtens die Preſſe verlaſſen wird, möchte daher Freunden der Naturkunde ſehr willkommen ſeyn. Es führet den Titel: Die Petrefactenkunde auf ihrem jetzigen Standpuncte — durch die Beſchreibung ſeiner Sammlung verſteinerter und foſſiler Ueberreſte des Thier- und Pflanzenreichs der Vorwelt erläutert — von E. F. Baron von Schlotheim. Mit 15 Kupfertafeln. Den Freunden der Naturgeſchichte iſt des Hrn. Verf. Genauigkeit in Beſchreibung der Gegenſtände, und deſſen Vorſicht bey der Beſtimmung der Familien und Arten, aus ſeinen frühern Schriften über einige Theile der Petrefactenkunde ſchon bekannt, ſo daß ſie ſolche in dieſer Bearbeitung des ganzen Syſtems nur neu beſtätigt finden werden. Die beygefügten Abbildungen ſind, ſo wie die zu den bereits 1804 herausgekommenen Beyträgen zur Flora der Vorwelt gelieferten 14 Kupfertafeln, von dem Verfaſſer ſelbſt nach der Natur gezeichnet.

Binnen einem Monat wird dieſes Werk vollendet, und — der Text, 31 Bogen ſtark, mit 15 Kupfertafeln in Folio-Format und beſonders geheftet — um den Preis von 5 Thlr. (7 fl. 30 kr.) zu haben ſeyn. Die J. B. Wallishauſſerſche Buchhandlung hier in Wien nimmt darauf Beſtellung an.

Im k. k. Schauſpielhaus an der Wien ward den 27. Juli zum erſtenmale und zum Vortheile des k. k. Hofſchauſpielers und Regiſſeurs, Hrn. Carl Krüger, gegeben: »Ueberall zu ſpät, oder die Reiſe zur Hochzeit.« Luſtſpiel in drei Acten, frei nach dem Franzöſiſchen, mit einem damit verbundenen Divertiſſement. — Storch vom Weinhändler Mengwaſſer verſchrieben, ſeine Mündel zu heirathen, die einen Dragoner-Officier liebt, und die Abreiſe-Stunde des Poſtwagens immer verſpätend, — bildet die eine Ingredienz dieſes Luſtſpieles. — Von ihr führet dieſes auch den Nahmen; obwohl ſie mehr als Epiſode, denn als Haupt-Handlung erſcheint. Die Liebe des Dragoner-Lieutenants Grundfeld zu Marie Stork, einer Waiſe, bildet die zweite Ingredienz, und da eine Heirath zwiſchen ihnen wirkliche Folge der Irrungen auf dem Poſtwagen iſt, ſo iſt der zweite Theil des Titels gerechtfertiget. — Beſpannte Poſtwagen und eine beſpannte Chaiſe geben das Spectakel, das aber nothwendig die Wirkung verfehlen muß, weil es zu oft wiederkehret, und der Verfaſſer mit ihm überhaupt nur vor zwanzig Jahren zurecht gekommen wäre, jetzt aber in der That zu ſpät kam. Witz und Humor fehlen. Auch vom Naiven (Mangel da, wo wir ihn nicht mehr vermuthen) mag der Verfaſſer nicht ſehr richtige Begriffe haben, ſonſt könnte er Marie Storl unmöglich fragen laſſen: ob ſie den Lieutenant nicht wenigſtens von der Seite verſtohlen anblicken dürfe? Ohne das Divertiſſement der Kinder wäre das Luſtſpiel ziemlich zu Grabe gegangen; — ſo aber wird es nach wenigen Mahlen ruhig entſchlafen. Der Beneficiant ſchien Anfangs mit den Worten der Rolle nicht ganz vertraut — deſto herrlicher aber ſtrahlte er im dritten Acte in der Scene mit Grundfeld, und in jener mit Storch hervor. Storch war das belebende Princip des Ganzen, und das lärmende einſtimmige Hervorrufen am Ende bewieß deutlich, wie ſehr man anerkannte, daß er einer Rolle, die ihr Comiſches durch zu vieles Wiederkehren ſchwächt, doch immer eine neue comiſche Geſtalt abzugewinnen wußte. J. G.

So eben iſt erſchienen: Ivanhoe. Nach dem Engliſchen des Walter Scott von K. L. M. Müller. Erſter Theil. 8. Leipzig 1820. J. C. Hinrichs'ſche Buchhandlung 1 Thlr. 6 gr. (1 fl. 54 kr.) — Die Leſer erhalten hier weit mehr, als ſie durch den Titel zu erwarten berechtigt ſind; neben dem Romane des berühmten Dichters, der ſeinen früheren Werken nicht nur nicht nachſteht, ſondern ſie vielleicht in allen ihren Vorzügen gar ſehr übertrifft, ein Character-Gemählde einer höchſt intereſſanten Zeit, in deſſen Darſtellungen man nicht ſelten ſhakſpeariſchen Geiſt zu erkennen glaubt. Die beyden folgenden Theile werden ſchnell nach dieſem erſcheinen.

Folgendes iſt eine aus authentiſcher Quelle fließende Ueberſicht der in London erſcheinenden Journale und Zeitungen: Jeden Morgen erſcheinen miniſt. Blätter: The Morning Post; the new Times; neutrale: The public Ledger; Oppoſitionsbl.: The Times; the Morning Advertiser; the Morning Herald; the Morning Chronicle; the British Press. Jeden Abend, miniſt.: The Courier; the Sun; neutral.: The Traveller; Oppoſ.: The Globe; the Star; the Statesman. — Mont. Mittw. Freit. Abends: The Evening Mail; the London Packet; the London Chronicle; Dinſt. Mittw. Sonn. Ab.: The commercial Chronicle; the English Chronicle; the general Evening Post; the St. James Chronicle; Mittw. Ab.: The British Mercury; the philantropic Gazette; the military Gazette; the Moderator. Dinſt. und Freit. Ab.: Courier de Londres. Das Londner deutſche Wochenblatt (das aber ſchon wieder aufgehört hat). Dinſt. und Sonn. Ab.: The London Gazette (Hofzeitung). Sonn. Ab.: Baldwin's Journal; the Literary Gazette; the Miror of Times; the provincial Gazette; the Westminster Journal. Sonnt. Morg.: The Dispatch; the Englishmann; the independent Whig; Duchetts Dispatch; the Legislator; the Monitor; the Sunday Advertiser; the weekly Intelligencer; the Constitution. Miniſteriell ſind noch: The Antigallical Monitor. Sonnt. und Mont. Morg. Oppoſ.: Bell's Messenger; the National Register; the Neptune; the Champion; the News; the Examiner. Neutral: The Observer. Mont. Morg.: The Farmer's Journal. Dinſt. Morgens.: The Law Chronicle. Jede dritte Woche: The Husband Cry (Polizeiblatt). Jeden Montag: The Literary Advertiser. Einmal im Monat: The Spirit of the Times.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Gräffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 17 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishauſſer.

Conversationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

92.

(Wien, Donnerstag, den 3. Auguſt.)

Gaben des Comus; XXVIII.

1.) Poteriana; zweite Lieferung*).

Du mußt mir ein anderes Leben anfangen, ſagte eine Hausmeiſterin zu ihrer Tochter, du biſt keinen Kreuzer werth, es iſt kein guter Blutstropfen in dir, und ich will dir zeigen, daß ich deine Mutter bin.

Einem Reiſenden, der ſich vor Straßenräubern fürchtete, rieth man, Piſtolen mitzunehmen. »Das wäre was Kluges, entgegnete er, daß ſie mir die auch wegnähmen!«

Aber mein Herr, ſagte Jemand zum Caffeeſieder B., was fällt Ihnen ein, drei ſo ganz kleine Stückchen Zucker zu einer Taſſe zu geben? In andern Caffeehäuſern bekommt man vier große. — »Vier große!« — ſagte der Caffeeſieder, indem er vornehm den Kopf zurückwarf — mit ſolcher Charlatanerie habe ich mich nie abgegeben.«

Jemand vom Lande ſchrieb an ſeinen Gönner in der Stadt: »Hier ſchicke ich die verlangten ſechs Rebhühner; zwei davon ſind aber Schnepfen.«

Wenn ich nur ein Land wüßte, wo man nicht ſtirbt! Dort möchte ich meine letzten Tage zubringen.

Eine erſt vom Lande gekommene Magd hatte von ihren ſchon länger in der Stadt dienenden Freundinnen den Unterricht erhalten, daß man ſich in dieſer Eigenſchaft am leichteſten kleine Nebeneinkünfte mache, wenn man die Feilſchaften etwas höher anſchreibt, als man ſie einkauft. Sie ſchrieb alſo in ihrer erſten Küchenrechnung: zwei Groſchenbrote . . . 8 kr.

Poter, den man fragte, warum er gern auf der Anhöhe von Montmartre ſpazieren gehe, antwortete: »Parcequ'on voit les âmes en bas de soie.« (bas de soi.)

Das iſt ein rechtes Kreuz — ſagte eine Bäuerin zu ihrer Nachbarin — daß mein Bub ſo niedergeſchlagen und furchtſam iſt; mein Mann prügelt ihn alle Tage deßwegen, es hilft nichts.

Ein Witwer küßte bey dem Leichenbegängniſſe ſeiner Frau ein hübſches Mädchen. Als man ihm Vorwürfe über dieſes Benehmen in einem ſolchen

---

*) Die Lieferung I. in Nr. 82.

Augenblicke machte, antwortete er: »Ich bin ſo desperat, daß ich nicht weiß, was ich thue.

Bauer. Nun habe ich Ihnen Alles erzählt, das ſind meine Gründe, und deßwegen führe ich Proceß.

Rechtsgelehrter. Lieber Freund, da muß ich bedauern; der Proceß geht verloren, das Geſetz iſt gegen Euch.

Bauer. Nun ſo ſehe ich meine ganze Hoffnung noch auf die Richter.

Als man Potier ſeine Uhr im Gedränge geſtohlen hatte, fragte er, ob das auch zur Freiheit der Preſſe gehöre?

Als ihm Einer ſagte, die Frauen ſeyen das Meiſterſtück der Natur, erwiederte er, ſie wären allerdings das Beſte in ihrer Art.

Oliver. Das heißt die Unverſchämtheit weit treiben! Wiſſen Sie, daß der Theater-Recenſent X. ſelbſt in ſeinem erbärmlichen Blatte von den Prügeln erzählt, die er jüngſt bekommen hat?

Potier. Das wundert mich ſehr; ich habe geglaubt, daß er nur immer Nachricht gibt, wenn Etwas zum erſtenmal aufgeführt wird.

Ein Fabrikant hatte über ſeinem Magazin die Aufſchrift: Fabrik von rothen Käppchen für die Türken. Eine Putzmacherin miethete gerade darüber den erſten Stock, und da ſie Lehrmädchen wünſchte, hängte ſie eine Tafel heraus, die jedoch die erſten Worte der Aufſchrift des Fabrikanten bedeckte, ſo daß nun zu leſen war: Hier werden Lehrmädchen aufgenommen für die Türken.

Das allgemeine Beſtreben nach Anſtellungen oder Aufträgen der Regierung hat Stoff zu einem Luſtſpiele gegeben, das viel Beyfall erhielt. Potier ſpielt den unermüdeten Supplikanten, Eſperance genannt. Mit unabläſſigen, unſtatthaften Bittſchriften hat er die Geduld des Miniſters ſchon lange erſchöpft. Der ſtrengſte Befehl iſt gegeben, ihn nirgend, auch nicht einmal am Hausthor einzulaſſen. Doch hofft er Alles, wenn er nur noch einmal den Miniſter ſprechen kann, und dazu gelangt er folgendermaßen. Er hat einen großen Pudel, den macht er einige Schritte von ihm in das Haus laufen; während der Portier beſchäftigt iſt, den Hund hinaus zu jagen, ſchlüpft er ſelbſt hinein, und iſt mit ſeinen langen, dünnen Beinen in wenig Sprüngen über die Stiege. Dort verbirgt er ſeinen ſchlechten Hut in ein Geländer, nimmt eine Schreibfeder in den Mund, und einen Pack Papiere in die Hände. So ſchreitet er keck und ungeſtört durch die Bedienten im Vorzimmer. Nun iſt er im Saale; aber er muß vollends in's Cabinett. Er wartet auf einen günſtigen Zufall, und überdenkt die Möglichkeiten, um jeden ſchnell zu benützen. Der Koch bringt das Frühſtück. »Geſchwind ein Glas Waſſer für Seine Excellenz — ſo tritt er haſtig und ernſt dem Koch entgegen — der Kammerdiener iſt nicht zugegen. Schnell!« Der Koch läuft, und wirft die Schürze zur Seite. Eſperance bindet ſie um, nimmt den Teller mit dem Frühſtücke, und gelangt unaufgehalten vor den Miniſter, der mit der ſeltſamen Induſtrie Nachſicht trägt.

Ein Betrunkener, der eine Zeit lang in der Straße herumgetaumelt war, fiel endlich vollends hin. Die Wache, die ihn aufgehoben und weiter führte, ſagte ihm: Das iſt gefehlt, mein Freund, ſo viel zu trinken! »Das iſt nicht gefehlt, aber allein nach Hauſe gehen zu wollen, wenn man ſo viel getrunken hat, das iſt gefehlt.«

Ein Engländer, der noch wenig franzöſiſch konnte, ſagte einer Dame wider Willen eine Unartigkeit. Ce n'est pas poli, ſagte man ihm. Comment!— erwiederte er — je crois, que je suis comme tous les gens polis sont. (polissons.)

Vergeben Sie – ſo ſchloß ein deutſches Stubenmädchen ihren Brief — meine ſchlechte Ordogravieh, aber ich habe niemant, der mir eine gute Vetter ſchneit.

Zur Zeit der Revolution, als die Gleichheit aller Menſchen die Idee des Tages war, kam eine Eingabe bey der Municipalität vor, unterzeichnet: Zimno, geweſener Mohr.

Oliver. Helas! mon cher Potier, qu'est ce que la vie?

Potier. Le Theatre des Variétés; et je ne connais pas d'endroit, ou il se passe plus de choses que dans le monde.

In einem Herrſchaftshauſe wurde eine verdiente Magd ausgeſtattet, der Bräutigam war aber ſo alt und unanſehnlich, daß man ihn nicht in das Haus laſſen wollte. Als man endlich den Portier verſtändigte, rief dieſer aus: Ah, c'est le futur! Passés. (Le futur passé.)

Je ne trouve rien au monde d'attachant comme St. Cloud. (cinq clous.)

Potier beſuchte einen Bekannten, den er noch bey Tiſch, gerade vor einem Kalbskopf fand. Er entſchuldigte ſich, daß er das tète a tète unterbreche.

E.

Die zwei Flämmchen im See.

Ich ſehe zwei Flämmchen ſchweben
Im Moor, beym Mondenſchein,
Das ſind eines Brautpaars Seelen,
Die tanzen den Hochzeitreihn.

»Ich kann dich nicht mehr lieben,
Ade meine ſüße Frau!
Ich werb um eine Andre
Da drüben in der Au'.«

Und werbſt um eine Andre
Da drüben in der Au',
Ich werde nun und nimmer
Eines Andern Ehefrau.

»Schöne Braut, du ſollſt nicht weinen,
Deine Thränen thun mir weh:
Die ich freie, wohnt da droben
Im Schloß am ſchwarzen See.«

Und wohnt deine Braut da droben
Im Schloß am ſchwarzen See,
Ich will am Seee wohnen,
Am Schloß in deiner Näh'.

Der Ritter zog von dannen:
»Trab' zu, mein blankes Roß!
Es geht zu meinem Liebchen
Da drüben auf dem Schloß.«

Das Fräulein ſah ihn traben:
Ade, Geliebter mein!
Trab', Rößlein, nicht ſo ſchnelle,
Ich möcht' gern hinterdrein.

Der Ritter hält am Schloſſe
Wohl vor dem hohen Thor;
Das Fräulein hört es klingen,
Und ſturzt ſich in den Moor.

Der Ritter trabt von dannen
Wohl durch das hohe Thor,
Da ſchwebt im Mondenſcheine
Ein Flämmchen auf dem Moor.

»Vorüber, mein Rößlein, vorüber,
Laß nur das Irrlicht wehn!
Zurücke, mein Rößlein, zurücke,
Sonſt müſſen wir untergehn!«

Das Rößlein hoch ſich bäumet,
Und wirft den Reiter ab:
Da wölben ihm Liebchens Arme
Ein weiches Wogengrab.

Die Sterne gingen unter,
Die Sonne ſtieg empor,
Es hielt kein Ritter wieder
Dort vor dem hohen Thor.

Da ſchauten zwei naſſe Augen
In's Thal, beym Mondenſchein,
Sie ſah'n zwei Flämmchen ſchweben,
Und ſchauten nicht weiter hinein.

Ich ſehe zwei Flämmchen verſinken
Im Moor, beym Morgenſchein:
Das ſind eines Brautpaars Seelen,
Die gehn in's Kämmerlein.

Wilh. Müller.

Anecdote.

Friedrich I., König von Preußen, hatte einen Kutſcher, den er wegen allzuhäufigen Unartigkeiten eine Zeitlang nach Spandau ſchickte. Als kurz darauf der König dahin kam, und ihm Hanns mit einem Schubkarren voll Erde begegnete, fragte er dieſen: Nun, Hanns, wie geht's? — »Gut, Ew. Majeſtät. — Doch nicht ſo gut, erwiederte Friedrich, als da du den König noch fuhreſt? — Warum nicht, antwortetete Jener: ob ich den König fahre, oder ob ich Erde fahre — es iſt alles Eins! Theodor.

Ontologiſche Neuigkeiten, von A. R. v. Flammenſtern.

XIV.

(Schluß von Nr. 91.)

Hartleben in Peſth, der unter der Menge ſeiner Verlagsartikel ſchon manchen literariſchen Stern erſter Größe zu Tage förderte, hat das Gebieth der Pyrotechnie — das ſo lange brach gelegen iſt, mit einem Werk bereichert, daß, jenes frühere, größere, hier bey Gerold erſchienene, ausgenommen, in pyrotechniſcher Hinſicht unter die erfreulichſten Erſcheinungen des Tages gehöret. Es iſt dieſes Ludwig von Lange's Taſchenbuch für Kunſt- und Luſtfeuerwerker, mit 27 illum. Kupfert. Peſth 1820. 12$^{mo.}$ Mit Klarheit, Sachkenntniß und Umſicht ſind beſonders die Abſchnitte von Landluſtfeuern und Waſſerluſtfeuern ausgearbeitet, und es iſt um ſo mehr hier jedem gebildeten Manne, der in der Pyrotechnie nicht ganz Fremdling ſeyn will, zu empfehlen, damit er bey öffentlichen Feuerwerken nicht ſchon die gelungene Zeichnung bey aller Dürftigkeit der Feuermaſſa und des Farbenreichthums für das non plus ultra aller Kunſtfeuerwerke erkläre. Uebrigens würde man ſich irren, wenn man dieſes Werk für einen bloßen Auszug aus dem obberührten, hier bey Gerold verlegten Wiener Kunſt- und Luſtfeuerwerker vom nämlichen Verf. bearbeitet, hielte, nachdem das letztere nach einem eigenen Plan zur Nutzanwendung bey Volks- und Familienfeſten entworfen iſt.

Doctor **Lymann Spalding**, zu **New-York**, behauptet, daß er ſeit 40 Jahren ſich der Scutellaria laterifllora L. als eines unfehlbaren Mittels zur Verhütung und Heilung der **Waſſerſchen** nach dem Biſſe wüthender Thiere bediene. Sie wird in trocknem Pulver, noch beſſer als friſcher Saft verwendet. **Spalding** bringt Beweiſe bey, daß dieſes Mittel in mehr als tauſend Fällen, ſowohl bey Menſchen, als Thieren — Hunden, Schweinen, Rindern — vollkommen Hülfe leiſtete. Was ſagt **Sieber** mit ſeinem Spezificum für die Waſſerſchen dazu?

Aus dem Referate der königl. Ackerbaugeſellſchaft in **Paris** entnimmt man, daß der **Urin** mit **Gyps** vermengt, einen **vortrefflichen Dünger** gibt. Das dießfällige Fabricat hat den Namen **Urate** erhalten, und ein gewiſſer Herr **Donat** hierauf ein Erfindungs-Patent für fünfzehn Jahre genommen.

Der letzte harte Winter hat den Beweis an die Hand gegeben, daß die bisher von Jenen, welche weder **Treibhaus** noch **Gewächshaus** haben, angenommene Norm: **jene Pflanzen, welche ſonſt gewöhnlich im Treibhaus gehalten werden, dadurch vor dem Erfrieren zu ſchützen**, daß man ſie in ein Zimmer gegen Mittag, dem man im Winter die Wärme von 8 — 12 Grad Reaumur geben kann, ſtellte, ſo wie daß man jene Gewächſe, **welche ſonſt in einem Glashauſe durchwintert werden**, in ein Zimmer gegen Mittag, dem man eine Wärme von 3—8 Grad **Reaumür** geben konnte, brachte, **nicht mehr als unfehlbar gelten kann**. Pflanzen, die ſonſt in Treibhäuſern gehalten werden, rettete man dieſen Winter in Zimmern nur durch eine Hitze von 15 Gr., und jene, die ſonſt im Glashauſe überwintern, bedurften im Zimmer einer Wärme von 7 — 9 Gr. **Reaumür**.

Ein gewiſſer **Spiridion Mandrovich** biethet ſich hier zur Aufſtellung von **Zinkblech-Dachungen** an, indem er zugleich die Reſultate ſeiner dießfälligen Erfahrungen bekannt gibt, daß es nämlich ein weſentlicher Vortheil ſey, die zur Dachung erforderlichen Zinkbleche mit **doppelter Falzung** zu verſehen, da nur durch die doppelte Falzung dem **Eindringen des Waſſers** gänzlich geſteuert wird, welches durch die im Auslande übliche nur einfache Falzung der Zinkbleche ſo leicht zu verhindern nicht möglich iſt. Eben ſo warnet dieſer Mann, **eiſerne Nägel** zur Anheftung der Zinkbleche zu verwenden, und ſchlägt dagegen Nägel von **Zink** vor. Angenehm iſt es mir, aus dieſer Bekanntmachung zugleich im Verfolg zu entnehmen, daß es wirklich, wie ich im Conv. Bl. Nr. 77 l. J. nur vermuthete, die talentvollen induſtriöſen Gebrüder von **Roſthorn** ſind, die nun das Zinkblech in beliebiger Menge verfertigen, und ſo die allgemeine Einführung der ſo wohlfeilen **Zinkblech-Dachung** in unſerem Staate möglich machen. Noch im Eingange des Jahres 1819 mußte Baron **Joſeph Brudern**, in **Peſth**, der zur Deckung einer Enfilade von 35 Gewolben in ſeinem daſelbſt gebauten Hauſe die Zinkblech-Dachung anwenden wollte, die hiezu nöthige Quantität von 120 Ctr. Zinkblech aus dem Auslande beziehen; demungeachtet kam ihm dieſe Dachbedeckung **bedeutend** wohlfeiler, als wäre ſie von Kupferblech ausgeführet worden, und leiſtet dem beabſichtigten Zwecke vollkommen Genüge.

Bis jetzt fehlte uns noch im Gebiethe der **practiſchen Chemie** ein auf die neueſten Erfahrungen und Entdeckungen gegründetes **Handbuch für Parfumeurs.** Dr. L. W. Juch hat nun dieſe Aufgabe gelöſt, und man findet in ſeinem bey **Hartleben** in Peſth erſchienenen Werkchen: **Chemiſches Kunſtbuch des Parfumeurs**, 1820. 12mo. viel Bedeutendes, was ſowohl jene, die ſich mit Verfertigung der Luxuswaaren, die in dieſes Geſchäft einſchlagen, abzugeben gedenken, als auch **Damen**, die von der Bereitungsart eines oder des andern Artikels in genauer Kenntniß ſeyn wollen, vorzüglich intereſſiren kann. Selbſt die Anwendung der neuerlich ſo hochbelobten **Ratanhia-Wurzel** zum Zahnpulver, als ein allgemeines Mittel die Zähne geſund und gut zu erhalten, iſt bereits hier empfehlend aufgenommen.

* * *

Hiſtoriſche Streifzüge in das Gebieth menſchlicher Thor-, Schwach- und Eigenheiten, von Aleth; mit Bemerkungen begleitet von M. G. Saphir.

Heroſtratus verbrennt den prächtigen Dianentempel zu **Epheſus**, um ſich unſterblich zu machen.

(Der erſte Großordensmeiſter der Recenſentengilde, die den Tempel fremden Ruhms in Brand ſtecket, um daran ein kleines Schwefelhölzchen eigenen Renommé's anzuzünden.)

Caligula vermählte ſich ſogar mit dem Monde.

(Ein ſonderbares Ehepaar, von dem man des Hauptſchmucks halber nicht wüßte, welches der Mann iſt, wenn er nicht daran kennbar wäre, daß er **Parterre** bleiben muß, während die Gemahlin en haut einen eigenen **Hof** hält.)

Lepidus ſtirbt aus Kränkung über die Nachricht der Untreue ſeiner Gemahlin.

(Ein neuer Beweis, daß auf außerordentliche Menſchen **gewöhnliche** Dinge zuweilen ſtärker, als außerordentliche wirken.)

Franz I. ließ das Grabmahl der **Petrarkiſchen Laura** zu **Avignon** öffnen, um ſeine ſchlechten Verſe hinein zu legen.

(Darauf ließe ſich folgende Grabſchrift ſetzen:

»Hier liegt ſie, der im Leben
Petrark Unſterblichkeit gegeben,
Und der hier in dem tiefen Grab,
Ein Gedicht den Tod nun gab.)

Haller behauptet, ſo lange man gähne, höre man nicht.

(Ich habe in manchen Geſellſchaften bemerkt, daß ich, ſo lange ich höre, gähne.)

Mallebranche war eine ganze Zeit lang feſt überzeugt, es hänge ihm eine Hammelkeule an der Naſe.

(Wie manchen, die ſichs nicht einbilden, hängt eine **Schöpſen**-Keule an der Naſe, nämlich, ſie ſelbſt.)

Cato der Cenſor, ſtieß einen Senator aus dem Senat, weil dieſer ſeiner Frau in Gegenwart ſeiner Tochter einen Kuß gab. —

(Jetzt würde **Cato** der Cenſor ruhig die Welt durchwandern können, ohne ſich an dem Scandal, daß ſich ein Ehepaar küßt, zu ärgern.) —

Boileau ſagt, eher ſoll ſich Niemand trauen laſſen, bis man nicht einen Advocaten zur Uebernahme des **Scheidungs-Prozeſſes** ausgemittelt hat.

(Und eher keinen Arzt nehmen, bis man einen Tiſchler zu ſeinem Sarge beſtellt hat.)

Cardinal **Richelieu** ſah ſich in kranken Stunden für ein Pferd an.

(Und die Nation für ſeine Reiter; wie in geſunden umgekehrt.)

Manes, ein perſiſcher Philoſoph, lehrte: Adam ſtamme halb von Gott, und halb vom Teufel her.

(Nun fragt ſichs, zu welcher Hälfte die Rippe, als nachherige **Ehehälfte**, gehörte?)

Der Doge **Dandolo** heftet ein Kreuz auf ſeine Dogenmütze, damit ſein Vater gezwungen ſey, das Haupt vor ihm zu entbloßen.

(So heften Viele Vorreden von berühmten Männern an den Kopf ihres Werkes, damit man, nolens, volens, ſich vor ſelbem bücke. — Exempla sunt odiosa.)

Samuel Balduin ließ ſich in die See begraben, damit er ſeinem Weibe die geäußerte Luſt vereitele, auf ſeinem Grabe zu tanzen.

(Sie ſoll ſich nachher bitter darüber beſchwert haben, daß er ihr dieſe unſchuldige Tanzbeluſtigung nicht gönnte. — Bey uns hört man, Gottlob, nie einen ſolchen Wunſch, da das Tanzen im Freien nicht Mode iſt.)

Allgemeine Novelliſtik.

Wenn ſich unſere gefeierten Sängerinnen oft beklagen, daß ihnen nicht Weihrauch genug geſtreuet wird, ſo mögen ſie wohl, im Vergleich mit ihren italieniſchen Nebenbuhlerinnen, nicht ganz Unrecht haben. Um unſern Leſern, welche das Land — »wo die Citronen blühen« in dieſer Hinſicht noch nicht genau kennen, eine Idee von der Weiſe beyzubringen, mit welcher man dort iner Sängerin huldigt, wollen wir ihnen ein Programm mittheilen, welches wir in mehreren italieniſchen Zeitungen gefunden haben. Wundern ſollte es uns nicht, wenn ſich Mad. **Morandi** von nun an für die erhabenſte aller Derjenigen hält, die künftighin das Podium betreten werden. — Doch jetzt zum Programm, das zu **Ravenna** bekannt gemacht wurde, und worin ſchon vorhinein beſtimmt wird, welche Ehre dieſer Künſtlerin zu Theil werden ſoll. Wir überſetzen es faſt wörtlich, und enthalten uns jeden Commentars, läugnen ber auch nicht, daß es unſerer Anſicht der Dinge nach, zu originell iſt, um icht einen Platz in einer deutſchen Zeitſchrift zu verdienen.

»**Ravenna** den 6. Juli 1820. Der künftige Dinſtag Abend, 11. d. M. iſt zum gänzlichen Vortheil der Signora **Roſa Morandi**, gegenwärtig rima attrice nella Spettacolo d'opera Seria (wir trauen uns nicht ieſes Paradoxon zu überſetzen) beſtimmt.

Um die höfliche Zuvorkommenheit, mit welcher dieſe berühmte Geſangkünſtlerin jederzeit ihre Pflichten erfüllte, zu erwiedern, hat eine Geſellſchaft Theaterfreunde beſchloſſen, der Beneficiantin am erwähnten Abend öffentliche Merkmahle der Zufriedenheit zu geben, und ihr auf dieſe Art zu beweiſen, daß alle unpartheyiſchen Seelen ihrem wahren und eminenten Verdienſte das pflichtmäßige Lob zu ertheilen ſchuldig ſind.

Auf erhaltene obrigkeitliche Erlaubniß benachrichtigen ſie daher das Publicum, daß am bemeldten Tage, nach Tiſch (dopo pranzo) in der Straße del corso bis zur Porta sorrata ein öffentliches Wettrennen Statt finden wird, in welchem verſchiedene Preiſe, und zwar dem erſten Sieger eine Prämie von zwölf römiſchen Scudi, dem Zweiten von drei röm. Scudi, und dem Dritten ein Paar ſtählerne Sporen, in gebräuchlicher Ordnung, ertheilt werden ſollen!!

Das Schauſpielhaus wird ſplendid erleuchtet ſeyn. Nachdem die Künſtlerin ihr ungeheuer applaudirtes Rondo geſungen hat, wird ein reichlicher Goldregen, mit zahlreichen poetiſchen Compoſitionen vermiſcht, auf ſie herabregnen. Alsdann werden Amoretten mit Blumenguirlanden herabſteigen, und der unſchuldige Flug verſchiedener Täubchen und Engel wird dazu beytragen, den Applaus noch glänzender zu machen, der in dieſem Augenblick der vortrefflichen Sängerin gezollt werden wird.

Nach Beendigung des Stückes wird die unvergleichliche Künſtlerin in einer mit ſechs Pferden beſpannten Kutſche, unter Begleitung militäriſcher (!) Muſik und harmoniereicher Simphonien in ihre Wohnung geführt. Die Straßen, wodurch der Zug geht, werden hell beleuchtet ſeyn. In ihrem Gaſthauſe angekommen, wird ein Kunſtfeuerwerk, von dem geſchickten Künſtler Hrn. Balbi di Meldola verfertigt, abgebrannt werden. Die zahlreichen Feuerſtrahlen, das Geräuſch der Bomben, und die Exploſion zweier Granaten, welche in Verbindung mit andern wohlgewählten Feuerkunſtſtücken den Himmel erleuchten werden, ſollen nicht allein für die hieſigen Einwohner, ſondern auch für die Herren Fremden, welch an ſolchen glänzenden und herzlichen Beweiſen unſerer Freude Theil nehmen, die Beluſtigungen dieſes Tages beſchließen.« . . .«

— r —

Der Drechslermeiſter und Inſtrumentenmacher Hr. Ant. Schulz hier, (Rauhenſteingaſſe Nr. 900) iſt durch ſeine induſtriöſen, geſchmackvollen und billig berechneten Arbeiten längſt vortheilhaft bekannt. Er gehört zu jenen Künſtlern, die es durch Nachdenken, Verſuche und raſtloſen Eifer ſtets weiter bringen. Daher reiht ſich bey ihm eine Erfindung oder Verbeſſerung an die andere. Man weiß von jener neuen Flöte, die, nicht länger als eine gewöhnliche, den H Fuß hat, und bis in das tiefe G reicht. Auch hierin hat Hr. Schulz einen neuen Grad von Vervollkommnung erzielt. Er hat nämlich bey dieſer Flötenerfindung noch einen ganzen tiefern Ton anzubringen gewußt, und zwar das tiefe Fis und F, wodurch die Stimmung einen Ton unter dem tiefen Violin G gewonnen hat. Dieſer neue Fortſchritt des ſinnreichen und fleißigen Mannes verdient Aufmerkſamkeit und Ermunterung. Es gereicht uns zum Vergnügen, ihn zuerſt zur Kenntniß zu bringen. Von den eleganten und portativen Schachbreten des Hrn. Schulz haben wir ſchon früher geſprochen. Wir ſetzen nur noch hinzu, daß er ſtets mit allen Gattungen Blasinſtrumenten, electriſchen Lampen und Galanterie-Arbeiten ſeines Faches verſehen iſt. Alles gut, ſchön und wohlfeil. Sfr.

Im k. k. priv. Theater in der Leopoldſtadt ward den 19. Juli zum erſtenmale gegeben: »Die drei Schweſtern in Wien.« Luſtſpiel in drei Aufzügen, von Hrn. Carl Meisl. Das Luſtſpiel fand kein Glück. Die Grundurſache liegt in der Wiederholung der Ideen des Aſchenbrödels, und in der allzubreiten Behandlung. Entſcheidend war auch die verfehlte Characteriſtik des Hrn. v. Bold. Dieſer Graf Aichen kann uns nur dann glaubwürdig erſcheinen, wenn der Character des Hrn. v. Bold als ein angenommener erſcheint. Uebrigens hat das Luſtſpiel manche ſehr gelungene Züge, oft herrlichen Witz, leider aber auch allzuviele Ausfälle auf Gattungen, die ihre Wirkung in der Regel immer verfehlen müſſen — und allzubreite Moral-Tiraden, die im Luſtſpiel ſchon deßwegen böſe anregen, weil die Moral nicht geſagt, ſondern in und durch die Handlung anſchaulich gemacht werden ſoll. J. G.

Mr. Gillies, in Edinburgh, hat eben eine Ueberſetzung von Grillparzers Sappho, und Oehlenſchlägers Hakon Jarl beendigt. Grillparzers Stück ſoll dieſen Herbſt auf die engliſche Bühne gebracht werden.

Die Erſcheinung eines höchſt merkwürdigen Werkes in ungariſcher Sprache, das erſt kürzlich bey Hrn. Johann Thomas von Trattner die Preſſe verließ, und den durch ſeine ausgebreiteten Kenntniſſe im Fache der Geſchichte und Alterthumskunde vorzüglich berühmten Herrn Stephan von Horvát, Cuſtos der ungariſchen Landesbibliothek im National-Muſeum, zum Verfaſſer hat, nimmt die Aufmerkſamkeit aller Jener, deren Sinn für Vaterlandskunde, ja deren Vaterlandsliebe ſelbſt auch in die Vergangenheit zurückreicht, mit vollem Rechte in Anſpruch.

Der Titel des Buches iſt: a magyar ország gyökeres régi nemzetségeiről: von den alten Stammgeſchlechtern im Königreiche Ungarn.

Werke von einer Gediegenheit, wie jene des hierbenannten, weiſet auch die vielfältige Bibliographie nicht viele auf. Durch jede Zeile beurkundet Herr von Horvát ein gründliches Studium alles deſſen, was dem Intereſſe der Geſchichte Ungarns auch nur durch irgend eine Beziehung angehört; und wie die Eintheilung ſeines Buches überhaupt voll Ordnung und Klarheit iſt, ſo verbreitet auch beynahe jede Stelle Licht und Helle über eine Menge Gegenſtände des vaterländiſchen Rechts, der Genealogie ganzer Geſchlechter ſowohl, als einzelner Zweige derſelben insbeſondere. Die Hauptquellen, woraus der gelehrte Verfaſſer ſeine Beweisgründe und Belege ſchöpfte, ſind auch in der That die verläßlichſten, die ein Geſchichtforſcher nur irgend wünſchen kann, nämlich: nebſt den Werken glaubwürdiger Hiſtoriographen, eine höchſt bedeutende Anzahl von Originalbriefſchaften, die demſelben ſtündlich zu Gebrauche ſtehen.

Durch critiſche Vergleichung ſo wichtiger Behelfe gelang es dem ſcharfſinnigen Verfaſſer über Dinge, deren Grund bisher den Augen gar manches Gelehrten verborgen geblieben war, Aufſchluß zu geben, und überhaupt einen der gleichwohl unſcheinbarſten aber auch wichtigſten Zweige der vaterländiſchen Geſchichte an's Licht zu ziehen.

Welche Nation auf Erden hätte wohl ein Werk über ihre Geſchichte aufzuweiſen, das ſich mit einer, nach den ſchon längſt geſammelten Angaben des unermüdeten, verdienſtvollen Gelehrten, Hrn. Mart. Georg v. Kovachich, durch einen Stephan von Horvát geſichteten und bearbeiteten Sammlung ungariſcher Geſchichtsquellen vergleichen ließe? Auch ſogar die reichliche Ausbeute, die uns Schwandtner aufbewahrte, würde dagegen, ungeachtet ihrer geprieſenen Integrität, als ein bloßes Compendium erſcheinen. Die dem Geiſte des Hrn. v. Horvát eigene Klarheit und Ordnungsliebe, vorzüglich aber jener ausgezeichnete critiſche Scharfſinn, welcher aus jeder Leiſtung dieſes Hiſtoriographen hervorleuchtet, würde in ſolch eine Sammlung Einheit und Uebereinſtimmung bringen, welche nichts mehr zu wünſchen übrig ließen.

Die Haupteintheilung der vorgenannten Schrift zerfällt in drei Abſchnitte: der erſte handelt von den ungariſchen Geſchlechtern im Allgemeinen, der zweite von denſelben insbeſondere, und der dritte von deren eigentlichen Rechten.

Als urſprünglich ungariſche Geſchlechter führt er einſtweilen in dieſer ſeiner Abhandlung 68, als Eingewanderte 80 auf; jedes derſelben mit Namen und Hinweiſung auf merkwürdige ſich darauf beziehende Belege. Gleichwohl nennt er aber ſelbſt mit viel Beſcheidenheit dieß ſein Werk ein unvollendetes, deſſen Vervollkommnung bey Weitem mehr bedarf, als ein einzelner Schriftſteller zu leiſten fähig wäre. Was graue Jahrhunderte in Vergeſſenheit begraben (ſo ſpricht er in ſeiner an den Fürſten Primas gerichteten Zueignung ſeines Buches), läßt ſich zwar immerhin durch gemeinſame Thätigkeit Mehrerer wieder ans Licht hervorziehen; was aber ein Einzelner dabey verrichten kann, das bleibt wohl nur auf ein Trümmerchen von dem Denkmahle alter Herrlichkeit und Pracht beſchränkt.

Wie dieß Werk überhaupt, ſo zu ſagen, ein prismatiſches Ganze bildet, deſſen jeder einzelne Beſtandtheil wieder ein eigenes Prisma iſt, worin der verſtändige Beobachter eine Menge Gegenſtände ſeines Nachdenkens über Geſchichte, Staat, Volk, herkömmliche Sitten, Gebräuche und Rechte rückgeſtrahlt und abgeſpiegelt ſehe, eben ſo enthält beynahe jede Seite dieſes Buches eine Reihe von Dingen, deren gar Manches der Gegenſtand einer philoſophiſch-geſchichtlichen Abhandlung werden könnte. So ſcheint uns unter vielen andern merkwürdigen Stellen eine, Seite 80 angeführte Urkunde ſehr bemerkenswerth, kraft welcher König Andreas II. im Jahre 1222 den eingewanderten Fremden vollen Erſatz ihres zurückgelaſſenen Eigenthums, die gaſtlichſte Aufnahme, und eine nie und nimmer gefährdbare Freiheit in ſeinem Reiche als Gäſten zugeſichert, welche freiwillig ungenöthigt ſich ſeiner Herrſchaft unterwarfen. Dieſe Liberalitätsmaxime lag ſchon in Stephan des Heiligen, erſten ungariſchen Königs, Syſteme, wie dieſes, S. 83, aus einer Stelle erſichtlich wird, wo König Bela IV. im J. 1269 einem gewiſſen Adám das Gut Therne als Erblehen mit den Worten ertheilt: Wer es auch wagen ſollte, vorgenannten Adám auf irgend eine Weiſe zu beunruhigen, den treffe die Ungnade des Königs, und Stephans, des heiligen Königs Urtheil ſo wie ſeine Söhne u. ſ. w. — Das hier Angeführte ſcheint zu bezeugen, daß die ſo weltbekannte Gaſtfreundſchaft und Hoſpitalität der Ungarn, welche vor jener der Araber gewiß nicht wenig dadurch voraus hat, daß ſie nicht mit Dieberei verbunden iſt, keineswegs von polizirten Völkern angelernt, und wenn auch vielleicht einſt aus einer Staatsmaxime hervorgegangen*), wirklich ſo alt, wie die Nation ſelbſt ſey.

Ueberhaupt iſt dieſes gleichwohl nur 110 Seiten füllende Werk von ſo mannigfaltiger geſchichtlicher Wichtigkeit, daß man es für unnöthig halten muß, dem glücklichen Verleger desſelben einen reichlichen Abſatz zu wünſchen, denn welcher Freund vaterländiſcher Literatur ſollte ſich nicht dasſelbe kaufen? Sollte es aber auch jetzt noch nicht in Jedermanns Händen ſeyn, ſo wird es im ungariſchen Vaterlande doch bald mit dem Verbözi, dem allgemeinen Vademecum der Geſchichts- und Rechtsgelehrten, an Publicität wetteifern, und ſeines bereits ſo rühmlich bekannten Verfaſſers Namen, wie billig, verewigen.

A.

---

*) Solch eine Staatsmaxime verdient um ſo mehr löblich genannt zu werden, da ſie allen, auf die ſie ſich bezog, ſehr wohl zu Statten kam.

In Nr. 91 S. 833 ſoll es heißen: Hebelarme ſtatt Hebebäume.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Gräffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe,) wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. = fl. 1 W.W., durch die k. k. Poſt 1⅔ fl. W.W. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey J. B. Wallishausser.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

93.

(Wien, Samstag, den 5. Auguſt.)

Briefe über Zeitſachen an einen Freund auf dem Lande.

II. *)

Sie wundern Sich noch immer, mein viellieber Freund, über Etwas, worüber ich mich ſchon längſt zu wundern aufgehört habe: über die (zwar immer abnehmenden) unbilligen, zum Theile ſogar läppiſchen Urtheile einiger auswärtigen Blätter über öſterreichiſche Literatur und über öſterreichiſche Literatoren, über die wunderlichen Winkel und Würfel, in denen ſolch exotiſches Urtheil, nach vollkommen unzuſammenhängenden und unbegreiflichen Geſetzen, anſchießt, ſo daß man häufig zu glauben genöthigt iſt: das ferne und fremde Urtheil ſey, von ſich aus, viel unbefangener und viel gerechter, und es erhalte ſeine Spitzen und Stacheln oft nur aus unſerer nächſten Nähe!?

Sollte man ſich nicht im Innerſten verſucht finden, dieſen ſpaniſchen Reitern (von denen bald umſtändlicher die Rede ſeyn wird) einen Satz entgegen zu ſtellen, der ihnen nicht viel behaglicher ſeyn mag, als dem Böſen das Weihwaſſer, nämlich »dieſes geliebte und — wenn es nur will — über Alles« emporragende Oeſterreich ſey vielleicht der zeitgemäßeſte, mit dem Zeitgeiſte (die ſich in den großen Begegniſſen verkündende Stimme des Alten der Tage, der wahre Zeitgeiſt, iſt kein flüchtiges gebranntes Waſſer) am-meiſten fortgeſchrittene Staat!! — Die ganze Natur iſt ſucceſſiv, und duldet keinen Sprung. Oeſterreich iſt noch obendrein der Schwerpunct Europa's, und als Aggregat ſo vieler heterogenen Beſtandtheile, rein hiſtoriſch. — Darum iſt die Vorzeit nicht leicht irgend anderswo wichtiger. Darum bleibt auch die unbeſtreitbare Wahrnehmung Oeſterreichs individueller Vorzug und wahres Palladium, daß keine mächtige Fulguration der Zeit, keine der menſchenfreundlichen Theorien des Moments nutzlos an ihm vorüberging, daß ſie aber ohne gewaltſames Ueberſpringen unentbehrlicher Mittelglieder, nicht als kecke und voreilige Verſuche, nicht als tändelnde Ungeduld mit dem wirklich beſtehenden Guten, und

---

*) Der erſte Brief in Nr. 91.

zappelndes Haſchen nach einem träumeriſchen Beſſern, ſondern erſt ſucceſſiv, als bewährte Erfahrungen, aber auch um ſo tiefer in ſeinem Schooße gewurzelt, daß viele Einrichtungen und Veränderungen ſich bey uns nach und nach von ſelbſt gemacht haben, ohne Treibhaus, ohne Selbſthülfe, ohne Umſturz, ohne Graus und Blut, ohne daß viel doctrinirt, und durch Anſchlagzettel und Herolde poſaunt worden wäre.

Wenige Staaten und Dynaſtien waren wegen vermeintlicher Intoleranz ſo arg verſchrieen, als Oeſterreich. Der Tropfe der Wahrheit hat endlich auch hier den Stein ausgehöhlt, und dieſes Geſchrei (das in Zweck und Richtung gar oft mit dem falſchen Feuerlärm der Diebe identiſch war) gehört längſt ins Bodenſtübchen zum alten Trödel, trotz der wohlbewußten Geſchäftigkeit gewiſſer Leute, dieſes Geſchrei zu verjähren und zu verewigen, und diejenigen als Hofſchmeichler und Serviles zu verunglimpfen, die es etwa wagen möchten, dieſen Jeremiaden mit Gewalt einen Spiegel der Wahrheit vor die Augen zu halten!! — Der Oeſterreicher hat [illegible] vielmehr nur allzulanger Gutmüthigkeit und Geduld gegen fremde Ueberſchätzung und fremden Dünkel anzuklagen. — Wie in der Kindheit der bürgerlichen Künſte und Gewerbe oftmals Alles in die Hände der Juden gerieth, gab es auch an der Wiege unſerer Literatur ähnliche Geſchäftsträger, ohne Heimath und ohne Nationalität (alſo abſolute Cosmopoliten!) leutelustige Literarier, auch aus einem gelobten Lande, d. i. aus Ländern, die ſie unaufhörlichen lobten, während ſie dieſes finſtere Oeſterreich voll Nahrung und Gold, »dieß Land der Phäaken, wo's immer Sonntag iſt, und immer am Herde ſich drehet der Spieß«, unaufhörlich ſchmähten und verkleinerten.

Oeſterreich gebühret vorzugsweiſe der Ruhm väterlicher Gaſtfreundlichkeit und reicher Vergeltung jeder guten Dienſte. Fremde jedes Staates und jeder Religion ſind ſeit lange, wie faſt nirgend anderswo, zu glücklicher bürgerlicher Exiſtenz und zu den höchſten Ehrenſtellen im Staate und in der Armee empor geſtiegen. Wir ſahen (nicht etwa jetzt, ſondern ſeit beynahe 50 Jahren, wie nur die innern politiſchen und Religions-Unruhen allerorten ſchwiegen), evangeliſche und reformirte Soldatenkinder, Handwerker, und arme Studenten (trotz der verſchrie'nen »öſterreichiſchen morgue, des Ahnenſtolzes und Feudal-Ariſtocratismus, trotz des Zunftgeiſtes und der Prieſterränke)« als Feldmarſchälle, als Referendarien, Staatsräthe, Vice-Kanzler ꝛc. — In einer Epoche nothwendiger Geiſtesſperre gegen eine täglich verderblichere Geiſtespeſt, vertrat dieſes intolerante, in genußliebender Trägheit fortalternde Oeſterreich und die Intereſſen des catholiſchen Reichstheiles, am erſten proteſtantiſchen Hofe, ein Proteſtant. — Proteſtanten führten das Obercommando des Heeres, ein ehrwürdiger Reformirter die oberſte Geſchäftsleitung in einem Lande, wo die Anſichten und Intereſſen der drei Religionsparteyen häufig ſehr divergiren!! Damit hätten alle Parvenus und alle ſansculottiſchen Indifferentiſten, alle philanthropiſch-encyclopädaliſchen Radicalen und Reformers der Schriftſtellerwelt längſt und weit eher tranſigiren können, als mit Friedrichs II. zugleich demagogiſchem und ariſtocratiſchem, neurömiſch-franzöſiſchem, durchaus nicht nationalem Regierungsſyſtem.

Es hat allerdings eine Periode gegeben, wo Oeſterreich hinter dem nördlichen Deutſchland zurückgeblieben, wo der Nachdruck (hierauf wirkten ſpäterhin auch die Geld- und Cursverhältniſſe ſehr nachtheilig ein) leider ein unentbehrliches Surrogat für die Nationalbildung geweſen, wo ein entſchiedener Stillſtand und hiermit auch Rückſchritt der herrlichen Beſtrebungen eintrat, die unter Carl VI., Leibnitz dem deutſchen Norden als Muſter anpries, und die in der Hälfte von Thereſiens Regierung eine ganz aus ſich ſelbſt entwickelte vollſtändige Reife gewonnen hatten. — Aber dieſe Zeit der Ziffern und Maſſen, der Nützlichen und Allwiſſer, des Sieges der Form über die Idee, der Weltbürgerlichkeit über die Nationalität, einer bettelſtolzen Gegenwart, die ſich beleidigt fühlte, eine Vergangenheit gehabt zu haben; — dieſe Zeit, von der Oeſterreich, außer den sciences exactes, gar kein nennenswerthes Werk aufzuweiſen hat, wo der »Herr Schlendrian, Richter nach den Geſetzen« und die Schmähſchriften bey Philipp Wucherer, die Memoires aus den goldenen Tagen unſerer Preßfreiheit ausmachten; wo in der Hiſtorie Aufklärungsgyps unter dem Mehl der Wahrheit und Treue, in der Poeſie manierirte Nachahmung und Sylbenvirtuoſität, und Blumauer mit ſeinen elendeſten Parodien ſelbſt nur die Parodie eines Dichters war, — dieſe Zeit mit ihrer gleißenden und glänzenden Armuth iſt längſt vorbey, und man ſollte ſich ſchämen, aus anderweitigen Abſichten noch immerfort wider einen todten Feind mit aller Kraft zu Stoß, Stich und Hieb auszuholen.

Wenn auf der einen Seite die Macht der Ereigniſſe und jene großartige Entſcheidung, welche Oeſterreich nach den Schlachten von Lützen und Bautzen in die Schale des Geſchickes legte, die alte, beklagenswerthe Scheidewand zwiſchen dem deutſchen Süd und Norden mit brüderlicher Ungeduld eingeriſſen hat, wenn die in Oeſterreich auflebende nationale Bildung von den tiefſten Denkern und ſolideſten Gelehrten, wie an jenen Lehranſtalten, die des gemeinſamen deutſchen Vaterlandes Stolz und Schmuck geweſen ſind und noch ſind, die aufrichtigſte Anerkennung und wohlwollenden Handſchlag gefunden haben, ſo fällt auf der andern Seite der hämiſche und nicht ſelten pöbelhafte Ton um ſo mehr auf, der in andern Journalen und Zeitungen über Oeſterreichs Literatur und Literatoren, Cenſurweſen, öffentlichen Unterricht ꝛc., offenbar aus Oeſterreich ſelbſt eingeſendet, die Zähne fletſcht!? In vergleichender Zuſammenſtellung mit ähnlichen lichtſcheuen Ausbrüchen im Innern, liefert dieſer Ton eben ſo viele unläugbare Spuren eines nothgedrungenen Syſtemes jener Clique, welche die Schirmhoheit über unſere ewige Minderjährigkeit noch ganz und gar nicht aufzugeben geſonnen iſt, und fortan dieſelbe Politik übt, wie die ſpaniſchen Abentheurer gegen die wilden Inſulaner, damit ſie ihnen ja nie über den Kopf wüchſen, und ihnen immerfort die Schätze ihrer Berge und ihres herrlichen Bodens, wie bisher, mit kindiſcher Freude für Schellen und Glasperlen und Rechenpfennige hingäben!!

Dieſer Clique iſt natürlich (und wie könnte es anders ſeyn?) das allmählige Aufblühen einer originellen und nationalen Literatur aus der unerſchöpflichen öſterreichiſchen Erde keinesweges eine erfreuliche, ſondern vielmehr eine ihre eigene Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit gewitterhaft bedrohende Erſcheinung, die, wenn ſie nun einmal nicht abgewendet werden kann, wenigſtens durch Verſchweigen oder Verkleinern, durch einſchüchternde oder nachtheilige Perſonalitäten, durch meuchleriſche Seitenhiebe oder durch directen Angriff (wozu aber meiſt wohl der Wille recht gut, das Fleiſch aber ſehr ſchwach iſt) beſchnitten und gelähmt, geneckt und verkannt, ermüdet und ſo lang als möglich aufgehalten werden müſſe! — In der Fabriksliteratur gilt es natürlich ſo ziemlich gleichviel, Schriftſteller zu ſeyn oder Schriftſtehler, und wenn man ſich fühlt, daß man in keinerlei wiſſenſchaftlichem oder Kunſtgebiethe, als Original-Schriftſteller Glück machen, und ſeinem Staate reiche Ausbeute und unblutige Verherrlichung durch ſcharfſinnigen Fleiß und glückliche Studien bringen kann, bleibt es doch immer bequem und einträglich, erfreulich und ſchmeichelhaft, bloß als Redacteur, Colporteur und Compilator, doch ein großer Mann und encyclopädiſcher Dictator zu werden, mit der bloßen »Frag- und Kundſchaftsamts-Literatur«, und gleich jenem Vademecums Orgeltreter, den Gläubigen mit vornehmer Miene zu bedeuten: »daß man zu dem Concerte den Wind gemacht habe!!«

Werfen wir einmal einen flüchtigen Blik auf das Treiben dieſer Clique, welche nur immer an der bald auf inländiſchem, bald auf ausländiſchem Boden aufgeworfenen Erde erkennbar iſt. — Was könnte ihr wohl ungelegener und für die eigene Impotenz beſchämender ſeyn, als eine ernſte und gründliche, quellengemäße Richtung der Studien, ſcharf beſtimmte Eigenthümlichkeit und lebenswarme Nationalität in Kunſt und Literatur, ächt Characteriſtiſches im heimathlichen Leben? — Daraus wohl wird und muß ein erlaubter und erwünſchlicher Nationalſtolz und innige Anhänglichkeit an die beſtehenden Formen der Staatsverwaltung hervorgehen, und an das Haus, das ſein wahres »mot d'énigme« in dem: Stringit amore und opes regum, corda subditorum auf ſeine Orden geſetzt hat!! aber niemals aus encyclopädiſcher Oberflächlichkeit, aus einer ſich ewig wiederkäuenden Manier, aus einer indifferenten Weltbürgerlichkeit (die freilich ewig am klarſten weiß, was ſie will, nämlich für ſich im Trüben fiſchen, gleichviel ob unter der bonapartiſchen Weltregeneration oder unter der Langmuth und dem milden Gedächtniß der alten Dynaſtien)!! — Diejenigen, die Alles beſſer wiſſen, und ohne genügende Kenntniß des Terrains, der Werkzeuge und der vaterländiſchen Vergangenheit, ohne practiſche Erfahrung, bloß in dem allen Füßen gerechten Marktſchuh abſoluter Theorien und halbwahrer Gemeinplätze ſchulmeiſternd umherſtolziren, und durchaus regieren helfen und koſtbar beſänftiget ſeyn wollen, dürften endlich einmal fühlen, daß auch der Haufe ſie nicht mehr als Oſiris und Manko Kapaks anzubeten vermag, und daß ſie ſehr wohl thäten, aus dem Fach der Liebhaber und Helden, ja der zärtlichen Väter, je eher je lieber ganz in jenes der gutherzigen Murrköpfe und (manchmal beſonders) in jenes der Anſtandsrollen hinüber zu treten! — Was ſoll man davon denken, wenn das Größte und Beſte, das inmitten beyſpielloſer Stürme, mit Ruhe und Geduld und hausväterlichem Sinne den gegenwärtigen und den kommenden Geſchlechtern zu Nutz und Frommen, ſich in Oeſterreich geſtaltet hat, ganz übergangen oder ut aliquid fecisse videantur flüchtig mit dem allezeit fertigen Lobe behängt, oder mit Achſelzucken doch noch irgend eine ſchwache Seite (die in keinem Menſchenwerke fehlt) herausgegrübelt und lächerlich gemacht wird, — wenn kleinliche, bey uns ſchon längſt überbothene Dinge, wenn ſie im Auslande geſchehen, als unerhörte Neuigkeiten und Vorbilder auf den Altar geſtellt werden? — wenn man wahrnimmt, wie ganz unerträglich es den Verfaſſern jener Correſpondenz-Artikel und ihren Geiſtesbrüdern iſt, ein einheimiſches Talent des erſten Ranges anzuerkennen, wie ſie dafür überall Surrogate aufſuchen, und ſolchen literariſchen Caprimulgis vergönnen, Plagiate auf Plagiate zu häufen, und in oft lächerlichem Faſchingsprunk das herausſchauende, eigentliche Geſicht des urſprünglichen Verfaſſers zu verbergen, mühevolle und erfreuliche Entdeckungen Anderer mit ſo vornehmem Geſicht und ſo entſchiedenem Tone der Neuheit vorzutragen, als wären es Entdeckungen eigenen Fleißes und Scharfblickes!? — Dieſes unaufhörliche Beſtreben, die meiſten ausgezeichneten einheimiſchen Talente durch ſecundäre vergeſſen zu machen, und in Wiſſenſchaft und Kunſt das Qualitative durch das Quantitative zu erſäufen und hinweg zu räumen, iſt in Wahrheit nicht ſehr ehrwürdig!! Es contraſtirt höchſt comiſch mit der ſtaatswirthſchaftlich gepredigten Norm, Alles aus erſter Hand zu haben. — Dagegen ſorgen dieſe Herren redlich dafür, daß die edeln, »rohen Stoffe der öſterreichiſchen Erde ja nicht unverarbeitet eſſitiren oder tranſitiren, und es vergegenwärtiget einen bekannten Hogarth'ſchen Kupferſtich, wenn man ſieht, wie hungrig Mehrere aus ihnen an einer Idee nagen, und noch um die Priorität und Raffinirung derſelben zanken, die eigentlich gar Keinem aus ihnen allen gehört!!

Die Iſis, die Ueberlieferungen, die Zeitſchwingen, die Wage und noch einige obſcurere Zeitſchriften haben nach einander dieſen Einſendern zu Ableitern der Galle und ihrer optimiſtiſchen Doctorweisheit und zu Tummelplätzen kleinlicher Rache gedient. — Wir haben uns die nicht ſo undankbare Mühe gegeben, dieſe Artikel ſeit ein Paar Jahren zu ſammeln und vergleichend gegenüber zu ſtellen. — Mancher verdiente Literator gerieth dabey nicht ſelten in ein unerfreuliches Licht, denn: »vera laus est, laudari a viro laudato.« — Vorzüglich hätten die Hrn. André und Glatz das vollſte Recht, ſich über ſolche ungebetene Dienſte zu beklagen, und demjenigen, der ſie unter den verſchiedenſten Wendungen (wie Bourguignons und Rugenda's Bataillenſchimmel) ſo häufig hervortreten läßt, den alten Kernſpruch zuzurufen: »rien n'est si dangereux, qu'un ami sot!«

Als chef d'oeuvre dieſer Gattung, muß die Ueberſicht der öſterreichiſchen Literatur in Nr. 4 vom 11. Jänner der allgemeinen Zeitung geachtet werden, ihre vorausgegangenen Schweſtern noch weit überbiethend. — Die nicht zu umgehenden Cenſur- und andern Rückſichten, (inſonderheit das Intereſſe und der Keckheitsthermometer der Verleger) beſtimmen immerdar die Tonleiter, in welcher von dem verſchwimmenden (denen die Ohren haben, um zu hören, gleichwohl recht gut kenntlichen) ſcheinheiligen Pianiſſimo und Andante inländiſcher Blätter hinaufgeorgelt wird, bis zu dem (oft eigenſinnigen und gar nicht mit der urſprünglichen Einſendung coincidirenden, unterwegs nach Aarau, in Landshut) einfallenden Forte, und zu dem früheren Ellenbogenſpiel der Iſis!

Der namenloſe Schmerz, den inſonderheit die Wiener Jahrbücher der Literatur und die Unterſtützung, dieſen Herren Einſendern zufügen, welche den Jahrbüchern, wie ſo vielen andern ſchönen Inſtituten in ihrem Anbeginne, »vom Staatsſchatze« zu Theil ward, (um ſo mehr, je weniger ſie auf die Bilanz der Fabriks-, Frag- und Kundſchaftsamts-Literatur baſirt werden konnten (und die unaufhörliche Parallele dieſer Jahrbücher, mit den frühern »Annalen« und »Literaturzeitung.« — iſt ein in allen dieſe Artikeln ſo pünctlich wiederkehrendes Symptom, daß allerdings eine gründliche Diagnoſe darauf gebaut werden mag.

Jene Beylage der allgemeinen Zeitung kennt eigentlich in unſrer ganzen Literatur nur zwei Coryphäen, nur zwei wahrhaft einzige Männer (von dem ganzen übrigen servum pecus der Literatoren Oeſterreichs macht ſie nicht viel Federleſens) nämlich die Herren André und Glatz!! — Ein nordamericaniſcher Zeitungsleſer müßte nach dieſer Ueberſicht glauben, Herrn Wirthſchaftsrath André vielſeitiger Hesperus und äußerſt brauchbare öconomiſche Neuigkeiten, und des Herrn Conſiſtorialraths Glatz Poſtillen und Kinderbücher ſeyen die vorzüglichſten öſterreichiſchen Originalwerke, die Blüthen und der Culminationspunct unſerer Nationalbildung und Literatur!! Letztere werden noch obendrein als eine Art von Wunder des Fleißes und einer Popularität geprieſen, deren ſich gar kein anderer Schriftſteller rühmen kann. auch ſchwerlich zu rühmen wünſchte) »da ſie gegen hundert Bände (!!) betragen, von manchen dreißig bis vierzigtauſend Abdrücke gemacht, und die Nachdrüke und Ueberſetzungen mit eingerechnet, über eine halbe Million im Umlaufe ſeyen!!« Solchen Giebel dürften freylich die Brüder Collin, Caroline Pichler und Grillparzer, Virag und Kisfaludy, Hammer und Hormayr, Bürg, Prechtl und Jordan, Pratobevera und Schemerl, Graf Caspar Sternberg und Dobrowsky, Graf Cziraky, Kovachich und Kurz ꝛc. zeitlebens nicht erreichen, und wenn ſie ſich die Finger wund ſchrieben! Solchen Zenith der Popularität kann auf dem ganzen Repertoire unſrer Literatur kaum das beliebte Grätzeriſche Kochbuch mit Fug und Recht anſprechen und behaupten! — Es fehlte nur noch, daß die fragliche Zeitungsbeylage uns eine gründliche Total-Ueberſicht aller der (in den gewöhnlichen Höflichkeitszeilen und Geſchenken beſtehenden) Empfangsbeſtätigungen fürſtlicher Perſonen über dieſe Troſtbücher und Kinderſchriften geliefert hätten, die wir einzeln ſchon in allen erdenklichen Journalen haben verdauen müſſen!! —

Nimmt man auf der einen Seite mit Freuden gewahr, daß eingewurzelte Vorurtheile allmählich verſchwinden, daß das gelehrte Ausland ſich nach und nach öfters die Mühe nimmt, die Früchte unſerer Nationalbildung mit partheiloſem Ernſt gründlich zu würdigen, begegnen wir in den Matadors ſo ehrender Anerkennung, wie um aus vielen ein Beyſpiel zu geben) in des Hofrathes Sartorius neueſtem Werk: über die Gefahren welche Deutſchland bedrohen, und über die Mittel dagegen, ward Oeſterreich die Genugthuung zu Theil, gerade von dannen, als väterlicher Mittler und ernſter Beſchwörer der herrſchenden Zeitſeuche, hervorgeſtellt zu werden, wo ſonſt Geringſchätzung und Verſpottung ſein tägliches Brod war, und zum guten Ton gehörte — und ſtößt man dann wieder auf ſo hämiſche und meiſt noch obendrein läppiſche Urtheile, zwar nicht in gelehrten Werken, aber gerade in den, von den Halbwiſſern und Nichtwiſſern am meiſten geleſenen Flugblättern und Zeitungen, ſo wird es auf einmal ſonnenklar, warum Oeſterreichs Literatur ſo lange keine Gerechtigkeit im Ausland erhalten konnte, da ſie ſelbe ſogar im Inlande ſo lange nicht erhielt, vielmehr gerade von daher die Opinion des Auslandes häufig irre geführt und verſchlimmert wurde! — Ja dieſer lichtſcheue Einfluß auf auswärtige Zeitblätter war der oftgedachten Clique ſpecifiſches Mittel, Oeſterreich durch die Fremde zu imponiren, ſich für fehlgeſchlagene Hoffnungen zu rächen, den höchſt ungelegenen und ungeleckten einheimiſchen Bären, einen Weſpenſchwarm auf den Hals zu ziehen, und die dort an aufdampfenden Weihrauchwolken, vom erſten günſtigen Luftzug zu uns herüberwehen zu laſſen!!

Doch ſchon allzuviel von dieſen Hummeln, ihrem Summen und Brummen, Saugen und Stechen. — Unſere Litteratur iſt kein, zur Parade eines einzigen Tages in die Erde geſteckter Baum. Sie hat tiefe Wurzel geſchlagen, ſie ſchwelgt freudig in der heimathlichen Erde, und eine mächtige Krone und beſchattende Zweige und reicher Segen, reifer Früchte, werden nicht ausbleiben. — Jene Schlüſſelbüchſen verdienen gar nicht, daß man ernſtlich Geſchütz gegen ſie aufführen und dieß (an Friedrich Schlegels »Zwerge« erinnernde) Geſchnatter von der Nothwendigkeit einer Oppoſition (wo doch billig eine Poſition vorausgehen ſollte) vom Reiben und Conflict der Ideen, vom Nutzen der Debatten und Discuſſionen, von den Federkriegen als Wahrheitsfiltern, geht doch nur aus dem Eingeweide verbrennenden Durſt nach Celebrität um jeden Preis hervor; eine Zwillingsſchweſter der Soubrettenpolitik, die mit allen Künſten die Frau und Meiſterin bis zur tüchtigen Ohrfeige reizt, in der ſüßen Zuverſicht, entweder den Martyrerkranz — oder ein Geld zu erhalten!

Die einheimiſchen Literatoren, Männer von Gründlichkeit und Tiefe und von vaterländiſchem Sinn, ſollen nur um ſo feſter und inniger Hände und Herzen zuſammen flechten, und Corneilles: »Faites votre devoir et laissez faire aux dieux« ſoll ihre Loſung, ihr **Mon Yoye** ſeyn!!

F. **h.

* * *

Abwehr.

Wer gut iſt, wird gedrückt: das laß dir nur gefallen,
Allein zerdrücken laß dich nicht.
Du mußt ein dreifach Erz um deinen Buſen ſchnallen,
Wenn man mit Schwert und Spieß zu deinem Herzen ſticht.
Auch ſey zum Widerkampf ſchlagrüſtig, und erſchwinge
Getroſt, ſobald es gilt, der Nothwehr heil'ge Klinge.

Sie thun's ja willkührlos, weil ſie nicht anders können;
Es iſt des Menſchenvolks natürlicher Inſtinct,
Macht es nicht allzu arg, ſo will ich's euch vergönnen;
Es iſt mein Herzblut nicht, was hier die Mücke trinkt.
Doch zapft ihr unverſchämt, und wird die Wunde ſchreinen,
So ſeht zu eurer Haut, ich ſehe zu der meinen.

Carl Lappe.

* * *

Allgemeine Novelliſtik.

Von Hrn. Anton Rochel, bekannt durch ſeine wiſſenſchaftlichen Wanderungen in Ungarn, erhalten wir in Kürze: »Miſcellen für Pflanzen- und Vaterlandsfreunde, nebſt ſtatiſtiſchen Gelegenheitsbemerkungen zur genauern Kenntniß des nordweſtlichen Karpats in Ober-Ungarn, mit einer Karte.« Der Verfaſſer gibt zuerſt von der Lage der Gebirgszüge und Zweige des Karpaths, und von den Thälern und Gewäſſern Kunde, und geht dann über zu den herrſchenden Gebirgs- und Bodenarten, zu den Pflanzen und der Vegetations-Fähigkeit, und ſchließt mit den vorkommenden Säugethieren, Vögeln, Amphibien, Fiſchen und Inſecten. Die Karte wird durch beſondere Einrichtung ein Bild der phyſiognomiſchen Beſchaffenheit des nordweſtlichen Karpaths geben. Subſcriptions-Preis ohne Vorausbezahlung 1 fl. 30 kr. C. M., oder 3 fl. 45 kr. W. W. bey Carl Gerold. (Eine kürzere Notiz bereits früher.) Das zweyte: Pflanzen-Umriſſe aus dem ſüdöſtlichen Karpath des Bannats, erſtere Lieferung mit 80 Abbildungen auf 39 Tafeln, nebſt einer Vorrede von Herrn Leopold Trattinnick. Dieſe erſte Lieferung enthält neue, zweifelhafte und ſeltnere Gewächſe, die Hr. Rochel im Jahre 1815 im Bannat geſammelt hat. Der Pränumerations-Preis iſt 15 fl. C.M. oder 37 fl. 30 kr. W. W. (In erwähnter Buchhandlung.) Die Kupfertafeln vertheuern natürlicherweiſe das Werk; hätte man ſie nicht in Steindruck beſorgen können, wo der Preis dann um mehr als die Hälfte billiger ſeyn könnte? — *) — b.

Der Engländer Hr. F. Bopp, Verfaſſer des Nalus, hat in der erſten Nummer einer von ihm herausgegebenen Zeitſchrift, Annals of Oriental Literature, einen intereſſanten Aufſatz, welcher, ohne zu Ende zu ſeyn, das ganze Heft von 62 Seiten einnimmt, unter dem folgenden Titel abdrucken laſſen: Analytic Comparison of the Sanscrit, Greek, Latin and Teutonic languages, shewing the original identity of their grammatical structure. — Dieſe letzteren Sprachen ſieht der Verfaſſer nicht mehr als Abſtämmlinge der erſteren an, ſondern er ſucht auch aus den grammatiſchen Verfeinerungen, die er in allen dieſen Sprachen ähnlich findet, zu erweiſen, daß die Schönheit der Sanſcrit-Sprache nicht das Werk der Gelehrten geweſen ſeyn könne, wodurch ſie ſich ſo vortheilhaft vor allen andern heutigen indiſchen Mundarten auszeichnet, ſondern ſchon damals in der Volksſprache ſo lebendig verwebt geweſen ſeyn müſſe, als jene Colonieen, welche die neueren Sprachen bildeten, ſich vom Urſtamme trennten, daß ſie ſolche ſelbſt in ihren mühevollen Wanderungen nicht gänzlich vergeſſen konnten. Dabey hält er aber das Sanſcrit, welches wir in den heutigen Büchern der Braminen finden, nicht für die eigentliche Sprache, woraus die letzteren, mit denen er es vergleicht, entſprungen; ſondern nur als eine beſſer erhaltene Abartung irgend einer Urſprache, die ſelbſt die alten Perſer und Meder geſprochen haben müſſen. Ein Volk aber, ſchließt er hieraus, das ſchon ſo früh eine ſo reichlich gebildete Sprache gehabt, müſſe auch nothwendig eine ſehr alte Literatur beſeſſen haben; und daher ſcheint es ihm, daß es mehr Gründe gebe, um an das hohe Alter der Vedas zu glauben, als die Hindus ſelbſt wußten. Der beſchränkte Raum geſtattet nicht, dieſen intereſſanten Gegenſtand weiter zu verfolgen. Nur einen Zuſatz. Hr. Bopp wählt unter den teutoniſchen Sprachen die gothiſche, als die älteſte, zum Vergleich; wobey er behauptet, er finde mehr Aehnlichkeit zwiſchen derſelben, wie er ſie in Ulphilas Ueberſetzung des Neuen Teſtaments vorfindet, und dem Sanſcrit, als mit dem Engliſchen; unter den

---

*) »Könnte« aber bekanntlich noch immer nicht iſt. Die vielgeprieſene Wohlfeilheit des Steindruckes, als weſentlicher Vorzug des Kupferſtichs ꝛc. will ſich noch immer nicht zeigen. Alles iſt noch zu theuer. D. Red.

neueren Sprachen aber habe die deutſche die meiſten grammatiſchen Aehnlichkeiten mit jener alten Mundart. —

Des Sir **Will. Gell** Itinerary of Greece, das in **London** erſchien, und hundert genau beſchriebene Reiſelinien durch **Attica**, **Böotien**, **Phocis**, **Locris** und **Theſſalien** enthält, bildet mit dem Itinerary of Morea von demſelben Verfaſſer, das 1817 erſchien, und 116 verſchiedene Wege durch **Achaja**, **Elis**, **Meſſenien**, **Arcadien**, **Argolis** und **Laconien** beſchreibt, den vollſtändigſten Wegführer und das zuverläſſigſte Poſt- und Reiſebuch für jeden **Anacharſis** unſerer Zeit, der das alte **Griechenland** auf dem Boden des neueren, oder das neue **Griechenland** auf dem claſſiſchen Boden des alten, bereiſen will. Beyde Werke ſind dem Literator hinlänglich bekannt. Wir machen daher nur auf eine Nachricht aufmerkſam, die **Letronne** im Märzſtück d. J. des Journal de Savans mittheilt, daß der ſchon durch frühere Werke als unermüdeter Beobachter rühmlich bekannte franzöſiſche Generalconſul in **Janina**, **D. Pouqueville**, ein Werk: Voyage en Epire, herausgibt, von dem bereits der vierte und letzte Theil unter der Preſſe iſt. Dieſes Werk, ſagt **Letronne**, wird **Gells** Reiſehandbuch, in welchem über **Epirus** und über die Länder weſtlich von **Phocis**, namentlich über die Spuren des alten **Dodona**, nichts vorkommen konnte, vervollſtändigen.

. Von **Barbier** iſt in **Paris** ein höchſt verdienſtliches Werk erſchienen: Examen critique et complément des dictionnaires historiques les plus répandus, depuis le Dictionnaire de **Moreri** jusqu'à la Biographie universelle inclusivement. Erſter Band A — J. Dieſer Theil enthält gegen 240 neue Artikel, 60 ganz umgearbeitete und 560 berichtigte und vermehrte. Man kann von **Barbier**, der ſich bereits durch ein treffliches Dictionnaire des auteurs pseudonymes et anonymes, ſo wie durch ſeinen Nachtrag zu **Grimms** Correspondance litéraire auf das rühmlichſte bekannt gemacht hat, allenthalben die genaueſte Sorgfalt und Aufmerkſamkeit erwarten, und ſo iſt dieſes Werk eine wahre Bereicherung der hiſtoriſchen Literatur.

Das ſchöne Geſchlecht in **München** hat einmüthig den großen Entſchluß gefaßt, im Theater die Hüte abzunehmen. Das iſt ein ſchönes Beyſpiel, und verdiente Nacheiferung. Unter allen Formen, ſogar auf der Bühne ſelbſt iſt bereits gegen die wirkliche Indiscretion des Aufbehaltens der Hüte gepredigt worden. Immer vergebens! Nun iſt aber eine ganze Reſidenz vorausgegangen, und der Himmel gebe, daß ſich das Sprüchwort: exempla trahunt auch hier bewähre! Wirklich hieß es, daß auch die Wiener Schönen ſich für das Abnehmen der Hüte entſcheiden wollten. Da kam ihnen aber unglücklicher Weiſe des Baron **Drais** neue Erfindung der Erhebung-Perſpective zu Ohren, und auf Einmal ſollen ſie von dem löblichen Vorſatz wieder abgekommen ſeyn. Wir wollen ſehen, was weiter geſchieht, erlauben uns aber übrigens, zu glauben, daß die Sache allerdings als Gegenſtand einer ausdrücklichen Polizeyvorſchrift beherzigt werden könne.

Gffr.

In **Frankreich** erſcheint jetzt eine Zeitſchrift, deren Titel ſchon merkwürdig iſt: **Proteſtantiſche Annalen**, von einer Geſellſchaft von Proteſtanten, mit dem 5. Artikel der franzöſiſchen Verfaſſungs-Urkunde (charte) als Wahlſpruch: »Jederman hat freie Ausübung ſeines Glaubens, und genießt in Hinſicht auf ſeine Glaubensmeinungen gleichen Schutz.« Dieſe Zeitſchrift ſoll Nachrichten und Angaben zu Gunſten der Freiheiten und das Intereſſe der Proteſtanten mittheilen, und über neue Schriften, welche den Proteſtantismus in theologiſcher oder politiſcher Beziehung betreffen, Bericht geben, wobey man nicht bloß **Frankreich**, ſondern auch **Deutſchland** im Auge haben wird. Sie kann gewiß, wenn die Verhältniſſe ſie nicht feſſeln, ein gutes Mittel werden, die Staatsverwaltung, ſey es durch Beſchwerden oder durch Mittheilung von örtlichen Nachrichten über Alles, was den Proteſtantismus betrifft, aufzuklären, und es iſt ihr fröhliches Gedeihen zu wünſchen.

Caillands Bericht von ſeinen merkwürdigen Entdeckungen in Egypten wird eheſtens in Paris erſcheinen. Er fand durch einen glücklichen Zufall, unweit des Berges Zabarah, die berühmte Smaragdgrube, die man nur aus den Berichten der Alten und den Erzählungen der Araber kennt. Cailland entdeckte ſie faſt in dem Zuſtande, wie ſie von den Werkleuten der Ptolemäer war verlaſſen worden. Er fand eine Menge von Höhlen und unterirdiſchen Gängen, wovon einige ſo groß ſind, daß 400 Menſchen zugleich darin arbeiten konnten. In den Gruben fand man verſchiedene Werkzeuge, und die ganze Einrichtung gab Gelegenheit, ſich einen deutlichen Begriff von dem Bergbau der Alten zu machen. Cailland ließ ſelbſt darin arbeiten und überreichte dem wackern Paſcha von Egypten ſechs Pfund Smaragde. In der Nähe der Gruben ſieht man die Ueberreſte einer kleinen Stadt, die wahrſcheinlich von den Bergleuten bewohnt war. Unter den Trümmern ſind die Ueberreſte einiger griechiſch-egyptiſchen Tempel mit Inſchriften. Cailland war bey ſeinem zweiten Beſuche der Gruben von Zabarah von einer großen Anzahl bewaffneter Männer, Bergleute und Arbeiter begleitet, die der Paſcha unter die Aufſicht des Reiſenden geſtellt hatte. Auf ſeiner Reiſe nach dem rothen Meer beobachtete er genau die Berge, die den Nil von dem Meerbuſen trennen, ſo wie die kalkartige Gebirgsart und die Bergketten zwiſchen dem Nil und der Oaſis. Er unterſuchte mehrere altegyptiſche und neuere Gebäude, und entdeckte verſchiedene alte Gewölbe, heiße Quellen u. ſ. w. Unter den griechiſchen und lateiniſchen Inſchriften, die er auf ſeinen Wanderungen fand, war eine von 70 Zeilen, und beynahe 9000 Buchſtaben, die Cailland in drei Tagen abſchrieb. — Auf ſeinem Wege zu den Smaragdgruben kam er über eine der ehemaligen Handelsſtraßen nach Indien. Er ſah hier Stationen, Einfriedigungen zum Schutze der Caravanen, Waſſergruben. Die Araber erzählten ihm, dieſe Straße führe zu den Trümmern einer großen Stadt am arabiſchen Meerbuſen, ungefähr unter dem 24. Grade der Breite, nicht weit vom Berge Elbé. Später wurden dieſe Trümmer von Belzoni und Beechey beſucht. Cailland kam im verfloſſenen Jahre mit reichen Sammlungen nach Paris zurück. Der König hat dieſe Schätze gekauft. Die Alterthümer ſind an das königliche Münz- und Antiken-Cabinet abgegeben worden, und die Zeichnungen werden zu der Reiſebeſchreibung, die in zwei Folio-Bänden erſcheint, geſtochen. Cailland reiſte bald wieder nach Egypten, und war im Nov. v. J. zu Beny Suey, 15 Stunden von Caire. Er war im Begriff, nach Fayum und weiter nach der Oaſis von Siwah zu reiſen. Nicht weit von der Pyramide von Saccarah, ſtieg er in ein dem Apis geweihtes Hypogeum, wo er in einer Art von Labyrinth verſchiedene Stiere, wie Mumien aufbewahret, entdeckte. So werden uns von allen Seiten neue wichtige Entdeckungen über die ſo lange verſchloſſenen Geheimniſſe des Wunderlandes am Nil verkündigt, während der Beherrſcher deſſelben, alles Nützliche fördernd und begünſtigend, auf dem lange brach gelegenen Boden die Saat neuer Bildung ausſtreut.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Gräffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe), wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 17 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Joh. Bapt. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

94.

(Wien, Dinstag, den 8. Auguſt.)

Anton Schneider; Necrolog.

Vorarlberg hat einen ſeiner ausgezeichnetſten Söhne verloren, den Appellationsrath und beider Rechte Doctor, Anton Schneider. — Wir glauben auf den Dank unſrer Leſer Anſpruch zu haben, wenn wir aus dem Converſations-Lexicon und aus einigen Flugſchriften, die vorzüglichern Lebensumſtände dieſes durch ſeinen glühenden Patriotismus und durch den Wechſel ſeiner Schickſale merkwürdigen Mannes liefern.

Anton Schneider wurde am 13. October 1777 in dem Vorarlbergiſchen (1814 baieriſch verbliebenen) Flecken Weiler geboren. Sein Vater war ein armer Wundarzt. Seine Mutter durwandert noch jetzt, in ihrem achtzigjährigen Alter, raſtlos an ihrem langen Stabe, zu Fuße, Tirol und Vorarlberg und die Schweiz, im Handel mit Kirſchenwaſſer und mit den Lacticinien ihrer Heimath.

Schneiders Talente, ſein äußerſt lebhaftes Weſen, ſeine einſchmeichelnde Offenherzigkeit bewogen einige Gönner, den armen Knaben den Studien zu widmen. Er vollendete die Humanioren zu Feldkirch, den philoſophiſchen und juridiſchen Curs an der Leopolds-Univerſität zu Innsbruck. — Als 1796 Moreau bis über den Lech vordrang, als 1799 Jourdan bis Oſterach vorrückte und Maſſena Graubünden überwältigte, als 1800 Moreau's Siege über Kray, den Parsdorfer Waffenſtillſtand herbeyführten, und Vorarlberg in allen dieſen Epochen mit dem getreuen Tirol ruhmwürdig wetteiferte, diente Schneider vom Gemeinen bis zum Lieutenant, durch alle Grade mit Auszeichnung, und war inſonderheit einer der Vertheidiger von Feldkirch, an dem glorreichen 22—23. März, 1799 unter Jellachich wider Maſſena's ſechsmalige wüthende Stürme.

Die juridiſche Facultät zu Innsbruck wollte 1801, nach beendigtem Kriege, dem Ländchen Vorarlberg einen ausgezeichneten Beweis ihrer Hochachtung ſeines tapfern Widerſtandes geben, und einen hoffnungsvollen Vorarlberger, der zugleich bey jener Vertheidigung wacker mitgefochten, unentgeldlich zur Doctorwürde promoviren. — Zu ſeltſamer Vorbedeutung fiel die Wahl auf Schneider, der ſich hierauf in Bregenz niederließ, ſich ganz der Advocatie widmete, und in Vorarlberg, im angrenzenden

Schwaben und in der Schweiz großes Zutrauen und häufigen Zulauf gewann. —

Im Jahre 1807 wurde er als ein geheimer Agent Oeſterreichs von dem baieriſchen General-Commiſſär in Ulm, Baron Grafenreuth, gelegenheitlich einer Irrung über die Conſcription, verhaftet, aber vollkommen unſchuldig erklärt.

In jener unvergeßlichen Epoche des wahrhaft heiligen Nationalkampfes Oeſterreichs wider die halbe Welt, 1809, trat auch Vorarlberg am 20. April dem merkwürdigen Kampfe um den alten Herrn und um das alte Recht bey, der im übrigen Tirol ſchon am 9—13. April emporgelodert, und mit entſcheidenden Vortheilen improviſirt hatte. — War Tirol äußerſt wichtig, als der Schlüſſel und die transverſale Verbindung zwiſchen Deutſchland, Italien und der Schweiz, ſo war es Vorarlberg noch insbeſondere, als moraliſcher Conductor nach Schwaben und in die Eidgenoſſenſchaft, als Werkzeug zur Befreiung von 23,000 Kriegsgefangenen, als Ausweg zur Verziehung der ſeit den Unglückstagen von Landshut und Regensburg ſtreng blokirten Bergfeſtung Tirol mit Mund- und Kriegsvorrath. — Ende April und Anfangs Mai diente Schneider nur als Hauptmann und Special-Commiſſär. Als aber nach kurzem Unglück und verabſcheuungswürdigen Mordbrennereien, den 29. Mai 1809 Tirol durch das Treffen am Berge Iſel, Vorarlberg aber durch das Treffen bey Hohenems, in der nämlichen Stunde ruhmvoll befreiet wurden, ward Schneider, durch die einhellige Wahl der vorarlbergiſchen Stände, an ihre Spitze berufen, und am 6. Juni bekräftigten ihn zu Innsbruck, als General-Commiſſär von Vorarlberg, der commandirende General Baron Buol und der bevollmächtigte Hofcommiſſär Baron Hormayr (Schneiders Mitſchüler und Jugendfreund, wiewohl um mehrere Jahre jünger). — In dieſem mühe- und gefahrvollen Poſten war der Anhänglichkeit Schneiders an Oeſterreich kein Opfer zu groß. Er war durch Liſt und Gewalt das verdienteſte Werkzeug zur Befreiung mehrerer Tauſend bey Regensburg, Hauſen, Landshut, Ebersberg und Linz gefangenen Oeſterreicher. Das kleine Ländchen (das der feindlichen Uebermacht an Geſchütz und Reiterei keinen der Terrainsvortheile der tiroliſchen Alpen entgegen zu ſetzen hatte) ſtellte von ſeinen 91,000 Seelen 20,000 Mann unter Waffen!! Schneider erſchuf ſich Reiterei und Geſchütz, und hielt den Muth aufrecht, obgleich die Unterſtützung der Oeſterreicher nur aus wenigen hundert Mann beſtand, ohne Geld und ohne die ſonſtigen militäriſchen Erforderniſſe. — Er lieferte den Franzoſen und Würtembergern mehrere glückliche Gefechte, nahm Conſtanz mit ſechs Kanonen und mit der badenſchen Beſatzung, und würde die bedeutendſten Unternehmungen in's Herz von Schwaben gemacht haben, wäre, bey abgeſchnittener Communication, planvollere und kräftigere Unterſtützung möglich geweſen. — Die militäriſche Haltung und Feſtigkeit der Tiroler-Inſurrection war in keinem Moment ſo impoſant, als in jenem der Schlachten von Wagram und Znaym. Ihre Unterjochung hätte Napoleon eine eigene Armee von 60—80,000 Mann gekoſtet. Aber der Znaymer Waffenſtillſtand ſteckte ihr, alſo auch der rühmlichen Laufbahn Schneiders, ein düſteres Ziel. — In dieſen furchtbaren Augenblicken bewies er die ganze Entſchloſſenheit ſeines Charakters, den keinen Patriotiſmus ſeines Gemüths. Er verſchmähte es, an die eigne Rettung zu denken, und, wie er aufgefordert wurde, mit den Oeſterreichern hinweg zu ziehn. Er unterhandelte mit dem würtembergiſchen Vorpoſten-Commandanten eine Capitulation für das Land, auf Sicherheit der Perſon und des Eigenthums, dann lieferte er ſich ſelbſt aus. Aber die Capitulation wurde nicht gehalten, es ward geplündert und mißhandelt, und er ſelbſt als Gefangner erklärt. Napoleon hatte aus Schönbrunn das Todesurtheil wider ihn geſprochen, und ſein Leben wurde nur dadurch gerettet, daß ihn der Kronprinz (der jetzige König) von Würtemberg auf den Hohenasperg abführen ließ, und ſeine Auslieferung dem franzöſiſchen General Beaumont, der ungeſtüm darauf drang, ſchlechterdings verweigerte. — Seine ſiebenzehnjährige geliebte Frau wurde auf der Flucht in die Schweiz, zum erſtenmale entbunden. Der Tod einer mit ihr flüchtenden Freundin, in der Geburt eines todten Kindes, und Schneiders Gefangennehmung trafen auf den Vorabend ihrer eigenen Niederkunft zuſammen!! — Die im Wiener Frieden ſtipulirte Amneſtie rettete auch Schneiders Leben und Freiheit. Er war lange Gefangener in Ulm, in Lindau, in Kempten geweſen. — Anfangs Februar 1811 kam er nach Wien, und wurde k. k. Appellationsrath. — Im verfloſſenen Mai reiſte er zum letztenmale von Wien nach Hauſe, an die vielgeliebten himmliſchen Ufer des Bodenſee's, den Tod im Herzen, der ihn am 16. Juli früh Morgens, durch einen Schlagfluß, im graubündneriſchen Badeorte Fideris überraſchte, in den Armen ſeiner troſtloſen Frau, in der kräftigſten Mannesblüthe. —

Schneider war von kurzer, gedrungener Statur und ausnehmender Leibesſtärke, von Jugend auf kahlen Vorderkopfes und geiſtvoller Stirne, er hatte ſprechende Augen und einen angenehmen Mund; er war in früheren Jahren ein ſchöner Mann. Die Gabe populärer Beredſamkeit war ihm vorzüglich eigen. Mit mittelmäßiger Bildung verband dieſer überaus lebendige, mit unzerſtörbarer Fröhlichkeit betheilte »Schwabe par excellence« einen hellen Kopf, ſchnellen und ſichern Blick, oft zu kühnen Muth und große Entſchloſſenheit, aber auch ungemeine Gutmüthigkeit, beyſpielloſe Treue gegen ſeine Freunde, aufrichtige Verſöhnlichkeit gegen ſeine wenigen Feinde, zuvorkommende Dienſtfertigkeit und herzliche Biederkeit gegen Alle! — Wenige Männer haben dieſe Popularität, wie er in ſeiner Heimath, die er aber auch mit glühender Einſeitigkeit feſt und redlich geliebt hat, bis zum letzten Seufzer der ſich loswindenden müden Seele. Der heftige Wille um die Wiedervereinigung Vorarlbergs mit Oeſterreich durchdrang ſein ganzes Leben und ſelbſt ſeine Reden im Traume. — Dafür hat der ritterliche, freudige Menſch als Jüngling und als Mann gedacht und gethan, geſtritten und gelitten! — Nun reicht er die Hände ſeinem braven Waffengefährten Nachbauer (Er, der brüderliche Sachwalter und treue Helfer jedes Vorarlbergers), dem ſtandhaften Blutzeugen aus Paſſeyr, Sandwirth Andreas Hofer, dem vielgeprüften Speckbacher, Senn und Plawen, Giovanelli und Wörndle, Sieberer und Peter Mayer, mit ihnen herunterſchauend, daß ja Tirol und Vorarlberg den Hausſchmuck der alten tapfern Treue behaupten, unter allen Stürmen und gegen alle Seuchen der Zeit!! – Sit illi terra levis et molliter ossa cubent! — Vale, anima candida, vale in aeternum! J. v. H.

* * *

Mariens Traum *).

Der Mond war ſchon am Berg hervor,
Und breitete auf Thurm und Baum
Und Fenſter ſeinen Silberflor,
Und ſchlich nach treuer Liebchen Traum.
Auch Mary ſchläft, und weit aufs Meer
Zu ihrem Sandy träumt ſie ſich.
Da ſtöhnt es zärtlich zu ihr her:
Lieb Mary, wein' nicht mehr um mich!

Sie hob ſich ſtützend auf die Hand
Und fragt': Spricht Jemand hier zu mir?
Und ſah, wie Sandy ſchauernd ſtand
Mit hohlen Augen, bleich vor ihr.
»O Mary lieb! mein Bett iſt kalt;
»Das Meer liegt drauf, dort ſchlafe ich,
»Weit, in des Todes Aufenthalt. (1)
»Drum, Mary, wein' nicht mehr um mich!

»Drei Tag' und Nächte im Orkan!
»Das Schiff zu retten aus der Wuth,
»Wie hielten wir uns klammend an!
»Ach, eitel nur war Aller Muth.
»Doch deiner heiß gedenkend glitt
»Ich in den tiefſten Meeresſtrich.
»Der Sturm hat ſich gelegt, mich mit.
»Drum, Mary, wein' nicht mehr um mich!

»O liebes Mädchen, ſey getroſt:
»Wir landen bald am Ufer an,
»Wo Liebe nicht um Zweifel loſt, (2)
Und dich und mich nichts trennen kann.«
Schon kräht der Hahn, die Schatten fliehn,
Und Sandy's Geiſt verbleichet ſich,
Und tröſtet im Vorüberziehn:
»Traut Mary, wein' nicht mehr um mich!«

Ueberſetzt von Keil.

Mary's Dream *).

The moon had climb'd the highest hill
Which rises o'er the source of Dee,
And from the eastern summit shed
Her silver light on tow'r and tree,
When Mary laid her down to sleep,
Her thoughts on Sandy far at sea,
When soft and low a voice was heard
Say, Mary, weep no more for me.

She from her pillow gently rais'd,
Her head, to ask who there might be,
She saw young Sandy shiv'ring stand,
With visage pale and hollow eye,
»O Mary dear, cold is my clay,
»It lies beneath a stormy sea,
»Far, far from thee, I sleep in death,
»So Mary, weep no more for me!

»Three stormy nights and stormy days
»We toss'd upon the raging main;
»And long we strove our bark to save,
»But all our striving was invain.
»Even then when horror chill'd my blood,
»My heart was fill'd with love for thee.
»The storm is past, and I at rest.
»So Mary, weep no more for me.

»O Maiden dear, thyself prepare,
»When soon shall meet upon that shore,
»Where love is free from doubt and care
»And thou and I shall part no more«
Loud crow'd the cock, the shadow fled,
No more of Sandy could she see;
But soft the passing spirit said:
»Sweet Mary, weep no more for me!«

* * *

Ein Spaziergang durch Kärnthens Herculanum.

Wenn wir den Ehrennahmen eines Herculanums einer Stätte nicht verſagen wollen, welche an Ueberreſten römiſcher Kunſt und an Denkmälern römiſchen Geiſtes reich genug iſt, um dem betrachtenden Forſcher in jene claſſi

---

*) Aus: The Edinburgh musical Miscellany a collection of the most approved Scotch English and Irish Songs; set to music.

(1) Oder: weit weit von dir, in Todsgewalt.

(2) Oder, wo Liebe beſſer mit uns loſt.

ſche Vorzeit zurückzuverſetzen, da Kunſt und hoher Sinn für das der Kunſt verwandte Große im öffentlichen ſowohl als im innern Leben des Menſchen (in bürgerlichen und religiöſen Verhältniſſen) mit der Herrſchaft Roms ſich auch in deſſen fernſten Beſitzungen einheimiſch zu machen ſtrebten: ſo können wir ohne Großthuerei behaupten, daß Kärnthen, das weniggekannte und oft mißkannte Kärnthen, in ſeinen Thälern ein Herculanum aufzuweiſen hat, das, nach Verdienſt gewürdigt, über die römiſche Vorzeit in den Noriſchen, Juliſchen und Carniſchen Alpen nicht weniger Licht verbreiten dürfte, als jene drei Städte am Fuße des Veſuvs über die Kunſt und das Leben der Römer überhaupt bey ihrem Auferſtehen aus der mehr als tauſendjährigen Aſche verbreiteten. Unſere Leſer dürften errathen, daß wir das in geſchichtlicher Hinſicht dreifach merkwürdige Zollfeld in Kärnthen vor Augen haben, und daß wir die in der Nähe von Töltſchach, theils unter Aeckern, theils im Walde liegenden Trümmer einer römiſchen Stadt den Liebhabern der Alterthumskunde ins Gedächtniß zurückzurufen Willens ſind. Wenn gleich für das claſſiſche Alterthum in Italien, und ſelbſt im öſterreichiſchen Kaiſerſtaate in den Ruinen bey Pola, Aquileja, in der Umgegend von Verona und an andern Orten, dem Fleiße der Forſcher noch ſtets ein weites Feld offen ſteht, ſo dürfte ſich mancher derſelben doch mit einem um ſo größeren Intereſſe an die Alterthümer im Zollfelde wagen, als ſich hier die römiſche an die Geſchichte des deutſchen Vaterlandes anknüpft, und weil der Vorgänger in Forſchungen dieſer Art wenige, der zu erwartenden Früchte aus denſelben aber viele ſeyn mögen. Man erwarte hier keineswegs eine gelehrte Abhandlung über den Nahmen, die Zeit der Erbauung und des Unterganges der im Zollfelde in Trümmern liegenden, und wie wir zu zeigen Gelegenheit finden werden, einſt bedeutenden römiſchen Stadt; eben ſo wenig wollen wir uns in polemiſche mythologiſche Discuſſionen über den in dieſer Stadt, wie durch merkwürdige Inſchriften bewieſen werden ſoll, einheimiſch geweſenen Mythrasdienſt einlaſſen; unſer Zweck iſt: mit Berührung deſſen, was in dieſer doppelten Hinſicht von vaterländiſchen Gelehrten vermuthungsweiſe geäußert worden, auf die vergeſſenen Ruinen im Zollfelde aufmerkſam zu machen, und durch die Wahrſcheinlichkeit eines ſehr günſtigen Erfolges, Reiſende, und überhaupt die Liebhaber des römiſch-vaterländiſchen Alterthums zu Forſchungen, ja ſelbſt zu gewiß ſich reichlich lohnenden Nachgrabungen im Zollfelde aufzumuntern. Man erlaube uns, ehe wir die beabſichtigte erzählungsweiſe Darſtellung beginnen, zu bemerken, welche ganz von einander abweichenden Schickſale die römiſchen Ruinen in Italien, und jene in unſerm Vaterlande erfahren. Die drei unter Titus von der Aſche des Veſuvs bedeckten Städte in der Nähe von Neapel, kannte man durch fünfzehn Jahrhunderte dem Nahmen nach, und ſpürte ihnen ſo lange nach, bis man ſie endlich im J. 1711 wirklich auffand, ſeit welcher Zeit ſie eine wahre Fundgrube für das claſſiſche Alterthum geblieben ſind. Seit mehreren Jahrhunderten dagegen hat man bey uns die zu Tage ſtehenden Ruinen einer, wie wir ſehen werden, gewiß einſt nicht unbedeutenden römiſchen Stadt vor Augen; allein man war wenig um ihren Nahmen, noch weniger um die unter den Trümmern liegenden Alterthümer bekümmert, — man ſprach von den Ruinen im Zollfelde wie von einem Schutthaufen aus der Zeit der letzten Kriege. Der Geiſt, der dieſe Erſcheinung möglich machte, verliert ſich in unſerm Vaterlande; und ſeitdem

Kärnthen Männer, wie den um den Staat und die Wiſſenſchaften gleich hochverdienten Grafen, Franz von Enzenberg, Gelehrte wie den für die Alterthumskunde zu früh geſtorbenen Ambros Eichhorn, und unermüdete Forſcher wie Doct. Kumpf für Archäologie, und Prof. Fladung für Geſchichte und Münzkunde, zu den Seinigen zählt, wird dieſe Provinz auch hierin vor den andern leuchten. — Jenem Geiſte, wo er noch ſpuken ſollte, zu begegnen, ſey das Ziel und der Lohn der vorliegenden anſpruchloſen Zeilen.

Das ſchöne Kärnthen war in den Zeiten der Römer ein Theil des Nordreiches (Noricum), deſſen acht vorzüglichere Städte bey Plinius (Lib. III. cap. 2.) unter folgenden Nahmen vorkommen: Virunum, Celeja, Teurnia, Auguntum, Viana, Aemona, Claudia, Flavium solvense; welche von dieſen acht Städten aber auf dem Platze geſtanden, wo man noch heut zu Tage bedeutende Ueberreſte von römiſchen Gebäuden, Tempeln, und eine große Anzahl von Denkſteinen bewundert (im Zollfelde nächſt Klagenfurt), oder ob dieſe Ruinen überhaupt einer jener genannten acht noriſchen Städte angehören, hierüber ſind die Alterthumsforſcher noch nicht einig geworden. Wir wollen inzwiſchen, ehe wir unſern Spaziergang durch das liebliche Zollfeld antreten, einige der dießfalls von den Gelehrten aufgeſtellten Meinungen berühren.

Das Terrain, auf und unter welchem man die Ruinen einer römiſchen Stadt vorfindet, heißt in der gewöhnlichen Sprache des Landes: das Zollfeld (Solfeld), und jene Trümmer ſind insbeſondere auf den Raum beſchränkt, der zwiſchen Marien-Saal und St. Michael (von Süden nach Norden) dann zwiſchen dem majeſtätiſchen Ulrichsberg und dem Magdalenenberge gelegen iſt, wobey jedoch zu bemerken, daß der Mittelpunct der römiſchen Stadt in dem eigentlichen Zollfelde, und zwar in dem Bezirke des heutigen Töltſchach zu ſuchen iſt. Die Aehnlichkeit der Benennungen Solfeld, Marienſaal, Salfeld u. a. m. leitete die ältern Alterthumsforſcher auf die Vermuthung, daß man in den mehrgedachten Ruinen die Trümmer der alten Civitas solvensis, Solvia, das bey Plinius Flavium solvense heißt, erkennen dürfte. Ein gewiſſer P. Brunner, der ſich ganz vorzüglich um die römiſchen Ueberreſte im Zollfelde verdient gemacht hat, ſchuf ſich aus Solvensis, Solvia, und den verwandt lautenden Benennungen Solfeld und Saal eine eigene civitas Sala; — er ließ auf einem Acker bey Töltſchach, unter welchem viele alte Gebäude begraben liegen, eine Capelle erbauen, in welche er mehrere römiſche Denkſteine, und die gleichfalls in Stein gehauene, in jeder Hinſicht eigene Inſchrift einmauern ließ: Hier iſt der Ort, wo einſt Sala geſtanden. (Hic locus, ubi Sala stetit.) Dieſem nähmlichen Brunner danken wir auch eine ziemlich genaue Beſchreibung des Zollfelds und ſeiner Antiquitäten, welche, in der Vorausſetzung, daß daſelbſt einſt die römiſche Stadt Sala geſtanden, den pompöſen Titel: Splendor urbis Salae führt, ein Buch, welches wir vergebens ſowohl in der k. k. Hof- als auch in der Univerſitäts-Bibliothek ſuchten, und nur in Kärnthen zu Geſichte bekamen. Es enthält die meiſten römiſchen Denkſteine des Zollfeldes, und ein Verzeichniß der daſelbſt aufgefundenen römiſchen Münzen. Gegen die Anſicht, daß die Ruinen im Zollfelde dem alten Flavium solvense angehören, ſtreitet jedoch das Alter derſelben, welches ſich mit der erſt unter Veſpaſian und Titus aufgekommenen Benennung Flavium nicht reimen ließe, denn, wie wir weiter unten ſehen werden, es finden ſich im Zollfelde zwei Inſchriften, welche in den J. 239 und 311 nach Chr. Geb. von zwei Tempeln ſprechen, welche zu dieſer Zeit bereits durch Alter zerfallen geweſen, und daher für die Epoche ihrer Erbauung wenigſtens das Jahr 250 vor Chriſto annehmen laſſen.

In neuern Zeiten hat man andere Vermuthungen über den Nahmen der im Zollfelde begrabenen Stadt geäußert; der verdienſtvolle Benedictiner Ambros Eichhorn, hat ſich in ſeinen »Beyträgen zur Geſchichte und Topographie Kärnthens, Klagenfurt 1817, 2 Thle. 8vo.« mit vieler Wahrſcheinlichkeit für die Meinung erklärt, daß im Zollfelde die unter den acht Städten des Nordreiches bey Plinius zuerſt genannte, nähmlich Virunum, geſtanden habe. Er trennt die Benennung des heutigen Zollfeldes (Solfeldes) und des heutigen Marien-Saal von der alten römiſchen Benennung des Bezirkes, und leitet die Benennung des Solfeldes von dem bekannten daſelbſt noch ſtehenden merkwürdigen vaterländiſchen Alterthume, dem Inaugurations- oder ſogenannten Fürſtenſtuhle (Solium) der alten Herzoge von Kärnthen ab, von welchem Fürſtenſtuhle, Solio, das Solfeld ſeinen Nahmen erhalten haben ſoll. Die Vermuthung, daß im Solfelde das alte Virunum geſtanden habe, begründet Eichhorn durch zwei merkwürdige Denkſteine, deren einer zu Victring, der andere in dem Schloſſe Tanzenberg vorfindig iſt, und welche beide von Virunenſern geſetzt wurden. Da nun Virunum eine der vorzüglichſten Städte des Nordreiches geweſen, jene zwei Denkſteine aber ſich in dem Gebiethe der bedeutenden Ruinen des Zollfeldes vorfinden, ſo zieht Eichhorn daraus den Schluß: daß Letztere dem alten Virunum ſelbſt angehören mögen. Der Stein, welchen man in dem Stifte zu Victring ſieht, iſt 45 Centner ſchwer, und ſcheint daher nicht aus der Ferne geholt worden zu ſeyn; man lieſt auf demſelben: Lucius Tucius, Lucii filius, Pollia tribu, Campanus Haruspex, it Sollonia Publici filia Sabina ob meritum reipublicae Virunensi dederunt. Man ſieht aus dieſer Inſchrift, daß den Virunenſern irgend etwas, wahrſcheinlich ein Grundſtück geſchenkt wurde, welche Vermuthung durch den Fundort des Steines bekräftiget wird, indem Victring ungefähr eine Meile von den Trümmern der Stadt Virunum entlegen iſt, aber doch immer zum Gebiethe derſelben gerechnet werden kann. Der in der Inſchrift vorkommende Haruspex ſpricht auch für die Vermuthung, daß er ein Bürger der bey Töltſchach begrabenen Stadt geweſen, weil, wie wir ſehen werden, daſelbſt ein Sonnentempel geſtanden, bey welchem die Haruspices, wie bekannt, eine wichtige Rolle ſpielten. Der zweite Stein, welcher im Schloſſe Tanzenberg (eine halbe Stunde von Töltſchach) zu ſehen, trägt die Inſchrift: Cajus publicius Viruniensium Libertus fecit sibi et Lupulae conjugi carissimae. Auch dieſe beiden Denkſteine und durch die Nähe der Ruinen einer römiſchen Stadt gewinnt die Vermuthung, daß im Zollfelde das alte Virunum geſtanden habe, ſehr viele Wahrſcheinlichkeit, und wir wollen daher der Kürze halber dort, wo wir von den Ruinen bey Töltſchach ſprechen, dieſelben Virunum nennen.

Obſchon wir, unſerm Vorſatze getreu, hier in keine gelehrten Diſcuſſionen eingehen wollen, erlauben wir uns doch hinſichtlich der Benennungen Zollfeld, Solfeld, Marienſaal, eine Bemerkung. Wenn gleich Eichhorns Anſicht, daß die Benennung des Solfeldes von dem dort noch heut zu Tage ſtehenden Fürſtenſtuhle, Solium, herzuleiten, viele Wahrſcheinlichkeit für ſich hat, ſo iſt daraus noch keineswegs die verwandte Benennung von Marienſaal erklärt. Wer die Benennung Solfeld, von dem, wie wir weiter unten beweiſen werden, daſelbſt einſt einheimiſchen Sonnendienſte, alſo à sole, ableiten wollte, würde in des k. ſchwediſchen Hiſtoriographen Hallenberg ſcharfſinnigem Werke: Disquisitio de nominibus in lingua Suiogothica Lucis et Visus, cultusque solaris in eadem lingua vestigiis, woſelbſt das Wort Sol, Sonne, etymologiſch erläutert wird, eine überraſchende Verwandtſchaft der Worte Sol, Helios, Sonne, und der damit der Analogie mit den Wirkungen des Lichts wegen verwandten, das Säuſeln der Luft und die Wellenbewegung des Meers ausdrückenden Worte: σαιν, σαλος, Sal u. ſ. w. entwickelt, und folglich auch eine mögliche Verwandtſchaft zwiſchen Marienſaal und dem Solfelde nachgewieſen finden. Allein wir glauben deſſen ungeachtet (möge nun das Solfeld à Sole oder à solio hergeleitet werden) die Benennung Marienſaal als eine rein germaniſche, ſpätern Zeiten angehörige, von jener erſtern trennen zu ſollen. Denn Sal bedeutete in den dem Untergange der römiſchen Herrſchaft gefolgten Zeiten ſo viel als Hall oder Pfalz, Burg, daher Salbuch, Königsſaal, Salfeld, Salhuſen, Salland, und wahrſcheinlich auch Marienſaal, welches daher entweder ein der heiligen Jungfrau geweihtes Gotteshaus, oder da Sal identiſch mit Allodium geweſen, eine durch ein derlei Gotteshaus in Ruf gekommene Allodial-Beſitzung ausdrücken wollte; — die Salherren waren bekanntlich bey den Franken die vornehmſten der Allodien-Beſitzer (Otton. Frising. Chron. L. IV. 32 p. 98.) und wir glauben daher mit Recht, die Benennung Marienſaal der germaniſchen Sprache vindicirt zu haben. Uebrigens iſt der Umfang der fränkiſchen Herrſchaft in ihrer Blüthenzeit bekannt genug, als daß man die Verbreitung der fränkiſchen Terminologie in Staatsſachen auch nach Kärnthen bezweifeln könnte; auch herrſchte ſchon im ſiebenten Jahrhunderte in Karentanien ein urſprünglicher fränkiſcher König. (De Samone, Franco origine in Carentano rege, Vide Fredegarium Scholasticum in Chronico, edito cum oper. S. Gregor. Turonensis Paris. 1699.)

Treten wir nunmehr unſern Ausflug in die Ruinen des alten Virunums wohlgemuthet an. Man thut am beſten, wenn man von Klagenfurt aus auf der Wiener Straße nach dem eine Meile entfernten, rechts an der Straße, auf einer Anhöhe liegenden Marienſaal fährt, woſelbſt man den Wagen gut unterbringen, und den Spaziergang durch das Kärnthneriſche Herculanum beginnen kann. Schon die Kirche in Marienſaal, deren zwei durch eine Brücke verbundene Glockenthürme einen impoſanten Anblick gewähren, zeigt an ihrer Außenſeite, daß man ſich auf einſt römiſchen Boden befinde, denn, einige Inſchriften abgerechnet, gewahrt man an derſelben mehrere Werke römiſcher Sculptur, die, abgeſehen von ihrer hiſtoriſchen Beweiskraft, für das Daſeyn einer nicht unbedeutenden römiſchen Stadt im Zollfelde, auch in Kunſtrückſicht nicht außer Acht zu laſſen ſind. Wir zeichnen unter dieſen Sculpturen vorzüglich drei in weißem (dem carariſchen ähnlichen, nur grobkörnigeren) körnigen Kalkſtein (irrig Marmor genannt) gearbeitete Hautreliefs aus, nämlich: eine Vorſtellung des Todes unter der Geſtalt eines die Fackel ſenkenden Knabens, die Erbauer Roms als Säuglinge einer Wölfin, und einen römiſchen vierſpännigen Wagen (Quadriga); dieſe drei Vorſtellungen ſind um ſo ſprechendere Belege einer echt römiſchen Vorzeit in Kärnthen, als ſie ſowohl rein römiſchen Kunſt-Mythos als Geſchichte zum Gegenſtande haben; die beiden erſteren ſcheinen, wie geſagt, auch nicht ohne Kunſtwerth. Die Inſchriften der römiſchen Denkſteine, welche man ſowohl in Marienſaal, als auch auf dem angenehmen Wege nach Töltſchach, an verſchiedenen Gebäuden, ja wohl auch ſelbſt in den Küchen und Ställen der Landbewohner (im letzteren Falle beym Lichte eines gutwillig dem Wanderer gereichten brennenden Holzſpans) zu ſehen bekommt, finden ſich theils in des obgedachten P. Bruners Splendore urbis Solae, theils in den Beyträgen zur Geſchichte Kärnthens, von Ambros Eichhorn geſammelt, theils endlich werden die in beiden Büchern etwa noch fehlenden, von fleißigen Sammlern vaterländiſcher Alterthümer in der um die Geſchichte Kärnthens ſehr verdienten Zeitſchrift: Carinthia, geliefert. — Uns genüget es hier, zu bemerken, daß deren wohl über dreißig in zerſtreuten Häuſern gezählt werden können, und daß deren Anzahl zunimmt, wie man ſich dem eigentlichen Platze, wo das alte Virunum geſtanden, dem heutigen Töltſchach nähert.

(Schluß folgt.) J. M. v. R.

⁂

Charade.

Geſpräch zweier Eheleute beym Spiel.

Die Frau. »Gib, Männchen, dieſes Spiel zu würzen
Und unſern Abend zu verkürzen,
Mir nur ein klein Charad'chen auf;
Doch bitt' ich dich, beſinn' dich nicht zu lange.«
So ſprach das Weib, und es verſetzte drauf
Der Mann. »Mein Erſtes iſt ein Herr von hohem Range,
In ſeinem Lande gilt er viel;
Und doch, wie alles Große hier auf Erden,
Iſt's wiederum auch nur ein Spiel.
Das Letzte wirſt du ſicher werden,
Strengſt du, mein Schatz, zu ſehr dich an.
Denn zu viel Wiſſen macht Beſchwerden,
Gebührt im Grunde nur dem Mann.
Sonſt kennſt du ſchnell zwar die Gedanken,
Doch heute gib das Rathen auf.«
So ſpottet' er, da fing ſie an zu zanken,
Und ließ dem Zorne freien Lauf.
Sie ſchmollte noch, und ſpielte fort;
Da ſprach der Mann das ganze Wort.

Sie ſchämte ſich, ward roth bis an die Ohren,
[illegible]chen war das Wort, ihr Spiel verloren.

([illegible]) Aro.

Allgemeine Novelliſtik.

Das Morgenblatt gibt über eine Entdeckung in **Macbeth's** Schloſſe folgende Nachricht: In einem unter dem Gemäuer des **Macbeth**ſchen Schloſſes bey **Dunſinane** in **Schottland** vor einiger Zeit zufällig entdeckten Gewölbe, fand man einen Stein von ungefähr 1500 Pfund Schwere, den man als meteoriſch oder als von halbmetalliſcher Art anſieht. Nebſt dieſem fanden ſich auch zwei runde Tafeln von einer Art Bronze, wovon die eine eine Aufſchrift in zwei Zeilen enthält, des Inhalts — der Schatten des Reichs kam, als die Sylphen in der Luft mich wieder nach **Bethel** tragen wollten. — Sonſt ſind auf dieſen Tafeln noch die Figuren von Schildern geſtochen. In jener Gegend **Schottlands** herrſcht ſchon ſeit undenklichen Zeiten der Glaube, daß unſichtbare Hände **Jakobs** Kopfkiſſen von **Bethel** hergebracht, und auf den Hügel, wo jezt der Sconer-Pallaſt ſteht, geworfen hätten. Andere hingegen ſind der Meinung, es ſey der Stein, den **Eduard**, da er den echten nicht habe finden können, nach Weſtminſter, bloß als eine Vorſtellung deſſelben, geſandt habe. Man hält dafür, **Macbeth** habe dieſe ehrwürdige Antike wegen der Unruhen der Zeit hier verborgen. Der Stein iſt jetzt auf dem Wege nach **London**, um von Kennern über ſeine wahre Eigenſchaft unterſucht zu werden.

Unter den neueſten Erſcheinungen der deutſchen Literatur in **Ungarn** zeichnet ſich, ſeiner allgemeinen Brauchbarkeit halber »**der neue Jugendführer**«, ein A B C-Buchſtabier- und Leſe-Bilderbuch für die Jugend (**Peſth**, bey **Müller**) beſonders aus. Dieſes Buch iſt mit Genehmigung Sr. kaiſerl. Hoheit des Erzherzogs **Palatinus**, Ihren durchlauchtigſten Kindern gewidmet. Die wohlgeordnete und zweckmäßige Einrichtung, die ſchon geſtochenen, mit deutſcher franzöſiſchen und ungariſcher Erklärung verſehenen 128 Kupfer machen dieſes Werkchen jedem Erzieher empfehlenswerth.

Auf das Jahr 1821 wird den edlen **Ungarn** ein (deutſcher) **vaterländiſcher Almanach, ernſten und launigen Inhalts**, angekündigt. Als Herausgeber nennen ſich die Hrn. Doctor J. G. **Zerffy** und J. F. v. **Habermann**. Der Pränumerations-Preis iſt auf Poſtpapier 5, und auf Velinpapier 8 fl. WW. Mit geſpannter Erwartung ſehen wir der Erſcheinung deſſelben entgegen, worauf ich nähere Notiz geben werde. — Indeſſen iſt der Redacteur*) der in **Peſth** erſcheinenden ungariſchen Zeitung in dem ſeinem Blatte beygelegten »Hasznos mulatságok« über die allerdings etwas ungeziemend geſchriebene Anzeige dieſes Almanachs tüchtig hergefallen.

Als theatraliſche Neuigkeit ward im Theater zu **Peſth** **Bäuerle's** »**neuer Don Juan**« gegeben. Bemerkenswerth iſt es, daß der Schauſpieler, der dieſe Poſſe zu ſeiner Einnahme gab, durch deren vollkommene Verunglückung ſich nicht abſchrecken ließ, und ſie dennoch wählte. Das Stück iſt voll von abgeſchmackten und matten Späßen, und erregt die Langeweile im höchſten Grade. Nur die äußerſte Anſtrengung des Hrn. **Korntheuer** (deſſen Rolle übrigens der Verf. auf ſeine Perſon berechnete, rettete es

---

*) Hr. v. **Kultſár**.

vom gänzlichen Untergange, und nur er mag die Urſache ſeyn; wenn es noch einige Mahle auf die Bühne gebracht würde. Dieſes ſey indeſſen Hrn. Bäuerle's Talent unbeſchadet, indem er ſelbſt den neuen Don Juan zu ſeinen mißlungenſten Verſuchen rechnet.

Vor kurzem iſt bey einem alten Sammler eine ſchwediſch geſchriebene Selbſtbiographie des großen Linnäus aufgefunden worden, die von ſeiner eigenen Hand geſchrieben, und bis zu ſeinem Tode fortgeſetzt iſt. Es wird ſolche jetzt in Upſala auf öffentliche Koſten gedruckt, und auch mit ſechs Kupfern geziert ſeyn, die zwei Porträts, ein Facſimile, Linnäus Wappen, und ſein Monument in der Cathedralkirche darſtellen werden. Man darf der Erſcheinung des Ganzen, das auf 24 Bogen geſchätzt wird, bald entgegenſehen. Es ſoll davon auch eine deutſche Ueberſetzung erſcheinen.

Raſch geht es mit dem Stammbaum des Habsburg-Oeſterreichiſchen Hauſes vorwärts. Von dieſem ſtattlich und glänzend hervorragenden Nationalwerk, im Verlage des lithographiſchen Inſtitutes hier (Michaelerplatz Nr. 3) iſt vor einigen Tagen das dritte Heft erſchienen. Dieſe preiswürdige Unternehmung iſt bekannt genug, um eine Prunkempfehlung zu erheiſchen. Genug, wenn wir den Inhalt dieſer neuen Lieferung nahmhaft machen. Sie bringt wieder vier Tafeln und ein Textblatt. Jene ſind: 9) Clementia und Carl Martell; 10) Gutta und Wenzel der Fromme; 11) Rudolph III. mit Blanca und Eliſabeth; 12) Friedrich der Schöne und Eliſabeth. — Treue und Schönheit der Abbildungen bewähren ſich auch hier. Jeden Kunſt- und Vaterlandsfreund muß das ſchnelle Gedeihen dieſes vorzüglichen Werkes innig freuen. Der Preis jeder Lieferung in der Verlagshandlung ſelbſt iſt, wie man weiß, 12 fl. 30 kr. W. W.

Die Notizie di Napoli melden, daß es mit dem Bau des Forums und der prächtigen Kirche von San Francesco, die der König in ſeinem frommen und großmüthigen Sinne, zum Andenken der wiederhergeſtellten Monarchie und des Friedens, in der Gegend des großen Platzes vor dem königlichen Pallaſte errichten läßt, raſch vorwärts gehe. Das Forum iſt bereits ſeit einiger Zeit vollendet, und wartet einzig noch auf die übrigen Bildhauerarbeiten, die zur Verzierung des obern Theils deſſelben beſtimmt ſind. Die Fundamente des Tempels ſind ebenfalls gänzlich gelegt, und auf allen Seiten ſieht man ſchon die Mauern emporſteigen. Der Baukünſtler, von deſſen Händen dieſes grandioſe Gebäude entworfen iſt, Hr. Pietro Bianchi, von Lugano, hat die Ehre gehabt, dem Kaiſer von Rußland eine Zeichnung davon mitzutheilen, und iſt für dieſe ſeine Bemühung von Sr. Maj. mit einem koſtbaren Diamantringe beſchenkt worden.

Wir bemerken unter den im Königreich der Niederlande in dieſem Jahre erſchienenen holländiſchen Ueberſetzungen folgende aus dem Deutſchen: Ballenſtedts Magazin der neueſten Entdeckungen aus der Urwelt. — Straß der Strom der Zeiten. — Langsdorfs Reiſe um die Welt. — Müllners Schuld. — Wetzels Jeanne d'Arc. — Fouqués Thiodolph. — Launs und Fouqué's Geſpenſter-Geſchichten. — Planks Geſchichte des Chriſtenthums. — Reinhards chriſtliches Handbuch. — Lavaters Briefe an Jünglinge. — Lindners Mac Venac. — Carl Stein der Schauſpieler. — Baumgarten Cruſius Reiſe aus dem Herzen in das Herz. — Brenwele's Beweis u. ſ. w. — Domherr Meyer Darſtellungen aus Norddeutſchland. — Pedels Kleinigkeiten. — De Wette Handbuch der Dogmaꝛc. — Claurens Erzählungen. — Krug über Kotzebue und die deutſchen Univerſitäten.

Am 31. Juli wurde zum erſtenmale im Theater an der Wien gegeben: »Die Witwe und ihre Freier; comiſche Oper in zwei Aufzügen, vom Freiherrn von Biedenfeld; mit Muſik vom Kapellmeiſter Hrn. Riotte. Dieſer Tonſetzer, der einige recht hübſche Kinderballete geſchrieben, hat ſich in dieſer Muſik offenbar zu viel angeſtrengt, um den Roſſini in die Mode zu bringen. Die Motiven ſind von den Roſſiniſchen nicht ohne Mühe zu unterſcheiden, eben ſo die ganze Behandlung der Singſtimmen, beſonders des Haupttenors, (Baron Thalheim) — des Hauptbaſſes, (Baron Felsthal), und des Barytons (Baron Bergau). Wer kann ſich hier der Bemerkung enthalten, daß dieſes Opernbuch des Freiherrn von Biedenfeld eine Vorliebe für die Barons enthalte! Es iſt eine echt freiherrliche Oper! Der Tonſetzer mag das Werk ſehr geſchwind geſchrieben haben, und hat deßhalb für gut befunden, in der Geſchwindigkeit das Roſſiniſche Maaß zum Zuſchnitte ſeines Werks zu nehmen. Bey alledem iſt doch das Einfache, dem Tonſetzer Angehörige das Beſte in dieſer Muſik, nämlich die comiſche Arie des Gärtners. Sie wurde von dem Spielenden ſo gut, ſo comiſch vorgetragen, daß ſie Enthuſiasmus erregte, und wiederholt werden mußte. Das Comiſche liegt in ſehr vielen Dingen, welche beym Dichter, Tonſetzer und Sänger gewiſſermaßen ordentlich durch die Natur voraus, bedingt ſeyn müſſen, als da ſind: 1) Genie; 2) die Kraft des Geiſtes, das Lächerliche bis ins Kleinſte zu individualiſiren — oder Genie; 3) die Kraft, das Angeſchaute Lächerliche in Wort, Ton und Spiel wiederzugeben, was mit andern Worten genannt wird »Genie.« — Man ſieht ohne lange Unterſuchung, wie dieſe Dinge von der Natur Einem als Mitgift bey der Wiege zugetheilt werden müſſen. Der Geſang des Baron Thalheim und ſeiner Geliebten, der Witwe, mit dem Vornahmen Sophie, iſt von dem Compoſiteur nicht eben ſehr dankbar gehalten, und deßhalb machen beyde Singende kein großes Aufſehen damit. Ein Terzett in C dur, worin der comiſche Kammerdiener am meiſten ſich ausſpricht, iſt recht munter und lebendig, und wurde von dem Kammerdiener recht gut ſervirt. Der junge Liebhaber und die Wittwe ſangen ausdrucksvoll und präcis. Das Duett in F hat einige gefühlvolle Momente. Baron Felsthal iſt vom Tonſetzer in ſeinem hohen Alter viel zu jung gehalten, denn er varirt wie eine junge Dame, die viele Liebhaber hat. Man muß dieſelben hören, oder das Letztere ſehen, um den Effect zu beurtheilen. Der ganzen Muſik fehlte bey der ſonſt recht guten techniſchen Behandlung, bey dem Vorzuge, daß es nicht durch Harmonie überladen iſt, wie eine Windbüchſe, die Einem am Kopfe zerplatzt, bey dem fließenden Geſange, bey der anziehenden Aehnlichkeit mit Roſſini, nichts als mehr Wärme, Characterfeuer, Kraft, und überhaupt Genie. Aber bey alle dem hätte ſie doch mehr Glück machen können — das ſah man an der comiſchen Gärtner-Arie — denn es fehlte an einer guten Beſetzung.

Nächſtens folgt eine Induſtrie-Beylage und eine lithographiſche Tafel zu einem allgemein intereſſanten Aufſatz.

In Nr. 91 S. 837 muß es heißen die »reichhaltigſte« Bibliographie.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Gräffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe), wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. W.W., durch die k. k. Poſt 10 fl. W.W. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) ebendahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Joh. Bapt. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

95.

(Wien, Donnerstag, den 10. Auguſt.)

Briefe über Zeitſachen an einen Freund auf dem Lande.

III. *)

Das Centraliſiren wiſſenſchaftlicher und Kunſtſchätze von der claſſiſchen Erde der Auffindung und der urſprünglichen Widmung in die Provinzhauptſtädte, meiſt aber in die Kaiſerreſidenz, war zugleich mit der Sucht nach dem Uniformen und nach der Uniformität an der Tagesordnung. Durfte man der letzteren mit Grund jene alten hohen Worte des Geiſtes der Geſetze entgegenwerfen: »Il y a quelques idées d'Uniformité, qui saisissent quelque fois les grands ésprits, mais qui frappent infailliblement les petits!« — und »la grandeur du génie, ne consisterait — elle pas mieux à savoir, dans quel cas il faut de l'Uniformité et dans quel cas il faut des Differences?« ſo ließ ſich gegen das Centraliſiren der Kunſtwerke, Antiquitäten und Subſidien einerſeits mit Fug und Recht erinnern, daß je mehrere Mittelpuncte, auch ein deſto regeres und vielfältigeres allgemeines Leben ſich bewegen müſſe; hingegen, je mehr Alles dem einzigen zehrenden Herzen zuſtröme, deſto mehr die Glieder erkalten! — Allein nach der, im Großen und Kleinen ſichtbaren Elaſticität der Begegniſſe konnte es kaum anders kommen. — Die Zerſplitterung war damals zu groß, die Provincial-Unterſchiede noch viel zu ſchroff, zu ſcharf auseinanderhaltend, die ganze Monarchie bloß eine Gruppe größerer und kleinerer Inſeln und Halbinſeln. — Streben nach Einheit mußte alſo wohl in der gemeinſamen Staatsverwaltung vorherrichend und durchgreifend werden, und auch auf eines der edelſten Bindungsmittel, auf nationale Wiſſenſchaft und Kunſt, und auf deren Hervorbringungen ſich verbreiten! Seit aber die heilſamen und unerläßlichen Zwecke des Vereines und der Einheit im Großen erreicht und erfüllt ſind, dehnte ſich der Umlauf des Lebens wieder mehr und mehr in entgegeſetzter Richtung in die weiten Lande hinaus, und die ſeit anderthalb

---

*) Der erſte und zweite Brief in Nr. 91 und 92.

Jahrzehenden prächtig aufgeblühten Provincial-Muſeen gewähren dieſes Satzes erfreulichſte Probe.

Es bedarf übrigens wohl keiner beſondern Erwähnung, daß die Zerſplitterung großes Unheil angerichtet habe, daß inſonderheit die wichtigſten geſchichtlichen und urkundlichen Materialien durch ſelbe verlaſſen, verwaiſen und zu Grunde gegangen ſeyen. — Von derlei Urſachen führen den Reihen die Reformation, die Religions- und Freiheitskriege, in deren wildem Lärme die Stimme des Wiſſens und Rechtes verhallte. — Wie man in einer Fehde dem Feinde Mund- und Kriegsvorrath entreißt oder wenigſtens unbrauchbar macht, wurden Tauſende von Urkunden, Denkmalen und diplomatiſchen Subſidien vertilgt, andere im Sinne der damals gährenden Ideen von Wahlfreiheit bewaffnetem Renitenzrecht, Freiheit auswärtiger Bündniſſe ꝛc. frech verfälſcht. — Selbſt die Hausarchive wurden nach den drei Hauptſitzen der abgetheilten Linien zu Wien, Gratz und Innsbruck, und der zeitlichen Verlegung der Reſidenz von Wien nach Prag, getheilt. — Wie früher die Huſſiten, ſo thaten ſpäter die Türken, Schweden und Franzoſen in gleicher mordbrenneriſcher Richtung das Ihrige. Der urkundliche Nachlaß der Denk- und Thatkraft der größten Feldherren und Staatsmänner verbreitete ſich, gleich anderem Hausrath, auf ihre Erben, ohne Rückſicht auf die unbeſtreitbaren Anſprüche des Staates und der Nationalbildung. — Ganze Archive, Seltenheiten und Schätze, welche Männer, ſo diplomatiſche Stellen bekleidet, auf ihren Geſandtſchaftspoſten für den Staat geſammelt hatten, ja ganze Kunſt- und Wunderkammern ſind auf einzelnen Schlöſſern und Edelſitzen eben ſo zu Grunde gegangen, im Verlauf der Jahre verſchleudert, an neugierige Reiſende verſchenkt, zu dieſem oder jenem täglichen Hausgebrauche verwendet worden, ſo wie Niemand mehr Auskunft zu geben vermag, wo das Geſchütz und die Arſenale dieſer Schlöſſer hingekommen ſeyen? — Den verſchwundenen Blitzen und Donnerſchlägen jener alten unruhvollen Zeiten ſind ſie, langſam und dunkel, wie ein Rauch derſelben, nachgeſchwunden.

Wir werden das ungariſche Nationalmuſeum in Peſth, das Johanneum in Gratz, das Franzensmuſeum in Brünn und das in viel weiterem Umfange und mit reicheren Mitteln ihm nachgebildete Prager-Landesmuſeum, nacheinander in ihren vorzüglichſten Theilen und Verzweigungen betrachten. — Dieß Blatt thut nur einſtweilen fromme Wünſche für die Erhaltung der Denkmale der Römerwelt und des Mittelalters in unſern heimathlichen Gauen, gegen den noch immer fortherrſchenden Vandalismus, von dem ein einziges Beyſpiel angeführt werden ſoll, das dem Schreiber Dieſes, bey ſeinen öftern botaniſchen und Geſchäfts-Reiſen in die ſüdöſtliche Spitze des Viertels unter dem Wienerwald und nach Ober-Steyer, häufig genug ſich aufgedrungen hat.

Daß die Neuſtadt noch unter Max I. der Steyermark (alſo einſt zu dem großen bis an die Quellen der Traſen und bis Stadt Steyer reichenden Herzogthume Carentanien, in deſſen alter, weiteſter Bedeutung) beygezählt wurde, iſt bekannt. — Als Graf Eckbert, der Letzte des Hauſes Neuburg, Formbach und Pütten, Lambach und Wels, 1158 vor Mailand umkam, erbte der ſteyriſche Markgraf Ottokar ſeine Schlöſſer, Güter und Saſſen, von Wilhelmsburg und von der

Pieſting bis über den Semmering und über Hartberg hinaus. — Zu Hartberg hielten dieſe Grafen an öffentlicher Mallſtätte ihre Gerichtstage; zu Neunkirchen hatten ſie, (aus König Conrads Verleihung, 1141) ihre Münzſtätte, Niederlags- und Marktrechte; — ihres Hauſes Stiftung, die Benedictiner-Abtei Formbach am Inn, hatten ſie um Glocknitz reich beſchenkt. Ihr Hauptſitz aber war Pütten. — Der (wenn auch etwas redneriſche) Ausdruck: »urbs amplissima et mater civitatum Norici«, der in alten Chroniken mehrmals auf Pütten gelegte, ſteyriſche Markgrafen-Titel, die uralte, vor 700 Jahren neu erbaute, und vom ſalzburgiſchen Erzbiſchofe Conrad eingeweihte Capelle der Hauptburg Pütten, die Herbeyziehung der Chorherrn von Reichersberg, als Capläne dieſer hohen Veſte, die zur Jagd und Landwehre häufige Erwähnung des ungeheuern Püttner-Waldes an der Mark wider die Ungarn (in finibus, in marca Hungarorum): Alles, Alles deutet unſtreitig auf eine hohe Wichtigkeit dieſes Ortes in den Tagen der ſächſiſchen und ſaliſchen Kaiſer. — Ja die ganze Strecke von Neunkirchen bis Pütten ſcheint durch verſchiedene Bollwerke, Burgen und Warten zu einer zuſammenhängenden Vertheidigungs-Linie verbunden geweſen zu ſeyn.

Die Neigung des Mittelalters, auf den Trümmern der geſunkenen Römerwelt fortzubauen, und hierdurch dem ſtrategiſch-politiſchen Adlerblick dieſer Weltbezwinger durch die practiſcheſte Anerkennung zu huldigen, iſt bekannt. — Der große Oſtgothenkönig Theodorich, »der Dietrich von Bern« der alten Sagen und Heldenlieder, gab hiervon das früheſte und entſchiedenſte, beynahe ängſtliche Beyſpiele. — Von ſpäteren, aus den Zeiten der Carlowingen und Ottonen, umſchließt z. B. Enns alle claſſiſchen Reminiſcenzen des Mittelalters, von Carl dem Großen bis auf die ſpäteſte, in Oeſterreich gedichtete Umarbeitung des Nibelungen-Liedes, der Handelsſatzungen und reindeutſchen Municipal-Rechtes, und hart daneben Lorch (Laureacum) alle römiſchen Erinnerungen und Ueberbleibſel bis auf St. Severin und den gänzlichen Untergang! — So iſt auch Pütten vorzugsweiſe die Bühne altritterlichen Heldenglanzes aus dem Mittelalter. — Dagegen ſcheint Neunkirchen eine ſehr große Zahl römiſcher Denkſteine, Grabmäler, Waffen und Geräthſchaften ꝛc. beherbergt zu haben. — Ein merkwürdiger Stein kam vor geraumer Zeit nach dem gräflich Wurmbrand'ſchen Schloſſe Schwarza, — ein Grabſtein mit dem wohlgearbeiteten Bildniſſe einer jungen Frau, mit einem Kinde an der Bruſt, und einem etwas größern Knaben in und an einer Niſche, im untern Fries derſelben Hausthiere, Körner ſammelnde Hühner, der treue Hund, das zahme vergnügende Reh, — oder ihr eine den Hausgöttern opfernde Mutter, Die Inſchrift:

TI CLAVDIVS
SVRVS ET VLPIA
RESTITVTA. Vxor.
— — — IVLIAE. FiL.
— — AN. XXII. S.
L. F. C.

Das iſt: Tiberius Claudius

Surus (Syrus) [1] et Ulpia
Restituta [2] Uxor
Juliae Filiae (Felici!)
(Vixit) Ann. XXII. cum Semisse
Libenter fieri curarunt.

Welcher Unwille muß ſich aber jeder fühlenden Bruſt bemächtigen, wenn man erfährt, daß binnen der letzten anderthalb Jahrzehende, faſt bey jedem Bau zu Neunkirchen, inſonderheit bey jenem der großen Blumiſchen Fabrik, ſolche Grab- oder Meilenſteine, Denkmäler mit halb und ganz erhabener Arbeit, Inſchriften ꝛc. verkehrt eingemauert, zerſchlagen, und als Bauſteine oder zum Pflaſtern verwendet, und dem Auge und der lehrreichen Folgerung des Geſchichtforſchers und Archäologen auf ewig entriſſen worden ſind?!

Um ſo größern Dank verdient das Johanneum durch die ruhmwürdige Sorgfalt für die Erhaltung, Sammlung und zweckmäßige Aneinanderreihung ſolcher eben ſo unſchätzbaren als unerſetzlichen Monumente. — Den zum Behufe des k. k. Münz- und Antikencabinetts zu Wien erlaſſenen allgemeinen Verordnungen, ſcheinet keine ſo genaue Folge, ja vielleicht manche wohlbegreifliche Reaction und erlaubte Rivalität in den reſpectiven Provinzen zu begegnen — Von dem durchdringenden Scharfblick und der fürſtlichen Großmuth des erhabenen Gründers des Johanneums, wäre eine planvolle Durchforſchung der ober- und unterirdiſchen Römerwelt des Pettauer- und Leibnitzer-Feldes nicht zu kühn erhofft.

Sollten es nur umſonſt Oeſterreicher geweſen ſeyn, die den erſten Anwurf zu den herculaniſchen Nachgrabungen gaben, und ſollte im Vaterlande, an vielen Orten, ein gleiches Feld der wichtigſten Entdeckungen ganz und gar unbeachtet bleiben? — Welche Reſultate böthen ſich nicht in unſerer Nähe dar, über das Off- und Defenſivſyſtem der Römer längs der Donau, ihre Brückenköpfe und Waffenplätze, ihre Tſchaikiſten und Gränzer! — Welche Folgerungen für die in unſern Tagen geführten Kriege der Neurömer, der Franzoſen in Egypten und Spanien, in Calabrien und Rußland? Welche Lehre aus einer vergleichenden Gegenüberſtellung der Ortsbeſtimmungen des Strabo und Ptolomäus, der Itinerarien, der Peutingeriſchen Tafeln, und der Noticia Imperii?! — Schwebt ja auch noch egyptiſche Finſterniß ſogar über Wiens älteſte Hiſtorie!! — Soll Mannerts fleißige und ſcharfſinnige Arbeit, (aber dennoch aus Mangel der allerbeſonderſten Localkenntniß und bey der Frequenz der zeither gemachten, bedeutenden Entdeckungen, für uns doch immer nur ein mageres Skelett) noch lange unübertroffen und allein daſtehen?

Mit der Betrachtung der ſchönen und gemeinnützigen Wirkſamkeit der Provincialmuſeen überhaupt und für dieſen Zweig des nationalen Alterthums insbeſondere, werden dieſe Briefe, von Zeit zu Zeit, Anzeigen der neuen Ausgrabungen und Entdeckungen aus der claſſiſchen Vorwelt und aus dem romantiſchen Mittelalter, nach Möglichkeit der geringen Kräfte und Beyhülfen, mitzutheilen eifrig bemüht ſeyn.

---

[1] Oder Tib. Claud. Severus! vgl. Gruter Tom I. Part. II. p. CCXI. IX. 5.

[2] Eine Ulpia restituta ſiehe bey Gruter. ibid. p. DCXVI. 5.

Auch aus einer ſeit vielen Jahren, nach Gelegenheit und Muſſe zuſammengeſchriebenen Sammlung von Monumenten, für, über, oder von Oeſterreichern im fernen Auslande, theilen wir hier eine der anziehendſten Notizen zum beyläufigen Vorgeſchmack mit.

Das ritterbürtige Geſchlecht derer von Beck, war im Lande unter der Enns, alt bekannt und anſehnlich begütert. Es beſaß Ebreichsdorf und Leopoldsdorf. Am erſtern Orte iſt ſein Erbbegräbniß. — Mehrere Mitglieder deſſelben wurden ſchon bey den erſten ſtrengen Satzungen Ferdinands I. gegen die neue Lehre, landflüchtig, nach der Prager Schlacht und Tillys reißendem Siegeslauf aber ward dieſe Familie gänzlich vertrieben und geächtet. — Sie verwechſelten (nach einer damaligen Lieblingsſitte) den Namen Beck, mit dem griechiſchen Artopäus, und verloren ſich beynahe ganz in der Dunkelheit des bürgerlichen Lebens, bis ſie unter Leopold I. in Sachſen und Brandenburg wieder zum Vorſchein kamen. — Johanna von Beck gebar 1689 zu Straßburg den unter Carl VI. und Maria Thereſia unvergeßlichen Staatsreferendär, Johann Chriſtoph von Bartenſtein.

Auf der großen Pyramide von Gihzè bey Kairo ſteht über dem Eingange, in Stein gemeiſſelt:

15. 51.
HIRON. BEK. VON LEOPOLDSTORF.

(Fortſetzung folgt.)

Allgemeine Noveliſtik.

In einigen in- und ausländiſchen Zeitungsblättern kommt vor, zu New-York habe ein dortiger ſehr anſehnlicher Arzt, Lyman Spalding, bekannt gemacht, daß ein zuerſt von den Doctoren Van Darvaer, Vater und Sohn, daſelbſt angewandte Mittel gegen den Biß toller Thiere; und gegen die Waſſerſcheu, welches aus einem von der scutellaria lateriflora verfertigten Pulver, oder noch zuträglicher, aus dem daraus gezogenen friſchen Saft beſtehet, ſeit vierzig Jahren durch tauſendfältige Proben als untrüglich befunden worden ſey *). Man zweifelt keineswegs, daß Männer, die bey uns mit der ausübenden Heilskunde ſich beſchäftigen, eifrig bemüht ſeyn werden, dieſes Werkchen ſo ſchleunig als möglich zu erhalten, zu verbreiten, und ſorgfältig zu prüfen. Wie beglückend wäre es dann, wenn Amerika, welches vormals der übrigen Welt eine der verderblichſten Krankheiten mittheilte, nun ein gräßliches Uebel, gegen welches eine ſo große Anzahl von Mitteln bisher vergeblich in Antrag gebracht wurde, vertilgte. Das gemeine Helmkraut (Scutellaria galericulata), wächſt auch in Deutſchland in ſumpfigen Gegenden, und ward ehemals in den Apotheken aufbewahrt, und gegen das dreitägige Fieber gebraucht.

Abbg.

Bemerkungen über den Heſperus des Herrn Andre in Brünn. XXVI. Band, erſtes Heft, S. 31. — Obwohl ich den Heſperus nicht mehr leſe, ſeit ihn Oken in ſeiner berüchtigten Iſis ſo unmäßig gelobt hatte,

---

*) Siehe auch unſer Blatt Nr. 92.

ſo wurde ich doch gelegentlich jene Ausfälle gewahr, welche Herr André's über das von mir verfaßte Wiener Schriftſteller-Verzeichniß in den Hesperus eingerückt hatte. In dem [illegible]ten Hefte des 16. Bandes hat ein Anonymus G. Z. unter der Kappe des Wiener Beobachters (unter welcher Firma ſchon ſeit einiger Zeit die gehäſſigſten Artikel über Wien im Hesperus erſcheinen — man weiß jetzt wohl, warum?) mein anſpruchloſes, aber der vaterländiſchen Literatur (wenigſtens ſeinem Gegenſtande nach) gewiß zur Ehre gereichendes Verzeichniß, zu deſſen Sammlung ich von dem Hrn. Redacteur der vaterländiſchen Blätter aufgefordert worden bin, auf eine Art angegriffen, die ſich für das Journal von einem ſo gelehrten, ſo menſchenfreundlichen und ſo patriotiſchen Redacteur, wie Hr. André ſich auf allen Buchhändler-Ankündigungen zu ſeyn rühmt, durchaus nicht ziemt; nicht dem erſtern, weil ein wahrer Gelehrter nicht an Andern Sach- und Sprachfehler ſo vorlaut rügen laſſen ſoll, wenn er ſelbſt dergleichen machen läßt *); nicht dem zweiten, weil er die Fehler meines Verzeichniſſes nicht mit der Ruhe der wiſſenſchaftlichen Zurechtweiſung, ſondern in einem Tone hervorſprudeln läßt, der Gift und Galle an Leuten auslaſſen will, die nicht ſeines Sinnes ſind; nicht dem dritten, weil er ſonſt, nachdem die Bitte um Berichtigungen und Beyträge ſo oft ergangen war, wenigſtens ſo viel Sinn für vaterländiſche Ehre und Literatur gehabt hätte, dieſe Bemerkungen den vaterländiſchen Blättern mitzutheilen, nicht aber dieſelben in ſeinen Hesperus einzurücken, wohin ſie gar nicht gehören.

Bereicherung des Schriftſteller-Verzeichniſſes findet man, außer den zwei Nahmen Genz und Ehrenfels im Hesperus durchaus keine, ungeachtet derſelbe ſich nach ſeiner Art und Weiſe gewaltig breit macht; und die Berichtigungen ſind theils bey den Haaren herbeygezogen, theils ganz falſch und erdichtet, denn ſo hat z. B. Hr. Joſeph Edler v. Hauer, Hofrath der k. k. Hofkammer, nicht über das öſterr. Provinzialrecht, wie es im Hesperus angegeben iſt, ſondern über Landeskunde (und zwar Reiſebemerkungen in den vaterl. Blättern) geſchrieben. Ueber öſterr. Provinzialrecht hat nie ein Hauer geſchrieben; der im Hesperus citirte ſchrieb über die Geſetze des Unterthansfaches; er hieß nicht Joſeph, ſondern Ferdinand, war nicht Hofrath, ſondern Regierungs-Secretär, und iſt ſchon lang todt. — Sollte der Herausgeber des Hesperus, Hr. André, dieß nicht gewußt haben?! — Wahrhaftig, Hr. André würde beſſer thun, ſich verſtändigere Mitarbeiter in Wien aufzuſuchen, als Leute, die kaum die Normalſchule durchlaufen haben, ſchlecht ſchreiben, noch ſchlechter denken, und folglich Herrn André nicht bloß erbärmlich bedienen, ſondern unter der Maske der Anonymität patriotiſche Schriftſteller verunglimpfen, und das vaterländiſche Verdienſt herabziehen, weil es ihrer projectirten literar. Alleinherrſchaft nicht huldigt, und weil es nicht für den Heſperus arbeitet. Zum Glücke für Hrn. André beſtehen ſeine öconomiſchen Neuigkeiten und die Hälfte ſeines Heſperus aus den Mittheilungen der verehrten Brünner Landwirthſchaftsgeſellſchaft, ſonſt würden ſeine Journale, bey der Vortrefflichkeit ſolcher Mitarbeiter bald das Schickſal haben, welches das von eben jenem Hrn. in Wien redigierte Journal: der Spectateur français hatte, ſie würden aus Mangel an geiſtiger Kraft aufhören müſſen.

Als Schriftſteller-Lehrling, wie mich der Heſperus nennt, wage ich an Hrn. André zwei Bitten. Die erſte: daß er mir künftig mit humanerem Beyſpiele vor-

---

*) Beweiſe: er ſchreibt ohnmöglich, ſtatt unmöglich; mit denen unter die Fahne ꝛc. ſtatt mit den; er kennt nicht einmal den Hrn. Budik an der kaiſerl. Hofbibliothek, und Hrn. Ebersberg als Schriftſteller, und hat ſeine grobe Unkunde der vaterl. Literatur bey dem Nahmen Hauer bewieſen, wovon ſpäter die Rede ſeyn wird.

angebe, und daß er nicht jedes vaterländiſche Talent, wenn es keine unentgeltlichen Beyträge zum Hesperus liefert, zu unterdrücken ſuche, ſondern daß er bedenke, er ſchreibe in Oeſterreich, wo nicht bloß religiöſe, ſondern auch literariſche Toleranz herrſcht, die auch Er üben und dankbar genießen ſoll; — die zweite: daß er in der Zukunft ſich nicht ſo ſchnöde, wie bisher, über die öſterr. Schriftſteller und Journaliſten erheben möchte, da er doch ſehr arm und entblößt daſtehen würde, wenn die öſterr. Schriftſteller ihm ihre Beyträge zum Hesperus verſagen wollten. Da Hr. André bisher noch, ſoviel mir bekannt iſt, kein rein originelles Werk, ſondern bloß Compilationen und Bearbeitungen, wie ſeine pädagogiſche Bibliothek, ſeine Anleitung zur Mineralogie, ſeine Schilderung des öſterr. Kaiſerſtaates ꝛc. ſind, im Drucke herausgegeben hat, ſo ſollte er ſich ſchon darum nicht über andere öſterreichiſche Redacteurs erheben wollen, die, wie Hofrath Hormayr, Hammer, Collin, durch ihre wahrhaft originellen Werke ſich nicht bloß ephemere Celebrität, ſondern auch einen bleibenden Namen in der Literaturgeſchichte erworben haben; er ſoll ſich aber auch darum beſcheidener auf ſeinen Standpunct zurückziehen, weil er dieſen würdigen Söhnen unſeres öſterreichiſchen Vaterlandes an wahrer Vaterlandsliebe, an reinem Eifer für die Wiſſenſchaften und das Beſte der Monarchie ſchwerlich gleich kommen dürfte, wenn er auch die von mehreren würdigen Patrioten zuſammengeſchoſſenen Preiſe für die beſten Aufſätze des Hesperus in ſeine Wagſchale legte. J. H. B*h.

Wir halten nachſtehenden Brief zu intereſſant, als daß wir denſelben nicht mittheilen ſollten. — h. Ueber die Fortpflanzung der Regenwürmer. Berlin den 13. April. 1820. Indem ich zum Gegenſtand meiner Inaugural-Dissertation die Unterſuchung der Structur des Regenwurms gewählt habe, bin ich zur Kenntniß mehrerer früher unbekannten Theile gelangt, die beſonders über die Geſchlechtsfunction des Thieres einen deutlicheren Aufſchluß geben können. Kürzlich bin ich auch zur völligen Berichtigung der Art und Weiſe, wie die Regenwürmer ihre Jungen zur Welt bringen, gekommen, und zwar fand ich ſie gegen die Meinung der neueren Schriftſteller, welche ſie für lebendig gebährend halten, ganz der Beobachtung Swammerdams in ſeiner Bibel der Natur pag. 127 gemäß, eierlegend, indem ich nicht allein Eier, wie Swammerdam ſie beſchreibt, in der Erde neben Regenwürmern gefunden, ſondern auch in dieſen die Bewegung des jungen Wurms, und die Circulation des rothen Blutes durch die Längen- und Ringgefäße deſſelben ſehr deutlich, ſelbſt mit dem unbewaffneten Auge wahrgenommen habe. Es erregt dieſe Erſcheinung um ſo mehr Intereſſe, als den demjenigen, der ſie nicht ſelbſt beobachtet hat, leicht Zweifel an der Wahrheit derſelben entſtehen könnte. — Außer Swammerdam ſcheinen dieſe Eier auch mehreren ältern Naturforſchern bekannt geweſen zu ſeyn, denn ich finde auch ihrer wiewohl weniger genau, erwähnt bey Lyonet, in der Théologie des Insectes, par Lesser, pag. 156. Tab. 1, Fig. 1—3. und von Dominicus Vandelli: Tres dissertationes philosophi ac medici, pag. 130, Fig. 6 Tab. 4. Ich fand dieſe Eier vom Anfange des März bis jetzt, wo ſie jedoch ſchon nicht mehr ſo häufig und faſt völlig reif beobachtet werden. Es ergaben ſich zwei Arten von verſchiedener Größe. Die kleinen haben die Größe der Coriander-Saamen, die größern hingegen die der Weizenkörner. Jul. Leo, Cand. Med.

Mit Vergnügen bezeuge ich Alles, was Hr. Leo von den Eiern und Jungen des Regenwurmes ſagt; die letztern zeigen ſich in den Eyern ganz auf die angegebene Weiſe. Was neuere Schriftſteller für lebendige Junge im Regenwurme gehalten haben, ſind wohl nur die ehemalige Ascaris Lumbrici, die ich für einen Vibrio halte. Dergleichen Thiere ſind häufig zwiſchen dem Darm und der Hautdecke des Thiers, ja ich habe ſie ſchon in den Eiern des Regenwurmes gefunden. Rudolphi.

Im k. k. priv. Theater an der Wien wurde den 5. d. zum erſtenmale gegeben: »Der Bär und der Baſſa«, Poſſe in einem Aufzuge, nach dem Franzöſiſchen des Scribe und Xavier. — Der Lieblingsbär des Baſſa ſtarb. Der theure Verluſt mußte ihm verheimlicht werden, bis zur Entdeckung die gute Stunde herangenaht war. Dieſe herbeyzuführen, biethet ein Europäer einen andern Kunſtbären an. — Ihn ſtellt ſein Begleiter, Pfauenfeder, deſſen Gattin Favorit-Sultanin iſt, zu allgemeinem Vergnügen dar. Jetzt aber fällt dem Baſſa ein, den Kunſtbären zugleich mit ſeinem Eisbären einen ſchottiſchen Tanz machen zu ſehen. Der Eisbär aber war todt, und Mauſchellino, des Baſſa Geheimrath, übernimmt die Rolle. Nun fürchtet ſich ein Bär vor dem andern. Jeder will den andern ſchrecken, und verliert hierbey die Maske. Der Baſſa erſcheint. Die Masken werden verwechſelt; der ſchwarze Bär trägt den Kopf des weißen, und ſo umgekehrt; die Sache wird entdeckt, der Baſſa gibt ſeine Favorit-Sultanin zurück an ihren Gatten, und das Ganze hat ſein Ende. — Es ſteht, als dieſer Schwank, außer dem Gebiethe der ſtrengen Critik; ſonſt müßte dieſe das Zurücktreten von allem Ernſte loben, die durchaus unwahre Characteriſtik tadeln, und fragen: wie Madame mit Madame überſetzt werden mochte? Als Schwank hat es manch Beluſtigendes, beſonders die Scene, wo die beyden Bären erſcheinen. — Ali hatte gegen zwanzig Worte zu ſagen, und hatte dieſe nicht memorirt, ſtockte und fälſchte an dieſen; ſo Unverzeihliches ſollte die Bühne ſtrenge rügen. J. G.

Der Wald bey Senart, den 5. d. im Joſephſtädter-Theater zum erſtenmale gegeben, war von Hrn. Told nach dem Franz. bearbeitet. Unwahrſcheinlichkeiten ſind hier auf einander gehäuft. Die Tableaux paſſiren für die Knalleffecte. Gefecht, Blitz und Flüche ſind die Hauptingredienzien, die Heirath eines Galgenſtricks der moraliſche Schluß. Die Aufführung ging ziemlich raſch vor ſich. Derville und Graf v. Morange wurden fleißig dargeſtellt. Von allen Uebrigen iſt beſſer geſchwiegen. Die Muſik war ohne Leben und Kraft. —ß.

In Ofen gab man am 16. Juli: Wie es geknallt hat, hätt' ich's nicht geglaubt! *) Luſtſpiel in einem Aufzuge, aus dem Ungariſchen des Hrn. v. Kisfaludy. Alſo das erſte Stück dieſes Dichters in einer deutſchen Ueberſetzung. — Das Luſtſpiel hat ſo manche Vorzüge im Dialoge, und einige überraſchende Momente. Die Ausführung iſt nicht ſehr lobenswerth. Der ungenannte Ueberſetzer ſcheint beider Sprachen vollkommen mächtig zu ſeyn; aber unbegreiflich iſt es, warum er gerade dieſe Kleinigkeit, auf welche der Verf. ſelbſt nur geringen Werth legt, zuerſt auf die deutſche Bühne brachte, da doch die vortrefflichen Luſtſpiele: »Die Rebellen«, »die Brautwerber« u. ſ. w. ſich weit vortheilhafter für den Ueberſetzer gezeigt hätten. Die Aufführung war ſo beſchaffen, daß man ſie ſich kaum ſchlechter denken kann, dennoch erhielt dieſes Stück Beyfall. — Einſtudiert wird im Peſther Theater: Salmoraa.

In Nr. 91, S. 868 Z. 19 v. u. muß es heißen: Garſten ſtatt Graten; S. 869 Z. 5. v. u. Scriptoren ſtatt Scriptorei; S. 871 Z. 29 v. u. Links ſtatt Liaks.

---

*) Im Original: Der Mörder, welcher Titel eben ſo unpaſſend als der deutſche iſt.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Gräffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe), wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. [illegible] fl. WW., durch die k. k. Poſt 17 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Joh. Bapt. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

96.

(Wien, Samstag, den 12. Auguſt.)

Ein Spaziergang durch Kärnthens Herculanum.

(Schluß von Nr. 94.)

In Töltſchach ſelbſt gewahrt man an der Ecke eines Stallgebäudes, allen Unbilden der Witterung und der Jahrszeiten Preis gegeben, einen wahrſcheinlich durch das Eindringen des Froſtes durch ſchieferartige Spalten bereits ziemlich beſchädigten merkwürdigen römiſchen Denkſtein, welcher die Inſchrift eines in Virunum geſtandenen Mithras-Tempels geweſen, deſſen Grundmauern man noch heut zu Tage nachweiſet, ein Denkſtein, welcher nebſt einem ähnlichen, am Schloſſe Tanzenberg den klarſten Beweis für den im Nordreiche geübten, aus dem Oriente durch Seeräuber an die Südküſte Kleinaſiens, und von dort durch ſiegende römiſche Heere in die Colonien gebrachten Mithrasdienſtes liefert. Die Inſchrift lautet nach der allgemein angenommenen Leſeart:

Pro salute Augusti in honorem deorum, Soli invicto Mithrae, Hilarius Augusti libertus, Tabularius Populi Romani nomine et Epictetus Arcarius Augusti, novum Templum vetustate conlapsum sumtu suo cum pictura refecerunt, Imperante Domino nostro Gordiano, Augusto, et Aviola consulibus. Decio Marcello Patrono Die VIII. Calendar. Jul. °:. Zu deutſch: Hilar, ein Freigelaſſener des Kaiſers, im Namen des römiſchen Volks ein Schreiber, und Epictet, kaiſerlicher Caſſier, haben für das Wohl des Kaiſers, zur Ehre der Götter, dem unüberwindlichen Sonnengotte Mithras dieſen neuen Tempel, welcher durch Alter zerfallen war, nebſt der Mahlerei auf ihre Koſten wieder hergeſtellt, als Kaiſer Gordian unſer Herr, und Aviola Conſul war, unter dem Schutze des Marcell, am 24. Juni.

Die Wiederherſtellung des Virunenſiſchen Sonnentempels fällt daher in die Zeit des Jahrs 239 nach Chriſto.

Die Grundmauern dieſes Sonnentempels hat man mit vieler Wahrſcheinlichkeit eine kurze Strecke Weges nördlich von Töltſchach dort wieder aufgefunden, wo in dem Fichtenwalde allenthalben Ueberreſte römiſcher Gebäude, ja die ganzen Grundriſſe der Häuſer und Straßen durch weitläuftige, hin und wieder fünf bis ſechs Schuh hohe Schutthaufen, (von den eingeſtürzten Mauern gebildet, jedoch die Richtung dieſer letztern genau bezeichnend) ſichtbar zu werden anfangen. Die Grundmauern des Sonnentempels liegen öſtlich an dem Fahrwege, welcher von Töltſchach gegen Norden in den Wald führt, und man erkennt in dem durch die Erhebungen des Bodens über den eingeſtürzten Mauern ziemlich ſcharfgezogenen Grundriſſe eines beträchtlichen viereckigen, mit einer Vor- und zwei Seitenhallen verſehenen Gebäudes, mit vieler Wahrſcheinlichkeit den alten Mithrastempel. Wir glauben dieſe Wahrſcheinlichkeit noch durch den bisher nirgends erwähnten, von uns aber mit Gewißheit ausgemittelten Umſtand geſteigert zu haben, daß die vier Hauptmauern dieſes Gebäudes genau orientirt ſind, ſo, daß der in den Sonnentempel Eintretende ſich gerade nach Oſten wendete. Ehe wir von den durch den Wald und den unter den Ackern von Töltſchach zerſtreut liegenden weitläuftigen Schutthaufen, und den daſelbſt zu verſchiedenen Zeiten ausgegrabenen merkwürdigen Alterthümern weiter ſprechen, ſey es uns erlaubt, zu bemerken, daß ſich auch auf dem Schloſſe Tanzenberg, welches auf einer Anhöhe, ungefähr in der Entfernung einer halben Stunde gegen Weſten, den Töltſchacher-Ruinen gegenüber liegt, ein Denkſtein vorfindet, der von einem zweiten wahrſcheinlich auf der Tanzenberger-Anhöhe geſtandenen Sonnentempel Kunde gibt. Die Inſchrift dieſes Steins lautet:

Deo Invicto Mithrae Templum vetustate conlapsum. quod fuit per annos quinquaginta desertum, Aurelius Hermodorus Volens propria pecunia ponendo numine monitus tutelari a novo restitui fecit, quod aedificatum est Divo Maximiano octavum et Maximino iterum Augustis Consentiente Quarto Ursiniano Luzione. — Zu deutſch: Dem unüberwindlichen Mithras hat Aurel Hermodor den durch Alter zerfallenen Tempel, der über fünfzig Jahre verlaſſen geſtanden, von der Schutzgottheit ermahnt, freiwillig, aus eigenem Gelde, wieder herſtellen laſſen, welcher erbaut worden iſt, als Maximian im achten Jahre, und Maximin abermal Kaiſer waren, mit Einwilligung des Quartus Urſinius.

Dieſe Wiederherſtellung fällt in das Jahr 311 nach Chriſto.

Allein nicht nur dieſe beiden Denkſteine ſprechen für den Mithrasdienſt der alten Bewohner Kärnthens; Dr. Kumpf, gleichgeſchätzt als Arzt und Menſchenfreund von den Bewohnern Klagenfurt's, als bekannt in der literariſchen Welt durch ſeinen Eifer für vaterländiſche Geſchichte, hat nähmlich zuerſt ein bisher von Vielen für ein römiſches Alterthum zwar willig anerkanntes, aber nicht erklärtes oder überſehenes Basrelief, welches ſich im Schloßhofe zu Tanzenberg befindet, zuerſt für eine ſymboliſche Darſtellung des bereits in römiſche Formen gezwängten Mithrasdienſtes erklärt, und dadurch, daß wir in dieſem Basrelief gleichſam mit eigenen Augen den Dienſt ſchauen können, auf welchen uns jene zwei Denkſteine zurückführen, in dieſe Gegend unſeres vaterländiſchen Alterthums ein helles Licht verbreitet. Da wir noch nicht wiſſen, wo die Abbildung und Beſchreibung des Tanzenberger Basreliefs zuerſt erſcheinen wird, wollen wir dem Rechte des Auslegers nicht durch ein unbeſcheidenes Vorgreifen in der Beſchreibung desſelben zu nahe treten, und bemerken nur, daß ſich von der Auslegung dieſer Sculptur, woſelbſt Mithras, als Sonnengott mit ſtrahlenumkränztem Haupte, und (wenn uns das Gedächtniß nicht täuſcht) auch mit der Lyra in der Rechten (folglich im Gewande des römiſchen Apoll's (vergl. Ovid. Metam. II. 153) erſcheint, umgeben von einem auf Myſterien deutenden zahlreichen Gefolge, das Zeuge eines Todtengerichtes zu ſeyn ſcheinet, um ſo mehr ſehr Vieles für den bisher dunkeln Mythos des Mithras erwarten laſſe, als eine Zeichnung desſelben auch dem Herrn Hofrathe von Hammer zur Würdigung mitgetheilt wurde, der bekanntlich in dem Vaterlande des Mithrasdienſtes einheimiſch genug iſt, um mit aller Competenz über ein Denkmal dieſes Dienſtes zu urtheilen.

Ohne uns auch nur in eine berührungsweiſe Auseinanderſetzung der verſchiedenen von den Gelehrten über das Weſen und die mythiſche Bedeutſamkeit des Mithrasdienſtes verſchiedentlich geäußerten Anſichten einlaſſen zu können, glauben wir doch bemerken zu ſollen, daß derſelbe im alten Noricum ein anderes Gewand getragen haben dürfte, als anderwärts, denn wir vermiſſen an jenem Tanzenberger-Basrelief, und überhaupt unter den zahlreichen im Zollfelde ausgegrabenen Sculpturen jene Vorſtellung des Mithras als Stier, welche der ſcharfſinnige Dupuis in ſeinem Meiſterwerke: Origine des tous les cultes ſo treffend aſtrognoſtiſch-cosmologiſch zu deuten verſtand, und wir erlauben uns daher nur die Vermuthung, daß der Mithrasdienſt im alten Virunum wohl dem Urbegriffe desſelben getreu der Sonne, doch bereits unter der Geſtalt des römiſchen Apoll's, mit Annahme gewiſſer aus dem Oriente hergeholter Myſterien (die zwar früher auch in Griechenland einheimiſch geweſen) gegolten haben möge. Ob die Vermuthung Eichhorns, daß die in Kärnthen herrſchende Volksſage von einem ungeheuern Drachen, welchem Menſchen, und zwar wie einige wollen, nur Jungfrauen geopfert werden mußten, in ihrem Urſprunge bis in die Zeiten des Mithrasdienſtes, welcher eine Art typhoniſchen böſen Weſens durch Menſchenopfer ſühnte, hinaufreiche, getrauen wir uns nicht zu entſcheiden; ſo viel iſt jedoch gewiß, daß das Andenken an dieſe Sage, durch den coloſſalen, ſteinernen, geflügelten Drachen auf der Ciſterne des neuen Platzes in Klagenfurt forterhalten wird, und daß man, ſonderbar genug, an der Wienerſtraße, nicht weit von den Ruinen von Virunum dem Fremden die ſogenannte Lindwurm-Grueben weiſet, worin jenes blutdürſtige Ungeheuer gehauſt haben ſoll. Gewiß aber hat auch hier wie überall die Volksſage ihren geſchichtlichen Grund.

Wenden wir uns nun wieder zu den Schutthaufen im Walde und auf den Aeckern bey Töltſchach. Wie geſagt erkennt man genau die Abtheilungen jedes Hauſes, und man gelangt ohne beſchwerliches Nachgraben bald auf den hin und wieder noch ganz unverſehrten Eſtrich der Gemächer. Der Schreiber dieſer Zeilen hat ſelbſt ohne Werkzeuge durch bloßes Wegräumen der Steine mit den Händen wohlerhaltene Moſaikböden zu Geſichte bekommen. Kleinere Broncearbeiten, Münzen, Glasarbeiten (wie erſt im vorigen Jahre Herr Dr. Kumpf eine wohlerhaltene Glasſchale ſammt der dazu gehörigen patera aus dem Zollfelde erhalten hat) goldene und ſilberne Schmuckſachen, Sculpturen in Marmor, mehr oder weniger erhalten, waren bisher noch ſtets der Lohn auch der planloſeſten und nachläſſigſten Nachgrabung. Der mehrwähnte P. Brunner hat die Bemerkung gemacht, daß ſich unter dieſen Ruinen ein Platz befinde, woſelbſt man Schmuckſachen in auffallend großer Menge ausgegraben habe, und er iſt geneigt anzunehmen, daß auf jenem Plaße die Geſchmeidehändler des alten Virunum gehauſt haben mögen. Die Ruinen ziehen ſich ſüdweſtlich aus dem Walde bey Töltſchach in's Freie, und verlieren ſich unter angebauten Aeckern. Auf dieſen gewahrt man im Frühlinge die in ihrer Art gewiß einzige Erſcheinung, daß nähmlich das Kornfeld gleichſam den Grundriß des unter ihm verborgenen Theiles der alten Römerwelt vorſtellet — jene Stellen nähmlich, wo die Grundmauern der alten Gebäude ſtehen, bringen nur dünnes und kargwachſendes Getreide, und auf dieſe Weiſe bezeichnen die mageren Streifen in dem übrigens wuchernden Kornfelde genau die Richtung der unter demſelben begrabenen Mauern! Auf dieſen Aeckern werden noch fortwährend alljährlich bey der Frühlingsarbeit Münzen und Broncearbeiten ausgegraben, und hier iſt es auch, wo Brunner die Capelle mit der Inſchrift: Hic locus ubi Sala stetit, bauen ließ. Wenn man die weite Ausdehnung der Trümmer von Virunum betrachtet, und in Erwägung zieht, daß eine Stadt von ſolcher Ausdehnung nicht ohne Reichthum geweſen ſeyn konnte: ſo wundert man ſich billig, daß bisher ſo wenig auf Nachgrabungen in dieſer Gegend verwendet worden iſt. Allein dieſe Verwunderung nimmt noch mehr zu, wenn man erfährt, welche Ausbeute an Alterthümern der bloße Zufall den Ackersleuten im Zollfelde bereits in die Hände geſpielt hat, und welche lohnende Früchte daher ein planmäßiges Nachgraben gewähren müßte.

Um nur einige Beyſpiele von bedeutenderen Auffindungen zu geben, welche zugleich als Maaßſtab für den Reichthum und Kunſtſinn der Virunenſer dienen konnen, wollen wir nur des im k. k. Antikencabinette in Wien aufbewahrten Mannes von Erz aus dem Zollfelde, des ſteinernen Beckens in St. Veit, und einiger Sculpturen ſo im Zollfelde ausgegraben wurden, erwähnen. Der Mann von Erz wurde im Jahre 1502 von einem Landmanne zufälligerweiſe im Zollfelde ausgegraben: er kam zuerſt unter dem Erzbiſchofe Matthäus Lange nach Salzburg, und von dort nach Wien in das k. k. Antikencabinett. Derſelbe iſt ſechs Schuh hoch, und von ſeltner Schönheit in Erz gegoſſen, die nackte Figur zeigt auf dem rechten Schenkel einige eingegrabene Nahmen, der gewöhnlichen Meinung nach die Namen der Freigelaſſenen, welche ihrem Patron die Bildſäule ſetzen ließen. Ein Werk, woraus wir zugleich auf den Reichthum ſowohl als auf den Kunſtſinn der Virunenſer ſchließen, und die Wahrſcheinlichkeit auf ähnliche Schätze bey fortgeſetztem Nachgraben zu kommen, herleiten können. Das in St. Veit auf dem Plaße als Ciſterne prangende marmorne Becken würde dem alten Rom, wenn es aus deſſen Trümmern hervorgezogen worden wäre, Ehre gemacht haben. Dieſes aus einem einzigen Stücke gearbeitete zirkelrunde Becken hat nämlich einen Durchmeſſer von ſieben Schuhen, und ſeit Jahrhunderten trotzt es den Elementen: es wurde aus dem Schutte Virunum's ausgegraben, und gibt uns gleichfalls einen Beleg für den guten Geſchmack der Virunenſer, und für die Bedeutenheit ihrer Stadt. Nebſt den Sculpturen an der Marienſaaler-Kirche bewundert man in Klagenfurt, in dem Ebner'ſchen Garten den Oberleib eines aus weißem Marmor gearbeiteten coloſſalen Hercules, der gleich vielen andern in den Händen von Privatperſonen ſich befindenden Sculpturen im Zollfelde ausgegraben wurde. So bemerkt man in Klagenfurt gleichfalls antike Sphinxe aus dem Zollfelde, und an einem Bauernhauſe bey Krem eine artig gearbeitete, weibliche Sphinx; alles Belege für die Vermuthung, daß das Zollfeld bey der Verſchiedenartigkeit der bis nun daſelbſt zufälliger Weiſe ausgegrabenen Alterthümer einen größern Schatz an denſelben noch in ſeinem Schloſſe hegen müſſe.

Für die Bedeutenheit des alten Virunums ſprechen nebſt dem großen Umfange ſeiner Trümmer auch die verſchiedenen in den zahlreichen römiſchen Denkſteinen vorkommenden Namen bekannterer römiſcher Geſchlechter, und die Staatswürden, welche Einzelne aus denſelben in Virunum behaupteten; bey Eichhorn, welcher die meiſten der vorfindigen Denkſteine in ſeinen Beyträgen geſammelt hat, kann man ſich hiervon am beſten überzeugen. Wir wollen nur erwähnen, daß in unſerem Töltſchacher Steine ein Hilarius, Freigelaſſener des Kaiſers, als deſſen Tabularius d. h. Rechnungsführer, wie auch ein Epictet als Arcarius d. h. Finanzverwalter, vorkomme, ferner daß in dem Denkſteine XIV. bey Eichhorn eines Tertinius erwähnt werde, welcher Aedilis d. h. Aufſeher über die öffentlichen Gebäude geweſen; des Haruspex Tuccius, von welchem unſer Viktringer Stein ſpricht, haben wir bereits gedacht; — und wir können aus dieſen und andern öffentlichen Aemtern der Virunenſer nur den Schluß ziehen, daß ihre Stadt zu den bedeutenderen gehört haben möge.

Wir könnten zwar noch ſehr viele Beſchreibungen einzelner in dem Walde bey Töltſchach gefundener Antiquitäten liefern, dieſe gleichen aber zu ſehr den am Rheine und anderwärts zum Beyſpiel neuerlichſt in Salzburg vorgekommenen Reliquien der römiſchen Herrſchaft; es genügt uns aber, unſere Leſer, ſo weit es die Grenzen eines Spaziergangs erlauben, auf die Merkwürdigkeiten des Zollfelds aus den Zeiten der vorchriſtlichen Aera aufmerkſam gemacht, und in manchem derſelben vielleicht den Wunſch erweckt zu haben, mit denſelben zum Wohle der Alterthums- und Vaterlandskunde näher bekannt zu werden. Wir verlaſſen nunmehr die Aecker am Töltſchacher Walde, und weſtwärts die von St. Michael nach dem freundlichen Meiſelberg durch den Forſt ziehende Straße, und gehen erſterem an der Landſtraße liegenden Orte zu. Wir fragen uns ſelbſt, durch welches Ereigniß die Stadt, über deren Trümmer wir fortwährend ſchreiten, ohne eine Spur in den Annalen der Geſchichte hinterlaſſen zu haben, untergehen konnte? Ohne eine einzige Nachricht in den Geſchichtſchreiben hierüber nachweiſen zu können, müſſen wir dem Gemeinſpruche, daß ſolches in den Zeiten der Einfälle der Barbaren geſchehen, beyſtimmen, ohne hierdurch unſere durch den Anblick der ergreifenden Ruinen bedeutend aufgeregte Wißbegierde zufrieden ſtellen zu können. Wir glauben jedoch, daß eine Sammlung aller im Zollfelde aufgefundenen römiſchen Münzen, mit Beobachtung des mehr oder weniger häufigen Vorkommens einer jeden Gattung derſelben, durch jene Münze, welche am häufigſten und über deren Epoche hinaus keine andere gefunden wird, ſo ziemlich genau die Epoche des Untergangs der Stadt bezeichnen dürfte: eine Aufgabe, welche Hr. Prof. Anton Fladung in Klagenfurt als Geſchichtsforſcher und fleißiger Numismatiker am entſprechendſten löſen dürfte.

Wir verlaſſen nunmehr den geheimnißvollen Wald, voll der wehmüthigen Empfindungen, welche das Anſchaun der Trümmer einer Römerſtadt in uns erwecken muß; das Thal liegt wieder offen vor uns; zur Linken die Kraineriſchen Hochgebirge, vor uns den herrlichen Ulrichsberg, wenden wir uns nordwärts dem anſpruchloſen St. Donat zu, um unſern Ausflug mit fröhlicher Anerkennung des Guten und Schönen zu beſchließen, daß unſere Zeit vor der oft ſtarren römiſchen Vorzeit voraus hat. An der Hauptſtraße nach Wien gelegen verſpricht dieſer angenehme Sommerſitz des gräflich Chriſtalnigg'ſchen Hauſes dem flüchtig vorüberziehenden Wanderer eben nicht viel — doch wenn es erlaubt iſt, einzutreten in das heitere Schloßgebäude, und aus deſſen Fenſtern die Gegend zu überſehen, die wir eben durchwandert, der fühlt ſich nicht minder durch die Naturſchönheit der Umgegend und den im Innern herrſchenden guten Geſchmack und feine Eleganz überraſcht, als jener der zuerſt St. Donat beſuchte, und nach wenigen Schritten unvermuthet im Walde auf die Trümmer Virunum's ſtieße. Ein geſchmackvoller Ziergarten, mit einer hochſteigenden Waſſerſäule, welche den Garten einer Reſidenzſtadt ſchmücken dürfte, umgiebt das Schloß gegen die Berge zu, dort verliert ſich die Kunſt allmählig in dem Gebiethe der ſchönen Natur, und eine Anlage in engliſcher Manier, mit einer Klauſe, wo es wohlthuend und erquicklich iſt, ein paar Stunden Eremit zu ſeyn, bringt den froherſtaunten Fremdling dem düſtern, doch einladenden Schatten des hochanſteigenden Waldes näher, die er als den friſchen Hintergrund der ſchönen Landſchaft aus den Schloßfenſtern betrachtet hat. Mit belebendem Frohgefühle, das die Geſellſchaft der gebildeten und huldvollen Bewohner dieſes herrlichen Landſitzes um ſo höher ſteigern muß, je weniger der Fremdling dem übrigens einſamen oder doch höchſt einfachen Alpenthale auf ſolche Berührung gefaßt war, tritt der Forſcher auch hier noch einen Weg nach römiſchen Denkmälern an. Durch einen vom Schloſſe nach der Kirche führenden brückenartigen Gang gelangt man zu dieſer letzteren, an welcher mehrere Denkſteine zu ſehen; wir heben jedoch zum Schluſſe unſrer Wanderung nur einen heraus, der im Einklange mit unſerer nunmehrigen ſchönen, zu feineren Gefühlen ſtimmenden Umgebung ſteht, und den zarten Gegenſtand einer treuen, auch noch im Tode bewährten Liebe, zum Gegenſtande hat; unter zwei Römerköpfen lieſt man nämlich:

Dies manibus Valerius Priscianus Miles legionis secundae Italiae
piae fidelis Vivus fecit sibi et Valeriae Scuriliae conjugi carissimae.

Mit angeregter, jedoch keineswegs befriedigter Wißbegierde trennen wir uns ungern von dem reitzenden Ziele unſerer Wanderung; wir kehren zurück in das offene, romantiſche Klagenfurt, wo wir Männer finden, die wohl beſſer und gründlicher über alle die Gegenſtände zu ſprechen wiſſen, als es unſer Spaziergang erlaubte; doch wir beruhigen uns mit dem abgelegten Bekenntniſſe unſerer anſpruchloſen Abſicht: auf eine wenig gekannte und zu wenig beachtete Merkwürdigkeit des ſchönen Kärnthen von neuem aufmerkſam gemacht zu haben. Der Schreiber dieſer Zeilen aber will nicht verhehlen, daß er mit dem Lobe und der verdienten Anpreiſung der Schönheiten jenes Landes nicht den geringſten Theil ſeiner Verpflichtung abträgt, die er für die wonniglichen Stunden, ſo er in ihrem Kreiſe verlebte, dem Lande und deſſen herzvollen Bewohnern ewig ſchulden wird.

Wien im Juny 1820. J. M. v. R.

* * *

Allgemeine Novelliſtik.

Die Geſellſchaft der Künſte (Society of Arts) zu London (erzählt das Morgenblatt) forderte ihre Mitglieder auf, ein Mittel zu ſuchen, wodurch die Verfälſchung der Banknoten verhüthet werden könnte, und erhielt hierauf durch den Scharfſinn der HH. Perkins und Fairman eine ganz neue, vollkommen genügende Erfindung. Die Vignette und Schrift, oder was ſonſt auf die Banknote zur verzierenden Bezeichnung kommen ſoll, wird auf einen Stampf (block, eben ſo dickes als breites Stück) von Stahl geſtochen, welcher durch einen eigenen Prozeß dazu bereitet und ſo erweicht iſt, daß man mit denſelben Inſtrumenten, wie auf Kupfer, darauf ſtechen kann. Nach Vollendung des Stichs wird der Stampf ohne den geringſten Nachtheil, ſelbſt für die feinſten Linien, gehärtet, in eine eigens dazu gebaute Preſſe gelegt, und ein Cylinder von erweichtem Stahl darüber geführt, bis dieſer den Eindruck des auf den Stampf geſtochenen Gegenſtandes in Relief empfangen hat. Sodann wird der Cylinder gehärtet, und dient zum Stempel, womit man den Abdruck auf ſo viele Stahl- und Kupferplatten bringen kann, als man will. Auf dieſe Art wird Schrift und Verzierung jedes zuerſt auf einen beſondern Stampf geſtochen, und dann auf einen Cylinder gebracht. Die Abdrücke, welche dann durch den Cylinder auf einer Menge von Stahl- oder Kupferplatten hervorgebracht werden können, ſind einander vollkommen gleich. Dieſe Vervielfältigung der Platten, von denen jede ganz denſelben Stich enthält, ſichert auch den Banknoten eine vollkommene Gleichheit. Was aber noch mehr iſt, man kann die künſtlichſten Arbeiten vieler verſchiedenen Hände auf einem Cylinder, und durch dieſen auf einer Platte vereinigen. Das London Journal of Arts and Sciences gab zuerſt im Januarheft 1820 eine kurze Nachricht von dieſer neuen Erfindung. Im März- und Maiheft finden ſich nun Probeblätter ſolcher, auf erweichten Stahl geſtochenen, auf dem Cylinder vereinigten und einer einzigen Platte eingedruckten Verzierungen und Vignetten, woran man ſieht, daß auch die feinſten Gegenſtände nicht verloren gehen. Sehr künſtliche Verzierungen ſind vermittelſt einer Liniermaſchine verfertigt, welche alle möglichen gebogenen Linien aufs regelmäßigſte beſchreibt, und deren ſich der bekannte Kupferſtecher Charles Heath ſchon ſeit längerer Zeit bedient; und die Schraffirungen ſind ſo, theils auf den Stampf, theils unmittelbar auf den Cylinder aufgetragen, daß ſie im Abdruck theils ſchwarz, theils weiß zum Vorſchein kommen, und die Vortheile des Kupferſtichs mit denen der Holzſchneidekunſt vereinigen. Die Vignetten, worunter ein kleines Bildniß des Königs ſehr ſauber in Punctirmanier von Heath gearbeitet, ſo wie die äußerſt kleine, nur durchs Microſcop lesbare Schrift, welche im Raum eines Kreuzers oder Groſchens den Glauben und das Vater unſer enthält, von Davies, zeigen in mehreren Wiederholungen die Gleichheit der Abdrücke. Wenn man nun, heißt es ebendaſelbſt, wo die Vortheile der Erfindung aufgezählt werden, annimmt, vier und zwanzig Künſtler würden auf einmal beſchäftigt, und jedem wären zu ſeiner Arbeit zwei Monate nöthig, ſo würde durch Vereinigung aller dieſer Kupferſtiche auf einer Platte die Arbeit von vier Jahren concentrirt werden, welche nachzuahmen ein Einzelner nicht wohl unternehmen dürfte, zumal da der Styl der Arbeit von einem, der nicht dieſelben Maſchinen beſitzt, unmöglich täuſchend wiedergegeben werden könnte. Machte die Regierung noch überdieß bekannt, daß die Banknoten alle vier Jahre eingefordert werden ſollten, ſo würde ſich niemand an ein betrügeriſches Unternehmen wagen. Die HH. Perkins und Fairman haben ihre Erfindung Siderographie, Stahlſtecherkunſt genannt, und ein Patent darüber erhalten. Einer der Commiſſäre bey der Prüfung des Unternehmens, Sir William Congreve, ließ durch einen geſchickten Künſtler eine Nachahmung der von Perkins und Fairman gelieferten Probeblätter verſu chen; aber der Erfolg war unbefriedigend, indem jeder ſogleich die Copie vom Original unterſcheiden konnte. Auch ein Vorſchlag Sir William's, farbige Platten anzuwenden, ſcheint nicht den Grad der Ausführbarkeit und Zweckmäßigkeit zu haben, wie das erwähnte Verfahren.

Baden wird durch den neuen Bau des Frauen- und Neubades (wenn das Anlehen zu Stande kommt) eine herrliche Verſchönerung erhalten. Die vom Magiſtrate im Auguſt 1820 ergangene Bekanntmachung hierüber lautet wörtlich:

»Die Bequemlichkeit der P. T. Badegäſte ſo viel es möglich war, mit der Sorge für die Verſchönerung der Stadt zu vereinen, war von jeher die vorzüglichſte Bemühung des Magiſtrates der k. k. Stadt Baden. Dieſe beiden Rückſichten bewogen denſelben, bey der hohen Behörde die Erlaubniß nachzuſuchen, das Frauenbad, verbunden mit dem Neubade, nach einem zweckmäßigen Plane neu aufbauen zu dürfen.«

»Dieſe Erlaubniß iſt dem Magiſtrate mittelſt eines hohen k. k. Hofkanzley-Decretes vom 18. Mai, und eines weiteren vom 15. Julius 1818 (sub Nr. 6941) mit der beſonderen Weiſung ertheilt worden, dieſen Bau zu beſchleunigen, und baldmöglichſt zu vollziehen.«

»Dem gutgeheißenen Plane gemäß ſoll das Frauenbad mit dem Neubade in Ein Gebäude eingeſchloſſen werden, jedoch ſo, daß jedes dieſer beiden Vollbäder in ſeiner Weſenheit unverändert bleibe, und zu dieſen noch vier neue, einzelne, ſogenannte Stundenbäder gebauet werden, von welchen das erſte für den Gebrauch Seiner Majeſtät des Kaiſers und Allerhöchſtſeiner Familie eingerichtet wird.«

»Zu dieſem Baue iſt ein barer Vorſchuß von 30,000 fl. C. M. erforderlich, welchen das ſtädtiſche Kammeramt zu leiſten außer Stande iſt, und daher den Weg eines Darlehens ergreifen muß, wozu die Erlaubniß ebenfalls in dem früher angezogenen Hofkanzley-Decrete enthalten iſt.«

»Dieſes Darlehen zu erhalten, ſchien dem Magiſtrate der Stadt Baden eine Einladung zu Beyträgen auf Actien, mit Vorbehaltung hoher Genehmigung, die zweckmäßigſte Art. Es werden demnach zur Erbauung des Frauen- und Neubades 250 Actien, jede zu 120 fl. C. M., dieſe zu ſechs pCt. verzinslich ausgeſtellt, und allen jenen, welche ſich durch Abnahme jener Actien um das Wohl der leidenden Menſchheit und um die Verſchönerung Badens verdient machen wollen, zur Deckung und Sicherheit ihres Capitals ſowohl, als der laufenden Zinſen alle hieſigen ſtädtiſchen Realitäten insgeſammt, und insbeſondere der jährliche Ertrag der beiden neu herzuſtellenden Bäder mit dem Beyſatze verſchrieben, daß der Ertrag dieſer beiden Bäder einzig und allein zur Berichtigung der Intereſſen und zur Tilgung der Actien verwendet werden wird, worüber den P. T. Hrn. Actien-Inhabern jährlich Rechnung gelegt werden ſoll.« — Dann folgt ein Ueberſchlag des Ertrages dieſer Bäder, und die Anzeige, daß jährlich zwölf durch das Los beſtimmte Actien bezahlt werden. Ferner folgen die Unterſchriften des Herrn Bürgermeiſters, des Herrn Syndicus, und des Herrn Bade-Arztes. F. H. B.

Des eintretenden Feſttages wegen wird die Dinstag-Nummer Mittwoch ausgegeben.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Gräffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe), wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 17 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Joh. Bapt. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

97.

(Wien, Mittwoch, den 16. Auguſt.)

Kunſt-Academie in Venedig.

Wie ſehr Se. Majeſtät die Kunſt auch in den nicht deutſchen, Ihrem Scepter untergebenen Ländern würdigt und unterſtützt, davon möge folgende Nachricht aus Venedig (die wir hier überſetzen) als Beleg dienen. —r—

Venedig den 18. Juli 1820. Dem Publicum wird es nicht unangenehm ſeyn, zu erfahren, mit welchen heilſamen Mitteln die kaiſerliche Huld unſere Academie der bildenden Künſte unterſtützt, und welche Vergrößerungen die Allerhöchſte Gnade dieſem öffentlichen nützlichen Inſtitute angedeihen zu laſſen geruhet. Es wird bereits thätig an dem großen Gebäude gearbeitet, welches die innere Seitenſtütze des Academie-Gebäudes wird, ſich an den erhöheten palladieniſchen Flügel anreihet, und dadurch die herrliche Gallerie mit zwei großen Sälen vergrößert, die ein Schatz köſtlicher Gemählde der vorzüglichſten Künſtler der venetianiſchen Schule zieren ſoll.

Aus London ſind ſchon die Abgüſſe der ſchönſten und merkwürdigſten Bildhauerarbeiten des brittiſchen Muſeums angekommen, um in dem academiſchen Saale der Gypsformen aufgeſtellt zu werden. Se. Maj. der König von England hatten — rückſichtlich der Beweiſe von Ehrerbiethung, welche Ihm vergangenes Jahr von dem Präſidenten der Academie, Herren Grafen Cicognara, bey Ueberreichung ſeiner Werke gegeben wurden — die koſtbare Sammlung oberwähnter Modelle zu deſſen Verfügung geſtellt, und auf dieſe Art wird die ohnedem ſchon reiche Collection, die wir in unſerer Academie bewundern, bedeutend vermehrt und verſchönert. Erleichtert wird das Studium nach dieſen Abgüſſen, nützlicher und bequemer, wie in faſt allen andern ähnlichen Anſtalten durch den Umſtand, daß man jede dieſer Gypsformen, ohne Unterſchied der Größe, auf ihrem eigenen Poſtamente, vermittelſt einer leichten Bewegung, wozu ein kaum bemerkbarer Druck des kleinen Fingers hinreicht, nach jeder Richtung des Geſichts und der Beleuchtung drehen kann. Auch wird die ganze Einrichtung ungemein dadurch verſchönert.

Dieſer Tage wurde auch das große Werk über die ſchönſten und anſehnlichſten Gebäude Venedigs beendigt, welches der Hr. Präſident im Namen der Academie Sr. Majeſtät, unſerm gnädigſten Monarchen, als Zeichen der ehrfurchtsvollſten Ergebenheit widmete, und welches Allerhöchſtdieſelben mit den Verſicherungen Ihrer Huld anzunehmen geruheten. Es beſteht aus 150, von den geſchickteſten Kupferſtechern unſerer Academie — nach den erſt kürzlich aufgenommenen und treu ausgeführten Zeichnungen jener Gebäude — geſtochenen Platten, mit geſchichtlichen und critiſchen Erklärungen verſehen, deren Abdruck die Officin des Hrn. Alviſopoli, unter der Aufſicht des gelehrten und eifrigen Hrn. Bartol. Gamba beſorgt. Thätig unterſtützt wurde unſer Herr Präſident in dieſer Unternehmung von dem in architectoniſchen Kenntniſſen erfahrnen Secretär der Academie, Hrn. A. Diedo, ſo wie von dem berühmten Architecten und Profeſſor Herrn A. Sylva. Beyde theilten die Ehre und das Schwierige einer Arbeit, welche in zwei gr. Folio-Bänden alles das in Kupfer geſtochen gibt, was unſere Stadt Schönes in ſich ſchließt, und gaben dadurch wetteifernd neue Proben ihres Dienſteifers und ihrer Ergebenheit an unſern gnädigſten Monarchen.

Dann hat die Academie — in der Ueberzeugung, daß ſie, ſoviel ſie es vermöge, noch andere Beweiſe ihrer ehrfurchtsvollen und dankbaren Anhänglichkeit an Se. Maj. geben müſſe — beſchloſſen, Allerhöchſtderſelben eine Medaille mit Ihrem Bildniſſe geziert, zu widmen, zur Erinnerung an die Vergrößerung des Academie-Gebäudes, als Ereigniß, welches dieſer königlichen Stiftung Glück und Gedeihen zuſichert. Hr. Putinati, Ehren-Mitglied der Academie, ein ſehr geſchickter Künſtler, hat den Stempel eher gravirt, und man erwartet nur die Allerhöchſte Genehmigung, um die Medaille in der königlichen Münze zu Venedig prägen zu laſſen. F. V.

* * *

Rückblick auf die Darſtellungen im k. k. privilegirten Theater an der Wien *).

1801. Unter Schikaneder wird das Theater eröffnet. Alexander der Große, Waltron, Grandprofoß, traveſtierte Aeneas, tragen der Caſſa viel ein.

1802. Was wirkt nicht oft ein Bankozettel macht Lärm. Der Zug der franzöſiſchen Opern und Operetten beginnt. Schikaneder tritt ab.

1803. Die beyden Füchſe, Blaubart, Helena, Schatzgräber machen Caſſa. In der Schneiderhochzeit begründet Haſenhut das Glück der Taddädl.

1804. Schikaneder übernimmt wieder die Leitung. Seine Hauer in Oeſterreich, und ſein Stein der Weiſen fallen durch. Mit Salomo's Urtheil wird der Grund zum Geſchmacke an größern franzöſiſchen Melodramen gelegt.

1805. Cuetards Zauberthal, ein unſinniges Zauberſtück, erhält ſich an der Tagesordnung.

1806. Stegmayer'ſche Periode. Sein Albrecht der Streitbare, ſeine Männer in Wien, ſeine Weiber in Wien füllen das Haus.

---

*) Ein ausführlicherer Aufſatz über den Character dieſes Theaters und die Richtungen für daſſelbe folgt in dieſen Tagen. D. Red.

1807. Ein Verein der erſten Cavaliere des Reiches übernimmt die zwei Hoftheater, und das Theater an der Wien. Unſere noch immer unerſetzte Adamberger beginnt auf letzterem ihre Künſtlerbahn. Das Gaſtſpiel fremder Künſtler wird häufig. Opitz. Durch Grüner beginnt die Periode der Ritterſtücke. Thorringer wird ein Zugſtück; eben ſo Aballino. — Pantomime unter Schlotthauer und Flerx aus München. Krüger, Ochſenheimer und Demmer glänzen.

1808. Armida wetteifert mit Paris. — Lear, die Räuber, füllen das Haus. Stegmayers Friedrich mit der gebiſſenen Wange macht Lärm.

1809. Pumpernickel. Die Kreuzfahrer. Attila. Götz von Berlichingen.

1810. Saul. Columbus. Johann von Calais. Familie Pumpernickel. Wilhelm Tell. — Große Ballette, Samſon, Henri, Titus, Tell.

1811. Aſchenbrödel trägt ungeheuer.

1812. Steht der jetzige Eigenthümer allein als Unternehmer da. Otto von Wittelsbach und Zriny. Die Huſſiten, durch das herrliche und richtige Coſtume, ſchöne Muſik und Decorationen ausgezeichnet, tragen ungemein ein. Beſonders entſcheidend hiefür war der Zug der Kinder. Johann von Paris, der in der Stadt nicht zu ſehr anſprach, gefällt hier ſehr. Die Jungfrau von Orleans macht in der Stadt kein beſonderes, hier äußerſtes Glück. Mahomet, eine Meiſterdarſtellung. — Grüner, Lange, Demmer — gefällt ſehr.

1813. Die vornehmen Wirthe. Kluge Frau im Walde. Moſes. Turandot mit großer Pracht.

1814. Die Eſelshaut fällt das erſte Mahl durch; das Haus bleibt auch bey der zweiten und dritten Vorſtellung leer, und macht dann bey ſechzig Mahl außerordentliche Caſſa.

1815. Das befreite Jeruſalem, Prachtvorſtellung. Partheienwuth. Adelheid von Italien. Wald bey Bondy. Ottokars Tod. Clara von Montalban. Anfang des Kinder-Ballettes. Die kleine Diebin.

1816. Waiſe und Mörder. Ahnfrau. Bürger in Wien. Carl aus München. Die Hoftheater und jenes an der Wien werden getrennt, und dadurch die Oper des letzteren aufgehoben *).

1817. Bayard, Wald bey Hermannſtadt, Machtſpruch, Gaſtrecht, Pilger, werden nun vom Burgtheater mit Glück herübergezogen. Das Haus im Walde gefällt. Abraham bringt viel Gewinn. Schuld, Yngurd, Wallenſtein, laſſen das Haus leer.

1818. Wahrzeichen. Mathias Corvinus. Gefängniß in Gripsholm. Schreckensnacht und Salmonäa machen ungemeine Caſſa. — Der Berggeiſt. Blöde Ritter **).

---

*) Es iſt wohl im Theater wie im Menſchenleben ein ſelten großartiger Zug, daß ein Pachter bey Aufhebung des Pachtes und Zurückgabe des Gepachteten mehr das Heil deſſen, als das Heil ſeines Eigenthümers bedenkt. Dem Hrn. Grafen Ferd. von Palffy war dieſer Zug eigen. Der großſinnige Graf ließ Mitglieder der Oper, die ſtreng rechtlich bey Trennung der Bühnen dem Theater an der Wien zugehört hatten, frei in das k. k. Hof-Opern-Theater übergehen. J. G.

**) Selbſt die fremden Souveraine, und ſo viele Reiſende erkannten beſonders im erſten Ballette das großherzige Streben des Grafen, ſelbſt mit Schaden das Höchſte zu leiſten. J. G.

1819. Cervantes. Verſtoßene Tochter. Temperamente. Einſiedeley im Walde. Vetter Benjamin. Vogelſchießen. Johann Vasmer. Noah trägt ſehr viel ein. Die Braut von Meſſina, obwohl im Ganzen ſehr brav, und im Einzelnen ſogar vorzüglicher, als in der Stadt gegeben, läßt das Theater leer. Die Oper lebt durch Jäger und Seipelt, und Demmers Benützung wieder auf. Die Elſter. Das Roſenhütchen. Othello. Der Barbier von Sevilla. Eine italieniſche Oper ging inzwiſchen auch über die Bühne. Der Nahme Borgondio lebt noch in unſerer Erinnerung.

Joh. Gunz.

* * *

Drei Gedichte von Gellert, noch ungedruckt.

Ein vielleicht ſchon verblichener (wenigſtens iſt mir nicht bekannt, wo er lebt) Buchhändler, der zu ſeiner Zeit ſowohl durch ſeine Talente, als auch durch ſeine Unternehmungen der literariſchen Welt beträchtlich nützte, hat mir ein Manuſcript übergeben, welches eine bedeutende Anzahl **Gellert'ſcher** Gedichte enthält, die bisher noch ungedrukt ſind. Aus denſelben theile ich den Leſern des Converſationblattes einige mit. **Gellerts** Werth iſt entſchieden, und wird, welchen mannigfachen Aenderungen auch der literariſche Geſchmack unterworfen iſt, gewiß ſo lange dauern, als man für einfache Schönheit zu empfinden vermag. Da dieſe Zeit noch nicht vorüber iſt, da man noch fortfährt, **Gellerts** Schriften zu ſchätzen, ſo hoffe ich den Freunden und Kennern der **Gellert'ſchen** Muſe ein Vergnügen gemacht zu haben.

J. H. D.

1.) Der Canarienvogel und die Lerche.

Ein Sänger, den der Mohr an ſeinen Küſten fängt,
Der Deutſche gerne hört, und in ſein Zimmer hängt,
Sang oft ſein Tagewerk mit vielfach heller Kehle
Nach dem von der Natur ihm erblichen Befehle;
Zumahl wenn neben ihm der Lerche Mund erklang,
Die nicht ſo klar, wie er, und dennoch reizend ſang,
Die deutſche Triller ſchlug, und zaghaft den ſich dachte,
Daß doch des Fremdlings Mund die Töne ſüßer machte.
Der Fremdling merkte dieß, ward ganz beredt, und ſprach:
»Du Freundin ſingſt zu rauh, o ſinge mir doch nach.
Willſt du bewundert ſeyn, mußt du nach meinen Tönen
Den ungeübten Klang dir möglichſt abgewöhnen.«
Er ſchläfert, wie er wünſcht, die Lerche glücklich ein.
Sie folgt, und martert ſich mit unerhörter Pein,
Durch einen fremden Ton den eignen zu verdringen,
Und ein canariſch Lied mit deutſchem Hals zu ſingen.
Sie klettert tauſendmal, und wird ſich ſelbſt zur Laſt,
Indem ſie das verſucht, was ſie nur halb gefaßt.
Dieß hört die Nachtigall, der Zorn reizt Philomelen,
Wie ſinnreich biſt du nicht, dein eignes Ohr zu quälen!
Ruft ſie der Lerche zu. Erſt ſangſt du fremd und ſchlecht,

Erſt wart ihr beide gleich, du willſt ihn erſt erreichen,
Und äffſt ihm ſingend nach, und mußt ihm äffend weichen.
Behalte deinen Ton, die Mundart der Natur;
In dieſer bringſt du's hoch, in jener fehlſt du nur.

O Leſer, ſey ſo gut, die Fabel aufzuführen,
Denn mein Franzoſe kommt, mit dem muß ich parliren.

2.) Zwei Knaben.

Um eine ſchöne welſche Nuß
Entzweiten ſich zwei junge Knaben;
Denn jeder wollte den Genuß
Von dieſem Fund alleine haben;
Weil jeder ſchrie, und keiner wich,
So blieb's dabey, ſie zankten ſich.

Gewalt kam endlich in das Spiel,
Doch da ſie gleiche Stärke hatten,
Und dieſer bald, bald jener fiel,
So ging der Ausgang nicht von Statten,
Und beide waren zum Betrug
Als Kinder nicht gelehrt genug.

O, rief das Eine: laß dich, Kind,
Die Mißgunſt nicht ſo übereilen,
Wir wollen, weil wir Brüder ſind,
Die Nuß in gleiche Theile theilen:
Verträglichkeit iſt mein Gebrauch,
Was du bekommſt, bekomm' ich auch!

Das Andre ſchlug den Antrag aus,
Und ſprach mit hartem Widerſtreben:
Der ältre Bruder kommt heraus,
Sein Urtheil mag den Ausſpruch geben,
Und dieſer ſchlichtete den Streit
Mit folgender Gerechtigkeit.

Er ſchnitt die volle Nuß entzwei;
Doch, ſprach er, daß wir ſicher wiſſen,
Daß keine Part betrogen ſey,
So werd ich ernſtlich koſten müſſen.
Als Richter ſchluckt er ganz allein
Aus jeder Schal' ein Täubchen ein.

Die Kläger ſahen auf den Reſt
Halb ſchüchtern, mit bethränten Augen.
O, ſprach ihr Richter, glaubt mir feſt,
Mein Ausſpruch wird vor Allen taugen:
Dieß heißt den Streit noch gut geführt,
Wenn man die Hälfte nur verliert.

3.) Die Gans.

In Städten wird doch noch etwas aus mir gemacht!
So ſprach die fette Gans, die man zu Markte bracht'.
Im Dorfe wußte man von nichts, als mich zu reiten,
Hier ſucht mich manche Hand behutſam anzugreifen;
Man hebt mich lachend auf, und ſetzt mich wieder hin,
Weil ich ſo weiß als Schnee an meinem Leibe bin.
Und Keines, das mich ſieht, kann's über's Herze bringen,
Es greift mir an die Bruſt, und unter meine Schwingen.
Ich muß ein artig Thier, und wohlgewachſen ſeyn.
Ja, das verwünſchte Dorf ſah meinen Werth nicht ein,
Was gäb' ich jetzt darum, wenn ich, zu meiner Ehre,
Nie auf die Gänſetrift getrieben worden wäre!
Die Gans ward eingekauft, und endlich eingethan;
Es wohnte neben ihr ein calecut'ſcher Hahn.
Nun, ſprach ſie, ſeh' ich doch, daß man Verdienſte ſchätzet,
Weil mich der Köchin Hand an deſſen Seite ſetzet.
Im Dorfe hatt' ich nichts, als was ich ſucht' und fund,
Hier ſteckt man mir ſogar das Eſſen in den Mund,
Man ſtopft mich auf der Schooß, und bringt mir Brot bey Haufen,
Und gibt mir auch ſogar aus Liebe Milch zu ſaufen.
Aus Liebe, ſprach die Magd, daß ich nicht lachen kann!
Man liebt nicht dich, dein Fett, denn Fett nur lockt uns an,
Und eh'ſtens werd' ich dieß auch meiner Jungfer ſagen,
Denn hätte ſie kein Geld, wer würde nach ihr fragen.

Allgemeine Novelliſtik.

Der Graf Clarac, Nachfolger des berühmten Visconti in der Direction des Antiken-Muſeums in Paris, hat kürzlich einen neuen Catalogue des antiques du musée royal herausgegeben. Er iſt faſt 500 Seiten ſtark. Natürlich entſteht nun die Frage, woher die Franzoſen, nach der notoriſchen Zurücknahme des bedeutendſten Theils ihrer Schätze, ſchon jetzt wieder eine ſolche Sammlung aufſtellen konnten? Der Verfaſſer des Catalogs gibt ungefragt die Antwort auf dieſen Punct, indem er unverhohlen geſteht, daß im Jahre 1815 eine ſolche Menge Kunſtwerke theils verſteckt, theils unausgepackt geweſen wäre, daß das Antiken-Muſeum gegenwärtig weit ſtärker ſey, als in der zweiten Hälfte des damaligen verhängnißreichen Jahres *). W**.

Die berühmten Gemählde von E. le Sueur, das Leben des heil. Bruno vorſtellend, befinden ſich jetzt in der Gobelins-Manufactur, wo eben ſo viele Tapeten nach ihnen gewirkt werden ſollen. Für wen weiß man noch nicht. W**.

Schon wieder eine Maria Stuart, und ebenfalls nach Schiller! Ein Pariſer-Blatt gibt ungefähr folgende Notiz darüber: »Kaum hat auf dem Theater de la

---

*) In der Quantität, wohl möglich. Ob aber auch in der Qualität? — In Kurzem erhalten wir übrigens dieſen Catalog, und werden alsdann unſern Leſern einen kleinen Vergleich mit den vormaligen Schätzen dieſer Sammlung vorlegen.
D. Red.

Porte St. Martin der Vampyr einen glänzenden Erfolg gehabt, ſo wird auch ſchon für den nächſten Dinſtag (1. Auguſt) eine Vorſtellung der Maria Stuart angekündigt. Dieſes Stück, eine Nachahmung des Deutſchen von Schiller, wird einem ſehr talentvollen Manne zugeſchrieben, und unterſcheidet ſich von dem franzöſiſchen Trauerſpiele dadurch: daß alle und jede Perſonen darin erſcheinen, die Herr Lebrun (Verf. des Franzöſ.) in ſeiner Bearbeitung auszulaſſen für gut hielt. Auch — ſetzt das nämliche Blatt hinzu — werden die Coſtüme von der größten Pracht und der ſcrupulöſeſten Genauigkeit ſeyn, und die Decoration des dritten Acts eine auf der Bühne ganz neue und noch unbekannte Wirkung hervorbringen.« (Nun, wenn dem alſo iſt, ſo muß der Succès gewiß brillant werden.) D**.

— Für Se. Maj. den Kaiſer von Rußland wird jetzt in Frankreich das Ameublement des königl. Pallaſtes in Warſchau, vom kleinſten Nagel bis zum eleganteſten Meubel verfertigt. Eine Idee vom Ganzen kann man ſich machen, wenn man bedenkt, daß ſich bloß die Einpackungskoſten bis jetzt ſchon auf 30,000 Fr. belaufen. D**.

Das von dem der literariſchen Welt und der Heilkunde durch zu frühen Tod entriſſenen Doctor F. B. Dietz angefangene botaniſche Werk: Abbildungen aller mediciniſch-öconomiſch-techniſchen Gewächſe mit der Beſchreibung ihres Nutzens und Gebrauches, hat Hr. J. L. Kerndl, Magiſter der Chirurgie, fortgeſetzt, und mit dem zehnten Bande beendet. Es enthält 1097 Kupfertafeln, und iſt complet oder Bandweis im Schrämbl'ſchen Bücherverlag zu haben. Einzeln koſtet der Band 40 fl. W. W., auch kann man ſich nach dem vorhandenen Verzeichniß einzelne Pflanzen-Abbildungen nach Belieben auswählen, und zwar zum Preis von 10 kr. das Blatt. — Das Koſtſpielige und Gefahrvolle bey Unternehmung eines ſo großen naturhiſtoriſchen Werkes läßt ſich leicht einſehen, und verdient (um ſo mehr als das Werk vielſeitig nützlich iſt) allen Beyfall und alle Aufmunterung. — h.

Herr Graf Sennones, Mitglied des königl. franzöſiſchen Inſtituts, gibt heraus: Choix de vues pittoresques d'Italie, de Suisse, de France et d'Espagne, avec un texte explicatif, dessinées d'après nature et gravées à l'eau forte. Begonnen wird mit Italien, dann wird in die Schweiz übergegangen, ſofort durch Frankreich nach Spanien gezogen. Ueber 400 Zeichnungen, als Früchte dieſer Reiſen, ſind bereits vollendet. Das Ganze wird wenigſtens 30 Lieferungen bilden, jede zu ſechs Tafeln und 2 Textblättern. Auf Coſtüme, Sitten ꝛc. wird in beſondern Abbildungen Rückſicht genommen. Dieſes Prachtwerk wird bey Firmin Didot, Vater und Sohn, in Paris gedruckt. Die Lieferung koſtet auf Velin 15, auf chineſiſchem Papier (worauf nur 25 Expl. abgezogen werden) 25 Franken. Hier kann man ſich bey den Herren Schaumburg, Schalbacher und Gerold abonniren. Gfr.

Der Buchhändler P. G. Kummer in Leipzig macht über die Fortſetzung des Kotzebue'ſchen dramat. Almanachs Folgendes bekannt: Die in meinen frühern Bekanntmachungen angezeigte Fortſetzung des Kotzebue'ſchen dramat. Almanachs 1821 iſt nun zu Stande gekommen, und bereits dem Druck übergeben. Ich hoffe mich damit, ſowohl in Hinſicht des Inhalts, als des Aeußern, des Beyfalls erfreuen zu dürfen, welchen dieſer Almanach ſeit ſeinem Entſtehen genoß.

Ich lade nun dramatiſche Schriftſteller ein, mich auch für den folgenden Jahrgang 1822 mit ihren Beyträgen zu verſehen, wobey ich mich jedoch zu folgender Erklärung genöthigt ſehe:

Fürs erſte muß ich bitten, mich mit Zuſendung ganz mittelmäßiger oder ſchlechter Stücke zu verſchonen, welches leider voriges Jahr nicht geſchah, wo ich einige Hundert dergleichen zurückſenden mußte. Da mir dieſe Zuſendung gegen 100 Thlr. Portokoſten verurſacht hat, ſo muß ich ferner frankirte Einſendung zur Bedingung machen, wobey ich jedoch verſpreche, für die angenommenen Beyträge das Porto nebſt dem Honorar zu vergüten.

Ferner bitte ich die Herren Einſender, beſonders zu berückſichtigen, daß dieſer Almanach vorzüglich zur geſelligen Unterhaltung beſtimmt iſt, und daher keine ſolchen Stücke einzuſenden, wozu beſondere Decorationen und Vorbereitungen nöthig ſind, und die in keinem Privatzimmer aufgeführt werden können. Aus dieſem Grunde mußte ich bisher einige ſonſt gelungene Arbeiten zurückſenden.

Endlich ſehe ich mich genöthigt, wegen des Honorars eine für beyde Theile billige Abänderung zu treffen. — Es ſind mir nämlich mitunter Stücke eingeſandt worden, welche im Drucke kaum einen Bogen betragen würden, und deren ich alſo gegen 20 zum Almanach nöthig gehabt hätte, ſtatt daß bisher nur fünf oder ſechs darin aufgenommen wurden. Daß ich für ſo kleine Stücke nicht 20 Louisd'or Honorar bezahlen konnte, ohne bey dieſem Unternehmen eine bedeutende Summe zuzuſetzen, wird jeder von ſelbſt einſehen. — Um mich nun mit den Herrn Verfaſſern auf einen feſteren Fuß zu ſetzen, ſo beſtimme ich hiermit, ſtatt des frühern bewilligten Honorars von 20 Louisd'or für jedes Stück, für jeden gedruckten Bogen 4 Louisd'or, welches gewiß ein Honorar iſt, das nicht leicht ein Verleger für einen Bogen ſo kleinen Formats zahlen wird.

Paul Gotthelf Kummer.

Man hat Urſache, zu befürchten, daß in unſern Landen der Stereotypendruck unter der Leitung des Americaners *) Hrn. John Watts, welcher ein ausſchließliches Privilegium darauf auf zehn Jahre erhalten hat, — keine großen Fortſchritte machen werde. Die Gelder, welche der als Gelehrter rühmlich bekannte Engländer, Hr. Dr. Jul. Griffiths, in der Ausſicht, unſrer einheimiſchen Induſtrie nützlich zu werden, dem Hrn. Watts zur Errichtung einer Stereotypen-Platten-Gießerei in Wien vorgeſtreckt hatte, wurden fruchtlos verwendet, und die Gießerei ward von Hrn. Watts verlaſſen. Hr. Watts, nachdem er das Glück gehabt hatte, mit der Univerſität zu Peſth einen beſonders für ihn ſehr vortheilhaften Vertrag zu ſchließen, machte ſich ſofort in Ofen anſäßig. Jetzt aber vernehmen wir mit großem Bedauern, daß er auch dieſe Unternehmung aufgegeben, Ofen verlaſſen, und nur ſeinen Neffen, vermuthlich um ſeine wenigen Geſchäfte mit der Univerſität zu beendigen, zurückgelaſſen habe. Durch einen ſchiedsrichterlichen Ausſpruch (des Freiherrn von Pasqualati und des Ritters Carl von Neupauer) vom 29. Mai, der von dem löbl. Wiener-Magiſtrate auch beſtätigt wurde, ward Hr. Watts verurtheilt, Hrn. Griffiths die Summe von ungefähr 6000 fl. C. M. binnen 14 Tagen, von der Anzeige der Sentenz an, bey Strafe der Execution zurück zu bezahlen. Allein Hr. Watts reiſte gegen den Monat Juni, ohne dieſen gerichtlichen Ausſpruch zu reſpectiren, von Ofen ab. — Soviel indeſſen über dieſe nicht unbedeutende Angelegenheit. * —

---

*) Nicht Engländer, wie es früher hieß.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Kath. Gräffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe), wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 10 fl. W.W. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) ebendahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Joh. Bapt. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

98.

(Wien, Donnerstag, den 17. Auguſt.)

Ueber den Character des k. k. priv. Theaters an der Wien, und den Geiſt der Dichtungen für ſelbes.

Von Joh. Gunz.

Fortſchritt und Glückſeligkeit ſind als ein Ganzes gedacht, oberſtes Kunſtideal. Befriediget ein Kunſtwerk das Streben des Menſchen nach Fortſchritt, ſo veredelt es den Menſchen; befriediget es ſein Streben nach Glückſeligkeit, ſo vergnügt es ihn. Veredeln und Vergnügen iſt ſohin Beſtimmung der Kunſt, alſo auch jeder Kunſtanſtalt. Theater aber iſt eine Kunſtanſtalt, und im weiteſten Umfange der Schauplatz aller zehn Künſte, da ſelbſt Bau- und Gartenkunſt gewiſſermaßen Eingang finden. Veredeln und Vergnügen bleibt alſo auch die Pflicht des Theaters. Jedes Kunſtfach aber hat ſeinen eigenen Wirkungskreis, ſeine eigenen Mittel, durch die es den allen Künſten gemeinſamen Zweck erreichen ſoll. Das Theater ſoll es zunächſt durch Dicht- und Schauſpielkunſt. Es darf die übrigen Künſte nur als Unterſtützungs-Mittel anſehen. Allein ſo lange wir das Theater noch nicht aus dem Standpuncte des Griechen würdigen, ſo lange es noch nicht Anſtalt des Staates, ſo lange es noch Unternehmung eines Privaten, ſo lange noch Gelds-Erträgniß eine unerläßliche Anforderung an das Theater iſt, ſo müſſen wir ſeine Pflicht für erfüllt halten, wenn es — auch größeren Theiles — die Unterſtützungs- zu Hauptmitteln, Neben- zum Hauptzweck macht, z. B. ein gehaltleichteres Stück gibt, aber deſto mehr durch Decorationen, Coſtume, Tableaux, Tänze ꝛc. unſerem äſthetiſchen Bedürfniß zu entſprechen ſucht, denn der Privat iſt nicht ſchuldig, ſein Vermögen für uns aufzuopfern, und wir haben kein Recht, dieſes zu verlangen. Dieſes unſer Recht kann nur ſo weit gehen, daß wir verlangen dürfen: es ſoll der Hauptzweck nie ganz verloren gehen; es ſoll der Unternehmer den nächſten Kunſtzweck der Bühne nicht weiter aufopfern, als es ſein oeconomiſches Beſtehen nothwendig macht; er ſoll den verdorbenen oder noch nicht gehobenen Geſchmack nicht zur Grundlage ſeiner Speculation machen: er ſoll den Geſchmack unter keiner Bedingung herabziehen, damit er den Gewinn, den er durch die Nebenkünſte dem Weſen des Menſchen verſchafft, nicht durch das Dichterwerk wieder aufhebe, oder ſtatt Gewinn Schaden verſchaffe.

Nach dieſen Vorderſätzen wird die Löſung der Aufgabe in Beantwortung der Fragen beruhen:

»In welchem Verhältniſſe ſteht das Oeconomiſche des Theaters an der Wien zu dem oberſten Zwecke der Kunſt?« und da ein Kunſtwerk nur dann veredeln und vergnügen kann, wenn es ſubjectiv ſchön iſt, wenn es auf uns wirkt, in Löſung der weitern Frage: »Auf welcher Stufe zur Erkennung des oberſten Ideales ſteht das gegenwärtige Publicum dieſes Theaters?«*).

Das Theater an der Wien wird in Rückſicht auf Ertrag gefährdet:

A. Durch ſeine örtliche Lage.
B. Durch die Beſchaffenheit des eigenen Baues.
C. Durch das Beyſpiel der vergangenen Zeit.
D. Durch ſein Verhältniß zu den andern vier Theatern Wiens.
E. Durch die Unerläßlichkeit der Concurrenz mit den k. k. Hofbühnen.

A. Der Sommer iſt für Theater die ohnehin weniger günſtige Zeit. In der ſogenannten Theaterzeit aber, in welche leider nur zu oft das unfreundliche Wetter, und bey und nach dieſem die üble Beſchaffenheit der Straßen fällt, bedenken ſich entferntere Bewohner der Hauptſtadt wohl ſehr, ehe ſie den weiten Weg machen. Selbſt Theaterliebhaber wandeln ihn ſeltener. Nicht nur die entfernteren, ſelbſt näher gränzende Vorſtädte liefern im Allgemeinen keine Zuſchauer. So kann man ſicher zehn Vorſtellungen beſuchen, ehe man einige Zuſchauer von der doch ſo wohlhabenden Vorſtadt »Landſtraße« trifft. Ueberdieß hat Wien mit Paris und London die große Anzahl der Fremden, und mit erſterm den für die Theatercaſſen ſo einträglichen Umſtand nicht gemein, daß die Bewohner der Provinz zu Hauſe ſparen, das Erſparte in der Hauptſtadt dem Vergnügen zu opfern.

B. Schikaneder hat das Theater an der Wien gebaut, weil ſein Theater im Freihauſe die herbeyſtrömende Menge der Zuſeher nicht faßte. Darum baute er es ſo groß und ſo prachtvoll. Er bedachte aber nicht, daß die mit Geld überfluthete Zeit einſt enden, der nur durch erzwungene Zeit- und Staatenverhältniſſe blühende Zuſtand der Fabriken und ihrer Arbeiter wieder ſinken, ſohin ſich das Heranſtrömen der Zuſeher nothwendig mindern werde. Er bedachte aber nicht, daß eben deßwegen dann die Pracht und Größe des Theaters die unvermeidliche Urſache des Scheiterns aller Unternehmung werden müſſe. Das Glänzende, Kunſtſchöne des Baues mußte nothwendig ſteigend die Anforderung an das Harmoniſche herbeyführen; nothwendig, was wohl für die Kunſt, aber nicht für die Caſſa Wohlthat war, das Sehnen nach dem Beſſeren ſchnell anregen; nothwendig für die urſprünglichen Zugſtücke dieſes Theaters das eigene Grab graben. Ein Stück, das in ſeinem früheren Theater dreißig Mal ging, mußte in dem neuen Theater um die Hälfte weniger Mal gehen, weil die Anzahl der Zuſchauer jetzt mehr als doppelt ſo groß war. Es entſtand alſo das Bedürfniß ſchnell folgender neuer Stücke. So lange ſich der Geſchmack noch nicht bedeutend gehoben hatte, war deren Herbeyſchaffung möglich. Theaterwerke wuchſen über Nacht wie Pilze aus Miſtbeeten empor. Aber jetzt? — Ein Stück, das im Burgtheater zwölf

---

*) Ich berufe mich auf meine jüngſt erſchienene Abhandlung: »Ueber Kunſt und Kunſt-Ideal.«

Mal geht, hat bey ganz gleichen Umſtänden weniger gewirkt, als wenn es vier Mal im Theater an der Wien ginge, welches beynahe doppelt ſo viele Zuſeher faßt, und ſich manches Günſtigen nicht gleich erfreuet. Der Bedarf an neuen Stücken verhält ſich zwiſchen dieſen zwei Bühnen wie 1 zu 3. — Wo aber ſoll die Unternehmung dieſe hernehmen? — So ward das Theater an der Wien zu Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen, und zur Darſtellung mancher unwürdigen Stücke gezwungen, und mußte gezwungen eine Epoche herbeyführen, die es um den letzten Reſt ſeines Credites in der Kunſtwelt zu bringen drohten. — Die herrlichſte einfache Kirchenmuſik bleibt ohne Wirkung in einem Dom. Der Umfang des Theaters an der Wien zog daher die nothwendige Aufführung größerer Stücke nach ſich, und wenigſtens im Allgemeinen Ausſchließung der Familiengemählde, und ſelbſt der meiſten Kotzebue'ſchen Schauſpiele. Indem daher auf einer Seite der Caſſa-Erwerb geſperrt wurde, ward auf der andern der Beſoldungs-Bedarf geſteigert, da ein zahlreiches Perſonale engagirt werden mußte; ein böſer Umſtand für unſere Zeit, wo Schauſpieler kaum mehr mit wenig Tauſenden zu befriedigen ſind.

C. Die vergangene Zeit überboth an Pracht der Darſtellungen beynahe ſchon ihr Vermögen. Die Anforderung an Pracht iſt geblieben; aber auch um Gehalt wird jetzt gefragt, und wo ſind hiefür die Mittel?

D. Jedes der andern vier Theater Wiens hat ſeinen beſtimmten Wirkungskreis, ſein eigenes getreues Publicum, und drei Theater beſondere günſtige Verhältniſſe. Für die Hofbühnen ſorgt der allerhöchſte Hof mit der großmuthigſten Kunſtliebe, und für ihren zahlreichen Beſuch trägt die Begünſtigung der Angeſtellten des Allerhöchſten Hofes, der zahlreichen Garniſon, und das Verhältniß des hohen Adels und der hohen Civil- und Militär-Authoritäten zu dem allerhöchſten Hofe viel bey. Das Leopoldſtädter-Theater genießt ſchon durch ſein Prädicat »Volkstheater« *) ungemeine Vortheile, die noch durch manch anderes Verhältniß, z. B. ſeine glückliche örtliche Lage, die geminderte Anforderung um Kunſtzweck ꝛc. bedeutend geſteigert werden. Alle dieſe Vortheile fehlen dem Theater an der Wien, und gefährden es, weil ſie ihm die Zuſchauer entziehen. Dieſes Theater muß daher den Character aller übrigen in ſich vereinen, gewiſſer Art encyclopädiſch ſeyn, und in jedem Fache Ausgezeichnetes nur da zu Sehendes liefern, ſoll für die Caſſa bedeutend gewonnen werden. Wie ſehr wird aber dadurch der Beſoldungs-Bedarf vermehrt? Und woher ſolche Stücke nehmen?

E. Durch das Meiſterliche der Hofbühne wird das Kunſtbedürfniß des Publicums im Ganzen geſteigert. Das Theater an der Wien kann daher der Vergleichung nicht entgehen. Wie großen Theils ungünſtig aber muß der Vergleich nicht ſchon deßwegen ausfallen, weil, wie herrlich auch Küſtner, Demmer, Heurteur, Rüger ꝛc. daſtehen, doch im Ganzen nicht jener Einklang daſteht, wie er im Burgtheater ſelbſt bis in die kleinſten Fächer möglich iſt. So z. B. ſpielt Coſtenoble ſeit einiger Zeit eine ſehr untergeordnete Rolle, und er iſt doch ein ſo großer Künſtler, ein Kunſtler, der immer neu, immer anders, immer den Character der Rolle, nie ſich ſelbſt ſpielt? — Dieſes ſind nun nur die auffallenden Gefährdungen,

---

*) Huber wird einſt in der Geſchichte dieſes Theaters über das Verdienſt auf das Prädicat »Volkstheater« wohl den ehrenvollſten Platz einnehmen.

die das Theater an der Wien *allein* treffen. Nun hat es auch noch alle anderen mit den übrigen gemein, ja ihr Druck laſtet doppelt fühlbar auf ihm, z. B. die ärmere Zeit. Das einzige Kinderballet hat das Theater an der Wien vor den übrigen voraus. Ich zweifle aber ſehr, ob Kinderballete, ſo wie überhaupt Pracht-Schauſtücke ſo einträglich ſind, als ſie ſcheinen. Man beachte nur, wie viele Vorſtellungen nöthig ſind, bis die Koſten hereingebracht werden; was inzwiſchen, weil keine andern Stücke gegeben werden können, der Caſſa entgehn, und welche entſcheidende Anziehkraft ein Stück nach der ſechsten Vorſtellung noch habe, um einen richtigen Calcul zu ziehen. Die Oeconomie des Theaters an der Wien ſteht alſo zu dem Kunſtzwecke in einem ſehr böſen Verhältniſſe, und es macht ſowohl der Direction, als der Regie große Ehre, daß in neueſter Zeit, wo ſelbſt die Hofbühnen am Guten Mangel litten, manches ſelbſt neue Beſſere in die Scene geſetzt wurde, ohne dabey das mehr oder minder Einträgliche ängſtlich in Anſchlag zu bringen.

»Auf welcher Stufe zur Erkennung des oberſten Ideales ſteht das gegenwärtige Publicum dieſes Theaters?«

Aus dem Gange der Bühnen-Erſcheinungen *) ſehen wir unverkennbar das Steigen des Geſchmackes, aber auch noch das leidenſchaftliche Hängen an dem Glänzenden, Prachtvollen und Seltenen.

Soll ſich für die Caſſa ein bedeutender Gewinn ergeben, ſo muß, wie es ſich von ſelbſt verſteht, das Haus ſehr beſucht werden. Der wichtigſte Theil der Zuſeher für die Caſſa aber iſt derjenige, welcher die Logen, die geſperrten Sitze, das Parterre und die erſte Gallerie beſetzt. Dieſer Theil iſt von dem übrigen Volke ſehr unterſchieden. Er beſucht die Hofbühnen, hat viel geleſen, und lieſt die critiſchen Blätter; er zählt die Gebildeten unter ſich. Aber die Mehrzahl, die weit überwiegende Mehrzahl dieſes Theiles wird durch *Taſſo*, *Iphigenie* ꝛc. noch gelangweilet, lediglich durch das Gemüth beherrſcht, folgt in ſeinen Urtheilen den Orakelſprüchen des gewählten Partheyhauptes, oder glaubt gar dem Letzten, der geſprochen hat, und ſteht ſo, obwohl man glauben ſollte, ſie ſtände ſchon weit über die zweite Idealsſtufe hinaus, doch ſicher noch *unter* dieſer, da ſie ihr Ideal weder in ſich, noch durch ſich zu begreifen vermag. Dagegen aber hat die Zeit dieſe Mehrzahl der dritten Stufe, und ſelbſt zum Theile der vierten zugejagt, ohne jedoch zu verurſachen, daß dieſe höhern Ideale verſtanden, anders als nur ahnend gefühlt werden. Ja eine Treibhaus-Erziehung hat einen Theil dieſer Mehrzahl bis an die fünfte Idealsſtufe hinaufgeſchraubt, ſo zwar, daß jetzt eigentlich gar nichts mehr vollkommen gefallen will, und ſich ein glühendes Sehnen um Geſtaltung eines Ideales allgemein offenbaret. So übel dieſer Umſtand für den erſten Anblick zu ſeyn ſcheint, ſo iſt er es doch nicht; vielmehr liegt in ihm der Vorbothe eines Fortſchrittes in der Cultur. Dem übrigen Theile der Zuſeher kann man weiter nichts, als Empfänglichkeit und guten Willen zugeſtehen. Wahrhaft begreifen mag er nur das Ideal der erſten Stufe. Unter Maſſen gibt es jedoch Ausnahmen, und eine Mittel- zwiſchen zwei Endbahnen.

(Schluß folgt.)

---

*) Ich berufe mich auf meinen »*Rückblick auf die Darſtellungen dieſe Theaters*« in der vor. Nr.

Charade

Was auch die ſtolzen Stoiker Dich lehren:
Sie konnten doch mein Erſtes nicht entbehren,
Und ſeinem Einfluß nimmermehr entgehn.
Dem Kinde wie dem Greiſe bringt's Gedeihen,
Und ſtets wird ſeine Reinheit dich erfreuen
Willſt Du darin luſtwandelnd Dich ergehn.

Und wenn der Reigen luſtig Dir erklinget,
Die raſche Jugend ſich im Tanze ſchwinget,
Dann, glaub' mir, iſt das Zweite auch nicht weit.
Doch Lieber: ſoll es ganz Dir auch behagen,
Muſt Du Dich nicht zu ſchnell ins Erſte wagen,
Du büßeſt ſicher ſonſt die Fröhlichkeit.

Das Ganze mag wohl Jeder ruhig ſehen:
Doch ſoll damit er in das Erſte gehen,
Dann zagt vielleicht auch manches Helden Bruſt.
Nur wenn Du darfſt die Liebliche geleiten
Kann nichts, o Freund: Dir Schrecken mehr bereiten,
Und ſelbſt Gefahr wird dann zur hohen Luſt.

G. G — r.

* * *

Chaphter *).

Iſt der bibliſche Name der berühmten Inſel Cypern **), die im mittelländiſchen Meere nordweſtlich von Paläſtina, das nur einige Tagereiſen von ihr entfernt iſt, liegt. Aus einer Stelle des Jeremias (47) iſt zu entnehmen, daß die Philiſter zuerſt auf dieſer Inſel gewohnt, von wo aus ſie ſich in ſpätern Zeiten nach der Küſte von Canaan begaben, und ſich dort feſtſetzten; ſo ſagt auch der Prophet Amos: habe ich nicht die Israeliten von Egypten herausgeführt, und die Philiſter von Chaptor? (Amos 9). So erzählt uns auch Moſes: die Leviten, die in Höfen bis gegen Gaza hin gewohnt hatten, die Chaptoriten, die aus Chaptor kamen, vertrieben ſie, und ſetzten ſich daſelbſt an ihre Stelle. (5. B. Moſes 2).

Im vorigen Jahrhunderte gelangte in die Hand eines brittiſchen Gelehrten, (Johannes Swinton, Dissertatio de numis phoeniciis et samaritanis pag. 78 — 88) eine phöniziſche Medaille aus der Zeit des zweiten jüdiſchen Tempels, die auf der ein'n Seite das Bildniß des Königs Antiochus Epiphanes zeigte, auf der andern Seite aber (mit phöniziſchen Buchſtaben) die Worte Labdaz Cabdor, als den Namen der

---

*) Aus der in der Beckiſchen Buchhandlung hier nächſtens erſcheinenden bibliſchen Geographie des alten Teſtaments, ins Deutſche überſetzt aus dem Hebräiſchen des G. Löwiſohn.

**) Ueber Cypern ſiehe Conv. Bl. Nr. 11, 78 und 79. D. Red.

Stadt, in welcher ſie geprägt worden iſt, nämlich der Stadt Lapethus auf der Inſel Cypern, über welche Inſel genannter König gleichfalls geherrſcht hat. Dieſe Medaille beweiſt, daß auch im phöniziſchen Namen der Inſel Cypern ein d (welches mit t ſehr verwandt iſt) zwiſchen den Buchſtaben b und r ſich befand. Wahrſcheinlich haben die Griechen, um die Ausſprache zu erleichtern, das d (oder t) zwiſchen den Buchſtaben p und r im Namen dieſer Inſel weggelaſſen, und aus Kyptros Kypros gemacht, woraus dann die Römer nach der gewöhnlichen Weiſe den Namen Cyprus gebildet haben.

* * *

Der See Chinereth *).

Iſt ein großer See an der öſtlichen Grenze von Paläſtina (4. B. Moſes 34), den der Jordan durchläuft, nachdem er aus dem See Merom hervorkömmt. Seinen Namen hat er nach der Meinung einiger Gelehrten ſeiner Geſtalt zu verdanken; denn er ſieht oben (gegen Norden) breit, und unten (gegen Süden) ſchmal aus, wie eine Harfe, die im Hebräiſchen Chinor genannt wird. In der ſyriſchen Sprache verwandelt ſich der Name Chinereth in Genesar, daher dieſer See bey den Profanſcribenten gewöhnlich Genezareth genannt wird. Die Ebene um dieſen See herum iſt ſehr waſſerreich, und geſegnet mit den köſtlichſten Früchten, ſowohl Baum- als Erdfrüchten, die in den Schriften der Rabbinen unter dem Namen der Früchte von Geneſar ſehr berühmt ſind. Die Rabbinen nennen den See Chinereth gewöhnlich das Meer von Tebarja; und zwar wegen der Stadt Tebarja (Tiberias), welche Herodes am Ufer dieſes Sees gebaut, und nach dem Namen des damals regierenden Kaiſers Tiberius genannt hat. Dieſe Stadt iſt bey den Rabbinen wegen der mineraliſchen Quellen berühmt, welche ehedem in der Nähe derſelben befindlich waren.

* * *

Ueber den Feldbau in Pernambuco und Maranhan.

Auszug aus Koſters Reiſe.

Der Feldbau iſt erſt vor Kurzem dort in Aufnahme gekommen, und nur ſehr langſam und mit vielen Schwierigkeiten wird etwas Neues eingeführt. Das Land zum Zuckerbau wird nirgends aufgeriſſen, das Rohr wird unter die zahlreichen Baumſtumpfen gepflanzt, wobey viel Boden verloren geht, und das Abräumen ſchon beſchwerlich wird. Die niedrigen und ſumpfigen Gründe ſind vorzüglich für das Zuckerrohr geeignet, und Pflanzungen, die nicht ein Stück ſolchen Bodens beſitzen, geben eine ungleiche und oft ſehr karge Erndte. Die Zubereitung des Landes für das Rohr geſchieht mit der Haue. Die Neger ſtehen in Reihen, und hauen einen fünf bis ſechs Zoll tiefen Graben nach dem andern auf. Die Senker werden dann eingelegt, und

---

*) Aus demſelben Werke.

mit dem größten Theile der ausgehackten Erde bedeckt. In 14 Tagen treiben die Schößlinge, und das Rohr wird in 12—15 Monaten für die Mühle reif.

Wichtiger als das Zuckerrohr iſt für Pernambuco die Baumwolle geworden. Neue Niederlaſſungen werden für den Anbau jährlich gegründet. Die Küſtengegenden hält man hierzu nicht tauglich, ſondern weit davon gelegene Striche. Die Baumwolle erfordert den größten Theil des Jahres trocken, denn fällt Regen, wenn die Hülſen ſich öffnen, ſo geht die Wolle verloren, wird gelb und vermodert. Die Löcher für den Samen werden in viereckiger Geſtalt gemacht, ſechs Fuß von einander entfernt, gewöhnlich drei Samenkörner hineingethan. Die Setzzeit iſt im Jänner, ſobald Regen gefallen iſt. Man erhält drei bis vier Leſen; die zweite bringt gewöhnlich die feinſte Wolle. Der Gewinn der Baumwollenpflanzer in guten Jahren iſt ungeheuer. Sie erleiden aber oft gänzlichen Mißwachs.

Die Manioc-Pflanze, aus deren Wurzel das feine Mehl Farinha do pao, Steckmehl, bereitet wird, verlangt gutes Land, und derſelbe Fleck will nicht zwei Leſen hinter einander liefern; man muß ihn oft zwei bis drei Jahre und darüber liegen laſſen. Es gibt Gattungen von Manioc-Pflanzen für die hohen, und andere für die niederen und feuchten Gegenden.

An dem ſandigen Boden der Küſte wird der Cocosbaum gepflanzt. Beym Anpflanzen werden die reifen Nüſſe in zwölf Zoll tiefe, lange und wegen dem Wäſſern zuſammenhängende Furchen gelegt. Nach Verlauf von fünf Monaten zeigt ſich der Keim, und nach zwölf Monaten wird die junge Pflanze verſetzt. Haben ſie Wurzel gefaßt, ſo verlangen ſie wenig Sorgfalt, nur von Strauchwerk müſſen ſie rein gehalten werden. Der Baum trägt nach dem fünften Jahre Frucht.

Der Carrapato oder Biberbaum liefert aus ſeinem Samen Lampenöhl. Er wächſt wild, und wird auch viel angebaut. In den Baumwollenſtrichen iſt die Teijam oder Riecenbohne, ein Hauptartikel der Negerkoſt. Sie wird im April und Mai mit dem Manioc gepflanzt. Mit dem Saft aus dem Cocosfleiſch gekocht, iſt es ein vortreffliches Eſſen.

Tabak wird faſt in allen Zuckerpflanzungen gebaut, und von den meiſten Leuten der untern Claſſe zu eigenem Gebrauch. — Reis wird in Pernambuco wenig gebaut, aber in Maranhan iſt er der zweite Gegenſtand des Handels. Caffee und Cacao werden erſt als Verſuch gepflanzt. Der Gartenbau iſt in den letzten Jahren ſehr vorwärts gekommen. Die Gärtner ſind größtentheils Portugieſen aus den Provinzen des Mutterlandes oder von den Azoren. Erbſen, Kohl und andere Arten von europäiſchen Kräutern und Wurzeln bekommt man zu kaufen. Die europäiſchen Zwiebel werden klein und länglich. Den Weinſtock ſieht man in manchen Gärten um Recife und Olinda; und vordem war eine Menge zu Conception auf der Inſel Hamaraca, von denen aber jetzt wenige übrig ſind. Wein wird nicht gemacht. Obſtbäume aus dem ſüdlichen Europa ſind manche da, wie Pomeranzen, Feigen und andere, aber keine Oliven.

Braſilienholz, in Pernambuco Königsholz genannt, wächſt wild, und iſt ein Monopol der Regierung. Man hat davon keine Pflanzungen angelegt, auch keine Vorſicht getroffen, den Mangel und die einſtige Ausrottung zu verhindern.

Die Tatajuba oder Tuſtic, eine Art Holz, das eine gelbe Farbe hervorbringt, welche in England wohl bekannt iſt, wächſt wild. In der letzten Zeit war Nachfrage darum, daher es weggeſchlagen wird, wo man es antrifft.

Mais (Milho) wird mit Manioc, und im Innern mit Baumwolle geſäet.

Die Bataten werden mehr als ein Leckerbiſſen für des Pflanzers Haus gebaut, denn als Nahrung für die Neger. Von der Banana-Pflanze zählt man in Pernambuco drei Gattungen. Die Banana curta, mit trockener Farinha, iſt ein gewöhnliches Frühſtück der gefärbten Leute. Die europäiſche Kartoffel wurde verſchiedene Male in Pernambuco gepflanzt. Die erſte Erndte war im Geſchmack gleich, nur die Kartoffeln klein, die zweite Erndte war ſüßlich, und in der Folge wurden die Kartoffeln der Batata der Gegend immer ähnlicher.

Ingwer und Ipecacuana wachſen wild, aber Malaguette, Pfeffer und Pimento Cheiro, oder Riechpfeffer, werden gepflanzt.

W. J. v. E.

Bedeutung der obigen Charade: Luftball.

Allgemeine Novelliſtik.

Wir halten es für eine ſchöne Pflicht, das Unſrige beyzutragen, um eine werthvolle vaterländiſche Zeitſchrift bekannter zu machen, als ſie es zu ſeyn ſcheint. Dieß iſt die »Kärntneriſche Zeitſchrift, in Verbindung mit ſeinen Freunden herausgegeben von J. G. Kumpf, M. Dr. 2 Bändchen, Klagenfurt 1818—20. — Folgendes iſt die Anzeige des Inhalts: I. Bändchen. 1.) Plan. 2.) Ueber Vaterlandsliebe, vom Herausgeber. (Voll wahrer Empfindung, voll Kraft und Geiſt.) 3.) Die Gruft der Habsburger zu St. Paul, von Prof. Scheichenberger. (Stattlich geſchrieben, mit intereſſanten hiſtoriſchen Rückblicken.) 4.) Statiſtik des Villacher-Kreiſes, von Dr. Joh. Jenull. (Aus dem Franzöſiſchen des de la Mouſſaye überſetzt, und mit wackern ergänzenden, critiſchen ꝛc. Anmerkungen begleitet.) 5.) Die Stadt Frieſach in den ältern und mittlern Zeiten, von Ambros Eichhorn. (Eine Arbeit ganz des gelehrten Archivars und Diplomatikers würdig.) 6.) Gedichte von Fellinger, Scheichenberger, Grafen von Sermage. (Von getheiltem Werthe.) 7.) Volksſagen, von Sermage und Fellinger. (Intereſſant wie alle Volksſagen.) 8.) Geſchichte der Löſerdürre in Kärnten im Jahre 1813, von Dr. Burger. (Veterinäriſch nur nebenher.) — II. Bändchen. 1.) Der Bewohner des Lavantthales, von J. G. v. Gallenſtein. (Treues, lebendiges, merkwürdiges Gemählde.) 2.) Margarethe Maultaſch von Oſterwitz, vom Grafen Sermage. (Sceniſch, hie und da etwas zu proſaiſch.) 3.) Samo ꝛc., von U. Jarnik. (Klar und edel.) 4.) Ueber den vormaligen Gold- und Silberbergbau in Ober-Kärnten, von F. Wöllner. (Fleißige, ſchätzbare Nachweiſung.) 5.) Ehrenſtein, vom Grafen Sermage. (Volksmährchen, metriſch, auch ziemlich proſaiſch.) 6.) Diplomatiſche Annalen Kärntens, IX. Jahrh. von Ambros Eichhorn. (Viel in wenig Raum.) — Das dritte Bändchen wird Hr. S. M. Mayer, Redacteur der Carinthia, herausgeben, da Herr Dr. Kumpf zu beſchäftigt iſt. Die Materialien liegen ſchon bereit; es kommt nur auf die Treue der ſeitherigen Subſcribenten an. (Leider hängt Zuſtandekommen und Fruchtbringen ſo manches Guten oft einzig vom Publicum ab!) Wohl wäre zu wünſchen, daß dieſe Zeitſchrift ſowohl als die Carinthia thätiger im Buchhandel herum kämen!

Gſe.

Einige Worte über den Aufſatz von Hrn. M. Span im Converſationsblatt Nr. 81, betitelt: Wie wurde Shakſpeare's kraftvolle Beredſamkeit bisher in deutſchen Ueberſetzungen nachgebildet?

Now, out of doubt, Antipholus is mad,
Else would he never so demean himself.

Shak. Comedy of Errors.

Die Bemerkungen, die ich im Sammler Nr. 151 (Decemb. 1819) über Hrn. Spans Ueberſetzung von Hamlets bekanntem Monolog abdrucken ließ, ſind in ſeinem obengenannten Aufſatze zwar keineswegs widerlegt worden, wohl aber hat er es weit bequemer gefunden, ſtatt der Gegengründe mich mit pöbelhaften Grobheiten zu überhäufen. Dadurch habe nun ich nichts verloren, und den Vortheil der ihm daraus erwächſt, gönne ich ihm von Herzen. Seine neuen Ueberſetzungsproben aus Shakſpeare aber haben mir nun den vollkommenſten Beweis gegeben, daß er den großen brittiſchen Dichter gar nicht zu faſſen vermag, Schlegel nur mit lahmem Fuß nachhinkt, und daß ein ganzes Shakſpeare'ſches Drama von ſeiner Hand überſetzt, nur eine Parodie dieſes Dichters ſeyn würde. Den Beweis dafür habe ich ſchon früher in meinem Aufſatze im Sammler geliefert, und da die Sprachwiſſenſchaft auf feſten Grundſätzen beruhet, die keinen willkührlichen Abänderungen unterworfen ſind, ſo war es auch unmöglich, die gerügten Mißgriffe zu vertheidigen. An zwei Stellen hat Hr. Span es jedoch verſucht, durch Scheingründe ſich aus ſeiner Verlegenheit zu retten, aber auch dieſe müſſen ihm benommen werden; man wird dabey auch ſeine Vertheidigungswaffen kennen lernen. Um die falſche Bedeutung des Wortes quietus, das er mit »Befreiungsbriefe« überſetzt hat, zu rechtfertigen, haſpelt er auf ſeine gewöhnliche Manier Worte von gleichem Klange aus der ital. engl. deutſch: und holland: Sprache ab, um »Befreiungsbriefe« herauszuklauben. Der große Sprachforſcher Johnſon hat indeſſen bereits gezeigt, daß dieſes Wort unmöglich jene Bedeutung haben kann; Hr. Span aber ſagt: »Johnſon erkläre dieſes Wort mangelhaft,« und fügt ferner hinzu: »auch Shakſpeare's Commentatoren haben dieſes Wort nicht ſprachwiſſenſchaftlich und antiquariſch erkläret.« Das heißt mit andern Worten, gelehrte Engländer haben ihre Sprache nicht verſtanden, weil ſie Hrn. Spans Behauptungen keine Stütze leihen. De isthoc quietus esto. Das Wort quietus muß, ohne daß man dabey nöthig hat, den stylus curiae oder die Gloſſatoren des Mittelalters zu Hülfe zu rufen, geradezu aus dem Lateiniſchen hergeleitet werden, nämlich von quies und quietus, wo es Ruhe bedeutet. Daraus iſt ſpäter das eigentliche engliſche Wort quietness und quietude entſtanden. Alle Wörterbücher erklären auch quietus mit: Ruhe, Tod, nirgends aber kommt »Befreiungsbriefe« vor. Es iſt alſo vollkommen klar, daß die Stelle bey Shakſpeare: »when he himself might his quietus make with a bare bodkin« von Schlegel ſehr richtig und wörtlich überſetzt iſt: »wenn er ſich ſelbſt in Ruhſtand ſetzen könnte mit einer Nadel bloß;« daß aber die Ueberſetzung des Hrn. Span: »da ſelbſt mit einer Pfrieme er ſich Befreiungsbriefe ſchreiben kann« keineswegs den einfachen Gedanken des großen brittiſchen Dichters wiedergibt.

Eine zweite Stelle ſucht er dadurch zu vertheidigen, daß er mir einen Unſinn aufbürdet, vor dem ich ſelbſt im Traume erröthen würde. Meine Worte im Sammler führt er im Converſationblatt auf folgende Weiſe an: „er (Fürſt) ſagt: by a sleep, im Schlafe, mittels des Schlafes, ſey ein Participium, wobey aber die Präpoſition den Sinn des Participiums gänzlich aufhebe." Aber zum Unglücke für Hrn. Span habe ich gerade das Gegentheil geſagt. Meine Worte im Sammler Nr. 151 p. 604 ſind buchſtäblich folgende: »And by a sleep to say heißt bey Hrn. Span ſehr unrichtig »und ſchlafend ſagen«, bey Schlegel aber ſehr richtig: »und zu wiſſen, daß ein Schlaf ꝛc.« Shakſpeare hat nicht sleeping to say gebraucht, und die Präpoſition hebt hier den Sinn des Participiums gänzlich auf. Wir ſetzen zum weiteren Beyſpiel eine Stelle aus **Locke** hieher, die des Hrn. Prof. **Span** Mißgriff noch deutlicher machen wird. The grammar of a language is sometimes to be carefully studied by a grown man. Welcher lächerliche Sinn würde hier herauskommen, wenn man nach dem Beyſpiele des Hrn. **Span**: by a grown man mit »einem wachſenden Mann« überſetzen wollte.« — **Dieſes** ſind meine Worte, und daraus geht nun klar hervor, daß nicht **ich**, ſondern er die Worte »by a sleeps« für ein **Participium** gehalten, und **ſie auch ſo überſetzt hat.**

Was nun Herr **Span** weiter ſagt, ſind **pöbelhafte Grobheiten**, die mich nicht treffen können. Ich gebe ihm dafür mein innigſtes **Mitleid** zurück, daß er zu **ſolchen** Waffen ſeine Zuflucht hat nehmen müſſen.

Aber minder hätte man ihm die Schmähungen verzeihen können, die er gegen Männer wie **Wieland**, **Voß** und **Schlegel** ausſtößt, wenn nicht glücklicher Weiſe eben dieſe Schmähungen, durch die übertriebenen Unwahrheiten, die ſie enthalten, wahrhaft lächerlich würden. Gegen **Schlegel** iſt er natürlicher Weiſe am meiſten ergrimmt, weil dieſer zu entſchieden ſeinen Ueberſetzungs-Verſuchen des **Shakeſpeare** entgegenſteht. Er ſpricht ihm durchaus und beſtimmt **Kenntniß der engliſchen Sprache** ab, beſchuldigt ihn, daß er **Shakeſpeare** ſo wie die deutſche Sprache **verunſtaltet** habe, und fügt noch die dreiſte Behauptung hinzu, daß dieſes der gemeinſchaftliche Ausſpruch aller Deutſchen und Engliſchen Sach- und Sprachkenner ſey, die er darüber habe ſprechen hören. **Voß** nennt er einen Sprachverderber, der im Verein mit ſeinen Söhnen den engliſchen Dichter noch ärger als **Schlegel** behandele, und mehrere dergleichen Behauptungen, die der Wiederholung nicht werth ſind.

Wie ſchön aber contraſtirt dagegen das unerhörte und beyſpielloſe **Selbſtlob**, womit er ſich verherrlicht, nachdem er die verdienſtvollſten Männer herabzuwürdigen geſtrebt hat! Er macht nämlich einige unbedeutende Berichtigungen zu ſeiner Ueberſetzung von **Hamlets** Monolog, und bricht dann, im Gefühle ſeiner Selbſtgröße, in folgende hochſchmetternde Trompeten-Töne des Selbſtlobes aus, das wir wörtlich hieher ſetzen wollen. — »Nach dieſen unbedeutenden Berichtigungen — ſagt er — läßt ſich von **keinem Kenner** in Abrede ſtellen, daß **meine** Ueberſetzung (von **Hamlets** Monolog) nicht nur **treuer** ſey und **richtiger**, als die von **Schlegel**, von **Mendelsſohn**, **Wieland** und **Eſchenburg**, ſondern auch, **daß ſie an treuer Darſtellung der Ideen des Originals, an Kürze, Beſtimmtheit, Stärke, Sprachrichtigkeit und Melodie des Versbaues alles leiſte, was die Deutſche Sprache in ihrem gegenwärtigen Zuſtande bey dieſem Monologe leiſten kann.**« (!!!!)

Nach ſolcher Selbſtverherrlichung iſt jede Critik gegen ihn nun **überflüſſig** geworden. Hätte ich es nur entfernt ahnen können, daß er ſo vortheilhaft **von ſich ſelbſt denke**, ich hätte wahrlich keine Sylbe gegen ihn geſchrieben, und indem ich die Zeit bereue, die ich an ihn verſchwendet, ſey dieſes auch an ihn mein letztes Wort.

Nicolay Fürſt.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der **Cath. Gräffer'ſchen** Buchhandlung (Weihburggaſſe), wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. W.W., durch die k. k. Poſt 12 fl. W.W. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (**Franz Gräffer**) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Joh. Bapt. Wallishauſſer.

Conversationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

99.

(Wien, Samstag, den 19. Auguſt.)

Entſcheidung.

Der Objective.

Die Berge dampfen, die Lüfte glühn,
Und ſchlängelnd herab die Blitze ſprühn;
Das All iſt in Gährung, Natur und Zeit
Sie ringen und toben in ewigem Streit,
Die Augen der Welt ſind bleich und ſtumm,
Und rollen um kalte Sonnen herum.

Der Subjective.

Ach, die Zeit der frühern Tugend
  Iſt verrauſcht, die Träume ziehn
Wie die Geiſter meiner Jugend,
  Trauernd über Gräber hin.
Meiner Saiten Silberklänge
  Rufen ſie verwaiſ't zurück,
Doch ſie würd'gen die Geſänge
  Nicht auf einen Augenblick.

Ein Dritter.

Ganz verſchieden Beide ſingen,
Wem wird's beſſer wohl gelingen?

Der Objective.

O brauſe immer du ewiger Sturm,
Hoch über dem Menſchen, dem kühnen Wurm.
Von *oben herab*, nicht von *unten hinauf*
Flügl' ich der Töne klingenden Lauf;
Tobe nur, Donner, noch lauter, als du,
Ruf' ich dem Menſchen die Ewigkeit zu.

Der Subjective.

Nimmer wird ſie wiederkehren
  Jene tiefe Seligkeit,
Keinem darf ich angehören,
  Nur der Trauer und dem Leid;

Denn verblichen iſt die Blume,
Die mir glänzend einſt gelacht,
Und in meinem Heiligthume
Lagert ſich die öde Nacht!

Der Dritte.

Muß ein wenig näher treten:
Ob ſie ſingen? ob ſie bethen?

Der Objective.

Wie es da drunten liebelt und ſchreit,
Erbärmliche Sänger erbärmlicher Zeit,
Wollt Ihr immer am Irdiſchen kleben,
Weder Euch ſelbſt, noch den Hörer erheben?
Nur in den Bildern der großen Natur,
Wandelt des Göttlichen ewige Spur!

Der Subjective.

Nichts iſt mir zurückgeblieben,
Nicht ein Blatt vom Lebensbaum,
Als mein Sehnen und mein Lieben,
Und der Wunſch nach jenem Traum!
Kalt, im grauen Wolkenkleide,
Zieht die Zukunft dort vorbey,
Birgſt du Schmerz mir oder Freude?
Sprich! — die Frage ſteht mir frei.

Der Dritte.

Was das viele Reden ſoll?
Kommt zum Ziel, ſonſt werd' ich toll.

Der Objective.

Womit bevölkert Ihr Euern Geſang,
Was iſt der Dichtung elender Drang?
Matt von Euch ſelber, und Träume und Duft
Ewig in ſpielenden Klängen Ihr ruft;
Nur in Akkorden von reinem Metall,
Töne der Dichtung begeiſternder Schall.

Der Subjective.

Was ich fühle, gehet nimmer
Ueber in ein zweites Herz,
Darum ſinge ich nur immer
Den mir ſo verwandten Schmerz.
Klänge, Worte, Formen, Farben;
Brauch ich nur für mich allein,
Wem die Freuden alle ſtarben,
Darf wohl dichtend ſich erfreu'n.

Der Dritte.

Ob ich wohl berauſcht jetzt bin?
Worte hör' ich ohne Sinn.

Der Objective.

Rieſen und Geiſter voll herrlicher Kraft
Muthig des Sängers Funke erſchafft;
Leben, ein hohes, die Saiten durchglüht,
Hell widerhallend in jedem Gemüth;
Hoch zieht der Lieder gewaltige Bahn,
Höher noch ſteh' ich, und ſchaue ſie an.

Der Subjective.

Ach, ſo ruf' ich denn vergebens
  Jene Stunden mir zurück,
Nur der Abglanz jenes Lebens
  Schwimmt vor meinem trüben Blick.
Fremdling in den eig'nen Hallen,
  Fremdling in der eig'nen Luft,
Werden welke Blätter fallen,
  Jener Zeit, auf meine Gruft!

Der Dritte.

So ſchlag' das heil'ge Donnerwetter
In die verfluchten Verſe ein,
Der Eine ſingt nur für die Götter,
Der Andre nur für ſich allein.

Wilh. Marſano.

◆

Ueber den Character des k. k. priv. Theaters an der Wien, und den Geiſt der Dichtungen für ſelbes.

Von Joh. Gunz.

(Schluß von Nr. 98.)

Nun ſind wir der Löſung unſerer Aufgabe nahe. Das Theater an der Wien iſt Kunſtanſtalt; *Kunſtzweck* alſo ſeine Pflicht. Das Theater an der Wien iſt aber auch eine ſehr ſchwierige, und äußerſt gefahrvolle Unternehmung eines Privaten, daher *Erträgniß* ein nicht aus den Augen zu verlierender Zweck.

Gibt alſo dieſe Bühne zum Erſatz des durch *Wallenſtein*, Braut von *Meſſina* u. ſ. w. verlornen Caſſa-Gewinnes eine Schreckensnacht, ſo läßt ſich dieſer Umſtand nur aus menſchlichen Rückſichten vergeben, aus der Natur der Pflicht nicht, weil der Kunſtzweck dabey durchaus nichts gewinnt, nur verliert. Daſſelbe gilt von den meiſten franzöſiſchen Rettungscomödieen. Wählt aber die Bühne zu dieſem Caſſazwecke einen *Abraham*, einen *Noah*, eine *Salmonäa*, oder ein anderes ſich durch Decorirung, Coſtume, Muſik, Tänze, Tableaux ꝛc. auszeichnendes Schauſtück, deſſen Inhalt den nächſten Kunſtzweck wenigſtens nicht gefährdet, ſo hat die Bühne ihrer Kunſtpflicht genügt, weil ſie wenigſtens den allen Künſten gemeinſamen Zweck befördert hat; nur hat ſie ihn weniger, nur auf Nebenwegen erreicht, und an dieſer Nothwendigkeit trägt im Ganzen doch nur das Publicum die Schuld. In dieſer Folgerung liegt zugleich ausgeſprochen: Was der Dichter, ſo lange dieſe Nothwendigkeit beſteht, für dieſes Theater ſchreiben ſolle, oder nicht. Den Ueberſehern würden wir rathen, ſtatt der Rettungscomödieen nach Luſtſpielen, den bezeichneten Schauſtücken, und Melodramen zu greifen. In den Letztern kann wenigſtens Mimik, Declamation, Mahlerei und Muſik bedeutenden Werth haben *).

Entſpricht jedoch das Theater an der Wien ſchon der Art ſeiner Pflicht, ſo müßte es ſich ein ganz beſonderes Verdienſt um Kunſt und Cultur dann erwerben, wenn es nächſten Kunſtzweck und Ertragszweck in demſelben Stücke vereinte; z. B. wie in Tell, der Jungfrau von Orleans ꝛc. Dieſes aber vermag es nur mittelbar durch den Dichter, und wie es dieſer vermöge, darüber wünſche ich Andeutung zu geben, ohne übrigens irgend einer Anſicht vorgreifen zu wollen; denn Wiſſenſchaft und Kunſt bedingen ſich durchaus Freiheit der Meinung. Irrt der Eine, ſo berichtige ihn ein Zweiter!

Soll ein Dichterwerk dieſe beyden Zwecke vereinen, ſo muß es die gebildete wie die weniger gebildete Claſſe anſprechen: denn beyde gehören dazu, um das Theater zu füllen.

Die weniger gebildete Claſſe hat mit der höchſt gebildeten das Innewohnen des Urſchönen, oder die Anlage zu deſſen Erkennung gemein.

Die gebildete Claſſe theilt mit der weniger gebildeten das äſthetiſche Vergnügen an den unterſten Graden der Ideale, ſobald dieſe nur gegen die Schlußperiode der Idealsſtufen hinfallen.

Die weniger gebildete Claſſe theilt mit der höchſt gebildeten das äſthetiſche Vergnügen an den oberſten Graden der Ideale, ſobald nur in dieſen die Urzüge der erſten Grade recht ſichtbar hervortreten.

Dem Dichter iſt alſo vorzüglich das Ideal der erſten und zweiten Stufe, als das noch rein ſinnliche, mithin leichter begreifbare, zu empfehlen.

Das Ideal der dritten Stufe iſt für die Bühne das allergefährlichſte. Das Gefallen einer ſogenannten chriſtlichen Tragödie bezweifle ich ganz. Für das Theater an der Wien finde ich dieſes Ideal, rein gegeben, nur für idylliſche Dichtungen Eines Actes zuläſſig.

Das Ideal der vierten Stufe öffnet ein ungemeines Feld. Beſonders ſeine Anfangs-Periode liegt uns nahe. Man denke nur an Shakſpeare! Uebrigens geſtattet dieſe Stufe doppelte Bahn zum Ziele. Sie hat es mit den erſten Stufen gemein, daß ſie uns das gedachte Ideal zur Anſchauung bringt, und vermag, wie das Luſtſpiel, durch ſcheinbares Zurücktreten von aller Idealität, uns zu eigener Schaffung, zu Geſtaltung des Ideales in uns und durch uns zu beſtimmen.

Das Ideal der fünften Stufe liegt uns im Ganzen noch zu fern. Doch glaube ich, es würde hohes Glück machen, wenn die Urzüge der erſten und zweiten Stufe recht ſichtbar und glänzend herausgehoben wurden.

In Beziehung des Luſtſpieles kann dem Dichter bey der Wahl ſeiner comiſchen Charactere nicht genug Achtung für die Würde des Menſchen, für die Würde ganzer Gattungen und Stände ſchon aus dem Grunde empfohlen werden, weil das Impoſante des Baues eine Carricatur durchaus nicht verträgt,

---

*) Wie viel Verdienſt ſich die jetzige Direction um Kunſt erwerbe, ſpricht wohl klar der Fall aus, daß ſelbſt mit pecuniaeren Schaden das Kunſtbeſſere in die Scene gebracht wird.

und wir, wenn auch noch in Erkennung des Kunſtideales, oder jenes Höchſten der Menſchheit, aus uns und durch uns ſelbſt, weit zurück, doch durch unſere Erziehung, unſere bürgerlichen Verhältniſſe, und den Zeitgeiſt insbeſondere ungemeine Achtung gegen Gattung und Stand zu fordern gelernt haben. Die Schwäche des Individuums zu rügen, ohne dem Menſchen nahe zu treten, iſt die große, ſchwere Aufgabe des Luſtſpieldichters. Einen herrlichen Beleg hiefür gaben »die Schauſpieler.« Volles Gefallen fand nur da Statt, wenn Hr. Vogel aus ſeiner politiſch geſtellten Tendenz fiel. Ein Kunſtwerk erfordert Wahrheit, Schönheit und Sittlichkeit. Meiſtens gilt Wirklichkeit für Wahrheit. Natur ſteht unter der Kunſt, iſt als Wirklichkeit Gegenſatz der Kunſt; denn ſie entbehrt der Freiheit, der Urbedingung der Kunſt. Ein Porträtmahler iſt kein (eigentlicher) Künſtler. Nur das iſt kunſtwahr, was dem Ideal entſpricht. Ein weiteres Unglück für die Wahrheit dieſes Theaters iſt das ſogenannte Theatraliſche, Theatercoups, dieſe Lieblingsſache der Dichter. Gewöhnlich ſind ſie nicht begründet und auch nicht zu begründen; und indem ſie den Troß überraſchen, verletzen ſie alle Andern. Selbſt die Erfahrung beweiſet dieſes; denn faſt alle Rettungsſtücke fallen durch. Wahrheit verlangt Natürlichkeit, das iſt, begründete Verbindung aller Theile. Trägt ein Theatercoup dieſe Eigenſchaft, ſo verdient er Lob, dann aber hört er auf, ein Theatercoup zu ſeyn. Wahrheit verlangt Einheit. Doch taugt für dieſes Theater die Einheit eines Corneille, Racine, Voltaire, Alfieri u ſ w im Ganzen nicht, nur die philoſophiſchern des Shakſpeare. Einheit hat alles, was ſich unter einen Totaleindruck bringen läßt. Tell, die Räuber, Attila ꝛc. ſind empfehlenswerthe Vorbilder. Doch darf ſich der Umfang ja nicht zu weit erſtrecken; es gehört ſchon ein großer Grad von Cultur dazu, durch einen Hamlet einen kunſtgemäßen Totaleindruck empfangen zu können. Wahrheit erfordert weiter gehaltene Charactere. Jedes Kunſtwerk ſoll eigenthümlich erſcheinen. Nachgeahmte Charactere ſind doppelt verwerflich. Rückſichtlich des Theaters an der Wien ſteht Werner als hohes Vorbild der Characteriſtik da, wenn ſein Myſtiſches abgezogen wird; denn auf dieſer Bühne darf ein Character ſich durchaus nur durch ſichtbare Handlung entwickeln, und alle Handlung, die nur in Reflexion liegt, und nur durch Reflexion erkannt wird, muß vermieden werden. Am ſchädlichſten aber iſt es, den Character nur beſchrieben zu hören. Die Cultur-Verſchiedenheit der Zuſeher begründet dieſes. Ein Kunſtwerk erfordert Schönheit. Sie zu bezwecken iſt Anmuth ganz unerläßlich. Es ſoll uns nämlich das Kunſtwerk ſchon bey der erſten Anſchauung unmittelbar rühren. In Beziehung der Charactere ſtrahlt Correggio als Muſter. Widerliche Charactere, die franzöſiſchen Bajazzo's ꝛc., müſſen daher vermieden, und Böſewichte wenigſtens von Seite des Verſtandes oder des Muthes glänzend gezeichnet werden.

Schon was über Einheit angedeutet wurde, läßt vorerkennen, daß Mannigfaltigkeit für dieſes Theater von entſcheidender Wichtigkeit ſey. Lear, Tell. So lange nur Einheit nach philoſophiſcherem Begriffe nicht verletzt wird, ſind Epiſoden hier Wohlthat, z. B. der Engländer in den Schauſpielern. — Das Contraſtirende, Neue, Kühne iſt jenes, was auf alle Partheien der Zuſeher äußerſt wirkt. In dieſen drei Worten liegt eine Goldgrube für dieſes Theater.

Ein Kunſtwerk verlangt Sittlichkeit. Ich will damit nicht einzelne Theile meinen. Ich verſtehe darunter nicht, daß Moralität der Maßſtab der Kunſt ſey. Aber das Ganze ſoll unſere ſittlichen Gefühle nicht verletzen, vielmehr anregen. Beſonders für unſere Bühne iſt dieſe Regel wichtig; die Zuſeher tragen ein äußerſt reges moraliſches Gefühl in der Bruſt. Wir ſehen es am lärmenden Beyfalle, wenn ein verſtändiger, kühner Böſewicht ſtürzt. Der Luſtſpieldichter vermeide daher nicht allein die unſittliche Tendenz, ſondern auch alles, was anſtößig, zweideutig klingt, was die Würde des Menſchen verletzt, denn er verletzt damit das Ideal, das er uns verſinnlicht zu halten beſtimmt iſt. Das Lächerliche beruht nur auf dem Gefühle unſerer Ueberlegenheit; wie wir zur Reflexion genöthigt werden, hört es auf.

Je unmittelbarer der Eindruck iſt, um deſto lebendiger wird das Gefallen. Für unſere Bühne iſt dieſe Wahrheit um ſo wichtiger, als die Culturgrade der Partheien ſo ſehr verſchieden ſind. Auf unmittelbaren Eindruck muß es daher der Dichter ſo viel möglich anlegen. Er wird ihn erreichen:

1. Wenn die Motive nicht Reflexion, ſondern Handlung ſind. Handlung iſt alles, was eine Wirkung in unſerer Seele hervorbringt. Es wäre ſohin auch Reflexion Handlung. Aber der größte Theil der Zuſeher hat hiefür noch keinen Sinn, mithin muß die Handlung ſichtbar erſcheinen.

2. Wenn der Character des Einzelnen wie des Ganzen ſich in ſichtbarer Handlung darſtellt. Tell. Die Einführung des Parricida iſt ein wahrhaft meiſterlicher Zug.

3. Wenn er die Momente der Handlung möglichſt in leidenſchaftlichen Lagen herbeyführt.

4. Wenn ſich die Leidenſchaftlichkeit dieſer Lagen im Contraſte ſteigert.

5. Wenn dieſe Lagen durch Nebenkünſte, z. B. Muſik, Tanz, Mahlerey ꝛc., oder durch gymnaſtiſche Fertigkeiten, als Reiten, Fechten ꝛc. glücklich unterſtützet werden. Gymnaſtiſche Fertigkeiten vermögen zwar kein eigentliches Kunſtgefallen hervorzubringen, indeß nützen ſie von der Seite, daß es wohl thut, Artigkeiten zu ſehen, die den Menſchen adeln; doch laſſen ſie ſich auch dadurch zu Erregung des Kunſtgefallens benützen, daß man ihnen den Character des Plaſtiſchen gibt.

Wenn daher auf dem Theater geritten werden ſoll, ſo ſollten nur ganz vorzügliche Reiter erſcheinen, weil das Gegentheil an das Erbärmliche mahnt, mithin die Möglichkeit des Gefallens aufhebt.

Aus eben dieſem Grunde wäre es rathſam, Gefechte, wo ſie ſich nicht vermeiden laſſen, lieber in Gruppen, in den wichtigſten Momenten des Gefechtes aufgefaßt, umzuwandeln. Sie ſprechen den äſthetiſchen Sinn ſehr an, wo dagegen Gefechte faſt immer kleinlich und erbärmlich ausfallen.

Dieß ſind im Weſentlichen meine Anſichten von dem Geiſte des Theaters an der Wien, und der Dichtungen für ſelbes.

Allgemeine Novelliſtik.

Ich habe zwar in der vorigen Lieferung der »Neuigkeiten aus Ungarn« (Nr. 8, des Geſr. Bl.) von Hrn v. Kisfaludy's neuem Drama: Simon Kemény

Erwähnung gemacht; allein dieſes vielleicht beſte Stück des Dichters (welches bey Trattner, in Peſth, bereits unter der Preſſe iſt) ſcheinet mir ſo wichtig, daß ich glaube, den Leſern nicht unangenehm zu ſeyn, wenn ich ihnen hier die Expoſition dieſes Drama's mittheile.

Simon Kemény, Unterbefehlshaber in Hunyady's Heer, das gegen die Türken ſtreitet, iſt ſo eben mit ſeinem Vater in einem Geſpräche begriffen, worin ſie die bedrängte Lage Ungarns, und das ſtolzeſte Vertrauen zu ihrem Feldherrn ausdrücken, als Kereſty, der Kundſchafter des Woiwoden, aus des Feindes Lager zurückkehrt, und ihnen berichtet, daß Mezet Beg, der Führer des türkiſchen Heeres, den Tapferſten und Gewandteſten der Seinigen, Hunyady's Geſtalt, Rüſtung und Streitroß beſchrieb, und ihnen die Weiſung gab: im Gewühle der Schlacht auf ihn einzudringen, und ſich ſeiner zu bemächtigen, indem mit Hunyady's Gefangennehmung der Sieg entſchieden, und Ungarn überwältigt wäre. Kemény, wohlbewußt, daß Hunyady allein die Seele des Heeres iſt, wird von dieſer Nachricht ſehr ergriffen, und die drohende große Gefahr verſetzt ihn in tiefes Nachdenken. Da erwacht ein großer Gedanke in ſeiner Seele, und er bittet Kereſty, dem Feldherrn von dem Anſchlage des Mezet Beg nichts mitzutheilen. Kereſty willigt in die Bitte ſeines Freundes, obwohl er den Grund nicht begreift, und Kemény ſieht begeiſtert Ungarn triumphiren. Er entdeckt ſeinem Vater, daß er die Aehnlichkeit ſeiner Geſtalt mit Hunyady benützen wolle, um ſeine Feinde zu trügen, und für Hunyady und das Vaterland zu bluten. Des alten Vaters Herz wird zwar ſchmerzhaft getroffen, doch freut er ſich des Heldenſinnes ſeines edlen Sohnes, und iſt wehmüthig, daß ihn das Alter hindere, an ſo rühmlichen Thaten Theil nehmen zu können. Ida, Simons Gattin, erſcheint mit ihrem Sohne Ludwig. Simon eröffnet ihr, daß eine neue Schlacht ihn von ihrer Seite reißen werde, er erinnert ſie an das wechſelnde Glück der Schlachten, er zeigt ihr eine grauenvolle Möglichkeit. Sie iſt zwar tief bewegt, doch ehrt ſie ihres Gatten hohe Pflichten, und blickt vertrauungsvoll auf das bisherige Glück, welches auch jetzt ſie nicht verlaſſen werde. Da erſcheint Hunyady, kündigt eine Schlacht auf morgen, und baldigen Kriegsrath an. Er ſieht bewundernd die hohe Faſſung Ida's. Simon erſtattet ihm nun den Bericht Kereſty's, verſchweigt jedoch den Anſchlag des Baſcha; bittet ihn darauf um ein Zweigeſpräch, und in dieſem erſucht er ihn: in der nächſten Schlacht ſeine Rüſtung und ſein Streitroß gebrauchen zu dürfen; bittet ihn ferner, ſich Ida's und Ludwigs väterlich anzunehmen, wenn er etwa fallen ſollte, und ſieht freudig, daß jetzt die große Stunde nahe ſey, wo er Hunyady, welcher ihn einſt mit Lebensgefahr dem Tode entriß, die laſtende Schuld abtragen könne. Der argloſe Feldherr gewährt ihm leicht die kleine Bitte, mahnet ihn, nicht ſo düſtere Bilder hervorzurufen, und verläßt ihn. Kemény weiht ſich nun in einem herrlichen Monologe dem Tode, er ſieht mit froher Begeiſterung durch ſeine That den hohen Freund und ſein Vaterland gerettet, und der erſte Act iſt zu Ende. — Im zweiten ſehen wir Simon ſchon ganz in Hunyady's Rüſtung. Er bittet Kereſty, nach vollbrachter That dem Hunyady die Urſache ſeiner Verkappung zu melden, und ihm den letzten Gruß des geſchiedenen Freundes zu bringen. Kereſty aber, gewohnt von Jugend auf an Simons Seite zu kämpfen, will ſich von ihm auch dießmal nicht trennen, ſondern vereint mit ihm dem Tode ſich opfern. Der alte Kemény ſieht mit thränenſchweren Blicken auf ſeinen Sohn, drückt ihm mit bebenden Händen den Helm auf's Haupt; doch ſein Heldenherz erlaubt ihm keine Klagen, wenn auch der Schmerz ſein Inneres zerfleiſcht, und Simon geht Gattin und Sohn zum letztenmale zu umarmen. Ida wurde von den quälendſten Beängſtigungen und Ahnungen des Schlafes beraubt. Ihre Vermuthung, daß Simon freiwillig den Tod ſich gewählt, ſchafft ſich immer mehr zur traurigen Gewißheit um. Da fällt ein Blick auf Ludwig, der ſelig träumend in einem Armſtuhl ſchläft, und ſie ſingt ein erhabenes Lied an die Hoffnung. **Simon**, in **Hunyady's** Auſtrag, erſcheint. Es bleibt ihr nun kein Zweifel übrig, ſie bittet ihn, **ſie** durch ſeinen Tod nicht zu morden; **Kemény** verweiſt ſie auf ein höheres Leben. Da tönet die Trompete. **Ludwig** erwacht. **Ida** legt ihn an des Vaters Bruſt. Der Unſchuld Stimme ſoll ihn erweichen. **Kemény** iſt unendlich bewegt, doch **Ludwig** fordert ihn kindlich auf, die böſen Menſchen (die Feinde) zu vertreiben, **das** erhebt ihn wieder. Er fordert von **Ida**, daß ſie ihres Lebens ſchone, ein heiliges Gelübde ab. — Zum zweitenmale ſchallt die Trompete. — **Ida**, nach unſäglichem Kampfe, will für **Ludwig** leben. **Kemény** erinnert ſich noch einmal aller Erdenfreuden; er danket **Ida'n** für ihre Liebe, für die ſchönen Tage, die ſie ihm geſchaffen; drückt **Ludwig** noch einmal an ſeine Bruſt, da tönt die Trompete, und er ſtürzt hinaus. — Der alte **Kemény**, ſelbſt von Schmerz zerriſſen, will **Ida** tröſten, und führt ſie mit **Ludwig** ins Freie. Hier ſieht man Bauern, welche die nicht ferne Schlacht betrachten. Die Sonne geht eben auf. **Ida**, der alte **Kemény** und **Ludwig** erſcheinen. Die Bauern beſchreiben die Schlacht, wie **Kemény's** Buſch vorausweht; wie ſich Alles auf ihn ſtürzt, wie er immer mehr umſchloſſen wird; jetzt ſieht man ihn nimmer, ſchon triumphiren die **Türken**: Da ſtürzt **Hunyady** hervor, und die ungeheuerſte Verwirrung ergreift die Ueberraſchten. **Hunyady** ſchlägt ſie. — Die **Szekler** nahen, und tragen den todten **Kemény** auf ihren Schilden. **Hunyady** und andere Feldherrn folgen dem Trauerzuge. Die größte Bewegung herrſcht überall. **Ludwig**, der den Vater mit einem Kranze empfangen wollte, bringt dieſen: **Ida** gibt ihn dem Sieger **Hunyady**; doch der verweigert ihn, indem er blos **Kemény** dem edlen Helden gebührt. **Ida** legt ihn auf des Todten Bruſt. Ein Triumphmarſch ertönt. **Hunyady** erwähnt mit Begeiſterung der hohen That **Kemény's**, und der Vorhang fällt.

Dieſes Alles hat der geniale Dichter mit einem ſeltenen Kunſtaufwande in die Scene geſetzt. Die vielen, höchſt anziehenden, ungezwungen zuſammengefügten, echt theatraliſchen Situationen, können den beabſichtigten, wohlberechneten Effect nicht verfehlen. Die Characterzeichnung iſt durchgehends meiſterlich bewerkſtelliget, und ſtreng gehalten. Aber Alles übertrifft die reine, wohlausgebildete edle Sprache. Sie iſt voll ungemeiner Schönheiten, und der Dichter verdient gewiß **darin** die höchſte Bewunderung. Von der größten tragiſchen Wirkung iſt die Abſchiedsſcene zwiſchen **Simon** und **Ida**; der Monolog im erſten Acte iſt ein Meiſterſtück der Diction, und die Scene mit den Bauern, die die Schlacht von ferne beſehen, iſt von unfehlbarer Senſation. — Dem Dichter lohnte bey der Aufführung im Peſther Theater ſtürmiſcher Beyfall.

—

Se. Excellenz, der Herr Graf **Ferdinand** von **Palffy**, Eigenthümer des k. k. priv. Theaters an der Wien, haben aus eigenem Antriebe und zum öffentlichen Beweiſe ihrer Zufriedenheit den Herren **Neefe**, Decorateur, **Roller**, Maſchiniſten, und **Lucca Piazza**, Coſtumier, eine Einnahme zu ihrem Beſten gütigſt bewilliget. Zu dieſem Zwecke wird Montags den 21. Aug. die dritte Vorſtellung des neuen Zauberſpiels, **die Zauberharfe**, Muſik von Hrn. **Schubert**, Statt haben. Die neuen Decorationen und Maſchinen, wie das neue Coſtum ſind von den Herren Beneficianten, deren mehrjähriger Fleiß und anerkannte Leiſtungen in ihren Fächern allerdings eine Aufmunterung von Seite des kunſtliebenden Publicums erwarten laſſen.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der J. **Cath. Graffer**ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe), wöchentlich 3 Stücke. Preis: vierteli. [illegible] fl. W.W., durch die k. k. Poſt [illegible] fl. W.W. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (**Franz Graffer**) ebendahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Joh. Bapt. Wallishausser.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

100.

(Wien, Dinstag, den 22. Auguſt.)

Von der Stenographie.

(Mit einer lithographirten Tafel *).

Von W. J. Elliſen von Ridlef.

Die Geſchwindſchreibekunſt, Tachygraphie, und allgemeiner noch, aber nur in ſo ferne mit Recht, als die dazu angewendeten Zeichen weniger Raum, als die gewöhnliche Schrift erfordern, Stenographie (Engſchreibekunſt) genannt, hat zum Zwecke, mündliche Vorträge mit einer dem Fluſſe der Rede gleichkommenden Schnelligkeit zu Papier zu bringen.

Bey der dermaligen Staats- und Gerichtsverfaſſung mancher Länder Europa's ſind öffentliche, nicht ſelten aus dem Stegreife gehaltene Reden, oft von der größten Wichtigkeit für Geſchichte und Staatenkunde, an der Tagesordnung. Die Stenographie iſt daher für dieſe Länder ein wahres Bedürfniß der Zeit, wie ſie denn auch in England, in Frankreich u. ſ. w. fleißig geübt wird.

In dieſer Hinſicht benöthigt ihrer der Oeſterreicher zwar nicht, aber ſie hat im Allgemeinen ſo viel Anziehendes, und iſt, wie in der Folge ausführlicher gezeigt werden ſoll, von ſo vielſeitiger Nützlichkeit für alle Stände, die Schreiben bedingen, daß es den Leſern des Converſationblattes nicht unangenehm ſeyn wird, einige nähere Kunde von ihr zu erhalten.

Polidorus Vergilius hält in ſeinem Buche de rerum inventoribus, Tyro, den bekannten Freigelaſſenen Cicero's, für den Erfinder der Stenographie, die ſein erſter deutſcher Ueberſetzer ſehr auferbaulich in einer Randgloſſe Spitzbubenſchrift zu nennen beliebt. Aber Vergilius irrt, denn ohne Zweifel haben die Römer dieſe Kunſt von den Griechen erlernt, wenigſtens erzählt Diogenes Laertius, ſchon Xenophon habe ſich zur Aufzeichnung der Socratiſchen Geſpräche einer ſehr abgekürzten Schriftart bedienet. So viel iſt indeß gewiß, daß Tyro ein ausgezeichneter Stenograph und mächtig war, daß die Kunſt ſelbſt in jener Epoche nach ihm ars tyroniana genannt wurde.

Am meiſten war die Stenographie in den ſpäteren Zeiten des römiſchen Kaiſerreiches in Uebung, wie es ſich aus mehreren Stellen im Plutarch,

---

*) Wird mit dem Schluß, zu dem ſie gehört, ausgegeben.

im **Martial** u. ſ. w. beweiſen läßt. Die Kaiſer, höhere Magiſtrate, ja ſelbſt Gelehrte hatten ihre eigenen Stenographen. Unter Andern hat **Auſonius** die Geſchicklichkeit des ſeinigen in einem beſonders gelungenen Sinngedichte, das die Ueberſchrift führt: »ad notarium velocissime excipientem« verewigt.

Nach dem Verfalle des altrömiſchen Reiches, der den der Literatur überhaupt nach ſich zog, erloſch auch die eigentliche Stenographie; ich ſage die eigentliche, weil man die ſehr gehäuften Abkürzungen in den mönchiſchen Manuſcripten des Mittelalters, und ſelbſt in den erſten Druckwerken immerhin für eine Aftergattung der Stenographie anzuſehen berechtiget iſt.

Der Ruhm, die Wiedergeburt einer beſſern Stenographie bewirket zu haben, gebühret den Engländern. Engliſche Stenographen ließen ſeit dem Ende des 16. Jahrhunderts über ihre Kunſt Syſteme auf Syſteme folgen, ohne daß Eines davon durch allgemeine Anwendbarkeit das Verdienſt der Stätigkeit erworben hätte, bis im Jahre 1786 **Samuel Taylor**, Profeſſor der Stenographie zu **Oxford**, nach mehrjähriger Prüfung ſein Syſtem herausgab, das bald alle Stimmen für ſich vereinigte, und nun nicht nur in **England**, ſondern von **Berlin** im J. 1794 auf die franzöſiſche Sprache angewendet, auch in **Frankreich** ausſchließig in der Uebung iſt.

Die Deutſchen ſind erſt im letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts mit der Stenographie bekannt worden. **Moſengeil**, **Horſtig**, **Danzer**, **Heim** und **Berthold** ſind meines Wiſſens die einzigen deutſchen Schriftſteller, die Abhandlungen über die Stenographie herausgegeben haben.

Zwei davon, **Danzer** und **Berthold**,*) haben das **Taylor**'ſche Syſtem adoptirt.

Danzers Schrift erſchien in **Oeſterreich**. Der vollſtändige Titel derſelben iſt: Das allgemeine Syſtem der Stenographie des Herrn **Samuel Taylor**, Profeſſors zu **Oxford** ꝛc. Aus der engliſchen und franzöſiſchen angewendet auf die deutſche Sprache. Nebſt einem Auszuge aus der Bearbeitung für die franzöſiſche Sprache des Herrn Th. P. **Bertin**, und einem ähnlichen aus dem Originalwerke des Herrn S. **Taylor** für die engliſche Sprache. Von J. C. **Danzer**, k. k. Hauptmann des General-Quartiermeiſter-Stabes. Mit 15 Kupfertafeln. Wien 1801. 8. **).

Allerdings hätte durch dieſes in ſeiner Art ausgezeichnete Buch die neue Stenographie in **Oeſterreich** verbreitet werden können; man legte aber damahls wenig Gewicht auf die Sache, und kaum dürfte, einen Stand ausgenommen, irgend Jemand daran Antheil genommen haben. Der eine Stand, von dem ich eben ſprach, iſt der, dem **Danzer** ſelbſt angehörte.

Franz Graf v. **Kinsky**, ein Mann, deſſen Erinnerung Jeden, der ſein Wirken kannte, das **Virgiliſche** semper honos, nomenque tuum, laudesque manebunt ins Gedächtniß rufen muß, ließ die Stenographie den Zöglingen der Militair-Academie zu **Wiener Neuſtadt**, dem vortrefflichſten Inſtitute ſeiner Art in Europa, deſſen Vorſteher er war, durch mehrere Jahre nach **Danzers** Anleitung lehren. Bekanntlich werden die

---

*) S. Converſationblatt, 1. Band 1820 Nr. 2.

**) Exemplare dieſes Buches ſind hier in der Beck'ſchen Buchhandlung vorräthig.

Zöglinge dieſer Academie nach Vollendung ihrer Studien als Officiere in die k. k. Armee eingetheilt. Auf dieſe Art beſitzt beynahe jedes öſterreichiſche Regiment einige Officiere, die der Stenographie vollkommen kundig ſind; und wenn auch ſchon ſeit längerer Zeit Vorleſungen über unſere Kunſt in der genannten Erziehungs-Anſtalt nicht mehr Statt finden, ſo iſt bey dem nicht genug zu preiſenden Geiſte, der den größten Theil der öſterreichiſchen Officiere beſeelet, ſich durch wechſelſeitige Mittheilung ihrer Kenntniſſe den möglichſten Grad der Brauchbarkeit für ihren Stand zu erwerben, die Verbreitung der Stenographie unter dem öſterreichiſchen Militär dennoch für immer geſichert.

Ich höre zwar, daß auch durch einige Zeit an der Wiener-Real-Academie die Stenographie tradirt worden ſey, und daß es ſich darauf beziehe, wenn Herr Blahetka in dem jüngſt herausgekommenen Verzeichniſſe der in Wien lebenden Schriftſteller, als Profeſſor der Stenographie aufgeführt iſt.

Indeß muß ich aufrichtig geſtehen, daß meine Nachforſchungen um eine Spur von der Kenntniß ſtenographiſcher Schrift bey den Gebildeten Wiens erfolglos geblieben wären, wenn ich nicht vor Kurzem aus den kunſtgewandten Händen zartſinniger hieſiger Schönen geſtickte Ueberzüge zu Brieftaſchen, Uhrpölſterchen u. dgl. hervorgehen geſehen hätte, die zu meiner nicht geringen Ueberraſchung mit Denkſprüchen in ſtenographiſchen Characteren ausgeſtattet waren.

Und doch verdiente dieſe Kunſt ſo allgemein bekannt zu ſeyn. Sie gewährt Nutzen und Unterhaltung, mehr als man glauben dürfte. Nur Einiges zum Beweiſe.

Wie Viele, die ſchreiben müſſen, haben die üble Gewohnheit, ihre Arbeiten für's Erſte ſo zu ſagen im Groben aufzutragen, und dann erſt zu feilen und rein zu ſchreiben. Welche Zeit geht durch dieſe doppelte Schreiberei verloren! Wer ſich alſo dieſes Unforms nicht mehr entwöhnen kann, und das wird wohl, wie bey allen Gewohnheitsfehlern, Keinem leicht fallen, der lerne ſtenographiſch ſchreiben. Er wird dadurch bey ſeiner erſten Aufſchreibung mindeſtens fünf Sechstheile der ſonſt dazu angewandten Zeit, und eben ſo viel des ſonſt dazu verſchwendeten Papieres erſparen, denn wie 1 zu 6, ſo ungefähr verhält ſich bey Geübten Zeit und Raum der ſtenographiſchen, zu Zeit und Raum der gewöhnlichen Schrift.

Auf den Nutzen für einzelne Stände überzugehen, ſey zuerſt der Jugend, vorzüglich der ſtudirenden, erwähnt. Das Leſen der ſtenographiſchen Schrift, bey weitem ſchwerer als das Schreiben, iſt gerade aus dieſer Urſache, wie es ſich ſpäter zeigen wird, eine wahre Schule des Scharfſinnes. In dieſer Beziehung hat ein franzöſiſcher Gelehrter ſehr glücklich die Stenographie »die Algebra der Schrift«, ſo wie die wirkliche Algebra »die mathematiſche Stenographie« genannt. Was Lichtenberg, wenn ich nicht irre, behauptete, Werke über wiſſenſchaftliche Gegenſtände müſſe man in ausländiſchen Sprachen leſen, weil ſie ſich durch die dazu erforderliche größere Aufmerkſamkeit feſter dem Gedächtniſſe einprägten, paßt ganz vortrefflich auf die Stenographie. Das ſogenannte Nachſchreiben bey den Vorleſungen auf höhern Schulen, wenn es denn doch einmal ſeyn muß, ſollte daher in der angedeuteten Hinſicht und wohl auch darum nur ſtenographiſch geſchehen, weil ſich bloß auf dieſem Wege eine zweckmäßige Vollſtändigkeit der nachgeſchriebenen Hefte erzielen läßt.

Dem Gelehrten, der mit der Feder in der Hand die Werke, die ſeinen Geiſt bilden ſollen, zu leſen, und durch Auszüge dem Gedächtniſſe zu Hülfe zu kommen pflegt; dem höhern Staatsdiener, der bey Rathsverſammlungen dem minderen, der in ſo manchen amtlichen Verhältniſſen ſchon oft das Bedürfniß gefühlet hat, die ſchreibende Hand zu beflügeln; dem Advocaten u. ſ. w. braucht es allen dieſen erſt bewieſen zu werden, wie viel ſie durch die Stenographie gewönnen? *)

Der Dichter beherzige vorzüglich, was Danzer ſo wahr ſagt: »Selbſt dem denkenden Geiſte wird durch die Stenographie ſeine Bahn geebnet, denn (wer hat es nicht erfahren?) oft fährt die glücklichſte Idee ſchnell wie ein Lichtſtrahl durch das Gehirn, und verſchwindet wie ein erloſchener Funke, noch ehe die Feder auf dem weitumſchweifenden Wege der gewöhnlichen Buchſtabenſchrift ihrer habhaft werden konnte.«

Daß dem Schöngeiſte überhaupt unſere Kunſt ſehr erwünſcht ſeyn müſſe, läßt ſich in einer Stadt wie Wien, wo die Kanzeln aller chriſtlichen Confeſſionen vortreffliche Redner aufzuweiſen haben, wo die Meiſterwerke deutſcher dramatiſcher Kunſt, meiſtens lange bevor ſie durch Fauſts Nachfolger dem Leſer zugänglich werden, auf der Bühne ins Leben treten, gar leicht begreifen. Hier iſt auch der Ort, des dramatiſchen Kunſtrichters zu gedenken. Die Stenographie gibt ihm die Mittel an die Hand, ſich Stellen, die er als Belege ſeiner Behauptungen über noch ungedruckte Erzeugniſſe Melpomenens und Thaliens brauchet, auf eine ehrliche Art zu verſchaffen, das heißt, ohne daß er nöthig habe, zu der berüchtigten Speculation ſeine Zuflucht zu nehmen, ſolche Stellen für ein paar Groſchen vom Souffleur wegſtipitzen zu laſſen **).

Welch einen angenehmen Zeitvertreib endlich kann nicht die Stenographie dem ſchönen Geſchlechte gewähren? Die Pariſer Damen wiſſen das recht wohl. Es iſt ſchon ſeit lange Mode bey ihnen, mit einander ſtenographiſch zu correſpondiren. Einer anderen Art des Gebrauches, den die Schönen von dieſer Kunſt machen können, iſt bereits oben erwähnt worden. Mögen ſie übrigens immerhin Stenographie blos als Spielerei betreiben, wie empfehlungswürdiger, wie unſchädlicher erſcheinet dieſe Spielerei im Vergleiche mit ſo mancher anderen! (Schluß folgt.)

* * *

Bildende Künſtler aus Tirol.

Seit Rohrers Büchlein: »über die Tiroler,« welches über dieſe Terra incognita, das Eis gebrochen hat, wurde die verwundernde Bemerkung ſehr oft wiederholt, daß keine Provinz, kein Reich des großen öſterreichiſchen Staaten-Vereins, einen ſolchen Reichthum an bildenden Künſtlern aufzuweiſen habe, zumal im Verhaltniß mit ſeiner Bevölkerung von ſechsmalhunderttauſend Seelen, als das kleine und arme Tirol. — Zur anziehenden und erfreulichen Urkunde deſſen, liefert das Converſation-Blatt hier ein Verzeichniß der vorzüglichſten bildenden Künſtler, mit wenigen Ausnahmen, alle, blos aus den zwei leztverfloſſenen Jahrhunderten. — Dieſem trockenen Verzeichniſſe durften von Zeit zu Zeit einzelne umſtändlichere Biographien zu nicht geringerm Gewinn der Künſtler und der Kunſtfreunde nachfolgen. — Diejenigen, bey welchen in dieſer Aufzählung das Fach, in welchem ſie glänzten, nicht insbeſondere angegeben iſt, ſind insgeſammt Mahler geweſen.

---

*) Was hier von dem Staatsdiener geſagt wird, gilt blos von eigenen Relaten zu amtlichem Behufe. Aus eben den gewichtigen Gründen, aus welchen in manchen deutſchen Staaten in amtlichen Schriften jede auch ſonſt gewöhnliche Abkürzung verbothen iſt, kann in ſolchen, auch wenn ſie allgemein bekannt wäre, niemals Gebrauch von der Stenographie gemacht werden.

**) Siehe Converſationsblatt 1820, Nr. 34, S. 510.

Adams, Philipp von Neumark, faſt lebenslang in Rom und Neapel.

Albaneder oder Albani von Schwatz, Mahler und Puſſirer, vorzüglich in Porträten aus Porzelainerde.

Alberti, Joſeph v., aus Fleims, Lehrer von Troger, Grasmayr und Unterberger.

Altmutter, Franz, von Innsbruck.

Altmutter, Placidus, ſein Sohn.

Anich, Peter, von Oberperfuß, der große Mathematiker und Feldmeſſer; von ihm und Blaſius Huber die herrliche Carte von Tirol und Vorarlberg.

Auer, Jacob, von Innsbruck, Bildhauer.

Auer, Niklaus, von Meran.

Ambreſi, Niklaus, von Villa, Bildhauer.

Ainhauſer, Paul, von Hall, Schüler von Schor.

Aſam, Damian, der Aeltere.

Aſſom, aus Gröden, Profeſſor der Baukunſt zu Prag.

Abel, Bernard und Arnold, von Cöln, des durch Collin vollendeten herrlichen Mauſoläums zu Innsbruck.

Auerhammerin, Maria, verehlichte Weißkopf, zu Innsbruck, Miniaturmahlerin.

Baroni, Kaſpar Anton, von Sacco.

Baumgartner, Johann Wolfgang, von Innsbruck.

Benedetti, Chriſtoph, von Mori.

Benedetti, Theodor, Bildhauer.

Berger, Johann, von Stilfes.

Beſanzozi, von Mori.

Büchler, Johann Peter, von Botzen, Mahler und Kupferſtecher in der Schabekunſt, Schüler von Schmutzer und Jacob.

Birchſtaller, Jacob, von Stilfes, Bildhauer.

Brandis, Franz Wilhelm Graf v., Landſchaftmahler.

Brigl, von Lana, »der Bauern-Brigl« genannt.

Brunner, Elias, aus Puſterthal.

Buchler, Johann, von Moos. In Rom il gladiatore genannt, Bildhauer.

Bonora, Dominik, von Cavaleſe.

Büchler, Anton, Steinſchneider.

Buffa, Anton Freiherr von, aus Borgo, Landſchafts- und Schlachtenmahler.

Betta, Joſeph, von Cavaleſe.

Bachnitzer, Frater Bernard, Ciſtercienſer zu Stams, berühmter Kunſtſchloſſer.

Braun, Johann, aus dem Aetzthale, Bildhauer.

Borghese, Franz, aus dem Mensberg, berühmter Mechaniker.

Behem, Bernard, Vater und Sohn, die größten deutſchen Münzmeiſter unter Max I.

Bichler, Johann Baptiſt, berühmter Steinſchneider.

Bolla, Marx della, Baumeiſter.

Burglehner, Mathias, Tirols Kanzler und Geſchichtſchreiber zugleich, Zeichner und Geometer.

Creſta, Anton, von Ala.

Capello, Bartime Ignatz, von Borgo.

Collin, Alexander, der Altmeiſter

des Innsbrucker Mauſoleums Max I., Erzherzogs Ferdinand und der Philippine Welſer.

Collin, Abraham, ſein Sohn, Bildhauer.

Comini, Michael, Mahler und Theolog.

Corigati (v. Dorigoti) von Trient.

Cuffetti, von Botzen.

Carani, Hadrian, aus Fleims, Kupferſtecher.

Caſſi, Maria, Blumenmahlerin.

Chinſole, Adam v., von Chinſole, auch Schriftſteller über die Mahlerei.

Call, Leonhard v., Muſiker.

De Carles, von Villa, zu Rom.

Chriſtian, Alexander, von Innsbruck, Baumeiſter.

Crace, Della, Johann Nepomuk, zu Preſano.

Cavalieri, Johann Baptiſt, von Trient, Kupferſtecher, Schüler des Aeneas Vicus.

Carolus (Carlo), Jeſuit, Baumeiſter.

Corradini, von Trient, Bildhauer.

Deutſchmann, Johann, von Imſt, Bildhauer.

Donner, Sebaſtian, von Innsbruck.

Donner, Peter, von Schwatz, Mahler.

Degler, Georg, von Innsbruck.

Deniſle, Johann Peter, von Fulpmeß in Stubay.

Del Ducca, Ludwig, von ihm ein Theil der Erzſtatuen an Max I. Mauſoleum.

Degler, Franz, von Clauſen.

Dorigati, Niklaus, von Trient.

Dörflinger, Balthaſar und Joſeph, Architecten.

Einhauſer, Paul, von Hall.

Ederinn, Maria, von Innsbruck, Miniaturmahlerin.

Eichhamer, Paul, von Sillian, Glockengießer, von ihm die große Glocke bey St. Stephan zu Wien.

Elſaſſer, Sigmund, von Innsbruck.

Eder, Martin, von Mays.

Faber, Johann, von Schwatz, Bildhauer.

Feger, Stephan, von Imſt, Bildhauer.

Feiſtenberger, Anton, — Joſeph, — Ignatz, — Andreas und Simon von Kitzbühel.

Felicetti, Johann, aus Fleims.

Fey, Johann, von Botzen.

Fink der Aeltere.

Fink der Jüngere, beyde von Innsbruck. (Hexentänze, Thierſtücke, Schlachten.)

Fixler, Franz, von Innsbruck.

Franceſco, Johann de, aus Fleims.

Fritſch, Heinrich, von Meran.

Funk, Anton, von Innsbruck, (Früchte- und Blumen-Mahler).

Furianell, Anton, aus Fleims.

Fontana, Baptiſt, von Ala, Kupferſtecher.

Firmian, Graf Lactanz, Mahler.

Firmian, Graf Carl, Miniſter in Mayland, vorzüglicher Kenner und großmüthiger Förderer der Kunſt und der Künſtler.

Frank, Lorenz, von Burgeis, Bildhauer.

Fuetſcher, Michael, von Ladis.

Falconetto, Johann Anton, von Roveredo.

Fuchs, Martin, von Innsbruck.

Gaſſer, Franz, der Aeltere.

Gaſſer, Mathias, der Jüngere, beyde von Brunecken.

Geyer, Johann, von Innsbruck.

Gfall, Johann, von Kauns, Architectur- und Theatermahler.

Glandſchnigg, Ulrich, von Hall.

Glandſchnigg, Joſeph Anton.

Graß, J. L., von Hall, Münzgraveur.

Graß, Kaſpar, Bildhauer und Erzverſchneider.

Grasmayer, Johann Georg, von Brixen.

(Fortſetzung folgt.)

* * *

Allgemeine Novelliſtik.

D. Vicente Pazos Werk: Anſichten von Süd-America, gehört unter die wichtigſten der neuern Zeit, wenn es ſich um wahre Bereicherung der Länder- und Völkerkunde handelt. Was der Verf. von der Goldwäſcherei ꝛc. in dem berühmten Fluß Tipuani erzählt, wollen wir unſern Leſern im Auszug mittheilen: Die Ufer des Tipuani ſind ſehr reich an Gold, welches überdieß von ſo wunderbarer Reinheit iſt, daß es 23 1/2 karatig, alſo 1 1/2 Karat feiner, als der Gehalt des Probegoldes (Standard) der vereinigten Staaten iſt. Gewöhnlich findet man das Gold in kleinen Stücken von der Größe eines Gerſtenkornes, zuweilen aber auch in großen Maſſen. Die Bergleute graben nahe am Rande des Fluſſes einen weiten Schacht, bis ſie auf eine Lage von Schiefer, Penna genannt, ſtoßen: das Waſſer wird dann durch Indianer, welche einer über den andern ſtehen, mittelſt Eimer aus der Grube geſchafft; dieſe im höchſten Grade langweilige und koſtſpielige Arbeit nimmt oft zwei bis drei Monate in der trockenſten Jahreszeit weg. Jeder dabey beſchäftigte Indianer erhält täglich den Werth von ſechs Schilling Sterling, und oft arbeiten deren in einer Mine 300. Nachdem die Grube vom Waſſer befreit worden iſt, werden Gänge in verſchiedenen Richtungen nach dem Laufe der Metalladern gegraben; hier findet man das Gold, vermiſcht mit einem harten, blauen Thon. Dieſes Gemiſch wird in einen aus Schiefer beſtehenden Canal gelegt, deſſen Boden etwas ſchräge läuft: in dieſem wird alsdann Waſſer geleitet, welcher den Thon und die erdigen Theilchen fortſchwemmt, und die ſchwereren Goldtheile zurückläßt, dieſe werden dann in Säcken nach La Paz geſchafft, und dort in Platten oder Barren, von vier Pfund ſchwer und tauſend Piaſter an Werth, gegoſſen. Die leichten Goldkörner ſchwimmen mit dem Waſſer weg, und werden nachher von armen Leuten, welche ſich dabey zuweilen des Queckſilbers bedienen, aufgeſammelt. Die in den Minen beſchäftigten Arbeiter finden weniger in dem ihnen bewilligten Lohn, als in den Gelegenheiten zum Stehlen einen Erſatz für ihre Dienſte. Sie haben eine beſondere Geſchicklichkeit darin, ſich Stücke Gold, ſo wie ſie ſie ſammeln, in den Mund zu werfen, auf welche Weiſe ſie trotz der Wachſamkeit der Aufſeher, von denen immer einer über 50 Arbeiter geſetzt iſt, einen ziemlichen Theil Gold zuſammenbringen.

Sind die Flußufer ſehr hoch, ſo werden Canäle zum Abfließen des Waſſers gegraben; ſtößt man, was an der Oberfläche häufig der Fall iſt, auf Felſen, ſo ſprengt man ſie mittelſt Pulverminen, welches jedoch mit großem Koſtenaufwande verknüpft iſt.

Die Lebensmittel ſind in Tipuani ſehr theuer, da ſie 2—300 Meilen weit hergebracht werden. Ackerbau wird hier gar nicht getrieben, obgleich die Gegend eine der fruchtbarſten in der Welt iſt. Brantwein wird viel getrunken; er iſt den Bergleuten zum dringenden Bedürfniß geworden, und ſehr theuer.

Die Operation der Lavaderos oder der Goldwäſche iſt eben ſo koſtſpielig, als ſchmutzig, da ſie ganz ohne Maſchinen geſchieht. Die Koſten zur Bearbeitung einer ſolchen Mine belaufen ſich oft in einem Vierteljahre auf 14,000 Piaſter; bringt man hierbey nun noch das Gold, was die Arbeiter ſich unrechtmäßigerweiſe zueignen, in Anſchlag, ſo iſt es augenſcheinlich, daß die Minen nie mit Nutzen bearbeitet werden könnten, wenn ſie nicht eine ſehr reiche Ausbeute lieferten. Nach den officiellen Berichten des Balanzario in La Paz, wo das Gold regiſtrirt wird, beträgt der jährliche Gewinn aus dem Fluſſe 35,000 Unzen; hierin iſt nun aber das nicht mitbegriffen, was zu häuslichen Verzierungen verwandt, was von den Eigenthümern nicht angegeben, und was von den Bergleuten geſtohlen wird. In der benachbarten Provinz Carabaya, wo der Fluß von gleicher Art, und das Gold von demſelben Gehalte iſt, war nach Alcedo bisher für 33,000,000 Piaſter Gold regiſtrirt worden. Dieſes Gold wird nie unter 16 Piaſter die Unze verkauft.

Dieſe Minen wurden ſchon zu den Zeiten der Inca's bearbeitet. Man findet noch häufig in der Nähe derſelben kupferne und zinnerne Werkzeuge, welche denſelben gehört haben. Ihre Wege von den Minen aus gingen gerade über das Gebirge nach der Hauptſtadt.

Die hieſigen Bergwerkseigner ſind wie alle andere bald reich, bald arm, zuweilen ſind ſie außerordentlich reich. So öffneten vor einigen Jahren zwei Portugieſen, Namens **Suarez**, eine Mine, welche ihnen eine ungeheure Ausbeute an Gold lieferte. Sie hatten mehrere Kiſten voll von dieſem Metalle in ihren Häuſern aufgeſtapelt. Da ſie aber in der Revolution **Tupac Amarus** umkamen, zerſtreute ſich ihr ſämmtliches Hab und Gut; nach beendigten Unruhen zahlten jedoch die Indianer an jeden der nachgelaſſenen Söhne 60,000 Piaſter, welche aus dem Schiffbruche gerettet waren, zurück.

Das Gold wird von **Tipuani** in aus Thierhäuten verfertigten Säcken von Indianern nach **La Paz** getragen, und wenn gleich der Weg durch dicke Wälder führt, ſo hat man dabey doch von Räubern nichts zu befürchten. Die gewöhnliche Laſt eines Indianers beſteht in 5 Arobas oder 125 Pfund.

Die Flüſſe **Challana**, **Suches** und **Villaque**, welche aus derſelben Gebirgskette ihren Lauf nehmen, vereinigen ſich bey **Tipuani** in dem großen Fluſſe **Beni**. Auch an ihren Ufern, welche ſehr metallreich ſind, werden **Lavaderos** gehalten.

Die Stadt **Tipuani** liegt am nördlichen Ende dieſer Provinz; hier verliert der gleichnamige Fluß mit ſeinem Namen, der ſich in **Beni** verändert, ſeinen reißenden Lauf, und fließt ſtill und ruhig weiter nach Oſten; er iſt hier über eine Meile breit und tief genug, um Schiffe von bedeutender Schwere zu tragen. Die Indianer kommen nach dieſer Stadt in ihren 20 — 30 Mann haltenden Kanots, 3 — 400 Meilen weit aus der Gegend von **Moxos** und den Niederlaſſungen der Miſſionaire.

Ein Unfall, durch den Gebrauch des Vitriols, in der Werkſtatt eines Kunſtfeuerwerkes, Faubourg St. Laurent, veranlaßt, hat leider ſchlimme Folgen gehabt. Zwei Häuſer wurden durch eine Exploſion in die Luft geſprengt, und ein drittes ſtark beſchädigt. Ein Arbeiter blieb auf der Stelle todt, und fünf Menſchen wurden mehr oder weniger ſtark beſchädigt. Eine vom Schutt begrabene Frau wurde glücklicher Weiſe lebendig, aber auch ſehr beſchädigt wieder hervorgezogen. B**.

Bey den Verhandlungen der Königl. Academie der Wiſſenſchaften in **Paris** zeigte Hr. **Percy** das Gypsmodell eines Arms, woran ſich eine höchſt merkwürdige Art der Elephantiaſis entwickelt hatte, die dem [illegible]jährigen Kranken, zwei und zwanzig Tage nach der Amputation tödtlich ward; der Arm war nur achtzehn Monate zur Arbeit untauglich geweſen, und ſein Gewicht betrug 27 Kilogr. (beynahe 60 Pfund).

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der **Cath. Gräffer**'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe), wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. W.W., durch die k. k. Poſt 17 fl. W.W. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (**Franz Gräffer**) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Joh. Bapt. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

101.

(Wien, Donnerſtag, den 24. Auguſt.)

Von der Stenographie.

Von M. J. Elliſon von Nidlef.

(Schluß von Nr. 100.)

Wenn aller dieſer bedeutenden Vorzüge ungeachtet die Stenographie bey uns ſo wenig bekannt und noch weniger geübt iſt, ſo ſcheint es bloß darin zu liegen, daß Manche auf den erſten Anblick die Kunſt, vorzüglich das Leſen für viel zu ſchwierig halten, als daß ſie ſich die Mühe geben ſollten, ſich mit ihr vertraut zu machen. Das Schwere aber iſt gar nicht der Fall. Wer nur der deutſchen Sprache vollkommen mächtig iſt, wird alle Schwierigkeiten, die ſie zeigen ſollten, leicht überwinden.

Nachſtehende kurze Theorie, die, ohne bloß ein Auszug zu ſeyn, in der Hauptſache auf *Danzers* Unterricht gegründet iſt, wird das Geſagte beweiſen.

In der ſtenographiſchen Schrift wird, wie in der gewöhnlichen, jedes Wort für ſich geſchrieben, aber die Mitlauter, aus denen es beſteht, müſſen ohne alle Unterbrechung auf einander folgen. Die Selbſtlauter werden nur, wenn ſie entweder für ſich allein ein Wort ausmachen, oder wenn ſie zu Ende eines Wortes vorkommen, bezeichnet. Vor ein mit einem oder mehreren Selbſtlautern anfangendes Wort wird bloß ein Tüpfelchen geſetzt, das aber von Jenen, die im Leſen geübter ſind, meiſtens gerne weggelaſſen wird.

Sogenannte Initialen oder große Buchſtaben kennt der Stenograph nicht. Ueberhaupt darf er die Orthographie in keinem Falle beachten. Er hat nur jene Buchſtaben zu ſchreiben, die er wirklich höret; ſo ſind ck, ph, th, v für ihn nur k, f, t, f: ingleichen gelten ihm auch die doppelten Buchſtaben ff, ll, mm ꝛc. bloß für einfache, ausgenommen in zuſammengeſetzten Wörtern (z. B. Abbruch, unnatürlich), wo beide zur Andeutung der Sylben nothwendig ſind. *Mann*, *man* und *mahn'* iſt ihm ein und daſſelbe Wort — der Zuſammenhang lehrt ihn ſeine Bedeutung, und weil er, wie geſagt, die Selbſtlauter in der Mitte der Worte ausläßt, daher auch *mein* *Mohn* u. ſ. w. auf gleiche Art ſchreibt, ſo iſt leicht abzuſehen, warum oben die Stenographie eine Schule des Scharfſinnes genannt worden iſt, und worin eigentlich die größte Schwierigkeit beym Leſen beſtehet. Es gibt aber ein ſehr einfaches Mittel, dieſe Schwierigkeit, die dem Anfänger größtentheils doch nur die Neuheit und die Einfachheit der ſtenographiſchen Züge verurſachet, zu heben: man übertrage bey ſchwierig ſcheinenden Stellen die ſtenographiſchen auf einem Stückchen Papiere in gewöhnliche Schriftzeichen. Niemand, der deutſch kann, wird in großer Verlegenheit ſeyn, einen ſo geſchriebenen Satz, z. B. »wn di mnſchn plzlch tgndhft wrdn, ſo mſtn vle lſnde vrhngrn« zu entziffern.

Die erſte Abtheilung der hier beyliegenden Tafel macht die nach der Taylor'ſchen Lehrart auf die deutſche Sprache angewendeten ſtenographiſchen Zeichen erſichtlich.

In ſo ferne dieſelben durch die darunter geſetzten Zeichen der gewöhnlichen Schrift nicht vollſtändig erläutert ſind, dürften dieß folgende Bemerkungen bewirken:

a. Alle mit einer Krümmung oder einem Ringelchen verſehenen Buchſtaben (b, h, l, m, p, w, x, z, ſch, u) beginnen bey der Krümmung oder dem Ringelchen. Das Zeichen für die Endſylbe niß iſt davon ausgenommen, es ſchließt mit der Krümmung.

b. Die wagrechte Linie (f) und die Halbkreiſe, die durch einen wagrechten Durchmeſſer gebildet werden (k, n), werden von der Linken zur Rechten geführet.

c. Die ſenkrechte Linie (t), die ſchiefen geraden Linien (d, f), und die Halbkreiſe, welche durch einen ſenkrechten Durchmeſſer entſtehen (g, ch), werden von oben nach unten gezogen.

d. Das Zeichen für den Buchſtaben r unterſcheidet ſich von dem gleichen für den Buchſtaben d eben dadurch, daß es von unten hinauf geführet wird. Dieſes gilt jedoch nur bey Wörtern, die aus mehreren Mitlautern beſtehen. Macht das r für ſich allein ein ſtenographiſches Wort aus, z. B. er, Ehre, Uhr, Eyer u. a. m., ſo wird es durch ein lateiniſches r ausgedrückt.

e. Die Querſtriche, die auf unſerer Tafel bey den Selbſtlautern a, e, i, o, und bey den Endſylben heit (keit) und ung vorkommen, gehören nicht zum ſtenographiſchen Character. Sie ſind bloß beygeſetzet worden, um anzudeuten, ob derſelbe über oder unter den vorausgehenden Mitlauter anzuſehen ſey.

f. Der kleine Kreis bedeutet: u. d. gl., u. ſ. w., u. ſ. f., u. a. m., ꝛc., und alle übrigen Ausdrücke dieſer Art.

g. Das Zeichen, das durch d. i. (das iſt) erkläret wird, gilt auch für das heißt, für nämlich, für das veraltete zu ſagen, und für andere dergleichen Ausdrücke.

Die zweite Abtheilung der Tafel lehrt die Verbindung der ſtenographiſchen Buchſtaben (der Mitlauter), und die Art, wie dabey der ſchreibenden Hand noch ſo manche Erleichterung zugewendet werden kann. Dieſe Abtheilung iſt nach der Weiſe der Pythagoräiſchen Rechentafel eingerichtet, und auch ſo zu gebrauchen. Man ſuche nämlich in der oberen wagrechten Reihe den erſten, und in der ſenkrechten den damit zu verbindenden Buchſtaben. Das kleine Viereck, in welchem ſich beide Reihen kreuzen, zeigt den vereinigten Zug.

Aus dieſem Täfelchen wird man zugleich entnehmen, daß ein in unmittelbarer Folge zweimal vorkommender Buchſtabe, doch nur mit einem, aber doppelt großem Zuge gezeichnet wird. Kommt der Buchſtabe in einem Worte dreimal nach einander vor, ſo wird der Character auch dreimal größer als der einfache aufgetragen.

Die ſchon in dem Vorausgegangenen zum Theile enthaltenen Regeln unſerer Kunſt, werden durch nachſtehende vervollſtändiget:

1. Der Grundſatz, daß der Stenograph Alles ſo ſchreibt, wie es wirklich gehöret wird, macht es ihm überflüſſig, für c und q eigene Zeichen zu erfinden. Für q gebraucht er in Fremdwörtern, wo es wie k ausgeſprochen wird, k, ſonſt aber, wie es im Deutſchen lautet, kw. Das c wird nach Erforderniß entweder durch k oder durch z erſetzt.

2. Nach demſelben Grundſatze dienet das ſtenographiſche x, auch die Laute ks und chs zu bezeichnen, jedoch nur dann, wenn das ſ im Sprechen unmittelbar dem k oder ch folgt, wie z. B. in den Wörtern Klecks, wachſen u. ſ. w.

3. Aus gleicher Urſache gilt das ſtenographiſche ſch nur für den bekannten deutſchen Ziſchlaut, und darf keineswegs gebraucht werden, wenn ſch durch zwei hörbare Laute, ſ und ch, wie z. B. im Worte »Näschen« ausgeſprochen wird.

4. Das ſch reicht auch hin, die Endſylbe ſchaft zu bezeichnen. Die vielfache Zahl »ſchaften« zu unterſcheiden, wird über das ſch der ſtenographiſche Punct, der eigentlich für das e beſtimmt iſt, geſetzt. Letzteres gilt auch für heit, keit, ung.

5. Die oft wiederkehrenden Endſylben bar, haft, lich und ſam, pflegt man bloß durch b, h, l und ſ anzudeuten.

6. Für die Zeitwörter haben, werden, können, ſcheinen, und für ihre häufigſten Biegungen (hab, haſt, habt, u. ſ. w.), braucht der wahre Stenograph blos h, k, w, ſch.

7. Nicht, nichts bezeichnet der Character für t, und und jener für u. Vater wird durch f, Gott durch g, Pferd durch p. genügend verſtändlich. Statt des Wortes Exempel (Beyſpiel), beſonders in »zum Beyſpiele« (z. B.) wird nur x geſchrieben.

8. Auſſer dieſen Abkürzungen kann jeder Stenograph, in ſo weit er bloß zu eigenem Gebrauche ſchreibt, und ſeinem Gedächtniſſe trauen darf, noch mehrere anbringen, wie dann bey langen, mit mehreren Anhängſeln verſehenen Wörtern ganze Sylben aus der Mitte weggelaſſen zu werden pflegen, ſelbſt ohne der allgemeinen Verſtändlichkeit Abbruch zu thun, wovon die erſte Zeile der dritten Abtheilung der Tafel in dem Worte Gewiſſenhaftigkeit ein Beyſpiel enthält.

9. Worte, oder auch ganze Sätze, die ſich ohne einen Zwiſchenſatz wiederholen, werden blos ſo vielmahl, als ſie ſich wiederholen, unterſtrichen.

10. Auch mehrere zuſammengeſetzte Wörter, z. B. Berufspflicht, können abgetheilt, jedoch das eine ganz nahe an dem andern, geſchrieben werden.

11. Die Unterſcheidungszeichen (Interpunctionen), ſind für den Stenographen überflüßig. Mindere Zwiſchenräume ſtatt der Beyſtriche, größere ſtatt der Schlußpuncte, erfüllen denſelben Zweck. Indeß kann man, wenn

ß die Zeit erlaubt, das Fragezeichen dennoch ſetzen, und ſtatt des Schlußpunktes, um ſeine Verwechslung mit einem ſtenographiſchen Character zu verhüthen, des Doppelpunctes ſich bedienen.

12. Eigene Namen, wenn man ſie ſtenographiſch ſchreibt, werden durch ein dem letzten Buchſtaben angehängtes Querſtrichelchen von anderen Wörtern unterſchieden. Jedoch iſt ſehr zu rathen, daß man ſie lieber mit gewöhnlicher Schrift ſchreibe, welches, ohne der Schnelle Einhalt zu thun, leicht geſchehen kann, wenn man in dem Augenblicke, als der Redner den Namen ausſpricht, blos den erſten oder die erſten Buchſtaben notirt, und die nächſte Pauſe dazu benützet, die mangelnden Buchſtaben nachzutragen.

13. Auch die Ziffer drückt Danzer durch ſtenographiſche Buchſtaben aus, nämlich 1 durch t, 2 durch z, 3 durch f, 4 durch d, 5 durch l, 6 durch k, 7 durch n, 8 durch g, 9 durch ch, und die Null durch l. Seine Unterweiſung hinſichtlich ihres Gebrauches lautet nun ſo: »Um die Zahlen von Wörtern zu unterſcheiden, wird der Anfang der Ziffer, und wenn deren mehrere ſind, die erſte derſelben mit einem Querſtrichelchen bezeichnet. Alle Zahlen werden mit einander verbunden, und in einem ununterbrochenen Zuge geformt. Wenn dieſelbe Ziffer doppelt vorkommt, ſo wird auch der Character nach Maß vergrößert. Bey ſehr großen Zahlen iſt es aber ſicherer, dieſelbe zu drei und drei, wie bey der Numeration abzutheilen. Wenn mehrere Nullen am Ende einer Zahl ſtehen, ſo werden nur die erſten zwei mit dem vergrößerten Character, die übrigen aber mit beygeſetzten Puncten angedeutet.« — Aber auch hier muß ich rathen, die ſogenannten Cardinalzahlen ausgenommen, lieber bey unſern gewöhlichen, einer Irrung weniger ausgeſetzten arabiſchen Ziffern zu bleiben, mit welchen ſich überdieß große Zahlen wohl eben ſo ſchnell, als ſie ausgeſprochen werden, niederſchreiben laſſen. Um jedoch von der Danzer'ſchen Methode einen anſchaulichen Begriff zu geben, habe ich einige Beyſpiele von ſtenographiſch geſchriebenen Zahlen in die Beylage aufgenommen.

Ich glaube nunmehr die Theorie der Stenographie erſchöpft zu haben. So weit es der Raum der beygefügten Tafel geſtattet, habe ich die gegebenen Regeln in der dritten Abtheilung derſelben durch Beyſpiele zu verſinnlichen geſtrebt. In der erſten Zeile ſind einzelne Wörter und Zahlen, in den übrigen kurze Sätze enthalten, wie ſie mir der Zufall größtentheils aus einem gerade vor mir liegenden Hefte von Müchlers »Muſeum des Witzes, der Laune und der Satyre« in die Hände ſpielte. Um ſich in zweifelhaften Fällen daraus Raths erholen zu können, muß ich ſie hier entziffert angeben:

»Anbau. froh. Abbitte. Rohr. rarer. Verehrer. Wachsthum. Schönheit. Neigung. Gewiſſenhaftigkeit. 1,800,000. Wien am 30. Auguſt, 1820. — Ein Frauenzimmer wird unvermeidlich jedes ihr anvertraute Geheimniß ausplaudern, eines ausgenommen, ihr Alter. — Sterne vergleicht die Theorie und Praxis ſehr witzig mit Rahel und Leah: jene war ſchöner, aber dieſe fruchtbarer. — Aprillwetter, Roſenblätter, Herren- und Frauen-Gunſt, vergeht als Rauch und Dunſt. — In einem Eimer Wein ſtecken viele Freundſchaften. — Um Krieg zu führen, braucht man drei Dinge: Geld, Geld, Geld. — Die Jugend« — doch halt! vielleicht hat doch einer oder der andere aus den Leſern der Eilſchrift, wie Moſengeil die Stenographie genannt wiſſen will, Geſchmack abgewonnen, iſt dem vorzü henden Unterrichte aufmerkſam gefolgt, und wünſcht nun ſeine Fortſchritte im Entziffern durch eigene Verſuche zu erproben. Ich bedauere, nur in den auf der Tafel noch folgenden wenigen Worten dazu die Gelegenheit biethen zu können.

Die practiſche Fertigkeit im ſtenographiſch Schreiben und Leſen, hängt natürlich von der mehrerern oder wenigern Uebung, die der Lehrling daran wendet, ab. Nur durch die erſten mißlungenen Verſuche ſich nicht abſchrecken laſſen; drei oder vier Monathe hindurch täglich ein halbes Stündchen der ſtenographiſchen Copirung von Gedichten und anderen kleinen Aufſätzen gewidmet; vorzüglich aber das einmahl Geſchriebene oft wiedergeleſen — und der Stenograph, wenn anders überhaupt die Fähigkeit es zu werden vorhanden iſt, ſteht vollkommen ausgebildet da!

Nun noch einige Worte von der, wenn ich ſo ſagen darf, ſtenographiſchen Calligraphie. Ein gleicher feiner Zug, nirgend durch Schattenſtriche verſtärkt, erwirbt dem Stenographen den Ruhm eines Schönſchreibers. Unſere gewöhnlichen Federn (der Anfänger mag ſich übrigens immerhin ihrer bedienen), ſind dazu freilich wenig geeignet, und platterdings unbrauchbar, wenn es ſich wirklich darum handelt, einem Redenden nachzuſchreiben. Deßhalb verſieht ſich der ausübende Stenograph mit aus Stahl oder Silber, oder — was am beſten iſt — aus Platina verfertigten Federkolben, die ſich ganz mit Dinte füllen laſſen, welche in dem Maße, als ſie verſchrieben wird, wieder nachfließt, und ſo das hemmende Eintauchen entbehrlich macht.

* * *

Bildende Künſtler aus Tirol.

(Fortſetzung von Nr. 100.)

Grasmayer, Joſeph und Anton, deſſen Bruder und Sohn.

Gänsbacher, Johann, von Sterzing, Tonkünſtler.

Gumpp, Anton von.

Gumpp, Baptiſt von.

Gumpp zu Fragenſtein, Martin v., Baumeiſter, Geometer, Fortificateur, von ihm die alte Landkarte.

Greſta, Anton, von Ala.

Gratl, Marzime, von Ambras, berühmter Stuccaturer.

Giovanelli, Horazio, aus Fleims.

Gabriellis, Gabriel de, von Roveredo, berühmter Baumeiſter.

Galizzi, Annuntius, und ſeine Tochter, Hofmahlerin Rudolphs II., in Prag.

Gaßler, Franz, von Telfs, Bildhauer.

Grieß (Grießer) Georg, von Landeck.

Gumpp, Michael, von Innsbruck.

Godel, Stephan, Glockengießer und Erzbildner am Innsbrucker Mauſoleum.

Gaßner, Simon, von Steinberg.

Galvagni, Johann, von Iſera.

Grafenara, Joſeph, von Riva.

Haller, Philipp, von Innsbruck, Piazetta's Schüler.

Hoffingott, Johann (ſporn in dies), Hofmaler Erzherzogs Ferdinand.

Holzer, Johann Baptiſt, von Burgeis.

Hormayr, Joſeph Freiherr von, tiroliſcher Kanzler, Mitſtifter der academia degli agiati zu Roveredo, mit ſeinem Schüler, Baron von Sperges, eifriger Kunſtförderer, Freund Muratori's, Maffei's, Tartarotti's, der Brüder Fontana, Graſer's, Vanetti's, der Laura Saibante, Gerbert's ꝛc.

Hefele, Johann, von Kaltenbrunn, Architect und Metallgießer.

Hamerl, Elias, von Lienz.

Heinrici, Carl, zu Botzen.

Haller, Johann, von Innsbruck.

Haller, Joſeph, von Innsbruck, Bildhauer.

Huber, Johann Bapt., von Neuſtift.

Huez, Michael, von Innsbruck.

Hueber, Michael, von Innsbruck.

Hueber, Joſeph, von Ymſt.

Heberger, von Lorenz.

Haas, Johann Chriſtoph, von Reitti.

Hönig, Paul, von Stams.

Hatzinger, Carl, von Schwatz.

Hiern, Marian, von Miemingen.

Hörer, Balthaſar, von Kauns, Bildhauer.

Huber, Johann, von Innsbruck, Bildhauer.

Jacomo, della, von Predazzo, zu Petersburg.

Jenewein, Jacob, aus Stubay.

Jegl, Johann Baptiſt, zu Innsbruck, Kupferſtecher Erzherzogs Ferdinand Carl.

Yal von Volderthurn, Wahemund, Ingenieur, Verfaſſer einer der älteſten Landkarten Tirols.

Kapeller, Joſeph Anton, von Ymſt.

Kaufmann, Angelika, von Schwarzenberg, aus dem Bregenzer Wald, (in Rom und England berühmte Mahlerin.)

Kirchebner, Franz, von Götzens Mahler.

Klieber, Urban, von Telfs, Bildhauer.

Knoller, Martin, von Steinach, in Oehl und Fresko berühmt.

König, Anton, Graveur.

Krembſer, Paul, Pfarrer zu Telfes, in Stubay.

Kock, Michael, von Innsbruck.

Koller, Philippine, Miniatur-Mahlerin, Urſuliner-Nonne zu Innsbruck.

Koßler, Stephan, mit ſeinen drey Söhnen, zu Brixen.

Kremmer, Joſeph, von Innsbruck,

Keniger, Veit, aus Groden, Bildhauer,

Koch, Joſeph, aus dem Lechthale (in Rom.)

Kranawitter, Joſeph, von Ymſt.

Kepl, Ignaz, von Umhauſen.

Kleinhans, Joſeph, der blinde Bildhauer von Nauders.

Kapeller, Anton, Architect.

Kechel, Bildgießer.

Kirchebner, Anton, von Innsbruck.

Lampi, Johann Baptiſt (Ritter von) aus Nonsberg (Vater und Sohn) Director an der Wiener Academie.

Liebherr, Joſeph, von Innsbruck.

Lutz, Hanns, Architect, Erbauer des Thurmes am Botzner Münſter.

Leitner oder Lentner, Hofmahler Erzherzogs Ferdinand Carl zu Innsbruck.

Luchés, Johann, Architect Erzherzogs Ferdinand.

Leitner, Landſchaftmahler, von Innsbruck.

Liberale, Geneſius, berühmter Fiſchmahler.

Leutenſtorfer, Franz Ant., von Reitti.

Lippi, Lorenz, von Trient.

Longo, Anton, Prieſter aus Val di Non.

Löffler, Gregor, Max I. und Carls V. berühmter Zeugwart, Kanonen- und Glockengießer, auch Statuar.

Lang, Thomas, von Schwatz, Erzverſchneider.

Linz, Johann (genannt Motſchon) von Trient, Burger zu Zürich, kam um als Martyrer zu Luzern 1559.

Lang, Joſeph, von Schwatz, Graveur.

Landenſtrauch, Melchior, Erzkünſtler am Max I. Mauſoleum.

Lechleitner, Ingenieur, von Prutz, Bildhauer.

a Lapide, Chriſtian Friedrich, von Brixen, Kupferſtecher.

Mages, Joſeph, von Ymſt.

(Schluß folgt.)

* * *

Allgemeine Novelliſtik.

Wer ſollte glauben, daß ein unermüdeter und planmäßiger Fleiß im Forſchen und Sammeln, wie ihn **Adelung**, der Stellvertreter einer Akademie für Sprachſtudien, fünf und vierzig Jahre hindurch täglich zehn Stunden lang bethätigt hat, daß ein ſolcher Fleiß, der nur dem Deutſchen ausſchließend eigen zu ſeyn ſchien, ſich auch in **Frankreich** finden ſollte? Ohne der fleißigen Väter von der Regel des h. **Benedict** von der Congregation **de St. Maur** zu gedenken, deren Hauptwerk: L'art de vérifier les dates des faits historiques (neue verbeſſerte und fortgeſetzte Ausgabe von Hrn. **St. Allais**. 18 Vol. 8. Paris 1818 und 1819, und die Zeitrechnung **vor** Chr. Geb. in 2 Bdn. 1818) nur kürzlich in dem Journ. des Savans (Mars 1820) von **Daunou**, und in den Gött. gel. Anz. St. 59, nach ſeinem literariſchen Werthe auf eine lehrreiche Art geprüft worden iſt, — nennen wir hier als Seitenbild zu **Adelung** den franzöſiſchen Sprachforſcher **Charles Pougens**, Mitglied der franzöſiſchen Akademie. Er hat vor Kurzem in **Paris** nur ein **Probeſtück** ſeines Trésor des origines et Dictionnaire grammatical raisonné de la langue française, in 50 Probeartikeln auf 448 Quartſeiten beſtehend, in der königl. Druckerei herausgegeben. Das Werk iſt die Frucht eines vierzigjährigen Sammler-Fleißes; und eine Arbeit, wozu Argus-Augen gehören, hat der nunmehr fünfundſechzigjährige Greis **ohne Augen** — ſeit 40 Jahren völlig blind — zu Stande gebracht! Doch hat er ſich dabey ſeit 24 Jahren der Augen ſeines Freundes **Theodor Laurin** bedient, der auch das Werk vollenden, und wenn die Koſten dazu ſich finden, ganz herausgeben ſoll. Dann wird die franzöſiſche Literatur einen reichen, obwohl nur papiernen Schatz über den Urſprung ihrer Sprache in ſechs Folio-Bänden — ſo viel Stoff iſt bereits ein- und aufgeſpeichert — und ein raiſonnirendes grammatiſches Wörterbuch von vier Bänden in Folio beſitzen. Die drei erſten Buchſtaben allein haben aus 4000 verglichenen Schriftſtellern zu 3800 Artikeln den Stoff geliefert. Das Probeſtück biethet den Liebhabern der Etymologie Nahrung, oder wenigſtens Koſt, ja ſelbſt Arzenei vollauf dar. Beſonderes Intereſſe haben die 15 Blätter, in welchen der Verf. den Art. Bohémiens (Zigeuner) etymologiſch und hiſtoriſch abgehandelt hat. Sehr lobenswerth — was nicht allemal bey ſolchem Fleiße deutſcher Syſtemſchöpfer derſelbe Fall ſeyn ſoll — iſt die Beſcheidenheit des ehrwürdigen Gelehrten, der durchaus ohne Vorurtheil und bloße Syſtemſucht ſeine Meinung erklärt, und niemals abſpricht. Eine genaue Sprachkenntniß, eine ſcharfſinnige Combinationsgabe, das Studium der früheren Menſchengeſchichte und die Analogie ſind ſeine Führer. Dadurch glaubt er ſich das Recht erworben zu haben, nichts zu entſcheiden (de ne rien assurer). — Uebrigens beſteht das Geheimniß ſeiner reichen Wirkſamkeit, die eben ſo von Gelehrſamkeit und literariſchen Hülfsmitteln, als von geſundem Urtheil unterſtützt worden iſt, wie bey allen großen und dauernden Unternehmungen, in den beyden Worten: Perfer et obdura!

Unter den vielen Neuigkeiten, in Nr. 27 und 28 der Bibliographie de la France angekündigt, ſchienen uns folgende vorzüglich beachtenswerth: Marc-Aurèle, ses pensées selon un ordre nouveau *), 4 Vol. (Preis bis zum 1. Octob. 15 Fr.) — Élemens de perspective pratique, p. Valenciennes 2me. édit. augm. etc. (18 Fr.) — Traité complet de mécanique appliquée aux arts par Borgnis (Des machines imitat. et Théatrales) avec 26 pl. — Elemens de chimie appl. à l'agriculture de Davy, trad. augm. etc. p. Marchais de

---

*) Wir können nicht umhin, anzumerken, daß Hr. **Jul. Schneller**, Profeſſor in **Gratz**, als wackerer Philolog bekannt, im Sinne hat, eine Polyglotten-Ausgabe des **Marc Aurel** zu veranſtalten.

Mignons (6 Fr. 50 C.) — Recherches hist. lit. et bibliogr. sur Laharpe p. Peignot. (Nur in kleiner Anzahl abgedruckt, und werden nicht verkauft.) — Supplement au théâtre choisi de Kotzebue. — Faune françoise. etc. av 4. fig. col. Von dieſem von einer Geſellſchaft Zoologen bearbeiteten Werke iſt vorläufig der Proſpectus ausgegeben. Es wird 5 Bände haben, jeder zu drei Theilen wieder in Unterabtheil. zuſammen 35 — 40 monatl. Lief. Begonnen wird mit dem 1. Jänner 1821 (Jede Lief. ſchwarz 8 Fr., col. 18, col. in 4° Form. 18, doppelt. Kupf. 60 (nur 10 Expl.) Ein einziges Exempl. mit den Originalzeichnungen wird auf Pergament abgezogen.) — Voyage de Humboldt etc. Botanique: Melastoma, 11me livrais. (36 Fr.) — Hist. des mammifères etc. 18me livrais; — Atlas histor. p. Lesage, nouvelle éd. Prospectus. Gegenwärtige bereits ſiebente Auflage wird 139 Fr. 50 Cent. koſten; jede Carte einzeln 5 Fr. — Oeuvres compl. de Walter Scott etc. Prospectus. Dieſe Ausgabe wird nicht weniger als 45 Bände haben, 6 enthalten die Gedichte, 39 die Romane. (Subſcriptpr. einer Lief. von 4 Bdn. 8 Fr.) — Portraits des généraux françois II. collect 7me. livrais (3 Fr. 50 C.) — Choix des voyages modernes etc. trad. de l'Angl. p. J. Mac-Carthy; Prospectus. Das Ganze iſt auf acht Bände berechnet, lieferungsweiſe zu 2 Bdn., jede 10 Fr., bis 15. Oct. — Victoires, conquêtes, désastres, revers et guerres civiles des françois etc. 19me Vol. (6 Fr. 50 C.) — Les roses p. Redouté XVI. Livrais. — Dictionnaire de police moderne pour toute la France p. Allet. 4 Vol. (30 Fr.) — Alliance d'Hygie et de la beauté, ou l'arte d'embellir d'après les principes de la physiologie, p. Mège, 2me. éd. (3 Fr.) — Genlisiana, ou recueil d'anecdotes, bons-mots, etc. (1 Fr. 50 C.) — Noch wollen wir anführen, daß die: »Librairie ecclésiastique« in Paris (rue de l'Abbaye-Saint-Germain, Nr. 3) einen Tauſch-Catalog hat drucken laſſen. Ob dieſe geiſtliche Buchhandlung auch deutſche Schriften eintauſcht — wiſſen wir nicht.

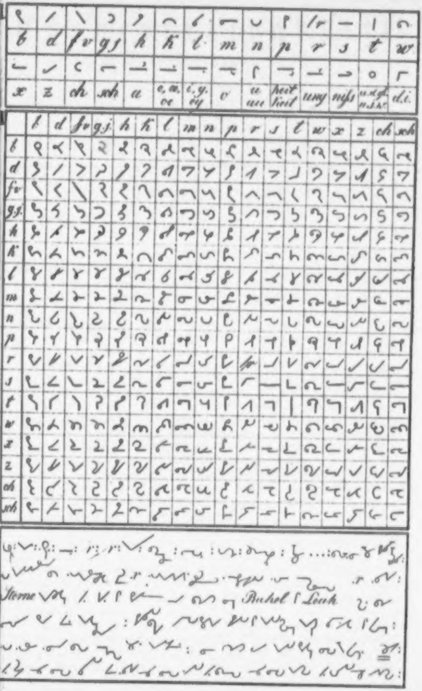
Gkr.

Paris zählt jetzt nach einer Angabe in der Abendzeitung 714,000 Einwohner, wovon 15,000 Fremde ſind. Die Zahl der Geburten beläuft ſich jährlich auf 22,000, und die männlichen verhalten ſich zu den weiblichen wie 25 zu 24. Man rechnet 225,000 Haushaltungen und 26,801 Häuſer. Jährlich werden an Brod verzehrt 113,880,000 Kilogramme, welches 14 1/8 Unze alten Gewichts auf Eine Perſon täglich gibt. Die Fleiſchconſumtion gibt täglich auf die Perſon ein Sechstheil Kilogr. Jedes Jahr braucht man 70,000 Ochſen, 9000 Kühe, 78,000 Kälber, 340,000 Schöpſe, 72,000 Schweine, 74,000,000 Eier, 900,000 Tauben, 1,200,000 Hühner, 870,000 Hectoliter Wein und 1,160,000 Steren (halbe Klaftern) Holz.

— Des Ritter Nobili von Reggio Tractat über die Optik, welcher in Modena erſchienen iſt, hat vieles Aufſehn gemacht. Der Verfaſſer beabſichtigt nichts Geringeres, als eine gänzliche Reformation in der Naturwiſſenſchaft. Einigen iſt allerdings die kecke Sprache, welche der Verf. führt, anſtößig geweſen, aber Billigdenkende geben zu, daß das Werk eine Menge intereſſanter Reſultate, ſelbſt unabhängig von der ſchon bekannten Mechanik des Stoſſes von demſelben Verf., zu welcher ſich das gegenwärtige Werk wie eine Folge zur Urſache verhält, aufſtellt.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Gräffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe), wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 10 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Joh. Bapt. Wallishauſſer.


b
d
fv
gj
h
k
l
m
n
p
r
s
t
w
x
z
ch
sch
a
e, ae, oe
i, y, ei
o
u, ue
heit, keit
ung
nifs
u.s.gl.
u.s.w.
d.i.
b d fv gj h k l m n p r s t w x z ch sch
Sterne
Rahel
Leah

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

102.

(Wien, Samstag, den 26. Auguſt.)

Ontologiſche Neuigkeiten.

Von A. R. v. Flammenſtern.

XV.

Aus öffentlichen Blättern iſt es bekannt, daß in dieſem Frühjahre zu Verona mit dem von einem Italiener erfundenen Schwimmgürtel auf der Etſch Verſuche Statt fanden, und daß nebſt mehreren Militärs der Erfinder ſelbſt, bekleidet, mit Torniſter, Patrontaſche und Gewehr behangen, den Etſchfluß in einigen Minuten paſſirte. Der Schwimmgürtel wird ober den Hüften um den Leib geſchnallet, aufgeblaſen und dann zugeſchraubet. — So intereſſant dieſe Erfindung iſt, ſo iſt ſie doch nicht neu. Um ſich zu überzeugen, ſchlage man Schwentners mathematiſche und philoſophiſche Erquickungs-Stunden, Nürnberg 1636, 4. zwölfter Theil, S. 457 auf, wo man dieſen Schwimmgürtel ſowohl beſchrieben, als auch abgebildet findet. Selbſt die Nutzanwendung für Militärs bey Paſſirung von Strömen iſt nicht mehr neu, da uns die Geſchichte an die Hand gibt, daß im dreißigjährigen Kriege beſonders die Schweden, wo es darauf ankam, einzelne Soldaten ſchnell über einen Strom zu bringen, ſich ſchon dieſes Schwimmgürtels bedienten. Lobenswerth bleibt es aber immer, daß der uns unbekannte Italiener dieſe Erfindung nicht allein wieder in Anregung brachte, ſondern ſie auch dahin verbeſſerte, daß der mit dem Schwimmgürtel den Strom paſſirende Mann auch noch zwei kleine, kurze Ruder erhält, um ſicherer der Strömung begegnen zu können.

Hr. v. Czulliſſay, gegenwärtig in Wien, hat eine Vorrichtung erfunden, welche, geringen Raum bedürfend, das ſiedende Bier unmittelbar aus der Pfanne in die Fäſſer vollkommen abgekühlt, und in einer beliebigen Zeit zuführt und ausgießt. Ich behalte mir vor, wenn ich die Anwendung dieſer für die Bierbrauerkunſt höchſt wichtigen Erfindung hier ausgeführt geſehen habe, ein Mehreres hierüber zu ſagen.

Gegen die Anſteckung hat der Engländer Bartlett: Schleier von Gaze als Sicherungsmittel vorgeſchlagen. Die engliſchen Aerzte überbiethen ſich im Lobe über dieſe Entdeckung, der doch erſt die Erfahrung den wahren Werth geben kann.

Numismatikern wird das Auffinden von Münzen, deren erhabene Inſchrift nur mit dem Sanscrit allein, unter allen bekannten Schriftarten, eine Uebereinſtimmung gewährt, wohl eine bemerkenswerthe Sache ſeyn. Dieſe Münzen befinden ſich in den Händen des Freiherrn von Denop, Vicekanzler zu Meinungen. Auf dem Revers zeigen ſie alle einen mit altgriechiſchem Helme ſammt Buſch bedeckten Heldenkopf; auf dem Avers erblickt man bey mehreren ein Pferd mit einem Menſchenkopf, oder ein dem Löwen ſehr ähnliches Thier in ſpringender Stellung. Dieſe Münzen ſind auf der Inſel Jerſey gefunden worden.

Unter die merkwürdigſten Brückenbauten neueſter Zeit gehört die nach Angabe des engliſchen Marine-Capitains S. Brown über den Fluß Tweed — welcher 437 Fuß breit iſt — geſchlagene Brücke von eiſernen Ketten. Sie iſt ohne alle Stützen, und ſeit dem 26. Juli für Fußgänger, Wagen und Pferde eröffnet. Was würden die Kunſtverſtändigen geſagt haben, wenn man ſie vor Vollendung des Baues um ihr Urtheil gefragt hätte? In Baiern iſt man dagegen von dem ſo viel beſprochenen Antrag: bey München eine eiſerne Brücke über die Iſar, an der Stelle der im September 1813 eingeſtürzten ſteinernen zu erbauen, des hohen Aufwandes wegen, den die bereits ausgefertigten Koſtenanſchläge auswieſen, vor der Hand abgegangen.

Bis jetzt gebrauchte man gewöhnlich Weingeiſt, um anatomiſche Körper aufzubewahren. Der Engländer Cook hat aber die gewiß äußerſt nützliche öconomiſche Entdeckung gemacht, daß gemeines Salzwaſſer, und zwar nach dem Wiener Gewicht ein Pfund Salz auf 1 Gallon Waſſer, die nämlichen Dienſte wie Weingeiſt leiſten. Die Geſellſchaft der Künſte zu London gab dem Entdecker, Cook, die ſilberne Medaille.

Die Flöte hat in neueſter Zeit einige bedeutende Verbeſſerungen erhalten. Hierher gehört jene, welche Herr Schollnaſt, in Preßburg, an einer Flöte von gewöhnlicher Länge anbrachte, indem er den Tonumfang um eine Quinte tiefer, bis in das kleine g, und von dieſer Tiefe die ganze chromatiſche Tonleiter hinaufführte. Der hieſige Inſtrumentenmacher Schulz hat ſeine Flöten jedoch noch um einen ganzen Ton tiefer, nämlich bis in das tiefe Fis und F zu führen gewußt *). Man hat mir noch von andern zweckmäßigen Verbeſſerungen, die z. B. Hr. Koch u. a. m. an Flöten anzubringen wußten, geſagt, allein mir ſind nur jene von Schöllnaſt und Schulz zu Geſichte gekommen.

Für die mathematiſche Geographie ſind die in Oſtindien unter Aufſicht der örtlichen Beamten Statt gefundenen trigonometriſchen Meſſungen von größter Wichtigkeit. Durch deren Hülfe hat nämlich der Oberſtlieutenant Lambton zu verſchiedenen Zeiten einen Bogen der Mittagslinie, welcher ſich von 8° 9' 38" bis zu 18° 3' 23" nördlicher Breite erſtreckt, zu meſſen vermocht, den größten Bogen, der noch auf der Erdoberfläche gemeſſen worden. Aus einer Ueberſicht dieſer Operationen ergibt es ſich, daß ein Grad der Mittagslinie am Erdgürtel 68,704 engl. Meilen, in dem 45. Breiten-

---

*) Vergl. Conv. Bl. Nr. 92.

grade 69,030, und in dem 51. 60,105 engl. Meilen beträgt. Nach einer Durchſchnittsberechnung enthält ein Breitengrad gerade 69 1/10 engl. geographiſche Meilen.

Seit dem 16. Juli d. J. beſteht zwiſchen Ofen und Peſth eine Communications-Fahrt mittelſt des Liedemann'ſchen Dampfſchiffes Carolina. Die Paſſagiere befinden ſich in dem an das Dampfſchiff angehängten, für ſie niedlich vorgerichteten Luſtſchiffe, das Tagboot genannt. Um die Ueberfahrt von Peſth nach dem Mittelpuncte der Waſſerſtadt, auf der Ofner Seite zu bewirken, bedarf dieß Dampfſchiff dreißig Minuten Zeit. Bekanntlich beträgt die Strombreite daſelbſt 230 Klafter. Viel ſchneller fährt daher das Dampfboot: der Courier, auf der Spree; dasſelbe bedarf, mit 200 bis 300 Reiſenden am Bord, von den Zelten bey Berlin bis nach Charlottenburg — eine Wegſtrecke von einer guten deutſchen Meile — nur 27 Minuten, und zurück gegen den Strom 50 Minuten. Nach Potsdam, welches 7 deutſche Meilen von Berlin iſt, braucht es nur 3 1/2 Stunde.

Aus Canton, in China, hot man in England eine Gattung Seidenzeug: indiſchen Krepp, erhalten, der durch Leichtigkeit, Dauerhaftigkeit und Farbenpracht ſelbſt die ſchönſten franzöſiſchen und engliſchen Seidenſtoffe übertrifft, und außer dieſen Vorzügen noch jenen in ſich vereint, daß er ſich wie Linnenzeug waſchen läßt.

Unter den in neueſter Zeit aufgeſtellten Grab-Denkmählern verdient das kürzlich zu Modena von der allverehrten Erzherzogin Maria Beatrice von Eſte ihrem verſtorbenen Vater, dem Herzog Hercules III. geweihte Denkmahl, das die Meiſterhand des Profeſſors der Bildhauerkunſt, Piſani, ſchuf, einer ausgezeichneten Erwähnung. Nach der vor mir liegenden Beſchreibung ſtellt dieß Denkmahl in zwei Bildſäulen in Lebensgröße, die Gerechtigkeit und die Religion dar, die, in Schmerz verſenkt, den herzoglichen Mantel und Krone über den Aſchenkrug, dem ſie zur Seite ſtehen, hinlegen. Auf einer ſich hoch emporhebenden Pyramide erblickt man in erhobener Arbeit das Bruſtbild des verſtorbenen Fürſten. Paſſende Inſchriften rufen die vornehmſten Regierungsepochen jenes im Glück und Unglück gleich großen Regenten in's Gedächtniß zurück. Kenner erklären dieß aus carrariſchem Marmor verfertigte Monument für ein Meiſterſtück der Bildhauerkunſt. Es ſteht über den in der Cathedrale ruhenden Gebeinen des großherzigen Fürſten.

Die von König und Durand erfundenen neuen Buchdruckerpreſſen ſind bereits in dieſen Blättern beſprochen worden, nicht ſo jene des Bergraths Buderus und Mechanikers Brant in Frankfurt a. M. Dieſe iſt aus gegoſſenen Eiſen und der Mechanismus ſo erleichtert, daß mit einer ſehr geringen körperlichen Anſtrengung die größten Farmate mit höchſter Reinheit und Gleichheit des Druckes abgezogen werden können.

Baron Drais der Erfinder der bereits zu Grabe gegangenen Fahrmaſchine, Draiſine, kündigt nun eine Erfindung aus dem Gebieth der Optik, nämlich ein Erhöhungs-Perſpektiv an, mittelſt welchem man über dazwiſchen liegende Hinderniſſe hinweg nicht nur 2 1/2, ſondern 22 1/2 Grad des ganzen Horizonts überſehen ſoll. Die dießfällige Ankündigung ſtößt ſo in die Poſaune, daß ich mir das Nähere hierüber zu ſagen, bis ich ſolch ein Perſpectiv gerüſt habe, vorbehalte. Vor der Hand können die Leſer in Kircher, Schotten und Zahn die Idee hierzu, wenn es für ſie Intereſſe hat, nachſchlagen. —

Bildende Künſtler aus Tirol.

(Schluß von Nr. 101.)

Meßner, Franz, von Antholz, Erzverſchneider.
Metz, Franz, von Clauſen.
Mayr, Rupert, von Schwatz.
Mignacchi, Andreas, von Trient.
Miſcolletti, Brüder, aus Fleims, Architecten.
Moll, Anton, und ſeine Söhne, Johann, und Balthaſar, Bildhauer, von Innsbruck.
Meßner, Anton, von Aufkirchen.
Molla, aus Faſſa, Bildhauer.
Molling, Dominik, aus Enneberg, Bildhauer.
Moſerinn, Anna.
Martinelli, Dominik, von Innsbruck.
Maurer, Niklaus, Architect und Bildhauer, auch oberſter Werkmeiſter Max I.
Marchioretto, Peter, von Lamòn.
Mößlin, Margareth, aus Stubay.
Mühldorfer, Michael, und Joſeph Ignatz, ſein Sohn, von Innsbruck.
Mühldorferin, M. Eliſabeth.
Mattersberger, Joſeph, von Windiſch-Matrey.
Meringer, Orlando, von Innsbruck.
Montelatici, Franz, genannt Cecco Bravo, Hofmahler Erzherzog Ferdinands Carl.
Mayer, Chriſtoph Anton, von Innsbruck, Kupferſtecher.
Malacarna, zu Trient, Erfinder des Abdruckes auf durchſichtigem Papier, ohne Metall, Holz oder Stein.
Maier, Georg, von Hall.
Mittermair, Chriſtoph, von Innsbruck.
Mitnacht, von Innsbruck, Hofmahler Erzherzogs Leopolds.
Nuſſel, Franz, aus Fügen, Bildhauer.
Nuſſel, der Jüngere.
Orellin (vielmehr Oradini), Franz, Bildhauer.
Pund, Franz, von Schleis.
Plazer, Johann Victor, von Eppan.
Pollak, Martin Theophil, Hofmahler Erzherzog Max I.
Poſch, Joſeph, von Innsbruck, Wachspuſſirer.
Pußieger, Mathias, von Meran.
Pallufelli, vulgo Paducello, Ignatz, aus Fleims.
Pozzo, Andreas, und Lorenz, ſein Bruder.
Pögel, Ignatz, von Innsbruck.
Prunner, J. G. von Innsbruck, Kupferſtecher.
Pfaundler, Caſpar, von Innsbruck, Kupferſtecher.
Pfiſterer, Jakob, von Innsbruck.
Probſt, Johann, von Sterzing, Bildhauer.
Reinhart, Heinrich, Erzbildner, von ihm das Grabmahl Erzherzogs Maximilian des Deutſchmeiſters, und der equeſtern Statue des Erzherzogs Leopold auf dem Burg- und Theaterplatz zu Innsbruck.
Renn, Johann, und ſeine Tochter Anna, von Innsbruck.
Renzi, Auguſtin, von Trient.
Riev, Johann Balthaſar, von Reitti.
Romedi, Franz, von Borgo.
Romberg, Joſeph Anton, von Dornbirn aus Vorarlberg.
Roviſi, Valentin, aus Fleims.
Rueſt, Lorenz, von Brunnecken, Bildhauer.

Reiner, P. Bonaventura, Servit zu Innsbruck.

Ramoſer, Peter, von Botzen, groß als Goldſchmied und in getriebener Arbeit.

Renn, Joſeph, von Ymſt, Bildhauer.

Renn, Franz Xaver, ſein Sohn.

Rechlin, Hanns, von Brixen, Bildgießer.

Raderus, Mathäus, von Schwatz, Verfaſſer der Bavaria sancta. und Rathgeber des berühmten Peter von Witt oder Peter Candito, von dem München ſo außerordentliche viele Arbeiten hat.

Roſenthaler, Kaſpar, Erbauer der Pfarr- und Franciſcaner-Kirche zu Schwatz.

Ruep, Johann, von Taufers.

Santer, Jacob, von Brunecken, Bildhauer.

Schranzhofer, Joſeph Anton, von Innichen, Bildhauer.

Scartacini, Johann Baptiſt und Anton von Civezano.

Strickner, Michael, von Innsbruck

Schöpf, Joſeph, von Telfs, Schüler von Mengs, Battoni und Knoller.

Schor, Johann Paul, von Innsbruck.

Schor, Egidius, lothringiſcher Hofmahler.

Schor, Chriſtoph.

Schor, Johann Ferdinand.

Schor, Philipp.

Schedler, Johann Georg, aus Vorarlberg, Miniatur- und Landſchaftsmahler.

Schneck, Johann, von Ymſt, Mahler und Bildhauer.

Spada, Johann, von Trient.

Scopoli, Anton, aus Fleims.

Sartori, Joſeph, von Caſtello, Bildhauer.

Schenach, Carl, von Innsbruck, Bildhauer.

Stölzl, Melchior, Erzherzoglicher Hofmahler.

Spindler, Franz, von Hall, Bildhauer.

Semul, Adam, von Neumarkt, Bildhauer.

Strudl, Peter, von Cleß im Nonsberg, durch Carl VI. Freiherr und Gründer der Wiener-Akademie.

Strudl, Dominik, Mahler.

Sperges, Freiherr (Joſeph von), Präſes der Wiener Akademie der bildenden Künſte, Hofrath der Staatskanzley, Referendär der Lombardey, von unendlicher Wirkung auf den Kunſtgenius ſeines Vaterlandes, Philolog und Dichter, archivariſcher Sammler und Geſchichtſchreiber des tyroliſchen Münz- und Bergweſens.

Schletterer, Jakob, aus dem Puſterthale, Bildhauer.

Stadler, Aloys Martin, von Ymſt.

Schedle, (Schedel), Martin, von Tannheim, Kupferſtecher und Mahler.

Strobel, Xaver, von Innsbruck.

Scolari, Johann, von Trient, Goldſchmied Herzog Wilhelms von Baiern.

Sardagna, Ludwig, von Trient.

Schaur, Franz, von Hall, Kupferſtecher.

Spaventi, Marcus, von Riva.

Socher, Johann, von Mals.

Streichner, Joſeph, von Innsbruck.

Thaler, Franz, von Innbach, Bildhauer.

Texter, Franz Joſeph.

Taxis, Graf, Thadäus.

Triangi, Anton, von Trient, Domherr, Zeichner und einer der eifrigſten Beförderer vaterländiſcher Kunſt in Tirol und in Wien.

Tribis, Franz, von Meran.

Troger, Paul, von Welsperg.

Tuſch, Johann, von Rattenberg.

Tuſchl, Johann Sigmund, von Velsthurns.

Trento, Anton da, großer Formſchneider.

Tefrager, Franz, von Schlanders.

Theuring, Niklaus, Baumeiſter.

Tomaſelli, Peter Ignatz, Pfarrer zu Strigno, vortrefflicher Blumenmahler.

Tertius, Franz, Hofmahler Erzherzogs Ferdinand, und Herausgeber ſeiner herrlichen Sammlungen.

Thamaſch, Andreas, Bildhauer, Ver

fertiger der landesfürſtlichen Grabſtatuen zu Stams.

Tiefenbrunner, Georg, von Innsbruck.

Unterberger, Michael Angelo,)
— — — Franz,)
— — — Chriſtoph,)
— — — Ignaz,) [illegible]

Unterriedmüller, Niklaus, berühmter Schloſſer und Büchſenmeiſter.

Victoria, Alexander, von Trient, Bildhauer.

Vinazer, Joſeph und Chriſtoph (Chriſtian), von Groden, Bildhauer und Puſſirer.

Vizenzi, Anton, von Cavaleſe, Schweſterſohn der großen Unterberger.

Vanetti, Clementin, von Sacco, Mahler.

Wilhelm, Franz, von Innsbruck, großer Baumeiſter in vielen Städten Italiens.

Waldmann, Michael,) von
— — — Kaspar,) Innsbruck,
— — — Joſeph,) Mahler.
— — — Paul,)

Weiß, Nicolaus, von Brixen, Thiermahler.

Wieſer, Joſeph Anton, von Brixen.

Weller, Johann, von Brixen.

Wibber, Karl, von Imſt.

Wibber (Witwer), Johann Georg, von Imſt.

Winecker, Baltin, Baumeiſter von Pfalzen.

Weinrotter, Franz Edmund, von Innsbruck, Schüler von Wille.

Zacherle, Franz, von Hall, Bildhauer.

Zauner, Franz, von Kauns, Director der Akademie, der große Erzkünſtler.

Zeiler, Johann Jakob.

Zeiler, Paul.

Zeiler, Franz Anton, von Reitti, Sohn, Vater und Vetter.

Zoller, Franz Anton, von Telfs.

Zoller, Joſeph, ſein Sohn.

Zoller, Franz Carl, ſein Sohn, Baumeiſter, Zeichner, Geometer und Dichter.

Zoller, Franz, von Gufidaun, Trogers Schüler.

Zorzi, Johann Peter, aus Fleims.

Zimmermann, Franz, von Malſerreit.

Zanuſi, Jakob, aus Faſſa.

Zehender, Matthäus, von Eyrs.

Allgemeine Novelliſtik.

In Klagenfurt ſind erſchienen: Johann Georg Fellingers poetiſche Schriften. Gedichte. Erſter Theil. Herausgegeben von J. G. Kumpf, M. D. — Die Gelehrten der Steyermark, worunter übrigens mehrere tüchtige Männer gezählt werden, haben es von jeher an ſich gehabt, über die literariſchen Erſcheinungen ihres Landes ein enormes Aufheben zu machen. Vaterlandsliebe iſt eine ſchöne Tugend, aber zu viel Gerede ſchadet der beſten Sache, und vollends ärgerlich iſt ein Geſchrei über wenig Wolle. Man mußte in der That an das »parturiunt montes« denken, als zwei achtenswerthe Literatoren um die Herausgabe der Werke (?) Fellingers beynahe zankten. Der erſte Theil derſelben, welcher 59 Gedichte enthält, iſt nun erſchienen, beſorgt und begleitet mit einer biographiſchen Skizze des Verfaſſers, von Doctor Kumpf. In dieſer und einem vorgedruckten Gedichte von Dr. Veſt wird nun Fellinger mit Oſſian, Camoens und Körner verglichen. Faſt lächerlich klingt das Bemühen, aus dem Umſtande, daß Fellinger ein Auge verlor, eine Aehnlichkeit deſſelben mit jenen Heroen des Geſanges zu entdecken. Nicht minder hinkend iſt der Vergleich mit unſerem deutſchen Sängerhelden. Körner's Leben iſt im wahren Sinne tragiſch. Gefeiert und ſicher hinwandelnd auf dem Pfade zum Strahlentempel der Kunſt, hatte ihn ſein verſöhntes Geſchick endlich freudig und warm umfaßt, und Zukunft und Liebe ſpannten ihre prächtigen Farbenbogen vor ihm aus. Da drangen die Schmerzeslaute des zertretenen Vaterlandes an ſein Ohr — glühend riefen ſeine Geſänge auf zum Kampfe für die Freiheit, und mit der That das Wort führend, warf er Leben und Glück freudig in die Wagſchale. Doch die Vertraute ſeines Glaubens, ſeiner Hoffnung und Liebe, die treue Zitter ließ ſich von der neugewählten Eiſenbraut nicht verdrängen — gleich einer gekränkten halbvergeſſenen Geliebten ihn ferne geleitend, ſandte ſie dem Lieblinge in das Geraſſel des Kampfes ihre bekannten Klänge ſiegrufend und begeiſternd. Es ward ihm aber auch ein prächtiger Schlachtentod, und die ſterbende Hand, welcher das Schwert entfiel, umfaßte zurückkehrend mit der ganzen alten Liebe die frühere Geliebte, ihr noch einmal vertrauend ſeinen unerſchütterten Glauben, ſein treues Hoffen und Lieben, die nun mit ihm zogen hinaus über das Sterben. Und die ernſte Walküre verbarg ihren feuchten Blick, daß ſie den Herrlichen gewählt, und legt ihm, Verſöhnung bittend, die treugeführte Waffe und die bräutlich geſchmückte Zitter wehmüthig auf ſein frühes Grab — er aber liegt zufrieden und ſelig unter der Eiſenzier.

Wäre es nicht boshaft, jetzt noch die Motive und Wendepuncte in Fellinger's Leben zu zergliedern, deſſen Schilderung nichts iſt, als die alltägliche Leidensgeſchichte eines den äußern Eindrücken zu nachgiebigen Herzens, das in dem Kampfe mit widrigen Verhältniſſen erliegt. Unſere Empfindung darüber iſt Schmerz — nicht Erhebung. Doch auch nicht den Schein eines Leides den Manen des guten Menſchen, der nicht ahnt, wie wehe ihm ſeine allzu feurigen Freunde gethan, welche vergaßen, daß ein ſtilles Veilchen an jener Sonnenhitze Duft und Farbe verliere, welche der königlichen Heliotrope Glanz und Strahlen ſendet.

So viel für den Herausgeber. Die poetiſchen Arbeiten in dieſem Bande ſind im Allgemeinen mittelmäßig zu nennen, ſowohl dem Gedanken als der Ausführung nach. Mehrere darunter, beſonders jene, welche Caſtelli's »Selam« mittheilte, ſind vorzüglich. Unbegreiflich aber bleibt es, wie die Ballade: »Der Kampf mit dem Lindwurm« in dieſe Sammlung gezogen werden konnte, die doch offenbar nichts weiter ſeyn ſollte, als eine eben ſo kindiſche als flache Nachahmung Schillers. Die Sprache Fellingers iſt meiſt rein, mitunter kräftig, ſelten poetiſch. Der Reim ſtand nicht beſonders in ſeiner Gewalt, und häufig wiederkehrende Lieblingsphraſen, namentlich von dem Triller, den die ganze Natur anſchlagen muß, machen keinen günſtigen Eindruck. Vielleicht hat ſich ſein unbeſtreitbares Talent im dramatiſchen Fache reicher entfaltet, wovon uns wohl bald die angenehme Ueberzeugung werden ſoll. W. S.

Im k. k. priv. Theater in der Leopoldſtadt wurde den 19. d. zum erſtenmale gegeben: »Der Schoppermeiſter aus Baiern«, Luſtſpiel in drei Aufzügen. Die zwei moraliſch verſchiedenen Neffen des Gutsbeſitzers Chriſthold lieben die Tochter des Maierhofpachters Grießbach. Dieſe Liebe bildet die Fabel, in welche als belebendes Prinzip Gimpel, Geſell des Chyrurgus Blattel, verwebt iſt, und der ehrliche Max, der Schoppermeiſter aus Baiern. — Das Ganze iſt matt, ohne Witz und ohne Intereſſe, daher es ſich nicht der Mühe lohnt, mehr darüber zu ſagen, als daß Gimpel und Max den angewohnten Fleiß auch an dieſes Product verſchwendeten.

J. G.

Hr. G. L. P. Sievers wird mit Anfang des künftigen Jahres in Paris eine Monatſchrift unter dem Titel: »Deutſche Pariſer-Chronik« herausgeben. Sie wird umfaſſen: 1.) Sittenſpiegel. 2.) Tagesgeſchichte. 3.) Allerlei. 4.) Neueſte franzöſiſche Literatur. 5.) Modenberichte. 6.) Theater, und 7.) Muſik. Jedes Heft hat 6 Bogen und wenigſtens zwei Kupfer. Der Preis des Jahrgangs iſt 60 Franken poſtfrei in allen deutſchen Staaten. Einen ausführlichern Bericht über dieſe Unternehmung haben bereits mehrere öffentliche Blätter geliefert.

Aus **Prag** wird uns gemeldet: Es fiel mir eine Broſchüre in die Hände: Ueber Declamation, als Vorwort zu Uebungen der hieſigen Academiker, vom Profeſſor **Klar.** Man muß nicht glauben, daß es eine Anleitung zum Declamiren ſey, es zeigt nur an, daß (was wir noch nie wußten) ſogar Griechen und Römer declamirten; auch wird von **Cicero, Demoſthenes** u. dgl. geſprochen. Der Hr. Verf. wünſcht nicht, daß ſeine Hörer zum Stoffe ihrer Declamation etwas Theatraliſches wählten, ſondern das bloß Nützliche, was er jedoch im Vortrag guter dramatiſcher Stellen nicht zu ſuchen ſcheint. Aus dem Ganzen glaubt man zu entnehmen, daß es ihm am liebſten wäre, wenn ſeine Schüler etwa einige Recepte oder Paragraphe aus dem Corpus juris wählten. In dieſem Falle kann ich ihm nicht Unrecht geben, denn es iſt allerdings der höchſte Beweis der Kunſt eines Declamators, wenn er ſolche Sachen für den Zuhörer angenehm und unterhaltend zu machen weiß. Ueberhaupt ſcheint der Hr. Verf. unter dem Begriff characteriſtiſche Declamation alles zu verwerfen, was Luſt-, Schau- oder Trauerſpiel heißt, ſey es wie und von wem es wolle. M—.

Das unlängſt bey **Carl Armbruſter** hier in Commiſſion erſchienene Kupferwerk: **Mahleriſche Anſichten des Stiftes Kloſterneuburg**, gezeichnet und geſtochen von den Brüdern **Friedr. Philipp** und **Heinrich Reinhold**, erläutert durch **Franz Ziska**, wird gewiß jedem vaterländiſchen Kunſtfreunde ſehr willkommen ſeyn. Es beſteht in **neun** Blättern, nämlich einer Titelvignette, die auf die Legende von der Gründung dieſes Stiftes anſpielt, und den Anſichten der Stiftskirche, des Stiftskellers, des ewigen Lichtes, der Binderei, des Weges in die untere Stadt, des Mehlmagazins, Feuerbrunnens und des neuen Stiftsgebäudes. — Das zarteſte äſthetiſche Gefühl bey der Auswahl der Anſichten und Standpuncte, die getreueſte Auffaſſung und Wiedergabe der Natur in der Zeichnung, und eine ſeltene Meiſterſchaft des Stiches zeigen ſich unverkennbar in jedem einzelnen Blatte dieſes ausgezeichneten Kunſtwerkes, in welchen die wackern Künſtler-Brüder uns längſt ſchon als Landſchaftsmahler von vorzüglichem Range bekannt, ſich ſelbſt übertroffen zu haben ſcheinen. — Der beygefügte Text enthält eine den Kupfern würdige, kurze, aber gediegene Geſchichte und Beſchreibung des merkwürdigen Stiftes von dem als Mitherausgeber der öſterreichiſchen Volkslieder bekannten, und für die Geſchichte, Topographie und Sprache gleich thätigen **F. Ziska**, von dem wir bald eine Sammlung öſterreichiſcher Volksmährchen, Sagen und Legenden in der Volksmundart zu erwarten haben. — Möchte ein reichlicher Abſatz dieſes Prachtwerkes, der bey deſſen Wohlfeilheit (15 fl. WW.) auch zu vermuthen iſt, die Künſtler und ihren Freund beſtimmen, bald ein ähnliches Werk, etwa über **Guttenſtein** oder **Mödling** heraus zu geben. W—l.

Hierzu die Induſtrie-Beylage Nr. XV.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der **Cath. Gräffer**'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe), wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 1[illegible] fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (**Franz Gräffer**) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Joh. Bapt. Wallishauſſer.

Induſtrie = Beylage

zum

Converſationblatt.

XV.

(Wien, Samſtag den 26. Auguſt.)

Ueber die Fabrication der engliſch-plattirten Waaren in Oeſterreich.

Der Aufſchwung des öſterreichiſchen Fabrikweſens, ſeitdem die Palme des Friedens dieß ſegenreiche Land beſchattet, bewähret auch in dieſem Zweige der Landes-Induſtrie den für Oeſterreichs Patrioten ſo ſeelenerhebenden Wahlſpruch: Oeſterreich über Alles, wenn es nur will.

Viel Wahres, Treffliches iſt in dieſer Hinſicht ſchon geſagt worden. An das Wahre mag ſich daher auch dieſer Aufſatz reihen. Er ſoll das kunſtſinnige Publicum auf den Mann aufmerkſam machen, dem es zuerſt gelang, Englands ſchöne Fabricate an ſilberplattirten Waaren für Oeſterreich entbehrlich zu machen.

Bekanntlich bezog man noch vor wenig Jahren in unſerm Staate obige Artikel von eleganter Form aus England. Stephan Mayerhoffer, Eiſen- und Metallwaaren-Fabrikant in Wien, ſuchte mit Aufwand ſeines Vermögens die inländiſchen Fabricate dieſer Art auf jenen Grad der Vollkommenheit zu bringen, den man damals mit Recht an jenen des Auslandes anſtaunte. Da Talent und induſtriöſer Geiſt, Sachkenntniß und geläuterter Geſchmack ihn hierbey unterſtützten, ſo gelang ihm dieſes über alle Erwartung. Wenn man ſein Waaren-Magazin, in der Leopoldſtadt Nr. 445, betritt, ſo überzeugt uns der erſte Blick von dem Reichthume der mannigfaltigſten Formen des hier in gewiſſer Hinſicht nur allzugroßen Vorraths. Bey näherer Beaugenſcheinigung, Prüfung und Einholung des Verkaufspreiſes finden wir aber, daß alle dieſe Fabricate die ſogenannten claſſiſchen Grundbedingniſſe anſprechender Fabriks-Erzeugniſſe in ſich vereinigen: Wohlfeilheit, innere Güte und äußere Schönheit in den modernſten Formen. Die Silberplattirung verhält ſich zur Maſſa des Kupfers wie 1 zu 15. Der Preis iſt um ein Drittel geringer, als bey den nämlichen Fabricaten von Silber. Folgende Stücke haben mich beſonders angeſprochen:

a. Mayerhoffers Meiſterſtück: eine Punſch- oder Thee-Maſchine (je nachdem man ſie zu dieſem oder jenem benützen will). Theils ſilberplattirt, theils von gepreßtem Silber. Zeichnung, Ausführung und coloſſale Form gleich lobenswerth. Die Punſch-Bowle oder das Theebehältniß, eine Kugel von 1 Schuh 2 Zoll im Durchmeſſer, aus einer einzigen ſilberplattirten Kupferplatte geformt, iſt hieran vorzugsweiſe erwähnungswerth; nicht minder Amor, der den Spiritus-Behälter bewahret, ſo wie die vier Löwen, die vier vergoldete Becher mit Punſch oder Thee verſorgen.

die angebrachten Deviſen deuten, für wen dieſe Punſch-Maſchine verfertiget wurde. Die Unrechtlichkeit könnte dieſe Maſchine mit Deviſen in engliſcher Sprache verſehen, und ſo leicht als ein vorzügliches engl. Fabricat geltend machen. b. Eine *große Kirchenlampe* von ſilberplattirtem Kupfer, die Verzierungen von gepreßtem Silber, dann c. in Hinſicht der *modernen Eleganz der Formen*: die *Aſtrallampen*, die *Girandols* auf 2—7 Lichter. Mehrere *Tafelaufſätze*, *Lavoirs*, *Kaffee- und Thee-Maſchinen*, *Kannen*, *Taſſen*, *Brotkörbchen*, *Schalen*, *Becher*, *Döschen* u. dgl. m. Auch die engliſchen *Reitpeitſchen* mit Zügen, die man nach Belieben *verlängern* und *verkürzen*, ſomit als *Fahr-* oder *Reitpeitſche* benützen kann, ſind hier in Mehrzahl vorräthig. Doch der Raum dieſer Blätter geſtattet nicht, Alles hier anzuführen, was des Lobes werth iſt; man überzeuge ſich daher ſelbſt.

Daß eine ſolche Fabrik, die ein bedeutendes Capital durch Beyſchaffung der nöthigen Formen und Stämpeln verſchlingt, und noch ein viel größeres in dem unabgeſetzten Waaren-Lager liegen hat, nur dann gedeihen kann, wenn ein reichlicher *Abſatz* Statt findet, bedarf hier wohl nicht erſt der Erörterung. Nur durch dieſen kann ſie in den Stand geſetzt werden, Schritt mit dem der Mode unterliegenden Wechſel der Formen ihrer Fabricate zu halten. Möge daher das kunſtſinnige Publicum das redliche Beſtreben dieſes induſtriöſen Mannes, uns derlei Fabricate des Auslandes ganz entbehrlich zu machen, nach Verdienſt würdigen, und ſo auch andere hieſige talentvolle und bemittelte Künſtler aneifern, ſtatt etwa ihr Geld im heilloſen Spiel der *Agiotage* zu vermehren, zur Cultur ihres Kunſtzweiges zu verwenden.

Für *Mechaniker* hat das ganz aus Gußeiſen conſtruirte *Streckwerk* dieſer Fabrik, welche durch zwei Pferde in Bewegung geſetzt wird, einen ausgezeichneten Werth. Wer das coloſſale *Streckwerk* der Brüder von *Roſthorn* — hinter *Stahremberg*, unweit dem Dörſchen *Oede* — geſehen hat, und dort über die *Rieſenformen* erſtaunte, bewundert hier bey dieſem Werkchen en miniature die *ungeheure* Kraftäußerung. Beide Werke ſind, meines Wiſſens, die *einzigen ihrer Art* in der Monarchie. Da auch noch ſo wenig über das gewiß bedeutende und große Fabriks-Etabliſſement der Brüder von *Roſthorn* im Wege der Publicität geſagt wurde, und ich nichts unbeachtet laſſen will, was den echten Kunſtſinn, das einſichtsvolle Beſtreben etwas Vollendetes zu liefern, oder den regen Patriotismus beurkundet, ſo behalte ich mir vor, hierüber nächſtens ein erläuterndes Wort zu ſagen.

A. R. v. *Flammenſtern*.

Von Metalldächern.

Die Anzeige für Bauherren und Baumeiſter in Nr. 135 des Intelligenzblattes der Wiener-Zeitung, worin die Herren *Malvieux* und Comp. ankündigen, daß man bey ihnen gewalzte Zinkplatten von 15 bis 20″ Breite, und 36 bis 72″ Länge, gegen Beſtellung erhalten könne, den Quadratfuß à 15 bis 20 kr. C. M., und daß dieſe auch zu Dachrinnen und Waſſerröhren anwendbar wären; die ſchnell ſich häufenden Anzeigen der Herren *Man[illegible]ich*, *Delavilla*, *Demuth* ꝛc. veranlaſſen hier einige Bemerkungen über

Metall-Dachbedeckungen, welche Bauherren und Baumeiſtern, die hierüber noch nicht eigne Erfahrungen angeſtellt haben, vielleicht ſehr willkommen ſeyn durften.

Zu metallenen Bedeckungen verwendet man dermalen nur Blei, Kupfer, Zink, verzinntes ſchwarzes Eiſenblech und Gußeiſen.

Um eine genaue Vergleichung der Koſten und des Gewichtes anſtellen zu können, nimmt man die Bedürfniſſe für ein einfaches Dach von 100 Quadrat ° Fläche an. Dieſes muß für die erſteren Metallbedeckungen auf gleiche Weiſe, nämlich als Bretterdach erbaut werden; für die beiden andern Eindeckungsweiſen reichet die Latten-Eindeckung vollkommen hin, und zwar dürfen dieſe ſo wie die übrigen Dachſtuhlhölzer um nichts ſtärker ſeyn, als ſie bey einem (ſogenannten doppelten) Schindeldache geweſen ſeyn würden.

Das oben angenommene Dach in Wien mit Bleiplatten zu decken, würde koſten:

3,600 Quadrat-Fuß à 1 fl. 52 kr. . . .	6720 fl.
Löthen und Aufmachen pr. Quadrat-Klafter 4 fl.	400 —
	7120 fl.

Da ein Quadrat-Fuß zwei Pfund wiegt, ſo würde die Dachfläche an Gewicht betragen 7200 Pfund.

Das nämliche Dach mit Kupfer zu decken, wovon 100 Pf. ſammt der Kupferſchmied-Arbeit bey dem Aufmachen auf 170 fl. kommen, da die Quadrat-Klafter 45 Pfund an Kupfer fordert 7650 fl. Dagegen würde es nur 4500 Pfund wiegen.

Mit Zink bedeckt, wovon die Quadrat-Klafter ohne dem Eindecken auf 20 kr. C. M. gerechnet wird, dieſes gleich dem Eindecken mit Blei à 4 fl. pr. Klafter angeſchlagen, käme auf 3400 fl., und würde wiegen 1250 Pfund, da ein Quadrat ′ 20 Loth wiegt.

Weißblech, gut doppelt verzinnt, ſammt dem Falzen, Verlöthen und Eindecken die Quadrat-Klafter à 45 fl. — 4500 fl. Das Gewicht wäre 2700 Pfund, da der Quadrat ′ 24 Loth wiegt.

Schwarzblech, welches nach dem Gewichte verkauft wird, und wovon der Quadrat-Fuß 1 Pfund 8 Loth wiegt, würde ſammt der Arbeit der Quadrat-Fuß à 36 kr. gerechnet, koſten 2160 fl. und wiegen 4500 Pfund.

Ein Dach mit Schindeln aus Gußeiſen bedeckt, ſo wie dieſe in der Blansker Eiſenfabrik, bey Brünn, gemacht werden, deren 94 Stück eine Quadrat-Klafter eindecken, und 2 Pfund pr. Stück wiegen; an Schindeln 9400 Stück, den Centner bis Wien zu 17 fl. 30 kr. macht 3290 fl. Deckungskoſten ſammt den Nägeln pr. Klafter 1 fl. 6 kr. ſind 110 fl. Zuſammen 3400 fl. Das ganze Dach würde wiegen 18,800 Pfund.

Auf ein Ziegeldach, deſſen Koſten in Wien zu ſehr nach der Lage, wo gebaut wird, wechſeln, um eine ſo beſtimmte Angabe wie bey den Metallbedachungen zu geben, rechnet man, des Uebergreifens wegen, bey einer Quadrat ° 120 Stück der Zahl nach, des unvermeidlichen Abganges durch Brüche wegen aber 130 Stücke im Geldwerthe. Ein Ziegel wiegt 4 Pfund. Die Quadrat-Klafter ſammt Zufuhr, Arbeit ꝛc. à 15 fl., wäre 1500 fl. Wiegen würde aber ein ſolches Dach 48,000 Pfund.

Hier ſind die vermehrten Koſten des ſtärkeren Dachſtuhls, der ſtärkeren Mauer, die ein ſo ſchweres Dach fordert, nicht mit berechnet werden, welche leicht bey einem Dache dieſer Art 500 fl. erreichen dürften; folglich koſtete ein Ziegeldach im Ganzen 1000 fl. W.W.

Strohdächer kommen hier, wo bloß auf die Bedürfniſſe der Hauptſtadt Rückſicht genommen wird, eben ſo wenig als Schindeldächer in Betracht, obgleich erſtere auf dem Lande, bey einzeln ſtehenden Gebäuden, nach Umſtänden, allen andern Eindeckungsweiſen vorgezogen zu werden verdienen.

Die übrigen Eigenſchaften dieſer Metalldächer unter einander verhalten ſich folgendermaßen: Kupfer, Blei, Zink und Weißblech geben die vollkommenſte Bedeckung, weil die Fugen der einzelnen Platten überfalzt oder verlöthet werden. Dagegen fordern ſie einen koſtſpieligern Dachſtuhl, weil ſie nur auf Brettern, nicht auf Latten, befeſtigt werden können. Schwarzblech und Gußeiſen haben zwar Fugen, doch vermag bey der Art ihrer Stellung und Lage dennoch weder Schnee noch Regen durchzudringen.

Unter den vier erſtgenannten Decken iſt Kupfer für die Dauer am beſten, Weißblech am ſchlechteſten. Kupferdächer werden noch dauern, wenn Blei-, Zink-, vor allen anderen aber Weiß- und Schwarzblechdächer längſt vom Roſt durchfreſſen, oder durchaus zu Oxid, und folglich zerreibbar geworden ſeyn werden.

Die geringſte Dauer gewährt Schwarzblech, obgleich es noch immer viermal die Dauer eines Ziegeldaches übertrifft.

Die größte Dauer, ja beynahe vollkommene Unzerſtörbarkeit in die entfernteſten Zeiträume hinaus, gewähren die gegoſſenen Eiſenſchindeln; ſo wie dieſe an der Oberfläche etwas roſten, ſo ſchützt ſie dieſer bey Gußeiſen nie weiter freſſende Roſt beſſer als jeder andere Ueberzug, und ſie erſetzen durch ihre unermeßbare Dauer ihr geringes Uebergewicht, welches demnach immer erlaubt, einen gewöhnlichen Schindeldachſtuhl anzuwenden, da es jenes der Holzſchindeln bey dopelter Eindeckung, nach Regen oder Schnee, wo dieſe beträchtlich viel Waſſer einſaugen, nie, auch von weiten nur, erreicht.

Die Erfahrung lehrte, daß Zink im Freien kaum dem Blei an Dauer gleicht. Das Beſte über Zinkdächer kann man im Baier'ſchen Kunſt- und Gewerbblatt, 1819, ad Nr. 45 nachleſen.

Wenn man annimmt, was man bey metallenen Dächern ſchon dadurch gewinnt, daß jede Flickerei ſowohl am Dachſtuhl als an den unter dieſem liegenden Mauerbänken ganz wegfällt, daß man flächere Dächer machen kann, als bey Ziegel und Schindeln, daher auch am Dachſtule erſpart, ſo iſt gar keine Frage, welche Art an Dachbedeckung vorzuziehen ſey, ob eine metallene oder eine andere.

Welches Metall man aber hierzu wählen ſoll, dürfte ſchwerer zu beſtimmen ſeyn. Sowohl nach der Theorie als nach der Erfahrung verdienen die gegoſſenen Schindeln bey geraden Flächen durchgehends den Vorzug, alle Krümmungen hingegen werden am beſten mit Zink eingedeckt; dort wo ſich beide Metalle berühren, können ſie mit Oehlfirniß angeſtrichen werden, um das durch die galvaniſche Wirkung zweier Metalle beförderte Roſten zu verhindern, obgleich, wenn man dieſen Schutz auch nicht anwendet, das bald entſtehende Oxid ſchon die weitere galvaniſche Einwirkung von ſelbſt aufhebt. H. S.

Gedruckt bey Joh. Bapt. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

103.

(Wien, Dinstag, den 29. Auguſt.)

Betrachtungen über den Verloſungsplan der zweiten Anleihe bey den Herren D. Pariſh und M. A. Rothſchild *).

Es fällt bey dem erſten Anblick auf, daß dieſe Lotterie für die Losbeſitzer in hohem Grade vortheilhaft iſt. Niemand verliert ſeine Einlage, 4 pCt. Zinſen ſind Jahr für Jahr, ohne Quittung und Stempel, auf die bequemſte Art, mittelſt Coupons zu erheben; über das Capital und 4 pCt. Zinſen ſind im Ganzen noch 17,621,515 fl. zu gewinnen; im Einzelnen 576 Treffer von 1,000 bis 9,000 fl., und deren 70 von 10,000 bis 150,000 fl. C. M. Wo ſo viele und ſo anſehnliche Prämien ausgeſetzt ſind, da kann man das fünfte Procent wohl wagen.

Es iſt aber auch von dem Entgang des fünften Procents nicht die Rede, ſondern es werden vielmehr mit geringer Ausnahme für alle Einlagen 6 pCt jährlich gezahlt, nämlich 4 pCt. Jahr für Jahr, und 2 pCt. nachträglich bey der Rückzahlung, wovon man ſich vollkommen überzeugt, wenn man nur die kleinſten Gewinne in jeder Ziehung berechnet.

In den erſten 6 Ziehungen ſind 300 fl. gleichmäßig der kleinſte Gewinn. Man berechne die ſechſte, ſo läßt ſich der Schluß leichter auf die früheren machen. Die Ziehung fällt auf Anfangs Jänner 1829, die Zinſen ſind alſo für 8 Jahre zu vergüten. 6 pCt. von der Einlage zu 250 fl. durch 8 Jahre

machen	120 fl.
hierzu die Einlage zurück	250 fl.
Zuſammen	370 fl.
Nun hat aber der Loseigenthümer mittelſt der Coupons ſchon empfangen	80 fl.
und erhält 3 Monate nach der Ziehung . . .	300 fl.
Zuſammen	380 fl.

hat alſo über jährliche 6 pCt. noch 10 fl. gewonnen.

Dieſer Gewinn berechnet ſich bey der fünften Ziehung auf 12 1/2 fl.,

---

*) Wir freuen uns ſehr, daß es dem hochachtenswerthen Hrn. Verfaſſer gefallen hat, auch über dieſes zweite Anleihen ſich in unſerem Blatte auszuſprechen, nachdem er über das erſte bereits in Nr. 48 einen Aufſatz geliefert hatte, der durch ſeine Gründlichkeit vollen Beyfall fand, und unter Andern auch in der allgemeinen Zeitung mit Auszeichnung angezogen wurde. D. Red.

bey der vierten auf 25 fl., bey der dritten auf 17 1/2 fl., bey der zweiten auf 40 fl., und bey der erſten auf 45 fl.

Der dadurch entſtehende Entgang, daß die Gewinne erſt drei Monate nach der Ziehung gezahlt werden, iſt für den Einzelnen zu klein, als daß er in Betrachtung gezogen werden konnte.

In der ſiebenten Ziehung ſind 302 1/2 fl. der kleinſte Gewinn; da ſie auf den Julius 1830 fällt, ſo ſind die Zinſen für 9 1/2 Jahr zu berechnen:

6 pCt. durch 9 1/2 Jahr machen . . . 142 1/2 fl.

Die Einlage . . . . 250 fl.

Zuſammen 392 1/2 fl.

Der Loseigenthümer hat für 9 Jahre 4 pCt. mittelſt Coupons erhalten . . . . 90 fl.

und erhält nach der Ziehung . . . . 302 1/2 fl.

Zuſammen 392 1/2 fl.

hat alſo genau ſein Capital mit 6 pCt. Zinſen empfangen.

Dieß iſt eben ſo der Fall bey der achten Ziehung, Jänner 1832, wo der kleinſte Gewinn in 305 fl. beſteht. 6 pCt. Zinſen für 11 Jahre 165 fl.

Einlage . . . . 250 fl.

Zuſammen 415 fl.

Erhobene Zinſen mittelſt Coupons . . . . 110 fl.

Gewinn . . . . 305 fl.

Zuſammen gleichmäßig 415 fl.

Welche jedoch in dieſer 8. Ziehung um 10 fl. mehr gewinnen, ſind um eine Kleinigkeit übler daran, denn da ſie erſt nach einem Jahre gezahlt werden, und bey dieſer Zahlung, die zur Zeit der Ziehung nicht fällig geweſenen Coupons zurückſtellen müſſen, ſo haben ſie für das Jahr zwiſchen der Ziehung und der Zahlung keinen Coupon einzucaſſiren. Es werden ihnen zwar dadurch, daß ihre Prämie um 10 fl. höher iſt, als die des kleinſten ſogleich gezahlten Gewinns, die 4 pCt. für das Zwiſchenjahr vergütet, allein weitere 2 pCt. entgehen ihnen für dieſes letzte Jahr. Aus gleichen Gründen müſſen Jene, die erſt 24 Monate nach der Ziehung gezahlt werden, ſich durch beide letzte Jahre mit 4 pCt begnügen.

Ganz ſo, wie es hier für die achte Ziehung auseinander geſetzt worden, verhält es ſich — was nun leicht nachzurechnen iſt — mit den drei kleinſten Gewinnen in allen folgenden Ziehungen.

Von den obenerwähnten 17,621,515 fl., welche überhaupt zu gewinnen ſind, fallen im Durchſchnitt des Ganzen auf 1 Los mit Hinweglaſſung der Kreuzer . . . . . . 117 fl.

im Durchſchnit der erſten Ziehung . 204 —

— — 2. — . 177 —

— — 3. — . 152 —

— — 4. — . 139 —

— — 5. — . 126 —

— — 6. — . 116 —

— — 7. — . 109 —

— — 8. — . 86 —

im Durchſchnitt der 9. Ziehung .	97 fl.
— — 10. — .	98 —
— — 11. — .	110 —
— — 12. — .	118 —
— — 13. — .	124 —
— — 14. — .	128 —
Genau ihr Capital mit 6 pCt. Zinſen erhalten . . .	26,600 Loſe.
im letzten Jahre nur 4 pCt. erhalten	46,000 —
in den zwei letzten Jahren nur 4 pCt. erhalten . .	48,000 —
über jährliche 6 pCt. machen einen Gewinn von 10 bis 445 fl.	28,754 —
en größeren Gewinnen beſtehen	646 —
Zuſammen	150,000 Loſe.

Von 5 Loſen hat 1 auf einigen Gewinn, und von 231 Loſen 1 auf einen größeren Gewinn Hoffnung; mehr als 10,000 fl. fallen auf 1 Los von 2142.

Bey allen dieſen Vortheilen für die Loseigenthümer koſtet auch die gegenwärtige Anleihe dem Staate nicht mehr als 6 pCt. Die Gründe davon ſind ſchon in Nr. 78 angedeutet worden; die ganze Demonſtration wäre aber zu weitläufig für dieſes Blatt. E.

* * *

Briefe über Zeitſachen an einen Freund auf dem Lande.

IV. *)

Ich will, mein werther Freund, bey jenen allgemeinen Betrachtungen über die erfreuliche Erſcheinung der Provinzial-Muſeen, und bey jenen vagen Ruhmesworten über die wirklich herzerfriſchende Wirkſamkeit des Joanneums in Graz (die mein dritter Brief enthielt), nicht ſtehen bleiben, ſondern eine Ueberſicht ſeiner wohlthätigen Wirkſamkeit auf alle Zweige der Nationalbildung in Steyermark liefern, und die ſeit dem noch nicht abgelaufenen Jahrzehend ſeines Beſtandes durch die Jahresberichte offen und anſpruchlos von ihm gelegte Rechenſchaft, mit einem Blicke vor Augen ſtellen.

Offen liegen da zu ſchauen
Die drei Reiche ſchön und hehr,
Aus der Erde weiten Gauen,
Aus dem ſchiffdurchpflügten Meer,
Aus der Luft und aus den Schachten,
Grauer Völker ſelt'ne Trachten,
Frauenſchmuck und Ritterwehr.

Wie ſich jede Blume nennet,
Jedes Kräutlein und Gehölz,
Was die Körper eint und trennet,
Und der Sphären Glanzgewälz,

---

*) Der erſte, zweite und dritte Brief in Nr 91, 93 und 95.

Lehret Flora in dem Garten,
Lehrt Urania auf den Warten,
Und Hephaiſtos auf der Schmelz.

Ritter ohne Furcht und Tadel,
Hoch wie Burgen, eichenſtark,
Seyd dann ſtolz auf euren Adel,
Wenn der Geiſt dringt durch das Mark,
Wenn ihr, Land und Menſchen bildend,
Und durch Tapferkeit ſie ſchildend,
Würdig ſeyd der Steyermark!

So ſang beym erſten Beſuche des Johanneums (im Spätjahre 1812) eine der vorzüglichſten Zierden der Steyermark, Joſeph von Hammer (geboren zu Grätz, 9. Juni 1774), unſtreitig der vielſeitigſte und gelehrteſte aller gleichzeitigen Orientaliſten, von Oſtindien bis Nordamerica, wie von den meiſten gelehrten Geſellſchaften Europa's, ruhmvoll ausgezeichnet.

Johannes Müllers Briefe, des claſſiſchen Alterthums würdig, bleiben ein unzerſtörbares Denkmahl, wie von der früheſten Jugend an, der durchlauchtigſte Erzherzog Johann ſich unabläſſig ernſten und planvollen Studien gewidmet und getrachtet habe, »Vaterlandsliebe durch Vaterlandskunde zu befördern.« — Es war dem unſterblichen Geſchichtſchreiber der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft vergönnt, in beynahe täglichem Geſpräch auf die früchtereiche Entwickelung der vorherrſchenden Neigung für die vaterländiſche Geſchichte hinzuwirken. — Der verehrte Prinz hatte ſein zwanzigſtes Jahr noch nicht zurückgelegt, und dennoch mit verhältnißmäßig geringen Mitteln einen anſehnlichen Vorrath geſchichtlicher und archivaliſcher Materialien, phyſikaliſcher und mechaniſcher Apparate, und naturhiſtoriſche Gegenſtände zuſammengebracht, dem gerundeten Ideal eines zunächſt dem Unterrichte geweihten Muſeums angenähert, und dieſes der Leopolds-Univerſität zu Innsbruck beſtimmt, die den Erzherzog (1800) zu ihrem beſtändigen Rector erkohren hatte. — Tirols Verluſt durch die Auſterlitzer-Schlacht und durch den Preßburger-Frieden, wendete des gütigen Fürſten Blicke von den rhätiſchen in die noriſchen Alpen, und die herrliche Steyermark wurde zur dereinſtigen Erbin der ſich Jahr für Jahr mehrenden Sammlungen erkohren. — So wie Botaniker und Mineralogen auf des Erzherzogs Koſten umherreiſ'ten, ſammelte ſich auch um ihn ein Kreis vaterländiſcher Künſtler (Petter, Ruß, Krafft, Molitor, Gauermann, Knapp, Lode ꝛc.), um hiſtoriſche Momente, Denkmahle, Volksfeſte, Volkstrachten, Erzeugniſſe und alle Reize der ſchönen und der furchtbaren Alpennatur im Bilde hervorzurufen und feſtzuhalten. — Ruſſens Cyclus aus den Zeitbüchern der Habsburger und insbeſonderheit Rudolphs und Max I. iſt durch in- und ausländiſche Blätter genugſam bekannt. — Kraffts Gemſenjäger hat in England wie in der Steyermark herzliche Theilnahme gefunden. — In der »Zuſammenkunft Max I. mit Maria von Burgund«, beſitzt das Johanneum ein ewiges Andenken von Petters Kunſtfleiß und Schönheitsſinn — und wie wenig die Landſchaftsmahler verſäumt haben, das Ihrige zu thun, das wird ſich in ihren ergreifenden Ausſichten, lebensfrohen Volksfeſten, in der Wahrheit der Geſtalten und Trachten erproben, wenn einmal das großgedachte und großangelegte ſtatiſtiſche Werk des Erzherzogs an's Tageslicht treten wird.

Im Spätjahre 1811 war endlich Alles zur erwünſchten Reife gediehen. — Die Urkunde der Schenkung aller geſammelten Schätze und der Stiftung des Johanneums wurde am 16. Juli 1811 gefertigt, und am 26. November darauf den ſteyermärkiſchen Ständen im offenen Landtag übergeben. Seine Majeſtät der Kaiſer und König hatten aus reichem Füllhorn landesväterlicher Huld und raſtloſer Sorge für alle Zweige der Nationalbildung Alles hinzugefügt, was das Gedeihen des ſchönen Werkes auf irgend welche mittel- oder unmittelbare Weiſe befördern könnte. — Der Mangel eines angemeſſenen Locals iſt gewöhnlich das erſte Hinderniß, wie es ſich denn auch in Gratz, in Brünn, in Prag alſo geäußert hat. — Der Rauberhof, einſt der Sitz des ſteyermärkiſchen Milo, Andreas, Freiherrn von Rauber mit dem ungeheuern Bart, dann Leslies, eines aus Wallenſteins Mördern, wurde 1811 für das Johanneum erkauft. — Es ſind unvergeßliche Worte, die der Erzherzog aus dem Munde ſeines verewigten Freundes an die Stirne der Statuten ſetzte: »Stilleſtehen und Zurückbleiben iſt in dem regen Leben des immer neuen Weltſchauſpieles einerlei. Das Vorbild jener Wachſamkeit, Willenskraft und Erfindungen, wodurch Armee, Regierung und Kunſtfleiß muſterhaft werden, muß den Geiſt unaufhörlich emporhalten, um bey jedem Aufrufe des Vergangenen würdig, der Gegenwart gewachſen, für die Zukunft wohlthätig zu ſeyn. Das Leben eines Staates iſt wie ein Strom, nur in fortgehender Bewegung herrlich. Steht der Strom, ſo wird er Eis oder Sumpf. Nur, wo Licht und Wärme, da iſt Leben!!«

Als beſondere Sectionen des Johanneums erſcheinen in den Statuten: Die mit ſichtbarer Vorliebe ausgeſtattete heimathliche Geſchichte (mit ihren Subdiviſionen, der Sammlung von Urkunden, von Denkmahlen der Römerwelt und des Mittelalters, von Münzen, genealogiſchen Documenten, Bildniſſen der Landesfürſten und aller ausgezeichneten Steyermärker, geſchichtlichen Handſchriften und gedruckten Werken (die Statiſtik) zu deren Behuf, mit allerhöchſter Genehmigung, im Sommer 1811 durch alle Werbbezirke, Fragen, topographiſch-politiſchen, religiös-ſittlichen, phyſicaliſch-naturhiſtoriſch-mediciniſchen, öconomiſchen, forſtwiſſenſchaftlichen und montaniſtiſchen Inhalts, eben zum Behufe jenes großen Werkes erlaſſen worden ſind) — Phyſik, Mathematik, Mechanik, Naturgeſchichte, Chemie, die practiſche Landwirthſchaft, Technologie, endlich die Bücherſammlung.

Als Curatoren ernannte der Erzherzog, den zeither verſtorbenen Landeshauptmann, Grafen Ferdinand Attems, — den Abt zu Admont und Geheimenrath, Gotthard Kugelmayer; endlich den Verordneten, Johann von Kalchberg, durch ſeine Landeskenntniß und durch ſeine ſchriftſtelleriſchen Verſuche rühmlich bekannt.

Wenige Monate nach dieſem ſchönen Beginne feierte der Erzherzog Johann den nächſten Geburtstag ſeines kaiſerlichen Bruders und Herrn (12. Februar 1812) durch Aufwerfung einer Preisfrage: »über die Geographie und Hiſtorie Inneröſterreichs im Mittelalter, von der Wiedererweckung des abendländiſchen Kaiſerthums durch Carl den Großen, bis zur Achtung Heinrichs des Löwen, und zum Erlöſchen der eingebornen Dynaſtie der traungauiſchen Ottokare.«

Im erſten Augenblicke bezeugten nicht nur mehrere inländiſche Gelehrte, ſondern auch mehrere im Auslande gefeierte Namen, Luſt und Liebe, dieſen gordiſchen Knoten zu löſen. Aber Mangel an Quellen und vorzüglich Mangel an der zu ſolchen Arbeiten unentbehrlichen ſpecielſten Localkenntniß, ſchreckten Alle ab, und nur Drei blieben auf dem Kampfplatze, der Hofrath Freiherr von Hormayr, Fridrich Blumberger, Kämmerer in Gottweih, und Xaver Richter, Profeſſor der Univerſalhiſtorie am Laybacher Lyceum, einer der gelehrteſten und eifrigſten Förderer der Zwecke des Johanneums. — Aber ſelbſt aus dieſen Dreien wählten ſich die beyden letztern nur einzelne Puncte der Preisfrage zum Ziel ihrer critiſchen Forſchungen: Blumberger die Genealogie der Ottokare und den eigentlichen Zeitpunct, wann im Herzogthume Kärnthen die Sponheimer den Mürzthalern nachgefolgt ſeyen? — Profeſſor Richter hingegen erhellte mit gründlichem Quellenſtudium und glücklichem Scharfblick die cimeriſche Finſterniß der kraineriſchen Vorwelt unter den Carlowingen und ſächſiſchen Kaiſern. — Der Freiherr von Hormayr lieferte ſowohl das geforderte Urkundenverzeichniß, als das Schema der ſucceſſiven Vergrößerung der Ottokare von 829 — 1191, — die Aufhellung der Gränzen des alten großen Carentanien, der ober- und unterſteyriſchen Mark; — das ſtaatsrechtliche Verhältniß dieſer Lande zu Kaiſer und Reich; die fabelhafte Abhängigkeit von Baiern, den ſteyriſchen Panther. — Das vermeintliche Fortleben der Ottokare in den Starhembergen, Hohenbergen, Loſenſtein und Berneckern; — die baieriſchen, fränkiſchen, ſächſiſchen, ſchwäbiſchen Colonieen, die ſeit Carl dem Großen mehrmals in die entvölkerte Einöde an der Enns, Leitha, Raab, Muhr, Drau und San geſendet, auch wohl gar gewaltſam deportirt wurden; die Bedeutung der Namen: Baieriſch-Grab, Windiſch-Grab, und metae bavaricae ꝛc. — Die in dieſer Preisfrage gleichfalls begehrte Erläuterung der Wechſelſchickſale Krains und Iſtriens wird aber vermißt, und ſoll nach einer Angabe des Hormayr'ſchen Archives in der vollſtändigen Löſung dieſer Preisfrage im IV. Bande ſeiner »ſämmtlichen Werke,« noch im Laufe dieſes Winters erfolgen. Bisher gaben die genannten drei Herrn ihren Arbeiten nur den anſpruchloſen Titel: Beyträge zur Löſung der Preisfrage; inzwiſchen führt der Jahresbericht des Johanneums dankbar an, daß dieſe Arbeiten, ſeit den Gebrüdern Pez, ſeit Fröhlich und Cäſar, zum erſtenmale wieder in den Geſchichten des alten regni Carentani, Krains und der Windiſchen-Mark Epoche gemacht, und ſehr viele neue und wichtige Entdeckungen in ihrem Gefolge gehabt haben.

Gelegenheitlich der ſtatiſtiſchen Forſchungen des Jahres 1812 erſchienen muſterhafte Circularien von den Kreishauptleuten von Fradeneck zu Klagenfurth, und Graf Auersberg zu Cilly, letztere hinſichtlich der vom Johanneum veranlaßten Forſchungsreiſe des Prof. Suppantſchitſch.

Am 5. November 1812, erſchienen die Vorſchriften über die mit dem Johanneum verknüpfte Leſeanſtalt *), dann über die Verleſungen der

---

*) Man kann unter Andern im Conv. Bl. erſter Jahrg. 1. Band Nr. 18 und 41, Nachrichten davon finden. D. Red.

Chemie durch Veſt: — der Mineralogie durch den Cuſtos Mohs (der jetzt den großen Werner in Freyberg erſetzt), und über die Sternkunde durch Neumann, über Technologie durch Jeſchowsky, und ſpäterhin Janko.

Schon der zweite Jahresbericht hatte die Vollendung des Laboratoriums, des botaniſchen Gartens und Glashauſes zu melden, — neue Vorleſungen über die Rettung der Scheintodten durch Profeſſor Schallgruber. — Die Leſeanſtalt wie die mineralogiſchen Vorleſungen mußten erweitert werden, die beſten in- und ausländiſchen Zeitſchriften wurden gehalten.

Hinſichtlich der geſchichtlichen Materialien, worin ohnedieß ſo mancher unerſetzliche Verluſt zu beklagen iſt, verdient des königlichen Stifters Circular-Ermahnung die dankbarſte Aufmerkſamkeit: »faſt jede Stadt, jeder Marktflecken, jede Herrſchaft beſitzt ein eigenes Archiv, um ſo mehr die Abteyen. An vielen Orten liegen ſelbe in der größten Unordnung, ſelten beſtehen Verzeichniſſe, und wenige des Adels, wenige Eigenthümer bekümmerten ſich noch um das, was über die Geſchichten ihres Stammes wichtige Aufſchlüſſe geben könnte. Unmöglich kann jemals eine — (pragmatiſche) Geſchichte des Landes zu Stande kommen, bevor nicht alle Materialien geſammelt ſind. Und dieſe liegen zerſtreut, für die Nachkommenſchaft verloren, wenn ſie nicht jetzt hervorgezogen und gerettet werden. Dieſes läßt ſich nur dadurch erreichen, wenn alle im Lande zerſtreut liegenden Urkunden und Handſchriften an das Inſtitut eingeſendet werden. Dort werden ſelbe geordnet, geleſen, abgeſchrieben und dann den Beſitzern zuruckgeſtellt. Dieſen ſoll es freigeſtellt bleiben, das Original zuruckzunehmen, oder ſolches im Inſtitutsarchive gegen einen Empfangsſchein, welcher ihm das Eigenthums- und Zurücknahmsrecht vorbehält, zu laſſen, und ſich mit einer vidimirten Abſchrift zu begnügen. Letztere werden ihnen auch den Gebrauch erleichtern, indem ſich wenige finden werden, die alte Schriften zu leſen im Stande ſind. So allein können oft ſehr wichtige Familiendocumente vor Verluſt, Verderben, Feuer, (welches letztere leider ſchon ſo Vieles zernichtete) geſchützt werden. So allein können Familien ſchnell und leicht Aufſchlüſſe über Alles finden, was ſonſt ſo manche fruchtlos ſuchten, ſo daß Andenken an manches Haus, an manche Großthat der Vorfahren erhalten werden.« (Schluß folgt.)

Allgemeine Novelliſtik.

Den 24. Aug. ward im Leopoldſtädter-Theater zum erſtenmale gegeben: »Erſter und zweiter Stock, Schwank in einem Act, von Joſ. Willmann.« Der Bewohner des erſten will den des zweiten vertreiben, und ſucht dieß durch allerlei lärmende Unterhaltungen zu bewerkſtelligen. Dagegen hat der ober ihm in Folge einer Wette den Einfall, durch eine im Fußboden angebrachte Oeffnung Waſſer hinab zu gießen, um dem Uebermüthigen zu trotzen. Es gelingt ihm, und dieſer gibt ihm noch obendrein die Geliebte zur Frau. Daß Kleinigkeiten dieſer Art nur dann günſtigen Eindruck machen können, wenn ſie mit witzigem Dialog durchgeführt ſind, hat ſich hier bewähret, denn fiel dieſer Schwank auch nicht durch, ſo wurde er doch kühl genug aufgenommen. Spiel und Vortrag ließen Manches zu wünſchen übrig. Die Muſik des fleißigen Hrn. Volkert verdient Anerkennung. — i —

Freunden einer erheiternden Lecture empfehlen wir folgendes bey dem thätigen Hrn. Traßler, in Brünn, erſchienene Buch: »Guckkaſten: Bilder aus dem Leben und der Phantaſie. Erzählungen, Träume, humoriſtiſche und ſatyriſche Verſuche, biographiſche und hiſtoriſche Fragmente, von Meiſter Conrad Spät, genannt Frühauf.« zwei Theile in einem Band. — Witz und Laune, Leichtigkeit des Vortrags, reicher Wechſel an Stoff und Form zeichnen dieſes Buch aus. Viel davon iſt ſchon hie und da gedruckt, aber mit Vergnügen lieſt man es wieder. Der paſſende Titel zeigt im Allgemeinen ſehr deutlich den Inhalt an. Bey den humoriſtiſchen und ſatyriſchen Partien, zwei Sphären in denen ſich der Verfaſſer mit viel Talent und Glück bewegt, ſind wir am längſten und liebſten verweilt. Wir wünſchen dieſem anziehenden Producte recht viele Leſer. Noch müſſen wir des von dem genialen Loder eben ſo ſinnreich gezeichneten, als von Leop. Müller zart geſtochenen Titelbildes beyfällig erwähnen. — r.

Von der Fruchtbarkeit der engliſchen Journaliſtik, und der Planmäßigkeit und Genauigkeit, womit die engliſchen Zeitſchriften expedirt werden, kann man ſich einen Begriff machen, wenn man Folgendes lieſet: »Wie in Leipzig die Gegend des Neumarktes, ſo ſind in London die Straße Paternoſter und einige angrenzende Straßen der lebhafteſte Punct des Buchhändler-Verkehrs. Die engliſchen Monatjournale erſcheinen ſämmtlich äußerſt regelmäßig am letzten Tage jedes Monats, damit ihre Verſendung in die Provinzen und nach den Colonien zuſammen geſchehen und alle Zeitſchriften zugleich umfaſſen kann; ſo kommt es denn, daß mit jedem letzten Tage eines Monats immer über 2,000 Ballots mit mehr als 60,000 Journalheften in der Paternoſter-Straße gepackt, und nach allen Richtungen der cultivirten Erde verſandt werden. In dem großen Buchhändlergeſchäft von Longman, Hurſt u. Comp. in London, welches über 60 Commis beſchäftigt, ſind die Comptoirs nach den Ländern bezeichnet, wohin die Verſendungen und die Correſpondenzen gehn. Man findet hier daher Comptoirs für Oſtindien, Weſtindien, Nordamerica, Südamerica, Portugal und Spanien, Frankreich und die Niederlande, Deutſchland und den Norden, und an ihren Eingängen auf dieſe Weiſe bezeichnet.«

Hr. Schortmann, von Buttſtead, hat ein neues muſikaliſches Inſtrument mit Schlüſſeln erfunden, deſſen Töne vermittelſt kurzer Ruthen von gebranntem Holze von verſchiedener Länge und Breite, die ein Luftzug in Bewegung ſetzt, hervorgebracht werden. Sein Pianiſſimo kommt den lieblichen Tönen der Aeolsharfe gleich, es ſoll aber auch die Harmonica, das Clarinet, Waldhorn, Hautbois und die Violine nachahmen. — James Watſon, ein blinder Muſikus von Dunder, hat eine Methode erfunden, vermittelſt welcher er die Violine und das Violoncello zu gleicher Zeit und ohne Unbequemlichkeit ſpielen kann. Die erſtere ſpielt er, wie gewöhnlich, mit den Händen, und die letztere mit den Füßen. An dem rechten Fuße hält er den in eine beſondere Art von Schuh befeſtigten Bogen, und da der rechte Schenkel auf einer am Stuhle, worauf er ſitzet, befeſtigten Feder ruhet, ſo erhält der Fuß, ohne irgend eine Ermüdung, eine freie Bewegung. Mit dem linken Fuße arbeitet er auf eine Reihe von Hebeln, womit er nach Belieben die Saiten verkürzet. Der Erfinder hat auf dieſe Art öfters 13 bis 14 Stunden, ohne ſonderliche Erſchöpfung, geſpielt.

Im k. k. priv. *Schauſpielhauſe an der Wien* wurde am 19. Auguſt zum erſtenmale gegeben: »*die Zauberharfe.*« Zauberſpiel in drei Aufzügen. Mit Muſik von *Franz Schubert*. — Es iſt unlängſt eine unfehlbare Anleitung zur Dichtung eines *modernen* Zauberſpiels aufgefunden worden, die wörtlich wie folgt lautet: Nimm ein Stück guten, und ein Stück böſen Zauberer, welche mit einander ſich katzbalgen, ferner ein mondſüchtiges Ruinenfräulein, einen heulenden Vater nebſt einem verirrten Sohne, item einige alberne Ritter, die ſich lächerlich machen müſſen, endlich zehn oder zwölf Stück Ungeheuer, je poſſirlicher deſto beſſer. Miſche dieſe Ingredienzen mit einem Eimer Thränen, einer Handvoll Seufzer, und einer derben Portion des unſinnigſten Zaubers — zu einem unverſtändlichen Brei — ſo iſt das Unding fertig. Nur hüte dich auch nur ein Quentchen geſunden Menſchenverſtand oder eine Meſſerſpitze Poeſie beyzugeben — ſonſt wird Quark daraus.« — Der Verfaſſer des oben genannten Zauberſpiels hat demnach ohne Zweifel dieß köſtliche Recept vor Augen gehabt. Meiſterlich wußte er ſelbſt die ſchöne Anlage bis zu dem gelungenſten Wirrwarr auszuführen, und was man Plan, Verwicklung, Characteriſtik und Menſchenſprache nennt, hat er als ein ehrlicher Kämpfer für den Unſinn treu gemieden, um nur das Seine zu thun. — Schade in der That um die reiche Ausſtattung, welche an dieſe Folie vergeudet wurde, ſchade vor allem um *Schuberts* wunderſchöne Muſik, die keinen würdigeren Gegenſtand gefunden. Dieſer Künſtler hat nun in der kürzeſten Zeit ſein zweites muſicaliſches Product auf die Bühne gebracht, und jene, die bey der Aufführung des erſten an ſeinem Genius zu zweifeln Urſache fanden, glänzend überzeugt. In der vorliegenden Compoſition beginnt die *Ouverture* mit einem ungemein lieblichen Andante, das ſehr zart inſtrumentirt iſt, und in ein raſches Allegro übergeht, deſſen Thema aus dem Melodram des erſten Actes genommen wurde. So lobenswerth die Durchführung dieſes Tonſtückes iſt, ſo ſchien es doch Vielen, als ob der Mittelgedanke mit dem Hauptthema zu wenig verwandt und die Verbindung mit demſelben zu locker ſey. Auch glaubte man, daß die Ouverture mehr Verdienſt als Tonſtück an ſich als in ſeinem Verhältniſſe zum Melodram habe, und eben ſo gut vor einer Oper zu ſpielen ſey, als vor einem Zaubergebilde. Der *Eingangschor für Männerſtimmen* mit Harfenbegleitung, enthält ſchönen Geſang, und kann ſeine Wirkung auch ohne alle äußere Ueberladung, wie ſie leider ſo ſehr an der Tagesordnung iſt, nicht verfehlen. Eben ſo iſt der *zweite Chor* während des Abziehens der Verſammlung ſehr gelungen, wurde jedoch gegen den erſten minder gut vorgetragen. Die Worte: „*Bey mondheller Nacht* ꝛc.“ ſind zwar dem gewählten Marſchtempo nicht angemeſſen, dennoch iſt ihre Behandlung, obgleich eigen, nicht minder vorzüglich. *Das erſte Melodram*, nämlich das Erſcheinen des Feuergeiſtes und *Melinda's* Schwur, der ſanfte Geſang während der Sichtbarwerdung *Palmerins* erſchien durchaus vortrefflich, und nur der enge Raum dieſer Blätter verbietet alle die großen Schönheiten dieſes characteriſtiſchen Tongemähldes aufzuzählen. Ungemein zart iſt die *Scene Ida's* im Zauberwalde, und der Ausdruck ihres Zagens, ihrer Angſt, um die verfolgte Taube. Schade, daß man über der mühſeligen Jagd des Adlers die herrliche Muſik minder beachtete. *Der Schlußchor des erſten Actes* iſt effectvoll, aber mit Schwierigkeiten verbunden, welchen die Darſteller nicht ganz gewachſen ſind. — *Der zweite Act* beginnt mit einem *Trinkchor*, während deſſen *Palmerin* in Begleitung einer Baßſtimme einzelne Strophen ſingt. Dieſer Chor erhielt den vollſten Beyfall, und mußte wiederholt werden. Wenn man übrigens bedenkt, daß die Erbin *Brabants* an der Tafel ſaß, ſo möchte allenfalls der Jubel der Ritter zu ungebunden ſeyn — aber die Worte: »Schenket ein!« »Leeret aus!« »Jauchzet!« — vielleicht aus dem savoir vivre des *Dichters* genommen, ließen wohl kaum ein ſtilleres Gemählde zu. Von den *Melodramen* des zweiten Actes, deren Ausführung keineswegs genügte, muß ganz vorzüglich jenes ausgezeichnet werden, welches die Worte der gefangenen Ida begleitet. Es iſt durchaus harmoniſch, und die ſchönen Theile bilden ein ſchönes Ganze. Die Romanze Palmerins in D, iſt ein Tonſtück unendlich an tiefer Empfindung und überreich an Lieblichkeit. Freilich ließ uns der Sänger nur ahnen, was der Compoſiteur wollte, aber ſelbſt dieſer matte Abglanz ergriff. Warum Palmerin, für deſſen Stimme die Romanze ohnehin zu hoch geſetzt war, ſich die undankbare Mühe nahm, am Schluſſe desſelben ſchwerfällige Verzierungen anzubringen, die ihn bis in das hohe Cis führten, iſt unbegreiflich. Ueber den Schlußchor des zweiten Acts läßt ſich wenig ſagen. Er wird von Genien, daher nur von Sopran- und Altſtimmen geſungen, und enthält eine liebliche, höchſt einfache Melodie, welche von dem ganzen Orcheſter und der Harfe hätte begleitet werden ſollen, was leider — wie man hört, ohne Wiſſen des Tonſetzers — hinwegblieb. Hierin mag auch der Grund liegen, daß die Genien ſo viele unarticulirte Töne von ſich gaben. Der dritte Act enthält wenig Muſik, und dieſe war offenbar ſo mittelmäßig einſtudirt, daß wohl nicht leicht Jemand darüber abſprechen könnte. Doch ſchien das Melodram in dieſem Acte mit minderer Liebe und größerer Eile behandelt, auch zeigte es ſich, daß der Decorationen wegen manche Verkürzung vorgenommen wurde, welche den Zuſammenhang ſtörte. Der Eingang zum dritten Acte iſt übrigens einer Tanzmuſik ſo ähnlich, daß man ſein Staunen kaum bergen kann, obgleich das Tonſtück ſonſt recht artig iſt. Der Schlußchor endlich war ernſt und feierlich gehalten, ging aber vor den Strahlen des ſo oft gebrauchten griechiſchen Feuers in das Dunkel zurück.

Im Geſange hat Schubert ſein poetiſches Gemüth zu entfalten vielfache Gelegenheit gehabt, und dieß redlich und glücklich gethan. Bald klingen ſeine Töne aus einem friedlichen ſtillen Tanze herüber, bald rauſcht die Zauberharfe gewaltig und doch mild verſöhnend darein. Der ſprechendſte Beweis für die Vorzüglichkeit ſeiner Compoſition iſt endlich der Umſtand, daß ſie trotz der größtentheils mittelmäßigen Aufführung ſo allgemein anſprach. Selbſt der unglückliche Palmerin konnte ſeinen Part nicht ganz verderben. Man gewähre mir am Schluſſe den freudigen Wunſch auszuſprechen, daß Schubert, mit dem unendlichen Reichthume ſeiner Klänge, es recht oft verſuchen möge, uns aufzuwecken aus dem ſchläfrigen Taumel, in welchen uns die Zwittergeburten des Tages verſenken.

Unter den Darſtellern ſey des Feuergeiſtes und Melinda's die rühmlichſte Erwähnung gethan. Hr. Neefe, Roller und Piazza, zu deren Vortheil das Zauberſpiel gegeben ward, zeigten in Decoration, Maſchinerie und Coſtumirung viele Vorzüge.

B. S.

Heute wird im Theater an der Wien, zum Vortheile des Hrn. C. A. Schütz, eine große komiſche Oper aufgeführt: betitelt: Cenerentola (Aſchenbrödel) Muſik von Joachim Roſſini. Mad. Schütz, Schülerin des Hrn. Hofkapellmeiſters Salieri und des Hrn. Tomaſelli, wird ihren erſten Verſuch in der Rolle der Cenerentola wagen. Da die genannte Oper zu den vorzüglichſten des Componiſten gehört, und Hr. Schütz als fleißiger und talentvoller Schauſpieler und Sänger beliebt iſt, ſo wird er ſich wohl einer reichlichen Einnahme zu erfreuen haben.

Nr. 101 muß es Seite 913 bey 10. ſtatt auch mehrere »aus mehreren« heißen: S. 914, in der Erklärung der ſtenographiſchen Beyſpielſammlung, wollen die Leſer das zwiſchen den Wörtern Abbitte und Rohr aus Verſehen weggebliebene Wörtchen »ſich« gefälligſt einſchalten, und einige Wörter weiter ſtatt Auguſt »April« ſetzen.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Gräffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe), wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 17 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) ebendahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Joh. Bapt. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

104.

(Wien, Donnerſtag, den 31. Auguſt.)

Briefe über Zeitſachen an einen Freund auf dem Lande.

XIV.

(Schluß von Nr. 103.)

St. Lambrecht, Rain, Admont, gingen hier mit dem erſten ruhmvollen Beyſpiele voran. — Gleich der erſte Ausflug des Profeſſors Suppantſchitſch brachte über 400 römiſche Münzen und eine ganze Mantiſſe wichtiger Urkunden über das Atriden-Geſchlecht der Grafen von Cilly. — Das Leibnitzer- und Pettauer Feld mit ihren zahlloſen Römermahlen, die Trümmer des Juno-Tempels zwiſchen St. Peter, Schöneck und Neukloſter wurden emſig durchforſcht. — Die Reihen der Landhandfeſten, Ehrenſpiegel, älteſten Münz-, Gerichts- und Polizei-Ordnungen, fingen an, eine vollſtändige Obſervanzen- und Geſetz-Sammlung Kärnthens und der Steyermark, von den längſt verfloſſenen Zeiten an, zu bilden. — Der fleißige und gründliche Archivar der Stände, Joſeph Wartinger, (Verfaſſer einer kurzen, aber für Jugend und Volk ſehr gemeinnützigen Geſchichte der Steyermark, und Stifter einer Prämie für den ausgezeichnetſten Schüler der Vaterlandsgeſchichte), reiſte in der ganzen Steyermark umher, um die wichtigſten Urkundenſchätze dem Zahne der Zeit, der Sorgloſigkeit, der Geheimnißkrämerei und jenem gewiſſen Untergange zu entziehen, welchen die Stürme der Religionskriege, Türken und Koruzzen ſchon ſo vielen andern zum unerſetzlichen Schaden der Hiſtorie bereitet haben. — Die Grafen und Herrn, Carl und Adolph von Stubenberg gingen vom Adel mit der edelſten Liberalität voran. Auch die Rüſtung des romantiſchen Kampfhelden Wülfing von Stubenberg, mit dem Pferdepanzer, wanderte von Kapfenberg, der Bühne des berühmten Zweikämpfers mit dem Kuenringer, ins Johanneum.

(»Die erſte Vertheilung jenes Wartingeriſchen Preiſes für den fähigſten Schüler der Vaterlandsgeſchichte, geſchah im April 1816. Der Preis beſtand in einer ſchönen Denkmünze, auf der Hauptſeite das Johanneum und des Erzherzogs Bruſtbild, auf der Kehrſeite die Muſe der Geſchichte unter einer Eiche, an welcher der ſteyriſche Wappenſchild lehnt, mit der Umſchrift: »Sie lehre dich, der Väter werth zu ſeyn!«)

»Der hellglänzende Ehrenſpiegel der Steyermark« vom Freyherrn Franz Leopold Stadel, in neun Folio-Bänden, urkundliche und genealogiſche Hauptquelle, wurde vom Herrn Chriſtoph Stadl ergänzt, und bildet ein Kleinod des Handſchriftenſchatzes.

Redlich both auch die Hand der patriotiſche und wohlunterrichtete Gutsbeſitzer, Carl Schmutz, vormals Hauptmann der Landwehre, dann in der Linie (und als erſterer, einer von denen, die der Grätzer Landwehr unter dem Obriſtlieutenant Hummel im Schüttkaſten bey Raab, 14. Juny, 1809 unvergänglichen Ruhm erwarben), welcher Dr. Gebhard reiſen ließ, um eine Flora Styriae vorzubereiten, und unter der Aufſchrift: »vaterländiſches Archiv« ſeit geraumer Zeit äußerſt reichhaltige Sammlungen anlegte, für Naturhiſtorie, Statiſtik, Geſchichte und Diplomatik ſeiner mit ſolchen Reizen und mit ſolchen Erinnerungen reich ausgeſtatteten Heimath.

Der Zweck, eine vollſtändige Ueberſicht der ſteyermärkiſchen Production aus allen drey Reichen der Natur, — dann aber auch ein Cabinett aller Fabricate und Kunſtproducte, Gewerbs- und Gewerkerzeugniſſe, ein Induſtrial-Muſeum dieſer Provinz zu liefern, von der kleinſten Nadel bis zu den Modellen der Eiſenhämmer und Tonnengebläſe hinauf, ſchritt alle Jahre, durch eifrige Mitwirkung der Inhaber bewunderungswerth vorwärts.

Sehr bemerkenswerth iſt auch, wie von Canova anzufangen, und im Inlande, von Kißling, Caucig und Schedelberger, ſehr viele Künſtler, zum Beweiſe ihrer Achtung, dem Johanneum ältere Kunſtwerke oder Schöpfungen des eigenen Genius dargebracht haben. — Von Kißling (am 8. October 1770 zu Schöneben, Landes ob der Enns, auf der fürſtlich Kinskiſchen Herrſchaft Harachsthal geboren) ſind die Büſten Sr. Majeſtät des Kaiſers und des Erzherzogs Stifters im Johanneum. — Im September 1810 entdeckte Kißling in Ober- und Unterſteyer eine Fülle einheimiſchen Marmors, ſo wie er ſpäterhin den vortrefflichen tiroliſchen am Joſephsberge bey Meran wieder zur Sprache gebracht hat.

Es würde in der That ſchwer ſeyn, auf den engen Raum dieſes Blattes alle die zahlreichen Verdienſte um einheimiſche Kunſt und Künſtler, Literatur und Literatoren auszuſprechen, die ſich Seine Excellenz, der Herr Miniſter des Innern, Graf von Saurau (Freund und Kenner des claſſiſchen Alterthums gleich einem Lipſius oder Scaliger, in allen wichtigen Würden, beynahe in allen Provinzen, und von Neapel bis Moskau, in auswärtigen Miſſionen bewährt) mit ſeltener, liebevoller Beharrlichkeit errungen haben. — Neben ſo vielen andern Gaben legirte er unterm 20. Februar 1818 ſeine ausgewählte Bücherſammlung dem Johanneum. — In des Erzherzogs rührendem Antworts- und Dankſchreiben vom 23. Februar verdient in Wahrheit folgende Stelle ſtäte Aufbewahrung, durch die der Erzherzog dem Grafen Saurau noch ein unbeſtreitbares Verdienſt der Priorität um dieß ſteyriſche Landesmuſeum beylegte: »als nämlich der Preßburger Frieden uns die tiroliſchen Berge entriſſen, haben Sie, als damaliger Gouverneur Innerößterreichs, meine von jeher den Alpen und Alpenvölkern vorzugsweiſe gewidmeten Forſchungen, insbeſonderheit auf die Steyermark, auf ihre herrlichen Vorzüge, auf die Bedürfniſſe der Nationalbildung und der Landescultur hingerichtet. So ſind die Grundzüge des Johanneums in einem Gemüthe entſtanden. — Wir haben ferners in der merkwürdigen

Epoche, die dem unvergeßlichen Kampfe von 1809 vorangegangen iſt, den Kern dieſer gediegenen, treuen und tapfern Völker durch perſönliches, freundſchaftliches Vertrauen eben ſo eng, als durch die heilige Pflicht für Kaiſer, Kaiſerhaus, Kaiſerſtaat verbunden, miteinander kennen lernen, vom ſtänd. Saale an bis hinunter zum Winzerfeſte und in die Eiſenhämmer, bis hinauf in die Sennhütten der noriſchen Alpen, und vom Semmering bis an die Ufer der adriatiſchen See! — Der Schüttkaſten bey Raab bleibt für die ſteyriſche Landwehre auf immer eben ſo ein claſſiſcher Boden, wie Ebersberg und Znaym für die öſterreichiſche!! Nie werde ich jener Epoche der großen Vorbereitungen anders als mit tiefer, perſönlicher und vaterländiſcher Rührung gedenken, und ich weiß, daß auch in Ihrer Bruſt die volle Erwiederung dieſes Gefühls lebt.« — Dieſem Briefe war zugleich der Wunſch beygeſellt geweſen, des Grafen Bildniß im Johanneum aufzuſtellen.

Faſt gleichzeitig ernannte Graf Franz Brigido, ehemaliger Gouverneur im Banat und in Galizien († zu Wien, am 25. Jänner 1817) das Johanneum zum Erben ſeiner Bücherſammlung von mehreren tauſend Bänden mit koſtbaren Auflagen, — von ſchönen Antiken, Cameen, Pretioſen und darüber hin von 16,000 fl. in conventionsmäßig verzinslichen Obligationen. Dieß Geſchenk war um ſo unverhoffter, als Graf Brigido weder ein Steyermärker, noch mit dieſer Provinz und ihrem Muſeum in irgend einer Verbindung war, ſondern dieſes Inſtitut, bloß durchreiſend, in ſeinem Aufblühen ſah und lieb gewann. Sein Bild iſt gemahlt im phyſicaliſchen Saale, und in Gypsabguß im Leſezimmer.

Der Jahresbericht von 1817, (der noch dazu den durch die unvergeßlichſten und wohlthätigſten Erinnerungen bezeichneten Beſuch Ihrer Majeſtäten anzurühmen hatte, war auch im Fall, alle die wohlthätigen Folgen der Reihe nach aufzuführen, welche des Erzherzogs Johann lehrreiche Reiſen durch die brittiſchen Inſeln, und die alldort, hinſichtlich der neueſten Entdeckungen, Erfindungen und techniſchen Vortheile angeknüpften Connexionen nothwendigerweiſe bald ſchneller, bald ſucceſſiv, bald mittelbald unmittelbar für die Steyermark hervorbrachten. — England und Schweden mußten ihre Erfahrungen zum Behufe der, lange Zeit hindurch durch den ungünſtigſten Zuſammenfluß von Umſtänden verfolgten Eiſenwerke der Steyermark borgen. — Von inländiſchen Reiſen verdienten jene nach der Saualpe und nach dem Pacher-Gebirg, beſondere Erwähnung.

Schottlands Adelsarchiv und wahrhaft nationaler Bücher-, Handſchriften- und Urkundenſchatz in der alten Burg der Könige zu Edimburgh, zeigte dem durchlauchtigſten Erzherzoge dasjenige verwirklicht, was er in ſeinem Aufrufe 1813 angeregt und ausgeſprochen hatte. — Dieſer Jahresbericht erwähnte ferner der auf den windiſchen Büheln zwiſchen der Drau und Muhr ausgegrabenen celtiberiſchen, höchſt merkwürdigen Helme zum Theile mit unbekannten Inſchriften geziert, — der Römermahle zu Seckau, zu Ober-Pettau, zu Mahrburg auf dem Pettauer- und Leibnitzer-Feld ober der Erde, unter der Erde, ja ſelbſt im Bette der Drau und anderer Gewäſſer. — Von allen Seiten, von Prälaten und Adel, Städten und Märkten kamen Urkunden ein. Das Johanneum beſitzt jetzt gegen dreitauſend Originaldiplome und viele tauſend Abſchriften, letztere beginnen mit 811. — Das älteſte Original (ein Geſchenk des Apellationsrathes Jenull) iſt das berühmte, durch Wallner, Hormayr und Eichhorn bekannt gemachte und commentirte Diplom König Carlmanns für Oſſiach vom 9. September 878, zu Ranlesdorf gegeben, und in geographiſcher Hinſicht höchſt merkwürdig für die partes Carentaniae, Sclaviniaeque, dann durch die Erwähnung des ſteyriſchen Apoſtels und Blutzeugen Maximilian, durch den Streit zwiſchen Oetting und Oſſiach um dieſes Diplom, indem Ottigas ſtatt Ozzias oder Oßiags geleſen worden ſeyn mag? — Durch die Urkunden abſchriftlich mitgetheilt aus dem geheimen Staats-Archive in Wien, auf Befehl des Fürſten Metternich, inſonderheit jene von Salzburg: — die von Gurk, Seckau und Lavant, von S. Lambrecht, S. Paul, Seiz, Rain, hat die alte Geographie unendliche Ausbeute gewonnen, ſo wie die Verfaſſungs- und die Culturgeſchichte durch die Urkunden von Bruck, Judenburg, Cilly, Gleisdorf, Gnaß, Hartberg, Kindberg, Leoben, Märzzuſchlag, Schladming, Voitsberg, Wernſee ꝛc. — Der treffliche Hr. Abt Abund von Rain, übergab zum Abſchreiben zwei der umfaſſendſten und wichtigſten Manuſcripte, das Diplomatarium Runense, in fünf Folianten, und die Wildenſteiniana, des Grafen Erneſt Wildenſtein große Landesſammlungen.

Die numismatiſche Abtheilung machte, beſonders im Fache der antiken Münzen große Fortſchritte. — Dem Hofrathe v. Hammer, und ſeinen Verbindungen im Orient, dankte das Johanneum mehrmals koſtliche Ueberreſte der morgenländiſchen Vorwelt.

Die Krone der erfreulichen Erſcheinungen, welche dieſer Jahresbericht theils vollendet gab, theils ankündigte, waren: die Erſcheinung einer »Zeitſchrift von und für Steyermark« *), und die Wiedererweckung der ſeit 1768 durch die große Thereſia begründeten »Geſellſchaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landes-Kunde.«

Der VII. Jahresbericht erwähnte von wichtigem fundamentalen Zuwachs: die gänzliche Einverleibung der herrlichen botaniſchen Sammlungen Wulffens und Hohenwarts, durch die Liberalität des Grafen Franz Egger von Klagenfurt, — die mineralogiſchen und botaniſchen Beyträge aus Grönland, durch den Bergrath und Profeſſor Gieſecke zu Dublin: — die genealogiſchen Beyträge der Geſchlechter Saurau, Dietrichſtein, Wagensberg, Purgſtall, Brandis. — Alterthümer vom claſſiſchen Boden Laureacums (Lorch) Römermahle von Seckau und S. Leonard [illegible] Reichersberger Chronik.

Der Garten na[illegible] mehr ſeiner doppelten Beſtimmung für das wiſſenſchaftliche Studium der Botanik, und für practiſche Veredlung und Verbreitung der Obſtzucht.

Am 28. März 1819 eröffnete der Erzherzog die Ackerbaugeſellſchaft, durch eine geiſtvolle Rede, nachdem die ausgezeichnetſten Männer

---

*) Eine, mit dem leider noch immer zu beſchränkten Raum unſeres Blattes verträgliche Notiz über dieſe merkwürdige Zeitſchrift, haben wir in Nr. 69 d. J. geliefert.
D. Red.

des Landes über alle individuellen Local-Bedürfniſſe, über den Geiſt und die Modalitäten der Statuten, über die Filial-Vereine in den einzelnen Kreiſen vernommen worden waren, und ſich überall ein erfreulicher Geiſt der Eintracht und des Zuſammenwirkens erprobt hatte. »Der öſterreichiſche Kaiſerſtaat (ſprach der Erzherzog) iſt ein Agriculturſtaat; — wie ſinnvoll daher und wie gewichtig ſchon der Name, und wie umfaſſend der Wirkungskreis der Ackerbaugeſellſchaft!! — Kaum waren die Stürme des ſiebenjährigen Krieges vorübergezogen, als jene große Kaiſerin, die ihren Altar in unſer Aller Herzen hat, in allen ihren deutſchen Provinzen, zuerſt aber in Inneröſterreich wiſſenſchaftliche und induſtriöſe Vereine zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde errichtete. Kaum hatten die beyſpielloſen Stürme des 23jährigen Kampfes gegen die falſche Liberalität eines entarteten Jahrhunderts, gegen den Militär-Despotism, gegen die Univerſal-Monarchie ausgetobt, als unſer ſchwergeprüfter, und glorreich obſiegender kaiſerlicher Herr, der unſterblichen Thereſia durch die Unbilden ſchwerer Zeiten geſunkenes Werk wieder zu friſchem und neuem Leben hervorrief.«

»Der Name des Mannes darf nicht untergehen, der zur Errichtung der Ackerbaugeſellſchaft in Steyermark, Krain und Tirol, durch den damaligen Staatsminiſter, Grafen Rudolph Chotek, den erſten Vorſchlag that. Es war der Commercienrath Fremant, in Laybach, und die älteſten Mitglieder, der Graf Wenzel Purgſtall, der Abt zu Admont, der Pater Verwalter zu Gonowitz, der Profeſſor der Phyſik, Poda, der Dr. der Arzneikunde, Gleisner, und der Baumgartner zu Grieshof. Graf Purgſtall trat als Director an die Spitze. Gabriel Döbell übernahm das Secretariat.« — Derſelbe Jahresbericht gedachte auch der Erweiterung der Leſeanſtalt und des Locals, da die ſtändiſche Zeichnungs-Academie, Tanz- und Fechtſchule aus dem Johanneum hinweg, in das von den Ständen hierzu erkaufte Graf Wildenſtein'ſche Haus, in der Neugaſſe, kamen. Auch Privaten haben die Befugniß, ihre Gemählde, auch Künſtler haben die Gelegenheit, ihre Arbeiten hier aufzuſtellen. Die Gemählde-Sammlung im zweiten Stockwerke der Zeichnungs-Academie zählt bey 400 Stücke, in den Vormittagsſtunden der Donnerstage und Sonntage geöffnet, und hat an dem Director Stark einen Vorſteher, der zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigt. Erinnert man ſich, daß der Erzherzog Johann mit allen dieſen auch noch das Protectorat des ſteyermärkiſchen Muſikvereins verbindet, welcher bis jetzt ſchon fünf muſicaliſche Lehranſtalten unterhält, ſo erſtaunt man billig über das, was binnen einem einzigen Jahrzehend, ſeit der letzten feindlichen Invaſion, zur Veredlung des Geſchmackes und zunehmenden Blüthe der Nationalbildung in dieſer ſchönen Provinz geſchehen iſt.

Der Jahresbericht von 1819 enthält herrliche Beyträge im mineralogiſchen Fache, wie im zoologiſchen, deſſen Lehrkanzel Profeſſor von Schöller für Landgeiſtliche, Oeconomen, Aerzte, Förſter und Apotheker in der angemeſſenen Ausdehnung betreibt. Der Bau der Sternwarte, durch widrige Umſtände lange verzögert und zurückgeſetzt, ſteht jetzt ſeiner Vollendung nahe. — Das Archiv öffnete jedem gelehrten Forſcher, inſonderheit dem allzufrüh verewigten Ambros Eichhorn († 21. März

1820) von St. Paul, ehehin von S. Blaſien, Bearbeiter des Bisthums Chur in der Germania sacra, alle ſeine Schätze. Dafür hatte auch dieſe deutſche Congregation S. Maurs alle jene Bemühungen aufgebothen, wodurch Herr, Hergott, Gerbert, Uſſermann, und der noch lebende Trudpert Neugart, ewig glänzen werden. — Der letztere Neſtor der deutſchen Diplomatik und Kirchengeſchichte, würdig glänzend neben Hontheim, Würdtwein, Hanſiz und Meichelbeck, übermachte dem Johanneum nebſt einem Kranze trefflicher Abhandlungen, auch eine prächtige, durch lehrreiche Noten erweiterte Abſchrift des codex traditionum von S. Paul. — Der Erzherzog Johann ließ ferners die über ſeine Preisfrage erſchienenen Arbeiten in beſondern Heften abdrucken, und an alle Freunde der Vaterlandsgeſchichte unentgeldlich vertheilen. — Das genealogiſche Fach erhielt wichtigen Zuwachs durch Herrn v. Formentini, von den Familien Attems, Auersberg, Dietrichſtein, Egkh, Formentini, Galler, Gleisbach, Gurezky, Juritſch, Kazianer, Khuen, Kottulinsky, Kulmer, Leugheim, Saurau, Staudach, Starch, von Sturmbrand, Sturgkh, Szapary, Thurn, Wagensperg, Welſersheim und Wurmbrand.

Die Früchte der Verbindungen des Erzherzogs mit England wurden für die technologiſche Sammlung, und ſeine Winke für die Erhaltung der Denkmähler, beſonders aus der Römerzeit, für das archäologiſche Fach bewährt. — Die Bibliothek erhielt ungemeinen Zuwachs, die Leſe-Anſtalt eine Erweiterung, wie ſie in keiner andern Provinz, ja ſelbſt nicht in der Kaiſerſtadt exiſtiert.

Im Laufe des Jahres 1820 kamen die bereits durch Fröhlich, Cäſar und den Florianer Chorherren Kurz bekannten, für die Genealogie der ſteyriſchen Ottokare überaus merkwürdigen Urkunden von Garſten und von Gleink (aufgehobene Abteyen unferne Enns und Stadt Steyer) in das Johanneums-Archiv. J**d.

Allgemeine Novelliſtik.

Gerhard Walter Molanus, Abt von Lokkum († 1722) hat verſchiedene Schriften ausgearbeitet, Vorſchläge zur Annäherung der Katholiken und Proteſtanten betreffend.

Seine mit Spinola, Biſchof von Neuſtadt 1691 ausgearbeiteten Regulae, nicht minder ſeine weiteren Cogitationes privatae ſind gedruckt in den Oeuvres posthumes de Bossuet, T. 1.; von der dritten Schrift aber, betitelt Explicatio ulterior ſind nur Fragmente oder Excerpte abgedruckt in jenen Oeuvres posth. T. 1. P. 301. Das Ganze ſollte aber nach Wien geſchickt werden, wie Molanus ſelbſt am eben angeführtem Orte, und Leibnitz in einem Briefe an Boſſuet, ddo. 12. Juli 1692, beſtimmt verſichert. (Leibnitzii Opp. Genevae T. 1. P. 591.)

Die Schrift des Molanus, betitelt: Explicatio ulterior, iſt in der kaiſerlichen Hofbibliothek nicht enthalten. In ſeinem Briefe weiſ't er an die Hofbibliothek, in der Note aber ſpricht er von »archives de Vienne.«

Die ganze Schrift kann wohl verlegt worden ſeyn, und dürfte ſich ſchwerlich mehr finden? Dennoch aber möglich, daß ſie in dem erzbiſchöflichen Archiv liege, mit welchem jenes des eingegangenen Bisthums Neuſtadt vereiniget iſt? R**d.

Pariſer Nachrichten zu Folge iſt der Graf Forbin, General-Director des königl. Muſeums, von einer Reiſe, die er nach Sicilien gemacht, um die ſehenswertheſten Gegenden und die merkwürdigſten Gegenſtände des Alterthums, die in dieſem Lande wohl eben ſo häufig als intereſſant ſind, aufzunehmen, vor Kurzem wieder nach Neapel zurückgekommen, wo er ſich auch noch jetzt befindet, um die auf ſeiner Reiſe geſammelten wichtigen Materialien in Ordnung zu bringen. — Wir glauben, daß Jeder, der Hrn Forbins Werke — vorzüglich aber ſein Letzteres: Voyage au Levant — kennt, ſich um ſo mehr freuen wird, ſein neueres nützliches Unternehmen glücklich beendigt zu ſehn, da die politiſchen Begebenheiten, die jetzt Sicilien beunruhigen, die Verbindungen mit demſelben vielleicht für einige Zeit erſchweren werden. Der Verfaſſer hat übrigens eine ſolche anziehende Darſtellungsgabe, er ſieht die Sachen aus einem ſolchen pikanten Geſichtspuncte an, und weiß den Gegenſtand der Zeichnungen, die er ſeinen Werken beyfügt, ſo glücklich zu wählen, daß man füglich ſchon im Voraus von dem hohen Intereſſe ſeiner Unterſuchungen in Sicilien überzeugt ſeyn kann. B**.

Dieſes Blattes Nr. 93, vom 5. Aug. d. J. erwähnte in einem Briefe »über die Urtheile des Auslandes, über öſterreichiſche Literatur und Literatoren,« der großen Aenderung, die in derſelben zu unſern Gunſten vorgegangen ſey, und der ehrenden Anerkennung, welche die allmählig aufblühende nationale und originale Literatur Oeſterreichs, von den größten Gelehrten und berühmteſten Inſtituten der Ferne und Fremde erhalte, wo doch vor Kurzem noch Geringſchätzung und Verſpottung ihr tägliches Brot war, und zum guten Ton gehörte. — Uebrigens hat ſich zwiſchen dem deutſchen Süden und Norden wohl mancherlei Reaction und Spaltung, aber nie jene Erbitterung ausgeſprochen, die bey jeder Gelegenheit von Seite vieler baieriſchen Literatoren hervorbrach. Publiciſtiſche Controverſe und politiſches Intereſſe thaten dann auch das Ihrige, dieſes Knäuel immer mehr zu verwirren. Jetzt iſt Gottlob auch dieſes Mißverhältniß ganz unvermerkt verſchwunden, alle dieſe Dinge ſind aus dem Zwing und Bann des Staatsrechtes und Staats-Intereſſe, in der Geſchichte offenes Feld und friſchen Hochwald, unter Gottes freien Himmel zurückgetreten. — Unſere gediegenen Jahrbücher der Literatur gingen hierin unläugbar mit einem glänzenden Beyſpiele voraus, das auch in München die verdiente Würdigung fand. — Schwerlich erfuhr die baieriſche Literatur jemals aus ihrer eigenen Mitte ſo umſtändliche, durch bedeutende Forſchungen und Entdeckungen begleitete Prüfung und ehrenvolle Anerkennung ihrer merkwürdigeren Hervorbringungen, als in eben dieſen Jahrbüchern, die der baieriſchen Geſchichte (IV. V. VI.) eine eigene, ſtehende Rubrik des Anzeigeblattes widmeten, und die Werke Zſchokke's, Feßmayers, Gemeiners, Lipowsky's ꝛc. ſo ausführlich zergliederten, wie die intereſſanteſten Lieferungen der einheimiſchen Muſe. — Der ſchönſte Beweis, welche erfreulichen Früchte dieſe Annäherung trage, gibt die Recenſion der neuern Werke des Florianer Chorherrn Franz Kurz in der baier. Literatur-Zeitung, in dem Hefte Oſtermonat Nr. 27—34. S. 134 ꝛc. Zuerſt erhält ſein »Oeſterreich unter den Königen Ottokar und Albrecht« ausführliche Würdigung, ſo oft auch manchmal die Lieblingsmeinungen und Intereſſen der Baiern und Oeſterreicher diametral collidiren.

Der Schluß der weitläuftigen Recenſion lautet: »daß die k. k. Cenſur keineswegs ſo illiberal ſey, als ſie ſo oft angeſchwärzt worden iſt, und daß in der öſterreichiſchen Monarchie, wo die Fortſchritte zur wahren und dauernden Verbeſſerung, nach reifer Ueberlegung, mit gehöriger Vorbereitung gemacht worden ſind, keine Rückſchritte zu beſorgen ſeyen!!« — In eben demſelben Hefte, S. 166, u. f. wird des Chorherrn Kurz »Oeſterreich unter Friedrich dem Schönen« recenſiret. Am Schluſſe heißt es, mit Beziehung auf Kurzens Betheuerungen ſeiner ſtrengen Unpartheilichkeit: — »Recenſent muß bekennen, daß, obſchon er in des Herrn Verfaſſers ausgebreitete hiſtoriſche Kenntniſſe, gründliche Critik und erprobte große Unpartheilichkeit, ein nicht gemeines Vertrauen zu ſetzen gewohnt iſt, ihm dieſe vielversprechende Verſicherung doch auffallend war. Er hat daher das Buch zweimal mit der größten Aufmerkſamkeit durchgeleſen, mit den angeführten Quellſchriften ſorgfältigſt verglichen, und findet ſich verpflichtet, obige Verſicherung mit geringer Einſchränkung zu beſtätigen. Freilich wird es jeden patriotiſchen Baier ſchmerzen, ſo manches Blatt aus Kaiſer Ludwigs Lorberkrone gefallen, und den Nimbus um ſein Haupt vielfach verdunkelt zu ſehen; aber die Wahrheit behaupte ihr heiliges Recht!« — Am Ende heißt es: »Recenſent wagt es, Baierns Hiſtoriker auf dieſe merkwürdige Schrift aufmerkſam zu machen, mit dem Wunſche, daß ſie die weitere Reihe der bloßen Lobſchriften auf Kaiſer Ludwig den Baier, woran wir bereits einen Ueberfluß beſitzen, einſtweilen unterbrechend, vielmehr auf ſeine Vertheidigung und Entſchuldigung gegen die hier in ihrer ganzen Stärke geſammelten Vorwürfe ſich beſchränken möchten. Sollte auch dieſe Arbeit ſchwerer ſeyn, als ſie ſcheint, ſo bleibt doch des großen und guten Kaiſers Nachruhm, ungeachtet aller ſeiner Mängel und Schwächen, für immer geſichert.« — Allerdings begegnen ſich in ſolchem Conflict der Meinungen die hiſtoriſche Wahrheit und Treue, und jene Anerkennung der Gegner iſt ein eben ſo ſchimmerndes Zeugniß für den trefflichen Kurz, (über den wir unſere Meinung in Nr. 91 ausgeſprochen haben), als für das theure Vaterland, unter deſſen Zierden er unſtreitig gehört. — Somit dürfte Doctor Schultes, der in ſeinen »Reiſen durch Oberöſterreich:« unſere Abteyen »Mißbeete des heiligen Benedicts« nennt, überall nur »öſterreichiſchen Jakalismus,« beym Landmann überall »[illegible] perlosa,« die Jeſuiten allmächtig im Staatsrath, in der Hierarchie, auf allen Erziehungsanſtalten findet, und verſichert: »daß der Rochemiſche Geruch Alles, was [illegible] und nicht [illegible] iſt, und was flichen kann, aus dem unglücklichen Oeſterreich treibe!!« mit ſolchen unwürdigen Schmähungen ganz allein da ſtehen, und ſchwerlich Jemanden finden, der durch das Anſchließen an ihn, oder durch ſein Lob ſich geehrt fühle!!

Herr J. L. Blahetka, von welchem als Lehrer der Stenographie in Nr. 100 dieſes Blattes die Rede war, gibt zwar nicht mehr öffentlichen, aber noch immer Privat-Unterricht in dieſer höchſt angenehmen, nützlichen, und keineswegs ſchwierigen Kunſt, deren Theorie man ſich in wenigen Stunden bekannt machen, und in deren Ausübung man, bey etwas Geduld und Ausdauer, in drei bis vier Monaten es dahin bringen kann, wenigſtens viermal ſchneller als mit gemeiner Schrift zu ſchreiben. Hr. Blahetka wohnt in der Joſephſtadt, Florianigaſſe Nr. 49, im zweiten Stock.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopediſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Gräffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe), wöchentlich 3 Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. WW., durch die k. k. Poſt 17 fl. WW. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Joh. Bapt. Wallishauſſer.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

105.

(Wien, Samstag den 2. September.)

Ontologiſche Neuigkeiten.

Von A. Rittig v. Flammenſtern.

XVI.

Mehrmahls ſind ſchon in den öffentlichen Blättern die ſogenannten Metall-Gemählde des Hrn. Goldſmith zu Paris, zur Sprache gekommen, aber das eigentliche Geheimniß blieb immer verſchleiert. Nun erhält man aber in den neueren Verhandlungen der königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris hierüber folgende intereſſante Aufſchlüſſe: Um dieſe Metall-Gemählde, oder wie Goldſmith ſie nennt, Tableaux de végétations métalliques darzuſtellen, bringt man in einigen Abſtänden etliche graue Eiſen- und Kupfer-Feilſpäne, pulveriſirt auf eine Glasſcheibe. Auf jedes dieſer Metallhäufchen gießt man alsdann einige Tropfen ſalpeterſaures — Silber; dieſes Silber ſchlägt ſich bald darauf als Metall nieder, während das Kupfer und das Eiſen ſich oxydiren und färben; nun werden mit einem kleinen hölzernen Stäbchen die Silber-Zeräſtlungen nach Belieben geordnet, und zugleich durch eine unter die Glasſcheibe gehaltene Flamme einer Kerze, ſowohl die Verdünſtung der Flüſſigkeit befördert, als auch die Gegenwirkung der Metalle begünſtigt, die Glasſcheibe geſchwärzt und damit der Grund der Zeichnung geliefert.

Der praktiſche Oekonom Hr. Joſeph Pſeiner, dermahlen in Wien, hat die, insbeſondere in Kärnthen, Krain und Illyrien unter dem Nahmen: einfache und doppelte Getreid-Harfe beſtehenden luftigen — Getreide- und Futter-Trocknungs-Gebäude, dahin verbeſſert, daß er eine vierfache Getreid-Harfe vorſchlägt, die mit ſämmtlichen Vortheilen, welche vorberührte Getreid-Harfen bey Aufbewahrung des Getreides gewähren, noch mehrere andere in ſich vereiniget. Er hat hierüber ein eigenes Werk unter dem Titel: »Die verbeſſerte zweckmäßigere Getreid-Harfe,« Wien 1820 *), herausgegeben, das nebſt der detaillirten Beſchreibung des

---

*) Im Verlage dieſer Zeitſchrift um den Preis von 5 fl. zu haben.

Baues der neuartigen Getreid-Harfe noch manches Intereſſante und Leſenswerthe ſowohl für den rationellen als praktiſchen Landwirth enthält, ſo z. B. finden wir S. 139 die Preiſe einiger Lebensmittel, wie ſie im Jahre 1514 in Wien beſtanden. Damals koſtete 1 Metzen Mundmehl 5 Kr., 1 Metzen Hafer 3 Kr. 3 Pf., 1 Metzen Gerſte 3 Kr. 1 Pf., 1 Metzen Roggen 2 Kr. 2 Pf., 1 Spanferkel 1 Kr. 1 Pf., und 1 Gans 1 Kr. 2 Pf. Hr. Pfeiner beruft ſich bey dieſer Angabe auf Urkunden. S. 142 berechnet er: daß wenn in Jahren der Theuerung in der öſterreichiſchen Monarchie von den 18 Millionen Einwohnern 9 Millionen, und zwar täglich 1 Million Menſchen pr. Kopf 4 Loth, 2 Millionen pr. Kopf 3 Loth, 2 Millionen pr. Kopf 2 Loth, 2 Millionen pr. Kopf 1 Loth und 2 Millionen pr. Kopf nur $^1/_2$ Loth Mehl weniger als ſonſt in wohlfeilen Zeiten verzehren, ſo würde durch dieſe Einſchränkung in einem Tage ein Erſparniß von 5312 Ctr. 50 Pfd., und in einem Jahr von 1,939,062 Ctr. 50 Pfd. Mehl, ſomit den Metzen Mehl à 65 Pfd. gerechnet, in einem Tage von 8173 $^1/_{13}$ Metzen, und in einem Jahre von 2,983,173 $^1/_{13}$ Metzen Mehl Statt finden.

Eine erfreuliche Notiz für den rationellen Landwirth iſt auch die dießjährige Erprobung der beſondern Vortheile, welche die von dem k. k. n. öſterr. Straßenbau-Kommiſſär Ugazy erfundene große Säemaſchine gewähret. Zwar hat ſchon der mit Auszeichnung bekannte Oekonom Petri in ſeinem gehaltreichen Werke: »Ueber die Körner- und Häckſelfütterung« nach mehrjähriger eigenen Erfahrung dargethan, daß bey einem zehnjährigen Gebrauch der Ugazy'ſchen großen Säemaſchine ein ökonomiſcher Gewinn von 33,405 fl. ausfällt, allein das folgende iſt wirkliche Thatſache. Man hat nämlich auf den Feldern des Stiftes Neukloſter zu Wiener-Neuſtadt ein Ackerfeld von 6 Jochen in 3 gleiche Theile abgetheilet, und die erſten 2 Joche mit 6 $^1/_4$ Metzen Winterkorn nach der gewöhnlichen Art breitwürfig geſäet, dann eingeackert und geeggt; die folgenden 2 Joche wurden wie gewöhnlich mit 3 $^1/_2$ Metzen Korn breitwürfig geſäet, und der Saame bloß eingeegt, der 3te Ackertheil von 2 Jochen aber durch die Ugazy'ſchen große Säemaſchine mit 2 $^7/_8$ Metzen Korn beſtellt. Bey der erfolgten Fechſung ergab ſich durch die Maſchinſaat gegen den Ertrag der erſten Gegenſaat ein höheres Erträgniß von 897 Pfund an Körnern und Stroh nebſt 3 $^1/_4$ Metzen Saamen-Erſparniß, und gegen die zweyte Gegenſaat ein höheres Erträgniß von 2600 Pfd. an Körnern und Stroh, nebſt $^1/_8$ Metzen als Saamen Gewinn. Da dieſe Säemaſchine bey dem Erfinder Ugazy nur 400 fl. W. W. im Erſtehungspreis koſtet, und die Vortheile, bey deren Anwendung ſo überaus bedeutend ſind, ſo konnte ich nicht umhin, ſelbe auch hier empfehlend anzuführen.

Bisher war man immer der Meinung, daß der berühmte Chemiker Davy zuerſt den Weingeiſt beym Aufrollen der in Herkulanum gefundenen Handſchriften als Auflöſungsmittel angewandt habe. Da aber Dr. Sickler ſchon früher als Davy das letztemahl nach Rom kam, die Anwendung des Weingeiſtes hiezu als Auflöſungsmittel in Okens Iſis 1819, 9tes Heft S. 1395 vorgeſchlagen hat, ſo gebühret Sickler'n die Ehre.

Wie oft man mit der vorgeblichen Aehnlichkeit der Bildniſſe berühmter Männer getäuſcht wird, davon gibt uns Morghen's herrlicher Kupferſtich von Raphael's Bildniß den neuen Beweis. Morghen lieferte dieſes Porträt nach einem Gemählde aus der Sammlung des Königs von Baiern. Nun tritt aber G. Schadow im Geſellſchafter auf und ſagt: »den Künſtlern Italiens, auch denen, die in Italien waren und ſich für dieſen Gegenſtand intereſſirten, iſt es längſt bekannt: daß Morghens Raphael, das Bildniß eines Freundes von Raphael vorſtellet, nämlich des jungen Bindo-Altovitti, wie es auch Vaſari angibt. Schadow hat das ächte Bild Raphaels von dieſem unſterblichen Mahler ſelbſt dargeſtellet, zu Florenz in der großherzoglichen Porträt-Sammlung aufgefunden. Mit jenem von Morghen hat es auch nicht die geringſte Aehnlichkeit.

Auch um ein neues Metall hat uns die fortſchreitende Intelligenz wieder gebracht. Bekanntlich hat Breithaupt in Freyburg, auf die Analyſe des Hrn. Lampadius, der in dem metalliſchen Foſſil von Dobſchan in Ungarn, 20 Prozent eines neuen Metalls Wodan gefunden haben wollte, dieſes Foſſil-Wodankies, genannt. Nun erſieht man aber aus einer Analyſe des Hofraths Stromeier, in den diesjährigen Göttingiſchen gelehrten Anzeigen, daß dieſes Foſſil zunächſt dem Nikelglanz anzureihen kommt, obwohl die Miſchung von allen bekannten Nikelerzen abweicht. Beſagte Analyſe ergibt als Miſchungs-Verhältniß: Arſenik 56, 2015; Nikel 16, 2390; Eiſen 11, 1258; Schwefel 10, 8137; Kobalt nebſt etwas Mangan 4, 2557 und einige unbedeutende Antheile von Kupfer, Bley und Spießglanz.

(Schluß folgt.)

◆

Tod und Leben.

Paramythie.

Einſt war der Schlaf dem Menſchen fremd, und die Ruhe zur Erholung ein kurzer Tod; ein zeitliches Aufhören des erſtarrten Seyns.

Im Schooße der Nacht lag die ruhende Erde. Aus lautloſer Tiefe ſtieg des Todes Geſtalt empor, noch dunkler als die Nacht. Auf einer mondhellen Wolke ſchwebte der Genius des Lebens; ſchaudernd beym Anblick des Würgers, blieb er in ſcheuer Entfernung von ihm. Das herzloſe Ungethüm aber ergrimmte, und ſtieß hohnvoll feindliche Drohungen aus gegen den leuchtenden Engel, deſſen Licht vor Wehmuth dämmerte.

Kühn rief die rieſenhafte Nachtgeſtalt des Königs der Schrecken: Entweiche! Laß ab von deinem fruchtloſen Beſtreben! denn, mein Reich iſt die Erde, mein Eigenthum der Menſch.

Von der Wiege an, dem Grabe verfallen, erhält er ſein Leben, um es zu verlieren. Entfliehe, ohnmächtiger Geiſt, und erkenne mein Recht auf den Menſchen, und meine Macht über ihn! Tauſend Wege öffne ich ihm, und tauſend Mittel ſteh'n ihm zu Geboth: Krankheit, Gift und Seuche, der Krieg mit Schwert und Feuer. — Alle zerſtörenden Leidenſchaften ſind mit mir im Bunde, und die Elemente gehorchen dienend meinem Wink. Ewig leb ich, um alles Leben zu vernichten; Blut und Athem entſaug' ich dem Daſeyn, und die Fülle der Kraft, von mir berührt, vergeht in Ohnmacht. Nichts iſt, das mir zu widerſtehen vermag! Du ſelbſt, verwegener Genius, wirſt einſt vergehen vor meinem Vertilgungsgrimm, wie dieſe Wolke vor dem Machtſpruch zerfließt! —

Als der Feind des Lebens ſo ſprach, umzog Dunkel den Mond, dumpfer Donner rollte dröhnend dahin, und in allen Gräbern raſſelten die Gebeine.

Aber ſiegreich trat der Engel, und noch leuchtender hervor, ſchwang ſegnend den Palmenzweig um die Erde, und über ſeinem Haupte ſtand ein heller Stern, vor deſſen herabgeſenktem Strahl der Tod ſein Antlitz abwendete. Und der milde Genius, der Freund des Daſeyns, der Ewiglebende, der mit dem Vernichter nimmer in Berührung kommen konnte, ſprach ſo zur Erde:

Der Friede ſey mit Euch, ihr Ruhenden zwiſchen Wiege und Sarg! Das Leben iſt von euch gewichen, und ihr ſeyd gleich den Todten im Grabe; aber, ihr ſollt wieder erwachen; und auferſtehen aus den Banden des Todes, ihr, die ihr nun ſtarr liegt, bewußtlos, aller Kräfte beraubt, nicht mächtig eurer ſelbſt;

Wohl ſteht der Tod an eurer Wiege, wohl verfolgt er euch auf jedem Tritt eurer Pilgerreiſe, wohl gehört ihm eures Daſeyns Hälfte an; aber, der Vernichtungsgierige, er muß wieder herausgeben ſeine Beute, muß frey laſſen ſeine Stundenſklaven!

Aus dem Schooße des Todes geht ihr ſiegreich hervor. Ohnmächtig iſt der Geiſt der Vernichtung, all ſeine Macht nur ein Mittel zu neuem Leben, zum Erdenleben ſo wie zum ewigen, zu jenem von der Sonne, zu dieſem von Gott erweckt! —

Zum erſten Mahle durchzuckte den erbarmungsloſen Tod ein flüchtiges Gefühl der Rührung. Heller floſſen die milden Strahlen vom Himmelslicht des Sternes in die Erdennacht des Todes hinab, und aus dem verklärten Dunkel ging des Schlafes dämmernde Geſtalt hervor, ein Bild des Todes, ein Quell des Lebens, der das Weſen von beyden in ſich aufnahm und vereinigte, ein todtes Leben, ein lebendiger Tod, ein Vermittler zwiſchen Tod und Leben.

*

Des Engels Lächeln ward zur Morgenröthe, und freudig erwachte Menſchen, erzählten ſich ihre erſten Traumgeſichte.

Kuffner.

Berichtigung einiger Irrthümer in Betreff Friedrichs des Streitbaren, Herzogs von Oeſtreich.

Fiorillo (Geſchichte der zeichnenden Künſte in Teutſchland. Hannover 1815. I. Band. Seite 101 in der Note) ſagt: »von Friedrich V. aus dem Habsburgiſchen Hauſe († 1246) ſieht man eine Statue im Chore der Stephanskirche« zu Wien. »Sieh monum. dom. Austriae. t. III. p. II. p. 85 — 87. Tab. XXVI. n. 1.«

In dieſer Stelle kommen weſentliche Irrthümer vor, welche eine Berichtigung erheiſchen.

1) Dieſer Friedrich, von welchem hier die Rede iſt, ſtammt nicht aus dem Habsburgiſchen Hauſe ab, ſondern vielmehr aus der Dynaſtie der Babenberger, welche erſt als Markgrafen, dann als Herzoge von 983 bis 1246 über Oeſtreich herrſchten. Friedrich war ein Sohn Leopolds VII. des Glorreichen, Herzogs von Oeſtreich, welchem er 1230 in der Regierung folgte. Er war ein kriegeriſcher Herr. Daher bekam er den Beynahmen: der Streitbare. Friedrich lieferte 1246 dem ungariſchen Könige Bela IV., welcher ihn angegriffen hatte, an der Leytha ein Treffen und ſiegte. Als Friedrich ſeinen Sieg noch verfolgte, wurde ſein Pferd durch einen Pfeilſchuß getödet. Nachdem das Streitroß gefallen war, umringten ihn ſeine Feinde. Ein Graf von Frangipan tödtete ihn. Friedrich, erſt 35 Jahre alt, endigte den Mannsſtamm des Babenbergiſchen Hauſes, am 15. Julius 1246. Ottokar, König von Böhmen, bemächtigte ſich (nach dem Tode des letzten Babenbergers) Oeſtreich's. Kaiſer Rudolph uberwand ihn und verlieh Oeſtreich ſeinem Sohne Albrecht 1282. Friedrich war alſo nicht aus dem Hauſe Habsburg.

2) Friedrich V. exiſtirte nie. Da Fiorillo den Herzog Friedrich II. meinte, ſo muß die Zahl V. in II. ungeändert werden.

K. J. Stephan, Profeſſor.

* * *

Metriſcher Zeitvertreib.

Wien, 1820.

Forsitan hoc studium possit furor esse videri,
Sed quiddam furor hic utilitatis habet.
Ovid.

Wie ſich hinunter der Zug die unabſehliche Straße
Dehnt, und doppelgereiht Wagen an Wagen ſich drängt!
Stattliche Roß' und funkelnd Geſchirr; mit goldenen Borten
Feſtlicher Sitte gemäß, Kutſcher und Jäger geſchmückt.
Aber zierlicher noch, von klugem Meiſter gezimmert,
Rolle der Wagen: der Neid ſelber, er lobe den Geſchmack.
Alles ſauber gefügt, mit Grazie Jedes behandelt,
Farbig prangt es, behend kreiſt um die Achſe das Rad,
Und wie auf ruhigem See, wenn der Hauch der Weſte die Wellen
Hebt und ſenket, der Kahn leiſen Geſchaukels dich wiegt,
Schwankt der gepolſterte Sitz, von elaſtiſchen Federn getragen,
Und den Entſchlummerten dein weckte kein peinlicher Stoß.
Doch es ſchließt ſich kein Aug', wenn gleich nach reichlicher Tafel,
Ein behaglicher Gaſt, Morpheus, der ſtille, ſich naht.
Emſig forſcht man hinauf die Reihen, die Reihen hinunter,
Wer erſchienen, und wen fragend die Neugier vermißt.

Wer die heilige Pflicht des Praters redlich beachtet,
Oder die würdige Luſt ſitte zuwider verſäumt?
Denn wie Jünglinge Roms, wenn der März die geöffneten Gärten
Schmückte, das feſtliche Roß taumelnd im Laufe geſpornt,
Oder das Volk am Tag der Quinquatrien, neben einander
Zahlreich ſitzend, dem Kampf nerviger Fechter gejauchzt;
Alſo rollt mit feſtlichem Ernſt der Bewohner des Iſters,
Wenn ſich Helios Glanz ſenket, den Prater hinab.
Ehre den ſchönen Gebrauch! Man zeigt ſich manierlich einander,
Und iſt nimmer im Jahr um den Nachmittag in Angſt. —
»Eine neue Livrée! Er zeigt ſie heute zum erſten
Mahl; doch, ſoll ich's geſtehn? ſchlecht ſind die Farben gewählt!« —
»Dort das Pirutſch! — Nicht übel; doch nicht das leichteſte, däucht mir;
Iſt mein Wagen auch alt, tauſch' ich doch nimmer mit ihm.« —
So verfährt ſich die Zeit; den Nachbar prüfet der Nachbar;
Grüßen und wiedergegrüßt werden, wie nahrt es den Geiſt!
»Nimmer geziemt, das werden Sie doch, o Gnäd'ge, nicht läugnen,
Dieſe Feder am Hut dieſem Matronengeſicht!« —
»Sitzt er im Wagen mit ihr, wer kann ſich das Lachen verbeißen?
Geſtern hat er ſich erſt über ſie luſtig gemacht!« —
Muſtre nur, holdes Geſchlecht, die vorübergleitenden Pärchen,
Sehen und wieder geſehn werden, wie bildet's das Herz!
Aber auch mir, ihr Herren, erlaubt die Reihen zu muſtern;
Seh' ich zum Wagen hinauf, nehmt es, ihr Damen nicht ſchief!
Sey von falſchem Geſtüte der Rappe, ſey er von echtem,
Fahrt in Frieden; zu frey denk ich, mich fängt kein Geſchlecht.
Iſt das goldne Gelock, das voll zur Schulter hernieder
Wallt, dein eignes auch nicht, herzengewinnende Frau,
Gebe drum der Sorge nicht Raum, ich verrathe dich nimmer;
Seit ich im Stillen beglückt, hab' ich zu ſchweigen gelernt.
Was ich dafür von euch mir erbitt', iſt wahrlich Geringes;
Seht auf einander, und laßt ruhig des Weges mich ziehn!
Nieder ſchreit' ich und auf, ich betrachte ſpähend die Wagen,
Aber die Wagen nicht ſucht ſehnend mein irrender Blick;
Zahlreich kommen die Stern' am Himmelsbogen und ſchwinden,
Doch ein einziger nur funkelt als Heſper im Schwarm.

Dan. Leßmann.

Allgemeine Novelliſtik.

Den 29 Auguſt wurde im Theater an der Wien zum erſten Mahle gegeben: Cenerentola (Aſchenbrödel), Oper in zwey Aufzügen nach dem Italieniſchen des Freyherrn von Biedenfeld; Muſik von Roſſini. — Roſſini's großes Genie, alle ſeine früheren Sätze wieder zu ſpäteren zu verwenden, gibt ſich bey jeder neuen Oper glorreich zu erkennen, und man muß ihn in der That hierin mit einem guten Schneider vergleichen, welcher aus einem Mantel leicht ein Beinkleid verfertigt, aber eben ſo leicht aus dem Beinkleide wieder einen Mantel macht. So wie man an ſolchen Kunſtwerken immer die alten ausgetrennten Stiche wahrnimmt, ſo bemerkt man eben auch bey Roſſini die Veränderung des Tactes, oder die Umkehrung der Figur bey ganz ähnlicher Bewegung und Harmoniebegleitung. In dieſer Oper iſt die Elſter immer auf den Beinen, auch Tankred ſchmeckt bisweilen vor, und andere Opern ſind ebenfalls nicht vergeſſen worden, ſondern vom Verfaſſer mehrmahls citirt. — Was man an Landſchaften lobt, die Staffage, dieß wird Einem aber hier zum Ueberdruß, denn der Figuren iſt hier kein Ende, und man ſieht ordentlich, daß Roſſini auch mit dieſem ſchon zu Ende iſt, wie mit den Ideen, denn er nimmt immer wieder die alten, und gebraucht ſogar die Tonleiter recht brav, ſtatt einer Melodie. Aſchenbrödel iſt hier aber eine doppelte Perſon, denn im Stücke wird ſie ein tugendhaftes Mädchen, von unendlicher Beſcheidenheit und edlen Sitten genannt, im Geſange aber zeigt ſich's, daß dieß nur Maske iſt, denn da läßt ſie faſt die Königinn der Nacht zurück hinter ihrem impoſanten Muthe. Sie ſingt im wahren Verſtande des Wortes wie die größte Prima Donna, nur daß die Partie für den Alt geſetzt iſt. — Cenerentola, welche ihren erſten theatraliſchen Verſuch wagte, übertraf alle Erwartungen. Sie beſitzt eine ſehr metallreiche, ſchöne Altſtimme, welcher noch dazu ſchon große Kunſtfertigkeit zu Gebothe ſteht. Ein ſchönes Portamento, welches rührend das Gemüth durch den Zauber des Klangs ergreift, iſt ihr größter Vorzug. Sie hatte beſondere Gelegenheit, daſſelbe in dem laufenden Quartett in G dur, wo die Schweſtern ſie zur Hülfe bey der Toilette rufen, zu bewähren. Das ſchwere Tonſtück wurde trefflich executirt, beſonders ſchön ſang Cenerentola.

Ein Duett in A zwiſchen dieſer und Ramiro hat viel Innigkeit, nur allzuviel Blumen. Die beyden Stimmen umſchlangen einander recht frey und froh. — Ein Quintett mit Chor in F führt den Dandini auf, welcher mit Recht in ungeheuer verſchnörkeltem Style ſingt. Dandini griff hier darneben, und nahm die Sache ganz ernſthaft, da es doch Spaß iſt. Ein Quartett in C iſt größtentheils effectvoll für die Stimme, mit beſonders lebendiger Orcheſter-Begleitung; das lebendige Orcheſter iſt es oft, wodurch Roſſini manchen kahlen Fleck zudeckt. Cenerentola excellirte hier, und erntete den entſchiedenſten Beyfall. — Das erſte Finale iſt von einer unendlichen Länge. Es beginnt und ſchließt in D. In daſſelbe ſind viele Sätze verſchiedener Bewegung eingeſchaltet, welche die Geduld auf die Probe ſtellen. Die Romanze in H moll der Cenerentola iſt einfach, aber eben nicht romantiſch. Doch wurde ſie gut vorgetragen. — Der zweyte Act iſt kurz. Ein kleines artiges Donnerwetterchen eröffnet die Bühne, mit abenteuerlichen muſikaliſchen Schloßen; denn die Geigen ſchlagen gegen den Contra-Baß, daß die Harmonie vor Aerger zerſpringen möchte. — Hierauf folgt ein ſehr gelungenes Effectſtück, ein Sextett, in welchem das lang gehaltene Staccato ſehr viel Wirkung machte. — Im zweyten Finale kann Cenerentola noch ihre ganze Kraft zeigen, und Furore machen. In der That gelang dieß der trefflichen Künſtlerinn, welche hier zum erſten Mahl auftrat. Die Oper wurde ganz brav und präcis executirt. — In der Ausſtattung hat die Direction das Ihrige, wie gewöhnlich mit aller Liberalität geleiſtet.

Im k. k. Hof-Theater nächſt der Burg wurde am 18. Auguſt zum erſten Mahle gegeben: Eheſtands-Qualen; Luſtſpiel in einem Acte und in Alexandrinern von Deinhardſtein. Grundloſe Eiferſucht — ein Brief — Beſchämung und damit die Moral! — Und dieß wurde zum erſten Mahle gegeben! — Nun! liegt wohl das Neue in der Bearbeitung? — Die Alexandriner des Hrn. Deinhardſtein ſind allerliebſt, aber wären die in das Bild gezeichneten Charaktere auch keine Carrikaturen, ſo ſind ſie abgegriffen und uralt genug, um keine Theilnahme zu erregen. Daſſelbe gilt von den Situationen. Die Zeit für dergleichen iſt ſchon vorüber, und es wäre Jammerſchade für Deinhardſteins Talente, wenn er mit ihr nachhinken wollte. Iſt etwa der prächtige Hyppogryph zum mühſeligen Ackergaul abgemagert? Nicht doch, da wartet er noch und rauſcht mit den weißen tönenden Flügeln — ſich auf! — er wird die gelenke Hand erkennen und folgen! —

Den 19. Auguſt wurde im Leopoldſtädter-Theater zum erſten Mahle gegeben: »Die Ausſpielung des Theaters,« Poſſe in zwey Acten von Hrn. Wilh. Blum *). — Auf

---

*) Klingenbrunner, nach Dr. Sartoris Schriftſtellerverzeichniß.

die vielen argen Sünden, welche ſeit einiger Zeit auf Rechnung des Titels »Poſſe« begangen wurden, war es doppelt erquicklich, einmahl wieder eine Poſſe zu ſehen, die eben ſo verſtändig angelegt, als (ohne in das übertrieben Derbe und Zotenhafte zu fallen, wodurch ſo manche neuere Producte dieſer Art uns abſtießen), mit Witz, Laune und Satyre gemäßigt und treffend durchgeführt iſt. Ein ordentlicher Faden läuft durch das Ganze; Alles iſt gut motivirt, und überall zeigt der Dichter Geſchick, Leichtigkeit und Theaterkenntniß. Wohl läßt ſich manches gegen ein Paar nicht eben nothwendige Epiſoden, oder abgebrauchte Einfälle u. dgl. Nebendinge einwenden; doch verſchwinden dieſe kleinen Gebrechen bey den überwiegenden Vorzügen des Ganzen. — Die Handlung iſt folgende: Eine Geſellſchaft von Bürgern im Rathskeller beſchließt, eine Anzahl Loſe auf das eben auszuſpielende Theater zu nehmen. Ein reiſender Theater-Directeur ſchließt ſich an, entwirft Projecte für den Fall, daß die Geſellſchaft das Theater gewinnt, und verwendet ſich, eine Gattung Pufferl oder Bohrerl, in mancherley häuslichen Angelegenheiten. Endlich wird gezogen. Die guten Leute ſind der Meinung, daß ihr Loos der Treffer ſey, und machen bereits mancherley Anſtalten, das Theater zu übernehmen, und den reiſenden Directeur, ihren Freund und Rathgeber, an die Spitze zu ſtellen. Eben ſind ſie damit beſchäftigt, unter ſich den Hamlet aufzuführen, als ihnen angekündigt wird, daß ſie ſich in der Nummer getäuſcht haben, ihnen aber Nebengewinnſte zugefallen ſind. Sie laſſen ſich beſchwichtigen, und da des Einen Sohn das Theater gewinnt, ſo iſt auch ſeiner Heirath mit der Tochter des Andern nichts mehr im Wege, und Alles endet fröhlich. — Mehrere Situationen ſind ganz vortrefflich, z. B. die Unterredung der beyden Mädchen über Liebe und Ehe, die Epiſode der Wirthſchafterinn mit dem Juden, Gſchaftlbergers (des Theater-Prinzipals) projectirte Theaterregeln u. ſ. w. — Die Rollen, auf die künſtleriſche Perſönlichkeit der Schauſpieler berechnet, wurden, bis auf den ſteifen gedächtniß- und faſſungsloſen Bar. Wellenried, ſo gelungen als es bey einer erſten Vorſtellung zu fordern iſt, gegeben. Gſchaftlberger leuchtete in ſeiner etwas anſtrengenden Rolle allenthalben hervor; Plauſcherl, ſein etwas zu carikirtes Coſtume und Benehmen abgerechnet, zeichnete ſich, wie Schreckenbergers Tochter aus, welche dießmahl ihren ſchläferigen und gedehnten Vortrag weniger durchblicken ließ. Agatha und Malchen, ſo wie alle Andern mehr oder minder leiſteten nach dem gewohnten Maßſtabe mit Fleiß und Glück das Ihrige. — Die Muſik ließ ſich gut hören; ſie iſt munter und paſſend. — Der Beyfall war nach Gebühr unzweydeutig, und der Dichter wurde laut gerufen. — Es wäre zu wünſchen, daß er ſich zu ferneren, dem jetzigen beſſern Geſchmack zuſagenden Arbeiten für dieſe Bühne entſchließen möchte. Er hat Talente, kennt dieſe Bühne, ſein Publikum und das Zeitbedürfniß. Ueberhaupt ſind der für das wahre Vergnügen des Publikums raſtlos beſorgten und wirkſamen Direction dieſes Theaters, ſonſt noch Dichter von Bildung zu wünſchen, die mit dem Zeitgeiſt fortgeſchritten, ſeinen geſtiegenen Geſchmacksbedingungen mehr Genüge leiſten [illegible]

—ſt—

Von des Grafen Caſpar Sternberg »Verſuch einer botaniſch-geognoſtiſchen Darſtellung der Flora der Vorwelt« iſt das erſte Heft bereits erſchienen. Die beygefügten 13 Kupfertafeln ſind von dem berühmten Pflanzenzeichner, Sturm, in Nürnberg geſtochen und auf das Fleißigſte gemahlet. Die Zahl der folgenden Hefte läßt ſich mit Beſtimmtheit nicht angeben; zu vieren liegen die Materialien bereit. So ſchätzenswerth dieſe Arbeit iſt, ſo würden wir doch jetzt bey dem großen Rückſtand der Naturwiſſenſchaften jede andere, die ſich mit unſerm Zeitalter beſchäftigt, mit größeren Freuden aufnehmen.

—h.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Graffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe), wöchentlich drey Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 17 fl. W.W. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Graffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

106.

(Wien, Dinstag, den 5. September.)

Die übermorgen eintretende Sonnenfinſterniß.

Dieſe Sonnenfinſterniß gehört unter die ſeltenern und bemerkenswerthern, da dießmahl die Schattenachſe des Mondes die Oberfläche der Erde über zwey und eine viertel Stunde lang treffen wird. Sie iſt in ganz Europa, in Aſien, und in dem größten Theile von Afrika ſichtbar. Zwar iſt ſie nicht total, denn eine totale Sonnenfinſterniß, wie ſie im Jahr 1724 Statt fand, tritt erſt im Jahr 1900 wieder ein, ſondern ringförmig — annulaire — weil der Halbmeſſer des Mondes zur Zeit jener Finſterniß kleiner ſeyn wird, als der Halbmeſſer der Sonne, ſomit die Sonne vom Monde nicht ganz bedeckt werden kann; ſie iſt central, da der Mittelpunkt der Mondſcheibe genau vor dem Mittelpunkt der Sonnenſcheibe zu ſtehen kommt, doch liegen Wien, Prag, Brünn, Olmütz, ganz Ungarn u. ſ. w. außer dem centralen Schatten. In unſerm Kaiſerſtaate kann man ſie in Lienz und in Tabor ꝛc. central ſehen.

Die Verfinſterung wird am ſüdlichen Theil der Sonne erfolgen, und beträgt, wenn man die Sonnenſcheibe in 12 Theile oder (nach aſtronomiſch. Ausdr.) in Zolle, und jeden Zoll in 60 Minuten theilet, für Wien 10 Zoll 53 Minuten. Sie beginnt am Wiener Horizont nach der bekannt gegebenen Berechnung des Direktors der k. k. Sternwarte, Littrow, um 1 Uhr 56 Minuten, und endet um 4 Uhr 39 Minuten.

Wie ſehr man ſich übrigens allgemein beſtrebt, auch dieſe Sonnenfinſterniß zu wiſſenſchaftlichen Zwecken zu benützen, beweiſet unter andern das Eintreffen des Aſtronoms Bouvard zu Fiume, den die königlich franzöſiſche Regierung dahin abgeſchickt hat, um dieſe Finſterniß zu Fiume, als dem letzten Punkt einer Reihe von Dreyecken, die ſich vom Ocean bis dahin erſtrecken, zu beobachten.

Unter den ſelbſtſtändigen Schriften über dieſes Phänomen iſt vorzüglich die des Herrn Littrow beachtenswerth. Sie iſt 1819 bey Hartleben zu Peſth erſchienen, und hier im Verlage dieſer Zeitſchrift zu haben.

*

* * *

Ontologiſche Neuigkeiten.

Von A. Rittig v. Flammenſtern.

XVI.

(Schluß von Nr. 105.)

Bemerkenswerth für den Mineralogen iſt, daß man im Eingange d. J. den ſo ſeltenen Labrador-Stein, labradoriſchen Feldſpath Feldſpath-Opalin in unſerem Kaiſerſtaate, und zwar im Thale Faſſa in Tyrol aufgefunden hat.

Sennefelder's Papyrographie, oder die Kunſt Kartons von Papier zu verfertigen, die mit einer thonkalkigen Materie — argile calcaire — überſtrichen, die Steine vertreten, indem ſie zu Platten dienen, um eben ſo wie auf den lithographiſchen oder auch den Kupferplatten darauf zu ſtechen und zu zeichnen, iſt von der Pariſer Geſellſchaft zur Aufmunterung der National-Induſtrie einer Prüfung unterworfen worden, welche das Reſultat lieferte: daß Sennefelder's Steinpapier vollkommen die Stelle des lithographiſchen Steines vertritt, und nun erprobt ſowohl für Kreide-, Pinſel- und Federzeichnungen in erhabener Manier, wie für den Grabſtichel, die kalte Nadel und Aetzung in vertiefter Manier, dann für alle Gattungen Ueberdruck, endlich auch als Einſatz der Zinn- und Kupferplatten für den Muſikſtich ꝛc. anwendbar ſey. Die Commiſſion fand dieſe Erfindung ſo gemeinnützig, daß ſie beſchloß, zur Ehre und zur Belohnung Sennefelder's eine goldene Medaille prägen zu laſſen, und da dieſe Erfindung — nach Anſicht der Commiſſion — in dieſem Fache nichts mehr zu wünſchen übrig läßt, ſo hat ſie ſogar den von ihr ausgeſetzten Preis für die Entdeckung künſtlich-lithographiſcher Materien zurückgenommen.

Letzthin gewann ich auf einige Augenblicke Zeit, im hieſigen k. k. polytechniſchen Inſtitute das Fabriks-Produkten-Cabinett zu beaugenſcheinigen. Kaum entſtanden, zählt es ſchon gegen 16,000 Fabrikate aus allen Zweigen der Gewerbskunde, mitunter Meiſterſtücke vom erſten Range, die einer detaillirten Erwähnung verdienen. Das Arrangement iſt trefflich. Fremde, die Wien betreten, und die mit dem in unſerm Kaiſerſtaate auch im Fabriks- und Gewerbsweſen waltenden Kunſtſinne näher bekannt werden wollen, ſo wie manche noch vom Vorurtheile befangene Inländer finden hier Anhaltpunkte genug, um das vielſeitige Beſtreben in unſern Fabriken, Manufakturen und Gewerben, die Fabrikate des Auslandes dem Inlande entbehrlich zu machen, nach Verdienſt zu würdigen. Bey einer nochmahligen längern Beſichtigung nächſtens hierüber ein gehaltvolleres Wort.

Löberſorger, der mit ſeinem ſogenannten Haſpelſchiff vor einiger Zeit hier bey der Franzensbrücke mit einer Ladung von 1127 Centner Steinkohlen landete, iſt nun mit Verbeſſerung des Mechanismus beſchäftigt, um mit ſeinem Schiffe eine größere Geſchwindigkeit als bis jetzt — in einer Minute 30 Klafter ſtromaufwärts — zu erzielen.

Prof. Gubitz in Berlin, der uns nebſt Unger durch ſeine trefflichen Arbeiten in der Holzſchneidekunſt den Beweis lieferte, daß man, was uns ſeit Albrecht Dürer's Zeiten nicht mehr recht klar werden wollte, bey Holzſchnitten ſchönere Lichtpartien, als es auf der Kupferplatte möglich iſt, erhält, hat neuerlich in ſeinem Geſellſchafter 142, theils von ihm, theils von ſeinen Schülern gearbeitete Vignetten, jedoch in Metall-Abgüſſen, zum Kaufe ausgebothen, von denen ich Nro. 20 das Kreuz am Grabeshügel, Nro. 34 Amor, umgeben von Roſen, Nro. 39 einen Blumenbehälter, Nro. 84 Apollo's Leyer im Roſenhain, Nro. 94 Amor im Roſenbuſch, und Nro. 102 die Symbole des Handels vorzüglich gelungen finde. Der Preis iſt über alle Erwartung gering. So koſtet von den vorbezeichneten Vignetten das Stück im guter Metallabguß — von dem man 20,000 Abdrücke nehmen kann — von Nro. 20 1 Thlr. 16 Gr. — Nro. 34 2 Thlr. 12 Gr. — Nro. 39 1 Thlr. 12 Gr. — Nro. 84 2 Thlr. 12 Gr. — Nro. 94 12 Gr. — Nro. 102 2 Thlr. für welchen Preis man anderwärts kaum eine halbgelungene Arabeske erhält.

Eine neue Erfindung, auch auf Kupferplatten, wie in der Holzſchneidekunſt den abzudruckenden Gegenſtand nicht vertieft, ſondern erhaben auf die Platte zu bringen, dürfte letztere in Schatten ſtellen. Lizars in London hat nämlich folgende Methode zu ätzen verſucht, die ihm vollkommen gelang. Er führt ſeine Zeichnung mit einem durch Lampenruß geſchwärzten Terpentin-Firniß auf der Platte aus; das Aetzwaſſer frißt ſodann in die zwiſchenliegenden Theile des Kupfers ein, und läßt die Zeichnung erhaben ſtehen. Die Platte wird auf einer gewöhnlichen Buchdruckerpreſſe abgedruckt. Zu Vignetten eignet ſich dieſe Erfindung vorzüglich.

Die vierzehnjährige Tochter Cäcilia des bekannten Aeronauten Garnerin hat bereits im verfloſſenen Jahr zu Neapel eine Luftfahrt gewagt; ſie befindet ſich gegenwärtig zu Mayland. Das allerliebſte Mädchen ſoll viel Gegenwart des Geiſtes beſitzen, und die Aeronautik zu ihrem künftigen Broterwerb gewählet haben. Wenn nur auch die Kunſt ſelbſt hierbey einige Fortſchritte machte!

◆

Zum Abſchied.

Horch! der Erde alte Pfoſten
Drohnen ob gewalt'ger Wucht;
Schau! es treibt ſich aus dem Oſten,
Schon der Wolken wilde Flucht.
'Alle Sterne ſind verglommen,
Mond kühlt ſich im tiefen Meer,
Und auf Blüthen kommt geſchwommen,
Silbertropfen lichtes Heer.
Lieblich klingt aus grünen Zweigen,
'Freyer Sänger heitrer Ton,
Roſ' und Nelk in Blumenſchwingen,
Schauen in den Morgen ſchon.
Rauſcht's nicht in den Waldeswegen?
Tönt's nicht aus dem Felſenquell?
Will in Wogen ſich nicht regen
Mir ein Bildlein zart und hell?
Ja ich ſeh es ſich entfalten,
Mahnend breitet es ſich aus,
Doch es ſchreiten die Geſtalten,
Nimmer aus der Freude Haus. —
Denn ich ſchau nur halbe Blüthen,
Weit zerſtreut im Sturmestanz;
Längſt umgränzt die frühen Mythen,
Uns ein ſtarrer Dornenkranz.
Der Erinn'rung Fackel tauchen,
Sich in die Vergangenheit,
Doch der Zukunft Urnen rauchen
Eine friſche frohe Zeit!

Wilh. Freyherr v. Eyb.

◆

Der Egel und der Dachs.

Eine Fabel.

»Wen ſeh' ich? Guter Gott! iſt er es, liebſter Vetter?
Nun ja die Hitz' iſt groß, und trocken iſt das Wetter!
Höchſt ſonderbar, mein Herr: jetzt kömmt er zu dem Bach
Und ſieht, wenn Durſt ihn treibt, erſt den Verwandten nach!«
So ſprach mit Gravität zum jungen Dachs ein Egel.
Das liebe Vieh ſpricht oft; dieß iſt ſchon in der Regel —
Wer zweifelt noch daran, ſeitdem ein Eſel ſprach?
Und dieſem folgen doch noch viele hundert nach!
»»Sie iſt mit mir verwandt? Ey, ey, das nimmt mich Wunder!
Die Mutter ſagt mir nichts.«« — »Hol' ſie darum der Plunder!
Ja, die Frau Mutter meint mit mir es immer gut.
Ihr Söhnchen — ſeh' es ſchon — hat doch des Vaters Blut;
Iſt ihm auch, wie er lebt, aus dem Geſicht geſchnitten:
O lieber Himmel ſieh mich für ſein Leben bitten?
Und er, geprieſner Freund, erlaub' er doch zum Gruß
Der Nahverwandten — ſchenk' er ihr den erſten Kuß!«
»»Frau Muhme, viele Ehr'; — doch — bitte — das iſt's eben —
Frau Mutter band mir ein, kein Küßchen herzugeben.««
»Ey wohl, man weiß es ja, was an der Sache iſt!
Glaubt ſie voll Eiferſucht, daß man ihr Söhnlein frißt?«
»»Frau Muhme, nicht gezürnt! ein Kuß kann nimmer ſchaden.
Da krieche ſie herauf, — da ſind ſchon Fuß und Waden. —
O weh, ſie beißt mich ja! wie mich ihr Küſſen ſchmerzt;
Da dank' ich ſchönſtens, wenn man ſo Verwandte herzt!
Man laſſe mich nun los, es koſtet mir das Leben —
Frau Muhme, hört ſie nicht — wird ſie mir Ruhe geben?!««
»Nein, nein, Herr Sauſewind, ich ſitze allzugut
Und ſitze ich einmahl, dann ſaug' ich fleißig Blut!«

Hört ihr den kleinen Dachs, den Unvorſicht'gen plärren?
Ihm nützt kein Zetterſchreyn, ihm nützt kein ängſtlich Wehren!
Die Fabel iſt jetzt aus. Doch nein, als gute Chriſten
Hört jetzt den Egel an, — er ſpielt den Moraliſten
Und ſpricht zum armen Dachs: »Küß' nie vorher den Freund,
Eh' du ihn wohl geprüft, ob er es nicht bloß ſcheint!«

Ebersberg.

* * *

Arithmetiſche Aufgabe.

Ein Weinhändler hat ein Faß, welches genau zehn Eimer hält, voll Wein; er ſoll dieſe zehn Eimer unter zwey Käufer gleich theilen, und hat kein anders leeres Geſchirr, als ein ſieben- und ein dreyeimriges Faß. — Auf welche Art wird die Theilung geſchehen?

* * *

Ueber die Schönheit einer wahren Tenorſtimme, mit Beziehung auf den Sänger Rosner in Wien.

Eine ſchöne Tenorſtimme iſt in der Oper eine ſolche Zierde, daß von der vollkommenen oder unvollkommenen Beſetzung dieſes Faches ein großer Theil des Erfolges aller Aufführungen abhängt. Der Tenor iſt in den vier geheimnißvollen Zirkeln, welche die menſchliche Stimme in vier verſchiedenen Potenzen darſtellen, gleichſam das belebende Prinzip, aus welchem alle Wärme, alle Thatkraft hervorgeht, denn ſie bezeichnet durch ihren Reiz ſo wie durch ihre Kraft die ſchönſte Stufe des Mannsalters, auf welcher derſelbe, das höchſte im Leben ahnend — die Liebe — der Macht ſeiner Gefühle nicht mehr zu widerſtreben im Stande iſt, ſondern die nach Erfüllung ſchmachtende Sehnſucht ſeines Innern in den lieblichen und doch ſtarken Wunderklängen ſeines Geſanges aushaucht.

Die drey anderen Stimmen, Sopran, Alt und Baß, ſind gleichſam ſeine Welt, die ſich um ihn als ihre Achſe dreht. Die paſſive Kraft des Soprans aber iſt der blaue Himmel, in welchem das glühende Auge des muthigen Jünglings ſich widerſpiegelt, indem es darin ſeinen ihm verwandten Gegenſtand ahnet, erkennt und zu umfaſſen ſtrebt. In der reizenden Höhe und wundervollen Tiefe deſſelben wogt die Schönheit der Wellenlinie mit alle dem Zauber, der in Millionen von Geſtalten im Weltall ſich kund thut als das paſſive Geſchlecht alles Lebens, das weibliche, hingebende, empfangende. Daher die ſanfte Schmiegſamkeit, die reizende Fülle des Soprans, daher das Weiche, alles Scharfe und Eilige des Conturs verſchmähende — indeß der Tenor die Allmacht ſeiner Gefühle mit gebietender Kraft kund thut, welche letztere aber durch die Gluth ſeiner Sehnſucht zu hoher Schönheit verkläret wird.

Hieraus ergibt ſich der Reiz des Duetts, wo zwey Conture in ſanftem Streite nach einem und demſelben Ziele mit einander beſangen erſcheinen, welche, nach allen Seiten hin ſich wendend, bald das Dominirende des Stärkeren über die Zartheit, bald den ſcheinbaren Sieg des Zarten über die Stärke zeigen. Oft ſcheinen beyde einander zu fliehen und ſich ganz zu entfernen, indeß dieſe Entfernung nur ihre gegenſeitige Attraction um ſo heftiger bewirkt, bis nach mannigfaltigen Spielen des launenhaften Widerſtrebens beyde von ihrem Wettkampf ermüdet, ſich mit einander verſchmelzen, und durch wonnevolles Anſchmiegen der nun parallellaufenden Conture oder Melodien — ihre Einheit kund thun. Die gegenſeitig beſiegten Kräfte — oder Stimmen — umſchlingen und durchdringen einander nun jubilirend nach allen Richtungen und in allen Potenzen, jedoch nur zu Einem Ziele — zu übereinſtimmender Entzückung.

Die Kraft des Tenors iſt hier gleichſam der lebende Stab, um den die ſchlanke Rebe des Soprans ſich windet. Lebend, denn er beſitzt den Grad der Schmiegſamkeit, welchen die ſchöne Mannheit in höchſter Sehnſucht erlaubt. Deutlich ſpringt hervor aus dem Geſagten, wie der Gradmeſſer für alle Beweglichkeit des Tenors zu finden ſey, um das Kunſtwerk nicht über die Gränzen der Kunſt hinaus zu ſtellen in das Gebiet häßlicher Willkür und Künſtlichkeit.

Im Quartett, wenn alle vier Potenzen oder Stimmen in gleicher Thätigkeit mit, und ſcheinbar oft gegen einander ſtreben, dominirt die hohe Kraft des Tenors eben aus den oben angeführten Gründen oft den Sopran, aber immer den Alt und Baß — wenn nämlich alle in gleichem Schwunge ſich bewegen ſollen, nach dem Plane des Meiſters. Die Quadratur des Tons und ſeine dennoch glänzende Höhe, das Innige und Schmelzende — welches aus der Sehnſucht — und das Silberne, Metallreiche — welches aus der Jugend der Kraft entſpringt, dieß iſt der Zauber, welcher ihn in dem vierfachen Klang-Prisma, der Schönheit und Wärme der rothen Farbe, gleichſtellt. Hieraus wird ſein hervorſtechender Glanz erklärbar, weil in dem Klange ſich das feurigſte Streben in höchſter Schönheit ausſpricht, indeß der tiefe Baß mehr die Ruhe repräſentirt, wenn nicht etwa die Bezeichnung des Martialiſchen dieſelbe momentan aufhebt.

Was iſt aber das Furchtbare kriegeriſcher Kraft gegen die erhabene Schönheit der ſiegenden Gewalt der Liebe? Aus der Ruhe, welche der Baß als Baſis repräſentiren ſoll, geht hervor das mehr Monotone, weniger Bunte ſeiner Melodien — das Weitſchrittige, um neuen Poſto der Ruhe zu faſſen, für die ſimultane Succeſſion der übrigen drey bewegten Stimmen — das Eckige und Scharfe ſeines Weſens — mehr als alles aber der oft lang unveränderte Standpunkt ſeines Tones, während die drey anderen Stimmen lange noch nicht ihre Beruhigung gefunden haben — der Orgelpunkt — und lange noch ſibrirend in den verwandten Wechſelzirkeln der Harmonie ſchweben, wie Farben, welche zerfließend ihre Einheit mit der Hauptfarbe noch nicht zu Stande gebracht haben.

(Schluß folgt.)

Allgemeine Novelliſtik.

Die neueſten Nummern der Bibliographie de la France, ou journal général de l'imprimerie et de la librairie, ſind wieder ſehr reich, beſonders an wichtigen Fortſetzungen. Von den berühmten Mémoires de l'académie royale des sciences de l'institut de France, Jahrgang 1818 wird der 3te Band gebracht; er hat 92 Bogen. — Voyage aux régions équinox. etc. de Humboldt iſt bis zum 6ſten Band fortgeführt. — Bis zur 11ten Lieferung iſt Gabr. Thouins herrliches Werk: Plans raisonnés de toutes les espèces de jardins, gediehen. Dieſes Werk, nun geſchloſſen, wird nicht vereinzelt. — Von dem fortgeſetzten Herbier général de l'amateur, ſind die 45ſte und 47ſte Lief. (à 9 Fr.) erſchienen. — Bey dem Buchhändler Ailois wird der Proſpectus folgenden merkwürdigen archäologiſchen Werkes ausgegeben: Monumens de l'histoire Aurelienne, ou descript. nouv. des bas-reliefs de la colonne aurelienne etc. Es iſt auf 110 Kupfer in 2 Folio-Bänden angelegt, und wird in 12 Lieferungen folgen (Subſcrpt. à 12 Fr.). — Für Finanziers werden die bey Dentu herausgekommenen Observations sur la dette flottante et la dotation de la caisse d'amortissement Intereſſe haben. — Will. James läßt (in London) eine Histoire navale de la grande Bretagne etc. in 4 Bänden erſcheinen; einſtweilen iſt nur die Ankündigung da; vermuthlich iſt eine franzöſ. Ueberſetzung verſtanden. — Saint-Louis, prisonnier en Egypte iſt der Titel eines Trauerſpieles in 5 Aufzügen, gedichtet von Nicol. Le Roy (im Anagramm Conseil royal bedeutend), vormahls Präſident zu Merville (1 Fr.) — Der Herren Brazier, Gabr. u. Armand folie-Vaudeville: les trois vampires, ou le clair de la lune, iſt nun gedruckt (1 Fr. 25 C.) — Dieſer Spuck wurde den 22. Juny auf dem Théâtre des variétés zum erſten Mahl gegeben (um dieſelbe Zeit und ſeitdem las und ſah man mehrere andere Ausgeburten à la Vampire. Es trat dabey die Veranlaſſung ein, zu bezweifeln, daß Lord Byron der Verfaſſer des famöſen Gedichts, der Vampyr, ſey. Er ſelbſt hat ſich noch nicht darüber ausgeſprochen). — Den Freunden der oriental. u. occidental. Literatur macht der Buchdrucker Theoph. Barrois (Sohn) ſeine Vorräthe bekannt in ſeinem Catalogue des livres grecs modern., arabes mod., turcs, persans, arméniens, chinois etc. (10 C.) — Laborde voyage pittor. de l'Espagne, iſt, und gewiß zur Freude der lange harrenden Beſitzer der frühern Lief. mit der 49ſten nun endlich complettirt. Das ganze Werk koſtet jetzt: papier fin 1008, velin 1728, velin, fig. avant la lettre 2880 Fr. — Daß es mit dem werthvollen Dictionnaire des sciences naturelles nicht ſo langſam vorwärts ſchreite, als man Anfangs beſorgte, geht daraus hervor, daß nun bereits der 17te Band (Fil-Fys) ausgegeben iſt. — Noch raſcher aber ſetzt ſich voyage de Humboldt et Bonpland fort. Die neueſte Lief. iſt: 6me partie, botanique, pars Kunthii, fasc. 16. (Auf Jésus-velin, ſchw. K. 100, col. 180, grand colombier, vel. col. 200, Ausg. in 4. ſchw. K. 36 Fr.) — Nachdem der Frau v. Staël Schrift über den Selbſtmord aufgehört hat zu intereſſiren, behandelt jetzt der berühmte praktiſche Arzt Reydellet dieſen Gegenſtand nach höhern Geſichtspunkten. Der Titel iſt: Du suicide, considéré dans les rapports avec la morale publique et les progrès de la liberté dans les pays anciens et modernes, mais surtout en France (1 Fr.). — Ein anderer Arzt, Georget, hat ein umfaſſendes Werk; de la Folie herausgegeben (6 Fr.). — Als zu erſcheinen werden angekündigt: Mémoires sur M. de Malesherbes et sur le 18me siècle, 3 Vol. — Ein Genfer, Steph. Moricand, hat eine Flora Veneta drucken laſſen (6 Fr.) — Nach einem vollſtändig umfaſſenden Plan, zu deſſen Mittheilung uns hier der Raum mangelt, iſt J. Ch. Laveaux dictionnaire de la langue françoise in 2 Quartbänden, zuſammen 272 Bogen, erſchienen (40 Fr.). — Der kenntnißreiche unermüdete Lenoir, ſeit Millins unerſetzlichem Verluſt, der Böttiger der Franzoſen, hat herausgegeben: Descript. hist. et crit. des statues, bas-reliefs, inscript. et bustes, des peintures etc. du Musée royal, avec 950 grav. Dieſes koloſſale Werk wird aus 9—10 Bänden beſtehen, und in Lief. jede mit 10—12 Platten ausgegeben. Subſcriptpr. bis Ende Decemb. 6 Fr. pr. Lief., auf Velin satiné (nur 25 Aufl.) 8 Fr. Die 1ſte Lief. iſt bereits zu haben. Zuletzt wird ein beſonderer Band mit den 1815 zurückgenommenen (enlevés) Monumenten folgen. (Ob dieſes Werk nicht zum Theil eine Zuſammenſtellung früherer Kupfer unter andern Titeln iſt, können wir noch nicht beſtimmen. Die Erfahrung bey ähnlichen Pariſer Werken, beſonders antiquariſcher Gattung aber, legt die Pflicht auf, vorſichtig zu machen) — Der Oberſte Janin hat über Gourgauds vielbeſprochenes und getadeltes Werk remarques crit. et hist. bekannt gemacht. (1 Fr.) — Die den 17. July auf dem Theater der königl. muſikal. Akademie gegebene Oper: Aspasie et Périclès, Text von Viennet, Muſik von Daussoigne, Tänze von Gardel, iſt jetzt gedruckt. (1 Fr. 60 C.) — Das von keiner andern Nation noch erreichte Rieſenwerk: Dictionnaire des sciences médicales iſt, wiewohl ſchon bis zum 46ſten Band geſtiegen, immer erſt bey Rach. Von der Flora dazu iſt die 20ste Lief. heraus. — J. A. Dulaure kündigt in einem Proſpectus an: Histoire phys. civile et morale de Paris etc. depuis l'origine. Das Werk wird 5 Bände haben, und nicht über 48 Fr. koſten. (Nach der ungeheuren Vorarbeit des Felibien u. Lobineau, 5 voluminöſe Folianten: Histoire de la ville de Paris, ein Geſchichtwerk, das dem Umfang nach, wohl keine Stadt in der Welt beſitzt, dürfte der Verfaſſer es wohl leichter gehabt haben, als Einer, der da eine authent. und vollſtändige Geſchichte unſers Wien, die uns noch immer mangelt, bearbeiten wollte.) — Von der Biographie nouvelle des contemporains, deren wir ſchon erwähnten, iſt einſtweilen das 1 Bogen ſtarke Nahmens-Verzeichniß des erſten Bandes, A und B begreifend, gedruckt. — Von dem gelehrten Grafen Daru iſt eine engliſche Ueberſetzung der Ruines de Volney erſchienen. (3 Fr.) — An der neuen Ausgabe des Dictionnaire de Bayle, (in 8vo), mit welcher Herr Desoire ſeit 1817 beſchäftigt iſt, wird bereits gedruckt. Nächſtens erhalten wir den Proſpektus. (Wir wünſchen, daß der Herausgeber mit dieſer Octav-Ausgabe glücklicher ſeyn möge, als der Buchhändler Wolf in Leipzig, der es nicht weiter als bis zum 8ten Band bringen konnte. Wir hoffen es auch, denn Frankreich iſt das einzige Land, wo voluminöſe Unternehmungen gedeihen, wie Deutſchland das einzige iſt, wo dieß nicht der Fall zu ſeyn pflegt.) — Von den ſpaniſchen Büchern merken wir an: Memorias para la historia de las constituciones españolas (1r Tom. Gothiſch-ſpan. Conſtit.) Por Juan Sempere (3 fr. 50 C.) — Alles hier Erwähnte iſt nur ein kleiner, kaum der 30ſte Theil von literar. Neuigkeiten, die in dem unbedeutenden Zeitraum von vierzehn Tagen bekannt gemacht wurden. Die vielfach wiederholten Auflagen der Oeuvres complètes eines Voltaire, Rouſſeau, Regnard, Buffon ꝛc. von denen eine Auflage kaum noch beendigt iſt, während ſchon wieder eine andere neue erſcheint, übergehen wir. Nur erinnern wollen wir, daß uns die große Zahl geiſtlicher Schriften beynahe weniger aufgefallen iſt, als die außerordentliche Abnahme von Romanen. Deren haben wir vielleicht nicht zehn angetroffen. Gebe der Himmel, daß dieß ſo fortgehe! »Gibt es doch,« ruft irgend ein nüchterner Franzoſe in einem Pariſer Zeitblatt aus »für Perſonen von Geiſt und wahrhafter Bildung etwas Abgeſchmackteres, als die Lektüre von fingirten Liebesgeſchichten, die nichts thun, als den Geſchmack verderben, das Gefühl verwirren, und den Verſtand beleidigen. Kann es«, ſetzt er hinzu, »eine gewiſſenloſere Papier- und Zeitverſchwendung geben? Jetzt, in den Tagen des Ernſtes, laßt uns zum Ernſten, zum Reellen, zur Subſtanz zurückkehren, vernünftige Sachen, aus denen ſich doch Etwas lernen läßt, leſen, und in der wirklichen Geſchichte einen nützlichen Erſatz für ſolche Tändeleyen aufſuchen. Laßt die Mode der Romanleſerey vorüber ſeyn.« Faſt ſollte man glauben, dieſer Franzoſe ſey ein Deutſcher.

[illegible]

Werſak's vor längerer Zeit angekündigte Schrift: »Einige Bemerkungen über die Wichtigkeit des Handels auf der Donau nach dem ſchwarzen Meere für das Königreich Ungarn« ꝛc. Peſth 1820, iſt erſchienen. Wir finden in dieſer, übrigens ſehr gehaltreichen Schrift, alles was uns Horneck, Herrmann, Schweighoffer, Liechtenſtern u. a. m. über die Wichtigkeit des Handels auf der Donau nach dem ſchwarzen Meere überhaupt, aber über die Induſtrie und den Handel der ſämmtlichen k. k. Erbſtaaten, Gutes geſagt haben, nach Geiſt und Zeit von dem Verfaſſer wieder gegeben und hie und da mit manchen eigenen Beobachtungen und ſcharfſinnigen Bemerkungen kommentirt. Schade, daß ihm der intereſſanteſte Aufſatz der in neuerer Zeit über die Vortheile des öſterr. Handels auf der Donau nach dem ſchwarzen Meere von Friſchling (in Wien) bereits 1818 in Heſperus Nr. 65. u. 70. erſchienen, unbekannt geblieben iſt. Ungeachtet dieſer Aufſatz kaum einen Druckbogen ausfüllet, ſo enthält er doch über den fraglichen Gegenſtand manche klare Anſicht, die man bey Werſak vergebens auf 163 Druckſeiten ſucht *).

Fera.

---

*) Mancher Analogie wegen, ſey hier der in Nr. 30 u. 31 unſers Blattes (laufenden Jahrg.) enthaltene Aufſatz: »Ueber die Ausführbarkeit einer Verbindung der Donau mit dem adriatiſchen Meere ꝛc.« in Anregung gebracht.

D. Red.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleitenden encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Graffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe), wöchentlich drey Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. W.W., durch die k. k. Poſt 17 fl. W.W. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redakteur (Franz Graffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

107.

(Wien, Donnerstag, den 7. September.)

Ueber die Schönheit einer wahren Tenorſtimme, mit Beziehüng auf den Sänger Rosner in Wien.

(Schluß von Nr. 106.)

Wenn die höchſte Kraft der Leidenſchaft den Baß auf hochbewegte Wellen treibt, dann wird immer des Scharfen und Eckigen viel ſeinem Geſange ſich unwillkürlich beymiſchen, weil ein Körper von größerer Quadratur unmöglich die Grazie der Bewegung annehmen kann, welche einem ſchlankeren zu Gebothe ſteht, dem Tenor — es wäre denn in der ironiſchen Parodie. Man denke ſich z. B. nur einen Giganten mit dem zartgerundeten Fuße eines Apollo, und deſſen Schritte! — Einen Vogelſtrauß mit einem Nachtigallen-Schnabel! —

Die ganze organiſche Natur haßt die Entmannung und Verzwitterung; die heiligen Gränzen ſind unüberſchreitbar, weil eine jede das Gepräge ihres eigenen Göttlichen an ſich hat.

Hieraus folgt wieder der Maßſtab, nach welchem der Geſchmack der Zeit in dieſer Hinſicht zu beurtheilen. Der Alt iſt das Medium der hohen Weiberſtimme und der tiefen Männerſtimme — das Violett im Farbenprisma. Es ſcheint ſich dem Roth zu nähern, ohne ſeine Kraft und ohne Glanz zu beſitzen. Keine Altiſtinn wird daher je den hohen Reiz und die Gewalt der Schönheit affectiren können, welche den vor Liebe glühenden Jüngling unwiderſtehlich machen — den Tenor.

Der Alt repräſentirt vielmehr die Ruhe im weiblichen, ſo wie der Baß die Ruhe im männlichen, indeß Sopran und Tenor die höchſte Kraft im ſchönſten Glanze ſind, nur mit dem Unterſchiede, daß der Tenor als das höchſte poſitive oder vielmehr aktive, und der Sopran als das paſſive Schöne erſcheint. Die Erſcheinungen, wie ſie der Tag — in Wien beſonders auf dem Theater — mit ſich bringt, rechtfertigen das Geſagte.

Die allgemeine Sehnſucht nach einem wahren Tenor ließ die Zuſchauer im Kärntnerthor-Theater oft kalt bleiben, bey den gelungenſten Produktionen der größtentheils trefflichen Mitglieder; denn es fehlte eine Tenorſtimme, welche mit der Kraft der Mannheit, dem Glanze der Jugend und der Gewandtheit eines Künſtlers ausgerüſtet wäre. Die k. k. Hofoper, deren machthabende Oberleitung bey allem, was zum Ganzen erforderlich, das höchſte

Ideal vor Augen zu haben ſchien, zögerte lange in der Wahl, und ließ ſo Manchen unbeachtet, der wenn gleich nicht alle, doch einige Erforderniſſe zu einem Tenorſänger in ſich vereinigte — weil er den äſthetiſchen Höhegrad immer noch nicht erreichte, welcher die Erfüllung ihrer und Aller Wünſche im Voraus ahnen ließ.

Endlich warf der Zufall oder vielmehr ein kleiner Lebensſturm einen Jüngling mit einer Welle auf eine theatraliſche Rhede. Hier fanden Kenner ſeine Stimme ziemlich gut, bis noch andere Kenner, dieſelbe ſchärfer beobachtend, ſie für trefflich — nach längerer Zeit endlich für ganz ausgezeichnet erkannten. Er lief nun in den ſchönſten Hafen und ward ein Mitglied der k. k. Hofoper.

Herr **Rosner**, ſo heißt dieſer junge Mann, wurde von nun an lange Zeit durch die eifrigſten und zweckmäßigſten Bemühungen der beſten Meiſter in allen Elementen der theatraliſchen Kunſt unterrichtet, beſonders aber ſpannte der Operdirector, Herr **Weigl**, alle ſeine Kräfte und Geſchicklichkeit an, um in kürzeſter Zeit die ſchöne Naturgabe des Jünglings für die Kunſt empfänglich und geſchickt zu machen.

Aller ernſte Wille wird durch den Erfolg gekrönt!

Herr **Rosner** empfahl ſich zuerſt dem großen verſammelten Publikum durch eine Arie, welche er in der Oper: »die Sängerinnen vom Lande,« einlegte. Die geſchickte Einführung erſparte dem noch unerfahrnen Schüler Thaliens größere Prüfungen, denn der Zweck war: man wollte über ſeine Stimme ein allgemeines Urtheil haben.

Daſſelbe fiel ganz zu ſeinen Gunſten aus. Man erkannte ſeine Stimme für höchſt ſonor, umfangreich, rein und biegſam. Der große ermunternde Beyfall machte es wünſchenswerth, daß Herr **Rosner** nun in einer Oper auftrat. Es geſchah in der diebiſchen Elſter, wo er den **Giannetto** zu allgemeinem Vergnügen ſang, und mit viel mehr Geſchick, als man von einem Anfänger erwarten konnte, ſpielte. Seine Mitteltöne ſind vollkräftig, ſein Falſet — obgleich noch nicht ganz beſtimmt — doch immer mit den übrigen Tönen in keinem Mißverhältniſſe, ſeine Höhe bedeutend — denn er bewegt ſich frey bis in das B, ſeine Tiefe aber beſonders klangreich, wie ſie bey hohen Tenorſtimmen nicht oft gefunden wird. Sein Taktgefühl zeigt von guter Schule, und ſeine Biegſamkeit bewies ſich ganz ausgezeichnet in den **Roſſiniſchen** oft inſtrumentalmäßigen Geſangmelodien. Er gab ſpäter die kleine Rolle des **Alvaro** im **Cortez**. Daß die Natur den jungen Mann mit einer anmuthigen Geſtalt ausſtattete, gehört zu den Vorzügen, welche ſeine gänzliche Ausbildung um ſo wünſchenswerther machen.

Bey ſeinen wiederholten Auftritten beweiſt ſich das große Intereſſe, welches das Publikum für eine ſchöne Tenorſtimme hegt; denn alle Vorſtellungen waren zum Erdrücken voll in einer Jahrszeit, wo die Theater gewöhnlich ganz leer ſtehen.

Bey dem ſo viele Theilnahme im Publikum erregenden Gegenſtande möge die kurze vorangehende Deduction dem Verfaſſer vergönnt ſeyn!

Friedrich Auguſt **Kanne**.

* * *

Briefe über Zeitſachen an einen Freund auf dem Lande.

V.

Die Wahrnehmung, daß der Oeſterreicher mehr fühle, als blättere und ſchreibe, und mehr handle, als rechne, iſt alt und wahr, und nur die oberflächlichſte Außerachtlaſſung derſelben hat ſo manches ſchiefe Urtheil der Ferne und Fremde erzeugt. — Am erfreulichſten bewährte ſich dieſe Beobachtung in dem ſchönen Beſtreben der Staatsverwaltung, die ein volles Vierteljahrhundert hindurch mit den ungeheuern Erforderniſſen, mit den oft rettungslos ſcheinenden Gefahren eines beyſpielloſen Kampfes zu ringen hatte, in fürſorgender Wohlthätigkeit und in Inſtitutionen für Wiſſenſchaft und Kunſt, in die Hand zu arbeiten, und durch die patriotiſchen Gaben und durch das zweckmäßige Streben unterrichteter und rein denkender Männer oder Privatvereine, dasjenige ins Leben zu rufen, oder gegen die ſchweren Sorgen der Zeit, am Leben zu erhalten, worauf die Regierung, inmitten der allgemeinen Gährung, weder eine ungetheilte Aufmerkſamkeit richten, noch auch die erforderlichen Mittel herbeyſchaffen konnte. — In mancher Provinz waren die, durch die große Thereſia geſtifteten, leider aber zeither, aus Mangel an gehöriger Erfriſchung und Erneuerung, wieder eingeſchlummerten Ackerbaugeſellſchaften, der Herd, auf welchem unter mancherley Aſche, dennoch die Gluth des Guten und Nützlichen, ruhigern Tagen aufbewahrt bleiben mochte. Nicht immer beſchränkten ſie ſich blos auf Acker und Pflug. Einzelne geiſtvolle und unermüdbare Männer nützten dieſen Titel, »Vaterlandsliebe durch Vaterlandskunde« zu fördern. So bildete ſich hie und da bey den Ackerbaugeſellſchaften ein ſchätzbarer Kern von Materialien und von Sammlungen, der Kern jener Inſtitute, die wir jetzt als Provinzial-Muſeen freudig und hoffnungsreich emporblühen ſehen.

Es wäre überflüſſig zu wiederholen, was jedem Vaterlandsfreunde bekannt, und durch mehr als eine Zeitſchrift zur öffentlichen Kenntniß gebracht worden iſt, daß wenige Vereine dieſer Art das gemeinnützige Wirken der mähriſch-ſchleſiſchen Geſellſchaft zur Beföderung des Ackerbaues, der Natur- und Landes-Kunde überbothen haben. — So viele, ihrem Hauptzweck nur ſehr mittelbar verwandte Dinge hat ſie mit edlem Eifer aufgefaßt, und beharrlich ans Ende geführt. — Die Gründung eines Landesmuſeums, war ihr aber, als das mächtigſte Vehikel der Vaterlandskunde, ohnehin gebothen, durch ihre Statuten §. III. 1, 4, 29. Litt. CC. und §. II Litt. N. des Planes zur Vereinigung der Ackerbaugeſellſchaft mit jener der vereinigten Freunde der Natur- und Vaterlandskunde in Mähren. — Dennoch blieb es jahrelang beym frommen Wunſche; der liberale, patriotiſche Sinn zweyer Vorſteher dieſes wackern Vereines hat endlich den durchgreifenden Ausſchlag gegeben.

Dieſe beyden Männer waren der Director und der Kanzler der Ackerbaugeſellſchaft, Hugo Franz Altgraf zu Salm-Reifferſcheid und Joſeph Graf von Auersberg, damals Appellationspräſident und Oberſtlandkämmerer in Mähren und Schleſien. — Graf Auersberg (am 26. Februar 1767 in Prag geboren) war ſchon 1789 als Schriftſteller aufgetreten, hatte ſeit ſeinem ſiebzehnten Jahre eine in ihrer Art einzige Sammlung böhmiſcher Geſetze und Landtagsſchlüſſe, böhmiſcher Klaſſiker und Rechtsgelehrten angelegt, die Sammlungen des hochverdienten Slaviſten Zlobicky dazu gekauft, und den ſchönen Zweck raſtlos verfolgt, eine Hiſtorie der Geſetzgebung der Krone Böhmen und ihrer Nebenreiche zu liefern. — Seine »Behandlung der Fidei-Commiſſe,« ſeine »Geſchichte des böhmiſchen Appellationsgerichtes,« ſeine drey Bände von »Balbins liber curialis« (Böhmens Gerichtsverfaſſung, Lehensweſen, Landtafel), verfolgten treu dieſelbe Richtung. Er ſtrebte, drey berühmte Geſchichtsforſcher ſeines Vaterlandes zu ergänzen, Balbin, Stransky und Voigts Skelett vom Geiſt der böhmiſchen Geſetze in den verſchiedenen Zeitaltern.

Graf Salm (geboren zu Wien 2. April 1776), jedem Patrioten ſchon durch die Art und Weiſe unvergeßlich, mit welcher er (1804) alle Lockungen Bonapartes verſchmähte, ja ſelbſt ſeine tauſendjährige Stammburg Salm in den Ardennen eher confiſciren ließ, um ſeinem öſterreichiſchen Vaterlande nicht entſagen zu müſſen, gehörte von Jugend an den naturhiſtoriſchen und phyſiſchen Wiſſenſchaften, der Chemie, dem Berg- und Hüttenweſen an (alſo daß er ſelbſt als gemeiner Bergmann arbeitete, um dieſes Fach recht von der Picke auf durchzumachen). Späterhin wendete er ſich mit gleichem Feuereifer der rationellen Landwirthſchaft zu. So war es wohl begreiflich, daß die 1808 durch den, der mähriſch-ſchleſiſchen Provinz unvergeßlichen Gouverneur Grafen Laczansky, wieder erweckte und erweiterte Geſellſchaft, den Grafen Salm als Director erwählte.

Am 7. März 1816 übergaben die Grafen Salm und Auersberg dem Herrn Gouverneur Grafen von Mittrowsky Exzellenz ein mit genauen Verzeichniſſen ihrer Schenkungen begleitetes Schreiben, die eigentliche Gründungs-Urkunde des jetzigen Franzens-Muſeums in Brünn.

Dieſe Zuſchrift, die allerdings im Archive der Nationalbildung nicht die letzte Stelle verdient, enthält außer jenem Verzeichniß der anſehnlichen Gaben der Stifter für die ſieben Sectionen (Geſchichte — Statiſtik — Phyſik und Mathematik, Naturgeſchichte, Chemie, Technologie und practiſche Landwirthſchaft), noch äußerſt beherzigungswerthe allgemeine Bemerkungen, inſonderheit über das bisherige unbillige Zurückſtehen Mährens, das immer nur den Geſchicken des Glückes und Unglücks, Steigens und Sinkens des böhmiſchen Mutterreiches gefolgt ſey, wie ein Boot im Schlepptau des überragenden Dreydeckers, — wie die ſchönen Bemühungen einiger Ollmützer Erzbiſchöfe vor dem Sturmgebrauſe der Reformation, und der durch die Prager Schlacht am weißen Berge (1620) blutig geendigten böhmiſch-mähriſchen Rebellionen großentheils wie Spreu zerſtoben ſeyn, — wie der dreyßigjährige Krieg nirgend furchtbarer gewüthet habe, als in Mähren, wo Ollmütz lange ein ſchwediſcher Hauptwaffenplatz, und noch mehrere Jahre nach dem weſtphäliſchen Frieden der Feind fortwährend im Lande war! — Graf Salm machte der erſte wieder darauf aufmerkſam, welche Schätze Torſtenſon und Wrangel aus Mähren, wie Königsmark aus Böhmen nach Stockholm, Abo, Stregnös und Upſala, und nach dem gräflich Braheiſchen Luſtſchloſſe Skogkloſter entführt hätten, wie ein berühmter Verſteigerungs-Catalog den leidigen Titel führte:

Catalogus librorum antiquis Bibliothecis Pragensi et *Olomucensi*, quibus olim regium Gymnasium Gustavianum Stregnönse cl. m. regina Christina donaverat etc., wie ſogar recht vandaliſch noch in unſern Tagen, mehrere Verſchläge davon zu Stralſund lagen, noch immer der vergeſſenen Ueberfahrt gewärtig, wahrſcheinlich längſt ein Raub der Verweſung. — Von den Bemühungen des Grafen Roſtiz, öſterreichiſchen Geſandten in Schweden (1690), bis auf die Reiſe des unübertrefflichen Dobrowsky, mit dem Grafen Sternberg (1792), und bis auf die Nachforſchungen des Prager Bibliothekars Ungar hatten keine für die entführten mähriſchen Archive und Handſchriften noch immer die erwünſchten Folgen gehabt. Graf Salm kaufte überdieß den reichhaltigen Nachlaß des hochverdienten mähriſchen Topographen Schwoy, vorzüglich in heraldiſch-genealogiſcher Rückſicht eine unerſchöpfliche Fundgrube, durch den Codex Pernsteinianus, durch jenen von Tiſchnowitz und Daubrawitz, durch die berühmten Geſetzſammlungen des oberſten Hofrichters Sedlnicky von Choltitz und des Landeshauptmannes Ctibor von Cymburg (Kniha Tomaczowska), den auserleſenſten Codicibus Palatinis zur Seite ſtehend. — Die Zlobiczkyſch-Auersbergiſche Sammlung umfaßte die Privilegien der meiſten Städte, Märkte und Klöſter Mährens, Jahrbucher der Ollmützer Univerſität, viele überaus ſeltene Originale, auch acta publica und Urkunden der Könige von den letzten Ottokaren und Wenzeln der Przemisliſchen Dynaſtie, bis auf die Unterſuchungs- und Strafprotocolle der großen Rebellion unter Ferdinand II., äußerſt ſchätzbare Analecten zur Geſchichte des deutſchen Ritterordens ꝛc. — Graf Salm übergab ferners mehrere Denkwürdigkeiten ſeiner väterlichen und mütterlichen Ahnen, Salm und Rogendorf. — Das merkwürdigſte darunter iſt unſtreitig die Original-Rüſtung eines der berühmteſten Helden, Grafen Niclas Salm, ruhmbekrönten Dieners Erzherzogs Sigmund von Tirol, Friedrichs IV., Max I., Carls V. und Ferdinands I. — Sein Mauſoleum in Raitz (dem Heroen geſetzt durch Carl V. und Ferdinand I. in der ehemahligen Dorotheer-Kirche zu Wien) gehört der ſchönſten Zeit der Niederländer Schule. — Edelknappe bey Murten und Granſon, wider Carl den Kühnen von Burgund, Mitſtreiter bey Calliano, wider Venedigs berühmteſten Condottiere Robert Sanſeverino, der hier den Sieg und das Leben verlor, bey Brügge wider die flammändiſchen Rebellen, bey Guinegate wider Ludwig XI., Waffenbruder Georgs von Freundsberg, Bourbons, Pescaras, Leyvas, Dorias, Sieger bey Creazzo, Morano, Verona, Bicocca, Pavia, über Venediger und Franzoſen, Sieger bey Tokay, Szinye und Erlau — und dadurch für Ferdinand I. wider den Gegenkönig Zapolya, Erhalter Ungarns (dem ſein Sohn und Enkel, als königliche Locumtenentes vorſtanden), ereilte ihn der Tod in der glorreichſten That ſeines Lebens, in der Erhaltung Wiens wider den großen Suleymann 1529. — Das Ambraſer-Cabinett bewahret die eine Ruſtung dieſes unvergeßlichen Helden. Sein mit Silber eingelegter Feldharniſch findet ſich aber jetzt im Franzens-Muſeum in Brünn, ſo wie auch der Panzerſtecher, mit dem er bey Pavia, Franz I. Pferd getödtet, und nach hartnäckigem Kampfe, worin er von dem Könige verwundet worden, ihn nöthigte, dem herbeyeilenden Vizekönig Lannoy ſeinen Degen als Gefangener des Kaiſers zu übergeben.

(Schluß folgt.)

Allgemeine Novelliſtik.

Herr von Chams, Dr. und mehrerer gelehrten Geſellſchaft Mitglied, beſchäftigt ſich mit einem Werke, das über Ungarn, und beſonders über Peſth, in ſtatiſtiſcher, naturhiſtoriſcher, literariſcher und topographiſcher Hinſicht handeln ſoll. Dies Werk dürfte bald die Preſſe verlaſſen, und ſeine Erſcheinung wird deſto intereſſanter ſeyn, da die Kenntniſſe, Talente und Geiſtesfähigkeiten des Verfaſſers etwas Vorzügliches verſprechen. — Der Stein der Weiſen iſt endlich gefunden, nämlich: »Die wahre Kochkunſt erſcheint bey J. Eggenberger; ein pompöſes Vorwort eröffnet das klaſſiſche Opus. — Die k. k. privilegirte Buchdruckerey des Ludwig von Landerer iſt nunmehr von ihm ſelbſt übernommen, von dem beſchränkten Locale im Neumayer'ſchen Hauſe auf den neuen Marktplatz zum Marokkaner überſetzt, und hat der ganzen Anſtalt, durch Eleganz des Druckes, des Papiers und aller Schriftarten neuen Aufſchwung gegeben. — Das Dampfboot Caroline (das ſich, ſonderbar genug, Waſſerjournal nennet, ein Epitheton, das ſonſt die Journaliſten wie die Waſſerſcheue fliehen) fährt regelmäßig täglich einigemahl von Peſth nach Ofen, dem Kaiſerbade, dem Bombenplatz, und von da zurück, und hat immer ziemlich viel Menſchen an Bord. Der Unternehmer, Herr Biedermann, betreibt es mit Eifer und Fleiß. — Den 18. dies (Auguſt) zog das Regiment Colloredo von Peſth ab, nachdem es erſt des Morgens in Parade auf der ſogenannten Generalwieſe vor Sr. k. Hoheit dem Erzherzog vorbeydefilirte. Die lauteſten Segenswünſche begleiteten die Tapfern, die ſchon ſo lange in großer Eintracht mit dem Adel und Bürgerſtande lebten. Einige Stunden darauf manövrirte das Regiment Eſterhazy, unter Anführung des Inhabers Sr. fürſtl. Durchlaucht Nikolaus von Eſterhazy, auf dem Rakos, und zog von da durch die Königs- und Brückengaſſe auf die Generalwieſe, wo es ebenfalls vor Sr. k. Hoheit vorbeydefilirte, und dann das dritte Bataillon nach Ofen in Garniſon einzog. — Dieſer Tage beſuchten Se. k. Hoheit der Erzherzog Ferdinand die nächſt dem Kaiſerbade gelegene Schwimmſchule und die Reitſchule zu Peſth in dem Fuchſiſchen Hauſe, und geruhten Ihr Wohlgefallen über die Fertigkeit und Fortſchritte der Zöglinge laut zu äußern. ——izer.

Es kann nicht leicht einen vollgültigern Beweis der aufrichtigſten Anhänglichkeit eines Volkes an ſeinen Fürſten geben, als wenn daſſelbe jede Gelegenheit begierig ergreift, ſich ſeiner unaufgefordert zu erinnern, und die Gefühle dankbarer Verehrung ſeiner hohen Verdienſte zur Veranlaſſung und zum Zwecke einer feſtlichen Feyer macht. Dieß thaten die im Franzensbade anweſenden Sachſen am 7. Juny d. J. als am Gedächtnißtage der erſehnten Wiederkehr ihres allgeliebten Königs. Schon Tages vorher kam Einer dem Andern mit dem Zurufe zuvor, daß morgen ein vaterländiſcher Feſttag ſey; wodurch ohne weitere Verabredung der allgemeine Entſchluß entſtand, durch ein fröhliches Beyſammenſeyn am folgenden Tage die patriotiſchen Geſinnungen öffentlich zu äußern und zu bewähren. Ohne Ausnahme fanden ſich daher die Curgäſte aus Sachſen im Saale des Stadthauſes zu einem anſtändigen Mittagsmahle ein, wozu auch der öſterr. kaiſerl. Militär-Commandant und einige Fremde geladen waren. Die frohe Stimmung der Gemüther ward durch Muſik erhöht und bis zum Enthuſiasmus geſteigert, als zu Ehren des Königs folgender Toaſt ausgeſprochen wurde:

Des Glücks und Unglücks [illegible] Loos
Darf nicht der Maßſtab des [illegible] ſeyn;
Der Schlechte, wär' er König, [illegible]
Gerechtigkeit und Güte nur mach[illegible] groß:
Und dieſer Hoheit freudig ſich be[illegible]
Siegt über traurige Vergangenheit.
Der vielgeprüfte Friederich Auguſt,
Der treuen Sachſen Vater, Stolz und Luſt,
Und fühlt in ſeiner ſchuldbefreyten Bruſt
Des redlichen Gewiſſens Seligkeiten.
Im Herzen ſeines Volks hat Ihm erbaut
Die Tugend einen dauerhaften Thron,
Auf dem die Liebe Ihn mit Wonne ſchaut,
Beglückt mit hoher Jahre ſüßem Lohn.
Er lebe hoch! Er mag noch lange leben,
Dem Volke Heil, den Fürſten Beyſpiel geben!

Ein lautes Lebehoch ertönte wiederhohlt von den Lippen der entzückten Verſammlung. Hierauf ward die Geſundheit Sr. Maieſtät des Kaiſers von Öſterreich ausgebracht und die patriotiſchen Lieder: »Ertöne begeiſterndes Vaterlands-Lied« ꝛc.: und »Heil dir im Rautenkranz« ꝛc. gemeinſchaftlich geſungen. Um das Feſt nicht bloß durch Worte, ſondern durch eine That im Geiſte des Gefeyerten zu verherrlichen, ward vor Aufhebung der Tafel eine Collecte zu dem Zwecke gemacht, dürftigen Landsleuten den Beſuch und Genuß der heilbringenden Quelle zu erleichtern In dieſer Abſicht wurden folgende Worte ausgeſprochen:

»An Hygiäens Quell, aus dem uns neues Leben
Mit froher Zuverſicht die Hoffnung ſchöpfen hieß,
Im Lande, das uns einſt den Stern zurückgegeben,
Den unter Sturm und Nacht die Treue nicht verließ,
Sah'n wir den Rettungstag der Sachſen ſich erneuern;
O laßt uns dieſes Feſt im Sinn des Vaters feyern!
Bald trennt die Zeit, was jetzt vereint war, wieder,
Hat Jeder, was er ſuchte, hier empfahn;
Doch iſt zu dieſem Lebens-Born die Bahn
Unüberſteiglich ſteil für unſre armen Brüder,
Zu deren Glück des Welten-Vaters Ruf
Der Erde Güter, wie für uns, erſchuf.
Drum helft den Armen dies erſehnte Ziel erringen,
Laßt uns zuerſt ein fröhlich Opfer bringen,
Und glaubt, es wird der edle Zweck gelingen,
Daß, die uns folgen einſt auf gleichen Wegen,
Auf gleichen Altar ihre Opfer legen.
Das Größte und das Beſte aller Zeit
War anfangs klein und wucherte nicht weit;
Doch ließ der Allmacht Segen oft die kleinſten Saaten
Zu reicher Frucht gedeihn und wohl gerathen.
Wohlan, laßt uns mit ſegensreichen Händen
Die erſten Samen für die Zukunft ſpenden.«

Der Erfolg entſprach der Erwartung, und die geſammelte Summe ward zum Stamme eines Fonds gemacht, zu deſſen Vermehrung man in Zukunft alle den Brunnen beſuchenden Sachſen einladen wird. Sobald der Fond eine beſtimmte Größe erlangt hat, werden die Intereſſen zur Unterſtützung dürftiger dieſe Heilquelle beſuchender Sachſen von den Vorſtehern der Stiftung verwendet werden, deren Adminiſtration einſtweilen der Senator und Baumeiſter Wollſack als Caſſier, und der Profeſſor Roſt als Secretär, beyde in Leipzig, übernommen haben. Dieſen werden jährlich die in Franzensbrunn durch einen Beauftragten geſammelten Gelder, ſo wie andere im Vaterlande ſelbſt verwilligte Beyträge übermacht, und an ſie ſind die Geſuche um Unterſtützung aus dieſer Caſſe zu richten, ſobald die erſte öffentliche Bekanntmachung von der Wirkſamkeit dieſer Hülfsanſtalt geſchehen ſeyn wird, deren Beginn um ſo ſchneller zu hoffen iſt, je gewiſſer ſich von der bekannten unerſchöpflichen Wohlthätigkeit der Sachſen eine allgemeine Theilnahme einer ſo menſchenfreundlichen Stiftung erwarten läßt *).

Auf dem Theater zu Peſth hatte man manche Neuigkeiten. Raupach's Fürſten Chawansky, wiewohl ziemlich zerſtückt und geradbrecht, verſchafften dem Publikum einigen Genuß; dieſer aber würde weit erhöhter geweſen ſeyn, wenn Mad. Ehlers (Sophia) mit ihrem vortrefflichen Spiele nicht allein da geſtanden wäre. Hr. Melchior möge bedenken, daß die Rolle des Jury mit keiner Couliſſenreißerey verträglich iſt. Hrn. Deny's Abgang von der Peſther Bühne wird immer bey ſolcher Gelegenheit fühlbar. — Paer's Agneſe wurde mit vieler Präciſion gegeben. Beſonders lobenswürdig war Hr. Gned (Lord Morriſon). Dieſer wackere Sänger hat während ſeines Hierſeyns erſtaunliche Fortſchritte gemacht; ſeine Stimme bildet ſich täglich mehr aus, und er iſt jetzt ſchon den vorzüglichſten Baſſiſängern Deutſchlands anzureihen. — Caſtelli's Salmonäa (hier: die Maccabäer) füllte einige Mahl das Haus, wozu aber freylich Seyfried's vortreffliche Muſik und der ziemliche Aufwand an Decorationen das Ihrige beytrugen. — Der Tauſendſaſa, von Bäuerle, hat hier keine günſtige Aufnahme gefunden. Einige Wiener Blätter haben dieſes Stück mit Lob erwähnt, darüber iſt man nun hier ſehr erſtaunt; man will von Parteylichkeit reden, oder glaubt wenigſtens, daß die Recenſenten die bloße Derbheit mit Talent verwechſelt haben u. ſ. w. Der Peſther Geſchmack pflegt ſelten von dem der Wiener verſchieden zu ſeyn; nun können ſich viele Perſonen kaum etwas Erbärmlicheres als dieſen Tauſendſaſa einbilden. Ich für meinen Theil finde den erſten Act poſſierlich, und den zweyten erbärmlich. Dieſe Art von Comik paßt nicht mehr für den beſſern Geſchmack der jetzigen Zeit; das iſt eine Wahrheit, auf welche Theater-Dichter und — Directionen Rückſicht nehmen ſollten. Zwar haben die erſtern ſelbſt nicht immer die nöthige Ausbildung; um deſto mehr ſollten dann die letztern für zweckmäßige Anpaſſung ſorgen. — Im Ofner Theater gab am 22. Auguſt eine illyriſch-ſerbiſche Dilettanten-Geſellſchaft: Fernando und Yarike, Schauſpiel aus dem Engliſchen von Joach. Wuic's, in illyriſcher Sprache. Ueber dieſe Darſtellung läßt ſich nichts ſagen. Die Einnahme war beſtimmt, die Druckkoſten eines gemeinnützigen Buches, betitelt: La scuola di Virtù, welches angeblich in der königl. ungariſch. Univerſitäts-Buchdruckerey ſchon unter der Preſſe ſeyn ſoll, zu beſtreiten. — Zum Aufenthalt ſeiner Majeſtät des Kaiſers während des großen Luſtlagers bey Peſth iſt das gräflich Karolyſche Palais eingerichtet.

—nſ—

»Die letzte Ziehung des Theaters,« locale Poſſe von Roſenau und Told, ward den 31. Auguſt zum erſten Mahle im Joſephſtädter Theater gegeben. Durch eine falſche Nachricht bethört, ſind zwölf Hausmeiſter in der irrigen Meinung, das Theater gewonnen zu haben. Dieß gibt Anlaß zur Producirung einiger Tableaux. Der Irrthum kommt an den Tag, und die Handlung ſchließt ſich mit einigen Balgereyen und mehreren Heirathen. Die Aufführung war ziemlich gerundet; die Tableaux wollten nicht anſprechen, — jedoch ſtellten die hierbey verwandten Hausmeiſter treffliche Chineſen vor. Die Muſik mag hingehen. Das Ganze darf mit dem Stücke desſelben Titels in der Leopoldſtadt in keinen Vergleich geſtellt werden.

—ſ.

---

*) Die Einſendung dieſer Notiz verdanken wir der Güte des Hrn. Prof. Milan in Prag.
D. Red.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Gräffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe), wöchentlich drey Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. W.W., durch die k. k. Poſt 17 fl. W.W. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

108.

(Wien, Samstag den 9. September.)

Briefe über Zeitſachen an einen Freund auf dem Lande.

V.

(Schluß von Nr. 107.)

Für dieſe Section wurde ferner der Wunſch ausgeſprochen, dasjenige auch für **Mähren** und **Schleſien** zu bewirken, was in Nro. 103 und 104 dieſes Blattes von dem neu und ſchnell entſtandenen Archiv des **Johanneums** angezeigt ward. Es wurde gedacht, daß ein alphabetiſches Verzeichniß **ſämmtlicher Ortſchaften Mährens** und **Schleſiens** (mit ihren deutſchen und ſlaviſchen an der Südoſtgränze, wohl auch mit ihren ungariſchen Namen, worin **Schwoy** und **Cruſius** noch gar Vieles zu wünſchen übrig laſſen) eine Sammlung der **Sagen**, **Volkslieder** und **Volksmährchen** hiſtoriſchen Urſprungs, daß ein mähriſch-ſchleſiſches **Urkundenbuch**, d. i. ein chronologiſches Verzeichniß aller erheblicheren, dieſe Provinz betreffenden Documente, mit einem kurzen, aber genauen Auszuge des Inhalts und Beymerkung, ob die Urkunde bereits gedruckt oder noch ungedruckt ſey? — daß eine kurze, gleichfalls chronologiſche Zuſammenziehung der, **Mähren** betreffenden, Angaben der eigentlichen **Quellſchriftſteller**, dieſer Provinz ſowohl, als der Nachbarslande, — daß dieſes Alles die unerläßliche Vorbedingung einer **pragmatiſchen Hiſtorie** ausmache, daß ſelbe freylich nur **nach und nach** zu realiſiren, aber doch nichts weniger als unmöglich ſey. — Daß eine Wappen- und Siegelſammlung des mähriſchen Adels unſchwer durch bloße Circularien zuſammengebracht werden dürfte, daß die älteren und neueren mähriſchen Münzen von allen Metallgattungen vorzugsweiſe zu berückſichtigen, und die Dominien auf die Erhaltung der in ihrem Umkreiſe befindlichen Denkmähler gegen zufälliges Verderbniß und gegen die leider alltägliche, ſorgloſe oder gar muthwillige Zertrümmerung aufmerkſam zu machen ſeyen.

Ein männliches Wort zur rechten Zeit war auch der Wunſch, daß die herrlichen Sammlungen des Gubernialſecretärs **Johann Peter Cerroni** (unter andern auch, in der Epoche der Klöſteraufhebung, durch die trefflichſten Gelegenheiten begünſtiget) bey dem Ableben dieſes verdienten Mannes, nicht wie andere Mobilien zerſtückelt und vererbt, ſondern dieſer Provinz erhalten werden möchten. — Was Cerronis critiſcher Sammlerfleiß dem Vaterlande geweſen, verewigte der Gouverneur Graf Mittrowsky durch ſein wohlgelungenes Bildniß.

Für die Statiſtik wurde gleichfalls auf die in obigen Nummern berührten muſterhaften Circular-Fragen des Johanneums hingewieſen, — in der Phyſik auf die von Mährern gemachten Erfindungen (man darf nicht vergeſſen, daß der Blitzableiter, daß das auf Franklin geſchriebene eripuit coelo fulmen, einem mähriſchen Kloſtergeiſtlichen angehöre), bey der Naturgeſchichte auf die, Mähren ganz eigenthümlichen, Thiere, Pflanzen und Mineralien, dergleichen die Amethyſten der Kwietnicza, die Rozner Apatiten, der Malomirzitzer Glimmer, die Glimmerkugeln mit Strahlſteinen von Hradkowetz, die Krumauer Bittererde, die ausgezeichnet ſchöne Folgenreihe der Pernſteiner Opale, das ſchöne mähriſche Plasma, die mähriſchen Serpentine, die Schillerſpathe und den, dem ſiberiſchen beinahe gleichkommenden Schriftgranit, das blauſaure Eiſen, die Mähren ausſchließend angehörigen Lepidolithen.

Für Mineralogie gab der Graf Salm eine an wiſſenſchaftlichem Werth vorzügliche und in Moravicis, an Vollſtändigkeit und Seltenheit, wahrhaft einzige Sammlung, für die Chemie einen ſehr bedeutenden Vorrath trefflicher Werkzeuge, für die Technologie von Modellen, für die landwirthſchaftliche Abtheilung von Ackergeräthſchaften und von Maſchinen, vorzüglich von engliſchen.

Dieſer Schritt der Grafen Auersberg und Salm, als mähriſche Stände und rühmlich bekannte Literatoren ſowohl, wie als Vorſteher der Agricultursgeſellſchaft, fand gleich Anfangs den gerechten Beyfall und weckte ein erfreuliches Zutrauen. — Bis dahin konnte die Geſellſchaft, ohne ein angemeſſenes Locale, durch die unvermeidliche Zerſplitterung und Zerſtreuung ihrer Sammlungen, das gehörige anſchauliche Zutrauen unmöglich erwecken, und ging dadurch vieler ſchätzbaren Beyträge verluſtig. — Dennoch wich das unüberſteiglich ſcheinende Hinderniß des Mangels eines entſprechenden Gebäudes (womit das mit weit reichern Hilfsmitteln ausgeſtattete Prager Muſeum noch immerfort zu ringen hat) unerwartet ſchnell der einſichtsvollen und kräftigen Fürſorge des Herrn Gouverneurs Grafen Mittrowsky.

Am 1. May 1816, wendete ſich Graf Mittrowsky an den Cardinal-Erzbiſchof von Ollmütz und ſein »allezeit getreues« Domcapitel, ſie zu dem großmüthigen Entſchluſſe zu bewegen, dem Muſeum den Biſchofshof in Brünn zu überlaſſen. — Mit geiſtvollen Blicken auf die Bedürfniſſe der Nationalbildung, auf den Kunſt- und Gewerbsfleiß der Provinz Mähren, auf ihre geographiſche Lage und politiſche Stellung, wies der Gouverneur hin auf die vielen als Freunde der Wiſſenſchaft und Kunſt zu preiſenden Wohlthäter des Vaterlandes in der langen und merkwürdigen Reihe der Ollmützer Kirchenfürſten, auf den gelehrten Engländer Robert (Landsmann und Zeitgenoſſen des unerreichten Baco), auf den großen Staatsmann, Colonienſtifter und Feldherrn, Städteerbauer und Gründer des Olmützer Lehenhofes Bruno von Schaumburg, Conrad, Wiederherſteller der Kirchenzucht, Verfaſſer der erſten Dioceſan-Statuten, Johann von Neumark, Kanzler Carls IV., Johann von Prag, Cardinal, Staatsmann und Redner, Kirchen- und Heeresfürſt wider die Huſſiten, Johann Haz, Prothas von Boskowitz, Stanislaus Thurzo und ſeine beyden Nachfolger Bernard von Zaubeck und Johann Dubravins (der berühmten Geſchichtſchreiber), Wilhelm Pruſinowsky von Wiczkow, Gründer der Ollmützer Univerſität und Beförderer der Topographie in Mähren, den gelehrten Linguiſten Johann Gradetzky, Stanislaus Pawlowsky, den Cardinal Franz Dietrichſtein, Erhalter Mährens in der großen Rebellion, Carl Lichtenſtein, Stifter der Kremſirer Bibliothek und vieler Unterrichtsanſtalten, Wolfgang von Schrattenbach, Cardinal, Vizekönig in Neapel, Bothſchafter in Rom, endlich Leopold Friedrich von Eck.

Cardinal Fürſt Trautmannsdorf und das Domcapitel ſäumten nicht, jene altgeſchichtlichen Verdienſte, durch eigenthümliche zu erneuern und traten dieſem Vorſchlage bey. — Seine Majeſtät der Kaiſer und König genehmigten als oberſter Lehensherr dieſe Schenkung an die Ackerbaugeſellſchaft und das ihr einverleibte Muſeum, jedoch mit dem, daß der Ollmützer Biſchofhof in Brünn dem Erzſtift wieder zurückfalle, wenn ſeine Widmung zum Landes-Muſeum jemahls aufhören ſollte. — Allerhöchſtdieſelben genehmigten zugleich des Grafen Mittrowsky Bitte, dem Muſeum die Ehre und das Glück zu ſchenken, des geliebten Landesvaters Nahmen zu tragen. — Im nähmlichen Jahre 1818 ſah Brünn zwey rühmliche und viel verſprechende Denkmahle in ſeinem Schooße vollendet, das Franzens-Muſeum und den Franzensberg aus einem Schutt- und Steinhaufen in eine äußerſt geſchmackvolle Anlage und in ein bewegendes Denkmahl des großen Kampfes und Sieges um Europas Freyheit (1813 bis 1814) umgeſtaltet. — Im October 1818 wurde zu dem dortigen Sieges-Obelisk von Seiner kaiſerlichen Hoheit dem Kronprinzen Ferdinand der Grundſtein gelegt, und empfing der Graf Salm, als Director der Ackerbaugeſellſchaft, zu Kremſir das Lehen des Biſchofshofes. — Am 24. März 1818 war der förmliche Aufruf an alle Kreiſe und die eigentliche Conſtituirung des Franzens-Muſeums durch den Gouverneur Grafen Mittrowsky ergangen. — Das gleichzeitige Emporblühen kleinerer Muſeen und Sammlungen in Troppau, in Teſchen, in Znaym, waren um ſo erfreulichere Proben des beym erſten Anlaſſe überall auflodernden guten Geiſtes und vaterländiſchen Sinnes, nur um ſo mehrere Mittelpuncte eines in allen Gliedmaßen deſto regeren Lebens.

Im May 1820 wurde das Franzens-Muſeum mit einem Beſuche Ihrer Majeſtäten erfreut. Die vielſeitigen Verdienſte der Ackerbaugeſellſchaft und ihrer Sectionen des meteorologiſchen, pomologiſchen, Bienen- und (des für dieſe fabrikreiche Provinz vorzüglich wichtigen) Schafzüchtler-Vereins blieben nicht ohne wohlverdiente Anerkennung. Ein großer Theil der eingelaufenen Gaben und Beyträge war trotz der kurzen

Zeitfriſt und anderer Hinderniſſe bereits aufgeſtellt. — Wir erwähnen hievon, außer jenen durch die Grafen Salm und Auersberg gelegten und vom Grafen Salm fortwährend von Zeit zu Zeit noch vermehrten Grundſteinen dieſes ſchönen Inſtitutes: von dem Großhändler und Leopold-Ordens Ritter von Herring, ein überaus ſchönes phyſicaliſches Cabinett mit allen Apparaten; eine aus vielen einzelnen Gaben zuſammengekommene, bereits ſehr bedeutende numismatiſche Sammlung: eine ſchöne Mineralien-Sammlung von mehr als zweyhundert auserleſenen Stücken, vom Grafen Czereny; eine Sammlung Cameen von S. E. dem Grafen Collalto; eine ſchöne Sammlung getrockneter Pflanzen aus den Lagunen Venedigs, vom Hofrathe Grimm; eine Sammlung Eingeweidewürmer und ein herbarium vivum mähriſcher Pflanzen von Dr. Rinkolini; alte Druckwerke und geſchichtliche Handſchriften vom Nikolsburger Probſte, Ritter von Korborn, ein herbarium öſterreichiſcher Färbepflanzen vom Profeſſor Wittmann in Wien, viele agrariſche Hülfsmittel von dem um die Geſellſchaft und um das Muſeum vielſeitig verdienten Gubernialrathe und Staatsgüter-Adminiſtrator Sedlaczek ꝛc. Einzelne, wenn auch wichtige und unentbehrliche Gaben faßt der enge Raum dieſes Blattes nicht. Die Brünner und Troppauer Zeitung haben ſelbe bereits von Zeit zu Zeit ämtlich bekannt gegeben.

Die verdiente Ackerbaugeſellſchaft konnte mit Recht eine Mittrowskyſche Hausſtiftung genannt werden. Des Gouverneurs Vater, Appellationspräſident Graf Johann Baptiſt Mittrowsky, gründete die Geſellſchaft der vereinigten Freunde der Naturwiſſenſchaften, aus denen die alte entſchlafene Ackerbaugeſellſchaft 1811 in der jetzigen Geſtalt neu erſtand. — Graf Nepomuck Mittrowsky war ihr eifriges Mitglied und freywilliger Secretär — der Gouverneur ſelbſt, Graf Anton Friedrich, einer ihrer älteſten Genoſſen, durch Geſundheitsumſtände genöthiget, die auf ihn gefallene Wahl als Director anzunehmen, und ein wahrer Gründer und Wiederherſteller durch Verſchaffung des Unentbehrlichſten, eines Locals, und durch eine wahrhaft fürſtliche, alle frühern Gaben weit überbiethende Schenkung einer koſtbaren und äußerſt zahlreichen Mineralien-Sammlung, die inſonderheit an Gold- und Silberſtoffen kaum ihres Gleichen hat, und einer vollſtändigen Inſecten-Sammlung in prächtigen Schränken. — Dankbar für ſolche Beweiſe des Schirms und der Zuneigung, ließ die Geſellſchaft des verehrten Landeschefs Bildniß, nach Richters Gemählde, von Höfel in Kupfer ſtechen; die lateiniſche Lapidar-Inſchrift drückt ihre Gefühle aus, und des Bildes Attributen, Seiner Excellenz von Jugend auf durch glückliche Studien und herrliche Sammlungen bewährte Liebe fürs vaterländiſche Alterthum und für mähriſch-ſchleſiſche Landeskunde überhaupt. — Im unmittelbar vorhergehenden Zimmer bewährte die Geſellſchaft ihre Anerkennung der vielfältigen Verdienſte des in der letzten Generalverſammlung ausgetretenen Secretärs, Wirthſchafts- und Educations-Rathes André, durch die ſeltene Ehre der Aufſtellung ſeines, gleichfalls von Richter und Höfel vollendeten Ebenbildes (beyde Portraits ſind dem Kunſtfreunde von der letzten Ausſtellung an der Wiener Academie bekannt). — In der verwichenen Julius-Sitzung wurde an ſeiner Statt zum Secretär gewählt, J. C. Lauer, Lehrer an der proteſtantiſchen Schule, nicht unvortheilhaft bekannt durch mehrere dichteriſche Verſuche, inſonderheit durch die Überſetzung von Lucian Bonapartes Epos: »Carl der Große, oder die befreyte Kirche.« — Es ſcheint gewiß, daß die Geſellſchaft von nun an ihre reichen Materialien in einem eigenen Journal herausgeben werde. — Bisher waren die beyden Zeitſchriften ihres ehemaligen Secretärs André, der Hesperus und die öconomiſchen Neuigkeiten, das Organ ihrer Mittheilungen an das Publicum geweſen. — Hieraus geht ſchon der Ungrund des allgemein verbreiteten Gerüchts hervor: Die ökonomiſchen Neuigkeiten und der Hesperus würden vom Jänner 1821 an in Leipzig erſcheinen; wohl nur eine müßige Erfindung derjenigen, die unſer gutmüthiges Öſterreich in auswärtigen Zeitungen regelmäßig quartaliter mit der Auswanderung dieſes oder jenes Literators, mit dem Verfall und Untergang dieſer oder jener ſchönen und gemeinnützigen Inſtitute bedrohen, die, trotz deſſen, täglich kräftiger und wirkſamer erblühen und erſtarken!!

Wäre dem Franzens-Muſeum noch irgend etwas zu wünſchen, ſo wäre es blos ſeine Verbindung mit irgend einem Lehrinſtitute, wie am Johanneum, mit irgend einer polytechniſchen oder Realſchule, weil ſolche Muſeen, ohne beſtändige Erfriſchung und Erneuerung, gar leicht in ein caput mortuum, in eine bloße Stadtrarität ausarten, womit nach zehn bis funfzehn Jahren manchmal nur mehr dienſtbefliſſene Lohnlakeyen müßigen Reiſenden die Zeit vertreiben. — Die längſt gewünſchte Verſetzung des Ollmützer Lyceums nach Brünn würde freylich Allem abhelfen.

Lieder eines Unglücklichen.

1.

Noch will ſich der Fluch nicht löſen,
Der auf meinem Haupte ruht,
Und ich bin, was ich geweſen,
Sclave niedrer Schickſalswuth!

Doch ſo weit ſchon bracht's die Tücke
Des Geſchicks, daß alles Leid
Mir ſogar jetzt wird zum Glücke,
Weils mich, ſtatt zu kränken, freut.

Denn es ſind mir nun die Leiden
Angewachſen ſo an's Herz,
Daß ich nicht um alle Freuden
Tauſchen möchte meinen Schmerz.

Thürmt euch drum nur immer ſtärker
Um mich auf, ihr Leiden all!
Bricht dann einſt der Leidenskerker,
Reißt er mich in ſeinen Fall! —

2.

»Nur fort, nur fort
Vom rauhen Nord,
Im Süden wird Heil gefunden.
Da weicht der Schmerz,
Da wird das Herz
Von Kummer und Qual geſunden!«

Nach Süden ich kam,
Da ſtand der Gram
Schon wieder mir treu zur Seite;
Was willſt du hier?
Laß ab von mir,
Und ſuche dir andere Beute!

Ueber Berg und Thal
Folgt dir die Qual,
Folgt dir der hohlaugige Kummer;
Und läßt nicht ab,
Bis du im Grab
Einſt ſchlummerſt den eiſernen Schlummer.

6.

Wenn ſich der Frühling naht
Mit ſeinen Wonnen,
Mit ſeinem Blumenkorb,
Mit ſeinen Sonnen,
Stürzen die Thränen mir
Ueber die Wangen,
Und in dem Zimmer hält
Schmerz mich gefangen.

Doch wenn der Winter kommt
Mit ſeinen Flocken,
Und in dem weiten All
Die Pulſe ſtocken,
Dann lacht das Herz mir vor
Inniger Freude,
Und ich geh gern und froh
Ueber die Heide.

Warum, was Andre freut,
Muß mich betrüben,
Und das, was ſie betrübt,
Lieb' ich zu lieben? —
Weil, wie der Lenz das Glück
Erſt recht begründet,
So man im Lenz das Leid
Zwiefach empfindet.

Ludw. Jeitteles.

Allgemeine Novelliſtik.

Ein Freund der wahren Kunſt will ich hier meine Anſichten von der im k. k. priv. Theater an der Wien gegebenen Oper: »Cenerentola« ganz unbefangen, wie ich es gewohnt bin, ausſprechen. Zwar iſt die erſte Aufführung derſelben bereits in Nr. 105 dieſes Blattes beſprochen worden; doch dürfte eine umſtändlichere Auseinanderſetzung einer Roſſiniſchen Arbeit und auch des Textes ſelbſt, den Leſern nicht unwillkommen ſeyn. — Das Publikum hat dieſe Oper mit Beyfall aufgenommen. Man muß glauben, daß dieß nur ein wohlmeinendes Anerkennen des Fleißes der Darſtellenden, und der erſten Leiſtung einer hoffnungsvollen Anfängerin geweſen ſey, und keineswegs dem Machwerk gegolten haben könne, das man auf dieſelben Breter ſtellte, von denen noch vor nicht langer Zeit Iſouards entzückende Töne herunterklangen.

Ein Buch ließe ſich darüber ſchreiben, wie ſehr der Menſchenverſtand und das gute Gefühl in jedem weſentlichen Theile der Oper Schiffbruch gelitten. Die Partitur und der Text liefern ihrem ganzen Inhalte nach den vollgültigſten Beweis hierüber. Doch muß man geſtehen, daß der Unſinn des letzteren, der überdieß von den gemeinſten Ausdrücken, die wohl zu vermeiden geweſen wären, wimmelt, noch allerdings tief unter der charakterloſen Muſik ſtehe.

Doch jetzt nur einige Belege hiefür, da der Raum dieſer Blätter es nicht geſtatten würde, die unzähligen Gründe aufzuführen, welche dem Beurtheiler, ſelbſt wenn er ein Anhänger Roſſinis wäre, ſich aufdringen.

Die Ouverture, ſagt man, wurde urſprünglich zu der Oper: »der Türke in Italien,« geſchrieben, doch Türke und Aſchenbrödel, Königinn Eliſabeth oder der Barbier, das gilt ja gleich! Wo es nur auf einen augenblicklichen Kitzel der Ohren ankommt, da geht die Charakteriſtik eines Tongemähldes ohnehin zu Grabe.

Auch in dieſer Ouverture iſt nun nicht die geringſte Spur einer Charakteriſtik zu finden, und nur durch die aufgehäuften Sforzando, Crescendo und Soli, wovon eins ſelbſt durch die Trompete hervorgeſtoßen wird, gelingt es dem Compoſiteur, die Aufmerkſamkeit für Augenblicke zu feſſeln; aber da iſt nicht ein Funke jenes melodiſchen Reichthums, jenes herrlichen Schwunges, der in Mozart's und Cherubini's Meiſterſchöpfungen rauſcht.

Die Introduction beginnt mit einem Terzett der drey Schweſtern, in welches eine unbedeutende, in der Folge wiederkehrende Romanze der Cenerentola verflochten iſt, das der Romanze der Desdemona im Othello wie ein Ey dem andern gleicht. — Am Schluſſe des Terzettes dringt eine Schaar Spießträger in das Zimmer der Fräuleins, welche die Ankunft des Fürſten nicht melden, ſondern laut ausſchreyen. — Das unaufhörliche: »Aſchenbrödel komm zu mir! Aſchenbrödel komm zu mir!« wird von dieſem Männerchor auf das rauſchendſte begleitet, eine Situation für die Muſik, wie ſie gewiß Gottlob nur ſelten gefunden wird. Dieſe rührende Scene gedeihet endlich zu einem ſolchen Grade von ſtürmiſchem Lärmen, daß der Tonſetzer, hätte er die Einnahme Trojas geſchrieben, den griechiſchen Heldenſchaaren ſchwerlich einen rauſchenderen Chor hätte geben können. Und wer fragt, was durch dieß wüthende Gebrülle ausgedrückt werde? der wiſſe: Eine Schaar Diener meldet jungen Mädchen daß der Fürſt kömmt!!!

Die nun folgende Arie des Montefiascone beginnt mit einem feyerlichen ſchwerfälligen Recitativ, man weiß nicht was daraus werden ſoll, doch parturiunt montes etc., es kommt ſehr bald die Farce mit dem Eſel zum Vorſchein, die auf eine würdige Weiſe mit dem Vorwurf ſchließt, daß die Mädchen den Träumenden mit ihrem »Wiſchi Waſchi« geweckt hätten!!

Endlich kommt der Prinz als Kammerdiener. Er ſieht [illegible] liebt die Aſchenbrödel zugleich. Doch das iſt natürlich, daß aber zwey Liebende ſo kalte Paſſagen vortragen, iſt nicht natürlich. Wie die Worte des Prinzen: »ein bezaubernd Weiß nicht was ſtrahlt aus ihren Augen,« iſt auch die Muſik darauf ein »man weiß nicht was,« denn kein Menſch wird ahnen können, daß dieſe Liedeley der erſte Ausbruch des Gefühls zweyer liebenden Herzen ſey. (Schluß folgt.)

Neu hat die Preſſe verlaſſen: J. G. Ch. Lehmann Monographia generis Potentillarum, Hamburgi Paris. et Lond. 4. 201 Seiten und 20 Kupfertafeln. Dem Verfaſſer dieſes Werkes iſt nichts entgangen, was je über dieſe zahlreiche Sippe geſchrieben wurde. Voran geht eine Einleitung über das Verhalten, den Bau, die Verbreitung, den Nutzen ꝛc. dieſer Pflanzen, dann folgt die Aufzählung der Gattungen und ausführliche Beſchreibung. Druck und Papier ſind meiſterhaft, und kaum abzuſehen, wie man auf ein naturhiſtoriſches Werk ſo viel verwenden konnte. Die Zahl der beſchriebenen Potentillen iſt [illegible]. —

— G.

Der Pannonia, die ſich ſeit kurzem anſehnlich gehoben hat, ſtehet eine bedeutende Erſchütterung bevor. Hr. M. G. Saphir nähmlich, die erſte Stütze dieſer Zeitſchrift, gibt mit Ende Septembers d. J. die Redaction auf. Alle Leſer der Pannonia werden nur mit Bedauern den Rücktritt eines ſo gewandten und vielſeitigen Schriftſtellers wahrnehmen. Daß aber Hr. Saphir bey der wirklich allgemeinen, nicht gewöhnlichen Würdigung ſeines Talentes, und bey ſeinem anſcheinenden Eifer für alles Vaterländiſche, dennoch ſo wenig Ausdauer hat, und ein Blatt verläßt, das eben im Aufſchwunge iſt, wird nicht gebilligt. Mehrere geſchätzte Schriftſteller der Reſidenz theilen nun dieſem Blatte Beyträge mit. Nicht unberührt kann ich hier laſſen, was der Redaction der Pannonia zum größten Lobe gereicht: daß ſie ſich's zur Pflicht gemacht, bloß Original-Aufſätze zu liefern. Dieſer Umſtand bey einer belletriſtiſchen Zeitſchrift, ſo wie die Rechtlichkeit und Thätigkeit der Redaction, verdienen allerdings anerkannt zu werden, wobey auch der geringe Preis nicht zu vergeſſen iſt. Uebrigens verdient noch bemerkt zu werden, daß die Pannonia redlich bemüht iſt, ihre Verſprechungen zu erfüllen, während manche andere Zeitſchrift bombaſtiſche und großſprecheriſche Verheiſſungen macht, ohne auch nur den zwanzigſten Theil wirklich zu leiſten. — nt —

Der Sans façon in Peſth *). Ich verſprach oft ein Neuigkeitsſträußchen zu bringen; aber es iſt ein ſolch trocknes Jahr, die theatral. und literar. Fluren ſtehen ſo verödet, daß man, wenn man nicht lauter Sauerampfer, Gänſeblümchen und Schafsgarben ausleſen will, die aber auch von Legionen Correſpondenten in unzähligen Correſpondenzapotheken verkocht werden, kein duftiges und farbenreiches Sträußchen zuſammenbringen kann. Beſonders ſchwierig iſt das Sträußergeſchäft in dem hieſigen Theatergarten, wo die häufigen Neſſeln dem Botaniker das Suchen erſchweren. Die geruchloſe

---

*) Die erſten Verlautbarungen dieſes muntern und ſinnreichen Kauzes haben wir in Nr. 78 und 79 geliefert. D. Red.

Klatſchroſe erhebt das Haupt, und das beſcheidene **ſeltene** Veilchen wird nicht bemerkt; der Stechapfel verwundet, wenn man ihn berührt. Das Noli me tangere iſt nicht zugänglich, und die Immortelle — ja die Immortelle iſt nicht zu finden. — Doch ſo eben fällt's mir ein, daß auf dem Plafond der hieſigen Muſenhalle die Pierinnen mit allen ihren Attributen zu ſehen ſind; nun gut, da ſollen ſie ſprechen, das wird ihnen als Frauenzimmern nicht ſchwer fallen, und ein sans façon erhält oft von dem ſchönen Geſchlechte mehr als tauſend befaçonirte Gecken und beaux esprits. ſie ſollen alſo jede die in ihrem Gärtchen perennirenden Pflänzchen kurz und wahr nach dem **Linee**'ſchen Syſtem andeuten. Horch, ſchon fangen ſie an!

1. **Euterpe.** — Begünſtigter als das Reich meiner Schweſtern iſt das meinige hier, und folgende ſind meine Prieſter (Orcheſter). Hr. **Kleinheinz**, erſter Capellmeiſter: ordnungsliebend, ſtreng, tiefe Einſicht, Seele des Ganzen, geſchickter Compoſiteur. Hr. **Tuczek**, zweyter Capellmeiſter: entſchiedene Fertigkeit, momentane Begeiſterung, viel Eifer bey wenig Fleiß. Hr. K. **Morawetz**, erſter Vorgeiger: fertiger Spieler, regelrecht und rein, doch ohne Schmuck. Hr. A. **Urbany**, Violin-Soloſpieler: kunſtvolle Behandlung ſeines Inſtruments, hinreißendes warmes Spiel, ſeltne, ſichere und reine Bogenführung, kurz Virtuoſe. Hr. A. **Pfeiffer**, erſter Flötiſt: vollkommenes Spiel, bezaubernd im Vortrag, ſeelenvoll und ſchmelzreich, Enthuſiaſt für die Kunſt, **ausgezeichneter Künſtler**. Hr. **Hüttner**: fleißig und vortrefflich auf dem Violoncello. Hr. **Schloſſer**, Hr. **Zelenka**, brave Clarinettiſten. Hr. **Kail**, vorzüglicher Waldborniſt, hat außer dieſem viele Verdienſte um die Erfindung und Verbeſſerung des Klappenhorns. (2. Oper) Mad. **Geyer**: Stimme, wunderſchön ſonor und lieblich, beſonders in den Mitteltönen; Vortrag, comme il faut; Ausdruck, vortreflich; Spiel, faſt Spielerey; Kunſt, ſo ſo; Applaus, reichlich. Mad. **Hüttner**: Stimme, überzeitiget, doch klang- und umfangsreich; Vortrag, preußiſcher Doppelſchritt; Kunſt, Treibhausfrucht; Geſtalt, brillant. Mdme. **Cibulka**: Stimme, ſchon, etwas von der Zeit angehaucht; Vortrag, filigrain verkünſtelt; Kunſt, mehr Uebung; vielſeitig verwendbar, Beweiſe ſind: die Königinn der Nacht, **Pamina**, und eine der drey Damen in der Zauberflöte. Dlle. **Winter**: Anfängerinn, vielleicht ein kühler Frühling, vielleicht ein ewiger Winter, nur Scala, Scala, ums Himmelswillen mehr Scala! Hr. **Zimmermann**, erſter Tenor: ſchöne, vorzüglich in der Höhe (von h bis h) herrlich tönende Stimme; Coloratur, lebendig, rund; Vortrag, cultivirt. **Tamino**, **Lindoro**, **Rodrigo** und **Richard**, herrliche Leiſtungen! Hr. **Geyer**: Stimme, nicht ſehr verſchwenderiſch doch glücklicher Gebrauch derſelben; Geberdenſpiel, leſe **Hamlets** Lehren über die Mäßigung, Theater- und Muſikroutine. **Licinius**, **Agorante**, Belege ſeines Talentes. Hr. **Ehlers**, Intendant: was thut nicht alles ein Nahme, ein Titel? aber er thut es nicht lange! der Rieſenkampf gegen eingeſchlichene Vourtheile, gegen Unbändigkeit und Zerrüttung des Bühnenweſens muß ſelbſt einen **Mikromegas** ermatten. Die Beleuchtung iſt beſſer, und wir ſehen mehr wie wenig wir ſehen. Als Sänger, Stimme, ſchöne Spuren, Theaterkenntniß und Einſicht. Hr **Gned**, erſter Baßſänger: Stimme, ſchön, rund und egal, in der Periode der ſchönſten Blüthenentwicklung; Umfang, vom dreygeſtrichenem f bis zum großen F in die Tiefe; Charakterauffaſſung, ſtudirt, beſonnen und klar, fleiß- und kunſtliebend. Graf **Armand**, **Podeſta**, **Morriſen** (in Pärs Agneſe), **Othello**, ein ſeltnes vierblätteriges Kleeblatt, friſch und kräftig; **Saraſtro**, encore quelque chose de plus. Hr. **Treubold**: mittelmäßig, Pleonasmus. Choriſten und Choriſtinnen, God save our ears! Gut für die Bienenzucht.

(Fortſetzung folgt.)

Druckfehler.

Nr. 103, Seite 946, Zeile 14 v. o. muß es heißen, ſtatt: ſtillen **Tanze** — ſtillen **Tempe**.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der **Cath. Graffer**'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe), wöchentlich drey Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 17 fl. W.W. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (**Franz Graffer**) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

109.

(Wien, Dinstag, den 12. September.)

Gaben des Comus, XXIX.

1. Das non plus ultra eines Wirthſchaftlichen.

In Zeiten, die man drückende nennt, muß man ſich einer löblichen Wirthſchaftlichkeit befleißigen. Das iſt aber kein Spaß. Man iſt verwöhnt. Der Gaumen will Haut-gouts; der Balg Indigo Tuch à 30 fl. pr. Elle; am Sonntage ſcheint die Sonne nur in Baden; Alles hat ſich verfeinert, verſchönert, veredelt, aber Alles hat ſich auch ver — theuert. Nun iſt aber Gott Lob des Geldes weniger geworden; es klekt nicht, es ſtekt nicht; man hält, um ſeinen Rang, oder ſein Rängelchen zu behaupten, ſo lange aus, als man kann; doch auch das Lange wird mit der Zeit zu kurz, und man denkt daran, wieder ſo zu werden, wie man vor 15, 20 Jahren war; das heißt, man beginnt wieder, das zu thun, was Wirthſchaften heißt; man ſchränkt ſich ein. Aber wie in religiöſen Dingen will man ſich auch hier an Muſtern erbauen; man ſucht Fußſtapfen, um in ſie zu treten. Wohlan denn! So will ich einen Heros aufſtellen, an dem ſich die zahlreichen Candidaten der Reſignation nach Herzensluſt weiden, und dabey in ihren noch nicht magern Buſen greifen mögen, forſchend, ob ſie wohl auch einer ſolchen Virtuoſität fähig ſeyn könnten!

Mein Held iſt ein ehrſamer Bürgersmann; er handelt mit Allem, mit geiſtigen und nicht geiſtigen Dingen. Er iſt an Weisheit und Jahren wie an Induſtrie und Waaren gleich reif und gleich reich. Er iſt ein Matador im Speculiren, und eine Excellenz in der Kunſt, ſich im Bedarf ſeines edlen Leichnams einzuſchränken. In Geld und Gut iſt er unerſättlich, aber was ſeine eigene liebenswürdige Perſönlichkeit betrifft, unerſättlich im Genuß des Nichtgenießens. Mit ſeiner eigenen Enthaltſamkeit zu wuchern, an ſeinem eigenen Ich zu gewinnen, das iſt ſein höchſter Triumph: denn es iſt reiner klarer Nutzen. Dieſer Ausbund eines Cynikers, dieſes Prachtexemplar eines Diogenes hat ſich bereits über 80 Jahre hinauf experimentirt, und der dankbare Himmel hat ſeine Bemühungen glorreich geſegnet. Wie ſehr er darauf Anſpruch habe, ſollen einige Zü[illegible] dieſes edlen Zeitgenoſſen näher darthun.

[illegible] einem ſeiner Häuſer, aus einem ſeiner Magazine ſieht man Herrn [illegible] bey den erſten Sonnenſtrahlen (denn Morgenſtund trägt Gold im

Mund, und nur eben für dieß lieblich klingende Metall hat er einen Mund), Rücken und Arme und Taſchen, geräumige eigens organiſirte Taſchen, mit Waaren aller Sorten und Formate ſchwer beladen, noch ſchwerer keichend, aber ſüß keichend, wie von Gottes Segen, in ſein Laboratorium eilen, welches den Namen eines Handlungsgewölbes trägt. Doch iſt der Held nicht ermattet, denn er hat von jenem Profeſſor der Mechanik gelernt, daß der menſchliche Körper wohl an die 100 Centner zu tragen vermöge, wenn die Laſt nur gehörig auf die Kraft der Muskeln vertheilt iſt. Kaum hat Herr Jgebe ſeinen Laden geöffnet, ſo erſcheint auch ſchon ſein holder Sprößling, ein hoffnungsvoller Jüngling, des edlen Vaters edle Stütze, und die Geſchäfte beginnen, die reichlichen; denn unaufhörlich ſtrömen, fließen, rieſeln oder tröpfeln nette Sümmchen in die nicht nette Cloake. „Es geht auf 12 Uhr, und das thätige Paar combinirt, wo und wie man den ungeſtümen Gläubiger, den unverſchämten Magen befriedigen ſolle. Endlich wird beſchloſſen, daß man ſich dem ſchwelgeriſchen Tiſche bey dem Tracteur im Trattnerhof nahen wolle, wenn man noch ein ſehr ergiebiges Geſchäft gemacht haben werde, das heißt, wenn dieß noch vor 12 Uhr der Fall geweſen ſey; geſchähe es aber, daß ſich zwiſchen 12 und halb 1 Uhr ein reichlicher Handel gefügt hätte, ſo wolle man es noch ärger treiben, und ſich ſogar an die verſchwenderiſchen Leckertiſche bey Hrn. Schweiger am Bauernmarkt machen. Wie ſich aber Herr Jgebe zu dieſem letzteren Exceß entſchließen könne, wird indeſſen Jedem ein Räthſel ſeyn müſſen, der da nicht weiß, daß der Tracteur im Trattnerhof dieſen ſeinen zuweiligen Gaſt immer mit ſcheelen Augen anſieht, und ihm die gewöhnlichen Zinnteller verweigert, weil Herrn Jgebes Genauigkeit in der ſtrengen Aufzehrung der Speiſen immer einen Theil des Zinnes mit ſcheert und mit verſchluckt.

Vor einiger Zeit hätte Herrn Jgebe eine gewaltige Caſteyung bald ſehr übel bekommen können. Er war gefährlich krank. Boshafte Nachbarn ſagen, er habe ſich mit altem, von nicht neuen Foliobüchern herabgenommenen Pergament, das er ſich röſtete und mit Biereſſig und Lampenöhl zurichtete, den Magen verdorben. Das zu unterſuchen, gehört nicht hierher; genug Freund Jgebe war ſehr krank. Ein Brownianiſcher Äskulap verordnete ihm eine Bouteille guten Öſterreicherwein. Doch welch ein Penſum für Herrn Jgebes Öconomie! Der Patient ward täglich ſchwächer, ſein Zuſtand täglich bedenklicher, denn des Arztes koſtſpieliges Recipe wollte ihm nicht zu Kopfe. Endlich, um dieſen zu beſchwichtigen, ſetzt Herr Jgebe eine Flaſche Thalerwein neben ſein Bette, deſſen bloßer Anblick ſeinen Zuſtand ſchon verſchlimmerte, gibt aber den Traubenſaft wohlweislich für 3 fl. Wein aus. Der Äskulap geht beruhigt hinweg und erſcheint Tags darauf noch zufriedener, als der Patient auf die leere Flaſche deutet, und erklärt, er habe den Stärkungstrank bereits zu ſich genommen. Allein der Wein war dem Wirth zurückgebracht, und um den Arzt zu täuſchen, eine leere Bouteille neben das Bett geſtellt worden. Sich ſelbſt aber und ſeine eigene Natur hatte Herr Jgebe ſo glücklich hintergangen, daß er Tags darauf ſchon wieder an ſeine Geſchäfte gehen konnte. Und entzückt hierüber beſchenkte er ſein 25jähriges Söhnlein mit einem funkelneuen Beinkleid vom Tandelmarkt, weil er ſchon auf dem Punct war, ein Sansculotte zu werden.

Der gemüthliche junge Herr Igebe verdiente aber wohl auch dergleichen Belohnung; ſchon ſeine Gutwilligkeit iſt bewunderungswürdig, und verdient allen andern Söhnen als ein Muſter kindlicher Folgſamkeit aufgeſtellt zu werden. Eines Tages nähmlich ſagt Herr Igebe plötzlich zu dieſem äußerſt verehrungswürdigen Jüngling: »Du mach dich fertig, du mußt geſchwind einen Ballen Waare abholen; hier ſind Stricke, mach dich auf den Weg; geſchwind nach Linz hinauf zu Herrn N. N.« Der junge Herr traute ſeinen Ohren nicht; endlich macht er ſich, mit 2 vollen Gulden Reiſegeld ausgeſtattet, auf die 30 Meilen lange Reiſe, eingedenk der Weiſung ſeines energiſchen Vaters, ſich unter Weges nur zu nennen, um einer gaſtfreundlichen gratis Aufnahme gewiß zu ſeyn. Und in der That brachte der folgſame Sohn noch 18 kr. mit zurück. Der Herr Vater jubelte über ſeine ſo wohl gerathene Lendenfrucht, und lachte in die Fauſt (Fäuſtchen würde hier nicht paſſen), denn er hatte den Sohn noch vor dem Mittagseſſen fortexpedirt. Der eben ſo ſchlaue Sohn roch den Braten (denn nur ſolche Braten bekam er zu riechen) wohl, aber klüglich ſchwieg er. Den Ruhm der Folgſamkeit zieht er dem der Schlauheit vor, und ſeine Schlauheit beſteht darin, Alles andere zu ſcheinen, nur nicht ſchlau.

Herr Igebe erinnert an die Anecdote von dem Geizigen bey Blumauer. Einem Harpagon, der ins Waſſer gefallen war, rief ein Vorübergehender zu, er ſolle ihm die Hand zum Herausziehen reichen:

»Allein der Geizhals ſprach, indem er unterſank:
Ich kann nichts geben, und ertrank.«

Boshafte Antipoden behaupten von Herrn Igebe, er habe mit Freund Hein den Vertrag geſchloſſen, daß dieſer ihn zur Erſparung der Mittagsmahlzeit noch vor Tiſch abrufe, und was dergleichen abgeſchmackte Verläumdungen mehr ſind.

Eigentlich hätte man Herrn Igebe hier gar nicht der Publicität Preis geben ſollen, denn es könnte doch wohl ſeyn, daß er von Dieſem oder Jenem erkannt wird. Doch das thut nichts zur Sache, weil Herr Igebe ſonſt der vollkommenſte und anerkannteſte Ehrenmann von der Welt iſt, deſſen Grundſatz heißt: »Leben und Leben laſſen.« Vielmehr hat man ihn hier bloß als ein Muſter der Öconomie und Frugalität zur Nacheiferung charakteriſiren wollen. In Zeiten der Noth ſtärken ſolche Heilige das befangene Gemüth, und erheben es zu edler Selbſtverläugnung; ſtärken ferner, wo nicht den Magen, doch die erhabene Kunſt, zu entbehren. Laßt uns das von dieſem wackern Manne lernen, und dann begeiſtert (aber nicht von Wein) ausrufen: Vivat, Herr Igebe, Vivat hoch der Ehrenmann!

—

2. Dichter-Reſignation *).

Auch ich bin ſicher irgendwo geboren;
Doch geht es in der Welt mir ſchwer,
Und werde ich zum zweytenmal geboren,
So hab' ich es mit allem Grimm verſchworen:
Dann werde ich kein Dichter mehr!

O Ritterzeit, du blüheſt niemal wieder,
Wo Sänger war geehrt und Sang;
In trauter Eintracht hing der Brodſack nieder
Vom goldbezognen Inſtrument der Lieder,
Das ſüßlich von der Minne klang.

---

*) Umgeändert uns vom Dichter mitgetheilt. D. Red.

Da ſteh' ich nun vor des Directors Thüre,
Der ſpricht ſehr grob: »Was fiel ihm ein
Mit dem idylliſch-kläglichen Geſchmiere?
Schreib' er ein Trauerſpiel für Thiere,
Und in Trochäen muß es ſeyn!«

Vor dir, o Zeus! erheb' ich meine Klagen:
Im freyen Land der Poeſie
Da ſah man ſonſt der Große Mähler ragen,
Das Höchſte ſah man an das Höchſte wagen
Und Neid und Laſter ſiegten nie!

Die Tugend zog, daß jede Bruſt erwarme,
Im herrlichen Triumph einher,
Ein Friedenshimmel lächelte dem Harme,
In gold'nen Sälen wandelte der Arme —
Blieb auch der Sack ihm ewig leer!

Ich that nach dem Gebot — ſie aber ſandten
Mit ſeinem böſen Schlangenzahn,
Ein dummes Ding, das ſie die Kritik nannten
Und nach Belieben hin und wieder wandten
Mit Augengläſern mir heran.

»Mein theurer Freund ich brauchte hundert Gulden,
Dann lob' ich gerne jedes Wort!«
»Du lieber Gott, ich habe nichts als Schulden!«
»Ja ſo — recht gut — nun — wer nichts hat kann dulden!« —
Das Ungeheuer ſchimpfte fort!

»Gib mir dein neues Trauerſpiel zum Käſe
Sprach eine gute Krämerin —
Daß ein ſolider Käufer es doch leſe,
Dann ſchweiget auch für immer das Getöſe« —
Ich weinte laut — und gab es hin.

»Wo blüht denn nur ſein Paradies, Herr Dichter?
Hohnlächelte die falſche Welt —
Er ſteckt die Naſe in die Sternenlichter,
Wie weiland Don Quixote mit Rieſen ficht er:
Bis er in eine Patſche fällt.«

Frech witzelte das Schlangenheer der Spötter:
»Ey nun — das iſt Gelehrtenloos,
Sie ſtellen ihre rein erlog'nen Götter
In reichen Stickereyen auf die Breter,
Sie ſelber aber gehn halb bloß.

»Dort geht es an, daß Helm und Schwerter krachen.
Es wüthet eine grimme Schlacht:
Die Dummheit ſieget als ein blinder Drachen
Und alle Leute ſtaunen ſehr und lachen,
Denn alles iſt von Papp gemacht.

»Und wenn ihr recht in mißgeſchaffnen Tönen
Ein Liedlein von der Leyer ſchreit:
Vom Mondenſchein, vom Sehnen und von Thränen,
Da glaubt ihr ſchon im fieberhaften Wähnen
Nun habt ihr die Unſterblichkeit!

»Die Wirklichkeit gebt ihr für eitles Streben,
Verſtand — für leere Träume Dunſt —
Hat jemal einen Dichter es gegeben
Der von den magern Muſen konnte leben,
Nicht hungerte bey ihrer Gunſt?« —

Ich ſah der Jugend Frühlingszeit verwehen,
Brach liegt der Dichtkunſt reiches Feld:
Man will ja nichts als Schickſal und Trochäen,
Nun bleib' ich hager wie ein Windhund ſtehen,
Recht ohne Ruhm und ohne Geld!

So hat die Welt nun Spott mit mir getrieben,
So hudelte man deinen Sohn,
Und doch bin ich den Muſen treu geblieben,
Ich habe Folianten angeſchrieben —
Vergelten nun will ich den Lohn!

»Kennſt du das Gut — hört' ich den Donn'rer ſagen —
Das thöricht nur dein Unmuth preiſt?
Dem Einen gab ich einen großen Magen,
Doch ein Gehirn gar federleicht zu tragen,
Dem Andern ward Gemüth und Geiſt!

»So ſchenkte ich den armen Geiſtesſchwachen
Zum reichlichen Verdauen — Gold —
Was mußten ſonſt die guten Närrchen machen?
Doch dir ließ ich das ganze Leben lachen,
Die ganze Erde war dir hold.

»Du haſt gedacht — dein Lohn iſt abgetragen,
Verſtand — hieß deines Glückes Theil:
Doch Recenſenten mußteſt du nicht fragen,
Die denken auch gewöhnlich mit den Magen,
Das Heiligſte iſt ihnen feil!« —

Baron Schlechta.

3. Ankündigung für Wirthe und Gaſtgeber.

Ein ſehr angeſehener Gelehrter, welcher unter Anderm zwölf Sprachen aus dem Fundamente verſteht, biethet zwey Stück davon, die man wählen kann, ſehr unterthänig demjenigen an, welcher ihm lebenslänglich jeden Tag eine Portion Rindfleiſch dafür abtritt. Sollte man liberal genug ſeyn, ein Seitel bayeriſch Bier beyzufügen, ſo ſtünde dafür auch die ihm ſehr entbehrliche perſiſche Sprache zu Dienſten. Da ein Wirth in der Regel wohl ſehr viel Rindfleiſch hat, aber deſto weniger in Sprachſachen bewandert iſt, ſo verſpricht ſich der Anträger einigen Erfolg. Er unterſteht ſich auch, einen ſolchen P. T. Herrn Herrn Bier- oder Weinwirth dienſtwillig ſeyn Syſtem der Philoſophie nach Kantiſchen Principien gegen die edlere Kunſt des Rechnens zu offeriren. Ueberhaupt wäre derſelbe Gelehrte erböthig, eine Menge ſolcher entbehrlicher Dinge, z. B. die Theorie der Dichtkunſt, die Cameraliſtik, Aſtronomie und andere ſolche Sachen, die einem einzelnen Menſchen ohnehin nichts nützen können, gegen ſehr wenig unentbehrliche umzutauſchen, als da ſind, Holz, Kerzen, Schmalz, alte Stiefel und Ueberröcke, Fußſocken. —r.

Charakter-Skizzen vom Grafen Gasparo Gozzi.

1. Meldet der Bediente, daß ein Freund zum Beſuche kommt, knirſcht Lyſander mit den Zähnen, beißt ſich in die Lippen, ſtampft mit dem Fuß auf den Boden, tobt, brummt. Der Freund tritt ein, Lyſander bringt ſein Geſicht in Faſſung, erheitert es, und gibt ihm einen gefälligen Anſtrich: der Empfang iſt freundlich, der Gaſt wird umarmt, man kommt ihm mit Höflichkeiten zuvor, beklagt ſich, ihn ſo lange nicht geſehen zu haben, und droht ihm, wenn er fortfahren würde, ſo ſelten zu ſeyn. Man läßt ſich das Neueſte von Gemahlinn, Kindern, Geſchäften erzählen, ſieht freudig zum Guten, fährt zuſammen beym Traurigen; mit jedem Wort verwandelt ſich das Geſicht. Der Freund macht Miene ſich zu empfehlen, man will nicht, daß er ſo bald gehe; nur mit Mühe kann man ſich endlich entſchließen, ihn ſcheiden zu laſſen. Beym Abſchied heißt es: Erinnern Sie ſich meiner oft. Kommen Sie, mein Haus iſt jederzeit das Ihrige. Der Freund geht. Der Bediente ſchließt die Thüre. Daß dich der Henker! bricht Lyſander aus, hab' ich dir's nicht tauſend Mahl geſagt, ich will nicht beläſtigt ſeyn! Künftig ſag', ich bin nicht zu Hauſe. Den mag ich nicht. Lyſandern hört man überall als einen herzlichen Mann loben. Der Schein gilt für Wirklichkeit.

2. Cornelius grüßt wenig, erwiedert kaum einen Gruß; nie macht er bedeutungsloſe Fragen, und fertigt gewöhnlich die Fragen mit wenigen Sylben ab. Seinen Verneigungen fehlt es an Behaglichkeit, oder er bequemt ſich gar nicht dazu; niemanden umarmt er, ſpricht nie zum Scherz; auch klingt ſeine Rede mürriſch; bey Höflichkeitsbezeugungen pflegt er ſich verächtlich wegzuwenden. Hört er Worte, die nichts ſagen wollen, ſo ſchlummert er ein oder gähnt. Hört er von eines Freundes Bedrängniß, ſinkt er in Trauer, er erbleicht, es brechen

ihm Thränen aus den Augen. Er biethet ihm, nach Bedarf, ohne ein Wort weiter zu ſagen, Börſe und Hülfe an. Cornelius gilt im Allgemeinen für einen hartherzigen Menſchen Die Welt will Masken und äußern Trugpomp.

(Fortſetzung folgt.)

* * *

Auflöſung der arithmetiſchen Aufgabe in Nr. 106.

Das 3 Eimer Faß wird dreymahl angefüllt, und der Wein von da allzeit in das 7 Eimer Faß umgefüllt; ſomit werden beym dritten Umfüllen, im 3 Eimer Faß 2 Eimer übrig bleiben, welche in das 7 Eimer Faß (welches vorher in das 10 Eimer Faß ausgeleert wurde) geſchüttet, und in daſſelbe nochmahl 3 Eimer nachgefüllt werden. — y.

Allgemeine Novelliſtik.

Cenerentola. (Schluß von Nr. 108.) Das Erſcheinen des weiſen Alidors, dem ein kurzes Vorſpiel vorausgeht, nach welchem eben ſo gut ein Harlekin hereinhüpfen konnte, dann der Einzug des verkappten Prinzen, hat eine Reihe mehrſtimmiger Geſänge zur Folge, welche großtentheils kalt laſſen, die Verlegenheit des Vaters ausgenommen, in welche er durch die Nachfrage um ſeine dritte Tochter geräth, welche auf eine gelungene Weiſe dargeſtellt iſt. Was dieſe Geſangſtücke Melodiſches enthalten, iſt jedoch von Note zu Note aus anderen Opern Roſſinis genommen, und man glaubte ſich häufig durch Alidors, im Sammler erſt kürzlich ſo geprieſene, Zaubermacht, bald in die Elſter, bald in den Barbier von Sevilla verſetzt.

Nun kommt die Schluß-Scene des erſten Acts. Ein feyerliches Feſt im fürſtlichen Pallaſte beginnt. Alidor führt die fürſtlich geſchmückte verſchleyerte Aſchenbrödel herein. Die Neugierde der Gäſte iſt auf das Höchſte geſpannt, Alles horcht ihren Tönen, Alles iſt entzückt, man ſollte glauben daß nun der Compoſiteur einen Glanzpunkt der Oper gefunden hätte. Allein die unbekannte Schöne macht einige Läufe und Paſſagen, wie man ſie bey Geſangübungen zur Ausbildung des Organs macht — keine Melodie dringt aus ihrer Bruſt, und der allgemeine Eindruck, den ſie bewirkt, bleibt unerklärbar.

Die zierliche Naivität der den beyden Schweſtern in den Mund gelegten Worte: »Das Wunderthier zu ſehen ſehnet ſich das Herz,« kann hier nicht mit Stillſchweigen übergangen werden.

Das Finale hat häufige, und ſelbſt ſchöne Uebergänge, die aber theils nicht motivirt ſind, theils zu oft in anderen Opern gehört wurden, und daher effectlos bleiben.

Der zweyte Act beginnt mit einer großen Scene und Arie, worin der betrunkene Don Montefiascone dem männlichen Hofſtaate alle ſeine Titel und Würden andictirt, die er ſich durch ſeine Fertigkeit im Trinken erworben. Der Chor wurde gut vorgetragen, enthält keine neue Melodie, iſt aber nicht ohne komiſche Kraft.

Das Duett zwiſchen dem Prinzen und ſeinem Kammerdiener iſt ein Wettkampf von Paſſagen, die weder den Worten noch dem Sinne angepaßt ſind. Nicht ein Tact gehört der Situation.

Gelungener erſcheint das Duett zwiſchen dem Montefiascone und dem Kammerdiener, in welchem die unbefriedigte Neugierde des erſteren Anlaß zu einigen komiſchen Stellen gibt, die aber leider zu oft wiederkehren.

Hier nimmt nun die Handlung plötzlich eine unerwartete Wendung. Das Feſt iſt aus, alles geht unbefriedigt nach Hauſe, wo inzwiſchen Aſchenbrödel die im erſten Acte geſungene Romanze wieder vorträgt. Das Theater wird leer, und es bedarf eines Regens, Gewitters, und eines Wagenumwerfens, um den traurigen Faden fortzuſpinnen, um den Prinzen zum zweyten Mahl in das verfallene Haus des Monteſiascone zu bringen. Der Vater befiehlt Aſchenbrödel, dem Prinzen einen Stuhl zu bringen, und indem ſie ihn hinſetzt, erkennt der Prinz in ihr die Dame, die ihm ſein Herz raubte. Beyde ſtehen entzückt mit offenen Armen gegenüber, aber vergebens erwartet man dieſe Gefühle in der Muſik ausgedrückt. Alles ſingt »was geſchieht?« und »tenuere amici!« Der Prinz ſingt die Frage mit!!!

So wie überhaupt der Kammerdiener beynahe in der ganzen Oper den Ton angibt, ſo bemächtiget er ſich auch in dieſer Situation, die ihn gar nichts angeht, und in welche er bloß hineingezogen wird, um eine ſechste Stimme zu haben, des Worts, und ſtimmt die Melodie an, worin ihm ſodann der Prinz und alle Umſtehenden folgen. Das Thema wird canonartig durchgeführt, und dieß mag, ungeachtet des zu lang anhaltenden widernatürlichen staccato der Stimmen, Verdienſte haben; allein das Gemüth bleibt kalt, denn das Gefühl fehlt, weil der Compoſiteur das, was dargeſtellt werden ſoll, auch nicht einen Augenblick vor den Augen gehabt hatte.

Die Schluß-Scene wird mit einem Chor eröffnet, von dem ſich wenig Gutes ſagen läßt, und die Oper ſchließt mit einer Arie der Cenerentola, welche das beſte Stück der ganzen Oper zu ſeyn ſchien, da doch einiger Ausdruck darin liegt.

In der Oper überhaupt jedoch wird gemüthliche Muſik gänzlich vermißt. Aſchenbrödel iſt nicht allein eine komiſche Oper, wie ſie auch auf dem Zettel ſteht. Die komiſchen Charaktere ſollen untergeordnet ſeyn, und der Prinz und Aſchenbrödel ſollen gemüthlich, zum Theil ſelbſt rührend gehalten ſeyn. Eine Muſik aber, ganz ohne tieferen Ausdruck, auch wenn ſie voll von lärmenden Paſſagen iſt, wird niemahls genügen.

Man erlaſſe mir den Vergleich mit Iſouards herrlichem Werke, deſſen nun wohl Jeder wie aus trüber Gegenwart an eine freudenhelle Vergangenheit gedenkt. Die Darſteller und Sänger gaben ſich viele Mühe. Beſonders ſey es der talentreichen Anfängerinn (Cenerentola) mit Freude geſagt, daß man recht ſchöne Hoffnungen auf ſie baue. Noch ein Wörtchen von dem Texte der Oper zu reden, ſo iſt es ohnehin bekannt, daß die Italiener es hierin verſtehen, ſich im Unſinn zu überbiethen. Aber der Herr Ueberſetzer vermochte auch aus eigenem Vorrathe nichts Beſſeres hinzu zu thun. Dem Ding da fehlt nicht nur eine Hand, ſondern beyde Arme und Kopf und Fuß obendrein! — S.

Ein denkender Gärtner zu Glasgow hat für die Zerſtörung der gefräßigen Raupen ein eben ſo untrügliches als einfaches Mittel entdeckt. Er legt nähmlich wollene Tuchlappen des Abends auf die Bäume und Sträucher umher, und findet ſie des Morgens mit dieſem Ungeziefer bedeckt, die gegen Kälte und Näſſe daran Schutz ſuchen; und ſo tödtet er täglich Tauſende davon.

Hr. Mill, ein Londoner Goldſchmid, hat ein neues Metall gefunden, welches er Aurum miserum nennt, und womit er in vielen Stücken das wirkliche Gold zu erſetzen gedenkt. In Farbe und ſpecifiſcher Schwere kommt es dem 18karatigen Golde ziemlich nahe; es iſt biegſam und läuft nicht leicht an; eine Eigenſchaft, die dem Petit Or, Tombak und andern Metallen, die man zur Nachahmung des Goldes bisher benutzt, in einem hohen Grade abgehen. Auch ſoll es die höchſte Politur annehmen; und da es ſich zu 4 Schilling oder $4^{1}/_{2}$ Sch. die Unze liefern läßt, ſo dürfte der Gebrauch desſelben wohl ſehr ausgedehnt werden.

In dem Schatze der oſtindiſchen Compagnie zu London befindet ſich ein Diamant aus der vom Peiſchwa im letzten Kriege gemachten Beute, deſſen Werth auf 20,000 Pf. Sterl. geſchätzt wird, und folglich einer der größten in der Welt iſt; er ſoll zum Vortheil derer, die ihn erbeutet, verkauft werden. Ein Amethyſt-Block, oder vielmehr eine Maſſe von Amethyſten iſt von Braſilien zu Calcutta angelangt. Dieſer außerordentliche Stein mißt 4 Fuß im Umfange, und wiegt 98 Pfund. Er iſt noch ungeſchliffen, und beſteht aus 50 unregelmäßigen Säulen, die glatt, durchſichtig, blau und weiß wie Kryſtalle von einer gemeinſchaftlichen Matrix emporſteigen.

Auf die Anleitung des Dr. Wollaſton hat ein Londoner wundärztlicher Inſtrumentenmacher, Nahmens **Stodart**, den glücklichen Verſuch mit der Scheere gemacht, daß ſolche, ohne Druck oder Quetſchung, wie ein Meſſer ſchneidet. Einige Wundärzte haben Operationen mit dieſem neuen Inſtrumente vorgenommen, die, weil ſie geſchwinder, als mit dem Meſſer von Statten gingen, bey den Patienten weit geringere Schmerzen verurſachten. Beſonders hat man ſie in der Operation der Haſenſcharte, bey Kindern ſowohl als erwachſenen Perſonen, mit Vortheil angewandt. Dieſe Verbeſſerung der Scheeren würde ohne Zweifel auch bey mancherley Damenarbeiten von Nutzen gefunden werden; und läßt ſich leicht bey jedweder Scheere anbringen, indem man die äußere Seite der Klingen mit der inneren gleich ſchleift, und denſelben eine Meſſerſchneide gibt: nur würde das Zuſammenſetzen einige Uebung und Geſchicklichkeit erfordern.

Der Sans façon in Peſth. (Fortſetzung von Nr. 108.) 2. **Terpſichore.** — (Will reden, beſinnt ſich aber, daß ſie eigentlich die **zehnte** (id est unangewandte) Muſe hier ſey, und eigentlich nur ſo wie das »König zu Jeruſalem« pro forma ſtehe, und ſchweigt ſeufzend; da hat man ihr einige Ballete, als: »Die Bettlerhochzeit,« »das Glockenſpiel zu China,« »Ariadne auf Naxos« u. ſ. w., hingegeben, ſie will aber von Puppen und chineſiſchen Pagoden nichts wiſſen, und verhüllt traurig ihr tief umwölktes Antlitz).

3. **Melpomene.** — Mein Reich iſt das **Traurige**! — Mein Dolch iſt voll Roſt, und die tragiſche Larve — eigentlich **Maske** — macht ein ſaures Geſicht! Müſſen denn auch wir Muſen unter dem Schickſale ſtehen? Doch, il faut faire bonne mine à mauvais jeu. Folgende ſind meine Diener. — Hr. **Grimm**: Premierminiſter: viel Charakterſchmuck, ſcharfe Zeichnung; Studium, etwas einſeitig; **Fauſt**, teufliſch ſchön; **Franz Moor**, zum Schauder erregen; **Marinelli**, verzwickt und verzwackt. Hr. **Schmidtmann**, Großälteſter der Bühne: Routine, eingefleiſcht; Spiel, zweckmäßig; Kunſt, im Hintergrunde; Mohr in **Fiesko**, gehorſamer Diener! — Hr. **Melchior**: Kunſt, Tuttifrutti, von jedem Fache die Hülſen; Organ, ein ſtetes Schwanken zwiſchen Schibboleth und Siboleth; Routine, viel und gut; Spiel, gediegen, unübertrefflich an phyſiſcher Kraft; Studium, Vacat; **Garemir**, brav; **Flink**, in den Buſchmenſchen zu Krähwinkel, eine ſeiner beſten Leiſtungen; **Dünois**, ſehr gelungen; **Cleopatra**, in der Parodie gleichen Nahmens von **Kotzebue**, meiſterhaft, mit Fleiß und Studium; **Carl Moor**, phyſiſch und pſychiſch vortrefflich; **Pfiffſpitz**, in der falſchen Catalani, ſeine Force-Rolle; **Kunz Kuruth**, im 24. Februar — ein Mahl des Jahrs — ganz vollkommen; **Zriny**, c'est drôle! **Egmont**, ich condolire; **Samſon**, fiat justitia et pereant Couliſſen! — Hr. **Beck**: Kunſt, noch verpuppt; Spiel, ſchön und zweckmäßig; Organ, nicht ſehr einnehmend; Routine, zur Zufriedenheit; **Carl Ruff**, bravo! **Phaon**, kein **Päan**. — Hr. **Grabow**: Kunſt, ſtarke Anklänge; Routine, vortrefflich; Spiel, ſtudirt und regelrecht; **Marinelli**, ex profundo; **Koke**, in Parteywuth, — ohne Parteyenwuth — meiſterhaft — Hr. **Kroning** (Regiſſeur): Kunſt iſt abhanden gekommen; Routine, einſeitig; Organ, die monotonſte Monotonie; Fleiß, eiſern; Auffaſſung des Charakters, wie man's wünſcht; viel Willen bey ſchwacher Kraft. — Mdme. **Grosmann**: Kunſt im Entwickeln; Studium, Zeichen der Verſtändigkeit und des Fleißes; Spiel, ſchon nur zu hand- und fingerreich; **Salmonäa**, eminent; **Claudia**, perfect. — Mdme. **Ehlers** (ſchon in unſerm Vorigen erwähnt): **Alles in vielem**, und **viel in Allem**. — Mdme. **Kröning**: Kunſt, Kunſt? mein Gott, wozu ſoll das Ding? das eben iſt die Kunſt, auch ohne Kunſt zu gefallen. (**Schluß folgt.**)

Druckfehler.

Nr. 106, Seite 860, Z. 18 v. o. muß es heißen: **Erſatz** ſtatt **Einſatz**.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Gräffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe), wöchentlich drey Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 17 fl. W.W. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

110.

(Wien, Donnerstag den 14. September.)

Von dem Einfluſſe des griechiſchen Alterthums auf die neuere Kunſtbildung.

Von den Idealen, zu welchen der menſchliche Geiſt, auf der unermeßlichen Bahn ſeiner Bildungsfähigkeit, ſich zu erheben ſtrebt, wird das Schöne zuerſt gefühlt, und eben ſo früh in der Darſtellung verſucht. Das Reſultat dieſer darſtellenden Verſuche iſt die Kunſt. Der Anfang derſelben iſt daher unſtreitig faſt eben ſo alt, als das Menſchengeſchlecht ſelbſt; aber nur in langen Perioden entwickelt ſie ſich zur Blüthe eines goldenen Zeitalters. Die Geſchichte der Mahlerey kennt nur zwey Epochen, welche dieſes glänzenden Nahmens werth ſind. Das erſte goldene Zeitalter und das ſchönſte vielleicht, auf welches der menſchliche Geiſt ſtolz iſt, weil es die meiſten Künſte umfing und Geſchmack und Vernunftentwicklung zugleich in hoher Vollendung vereinigte, war das Zeitalter Alexanders des Großen. Dieſes nahm ſeinen Anfang gegen die Zeiten der Geburt des Perikles, und erloſch unter Alexanders erſten Nachfolgern. Es begreift ungefähr 180 Jahre in ſich. Ein zweytes goldenes Zeitalter erlebte die Mahlerey nur noch ein Mahl unter dem ſchönen Himmel von Italien in der Epoche der Medicis. Auf Griechenland und Italien ſind alſo die Blicke des ſpätern Künſtlers gerichtet, dem die heilige Flamme der Begeiſterung für die Kunſt den Buſen durchglüht; dieſe beyden Länder ſind die Heimath der Muſen, und der claſſiſche Boden, den er, wie das heilige Land, zu beſuchen, und zu betreten wünſcht. Die unſterblichen Nahmen ſo vieler gefeyerter Meiſter und ihre bewunderungswürdigen Werke im Auge, ſtellt er ſich unwillkürlich die Frage, wie dieſe Zeiten ſo reich an großen Hervorbringungen ſeyn konnten; warum andere Zeiten ſie nicht zu erreichen vermochten, und ob wir wohl auf dem rechten Wege zu dieſem erhabenen Ziele wandeln? —

Die Griechen aber verdienen vorzugsweiſe unſere Bewunderung. Sie waren Erfinder; alle ſpätern Völker waren ihre Nachahmer und Schüler. Der Gang des menſchlichen Geiſtes in Griechenland iſt daher am meiſten geeignet, einen Stammbaum der Künſte zu liefern, und den Weg zu zeigen, welchen die neuern Künſtler zu nehmen haben, um den Ruhm eines goldenen Zeitalters zu erreichen. Aber, leider! iſt kein einziges Gemählde aus Alexanders Zeitalter mehr übrig;

die unbarmherzige Zeit hat ſie alle bis auf die ſchwächſten Spuren zerſtört. Die Geſchichte erzählt uns jedoch von dem Enthuſiasmus, welchen der Anblick der Meiſterſtücke eines Apelles, Timanth und Protogenes bey ihren gefühlvollen Landsleuten erregte, und zur Rechtfertigung dieſes Enthuſiasmus bedarf es nichts weiter, als der bewunderungswürdigen Antiken, welche Italien beſitzt, eines Antinous, eines Apollo, einer Mediceiſchen Venus, dieſer ewigen Muſter des idealiſchen Schönen, ohne welche es vielleicht nie einen Raphael gegeben hätte. Und wie hätte Griechenland nicht das Heiligthum der bildenden Kunſt ſeyn ſollen, da ſein Himmel, ſeine Sitten, ſeine Geſetze, kurz Alles ſich vereinigte, die Künſte empor zu heben! Man wurde, ſagt ein geiſtreicher Schriftſteller, zu Athen als Mahler und Künſtler geboren, wie man in den Polarländern klein, und unter dem Aequator ſchwarz geboren wird.

Die reine Luft, welche die Griechen athmeten, die einfache Lebensordnung, welche faſt überall befolgt wurde, ſelbſt die Uebungen der Gymnaſtik verſchafften ihnen, indem ſie ihre Organe völlig entwickelten, jenes lebhafte Gefühl, welches allein den großen Künſtler nach Würden ſchätzt, ſo wie es denſelben hervorbringt. Dieß außerordentlich lebhafte Gefühl macht es uns begreiflich, wie die Leyer des Timotheus und die Lieder des Tyrtäus Helden hervorbringen, wie die Eumeniden des Aeſchylus Weiber mißgebären machen, und vielleicht auch, wie eine Bildſäule dem Pygmalion Liebe einflößen konnte. Zu allen dieſen Vortheilen rechne man noch, daß die Krankheiten, welche anderswo die Schönheit zerſtoren, in dieſem von der Natur ſo begünſtigten Lande, faſt unbekannt waren. Die Pocken, der Ausſatz, die engliſche Krankheit, welche in neuern Zeiten ſo viele Geſtalten verſchändeten, waren im alten Griechenland nicht zu Hauſe, und faſt alle jungen Leute beyderley Geſchlechts konnten den Timanthen und Phidiaſſen zu Vorbildern dienen.

Die Gymnaſien und öffentlichen Spiele dienten den Mahlern und Bildhauern Griechenlands zu Academien, wenn ſie die kraftvollen Schönheiten des männlichen und die zarteren Reize des Junglingsalters darſtellen wollten. »In den Gymnaſien, ſagt Winkelmann in ſeinen Gedanken über die Nachahmung der griechiſchen Werke, S. 8., lernte man Bewegung der Muskel, Wendungen des Körpers! man ſtudirte die Umriſſe des Körpers an dem Abdrucke, den die Ringer im Sande gemacht hatten. Die ſchönſten Geſtalten der Körper zeigten ſich hier in ſo mannigfaltigen, wahrhaften und edlen Stellungen, in die ein gedungenes Modell in unſern Academien nimmer zu ſehen iſt.«

Natur und geſellſchaftliche Einrichtungen hatten alſo für den griechiſchen Künſtler Alles gethan; er konnte nicht aus dem Hauſe gehen, nicht die Nationaldenkmähler durchlaufen, nicht die Volksdichter leſen, ohne daß ihm alle Augenblicke das Muſter des Reizes und das Urbild der Schönheit begegnete.

Die Staatsgeſetze der Griechen vereinigten ſich mit der Natur, Künſtler zu bilden. Bekanntlich war es in Athen durch eine eigene Verordnung den Sclaven verbothen, ſich mit der Mahlerey abzugeben, eine Verordnung, welche, indem ſie die Würde der Kunſt erhob, den Künſtler lehrte, mit welchem Adel er ſie auszuüben hätte. Große Talente gaben in Griechenland Anſpruch auf die höchſten Ehren. Ein Mahler, der ein Mann von Genie war, konnte Geſetzgeber ſeiner Vaterſtadt werden; es gab Bildhauer, welche Armeen anführten; wer die geringſte Entdeckung in den Künſten machte, erhielt Ehrenſäulen und wegen eines bloßen Bildniſſes des Theſeus wurde Parrhaſius vergöttert.

Was aber das Anſehen der Kunſt in Griechenland aufs Höchſte brachte, war die Sorge der Regierungen, ſie zu großen Werken zu gebrauchen. Immer waren neue Statuen zu machen, Palläſte und Tempel auf Koſten des Staates auszuſchmücken. Die Tempel beſonders waren mit Meiſterſtücken der Kunſt angefüllt, und einige derſelben waren, nach Strabons Bericht, wahre Gemähldegallerien. Hier fanden die Werke eines Polygnotus, Zeuxis, Parrhaſius, Apelles, Protogenes und Ariſtides ihren Platz. Schade, daß wir von dieſen griechiſchen Mahlern nichts übrig haben, als ihren Ruhm! Durch dieſe Sorgfalt der Regierungen, den Nationalruhm durch große Denkmähler zu verewigen, erhielt die griechiſche Kunſt jene ermunternde Oeffentlichkeit, ohne welche, auch bey den entſcheidendſten Naturanlagen der Künſtler, die Kunſt nimmer gedeihen mag. Denn beſteht die Kunſtliebe eines Volkes höchſtens in beſtrichenen Wänden und in Portraiten, wie mag da das Genie ſich entwickeln? welche Aufmunterung kann es da geben, ſich der kärglichſten aller geſellſchaftlichen Beſchäftigungen — der ſchönen Kunſt — zu widmen. Ein Volk, welches in der Entwicklung der Cultur und des Reichthums noch nicht ſo weit fortgeſchritten iſt, um einer allgemeinen Theilnahme und Begeiſterung für die Kunſt fähig zu ſeyn, und das Bedürfniß zu fühlen, ſeinen Nationalruhm und ſeine Staatsgröße durch unſterbliche Werke der Kunſt zu verewigen, iſt noch nicht auf dem Puncte, ein goldenes Zeitalter zu feyern, denn es hat noch kein Publicum zur Erhaltung der Kunſt, und wo es ein ſolches nicht gibt, kann es auch keine Künſtler geben!

Zu allem bisher Geſagten nehme man noch, daß zur Zeit des Phidias zu Delphi und Corinth Wettkämpfe der Mahlerey geſtiftet wurden, wobey eigene Richter den Werth der Gemählde beſtimmten, und dem Sieger den Preis zuerkannten, eine Einrichtung, welche in den heutigen Kunſtausſtellungen und Preisvertheilungen eine löbliche Nachahmung gefunden hat. Die Geſchichte hat uns einige Anecdoten aufbewahrt, die auf den Werth der Gemählde ſchließen laſſen, welche dieſe Wettkämpfe hervorbrachten. Wer weiß nicht die Geſchichte jenes gekrönten Gemähldes, welches eine berühmte Buhlerinn bekehrte? es ſtellte einen Weiſen vor. Die griechiſche Ninon, welche eben mit ihren Buhlen zu Tiſche ſaß, warf von ungefähr einen Blick auf dieſes Gemählde, erröthete und hörte auf, Buhlerinn zu ſeyn! Die Mahlerey fand in dieſem Zeitalter ſo viel Aufmunterung, daß ſich, wie unſere Leſer wiſſen, zwey berühmte Schulen bildeten, die attiſche und die joniſche. Eupomp fügte in der Folge noch die ſicyoniſche hinzu, und Sicyon verdiente ohne Zweifel, in dieſem Stücke, Athens Nebenbuhlerinn zu ſeyn, weil Polemon ein großes Buch ſchrieb, welches nur ein Verzeichniß ihrer Gemählde war, wie im 13ten Buche von Athen, Deipnoſoph. ausführlicher zu leſen iſt.

Selbſt die griechiſche Mythologie war für die Mahler eine unerſchöpfliche Fundgrube von Bildern, die fähig waren, ihr Genie zu begeiſtern. Es ſcheint nicht, daß ſie den obſcönen Theil ihrer Göttergeſchichte zum Verderb der öffentlichen Sitten mißbrauchten, denn Plato behält in ſeiner Republik die Mahler bey, während er die Dichter verbannt wiſſen will.

Was die Compoſitionen der griechiſchen Mahler betrifft, ſo kann man ſagen, daß ſie in Alexanders Zeitalter eben das alles ausführten, was die Neuern ausführten, die großen Kuppeln und die feinen Emailarbeiten ausgenommen. Wir finden keine Spuren, daß ſie große Compoſitionen, wie den Saal der Rieſen des Julius Romanus, oder der Plafond der Vergötterung des Hercules verſucht hätten. Dieſe einzige Bemerkung iſt vielleicht hinreichend, den großen Meiſtern Italiens vor den Künſtlern aus Alexanders Zeitalter den Rang zu geben.

Alexanders Eroberungen hatten dem griechiſchen Geiſte eine neue Richtung gegeben, und das frühere ſchöne Leben kam nie wieder. Die durch Griechenlands Verfall verſcheuchten Künſte flüchteten ſich nach Italien. Aber kaum hatten ſie ſich in dieſem neuen Vaterlande einheimiſch gemacht, ſo zog ſich jener ſchreckliche Bilderſturm zuſammen, welcher alle Denkmähler ihrer alten Blüthe zu zerſtören drohte. Doch blieb zuletzt der römiſch-chriſtliche Ritus der mächtige Schutzgeiſt der Kunſt, und hatte dieſer ein neues herrliches Reich bereitet, als ſie von Raphael und Michael Angelo die Krone erhielt.

Wir könnten uns wundern, wie die Mahlerey damahls in kurzer Zeit mit Rieſenſchritten ans Ziel eilen, und ſich auf einen weder vor- noch nachher erreichten Gipfel der Vollendung erheben konnte, wenn wir nicht wüßten, welche Unterſtützung die Künſte in dieſem blühenden Zeitalter fanden, welche Begeiſterung für große Hervorbringungen der Kunſt faſt an allen damahligen geiſtlichen und weltlichen Höfen herrſchte, und welche ehrenvolle Behandlung damahls die Künſtler von den Großen, ſelbſt durch fürſtliche Denkmähler, nach dem Tode genoſſen. O warum ging dieſe ſchöne Blüthenzeit der Kunſt, auf welche, als ihre ſchönſte Zierde, die Menſchheit ewig ſtolz ſeyn wird, warum ging ſie ſo ſchnell und unwiederbringlich verloren? Die Mahlerey ſank bekanntlich aus den Sphären der himmliſchen Grazie mehr und mehr herab, und fiel immer tiefer durch Bernini, bis deſſen ausgearteter Geſchmack in der Mitte des vorigen Jahrhunderts durch Raphael Mengs geſtürzt wurde. Faſt Alles, was ſeither geſchah, war nichts, als Verſuch, die Kunſt aus ihren Ruinen hervor zu ziehen, und den Weg zu jener Glorie wieder zu finden, welche ſie im ſechzehnten Jahrhunderte durch ſo viele blühende Mahler erreicht hatte.

Mengs zog die vorzüglichſten Antiken ans Licht, und machte zuerſt auf ihren unendlichen Werth aufmerkſam. Vor ihm copirte man zu Rom die Statuen auf der Engelsbrücke. Mengs und Winkelmann zeigten einen neuen Weg. Durch ſie erhielten die Schulen und Academien ihre bis heute fortdauernde Geſtalt.

Wie die wiſſenſchaftlichen Schulen und die Gelehrſamkeit der Neuen auf die claſſiſche Literatur des Alterthums, ſo wurden die Antiken die Baſis der neuern Kunſtſchulen und Academien. Welche herrliche Fortſchritte die öſterreichiſche Nationalkunſt gemacht hat, haben wir bey der diesjährigen Kunſtausſtellung, der dritten, deren ſich Wien erfreut, zu beurtheilen Gelegenheit gehabt.

C. Th. Hohler.

◆

Von dem kümmerlichen Schickſale großer Gelehrten und Dichter *).

In der **Comus**gabe der vorigen Nummer macht ein angeſehener Gelehrter menſchenfreundlichen Wirthen und Gaſtgebern den ſehr unterwürfigen Antrag, ein Paar Sprachen, oder das Syſtem der **Kant**iſchen Philoſophie und dergleichen überflüſſige Dinge gegen eine lebenslängliche Ration an Rindfleiſch und Dünnbier wohlgeneigt einzutauſchen. Die Firma, unter welcher dieſe äußerſt rührende Einladung zu einer Einladung vorkommt, zeigt wohl an, daß es ſich nur um einen gutmüthigen Spaß handle. Aber hinter dieſem gutmüthigen Spaß ſteckt ſicherlich ein boshafter Ernſt, ja vielleicht eine eigentliche cauſtiſche Satyre. Man wird mindeſtens verſucht, es zu glauben, wenn man erwägt, daß es weit anſpruchvolleren, ja claſſiſchen Gelehrten und Dichtern noch ungleich ärger ergangen war, iſt, und noch ergeht. Was dieſe letztere, gegenwärtige Zeit, das »Ergehen« nähmlich, betrifft, ſo könnte ich leichtlich einige Dutzend ſolcher Helden hernennen, wenn, im Ernſte geſprochen, das Geſetz der Schonung es nicht unterſagte. Man muß das Unglück ehren, und die ſtille Ergebung, die heroiſche Faſſung aller Arten von Märtyrern würdigen. Bey Gelehrten, dieſen eigentlichen Erziehern des Menſchengeſchlechts, iſt dieſes wohl eine heilige Pflicht. — Sagte jene franzöſiſche Dame von dem eben ſo eruditen als linkiſchen **Bentley**: er wiſſe wohl recht gut in zwanzig Sprachen zu ſagen, wie ein Seſſel heiße, ohne zu verſtehen, wie man ſich darauf ſetze, ſo kann man gewiß von vielen neuern Bentleyanern ſagen, daß, wenn ſie das Wörtlein »Suppe« auch in zwanzig Sprachen zu nennen wiſſen, ſie gleichwohl nicht im Stande ſeyen, ſich einen Teller voll zu verſchaffen, ohne ſich zu der Pforte irgend eines hoſpitalen Kapuzinerkloſters zu verfügen. Genug, ich ſelbſt habe die Ehre und die Betrübniß, nicht eben aus der nächſten Umgebung, ſolche Wiſſer und Könner mit **Leibnitz**iſchen und **Sonnenberg**iſchen Köpfen, dabey ſtreng moraliſchen Werthes, voll Fleiß und practiſcher Tugend, zu kennen, welche auf ein Mittagsmahl oder auf ein Paar Schuhſohlen anſtehen. Von dieſen **Minerv**iſchen Blut- und Schweißzeugen aber will ich, wie geſagt, weislich ſchweigen, dafür jedoch einige Belege aus den drey vergangenen Zeiten anführen, wie ſie mir, ohne Rückſicht auf chronologiſche Ordnung, gerade beyfallen.

Homer, angenommen, daß es einen gab, bettelte vor den (riegelloſen) Thüren um Brodkrumen; **Plautus** dreht Töpfe, um ſich Inhalt für den ſeinigen zu verſchaffen; **Xilander**, um ſo glücklich zu ſeyn, eine Portion Suppe zu erhaſchen, gibt ſeine claſſiſchen Anmerkungen zu **Dion** dafür hin, einſehend, daß es doch beſſer ſey, nicht zu verhungern, als claſſiſche Anmerkungen zu **Dion** zu beſitzen; **Camoens** verreckt im Spital wie ein **Kaffer**; **Abälard** bringt man um ſeinen **Nerv**. In den kläglichſten Umſtänden, Bettelhelden, waren **Caſtel Vetro** (Commentator des **Ariſtoteles**), **Cornelius**

---

*) Über das nicht kümmerliche Schickſal berühmter Literaten und Künſtler, ſo fern dieſe durch Penſionen und andere Aufmunterungen gewürdigt wurden, iſt ein kleiner Aufſatz von mir in Nr. 45 des dießjährigen Archivs für Geographie und Geſchichte eingerückt.

Agrippa der Necromantiker, Bodin, welcher Monteſquieu's Geiſt der Geſetze die Bahn gebrochen; Taſſo, einſt eine Woche lang von einem geborgten Thaler lebend, wird vom Schickſal geohrfeigt, wohin er die Wange richtet; Paul Borgheſe, wiewohl funfzehn Handwerke, worunter das des Poeten, verſtehend, entſchlief im Herrn eines gar ſanften Hungertodes; dem Cervantes erging es puncto oeconomiae nicht beſſer als ſeinem Helden; Milton, verbannt, iſt ohne Stätte; Buttler ſucht auch ſeine Ätzung vor den Thüren. Duchesne der Hiſtoriker, Baudoin, ſogar Mitglied der Akademie, Vaugelas der Linguiſt, Du Ryer, tragiſcher Dichter und trefflicher Überſetzer des Coran, nagten am Hungertuch; Dryden verdingt ſich wie Seume bey einem Buchdrucker, der aber kein Göſchen iſt; Otwey war ein Bettler, und einſt ſo hungrig, daß er ein zugeworfenes Stück Brot mit einer Haſt verſchlang, die ihm auf der Stelle den Tod brachte; Johnſon lebte wie er ſtarb, im Elend, nicht anders Goldſmith, als Gaſſenflötiſt Europa durchſtreifend und als Selbſtmörder endend; Rouſſeau ſchreibt muſikaliſche Noten ab, weil man ſeine philoſophiſchen Noten nicht verſteht. Gellert bekommt für ein Paar ſehr gute Bände ein Paar ſehr gute Groſchen; Bürger, wiewohl äußerſt bürgerlich dichtend, bleibt ein armer Teufel, was gar ſelten bürgerlich iſt; Bulow, das glänzendſte Genie in der Kriegswiſſenſchaft, wird um ſeine Nerven, folglich um ſeinen Geiſt gebracht, und verſcheidet auch im Spital wie ein Kaffer, doch mitten unter Kaffern; Sonnenberg wird vergeſſen; ein anderes Genie, Schiller, ſtirbt arm, damit ſeine Wittwe von der des einen Nachdruckers hundert ſchwere Ducaten annehme, und erſt nach dieſem von einem andern Nachdrucker zehn mahl hundert leichte Gulden nicht annehme, während deſſen Göthe, ſehr natürlich, nicht arm ſterben wird.

(Schluß folgt.) **Fr. Gräffer.**

Allgemeine Novelliſtik.

Der Bonefaçon in Peſth. (Schluß von Nr. 109.) Hr. **Korntheuer:** Laune und Jovialität nicht abzuſprechen, leidenſchaftlicher Extemporateur, wie's kommt, dick, dünn, fein, grob, klug, fad; der Durchſchlag aller ſeiner Rollen iſt, Fabian in der Ballnacht; im Soccus flink; im Cothurn, ſchwerfällig. — Hr. Ph. **Zollner:** viel Beweglichkeit und triviale Laune, Alles für die oberen, viel für die unteren Regionen; ſein komiſch Fach verpönt. Jupiter in der Europa und luſtiger Irig ſeine Leib-Bucephale; Adam Lux, bey weitem noch kein Meiſter. — Hr. Ed. **Demini:** vortrefflicher Komiker (auch brauchbarer Baſſiſt) und claſſiſcher Rummelpuff. — Md. **Walla:** Geſtalt, walhalliſch; Spiel, anmuthig, Kunſt, Hohlrippen; Routine und Darſtellung, ſchön und liebwerth, in jeder Rolle viel Beyfall. — Mdme. **Klimetſch:** ah, Reſpect, gediegenes Spiel, Fleiß, Kunſt, Studium, alles vortrefflich, gleich lobenswerth als Schwäbin im Freund in der Noth, und als Oberförſterin in Ifflands Jägern.

(Neue Stücke.) »Die Geſpenſterfamilie,« von A. Bäuerle. Endlich iſt es entſchieden, daß ein Geſpenſt und ein Geiſt zwey ganz verſchiedene Dinge ſind, denn bey der ganzen Geſpenſterfamilie iſt kein Geiſt zu erblicken. Geiſtesloſigkeit pflegt in Familien erblich zu ſeyn. — »Der unſichtbare Kaffehſieder.« Der Verfaſſer blieb unſichtbar, ſo viel aber aus dem Stücke ſichtbar iſt, iſt er nicht ſehr anſehnlich. — »Die Fürſten Chawansky,« von Dr. Raupach. Tandem aliquando. Kernig an That und Wort, nur hat der Bühnen-Proſector es jämmerlich verſtümmelt, und durch den gefährlichen Karzerſchnitt manches herauspracticirt, ein wahres Crim. laeso Majestat. — Mdme. Ehlers (Zarewna), kommt, ſeht und applaudirt. — »Guſtav, die Minengräber in Schweden,« von Caſtelli. Graben wie alle Minengräber nicht immer reines Gold, ſondern auch vermiſcht mit geringeren Metallen, aber ſie beweiſen, daß der Schacht metall- und goldreich iſt. — »Wie's geknallt hat, hätt' ich's nicht geglaubt,« aus dem Ungariſchen des Kisfaludy. Freylich ein Knallſtück, aber ich hätt's nicht geglaubt, daß bey dem »geknallt« auch noch »Gehalt« ſey, hätt' ich's nicht geſehen. — »Der neue Don Juan in Wien,« von A. Bäuerle. Neu? renovirt. Don Juan? Don Jahn! — »Der neue Sonnenwirth,« dramatiſche Anekdote, von Schildbach.

Geſpräch: Der Gaſt. Herr Wirth jetzt ſchlaf ich ein, mit Sonnen-Aufgang wecken Sie mich auf.

Der Kellner. Da müſſen Euer Gnaden den ewigen Schlaf ſchlafen, denn vor unſerer Thüre ſcheint keine Sonne mehr.

Es iſt ſonderbar, daß troz des Reizes der Neuheit dieſe neuen Dinge gar nicht gefielen. — »Richard und Zoraide.« Kontrapunctiſten ſchmollen, gelehrte Fugenfüger grollen, Notenſtecher brummen, Reminiſcenzenhaſcher ſummen, aber das Ohr wird entzückt, die Phantaſie erheitert, das Herz erweitert und wir rufen: che vive il sign. Rossini. — »Agneſe,« von Pär. Willkommen, ſchöne Agneſe! treffliche Compoſition, etwas langweiliger Text. — »Die Maccabäer,« von Caſtelli. Comparſen, Decorationen, Maſchinerien, griechiſche Feuer, Beleuchtungen, Verklärungen, Chöre und Märſche, und alle ihr guten Flugengel hüllet mich ein! — »Der Tauſendſaſa,« von Bäuerle. Wie ähnliche Tauſend ſoſo.

Ehrliche, gerechte Stimmen des Auslandes über uns Oeſterreicher behaupten ein ganz eigenthümliches Intereſſe. Dieſes muß ſich noch verdoppeln, wenn man unſer Fortſchreiten, unſer Gutes und Schönes in Leben, Wiſſen und Können würdigt. Noch höher aber muß es ſteigen, wenn man auch unſere abſoluten Vorzüge anerkannt, und auf dem Wege der Parallele ſogar beſcheiden und aufrichtig in den Hintergrund tritt, um jene unſre Vorzüge in ihr verdientes Licht hervortreten zu laſſen. Dieſe Erwägungen haben eine erfreuliche Anwendung. Der ſchöpferiſche Jul. v. Voß hat zu Berlin ein neues Luſtſpiel: »Die beyden Gutsherren« betitelt, herausgegeben. In den Worten über Recenſentenunfug in Berlin, welche er dem Stück vorausſchickt, wirft er vergleichende Blicke auf die Arten der Anerkennung vaterländiſcher Leiſtungen in Berlin und in Wien. Mit Klarheit, Ruhe und Gründlichkeit macht er anſchaulich, wie ſchlimm es dießfalls in Preußens Hauptſtadt, wie gerecht und ermunternd es hingegen in Wien hergehe. Da ſeine Worte den Geiſt der Unpartheylichkeit zu athmen ſcheinen, und wir Oeſterreicher wohl fühlen dürfen, daß ſeine günſtigen Anſichten von uns, unſerm Streben und Wirken, und unſerer Nationalität überhaupt gar wohl gebühren, ſo hält es die Redaction für eine Art von Pflicht, den Leſern dieſes, vor Allem der Liebe und Würdigung des Vaterländiſchen gewidmeten Blattes einige Stellen dieſer Vorrede (mit ein Paar Anmerkungen) mitzutheilen. Hier ſind ſie:

Hat (in Berlin) das Fremde einiges Verdienſt, iſt des Ueberſchätzens nicht Maß und Ziel. Bringen Einheimiſche aber Gelungenes, wird es überſehn, höchſtens mit etlichen kühlen, oft zweydeutigen, Lobſprüchen abgefertigt. Nähmlich das Gelungene am Werk, in ſofern bey dem Allen nichts ohne Mängel iſt, ſind es dieſe am Berliniſchen Erzeugniß, worüber man nicht genug herfallen zu können vermeint. Als Beyſpiele nenne ich Hrn. Prof. Gubitz Tag des Schickſals, ein Trauerſpiel voll genialer Züge, und deſſen echt poetiſche Sappho, mit einer angemeſſenern Behandlung, als ſie von Herrn Grillparzer ausging *), weil der Stoff ſich zu keiner vollſtändigen Tragödie eignet **). Wie kurz und kalt ging man über die Schöpfungen unſers talentvollen Landsmanns hin, wie eifrig ſuchte man Anlaß zum Kritteln hervor; in ganzen Wolken zog Herrn **Grillparzer** Weihrauch entgegen. Nein im Gegenſatz halten es die Wiener mit Wienern, und erleben Früchte davon *). — (Schluß folgt.)

---

*) Was das ſogenannte »Angemeſſenere« der Behandlung betrifft, ſo gehört das eigentlich gar nicht hieher. Die Regel der Form liegt in des Dichters Genie. Hr. Voß mag dieſe Sache wohl etwas zu flüchtig genommen haben.

**) Wir erlauben uns ein wenig daran zu zweifeln.

Mit freudigem Eifer bringen wir unſern Leſern die neue Fortſetzung des preiswürdigen Nationalwerkes zur Kenntniß, welches unter dem Titel: »Stammbaum des Habsburg-Oeſterreichiſchen Hauſes,« immer mehr bekannt und geſchätzt wird. Von dieſem, dem lithographiſchen Inſtitut hier (Michaelerplatz, Nr. 3), in deſſen Verlag es erſcheint, ſo ſehr zur Ehre gereichenden Artikel iſt vor einigen Tagen das vierte Heft ausgegeben worden. Es enthält vier Tafeln, nähmlich: 1) **Leopold**, die Zierde der Ritter, und Gemahlinn **Catharina**; 2) **Albrecht** II. der Weiſe, und Gemahlinn **Johanna**; 3) **Heinrich** der Sanfte und Gemahlinn **Elsbeth**; 4) **Otto** der Fröhliche und Gemahlinnen **Eliſabeth** und **Anna**; dann eine geſchichtliche Erläuterungstafel. Auch dieſer Lieferung gebührt der Ruhm genauer Zeichnung und ſorgfältiger, geiſtvoller Ausführung. Der Preis eines jeden Heftes iſt im Wege der Pränumeration 12 fl. 30 kr. W. W. im Inſtitute ſelbſt. Die zuweiligen Bedenklichkeiten bey Pränumerationwerken dieſer Gattung fallen hier gänzlich weg, da die bisher Statt gefundene ſtrenge Regelmäßigkeit in der Erſcheinung, der bedeutende Abſatz und die bekannte Solidität der Verlagshandlung die genaueſte Fortſetzung und ſichere Vollendung des Werkes hinreichend verbürgen.

Gſr.

Gewey's beliebte komiſche Gedichte über die Vorſtädte **Wiens** ſind bekanntlich nur bis zum vierten Hefte erſchienen. Dieſes intereſſante Thema hat nun Herr **Carl Meisl**, welcher gewiß mehr als mancher Andere Beruf dazu hat, aufgefaßt, und vor einigen Tagen das erſte Heft erſcheinen laſſen. Sehr zweckmäßig hat er ſtatt: »komiſch« humoriſtiſch geſetzt, wie er denn das Ganze in edlerem Geiſt behandelte. Dieſes Heft enthält die Jägerzeile und den Prater. Es wird gewiß einen angenehmen Genuß gewähren. Wir wollen daher nicht unterlaſſen, unſere Leſer aufmerkſam zu machen.

Als ein einfaches Mittel zum Briefcopieren hat man Folgendes vorgeſchlagen: Man löſe anderthalb Drachmen Zucker in einer Unze gewöhnlicher Tinte auf, und ſchreibe damit, nehme dann von dem dünnen Papier, das gewöhnlich bey den Copiermaſchinen gebraucht wird, fahre mit einer weichen naſſen Bürſte über daſſelbe und lege es zwiſchen zwey Bogen glattes Papier, um das Naſſe damit zu ebnen, und die überflüſſige Feuchtigkeit aus demſelben herauszuziehen. Dieſes feuchte Papier legt man alsdann auf die Schrift, und beyde, in glattes, weiches Papier gehüllt, zwiſchen zwey wollene Tücher, ſtelle ſich darauf, und man wird einen eben ſo guten, und vielleicht beſſern Abdruck erhalten, als vermittelſt der Maſchine.

---

*) Da liegt es! das Zuſammenhalten, der Gemeingeiſt iſt das einzige Princip der Nationalität, ſey es nun im Bürgerlichen, im Literariſchen oder Künſtleriſchen ꝛc.

Verbeſſerung.

In Nr. 106, Seite 961, in dem Gedichte muß es heißen: Blumenſchweigen ſtatt Blumenſchwingen; falbe ſtatt halbe; Fackeln ſtatt Fackel.

Converſationblatt 1820, viertes Quartal.

Der vortheilhafte Ruf und große Abſatz des Converſationblattes ſind uns ſchmeichelhafte Beweiſe, daß das Publikum die möglichſte Erfüllung unſerer Verſprechungen, ſo wie die Billigkeit des Preiſes gütig anerkennt. Wir dürfen uns erlauben, zu erörtern, daß unſere Zeitſchrift an Mannigfaltigkeit, Gehalt und Intereſſe immer zugenommen hat. Daher hoffen wir auch, man werde die Verſicherung beglaubigen, daß dieſer innere Werth auch ferner fort ſteigen werde. Sehr bedeutende Vorräthe, Verbindungen ꝛc. ſetzen uns in den Stand, dieſe Zuſage wohlbegründet auszuſprechen. Der verhältnißmäßig ſehr geringe Preis bleibt derſelbe, nähmlich 28 fl. W. W. ganz-, 14 fl. halb- und 7 fl. vierteljährig; durch die k. k. Poſtämter 17 fl. halbjährig. Bey dem bevorſtehenden Schluß des dritten Quartales laden wir zur geneigten Pränumeration auf das vierte ein. Alles Frühere iſt noch um denſelben Preis zu haben.

Redaction und Verlag.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Conversationblatt.
Zweiter Jahrgang, 1820.

111.

(Wien, Samstag, den 16. September.)

Vorleſebuch über die Militär-Oekonomie-Controle der k. k. öſterreichiſchen Armee.

So angenehm es mir iſt, das militäriſche Publicum zuerſt in dieſen Blättern — Nr. 4. l. J. — auf das in ſeiner Art treffliche Handbuch über das Militär-Oekonomie-Syſtem der k. k. Armee von Herrn Ober-Kriegs-Commiſſär Hübler, ökonomiſchen Referenten des N. Ö. General-Commando's, aufmerkſam gemacht zu haben, da ſich deſſen Gemeinnützigkeit ſo herrlich bewährt, ſo iſt es mir nicht minder angenehm, ein neues Werk aus der Feder dieſes vielſeitig gebildeten Staatsbeamten, nämlich deſſen: Vorleſebuch über die Militär-Oekonomie-Controle in der k. k. Armee, das ſich bereits unter der Preſſe befindet, hier in Anregung zu bringen.

Erſchöpft der geachtete Herr Verfaſſer in ſeinem vorerwähnten Handbuche, das ſchon zum 4ten Bande vorgerückt iſt, alles, was im geſetzlichen Wege das k. k. öſterr. Militär-Oekonomie-Syſtem umfaßt, ſo finden wir in dieſem Vorleſebuche die Theorie, welche die Militär-Oekonomie-Controle begründet, mit der dem Verfaſſer eigenen klaren Darſtellungsgabe entwickelt.

Was jedoch dieſem Werke noch einen beſondern Vorzug gibt, iſt der Umſtand, daß der geehrte Herr Verfaſſer das dießfällige Manuſcript ſeit dem 20. Juny 1811 ſelbſt als Leitfaden ſeines Vortrages bey der Bildung jener Individuen benützt, welche unter ſeiner Leitung ſich dem Feldkriegs-Commiſſariats-Geſchäfte widmen, und von denen ſchon mehrere als Commiſſariats-Beamte mit Rang und Auszeichnung dem Staate dienen.

Mit Unparteylichkeit kann man daher dieſes Vorleſebuch allen jenen Individuen empfehlen, die bey den Militär-Adminiſtrationen, bey der Hofkriegsbuchhaltung und bey dem Militär-Rechnungsfache eintreten, und im klugen Sinne über die goldene Brücke der Theorie erſt die oft ſo rauhe practiſche Laufbahn ihres Berufsfaches betreten wollen. Selbſt jenen, die bey dem Auditoriate angeſtellet werden, dürfte es, da ſie oft in die Lage kommen, Feldkriegs-commiſſariatiſche Beamte zu vertreten, unentbehrlich ſeyn.

Da übrigens dieſes Werk über 100 Druckbogen ſtark wird, ſo iſt der Pränumerations-Preis von 5 fl. C. M. hier bey Geiſtinger nicht überſpannt;

nur kann ich den Wunſch nicht unterdrücken, daß bey dem Abdrucke deſſelben eine genauere Correctur Statt finden möge, als dieſes bey dem im Eingange erwähnten Handbuchs der Fall war.

A. Rittig v. Flammenſtern.

* * *

Von dem kümmerlichen Schickſale großer Gelehrten und Dichter.

(Schluß von Nr. 110.)

Solchergeſtalt erging es denen, an deren Nahmen wir nie ohne Bewunderung denken; erging es Leuten, mit deren Werken die Nationen ſich brüſten, ohne zugleich ir Scham zu verſinken. Ich habe aus dem ungeheuern, überfluthenden Topf, in dem die Nahmen ſolcher Märtyrer beyſammen liegen, nur einen winzigen Spitzfingergriff gemacht. Es iſt hier nicht Raum genug. In meiner pragmatiſchen Geſchichte des Buchhandels wird ein ziemlich vollſtändiger Catalog von derley luminöſen Leuten zu finden ſeyn.

In das Biographiſche dieſer gefeyerten Nahmenträger will ich weiter nicht eingehen, alſo auch nicht nachweiſen, in wie ferne Mancher ſein trubſelig Los vielleicht auch verdient haben möge. Es würden ſich dabey wohl eben ſo überraſchende Aufſchlüſſe ergeben, als wenn man über den (pecuniären nähmlich, nicht über den geiſtigen) Wohlſtand dieſes oder jenes Zeitgenoſſen Unterſuchungen anſtellte. Aber eine einzige Gloſſe will ich mir erlauben. Muß es, wenn man die Verkümmerung jener großen Männer betrachtet, nicht paradox erſcheinen, zu ſehen, wie auf der einen Seite alles Erdenkliche zur Vervollkommnung der Bildunganſtalten aufgebothen wurde, und die Leute zum Studiren aufzumuntern, während auf der anderen Seite dieſe aus- und überſtudirten Creaturen darben mußten? Wozu dieſe veredelten, kunſtreich ausgebildeten und geſteigerten Kräfte, wenn es an lohnenden Wirkungkreiſen gebricht? Wozu dieſe Hyperpopulation von Gelehrten und Künſtlern? Europa hatte noch vor kurzer Zeit eine Menge hoher Schulen, und kein einziges niederes Haus, wo diejenigen, welche aus ihnen hervor gegangen, vor dem Bettelſtabe gerettet worden wären. Europa beſaß kein einziges Gymnaſium, wo eine kleine heimliche Thüre in ein daneben unmittelbar angebautes Gelehrten-Verſorgunghaus geführt hätte ꝛc.

Von dem XIV. Ludwig rede ich nicht. Dieſer Fürſt gab jedem Rumpf eines eminenten Kopfs eine Penſion. Auch nicht von unſerem erhabenſten Fürſten ſpreche ich: Nur ſo eine Art Milton, Montesquieu, Johnſon, Camoens oder Taſſo, Jeder iſt von Ihm gekannt, geehrt, ausgezeichnet; Jeder iſt es von der Nation. Er, wie dieſe, weiß erleuchtete Köpfe und große Geiſter zu würdigen, zu lohnen. Stutzt aber nicht, wenn Euch irgend ein einzelner armer Teufel begegnet, der da ausruft: »Anch' io son pittore, aber mich hungert, und ich kann mir keine Kreuzerſemmel kaufen!« Das gehört nicht hierher. Es kommt auf das Mehr oder Weniger an. Iſt Oeſterreich auch nicht eben ein abſolutes Paradies für Gelehrte und Künſtler, ſo iſt es (wie ſich wohl von ſelbſt verſteht) doch ungeheuer weit davon entfernt, eine Sandwüſte zu ſeyn. Alles handelt ſich darum, wie viel Paradiesblümlein im Sande ſind, und wie viel Sand im Paradieſe iſt ꝛc.

Franz Gräffer.

* * *

Ueber den Autor des: Eripuit coelo fulmen etc.

In dem Converſationblatte Nro. 108. S. 976 finde ich folgende Bemerkung: »Man darf nicht vergeſſen, daß der Blitzableiter, daß das auf Franklin geſchriebene eripuit coelo fulmen einem mähriſchen Kloſtergeiſtlichen angehöre.« — Nun hat der für ſeine Freunde zu früh verblichene, eben ſo geiſtreiche als witzige Ribini ſchon vor einigen Jahren, aus guter Quelle, mich verſichert, daß der Vers: Eripuit coelo fulmen sceptrumque tyrannis, den ehemahligen franzöſiſchen Miniſter Turgot zum Verfaſſer habe. Turgot, ein vertrauter Freund und Kenner des claſſiſchen Alterthums, habe auf manches Ereigniß ſeiner Tage einen lateiniſchen Kern- oder Spruchvers zu machen gewußt, ſich aber ſorgfältig gehüthet, für den Verfaſſer angeſehen zu werden, weil, zumahl in Frankreich, ein Miniſter, der Verſe, noch dazu lateiniſche Verſe machte, ſich um allen Credit gebracht, und in den Augen der großen Welt lächerlich gemacht haben würde. — Ich bemerkte meinem Freunde, daß der erwähnte Vers allerdings Bekanntſchaft mit der altrömiſchen Literatur verrathe, denn Ausdruck und Wendung fänden ſich bereits in einem Verſe des M. Manilius, der zu Auguſtus Zeiten lebte Der Dichter ſpricht von den kühnen Entdeckungen des menſchlichen Geiſtes:

> Omnia conando docilis solertia vincit:
> Nec prius imposuit rebus finemque manumque,
> Quam coelum ascendit ratio, cepitque profundis
> Naturam rerum claustris, viditque quod usquam est.
> Nubila cur tanto quaterentur pulsa fragore,
> Hiberna aestiva nix grandine mollior esset,
> Arderent terrae, solidusque tremisceret orbis,
> Cur imbres ruerent, ventos quae causa moveret,
> Pervidit; solvitque animis miracula rerum:
> Eripuitque Jovi fulmen viresque tonandi,
> Et sonitum ventis concessit, nubibus ignem.

(M. Manilii Astronomicon ex recens. Ric. Bentleii, Basil. 1740. 8. Lib. I. v. 95 — 105.)

Mein Freund freuete ſich der gemachten Bemerkung, und trug ſie in ſein literariſches, äußerſt intereſſantes Tagebuch ein, welches er ſeit vielen Jahren bis an ſein Ende ununterbrochen fortgeführt, und das einen Schatz der mannigfaltigſten Notizen und Anekdoten, Gedanken und Einfälle enthält. —

Die franzöſiſche Literatur weiſet bis auf den heutigen Tag ihre Ana auf. Erwacht unter uns das Gefühl eines ähnlichen Bedürfniſſes, dann verdienen in dieſem Fache einen ausgezeichneten Platz die — Ribiniana.

Prof. St.

* * *

3. Iſt Lucius nicht etwa ein ſchöner Mann? nicht wohlgebaut? ſpielt ſeine Perſon nicht eine gute Rolle? Mit Anſtand tanzt er, mit Anmuth ſingt er. Er ſpricht immer zur Zeit und beſcheiden; bey jeder ſchicklichen Gelegenheit kommt er mit Gefälligkeit zuvor; in Geſellſchaft iſt er guter Laune, und öffnet ſeinen Beutel gern. Schmuck für Frauen auszuſuchen, trifft niemand eine beſſere Wahl, er iſt der vollkommenſte Mann. Wie geht es zu, daß die weibliche Gunſt ſich ſobald von ihm zu wenden pflegt? Wenn die Damen, gegen ihn aufgebracht, murren, kämpft er nicht dagegen, hat kein Wort in Bereitſchaft, antwortet ihnen nie. Er iſt Phlegmaticus. Er weiß die Liebe nicht zu würzen, ihrer Flamme längere Dauer zu geben. Er macht Langeweile, bringt durch Langeweile zur Flucht.

4. Das Gehien des Quintilius nährt ſich tagtäglich wie ſein Magen. Was geſtern durchs Ohr bey ihm einzog, fand durch die Zunge ſeinen Ausfluß; Abends ſtand der Mann leer da. Dieſen Morgen tritt er in einen Laden, und frägt, was es Neues gebe. Er hörts', entfernt ſich, geht hier hin und dort hin, breitet es aus. Sein ganzes Leben hindurch ſpielt er den Schwamm: jetzt füllt er ſich an, jetzt drückt er ſich aus. Den Einen faßt er beym Mantel, daß er ihm etwas erzähle, den andern, daß er ihn anhören möge. Wie ſchlägt es ihn dann oft nieder, wenn jener ihm etwas erzählt, was er ſelbſt in Bereitſchaft hatte! Er berichtigt die Erzählung, verſichert, daß ſie verfälſcht ſey, nicht weil ſie eine Veränderung erlitten, ſondern um zu lachen. Leſen zwey ſeitwärts einen Brief, ſo vergeht er vor Ungeduld, den Inhalt zu wiſſen; kennt er ſie, ſo ſpricht er ſie an; ſind es Fremde, ſo erfindet er einen Enterhaken, ſich an ſie anzuſchließen. Ein Paar, das einander ins Ohr raunt, lenkt alle ſeine Seelenkräfte auf ſich hin; er hort nicht mehr, was ihm eben geſagt wird. Indeß ſucht er ſich die Winke und Blicke beyder zu deuten, oder, wenn ihm ſonſt nichts übrig bleibt, erſinnt er ein Geſchichtchen, und erzählt's, als habe er es gehört. Quintilius würde gleich einem Schröpfkopf leer ſeyn, wenn er ſich nicht mit Andern füllte.

5. Du ſahſt Sergius mehrmahls, warſt in ſeinem Hauſe; er ſprach mit dir, lachte mit dir, trat vertraulich dir näher. Er wußte, wer du warſt, du fandeſt Freundlichkeit, höfliche Aufnahme, Lobeserhebungen, Verſicherungen der Freundſchaft. So gingſt du zufrieden fort. Geſtern trafſt du ihn auf offener Straße, näherteſt dich ihm mit einer Verneigung und der Miene eines Bekannten. Wer ſind Sie? fragte Sergius, indem er ſcharf nach dir hinblinzte, wie ein alter Schneider nach dem Oehr ſeiner Nadel. Du nannteſt ihm aufs Neue deinen Nahmen, deine Wohnung. Sergius hat ein kurzes Geſicht, und ein ſchwaches Gedächtniß. Wenn ihm einmahl nichts von dir vorkommen wird, wird er die Augen eines Luchſes, Gedächtniß für Alles haben.

6. Wer würde glauben, daß Julius kein gefühlvolles Herz hat? Meine Leiden hört er leidend an. Aber ich traue ihm nicht, denn jedem unglücklichen Zufall ſetzt er einen eigenen entgegen. Wenn ein Hagelſchlag meine dießjährige Ernte zerſtört hat, bringt er in Eil zwey Troſtworte vor, und erzählt mir,

daß vor fünf Jahren ein angeſchwollener Strom ſein Landhaus zu Grunde gerichtet. Hab' ich eine kranke Gattinn, ſingt er ein Klagelied über die Krankheiten, und meldet mir, daß ihm unlängſt im Hauſe ein Bedienter geſtorben ſey. Iſt mir ein Haus eingeſtürzt, ſo hat er erſt vor wenigen Monathen eins wieder hergeſtellt. Bin ich beſtohlen worden, ſo ſchimpft er auf die Diebe, und ich erfahre, daß er aus Argwohn die Schlüſſel ſeines Schreibtiſches habe ändern laſſen. Was ich Julius auch ſagen mag, bekümmert nur die Liebe des theuren Selbſt.

7. Silvius macht für andre eine melancholiſche Erſcheinung. Er iſt eine kalte Geſellſchaft, man langweilt ſich bey ihm. Will er jemanden einen Beſuch abſtatten, nie trifft er ihn zu Hauſe; will er ſprechen, bey jedem Worte wird er unterbrochen. Wie einem Peſtbefallenen weicht man ihm aus dem Wege. Er hat einen guten Verſtand, aber er verſteht nicht, ihn erſcheinen zu laſſen. Seine Feinde behaupten, er habe zu nichts Geſchick; die ihm weniger übel wollen, zucken, wenn ſie ihn erblicken, die Achſeln. Er iſt als Mann nicht häßlich; die Damen behaupten, daß er einen unausſtehlichen Mund habe. Wenn er ſich über einen Gegenſtand ergießt, leiht ihm keiner ſein Ohr; er nieſt, und kaum, daß es jemand gewahr wird. Silvius hat kein Geld.

Dan. Leßmann.

Allgemeine Novelliſtik.

Voß über Wien ꝛc. (Schluß von Nr. 110.) Man gehe nach Wien. Es iſt auch eine deutſche Stadt, Mittelpunkt eines Reichs, das noch viel heterogenere Theile bildet, als die preußiſche Monarchie, und man wird ſehen, wie viel öſterreichiſche Nationalität dort iſt, die ſich bis nach dem letzten galliziſchen Dorf verzweigt. Ohne den Gegenſtand überbiethen zu wollen, nennt man folgende Thatſachen. Die Bühne iſt dort Gemeinthum, Niemanden fällt es ein, ſie dafür nicht zu erkennen. Wo man viel Gemeinthum hat, wird die Staatsbürgerſchaft gemeindlicher, die Scheidewände der Claſſen thürmen nicht mehr ſo ſteil und hoch ſich auf. Vornehme werden einfacher, Geringe nehmen mehr Selbſtſtändigkeit an. Das höhere Schauſpiel zu Wien iſt immer im Aufſtreben und Fortbilden begriffen, fördert alle einheimiſche, beym Muſentempel anwendliche Kunſt, mithin auch Dichtkunſt, ſehr lebendig. Von der Bühne ſind einheimiſche Dichter nahmhaft, vom Publikum faſt italiſch aufgemuntert; ſogar die Regierung blickt noch auf das ausgezeichnete Talent. Die ſceniſche Literatur iſt, weil ſie Mengen, nicht Einzelne anredet, kein unwichtiger Theil der geſammten, und kann ein Volk erſt eine eigenthümliche erzielen — welche den Zuſammenhang mit univerſaler Bildung nicht ausſchließt — ſteht ſeine Volkheit (Nationalität) auf um ſo feſteren Füßen. Oeſterreich bahnt jetzt einer National-Literatur ziemlich den Weg [*]), und dort eben kann die ſceniſche mit voranſchreiten, wenn ſie in Berlin lahm hinterdrein humpeln muß. Doch einwirkender noch auf die volklichen Mittelregionen iſt das eigene öſterreichiſche Nationalſchauſpiel, nach Volkes Anſicht und Empfänglichkeit; ohne äſthetiſche Schulregel, aber nicht ohne markig derben Witz, treffende Charakteriſtik, und das Bedürfniß der Zeit richtig wahrnehmend *). Hier nahmentlich fordern Einländer, ungemein ſelten erſcheint Fremdes, und was thut's, wenn die Nahmen Hafner, Perinet u. ſ. w. nicht in Literaturzeitungen glänzen?

---

[*]) Der Geiſt der Nationalität eben iſt es, wodurch unſere Literatur ſich ſo ſchön unterſcheidet, der ihr eine edle Eigenthümlichkeit aufprägt. Weit entfernt das Fremde auszuſcheiden, iſt ſie vielmehr immerfort regſam bemüht, es verſtändig mit dem Eigenen zu verſchmelzen. Geahnt, empfunden iſt dieß alles wohl ſchon worden, ausgeſprochen aber erſt ſeit kurzer Zeit. Daß dieſe ehrenwerthe Ausbildung und Conſolidirung nicht in dem Sinn optimiſtiſchen Eigendünkels gemeint ſey, braucht nicht näher berührt zu werden.

Hier ſehen die mittleren Claſſen — höhere finden ſich aber auch wohl ein — ihre Welt, wie ſie iſt, nicht ſeyn ſollte, ſeyn könnte u. ſ. w. Auf erheiterndem Wege befreunden ſie ſich mit mancher Wahrheit, manchem moraliſchen Wink — die Kneipen und Tanzböden eben nicht liefern — mehr in gutmüthiger Laune als herb pathetiſchem Ernſt aufgeſtellt, ſehen vom luſtigen Satyr Unrecht und Thorheit geiſſeln. Auch ſind Trunk, Raufereyen und dergleichen auffallend weniger üblich, was ſonſt hie und da, und allerhand Meinungenwechſel, aus der Fremde eingeſchwärzte Modeideen — die oft anderer Orten ſo recht gemächlich und bequem ſich anſiedeln — ſchlagen nicht Wurzel; der Oeſterreicher bleibt Oeſterreicher **). Und in ſofern bey dem wohlfeilen Eintritt, die Volksbühnen ſo viel beſucht ſind, auch in mittlern, ſelbſt kleineren Städten lange ſchon das Panem et circenses gilt, verallgemeinen, verähnlichen, binden, erheben ſich die patriotiſchen Gefühle; denn auch wo man in der Regel Burlesken gibt, ſteht das Vaterland oft in Rede; doch volklich, faßlich, nicht etwa myſtiſch. Wie feſt auch das öſterreichiſche Volk bey ſo oft wiederkehrenden Zeitleiden ſtand, wie bereit es zu immer neuen Opfern war, und man Völkern damit ein ſchönes Vorbild zum Nachahmen gab, iſt weltbekannt. Aus dieſem Allen leuchtet wohl ziemlich ein, die Bühne habe keinen geringen Theil an Bildung dieſer Nationalität genommen; welche den Feinden auch eine unüberſteigliche Mauer entgegengeſtellt haben dürfte, hätte man nur bedacht: im Kunſtkriege thue es ihm Nationalität nicht allein, auch das militäriſche Genie bedinge Aufmunterung. Sehen wir jetzt auch Berlin ꝛc.

Der Beruf eines Volksſchriftſtellers und Volksdichters wird in unſeren Tagen von mehreren Seiten ins Auge gefaßt. Es iſt ein natürliches Zeichen der Zeit, und der Gegenſtand iſt allerdings ſehr wichtig. Die Wirkungen, welche die Schriften oder Dichtungen desjenigen hervorbringen, der unmittelbar zum Volke redet u. ſ. w., ſind von der erheblichſten Bedeutung für Staat und Cultur. Aehnliche Erwägungen haben einen geſchätzten Critiker veranlaßt, eine eigene Schrift hierüber auszuarbeiten. Der Titel derſelben wird folgender ſeyn: »Betrachtungen über die, einem wahren Volksſchriftſteller unentbehrlichen Eigenſchaften in moraliſcher, intellectueller und bürgerlicher Hinſicht.« Der Verfaſſer beobachtet die ſtrengſte Unparteylichkeit und reinſte Freymüthigkeit, da es ihm nur um die gute Sache zu thun iſt. Einzelne Stücke ſeiner Schrift gedenkt er in ein geeignetes Tagesblatt einrücken zu laſſen.

---

*) Hierin, nähmlich was die Berückſichtigung der Zeit und eines beſſern Geſchmacks betrifft, kann man mit Hrn. v. Voß nicht einverſtanden ſeyn. Die letztern Jahre haben gezeigt, daß bey dem niedern Luſtſpiel die bedeutend geſtiegene Bildung des Volks äußerſt ſelten mit in Anſchlag gebracht wurde. Daß das Theaterhaus voll iſt, gibt keinen Beweis für das Gegentheil. Zoten und triviale Späße, ſo derb und markig ſie auch immer ſeyn mögen, behagen ſelbſt dem ſogenannten gemeinen Volke nicht mehr, ja, es äußerte ſogar Abneigung oder Unwillen dagegen deutlich genug. Reineres, Beſſeres, Edleres, mit Einem Worte: Zeitgemäßeres iſt es, was es begehrt. Der gemeine Mann will auch etwas für die Bildung, nicht lediglich für das Zwerchfell. Darauf ſollten die Dichter der Volksluſtſpiele und aller dieſer grotesken Sachen Rückſicht nehmen. Es iſt ein gar ehrwürdiges Amt um das eines Volksdichters; es bedingt auch manche höhere Eigenſchaften, eigene Bildung auf alle Fälle. Die Symptome eines veredelten Geſchmacks im Volke ſind eine gar wichtige, gewiſſermaßen eine heilige Sache. Es iſt Gewiſſenspflicht, beyzutragen, ihn zu nähren, und zu bilden, es nie dahin kommen zu laſſen, daß das Volk ſelbſt Beſſeres begehre. In einem ſolchen Fall hat man ſich den Vorwurf zu machen, dem edlern Geſchmack und der Bildung vielmehr entgegengewirkt zu haben. Die Periode der Hafner und Perinete iſt vorüber in der Volksanſicht, aber nicht auf der Bühne, wenn man neben ſehr wenigen Dichtern, wie billig z. B. Hrn. Meisls Producte ausnimmt, in welchen perſönliche Cultur und in der Regel zeitgemäßere Formen und höhere Tendenzen ſich offenbaren. Dieſes Wenige einſtweilen in Hinſicht auf Wahrnehmung des Zeitbedürfniſſes.

**) Dieſe ehrenwerthe Selbſtſtändigkeit kommt von dem biedern Sinn, von der glühenden Anhänglichkeit an Fürſt und Vaterland, von dem geſunden, nüchternen Hausverſtand ꝛc.

In der Hälfte des nächſten Monaths erſcheint bey dem ſehr unternehmenden Buchhändler Traßler in Brünn der erſte Band der: Komiſchen Theaterſtücke des Hrn. J. A. Gleich. Er wird enthalten: 1) Berggeiſt, 2) Bruder Liederlich, 3) Dr. Kramperl, und 4) die weißen Hüte. Die Pränumeration iſt auch hier in allen Buchhandlungen 3 fl. W. W. für den broſch. Band. Die ſämmtlichen Stücke werden ſechs Bände ausmachen. Von zwey zu zwey Monathen ſoll einer ausgegeben werden. Es ſteht wohl zu erwarten, daß dieſe Unternehmung Gedeihen finden werde, da Hr. Gleich als komiſcher Volkstheaterdichter mit Recht beliebt iſt, und ſeine Stücke nicht nur im Leopoldſtädter Theater, ſondern auch auf andern Bühnen Deutſchlands Beyfall gefunden haben. — Hrn. Meisls und Bäuerles theatraliſche Sammlungen, welche bekanntlich bey dem thätigen Verleger Hartleben in Peſth erſcheinen, finden ziemlichen Abſatz. Die des Erſtern gehen jedoch beſſer ab, weil ſich in ihnen mehr Beſonnenheit, zeitgemäßere Bedeutung und ein edlerer Sinn offenbaren. R—

In Beziehung auf die Notiz in Nr. 108 dieſes Blattes wird erinnert, daß, einer neueren Nachricht aus Peſth zur Folge, Hr. Saphir ſich entſchloſſen hat, bey der Redaction der Pannonia zu verbleiben. Jene erſte Notiz rührt von einem bekannten Correſpondenten in Peſth, welcher ſich auch unterzeichnete, her, eine Bemerkung, welche zum Zweck hat, eine abſichtliche Täuſchung von einer andern Seite aufzuklären. B.

Im Verlage der berühmten Londoner Buchhandlung Longmann u. Comp., jetzt der erſten der Welt, erſcheint ſeit kurzem eine orientaliſche Zeitſchrift unter dem Titel: Annals of Oriental Literature in Gr. 8. Politik und kaufmänniſche Rückſichten ſind ausgeſchloſſen. Dieſe Jahrbücher ſollen in ihrer Art das ſeyn, was Valpy's classical Journal fur Archäologie iſt. Vierteljährig kommt ein Heft heraus. Der Herausgeber iſt nicht genannt. —l—

Ein Schreiben aus Trieſt bringt uns nähere Nachrichten über die unermüdete Wirkſamkeit des aufgeklärten Mehamed Ali Paſcha von Egypten. Man erinnert ſich aus den Zeitungen an den bewundernswerthen Canal, von Ramanieh, den dieſer ſchöpferiſche Fürſt hatte anlegen laſſen. Er ſelbſt war der Erſte welcher ihn befuhr, und mit dem Senkbley in der Hand unterſuchte. Wie einſt Peter der Große im Norden ſendet er junge Männer aus, die Civiliſation der Ferne in die eigene Heimath zu verpflanzen. Arabiſche Jünglinge pilgern nach Mailand, um von dem gelehrten Moroſi in die Geheimniſſe europaiſcher Kunſt und Wiſſenſchaft eingeweiht zu werden. Andere ſind ſchon dort, beſchaftigt, die Gazetta di Milano ins Arabiſche zu uberſetzen, und hierdurch ihren Herrn von dem neueſten Zuſtande der Cultur und Politik Europa's in Kenntniß zu ſetzen. Der erſte Vertraute des Paſcha, Nahmens Juſſuf, iſt raſtlos thätig für die Plane ſeines Fürſten. Juſſufs Bruder iſt in Trieſt. Ueber dreyßig Agenten durchziehen Europa, mit dieſem Welttheil Handelsverbindungen zu begründen. Daß dieſer erleuchtete Paſcha bereits eine nicht unbedeutende Marine hergeſtellt und mehrere Seiden- und Baumwollfabriken angelegt hat, iſt uns durch die politiſchen Tagesblätter bekannt. Aber eine intereſſante Neuigkeit ſind die Proben von Zucker, in Egypten gebaut, welche unlängſt in Trieſt angekommen ſind. Alle Anſtrengungen Mehamed Alis tragen das Gepräge einer gänzlichen Umbildung des moraliſchen, intellectuellen und bürgerlichen Zuſtandes Egyptens. Eſſr.

Die Redaction des Morgenblattes iſt bekanntlich in mehreren hieſigen und auswärtigen Zeitſchriften aufgefordert worden, den Correſpondenten zu nennen, welcher ſich erkühnt hatte in Nro. 143 des Morgenblattes die Verwaltung des Wiener-Burgtheaters und den Charakter ſeiner öffentlichen Beamten, auf eine eben ſo hämiſche als grundloſe Weiſe, anzutaſten. Nach einem Stillſchweigen von zwey Monathen hat beſagte Redaction ſich beygehen laſſen, jene Aufforderung durch eine anonyme Antwort desſelben Correſpondenten zu erwiedern, worin weder die vorausgegangene Ehrenverletzung zurückgenommen iſt, noch die Anſchuldigungen, welche ſie enthielt, auch nur mit dem Schatten eines Beweiſes gerechtfertigt ſind. Dagegen ſtellt der Anonymus, auf welchem der Vorwurf »lügenhafter Klatſcherey und boshafter Verläumdung« haftet, das merkwürdige Anſinnen an den Aufforderer: »er ſolle erſt zeigen, daß er fähig ſey, den, in gedachtem Correſpondenzartikel, ruhig ausgedrückten Tadel« (als ob hier von einem Kunſturtheile die Rede wäre), »ruhig zu prüfen und darüber mit Anſtand (!) öffentlich zu verhandeln, bevor er begehre, daß der Correſpondent die Anonymität gegen ihn ablege.« — Auf dieſe, man weiß nicht, ob mehr unverſchämte oder belachenswerthe Exception, dient zur Nachricht, daß, nachdem der Correſpondent durch dieſe kahle Ausflucht die Sache ſelbſt aufgegeben und ſein Unvermögen, etwas zu ſeiner Rechtfertigung vorzubringen, deutlich dargethan hat, es völlig gleichgültig iſt, ob er ſich ſelbſt nenne oder nicht; alle Welt hat ihn bereits genannt, und die kümmerliche Maske der Anonymität, die er noch immer nicht fahren laſſen will, obgleich ſie ihn nicht mehr verhüllt, iſt bloß als ein Attribut zu betrachten, wodurch das Gemählde ſeines literariſchen Charakters vollendet wird. Mit ihm hat man in dieſer Sache nichts weiter zu verhandeln; die Redaction des Morgenblattes aber, welche Paſquille ſtatt Kunſturtheilen debitirt und im Betretungsfall ſich, wie der Paſquillant ſelbſt, ruhig und mit Anſtand in den Hinterhalt der Anonymität zurückzieht, wird man künftig in ähnlichen Fällen auf dem geſetzlichen Wege zu erreichen wiſſen.

Wien, den 6. Sept. 1820.

Am 19. July kam in Gent das Gypsmodell zu der 9 Fuß hohen Statue des Grafen Egmont an, welche in Sotteghem errichtet werden ſoll. Es wurde von Brügge aus, auf einer mit rothem Tuche behängten Barke dahin gebracht, um auf der Kunſtausſtellung gezeigt zu werden. Die Königl. Akademie der ſchönen Künſte hatte eine Deputation abgeordnet, die dieſem Monument entgegen ging Hr. Enokaert empfing ſie am Bord des Schiffs; eine unzählbare Menſchenmenge war auf den beyden Ufern des Canals verſammelt, voll Begierde, das Bild des Helden zu ſehen, der den Tod fürs Vaterland erlitten hatte.

Der Unterzeichnete hat dem Sänger und Schauſpieler des Theaters in Baden, Herrn Gned, freundſchaftlich zugeſagt, in ſeiner Benefizvorſtellung am 5. d. die Charaktere in dem bekannten Quodlibet: die beyden Spadifankerln auf der genannten Bühne zu ſpielen. Allein eine unvorhergeſehene Heiſerkeit, und die daraus hervorgehende Beſorgniß, die Unterzeichneter immer für das Gelingen ſeiner Rollen hegt, — ein Umſtand, der probehältig erwieſen iſt — hinderten ihn an der Erfüllung ſeiner Zuſage, und er ſchickte ſchon am Montage eigens einen Freund nach Baden, um den Benefizianten davon zu verſtändigen, damit die Vorſtellung verſchoben werden möge.

Demungeachtet wurden am 5ten die Zettel mit der Ankündigung ſeiner Perſon angeſchlagen, und erſt vor dem Beginnen des Stückes wurde (ohne Vorwiſſen der Direktion) dem zahlreich verſammelten Publikum angezeigt, daß ein anderer Schauſpieler die Rolle des Unterzeichneten habe übernehmen müſſen, weil er ſein Wort nicht gehalten habe. —

Um allen Mißdeutungen und ſchiefen Urtheilen, die ein ſolches Benehmen wirklich erzeugen müßte, zu begegnen, iſt er es ſich ſelbſt ſchuldig, den eigentlichen Beſtand der Sache zur öffentlichen Kenntniß zu bringen.

Ferdinand Raimund,
Sänger und Schauſpieler der k. k. priv. Leopoldſtädter Schaubühne.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Gräffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe), wöchentlich drey Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 17 fl. W.W. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

112.

(Wien, Dinstag den 19. September.)

Großbritanniens Adel, Titel ꝛc.

Das Werk des Herrn Cottu: De l'administration de la justice criminelle en Angleterre, et de l'esprit du gouvernement anglais, Paris 1820, enthält über Adel, Titel ꝛc. in England, folgende merkwürdige Angaben: Die Engländer erkennen bloß die Mitglieder des Oberhauſes und ihre älteſten zur Pairſchaft berufenen Söhne als Adelige, Noblemen, an. Selbſt die letztern haben nicht einmahl das Recht, den Titel Lord anzunehmen, und wenn man ihnen ſolchen gibt, ſo iſt es bloß aus Höflichkeit, und er wird von Rechtswegen nicht anerkannt; ſie werden in den Gerichtshöfen bloß bey ihrem Familiennahmen genannt, zu welchem man hinzufügt: gewöhnlich Lord N. N. genannt (commonly called lord . . . .)

Wenn ein Mitglied des Oberhauſes mehrere Titel hat, und er zugleich Herzog, Marquis und Graf iſt, ſo fallen dieſe Titel der Reihe nach ſeinem Sohne, ſeinem Enkel und ſeinem Urenkel zu. Seine jüngern Kinder haben bloß das Vorrecht, ihrem Familiennahmen das Wort honorable hinzuzufügen. Allein die jüngern Abkömmlinge ſeines älteſten Sohnes und die Abkömmlinge ſeiner jüngern Söhne führen bloß ihren Familiennahmen *). Es gibt auch Titel, die der Nichtadeligen, unter der Claſſe der Commenors (Gemeinen) begriffenen Bürgerlichen; einige dieſer Titel ſind erblich, andere perſönlich. Der einzige Titel Baronet **) iſt nach dem Lordstitel erblich; er wird vom Könige denjenigen Bürgerlichen, die dem Staate in irgend einer Laufbahn Dienſte geleiſtet haben, ertheilt ***). Dieſer Titel gehet bloß auf den älteſten Sohn über, und die jüngern haben keine beſondere Bezeichnung. Die andern Titel ſind nur perſönlich. Der erſte, nähmlich Knight (Ritter), wird auch vom König bewilligt, entweder auf eigenen Willen, oder auf beſondere Anfrage: der zweyte, nähmlich Esquire wird im Allgemeinen allen Grundeigenthümern, als auch Advocaten, Aerzten, Banquiers, Großhändlern und dergleichen mehr zugeſtanden. Nur die Frauen der Baronets und der Knights können von Rechtswegen den Titel Lady führen. Alle anderen Bürger ſind Gentlemen, welches ſo viel bedeutet, als das franzöſiſche Monsieur, und dieſe Benennung wird ſogar dem gemeinen Volke gegeben, wenn es zur Zeit der Wahlen öffentlich angeredet wird.

---

*) Indeß führen auch noch die jüngeren Söhne eines Herzogs und eines Marquis den Titel Lord, der ihnen aus Höflichkeit zugeſtanden wird, zur Unterſcheidung der Söhne eines Grafen, Viscounts oder Baronets.

**) Man kennt in England noch einen anderen Ehrentitel, der, obgleich nur perſönlich, unmittelbar auf den Lordstitel folgt, nähmlich Banneret. Er muß vom König ſelbſt auf dem Schlachtfelde in Gegenwart des Feindes ertheilt werden. Allein dieſer Titel iſt ganz außer Gebrauch gekommen, da der König keine Gelegenheit mehr hat, ſeine Armeen in England zu commandiren und ſolches außerhalb des Landes nicht thun darf.

***) Der Lordmajor von London wird zuweilen nach Ablauf ſeines Municipalamtes zum Baronet ernannt.

Dieſe Rangordnung, ſo wie die, welche aus öffentlichen Aemtern entſtehen, ſind durch ein Reglement feſtgeſetzt, welches mit der größten Genauigkeit ſelbſt im Privatumgang beobachtet wird, und allen Differenzen, die aus perſönlichen Angriffen entſtehen könnten, vorbeugt. Es gibt dieſes Reglement *) den

---

*) Der Vorrang in England iſt dadurch folgendermaßen feſtgeſetzt:

1) Der König. 2) Der Prinz von Wales. 3) Die Prinzen, Söhne des Königs. 4) Die Brüder des Königs. 5) Die Oheime des Königs. 6) Die Enkel des Königs. 7) Die Söhne der Brüder oder Schweſtern des Königs. 8) Der Erzbiſchof von Canterbury, Lord-Primas von England. 9) Der Großkanzler. 10) Der Erzbiſchof von York. 11) Der Lordſchatzmeiſter. 12) Der Präſident des geheimen Raths. 13) Der Lord Siegelbewahrer. 14) Der Lord Oberconſtable. 15) Der Graf Oberſtallmeiſter. 16) Der Lord Großadmiral. 17) Der Lord Oberhofmeiſter des Königs. 18) Der Lord Kammerherr des Königs. 19) Die Herzoge nach der Ordnung ihrer Diplome. 20) Die Marquis nach eben der Ordnung. 21) Die älteſten Söhne der Herzoge. 22) Die Grafen nach der Ordnung ihrer Diplome. 23) Die älteſten Söhne der Marquis. 24) Die jüngeren Söhne der Herzoge. 25) Die Viscounts nach der Ordnung ihrer Diplome. 26) Die älteſten Söhne der Grafen. 27) Die jüngeren Söhne der Marquis. 28) Die Biſchöfe von London, Durham, Wincheſter und alle andere Biſchöfe, nach der Ordnung ihrer Weihe. 29) Die Barone, nach der Ordnung ihrer Diplome. 30) Der Sprecher des Hauſes der Gemeinen. 31) Die älteſten Söhne der Viscounts. 32) Die jüngeren Söhne der Grafen. 33) Die älteſten Söhne der Barone. 34) Die Ritter des Hoſenbandes. 35) Die Mitglieder des geheimen Raths. 36) Der Kanzler der Schatzkammer. 37) Der Kanzler des Herzogthums Lancaſter. 38) Der Lord Oberrichter von der Kingsbench. 39) The master of the rolls. 40) Der Lord Oberrichter des Gerichtshofs der Common pleas. 41) Der Lord Oberrichter der Schatzkammer. 42) Die Richter nach ihrer Anciennität. 43) Die vom König ſelbſt ernannten Bannerets. 44) Die jüngeren Söhne der Viscounts. 45) Die jüngeren Söhne der Barone. 46) Die Baronets. 47) Die nicht vom König ſelbſt ernannten Bannerets. 48) Die Ritter vom Bath-Orden. 49) Knights Bachelors. 50) Die älteſten Söhne der jüngeren Söhne der Pairs. 51) Die älteſten Söhne der Baronets. 52) Die älteſten Söhne der Ritter des Hoſenbandes. 53) Die älteſten Söhne der Bannerets. 54) Die älteſten Söhne der Bath-Ritter. 55) Die älteſten Söhne anderer Ritter. 56) Die jüngeren Söhne der Baronets. 57) The Esquires of the Body. 58) Die Mitglieder der Privy Chamber. 59) Die Esquires der Ritter vom Bath-Orden. 60) The Esquires by Creation. 61) The Esquires by Charges. 62) Die jüngeren Söhne der Ritter des Hoſenbandes. 63) Die jüngeren Söhne der beyden Arten Bannerets. 64) Die jüngeren Söhne der Bath-Ritter. 65) Die jüngeren Söhne der Knights-Bachelors. 66) Perſonen, die das Recht haben, ein Wappen zu führen. 67) Geiſtliche, Advocaten, Aerzte und die Officiere der Land- und Seemacht, die den Rang als Gentlemen haben. 68) Die Grundeigenthümer. 69) Kaufleute. 70) Handwerker. 71) Bauern.

ganzen Gedanken des Geſetzgebers und den geheimen Beweggrund, der ihn veranlaßte, nur im Intereſſe des Geſammtweſens, und nicht im Intereſſe der Familien, Auszeichnungen zu begründen, zu erkennen.

Keiner der von mir angeführten Titel gewährt an ſich ſelbſt weder pecuniäre, noch Ehren-Privilegien. Es ſind indeß in England noch einige Spuren der Feudal-Rechte vorhanden. Dieſe ſind aber weder den Perſonen eigen, noch ein Ergebniß der Geburt, ſondern hängen bloß dem Boden an, und gehen mit dieſem in den Beſitz des Käufers über. Dieſe privilegirten Ländereyen heißen Mannors, und die, welche ſolche beſitzen, Lords of the Mannor. Die denſelben zuſtehenden Gerechtſamen hängen von der Art der in dem Mannor einclavirten Beſitzungen ab, und ſind mehr oder weniger ausgedehnt, je nachdem dieſe Beſitzungen Freeholds oder Copyholds ſind. Die Freeholds ſind Beſitzungen, deren ehemahlige Eigenthümer perſönliche Grundbeſitzer waren, für die ſie aber dem Lehnsherrn huldigen mußten. Dieſe Beſitzungen mußten dem Lehnsherrn einen Grundzins, im Werth von ein bis zwey Schillinge, quite rent genannt, zahlen; und dieſe Abgabe wird noch heut zu Tage dem Lord des Mannors vom Beſitzer des Freeholds gezahlt, der aber übrigens keiner andern Servitut, in Bezug auf Jagd, Fiſcherey und dergleichen mehr unterworfen iſt *).

Die Copyholds ſind Beſitzungen, welche urſprünglich dem Herrn des Mannors ſelbſt angehört zu haben und von ihm unter gewiſſen Bedingungen, die gleichſam den Preis derſelben ausmachten, abgelaſſen worden zu ſeyn ſcheinen. Der Nahme dieſer Beſitzungen entſteht daher, weil das Document der Ablaſſung in die herrſchaftlichen Protocolle eingetragen ward, und der Inhaber (tenant) nur eine Abſchrift davon hat, die bey jeder Veränderung des Beſitzers erneut werden muß. Die Bedingungen der Ueberlaſſung ſind nach den Gebräuchen jedes einzelnen Mannors verſchieden.

◆ ◆ ◆

Der Niagara-Fall.

Spectaculum deo dignum.

An des Lorenzofluſſes Strand
Ein Nachen angebunden ſtand: —
Ein Mann aus der Wildniß ſuchet Ruh', —
Er legt ſich, zu ſchlafen, in den Nachen;
Doch, als die Wogen den Anhalt brachen,
Eilt' Nachen und Mann dem Grunde zu: —

Die verheiratheten Frauen haben unter ſich Anſprüche auf den Rang, welchen die Männer unter ſich beobachten; Wittwen behalten den Rang ihrer Männer, es müßte denn dieſer aus ihrem Gewerbe entſtanden ſeyn. Unverheirathete Frauen haben den Rang, der ihren älteſten Brüdern unter den Männern während dem Leben ihrer Väter zuſteht.

*) Die mehreſten Freeholds ſind gegenwärtig auch von dieſer kleinen Rente befreyt, entweder, weil ſie urſprünglich dem König Lehn trugen, der ſie derſelben entlaſſen hat, oder weil ſie ſich mit dem Eigenthümer der Rente dieſerhalb aus einander geſetzt haben.

Denn nach dem Niagara-Fall
Zieht ſich der Strom in eng'rem Schwall, —
Dort öffnet ſich toſend ihm der Schlund,
Es donnert der Fels, die Wogen ziſchen,
Als wollten mit dieſem ſie ſich miſchen,
Und meilenweit erbebet der Grund.

Und immer ſchneller wogt der Schwall,
Je näher brauſt des Stromes Fall; —
Bald weicht vom Schläfer der ſcheue Traum, —
Der ſieht ſich mit Macht vom Strom' ergriffen,
Den Keiner noch wagte zu beſchiffen,
Wo er im Sturze ſich löſt in Schaum.

Doch muthig, wie's dem Mann' gebührt,
Der braune Mann das Ruder führt, —
Umſonſt!! — denn ſchon umbrüllet ſein Ohr
Der Donner aus jenen Schreckenstiefen,
Es trotzet der Strom des Ruders Griffen,
Und ſchlägt's aus den Wellen hoch empor. —

In's Leben ſchaut gefaßt und ſtumm
Der Mann ſich jezt noch ein Mahl um,
Dann, faltend des Bibers glattes Fell,
Umhüllt er die unerſchrocknen Glieder,
Und legt ſich, zu ſterben, ſo ruhig nieder,
Als wär's an der Heimath ſtillem Quell'.

Schon drängt ſich, eingeklemmt, die Flut
Hinab, wo auf der Schlund ſich thut,
Wo an der Klippe hungrigem Zahn'
Zermalmt, von ſchwindelnder Höh' die Wogen
Durch's bodenloſe Gewühl gezogen,
Dem Himmel ſchäumend ſich wieder nah'n. —

Und wie der Sarg ſtumm in die Gruft
Hinabſinkt, wenn die Stunde ruft;
So ſtürzt getroſt der verlorne Mann,
Geſtreckt im Nachen, als ob er ſchliefe,
Ein lebender Leichnam *) in die Tiefe,
Die menſchliche Kraft nicht füllen kann.

Ein Wellenberg den Mann begräbt,
Doch ſeine Seele ſich erhebt,
Rein wie des goldenen Lichts Gefäß, —
Sie glänzet ein ſtiller Regenbogen,
Hoch über den wildempörten Wogen,
Denn — nur in der Tiefe donnert es.

Fr. M. N—ll.

---

*) Lebender Leichnam, läßt ſich nach Adelung rechtfertigen, weil Leichnam im Hochdeutſchen ſtets nur mehr einen Geſtorbenen ausdrückt.

Die Schönpfläſterchen (mouches).

Gegen das Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts wurde es bey dem ſchönen Geſchlechte gebräuchlich, was zwar heute ſchon ſo ziemlich abgekommen iſt, ſich auf die Haut kleine Stückchen ſchwarzen Taffet zu kleben, damit die Weiße um ſo mehr hervor gehe. — Dieſe Schönheitspfläſterchen erhielten verſchiedene Nahmen, je nachdem ſie wo angebracht wurden.

Das im Winkel des Auges wurde das zärtliche (passionée) genannt; (man weiß warum).

Das auf der Stirne, das majeſtätiſche; und in der That iſt auf der Stirne der Sitz der Redlichkeit und der Majeſtät. Die Damen hatten alſo damahls ihre Stirnen frey; eine Mode, die offenbar vortheilhafter iſt, als die, mit falſchem Haare dieſen weſentlichen Theil der Schönheit zu verhüllen.

Das Pfläſterchen, welches das ſchöne Geſchlecht in dem Wangengrübchen trug, hieß das fröhliche. —

In der Mitte der Wange war das angenehme, höfliche. Die Urſache, warum dieß? — weiß ich nicht.

In der Ecke des Mundes war das zum Kuß ladende angebracht; ſchwerlich wird man ein Frauenzimmer ohne dasſelbe geſehen haben.

Das über der Naſe hieß das freche; — Bravo, denn nichts erhebt mehr eine Naſe als ein Pfläſterchen, und nichts iſt unverſchämter als eine erhobene Naſe. —

Das auf der Lippe, nannte man das buhleriſche; eine beſcheidene Benennung, die jedoch Alles in ſich faßt.

Das verſchwiegene auf einem Hitzbläschen; ſchön von Nahmen und Bedeutung, in ſo ferne es beſtimmt war, aus einem Fehler eine Schönheit zu machen. —

J. v. Straſznicki.

Allgemeine Novelliſtik.

Den 13. Sept. ſah man im Leopoldſtädter Theater zum erſten Mahle: Die Dichter, Luſtſpiel in drey Aufz.; nebſt einem Nachſpiele: Die Recenſionen; beyde von Hrn. Carl Meisl. — Ref. geht mit beſonderem Vergnügen an ſeinen Bericht, nicht wegen des Lobes allein, welches das Stück verdient, ſondern auch, weil er nicht ohne frohen Antheil wahrnehmen kann, daß dieſe Bühne die Anforderungen eines beſſern Geſchmacks, die ſich im Publicum ſelbſt bereits vernehmlich genug ausgeſprochen haben, zu beherzigen, und Miene zu machen ſcheint, auch Stücke edlerer Gattung zu liefern. Hr. Meisl hat vor manchem Dichter dieſes Theaters durch ſeine ganze literariſche Perſönlichkeit den Vorzug, ſich auch in höheren Sphären und edleren Formen mit Leichtigkeit und glücklichem Erfolge zu bewegen. Das hat er auch in dieſem Stücke gezeigt.

Die Intrigue desſelben geht eigentlich einen jungen Dichter, Freywald an, und die Tochter des Blüthenſchen Hauſes, in welchem er wohnt, Emilien. Er hat ein Luſtſpiel geſchrieben, das eben aufgeführt werden ſoll. Seine Braut, ſeine Verwandten, ſein wahrer Freund Reimhart, gleichfalls Dichter, ſind mit ihm zärtlich auf die Art der Aufnahme geſpannt. Doch ſchwer genug ſoll der Triumph ihm werden. Der Belletriſt Allweiß, Translator ein Überſetzer, der Schauſpieler und Dichter Fingerlein, ſtolz auf ihren eigenen monopoliſchen Ruhm, und eiferſüchtig auf das ſiegverkündende Talent des jungen Poeten, beſchließen den Sturz ſeines Erſtlings. Sie ſetzen alle zu Gebothe ſtehenden Triebfedern der Cabale in Bewegung. Freywald hat ritterlich zu kämpfen. Er beſchwichtigt den Trotz der erſten Schauſpielerinn, die nicht auftreten will; er beſiegt das ganze Heer kleinlicher und profaner Anmaßungen, die ſich ſogar bis auf den Bierwirth des Theaterhauſes erſtrecken, dem ein Stück von zwey Acten nur, den Anlaß zum Beſuch ſeiner Schenke vermindert; endlich werden auch die Anſchläge der bezahlten Ziſcher, wobey des Allweiß Bedienter, Johann, den Coryphäen macht, durch den Gehalt des Stückes zu nichte. Denn unzweydeutig und ungetheilt iſt der rauſchende Beyfall, entſchieden des Verfaſſers glänzender Triumph. Die Verſchwornen knirſchen ob der ungewohnten Vereitelung. Am Bitterſten aber fühlt der uſurpatoriſche Allweiß ſich gedemüthigt, der bey einem Stelldichein durch die Liſt von Emiliens Mädchen ſich eingeſperrt befand, während ſich ſeines im Vorzimmer liegen gebliebenen Coſtumes ein Schauſpieler zur großen Schadenfreude der Zuſeher bediente. Freywald empfängt die Glückwünſche ſelbſt ſeiner ihm nun zugewandten Feinde, und wird der glücklichſte Gatte.

Dieſes Luſtſpiel ähnelt in vielen Situationen dem von dem talentvollen Hrn. Vogel bearbeiteten des Delavigne: Die Schauſpieler*), zu welchem es auch, nach Hrn. Meisls Angabe ein Seitenſtück bilden ſoll. Die Ähnlichkeit iſt auch ganz unvermeidlich, weil es eigentlich theatraliſche Dichter ſind, welche hier wirken, daher der Titel füglich: Die dramatiſchen Dichter hätte heißen können. Wie Delavigne und Vogel, hat auch Hr. Meisl Charaktere aufgeſtellt, deren Daſeyn in der Zeitgenoſſenſchaft ſelbſt, ſich nicht wohl verkennen laſſen. In der Zeichnung derſelben, wenn er auch hier und da ein wenig carrikirt, was die Individualität der Bühne erheiſcht, oder wenigſtens rechtfertigt, iſt er wahrlich nicht zurück geblieben. Dieſer Allweiß z. B. mit ſeiner ganzen Zwingherrſchaft, wie er nimmer raſtet, fremdes Talent zu verketzern oder einzuſchüchtern, um ſeine eigene äſthetiſche Univerſalmonarchie, Trotz der »verlornen Leipzigerſchlacht« (auf die durch den traveſtirten Titel: die Chineſerinn, angeſpielt wird) zu behaupten; wie er nicht erröthet, ſich durch ſein allzeit fertiges Werkzeug, den Bedienten Johann, der allergemeinſten Mittel zu bedienen; wie er Recenſionen ſeiner eigenen Arbeiten für verſchiedene dienſtbare Journale ſchon im Voraus ſelbſt ſchmiedet u. ſ. w.: dieſer Allweiß iſt ganz nach dem Leben getroffen. So auch der Geck Fingerlein mit ſeinen Lappalien, deſſen aufgeblaſener Eigendünkel weit entfernt iſt, die eigene Werthloſigkeit zu ahnen, und der in kindiſchem Wahn den Zwecken des imponirenden Despoten Allweiß voll frommer Hingebung ſich auswürfelt. Das Bild der Frau von Blüthen iſt eben ſo gelungen. Dieſe poetiſche Matrone, von einigen beehrenden Freunden und feilen oder überdiscreten und lobhudelnden Zeitſchriften aufgehätſchelt, iſt eine paſſende Satyre auf literariſche Weiber, die ſich eher darauf verſtehen, ein Sonnet zu drechſeln, als eine genießbare Mehlſuppe zu kochen. Weniger hervortretend iſt Translator gehalten, wofür man Hrn. Meisls Zartgefühl, hier wohl ſehr an ſeinem Orte, freundlich Dank wiſſen muß. — Für die Behandlung des Bedienten Johann gebührt ihm beſonderes Lob. Die Zeichnung dieſes Charakters ſcheint uns die ſchwierigſte im ganzen Stücke. Nichts mußte für einen comiſchen Dichter verführeriſcher ſeyn, als dieſen Johann in Trivialitäten ausarten zu laſſen. Hrn. Meisls Tact und Beſonnenheit haben hier einen ſchönen, wenn auch nur negativen Sieg errungen; und eben weil negative Vorzüge im Leben wie in der Kunſt am wenigſten bemerkt werden, wollten wir hier ausdrücklich auf dieſen Zug echter Kennerſchaft hinweiſen. Johanns ganzes Weſen klingt mit dem ſeines Herrn harmoniſch zuſammen; und vergißt er ſich zuweilen ein wenig, ſo kann das wohl auf Rechnung ſeiner humoriſtiſchen Natur geſetzt werden. Freywald iſt der klare Spiegel eines Anfängers, der Talent mit Beſcheidenheit lieblich und löblich verbindet. Emilie, die Eichenzweig, wie die andern Perſonnagen, ſind ſcharf und kundig angelegt.

---

*) Nächſtens wird, wie es heißt, im Theater an der Wien ein Seitenſtück von demſelben Verf. u. Bearbeiter, unter dem Titel: Die Journaliſten, gegeben werden.

Wie die Zeichnung der Charaktere, iſt auch die Handlung lobenswerth durchgeführt. Die Situationen greifen gut motivirt in einander; ein raſcher Gang beflügelt die Entwicklung. In dem, was man Öconomie des Stücks nennt, in glücklicher Schilderung der Charaktere und in Leichtigkeit und Lebendigkeit des Dialogs hat Hr. Meisl ſeine Meiſterſchaft längſt ausgewieſen. Es erübrigt hier nur, der feinen, gebildeten Sprache, welche dieſes Luſtſpiel auszeichnet, volle Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Auch dieſe Diction ſtellt Hrn. Meisls Beruf zum höhern Luſtſpiel und Drama überhaupt in ein glänzendes Licht. Die literariſchen und künſtleriſchen Beziehungen in dieſem Dialog zeugen vorzugweiſe von des Verfaſſers Culturſtufe.

Dieſelbe Anerkennung gebührt im Allgemeinen auch dem Nachſpiele: »Die Recenſionen.« Freywald, nachdem er acht Tage verheirathet, eben, als man den Tag ſeiner Geburt feyern will, bekommt auch die Recenſionen ſeines Stückes zu Geſichte, welches da in drey Blättern boshaft heruntergemacht, und nur in Einem mit Anſtand und Gründlichkeit gewürdigt wird. Die Umtriebe des Allweiß darin erkennend, gibt er jene drey Blätter den Flammen Preis, und beſiegelt ſeinen erneuerten Entſchluß, nichts mehr zu dichten, indem er ein angefangenes Luſtſpiel vernichtet.

Nun ein Wort über die Darſtellung. Wollen wir von ihr mit Freymüthigkeit reden, ſo kann das unmöglich geſchehen, ohne Freywalds und Fingerleins, und zum Theil auch des Allweiß tadelnd zu erwähnen. Es iſt doch billig, zu begehren, daß diejenigen, welche mehr oder weniger ausgezeichnete Dichter, oder nur Dichter überhaupt vorſtellen, uns auch glauben machen ſollen, daß ſie deren wirklich ſeyen. Dieſe Herren aber, nur Allweiß in etwas ausgenommen, täuſchen zwar auch, jedoch in einem ganz anderen Sinn, indem ſie nähmlich die rechte Täuſchung ſelbſt, widerlich zerſtören. Weniger in Geſticulation und Mimik als im mündlichen Vortrage ließen ſie viel, ja das Meiſte zu wünſchen übrig. Schon das Prononciren an ſich, und beſonders das Schülerhafte in Betonung und in der Ausſprache gewiſſer Wörter und Sätze aus dem höhern geiſtigen Leben mußte ſehr nachtheilig wirken, ohne des ewigen Verwechſelns der dritten und vierten Endung, des m, mit dem n. ꝛc. zu erwähnen, das leider ſelbſt Schauſpielern der allererſten Bühnen Deutſchlands eigen iſt, und jedes nur halbwegs correcte Ohr ſchmerzlich verwunden muß. Solche Sphären ſcheinen für dieſe Herren etwas zu hoch. Doch da ſie ihnen gleichſam noch neu ſind, ſo muß man wohl um ſo mehr entſchuldigende Rückſicht nehmen, als ſie alle drey unter die bravſten Mitglieder dieſer Bühne gehören, und in den meiſten übrigen Rollen Beyfall verdienten. (Sicher würde ſich an Freywalds Stelle Reimhart beſſer ausgenommen haben.) Emilie ſpielte wahrhaft meiſterlich. Sie zeigte neuerdings, daß ſie auch zu feineren Converſationrollen viel Talent hat. Insbeſondere muß man dieſer ſchätzbaren Schauſpielerinn dafür danken, daß ſie das Gedehnte des Vortrags, welches ſo oft an ihr gerügt worden iſt, vermieden, und eine gewiſſe Energie angenommen hat, welche allein ihrer Vollendung abging. Es zeigt von Achtung für das Publicum und von beſcheidener Erwägung des eigenen Talentes. Der Eichenzweig und Luiſens muß nicht minder mit Lob gedacht werden, wie denn auch alle Andern nach dem Verhältniß ihrer Rollen Anerkennung verdienen. Dem Bedienten Johann gebührt daſſelbe Verdienſt, wie dem Dichter für dieſe Rolle. Er hat den Geiſt derſelben mit Kennerſchaft aufgegriffen, und ein Meiſter, wie er iſt, mit Beſonnenheit und Vollendung, ſelbſt in den kleinſten Momenten, durchgeführt.

Dieſes Luſtſpiel fand den verdienten Beyfall. Der Umſtand, daß der Dichter zwey Mahl und ſtürmiſch gerufen wurde, belegt es zur Genüge. Es empfiehlt ſich von ſelbſt, nicht nur den Provinzialbühnen, ſondern auch mancher höheren Deutſchlands.

Abſichtlich verweilten wir etwas länger bey dieſem Producte. Es iſt ein lieblicher Stern am Horizonte dieſer Bühne, und ſollte, ja, und wird bey der verſtändigen Direction auch dazu dienen, in dieſer edleren Gattung fortzufahren, und hiemit den Anforderungen eines mehr geläuterten Geſchmacks, welchen die geſtiegene Cultur mit ſich bringt, ferner fort zu entſprechen. Der rauſchende Beyfall, welchen dieſes Luſtſpiel erntete, war nicht minder auch eine Dankadreſſe an die Direction. — Es war ein deutlicher Fingerzeig. Es war ein ſchöner Beleg der Empfänglichkeit des Publicums; und erfreulich wenden ſich die

Worte Reimharts an: »Keine Beziehung geht verloren: das Publicum iſt gebildet genung, ſie aufzufaſſen.« Gſr.

In der Literaturbeylage Nr. 67 des Morgenblattes iſt eine Recenſion des weſtöſtlichen Divans von Göthe zu leſen. — Unter andern ſind ein Paar Verſe herausgehoben, welche wir uns nicht enthalten können, jenen Leſern zum Beſten zu geben, welche dieſen, weſtölichen Divan nicht leſen und dennoch das Türkiſche lieben.

»Dichten iſt ein Übermuth,
Niemand ſchelte mich,
Habt getroſt ein warmes Blut
Froh und frey wie ich. —
Mönchlein ohne Kapp und Kutt
Schwatz nicht auf mich ein;
Zwar du macheſt mich caputt,
Nicht beſcheiden! Nein.« — (o Nein!)

Oder: »Wer kann gebiethen den Vögeln
Still zu ſeyn auf der Flur?
Und wer verbiethen zu zappeln
Den Schafen unter der Schur.«

Oder aus dem Buche des Unmuths. Recenſent ſagt: es iſt für den Unmuth angenehm zu leſen, weil es ihn beſchwichtigt. Z. B.

»Übermacht, ihr könnt es ſpüren,
Iſt nicht aus der Welt zu bannen.
Mir gefällt zu converſiren
Mit Geſcheidten und Tyrannen.«

Und dann: Niemand wird im Buch Suloika leſen können das Liebeslied, ohne es in den Ohren zu behalten.

»Hätt' ich irgend wohl Bedenken
Bochara und Samarcand.«

Bey dieſen Worten fällt uns jener alte ruſſiſche Fluch ein, den Kotzebue in ſeinem merkwürdigſten Jahr nicht abdrucken wollte.

Die Antwort des Juweliers an die durchbohrte Perle iſt auch köſtlich:

»Ich denke jetzt nur an Gewinn,
Du mußt es mir verzeihen;
Denn wenn ich hier nicht grauſam bin,
Wie ſoll die Schnur ſich reihen.«

Daß in dieſen Proben Geiſt und Versmaß und Reim das Höchſte erreicht haben, daran wird doch Niemand zweifeln? — Wir aber glauben unterdeſſen, bevor wir nicht eines Beſſern belehrt ſind, daß dieſe Verſe nicht von Göthe ſind. — h.

Das Tagebuch aus Wien in der Abendzeitung, welches gewöhnlich nur Theaternachrichten liefert, erwähnt unterm 7. u. 8. Juny des Zenker'ſchen Kochbuchs betitelt: Nicht mehr als ſechs Schüſſeln, mit der Bemerkung, es verlaute, daß ein hieſiger berühmter Hiſtoriker die Styliſirung desſelben beſorgt habe. Ob dieſe Erinnerung Spaß oder Ernſt ſey, läßt ſich nicht wohl ermeſſen. Ein berühmter Hiſtoriker kann zwar wohl das Recht haben, ein Feinzüngler zu ſeyn, und aus Liebe zur Sache ſeine Feder herleihen. Wäre bey dieſem Buche der Fall nicht alſo, ſo dürfte Hr. Zenker, dieſer Apicius der Öſterreicher, ſeine Autorſchaft allerdings vindiciren können. — r.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Gräffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe), wöchentlich drey Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. W.W., durch die k. k. Poſt 17 fl. W.W. halbj.— Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

113.

(Wien, Donnerstag den 21. September.)

Dichter-Glück.

Siehe! die Muſe ihm lacht am gefälligen Morgen des Lebens,
Und mit erfreulichem Kranz ſchmückt ſie das blühende Haupt.
Drückend empfindet er nicht die Beſchränkung der dunkelen Erde,
Denn aus den Spiegeln der Welt ſtrahlt ihm das Ew'ge zurück.
Nicht im Gemüth die Sehnſucht brennt nach Gütern der Erde,
Dürſtend ihm nimmer der Sinn nach dem Vergänglichen lechzt;
Ja, er gewahret es tief — frey lebt in dem Menſchen der Weltgeiſt,
Und im hinfälligen Trieb' — ahnet die Würde er noch,
Die er behauptet im Rang ins Unendliche ſtrebender Weſen,
Die ein magnetiſches Band in der Berührung erhält.
Wie ſich das All auch immer verzweig', er findet ſich wieder,
Hier nur Erinn'rung des Seyns, und des unendlichen zwar,
Denn wohl lebt er einſt ein ſeliges, heiliges Leben,
Bis der elektriſche Strom ihn zur Erſcheinung bezwang.
Und noch muthet ihr ihm nach irdiſchen Dingen den Drang zu,
Noch glaubt euer Gemüth, ſeines dem Eueren gleich?
Laßt euch alle die Luſt aus Früchten der Mutter gelogen,
Die Tarquinius ſchlau einſtens als Mutter geküßt,
Der verworrenen Welt nur ſchmeicheln ſie eurer Organe,
Ach, der vergänglichen nur im Labyrinthe des Leibs;
Doch die unendliche Luſt aus ſtillen Gebärden der Mutter,
Und in dem Spiele des Lichts, und in dem Schmeicheln der Luſt,
Wieder zu finden den Geiſt, tief innen im Buſen ihr wohnend,
Das nur wage der Sinn, den die Kamone entflammt.
Ihm nur ſpricht die Natur, nur ihm entſchleyert ihr Bild ſich,
Das zu Gott ſich einſt gegen die Menſchen verſchwor.
Ihm enthüllet ſich dieß — was nimmer die Schlüſſe erklügeln,
Die zu der himmliſchen Höh' thürmen die Berge hinan.
Mit dem Unendlichen eins, was nur in der dunkeln Beſchauung,
Als ein Geſchiedenes Euch — Euch ihr Bethörten ſich weiſt.
Ihm faßt Raum die Welten nicht mehr, und die Flügel der Zeit nicht,
Trägt der Erſcheinungen Bild vor dem entſchleyerten Blick;
Alles umſchlingt Ein Band — und zerfließet in einem der Küſſe,
Den einſt Amor der Gott Pſychen der Sterblichen gab.

E. W. Schießler.

* * *

Rom, Römer und Römerinnen*).

II. Feſte und Spiele.

Die geiſtlichen Feyerlichkeiten und Feſte, welche zu Rom weit glänzender als ſonſt irgendwo begangen werden, kamen ohnehin nur allzu oft zur Sprache. Nur eines hierbey Statt habenden Gebrauches ſey Erwähnung gethan, welcher ſich bey uns gleichwohl auch erhalten hat, dort aber auf eine eigene Weiſe veredelt wurde. Es betrifft dieß die Gewohnheit des Blumenſtreuens auf den Straßen bey kirchlichen Geprängen. Während bey uns einzelne welke Gräſer und Feldblüthen die ſtaubigen Steine durchblicken laſſen, weiß man in Rom den ganzen Weg in einen Blumenteppich umzuwandeln. Die Anordnung desſelben geſchieht auf folgende Weiſe.

Zuerſt wird eine Grundlage von Blumen einer Farbe über die ganze Straße geſtreuet: ſie mag blau ſeyn. Dann wird ein ſchmaler Rand, vielleicht von rothen Blumen, auf beyden Seiten angefügt, und hie und da wohl ausgezackt und umſchlängelt. Nun ſetzt man hölzerne Formen über die Grundlage und ſtreuet durch ihre Öffnungen eine neue Farbe auf: die Form wird abgehoben, und ein Stern, eine Sonne, eine Schlange, auch Nahmenszüge und Wappen erſcheinen, gelb, weiß, oder in Farbenſchattirungen, auf dem blauen Grunde, wie eingewebt. Die Leute ſollen in dieſer Arbeit eine bewundernswürdige Schnelligkeit und einen Farbenſinn zeigen, von dem auch der Mahler etwas lernen könnte.

Unter den nicht religiöſen Volksfeſten behaupten jene den erſten Rang, welche man die Auguſtusfeſte nennt.

Die Illuminationen und Feuerwerke auf dem Mauſoleum des Auguſtus beginnen ſchon am erſten Sonntage nach dem Petersfeſte, und nehmen ſofort die Abende aller Sonntage bis zum Schluſſe des Auguſts ein. An den vier letzten wird der Platz Navona überſchwemmt, und an jedem darauf folgenden Montage iſt Stiergefecht ebenfalls auf dem Mauſoleum des Auguſtus. Die römiſchen Benennungen ſind: fur die Feuerwerke: Fochetti; für die Überſchwemmung: Il lago di Piazza Navona; für die Gefechte mit Ochſen, Stieren und Büffeln: Giostre di giovenchi, tori e buffoli.

In der Mitte des faſt eyrunden Raumes der Piazza Navona erhebt ſich eine große Fontäne, mit einem ägyptiſchen Obelisken und vier koloſſalen Statuen, die auf der Felsmaſſe, die jenem zur Baſis dient, ſitzen und lagern. Sie ſtellen die Hauptſtröme der Welt vor und ſind, wie die Anlage des ganzen Springbrunnens, von der Erfindung des Bernini**). Aus den Urnen dieſer

---

*) Aus Wilh. Müllers neuem Werke dieſes Titels, in planmäßigen Zuſammenſtellungen und freyen Auszügen von F. Freyh. v. Schlechta. Die erſte Lieferung: »Charakter, Leben, Bildung« behandelnd, iſt in Nr. 89 und 90 dieſer Zeitſchrift enthalten. Dringendere Materialien haben verhindert, dieſe zweyte früher folgen zu laſſen. Die übrigen Abtheilungen werden wir ſo raſch liefern, als es andere Aufſätze nur immer zulaſſen. D. Red.

**) Von einer dieſer Statuen, welche die Hände gegen die Kirche S. Agneſe ausſtreckt, erzählt man die Anekdote, es habe Bernini durch dieſe Stellung den

Flußgötter wird der unmerklich vertiefte Umkreis der Fontäne, etwa ein Drittheil des ganzen Platzes, bis zu einer Höhe von zwey Fuß überſchwemmt. Montags wird das Waſſer durch Röhren wieder abgeleitet, und der Platz bleibt frey bis zum nächſten Sonnabend, wo nach geſchloſſenem Markte die Urnen abermahls überzuſtrömen beginnen. Das trockene Pflaſter rings-um den See iſt mit Buden, Spaziergängern und Zuſchauern angefüllt, die zum Theil auf Stühlen und Bänken ausruhen, theils die breite Treppe vor der Kirche St. Agneſe zu ihren Sitzen gewählt haben. Auch die Fenſter und Balkone ſind bunt mit Köpfen beſetzt, und für eine kleine Erkenntlichkeit kann jeder Fremde ſich ihrer bedienen. Unter den Buden zeichnen ſich die hohen Geſtelle der Waſſermelonenverkäufer aus, die faſt wie rothe Thürme anzuſehen ſind, wenn die geſchnittenen Früchte ſie bis zum Gipfel bedecken. Aber alle Augen ſind auf den See gerichtet.

Dieſer wimmelt und ſchäumt von glänzenden Staatskaroſſen, leichten Kaleſchen, Leiterwagen, Reitern, Handpferden und Eſeln. Der Marcheſe fährt mit ſeiner Dame in langſamer Parade um die Fontäne, das Waſſer geht bis an die Achſen und drüber, und die Roſſe wiehern vor Luſt in dem friſchen Fußbade. Daneben treibt ein Bauer ſein müdes Vieh in die Schwemme, und ein andrer Signore reitet mit kurzen Steigbügeln hinterdrein. Aber der reiche Landmann hat ſeine ganze Familie in feſtlichem Putze auf einen großen Heuwagen geladen, und ſo läßt er ſie mitten unter Prinzen und Marcheſen der vornehmen Kühlung genießen. Die Buben ſtreifen ſich die weiten Hoſen über die Kniee, und plätſchern am Rande umher, ihre Geſpielen beſpritzend, bis ſie etwa einem Erwachſenen zu nahe kommen, der ſie dann herausjagt. Die Kutſcher hingegen fahren ſehr behuthſam, beſonders wenn ſie herauslenken, damit die Umſtehenden ſich nicht zu beklagen haben, denn das Waſſer iſt vom Staube ſchmutzig geworden. So treibt man ſich, im Naſſen und im Trockenen, bis gegen Sonnenuntergang auf dem Platze umher: der Corſo iſt heute öde und leer und auf dem Monto Pincio wird man höchſtens einem ſchwermüthigen Engländer begegnen.

Was ſpricht man zu dieſem Feſte? Die antiken Herren vergegenwärtigen ſich durch dasſelbe eine Naumachie. Glück zu!

Sobald die Finſterniß es erlaubt, werden die Lampen auf dem Mauſoleum des Auguſtus angezündet. Dieſes Gebäude liegt in einer engen Seitengaſſe des Corſo, unfern der Porta del Popolo, ganz mit Häuſern und Ställen umbauet. Aber auf ſeiner hohen Decke ſteigt ein Amphitheater über die Nachbargebäude empor: Es umſchließt eine kreisförmige Arena von mäßigem Umfange, hat zu unterſt ſeine Wehrmauer, die von den Pforten der Thiergefängniſſe durchbrochen iſt, darüber vier Reihen ſteinerner Sitze nach antiker Art, über dieſen eine moderne Logenordnung, und verliert ſich durch eine unbedeckte Gallerie mit eiſernem Geländer in die freye Luſt.

ſchlechten, verhältnißloſen Bau dieſer Kirche aushöhnen wollen, ſo daß ſein Koloß die einſtürzende Fazade auffangen ſolle. Der Einfall iſt nicht übel und läßt den Ungeſchmack des eigenen Bauwerks einiger Maßen überſehen.

Überraſchend groß iſt der Anblick, wenn man aus den finſtern Gaſſen in die weite, hell erleuchtete, von geputzten Menſchen wimmelnde Runde eintritt. Kronenleuchter, an Seilen aufgehangen, hohe Wachskerzen und bunte Lampen wetteifern in Licht und Glanz gegen die ſchwarze Nacht, die ſich mit ihren matten Sternen wie eine Kuppel über den ſchimmernden Kreis gebreitet hat. In der Arena wogt es bunt durcheinander, die Logen und Bänke ſind noch wenig beſetzt. Zwey Muſikchöre löſen ſich wechſelſeitig ab: das eine läßt ſich in Märſchen mit Janitſchareninſtrumenten vernehmen, das andere gibt Symphonien und Ouvertüren.

Aber nach und nach werden die Lichter und Lampen ausgelöſcht, Jeder ſucht ſich einen Platz, und die Arena wird leer. Welch ein feſtlich herrlicher Anblick! Man kann nicht müde werden, das volle Amphitheater anzuſtaunen, ſo daß man der Seilentänzerſprünge nicht eher gewahr wird, bis das Volk ſie beklatſcht. Gleich darauf brennen die erſten Feuerräder in der Arena ab, dann ſpeyt die Erde goldene Quellen aus, und Sterne in grünem und rothem Flimmer wandeln durch die Finſterniß.

Die Gioſtra beginnt gegen zwey und zwanzig Uhr, alſo zwey Stunden vor Ave Maria und dauert bis dahin. In der Arena ſchreiten vier Gioſtratori, junge, ſtarke Männer, meiſt Metzgergeſellen, auf und ab. Sie ſind in weiße Leinwand knapp gekleidet, haben eine rothe Schärpe um den Leib gebunden, und jeder hält einen kurzen Stab und ein rothes Tuch in der Hand In der Mitte des Kampfplatzes ſtehen einige hohe Tonnen, und ein ausgeſtopfter Balg von der Figur und Tracht der Fechter hängt an einem Seile faſt bis zur Erde herab. Auch bemerkt man mehrere Öffnungen in dem Boden, welche mit Bretern zugeſchoben waren, und aus denen während des Kampfes allerley Neckbilder aufſteigen.

Einige Trompetenſtöße verkündigen den Anfang des Kampfes, die Gioſtratori verneigen ſich rings umher und ordnen ſich in der Runde. Jetzt öffnet ſich das erſte Thor, und heraus ſpringt ein großer weißer Ochſe, von der Kampagnenraſſe, mit langen weitausgeſpreizten Hörnern. Wild verwundert ſchaut er rechts und links umher, auf die bunte, jubelnde Menge, auf die ſchmetternde Muſik, auf die Kämpfer mit den rothen Tüchern, und nun läßt er ſeine Wuth gegen den aufgehängten Balg, die Fäſſer und die aufſteigenden Figuren einige Augenblicke toben. Nachdem er ſich alſo ein wenig ermüdet hat, treten die Kämpfer allmählich näher, die rothen Tücher ſeitwärts über den Stab ausgehängt. Sobald das Thier dieſe in das Geſicht faßt, ſtößt es darauf los, und in die Luft; denn der Gioſtratore zieht das Tuch zurück oder hebt es etwas, und wo es auch von den Hörnen getroffen wird, können dieſe es doch nicht aufſpießen, da es weder ſtraff noch dünn iſt. Zuweilen verwickelt es ſich um die Hörner, und dann läßt der Kämpfer es im Stiche und rettet ſich auf die Wehrmauer. Die Streitluſt des Ochſen hält nicht lange an, ſo hitzig ſie auch anfänglich geſchienen hatte: nachdem die Kämpfer ihn zehn bis zwölf Mahl gegen die rothe Täuſchung haben anrennen laſſen, iſt er des Spieles müde und geht ihm aus dem Wege. Hierauf wird ihm eine Strangſchleife von fern aus um ein Horn geworfen, und vielleicht würde er auch ungezogen und ungeſtoßen vom Kampfplatze abtreten, erinnerte ihn nicht der Anblick ſeines offenen Gefängniſſes an die Qualen und Martern, welche dort vor wenigen Minuten ſeine friedliche Natur in kriegeriſche Wuth umgeſchaffen hatten.

Nach ihm erſcheint meiſt ein Büffel, der noch ſchneller kampfmüde wird, dann wieder ein Ochſe, der oft nur ein Horn hat. Dennoch jagt er alle vier Kämpfer nicht ſelten aus der Arena: ſie ſpringen auf die Wehrmauer, und das Thier ſtößt gegen die Steine. Oft aber könnte es einen Kämpfer erreichen, und ſein Bein an die Wand ſpießen, wäre es nicht ſelbſt in ſeiner Wuth ſo verſtändig, zu bedenken, wie das ganze Gefecht ja nur ein beluſtigender Spaß ſeyn ſollte. Mancher Kämpfer läßt ſich von dem Thiere, das er an den Hörnern feſthält, in den Staub werfen, wahrſcheinlich, um dem Spiele einen ernſteren Anſtrich zu geben: da ſpringen die andern zu Hülfe, binden das Thier, und ſomit bleibt es mit dieſer Heldenthat bey einem beſchmutzten Kleide.

Es erſcheinen auch oft Stiere, gegen die aber ſich die Gioſtratori nicht aufzutreten wagen. Man läßt zwey große Metzgerhunde los, welche die Stiere, ohne langen Kampf in die Ohren faſſen, worauf dieſe mit fürchterlichem Gebrülle in der Runde umher rennen, die eingebiſſenen Hunde mit ſich ſchleifend, bis der Schmerz ſie zum Stehen bringt.

Dieſe ernten den lauteſten Beyfall und mit Recht. Die Kämpfer aber werden dann öfter ausgepfiffen, als beklatſcht. Das Volk nimmt den lebhafteſten Antheil an dem Spiele und reicht wetteifernd, beſonders nach einem muthigen Streiche, Wein und Erfriſchungen in die Arena hinab. Vor Allem ergötzt die gymnaſtiſche Form des Spieles: man könnte faſt jede Kampfgruppe in Marmor hauen, ſo ausgeſprochen, ſicher und ſchön ſind alle Stellungen und Bewegungen der Gioſtratori. Wie ärmlich erſcheinen hier unſre mimiſch plaſtiſchen Kunſtquälereyen! Ein römiſcher Metzgerburſche rennt ſie alle über den Haufen mit ihren Shawlen und Sandalen.

(Schluß folgt.)

◆

Der Blumenkrieg.

Roſen und Lilien, bewundert und geliebt von aller Welt, waren einander einſt abhold, und lebten eben deßhalb in Zwiſt, weil die Eine und die Andere denſelben Vorzug haben wollten, den zu behaupten ſie ſtritten, und beſtritten wurden; die Roſen, ſtolz auf ihrer Schönheit Prangen, und der Liebe Gluth; die Lilien auf der Unſchuld Verklärung und den Zauberreiz der reinſten Anmuth. Es kam zur Fehde. Mit Dornen bewaffneten ſich die Roſen, mit Schwertblättern die Lilien. Nachdem beyde in langem Streite zugleich Sieger und Beſiegte waren, trat Flora verſöhnend zwiſchen ſie, indem ſie ihnen zeigte, wie ſehr ihre Schönheit durch ihre Vereinigung erhöht würde, daß ſie von der Natur dazu beſtimmt ſeyen, und getrennt eben ſo wenig wirkten, als Schönheit ohne Anmuth.

Bewegt von den Worten ihrer holden Schutzgöttinn ſchloſſen die entzückten Blumen Frieden.

Um die ſchöne Feyer der ſüßen Verſchmelzung aller R[illegible] durch ein ſichtbares Zeichen zu verkünden, ward beſchloſſen, dem Abglanz derſelben auf der weiblichen Wange zu verewigen, auf welcher nun Roſen und Lilien gleich ſiegreich prangen. Kuffner.

Allgemeine Novelliſtik.

Den 16. Sept. wurde im Leopoldſtädter Theater zum erſten Mahle gegeben: »Die Reiſe in den Mond, Zauberpoſſe in zwey Acten von C. Stenerz.« — Eine wahrhaft monſtröſe Ausgeburt, die einen um ſo widrigern Eindruck machen mußte, als ſie unmittelbar auf Herrn Meisl's »Dichter« folgte, von denen man glaubte, daß ſie noch einige Mahle nach einander würden gegeben werden. Ein entzauberter Bedienter macht mit einer Gattung Zauberflöte, zu Gunſten ſeines nunmehrigen Herrn und ſeiner ſelbſt, allerhand wunderliche Experimente, denen, ſo wie dem bald darauf erfolgten Aufenthalt im Monde und den daſelbſt geſchehenden Umtrieben, aller Zuſammenhang mangelt. Außerdem fehlt es bey dieſem Chaos von bedeutungsloſen Erſcheinungen gänzlich an Witz und Laune. Statt deren eine Maſſe von verkümmerten, peinlichen und fahlen Einfällen aufgetiſcht wird. Die Darſtellenden ſuchten mit gewohntem Eifer dieſes Unding zu einem Ding zu machen, und es zu halten; aber vergebens. Man muß den Aufwand der liberalen Direction bedauern, und dem Hrn. Dolliner für die von wahrem Talent zeugenden Decorationen danken, welche allgemein anſprachen, und dazu beytrugen, den ungünſtigen Eindruck in der Poſſe ſelbſt zu mildern. —l 6.

Herrn Bäuerle's falſche Prima Donna iſt ins Franzöſiſche überſetzt worden, und wird eheſtens in Paris gegeben. Auch ſoll, einer Nachricht aus Trieſt zur Folge, dieſes in ſeiner Art allerdings geniale Stück nächſtens eine italieniſche Ueberſetzung erleben. Nicht bald hat ein Stück in der Theaterwelt ſo viel verdientes Glück gemacht, als dieſe Prima Donna.

Engliſche Journale fahren fort, den Genius des Herrn von Göthe zu analyſiren, »ſein Recht auf die Ewigkeit zu unterſuchen« und die guten Deutſchen aufzufordern, ſich in ihrer »ausſchweifenden« Apotheoſe dieſes Dichters ein wenig zu mäßigen. (Manche Leſer werden ſich jener beyſpiellos freymüthigen Charakteriſtik Göthes erinnern, welche voriges Jahr das Edinburgh Review, und in einer Überſetzung Okens Iſis geliefert hat.) Das Review — welches? das Edinburgh oder Quaterly? ſagt unſer Correſpondent nicht — nimmt Göthes Pflanzenmetamorphoſe und Farbenlehre ſehr arg mit, und geht ſo weit, ſeinen lyriſchen Gedichten allen äſthetiſchen Werth abzuſprechen. (Das entgegengeſetzte Extrem der panegyriſchen Deutſchen! Die Wahrheit wird auch hier in der Mitte liegen.) Das London magazine recenſirt ſein letztes Heft über Kunſt und Alterthum. Was G. über Haydens Anſicht von zwey antiken Pferdeköpfen ſagt, tadelt der Recenſent äußerſt bitter. »Göthe,« ſagt er am Schluſſe, »unterſucht die Sache auf eine Weiſe, die uns glauben macht, daß er nicht das Mindeſte davon verſtehe.« Dann iſt die Rede auch von deutſchen »ſchöngeiſteriſchen« Journalen. Sehr wird Gubitz Geſellſchafter angerühmt, und das wohl mit allem Rechte. Das iſt aber nichts Neues mehr. Denn daß der Geſellſchafter, wie die Wiener Modenzeitung die beſten und zugleich die wohlfeilſten belletriſtiſchen Zeitſchriften Deutſchlands ſind, weiß und reſpectirt Jedermann, wenn es auch von erſterem Göthe geſagt [*], oder von letzterer Göthe nicht geſagt hat. Wo, wie bey dieſen beyden Journalen, ſo viele edle Kräfte auf einen gemeinſamen Mittelpunct hinwirken, muß nothwendig Treffliches hervorgehen, und bey billigem Preis auch großen Abſatz finden. Gſr.

---

[*] Hr. v. G. rühmt ihn, wenn wir nicht irren, eben in Kunſt und Alterthum, ſehr an.

Man iſt wohl ſchon längſt darüber einig, daß Kraft der Phantaſie und Tiefe des Gemüths die unerläßlichſten Bedingungen eines wahren Dichters ſind, und daß deren Mangel ſelbſt durch die größte Virtuoſität in dem Logiſchen, Techniſchen ꝛc., nimmer erſetzt werden kann. Der höchſte Grad Ramlerſcher Correctheit verſchwindet gegen den Glanz eines Shakeſpeariſchen oder Sonnenbergiſchen Gedankens, möge immer gegen Anachronismen oder hinkende Verſification ꝛc. zu predigen zu donnern ſeyn. Dieſe Wahrheit iſt ſchon oft ausgeſprochen und angewendet worden. Letzteres aber gewiß noch nie ſo treffend, als in dem Urtheil eines geiſtvollen Ausländers über das Verdienſt eines ganz modernen Dichter-Uſurpators, deſſen Nahmen wir nicht zu nennen brauchen, da Jedermann ihn wohl ſogleich errathen wird. »Ich muß Ihnen,« ſchreibt unſer Beurtheiler, »aufrichtig geſtehen, daß ich in Anſehung Hrn. . . ganz anderer Meinung bin. Er iſt nach meinem Dafürhalten ein ſehr geiſtreicher Mann; aber nichts weniger als ein poetiſches Genie. Ich verkenne ſein Talent und ſeine Routine gewiß nicht; aber ich vermiſſe jene Kraft der Phantaſie, und jene Tiefe des Gefühls, welche die Urquellen des poetiſchen Lebens ſind. Alles iſt Mühe und Manier; Alles erinnert an die ſteife Moſaikarbeit. Er elaborirt ſeine Tragödien; aber er erſchaffte ſie nicht. Er dichtet, ſo zu ſagen, vor dem Spiegel und mit dem Zirkel in der Hand; aber er iſt ohne Begeiſterung und ohne Erhabenheit. Kurz, wollen Sie den Unterſchied zwiſchen dem großen, mächtigen Dichtergenius, und dem geiſtreichen, gewandten Verſekünſtler, oder zwiſchen den großen Tragikern und Hrn. . . mit Einem Worte bezeichnen, ſo vergleichen Sie die Alpenkette mit einem Conditoraufſatze, oder den Ocean mit einem Gartenbaſſin. Oder den majeſtätiſchen Eichenwald mit einem franzöſiſchen Blumenbeet.« Wahrlich das heißt zeichnen und treffen! Gſſr.

Der Freyherr Georgios Sakellarios, einer der reichſten griechiſchen Kaufleute in Öſterreich, hat den großartigen Plan zu einem großen Collegium in Adrianopel entworfen. Zu Adrianopel, des Barons Geburtsort, werden Subſcriptionen eröffnet. Der Erzbiſchof daſelbſt iſt äußerſt wirkſam dafür, und betreibt die Sache mit vielem Eifer. — ey

Alexander Soutſos, regierender Fürſt der Wallachey, ein Grieche von Geburt, läßt jetzt viele junge Griechen von Talent auf ſeine Koſten reiſen, und Andere die vorzüglichſten europäiſchen Schulen beſuchen. — ſch.

Von Quiroga eine Anecdote. Als er nach der Revolution das erſte Mahl zum Könige kam, ſagte dieſer im Verlauf des Geſprächs: »Ich habe Sie ſchon geſehen, nur erinnere ich mich nicht bey welcher Gelegenheit? doch ja, es fällt mir bey. Sie brachten mir die Nachricht von Porliers Hinrichtung mit den Worten: Ew. Majeſtät können jetzt ruhig ſeyn, die Verräther ſind nicht mehr. Ich ernannte ſie damahls zum Oberſten.« Quiroga ſoll ſich über dieſe Wiedererkennungsſcene ſo alterirt haben, daß er ganz perplex nach Hauſe gekommen. — l —

Die vaterländiſchen Blätter, welche ſchon ihrer Natur nach ſo ſehr wirkſam für die Bekanntmachung heimiſcher Thätigkeit ſind, liefern nun auch ein Verzeichniß der bildenden Künſtler in Wien. Das erſte iſt in Nr. 74 geſchloſſen, nachdem in den zwey vorhergehenden Stücken der Anfang und die Fortſetzung geliefert wurden. Sehr zweckmäßig ſind auch die Addreſſen der Künſtler angegeben. Bald ſoll auch ein zweytes Verzeichniß folgen. Über die große Menge von Nahmen würde man in der That erſtaunen müſſen, wenn man nicht den hohen lebendigen Sinn der Wiener für Alles was Kunſt heißt, dabey berückſichtigte. Gſſr.

Von Parma aus kündigt man die Ausgabe der berühmten Tavola alimentaria des Trajanus an, welche von de Lama beſorgt, und unter dem Schutze der Herzoginn veranſtaltet wird. Ganz ſicher iſt unter den alten Denkmählern, welche in Kupfertafeln abgebildet, zu unſerer Kenntniß gelangen, keines, das ſich in Hinſicht des großen Umfangs, des ausführlichen Textes und der Vollſtändigkeit, mit dieſer Tafel meſſen kann. Sie wurde im J. 1757 auf den Bergen von Piacenza gefunden, und zeigte genau den Platz, wo Veleja, unter Maurineſſo, geſtanden. Damahls ſchon beſchäftigten ſich berühmte Gelehrte mit der Illuſtration der genannten Tafel; ſie publicirten ſie jedoch zufällig nach ungetreuen Copien. Nachdem jetzt durch die Freygebigkeit der Herzoginn die nöthigen Verbeſſerungen bewirkt wurden, erſcheint ſie neuerdings in der Buchdruckerey Carmignani zu Parma in einem Bande von 19 Bogen in 4. auf feinem Regalpapier. Vorher gehen einige Bemerkungen in neun Paragraphen. Es werden bloß 300 Exemplare gedruckt, deren jedes auf 14 Franken zu ſtehen kommt.

Hr. **Charles Dupin**, Mitglied des Inſtituts, und einer der vorzüglichſten Ingenieurs Frankreichs, kam Anfang dieſes Jahrs von einer Reiſe nach England zurück, die er 1816 in Dienſtgeſchäften, in beſonderer Rückſicht auf Kriegs- und Seeweſen, auf Straßen- und Waſſerbau, unternommen hatte. Er wird das Reſultat dieſer Reiſe unter dem allgemeinen Titel: Voyage dans la Grande Bretagne, zur öffentlichen Kenntniß bringen. Zwey Bände ſind ſchon von dieſem wichtigen Werke erſchienen, die den beſondern Titel führen: Force militaire de la Grande Bretagne (72 Bogen Druck in 4. nebſt einem Heft in Fol. mit 10 Kupferplatten). — Die ſtatiſtiſchen Annalen der vereinigten Staaten, von A. Seybert, hatten zu ſehr die Aufmerkſamkeit der franz. Gelehrten rege gemacht, als daß einige unter ihnen nicht hätten daran denken ſollen, eine Überſetzung von dieſem vortrefflichen Werke zu veranſtalten. In der That war eine ſehr ſorgfältige Überſetzung davon angefangen, als ſchon eine andere erſchien: Annales statistiques des Etats-Unis, par Adam Seybert, traduit de l'anglais par C. A. Scheffer, gegen welche aber der jetzt in Paris anweſende Verfaſſer in mehreren öffentlichen Blättern förmlich proteſtirt hat. »Dieſes Buch, ſagt Hr. Seybert, wird als eine Überſetzung des meinigen angekündiget, obwohl es ein ganz anderes Werk iſt. Nicht genug, daß Hr. Scheffer in jedem Capitel viele Angaben und Auseinanderſetzungen zu unterdrücken für gut gefunden, er hat ſich ſogar erlaubt, mehrere Paragraphen gänzlich abzuändern, andere Gedanken den meinigen unterzuſchieben, den Sinn meiner Wörter zu verderben, ja den Ausdruck meiner Geſinnungen zu entſtellen. Ich verläugne daher öffentlich dieſe vorgebliche Überſetzung u. ſ. w.« Das Original füllet einen Quartband von [illegible] Bogen Druck an, dahingegen jene Überſetzung nur 29 1/2 Bogen in 8. enthält. (Preis 8 Fr. bey Briſſot-Thiv[illegible]s.)

Druckfehler.

In Nr. 108 S. 978 ſteht Z. 8 zweyhundert, ſtatt zweytauſend, und Z. 18 ſteht anzunehmen ſtatt abzulehnen; dann im vorh. Blatt S. 1012 Z. 13 nach: laſſen. fehlt: kann.

Converſationblatt 1820, viertes Quartal.

Der vortheilhafte Ruf und große Abſatz des Converſationblattes ſind uns ſchmeichelhafte Beweiſe, daß das Publikum die möglichſte Erfüllung unſerer Verſprechungen, ſo wie die Billigkeit des Preiſes gütig anerkennt. Wir dürfen uns erlauben, zu erörtern, daß unſere Zeitſchrift an Mannigfaltigkeit, Gehalt und Intereſſe immer zugenommen hat. Daher hoffen wir auch, man werde die Verſicherung beglaubigen, daß dieſer innere Werth auch ferner fort ſteigen werde. Sehr bedeutende Vorräthe, Verbindungen ꝛc. ſetzen uns in den Stand, dieſe Zuſage wohlbegründet auszuſprechen. Der verhältnißmäßig ſehr geringe Preis bleibt derſelbe, nähmlich 18 fl. W. W. ganz-, 14 fl. halb- und 7 fl. vierteljährig; durch die k. k. Poſtämter 17 fl. halbjährig. Bey dem bevorſtehenden Schluß des dritten Quartales laden wir zur geneigten Pränumeration auf das vierte ein. Alles Frühere iſt noch um denſelben Preis zu haben.

Redaction und Verlag.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

114.

(Wien, Samstag den 23. September.)

Ontologiſche Neuigkeiten.

Von A. Rittig v. Flammenſtern.

XVII.

Das gehaltreiche, mit Sachkenntniß, Gründlichkeit und Umſicht verfaßte Werk des k. k. Hrn. Feldmarſchall-Lieutenants v. Maillard: »Die Mechanik der Gewölbe.« Peſth bey Hartleben, hat auch im Auslande jene gerechte Würdigung gefunden, die es im vollſten Maße verdient. Die Jenaer Literatur-Zeitung 1819 überſchätzt den gediegenen Werth desſelben nicht, indem ſie behauptet: — S. 400 — daß dieſes Werk als ein ausgezeichnetes claſſiſches in ſeiner Art, jedem, der ſich mit ſolchen Dingen zu beſchäftigen hat, unentbehrlich bleibt. Insbeſondere ſpricht die Erfahrenen im Fache die hierin aufgeſtellte neue Theorie der Gewölbe an. Der gelehrte und ſachkundige Herr Verfaſſer beweiſet nähmlich, daß der von den erſten Theoretikern angenommene Grundſatz: man könne auf die Reibung der Grundſteine gänzlich verzichten, und dieſe als unendlich glatt anſehen, falſch ſey, da ein Gewölbe von ſolchen Steinen gar nicht beſtehen kann, indem die untern Steine durch den Druck der obern ausgleiten würden. Er beleuchtet daher zuerſt die Reibung der Steine auf ihren wechſelſeitigen Berührungsflächen, und gründet auf dieſe die Statik der Gewölbe. Auch dasjenige, was hier über den Reibungswinkel, über die Drehbewegung, den Druck und das Setzen der Gewölbe, ſo wie über Strebe- Brückenpfeiler, eiſerne Brücken, dann über die Anwendung der neuen Theorie auf die Kuppeln mit und ohne Laterne geſagt wird, iſt mit einem bewundernswerthen Scharfſinn durchgeführet.

Öffentliche Blätter haben bereits das von Herrn Einsle erfundene Elfenbein-Papier für Miniaturmahler vortheilhaft beſprochen, doch nicht deſſen Bereitungsart erwähnt. Sie findet ſich in den Transactions of the society for the encouragement of arts, und beſteht in Folgendem: Will man einen Bogen dieſes Papiers von 17 Zoll Länge und 16 Zoll Breite verfertigen, ſo koche man 1 Pfund Pergamentſpäne mit 3 Maß Waſſer

4 bis 5 Stunden, gießet während dem Kochen, um das Verdünſtete zu erſetzen, Waſſer zu, und nachdem das Abkochen bewirkt worden, filtrire man die Flüſſigkeit durch ein Tuch, um den Satz davon zu ſondern, laſſe ſie erkalten, und man erhält ſonach eine dichte, gallertartige Maſſe. Nun nimmt man mehrere Bogen Zeichenpapier, trägt auf jede Lage die Maſſe ſo glatt als möglich auf, und leime ſo die Bogen zuſammen. Unter den Reſt der Maſſe wird ſodann etwas Pariſer Gyps gemiſcht, und dieſe Miſchung auf das Papier ausgegoſſen, deſſen Oberfläche hierauf mit feinem Glaspapier zu glätten kömmt. Der Angabe nach nimmt das Waſchen auf dieſem Papier die Farben viel beſſer weg, als auf dem Elfenbein, und man kann ohne Nachtheil auf ein und derſelben Stelle das Waſchen mehrere Mahle, wiederhohlen. Es duldet das Radieren, ohne die Oberfläche zu ändern; krümmt ſich nicht, wie dünnes Elfenbein, erhält ſich lang, und wird, dem Lichte ausgeſetzt, nicht gelblich, ſondern bleibt beſtändig weiß.

Unter den neueren Erfindungen verdient auch das Inſtrument, welches wir dem franzöſiſchen Arzt Laennec als ein wichtiges Hülfsmittel zu der meiſt ſo ſchwierigen Diagnoſtik der Bruſtkrankheiten verdanken, einer vorzüglichen Erwähnung. Auenbrugger und Corviſart haben zwar ſchon früher Hülfsmittel an die Hand gegeben, wie man ſich des Ohrs zur Erforſchung des innern Zuſtandes der Bruſt mit Vortheil bedienen kann; auch das Anlegen des Ohres an die Herzgrube und an andere Stellen der Bruſt leitete längſt ſchon die Aerzte bey der Diagnoſtik ſchwer zu erkennender Bruſtkrankheiten. Allein Laennec hat durch das von ihm erfundene, früher Pectoriloque, nun Stethoscope benannte Inſtrument, beſonders der Unbequemlichkeit der letztern Methode, meiſterlich abgeholfen. Dieſes Inſtrument beſteht aus einem Cylinder von Buchen- oder Lindenholz, von 1 Fuß Länge, der in ſeiner Mitte der Länge nach ſo durchbohrt iſt, daß die Wand ringsum eine Dicke von 6 Linien hat, die durchlaufende Öffnung aber 3 Linien im Durchmeſſer hält. Außen iſt er lackirt, und an einem Ende trichterförmig ausgeſchnitten, jedoch ſo, daß dieſer Ausſchnitt durch einen paſſenden Einſatz wieder ausgefüllt werden kann. In der Mitte iſt der Cylinder durch eine Schraube in zwey gleiche Theile geſondert, um ihn leichter tragbar zu machen. Bey dem Gebrauche dieſes Inſtruments hält man dasſelbe wie eine Schreibfeder, ſetzt dasjenige Ende desſelben, welches trichterförmig ausgeſchnitten iſt, auf die bloße Bruſt des Kranken, läßt dieſen mit dem Geſicht nach der vom Arzt abgewendeten Seite hindrehen, und ſorgt für möglichſte Stille im Zimmer. Das andere Ende des Inſtrumentes hält der unterſuchende Arzt an ſein Ohr. Iſt der Kranke ſo abgemagert, daß die Räume zwiſchen den Rippen tief ausgehöhlt erſcheinen, ſo muß man etwas Charpie oder Baumwolle an dieſen Stellen unterlegen, damit das Inſtrument überall vollkommen aufſitzt. Will man nicht ſowohl die Reſpirationsbewegungen in der Luftröhre und den Lungen, als vielmehr die Bewegung des Herzens wahrnehmen, ſo wird das trichterförmig ausgeſchnittene Ende des Inſtrumentes mit ſeinem Einſatze verſehen, welcher zugleich die Öffnung mit verſtopft. Der eigenthümliche Ton, welcher durch dieſes auf die Bruſt geſetzte Inſtrument gehört wird, während der Kranke ſpricht, iſt nach dem verſchiedenen Zuſtande der Bruſteingeweide verſchieden, und wird von Laennec eigentlich Petriloquie genannt. Bey einer geſunden Bruſt erforſcht ſich dieſelbe am beſten, wenn man dieß Inſtrument an die Achſelgruben, an die Verbindung des Bruſtknochens mit dem Schlüſſelknochen, oder zwiſchen die Wirbelſäule und den innern Rand des Schulterblattes ſetzt. Vorzüglich ſind die Herzkrankheiten und die Lungenſuchten diejenigen Leiden, in welchen Laennec ſeinem Inſtrumente am meiſten zutraut. Um jedoch dieſes Inſtrument für alle einzelne Fälle richtig anzuwenden, muß man es an einer großen Menge von Individuen, wie ſie ſich beſonders in Haupt-Spitälern finden, geübt, und die Erſcheinungen, welche dasſelbe gab, mit dem Erfunde der Leichenöffnungen verglichen haben.

(Schluß folgt.)

◆

Ye Mariners of England!

a naval ode by Tomas Campbell.

Überſetzt von G. J. Cohen.

Herr Thomas Campbell (geboren zu Glasgow 1778), Profeſſor des königl. Inſtituts in England, der berühmte Verfaſſer der Pleasure of Hope, der History of English poetry, with specimens and lives of the poets, der Gertrude etc. etc. luſtwandelt jetzt in den fruchtbaren Gefilden der deutſchen Literatur, und befindet ſich gegenwärtig in Wien's Mauern. Er iſt jetzt beſchäftigt, Materialien zu einem großen Werke, allgemein-literariſchen Inhalts, zu ſammeln. Wir glauben, dieſem unſern werthen Gaſt keinen ſprechendern Beweis von Achtung geben zu können, als wenn wir einſtweilen nachſtehendes Gedicht aus ſeinem jüngſten Werke: Gertrude of Wyoming, mit deutſcher Ueberſetzung von dem vortheilhaft bekannten Literator, Herrn G. J. Cohen, unſern Leſern mittheilen.

1.

Ye Mariners of England!
That guard our native seas;
Whose flag has brav'd, a thousand years,
The battle, and the breeze!
Your glorious standart launch again
To match another foe!
And sweep through the deep,
While the stormy tempests blow;
While the battle rages loud and long,
And the stormy tempests blow.

2.

The spirits of your fathers
Shall start from every wave; —
For the deck it was their field of fame,
And Ocean was their grave:
Where Blake and mighty Nelson fell,
Your manly hearts shall glow,
As ye sweep through the deep,
While the stormy tempests blow;
While the battle rages loud and long,
And the stormy tempests blow.

1.

Ihr Kriegesſegler Englands!
Die ihr die heim'ſchen Seen bewacht,
Ihr, deren Flagg' Jahrtauſend' ſiegte
Im Wogenkampf und in der Schlacht!
Laßt ruhmgekrönte Fahnen wehen,
Dem neuen Feind entgegen gehen;
Im Siegen Tiefen zu durchfliegen;
Es brauſen fürchterlich Orkane,
Es wüthe wildes Schlachtgetümmel,
Es pfeife ſtürm'ſcher Wind.

2.

Euch winken eurer Väter Manen
Von jeder Well' herab' —
Ihr Ehrenfeld war das Verdeck,
Der Ocean ihr Grab.
Wo Blake und Nelſon fielen,
Darf nicht der Männermuth erkuhlen,
Im Siegen Tiefen zu durchfliegen,
Es brauſen fürchterlich Orkane,
Es wüthe wildes Schlachtgetümmel,
Es pfeife ſtürm'ſcher Wind.

3.

Britannia needs no bulwark,
No towers along the steep;
Her march is o'er the mountain waves,
Her home is on the deep.
With thunders from her native oak,
She quells the floods below —
As they roar on the shore,
When the stormy tempests blow;
When the battle rages loud and long,
And the stormy tempests blow.

4.

The meteor flag of England
Shall yet terrific burn;
Till dangers troubled night depart,
And the star of peace return,
Then, then, ye ocean-warriors!
Our song and feast shall flow
To the fame of your name
When the storm has ceas'd to blow;
When the fiery fight is heard no more,
And the storm has ceased to blow.

3.

Britannia bedarf des Bollwerks nicht.
Sein Küſtenland nicht Burg und Wehr;
Auf Wogenbergen geht ſein Marſch,
Die Heimath iſt das tiefe Meer.
Von heim'ſcher Eiche donnert's herab,
Und ſtrömt die Flut hinab;
Und feuert, wenn's vom Ufer feuert;
Es brauſen fürchterlich Orkane,
Es wüthe wildes Schlachtgetümmel,
Es pfeife ſtürm'ſcher Wind.

4.

Mag Englands Wetterfahne
Noch immer furchtbar fliegen,
Bis nächtliche Gefahr vorüber,
Ein Friedensſtern iſt aufgeſtiegen.
Dann, Krieger auf dem Ocean!
Dann ſtimmen wir Siegslieder an
Und weihen dem Ruhme Feſt und Reihen;
Wenn Stürme hören auf zu brauſen,
Nicht mehr iſt hitziges Gefecht,
Nicht pfeifet ſtürm'ſcher Wind.

* * *

Rom, Römer und Römerinnen.

II. Feſte und Spiele.

(Schluß von Nr. 113.)

Die luſtigſte Traveſtie aller Thiergefechte iſt das Schweineſpiel (Giuoco al Porco), eine Unterhaltung des Landvolks.

Die Zuſchauer haben einen Kreis geſchloſſen. Darin ſieht man ein Schwein, mit Bändern geſchmückt, bunt bemahlt, und an ſeinem Halſe hängt eine Schelle. Es ſoll gehaſcht, niedergeworfen und feſtgehalten werden, welches keine leichte Aufgabe für die Jäger iſt. Denn jeder iſt in einem engen Sack von dicker, undurchſichtiger Leinwand eingeſchloſſen, der ihm über dem Kopfe zuſammengebunden wird, ſo daß die Verſchlingung eine Art von Polſter bildet, welches ihn gegen die Schläge verwahrt, denen er ausgeſetzt iſt. Der Sack hat nur zwey Löcher, durch die der Jäger die Arme ſteckt, um ſie frey bewegen zu können. In dieſer wunderlichen Vermummung ſtehen, oder liegen vielmehr die Jäger zu einem Kreiſe umher geordnet, und jeder hält einen Stock in der Hand. Jetzt wird das Schwein losgelaſſen, die Schelle klingt, die Säcke werden lebendig und tappen dem Klange nach. Das kleinſte Hinderniß, der ſchwächſte Stoß wirft ſie um; ſie faſſen ſich einer den andern, das Schwein ſpringt über die Verwickelten hinweg und galoppirt im Zickzak, klingelnd und grunzend im Kreiſe umher. Die Zuſchauer ſchreyen Bravo, lachen, ziſchen, pfeifen, und ſtoßen das Thier zurück, wenn es ihre Runde durchbrechen will. Der Klang der Schelle zieht die Jäger immer nach, ſie hopſen mit ihren zuſammengepreßten Füßen hinterdrein, ſchlagen mit den Stöcken um ſich, treffen den Compagnon oder deſſen Stock, und Andere fechten mit der Luft und ſtürzen mit jedem Fehlhiebe zu Boden.

Wer endlich das Thier erhaſcht und es feſthält, dem gehört es als Siegespreis. Der großmüthige Sieger begnügt ſich meiſtens mit der Ehre, und ladet ſeine Mitkämpfer und die Kampfrichter zu einer Mahlzeit ein, deren Zierde das bezwungene Thier zu ſeyn pflegt.

Unter den Spielen des römiſchen Volkes gibt es viele, welche aus der claſſiſchen Vorzeit ſtammen. Der ſteinerne Discus wird auf den Plätzen und Straßen, nahmentlich auf dem Campo Vaccino, fleißig geworfen und heißt la Ruzzica *). Das allbeliebte Spiel mit dem großen luftgefüllten Lederballe, welcher von Panzerhandſchuhen aufgefangen und in die Höhe geſchnellt wird, iſt nicht jünger: die Griechen haben ſich ſchon damit ergötzt, und die alten Römer nannten es Follis pugillatorius **). Bey uns treiben die Kinder ſolche Spiele, zur Übung der Kraft und Geſchicklichkeit des Leibes, hier werden ſie als ſchöne Künſte behandelt. Die Ballſpieler haben mehr Zulauf und Beyfall als Theater und Seiltanz, und werden nicht ſelten in den zierlichſten Sonetten beſungen. Die jungen Signori nehmen Unterricht bey ihnen und fordern ſich unter einander ritterlich auf den Ball heraus. In den Villen iſt ein grüner, ſchattiger Cirkus, mit Raſenſitzen umher, für dieſes Spiel beſtimmt ***). Die Damen ſchauen aufmerkſam zu und entflammen den Ehrgeiz der Ballſchläger, die in engen, dünnen, der natürlichen Form des Leibes angeſchmiegten Kleidern ſchwebend und ſchwankend, ſinkend und ſteigend, faſt in antiker Tanzbewegung, den plaſtiſchen Reichthum ihrer Glieder verſchwenderiſch entfalten. In der Stadt wird der nächſte beſte Platz zum Spielraum gewählt, wenn ein bequemer Hofraum fehlt, und der ungeladene Zulauf gibt nicht den geringſten Anſtoß. Warum? würden die Römer fragen: ſpielen wir denn ſo ſchlecht, daß wir uns vor Zuſchauern zu ſcheuen haben?

Dieſer angeborne Sinn für ſchöne gymnaſtiſche Kunſt, verbunden mit den glücklichſten Anlagen und Mitteln zu ihrer Ausübung, iſt ein Erbtheil aus der nackten antiken Welt. Es wäre unwichtig, noch mehrere einzelne Spiele anzuführen, deren Urſprung ſich aus dem Alterthum ableiten läßt; wichtig iſt, daß in Rom jede Leibesübung ſich auch unwillkürlich zu einem Kunſtwerke geſtaltet. Eine Balgerey von Traſteverinern kann Motive und Formen zu Heroenkämpfen geben. Der römiſche Nationaltanz, Saltarello, hat ebenfalls eine ganz antike Bewegung, und die Melodie desſelben gehört der neuen Welt auch nicht an.

Zwey Burſche ſtehen in Fechterſtellung einander gegenüber, mit offenem Munde und blitzenden Augen. Aber ſtatt der Waffen ſtrecken ſie die Fingerſpitzen aus und Einer guckt wild und gierig nach des Andern Händen und ſchreyt eine Zahl aus. Zuſchauer haben einen Kreis um ſie geſchloſſen.

---

*) Auch Ruzzola. Abgebildet in den Costumi di Roma von Pinelli, Bl. 16.

**) S. Plaut. Rud. III. 4. 16. Martial. XIV. 47.

***) Er ſollte Sphaeristerium heißen.

Das Spiel, das unſer Paar treibt, heißt la Mora oder la Morra, und wird von dem Volke in Rom und auf dem Lande mit Leidenſchaft geſpielt. Es hat folgende Regeln. Die Spieler ſtrecken gleichzeitig eine beliebige Anzahl Finger gegen einander aus, und wer ihre geſammte Anzahl zuerſt richtig ausruft, gewinnt: ohne Aufenthalt geht es dann weiter, Schlag auf Schlag, immer ſchneller und ſchneller, immer lauter und lauter. Der Vortheil iſt der, daß man ſtets die Zahl der eigenen Finger wohl im Kopfe habe, und ſie nicht ohne ſichern Willen ins Blaue hinausſtrecke, ſo daß man nur auf die Hände des Gegners zu ſehen braucht, und deſſen Finger hinzu zu zählen. Freylich aber erlaubt die raſche Folge kein Bedenken, und es gibt kein Spiel, das eine größere Geiſtesſchnelligkeit erfordert, als die Morra. Daher iſt ſie dem Italiener eigenthümlich, und kein Nordländer mag es darin mit ihm aufnehmen.

Die Morra iſt abgebildet in Pinelli's Gruppen, Blatt 13.

Schon Varro kennt dieß Spiel *) unter dem Nahmen Micare (digitis), und beym Cicero iſt bereits ein Sprüchwort von demſelben zu leſen: ein grundehrlicher Mann heißt: dignus, quicum in tenebris mices **). Denn dieſes Spiel wurde nicht allein zum Zeitvertreibe geübt, ſondern auch als Los gebraucht, beſonders zur Entſcheidung von Handelsuneinigkeiten. Kaiſer Auguſtus ließ zwey Schuldige, Vater und Sohn, durch die Micatio um Tod und Leben loſen ***).

Das Kinderſpiel, Ludere par impar, das zu den Steckenpferden gehört, muß nicht mit dem Micare verwechſelt werden. Wenn Kaiſer Auguſtus es zu ſpielen pflegte, ſo ſchreiben wir es auf Rechnung ſeines Geſchmacks an hübſchen kleinen Kindern ****)

Die Morra wird auch in Frankreich, beſonders in den ſüdlichen Provinzen, geſpielt, und heißt dort la Mourre. In Deutſchland iſt es nirgends zu finden; aber das alte Spiel: Fingerlein ſnellen, das der lateiniſchen Benennung ganz entſpricht, war ſicher die Morra der Italiener. Siehe Büſching's Wöchentliche Nachrichten 1816. Erſter Band. Seite 209 und 247.

Ein Spiel des Landvolkes iſt das Eimerſtechen, auf römiſch kurzweg la Secchia genannt. Es beginnt, wie alle Sommerbeluſtigungen, ein Paar Stunden vor Sonnenuntergang, wenn die Schatten ſo groß geworden ſind, daß Spieler und Zuſchauer in ihnen Platz finden. Die Scene iſt im Corſo, unfern dem Ausgange der Stadt gegen Aricia zu. Ein Paar Pfähle, mit Laub umwunden, ſind mitten auf der Straße in das Pflaſter eingegraben, beyde etwa anderthalb Mannshöhen meſſend und gegen eine gute Schrittlänge von einander geſchieden. Auf dieſen ruht eine runde Querſtange, die durch die beyden Handhabelöcher eines länglichen Eimers oder Troges gezogen iſt, ſo daß das Ganze mit dem hängenden Gefäße das Bild eines Galgens darſtellt. Eine Leiter ſteht an dem einen Pfahle, ein Mann beſteigt ſie und füllt den Eimer mit friſchem

---

*) Varro apud Non. 4. n. 303.

**) Cic. Off. III. 19.

***) Suet. Aug. 13. Einigen mag dieſes Los für ein Spiel zu ernſthaft geſchienen haben; daher die Leſart: dimicare.

****) Suet. Aug. 71 und 83.

Waſſer, das ihm andere Hände von unten herauf reichen. Dann taucht er einen weißen Zettel in das Waſſer und klebt ihn ganz unten an die Vorderſeite des Eimers an: es iſt ein ſchwarzer Reif darauf zu ſehen.

Jetzt beginnt das Spiel. Ein Bauer, auf einem Eſel ſitzend, mit einem alten durchlöcherten Hute und in einen weiten Mantel gewickelt, reitet gegen den Eimer an. Er trägt einen Stab mit einer eiſernen Spitze in der Rechten, und mit der andern Hand und den Füßen arbeitet er auf den Eſel los, um ihn in Trab zu ſetzen. So wie er den Eimer in Stoßnähe bekommt, zielt er mit ſeiner Lanze, legt dem Eſel die Hacken an, und ſticht — der bewegliche Eimer ſchlägt über und beſchüttet ihn mit der vollen, kalten Ladung von oben bis unten. Die Zuſchauer lachen und kreiſchen, aber er ſchüttelt ſich und zeigt triumphirend den in den Reif getroffenen Zettel auf dem Spieße. Augenblicklich iſt der Eimer wieder gefüllt und ein Zweyter reitet zum Stoße: die wunderlichen Geberden vor und nach der Taufe, die Bocksſprünge der gereizten Eſel und die witzigen Spottreden des Volks geben jeder Wiederholung eine kleine Überraſchung, ſo daß man ohne Langeweile dem Spiele bis zu Ende zuſchauen kann.

Es kommt bey dem Stoße darauf an, ſchnell und leicht gegen den Eimer zu rennen, ſo daß der Überſturz des Waſſers hinter dem flüchtigen Reiter herabfalle, oder doch nur den Schwanz ſeines Thieres treffen könne. Dieſem glücklichen Erfolge widerſetzt ſich nun zumeiſt die Tücke und Faulheit des Eſels, aber auch die zögernde Vorſicht des Zielens hemmt den Reiter in dem entſcheidenden Augenblicke, und doch will Jeder in den Reif ſtechen, denn es werden Preiſe dafür ausgetheilt. Alſo kreuzen ſich die Intereſſen auf ein luſtige Weiſe, und nur Derjenige ladet wohlverdienten Spott auf ſich, der aus Gewinnſucht ſich dem Waſſerfalle ruhig ausſetzt und durch das Stolpern ſeines Eſels oder ein anderes Mißgeſchik dennoch das Ziel verfehlt. Jeder Preis beſteht in einem Papetto, das iſt ein Zweypaulſtück, nach unſerer Rechnung etwa 20 kr. C. M.; die Gemeinde gibt das Geld und ordnet das Feſt, das auch durch die ausgeſtellten Wachen auf dem Spielplatze ſich als ein öffentliches kund gibt.

Far il Verde iſt der Nahme eines beliebten Spieles oder Scherzes in Rom. Seine Jahreszeit iſt der anbrechende Frühling, wann Gräſer und Bäume friſches Grün treiben. Dann ſchließt man mit einem Mädchen oder einer Frau den Vertrag zu einem Verde, beſtimmt die Dauer und bedingt die Strafe des Bruches. Nun haben beyde Theile daran zu denken, in jedem Augenblicke, zu Hauſe und auf der Straße, ein friſches Geraniumblatt bey ſich zu tragen. Begegnet Einer dem Andern, ſo frägt er: Avete il Verde? und fordert: Fatte vedere il Verde oder Fatte il Verde. Sogleich muß der Gefragte ſein Geraniumblatt zeigen und zum Zeichen der Friſche über eine weiße Mauer oder Säule ſtreichen, oder woran es ſonſt ſichtbar werden kann. Gibt das Blatt keinen grünen Fleck, oder hat er es zu Hauſe gelaſſen, ſo muß er die bedungene Strafe zahlen oder ſich dafür verpfänden. Eben ſo ertheilt der Vertrag das Recht, ohne Weiteres in die Stube der Spielgenoſſinn einzudringen, ſein grünes Blatt über die Wand zu ſtreichen, und von ihr dieſelbe Probe zu heiſchen.

Das Spiel währet gewöhnlich einige Wochen und iſt unter den vornehmen

Ständen gebräuchlicher als im Volke. Der Vertrag ſetzt eine genaue Bekanntſchaft zwiſchen beyden Theilen voraus, oder er ſoll ſie anknüpfen helfen. Mit einem Mädchen kann er daher nicht wohl ohne Einwilligung der Aeltern geſchloſſen werden, und da er öfters die Einleitung zu einer Verlobung geworden iſt, ſo ſchickt es ſich nicht, daß eine ledige Dame den Antrag dazu mache. Die Strafe wird nach dem engeren oder weiteren Verhältniſſe der Spieler feſtgeſetzt: hier Küſſe, dort Bonbons oder Sonette. Zuweilen gibt derjenige, der die meiſten Pfänder auszulöſen hat, nach dem Schluſſe des Spiels einen Ball oder ein Souper. Auch die Converſationen belebt dieſer geſellige Scherz: Einer ſucht dem Andern das Blatt heimlich zu entwenden und fordert dann die Probe, oder man läßt es gern aus den Händen fallen, wenn die zu zahlende Strafe erträglich iſt.

Allgemeine Novelliſtik.

In Nr. 102 vom 26. Auguſt des Converſationblattes findet ſich unter der Rubrik: allgemeine Novelliſtik, ein flüchtiger und gleichwohl höchſt zuverſichtlicher Artikel, deſſen Spitzen und Stacheln manchen Unbefangenen verletzt haben. Wir achten überhaupt jene Artikel nicht übermäßig, deren Verfaſſer ſchon a priori, bevor ſie noch das Buch aufgemacht haben, aufs Haar wiſſen, wie ihr Endurtheil darüber ausfallen werde!

Eine geographiſche Unrichtigkeit eröffnet den Reihen, und ein ſehr liebloſes, allgemeines Abſprechen:

»Die Gelehrten der Steyermark, worunter übrigens mehrere tüchtige Männer gezählt werden, haben es von jeher an ſich gehabt, über die literariſchen Erſcheinungen ihres Landes, ein enormes Aufheben zu machen.«

Dieſe Stelle erinnert uns an das wunderliche Streben mancher afterpatriotiſchen Zeitſchrift, die den unglücklichen Grimm über das täglich kraftigere Aufblühen einer wahrhaft reifen, nationalen Literatur in Öſterreich gar nicht mehr beſſer zu bemänteln weiß, als indem ſie ein anderes: caeterum autem puto, Carthaginem esse delendam, nähmlich einen erheuchelten Niobiſchen Schmerz voranſtellt über das abſichtlich und überall hervorgeſtellte, grundfalſche Factum: daß die öſterreichiſche Literatur im Auslande ganz über allen Glauben verachtet und verrufen ſey! — Wenn dieſe Journale auch nie oder ſelten mit voller Bruſt von irgend einer unbeſtreitbar vorzüglichen Hervorbringung der einheimiſchen Schriftſtellerwelt im erſten Augenblick Erwähnung machen, verſäumen ſie es doch gewiß niemahls, in Jahr und Tag, wenn etwa in irgend einem fernen Winkel eine recht hämiſche, hier und da wohl auch beſtellte Recenſion erſchienen iſt, mit Wehklagen darauf aufmerkſam zu machen, und jenes Lieblingsritornell von der äuſſerſten Verachtung der geſammten öſterreichiſchen Literatur im Auslande, mit einer die Frühlingsnachtigallen überbiethenden Beharrlichkeit, herunter zu trillern!!

Dieſes gelte keineswegs der vorliegenden oberflächlichen Notiz über des braven Fellinger Poeſien, ſonderlich es gilt blos, die Vaterlandsfreunde insgeſammt auf eine Thatſache hinzuheften, die der gerechten Rüge allzulange gänzlich entging, die viele Anfänger entmuthigt, die Frivolen vollends verſteinert und darum, wo ſie immer aufzüngelt, blitzesſchnell beachtet und zurechtgewieſen werden ſoll.

Wer die Gelehrten der Steyermark auch nur aus dem groſſen Verzeichniſſe des verdienten Dechant Winklern kennt, muß billig erſtaunen über ihren Reichthum an wackern Schriftſtellern. — Wer ſind denn die ſteyriſchen Gelehrten, die von jeher über die literariſchen Erſcheinungen ihres Landes ein enormes Aufſehn erregten. Waren es Puſch, Fröhlich, Caſar, Popewitſch, Biwald, Liesganig, Graf Purgſtall, Schäfersfeld, Tecker, Steyrer, Deibel, König, Hofrath Zeiller, Hofrath Hammer, Graf Vinzenz Batthiany, Weiſſegger, Füger, Kalchberg, Wartinger, Muchar ꝛc.? — Dieſer Fehler ſcheint auch in Steyermark wahrlich mehr extra curiam, als intra curiam, zu Hauſe zu ſeyn!!

Überdem ſind weder Dr. Kumpf, der patriotiſche Gründer der Carinthia und der kärntneriſchen Zeitſchrift, noch Profeſſor Beſt, Steyermärker!! Dieſe ganze Herausgabe ging aus Kärnthen hervor. Die ſteyriſchen Gelehrten kommen alſo ganz gratuitement zu jenem Compliment.

Über Eines wollen wir mit dem Verfaſſer jener Notiz nicht rechten, daß nähmlich Fellingers allzufeurigen Freunde ihm durch ein zu begeiſtertes Lob keineswegs unbedingt genützt haben: ein Fall, der ſich nur zu oft wiederholt.

Das Kunſturtheil ſelbſt iſt ziemlich nachläßig und ſchwankend, beynahe widerſprechend. — Fellingers Arbeiten ſollen »im Allgemeinen mittelmäßig, ſelten poetiſch, ohne Gabe zum Reim« ſeyn. — Dann werden wieder mehrere vorzüglich genannt, ſein Talent unbeſtreitbar, ſeine Sprache meiſt rein, mitunter kräftig. — Wo das Für und Wider einander das Gleichgewicht halten, war es wirklich vergebliche Mühe, ſich ſo heftig auszulaſſen. — Am wenigſten können wir beyſtimmen: »der Kampf mit dem Lindwurm ſey offenbar nichts weiter, als eine eben ſo kindiſche als flache Nachahmung Schillers«!! Daß ja der Drache auf dem Brunnen und im Wappen Klagenfurts auf den Verfaſſer nicht gar zu ſehr zürne! Das iſt eine der älteſten kärnthneriſchen Volksſagen, viel älter als die vom Rhodiſerritter und auch (der Tradition getreu) in ein ganz anderes Gewand gehüllt.

Fellinger gehört dem unvergeßlichen Jahr 1809 an, wo ganz Öſterreich auf den erſten Ruf ſeines theuern Kaiſers nur ein einziges großes Heerlager bildete, und bey aller convulſiviſch geſteigerten Kraft, ohne die mindeſte Verletzung der bürgerlichen Ordnung, ganz allein, ohne Bundesgenoſſen, ohne Fremden, in den Zweykampf trat mit dem angemaßten Herrn der Welt! — Jede heilige Aufwallung wird immer geborne Feinde in denjenigen finden, denen es an muthiger Selbſtverläugnung gebrach, ein Gleiches zu thun. Aber wer es immer treu gemeint, muß es mit Rührung wahrnehmen, wie 1809 Fellingers Vater, Bürgermeiſter in Fronleiten (wiewohl früher vom Feinde durch Brand und Plünderung geſchreckt), mit 62 Jahren, ſammt ſeinen, in glücklicher Verſorgung lebenden drey Söhnen, einer der Erſten in die Reihen der Landwehr trat, — wie der Dichter in der Schlacht an der Piave das Auge verlor, harte Kriegsgefangenſchaft duldete, das geliebte Vaterlandspanier nimmer verließ und voll tiefer Trauer ſtarb, weil es ihm nicht vergönnt war, Körnern gleich, mit der unheilbaren Wunde auch den Tod zu finden! Der alte Vater ſchlug die Penſion aus und diente fort, ſo lange noch Waffen klirrten. — Verdienen ſolche Männer nicht offene Ehre? — Wie wenn es Jemand recht roh herausgeſagt hätte, der herrliche Körner ſey auch keines eigentlichen Schlachtentodes, ſondern mal-à-propos, beym Angriff auf einige feindliche Mehlwagen umgekommen!? Solchem Wort könnte Niemand freundlich die Hand biethen. — Als Patriot war Fellinger Körnern gewiß gleich, wahrſcheinlich auch als patriotiſcher Dichter, wenn auch nicht als Dichter überhaupt!? — Der Verfaſſer vermuthet zum Schluſſe: vielleicht werde ſich Fellingers Talent im dramatiſchen Fache reicher entfalten. — Hier hat ſich Körner, der treffliche Lyriker, auch nie vom Discurs zur Handlung, vom zweckloſen und unbegreiflichen Abmartern, zur wahren Thatkraft, niemahls, als in einzelnen ſchönen Stellen, über die Mittelmäßigkeit unbedingt emporgeſchwungen.

Das Aufſuchen kleiner Ähnlichkeiten wird ſelten treffend. So hätten wir auch gewünſcht, die Anſpielung auf Oſſian und Camoens, wegen des in der Feldſchlacht verfinſterten Auges, wäre weggeblieben, — aber darum hat doch wahrlich auch Niemand behaupten wollen, Oſſian, Camoens und Fellinger ſeyen alle drey gleich große Dichter!! An Popularität fehlte es übrigens den Poeſien

Hellingers keineswegs. — »Öſterreichs Kaiſerthum, Schlachtgeſang, Landwehrmarſch, Huſarenmarſch, Fahnenweihe« beweiſen es. — Sein »Kampf des Rechts« wurde in Prag und Salzburg freudig eigens abgedruckt, und trug bey 1000 fl. für die Wittwen und Waiſen der bey Leipzig Umgekommenen. — So viel vor der Hand um der Überſchätzung von der einen und der Geringſchätzung von der andern Seite, ein billigeres Maß zu empfehlen!! — Mehrere Zuſchriften ehrenwerther Patrioten und unbefangener Zeugen der Wahrheit aus Klagenfurt gaben dieſer Berichtigung Anlaß.

Endlich iſt das Original der Oſſian'ſchen Gedichte aufgefunden worden. Man fand es zu Conner, in Irland, woſelbſt es ein iriſcher Mönch, Nahmens Terenz O'Neal, im Jahre 1463 niederſchrieb, in einer antik gearbeiteten Kiſte von Eichenholz. Die von Macpherſon herausgegebenen Gedichte Oſſians weichen bedeutend vom Originale ab. A. R. v. F.

Wie ſehr man auch in den Provinzen unſeres geſegneten Kaiſerſtaates ſich beeifert, Alles, was aus unſerem Kaiſerhauſe entſproſſen, mit der herzlichſten Innigkeit zu bewillkommen, erſehen wir unter andern auch aus einem Privatſchreiben aus Agram vom 10ten d. Kaum war es zur Kenntniß des daſigen Publicums gekommen, daß der zweytgeborne Sohn unſeres allgeliebten Monarchen: Se. kaiſerl. Hoheit der E. H. Franz Carl, Agrams Mauern betreten wird, als auch ſchon Behörden, Adel und Volk Alles aufbot, den ſeltenen Beſuch nach Würden zu empfangen. Die reichſte Beleuchtung erwartete Se. kaiſ. Hoheit, und als Höchſtdieſelben in dem Palais des Bannus von Croatien abſtiegen, durchhallte ein ununterbrochener Jubelruf der verſammelten Menge die Luft. Noch herzlicher war der Empfang im Schauſpielhauſe, wo bey transparenter Scene ein paſſender Prolog geſprochen, dann: »der Brief aus Cadix« gegeben ward. Das wiederkehrende Viratrufen während der ganzen Vorſtellung erlaubten Sr. kaiſ. Hoheit kaum Zeit zum Sitzen. Nachdem am folgenden Tage Höchſtdieſelben Vorſtellungen angenommen, die Aerarial-Gebaude, Büreaus und ſonſt Bemerkenswerthes beſichtiget hatten, geruhten Sie, Abends dem Ball beym Biſchof — zu dem zweyhundert Perſonen, worunter der ganze Adel aus der Umgegend Agrams, geladen waren — beyzuwohnen. Zugleich ward auch wieder ein großer Theil der Stadt ungemein ſchon beleuchtet. Am 11ten d. wohnten Se. kaiſ. Hoheit noch der Militär-Kirchen-Parade bey, und verließen dann unter den Segnungen aller Bewohner Agrams die Stadt, um Ihre Reiſe nach Warasdin fortzuſetzen.

Allen Freunden der Tonkunſt kann die Nachricht, daß wir nächſtens des genialen Abbee Stadler's herrliches Oratorium: »Das befreyte Jeruſalem,« in vollſtändiger Partitur erhalten werden, nicht anders als angenehm ſeyn. Die hieſige Steiner'ſche Kunſt und Muſicalien-Handlung, bekannt durch die trefflichen Ausgaben der Meiſterwerke der erſten Compoſiteurs älterer, neuerer und neueſter Zeit, aus allen Zweigen des Tonſatzes, hat auch den Verlag dieſes Stadler'ſchen Tonkunſtwerkes übernommen. Fora.

Druckfehler.

In Nr. 79, Novelliſtik: Sansfaçon in Peſth, muß es ſtatt: Partötök heißen: à Gyilkós.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Gräffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe), wöchentlich drey Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. W.W., durch die k. k. Poſt 17 fl. W.W. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

115.

(Wien, Dinstag den 26. September.)

Aus und über Ungarn*).

Ein neues höher potenzirtes Freudenleben hat ſich ſeit der Anweſenheit JJ. MM. des vielgeliebten Herrſcherpaares über die Bewohner der beyden Städte Peſth und Ofen ergoſſen. Es iſt eine frohe Geſchäftigkeit, ein freudiges Schaffen und Treiben, wie das heitere und glückliche Getümmel einer durch die längſt erſehnte Zurückkunft heißgeliebter Eltern, hochbeglückten Familie. Beyde Majeſtäten geruheten am Tage Ihrer Ankunft das Obſervatorium auf dem Blocksberge zu beſuchen, und da die Sonnenfinſterniß zu beobachten. Auch das Lagerſpital und andere ähnliche öffentliche Anſtalten wurden von Sr. M. beſucht, und huldreichſt in Augenſchein genommen. Den 11ten Abends wurden beyde Städte prächtig beleuchtet, und wer die Lage dieſer Zwillingsſtädte, die bloß durch den königlichen Iſter getrennt werden, kennt, wird geſtehen, daß eine zweckmäßige Beleuchtung hier zum höchſten Effecte geſteigert werden muß. Auf beyden Seiten der üppig illuminirten Schiffbrücke ſtiegen vier Obelisken ſtolz empor, und trugen Millionen Lichtlämpchen ans nächtliche Wolkenzelt. Tauſendfach rückgeſtrahlt, ſchwammen dieſe vier Flammen-Herkulsſäulen auf den majeſtätiſchen Fluthen der Donau und zitterten wie brillantene Agraffen auf den wogenden Lichttropfen. Der ganze Feſtungsberg ſchien in Flammencontouren farbig aufzulodern, und ſtrahlte und blitzte ſein ſtrahlenlockiges Haupt über die weitausgedehnten Städte herab. Von unbeſchreiblichem Eindruck war der brillantene Sternenkranz mit der einfachen Inſchrift: F. I. C. A., der von dem höchſten Gipfel des Blocksberges hernieder leuchtete. Es ſchien, als wären dieſe Chiffern ans Sternenblatt ſelbſt geſchrieben, und mit flammenden Zügen an die blaue Ätherdecke gezogen. Alle öffentlichen Gebäude prangten in verſchiedenen gleich ſchimmernden Feuerkleidern. Ausgezeichnet waren: das Comitat- und Rathhaus, die Caſerne, mit einfachen aber edlen und herzlichen Inſcriptionen, und von Privatgebäuden das Redactionsbureau der Pannonia durch edle und originelle Simplicität, wie das gräflich Sandor'ſche Palais, welches ein Enſemble mit dem Zeughauſe, Theater ꝛc. einem Feenpallaſte glich. Doch mit Neid ſchien Jupiter Pluvius auf dieſe Nachterhellung herab zu ſehen, und Äolus brachte einen Regenſchauer auf ſeinen tropfenſchweren Fittigen; aber kaum fiel der letzte freudeverderbende Tropfen, als aus der Verwüſtung die Beleuchtung wie ein Phönix wieder emporſtieg. Gegen 10 Uhr begann der Zug. Ein lebhaftes freudenvolles Vivat empfing und begleitete beyde Majeſtäten; der ſechsſpännige Wagen konnte nur langſam durch das Gewimmel durchkommen. Kurz, es war eine hochfeyerliche Nacht, und die zweyte Vigilie fand noch tauſend Fröhliche und Wonnetaumelnde in den taghellen Straßen.

---

*) Von demſelben Autor, der unter der Aufſchrift: der Sans-façon in Peſth, in unſerm Blatte ſchon ſo manche geiſtvolle Aufſätze geliefert hat.

D. Red.

Den 12ten beſuchten beyde Majeſtäten das hieſige Schauſpielhaus, in welchem bey doppelter Beleuchtung des äußern Schauplatzes die Maccabäer gegeben wurden. Ein dreyfaches jubelndes Vivat empfing das hohe Herrſcherpaar. Es war ein impoſanter Anblick, das hellerleuchtete Haus und die Logenreihen, die mit dem brillirendſten Schmuck und in der Nationaltracht gekleideten Damen zu betrachten.

Herr Profeſſor Müller aus Wien debütirte hier als Kunſtfeuerwerker am 10ten dieß Abends im Stadtwäldchen in: »der Wohnſitz des Gottes Mars, oder die Attribute der Glorie für Helden (!)« Wir müſſen geſtehen, daß wir von dem enormen Rufe dieſes Künſtlers und von der üppigen Dichtung und Compoſition der Ankündigung viel mehr erwartet haben. Es iſt zwar gäng und gebe, daß Ankündigungen goldene Berge verſprechen, wo wir nur Hügelchen ſehen, aber einen Cimboraſſo zu verſprechen iſt doch gar zu arg, wenn man nicht wenigſtens ein Rieſengebirge gibt! Herr Müller hat uns wohl ſehen laſſen, was er zu leiſten vermag; aber eben darum haben wir gerechte Urſache, zu fordern, daß er nicht glaube, für uns hier ſey auch eine Spielerey genug. Ausgezeichneten Beyfall erhielt ſeine ungewöhnliche Kunſt des Farbenſpiels und der Ausdauer des Feuers. Suum cuique!

Die Bülletins der Theaterneuigkeiten ſind ſehr unbedeutend. Unter den neulichſt eingerückten Muſenbeſatzungen zählen wir keine Heroen, und ſchwerlich dürften ſie lange hier cantoniren. Die Avantgarde machte ein Luſtſpiel in einem Acte: »Die Onkeley,« von A. Müllner. Das Echo heißt »ey! ey!« Dann: »Band und Halstuch,« Luſtſpiel in einem Acte von Thienemann. Band und Halstuch hielten das Stück nur locker zuſammen: indeſſen wollen wir dieſe Kleinigkeit nicht an der critiſchen Elle meſſen, da es kurz und ziemlich farbig iſt. Madame Walla (Lieschen) ſchlang ſich ein artiges Band in die Reihe ihrer Darſtellung. Die Arrieregarde, oder vielmehr einen Nachzügler und Marodeur des guten Geſchmacks machte »Ecús, Mond und Pagat,« von Roſenau. O weh! Klettenwurzeln auf einer Roſen-Au! Drey Finger voll gedörrter Bonsmots und eben ſo viel Hirſenkleye auf eine Infuſion von zwey Halbe Flußwaſſer, und vor dem Schlafengehen das Gehirn damit gewaſchen: prächtiges narcotiſches Mittel. Non omne trinum est perfectum!

Ein neues, intereſſantes, die ungariſche Literatur verdienſtlich bereicherndes Werk wird dieſer Tage bey dem fleißigen und umſichtsvollen Verleger Johann Thomas v. Trattner die Preſſe verlaſſen. Es führt folgenden Titel: »Geſchichte der hungariſchen Königinnen, von Entſtehung des Königreichs bis auf unſere Zeiten. Mit einem Anhang, die kurze Geſchichte Hungarns und deſſen Nebenländer, wie auch in Beylagen die großen Reiſen J. J. K. K. M. M. in den Jahren 1818—19—20, enthaltend. Verfaſſer iſt der durch frühere Werke bekannte Aemilian Janitſch, Profeß von Göttweich (Göttweih) und des berühmten Stiftes zu Monte Caſſino Mitglied. 1820. 8. 2 fl. geb. — Dieß Werk verdient ſehr, geleſen zu werden; die hiſtoriſchen Angaben ſind größtentheils aus authentiſchen Quellen geſchöpft, wie die dem Werke beygefügte Series der Autoren beweiſt. »In der Geſchichte gibt es einen Zeitraum, ſagt der Verfaſſer in ſeiner Vorrede, »über welchen hinaus keine Wahrheit zu ſuchen iſt. Nur Sagen und Dunkelheiten füllen jene Leere, aus welcher höchſtens aufgeregte Neugierde, nie aber verſtändige Wißbegierde Nutzen ſchöpfen kann; darum fängt meine Geſchichte vom Urſprunge des Königreichs an und reicht bis zum König Ferdinand I.« Und weiter unten: »Auch das Weib iſt Glied des Staates, Theilnahme und Sorge um des Vaterlandes Ruhm und Heil iſt auch der Frauen Recht und Pflicht; wo das Weib Sclavinn iſt, entartet der Mann zum Deſpoten; wo die Verachtung der Weiber Ton iſt, da wohnt die Unſittlichkeit; und vielleicht iſt der Verderbtheit höchſter Gipfel, wo dieſe Verachtung in Höflichkeit aus äußeren Ehren ſich hüllt.« — Der Druck iſt rein, das Papier mittelmäßig, doch haben ſich leider viele Fehler eingeſchlichen, da das Manuſcript, welches ich ſelbſt beſehen, ſehr unleſerlich war.

Die ungariſche Schauſpieler-Geſellſchaft zu Stuhlweißenburg fährt mit ihren Vorſtellungen wacker fort, und leiſtet manches Gute. Viel Vergnügen gewährten mir bey meinem letzten Streifzuge in jene Gegend die Vorſtellungen, welche dieſe National-Muſentempler bey einem von Stuhlweißenburg drey Viertelſtunden entlegenen Dörfchen (Mohà oder Mohan) alle 14 Tage einmahl, nähmlich Sonntags auf freyem Felde geben. Der gefällige und kunſtliebende Grundherr ließ ihnen daſelbſt einen ebenen grünbemoosten Platz niedlich mit Hollunderzweigen einfangen, Zelte, Wach- und Schildhäuſer, auch elegant decorirte Burgen ꝛc. mit vieler Mühe aus den Theater-Decorationen errichten. Die Einwohner der Stadt, der Geſammtadel der Umgegend ſind gewöhnlich zugegen, und wirklich machen große Helden-Schauſtücke ungewöhnlichen Effect; ſo hat mich die Darſtellung: »Graf Waltron,« verbunden mit dem Anblicke der zahlreichen gewählten Menge und dem Anblicke der großen freyen Natur, ſehr ergötzt.

— —lzer.

* * *

Ein Blümchen auf Joſeph Paſſy's Grab.

Der Frühling blühet und verblühet,
Das Leben glühet und verglühet;
Und in der allgemeinen Flucht
Beſtehet nichts mehr als die Frucht.

Die Früchte ſelbſt ſind auch nur Blüthen,
Die wieder andre Früchte biethen;
Und aller Blüthen letzte Frucht
Wird hier vergebens nur geſucht.

Im Meer der Zeiten blüht das Leben,
Und muß dem Meer die Blüthe geben;
Wie Pflanzen, die im Meere ſtehn,
Im Meere wieder untergehn.

Auf Wellen wird die That geſchrieben,
Von Wellen wird ſie fortgetrieben;
Und wie der Wellen Blaſenſchaum,
Erblickt man bald den Nachruhm kaum.

Der Sonnenglanz bemahlt die Welle,
Sie flieht; das Bild behält die Stelle.
Wie lange währet dieſe Pracht?
Der Tag verſinkt, ſtatt Bild iſt Nacht.

Die lange, ſtarke Hände haben,
Die glauben es in Stein zu graben:
Was ſteinſeſt Ihr und ewig meint
Iſt Eis, das ſchmilzt, wenn Lenz erſcheint.

Das Gute nur muß ewig blühen,
Das Ewige kann nicht entfliehen;
Denn ſternhoch über ird'ſche Flucht
Erhebt es ſeine Blüth' und Frucht.

Du ſchriebeſt Gutes, thateſt Gutes,
Und wareſt gut und frommen Muthes,
Und ſternhoch über ird'ſcher Flucht
Erblüht Dir Deines Hierſeyns Frucht.

Moritz Kornfeld.

* * *

Ontologiſche Neuigkeiten.

Von A. Rittig v. Flammenſtern.

XVII.

(Schluß von Nr. 114.)

Die von dem Neapolitaner Dr. Patrelli angeblich erfundene Methode, Abdrücke von alten Büchern auf Stein zu liefern, indem er die Blätter derſelben mit einer chemiſchen Solution befeuchtet, das Druckblatt dann auf Steinplatten abzieht, und dieſen Abdruck, wie wir in unſern chemiſchen Druckereyen, z. B. in der erſten hier in Wien entſtandenen, nähmlich jener des induſtriöſen und einſichtvollen Herrn Steiner ſehen, durch das Auffriſchen mit Schwärze ſo vielmahl abzieht, als er Exemplare des Widerdruckes haben will, iſt nur in ſo weit neu, als der Abdruck des aufgelöſten alten Druckblattes auf Stein geſchieht. Die Solution, um den alten Druck aufzulöſen, befindet ſich in mehreren vor 80 Jahren erſchienenen Kunſtbüchern. Man bediente ſich damahls derſelben, um Kupferſtiche und Holzſtiche abzuziehen, und von dem Abzug noch ein oder zwey Abdrücke zu erhalten. Das Auffriſchen mit Schwärze haben wir aber Herrn Sennefelder zu danken.

Aus München vertheidigt man die von Schadow beſtrittene Aechtheit des in der daſigen königl. Gallerie aufgeſtellten Raphael'ſchen Bildniſſes, — Ontologiſche Neuigkeiten XVI. — und behauptet, Schadow habe die Stelle in Vaſari, auf welche er ſich bezieht, gar nicht verſtanden; denn daſelbſt heiſſe es Seite 77 der Ausgabe 1568 ausdrücklich: — et a Bindo Altoviti fece il ritratto suo, quando era giovane, che è tenuto stupendissimo. Nun heißt dieß: für den Bindo Altoviti mahlte Raphael, damahls noch in Jünglingsjahren, ſein (eigenes) Bildniß, welches für ein bewunderungswürdiges Werk gehalten wird. Die Zweydeutigkeit des Pronomen suo iſt durch die Wortſtellung a Bindo Altoviti klar genug gehoben.

Die Times enthält nun nähere Details über das im Süden vom Cap Horn neu entdeckte Land. Es liegt im 62° 30' ſüdlicher Breite, und 60° weſtlicher Länge. Der Engländer Smith, Schiffmeiſter der Brigg William, hat es entdeckt. Er ſegelte im Februar d. J. 2 bis 300 engliſche Meilen lang weſtlich an den Küſten dieſes von ihm entdeckten, entweder feſten Landes oder von Inſeln hin.

Er nahm eine Küſtenkarte auf, landete, und nahm auf die gewöhnliche Art im Nahmen ſeines Souveräns Beſitz, indem er ſeine Entdeckung Neu-Süd-Schetland nannte. Nach ſeiner Angabe iſt die Küſte gebirgig, an Vegetation nicht arm, indem er an vielen Orten Tannen und Fichten entdeckte; doch ob es Bewohner habe, iſt ihm noch unbekannt.

Ungeachtet die Behauptung nicht neu iſt, daß es ein bedeutender Vortheil ſey, das Getreide zu ſchneiden, bevor es reif iſt, da uns der berühmte engliſche Landwirth Cooke ſchon früher damit bekannt machte, ſo iſt doch die zur Unterſtützung dieſes Satzes von Herrn Salle aufgeſtellte, und von Cadet de Vaux bekannt gemachte Theorie neu, nach welcher es zwey Zeiten der Reife gibt, nähmlich, die Reife, die das Wachsthum, und die Reife, welche die Zeit an ſich bewirkt. Schneidet man nun nach Salles Angabe, das Getreide 8 Tage vor der gewöhnlichen Zeit, ſo ſey es der gewöhnlichen Gefahr nicht ausgeſetzt, werde voller, größer, und bekomme den Wurm nicht. Als Probe, ob der Augenblick zu ernten wirklich da ſey, diene, wenn das zwiſchen den Fingern zerdrückte Korn wie Teig ausſehe, oder wie das Weiche des aus dem Ofen gekommenen Brotes, wenn man es zerdrückt. Das auf dieſe Art gewonnene Mehl ſey überdieß ſubſtantiöſer und geſünder als das von Getreide, das man bis zur gewöhnlichen angenommenen Reife auf dem Halm läßt. Wie ſehr durchkreuzt ſich aber dieſe Behauptung z. B. mit der würtembergiſchen Landesverordnung Tit. 22., wo durch Strafen dem Schneiden des Getreides vor der Reife — als der Geſundheit ſchädlich — geſteuert wird.

Merkwürdig ſind die Beobachtungen, welche Dr. Juſtinius Kerner im Würtembergiſchen über die tödtlichen Vergiftungen durch den Genuß geräucherter Würſte bekannt gemacht hat. Nach dieſen Beobachtungen zeigen ſich die geräucherten Leberwürſte am tödtlichſten. Von 24 Menſchen, die von dieſen aßen, ſtarben 12. Nach Kerner hat dieſes thieriſche Gift die meiſte Ähnlichkeit mit dem Gifte der Dipſas-Schlange, oder mit den angeblichen Wirkungen der aqua toſſana. Mehr hierüber findet man in den Tübinger Blättern, ſo wie im Morgenblatt.

Die Erfinder der Siderographie — Stahlſtecherkunſt — (Converſationblatt Nr. 96 d. J.) Perkins, und Faermann, ſind Amerikaner. Außerdem daß ihre Erfindung das wahre, vielleicht einzige Mittel darbiethet, die Verfälſchung der Banknoten zu verhüthen, wenden ſie ſelbe nun auch zur Vervielfältigung gravirter Kupferplatten an, indem ſie in die weichgemachte Stahlplatte den Stich der Zeichnung graben, die Platte härten, dieſe dann auf eine andere weichgemachte Stahlplatte abziehen, und ſich letzterer gehärtet als Matrize bedienen, die auf ſo viel Kupferplatten abgedrückt wird, als man zur Vervielfältigung der Kupferabdrücke an verſchiedene Orte verſenden will.

Bekanntlich hat Lapoſtelle, weil Verſuche ihm bewieſen, daß man mit einem Strohſeile von einem Zoll Länge das ſämmtliche electriſche Fluidum aus dem ſtärkſten Apparate ohne die geringſte Erſchütterung zu ſpüren, herausziehen kann, Strohſeile als Blitzableiter und ſelbſt gegen den Hagelſchlag vorgeſchlagen. Einer meiner Freunde ſchreibt mir aus Gr., daß ungeachtet er gleich nach Lapoſtelles Bekanntgebung verſucht habe, ſeine Felder durch Strohpfähle vom Hagel zu ſchützen, dieſer doch die ganze angehoffte Ernte verheerte, und der Blitz zweymahl in etwa 10 Fuß von den Strohpfählen entfernte Bäume einſchlug.

Während die Pariſer Dr. Lemare's Authoclaven — einer Vorrichtung zum Kochen, die in einem gänzlich verſchloſſenen, Topfe beſteht, in dem man mit einigen wenigen Kohlen in 30 Minuten Fleiſch vollkommen gar kocht, bewundern, und der hier anweſende erfindungsreiche Herr v. Czuliſſay Modelle zu einem Kochſpar-Apparate zur zweckmäßigen Holzerſparung anbiethet, finden hier unter der Leitung des geſchickten k. k. Ingenieur-Hauptmanns v. Martony im hieſigen Militär-Hauptſpitale die entſprechendſten Verſuche mit einem einfachen Kochdampfapparat zum Abkochen der Alimente Statt, die eine bedeutende Erſparung an Zeit, Holz und Kohlen nachweiſen; auch iſt die Suppe kräftiger als von dem auf die gewöhnliche Weiſe gekochten Fleiſche.

Allgemeine Novelliſtik.

In Nr. 63 der Intelligenzbeylage des Morgenblattes vom Monath Auguſt, ſo wie auch in der allgemeinen Zeitung ꝛc., berichtigt Herr Wirthſchaftsrath André unterm 11. May aus Brünn den unbedeutenden Verſtoß, daß man die allerdings leicht zu verwechſelnde Überſchrift verſchiedener Correſpondenzartikel ſeines Heſperus: »Wiener Beobachter,« für Auszüge aus der gleichnahmigen politiſchen Zeitung gehalten habe, da doch alle ſeine Mittheilungen durchaus Original ſeyen, da er »das Glück habe, einige zwanzig Correſpondenten zu zählen, die blos allein Wien für den Heſperus beobachten, daß er dergleichen in den meiſten Hauptſtädten habe und ſelbe: Prager, Peſther, Steyermärkiſcher ꝛc. Beobachter bezeichne.« —

Merkwürdig iſt der Eingang zur Aufklärung eines ſo geringfügigen Mißverſtändniſſes, das der erſte aufmerkſame Blick von ſelbſt behoben hätte. — Er lautet wörtlich alſo:

»Es iſt zu bedauern, daß die öſterreichiſche Literatur (leider nicht ohne Schuld) im Auslande ſo verrufen iſt, daß man auch ausgemachte Originalität nicht dafür gelten laſſen will, ſondern eher einen verkappten Nachdruck dahinter ſucht!!« (sic!)

In der That, wer ſollte da nicht unwillkürlich an die mancherley heilſamen Wahrheiten denken, die in Nr. 93 dieſer Blätter endlich einmahl ausgeſprochen wurden! — Konnte es denn bey dieſer unbedeutenden Berichtigung nicht ſein Bewenden haben, ohne ihr gleich eine Nationaliniurie an die Stirne zu ſetzen!? Niemand kann dieß patriotiſch, Niemand kann es wahrheitsliebend finden. — Iſt denn die öſterreichiſche Literatur wirklich im Auslande verrufen, und ſo verrufen, daß man ihr nicht einmahl Correſpondenzartikel über Tagsneuigkeiten und zum Theil höchſt ſchale Correſpondenzartikel, als Originalproducte beymißt, ſondern ſelbſt dieſe als Nachdruck anſieht?! — Gibt es nicht vielmehr tägliche Beweiſe ehrenvoller Anerkennung und Würdigung unſerer Literatur im Auslande? — Sollen ſolche Zeitungsartikel vielleicht dieſe gute Stimmung erhalten und ſteigern?! Iſt denn in den Tagen Nicolais und des Anſelmus Rabioſus etwas Herabwürdigenderes ausgeſprochen worden? — Welcher öſterreichiſche Originalſchriftſteller, der in ſeiner Wiſſenſchaft eine ausgezeichnete Stelle behauptet, hat ſich darüber zu beklagen, daß man ſeinen Werken die Originalität abſtreite und ſie für verkappten Nachdruck anſehe?! — Freylich in der

Fabriks-, Frag- und Kundſchaftsamts-Literatur ſieht man von einem Ende Deutſchlands zum andern erbitterte Gefechte über die Priorität und Originalität dieſes und jenes Correſpondenzartikels, mit allen juridiſchen Spitzfindigkeiten vom Vorkaufs- und Einſtands-Recht'! — Geht doch die Lächerlichkeit in dieſem Froſch- und Mäuſekriege ſo weit, daß vor einiger Zeit ein inländiſcher Kalender von einem andern, mit wichtiger Miene, des Plagiats beſchuldigt wurde, wegen der Einrückung des Bildes von Wien, durch Frau von Stael, in der bereits gedruckten, Jedermann offen ſtehenden Überſetzung des Buches: »sur l'Allemagne,« weil der Andere dieſe Stelle früher ausgezogen und ſich ſogar ſein Exemplar mit der Poſt habe kommen laſſen!! Es geſchieht zwar, hie und da, daß (wie die Frauen, um intereſſanter zu werden, beſtändig über Vapeurs klagen) Buchhändler, durch höchſt unnöthige Zeitungsberichtigungen und gefliſſentlich erregte Federkriege dieſem oder jenem Ladenhüter aufzuhelfen ſuchen. — Das Wiederabdrucken, auch der unbedeutendſten »Stimmen über den Heſperus« und jeder höchſt alltäglichen Zuſchrift, Dieſes oder Jenes ſey mit Wohlgefallen aufgenommen worden, das Wiederabdrucken jenes zweydeutigen Lobes eines Oken (!!) und das Erkennen einer öſterreichiſchen Iſis in Heſperus, gehören allerdings unter dieſen Geſichtskreis. — Jedem Verdienſt bleibe ſein wohl erworbenes Blatt des Ruhmes; aber wir können es unmöglich anders, als unpatriotiſch und anmaßend finden, ſo unbedeutende Gelegenheiten zur Provocation und zur Herabſetzung des einheimiſchen Verdienſtes aufgehaſcht zu ſehen! — Responsum non dictum, quia lacuit prior. — Jede Überſchätzung trägt ihre Ironie mit ſich, wie die Schnecke ihr Haus.

Anmerkung der Redaction.

Obiges, ſo wie das, was unlängſt in zwey andern Nrn. unſers Blattes über den Heſperus vorkam, iſt nur eine mit Anſtand ausgeſprochene Berichtigung oder Zurechtweiſung, welche man der guten Sache und der Nationalität ſchuldig iſt. Es iſt alſo nicht Schimpf oder Angriff, wie ein bekannter naſeweiſer Jüngling in einer Correſpondenznachricht eines auswärtigen Blattes zu ſagen ſich erdreiſtet. Allerdings iſt Hr. André ein Mann von Verdienſt. Unſere Zeitſchrift hat es an mehreren Orten auch gewürdigt, und thut es jetzt wieder. Das ſonſtige Verdienſt hat aber mit einem vorliegenden Fall anderer Art nichts gemein; es iſt eine Sache für ſich. Gegen ſie überhaupt iſt unſer Blatt nicht aufgetreten. Es handelte ſich um vaterländiſche Beziehungen. Da muß man, wenn man es redlich meint, die Würde haben ernſthaft, und den Muth, energiſch zu ſeyn. Das was im Converſationblatt gegen Hrn. André geſagt iſt, geht die Nationalität an, und hat ſonſt ſeinen guten Grund. Faßt Hr. André Alles von der rechten Anſicht auf, ſo wird er uns nicht grollen können, ja vielmehr unſeren Eifer für das Heimiſche anerkennen müſſen.

Schon beginnen die Almanache, dieſe hellen Boten eines neuen fröhlichen Jahres, nach einander heran zu gleiten, leichten goldgeſchmückten Barken gleich, mit flatternden Segeln, Fähnchen, Bändern und Blumengewinden. Wie anmuthig die hohen Frauen, glänzend geſchiente Ritter und milde Sängergeſtalten an die Ufer herübergrüßen und ſingen! Willkommen, freundliche Pilger! ſchallt es ihnen zurück, und wir wollen uns nun zuſammen umblicken in dem bunten Schwarm, mein günſtiger Leſer, damit Du eines oder das andere mit allen ſeinen heiteren Gaben hineinleiten könneſt in den Hafen, welcher Dir ſelber eine recht ſelige Ruhe gönnt.

* * *

Cornelia. Taſchenbuch für deutſche Frauen auf das Jahr 1821. Herausgegeben von Aloys Schreiber. 6ter Jahrgang. Der Herausgeber hat ſein Werkchen unter den mächtigen Schutz der Schönheit geſtellt, das wunderliebliche Abbild der Erbprinzeſſinn von Weimar, Marie Paulowna, an welche die Eignung lautet, leiht dem Titel deſſelben eine herrliche Bedeutung. — Des Inhalts größten Theil füllen Erzählungen. Den Reihen beginnen Fouqué's »Abendlieder«, welche hier und dort wohl in recht lieblichen Klängen aufrauſchend, dennoch ein unbebänglich befangendes Gefühl nicht zu verdrängen vermögen. Die Ritter ſind abermahl ſammt und ſonders wahnwitzig, den einzigen Philibert ausgenommen, der jedoch auch nicht allzufern davon iſt. Gullietta ſtrahlt dagegen als ein klares Bild neben Roſabianca's ſtarrer unheimlicher Schönheit, wie ein milder friedethauender Stern neben dem brennenden verderbenden Cometen. Schade um den herrlichen Sänger, der ſeit längerer Zeit die reine Poeſie ſeiner Schöpfung widernatürlich genug, durch carrikirte Leidenſchaft oder kindiſchen Zauber verunſtaltet. Sehr heiter erzählt iſt die »lombardiſche Sage« von W. Uthe Spazier geb. Mayer, wie auch die Novelle: »Schwanbild und Otho,« durch Helmina von Chezy: die letzte iſt nur etwas zu breit. Unter Schreibers Erzählungen iſt jene: »der närriſche Fiedler« benannt, an Grellheit der Farbe eine wahre Harlekinsjacke; die Narrheit, welche in dem ganzen Unding herrſcht, ſoll eigentlich nur im Kopfe des albernſten aller Knappen ſpucken; der arme Teufel hat ein ungewöhnlich ſenſibles Nervenſyſtem, und weiß es eigentlich ſelbſt nicht, warum er zum Narren wurde; wahrſcheinlich iſt dieß dem Verfaſſer beſſer bekannt. Gleichen Schritt mit dieſem Erzeugniſſe einer unglücklichen Stunde hält das dazu von Heideloff gefertigte Kupfer. Da kommen vollends noch Eulen und Schlangen hinzu, mit denen uns der Erzähler doch chriſtlich verſchont; auch hockt da ein italiſch bunt und kindiſch gekleideter Laffe, während die Perſon eigentlich ein barfüßiger und barhäuptiger Greis mit wild flatternden Locken ſeyn muß. Oder ſollte die Sache damit hübſcher werden? — Alltäglich iſt: »die Bekanntſchaft auf der Reiſe,« ſo wie »Alles um Liebe« nur einen freundlichen Titel hat. Lauretta von Starkenburg iſt ſelbſt für eine magere hiſtoriſche Skizze zu mühſelig vorgetragen, obgleich man Urſache genug hat, den allzu einfältigen Herrn von Stein aus voller Seele zu beklagen. Alle drey ſind gleichfalls vom Herausgeber. Aus der romantiſchen (?) Erzählung von Carl Geib läßt ſich zum mindeſten ein koſtbares Heilmittel des bitterböſen Liebesſchmerzes entnehmen; denn Almanſor, der frühern Liebe denkend, verläßt Zaiden, und dieſe dem Flüchtling im tödtenden Leide nachſtarrend, ſtürzt in die Fluth. Aber Solamir hat ſie gerettet — und nun heißt es:

»Noch blickt ihr Auge matt — doch rein verklaret —
Und danket ihm. Die fremde Glut entſchwand
Im Wellenkampf (!!) — ſie ruhn in Wonn' ergoſſen
Und neu iſt ihrer Seelen Bund geſchloſſen!« —

Wer hätte einem kalten Bade jemahls eine ſolche Wirkung zugetraut? dieſe Theorie muß Epoche machen. Unter den Gedichten ſind kaum ein Paar, vom Herausgeber, einiger Aufmerkſamkeit würdig.

So viel über den Inhalt. Die 6 Kupfer, gezeichnet von Heideloff, geſtochen von Fleiſchmann, verrathen weder in der Darſtellung noch in der Ausführung eine beſondere Liebe. Der Druck iſt, wie das Äußere des Taſchenbuches, anziehend. Hier in der Gerold'ſchen Buchhandlung zu haben. Preis 6 fl. 40 kr. Fein 7 fl. 30 kr. W. W. Eben ſo ſind in derſelben Handlung ſämmtliche in- und ausländiſche Almanache, Taſchenbücher, Kalender ꝛc. zu haben.

—l—

Briefen aus Canton zufolge ſoll der Druck von Hrn. Morriſon's chineſiſchem Wörterbuch den beſten Fortgang haben. Der zweyte Theil deſſelben wurde im April 1811 angefangen. Dieſer Band beſteht in 1000 gedruckten Quartſeiten, und enthält über 12000 der gebräuchlichſten chineſiſchen Charaktere, nebſt zahlreichen Beyſpielen. Im Februar 1819 waren bereits 600 Seiten mit 6000 Charakteren davon fertig. Der Druck aller Bände dieſes wichtigen Werks wird über 10 Jahre erfordern.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Gräffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe), wöchentlich drey Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 10 fl. W.W. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

116.

(Wien, Donnerstag den 28. September.)

Templer-Monumente in Ungarn.

Es herrſcht noch immer die Meinung, daß im Königreiche Ungarn die Tempelritter keine Beſitzungen, folglich auch keine Tempelhöfe gehabt haben. Allein dieſe Meinung wird nicht nur durch das Zeugniß älterer Geſchichtforſcher, ſondern auch dadurch widerlegt, daß ſich ungefähr 200 Schritte von der Weſtſeite des Dorfes Großpfiſtian im Neutraer Comitate wirklich noch zwey Capellen mit allen Zeichen templeriſcher Beſtimmung finden.

Leider iſt die Kirche, zu welcher dieſe beyden Capellen gehörten, und wovon eine zur Sacriſtey diente, die zweyte aber unter dem Nahmen der Marien-Capelle bekannt war, vor einigen Jahren vandaliſch zerſtört worden, um Schätze zu ſuchen. Überreſte des zerſtörten Mauerwerkes, von welchem noch zwey Bogen auf der linken Seite ſtehen geblieben, zeigen deutlich, daß außer den beyden kleinen Capellen, die Kirche unſerem Jahrhundert angehörte, und nur jene ein Denkmahl früherer Zeiten waren.

Beyde Capellen ſtehen dicht neben einander an der Oſtſeite des vormahligen Gebäudes. Die innere Höhe kann bey jeder etwas über 3 Klaſter, die Länge 2 ½ Klafter und die Breite 2 Klafter betragen. Das Gewölbe iſt gothiſch und die 6 tragenden Bogen ruhen auf 6 dreyfachen Säulen, deren Capitäler ſo wie die beyden Schlußſteine des Gewölbes durch ihre Verzierung ſich auszeichnen.

In der Capelle links nach der Anſicht (Marien-Capelle) ſtellt das Capital der linken Säule beym Eingang eine unförmliche, kleine menſchliche Geſtalt mit einem unverhältnißmäßig großen Kopfe vor, womit, ſo, wie mit beyden aufwärts ſtrebenden Armen ſie den ſpitzen Bogen trägt. Zwiſchen den aufwärts zuſammen gezogenen etwas zu kleinen Füßen hängt in der Mitte an einem Gürtel, der an die Hüften befeſtigt iſt, etwas ſchief hinab ein kleiner Dolch.

Das Capital der 2ten Säule zieren drey ſowohl nach dem Ausdruck des Geſichtes als dem Schnitt der Haare ganz verſchiedene, unbedeckte Männer-Köpfe, ſo wie ſelbe ihrem Ausdrucke nach ſich über dem Rieſenthore der St. Stephans-Kirche befinden.

Das Capital der 3ten Säule bilden verſchlungene Lilien.

Des Capital von der erſten Säule rechter Hand ſtellt eine weibliche Geſtalt vor, deren Attribute jedoch nicht deutlich mehr unterſchieden werden können.

Das Capital der 2ten Säule machen verſchlungene Lilien, und jenes der 3ten ein, dem Capital an der erſten Säule links gleichförmiger Kopf.

Der vordere Schlußſtein des Gewölbes iſt ein Chriſtuskopf, ähnlich dem Urbilde nach Leonardo da Vinci. Der rückwärtige Schlußſtein, welcher ſich nahe am Eingange befindet, ſtellt hingegen einen verzerrten, dem an der erſten Säule ähnlichen Kopf dar.

Die zweyte Capelle, in welcher ſpäter die Sacriſtey der Kirche war, ruht ebenfalls auf ſechs den vorigen gleichen gothiſchen Säulen, von welchen die erſte links eine ähnliche männliche Geſtalt, wie in der erſten Capelle als Capital, die erſte Säule rechts hingegen eine ſchön geformte weibliche ſchlanke Figur, die in ihrem Schooße einen Hund trägt, ziert. Die Schlußſteine des Gewölbes ſind den vorigen gleich, nur nicht ſo deutlich ausgedrückt.

Die in jeder Capelle befindlichen ſechs Fenſter ſind gothiſch, beyläufig 5 Fuß hoch und 2 breit, oben ſpitzig mit Steinverzierungen.

An der Mauer, wo beyde Capellen zuſammenſtoßen, war in ſpäteren Zeiten der Hochaltar der eingeriſſenen Kirche, auf welchem, noch vor kaum 40 Jahren, der Gottesdienſt gehalten wurde, und deſſen Altarblatt, den heiligen Stephan vorſtellend, in die unausgebaute Pfarkirche im Dorfe überſetzt wurde.

Hundert Schritte von beyden Capellen nach Weſten iſt der alte Brunnen von 4 Quadratſchuh ganz aus Quaderſteinen gebaut, mit wechſelſeitig hervorragenden Stufen zum Hinabſteigen. Das Waſſer, welchem man heilende Kräfte zuſchreibt, iſt vortrefflich, dient aber dermahlen zum Tränken des weidenden Viehes. Um dieſen Brunnen, in einem Kreiſe von beyläufig 2 Klafter im Durchſchnitt, ſtand vormahls eine runde Mauer, welche wahrſcheinlich eingedecket war.

Landleute erzählen, daß hier einſtmahls ein großer ungariſcher König mit ſeinem Kriegsheer gelagert, und die im Heere ausgebrochene Seuche durch die Kräfte dieſes Waſſers geheilt wurde. Eben ſo dunkel ſind die Sagen, welche noch unter eben dieſen Landleuten über die dortigen Kreuzherren und ſogenannten rothen Geiſtlichen, hauptſächlich aber über alte, auf dieſe Ruinen Bezug habende Schriften und Documente herrſchen, die ein in der Nähe befindlicher ausgezeichneter Gelehrter zuſammengebracht und in ſeinem Archive aufbewahrt haben ſoll.

Merkwürdig erſcheint in jeder Hinſicht dieſes Denkmahl grauer Vorzeit, und es wäre zu wünſchen, daß Sachverſtändige weiter nachforſchen und ihre Meinung öffentlich darüber ausſprechen möchten, um dieſe denkwürdigen Monumente dem Dunkel und der Vergeſſenheit zu entziehen.

W—

Mein Wunſch.

An Theone.

O ſchaffe mir, Gott Amor,
Bey deiner Fackel Schein
Nach deinem Bild ein Liebchen!
So wird's das ſchönſte ſeyn.

Vermähl' in Ihr mit Jugend
Haß gegen Unbeſtand,
Verdienſt mit Wundergaben
Und Scherzluſt mit Verſtand.

Wenn brüderlich du ſpendeſt,
Fehlt's an Bezaubrung nie.
Man ſeh' und höre täglich
Mit neuer Wonne Sie.

An Hymens Hochaltare
Gib Ihr die Freundſchaft zu!
Bekenne ſelbſt, daß dieſe
Getreuer iſt, als du.

Sie laſſ' in Roſenfeſſeln
Der Ehe glücklich ſeyn,
Und web' in Ihr Gewohntes
Den Reiz der Neuheit ein!

Gib, daß die Schönen alle
Sie loben ohne Neid
Und glüh'n, Ihr nachzueifern
In Liebenswürdigkeit! — —

Der Gott der Liebe, gnädig,
Hat mein Gebet erhört,
Und ganz in Dir, Theone,
Sein Abbild mir beſchert.

Erkenn' in meinem Liede
Der Züge Wahrheit an!
Klein iſt die Kunſt, zu mahlen,
Wo man nicht ſchmeicheln kann.

Haug.

* * *

Moſeh auf dem Sinai.

Legende aus dem Chaldäiſchen, von A. Pollak.

Des Himmels ſtrahlende Sphären ſenkte der Ewige gegen den Sinai herab; ſodann ſprach er zu Moſeh, dem mit ſeinem Zutrauen Hochbegnadigten: Erkenne, ſteige herauf; meines Pallaſtes Bewohner ſollen dir nicht Schrecken einflößen; ſie, welchen ſchon dein früher Vorfahr (Abraham) mit Muth gewaffnet entgegen trat. Glühend waren die Kohlen des Kalkofens bey Nimrods Feuer, und doch konnten ſie nicht die Füße deines Altvordern verſengen; eben ſo wenig mag das Feuer meiner Engel an dir zu haften; denn mit dir iſt eine Flamme, die jedes andere Feuer verzehrt. Ich bekleide dich mit meinem Purpurglanze, der jeden ſich nähernden Engel zu weichen nöthigt. Auch habe ich dein Haupt mit Strahlen der Herrlichkeit umgeben, ſo daß Niemand es wagt, dir zu nahen.

Halte dich nicht für zu gering, Moſeh! denn noch kenneſt du nicht die Größe der Liebe, die ich dir widme.

So wahr ich die von Ewigkeit lebende, in Ewigkeit dauernde Gottheit bin, dieſe Bildung deines Angeſichts habe ich ſchon entworfen, ehe ich noch die Höhen und die Tiefen begründet. Staunend ſtanden dazumahl die Herren der Höhe, ſprechend: Wer iſt dieſer Gaſt hier? Geſtattete Gott dem Fleiſch und Blut bis hierher zu nahen, und ſollen wir deſſen Diener ſeyn? — Als hierauf den Engeln bedeutet wurde: Dieſen Gaſt will ich euch zu erkennen geben. Seiner Demuth wegen nennet man ihn nur den Hirten meiner Kinder; er aber iſt der Vertraute meines Hauſes. — —

Die Himmel ſenkten ſich nun herab, die Erde erhob ſich, und Moſeh ſtand zwiſchen den heiligen Thiergeſtalten. Es zitterten die Planeten, als Moſeh dem verſchleyernden Nebel ſich nahte. Die Engel erbebten, ihr Haupthaar ſträubte ſich plötzlich empor, da auch Jakobs Bildniß ſich ihm entgegen neigte.

Steige herauf und nähere dich, Hirte meiner Kinder, erſcholl es vom Throne des erhabenſten der Könige. Haue dir aus zwey Tafeln vom Sapphir, der ſich unter dem Throne des ewiglebenden Königs befindet!

Freude erfüllte das Herz Moſeh's; mit Wonnegefühl ſah er, daß der Allbarmherzige ſein Vertheidiger war. Nun nahten die Engel dem Throne des Gebieters der Welten. Wir bitten dich, ſprachen ſie, daß er nicht über uns befehle. Die Spitze des Felſens zerbrach er mit ſeinem Stabe; vielleicht, daß er einſt uns zu verdrängen verſucht.

Da ſprach der Allmächtige zu Moſeh: Fürchte nichts; meine Zuſage wird deine Stütze ſeyn. Geh hinab, und nimm meine Lehre mit dir; da ich dich treu gefunden, wie nie einen meiner Propheten.

Allgemeine Novelliſtik.

Im k. k. Hoftheater nächſt der Burg wurde am 19. September zum erſten Mahle gegeben: **Das Kammermädchen**; Luſtſpiel in 1 Aufzuge (nach dem Franzoſ. des **Longchamps**, betitelt: *A-t-il perdu?* — von Herrn **Caſtelli**). — Allerliebſt iſt der Knoten dieſer artigen Kleinigkeit geſchürzt und gelöſet. Ein junger Mann verkleidet ſich als Kammermädchen, um in der Nähe ſeiner Theuern zu ſeyn. Dieſe iſt aber ſchon die Braut eines Andern, von ſehr heftiger, eiferſüchtiger Gemüthsart. Um deſſen Selbſtbeherrſchung zu prüfen, wird veranſtaltet, daß die vermeintliche Zofe in Mannskleidern der Braut eine Liebeserklärung mache. Der Andere iſt ruhig dabey, weil er merkt, daß es die Prüfung gilt. Als aber der doppelt Vermummte in der Begeiſterung des Glücks ſeinen eigenen Nahmen ausruft, kann Jener ſich nicht mehr bezähmen, und fordert den ſcheinbaren Nebenbuhler zum Zweykampfe. Doch ſchnell klärt das Räthſel ſich auf, und dieſer begehrt und erhält ſogar die Schweſter ſeiner erſten Geliebten, in die er ſich während den Intrigue-Verhandlungen verliebt hatte, zur Frau. — Dieſer letzte Zug iſt freylich etwas ſtark romanhaft, aber bey leichten Kleinigkeiten dieſer Art, beſonders franzöſiſcher Abkunft, nimmt man es nicht ſo genau. — Die Darſtellung ging trefflich vor ſich; doch darf bemerkt werden, daß zur Zofe ein etwas zu corpulentes Individuum gewählt war, und bey der Rolle des Aufbrauſenden die Farben vielleicht etwas zu grell aufgetragen wurden.

Den 21ſten wurde in demſelben Theater zum erſten Mahle aufgeführt: **Blind und lahm**; Luſtſpiel in 1 Aufz. von Ludw. **Robert** — Eine kleine Liebesneckerey von drey Perſonen, mit Leichtigkeit und Geiſt durchgeführt. Die Geliebte ſtellt ſich erblindet, der Liebhaber aus dem Felde kehrend, gelähmt. Der erſten Onkel, beydes wiſſend, verräth auch Beyden die Art der Liebesprüfung. Dennoch üben ſie ſie an einander, und da ſich ihr Ernſt und ihre Innigkeit bewähren, ſo geben ſie die Täuſchung auf und ſchließen den ewigen Bund. — Ob es nicht zuträglicher geweſen wäre, wenn der Onkel nicht ausgeſchwatzt hätte, wollen wir dahin geſtellt ſeyn laſſen. — Das Spiel konnte nicht anders als gehaltvoll vor ſich gehen. Dieſer Oberſt jedoch war für **dieſe** Nichte zu jugendlich. Beyde Luſtſpiele fanden Beyfall.

»**Errichtet Spar-Caſſen!** Worte eines **Menſchenfreundes** an alle Eltern, Seelſorger, Schullehrer, Fabriks-, Handels- und Dienſtherren« — Dieß iſt der Titel einer kleinen Schrift, welche ſo eben bey Herrn **Strauß** hier erſchienen iſt. In dieſem Büchlein wird mit Klarheit und Gründlichkeit in Kürze auseinander geſetzt, was eine Sparcaſſe eigentlich iſt, und welche bedeutenden Vortheile, beſonders für die untern Volksclaſſen durch ſie hervorgehen. Beweiſe davon hat ſchon die in der **Leopoldſtadt** errichtete geliefert. Es iſt nun noch zu wünſchen, daß auch die andern Vorſtädte ſolche heilſame Anſtalten für ihre Bezirke errichten möchten, damit der ſchöne Zweck dieſer, beſonders in den jetzigen Tagen doppelt wichtig werdenden Einrichtung ſchneller und allgemeiner erreicht werden möge. Dazu fordert der würdige Herr Verfaſſer eindringlich auf. Und wahrlich! wer die Bedeutung einer Sparcaſſe und ihren ſegenvollen Einfluß kennt und erwägt, wird lebhaft wünſchen müſſen, daß dieſes reich bevölkerte Wien deren bald mehrere möge zählen können. »Damit,« ſagt der Verfaſſer, »eine Sparcaſſe auch in den übrigen Vorſtädten, auf den übrigen Gründen beſtehen könne, benöthigt es jezt, wo wir ein Vorbild in der Leopoldſtädter Anſtalt haben, nicht mehr als den Willen braver Eltern, Seelſorger, Schullehrer, Fabriks-, Gewerbs- und Dienſtherren, und einiger vermöglichen Menſchenfreunde.« — Da es nun an dieſem Willen unmöglich gebrechen kann, ſo läßt ſich wohl mit Zuverſicht die baldige Erfüllung dieſes humanen Aufrufes erwarten. Die Sache iſt äußerſt einfach, um ſo mehr, als ein ſolcher »Verein zwar den Schutz der Regierung genießt, allein unabhängig von allem Einfluß irgend einer Behörde, eine Privatgeſellſchaft iſt«*) Es kommt alſo auch hier nur darauf an, daß ein Einzelner den Anfang mache, und gleichſam den Anſtoß gebe. Obige Schrift iſt bey Herrn Strauß um 10 Kr. W. W. zu haben, und der Ertrag von dieſem, ſchon um ſo manche milde Zwecke verdienten Bürger dem Sparcaſſenfond ſelbſt gewidmet. Noch erübrigt uns, dem hochgeehrten Herrn Einſender dieſes Büchleins, der ſich um die Errichtung und Förderung der Leopoldſtädter Sparcaſſe ſo überaus verdient gemacht hat, und raſtlos fortfährt, ſich für dieſe Anſtalten zu verwenden, unſern wärmſten Dank für dieſe neue Gelegenheit abzuſtatten, unſern Eifer für dieſe gute Sache an den Tag legen zu können. Alſo: Errichtet Spar-Caſſen!!

Unlängſt iſt hier angekommen: W. G. Becker's Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen, auf das Jahr 1822. Herausgegeben von Friedrich Kind. Auch dießmahl hat der uns allen werthe Kind viele, mitunter recht glänzende Gaben gebracht. Sie gehören wohl alle der romantiſchen und idylliſchen Poeſie an; dennoch hält ihre Mannigfaltigkeit jede Ermüdung fern, und ſelbſt der eigenſinnige Grübler wird an dem Farbenglanz einer oder der andern Reiz entdecken. Ein dramatiſches Idyll von Eduard Gehe, genannt: »Bilder aus der altgriechiſchen Hirtenwelt,« erſcheint zuerſt. Unſchuld, Friede und Kindlichkeit ſind die milden Grundtöne dieſes heitern Gemähldes. Klar und fröhlich, wie die Gewäſſer ihrer Wieſen, in welchen der Himmel gern ſich ſpiegelt, fließt das Leben dieſer reinen Geſtalten dahin. Keine Leidenſchaft ſtört ihre Freuden, hier verlor die Liebe ihren Stachel und ſelbſt der Tod trägt das bunte Kleid ſeines jüngern Bruders — des Schlafes. Der Dichter hat ſich ein ſchön grünes Blatt für den künftigen Kranz gepflückt. Kinds Erzählung: »der Liebe Wahn,« erregt Theilnahme und iſt vorzüglich gut geſchrieben. Die Cataſtrophe iſt neu und unerwartet, dürfte jedoch wie der Charakter des jedenfalls allzu kranken Baronets Athol ſelbſt die gläubigſten Seelen kaum befriedigen. Herrliche Bilder ſind Richmond und ſeine Gattin. »Die luſtigen Muſikanten,« Erzählung vom Grafen Loeben, hat Poeſie, ein zu ſinkes Ende, und ſcheint überhaupt in Fouqué'ſcher Manier — leider muß man ſagen Manier — ausgeführt. Recht unbehaglich erſchien uns dagegen der Kirchgang, erzählt von Guſtav Schilling. Das riecht ſo abgeſchmackt nach albernen Ammenmährchen und todtkranker Empfindeley, daß man das Ding, welches doch gar keinen Zweck hat, recht gern beendet ſieht. Unbedeutend iſt Louiſens Brachmann »Unmöglichkeit.« Unter den in guter Auswahl gegebenen Gedichten findet ſich manches der Auszeichnung werth. Dazu gehören mehere von Haug, Tiedge, Kind, Nordſtern, Kuhn, Krug, Conteſſa, Hell, den Baronen Houwald, Lichtenſtein und Malsburg, endlich von den Grafen Knipphauſen und Kalkreuth. Unter den Dichtern unſerer Kaiſerſtadt findet man genannt: Grillparzer, Deinhardſtein, Baron Schlechta, Caſtelli und Baron Zedlitz. Es fällt mir ſchwer, zu ſagen, daß Grillparzer das Schwächſte darunter lieferte. Caſtelli's »der Liebe Bedeutungen,« laſſen ſich leſen, wenn man ſie mit des Dichters gewöhnlichem Maßſtabe mißt. Der Jäger und der Widerſchein, Gedichte von Baron Schlechta, ſind zart und lieblich, beſonders iſt die Situation des letzteren rein poetiſch. Beyde Stücke von Deinhardſtein athmen Leben und Gefühl, wie auch »Herzinnigkeit« von Baron Zedlitz recht innig klingt.

---

*) Worte des Büchleins.

Weitere gefällige Zugaben dieſes Taſchenbuches ſind die Muſikcompoſitionen von Carl Maria v. Weber, Methfeſſel, Dozauer, Minna Schütze, Franz Schubert in Dresden, Gyrowetz und Franz Schubert in Wien. Minder glücklich als die andern zeigten ſich dabey Dozauer und beſonders Franz Schubert in Dresden, der mit ſeinem Wiener Nahmensbruder keinen Vergleich aushält. Die von Ramberg gezeichneten, von Fleiſchmann geſtochenen Kupfer ſind meiſt niedlich, und dieß iſt vor der Hand hinreichend für ein Taſchenbuch. Die Aufgabe für die in fünf Umriſſen gegebene Charade: Nachtlager zu Granada, iſt nicht glücklich gewählt. Faſt mehr noch als plump iſt die Darſtellung des zweyten und dritten Werkes. Überhaupt hat Kind die bildende Kunſt ſo viel möglich, obgleich dießmahl weniger als ſonſt mit eigenen Erzeugniſſen beauftragt — und wiewohl ſelten ein würdigerer Gegenſtand dafür erſcheint, ſo wird er dennoch hoffentlich nichts dagegen haben, wenn man auch dieſen leiſen Anſchein von Eigenliebe gern verbannt ſähe. Das Aeußere iſt zierlich. (Hier zu haben in der Gerold'ſchen Buchhandlung. Preis 2 fl. 45 kr. C.M. Prachtausgabe 4 fl. 30 kr. C.M.) B—r.

In der Gerold'ſchen Buchhandlung iſt zu haben: Penelope. Taſchenbuch für das Jahr 1821, Herausgegeben von Theodor Hell. 10ter Jahrgang. — Die berühmte Nonne Roswitha mit der bedeutungsreichen Miene empfängt den Leſer an der Pforte des freundlichen Gärtchens. Die Ausführung des Bildes durch Ludwig von Schnorr iſt, einige Härten abgerechnet, des Meiſters würdig. Neun Erzählungen und zwölf Gedichte von bekannten Schriftſtellern bilden den Inhalt des Werkchens, das ſeinen gleichnahmigen Vorgängern nicht nachſteht. Unter den erſteren iſt »der Birnbaum« von F. Kind anmuthig vorgetragen, obgleich mehr erwartet als gegeben wird. Überhaupt ſind die nach dem Zeitgeſchmacke gebildeten Erzählungen meiſt einem fingerlangen Figürlein in einem breiten, mit Seen, Bäumen, Blumen und Sternen beſtens geſchmückten Landſchaftsſtücke zu vergleichen. Die Begebenheit iſt unbeſchreiblich mager, während ſich der Dichter im Herausputzen der Nebendinge zu erſchöpfen droht. Reicher an der Idee iſt Houwalds »Begräbniß,« — und nach der Angabe des fruchtbaren Romanenvaters Lafontaine copirte Agnes Franz in »Geiſt und Gemüth« ganz in der Stille ein nicht unebnes Bild zuſammen. Minder glücklich im Nachmachen war Methuſ. Müller in ſeiner Erzählung: »Was ſeyn ſoll, ſchickt ſich wohl.« »Die Freunde von Terai« von Baron Miltitz, ſo wie »Schön Siſi, oder die Entſtehung(?) — ſoll doch wohl heißen Entdeckung — der Alpenroſe« von Carl Lebrün, leſen ſich artig. Beſonders flach kamen uns vor »das Beichtkind« von Guſtav Schilling und »der Handſchuh« von Fried. Gleich. Unter den im Vergleiche mit anderen Taſchenbüchern ſehr ſparſam gewählten Gedichten wird der Leſer jene von Th. Hell, Arthur vom Nordſtern, Fried. Kind und Baron Schlechta mit Theilnahme überblicken. Nach dem Vorbilde der »Minerva« hat der Herausgeber dießmahl eine Gallerie aus Schillers Gedichten nach Ramberg, zur gefälligen Zierde angefügt. Sie enthält ſieben Momente aus dem Liede von der Glocke. Wie der Gedanke überhaupt alt iſt, ſo ſah man wohl auch jedes einzelne Stück ſchon weit beſſer. Für das am mindeſten Mittelmäßige in der Gruppirung halten wir den Erndtekranz (Blatt 6), für das Mißlungenſte »des Jünglings Rückkehr« (Blatt 2), die übrigen ſchlendern ſo den Weg der Gemeinheit zufrieden dahin. Das Äußere der Penelope hat das gewöhnliche Geſicht ſeiner Collegen. Der Druck iſt nicht freundlich. Preis 2 fl. 15 kr. C. M. Feine Ausgabe 3 fl. 15 kr. C. M. B—r.

Der erſte Band des Theaters der Magyaren iſt bereits erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben. Der Inhalt deſſelben iſt: die Tartarn in Ungarn; Ilka, oder die Beſtürmung von Griechiſch Weiſſenburg, und Stibor Vaida: ſämmtlich Originalſchauſpiele von Carl von Kisfaludy, jenem talentvollen magyariſchen Dichter, der ſeiner literariſchen Fruchtbarkeit wegen, ungeachtet ſeiner Jugend, von Vielen der ungariſche Kotzebue genannt wird.

Die Stoffe dieſer Dramen ſind aus der ungariſchen Geſchichte geſchöpft, und ganz geeignet, der ſo viel Treffliches verſprechenden Sammlung ungariſcher Schauſpiele zum Eingange zu dienen, und ſie zugleich mit dem Gepräge eines würdigen Nationalgutes zu ſtempeln, da ſie auch wirklich in jeder Beziehung Eigenthum der Nation ſelbſt ſind, deren Geſchichte von beſingenswerthen Begebenheiten voll, und ſomit gleichſam Elements ſowohl der dramatiſchen als auch der epiſchen Poeſie iſt.

Die Fabeln dieſer Stücke ſind unſern Leſern bereits aus früheren Nummern dieſer Zeitſchrift bekannt, und ſo bleibt uns denn nur mehr die angenehme Pflicht, der verdienſtlichen deutſchen Überſetzung und der geſchmackvollen Ausſtattung dieſes I. Theils geziemend zu erwähnen.

Georg von Gaal ſcheint die über ihn ausgeſprochene, ſo ehrenvolle Behauptung: daß er wirklich vorzugsweiſe geeignet ſey, die Werke der magyariſchen Dichter zu überſetzen, durch dieſe ſeine Arbeit ſo gründlich zu bewähren, daß wir, unbeſchadet der vortheilhaften Meinung, die wir von ſo vielen anderen gelehrten Magyaren haben, obige Behauptung unbedingt unterſchreiben.

Seine Überſetzung leiſtet faſt durchgehends das, was von dieſer Art literariſcher Arbeit ſich billigerweiſe fordern läßt. Seine Sprache iſt rein, edel und ungekünſtelt, ſein Vers leicht fließend, und nur in Fällen, wo der, man möchte ſagen: caprizioſe Sinn des Originals es durchaus erheiſcht, in Sylbenzahl und Maß verſchieden.

So finden wir z. B. in Ilka, erſter Aufzug, erſter Auftritt, eine an ſich ſehr ſchwierige Stelle des Originals überaus glücklich gegeben:

Alexis.

Wie fügt der Himmel doch ſo ſonderbar
Der Menſchen Schickſal: Ilka! —
Bald wanderſt du hinab in dein Gefängniß,
Und trägſt der Ketten Laſt; — und dennoch biſt
Du glücklicher als ich; denn Glück verheißt
Dir ja die Zukunft; freundlich lächelt dir
Manch heitres Bild entgegen; ſüß Behagen
Erwartet dich; — indeß ein ſchwer Gewölk
Um meines Lebens Morgenröthe nachtet.

Ilka.

Wenn deine Jugend dir, wenn Herzensruh
Genügt, was könnte dir
Des Lebens Blüthentage trüben?

Alexis.

Wohl denk' ich einer Zeit, wo Himmelsfriede
In meinem Buſen wohnte, wo die Stunden
Des ſorgenfreyen Lebens, im Geleite
Unſchuld'ger Freuden, leicht dahin mir floſſen; —
Jetzt wechſeln ſchwer bewegte Seufzer, jetzt
Nur hoffnungsloſe Qual in meinem Herzen!
Ein peinliches Gefühl verſcheucht
Der Jugend goldne Morgenträume,
Und jeder Hoffnung keimendes Gebilde.

Ilka.

Iſt dieß nicht Kleinmuth? ꝛc. ꝛc.

Das Äußere des Buches macht dem Geſchmacke des Herrn Traßler wirklich Ehre; das Werk iſt auf hübſchem Papier, mit ſehr ſchönen Lettern gedruckt und im Ganzen ſehr gefällig. Allein Druckfehler enthält es leider ſo viele, daß man nicht ſelten nachſinnen muß, um den Sinn gewiſſer, durch unrichtige Unterſcheidungszeichen oder verſetzte Buchſtaben entſtellter Wörter zu errathen. Möchte der Verleger dieſes intereſſanten Werks es ja der Mühe werth halten, dem zweyten Bande ein Verzeichniß der im erſten enthaltenen Corrigenda beyzufügen. Ref. Ey.

Bey Colas in Paris iſt erſchienen: Le Visiteur du pauvre; par le Baron de Gerando. Für dieſe Denkſchrift iſt von der Akademie von Lyon dem Verfaſſer der Preis zuerkannt worden, den ſie auf die beſte Beantwortung der Frage geſetzt hatte: »welches ſind die wahren Kennzeichen der Dürftigkeit, und wie wird das Almoſen nützlich, ſowohl für den, der gibt, als für den, der empfangt?« Der Nahme des Verfaſſers ſtehet in inniger Gemeinſchaft mit allem, was in Frankreich Gutes und Erſprießliches für das gemeine Wohl unternommen wird. Seit vielen Jahren auf das Glück der Menſchheit eifrigſt bedacht, hat Hr. de Gerando ſich durch dieſe Schrift einen neuen Anſpruch auf die Dankbarkeit ſeiner Mitbürger erworben. Der Begüterte findet darin eine Anweiſung, ſeine Wohlthaten auf eine Art anzuwenden, die nothwendig zur Verbeſſerung des Schickſals dürftiger Nebenmenſchen beytragen muß. Der Verfaſſer erhebt ſich dabey zu philoſophiſchen Betrachtungen über den wahren Zweck oder eigentlichen Geiſt der Mildthätigkeit, und unterſucht dann die phyſiſchen und moraliſchen Urſachen des menſchlichen Elends. Das Buch flößt Achtung und Ehrfurcht für den edeln Menſchenfreund ein, aus deſſen Feder es floß, und niemand wird es aus der Hand legen, ohne durch daſſelbe zu einer wohlthätigen Handlung bewogen worden zu ſeyn.

Hr. Enslen hat in Dresden ſeine Panoramen aufgeſtellt. Es ſind deren ſechzehn, von mehrerem oder minderem Werthe, doch ſämmtlich ſehenswerth. Nur iſt der Nahme nicht gut gewählt, welcher wohl den eigentlichen Rundgemählden als Auszeichnung verbleiben ſollte. Conſtantinopel, Heidelberg, Preßburg, Berlin und Prag zeichnen ſich vorzüglich aus. Außerdem ſind noch Anſichten von Neapel, Paris, Edinburg, Wien, Königsberg, Breslau, St. Helena, Rio de Janeiro und Aachen zu haben.

Zuſchrift an die Redaction. Ich weiß es Ihnen mit vielen Leſern Dank, daß Herrn Meisl's Luſtſpiel: Die Dichter, in Ihrem Blatte — Nr. 111 — ſo billig beurtheilt wurde. — Mit Vergnügen nahm ich wahr, daß dabey der Standpunct des Theaters, auf dem es gegeben ward, Berückſichtigung fand. — Meiner Anſicht nach, dürfte an dieſes Stück nur dann der Maßſtab einer ſtrengen Critik angelegt werden, wenn es auf der äſthetiſchen Stufe des eigentlich feinen Luſtſpiels ſtünde. Ein ſolches hat es aber auf dem Leopoldſtädter Theater nicht ſeyn dürfen, was Herr M. ſicher recht gut erwogen haben wird. Anderſeits konnte er eben dieſer Bühne und des an ſie gewohnten Publicums wegen, nicht wohl umhin, theilweiſe grotesk zu ſeyn. Er verfuhr alſo, wie es (um mich der Worte Ihres Blattes zu bedienen) die Individualität der Bühne erheiſchte oder rechtfertigte, eine Stellung welche allerdings Rückſicht verdient. In einem ſolchen Falle iſt das Imponiren und Superiorität zeigen wollen bey Critiken, eine ſehr kleinliche, inhumane Sache. Endlich hat mich auch der Ton der Beurtheilung befriedigt. Man hat dabey ohne Zweifel bedacht, daß es gerade bey dieſer Gelegenheit, wo der Übergang der Leopoldſtädter Bühne zu einer etwas höhern Tendenz ſich zeigte, lieblos und unklug wäre, zu ſtreng zu ſeyn. Denn eine ſolche Strenge würde nichts weniger als geeignet ſeyn, die verdiente, ſtets die Wünſche des Publicums im Auge habende Direction in ihrem Entſchluß zu einer höhern Stellung zu befeſtigen, noch die Dichter dieſer Bühne ſelbſt zu ähnlichen, dem Zeitgeiſt entſprechendern Fortſetzungen, oder Andere aufzumuntern, ihr ihre Talente zu widmen, welches Letztere, wie ich genau weiß, ſonſt gewiß zu erwarten ſtünde. Überzeugt, daß Sie ſich bey etwaigen Anläſſen in keine weitere Discuſſion einlaſſen werden, bitte ich Sie, dieſe Zeilen einzurücken, und bin ꝛc. K.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Cath. Gräffer'ſchen Buchhandlung (Weihburggaſſe), wöchentlich drey Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. W.W., durch die k. k. Poſt 17 fl. W.W. halbj.— Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

117.

(Wien, Samstag den 30. September.)

Einiges aus dem Heldengedicht Charlemagne ꝛc. des Fürſten von Canino (Lucian Bonaparte).

Eine der erhabenſten Stellen heiliger Poeſie iſt unſtreitig der Schluß des erſten Geſanges in dem epiſchen Gedicht: Charlemagne, ou l'Eglise délivrée, von dem Fürſten von Canino. Sie ſcheint mir würdig, den unſterblichen Geſängen Miltons, Klopſtocks und Youngs, dieſer drey Erzengel heiliger Poeſie, an die Seite geſtellt zu werden.

Der Dichter ſchildert in dieſem Geſange die Vereinigung eines griechiſchen Iconoclaſtenheeres mit den Lombarden unter den Mauern von Spoleto, um Rom zu überfallen; dann Spoletos Kirchenſturm, in welchem alle Bilder zertrümmert und der fromme Biſchof Willfried am Altare ermordet wird, und die Flucht der Spoletiner nach Rom. Die Flüchtlinge langen in der heiligen Stadt an, wo der Ruf im Voraus ſchon Schrecken und Beſtürzung verbreitete; alles Volk ſtrömt in die St. Peterskirche; der Papſt ſtimmt einen Bußgeſang an, in welchen die anweſende Chriſtenheit einfällt und ruft zur heiligen Jungfrau um Schutz und Beyſtand; dann legt er die dreyfache Krone vom Haupt, berührt mit der Stirn die Stufen des Altares und läßt ſein Silberhaupt mit Aſche beſtreuen. Alles Volk liegt demuthvoll büßend zur Erde gebeugt. Seufzer ertönen aus den Gräbern der Märtyrer, Thränen quellen daraus hervor, und plötzlich hört man hoch in den Lüften ein verworrenes Getöſe, gleich Waffengedröhn, und der Dichter ruft freudig aus:

»Chrétiens! ne craignez plus la fureur des pervers.«

Nun nimmt die Phantaſie des Dichters den erhabenſten Flug, und führt uns in den Himmel, welcher durch zwanzig Stanzen in den kühnſten Bildern geſchildert wird. Endlich ruft der Gott begeiſterte Sänger aus:

»Saisi d'un saint respect,
Mon esprit se confond, mon audace s'étonne:
L'Eternel et son trône
Dans l'espace infini se cachent à mes yeux . . . –
Dieu d'Israël, pardonne à mon voeu téméraire:
Tempère ton éclat: souffre que dans les cieux
Je t'envisage au moins sous l'ombre d'un mystère.«

»Les enfants d'Apollon, dans leurs concerts frivoles,
Ont pu chanter des dieux, ouvrage de leurs mains;
Et, décrivant les traits de ces fantômes vains,
Peindre le noir sourcil, qui fait trembler les pôles;
Mais Jéhova, mais Dieu ne se montre qu'aux saints:
Les débiles humains
Ne peuvent ici-bas supporter sa présence.
Que dis-je? Un feu sacré ranime mes accents . . .
Il paraît . . . Abaissant jusqu'à moi sa puissance,
Sous un symbole humain Dieu vient frapper mes sens!«

70.

»Symbole d'un Dieu seul et de la Trinité,
Un triangle de feu tout-à-coup se dévoile,
Sur un nuage d'or, brillant comme l'étoile
Qui d'une sombre nuit perce l'obscurité . . .
Le triangle des cieux fait pâlir la lumière;
Et sur la Vièrge-mère
Il réfléchit l'éclat de trois rayons unis,
Unis et divisés dans une seule essence.
Emus d'un saint amour, prosternés, éblouis,
Les anges sont plongés dans un profond silence.«

71.

»Le Très-Haut va parler: et sa voix souveraine
Fait tressaillir au loin les parvis éternels:
»NI LES PORTES D'ENFER, NI LES FAIBLES MORTELS,
NE PRÉVAUDRONT JAMAIS SUR L'ÉGLISE CHRÉTIENNE.«
Ces mots ont dissipé les tristesses du ciel;
Et l'hymne solennel,
L'hymne de victoire en longs-accords résonne.
L'espoir a ranimé le pontife romain:
Il se lève . . . Et l'on voit sur sa triple couronne
Rayonner par trois fois l'éclat d'un feu divin.«

Ich habe dieſe Stanzen in meiner freyen Überſetzung dieſes Werks, wovon ich früher ſchon einige Proben in dem Archiv für Geographie, Hiſtorie, Staats und Kriegskunſt mitgetheilt, folgender Maßen behandelt:

Voll heil'ger Ehrfurcht bebt mein kühner Geiſt zurück;
In dieſem ungeheuern, Glanz erfüllten Raum
Birgt nur der Höchſte und ſein Thron ſich meinem Blick . . .
Gott! Herr! Ich wag es kaum . . .
Verzeih! . . O mildre deinen Glanz! Verhüll', verſchley're
Dich in ein Bild, daß ſo anbethend ich dich fey're.

69.

Mag auch Apollo's Sohn in unheil'gem Geſange
Die nicht'ge Götterſchaar, Werk ſeiner Hand, erheben;
Er preiſ', uneingeweiht, mit ſtolzem Lyraklange
Die ſchwarze Augenbraun', vor der die Pole beben:

Jehova zeigt ſich Heil'gen nur im Strahlenſchimmer,
Der Gottheit hohen Glanz erträgt die Menſchheit nimmer,
Der niedre Sterbliche ſinkt unbewußt zurück.
Wie iſt mir? — Heil'ge Gluth
Durchflammt mich! Heil! Der Ewige erſcheint! Ha, Muth!
In einem Sinnbild ſtrahlt Jehova meinem Blick!

70.

Des ein'gen Gottes Bild, getheilt in drey Perſonen,
Seh ich im Heiligthum auf goldnen Wolken thronen;
Ein flammend Dreyeck iſt's, das mir entgegenwinkt,
So wie ein Lichtgeſtirn die dunkle Nacht durchdringt.
Der Himmel Dreyeck macht das goldne Licht erblaſſen,
Wirft auf die Jungfrau Mutter drey vereinte Strahlen,
Die, ſelbſt getrennt, in Einem Weſen ſich umfaſſen,
Sinnbildlich wir die Gottheit mahlen.
Durchglüht von frommer Lieb', geblendet, knieend neigen
Die holden Engel ſich in heiligtiefem Schweigen.

71.

Der Allerhöchſte ruft (vor ſeiner Stimme zittern
Die ew'gen Veſten, wie die Erd' bey Hochgewittern):
»Der Hölle Pforten nicht, noch ſchwacher Menſchen Macht
Soll je der Chriſten Kirch', die heil'ge! unterliegen!«
Dieß hohe Wort zerſtreut des Himmels Kummernacht;
Des Ruhms, des Danks, des Sieges Feyerhymne ſchallt;
Roms Pontifex fühlt nun der Hoffnung Allgewalt
Den innern Gram beſiegen,
Er hebt ſich auf; . . . die dreyfachhohe Krone flammt
Drey Mahl von heil'ger Gluth, die nur von oben ſtammt.

Sehr intereſſant für mich war die Vergleichung zweyer Stellen, wo Schriftſteller verſchiedener Nationen ſich in ihren Anſichten begegnen und faſt eine und dieſelbe Meinung theilen. der Verfaſſer des Charlemagne bemerkt bey dem zweyten Verſe der ſiebenzigſten Strophe im erſten Geſange:

»Un triangle de feu tout-à-coup se dévoile,«

in einer Note: »Dieſes, mehreren Kirchenvätern ſo gewöhnliche Bild, »triangulum in nube,« hat mir immer mehr poetiſch und unſern Myſterien angemeſſener geſchienen, als alles Andere, wodurch man es hat erſetzen wollen. Iſt es nicht eine übel verſtandene Nachahmung des Jupiter von Phidias, indem Buonarotti und Raphael die Dreyeinigkeit unter menſchlichen Formen mahlten? — Schwächte man die Myſterie nicht, indem man ſie den Sinnen zu ſehr entſchleyern wollte? — Die Mythologie glänzt mit Umſtändlichkeiten, Mannigfaltigkeiten und kleinlichen Abſtänden (de détails, de variétés, de petits contrastes); doch unſere Religion iſt einig, geheimnißvoll und erhaben. Haben daher die ſchönen Geiſter, Dichter und Mahler ſich nicht zuweilen verirrt, indem ſie die Dichter und Mahler der Alten zu knechtiſch (servilement) nachahmten, und Alles ſo umſtändlich wie ſie, darzuſtellen ſuchten?«

Unſer würdiger Landsmann Seume hingegen ſagt in ſeinem Spaziergange nach Syrakus, indem er über die Fügerſchen Gemählde zur Meſſiade ſpricht, und den Meiſterwerken des berühmten Künſtlers hat Gerechtigkeit widerfahren laſſen: »Am wenigſten hat mich das erſte und letzte Blatt befriedigen wollen, weil ich mich mit der Perſonificirung der Gottheit nicht vertragen kann. Man nehme das Ideal noch ſo hoch, es kommt immer nur ein Jupiter Olympius: und dieſen will ich nicht haben; er iſt mir nicht genug. Chriſtus iſt das erhabenſte Ideal der chriſtlichen Kunſt. Er iſt ſelbſt nach der orthodoxeſten Lehre noch unſer Bruder. Bis zu Ihm kann ſich unſere Sinnlichkeit erheben, aber weiter nicht. Unſere Apoſtel und Heiligen ſind die Götter und Heroen des alten Mythus. Bis zu Plato's einzig wirklichem Weſen hat ſich auch kein griechiſcher Künſtler empor gewagt. Der olympiſche Jupiter iſt der Homeriſche.«

J. C. Lauer.

◆

Kleine Denkwürdigkeiten *).

Eine der in der zweyten Hälfte des Monats Auguſt erſchienenen Nummern des Converſationblattes hat die Nachricht aufgenommen, daß der Eingang der großen Pyramide von Ghizé bey Cairo folgende Inſchrift enthalte:

15 51.
Hiron. Beck. A. Leopoltsdorf.

Nicht ganz unintereſſant wird es ſeyn, aus dieſer Veranlaſſung Folgendes zu erfahren:

Gedachter Hieronymus Beck, geboren 1525, war mit den kaiſerlichen Prinzen, Kindern Ferdinands des I. erzogen, hat unter dieſem, ſodann unter den Kaiſern Maximilian II. und Rudolph II., und zwar unter letzterem als Kammerrath gedient, und war Beſitzer der Herrſchaft Ebreichsdorf am Moos im Niederöſterreichiſchen, Viertel Unter Wiener Wald, vier Meilen von Wien an der ungariſchen Gränze unweit Wimpaſſing gelegen, welche gegenwärtig dem vormahligen kaiſerlichen Reichshofrath Freyherrn Anton von Bartenſtein gehört. Beck iſt auf gedachter Herrſchaft 1596 geſtorben; dort liegt auch ſein treuer Diener und Reiſebegleiter begraben, deſſen Andenken er durch einen Leichenſtein mit folgender Inſchrift ehrte:

Michaeli Garsino Allobrogo Delphinat.

Famulo optimo, qui Equos bene curavit, Coquus bonus fuit, vestimenta munda, sartaque tenuit, et Hero suo longissimis atque laboriosissimis terra, marique confectis Peregrinationibus per Galliam, Angliam, Belgiam, Hispaniam, Italiam, Cyprum, Hierusalem, Montem Oreb Arab, Aegyptum, Pamphiliam, Phrygiam, Pythyniam, Traciam, Illyricum, Venetos et Germaniam fideli, diligenti studiosaque cura res omnes recta curavit, Hieronimus Beck a Leopoltsdorf Marci Filius Xerus fidelissimo, diligentissimo, charissimoque Famulo et Comiti et multorum Laborum Socio monumentum hoc p. M. posuit.

Obiit Viennae Austriae 1555.

---

*) Fortſetzung von Nr. 48, 1. Jahrg. 2. Bd. dieſer Zeitſchrift.

Fiorillo (Geſchichte der zeichnenden Künſte in Deutſchland. Hannover 1815. I. Band. Seite 304) redet »von einer intereſſanten Handſchrift, welche mit vielen Miniaturen verſehen, um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts verfertigt iſt, und in der Stadt-Canzley zu Coſtanz (Konſtanz) aufbewahrt wird. Der Verfaſſer iſt Ulrich v. Reichenthal, welcher die Geſchichte des dortigen Conciliums beſchrieben hat. Die Figuren ſind meiſterhaft gezeichnet und illuminiert; zum Theil ſind ſie (ſagt Fiorillo S. 305) ſatyriſchen Inhalts. Z. B. Bey einer Leiche, welche getragen wird, halten alle Träger des Geruches wegen die Naſe zu. Vermuthlich war es jemand, welcher ausſchweifend gelebt hatte.« Schade, daß es dem Kunſtgeſchichtſchreiber an der Kenntniß der Geſchichte der Zeit des Conciliums fehlte! Ihn würde ſonſt die Luſt nicht angewandelt haben, über etwas ſehr Tragiſches zu ſatyriſiren!! Zur Zeit des Conciliums war zu Conſtanz eine verheerende Peſt ausgebrochen.

K. J. Steppan, Prof.

Kaiſer Maximilian II. gab der Univerſität zu Helmſtädt in den Stiftungsprivilegien vom Jahre 1575 den Samſon zum Wappen, wie er einen Löwen zerreißt; daher geſchah es, daß die Studenten die Bürger, welche ihnen zuwider waren, mit dem Spottnahmen Philiſter belegten.

K—r.

Der Stoff des Nibelungenliedes, dieſes in unſern Tagen ſo hoch gefeyerten Heldengedichts, iſt das innig in einander greifende, romantiſch tragiſche Schickſal zweyer liebenden Paare, nähmlich Chriemhildens und des hörnernen Siegfrieds, und Gunnars und der Brunhilde. Die Zeit iſt die des Attila; der Schauplatz das Rheinland und die Gränze von Ungarn und Oeſterreich. Der Nahme Nibelungen rührt von dem alten burgundiſchen Heroenvolke: Nibelungen, auch Niflungen, eine Benennung, die vielleicht, der mythiſchen Bedeutung nach, mit einem nordiſchen Nebellande zuſammen hängt. Verfaſſer hatte es, wie die Iliade und Odyſſee, wohl mehrere. Irrig hielt man längere Zeit Wolfram v. Eſchenburg und Conrad v. Würzburg dafür; jetzt ſtimmt man A. W. Schlegels Angabe bey, indem man Klingsohr, einen Ungar, oder Heinrich v. Oſterdingen annimmt. Handſchriften kennt man drey. Eine beſitzt die Münchener Bibliothek; die zweyte iſt in St. Gallen; die dritte, früher in Hohenems, iſt jetzt im Beſitz des Freyherrn v. Lasberg am Bodenſee. Der Verfaſſer dieſer Notiz hatte ſie lange in Handen; ſie iſt ſehr defect, und die nähmliche, nach welcher Bodmer »Chriemhildens Rache« heraus gab. Neuere Druckausgaben beſitzen wir von van der Hagen mit critiſchem Originaltext, ferner von Büſching ꝛc. Eine Bearbeitung in ungebundener Rede hat Zeune, eine andere (verunglückte) metriſche Hinsberg geliefert. Von Erſterem hat man ein beſonders abgedrucktes Gloſſar. Noch vor wenig Jahren ging man im Enthuſiasmus ſo weit, das Nibelungenlied ſogar in Schulen einführen zu wollen. Der Nibelungenteufel iſt aber jetzt ſo ziemlich ausgetrieben.

◆

Allgemeine Novelliſtik.

Zu Sidney in Neu-Süd-Wales erſcheinen jetzt drey Zeitungen und fünf andere Zeitſchriften. Eine zweyte Preſſe wurde neulich in Port Jackſon angelegt. Der Flor dieſer Kolonie erhebt ſich täglich; viele Beſchwerden, deren Wendworth in ſeiner Beſchreibung der Kolonie erwähnt, ſind bereits von der brittiſchen Regierung abgeſtellt, und die übrigen hofft man nach erhaltenem Bericht des vor einiger Zeit dahin abgeſandten Commiſſärs meiſtens abgeſchafft zu ſehen. Da jetzt Schiffe von jeder Größe dahin gehen dürfen, ſo haben ſich die Ausfuhren derſelben bedeutend vermehrt; unter andern hat man Vieh von Sidney nach der Isle de France verſchifft. Auch fehlt es dort nicht mehr, wie ſonſt, an europäiſchen, indiſchen und chineſiſchen Erzeugniſſen. Kurz, das ganze Anſehen der Kolonie hat ſo bedeutend gewonnen, daß, nach dem eignen Geſtändniſſe des Miniſteriums, die Ausſicht, dahin transportirt zu werden, bey den meiſten Verbrechern alle Schreckniß verloren, und einige bey der Regierung als um eine Gnade darum angehalten haben; ja man hat Beyſpiele, daß Leute blos in der Abſicht Diebſtähle beginnen, und ſich vorſätzlich darüber ertappen ließen, um eine freye Überfahrt nach der ſonſt ſo gefürchteten Botany-Bay zu erhalten — ſo daß die Regierung im ganzen Ernſte auf eine Anſtalt zu denken ſcheint, welche der Strafe das, was ſie allein heilſam macht, wiedergeben ſoll, nähmlich die Furcht dafür.

Im k. k. Schauſpielhauſe an der Wien wurde den 25. September zum erſten Mahle aufgeführt: Der ehrſüchtige Künſtler, oder die Annahme an Kindesſtatt; Schauſpiel in 4 Aufzügen, frey nach dem Franzöſ. des Theaulon von W. Vogel. — In dieſem, ſowohl der Grundidee, als allen ſeinen Theilen nach verunglückten Stücke ſehen wir einen talentvollen Tonkünſtler von der Wuth nach öffentlichen Ehrenſtellen, nach Titel und adeligem Rang dergeſtalt beſeſſen, daß er es für die erniedrigendſte Schmach hält, jemahls unter die Künſtler gehört zu haben. Schon dieſer letztere Umſtand läuft allen Begriffen von Künſtlerſchaft ſchnurſtracks entgegen, nicht darum allein, weil man heut zu Tage wohl ziemlich darüber einig iſt, daß Tugend und Talent den eigentlichen Adel bilden, ſondern nach der täglichen Erfahrung, die uns lehrt, daß ſelbſt Perſonen vom höchſten Stande es ſich zum Vorzug anrechnen, Kenner, Beförderer oder Ausüber irgend einer der ſchönen oder bildenden Künſte zu ſeyn. Um ſich ſeines frühern Berufsgeſchäftes zu ſchämen, hätte dieſer Rangſüchtige, nach den jetzigen Begriffen von Humanität kaum ein gemeiner Handwerker ſeyn dürfen, geſchweige denn ein Künſtler, und noch dazu ein ausgezeichneter, deſſen Talent Jedermann preiſet, wie hier. Benjamin iſt demnach auch nichts weniger als, wie der Titel ſagt, ein ehrſüchtiger Künſtler, denn als ein ſolcher müßte er nach künſtleriſchen Erhebungen nach künſtleriſchem Glanze trachten und ringen. In ſeiner Rolle iſt es ganz einerley, ob er ein Muſiker oder ein Bürſtenbinder, genug, wenn er nur eine menſchliche Creatur iſt. Welch ein intereſſantes Charakterſtück hätte es geben müſſen, wenn nach dem logiſchen Sinn des Titels, wirklich ein von Ehrſucht aufgeſtachelter Muſiker dargeſtellt worden wäre! Wir haben auch in der That geglaubt, daß ſo etwas kommen werde, ſo eine Gattung Seitenſtück zu den Schauſpielern und Dichtern. Der Stoff wäre dankbar und reich an Beziehungen und Anwendungen, denn Eitelkeit, dein Nahme iſt nicht mehr Weib; dein Nahme iſt Tonkünſtler! Unſer Herr Benjamin (denn Künſtler können wir jetzt gar nicht mehr ſagen) iſt aber auch in jeder Hinſicht verzeichnet. Da er trotz der Verwendung ſeiner adeligen Schwiegerältern die erledigte Landeshauptmannsſtelle (!!) nicht erlangen kann, ſo will er wenigſtens von einem gutmüthigen Herrn Grafen an Kindesſtatt angenommen werden. Dieſes Project ginge allenfalls noch hin. Allein, daß er dabey ſeinen wackern leiblichen Vater verläugnet, daß er ſelbſt bey deſſen plötzlicher Wiedererſcheinung noch auf der Adoptirung beharrt, gibt ein häßliches Bild von Unnatürlichkeit, das jedes nur nicht ganz verwilderte Gemüth mit Abſcheu und Schauder erfüllen muß. Unmöglich kann daher ſelbſt die Scene verſöhnen, in welcher dieſer eben ſo alberne Titel-Roland als unmenſchliche Sohn durch die Erwägung ſeiner zerrütteten Vermögensumſtände und die Nöthigungen ſeiner beſſern Verwandten endlich die Gnade hat, ſich, ein traveſtirter verlorner Sohn, zu den Füßen ſeines mit Schätzen rückgekehrten Vaters zu neigen, womit das Stück ſich ſchließt. Wenn bey dieſem Schauſpiel von Entſchädigung die Rede ſeyn mag, ſo kann ſie auf den meiſterhaft gehaltenen Charakter des biedern, männlich ernſten hochverſtändigen Vaters, auf die harmloſe, echt naive, gemüthvolle Tochter und den Muſiker Paul Bach, ihren Geliebten, einen Mann von ſchlichtem Sinn und Künſtlerwerth, weniger auf den kurzſichtigen, ſonſt wohlgeſinnten Grafen Ulmenau, aber gar nicht auf die Schwiegereltern, auf Benjamins Frau und Kinder u. ſ. f. bezogen werden, die da mehr oder weniger Zerrbilder ſind, welche man ſchon kennt. Dem Bearbeiter muß eine gewandte, ſchöne Sprache nachgerühmt werden. Die Darſtellung ging, wie man es von dieſem fleißigen, geſchickten und vielſeitigen Perſonale gewohnt iſt, lobenswerth vor ſich, beſonders zog ſchon durch den empfehlenden Geiſt der Rolle, der alte Franklin an.

Neueſte franzöſiſche Literatur; Auszüge der Bibliographie de la France, Nr. 31—34—(Nr. 31.) F. Robert, Geograph des Königs, hat eine neue viel verbeſſerte Auflage ſeines Dictionnaire géographique in 2 Bänden herausgegeben (12 Fr.). — Le sang des Bourbons, Galerie hist. des rois et princes de cette maison, depuis Henri IV, iſt der Titel eines Werkes von 2 Bänden, 102 1/2 Bogen und 22 Kupf. begreifend, welches der bekannte Royaliſt J. A. Jacquelin hat erſcheinen laſſen (60 Fr. ord. 120 Fr. Velin). — Von der Biographie universelle hat der 25 und 26. Band die Preſſe verlaſſen; ſie enthalten Langl — Mard (14 Fr.). — Des Engländers Hallam ſchätzbares Buch über das Mittelalter, hat an Dudouit einen Überſetzer gefunden; es iſt betitelt: L'Europe au moyen âge, und wird 4 Bände haben; heraus iſt der erſte (7 Fr.). — J. Rotrous Schriften erſcheinen geſammelt in 5 Bänden auf Subſcript. (à 7 Fr.). — Von dem in unſerem letzten Bericht vorläufig angekündigten Dictionnaire de Bayle in 8. iſt der Proſpectus ausgegeben; das Werk, aus 16 Bänden beſtehend, wird mit Anmerkungen aus Chaufepié, und neuen Noten von Joly, Lamonnoie ꝛc. bereichert ſeyn; Anfangs September iſt der erſte Band ausgegeben worden (9 Fr.). Desquiron de St. Aignan hat die Proceßacten der Königinn von England geſammelt, und unter dem Titel: Histoire du procès de la reine d'Angleterre abdrucken laſſen; bereits ſind 6 Hefte heraus (à 1 Fr.). — Die Freunde Wielands wird anziehen: »Notice sur la vie et les ouvrages de Wieland surnommé le Voltaire de l'Allemagne,« ein ſehr uneigentliches Prädicat, das vermuthlich nur eine Speculation iſt, denn Niemand wird es zu motiviren vermögen, ohne, auch in Rückſicht auf Geiſt und Witz, unwillkürlich eher auf Kotzebue zu ſtoßen. — Von Byrons Schriften, überſetzt von Chaſtopalli, iſt eine zweyte Auflage nöthig geworden; ſie hat 3 Bände (18 Fr.). —

(Nr. 33.) Petitots Collection des mémoires relat. à l'hist. de France etc. iſt bis zum 4. Band, 2te Serie, gediehen. — T. P. Boulage's nachgelaſſene Schrift: Des mystères d'Isis, auf die man in Paris geſpannt war, iſt nun auch erſchienen. — Collin's de Plancy Dictionnaire féodal hat eine zweyte Auflage in 2 Theilen erlebt (10 Fr.) — Schon eine ſiebente das système physique et moral de la femme. Dieſes werthvolle Buch iſt hier vermehrt, 1) mit einer Notiz über Mad. Helvetius, 2) über Sympathie, 3) mit »hiſtor. Zweifeln über Sappho« (7 Fr.). — Die Monumens de l'Hindoustan par Langlès etc. ſind bis zur 22. Lief. geſtiegen (15 Fr.). — Die theatraliſchen Vampyriſten erwartet ohne Zweifel ein köſtlicher Genuß in: Cadet-Buteux au Vampire, ou relat. vérid. du prologue et des 3 actes de cet épouvantable (ja wohl!) mélodrame etc. (1 Fr. 25 C.). — Herrn von Hallers Schrift über die Conſtitution der Cortes iſt, von ihm ſelbſt überſetzt, franzöſiſch erſchienen, M. ohne Anmerkungen. *) — Wie früher der Code Napoléon etc. iſt jetzt auch die Charte in Verſe gebracht worden, betitelt: Charte constit. en vers, av. un epitre au roi (5. C.). — Aus dem 5. Band der Chronique relig. iſt Folgendes als Auszug zu haben: Sur deux traduct. nouv. de l'imitat de Jésus-Christ; lettre à l'Abbé Bonnev... à Vienne (en Autr.) Die Eine Überſetzung iſt von Herrn von Gentz. — Die »politiſche« Buchhandlung (rue Poupée Nr. 7) hat ihren Catalog drucken laſſen. — Lavaux kündiget auf Subſcript. (12 Fr.) ein: Traité des obligations commerciales an. — Die den 1. Auguſt auf dem Théâtre de la gaîté mit Geräuſch aufgenommene Piece: Fanfan la tulipe, iſt nun gedruckt zu haben (75 C.). Unter den Variétés wird aus der Revue encycl. eine Notiz über den außerordentlichen Flor des Buchhandels in der Republik von Buenos-Ayres geliefert. Die Leſeluſt ſoll da ganz beyſpiellos geſtiegen, und jeder Buchhändler ein Crösus geworden ſeyn. Zugleich wird angezeigt, daß von Brunet's Manuel du libraire (das den Deutſchen durch Eberts überaus ſchätzbares bibliogr. Lexicon ziemlich entbehrlich werden dürfte) im Laufe des September die 3te Auflage erſcheinen ſoll. Sie wird, wie die 2te, 4 Bände haben, und 40 Fr. oder 80 auf ſtarkem Papier koſten.

(Nr. 34.) Der große Staatswirthſchaftlehrer Say hat herausgegeben: Lettres à M. Malthus sur differ. sujets d'économie polit. (3 Fr.). — Gourbillons bereits verheißene Voyage critique à l'Etna en 1819 in 2 Bänden, hat nunmehr die Preſſe verlaſſen. (13 Fr). — Von den Voyages pittor. et romant. dans l'ancienne France ſind das 1—8. Heft ausgegeben; ſie liefern 9 Textblätter, 6 Tafeln und 4 culs-de-lampe. Das Werk iſt auf 20 Lieferungen angelegt; von dem 1. Jänner 1821 iſt der Preis pr. Lieferung 12, hernach 15 Fr. Als Herausgeber hatte die Gazette de France (07. July) und das Journal des débats (09 deſſ. M.) die Herren Carl Nodier, J. Taylor, und A. Cailleux genannt. — Redouté's Prachtwerk: Les Roses, iſt bis zur 27ten Lieferung gelangt. — Wichtig für Staatsarzneykunde ſcheinen zu ſeyn: Mémoires sur la fièvre jaune, consid. dans sa nature etc. dans ses rapports avec les gouvernemens, par M. V. A. Gerardin. — Der denkende General Bertran hat die polizeyliche Literatur bereichert mit: Considérations sur la police. — Eine Art Zeitſchrift: l'Indicateur génér. des spectacles de Paris, des départements de la France etc. des princip. villes de l'étranger iſt jetzt mit dem 2ten Jahrgange fortgeſetzt. (3 Fr. 50 C.) —

Sämmtliche Schriften können hier auch durch die Gerold'ſche Buchhandlung ſchnell und billig bezogen werden. Verſirten Bücherfreunden brauchen wir nicht anzumerken, daß obige Preiſe nur für Paris ſelbſt gelten, und hier in Rückſicht der koſtſpieligen Frachten, Mauthen rc. einem angemeſſenen Aufſchlag unterliegen.

---

*) Deutſch hier bey Armbruſter neu verlegt.

Converſationblatt 1820, viertes Quartal.

Der vortheilhafte Ruf und große Abſatz des Converſationblattes ſind uns ſchmeichelhafte Beweiſe, daß das Publicum die möglichſte Erfüllung unſerer Verſprechungen, ſo wie die Billigkeit des Preiſes gütig anerkennt. Wir dürfen uns erlauben, zu erörtern, daß unſere Zeitſchrift an Mannigfaltigkeit, Gehalt und Intereſſe immer zugenommen hat. Daher hoffen wir auch, man werde die Verſicherung beglaubigen, daß dieſer innere Werth auch ferner fort ſteigen werde. Sehr bedeutende Vorräthe, Verbindungen rc. ſetzen uns in den Stand, dieſe Zuſage wohlbegründet auszuſprechen. Der verhältnißmäßig ſehr geringe Preis bleibt derſelbe, nähmlich 18 fl. W. W. ganz-, 14 fl. halb- und 7 fl. vierteljährig; durch die k. k. Poſtämter 17 fl. halbjährig. Bey dem bevorſtehenden Schluß des dritten Quartales laden wir zur geneigten Pränumeration auf das vierte ein. Alles Frühere iſt noch um denſelben Preis zu haben. — Pränumeration wird nun auch in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung am Stephansplatze Nr. 666 angenommen, woſelbſt auch Exemplare des ganzen Jahrgangs zu haben ſind.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Zeitſchrift
für
wiſſenſchaftliche Unterhaltung.

Zweiter Jahrgang.

1820.

Vierter Band.

Wien.
Im Verlage der Gerold'ſchen Buchhandlung.

WIENER

Allgemeines Inhaltsverzeichniß.

Nr. 118. Unmittelbare Nachrichten aus Weſtindien. — Aus P. A. Budik's Ährenleſe. Dritte Mittheilung. — Vom heiligen Sänger. Oder: fromme Geſänge der Vorzeit, von J. P. Silbert. Mit Vorrede von Fr. von Schlegel. Wien und Prag bey Carl Haas. 1820. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 119. Vom rothen Schnee, v. Sieber. — Abend in Dornbach, an L — e. — Rom, Römer und Römerinnen. III. Landleben ꝛc. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 120. Das Grab des Bücherweſens. Eine Vorandeutung von Franz Gräffer. — Unter den Bäumen zu S. An Freund C. R. — Mißbilligung verächtlicher Äußerungen in Fiorillo's Geſchichte der zeichnenden Künſte in Deutſchland. ꝛc. — Schminklied. Traveſtie nach Schillers Punſchlied, v. Saphir. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 121. Ontologiſche Neuigkeiten. Von A. Rittig v. Flammenſtern. XVIII. — Das Grab des Bücherweſens. Eine Vorandeutung von Franz Gräffer. (Fortſetz.) — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 122. Glück der Liebe, an Emil. — Ontologiſche Neuigkeiten. Von A. Rittig v. Flammenſtern. XVIII. (Schluß.) — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 123. Ode an Aphroditen. Nach dem Griechiſchen der Sappho, von Mühlibach. — Das Grab des Bücherweſens. Eine Vorandeutung von Franz Gräffer. (Fortſetz.) — Kleine Denkwürdigkeiten. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 124. Das Chriſtusbild. Idyll in einem Acte, von Bar. Franz v. Schlechta. — Das Grab des Bücherweſens. Eine Vorandeutung von Franz Gräffer. (Fortſetz.) — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 125. Das Chriſtusbild. Idyll in einem Acte, von Baron Franz v. Schlechta. (Schluß.) — Das Grab des Bücherweſens. Eine Vorandeutung von Franz Gräffer. (Schluß.) — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 126. Gaben des Comus; XXV. — Nachrichten von einem alten Stammbuche. — Character-Skizzen vom Grafen Gaſpare Gozzi. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 127. Ontologiſche Neuigkeiten. Von A. Rittig v. Flammenſtern. XIX. — Graf Forbin, über das jetzige Jeruſalem. — Anagramm. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 128. Herrn Dr. Görgens Privat-Irrenanſtalt in Wien. — Der Gimpel. — Ontologiſche Neuigkeiten. Von A. Rittig v. Flammenſtern. XIX. (Fortſ.) — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 129. Die Geſellſchaft der Muſikfreunde des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates. — An Berenice. — Herrn Dr. Görgens Privat-Irrenanſtalt in Wien. (Schluß.) — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 130. Aus und über Italien. I. Schauſpielweſen, von Daniel Leßmann (derzeit in Verona). — Die Geſellſchaft der Muſikfreunde des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates. (Schluß.) — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 131. Unmittelbare Nachrichten aus Weſtindien. II. Lieferung. — Linguiſtiſche Curioſität. (Mitgetheilt von M. G. Saphir.) — Ontologiſche Neuigkeiten. Von A. Rittig von Flammenſtern. XIX. (Schluß.) Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 132. Über indiſche Poeſie. Von F. M. v. Nell. — Lieder von Liebe, von Baron v. Schlechta. — Unmittelbare Nachrichten aus Weſtindien. II. Lieferung. (Schluß.) — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 133. Über indiſche Poeſie. Von F. M. v. Nell. (Schluß.) — Elegie. Sehnſucht nach der Kindheit Frieden. — Die letzten Tage der Jungfrau von Orleans. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 134. Wie wurde Shakſpeare's kraftvolle Beredſamkeit bisher in Deutſchen Überſetzungen nachgebildet. Von M. Enk. (Fortſetzung) — Neueſte Anecdotenleſe. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 135. Typhons ſeltſame Menagerie. Von Chriſt. Kuffner. — Wie wurde Shakſpeare's kraftvolle Beredſamkeit bisher in

Deutſchen Überſetzungen nachgebildet? Von M. Span. (Schluß.) — Allgem. Novelliſtik.

Nr. 136. Ontologiſche Neuigkeiten. Von A. Rittig v. Flammenſtern. XX. — Zaydens ſeltſame Menagerie. Von Chriſt. Kuffner. (Schluß.) — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 137. Betrachtungen über den vor mir liegenden Bogen Papier, v. Saphir. — An Thorwaldſen bey ſeiner Ankunft in Wien ꝛc. — Ont. Neuigkeiten. Von A. Rittig v. Flammenſtern. XX. (Fortſetzung.) — Allgem. Novelliſtik.

Nr. 138. Über die ſchöne Literatur der Deutſchen. An eine Engländerinn. Von M. Span. I. — Ontologiſche Neuigkeiten, v. A. Rittig v. Flammenſtern. XX. (Schluß.) — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 139. Über die ſchöne Literatur der Deutſchen. An eine Engländerinn. Von M. Span. I. (Schluß.) — Wettſtreit. — Allgem. Novelliſtik.

Nr. 140. Metriſcher Zeitvertreib. — Acte der Eheſcheidung von meiner zukünftigen Frau, v. Saphir. — Fortſchritte des Stereotypendruckes in Ofen. — Allgem. Novelliſtik.

Nr. 141. Der Franzoſe Cottu als Verfechter des engliſchen Nationalcharacters. — Von einer, Shakſpeare betreffenden, neuen Unternehmung. — Allgemeine Novelliſtik. — Induſtrie-Beylage Nr. 16.

Nr. 142. Der Franzoſe Cottu als Verfechter des engl. Nationalcharacters. (Schluß.) — Aphorismen aus dem noch ungedruckten dramatiſchen Gedichte: »Las Caſas,« von — nn —. I. — Allgem. Novelliſtik.

Nr. 143. Erforderniſſe zur Errichtung einer Sparcaſſe. — Denkmahl bey Mödling (nächſt Wien.) — Allgem. Novelliſtik.

Nr. 144. Haydn's Büſte zu Eiſenſtadt am 7. Nov. 1820, v. Burgerth. — Euridice an Orpheus. — An den 22ſten Nov. — Allg. Novell. — Erforderniſſe zur Errichtung einer Sparcaſſe. (Beylage der Formularien.)

Nr. 145. Gaben des Comus. XXXI. — Noch Etwas über den Geburtsort des Pontius Pilatus. — Allgem. Novelliſtik.

Nr. 146. Über die ſchöne Literatur der Deutſchen. Von M. Span. II. — Zeitgloſſen. — Wohlgemeinter Rath. — Allg. Novelliſtik.

Nr. 147. Sonette nach Petrarca. — Ontologiſche Neuigkeiten. Von A. Rittig v. Flammenſtern. XXI. — Über die ſchöne Literatur der Deutſchen. Von M. Span. II. (Fortſetzung.) — Allgem. Novelliſtik.

Nr. 148. Ontologiſche Neuigkeiten. Von A. Rittig v. Flammenſtern. XXI. (Fortſetzung.) — Anekdoten. — Logogryph. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 149. Theatraliſcher Anzeiger. I. — Über das öſterreichiſche Volkslied. — Allgem. Novelliſtik.

Nr. 150. Über das öſterreichiſche Volkslied. (Schluß.) — Ontol. Neuigkeiten. Von A. Rittig v. Flammenſtern. XXI. (Schluß.) — Merkwürdiges Schreiben. — Allgem. Novell.

Nr. 151. Verslein und Reimlein, beleuchtet durch den Micrologen. — Anagrammen-Spiele. — Allgem. Novelliſtik.

Nr. 152. Über und aus Italien. II. Von Dav. Leßmann (in Verona) — Der perſiſche Aſtronom. Allgem Novelliſtik.

Nr. 153 und 154. Rom, Römer und Römerinnen. (Schluß.) — Polytechniſche Nachrichten von K—, II. — Anekdoten. — An Mad. Julie Löwe. — Allgem. Novelliſtik.

Nr. 155. Nachrichten aus Berlin. Von Wilh. Hebenſtreit. — Zeitgloſſen. 11—18. — Allgem. Novelliſtik.

Nr. 156. Wilkinſon über die Wallachey und Moldau. — Metriſcher Zeitvertreib. 4. v. Leßmann. — Allgemeine Novelliſtik.

Conversationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

118.

(Wien, Dinstag den 3. October.)

Unmittelbare Nachrichten aus Weſtindien *).

Meine glückliche Ankunft auf dieſem Boden habe Ich ihnen bereits in einem Schreiben vom 24. April und bey Gelegenheit eines nach Europa gehenden Schiffes 9 Tage nach meinem Eintreffen gemeldet. Die Reiſe aus Marſeille hierher war ſehr kurz, angenehm und gefahrlos. Den 14. März lichtete unſer Schiff die Anker, und nach einer günſtigen Fahrt von 1600 deutſchen Meilen binnen 31 Tagen langte ich mit unglaublicher Schnelligkeit im Hafen der Inſel Martinique an. Gleich bey meinem Austritte ans Land erblickte ich die ſchönſten Gewächſe rings umher in der Blüthe; alle Straßen, alle Ecken, Plätze, Mauern in der Stadt wimmeln von dem gemeinſten Graſe bis zu den prächtigſten Mimoſen, Caſſien und Palmen, mit einer unzähligen Menge der ſeltenſten Pflanzen, und ich habe noch immer zwiſchen den Mauern der Stadt vollauf zu thun, Gewächſe, welche man mit dem Nahmen Unkraut belegt, zu ſammeln, und mich zu überzeugen, daß ſie mehr Werth haben, als die krüppelhaften Blumen, die man aus Europa dort mit Mühe zu pflegen ſucht. Die Menge der Gewächſe, welche ich zuſammen bringe, iſt unglaublich, ich zähle ſchon über hundert Arten, bloß an holzartigen Gewächſen; Alles ſcheint hier ſtrauch- und baumartig zu ſeyn. Candia, Aegypten und Syrien können gar keinen Vergleich aushalten gegen die hieſige Flora; die großen Blüthen, die ſaftigen glänzenden Blätter aller dieſer dicht an einander gedräng-

---

*) Herr F. W. Sieber, der ruhmvoll bekannte levantiſche Reiſende, ſendete aus Wien im Monat December v. J. ſeinen Gärtner Franz Kohaut (von Neuhaus in Böhmen), der ihn auf ſeiner Reiſe durch die Levante begleitet hatte (nach ſeinem Ausdrucke — »um nicht müßig zu ſeyn«) auf eigene Koſten nach Weſtindien. Dieſer ging nach Trieſt ab, dann nach Livorno, endlich bis Marſeille, wo er Reiſe-Gelegenheit fand. Er kam den 18 April daſelbſt an, und wird nun durch drey Jahre in Martinique, dann in Domingo und Jamaica ſammeln. Nächſtens wird auch Herr Karl Hillenberg (aus Erfurt in Thüringen) ein Schüler des Profeſſors Bernhardi, auf des Herrn Siebers Koſten nach den Canariſchen Inſeln abgehen, und ſich daſelbſt zwey Jahre aufhalten. Es wäre zu wünſchen, Herr Sieber machte uns mit der Art bekannt, wie ſo erfolgvolle Reiſen mit ſo geringen Summen beſtritten werden können, da man im Gegentheil weiß, wie viel dieſelben zu koſten pflegen. Gegenwärtige Nachrichten ſind aus drey Briefen aus Martinique welche Herr Sieber von dieſem ſeinen Gärtner bereits erhalten hat. Herr Sieber iſt jetzt für einige Zeit hier in Wien. Die Beſchreibung ſeiner in Aegypten gemachten Acquiſitionen hat dieſes Blatt in Nr. 30, 31 und 32, 1ſten Jahrgangs 2tem Bande geliefert.

ten Gewächſe, ſtellt jene Länder in einen wahren Schatten. Ich muß Ihnen geſtehen, daß, wenn ich America nicht geſehen hätte, ich kein Land in ſeiner Vegetation für üppiger gehalten haben würde, als Aegypten ſelbſt. Vorzüglich gibt es hier viele Farrenkräuter, Ihre Lieblinge, und ſelbſt mehrere baumartige. Die, welche ich ſammelte, wird wohl ohne Zweifel die Cyathea arborea ſeyn, von der Sie mir erzählten. Die Excurſionen in das Innere der Inſel fangen an ſehr intereſſant zu werden; ſie iſt in ihrem Ausſehen ſo wie Paläſtina's Küſten, ringsherum am Seeſtrande mit Sandbänken umgeben, dann folgt eine Fläche, und endlich erheben ſich Kalkgebirge in die Höhe. Mich freut es ungemein, daß ich zur günſtigſten Zeit gekommen bin, wo Alles zu blühen anfängt. Zwar regnet es jetzt alle Tage, ſeit dem 10. May; dieß erſchwert mir das Sammeln von Pflanzen und Sämereyen, und ſoll durch den ganzen Juny und July mit Sturmwetter und heftigem fortwährenden Platzregen anhalten; allein dieß iſt eben die günſtigſte Jahrszeit, wo alle krautartigen Gewächſe, Stauden, Gräſer u. a. am ſchönſten vegetiren, denn im März und April gibt es derley Pflanzen nicht, und Alles iſt trocken. An Conchilien gibt es hier eine treffliche Auswahl, doch muß ich ſie ſämmtlich kaufen, denn jene am Strande ſind alle beſchädigt. Dieſe vorhandenen ſind aber ſo ſonderbar, daß ich ſie in keinem Cabinette geſehen zu haben mich erinnere, wahrſcheinlich deßwegen, weil ich ſie hier in die Hand nehmen und genau betrachten kann. Inſecten und Schmetterlinge habe ich die intereſſanteſten, manche davon übertreffen ſelbſt die prachtvollen braſilianiſchen, welche ich mit Ihnen geſehen habe. Eidechſen und Schlangen, auch Froſche und andere Thiere von ſonderbarer Geſtalt habe ich in Weingeiſt aufbewahrt; von Vögeln hingegen habe ich aber bis dato nur ſehr wenige ausbalgen können, indem mir das Schießen und Zurichten ſehr viel Zeit wegnimmt, und ich in der That nicht weiß, was ich früher zur Hand nehmen ſoll.

Am allervortheilhafteſten ſind meine Ausflüge in das Dickicht und mitten in die ſchroffen Gegenden, wo von allen Seiten Bäche herab ſtürzen, die ich durchwaten muß. Hieher ſcheinen wenig Menſchen gekommen zu ſeyn; denn die Zahl der Species übertrifft das Verzeichniß derſelben, welche ſie mir mitgetheilt haben, bey weitem. Die Urſache iſt, weil ſich Alles vor der unzähligen Menge Schlangen fürchtet, und jeder mit Säbel und Flinte bewaffnet, ſich dennoch kaum ins freye Feld wagt. Mir koſtet es Mühe, jene Schlangen zu bekommen, die ich zu haben wünſchte, denn Alles flieht vor mir, und ich gehe doch unbewaffnet, bloß mit einem Stocke. Ich finde Ihre Methode, die Schlangen — wenn ich ſie ereilen kann — mit der Ruthe durch ſchnell hinter einander folgende Streiche zu ermüden, für die beſte; dann trete ich ihr ſanft auf den Hals und ſtrangulire ſie mit einer Schlinge. Die Einwohner haben hier eine Furcht vor den Schlangen, die mir lächerlich iſt; es kömmt mir ſo vor, wie mit den Crocodillen in Aegypten. Trotz des Geſchwätzes der Araber, flohen doch alle dieſe Tauſende, die wir ſahen, wenn wir uns ihnen näherten. Wären die Schlangen auch hier nur nicht ſo furchtſam, ſo bekäme ich ihrer mehrere.

Ich kann Ihnen nicht genug beſchreiben, was für eine Freude mir Ihr gütiges Zutrauen verurſacht, daß Sie mich hierher ſenden. Es geht mir hier ſo gut, und ich bin ſo ſehr zufrieden, daß ich nichts ſo ſehnlich wünſchte, als Ihre Gegenwart, um in Ihren Blicken die Freude zu leſen, die Sie über meine Sammlung haben würden. Die ganze Inſel iſt ein Glashaus, ſo dicht ſtehen die Pflanzen an einander, eine verdrängt die andere, eine ſchlingt und windet ſich über der andern empor. Das Thermometer ſteht fortwährend mit wenigen Abänderungen auf 26° R. Alles was wir in Treibhäuſern in Europa beſitzen, gedeihet hier im Freyen. Die Ananas iſt ſo groß, daß ich ein Stück davon kaum in den Händen zu halten im Stande bin; unſere kommen mir dagegen wie Kirſchen gegen Melonen vor. Das Stück koſtet 2 Sous (3 kr.). Sie wachſen hier wild, eine Menge anderer ungemein ſchmackhafter Früchte nicht zu erwähnen. Europäiſches Obſt gedeihet hier nicht.

An Sammlungen wird eine große Menge aller Art zuſammen kommen. Mich freut es nur, daß ich vollkommen geſund bin, um nicht unthätig ſeyn zu müſſen; alle Hände habe ich voll Arbeit, und bin ſo fleißig, daß ich es Ihnen nicht beſchreiben kann, denn Ihre Unkoſten ſind auch ſehr groß; ſelbſt mit der bedeutenden Summe, welche ſie mir gegeben haben, werde ich wohl ſchwerlich länger als 5 Monate noch auszukommen im Stande ſeyn. Ich war genöthigt, einen Negerjungen von einem Pflanzer in Dienſte zu nehmen, und muß für ihn 11 ſpaniſche Thaler (28 fl. C. M.) monathlich zahlen, die Koſt nicht gerechnet; allein ich habe ſchon den dritten bey mir, keiner iſt etwas werth. Sie ſind nicht ohne Verſtand und Gelehrigkeit, faſſen wohl ſchnell, ſind aber ungemein faul und zu gar nichts zu gebrauchen. Hier rechnet man Alles nach Piaſtern, ſo wie bey uns nach Groſchen. Geld iſt hier im Ueberfluß, daher meine ungewöhnlichen Ausgaben, welche jene in der Levante vierfach überſteigen. Senden Sie mir daher ſo ſchnell als möglich wieder einige Summen von Belange *) zu, und ſchreiben Sie mir gefälligſt, ob Sie die bereits geſammelten zwey Kiſten durch Gelegenheit erhalten wollen, oder ob ich ſie ſpäter ſelbſt überbringen ſoll; ich würde das Erſtere vorſchlagen, indem die mannigfaltigen Inſecten (die Thermes?) und andere Ameiſen über Nacht Alles zernagen. Nichts hilft dagegen als Schiffstheer; deßwegen habe ich mit dieſem alle Kiſten inwendig ausgeſtrichen und alle Fugen, wie am Schiffe ſelbſt verkalfatert.

Auch iſt es rathſam, Alles partienweiſe zu ſenden, weil ich dann um ſo ſicherer bin, daß ein oder das andere wohlbehalten ankomme; ſo werden Sie mir es nicht übel nehmen, daß ich dieſes Jahr in Martinique verbleibe, weil die Gelegenheit von hier nach Domingo koſtbar, die Jahreszeit vorgerückt und es dort ſehr unruhig iſt; auch iſt es dort noch überdieß bedeutend theurer, und hier auf Martinique iſt eben ſo viel zu thun, als es nur irgendwo immer ſeyn könnte; von hier geht ferner aus politiſchen Urſachen keine directe Gelegenheit nach Domingo, ich müßte früher auf Guadeloupe und von da erſt nach Domingo; viel Zeit- und Geldverluſt; denn eben auf dieſelbe Art müßte ich zurück, da ich dann in keinen franzöſiſchen Hafen einlaufen dürfte.

---

*) Dieſe Beträge ſind ihm ſchon zugekommen.

Der Herr Kaufmann Dietrich in Wien hat Ihnen einen großen und weſentlichen Dienſt gethan, daß er, Ihres Bemühens ungeachtet, meine Miteinſchiffung nach Domingo nicht zugeben wollte; ich bin durch ſo vielfältige Erfahrung jetzt um ſo mehr überzeugt, daß uns ſtets alles ſcheinbar Unangenehme und Hinderliche, ſowohl aus abſichtlichen als zufälligen Urſachen, nur allein zu unſerm Vortheil gedient habe; denn man gratulirte mir, auf dieſem Schiffe nicht geweſen zu ſeyn. Auch wäre es für einen Reiſenden auf Domingo ſehr gefährlich, da die innern Spannungen und Unruhen, und die Bewachung und Eiferſucht von Außen unſerm Unternehmen hinderlich wären.

Ob ich nach einem jährigen Aufenthalt auf Martinique nach Jamaica oder Domingo gehen ſoll, darüber erwarte ich Ihre Verfügungen; doch hoffe ich, daß Sie, von meinem Fleiße überzeugt, mir überlaſſen werden, auf welche Inſel ich mich zuerſt wende, weil dieſes Alles von Umſtänden abhängt, und ſich ſelbſt hier im Orte ſchwer im Voraus beſtimmen läßt. Auch halte ich dafür, daß eine jede derſelben höchſt intereſſant ſey. Obwohl Sie mir zum Ankauf nichts ausgeworfen haben, ſo kann ich mich doch nicht enthalten, manches Intereſſante anzukaufen. Ich habe einige lebende Thiere und Vögel, unter andern ein Armadill, und wünſchte, ich könnte Ihnen ſolche überſenden. Colibris gibt es ſchöne und treffliche. Das Vergnügen, ſie in den Blumen flattern zu ſehen, iſt unbeſchreiblich. Die Papillons ſind hier nicht minder prächtig, und ſo groß, daß ein einziger eine Herde Colibris aus den Blumen verſcheucht. —

Könnten Sie doch Herrn P. T. zu mir ſenden! Wie angenehm wäre es mir, um wie viel mehr würden wir leiſten; allein, ſo wünſchenswerth es auf jeden Fall wäre, ſo ſchreckt mich ſchon die Summe ungemein ab. — Auf Guadaloupe iſt jetzt ein königlicher Botaniker aus Paris angekommen *). Der König von Frankreich hat ihn hingeſendet, er ſoll einige Jahre auf den Antillen bleiben und auch Domingo beſuchen. Er ſendet lebende Pflanzen, von jedem 2 — 3 Stück zurück, und ſammelt auch trockene Gewächſe. Ob er nach Martinique kommen wird, weiß ich nicht.

Sie glauben nicht, wie es mir Spaß macht, daß man Aehnliches von mir glaubt, und dieſes iſt bey allem Kleinthun dennoch die Meinung, ſo wie es uns früher in der Levante erging. Sie ſind der Meinung, ich ſpare abſichtlich ohne es nöthig zu haben — denn man kann ſich nicht einbilden, daß ich nicht von einer Regierung ſelbſt hierher geſendet worden ſey. Ich laſſe ſie daher bey ihrem Glauben. Alles ſpricht hier franzöſiſch, doch nicht zum Reinſten. Die Mohren haben eine eigene Sprache unter einander, welche noch häßlicher iſt, als das verdorbenſte Arabiſch-nubiſche. Auch gibt es mehrere Italiener, mit denen ich mich, wie Sie wiſſen, leichter unterhalten und mich verſtändlich machen kann. Die Einwohner ſind ſehr brav; jeden Tag ſollte ich nichts als Beſuche machen, mit Neugierde fragen ſie nach unſern Ländern; überall finde ich freundſchaftliche Geſinnungen und Erleichterung, denn ſie halten dafür, daß ich nicht Gärtner, ſondern ein wirklicher Botaniker bin; Apotheker, Aerzte, kurz alle, nehmen freundſchaftlichen Antheil an meinen Arbeiten.

---

*) Poiteau?

Caffee und Zucker ſind ſehr wohlfeil, weil überall eine Menge Plantagen da ſind; aber die Speiſen werden ſchlecht zubereitet, und ich bin genöthigt, mir ſelbſt zu kochen. Ein ſchlechtes Mittagsmahl koſtet mir eine ſpaniſche Matte, auch eſſe ich aus Furcht vor irgend einem Zufall keine Früchte, ſelbſt gute Ananas nicht mehr. Kleider von Tuch vertrage ich nicht, ſondern Alles nur von Linnen oder Nanking. Entſetzlich iſt der Biß der Schlange, jeden Tag ereignet ſich ein Unglücksfall. Zwar entfliehen ſie, wo ich hinkomme; deßhalb habe ich von den größten nur erſt vier Stück fangen können; doch hätte ich es nie geglaubt, wenn ich nicht Augenzeuge geweſen wäre. Ein Knabe von ſechzehn Jahren in meiner Wohnung wurde vorgeſtern Abends von einer Schlange unten im Garten in den Fuß gebiſſen, den andern Tag lag er ſchon am Bret. Der Fuß war ungemein geſchwollen. Schade um dieſen jungen Menſchen, er hatte mir ſo oft geholfen und mich manchmahl begleitet. Iſt der Biß von einer gereizten Schlange, ſo iſt er auch in vier Stunden ſchon tödtlich; ſie ſind bey weitem größer als jene (Vipera Haye), welche wir an den Pyramiden ſahen und ſchoſſen ꝛc.

Franz Kohaut.

◆

Aus P. A. Budick's Ährenleſe.

Dritte Mittheilung *).

Die Natur.

Fruchtlos ſuchſt in der ganzen Natur du die traurige Leere,
Denn im unendlichen All wohnt der unendliche Gott.

Wahre Größe.

Willſt du Sterblicher, groß in der eigenen Größe dich zeigen,
Hebe die Schwachen, wenn ſie kraftlos erliegen, zu dir.

P. Apian's Grab.

Streu', o Waller! den Kranz von blühenden Blumen gewunden,
Hier, auf den Hügel, der Apian's Manen verbirgt.
Sonnenbahnen durchflog er auf kühner Schwinge der Ahnung,
Und der Geſtirne Lauf' dacht' er entzücket oft nach;
Seinen Blicken entging nicht das kommende Schickſal der Völker,
Und wie der Weiſe geahnt, ſtand es im Buche der Welt.
Weint Teutonier! weint dem Denker die Thräne der Wehmuth!
Ihn, den die Stunde geraubt, gibt kein Jahrhundert zurück!

Tonkunſt.

Vor dem Throne des Zeus ſingt Phöbus den Sturz der Giganten,
Freundlich mit horchendem Ohr hängen die Götter an ihm.
Traurig beklaget im Lied Jopas den Tröer Äneas,
Ach! heißgierig verſchlingt Dido den Strom des Geſangs.
Kaum entſtrömet der Zaubergeſang den Lippen Arions,
Glättet das Meer ſich, und drängt mächtig die Winde von ſich.

---

*) Herr Budick gibt eine Ährenleſe aus latein. Dichtern des 16., 17. und 18. Jahrhunderts heraus. Proben haben wir in Nr. 58 und 90 unſeres Blattes (I. Jahrg.) geliefert. Das Werk erſcheint auf Subſcription. Dieſe iſt bereits eröffnet. Zahlreiche Theilnehmer fahren fort, ſie zu fördern, ſo daß bald die Druckkoſten gedeckt ſeyn werden. Hr. Budick wird bey jedem Dichternahmen eine biographiſche Notiz anbringen. Findet dieſes Werk, woran nach Stoff und gelungener Nachbildung nicht zu zweifeln iſt, freundliche Aufnahme, ſo wird es fortgeſetzt. D. Red.

Bis in die ſtygiſche Nacht trägt Orpheus Töne der Lyra,
Und der bellende Hund ſchmieget dem Sänger ſich an.
Allmacht ward dir zu Theil im Walten, erhabene Tonkunſt,
Da du den Orcus, das Meer, Menſchen und Götter bezwangſt.

Der Schmetterling.

An Lycoris.

Sitzend des Nachts beym ſterbenden Licht der einſamen Lampe
Überdacht' ich mit Gram, theure Lycoris! mein Loos.
Sieh, ein Schmetterling ſtürzt mit ſchwachen zitternden Flügeln
Eitel, gelockt von dem Schein ſich in die tödtliche Gluth.
»Unglückſeliger! ſprach ich, du nahſt verwegen der Flamme,
Ach! mit dem Leben haſt du theuer die Kühnheit bezahlt!«
War ich klüger, Lycoris! wie er, als im flammenden Glanzmeer
Ich Deiner Augen mich ſucht' — und da mich ewig verlor.

Julius Cäſar.

Staunend beſah des arbeliſchen Mars geſchlagene Schlachten
Cäſar, und ſprach, »was that ich noch, was dieſem iſt gleich?«
Hätte doch Philipps Sohn deine Thaten o Cäſar geſehen,
»Trägheit, ſprach er, iſt nur über die Perſer mein Sieg.«

* * *

Dom heiliger Sänger.

Oder: fromme Geſänge der Vorzeit von J. P. Silbert. Mit Vorrede von Fr. von Schlegel. Wien und Prag bey Carl Haas. 1820. gr. 8. Seiten 303.

Unter dieſem Titel kündigen wir unſern Leſern ein Werk an, das bey ſeiner Erſcheinung nicht geringe Senſation erregt hat, und wegen ſeiner freundlichen Gemüthlichkeit ſowohl als der ergreifenden Gluth und Begeiſterung, die durchaus darin wehen, eine Stelle auf den Leſetiſchen aller Freunde äſthetiſch religiöſer Lectüre verdient. Der Verfaſſer eröffnet uns hier anmuthige, bis jetzt nur Wenigen zugängliche Luſthaine, wo in wunderbarer Schönheit Früchte Hesperiens zum Genuſſe einladen (denn wunderbar ſprechen die meiſterhaft überſetzten Oden, Romanzen und Canzonetten ꝛc. aus dem Spaniſchen und Italieniſchen das Gemüth an); und hat auch der beliebte Dichter hier nicht das Verdienſt der Originalität, ſo hat er doch das nicht viel geringere einer trefflichen Auswahl und Bearbeitung, da, beſonders im Buche Philomele, die blühendſte Romantik ſich mit inniger Zartheit in die Poeſie heiliger Liebe verſchmilzt. Schon das erſte Buch, betitelt: das Kindlein Jeſu, erwärmt und gewinnt durch die zarten elegiſchen hie und da höchſt überraſchenden Geſänge, daß Herz.

Wählte aber auch der Dichter meiſtens rührende Geſänge, ſo ſchlägt er doch im zweyten Buche alle Seiten des Gefühls an, und nicht minder kräftig als ſonſt innig und zart tönen hier die erhabenſten Geſänge aus dem Alterthum zu uns herüber. Hier nur eine Strophe aus einem Marien-Gedicht: S. 103.

»Unter deinem Einen Schooße
Liegt der Kleine, liegt der Große,
Liegt der Löwe, liegt das Lamm;

Liegt der Herr, der Knecht, das Leben,
Liegt, dem Tode untergeben,
Der als Gott vom Himmel kam.«

Ganz beſonders haben uns in dieſem Buche der Pſalm auf die heilige Dreyeinigkeit, der Säculargeſang auf die ewige Weisheit, die Begräbnißſtätte und der Rhythmus auf die Freuden des Himmels angeſprochen.

Das dritte Buch iſt aus dem Gebiethe des Wunderbaren und ſchließt mit einigen nicht minder ſüßen Liedern als der Nectar der attiſchen Bienen, von welchen in den vorhergehenden Oden die Rede iſt.

Das vierte Buch, Philomele, iſt bey weitem das vorzüglichſte dieſer fünf Bücher, und hat auch wohl deßhalb eine eigene Vorrede. Hier führt uns der Dichter bald durch helldunkle, bald durch ſonnige Gänge in den Tempel der heiligen Romantik ein, und ſtellt das Erhabenſte und Lieblichſte aller Zeiten über dieſen Gegenſtand zuſammen. Wir finden hier außer den feurigen Dichtungen der heiligen Thereſia und des heiligen Johannes vom Kreuz, den milden Liedern des ſeligen Liguori, und vielen andern, auch ein wunderbares Lied einer deutſchen Sängerinn, der heiligen Gertrudis, Gräfin auf Bornholm, die von Jeſu ihrem Hochgeliebten ſprechend, alſo ſich ausdrückt (Seite 251):

»Dir weicht der Sonne güldnes Licht,
Des Mondes holdes Angeſicht!
Aurora iſt ſo lieblich nicht,
Noch auch der Sternlein Flammenlicht.

Die Lilien blühen nicht ſo rein,
So hold iſt nicht der Roſen Schein,
Nicht Hyacinthen ſind ſo fein,
Noch würzig rothe Nägelein.

So ſüß iſt keine Süßigkeit,
Kein Kuß iſt der ſo mild erfreut,
Nichts Süß'res dem Geſchmack ſich beut,
Als Du, o höchſte Lieblichkeit!

Überhaupt ſcheinen alle einzelnen Lieder dieſes herrlichen Buches um das hohe Lied, wie um ihren Centralpunct, ſich zu wenden. Philomele (dieſer Geſang iſt vom heiligen Bonaventura) iſt die bräutliche Seele, die Jeſus, ihren Bräutigam, bald mit inniger Zärtlichkeit, mit wehmüthiger Sehnſucht aufſucht, bald mit hoher Freude ihn findet, bald in glühender Liebe ihn umfängt, mit ihm gegenſeitig ſich beſpricht und vereinigt. Merkwürdig iſt in dieſer Hinſicht das glühende Lied der Entzückung. Wie zart und wehmüthig dieſe Lieder übrigens ſind, davon mag das zweyte aus den Klagen der Liebe einen Beweis geben, womit wir dieſen Aufſatz beſchließen werden.

Das fünfte Buch endlich, Maria betitelt, iſt eine ſchöne Bereicherung der deutſchen heiligen Poeſie. Es enthält nebſt vielen anderen aus dem Lateinſchen und Italieniſchen überſetzten Liedern an die Mutter des Herrn, auch (jedoch in einer neuen rein-deutſchen Sprache) den olympiſchen Geſang an die heilige Jungfrau des Jacob Balde, in welchem, wie Herder ſagt, eine fürchterlich-ernſte und glühend-zärtliche Andacht herrſcht. In der Überſetzung der kleinen italieniſchen Conzonette des ſeligen Liguori über die Schönheit der ſeligen Jungfrau mußten wir den Dichter bewundern. So befindet ſich z. B. eine Strophe darin, die beynahe unüberſetzbar ſcheint, und die Herr **Silbert** gleichwohl meiſterhaft gab:

Son di perle che in vederle
Innamoran le tue man,
E son piene d'ogni bene
Per le alme che a te van.

Strahlenreichen Perlen gleichen,
Sonder Lieb' nicht anzuſehen,
Deine Hände, voll der Spende
Für die Seelen, die zu dir gehen.

Um ſo weniger können wir (um nach Recenſenten-Pflicht doch wenigſtens Etwas zu tadeln) dem ſo gewandten Meiſter die harten und unächten Reime: Gruße—Schluße, glühen— fliehen, Tag — brach, morden — Pforten ꝛc. vergeben, wie er ſich auch entſchuldige, daß die deutſche Muſe gegen die reimreichen Sprachen **Heſperiens** oft ſchwer ankämpfen müſſe. Wir rügen dieſe Unvollkommenheiten bloß darum, weil wir dieſer ſo ſchönen und erfreulichen Erſcheinung, vor welcher der Titel ihrer Majeſtät der Kaiſerinn ſtrahlet, bald eine zweyte von dieſen, wenn auch unbedeutenden Fehlern, freye Auflage wünſchen.

Klage der Liebe. II. Wehmuth.

O Wald! ſo öd' und dunkel,
Wie ſtimmen deine Schauer
Geſellig zu der Trauer,
Die nie verläßt dieß Herz.

O Freundlicher! erbarme
Dich alſo meiner Plagen,
Und laß nach Luſt mich klagen
Und ſeufzen meinen Schmerz.

Wohl klag' ich ſonder Ende,
Da, wie ich auch mich winde,
Ich Jeſum nimmer finde;
Ach! nirgend zeigt Er ſich.

Wo biſt Du, mein Geliebter?
Wie biſt Du, mein Verlangen,
So fern von mir gegangen,
Und ließeſt elend mich?

Wo iſt die Zeit, o Treuer!
Als ſüß in meiner Wildniß,
Dein göttlich ſchönes Bildniß
Mir Tröſtung war und Raſt;

Als Du in ſüßem Schlummer,
Mein Herz, Dir einzig offen,
Mit Liebe erſt getroffen
Und dann genommen haſt;

Als ich von Liebe glühend
In Seufzern bin gegangen
Und liebend, mein Verlangen
Der Liebe nur begehrt.

Doch weh! wie ſchnell gewandelt
Ward Ruhe in Gewitter,
Das ſüße Licht ward bitter
In dunkle Nacht verkehrt.

Ich bin, wohin ich blicke,
Von Schauern nur umrungen,
Von Furcht bin ich durchdrungen,
Ach! alles gibt mir Schmerz.

O wehe mir! ich ſchaue
Verlaſſen mich, alleine,
Und finde, wie ich weine,
Für mich kein tröſtend Herz.

Es quält der Tod mich grauſam,
Und will mich doch nicht morden,
Er ſchließt mir alle Pforten,
Kein Ausgang zeigt ſich an.

Weiß nicht, wohin entfliehen;
Wer kann mir Hülfe geben,
Da Der mich flieht, der Leben
Allein mir geben kann.

Geliebter mein! erſcheine,
Komm, der Du mich verlaſſen,
O ſieh! wie ich erblaſſen
Vor Sehnſucht muß nach Dir!

Komm, Dich mit mir zu ſühnen,
O komm zurück, mein Leben!
Haſt Wunden mir gegeben,
So gib auch Heilung mir.

Wohl haſt Du Grund zu fliehen
So mich als meine Klage;
Doch ſieh, mein Gut! ich trage
Stets Deine Feſſeln noch.

Und ob Dein Herz verzeihend
Mich nimmermehr erhöre:
So wiſſe, Dein gehöre
Und bin ich ewig doch.

Dich lieb' ich, ob auch Feindinn
Ich mich vor Dir erblicke,
Flieh wie Du willſt zurücke,
Dir folg' ich ewig doch. T.

Das Äußere iſt ſehr gefällig, der Preis von 4 fl. W. W. ungemein mäßig.

Allgemeine Novelliſtik.

Den in unſerem Blatte bereits bekannt gemachten Taſchenbüchern laſſen wir jetzt folgen: Minerva. Taſchenbuch für das Jahr 1811. 13ter Jahrgang. — Dieſe Minerva, welche uns ſeither mit einer Reihe anmuthiger Schauſtellungen aus den herrlichen Dichtungen Schillers unterhalten hatte, beginnt nun die Gallerie aus Göthes Werken, und gibt in der erſten Lieferung Scenen aus deſſen Gedichten, gezeichnet von Ramberg. Bey dem Anblicke der Leiſtungen Rambergs fühlt man ſich gedrungen zu glauben, daß dieſer ſonſt achtenswerthe Künſtler beſchloſſen habe, die Qualität ſeiner Arbeiten ihrer Quantität zu opfern; denn faſt alle Taſchenbücher wimmeln von ſeinen Erzeugniſſen, worin die Eile, welche hier und da offenbar deren Güte gefährdet, wahrlich zu beklagen iſt. In der vorliegenden Reihe iſt übrigens das erſte Blatt: »Wer kauft Liebesgötter!« artig geſtellt. Nur ein Mädchen hätte man allenfalls zu fragen Luſt, wohin es denn eigentlich den kleinen Liebesgott zu verbergen denke? — dagegen iſt das Blatt 2, »Erlkönig,« beſonders plump und ganz ohne Poeſie hingeworfen. Das wäre ein coloſſaler Nebelſtreif! Bey »Lillis Park« verwundert man ſich mit Recht, daß unter den übrigen Beſtien nicht auch ein Kätzchen zum Vorſchein komme. Eine oft gemachte Erfahrung belehrt uns von einer entſchiedenen Vorliebe Rambergs für die melodiſch ſpinnende Murre, der er wo nur immer möglich ein Plätzchen gönnt. Im Auffaſſen ihrer comiſchen Tournüre hat er aber auch ein wahres Rafaelsgenie! — Über das freundliche Titelkupfer enthält ein hübſcher Aufſatz von Dr. W. Blumenhagen zwey eben ſo verſchiedene als ſinnreiche Auslegungen der Gruppe. Nebſtbey iſt darin ein ziemlich reißender Strom des weitſchweifigſten Lobes über Herrn von Göthe ausgegoſſen. Unter andern wird er genannt: Sängerkönig, Homeriſcher Greis, Schwan von Frankfurt!!! ey-ey Herr Doctor, warum nicht auch: »Ente von Weimar, oder Lerche von Leipzig?! — Was man doch aus dem ohnehin ſchon »göttlichen« Göthe noch Alles machen wird'! — Viel Schönes enthalten »die letzten Blätter aus Jakobi's Nachlaß,« obgleich dieſe für ein Werkchen ſolcher Art zu gelehrten Aphorismen, einen anderen Platz würdiger ausgefüllt hätten. In den Erzählungen iſt jedoch für jedweden Geſchmack beſtens geſorgt. So führt uns Fouqué in der herrlich geſchriebenen Geſchichte »Minerva« einen intereſſanten angehenden Tollhäusler in der Perſon Dorlings auf. »Übermuth und Menſchlichkeit,« von Blumenhagen, bringt in einem etwas ſchwerfälligen Tone ritterliche Waffenthaten, durch etwas Geſpenſterſpuck ſchauerlich gemacht, vor das Auge. Eine Criminalhiſtorie erzählt Car. Fouqué, im »Wahrzeichen« und bey Car. Pichler »Kloſter auf Capri« wandelt Einen die Luſt zum Einſiedlerleben an. Wie gut aber für gehörige Erſchütterung des Nervenſyſtems geſorgt ſey, ſo wenig ward für das Zwerchfell gethan. Zwar Guſtav Schillings »Oheim in der Schachtel« klingt ſehr ſpaßig; man laſſe ſich aber von dem Klingen ja nicht irre machen; es iſt, troz der dieſem Autor ſo eigenthümlichen Kraft, hohler Schall. Unter den Balladen ließ ſich »der ältere Fridolin« von Krug von Nidda recht angenehm; ein Beweis, daß ein und derſelbe Stoff mit Glück auch öfter behandelt werden könne; aber in der Behandlung liegt eben der geheime Zauber. Gedichte gaben Fried. Haug und Ferdinand Haas. Bey jenen des erſten findet ſich manch artiges Blümchen. Die Arbeiten des letzteren ſind offenbar aus der Hand eines nicht allzu talentreichen

Anfängers gegangen; ſie verrathen indeß ſchon eine hübſche Doſis des Selbſtvertrauens und der Selbſtzufriedenheit. Th. Hell hat zum Schluſſe den Damen anmuthige Agrionien geſammelt. Im Ganzen ſcheint jedoch das vorliegende Werkchen ſeinen Vorgängern an äußerem Werthe gleich, dagegen an innerem nach zu ſtehen. — Dieſes Taſchenbuch iſt ſo wie alle andern hier auch in der Gerold'ſchen Buchhandlung zu haben. —t—

Bey Renouard in Paris iſt erſchienen: Élémens de morale, par Ch. Renouard. Die Geſellſchaft zur Beförderung des gegenſeitigen Unterrichts, die Veranlaſſung zu dieſer Schrift gegeben hatte, erkannte dafür dem Verfaſſer eine goldene Preis-Medaille zu, und der Beyfall, der ihr ſeitdem vom Publicum zu Theil geworden iſt, hat dieſen Beyfall der Geſellſchaft völlig beſtätiget. Die ganze erſte beträchtliche Auflage iſt in kurzer Zeit davon vergriffen worden, und hat eine zweyte noch ſtärkere erforderlich gemacht. Der Verfaſſer iſt der älteſte Sohn des bekannten Buchhändlers Ant. Aug. Renouard. Er hat die Rechte ſtudiert, und betritt mit dieſer moraliſchen Arbeit ſiegreich ſeine vielverſprechende literariſche Laufbahn. Ein junger Rechtsgelehrter kann unmöglich ſich vortheilhafter ankündigen, als wenn er darthut, daß das Sittengeſetz die Grundlage ſeines Wiſſens ausmacht. Die Lehren einer reinen und ſanften Moral werden in dieſem Buche mit vieler Deutlichkeit auf eine liebenswürdige, ſehr unterhaltende Art vorgetragen. Der Styl iſt ſo rein und edel, als leicht und faßlich. Faſt in allen Elementar-Schulen iſt Renouards Sittenlehre ſchon eingeführt, und gewährt dem jungen Verfaſſer das hohe Bewußtſeyn, dazu beygetragen zu haben, rechtſchaffene und vorurtheilsfreye Menſchen und gute Bürger zu bilden. Hier auch durch die Gerold'ſche Buchhandlung zu haben.

In Paris ſind herausgekommen, und hier auch durch die Gerold'ſche Buchhandlung zu beziehen: Histoire littéraire de la France. Zu den großen Verdienſten um die Wiſſenſchaften, wodurch die Benedictiner-Mönche von Saint-Maur ihr Andenken verherrlichet haben, gehört auch die ſorgfältige Bearbeitung und Herausgabe der Literatur-Geſchichte Frankreichs. Dieſes Werk iſt von einigen Mitgliedern der Académie des inscriptions et belles lettres fortgeſetzt worden, und gegenwärtig bis auf 15 Quartbände angewachſen. Der zuletzt erſchienene enthält die Fortſetzung des 12. Jahrhunderts. (86 Bogen Druck. Bey F. Didot.) — Testament de J. J. Rousseau trouvé à Chambéry en 1820, publié par A. Métral, avocat. Die geringſte Kleinigkeit gewährt Intereſſe, wenn ſie hochgefeyerte Nahmen betrifft, und es iſt ſeltſam genug, in dieſem Teſtamente zu finden, daß Rouſſeau, im Jahre 1737, wo er nach einem unglücklichen Sturze ſich dem Tode nahe glaubte, den Kapuziner- und Auguſtiner-Mönchen Vermächtniſſe ausſetzte. Dieſes aber iſt auch Alles, was man aus einer Schrift lernen kann, die nicht aus der eleganten Feder des Verfaſſers der neuen Heloiſe gefloſſen, ſondern von einem Notarius aus Savoyen abgefaßt iſt. Der Herausgeber würde unſtreitig beſſer gethan haben, wenn er das Publicum mit einer Sammlung von Liedern bekannt gemacht hätte, deren er im Vorberichte zu dieſem Teſtamente erwähnte. Da ſie von Rouſſeau's eigner Hand für die jungen Frauenzimmer von Chambery geſchrieben und in Muſik geſetzt ſind, ſo hat Herr Metral allerdings Urſache, auf den Beſitz dieſer Merkwürdigkeit ſtolz zu ſeyn, nur müßte er ſich nicht darauf beſchränken, bloß Fremde, die ihn in ſeinem Landhauſe beſuchen, damit bekannt zu machen. Das Teſtament, welches bey Baudouin herausgekommen iſt, enthält einen Bogen Druck in 8.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 666), wöchentlich drey Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 17 fl. W.W. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

119.

(Wien, Donnerstag den 5. October.)

Vom rothen Schnee.

Unter den größten Merkwürdigkeiten, welche die Pflanzenwelt dem Forſcher nur immer darbiethen kann, ſcheint wohl jene Pflanzenart, deren Auffindung kaum unter die Möglichkeiten zu rechnen wäre, die ungetheilteſte Aufmerkſamkeit zu verdienen; welche weder auf fruchtbarem, oder wüſtem noch felſigem ja auf keinem Boden wurzelt, welche die Feuchtigkeit, den Sonnenſtrahl neidet und gegen alle Geſetze der Vegetation ſogar die Wärme nicht verträgt, kurz, um exiſtiren zu können, alle Bedingniſſe des Wachsthums, Boden, Feuchte, Licht und Wärme flieht, ohne welche faſt keine Vegetation möglich zu ſeyn ſcheint; und doch iſt es in der Natur wirklich der Fall.

Es gibt ein zartes Gewächs, welches man noch nie gehörig gewürdigt hat, und von welchem Reiſende ein Breites erzählen, es als eine Seltenheit der entfernteſten Gegenden anführen, indeß unſere eigenen Länder dieſes Paradoxon der Pflanzenwelt in der Nähe beherbergen. Tyrol beſitzt dieſes ſeltene Gewächs, welches auf dem friſch gefallenen Schnee vorkömmt. So wie der Sonnenſtrahl auf den höchſten Stellen jener Eisgebirge einige Wärme erzeugt und den Schnee ſchmilzt, ſo hat es bereits den Anfang ſeiner Deſtruction erlitten. In verſchiedenen Richtungen durchzieht es in fadenförmiger Geſtalt mit Klümpchen und Faſern äußerſt zarten Baues den lockern Schnee etwa 1'' tief, ohne ſich über ihn zu erheben; und ganze Schneefelder, welche die üppigſte Alpenflora bedecken, dienen ſelbſt zur ungünſtigſten Jahreszeit zu einem Blumenbeete, welches die unerſchöpfliche Natur, den gewöhnlichen Regeln des Wachsthums entgegen, hier in den erſtorbenen Gebirgen anpflanzte. Staunen ergreift den Reiſenden, welcher einen ausgebreiteten Teppich von dem reinſten Purpurroth als dem überraſchenden Gegenſatz von dem dunklen azurnen Blau des in Gebirgen geläuterten Aethers erblickt; doch die Unterſuchung belehrt ihn, daß es ein zartes Gewächs ſey, welches, die Flocken des lockern Schnees durchziehend, ſich denſelben zu ſeinem Standorte ausgewählt habe. Ergreift man ein Stück deſſelben, ſo wird der zerfließende Schnee wie in Arterienblut umgewandelt, und Cruor ſcheint auf der Hand des Erſtaunten zu kleben. So bildet die Natur, ihren ſcheinbar unabänderlichen Geſetzen zuwider, in dem Stoffe, den ſie zur Verrichtung der Vegetations-Thätigkeit beſtimmte, eine neue organiſche Welt wieder aus. Dieſes äußerſt intereſſante Phänomen findet ſich in wenigen Gegenden der Schnee- und Eisgebirge Tyrols, bey günſtiger Jahreszeit, und überzieht hin und wieder unterbrochen die nördlichen Stellen der Gebirgsabhänge ungemein ſelten. Das erſte fand ich im Sarnthale am Oberſtückler Joche den 12. Juny 1820 in einer Höhe von 1100 Toiſen, unweit der Alpenhütte, in welcher Andreas Hofer 1809 im November verrathen, von franzöſiſchem Militär gefangen genommen worden war; dann ſah ich noch mehrere und ſchöne Flächen am Timmelsjoche, im Özthale, ſelbſt in der Nähe des Glockner, in der Frosnitz, Pregratten u. ſ. w. Auch hat man es vor einiger Zeit in Kärnthen, und M. D. Ettl auf den Alpen bey Antholz im Puſterthale in Tyrol geſehen.

Ramond war der erſte, welcher ſie zu Ende des vorigen Jahrhunderts auf den höchſten Stellen der Pyrenäen beobachtete, und Materies rubra nannte, ohne beſonders auf ihre nähere Unterſuchung zu dringen. Die Sache ſchien ganz in Vergeſſenheit gerathen zu ſeyn, als die Expedition des Capitän Roß zur Erforſchung der Baffinsbay ꝛc. unter 75° 57′ nördl. B. 65 weſtl. L. von Greenwich am 16. Auguſt 1818 auf dem Cap York ungeheure Quantitäten von karmeſinrothen Schneemaſſen erblickte; der färbende Stoff durchdrang hier den Schnee bis auf den Grund der Felſen. An Ort und Stelle wurde es widerlegt, daß es ein Product des Meeres ſey. Wollaſton's Unterſuchungen dieſer mitgebrachten Materie bewieſen wegen ihrem, durch Deſtillation erzeugten empyreumatiſchen Oehl und Ammoniak, daß ſie organiſchen Urſprungs ſey, und ihr Bau, ihre zellige Structur, ihre Kügelchen mit rother Flüſſigkeit gefüllt, beſtimmen uns, dieſes für ein Vegetations-Product zu halten.

Wollaſton unterließ ſeine weiteren Unterſuchungen; allein Decandolle, der es eben ſo ſchnell für ein Pflanzenproduct anſah, [illegible] Wollaſtons Meinung, daß es kleine Thierchen oder Eyer von Cruſtaceen ſeyn ſollten, billigen zu wollen, verwarf eben ſo die Äußerung, als ob es Uredo oder Trichia ähnliche Schwämme ſeyn könnten; hingegen iſt Robert Brown ſeiner Meinung, daß die Ähnlichkeit ihrer Geſtalt ſie mit Tremella und Ulva zuſammenbringe. Bauer irrt daher ſehr, wenn er dieſes cryptogamiſche Gewächs für ein Uredo anſieht, und es ſogar Uredo nivalis nennt; ganz richtig und unbezweifelt iſt Robert Brown's Urtheil, nur mit der Abänderung, daß es weder Tremella, Nostoc noch Ulva ſeyn könne, indem die von mir genau betrachteten Theile weder eine gelatinöſe noch eine membranöſe, ſondern eine fadenförmig gegliederte Bildung zeigen, und, in dieſe Abtheilung zwar gehörig, gänzlich mit den Conferven übereinkommen. Ich nenne daher dieſe Massa rubra des Ramond — Conſerva nivalis. Es dürfte aber auch, um alle dieſe Meinungen vereinigen zu können, der Fall ſeyn, daß es nicht nur mehrere Arten derſelben in den verſchiedenen Ländern, ſondern auch mehrere Gattungen gäbe.

Merkwürdig iſt es, daß dieſe Pflanze ſich offenbar durch den Strahl der wiederkehrenden Sonne im April und May auf dem friſchgefallenen Schnee von ſelbſt bildet, denn er fällt auf ganz entblößte Gebirge, und bedeckt ſie durch den ganzen Winter meilenweit. — Wo könnte alſo der die Conſerva nivalis er zeugende Same herkommen? Er muß ſich nähmlich durch eigenthümliche Bedingungen in der friſch gefallenen Schneedecke durch den Sonnenſtrahl ſelbſt erzeugen! und jedes Jahr wieder von neuem gebildet werden. In den Tyroler Gebirgen dringt ſie jedoch nicht tiefer als 1½″ ohngefähr unter die Oberfläche des Schnees ein, da hingegen in der Nähe des Polarkreiſes bey 76° Breite ſolche ganze Maſſen Schnee durchdringt und (wie Roſenquarz) ſolchen imprägnirend erſcheint. Wahrſcheinlich iſt hier der Luftdruck und die Atmoſphäre mit auch daran Urſache, weil in ſüdlichen Gegenden die Schneegränze mit einer kleinern Barometerhöhe zuſammenfällt.

Intereſſant iſt es aber doch, daß die Bedingungen ihrer Entſtehung bey 46° Polhöhe und 1100 Toiſen Elevation mit 76° Polhöhe und 100° Elevation übereinkommen, gleiche Vegetationsbildungen zu begründen, welches allein ſchon für ihre organiſche Bildung ſpricht; da Linnæa borealis, Astragalus campestris etc. in Norden auf Ebenen vorkommen, in den Gebirgen Tyrols und andern Gegenden aber erſt auf einer Höhe von 700 Toiſen angetroffen werden. Nur erſcheint ſie im Norden wegen günſtigern Verhältniſſen verbreiteter, und dringt auch tiefer in den Schnee hinein. Vielleicht ſind ebenfalls dieſe Vegetationsproducte, zwar zu einerley Gattung gehörig, ſpecifiſch verſchiedene Arten.

Ich bedaure, die nähern Reſultate aus Mangel an Apparaten nicht noch genauer ausgeführt zu haben, nehme mir aber vor, bey meiner zweyten Bereiſung die betreffenden Beobachtungen noch ſtrenger fortzuſetzen.

Unnatürlich wäre es, wenn man entgegnen wollte, daß es Folgen der Brechung der Lichtſtrahlen, eigenthümliche Conſtruction des Schnees, mineraliſche Beſtandtheile u. dgl. ſeyn könnten; weil mächtige Lagen von compactem Schnee und das Ferner-Eis bald von himmelblauer, bald grauer oder brauner Farbe vorkomme, die rothe Farbe dieſes nordiſchen Schnees aus gleichen Gründen zu erklären ſey. Durch Auflöſung eines ſolchen blauen Stückes Ferner-Eis erhält man ein Waſſer, was auf nichts reagirt; die übrigen Farben kommen von Erde oder Ocker her. Nur allein dieſer rothe Schnee liefert unſtreitig zwey, organiſchen Producten eigenthümliche Stoffe — das Ammonium und empyreumatiſche Oehl. Auch iſt die Bildung, die Eigenheiten des Gewächſes, ſeine unbezweifelt organiſche Structur hinlänglicher Beweis, daß es zum Pflanzenreiche gehöre. Dieſe Conferva bildet zu allen übrigen bekannten Gewächſen einen intereſſanten Gegenſatz, daß ſie im wirklichen Schnee und Eis vegetirt, wo eine jede andere Pflanze erſtorben iſt, und nach der Verſchwindung des Schnees ihr originelles Daſeyn geendet hat, wenn die Alpenflor mit ihren unüberſehlichen Reizen ſich eben dadurch zu heben und durch die Wärme, welche jene tödtete, ſich neu zu entfalten beginnt.

Franz Wilh. Sieber.

Wien den 2[illegible]. September [illegible].

Wir können nicht umhin, die in Folge einer unmittelbaren Aufforderung des verehrten Hr. Ebel entſtandenen drey gehaltvollen Aufſätze in Nr. 8, 11 und 12 im erſten Jahrgange unſers Blattes: Ueber die Erhaltung und Verwilderung der Alpenpflanzen, in Anregung zu bringen. D. Red.

* * *

Abend in Dornbach an L—a.

Die Sonne ſinkt; ſchon hüllt in Wolkenſchleyer
Sich Berg und Thal,
Und Venus ſtrahlt mit diamantnem Feuer
Vom Himmelsſaal.

Die Ruhe weilt in grauer Abendſcene
Wie im Gemüth,
Es preiſ't nur noch die abendliche Schöne
Der Grille Lied.

Und auf den ſanftbewegten Waldeszweigen,
Nun aufgewacht,
Rauſcht ſchon der Elfen zauberiſcher Reihen
Durch Blätternacht.

Und ſo wie raſch hier zu des Teiches Spiegel
Die Quelle eilt,
So rauſcht mein Träumen fort mit raſchem Flügel,
Ach! nichts verweilt.

Sie zogen fort der Freuden bunte Tänze
Mit Sommersflucht,
Vergebens daß des Frohſinns heitre Kränze
Mein Auge ſucht.

F. X. Lang.

Rom, Römer und Römerinnen *).

III. Landleben. ꝛc.

Im Vergleiche mit der römiſchen Villeggiatura erſcheint unſer Landleben faſt wie eine eitle Grille ohne Grund und Frommen, und man könnte glauben, daß die Schäferpoeſie die meiſten Villen in Deutſchland aufgebaut habe. Wie lächerlich iſt es in der That, eine Familie aus der Stadt ziehen zu ſehen, wohin Geſchäfte und Geſellſchaften ſie täglich oder doch wöchentlich auf mehrere Stunden zurückrufen, und woraus ſie nichts Anderes getrieben hat, als eine Phantaſie? Man ſchränkt ſich ein, entbehrt, läßt ſich von der Sonne ſengen, iſt entzückt über die geſunde Luft und über das friſche Grün, freuet ſich auf den Gang nach der Stadt, ſeufzt über den weiten Weg und erzählt den zurückgebliebenen Freunden Wunderdinge von der Seligkeit des Landlebens. — Das iſt, wenn ich aus der Ferne nicht irre, im Kleinen die Geſchichte einer deutſchen Villeggiatura, in ſo fern ſie nämlich keine ökonomiſche iſt, welche Luſt, Lohn und Ehre in ihrem Berufe findet, ſo hier wie dort.

Die Villeggiatura in Italien iſt weder mit dieſer noch mit jener zu vergleichen. Sie iſt nicht aus Willkür oder Mode hervorgegangen, die Natur

---

*) Aus Wilh. Müllers neuem Werke gleichen Titels (2 Bände, hier auch bey Carl Gerold um 3 fl. 30 kr. C. M. zu haben) ausgezogen, zuſammengeſtellt, verbunden ꝛc. von F. Freyh. v. Schlechta. Die 2 erſten Lieferungen in Nr. 89, 90, 103 und 104 enthalten: Leben, Charakter, Bildung, dann Feſte und Spiele.
D. Red.

hat ſie gebothen und der Staat erkennt ſie an. Sie iſt die für Alle beſtimmte und gewährte Zeit der jährlichen Ruhe und Erholung: die ganze Familie theilt ſie und die ſtädtiſche Wohnung wird einem alten Hüter überlaſſen. Die Villa iſt geräumig und wohl im Stande, denn das Landleben iſt nicht eine Zeit der Entbehrung und Einſchränkung, es iſt eine Zeit des Genuſſes und der Ausgelaſſenheit. Keine kleine Kartenhäuſer, mit einem Blumenbeetchen vorn und hinten: die italieniſchen Villen ſind vollſtändige, feſte Gebäude, mit Bedientenkammern und Stallungen, und weite Gärten umgeben ſie mit Schatten und Duft. Selbſt in dieſen macht ſich aber die Willkür der Erfindung weniger geltend, als in unſeren Nachahmungen: die anzulegenden Partieen ſind gegeben, der Beſitzer kann ſeinem Geſchmacke nur in der Art ihrer Ausführung und Zuſammenſtellung Folge leiſten. Der Garten verlangt eine lange ſchattige Allee, zum Spaziergange; kann es ſeyn, ſo wird dem Morgen und dem Abend ein eigenes Laubdach bereitet: ferner, ein grüner Plan, mit Raſenerhöhungen umher, zum beliebten Ballſpiele, ein Springbrunnen auf dem Platze der Mahlzeit, um den Wein darin zu kühlen; wer es höher treibt, läßt in künſtlichen Spielen die Waſſer bald aus verſteckten Orgeln klingen oder aus den Hörnern der Nymphen und Tritonen ſprudeln, bald in neckenden Strahlen aus dem glatten Marmorboden hervorſchießen, die luſtigen Gäſte zu erſchrecken. Zu geſelligen Spielen und Scherzen bringt man auch wohl einige hohe, dichte Hecken an, mit vielfach wechſelnden Irrgängen, Trennungen und Begegnungen, und ein Teich zu kleinen Schiffahrten wird ungern vermißt. Daneben hat jede Villa ihren Küchengarten, eine Vigne und ein wenig Feld, um daraus die Früchte der Jahreszeit friſch und ausgewählt zu empfangen.

Sobald die letzte Girandola das Feſt des heiligen Petrus beſchloſſen, welches mit dem Eintritte der heißen Jahreszeit etwa zuſammenfällt, ziehen die Fremden mit ihren, von Gemählden und Kupferſtichen, Antiquitäten und Moſaiken angeſchwellten Koffern und Kiſten ſchaarenweiſe durch die Porta del Popolo zur Stadt hinaus. Denn in ihrem römiſchen Tagebuche ſtehen im Julius, Auguſtus und September, ſtatt glänzender Feſte und Vergnügungen, böſe Luft und Fieber aller Arten. Toscana, und namentlich die Bäder von Lucca und Piſa, nehmen die meiſten [illegible] auf; andere, die im Herbſte nach Rom zurückzukehren gedenken, oder trotz Luft und Fieber die Feuerwerke und Stiergefechte auf dem Grabmahle des Auguſtus und die Überſchwemmung der Piazza Navona mit anſehen wollen, ſuchen inzwiſchen Schutz und Erholung in den kühlen Berggegenden von Tivoli, Frascati und Albano. Dahin begeben ſich auch die römiſchen Herren und Reichen zur Villeggiatura, und wen Pflicht, Erwerb, oder [illegible] wichtige Gewohnheit, an die Hauptſtadt feſſeln, kutſchirt wenigſtens an Sonntagen und Feſten vor Sonnenaufgang nach Albano, und kehrt nach Ave Maria wieder heim. Die Alten liebten vor allen andern die Berge des rauſchenden Tivoli: davon würde, auch ohne ſchriftliche Zeugniſſe, die verhältnißmäßig größere Anzahl von Ruinen ihrer Villen in dieſer Gegend genügende Kunde geben. Die neuen Römer finden den Aufenthalt in Tivoli weniger anziehend und geſund, wegen ſchneller Wetterveränderung und dauernder Näſſe, von der freylich auch ſchon die Alten reden *). Das nähere Lateiner-Gebirge, mit ſeinen Waldungen und Seen, gewann dem Tiburtiniſchen den Preis ab, und ſchmückte ſich mit glänzenden Landhäuſern, ſchattigen Alleen und plätſchernden Springbrunnen. Die Seite nach der Meerebene zu, wo die Städtchen Albano, Aricia und Genzano liegen, iſt die fruchtbarſte und anmuthigſte, und der Fremde findet in den genannten Orten leichtlich eine bequeme Wohnung und ſtädtiſche Koſt. Wer recht einſam leben will, mag ſich eine Zelle in einem der Mönchsklöſter miethen, bey den Kapuzinern, oder in Pallazzuolo am Albanerſee: eine ſchönere Lage wird er auf dem ganzen Gebirge nicht finden, und die Brüder ſind darauf eingerichtet, einige Gäſte an ihrer Tafel gegen eine mäßige Erkenntlichkeit zu bewirthen.

Rom hat ſeit dem Eintritte der heißen Jahreszeit das Anſehen zum Unkenntlichwerden verändert. Viele Gegenden der Stadt ſind wegen der Aria cattiva nicht länger bewohnbar, und auch der bevölkerte Theil ſcheint verödet, beſonders in den Mittagsſtunden, wo auch der Bettler ſein Gewerbe vergißt, und den Schatten ſucht, um zu ſchlafen. Die großen Springbrunnen, beſonders die Fontana di Trevi, bieten die kühlſten Lagerſtätten auf den breiten Steinen, die ſie umgeben. Daneben hat der Waſſerverkäufer ſeine Bude aufgeſchlagen, und hält Eis und Schnee, mit einigen Tropfen Limonienſaft, für die Erwachenden in Bereitſchaft. Ein Anderer zerſchneidet mit ſeinem großen Meſſer die grünen Waſſermelonen in zwey Hälften und ſtellt ſie reihenweiſe hoch über einander, das purpurrothe Fleiſch mit den ſchwarzen Kernen aufwärts gekehrt. Unterdeſſen treibt ein Dritter ſeinen, mit Flaſchenkörben belaſteten Eſel vorüber, und ſchreyt mit heiſerer Stimme friſches Sauerwaſſer **) aus. Der Bettler bettet nicht mehr um Geld zu Brot, ſondern um ein Glas Eiswaſſer, und wer könnte ihm das verweigern?

Die meiſten Behörden und die öffentlichen Anſtalten für Kunſt und Wiſſenſchaft haben Ferien; die Muſeen und Bibliotheken ſind verſchloſſen, Polizey und Poſt, und was ſonſt keine lange Feyer duldet, ruht wenigſtens die Hälfte des heißen Tages und zieht den übrigen Theil ein wehendes Leinwandzelt vor die Fenſter, hinter denen das Amtliche gewartet wird.

In den öffentlichen Speiſehäuſern macht es ſich Jeder nach Belieben bequem, lüftet das Halstuch und zieht ſich den Rock aus. Nach Tiſche ruht man ein Stündchen, auch zwey. Unterdeſſen ſind die Schatten gewachſen und die Kaufladen und Kaffehäuſer öffnen ſich wieder. Die auf der Sonnenſeite liegen, nehmen ihre Zuflucht zu den zeltartigen Vorhängen, hinter denen man im Freyen ausdauern kann. Der große Caffè nuovo, im Pallaſt Ruspoli auf dem Corſo, hat einen von hohen Mauern rings gedeckten Orangengarten, an deſſen Pforte zwey in voller Purpurblüthe prangende Oleanderbäume die Vorübergehenden in die duftige Kühle laden. Da ſitzen die weißen Frauen in den grünen Gängen und wehen ſich mit den Fächern Luft zu: der Cavalier ſteht hinter ſeiner Dame, und wenn er artig iſt, läßt ſie ihren Fächer wohl auch ein Mahl gegen ſein Geſicht ſpielen, oder reicht ihn ihm über die Schulter, wenn ihr Ärmchen müde iſt, und er wird ſeinen Dienſt verſtehen. Die Männer tragen großentheils auch einen Fächer und treiben ſich ſo durch die Gänge auf und ab, ein Glas Eis in der andern Hand. Der Bottega's *) wollen wir nicht vergeſſen, wie ſie die lange Reihe der verſchiedenen Eisſorten ſo ſchnell und ſo deutlich herzuſagen wiſſen, wie ſie ſo flink, ſo aufmerkſam und ſo höflich ſind, und keiner der Durſtigen in dem großen Gedränge von ihnen überhört wird. Ein dicker Zwerg windet ſich mit ſeinem Knotenſtocke langſam hin und her, und geht den Dienern mit zur Hand: wenn es weniger voll iſt, ſpielt er bloß den Spaßmacher und bettelt gelegentlich.

---

*) Tibur udum.

**) Aqua acetoſa, aus dem Brunnen an der Tiber, unweit Ponte Molle.

Die Sonne geht unter, die Glocken läuten Ave Maria. Nun ſind die Spaziergänge im Corſo und auf dem Monte Pincio **) mit Wagen, Reitern und Fußgängern gefüllt. Die Wagen halten auf den Plätzen ſtill, die Damen ſteigen aus, um ein wenig auf und ab zu ſchreiten, oder bleiben auch in dem Wagen ſitzen und empfangen auf dieſem Throne die Huldigungen der Vorübergehenden.

Jetzt wird auch das Volk lebendig. Auf allen Gaſſen klimpert's und ſingt's, die Oſterieen und Pizzikarolbuden ***) werden hell und voll, und die Fenſter öffnen ſich. Die Weiber gehen ohne Mieder und ſtecken ein leichtes Tuch oben an das Hemd feſt, ſo daß jenes dann über die Bruſt herunterhängt, wenn nicht ein neckiſcher Wind es von unten hebt. Ein friſcher grüner Salat gibt guten Schlaf, und Limonienſaft verjagt das geſchäftige Südvölkchen, das unſerm Göthe weniger verhaßt iſt, als die nordiſchen Nebel. Wer ſolche Schlafmittel nicht anwenden kann, mag zuſehen, wie er die Nacht durchbringt.

Allgemeine Novelliſtik.

Am [illegible] September hatte man zu Peſth ein ſehr ſeltenes und impoſantes Schauſpiel. Die am [illegible] angelangte Donau-Flottille, beſtehend aus vier Tſchaiken, manövrirte auf der Donau, in der Gegend der Margarethen-Inſel. Das Neue und Intereſſante des Gegenſtandes für die Stadt Peſth zogen eine außerordentliche Menge Zuſchauer herbey. JJ. K. K. Majeſtäten und die anweſenden hohen Fremden verfügten ſich auf kleine Boote, um die Übungen in der Nähe zu betrachten. Nach Beendigung des Manövers ſchifften die hohen Perſonen nach der Margarethen-Inſel über, nahmen daſelbſt das Mittagsmahl ein, und wohnten der dort veranſtalteten Weinleſe bey. — Am nämlichen Tage begann die Stuhlweißenburger ungariſche Schauſpielergeſellſchaft mit »König Mathias, von Ladislaus Szabo,« ihre Vorſtellungen im Peſther Theater. Tags darauf, am [illegible], gab ſie Kisfaludys: »Tartaren in Ungarn,« welche Vorſtellung JJ. MM. der Kaiſer und die Kaiſerinn, ſämmtliche hier anweſende Erzherzoge, JJ. k. Hoheiten, der Herzog von Cambridge und Prinz Carl von Bayern, mit Ihrer hohen Gegenwart beehrten. Vor Anfang des Stückes wurde das Volkslied: Gott erhalte u. ſ. w. in ungariſcher Sprache abgeſungen. —M.—

---

*) Die Garcon's.

**) Ein neuangelegter Spaziergang auf dem alten Mons Pincius, jetzt St. Trinità di Monte.

***) Pizzicarolo, Verkäufer von eingeſalzenem Fleiſch, Fiſch und Käſe.

Fellingers Muſe hat einen Ritter gefunden, der die ſchwache Dame in Nr. 114 des Converſationsblattes mannhaft zu vertreten ſucht. Ich könnte freylich ſchweigend zuſehen, da er nur ganz ſäuberlich die Luft durchſäbelt und mit geſchloſſenem Helme ſtreitet; wer aber ſeine Bemerkungen aufmerkſam geleſen, hat leicht den gehäſſigen Schein wahrgenommen, welchen er mit eben ſo viel Unrecht als Einſeitigkeit auf mich zu wenden bemüht iſt — und dagegen muß ich reden. Vorerſt klagt mich der Gegner eines geographiſchen Fehlers an; aber gab ich denn die Herren Kumpf und Veſt wirklich für Steyermärker aus? War nicht Fellinger ein ſteyriſcher Dichter? hatte außer jenen Beyden Niemand in der Steyermark über ihn geredet oder geſchrieben? — Worin ſündigte ich denn alſo gegen die Geographie? — Der zweyte Vorwurf trifft mein Urtheil. Ey mein Vortrefflicher! gut und ſchlecht gibt mittelmäßig: ſo gut als weiß und ſchwarz — grau — das weiß jedes Kind! — Wo iſt nun hier der Widerſpruch? Was endlich von der Ballade: »der Kampf mit dem Lindwurm« geſagt wurde, kann ich unmöglich zurücknehmen, ſelbſt wenn der ganze unverſöhnliche Zorn des Drachen auf dem Brunnen und im Wappen Klagenfurts, ſammt dem Grimme des werthen Herrn Gegners auf mir laſten ſollte! Nur ein Blinder vermag die derbſte Nachahmung Schillers zu läugnen, und ein ſolcher ſollte eigentlich von den Farben gar nicht reden. Ein Stoff kann freylich mit großem Intereſſe auch öfter erzählt werden, wie es erſt neulich bey Krugs älterem Fridolin der Fall geweſen; aber in der Behandlung muß zum mindeſten etwas Neues, Anziehendes liegen, ſonſt möge der Nachbeter uns verſchonen. In dem Übrigen ſtimmt der Gegner meiner Anſicht bey; wozu nun aber noch dieſe lange, patriotiſche Tirade? — Das Ausland, welches leider nur zu ſehr gewohnt iſt, den Erſcheinungen unſerer Literatur niemahls das gebührende Recht angedeihen zu laſſen, wird billig entrüſtet ſeyn bey ſolchen [illegible], und damit neue Hefte in die Hände bekommen. Wer meint es denn alſo beſſer mit ſeinem Vaterlande, der, welcher den Mittelmäßigen in die Poſaune ſtößt, oder jener, der ſich nicht ſcheut, das Kind bey ſeinem wahren Nahmen zu nennen? Ein Schelm aber wäre aller Achtung unwerth, welcher die Herrlichen vergäße, die unſere Freyheit mit ihrem Blute kauften, deſſen Bruſt das Andenken an ihre ſtrahlenden Thaten verbannte! Wer läugnet, daß Fellinger den ſchönen Schlachtentod verdient hatte, welchen er geſucht? aber der Zufall nur leiht den kühnen, ſtarken Willen zur Wirklichkeit und ſchafft den Helden, und ohne ſein Lächeln ſchläft jener vergeſſen unter der Erde, in deſſen Bruſt ein gleiches Feuer loderte. Fellinger war nun kein Camoens, kein Oſſian, kein Körner, warum ihn denn mit Gewalt dazu machen wollen? Und was hat denn zuletzt der Dichter mit dem Patrioten gemein? Wahrlich nur jener fehlte, der beyde in einen Teig zu kneten ſich bemühte — und allein gegen dieſen war mein erſtes Wort gerichtet. — Nichts über den matten Seitenblick auf Körnern! [illegible] ſich nur dieſer ſelbſt [illegible] Parallele!

Zum Schluſſe erlaube mir der Gegner zu fragen, was ihn nur gegen mich in Harniſch brachte? Die mißliche Sache doch nicht? wohl aber die Zuſchriften ehrenwerther Patrioten aus Klagenfurt? [illegible]! — Er hat mit ſeinen Gründen nur ſich ſelbſt Wunden geſchlagen, und ſeinem Schilde allzu theuer die Deviſe erkauft: »[illegible], philoſophus [illegible].« — Möge er nun den weiſen Spruch für die Zukunft beherzigen, aber noch mehr üben. — Und ſomit Sie immer Gott befohlen, Herr Ritter, damit über ihren Schützling nicht mehr geſchrieben werde, als er ſelbſt gethan.

Baron Schlechta.

In den Archives de Littérature (S. 258) äußert ſich Herr Cohen über deutſche und franzöſiſche Schauſpieldichter auf folgende erbauliche Weiſe: »Die deutſchen Dichter ſchenken uns nichts; haben wir dem Tod eines ihrer Helden beygewohnt, ſo kömmt es uns faſt vor, als würde die letzte Krankheit unſers im Herrn ſelig entſchlafenen Großvaters mit allen kleinen Nebenumſtänden noch einmahl vor uns aufgeführt. Man weint; aber es ſind keine Thränen der Bewunderung oder des feinen Gefühls, ſie ziehen das Herz zuſammen, und laſſen nie jene drückende Empfindung zurück, die uns bey einem perſönlichen Unglück leiden macht, wogegen jede Zähre, die Corneille's oder Racine's Meiſterſtücke uns entlocken, den Geiſt zu erheben, das Gemüth zu ſtärken ſcheint. So iſt die Empfindung, die der fünfte Act des Trauerſpiels: Maria Stuart, hervorbringt, nichts weniger als ſanft oder erhebend. Da wir ſie nur als Gefangene, nicht als Königinn ſahen, ſo fällt uns der erſchütternde Glückswechſel nicht in die Sinne; wir ſind nur Zeugen fortwährender Schmerzen und Demüthigungen, und eines auf eine lange unheilbare Krankheit folgenden Todeskampfs, der ſich durch einen ganzen Act durchſchleppt. — Schiller läßt, als gewiſſenhafter Geſchichtſchreiber, nach Leiceſters Ohnmacht noch Eliſabeth und Davis erſcheinen, welcher gefühlvolle Zuſeher wird ſich darum noch bekümmern! Herr Lebrun hat alſo das Stück beſſer geſchloſſen, als Schiller; aber ſein zweyter und dritter Act ſtehen tief unter dem Original. Im erſten hat er mit Recht die Gewaltthat Paulets nur erzählen laſſen, und uns die Scene der Maria mit ihrer Amme — eine unſchickliche (indécente) Nachahmung der ſchönen Scene zwiſchen Phädra und Oenone — erlaſſen. Dadurch, daß er ſchon in der zweyten Scene Marien ſagen läßt, ſie ſtehe in Briefwechſel mit Leiceſter, verliert er die theatraliſche Wirkung der Verwunderung Mortimer's über Mariens Aeußerung, daß nur Leiceſter ſie retten könne, und vernichtet beynahe gänzlich die Scene zwiſchen letzterem und Mortimer, eine der ſchönſten im Stücke, die uns den Leiceſter gleich bey ſeinem erſten Erſcheinen im wahren Lichte darſtellt. Herr Lebrun hat dieſen wahrhaft tragiſchen Charakter viel zu gemein und gehäſſig geſchildert. Anſtatt der politiſchen Verhandlung Mariens mit Burleigh, hätte Lebrun beſſer gethan, die ſchöne, äußerſt poetiſche Erzählung Mortimer's, von ſeinem Uebertritt zur katholiſchen Kirche, aufzunehmen. Im zweyten Acte hat Lebrun durch die zu frühe Verſetzung der Eliſabeth nach Fotheringay, die freylich zur Beobachtung der Einheit des Orts nöthig war, die Geſetze der Wahrſcheinlichkeit zu ſehr übertreten. Leiceſters Gründe paſſen nicht hierher, und es kränkt uns, Eliſabeth in dieſer falſchen Stellung zu ſehen. Daraus folgt noch die andere Unſchicklichkeit, daß Leiceſter nicht im rechten Licht erſcheint, und daß Eliſabeth im dritten Acte durchaus lächerlich wird, wenn ſie, die ſchon anderthalb Acte hindurch zu Fotheringay iſt, ausruft: »wo bin ich? was iſt dieß für ein Ort?« Eben ſo iſt auch die Ausführung des Mortimer verfehlt, durch welche Leiceſter Eliſabeth zur Unterredung mit Maria beſtimmt. Der Grund, daß Eliſabeth Vergnügen empfinden wird, durch ihre Schönheit Marien zu verdunkeln, iſt im franzöſiſchen Stück ein gewöhnliches Madrigal, und im Converſationsſtyl geſchrieben. — Im dritten Acte hat Lebrun Schillers Fehler mit Geſchmack verbeſſert. (?) Welcher unnatürliche Einfall, Maria in Stanzen mit gereimten Anapäſten ſprechen zu laſſen! wahrlich die Kennedy hat Recht, wenn ſie ſie fragt, ob ſie den Verſtand verloren habe? Die bewunderte Scene des Zanks der Königinnen kann nicht gebilligt werden, weil die in der Geſchichte größere Eliſabeth hier zu klein erſcheint, und weil es bekannt iſt, daß Maria nie eine Unterredung mit Eliſabeth bewirken konnte. Was vollends die Scene des Mortimers bey Schiller betrifft, ſo ſcheint es, daß dieſen Dichter hier alle Urtheilskraft verlaſſen habe; aller Wohlſtand iſt bey Seite geſetzt: die Unanſtändigkeit in Worten und Handlungen iſt ſo weit getrieben, daß die Geſchichte des Theaters kein anderes Beyſpiel aufzuweiſen hat. In der franzöſiſchen Bearbeitung iſt dieſe Scene weggeblieben, wie es ſich von ſelbſt verſteht. Im vierten Acte zeigen ſich dieſelben Fehler wie im zweyten, durch Verlegung der Scene nach Fotheringay. Der fünfte Act iſt mehr für das Drama als für das Trauerſpiel geeignet, doch bleibt Herrn Lebrun hier um ſo mehr Verdienſt, als er von Schillers fünftem Act nur weniges brauchen konnte. Übrigens iſt Lebruns Schreibart nur da zu loben, wo er Schillern vor ſich hatte; die meiſten andern Stellen ſind matt, uncorrect, und bis zur Gemeinheit proſaiſch. Oder kann man folgende Zeilen als Verſe gelten laſſen?

La reine d'Angleterre et d'Ecosse et de France —
— Un trône vous échappe, il vous faut un autre.
Et je comprends, milord, quel amour est le votre.
— Que de ma propre main je le frappe moi-même.

Unrecht war es auch, daß man, nach Schiller's Angabe, Maria weiß gekleidet erſcheinen ließ, da doch aus Robertſon's Geſchichte von Schottland bekannt iſt, daß ſie Trauerkleider anzog ꝛc.“

So wie in Frankreich „zum Gebrauch des Dauphins“ die bekannte durch Veränderungen verunſtaltete Ausgabe lateiniſcher Claſſiker erſchien, ſo hat ſich auch in England, angefeuert durch ein ſo preiswürdiges Beyſpiel, ein gewiſſer Hr. Bowdler ganz neuerlich die nicht geringe Mühe gegeben, unter dem ſonderbaren Titel: „the Family-Shakespeare“ (Familien-Shakeſpeare) eine caſtrirte Handausgabe der Werke dieſes unſterblichen Schauſpieldichters, in 10 Bänden zu bearbeiten, worin, wie er ſich voll Selbſtgefühl rühmt, alle Phraſen und Worte, die in einer (brittiſchen) Familie, nicht „mit Anſtand“ laut vorgeleſen werden können, weil ſie „ſittſame Wangen“ (wir Deutſchen kennen nur ſittſame Herzen) röthen würden, ſorgfältig ausgemerzt, oder durch zierlichere (genteeler) erſetzt ſind. Gleichviel, ob durch Auslaſſungen manchmahl ein ſonderbarer Hiatus entſteht, oder ob das „genteelere“ Wort die kräftigen Züge des Barden oft förmlich traveſtirt; — genug! die ſittſamen brittiſchen Wangen werden vor dem Erröthen, — freylich zugleich auch die Gemüther vor dem Auffaſſen der Schönheiten des Dichters geſichert. Eine [illegible] Unzuträglichkeit iſt es jedoch, daß der Herausgeber, wahrſcheinlich am Ende ermüdet auf dem dornigen Pfade ſeiner tugendhaften Laufbahn, oder im Zurückſehen derſelben, aus unbekannten Gründen veranlaßt, zu manchen weſentlichen Umwandlungen ſeines [illegible], an mehreren Stellen Ausdrücke ſtehen läßt, die er an andern Orten als [illegible], [illegible] oder ganz weggeſchnitten hatte.

In einem engländiſchen Blatte vom Monath Auguſt d. J. habe ich eine Anweiſung geleſen, Suppen-Tafelein zu verfertigen, um auf Reiſen immer nahrhafte Suppen haben zu können. Allein da haben wir ſchon ſeit lange hier eine geſchmackvollere und beſſere Methode. — Herr Profeſſor [illegible] hat ſchon in den Jahren 1790 oder 91 für Geld und Ehre hierüber folgende Entdeckung gemacht: Man [illegible] ein Stück Rindfleiſch, welches am wenigſten Fett hat, halb gar; läßt es kalt werden, ſchneidet es in dünne Scheiben, trocknet ſolches in einem nicht zu heißen Ofen, oder auf dem Ofen ſelbſt, und pulvert und verwahrt ſolches in Bouteillen oder in gläſernen Geſchirren. Die Suppe davon iſt kräftig und ſchmackhaft.

Da dieſe Methode ſehr wenig bekannt oder ſchon lange vergeſſen iſt, ſo hatte ich es für zweckmäßig, ſie hier wieder in Anregung zu bringen. E. B. in Brg.

In Paris erſcheint eine neue Ausgabe von Rouſſeau's Emil, beſorgt von der Frau von Genlis, aber auf eine ganz eigenthümliche Art beſorgt. Dieſe jetzt ſo [illegible] und moraliſirende Dame iſt mit dem Emil nicht anders verfahren, als die Jeſuiten einſt mit manchem heidniſchen Claſſiker. Sie hat ihn „caſtigirt und expurgirt.“ — Ihre Ausgabe iſt betitelt: nouvelle édition avec des retranchemens.

— eß.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten vaterländiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung ([illegible]), wöchentlich drey Stücke. Preis: [illegible] fl. C.M., durch die k. k. Poſt [illegible] fl. C.M. halbj. — Beyträge ſendet man dem Redacteur (Franz Gräffer) [illegible].

Gedruckt bey Carl Gerold.

Conversationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

120.

(Wien, Samstag den 7. October.)

Das Grab des Bücherweſens.

Eine Vorandeutung von Franz Gräffer.

»Schamlos mehret die Bücher, die ſchon im Druck ſich erdrücken,
Tinte vergießend das Volk, immer noch thätig um nichts.«
Irgend ein malcontenter Muſenſohn.

Der ſittliche und intellectuelle Charakter der Nationen hängt innig mit dem Buchhandel zuſammen. Sie üben eine immerwährende Wechſelwirkung auf einander aus. In unſeren Tagen fand man ſich veranlaßt, dieſes Verhältniß etwas ſchärfer ins Auge zu faſſen. Mancherley Beſtimmungen haben es gezeigt. Dieß bewog mich, einen Blick auf das allgemeine Leben und Schickſal des Buchhandels und Bücherweſens überhaupt, zu werfen, in ſo fern beyde mit jenen Beſtimmungen nicht in Berührung ſtehen, denn dieſe gehen *mich* nichts an. Ich erſchrack. Der Begriff von Flor erſchien mir in einer ganz entgegen geſetzten Sprachbedeutung; die Blüthe als Verblühtſeyn; die üppigſte Geſundheit als das Bild des Todes. Ich ſchrieb einige meiner Gedanken nieder. Der aphoriſtiſche, etwas aufgeregte Ton bezeichnet die Stimmung. Ich habe nicht geglättet, nicht gefeilt; ich kann das nicht immer. Es ſind Ergüſſe und Reminiſcenzen des Augenblickes, hier und da ein wenig unzuſammenhängend, oder paradox. Das macht nichts. Einen regelrecht zugerundeten Tractat habe ich nicht ſchreiben *wollen*. Man muß überall die Totalanſicht würdigen, und kleine Ecken ꝛc. über dem Ganzen vergeſſen. Manches kann vielleicht guter Same ſeyn. Alſo:

Was in ſeiner Urform ſchon krüppelhaft iſt, kann ſich nie zu einem großen, ſtattlichen Bild der Kraft und Geſundheit entwickeln. — Dieſes iſt der Fall beym deutſchen Buchhandel. Er kränkelt ſeiner Auflöſung entgegen. Im *Embryo* lag ſchon das Miasma.

Die Schuld fällt den Vätern zu, nicht uns. Im Werthum ward mit den Incunabeln (den Wieglingen) ſchon *gehätſchelt*, das Kindlein gewaltſam *aufgekräftigt*. Das ging ſo zu. Alles Neue reizt die Menſchenkinder. Iſt das Neue außerordentlich, geiſtiger Natur, ſo feſſelt, electriſirt es doppelt: der

Geiſt wieder zum Geiſt. So mit den erſten Druckerwerken. Trotz ihrer verhältnißmäßigen Theurung fanden ſich zahlreich gierige Käufer. Theologen und andere Claſſiker feyerten ihre Wiedergeburt. Die Drucker, durch günſtige Erfolge aufgemuntert, regten ſich thätiger; es vermehrte ſich ihre Anzahl. Die Fauſt, die Schöffer machten gewaltig viele Proſelyten. Man druckte, das einzeln Geſchriebene, Eſoteriſche, vervielfältigt zur Öffentlichkeit, zu Markte zu fördern. Des pecuniären Nutzens im Voraus gewiß, machte man ſchreiben um zu drucken. Die Bücher konnten wohlfeiler werden, wurden es. Hier des Unheils Same. Neue Erfolge, neue erweiterte Vortheile für den Säckel; neuer Stoff, neue Thätigkeit. Man druckte unaufhörlich, unbekümmert fort. Die Materien, der Zeitgeiſt, beflügelten, ſanctionirten die kaufmänniſche Schwungkraft. Nach und nach aber häuft ſich die Waare. Viele Drucker bleiben ſelbſt Verleger. Die meiſten jedoch, des Abſatzes ſicher, nur um in der erſten Expoſition, »dem Erzeugen,« nicht geſtört zu ſeyn, übergeben ihre Arbeit anderen Leuten zum Verſchleiß. So entſtehen Buchhändler, Buchhandlungen. Das ominöſe Los war geworfen.

Der Buchhandel, Bücher-Handel, als allgemeiner freyer Commerzgegenſtand, iſt ſchon der Idee nach, unphiloſophiſch, albern. (Ich rede hier immer in Anwendung auf das funfzehnte Jahrhundert.) Bücher, geiſtige Behälter, geeignet, beſtimmt, Gedanken, Anſichten zu verbreiten; zu wirken auf Volksgeiſt, Nationalbildung; Bücher, Geiſtesbouillons, ſich in Jedes moraliſchem Magen anders auflöſend, anders aſſimilirend in eines Jeden Chylus; dieſe gewaltigen Sprachrohre für alle nicht kleinen und nicht großen Ohren, hätten vernünftiger Weiſe urſprünglich *), nicht wie ein Stück todte Leinwand, der willkürlichen Verbreitung, dem Zufall überlaſſen werden ſollen. Willkür iſt der Zunder aller Ausartung, der Zufall ein tückiſch Ding. Das erwog man damahls nicht. Die Obern, die Verweſer, vom Nimbus des Ruhms der Erfindung geblendet, in dem Neuen ſelber noch neu, in dem Unreifen unreif, von ſchacheriſchem Activgeiſt geſchmeichelt, beſtochen, hatten ſich ſelbſt der Macht begeben, durch dieß eingreifende Werkzeug auf das Volk zu wirken, ſich dieſe gewaltigen Zügel entſchlüpfen laſſen. Das war unphiloſophiſch. Kaufleute faßten dieſe Zügel auf, bemächtigten ſich ihrer; wohl auch Gelehrte darunter, ſchreibend und druckend zugleich, aber doch Kaufleute; und dieſe geiſtigen Behälter, Bouillons, Sprachrohre wurden, wie die materiellen, Gegenſtände des Handels; der eſoteriſche Conductor ward zur exoteriſchen Waare. Induſtrie und geſteigerte Leſeluſt pouſſirten ſich wechſelweiſe. Dem kaufmänniſchen Speculationgeiſte war eine neue, ſchon fruchtbar bewährte Bahn geöffnet; er tummelte ſich wacker darauf umher **). Der Glanz und der Nutzen des Augenblicks verführten; Niemand dachte an jene Folgen, die ſich früh oder ſpät an jeder blinden plan- und gedankenloſen Thätigkeit rächen.

---

*) NB. urſprünglich; ſpäterhin war es zu ſpät, noch ſpäter ſollte es zu ſpät ſeyn.

**) Weiteres zeigt meine, hier bey dem wackern Buchdrucker Bauer erſchienene Schrift: Der Buchhandel in Verbindung mit der Buchdruckerkunſt, hiſtoriſch betrachtet. Sie iſt dem Freyherrn v. Retzer, mit dem ich ſonſt die Ehre hatte, im beſten Einvernehmen zu ſtehen, dedicirt, 1800 herausgekommen, und ziemlich fehlerhaft.

Die nähmlichen Obern ließen mit Behagen zu, daß jene Drucker, ſich raſch vermehrend, fortfuhren zu drucken, und wieder zu drucken; jene Kaufleute zu negociiren, zu tauſchen, es ins Weite zu treiben. Man glaubte, genug zu thun, darauf zu ſehen, daß der allerliebſte Spuck nicht ausarte (an ſich allerdings löblich); man ließ Schreiber, Drucker und Verbreiter machen, was ſie wollten: das war tolerant, aber eben ſo albern, weil ſich niemand darum bekümmerte, als die Maſſen der Waare wie Schneebälle anwuchſen. Das Kleine im Einſchränken verſchwindet gegen das Große in der Willkür. Es kommen alſo hier die Beſchränkungen durch die Cenſur nicht in Anſchlag. Schon 1486 den 4. Jänner erſchien ein Cenſur-Edict. Es war vom Churfürſten Berthold aus dem Hauſe Henneberg ausgegangen. Die Nahmen der Cenſoren ſind unter Anderen auch in der Wiener Zeitung vom 22. Dec. 1819 bey Gelegenheit einer Bundestagsbeſtimmung angegeben. Wie wenig auch die Maßregeln gegen den, die Bücherproductivität immerhin in Etwas hemmenden Nachdruck ausrichteten, daß ſelbſt das Excommuniciren der Nachdrucker nicht ſchreckte, wird ſogleich wahrzunehmen ſeyn.

Jener politiſche und dieſer cameraliſtiſche Fehler gaben dem Buchhandel einen ungemeinen Schwung. Die Rainmann, von gleichzeitigen Autoren par excellence »der deutſchen Nation nahmhafte Buchführer« genannt, die Bürglin, die Diemer trieben ihn ins Große. Seine geographiſche Ausdehnung nahm zu; er fing an, univerſell zu ſeyn. Impulſirend auf die Schriftſteller und Drucker, artete die Bücherproduction bald in Fabrication aus. Das wohlthätige, erfriſchende Bächlein, tränkend und labend, wie der Geſundheit frommt, ſchwoll allmählich zu einem verſchlingenden Strom an; dieſer zu einem Meer, dieſes zur Sündfluth. Übertriebene Fruchtbarkeit iſt überall ſchädlich, bey Büchern, wie bey Kindern. Der politiſche Grundſatz, daß die Stärke, der Reichthum einer Nation, in einer großen Bevölkerung liege, iſt falſch. Vide China. Und was kommt bey jenen Völkerhaufen heraus, die da ſagen, daß ſie keine Chineſen ſind? Theuerung, Peſt, Krieg; denn ſo weit iſt man in der löblichen Aufklärung noch nicht vorgerückt, daß man ſich ſelbſt abſchlachtete, wiewohl Peſt, Krieg nichts Anderes ſind, als negative Conſumtionprozeſſe. Genug! Kaufleute haben egoiſtiſch immer nur ihren momentanen Privatnutzen im Auge; ihr Ich, ihre Sippſchaft ſind die alleinigen Gegenſtände ihres Trachtens. An die Corporation als ſolche, denkt man nicht; was bey folgenden Geſchlechtern damit heraus kommen ſoll, daran noch weniger. Alſo auch hier. Sogar frühere grelle Beyſpiele hielten das blinde Treiben nicht ein. Conr. Schweinheim und Arn. Pannarz ließen dem Papſte Sixtus V. ein gar kläglich Schreiben überreichen, in welchem ſie in der rührendſten Winſeldialectik der damahligen Zeit ihm vorſtellten, wie ſie eine Laſt von 12,475 ſelbſt gedruckten Büchern vorräthig hätten, zu deren Abſatz ihnen keine Hoffnung bleibe; daß ſie dadurch auf dem Punct wären, den Preßbengel *) mit dem Bettelſtabe vertauſchen zu müſſen. Am Schluſſe heißt es: »Pater sancte! Adjuvent nos miserationes tuae, quia pauperes facti sumus nimis!« Und iſt ſolch viel

---

*) mit e, ſiehe Adelung. —

bedeutend und wenig beachtet Brieflein gar fein nachzuleſen in Fabricii biblioth. lat.

Freund Schweinheim und Comp. klagten ſchon Anno 1472, alſo kaum dreyßig Jahre nach der Erfindung der Buchdruckerkunſt, und kaum funfzehn Jahre nach der Begründung eines eigentlichen Buchhandels; denn der prädiluvianiſche, nähmlich der mit Manuſcripten, vor Fauſts Kunſt, gehört nicht hierher *). Mit wenig Intervallen, z. B. von Anlegung großer Bibliotheken, ging es mit dem Bücherverlegen und den Bücherverlegenheiten in dieſem Verhältniſſe fort. Es gab faſt lauter Schweinheime und Pannarze. Verhielt ſich die Bücherproduction zu der Zahl der Abnehmer Anfangs wie 4 zu 1, ſo ſteigerte ſich das ſo fort, und die Proportion lautete allmählich: 10 zu 1, 50 zu 1, 100 zu 1, 1000 zu 1 u. ſ. w., bis endlich wir, meine geliebten Zuhörer und Zeitgenoſſen, auf dem glänzendſten Culminationpunct glücklich angelangt ſind, denn es werden, o Triumph, es werden jetzt 100,000 mahl mehr Bücher erzeugt, als conſumirt.

»Hinc illae lacrimae!«

Nur eine ganze Armee lauter Omare mit ihren Legionen kann retten, oder noch einige ſolche Surrogat-Operationen, wie die Brockhaus'ſche mit dem Converſations-Lexicon, das eine Bibliothek in nuce ſeyn kann.

Vergebens iſt die Erzeugung des reinen Verlags, faſt alle Concurrenz ausſchließend, ein origineller Act wie jede geiſtige Zeugung. — Denn wenn es zu viele Originalitäten gibt, ſo hören ſie alle auf, welche zu ſeyn; es iſt wie mit den Decorationen, bey deren Zunahme es eine Auszeichnung iſt, keine Auszeichnung zu haben, z. B. laut ordre de la légion d'honneur etc. Das iſt Eins. Die Hydra des veruntreuenden Nachdrucks, der ſo alt iſt, als der Druck ſelbſt, erklärt das Übrige. Konnte doch ſelbſt die Excommunication, dieſe für die damahlige Zeit ſo ſchreckbare Procedur, das Nachdrucken nicht verhindern. Die Criſpinusjünger wurden zuweilen wirklich in den Bann gethan. Der gelehrte Denis bewahrt in ſeinen ſo überaus wohlſchmeckenden Leſefrüchten (1. Band, S. 115) zwey ſchauerliche Beyſpiele davon auf. Ich will hier nur eines, das kürzere, anführen. Unter den Ritus eccles. Folio. Vened. 1516 lieſt man Folgendes: »Diris pontificiis interdictum, ne non praedictum dicas, manceps librarie, nequis infra quinquennium praeter nos excudat. Quare caveas, ne lucri cupiditas transversum te actum, et graviore poena viventem afficiat et mortuum barathio aeternum addicat.« Iſt das nicht entſetzlich?! Wie es mit dem Nachdruck bald darauf auch Luthern erging, habe ich aus den Worten in ſeiner Wittenbergiſchen Bibelausgabe, Fol. 1545, erſehen. Er klagt da wie folgt: »das muß ich klagen vber den Geitz, Das die geitzigen Wenſte und reubiſche Nachdrücker mit vnſer Erbeit vntrewlich vmbgehen.« und weiter: vnd iſt mir offt widerfarn, das ich der Nachdrucker druck geleſen, alſo verfelſchet gefunden, das ich meine eigen Erbeit an vielen Orten nicht gekennet, auffs newe habe müſſen beſſern. Sie machens hin rips raps, Es gilt gelt.«

(Fortſetzung folgt.)

---

*) Hierüber kann man meinen Aufſatz: »Bücherweſen der Vorzeit,« im Heſperus 1819, May, Nr. 10, nachleſen.

Unter den Bäumen zu G.

An Freund C. K.

Du ſprichſt in dieſer Bäume kühlem Schatten,
O Jugendzeit! Wie raſch war deine Flucht!
Noch denk ich mich, ein Kind auf dieſen Matten,
Das Blumen ſich zum bunten Kranz geſucht;
Erinnerung will ſich der Trennung gatten,
Und beyde landen in der Hoffnung Bucht,
Daß in des Lebens rauſchendem Getöſe
Ein ſüßer Traum des Buſens Kummer löſe.

Damahls noch grüntet ihr in kargen Zweigen,
Jetzt trieb der Stamm hoch in die Luft empor,
Und ſchwere Früchte an den Äſten beugen
Zur Erde euch. Es ſchlägt der Sänger Chor
Aus grünem Laub in luſtig frohen Reigen
Mit ſüßer Wehmuth an mein lauſchend Ohr,
Und meine Thränen mahlen mir nun milder
Auf Gras und Kraut verſchollner Freuden Bilder.

Und auch der Berg noch hebt mit ſchroffem Sinnen
Die Felſengipfel zu des Himmels Höh',
Doch kann ich nicht die Spitze mehr gewinnen,
Daß frey und feſt des Fußes Kraft mir ſteh;
Ich ſchau' nur mehr der Quelle zartes Rinnen,
Der Wellen Liſpeln durch des Thales See,
Ich ſtehe ſtill und darf nach dem nicht langen,
Was mir im Morgenroth einſt aufgegangen.

Die Glockentöne alle ſind verklungen,
Der Nachhall nur ſchlägt an mein krankes Herz.
Wie auch der Geiſt nach oben ſich geſchwungen,
Er ſah zuletzt nur eine Wand von Erz.
O glücklich Jene, denen es gelungen,
Zu tauchen ſich in zauberiſchen Scherz,
Und denen nicht der Sonne matte Strahlen
Das trübe End' mit düſtern Farben mahlen.

Mir ſtarb die Luſt längſt in der Jugend Blüthe.
Mich birgt da heimiſch nicht ein freundlich Ort;
Denn Alles, was ich ſah, wofür ich glühte,
Es zog gleich Fluſſeswellen eilig fort.
Und ob ich einſam auch im Sinnen brüte,
Es wird das Hier mir nimmermehr zum Dort.
Damahls lag's wie ein Blumenteppich offen,
Wir durften damahls Glauben, Lieben, Hoffen. —

Wilh. Freyh. v. Eyb.

* * *

Mißbilligung verächtlicher Äußerungen in Fiorillo's Geſchichte der zeichnenden Künſte in Deutſchland ꝛc.

Fiorillo (Geſchichte der zeichnenden Künſte in Deutſchland ꝛc. Hannover 1815. 1ſter Band. Seite 24) ſagt: Der meſſingene Taufſtein in der

Sebaldus-Kirche (zu Nürnberg) iſt eines der älteſten Denkmahle der Nürnbergiſchen Gießkunſt. Dieß beweiſen ſowohl die vier Evangeliſten als die 36 Figuren, rein und lebend dargeſtellt, an den beyden Rändern. Dieſer Taufſtein iſt durch den nachmahligen Kaiſer, damahls böhmiſchen Prinzen, Wenzel, bekannt geworden, welcher hier (1361) das Waſſer-Bad empfing, und dieſe heilige Weihe ſo verächtlich behandelte, daß er das Becken beſudelte. Sein Publicum hat ihm auch während ſeines ganzen Lebens dieſen erſten Auftritt nicht vergeſſen. (Vergl. v. Murr's Journal. 2ter Band, Seite 66.)

Wie konnte denn ein vernünftiger Mann ſich ſo ſehr vergeſſen, daß er in einer Geſchichte der Künſte ſolche Lappalia anführte?!

Iſt es nicht unſchicklich, daß Fiorillo die Taufe ein Waſſer-Bad nannte? Was berechtigte ihn zur Umänderung eines chriſtlichen allgemein angenommenen und gewöhnlichen Wortes in ein profanes, ja in ein triviales, wie z. B. die Redensart iſt, man ſoll das Kind nicht mit dem Bade ausſchütten.

Von einem Kinde, welches getauft wurde, kann man doch nicht ſagen, daß es was immer verächtlich behandelte.

Wenn Fiorillo ſagt, Wenzels Publicum habe ihm dieſen erſten Auftritt die Zeit ſeines ganzen Lebens nicht vergeſſen; ſo kann man auch von Fiorillo ſagen, daß auch er es ihm noch nachtrage!! Übrigens waren die Zeitgenoſſen Wenzels auf ihn, ſeiner Regierung wegen, übel zu ſprechen, bis er abdanken mußte. Für die Beſudelung des Taufſteines mußte er nicht das Mindeſte empfinden. Dieſe Beſudelung konnte ihm nur ein Fiorillo nachtragen. Als man mir den Taufſtein zeigte, hätte man ſich geſchämet, von Beſudelung zu reden!!

K. J. Stephan, Prof. zu Salzburg.

* * *

Schminklied.

Traveſtie nach Schillers Punſchlied.

Vier Surrogate
Morgens dem Weib
Bilden die Schönheit,
Bauen den Leib.

Preßt die Perücke
Blond, auf den Kopf!
Neu glänzt des Thurmes
Goldener Knopf.

Jetzt mit der Schminke
Duftend gebraut,
Röthet die bleiche
Welkende Haut.

Füllet des Buſens
Künſtlichen Wall!
Künſte umfangen
Bildend das All.

Blendende Zähne
Setzet auch ein!
Leben den Küſſen,
Gibt das allein.

Eh' ſie entkleidet,
Herzet ſie ſchnell!
Nur wenns gealtert,
Glänzet das Fell.

M. G. Saphir.

* * *

Allgemeine Novelliſtik.

Unter den wichtigern Zeitſchriften behauptet die Indiſche Bibliothek von Aug. Wilh. von Schlegel einen ehrenvollen Platz. — Die in philologiſcher und philoſophiſcher Hinſicht ſchon längſt zur univerſalhiſtoriſchen Bedeutung erhobenen Schätze des indiſchen Alterthums, ganz vorzüglich aber die großartigen Geſtaltungen der indiſchen Weisheit und Poeſie, welche wir bisher nur Bruchſtückweiſe und in ſehr unvollkommenen Geſtalten kannten, völlig und ganz zu öffnen, klar und heiter zu machen, und zu gewiſſem wahrhaft philologiſchen Beſitz und erquicklichem Genuß zuzubereiten, iſt der Zweck der obigen Zeitſchrift, deren erſtes Heft kürzlich erſchienen iſt. Der nicht bloß in Deutſchland, ſondern auch unter den benachbarten Völkern mit Recht berühmte Nahme des Herrn Verfaſſers, auf deſſen kritiſches und hiſtoriſches Genie die deutſche Literatur mit Recht ſtolz iſt, bürgt für das ausgezeichnete Gelingen der hier unternommenen Leiſtungen, und überhebt uns jeder weiteren Anpreiſung dieſer, für alle Alterthumsforſcher gleich intereſſanten Zeitſchrift. — Der Inhalt dieſes Heftes iſt: I. Ueber den gegenwärtigen Zuſtand der indiſchen Philologie. II. Indiſche Dichtungen. Voran gehen hier nebſt philologiſchen und kritiſchen Bemerkungen, Abhandlungen: Von dem epiſchen Sylbenmaße der Indier; vom deutſchen Hexameter; von der Schreibung und Ausſprache der indiſchen Namen; dann folgt in 416 Hexametern ein Gedicht in zwei Geſängen: »Die Herabkunft der Göttin Ganga,« begleitet von erläuternden Bemerkungen, die ſich auf die indiſche Sprache, Geſchichte und Mythologie beziehen. Den Beſchluß macht: III. eine Kritik der vor Kurzem veranſtalteten Ausgabe des »Nalus, carmen sanscritum e Mahábhárato edid. Fr. Bopp.« Preis 1 fl. 20 kr. C. M. und hier in der Gerold'ſchen Buchhandlung zu haben. — Es erſcheint dieſe Bibliothek in zwangloſen Heften, doch ſo, daß im Jahre vier zu einem Bande geliefert werden. Druck und Papier werden immer gleich ſchön gehalten werden.

Über Lord Byrons Lebensumſtände ꝛc. gibt ein auswärtiges Blatt nachſtehenden Bericht: Lord Byron, Enkel des Admirals John Byron, ſtammt aus einem ſehr alten Geſchlechte, deſſen Nahme auf den ſchönſten Blättern der Geſchichte prangt. Die Schlachtfelder von Crecy und Azincourt waren Zeugen der Großthaten ſeiner Vorfahren. Der brittiſche Zweig des Hauſes Byron, aus gleichem Stamme entſproſſen mit dem franzöſiſchen Geſchlechte dieſes Nahmens, war Wilhelm dem Eroberer gefolgt, und erhielt von ihm als Preis ſeiner Dienſte, Beſitzungen in den Grafſchaften York und Lancaſter. In den unglücklichen Kriegen unter der Regierung Carls I. beſiegelten die Byrons mit ihrem Blute die ihrem Fürſten geſchworne Treue. Die Dankbarkeit der Stuarts erhob den älteſten von acht Brüdern dieſes Nahmens zum Pair des Reichs mit dem Baronstitel. Die Mutter des jetzt lebenden Lords Byron iſt ein Abkömmling Jacobs II., Königs von Schottland. Geboren im Jahre 1788, erhielt Byron in Schottland ſeine erſte Erziehung, und vollendete ſie auf der Univerſität Cambridge. Beym Tode ſeines Großoheims erbte er deſſen Titel, und, nachdem er zum erforderlichen Alter gelangt, ſeinen Sitz im Oberhauſe eingenommen hatte, unternahm er, begleitet von Herrn Hobhouſe, eine Reiſe nach Griechenland. Voll Enthuſiasmus für die Ereigniſſe, die Meiſterwerke und die großen Männer, deren Andenken jener claſſiſche Boden athmet, wollte er die Darſtellungen der Dichter des Alterthums bewahrheiten, und durchſchwamm, Leandern gleich, die Meerenge von Abydos. Aber ach! anſtatt einer Hero empfing ihn am jenſeitigen Ufer — ein heftiges Fieber. Geſtehen wir dennoch, daß in einem ſolchen Unternehmen mehr Poeſie liegt, als in den Dichtungen, die das erſte Beyſpiel deſſelben erſannen oder feyerten.

Bey ſeiner Rückkehr nach England traf den Lord Byron das Ereigniß, beſtimmt, über ſein Glück und vielleicht über ſein Talent zu entſcheiden. Er heirathete die Tochter des Sir Ralph Milbank, Erbin der Güter und Titel des Hauſes Wentworth. Das Verſchulden einer Untreue, mit zu grellen Farben dargeſtellt durch unbedachtſame

Freunde oder durch heimliche Feinde, brachte unter den Gatten Zwiſtigkeiten hervor, deren Aufſehen, unter der Maske des Dienſteifers, bis zum öffentlichen Aergerniß geſteigert, bald die Nothwendigkeit einer Trennung herbeyführte, bey deren Verabredung ohne Zweifel die Entfernung des Lords Byron zur Bedingung gemacht ward, weil dieſer gleich nachher England verließ. Seine rührende Abſchiedselegie, die ihn von dem Vorwurf der Gleichgültigkeit gegen ſeine Gemahlin vollkommen reinigt, muß bey Jedem inniges Bedauern über die Verblendung dieſer Gattin eines ſo großen Dichters erregen, die ſich weigerte, einem, ſo hohem Ruhme entgegen eilenden, Gemahl zu folgen. Dieſe Trennung diente in England zum Vorwande einer weiblichen Ligue gegen Byrons Ruf, deren Wirkungen ſich ſo weit erſtreckte, daß mehrere Engländerinnen die ſich einſt bey der berühmten Beſitzerin von Copet befanden, als Lord Byron dort angemeldet ward, ſich augenblicklich mit der Miene des Schreckens zurückzogen, und durch dieß Gefühl »jene blaſſen, ausdruckloſen Geſichter,« die der Verfaſſer des Childe Harold beſchreibt, wenigſtens auf einen Augenblick belebte. Lord Byron fand beym Eintritt nur Corinnen; aber Corinne genügte dem Genius eines Dichters, den ſie zu verſtehen würdig war, und den ſie zu begeiſtern ſtolz geweſen ſeyn würde; denn es war die nähmliche Corinne, die uns Italien und Deutſchland enthüllt hat. Es war die nähmliche Corinne, die in der Folge beym Anhören der Abſchiedselegie und des Mißgeſchickes des engliſchen Dichters ausrief: »O wie gern wäre ich an der Lady Byron Stelle unglücklich geweſen, hätte ich ihn zu den an Sie gerichteten Strophen begeiſtern können!« Zum zweyten Mahle durchreiſete Lord Byron den Orient, und ließ ſich dann in Venedig häuslich nieder. Schon hat man die Bemerkung gemacht, daß dieſer Aufenthalt ſeinen Gewohnheiten wenig angemeſſen ſcheine. Als leidenſchaftlicher Reiter, wie Alfieri, mußte er ſich in der Stadt der Canäle und Gondeln ſehr beengt finden; allein eine ſandige Ebene von mäßigem Umfange unweit Venedig, wo er täglich drey bis vier Stunden auf und nieder ſprengt, erſetzt ihm dieſen Mangel. Während ſeines Aufenthalts in Italien erlebte er Überſetzungen mehrerer ſeiner Werke in die Sprache Dante's, die mehr als die franzöſiſche geeignet iſt, die Schönheiten eines Dichters wieder zu geben, wovon einzig Dante, denen, die nur vergleichend zu würdigen wiſſen, einigen Begriff geben kann. Unter allen jetzt lebenden Dichtern hat nur Walter Scott dem Rufe des Lords Byron, dem der ſeinige voranging, das Gleichgewicht gehalten; aber Byron bleibt jetzt der erſte Dichter Englands, ſeitdem Walter Scott ſich nur den Ruhm vorzubehalten ſcheint, der erſte Romanendichter des Jahrhunderts zu ſeyn.

Hier ſind einige Züge über Byrons Perſönlichkeit und jetzige Exiſtenz, an Ort und Stelle entworfen von einem neuern Reiſenden: »Man denke ſich einen jungen Mann, wechſelnd lebhaft, ſtolz, furchtſam, mit Augen, deren Blick Raphaels Pinſel für das Bild eines großen Dichters gewählt haben würde, einen Mann, der Alles, was ihm naht, gleichſam im Strudel einer großen Seele an ſich zieht; einen Freund der Einſamkeit, dieſer erſten Quelle der Begeiſterung; bald einſylbig, bald begeiſtert, nach Beſchaffenheit ſeiner Umgebung redend die elliptiſche Sprache des Genies, wobey er in ſeinen Unterhaltungen moraliſchen Speculationen vor literariſchen Erörterungen den Vorzug gibt; ſtets bereit, mit der Lebhaftigkeit einer Einbildungskraft, die alles, was ſie hört und ſieht, verdoppelt, die Erzählungen, Gedanken und Beziehungen zu ergreifen, die in der geſellſchaftlichen Unterhaltung gemeinen Seelen entſchlüpfen, und ſtrebend, die empfangenen Eindrücke in ſchöne Strophen zu übertragen, damit die Geſammtheit ſeiner Dichtungen ein erweiterter, belebterer, reinerer Spiegel der äußeren, aus ſeiner Einbildungskraft zurückſtrahlenden Eindrücke ſey.

Der gegenwärtige Verfall der ſchönen Literatur, insbeſondere in Frankreich, hat dem Lord Byron eine Art von literariſcher Miſanthropie eingeflößt, wozu Delille's Schule ganz geeignet war. »Erzählen ſie mir etwas vom lever Ludwig's XV.,« pflegte Friederich der Große, wenn er ſich langweilte, zu d'Argens zu ſagen, und bey der Erzählung herzlich zu lachen. Eben ſo wirkt auf Lord Byron jene leere, wohlklingende Poeſie, die wir beſchreibend und nachahmend (descriptive et imitative) nennen, und die unſere Ohren betäubt, ohne daß Geiſt und Herz ſie vernehmen. Die Geſellſchaft der Literatoren iſt ihm unerträglich. »Vidi i bei spiriti,« pflegt er zu ſagen, »e m'accorsi, che non erano ne belli, ne spiritosi.« (Ich kannte die ſchönen Geiſter, und fand, daß ſie weder ſchön noch geiſtreich waren.)

Lord Byron ſpricht fertig alt- und neugriechiſch, ziemlich gut franzöſiſch, arabiſch und italieniſch. Morgens iſt er mißmuthig und in ſich gekehrt. Dann dichtet er etwa zweyhundert Strophen, manchmahl in ſeinem Cabinet, doch öfter während eines mehrſtündigen ſchnellen Rittes. Die Mittagstafel währt lange, wenn er einen Freund, oder einen ihm zuſagenden Gaſt mitbringt. Nach dem Eſſen hört er Muſik, und begeiſtert durch ihre Töne ſchließt er ſich ein, um die am Morgen näherem Nachſinnen vorbehaltenen zweyhundert Strophen auf fünfzig zu reduciren. Dadurch gehen freylich dreyhundert Guineen verloren; denn Herr Murray zahlt dem Lord Byron für jede ſeiner Strophen zwey Guineen. Byron's Wohnung in Venedig iſt eine alte Abtey, umgeben mit Bäumen, erhaben und düſter, wie ſein Genie. Doch hat die Einwirkung des Clima, und der Sitten Italiens der Einbildungskraft des Sängers, »Conrad's und Lara's,« einen minder wilden Anſtrich gegeben; denn wir verdanken ihr ſeit zwey Jahren »Don Juan und Beppo,« die, weit entfernt ſich in den dichten Schleyer nordiſcher Melancholie zu hüllen, unter einem nur zu leichten Flor ſeine ſüdliche Nacktheit durchſchimmern laſſen.« Gegenwärtig hält ſich Lord Byron, wie es heißt, zu Ravenna auf.

Neueſte franzöſiſche Literatur; Auszug der Bibliographie de la France, Nr. 36 und 37. — Zu den Oeuvres de Vauvenargues iſt ein Supplementband gekommen. (1 Fr.) — Die neue Ausgabe des claſſiſchen Werkes: l'art de vérifier les dates etc. iſt bis zum 5ten Bande gediehen. — Von folgendem großen Nationalwerk wird der Proſpectus vertheilt: Atlas géogr. histor. polit. et administr. de la France; comp. de 48 cart., par Bené, — eben ſo von einer Phytographie médicale etc. par Roques; dieſes mit color. Kupf. in Naturgröße gezierte Werk wird 36 Lief. in 4. haben, jede im Subſcr. Pr. zu 5 Fr. — Dr. Descourtilz gibt eine flore médicale des Antilles in 6 Bänden in 8 auf Subſcr. heraus; die Lief. koſtet 3 Fr. 10 C. — Ein Hr. Lafage kündigt in einem Proſpectus eine Collection des musiciens françois an. Es wird mit Devienne begonnen. Bey jedem Tonkünſtler folgt eine biograph. Notiz und ſein Bildniß. Monatlich erſcheint ein Heft. Subſcr. Pr. 3 Fr. 50 C.; nach der vierten Lief. 7 Fr. 50 C. — Ein abenteuerliches Büchlein iſt: le Livre des Bohémiennes, cont. l'art de dire la bonne aventure par les rides du front, par la physion., les lignes de la main; publ. par Jam. Bohabdil (1 Fr. 50 C.). Nicht minder curios in ſeiner Art mag ſich leſen laſſen der Prospectus du projet de la fondation d'une ville latine. — Eine neue Aufl. iſt da von: Le Chansonnier joyeux du Palais-royal; pots-pourris, couplets, burlesques, satir. etc. — Anecdotenfreunden empfiehlt ſich ein Dictionnaire de la folie etc. 2 Vol. (4 Fr.) — Durch Vialla's de Sommieres Werk: Voyage hist. et polit. au Monténégro, 2 Vol. avec fig. ſcheint, dem langen verſprechenden Titel nach, die Literatur der Länder- und Völkerkunde vortheilhaft bereichert worden zu ſeyn (15 Fr.) — Brumoy's Théâtre des Grecs hat eine zweyte Aufl. erlebt, desgleichen Farey's Essai sur le dessein et la peinture. — Merle's und Rougemont's Marie Stuart nach Schiller, Drama in 3 Acten den 8. Auguſt in Paris aufgeführt, hat die Preſſe verlaſſen (1 Fr. 25 C.) — Den zahlreichen Gichtlaboranten bringt Guilbert nach dem Engl. des Johnſon ein Troſtbüchlein, betitelt: De la goutte et des malad. goutteuses; 5 Fr. wiewohl es nur ſieben Bogen hat. — Laſteyrie's wichtiges Buch: Collection des machines, instrum. appareils etc. iſt bis zur fünften Lief. vorgerückt. — Von Puiſſant's Traité de topographie, d'arpentage et de nivellement, av. 9 pl. iſt eine zweyte Aufl. erſchienen (10 Fr.) — Paul Oudart gibt heraus: Galerie des oiseaux du cabinet d'hist. nat. du jardin du Roi; wie viele Lief. kommen ſollen, iſt nicht beſtimmt; jede mit vier Bogen und Text koſtet 4 Fr. — Gleichfalls auf Subſcr. wird angekündigt: Archéologie pyrénéenne, ou antiq. relig. hist. docum. des Volces-Tectosages, Sardones etc. 4 Vol. in 8. et Atl. in Fol. par André du

Mgr. Dieſes Werk wird im Febr. 1821 beendigt ſeyn. — Das den 16. Auguſt auf dem Théâtre de la gaîté mit Beyfall aufgeführte Feen-Melodram: Le petit poucet, ou l'orphelin de la forêt; Worte von **Guillaume**, Muſik von **Leblanc**, Tänze von **Lefevre**, iſt nun gedruckt für 76 S. zu haben.

Sämmtlich hier durch die **Gerold**'ſche Buchhandlung zu beziehen. **Sffr.**

Die Zahl der Schriften, wozu die Ermordung des Herzogs von **Berry** Veranlaſſung gegeben hatte, beließ ſich vielleicht ſchon auf mehr denn hundert, als **Chateaubriands** Denkſchrift: Mémoires, lettres et pièces authentiques, touchant la vie et la mort de S. A. R. Mgr. Charles Ferdinand d'**Artois**, fils de France, duc de **Berry**, par M. le vicomte de **Chateaubriand**, in den erſten Tagen des Monats May erſchien. Die erſte Auflage beſtand aus 8000 Exemplaren, und wurde ſo ſchleunig vergriffen, daß ſchon am 13ten deſſelben Monats eine zweyte Auflage davon angekündigt wurde. Dieſe ſoll eben ſo ſtark, als die erſte geweſen ſeyn. Man behauptet, der Verleger habe das Manuſcript mit der ungeheuren Summe von 25,000 Franken bezahlt, und dennoch 100 Prozent gewonnen.

Herr **Rößler** in **Peſth** gab in ſeinen »**gemeinnützigen Blättern**« zur Probe ein Gedicht aus dem in **Peſth** zu erſcheinenden deutſchen Almanache auf das Jahr 1821, von **Habermann** und **Zerffi**. Als Probe pflegt man im gemeinen Leben wohl das Beſte zu liefern; hat Herr **Rößler** dieſes hier auch gethan: ſo dürfen wir nicht die beſte Meinung von dieſem Almanache haben. — Hr. v. **Gaals** »**Theater der Magyaren**,« 1. Band *), iſt in **Peſth** angekommen. Kaum verbreitete ſich die Nachricht, daß dieſes Werk in den Buchläden zu haben iſt; ſo wurde auch in einer äußerſt kurzen Zeit der ganze, nicht unbedeutende Vorrath vergriffen. Hr. v. **Gaals** Überſetzung hat der Erwartung vollkommen entſprochen. Schade daß Legionen Druckfehler manchmahl ganz den Sinn entſtellen. — Als J. M. die Kaiſerinn letzthin der Vorſtellung »**die Tartaren in Ungarn**« beywohnte, ſollen Sie dieſe deutſche Überſetzung vor Sich gehabt haben. — Am 29. September wohnten die allerhöchſten Herrſchaften auf der Puſzta St. **Lőrinz** verſchiedenen Nationalübungen der **Tſikoſchen**, welche der dortige Pächter Hr. v. **Mayerffy** veranſtaltete; am 30ſten den großen Militär-Evolutionen auf dem berühmten **Rakoſcher-Felde**; am 1. October der großen Kirchen-Parade im Lager, wobey der Fürſt **Primas** das Hochamt hielt; und am 2ten dem Haupt-Manöver bey. Bey jeder dieſer Gelegenheiten fand ſich eine unermeßliche Menſchenmenge ein. —nt.—

In **Toskana** erſcheint ſeit Kurzem eine periodiſche Broſchüre unter dem Titel Il Satellite della Bibliotheca italiana, deren erſte Nummer meiſt Ausfälle gegen dieſes Journal, welches den jetzigen Literaturſtand **Toskana**'s ganz unverholen darſtellte, enthält. Aber der Director jener Bibliothek, der gelehrte **Acerbi** in **Mailand**, hat ſeinen Feind ohne Mühe geſchlagen, wornach es alſo ausgemacht bleibt, daß der Verfall der Literatur in dem Großherzogthum bedauernswerth ſey. Das zweyte Heft dieſes Satellite enthält nebſt andern Bemerkungen über die Bibliothek einen Artikel über die Italiade des Sdy. **Ricci**, einen über die Memorie di Lucca; vierzehn Stanzen eines jungen Florentiners, und die toskaniſche Bibliographie. Von dieſem Journale erſcheinen jährlich 12 Hefte, jedes zu 32 Seiten, es koſtet 10 Lire, und wird zu **Piſa** gedruckt.

---

*) Eine nähere Anzeige dieſes ſchätzbaren Nationalwerkes haben wir in Nr. 116 geliefert. D. Red.

In vorigem Blatte iſt in der Peſther Correſp. Nachricht irrig angegeben, daß J. J. K. K. Majeſtäten der Weinleſe beygewohnt haben.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der **Carl Gerold**'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 666), wöchentlich drey Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 17 fl. W.W. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (**Franz Gräffer**) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

121.

(Wien, Dinstag den 10. October.)

Ontologiſche Neuigkeiten.

Von A. Rittig v. Flammenſtern.

XVIII.

Endlich tritt auch ein Engländer, Sir **Howard Douglas**, in The Journ. of Sciences etc. 1820, gegen **Carnots** Lehre von der **Vertheidigung der Feſtungen durch vertikales Feuer**, auf, und führt mit Klarheit den Beweis: daß **Carnot** bey ſeinen Berechnungen den **Widerſtand der Luft** gar nicht in Anſchlag gebracht habe, ſomit die **eiſernen Kugeln** von 8 Loth, welche **Carnot** von einer anſehnlichen Höhe auf die feindlichen Werke, wie einen Kugelregen herabſenden will, in keinem Falle die von ihm beabſichtigte Wirkung haben können. Bekanntlich hat in unſerm Kaiſerſtaat, gleich nach dem Erſcheinen des **Carnot**'ſchen Werkes, der ſeitdem verſtorbene, in den **Annalen** der k. k. öſterreichiſchen **Artillerie** aber, durch Wort und That, hoch geprieſene k. k. Generalfeldzeugmeiſter Freyherr von **Unterberger**, ſich mit der ihm eigenen Geradheit und auf Theorie und Erfahrung geſtützten Gründlichkeit, öffentlich **gegen** das weſentlich Neue im **Carwot**'ſchen Syſtem ausgeſprochen.

Morichini und **Carpi** in **Rom**, ſo wie **Ridolfi** in **Florenz** haben durch neuerliche Verſuche die ſonderbare Eigenſchaft des **violetten Lichtſtrahles**, kleine Nadeln vollkommen **magnetiſch** zu machen, beſtätigt gefunden; nur mißlang nach **Ridolfis** Beobachtung der Verſuch dann, wenn der **Lichtſtrahl** durch eine Säule von Waſſerdämpfen ging, oder die Nadel ſelbſt in Waſſer getaucht ward.

Der im Gebiethe der Literatur, wie in jenem der zeichnenden Künſte und der Technik, vortheilhaft bekannte k. k. Generalmajor **Auracher von Aurach**, unter andern auch der Erfinder des **Antigraphen** — (Gegen- oder Verkehrtzeichners) — hat mit dem von ihm erfundenen **Quarreographen** — (einem ſehr einfachen **Zeicheninſtrumente**, mittelſt welchem man mit der größten Genauigkeit perſpectiviſch zeichnen und die Töne der Schatten nach den Regeln des Helldunkels auftragen kann) — 32 Anſichten **von Baden und der Umgegend** aufgenommen und auf Stein lithographirt. Sie erſcheinen in 8 Heften, wovon das erſte bereits zu haben iſt. Die Anſichten, welche das erſte Heft enthält, beurkunden in der Darſtellung das Talent und die Gewandtheit des Zeichners. Vorzugsweiſe bemerkenswerth finde ich die zwey Anſichten der Brücke, welche ſo wie manch andere treffliche Verſchönerung in ſeiner Umgegend, Baden der Großmuth und dem ſeltenen Kunſtſinne Sr. kaiſerlichen Hoheit des E. H. Anton verdanket.

Öffentliche Blätter haben unlängſt der Erfindung eines Franzoſen erwähnt, welche in einem Inſtrument beſteht, womit man während der Nacht genau den Punct ausmitteln kann, wo Feuer entſtanden iſt. Allein die Ehre der Erfindung ſcheint dem däniſchen Kammerherrn und General-Adjutanten von Ries zu gebühren, der bereits vor länger als zwanzig Jahren in Kopenhagen für ein ſolches Inſtrument, das in allen ſeinen Theilen und Eigenſchaften jenem, vorgeblich von einem Franzoſen erfundenen gleich iſt, und von ihm nicht nur die Beſtimmung hatte, den Punct der Feuersbrunſt ganz genau anzugeben, ſondern auch die Entfernung der Schiffe im Meere zu beſtimmen, von der daſigen Academie eine Ehrenmedaille erhielt.

Der berühmte Chemiker Accum behauptet in ſeinem intereſſanten Werke: Treat. on the adulterat. of fovel and culinary poisons etc. Lond. 1820 *), über die Verfälſchung der Lebensmittel — daß gegenwärtig die Thee-Verfälſchung allen Glauben überſteige. Er hat 27 Proben von nachgemachtem Thee unterſucht, und unter dieſen 19 Arten gefunden, die mit kohlenſaurem Kupfer, einem giftigen Stoffe, grün gefärbt waren. Die gewöhnliche Verfälſchung beſteht aber darin, daß man die Blätter des unächten Thees mit Grünſpan und Schafmiſt kocht.

Der königl. preußiſche Generalmajor v. Rödlich hat eine Maſchine erfunden, mittelſt welcher man mit dem gewöhnlichen nach des Erfinders Art bearbeiteten Materiale täglich bis 70,000 Mauer-, Dach- und Gewölbziegel, in jeder beliebigen Form und Größe erzeugen kann. Das Maſchinen-Modell ſammt Beſchreibung, dann der Abhandlung über die eigene Zubereitung des Thones koſtet zu Köln bey dem vom Erfinder damit beauftragten Notar: Schorn, 70 Ducaten.

Während dem hier der k. k. wirkliche Hofmedikus Dr. Anton Frölich, durch tiefes Studium und eine zehnjährige Erfahrung geleitet, zur öffentlichen Kenntniß bringt — (Wien. Zeit. Nr. 212, 1820) — daß ihm in Nerven-, Gall-, Faul-, Brenn- und Entzündungs-Fiebern, im Scharlache, in den Maſern und einigen langwierigen Krankheiten nach grundſätzlicher Anwendung des äußerlich angebrachten kalten oder lauwarmen Waſſers, bey einer großen Anzahl von ſolchen Patienten kein einziges Beyſpiel

---

*) In einer Zeit, wo Eigennutz und Gewiſſenloſigkeit häufiger als je das Motto, welches Hr. Accum gewählt hat: »Der Tod iſt in den Töpfen,« bewahrheiten, iſt ſeine Schrift wohl von doppelter Wichtigkeit, ſowohl für Behörden, als für Familien. Sehr erwünſcht wird demnach die deutſche Überſetzung ſeyn, welche ehestens zu Weimar erſcheinen ſoll. Auf dieſe kann man ſich hier in der Gerold'ſchen Buchhandlung vormerken laſſen, und durch eben dieſe Handlung auch das Original beziehen. D. Red.

eines *Todesfalls*, obgleich alle gefährlich, ja mehrere tödtlich und hoffnungslos krank waren, ſich ergeben hat, erſehe ich aus *Hufeland's Journal der prakt. Heilkunde*, 1820, 2tes Heft, daß man *eine Preisaufgabe von 50 Ducaten über die äußerliche Anwendung des kalten Waſſers zur Mäßigung des Fiebers* ausgeſetzt hat. Wer ſollte dieſe Preisaufgabe gründlicher löſen können, als Dr. *Frölich*, der Mann, der ſich dieſe Behandlungsart zum eigenen Studium machte, und der im vollen Vertrauen auf die Gewißheit ſeiner Heilmethode erſt unlängſt bekannt gab, »daß die hier faſt täglich in Eingangs erwähnten Fällen vorkommenden Sterbfälle, ihm als Arzt die ſtrenge Pflicht auflegen, dieſes kräftige und ſichere Mittel wohlmeinend anzuempfehlen, indem er heilig verſichern könne — (am angef. Orte) — daß nach ſeiner einfachen Heilmethode die Geſundheit in wenigen Tagen hergeſtellet wird, und nie boſe Folgen daraus entſtehen,« wie wir auch von demſelben über dieſen Gegenſtand ein ſehr belehrendes, gehaltreiches Werk. — *Wien bey Carl Gerold* — bereits beſitzen. Der Titel iſt: Abhandlung von dem auffallenden Nutzen des kalten und lauen Waſſers in einigen Fieberkrankheiten und dem Scharlach. Nebſt einem Anhange über die nähere Beſtimmung der Fälle und des Zeitpunctes, in welchen das Begießen oder Baden mit kaltem oder lauem Waſſer in den ſchwerſten Krankheiten ſchnelle und ſichere Hülfe leiſtet. Pr. 2 fl 12 kr.

Eine Erfindung, von der man ſich im Gebiethe der ausübenden Mechanik viel Erſprießliches verſpricht, verdanken wir dem Engländer *Barker* in *London*, der auch bereits hierauf ein Patent erhalten hat. Dieſe Erfindung umfaßt die ſinnreiche Vorrichtung, *wodurch einer Maſchine eine fortwährende und gleichmäßige Bewegung gegeben wird, ohne daß der erſte Hebel ſolche hat.* Dieſer *Hebel*, er beſtehe nun in was er wolle, wird ſo eingerichtet, daß er gewiſſe abgeſonderte Gewichte in einem in der Höhe angebrachten Behälter emporhebt, welche jedes beſonders einem gewiſſen Mechanismus zugehören, dem ſie bey ihrem ſucceſiven und regelmaßigen Herabſinken *eine ſtete Bewegung* mittheilen. Daher — wenn der Behälter groß genug iſt, um die hinlängliche Zahl von Gewichten zu enthalten — die Maſchine doch immerfort in gleichem Gange bleibt, ſelbſt wenn die Kraft des erſten Hebels, der die Gewichte hinauf treibt, langſamer werden oder für eine kurze Zeit *in's Stocken gerathen ſollte.*

(Schluß folgt.)

Das Grab des Bücherweſens.

Eine Vorandeutung von Franz Gräffer.

(Fortſetzung von Nr. 120.)

Kann es wohl auch etwas Auffallenderes geben, als unaufhörlich fortzufahren, 10,000 Mahl mehr Waare zu produciren, als conſumirt wird? Welche Grundurſache läßt ſich auffinden? Keine, als die unvernünftigſte: der leidige Handelsdrang; keine, als laut Sanct *Shakſpeare*: jene blinde Wuth, die ſich im tollen Anlauf ſelbſt überſtürzt, und jenſeits ihres Zieles hintaumelt. »Und ſo mehren ſich die Bücher, die ſchon im Druck ſich erdrücken.« Die Geneſis hat ſich überbothen. »Das Verhältniß des Bücherdruckens zum Denken,« ſagt ein großer Critiker unſrer Zeit, F. Schlegel, »iſt das einer Wochenſtube zum erſten Kuß.« Dieſe geiſtvolle Vergleichung wäre aber das bitterſte Pasquill auf die jetzige bibliopoliſche Thätigkeit; Der Handel kämpft verzweifelnd um ſeine Exiſtenz. Daher das Vollpfropfen der Zeitungen mit Ankündigungen, das kleinliche Rangablaufen, das kindiſche Rivaliſiren mit früherem Erhalt irgend einer Neuigkeit, mit Wohlfeilergeberey und Kundenwegſchnappen; die kläglichen Balgereyen um Groſchenpiecen, das Lauern und ſpitzfindige Raffiniren nach Abſatz, all das ängſtliche Treiben, all die tauſend Kunſtgriffe et petites manoeuvres und unwürdigen Klopffechtereyen, beweiſen allein ſchon den Mangel einer ſoliden Baſis, eines ſichern Halts des Buchhandels; enthüllen ſeine alberne Disproportion zum Bedarf, compromittiren ſeinen Charakter; ja ſie haben ihn ſchon von dem Augenblick an in die Claſſe mehr oder weniger entbehrlicher Handelszweige verſetzt, wo die Liebhaber von den Büchern, und nicht mehr die Bücher von den Liebhabern geſucht werden mußten. Alles was ſich antragen muß, trägt mehr oder weniger den Stämpel der Entbehrlichkeit, des Supernumerären. Leihanſtalten, Journaliſtik *) ꝛc. vollenden die Verlegenheiten.

Doch — dieſe Verlegenheiten eines ſuperfötirenden Mißbrauchs der Preſſe wären minder ernſthaft, wenn ſie nur das pecuniäre Intereſſe einer einzelnen Gilde beträfen, wenn ſie nicht zugleich dem Geiſt, Zweck und Adel der Literatur ſchadeten, ſie nicht ſelbſt entſtellten, verkrüppelten, und dadurch die vielgeprieſene Buchdruckerkunſt nur zu einem Gräuel der Wiſſenſchaften machten. Sie iſt eine von den vielen Erfindungen, die, weil man es urſprünglich nicht verſtanden oder wollen hatte, ihr eine rationelle Richtung oder Einſchränkung zu geben, beſſer nicht gemacht worden wäre. Hören wir, wie ſich der einſichtvolle Buchholz in der Eunomia (Jahrg. 1801, Juny) hierüber äußert: »Anfangs,« ſagt er, »begnügte man ſich, ſie zur Vervielfältigung der Werke der Alten zu gebrauchen; aber als man hierauf anfing, noch die Werke der Neuern zu vervielfältigen, und ſich während der Zeit zu neuen Geiſtesproducten erhob, ſo konnte es nicht fehlen, daß von dieſem Augenblicke an das Göttlichſte, was je der menſchliche Geiſt hervorgebracht hat, zu einem Gewerbe herab ſank. Wäre es möglich geweſen, die ganze Reihe der Folgen, welche dieſe Entdeckung haben würde, gleich bey ihrem erſten Beginnen zu überſehen, ſo hätte man ſie nothwendig als die Eingebung eines feindſeligen Dämons verfluchen müſſen. — Um Geld zu gewinnen, fing man an, das Koſtbarſte zu bezahlen; und ob ſich gleich vorher ſehen ließ, daß man eben dadurch die Mine vergiftete, ſo

---

*) Ungeheuer iſt, was man über die Fruchtbarkeit bloß der Monathſchriften, die nur in der Paternoſtergaſſe in London den letzten Tag eines jeden Monaths verſendet werden, lieſet: »Es werden da,« heißt es, »immer über 1000 Ballots mit mehr als 60,000 Journalheften gepackt und nach allen Richtungen der cultivirten Erde verſendet. In dem großen Buchhandelsgeſchäft von Longman, Hurſt und Comp. welches über 60 Commis beſchäftigt, ſind die Comtoirs nach den Ländern bezeichnet, wohin die Verſendungen und die Correſpondenzen gehen.«

war dennoch zu berechnen, daß dieß für den Handel ſelbſt von keinem nachtheiligen Erfolge ſeyn konnte, und ihn vielmehr noch heben mußte« (bis zu einem gewiſſen Puncte allerdings). »In ſo ferne,« heißt es weiter, »der Buchhandel als ein Theil der Habſucht angeſehen werden kann, muß er nothwendig eben die Wirkungen hervor bringen, welche dieſer zu allen Zeiten eigen geweſen ſind; und da ſie nur in der Zerſtörung ihre Zwecke erreichen kann, ſo muß auch der pecuniäre Eigennutz als Impuls zur Schriftſtellerey nothwendig die Wiſſenſchaften ſelbſt zerſtören; indem er Alles verwirrt, verkehrt, verfälſcht und unkenntlich macht.« — So weit Buchholz *). Gilt das von den Wiſſenſchaften, welch ein kummervoller Schluß läßt ſich nicht auf die Nationalcultur machen!

So werden die Väter von den Kindern erwürgt. So rächen dieſe ſich an jenen. Die Schuld fällt ihnen zu, nicht uns. »Viel Bücher machen nicht gelehrt; gut Ding, und oft leſen, das macht gelehrt und fromm zugleich,« exclamirt ein gewiſſer Luther, und Jahn ſagt: »die Mittelmenſchen verlieren ſich im Bücherdickicht; ohne Plan und Wahl durcheinander Leſen, iſt eine Straußenüberfüllung.« Peu lire et bien digérer, donne, meint ein Franzoſe, vielleicht Montaigne, une bonne restauration. — Wie das Bücherweſen, ſo das Leſen; es iſt ein Schaukeln und Plätſchern auf ſchwankender Woge, wobey in der tobenden Fluth das trefflichſte Werk oft ungekannt, oft verkannt, unbeachtet, nutzlos untergeht, wenn es nicht zuweilen einen Retter findet, wie Smiths Buch vom Nationalreichthum. Dieſes unſterbliche Werk ward, nachdem der Verfaſſer Mühe gehabt, ſelbſt ohne Honorar einen Verleger zu finden, endlich gedruckt. Lange iſt es nicht gekannt, und vielleicht würde es das ungerechte Schickſal erfahren haben, vergeſſen zu werden, hätte nicht Fox im Parlament gedonnert, daß es Schande für die Nation ſey, ein Werk, auf das ſie ſtolz ſeyn müſſe, ſo wenig zu kennen. Der Erfolg war à l'angloise. In einigen Wochen war die Auflage vergriffen, eine neue in wenigen Monathen; dann druckte man 20,000 auf Einmahl u. ſ. w. Wie wenige tüchtige Werke haben dieß Loos, können es haben! Die Großwürdenträger, Altmeiſter und Schatzwächter, die Aſyle der ſoliden Gelehrſamkeit, die ehrwürdigen ſchweinsledernen Folianten und Quartanten, zu compact, zu wenig porös in dieſer Fluth, gingen durch eigenes Gewicht längſt ſchon unter. Leichtes, gehalt- und ſtoffloſes Broſchurenzeug allein behauptet ſich, auch nur ſchwankend, auf der Oberfläche. Vom Neueſten wird das Neue, vom Allerneueſten das Neueſte verſchlungen. Das Neue iſt ſchon alt, im Buchhandel gibt es nichts Neues; Alles iſt alt; nur das, was erſt erſcheinen wird, iſt neu, nur das Ungeborne iſt jung. Wohin alſo mit der Waare? Woher mit dem Gelde und der Zeit? Das iſt der Fluch!

(Fortſetzung folgt.)

---

*) Daher das Überſtürzen, Ueberpumpen, die heilloſe Frühreife und folgliche Reifſpätung in den Wiſſenſchaften. Quod cito fit, cito perit. Wie anwendbar ſind hier nicht die goldnen Worte des unvergleichlichen Niethhammer in ſeinem unſterblichen Werke: Streit des Philanthropinismus und Humanismus: »Das Frühreife kann nie dem regelmäßig Gezeitigten gleich geſtellt werden, und man darf wohl die philanthropiniſche Accelerationsmethode dem Stich des Wurms vergleichen, der die Zeitigung des Apfels zwar beſchleunigt, aber auch die volle Entwicklung hemmt, und den frühen Abfall herbeyführt.« —

Allgemeine Novelliſtik.

Im Theater in der Leopoldſtadt wurde am 4ten dieß zum erſten Mahle eine Poſſe von Hrn. Al. Gleich: »Überall zu früh, oder: die Reiſe zur Erbſchaft« gegeben. Sie ſollte vermuthlich ein Gegenſtück zu dem im Theater an der Wien gegebenen Luſtſpiele: »Überall zu ſpät« ſeyn. Die Idee des zu früh, oder zu ſpät Kommens im menſchlichen Leben kann ins Unendliche ausgeſponnen werden; allein um für die Bühne intereſſant zu erſcheinen, müſſen wohl nur ganz beſondere, überraſchende Fälle ausgehoben werden. Der in dieſer Poſſe überall zu früh kommende Carl Blum fällt aber doch manchmahl, wie man zu ſagen pflegt, gar zu plump mit der Thüre ins Haus; und obgleich die Lachluſt nicht ſparſam bewirthet wird, ſo ſcheinen doch die gar zu offenbaren Reminiſcenzen der Charaktere aus dem höflichen Grobian, aus Jünger's »Er mengt ſich in Alles,« aus dem »Tiſchel deck' dich« ꝛc., welche ſich in Carl Blum und Nettchen Prell wieder finden — dem Stücke keinen Vortheil gebracht zu haben. Es ward kalt aufgenommen, und ſogar der, Carl Blums Rolle mit vieler Lebendigkeit darſtellende Schauſpieler mußte das wenige Vergnügen des Publicums mit dem Stücke entgelten. Die Muſik vom Capellmeiſter W. Müller iſt melodienreich — nur ließ ſich nicht durchgehends verkennen, daß ſelbe von dem Gemählde der Vorzeit: der Sturz vom Thurme — auf eine Poſſe übertragen worden ſey.

Sincerus.

Die Nummer 114 dieſes Blattes hat auf die Anregung mehrerer ausgezeichneter Vaterlandsfreunde in Kärnthen (zugleich Freunde der Muſe Fellingers und ſeines öffentlichen Charakters) den Ton gerügt, mit welchem in Nr. 100 Fellingers poetiſche Schriften angezeigt wurden. — Der Recenſent iſt hierauf in Nr. 119 hervorgetreten, und hat es für zweckmäßig gehalten, den abſprechenden Ton der erſten Anzeige, durch jenen ſeiner Anticritik noch zu überbiethen. — Manchen iſt freylich jeder Zeitungsartikel wichtig und an jeder Zeile, die ſie füglicher unterdrücken ſollten, hängen ſie mit zärtlichem Abſchiedsblick. — Somit können wir uns auch über den Grimm nicht verwundern, womit Fellingers Recenſent ſein geſchloſſenes Viſir auf dieſe Rüge zurückgeſchlagen hat. — Das: »si tacuisses, philosophus mansisses,« iſt einer von den argen Pfeilen, die auf den Schützen ſelbſt zurückprallen.

Auf den, jener Critik gemachten Hauptvorwurf, fand er für gut, auch nicht eine Sylbe zu erwiedern, nähmlich über den Machtſpruch: »Die Gelehrten der Steyermark hätten es von jeher an ſich gehabt, über die literariſchen Erſcheinungen ihres Landes ein enormes Aufſehen zu machen!! — Wir fragen nochmahl, wer und was denn damit gemeint ſey? Auch weiſen wir mit Zuverſicht auf die in Nr. 114 befindliche Reihe ausgezeichneter Nahmen hin, von welchen allerdings Manche Enormes geleiſtet haben, ohne davon das mindeſte Aufſehen zu machen!!

Auch die geographiſche Unrichtigkeit bleibt ohne weiters auf dem Herrn Recenſenten ſitzen. Sein ſpöttiſches Lächeln in Nr. 100 gilt wörtlich »Fellingers allzufeurigen Freunden« überhaupt, und dem Herausgeber Dr. Kumpf und dem Profeſſor v. Veſt insbeſondere. — Nun können wir ihn leider abermahl nicht davon loszählen, daß die Steyermärkiſchen Gelehrten in corpore, ganz gratuitement zu jenem Compliment kommen, und hier in der Eile ein quid pro quo vorgefallen ſey! — Wir bitten die Leſer in Nr. 114 die ehrwürdige Haltung des Dichters, ſeiner Brüder und ſeines alten Vaters, in dem unvergeßlichen Jahre 1809, im Jahr der Landwehre, im Jahre von Aspern, zu leſen, und ſelbſt zu urtheilen, ob es Fellingers Freunde freuen konnte, daß ſein Leben »gar nichts ſey, als die alltägliche Leidensgeſchichte eines den äußeren Eindrücken zu nachgiebigen Herzens, das im Kampf mit widrigen Verhältniſſen erliegt, worüber man wohl allenfalls Schmerz empfinden könne, keineswegs aber Erhebung!!«

Es war von Körner nicht nur als Dichter, ſondern auch als Patriot die Rede. Somit iſt es nicht minder erlaubt, auch von Fellinger dem Patrioten, nicht blos dem Dichter zu reden, wenn wir auch keineswegs mit den Epitheten »der königlichen Heliotrope, des Strahlentempels der Kunſt und des prächtigen Farbenbogens der Zukunft und Liebe,« für unſer »ſtilles Veilchen« ſo freygebig geweſen ſind, wie der Herr Recenſent.

Er ſagt: gut und ſchlecht gibt mittelmäßig, ſo gut als weiß und ſchwarz, grau! — Die Vortrefflichkeit kann bey ihm alſo durch gehörige Miſchung von ſo viel auflöſenden und ſo viel ſtärkenden Tropfen hervorgebracht, oder wie auf der Palette verrieben werden. Bennebens ſcheint der Verfaſſer ſeine eigene Recenſion nicht ſo recht geleſen zu haben, da er mehrere von Fellingers Poeſien nicht blos gut, ſondern vorzüglich, und die Sprache meiſt rein, mitunter kräftig findet. — Der Kampf mit dem Lindwurm iſt wörtlich treu nach einer der älteſten kärnthneriſchen Volksſagen und durchaus keine kindiſche und flache Nachahmung Schillers. — Der flüchtigſte Blick in eine kärnthneriſche Chronik bezeugt dieſes. — Zwiſchen ekelhafter Lobhudeley und zwiſchen vorlauter Altklugheit gibt es immer noch eine löbliche Mittelſtraße. Der Ton der erſten Anzeige hat dieſe Mittelſtraße nicht getroffen, das haben wir männlich und offen gerügt, dagegen in manchen Punkten zur Steuer der Wahrheit dem Recenſenten herwärts beypflichtet. — Heftigkeit ohne Gründe und Umgehung des eigentlichen Streitpunctes, beweiſen nur, wie ſehr man ſich getroffen fühle! Daß darum jene Antikritik für jeden Fall des Recenſenten »letztes Wort« bleibe, hätten wir ihm aufs erſte Wort geglaubt!! Und ſomit ſey die Sache abgeſchloſſen.

Im k. k. Hoftheater nächſt der Burg wurde den 3. October zum erſten Mahle gegeben: Das letzte Mittel; Luſtſpiel in 4 Aufzügen v. d. Frau von Weiſſenthurn. Von jeher hat es zur gewöhnlichen Tactik, beſonders des ſchönen Geſchlechts gehört, den abtrünnigen geliebten Gegenſtand durch Anregung der Eiferſucht bey demſelben, zur Rückkehr zu bewegen. Das iſt ein ſehr alltäglicher Kunſtgriff, den man ſich nicht immer als letztes Mittel aufſpart, als welches er hier erſcheint, wiewohl dieß nicht ſo ganz eigentlich geſagt werden kann, weil es eine Reihe ernſtlicher Verſuche vorausſieht. — Der Held des Abfalls und der Rückkehr in dieſem Luſtſpiele iſt Graf Sonnſtett. Auf dem Puncte, ſich mit der Baroninn Waldhüll zu vermählen, tritt er, durch ihr leichtfertiges Benehmen zur Eiferſucht gereizt, und von ihr abgeſtoßen, zurück, um ſich gleichſam aus Verzweiflung mit Ida, Tochter der Baronin Düthelm, ſeiner frühern Geliebten, zu verbinden. Dieſe aber iſt mit ihrem Vetter, dem Baron Gluthen, in einem Herzensverſtändniß. Er war es, welcher den Grafen, ſeinen Nebenbuhler, bey der Baroninn Waldhüll eingeführt hatte. Nun iſt es ſeine Aufgabe, beyde wieder zu verſöhnen, wozu ihm die Verlaſſene, nachdem ein Paar beyläufige Verſuche fruchtlos geblieben waren, ſelbſt die entſcheidendſte Gelegenheit gibt, indem ſie, mitunter auch durch Frau von Silben, eine Stadtklatſche, bekannt werden läßt, daß ſie ſich mit Gluthen verbinden werde. Dieſes ſogenannte letzte, hier aber erſte kräftige Mittel ſchlägt denn auch an. Sonnſtett, von Sehnſucht getrieben, kehrt, nachdem die Leichtfertige ſich zu bekehren verſprochen, zu ihren Füßen zurück, und Gluthen erhält bey dieſer Gelegenheit ſeine Ida. — Wie man ſieht, iſt der Stoff nichts weniger als neu, aber meiſterhaft, mit einer ſeltenen Leichtigkeit und Klarheit behandelt. Es fließt Alles ſo natürlich in- und auseinander, daß man glauben ſollte, es könne durchaus nicht anders ſeyn; und dieſes eben iſt das ſicherſte Kennzeichen der Vollendung eines jeden Kunſtwerkes. Etwas ſonderbar ſind freylich einige von den Charakteren. Nahmentlich mag es vom Grafen auffallen, daß er, über die Jünglingsjahre bereits hinaus, von einem naiven 17jährigen Jüngferchen zu einer wenigſtens noch einmahl ſo alten, oder wie man will, noch einmahl ſo jungen Schönen, vice versa hin und her flattert; auch ſcheint die Coquetterie dieſer letztern ein wenig im Widerſpruch mit ihrer wirklich ernſthaften Neigung —; ferner mag Frau v. Silben ein Bischen zu gemein oder übertreibend gezeichnet ſeyn. Doch dieß und Ähnliches iſt in der That ganz unerheblich, wenn von den unbeſtreitbaren Schönheiten und Vorzügen des Stückes überhaupt die Rede iſt, welche ihm in Anſehung des leichten, mit Witz und Laune reich dotirten Dialogs, der ſelbſt das Talent eines Kotzebue, wo nicht übertrifft, doch ihm gleichkommt, nachgerühmt werden müſſen. Man kann daher mit allem Rechte dieſes für das gelungenſte und preiswürdigſte Stück dieſer ſchätzenswerthen Dichterinn anſehen, und ihr die vielbedeutende Ehre des Gerufenwerdens vergönnen. — Zu der beyfallsvollen Aufnahme trug noch das Claſſiſche der Darſtellung das Seinige bey. Heurteur war ganz in ſeiner Sphäre; Gluthen glänzte durch die ihm eigene Kunſt der Tournure; Baroninn Waldbüll zeigte ſich ihres ausgezeichneten Rufes würdig, obgleich man ihr in dieſer Rolle vielleicht etwas mehr Lebhaftigkeit wünſchen dürfte; ein anmuthiges Bild jungfräulicher Unbefangenheit ſtellte die naive Ida auf, wenn man die manchmahl gar zu kindhaften Züge nicht mit in Anſchlag bringt; ihre Mutter gab den beſonnenen Charakter ihrer Rolle mit Vollendung, und Frau v. Gilben prangte gleichſam in einem neuen Genre mit Glück. Dieſes Stück wurde vor einiger Zeit bereits in Berlin aufgeführt, und fand auch, wiewohl es da unmöglich ſo vortrefflich hat geſpielt werden können, vollen Beyfall.

Literatur der Taſchenbücher ꝛc. für 1821. (Nr. 6.) — Taſchenbuch für das Jahr 1821. Der Liebe und Freundſchaft gewidmet. Herausgegeben von Dr. St. Schütze. Der vorliegende Jahrgang dieſes ſonſt gern geſehenen Taſchenbuchs unterſcheidet ſich von ſeinen jüngeren Vorgängern in der äußern Ausſtattung auf eine auffallende Weiſe. Die Kupfer gezeichnet von Ramberg, geſtochen von Jury, kann man beynahe durchaus ſchlecht nennen. Wie gewöhnlich hat Schütze eine metriſche Erzählung zu 12 Bildern geliefert, welche die Vignetten zu einem kleinen Denkbuch bilden. Dießmal gab er eine ſehr intereſſeloſe Heroide, unter dem Titel: »Robert und Roſalie,« — eine Liebesgeſchichte, aus der kein ehrlicher Menſch klug wird. »Anſelma von Norfeld,« von Eliſe Selbig, iſt ſo eine Specie von Charaktergemälde, aber viel zu loſe gehalten, mit allzu bekannten Figuren ausgeſtattet, deren Haltung offenbar vernachläſſigt iſt. Beſonders fällt der Schluß aus den Wolken. »Die beyden Vorſätze,« Erzählung von St. Schütze, iſt eine mühſelige Lafontainiade, übrigens hübſch geſchrieben. Intereſſant erſcheint dagegen Fr. Laun's »Tiſchnachbarinn,« wozu Ramberg eine höchſt klägliche Zeichnung geliefert hat. Der Geſchichte: »Zufall und Verläumdung,« merkt man es recht wohl an, daß ſie von einer Dame (Wilhelmine Wilmar) geſchrieben worden, die es verſteht artig zu ſeyn. Höchſt eintönig iſt dagegen »die Weinleſe« von Luiſe Brachmann. »Die Kürbislaube,« von Lina Reinhardt, hat eine ſchöne Anlage, obgleich der Ton der Erzählerinn merklich ſchwankt, und Guſtav Schillings »Leidenſſen,« iſt mit einem ſeltenen Aufwande von Geiſt, Humor und Kraft gegeben. Unter den Gedichten ſind viele beſonders artig, vorzüglich jene von Kind, Wetzel, Theiler, Lehr, Baron Malsburg, Schütze, Coſtenoble, Silvio Romano, dann von den Frauen Hohenhauſen und Brachmann. Sehr langbeinig ſtelzt Langbeins »Mutterliebe und Heldenmuth« auf Storchfüßen daher, und viel Altes und wenig Gutes findet ſich in den »Anſichten und Bemerkungen« von L. — Der Leſer wird ſchon, gleich mir, wahrgenommen haben, daß meiſt Lilienhände, ich ſollte ſagen Damenhände, dieſes Sträußchen gewunden, und darin manches freundlich blühende Röschen als Abbild der holden Spenderinn eingewebt haben. Hier auch in der Gerold'ſchen Buchhandlung zu haben. Preis 5 fl. 40 kr. W. W. — f —

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 626), wöchentlich drey Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. W. W., durch die k. k. Poſt 10 fl. W. W. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Conversationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

……

122.

(Wien, Donnerstag den 19. October.)

Glück der Liebe.

An Emil.

Selbſt hochbeſcheid'ne Zärtlichkeit,
Die lieben möchte ganz im Stillen,
Bricht endlich wider ihren Willen
Die Regel der Verſchwiegenheit.
Dein Herz verräth Dein ſüßes Wählen;
Und bliebe klüglich ſtumm dein Mund,
Doch würde, was Du fühleſt, kund
Durch ſtete Sorg', es zu verhehlen.

Eh' Du Gefahr noch ahneſt, Freund!
Ach, wird es Andern leicht gelingen
In dein Geheimniß einzudringen,
Das Andern unentdeckbar ſcheint.
Die Gluth, die lang und ſtill genährte,
Geſteh'ſt Du widerſtrebend ein:
»Nicht mehr iſt das Geheimniß mein;
»Errathen hat's die Liebenswerthe.«

»Ein Augenblick der gold'nen Zeit!
»O welches Taumels werd' ich inne,
»Ha, mein Geſtändniß wirbelt Sinne
»Und Geiſt und Herz in Trunkenheit.
»O welche Himmelſeligkeiten
»Leſ' ich in meiner Herrin Blick!
»Ja, Lieben iſt nur Traum von Glück,
Geliebtſeyn, heißt das Glück erbeuten.

Haug.

……

Ontologiſche Neuigkeiten.

Von A. Rittig v. Flammenſtern.

XVIII

(Schluß von Nr. 121.)

In Paris machen gegenwärtig die gelungenen Verſuche mit dem von einem Officier des Genie-Corps erfundenen Fahrzeuge, das zu gleicher Zeit zu Waſſer und zu Lande gebraucht werden kann, einen

Theil des Tagsgeſpräches aus. Der Erfinder iſt mit dieſem Fahrzeuge zuerſt an den Ufern der Seine auf- und abgefahren, hat dann in verſchiedenen Richtungen über den Fluß geſetzt, iſt mehrere Mahle unter dem Bogen des Pont-Royal durchgeſchwommen, und an einem ſehr ſteilen Ufer wieder an das Land gefahren. Bey dem zweyten Verſuche hatte er noch eine Perſon in ſeinem Nachen, welche das Steuerruder führte. Das Ganze bildet eine leichte Gondel auf drey Rädern, wovon zwey vorn und eines am Hintertheil angebracht iſt. Das hintere Rad dient zu Waſſer als Steuerruder, während die vordern Räder dieſelbe Bewegung wie zu Lande behalten.

Intereſſant ſind die Reſultate der Bemühungen unſerer Seefahrer, gegen den Nord- und Südpol vorzudringen. Gegen den Nordpol gelangte der einzige Scoresby unter 19° öſtlicher Länge bis zum 81°. 30′ nördlicher Breite. Nach dem Südpol iſt man nicht weiter als zum 72° vorgedrungen, ſomit in Norden 125 — und in Süden 250 deutſche Meilen von dem betreffenden Pole entfernt geblieben.

Ueber die ſchon früher in Frankreich gemachten Verſuche mit Klingen-Kugeln — Boulets à lâmes — womit man alles, was zum Manövre eines Schiffes gehört, zerſtören kann, hat endlich Hr. Bariol in der dießjährigen May-Sitzung der königl. franz. Akad. der Wiſſenſchaften das über die Statt gehabten Verſuche aufgenommene Protokoll vorgeleſen, und auch eine ſolche Kugel mit Klinge vorgezeigt. Es ſcheint nun doch, daß man ſelbe bey der franzöſiſchen Marine-Artillerie einführen will.

Welcher Wanderer durch die Gefilde Roms wäre in der Campagna di Roma nicht vor der daſigen mal aria — böſen Luft — gewarnt worden? Nun hat aber der bekannte Chemiker Brochi in Rom verſchiedene Verſuche mit dieſer Stickluft, dem mephitiſchen Gas, aus der Gegend von Rom gemacht, und hierzu Luft aus der vorberührten, ungeſundeſten Gegend der Campagna di Roma genommen, und gefunden, daß ſich dieſe Luft von der gewöhnlichen atmoſphäriſchen durchaus nicht unterſcheidet, und keine nach Miſchungsverhältniſſen oder Kraft abweichenden Beſtandtheile enthält. Es dürfte aber nur noch ausgemittelt werden, ob aus dem ſumpfigen Boden keine anderen Ausflüſſe aufſteigen, ob jene Luftart bey dem Einathmen nicht irgend einen Beſtandtheil verliere, oder einen neuen erhalte; dann erſt könnte man mit Beruhigung hierüber abſprechen.

Für die Phyſik des Erdballs iſt eine wichtige Entdeckung gemacht worden. Profeſſor Orſted in Copenhagen hat nähmlich mittelſt einer Reihe von Verſuchen entdeckt, daß magnetiſche Wirkungen durch electriſche Kräfte in ihrer galvaniſchen Form hervorgebracht werden. Dieſe, oft und mit verſchiedenen Magnetnadeln und Einrichtungen wiederhohlten Verſuche haben es dargethan, daß die Kräfte der Electricität eine ſolche Veränderung im Metalle veranlaſſen, daß ſelbe thätig auf die Magnetnadel wirken, und zwar durch die meiſt verſchiedenen Körper, welche wohl alle dem Magnetismus, nicht aber der Electricität, dem Licht oder der Wärme Durchgang verſtatten. Hiedurch hat man ſich nun die volle Ueberzeugung verſchafft, daß die galvaniſche Säule eine bedeutende Wirkung auf den

Compaß ausübt. Nähert man nähmlich den Compaß dem Leitfaden der galvaniſchen Electricität in einer gewiſſen Entfernung, ſo entſteht eine öſtliche oder weſtliche Abweichung der Magnetnadel von 45°. In Frankreich verfolgen die Phyſiker die weitern Reſultate dieſer Entdeckung mit Feuereifer.

Sachkundige Ökonomen treten nun im Auslande gegen die von Salle's und Cadet de Vaux ſo ſehr empfohlene Methode (Ontolog. Neuigk. XVII.) das Getreide früher zu ſchneiden, als es reif iſt, auf, indem ſie behaupten, daß dieſe Methode wohl in nördlichen Ländern ſeinen Werth haben könne, in ſüdlichen aber durchaus zu verwerfen ſey.

Bekanntlich hat die engliſche Regierung auf den Antrag des Längen-Büreaus in London beſchloſſen, am Vorgebirge der guten Hoffnung eine Sternwarte erbauen zu laſſen, und ſelbe nach dem Muſter der Greenwich'ſchen einzurichten befohlen. Dieſe iſt jedoch keineswegs, wie ſelbſt öffentliche Blätter annehmen, die erſte Sternwarte, die auf dem Cap errichtet wird. Schon im Jahre 1751 ward in der Capſtadt unter Leitung des berühmten Aſtronomen Abbé de la Caille, eine, und zwar damahls die erſte Sternwarte jenſeits des Aequators erbaut. Hier fertigte de la Caille ſein Verzeichniß von 10,035 ſüdlichen Sternen, die zwiſchen dem Wendekreiſe des Steinbocks und dem Südpol befindlich ſind, an, und lieferte noch andere aſtronomiſche Arbeiten, die ihm in der Geſchichte der Aſtronomie einen unvergänglichen Platz ſichern.

Mein Freund S. ſchreibt mir, daß er im verfloſſenen Monathe Gelegenheit gehabt habe, das im Eingange dieſes Jahres in öffentlichen Blättern ſo ſehr empfohlene Mittel gegen die Rindviehſeuche auf ſeiner Landwirthſchaft, wo dieſe Seuche graſſirte, zu erproben. Von ſämmtlich erkranktem Rindviehe ſtarben nur zwey Stück, und er könne die Rettung der übrigen nur dieſem Mittel zuſchreiben. Da es manchem Landwirth noch nicht bekannt ſeyn dürfte, ſo will ich daſſelbe hier anführen: Täglich früh und Abends gießt man dem kranken Vieh einen Becher Lauge von gemeiner Aſche ein, und fährt damit ſo lange fort, als Indicien der Rindviehſeuche in der Nähe ſich vorfinden. Doch muß man dieſe Lauge, bevor man ſie dem Vieh eingießt, mittelſt Durchſeihung z. B. durch ein leinenes Tuch, klar machen, und das klar Gemachte mit einem Glas guten Eſſig vermiſchen. Es iſt nicht leicht möglich, daß es ein einfacheres und verläßlicheres Mittel gebe.

Der Meteorolog im Hoſpitium von St. Bernard in Wallis ſagt in ſeinem dießjährigen Berichte: daß der rothe Schnee dieß Jahr viel früher als gewöhnlich daſelbſt eingetroffen ſey, und daß es offenbar ſcheine, daß kein Pflanzenſtaub daran Schuld ſeyn kann. Mit wahrſcheinlichem Grunde macht ein Genfer dagegen die Bemerkung, daß ſtatt der Erſcheinung eines Blumenſtaubes wohl die Entwicklung eines pilzartigen Gewächſes — in dieſer Höhe von 1278 Toiſen über der Meeresfläche — deſſen Begründung in der milden Temperatur einiger Winter- oder Frühlingsmonathe dieſes Jahres liegt, die Erklärung dieſer ungewohnten frühzeitigen Erſcheinung des rothen Schnees geben dürfte *).

---

*) Vergl. Hrn. F. W. Siebers merkw. Aufſatz über rothen Schnee in Nr. 119 unſers Blattes. d. Red.

Noch iſt in dieſen Blättern des berühmten franzöſiſchen Miniatur-Mahlers Iſabey, der im Juny d. J. mit 74 ſeiner Werke eine eigene Kunſtausſtellung zu London eröffnete, nicht erwähnt worden. Da ſein Talent den Eigenthümlichkeiten der engliſchen Kunſtſchule ganz entgegenſteht, ſo iſt das Kunſturtheil, das von London aus über ihn in öffentlichen Blättern erſchien, zu bemerkenswerth, als daß es nicht auch hier ſeinen Platz finden ſollte. »Iſabey iſt bekanntlich Porträtmahler und Zeichner in einem ganz eignen, von ihm ſelbſt erfundnen Styl. Er brachte zuerſt die Manier »à l'estompe« zu zeichnen, zu einer ſolchen Vollendung, daß eine ſolche Zeichnung, von ihm ausgeführt, mit einem Miniaturgemälde wetteifern kann. Alles Rauhe, alles Scharfe, jeder Strich und Punct iſt zart geſchmolzen, klar und weich ſind alle Schatten, und doch iſt Alles vollendet, beſtimmt und gerundet. Insbeſondere hat er eine überaus glückliche Gabe, Porträtähnlichkeiten aufzufaſſen; ſie ſind ſprechend und doch ſo leicht hingehaucht, ſo geiſtig zart, daß man glauben ſollte, nur die Seele habe ihm geſeſſen, nur ſie habe er aufgefaßt, und befreyt von irdiſcher Schwerfälligkeit unverkennbar wieder dargeſtellt. Ein ihm eigenes Kunſtfach beſteht auch darin, daß er zahlreiche Verſammlungen in intereſſanten Momenten ſo darſtellt, daß man die Porträtähnlichkeit jedes Einzelnen genau wieder findet. Hierin wird ihn nicht leicht irgend ein lebender Künſtler übertreffen; höchſte Treue vereint ſich in dieſen Darſtellungen mit Zwangloſigkeit, Geſchmack und Zartheit der Ausführung; dieſe behandelt er dabey bald als Kreidenzeichnung à l'estompe, bald als Aquarellgemälde. Da die engliſchen Porträtmahler meiſt alle zarte und genaue Ausführung vernachläſſigen und die Farben mit großer Kühnheit und Gewandtheit oft ſo auf die Leinwand hinwerfen, daß man, in der Nähe betrachtet, nur formloſe Flecken ſieht, welche ſich dann aber in gehöriger Ferne ſo geſtalten, daß treffende Aehnlichkeit und ein wirkungsreiches Ganzes hervortritt, bey dem aber gewöhnlich alle Nebendinge dem Haupteffect des Lichtes und Schattens aufgeopfert werden, ſo erſcheinen die Werke dieſes franzöſiſchen Künſtlers dem Londoner Publikum doppelt neu und überraſchend. Iſabey ließ den Saal in Pall-Mall, welchen er ſich zu ſeiner Ausſtellung wählte, zeltartig aufſchmücken. Dieß ſieht nicht allein ſehr elegant aus, ſondern es gewährt auch, mit Kunſtſinn geordnet, eine äußerſt vortheilhafte Beleuchtung.«

Der Chemiker Mac-Cullotch macht in The Edinb. philos. Journal die künſtliche Färbung des Agats bekannt. Die vorher geſchnittenen Steine werden in Schwefelſäure gekocht, wodurch einige Flächen des Steines ſchwarz werden, während die andern ihre Farbe behalten. Da die Schwefelſäure auf das Oehl wirkt, das der poröſe Stein beym Schneiden einſaugt, ſo wird das Gelingen des Verſuches dadurch geſichert, wenn man den Stein vorher in Oehl kocht. Durch dieſe künſtliche Färbung kann man die aus Indien gebrachten, durch abwechſelnd weiße und ſchwarze Flächen ſich auszeichnenden Agate vollkommen erſetzen. Eine andere Art ſchwarzer Agate mit ſehr feinen oder verwickelten Linien wird künſtlich erzeugt, indem man den Stein mit kohlenſaurem Natrum färbt, und alsdann der Ofenhitze ausſetzt.

Erſt dieſer Tage, am 30. September d. J., fand ich Gelegenheit, die Maſchinen-Modelle aus dem Gebiethe der chirurgiſchen Mechanik welche der talentvolle Tiſchlermeiſter Tober aus Komotau in Böhmen angefertigt hat, zu beaugenſcheinigen. Da dieſer gewandte Künſtler, wie ich höre, ſchon ſeit Jahren derley Maſchinen von ſeiner Erfindung zur Einrichtung von Arm- und Beinbrüchen, ſo wie Kunſtbetten zur Aufhebung oder Ueberhebung der Kranken, Operations-Stühle für Augenkranke u. dgl. m. im Großen zur praktiſchen Anwendung verfertigt hat, ſo muß man ſich billig wundern, hierüber ſo wenig in öffentlichen Blättern zu leſen. Ich halte mich daher, ſowohl der allgemeinen Nutzanwendung dieſer Maſchinen in vorkommenden Fällen, als auch wegen des ungewöhnlich geringen Erſtehungspreiſes verpflichtet, nächſtens hierüber ein beſchreibenderes Wort zu ſagen. Vorläufig glaube ich auch alle Veterinär-Anſtalten auf ſeine verbeſſerte Perdbeſchlag-Maſchine aufmerkſam machen zu ſollen.

Allgemeine Novelliſtik.

Daß eine der erſten Buchhandlungen Deutſchlands, die Cotta'ſche, die Herausgabe von: »Joſephs Freyherrn v. Hormayr ſämmtlichen Werken« wirklich begonnen habe, verlautbarte ſeit geraumer Zeit durch die Meßcataloge, durch unſere geſchätzten »vaterländiſchen Blätter« und durch mehrere ausländiſche Journale. — Eben treten in der Michaelismeſſe der erſte und zweyte Band ans Licht. Wir glauben unſern Leſern ein angenehmes Geſchenk zu machen, wenn wir ſie vorläufig mit deren Inhalt, ſo wie mit dem Plan der geſammten Herausgabe bekannt machen, welchen uns vergönnt war, einzuſehen, ſo wie er von Cotta (dem wir die Geſammtwerke Göthe's, Schillers, Herders, Wielands, Johannes Müllers ꝛc. danken) vorläufig eingeſendet wird; wahrlich kein unwichtiger Beytrag zur einheimiſchen Literargeſchichte, da der Verfaſſer ſeit 25 Jahren einige dreyßig verſchiedene Werke und größere Abhandlungen aus der Geſchichte, Diplomatik und Archivswiſſenſchaft, aus dem Staatsrechte der Monarchie und Dynaſtie geſchrieben, und gegen tauſend Urkunden herausgegeben hat, die als eben ſo viele Quellen oder Berichtigungen in der Hiſtorie Tyrols, Inneröſterreichs, der adriatiſchen Küſten, der Lande ob und unter der Enns, ja auch Baierns und der Schweiz, häufig einen ganz neuen Boden gelegt haben.

Der Freyherr v. Hormayr (am 20. Jänner 1781 zu Innsbruck geboren) begann ſeine Forſchungen bereits (1795) in ſeinem dreyzehnten Jahre, mit einer über das Herzogthum Meran gedruckten Abhandlung, in dieſen Forſchungen weſentlich unterſtützt durch ein ungewöhnlich treues Gedächtniß, das 10 bis 12,000 Verſe aus den Claſſikern aller Nationen und die Jahrzahlen und Stammbäume der europäiſchen Dynaſtien aus dem Stegreif herzuſagen vermochte, und durch die von ihm verzehnfachten Sammlungen ſeines berühmten Großvaters, des tyroliſchen Kanzlers, Geheimenrathes und Stephanordensritters, Joſeph Freyherrn v. Hormayr (geſt. 8. Auguſt 1778, deſſen die Nr. 101 des Converſationblattes als vorzüglichen Erwecker der bildenden Kunſt in Tyrol rühmlich erwähnte). Vor 25 Jahren war Tyrol noch buchſtäblich terra incognita, ohne eine Geſchichte, ja ohne geſchichtliche Vorarbeiten und Quellen. Man mußte hier zugleich entdecken und bearbeiten, man mußte mit unſäglicher Mühe Geſchichtforſcher geweſen ſeyn, ehe man ſich ſchmeicheln durfte, dermahleinſt Geſchichtſchreiber dieſes Ländchens zu werden, das in dem vorübergegangenen großen Weltkampfe zweymahl, weit über das Verhältniß ſeiner Zahl und ſeiner Armuth hinaus, eine glorreiche Rolle geſpielt hat. — Man mußte zuerſt die Quellen herausgeben, viele Vorarbeiten und Streitfragen erledigen, bevor ein würdiges Bild aus dem Dunkel der Vergeſſenheit hervortreten konnte *).

Hormayrs »critiſch-diplomatiſche Beyträge zur Geſchichte Tyrols im Mittelalter« (1799 vollendet, 1802 bey Gaßler in Wien gedruckt) erörterten Tyrols Geographie von der Völkerwanderung bis zum Untergange der Gauen-Verfaſſung, und die Genealogien ſeiner mächtigſten Geſchlechter. Ein äußerſt wichtiges Geſchenk war das Urkundenbuch von 180 bisher noch unbekannten Diplomen, lauter Grundſteinen der mittleren Hiſtorie Tyrols. — Hormayr hatte dieſe Arbeiten dem ehrwürdigen Weſtenrieder mitgetheilt, und dieſer, davon überraſcht, ſie der Münchner Academie vorgelegt, die Hormayrn in ſeinem neunzehnten Jahre zum correſpondirenden Mitgliede der hiſtoriſchen Claſſe ernannte. — Ähnliche hiſtoriſche Materialien von hohem Intereſſe lieferten ſodann (nebſt dem Hauptzwecke der Belebung des Gemeingeiſtes und der Anhänglichkeit an das Kaiſerhaus) Hormayrs vier Tyroler-Almanache (1802 — 1805, Wien bey Gaßler und Degen). — Seine eigentliche Geſchichte Tyrols erſchien (1805 bey Cotta) beynahe im nähmlichen Augenblicke, als ſein Vaterland verloren ging; darum blieb es auch bisher beym erſten Bande, der bis zur vollendeten römiſchen Unterjochung reicht.

Im Archiv für Süddeutſchland (I. II. Frankfurt und Leipzig 1807) wurde Tyrols und Vorarlbergs ſtändiſche Verfaſſung, Tyrols Tranſitohandel, Seidenbau, ſein Salzweſen und jenes von Salzburg und Bertholdsgaden erörtert. Ein äußerſt reichhaltiges Urkundenbuch gab die Fundamente der Verfaſſung, der Vertheidigung der Landtage, und für Inneröſterreich eine Mantiſſe von Diplomen, die der Grund- und Schlußſtein der wichtigſten Entdeckungen vom zehnten bis ins dreyzehnte Jahrhundert wurde, ohne die es ſchlechterdings unmöglich geweſen wäre, an die Löſung jener äußerſt verwickelten Preisfrage des durchlauchtigſten Erzherzogs Johann, ernſte Hand anzulegen. — Auch mehrere publiciſtiſche Fragen fanden ſich hier discutirt, über das landesfürſtliche Heimfallsrecht, über mancherley Verhältniſſe der Rheinbundſtaaten ꝛc. Gedruckt, aber nie in den Buchhandel gekommen, ſind Hormayrs Arbeiten über die Pfandſchaften, Thron- und Privatlehen der Krone Böhmen in der Oberpfalz und in Oberſachſen — und ſeine zweymahlige Regulirung des allerhöchſten Wappenſchildes und Titels (1804 — 1806). Dagegen erſchienen (1808) ſeine Abhandlungen aus dem äußern und Familienſtaatsrecht, zuvörderſt: »Über die Minderjährigkeit, Vormundſchaft und Großjährigkeit im öſterreichiſchen Kaiſerſtaat und Kaiſerhauſe,« wieder mit einem äußerſt wichtigen Urkundenbuche.

Eine Reihe von »Taſchenbüchern für die vaterländiſche Geſchichte (1811 — 1814, Wien bey Anton Doll) waren ſo wie die eilf Jahrgänge ſeines: Archivs für Geographie, Hiſtorie, Staats und Kriegskunſt (Wien 1810 — 1811, bey Strauß) manchen fruchtreichen Unterſuchungen aus der Vaterlandsgeſchichte gewidmet, und ſie haben auch unſtreitig über viele bedeutende Gegenſtände derſelben entſcheidende Ausſprüche geliefert.

---

*) Dieſen Gang, dieſe ſchwierige Aufgabe würdigte wohl am beſten der berühmte Charles Villers, in ſeinem Bericht an das franzöſiſche Nationalinſtitut, über die deutſche Literatur 1809: »Depuis 1806 Monsieur le Baron de Hormayr fait paraitre à Tubingue, chez Cotta, les Volumes successifs d'une »Histoire du Tyrol,« — Ce savant écrivain (qui publie aussi volume par volume, un »Plutarque Autrichien«) parait s'être proposé pour modèle le célèbre Historien de la Suisse. Au reste l'Histoire de ce peuple montagnard, ami de la liberté et des lois, religieux, dévoué à ses princes, est très-intéressante pendant tout le moyen-âge, et liée à celle de tous les autres états de l'Europe. Elle n'avait pas encore été traitée d'une manière satisfaisante. Cette tâche difficile était réservée aux talens et à l'assiduité de Monsieur de Hormayr. Mais comme une quantité de fables et de fausses traditions défiguraient cette histoire, et qu'il importait d'abord de les écarter, Monsieur de Hormayr a rejetté ce travail préliminaire, qui était indispensable, mais minutieux et épineux, dans ses »Mélanges critiques et diplomatiques,« qui ont paru avant l'histoire du Tyrol, et qui sont, comme cette histoire, remplis d'intérêt, tant par les pièces originales, qui y paraissent pour la première fois, que par la critique exacte et judicieuse, avec laquelle l'auteur discute plusieurs points obscurs et difficiles. —«

Nach fünfjähriger Unterbrechung begann 1820 eine neue Folgereihe dieſer Taſchenbücher in verſchiedener und erweiterter Richtung, nähmlich nicht ſowohl zur quellengemäßen Erforſchung zweifelhafter Gegenſtände, als zur Darſtellung claſſiſcher Momente, zur Vermählung der redenden und bildenden Kunſt mit der Vaterlandsgeſchichte, zur Aufbewahrung der Sage und der Legende, und zu einer lebenvollen Geſchichte unſeres Adels. — Freyherr Ludwig von Mednyansky, Erbherr auf Beſzele und Cſeitte im Neutraer Comitate, ein edler und geiſtreicher Ungar, längſt rühmlich bekannt als raſtloſer Sammler, als treuer Bundesfreund jedes patriotiſchen Strebens, als geſchichtlicher, ſtatiſtiſcher und ſtaatswirthſchaftlicher Schriftſteller, verband ſich mit ſeinem Freunde Hormayr zur Herausgabe dieſes Taſchenbuches, und hat ſelbem dadurch den Vorzug ungemein vermehrter Mannigfaltigkeit zugewendet.

War hiernach die Thatſache längſt anerkannt, daß Hormayr als Entdecker und Herausgeber ſo vieler und ſo wichtiger Quellen und als critiſcher Forſcher keinem jetztlebenden deutſchen Literator ſeines Faches nachſtehe; hat das Converſationblatt ſchon ein Mahl (Nr. 5. dieſes Jahrg.) angedeutet, was er für das Quellenſtudium und für die hiſtoriſche Critik, nicht blos durch ſich, ſondern auch durch Erweckung anderer Talente, durch die von ſo vielen (z. B. von Kurz, Engel, Fiſcher ꝛc. in ihren Vorreden) gerühmte liberale Mittheilung, inſonderheit durch ſeine Verbindungen in den öſterreichiſchen Abteyen gewirkt habe, ſo müſſen wir noch vorziehen, was Matthäus von Collin in ſeinem Aufſatze: »über die nationale Weſenheit der Kunſt,« nachrühmte: »daß nähmlich Hormayr die vaterländiſche Geſchichte fruchtbringend belebt und in die Kunſt herüber gerettet habe, während ſie vorher, obgleich keineswegs arm an gründlichen kritiſchen Werken und Sammlungen, mehr mit der Säuberung des Stoffes beſchäftigt, mehr der Gegenſtand eines mühſeligen Privatforſchens, als der begeiſterten Anſchauung der Staatsbürger war!!« — *) Dieſe Tendenz ſchlug zuvörderſt ſein (unaufhörlich benützter und oft ſeitenweiſe, noch dazu recht à pretention ausgeſchriebener) »öſterreichiſcher Plutarch« an, deſſen kraftvolle Aufregung vaterländiſchen Sinnes in der Jugend, in der Armee, in der Mehrheit der Nation, in jenen Tagen des Dranges und der Gefahr (1808 — 1809) von keinem Patrioten ſo leicht vergeſſen werden wird. — Dieſelbe Tendenz loderte aus dem Büchlein: »Öſterreich und Deutſchland,« nicht minder in jedem Jahrgange des Archives, durch eigene Rubriken für die poetiſchen Stoffe, aus der öſterreichiſchen Vorwelt, die denn auch ſo vielen nationalen Dichtungen und (anderer gefeuerter Künſtler zu geſchweigen) in dem einzigen Cuſtos Ruß einem ganzen Cyklus hiſtoriſcher Gemälde, den erſten Impuls gegeben haben.

Hormayrs Fortſetzung der weit über ihr Verdienſt verbreiteten Millotſchen Univerſalhiſtorie, in einer noch ſo nahen Zeit, unterlag augenſcheinlich den allergrößten, ja unüberſteiglichen Schwierigkeiten. — Eine für den Öſterreicher vorzugsweiſe brauchbare Recapitulation der letzten 30 Jahre war Alles, was ſich billiger und vernünftigerweiſe davon erwarten ließ; und in dieſer Anſicht dürfte die gedachte Fortſetzung den Vergleich mit den analogen Verſuchen Saalfelds, Bredows, Buchholz's, Venturinis, Dyks, Kohlrauſchs ꝛc. keineswegs zu ſcheuen haben. — Den Maßſtab eines hiſtoriſchen Werkes, im ſtrengen Sinne, daran zu legen, als galte es der Epoche der Hohenſtauffen oder Max I. iſt entweder höchſt comiſch oder es iſt abſichtliche Verkennung des Geſichtspunctes. — Die von dem Verfaſſer jederzeit und oft ſehr ſchneidend geäußerten Grundſätze laſſen ihn übrigens wohl ſtets auf bittern Ingrimm der Liberalen, der cosmopolitiſchen Indifferentiſten und derjenigen rechnen, welche (wie ſich unlängſt ein witziger Kopf ſehr treffend ausdrückte) »den Anfang der Welt hinter den Anfang der Reformation ſetzen!!«

---

*) Bald darauf zierte dieſer Gelehrte unſer Blatt (1. Jahrg. 1. Band. Nr. 10 ꝛc.) mit dem gehaltreichen analogen Aufſatze: »über das Verhältniß der Kunſt zum Staate.« D. Red.

Der Plan dieſer Herausgabe iſt zuvörderſt, daß das literariſche Publicum keineswegs, wie es immer mehr Mode wird, nur einen wiederholten Abdruck deſſen erhalte, was es bereits ſeit Jahren beſaß, ſondern ſo viel es nur immer die Natur des Gegenſtandes und die neuerdings erprobte Richtigkeit der gemachten Entdeckungen und aufgeſtellten Hypotheſen zuläßt, durchaus Neues. — Der erſte Band, verglichen mit dem erſten Bande der Beyträge desſelben Inhalts (nähmlich: »Tyrol im Mittelalter in den betreffenden Herzogthümern, Gauen und Grafſchaften; deren Lage, Gränzmarken und Beſitzer, vom Umſturze des abendländiſchen Römerreichs bis zum Ausgange des Kaiſergeſchlechts der ſaliſchen Franken«) iſt deſſen ſichtlichſter Beweis. Die Hauptreſultate ſind mit den bereits 1799 aufgeſtellten Behauptungen auf die erfreulichſte Weiſe coincidirend und durch einen großen Reichthum neuer Entdeckungen bekräftiget, dennoch keine einzige Seite mit jener frühern Bearbeitung identiſch. — Selbſt was die Urkunden betrifft, wird hier in der Regel durchaus nur Neues geliefert. Das früher Herausgegebene erſcheint nur im weſentlichen Auszug am betreffenden Ort als Beweisſtelle, damit die Leſer, ohne Wiederholung, gleichwohl Alles erhalten und Raum gewonnen ſey, für die fortſchreitenden Erfahrungen und Entdeckungen eines vieljährigen Studiums. — Die critiſchen Arbeiten haben den Vortritt. — VI Bände davon ſind im Weſentlichen zur Herausgabe gänzlich fertig. Der I. IV. und V. Band weiht ſich der unerläßlichen Vorbedingung jeder pragmatiſchen Geſchichte des Mittelalters, der Geographie Tyrols, der Lande ob und unter der Enns und (in ſpecieller Richtung auf die Preisfrage des Erzherzogs Johann k. H., für welche er, nach der dankbaren Anerkennung mehrerer Jahresberichte des Johanneums, das Eis gebrochen und eine ganz neue Bahn eröffnet hat), des geſammten Inneröſterreich vom großen Völkerzuge und von Carl dem Großen bis zum Untergange der Hohenſtauffen und bis zum Auftreten Rudolphs von Habsburg. — Gau für Gau wird durchforſcht, die darin gelegenen Orte mit ihren alten und jetzigen Nahmen, die Gaugrafen und alle urkundlichen Spuren in chronologiſcher Folgereihe ſind in dieſem Reſultat vieler tauſend Excerpten aus allen großen Diplomatarien, Monumentis, scriptoribus ect. beyſammen. — Der II. und III. Band umfaßt: »die großen Geſchlechter im tyroliſchen Hochgebirge, das Haus Andechs, die Markgrafen in Iſtrien, Herzoge von Dalmatien, Croatien und Meran, die Welfiſchen Grafen von Eppan, Ulten und Greifenſtein, die erzgibelliniſchen Grafen von Tyrol, mit einem reichhaltigen Urkundenbuch, auch für Bayern, Südſchwaben, Graubünden und Veltlin vom höchſten Intereſſe. — In dem IV. und V. Bande ſind des Verfaſſers ſtaatsrechtliche Arbeiten mit enthalten, reich vermehrt und nach ſeiner, mit den verdienteſten Männern des In- und Auslandes hierüber gepflogenen Correſpondenz umgearbeitet. — Der VI. Band enthält: »kleine hiſtoriſche Schriften,« beynahe ganz unbekannt und neu, ſo wie auch ſchon die vorigen Bände viele Abhandlungen enthalten, welche niemahls aus dem Pult des Verfaſſers gekommen ſind.

Sein »öſterreichiſcher Plutarch« *), der einſt auf die Maſſe der Nation ſo ſehr gewirkt hat, erhält in gleichfalls totaler Umarbeitung, ſtatt der ausſchließend biographiſchen, vielmehr die Richtung eines vollſtändigen Handbuches der öſterreichiſchen Staatsgeſchichte. — Die Könige Ungarns treten ganz neu hinzu, die Leben der im Rath und am Hof, durch die Waffen oder in Wiſſenſchaft und Kunſt hervorragenden Männer, werden in eine chronologiſche Gallerie zuſammengeſtellt.

Was der Verfaſſer im Verein mit gelehrten Freunden zu Tage gefördert, davon erſcheint natürlich, mit ſtrenger Auswahl nur dasjenige, was in engſter Bedeutung ausſchließend ſein iſt, worunter ſich viele ſehr erhebliche Forſchungen über Archivswiſſenſchaft, Hiſtorie, alte Kunſt und Poeſie, Heraldik und Genealogie finden, in der

---

*) Ein beſonderer Beleg für den Werth dieſes Nationalbuches iſt der Umſtand, daß er eine franzöſ., italien., ungar. und böhmiſche Überſetzung erlebte. D. Red.

voluminöſen Rubrik: »kleine hiſtoriſche Schriften,« — darunter dürfte allerdings, wenn auch nur in einzelnen Logen und Stanzen mit grandioſen Umriſſen hingemahlt, beſonders anziehend ſeyn: »Wien, ſeine Geſchicke und ſeine Denkwürdigkeiten.«

Den Schluß ſoll das eigentliche Hauptwerk ſeiner Liebe und ſeines Lebens machen, zu welchem er ſchon vierzehn Jahre ſammelt und vergleicht, wovon ſchon einzelne, an ſich unbedeutende Fragmente hohes Intereſſe erweckt haben, und an das er nur mit großer Schüchternheit Hand anlegt: »Max I., Carl V., ihre Helden und ihre Zeit:« — in der That eine ſchwindelnde Aufgabe, da in dieſem vollen Jahrhundert in niederwerfender Majeſtät zuſammen treffen: der Umſturz des conſtantinopolitaniſchen Kaiſerreiches, der burgundiſchen Macht, des Ritterthums und die vollendete Ausarbeitung der Königsmacht in Spanien, Frankreich und England, die Kriege um Italien, die Wiedergeburt der Wiſſenſchaften, die Entdeckung der neuen Welt und dadurch ein gänzlicher Umſchwung der Handels- und Münz-Verhältniſſe, die Reformation und eine noch niemahls angeſtaunte Ebbe und Fluth ungeheurer Kräfte, der bleibende Grundbegriff einer europäiſchen Familie, des Gleichgewichtes und der Freyheit coexiſtirender Staaten.

Beyträge zum »gelehrten Öſterreich« zu liefern, war dieſem Blatte ſeit ſeinem Beſtehen eben ſo ſehr eine Pflicht als eine Luſt. Nur dadurch wird eine ſucceſſive Überſicht unſerer Literatur möglich. — Wir üben dieſe Pflicht gerne an einem Schriftſteller, der unſtreitig ſowohl multa als multum geſchrieben, ſich einem wiſſenſchaftlichen Lebensplan von der früheſten Kindheit an gewidmet, und glühende Anhänglichkeit an die Berge ſeiner Heimath und an das kaiſerliche Vaterhaus eben ſo in jeder Zeile ſeiner Schriften ausgeſprochen, als in manchem intereſſanten Moment ſeines öffentlichen Lebens erprobt hat! —

Auf dieſe Geſammtausgabe der Werke des Freyherrn von Hormayr nimmt hier auch die Gerold'ſche Buchhandlung Beſtellung an. G—a.

Bey Tendler und v. Manſtein iſt erſchienen: der dritte und vierte Band der Bühnenſpiele, vom Grafen F. Rieſch. Wer die beyden erſten Theile dieſes Werkes mit Theilnahme geleſen, wird ſicher auch in den vorliegenden Angenehmes finden. Beſonders enthält der dritte Band mehrere recht artige Kleinigkeiten. Der Inhalt des vierten gehört der romantiſchen Gattung an. Druck und Papier ſind recht gut. X.

Es iſt eine für den beobachtenden Menſchenfreund gewiß ſehr erfreuliche Erſcheinung, daß unter der wohlthätigen Regierung unſeres allverehrten Kaiſers und Königs der Baum höherer Geiſtescultur in dem Umkreis öſterreichiſcher Staaten allenthalben neue Wurzeln ſchlägt. Zu dieſer, ſchon oft und nicht mit Unrecht gemachten Bemerkung berechtigt uns neuerdings auch die ſeit ein Paar Jahren in Neuſatz für Serben des gr. n. un. Ritus bezweckte, nun völlig errichtete und neben jener ſeit 1791 in Carlovitz beſtehenden ſchweſterlich aufblühende Humanitäts-Anſtalt, von welcher wir hier eine aus heimiſcher Quelle entnommene kurze Kunde zur Oeffentlichkeit gelangen laſſen wollen.

Bereits im Jahr 1811 wurde nach geſchehener Stiftung des ſel. Sabbas Vakovics von Beregſzo der Entſchluß gefaßt, ein Gymnaſium für Serben hierorts zu eröffnen: allein verſchiedene Umſtände, vorzüglich aber der Mangel eines zur Erhaltung einer ſolchen Anſtalt hinreichenden Fonds, verzögerten damahls die Ausführung dieſes löblichen Vorhabens. Es gelang jedoch dem raſtloſen Eifer der Neuſatzer Serben, in den darauf folgenden Jahren alle Schwierigkeiten zu beſiegen; und nachdem der Fond durch freywillige Beyträge patriotiſcher Bürger anſehnlich vermehrt und geſichert, auch alle Vorkehrungen in Hinſicht des Locals getroffen worden, wurde die Stiftungsurkunde Sr. Majeſtät dem Kaiſer und König zur allerhöchſten Genehmigung vorgelegt welcher auch durch ein am 26. October 1818 zu Aachen allergnädigſt verliehenes Privilegium die Anſtalt als Gymnaſium öffentlich zu autoriſiren geruhte. Im Sinne der

Stiftungsurkunde iſt das Patronat ſechs Perſonen, zwey Geiſtlichen und vier Weltlichen, übertragen, welche nebſt dem jedesmaligen Bacſer Biſchof und dem Carlovitzer Erzbiſchof und Metropoliten das Oberpatronat bilden. Die Gymnaſial-Caſſa aber wird durch ſechs von dem Patronat erwählte Curatoren verwaltet.

Schon ſeit 1810 wurden die untern Grammatical-Claſſen, und zwar jährlich um eine, die folgende höhere, mehr, nach und nach eröffnet, und mit tüchtigen Lehrern beſetzt. Im Jahr 1818 wurde die erſte, und in dem darauf folgenden die zwente Humanitäts-Claſſe eingeführt. Director des Gymnaſiums und Profeſſor der zwenten Humanitäts-Claſſe iſt ſeit 1819 Hr. Paul Joſeph Schaffarik, ein Slave. Dieſer hat durch ein Programm: Novi G. N. U. R. Gymnasii Neoplantensis auspicia feliciter capta. Neoplantae ap. Joann. Jankovics 1819, fünfthalb Bogen in Fol., dem auch ſeine Antrittsrede beygefügt iſt, die Einrichtung der Anſtalt bekannt gemacht. Die übrigen Profeſſoren ſind diesmahl folgende: H. Georg Magaraſchevits in der erſten Humanitäts-Claſſe, Hr. Ignaz Joannovits in der vierten Grammatical-Claſſe, Hr. Milovan Vidakovits in der dritten Grammatical-Claſſe, Hr. Georg Georgevits in der zwenten Grammatical-Claſſe, und Hr. Moſes Ignatovits in der erſten Grammatical-Claſſe, welche letztere zugleich die dritte oder oberſte Normalſchule iſt, und den Uebergang von den Normalſchulen zum Gymnaſium bildet. Alle Profeſſoren, mit Ausnahme des Directors, ſind Serben und der gr. n. un. Kirche zugethan. Die Zahl der Schuler nimmt mit jedem Jahre zu; im Jahr 1818 belief ſie ſich auf 208, im Jahr 1819 auf 147, in dem Sommerhalbenjahre 1820 aber bereits auf 209. Ein angemeſſenes, Stockwerk hohes, ſehr ſchönes Gebäude, in der Nähe der Cathedralkirche und der biſchöflichen Reſidenz, iſt für den Unterricht eingeräumt.

Den Studienplan, welcher im Weſentlichen derſelbe iſt, der zu Carlovitz befolgt wird, hier durchzugehen, würde zu weit führen. Uebrigens hat das Neuſatzer Gymnaſium ſeine Zweckmäßigkeit ſchon in dieſen wenigen Jahren genugſam bewährt; und wird unter der Fürſorge des edlen und gelehrten Neuſatzer Biſchofs, des Hochgeb. und Hochwürd. Herrn Gedeon von Petrovits, eines Muſters von Humanität im wahren Sinne des Wortes, durch den Eifer und Gemeingeiſt des Patronats, bey ſo manchen Vortheilen, welche die Lage der Stadt darbeut, dereinſt gewiß einen entſchiedenen, bedeutenden Rang unter den Humanitäts-Anſtalten der Serben behaupten. Gottes Geiſt möge ſtets über demſelben wachen!

Im Theater in der Leopoldſtadt wurde am 7ten dieß, zum Vortheile des Tänzers Schadezky, die erſte Vorſtellung der neuen Pantomime: der Sieg der Amazonen, oder: Harlekins und Colombinens Hochzeit, gegeben, eine Pantomime, die im Grunde zwar die verwandte Abkunft von ihren Vorgängern nicht verläugnen kann — die aber, einige widerliche Längen abgerechnet, unter ihrer Sippſchaft gerade nicht die letzte iſt. Wenn ſich nur nicht alle Pantomimen um den ewigen Text bewegten, daß Pantalon eine Tochter (Colombine) hat, die an einen Gecken verſprochen iſt, heimlich aber den Harlekin liebt; eine gute Fee beſchützt die Liebenden — ein böſer Zauberer den Gecken, das gute Weſen ſiegt am Ende — als Zugabe treibt Pantalons erzdummer Diener, Pierrot, ſeine Schwänke, und eifert mit dem nicht minder ſtupiden Bedienten des Gecken an Albernheit in die Wette. So auch hier, und bis nicht ein neuer Geiſt in die Programmmacher fährt, wahrſcheinlich immer! — Der Rauchfangkehrertanz — ausgeführt von Kleinen — zwar nicht neu, — iſt artig — das ungariſche Pas de deux, getanzt von zwey winzig kleinen Kindern — allerliebſt, wie ſie ſelbſt. Die Muſik wurde in keiner, von Apollo begünſtigten Stunde componirt! —

Sincerus.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 666) wochentlich drey Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. W.W., durch die k. k. Poſt 10 fl. W.W. halbj. Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

123.

(Wien, Samstag den 14. October.)

Ode an Aphroditen.

Nach dem Griechiſchen der Sappho *).

Sey meiner Bitte geneigt, die Du, herrſchend auf zahlreichen Thronen,
Koſend die Herzen vereinſt, O Jovis geheiligte Tochter!
Quäle mich nicht durch Verdruß, noch durch Kummer, Du innigſt verehrte
Göttin der Liebe!

Wohl aber ſtehe mir bey, ſo wie ſonſt, wenn der Liebenden Stimme,
Flehend zu Dir ſich ergoß, Du mich oft und ſo gnädig erhörteſt,
Gleich nun vor mir da erſchienſt, nach verlaſſener goldener Wohnung,
Deines Erzeugers.

Kamſt auf dem Wagen daher, den die Sperlinge, ſchwarz von Gefieder,
Schnell, und von ſchöner Geſtalt, durch die ſchleunig bewegte Beflüglung,
Plötzlich herab mir geführet, von des Himmels erhabenen Kreiſen,
Frey durch den Äther.

Bald war das Ziel dann erreicht, und, im himmliſchen Antlitze lächelnd,
Fragteſt Du mich nun ſogleich, o Göttliche, was es denn wäre,
Das mich ſo ſchmerzlich betrübt, und aus welchem beſtimmenden Grunde,
Ich Dich berufen.

Wo ich, ſo wüthend bewegt, das geheimſte Streben verbergen,
Ernſtlich die Wünſche beſchränkt, und von wem (der durch Bande der Liebe,
Zärtlich verſtrickt) ich geliebt zu ſeyn wünſche. »Wer, meine Sappho,
Hat dich gekränket?

Wenn er bisher Dich vermied, wird er bald Dir in Schnelligkeit folgen;
Wenn er Geſchenke verwarf, wird er bald Dich in Fülle beſchenken;
Wenn er bisher nicht geliebt, wird er bald, und auch wenn Du nicht wollteſt,
Innigſt Dich lieben.«

---

*) Bereits ſeit zwey Jahren in unſern Händen. Wir merken dieß, auch in Beziehung auf manche andere Gedichte an, um uns, für den möglichen Fall, daß eines oder das andere ſchon anderwärts erſchienen wäre, gegen den etwaigen Tadel des Nachdruckes zu verwahren. D. Red.

Sey mir auch dieß Mahl bereit, zur erſehnten Befreyung, da hart mich
Drückende Sorge ergreift! Und was zuverſichtsvoll nun und innig
Flehend von Dir ich begehrt, bring ſchnell doch zur ſchönen Vollendung!
Sey mir zur Seite!!

Dr. Mühlbach.

Das Grab des Bücherweſens.

Eine Vorandeutung von Franz Gräffer.

(Fortſetzung von Nr. 131.)

Jede Wirkſamkeit, die in der erſten Entwicklung und weiteren Ausbildung ſchon fehlerhaft iſt, muß, wenn ſie bereits Jahrhunderte Wurzel gefaßt hatte, und mit dem Seyn und Treiben des großen Ganzen innig verzweigt iſt, verloren ſeyn. Der Buchhandel, wie er entſtand, konnte nur entſtehen, um nach und nach, ſpät vielleicht, aber unfehlbar, unausweichlich wie das Schickſal, ſich durch ſich ſelbſt zu vernichten. Alles, was endet, hatte ſonſt einen Höhepunct, einen Moment des Flors, des Glanzes. Ohne einen ſolchen Moment iſt es ein Pfuſchwerk, des hiſtoriſchen Griffels kaum würdig. Dieſen Triumph entbehrt der Buchhandel. Er muß, ſchmählich genug, aufhören, ohne geweſen zu ſeyn; er hat ſich proſtituirt: ein verkrüppelter Wechſelbalg in der Wiege, ein verkrüppelter Rieſe als Mann. Sein Unglück iſt, daß er ſich urſprünglich ſelbſt überlaſſen; ſein Glück, daß er von den Obern und Oberſten nie recht ſonderlich begünſtigt worden. Von keiner höhern Hand geleitet, nicht bewacht von einem erleuchteten, weitausſehenden Auge, konnte er nur planlos ſich entfalten; einer meiſt profanen Willkür *), einer ſchnöden, wucheriſchen Gewinnſucht ausgewürfelt, mußte er ſich in jene zügelloſe Fruchtbarkeit verirren, die ſeinen Sturz zuſehends beſchleunigt. Niemahls näherte er ſich einem Ideal, immer nur ſeiner Auflöſung. —

Den Vätern, habe ich geſagt, fällt die Schuld zu, nicht uns. Das iſt unſer einziger Troſt, wenn es einer ſeyn kann; denn in der Regel verſtehen, wie man ſagt, die Väter Alles beſſer. Sie haben geirret, wir büßen. Es iſt der umgekehrte Fall, wie mit der Kirſchenverpflanzung aus dem Pontus nach Italien durch Lucull, über die der Verfaſſer des Voyage à l'isle de France ſagt: »Le désert a couté cher, mais ce sont nos pères qui l'ont payé.« — Im Bücherweſen iſt aber das Zahlen nur an den Söhnen und Töchtern. Die ganze Weltgeſchichte iſt voll kleiner Erbſünden. Bey Erfindungen aber, bey ſolchen, welche eine Berechnung der Folgen verſagen, ſind ſie vielleicht verzeihlich.

Der Hauptgrund der ſchiefen Richtung, die der Buchhandel ſchon vom Eve an genommen, und ſeiner übermäßigen Productivität, liegt in dem Umſtande, daß die Obrigkeiten ihn nur negativ behandelt hatten. Neben den zweckdienlichen wurde eine Menge Schriften gedruckt, die nach einer philoſophiſchen Staats-

---

*) Ja wohl profane Willkür, wird Mancher beyſtimmen, der da weiß, daß gar viele Membra dieſer löbl. Gilde von den drey göttlichen Tugenden des Leſens, Schreibens und Rechnens wohl ſicher die letzte, ſelten aber die erſten inne haben. Daher fordert die neue Buchhändlerordnung von den Candidaten nichts weniger als daß ſie Gelehrte ſeyen.

anſicht entweder füglich oder nothwendig hätten unterbleiben ſollen, vielleicht drey Viertheile. Und auf der andern Seite erſcheinen wieder viele Werke des Bedürfniſſes nicht, erſchienen ſolche nicht, die den höhern Zwecken des Regiments hätten beförderlich ſeyn können und ſollen; denn man hatte nicht den Einfall, zu ſagen: das ſchreibt, das druckt, das verbreitet auch! Manchmahl geſchah das wohl hier und da; aber im Ganzen war es ohne Bedeutung. Es verſteht ſich, daß hier immer die längſt vergangene Zeit gemeint iſt. Zeigte ſich viel Mittelmäßiges und Schlechtes, zu wenig Gutes und Vortreffliches, ſo waren die Oberen (vielleicht durch ein eigenes Directorat) da, dort zu unterdrücken, hier zu wecken, zu begünſtigen oder aufzutragen, wie es z. B. in neuerer Zeit wohl geſchieht. Aber konnte das unter Umſtänden geſchehen, wo der Buchhandel ein freyes Gewerbe, ein Gegenſtand der Gewinnſucht war, wo ſeine active Leitung nicht unmittelbar von dem oberſten Regimente ausging? Man ſage nicht, daß die Perfectibilität der Menſchennatur in Geiſtesſachen freyen Verkehr, folglich Bücher und ſo wenig als möglich beſchränkten Buchhandel haben müſſe! denn die Regierungen üben gerade in Geiſtesſachen ihre wichtigſte und edelſte Herrſchaft aus; und dann iſt es um den Werth oder um das Wünſchenswerthe dieſer geprieſenen Perfectibilität ein gewaltig zweydeutiges Ding, um die ſogenannte Aufklärung nichts weniger als eine preſſante Sache. —

Daß des Buchhandels jüngſter Tag ſchon vor der Thüre ſey: das zu ſagen, wäre albern. Es iſt nur um die Hindeutung auf den Krankheitſtoff zu thun; die Cur gehört nicht hierher. Es gibt ein Gras, ſagt irgend Einer, das eine Quelle in der Tiefe anzeigt; wer darauf deutet, hat für den Kenner genug gethan. Nicht albern iſt es alſo, wenn man in diagnoſtiſchen Paroxismen, wie die jetzigen, an die Urſachen und Fortſchritte des Übels erinnert. Im Völkerleben iſt es wie im organiſchen: auf anhaltende, überkräftige Anſtrengung: Abſpannung, Apathie, bis Ruhe reſtaurirt und heilt, Ordnung ins alte Geleis führt. So auf Martialiſche Jahre das Jetzt. Die unwirſchen Anzeichen ſind vielleicht nur temporell, bedeuten in specie nichts, denn es wird Gott Lob, oder vielmehr Gott ſey bey uns, wacker drauf los gedruckt. Im Ganzen aber, für das Nächſtens und Dereinſt ſind ſie gewiß wichtig und ernſthaft. Hier gilt, was Thom. Payne über den Verfall des brittiſchen Finanzſyſtems ſagt: »Obgleich nach dem gemeinen Sprichwort nichts Gewiſſeres als der Tod, und nichts Ungewiſſeres als die Todesſtunde iſt, ſo kann man doch für die Dauer des menſchlichen Lebens eine gewiſſe Gränze beſtimmen, über welche hinaus es ſich nicht erſtrecken kann. Keine beſondere Seherweihe wird dazu erfordert; nur Aufmerkſamkeit auf uns, und alle anderen organiſchen Weſen. Biethet alſo irgend ein Gegenſtand, z. B. das engliſche Finanzſyſtem, dem Blicke des Beobachters eine Reihe von Symptomen dar, die auf deſſen Verfall hindeuten, ſo kann dieſer an der dereinſtigen gänzlichen Auflöſung desſelben nicht mehr zweifeln, und den Zeitpunct derſelben nach jenen Symptomen berechnen.« Ad vocem Buchhandel sapienti pauca.

(Fortſetzung folgt.)

◆

Kleine Denkwürdigkeiten.

Die Melodie des Liedes: »God save the King,« iſt nicht von Händel, ſondern von Heinrich Carey, einem uneheligen Sohn. des Grafen v. Halifax, der zu Ende des ſiebzehnten und im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts ein angeſehener Staatsmann war; er lieferte auch dazu den erſten Text, und urſprünglich gehört das Ganze zu einer ungedruckt gebliebenen Cantate, welche bey der Feyer eines Geburtstages Georgs II. (er regierte von 1727 bis 1760) aufgeführt wurde. K—r.

Drollig erzählt Magiſter Erdmann Uhſe in ſeinem Werk: »Römiſch-orientaliſch teutſcher Kayſer merkwürdiges Leben und Thaten ꝛc. Leipzig 1760, vierte Auflage,« die erſte Einnahme von Paris durch die deutſchen Truppen, unter Kaiſer Otto I. (aus dem ſächſiſchen Hauſe). »Nach dieſer Zait (nähmlich nach 956, wo der Kayſer die aufrühreriſchen Wenden am Waſſer Raxa »tüchtig geklopft,« hatte), nach dieſer Zait machte ſich Graf Hugo zu Pariß gar mauſig, ſtieß König Ludewigen in Frankreich vom Throne, nahm ihn gefangen, machte ſich ſelbſt zum Könige, und ließ dem Kayſer ſagen: Wofern er ſich ſeines Schwagers im geringſten annehmen würde, ſo wollte er eine ſolche Armee in Sachſen führen, dergleichen man noch niemahls darinnen würde geſehen haben, ja er wollte ſieben ſächſiſche Pfeile in einem Trunke verſchlucken. Über dieſes ließ er ſich gegen die Kayſerl. Geſandten alſo vernehmen: Was bilden ſich doch wohl die Sachſen ein, die doch ſo offt von Carolo M. und denen Franken ſind geſchlagen worden? Ich ſchwere, daß mehr eiſerne Sturmhauben in Frankreich, als Stroh-Hüte in gantz Deutſchland vorhanden ſeyen. Der Kayſer ließ dieſem Prahlhanſe zur Antwort ſagen: Er wollte ihm ſo eine Menge Strohhüte ins Reich führen, dergleichen er noch niemahls ſolte beyſammen geſehen haben! Er ließ auch kurtz darauff 32 Fahnen, jede 500 Mann ſtark, ausrüſten, welche durchgehends Stroh-Hüte tragen muſten, ausgenommen der Abt von Corvey und drey Kayſerliche Bedienten. Dieſe eroberten in kurtzer Zeit Straßburg, Rheims, Roan, Lyon und Pariß ſelbſt, daß ſich Graff Hugo mit ſeinen eiſernen Sturmhauben vor ſolchen Stroh-Hüten nirgend durffte ſehen laſſen. Als nun der Kayſer ſeinen Herrn Schwager, König Ludewigen, wieder auf den Thron geſetzet hatte, reiſete er zurück, und verband im Rückwege Burgund und die Niederlande mit dem Reiche ꝛc.« —m—

In den alten churſächſiſchen Staatskalendern findet ſich unter dem Jagd-Perſonale: ein Beſuchjäger und Knecht der Leibhunde. An die Gattinn eines ſolchen Jägers ſchrieb einſt eine Freundinn, indem ſie ſich des Staatskalenders bediente, unter folgender Addreſſe: »An die hochedle Frau Ober-Hof-Beſuch-Jägerin und Knechtin der Leibhunde N. N. im Jägerhofe zu Neuſtadt bey Dresden.« K—r.

Das nichts weniger als goldene Sprichwort: »Wem Gott ein Amt verleiht, dem gibt er auch Verſtand,« hinkt, wie alle Sprichwörter. Verſtand ſoll hier natürlicher Weiſe »Einſicht« bedeuten. Es gibt aber Poſten, wo die rechte Einſicht nur die Frucht des Studiums und vieljähriger Praxis ſeyn kann. Dahin gehören die Bibliothekarſtellen, mit deren Verleihung man es, nebenher angemerkt, ſtets viel zu leicht genommen hat. Soll z. B. ein ſogenannter Cuſtos nicht einen Cuſtos im Wortſinn: einen lediglichen Wächter, d. i. popanzhaſten todten Aufſeher und automatiſchen Hergeber vorſtellen, ſo muß er nicht nur ein äußerer Bibliograph, vulgo Bücherkenner nach Titeln, Formaten ꝛc., ſondern auch ein eigentlicher Literator ſeyn. Iſt er das nicht, ſo kann es an Schnitzern nicht fehlen. Beyſpiele hat man genug. Hier ſind einige von den vielen Albernheiten, die ein einziger ſolcher soi-disant Bibliothekar begangen hat. Strada de rebus Belgicis brachte er unter die Statiſtik von Holland; Klimms unterirdiſche Reiſe erhielt ihren Platz unter der Montaniſtik; unter die Geſchichte der Kreuzzüge rangirte er Weſts Beſchreibung von St. Croix, und unter die byzantiniſchen Hiſtoriker, Murhards Gemählde von Conſtantinopel; Koppe, vom Selbſtverbrennen, poſtirte er unter die Encauſtik; traité des mines des Pyrénnées par Dietrich, unter die Artillerie u. dgl. Will man mehr ſolche Curioſa, ſo mag man nur in einem bekannten neuern Cataloge in 13 Quartbänden (NB. gedruckt), der eine überaus reiche Fundgrube darbietet, ein wenig blättern. Fr.

Allgemeine Novelliſtik.

(Die in dem Converſ. Bl. erwähnten Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Im Theater in der Joſephſtadt wurde den 7ten d. zum erſten Mahle gegeben: die Sandbank, oder die Strandung der Fregatte Bouſſole. Schauſpiel mit Geſang, Tableaux, Gefechten, Märſchen und Tänzen, nach dem Franzöſ. für dieſe Bühne frey bearbeitet von J. M. Peppernik. Die Muſik von Hrn. Fr. Gläſer. Die drey neuen Decorationen ſind von Hrn. Engert, neu engagirtem Theatermahler. Die Maſchinerie? von Hrn. Boye. Die mit dem Stücke verbundenen zehn Tableaux und die Tänze ſind von Hrn. Seeligmann arrangirt. — Wenn man bey allen dieſen Hülfsmitteln dennoch unbefriedigt das Haus verläßt, ſo muß es mit dem Dichter und Ueberſetzer ſchlecht ſtehen, und ſo iſt es auch. Die Darſtellenden leiſteten, was ſie konnten, bis auf Schnurrbart, der ſich ziemlich unbärtig benahm, und bey der zweyten Vorſtellung auch noch nicht ein Wort hervorzuſtottern vermochte, bevor es das Publicum nicht von dem Souffleur vernommen. Dieſe Nichtachtung des Publicums verdient um ſo mehr Rüge, da es ihm Pflicht iſt, durch gutes Beyſpiel der Geſellſchaft voran zu gehen.

— lm —

Unter den critiſchen Zeitſchriften der Deutſchen, welche bey den Engländern ein vorzügliches Anſehen genießen, ſtehen die gediegenen Wiener Jahrbücher der Literatur oben an. Vieles wird daraus ſowohl als ſelbſtſtändige Schrift, wie auch in Journale überſetzt. Letzteres iſt häufig bey den ſo überaus werthvollen Aufſätzen der Fall, welche der berühmte Hofrath von Hammer in dieſe Jahrbücher geliefert hat. Wie aufrichtig auch das deutſche Ausland die Verdienſte dieſes unermüdlichen Gelehrten anerkennt, ſprach ſich erſt unlängſt wieder in einer literariſchen Zeitſchrift in einer Stelle aus, die wir nicht umhin können, hier mitzutheilen. Sie lautet: »Was Herr v. Hammer in Wien bis jetzt leiſtete, wird erſt dann ganz unpartenyiſch gewürdigt werden, wenn der raſtlos thätige Mann, der in ſich allein eine ganze Academie der Sprachen- und Dichterkunde vereinigt, in der Beſchränkung auf das, worin er ohne Nebenbuhler daſteht, unangetaſtete Wirkſamkeit und unbefangene Anerkennung dem Neide ſelbſt abgezwungen haben wird. Er iſt bis jetzt der Einzige, den die brittiſche Geſellſchaft in Calcutta zu ihrem Mitgliede ernannte, und dem ſie alle ihre Druckſchriften zuſandte.« K —

Fouque's Muſe kommt, in dem Grade, als ſie ben den Deutſchen im Anſehen zu ſinken ſcheint, ben den Engländern in Credit. Seine Undine wird bis zu den Sternen erhoben. Sie iſt bereits überſetzt. Eben ſo erſt neuerlich ſein Sintram. Im monthly magazine wird er außerordentlich angerühmt. Man bricht in Lobeserhebungen aus on this extraordinary work. Dieß Epitheton kann nun freylich etwas zweydeutig ſcheinen, aber der Sinn der ganzen Anpreiſung ſtellt es ins günſtigſte Licht. In allen Äußerungen der Engländer über die deutſche Literatur, beſonders über die ſogenannte ſchöne, zeigt ſich ihre eigenthümliche Anſicht. In der Regel nehmen ſie es etwas ſtreng, und ſetzen eine Art von Stolz darein, Göthe's Hervorbringungen mit einer Freymüthigkeit und Unbeſtechlichkeit zu beurtheilen, die gegen die nachbetheriſche Befangenheit der Deutſchen nur allzu ſcharf contraſtirt. M — 16.

Von der entſchiedenſten Gemeinnützigkeit, ja eine Art unentbehrliches Handbuch, nicht nur für die mercantiliſche Welt allein, ſondern für Alle, welche mehr oder weniger mit Geldgeſchäften zu thun haben, iſt wohl das ben Fleiſcher d. J. in Leipzig unlängſt erſchienene: **Taſchenlexicon der Rechnungsmünzen ſämmtlicher Reiche, Länder und Oerter aller vier Erdtheile, nebſt Anzeige ihres Werthes in Convent. Courant ꝛc. nach alphabet. Ordnung, von J. G. Gerhardt.** Die Einrichtung deſſelben iſt ſo bequem, daß ein Jeder, der ſich von irgend einer vorkommenden Rechnungsmünze näher unterrichten will, ſolche nach dem Alphabet auffinden kann, woben dann folgende Puncte nachgewieſen werden: 1) in welchen Ländern und Örtern dieſelbe gangbar iſt; 2) wie viel Stücke davon auf ein Ganzes gerechnet werden; 3) die Anzahl von Stücken, die auf eine cölniſche Mark feines Silber gehen, mit beygefügten Logarithmen; 4) der Silberwerth von einem Stück im Conventions-Zwanzig-Guldenfuß, nach Thalern, Groſchen und Pfennigen (beyde letztere auch zugleich als Kreuzer berechnet), als auch im preuß. Courant, ebenfalls in Thalern, Groſchen und Pfennigen. Die Vorrede iſt wegen den darin mitgetheilten Nachrichten über die Entſtehung des deutſchen Münzweſens und der nach und nach aufgekommenen verſchiedenen Benennungen, Pfund, Mark, Gulden, Thaler, Groſchen, Schillinge ꝛc. ſehr leſenswerth und belehrend, und beweiſ't, daß Hr. G. aus den beſten Quellen geſchöpft hat. Druck und Papier endlich laſſen ben dieſem lobenswerthen Unternehmen nichts zu wünſchen übrig. Dieſes gemeinnützige Handbuch iſt nunmehr hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung in Anzahl vorräthig. Der billige Preis iſt 1 fl. 30 kr. C. M.

Die nun erſchienene (dritte) Auflage der Pharmacopoea Austriaca hat ſehr bedeutende Verbeſſerungen erhalten. Beſonders wurde den Wünſchen der Ärzte entſprochen, indem viele exotiſche Mittel, welche früher ausgelaſſen wurden, jetzt angeführt ſind, dagegen jene überflüſſigen, die man bisher ohnehin nicht gebraucht hatte, wegblieben; auch wurde, wie es in andern deutſchen Provinzen üblich iſt, die chemiſche Nomenclatur beygefügt. — Dieſes wichtige Buch iſt mit der bekannten Sorgfalt gedruckt, welche alle Producte der Gerold'ſchen Officin auszeichnet. Der Preis iſt: auf Druckpapier in Umſchlag broſchirt 3 fl. 30 kr., auf Schreibpapier 4 fl. 30 kr. W. W. — h.

Unter die wichtigen Entdeckungen, welche Handel und Künſte den eifrigen Bemühungen der Botaniker von Peru verdanken, gebührt der erſte Platz dem unſchätzbaren Strauch, welchen die Indier von Quito unter dem Nahmen Chinininchа (was ſie Chininingа ausſprechen) kennen, eine neue Sippe, die Dr. Joſeph Pavon Unnona febrifuga genannt und der königl. mediciniſchen Academie zu Madrid, deren Mitglied er iſt, vorgelegt hat, damit ſie Verſuche mit dieſem fiebervertreibenden Mittel anſtelle, das außerordentlich kräftig, beſonders bey Wechſelfiebern wirkte, dergeſtalt, daß die erhaltenen Reſultate gänzlich die Erwartung rechtfertigten. Die einzig ächte Chininincha-Wurzel findet ſich bey dem Apotheker Dr. Anton Ruiz zu Madrid, Straße Meson de Parades. — h.

Du Petit Thouars hat bey fortgeſetzten Beobachtungen folgende Bemerkungen gemacht. Bey den meiſten Blumen entſprechen die Staubfäden den Kelcheinſchnitten in Anſehung der Zahl. Bisweilen ſind ſie gleich, dann ſteht einer jedem Einſchnitt gegenüber oder wechſelt mit ihm ab. Dieß iſt bey den Pflanzen der Sippe Polygonum der Fall; allein durch eine beſondere Ausnahme ſind ſo viele Staubfäden als Griffel auf dem Ovario und Kelcheinſchnitte. Alſo iſt die Zahl der Staubfäden der der Einſchnitte gleich, wie der der Griffel. — h.

Von J. K. Schmidt's allgemeiner oeconomiſch-techniſchen Flora iſt das erſte Heft (Jena bey Schmid 1 fl. CM.) erſchienen. Es zeichnet ſich ſowohl durch kluge Auswahl aus, indem Pflanzen aus den verſchiedenſten Claſſen gewählt ſind, als durch genaue Charakteriſtik, umſtändliche Beſchreibung, Ideen über Entſtehung, Beförderung und Vertilgung der Pflanzen, Aufzählung ihres Nutzens und Schadens, und ferner durch ſehr genauen Stich von Schnorr und richtiger Illuminirung. Es iſt hierbey nur wünſchenswerth, daß dieſes Werk hinlängliche Unterſtützung finden möge, damit es nicht, wie bisher beynahe alle Unternehmungen dieſer Art, unvollſtändig bleibe. — h

In der Mitte des vorigen Jahres trat der Mineralienhändler Nepperſchmidt auf Veranlaſſung mehrerer Freunde der Naturgeſchichte in Hamburg, eine Reiſe nach Norwegen an, zur Einſammlung von dortigen Mineralien. Die Koſten der Reiſe wurden durch Actien gedeckt, deren eine zwey Friedrichsd'or koſtete, wofür die Eigenthümer den doppelten Werth in nordiſchen Foſſilien erhalten ſollten. Bald ſchrieb der unermüdliche Sammler aus Chriſtianſand und Arendal, daß er auf das Eifrigſte beſchäftiget ſey, zu billigen Preiſen eine große Anzahl ſchöner norwegiſcher Mineralien angekauft habe, und den Zweck ſeiner Reiſe vollſtändig zu erreichen hoffe. Im October meldete er, daß er bereits bey 3000 der ausgeſuchteſten Stücke in vierzehn Kiſten gepackt zuſammengebracht habe. Anfangs dieſes Jahres ſchrieb er aus Arendal: Hier bekomme ich noch immer neue ſchöne Mineralien. Da viele Gruben eingeſtellt ſind und die Bergleute bey der ſtrengen Kälte nichts zu thun haben, ſo thun ſie alles Mögliche, mir zu Mineralien behülflich zu ſeyn. Sie haben ſich tief in die Halden eingegraben und ſehr hübſche Sachen erbeutet. An andern Stellen haben ſie in den Bergen, wo etwas zu hoffen war, den Schnee weggeſchafft und viele koſtbare Stücke ausgegraben. Nach dem Wunſche der Geſellſchaft reiſete er im Monat April 1810 mit 19 großen und 4 kleinen Kiſten nach Hamburg ab, und traf daſelbſt glücklich den 8. May ein. Er hofft, jede billige Forderung eher zu übertreffen, als unbefriedigt zu laſſen, und die Direction gab ihm das Zeugniß, daß er mit Eifer und Einſicht den Zweck der Reiſe ſtets vor Augen behalten und gefördert habe. Die Vertheilung unter die Actionäre geſchieht unparteyiſch und mit Berückſichtigung der Wünſche jedes einzelnen. Wem wird es nicht erwünſcht ſeyn, ſein Cabinett mit nordiſchen Seltenheiten, wie Cerit, Automolith, Petalit, Yttertantal, Pargaſit, Gadolinit, Rubellit, Ekebergit, Albit, Lobit ꝛc. ꝛc. bereichert zu ſehen? Allen Freunden der Mineralogie bleibt es frey geſtellt, an dieſer herrlichen Ausbeute im Geiſte oder in der Wahrheit Theil zu nehmen. — h.

Der von Hrn. Sieber in ſeinem Vorworte: Begründung der Radicalcur ausgebrochener Waſſerſcheu (München bey Fleiſchmann, 1810, hier bey Gerold) über ſeine von ihm gemachte, mit Feſtigkeit und überwiegenden Gründen vertheidigten Entdeckung der Heilung ausgebrochener Waſſerſcheu, haben Se. *Majeſtät* in Allerhöchſter Erwägung der für das Wohl der Menſchheit ſo äuſerſt wichtigen, im Fall der zu hoffenden Bewährung unberechenbaren Vortheile, mit Würdigung ſeines bittlichen Anſuchens und zur Begründung eines allgemeinen Zutrauens in die Wahrſcheinlichkeit eines günſtigen Erfolgs ſeiner Verſprechungen, durch eine Allerhöchſte Entſchließung den größten und günſtigſten Vorſchub angedeihen zu laſſen geruhet.

Von C. *Schmid* iſt bey *Schrag* in *Nürnberg* erſchienen: Naturhiſtoriſche Beſchreibung der Säugethiere, ſyſtematiſch und zum gemeinnützigen Gebrauch mit 130 Abbildungen auf eben ſo vielen Steintafeln in gr. Med. 4. 9 Thaler. (13 fl. 30 kr. CM.) Von eben demſelben: Naturhiſtoriſche Beſchreibung der Vögel, mit 140 Tafeln in gleichem Preiſe. Die Amphibien und übrigen Claſſen des Thierreiches folgen auf dieſelbe Weiſe. —f.

Herr *Beaublé*, ehemahliger Kupferſtecher des Königs von Frankreich, hat die Ausgabe eines Werks übernommen, welches darauf berechnet iſt, die Aufmerkſamkeit aller Sprachforſcher der Welt in Anſpruch zu nehmen. Es beſteht in einer Sammlung der Alphabete aller bekannten Sprachen. Mehrere ausgezeichnete Gelehrte leiten dieſes Unternehmen. Die ganze Sammlung wird aus 18 Lieferungen, jede von ſechs Alphabeten beſtehen. Die zweyte, die davon erſchienen iſt, enthält Schriftzüge der arabiſchen, tartariſchen, ſamcrit, engliſchen und deutſchen Sprache; vielleicht iſt keine vollſtändigere Sammlung, als dieſe, vorhanden. (Preis einer jeden Lieferung, 5 Fr.)

»Wann werden wir uns doch über die *Kleingeiſterey* erheben, und eine Ehre und Pflicht darein ſetzen, jedem Verdienſte ſein volles Recht widerfahren zu laſſen!« — Dieß ſind die Schlußworte eines in einer Provinzialzeitſchrift enthaltenen Aufſatzes in Sachen, die durch das voreilige Auffaſſen eines lediglichen Druckfehlers zur Sprache kamen. Dieſe Schlußworte paſſen aber auf den Aufſatz ſelbſt am unverkennbarſten. Er gehört unter jene Critiken, welche zugleich ihre eigene Anticritik ſind, und ſich durch ſich ſelber aufheben. Es iſt demnach nicht nöthig, ihn en détail zu widerlegen. Jeder unbefangene *Sachverſtändige* würde ſich darüber nur wundern müſſen. Es genügt nebenbey auf ein Paar verſchobene Geſichtspuncte hinzuweiſen. An dem betreffenden Orte war nähmlich von literariſchen *Original*-Leiſtungen die Rede. Die drey Verfaſſer des obigen Aufſatzes jedoch führen in der bereits zum 20ſten Mahle aufgetiſchten Meritenliſte nichts als die Herausgabe *fremder* Arbeiten an, weil ſie natürlich nichts Anders anführen *konnten*, — und überſehen dabey ſogar noch Einiges. Derjenige, gegen welchen der Aufſatz gerichtet iſt, weiß das Alles recht gut, ein Umſtand, den viele andere Leute auch recht gut wiſſen. Er hat, dem aus der Luft gegriffenen Tadel zuwider, dieſes nicht nur literariſch bemerken laſſen, ſondern es auch durch eine mehr als 25jährige Praxis beym Buchhandel gezeigt, dergeſtalt, daß man die Güte hat, ihn für einen ziemlich wohl verſirten Bibliographen zu halten. Den Verdienſten jenes Gelehrten, dem er die Ehre hatte, eine kleine Schrift zu dediciren, hat er ſtets nach Maßgabe ihres *Umfangs* gehuldigt. Aber in unbedingte, nachbetheriſche Abgötterey iſt und wird er, ungeachtet ſeiner eigenen Unbedeutenheit, nimmer verfallen. Er glaubt vielmehr, daß bey Ausſprüchen über große Schriftſteller, dieſe mögen nun *Wieland* oder *Matthiſſon* oder *Göthe* heißen, eine unbekümmerte, auf Gründen beruhende Freymüthigkeit ganz am rechten Platze ſey.

Uebrigens wird das Conv. Bl. weit entfernt ſeyn, kleinliche Particularitäten, die da den Stämpel collegialer Perſönlichkeit tragen, zu erwidern. Mit derley Unwürdigkeiten hat es ſich nie gern abgegeben. Es weiß mit ſeinem ohnedieß beſchränkten Raume beſſer zu wirthſchaften. Wenn es dem Conv. Bl. z. B. zum Vorwurf gemacht wird, daß es in der Novelliſtik zuweilen Auszüge auswärtiger Zeitſchriften liefert, und dieſe Auszüge, beſonders, wenn ſie nicht einmahl unterzeichnet ſind, Plagiate geſcholten werden, ſo wäre eine Vertheidigung doch wohl eine wahre Albernheit. Dieſe Zeitſchrift überläßt alſo dem vorbezeichneten Blatte gern ſolche Triumphe. Sind ſie ja dem Conv. Bl. ſogar ein Nutzen, da ſie eine fortlaufende Ankündigung deſſelben bilden, die uns nichts koſtet, als die unbedeutende Mühe, nicht zu antworten!

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der *Carl Gerold*'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 666) wöchentlich drey Stücke Preis: viertelj. 7 fl. W.W., durch die k. k. Poſt 17 fl. W.W. halbj.
Beyträge beliebe man dem Redacteur (*Franz Gräffer*) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

124.

(Wien, Dinstag den 17. October.)

Das Chriſtusbild.

Idyll in einem Acte, von Baron Franz v. Schlechta.

Meinem Freunde
Baron Friedrich de la Motte Fouqué.

Da hängeſt Du im Rahmen,
Du Sänger fromm und werth:
Treu biſt Du Gott, den Damen,
Dem König und dem Schwert.

Du ſchlägſt, ein ächter Ritter,
Dem Vaterland die Schlacht;
Du ſchlägſt die traute Zitter
Mit Willen und mit Macht.

Ich wollte oft Dir ſagen
Wie treu ich Dich verſtand,
Zum feſten Bunde ſchlagen
In Deine ſtarke Hand.

Es haben Luft und Strahlen
Die Grüße ſchon gebracht:
Da fing ich an zu mahlen
Und habe Dein gedacht.

Du kenneſt ja die Sitte —
Ein Bild ſagt: »denke mein!« —
So laſſe Gruß und Bitte
Dir recht willkommen ſeyn! —

Perſonen.

Caravaggio, Mahler.
Maria, ſeine Tochter.
Guido, ſein Schüler.
Ein Fiſcher.
Knechte.

Die Handlung ſpielt an Caravaggio's Villa bey Palermo. Jahr 1600.

Gebüſch am Meere, das unruhig wogt und zuletzt ſtürmt — eine Barke liegt am Strande. Tiefer Abend. Der Vollmond eilt durch zerriſſene Wolken.

Erſter Auftritt.

Guido

(ſchleicht in einen Mantel gehüllt durch die Büſche. Leiſe horchend greift er einige Accorde auf der Mandoline).

Alles ruht — die Bäume ſchweigen —
Nur die Wogen rollen ſchwer,
Und im dunklen Wolkenreigen
Zieht der blaſſe Mond daher.
Und durch blaue Himmelsbahnen
Schwamm noch erſt dein reiner Schild;
Willſt du warnend mich ermahnen,
Biſt du meines Lebens Bild?

Nein — nein — wenn der Wolkenſchleyer
Sinket in der Fluthen Nacht,
Leuchteſt du in ſtiller Feyer
Wieder mit der alten Pracht.
Aber wenn der Menſch gewichen
Von der Tugend klarer Bahn,
Seine Sterne, die erblichen,
Zünden ſich nie wieder an!
Wollt ihr mich denn alle meiden
Mit dem tröſtlich hellen Schein?
Alle — alle mögt ihr ſcheiden
Einer bleibt ja dennoch mein —
Du, Maria, Stern der Sterne,
Meiner Freuden ſüßer Kranz, —
Ach, du leuchteſt mir ja gerne
Mit der Liebe Roſenglanz! —
Eins nur ſendet tiefe Schmerzen
In die Freude, die mir lacht:
Daß mir zwiſchen Pflicht und Herzen
Ward ſo ſchwere Wahl gebracht
Du, der mit ſo treuem Glauben
Und mit Liebe mich umfaßt,
Muß ich dir nun alles rauben,
Was dich freut und was du haſt?
Doch — von ihr willſt du mich trennen? —
Tugend, kalte Richterinn:
Wo der Liebe Flammen brennen,
Sinkt dein Urtheil machtlos hin! —

(Er ſingt zur Mandoline:)

»Leiſe — leiſe — traute Klänge
Schwebt hinüber an ihr Ohr,
Windet euch durch Blumengänge
An ihr Fenſterchen empor.«

»Laß den Schlummer, laß die Träume,
Folge dem bekannten Laut:
Sieh nur wie durch Mandelbäume
Hell der Stern der Liebe ſchaut!« —
(Es wird im Gebüſche leiſe geklatſcht.)
Ha Maria!

Zweyter Auftritt.

Guido. Maria.

Maria.

Guido! — Himmel!

Guido.

Wie, du zitterſt?

Maria.

O, ich bebe —
Brech' ich nicht des Kindes Pflicht?
Wie ich mich zu faſſen ſtrebe,
Der Gedanke läßt mich nicht.

Guido.

Flieh' den Rauhen, o du Zarte!

Maria.

Ach, iſt er mein Vater nicht?

Guido.

That er ſelber nicht, der Harte,
Auf dieß ſchöne Recht Verzicht?
Hin, wo nicht ſein Auge reichet,
Du Geliebte, laß uns fliehn —
Und ein Strahl, der nie erbleichet,
Wird die Freude mit uns ziehn.
Siehſt du auf den dunklen Wellen
Jener Maſte weißen Kranz,
Sieh wie ſich die Segel ſchwellen
Luſtig auf im Mondenglanz.
Dieſer Nache führt uns leiſe
In das helle Flügelhaus,
Und dann geht die ſüße Reiſe
Nach dem Land der Liebe aus.

Maria.

Guido — wie du ſprichſt ſo linde
Fühl' ich's friedlich um mich weh'n,
Vater, o verzeih dem Kinde,
Nein — ich kann nicht widerſtehn.
Und ob ich es gleich empfinde
Daß mit meiner Heimath Land,
Alles Glück uns auch verſchwinde,
Wie der Friede mir entſchwand —
Daß am väterlichen Herde
Nur des Kindes Freuden blühn;
Dennoch durch die weite Erde
Folg' ich dir, Geliebter, hin!

Guido.

Heiſſe doch die Trauer ſchweigen
Blicke hell, wie ich, hinaus:
Unter Blumen, unter Zweigen
Stehe unſer kleines Haus.
Wie die Wellen, die daneben
Schimmernd über Kieſel ziehn,
Fließe unſer ſtilles Leben
Ungetrübt und ſelig hin.
Und aus deinen ſchönen Augen
Wie die Unſchuld fromm und rein,
Will ich mir Begeiſt'rung ſaugen —
Liebe leiht den Farben Schein;
Und wenn du ſo ſtehſt daneben,
Wenn ich mahle, lächelnd, mild:
O wie müßte dann nicht leben,
Glühend leben jedes Bild!
Sieh und dieſe klaren Wogen
Führen uns noch einſt zum Glück —
Treu, wie ſie uns fortgezogen,
In der Heimath Land zurück.
Und mit innigem Verzeihen
Nimmt uns dann der Vater auf —

Und noch manche Blume ſtreuen
Wir in ſeines Lebens Lauf!

Maria.

O wie könnt' ich widerſtreben?
Nur bey dir kann Friede ſeyn,
Nur wo du biſt, blüht mein Leben —
Nimm mich hin, ganz bin ich dein.
Aber fort nun — laß uns fliehen!

Guido.

Noch iſt nicht der Fiſcher da —

Maria.

Horch — ſiehſt du nicht Fackeln glühen?
Dort — und Tritte — ſchon ganz nah —

Guido.

Ja — hier rauſcht es in den Zweigen —
Doch wohin bey dunkler Nacht?
In die Barke laß uns ſteigen —
Und du — der im Himmel wacht,
Unſre Herzen kannſt du ſehen,
Und du richteſt ohne Groll —
Ach laß uns nicht untergehen!

Maria.

Komm', es naht!
(Sie betreten das Schiff.)

Dritter Auftritt.

Guido. Maria. Der Fiſcher.

Der Fiſcher.

He — ſeyd ihr toll?

Maria.

Gott — was iſt?

Der Fiſcher.

Wollt ihr ertrinken!
Friſch heraus — ſeht ihr denn nicht
Wie ſchon weiß die Fluthen blinken
Und der Wind die Wellen bricht?

Guido.

Ach ihr ließt ſo lange warten
Und der Rache lehnte da. —

Der Fiſcher.

Danke ſchön für ſolche Fahrten,
Wenn der Sturm ſchon iſt ſo nah!

Maria.

Gott — was thun —

Der Fiſcher.

Nun — nun bis morgen
Birgt euch ſchon mein ſchlechtes Haus,
Und ich führe wohlgeborgen
Euch vor Tag an Bord hinaus! —

Guido.

Aber, Gott — wenn man uns fände!

Der Fiſcher.

Sorgt nicht, dafür bürg' ich ſchon;
Dennoch iſt die Flucht das Ende:
Jüngling, Raub bringt ſchlechten Lohn!

Guido.

Hab' ich alles nicht begonnen,
Was den Menſchen menſchlich rührt?
Seiner eignen Liebe Wonnen
Hab' ich ihm vor's Aug' geführt.
Ach umſonſt — was ich gelitten
Und Maria's Angſt und Schmerz,
Ihrer Thränen ſehnlich Bitten
Drang nicht an ſein ſtarres Herz.
Ruhig ſpottend ſprach er: »Werde,
Erſt ein Meiſter in der Kunſt,
Wandre lernend um die Erde,
Dann begehre ſolche Gunſt.
Oft wohl drang zu deinen Ohren
Kunde von des Lucas Bild,
Das ſich wunderbar verloren
Und den Heiland zeiget mild:
An dieß Bildniß feſt gebunden
Sollen deine Wünſche ſeyn,
Haſt du glücklich es gefunden,
Dann erſt wird Maria dein!« —

Der Fiſcher.

Das iſt toll — viel hört' ich ſagen
Von des Bildes hohem Preis;
Doch wer könnte das erfragen,
Wo es blieb — mein Gott — wer weiß!
Das iſt böſe Laune eben,
Sey es noch ſo groß an Werth —
Wird es denn ein ſchön'res geben,
Als das Bild, das ihr begehrt?
Ich kann es nicht übel nennen,
Daß ihr euch das Beſſ're wählt,
Ey — er mag es auch erkennen,
Der euch nun ſo thöricht quält.
(Gegen die See ſchauend:)
Seht, wie ſchon die Wogen treiben!
Nun kommt mit herein in's Haus,
Hier iſt's ſicher nicht zu bleiben —
Kommet bald — ich geh' voraus! (ab.)

Vierter Auftritt.

Guido. Maria.

Maria.

Sieh' vom dunklen Himmel ſinket
Eine Nacht voll Sturm und wild:
Nicht ein Stern der Hoffnung blinket —
Iſt das unſers Lebens Bild?

Guido.

Wenn die blanken Segel fliegen
Und die Lüfte wehen mild,
Wenn die Wellen leicht uns wiegen:
Das ſey unſ'rer Zukunft Bild!

Maria.

Muß ich dir doch immer glauben,
Gleich dem Schwimmer fühl' ich mich,
Deſſen Kraft die Fluthen rauben —
Und ſo gerne faſſ' ich dich!

Guido

(ſie umſchlingend.)

O bewahre dieß Vertrauen,
Das mich reich und ſelig macht,
Auf den Engel laſſ' uns bauen,
Der bey treuer Liebe wacht!

(ab.)

Fünfter Auftritt.

Das Innere einer Fiſcherhütte, in deren Hintergrunde ein Bild über dem Schreine hängt.

Der Fiſcher

(kommt mit einer brennenden Lampe, die er auf den Tiſch im Vorgrunde ſetzt — und tritt zum Fenſter).

Wie die finſtern Wogen ſchwanken
Und der Sturm die See zerreißt,
Ey da muß ich mich bedanken,
Ihr wißt viel was Fahren heißt.
Freylich, wenn ſich Wolken thürmen,
Dünkt es ihnen Sonnenſchein,
Und ſie ſchifften in das Stürmen
Wie auf klarer Flut hinein.
Nun fürwahr, da kann man ſehen,
Was die Liebe Tolles treibt:
Alle Welt mag untergehen,
Wenn nur das Geliebte bleibt.
Und was wir ſo heiß empfunden,
Dünkt uns bald ein ſchwüler Traum,
Der am Morgen leicht entſchwunden —
Was man that — man faßt es kaum;
Mag ſie ewig euch umgeben
Dieſe holde Zauberey,
Nimmer reiſſe euch das Leben
Euern ſchönen Traum entzwey! —
Doch iſt gut auch was ich thue — ?
Oede ſteht des Vaters Haus,
Führ' ich ihm nicht alle Ruhe
In die weite See hinaus?
So haſt du auch mir die Sterne,
Wildes Element, entrückt —
Kehrt ihr nimmer aus der Ferne,
Eh' der Tod dieß Herz zerdrückt?
Nun — er mag es auch bekämpfen —
Trägt es mir nicht reichen Lohn — ?
Wer die Gluth erregt, mag dämpfen,
Und was weiß ich auch davon!

(Schluß folgt.)

* * *

Das Grab des Bücherweſens.

Eine Vorandeutung von Franz Gräffer.

(Fortſetzung von Nr. 123.)

Zuerſt mag der deutſche Buchhandel fallen; der franzöſiſche zuletzt. Sehr natürlich. Die (geographiſche) Beſchränktheit der deutſchen Sprache iſt zugleich eine Beſchränkung des deutſchen Buchhandels. Die Ouvrages und Pièces der Franzmänner ſind in der unbekannten Welt nicht unbekannt. Die Deutſchen haben noch keinen rechten literariſchen Tact; mit ihrem Buchhandel hat es immer gehinkt. »So lange« — bemerkt Kotzebue in ſeinen kleinen Schriften« — der deutſche Buchhändler es für ein Glück halten muß, von einem beliebten Werke in mehreren Jahren 3000 Exemplare abzuſetzen, während der Franzoſe und Engländer in einer Woche 20,000 verkauft, ſo lange iſt die Zahl derjenigen, die Sinn und Geſchmack für Geiſteswerke haben, gewiß noch ſehr klein.« — Dieſer Vorwurf trifft aber mit Unrecht das Publicum; die Art der Literatur und des Buchhandels iſt Schuld; die Nationalität nur mitunter. In Frankreich lieſt Alles; franzöſiſch lieſt man überall. Darum iſt es auch in Paris nichts Ungewöhnliches, eine Auflage von 10 — 20,000 Exemplaren in wenigen Tagen abzuſetzen. Nach Krünitz Encyclopädie (Art. Buchhandel) hatte Beaumarchais im

Jahre 1774 von ſeinem Mémoire in zwey Tagen 14,000 Stück verkauft. In neuerer Zeit geben die Schriften einer Genlis, Stael, Manſon ꝛc. noch auffallendere Belege. — Von dem Wenigen aber, das man im lieben Deutſchlande lieſet, iſt ein Viertheil fremde Literatur; davon wieder vielleicht mehr als zwey Drittheile franzöſiſche (ein beſonderer Grund gegen das Gedeihen des deutſchen Buchhandels). In Frankreich kennt man kein deutſches Buch; man [illegible] nur Lecture de la grande nation, vaterländiſche. In Deutſchland greift man meiſt zuerſt nach dem Fremden. Nirgends in der Welt ſind die Bücher ſo theuer, als in dieſem Deutſchland; nirgends in der Welt ſo wohlfeil, als in jenem Frankreich. Das Haupt-onus aber beſteht darin, daß in Deutſchland mehr gedruckt als geleſen, in Frankreich mehr geleſen als gedruckt wird. Eine ſcheinbar ganz ketzeriſche Paradoxie; allein, nur gemach, eben in den Paradoxien liegen die Wahrheiten. In dem kleinen, bibliopoliſch ſo paſſiven Deutſchland wird vielleicht über die Hälfte mehr geſchrieben und gedruckt, als in dem großen Frankreich, deſſen literariſche Artikel in aller Welt circuliren. Ja noch mehr! Hören wir darüber den denkenden Buchholz: »Voltaire ſagt (unſtreitig aber haben es Andere ſchon vor ihm geſagt), daß das Verhältniß der Schriftſteller wie 1 zu 2000 ſeyn müſſe. Nach dieſem Verhältniß hat Deutſchland, ſeine ganze Bevölkerung nur auf 25 Millionen geſetzt (im Jahr 1801), ein Heer von 6250 Schriftſtellern aufzuweiſen. In unſerm deutſchen Vaterlande werden alſo, auch wenn man annimmt, daß jeder Schriftſteller jährlich nur Ein Buch ſchreibe, Jahr aus, Jahr ein, Bibliotheken geliefert. Dieß beweiſen unter Andern auch die Meßcataloge, welche in der Regel weit voluminoſer ſind, als die Cataloge der zu verſteigernden Bücherſammlungen wohlhabender oder gelehrter Privatperſonen. Es iſt nicht zu läugnen, »heißt es endlich,« daß in Deutſchland bey Weitem mehr geſchrieben wird, als in allen übrigen Theilen von Europa.« So weit Buchholz; aber nicht er allein. Dieſe Anſicht finde ich z. B. noch durch folgende Gewährsmänner beſtätigt: Hamberger, im gelehrten Deutſchland, gibt die Zahl der deutſchen Autoren gegen das Jahr 1787 auf 3000 an, Lueder in ſeinem claſſiſchen Werke über Nationalinduſtrie im Jahr 1800 ſchon auf 6000; Kayſer in ſeiner Piece über den Buchhandel zwey Jahre ſpäter auf 9000; Ch. J. Kraus in ſeinen encyclopädiſchen Anſichten ꝛc. anno 1808 auf 10,000, Brandés in ſeinen Betrachtungen über den Zeitgeiſt, in demſelben Jahr auch auf 10,000. Ich bringe nach einem progreſſiven Verhältniß jetzt circa 26,000 heraus, damit ein Anderer in 10 Jahren 36,000 berechne, u. ſ. w. Und in dieſer enormen Fruchtbarkeit des kleinen, bibliopoliſch geſchloſſenen Deutſchlands liegt der Grund des frühern Untergangs ſeines Buchhandels. Denn werden jährlich Bibliotheken geliefert, ſo — werden dieſe geliefert, aber nicht errichtet oder continuirt; und ein Markt ohne Käufer iſt kein Markt, iſt — ein Unding; ein läppiſches Experimentiren. Daß der Buchhandel bey minder cultivirten, ſinnlichen Nationen, wo man ſich in drückender Zeit zuerſt ein Buch, und dann erſt eine vierte Speiſe oder einen Modefrack verſagt, früher zuſammenſtürzen muß, verſteht ſich von ſelbſt. Man mag und ſoll übrigens den Aufſchwung des Buchhandels in dieſem oder jenem Land- oder Stadtbezirke, ſo fern er ein Zeichen der geſtiegenen Geiſtesbildung iſt, immer in Schutz nehmen, und Reſpect vor ihm haben. Das iſt eine Sache für ſich, die nur den Augenblick angeht. Hier iſt in der Anwendung immer nur von der Zukunft die Rede.

Der deutſche Buchhandel muß in ſeinem eigenen Fett erſticken. — Palliative, Henkersfriſten können ſeinen ſchmachvollen Untergang nur verzögern; zu retten iſt er nicht. Die Therapie der vierthalb Jahrhunderte alten Krankheit geht mich aber hier nichts an. Doch nur ein theoretiſch Wörtchen. Der deutſche Buchhandel braucht ein General-Directorat, wie ſein Gegenſtand ein Special-Directorat. Was ich in einigen der nachfolgenden Zeilen darüber phantaſire, ſey auch nur für eine Phantaſie, oder Phantaſterey, wie man will, angeſehen. Es iſt mir damit nicht Ernſt. Es iſt nur ſo eine Viſion, eine Gattung Ideal eines, vielleicht in ein Paar Jahrhunderten ausgebornen Directorats; es iſt ein Spiel der Einbildungkraft. Da ich es ſelbſt dafür ausgebe, wird man es mir nicht übel nehmen. Dieſes terroriſtiſche Directorat alſo wird dereinſt mit flammendem Schwert grimmige Heerſchau halten, ſchauerliche Muſterung der vorhandenen Sünden; es wird drey Viertheile vorkommender Druckmanuſcripte ohne Barmherzigkeit amortiſiren, das letzte Viertheil comme il faut adjuſtiren, und das Übrige, was Noth und gut thut, durch Preisaufgaben, oder wie immer, veranlaſſen, daß ein Ganzes, Tüchtiges daraus werde; der Hydra des Nachdrucks à la Hercules die Rümpfe mit Fackeln ausbrennen, und was dergleichen Manövers mehr ſind. Die Cenſur iſt nur eine paſſive Anſtalt, ſie nimmt bloß und gibt nicht. Es muß ein activer großer Gerichtshof da ſeyn, von Philoſophen und Staatsmännern gleichförmig, vielmehr gleichgeiſtig, gehandhabt und controllirt. Buchhandel ſoll keiner ſeyn; keine Buchhändler, lauter Beamte ꝛc. Was ich hierüber gedacht und durchdacht, gehört nicht für die reizbaren Lacher, nur für die empfänglichen penetrirenden Ernſthaften. In Dingen, wo nichts geſchieht, geſchehen kann, weil die Verkettung und Verkittung verknöcherter Herkömmlichkeiten ſchmerzlich darunter leiden müßte, laſſe man wenigſtens projectiren, phantaſiren, pia desideria ſchmieden, wiſſend, daß es nicht ſchadet, und nur dem Idealiſten ein Ridicüle gibt. Heinrich IV., Saint-Pierre, Kant, Kolbielsky ſind mit ihren Träumereyen eines ewigen Friedens ausgelacht worden, aber von Wem? Genug! der deutſche Buchhandel ſeufzt nach einem Meſſias; vielleicht kommt einer von Auſſen. Z. B. was ſagt jener landſtreicheriſche Franzoſe, der Verfaſſer der Avantages des nations par le commerce? »Die Vortheile,« declamirt, er »welche Deutſchland durch dieſen Zweig des Handels genießt, würden dauerhafter und größer ſeyn, wenn man den Buchhandel aus ſeiner »Wildniß« reißen, und ihm beſtimmte Geſetze geben wollte, die der Natur der Sache angemeſſen wären« ꝛc. — Doch — ich will mir ſelbſt die Flügel lähmen, und nun wieder ernſthaft zur Sache! (Schluß folgt.)

Allgemeine Novelliſtik.

(Die in dem Converſ. Bl. erwähnten Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Bey dem thätigen Traßler in Brünn iſt erſchienen: »Friedrich Weiſſers neueſte poetiſche und proſaiſche Werke.« Erſter Theil. Der gröſte Theil des

Inhalts ſind *Epigramme und Gedichte launiger Gattung*. Beſonders von den letzteren ſind nicht alle mit gleichem Glücke, viele mit entſchiedenem Mißgeſchicke behandelt. Dagegen hat es der Verfaſſer verſucht, gegen eingewurzelte literariſche Vorurtheile loszuziehen, und eben ſo witzig als gründlich manche *Autoritätsmanie*, woran die guten Deutſchen mehr als irgend eine andere Nation noch immerfort kränkeln, beleuchtet. Vorzüglich leſenswerth ſind die Capitel über *Don Quixote*, *Gottfried August Bürger*, und Herren von *Göthe*, dieſen Götzen der Zeit. Doch blieb *Weiſſer* ſeiner kräftigen Darſtellungsweiſe nicht überall getreu; bis zum Abgeſchmackten tiſcht er uns ſeinen Haß gegen den achtbaren geiſtvollen *Franz Horn* auf, welchen er in der That mit mehr als pöbelhafter Gemeinheit und Perſönlichkeit verfolgt. Im Allgemeinen könnte man den vorliegenden Band beſſer: »*Litterariſche Abſchnitzel und Seifenblaſen*« taufen, da ſich viele Aufſätze mehr für den augenblicklichen Genuß in ein Journal zu eignen, als einer beſonderen Sammlung würdig zu ſeyn ſcheinen. Weniges ließe ſich davon ausnehmen, darunter vorzüglich die hübſche morgenländiſche Erzählung: »*der Beſuch im Irrenhauſe*.« Die Auflage iſt ſehr freundlich. —f—

Ein Compendium einer Geſchichte der Muſik zu beſitzen, war ſchon längſt ein allgemeiner Wunſch; denn *Forkels* großes und theures Werk iſt nur für Wenige zugänglich oder der Zeit nach genießbar. Es iſt daher ein ſehr verdienſtliches Unternehmen, von des Engländers *Jones* gehaltreicher Geſchichte der Tonkunſt eine deutſche Überſetzung erſcheinen zu laſſen. Dieſe kommt nächſtens hier in *Wien* heraus. Einen ganz beſonderen Werth aber erhält ſie durch den Umſtand, daß ſie von Herrn J. F. Edlen von *Moſel* herrühret, deſſen große theoretiſche und practiſche Einſichten, deſſen Gelehrſamkeit und gediegene Darſtellung rühmliche Anerkennung genießen. —r.

Die gehaltvolle Geſchichte des Rheiniſchen Bundes von *Luccheſini* iſt ins Engliſche überſetzt worden. Eine deutſche Übertragung aus dem Original wird noch in dieſem Jahre zu Leipzig erſcheinen. —f.

Folgende neue Daten über die Naturgeſchichte der Mutterbiene ſind zu intereſſant, als daß wir ſie unſern Leſern nicht bekannt machen ſollten. — Die Lebensdauer der Arbeitsbienen iſt ziemlich bekannt, und man glaubt allgemein, daß ſie nicht länger als ein Jahr leben; weniger aber wiſſen wir von der Lebensdauer der Mutterbiene, bekannter unter dem Nahmen Königin. Ungeachtet alles deſſen, was wir *Huber's* großer Erfahrung verdanken, der, obſchon er blind iſt, dennoch die Naturgeſchichte dieſer ſo merkwürdigen nützlichen Inſecten mehr gefördert hat, als Alle, welche ſich noch ſo ſehr damit beſchäftigten, war doch wenig einigermaßen Zuverläſſiges hierüber bekannt. Paſtor *Gelin*, der ſeit langer Zeit ſeine Lieblingsbeſchäftigung aus der Bienenzucht macht, glaubt die Auflöſung dieſes Problems gefunden zu haben. Nachdem den 6. Juny 1809 ein Stock geſchwärmt hatte, ging der Schwarm bald wieder in den Mutterſtock zurück, weil die Königin auf die Erde gefallen war. Bey der Unterſuchung fand man ſie ſchwach, ſehr klein, ſehr dunkelbraun, ins Schwarze übergehend, und ihre Flügel waren am Ende abgeſtoßen, ein Hauptcharakter des hohen Alters. Einige Tage nachher ließ ſich der Larm hören, der immer den Auszug eines zweyten oder dritten Schwarms anzeigt, und am 15ten kam wirklich einer heraus. Er ward eingefangen, und man überzeugte ſich, daß die Mutter ſehr von der erſtern verſchieden war; denn ſie war ungleich größer und ſtärker, ſehr lebendig, raſch, goldfarben, und hatte ganze Flügel. Es war alſo gewiß, daß binnen neun Tagen zwey ganz verſchiedene Königinnen aus einem und demſelben Stocke herauskamen. Nach *Huber's* Beobachtungen führt immer die alte Königin einen Schwarm an, und nie die junge, wie man vor ihm es glaubte. *Gelin* hat nun angemerkt, daß dieſer Stock ihm 1810, 1811, 1813 und zum letzten Mahle den 11. Juny 1814 ſehr gute Schwärme geliefert hatte, und ſchließt daraus, daß die alte Königin, die den 6. Juny 1809 in den Stock zurückging, fünf Jahre alt war.

weil ſie den 11. Juny 1814 ſchon lebte. Hieraus folgert er, daß die Bienenmutter nicht länger als fünf Jahre lebt, daß ſie in dieſem Alter ſtumpf wird, ohne ihre Furchtbarkeit zu verlieren, weil die eben erwähnte Königin, die nach ihrem Schwärmungsverſuche nicht wieder geſehen ward, ihren Stock mit Brut verſehen hatte, die einen Schwarm hervorbrachte. — Hiernach kann, nach ihm, ein Stock dreyßig bis vierzig Jahre alt werden, wenn man annimmt, daß von fünf zu fünf Jahren junge Königinnen an die Stelle der alten treten; indem ohnedieß ein Stock, der ſeine Königin verloren hat, und keine wieder bekommt, bald ſchwach wird und in demſelben Jahre abſtirbt. — h.

Bey Rücker in Berlin iſt ſo eben erſchienen: Hemprich's Grundriß der Naturgeſchichte für höhere Lehranſtalten. 8. 18 Bogen. Ein Thaler. (1 fl. 30 kr. C. M.) Der Zoologie iſt der größere Theil des Buches eingeräumt. Die Klaſſen, Ordnungen, Familien, Hauptgattungen und merkwürdigeren Arten der Thiere ſind aufgeführt; ihre Organiſation, gegenſeitige Verwandtſchaft, äußere Kennzeichen u. d. gl. aphoriſtiſch angegeben und auf vorhandene Ungewißheiten und Zweifel auch nach den neueſten Entdeckungen aufmerkſam gemacht. Auf ähnliche Weiſe, doch kürzer, folgen die Pflanzen, doch nicht, wie es zu geſchehen pflegt, bloß allgemein vorgetragen, ſondern Claſſen und Ordnungen des Sexual- und, was jetzt die Hauptſache iſt, die Familien des natürlichen Syſtems mit den Hauptgattungen aufgeführt. Die Cryptogamie iſt, ihrem gegenwärtigen Umfange gemäß, durchgeführt. Die Mineralogie, zwar am kürzeſten behandelt, gibt dennoch auf ſtreng wiſſenſchaftliche Weiſe, die Claſſen, Familien und Gattungen der Mineralien, ihre gegenſeitige Verwandtſchaft, das Nöthige über Haupt-Cryſtalliſation, Vorkommen ꝛc. ꝛc. Aus dem Preiſe des Buches erſieht man, daß der Verfaſſer die Gemeinnützigkeit zu ſchätzen verſteht. — h

---

Von Dr. C. G. D. Steins Handbuch der Naturgeſchichte für die gebildeten Stände, Gymnaſien und Schulen, beſonders in Hinſicht auf Geographie ausgearbeitet, iſt die zweyte verbeſſerte und vermehrte Auflage erſchienen. 2 Bände. Leipzig. Hinrich's mit 131 ſchwarzen Abbildungen 1 Thlr. 18 gr. (1 fl. 40 kr. C. M.), colorirt 2 Thl. 12 gr. (3 fl. 45 kr.) — In kurzer Friſt werden wir nun auch mit Hofrath »Oken's Naturgeſchichte für Schulen« erfreut werden. — h

---

Freunde und Kenner der Paſtellmahlerey werden bey der letzten hieſigen Kunſtausſtellung nicht ohne Vergnügen und beyfällige Würdigung bey den zwey Bildern verweilt ſeyn, welche von dem Fräulein Thereſe Kaltner dabey vorkamen *). Dieſes junge Frauenzimmer vereinigt mit einem bereits ausgewieſenen Talent eine glühende Liebe für die Mahlerey, und obgleich die Künſtlerin es ſchon bis auf den Grad der Meiſterſchaft gebracht hat, ſo glaubt ſie doch, ſich noch immer mehr vervollkommnen zu müſſen. Sie hat ſich entſchloſſen, fremde Aufträge anzunehmen, und wird mit Vergnügen den Wünſchen derer zu willfahren ſuchen, welche bey ihr Paſtellmahlereyen beſtellen wollen. Ganz vorzüglich aber kann ſie ſich zur Porträtirung empfehlen, wovon ſie ſchon viele ſehr gelungene Proben abgelegt hat, und wobey ſie für die Aehnlichkeit haftet. Mehrere Proben ſind zu Jedermanns Beurtheilung in ihrer Wohnung (Wallfiſchgaſſe Nr. 1071) täglich ausgeſtellt, wo auch eine beträchtliche Anzahl Migniatur- und Oehlgemählde zu ſehen iſt. — i —

---

*) Ein Aufſatz über die Kunſtausſtellung befindet ſich in Nr. 49 unſeres Blattes.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 666), wöchentlich drey Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 17 fl. W.W. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

125.

(Wien, Donnerſtag den 19. October.)

Das Chriſtusbild.

Idyll in einem Acte vom Baron Franz v. Schlechta.

(Schluß von Nr. 124.)

Sechster Auftritt.

Der Fiſcher. Maria, geſtützt von Guido.

Der Fiſcher.

Nur herein!

Maria.

Mir preßt die Glieder
Müdigkeit und Angſt ſo ſehr —

Der Fiſcher.

Nun Madonna, ſetzt euch nieder.

(Er bereitet ihr einen Stuhl und geht zum Fenſter.)

Seyd getroſt — ſchon mehr und mehr
Scheint die Seefluth ſich zu legen,
Und von ferne wird es licht —
Auch ſchon milder ſtrömt der Regen!

Guido.

Wird es Zeit?

Der Fiſcher.

Geduld — noch nicht!
Wollt' ihr euch denn ſelber quälen?
Setzt euch, Herr! — und kann's geſcheh'n,
Mögt ihr lieber ein's erzählen,
Wie ihr habt die Welt geſeh'n.
Vögel, Künſtler — hört' ich ſagen,
Bleiben nicht im engen Haus,
Sind erſt fröhlich, wenn ſie jagen
In die freyen Lüfte aus.

Guido.

Kann ich wohl zurück nun ſchauen
Auf mein junges Lebensland,
Wo ich ſtehen muß mit Grauen
An der Zukunft dunklem Rand?

Der Fiſcher.

Eben jetzt — jetzt ſollt ihr ſprechen.
Wenn verſchwunden ſcheint das Glück,
Schifft ſich's wie auf wilden Bächen
Zur Vergangenheit zurück.
Und wo ſo ein Sternlein blinket,
Und ein ſolcher Himmelsboth'
In der Zukunft Wege winket —
Hat es mit dem Glück nicht Noth!
Seht, ihr müßt darum nicht glauben,
Weil ich ein ſo nied'rer Mann,
Daß ich, was die Zeiten rauben,
Nicht recht ſchmerzlich fühlen kann.
O ich dürfte auch wohl klagen,
Denn ein Weib, wie wenig ſind,
Hab' ich früh zu Grab getragen,
Und verlor ein theures Kind.
Eben nun vor achtzehn Jahren
Kam ein Meiſter durch die Bucht
An dieß Inſelland gefahren,
Der mich oftmahl heimgeſucht.
Meinen Knaben ſah er gerne,
Der ihn auch — ſo wie es ſchien —
Daß er ſeine Kunſt erlerne,
Sollt' er endlich mit ihm zieh'n.
Ruhig ſah ich ihn auch ſcheiden,
Meint' ich doch ſein Glück erblüht:
Ach und ſchied von meinen Freuden,
Als ich von dem Kinde ſchied.
Und zum Tauſche für den Lieben,
Den er fern mit ſich geführt,
Iſt mir nur ein Bild geblieben,
Das mich wunderbar gerührt.

Seht dort hängt es an der Mauer,
Wo er ſelbſt es hingethan —
Wenn ich's oft in meiner Trauer
So recht innig blicke an:
Ach da ſcheint es mild zu winken,
All mein Hoffen iſt mir nah,
Immer will es mich bedünken,
Als ſey Weib und Kind noch da.
Als müßt' ich ihn wieder ſehen
In der Schönheit Roſenlicht,
Einen Meiſter vor mir ſtehen —
Doch der Ferne kehret nicht!

Guido.

Ach der Seele gold'nen Frieden
Und das früh entſchwund'ne Glück —
Wenn ſie einmahl ſind geſchieden,
Bringt kein Engel mehr zurück.

Der Fiſcher (entrüſtet).

Finſtere Gedanken ſtreben
Nur aus eurer Seele wild,
Und mehr Troſt, als ihr könnt geben,
Gibt mir jenes todte Bild! (ab.)

Siebenter Auftritt.

Guido. Maria (welche leiſe entſchlief).

Guido.

Todtes Bild? Eins konnte Leben,
Konnte Seligkeit und Ruh,
Konnte alle Freude geben —
Heilig Bild — wo — wo biſt du?
Und ich hätt' es nicht gefunden —
Steht es hier nicht in der Bruſt,
Von der Liebe Licht entzunden?
O Maria — meine Luſt!
Wie ſie ſchläft — ein reiner Himmel
Liegt auf ihrem Angeſicht,
Und des Lebens rauh Getümmel
Stört der Unſchuld Frieden nicht.
Eine Waiſe und verlaſſen
Ging ich einſam meine Bahn,
Ohne Liebe, ohne Haſſen
Sah ich rings das Leben an.
Und nun trat ſie mir entgegen
In der Schönheit Zauberſchein:
Und des Friedens milder Segen
Zog in meine Seele ein.
Und die Erde blühte wieder,
Selig ſchlug die warme Bruſt,
Ach es klangen alle Lieder
Nur von Liebe und von Luſt!
Und dich Engel ſollt' ich meiden,
Meines Daſeyns einzig Licht — !
Von dem Leben kann ich ſcheiden,
Nur von dir, Maria! nicht
Schlumm're ſanft bis ich dich wecke
In des Lebens Sturm heraus —
Traumgott! deine hellſte Decke
Breit' auf die Geliebte aus!

(Guido, an das Fenſter tretend, ſtellt die Lampe auf den Schrein unter das Bild, welches, nun erleuchtet, ein mit Dornen gekröntes Chriſtushaupt zeigt.)

Wild noch ſtürmt es — und in ſchweren
Wogen rollt die See zurück. —
Auch die Elemente wehren
Unſ'rer Liebe ſtillem Glück!

(Guido, ſich umwendend, erblickt das Gemählde, einen Augenblick betrachtet er es ſtumm; aber Staunen und Freude ſtürzen ihn mit ausgeſtreckten Armen davor nieder.)

Ha — Erlöſer!

Maria

(fährt ſchnell aufblickend aus dem Schlafe, Guido und das Bild erkennend, ſinkt ſie neben dem Geliebten in die Knie).

Gott — Erlöſer!

Guido und Maria.

Heiliger, der hier im Bilde
Tröſtend blickt auf unſer Leid,
Schütz' uns mit der Allmacht Schilde
In der Trauer dieſer Zeit!

Guido.

Komm' in dieſe treuen Arme
O Maria — ſüßes Glück —
Es iſt aus mit allem Harme,
Dieß iſt Lucas Meiſterſtück!
Aber — wird er es auch geben
Jener geizig rauhe Mann?
Ach von meinem ganzen Leben
Hängt die Seligkeit daran.

Maria.

Und du könnteſt jetzt noch klagen?
O mein Guido, kennſt du ihn?
Und noch wollteſt du verzagen —
Der Erlöſer iſt's — blick' hin!

Guido.

Troſtesengel!

Maria.

Mein Geliebter!
Nun ruf' ich den Fiſcher dir. (ab)

Achter Auftritt.

Guido.

Iſt es wahr, ich bin am Ziele
Und Maria wäre mein?
Ach wie ſelig ich es fühle,
Eine Stimme ſagt doch nein!
Und ein ungefühltes Bangen
Will mir die bewegte Bruſt
Mit dem Trauerflor umfangen,
Trüben meine heitre Luſt.

(Er zieht einen gefüllten Geldſack
Nimm — nimm alles was ich habe,
Bin ich doch der Reichſte heut —
O wie oft an ſchlechter Gabe
Hängt des Menſchen Seligkeit.
Ja — zu ſchlecht — ich ſollte lügen?
Er kennt nicht des Bildes Werth —
Um den Schatz ihn ſchlecht betrügen,
Den das Glück ihm blind beſcheert?
Nein — er ſoll — er muß es wiſſen,
Wie es hier auch anders ſpricht.
Flehen will ich ihm zu Füßen —
Ihn betrügen kann ich nicht.
Und — wenn ich umſonſt gebeten,
Wenn er Neid im kalten Blick
All mein Lebensglück zertreten —
Schreckenvolles Bild, zurück!
Nein ich will ihm Alles ſagen,
O es wird ein Herz ja noch
Mild in ſeinem Buſen ſchlagen,
Iſt er Menſch und Vater doch!
Und — wenn doch —
(zum Bilde ſich wendend.)
Dir will ich trauen —
Wo die Gottesaugen da
Sanft verkläret niederſchauen,
Iſt Erlöſung ewig nah!

Neunter Auftritt.

Guido. Der Fiſcher.

Der Fiſcher.

Herr — Madonna ſagte eben,
Jenes Bild — ihr hättet's gern, —
Nein, ich kann es euch nicht geben,
Iſt es doch mein Troſt und Stern!

Guido.

Ja gleich einem Lebensſterne
Blickt es mich auch leuchtend an,
Was ihr wollt — ich geb' es gerne. —

Der Fiſcher.

Nein, Signor, es geht nicht an —
Als mein Kind von mir geſchieden
Und ich blieb ſo ganz allein,
Fand ich wieder meinen Frieden
In des holden Bildes Schein.
Und müßt' ich nun von ihm ſcheiden
Zög' es fort aus dieſem Haus —
Seht mit meinen kargen Freuden
Wär' es wohl auf immer aus!
Nein, mir bleibt es ewig theuer,
Und was iſt es ſonſt auch werth. —

Guido.

Dieſer volle Sack iſt euer
Und noch mehr — wenn ihr begehrt. —

Der Fiſcher.

Wie Herr?

Guido.

Nein — es gilt die Ehre —
Lügen kann ich nicht — ſo wißt:
Jenes Bild, das ich begehre,
Deſſen Werth unendlich iſt,
Das geſucht und nie gefunden —,
Und an das mein ganzes Glück
Und mein Leben iſt gebunden:
Es iſt Lucas Meiſterſtück!

Der Fiſcher.

Wie — das Bild, auf deſſen Finden
Iſt der große Preis geſetzt —
Gott verzeihe meine Sünden —
Dieſes da — mein wär' es jetzt?
Sagt' ich nicht, daß mir den Frieden,
Und der Freuden beſten Kranz
Jenes holde Bild beſchieden —
Nun begreif' ich es doch ganz!

Guido.

Laßt es nimmer mich verlieren,
Was ich habe, nehmet hin;
Kann ich eure Bruſt nicht rühren,
Iſt mein ganzes Glück dahin.

Der Fiſcher.

Ey verzeiht, ich kann's nicht laſſen;
Nun halt' ich mein Glück beym Schopf,
Und wer's dann nicht möchte faſſen
Wenn es lacht — der iſt ein Tropf.
Bleiben ſoll es bis ich ſterbe,
Und kehrt einſt zurück mein Sohn,
Sey er noch ein reicher Erbe,
Hol' er ſich den theuern Lohn.

Guido.

O was kann es ihm auch geben
Und was kann es ihm wohl ſeyn —
Mir, mir iſt es reiches Leben,
Ihm — ein todtes Bild allein.
Glaubt es — ihm iſt gut — und ferne
Jagt er wohl nach anderm Glück,
Und es leiten ſeine Sterne
Nie vielleicht ihn mild zurück.
Mit des Kindes Liebe pflegen
Will ich euch, ein treuer Sohn,
Nur das Bild ſey euer Segen
Sey der einzig ſel'ge Lohn.

Der Fiſcher.

Ey, wie möchte ſich das ſchicken:
Ich — mit einem ſolchen Herrn —
So ein Handel kann nie glücken,
Jeder hat das Seine gern.

Guido.

Menſch bewegt dich nicht mein Leiden,
Willſt du mich verzweifeln ſehn?

Der Fiſcher.

Nun, Signor, das kann ich meiden!

Guido.

Nein, du darfſt nicht von mir gehn —
Rühren dich die tiefen Schmerzen
Dieſer bittern Stunde nicht?
Teufel, der mit Neid im Herzen
Meinen Frieden kalt zerbricht —
Auch dein Leben muß dann brechen,
Alle Freuden will ich nun,
Die du mir zerriſſen, rächen —
(Er faßt ihn an der Kehle.)

Der Fiſcher.

Hilfe — Herr —

Guido.

Was wollt' ich thun! —

Zehnter Auftritt.

Guido. Der Fiſcher. Maria.

Maria.

Himmel — Guido — in den Zweigen
Wird es hell — o laß' uns flieh'n —
Furchtbar durch des Dunkels Schweigen
Ruft es mich! —

Guido.

Zu ſpät — wohin?

(Guido hält den Fiſcher, welcher hinaus eilen will, zurück, und ſinkt zu ſeinen Füßen.)

Menſch — bey deinen eig'nen Schmerzen
Um dein Kind — dein Weib — die warm
Du getragen in dem Herzen,
Rette uns aus dieſem Harm!

Maria.

Bey des Todes ernſter Stunde,
Die dir nahe ohne Graus,
Heile dieſe bittre Wunde,
Sprich das Wort des Lebens aus!

Der Fiſcher

(deſſen Züge in weiches Mitleid ſchmelzen).

Nun, Gerechter, ſchaue nieder!
Und verdien' ich einen Lohn:
So leit' ihn zur Heimath wieder,
Meines Alters Luſt, — den Sohn,
Der uns hat das Heil beſchieden,
Durch den eignen Tod befreit —
Gebe euch nun auch den Frieden,
Gebe euch die Seligkeit!

(Er nimmt ſchnell das Bild herab, und reicht es Guido. Maria ſtürzt ſprachlos in des Geliebten Arme. Man hört Nahende.)

Maria.

Schütze mich vor ſeinem Grimme,
Du, mein Guido, ſchütze mich!

Caravaggio (von außen.)

Horch, das iſt Maria's Stimme!

Eilfter Auftritt.

Guido. Maria. Der Fiſcher. Caravaggio — mit Knechten.

Caravaggio

(die geballte Fauſt gegen Guido ausſtreckend).

Ha — Verräther — find' ich dich!?

Guido.

Nun, Erlöſer, rette du!

(Guido hält Caravaggio das Bild hoch entgegen. Dieſer bleibt bey ſeinem Anblicke wie gelähmt ſtehen, die Falten des Zorns löſen ſich in den Ausdruck der Bewunderung. Maria lehnt zagend an Guido, der Fiſcher und die Knechte bilden die Gruppe aus.)

Caravaggio.

Welche Farben — welche Strahlen —
Wie ergreift es mich ſo mild?
Alſo kann nur einer mahlen:
Es iſt Kranach's Meiſterbild!

Guido.

Sieh, erfüllt iſt dein Verlangen,
Nimm es dir, das Bild iſt dein —
Fahre hin, du letztes Bangen,
Nun, Maria, biſt du mein!

Caravaggio.

Halt, Verräther!

Guido.

Meiſter — brechen
Konnteſt du dein heilig Wort?

Caravaggio.

Soll ich ſo die Schandthat rächen?
Stahlſt du mir nicht Alles — fort!

Maria.

Wehe — Vater —

Guido.

Laß — Maria!
Wo der Heilige im Bilde,
Der der ganzen Welt verzieh'n,
Nicht die Bruſt bewegt zur Milde —
Da iſt Glück und Leben hin.

Maria.

Vater!

Der Fiſcher.

Herr!

Caravaggio

(das Bild mit ſteigender Empfindung betrachtend, in ſchnellem Gefühl)

So nimm ſie hin!

Maria

(an Guidos Bruſt ſtürzend).

Träum' ich — Guido!

Guido.

Mein — Maria!

(Sie ſtehen einen Augenblick innig umſchlungen, und ſinken dann zu Caravaggios Füßen.)

Der Fiſcher.

Ach, Erlöſer!

Guido.

Meiſter!

Maria.

Vater!

Caravaggio

(auf das Bild zeigend).

O nicht mir — ihm müßt ihr danken —
Seht ihr, wie ſein Auge glänzt?
Wie mit ſüßen Blumenranken
Fühl' ich meine Bruſt umkränzt.
Und wenn ſich einſt trübt das Leben,
Müſſe auf dieß Bild ein Blick,
Euch den Glauben wieder geben —
Ruf' es dieſen Tag zurück.

(Zu Guido.)

Für die Schmerzen dieſer Stunden
Harrt dein noch ein theures Glück,
Wunderbar iſt feſtgebunden
An dieß Bildniß dein Geſchick.
Denkſt du noch — wie ich zum Bette
Deines kranken Meiſters trat:
Wie er mich um eine Stätte
Für die kleine Waiſe bat?
Da begann er zu erzählen,
Wie er fern aus Deutſchland kam,
Um der Kunſt dich zu vermählen,
Dich ſo liebreich mit ſich nahm.
Und wie er zum Angedenken
Sein berühmtes Chriſtusbild
Mußte deinem Vater ſchenken,
Das ihn wunderbar erfüllt.
Lang ſucht' ich auf meinen Reiſen
Nach des Bildes theuerm Schein,
Wer als ſein es kann erweiſen
Der muß Guido's Vater ſeyn!

Der Fiſcher.

Herr!

Caravaggio.

Könnt ihr den Schleyer heben?

Der Fiſcher.

Dank dir, Gott, für dieſen Lohn —
Mir — mir — hat er es gegeben:
Guido — Guido, o mein Sohn!

Guido.

Vater!

Der Fiſcher.

Guido! — Sohn!

(Das Chriſtusbild, welches der Fiſcher ſchon früher an ſeinen Platz gehangen, iſt von der Lampe magiſch beleuchtet. Der Fiſcher und Guido ſtehen innig umſchlungen, Maria und die Knechte falten willenlos die Hände zum Gebet.)

Caravaggio

(die Arme ausſtreckend)

Erlöſer! —

Der Vorhang fällt.

* * *

Das Grab des Bücherweſens.

Eine Vorandeutung von Franz Gräffer.

(Schluß von Nr. 124.)

Der deutſche Buchhandel, wie er jetzt gährt und vulcaniſirt, iſt ein imaginöſes Treiben und Machen, ein Tendiren aufs Geradewohl, ein convulſiviſches Buhlen um die Dirne Zufallsgunſt; ein dumpfes Brüten und dunkles Hoffen und banges Erwarten; ein Lottoſpiel von hunderttauſend Nieten und fünfthalb ärmlichen Treffern. Jede Unternehmung iſt ein Embarquiren auf »falſchen Bretern« in die trügliche See; Niemand weiß, ob und wo man landen wird. Die vielen Unternehmungen, in jeder andern Handelsbranche meiſt ein Zeichen des Flors, ſind beym Buchhandel nichts mehr, als Zuckungen der Verzweiflung; man ſetzt Alles aufs Spiel, hoffend, daß doch Eines gelinge. Die Realität des

Buchhändlers beſteht in dem Gewicht, das ſein bedrucktes Papier hat. Der Wohlſtand reicher Buchhändler datirt ſich von früherer Zeit; eine ernſtere hat das Blendwerk enthüllt. Ausnahmen gelten da nicht, wo die Regeln die Ausnahmen; wo es mehr Ausnahmen als Regeln gibt, ſind die erſtern die letzten. Dieſes Gewicht iſt ſein Capital; darum will dem Buchhändler kein Menſch borgen, und wenn er die Weisheit und Kenntniſſe eines Leibnitz beſäße. Leider muß nun auch jeder Buchhändler, ſo kein Krämer, ein kleiner Leibnitz ſeyn. Seine Categorie iſt die undankbarſte von der Welt. Mit dem Aufwande von Kenntniſſen, Erfahrungen, Induſtrie, Arbeit und Obſervanzen, die einen Buchhändler zerfleiſchen, zuſammenmürben, conſumiren an Geiſt und Mark, wird jeder Andere in jeder andern Commerzſphäre ein Millionär. Zwar ſollte man, mit dem »Alleſchulendurchgemachthaber« Knigge (Umgang mit Menſchen) zu reden, glauben, »alle Buchhändler, die nur irgend einen Verlag hätten, müßten reich werden. Wenn man in Deutſchland 24 Millionen Einwohner annimmt, und berechnet, daß jedes Buch tauſend Mahl abgedruckt wird, ſo beträgt dieß auf 24,000 Menſchen ein Exemplar. Und welches Buch könnte ſo ſchlecht ſeyn« — die et caetera ſpare ich. — Die Erfahrung traveſtirt ſo manches Glauben. Der Herr Verleger unternimmt zehn Werke, bloß um das Vergnügen zu haben, zu ſehen, daß nur acht davon Maculatur werden; von dieſem Vergnügen lebt er. Er erneuert, wie es von andern Leuten irgendwo heißt, jeden Morgen den Verſuch, zu leben. Dieſes, von der übermäßigen Fabrication herrührende Schickſal, iſt denn allerdings ſehr betrübt bey Leuten, die ohne Zweifel etwas mehr verſtehen müſſen als nöthig iſt, um mit Käſe zu handeln, oder Strümpfe zu ſtricken. — Nur der Nachdrucker, welcher mit dem Käsſtecher wohl die natürlichſte Aehnlichkeit hat, nur der Nachdrucker wandelt (zu dieſem Wörtlein iſt nun ſchon ein halbes e hinzugekommen) bequem und ſicher, meiſt in hoch- und hohlhäuptigem Dünkel den vorgebahnten Pfad *).

Jetzt ruhig! Ich habe nur Andeutungen, nicht eine reife Abhandlung ſchreiben wollen. Es war mir nur darum zu thun, auf dieß und jenes, was irgend einmahl höchſt wahrſcheinlich eintreten dürfte, aufmerkſam zu machen. Mehr habe ich noch im Kopfe und Pult. Ich wünſche, erwarte aber nicht, daß man mich nicht mißdeute. Es gibt Sachen, bey denen ich nicht diplomatiſch ſeyn will. Ich hätte Alles regelmäßiger, verſchmolzener, genießbarer und weniger excentriſch ſagen können, das wird man mir vielleicht glauben. Man hat zuweilen Ideen, die müſſen heraus. Wem ſie nicht gefallen, der wirft ſie weg.

---

*) Unbegreiflich iſt es, wie man über die Materie des Büchernachdrucks ſo viel pro et contra hat ſchreiben und ſchreyen, eifern und geifern können. (Mit ausgezeichneter Würdigung muß der Schrift des Herrn Schalbacher gedacht werden.) Der das Eigenthum des Geiſtes, als ziemlich unbekannt, unnachweisbar, keinen Protector finden könne, res nullius, und daher eine willkürliche Beute der abgedroſchenen Rechtsregel: cedit primo occupanti, ficht mich, wie alle andern rabuliſtiſchen Sophismen nicht an. Wohl aber iſt es mit dem Nutzen des Allgemeinen, nach Staatsanſichten, er betreffe nun das Intellectuelle oder Finanzielle, eine andere Sache. In ſolchen generellen Bedeutungen gibt es Fälle, wo der Nachdruck nicht nur gerechtfertigt, ſondern ſogar wünſchenswerth erſcheinen kann. Den Begriff des Nachdrucks habe ich nirgends ſo ſcharf definirt gefunden, als in Ludens Nemeſis (Band XII. 1 Heft), wo unter der Aufſchrift: »Edle Freymüthigkeit eines Cenſors,« aus der ſo pikanten Joſephiniſchen Cenſurepoche ein überaus ſprechendes Datum vorkommt.

Et Omnia sine ira et studio. Das ſind zugleich loſe Umriſſe eines größern Bildes, einzelne Ziegel eines weitläuftigen Gebäudes, das ich ſeit Jahren aufzuführen gedenke. Ich fahre im Sammeln, im Vorarbeiten fort zu einem Werke folgenden Titels: »Der Buchhandel, nach ſeinen hiſtoriſchen, politiſchen, practiſchen und critiſchen Anſichten dargeſtellt.« Trotz meiner Proclamationen will mich in dieſer Bahnbrecherey kein Menſch mit Daten unterſtützen. Gut! So vollführe ich ſie allein.

Schlußgloſſe.

Vor nicht gar langer Zeit wurde in Paris eine ſehr ernſthafte Commiſſion gegen das Tabakſchnupfen gehalten. Der Secretär, welcher das Anathem vorzuleſen hatte, war ein eifriger Verehrer dieſes Staubes. Eben als er die Stellen, in denen des Tabaks ſchädlicher Einfluß auf die Geſundheit auseinander geſetzt wurde, declamirte, nahm er, ganz unwillkürlich, ſelbſt eine Priſe nach der andern — ohne daß es den übrigen Anweſenden aufgefallen wäre. Die ganze Sache drang auch nicht durch, und — es blieb Alles beym Alten.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Literatur der Taſchenbücher ꝛc. für 1821: Nr. 6. — Taſchenbuch für Schauſpieler und Schauſpielfreunde auf das Jahr 1821, mit Beyträgen von Caſtelli, Grillparzer, Fr. Haug, von Moſel, Graf v. Rieſch, Auguſt Weſt u. A. Herausgegeben von Lembert. Wien, bey Tendler und v. Mannſtein. (Preis 6 fl. W. W.) — Seit dem Eingange des Iffland'ſchen Almanachs fürs Theater, welcher eine Fortſetzung des ehemahligen Gotha'ſchen Theaterkalenders war, gebrach es der deutſchen Bühne an einem Werke, welches eine fortlaufende Theaterchronik bildet, und für den Zeitgenoſſen ſowohl, als für den künftigen Verfaſſer einer ausführlichen Geſchichte des deutſchen Theaters von gleichem Intereſſe iſt. Hr. Hofſchauſpieler Lembert hat ſich dem mühſamen Geſchäfte unterzogen, das Mangelnde zu erſetzen, und verdient deßhalb ehrende Anerkennung. Wie er die ſchwierige Aufgabe gelöſt hat, darüber wird eine flüchtige Ueberſicht des Inhalts am Beſten entſcheiden.

Den Reihen beginnt ein Nahme, der guten Klang im Lande hat; der erſte Aufſatz nähmlich iſt: Expoſitions-Scenen aus der dramatiſchen Dichtung: Des Lebens Schattenbild, von Grillparzer. Der geniale Dichter der Sappho beweiſet hier abermahls, wie huldvoll ihm die Muſen lächeln. Eine herrliche Diction, üppige Gedankenfülle und großartige Gemählde finden ſich auch hier wieder; doch iſt, was uns hier mitgetheilt wird, zu ſehr Bruchſtück, um ein gegründetes Urtheil über das Ganze ausſprechen zu können. — Ausführlicher und deßhalb auch anziehender iſt der folgende erſte Act des Trauerſpiels: Adoſinda, von Weſt; er iſt ganz dazu geeignet, unſere Aufmerkſamkeit auf eine Erſcheinung rege zu machen, welche die verwaiſten Repertoirs der deutſchen Bühnen mit einem gelungenen Werke zu bereichern verſpricht. — Der Aufſatz eines unſerer gründlichſten Muſikkenner, Hrn. v. Moſel: Ueber die gewöhnliche Anwendung der Wörter: Methode und Kunſt, auf die Leiſtungen dramatiſcher Sänger — verdient mit Recht, ein Wort zu ſeiner Zeit genannt zu werden. Man kann nicht oft und ſtark genug gegen den täglich mehr um ſich greifenden Ungeſchmack eifern, der von den meiſten Künſtlern ſelbſt, aus leicht zu begreifenden Urſachen, leider nur zu ſehr genährt wird. — Unter den biographiſchen Skizzen der Hrn. Holbein, Koch und Vogl, vom Herausgeber, möchten die Nachrichten über das Leben unſers würdigen Veteranen, Hrn. Hofſchauſpieler Koch und des vielleicht einzigen dramatiſchen Sängers Hrn. Vogl, die hieſigen Leſer wohl am meiſten anſprechen. Friedrich Haug, der bekannte Epigrammatiſt, beſchenkt uns mit einigen kleinen Gedichten und Epigrammen in ſeiner beliebten Manier. — »Der Soldat ganz allein«, iſt ein beluſtigender Schwank, dem es nicht an Laune, wohl aber an innerer Wahrheit gebricht. Mit wenigen Worten, aber vieler Sachkenntniß, bezeichnet ein ungenannter Theaterfreund in ſeinen flüchtigen Bemerkungen über den Verfall der dramatiſchen Kunſt, den traurigen Standpunct, auf welchem die Schauſpielkunſt jetzt in Deutſchland ſteht. Die Mittel, welche er angibt, dem Uebel abzuhelfen, mögen allerdings wirkſam ſeyn; doch zweifeln wir mit ihm an der Erfüllung ſeines frommen Wunſches. Die Aufſätze aus unſers Brockmanns Stammbuch ſind ein herrliches Denkmahl, welches die erſten Köpfe ſeiner Zeit dem unvergeßlichen Künſtler ſetzten; für deſſen Mittheilung danken wir dem Herausgeber und der Beſitzerin des Stammbuches des Verewigten herzlich. — Es finden ſich hier Aufſätze von: Klopſtock, Graf Stolberg, Schröder, Collin, Moſes Mendelsſohn, Engel, Leſſing und Iffland. Die Anekdoten ſind, mit Ausnahme der Haug'ſchen Epigramme und einiger Weniger, der ſchwächſte Theil des Büchleins. — Das darauf folgende anſprechende Luſtſpiel vom Herausgeber: Die Geheimniſſe, iſt unſern Leſern aus den wiederhohlten Aufführungen auf dem k. k. Burgtheater bereits bekannt, und auch ſeiner Zeit in den hieſigen Tagesblättern hinlänglich beſprochen worden. — Das Verzeichniß der lebenden dramatiſchen Schriftſteller bietet neben dem Vortheile, daß man hier die vollſtändigen Adreſſen einer großen Anzahl Dichter findet, auch noch den dar, daß man die wahren Nahmen und Verhältniſſe mehrerer kennen lernt, die bisher der Leſewelt nur unter erborgten Nahmen bekannt waren. — Die größere Hälfte des Taſchenbuches und der Schluß beſteht aus dem Verzeichniſſe der in- und ausländiſchen deutſchen Theater, ihrer Mitglieder, mit beygefügten Rollenfächern, der ſeit einem Jahre neu aufgeführten Schauſpiele, Opern, Ballete ꝛc. ꝛc. Dieſer Theil des Taſchenbuches iſt mit einer lobenswerthen Ausführlichkeit und Genauigkeit behandelt, er bietet dem ausübenden Künſtler ein nützliches Handbuch dar, worin er ſich über den Stand und die Verhältniſſe ſämmtlicher Bühnen augenblicklich unterrichten kann; dem dramatiſchen Schriftſteller zeigt er nicht nur die Addreſſen der Directionen, mit welchen er in Verbindung zu treten wünſcht, an, er macht ihm auch zugleich bekannt, wo und wann eines ſeiner Werke aufgeführt worden; dem Schauſpielfreunde endlich gewährt er einen genügenden Ueberblick des deutſchen Theaters, zeigt ihm an, wo und unter welchen Verhältniſſen ſich dieſer oder jener Schauſpieler gegenwärtig aufhält, zugleich aber kann eine vergleichende Zuſammenſtellung der verſchiedenen Repertoirs, mehr als alle Theaterkritiken, ihm ein gültiges Zeugniß von dem Geſchmacke des Publikums ablegen. — Druck und Papier ſind ſchön, der Umſchlag geſchmackvoll und das wohlgetroffene Porträt des Grafen von Brühl mit vielem Fleiß ausgeführt. — A. —

Man weiß, wie reich Toscana an herrlichen Grabmählern iſt. Der Buchdrucker Joh. Marenigh in Florenz gibt nun eine neue Sammlung der Toscaniſchen Grabmähler heraus. Sie wird mit Necrologen, die bey einer frühern Auflage mangelten, und mit 10 Abbildungen ſammt ihrem Text, vermehrt ſeyn. Dieſer erſcheint in franzöſiſcher Sprache. Das Werk wird binnen 8 Monathen, von jetzt an, beendigt ſeyn. Es kommt auf Supſcription heraus. Sie beträgt 100 Pauls, welche bey Empfang der erſten Lieferung zu erlegen ſind. In 3 Monathen iſt die Subſcription geſchloſſen. Die vor uns liegende Probe berechtigt zu den ſchönſten Erwartungen. Das Format iſt gr. 4., der Stich ſorgfältig und rein, der Druck des Textes ganz des günſtigen Rufes der Marenigh'ſchen Officin würdig. —r.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 644) wöchentlich drey Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. W. W., durch die k. k. Poſt 17 fl. W. W. halbj. Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

126.

(Wien, Samstag den 21. October.)

Gaben des Comus; XXX.

1. Olla potrida; aufgetiſcht von — n v. N. — ll.

Der Mailänder Doctor, *Giampietro Pietropoli*, hat zu Anfange des nächſtens ablaufenden Decenniums in drey dickleibigen Bänden zu beweiſen getrachtet, daß *Mathematik* und *Poeſie* nicht nur als läppiſche und unnütze, ſondern ſogar als in mehr als einer Hinſicht ſchädliche Wiſſenſchaften, nirgend geduldet, und noch weniger geübt werden ſollten. Hier der Titel ſeines Buches: »Matematica e Poesia, condannate della ragione. Paradosso del Dottore Giampietro Pietropoli. 3 Vol. Milano 1811 — 13. 8.« Den Freunden des Comus zu Liebe werden wir vielleicht in der Folge größere Stellen aus dieſem in Deutſchland ohnehin kaum bekannten Buche zum Beſten geben. Fürs Erſte begnügen wir uns, aus der dem dritten Bande angehängten ſummariſchen Inhaltsanzeige, einige auf dramatiſche Dichter und ihre Leiſtungen Bezug nehmende Artikel, in getreuer Ueberſetzung aufmarſchiren zu laſſen: *Alfieri* — ein Tyrannenhaſſer, der ſelber, in geeigneten Verhältniſſen geboren, der größte Tyrann geworden wäre. *Comödien* — gerade die berühmteſten, ſind guten Sitten am nachtheiligſten. *Comödien, engliſche* — ſind noch ſchändlicher und verabſcheuungswürdiger, als die andern. *Corneille* — ein toller Windbeutel, mehr raſend als begeiſtert. *Crebillon* — ein Meiſter der elendeſten Grundſätze. *Goldoni* — weiß Laſter und Tugend nicht zu ſondern; durch ſeine Läppereyen verdirbt er die Sitten, verpfuſcht er die Sprache und entwürdigt die Nation. *Mahomet* (von *Voltaire*) — eine Tragödie, als Mittel gegen den Fanatismus ausposaunt; aber das Mittel iſt übler, als das Übel. *Metaſtaſio* — beſchmacht ein Geſchlecht im Angeſichte des andern, ſtellt das Laſter liebenswürdig dar, und höhnt die Würde des Menſchen. Der *Miſanthrop* (von *Moliere*) — eine Comödie, die Tugend und Ehrbarkeit dem Geſpötte Preis gibt. *Moliere* — der klügſte Meiſter der Verderbtheit. *Ödip* (von *Voltaire*) — eine Tragödie, welche die Diener der falſchen Götter angreiſt, um dem wahren Glauben und der wahren Moral den Garaus zu machen. *Racine* — ein Schriftſteller, der ſeine Helden in ſpinnende Herculeſſe verwandelt. *Theater* — ſie ſind tadelnswerthe Einrichtungen, eben ſo der geſunden Vernunft, wie der Moral gefährlich. Theater, comiſches — oder comiſches Miſchmaſch ſchlechter Sitten. Tragödien — ſind Schulen des Verrathes, und ſolcher Verbrechen und Gräuel, die das Volk niemahls kennen lernen ſollte, damit es nicht, wie die Schlächter, an Würgen und Metzeln ſich gewöhne. Voltaire — ein Profeſſor der Falſchheit, der Ruchloſigkeit, des Unglaubens, der Grauſamkeit ꝛc. ꝛc. Zaire (von Voltaire) — eine Vorſtellung, geeignet, Verliebte zu Narren zu machen u. ſ. w.

Ein norddeutſcher Edelmann, der im Jahre 1703 eine Reiſebeſchreibung herausgab, beklagt ſich darin bitter über die Inſolenz der wälſchen Halbmänner, die er zu Wien in nicht geringer Anzahl bey der kaiſerlichen Hofcapelle im Dienſte gefunden hatte. Ich ſelbſt, erzählt er, war eines Tages Zeuge des dummdreiſten Stolzes eines ſolchen Halbmannes. Es war Concert bey Hofe angeſagt. Die Treppe in der Burg, die nach dem Concertſaale führete, war mit geladenen Gäſten, die ſich dahin begaben, beynahe überfüllt. Plötzlich drängt ſich ein kleiner, feiſter Mann durch die Menge hinauf, und wie er links und rechts mit ſeinen tüchtigen Elbogen Alles, was ſeine Schritte hemmt, aus dem Wege treibt, ſo ſchiebt er auch einen gerade vor ihm die Treppe hinaufſteigenden fremden Geſandten, den Grafen * * *, durch einen eben nicht allzu ſanften Stoß auf die Seite. Dieſer ſchien den ungelegenen Dränger zur Rede ſtellen zu wollen; der kleine Mann bemerkte das kaum, als er Stand hielt, die Arme gravitätiſch in die Seite ſtemmte, und jede mißbilligende Äußerung des Grafen durch den barſch und ſtolz hingeworfenen Ausruf zu hemmen meinte: Ego sum Antonius Massa, Musicus Sacrae Caesareo-Regiae Majestatis!

In der Biene, oder der Ameiſe, oder einer anderen von Kotzebue herausgegebenen Anekdoten-Sammlung, wird der herzſtärkende Eindruck erzählt, den der Einfall eines Thurmwächters in einer kleinen deutſchen Stadt hervorbrachte, der, während die durch die Franzoſen hart bedrängten Einwohner das Geburtsfeſt des franzöſiſchen Machthabers mit verſtellter Fröhlichkeit zu feyern gezwungen waren, plötzlich von ſeinem Thurme herab die Melodie des bekannten Volksliedes: »Es kann ja nicht immer ſo bleiben,« zu blaſen begann.

1) Vom Hexenkeſſel.

(Nach der Handſchrift eines außerordentlich berühmten, ja claſſiſchen deutſchen Dichters, den man leicht errathen kann, zum erſten Mahle abgedruckt.)

Bey Nüremberg vor dem großen Thor
Da raget ein Hügel gar hoch empor.
Und iſt es ein halbes hundert Jahr,
Daß dorten der Hexen ihr Richtplatz war,
Da war ein großer eiſerner Stuhl,
Dort war ihr irdiſcher Höllenpfuhl.
Und ob man keine Hexen mehr ſah
So ſtand doch der Seſſel noch immer da.
Und auf dem Anger voll Blümelein,
Da fanden die Kleinen der Stadt ſich ein,
Und pflückten und ſpielten da voller Luſt.

Von Hexereyen ſie nichts gewußt.
Sie gaukeln im ſchnörkelichen Stuhl herum,
Das war für das Völklein ein Gaudium.
Und Röschen, ein Mägdlein zierlich fein,
Die ſaß wohl gar oft im Seſſel drein.
Und einmal des Abends, es war ſchon ſpät,
Wie blutroth der Mond aufgehen thät,
Da ſchaukelt die Kleine im Seſſel ſich,
Stürzt plötzlich herunter gar jämmerlich,
Und ſchreyet und winſelt in Einem fort,
Doch reden da konnte ſie nicht ein Wort.
Und wie ſie getragen war ſchnell nach Haus,
Das war ein Entſetzen, das war ein Graus!
Kein lautes Wörtlein hervor ſie bracht
Bis daß es geſchlagen die Mitternacht.
»Im eiſernen Seſſel, da packt es mich,«
Erzählt ſie, »mit Krallen gar fürchterlich,
Ich ſchaue mich um, und ein altes Weib
Mit feurigen Augen hält meinen Leib,
Und küßt mich mit Schwefel qualmendem Mund,
Wir ſehen uns bald um die zwölfte Stund.«
Jetzt that die Glocke den letzten Streich,
Und Röschen iſt eine ſtarre Leich.
Ein Aſchenhaufen an Statt der Maid
War auf der Armen ihr Bett geſtreut.

3) Noch Eins vom Allerbeſten.

Darunter muß man nolens volens folgendes Briefſtein zählen, es möge nun erfunden ſeyn oder nicht:

Lieber Freindt!
Wiewohl weil Sie mich abſcheilich haſſen, bleib ich doch biß in den Todt
Ihr wahrer Freindtinn
Anton K—
königl. kaiſerl. Corporal m. p.

Es ſtand vor ein Paar Tagen im »Wanderer.« Wir führen es hier hauptſächlich deßwegen an, um manche Perſonen, denen die genannte Zeitſchrift ſelten oder gar nicht zu Geſichte kommt, auf die köſtlichen Sachen aufmerkſam zu machen, die da ſeit einiger Zeit unter der Aufſchrift: Der Microlog, vorkommen. Es iſt eine wahre Fundgrube für Lachfreunde; und wer ſollte das heut zu Tage nicht ſeyn? Der Microlog hebt aus den neueſten Nummern der Journale allerley Schnitzer und Lächerlichkeiten aus, woran es bey Tagsblättern wegen der Eile, womit ſie ans Licht gefördert werden müſſen, natürlich am wenigſten mangelt. Er geht, was man vielleicht loben muß, dabey noch ſehr nachſichtig um, und verſäumt nicht, manches mit Einſicht und Laune zu berichtigen ꝛc. Zum Vergnügen aller Leſer wünſchen wir, daß der Microlog eine recht lange dauernde Rubrik bilden möge, und geſtehen dabey offen, daß wir ſelbſt etwas Aehnliches in dieſer Zeitſchrift ſchon ausgeführt haben würden, wenn es die Muße erlaubt hätte. Uebrigens empfehlen wir dem braven Micrologen auch das Converſationblatt, überzeugt, daß es ſeiner Beobachtung manchen Stoff liefern kann.

Bey Gelegenheit des obigen Briefleins fällt uns ein ähnliches ein, das wir einmahl geleſen haben. Wo? wiſſen wir nicht mehr. Es iſt von einem deutſchen Baron an einen Oberförſter, und lautet getreu wie folgt:

»Bitte nicht übel zu deuten Puncto Jagdtaſche Halfterriemen ſchön Compliment ſteh wieder zu Dienſte.«

* * *

Nachrichten von einem alten Stammbuche.

(Mitgetheilt von Ph. Millauer.)

Es dürfte vielleicht nicht ganz ohne Intereſſe ſeyn, über ein Stammbuch aus einer Zeit, wo es zwar mit der Schreibweiſe ſchlecht, aber um ſo beſſer und tüchtiger mit dem Herzen ausſah, ein Paar Worte zu vernehmen. Kein Sonnet, kein Triolet, oder anderes Geleyer, zum Überfluſſe mit gemahlten Vergißmeinnichtblumen oder andern ſinnig ſeyn ſollenden Farbenſtrichen ausgeſchmückt, befindet ſich darin, ſondern nur Sinn- und Denkſprüche, die zum Theil gewichtigen, zum Theil ſcherzhaften Inhalts ſind.

Das Buch befindet ſich in einer Amtskanzley der gräflichen Herrſchaft Zelking, nächſt dem herrlichen Stifte Oeſterreichs, Mölk, und ſeine Form iſt ungefähr folgende:

Der Inhaber kündet ſich nach einem breiten, vermuthlich von ihm ſelbſt verfaßten Vorworte — als ein »Hanns Schrenkherr von Ezenberg, der römiſch kaiſerl. auch zu Hungarn und Pöheim königl. Majeſtät, Adelicher Ufwarter« — an, und hierauf folgen die Nahmen der Edlen, damahliger Zeit, die er ſeinen Freunden zuzählte. Starhemberg, Palffy, Herberſtein, Kollonitez, Salm, mit mehreren andern Sproſſen angeſehener adeligen Familien glänzen an der Spitze. An ihre Reihe ſchließen ſich die Jungfrauen an, denn nach der Einleitungsrede des Eigenthümers — »gebührt es nur verehlichten Weibern gezieme, unter der Männer Nahmen ihre zu ſchreiben.« — Die geiſtlichen Freunde des Herrn von Schrenkherr, mußten, — man kann nicht leicht vermuthen warum, ſich mit dem letztem Platz begnügen. Soviel von der Form, und nun einige Denkſprüche.

1619 Alle Dinge in Gottsnam
Der Teuffel iſt ſeltſam
Hanns Albrecht, und Alexander von Storbach.

1620 Wer mich lobt in praesentia
Und ſchendt mich in absentia
Den hohl die pestilentia.
Hans Chriſtoph von Berliching.

1621 Mortuus vivam
Freyherr von Traun.

1622 Der Verſtandt kommbt vor den Jahren nicht
Rudolph Freyherr von Stadl.

1622 Herz, halt's heimlich
Heinrich von Maizelrain, Freyh. zu Waldeg.

1624 Zeit Pringt Roſen
Octavian Kinzky.

1624 Friſch dran, mit Freuden darum
Hanns Geörg von Haydegg.

1624 So lang ſich in mir eine Ader noch rührt,
So lang in mir die redlichkeit nicht verdirbt
Juliuſ Graff von Sallm unt Neuburg.

1624 Dominus adiutor meus.
Stephanus Pallfy de Erdöd, Comes etc.

1624 Verſtändlich und ſtill
wie Gott will.
Ernſt von Kolonitſch, Freyherr und Obriſter.

1624 Lieber ſterben, als verändert.
Rudolph von Hoffirchen, Freyherr.

1624 Vivit post funera virtus.
Lorenz von Hoffirchen, Freyherr.

1624 Zum Unglük hab' eines Löwen Muth
vertrau Gott all Sach wird werden gutt
Jakob Franz Freyherr zu Herberſtein.

1625 Sperantem in Dominum
misericordia circumdabit
Paul Jakob Herr v. Starhemberg. u. ſ. w.

* * *

Charakter-Skizzen vom Grafen Gasparo Gozzi.

8. Ein Schlafgemach iſt mit den feinſten Vorhängen verhüllt. Es erhebt ſich einer von dieſen, und ein Zimmerchen thut ſich auf, ſchöner, als du je eins geſehen. Mit glänzenden Spiegeln ſind die Seitenwände belegt; in dem vergoldeten Schnitzwerk, das ſie verbindet, ſind Liebeshändel feinerer Art dargeſtellt. Die hellſten Fackeln beleuchten alles. Weiche Seſſel öffnen rings ihre Arme dem Gaſt, der mit gefälligem Geſpräch eine Dame unterhalten will, die drinnen auf einem Ruhebette liegt. Eine Tapete zeigt ſich dir mit fleißig ausgearbeiteten Gemählden fremder Gottheiten, die Gefühl und Anmuth hauchen. Zwiſchen geſtickten Dünenbettchen, unterm Kopf mehrere Kiſſen, die weiß, wie kaumgefallener Schnee, und mit ſeidenen Bändern geſchmückt ſind, zeigt ſich die Dame. Sanfte Augen, himmliſches Lächeln, leiſe geſchminkte Wangen, blondes

Haar, Arme und Hände wie Elfenbein blendend, und tauſend andere lockende Zaubermittel ziehen dich herbey. — O du Entweiher des göttlichen Wortes! ſiehe wohl zu, daß deine Beredſamkeit mir nicht eine ſolche Magdalena mahle. Ungern würde mein irdiſches Herz ſich nachher vom Schlafgemach losreißen, um unter deiner Leitung ihr in die Wüſte zu folgen.

9. In einem Kaffeehauſe, von einem Haufen umringt, lobt Robert mit lauter Stimme die Wahrheit. Wehe dem, der nach eines Andern Kleide trachtet! Gott hat jedem das Seine zugemeſſen. Ich würde die Hand nicht an die Nadel meines Nächſten legen, wenn eine Nadel mich zu einem Könige machte. Ein reines Gewiſſen iſt ein unſchätzbarer Reichthum. Das bleibt meine Freude. Schöne Freude! rufen ihm alle zu, die um ihn her ſtehen; ein unendlicher Schatz! Indeß kommt der Kaffeediener vom Herde, ſchenkt ein, und ſpricht: Sie haben ſehr Recht — der Schurke hat vergangene Nacht ſeinem Brodherrn zweytauſend Gulden geſtohlen. Die Belohnung folgt ſchnell. Er wird von den Gerichtsdienern ergriffen, und wandert ins Gefängniß. — Dummer Teufel! verſtand er zweytauſend Gulden zu ſtehlen, und weiß nicht, da er ſie in Händen hat, ſich in Sicherheit zu bringen? Fort zum Galgen mit ihm! rufen die Lobpreiſer des guten Gewiſſens.

10. Schön iſt Kaſſandra, und zählt ſechzehn Jahre. Vater und Mutter, jetzt arm und ſchwächlich, haben ſie in Tugend erzogen. Das gute Kind vergießt Thränen über ihre Lage. Verwandte von väterlicher wie mütterlicher Seite bedauern ſie in Geſellſchaft; in ihr Haus kommen ſie nicht mehr; die Freunde ſind unſichtbar geworden. Curius weiß es, und ſucht ſie zu ſehen. Er knüpft eine Freundſchaft an, und fühlt Mitleid mit ihren Aeltern. Dieſe zu unterſtützen, ſchickt er einen Kaufmann hin, daß das Mädchen nach Gefallen ſich Kleider ausſuche, den erfahrenſten Schneider, die beſte Hand in der Führung des Kamms und der Schere. Kaſſandra hat Bediente, Lohnkutſcher, einen ausgeſuchten Tiſch. Sie geht maskirt mit Curius bey Tage und in der Nacht aus. Sie beſucht mit ihm die Theater; wo es nur einen Zeitvertreib gibt, findet ſie ſich ein. Sie ſieht Vater und Mutter reichlicher unterhalten, ſie hat keine Urſache mehr, trüben Gedanken nachzuhängen; warum iſt ſie nicht heiter? Dem tugendhaften Mädchen ſagt das Gewiſſen, daß Curius nicht wahrhaft freygebig iſt. Curius belehnt nur.

Ein guter Alter hat zwey Bücher vor ſich. Er legt die Wange in die Fläche der einen Hand, und lieſt bald in dieſem, bald in jenem, vergleicht, unterſucht. Die Augen liegen ihm hohl im Kopfe, das Geſicht iſt bleich, die Haut voller Runzeln. Er ſucht den Inhalt der Bücher in Seel' und Blut zu verarbeiten, läßt zuweilen mit Leſen nach, und verſenkt ſich mit kräftiger Geiſtesanſtrengung in die Betrachtung der Laſter und Tugenden, welche in der menſchlichen Geſellſchaft herrſchen. Er bricht in lautes Geſpräch aus, und dieß iſt bald Donner und Pfeil, bald Honig und ſüße Milde. Nach Umſtänden erſchrickt er und tröſtet er ſich. Wenn er wegen allgemeiner Theurung den geringen Mann beweint, und über der Mächtigen Habſucht herzieht, die ihre Kornböden ſchließen, läßt der gute Alte auf den Hauch ſeiner Worte Riegel ſprengen, Getreide vertheilen, und mitten in der Hungersnoth den Überfluß hervorſprießen;

er trocknet der Waiſen und der Wittwen Thränen. Er dämpft den Zorn, er zügelt die Trunkenheit. — Der Alte iſt Baſilius der Große, die beyden Bücher die Bibel und das Evangelium, bloß Homelien ſeine Beredſamkeit.

Dan. Leßmann.

Allgemeine Novelliſtik.

(Die in dem Converſ. Bl. erwähnten Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Den 16. dieſes Monats wurde im Theater an der Wien zum erſten Mahle gegeben: Der Schmeichler. Luſtſpiel in drey Aufzügen, frey nach Lantier v. W. Vogel. — Nach Art der alten Charakter-Comödien iſt hier die Schmeicheley von ihrer verwerflichen Seite dargeſtellt. An ſich ſelbſt iſt aber die Schmeicheley im geſellſchaftlichen Verkehr ſo wenig verhaßt, daß man vielmehr durch denſelben Ausdruck die angenehmſten Senſationen bezeichnet; daher wurde nun im Verlauf der Handlung aus dem Schmeichler ein Intriguenmacher, die Begriffe wurden verwechſelt; und wenn man aus dem in der Bearbeitung beybehaltenen Nahmen (Renard) ſchließen will, ſo hat die Fabel von dem Raben und dem Fuchſe dieſe dramatiſche Fabel veranlaßt. Man hat jedoch dabey vergeſſen, daß Signor Reineke die Rolle des Schmeichlers dort nur ſpielt, und wirklich ſeinen Zweck erreicht. Wie albern benimmt ſich dagegen dieſer Intriguenſchmied! Selbſt dem noch dümmern Saalbach kann man es nicht verzeihen, daß er von dieſem plumpen Gaukler ſich bethören läßt, der dennoch einen noch dümmern als jener iſt, zu ſeinem Spießgeſellen hat, nähmlich den in einen Doctor der Philoſophie verkleideten Krämer Hühnerſteig, der mit jedem Worte eine ſo grobe Unwiſſenheit an den Tag legt, daß auch die Einfältigkeit in Perſon ihn nicht verkennen würde. Was will denn nun eigentlich dieſer Schmeichler? — Er will Saalbachs Schweſtertochter, Jettchen, zur Frau, um von der reichen Mitgift den endoctorirten Krämer zu bezahlen, den er durch Schuldenmachen ruinirt hat. Aber Jettchen liebt den gewaltigen Jäger Fritz Blank, und ihr Vater kann den Schmeichler nicht ertragen; die Mama, eine eitle alte Narrin, begünſtigt ihn, und der Forſtmann ſetzt ihm ſeine kräftige Fauſt entgegen. Endlich verleumdet er das zärtliche naive Ding, zwingt ſie gewiſſermaßen, durch ein falſches Geſtändniß ihrer Zuneigung, den im Nebenzimmer verborgenen Liebhaber von der Wahrheit dieſer Verleumdung zu überzeugen, und der Betrogene entſchließt ſich kurz und gut, die Welt zu verlaſſen. Bald nachher verſöhnen ſich die Liebenden, der Schmeichler kommt entſetzlich ins Gedränge, faßt ſich aber kurz und ſpielt den heldenmüthigen Grobian. Dem Gegner wirft er unter andern vor, er ſey ein Menſch ohne Treu und Glauben, weil er gelobt, ein Einſiedler zu werden und nun ſein Wort nicht halten wolle. In den folgenden Scenen wird der falſche Philoſoph, der zugleich den Dichter ſpielt, von dem verblüfften Forſtmann erkannt und entlarvt. Der Schmeichler, wie natürlich, zieht mit langer Naſe und einer tüchtigen Moral von dannen.

Aus dieſer Anzeige läßt ſich die Beſchaffenheit der Fabel ſchon von ſelbſt beurtheilen. Sie beruht auf einer ungeſchickten Auswahl der allerverbrauchteſten Hülfsmittel. Der erſte Act enthält wenig mehr als eine charakteriſche Ausſtellung der verſchiedenen Perſonen; der zweyte führt leere, zweckloſe Intriguenſcenen vorüber, und der dritte zieht ſich über der alltäglichſten Entwicklung, die zu jeder andern Zeit geſchehen konnte, dermaßen in die Länge, daß man vor Überdruß ſich ärgert, wenn einige comiſche Albernheiten Einen hier und da zum Lachen nöthigen. Verſchiedene Scenen haben wirklich einen comiſchen Anſtrich; ſie leiden aber ſo ſehr an Ungereimtheiten, daß ſie nur mit Mühe ein Lächeln abgewinnen können.

Der Schmeichler (Renard) wurde mit vielem Kunſtaufwande gegeben, und wenn gleich die Einheit mangelte, wie es die Charakterzeichnung mit ſich bringt, ſo erſetzte die Kraft der Darſtellung dieſes größtentheils. Fritz Blank, der Forſtmann, wurde mit glücklicher Aneignung durchgeführt und das poſſierliche Liebchen, Jettchen Wahring, machte mit all ihren ſchwankenden Zügen und ihrer unſicheren Haltung einen lebendig gefälligen Eindruck. Der philoſophiſche Krämer paßte nicht eigentlich in die Geſellſchaft, und gab dem Ganzen vollends einen gar zu lokalen Nebengeſchmack; aber ſeine Perſönlichkeit konnte einige comiſche Treffer nicht verfehlen.

Von der Zeitſchrift: »Der Geſellſchafter, oder: Blätter für Geiſt und Herz, herausgegeben von F. W. Gubitz, iſt der jetzige Jahrgang (1820) vollig vergriffen, ſo daß wir den noch immer eingehenden Nachbeſtellungen nicht mehr genügen konnen. Deßhalb wird Jeder die Nothwendigkeit einſehen, die neuen Beſtellungen für 1821 ſobald als moglich zu machen, und nahmentlich bis zur Mitte Decembers; ſonſt ſind wir außer Schuld, wenn, wie jetzt, auch im nächſten Jahre nicht alle befriedigt werden konnen. Der Preis des Jahrgangs (wöchentlich vier Blätter, nebſt literariſchen und artiſtiſchen Beylagen) iſt 8 Thlr. (12 fl. CM. ohne Porto) und Beſtellungen nehmen die hochloblichen Poſtämter und alle gute Buchhandlungen an.

Berlin. Maurer'ſche Buchhandlung.

Daß der laufende Jahrgang des Geſellſchafters jetzt ſchon vergriffen iſt, mag es ſprechend genug rechtfertigen, daß Göthe ihn angerühmt hat. Die Reichhaltigkeit, das Intereſſe und die Wohlfeilheit dieſes von dem verdienſtvollen Herrn Profeſſor Gubitz mit Einſicht und Thätigkeit redigirten Blattes verdienen allerdings ein ſolch günſtiges Schickſal. Es beweiſet dieſes, daß das Leſepublicum aus dem Schwall der Journale doch immer das Rechte und Vorzügliche herauszufinden und zu würdigen weiß. Einer Zeitſchrift, wie der Geſellſchafter, muß man von Herzen das beſte Gedeihen wünſchen.

Wenn die Franzoſen im Fache der Philoſophie ſelbſt nicht viel Preiswürdiges hervorbringen, ſo haben ſie doch das Verdienſt, manches Werthvolle zu überſetzen, und zwar aus dem Deutſchen und Engliſchen, denn wo ſollten ſie ſonſt philoſophiſche Schriften hernehmen? So hat eben der gelehrte J. A. Buchon des Engländers Dugald Stewart, eines der größten Philoſophen der Britten, neues Werk in einer Ueberſetzung unter dem Titel: Histoire abrégée des sciences métaphysiques, morales et politiques depuis la renaissance des lettres, geliefert. Von dieſem Werke, welches ſo eben hier angekommen, iſt die erſte Abtheilung erſchienen. Sie iſt von Seite des Herrn Buchon an den berühmten Couſin, Prof. der Philoſophie auf der Pariſer Academie, apoſtrophirt, und mit einem 16 Seiten einnehmenden discours préliminaire eingeleitet, in welchem der Ueberſetzer eine Art Ueberſicht der Geſchichte der Philoſophie aufſtellt. Es iſt darin endlich wieder einmahl von den guten Deutſchen die Rede, nahmentlich von Tiedemann, Fülleborn, Buhle ꝛc. (des letztern Geſchichte der Philoſophie iſt zu Paris in 4 Bänden überſetzt erſchienen). Stewarts Text iſt hier der Anfang eines Abriſſes der Geſchichte der Philſophie, und begreift 316 Seiten. Dann folgen 2 Bogen Anmerkungen. Das ganze Werk athmet jene Popularität, die nächſt den Britten ſo ſehr den Franzoſen eigen iſt, und von welcher wir Deutſche noch ſo weit entfernt ſind. Freylich gewinnen wir durch unſere Terminologie ungemein an Präciſion, welche bey abſtracten Gegenſtänden ſo äußerſt wichtig iſt. Allein auf der anderen Seite werden alle unſere höhern Wiſſenſchaften ſtets nur eſoteriſch bleiben, und nimmer, wie in Frankreich, auch Gemeingut der Nation werden, was übrigens auch ſein Gutes haben mag. Wenigſtens mögen die England und Frankreich beunruhigenden Auftritte zum Theil auch auf Rechnung der Popularität der Schriftſteller zu ſetzen ſeyn. — Obiges Werk iſt in gr. 8. Papier und Druck ſind ſchön. Der Preis hier 3 fl. C. M.

Gffr.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 606), wöchentlich drey Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 17 fl. W.W. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

127.

(Wien, Dinstag den 24. October.)

Ontologiſche Neuigkeiten.

Von A. Rittig v. Flammenſtern.

XIX.

Es ſcheint doch, daß die von dem Nordamerikaner John Watts, aus New-York, zu Ofen etablirte Stereotyp-Platten-Druckerey, dermahlen unter der Leitung ſeines Neffen William Watts, Sohn des thätigen Londoner Buchdruckers R. Watts, daſelbſt feſten Fuß gewinnt, und nicht, wie man meint, bereits ihrer Auflöſung nahe ſey, da ich eben durch Freundes Hand aus Ofen, Proben des Watts'ſchen Stereotyp-Platten-Druckes erhielt, die von dem Fortſchreiten dieſer Anſtalt den ſicherſten Beweis liefern. Vorzugsweiſe finde ich unter dieſen Proben in Hinſicht der Reinheit der Lettern und Schärfe, dann Schwärze des Druckes den: Mittleren Catechismus mit Fragen und Antworten. Ofen 1820, gedruckt in der königl. ungariſchen Univerſitäts-Buchdruckerey mit Watts'ſchen Stereotyp-Platten, 5 Bogen Text — auszeichnenswerth. Freunde der Stereotypie dürfen daher die Hoffnung nicht aufgeben, in unſerm Kaiſerſtaate, und zwar vor der Hand in Ofen, nebſt einer Stereotyp-Platten-Druckerey auch eine Stereotyp-Platten-Gießerey, und ein Etabliſſement zur Fabrication der verbeſſerten Druckfarbe nächſtens begründet zu ſehen. Uebrigens befindet ſich der eigentliche Erfinder der Stereotyp-Platten in Gußmanier — bekanntlich ſind die Didot'ſchen in Preßmanier — John Watts, gegenwärtig zu London bey ſeinem Bruder, dem vorberührten Buchdrucker R. Watts. Auch iſt er nicht, wie verlauten wollte, flüchtigen Fußes von Ofen abgegangen, ſondern die daſige königl. Statthalterey ertheilte ihm die nöthigen Päſſe, um, ſeiner Angabe nach, in London für ſein Etabliſſement zu Ofen die noch nöthigen Beyſchaffungen beſorgen zu können. Nach einem Schreiben, das mir Herr v. L. vorwies, wird er auch im nächſten Monat ſeine Rückreiſe nach Ofen antreten.

In den Ontol. Neuigk. Nr. XVI. habe ich bereits unter der Rubrik: Sennefelder's Papyrographie des von dieſem genialen Manne, dem wir auch die Erfindung der Lithographie verdanken, erfundenen Steinpapiers — Carton lithographique — erwähnt. Sennefelder hat nun ein Recueil papyrographique. Paris 1820. 4°. — auch hier bey Gerold zu haben — publiciret, und als erſten Verſuch des chemiſchen Druckes auf Steinpapier vier Probeabdrücke vorgelegt, deren Geſchmack, Reinheit und Schwärze des Druckes jeden Unbefangenen, der die Reſultate des Steindruckes nach deren beſten Leiſtungen kennt, in Erſtaunen ſetzen muß. Das erſte Blatt iſt typographirt, und was Lettern und Leiſte betrifft, ſo genau, daß man es unmöglich von einem auf gewöhnliche Art gedruckten Blatte unterſcheiden kann. Das zweyte Blatt enthält zur obern Hälfte: Muſik-Noten, die im Zinnſtiche nicht reiner und ſchärfer ausfallen können und zur untern Hälfte eine Federzeichnung, eine Waldgegend mit einer Kapelle, mit einer ſolchen Reinheit ausgeführt, die man im Kupferdrucke nicht beſſer wünſchen kann. Das dritte Blatt iſt eine Kreidezeichnung, leicht gehalten aber ausdrucksvoll, und das vierte Blatt eine Zeichnung — ein Pferd — in punctirter Manier. Nun dürfte wohl jeder Zweifel ſchwinden, daß dieſes Steinpapier nicht nur die Steine vollkommen erſetzt, ſondern, daß es auch ſchon ſeiner Elaſticität wegen, ohne der übrigen weſentlichen Vorzüge zu gedenken, die jene, die es intereſſirt, in dem Schreiben, das obigem Recueil beygebogen iſt, nachzuleſen belieben, den bis jetzt im Gebiethe der Lithographie üblichen ſchweren Steinplatten weit vorzuziehen ſey. Auch bin ich der Meinung, daß es die Anwendung der Zinnplatten zum reinen Notenſtich ganz entbehrlich macht.

Bis jetzt gehört es unter die unaufgelöſten Probleme, mittelſt einer Tauchermaſchine ohne fremdartige Beyhülfe auf den Grund eines Stromes oder im Meere hinab in eine beſtimmte Tiefe zu gelangen, ſich daſelbſt frey bewegen, frey athmen und dann wieder frey noch eigener Willkür ſich auf die Oberfläche des Waſſers heben zu können. In den bekannten Taucherglocken kann man fremder Hülfe nicht entbehren, eben ſo wenig in Hallay's, Triewald's und Klingert's Tauchermaſchinen. Nun will aber der hier anweſende Hr. Franz F[illegible]rkas Edler v. Farkas-Falva, ungariſcher Advocat und Fiscal der gräfl. Brunsvik'ſchen Herrſchaften ꝛc. dieſes Problem nach zwölfjährigen Verſuchen durch die von ihm erfundene Tauchermaſchine, mit der er am 1. October d. J. in dem Donauarm, wo die Schwimmſchule ſich befindet, einen gelungenen Verſuch machte, glücklich gelöſt haben. Sinnreich iſt die Vorrichtung, womit er unter dem Waſſer ſich das Athmen ſichert. So viel vor der Hand. Nächſtens hierüber mehr.

Endlich erhalten wir intereſſante Beobachtungen über das Steigen und Fallen des Barometers, in ſo weit ſelbes uns ſchönes Wetter oder Regen verkündiget. Wir verdanken ſie dem Hofrath Mauke, Profeſſor der Phyſik zu Heidelberg. Bis jetzt verband der große Haufe mit dem Steigen der Flüſſigkeit in der Barometerröhre, dieſelbe mochte nun früh oder Abends eintreten: ſchönes Wetter, und mit dem Fallen: Regenwetter. Dem iſt aber im Allgemeinen nicht ſo, denn Mauke's Erfahrungen geben nachſtehendes Reſultat: Der Barometer ſteigt beym Zuſtande regelmäßiger Witterung allezeit ungefähr um 9 Uhr, 0,5 bis 1 Linie und fällt ungefähr um 3 Uhr eben ſo viel wieder. So lange das Steigen des

Morgens Statt findet, iſt kein Regen zu erwarten; fällt aber der Barometer um dieſe Zeit, dann blieb noch nie der Regen aus. Ganz anders verhält es ſich aber mit dem Steigen des Barometers gegen Abend; denn dann kann man ſicher auf veränderliche und regneriſche Witterung rechnen. Letztere Beobachtung trifft mit jener, die ich ſeit geraumer Zeit an meinem Barometer, der vor dem Fenſter gegen Nordoſt hängt, genau zu, denn immer noch, wenn das Queckſilber Abends in der Barometerröhre ſich hob, regnete es am folgenden Tage.

Eine nicht minder intereſſante Beobachtung im Gebiethe der Meteorologie hat Dr. Robertſon gemacht, indem er beſtätigt fand, daß das Leuchten des mittelländiſchen Meeres, welches gewöhnlich nach Sonnenuntergang bey der geringſten Bewegung des Waſſers eintritt, der ſichere Vorläufer eines ſtürmiſchen Wetters ſey. Nach Robertſon hängt dieſes Leuchten auf irgend eine Art mit der Ausdünſtung des Meeres zuſammen, und wird durch die dabey eintretende ſchnelle Entwicklung des electriſchen Fluidums veranlaßt, wodurch die darauf folgende ſtürmiſche Witterung hinlänglich motivirt erſcheint.

Der Arzt Livingstone, zu Canton in China, hat einen neuen Hygrometer verfertigt, welcher nach ſeiner Angabe weit genauer, als alle jetzt üblichen iſt. Die Bemerkung, daß die Kraft der Schwefelſäure, vom Puncte der höchſten Concentration, bis es 12 oder 15 Mahl Eis gemacht hatte, auffallend gleich ſich verhielt, brachte ihn auf den Gedanken, ſie zu einem Hygrometer zu benützen. Er ſetzte nähmlich auf eine gewöhnliche hydroſtatiſche Wage ein Porcellan-Schälchen von 3 Zoll im Durchmeſſer, mit 21 Gran ſehr reiner Schwefelſäure, deren ſpecifiſches Gewicht 1,845 war, und 29 Gran deſtillirten Waſſers. Dieß wurde dem höchſten Grade künſtlicher Feuchtigkeit ausgeſetzt, und in 24 Stunden eine Zunahme des Gewichtes von 50 Gran bemerkt. Darauf ward es während einer Nacht in einer Platina-Schale über concentrirte Schwefelſäure unter die Eismaſchine geſtellt, wobey das Gewicht, ohne Verluſt von Luft, auf 50 Gran ſank. Mit ½ Gran beſchrieb der Stand der Wagſchale einen Bogen, der ſowohl über als unter dem gleichen Wageſtand mehr als einen Zoll maß. Dieſer Raum wurde oberhalb und unterhalb in zehn gleiche Theile getheilt, ein Gran alſo in 20 Theile, was mit 50 multiplicirt, eine Scala von tauſend Theilen gab. Das Inſtrument iſt mit einer Glasglocke bedeckt, aber unten ſo weit offen, daß die Luft freyen Zutritt hat.

Auch der von Adie (in Edinburgh) verfertigte neue Hygrometer darf hier nicht übergangen werden. Er iſt leicht nachzumachen. Man befeſtigt nähmlich ein kleines Säckchen, das man aus der innern Haut des gemeinen Rohres — Arundo phragmites — bildet, an das untere Ende einer Thermometerröhre, und füllt dasſelbe mit Queckſilber beynahe an. Wie nun eine Veränderung der Feuchtigkeit das Säckchen zuſammenzieht, oder erweitert, ſo ſteigt und fällt auch das Queckſilber. Eine an der Röhre angebrachte Scala zeigt dieſe Veränderung dann an. (Fortſetzung folgt.)

Graf Forbin, über das jetzige Jeruſalem *).

Um Jeruſalem iſt Alles ſtill und ſtumm; der letzte Ruf des Gottmenſchen ſcheint der letzte Laut geweſen zu ſeyn, den die Echos von Siloę und Gehennon wiederhallten. Am Tage meiner Ankunft ſah ich die ganze jüdiſche Bevölkerung von Jeruſalem im Thale Joſaphat beyſammen; der Gouverneur hatte den Hebräern die Erlaubniß verkauft, hier das Feſt der Gräber zu feyern. Wenn man dieſe Gefangenen ſchweigend auf den Grabſteinen ihrer Voreltern ſitzen ſah, ſo hätte man ſagen ſollen, die furchtbare Trompete habe ſich hören laſſen, die Geſchlechter drängten ſich an die Ufer des Cedron und aus der Wolke haben ſich ſchon die Freuden- und Schmerzensworte vernehmen laſſen.

Das Quartier der Juden war das Erſte, das ich zu Jeruſalem beſuchte. Acht bis neun Tauſend Söhne von den ehemahligen Herrn von Jeruſalem bewohnen noch dieſe Stadt der Vergangenheit. Kaum kann man den Nahmen einer Straße einem engen bergigen Raume geben, der voller Koth iſt und der die halb eingefallenen Häuſer der Juden trennt. Bleiche, ungeſunde Weſen von einer auffallenden Geſichtsbildung ſtreiten ſich da voller Erbitterung um einige Medinen. Ich ſtieg auf einer verfallenen Treppe in Höhlen hinab, deren Gewölbe eingeſtürzt oder mit Pfeilern geſtützt waren, welche ſonſt mit Bildhauerarbeiten und mit Gold geziert waren, und hörte mit Erſtaunen, daß dieß die große Synagoge ſey; mit Lumpen bedeckte Kinder lernten hier von einem blinden Greiſe die Geſchichte dieſer Stadt, wo ihre Väter den Gott Israels unter Säulenhallen von Marmor, unter Bogen verehrten, welche die Cedern von Libanon trugen. Dieß ſind die Überreſte eines Volks, das in der alten Welt ſo Großes that.

Ich begab mich noch heute zu Abdil-Kerym, dem Aga Motſallam oder Gouverneur von Jeruſalem. Dieſe Stadt gehört zum Paſchalik von Damask, wovon ſie vier Tagereiſen entfernt iſt. Der Motſallam iſt ein Türke von Conſtantinopel, der an Selims Hofe in einiger Gunſt ſtand. Beym Tode dieſes Sultans fiel Abdil Kerym in gänzliche Ungnade. Er wurde nach Jeruſalem verſetzt und verwaltet da die Regierung auf eine milde und feine Weiſe. Man trank Kaffee und rauchte Tabak. Abdil Kerym näherte voller Ehrfurcht ſeine Stirn dem Firman des Großherrn, worauf ich ihm meine Begleitung vorſtellte und die Briefe übergab, die an ihn gerichtet waren.

Die Straßen zu Jeruſalem ſind krumm und ſchlecht gepflaſtert; die Häuſer, die an ihnen hinſtehen, ſind gewöhnlich von Bruchſteinen erbauet, erhalten ihr Licht bloß durch eine kleine Thür und ein oder zwey Fenſter, die mit

---

*) Voyage dans le Levant etc. Paris 1819.

Anagramm.

Tobt der Sturm im heißen Leben,
Packt dich Schmerz mit wilder Wuth,
Will dich nimmer Troſt umſchweben,
Stockt erſtarrt des Herzens Gluth: —
Kannſt der Qualen dich entheben!
Jugendſtärke, neuer Muth,
Freud' und Luſt iſt dir gegeben,
Nimmſt du nur von meinem Blut!

Aber Kraft und Luſt verſchwinden,
Wenn Verſtand die Wach' nicht hält;
Willſt zu viel der Freude finden,
Wird die Freude dir vergällt;
Was die Laute rückwärts ſagen,
Wirſt du dann, der Meng' zum Spott,
Mehreſt bitter deine Plagen,
Wirſt zum Thiere ſtatt zum Gott!

F W.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Die Thätigkeit, welche im Theater an der Wien herrſcht, iſt unermüdlich; kaum iſt eine Piece ein Paar Mahl gegeben, ſo erſcheinet wieder etwas Neues. Erſt haben wir vom »Schmeichler« geredet; am 19ten d. M. wurde ſchon wieder zum erſten Mahle ein kleines Luſtſpiel in einem Aufzuge »Der König und der Hirte, nach dem Franzöſiſchen gegeben. Dieſe Kleinigkeit iſt recht artig. König Ferdinand von Portugall verkleidet ſich bisweilen, um mit eigenen Sinnen wahrzunehmen, und kommt auf einer ſolchen Wanderung zu einem Wirthe, Alvarez, der eine hübſche Tochter hat, in welche natürlicher Weiſe ſich ein Junger und ein Alter verliebt hatte; der Junge iſt ein Hirt, der einſt dem König das Leben rettete; der Alte des Königs Kellermeiſter. Der Hirt wird für einen Wahnſinnigen gehalten, weil er oft von ſeiner Begebenheit mit dem König redet, an die Niemand glaubt, und der Vater der Geliebten ſucht dieſe dadurch zu einer Heirath mit dem Kellermeiſter zu bewegen, daß er ſie von der Narrheit ihres Liebhabers überführen will. Der erſcheinende verkappte König ſoll ihm die Rolle des Königs ſpielen, um, nach ſeiner Meinung, auf dieſe Weiſe den Hirten in die Falle zu locken, ſeine fixe Idee zur Schau zu bringen. Pedrino, der Hirt, erkennt natürlich den König, und gilt in des Wirths und ſeiner Geliebten Augen nun wirklich für einen Narren, bis endlich der König als echter König legitimirt wird. Da bey dieſem Handel der König ſelbſt in Verlegenheit kommt, ſich zu verrathen und verrathen zu werden, da der Kellermeiſter in die Lage kömmt, mit geſtohlenen Speiſen und Wein aus des Königs Schloß dieſen mit deſſen Vorwiſſen zu bewirthen, ſo gibt auch des Kellermeiſters Angſt und peinlicher Zuſtand komiſche Situationen, welche das Stückchen recht heiter machen. Die Darſtellung war etwas mangelhaft. Die Herren hatten viel im Souffleur-Loche zu ſuchen; der Kellermeiſter trug etwas ſtark auf; mit des Königs Anſtand kam es ſo, daß man es recht gut begriff, wie Jene in ihm nur den Pſeudo-König ſahen, und der Hirt declamirte mehrmahls auffallend unrichtig; am glaubwürdigſten machte ſich der Wirth. Das Stück erhielt Beyfall. Auf ſelbes folgte das mit Recht ſo ſehr beliebte Ballet: »Der Berggeiſt,« mit Veränderungen. Herr Balletmeiſter Horſchelt wurde am Schluſſe gerufen, und ſo ihm die Anerkennung ſeiner Verdienſte und das Vergnügen ausgeſprochen, ihn nach ſeiner Reiſe durch Frankreich und England wieder zu ſehen. S—t.

Neues aus Peſth. — In der k. k. Univerſitäts-Buchdruckerey in **Peſth** iſt erſchienen: »Szatirák Horátiusból« (Horazens Satyren), überſetzt von **B. Virág**, ein nach Kennerausſpruch gelungenes Werk. — H. v. **Kisfaludy** hat neuerdings zwey dramatiſche Arbeiten unter der Feder: »Irene« und »Várnai Ütközet« (die Schlacht bey **Varna**, aus der vaterländiſchen Geſchichte ꝛc.); wir hoffen, ſie noch dieſes Jahr zu leſen.

Herr **Schunke** hat in **Peſth** durch ſein Spiel auf dem Fortepiano große Senſation erregt. Eine erſtaunliche Fertigkeit und bewundernswürdige Fingerroutine ſind zwey ſeiner ſeltenen Talente. Ein Rondo von **Ries**, das er mit bezaubernder Virtuoſität vortrug, wurde enthuſiaſtiſch aufgenommen. In dem 15jährigen Jünglinge liegt ein **Moſcheles** verſteckt. Mit den Jahren wird ſich ſein Spiel wohl auch mehr conſolidiren und er an Vortrag und Claſſicität gewinnen. Mit ihm ließ ſich Herr L. **Schwarzenberg**, ein Dilettant, ebenfalls auf dem Fortepiano in den Variationen auf der Sentinelle von **Vorzeznok** für zwey Fortepiano hören. Eine nicht gewöhnliche Geläufigkeit, gefühlvoller Vortrag und Beſonnenheit des Spiels beurkunden ſein ſchönes Talent; ſo fortgefahren, und der höhere Grad von Virtuoſität wird ihm nicht entgehen.

Es hat ſich ein gewiſſer **Müller** (der Müller gibt es viele in der Welt!) verſucht, das Bild des Herrn **Korntheuer** als **Fabian**, und das des Herrn **Melchior** als **Roderich** im »Leben ein Traum,« und »**Stephan** I., Ungarns erſter Wohlthäter,« in Kupfer zu ſtechen. Ach, du lieber Himmel! Alles heißt geſtochen! Der **Fabian** mag noch hingehen, aber die Andern. O heilige Kunſt! wie maltraitiren dich die Brotſchnapper und Werkeltagsvirtuoſen!

Zwey Partien wohlconditionirter Muſen werden in **Peſth** feilgebothen. Die beyden Theater nähmlich werden an den Meiſtbiethenden auf dem Auctionshammer losgeſchlagen, aber kein Licitant will ſich mit dieſen dreyviertel Dutzend Bergiungfern befaſſen, und ſie müſſen a dato noch ledig bleiben. Es ſieht leider traurig um unſere Muſenſtöcke (wie man ſagt Bienenſtöcke) aus; eine Muſe arbeitet in der andern Muſe Zelle hinein, und die Weiſel (Regiſſeur, Intendant ꝛc.) haben das Führen verlernt!

Herr **Zimmermann**, erſter Tenorſänger, iſt von **Peſth** abgereiſt, denkt den Winter über in **Prag** zu bleiben, und dann in Deutſchland die wichtigſten Bühnen zu beſuchen. Herr **Babnig** iſt engagirt. Eine Dlle. **Teyber** iſt hier (Mezzo soprano), wird den **Tankred**, die **Desdemona**, die **Italienerinn** geben.

Den Triumph der Schauſpielkunſt feyert zu **Altofen** eine Truppe Künſtler, unter dem Hauptmanne **Heſſenberger**. Im Anfange zeigten Trompeten und Pauken in den Gaſſen den Anfang an, bis ein gedruckter Zettel erſchien: »da der Markt **Altofen** ein ſo gebildeter Ort iſt, ſey es unſchicklich, darin zu pauken und zu trompeten, ſondern ein Zettel wird Alles lehren.« Auch ſtand auf einem Zettel: »auch erſcheint ein Genius mit einer brennenden Pechfackel!« —iger.

Aus der lithographiſchen Anſtalt des Hrn. Ed. **Hartwig** zu **Peſth** ging ein **Plan der königl. Freyſtadt Peſth**, entworfen von Hrn. Oberlieutenant v. **Straub**, hervor. Der Stich, und überhaupt die Ausſtattung dieſes Plans, macht Hrn. **Hartwig's** Anſtalt Ehre. Hingegen hätte man mit Hrn. v. **Straub** ſo Manches abzumachen, indem man auf dieſer Karte häufige Verſtöße findet. So z. B. weiß jedermann, der die Herren- und Grenadiergaſſe geſehen hat, daß beyde faſt ſchnurgrade ſind; auf dem Plane ſind ſie gleich einem Reif gebogen; die Brückgaſſe iſt **bedeutend** breiter als die Königsgaſſe; auf dem Plan iſt der Fall umgekehrt!! Man ſehe ferner das äußerſt unrichtige Verhältniß der Königsgaſſe gegen die Landſtraße u. ſ. w. Bey ſolcher Beſchaffenheit wird der auf dem Plan befindliche Maßſtab unbrauchbar. Das ſind Verſeben, die um ſo unverzeihlicher ſind, da Hr. v. St. ein gutes Vorbild an dem berühmten Lipsky'ſchen Plan hatte. Bey dem Allen iſt Hrn v. St's Unternehmen verdienſtlich. Übrigens wäre noch zu wünſchen, daß die in Peſth ſo zahlreich befindlichen Durchhäuſer bezeichnet wären. — Herr Heß, Zeugſchmid zu Peſth, kündigt an, daß er die von Hrn. v. Machai erfundene Maſchine wider das Scheuwerden der Pferde verbeſſert habe, und ſolche verfertige. Er ſagt zugleich, daß er eine neue Maſchine erfunden habe, mittelſt welcher, kraft eines einzigen Zuges, die hintern Räder des Wagens geſperrt werden, welches bey dem jähen Bergabfahren ſehr zu ſtatten kommen muß. Beyde Maſchinen verſpricht er für jeden Wagen anwendbar zu liefern. — nt. —

Literatur der Taſchenbücher ꝛc. für 1821; Nr. 7. *) — »Almanach dramatiſcher Spiele, zur geſelligen Unterhaltung auf dem Lande.« Angefangen von Aug. v. Kotzebue, fortgeſetzt von Mehreren. Neunzehnter Jahrgang. Leipzig, bey P. G. Kummer, 1821. — Der Verleger verſichert zwar in dem Vorworte mehr als zweyhundert (!) für dieſes Taſchenbuch eingegangene Stücke zurückgeſendet zu haben; vielleicht wäre es jedoch beſſer geweſen, wenn er auch manche der aufgenommenen vor dem Drucke bey Seite gelegt hätte. Den Anfang macht: »Wanderer und Pächterin.« Schauſpiel in einem Acte, nach Göthe, welches auf den Reiz eines dankbaren und neuen Stoffes verzichtend, bis auf den Umſtand, daß es allzu breit ausfiel, nicht ohne Verdienſt geſchrieben iſt. »Der Wunderring« Luſtſpiel in einem Acte, bringt wunderbar ſchlechte Verſe zum Vorſchein, und hat ſeine Pointe in der Stupidität eines albernen Subjects, das wohl nur dem Verfaſſer ſpaßhaft vorkommen mochte. Nun folgt eine Überſetzung aus dem Franzöſiſchen: »Brief und Antwort.« Luſtſpiel in einem Acte von C. Lebrün. Die Fabel iſt über den gewöhnlichen, bereits aus der Mode gekommenen Leiſten franzöſiſcher Dutzendarbeit geſchlagen, die Sprache lebendig. Gleichfalls dem Franzöſiſchen des St. Foix entlehnt wurde Conteſſas: »Ich bin meine Schweſter.« Iſt in der Behandlung das artigſte. Endlich macht »der Segen der Eiferſucht«, dramatiſches Stillleben (?) in einem Acte, von Theodor Hell, den Beſchluß, welches nach dem Italieniſchen bearbeitet wurde. Eine ganz unglaubliche Eiferſuchtsbetiſe, der man ihren italiſchen Urſprung durchaus nicht anmerken kann. So haben wir denn drey Überſetzungen, eine Nachahmung und ein (bona fide) Originalſtückchen vor uns. Daß bey dem Angebote eines ſo nahmhaften Honorars ſo ſchwache Arbeiten eingehen, iſt in der That ſchwer zu begreifen. Es läßt ſich nun aber ein hübſcher Schluß auf den Werth der zurückgewieſenen Piecen machen, während man von der Schreibſeligkeit der Norddeutſchen einen kleinen Begriff erhält. Wir bedauern den wohlmeinenden und liberalen Herrn Kummer vom Herzen, und glauben es auf ſein Wort, daß ihm das Ding Kummer mache — können wir es doch auch nicht ohne Kummer anſehen **). Die Auflage iſt hübſch und correct. Die beygegebenen Bilder ſollen wohl nur an die früheren Jahrgänge erinnern. Der Preis iſt 1 fl 30 kr. C. M. — t —

---

*) Die in unſerm Blatte ſchon angezeigten 6 ſind: das Beckerſche von Kind, das Schützſche, Minerva, Penelope, Cornelia, das Lembert'ſche.

**) Mit Vergnügen können wir bey dieſer Gelegenheit unſern Leſern anzeigen, daß ein in jeder Hinſicht geeigneter Kunſtfreund in Wien die Idee des Kotzebue'ſchen Almanachs dramatiſcher Spiele aufgefaßt hat, um auf 1822 den erſten Jahrgang erſcheinen zu laſſen. D. Red.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen, hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 666) wöchentlich drey Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. W. W., durch die k. k. Poſt 17 fl. W.W. halbj. Beyträge beliebe man dem [illegible]teur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Conversationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

128.

(Wien, Donnerstag den 26. October.)

Herrn Dr. Görgens Privat-Irrenanſtalt in Wien.

Der unausweichliche Hauptfehler großer Irrenanſtalten iſt der: daß ſie erſtens Irrenanſtalten, zweytens große Irrenanſtalten ſind. Kein Irrer erkennt ſich als ein ſolcher, aber ſeine Umgebung weiß er oft recht klug zu claſſificiren. Das Bewußtſeyn, ſich im Irrenhauſe zu befinden, wirkt daher, nach oft gemachter Erfahrung, höchſt nachtheilig auf ihn, und wird beſonders bey Reconvalescenten die Urſache vielfacher Verſchlimmerung. Große Irrenanſtalten aber haben nothwendig noch vorzüglich den Fehler, daß die Kranken von dem Arzte, der Arzt, oder was dasſelbe ſeyn ſollte, die Wiſſenſchaft wenig von den Kranken profitirt. Wenn ſchon ein Seelenkranker oft mehr als zweyer tüchtigen Ärzte Bemühung verlangt, wie ſoll ein Arzt mehreren Hunderten ſolcher Kranken Hülfe leiſten? wie ſoll er beobachten, folgern, ſchließen lernen? und wie ſoll er ſeine Beobachtungen und deren Reſultate zum Frommen der Wiſſenſchaft ſeinen Amtsgenoſſen mittheilen? Privat-Irrenanſtalten ſind alſo noch das einzige Mittel, ſowohl zur beſſeren Behandlung der unglücklichen Leidenden, als zur Förderung der leider noch immer ſo verwaiſten pſychiſchen Heilkunde. Hier bey wenigern Kranken iſt der wahre Ort zur richtigen Beobachtung, zweckmäßiger Behandlung und furchtbringender Belehrung durch literariſche Mittheilung des Geſehenen und Geſchehenen. Solche Privat-Irrenanſtalten zu errichten iſt daher eben ſo löblich als nothwendig, und es gehört gewiß zu den ſchönſten Verdienſten des rühmlich bekannten Hrn. Dr. Görgen in Wien, der Erſte geweſen zu ſeyn, der in unſerer Kaiſerſtadt ein ſolches Unternehmen (unſer Blatt hat ſchon früher eine vorläufige Nachricht gegeben) realiſirte. Durch eine langjährige und wohlgenutzte Beſchäftigung mit Seelenkranken in der großen, mit dem allgemeinen Krankenhauſe verbundenen Irrenanſtalt zu Wien, deren Direction Hr. Dr. G. lange Zeit höchſt fruchtbringend beſorgte; durch eine große Maſſe von Kenntniſſen in allen Zweigen der Heilkunde; durch tiefe Forſchungsgabe, richtigen, unbefangenen Blick, frey von aller Hypotheſenſucht, und bekannt mit den geſammten Leiſtungen in der pſychiſchen Medicin aller Zeiten und Völker, dann durch ſeine ſo homogene Categorie als Menſch iſt Hr. Dr. G. ganz geeignet, ein ſolches Inſtitut zweckmäßig zu organiſiren und heilbringend zu leiten.

In einer kleinen, in deutſcher und franzöſiſcher Sprache herausgegebenen Schrift, die den Titel führt: Privat-Heilanſtalt für Gemüthskranke, eröffnet von Dr. Görgen in Wien — Etablissement privé pour la réception des Aliénés — (Wien, 1820, bey F. Wimmer. 1 fl W. W.) macht uns ihr würdiger Verfaſſer mit ſeinem Unternehmen näher, und auf eine höchſt befriedigende Weiſe bekannt.

Wir erfahren zwar nicht daraus, wie es bey den gewöhnlichen Ankündigungen ähnlicher Anſtalten zu geſchehen pflegt, wie breit und wie lang jedes Krankenzimmer, ob der Ofen weiß oder grün iſt, wie viel Stühle in jedem Zimmer, und was noch ſonſt für Merkwürdigkeiten ſich darin befinden; aber wir erſehen dafür aus dieſen zweyen Bogen den hellen Geiſt, und den echt practiſchen Sinn des Gründers der Anſtalt. Aus jedem Satze leuchtet die tiefſte Einſicht in das Weſen der Seelenkrankheiten, und der bewunderungswürdige Scharfſinn, mit dem er ſeine Kranken behandelt. Höchſt anziehend und von großem Einfluſſe auf die geſammte pſychiſche Heilkunde iſt vorzüglich das, was über das wechſelſeitige Benützen der Kranken ſelbſt, zu ihrer Erforſchung und Heilung geſagt wird (eine Art von Bell-Lancaſteriſcher Methode); ferner was über die heilbringende Entfernung der Geiſteskranken aus der gewohnten Umgebung daſteht, was eben ſo wahr, durch die Erfahrung tauſendfach beſtätigt iſt, als es Pflicht iſt, dieſen Satz wiederhohlt zu verbreiten, da eine falſche Liebe der Angehörigen die Heilung ſolcher Kranken gerade dadurch hindert, daß ſie ſie nicht aus dem Hauſe unter Fremde bringen, oder wie ſie zu ſagen belieben, verſtoßen wollen, was doch das erſte und unerläßlichſte Mittel iſt, indem hier die Aufmerkſamkeit der Unglücklichen von einer fixen Idee auf neue Gegenſtände geleitet wird, ſie ſich hier mehr Zwang anthun müſſen, ihren Launen nicht freyen Zügel könnten ſchießen laſſen, und, was das Wichtigſte iſt, ſich hier beherrſchen lernen, indem ſie glauben beherrſcht zu ſeyn.

Für jene, denen es Intereſſe gewährt, die äußere Einrichtung dieſes Inſtituts näher zu kennen, mögen hier einige Stellen der kleinen Schrift ſelbſt ſtehen.

»Weil die Allerhöchſte Entſchließung Sr. Majeſtät des Kaiſers unter andern ausdrücklich vorſchreibt *), daß der Unternehmer einer Privat-Irrenanſtalt beſtimmte Preiſe kund zu machen habe, für welche er Gemuthskranke in ſeine Obſorge und Verpflegung zu nehmen Willens iſt, habe ich drey Claſſen feſtgeſetzt, und zwar die erſte zu 5 fl., die zweyte zu 4 fl. und die dritte zu 3 fl. Conv. Münze täglich.«

»Die Koſt, Wohnung, Wartung und Verpflegung iſt durchaus dieſelbe, und in Hinſicht der ärztlichen Behandlung bin ich allen meinen Kranken gleiche Aufmerkſamkeit, gleiche Geduld, und überhaupt gleiche Anſtrengung ſchuldig. Die Verſchiedenheit der Preiſe hat nur Statt, in wiefern mancher Gemüthskranke gewiſſe Bedürfniſſe hätte, deren Befriedigung mit beſondern Auslagen verbunden iſt, oder in wiefern für manchen Kranken beſondere Bequemlichkeiten verlangt würden, als da ſind: eine größere Anzahl Schüſſeln, als ich ſelbſt ge-

---

*) Medicíniſche Jahrbücher, des k. k. öſterr. Staates, 1 Bd. 4 St. Seite 11.

nieße, einzelne ſehr koſtſpielige Gerichte, mehrere Zimmer, prächtige Möblirung, Stallung, Wagenſtelle u. dgl. — Ich erkläre alſo hiermit, daß ich dieſe Preiſe nur, um der Allerhöchſten Verordnung Folge zu leiſten, feſtgeſetzt habe, und daß ich unter gewiſſen Verhältniſſen auch erböthig bin, Kranke unter dem ſtipulirten Preiſe von täglichen 3 fl. C. M. aufzunehmen, eben ſo wohl, als für manchen Kranken in Hinſicht ſeiner angewohnten Bequemlichkeiten Forderungen geſtellt werden könnten, welche ich um tägliche 5 fl. C. M. zu befriedigen nicht im Stande wäre.« (Schluß folgt.)

* * *

Der Gimpel.

Eine Fabel.

»Vier Jahre und ein Tag, Herr Lux, ſind ſchon verfloſſen —
Und dennoch iſt mein Hans noch voller Narrenpoſſen.
Das wollt' ich ihm verzeih'n, wär er nicht gar ſo dumm! —
Sie ſind ſein Lehrer doch — Herr Lux! warum ſo ſtumm?«
So ſchrie der Trödler Lax, und that gewaltig böſe.
Herr Lux entgegnet kurz: »»Verzeihen Sie — ich leſe«« —
»Sie leſen? à propos, ich höre ſo was gern,
Von Prinzen und von Feen, und von verwünſch'nen Herr'n.
O leſen Sie! Das iſt ein Schmaus für Trödler-Seelen.«
»»Sie wünſchen es, mein Herr? ich thu', wie Sie befehlen.««

* * *

Die Welt erhebt ſich ſehr, — dem Himmel ſey's gedankt!
Man hört ſo manche Frau, die ſchon franzöſiſch zankt,
Die ſtolz das Roß beſteigt. Das iſt der Bildung Segen!
Hat auch die Kinderſchaar kein Hemdchen anzulegen —
Was liegt an ſolcher Brut! die Mutter ſchafft ſich Ruhm, —
Das macht des Mannes Klag', der Kinder Thränen ſtumm.
Wenn ſolch ein edler Stolz die Thiere auch ergreifet,
Der Eſel feiner ſchon den Hals, die Naſe ſteifet —
Wen wundert ſolch ein Müh'n? Der Nutzen iſt zu groß,
Die Thiere wollen auch etwas vom Götterloos! —
Der Gimpel, der doch ſtets ein blöder Kauz geweſen,
Hat drey Capitel ſchon vom Don Quixotte geleſen;
Der Gimpel iſt gelehrt, das wird ſein Söhnlein auch,
Der kleine Spadi mit dem purpurrothen Bauch.
So dacht' er ſich, und kaum war eine Nacht vergangen,
Kömmt er zum Sperber hin mit ſeinem dummen Rangen.
Beſcheiden frägt er an: »Der Herr — iſt er zu Haus?
»»Ja; eben ſpeiſet er zum Frühſtück eine Maus.««
»Sieh da — Herr Sperber! Nun, ich wünſche guten Morgen.
Wie ſchliefen Sie? recht wohl? ich komme voller Sorgen.
Den Bengel ſeh'n Sie an, wie blöd' er jetzo ſitzt!
Küß' gleich das Kleid, — wie dumm er ſeinen Schnabel ſpitzt!
Der dümmſte biſt gewiß aus allen dummen Teufeln!
Herr Sperber — s'iſt mein Sohn — Sie werden doch nicht zweifeln?
Herr Sperber! Ihre Kunſt iſt weit und breit bekannt,
Der erſte Mentor ſind Sie ringsumher genannt —

Herr Sperber! Ihnen ſey mein Spadi übergeben;
Den Spadi lieb' ich mehr, weiß Gott, als Fraß und Leben:« —
Dieß ſpricht der Gimpel und ſetzt Manches noch hinzu;
Sie wiſſen ſchon genug, d'rum laſſen Sie mir Ruh!
Genug, der Sperber nimmt den Spadi in die Lehre.
Er gibt — es ſey geſagt zu ſeiner großen Ehre —
Er gibt ſich viele Müh'. Der Gimpel wird dreſſirt,
Wird in den Bock geſpannt und ſchrecklich exercirt —
Der arme Spadi ſeufz't, doch muß er weiter kommen,
Und wird mit jedem Tag in ſtreng're Zucht genommen.
Ein ganzes Jahr verſtreicht, und Spadi kehrt zurück,
Der Vater muſtert ihn mit ſeinem Kennerblick.
»Wo iſt ein Kakadu? wo iſt das noble Weſen?
Ich glaube gar, du haſt von Spieß noch nichts geleſen?
Und Spadi, — wie du ſtehſt! ach Gott, ich bin gepreßt!
Der Sperber hat's gethan, — o böſe, böſe Welt!«
»»Herr Vater, nur ein Wort«« — »ein Wort, mein Kind: das wäre?
»»Der Sperber grüßt Euch ſchön«« — »o gar zu viele Ehre!«
»»Der Sperber fragt Euch dann, ob's nicht bewieſen liegt,
Daß ſich zum Gimpel nur ein Gimpel wieder ſchickt?««

Eberſberg.

Ontologiſche Neuigkeiten.

Von A. Rittig v. Flammenſtern.

XIX.

(Fortſetzung von Nr. 127.)

Engliſche und deutſche Journale rühmen die Vorzüge, welche der eben auch von Adie verſertigte neue Luftbarometer vor dem Queckſilber-Barometer hat, insbeſondere wegen ſeiner ungemeinen Empfindlichkeit bey den geringſten Veränderungen in der Atmosphäre. Die Landexpedition nach der Hudſonsbay und den Küſten des arktiſchen Meeres hat, wie verlautet, auch zwey ſolche Luftbarometer, oder wie Adie ſie nennt: Sympieſometer, mitgenommen. Nach Adie's Angabe dient dieſer Sympieſometer, zur genaueſten Beſtimmung der von dem Einfluß der Sonne und des Mondes bewirkten Veränderungen in dem Gewichte der Atmosphäre. Er mißt dieſes Gewicht durch den Druck einer Gasſäule. Jedes elaſtiſche Gas und jede Flüſſigkeit — außer Queckſilber — welche nicht auf das Gas wirkt, oder keine Einwirkung von dieſem erleidet paßt dazu; das Waſſerſtoffgas aber am vorzüglichſten, und als die ſchicklichſte Flüſſigkeit ein fettiges Öhl, oder eine Miſchung von fettigem und flüchtigen Öhle, beſonders aber Mandelöhl, mit der Wurzel der Ochſenzunge, — anchusa — gefärbt. Eine genaue Beſchreibung ſammt der Abbildung dieſes Sympieſometer's findet ſich in: The Edinburgh philosophical Journal 1819, von welchem Journal das Literar. Wochenblatt treffliche Auszüge liefert.

Öffentliche Blätter meldeten bereits, daß Hr. Jonathan Lazarus Uffenheimer hier in Wien eine concentrirte Gärbe-Subſtanz, mit der er ein Sohlenleder bereitet, welches das gewöhnliche an Güte übertrifft, erfunden habe. Nun kommt aber der Engländer Pules und empfiehlt uns die Rinde des Lerchenbaumes — Larix pyramidalis — zum Gärben, doch meint Pules, daß beſonders die Jahresſprößlinge mit mehr Vortheil dazu gebraucht werden können als die Rinde von Bäumen, die im Herbſte gefällt würden. Hier hätten wir nun neue Surrogate um die bis jetzt in der Gärberey unentbehrlichen Knoppern entbehrlich zu machen.

Das von unſerm rühmlichſt bekannten Aſtronomen David zu Prag herausgegebene Werkchen: Geographiſche Ortsbeſtimmung von Rottenhaus ꝛc. 1820, enthält außer vielen andern neuen Orts- und Höhenbeſtimmungen noch manches Intereſſante. So ſagt z. B. S. 29 derſelbe: »daß er ſich vollkommen überzeugt habe, daß man die geographiſche Breite und Länge eines Ortes auf der Erde durch trigonometriſches Verfahren, wenn man von einem richtig und genau beſtimmten Orte ausgeht, weit richtiger und ſchärfer erhalte, als mit Hülfe eines Sextanten und Chronometers;« auch iſt die Seite 79 angeführte Methode: Azimuthe irdiſcher Gegenſtände mittelſt der Fernröhre des Theodoliten zu beſtimmen, ſehr einfach und klar vorgetragen. Was jedoch der gelehrte Herr Verfaſſer von Übereinſtimmung und gleicher Zwiſchendauer der Blickfeuer ſagt, dürfte ſelten ſo wie hier eintreten. Die Achtung, die Herr David für ſeinen Vorgänger an der Prager Sternwarte, dem im Jahre 1799 verſtorbenen Aſtronomen Anton Strnad ausſpricht, beurkundet ſowohl den treflichen Charakter des Verſtorbenen, der demſelben Lehrer und Freund im vollſten Sinne des Worts war, — als auch den edlen Sinn des dankbaren Zöglings. Glücklich, und wie wir weiter ſehen werden, auch für die Wiſſenſchaft belohnend, war daher der Gedanke, die Grabesſtätte des im Jahre 1799 verſtorbenen Aſtronomen Anton Strnad im Orte Chrzin, trigonometriſch zu beſtimmen. Herr David und mein vieljähriger Freund, der Artillerie-Hauptmann Jüttner, unternahmen dieſe Beſtimmung, und fanden vereint für den Ort Chrzin die Breite 50° 18′ 13″ und deſſen Länge 31° 57′ 31″; woraus ſich ergibt, daß dieſer Ort etwas öſtlich vom Meridian des Georgenberges liegt, mithin auf der großen Müller'ſchen Karte, wo er merklich weſtlich von demſelben erſcheint, verzeichnet iſt. Bemerkenswerth für die inländiſche Induſtrie iſt S. 113 die Angabe Davids, daß er ſich von der Vortrefflichkeit des Serpentins, der ſich bey Einſiedl auf der Tepler Herrſchaft im Pilſner Kreiſe in großer Menge vorfindet, überzeugt habe; und da er jenen zu Zöblitz in Sachſen nun auch geſehen habe, mit Grund verſichern könne, daß der inländiſche Serpentin aus der Gebirgsgegend von Einſiedl jenen von Zöblitz an Schönheit weit übertrifft. Beſonders rühmt David Tiſchblätter von Einſiedler Serpentin, die ſelbſt den ſchönſten Marmortiſchen an Schönheit nicht nachſtehen.

Breguet's neuerfundener Chronometer, der zur Berechnung der Bruchtheile einer Secunde bey aſtronomiſchen Beobachtungen dient, iſt bey allen Arten von Teleſcopen anwendbar. Man kann damit die Zehntheile, ja die Zwanzigtheile, und annähernd ſogar die Hunderttheile einer Secunde beſtimmen.

Der engliſche Arzt W. Howard hat den Leslie'ſchen Differential-Thermometer weſentlich verbeſſert, indem der Wärmegrad nicht wie bey Leslie durch die Ausdehnung der Luft, ſondern durch die Ausdehnung des Dampfes von Aether oder Weingeiſt im luftleeren Raume mißt. Die Röhre hat an jedem Ende eine Kugel, von welchen die eine mit einer kleinen Öffnung verſehen iſt, worein der Äther oder Weingeiſt gebracht wird. Iſt die eingelaſſene Flüſſigkeit bis zum Sieden erhitzt, ſo wird die Öffnung erſt mit Wachs und dann mit dem Löthrohre verſchloſſen. Man kann die Röhre auch biegen. Die Scala iſt nach franzöſiſchen Millimetern abgetheilt. Howard hat ein auf ähnliche Art eingerichtetes Werkzeug auch als photometriſchen Thermometer gebraucht, und es bey vergleichenden Verſuchen mit dem Lichte verſchiedener Flammen ſehr nützlich befunden. Hiezu wird die obere Kugel dünn mit Tuſch beſtrichen, die andere mit einem durch verdünnten Weingeiſtfirniß aufgetragenen Goldblättchen belegt, und dann mit einem dünnen Glasſtücke bedeckt. Hält man nun eine Kerze in der Entfernung von 14 Zoll von der ſchwarzen Kugel, ſo fällt augenblicklich die Säule der Flüſſigkeit.

Brewster hat neue Verſuche über das Phosphoresciren der Mineralien angeſtellt, und bey weit mehreren Foſſilien, als zuletzt Hauy unterſuchte, die Eigenſchaft bemerkt, bey der Erhitzung ein phosphoriſches Licht zu geben. Brewsters Verſuche haben das Eigene, daß die Mineralien hiezu nicht wie ſonſt als Pulver, ſondern in kleinen Bruchſtücken, die er in einem dunkeln Zimmer auf eine dicke Maſſe heißen Eiſen legt, der Hitze ausgeſetzt werden. Manche Mineralien, Quarz, Amethiſt, Obſidian, Zeolith —, Meſotyp aus Auvergne, ſalzſaures Silber, kohlenſaures Kupfer u. a. m. mußten jedoch in einem Piſtolenlaufe erhitzt werden. Auf dieſe Weiſe fand Brewster bey 59 verſchiedenen Foſſilien mehr oder weniger Phosphoresciren. Hauy hat uns — nur 10 bekannt gegeben.

(Schluß folgt.)

Allgemeine Novelliſtik.

(Die in dem Converſ. Bl. erwähnten Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Neue franzöſiſche Bücher. Volneys Schriften ſind wünſchenswerther Maßen auch geſammelt worden. A. Carrion-Niſas hat die Arbeiten dieſes verdienten Gelehrten geordnet und ſeine Biographie dazu geliefert. Sie erſcheinen, dem vor uns liegenden Proſpectus zu Folge (bey den ſo unternehmenden Brüdern Boſſange in Paris) in 8 Bänden, welche in vier Lief. ausgegeben werden. Die erſte ſoll noch im nächſten Monate (Nov.) die Preſſe verlaſſen, die andern von zwey zu zwey Monaten. Die vor dem 1. Febr. eintretenden Subſcribenten erhalten die Lief. um 14 Fr. Später koſtet das Ganze 64½Fr. Man hat 50 Ex. auf Velin abgezogen, wovon jeder Band 11 Fr. koſtet.

Jeder unterrichtete Militär kennt Jominis lehrreiches Werk: Traité des grandes opérations etc., wovon wir aus dem Verlag der thätigen Cotta'ſchen Buchhandlung bekanntlich eine gelungene deutſche Überſetzung haben. Im vorigen Jahre wurde eine neue Ausgabe des Originals in 2 Abth. angekündigt, wovon die erſte in 3 Bänden mit Atl. die Geſch. der Kriege Friedrichs II. begriffen, und die zweyte in 10 Bänden die Revol. Kriege von 1792 — 1801 hätte enthalten ſollen. Der Verf. hatte zugleich verſprochen, ſpäterhin noch 6 Bände folgen zu laſſen, die franzöſ. Kriegsgeſch. von 1801 — 15 umfaſſend. Die erſte Abth. erſchien, obgleich ſie das Datum 1818 trägt, im vor. Jahre in 3 Bänden mit Atlas (40 Fr.). Die Buchhändler Anſelin und Pochard in Paris kündigen nun an: Histoire crit. et mil. des Guerres de la révol. Nouv. éd. red. s. d. nouv. docum. etc. par Jomini; 6 Bände in 159 Bogen beſtehend, mit einem Atlas von 13 Karten und 5 Textbogen, Preis 65 Fr. Dieſe 6 Bände bilden die erſte Lief. der 2 Abth. des Traité des gr. op. wozu ſie auch einen Nebentitel führen, und umfaſſen die Revol. Kriege v. 1792 — 1794. Wir haben geglaubt, das Verhältniß des Werkes etwas umſtändlicher bezeichnen zu müſſen, um den Beſitzern früherer Bände eine leicht mögliche Irrung zu erſparen.

Voltaires ſämmtl. Werke gibt der Oberſtlieutenant Touquet (derſelbe, welcher mit der Charte constitut. die er zu 5 Centimes verkaufte, die bekannte fruchtbare Speculation gemacht hat) heraus, eine Auflage, die wohl in jeder Hinſicht den Nahmen einer édition économique verdient. Einmahl hat dieſe Ausgabe der Geſammtwerke eines Schriftſtellers, den man gewohnt war in 71 oder 100 Theilen zu beſitzen, nicht mehr als 15 Bände; und zweytens koſtet jeder nicht mehr als 2 Franken. Das iſt eben ſo beyſpiellos, als die Schnelligkeit der Lieferung. Jeden Sonntag erſcheint ein Band. Der erſte iſt am 24. des vor. M. ausgegeben worden. Das Ganze wird ſonach gerade den letzten Tag dieſes Jahres vollendet ſeyn. Von den bereits ausgegebenen Bänden koſtet jeder 3 Fr. Der Preis des ganzen Werks vom 1. Jänner 1821 an iſt 50 Fr.

Wieder eine Collection de prosateurs françois in 8. be[illegible] Buchdrucker A. Belin angelegt. Wie der Proſpectus weiſet, wird mit Barthelemys Werken begonnen. Sie bilden 4 Bände und einen Atlas in 8. oder 4. Der erſte kommt Ende dieſe[illegible] (Oct.) heraus. Von dem 1. Nov. iſt der Preis jeden Bandes 7, nachher 8[illegible] Atlas koſtet 8, einzeln 10 Fr.

Nachſtehendes bequemes hiſt. Handbuch iſt bey Firm. Didot erſchienen: Revue chronol. de l'histoire de France, depuis la prem. convoc. d. notabl. jusqu'au départ des troupes étrangers (1787 — 1818); gr. 8. 52 1/2 Bogen ſtark.

Folgendes ſind Fortſetzungen bedeutender Werke: Laharpe hist. des voyages etc. Vol. 13 — 16 (24 Fr.); Dictionnaire des sciences medicales, Vol. 47 (Raci — Reso); Victoires etc. des François de 1792 — 1815. Vol. 20; Portraits des généraux fr. (als Folge des vorſteh. Buches) 2me collect., 8 — 10 Livr.; Laurent Musée royal, 3me livr. (4 Kupf. u. 4 Textbogen 48 Fr.); hist. des lépidoptères etc. 4 et 5 livr. (zuſ. 4 Taf. u. 6 Bogen Text 4 Fr.); Théâtre des Latins, Tome 9 et 10 (Plautus 2. u. Terenz 2. Theil 6 1/2 Fr.); Mémoires de l'acad. de Marseille, Vol. 12.

Von kleinern Schriften wollen wir anführen: La suite du folliculaire, comédie (1/2 Fr.) Roch-Policarpe, mes contes et ceux de ma gouvernante, 3 Tom. (7 Fr.); Hist. Mémoire sur la vie etc. d'Ali Pacha; Encyclopédie en 4 pages, ou pensées Bourboniennes, lit. phil. hist. romant. et crit. (25 C.); L'ermitage de Rousseau et de Gretry; poëme av. fig. et not. etc.; les petites gaudrioles, et chansonn. de la table et au lit.; Lettres sur l'hist. philos. des langues, par * * *.

Der Frau von Pichler: Coralie oder die Gefahren d. weibl. Überſpanntheit, wird nächſtens von Mad. Eliſe Voinet in 4 Theilen überſetzt erſcheinen. Der Vampyrismus ſpuckt noch immer fort; unter dem Titel: Le Vampire hat Hr. Dorondeau eine Fantaſie für das Pianoforte mit 9 Variationen herausgegeben. Gffr.

Am 18ten wurde im Theater in der Leopoldſtadt eine Zauberpoſſe v. Hrn. J. A. Gleich: „die bezauberte Braut," mit Muſik vom Kapellmeiſter W. Müller — die früher ſchon im Joſephſtädter Theater, unter dem Titel: „die verwunſchene (?) (ſoll wohl heißen: verwünſchte) Prinzeſſin" gegeben worden ſeyn ſoll, zum erſten

Mahl dargeſtellt. Dieſe Zauberpoſſe iſt ganz nach dem — in einem der dießjährigen Blätter des Converſationblattes angegebenen Recepte gefertigt, und beſteht eigentlich in einer Reihe von Tableaux und Tänzen, zwiſchen denen mitunter auch beyläufig etwas geſprochen wird. Indeſſen wäre der aufgeſtellte Contraſt zwiſchen Vorgängen und Folgen — anſchaulich gemacht durch eine Gemſenjagd, und durch die ſpätere Verunglückung der Jäger — durch eine ruhige ſanfte Seefahrt und durch den ſpätern Sturm ꝛc. gewiß intereſſant, wenn er weiter verfolgt worden wäre. Rüge verdient die ſceniſche Anordnung des Jahrmarktes in Smyrna, wo Alles in deutſchen Kleidern herumſpaziert, und kein Türke zu ſehen war. — Lob verdient die Arrangirung des Tableaus: die Gemſenjagd. Sincerus.

Am 11. October ſpielte im Theater an der Wien ein dreyzehnjähriger Knabe, Leon de St. Lubin, ein Schüler Spohrs, in dem Entre-Act das erſte Stück eines Concertes von ſeinem Meiſter. Der herrliche, geniale, gediegene Satz machte nach dem Ganzen lüſtern, obwohl dem kleinen Kunſtjünger nicht zuzumuthen war, alle drey Stücke der anſtrengenden und ſchwierigen Compoſition vorzutragen. Was man von ihm hörte, zeigte recht viel Anlage. Bedeutende Fertigkeit, ziemlich reine Intonation, eine gute, regelrechte Bogenführung laſſen viel für die Zukunft erwarten; vorzüglich lobenswürdig war es, daß der junge Künſtler nicht künſtlicher ſpielen wollte, als er es im Stande war (ein Umſtand, den viele Erwachſene zu berückſichtigen verſäumen, denn er nahm das Tempo ſo, daß es ihm möglich war, deutlich und verſtändlich zu bleiben. Ermunternder Beyfall wurde ihm, und auch die in dieſem Theater dem Virtuoſen nicht ausbleibende Ehrenbezeugung des Hervorrufens. Z—r.

In Folge der Genehmigung der hochlöblichen Cenſursbehörde, iſt Dr. Hermann entſchloſſen fünf Vorleſungen über ſein dramatiſches Gedicht: Chriſti Geburt, vom 30. October bis 4. Nov. und zwar von 12 bis 1 Uhr im Saal zum römiſchen Kaiſer auf der Freyung zu halten. Eintrittskarten zu 5 fl. W. W. erhält man im Bureau der Wiener Zeitſchrift am Kohlmarkt Nr. 268.

Was das dramatiſche Gedicht: Chriſti Geburt, betrifft, ſo hat er dieſen Gegenſtand in Form eines heiligen Idylls gehalten, wozu ihm theils die Evangelien und die alten Kirchenlegenden reichlichen Stoff bothen. Mit aller Schonung, mit ſtäter Rückſicht auf die hohe Würde unſerer Religion iſt dieſer Gegenſtand behandelt. Folgende Scenen ſind für die fünf Vorleſungen beſtimmt: Mariens Verlobung; die Sendung des hohen Prieſters; die Verkündigung; die Heimſuchung; Zwiſt und Verſöhnung; die Bothſchaft von Eliſabeth; Ahnung; die Reiſe nach Betlehem; Scenen am Hofe des Herodes; die heiligen drey Könige; Gabriel kündigt den Hirten des Heilands Geburt an; die Anbetung der Hirten und Könige; die Darſtellung im Tempel; Herodes der Tyrann; der Kindermord zu Betlehem; Eliſabeths Flucht; Maria an der Wiege; Joſephs Traum; Zachariä Tod.

J. Ruthwen von Edinburg hat eine Druckerpreſſe verfertigt, die den Steindruck ſehr erleichtert und befördert, und vermittelſt welcher man in einem Tage mehr Abdrücke beſorgen kann, als mit andern Preſſen geſchieht. Vermittelſt des Hebels wird jeder Grad des Druckes zu gleicher Zeit gleichmäßig über den ganzen Stein vertheilt. Der Cylinder reibt nach jedem Druck die Tinte von der Platte, und die Arbeit beym Durchwinden des Bettes iſt auch um vieles gemindert. Eine dieſer Preſſen iſt ebenfalls beym Kupferplatten-Druck ſehr nützlich befunden worden.

Auflöſung des Anagrammes in Nr. 127: Rebe, Eber.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 666), wöchentlich drey Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 17 fl. W.W. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

129.

(Wien, Samstag den 28. October.)

Die Geſellſchaft der Muſikfreunde des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates.

Die Prüfung der Zöglinge des hieſigen Muſik-Vereins, welche am 16ten d. Mon. in dem von der Geſellſchaft gemietheten Lokale Vormittags Statt fand, hat allgemein befriediget, und zugleich einen erfreulichen Beweis von den Fortſchritten dieſer preiswürdigen Anſtalt geliefert, welche auch ihre äußere Einrichtung ſo vortrefflich geſtaltet. Jedem Unbefangenen erſcheinen die Reſultate dieſer Prüfung um ſo überraſchender, je geräuſchloſer und ſicherer die Geſellſchaft ihre Zwecke verfolgte, und ſie ſchon gegenwärtig das Publicum mit der reichen Ernte ihrer Bemühungen bekannt machen kann.

Wir glauben, daß es dem Kreiſe unſerer Pflichten angehört, dieſen intereſſanten Verein und ſeine Leiſtungen mit wenigen Umriſſen in dieſen Blättern etwas näher zu bezeichnen.

In der zweyten Auflage der im Jahr 1814 in Druck erſchienenen Geſellſchafts-Statuten iſt die Tendenz dieſes Vereins alſo ausgeſprochen: »Die Emporbringung der Muſik in allen ihren Theilen; Selbſtbetrieb und Selbſtgenuß derſelben, ſind nur als untergeordnete Zwecke erkannt.« Dieſe wenigen Worte dürften die von Einigen etwas zu vorlaut geäußerte Beſorgniß widerlegen, daß von dem Verein die Exiſtenz der Tonkünſtler bedroht werde.

Bey den großen Auslagen, welche die erſte Gründung dieſer Anſtalt in allen Theilen erforderte, mußte die Geſellſchaft das weſentlichſte, eine ruhige Wirkſamkeit ſichernde Bedürfniß, den Beſitz eines eigenen für dieſe Zwecke beſonders errichteten Gebäudes, entbehren. Nur der Kunſt widmete der Verein all ſein Streben, den ganzen Aufwand ſeiner Mittel, und all die Kraft, welche ſich aus dem engen Verbande ſo vieler ausgezeichneten Mitglieder bildete, um dieſes Unternehmen auf ſeiner Höhe zu erhalten.

Die Geſellſchaft hat bereits den Unterricht im Singen, auf der Violine und in der italieniſchen Sprache eröffnet. Beyläufig 40 Knaben und 30 Mädchen bilden die Schüler.

Herr *Frühwald* ertheilt den Knaben, Hr. *Korne* den Mädchen der erſten und zweyten Claſſe den Unterricht im Singen. Fräulein *Fröhlich* hat die höhere Ausbildung im Geſange bey den Mädchen der dritten Claſſe übernommen. Der rühmlich bekannte Violinſpieler Hr. Böhm unterrichtet zwölf Knaben auf der Violine, und Hr. Wallaſchek iſt für den Unterricht in der italieniſchen Sprache beſtimmt.

Nur Einiges von der dießjährigen öffentlichen Prüfung. Sie wurde mit einer kurzen gehaltvollen Rede in italieniſcher Sprache von einer Schülerinn des Vereins eröffnet, welche das Kunſt-Streben ſämmtlicher Schüler mit Wärme ausſprach. Hierauf folgte: Il Viaggio armonico, von dem erſten Hofkapellmeiſter Hrn. Salieri eigens für dieſe Singſchule geſchrieben, welche die Elementarbegriffe der Muſik enthält, und von ſämmtlichen Schülern der erſten und zweyten Claſſe mit vieler Präciſion vorgetragen wurde.

Außerdem wurden noch mehrere Chöre, ein Ave Maria von Joſ. Haydn, vierſtimmige Fugen von Wſchejansky, Duett, Quartett und Sextett von Mozart ausgeführt, unter welchen ſich vorzüglich der Vortrag eines Quartetts aus der Zauberflöte auszeichnete, welches vielleicht nie in ſolcher Vollendung gehört worden iſt, und alle Anweſenden zu dem lauteſten Beyfall hinriß. Die Schüler der Violin-Schule führten zweyſtimmige Fugen von Bayer, und einige Violin-Übungen von Kreutzer aus. Der Schüler, welcher die erſte Kreutzerſche Violin-Übung vortrug, verdient hier eine ausgezeichnete Erwähnung: ſein reiner, kräftiger Ton, und das Gefühl, womit er ſeinen Vortrag zu beleben verſteht, kündigen in ihm den Künſtler an.

Möchten die Schüler und Schülerinnen mit Fleiß und Ausdauer dieſe ſchwierige aber ſo glücklich betretene Künſtlerbahn verfolgen, und die Ausbildung ihres Talentes unter der Leitung ihrer würdigen Lehrer vollkommen zu Stande bringen, um die belohnenden Früchte des Ruhmes und des Glückes in reichem Maße zu ernten; das Höchſte zu erreichen iſt des Künſtlers Streben. Halbe Bildung läßt ewig unbefriedigt; ohne Weihe der Vollendung unbeſonnen den Unterricht verlaſſen, um mit zu kühnem Selbſtvertrauen mittelmäßige Leiſtungen dem Urtheil des Publicums hinzugeben, iſt offenbar ein beleidigender Verſuch gegen ſich, gegen die Zuhörer und gegen die Würde einer Anſtalt, die mit liberaler Bereitwilligkeit den Unterricht ſpendet.

(Schluß folgt.)

* * *

An Berenice.

Adel, Anmuth, Glanz und Liebreiz ſchmücken
Füllig die Junoniſche Geſtalt,
Und in ihren ſeelenvollen Blicken
Spiegelt ſich mit magiſcher Gewalt
Des Gemüthes zartes holdes Leben. —
Alſo darf der Sonne goldner Strahl
Jedes Sehers freyes Aug entzücken:
Feſſeln neid'ſche Klüfte unſre Wahl,
Darf das Herz bewundernd doch ſich heben.

—t.

* * *

Herrn Dr. Görgens Privat-Irrenanſtalt in Wien.

(Schluß von Nr. 178.)

»Ich habe meine Anſtalt in jeder Hinſicht ſo eingerichtet, daß ich jeden Kranken, weſſen Standes und Ranges er auch ſey, auf eine ſolche Art verpflegen kann, daß er bey ſeiner Überſiedlung in meine Anſtalt nichts von allem dem vermiſſe, was ihm in ſeiner gewohnten Lebensweiſe zum Bedürfniſſe geworden iſt: und wer die Preiſe für überſpannt hält, um welche ich meinen Kranken eine ſehr gute Koſt, angenehme, niedliche, mit Geſchmack möblirte Zimmer, Beleuchtung und Beheitzung, vollſtändige bey Tage wie des Nachts ununterbrochene Wartung und Pflege durch Wärter gebe, welche ich, um ſie nicht aus der gemeinſten Menſchenclaſſe nehmen zu müſſen, ſehr gut beſolde, — wer die Sorge und Verantwortlichkeit, welche von ſolchem Unternehmen unzertrennlich ſind, für nichts achtet, der hat gewiß keine richtigen Begriffe von derjenigen Krankheit, deren vorzüglicher Behandlung ich meine Anſtalt widme. Solche Gemüthskranke, welche mich nicht ſchadlos zu halten vermögen, kann ich, ſo wehe ſolches meinem Herzen thut, nicht aufnehmen, und dieſe mögen ſich damit vertröſten, daß für ſie von Seiten des Staates in der öffentlichen Irrenanſtalt gethan werde, was ſeinen Kräften und ihren beſchränkten Vermögensumſtänden angemeſſen iſt.

Für die Wäſche, Kleidungsſtücke und Effecten jeder Art, welche von den Kranken mitgebracht werden, hafte ich dergeſtalt, daß beym Austritte oder Ableben eines Kranken eine Inventar-Übergabe, ſo wie bey ſeinem Eintritte in meine Anſtalt eine Inventar-Übernahme Statt findet.

Die Zahlung des Verpflegs-Betrags geſchieht monatlich vorhinein, ſo, wie bey der öffentlichen Irrenanſtalt, und es muß für ſolche Kranke, welche nicht in Wien ſeßhaft ſind, eine angemeſſene Bürgſchaft geſtellt werden.

Gegen 14tägige Aufkündigung kann jeder Kranke wieder von mir ungeheilt übernommen werden, und wer mich durch den Erlag eines 14tägigen Verpflegsbetrags entſchädigt, kann ſeinen Kranken zu jeder Stunde übernehmen.

Übrigens bin ich nicht Willens, andere Ärzte, denen man Vertrauen ſchenkt, von der Behandlung meiner Kranken auszuſchließen; dafür verlange ich aber, daß ich ſelbſt in Fällen, wo ich dieſes zu meiner eigenen Deckung oder zur Beruhigung der betreffenden Familien für nothwendig erachte, andere Ärzte von entſchiedenem Rufe zu Rathe ziehen darf.

Meine früheſten Wahrnehmungen bey der öffentlichen Irrenanſtalt in Wien haben mich ſchon überzeugt, wie mächtig und wie wohlthätig die Diener der Religion im Einverſtändniſſe mit denkenden Ärzten auf Gemüthskranke zu wirken vermögen; ich werde daher niemahls auch nur den mindeſten Anſtand nehmen, Geiſtlichen, von welcher Confeſſion ſie auch ſeyn mögen, den Zutritt bey meinen Kranken zu geſtatten.

So wie nun einmahl die Verhältniſſe der menſchlichen Geſellſchaft beſtehen, ſind gewiſſe Vorurtheile denjenigen, welche einſt gemüthskrank waren, ſehr nachtheiſig, und in der Zukunft ihrem Fortkommen oft hinderlich. Um auch hierin die möglichſte Sorgfalt eintreten zu laſſen, habe ich dafür geſorgt, daß Kranke, vorausgeſetzt daß ihr Wahnſinn keinem Zweifel unterliege, unter erdichtetem Nahmen und unter der vollkommenſten Verſchwiegenheit bey mir untergebracht und behandelt werden können.

Eine unerläßliche Bedingung zur Aufnahme eines Gemüthskranken in meine Anſtalt iſt, daß ein ärztliches Zeugniß über ſeinen Wahnſinn, nebſt einer umſtändlichen Krankheitsgeſchichte desſelben beygebracht werde, weil es mir ſonſt gleich an dem erſten Mittel fehlen würde, eine ſchnelle Überſicht von dem Zuſtande des Kranken ſelbſt zu erlangen. Dieſes iſt um ſo nothwendiger, wenn mir Kranke aus den Provinzen des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates, oder gar aus der Fremde zugeſendet werden ſollten.

Wer aus der Ferne, in Betreff eines ſolchen Kranken, einen Briefwechſel mit mir vorläufig anzuknüpfen für nöthig erachten ſollte, beliebe ſolches mittelſt frankirter Briefe zu thun, damit ich bey meiner Bereitwilligkeit, jede gemachte Aufklärung zu geben, und jede gemachte Anfrage zu beantworten, nicht zu läſtigen Portoauslagen genöthiget werde. «

Noch wollen wir über die Art und Weiſe, wie die Kranken ſich untereinander beobachten ꝛc. aus dieſer Schrift ſelbſt eine Anecdote anführen, wie ſie dem Verfaſſer während ſeiner langen Praxis ſelbſt vorgekommen iſt. »Ein gemeiner Soldat (erzählt er), ohne alle Bildung, des Leſens und Schreibens völlig unkundig, glaubte Kaiſer aller Kaiſer zu ſeyn, und wurde darüber von ſeinen Mitpatienten, welche ihrerſeits nicht minder verrückt waren, als er, von jedem nach ſeiner Art angefochten, und wußte ihren Einwürfen und Zweifeln auf eine ſie meiſtens befriedigende Art zu begegnen. Ein einziger ſeiner Tollhausnachbarn drückte eines Tages in etwas verächtlichem Tone ſein Bedauern über die Unterthanen aus, welche von einem Kaiſer regiert werden ſollten, der die Todesurtheile nicht einmahl unterſchreiben könne. Dieſe Verlegenheit ging der Majeſtät des Tollhauskaiſers gar zu nahe, und von der Stunde an, lernte er binnen 3 Monaten durch bewunderungswürdigen Fleiß und Beharrlichkeit, von ſeinen Mitpatienten ſowohl, als durch die mühſamſte Benützung eines jeden zufällig gefundenen Zettels, recht leſerlich, und in mittelgutem Style dergeſtalt ſchreiben, daß ich noch zur Stunde manchmahl mit Vergnügen ſeinen Ideengang in den vielen und weitläufigen, von ihm ſelbſt empfangenen ſchriftlichen Vorträgen ſtudiere. « —

Aus dem tüchtigen Geiſte des Gründers und Beſchreibers dieſer Anſtalt läßt ſich mit vollem Recht auf ihre innere und äußere Tüchtigkeit ſchließen. Wir können ihr daher, indem uns das Wohl der Menſchheit wahrhaft am Herzen liegt, das beſte Gedeihen wünſchen, wollen aber auch den Herrn Verfaſſer erinnern, ſein gegebenes Wort recht bald zu löſen, nähmlich die Reſultate ſeiner reichhaltigen Erfahrungen in der pſychiſchen Heilkunde ſeinen Collegen eheſtens mitzutheilen, denen wir auch mit der geſpannteſten Erwartung entgegen ſehen.

J. —

* * *

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Im Leopoldſtädter Theater wurde am 13. d. zum erſten Mahle ein in freyen (?) Verſen, mit Benützung einer dramatiſchen Skizze des Conteſſa von Herrn Adolph Bäuerle bearbeiteter Schwank in einem Aufzuge gegeben, betitelt: »Schuſter bleib' beym Leiſten.« Die Fabel des Schwankes iſt folgende: dem ehrlichen Schuſtermeiſter Schwengel liegt das Politiſiren und Kannegießern mehr, als ſeine Arbeit am Herzen, und ſein Gevattersmann, der Schulmeiſter Kilian, unterſtützt thätig dieſe Narrheit, weil er dabey immer zechfrey gehalten wird. Der Schuſtermeiſter hat ſogar einen Plan nach Aachen eingeſchickt, wie die Corſaren aus Deutſchland zu vertreiben wären; denn es iſt ihm ganz deutlich geworden, daß die Dey's der Raubſtaaten das gute, deutſche Land heimſuchen wollen. Seine Gattin, des Unweſens und der daraus hervorgehenden Unwirthſchaft müde, erſcheint nun verkleidet als preußiſche Dame; ſie bringt dem reformirenden Schuſter einen Brief aus Aachen, den er jedoch nicht eher, als bey Erſcheinung der Corſaren eröffnen ſoll — und ladet ihn ein, ihr liebend nach Aachen zu folgen, wo auch Ehre und Auszeichnung ſeiner warten. Schuſter und Schulmeiſter ſind bereit, ihr zu folgen — als ſie als Corſar verkleidet, plötzlich vor ihnen ſteht, die beyden Haſenfüße durch Drohungen ängſtigt, und ſie endlich an Stühle feſtbindet, um ſie ſammt dem Hauſe zu verbrennen. — Schon hört man Feuer rufen — die beyden Politiker verzweifeln — da ſteht die Schuſtermeiſterin lachend vor ihnen — ſie erkennen ihre Thorheit; der Schuſter erbricht den Brief, und ſiehe da, die Anwendung des Titels iſt gefunden; der Brief enthält den weiſen Rath: »Schuſter bleib' beym Leiſten!«

Da wir Conteſſa's Skizze nicht vor uns haben, ſo mögen die beyden Herren C. und B. um die Ehre der Erfindung dieſes witzigen Schwankes ſelbſt kämpfen. Wir ſchweigen gern von der extremen Unwahrſcheinlichkeit, daß der Schuſter am hellen Tage ſein, nur in beſſern Kleidern ſteckendes Weib nicht erkennt, ſo wie von den freyen Verſen. Die Darſtellung war gut. Der Schwank gefiel. **Sincerus.**

Nach einer Correſpondenz-Nachricht in einem auswärtigen Blatte kündigt in Paris ein gewiſſer Baillot eine Anſtalt an, die noch weit mehr als eine Turnanſtalt werden, folglich die andern verdunkeln ſoll. Dieß iſt wieder einer von den ſonderbaren Anſchlägen, die man von Zeit zu Zeit in Paris ausheckt, um mit einem Mahle die Aufmerkſamkeit des Publicums zu feſſeln. Es iſt ein großer Luſtgarten gemiethet worden; hier ſoll die bürgerliche und Medicinal- (?) Gymnaſtik gelehrt werden, nebſt allem, was die Körperkraft entwickeln und vermehren kann, als Tanzen, Fechten, Reiten, Schwimmen; auch geſungen ſoll dabey werden. Was nun Geiſt und Seele betrifft, ſo ſollen auch ſie nicht unverſorgt bleiben; zu dem Behufe iſt der Urheber des Unternehmens geſonnen, in ſeiner Anſtalt Vorleſungen über Beredſamkeit, Staatswirthſchaft u. ſ. w. halten zu laſſen, und dem Publikum von Zeit zu Zeit literariſche Sitzungen zum Beſten zu geben. Dann ſoll die Anſtalt noch etwas ganz Charakteriſtiſches haben; im Sommer ſollen nähmlich Feſte gegeben werden, welche, der Anzeige zufolge, die Ceremonien, Gebräuche, Mythen der verſchiedenen Völker, oder die merkwürdigſten Begebenheiten der vaterländiſchen Geſchichte dramatiſch darſtellen ſollen; ſo, heißt es in der Ankündigung, werde man hier einigermaßen ein Gymnaſium, ein Lyceum, öffentliche Spaziergänge und Sommerſchauſpiele beyſammen finden. Und dieſes bunte Gemiſch von Erziehungs- und Entrepreneurweſen ſoll den Nahmen Prytaneon, oder auf franzöſiſch Prytanéone führen. Im wahren Speculationsgeiſte verkauft der Urheber Actien auf dieß Unternehmen, und hat ſich einen ſogenannten Vervollkommnungsrath (conseil de perfectionnement) beygeſellt, wozu einige bekannte und zum Theil ausgezeichnete Männer, als Graf de la Borde, Degerando, Laſteyrie, Jullien ihre Nahmen hergeliehen haben. Wie vernünftige Männer ſich dazu haben verſtehen können, iſt nicht anders begreiflich, als dadurch, daß in Paris zuweilen die ſonderbarſten Projecte niemand eher auffallen, als bis ſich das geſammte Publikum darüber luſtig macht. Alsdann findet aber auch der Urheber nirgends Schonung mehr, und ſein Unternehmen fällt platt darnieder; ſo dürfte es auch Hrn. Baillots Prytaneen ergehen, wofern er es bis zur Verwirklichung ſeines Projectes bringt. — Ein noch ſonderbareres Project, womit man ſich in Frankreich jetzt herumtreibt, iſt dasjenige, eine lateiniſche Stadt anzulegen. Es iſt ſchon ſeit einigen Jahren von dieſem Anſchlage die Rede, und mancher mag wohl die Ankündigung deſſelben für einen Spaß gehalten haben; aber ſo eben erſcheint zu Toulouſe eine zwey Bogen lange Anzeige *), worin die neueſten Bedingungen oder Mittel zur Ausführung des Projects beſtehen. Nach den älteren Anzeigen rührt der Einfall von zwey oder mehreren Profeſſoren der lateiniſchen Sprache in den Provinzcollegien her; dieſe Leute haben es ſich in den Kopf geſetzt, daß es ſehr verdienſtlich um die lateiniſche Literatur ſeyn würde, wenn ſie die Römerſprache aus einer todten wieder zu einer lebendigen machten, und zu dieſem Zwecke haben ſie eine Stadt errichten wollen, worin nur Latein geſprochen werden ſollte, und wo folglich der Schuhflicker ſo gut ſeinen Cicero und Virgil verſtehen konnte, als der Pfarrer und Schulmeiſter. Allein die Leute haben wohl nicht bedacht, daß, um unſre jetzigen Bedürfniſſe, Begriffe und tägliche Gegenſtände auszudrücken, die Sprache der Römer dergeſtalt vermehrt und umgeändert werden müßte, daß das heutige Latein von dem alten ſich ſehr entfernen würde, und daß eine lateiniſche Stadt, die wahrſcheinlich wohl anfangs nur ein lateiniſches Dorf ſeyn würde, mitten in Frankreich bald in eine franzöſiſche Stadt oder in ein franzöſiſches Dorf ausarten würde; ſie müßten denn etwa Zwangsmittel in Händen haben, um jeden Nichtlateiner, und ſogar jede Nichtlateinerin von ihrem Muſenſitze entfernt zu halten, und aus denſelben eine ganz iſolirte kleine Republik nach Art der ſpartaniſchen zu bilden, und in dem Falle würde es um den nachgeäfften Römerſtaat bald übel beſtellt ſeyn. Sollte demungeachtet jemand in Deutſchland Luſt haben, Mitbürger des künftigen lateiniſchen Weichbildes zu werden, ſo wird es ihm wahrſcheinlich leicht werden, ſich mit den neuen Romulus und Remus zu verſtändigen. Es iſt zu vermuthen, daß man im mittäglichen Frankreich eine Stelle dazu auserleſen hat. Nur Schade, daß er nicht auch nach römiſchen Geſetzen wird regiert werden können!

Da uns ſo eben der neueſte Band des Dictionnaire des Sciences naturelles, nähmlich der ſiebzehnte zugekommen iſt, ſo können wir nicht umhin, etwas über dieſes, ſeinem inneren Werthe nach allererſtes, naturhiſtoriſche Buch zu ſagen. Dieſer Band enthält den Schluß des Buchſtaben F. Fil-Fyo, und liefert einen großen Reichthum an neuen und wichtigen Bemerkungen. Die Gründlichkeit, die Ausführlichkeit, die ſich ins kleinſte Detail erſtreckt, iſt nicht genug zu preiſen: es iſt hier Alles erſchöpft, was die ſtrengſten Gelehrten verlangen können. Was wäre aber auch anders zu erwarten von einem Werke, an welchem vier und zwanzig der erſten Naturforſcher in gemeinſamen Zwecke arbeiten, Naturforſcher wie Juſſieu, Cuvier, Lacepede, Blainville ꝛc. ꝛc., wer kennt nicht dieſe geweihten Nahmen? Die Kupfer, welche in eigenen Heften, ſo ſchwarz als colorirt, den Text begleiten, zeigen die hohe Stufe der Kunſt, und wir wiſſen nicht, ſollen wir die Zartheit und Reinheit des Stiches bey den ſchwarzen, oder die herrliche Mahlerey bey den colorirten mehr bewundern.

Dieſes Werk gibt die deutlichſte Probe, wie die naturhiſtoriſchen Wiſſenſchaften durch einen mittheilenden gemeinſamen Verein befördert werden, und wie es nur dadurch möglich wird, in dieſen unzähligen Reihen Ordnung und Klarheit endlich herbeyzuführen, während die Arbeiten Einzelner unbeachtet im Strome verſchwinden. — b

---

*) Wir haben in Nr. [illegible] Nachricht von dieſer Piece gegeben, und ſie uns bereits kommen laſſen, um ſie für unſer Blatt vollkommener zu berückſichtigen. D. Red.

Cours complet de Botanique, explications de tous les Systèmes, introduction à l'étude des Plantes, par J. L. M. Poiret. Suivi d'une Iconographie végétale en 66 planches coloriés, offrant près de mille objets, par P. J. F. Turpin. Paris 1820, iſt der Titel eines eben ſo ſchönen, als nützlichen Werkes. Die erſte Abtheilung von Hrn. Poiret iſt mit 14 Lieferungen oder 2 Banden bereits geſchloſſen, und von der Iconographie végétale, welche den dritten Band bildet, die erſte Lieferung ausgegeben; die zweyte und dritte, womit dieſelbe comptett wird, folgen ohne Verzug. Der Preis einer Lieferung iſt 2 Franken. Beſonders anziehend iſt das neue Tableau du Règne organique; l'enchainement linéaire et gradué des Êtres organisés, welches Hr. Turpin gibt, und mit einer Tafel erläutert. Seine Abhandlung darüber enthält viel Neues und Treffliches. Die Kupfer des ganzen Werkes ſind ſchön; beſonders zeichnet ſich aber die ſehr große Tafel zur erſten Lieferung der Iconographie aus, welche mit einem außerordentlichen Aufwande von Fleiß und Kunſt nach der Natur gezeichnet iſt (Zeichnung von Turpin, Stich von Maſſard, Schrift von Richomme); ſie iſt Hrn. Baron von Humboldt gewidmet, und von ausnehmender Schöne, dergeſtalt, daß man den Herausgebern vollen Glauben beymeſſen muß, welche in der Vorrede ſagen, daß Zeichnung und Stich dieſer Tafel allein mehr als dreytauſend Francs koſteten; dem ungeachtet iſt der Preis des ganzen Werkes, im Verhältniß zu andern, ſehr billig zu nennen. — Hier bereits zu haben. — h.

Literatur der Taſchenbücher ꝛc. für 1822; Nr. 9 — Erato. Taſchenbuch für das Jahr 1822, herausgegeben von Ebersberg, iſt einem wohlthätigen Zwecke gewidmet. Es entwaffnet alſo ſchon darum jede ſtrenge Critik. Würde aber auch dieſe auftreten, ſo könnte man dennoch das Vorzügliche der meiſten Aufſätze nicht wohl unerkannt laſſen. Die Gedichte des Freyh. von Eyb laſſen ſich in der That recht freundlich leſen. Die »rothe Ziege« von Gaal iſt mit jener Lieblichkeit vorgetragen, die dem geſchätzten Dichter eigen iſt. Kuffners Rede athmet viel humoriſtiſchen Geiſt. Die »feindlichen Schweſtern« von Gerle gehören unter die Reihe nicht mißrathener Volksſagen. Franz Gräffers »Sieg der Natur,« Erzählung, und ſeine »hypochondriſchen Splitter« zeugen von Kraft. Die Herren Langer und Möſer verdienen Anerkennung. Der »Hochzeitreigen« iſt ſeinem Stoffe nach nicht neu. Der, Seladon von Tümpelsweide,« iſt wohl nicht comiſch genug, um für einen Schwank paſſiren zu können — Die Beylage, das Leopoldſtädter Theater betreffend, iſt ein ſehr glücklicher Gedanke. Das Meiſte hierzu hat Herr Meißl geliefert. Seine »Tendenz des Leopoldſt. Theaters« iſt mit Beſonnenheit und Klarheit durchgeführt. Anſtößig für Manche dürften ſo viele Gedichte an ſo viele Schauſpieler dieſes Theaters ſcheinen. Was ſollen andere Künſtler erwarten, wenn man — — doch dieß gehört nicht hierher. Die Erzählung und kleine Poeſie des menſchenfreundlichen Herausgebers ſind mit Leichtigkeit und Wärme behandelt. Genug, die Beyträge ſind höchſt mannigfaltig — eine Hauptſache für ein Taſchenbuch. Druckfehler ſind eben nicht ſelten. Das Äußere iſt nett, und das Ganze einer Empfehlung nicht unwürdig. — (Zu haben bey der Wittwe Ziegelhauſer, in der Leopoldſtadt, dem Theaterhauſe gegenüber.) — V° —

Über den Geburtsort des römiſchen Statthalters Pontius Pilatus hat man ſich hier und da mehrfach aus Veranlaſſung der Behauptung geſtritten, daß er ein Deutſcher geweſen ſey. Die Meiſten kamen dahin überein, Forchheim im Bambergiſchen als ſeinen Geburtsort anzunehmen. Doch auch dieß hat ſeine Zweifel, was Hr. Erneſti in Coburg erſt jetzt in dem neueſten Hefte der Curioſitäten *) (VIII. Band, 2. St.) auf folgende Weiſe bemerkbar macht: »Eine immer ſonderbare Sage iſt es, gegründet auf Zeugniſſe alter und neuer Erd- und Reiſebeſchreiber, daß der römiſche Landpfleger oder Statthalter von Judäa, welcher in der Geſchichte der Verurtheilung Jeſu, nicht nur aus den heiligen Urkunden, ſondern auch aus Philo und Joſephus, uns

---

*) Der phyſ. lit. artiſt. hiſt. Vor- und Mitwelt (herausgeg. von dem eben ſo gelehrten als fleißigen Bibliothekar Vulpius in Weimar). 8. Weimar. Jeder Band hat 6 Stücke m. Kupf. ꝛc. à 1 fl. 8 kr. C. M.

bekannt iſt, in Forchheim, der Bambergiſchen Feſtung und Stadt, geboren worden ſey; man hat auch einem alten lateiniſchen Vers:

> Forchhemii natus est de statione Pilatus,
> Teutonicae gentis, crucifixor omnipotentis!

welcher in Hübners vollſtändiger Geographie überſetzt zu finden iſt. Der Geburtsort eines Mannes, wie Pontius Pilatus war, deſſen Ehrenrettung oder Vertheidigung auch Profeſſor Germar zu Thorn aus Stellen des Joſephus und des Philo in einem Programm 1785, 4. über ſich nahm, verdient wohl einige Erörterung. Natürlich iſt die Frage: was von der Sage oder Erzählung zu halten ſeyn mag? Man hat ſich darauf berufen, daß nahe an Forchheim ein Berg liege, welcher der Pilatusberg, und auch einige Äcker, welche die Pilatusäcker heißen *). Aber der Grund wird dadurch widerlegt, daß es mehrere Pilatusberge, z. B. der Pilatusberg (Mons fractus) im Canton Unterwalden **), gibt, daß ja auch an dem einen und andern Orte Berge ſind, welche Öhlberge genannt werden, wie bey Coburg der Abornberg, ehehin der Öhlberg hieß, und der Born am Fuße desſelben noch den Nahmen des Öhlbergleins-Brunnen (in der gemeinen Sprache des Öhlberlesbrunnen) führt. Man beruft ſich ferner auf eine (vorgebliche) Reliquie, welche in dem Zeughauſe zu Forchheim aufbehalten und wenigſtens ſonſt als ſolche gezeigt wurde; aber die Ungültigkeit dieſes Hoſenbeweiſes iſt ſo offenbar, daß jeder Verſuch zu widerlegen vergeblich wäre. Forchheim, das Bambergiſche Städtchen, kann überhaupt das Vaterland des Pontius Pilatus nicht ſeyn, da dieſer Ort zur Lebzeit dieſes merkwürdigen Landpflegers gar nicht vorhanden war, ſondern erſt zur Zeit Carls des Großen, der die Slaven beſiegte und viele Tauſende in die Gegend führen ließ, zum Vorſchein kommt. Es tritt auch noch ein anderer Grund ein, warum das Bambergiſche Forchheim nicht der Geburtsort des Statthalters über Judaa ſeyn kann: es gehörte nähmlich Forchheim in den Zeiten desſelben zu Großgermanien, wo die Römer damahls nicht einen Fuß breit Landes beſaßen; die römiſche Gränzſcheidung waren um jene Zeit der Rhein- und Donauſtrom. Konnte aber nicht irgend ein anderes Forchheim, bekannt oder unbekannt, da doch nicht wenige Schriftſteller Forchheim ausdrücklich als den Geburtsort nennen, der beſagte Ort ſeyn? So ſcheint es, oder iſt es in der That. Es liegt nähmlich außer dem Forchheim im erzgebirgiſchen Kreiſe, ein Forchheim im Speyergow (Gau) im Amte Deudesheim (Dietheim), ein Ort, der jetzt Fors, aber ehemahls Forcht und Forachheim hieß. Dieſes Forchheim, wo Kaiſer Carl der Große Reichstage hielt, und deſſen in den Capitularibus Caroli Magni, Cap. 7 de negotiatoribus quousque procedant, erwähnt wird, wo Ludwig, Arnulphs Sohn zum römiſchen Kaiſer erwählt worden, wenigſtens auch dieſer, im J. 900 und 903 einen Reichstag hielt, dieſes Speyeriſche Forchheim, das ſo häufig in altgeſchichtlichen Schriften vorkommt, und welches zu dem belgiſchen Gallien der Römer gehörte, iſt wahrſcheinlich, wo nicht gewiß, der Geburtsort des immer denkwürdigen Pilatus. Speyer ſelbſt exiſtirte lange vor Chriſtus.

Außer Hoyer's trefflichem Handbuche der Pontonier-Wiſſenſchaften in 3 Bänden, das jedoch zum Handgebrauche zu voluminös iſt, beſitzen wir bis jetzt im Deutſchen kein Werk, das ſich über dieſen Zweig der Militär-Wiſſenſchaften auf hiſtoriſch-ſcientifiſche Baſis gegründet, in gedrängter Kürze mit Klarheit und Sachkenntniß verbreitete. Dieſem Mangel eines Aide Mémoire für Pontonier-Offiziere hilft das eben zu Paris erſchienene Werk des Capit. Drieu: Le Guide du Pontonier. Chez Levrault, 8. — hier bey Gerold in Anzahl zu haben — zum Theile ab, da es mit mehr Gründlichkeit bearbeitet, ſicher eines der beſten Handbücher über das Pontonier-Weſen iſt. Folgende kurze Überſicht der Reichhaltigkeit des

---

*) Um nur eine Stelle anzuführen: Nic. Mameranus luxemburgensis ſagt im 5ten Caesaris 2 oder in descript. Caroli V. ab anno 1547: vulgus fabulatur, Forchemium Pilati patriam esse ob montem quemdam et aliquot agros huius nominis.

**) Scheuchzers Berg-Reiſe. 1. Th. S. 13.

Inhalts wird das Geſagte beſtätigen. Die Einleitung gibt uns ein hiſtoriſches Detail über die Zeit der Einführung und Anwendung der Brückenfahrzeuge zum Kriegsgebrauche in früheſter, neuerer und neueſter Zeit. Semiramis, Darius, Xerxes, Alexander, Cäſar ꝛc. werden uns mit ihren Brückenunternehmungen vorgeführet; weiterhin bemerkt, daß es die Holländer waren, die ſich zuerſt der Pontons von Eiſenblech bedienten, daß ſie ihnen die Franzoſen nachahmten, jedoch ſchon im Jahre 1672 ſtatt den blechernen kupferne Pontons einführten, und daß eigentliche Pontonier-Bataillons zum Pontons-Dienſte in Frankreich erſt im Revolutionskriege von 1792 — 1793 organiſiert wurden. Hierauf folgt eine intereſſante Überſicht der bedeutendſten Stromüberſetzungen, welche die franzöſiſche Armee vom Jahre 1790 — 1810 mit Hülfe der Pontons bewirkte. Die Rhein-Übergänge bey Düſſeldorf, Eichelkamp, Uedingen, Neuwied, Kehl, Diersheim und Reichlingen, der Übergang über die Limmat bey Dietikon, über die Linth bey Bilten, über die Donau bey Nußdorf und unweit Ebersdorf auf die Inſel Lobau werden mit einigen Details erzählet; der verunglückte Übergang bey Nußdorf eingeſtanden, dann einiges Bemerkenswerthe über die Stromübergänge im Feldzuge gegen Rußland, nähmlich über den Übergang über den Niemen bey Kowno und über die Bereſina bey Weſelowo geſagt. Die Angabe, daß die ſämmtliche Pontons-Equipage, welche die Franzoſen im Jahre 1812 gegen Rußland mitführte, nach dem damaligen öſterr. Pontons-Syſtem ausgeführet war, dürfte manchem Militär neu ſeyn; eben ſo auch die Anekdote S. 30, daß die Summe von 15,000 Franken, welche ein Kaufmann aus Bordeaux auf den Altar des Vaterlandes mit der Beſtimmung legte, daß ſelbe jenem Soldaten der Sambre- und Meuſe-Armee erfolgt werden ſoll, der ſich im Feldzuge 1795 durch die heldenmüthigſte That ausgezeichnet habe, durch den commandirenden General, unter einer Menge von Competenten dem Pontonier Mourgue übergeben wurde, welcher bey Neuwied unter dem dichteſten Kugelregen der Gegner, ſich drey Mahl in den Strom warf und jedes Mahl die getrennte Verbindung der fliegenden Brücke wieder herſtellte. Der zweyte Abſchnitt enthält allgemeine Bemerkungen über die vortheilhafteſte Anwendung der Pontons; der dritte Abſchnitt die Conſtruirung der Schiffbrücken, fliegenden Brücken, Floßbrücken, Bockbrücken, Pfahlbrücken, der Brücken von Seilwerk u. a. m. Der vierte Abſchnitt umfaßt die Herſtellung der Brückenfahrzeuge, ihre Conſervirung, dann die Art, wie ſie am leichteſten zu zerſtören. Im fünften Abſchnitte finden wir vielſeitige Anſichten über Pontons-Traine, und der ſechste beſchäftigt ſich mit Verbeſſerungvorſchlägen im Gebiethe des Pontonier-Weſens. Überdieß ſind dem Werke fünf erklärende Zeichnungen und als Titelkupfer der Plan der Inſel Lobau, aufgenommen im Jahre 1809, beygefüget. Bey Anſicht dieſes Plans kann man ſich jedoch des Lächelns über die franzöſiſche Eitelkeit nicht erwehren, die den Inſelgruppen, welche die Inſel Lobau umgeben, noch im Jahre 1810 die Nahmen: Ile Massena, Ile St. Hilaire, Bessiere, Espagne, Pouret, Lannes, Alexandre beylegt. Der Plan des Werkes iſt vortrefflich, aber in der Ausführung fehlt deutſche Gründlichkeit. Der Preis iſt 3 fl. C. M. A. R. v. Zi--n.

Jeder, der in der Literatur eine noch vorhandene Lücke auszufüllen ſucht, verdient den Dank der Mit- und Nachwelt. Herr Anton v. Neumayer, k. k. Diſtricts-Commiſſär zu Meſtre, bereits rühmlich dem italieniſchen Publicum durch die hiſtoriſch-critiſche Beſchreibung des Prado della valle zu Padua bekannt, hat ſich in dieſer Rückſicht für Italien und beſonders für die deutſchen Künſtler durch die Herausgabe eines deutſchen Künſtlerlexicons (artisti allemanni, Venezia per Francesco Andreola) doppelt verdient gemacht. Italien weiß ihm Dank für ſeine Bemühung, denn für Reiſende, Statiſtiker, Gutsbeſitzer, Handels- und Gewerbsleute muß dieſes Unternehmen gleich intereſſant und nützlich werden. Im erſten bisher erſchienenen Bande, der bloß den Buchſtaben A. begreift, finden wir eine kurze Lebensſkizze und Charakteriſtik von beyläufig zweyhundert Künſtlern. Man wünſcht dem verdienſtvollen Autor hinlänglich Muße und häufige Beyträge von deutſchen Kunſtfreunden, um dieſes verdienſtliche Werk baldigſt beendigen zu können.

In **Venedig** iſt folgendes Prachtwerk erſchienen: Le più cospicue fabbriche di Venezia misurate, illustrate, ed intagliate dai membri della Veneta Reale Academia delle belle arti. Venezia Tipografia di Alvisopoli 1815 — 1820, volumi due in foglio stragrande con 250 tavole in rame.

in carta velina ital. lire 450,
in carta pira — — lire 280.

Für jeden Künſtler oder Kunſtliebhaber, ja Jedem, der Venedig geſehen, oder auch nur von dieſer merkwürdigen Stadt gehört oder geleſen hat, muß dieſes Prachtwerk eine intereſſante Erſcheinung ſeyn, für deſſen hohen Werth, Genauigkeit und Schönheit ohne der übrigen verdienſtvollen Mitglieder der dortigen Academie der ſchönen Künſte zu erwähnen, ſchon allein der dem gebildeten Europa ſo bekannte Nahme des Grafen Leopold **Cicognara**, Präſidenten derſelben, bürgt; unter deſſen Aufſicht und Leitung, ſo wie unter dem beſondern Schutze Sr. Majeſtät des Kaiſers **Franz** dieſes Werk zu Stande kam, und deſſen Plan nun auch in **Florenz**, **Genua** und **Mailand** nachgeahmt wird. Die Aufmerkſamkeit der Architecten und Kunſtkenner wird aber noch beſonders die beygefügte chronologiſche Tabelle der Gebäude, Palläſte und Verzierungen worin das Vorrücken der Kunſt in Epochen angedeutet iſt, feſſeln; die **erſte Epoche** begreift alle Gebäude und Verzierungen vor dem Jahre 1000 bis einſchließlich das 13te Jahrhundert; die **zweyte** die Bauten des 14ten; die **dritte** jene Anfangs des 16ten; und die **vierte** jene von **Sammicheli**, **Sanſovino**, **Palladio**, **Antonio da Ponte**, **Scamozzi**. — Endlich die **fünfte**, die Bauten und Verzierungen des 17ten und 18ten Jahrhunderts.

Die k. k. Academie der ſchönen Künſte zu **Mailand** fordert alle einheimiſchen und fremden Künſtler auf, zu folgenden Prämien für das Jahr 1821 zu concurriren:

Architectur. Eine goldene Medaille, 60 Ducaten im Gewicht, für die beſte architectoniſche Zeichnung eines großes Muſikconſervatoriums, das alle Bequemlichkeiten für funfzig Mädchen und hundert Knaben ſammt Lehrern, Capelle, Theater, Muſikſaal u. ſ. w. enthält. — **Mahlerey.** Eine goldene Medaille von hundert Ducaten im Gewicht, für das beſte Gemählde; den Moment vorſtellend, wo **Barnaba Visconti**, Herzog von **Mailand**, in der Nacht von einem ihn nicht kennenden Landmann nach ſeinem Schloſſe **Marignano** begleitet, von ſeinen mit Fackeln ihn ſuchenden Dienſtleuten gefunden wird. Nach **Verri** Geſchichte von **Mailand**, Theil I, 13. Hauptſtück und der Chronik von **Azario** S. 169. — **Bildhauerkunſt.** Eine goldene Medaille von 40 Ducaten, für die beſte plaſtiſche Gruppe aus gebrannter Erde, den alten Athleten **Entellus** vorſtellend, wie er mit dem Caſtus dem für den überwundenen **Dares** als Preis erhaltenen Stier die Hirnſchale einſchlägt. Virgils Aen. V., die Gruppe ſoll frey ſtehen und mit dem Sockel 3 Pariſer Fuß hoch ſeyn. — **Kupferſtecherkunſt.** Eine goldene Medaille von 30 Ducaten für den beſten Kupferſtich eines noch nie geſtochenen Werkes von einem guten Meiſter. — **Figurenzeichnung.** Eine goldene Medaille von 30 Ducaten für die beſte Zeichnung, den vom iſraelitiſchen Volke zum Befreyer erwählten **Gideon** vorſtellend, der die auf Befehl Gottes zu der Quelle Harad geführten Schaaren trinkend betrachtet u. ſ. w. Buch der Richter Cap. VII. — **Ornamentenzeichnung.** Eine goldene Medaille von 20 Ducaten für die beſte Zeichnung zweyer reicher und eleganter, ähnlicher aber nicht gleichender Ornamente, z. B. in Geſtalt eines Candelabers u. ſ. w. — Außer den gewöhnlichen Bedingungen und Erforderniſſen haben die Concurrenten ihre Arbeiten bis Ende Juni 1821 durch jemand Beſtellten der Academie zu überreichen.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der **Carl Gerold'ſchen** Buchhandlung (Stephansplatz 666), wöchentlich drey Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 17 fl. W.W. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (**Franz Gräffer**) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

130.

(Wien, Dinstag den 31. October.)

Aus und über Italien.

1. Schauſpielweſen, von Daniel Leßmann (derzeit in Verona).

Sie äußerten in einem Ihrer Briefe den Wunſch, etwas über die hieſige Bühne von mir zu hören. In der That ein intereſſantes Thema! Der Gegenſtand hat in ſeinem Weſentlichen ſo viel Eigenes und Auffallendes, iſt für den Ausländer, zumahl für den Deutſchen, ſo überraſchend, und lockt ſo manche Bemerkung, die ſich dem Zuſchauer unwahrnehmlich aufdring', herbey, daß es dem Reiſenden ein angenehmes Geſchäft wird, die Feder in die Hand zu nehmen, und ſeinen Beobachtungen das deutlichere Kleid der Worte zu geben. Erwarten Sie aber keine gelehrte Abhandlung, keine Didascalien; ich liebte es von jeher, als ein ruhiger Zuſchauer mir meinen Platz im Parterre zu ſuchen; hinter den Couliſſen ſtand ich nie; auf ein Cenſorat mache ich keinen Anſpruch.

Wenn es, um mit der griechiſchen Bühne zu wetteifern, nur darauf ankäme, einer dramatiſchen Vorſtellung, wie ſie unter freyem Himmel, beyzuwohnen, ſo wären wir hier in Verona ihnen allerdings ſchon ſehr nahe gekommen, näher, als es jemahls unſere weſtlichen Nachbarn ſich eingebildet haben. Wir ſitzen auf ſteinernen ovalgezogenen Bänken, welche ſtufenweiſe ſich über einander reihen, und einer bedeutenden Menſchenmenge hinreichenden Platz gewähren. Was könnte ein Billiger mehr zu einem antiken Theater verlangen? Daß die römiſche Arena, dieſe coloſſale Ruine aus den erſten Jahrhunderten unſerer Zeitrechnung, welcher jene Stufen zur inneren Einfaſſung dienen, ſie erſt von den Händen der Venetianer erhielt, folglich gerade der Theil, welcher die Gäſte Melpomenens faßt, nichts weniger als eine Antiquität iſt, wird mir hoffentlich nicht als Einwurf entgegengeſetzt werden. Genug, wir ſehen Schauſpieler und Orcheſter von einem geſetzmäßigen Amphitheater herab, und laſſen uns nicht ſo geſchwind um dieſen Vorzug bringen. Man hat nähmlich in der Arena ein hölzernes Theater erbaut, welches mit ſeinem Proſcenium nach einer Seite des Gebäudes ſich öffnet, ſo daß das Orcheſter von den Stufen nicht eben weit entfernt iſt; ſey es auch nur ein hölzernes Gerüſt, man kann ihm die Zierlichkeit und anmuthige Form nicht abſprechen, wie denn überhaupt die Italiener in ſolchen flüchtigen Bauten Meiſter ſind, und ſie eben ſo behend als ſchnell aufzuſtellen wiſſen; überdieß läßt es ſich zu jeder Stunde aus einander nehmen, im Falle die Arena zu einem öffentlichen Feſte benützt werden ſollte, es mit geringer Mühe verſchwinden zu laſſen. Unſern deutſchen Wandeltruppen wären ſolche Portativtheater vom Herzen anzurathen; man würde den Mißbrauch abgeſtellt ſehen, in dem Rathhauſe kleiner Städte, auf Bretern, über welche vielleicht eine Stunde vorher ein Soldat ſpießruthlich behandelt geſchritten, Marien Stuart knieen, und Menſchenhaß und Reue ſchluchzen zu laſſen.

Der Italiener iſt leidenſchaftlich für den Genuß des Schauſpiels eingenommen; ein lieblich klingender Vers, enthalte er auch den alltäglichſten Gedanken, ſchmeichelt ſeinem Ohr, und hat Zauberkraft genug, ſeine Hände zum Beyfallklatſchen in Bewegung zu ſetzen; ein Schauſpieler, der einer pathetiſchen Stelle durch hinlängliche Motion Nachdruck zu geben weiß, läuft niemahls Gefahr, ſeinen Enthuſiasmus ungeweckt zu laſſen; mit freudigem Willen zahlt er ſeinen Beytrag an der Caſſe, und ſo wirthſchaftlich er mit ſeinem Gelde haushält, er gibt ſein Letztes für dieſes äſthetiſche Vergnügen hin. Aber ſo erwartungsvoll er den herabhängenden Vorhang betrachtet, ſo ungern mag er ſich ſeine Spaziergänge, ſeine Kaffeehäuſer und Converſazioni entreißen laſſen. Da nun dieſen, der Landesſitte gemäß, durchaus die Abendſtunden gewidmet ſind, ſo beginnt die theatraliſche Vorſtellung in der Arena gewöhnlich des Nachmittags, und da iſt es denn freylich weder die Schuld des Ulyſſes, noch des Diomedes, wenn ſie das Palladium bey ſonnenhellem Tage entwenden müſſen. Gegen Fünf drängt ſich der Strom durch den gigantiſchen Bogen, und die Stufen füllen ſich mit einer bunten Menge. Doch gilt es hier nicht, wie vor Zeiten, einen Fechter, von den Händen des ſiegreichen Gegners niedergeſtoßen, in ſeinem Blute ſchwimmen zu ſehen, oder einem verurtheilten Sclaven zum Kampfe gegen ein reißendes Thier Muth zuzurufen; die feſtliche Stunde zeigt einen friedlicheren Charakter; denn hat ſich auch Ajax in ſein Schwert geſtürzt, ſo darf er ſich eine Viertelſtunde ſpäter, mit Erlaubniß ſeiner Gage, an einem Sorbet erfriſchen, und die Pferde, welche mit Hippolyt durchlaufen, ſind nicht ſo wüthend, daß ſie ihm nicht bey Zeiten in ein Caffeehaus abzuſteigen geſtatteten. Ich erwähne dieſer Erhohlungen des Schauſpielers nicht umſonſt; er hat ſie nöthig. Denn es iſt ſeine Pflicht, nicht bloß, wie Hamlet ſagt, eine Leidenſchaft zu zerreißen; das ginge noch an, am nächſten Nachmittage nimmt er eine andere vor; aber er muß ſich ſelbſt zerreißen, und damit hat es eine ernſthaftere Bewandniß. Der Deutſche, an eine Geſticulation gewöhnt, welche bedächtig geſpart hin und wieder den Vers unterſtützt, und nur das Recht hat, den Affect in den ſtürmiſchen Momenten ſeiner Energie zu begleiten, erſtaunt, wenn er dieſe ununterbrochene Anſtrengung der Stimme, dieſe wie krampfhafte Bewegung der Geſichtsmuskeln und Hände, dieſes mehrſtündige Toben ſieht, und frägt, welch ein Alter wohl ſolch ein Märtyrer des tragiſchen Pathos erreichen könne? Aber nur einmahl vielleicht in einem Jahrhundert ſchreitete über die italieniſche Bühne das Genie, welches Kraft und Muth genug hat, dem Geſchmack ſeiner Mitbürger, der dieſe Übertreibung der Geſticulation fordert, zu widerſprechen; denn der Italiener bedient ſich nur ſelten des Mundes allein zur Rede; ſein ſanguiniſches Temperament beherrſcht ihn zu ſehr, als daß die Lebhaftigkeit, mit welcher er ſeine Gedanken mittheilen möchte, ihm nicht in Arm und Hände träte; jeder Finger muß mitſprechen, und das Auge mit jeder neuen Periode neue Bewegungen erſinden. Natürlich fordert er in der Region der Kunſt einen noch lebendigeren Ausdruck, und die Leidenſchaft muß ſich ſtürmiſch geberden, wenn ſie ihn rühren, wenn ſie ihm nicht lächerlich oder phlegmatiſch erſcheinen ſoll. Muß man den Schauſpieler bedauern, den ſein Vaterland zu einer ſolchen Carricatur des Affectes zwingt, ſo kann man den meiſten nicht abſprechen, daß ſie die Worte, welche ihnen der Dichter in den Mund legt, ſehr wohl verſtehen, wenigſtens ſie richtiger als der größte Theil ihrer Brüder in manchen Gegenden jenſeits der Alpen fühlen; den deutſchen Zuſchauer mag das übertriebene Spiel eines leidenſchaftlichen Momentes als unnatürlich zurückſchrecken; aber nie wird er ihn als verkehrt gegriffen beleidigen; er hat Urſache über unſtatthafte Anſtrengung der Stimme zu klagen, aber nie wird er den Schauſpieler über einem falſchen Redeton, über einem verfehlten Nachdruck der Declamation ertappen; er wird im Ganzen viel zu tadeln, doch im Einzelnen nicht wenig zu loben, und wenn er auf der Bühne erſt etwas einheimiſch geworden, gar Manches zu bewundern finden. Sollte er aber durchaus keiner äſthetiſchen Naturaliſirung fähig ſeyn, und ein Spiel dieſer Art in allen ſeinen Theilen ihm unerträglich bleiben, ſo wird r deſſen ungeachtet ſeinen Tadel um ein Bedeutendes herabſtimmen müſſen, wenn r die Wirkungen ſieht, welche der beliebte Mime in den Gemüthern hervoraubert. Wahrlich ich habe Scenen geſehen, welche mich lebhaft an die Rühung der griechiſchen Verſammlung erinnerten, als Polus in der Rolle der Electra die Aſche ſeines eigenen Sohnes in der Urne trug. Wer nicht für die Begriffe und die Gefühlsweiſe eines fremden Volkes eigenſinnig verſchloſſen iſt, wird meinem Ausſpruche nicht alle Wahrheit abſprechen; aber er kann mich auf die Frauen verweiſen, bey welchen unter einer ſolchen Action der größte Theil der Weiblichkeit nothwendig verſchwinden muß, und da kann ich ihm freylich höchſt wenig erwiedern. Denn wenn es eine gegründete Forderung iſt, daß das Weib, ſelbſt in den Augenblicken überwältigender Leidenſchaft, welche jeder Vorſtellung der Vernunft Hohn ſpricht, ſich ſeiner weiblichen Anmuth nie ganz ntkleide; wenn die Mutter des Aſtyanax, ſollte auch Ulyß ſchon im Begriff eyn, das Aſyl des Kleinen zu erbrechen, ſich erinnern muß, daß ſie Andromache, nicht aber der kampfgewohnte Hektor iſt, ſo beleidigt dieſe martialiſche Stimme, dieſes bis zur Erſchöpfung geſteigerte Toben, wie das verzerrte Mieenſpiel, welches die italieniſche Schauſpielerin aufs Höchſte treibt, den beſonenen Nordländer mit vollem Rechte, und ein Grieche würde ſich unwillig wegenden, wenn er die Regeln der Schönheit ſo unüberlegt verletzt, die Wahreit in monſtröſe Überſpannung verkehrt fände. Die Richtigkeit im Einzelnen ey ſolcher Überſchreitung der Gränzen kann ihr Widerſinniges überhaupt nicht ut machen; wir ſehen mit Abſcheu eine Megäre ſtatt einer hoffnungslos liebenen Phädra, an der Stelle der Merope eine gräßliche Furie, und ſchneinder Widerwille zerſtört alle Illuſion. Jedem Fremden, den dieſer Unfug eine unmuthige Stimmung verſetzt hat, möchte ich den Rath geben, ſich nach reund Pollicinell auf dem nächſten Platze umzuſehen, und in den humoriſchen Sentenzen dieſes Univerſalgenies die Wiederherſtellung ſeiner Laune zu ſuchen. Wer möchte glauben, daß den Schauſpielerinnen in der Komödie derſelbe Vorwurf zu machen iſt? Die Übertreibung ſchweift hier eben ſo unſtatthaft, wiewohl nach einer ganz andern Richtung, aus, und weibliche Anmuth möchte hier vielleicht noch weit empfindlicher vermißt werden. Doch ich thue wohl beſſer, mir meine Gedanken über das Luſtſpiel der Italiener für einen künftigen Brief vorzubehalten; es verdient ihn, denn es gewährt des Merkwürdigen eben ſo viel.

Über die Empfänglichkeit des Publicums habe ich vorhin einige Worte fallen laſſen; ich ſetze hinzu, daß ſie ſich, wie bey uns, um Beyfall zu bezeichnen, in denjenigen Theilen unſeres Körpers, welche dem unſterblichen Raphael am wenigſten gelungen, das heißt, in den Händen äußert; doch iſt dieſes Klatſchen wo möglich lebhafter, anhaltender, und der arme italieniſche Schauſpieler iſt eben ſo verlegen, als der deutſche, die Stellung zu finden, welche er während eines ſolchen Lärmens annehmen ſoll. Schlechte Schauſpieler pflegen in der Tragödie nichts mehr, als der beliebte Comiker im Luſtſpiele zu erregen; man lacht aus vollem Hauſe, und iſt großmüthig genug, ſie durch fünf Acte hindurchſtümpern zu laſſen. Poſſierlich ſind die Tragödien, die einen vaterländiſchen Stoff behandeln; da ſind alle in Acte getheilte Geſpräche vortreffliche Dramen; ein Schauſpieler hat zu thun, wenn er ſchlecht ſpielen will, und die Interjectionen freudiger Ausbrüche drängen einander wie in Shakeſpeares Pyramus und Thisbe. Hat der Dichter ſeinen Patriotiſmus recht lacrymaliſch zu ſchwängern gewußt, ſo weint das Publicum trotz den Athenienſern bey Phrynichus Vorſtellung der Eroberung von Milet, ohne ihn jedoch deßhalb, wie dieſe, tauſend Drachmen Strafe bezahlen zu laſſen.

Soll ich nach allem dieſen den Brief noch durch die Bemerkung in die Länge ziehen, daß Spectakelſtücke an der Etſch wie an der Donau gelten, daß man ſeine herzliche Freude daran hat, einen Wagen ſeine vierrädrige Rolle ſpielen, ein Pferd im Cothurn vorüber galoppiren zu ſehen, oder die ritterlichen Kämpfer auf der Bühne ihre Pappenſchilder, gleich den Kureten, an einander ſchlagen zu laſſen? Alles das verſteht ſich von ſelbſt, wenn ich mich dieſer unphiloſophiſchen Redensart bedienen darf; Gaſſenſtücke ſind überall Kaſſenſtücke. Aber daß die Italiener höchſt unglücklich in der Wahl ihres Coſtums ſind, daß ſie, wo die Scene nicht zwiſchen Palermo und Venedig liegt, in der lächerlichſten Tracht gar oft agiren, iſt Ihnen vielleicht eher etwas Neues; ich machte ſie mehrmahls auf die Unbedachtſamkeit des Lucas von Leyden aufmerkſam, auf einem Gemählde, welches ſich im Pallaſte Borgheſe zu Rom befindet, die Kinder Iſrael, die um Moſes verſammelt ſtehen, während er das Waſſer aus dem Felſen ſchlägt, in ſpaniſcher Tracht erſcheinen zu laſſen; Sie fanden dieſen Gedanken aber bisweilen ſo lächerlich nicht als ich, und ſo mußte ich mich mit dem Ehrentitel eines läſtigen Kleinigkeitskrämers begnügen.

Das Orcheſter in dieſem Sommertheater iſt herzlich ſchlecht, ſo ſchlecht, daß, wenn es nur noch ein wenig ſchlechter wäre, ſich viele artige Dinge darüber ſagen ließen. Für dießmahl ſey es genug, daß es mir Langeweile macht, ich will Sie damit verſchonen; um ſo billiger, da ſich über die hieſelbſt herrſchende Dramaturgie, das heißt, über die geſetzliche Fabricirung, Streckung und Zuſammenziehung, Schmück- und Flickanſtalt der Dramen manche ſeltſame Berichte erſtatten laſſen. Sie erhalten dieſelben in meinem nächſten Briefe.

⁂

Die Geſellſchaft der Muſikfreunde des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates.

(Schluß von Nr. 179.)

Doch wir können uns hier blos über das Reſultat dieſer Prüfung ausſprechen, das im Ganzen und im Einzelnen ſo vollkommen befriedigte, daß es nichts weiter zu wünſchen übrig läßt.

Deutlich war an mancher Schülerin die emporkeimende Künſtlerin wahrzunehmen. So viel verdankt man ſchon jetzt den Bemühungen dieſes Muſik-Vereins, welcher ſich des hohen Schutzes Sr. k. H. des Erzherzogs **Rudolph** zu erfreuen hat, und unter der Leitung Sr. Excellenz des Hrn. Hof-Ceremonienmeiſters und k. k. Kämmerers Hrn. **Egon** Landgrafen zu **Fürſtenberg**, welcher mit eifriger Thätigkeit dieſe Anſtalt in all ihren Theilen belebt, ſich mit ſchnellen Schritten der Erreichung ihrer Zwecke nähert.

Weſentlichen Antheil an den gelungenen Leiſtungen der Unterrichtsanſtalt hat Hr. Hofrath von **Kieſewetter**, der in vollem Sinne des Wortes den Nahmen eines Muſikgelehrten verdienet, und die gehaltreichſte Sammlung der ſeltenſten in ſtrengem Style geſchriebener Tonſtücke beſitzet, in welchen ſich die ausgewählteſten Proben von den Werken der berühmteſten Autoren vom Jahre 1440 bis 1820 befinden.

Auch darf hier nicht unbemerkt bleiben, daß die nach der Angabe des Hrn. Rechnungsraths von **Hauſchka** in dieſem Muſikſaale nach acuſtiſchen Grundſätzen neu erbaute Orcheſter-Bühne ungemein günſtig auf den muſicaliſchen Effect wirkt. Durch dieſe zweckmäßige Anordnung hat Hr. von **Hauſchka** ſich neue Verdienſte um die Geſellſchaft geſammelt; zugleich aber auch einem weſentlichen Bedürfniſſe abgeholfen, das ſo manchen nach **Wien** kommenden Künſtler in die drückendſte Verlegenheit ſetzte, wenn es ſich um Auffindung eines ſchicklichen Concert-Saales handelte.

Da ſich die Geſellſchaft bereit finden laſſen dürfte, die Benützung dieſes geräumigen und ſo zweckmäßig eingerichteten Muſikſaales auch fremden Künſtlern zu überlaſſen, ſo würde man ſich bald von den weſentlichen Vortheilen dieſes Locals überzeugen.

Außerdem beſitzt der Verein eine reichhaltige und vortrefflich geordnete Bibliothek, welche aus circa 6000 Nummern oder ungefähr 900 Bänden beſteht, und deren Grundlage die von der Geſellſchaft um 200 Friedrichsd'or erkaufte **Gerber**'ſche Büchersammlung bildet, von welcher wir bereits in Nr. 16, Jahrgang 1820, 2ter Band, dieſes Blattes Nachricht ertheilten. Dieſe Bibliothek, welche ausſchließend die Literatur der Tonkunſt zum Gegenſtande hat, und über welche ein alphabetiſcher und ein ſyſtematiſcher Catalog beſteht, enthält mehrere äußerſt ſeltene und koſtbare Werke, dann viele ſchätzbare größtentheils noch ungedruckte Hand-

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Castelli, I.V.F.

3-598-50426-8
FNr. 22653 / 084

ſchriften, unter welchen die Materialien zur Fortſetzung des Gerberſchen Künſtler-Lexicons, von der Hand dieſes verdienten Literators aufgezeichnet, beſondere Aufmerkſamkeit verdienen. An practiſchen Werken (Muſicalien) iſt eine Maſſe von 7000 Compoſitionen von mehr als 700 Tonkünſtlern vorhanden, die in einem alphabetiſchen und thematiſchen Verzeichniſſe mit vieler Genauigkeit eingereihet ſind.

Ferner hat die Geſellſchaft die Grundlage eines Muſeums von Kunſtgegenſtänden gebildet, welches ein Portefeuille mit Kupferſtichen, ſeltene Orgel-Proſpecten, dann mehr als 500 Bildniſſe berühmter Muſikgelehrter, Tonkünſtler, Sänger ꝛc. ꝛc. enthält, und mehrere Curioſitäten, z. B. türkiſche und andere ſeltene Muſik-Inſtrumente, Tactmeſſer, Münzen, Gypsabdrücke, antike Handſchriften ꝛc. ꝛc. aufzuweiſen hat.

Um dieſe Einrichtung gebühret dem Freyh. B. v. Knorr, als theoretiſcher und practiſcher Tonkünſtler gleich hochgeſchätzt, das Hauptverdienſt. Er iſt es, welcher die ſchwierige Aufgabe, einen Plan zur Einrichtung der practiſchen Werke auszuarbeiten, ſo glücklich löſte, und dieſe preiswürdige Organiſirung der Bibliothek und des Muſik-Archivs mit umfaſſender Einſicht zur Ausführung brachte. Die Cataloge, die unter dem Nahmen eines jeden Tonkünſtlers äußerſt ſchätzbare biographiſche und critiſche Notizen enthalten, bewähren hinreichend die Kentniſſe und den Eifer, mit welchen derſelbe zur Belebung und Fruchtbringung des Geiſtes dieſer Anſtalt auf das Zweckmäßigſte mitwirkt.

Es kann daher nur verdienſtlich und die Zwecke der Geſellſchaft fördernd ſeyn, wenn Beyträge, ſie mögen nun in Geld, practiſchen oder theoretiſchen Werken, Inſtrumenten, Bildniſſen, oder anderen Gegenſtänden der Kunſt beſtehen, dem Vereine dargebracht werden, da ſich durch kleine Beyträge ſo vieler Freunde der Tonkunſt der gegenwärtige Reichthum der Geſellſchaft gebildet hat, ohne daß das Publicum mit Einladungen hierzu auf eine unbeſcheidene Weiſe behelliget worden wäre.

Doch da hier die Nahmen mehrerer um dieſen Verein verdienter Männer genannt worden ſind, ſo können wir dieſe Zeilen nicht ſchließen, ohne desjenigen zu erwähnen, welcher der Erſte die Idee zur Bildung dieſes Muſik-Vereins angeregt hat, und welchem die Stadt Wien die größte muſicaliſche Darſtellung verdankt, welche bisher in Europa ſtatt hatte. Hr. Regierungsrath von Sonnleithner hat bekanntermaßen vor mehreren Jahren Händels große Cantate »Timotheus« von mehr als 700 Dilettanten im Saale der k. k. Reitſchule zur Ausführung gebracht. Die großen Effecte und der herrliche Vortrag dieſes Meiſterſtückes ſind bereits früher bey dem enthuſiaſtiſchen Beyfall, den ſie erregten, hinreichend gewürdigt worden. Hr. von Sonnleithner konnte eine ſo große Menge der ausgezeichnetſten Kunſtfreunde ſich nicht wieder trennen ſehen; er vereinte alle zu einem Zwecke, entwarf die Statuten des Muſik-Vereins, die von der Geſellſchaft geprüft, und zur Ausführung gebracht wurden. Daß auch andere wohlthätige Vereine ihr Entſtehen dieſem genialen Manne danken, iſt wohl einer dankbaren Anerkennung werth.

Wir ſchließen dieſen kleinen Aufſatz über eine bisher noch zu wenig im Publicum beſprochene Anſtalt, und hegen die lebhafteſte Überzeugung, daß in einem Vereine, wo alle Rollen ſo zweckmäßig vertheilt ſind, wo Jeder auf ſeinem Platze das Beſte leiſtet, und eine umſichtige Oberleitung alle Theile bewegt, nothwendig die erfreulichſten Reſultate für die Kunſt und den Künſtler hervorgehen müſſen.

— J —

Allgemeine Novelliſtik.

(Die in dem Converſ. Bl. erwähnten Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Literatur der Taſchenbücher ꝛc. für 1821; Nr. 9. — Urania. Neue Folge. Dritter Jahrgang. — Auch dießmahl hat der vorliegende Almanach jenen ausgezeichneten Ruf bewährt, den er ſeither ſich rühmlich erworben. — Es thut dem Leſer in der That ſehr wohl, wenn er nach dem Genuſſe ſo vieler Mittelmäßigkeiten, welche in dieſem Zweige der Literatur alljährig und ganz beſonders heuer gebracht werden, endlich wieder etwas Gediegeneres findet. Mit Tüchtigkeit und Klarheit iſt der Bericht über die Preisaufgaben; er heiſcht für die unbekannten Richter alle Achtung. Auf ihr gediegenes Urtheil verweiſe ich auch den Leſer rückſichtlich der gebührend mit dem Acceſſit gekrönten poetiſchen Erzählung »Sonnenhold« von der ſinnigen Agnes Franz — ferner über B. Uſeners Trauerſpiel, genannt: »die Brüder,« das aber dennoch viel zu gelinde behandelt wurde. Der Leſer verſuche es nur, ob ihn dieß vollkommen unpoetiſche, ewig tändelnde Gerede anziehen könne. Auffallend mag es ſeyn, daß, wie im verfloſſenen Jahre, auch dieß Mahl der ausgeſetzte Preis nicht zuerkannt wurde; weit entfernt aber, darin die kleinliche Regung der Sparſamkeit zu ſuchen, wird der Beſonnene im Gegentheil mit Vergnügen erkennen, daß eben dieſe Strenge, welche die Vertheiler zu leiten ſcheint, dem Lohne erſt den echten Werth gebe. — Wunderlieblich und dem zarten Hauche des Frühroths vergleichbar iſt das Rittergedicht: »die drey weißen Roſen,« von Helmina von Chezy; etwas lang aber kräftig gehalten des Grafen Kalkreuth Erzählung: »Ebba, Gräfin Brahe.« Dagegen klingt »der Raub der Verlobten,« Erzählung von Schütz, faſt zu gräßlich, obgleich in den Schmelz glühender Farben getaucht. »Loreley,« Rheinesſage vom Grafen Loeben, iſt ſo ein matter Nachhall der herrlichen Undine; mit reichem Gefühl dargeſtellt »der Brief,« von Eliſe Ehrhardt. Den Beſchluß macht eine warm gehaltene poetiſche Erzählung von Dr. F. Jakobs, geheißen: »der Ring.« Zwiſchen dieſe anmuthigen Bilder haben Baron Houwald, Aline, W. Müller, Peregrinus, Baron Malsburg, Theodore und F. Förſter freundliche Blüthen gezogen. Die bildende Kunſt hat dießmahl Scenen aus Shakespeares Werken, meiſt mit trefflichem Erfolge behandelt, und am Eingange empfängt uns der Altmeiſter Göthe, mannigfachen Genuß verheißend und verbürgend. Die Ausſtattung des Taſchenbuchs läßt an Eleganz nichts zu wünſchen übrig. — Preis 3 fl. 24 kr. C. M.

— t. —

Nr. 10. Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen. Leipzig bey J. F. Gleditſch, und Wien bey Carl Gerold. — Mit vollem Rechte muß dieſer Almanach nächſt dem vorſtehenden der werthvollſte von den ſeither angezeigten genannt werden. Man braucht wohl nur die Nahmen E. T. A. Hoffmann, Tieck, Rückert, Houwald, Achim von Arnim ꝛc. anzugeben, um es zu belegen. Hoffmann lieferte eine Art von Seitenſtück zu ſeinem Roman: »das Fräulein Scuderi, in der intereſſanten Erzählung: »die Marquiſe de la Pivardiere.« Vielen Genuß wird dem Leſer Prätzels Schwank: »der Schwedenkeller,« verſchaffen, und Houwald hat in ſeiner Erzählung: »Jakob Thau, der Hofnarr,« den Geſtalten ein wunderbares Colorit zu geben gewußt. Nicht minder intereſſant und verdienſtvoll iſt Achim's Reiſegeſchichte: »Owen Tudar,« verfaßt, die hinſichtlich der Einkleidung zum Muſter dienen kann. Unter den zahlreichen, meiſt vorzüglichen **Gedichten** ſey des Leſers Aufmerkſamkeit ganz beſonders auf **Tiecks** herrlichen »**Prolog zur Magelone**,« auf **Rückerts** »**Frühling Liebſter**« und **Deinhardſteins** Gedichte: »**Auf dem Maskenballe**« und »**Rechte Weiſe**« gelenkt. Auch **A. Zeitteles**, **Caſtelli** und **Treitſchke** haben manche Zierde gebracht; doch müßten die Nahmen aller der zahlreichen Mitarbeiter dieſes Taſchenbuches angeführt werden, wenn alles Gute bezeichnet werden ſollte, welches in demſelben enthalten iſt. Die **Kupfer** ſind, bis auf die Zeichnungen **Rambergs**, ſehr empfehlend; die **muſikaliſche** Beylage anziehend und des Werkchens ſonſtige **Ausſtattung**, der inneren gleich, wohl bedacht. Auf eine ſolche Weiſe hat der Verleger ſeinen Prozeß mit Fr. **Kind** unfehlbar und zu unſerer großen Freude ſehr ehrenvoll gewonnen. Preis 1 fl. 45 kr. C. M. — t. —

Seit einiger Zeit verlautet, daß **Pontius Pilatus** ein Deutſcher geweſen ſey. (Wir haben davon in der vorigen Nummer das Weitere geſagt.) Nun behaupten einige Franzoſen daſſelbe auch von **Carl dem Großen**. Der bekannte **St. Aubin** läßt ſich darüber in einer ganz eigenen Manier heraus. Nachdem er erörtert hatte, daß dieſer **Carl** ein Barbar geweſen ſey (woran wohl trotz des pompöſen Epitheton niemand zweifeln wird, der nicht ſelbſt einer iſt), ſagt er (nach den Worten eines liter. Blattes), es ſey ihm übrigens ganz gleichgültig, ob er ein Deutſcher, ein Franzoſe oder ein Türke war. »Müßte ich aber,« fährt er fort, »die Frage durchaus entſcheiden, ſo würde ich ſie auflöſen, wie folgt: Ein Kindermädchen, das von einem Kinde gequält wurde, ihm ein Mährchen zu erzählen, gab ihm dieſes Räthſel auf: Es ſieht aus wie ein Krebs, kommt ſchwarz in die Küche, roth heraus, hat Eyer ꝛc. und iſt doch kein Krebs. Was mag das wohl ſeyn? Antwort: eine Krebſinn. Wenn nun nach einigen Jahren ein Profeſſor daſſelbe Kind gefragt hätte: Was iſt das für ein Fürſt? Er hat in Deutſchland regiert, deutſch geſprochen, trägt einen erzdeutſchen (!) Nahmen, in welchem ein einziger deutſcher Vocal ſich gegen drey tüchtige Conſonanten abzappelt, war deutſcher Kaiſer, brutal wie alle deutſchen Fürſten ſeiner Zeit, und doch war er kein Deutſcher. Das Kind hätte nach der Analogie antworten müſſen, er war eine Deutſche. Wie aber hätte ihm einfallen können, zu ſagen, er war ein König von Frankreich?« Wie aber, ſetzen wir hinzu, würde es Jemanden einfallen können, Monsieur l'auteur aus dieſer ganzen Dialectik für etwas anders, als für einen Franzoſen zu halten? **Gffr.**

Ch. Blaſis, erſter Tänzer zu **Mailand**, iſt auch in literariſcher Hinſicht als des hochſeligen **Noverre** Nebenbuhler aufgetreten. Er nimmt aber die Sache aus einem, wenn man ſo ſagen kann, philoſophiſchen Geſichtspuncte, und ſoll, der Biblioteca ital. zur Folge, ſein Thema mit Glück durchgeführt haben Der Titel ſeines Werkes iſt: Traité élém. théor. et prat. de l'art de la danse conten. les développemens et les démonstrat. des principes génér. et partic. qui doivent guider le danseur. Dieſes Buch iſt 1820 zu **Mailand** in 8. erſchienen, und mit 11 Kupfern begleitet, auf welchen die mannigfachen Haltungen des Körpers auf geometriſche Grundſätze reducirt ſind. **Blaſis** ganz richtige Hauptanſicht iſt, daß in der Bewegung und Stellung die Abſicht der Empfindung ſich offenbaren müſſe. Es iſt die Mimik der Geſticulation. **Blaſis** Buch wird denjenigen willkommen ſeyn, die da nicht mit Unrecht befürchten, daß in unſern hypercritiſchen Tagen die Tanzkunſt auf dem Sprunge ſtehe, aus der Zahl der ſchönen Künſte ausgeſtrichen zu werden, da ſie nur eine mechaniſche Fertigkeit ſey, ungefähr in dem Sinne, wie der geniale **Oken** den Vegetabilien kein ſelbſtſtändiges Reich gönnen will, indem ſie, wie er ſagt, nur ein Auswuchs der Erde ſelbſt ſeyen, und daher, wie dieſe ſelbſt, ins Mineralreich gehören ꝛc. **Gffr.**

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der **Carl Gerold**'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 666), wöchentlich drey Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 17 fl. W.W. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (**Franz Gräffer**) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

131.

(Wien, Donnerstag den 2. November.)

Unmittelbare Nachrichten aus Weſtindien.

II. Lieferung [*].

Seit ich von Livorno fort bin (18. Febr. 1820), habe ich von Ihnen gar nichts in Erfahrung bringen können, auch weiß ich nicht, ob ſie noch in Wien ſind oder nicht; oder ſollte ich etwa glauben, daß ich Sie des vielen Verdruſſes wegen krank zurückgelaſſen habe? Ich bin in Angſt, ob Sie Ihre Sammlung angebracht, und ob Sie vielleicht ſolche auch nicht einmahl in München verkauft haben. Ich wünſche, die ganze Sammlung wäre zwiſchen den Boggaſen des Nils damahls ſtecken geblieben, und ich möchte das Geld jetzt zur Fortſetzung meiner Reiſe in den Händen haben, da Ihnen das Ganze ſchon viel Schaden verurſacht hat; ſchaffen Sie es um jeden Preis ſich vom Halſe. Sie hätten viel erſpart, wenn Sie nach meinem Rathe in Prag verblieben wären; ich habe Ihren Hoffnungen niemahls Beyfall geben können. Ich erſuche Sie, mir ſo ſchnell als möglich zu ſchreiben, wie es Ihnen geht, und was Sie mit Ihrer Theorie gegen die Hundswuth vorhaben. Ich bin begierig zu wiſſen, in wie fern der Fortgang Ihren Wünſchen [**]) entſpricht. Vielleicht ſteht es noch ſchlimmer als mit dem Vorigen. Lebendige Pflanzen und Herbarien ſind ſtets das Beſte geweſen. Ich habe hier auch ſchon ſehr große Sammlungen angelegt; nur fürchte ich Ihre Unzufriedenheit darüber, daß ich hier geblieben bin; aber es gab kein anderes Mittel. Ich hoffe, daß Sie eine große Freude haben werden, wenn Sie die herrliche Sammlung zu Geſicht bekommen, welche zur Abfahrt ſchon bereit liegt; nächſter Tage ſchließe ich die vierte Kiſte. Daß Sie mir Jamaica ſo ſehr empfohlen und weit über die Inſel Martinique geſetzt haben, rührt wohl daher, weil Jamaica bekannter iſt, und vom Prof. Olaus [***]) mehr und länger iſt bereiſt worden. Es iſt kaum möglich, daß

---

[*] Die erſte Lief. befindet ſich in Nr. 118. Der gegenwärtige Brief des von Hrn. Sieber nach Weſtindien auf die Inſel Martinique abgeſendeten Gärtners iſt mit einer ungewohnten Schnelligkeit am 7. Sept. in Marſeille, und hier in Wien am 21. v. M. eingetroffen. Der Inhalt bezeichnet einen thätigen und für das Intereſſe des Hrn. Sieber ſehr beſorgten Gehülfen. Er iſt zwar ein einſichtsvoller, dabey aber ein ſchlichter Gartner, weßwegen man die ganz einfache Sprache ſeines Briefes nicht mißdeuten wird.

[**] Das Converſationblatt hat bereits in Nr. 113 die erhaltene Penſionsverſicherung gemeldet.

[***] Olaus Swarz.

Jamaica oder Domingo mehr und intereſſantere Pflanzen haben könnte, als eben hier ſind. Nach Domingo kann ich nicht, und erſuche Sie, mir dieſes zu erlaſſen, weil man mir geſagt hat, daß dort Niemand ſich vor die Stadt wagt, indem ein ſteter Krieg auf der Inſel iſt, und man Fremde ſo viel als möglich verhindert.

Martinique iſt unter allen Inſeln, welche man kennt, wegen der groſſen Menge Schlangen, die gefürchtetſte, gerade das Gegentheil von der Inſel Creta, wo man mich gleich Anfangs verſicherte, daß es gar keine dort gebe, was auch wirklich der Fall war, denn ich habe keine geſehen; wahrlich ein ſonderbarer Umſtand. Außerhalb der Pflanzungen geht hier Niemand ſo leicht auf die Jagd, alles fürchtet ſich vor der entſetzlichen Menge Schlangen; mir hingegen hat noch keine etwas gethan. Jene Schlangen, welche ich beſitze, ſind von außerordentlicher Größe, 5 — 10 Schuh lang und dick wie der allerſtärkſte Mannsarm; die braſilianiſchen, ſo wir geſehen haben, ſind nichts dagegen; manche davon ſind gelb, andere aſchfarb, wieder andere am Bauche ganz ſchwarz mit rein weißen Puncten. Der Rachen iſt ſehr groß und ihr Auge noch fürchterlicher anzuſehen, als ihr mit Giftzähnen beſetzter Mund. Im Sonnenſcheine ſpielen ſie; bey kühler Witterung ſind ſie träge, und man muß ſie oft ſchlagen, wenn ſie den Weg räumen ſollen. Manche ſollen ſich, ſo erzählen mir die Mohren, ſogar auf Bäumen aufhalten, die größten aber auch die gefährlichſten ſeyn *).

Ich habe zwey Kiſten bereits voll von getrockneten Pflanzen, Sämereyen und eine mit Seetangen (Fucus) und den ſchönſten Conchylien darin eingewickelt. Inſecten habe ich nicht ſo viele, die regneriſche Jahreszeit iſt nicht darnach, und ich will mit der Abſendung warten, bis ich eine Kiſte davon voll habe. Ein Beutelthier habe ich ſammt den Jungen ausgeſtopft, es ſieht wie ein Schwein aus; die kleine Menagerie macht mir Verdruß, weil ſie ſo viel Aufmerkſamkeit erfordert. Mit den Vögeln will es nicht vorwärts, ich habe deren noch immer all zu wenig. Mit erneuertem Vergnügen kehre ich immer zur Botanik zurück; denn ſtatt einen Colibri auszubalgen, will ich lieber 600 Pflanzen ſammeln und einlegen, man braucht ſehr viel Zeit dazu und der Tag iſt kurz. Ich will mich mit dem Vögelzurichten nicht eher abgeben, als bis ich mit Gewächſen mehr ins Reine gekommen bin. Es iſt auch nicht ſo wie bey uns, daß im Juny der Tag lang und oft bis 9 Uhr dauert; hier iſt es ſchon um 7 Uhr Nacht, welches mir ſehr auffallend iſt, aber dafür iſt die Natur auch um ſo viel ſchöner.

Hier hätten fünf Perſonen vollauf zu arbeiten, ein jeder für ſein Fach, und ich glaube ſie blieben hier fünf Jahre beyſammen; allein Neger dürfte man dazu nicht nehmen; ich verſichere Sie, wir Weiße ſind doch mehr werth, als dieſes faule elende Volk. Sie können nicht begreifen, wie träg es iſt; bey uns müßte jeder Bauer im erſten Jahre zu Grunde gehen und eine jede Herrſchaft verarmen. Durch die erſten zwey Monate habe ich ſchon vier Burſchen bey mir gehabt und alle wieder fortgejagt; jetzt habe ich wieder einen, der taugt

---

*) Vielleicht gilt dieſes erzählungsweiſe von andern Ländern. Die Boa dürfte wohl nicht auf Martinique vorkommen.

etwas zum arbeiten, ich muß ihm aber 12 ſpan. Thl. außer der Koſt monatlich zahlen; denn daß ich allein bleiben könnte, iſt unmöglich. Wenn ſich doch einmahl irgend eine Unterſtützung fände, damit mir ein Zweyter nachkäme, um Jamaica zu bereiſen. Was für entſetzliches Geld koſten andere Reiſen; wie wenig die unſrigen! Demungeachtet verſichere ich Sie, eine Flora wird zu Stande kommen, von 3 — 400 Arten, welche den doppelten Werth der cretiſchen hat; die Pracht iſt ungemein und die Exemplare ſind vortrefflich. Vor einigen Tagen war ich auf den blauen Bergen (Montagnes bleues). Meine Reiſe dahin war herrlich. Ich bin genöthigt mich kurz darüber zu faſſen.

(Schluß folgt.)

* * *

Linguiſtiſche Curioſität.

(Mitgetheilt von M. G. Saphir.)

Grabſchrift.

(Hebräiſch und Italieniſch gleichklingend.)

Ah l'uom	הָלוֹם
Misero è	מִי זֶה רוֹאֶה
Se notte se di	שְׁנוֹת אֵידַי
Pene e lai	פְּנֵי אֵלַי
Aimè!	אוֹי מָה!
Suol cibar.	שְׁאוֹל שֶׁבֶר
Chi nasce muor	קִינָה שָׁמוֹר
Animati	אֲנִי מֵתַי
Avoi giammai	אֲבוֹי! יָמַי
Avvengo mal	אֵין עָמָל
Ah, che passo!	הָהּ, כִּי פַּסּוּ!

* * *

Ontologiſche Neuigkeiten *).

Von A. Rittig v. Flammenſtern.

XIX.

(Schluß von Nr. 128.)

Man hat neuerlich in London eine Art Lampe erfunden, die keinen Schatten wirft, und deren Licht man nach Belieben über den untern oder obern Theil des Zimmers verbreiten, und ſomit dasſelbe zum Leſen oder zur allgemei-

---

*) Statt der früheren »Techniſchen« Neuigkeiten hat der Herr Verfaſſer dieſe Bezeichnung gewählt, um für ſeine Stoffe einen umfaſſendern Spielraum zu gewinnen.

nen Zimmerbeleuchtung benützen kann. Die nähere Beſchreibung über die Conſtruction dieſer Lampe fehlt noch.

Barlow's Beobachtungen über die Anziehung, die das Schiff auf die Magnetnadel ausübet, ſind zu intereſſant, um nicht der wichtigſten derſelben hier zu erwähnen. Er hat nähmlich gefunden, daß ſich um jede Kugel oder Maſſe von Eiſen ein großer von Norden nach Süden ſich neigender Kreis befindet, der mit dem Horizonte einen Winkel von 19 bis 20 Grad bildet, und daß an der Gränze dieſes Kreiſes das Eiſen nicht die Kraft hat, die Richtung der Magnetnadel zu ändern; ferner daß die Anziehung eben ſo ſtark in der dünnſten hohlen Kugel, als in der größten feſten Maſſe von gleichem Durchmeſſer iſt. Eine Blechkugel, die kaum 1 ½ Pfund wog, von 10 Zoll im Durchmeſſer, zog eben ſo ſtark an als eine feſte Kugel von 128 Pfund.

Brewſter hat bey der Unterſuchung des Baues der Cryſtalllinſe von Fiſchen und vierfüßigen Thieren, die der Wirkung des polariſirten Lichtes ausgeſetzt wurden, gefunden, daß die polariſirende Eigenſchaft der Cryſtalllinſe gar nicht in Verbindung mit der merkwürdigen Anordnung ihrer Fibern ſtehe.

Der Arzt Yeat's beweiſet durch eine in engliſchen Blättern bekannt gemachte Krankengeſchichte die auffallend gute Wirkung des weißen Wißmuthkalkes gegen ein hartnäckiges Magenleiden bey einem 70jährigen Manne, bey dem alle früher angewandten Mittel nur die Verſchlimmerung ſeiner Leiden herbeygeführt hatten.

Rath André gab uns letzthin in ſeinem Heſperus, Bd. 26. Nr. 16, ein Mittel an die Hand, das Holz dadurch unflammbar zu machen, daß man es vorher durch eine längere Zeit in Urin von Menſchen oder Thieren lege, und im Morgenblatt finde ich, daß man mit Salz das Holz ſehr lange im geſundeſten Zuſtande erhalten könne. Letzteres Mittel hat ſich an einem vor 16 Jahren von Tannen- und weißem Eichenholz erbauten amerikaniſchen Schiffe, das jetzt in einem engliſchen Hafen liegt, trefflich bewährt. Man hatte nähmlich beym Erbauen desſelben alle die im Holzwerk befindlichen Zwiſchenräume mit Salz angefüllet, und dieſe Anfüllung jedes Mahl erneuert, wenn das Schiff zur Beſichtigung geöffnet wurde. Ungeachtet nun dieſes Schiff ſeit 16 Jahren benützet wird, befindet ſich das Holz doch noch immer im geſundeſten Zuſtande.

Jameſon erklärt in ſeinem gehaltreichen Aufſatz über die geognoſtiſchen Verhältniſſe des Granits, Quarzes und rothen Sandſteines, dieſe Gebirgsarten ſowohl in kleinern als größern Maſſen, für chemiſche Niederſchläge, und mit den verſchiedenen Schichten, worin ſie vorkommen, gleichzeitig gebildet.

Eben dieſer Jameſon behauptet auch, daß die meiſten bis jetzt in England beſtandenen Graphitlager — Reißbley — die treffliches Materiale geben, beynahe erſchöpft ſind, und nur noch ſehr wenig Ausbeute geben, dann daß die reichſte Reißbley-Grube bey New-Cunnok in Ayrs'hire zwar Reißbley in Menge liefert, es aber nur mit Grünſtein und Glanzkohle vorkommt.

Selbſt die im Jahre 1816 in einem Gneißgebirge in dem Thal Glenſtrathfaevar in der Graffſchaft Inverneß eröffnete Reißbleygruben liefern das Mineral nicht durchaus rein. Auf dieſe Weiſe werden die einſt ſo geſuchten engliſchen Bleyſtiften bald nicht mehr ihrer ehemahligen Güte entſprechen.

Wie vortheilhaft auch kleine Dampfmaſchinen im Gebiethe der ausübenden Mechanik angewendet werden können, erſehen wir unter Andern auch aus Daret's Anwendung der Dampfmaſchine zur Chocolade-Bereitung. Dieſe Vorrichtung beſteht aus zwey eiſernen Porticuſſen, die von zwey Tiſchen getragen werden, deren jeder mit einem horizontalen Steine beſchwert iſt, der die Beſtimmung hat, die Chocolade-Stoffe aufzunehmen. Eine Dampfmaſchine iſt zwiſchen die beyden Porticuſſe geſtellt, welche nicht mehr als 8 Fuß Länge und 4 Fuß Dicke hat. Ungeachtet hier alle Theile der Maſchine in einem ſehr ſchmalen Raume zuſammengedrängt ſind, wird doch ihre Wirkung nicht im Geringſten geſchwächt, überdieß hat dieſe Conſtruction in ihrem Gange ganz die Regelmäßigkeit eines Pendels. Dieſe Maſchine liefert in zwölf Stunden durch Beyhülfe zweyer Arbeiter 152 Pfund Chocolade. Wollte man beim Zerſtampfen der Stoffe eben eine ſo große Feinheit erzielen, wie die bey der Maſchine Statt findet, ſo dürften wohl funfzehn, im geringſten Falle aber ſieben Arbeiter täglich nöthig ſeyn. Minder, jedoch immer auch beachtenswerth iſt die Erſparung an Brenn-Materiale. Nach Daret koſten die Steinkohlen, um 152 Pfund Chocolade auf der Maſchine zu bereiten, 2 Franken, 25 Centimen. Wollte man aber auf die gewöhnliche Art die ſieben Steine heitzen, ſo beträgt die Auslage 4 Franken.

Die von einem Amerikaner erfundene Dreh-Dampfmaſchine, deren Beſchreibung im Edinb. philos. Journal. 4. Stück, mit einem Kupfer erläutert iſt, wird beſonders zur Anwendung bey Dampfbooten anempfohlen. Sie iſt ſehr einfach und dauerhaft, wirkt mit und ohne Druckwerk, erfordert kein ſchweres Gewichtrad, iſt auch bey ſchneller Bewegung völlig gefahrlos, und wenn zwey derſelben an eine gemeinſchaftliche Achſe befeſtiget werden, die in jedem Augenblick ihrer Wirkſamkeit eine gleiche Kraft haben, wird ihr Vortheil für die Schiffahrt aufs Höchſte gebracht. Eine derley Maſchine iſt bereits in einem Dampfboote zu Hartford und in einer Glashütte bey New-York ausgeführt.

Schon Herſchel hat die Behauptung aufgeſtellt: daß die Sonne gleich den Planeten einen feſten und dunkeln Kern hat, welcher von einer glänzenden Atmoſphäre eingehüllt iſt, die ſich zuweilen ſtellenweiſe weg zieht, und den erſtern dann an dieſen Stellen ſichtbar werden läßt, welche Trennungen man irrig für eigentliche Sonnenflecken anſieht. Nun tritt auch Dr. Müllner in Stuttgart dieſer Behauptung bey, indem er ſagt, daß er ſeit dem Auguſt 1819 die in der Sonne erſchienenen Flecken und Fleckengruppen über 50 fleißig beobachtet und aus dieſen Beobachtungen das Reſultat abſtrahirt habe: daß dieſe Flecken Riſſe ſeyn könnten, die plötzlich und gewaltſam die Lichtatmoſphäre trennen, und ſich allmählich wieder ſchließen, ſo wie das geſtörte Gleichgewicht der unbekannten Maſſe ſich wieder herſtellt. Daß die Heftigkeit der Rotationsbewegung ſie hauptſächlich veranlaſſe, dafür ſpricht der Umſtand, daß ſie nie in der Nähe der Sonnenpole, und meiſt in der Nähe des Sonnenäquators erſcheinen, wo dieſe Bewegung am heftigſten iſt. Er ſagt bey dieſer Gelegenheit ferner, er habe es ſich in der letzten Zeit zum Geſetz gemacht, immer voraus neben der Handzeichnung einer ſolchen Beobachtung anzumerken: »wird morgen weg ſeyn,« und auch nicht ein Mahl iſt ihm ſo eine prophetiſche Anmerkung Lügen geſtraft worden.

Hunter in Thurſton hat eine ſelbſtwirkende Pumpe erfunden, die nach ſeiner Angabe bedeutende Vorzüge vor jener von Boswell haben ſoll. Bekanntlich hat Boswell die urſprünglich in den Bergwerken zu Kremnitz zur Gewältigung des Waſſers gebrauchte Maſchine ſinnreich verbeſſert.

Ein Hr. Bonnefin verſucht in einer kleinen, fünf Bogen ſtarken Schrift: Doctrine de l'Algèbre. Paris 1820. 8. ganz neue, noch nicht gekannte Grundſätze für die Algebra aufzuſtellen, und zu beweiſen, daß man bis jetzt noch keine richtigen Begriffe von der Buchſtabenrechnung gehabt hat

Troughton hat den nautiſchen Kreiſel zum Behufe eines künſtlichen Horizonts bey Höhenmeſſungen der Geſtirne auf der See weſentlich verbeſſert. Bekanntlich gründet ſich die Erfindung dieſes Inſtruments auf die Beobachtung, daß die obere Fläche eines ſpinnenden Kreiſels, bald nachdem man ihn in Bewegung geſetzt hat, vollkommen horizontal iſt.

Herr Anton Schlöſſer k. k. privil. Kunſtmaſchiniſt, Brucharzt und Bandagiſt, der hier mit ſeinem Sohne Eigenthümer einer k. k. privil. chirurgiſchen (Maſchinen-) Fabrik iſt, hat unlängſt: Sich von ſelbſt anſchließende Bruchbänder angekündigt. Schon Bernſtein in ſeiner ſyſtematiſchen Darſtellung des chirurgiſchen Verbandes, Jena 1798, erwähnt dieſer Art Bruchbänder mit beweglicher Pelote, als einer Erfindung Pflugs mit beſonderer Auszeichnung. Späterhin haben ſich Salmov, Ody et Comp. zu London ein Erfindungs-Patent hierauf geben laſſen. Man kann ſich jedoch aus Bernſteins Werk, Tab. 24. Fig. 113, überzeugen, daß es Pflugs Erfindung iſt. Nach einem Exemplar, das Schlöſſer von Ody kommen ließ, ſind die vorerwähnten zum Kaufe ausgebotenen Bruchbänder verfertiget. Der Preis iſt für das Stück 25 fl. W. W. mithin ſehr billig. Der erſt neuerlich hier bey Schlöſſer eingelangte neu erfundene Phartom für Geburtshelfer, ſcheint dem beabſichtigten Zwecke nicht zu entſprechen. Ich behalte mir übrigens bevor, das viele Neue und Gemeinnützige, was Schlöſſers Fabrik für die ausübende Chirurgie darbietet, eben ſo wie ich es früher bey Wolfſohn — Conv. Bl. Nr. 25. 27. 36. 77. l. J. — that, nächſtens in dieſen Blättern anzuführen.

* * *

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Den 15. October gab man im Theater an der Wien zum erſten Mahle eine comiſche Oper in zwey Aufzügen, neu überſetzt nach dem Italieniſchen des Romani: »Die Prinzeſſin von Navarra,« Muſik vom Ritter Franz Morlachi, königl. ſächſiſchen Capellmeiſter. Ungeachtet man vorſichtiger Maßen in öffentlichen Blättern bemüht geweſen war, das Publicum darauf aufmerkſam zu machen, daß es ſich ungerechter Weiſe nur den eigenen Genuß ſchmälere, wenn es der Verſuchung nachgäbe, bey der zweyten Compoſition deſſelben Textbuches ſich mit Vergleichungen zu beſchäftigen: ſo zeigte die erſte Aufführung dennoch die Unzulänglichkeit dieſer Maßregel. Es iſt wohl auf alle Fälle unſerer dankbaren Anerkennung werth, daß es die Direction wagte, da Boieldieu's Meiſterwerk noch immer mit Vergnügen auf unſeren Bühnen gehört wird, ein Seitenſtück zu liefern; zumahl da unſer Publicum nur auf dieſem Wege zur Erkenntniß und zur Würdigung des Ächten gebracht werden kann, wenn man ihm von Allem zu genießen gibt. Sollte es auch von Deſert-Waaren zu viel verlangen, ſo ſchadet es nicht; die geſunde deutſche Leibes- und Seelen-Conſtitution verdaut es, und was davon hinein gehört, kommt doch in's Blut, u. ſ. w. Alſo unſere Oper quaestionis war empfohlen, und unſer Publicum aufmerkſam; es wollte ſehen, wie Genius neben Genius dieſelbe Straße wandern, und doch jeder ſeinen eigenen Pfad wählet, aber das Publicum bleibt ewig ein Kind; und wie denn auch die liebenswürdigſten, intereſſanteſten Kinder ihre Unarten haben, es konnte ſich nicht enthalten, nach dem alten Johann von Paris umzuſehen. Und die Folge dieſer Unenthaltſamkeit? Die natürlichſte! Das Alte, Gewohnte trug den Sieg über das Neue, Fremdartige davon. Es iſt nicht zu läugnen, daß Morlachi ſchöne Sachen in dieſer Oper lieferte; aber man hatte daſſelbe in einem leichten, fließenden, verſtändlichen Style genoſſen, und ſollte ſich nun die Mühe nehmen, ſich die nämlichen Conſtructionen aus einer zerſchnittenen und zerſtreuten Mittheilung zuſammen zu ſuchen. Das wäre von uns zu viel verlangt, die wir das Beſte recht bequem genießen können; daher auch Jeder ſehr irrte, welcher den geſchmackskundigen Gaſtgebern die Abſicht unterſchieben würde, das alte, beliebte Gericht verleiden zu wollen: man präſentirt zur Wahl, um artig zu ſeyn, nichts weiter! »Wir haben gewählt (ſprach die Verſammlung im Theater-Saale), aber die ſich drängenden Motive, die Unzahl von Fermaten, die ewigen Modulationen, die Violin-Paſſagen aus der Kehle, die hohe Begleitung der Singſtimmen, die ſinnverwirrende Buntſcheckigkeit nicht endender Tonſtücke ſagen uns nicht zu. Wir ließen zwar das zweyte Tempo des Duettes im erſten Acte wiederholen, weil uns der niedliche und fleißige Vortrag gefiel, und weil eine heitere Partie in der breiten Verflachung uns ergötzte; aber das war noch nicht genug, uns den Kopf von rückwärts nach vorwärts zu drehen.« So äußerte ſich eine Maſſe, welche ſich vielleicht wohl hätte anders äußern können, vielleicht auch ſollen; aber wer kann dafür? und ſo war die Wirkung einer Anſtrengung faſt vernichtet, welche auf einen andern Erfolg gerechnet hatte. — Die Darſtellenden thaten ihr Äußerſtes, obwohl nicht verhehlt werden darf, daß die Vorſtellung aus Mangel gewohnter Präciſion und reinem Enſemble an Uebereilung mahnte. Die Prinzeſſin und beſonders der Page ſangen ſehr brav, und der Prinz glänzte, wie alle Mahl, durch ſeine Höhe; er ſchlug heute mit beſonderer Reinheit und Sicherheit das hohe cis an. Der Wirth und ſeine Tochter hatten rauhe Stimmen, welches wohl vom Kuchenrauch kommen mochte, an den eine recht ſinnige Decoration mahnte. Der Seneſchall war alles, nur nicht comiſch; wie kann man dieſes aber auch, wenn man nur und immer nur von ſeinem Hunger zu reden hat? Vom Buche iſt wohl nichts zu ſagen, als daß es etwas maſſiver gehalten iſt, als das alte; beſonders kommt es Einem vor, als verſiſirten ſich ganz beſonders

Prinz und Prinzeſſin in ihrem einſamen Zwiegeſpräch im Wirthshausgarten. Das Wirthshaus war kluger Weiſe als eine ehemahlige Ritterburg angekündigt, um die Säle und hohen Gemächer zu rechtfertigen, und ſo läßt ſich hierüber nichts mehr ſagen, als daß die Decorationen recht hübſch ſind. Die folgenden Productionen werden das Ganze abgerundeter liefern, und dann werden auch noch das Terzett, die Arie der Prinzeſſin, das comiſche Duett zwiſchen den Wirthsleuten im erſten Acte, ſodann das Duett des Seneſchalls und Wirthes, die Troubadour-Romanze, das Duett des Brautpaars und Anderes weit beſſer anſprechen. S—l.

Schon früher erſchien von dem heſſiſchen Kirchenrath Horſt eine Abhandlung von der alten und neuen Magie, Maynz, 1820, gleichſam als Ankündigung ſeiner Zauber-Bibliothek. Bevor er aber den erſten Theil davon erſcheinen läßt, ſendet er noch voraus: »Theurgie, oder vom Beſtreben der Menſchen in der alten und neuen Zeit, zwiſchen ſich und der Geiſterwelt eine magiſche Verbindung zu bewirken.« Kein Schriftſteller der Vorzeit hat dieſen Gegenſtand in ſolchem Umfange nur geahnet, viel weniger mit gleicher Erudition behandelt. Der Verfaſſer befindet ſich aber auch im Beſitze einer seltenen Sammlung von magiſchen und theurgiſchen Schriften, und hat dieſem Theil der Geſchichte ſeit mehreren Jahren einen außerordentlichen Fleiß gewidmet. Es iſt zu hoffen, daß nicht nur die Zauberbibliothek, ſondern auch die hier angezeigten Vorlaufer, in die Hände aller Denker kommen werden. —yb.

Dr. Eſchſcholz in Dorpat, der auf dem ruſſiſchen Schiff Rurik die Erde umſegelte, ſucht in ſeinen »Ideen zur Aneinanderreihung der rückgrathigen Thiere« dieſelben nach einer Reihe ſo an einander zu ſtellen, daß immer dasjenige Thier einer höheren Claſſe, welches Ähnlichkeit mit dem höchſten der nächſtvorhergehenden Claſſe hat, zu unterſt kommt. Wegen der Ähnlichkeit des Cameels mit dem Strauß, läßt er daher die Säugethiere mit dem Cameel anfangen, die Vögel mit dem Strauß enden. Die Vögel fangen mit den Schwimmvögeln wegen ihrer Ähnlichkeit mit dem Schnabelthier an, dann folgt dieſes als Uebergang zu den Amphibien. Von dieſen ſtehen die Schildkröten oben an, dann folgen Eidechſen, Schlangen, zu unterſt die Batrachier, welche in die Knorpelfiſche übergehen, zuletzt die Gräthenfiſche. Auch neu! — —yb.

Allen Freunden der Naturgeſchichte empfehlen wir A. Bertolonii Amoenitates italicae, sistentes opuscula ad rem herbariam et zoologiam Italiae spectantia. Bononiae. 4. 470 tab. aen. 6. Beſonders für das Pflanzenreich und die Zoophyten enthält es eine Menge der herrlichſten Bemerkungen, und iſt mit unermüdetem Fleiß und muſterhafter Genauigkeit ausgearbeitet. —yb.

Das in der letzten Lieferung des Comus (in Nr. 126) angezogene wunderliche Brieflein hatten wir aus dem Gedächtniß unrichtig angeführt, und dabey die eben ſo curioſe Addreſſe weggelaſſen. Beyde lauten im Wanderer (Nr. 290) alſo:

de loco.
A Madam, Madam Anna B. — in loco
à
loco.

(Inhalt:)

Obwohl weil Sie mich abſcheilich haſſen, ſo verbleibe ich doch bis in den Todt
Ihr
wahrer Freundinn
Anton K—
königl. kaiſerl. Corporal m. p.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 666) wöchentlich drey Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. W.W., durch die k. k. Poſt 17 fl. W.W. halbj. Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

132.

(Wien, Samſtag den 4. November.)

Ueber indiſche Poeſie.

Von J. M. von Kell.

Indien, das reiche Indien, wurde ſeit Vasco de Gamas Zeiten häufig von den Europäern, aber ſtets nur als das reiche Indien beſucht; man ſtaunte, wie Tavernier, ſeine unterirdiſchen glänzenden Schätze an Gold und Edelſteinen, mit habſüchtigen Augen an, empfänglichere Gemüther weideten ſich an dem bunten Kleide des reichen indiſchen Plutus, und vertauſchten Gold und Edelſteine gegen den Anblick der bunten und reichen Flora, die an Schönheit und Fülle dort gleich herrlich iſt; — aber ſeit Kurzem erſt drang ein hellerer Blick aus Europa in die tiefſten Tiefen des indiſchen Reichthums, ſeit Kurzem erſt werden die ſchönſten Blumen Indiens, die blühenden Gärten indiſcher Einbildungskraft, uns nach und nach bekannt. — Eine Geſellſchaft aufgeklärter Männer beſtrebt ſich raſtlos, jene Blumen auf unſeren Boden zu überpflanzen, wohl überzeugt, daß wir den Eindruck der Flora am Ganges nicht aus dürren Herbarien, ſondern nur in dem reinen Spiegel einer ungetrübten dort einheimiſchen Phantaſie zu ſchauen im Stande ſind. Wie ein Land ausſieht, kann uns ein Reiſebeſchreiber erzählen; doch was es iſt im ſtrengſten Sinne des Wortes, das können wir nur aus dem Geiſte ſeiner Philoſophen und Dichter mit Gewißheit entnehmen. Unter den letztern verdient vorerſt der Verfaſſer des Mégha-Doûta oder die Wolke als Liebesbothe, ein Gedicht in Sankrit-Sprache, von Kalidaſa in engliſche Verſe überſetzt mit Noten und Erläuterungen von H. H. Wilſon, Secretär der aſiatiſchen Geſellſchaft (Calcutta 1813. 4to. pag. 119, neu aufgelegt zu London 1814 in 8.) unſere Aufmerkſamkeit, ſowohl in Rückſicht ſeiner amuthvollen Erfindung, als auch durch die Schönheit ſeines Styles. Ein ähnliches Urtheil fällten ſeine Zeitgenoſſen über ihn, indem ſie ihn unter die neun Perlen rechneten, welche die Zierde des Hofes Vicramadytia's waren, und zwar zu derſelben Zeit, als Kallimach die berühmte Pleiade der Ptolomäer als eines der ſchönſten Geſtirne an den Himmel Egyptens verſetzte.

Unſer Poet, der dem größeren Theile des leſenden Publicums bereits durch ſein vortreffliches Trauerſpiel: Sakountala, bekannt ſeyn wird, zeigt ſich in dem Mégha-Doota, der eigentlich eine Elegie iſt, als einen eben ſo genauen als treffenden Mahler der Natur. Chezy*) bemerkt im Journal des Savans (1817 Févr.) ſehr richtig, daß Kalidaſa in dieſem Gedichte, das an einigen Orten mit aller Zartheit der Empfindungen, die wir an Tibull bewundern, dahin reißet, zu viel mit ſeinem Wiſſen, gleich wie Properz, prangen wolle, was um ſo mehr das gemüthliche Intereſſe erkalten läßt, als dieſes Wiſſen in geographiſches Detail ausartet, und wir den Strabo Indiens zu leſen meinen.

Allein dieſer Übelſtand, der nur ſtreng poetiſch genommen einer iſt, fällt in den Augen des Forſchers weg, da jene kleinen geographiſchen Digreſſionen nicht wenig dazu beytragen, die wahre Lage mehrerer berühmter Orte, von denen bey anderen Schriftſtellern die Rede iſt, ins Licht zu ſetzen. Da inzwiſchen dieſe geographiſchen Details nur einen ſehr geringen Theil der Leſewelt beſonders intereſſiren können, und das Gedicht in der That bey einer überwiegenden Menge äſthetiſches Intereſſe erwecken muß, ſo wollen wir dasſelbe ſogleich aus dem rein poetiſchen Geſichtspuncte betrachten. — Eine höhere Region als jene, die unſere Lufthülle erſteigen; ein reinerer Aether, denn jener, den wir auf Bergſpitzen athmen; eine leichtere Welt denn unſere Erde gab der Fabel, die dem Gedichte zum Grunde liegt, das Daſeyn; es iſt das Reich indiſcher Phantaſie, dem zwar unſere Sonne, unſer Mond leuchtet; aber in andern Richtungen durch ein tieferes Himmelsblau leuchten beyde, mit anderen Augen beſehen, denn bey uns. —

Ein Yaktſcha **), ein himmliſcher Geiſt, aus der Zahl derjenigen, welche den Hofſtaat Kouvera's ***) bilden, welchem die Aufſicht über die prächtigen Gärten dieſer mächtigen Gottheit anvertraut war, läßt aus Mangel an Wachſamkeit den Elephanten des Indra ****) in jene Gärten, die dieſer vom Grunde aus verwüſtet. Kouvera in ſeinem Zorne hierüber, verbannt den nachläßigen Wächter aus ſeinem Angeſichte, und verurtheilt ihn zu einem zwölfmonatlichen Exil auf den Rücken eines furchtbaren Gebirges; dort muß er trauern entfernt von einer geliebten Gattinn, und aller Vergnügen beraubt, die er im Schooße des üppigen Alaka *****) genoſſen, welche Stadt Kouvera ſich zum Aufenthalte eingerichtet hatte.

Acht Monate, wie ſie die Sterblichen zählen, waren mit einer marternden Bedächtigkeit vorübergezogen, als in der Jahreszeit des Regens hinter dem

---

*) Chezy nimmt mit W. Jones an, daß Kalidaſa nicht, wie Bentley und Andere meinen, am Hofe des Radja Vicrama (lebte im 11ten Jahrhundert), ſondern am Hofe des Vicramaditya, der ein Jahrhundert vor der chriſtlichen Zeitrechnung regierte, gelebt habe; da lange noch nicht ausgemacht iſt, daß Vicramadytia eine Perſon mit dem Radja-Vicrama geweſen.

**) Die Yaktſchas bilden eine Claſſe der Halbgötter, und ſind Diener des Kouvera, des Gottes der Reichthümer. Ihnen geſellen ſich die Apſaras zu, himmliſche Nymphen am Hofe des Indra. Die Gemahlinn unſeres Helden war ohne Zweifel eine ſolche Nymphe.

***) Kouvera, der indiſche Plutus; er beſitzt neun unſchätzbare Schätze. Sein Hoflager iſt zu Kailaſa, einem Berge, von den Yaktſchas und anderen untergeordneten Gottheiten bewohnt.

****) Indra, deſſen Macht ſich eigentlich über die ſublunariſche Welt erſtreckt, hat die größte Ähnlichkeit mit dem Donnerer der Römer; er reitet einen Elephanten von ungeheurer Größe: den Eiravata.

*****) Die Hauptſtadt in Kouvera's Gebiethe, die nach der indiſchen Fabellehre auf dem Berge Kailaſa liegt, der eine Zuſammenhäufung von koſtbaren Cryſtallen und Edelſteinen iſt.

Berge, zwiſchen deſſen Schluchten der Verwieſene ſchmachtete, ſich eine Gewitterwolke erhebt, und auf den Flügeln der Winde nach Alaka ſteuert. Bey dieſem Anblicke erwacht der Schmerz des armen Yaktſcha mit neuer Heftigkeit, und unvermögend ſich länger zurück zu halten, ſpricht er die eilende Wolke wie einen mitfühlenden Freund an, und zwar, wie der Poet bemerket, in einer ſehr natürlichen Gemüthsbewegung: denn wo iſt der Unglückliche, der, aller Geſellſchaft mit fühlenden Weſen beraubt, nicht endlich ſeine Zuflucht ſelbſt zu lebloſen Dingen nimmt, und indem er ihnen ſeine Leiden anvertraut, hierin nicht eine Linderung derſelben ſuchte! *). Einen herrlichen Blumenſtrauß biethet er der Wolke an, durch die erhebendſten Lobſprüche ſucht er ihre Gewogenheit ſich zu verdienen, und er beſchreibt ihr den Weg, den ſie nehmen müſſe, um das himmliſche Alaka zu erreichen. Hierauf macht er ihr eine leichte Beſchreibung der vorzüglichſten Orte, über welche ſie hinweg ziehen müſſe; er erwähnt der wohriechenden Gehölze, wo ſie verweilen, der Flüſſe, über denen ſie ſich erhohlen, und das erſetzen könne, was ihr der Winde Zug geraubt; er erwähnt der Ebenen, über welche ſie einen Theil der Schätze ihres Buſens verbreiten ſolle, um den liebenswürdigen Bewohnern nach langer Hitze eine erfriſchende Kühle zu ſenden. Allein Udjain **) iſt es vorzüglich, welches es der zarten Aufmerkſamkeit der ſegelnden Wolke empfiehlt; doch fürchtet er zugleich, das die unwiderſtehlichen Reize jener Stadt, die durch die Feuer-Augen ihrer jungen Schönen ſprechen, ſie vom Ziele zurückhalten, und er beſchwört die Wolke, nicht allzulange daſelbſt zu verweilen.

(Schluß folgt.)

Lieder von Liebe.

1.

Fahr' wohl, ich mußte ſcheiden,
Du ſtill geliebtes Bild —
Hier rauſchet in mein Leiden
Die Waldung kühl und mild.

In's Weite, fort in's Weite,
Wie rauh der Pfad auch iſt;
Wohin er immer leite,
Nur hin — wo du nicht biſt.

Umſonſt, da bin ich wieder,
Und ſtehe wieder hier:
Die Wege und die Lieder,
Ach, alle gehn zu dir!

O könnt' ich mit euch tauſchen,
Und als ein Baum dort ſtehn,
Ich wollte leiſe rauſchen
Und ſie in Schlummer wehn.

Doch wenn ein Traum vertreiben
Mein treues Bildniß will,
So klopf' ich an die Scheiben
Mit grünen Fingern ſtill.

Und wird ſie ſich bewegen,
Und horcht und fragt: »Wer ruft?«
Dann ſtrafe ſie ein Regen
Von Blüthen und von Duft.

2.

Es ſteht ein Haus in Auen
So ruhig und allein,
Und ſchlanke Pappeln ſchauen
Zum Fenſter klug hinein.

3.

Wie heg' ich nur und trage
Noch immer dieſe Qual,
Wovon das Herz mir ſchlage,
Sie ahnt es nicht einmal.

---

*) Wer erinnert ſich nicht hierbey an die Stelle in Schillers Maria Stuart, wo auch ſie die Segler der Lüfte apoſtrophirt.

**) Udjain war die alte Hauptſtadt der Beſitzungen Vicramadytia's, an deſſen Hofe der Poet lebte; dieſem ſeinem Herren und Mäcen wollte er ſich durch das Lob jener Stadt gefällig machen.

Den Roſen gleicht die Liebe,
Die nur am ſchönſten blühn,
Wenn ſie im zarten Triebe
Als rothe Knoſpen glühn.

Ach wenn ſie ſich erſchloſſen,
Dann währt es kurze Zeit —

Bald ſtehn die kahlen Sproſſen
Allein in Traurigkeit.

So will ich lieber ſchweigen,
Dieß Leid iſt meine Luſt,
Doch dein bin ich — dein eigen,
In tiefer, treuer Bruſt!

Baron v. Schlechta.

Unmittelbare Nachrichten aus Weſtindien.

II. Lieferung.

(Schluß von Nr. 131.)

Die blauen Berge ſind ungefähr eine Tagreiſe von der Stadt; ſie erheben ſich hinter dem dichteſten Geſtrippe, hinter Wäldern und Hecken, und es ſoll noch Niemand oben geweſen ſeyn. Ich konnte dieß gar nicht glauben, allein es fand ſich wirklich ſo. Natürlich waren ſie ſchon längſt mein Augenmerk geworden. Ich mußte von zwey Menſchen, die ich bey mir hatte, mehrere Tage zuvor die Waldungen, welche den Fuß dieſer Gebirge umgeben, mit Gewalt durchhauen laſſen, um einen Weg zu erhalten, damit ich jenſeits derſelben botaniſiren konnte. Wir mußten mit Gewehr und Piſtolen bewaffnet ſeyn, aus Beſorgniß vor den Sclaven (Maron-Negern), welche ihren Herrn entlaufen und ſich auf eine unbegreifliche Weiſe in dieſen Gegenden aufhalten. Kaum war es möglich, Leute zu bewegen, ſich dazu zu entſchließen; allein ich ließ mich nicht abhalten, denn ſollte ich nur immer am Geſtade herumſpazieren? Als der Weg nun frey war, hatte ich eine ſolche Freude an einer Paſſage, von wo aus ich alle Puncte des Gebirges beſteigen konnte, daß ich ſogleich eine Reiſe dahin zu unternehmen beſchloß. Meine Hausleute und die übrigen Herren, welche mit mir zuſammenwohnen, ſuchten mich abzuhalten; allein, da ſie ſahen, daß der Weg ohnehin ſchon fertig war, ſo machten ſie das Kreuz hinter mir und ſagten, ich käme nicht mehr zurück, denn die Schlangen im Gebüſche würden mich verzehren. Ich ging ganz allein, wurde zwar von ihnen beunruhigt, jedoch nicht abgehalten; läugnen läßt ſich's indeſſen nicht, daß nicht Gefahr dabey wäre; allein die Einwohner verſtehen es doch, dieſe Thiere abzufangen. Das Blut von 10 — 15 Hühnern tragen ſie in einem Geſchirre hinauf, und ſo wie die Schlangen davon genoſſen haben, können ſie ſich nicht mehr rühren *).

Ich kam durch die Waldregion hindurch und nun ſtand ich am Fuße eines ſteilen Berges, wo ein jeder Schritt mich überzeugte, daß hierher wirklich niemahls Menſchen gelangt ſeyn konnten. Die Höhe deſſelben ſchätze ich nach den von Ihnen auf Creta berechneten Höhen mit der Tournefortiſchen Wand in der Nähe der Schneegruben auf den Spakkiottiſchen Gebirgen (wo Potentilla speciosa, Phyteuma Jacquini und Gnaphalium microphylum wachſen) beynahe gleich und hiemit auf 840 Toiſen. Die Wolken

---

*) Eine Sache, welche ſich wegen der Wahrheitsliebe meines Gärtners nicht läugnen läßt, und worüber man mit Begierde einem nähern Aufſchluſſe entgegen ſieht. S.

hängen immer an ſeinem Gipfel, im Winter verurſacht er eine Kälte von + 13° und ich habe einen kalten Morgen gehabt, wo ſogar der Thermometer wegen den kalten Winden von oben herab, gerade ſo wie es bey den Leucaori auf Creta geſchieht, bis auf + 11° R. herabfiel. — Ich kroch nun getroſt empor, um mich lagen die Pflanzen in einander verſchlungen und jeder Tritt mußte gewaltſam errungen werden. Eine prachtvolle Vegetation lag vor mir ausgebreitet, ſo daß ich nicht wußte, was ich zuerſt nehmen ſollte. Endlich gelangte ich an einen See, um deſſen Rand eine der ſchönſten Flächen liegt, die ich nur je geſehen habe; denn die mannigfaltigſten Pflanzen, kriechende, ſchlingende, großblättrige, Büſche, Kräuter, Gräſer, Orchiden u. d. gl. waren ſo durcheinander verworren, daß ich betroffen nicht wußte, über welche ich herfallen ſollte. Der Gipfel bot mir die ſeltenſten Farrenkräuter zwiſchen Steinen und die ſonderbarſten Alpenpflanzen. Bald kehre ich wieder dahin zurück.

Die Ausbeute wird groß werden, doch aber auch die Transportkoſten nicht klein. Ich kann mit meinem Gelde kaum noch vier Monate aushalten. Es iſt alſo nothwendig, daß Sie die Abſendung des Benöthigten bald beſchleunigen, damit ich ein ganzes Jahr verweilen kann, um etwas Vollſtändiges zu liefern *). Das immerwährende Abwechſeln von Sonnenſchein und Regen macht, daß ich oft verhindert werde, Excurſionen in größere Entfernungen auszuführen und der Bäche wegen überall hinzugelangen. Dieſes wird noch einen Monat dauern, dann iſt ſchön Wetter, und ſofort habe ich auch die ſeltenſten Pflanzen, Inſecten, Schmetterlinge und Vögel zu hoffen, ſpäterhin die trefflichſten Samen. Bis dato bin ich ſehr geſund und friſch; ich habe noch nicht das geringſte Kopfweh gehabt; Ydermann verwundert ſich, daß ich alle dieſe Strapatzen ſo leicht aushalte. Schiffe ſind immer hier, um Ihnen meine Sammlungen ſenden zu können; doch wünſche ich Ihren Entſchluß, ob ich es ſchicken ſoll, denn ich fürchte, es könnte auf der Reiſe Schaden leiden, oder, wie immer verloren gehen. Nach Jamaica habe ich ungemeine Luſt, und muß es Domingo weit vorziehen. Die Flora iſt dort unermeßlich reich; es regnet immerfort wegen der hohen Gebirge, die man auch da Montagnes bleues, blaue Berge, nennt, ſo wie auf Martinique. Hat uns gleich Creta viel geboten, ſo iſt es doch nur ein Schatten gegen das, was ein eben ſo großes Terrain durch die ganze Jahrszeit an blühenden Gewächſen enthält. Hier müſſen doppelt ſo viel Farrenkräuter ſeyn, als man in Büchern verzeichnet hat; denn ich habe nur eine Seite der Inſel beſucht und beſitze deren ſchon mehr. Die Trocknung ging anfänglich ſchlecht von ſtatten; allein jetzt habe ich eine Gelegenheit erhalten, welche Alles doppelt erſetzt, und genieße die Freude, meine Sammlungen auf das Trefflichſte conſervirt zu ſehen. Ich wünſchte nur dabey zu ſeyn, wenn Sie meine Kiſten öffnen; ich wäre dann durch Ihr Vergnügen für alle meine Mühe und Sorge entſchädigt; denn ich verſichere Sie, daß mein Fleiß außerordentlich iſt, und daß ich nicht emſiger in der pünctlichſten Verrichtung ſeyn könnte, wenn ich mich ſelbſt in Ihrer Gegenwart befände. Haben Sie die

---

*) Dieſe Summe hat er ſeit dem 18. Juny gewiß ſchon erhalten. H.

Güte, meinen Anverwandten mein Wohlbefinden wiſſen zu laſſen, und mich baldigſt durch Briefe über Ihr eigenes zu beruhigen.

Franz Kobaut.

(Martinique, Porte S. Pierre d. 18. Juny 1820.)

Allgemeine Novelliſtik.

(Die in dem Converſ. Bl. erwähnten Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Des Freyherrn von Hormayr »Archiv für Geographie, Hiſtorie, Staats- und Kriegskunſt,« welches in ſeinen eilf Jahrgängen vorzüglich für vaterländiſche Alterthumskunde und hiſtoriſches Quellenſtudium unbeſtreitbar ſo Bedeutendes geleiſtet hat, wird vom künftigen Jahre an, nach einem erweiterten und mehr populären Plan, mit vorherrſchender Rückſicht auf die einheimiſche Kunſt, fortgeſetzt werden. Dieß als einſtweilige Notiz.

Im Theater in der Leopoldſtadt wurde am 30ſten zum erſten Mahl: Don Juan, oder der ſteinerne Gaſt, Luſtſpiel mit Geſang nach Tirso de Moliena und Moliere, von einem Theaterfreunde bearbeitet — mit Muſik von Volkert gegeben. Himmel! das war ein Luſtſpiel! in dem vier Menſchen getödtet werden, die Geiſter drohend das Verbrechen umſchweben, und der Held des Stückes am Ende vom Teufel geholt wird. Arme Tragödien-Dichter! was für eine Art von Grund bleibt euch nun übrig, um ein Trauerſpiel herzuſtellen? — Da müſſen wohl wenigſtens einige Tauſende in's Gras beißen — und der Teufel ſelbſt muß geholt werden, wenn es noch eine Wirkung haben ſoll. — Doch zur Sache! Die Poſſe Don Juan mit Käsperle's Späßen ausſtaffirt, hatte beynahe ſeit der Exiſtenz dieſes Theaters das Bürgerrecht, und ward jährlich am Vorabende des Allerſeelentages ſtets bey überfülltem Hauſe gegeben. Ob ſie durch die Bearbeitung gewonnen oder verloren habe, können wir nicht entſcheiden. Die hinzugekommene Muſik, die mitunter recht artige Stellen hat, ſcheint für das Erſtere zu ſprechen. Daß wir in dem heißen Spanien eine Gerichtsſtube mit einem Kachelofen ſehen -- daß die ſpaniſchen Bauern im öſterreichiſchen Dialecte localiſirten, gehört zur Parodie einer ſchon an ſich ſelbſt als Parodie beſtehenden Piece, wie es dieſer Don Juan in allen Sprachen und in allen Geſtalten war, iſt und ſeyn wird. Nur Mozart's himmliſcher Genius konnte auch ſolchem Stoffe Lebensdauer einhauchen! —

Sincerus.

Nach der Beſchreibung des Tempels von Kedar-Nath, welche ein im Journal des Voyages (Cahier 23. Septembre 1820, pag. 303 sseq.) auszugsweiſe gelieferter Brief des Kapitain William Spencer Webb vom 29. März 1819 enthält, liegt derſelbe nicht ſehr weit von Srinigar, 11,897 (engliſche) Fuß über das Meer erhoben, auf einem Felſen. Letzterer iſt von ſchwarzer Farbe; ſeine Geſtalt ſoll jener des Hintertheils eines in die Erde verſunkenen Büffels gleichen. Die Fabelgeſchichte der Hindus erzählt Folgendes von dieſem Felſen: Kedar-Nath, verfolgt von dem erzürnten Rieſen Bhim-Singh, wurde von Letzterem dort, wo heute der Tempel ſteht, ereilt, und verwandelte ſich ſelbſt mit ſeltener Geiſtesgegenwart in einen Büffel, um ſich als ſolcher unter eine eben dort graſende Herde dieſes Thiergeſchlechts zu miſchen, und ſo ſeinem Gegner zu entkommen. Bhim-Singh erſann jedoch auch ſeiner Seits eine Liſt, um den verlarvten Feind zu erkennen. Er ſtellte ſich als ein Coloß quer über den Weg, und ließ die Büffel zwiſchen ſeinen Füßen hindurch gehen: alle wagten ſich durch den gefährlichen Engpaß, nur der Rieſenbüffel Kedar blieb zurück. Bhim-

Singh erkannte ihn daran, und die Beyden wurden handgemein. Ehe jedoch Bhim-Singh ſeinen Feind überwältigen konnte, ging dieſer durch die äußerſte Anſtrengung zum Widerſtande von ſelbſt in Stücken; ſein Vordertheil fiel in eine Schlucht, und gelangte auf unterirdiſchen Wegen nach Nepal, wo man es noch heute zeigt. Das Hintertheil Kedar-Nath's blieb aber auf dem Platze als eine Trophäe Bhim-Singh's, und ward zum Felſen, auf dem der heutige Tempel von Kedar-Nath ſteht.

In Kedar-Nath werden dem reuigen Hindus ſeine Sünden vergeben, und er kann dort ſeine Vereinigung mit der Gottheit durch das Opfer ſeines eigenen Lebens erzielen. Der Büßer, welcher ſich dem freywilligen Opfertode widmen will, wird von den Brahminen, denen er vorher ſeine Kleider und was er ſonſt beſitzt übergeben hat, bis zu dem Anfange eines Engpaſſes geführt. Von dort an geht er nackt und allein vorwärts, bis an einen ſenkrecht vor ihm abſteigenden Abgrund, in welchen er ſich ſtürzt. Kurze Zeit vor der Ankunft des Capitains Webb in Kedar-Nath ſuchten drey Frauen den Tod der Sühne auf die angegebene Art, und — fanden ihn nicht, obſchon ſie drei Tage lang nackt im Schnee umherirrten; daher Webb die Exiſtenz jenes Abgrundes für ein Mährchen zu halten geneigt iſt. Eine jener Frauen ſtarb jedoch einige Stunden nach ihrer Rückkehr zu Kedar-Nath. Die beyden andern bettelten am Wege, als Capitain Webb nach Kedar-Nath reiſte; ſie waren beyde ſehr übel zugerichtet; gebrochene Hände und verwundete Füße, Folgen des Sturzes, hatten ſie ſich in Kedar-Nath geholt, und ſie klagten bitter, daß Gott ihr Opfer nicht annehmen wolle, und ihren Tod gehindert habe.

Der Selbſtmord aus Religions-Fanatismus iſt in Indien an der Tagesordnung. Webb reichte in der Gegend von Mal-Tapi einem Wanderer ein Almoſen, welcher nach der Quelle des Fluſſes Tapi pilgerte, um ſich in Gemäßheit eines religiöſen Gelübdes von einem heiligen Felſen in dieſelbe zu ſtürzen, was er auch vollbrachte.

Erinnern dieſe heiligen Felſen und Abgründe an den Leukadiſchen Sprung der Hellenen — ſo ruft die Geſchichte der gedachten drey unglücklichen Frauen die ergreifende Scene aus Shakeſpeares König Lear vor unſere Einbildungskraft, wo dieſer Dulder vom Felſen herabzuſpringen wähnt, während er nur mit Gewalt ſich auf den ebenen Boden wirft.

F. M. v. N. —

Wenn die Rede von einem literariſchen Zeitbedürfniß im höheren Sinn und in ſo ferne ſeyn kann, als ſolches die wichtigſten Angelegenheiten der Menſchheit umfaßt, ſo muß das Werk des Abbé de la Mennais: »Über die Gleichgültigkeit in Hinſicht der Religion,« wohl vor Allem genannt und geprieſen werden. Die rechtſchaffene, von Dünkel, Verblendung und irdiſcher Verkruſtung frey gebliebene Welt hat den hohen Werth dieſes Buches auch gewürdigt, wie denn im franzöſiſchen Originale bereits vier Auflagen, und ſchon drey deutſche Überſetzungen erſchienen ſind. Doch immer hat es ſich noch darum gehandelt, durch einen, auch dem Unbemittelten leicht erſchwinglichen Preis das Buch gemeinnütziger zu machen; und dieſes iſt ein Hauptvorzug der von dem edlen Fürſten E. Lichnowſky, auch ſonſt als Gelehrter und Kunſtkenner rühmlich bekannt, gelieferten Verdeutſchung, von der kürzlich hier in der Gräffer'ſchen Buchhandlung der erſte Band vollſtändig erſchienen iſt. Er iſt 24 Bogen ſtark, auf ſchönem Papier in der trefflichen Grund'ſchen Officin ſauber gedruckt, und koſtet ſchon broſchirt nicht mehr als 4 fl. W. W. Dieſer äußerſt geringe Preis iſt wohl ein ſprechender Beleg von dem ſchönen Zweck des Herausgebers, das heilbringende Werk möglichſt zu verbreiten, und commentirt zugleich practiſch den menſchenfreundlichen Geiſt der Nachworte des hierdurch vielverdienten Edelmannes, welche alſo lauten: »Zu einer Zeit der Gleichgültigkeit über alles, was nicht augenblicklichen Nutzen bringt, iſt es ſicher ein höchſt verdienſtliches Werk, das Erhabenſte und Schönſte auf eine erſchütternde, durchgreifende, folglich ſiegreiche Weiſe in den Geiſt, in das Herz der Menſchen zurück zu führen. Ich wünſche mir Glück, daß vor Mehreren, welche, gleich mir, den Wunſch hegten, dieſe mächtigen Worte wahrhafter Liebe unſerm deutſchen Vaterlande zu bringen, wie die Muße ward, es zu vollenden. Die Abſicht decke die Mängel. — Mögen die, welche im Nichtglauben Ruhm zu finden wähnen, unterſuchen; die, welche es für unnöthig halten, zu glauben, erwachen; und jene, die von dem Nachdenken durch die Furcht, ihre bisherigen Begriffe zu verwirren, abgehalten werden, erkennen, daß ſie durch die Liebe an Klarheit und Einfachheit, an Ruhm und Glück gewinnen.«

Die zweyte Abtheilung dieſes der ganzen gläubigen und nichtgläubigen Welt nicht genug zu empfehlenden Werkes wird bald folgen. Man kann ſich in der Verlagshandlung, (mit 4 fl. W. W.) darauf vormerken laſſen.

Dieſes Werk des Abbé de la Mennais iſt übrigens, wie ſchon angedeutet, keineswegs in einem kahlen, Gähnen erregenden, oder ſchwulſtvollen, myſtiſchen, excentriſchen Tone, ſondern in einer Form geſchrieben, welche nicht nur das Gemüth, ſondern ſelbſt den äſthetiſchen Sinn mächtig anſpricht. Um unſern Leſern eine Probe von dieſen rhetoriſchen Vorzügen zu geben, wollen wir hier einige Stellen aus des Verfaſſers Einleitung herſetzen: — »Eine Zeit des Eifers für den Irrwahn iſt nicht ſo krank, als eine Zeit der Vernachläſſigung und Verhöhnung der Wahrheit. Noch iſt Kraft und folglich Hoffnung, wo heftiges Treiben waltet; aber wenn alles Leben erliſcht, die Pulſe ſtehen, das Herz erkaltet, was iſt da noch zu erwarten, als eine nahe, unvermeidliche Auflöſung?

Vergebens iſt jeder Verſuch, ſich zu täuſchen. Europa's Völker ſchreiten raſch an dieſes heilloſe Ziel. Entſetzet euch nicht vor dem Donner, der in ihrem Innern rollt, nicht vor den lockernden Schlägen; wer aber entreißt ſie der dumpfen Gleichgültigkeit, der kalten Ermattung? Weſſen Odem belebt dieſe entmarkten Gebeine? das Wohl, das Übel, der Baum des Lebens, der Baum des Todes, demſelben Boden entſproſſen, ſie wachſen inmitten der Völker, die, ohne aufzublicken, vorüber ziehen, und langen, und blind die Früchte ergreifen.

Religion, Moral, Ehre, Pflichten, die heiligſten Grundſätze, wie die edelſten Gefühle, nichts ſind ſie mehr, als Träume, glänzende, lichte Gebilde, die einen Augenblick im tiefſten Grunde des Gedankens ſpielen, um ſchnell zu verſchwinden, ohne Wiederkehr. Nein, nie ward ſolches erſehen, nie ſelbſt erdacht!

Es hat langes, beharrliches Anſtrengen bedurft, einen unermüdeten Kampf des Menſchen gegen ſein Gewiſſen und gegen ſeine Vernunft, um zu dieſer thierähnlichen um nichts ſich bekümmernden Stumpfheit zu gelangen. Betrachtet einen Augenblick dieſen König der Schöpfung; welche unbegreifliche Erniedrigung! Nur in der Düſtre iſt ſeinem geſunkenen Geiſte wohl. Nicht erkennen iſt ſeine Freude, ſein Frieden, ſeine Seligkeit; alles verlor er, ſelbſt das Verlangen, das ihm Nächſte zu wiſſen. Er betrachtet mit demſelben Ekel die Wahrheit und den Irrthum, er zwingt ſich, zu glauben, dieſe beyden wären nicht zu unterſcheiden, um ſie zuſammen zu verachten. Letzter Grad der Verderbtheit des Geiſtes, zu dem ihm geſtattet ſeyn kann zu gelangen: cum in profundum venerit, contemnit.

Aber bey der Betrachtung dieſer ungeheuren Verirrung fühlt man ein unſägliches Erbarmen über die menſchliche Natur. Läßt ſich ein elenderer Zuſtand denken, als der eines Weſens, gleich unwiſſend in ſeinen Pflichten, wie in ſeiner Beſtimmung? und eine ſinnloſere Verkehrtheit der Vernunft, als Glück und Stolz in dieſe Unwiſſenheit ſelbſt zu ſetzen, die weit eher untröſtlich beklagt werden ſollte!

Die Grundurſache einer ſo ſchimpflichen Herabwürdigung iſt weniger die Schwäche unſers Geiſtes, als ſeine Dienſtbarkeit von dem Körper. Von den Sinnen unterjocht, gewöhnt ſich der Menſch nur durch ſie zu urtheilen oder auf ihre Eingabe. Wahr iſt ihm nur, was Eindruck auf ſie macht; alles Andere erſcheinet ihm als ſchwankende Verſtandesſchlüſſe, als Hirngeſpinnſt. Er lebt nur in der körperlichen Welt, die geiſtige iſt nicht für ihn. Selbſt den Gedanken läugnete er, wäre er ihm weniger gegenwärtig, weniger vertraut; darf ich es ſagen? er kann ſich nicht von ihm trennen, und da er doch ihn nicht für das, was er iſt, erkennen will, verkörpert er ihn, begründet die Bildung des Menſchen als ſeine Urſache, nur um nicht gezwungen zu ſeyn, Kräfte anzunehmen, die den Sinnen unzugänglich bleiben.«

Möge dieſes Werk, ein großes inhaltſchweres Wort zu ſeiner Zeit, jenen heilſamen Nutzen ſtiften, welcher den einzigen und höchſten Zweck des Verf. und unſers Überſetzers ausmacht. Der Himmel ſelbſt wolle den Erfolg ihres ehrwürdigen Eifers unterſtützen!

Offr.

Das lithographiſche Inſtitut hier (Michaelsplatz) hat nun auch das fünfte Heft des mit einſtimmiger Anerkennung aufgenommenen vaterländiſchen Werkes: »Stammbaum des Habsburg-Öſterreichiſchen Kaiſerhauſes,« erſcheinen laſſen. Auch dieſe Lieferung rechtfertigt völlig die Verheiſſungen, welche die Verlagshandlung, die bey ihren Unternehmungen nicht, wie gewöhnlich, bloß einem materiellen Selbſtnutzen, ſondern einem edlern Intereſſe: dem der wahren Künſtlerſchaft und ehrenwerther Auszeichnung nachſtrebt, ſchon bey dem Beginne des Werkes ausgeſprochen hat, von welchem wir bereits in Nr. 66 einen umſtändlicheren Bericht gegeben haben. Treue der Zeichnung, Sorgfalt der lithographiſchen Ausführung, Reinheit des Druckes ꝛc. empfehlen auch dieſe Abtheilung den Freunden der Kunſt und der vaterländiſchen Denkmähler, und widerlegen ſiegreich ſo manche Oppoſition, welche die Lithographie, wie alles Neue, das Concurrenz mit ſich führet, erfahren hat, und noch erfähret *). Die vier Tafeln dieſes Heftes ſtellen dar: 17) Agnes, geb. 1280, † 1364; Colonna, einen vornehmen Römer, ihren Verlobten; Andreas, König von Ungarn, ihren Gemahl, vermählt 1296, † 1300. — 18) Eliſabeth, † 1352, u. ihren Gemahl Friedrich IV., Herzog zu Lothringen, verm. 1304, † 1328. — 19) Anna, geb. um 1280, † um 1327, ihren erſten Gemahl Hermann den Langen, Markgrafen von Brandenburg, verm. 1295, † 1308, und ihren zweyten, Heinrich VI., Herzog von Breslau, verm. 1310. — 20) Gutha, † 1329 (alle vier wunderliebliche Weiber waren Töchter Albrechts I.) und ihren Gemahl Ludwig den Ältern, Grafen von Öttingen. — Wie die andern Hefte, hat auch dieſes ein Blatt kurzer geſchichtlicher Erläuterung von dem wackern Cuſtos Al. Primiſſer. Dabey ſind einige Stellen aus gleichzeitigen Chroniſten angeführt. Jene über damahlige Tracht und Prunkliebe ſind zu charakteriſtiſch und zu anziehend, als daß wir ſie unſern Leſern nicht mittheilen ſollten. Über und von den Chronikern des vierzehnten Jahrhunderts lautet es hier wie folgt: »Sie ſtimmen darin überein, daß im vierzehnten Jahrhundert die Prachtliebe und der Hang nach auffallender Kleidung, auf Koſten der Schicklichkeit, in Deutſchland und Frankreich immer mehr und mehr überhand nahm. Die in der unten folgenden Stelle der Chronik von Leoben erwähnten weiten Ärmel, die der Länge des Rockes gleichkommen, die Knöpfe, Röhrchen und Schnürchen, das Bunte und Grelle beſonders in der Männerkleidung, die breiten Gürtel, und manches Andere findet ſich auch auf unſeren Bildniſſen aus dieſer Zeit, und ſpricht für die Sorgfalt des Mahlers in der Anwendung ſeines Coſtüms.

Die Chronik von Leoben ſagt: Es iſt zu merken, daß nach dem Tode König Albrechts I. († 1308) in Öſterreich und Steyermark und auch in anderen Ländern ſich mehrere Erfindungen und Neuerungen in der Kleidung ergaben. Einige trugen in den Röcken (tunicis) den linken Ärmel von einem andern Tuche, andere ließen den linken Ärmel ſo weit machen, daß die Weite größer war als die Länge des ganzen Rockes; andere erweiterten beyde Ärmel auf dieſe Art; andere ſchmückten ihren linken Ärmel auf allerley Weiſe, mit Seide oder Silber; andere hingen ſilberne Röhrchen oder Stäbchen (cannas) an ſeidenen Schnüren in sericis über den ganzen Ärmel herab; andere trugen auf der Bruſt von anders gefärbtem Tuche mit ſilbernen oder von Seide ausgenäheten Streifen Buchſtaben; andere umgürteten die Bruſt ganz mit ſeidenen Kreiſen. Auch machten ſie faſt alle Röcke ſo knapp, daß einige nur mit Hülfe anderer, manche aber

---

*) Wenn eine Erfindung jedoch, wie hier bey uns der Steindruck, ſo ſchnelle Fortſchritte macht, ſich ſo ſinnreich ausbildet, und dadurch gleichſam mit ſich ſelbſt concurrirt, ſo verſtummt allmählich die hitzigſte Gegnerſchaft. Wir werden bey der vorhabenden Anzeige des Freyh. v. Hormayr'ſchen Taſchenbuchs, das mit vortrefflichen Steindrucken des eben ſo talentvollen als unermüdlichen Hrn. C. v. Schnorr geſchmückt iſt, Gelegenheit haben, hierauf zurück zu kommen.

mittelſt der vielen an den Ärmeln, der Bruſt und dem Leibe angehefteten Knöpfchen in den Rock hinein oder heraus konnten. Die Halsausſchnitte, durch welche der Kopf geſteckt wurde, machte man damahls ſo weit, daß Schultern und Bruſt größtentheils unbedeckt blieben. Den Saum der Kleider ſchmückte man mit anderfärbigem Tuche, wie es vor Zeiten nur die Narren hatten; zuweilen wurden unten Einſchnitte angebracht, die ſtatt des Saumes galten. Caputzen kamen nun auch bey allen auf, bey Bauern, Juden und Hirten; dagegen verlor ſich der Gebrauch der Männerkappen, durch welche man den Chriſten von dem Juden unterſchied. — Auch die Gürtel fanden eine Umänderung: man trug jetzt entweder einen breiten Gürtel (Zona) oder ſehr ſtarke Riemen (corrigiae) und zwar ſehr tief, nähmlich ſo wie die Mönche ihre Gürtel tragen. Damahls verkürzte man auch die Mäntel ſo, daß ſie kaum über den Rücken hinabreichten. In dem Gebrauche der ſeidenen Gewänder trat auch die Änderung ein, daß ſolche gegen die früher beſtandene Gewohnheit nicht mehr bloß von den Rittern, ſondern auch von den Dienern und Schützlingen getragen wurden. In den Oberkleidern kürzte man die Ärmel ab, ſo daß ſie kaum zum Elbogen reichen; unter dem Elbogen aber hing ein langer Streif, wie ein Banner herab.

Man vergleiche hiemit die Stelle aus dem Fortſetzer der franzöſiſchen Chronik Wilhelms von Nangis: Im Jahre 1356 überließen ſich viele Edelleute und Kriegsbediente dem Übermuthe und der Ausſchweifung. Nicht zufrieden, die kurze Kleidung anzunehmen, entſtellten ſie ſich durch übertriebene Pracht noch mehr, indem ſie an ihren vergoldeten und verſilberten Caputzen und Gürteln Perlen trugen und ihre Kleidungen ganz mit Edelſteinen beſetzen ließen. Dadurch ſtieg der Werth der Perlen und Edelſteine ſo hoch, daß man zu Paris gar keine mehr auftreiben konnte, und ich erinnere mich, daß ein Gewiſſer zwo Perlen, die er lange vorher für acht Denare gekauft hatte, damahls für zehn Livres verkaufte. Sie fingen auch zu derſelben Zeit an, Vogelfedern auf ihren Mützen zu tragen.« —

Der Preis eines Heftes dieſes ſowohl in hiſtoriſcher als artiſtiſcher Hinſicht bedeutſamen Nationalwerkes iſt bekanntlich im Inſtitute ſelbſt 12 fl. 30 kr. W. W. ſonſt 15 fl. W. W. im Wege der Subſcription. Monatlich erſcheint ein Heft (Papierformat 26 Zoll hoch, 18 Zoll breit, auf Basler Velin).

Daß dieſes ſtattliche Werk, wie wir vernehmen, und wie es billig vorauszuſehen war, lebhaften Eingang und Abſatz findet, iſt auch aus dem beſondern Grunde erfreulich, weil ſich hierauf die Herausgabe zweyer andern noch nie abgebildeter Denkmähler des ritterlichen Maximilians ſtützt, nähmlich der herrlichen Handzeichnungen zu den Marmortafeln von Maxens Grab zu Innsbruck, und des in ſo vielen Hinſichten merkwürdigen Freidal'ſchen Turnierbuches, über welches ſich erſt neuerlich das hiſtor. Taſchenbuch des Freyh. v. Hormayr u. v. Mednyansky, des wackern Primiſſers Werk über die Ambraſer Sammlung und der geiſt- und kenntnißreiche Recenſent desſelben in unſern gehaltvollen Jahrbüchern der Literatur (unverkennbar der Freyh. v. Hormayr) ausgeſprochen haben. Alle Theilnahme und Förderung dieſen verdienſtvollen Leiſtungen!

Effr.

Zu Hull wird jetzt ein Schiff gebaut, wozu man gar keine Balken benutzt, ſondern es aus kreuzweiſe übereinander gefügten Lagen dicker Dielen verfertigt, eine Bauart, wovon man ſich eine größere Stärke verſpricht, als von der gewöhnlichen.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 666), wöchentlich drey Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 17 fl. W.W. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

133.

(Wien, Dinstag den 7. November.)

Über indiſche Poeſie.

Von F. M. v. Nell.

(Schluß von Nr. 132.)

Der Dichter flocht mit ſeltener Kunſt in dieſen poetiſchen Reiſeunterricht mehrere Lebens- und Sittengemählde der Indier ein, wie auch eine Menge mythologiſcher Anſpielungen, und beſchließt ihn mit einer Beſchreibung von Alaka.

Da dieſe Stadt das Ziel der Reiſe und der Wünſche des Verwieſenen, der Gegenſtand iſt, welcher die Aufmerkſamkeit des Leſers ganz vorzüglich feſſeln ſoll; ſo iſt auch das Gemählde derſelben der Ort, wo der Dichter ſeine ganze Kunſt ſich entfalten läßt. Mit der Beſchreibung nimmt das Feuer der Rede, und die Helle der Farben mit jedem Striche an dem Gemählde der Stadt ſichtbar zu. Wunderbare Palläſte ſteigen empor und reichen mit ſchimmernden Mauern in die Wolken; himmliſcher Wohlklang durchweht die Lüfte, die ganz Wohlgeruch ſind; jeder Thautropfen auf den Blumen iſt ein Diamant. Chöre ſchlanker Nymphen, deren einzige Arbeit der Putz, deren einzige Beſchäftigung Gefallſucht iſt, ziehen zerſtreut durch die duftenden Auen, und umſtricken mit zauberiſchen Netzen die unvorſichtigen Jünglinge, deren Blick ſie getroffen. Hier erhellt das Gold und ſeltenes Edelgeſtein in wechſelnden Reihen mit den koſtbarſten Muſchelgehäuſen den dunkeln Raum kühn gewölbter magiſcher Grotten — der Abglanz jenes Geflimmers wogt auf azurnem See, in tauſend Wellen ſich ſpiegelnd, die unter dem ſilbernen Gefieder des Schwans ſanft ſich erheben und ſinken. Dort wölben ſich geheimnißvolle Schatten vergebens über des Abends wollüſtige Scenen. Die Fackel des Morgenroths beleuchtet die ſcheuen Spuren der vorübergewallten Nacht; welke Blumenketten liegen im Graſe; hier erblickt man Blumenſtiele, die eine verliebte Zerſtreutheit ihrer Blätter beraubte; dort glänzen Perlen im Grünen, die dem gepreßten Gürtel der Jungfrauen entfielen; kurz alles an dem Gemählde, deſſen Umriſſe einen ſchwachen Wiederſchein auf dieſe Blätter werfen, athmet Luſt und Verklärung.

Der Reichthum an Gedanken und die farbige Darſtellung dieſer Gemählde wird von des Dichters zartem Ausdrucke der gefühlvollſten Gemüthsregungen noch übertroffen, wo er den unglücklichen Yaktſcha der Wolke das Bild ſeiner verlaſſenen Gattin entwerfen, und die Lage ſeines bedrängten Gemüthes ſchildern läßt; — man glaubt eine der ſchönſten Heroiden des Ovid zu leſen.

Yaktſcha beſchreibt der Wolke die Wohnung ſeiner Vielgeliebten in Alaka. Sie iſt umgeben von einem Gehölze, das die ſeltenſten Bäume und Sträucher bilden; unter dieſen beneidet der junge Yaktſcha den Keſara und den Aſoka, Bäume, die nur bey der Annäherung oder unter der Berührung eines Weibes blühen, und ſieht ſie mit zarter Eiferſucht als ſeine Nebenbuhler an; nicht weit von ſeinem Pallaſte rauſcht eine Quelle über Stufen von Smaragd; eine goldene Säule auf cryſtallenem Piedeſtal prangt auf der Vorderſeite ꝛc. ꝛc. Dieß, ſpricht er, ſind die vorzüglichſten Merkmahle, an denen du meine Wohnung erkennen wirſt. Aber wenn du dich ihr nähern wirſt, ſo lege ab deine gegenwärtige fürchterliche Größe, die dich einem wüthenden Elephanten ähnlich macht, und erſchrecke meine Heißgeliebte nicht: erſcheine ihr vielmehr in einer leichten und geſchmeidigen Geſtalt, und behalte von deinen Blitzen nur den ſchwachen und lieblichen Schimmer eines ſchwülen Abends bey, gleich einem Schwarm jener leuchtenden Nachtvögel, die durch das Dunkel der herbſtlichen Nacht in ungewiſſem Fluge goldene Furchen ziehn.

Dort auf dem einſamen Lager ſeufzet die ſchönſte der Frauen, das vollendetſte Werk des Schöpfers; an ihrer herrlichen Geſtalt, an der Zartheit ihrer Züge wirſt du ſie erkennen. Die reinſte Perle ſteht an Glanz dem Schmelz ihrer Zähne nach; das Roth ihrer Lippen bleicht jenes der Bimba *) friſch gefärbt im Sonnenfeuer; und ihr ſchüchterner Blick iſt ſanfter denn jener der jungen Gazelle.

Aber! was ſage ich da! — untröſtlich über meine Abweſenheit (o! ich kenne ihre unbegränzte Liebe für mich) verſeufzet dieſe Hälfte meiner Seele, dieſer theure Abdruck meiner ſelbſt, die einſamen Stunden in tiefer Trauer; ein Strom anhaltender Thränen röthet ihre Augenlieder, und macht ſie anſchwellen; ihre Lippen, ſonſt ſo friſch, trocknen im Feuer des bangen Athems; ich ſehe ſie, das Haupt geſtützt auf die ſehnende Hand; ich ſchaue ihre Stirne, ſonſt ſo heiter, im Trauergewande des Veni **); ich glaube ſie ſprechen zu hören mit ihrer treuen Sarika ***); ſie ſpricht vom baldigen Ende meiner Verweiſung! — Vergebens will ſie ihren Schmerz in Hoffnung einſchläfern; ihre zierlichen Finger gleiten dahin über die Laute, die beſtimmt iſt, einen Geſang zur Feyer des Ruhms meines Stammes zu begleiten; doch den thränenbethauten Seiten verſagt die Stimme.

Doch wenn vielleicht irgend eine wohlthätige Gottheit den Balſam des Schlafs auf ihre Glieder geträufelt; o! ſo hüthe dich, ihn zu unterbrechen; halte deine donnerde Stimme an dich, die ſie den Armen eines ſchmeichelnden Traumes entreißen dürfte. Aber wenn ſie erwacht, liſple ihr leiſe dieſe Worte der Tröſtung:

---

*) Bimba (Bryonia grandis) trägt eine rothe Frucht, mit welcher man die Lippen zu vergleichen pflegt.

**) So heißt bey den indiſchen Frauen eine Verflechtung ihrer Haare, die ſie als Zeichen der Trauer, wenn ihre Männer ſterben, um die Stirne winden.

***) Der Nahme eines Vogels (gracula religiosa), der unſere Elſter an Sprachfertigkeit übertrifft; er ſpielt eine große Rolle in den indiſchen Mährchen.

Angebethetes Weib! erkenne in mir den Freund und den Bothen deſſen, der nur für dich allein lebt. Du weißt es, ein willkommener Bothe *) bin ich der ſchmachtenden Gattin, und im Donner meiner Sprache lieſt ſie die Hoffnung, daß ſich das traurige Geflechte des Weni bald löſen werde.

Dein Freund, obſchon getrennt von dir durch den ſtrafenden Zorn Kouvera's, ſchwebt in deiner Nähe auf den Flügeln ſeiner Gedanken. Wie oft hat er deine geliebten Züge in die durren Felſenwände, die ihn umſchließen, eingegraben; aber jedes Mahl wuſchen dieſe Züge der Fluth ſeiner bittern Thränen bis auf die letzte Spur. In jedem zierlichen Gegenſtande der Natur ſucht er dich zu erkennen. Der ſchmiegſame Windling iſt ihm ein Bild deines Wuchſes, im ſilbernen Lichte des Mondes ſchaut er die Weiße deines Nackens; im azurnen Lotus lächelt ihm dein ſüßer Blick. Allein keines dieſer Weſen prangt mit mehr als mit Einem deiner Reize. Du allein vereinigſt ſie alle an dir; — ſeine Seufzer ſind der Nachhall der deinigen, deine Thränen glänzen in den ſeinigen u. ſ. w.

Dieſe vortreffliche elegiſche Apoſtrophe ſchließt der junge Yaktſcha mit folgenden an die Wolke gerichteten Worten:

Daß dich das Schickſal, in Vergeltung des Dienſtes, den ich von deiner Freundſchaft erwarte (denn du erweiſeſt mir ihn gewiß, du, die du dem Sperlinge die belebenden Tropfen deines Thaues nicht verſageſt), daß dich das Schickſal, minder grauſam gegen dich, nie aus den glänzenden Kreiſen deiner feurigen Gefährtin (des Blitzes) verdrängen möchte!

Indeſſen hört der Gott des Reichthums dieſe ergreifenden Klagen und Wünſche des armen verbannten Yaktſcha — der es nicht ahnet, welch ein hohes Ohr ſich ſeinen Reden geneigt, und wie das unſterbliche Herz ſich zur Milde bewegt; — Kuvera kurzet die Zeit der Verweiſung dem liebenden Yaktſcha ab, und die beyden Liebenden ſchauen wieder vereint ihre langen Leiden nur mehr durch den Schleyer eines vorübergezogenen Morgentraumes. —

Seht da den Plan und den Gang eines indiſchen Gedichtes, deſſen Geiſt vor jenen, die im Lorberhaine griechiſchen und römiſchen claſſiſchen Alterthums Ehrfurcht gebiethend einherwallen, nicht zurücktreten darf.

---

*) Die Wolke ſpricht hier als Vorläuferin der Regenzeit in Indien. Der Anfang dieſer Epoche hat in dieſem Lande durch die erfriſchende Kühle nach langer Hitze einen eigenen Reiz, und verſammelt die Reiſenden in den Schooß ihrer Familien. Darauf ſpielt die Wolke hier an — ſo wie auch andere indiſche Dichter die Regenzeit zu Anſpielungen auf die Wiedervereinigung der Getrennten ſinnbildlich gebrauchen.

N. S. Das Metrum des Gedichtes in der Urſprache iſt ein Hexameter im Sinne des Wortes, da wir nach unſerer Eintheilung der Sylben eines Verſes in Füße ihrer ſechs herausbringen. Dieß Metrum iſt nach dem Ausſpruche der Sprachforſcher folgendes:

— — — | — ◡ ◡ | ◡ ◡ ◡ | — — ◡ | — ◡

◆

Elégie.

Sentimens de regrets! vous animez ma voix;
Ah! je ne puis vous réduire au silence,
Quand un doux souvenir me rappele parfois
Au tems heureux de ma première enfance!
Alors d'aucun souci mon coeur n'était atteint;
Les roses du bonheur embellissaient mon teint;
De prestiges flatteurs mon ame environnée
Jouissait du présent, et ne prévoyant pas,
Peu m'importait, le sort pour lequel j'étais née
Sur un chemin de fleurs, hasard guidait mes pas!
Il est passé ce tems! ma mémoire fidèle,
Sait ajouter encore à ma perte cruelle,
En retraçant à ma douleur
Le souvenir de ces jours de bonheur.
L'illusion finit avec elle ma vie
Perdit tous ses attraits, de chagrins poursuivie.
J'égale ce ruisseau, dont le paisible cours
Savait embellir de sa clarté brillante,
Ce qu'au printems, dans les premiers beaux jours
Réfléchissait son onde transparente.
Il ne dût alors sa beauté
Qu'à sa touchante pureté.
Pauvre ruisseau! l'orage t'a grossi
Il a troublé ton eau si tranquille, si pure.
Tu peux tout recouvrer, mais le bien qui me fuit
M'a livré pour toujours aux peines que j'endure.

Julie de Smith.

Sehnſucht nach der Kindheit Frieden.

Schmerzenslaute! nimmer kann ich euch bezwingen,
Überwältigend entfähet ihr meiner Bruſt,
Wenn der Kindheit holde Bilder mich umringen,
Wenn mich ſanft umgaukelt langſt entſchwundne Luſt.

Friſch beſpiegelten ſich an dem jungen Morgen,
Friedensroſen auf der Wange Wiederſchein;
Fremd dem frohen Herzen waren alle Sorgen,
Keine Zukunft kannt' es, nur das Jetzt allein.

Und auf Blumenauen ſtreiften meine Schritte
Sicher, ſorglos, tändelnd in Aurorens Pracht;
Und Zephyre nur beſtimmten meine Tritte:
Doch der klare Tag ward mir zur düſtren Nacht.

Dieſe Nacht hält unerbittlich mich umfangen:
Die Erinn'rung an verlornes Friedensglück
Foltert doppelt mich durch glühendes Verlangen:
Aber ach die holde Zeit kehrt nicht zurück!

Schimmernd ſpielen klar in goldnen Frühlingstagen
Jenes Baches Wegen ungetrübt und mild,
Von Najaden rein und ruhig fortgetragen! —
Holder Bach! Ach wäreſt du mein treues Bild:

Wenn Orkane trübend heben deine Wellen:
Biſt du rein und ruhig nach beſtandnem Sturm.
Meine düſtre Nacht, dich kann kein Stern erhellen:
Meine Blüthe, ach! zernagt der Sehnſucht Wurm!

Offr.

* * *

Die letzten Tage der Jungfrau von Orleans.

(Aus dem Sept. Heft der Revue encycl. 1830. überſetzt von F. W. Lang.)

Als Johanna in die Hände der Soldaten des Herzogs von Bretagne fiel, kauften ſie Engländer, die ſie nicht überwinden konnten, ihnen ab. Dieſer

Kauf war für das engliſche Heer ein Triumph, den es mit Freudenfeuer und Te Deum verherrlichte. — In der That war es für das Heer ein ſüßer Genuß, zu denken, daß weder die Jugend noch Tapferkeit die Feindin zu retten vermochte, und daß ſie bald unter Qualen für das Verbrechen ſterben müſſe, für ihr Vaterland geſtritten zu haben. Von dem Augenblicke der Gefangennehmung der Jungfrau bewarben ſich ein Mönch mit Nahmen Martin, Vicar der Inquiſition, und Peter Cauchon, Biſchof von Beauvais, auf das Eifrigſte um die Gunſt, ſie verdammen zu dürfen.

Nach langem Zögern, während dem ſie die Gefangene aus einem Kerker in den andern und endlich nach Rouen ſchleppten, ſagten endlich die Engländer dem Biſchof von Beauvais die Ehre zu, ſie zu richten. —

Geſchmeichelt durch dieſen Vorzug, zeigte ſich Cauchon des Vertrauens würdig, indem er Johannen nicht nur faſt kein Mittel zur Vertheidigung ließ, ſondern ſich noch bemühte, ſie durch verfängliche Fragen zu verwirren und ſogar ſie zu beſchimpfen.

Ihre Antworten zeugten oft von Geiſt; und wenn ſie gleich die Erſcheinung des heiligen Michael, der heiligen Catharina und Margaretha nicht läugnete, und die Details, die ſie von dieſen heiligen Perſonen machte, nicht ſehr vernünftig ſchienen, ſo erſah man doch die Überzeugung, die ſie von deren Erſcheinung hegte. —

Man hat ſchon ſo oft und weitläuftig dieſen furchtbaren Prozeß erzählt, daß wir uns ganz enthalten, hier die Geſchichte desſelben von neuem durchzugehen — und uns blos darauf beſchränken, dem Leſer zu ſagen, mit welcher abgeſchmackten Argliſt die Engländer den Tod der Jungfrau forderten, die eben auch verurtheilet wurde, aus Gnade und Mäßigung den Reſt ihres Lebens im Kerker unter Angſt, bey Waſſer und Brot zuzubringen. —

Denſelben Tag (d. 24. May 1430), an dem ihr dieſes angekündigt wurde, zog ſie Kleidung ihres Geſchlechtes an; — ihre Mannskleider wurden ihr in einem Sacke in ihr Zimmer mitgegeben — Während dem 25. und 26ſten war ſie den Beleidigungen und Anmaßungen ihrer Wächter Preis gegeben, welche mehrmahls verſuchten, Gewaltthätigkeiten an ihr auszuüben. —

Sonntags den 27ſten bat ſie die Wächter, ihr die Bande abzunehmen, damit ſie aufſtehen könne — denn ſelbſt die Nacht durch hatte ſie Feſſeln an den Füßen, und eine Kette um den Leib. — Anſtatt aber ihr dieſe Bitte zu gewähren, nahm man ihr ſogar die Kleidung, die ſie anhatte, und warf ihr blos einen Sack vor; ſie ſchlug es aus, blieb bis Mittag liegen, war aber endlich doch genöthigt, ſich der einzigen Bedeckung zu bedienen — die man ihr ließ. — Der Biſchof von Beauvais wurde alſogleich hievon unterrichtet; er begab ſich mit mehreren Aſſeſſoren in den Kerker, und ließ den Ungehorſam der Jungfrau durch ſelbe beſtätigen. — Zwey Tage hierauf beſtieg endlich die Unglückliche den Scheiterhaufen, umgeben von vielen Edlen und Prieſtern die von den Engländern hiezu gedungen waren, nebſt einem großen Haufen Soldaten, welche ſie mit Schmähungen überhäuften, und ungeduldig, die Stirne derjenigen, die ſie ſo oft erblaſſen machte, von den Flammen ſchon verzehrt zu ſehen, ihren Prieſtern, die durch Ermahnungen den Muth der Heldin zu erhalten bemüht waren, zuriefen: Wie! wollt ihr uns denn hier das Mittagsmahl einnehmen laſſen? —

Es iſt ſchmerzhaft zu denken, daß dieſer Carl der VII., dem Johanna ſeine Staaten wieder gab, keine Anſtalten traf, ſie aus den Händen der Engländer zu reißen; daß er ihnen kein Löſegeld anboth, noch ihnen wenigſtens mit Repreſſalien drohte — daß er endlich ſeine Befreyerin vergaß, während ſie ihn noch vor ihren Richtern ſelbſt vertheidigte. »Sprecht von mir,« ſagte ſie, »aber ſprecht mir nicht vom König, er iſt keineswegs ſo wie ihr in ſchildert, wahrlich er iſt der Edelſte unter allen Chriſten!« —

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Am 1. November, um die Mittagsſtunde, begann im k. k. kleinen Redouten-Saale Fräulein **Ninette von Belleville** den Reigen der diesjährigen Winter-Concerte. Das kunſtliebende Publicum muß es wünſchen, daß ihr alle Nachfolgenden ebenbürtig an Kunſtwürde ſeyen. Die Concertgeberin beurlaubte ſich mit dieſer Leiſtung nach ihrer erſten Ankündigung von **Wien**, dieſer Stadt, »der ſie ſo viel, und in muſicaliſcher Hinſicht Alles verdankt,« und zeigte in dem geſchmackvollen und richtigen Vortrage des ſehr ſchwierigen Cis-Mol-Concertes von **Ries**, und in von ihr ſelbſt, beynahe zu ſchwierig componirten Bravour-Variationen, daß ſie auch den letzten Semeſter ihres Aufenthaltes in **Wien** beſtmöglichſt benützet habe, was ohnehin nach ihren früheren öffentlichen Productionen vorauszuſehen war. Dieſe ächte Kunſtjüngerin hat ſich auch dießmahl durch Präciſion, Sicherheit und Leichtigkeit, wie alle Mahl, durch richtigen, durchdachten und wohlausgeſprochenen Vortrag mehr als jemahls ausgezeichnet. Der lebhafte Beyfall unſers Kenner-Publicums wird ihr als eine genügende Aufforderung und Ermunterung für die ganze Dauer ihres Kunſt-Lebens dienen. Die Concertgeberin hatte durch die Wahl der Tonſtücke für einen geläuterten Geſchmack geſorgt. Das Concert begann mit dem erſten Satze von der ſo verſtändlich und jedes, für ächte Muſik halbwegs empfängliche Gemuth, ſo ſehr anſprechend geſchriebenen vierten großen Symphonie **Beethovens**; leider wurde ſelber (**nicht** unter Herrn **Kleczinskys** Leitung, wie der Zettel beſagte) hier und da etwas mangelhaft gegeben. Auch Herr **Löhle**, königl. bayeriſcher Hofſänger, welcher eine Arie von **Caraffa** vortrug, wird mit der Begleitung nicht am Beſten zufrieden geweſen ſeyn. Er entwickelte auch heute im Concert-Saale, wie ſonſt auf der Bühne, die ganze Kraft ſeines ſeelenvollen Vortrags, und glänzte durch dieſen, ſo wie durch die Stärke und Reinheit ſeiner Mitteltöne, ganz beſonders; nur iſt dieſem wackeren Sänger zu wünſchen, daß er ſich durch keine Umſtände zu Verzierungen bewegen laſſe, die ihn verunzieren; dazu iſt ſeine Geſangweiſe zu würdig, und ſeine Stimme zu edel. Die Vocal-Geſänge, der erſte vier-, der zweyte dreyſtimmig, von **Gall** und **Eiſenhofer**, welche die Herren **Löhle**, **Siebert**, **Binder** und **Rauſcher** ſangen, gefielen ſehr durch Satz, Vortrag und Stimmen, beſonders das Terzett. — Sollte die Betrachtung, daß es der Concertgeberin, trotz der allgemeinen Anerkennung ihrer Talente, den Saal nur ſchwach zu füllen gelang, nicht die Fluth der uns drohenden Concerte in etwas hemmen? Wir wollen erwarten, in wie fern ſich Bedürfniß und Producir-Sucht beſtimmen laſſen. S—t.

Literatur der Taſchenbücher, Kalender **rc.**, **für 1811**; Nr. 11. — »Gemeinnütziger und erheiternder **Haus-Kalender** für das öſterreichiſche Kaiſerthum.

vorzüglich für Freunde des Vaterlandes; oder Geſchäfts-, Unterhaltungs- und Leſebuch, auf das Jahr 1821, für alle Claſſen des Adels, der Geiſtlichkeit, des Militärs, der Honoratioren und Bürger der geſammten öſterreichiſchen Monarchie. 4. Wien, bey Anton Strauß.« — Der gemeinnützige und wahrhaft practiſche Werth dieſes Haus- und Geſchäftsbuches geht ſchon aus dem lebhaften Abſatz hervor. So erlebte der erſte Jahrgang (1819) drey Auflagen, der zweyte hatte einen Abſatz von 5000 Exemplaren, und von dem gegenwärtigen dritten dürften, nach den bereits eingetroffenen vielen Beſtellungen, wenigſtens 8000 debitiert werden. Beſonders zahlreich ſind die Beſtellungen aus Inneröſterreich, Illyrien, Mähren, Ungarn, ja ſelbſt aus mehreren italieniſchen Provinzen. Eine ſo außerordentlich günſtige Aufnahme kann natürlich nur das Reſultat beſonderer Vorzüge ſeyn; und wirklich ſind dieſe auch in dem gegenwärtigen Jahrgange, welcher vom Herausgeber der beyden erſten bearbeitet iſt, einleuchtend. Folgendes iſt eine gedrängte Überſicht des Inhaltes:

Der vollſtändige Kalender für Katholiken, Proteſtanten, Griechen und Juden, auf das Jahr 1821, mit den Erklärungen deſſelben, den Zeit- und Feſtrechnungen, den Jahres- und Tageszeiten, den Mondesvierteln, der Genealogie des allerhöchſten Kaiſerhauſes, und mit weißen Einſchreibblättern zur Bemerkung der Einnahme und Ausgabe der häuslichen Geſchäfte, der Nahmenstage, der Tagſatzungen, der Wechſelverfallzeit und anderen Geſchäfts- und Familien-Angelegenheiten.

I. Aſtronomiſch-chronologiſch-meteorologiſches Jahrbuch mit Überſichtstabellen von Europa und dem deutſchen Bunde, einer Parallele, Europa und Amerika, den Überſichten des Nationalreichthums, der Ausfuhr der nordamerikaniſchen Staaten, und den Verzeichniſſen der Geſandten und Conſuln.

II. Pantheon des Nationalruhmes der Länder und Völker des öſterreichiſchen Kaiſerthums.

III. Moral in Beyſpielen, oder Criminal-, Diebs-, Gauner- und Bettlerhiſtörchen, als Warnungstafel; Züge von treuem Pflichtgefühl, Ehrlichkeit, Uneigennützigkeit, Wohlthätigkeit, Eifer für Menſchenwohl ꝛc. Als Gemählde zur Nachahmung in wirklichen Ereigniſſen aus der öſterreichiſchen Monarchie.

IV. Muſeum für Naturwunder, Naturerſcheinungen, Länder-Merkwürdigkeiten, Sitten, Gebräuche, Volksfeſte und Volkslieder der öſterreichiſchen Monarchie.

V. Unterhaltungs-Kalender für Freunde erheiternder Lectüre, für Liebhaber der Dichtkunſt, Declamation, des Geſanges, für Anecdoten-, Epigrammen- und Charaden-Sammler.

VI. Haus- und Wirthſchafts-Kalender, Geſchäfts- und Erinnerungsbuch, mit dem allgemeinen Reichs- und hundertjährigen Kalender, der Angabe aller in Öſterreich curſirenden Staatspapiere und ihrer Kaufpreiſe, ein alphabetiſches Verzeichniß aller Nahmenstage, Stempeltabellen, Brieftaxe, Ab- und Ankunft der Poſten, der Claſſen- und Schuldenſteuer-Claſſification, Intereſſe-Tafeln, der Scala, Cursberechnung, Verzeichniſſe der Jahrmärkte, der Entfernung aller Städte Europens von Wien ꝛc., nebſt dem neueſten Wegweiſer durch ganz Wien, für Geſchäftsleute, Fremde ꝛc.

Vorgeheftet iſt eine Karte der Umgebungen von Wien.

Man erſieht hieraus den groſſen Sachreichthum, und muß dabey die Billigkeit des Preiſes billig anerkennen. Dieſer iſt in Umſchlag, ſteif gebunden und mit Papier durchſchoſſen, auf Druckpapier 3 fl. 30 kr. W. W., auf Schreibpapier 4 fl. 30 kr. W. W. Papier und Druck laſſen nichts zu wünſchen übrig. Herr Strauß hat einen neuen Beweis ſeines Geſchmacks und der trefflichen Einrichtung ſeiner Druckerey abgelegt. Unter andern iſt der tabellariſche Theil dieſes Kalenders ein wahres Meiſterſtück.

»Spalarts und Kaiſerers Verſuch über das Coſtume der vorzüglichſten Völker des Alterthums und des Mittelalters, nach den bewährteſten Schriftſtellern bearbeitet,« — hat jetzt die Franz Härter'ſche Buchhandlung hier in Verlag. Um den Ankauf zu erleichtern, wird das Werk auf dem Wege der Pränumeration lieferungsweiſe ausgegeben, und zwar illuminirt à 2 fl., ſchwarz à 1 fl. Man findet in dieſem werth.

vollen Werke di Beſchreibung der verſchiednen Kleidertrachten, Nachricht von der Bauart, den Geräthen, den Feyerlichkeiten und Gebräuchen jedes Volkes, nebſt einer kurzen Überſicht des Zuſtandes der bildenden Künſte unter demſelben. Alle dieſe Gegenſtände ſind mit Genauigkeit und Deutlichkeit bearbeitet, aus den vorzüglichſten Quellen geſchöpft, und mit den nöthigen Kupfern erläutert. Durch dieſes Werk iſt demnach ein lange gewünſchtes Bedürfniß befriedigt, und der bildende Künſtler, der Schauſpieler, der Schauſpieldichter, der philoſophiſche Geſchichtforſcher, der Erzieher, erhalten dadurch ein Buch, welches eine zuverläßige und möglichſt vollkommene Darſtellung des Coſtums der vorzüglichſten Völker des Alterthums und des Mittelalters enthält, und dürfen nicht erſt mühſam in hundert Büchern Nachſuchungen anſtellen, um belehrt zu werden.

Obgleich von dieſem Werke in zwey Abtheilungen bereits 8 Bände mit 368 Kupfern in 8., und 221 Kupfern in Folio erſchienen und für 160 fl., mit ſehr ſchön illuminirten Kupfern auf Holländer-Papier, und für 110 fl. mit ſchwarzen Kupferabdrücken auf Basler Velinpapier complett zu haben ſind, hat ſich dennoch die Verlagshandlung entſchloſſen, um den Herren Abnehmern die Anſchaffung dieſes Werkes zu erleichtern, ſolches in Pränumeration dergeſtalt zu überlaſſen, daß alle 1ſten und 15ten eines jeden Monats ein Heft vom letzten Bande angefangen mit 6 Kupfern in 8., oder 3 Kupfern in Folio ausgegeben werden wird. So wie die Kupfer eines Bandes vollſtändig abgeholt werden ſind, wird bey Abnahme des letzten Heftes der zu den Kupfern gehörige Band Text auf Schreibpapier, ohne weitere Vergütung zugleich abgegeben werden.

Von der erſten Abtheilung über das Coſtume der vorzüglichſten Völker des Alterthums enthält der erſte Theil: das Coſtume der Ägypter und Griechen; der zweyte der barbariſchen Nationen, der Hebräer und Indier, der dritte Theil das Coſtume der Römer, der Etrusker, Lateiner, der Marſer und Sabiner. Von der zweyten Abtheilung über das Coſtume der vorzüglichſten Völker des Mittelalters enthält der erſte Theil: das Coſtum der Gothen, Sueven-und Vandalen, der Gepiden, Markomanen, Quaden und Heruler, der Hunnen, Angelſachſen und Dänen; der zweyte Theil das Coſtume der Franken vom fünften Jahrhundert bis in das zwölfte, und das Coſtume der Normänner; der dritte Theil behandelt die Geſchichte des Ritterweſens im Mittelalter nach ſeinem ganzen Umfange, und iſt mit den nöthigen erläuternden Kupfern verſehen, und von hier an hatte Herr Kaiſerer die Fortſetzung des Werkes übernommen; der vierte Theil enthält das Coſtume der geiſtlichen Orden und das Coſtume der Türken im Mittelalter. Der fünfte enthält eine Überſicht des geſellſchaftlichen Zuſtandes der europäiſchen Nationen in den Zeiten des Mittelalters, und die vorzüglichſten Trachten der Franzoſen, Italiener, Niederländer, Schweizer, Burgunder und Deutſchen.

Nachrichten aus Frankreich. Der Eifer und die Einſicht, womit die Nachgrabungen zu Mendeur (Doubs) betrieben werden, hat Frankreich den Beſitz eines römiſchen Denkmahls verſchafft, wovon bereits ein Theil völlig aufgedeckt iſt, und eine Vorſtellung von deſſen Wichtigkeit geben kann. Es iſt ein Amphitheater, welches 20 bis 15000 Zuſchauer bequem faſſen konnte. Die Mauern aus behauenen Steinen ſind aufs Beſte erhalten. Auch die Behälter für die Thiere, welche in der Arena kämpften, beſtehen noch zum Theil; man hat darin viele Knochen gefunden, unter welchen ein Stierkopf, die Hauzähne eines Ebers und die eines Elephanten zu unterſcheiden ſind. Unter dem weggeräumten Schutt hat man kleine Bronzemünzen von Conſtantin dem Großen, Criſpus und Conſtantin dem Jüngern (II.), und Stücke von Thongeſchirren, Werkzeuge, Glas und andere Dinge gefunden. Die Nachgrabungen werden fortgeſetzt.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 666) wöchentlich drey Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. W.W., durch die k. k. Poſt 17 fl. W.W. halbj. Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Graffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

134.

(Wien, Donnerſtag den 9. November.)

Wie wurde Shakeſpeare's kraftvolle Beredſamkeit bisher in Deutſchen Überſetzungen nachgebildet?

Von M. Span.

(Fortſetzung von Nr. 87.)

Die Andeutung der Fehler, welche **Schlegel** und **Voß** gegen die Richtigkeit der Sprache, des melodiſchen Versbaues, gegen die äſthetiſche und hermeneutiſche Richtigkeit begingen, muß ich aus Mangel des Raumes einzig der Vergleichung mit meiner Parallele überlaſſen. Nur in Bezuge der Hermenie will ich ein Paar Bemerkungen beyfügen. **Salanio's** Äußerung: It is the most impenetrable cur, that ever kept with him, iſt Eine von jenen Stellen, bey deren Schwierigkeiten **Shakeſpeare's** Commentatoren und **Johnſon** den Fragenden ohne Belehrung laſſen, und deren Entzifferung eine nicht gemeine Kenntniß der Sprachen und ihres Zuſammenhanges fordert. Der damahls junge **Wieland** unterſchob aus Hülfloſigkeit, und nach ihm **Eſchenburg**, dieß Surrogat: »Das iſt der unerbittlichſte Hund, der jemahls unter Menſchen umher lief«, und **Schlegel** und **Voß** ſchrieben ihnen blindlings nach. Die Schwierigkeit liegt in dem Zeitworte to keep, von welchem **Johnſon** 47 Bedeutungen, und doch erſt am Ende die Grundbedeutung angibt mit dieſen Worten: The general idea of this word is care, continuance or duration, some times with an intimation of cogency or coercion, ohne Angabe des Urſprunges und ohne Beyſpiel, welches mit eben dieſer Stelle ſich hätte anführen laſſen. To keep in dieſer Bedeutung iſt Gothiſchen, folglich Griechiſchen Urſprunges, von κύπτω, κύπτειν, inclinari, inferri, invehi in aliquem, litigare, ringi, irasci, daher auch »keifen«, und das Öſterreichiſche »keppen, keppeln« (grinſen, zanken, Holländiſch kyven) und »kibig, kebig« (neckend, zänkiſch). With him bezeichnet hier den Vergleichungsbegriff, mit ihm, wie er, gleich ihm.« Eben dieſe Bewandtniß hat es, am Ende in **Antonio's** Rede mit commodity, welches **Johnſon** ohne Angabe dieſer Bedeutung ließ, **Shakeſpeare's** Commentatoren aber nur paraphraſirten, **Wieland** und **Eſchenburg** nach den Paraphraſen überſetzten, **Schlegel** aber durch »Bequemlichkeit«, und **Voß** mit der Verſtümmelung »freye Werbſamkeit« zu bezeichnen glaubten, da es doch darauf ankommt, ob ein in **Venedig** domicilirender Handelsjude einem Bürger von **Venedig** rechtsgemäß, und zu Folge der, für den Fall einer eingetretenen Zahlungsunfähigkeit, eingegangenen Bedingung, in der Verfallszeit ein Pfund Fleiſch aus dem Leibe ſoll ſchneiden dürfen. Hier kann doch von Bequemlichkeit nicht wohl die Rede ſeyn. Commodity (of laws) hatte zu **Shakeſpeare's** Zeit noch eben dieſelbe Bedeutung, welche ihm in der Sprache der Römiſchen Schriften eigen iſt, legum commoditas, i. e. aequitas, aequalitas (von modus, Hebräiſch und Holländiſch mad, Hoch- und Oberdeutſch »Maß«; commodus gleichmäßig, angemeſſen, bequem, geſchmeidig, gefällig), alſo »Geſetzesgleichmäßigkeit, Geſetzesgleichheit«, welche dem Fremden nach dem Schutzrechte, dem Einheimiſchen nach dem Bürgerrechte zukam. Folglich ſind hier commodity (of laws) und Schutzrecht vollkommen gleichbedeutende Wechſelbegriffe, und machen ſelbſt dem beſchränkteſten Verſtande einleuchtend, daß die Überſetzer aus Mangel der philoſophiſchen Sprachkenntniß mit ihrer »Bequemlichkeit« und »freyen Werbſamkeit« weit neben die Scheibe geſchoſſen haben. Eben ſo unſchicklich iſt der Angliciſmus justice mit »Gerechtigkeit«, ſtatt »Rechtspflege, Rechtsverwaltung« ausgedrückt, und von **Schlegel** in »Weil der Gewinn und Handel« ꝛc., der Begriff der Gleichzeitigkeit in den Cauſalbegriff verwandelt ꝛc.

Nun folge eine Stelle, bey welcher außer der Richtigkeit der logiſchen und metaphyſiſchen Auffaſſung, und außer der äſthetiſchen Äquipollenz der bildlichen Wechſelbegriffe, der Überſetzer, um nach dem Genius der Deutſchen Sprache die Antitheſe wirkſam zu machen, zugleich die Pflicht hat, den Sätzen eine andere Verbindung zu geben. Es ſey aus eben dieſem Schauſpiele IV. 1. die Scene, in welcher **Portia** als Advocat erkläret, daß der Jude, wenn der buchſtäbliche Sinn des Geſetzes ihm das Recht der grauſamen Pfändung einräume, wenigſtens Erbarmung haben müſſe. Der Jude erwidert, wer ihn dazu zwingen könne? und nun ließ **Shakeſpeare** die edle **Portia**, mehr für die Königinn **Eliſabeth**, als für den Juden **Shylock**, die folgende ungemein ſchöne Stelle ſagen, welche in den Cabinetten der Regenten mit goldenen Buchſtaben angeſchrieben, und täglich vor denſelben mit den rührendſten Tönen declamirt zu werden verdiente.

Original.

The quality of mercy is not strain'd;
It droppeth as the gentle rain from heaven
Upon the place beneath: it is twice bless'd;
It blesseth him that gives and him that takes:
Tis mightiest in the mightiest; it becomes
The throned monarch better than his crown:
His scepter shows the force of temporal power,
The attribute to awe and majesty,
Wherein doth sit the dread an fear of kings;
But mercy is above this scepter'd sway,
It is enthroned in the hearts of kings,
It is an attribute to God him self;
And earthly power doth then show likest god's,
When mercy season's justice.

Von M. Span.

Erbarmung wird mit Zwange nicht erpreſſt,
Sie träufelt, gleich des Himmels mildem Regen,
Zu uns herab, und doppelt iſt ihr Segen;
Sie ſegnet den der gibt, und der empfangt.
Wo Macht iſt, wirkt am ſchönſten ihre Macht,
Den prangenden Monarchen auf dem Throne,
Schmückt ſie viel mehr, als ſelbſt die Pracht der Krone.
Das Zepter gibt, als Tand der eiteln Würde,
Die Ehrfurcht zwar vor Königen gebeut,
Doch nur ein Bild der zeitlichen Gewalt:
Erbarmung zeugt für höheren Gehalt;
Und thronend im Gemüthe des Monarchen,
Enthüllet ſie des Herzens Göttlichkeit.
Erkläret ſie Geſetz und Recht: dann wird
Die irdiſche Gewalt der Gottheit Bild.

Von Ludwig Schubart.

Barmherzigkeit verträgt ſich nicht mit Zwang'.
Sie träufelt gleich dem milden Thau' des Himmels
Freywillig nieder, und macht zwey Mahl ſelig,
Erſt den der gibt, dann den der nimmt. Sie iſt
Am mächtigſten beym Mächtigſten. Sie ziert
Den Thronbeherrſcher mehr noch als die Krone.
Sein Zepter zeugt von zeitlicher Gewalt;
Er iſt das Zeichen jener Majeſtät,
Woran die Schreckniſſe der Fürſten wohnen:
Doch Gnade iſt erhaben über Zepter,
Sie thronet in der Bruſt der Könige,
Iſt eine Eigenſchaft der Gottheit ſelbſt;
Und Erdengröße zeigt ſich dann nur Gott gleich,
Wenn Gnade mildert die Gerechtigkeit.

Von A. W. Schlegel.

Die Art der Gnade weiß von keinem Zwang'.
Sie träufelt wie des Himmels milder Regen
Zur Erde unter ihr, zwiefach geſegnet:
Sie ſegnet den der gibt und den der nimmt;
Am mächtigſten in Mächt'gen, zieret ſie
Den Fürſten auf dem Thron' mehr wie die Krone;
Das Zepter zeigt die weltliche Gewalt,
Das Attribut der Würd' und Majeſtät,
Worin die Furcht und Scheu der Kön'ge ſitzt.
Doch Gnad' iſt über dieſe Zeptermacht,
Sie thronet in dem Herzen der Monarchen,
Sie iſt ein Attribut der Gottheit ſelbſt;
Und ird'ſche Macht kommt göttlicher am nächſten,
Wenn Gnade bey dem Recht' ſteht.

Von J. H. Voß.

Barmherzigkeit wird nicht erpreßt durch Zwang;
Sie träuft, wie ſanfter Regen, himmelab
Zum niedern Ort'; zwiefache Segnerin:
Sie ſegnet den der gibt, und den der nimmt;
Das Machtvollſt' in Machtvollen; ſie verklärt
Des Throns Monarchen mehr als ſeine Krone.
Sein Zepter zeigt nur weltliche Gewalt,
Als Bild der ſchauerhaften Majeſtät,
Wodurch ein König furchtbar iſt und hehr.
Doch Gnad' iſt höher als die Zeptermacht;
Sie hat zum Thron' das Herz des Königes;
Sie iſt ein Bild der höchſten Gottheit ſelbſt;
Und Erdenmacht gleicht dann der göttlichen,
Wenn Gnade mäßigt ſtrenges Recht.

(Schluß folgt.)

* * *

Neueſte Anecdotenleſe *).

In einer Zeitung wurde ein Aufſatz über eine wandernde Schauſpieler-Geſellſchaft abgedruckt. In dieſem las man:

»Die . . . Geſellſchaft iſt wirklich vollkommen. Schlecht genug, daß unſer Publicum ſie täglich auspocht.«

Dieß Letztere war wirklich der Fall.

---

*) S. die Notiz in der Novelliſtik dieſer Nr.

In der nächſten Nummer der Zeitung wurde darauf als Druckfehler bemerkt:

»In dem Aufſatz über die . . . Schauſpieler-Geſellſchaft in der vorigen Nummer ſetze man den (.) hinter ſchlecht und nehme ihn bey dem Worte vollkommen fort.«

Um die nöthige Einheit des Ortes in einem Schauſpiele, Proſerpina, nicht zu verlieren, ließ Clement das Theater in drey Stücke theilen. Unten war die Hölle, in der Mitte Sicilien und oben der Olymp.

Eine arme Frau kam zu dem Herrn von Z . . ., in deſſen Hauſe ſie als Wäſcherin, bey großer Waſche, Hülfe leiſtete und etwas verdiente, und bat ihn, ihrem Sohne doch irgend einen Dienſt in einem guten Hauſe zu verſchaffen.

In welcher Art wünſcht er denn einen Dienſt? fragte der Herr von Z. .

»I nu,« verſetzte die Frau: »das iſt ihm ganz einerley, ob er Bedienter wird, oder Hausknecht, oder Mohr.«

Ein im Kriege ſteinreich gewordener Lieferant wollte nun ſeine Schätze mit rechtem Glanz genießen. Er ſuchte daher die Erhebung in den Adelſtand nach. Seine ſchwelgeriſchen Diné's und Soupé's, und ſeine zu rechter Zeit und am rechten Orte angebrachten Geſchenke hatten ihm viele Gönner verſchafft, ſo daß ſein Geſuch bey dem Landesherrn kräftig unterſtützt wurde.

Nur Einer von den Umgebungen des Landesherrn war einer entgegengeſetzten Meinung; er ſah aber wohl ein, daß ein unmittelbarer Widerſpruch wenig fruchten würde. Als daher die Rede auf die Erhebung des Lieferanten in den Adelſtand kam, ſagte er:

»Ich glaube, daß er wohl eben ſo viel Anſprüche zu dieſer Auszeichnung hat, wie viele Andere. Es kömmt nur auf ein ſchickliches Wappen für ihn an, und ich ſchlage dazu einen goldnen Blutigel im rothen Schilde vor.«

Der Landesherr, das Beißende dieſes Vorſchlags fühlend, verwarf nun das Geſuch des Lieferanten, und er erhielt einen abſchlägigen Beſcheid.

In M * * * wurde eine Leiche mit vieler Pracht und unter einer Trauermuſik begraben. Im Gefolge befand ſich auch der Arzt des Verſtorbenen.

Viele Zuſchauer hatten ſich verſammelt und folgten dem Zuge bis zum Kirchhofe, angelockt von der ſchönen Muſik.

Einer von dieſen fragte einen Bekannten:

Können Sie mir nicht ſagen, wer dieſe Trauermuſik componirt hat?

Nein, erhielt er zur Antwort: »den Nahmen des Componiſten weiß ich nicht, aber (auf den Arzt zeigend) hier können ſie den Verfaſſer des Textes ſehen.«

In den Laden eines Buchhändlers zu Berlin kam ein ältlicher Mann, deſſen Äußeres nichts weniger als Wohlhabenheit und Bildung verrieth.

»Sie haben Wieland's Werke in den Zeitungen angekündigt,« ſagte er: haben Sie Exemplare davon?«

Wollen Sie ein Exemplar kaufen? fragte der Buchhändler.

»Nein, das nicht.«

Was veranlaßt Sie denn zu dieſer Frage?

»Ich wollte Sie nur bitten, mir ein Exemplar zu zeigen. Ich heiße Wieland und habe vor einigen Jahren eine Schrift herausgegeben: wie man Meſſer und Scheren ſchleifen kann; ich wollte ſehen, ob ein Nachdruck davon gemacht worden iſt.«

Ludwig XIV. wurde eine Bildſäule errichtet, wo ihm die Siegesgöttin eine Krone über das Haupt hält.

Als ein Reiſender dieſe Statue beſah, ſagte er zu ſeinem Begleiter:

»Es bleibt doch immer ungewiß, ob ſie ihm die Krone aufſetzt oder abnimmt.«

Die Oper Pizarro machte im Jahre 1785 in Paris kein Glück, man fand daran beſonders auszuſetzen, daß es ihr an Intereſſe fehle. Der Verfaſſer des Stückes, Chevalier Düpleſſis, war von jüdiſcher Abkunft; man ſagte daher: Dieß iſt vielleicht das erſte Mahl, daß ein Jude etwas ohne Intereſſe gemacht hat.

Ein Bankier, der 25 bis 30,000 Gulden Einkünfte hatte, verlor hiervon bey einem Bankerott 15,000 Gulden. Indem er dies Unglück ſeinen Freunden erzählte, rief er ſeufzend aus:

»Ach! nun iſt es mit mir ſo weit gekommen, daß ich wie ein rechtlicher Bürgersmann leben muß.«

Der Profeſſor M . . . in * * * erhielt vom akademiſchen Senate den Auftrag, den Studenten eine Ermahnungsrede wegen des Schießens in der Neujahrsnacht zu halten.

Er that dieß auf folgende Weiſe:

»Meine Herren! ich ſoll Sie in meiner Rede ermahnen, ſich in künftiger Neujahrsnacht des Schießens zu enthalten. Ich bin kein Redner, glaube aber, daß Sie es von ſelbſt unterlaſſen werden, wenn Sie bedenken, daß — unſer Zeitalter überhaupt keinen Schuß Pulver werth iſt.«

Allgemeine Novelliſtik.

(Die in dem Converſ. Bl. erwähnten Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Am 3ten November wurde im Theater nächſt dem Kärnthnerthor am Vorabende des Nahmensfeſtes unſerer geliebteſten Landesmutter bey Beleuchtung des äußeren Schauplatzes vor dem Schauſpiele das Volkslied: »Gott erhalte Franz den Kaiſer,« mit der lebhafteſten Theilnahme des ſehr zahlreich verſammelten Publicums abgeſungen; ſodann folgte die neu in die Scene gebrachte Operette: »der Kaliphe von Bagdad«, in einem Aufzuge, nach St. Juſt, Muſik von Boieldieu. Ungeachtet die Operette meiſt aus der Reſerve des Opern-Perſonales beſetzt war, ſo mußten doch die Freunde ächter Muſik mit Vergnügen bemerken, wie ſehr dieſe characteriſtiſche und gediegene Compoſition anſprach; mit aufmunterndem Beyfall wurden die Bemuhungen der lieblichen **Aiſcha** belohnt. Uebrigens wurde hin und wieder ganz entſetzlich diſtonirt. Hierauf gab man zum erſten Mahle ein Divertiſſement in einem Aufzuge von Herrn **Rozier**: »**Das Opfer der Ceres**«; die Muſik iſt von Herrn Vice-Capellmeiſter **Kinsky**. Das liebliche Divertiſſement beginnt mit einem anziehenden Tableau, welches ohne Überladung, durch ſinnige Farbengebung und ſchöne Stellung auf eine vortheilhafte Weiſe einführt, und welches beweiſet, daß der Effect ſolcher Bilder nicht von der Summe der verwendeten Perſonen, ſondern von den Contouren und dem Colorit abhänge. Das Divertiſſement iſt reich an reizenden, und zum Theil ganz neuen Gruppirungen, die ſich oft überraſchend entwickeln. Unter den Tanzſtücken raget beſonders ein Duo von Dlle. **Milliere** und Hrn. **Rozier**, ſodann ein Terzett, von den Damen **Rozier** und **Kohlenberg** und Hrn. **Taglioni** getanzt, hervor. Das Ganze wurde ſehr beyfällig aufgenommen und Hr. **Rozier** zwey Mahl gerufen. Die Muſik iſt recht artig und die einzelnen Stücke zweckmäßig angebracht. Die Decorationen ſind ſehr brav; beſonders überraſchte der Nahme in den Wolken. S — t.

Literatur der Taſchenbücher ꝛc. **für 1821**; Nr. 11. — »**Anecdoten-Almanach, geſammelt und herausgegeben von Carl Müchler** (12ter Jahrgang). Berlin bey **Dunker** ꝛc. (2 fl. C. M.). — Von Zeit zu Zeit, wie hier jährlich, eine Portion unterhaltender Anecdoten aufzutiſchen, mag in Zeitläuften, wie die jetzigen, wo es der Kopfhänger, der Griesgrämigen und Sauertöpfe ſo viele gibt, ſelbſt eine Art von Verdienſt ſeyn. Dieſes wird aber immer von dem Werthe des Gelieferten abhängen, und wenn wir in Anwendung auf den vorliegenden Almanach reden wollen, ſo können wir leider äußerſt wenig zu ſeinem Lobe vorbringen. Ohne uns weiter in Bemerkungen über die coquette Form des Abtheilens der Anecdoten ohne irgend eine chronologiſche Beziehung, nach Monaten, einzulaſſen, wollen wir nur im Allgemeinen geſtehen, daß uns dieſer Jahrgang, obgleich er meiſtens noch nicht häufig Vorgekommenes enthält, äußerſt ſchal erſchienen iſt. Rührt das nun von der geringen Sorgfalt in der Auswahl oder von dem beynahe erſchöpften Anecdotenborn überhaupt her: genug es iſt nun einmahl nicht anders, und wir müſſen bedauern, daß der productive Herausgeber nicht lieber Eigenes gebracht hat. Man kann ohne Übertreibung behaupten, daß von dieſen mehr als viertehalbhundert Anecdoten kaum zwey Dutzend intereſſant zu nennen ſind; und wenn wir vorſtehend unter der Aufſchrift: Neueſte Anecdotenleſe, Einiges aus dieſem Almanach liefern, ſo mag das ſo ziemlich der Geiſt desſelben ſeyn. Da jedoch die frühern Jahrgänge im Ganzen genommen um ſo reichhaltiger ſind, ſo führen wir noch an, daß alle zwölf ſammt einem eigenen Regiſterbändchen um den Preis von 15 fl. C. M. noch zu haben ſind. Den Jahrgang 1809 kauft die Verlagshandlung ſelbſt zurück. Fr.

Notice sur trois Idoles mystiques — allégoriques, conservées au cabinet des antiques du Comte Nani à Venise. Par. F. M. de N. Dieß iſt der Titel einer hier (im Verlage der **Gräffer**'ſchen Buchhandlung) ſo eben erſchienenen, mit einer Steintafel verſehenen Schrift in 4., deren Zweck die Beleuchtung der wahren Natur und Beſtimmung jener allegoriſchen Steingebilde iſt, welche durch die Fundgruben des Orients (Band VI, Heft 1 und 4) als vorgeblicher Nachlaß der Templer, eine, wie man ſich überzeugen wird, unverdiente Celebrität erhalten haben. Der Herr Verfaſſer glaubt, dieſe Blätter der Aufmerkſamkeit der Gelehrten nicht erſt empfehlen zu ſollen, wenn er gleich als Mann von Ehre herzlich wünſchen muß, daß ſie als die genugthuendſte Antwort auf die in dem ſo eben erſchienenen 4. Hefte des VI. Bandes der Fundgruben des Orients enthaltenen Ausfälle auf ihn, von competenten Richtern gewürdigt werden möchte. — K —

Auch das kräftige, ſtattliche Ungarn hat ſeinen **Schiller**. Er heißt **Kisfaludy**. Der Ruhm dieſes genialen Dichters breitet ſich immer mehr aus. Hrn. von **Gaal**'s höchſt gelungene deutſche Überſetzung Kisfaludy'ſcher Dramen in dem 1ſten Bande des (in Nr. 116 unſerer Zeitſchrift angezeigten) kürzlich erſchienenen »Theaters der Magyaren« hat auch uns Deutſche näher mit ihm bekannt gemacht, und wird es, beſonders bey dem übrigen Auslande, doppelt rechtfertigen, wenn wir hier die Stimme eines empfänglichen Kunſtfreundes über den Genius dieſes hochgefeyerten Dichters vernehmen laſſen.

Mit den Dramen das Hrn. v. Kisfaludy fängt (wie auch Hr. v. Gaal bemerkt) eine neue Epoche in der ungariſchen dramatiſchen Literatur an. Die meiſten vor Hrn. v. K. erſchienenen Stücke tragen das Gepräge bloßer Naturdichter, die, ergriffen von den ſchaudervollen Eindrücken, an welchen die ungariſche Geſchichte einen unverſiegbaren Schacht beſitzt, begabt mit einer regen Fantaſie, in den ſchwarzen Medeänkeſſel ihrer Einbildungskraft griffen: ſtatt die Farben zu miſchen und zu zeichnen, grell, auftrugen, mit aller Kraft der ihnen zu Gebothe ſtehenden ohnehin epiſchen Sprache, ſtatt Helden ſchroffe Nimrode, ſtatt Heldinnen Megären hinmahlten; auf Schauder, Entſetzen und Abſcheu, ſtatt auf Rührung, Erhabenheit und Mitleid ausgingen, und die, ohne ſich an ein Vorbild zu halten, ohne ſich an der helleniſchen Sonne gewärmt zu haben, Minerven aus dem Gehirne erzeugten, die ſtatt der rührenden Larve Melpomenens, Meduſens verſteinertes Haupt den Zuſchauern vorhielten. Entſetzen und Abſcheu war ſtatt moraliſchen Principien, Exploſionſcenen reihten ſich an Exploſionſcenen, und riſſen durch Aggregate tragiſcher Terrorismen zur Empörung, alſo ſchon über die Gränzen des Trauerſpiels hinaus, hin. Hr. v. Kisfaludy aber, mit dem das Studium der Alten und pſychologiſche Kenntniſſe mit dem Flammenſchwerte der Dichtkunſt und der Fantaſie, groß gezogen an den Mutterbrüſten der Claſſiker, durchdrungen von dem Genie Shakespeare's und Schiller's, ſuchte ſeine Stücke ſowohl der Form als dem Geiſte nach, mehr dem Genius jener Unſterblichen nachzuſchaffen und die Impulſe einer flackernden Fantaſie den Regeln der Kunſt und den Forderungen des Tragiſchen unterzuordnen, ohne den Stempel der Originalität zu verwiſchen. Aber daß ſich ſein fruchtbares Genie nicht ſogleich von allen Schlacken einer übergeilenden Feder losmachen konnte, zeigen ſeine: Tartaren in Ungarn, welche er in ſeinem achtzehnten Jahre geſchrieben (wer erinnert ſich hier nicht an Schiller's Räuber?), die aber dennoch trotz der Anhäufung lauter Handlungen und Erſchütterungsſcenen, durch eine äußerſt einfach elegiſche Sprache ſich auszeichnen, und, wunderbar genug, einen viel größern und allgemeinern Effect als ſeine ſpätern trefflichen Stücke hervorbrachten. Acht Jahre ſpäter floß aus eben dieſer Feder »Ilka.« Hier geht die Dichtkunſt an der Hand der Beſonnenheit. Fantaſie von Gefühl geleitet, und Genie durch Schranken gezähmt, neben einander; es iſt ein Stuck aus Einem Guſſe; eine Hauptidee, der Triumph weiblichen Heroismus und Liebe über Tyrannendruck und Sinnengier liegt dem Ganzen zum Grunde, iſt die Seele, die überall durchſchimmert. Ilka meiſterhaft gezeichnet, eben ſo groß als ſanft, liebenswürdig als Dulderinn und furchtbar als Kämpfende, iſt das geiſtige Fluidum des Ganzen, [illegible] zarte Folie des löwenkühnen Gyula's, und zwiſchen ihnen ſteht Alexis [illegible] Ideal einer Alles wagenden, Alles opfernden und nichts begehrenden Liebe. — [illegible] ſpäter neuerer Zeit erſchien Stibor; in dieſem Stücke wird das Studium Shakespeare's am ſichtlichſten. Dieß beurkundet Dobrachna (Regan) und Betzko (Narr) und beſonders die ganze Lear'ſche Scene Betzko im Fußblocke. Das Stück iſt reich an wahrhaft tragiſchen Scenen und mit viel Fantaſie und Sprachaufwand ausgeſtattet. Doch werden hier viele Spuren des oben gerügten tragiſchen Vandalismus ſichtbar; dahin gehört beſonders das Verbrennen zweyer weiblichen Weſen vor den Augen des Zuſchauers. Auch Dobrachna iſt ein Scheuſal, eine Hyäne, neben deren Seelenſchwärze der Tyrann Stibor wie ein weißer Mohr erſcheint, und von der man den Blick mit Abſcheu wegwendet. Im Gegenſatze iſt Rainald gar zu elegiſch, bloß Gefühl und gar keine Kraft. Claſſiſch hingegen iſt Betzko, und ſo zu ſagen ein Originalnarr vom Alpha bis zum Omega. Klar, feſt, voll Witz und Kraft, von großer Wirkung und das ſchöpferiſche Genie verrathend iſt der ganze letzte Act.

An dieſen drey ſo trefflichen Gebilden ſcheint auch Hr. v. Gaal mit beſonderer Vorliebe gearbeitet zu haben, und verräth bey der gewiſſenhaften und hie und da faſt zu anſchmiegenden Verdeutſchung nicht nur den berufenen Überſetzer, ſondern auch den dichtenden und ſchaffenden Geiſt. Wie die Originale, müſſen wir die Überſetzung auch in Vergleichungsſtufen ſetzen; nennen die Tartaren gelungen, Stibor gelungener und Ilka am gelungenſten; in dem letzten Stücke ſpringt die geniale Handhabung, das Auffaſſen und Eindringen, der zauberiſch unſichtbare Vertauſch beyder Sprachen, das, alle Schwierigkeiten ſpielend auflöſende Genie des N. v. Gaal hervor. Es iſt wunderbar, wie Hr. v. Gaal den in der Originalſprache ſo ganz eigenen, in Versbau, Sinn und Wortklang wie Geiſt und Körper unſcheidbaren Stellen, die beym Verrücken des kleinſten Steinchens einzuſtürzen drohen, ſo künſtlich in faſt gewaltſam ſcheinenden, aber ſich in Harmonie auflöſenden labyrinthiſchen Windungen folgen konnte.

Im Stibor fand der Überſetzer in Betzko einen Originalwilden, der keine andere Sprache annimmt, deſſen poetiſche Füße ſo feſt und unauflösbar in den Block der Nationalſprache, daß man nur mit ihrer Verſtümmelung ſie losreißen konnte. Was im Ungariſchen zwey vierſylbige Zeilen ſchnell und flammend wie ein Blitzſtrahl ſagen, das ſchleicht überſetzt langſam und geſchwächt durch den mäandriſchen Jamben- oder Trochäen-Canal an unſer Ohr. Doch dieſer Betzko mußte dem Hrn. v. Gaal eben ſo unerreichbar bleiben, als es meiner Anſicht nach die Shakeſpear'ſchen Narren und Fallſtaffe Schlegel, Eſchenburg, Wieland und Voß wurden. Wir können nichts, als dem Hrn. v. K. Glück wünſchen, einen ſolchen Überſetzer gefunden zu haben, und ſehen dem zweyten Theile, der vielleicht den Kémény Simon und Szécsi Maria enthalten wird, mit Ungeduld entgegen. Nur bitten wir Hrn. Traßler dringend, ſich einen Corrector anzuſchaffen, und uns nicht mit den Druckfehlern ſo häufig, wie die Fröſche in Egypten heimzuſuchen; ein ſolches Vergehen ſollte von einem beſondern literariſchen Hochgerichte peinlich beſtraft werden. M. G. Saphir.

Unter der Aufſchrift: »Etwas aus China,« liefert die Abendzeitung folgende intereſſante Nachrichten: Im Junius 1818 hat das Meer hundert und vierzig Dörfer an der Küſte von Chantung in den Abgrund begraben. Den Einwohnern derſelben, welche dieſem Unglücke entflohen, hat der König Nahrungsmittel auf einen Monat zukommen laſſen. — Ein Chineſe, der ſeinen Nachbar fälſchlich angeklagt hatte, iſt zum Tode verurtheilt worden. — Der Kaiſer hat im Monat May gedachten Jahres die Schriftſteller, welche in einer gedruckten Geſchichte von China, mithin in einem Werke, wohin dergleichen nicht gehöre, ihm eine Menge Schmeicheleyen geſagt hatten, mit Verbannung beſtraft. Alles, was man jetzt in China druckt und herausgibt, beſteht in zahlreichen, weitläufigen Compilationen. Übrigens gibt man dort eben ſo viele Schriften heraus, als in irgend einem der gebildetſten Länder Europas. Doch findet Preßfreyheit für keinen Zweig der Literatur Statt. So verurtheilte der vorige Kaiſer Kien-Long mehrere Schriftſteller, die das Unglück hatten, ihm [illegible]fallen, zum Tode. Einer von ihnen, Kion-Diin, ſtarb mit ſo vielem Muthe, daß er auf dem Wege zur Hinrichtung noch Verſe dichtete.

Samstag, den 11. November, wird zum Vortheile des beliebten Comikers Neubruck im Theater an der Wien zum erſten Mahle aufgeführt: »Der verzauberte Prinz,« Parodie von Zemire und Azor, von Adolph Bäuerle, Muſik vom Capellmeiſter Müller, Kindertänze von Horſchelt; wobey Hr. Neubruck den Sandelholz und Hr. Haſenhut den verzauberten Prinzen geben wird.

Bey dem Verleger dieſes Blattes ſind auch alle Schul-, Vorleſe- und Hülfsbücher zu haben.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 666), wöchentlich drey Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 17 fl. W.W. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Conversationblatt.
Zweiter Jahrgang, 1820.

135.

(Wien, Samstag den 11. November.)

Typhons ſeltſame Menagerie.

Von Chriſt. Kuffner *).

Der geiſtreiche Graf Benzel-Sternau hat einen berühmten Roman, das goldene Kalb betitelt, geſchrieben, worin er dieſen einſt angebetheten Götzen auch heut zu Tage noch, und zwar als Eigennutz, ein Abgott der Gegenwart! herrſchen und ſich huldigen läßt. Ein treffendes Seitenſtück zu dieſem Werke könnte die »goldene Schlange« geben, als Symbol von Falſchheit, Liſt und Bosheit, die in unſern Tagen nicht weniger Anbether zählen, als jenes goldene Kalb. Sie hat zwar in dieſer Geſchichte keinen eigenen Tempel; deſſen ungeachtet aber wird es ihr an Verehrern und Dienern nicht fehlen, beſonders an Prieſterinnen nicht, deren Eine wir in dieſem Capitel bald werden näher kennen lernen: — die ſeit längerer Zeit unſichtbar geweſene Frau Heroldin.

Sie hatte ſich durch mancherley Negozien ſo ein nettes Sümmchen zuſammengefegt, daß ſie ihr wanderndes Geſchäft des Spitzenhandels aufgab, und ſich ſelbſt in den Ruheſtand ſetzte, worin ſie nur Geſchäfte von höherer Art machte, das heißt, ſolche, die einen bedeutenden Sündenlohn trugen. Sie lauerte daher, wie die Schlange unter den Blumen, immer in irgend einem ſchönen Mädchenflor, und trat dann entweder als vermittelnde Liebesgöttin, oder als Juno Pronuba auf. Freylich waren die erſten Verbindungen meiſtens nur von kurzer Dauer, dagegen aber die letztern — wenigſtens für Einen Theil der Conſorten — gewöhnlich von zu langer.

Um zugleich eine ſehenswürdige Rarität zur Lockſpeiſe und wahrſcheinlichen Urſache der häufigeren Beſuche zu haben, nahm ſie einen alten Herrn zu ſich, der ein Freund von lebendigen Schlangen, Kröten und Eidechſen war, und eine Sammlung von ſolchen Thieren hatte. Frau Heroldin gab dem Verarmten freye Koſt und Wohnung, wofür er nur die einzige Obliegenheit hatte, ihren Freunden und Freundinnen auf Verlangen die Menagerie zu zeigen. Herr Typhon war der gutmüthigſte Menſch, den man ſich denken kann; aber gerade

---

*) Aus einem noch ungedruckten humoriſtiſchen Werke dieſes hochgeſchätzten Schriftſtellers, unter dem Titel: »Schilderſchau, eine Geſchichte meines nachmittägigen Spazierganges durch die Stadt.« In dieſem Werke hat der obige Aufſatz zur Überſchrift: »9tes Schild: die goldene Schlange.« D. Red.

ſeiner Redlichkeit, Weichheit und argloſen Leichtgläubigkeit wegen von den menſchlichen ſo betrogen und mißhandelt worden, daß er Vermögen und guten Nahmen verlor, und ſich endlich zu den thieriſchen Schlangen zurückzog, bey denen er ſich beſſer befand.

Die Menſchen ſind böſer und die Schlangen beſſer, als ich glaubte, ſo ſagte er, und beſchloß, den Reſt ſeines Lebens in der Geſellſchaft von Schlangen, Eidechſen und Kröten zuzubringen. In ihrer Mitte ſtehend, ſchaute er ſie dann oft freundlich an und ſeufzte: »Ach! ihr Schlangen ſeyd nicht falſch, ihr Kröten nicht giftig; aber die Menſchen waren es, die mich mit euch befreundeten!« —

Seine Spaziergänge machte Typhon nur in die einſamſten Gegenden; die dichteſten Wälder, die abgelegenſten Moorfelder und verödete Ruinen beſuchte er, um ſeine Lieblinge zu fangen, die er dann ſorgfältig nach Hauſe brachte, zahm machte, und wie geliebte Schooßkinder pflegte.

Frau Heroldin, die als glänzende Schlange ihre Rolle im bitterſüßlichen Hauſe ſo gut ſpielte, ſo geſchmeidig und gemüthlich, daß man ihr nichts Arges zutraute, fand bald, daß hier für ſie mehr zu thun ſey, als bey Hillmars Töchtern, die, voll Reinheit und heiliger Unſchuld, den guten Willen der ſchlechten Frau verkannten. Als ſie aber die kränkende Verkennung mit himmliſcher Sanftmuth ertrug, und ihre dienſtfertigen Beſuche eifrig fortſetzte, bath der gerade Hillmar ſie, ſich jede fernere Bemühung zu erſparen. Von nun an kochte ein geheimer Groll in ihrem Herzen; um neue Gönner zur Ausführung ihrer Rache zu finden, klammerte ſie ſich an die bitterſüßlichen Geſellſchaften, wo man die immer heitere, geſprächige und gefügige Frau ſehr lieb gewann. Hier machte ſie auch die Wallfiſch-Bekanntſchaft, die ihr bald um ſo mehr erwünſcht wurde, als ſie darin eine Gelegenheit erſpähte, den verhaßten Tugendheldinnen — ſo nannte ſie Hillmars Töchter — bald einen Streich zu ſpielen.

Zugleich überredete ſie den melancholiſchen Barnabas, Typhons wunderbares Naturalien-Cabinett zu beſehen. Dieſer ward ſchon von ihrer Beſchreibung ſo ergriffen, daß er am nächſten Tage hinging.

An der Hausthüre kam ihm Typhon entgegen, und gab ſich dem Fragenden als Schlangenpapa zu erkennen. Um ſogleich einen Beweis von der Wahrheit ſeiner Erklärung zu geben, zog er aus der Weſte eine Schlange hervor, die von ſeinem Buſen ſich windend erhob; aus der Rocktaſche nahm er eine große Kröte, die mit philoſophiſcher Gemüthsruhe auf ſeiner flachen Hand ſtill blieb.

Nun führte er den erſtaunten Barnabas in das ſogenannte egyptiſche Heiligthum, ein kaltes, feuchtes, dunkles Zimmer. Hier ſtanden an den Wänden hohe offene Koffer, die Wohnſitze der größern Schlangen, die ihre Hälſe mit lautem Ziſchen emporſtreckten. Er hob eine von ihnen heraus, die ihm ſchmeichelnd am Geſichte herumſtreifte, endlich ſich um Arm und Hals ringelte. In großen weiten Gläſern ſchweiften und ſchlängelten ſich die kleinern Schlangen. Auf Steinhaufen und in Waſſergefäßen ſaßen Kröten aller Art, breitköpfig, mit aufgeblaſenen Seiten und mit glotzenden Augen die Eintretenden anſtarrend. Typhon erſuchte den ſcheuen Barnabas, behutſam zu treten, denn rings um ſie her ſchlüpften buntfärbige Eidechſen mit leiſem Elfentanz. Als Barnabas ſich von ſeinem Staunen erhohlt hatte, ſagte er zu dem Greiſe: »Er müſſe ſeine außerordentliche Geduld im Zahmmachen dieſer Thiere bewundern. Die Schlangen und Eidechſen ſeyen, in der Nähe beſehen, wirklich hübſche, beynahe anmuthige Thiere, und die Kröten, ſo häßlich ſie ihm auch vorkommen, wären ihm doch bey weitem nicht ſo zuwider und ekelhaft als die Katzen.« — Der Alte lächelte und erwiederte: Das Zahmmachen der Schlangen iſt keineswegs eine ſo ſchwierige Sache, als Sie glauben, im Gegentheile etwas Leichtes. Man muß ſie beym Fangen nur gleich recht beherzt angreifen!

(Schluß folgt.)

* * *

Wie wurde Shakeſpeare's kraftvolle Beredſamkeit bisher in Deutſchen Überſetzungen nachgebildet?

Von M. Spa n.

(Schluß von Nr. 134.)

Herr Schubart, nicht der Schlechtere unter dieſen Überſetzern, ſagt doch: »Sie ſegnet den, der nimmt«, folglich auch den, der ſtiehlt. »Am mächtigſten im Mächtigſten, iſt der Kürze wegen wohl gut im Engliſchen, aber nicht im Deutſchen. »Thronbeherrſcher« iſt eine irrige Zuſammenſetzung. »Die Schreckniſſe der Furſten wohnen an dem Zeichen der Majeſtät« iſt lächerlich; weil man ſich denken muß, daß ſie wie die Schmeißfliegen an dem Zepter umher ſitzen. »Gnade iſt« und »eine Eigenſchaft« beleidigen als Hiatus. Die Antitheſe iſt zwar minder ſchlecht als bey den Andern, doch nicht mit der nöthigen Hebung dargeſtellet. Aber weit übler ſieht es bey Voß und Schlegel aus. Da erſcheinen Shakeſpeare's ſchönſte Gedanken verſchoben und verſchroben. Das »e« der Beugung (deſſen der Allemanniſche Dialect nicht bedarf, weil er die Dienſte desſelben durch andere Gehülfen verſehen läßt) iſt in der Deutſchen Schriftſprache ein weſentlicher Beſtandtheil der Form; es bezeichnet die Beziehung und den Zahlbegriff; und hat über das die Obliegenheit, den widerlichen Zuſammenſtoß harter Laute in unſerer rauhtönigen Conſonanten-Sprache zu mildern. Es läßt ſich alſo eben ſo wenig, als das Beugungs-s des Beſtimmungsbegriffes im Genitive beſeitigen. So wenig alſo »des Thron« ſtatt »des Thrones« geſagt werden kann, eben ſo wenig läßt ſich »dem Thron« ſtatt »dem Throne« ſagen. Aber von den Deutſchen Proſatoren und Verſificatoren, beſonders ſeit 1800 wird das in der Deutſchen Schriftſprache eingeborne, hochverdienſtliche und unentbehrliche »e« der Beugung tyranniſch ausgeſtoßen, z. B. von keinem Zwang'; bey dem Recht'. Dafür aber wird der aus der Fremde hergelaufene und kenntnißloſe Vagabund Pleonasmus eingebürgert, und ſo wie der einheimiſche und ohne Verdienſt nach einer Stelle ſchnappende Hiatus angewendet, z. B. »zur Erde unter ihr, Himmel ab zum niedern Ort'«. Weil die elliptiſche alte Form »Berg auf, Berg ab« üblich iſt: glaubt Voß auch »Himmel ab, Himmel auf u. d. gl.

ſagen zu können. Rauhe Töne, bis zur äußerſten Unerträglichkeit angehäuft, mißhandeln das Ohr, und beutelſchneideriſche Apocopen und Syncopen verkürzen unerbittlich die jammernde Deutſchheit, z. B. »milder Regen, ſanfter Regen, Mächt'gen, das Attribut der Würd', Kön'ge, ird'ſche, das Machtvollſt' ꝛc.« Untaugliche Satz-Repräſentanten, mit ausgeſtreckten Ohren und mit Brillen auf der jungen Naſe, referiren lauter Unrichtigkeiten, als »die Art der Gnade ꝛc., Worin die Furcht und Scheu der Kön'ge ſitzt; Gnad' iſt über dieſe Zeptermacht; Gnad' iſt höher als die Zeptermacht; wenn Gnade bey dem Recht' ſteht« ꝛc.

Zum Schluſſe folge das alte Engliſche Volkslied, von welchem Shakeſpeare im Othello IV. 3. einen meiſterhaften Gebrauch gemacht hat.

Die Verlaſſene.

Original.

The poor soul sat sighing by a sycamore tree;
Sing all a green willow.
Her hand on her bosom, her head on her knee.
Sing willow, willow, willow.
The fresh streams ran by her, and murmur'd her moans.
Sing willow, willow, willow.
Sing all: A green willow must be my garland.
Let nobody blame him, his scorn I approve.
I call'd my love, false love; but what said he then?
Sing willow, willow, willow.
If I court more women, you'll couch with more men.

Überſetzt von M. Span.

Die Arme ſaß weinend an Babylons Weide,
Singt: Grünende Weide!
Am Buſen die Hand, das Geſicht auf dem Knie.
Singt: Weide, Weide, Weide!
Laut klagte der Bach bey der Weinenden Leide!
Singt: Weide, Weide, Weide!
Mit Thränen erweichte die Steine ſie.
Singt: Weide, Weide, Weide!
»Ein Kränzchen von Weide ſey nun mein Geſchmeide!«
»Ach! — Tadelt nicht ihn ob der billigen Schmach! —
O Treuloſer! — ſprach ich. Was ſagt' er dann, was?
Singt: Weide, Weide, Weide!
Treib, wie ich mit Mädchen, mit Jungen du Spaß!«

Überſetzt von J. G. v. Herder, und von Eſchenburg und Voß aufgenommen.

Arme Mädchen ſaß ſingend, am Waldbaum' ſaß ſie;
Singt alle: Mein Kränzel iſt Weide!
Die Hand lag am Buſen, das Haupt am Knie.
Singt: Weide, grüne Weide!
Der Strom, kalt da neben ihr, murmelt' ihr Ach;
Singt: Weide, grüne Weide!

Überſetzt v. A. W. Schlegel.

Arm Mägdlein ſaß ſingend am Eibenbaum' früh',
Singt: Weide, Weide, Weide.
Die Hand auf dem Buſen, das Haupt auf dem Knie.
Singt: Weide, Weide, Weide.
Friſch rauſchte das Bächlein und murmelt' ihr Ach.
Singt: Weide, Weide, Weide.

Und Thränenfluth floß ihr, die Felſen wohl brach.
Singt Alle: von Weiden mein Kränzlein muß ſeyn.
Komm' Niemand und tadl' ihn; er gefällt mir nun ſo.
Ich nannt' ihn mir treulos; was erwidert' er mir?
Singt: Weide, Weide, Weide.
Gefallen mir Mädchen, die Bübchen wohl dir.

Heiß ſtürzte die Thräne, die Felſen wohl brach.
Von Weiden all flecht', ich ein Kränzlein mir.
O tadel' ihn keiner, er iſt mir ſo recht.
Ich nannt' ihn Falſchliebſter, was ſagt' er da mir?
Singt: Weide, grüne Weide.
Mir gefallen die Mägdlein, die Bübelein dir.

Dieſes Volkslied, zur Warnung der weiblichen Jugend gedichtet, enthält wahre Poeſie. Der Dichter ſchildert zuerſt die Verlaſſene in einer das Mitleid anſprechenden Lage. Bey sycamore (sycomorus, der Maulbeer-Feigenbaum) wird auf sick amour (kranke Liebſchaft) paſſend angeſpielet. Ich habe dafür die Thränenweide gewählet. Die Weide iſt das Sinnbild der Trauer und unglücklichen Liebe; darum wiederhohlet der Chor eben daſſelbe Refrain. Hierauf wird das Lied dramatiſch, und im Gefühle der eigenen Verſchuldung und der Reue ſpricht die Betrogene: »Ach, tadelt nicht ihn, ſondern mich! ich erkenne ſeine ſchmähliche Behandlung als gerecht (his scorn I approve); ich hätte Tugend und Ehre ihm nicht Preis geben ſollen.« Aber wie verkehrt hat Herder, und ihm nachſchreibend Schlegel, dieſe harmoniſchen Gedanken in Unſchicklichkeit und Disharmonie verwandelt mit: »Komm Niemand und tadl' ihn; er gefällt mir nun ſo« und »er iſt mir ſo recht.« Auch »ſingend« für »ſeufzend, ſtehnend, weinend« (singing für sighing), dann »ſaß ſingend, am Waldbaum' ſaß ſie, am Eibenbaum' früh',« ferner »Thränenfluth floß ihr,« und »die Thränen, die Felſen wohl brach (!), friſch rauſchte, Falſchliebſter, arm Mädchen, arm Mägdlein« ſind barbariſche Verunſtaltungen, welche ſelbſt in den roheſten Zeiten der Sprache bey andern Völkern nicht gefunden werden. Man vergleiche dieſes Engliſche, bey Pearce vorkommende Lied, welches Jahrhunderte ſeines Alters zählet, mit dieſen Überſetzungen; und man wird über die gegenwärtige Sprachcultur und Darſtellungskunſt der Deutſchen zum innigen Mitleiden ſich gerühret fühlen. Sunt lacrymae rerum et mentem mortalia tangunt. Am Schluſſe bejammert die Unglückliche, daß der Verführer mit Hohne ſie weg warf, indem ſie die ſchmählichen Worte deſſelben mit gebrochenem Herzen wiederhohlet: »Unſer Verkehr iſt abgethan. Ich mache mich nun mit anderen Mädchen luſtig: thue desgleichen du mit anderen Jungen!« Man ſehe abermahls, wie wenig die Überſetzer den klaren Sinn des energetiſchen Imperatives aufzufaſſen, und wie wenig ſie Anfang, Mitte und Ende in Harmonie zu bringen wußten. Wer die vorgelegten Überſetzungsmuſter dieſer Abhandlung unter ſich und mit dem Originale nach den allgemeinen Geſetzen des rationellen Denkens, Erkennens und Darſtellens, nach der beſondern Eigenthümlichkeit und Darſtellungsart beider Idiomen und ihres regelmäßigen Versbaues vergleichen kann, der wird auch mit voller Überzeugung anerkennen, daß Hr. Herder und Voß und noch weniger A. W. Schlegel, welcher ſeine holpernden Verſe mehr nach Wielands und Eſchenburgs Proſa als nach Shakeſpeare's Originale geformt hat, die Ideenkenntniß und Ideenkunſt nicht in dem erforderlichen Grade beſaßen, um den Gedankenreichthum des geiſtvollen Shakeſpeare in richtiger Harmonie aufzufaſſen, und gegen alle Schwierigkeiten der Deutſchen Sprache nach Möglichkeit mit äſthetiſcher Treue, mit echt Germaniſcher und nicht mit Engliſcher Deutſchheit, in melodiſchem Rhythmus treffend und wirkſam nachzubilden. Ihm werden dieſe Proben, welche mit jeder Blattſeite dieſer und anderer Überſetzer ſich vermehren laſſen, hinreichend beweiſen, daß durch ſolche Überſetzungen (wie in England gar wohl bekannt iſt) dem Deutſchen Leſer ein ſehr unrichtiger Begriff von Shakeſpeares kraftvoller Beredſamkeit und Darſtellungskunſt ſey beygebracht worden; und daß der Überſetzer, welcher den Geiſt des Engliſchen Dichters lebend und webend mit echt Deutſchem Style darzuſtellen weiß, erſt dann von der Zukunft zu erwarten ſey, wenn Deutſchland von der ſeit 1800 allgemein herrſchenden Sprachverhunzung und Verſchobenheit der Darſtellungskunſt zur Reſipiſcenz wird gekommen ſeyn; weil er jetzt für ſeine geopferte Zeit und Mühe gewiß keine Entſchädigung fände *).

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Auf die Kunde von dem Hintritte des Vicepräſidenten von Sonnenfels, hat die nordamericaniſche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Philadelphia ſeine Stelle unter ihren auswärtigen Mitgliedern durch den Hofrath Freyherrn von Hormayr erſetzt. — Der Vicepräſident der Academie, Peter du Poncey, hat ihm mit einem ſehr ſchmeichelhaften Schreiben das Diplom überſendet, welches ſogleich der allerhöchſten Erlaubniß der Annahme unterlegt worden iſt.

Müllner's Albaneſerinn wird in einigen Tagen im Verlage des hieſigen Buchdruckers und Buchhändlers J. B. Wallishauſſer erſcheinen. Die Auflage wird ſo anſtändig ſeyn, wie man es von dem bewährten guten Geſchmack dieſes Verlegers erwarten kann. Der Preis wird 3 fl. W. W. ſeyn. (Hr. Wallishauſſer, welcher im Begriff ſteht, ſein Geſchäft bedeutend zu erweitern, hat nun ſeine Handlung auf dem hohen Markte, neben dem breiten Stein; ſeine Druckerey in der Neuburgergaſſe Nr. 1177.)

Herr v. Niebuhr, k. Preuß. Geſandter am päpſtlichen Hofe, hat folgende Bekanntmachung erlaſſen: Herr Architect Gau iſt von ſeiner nach Ägypten, Nubien bis an die zweyte Cataracte und Paläſtina unternommenen Reiſe mit einem Schatz von Zeichnungen der merkwürdigſten, vor ihm entweder noch gar nicht, oder ſehr unvollkommen dargeſtellten Alterthümer zurückgekehrt, welcher die ausnehmenden Mühſeligkeiten und Beſchwerlichkeiten ſeiner Reiſe belohnt. Das Urtheil Aller, welche dieſe ſeine Arbeit im Orient geſehen haben, oder hier ſehen, von welcher Nation ſie auch ſeyn mögen, und wie groß ſonſt die Verſchiedenheit ihrer Kunſtanſichten ſeyn mag, iſt einſtimmiges Lob.

---

*) Von eben dieſem Hrn. Verfaſſer iſt in dem Verlagsgewölbe des C. Bl. zu haben: »Rede auf den Kaiſer Joſeph II.«, vorgetragen an der Univerſität zu Wien bey der Leichenfeyer des Monarchen 1790. Zweyte Auflage von 1807. Preis 1 fl. 30 kr. W. W.

Dieſe Reiſe iſt die erſte der Art, welche ein Deutſcher ausgeführt hat, und die Ehre Deutſchlands iſt, wie die des ausgezeichneten Künſtlers, dabey intereſſirt, daß ihre Reſultate bald öffentlich erſcheinen mögen. Nach einer ſparſamen Auswahl, und mit Übergehung deſſen, was für ſchon hinreichend dargeſtellt gelten kann, werden ungefähr ſechzig Platten über das, in dem großen franzöſiſchen Werke nicht enthaltene Nubien, etwa zwanzig nachträglich über Ägypten, und zwanzig über Jeruſalem bleiben. Es iſt die Abſicht, Erläuterungen und Erklärungen in einem doppelten Text, deutſch und franzöſiſch, zu geben.

Ungeſäumt wird eine Probe von vier bis ſechs Platten ausgegeben werden, welche theils Architectur, theils Basreliefs darſtellen, und mit deren Ausarbeitung in dieſen Tagen angefangen wird. Der Preis dieſes Probeheftes, welches dem Publicum vorgelegt wird, weil man kein blindes Vertrauen von ihm erwartet oder begehrt, wird auf 4. fl. Convent. Geld beſtimmt, wofür es den Pränumeranten ohne weitere Koſten in den Hauptorten Deutſchlands abgeliefert werden ſoll. Man bittet die wahren Freunde der Kunſt, welche in dem Unternehmen zugleich eine Nationalſache ſehen werden, Theilnehmer zu werden, und in ihrem Kreiſe zur Theilnahme zu veranlaſſen; die geſammelten Gelder aber unter der Addreſſe des Unterzeichneten in Wechſeln auf Augsburg an den Herrn Architecten Gau aus Köln hierher zu übermachen. — Rom den 18. May 1820.

Der berühmte Bibliograph Dibdin, Verfaſſer des Catalogs der Bibliothek von Lord Spencer, und des Bibliographical Decameron, kündigt, nach dem Morgenblatte, die baldige Erſcheinung eines neuen Werks an, das vielleicht noch größeres Intereſſe als jene erregen und ihnen an typographiſcher Schönheit nicht nachſtehen wird. Es iſt die Beſchreibung einer Reiſe durch Frankreich und Deutſchland, die er in Abſicht auf Bücher- und Alterthumskunde gemacht, und wo er Paris, Rouen, Caen, Nancy, Straßburg, Stuttgart, Augsburg, München, Regensburg, Nürnberg und Wien beſucht hat. Dieſes Werk ſoll viele Anſichten dieſer Städte und ihrer öffentlichen Denkmäler, fac simile's von Manuſcripten, Bildniſſe berühmter Männer ꝛc. enthalten. Die Zeichnungen und Kupferſtiche ſind von den geſchickteſten Künſtlern in London und Paris. Die typographiſche Ausführung ſoll der Schönheit der Kupferſtiche entſprechen, und das Werk ein Denkmahl beyder Künſte werden; und wahrſcheinlich wird es eben ſo geſucht werden, wie die frühern des Hrn. Dibdin, welche faſt im Augenblick ihrer Erſcheinung vergriffen waren, ungeachtet ihres hohen Preiſes, und ſich nicht mehr im Handel befinden. Man unterzeichnet (ohne Vorausbezahlung) bey dem Verfaſſer in Kinſington bey London; bey Payne und Foſs zu London, und Treuttel und Würz in Paris und London. Das Werk erſcheint in drey Bänden in gr. 8. und koſtet 9 Guineen. Exemplare auf größerem Papier 16 Guineen.

Bey Hemmerde und Schwetſchke in Halle iſt erſchienen: Handbuch der Äſthetik für gebildete Leſer aus allen Ständen. In Briefen herausgegeben von J. A. Eberhard. Vier Theile. Zweyte Auflage. Nebſt einem Regiſter über das ganze Werk. 8. 1820. Preis aller vier Theile auf Druckpapier 4 Rthlr. (6 fl. C. M.). Der unzweydeutige Beyfall, mit welchem dieſes Werk bey ſeinem Erſcheinen aufgenommen wurde, und die rege Theilnahme, welcher es ſich durch eine Reihe von Jahren zu erfreuen hatte, machten wiederholt neue Auflagen nothwendig. Jetzt liegt der vierte und letzte Band in einer zweyten Auflage vor uns, bereichert mit einem ſchätzbaren Regiſter über das ganze, nunmehr vollſtändige Werk, deſſen Gebrauch durch daſſelbe ſehr erleichtert wird.

Und ſo möge dieſes vorletzte Geiſtes-Erzeugniß des Mannes voll Geiſt und Liebe, des Mannes, der voll war von der kräftigen Kalokagathie ſeines Jahrhunderts, in deſſen Geiſte ſich höchſte Humanität und glühender Patriotismus auf das Innigſte durchdrungen hatten, und den dabey die Beſcheidenheit und Anſpruchloſigkeit ſchmückte, welche wahrhafter Größe und Bedeutenheit eigen iſt, und ihr zu der Verehrung auch Liebe erwirbt: —

»Allen, die eine ſorgfältigere und feinere Erziehung genoſſen, ſich in den Cirkeln unterrichteter Perſonen gebildet, und Kenntniſſe der ausländiſchen und alten Literatur geſammelt haben,«

zu freundlichem Wohlwollen und verdienter Beachtung empfohlen ſeyn.

Folgendes ſind einige der neueſten Gedichte des Hrn. v. Göthe aus dem eben erſchienenen dritten Hefte des zweyten Bandes, von deſſen »Kunſt und Alterthum.«

Einen langen Tag über lebt' ich ſchön,
Eine kurze Nacht;
Die Sonne war eben im Aufgehn
Als ich zu neuem Tag erwacht.

Gutes zu empfangen, zu erweiſen,
Alter! geh auf Reiſen. —
Meine Freunde
Sind aus einer Mittelzeit,
Eine ſchöne Gemeinde,
Weit und breit,
Auch entfernt
Haben ſie von mir gelernt,
In Geſinnung treu,
Haben nicht an mir gelitten,
Ich hab ihnen nichts abzubitten;
Als Perſon komm' ich neu.
Wir haben kein Conto mit einander,
Sind wie im Paradies ſelbander.

Mit dieſer Welt iſt's keiner Wege richtig;
Vergebens biſt du brav, vergebens tüchtig,
Sie will uns zahm, ſie will ſogar uns nichtig.

Ich hör' es gern wenn auch die Jugend plappert,
Das Neue klingt, das Alte klappert.

»Du Kräftiger ſey nicht ſo ſtill,
Wenn auch ſich andre ſcheuen.«
Wer den Teufel erſchrecken will,
Der muß laut ſchreyen.

Giebt's ein Geſpräch? wenn wir uns nicht belügen,
Mehr oder weniger verſteckt.
So ein Ragout von Wahrheit und von Lügen,
Das iſt die Kocherey, die mir am beſten ſchmeckt.

Stämme wollen gegen Stämme pochen,
Kann doch einer was der andre kann!
Steckt doch Mark in jedem Knochen,
Und in jedem Hemde ſteckt ein Mann.

»Warum nur die hübſchen Leute
Mir nicht gefallen ſollen?«
Manchen hält man für fett,
Er iſt nur geſchwollen.

Was willſt du mit den alten Tröpfen,
Es ſind Knöpfe die nicht mehr knöpfen.

— h.

Gegen die Hundswuth kündigt Dr. Lyran Spalding, einer der erſten Ärzte zu New-York, ein Mittel an, welches ihm eine fünfzigjährige Erfahrung als untrüglich bewähret habe: die gepülverte Scutellaria lateriflora L. Und dem Zeugniß mehrerer americaniſchen Ärzten zufolge, hat ſich dieſes Kraut, welches bis jetzt in Europa noch nicht mediciniſch benutzt worden, in mehr als tauſend Fällen, bey Menſchen ſowohl als Thieren (Hunden, Katzen, Hornvieh und Schweinen) nach dem Biß als treffliches Heil- oder Vorbauungsmittel gezeigt. Entdecker iſt nicht bekannt. Die Dr. Derveer, Vater und Sohn, machten zuerſt Gebrauch davon. — Bemerkung. Es wäre zu wünſchen, daß dieſe Scutellaria lateriflora allgemein verpflanzt würde, damit man bey vorkommenden Fällen, zur Heilung dieſer Krankheit, kein Alisma Plantago zu nehmen gezwungen ſeyn würde.

F. W. Sieber.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 666) wöchentlich drey Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. W. W., durch die k. k. Poſt 17 fl. W. W. halbj. Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

136.

(Wien, Dinstag den 14. November.)

Ontologiſche Neuigkeiten.

Von A. Rittig v. Flammenſtern.

XX.

Conchois in Paris iſt in jeder Hinſicht unter den jetzt lebenden Optikern einer der vorzüglichſten. Die Verbeſſerung, welche er an den portativen Ferngläſern anbrachte, und welche in einem ſinnreichen Mechanismus beſteht, die Entfernung der Gläſer beliebig zu richten, ſo wie ſeine Operngucker, die ſelbſt von dem franzöſiſchen National-Inſtitute mit beſonderer Auszeichnung als eine der empfehlenswertheſten Verbeſſerungen der Operngläſer erklärt wurden, bewähren das Vorgeſagte. Unſer thätiger Roſpini, k. k. Hofdrechsler und Optiker, dem in ſeinem Fache, im Auslande nichts entgeht, was im Inlande zweckmäßig benützt werden kann, hat den bedeutend hohen Preis, um den Conchois ſeine patentirten Operngucker in Paris verkauft, das Stück 100 Franken, nicht geſcheuet, und ſich ſolch ein Theater-Perſpectiv kommen laſſen. Die weſentliche Verbeſſerung bey demſelben beſteht außer dem im Eingange erwähnten einfachen Mechanismus, daß man ſich deſſen ſowohl für die Nähe als in die Ferne mit gleichem Vortheil bedienen kann, noch darin, daß es im Verhältniß der gewöhnlichen Operngläſer den Gegenſtand ſiebenfach vergrößert. Da Hr. Roſpini in ſeinem Gewölbe auf dem Stephansplatz immer eine bedeutende Anzahl in- und ausländiſcher Perſpective vorräthig hat, ſo kann man ſich daſelbſt von dem Werthe des Conchoisſchen Theater-Perſpectivs durch Prüfung der übrigen am beſten überzeugen.

Ein Franzoſe hat einen tragbaren Kahn erfunden, den er als Reiſe-Kahn zu gebrauchen vorſchlägt. Die ganze Vorrichtung ſteckt in einer kupfernen Schale von der Dicke einer Ofenröhre und wiegt etwa 60 Pfund. Sie beſteht aus zuſammenzuſchiebenden Kupferſtreifen, welche durch ein Gerippe von geſchlagenem Eiſen zuſammen gehalten werden. Ausgearbeitet bildet es einen Kahn; zwey Ruder, wie Handkellen, bewegen es. Bey mehrerer Vervollkommung dürfte dieſe Erfindung allgemeine Beachtung verdienen. Der Erfinder iſt zu Paris in einem ſolchen Kahn bereits in einem Baſſin herum gefahren.

Die Beobachtungen Brewſter's in Edinburgh, über die optiſche und mineralogiſche Beſchaffenheit des Apophyllith's, Fiſchaugenſteins, von Faſſa in Tyrol, ſind ſehr intereſſant. Als er die ihm mitgetheilten Cryſtalle dieſes Minerals dem polariſirten Lichte ausſetzte, fand er, daß ſie nur eine Achſe der doppelten Strahlenbrechung hatten, und bemerkte mit Überraſchung, daß die gefärbten Kreiſe, womit dieſe Achſe umgeben war, aus ungewöhnlichen Tinten beſtanden, indem bläulich-violett und grünlich-gelb durch einen Kreis von weißem Lichte getrennt waren. Er verglich ſie mit vielen Apophylliten von den Faröern, und erforſchte dadurch die eigene Beſchaffenheit dieſes Minerals. Von allen Cryſtalliſationen, die eine Achſe der doppelten Strahlenbrechung haben, iſt der Apophyllit die einzige, die in der Farbe der Kreiſe am meiſten von Newton's Scala abweichet. Dieſe Abweichung iſt ſehr gewöhnlich und faſt allgemein, wenn die Kreiſe durch die vereinigte Wirkung zweyer Achſen gebildet werden, und daher wird es mehr als wahrſcheinlich, daß die einzelne poſitive Achſe des Apophylliths von Faſſa, das Reſultat: zweyer gleicher und rechtwinkeliger negativer Achſen in der Ebene der Cryſtallflächen, iſt.

Auch für unſere Botaniker dürften folgende zwey Notizen nicht werthlos ſeyn Bey der dießjährigen, in der Reihenfolge dritten Ausſtellung ſeltener Gewächſe in Harlem — (ähnliche Pflanzen-Ausſtellungen finden auch in Gent und Brüſſel Statt) —, welche, um die darüber von der nederlandsche huys houdelyke Maatschappy ausgeſetzten Preiſe warben, zeichnete die allgemeine Jury 123 verſchiedene Pflanzen und Gewächſe als beſonders bemerkenswerth aus, und unter dieſen erhielten dann als die ſeltenſten folgende zwey den erſten Preis, nähmlich Nr. 69. Dillenia speciosa, eingeſchickt durch Hrn. J. Moonen in Harlem; und Nr. 198. Doryanthes excelsa, eingeſchickt durch Hrn. Jan Willink in Amſterdam.

Bisher gehörte die größte der bekannten Blumen der Aristolochia cordiflora an. Nach dem Zeugniß des Herrn v. Humboldt beträgt ihr Durchmeſſer bisweilen 16 Zoll. Nun hat aber Hr. Robert Brown am 30. Juny 1820 der Linnéiſchen Geſellſchaft in London die Nachricht von einer neuen Pflanzengattung mitgetheilt, deren geöffnete Blume 3 Fuß im Durchmeſſer hat. Dieſe Pflanze ward durch den verſtorbenen Doctor Joſeph Arnold im Jahre 1818 auf der Inſel Sumatra entdeckt. Sie erhielt die Benennung Rafflesia, zu Ehren von Sir Ramford Raffles, unter deſſen Leitung Hr. Arnold reiſte. Die Blume kommt unmittelbar aus einer wagrechten Wurzel hervor; ſie iſt mit runden, dachziegelförmigen Blumenblättern, von dunkelbrauner Farbe bedeckt, und ſieht einem Kohlkopf ziemlich gleich. Jene, die man an Ort und Stelle maß, hatte, wie geſagt, 3 Fuß im Durchmeſſer; ihr Gewicht betrug 15 Pfund, und ihr Blumenrohr mochte 12 Pinten

(4½ Maß) faſſen. Man iſt noch nicht einig, welcher Gattung man ſie unterordnen ſoll: den Ariſtolochien oder den Paſſionsblumen. Hr. Brown hält ſie für eine Schmarotzerpflanze, auf der Wurzel, die ihr als Stammort dient.

In Frankreich hat man einen Apparat zur Branntwein-Deſtillation erfunden, der vorzüglich ſinnreich und einfach und bey allen Brennereyen brauchbar iſt. Er beſteht in einer Reihe von Recipienten, die unter einander verbunden ſind, ungefähr wie ein Welfsapparat, jedoch mit dem Unterſchiede, daß die Gefäße nicht tiefer gehen, als gegen den vierten Theil des Recipienten. Wenn die Operation angeht, ſo ſammelt ſich der erſte Spiritus in den erſten Recipienten; da nun dieſer heiß wird, ſo geht der flüchtigſte Theil in den zweyten, und ſo von einem in den andern, ſo wie jeder erhitzt wird. Durch dieſen Prozeß erhält jeder Recipient einen Spiritus von verſchiedenem Grade der Stärke, ſo daß der erſte faſt Waſſer, der letzte aber der ſtärkſte Weingeiſt iſt.

(Fortſetzung folgt.)

* * *

Typhons ſeltſame Menagerie.

Von Chriſt. Kuffner.

(Schluß von Nr. 135.)

Die Schlange ſträubt ſich zuerſt gewaltig; ſobald ſie aber merkt, ſie befinde ſich in der Macht eines Unerſchrocknen, verliert ſie den Muth, ergibt ſich der höhern Gewalt, wird ſanft und läßt mit ſich ſchalten. Sehen Sie! ſo ſollte man's auch den Schurken und Sündern machen. Wenn die Tugend Muth hat, ſo ſiegt ſie gewiß; aber leider fehlt dieſer den beſten Menſchen ſo oft, den ſchlechten äußerſt ſelten! — Habe ich eine Schlange zu Hauſe, ſo laſſe ich ſie einen Tag, oder etwas darüber, Hunger leiden. Noth macht zahm. Auch mancher hochmüthige Menſch iſt in der Noth kaum mehr zu kennen. Dann geb' ich der Schlange nach und nach zu freſſen; binnen acht Tagen iſt ſie ſo zahm, daß ſie mir das Futter aus der Hand nimmt. Wie ſchwer iſt dagegen ein Menſch dankbar zu machen, und wie ſchnell verfliegt ſeine Dankbarkeit! — Da unterhalt' ich mich mit den verſchiedenen Arten von Schlangen, vergleiche ihn beſonders mit denen im heißen Klima, mit welchen er mehr Ähnlichkeit hat, als mit den europäiſchen. So z. B. iſt die Rieſenſchlange, die kein Gift hat, aber durch ungeheure Stärke Menſchen, Büffel und Tieger zermalmt und verſchlingt, der leibhafte Eroberer. Die Viper, die ihr Gift in eigenen Bläschen an den hohlen Zähnen trägt, das ſie, ſobald ſie gereizt wird, in die Wunde des Gebiſſenen läßt, iſt der Jähzornige, fürchterlich in ſeiner Wuth. Die unſchädliche Blindſchleiche dagegen, die, wenn man ſie mit einem Stocke ſchlägt, vor Zorn in Stücke zerſpringt, iſt der zürnende Melancholiker, der gegen ſich ſelbſt wüthet. In der giftigen Klapperſchlange ſehe ich einen Schurken, der gern Böſes ausüben möchte, aber nicht kann, weil er zu dumm iſt. So verräth ſich dieſe Schlange durch ihr Klappern vor dem Angriffe, wodurch die Beute aufmerkſam gemacht wird und der zu langſamen Feindin entflieht *). — Iſt die Schauerſchlange, die durch das Anſchauen mit feurigfunkelnden Augen Kaninchen, Eichhörnchen und andere zarte Thiere bezaubert, an ſich zieht, und tödtet, nicht das wahrhafte Bild des Verführers? — Die Ringelnatter, die ich hier in der Hand halte, ſtellt einen Menſchen vor, den man als gefährlich verſchrieen hat, obwohl er die ehrlichſte Haut iſt. Auf der Inſel Sardinien lebt ſie als Hausthier; ihre Jungen werden von ſchönen Damenhänden gepflegt, denen ſie zum Spiele dienen. Die Ringelſchlange, die rückwärts wie vorwärts laufen kann, iſt der echt pfiffige Kerl, der ſich in Alles zu ſchicken weiß. Die Runzelſchlange iſt der gutherzige Murrkopf, trotz ihrer 340 Runzeln, dennoch ohne Gift. Die Abgottsſchlange zeigt uns die, der humanſten Ausbildung fähige Kraft; ſie iſt ſo ſtark, daß ſie den ſtärkſten Thieren die Knochen zerbricht, und dennoch läßt ſie ſich zahm machen, und ſogar abrichten. Zugleich gibt ſie ein Beyſpiel, wie jede Sache zwey Seiten, jeder große Mann ſeine Verehrer und ſeine Feinde hat, denn, indem einige Völkerſchaften in Süd-Amerika ihr göttliche Ehre erzeugen, trachten ihr andere nach dem Leben, verzehren ihr Fleiſch und verhandeln die Haut! — »Sehen Sie nun,« fuhr Typhon fort, »hier auch die Kröten an. Verſchiedene Gattungen phlegmatiſcher vierfüßiger Holländer! Dieſe trägen, kalten aber unſchädlichen Geſchöpfe, wie ungerecht iſt man gegen ſie, bloß weil ſie häßlich ſind! Wie friedlich ſie da ſitzen! Hier zwey gemeine braune Kröten, hier eine dunkelgrüne, die ich ſelbſt einige zwanzig Jahre beſitze **); hier eine veränderliche, im Frühlinge und Winter fleiſchroth, im Sommer weißgrau mit grünlichgelben Puncten. Neben ihr da ſteckt die Feuerkröte ihren Kopf aus dem Waſſer. Sie iſt die lebhafteſte von Allen. Sehen Sie nur, wie ſie bald auf, bald untertaucht. Und wie ſchön gezeichnet! Die feuerfarbnen Flecken auf dem Unterleibe! wie ſie vorſchimmern! wie ſchön gezeichnet! o du herrliches Thierchen!« Hier legte Typhon der ſchönen Kröte einige Inſecten vor, die ſie sans gêne ſogleich zu ſich nahm. »Sehen Sie, hier aus der Ritze des Steinhaufens guckt die Kreuzkröte heraus; ſie unterſcheidet ſich von allen übrigen dadurch, daß ſie nicht hüpft, ſondern läuft, beynahe wie eine Maus! Sehen Sie! jetzt klettert ſie ſogar an den Steinen hinauf. Ey du wunderbares Geſchöpf!« —

»Nun aber bemerken Sie meine lieblichen Edelſten, die zierlichen Eidechſen! So wie uns die Schlangen und Kröten das männliche Geſchlecht repräſentiren, ſo ſtellen uns die Eidechſen das weibliche dar. Sehen Sie hier dieſe Krokodill-Eidechſe! Sie iſt eine Witwe, die um ihren Mann trauert, den ſie zu Tode geärgert hat. Die Stachel-Eidechſe iſt eine witzelnde, ſpöttelnde Coquette. In der Spiegel-Eidechſe finden wir eine eitle eingebildete Närrin, ein Mode-Fräulein. Jene glatte Edechſe iſt ein gefügiges Kammerzöſchen. Die Salamander-Eidechſe zeigt uns eine verbuhlte Schöne, die im Sumpf der Sünde lebt. Die Chamäleons-Eidechſe, die ihre lebhaften goldfarbigen Augen nach allen Seiten, ja nach ganz entgegen geſetzten Richtungen bewegen kann, zugleich ein Auge nach oben, das andere nach unten wendet, und voll Reizbarkeit, ihre Farbe nach ihren jedesmahligen Affecten verändert; ſie repräſentirt das weibliche Geſchlecht überhaupt. Die ſogenannte eigentliche Eidechſe zeichnet ſich durch ihre doppelte Zunge aus; ich habe ſchon gar manches doppelzüngige Fräulein — gegen jeden Liebhaber anders — geſehen und beynahe noch mehr doppelzüngige Frauen, welche die grelle, ſcharfe Zunge gegen ihre Männer gebrauchen, gegen alle übrigen das zarte, feine Züngelein ſpielen laſſen. Mehrere Gattungen der Eidechſe ſind mit den Schlangen verwandt! — — Das Paradies iſt von der Erde verſchwunden, aber in unſerer Bruſt blüht es noch immer, wenn reine Unſchuld uns beſeelt, ſie, die keinem Geſchlecht, keinem Alter, keiner Beſchäftigung fehlen darf. Leider iſt aber jene böſe Schlange nicht ausgeſtorben, die ſchon den erſten Menſchen um ſein Paradies brachte, und ſo vielen Menſchen es noch immer raubt; dieſe Schlange iſt die Sünde, die in gar vielfacher Geſtalt in unſer Heiligthum eindringt. Eine ſolche Schlange z. B. iſt jeder Böſewicht, der in das Paradies des ehelichen Glücks ſich einſchleicht und verlockt; jeder Böſewicht, der aus irgend einer ſchlechten Abſicht Liebende und Freunde trennt; jeder Neider und Verleumder, der in das Paradies der Unſchuld und der Tugend, der Redlichkeit und des Verdienſtes ſein verzehrendes Gift haucht; jeder Böſewicht, der frech zu ernten wagt, wo der Fleiß ſäete, den er um ſeinen Lohn betrügt. So viele Paradieſe gab uns der gnadenreiche Gott für das verlorne Eine: ein Paradies der Tugend, ein Paradies der Unſchuld, ein Paradies reinen Gewiſſens und des Seelenfriedens, ein Paradies des geſegneten Fleißes, ein Paradies der Liebe und der Freundſchaft, ein Paradies des ehelichen Glücks! — Aber ſo viele Paradieſe — ſo viele Schlangen!« — — Auf den düſtern **Barnabas** machte dieſe Rede den tiefſten Eindruck. Er verließ den ſonderbaren Alten mit dem feſten Entſchluß, den männlichen Schlangen und Kröten, ſo wie den weiblichen Eidechſen auszuweichen, redlich zu bleiben, und zwar kein Menſchenfeind zu werden, aber doch in allen Verhältniſſen jede unmittelbare nähere Verbindung zu meiden.

---

*) Das Geräuſch ihrer, am Ende des Körpers befindlichen hornartigen Klapper ſoll dem Lärmen einer mit Erbſen gefüllten gerüttelten Blaſe gleichen.

**) Abscott in England ſoll eine zahme Kröte durch 36 Jahre lebendig erhalten haben.

Allgemeine Novelliſtik.

(Die in dem Converſ. Bl. erwähnten Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl **Gerold**'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Am 7ten d. M. ſahen wir auf dem Leopoldſtädter Theater zum erſten Mahle eine Zauberparodie von **Schiller's Turandot** — ſeltſam genug: »**Maranterl**« — genannt; mit Geſang, Tänzen und Tableaux ausgeſtattet. — Auch hier zeigte ſich wieder das **Mißliche** des Unternehmens, einen ohnehin ſchon durch ſich ſelbſt parodirten Stoff zu parodiren. Einzelne gute Gedanken, ja ſogar hie und da ein Aufſchwung zum Witze ſind zu finden. — Allein das Ganze erſcheint gedehnt und zu trivial, wie es ſchon dem Zettel nach die gewählten Nahmen von **Zoberl**, **Wuzerl**, **Wuſcherl**, **Maulaff** ꝛc. beweiſen. Mancher, der für dieſe Bühne zu ſchreiben beginnt, kann die Grenzlinie zwiſchen **Local** und **Trivial** nicht erkennen. Die drey Räthſel mit ihrer bildlichen Auflöſung gehören zu den gelungenen Stellen. Der Beyfall war getheilt. — Der Lieblings-Comiker, welcher Maulaff's Rolle gab, war unermüdet, durch Laune und Beweglichkeit die Lücken ſeiner Aufgabe auszufüllen.

Sincerus.

Thorwaldſen iſt ſeit einigen Tagen in Wien. Dem Vernehmen nach wird er zur Verherrlichung des Feldmarſchalls Fürſten v. Schwarzenberg ein großes Marmordenkmahl verfertigen.

Ein Correſpondent im New-Monthly-Magazine (heißt es in einem auswärtigen Blatte) rieth zur Verhinderung oder Heilung der Waſſerſcheu die zwey folgenden Mittel zum Verſuche an: da die Hauptanzeigen bey dieſer ſchrecklichen Krankheit Trübſinn und Niedergeſchlagenheit ſind, ſo hält er dafür, daß der Gebrauch des Nitr. oxyd. oder Lachen erregenden Gaſes ſehr vortheilhaft als Gegenmittel benützt werden dürfe; indem er meint, daß Gott dieſe wunderbare Combination wohl nicht in der bloßen Abſicht erſchaffen haben könnte, um Narren lachen zu machen. Als Gegenmittel der großen Hitze, die ihm die Quelle der Hundswuth zu ſeyn ſcheint, glaubt er, daß ein Eisbad von großem Nutzen ſeyn dürfe, welches der Patient vielleicht während des höchſten Paroxismus der Waſſerſcheu möchte ertragen können, und ſtirbt er darüber, ſetzt er hinzu, ſo geſchieht nicht mehr, als bey dieſer Krankheit die gewöhnliche Folge iſt. — Hierauf will ich indeß nur Folgendes erwiedern: Dieſes Mittel, da von Trübſinn und Niedergeſchlagenheit, hiemit auch von Mitleid die Rede iſt, müßte ſich in der Hypochondrie, in Milz- und Leberbeſchwerden mit Nutzen gebrauchen laſſen; vielleicht wäre es ſogar eben darum, weil die Leber auf der rechten, die Milz auf der linken Seite, alſo im Gegenſatze, ſich befindet, — die, wie bekannt, während dem Lachen in der größten Thätigkeit iſt — in der Leberverhärtung, Gelbſucht, wohl gar im gelben Fieber ein Radicalmittel! Es wird indeß keineswegs gezweifelt, daß ſich durch Anwendung des Lachen erregenden Gaſes der Trübſinn und die Niedergeſchlagenheit werden beheben laſſen, und man wird richtig wahrnehmen, daß der Kranken nicht von Trübſinn, ſondern an der Waſſerſcheu ſterben wird. Inzwiſchen würde ich lieber vorſchlagen, auf kleine Zettel Harlekins zu mahlen, und dieſelben vom Kranken verſchlucken zu laſſen, welches ein weit größeres und heilſameres Lachen erregen müßte. Was endlich die große Hitze, welche dem Correſpondenten die Quelle der Hundswuth zu ſeyn ſcheint, anbetrifft, ſo proteſtirt man im Fall einer ſchon vor ſich gegangenen Taufe, gegen die Application einer zweyten, aus Furcht vor dem möglichen Falle, daß ſich ein ähnliches Unglück, wie in Frankreich ereignen könnte, wo erſt vor zwey Jahren ein Waſſerſcheuer von einer Brücke ins Waſſer geſtürzt wurde, der ſich an einem Pfahl früher den Schädel zerſchlug, bevor er Zeit hatte, an der Waſſerſcheu zu ſterben.

F. W. Sieber.

Literatur der Taſchenbücher ꝛc. für 1821; Nr. 13. Jurende's Mähriſcher Wanderer. 4to. Brünn. Dieſer wackere Wandersmann, welcher uns nun ſchon zum zehnten Mahle begrüßt, tritt auch dieſes Mahl, reichlich wie ſonſt ausgeſtattet, ſeine Reiſe an, und beweiſet neuerdings den muſterhaften Fleiß, welchen der würdige Verfaſſer auf dieſes Jahrbuch verwendet. Von mancher ganz eigenthümlichen Originalität abgeſehen, wohin z. B. die ſchon auf dem äußern Umſchlage enthaltenen ſogenannten »Loſungsworte« des Wanderers gehören, zeichnet ſich dieſes Jahrbuch durch ſeine vielſeitige Reichhaltigkeit ſchätzbarer Aufſätze, Zuſammenſtellungen, Bearbeitungen und Notizen aus, die für den Jahrgang 1821 beſonders zweckmäßig gewählt zu nennen ſind. Überhaupt gebührt Hrn. Jurende das Verdienſt eines für die Beförderung der Volksaufklärung und der echten Vaterlandsliebe eifrigen Strebens, welches er mit ſeinem Volksbuche geſchickt zu verbinden wußte, und ſo das früher todte Kalenderweſen in ein allgemein nützliches und einflußreiches umſtaltete. Dieſes Verdienſt wurde nicht nur bereits in vielen in- und ausländiſchen Zeitſchriften gebührend anerkannt; ſondern Herrn Jurende wurde auch mit Hofcanz-

[illegible] vom 6. Februar 1814 das höchſte Wohlgefallen zu erkennen gegeben, wobey füglich zu erwähnen ſeyn dürfte, daß derſelbe in Rückſicht des Letztern ſich ſehr beſcheiden benahm.

L — e.

Wenige Gelehrte haben mit ſo geringen Mitteln und in ſo kurzer Zeit, mitten unter den Berufspflichten des Lehr- und Predigtamtes, ſo Ausgezeichnetes geleiſtet, wie der Profeſſor der Univerſalhiſtorie am Laibacher Lyceum, Xaver Richter (geboren 1783 zu Hotzenplatz in Mähren). Unſere trefflichen Jahrbücher der Literatur leiſteten bereits ſeinen reichhaltigen und gründlichen Beyträgen zur Löſung der Preisaufgabe des durchlauchtigſten Erzherzogs Johann über Innerösterreichs Geographie und Hiſtorie im Mittelalter, die wohlverdiente Gerechtigkeit, daß über Carentanien in der Carlovingiſchen und ſächſiſchen Epoche Niemand mit größerm Fleiße, noch erſchöpfender verſchiedene wichtige Streitpuncte entwirrt und manche folgenreiche Ausſprüche geliefert habe. — Ein ganz vorzügliches Schriftchen war ſeine Biographie des Freyherrn Sigmund Zois von Edelſtein (geb. zu Trieſt 23. Nov. 1747, † zu Laybach am 10. Nov. 1819), der Laybacher Armenanſtalt geweiht, und mit dem wohlgetroffenen, von Lanzedelly lithographirten Bildniſſe dieſes merkwürdigen Mannes geziert. — Zois wiſſenſchaftliche und induſtriöſe Thätigkeit, — die Gelehrten und die gelehrten Geſellſchaften, die ſich ihm verbanden, — die ihm vom In- und Auslande erwieſenen Ehren, — die Zoiſiſche Allee, Laybachs erſter öffentlicher Beluſtigungsort, — der von Werner, Klaproth und Karſten ſo benannte Zoiſit (die Campanula und Viola Zoisii tragen von ſeinem Bruder Carl Zois den Nahmen), ſeine zahlloſen Werke der Wohlthätigkeit, ſeine jedem aufkeimenden Talente offenſtehenden Sammlungen, ſein reiner Vaterlandsſinn und ſeine treue Anhänglichkeit an das Kaiſerhaus, mitten unter den ſieg- und geiſtreichen Fremdlingen, rechtfertigen allerdings die beyden herzlichen Motto's des vortrefflichen Richter: jam, quid tam civile, quam illud additum a nobis Optimi cognomen? — und nemo dolorem fingit in hoc casu, aus Plinius und Juvenal. — In Rom 1779 hatte Zois der erſte Gichtanfall getroffen; ſeit 1797, durch volle 22 Jahre, konnte er, mit ſeiner ungemeinen Lebhaftigkeit des Geiſtes, das Bett und den Fahrſeſſel nie mehr verlaſſen. Nahmenloſe Schmerzen ertrug er mit aller Stärke der Stoa. — Recht ſinnvoll und treffend beginnt auch Richter »wie man aus der Grube, wo eine ehrfurchtgebiethende Eiche ausgerodet wurde, auf ihren Umfang und Stärke ſchließen mag, eben ſo dürften eines einzelnen Menſchenlebens Werth und Gewicht aus der Lücke erkennbar ſeyn, die ſein Verſchwinden dem Ganzen verurſacht.« — Das kleine Werkchen iſt ein recht anſpruchloſes Muſter in ſeiner Art.

Was Profeſſor Richter dem Johanneum auch in ſeiner bedeutenden Entfernung geleiſtet, haben bereits mehrere Jahresberichte deſſelben dankbar gerühmt.

Dieſe Ferien über war der verdiente Mann ganz beſonders glücklich und thätig. Er bereiſte in hiſtoriſcher und archäologiſcher Rückſicht das ſüdöſtliche Unter- und Inner-Krain (Culp, Gurk, Veldes, Radmannsdorf, Krainburg, Laybach, Auersperg, Weichſelberg, Rudolphswerth, Mettlik, Tſchernembl ꝛc. hat er archivaliſch beendigt, entdeckte, excerpirte, copirte gegen 800 Urkunden. Niemand hat noch dieſe Archive durchſucht, auch Valvaſor und Schönleben nicht, und die es thaten, konnten nicht leſen.

Dankbar rühmt Richter die Liberalität der Gutsbeſitzer, ſtädtiſchen Magiſtrate und Bezirksobrigkeiten. — Seine Beſcheidenheit und Umſicht eignen ſich aber auch ganz dazu, jeden zweydeutigen Eindruck zu beſeitigen. —

—oo—

Das Morgenblatt enthält folgende merkwürdige Nachricht: Der Doctor Dom. Roſetti, welcher vor zwey Jahren das Werkchen: Joh. Winkelmanns letzte Lebensepoche, Dresden 1818, herausgab, hatte ſchon ſeit d. J. 1818 beſchloſſen, dieſem großen Archäologen zu Trieſt (wo, wie bekannt, W. im Jahr 1768 durch einen fremden Abenteurer ermordet worden) ein Denkmahl zu ſtiften. Verſchiedene Umſtände hinderten ihn jedoch an der Ausführung; aber vor Kurzem ſind die Diſpoſitionen getroffen worden, daß der venetianiſche Künſtler, Ant. Boza, das aus Carrariſchem Marmor zu errichtende Denkmahl ſeiner Beendigung zuführe. Dieſes Monument wird in der Kathedralkirche S. Giuſto zu Trieſt, wo die irdiſche Hülle des Verblichenen liegt, aufgeſtellt; es wird aus einem Sarcophage beſtehn, auf deſſen Vorderſeite man ein lateiniſches Epigraph leſen wird, und welcher auf einem über ein Geſtell und zwey Stufen angebrachten Piedeſtal ruhen ſoll. Über dem Sarcophag ruht der Genius Winckelmanns, mit dem rechten Arm auf ein Medaillon geſtützt, auf welchem man das Bildniß des Sterblichen, von dem Symbol der Unſterblichkeit einer Schlange umgeben, in erhabener Arbeit, ſehen wird. Der linke Arm des Genius ruht auf dem linken Schenkel, der etwas erhoben iſt, während der andere in der Richtung des Fußes, der den Rand des Sarcophags leicht berührt, ausgeſtreckt iſt; der Kopf neigt ſich in der Gebärde des Schmerzes auf die linke Hand. Der Ruhm Ws. wird durch das Basrelief, welches die Vorderſeite des Piedeſtals einnimmt, ſymboliſirt. Dort ſieht man zur Rechten und in einiger Entfernung einen Theil einer ägyptiſchen Pyramide, und von vorne mehrere Fragmente von Sculptur und numiſmatiſchen Gegenſtänden, bey welchen W. ſteht, und mit der Linken eine angezündete Fackel aufhebt, während er mit dem Zeigefinger der Rechten auf jene Fragmente hinweiſet, das Geſicht gegen die hinter ihm befindlichen Perſonen gekehrt. Dieſe ſind die ſchönen Künſte, welche in verſchiedenen, die gelehrige Aufmerkſamkeit und Bewunderung ausdrückenden Stellungen ſeinen Unterricht begierig anhoren. Zur Linken des Basreliefs und vorne ſitzt eine Matrone, welche mit einer Hand eine Tabelle auf das Knie geſtützt hält, und mit der andern das aufſchreibt, was W. lehrt. Dieß iſt die Archäologie, welche von dieſem großen Manne ins Leben gerufen wurde.

Dr. **Roſetti** hat nunmehr eine Einladung zur Subſcription auch in der venetianiſchen Zeitung einrücken laſſen, und verſpricht jedem der Beytragenden die Biographie des berühmten Archäologen ſammt deſſen Porträt und der Beſchreibung des Cenotaphiums zu übergeben.

Unter der Aufſchrift: Allerley über Amerika, enthält die Abendzeitung (die Dresdner nähmlich) auch nachſtehende intereſſante Notiz: Am unglücklichſten unter allen nach Amerika ausgewanderten Europäern befinden ſich gewöhnlich die Offiziere und Männer von wiſſenſchaftlicher Bildung. Ein Oberſter der franzöſiſchen Kaiſergarde handelt z. B. in **Philadelphia** mit Schweizergebacke, ein Diviſions-General hielt ein Speiſehaus und ſchenkte Porter ein, während dem die Generalin zukochte. Ein deutſcher Hauptmann aus vornehmem Hauſe diente als Küper und ſeine junge, ſchöne Frau als Stubenmädchen. Ein ſchmerzliches Gefühl, ſagt der Verfaſſer, bemächtigte ſich meiner, als mir derſelbe die Reiſetaſche abnahm und Rhum einſchenkte, was er jedem Bauer thun muß. Ein ehemahliger K. B. Premier-Lieutenant, rechtſchaffen und gebildet, arbeitete als Knecht bey einem Bauer, dann als Blechſchläger, zuletzt als Hutmacherlehrling in **Pittsburg**, und ein weiland Schweizer Hauptmann zog mit dem Guckkaſten im Lande herum — großentheils Folge der hohen Preiſe aller, für Arme faſt unerſchwinglichen Lebensmittel. Bier und Rhum ſind in **Philadelphia** noch ein Mahl ſo theuer als z. B. in **Berlin**; die Gemüſe koſten, dem Gewichte nach, faſt eben ſo viel, als das Fleiſch und letzteres iſt nur um ein weniges wohlfeiler als in Alt-England.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der **Carl Gerold**'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 666), wöchentlich drey Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 17 fl. W.W. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (**Franz Graffer**) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

137.

(Wien, Donnerstag den 16. November.)

Betrachtungen über den vor mir liegenden unbeſchriebenen Bogen Papier.

Mein Biograph — das heißt: der Bandwurm, der ſich von meiner Lebensgeſchichte nähret (und daß ich einen ſolchen habe, werde ich meinen Leſern in den »Silhouetten«, die bis zur nächſten Leipziger Büchermeſſe, der Schweißcriſis der Autoren, und der Cur- und Purganzzeit der Verleger, die vierte Auflage erleben, darthun), mein Biograph, der aber Niemand anders ſeyn darf, als Quendel der Invalide (oder der Endreim des Soldatenleben-Gedichtes, der mir jeden Morgen, wenn er mir meine, ſeiner Verſchönerungs-Commiſſion anvertrauten Körper- und Fußhüllen bringt, auch einen Theil ſeiner eigenen Biographie erzählt); denn nur Quendel kennt mich, nähmlich den, aus allen Cokosſchalen äußerer Verhältniſſe heraus geſchälten Menſchenkern; weil der M. Saphir, der in Theatern, Concerten, Aſſembleen und Promenaden herumwandelt, und die große Gaſſenlithographie, Pflaſtertreterey, beſorgt, eigentlich nur ein ausgeſtopftes Muſeumſtück iſt, gegen den Saphir zu Hauſe, herausgelöſt aus allen Quetſchformen der großen Welt. — Und nur in dem Menſchen in Crudo, nicht in den für Bibliotheken ſteif und prachtvoll gebundenen kann man bequem leſen; beſonders des Morgens, nach der erquickenden Wiedergeburt aus dem Schooße des Schlafes, der jeden kommenden Tag zu dem jüngſten macht. Da iſt der Menſch noch ein Kind des Tages, ein reines Morgenblatt aus dem Roſenbuche ſeiner eigenen Natur; der Schlaf hat mit lethefeuchtem Schwamme alle Rechnungen des vorigen Tages von ſeiner Herzenstafel verlöſcht. Bey dieſer zweyten Geburt ſchlägt ein wohlthätiger Engel, wie die Alten bey der erſten glaubten, den Neugebornen auf den Mund, damit er Alles, ſelbſt die Träume aus dem vorigen Leben vergeſſe. Der Erwachende iſt, ſo zu ſagen, das Programm des ganzen Journal- oder Tagsmenſchen, — und da mein Invalide Quendel der erſte iſt, der mir bey dieſer Wiedergeburt zu Gevatter ſteht, ja oft, wie ein Accoucheur, mich aus dem Schooße des Schlafes, meiner zweyten Natur, gewaltſam herausreißt, und mein erſtes Lallen, das Präludium der Sprache, hört: ſo muß, und ſoll er mein Biograph werden — alſo, zuletzt angeſetzt: *mein* Biograph Quendel, den ich hiermit feyerlich mit meinem Kieldegen zum Biographenritter ſchlage, wird euch ſagen, mit welcher heiligen Scheu ich einen unbeſchriebenen, nicht leeren — den man erſt leſen muß, um zu wiſſen, daß er leer iſt — Bogen Papier betrachte! »O! — ſage ich zu mir ſelbſt — iſt dieſes Papier nicht der große weltumgürtende Ocean, aus deſſen unergründlichen Tiefe, auf den Neptunszackenſchlag des Genies, Welten ſich gigantiſch in die Höhe ringen? Liegt nicht in ſeiner unabſehbaren Ferne ein America, und in uns ein Columbus, mit Kraft ausgerüſtet, es zu entdecken? Iſt dieſer weiße Bogen Papier nicht eine Charta bianca der Unſterblichkeit, auf die der Eigenthümer unendliche Zahlen, oder zahlloſe Nullen ſetzen kann? — Geht es nicht mit ihm, wie mit dem Leben? Kaum daß man Betrachtungen darüber anſtellt, iſt ſchon die erſte Seite durch ſelbe vergeudet: und müßte man nicht einen Archimedes-Punct außer ihm haben, um Leben und Bewegung in ihn zu bringen?

Welch großer Circus iſt er nicht für die gymnaſtiſchen Witzübungen? es müßte aber ächter Witz nicht Schattenwitz, oder Witzſchatten ſeyn. —

Ächter Witz iſt ein Magnetberg, der die Reibnägel und Maſchinenräder aller Gegenſtände an ſich reißt; ein Freybeuter, ein Flibuſtier; er plündert alle Reiche, alle Meere; er ſchließt mit ſeinen Leſern keinen Frieden. Er iſt nicht, wie Jean Paul ſagt, ein Gottesläugner, ſondern ein Selbſtläugner, der an ſeinem eignen Daſeyn zweifelt. Er führt ſeinen Leſer durch Abwege, Schneckentreppen, Irrgewinde, Labyrinthe herum; und auf einmahl ſteht er wieder auf dem Lichtpuncte, von dem er ausgegangen iſt. Eben dieſer Leſer hört den Witzfall nicht, wie die Nilbewohner den Nilfall nicht hören, weil ſie ihn ſtets hören. Ächter Witz ſiegt und gewinnt in allen großen und kleinen Lotterien. Er gewinnt mit jedem Haupttreffer noch unzählige Vor- und Nachtreffer, und überdem noch Gratisloſe zu künftigen Gewinnſten. So muß ich auch zuweilen in meinen Witzparoxismen, neben der Papiererde, auf die ich pflanze, noch eine Nebenpapiererde liegen haben, um die gar zu üppigen Senker und Schößlinge zu verſetzen, und für künftige Pflanzungen aufzuſparen; und in der That, habe ich in den Betrachtungen über einen unbeſchriebenen Bogen Papier nicht nur meinen vorliegenden, ſondern auch einen nebenliegenden voll geſchrieben, ohne etwas geſagt zu haben; wie jener Philoſoph die zu unterſuchenden Feigen aus dem Honigtopfe, ſammt den natürlichen aufaß, und zuletzt von beyden keinen Nachgeſchmack behielt. Doch alles dieſes iſt nur die Handhabe, mit der ich meinen Leſer ergreife, und mir ihn auf den gehörigen Perſpectivpunct ſtelle, und ihn ſo quasi in die Geburtsſtätte meiner Betrachtungen blicken laſſe; damit er doch die nöthige Vorſchule meiner Ideen-Aſſociation, oder vielmehr meiner Ideen-Chreſtomathie habe; und mir wieder am Ende des beſchriebenen Bogen Papiers, mit Leichtigkeit, und ohne den Schneller zu verſpüren, zu dem unbeſchriebenen folge, und nicht Langeweile habe, wenn ich dieſem vor mir liegenden eine Condolations- und Gratulationsrede abſtatte.

Wenn ich bedenke, daß eben dieſes Blatt durch einen Plato zur Logarithmentabelle innerer Welten; durch einen Socrates zur Moſestafel der Humanität; durch Tacitus, zum Pyramidenmonumente der Geſchichte; durch

Shakeſpeare zur großen Bildergallerie der tragiſchen Muſe; durch Newton zur unſchätzbaren Einlaßcarte in das ewige Sphärenconcert; durch Linné und Buffon zum Secirmeſſer der Rieſin Natur; durch Kant zum Filtrirſacke der Vernunft; durch Mozart zur Jacobsleiter, auf welcher die Empfindungen aus dem Himmel und zum Himmel ſteigen; durch Rouſſeau zum Blumenorden der Jugend; durch Schiller zum Reſonanzboden rein anklingender Begeiſterung; durch Göthe zum Panorama des Lebens; durch Jean Paul zum vereinigten Freyſtaate des Witzes, des Humors und des Gefühles hätte werden können: ſo muß ich ihn condoliren, daß er, ſtatt auf den Schreibtiſch dieſer Halbgötter, den Piedeſtal der Verewigung, auf den meinigen, einer ſchwimmenden Cyklade, die vielleicht bald untertaucht, zu liegen kam. Doch, wenn ich bedenke, daß eben dieſes Blatt durch Nero zur Brandfackel des heiligen Naturtempels; durch Alba zum Conductor der Entmenſchung; durch Voltaire zur Chreſtomathie der Zweifel, der Beißwuth und Witzgeilheit; durch M. N. zum Fleiſcherſtocke der Critik; durch K. W. zum Bohrwurm fremden Verdienſtes; durch X. Y. Z. zum Turnierplatz kahler Zoten; durch Journaliſten, zur Münzbank der Libellen; durch Schmeichler, zur Oſtracirſcherbe der Wahrheit; durch einen Fanatiker zur Bellonenfackel der Menſchheit; durch einen Verliebten zum Depoſitorium falſcher Schwüre; durch einen Wucherer zur Tratte an die Schändlichkeit hätte werden können: ſo muß ich ihm gratuliren, daß er nicht zu alle dieſem oder zum Auffaßgriffel ſchwarzer Phantaſiekreide, geworden, ſondern lieber wie ein Weiſer mit Betrachtungen über ſich ſelbſt beſchäftigt iſt; ſollte auch darüber der unbeſchriebene Raum zu Ende gehen; wie ich denn auch wirklich ſchon den Tiſch gleich Land (für den Leſer das gelobte Land) herannahen ſehe, je weiter ich mit meinem Tintenſchiffe aus den Papierfluthen ſetzte.

Man bemerke gefälligſt die Vergleichung des Dintenſchiffes und der Papierfluthen! Es iſt nicht das Witzigſte daran, daß ſie Vergleichungen, ſondern daß ſie gar keine Vergleichungen, ſo zu ſagen — (d. h. minus) Vergleichungen ſind; und beyde können, nur miteinander multiplicirt eine + (plus) Vergleichung herſtellen, welches ich meinen Leſern wie ein Profeſſor (denn ich glaube ſie verſtehen mich nicht) bewieſen zu haben meine; mit dem Schlußbeweiſe zugleich: man ſolle einen unbeſchriebenen Bogen Papier nicht vor ſeinem Ende ſelig preiſen.

M. G. Saphir.

* * *

An Thorwaldſen bey ſeiner Ankunft in Wien ꝛc.

Den Heros möcht' ich in der Nähe ſchauen,
Der des Apelles kühnen Meißel fand,
Der mit der Anmuth der ital'ſchen Gauen
Des heim'ſchen Nordens rüſt'ge Kraft verband!

Ein Denkmahl ſoll der Sage nach er bauen,
Dem Helden, der den Helden überwand;
Zur Nachwelt ſoll er ſprechen; ihm vertrauen
Der Herrſcher und ein dankbar Vaterland!
Verherrlichung wird er dem Helden geben,
Verherrlicht ſelbſt wird durch ſein Werk er ſeyn,
Den todten Stein für ew'ge Zeit beleben;
Und wenn im ſtillen, trauernden Verein
Die Enkel ihres Helden Grab umſchweben,
Gedenken ſie, Thorwaldſen, ewig Dein!

Carl Meiſl.

* * *

Ontologiſche Neuigkeiten.

Von A. Rittig v. Flammenſtern.

XX.

(Fortſetzung von Nr. 136.)

A. Coſtaz macht uns in ſeinem Essai sur l'Administr. de l'Agric. du Commerce, des Manufactures et des Subsist. mit den Aufmunterungs-Mitteln der Induſtrie bekannt, welche ſeit der Revolution in Frankreich eingeführet und bis jetzt in Wirkſamkeit ſind. Da meines Wiſſens außer dem Hermes keine Zeitſchrift umfaſſende Auszüge aus dieſem gehaltreichen Werke bis jetzt lieferte, ſo dürfte Coſtaz dießfällige Angabe hier Platz finden. Dieſe Aufmunterungs-Mittel ſind: A. Das von England entlehnte und nun faſt in allen Ländern eingeführte Patentweſen. B. Die Aufmunterungs-Geſellſchaft für National-Induſtrie. Dieſe iſt nach dem Muſter der engliſchen Geſellſchaft dieſer Art formirt, und ſetzt Belohnungen und Preiſe für glückliche Erfindungen und Verbeſſerungen in jeder Art der Induſtrie aus. C. Die Errichtung der Comité consultatif des Arts et Manufactures. Wenn nähmlich der Erfinder einer neuen Kunſt oder Methode kein Patent nehmen will, aber doch eine Aufmunterung oder Belohnung für das Nützliche, was er dem allgemeinen Beſten leiſtet, zu erlangen wünſcht, ſo wendet er ſich an dieſen Kunſt- und Manufactur-Rath. Da derſelbe gegenwärtig aus den geſchickteſten Männern im Fache der mechaniſchen und chemiſchen Künſte zuſammengeſetzt iſt, z. B. Conté, Molard dem Ältern, Montgolfier, Berthollet, Gay-Luſſac u. a. m., ſo wendet ſich jeder Erfinder mit Vertrauen an ihn. D. Die Kunſt und Gewerbs-Cabinette in Paris und Lyon. Das Pariſer enthält faſt alle Modelle der neuen merkwürdigen Maſchinen; Künſtler und Gewerbleute haben freyen Zutritt. Auch werden daſelbſt viele Verſuche angeſtellt, um die Nützlichkeit und Anwendbarkeit der neuen Erfindungen zu zeigen. Mit dem Cabinett zu Lyon iſt auch eine Zeichen- und Gewerbsſchule verbunden. E. Das Bureau des Longitudes, eingerichtet für die Erweiterung der nautiſchen und geographiſchen Kenntniſſe. F. Die Ausſtellung der vorzüglichſten Induſtrie-Prodrucke. Eine Jury von fünfzehn ſachkundigen Männern unterſucht die ausgeſtellten Sachen, und beurtheilt, welche unter denſelben beſondere Auszeichnungen verdienen. G. Die Spar- und Hülfs-Caſſen, und die Einſchreib-Stuben für das Unterkommen der Arbeiter. H. Die polytechniſchen Inſtitute und Bergwerks-Schulen. Coſtaz rügt einen Hauptfehler in der Organiſation der polytechniſchen Inſtitute in Frankreich. Man hat ſie nähmlich vier Conſeils unterworfen, und dabey die Profeſſoren von der Wahl der Candidaten zu vacanten Lehrſtellen ſowohl, als von den Deliberationen über die inneren Einrichtungen der Diſciplin und des Unterrichts ausgeſchloſſen. Die Mitglieder dieſer Conſeils haben gemeiniglich nur höchſt oberflächliche Kenntniſſe, ſowohl von den Wiſſenſchaften, welche in dem Inſtitute gelehrt werden ſollen, als von den innern Bedürfniſſen und der Diſciplin einer ſolchen Anſtalt. I. Die Kunſt- und Handwerks-Schulen für die geringeren Gewerbs-Claſſen: Schloſſer, Tiſchler, Drechsler u. a. m. Und K. Die Zeichen- und Färber-Schulen, insbeſondere für das techniſche Zeichnen und Mahlen. Nächſtens werde ich die Aufmunterungs-Mittel der Induſtrie in unſerm Kaiſerſtaate den in Frankreich beſtehenden gegenüber ſtellen, und man wird ſehen, wie herrlich auch in dieſem Falle die Segenshand unſeres Monarchen wohlthätig zur Aufmunterung der National-Induſtrie einwirkte.

Sivreght hat ein neues Vergrößerungsglas erfunden, das ſchon deßwegen allgemeine Beachtung verdienet, weil es frey von den Mängeln der gewöhnlichen Vergrößerungsgläſer iſt. Man nimmt dazu ein Plättchen Platina, in der Dicke wie Zinnfolie; in dieſes Plättchen werden zwey bis drey kreisförmige Löcher von $^{1}/_{20}$ bis $^{1}/_{10}$ Zoll im Durchmeſſer, ungefähr $^{1}/_{2}$ Zoll von einander angebracht, in welche Öffnungen man nun Glasſtücke ſetzt, welche dieſelben ganz ausfüllen müſſen. Nun bringt man das Glas an der Lichtflamme mit dem Löthrohre zum Schmelzen, wodurch ſich eine Linſe bildet, die ſich feſt an das Metall anhängt. Linſen über $^{1}/_{10}$ Zoll groß ſind nicht ſo gut als kleinere. Wie die Verſuche zeigen, ſind die beſten unter dem Maße von $^{1}/_{10}$ Zoll. Eine andere Vorſicht iſt auch noch dabey zu beobachten, daß die Glasſtücke nicht mit dem Demant oder der Feile berührt werden dürfen, indem die Spuren ſelbſt durch die Wirkung des Löthrohres nicht mehr verſchwinden zu machen ſind.

(Schluß folgt.)

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Im k. k. Hoftheater nächſt der Burg wurde den 6ten d. M. zum erſten Mahl aufgeführt: Herrmann und Dorothea. Idylliſches Familien-Gemählde in 4 Aufzügen, von C. Töpfer, k. k. Hof-Schauſpieler. Nach Goethe's Gedicht.

Dieſes Gedicht, das zuerſt vor mehr als zwey Decennien in Form eines Taſchenbuchs erſchien, iſt zu bekannt, als daß es einer Anzeige des Inhalts bedürfte, der um ſo entbehrlicher wird, da das Schauſpiel (nicht ganz richtig idylliſches Familien-Gemählde genannt) in dieſer Hinſicht gleichen Schritt mit der Erzählung hält, ſo viel die dramatiſche Form und die darzuſtellende Handlung es erlaubten. Eine andere Frage iſt die, ob ſich der Stoff zu einer dramatiſchen Behandlung eignet. Es dürfte befremden, daß nicht ſchon früher jemand auf den Gedanken kam, dieß Wageſtück zu unternehmen; denn ein Wageſtück mag es allerdings genannt werden: erſtens, weil der geſchichtliche Theil des Gedichts ſo ganz eigens für die Gattung auserleſen iſt, daß er nur hier in ruhiger Entwicklung ſich geſtalten kann, und weil beydes, Stoff und Form, ſo inniglich verſchmolzen ſind, daß die Handlung allein durch die Behandlung Reiz und Werth erhält. Zweytens aber auch darum, weil der öffentliche Antheil, den das Werk des unſterblichen Dichters in der erſten Zeit ſeiner Entſtehung erregte, nicht mehr ſo lebendig iſt, wie damahls. Es kommt aber noch ein Drittes hinzu, das keinen unbedeutenden Einfluß auf das Mißlingen der ſceniſchen Bearbeitung haben mußte, nähmlich der hiſtoriſche Hintergrund, auf welchem das epiſche Gemählde ſich bewegt, die düſter-glänzende Beleuchtung und die lebendige Umgebung, Eigenſchaften, die ſich nicht wohl übertragen ließen, wenn auch im Einzelnen Manches ſchärfer angedeutet werden konnte. Der Verfaſſer des Schauſpiels, wenn er nun in der Wahl des Gegenſtandes ſich vergriff, hat mit einem ſichern theatraliſchen Tact ſeine Sorgfalt auf die Characteriſtik gerichtet, und dem Vater des liebenden Jünglings, hier Feldern genannt, durch eine ſtarke Miſchung von contraſtirenden Zügen einen wirklich humoriſtiſchen Anſtrich gegeben, ſo daß der alte wunderliche Mann eigentlich als die Hauptperſon unter den übrigen hervortritt. Dieſe Zeichnung iſt von guter Wirkung an ſich ſelbſt, ſteht aber in einem allzuharten Widerſpruch mit dem einfachen Gange der Begebenheiten, und zieht die Aufmerkſamkeit faſt ganz auf einen Punct. Daß der Character gut durchgeführt iſt, läßt ſich nicht läugnen, vielmehr ſchadet dieſe Conſequenz dem letzten Theil der Handlung, wo die Empfindlichkeit des edlen Mädchens und die aufwallende Entrüſtung des Vaters zu heftig an einander ſtoßen; die Wendung aber, wodurch letzterer ſeine vorher gegebene Verſicherung, daß dieſes Mädchen nie ſeine Schwiegertochter werden ſolle, zu entkräften ſucht, indem er die Verbindung mit den Worten zugibt: »Nicht das Mädchen, die Frau ſoll meine Schwiegertochter ſeyn!« paßt nicht zur Form des Ganzen. Überhaupt iſt die erſte Hälfte am gelungenſten, und enthält mehrere gut geführte Scenen; der Dialog iſt lebendig und anziehend. Im dritten Act zeigt ſich das Stück von ſeiner ſchwächſten Seite, und der letzte gewinnt erſt am Schluſſe einiges Intereſſe. In der vorhergehenden Abtheilung iſt das zarte Verhältniß der Liebenden richtig aufgefaßt, auch die tiefgeſchöpfte poetiſche Idee, daß Dorothea ihres Jünglings Bild im klaren Waſſerſpiegel des ländlichen Brunnens erblickt, findet hier einen guten Platz; wenn die Erſcheinung aber im umgekehrten Falle ſpäter wiederkehrt, ſo ſtreift dieß an die Parodie. Manches Gute und Wirkſame zeigt ſich in einzelnen Zügen, wenn auch das dramatiſche Gemählde ſelbſt nicht unter die gelungenſten zu rechnen iſt.

Die Darſtellung des alten Feldern war deſto vollkommener, und gehört zu den Meiſterwerken dieſer Bühne. Der würdige Veteran, der ſich in dieſer Rolle einen neuen Kranz erwarb, ließ uns vergeſſen, daß wir ihn auf dem Abhange ſeiner künſtleriſchen Laufbahn erblicken. Die Geläufigkeit des Gedächtniſſes, der Strom der Rede, das Feuer der Entwickelung und die natürliche Geſchwindigkeit abwechſelnder Stimmungen und Töne ließen einen Jüngling in der Friſche ſeines Lebens ſehen. Der ſtürmiſche Beyfall ſchien den höchſten Grad erreicht zu haben.

Frau Feldern war in den Händen einer Schauſpielerinn, die immer Vorzügliches erwarten läßt, und auch dießmahl ihrer Beſtimmung entſprach; doch darf man ſtreng genommen wohl behaupten, daß hier eher zu viel, als zu wenig geleiſtet wurde, weil die jähen Abſtufungen des Tones und der redneriſche Nachdruck dem einfachen Character eine zu gezwungene Haltung gaben. — Der Sohn bedurfte noch des Ausdrucks einer kräftigern und rüſtigern Natur; in den Verhältniſſen der Liebe ſprach ſich überall Beſcheidenheit und Zartheit aus.

Dorothea erſchien äußerlich anders als die Schilderung ſowohl in dem Gedichte, als in dem dramatiſchen Gemählde, die »hohe Jungfrau« erwarten läßt. Auch fehlte noch die innere Erhebung des Gemüths, die ruhige, doch ſiegreiche Beſonnenheit, welche die Dienende zur Herrin macht: aber Anmuth, Herzlichkeit und jungfräuliche Sittſamkeit vereinigten ſich in der jugendlichen Darſtellerin zu einer freundlich wirkenden Erſcheinung.

Der **Apotheker** tritt unter den übrigen Geſtalten am meiſten noch hervor. Glücklich hat der Verfaſſer die Andeutungen des Dichters benutzt und erweitert; in der Handlung ſelbſt zeigt er ſich zu unbedeutend. Die Darſtellung war genügend.

Das Coſtume zeichnete ſich durch characteriſtiſche und provinzielle Genauigkeit aus; die Kleidung der zuletzt genannten Perſon insbeſondere erinnerte an die elegante Tracht altväteriſcher Honoratioren jener Zeit, in welche die Begebenheit zu ſetzen iſt, näherte ſich aber auch zugleich gewiſſen Character-Maſken der comiſchen Oper.

Der Verfaſſer wurde gerufen und rechnete mit ſchüchternen Worten alles Verdienſtliche in dieſem Werke dem hochgeprieſenen Dichter und dem würdigen Künſtler zu, der in ſo hohem Grade den günſtigen Erfolg befördert hatte.

In **Mailand** iſt erſchienen: Raccolta delle migliori fabbriche, monumenti, ville, antichità di Milano, e suoi dintorni. — 1820, presso Paolo Cavaletti e Comp. in 4. fg. Dieß Werkchen verdankt ſeine Entſtehung einem mailändiſchen Patricier, welcher des Grundſatzes eingedenk, daß Denkmähler die unumſtößlichen Zeugen für die Zeitgeſchichte ſind, Alles ſeiner ſtrengen Aufmerkſamkeit würdigt, was dieſe herrliche Stadt aus den verſchiedenſten Epochen bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Nicht zuzugeben jedoch iſt des Autors Behauptung, daß **Diocletian** den Sitz des römiſchen Reiches dahin verlegt habe, nachdem **Mailand** erſt bey Theilung des Reiches die Reſidenz des **Maximilian** geworden. Die Verdienſte der **Visconti**, **Sforza**, die zu allen Zeiten die ſchönſten Denkmahle der Baukunſt hinterlaſſen haben, ſo wie die geſchmackvollen Arbeiten eines **Bramante**, **Bramantino**, **Pellegrino** ꝛc. werden hier analytiſch auseinander geſetzt; auch finden die zu Ehren berühmter Fürſten, Krieger, Gelehrten errichteten Mauſoleen, ſo wie die architectoniſchen Meiſterwerke der neuern Zeit, wie einige der vorzüglichſten Villen, welche ſowohl die Hügel als die Seen im Mailändiſchen ſo mahleriſch zieren, eine genaue Beſchreibung. Alles iſt mit Fleiß und Gründlichkeit verfaßt, die Zeichnungen ſind elegant, die Ausgabe auf feinem Velin; nur eine Bemerkung finde darüber Platz, nähmlich: daß, weil ſchon das Werk der vaterländiſchen Geſchichte nützen wird, die Aufzählung der Denkmähler in möglichſt chronologiſcher Ordnung hätte geſchehen ſollen, und daß die Ausgabe, um die Profileen der Architecturen dem Auge deutlicher und verſtändlicher zu machen, in größerem Formate ſeyn ſollte, in welchem Falle die Details der Monumente hätten ausführlicher gemacht werden können.

Bereits im zweyten Bande dieſes Jahrgangs unſerer Zeitſchrift haben wir aus einem noch ungedruckten Werke des k. k. Hofſchauſpielers und Schauſpiel-Conſulenten Hrn. F. W. **Ziegler** über Bühnenkunſt ꝛc. mehrere Probeſtücke geliefert. Das betreffende Werk iſt nunmehr erſchienen. Es beſteht in zwey Abtheilungen. Die erſte hat den Titel: »**Syſtematiſche Schauſpielkunſt in ihrem ganzen Umfange, für die Freunde dramatiſcher Kunſt und ihre Schüler**: die zweyte: **Hamlets Character**, nach pſychologiſchen und phyſiologiſchen Grundſätzen ꝛc. Die erſte koſtet 4 fl. die andere 1 fl. W. W. Im Verlage bey Hrn. A. **Pichler** und der **Doll**'ſchen Buchhandlung. — Um den Geiſt des Werkes etwas deutlicher zu bezeichnen, wird es nicht unzweckmäßig ſeyn, des Hrn. Verf. Vorwort zu der erſten Abtheilung anzuführen.

»Meine Bahn als Dichter und als Schauſpieler iſt bald geendet; aber ehe ich als Menſch meine Augen ſchließe, will ich meine vierzigjährigen Erfahrungen meinen Kunſtnachkommen und allen Freunden der dramatiſchen Kunſt laut und freymüthig mittheilen, unbekümmert, was dieſer oder jener von meinen Zeitgenoſſen darüber denkt und ſagt; denn nur die Nachwelt iſt parteylos.

Oft hab' ich als Schauſpieler in dem Techniſchen der Kunſt geirrt, im Pſychologiſchen geſtrauchelt, bis mich ein würdiger, gelehrter Mann überzeugte, daß die dramatiſche Kunſt in der Seele des Menſchen ihren Urſprung habe, und daß nur in ihren Tiefen dramatiſche Wahrheit zu finden ſey; denn ſie iſt eine pſychologiſche Kunſt.

Ich folgte der belehrenden Stimme. Was bedeutende Männer über die Seele des Menſchen gedacht und geſchrieben, prüfte ich an mir und an andern, und vorzüglich im Schauſpielhauſe an dem verſammleten Publicum; ich erkannte überzeugend an dem ſtets richtig tönenden ſympathetiſchen Gefühle des Publicums, mit dem wirklich begeiſterten Schauſpieler, daß die Schauſpielkunſt in der Seele des Menſchen wohnt, aus der Seele des tragiſchen Schauſpielers in jene anderer Menſchen electriſch ſtrömt und daß darum pſychologiſche Kenntniſſe dem Schauſpieler noch unentbehrlicher ſind, als dem heilenden Arzte.

Der Tragiker hat es mit den untern und obern Kräften der Seele zu thun; es iſt ſein ſchöner Beruf, Menſchen-Lehrer zu ſeyn, Humanität zu verbreiten, und eine allgemeine Sympathie in ſeinen Zuhörern zu erregen, um ſie im wirklichen Leben empfänglicher für die Leiden ihrer Brüder zu machen. Die Zuhörer werden, wenn der Schauſpieler wirklich ein pſychologiſcher Künſtler iſt, ſeine durch die Phantaſie erſt in ſich ſelbſt künſtlich erzeugten Leiden ſtets mit ihm fühlen; ſie werden mit ihm zittern, mit ihm fürchten, mit ihm weinen, mit ihm das Blutgerüſt beſteigen, und können ihn in dieſer Stimmung nie mit dem Beyfalle der Hände belohnen, nach dem ſich der Schauſpieler ſehnt, weil leider ſein Lohn ſtets nach dieſem gewogen wird.

Alle Zuſeher ſind in tragiſchen Fällen zu ſehr gerührt, ihr Herz iſt gepreßt, die Seele geängſtigt, und in dieſer Stimmung ſchlägt der fühlende Menſch nie die Hände freudig zuſammen: darum iſt der vielbeklatſchte tragiſche Schauſpieler nie der größte, und nur dem gebührt der Lorber, dem die mehreſten Thränen fließen. Aber ein bis zu lauten Thränen gerührtes Publicum vermehrt durch die, allen Menſchen angeborne Sympathie, auch die Rührung des Schauſpielers; in ſolchen ſchönen und doch ſo ſchmerzlichen Momenten feyert der Schauſpieler und die Menſchheit vereinigt den höchſten Triumph der himmliſchen Sympathie, und dieſes Wechſelgefühl beweiſt unumſtößlich, daß die Schauſpielkunſt eine Seelenkunſt, und die nützlichſte und ſchönſte aller Künſte, aber auch die ſchwerſte iſt.

In dem Schauſpielhauſe findet der Schauſpieler in der Vermiſchung aller Stände ſtets das richtige Naturgefühl der Menſchheit, denn der Ungebildete, wie der Gebildete, bringt unbefangen und arglos ſein menſchliches Gefühl mit ſich, und jeder unterliegt dem Zauber der göttlichen Phantaſie, die der Tragiker durch ſeine Kunſt in dem Zuhörer erregt, und die das ſympathetiſche Gefühl in den Seelen Aller entzündet. Wirkt er allgemein auf den Gebildeten und Ungebildeten, ſo hat er ſeinen Beruf glänzend und redlich erfüllt, und iſt über critiſche, oft gefühlloſe, oft parteyiſche Meinungen erhaben. Sie können ihm nur im Auslande ſchaden; der wirkliche Künſtler beſchämt und überwindet in jeder Darſtellung den grübelnden Journaliſten; denn das von dem Tragiker im Publicum erregte ſympathetiſche Gefühl iſt Gottes Stimme, und entſcheidet über den Werth des tragiſchen Künſtlers. In Luſtſpielen hat es der Comiker mehr mit dem äußern als dem innern Menſchen zu thun, und der gute Geſchmack den fröhlichen, häuslichen Dichtungen, ſoll ſich nach dem Sittlichen im Leben formen; worüber im geſelligen Leben wie im Schauſpielhauſe das zarte Geſchlecht eine entſcheidende Stimme hat.«

(Schluß folgt.)

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 666) wöchentlich drey Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. W.W., durch die k. k. Poſt 17 fl. W.W. halbj. Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

138.

(Wien, Samstag den 18. November.)

Über die ſchöne Literatur der Deutſchen.

An eine Engländerin.

Von M. Span.

I.

Madame! Sie verlangen zu wiſſen, was ich über den gegenwärtigen Zuſtand der ſchönen Literatur Deutſchlands denke. Quis talia fando temperet a lacrymis? — Was ein Lieblingsdichter der gegenwärtigen Zeit mit Ironie ſagt, iſt leider! im eigenen Sinne buchſtäblich wahr; nur iſt die Rauhheit ſeiner Verſe ein wenig abzuſchleifen:

> Alles in Deutſchland hat ſich in Verſen und Proſa verſchlimmert;
>   Ach! und hinter uns liegt weit ſchon die goldene Zeit.
> Mit Philoſophen verderben Poeten die Logik und Sprache,
>   Sinniger Menſchenverſtand adelt den Dichter nicht mehr.
> Deutſchlands Muſe verſtößt die Tugend, die Freundinn der Menſchheit,
>   Jaget als läſtigen Gaſt ſie der Politik in's Haus.
> Wohin kommen wir noch?

Ich will nicht nur mit Begründung Ihre Frage beantworten, ich will Ihnen auch zeigen, wie die ſchöne Literatur der Deutſchen, von ihrer Beginnung fortſchreitend, in den gegenwärtigen Zuſtand gerieth, und zugleich durch practiſche Beweiſe anſchaulich machen, was die Deutſche Sprache in der Darſtellungskunſt überhaupt und beſonders in der ſchönen Literatur leiſten konnte, wenn ſie einer ſorgſameren Pflege ſich zu erfreuen hätte. Ich denke zugleich den Deutſchen, wenn ſie für die Sprache der Vernunftgründe und der Wahrheit nicht unempfänglich ſind, einen weſentlichen Dienſt zu leiſten.

Ἔλπομαι μέγα εἰ —	Ich hoffe, Wichtiges ſprechend,
πὼν τυχεῖν ἄντα σκοποῦ.	Zu treffen den Zielpunct.
Ὥτ' ἀπὸ τόξου ἱεὶ —	Drum leit', o Muſe,
ς' εὔθυν' ἐπὶ τοῦτον ἄγε,	Vom Bogen gerade dahin
Μοῖσα, οὖρον ἐπέων εὐκλέα.	Der Worte rühmlichen Pfeil.
Πινδάρου.	Überſ. v. Sp.

Dieſe Beſchäftigung wird mir ein Nachbild jener glücklichen Tage ſchildern, in welchen das unvergeßliche Vergnügen, mit Ihnen und Ihrem Gemahle durch die blumigen Gefilde der Römiſchen und Helleniſchen Literatur zu wandeln, mich beſeliget hat. Ich bin mit aller Hochachtung u. ſ. w.

Entſtehung und Ausbildung der Deutſchen Sprache bis zum Jahre 1820.

Es iſt eine den offenbarſten Beweiſen der comparativen Sprachenkunde und der Geſchichte widerſprechende Hypotheſe, welche Adelung, den Scandinaviern blindlings nachſchreibend und ſich ſelbſt in den Originationen zu tauſend Mahlen widerſprechend, neuerdings verbreitete, daß die Deutſchen Mundarten, als Urſprache, aus ſich ſelbſt ſich entwickelt und ausgebildet haben. Die Deutſche Sprache verdanket, wie jede andere Europäiſche Sprache, ihre Beſtandtheile dem cultivirenden Einfluſſe der drey weltherrſchenden Völker, der Aramäer, der Griechen, der Römer; und weil die Deutſchen vom ſchwarzen bis zum Baltiſchen Meere neben und zwiſchen Slaviſchen Völkern wohnten, und mit ihnen in vielſeitigem Kriegs- und Friedensverkehre fortwährend ſtanden: ſo mußte ſich nothwendiger Weiſe auch bey dieſen Volksſtämmen ein gegenſeitiger Umtauſch der Sprachſymbole bewirken. Eben ſo brachte im Mittelalter die erneuerte Cultur Italiens und der beſtändige Verkehr mit demſelben eine Menge Italianiſcher Wörter in die Sprache der Deutſchen. Wie die Mode und Modeartikel der Franzoſen und Engländer in den neueren Zeiten eben daſſelbe thaten, braucht nicht ein Mahl erwähnet zu werden. Daß viele Perſiſche Wörter mit den Deutſchen Ähnlichkeit haben, iſt nicht einer urſprünglichen Verwandtſchaft der beyden Völker (wie man bisher fälſchlich geträumet hat), ſondern einzig dem beiderſeitigen Einfluſſe der Griechiſchen Cultur auf die Perſer und Deutſchen beizumeſſen. Nach den geſchichtlichen Beweiſen, welche ich in einer andern Schrift aufgeſtellet habe *), war es eine nothwendige Folge, daß die Sprachſymbole der Griechen in die Sprache der neueren Perſer, ſo wie in die Sprache der Deutſchen und Slaven ſich eindrängten, und daß die in Perſien eingebürgerten Griechiſchen Wörter mit den von den Griechen entlehnten Deutſchen Wörtern eine Ähnlichkeit behielten, ohne daß die Teutonen und Perſer jemahls in einer unmittelbaren Berührung ſtanden, oder von einem gemeinſchaftlichen nordiſchen Urſtamme ausgegangen ſind.

Die zwey Haupt-Dialecte waren urſprünglich der Gothiſche und Fränkiſche (Getiſche und Phrygiſche), von welchen jener ſüdlich längs der Donau über Tyrol und die Schweiz, und nördlich über Böhmen längs der Elbe und Oder bis an das Deutſche und Baltiſche Meer, der letztere aber in der Mitte ſich ausbreitete. Aus ihrer allmählichen Miſchung entſtanden die noch üblichen vier Haupt-Dialecte der Deutſchen Volksſprache, welche am richtigſten nach den vier Hauptflüſſen ſich benennen laſſen: der Baieriſche oder Donau-Dialect, in Öſterreich, Baiern, Tyrol: der Allemanniſche, Schwäbiſche oder Rhein-Dialect, in der Schweiz, in Schwaben, am Rhein und am Main bis an die obere Elbe und Oder; der Nieder-Elbe- und Nieder-

---

*) S. Orthographiſches und etymologiſches Taſchenwörterbuch der Deutſchen Sprache v. Spaun. Wien, bey Geiſtinger 1819.

Rhein- oder der Sächſiſche Dialect; endlich der Sorbiſch-Deutſche, d. i. der Oder-Dialect.

Wie wichtig die logiſch richtige Beſchaffenheit der Sprache und redekünſtlichen Darſtellung für die Cultur und Staatsregierung eines Volkes ſey, hat in Deutſchland ſchon Carl der Große, Einer der größten Gelehrten und Sprachenkenner ſeines Zeitalters, anerkannt. Er bearbeitete, wie Eginhart berichtet, zur Vervollkommnung der Deutſchen Sprache eigenhändig eine Sprachlehre, und ließ, um den Sprachreichthum und die Geſchichtsmonumente der Deutſchen zuſammen zu faſſen, die geſchichtlichen Poeſien der vorzeitigen Dichter ſammeln. Aber weil ſeine Nachfolger die Wichtigkeit dieſes Gegenſtandes nicht mit gleichem Schärfſinne zu würdigen wußten, ſo ging die Frucht ſeiner Pflege wieder verloren.

Seit Carl dem Großen wurde der Deutſche Geiſt von dem rechten Wege, auf welchem er in der Ausbildung ſeiner Sprache neuerdings drey Mahl ſehr glückliche Fortſchritte gemacht hatte, durch ein unglückliches Loos jedes Mahl wieder verdränget.

Im zwölften Jahrhunderte bildete ſich an dem Hofe der Schwäbiſchen Kaiſer die Allemanniſche oder Schwäbiſche Mundart zu einer viel verſprechenden Schriftſprache. Geweckt durch das rühmliche Beyſpiel der Provenzal-Dichter, beeiferten ſich die Schwäbiſchen Ritter, ihre Volksſprache für die edlere Dichtkunſt empfänglich zu machen. Ihre Verſuche beſtanden in lyriſchen Gedichten (wegen der beſungenen Liebe, Minnelieder genannt), in Fabeln, Romanzen und in Gedichten der epiſchen Gattung. Schade, daß die edle Dynaſtie der unglücklichen Hohenſtaufen ſchon nach der zweyten Hälfte des dreyzehnten Jahrhundertes unterging, und daß mit ihr auch die Ausbildung der Allemanniſchen Schriftſprache in Verfall gerieth. Hätte der würdige Herrſcherſtamm bis auf Rudolph von Habsburg gedauert: ſo würde durch die fortwährenden Fehden des großen Zwiſchenreiches der Deutſche Adel nicht verwildert, und Schwabens dichteriſche Ritter nicht ausgeſtorben ſeyn, ohne an ihrem die Wiſſenſchaften und Künſte pflegenden Kaiſerhofe würdige Zöglinge ihrer edeln Kunſt zu hinterlaſſen. Dann wäre die Allemanniſche Mundart die allgemeine Schriftſprache Deutſchlands geworden, und ſie würde in dieſer Eigenſchaft an gemeſſener Kürze und an Wohlklange, und nicht nur an Reichthume, wie die Hochdeutſche Schriftſprache, ſondern auch an Einfachheit, Biegſamkeit, Deutlichkeit und Stärke, die Engliſche, ſo wie die Sprachen des ſüdlichen Europa, unverkennbar übertroffen haben. Die noch übrigen Proben der Minneſänger und Hebels neu gedichtete Allemanniſche Lieder mögen dieſe Wahrheit außer Zweifel ſetzen. Der poetiſche Rittergeiſt in Deutſchland dauerte zwar, ſich allmählich verlierend, bis gegen die Hälfte des vierzehnten Jahrhundertes: aber ſchon mit »Adolph von Naſſau« begann an dem Thüringer Hofe ſeit 1291 die rauhere und ſylbenhaltigere Nord- und Hochdeutſche Volksſprache das Übergewicht zu gewinnen. Die Gelehrten dieſer Zeit waren mit der Römiſchen, und, beſonders nach der Türkiſchen Eroberung Conſtantinopels, mit der Griechiſchen Sprache und Literatur, zugleich in der Lateiniſchen Sprache mit der ſcholaſtiſchen Philoſophie und Theologie und mit der Rechtsgelehrſamkeit beſchäftiget, und hatten keine Veranlaſſung, weil die Lateiniſche die Sprache der Gelehrſamkeit blieb, die Deutſche Sprache ihrer Aufmerkſamkeit und Bearbeitung würdig zu finden.

Am Anfange des ſechzehnten Jahrhundertes brachte, zwar zum Nachtheile der glücklich betriebenen Römiſchen und Griechiſchen Literatur und des wiſſenſchaftlichen Culturganges, die gewaltſame Umgeſtaltung der kirchlichen Verfaſſung eine unerwartete Gelegenheit, die Hochdeutſche Mundart oder den gemiſchten Dialect der Norddeutſchen Hochlande, von den Flußgebiethen der obern Elbe und Oder, über ganz Deutſchland als Schriftſprache auszudehnen. Da die Reformation des Kirchenweſens von dieſen Gegenden ausging: ſo trugen die polemiſchen Fehden und Kanzelvorträge, die politiſchen Verhandlungen, und beſonders Luthers Überſetzung der Bibel, welche als Waffe gegen die kirchliche Tradition angewendet und in dieſem Jahrhunderte in mehr als 100,000 Exemplarien durch ganz Deutſchland mit reger Neugierde von den Illiteraten geleſen wurde, zur Verbreitung der Hochdeutſchen Mundart ſchnell und nachdrücklich bey; doch war an die Vervollkommnung derſelben bey den erfolgenden Unruhen und anhaltenden Kriegen noch nicht zu denken: und die Deutſche Dichtkunſt, welche an dem muſenfreundlichen Hofe der Hohenſtaufen die Tafelgenoſſinn der Kaiſer war, mußte nun, zur armſeligen Reimerey herabgewürdiget, in den Werkſtätten der zünftigen Meiſterſänger ihre Zuflucht ſuchen.

Am Anfange der ſiebzehnten Centurie, als nach dem vorleuchtenden Beyſpiele Italiens die Sprach-Cultur in Spanien, Frankreich, England, um mehr als drey Jahrhunderte vorausgegangen war, erhob ſich endlich auch für die Hochdeutſche Schriftſprache und Darſtellungskunſt ſogar unter den Verheerungen des dreyßigjährigen Krieges mit Martin Opitz, einem Schleſier, der zögernde Tagesanbruch bis zur lieblichen Morgenröthe, welche mehrere empfängliche Geiſter in und außer Schleſien zu einer preiswürdigen Thätigkeit weckte. Aber bald wurde dieſe freundliche Erſcheinung durch den Nebeldunſt einer phantaſtiſchen Bilderſprache von Hofmannswaldau, Lohenſtein und andern bombaſtiſchen Nachäffern Marini's und der übrigen Italiäniſchen Seicentiſten wieder verdunkelt, und dieſe Verdüſterung dauerte bis gegen die Hälfte des folgenden Jahrhundertes.

Endlich, von dem Jahre 1740 anfangend, gründete ſich zu einer längern Dauer die beſſere Urtheilskraft in der Cultur der Deutſchen Sprache und Darſtellungskunſt für die gebundene Schreibart durch Hagedorn und Haller, welchen Uz, Ramler, Klopſtock ꝛc. folgten; eben ſo für die ungebundene durch den Philoſophen Wolf, durch Mosheim, Rabener u. a. und für beyde Gattungen der Darſtellung durch die Schweizer, Bodmer und Breitinger, durch Gellert, Cramer, Leſſing, Wieland ꝛc. Mittler Weile konnte Gottſched mit ſeiner ſteifen Schule bey der Widerſtrebung ſeiner kräftigen Gegner in keiner Hinſicht ſo nachtheilig wirken, als vormahls Hofmannswaldau und Lohenſtein gewirket hatten.

(Schluß dieſer Lief. folgt.)

* * *

Ontologiſche Neuigkeiten.

Von A. Rittig v. Flammenſtern.

XX.

(Schluß von Nr. 137.)

Die Lithographie, Papyrographie und Siderographie ſind in dieſen Blättern ſchon umſtändlich beſprochen worden, nicht ſo die Metallographie. Außer dem, was Senefelder hierüber bekannt zu geben für gut gefunden hat, iſt noch wenig hierüber gedruckt geſagt worden. Ein Beweis, daß man dieſe Behandlung der Kupferplatte noch als Geheimniß bewahrt wiſſen will. Bevor ich daher die mir hierüber zugekommene Aufklärung hier bekannt gebe, finde ich es angemeſſen, um dem Verdienſte nicht ſeine Krone zu entziehen, das Publicum auf einen unſerer geſchickten und vielſeitig gebildeten Kupferſtecher, Vincenz Raimund Grüner, aufmerkſam zu machen. Dieſer talentvolle Mann, der in ſeinem Fache bereits gezeigt hat, daß er ſowohl die Behandlung mit dem Grabſtichel als das Radieren, ſo wie die Punctier-, Crayon-, Schabe- und Tuſch-Manier als Künſtler vollkommen inne habe, hat nun auch einige intereſſante Entdeckungen im Gebiethe der Metallographie gemacht, die, wenn das Ganze dem bereits Gelieferten in dieſer Hinſicht entſpricht, ein erklärendes, bemerkenswerthes Wort in der Folge verdienen. So viel vor der Hand.

Oft hat man ſchon Schiffe und Barken von geſchlagenem Eiſen zur Sprache gebracht; nun iſt man aber wirklich mit einer Barke von geſchlagenem Eiſen in Schottland zu Stande gekommen, die auf dem Clyde- und Forth-Canal unter dem Nahmen der Kiel-Kan zum Transport der Reiſenden angewendet wird. Die größte Länge dieſer Barke beträgt 63 Fuß, die mittlere Breite 13 Fuß, und die Tiefe vom Verdecke mit Einſchluß des 5 Zoll tiefen Kiels 5 Fuß. Das ganze Gewicht des daran verwendeten Eiſens beträgt 12 ½ Tonnen, mithin iſt ſie leichter als ein hölzernes Schiff von derſelben äußeren, aber dabey kleineren inneren Größe. Mit 200 Perſonen beladen geht dieſe Barke nur 4 Fuß tief im Waſſer. Sie läßt ſich übrigens leichter ziehen, als die kleinſte hölzerne Barke und ſpringt, vom Ufer abgeſtoßen, ſogleich ab und in die Mitte des Canals, während dem alle übrigen Barken, wenn man damit vom Ufer abſtößt, lange gegen daſſelbe antreiben, bis man das Steuerruder gebrauchen kann. Dadurch, daß ſich dieſe eiſerne Barke ſehr leicht ziehen läßt, wird auch das Waſſer im Canal ſehr wenig davon aufgerührt und ſomit das Ufer geſchont. Sollten wir uns hier auf dem Neuſtädter Canal nicht auch ſolch einer eiſernen Barke mit weſentlichem Vortheil als Frachtſchiff bedienen können? —

Gegen die Behauptung Chaptal's und Coſtaz's, daß ein Franzoſe, Didot, der Erfinder des Stereotypen-Drucks ſey, tritt nun in The Edinburgh-Review, Nr. LXIV. ein Engländer auf und ſagt: Schon der Natur der Dinge nach müſſen ſtehende Lettern den beweglichen vorhergegangen ſeyn, und letztere müſſen als eine Verbeſſerung der erſteren angeſehen werden. Seit 1500 Jahren druckt man in China mit ſtehenden Schriften, ſo wie man es in Europa am Ende des 14ten Jahrhunderts noch an vielen Orten that. Noch vor hundert Jahren bedienten ſich die Holländer der unbeweglichen Lettern bey ihrem Drucke, die den Didot'ſchen vollkommen ähnlich waren, wenn man von den ſpätern Verbeſſerungen abſieht, welche in allen Druckereyen ſeit jener Zeit Statt gefunden, und die Originalformen von einer Bibel in Folio, wovon mehrere tauſend Exemplare abgezogen worden, ſind noch heutigen Tags in Amſterdam zu ſehen. Ein griechiſches und ein engliſches Neues Teſtament, ſo wie ein ſyriſches Wörterbuch mit Stereotypen gedruckt, iſt auch noch aus jener Zeit vorhanden. In England brachte Wilhelm Ged im Jahre 1725 in Vorſchlag, die ſtereotypiſche Methode zu erneuern, und es ward auch wirklich ein Salluſt im Jahr 1736 ſtereotypiſch gedruckt, wovon Hr. Tilloch ein vollſtändiges Exemplar und zugleich eine Platte von einer Seite daraus noch vor kurzem beſaß, und wahrſcheinlich noch hat. Hr. Tilloch hat ſich auch ſelbſt ein Patent auf Stereotypen geben laſſen und wirklich einige Bände nach dieſer Methode drucken laſſen, ehe noch ein Blatt von Didot erſchienen war. Wohl mag Didot dieſe Kunſt vielfältiger angewandt haben, aber erfunden hat er ſie nun einmahl nicht.

Intereſſant iſt es auch, was dieſer wackere Engländer gegen Chaptal's Behauptung: daß vor zwanzig Jahren Hr. Lebon eine ſchöne Anwendung des Hydrogen-Gaſes zu machen anfing, indem er der erſte war, der dieſes Gas zur Erleuchtung gebrauchte, ſagt. Wenn man die Kunſt der Gaserleuchtung bis zu ihrem erſten Urſprunge verfolgt, ſo durfte wohl Boyle'n zuerſt in Anregung gebracht werden, der ſchon vor 250 Jahren die gelehrte Welt mit ſeiner philoſophiſchen Lampe ergötzte. Allein die Eigenſchaften des aus den Kohlen durch Deſtillation gezogenen Gaſes wurden ſchon vor ſiebenzig Jahren vom Dr. John Clayton entwickelt; er ſtellte das Gas ſelbſt dar, und bewies, daß ihm Licht und Wärme zukomme. Wenn alſo irgend einer mehr als der andere den Nahmen des Erfinders dieſer Gaserleuchtung verdient, ſo iſt es dieſer Mann. Schon in dem Jahre 1792 machte Murdach einen ausgedehnteren Gebrauch von dem Gaslichte, und es wurde bald darauf in mehreren engliſchen Manufacturſtätten angewandt. Bis jetzt theilten ſich Lebon, 1801, und unſer Dr. Winzler, 1803, in die Ehre der Erfindung der Thermolampe, was uns daher hier von Dr. Clayton und Murdach geſagt wird, ſtellt allerdings die ganze Entdeckung des Gaslichtes einer frühern Zeit zurück.

Aus den neuen öffentlichen Blättern iſt es bekannt, daß zu Paris der Apotheker Mondet eine Seife erfunden habe, welche den ſtärkſten Bart in vier Minuten ohne allen Schmerzen wegnimmt, und daß hievon eine Büchſe voll nur 20 Sous koſtet. Mein verehrter Freund Fr. war ſo gefällig, mir bekannt zu geben, daß die Hauptbeſtandtheile dieſer Seife: Kalk und Auripigment ſeyen. Mithin ſucht Mondet die den Juden zur Abnahme des Bartes dienende ſogenannte Judenſeife, welche ebenfalls Kalk und Auripigment zu Hauptbeſtandtheilen hat, nun auch in der lieben Chriſten-Welt einzuführen, was ihm doch ſchwerlich gelingen dürfte.

* * *

Allgemeine Novelliſtik.

(Die in dem Converſ. Bl. erwähnten Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Zieglers Schauſpielkunſt; Vorrede. (Schluß.) — »Der gute Geſchmack wohnt in allen ſittlichen Menſchen, und kann nur von der Bühne herab durch geſchmackloſe Directoren zerſtört werden; aber dann verbeſſert ihn wahrlich kein Journaliſt; das vermögen nur jene, die über die Schule der Sitten wachen. — Möchten ſie doch ſtets bedenken, daß der gute Geſchmack die guten Sitten erhält, und daß der Unreine ſie langſam zerſtört. Übrigens iſt der Comiker mehr mit den äußern Formen, als den innern Tiefen der menſchlichen Geſtalt beſchäftigt, und muß im Range dem Tragiker weichen; doch kann er ohne alle pſychologiſchen Kenntniſſe kein feiner Comiker ſeyn.

Viele meiner Erfahrungen, im Tragiſchen, wie im ſittlichen Luſtſpiele, verdanke ich dem Publicum, das ich nie aus den Augen verlor. Es läßt ſich wohl zu Zeiten durch den poſaunenden Ruf und von parteyiſchen Meinungen verführen, auch wohl von angeſponnenen Factionen hinreißen; aber es kehrt ſtets zu ſeiner innern Würde und zur heiligen Wahrheit zurück, die in der Seele jedes Einzelnen wohnt. Ich ehrte ſtets ſein Gefühl, als das einzig untrügliche Wahre; aber ich achtete auch die lobenden und tadelnden Gründe würdiger Männer über meine eigenen Bildungen und über die Schauſpielkunſt. Heißen Dank den noch Lebenden! Ruhe den Entſeelten! ſanfte Ruhe dem unſterblichen Schröder! der mich zuerſt, aber leider nur auf kurze Zeit, ins Heiligthum der Kunſt leitete! — Was in frühern Zeiten aus ſeiner Schule in's Kunſtleben trat, hat Millionen Menſchen erfreuet, gerührt, veredelt; und jedes durch ihn gebildete Talent hat ſeinen Ruhm bis in's hohe Alter behauptet, denn nur das Wahre kann ſich in gleichem Werthe erhalten, aber der Flitter ſteigt und fällt mit dem Glanze der Rollen. Dankbar gegen das Publicum und meine Lehrer laſſe ich das von ihnen Gelernte meinen Nachkommen zurück; es ſind mühſam erworbene Erfahrungen, die jedem Dramaturgen mangeln müſſen, der nicht viele Jahre zugleich Dichter und Schauſpieler war.

Daß ich die gründliche Critik ehre, und über unbewieſene Meinungen nicht zürne, hat mein Wandel in der Theaterwelt bewieſen: darum lege ich freymüthig meine geſammelten Beobachtungen zu einem neuen Baue nieder; denn von dem einſt ſo herrlich prangenden Tempel dramatiſcher Wahrheit ſteh'n nur noch wenige Säulen, welche ſeine ehemahlige Größe und Herrlichkeit bezeugen. Möchten doch bald würdige Baumeiſter vollenden, was ich wohlmeinend begann, und die Großen der Erde erkennen, was die Schauſpielkunſt iſt, was ſie war, und was ſie ſeyn ſollte! Die Dienerin der Geſetze, die Prieſterin der Moral, und das im Stillen belohnende und beſtrafende große Gewiſſensgericht für alle Menſchen.«

Der Marcheſe Canova hat, wie das Morgenblatt berichtet, zu dem coloſſalen Pferde welches im vergangenen Jahre zu Neapel nach ſeinem Modell in Erz gegoſſen wurde, ein zweytes in anderer Stellung modellirt; dieß wird gleichfalls coloſſal ausgeführt, und mit dem erſteren auf dem großen Platze der prächtigen Kirche S. Francesco di Paola, die man jezt unter der Leitung des Profeſſors und Architecten, Pietro Bianchi zu Neapel errichtet, aufgeſtellt werden.

Ein möglichſt vollſtändiges ſpaniſch-deutſches und deutſch-ſpaniſches Wörterbuch, woran der königl. bayeriſche Kämmerer und vormahlige Kreisdirector, Frhr. Thereſius von Seckendorff, dermahlen in Nürnberg, ſchon über zehn Jahre arbeitet, und welches, nach einem ſehr mäßigen Überſchlage, zum allermindeſten funfzigtauſend Wörter, Bedeutungen, Redensarten und Berichtigungen enthält, die noch in keinem Wörterbuche der ſpaniſchen Sprache vorkommen, nähert ſich ſeiner Vollendung, ſo daß der erſte Band in einigen Monaten der Preſſe übergeben werden kann. Dieß einſtweilen zur öffentlichen Kunde, um Colliſionen vorzubeugen, und zur Nachricht für diejenigen Herren Buchhändler, die geneigt ſeyn möchten, den Verlag des Werkes an ſich zu bringen. In dieſem Falle wollen dieſelben belieben, ſich unmittelbar an den Verfaſſer in frankirten Briefen zu wenden; außerdem würde er die Herausgabe auf eigene Koſten beſorgen.

Der Einſender dieſer Ankündigung, welcher Sprachforſcher von Beruf iſt, mehrere Vergleichungen und Würdigungen lexicographiſcher Arbeiten anzuſtellen veranlaßt war, und beſonders Gelegenheit hatte, das oben angezeigte Wörterbuch in der Handſchrift zu prüfen, kann den Fleiß, die Sorgfalt und Gründlichkeit des Herrn Verfaſſers, in ſeiner methodiſchen Durchführung aller einzelnen Wörter und Redensarten, nicht genug rühmen, und man darf ohne Übertreibung verſichern, daß dieſes Buch nicht blos als ſpaniſches Lexicon, ſondern auch als deutſches Sprachwerk zu den claſſiſchen gehören wird. — Wenigſtens wird der Nebel verſchwinden, welchen Wagners Wörterbuch noch auf ſo Manchem hat ruhen laſſen, wie wenn es zur Ehre des Sprüchwortes hätte arbeiten wollen, daß dem Deutſchen das Spaniſche immer noch ſpaniſch vorkommen muſſe.

Bey Neukirch in Baſel iſt erſchienen, und in allen guten Buchhandlungen Deutſchlands und der Schweiz zu erhalten:

Handbuch für Reiſende in Italien, in Beziehung auf alte und neue Denkmähler, Wiſſenſchaften, Künſte, Clima und Production, Sitten und Gebräuche ſeiner Bewohner. — Sammt ſtatiſtiſcher Überſicht der verſchiedenen Staaten Italiens nach ſeiner gegenwärtigen Eintheilung, den Reiſerouten durch dieſelben von den angränzenden Ländern aus, vollſtändigem Verzeichniſſe der Poſten und vorzüglichſten Gaſthöfen, und einem Münztarife. I. Band von 552 Seiten in 8. verſehen mit einer ganz neu entworfenen Poſtcarte. Preis des broſchirten Exemplars, die Karte in Futteral, 3 fl. 45 kr. C. M.

Gegenwärtiges Handbuch iſt die von Hrn. Prof. Heldmann veranſtaltete Überſetzung von einem jüngſt zu Mayland in franzöſiſcher Sprache erſchienenen Werke, welches als ein vortrefflicher Leitfaden, Italien auf eine nützliche und genußreiche Art zu bereiſen, bald anerkannt, nun vielfältig zu dieſem Zwecke benuzt wird.

Durch die Überſetzung desſelben iſt dem bisherigen Mangel an einem brauchbaren deutſchen Werke dieſer Art abgeholfen, und da deſſen Inhalt dem vielverſprechenden Titel auf eine höchſt befriedigende Art Genüge leiſtet, ſo iſt zu erwarten, daß es von dem deutſchen Publicum durch eine nicht minder gute Aufnahme begünſtiget werde, als dem Original anderswo zu Theil geworden, wozu der ſehr billig angeſezte Preis beytragen muß.

Die beygefügte Poſtkarte von Italien wurde kürzlich ganz neu, nach an Ort und Stelle ſelbſt genau aufgenommenen Angaben, entworfen, und gewährt dem Reiſenden eine bequeme Überſicht, da ſämmtliche Stationen auf derſelben mit Zahlen bezeichnet ſind.

Von Touquets Ausgabe der Oeuvres de Voltaire, in 15 Bänden à 2 Franken pr. Band, haben wir in Nr. 118 Nachricht gegeben. Jezt haben wir erfahren, daß der Herausgeber nicht weniger als 12000 Exemplare druckt, und daß bereits am erſten Morgen der Bekanntmachung dieſer Unternehmung auf mehr als 500 Exemplare ſubſcribirt wurde. Welch ein neues und glänzendes Beyſpiel von dem Gedeihen des Buchhandels in Frankreich!

Ebert's allgemeines bibliographiſches Lexicon, 4. Leipzig, Brockhaus 1820, iſt eines jener werthvollen Bücher, das bey uns noch immer nicht nach Verdienſt bekannt zu ſeyn ſcheint. Indem wir darauf aufmerkſam machen, führen wir zu deſſen authentiſcher Empfehlung nachſtehende Worte aus der Jenaer Literatur-Zeitung an. — Daß in Deutſchland für die allgemeine und materielle Bibliographie bey weitem noch nicht ſo viel geleiſtet worden, als in Frankreich und England: darüber iſt wohl unter Literatoren nur Eine Stimme. Beſonders mußten practiſche Bibliothecare dieſe Erfahrung ſeither faſt täglich machen, und, wenn ſie das gefühlte Bedürfniß zum Vortheil ihrer Amtsführung beſeitigen wollten, den Mangel allgemeiner Hülfsmittel durch großen Aufwand an Zeit und Arbeit, jeder für ſich und daher immer nur einſeitig und unvollkommen zu erſetzen ſuchen. Es war demnach ein ſehr glücklicher Zufall, daß ein mit der Literatur in ihrem ganzen Umfange vertrauter und dabey in mechaniſcher Wirkſamkeit geübter Gelehrter, mit andern Worten, ein Bibliothecar, wie er überall ſeyn ſollte, mitten im Schooß einer ſehr reichhaltigen, mit ſeltenen Schätzen aller Art ausgeſtatteten Bibliothek, und ein wiſſenſchaftlich gebildeter, kenntnißreicher, mit beharrlichem Eifer ausgerüſteter und keine Koſten und Aufopferung ſcheuender Buchhändler, in dem Mittelpuncte des deutſchen Buchhandels, daß zwey Männer dieſer ſeltenen Art ſich in der Idee eines ſolchen Werkes begegneten, deſſen Plan, keiner von den Abſichten des Anderen wiſſend, Jeder für ſich entworfen hatte. Hr. Ebert machte dieſe Idee in einem zu Anfang des Jahrs 1817 erſchienenen Proſpectus bekannt, Hr. Brockhaus vermehrte ſeit dem den Reichthum ſeiner zur Ausführung nothigen Hülfsmittel: beyde aber wetteiferten in ſo unverdroſſener, fruchtbarer Thätigkeit, daß ungeachtet die erbethene und gehoffte Unterſtützung von anderen Literatoren nur ſparſam erfolgte, dennoch ſchon jetzt ein vielverſprechender Anfang der großen Unternehmung dem Publicum vor Augen gebracht, und Alles ſo eingerichtet iſt, daß man die Vollendung des Ganzen, welches aus zwey, in Heften von zwölf zu zwölf Bogen erſcheinenden Quartbänden beſtehen ſoll, innerhalb zwey Jahren mit Gewißheit erwarten darf«.

Der Plan und Zweck dieſes Werkes geht auf Nachricht und genaue äußere Beſchreibung von denjenigen älteren und neueren Büchern, welche theils wegen ihres inneren Werthes und Intereſſe, theils wegen gewiſſer äußerer Eigenſchaften oder Schickſale allgemein geſchätzt und geſucht werden, nebſt beyläufiger Angabe der Preiſe, wofür ſie in nahmhaften Verſteigerungen oder anderwärtigen Bücherverkäufen bezahlt worden ſind. Die innere Einrichtung des Werkes aber iſt folgende: Auf diplomatiſch treue und möglichſt vollſtändige Angabe des Titels folgen erläuternde Noten, welche in möglichſter Kürze nicht Beurtheilungen des Inhaltes der Bücher enthalten, wohl aber Notizen über die Zahl der Bände (in nicht ſignirten oder paginirten Werken die Zahl der Bogen oder Blätter), über Zahl und Folge der Kupferſtiche und Carten mit Bemerkung der Nachſtiche über die erſten und beſten Ausgaben, über Eigenheiten und Verſchiedenheiten der einzelnen Exemplare, über andere innere und äußere Eigenheiten oder hiſtoriſche Umſtände, wegen welcher ein Buch vorzüglich geſucht wird. Ein Anhang ſoll noch vollſtändige Verzeichniſſe derjenigen aus den Preſſen berühmter Buchdrucker hervorgegangenen Bücher enthalten, welche von Bücherliebhabern geſammelt werden, ſo wie einiger anderer Sammlungen, deren Vollſtändigkeit auch unter die Vorzüge einer gewählten Bibliothek gerechnet wird. Ein ſehr guter Gedanke iſt es, diejenigen Werke, welche die königliche öffentliche Bibliothek zu Dresden beſitzt, mit Sternchen zu bezeichnen. Sollte der Wunſch des Vfs. in Erfüllung gehen, daß ihm von gefälligen Bibliothecaren bekannt gemacht würde, auf welchen öffentlichen Bibliotheken Deutſchlands jedes ſeltenere Buch ſich finde, ſo würde dieſes Werk doppelt intereſſant und lehrreich werden; lehrreich beſonders für den Gelehrten bey ſeinen literariſchen Beſchäftigungen und Unternehmungen, intereſſant zur genaueren Kunde der deutſchen Bibliotheken. Leider aber ſind der Morelli nur wenige, in Hinſicht zuvor zu kommender Gefälligkeit, und noch weniger in Anſehung genauer und umfaſſender Bücherkunde. Für manche ſogenannte Bibliothecare möchten vorher noch Lexica ganz anderer Art geſchrieben werden, durch deren Studium ſie befähigt würden, zu dieſem bibliographiſchen Lexicon zweckmäßige Beyträge zu liefern. Bis jetzt ſind drey Hefte heraus, jedes von zwölf Bogen à 2 fl. 30 kr. C. M. im Subſcriptionswege. Ein äußerſt mäßiger Preis!

Der von dem kenntnißreichen und einſichtsvollen Buchhändler Hrn. M. Schmidl, hier redigirte »literariſche Anzeiger« wird immer anziehender und werthvoller. Erſt kürzlich iſt wieder eine neue Rubrik mit der Aufſchrift: Literariſche Sonderbarkeiten, eröffnet werden. Wir erlauben uns, nachſtehenden intereſſanten Zug auszuheben:

»Dibdin hat ſich die Recenſion von Ebert im Hermes über ſeinen Decameron und die Bibliotheca Spenceriana engliſch überſetzen laſſen, da er ſelbſt nicht Deutſch verſteht. Ein gleiches hat Renouard in Paris mit der Ebert'ſchen Recenſion ſeines Catalogue d'un amateur vornehmen laſſen. Iſt es nicht unglaublich, daß Männer wie Dibdin, Renouard, zu denen wir noch Brunet (Verf. des Manuel du libraire) zählen können, die über Literatur, Literargeſchichte und Bibliographie groſe und ausgezeichnet groſe Werke ins Publicum bringen, ſich nicht ein Mahl die Mühe geben, die literariſchen Schätze der Deutſchen in ihren Quellen zu ſtudieren?«

Iſt es nicht faſt unbegreiflich, daß man überhaupt, und daß alſo auch Engländer oder Franzoſen, im Fache alter Druckwerke etwas Gründliches zu leiſten im Stande ſeyn ſollten, ohne ſich mit der deutſchen Literatur ſelbſt verſtändigen zu können! ? Wo iſt denn die Buchdruckerey erfunden worden? Und iſt man ein Bibliograph, wenn man nicht Deutſch verſteht! Kann man übrigens auch ein Gelehrter ſeyn, ohne Deutſch zu verſtehen? Antwort: Nein!

—mer.

Hr. Beaublé, ehemahliger Kupferſtecher des Königs von Frankreich, hat die Ausgabe eines Werkes übernommen, welches darauf berechnet iſt, die Aufmerkſamkeit aller Sprachforſcher der Welt in Anſpruch zu nehmen. Es beſtehet in einer Sammlung der Alphabete aller bekannten Sprachen. Mehrere ausgezeichnete Gelehrte leiten dieſes Unternehmen. Die ganze Sammlung wird aus 18 Lieferungen, jede von 6 Alphabeten beſtehen. Die zweyte, die davon erſchienen iſt, enthält Schriftzüge der arabiſchen, tartariſchen, ſamſcrit, engliſchen und deutſchen Sprache. Vielleicht iſt keine vollſtändigere Sammlung, als dieſe, vorhanden. Preis einer jeden Lieferung, 5 Fr.

Herr J. D. F. Sotzmann ſchrieb »über des Antonius von Worms Abbildung der Stadt Köln aus dem Jahre 1531« (Köln 1819). Sein Recenſent in der Jenaer Literatur-Zeitung 1819 (Nr. 217, Spalte 307) ſagt: »Anton von Worms, als Mahler, Zeichner und Formſchneider zugleich berühmt, lebte um das Jahr 1519, alſo zur Zeit eines Albrecht Dürer und Ludwig Cranachs.« — Ein Ludwig Cranach iſt mir völlig unbekannt.

Die beiden bekannten Cranache, eigentlich Müller, hießen Lucas. — Lucas Cranach, der Vater, wird von C. G. Reimer auch Sunders genannt. — Im allgemeinen Künſtler-Lexicon (von J. R. Füßli) kommt bey den Worten Cranach, Kranach, Müller und Sunders keine Sylbe von einem Ludwig vor. — Auch Lipowsky's bayeriſches Künſtler-Lexicon kennt und nennt in den Artikeln Cranach und Müller keinen Ludwig. — Eben ſo wenig weiß Fiorillo (Geſchichte der zeichnenden Künſte in Deutſchland ꝛc. Hannover 1817. II Bände, S. 363 bis 376) von einem Ludwig Cranach. — Sotzmanns Recenſent in der Halliſchen Literatur-Zeitung 1820, Nr. 18 (Spalte 141) ſpricht nicht von Ludwig, ſondern von Lucas Cranach.

K. J. Stephan, Prof.

In Nr. 135, S. 1208 ſind nach dem 6ten Verſe die folgenden zwey einzuſchieben:

Her salt tears fell from her and soften'd the stones.
Sing willow, willow, willow.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625), wöchentlich drey Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 17 fl. W.W. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Conversationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

139.

(Wien, Dinstag den 21. November.)

Über die ſchöne Literatur der Deutſchen.

An eine Engländerin.

Von M. Span.

I.

(Schluß von Nr. 138.)

In dem catholiſchen Deutſchlande, wo die Lateiniſche Schulſprache beynahe ausſchließend die Sprache des wiſſenſchaftlichen Unterrichtes und der Gelehrſamkeit blieb, konnte bey der Abneigung gegen Alles, was von den getrennten Kirchen ausging, die Verbeſſerung der Deutſchen Schriftſprache erſt in dem Verlaufe der zweyten Hälfte dieſes Jahrhundertes allmählich Eingang finden. Aber doch ſchon im Jahre 1753 wurde von der Kaiſerin Maria Thereſia, auf die Vorſtellung des damahligen Wiener Erzbiſchofes Grafen von Trautſon, zur Verbeſſerung des Geſchäftſtyles Joh. Siegmund Valentin Popowitſch, ein gelehrter Steyermärkiſcher Wende und Gottſched's überlegener Gegner, von Leipzig, wo er mit Menke an den Actis eruditorum arbeitete und mit Kappe und Gellert in vertraulicher Freundſchaft lebte, nach Wien zurück berufen, und an der Wiener Univerſität, zugleich an der Savojiſchen Lichtenſtein'ſchen (nachmahls Thereſianiſchen) Ritter-Academie als Profeſſor der Deutſchen Sprache und Schreibart angeſtellet. Nach dem frühern Beyſpiele des proteſtantiſchen Deutſchlandes vereinigten ſich auch in Wien im J. 1761 unter dem Nahmen »der Deutſchen Geſellſchaft« mehrere junge Männer von Talenten, als Joſeph v. Sonnenfels, die nachmahligen Freyherren v. Spielmann, v. Sperges, Joſ. v. Riegger u. a., worauf bald andere ähnliche Verbindungen folgten und zur Beförderung der Deutſchen Schriftſprache die erſten Deutſchen Zeitſchriften in Wien herausgaben. Die Jeſuiten »Wurz, Denis, Maſtalier, Mitterbacher, Schiffermüller« zeigten ſich mit Ruhme als Deutſche Redner, Dichter, Geſchichtſchreiber, Naturhiſtoriker, Phyſiker. Bey gleicher Empfänglichkeit wurde zu eben derſelben Zeit, und zum Theile noch früher, der Geſchmack für die beſſere Schriftſprache und ſinnigere Schreibart nach und nach allgemein auch in dem übrigen catholiſchen Deutſchlande verbreitet. Demnach erſchien in dem erſten Tricennio der aufſtrebenden Deutſchen Literatur, von 1740 bis 1770, welche Zeit ich die Haller'ſche und Hagedorn'ſche nenne, eine reichhaltige Reihe guter Schriftſteller, obgleich Deutſchland in demſelben durch Kriege ſehr beunruhiget wurde. Aber da dieſe anfänglichen Bildner der Deutſchen Literatur allererſt ihre unbearbeitete Landesſprache zur brauchbaren Schriftſprache umgeſtalten mußten, und keine belehrenden Muſter zur Bildung der Urtheilskraft vor ſich fanden: ſo konnte von ihnen mit aller Geiſtesſtärke nicht mehr geleiſtet werden, als daß ihre edleren, doch von der claſſiſchen Vollendung noch weit entfernten Verſuche ihren Zeitgenoſſen und den Nachkommen die glücklich gewählten Wege zu einer höhern Vollkommenheit zeigten. Dieſes Tricennium hatte ſich vorzüglich nach den Griechen und Römern gebildet, aber auch die Literatur der neuern Völker nicht unberühret gelaſſen; es lieferte alle Gattungen der leichteren Poeſien, that ſich mit rühmlichen Verſuchen in den höheren Dichtungsarten, in der erhabenen Ode, in didactiſchen und epiſchen Gedichten, in Satyren, im Soccus und Cothurnus hervor. Zur Bildung der Urtheilskraft in den redenden Künſten trugen mit critiſchen Schriften Bodmer und Breitinger, Fr. Nicolai, Fel. Chr. Weiſſe und Leſſing vorzüglich bey.

Das zweyte Tricennium, von 1770 bis 1800, welches füglich die Leſſing'ſche Zeit genannt wird, zeigte außerdem, was noch von dem vorigen übrig war, an ſeinem Nachwuchſe zwar weniger männliche Kraft: aber durch die beſſern Muſter und durch die critiſchen Schriften des vorher gehenden belehret, und unter dem ſichtbaren Einfluſſe der Engliſchen, Spaniſchen, Franzöſiſchen und Italiäniſchen Literatur, brachte es eine größere Fülle der Ideen in ſeine Darſtellungen, mehr Neuheit der Wendungen, mehr Geſchmeidigkeit des Ausdruckes, mehr Rundung und Melodie in den Versbau: doch war auch dieſes noch nicht vermögend, ſeine Kunſtverſuche als fehlerfreye Muſter für die Nachwelt zu der Würde vollendeter Kunſtwerke zu erheben. Aber ſchon zeigten ſich Auswüchſe in Menge, welche durch die Abſtreifung aller Regelmäßigkeit der Sprache und Darſtellungskunſt, durch die offenbare Verſchmähung der rationellen Geſetze des Denkens und Erkennens, dem folgenden Nachwuchſe ein böſes Beyſpiel gaben. Die Dramaturgie hatte in ihren Gattungen Manches gewonnen, aber mit Leſſing, ſo wie die ganze ſchöne Literatur Vieles verloren. Die Proſa, obſchon es an einzelnen vortrefflichen Erſcheinungen nicht fehlte, kam doch im Ganzen nicht viel vorwärts. Die höhere Beredſamkeit fand wenig Stoff; die Geſchichte erhielt wohl Sammler und Compilatoren, aber wenig Geſchichtſchreiber; und in dem Maße, in welchem die critiſchen Zeitſchriften ſich mehreten, verminderte ſich der Werth der angeblichen Critik welche in falſche Urtheile, in Läſterung, Parteygeſchrey und Selbſtlob ſich verwandelte. Dieſe zwey Tricennien begannen glücklich, beſchloſſen aber unvollendet den Bildungsgang der Deutſchen Schriftſprache und Darſtellungskunſt.

Einen ganz anderen Gang nahm die Deutſche Literatur mit dem Anfange des gegenwärtigen Jahrhundertes, nachdem das letzte Decennium des vorhergehenden hiezu durch ausſchweifende Vorläufer bereits die Vorbereitung gemacht hatte. Der Cultur- und Sprachbeſtand der Europäiſchen Völker iſt auf die

Cultur der Griechen und Römer gegründet. Nur durch die Betreibung der literariſchen Monumente Griechenlands und Roms wurde nach den Verwüſtungen des barbariſchen Mittelalters die Verſtandesbildung in Europa wieder belebet, die Regierungskunſt und das geſellſchaftliche Leben wieder veredelt. Die Völker Europens können alſo die Betreibung der Sprachkenntniſſe und wiſſenſchaftlichen Monumente Roms und Griechenlands, durch welche die Veredelung des geſellſchaftlichen Lebens, der Regierungskunſt, der Wiſſenſchaften und Religion zu uns gekommen ſind, nicht hindan ſetzen, ohne ſich von den ewigen Normen der Vernunft und Offenbarung zu entfernen, und ohne durch ihre Verachtung und zugleich durch die Verſchmähung der göttlichen Vernunftgeſetze und der menſchlichen Pflichten die Verheerungen der Barbarey, wie die Geſchichte des letzten Tricenniums mit ſchrecklichen Beweiſen gelehret hat, wieder herbeyzuführen. Weil man in den letztern Zeiten bey dem öffentlichen Unterrichtsweſen, zu Folge der Modeſucht, nicht mehr edelſinnige und gründliche Denker, wie vormahls der Brauch war, ſondern oft einbildiſche Witzlinge, kecke und oberflächliche Vielwiſſer zu bilden ſuchte, und die Sprößlinge der höheren Stände die der Anſtrengung bedürfende Geiſtesbildung großentheils verſchmähten: ſo wurden auch die Zöglinge der neuen Modeſucht, gleichzeitig mit den jenſeitigen Ereignungen des Rheines, von einem intellectuellen und moraliſchen Typhus befallen, und zur Verbreitung ihrer anſteckenden Seuche faſt überall begünſtiget. Vollſtändige Verrucktheit und offenbarer Unſinn, unſittliche Darſtellungen und Verhöhnung alles Ehrwürdigen, ekelhafte Verunſtaltung der Sprache, fieberhafter Mißbrauch der bildlichen Ausdrücke, wie man ſie nicht ein Mahl im ſechzehnten Jahrhunderte bey Marini und ſeinen Nachäffern in Italien, nicht in England bey der Schwärmerey der Independenten, und nicht vormahls in Deutſchland bey Hofmannswaldau, Lohenſtein und ihren Nachfolgern fand, wurde als äſthetiſch ſchöne Darſtellung ausposaunet. Ein unbeſchreiblicher Wahnſinn und die Befehdung der heilſamſten Wahrheiten wurde als Philoſophie in Umlauf geſetzet, und auch in den Schriften über die Erfahrungswiſſenſchaften äußerte dieſe Seuche ihre anſteckende Kraft. Die Bekenner der neuen Irrlehre fanden überall Plätze der Wirkſamkeit, und bemächtigten ſich der Zeitſchriften, um Alles nieder zu läſtern, was ſie mit ihrer Verkehrtheit nicht einſtimmig fanden. Lichtenberg, einer der geiſtreichſten Köpfe, welche Deutſchland hervorgebracht hat, ſchläuderte zwar anfänglich auf die Parteygänger der neuen Irrlehre ſeine treffenden Blitze, war aber allein nicht vermögend dem epidemiſchen Übel Einhalt zu thun, und ſtarb auch leider zu frühe. Die beſſeren Dichter und Schriftſteller waren theils mit Tode abgegangen, theils hatten ſie des Alters wegen ſich zurückgezogen. So kam dann in dem von ſich ſelbſt verlaſſenen Deutſchlande bey Ermangelung der gemeinſchaftlichen Gegenwehr über ſeine Sprache und Literatur der Gräuel der Verwüſtung. Dieſer Unordnung iſt nun die jüngere Welt, welche in der Ideenkunſt oft übel unterrichtet wurde, größten Theils mit ganzer Seele zugethan; weil ſie, ohne erſt mühſam gründliche Kenntniſſe erworben zu haben, es annehmbar findet, bey der Gleichgültigkeit des Unſinnes das Verſemachen und jede Art der ſchriftlichen Darſtellung bis zum Kinderſpiele ſich erleichtert zu ſehen. Aber da dieſe Verkehrtheit ſich nicht bloß auf die Unterhaltungsſchriften erſtrecket, ſondern auch auf die didactiſche, geſchichtliche und geſchäftliche Schreibart, auf die Geſetzgebung, auf das ganze moraliſche und intellectuelle Getrieb der menſchlichen Geſellſchaft ihre ſchädliche Wirkſamkeit äußert: ſo iſt zu wünſchen, daß dieſem Unweſen mit entſprechenden Mitteln entgegen gearbeitet werde, und daß man nach ſo unrühmlichen Verirrungen endlich auf jenen von der Vernunft angedeuteten Weg, auf welchem unſere klügeren Vorgänger von dem Jahre 1740 bis 1800, obſchon ſie ſelbſt in einem ſo kurzen Zeitraume die Deutſchen Redekünſte noch nicht zur vollkommenſten Richtigkeit empor zu heben vermochten, doch unter glücklichem Erfolge uns gelehret haben, wie dieſes rühmliche Ziel durch Fleiß und Sorgſamkeit zur Ehre Deutſchlands, zu ſeiner ſittlichen und intellectuellen Veredelung erreicht werden könne.

Um zur glücklichen Erreichung dieſes heilſamen Zielpunctes beyzutragen, und um wohlgeſchaffenen Jünglingen ein dienliches Mittel an die Hand zu geben, im Fache der redenden Künſte ihre Beurtheilungskraft zu bilden und zu vervollkommenen, will ich in dieſen Blättern von den berühmteſten Dichtern der angeführten drey Zeiträume Einige der belobteſten Stücke aufſtellen, nach allgemein gültigen Principien ihre Fehler gegen die Sprache und Darſtellungskunſt, gegen die rationellen Geſetze des Denkens und Erkennens, ſo wie ihre Schönheiten, anſchaulich machen, und zugleich in parallelen Umarbeitungen eben desſelben Stoffes zeigen, wie die geiſtreichen Männer des vorigen Jahrhundertes würden geſchrieben haben, wenn ſie in unſeren Zeiten lebten; und wie die Dichter des gegenwärtigen Jahrhundertes hätten ſchreiben ſollen, wenn ſie beeifert geweſen wären, die benannten Geſetze kennen zu lernen und ihnen Folge zu leiſten Dieſes Unternehmen iſt keine Kleinigkeit; es betrifft nicht die Verſuche gemeiner Verſemacher, ſondern die belobteſten Werke der vorzüglichſten Genies, welche Deutſchland in den redenden Künſten hervorgebracht hat. Ohne zureichende Gründe tadeln iſt leicht, aber nicht nur theoretiſch nach gültigen Principien die Fehler anſchaulich machen, ſondern auch practiſch zeigen, wie das Getadelte nach den rationellen Geſetzen füglich hätte gemacht werden können, iſt eben ſo ſchwer als es bey critiſcher Beleuchtung zur Bildung und Übung der Urtheilskraft erſprießlich iſt.

Wettſtreit.

Euterpe.

Mich umweht das holde Reich der Töne,
In der reinſten, ſchmelzendſten Magie;
Mir entfaltet ſich das Hohe, Schöne,
In der Anmuth ſüßer Melodie.

Bellona.

Fürchterlich, aus Schreck' und Grau'n gethürmet,
Von der gift'gen Zwietracht rings umſchwebt,

Rollt mein Donnerwagen; wuthvoll ſtürmet
Er durchs Leben, — und die Menſchheit bebt.

Euterpe.

Ich bin Mutter wonniger Gefühle,
Mir ertönt der Liebe holder Klang;
Bis zum höchſten, kühnſten Sternenziele
Schwebt mein ſüßharmoniſcher Geſang.

Bellona.

Ich bin's, die die feur'ge Kraft beflügelt,
Wilder Leidenſchaften Gluth erregt;
Die die rohe Mordluſt nährt und zügelt,
Schmach und Tod in ihrer Rechten trägt.

Euterpe.

Traute Tröſterinn bin ich im Leiden,
Klagend ſchlinge ich der Wehmuth Kranz;
Und als Seele der geſell'gen Freuden
Ordne ich des Feſtes Wonnetanz.

Bellona.

Ich begeiſtre kühn des Feldherrn Buſen,
Leite ihn zum Blutgewühl der Schlacht;
Und umſchirmt vom Schilde der Meduſen,
Greif' ich in des Schickſals Schreckensnacht.

Euterpe.

Schweres Unglück mache ich vergeſſen,
Scheuch' die düſterſte Melancholie;
In dem Haine ſchattiger Cypreſſen
Heile ich die kranke Phantaſie.

Bellona.

Was der wilde Sturm iſt auf dem Meere,
Bin ich in des Lebens heit'rer Welt;
Mir allein gebühret der Ruhm, die Ehre,
Mir, die Recht und Thronenglanz erhält.

Euterpe.

Harmonie, der ſchöne Himmelsfunken,
Weht durch mich im grenzenloſen Raum;
Aus der Götter Schooß bin ich geſunken,
Zu verſchönern dieſes Lebens Traum.

Bellona.

Und auch ich entſank den Götterauen,
Menſchenkraft und Größe zu erhöhn;
Um des Sieges Tempel zu erbauen,
Welchen Lorberhaine rings umwehn.

Calliope.

Hingeriſſen vom glühenden Strome
Der Begeiſt'rung, ſchweb' ich zum Dome
Glänzender Sterne rauſchend hinan;
Mir iſt Großes, Erhabnes verliehen,
Ewigduftende Blumen mir blühen,
Himmliſches knüpf' ans Ird'ſche ich an.

Mag Euterpen die Freude umſchweben,
Mag Bellona ſich Lorbeern erſtreben,
Höher begeiſtert die ſelige Luſt:
Wenn vom Lyrageſange beflügelt
Sich das Leben im Leben beſpiegelt,
Göttliches flammt in menſchlicher Bruſt.

Wenn das Holde im Kräftigen waltet,
Weisheit innerer Frieden geſtaltet,
Anmuth die Würd' erhebet im Glanz:
Winkt der Menſchheit das Urbild des Schönen,
Und der Lyra begeiſternden Tönen
Strahlet ein unvergänglicher Kranz.

J. G. Lauer.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Unter die erfreulichen Erſcheinungen in der literariſchen Welt gehören allerdings die gelungenen Verſuche, deutſche Meiſterwerke in die Sprache der Römer zu übertragen. Und warum ſollte man Werke von ſolchen Schriftſtellern, deren edle Geiſtesproducte man in allen lebenden Sprachen lieſt, nicht mit Auswahl in eine Sprache übertragen, die, wiewohl ſie — leider! — zu den todten gehört, dennoch mit der altgriechiſchen die Mutter der gebildeten iſt? Aus dieſen Gründen, die beſonders Röller in ſeiner Vorrede zu Schiller's Glocke auseinander legt, haben ſich auch einige Literatoren, wie eben Röller, Fuß, Fiſcher, Heine zu ſolchen Arbeiten entſchloſſen, deren Gedeihen um ſo eifriger zu wünſchen iſt, als ihr Beginn die ſchönſte Hoffnung gibt.

Von dieſen Arbeiten wollen wir zuerſt nennen: Schiller's Glocke, von Röller, deſſen launige Parodie, der Caffeh — in Deinhardſteins Declamationsſtücken für Kunſtredner — bekannt iſt. Der Titel heißt: Campana Schilleri; latinitate donata a Röller, Lips. (8 g. Gr. 30 kr.). In der Vorrede vertheidigt ſich Röller noch beſonders gegen die Angriffe auf den lateiniſchen Reim. Die Überſetzung iſt übrigens fließend. Nur die Deutlichkeit wird oft durch die allzugroße Gedrängtheit verwirrt, beſonders im Verſe:

Qui non consulta peragit.
Der nicht bedacht, was er vollbringt.

was jedoch das gegenüber ſtehende Original erleichtert (wenigſtens für den Deutſchen). Vorzüglich ſchön iſt die meiſterliche Stelle: — — — und Er zählt ꝛc. ꝛc. — — gegeien:

ſie lautet: »Thesauros flamma rapuit:
Solamen dulce manet horum,
Recenset capita suorum
Et nullum esse deficit.«

Der Überſetzer bildete nähmlich die Verſe, denen ohnehin der Reim großen Zwang anlegte, bloß nach dem Gehöre.

Die andere Überſetzung von Heine: Schilleri Campana, latine reddita a D. P. Heine (mit dem Original zur Seite) 8. Hameliae. (6 gr. 24 kr.), habe ich nicht zu Geſichte bekommen.

Die zweyte Überſetzung iſt **Schiller's** Spaziergang, von **Fuß**: Schilleri Ambulatio, in latinam linguam translata a. J. D. Fuss. Accessit de Schilleri poësi ode. 8. m. Colon. Sie iſt durchaus gelungen. Meiſterlich iſt die Überſetzung der ſchwierigſten Stelle im ganzen Gedichte, des Pentameters:

> Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schaudern hinab.

lateiniſch: Suspicio titubans, horreo dispiciens,

bey welcher ſich das wechſelnde Participium, und das ausdrucksvolle Wort (horreo) überaus ſchön ausnehmen. Der **Schiller**'ſchen Poeſie iſt eine Originalode des Hrn. **Fuß** angehängt, die in echt lateiniſchem Style verfaßt iſt; nur würde er ſich in unſeren Tagen viele Feinde zuziehen, wenn er Alle (ohne Ausnahme), die **Schiller**'n nachſtreben, mit einem Thiere vergleicht, das beſſer Federn liefert, als verſchreibt. — Übrigens hat uns der Verfaſſer auch bereits ein **Schlegel**'ſches Gedicht lateiniſch geliefert.

Die dritte, wichtigſte Überſetzung iſt die von **Voſſen's Luiſe**; von Hrn. **Fiſcher**: Vossii Loisa, tribus eclogis explanatum carmen. Stuttgardiae. 8. (1 Rthlr. 1 fl. 30 kr.). Eine ſchwere Aufgabe, vom Überſetzer, zwar wie es ſcheint mit Übereilung, aber dennoch zur Zufriedenheit Aller geleiſtet. Der ungeheure Vorrath neuerer Ausdrücke — beſonders von Pflanzen — den der Verfaſſer einer ſolchen Überſetzung haben muß, und wenn er ihn hat, erſt, was oft noch ſchwieriger iſt, zum Metrum eignen muß, machen eine Überſetzung dieſes Werkes faſt unmöglich. Allein Herr **Fiſcher** überwand dieſe Schwierigkeit ſo geſchickt, daß nur ſelten der melodiſche Versbau leiden durfte. Die neue Ausgabe iſt mit dem gegenüber ſtehenden Originaltexte verſehen. Das Papier ſchlecht, der Druck rein; aber viele Druckfehler, deren Verzeichniß beyliegt.

Friedrich Welling.

Einige junge Muſenzöglinge haben es mit nicht unbelohntem Fleiße verſucht, **Wieland's** Epos: **Cyrus**, ins Lateiniſche zu übertragen, und die Arbeit glücklich vollendet. — Auch **Schiller's Caſſandra**, **Taucher**, **Künſtler**, **Pompeji und Herculanum**, und **Spaziergang** haben ſie ins Lateiniſche überſetzt, und zwar letzteren ſo gelungen, daß er in Vielem die Überſetzung des Hrn. **Fuß** übertrifft.

W. H. F.

Der wohlthätige Hang unſerer Wiener zeigte ſich wieder in der muſicaliſch-dramatiſchen Abendunterhaltung, welche am **Leopold's-Feſte** Abends im Kärnthnerthortheater zum Beſten der Wohlthätigkeits-Anſtalten gegeben wurde, denn das Haus war zum Erdrücken voll. Die Kunſt- und Publicums-Kenner, welche das Ganze zu ordnen hatten, reizten die Genußluſt aber auch recht glücklich durch folgende Stücke: **Erſte Abtheilung**: 1. Ouverture aus der Oper **Anacreon**, von **Cherubini**. 2. Scene und Cavatine aus der Oper: La donna del lago, von **Roſſini**, geſungen von Dlle. **Catharina Canzi**. 3. Duett aus der Oper: Eduardo e Christina, von **Roſſini**, geſungen von Mdme. **Schütz** und Hrn. **Jäger**, Mitglieder des k. k. priv. Theaters an der Wien. 4. Variationen für das Violoncell, componirt und vorgetragen von dem Violoncelliſten der k. k. Hofcapelle und des k. k. Hof-Operntheaters, Hrn. **Merk**. 5. Scene und Arie mit Chor aus der Oper: Adelaide de Borgogna, von **Roſſini**, geſungen von der k. k. Hof- und Hofopern-Sängerinn Madame **Grünbaum**. Dann folgte aus **Göthe's Torquato Taſſo** die erſte Scene des zweyten Actes, wovon Madame **Stich** die **Leonore** von **Eſte** gab. **Zweyte Abtheilung**: 1. Ouverture aus der Oper: L'Apoteosi d'Ercole, von **Mercadante**. 2. Scene und Rondeau mit Chor aus der Oper: L'Italiano in Algeri von **Roſſini**, geſungen von der Sängerinn des k. k. priv. Theaters an der Wien, Madame **Schütz**. 3. Variationen für die Violine über ein von dem Hrn. Grafen **Moriz von Dietrichſtein** in Muſik geſetztes däniſches Volkslied, neu componirt und vorgetragen von dem Mitgliede der k. k. Hofcapelle und Soloſpieler des k. k. Hofoperntheaters, Hrn. **Mayſeder**.

4. Scene und Duett mit Chor aus der Oper: Aureliano in Palmira, von **Roſſini**, geſungen von der k. k. Hof- und Hofopern-Sängerinn, Madame **Grünbaum**, und Dlle. **Canzi**. Das Ganze beſchloß der vierte Act von **Grillparzer's** Ahnfrau, in welchem Madame **Stich**, Mitglied des Berliner Hoftheaters, bereitwilligſt für den wohlthätigen Zweck wieder die **Bertha** gab. Die Ouverturen wurden von dem anerkannt vortrefflichen Orcheſter mit aller möglichen Präciſion, dem größten Feuer und der zarteſten Nuancirung gegeben; aber unſer kunſtſinniges Publicum nahm die erſte eben ſo warm als die zweyte kalt auf. Die Geſangſtücke waren, wie ſchon angeführt wurde, **ſämmtlich** von **Roſſini**. Die Zeloten werden hierin abermahls ein Zeichen des muſicaliſchen Zeitgeiſtes ſehen; ganz recht, aber dieſes Meteor beleuchtet nur die Wahrheit, daß man in einem anmuthigen, an Natur und Unbefangenheit mahnenden Park lieber ſpazieret, als in einem holländiſch-franzöſiſchen, mit Schere und Sichel berichtigten Alleen-Gewirre, wenn des erſteren Gänge, Brücken und Plätze auch etwas ungefegt und ungeharkt ſich zeigen ſollten. Mdme. **Grünbaum** gibt Alles mit ſo viel Rundung, Delicateſſe und Nuancirung, daß ihre hohe Virtuoſität immer den geläuterteſten Genuß gewährt. Mdme. **Schütz** iſt noch ſchwach im Recitativ, hat aber eine umfangsreiche, ſchöne Alt-Stimme, und bereits ſehr viel Geläufigkeit; aus ihr kann bey begünſtigenden Umſtänden noch ſehr viel werden. Das Letztere iſt auch rückſichtlich der Dlle. **Canzi** auszuſprechen, obwohl ihre Intonation, beſonders anfänglich, etwas unrein war; dieß iſt durch die Furcht einer Anfängerin auf den heißen Brettern wohl erklärbar und entſchuldigt. Allenthalben läßt dieſe junge Sängerinn eine treffliche Schule durchblicken. Erfreulich war die Aufmerkſamkeit, mit der ſie ſich im Duett an Mdme. **Grünbaum** anſchloß. Herr **Jäger** entzückte allgemein durch ſeine treffliche Stimme, und auch durch ſeinen ſeelenvollen Vortrag. Dieſer Sänger entwickelt ſich ſo vortheilhaft, ſeine Stimme verliert ſo auffallend allmählich allen Unterſchied der Regiſter, wird auch in den tieferen Tönen ſo rein und lieblich, daß man ſeinen künftigen Leiſtungen mit den ſchönſten Hoffnungen entgegen ſehen kann. Die Virtuoſen auf den Streich-Inſtrumenten hatten entgegengeſetzt gewirkt; der eine hatte ſich zu ſchwierig geſetzt und konnte ſeinen Satz nicht rein ausführen, und der andere ſpielte ſehr lieblich, aber ſeine Variationen über das ſeelenvolle Thema waren für ihn und die Gelegenheit zu unbedeutend. Mdme. **Stich**, ſo wie ihre Mitwirkenden, leiſteten, was man von ihnen erwarten konnte, und die gefällige Gaſtgeberinn ſchmückte ſich heute zugleich mit der Lorber- und der Bürgerkrone. Gerufen wurde Alles, und ſomit widerfuhr keinem ein Unrecht, aber auch keinem ſein Recht, denn wer war der Ausgezeichnete? Wie allzu ſcharf ſchartig macht, ſo ſtumpfet auch zu große Güte ab.

W — t.

Der ſinnreiche, vielgewandte Dichter, Hr. J. F. **Caſtelli**, hat vor, **Lieder in öſterreichiſcher Mundart** zu bearbeiten, und in einiger Zeit ein ganzes Heft von wenigſtens dreyßig derley Gedichten mit characteriſtiſchen Melodien zu liefern. Er hat dazu den Dialect des **niederöſterreichiſchen** Landvolkes gewählt, und eine Probe davon in Nr. 130 der hieſigen Modenzeitung niedergelegt, welche allerdings zu angenehmen Erwartungen berechtigt. Das Vorhaben an ſich iſt intereſſant, und Hr. **Caſtelli**, trotz der Schwierigkeiten, die Natur durch die Kunſt zu erreichen oder wohl gar zu überbiethen, völlig der Mann, es befriedigend auszuführen, wozu wir ihm und den Freunden der Volkspoeſie herzlich Glück wünſchen. — r

---

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der **Carl Gerold**'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625) wöchentlich drey Stücke. Preis: viertelj. – fl. W.W., durch die k. k. Poſt 1 – fl. W.W. halbj. Beyträge beliebe man dem Redacteur (**Franz Gräffer**) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Conversationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

140.

(Wien, Donnerstag den 23. November.)

Metriſcher Zeitvertreib *).

2.

Euer denk' ich noch oft, ihr ſchnell entflohenen Tage,
Da ich den ſauſenden Ball hoch zu den Wolken geſchickt,
Mich des Bogens gefreut, den der ſchwebende zog in den Lüften,
Und zum Empfange die Hand hohl ihm entgegengeſtreckt.
Grade zeigt' er mir nicht, nicht Länge lehrt' er, nicht Breite,
Und kein Meridian dehnte von Pol ſich zu Pol.
Dennoch hielt ich ihn hoch, er war wie der liebſte der Schätze,
Folgte zur Schule mir oft, folgte mir heimlich ins Bett.
Wer mit rüſtigem Arm am höchſten ihn ſchleuderte, nieder
Kniet' ich vor ihm, und er war Leibnitz mir, Newton und Kant.
Euch verachtet' ich tief, ihr zierlichen Mädchen, und mied euch,
Weil dem zärtlichen Arm Schnelle gemangelt und Kraft.
Fühllos blickt' ich, wie oft! in ein blaues, ſchwimmendes Auge,
Deine Sprache, ſie drang nie, die beredte, zur Bruſt;
Walltet ihr doch gleichgültig herab auf blendende Schultern,
Blonde Locken, die oft ſpäter mich mächtig umſtrickt!
Und ſo ahnt' ich ihn nicht, der Schönheit ſeligen Himmel,
Cypris ſchmeichelnder Reiz ſchwand mir vor Herkules Kraft.
Alſo wallſt du im Thal, von reizenden Hügeln umſchloſſen,
Wenn ins graue Gewand düſter der Winter es hüllt:
Achtlos eilſt du vorüber, du ahnſt die entzückende Pracht nicht,
Welche der nahende Lenz, Ebnen und Gärten verſpricht.

3.

Starrkopf nannte mich einſt, oft mußt' ich es hören, die Mutter;
Gegen des Trotzigen Sinn galt für geſchmeidig der Stahl.
Ruthen halfen nicht viel, und wie durch Schlagen Metall nur
Härter noch wird, ward auch härter des Knaben Gemüth.
Was die Mutter umſonſt, umſonſt der Magiſter verſuchte,
Was kein ſchmeichelndes Wort konnte, kein ſtrafend Gebot,
Was der Philoſophie, den ſchönen Künſten mißlungen,
Selbſt der breiten Moral ſiegendem Zungengeſchütz,

---

*) Nr. 1 in Nr. 105 d. Bl.

Dort der lachende Schalk, zu den Füßen tändelnd Cytherens,
Hat (mit liſtiger Kunſt wußt' er's zu machen) erreicht!
Und ſo ſchein' ich mir denn verwandelt, ein Andrer, und ſtaune,
Wie ich der vorige war, wie ich der jetzige bin!
Summt' es und ſchwirrt' es um mich in des Frühlings wimmelnden Lüften,
Mied ich die Schule, durchzog, Knabe mit Knaben, das Feld,
Haſchte den Käfer, und band an ſicheren Faden den armen;
Jedem Zuge der Hand folgte das zappelnde Thier.
Ach, wie haben ſeitdem die Rollen ſich anders vertheilet!
Euch doch, Blätter, vertraut ſey der entehrende Tauſch!
Ich, ich bin nun der Käfer, mein Mädchen lenkt den Erhaſchten,
Amors ſpinnende Liſt hat ihr den Faden verſchafft.
Auf den Wällen der Stadt heut früh ſpazierte die Zaubrinn;
Auf den Wällen der Stadt ſchwirrte der Käfer ihr nach.
Über die Brücke des Stroms in der Wagen Gedränge zum Prater
Fuhr ſie; zum Prater hinab trägt mich die Brücke des Stroms.
Dort am Platze der Saal, heut Abend ſieht er im Tanze
Rauſchend ſie fliegen; im Saal treff' ich am Abend mich an.
Morgen ergießt ſich die Stadt nach Baden; nach Baden hinüber
Rollt mein Liebchen; es rollt hinter dem Liebchen der Thor.
Neben der Kirche das Haus, dort ſieht ſie die grämliche Tante
Wochentlich; wochentlich ach! ſeh' ich die grämliche dort.
Sollte der bunte Ballon hoch über die Wolken des Himmels
Schwebend ſie tragen; ein Paar trüge der bunte Ballon.
Würde ſie, freundlicher Strom, dir entriſſen, nach Archangels Küſten
Wandern; in zottigem Pelz grüßt' ich das kommende Jahr.
Alſo wendet getreu von Morgen täglich gen Abend
Deinem erfreulichen Glanz, Sonne, die Blume ſich nach.

Dan. Leßmann.

◆

Acte der Eheſcheidung von meiner zukünftigen Frau.

Meine Leſer wiſſen, und die es nicht wiſſen, erfahren es jetzt, daß ich ſeit Anfangs April zwiſchen der Hoffnung und dem Einhorne (zwey Schilde, oder Manuproprien meiner Nachbarshäuſer), mithin ſchon zwiſchen den zwey Polarzirkeln der Ehe wohne; und wenn mich die Hoffnung durch das Heimweh nach der Schweiz der Ehe, zur Jungfrau lockt: ſo wird mir wieder das Einhorn zum Schreckhorn in eben dieſem Lande; und mein Herzenspol ſchwankt zwiſchen dem Tauſendguldenkraut des Cölibats, und der Bitterſüßwurzel der Ehe. Und nicht nur jetzt, ſondern gleich das erſte Mahl, als ich die Dichterfeder in den Tintenquell tauchte, — wie denn jeder Dichter ein Ideal als Jacobsſtab an den Tintentrog ſtellen muß, damit ſeine Phantaſie nach der Farbe dieſes Ideals die poetiſchen Lämmchen werfe. — Es iſt auch eine ſchwere Sache, in den Vorhimmel der Ehe (wie denn jede Fegefeuer- oder Höllenfahrt eine Vorhimmelfahrt iſt) einzufahren, und aus dem ledigen Menſchen, der ganzen Zahl, einen Ehemann, oder einen Bruch zu machen, in dem der Mann der bloße Nenner, das Weib aber der Zähler iſt, und zuweilen ein unauflöslicher

Infiniteſimalbruch bleibt. Es iſt aber auch ärgerlich, daß die meiſten Mädchen unmöglich in den Augenring eines Jünglinges ſehen können, ohne dabey an den Trauring zu denken; da hingegen der Jüngling in dem ihrigen nichts ſieht, als ſich und ſeine Liebe, den tiefen unendlichen Himmel, und ſeinen, und den großen Ring der Welt; daß, wenn er mit ihr ſpricht von dem geſtirnten Himmel, von den erhabnen Gebirgsaltären, von dem Hohenprieſter Mond, in dem ſtillen Tempel der Nacht; ſie dabey nur an den Himmel des Hochzeitbettes, — an den Traualtar — und an den einſegnenden Prieſter denkt; daß ſie mit ihren Gefühlsfäden nur den Traualtar nachſchleppt, er hingegen die Ewigkeit, — das Jenſeits, — das Rieſengebirge der Unendlichkeit an dem langen, langen Liebesſeile nach ſich zieht: daß ſie ihn, ſelbſt in ihren ſchönſten Träumen, nur hinſtellt an Luthers Haustafel, an die Wiege des Säuglings, da er ſie doch wachend hinſtellt auf das Grahams-Bette duftiger Wolken, ſie mit Sonnen bedeckt, einzäunt mit Regenbogen, und Sternengobelins zu ihren Füßen rollt!!! — —

Nur meiner Thelaſſa iſt die Liebe nicht bloß des Capland des Ehe-Canaans, oder der Senſal Hymens, der nach vollbrachtem Geſchäfte fortgeht; nein! — ſie iſt ihr das Roſenfeſt der Seele, — das unverknüpfte Ineinanderwogen zweyer Schweſterflammen, — die heilige Sauvegarde der Unſchuld, — der ſüße Vorraum der Unſterblichkeit, — der Anticipations-Schein höherer Wonne, — der belebende Auferſtehungshauch über die verfallnen Grab- und Leidenshügel des innern Menſchen. Ihre Bruſt iſt die Bundeslade der Tugend, ihr Herz die Sennhütte der Unſchuld, — ihr Sinn der Siegelbewahrer der Natur, — und ihr Auge die Cascade geläuterter Wonnen!! —

Ich trat mit ihr hinaus, und kniete mit ihr nieder in das grüne Gewölbe der Natur; — die Abendröthe hing gleich Purpurtapeten an den Oſt- und Weſthimmelsmauern; die Juwelenblumen und Roſenperlen glänzten unter den Thauglasdecken, und oben in der umgeſtürzten Saphierphiole hing der große gelbe Diamantring, und tauſend und aber tauſend Juwelen blitzten und ſpielten ihre Strahlenlichter nieder. — Und ein lindes Wehen, gleich dem Kuſſe der Mutterliebe, ſtreifte über uns hin, und wir ſanken einander an die von Blüthenduft und Liebeshauch vollgeſogne Bruſt! Und um uns zerfloß die Dämmerung in einen weißen, wogenden, wallenden Lichtſchleyer; und unter uns weg ſtürzte die Erde, die Expeditionsſtube des Todes; und alle Nebenerden fielen, ſchwarz, wie ausgebrannte Raketen in die Tiefe hinab. — Und aus Frühlingswehen und Blüthenglanz wölbte ſich uns ein Wolkenthron; und der Mond, und die Sterne kreiſten freudiger und ſchneller, und klangen, wie die Edentöne der Jugendengel. — Und die blaue Decke neigte ſich herab, und küßte die Blümlein, und richtete die dünnen, hingeſunkenen Grasſpitzen auf, und ſog die Thauthränen aus dem traurig nickenden Riedgras, und umfaßte uns mit heißen Fühlfäden der Sehnſucht, und zog uns hinauf in den Strom einer unendlich ſüßen Wonne und heiligen Empfindung! — —

Und der weiße, wogende, wallende Lichtſchleyer zieht, und ſchwebt, und treibt, und flattert, und geſtaltet ſich zu einer weißen, durchſichtigen, unendlichen Geſtalt, — und die Geſtalt berührte die Blumen des Thales, und die Sterne des Himmels; — und in ihre Arme ſtürzten ſich die Bergſpitzen, — und die Blüthenthäler, — und das Sternenheer ſchlang ſich ihr um Hals und Bruſt. — Und die Blumen erhoben ihr Haupt, — und Alles quoll auf in Duft, und Ton, und Farbe — und die Geſtalt ſprach herab aus dem Ätherhimmel: »Ich bin die Liebe, und Alles kam aus meinem Schooß, und Alles kehrt dahin zurück!« — — Da erſcholl ein Halleluja durch alle Räume, und die Sterne brauſten die Pſalter der Anbethung, und die Zweige rauſchten ihr Hoſianna, und in Blüthenkelchen und Kräutern liſpelte es das dreyfache Heilig! heilig! heilig! der Liebe nach. Und aus der Dämmernacht und der Erſcheinung entwickelte ſich in uns der große Vereinigungstag der Gemüther, und wir lagen Bruſt an Bruſt, knieend, das thränenſchwere Antlitz an der Erde Mutterbruſt geſenkt, und in uns fiel tief herab jede Erdenſchlacke, und unſere Herzen zitterten wie geläuterte Goldtropfen zuſammen; und der große Bund, der ewige, der Wiege und Bahre zuſammen, und beyde hinaus über die letztere rückt, — war für immer geſchloſſen.

Ich kehrte zurück von dem Hochaltare der Natur und den Sternenbrautfackeln, zum wahren Traualtare und den flammenden Brautkerzen, um durch eine förmliche geheiligte Eheſcheidungsacte mich mit meiner Thelaſſa auf ewig zu vermählen! — ?? denn da die heutigen Copulations- — eigentliche Eheſcheidungsacte ſind, ſo ſoll meine Eheſcheidungsacte, in wahrer Oppoſition mit der Mode, ſich zur Copulationsacte hinaufadeln. Und iſt denn nicht die Copulationsacte jetzt eine wahre Feuer- und Scheidemauer zwiſchen der gluthwarmen Schäferhütte der Liebe und dem kalten Marmorpallaſte der Ehe? Die Ehe iſt die Sackgaſſe der Liebe, wo dieſe umzukehren gezwungen iſt; — ein Pärchen, das vor der Copulation in den kleinſten Zeitkirſchkernen Freuden- und Wonnegeſichter drechſeln konnte, vermag am ganzen Ehewappenrocke kein einziges Freudenprofil zu ſticken; — der verſchmelzene Doppellaut der Liebe ſteht nach der Hochzeit als zwey getrennte Selbſtlauter vor uns da; das Liebesſchiff ſinkt tief im todten Meere der Ehe, und man ſucht von beyden Seiten allen möglichen Zwangsballaſt über Bord zu werfen, um nicht völlig unter zu gehen, und führt auf dem Salzmeere fremdes, ſüßes Waſſer mit; — die heißen Lava-Ausbrüche der Liebeseiferſucht, die ſonſt zu veſuviſchen Huldigungs-Medaillen *) der Liebe verprägt wurden, äſchern das Ehe-Herculanum ganz ein; — und die ſonſt alle ihre Flügel unter Amors Flügel zuſammen ſchlugen, theilen ſich nur in den linken und rechten Flügel des Hauſes. Die Ehe ſcheint alſo der Tod der Liebe zu ſeyn, nach welchem man die Geiſter derjenigen, die uns im Leben die Liebſten waren, am meiſten ſcheuet; und die Copulationsacte iſt daher zur förmlichen Scheidungsacte geworden. Eine Scheidungsacte alſo einer ſolchen Ehe, muß zur wahren Copulationsacte, zum wolthätigen Wiedereinſetzen eines ausgehobenen Schmerzenzahnes, zum Erwachen der Ehe nach dem Scheintode

---

*) Man prägt, wie uns jüngſt die Zeitung meldete, wirklich aus der Lava des Veſuvs Medaillen.

werden — und eine ſolche will ich meiner künftigen Gattin Thelaſſa hiemit als Werbebrief und Morgengabe im Voraus ſchicken!

M. G. Saphir.

Fortſchritte des Stereotypendruckes in Ofen.

Die von mir in den Ontologiſchen Neuigkeiten Nr. XIX. geäußerte Vermuthung, daß die Stereotyp-Platten-Druckerey unter der Leitung des N. Watt's zu Ofen immer feſter ſich begründet, wird durch die an uns eingelangten Titelblätter ſämmtlicher in der k. ungariſchen Univerſitäts-Buchdruckerey bis jetzt erſchienenen Stereotyp-Ausgaben vollkommen beſtätiget. Nach der diesfälligen Mittheilung haben bis jetzt folgende Schulbücher in Stereotyp-Ausgaben daſelbſt die Preſſe verlaſſen: a. Schul und Sittenregeln, b. der kleine Katechismus, c. der mittlere Katechismus, d. der große Katechismus, e. der zweyte Theil des Leſebuches, f. die Lectionen, Epiſteln und Evangelien, und g. Einleitung in die bibliſche Hiſtorie. Bey a, c, d, und e ſteht am Schluſſe des Titelblattes: mit Watts'ſchen Stereotyp-Platten; bey b, Stereotyp-Ausgabe, und bey g bloß: Ofen gedruckt in der königl. ungariſchen Univerſitäts-Buchdruckerey 1820. Wäre es nicht zweckmäßiger, jede dieſer Auflagen mit: Stereotyp-Ausgabe, zu bezeichnen, als die Bezeichnung beynahe auf jedem Titelblatte zu wechſeln. Was der Einſender dieſer Titelblätter beyfüget: »daß nur jene Abdrücke, die auf Watts'ſchen Stereotyp-Preſſen geſchehen, ſehr rein und nett ausfallen, hingegen die alten Preſſen nur die Platten ruiniren und der Druck aus denſelben etwas verſtümmelt herauskömm',« kann wohl nur als Beweis dienen, daß der Stereotyp-Platten-Druck überhaupt reiner und ſchärfer auf eigens hiezu vorgerichteten, als auf den gewöhnlichen oder nach alten Formen beſtehenden Preſſen ausfällt, ungeachtet ich der Wahrheit zur Steuer hier anführen muß, daß ich Abzüge von Watts'ſchen Stereotyp-Platten mit lateiniſchen und hebräiſchen Lettern auf gewöhnlichen Preſſen genommen, mit ſeltener Reinheit, Schärfe und Schwärze des Druckes geſehen habe. Da mir übrigens von der nähmlichen Hand, die mir ein Exemplar des mittleren Katechismus geſendet hat — Conv. Bl. Nr. 127. Ontol. Neuigk. Nro. XIX. — auch complette Exemplare der übrigen Watts'ſchen Stereotyp-Ausgaben zugeſichert ſind, ſo behalte ich mir vor, hierüber ſeiner Zeit noch ein erläuternderes Wort zu ſagen.

A. R. v. Z.

Allgemeine Novelliſtik.

(Die in dem Converſ. Bl. erwähnten Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Vom großen Bunde der Hanſa ſtehen als Denkmähler einer ehrwürdigen Vorzeit noch jetzt drey vereinte Städte, den ehrenvollen Nahmen des Bundes bewahrend. Freylich iſt die einſt ſo bedeutende politiſche Kraft dieſer Freyſtaaten vorüber. Verſchwunden ſind jene Flotten, die gegen des Nordens Mächte ſiegreich kämpften und entlegne Pflanzſtädte gegen den Einbruch barbariſcher Nachbarn ſchützten. In mehrere Ströme vertheilt iſt jener bereichernde Alleinhandel, der, von der Unmündigkeit der Völker unterſtützt, ſich bald Europa zinsbar machte. Jene Biſchofſitze, jene reichen Klöſter, die uralten Denkmähler frommer Milde, ſie ſind nicht mehr. Die ſtarken Wälle und Mauern ſind in Luſthaine umgewandelt. Die mit Kriegsgeräth gefüllten Zeughäuſer, die mit ſeltenen Meiſterwerken prangenden Kunſtkammern, die ſchwerfällige aber reiche Pracht des öffentlichen und Privatlebens — dieß Alles hat der Strom der Zeiten — und welcher Zeiten? — mit ſich fortgeriſſen.

Aber noch lebt in den Überreſten der mächtigen Hanſa die einſt durch manchen harten Strauß errungene und dann durch umſichtige Klugheit bewahrte Freyheit. Noch lebt dort der alte Bürgerſinn, der darum der Freyheit ſo würdig iſt, weil er ſie zu ſchätzen weiß, und wenn es gilt, Gut und Blut für ſich einſetzt. Noch beſitzen jene Freyſtädte Deutſchlands ſo manche anſchauliche Denkmähler deſſen, was frommer Sinn, was reger Kunſtfleiß, was wohlangewandter Reichthum einſt Gutes ſtiftete und den Nachkommen zu treuer Pflege übergab; und wohl verdienen ſie, daß auch das Vaterland ſie kenne und ſchätzen lerne, daß eine treffende Schilderung es ausſpreche, was ſie einſt waren und noch ſind; was ſie retteten aus den wilden Stürmen der Zeit oder was ſie neu begründeten und mit pflegender Hand zu vervollkommnen ſtrebten.

Ihre ehrwürdigen kirchlichen und öffentlichen Gebäude, dieſe Zeugen früherer Herrlichkeit, die zum Theil noch reich an Schätzen der Kunſt und des Alterthums, tauſend rührende Schattenbilder der Vergangenheit am Auge des Beſchauers vorüberführen; ihre Geſchichte, die älteſte wie die neueſte; ihre glückliche, einſt mit Kraft errungene, dann durch Rechtlichkeit bewahrte, endlich durch feſte Beſtimmungen wieder erworbene und auf immer befeſtigte Freyheit, deren ſich die Bürger der Hanſeſtädte ſelbſt unter dem ſchmachvollen Joche fremder Räuber würdig zeigten; alles was für höheres, geiſtiges Leben, für Wiſſenſchaft und Kunſt in ihrer Mitte entſproß; ihr Handel, der einſt faſt nur die Nord- und Oſtſee kannte, nun aber die ganze Welt umfaßt; ihre trefflichen, ſo nachahmungswürdigen und vielfach nachgeahmten Anſtalten für Wohlthätigkeit und Menſchenwohl: ihre Bewohner und die verſchiedenen Abſtufungen ihrer Sinn- und Lebensweiſe, ihrer körperlichen und geiſtigen Kraft und Ausbildung; ihre großen, reizenden, ja zum Theil üppigen Umgebungen, innerhalb und in der Nähe ihres Gebiets; dieß alles und ſo manches andere noch, was hier nicht aufgezählt werden kann, in einem treuen Rundgemählde geſchildert, kann und wird einem deutſchen Publicum nicht gleichgültig bleiben, wird ſelbſt im Auslande, wo man nur deutſche Zunge verſteht, theilnehmende Leſer finden.

Hiervon ſind wir ſelbſt durch die Erfahrung, nähmlich durch die höchſt günſtige Aufnahme der nach einem ähnlichen Plane entworfenen Anſichten von Frankfurt am Main, ſchon auf das Innigſte überzeugt worden; und ſo fühlen wir uns ermuthiget, dem verehrten Publicum die Erſcheinung einer ähnlichen Schilderung der drey übrigen freyen Städte Deutſchlands: Lübeck, Bremen und Hamburg, anzukündigen, welche drey ſchätzbare Gelehrte und Vaterlandsfreunde, die H. H. Paſtor Zietz in Lübeck, Profeſſor Stork in Bremen und Paſtor Hübbe in Hamburg ausgearbeitet haben. Ihre Arbeit wird ſich an Kirchners Anſichten von Frankfurt a. M. anſchließen, und mit dieſem Werke zu ſeiner Zeit ein Ganzes bilden, deſſen Anziehendes für den Leſer durch die aus den Eigenthümlichkeiten der geiſtvollen Verfaſſer und den abwechſelnden Gegenſtänden, die ihre Feder beſchäftigten, hervorgehende Verſchiedenheit, noch erhöhet werden muß.

Die zu dieſen drey Werken gehörigen funfzig Kupfer ſind von unſerem rühmlichſt bekannten Landſchaftmahler Radl an Ort und Stelle nach der Natur aufgenommen, und werden von den geſchickteſten Kupferſtechern Deutſchlands — nahmentlich von Eßlinger, Haldenwang, Zury, Roßmäßler, Schleich, Schwerdgeburt, Seyffer, Stöber, Veith u. a. m. ausgeführt werden.

Dieſe drey Werke erſcheinen unter folgenden Titeln und in folgender Reihenfolge: a) Anſichten von Lübeck und der Umgegend. Herausgegeben von Heinrich Chr. Zietz, Archidiaconus an St. Ägidien in Lübeck. In Einem Band mit 16 Kupfern. — b) Anſichten von Bremen und der Umgegend. Herausgegeben von Dr. Ad. Stork, Profeſſor in Bremen. In Einem Band mit 16 Kupfern. — c) Anſichten von Hamburg und der Umgegend. Herausgegeben von Johann Heinrich Hübbe, Paſtor am Waiſenhauſe in Hamburg. In zwey Bänden mit 18 Kupfern, — und werden, wie ſchon oben geſagt, eine Fortſetzung der 1818 in unſerm Verlage erſchienenen Anſichten von Frankfurt mit 15 Kupfern bilden, und ſich in Hinſicht des Formats und des geſchmackvollen Innern und Äußern, ganz an jenes, mit allgemeinem Beyfall aufgenommene Prachtwerk anſchließen.

Um uns für den ſehr bedeutenden Koſtenaufwand einigermaßen zu decken, und mit vorzüglicher Rückſicht auf die dermahligen Pränumeranten und ſpätern Käufer jenes Werkes ſtellen wir folgende Bedingungen auf: 1) Wer geneigt iſt, von heute an bis Ende März 1821 auf alle drey Werke zu unterzeichnen, erhält ſie, ſo wie ſie nach einander erſcheinen, auf ſchönes Velin-Papier gedruckt mit den erſten Kupferabdrücken der funfzig Anſichten für 20 Rthlr. ſächſiſch oder 30 fl. C. M., und zahlt bey der Unterzeichnung die eine Hälfte mit 10 Rthlr. oder 15 fl. C. M. und die andere bey Empfang des erſten Bandes der Anſichten von Hamburg. — 2) Wer nur auf die Anſichten von Lübeck oder Bremen pränumeriren will, zahlt 7 Rthlr. 12 gr. oder 11 fl. 15 kr. C. M., und zwar bey Unterzeichnung die erſte Hälfte, und bey Ablieferung des Werkes die andre Hälfte. — 3) Wer blos auf die Anſichten von Hamburg zu unterzeichnen wünſcht, zahlt 9 Rthlr. oder 13 fl. 30 kr. C. M., die erſte Hälfte bey Unterzeichnung, und die andere Hälfte beym Empfang des Werks. — 4) Der Pränumerationspreis für die ſämmtlichen funfzig Kupfer, auf größeres Velin-Papier gedruckt, um ſie als Zimmer-Verzierung zu benutzen, iſt zu 15 Rthlr oder 22 fl. 30 kr. C. M. feſtgeſetzt, wovon die erſte Hälfte bey der Unterzeichnung, die andere aber bey Ablieferung ſämmtlicher Blätter gezahlt wird. — 5) Diejenigen aber, welche nur die Kupfer einer der genannten Städte, nahmlich: 16 von Lübeck, 16 von Bremen oder 18 von Hamburg auf größeres Velin-Papier abgedruckt zu beſitzen wünſchen, zahlen bey Unterzeichnung 3 Rthlr. oder 4 fl. 30 kr. C. M., und bey Ablieferungen der gewünſchten Sammlung die gleiche Summe. — 6) Zeigen wir noch hiermit ergebenſt an, daß wir von dem nur geringen Vorrath der Anſichten von Frankfurt a. M. und der umliegenden Gegend, und den benachbarten Heilquellen: Wiesbaden, Schlangenbad, Schwalbach, Ems, Soden und Wielhelmsbad, herausgegeben von A. Kirchner, mit 15 nach der Natur von Radl aufgenommenen Kupfern, einige Exemplare zurückgelegt haben, um denen, die der Vollſtändigkeit wegen, geneigt ſeyn möchten, alle vier Werke der freyen Städte complett zu beſitzen, und ſich deßhalb directe an uns wenden, damit zum Pränumerationspreiſe von 12 Rthlr. oder 18 fl. C. M., die Kupfer auf größeres Papier aber zu 9 Rthlr. oder 13 fl. 30 kr. C. M., aufwarten zu können.

Die Nahmen der reſpectiven Pränumeranten werden dem Werke vorgedruckt. Nach Verlauf des Pränumerations-Termins werden alle Preiſe um ein Drittheil erhöhet und die Werke alsdann nur noch auf Schreib-Papier gedruckt zu haben ſeyn, da nur ſo viele Exemplare auf Velin-Papier gedruckt werden, als Pränumeranten unterzeichnet haben.

Um zu beweiſen, wie eifrig wir es uns angelegen ſeyn laſſen, dieſe drey Werke mit möglichſter Schönheit auszuſtatten, haben wir bey uns und in mehreren anderen Buch- und Kunſthandlungen, bey denen man, pränumeriren kann, mehrere Kupfer von den drey Städten als Probeblätter aufgeſtellt.

Unſere früheren Unternehmungen werden uns übrigens beym literariſchen Publicum das Vertrauen gewonnen haben, daß wir nicht nur das, was wir verſprochen, erfüllen, ſondern auch noch mehr zu leiſten ſuchen.

Frankfurt a. M. Gebrüder Wilmans, Buchhändler.

Anmerkung.

Das Probeheft ſammt dem Subſcriptionsbogen, in welchen man ſich gleich eintragen kann, iſt in der Gerold'ſchen Handlung ſo eben eingetroffen.

Vor Kurzem hat Herr M. J. Leidesdorf das Requiem vollendet, das er der Aſche des verewigten Fräuleins Cäcilia von Moſel widmete, welche im vorigen Jahre uns der Tod in der Blüthe der Kunſt entriß. Wenn ſchon die Abſicht, hierdurch noch nach dem Tode die ſchönen Talente der Verblichenen zu ehren, Hrn. Leidesdorf zu einem ſo höhern Lobe gereicht, als die kleine Anzahl der vorhandenen Requiem und Trauercantaten den Schein erregt, daß den Tonſetzern weniger als den Dichtern, aus denen ſo viele die herrlichſten Elegien ſchrieben, die edle Gewohnheit eigen ſey, ihre Trauer über den Verluſt ihren theuren Kunſtverwandten, und Freunde in Klaggeſängen öffentlich kund zu thun: ſo darf man auch nicht zweifeln, daß unſer geſchickter Tonſetzer ſeinem großen Lehrer, J. G. Albrechtsberger, gewiß bemüht war, immer größere Ehre zu bringen. Mehrere Kunſtfreunde hatten ſich nun vereinigt, erwähntes Requiem den 22. November d. J. um 10 Uhr früh in der hieſigen St. Annen-Kirche (welche eine der zwölfen iſt, in welcher die Selige einſt durch ihren Kunſtgeſang zur Verherrlichung des feyerlichen Gottesdienſtes beytrug) aufzuführen, wo auch zu ihrem Gedächtniſſe eine Seelen-Meſſe geleſen worden iſt.

Im Theater in der Leopoldſtadt ſahen wir als Neuigkeit: **Brief und Antwort**, Luſtſpiel in einem Acte, nach dem Franzöſiſchen von Lebrun, aus dem fortgeſetzten Kotzebue'ſchen Almanach dramatiſcher Spiele für das Jahr 1822; dann: **die Pagen**, comiſches Divertiſſement in einem Acte, von Rainoldi. — Das Erſtere behauptet in dem angedeuteten Almanache, deſſen Inhalt bey dem großen Honorar, das Kummer in Leipzig zahlt, ſehr mager iſt, den Vorzug, ohne deßwegen ſich über die Mittelmäßigkeit zu erheben. Die Idee, daß ein ungehorſamer Neffe, dem polternden, dabey aber doch höchſt gutmüthigen Onkel unter Verkleidungen näher zu kommen, und ihn zu beſänftigen ſucht, iſt verbraucht, und die Dehnungen, die der Verkleidungen wegen Statt finden, ſpülen auch den Reſt des beſſern Eindruckes hinweg. Die Vorſtellung genügte. Die Schauſpielerinn, die Luiſens Rolle gab, war in den Verkleidungsſcenen, als Bäuerinn, allerliebſt. — Das Divertiſſement iſt eines der beſſern, und macht in Erfindung und Ausführung ſeinem Meiſter Ehre. Mit geringen Mitteln leiſtet dieſer viel Gutes. Es ward ihm verdientermaßen die Ehre des Gerufenwerdens bey den erſten zwey Vorſtellungen.

Sincerus.

Seit einigen Tagen iſt der talentvolle, mit Recht berühmte Mahler, Herr Gales, nach einer faſt zweyjährigen Abweſenheit, von ſeiner Reiſe nach Stuttgart, wohin ihn die ehrenvolle Einladung, die königl. Familie zu mahlen, berufen hatte, wieder hier in Wien eingetroffen.

Von des Freyherrn von Hormayr ſämmtlichen Werken, deren Proſpectus wir in Nr. 122 dieſes Blattes geliefert haben, iſt der erſte Band bereits hier angekommen, und in den meiſten Buchhandlungen zu haben. Preis 8 fl. 10 kr. W.W.

Daß es in Nr. 137 ſtatt Apelles wohl Phydias oder Praxiteles heißen ſoll (wenn man nicht etwa eine kühne Allegorie will gelten laſſen), mag ſich von ſelbſt verſtehen. Vielbeſchäftigten Leuten iſt auch manche Übereilung zu verzeihen.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625), wöchentlich drey Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 17 fl. W.W. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

141.

(Wien, Samſtag den 25. November.)

Der Franzoſe Cottu als Verfechter des engliſchen Nationalcharacters *).

Die Engländer ſind uns (den Franzoſen) als Nation und als Privatleute noch völlig unbekannt. Wir denken uns in ihnen ein brutales, treuloſes, gallſüchtiges, gegen uns mit Haß erfülltes Volk. Und doch iſt es wahr, daß es wenige Nationen gibt, die gaſtfreyer, einfacher, gefälliger wären, und bey denen man mehr Menſchen von wahrer Güte belebt anträfe. Wir werfen ihnen vor, ſie ſeyen hochmüthig. Ja wirklich, das ſind ſie! Sie halten ſich für die erſte Nation der Welt.

Man könnte die beyden Völker (uns und ſie) mit Kindern, die am Rande eines Abgrundes ſpielen, vergleichen; die Engländer haben Geländer errichtet, welche ſie verhindern, hinabzuſtürzen; wir Franzoſen, die wir zu eitel ſind, um die Gefahr zu ſcheuen, wir haben gegen dieſelbe keine Vorſichtsmaßregel treffen wollen. Darum aber mußte man uns leiten, um uns vor böſen Zufällen zu ſchützen, und wir können keinen einzigen Schritt, denn in Begleitung unſerer Führer, thun.

Nichts gleicht der Einfachheit ihrer Manieren. Alles, was gemächlich iſt, Alles, was das Leben leicht und anmuthig macht, Alles, was einem Übelſtande abhilft, ſcheint ihnen immer gut, aufzunehmen. Wahr in ihren Gefühlen, ziehen ſie das Nützliche dem Zierlichen vor. Man begegnet oft ihren Soldaten und ſelbſt ihren Officieren, mit rundem Hut und dem Parapluie, bey ihrer Uniform. Ein Franzoſe würde lieber ſterben, als ſich in einem ſolchen Aufzuge zeigen.

Dieſe außerordentliche Einfachheit der Sitten verläßt ſie ſogar nicht in der Erörterung ihrer größten politiſchen Intereſſen. Die Mitglieder des Parlaments begeben ſich in ihre reſpectiven Häuſer in vernachläßigtem Anzuge. Dort ſetzen ſie ſich, ohne alle Ceremonie, neben ihre Freunde, mit dem Hute auf dem Kopfe, wenn ſie das eben gemächlich finden. Die Discuſſion beginnt zwi-

---

*) Auszug ſeines neuen Werkes über die Verwaltung der Criminaljuſtiz in England. In wie ferne Cottu's günſtige Anſichten nur individuell ſeyn mögen, wollen wir dahin geſtellt ſeyn laſſen. Ein anderes Stück desſelben Verf. über Großbritanniens Adel. Titel, haben wir in Nr. 112 geliefert. D. Red.

ſchen den Männern, die am mehrſten zu ſprechen gewohnt ſind, wie ſie etwa in einem Geſellſchaftsſaal beginnen könnte. Eine einfache Bemerkung zieht eine andere nach ſich, dann wieder eine andere, und ſo hat man allmählich eine Rede gehalten, wenn man zuweilen etwas ganz Einfaches hatte ſagen wollen. So entdecken ſich die Talente denen, die welche beſitzen. Ein Mitglied, welches bis dahin noch nicht geſprochen hatte, theilt ſeinen Nachbarn, und das beynahe mit leiſer Stimme, die Betrachtungen mit, welche ein Verſchlag in ſeinem Gemüthe erweckt; man hört ihm mit Theilnahme zu und er ſetzt ſeine Idee auseinander; der Kreis der Zuhörer nimmt zu, er erhebt den Ton ein wenig, um ſich in der Ferne verſtändlich zu machen; von Bank zu Bank wird es immer ſtiller, er gibt ſeiner Stimme nun ihre ganze Ausdehnung und er iſt mit Einem Mahle ein Redner geworden. Wäre es nöthig geweſen, daß er auf eine mitten im Saale pomphaft erhebene Tribune zuſchritt, und daß er den furchtbaren Anblick einer zahlreichen Verſammlung, aufhorchend auf das, was er ſagt, auszuhalten und ſeine Worte zu wiegen hätte, ſo würde er die Ideen, die er gerne von ſich gäbe, in ſich verſchloſſen haben; der Keim ſeines Talents würde ſich, weil es ſich in der milden Wärme des öffentlichen Beyfalls nicht hätte entwickeln können, in der Dunkelheit verloren haben.

Eine andere ſehr bemerkungswerthe Wirkung der Einfachheit ihrer Sitten iſt die geringe Aufmerkſamkeit, die ſie öffentlich den berühmteſten Männern ihres Landes bezeigen. Nichts deutet in einer Geſellſchaft die Gegenwart eines mit einer großen Würde bekleideten Staatsbürgers an. Er iſt dort durchaus nicht der Gegenſtand einigen Aufſehens, oder beſonderer Huldigung. Man ſieht ihn nicht umgeben von einem Haufen Augendiener, die durch ihre abgewogene Bewunderung dahin ſtreben, ſein Wohlwollen zu gewinnen und nach einem Blick oder einem Lächeln von ihnen ſich ſehnen. Beſonders ſieht man nicht Frauen, ſich damit beauftragt glaubend, die öffentliche Dankbarkeit gegen ihn abzutragen, ihn verführeriſch umgeben und ihn mit ihren liebkoſenden Blicken und dem ganzen Reiz ihres Enthuſiasmus berauſchen.

Man wird mich vielleicht der Parteylichkeit beſchuldigen, wenn ich von ihrer Gefälligkeit rede. Den vielen Achtungsbezeigungen, die mir zu Theil wurden, könnte der Zweck einer Miſſion, die ihrem Stolz ſchmeichelte, als Urſache untergeſchoben werden; allein ich war nicht immer bloß als von der Regierung abgeſandt, um ihre Geſetze zu ſtudieren, mit ihnen in Beruhrung. Ich war dort auch als ganz einfacher Privatmann, der zu ſeinem Vergnügen reiſt, und ich kann verſichern, daß ſelbſt in ſolchen Augenblicken ich der Gegenſtand der feinſten Aufmerkſamkeit war.

Ihr Muth iſt nicht das Ergebniß eines heißen Blutes oder die Wirkung eines unmäßigen Strebens nach Ehren und Auszeichnungen. Er iſt nicht ungeſtum, brauſend, unwiderſtehlich; er ſcheint nicht Freund der Gefahr, oder das Schickſal heraus zu fordern, um ihm zu trotzen; er ſchopft ſeine Quelle aus der Vernunft und der Pflicht; er iſt ruhig und feyerlich, wie das edle Gefuhl, das ihn einſtößt. Sie verſchleudern ihr Leben nicht thöricht, wie Kinder, die mit Allem ihr Spiel treiben, und auf nichts ein Gewicht legen; ſie bedenken, daß es ihren Frauen und mehr noch ihren Müttern theuer iſt; allein ſie bringen es ohne Zaudern und ohne Murren dem Vortheil oder dem Ruhme ihres Vaterlandes zum Opfer, wie die Spartaner in den Thermopyläen. Das Loſungswort Nelſons in der Schlacht von Trafalgar war: »England erwartet, daß jeder von uns ſeine Pflicht thue.« Es iſt bekannt, wie er die ſeinige that.

Nirgend hat ſich der Menſch eiferſüchtiger auf die Macht gezeigt, welche ihm über die ganze Schöpfung zugeſtanden ward. Es gibt keinen Winkel der Erde, auf welchen er nicht das Siegel ſeines Genies und ſeines Willens gedrückt hätte. Auf ſeine Stimme haben Thäler ſich erhoben, um die Landſtraßen gleich zu machen, und Berge ſich geöffnet, um einer Menge Canäle, welche alle Flüſſe, alle Provinzen und alle benachbarte Meere vereinigen, einen Durchgang zu gewähren. In Schottland ſind Gewäſſer auf die Gipfel der Hügel hinaufgetrieben worden, und dieſe neuen Flüſſe, erſtaunt über das Geſetz, das ſie beherrſcht, und über Brücken und Waſſerleitungen in der Luft ſchwebend, ſchwingen ſich von Felſen zu Felſen rauſchend durch Flüſſe fort, und kennen kein Hinderniß mehr, das ihren Lauf zu hemmen vermöchte. Die Engländer haben endlich, ſo zu ſagen, der Materie eine Seele gegeben, und ihre Maſchinen führen durch ſich ſelbſt ſo wunderbare Arbeiten aus, daß ſie große intellectuelle Weſen zu ſeyn ſcheinen, die der Hülfe der Menſchen nicht mehr bedürfen.

Man trifft in England junge Leute von ſolcher Seelenreinheit, daß ihre Züge den erſten Jahrhunderten der Welt anzugehören und von Zeitalter zu Zeitalter in den Geſchlechtern, die von dem Verderbniß der Zeiten nicht gelitten haben, fortgepflanzt worden zu ſeyn ſcheinen. Die Ruhe ihres Geſichts, die Lauterkeit ihres Herzens, die Beſcheidenheit ihres Weſens hat etwas Bezauberndes. Nichts gleicht der Unſchuld ihrer Sitten und ſelbſt der ihrer Gedanken. Ich habe welche kennen gelernt, die dieſe Art Jungferſchaft der Seele inmitten der Verführungen des Reichthums, der Zerſtreuungen der Reiſen und aller Täuſchungen dieſer Welt beybehalten haben. Auch ſind ſie im Allgemeinen treue Ehegatten, Väter von zahlreichen Familien und beſchränken alle ihre Vergnügungen auf die, ſo ſie in ihren Häuſern finden.

Die engliſchen Frauen ſündigen ſogar durch ein Übermaß der Eigenſchaften, die an ihrem Geſchlecht am mehrſten zu wünſchen ſind. Ihre ungemeine Sanftmuth, ihre außerordentliche Zurückhaltung, geben ihnen in den Augen des Ausländers einen Anſchein von Unterwerfung und Abhängigkeit, welche wegen ihres Schickſals beſorgt macht. Man hat mir indeß geſagt, daß es wenig Frauen gäbe, die mehr Gewalt über ihre Männer, und mehr Anſehen in ihrem Hausweſen hätten. Sie zeigen zuweilen in ihren Sitten ein Streben nach Beſcheidenheit und Würde, welches etwas Poetiſches hat. Der Gebrauch, vor den Männern vom Tiſche aufzuſtehen, um ſich, ſo zu ſagen, der leichtfertigen Ausdrücke zu entziehen, welche die Freyheit des Weines ihnen einflößen könnte, iſt eine ſehr ſchöne Zartheit. So iſt es auch mit der Gewohnheit, welche ſie beobachten, wenn ſie in einem Schloſſe zuſammenleben, des Abends allein mit der Hausfrau wegzugehen, und ihre Männer noch eine kleine Weile im Geſellſchaftszimmer mit einander plaudern zu laſſen, bevor ſie zu ihnen kommen; ihre Keuſchheit würde in Verlegenheit gerathen, wenn man ſie mit einem

Manne, der ſie erſt am andern Morgen wieder verlaſſen ſollte, in ihr Zimmer gehen ſähe.

(Schluß folgt.)

Von einer, Shakeſpeare betreffenden, neuen Unternehmung.

Während Shakeſpeare's unübertroffenes, ja ſelbſt noch unerreichtes Genie die Deutſchen mit Bewunderung und Entzücken erfüllt, und die Unbeſtechlichen unter ihnen dieſem Dichter ſogar den Rang vor den gefeyertſten ihrer eigenen einräumen, ohne daß dabey der Tadel überſchätzender Ausländerey eintreten könnte, beſitzen die nähmlichen Deutſchen, vor allen andern fremden Nationen am fähigſten, den Genius Shakeſpeare's zu erfaſſen, zu würdigen, und in ſeiner ganzen innerſten Weſenheit zu genießen, noch keine vollſtändige, befriedigende Überſetzung von ihm! Erſt unlängſt iſt eine ähnliche Klage laut geworden; doch iſt leider wenig Ausſicht zur Abhülfe, ſo lange nicht ein zweyter Unger*), ein Buchhändler-Herr oder Meiſter oder ſonſt ein großſinniger Mäcen ſich findet. — Bis zu dieſer, wahrſcheinlich noch ſehr fernen Zeit muß es wohl als ein doppeltes Verdienſt anerkannt werden, wenn uns, gleichſam als vorläufiges Surrogat, eine characteriſtiſche Anthologie dieſes erſten aller dramatiſchen Dichter, angebothen wird. Wir wiſſen recht gut, was man von jeher gegen Sammlungen ſolcher, aus dem ſchönen runden Ganzen heraus gefugter einzelner Stellen, mit mehr oder weniger Statthaftigkeit vorgebracht, und daß unter Andern ſchon Heſiod dagegen geeifert hat, indem er ſolche Aushebungen mit Ziegeln vergleicht, die man als Probeſtücke eines prächtigen Pallaſtes wolle angeſehen wiſſen, und dafür gelten machen. Allein ſolche Einwendungen mögen wohl allerdings in der Regel nicht ohne Grund ſeyn, wenn man auch wirklich das Überwiegende, wodurch ſie ſich wieder aufheben, ließen, nicht in Anſchlag brächte. Bey Shakeſpeare jedoch, der ſchon in ſeiner ganzen dichteriſchen Individualität eine ſo gigantiſche, über alle Normalanſichten erhabene Ausnahme darſtellt, dürften ſie um ſo weniger irgend eine Anwendung finden können, als die Worte ſeines großen Geiſtesbruders Schiller ſeinen, auch im einzelnen Laut ſich abprägenden majeſtätiſchen Genius ſo treffend bezeichnen, nähmlich: Jedes Wort Shakeſpear's ſagt: »Ich bin Shakeſpeare!« Eben ſo vergegenwärtigt jeder fernſte Lichtſtrahl das Bild der allbeleuchtenden Sonne. Iſt ferner eine ſolche Shakeſpeare'ſche Blumenleſe mit Geiſt, Geſchmack, Tact und Umfang vorgenommen, und nach einer gewiſſen claſſificirten Form eingerichtet, ſo iſt das die Erfüllung einer unerläßlichen Pflicht, welcher nachzukommen, allein nach Warnekros (Geiſt des Shakeſpeare, 2 Theile, Leipzig 1786) zu ſchließen, und ohne des ganz verfehlten Geſchäftes Grüner's (Aphoriſmen aus Shakeſpeare, hier bey Ant. Doll) ꝛc. weiter zu gedenken, eben nicht ſo leicht ſeyn mag.

---

*) Der nun verſtorbene Buchdrucker Unger in Preußens Hauptſtadt, Berlins Strauß zu ſeiner Zeit, in der Holz- und Lettern-Schneidekunſt, der Schriftgießerey, der Typographie ꝛc. gleich erfinderiſch, wirkſam und hochverdient wie dieſer, ſoll für die A. W. Schlegel'ſche Überſetzung nicht weniger als dreyßigtauſend Thaler Honorar bezahlt haben, was allerdings wohl auch dreyßigtauſend Mahl weniger als die dreyßigtauſend fl. bedeuten mag, welche Cotta, dieſer financielle Virtuoſe unter den Verlegern, dem Hrn. von Göthe für die bloße Redaction von deſſen letzter Ausgabe, erlegen durfte.

Wenn uns nun ſeither eine erſchöpfende deutſche Ausgabe der ewig claſſiſchen Schöpfungen dieſes poetiſchen Rieſengeiſtes, und ſelbſt eine genügende Chreſtomathie mangelten, ſo müſſen wir es dem umſichtigen, tactvollen und induſtriös regſamen Buchhändler Hrn. C. Armbruſter, welcher ſchon durch ſo manches edle Product ſeinen klaren Sinn für beſſere literariſche und artiſtiſche Zeitbedürfniſſe bethätigt hat, aufrichtig Dank wiſſen, daß er die Leſewelt mit nachbenanntem Buche ſo eben erfreut hat: Shakeſpeare's Genius. Eine Sammlung gehaltvoller Stellen, erhabener Sprüche, meiſterhafter Scenen, humoriſtiſcher Züge und treffender Character-Schilderungen aus deſſen dramatiſchen Werken; 2 Theile, mit Portrait und zwey Vignetten, in 16. Es iſt dieſes Buch eine von den wenigen Erſcheinungen, die man ſchon der Sache allein nach höchſt willkommen heißen muß. Nicht nur entſpricht es den angedeuteten Hauptbedingniſſen; es überwiegt ſelbſt im Allgemeinen an Reichhaltigkeit Dodd's Werk: Beauties of Shakespeare, welches, ſehr klug, zum Vorbild gewählt wurde, und hat ſelbſt noch manche beſondere Vorzüge. Die allergehaltvollſten und anſprechendſten Stellen des großen Dichters finden wir hier ſehr zweckmäßig in folgende Eintheilung gebracht: 1r Theil. I. Blumen aus den Luſtſpielen, II. Blumen aus den hiſtoriſchen Schauſpielen; 2r Theil. III. Blumen aus den Trauerſpielen. Jede Stelle, ſey ſie auch noch ſo kurz, hat eine eigene, ihren Geiſt treffend andeutende Aufſchrift, was als eine wünſchenswerthe Erleichterung zu fernerer Anwendung ausdrücklich gerühmt zu werden verdient. Die Güte der Wahl dieſer Stücke iſt nicht zu verkennen. Sie verräth einen mit der Eigenthümlichkeit der Shakeſpeare'ſchen Muſe wohl vertrauten Sinn, und muß dem Sammler und Ordner, als welcher uns der Verleger ſelbſt genannt wurde, zur Ehre gereichen. Auf der andern Seite iſt er weit genug von jenem hyperdecenten Pedantism und jener kläglich zimperlichen Ängſtlichkeit entfernt geblieben, mit welcher ein gewiſſer Bowdler in London (wie wir in Nr. 119 unſeres Blattes gemeldet haben) jetzt einen ſogenannten Familien-Shakeſpeare (the Family-Shakespeare 10 Vol.) herausgibt, in dem Alles, was nur irgend einem zarten Ohr oder Öhrchen als unanſtändig vorkommen könnte, mit rüſtiger Schere herz- und gewiſſenhaft caſtrirt, wie jene ſeligen Herausgeber ſo mancher editio expurgata der heidniſchen Claſſiker, oder wie die noch nicht ſelige, aber ſchon ſehr fromme Gräfinn Genlis, Rouſſeau's Emil, avec des rentrenchements etc. etc. — Unſer Herausgeber hat verſtändig die verſtändige Mitte gehalten, und das iſt Alles, was man billig fordern kann. Nächſtdem muß man ihm noch verbunden ſeyn für das einem jeden Bändchen angehängte: alphabetiſche Inhalts-Regiſter, das in ſo fern ein Sachregiſter bildet, als es alle Überſchriften der einzelnen Stellen aufführt. Dieß iſt eine ſehr lobenswerthe, leider bey den meiſten Anthologien, Chreſtomathien, verſäumte Einrichtung. Denn ſie eignet das Buch auch zum weitern practiſchen Gebrauch in Fällen, wo man entweder für ein Stammbuch, für eine Deviſe, für ein Citat ꝛc. eben eine Shakeſpeare'ſche Stelle anbringen will. — Voraus geht eine zwar kurze, aber kernig gehaltene Biographie des unſterblichen Dichters, welche aus J. H. Voß Vorrede zu Shakeſpeare's Schauſpielen entnommen iſt. Die gut geſchriebene Vorrede des Herausgebers verräth den Mann von Geſchmack und Beleſenheit und flößt ſchon an ſich ein günſtiges Vorurtheil ein. Der erſte Theil hat 304, der zweyte 300 Seiten Haupttext. — Die materielle Ausſtattung iſt ſowohl des Gegenſtandes, als des bereits ſo vielfältig bewährten feinen Geſchmacks des Verlegers vollkommen würdig. Eine Art Prachtausgabe, läßt dieſer Artikel nichts zu wünſchen übrig. Das Poſtpapier iſt herrlich; in ſchönen Lettern und trefflichem Druck hat die Ludwig'ſche Officin ſich ſtattlich hervorgethan; beyde mit Vignetten gezierten Titelblätter und Shakespeare's Bildniß, von dem talentvollen Hrn. Rahl in engliſcher Manier behandelt, können für jede Kupferſtichſammlung wahre Schmuckſtücke genannt werden. — So vereinigt ſich Alles, dieſe ſchätzbare Erſcheinung auszuzeichnen, und ſie ſowohl jedem Gebildeten überhaupt, als zu Feſt- und andern Geſchenken der Liebe und Freundſchaft empfehlenswerth zu machen. Der mäßige Preis iſt auf Druckpapier, elegant broſchirt 7 fl. 36 kr. W. W., auf Poſtpapier elegant cartonnirt 10 fl. 48 kr. W. W.

Indem wir dieſe Anzeige ſchließen, können wir nicht umhin, zu wünſchen, daß auch der Shakeſpeare der Spanier: Calderon, recht bald der Gegenſtand einer ähnlichen Unternehmung ſeyn möchte!

Franz Gräffer.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Der größte Tenor-Sänger, den Deutſchland aufzuweiſen hat, iſt in unſern Mauern, und entzückt ſeit Kurzem ſeine Landsleute durch ſeine herrliche Stimme und ſeine vortreffliche Methode. Herr **Wild**, nunmehriger großherzogl. Darmſtädtiſcher Sänger, trat am 16. dieß zum erſten Mahle als Gaſt in »Joſeph und ſeine Brüder,« ſeitdem aber auch als »Othello« auf. Der Enthuſiasmus unſerer Wiener für Kunſt hat ſich vielleicht noch nie entſchiedener und auffallender, als durch das rauſchende Entzücken geäußert, mit welchem es dieſen ehemahligen Landsmann empfing. Dieſe Aufnahme wird er wohl nicht erwartet haben, und nur der allgemein in dieſer Stadt verbreitete Kunſtſinn und die entſchiedene Muſikliebhaberey aller Stände kann ſie erklären. Aber **Wild** hat auch durch das, was er uns hören ließ, alle ungünſtigen Berichte vernichtet. Seine Stimme hat noch den alten Umfang, iſt noch eben ſo lieblich wie vordem, und iſt wirklich noch ſtärker geworden; und wenn auch Einige vom wunderzarten Schmelz der Jugendlichkeit derſelben etwas vermiſſen wollen, ſo iſt es dennoch gewiß, daß ſeine vervollkommnete, höchſt ausgebildete und geregelte Methode, Alles, was etwa nicht mehr da ſeyn ſollte, reichlich erſetzet. **Wild's** Stimme enthält alle Töne, welche ohne erkünſtelte Höhe und unnütze Tiefe, bey völliger Gleichheit des Regiſters jene zauberiſchen Klänge bilden, welche, aus der fühlenden Bruſt hervorquellend, Alles, was ſie umſchweben, in ein magiſches Gewebe hüllen, und nach Gefallen alle Empfindungen anregen. Seine Intonation iſt durchaus ſicher und rein, ſein Portamento imponirend, ſeine Fertigkeit vollkommen, ohne in beſtechende, unlautere Schnörkeleyen auszuarten; denn dieſe Fertigkeit wird nur angewendet, um durch ungehinderten, ſeelenvollen Vortrag den wahren Zweck der Muſik: Bewunderung durch Rührung, hervorzubringen, nicht aber **Be**wunderung durch **Ver**wunderung, denn darnach mag der Seiltänzer ſtreben, der kann kein edleres Ziel erreichen. Seine Ausſprache iſt ſo deutlich, daß man in der Arie wie im Recitativ jede Sylbe verſteht, nirgend wird man eine Anſtrengung gewahr, Alles ſcheint Natur, nichts Kunſt zu ſeyn. Wie ſehr empfänglich unſer Publicum für alles wahrhaft Schöne ſey, bewies das Entzücken, womit im **Othello** die von **Wild** geſungenen Recitative angehöret wurden. Das war aber auch ein Vortrag des recitirenden Geſanges, wie er uns nur von Wenigen bis jetzt gegeben wurde, und jedem Beobachter mußte ſich bey dieſer Gelegenheit wieder die Überzeugung erneuern, daß die Kunſt nur durch den Künſtler untergraben werde. Gebt dem Publicum, was ihm gedeihlich iſt und wie es ihm gedeihlich iſt, und ihr werdet eure Freude an demſelben erleben, wenn ihr wirklich am Rechten Freude haben könnet. Im **Joſeph**, ſo wie im **Othello**, wurde der Gaſt zwey Mahl gerufen; aber das Publicum vergaß über dem Gaſte die einheimiſchen Verdienſte des Eigenen nicht: **Jacob** wurde im **Joſeph** ganz vorzüglich, im **Othello** aber **Desdemona** verdienter Maßen beſonders ausgezeichnet. Auch unſer junger Tenoriſt, welcher erſt ſeit Kurzem alle Muſikfreunde zu den ſchönſten Hoffnungen durch die beſondere Lieblichkeit ſeiner Stimme auffordert, machte einige ſchwierige Paſſagen mit ziemlicher Genauigkeit. Möge er doch den Beyfall, der ihm wird, ja nicht mißverſtehen, ihn ja nicht für Tribut, dem höchſten Verdienſte gezollt, ſondern für das nehmen, was er iſt: für Aufforderung zur fleißigſten Bearbeitung ſeiner Naturgabe, dann wird er das ſchönſte Ziel erreichen.

S — l.

Sonntag den 19ten d. M. war das erſte Concert des Vereines der Muſikfreunde des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates *). Man hat nun bey demſelben eine Einrichtung getroffen, welche für Fremde und auch für Hieſige, welche nicht Mitglieder ſeyn wollen und dennoch gern dem einen oder anderen dieſer Concerte beywohnten, ſehr angenehm ſeyn muß. Man kann nähmlich nun zu jedem Concerte in der Canzley dieſes Vereines im Gundelhofe ein Paar Tage vor der Production Eintritts-Carten zu fünf Gulden haben, da bis jetzt nicht jedes Concert des Vereines für Geld beſucht werden konnte. Dieß erſte Concert beſtand aus folgenden Nummern: 1. Die achte Symphonie des Herrn **Ludwig van Beethoven** aus F dur. 2. Eine Arie für Altſtimme mit Chor von **Orlandi**, aus der Oper: la dama soldato. 3. Der dritte Satz eines Concertes für die Flöte von **Bernhard Romberg**. 4. Ouverture aus der Oper: **Eliſa**, von **Cherubini**. 5. **Händel's** Halleluiah aus dem Oratorium: **Der Meſſias**. Alle Tonſtücke wurden von Seite des Orcheſters mit einem Enſemble, einer Genauigkeit und Vollendung gegeben, welche jeden Unbefangenen neuerdings von dem Nutzen und der umſichgreifenden Wirkung dieſes muſicaliſchen Vereines überzeugen mußte. Die Kunſt muß gewinnen, wenn das Intereſſe an derſelben ſich verbreitet und inniger wird; dieß kann aber nicht fehlen, wo der Kunſtſinn durch Kunſtfertigkeit zunimmt. Dieß iſt ſo einleuchtend, daß man ſich wundern muß, wie dieſer Dilettanten-Verein noch immer hin und wieder ſcheelſüchtig angeſchauet werden kann. Doch hier in **Wien** kann das Echte und wahrhaft Erſprießliche nicht untergehen! — Über den Werth der **Beethoviſchen** Compoſition darf wohl nicht neuerdings geſprochen werden; aber Jene, welche über Verworrenheit, Undeutlichkeit, Extravaganz und Bizarrerie dieſes Tonſetzers klagen, möchten wir alle heut hier gehabt haben. Wenn ihre

---

*) Eine Anſicht von dem Geiſt und Fortſchritte dieſer merkwürdigen Anſtalt, hat unſer Blatt in Nr. 129 und 130 geliefert. D. Red.

Geſichter ſich nicht gleich anfänglich erheitert, bey der Menuette unwillkürlich geſpannt, beym letzten Stück in ein ſcherzhaftes Lächeln gekräuſelt hätten, dann hätten wir ſie für Leute erklärt, die von dieſem Tonſetzer vor aller Welt ſagen dürfen, was ſie wollen. Die Arie für die Alt-Stimme nahm ſich nach der Symphonie ſehr winzig aus; geſungen wurde ſie von einer Stimme, die uns glauben machen kann, daß ſie uns ein anderes Mahl etwas Anders vorträgt. Das Concert für die Flöte ſpielte kein Dilettant, ſondern ein Meiſter ſeines Inſtrumentes, der ſich nur hinter jenen beſcheidenen Titel zu verſtecken ſcheinet, um durch ſeine große Kunſtfertigkeit um ſo mehr zu überraſchen. Der Satz würde mißfallen haben, wenn er nicht ſo trefflich gegeben worden wäre; er iſt gar zu alterthümlich, ohne durch Würde zu imponieren. Cherubini's Ouverture iſt ein Meiſterwerk für Kenner, nicht für ein großes Publicum, dem der Sinn derſelben, hier, ohne die darauf folgende Oper, nicht klar werden konnte; daher iſt die Wahl derſelben nicht zu loben. Händel's Alleluiah, mit aller Deutlichkeit und ſicherer Kraft gegeben, welche ſo ein Satz erfordert, ſchloß die Production auf das Würdigſte. Wenn die jungen Seelen in den Schulen des Vereines durch ſolche Koſt genähret und groß gezogen werden, dann darf uns vor manchen beängſtigenden Erſcheinungen im Gebiethe der Tonkunſt nicht bange ſeyn. Was auf den profanum vulgus augenblicklich gewaltigen Eindruck macht, und ihn zum Singen und Springen bringet, das kitzelt ihn nach kurzer Zeit nicht einmahl mehr bis zum Nieſen; was aber in empfänglichen jungen Gemüthern aus edlem Material ſinnvoll ein kluger und rechter Wille erbauet, ſteht für immer. Dieſe tröſtende Meinung Allen zur Beherzigung, die Luſt haben, auch in dieſem Felde guten Samen zu ſäen.

W — t.

Die königl. baieriſche Hof- und Kammerſängerinn, Dlle. Klara Metzger, gab am 20. November im Theater an der Wien Abends ein Concert, in welchem ſie durch ihre ſchöne Mittel-Sopran-Stimme, voll Klang und Gediegenheit, durch den überraſchenden Umfang derſelben, ihre große Kunſtfertigkeit und herrliche Schule ein zahlreiches Publicum ergötzte. Sie ſang vier Tonſtücke: 1. Scena e Aria di Nonfichi, eine ſehr gehaltloſe, aber für den Vortheil der Sängerinn wohl gewählte Compoſition. 2. Duetto con Choro, von Herrn Ritter Peter v. Winter, zwar gut gearbeitet, aber etwas unintereſſant in der Durchführung. 3. Arie von Lafond mit obligater Violine von Hrn. Clement geſpielt, ließ im Vortrage von allen Seiten Einiges zu wünſchen übrig. 4. Variationen über ein Thema von Caraffa, von Herrn Ritter Peter v. Winter, wurden gar beſonders trefflich geſungen und ſind auch ſehr wohl berechnet geſchrieben. Mit dieſem Tonſtücke ſtrahlte die Concertgeberinn, welche ſchon in der erſten Arie ſehr anſprach, in dem vollen Glanze ihrer großen Kunſtfertigkeit. Sie wirkt beſonders durch den ſchmelzenden Vortrag, große Nettigkeit, Deutlichkeit und der Leichtigkeit, mit welcher ſie die größten Schwierigkeiten überwindet, obwohl nicht zu läugnen iſt, daß ihre Intonation hin und wieder bisweilen ſchwankt, und ihr Athemhohlen, obwohl es immer an den rechten Stellen vorgenommen wird, öfter etwas zu ſehr hörbar iſt. Die Künſtlerinn wurde verdienter Maßen behandelt, nach jedem Stücke gerufen; die Variationen mußte ſie wiederhohlen und dann nochmahls erſcheinen. Auch die mitwirkenden Künſtler, welche Solo-Stücke vortrugen, wurden gerufen. Herr Linke trug mit ſehr viel Gefühl und herrlichem Ton ein Adagio mit folgender Polonaiſe von Romberg vor. Herr Pechatſcheck ſpielte ebenfalls eine Polonaiſe von eigener Compoſition auf der Violine, die wir ſchon weit beſſer von ihm gehört haben. Herr Jäger glänzt immer, wenigſtens durch ſeine ſchöne Stimme. Nicht zu errathen iſt es, warum Riotte nicht als Compoſiteur der Ballet-Muſik auf dem Zettel genannt wurde, da ſeine Compoſition unter den heut gehörten gewiß nicht die letzte war. Das Divertiſſement iſt ſehr brav, verdient öfter geſehen zu werden, und läßt beſonders die Dllen. Heberle und Wirdiſch nebſt den Grotesken glänzen. Das Haus war ziemlich gefüllt.

D — n.

Hierzu die Induſtrie-Beylage Nr. XVI.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Induſtrie-Beylage

zum

Converſationblatt.

XVI.

(Wien, Samſtag den 25. November.)

Ein Wort über den Tranſitohandel.

Während des Continentalſyſtems war der Gewinn, welcher dem öſterreichiſchen Staate durch den Durchzug von Waaren aller Art zufloß, die der Norden vom Süden beziehen mußte, zu groß, als daß der Staat und der an Thätigkeit gewohnte Kaufmann, die durch die letzten glücklichen politiſchen Ereigniſſe erfolgte Auflöſung nicht allzuſehr hätte empfinden müſſen.

Durch dieſe Umſtaltung des Ganges der Handlung, wodurch nun England wieder den Werth der oſt- und weſtindiſchen Producte beſtimmt, mußten daher zum Gewinn des immer gebärenden Geiſtes der Speculation andere Wege geöffnet werden. Der errungene Friede hob die innere Induſtrie auf eine früher nicht gekannte Höhe; neue ſolide Mittel mußten ſich dem Eifer derjenigen darbiethen, welche nicht bloß den ſchwankenden eigenen Gewinn des Augenblicks, ſondern bey reger Betriebſamkeit eines ihre Mühe und Sorge lohnenden Geſchäftes auch Dauer deſſelben, und wirklichen Vortheil des Staates, vor Augen hatten.

So iſt es nun bekannt, daß Italien, die Schweiz und das ganze ſüdliche Deutſchland die in vieler Hinſicht unentbehrlichen ruſſiſchen und pohlniſchen Producte, als Honig, Talg, Kupfermünze, Schweinborſten, Pottaſche, Ziegenhaare ꝛc., ferner Rauchwaaren aller Gattungen, koſtbare Arzneymittel (Rhabarber, Canthariden, Krebsaugen) ꝛc. ꝛc. und dann hauptſächlich die wichtigſten Artikel: Wachs und Juchten, von der Quelle zu Land und zur See durch die italieniſchen Häfen und ſelbſt den Theil zu Lande durch Deutſchland, wo Leipzig der Stapelplatz war, bezog. Der öſterreichiſche Staat hat demnach nur einen paſſiven Handel mit dem Norden, indem er dieſe Producte bloß zur eigenen Conſumtion bezog.

Wie erfreulich muß es daher ſeyn, zu erſehen, daß es der raſtloſen Thätigkeit gelang, dieſen Handelszweig, der früher faſt ganz unbeachtet und in den Händen des Auslandes blieb, zur reichhaltigen Quelle des Gewinnes ſowohl für den Staat, als für einzelne Theilnehmer zu erheben!

Mit Vertrauen überläßt jetzt der Deutſche und Italiener die Beſorgung ſeines ungeheuren Bedarfs an jenen nordiſchen Producten, dem Wiener Kaufmann, der bey reellerem und dauerhafterem Gewinne mit regem Eifer und mit Sachkenntniß dieß Vertrauen zu würdigen weiß, und auf dieſe Art Wien zum wichtigſten Depot dieſer Artikel macht. Ausſchließlich faſt behält es nun durch weiſe politiſche Verordnungen und feſte mercantiliſche Combinationen dieſen wichtigen Zweig des Tranſitohandels mit großem Vortheil in Händen. Verdienſtvoll bleibt daher das Beſtreben Derjenigen, die den Grund zur Zuwendung eines ſolchen Geſchäftszweiges legten. Darunter können wir vorzüglich den hieſigen k. k. priv. Großhändler Hrn. H. **Barach** zählen, der durch ausgebreitete mercantiliſche Kenntniſſe, zahlreiche Verbindungen in Rußland, Pohlen und dem Süden, vereint mit ſeltener Thatkraft und Rechtlichkeit, den Weg bahnte, das vorgeſteckte Ziel zu erreichen. Es wurde für **Wien** möglich, den Committenten des Südens dieſelben Vortheile als die Bezugsquellen darzubiethen, und der Stapel der nördlichen Erzeugniſſe zu ſeyn. Dagegen vertrauet auch der Ruſſe und Pohle dem Wiener für die übernommene Sorge die Anſchaffung ſeiner Bedürfniſſe des Südens, Colonial-Producte, Seide, Eiſen ꝛc., die er ſonſt eben auf dem alten Wege directe beziehen würde.

Möge kein Wechſel der Dinge dieſe ſegenreiche Quelle des Handelsflors und ſeiner allgemeinen wohlthätigen Einwirkung, je bedrohen!

S — r.

Schon längſt hat die Redaction, die nicht minder auch bey Gegenſtänden der Induſtrie ſtets das Vaterländiſche vor Augen hält, gewünſcht, wenigſtens eine allgemeine Anſicht von der wichtigen Bedeutung unſeres Tranſito-Verhältniſſes liefern zu können, um dabey zugleich mit vielverdienter Anerkennung des Mannes zu gedenken, dem dieſe ſegenvolle Wendung und Begründung vorzüglich verdankt werden muß. — Es gereicht ihr daher zum lebhafteſten Vergnügen, obigen Aufſatz der kaufmänniſchen Welt, und all den wahren Freunden des Vaterlandes zur Würdigung vorzulegen

D. Red.

* * *

Über Tober's Erfindungen im Gebiethe der chirurgiſchen Mechanik ꝛc.

Von A. Rittig v. Flammenſtern.

Ich habe bereits in den Oekon. Neuigk. Nr. XVIII. Conv. Bl. Nr. 122, l. J. der intereſſanten **Erfindungen** im Gebiethe der **chirurgiſchen Mechanik**, die wir einem **Inländer**, dem **Tiſchlermeiſter Joſeph Anton Tober** aus **Commotau** in Böhmen, verdanken, empfehlend erwähnt, und mir die nähere Beſchreibung derſelben vorbehalten. Eine nochmahlige Beſichtigung dieſer Maſchinen-Sammlung hat mir die Überzeugung verſchafft, daß hier nicht Nachäfferey ähnlicher Maſchinen, deren Erfindung in eine frühere Zeit fällt, Statt findet, ſondern das, was uns dieſer mit einem ſeltenen Talent der ausübenden Mechanik begabte Mann als neu erfunden darſtellet, auch wirklich eine **neue Erfindung** iſt, die uns ſowohl durch ihren einfachen Mechanismus als durch die Kraftäußerung, welche dem beabſichtigten Zweck immer möglichſt genau entſpricht, in Erſtaunen ſetzt. Da nun der größere Theil dieſer Erfindungen eine wahre Wohlthat für die armen Leidenden ſind, mit denen die Haupt-Spitäler oft ſo häufig angefüllet werden, ſo beeile ich mich, hiermit mein gegebenes Wort zu löſen.

Die ganze Sammlung umfaßt folgende Maſchinen von **Tober's** Erfindung. A) Im Gebiethe der chirurgiſchen Mechanik zur Anwendung für den menſchlichen Körper. I. Eine Einrichtungsmaſchine für verrenkte Oberſchenkel und Kniegelenke. Die wirkende Kraft iſt hier bloß auf die Beyhülfe des Operateurs berechnet. II. Eine Einrichtungs-Maſchine für verrenkte Oberarme und Elbogengelenke. Eben auch für die Alleinwirkung des Operateurs. III. Eine Einrichtungs-Maſchine für Beinbrüche jeder Art. Man bedarf hier ebenfalls nur des Operateurs, ohne Aſſiſtenten. IV. Eine ähnliche Maſchine zur Einrichtung der Beinbrüche der Kinder für die Alleinwirkung des Operateurs. V. Eine Hebemaſchine, womit ſich der Kranke die ſitzende Richtung ſelbſt verſchaffen, und aus ſelber auch nach Belieben ſich wieder zurücklaſſen kann. Im Mechanismus äußerſt einfach. VI. Eine Hebemaſchine auf Räderfüßen, die von einem einzigen Menſchen geleitet, ſammt dem Kranken fortgeſchoben, der Kranke im ſchmerzhafteſten Zuſtande ohne geringſte Beläſtigung für ſelben gehoben, während dieſer Hebung das Bett gemacht, die Betttücher gewechſelt, und wenn es nöthig, derſelbe auch in ein anderes Bett gebracht werden kann. Dieſe Hebemaſchine iſt beſonders zur Anwendung in Haupt-Spitälern geeignet, weil alles dieſes ohne mindeſte Störung der übrigen Kranken bewirkt und dieſe Maſchine auch geſtattet, mittelſt Wendung ihrer Räderfüße die Betten der Gegenſeite machen zu können. VII. Eine Hebe-Maſchine eben auch auf Wend- oder beweglichen Räderfüßen, womit durch Einen Menſchen der Kranke, derſelbe mag ſich auch in dem ſchwächſten Zuſtande befinden, mit Leichtigkeit vom Bette gehoben, das Bett gemacht, oder auch in ein anderes Bett oder anderes Zimmer im nähmlichen Stockwerke gebracht werden kann. VIII. Ein Feldſpitalsbett, welches nur aus fünf Beſtandtheilen beſteht, leicht zuſammen zu ſtellen und eben ſo leicht auseinander zu legen iſt, und bey Verſendungen einen ſehr geringen Raum einnimmt. So z. B. ladet man von den ſonſt üblichen Feldſpitalsbetten nur 52 auf einen gewöhnlichen Fuhrweſens-Wagen, von Tober's Erfindung aber 73. IX. Ein Operations-Stuhl für Augenkranke, zum Augenſtaarnehmen. Sammt dem nöthigen Sitz für den Operateur und Schämel für den Aſſiſtenten. Möglichſt einfach iſt hier der Mechanismus, um alle drey Theile dieſer Maſchine augenblicklich für jede Körpergröße anwendbar zu machen. X. Ein Tragſtuhl, worauf der Kranke, ſelbſt mit Beinbrüchen jeder Art, nicht allein auf der Ebene, ſondern auch im Hinauf- und Herabtragen von Höhen und Stiegen, ohne mindeſten Stoß, und ohne in ſeiner im Niederſitzen genommenen Richtung geſtört zu werden, durch zwey Perſonen bequem fortgetragen werden kann. XI. Eine Schwebvorrichtung für jede Beinbruchheilung, angemeſſen jeder Körpergröße, worin der Kranke während der Heilungsperiode die Beweglichkeit des Knie- und Schenkelgelenkes behält und beym Aufſtehen in nichts gehindert iſt.

B. Für Veterinär-Anſtalten. Eine ſehr ſinnreich conſtruirte Aufzugsmaſchine für Pferde, um ſelbe, ohne von ihnen einer Beſchädigung ausgeſetzt zu werden, zu heben, zu beſchlagen, zu operiren, auch ſonſtige Verſuche bey Behandlung ſeltener Krankheiten mit ihnen machen zu können. Die

Originalität, welche jede dieſer Erfindungen auszeichnet, ſo wie das Gemeinnützige ihrer Anwendung, macht es wünſchenswerth, daß die Modelle von 1. bis 11. in allen mediciniſch-chirurgiſchen Lehranſtalten aufgeſtellet und im Großen zur practiſchen Anwendung ausgeführet, in jedem Haupt-Spitale ſich vorfänden; eben ſo ſollte auch in keiner Veterinär-Anſtalt die hier sub XII angeführte Aufzugs-Maſchine für Pferde fehlen.

Der Preis, um den Tober die Modelle ſeiner Maſchinen-Sammlung ſammt Zugehör, als: Compreſſen, Zugwerke, hölzerne Figuren ꝛc. dann die Beſchreibung ſowohl zum Lehrvortrag als zur practiſchen Anwendung im Großen, mit Anführung aller Dimenſionen, hindangibt, iſt 2000 fl. C. M., mithin wenn man die Aufdeckung des ganzen Conſtructions-Geheimniſſes in Anſchlag bringt, gewiß ſehr billig. Eben ſo finde ich auch den Preis von 3000 fl. C. M. für dieſe Maſchinen-Sammlung, ausgeführt im Großen zur augenblicklichen practiſchen Anwendung, ſammt den nöthigen ſchriftlichen Belehrungen, nicht überſpannt. Da dieſer Künſtler bereits von hier wieder nach Commotau im Saazer Kreiſe, in Böhmen, abgegangen iſt, ſo ſind auch die Beſtellungen, die man auf ſeine Erfindungen machen will, an ihn nach Commotau zu addreſſiren. Welche Würdigung dieſem Künſtler bereits bey uns zu Theile ward, erhellet daraus, daß Se. Majeſtät der Kaiſer, unſer allergnädigſter Monarch, demſelben ſchon im Jahre 1818 aus beſonderer Rückſicht für ſein Kunſttalent eine Remuneration von 2000 fl. zu verleihen und zu genehmigen geruht haben, daß deſſen ſämmtliche Maſchinen-Modelle, dann die zwey Maſchinen zur Einrichtung verrenkter Glieder und die Pferdebeſchlag-Maſchine für die Univerſitäten zu Wien und Prag angeſchafft werden, um die Modelle beym Lehr-Vortrage zu benützen, mit den Maſchinen aber die Verſuche fortzuſetzen. Tober war nun deßwegen hier in Wien, um ſeine Maſchinen-Sammlung im Univerſitäts-Gebäude aufzuſtellen, woſelbſt ſich nun Jeder von dem Vorgeſagten hinlänglich überzeugen kann.

……

An ſämmtliche deutſche Saiteninſtrumentaliſten.

Die Güte der neu verbeſſerten Chanot'ſchen Geigen, von welchen ich in der muſicaliſchen Zeitung (1820. Nro. 6.) eine ausführliche Beſchreibung geliefert habe, beſtätigt ſich durch das Ausſpielen einer derſelben, welche ich täglich im hieſigen Café des Aveugles zu hören Gelegenheit habe, auf eine merkwürdige Weiſe. So viel glaube ich, keinen Anſtand mehr nehmen zu müſſen, dieſe Inſtrumente unbedingt anzuempfehlen. Liebhabern, die ein ſolches zu beſitzen wünſchen, will ich recht gern dazu behülflich ſeyn, daß ſie unter den mehreren Hunderten von vorräthigen Inſtrumenten das beſte bekommen ſollen. Hr. Chanot dürfte meine Empfehlung in Deutſchland ſo wenig als möglich compromittiren wollen. Der unabänderliche Preis, Koſten und Emballage mit eingerechnet, der Geigen und Bratſchen iſt 312 Franken (eine ſorgfältiger gearbeitete Gattung, ganz mit Elfenbein ausgelegt, koſtet 400 Fr.), der Violoncelle 536 Fr., und der Bäſſe 800 Fr. — Alle vorzüglicheren deutſchen Journale werden erſucht, dieſe Ankündigung abzudrucken, und den Betrag der Inſertionsgebühren auf Hrn. Chanot und Comp. anweiſen zu laſſen.

Paris 1820. G. L. P. Sievers, Rue Pagevin, Nro. 3.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

142.

(Wien, Dinstag den 28. November.)

Der Franzoſe Cottu als Verfechter des engliſchen Nationalcharacters.

(Schluß von Nr. 141.)

Stets verziehen ſich ihre Lippen zum Lächeln, es deutet aber bloß Wohlwollen an, und geht nie bis zur Schlauheit. Es gibt tauſend Dinge, die zu hören ſie erröthen würden, und wenn ſie ſolche zu errathen ſuchen, verbergen ſie ihr Bemühen ſo ſorgfältig, daß man es unmöglich wahrzunehmen vermag. Nie ſieht man ſie eine Meinung mit Hitze verfechten, oder irgend eine politiſche oder literariſche Frage beſtreiten, obgleich ſie im Allgemeinen ſehr unterrichtet ſind. Die Bildung ihres Geiſtes, die Verſchiedenheit und Ausdehnung ihrer Kenntniſſe gehören, ſo wie die Reize ihrer Perſon, ausſchließlich ihren Männern. Vor einem Fremden ſind ſie ſtill, kalt und zurückhaltend. Auch ſind die engliſchen Geſellſchaften, im Vergleich mit den unſrigen, unbelebt und einförmig. Bey uns glaubt die tugendhafteſte Frau ſich nur verpflichtet, ihrem Ehemann die Treue, ſo ſie ihm verſprochen hat, zu bewahren; dabey aber hat oft ein Anderer, als er, ihr ganzes Vertrauen, ihre ganze Achtung, und genießt alle Schätze ihres Geiſtes und ihres Gemüths. Die Anmuth ihrer Einbildungskraft, ſelbſt die ihrer Perſon, gehören ihrem ganzen Kreiſe. Sie erhält ſich dem, dem ſie ihre eheliche Pflicht verſprochen hat, rein, ſchränkt aber dieſe Verbindlichkeit in die engſten Gränzen ein, und glaubt über Alles, was nicht ſtreng darunter begriffen iſt, frey ſchalten zu dürfen. Hierin beſteht der Reiz der franzöſiſchen Sitten. Der größte Theil des angenehmen Weſens der Frauen iſt hier ein Gemeingut und jeder genießt ihrer, als habe er Theil an ihrem innigen Vertrauen.

Das Land in England iſt ruhig und düſter, und ladet zum Nachdenken ein. Das Licht der Sonne, welches es nur in Zwiſchenräumen erwärmt, wird eingeſogen, aber nicht zurück geworfen; es iſt darin von den glänzenden Gefilden Frankreichs verſchieden, welche den aufgenommenen Glanz wieder zurückſtrahlen, und jede Seele dem Frohſinn und dem Vertrauen öffnen. Dieſe glückliche Ergießung der Menſchen, und ich wage hinzuzufügen, der Dinge, macht eigentlich Frankreich zu einem ſo entzückenden Aufenthalt für die Ausländer, und veranlaßt ſie, dieſen Boden des Lichts und des Geiſtes, auf welchem die Natur

Grazie, Sanftmuth und Wohlwollen eben ſo verſchwenderiſch, als Blumen und Früchte verbreitet hat, ſo eifrig aufzuſuchen.

Die Engländer rühmen ſich, alle Gemächlichkeiten des Lebens im höchſten Grade zu beſitzen. Indeß ſind doch ihre Betten, wenn es mir erlaubt iſt, mich auf ſo kleinliche Gegenſtände einzulaſſen, ſehr ſchlecht, ihre Kuche geſchmacklos und beſchränkt, ihr Getränke nicht ſehr angenehm, ihr Obſt immer unreif, ihr Gemüſe ſaftlos. Ihre verſchiedenen Zimmer ſind von den angenehmſten und nothwendigſten Meubles entblößt. Man findet darin weder Uhren, noch Spiegel, noch Commoden. Sie bringen ſie von oben nach unten in allen Etagen ihres Hauſes an, und man kömmt, ohne den kleinſten Zwiſchenraum, aus denſelben gleich auf die Treppe. Ihr Feuer verbreitet einen erſtickenden Geruch, ihre Tapezierung iſt ohne Geſchmack und Glanz. Was haben ſie denn nun? Denn in ihren Anſprüchen liegt in der That etwas Wahres. Sie haben eine ungemeine Reinlichkeit, welche alle anderen Gemächlichkeiten des Lebens erſetzt, und denen, die ſich derſelben zueignen, einen Anſchein von Vollkommenheit gibt, die nicht höher getrieben werden zu können ſcheint.

Die Engländer reiſen viel; ſie gleichen jenen Göttern der Fabel, die auf den Einfall geriethen, auf der Erde herum zu reiſen. Sie reiſen alſo auch fort, ſtürzen ſich in alle Zerſtreuungen der fremden Länder, ſchmiegen ſich auf einen Augenblick ihren Sitten an, die ſie verachten, und kehren, nachdem ſie ſich eine Weile in dem Kelche der Lüſte berauſcht haben, wieder heim, zu ihren reinen unſchuldigen Freuden, und bemühen ſich, die Laſt derſelben zu ertragen.

Was das Verfahren der engliſchen Regierung gegen die Volker Indiens betrifft, ſo müßte man, um richtig darüber zu urtheilen, mehr Kenntniß von dieſer Sache haben, als gewöhnlich in dieſer Hinſicht in Europa obwaltet; wenn aber je die Schwierigkeit der Verhältniſſe Ungerechtigkeit und Treuloſigkeit rechtfertigen können, ſo findet die engliſche Regierung vielleicht in der Unmöglichkeit, eine Bevölkerung von hundert Millionen Unterthanen mit zwanzigtauſend Europäern anders im Zaum zu halten, eine Entſchuldigung. Es iſt leicht, großmüthig und erhaben zu ſeyn, wenn man der Stärkere iſt, oder wenigſtens ſeinem Feinde einige Widerſtandsmittel entgegenzuſetzen hat; welche Vertheidigung bleibt aber dem Schwachen gegen den Stärkeren, wenn nicht etwa Geſchicklichkeit oder Liſt?

Übrigens gibt uns das engliſche Volk die Meinung, die wir von der Treuloſigkeit ſeiner Regierung hegen, ſeiner Seits mit eben ſo wenig Mäßigung zurück. Unſre verſchiedenen Bankerotte, die Gefangennehmung der Engländer, welche während des letzten Krieges zu ihrem Vergnügen oder ihrer Geſchäfte wegen in Frankreich reiſten, die Confiscation ihres Vermögens, die Tyranney und Unrechtlichkeit unſerer ehemahligen Beziehungen mit den andern Mächten Europas, machen in ihren Augen unſere Regierung zu einer Regierung ohne Ehre und Rechtſchaffenheit. Der Ausdruck Voltaires, daß wir ein Volk halb Affe, halb Tiger ſeyen, hat bey den Engländern einen erſtaunlichen Eindruck gemacht. Sie waren ſo unglaublich thöricht, dieſen Ausſpruch buchſtäblich zu nehmen, und uns als eine Nation zu betrachten, die unfähig wäre, ſich mit irgend einem ernſthaften Gegenſtande zu beſchäftigen, nur mit unnützen Dingen ſpielend, und immer bereit, die zu verſchlingen, die ſich ihren Launen widerſetzen. Die auf ewig bejammernswürdigen Auftritte der Revolution und unſre gänzliche Unterwerfung unter den militairiſchen Despotismus, und das nach dem großen Eifer, den wir für die Freyheit zeigten, haben ſie unglücklicher Weiſe in ihrer abgeſchmackten Meinung beſtätigt, ohne daß ſie ſich die Mühe gegeben hätten, in Betracht zu ziehen, daß ihre Geſchichte, und die Geſchichte beynahe aller Völker mit nicht weniger verdammlichen Ausſchweifungen und Widerſprüchen angefüllt ſind. So viele glänzende Eigenſchaften, die uns auf eine ſo große Weiſe auszeichnen, unſer ſo liebenswürdiges Zutrauen, unſer ſo leichter Umgang, unſer ungeſtümer Muth, ſo voller Adel und Großmuth, unſer Abſcheu vor Verkäuflichkeit und Beſtechung, wovon die Revolution ſelbſt ſo erſtaunenswürdige Beweiſe darbietet, unſre Anmuth, unſre Munterkeit, unſer Wohlwollen hat ſie uns nicht wieder zuführen können. Man beurtheile alſo das Ungerechte und Lächerliche ihrer Vorurtheile gegen uns nach der Ungerechtigkeit und Lächerlichkeit der Unſrigen gegen ſie.

Eilen wir alſo, dieſe gehäſſigen Gefühle, die nur auf Unwiſſenheit beruhen, weit von uns zu werfen; begründen wir zwiſchen ihnen und uns einen Verkehr von Aufklärung, Entdeckungen und Inſtitutionen, und werfen die Erzeugniſſe unſerer Weisheit und unſeres Nachdenkens, ſo wie die unſeres Bodens und unſeres Gewerbfleißes zuſammen. Schon haben wir den Mechanismus ihrer Jury und die Plane ihrer neuen Gefängniſſe ſtudirt. Sie ihrer Seits haben die ſchöne Claſſification unſerer Geſetze kennen zu lernen geſucht; ſie beſtreben ſich, die Eleganz unſerer Fabriken ſich eigen zu machen und ſich der Vollkommenheit, zu der ſich unſre Künſtler erhoben haben, zu nähern. Möge dieſer edle Wetteifer ſich erhalten, möge jedes Volk dem andern die Geheimniſſe ſeiner Genüſſe, ſeines Glücks und ſeiner Wohlfahrt entwenden, mögen alle ſich beeifern, ſich einander die Lehren darzubieten, die zur Verbeſſerung ihrer Geſetze und ihrer Verwaltung beyzutragen vermögen, und Frankreich, das ſo reich an ſchönen Geſetzen, an Wiſſen und Geiſt iſt, wird, ſo ſteht zu hoffen, in dieſem glücklichen Austauſche nicht der verbundene Theil bleiben.

⁂

Aphorismen aus dem noch ungedruckten dramatiſchen Gedichte: »Las Caſas,« von —nn—.

I.

Die edle That? — Was nennſt du ſchön und edel? —
Gleich einer Uhr iſt nur ein Räderwerk
Der ſchwache Menſch in ſeinem Thun und Streben.
Der Zeiger iſt die That, die Räder ſind,
Was wir die Tugend, was wir Laſter nennen.
Den Zeiger treibt ein Rad, getrieben von
Der Feder — jedem Auge ſchlau verborgen. —
Das Auge mißt die Kraft den Rädern zu.
Wer nennt die Feder? ach, man kennt ſie ſchlecht!
Mein langes Fühlen nennt ſie »Eigennutz.«

Und ſelbſt die Thräne in des Kindes Auge,
Geweint an ſeiner »lieben« Ältern Grabe,
Entquillt des Eigennutzes vollem Bronnen,
Und treibt — dem Mühlſtrom gleich — die Dankbarkeit.

Ha, Freundſchaft? — Geh mit deinem ſüßen Worte,
Das nur der Teufel zum Betrug erſann.
Ein junges Aug' ergetzt ſich zum Erblinden
An dieſem Luftbild, das das alte flieht.

Der Große tritt mit heil'gem Schauder
Zum Glück, und beugt ſein zitternd Knie.
Ein Zufall gibt ihm ſeinen Nahmen,
Heißt: Tollkopf; lächelt s' Glück: Genie!

Ich fürchte, ach, ich fürchte viel. Es iſt
So furchtbar ruhig hier. Die Hoffnung
Lebt nicht in fürchterlicher Stille; dieſe
Gehört der Ahnung an, des nahen Unglücks.

Was treibt mich ruhlos hin und wieder, ähnlich
Dem ſchnell erwachenden Gewiſſen; oder
Iſt dieſe Unruh' Ungeduld der Wünſche,
Die mich aus dieſen engen Räumen ziehen? —
Und dennoch hält ein unerforſchlich Weſen
Den Willen feſt. Was iſt's, das meinen Buſen
So engt? — In wenig Stunden bin ich frey,
Genieße jede Fülle der Natur;
Und nicht die Freude ſchwellet mein Gemüth! —
— Einſt war es anders, keine Leere wohnte
In dem entwürfevollen Buſen mir.
Wie leicht umfaßte einſt der ſtarke Arm
Das All der Kräfte meines kühnen Willens!
Mir lachte einſt der Sternenglanz des Ruhms,
Und überglücklich durch die Phantaſie
Gab der entzückte Sinn der Ewigkeit
Zu tragen meine Thaten, meinen Nahmen!
Nichts theilte das Gefühl des ſtolzen Jünglings,
Sein enges Herz war ſeine ganze Welt.
Was nicht dem Sternenruhme ſchien zu dienen,
Das fand in ſeinem Buſen keinen Raum.
Er baute kühn die Veſte ſeines Ruhmes,
Wie prachtvoll hob ſich jeder Thurm empor!
Erſtaunter Augen ſehnſuchtsvollen Blicken
Flog bald die wonnetrunkne Seele nach. —
Doch jetzt — —
Zween Schlünde öffnen meinen Tritten ſich,
Verderblich einer wie der andere.
Entweder ſchwör' ich meine Liebe ab,
Und — ſterbe; oder ein Verbrechen üb' ich. (Pauſe.)
Die Liebe — ihre Macht kann der begreifen,
Der niemahls ſie gefühlt. Entſagen — nein,
Das kann ich nicht, — der Himmelsſeligkeit!!
Sie winkt mir fort vom Pfade meines Sollens,

Gezwungen bald, bald frey folg' ich den Winken;
Sie zieht mich fort ins Labyrinth der Wonnen
Entzückender Empfindung; bange Ahnung
Hält ſchwach noch meinen Willen, endlich flieht
Der Sinn — verloren in den ſüßen Rauſch. —
— Der Pfad der Rückkehr iſt verwildert, und
Der trunkne Blick erſieht ihn nimmermehr.
Gethan iſt dieſer Schritt, ihm folgt Verbrechen,
Verbrechen, das den Menſchen ewig ſchändet. ꝛc.

Das Unglück gleichet oft dem gier'gen Geier,
Der weit geſehen nach der Beute ſchießet,
Doch öfter gleichet es dem Wetterſtrahle,
Der ungeahnet in die Eiche ſchlägt.

Wer nimmt, wer gibt der Perle ihren Werth,
Ob die Natur mit ihrer Schale tändelt,
Ob ſie die Kunſt in ihren Händen wieget? —
Des Menſchen Dünkel erſt beſtimmt den Preis.

Wo herrſchte die Natur, die uns nicht zwänge,
Die Höhe zu beſtaunen, zu bewundern?
Wo Großes, Schreckliches empor ſich hebt,
Da blickt das ſtarre Auge ſtaunend hin;
Und wo ſie Liebliches den Menſchen ſpendet,
Ach, da bewundert — liebt ſie unſre Seele. —
Wo ſchroffe Felſen graue Nebel küſſen,
Da kündet unſer Schweigen ihre Größe.
Wo ſie ein ſtilles Thal mit Blumen ſchmückt,
Mit Düften würzt, da ehrt Entzücken ſie.
Dahin zieht mich ein nahmenloſes Sehnen,
Zur Felſengröße, und zur Thalesſtille.

Allgemeine Novelliſtik.

(Die in dem Converſ. Bl. erwähnten Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Es gehört zu den neuen Aufgaben des Converſationblattes, das Gebieth der Muſik mehr als ſeither im Auge zu behalten, und ihre Erſcheinungen umſtändlicher zu würdigen. Deßhalb folgt hier auf die neuliche kleinere Notiz über Mademoiſ. Metzger noch eine mehr characteriſtiſche. — Sehr erfreulich für das hieſige kunſtliebende Publicum war die Erſcheinung der bereits in ſo vielen öffentlichen Blättern gefeyerten Künſtlerinn Mademoiſelle Clara Metzger, königl. bayer. Hof- und Kammerſängerin, welche am voſten dieſes Monats ein großes Concert im Schauſpielhauſe an der Wien zu geben die Ehre hatte Die Reihe begann mit einer Ouverture aus der Oper Emma, von Hrn. Meyerbeer, ein Tonſtück, welches zur Eröffnung eines Concertes nicht geeignet ſcheint. Hierauf folgte: Scena ed Aria di Bonfichi, von M. Metzger vorgetragen. Die Gehaltloſigkeit dieſer Muſikdichtung, welche in abgebrochenen übel verbundenen Sätzen fortgeführt iſt, konnte nur durch einen ſo meiſterhaften Vortrag gehalten werden, und doch der Künſtlerinn nur wenige Momente, die hohen Vorzüge ihrer Kunſt und Stimme zu enfalten.

Eine Polonaiſe für die Violine, componirt und vorgetragen von Hrn. Franz Pechatſchek, erhielt Beyfall, bewährte aber zugleich den Satz, daß ſo überhäufte Künſteleyen die ewigen Antipoden des guten Geſchmackes ſind.

Ein Duett mit Chor-Begleitung, von Peter Ritter von Winter, wurde von Mlle Metzger und Hrn. Jäger vorgetragen. Hier ſprachen ſich die Vorzüge der Künſtlerinn deutlicher aus. Weniger befriedigte die begleitende Stimme; der Künſtler ſchien über der Ausſprache des italieniſchen Textes den muſicaliſchen Ausdruck zu vernachläßigen.

Die zweyte Abtheilung begann mit einer Ouverture aus dem Ballet Eliſene, welcher ein ungariſches National-Divertiſſement, von unſern kleinen lieblichen Künſtlern getanzt, folgte. Solche Darſtellungen in ſolcher Vollendung werden den günſtigſten Eindruck nie verfehlen. —

In einer Arie von Lafond, mit obligater Violine, hatte Mlle. Metzger die ſchwierige Aufgabe vollkommen gelöſet, welche blos zur Übung für die Kehle geſchrieben zu ſeyn ſcheint. Es iſt ihr großes Verdienſt, daß ſie ſelbſt die ſchwierigſten Stellen, die ſich als ein bloßes Notengedränge darſtellen, durch einen melodiſchen Vortrag zu beleben verſtand, und ſolche Momente zu mildern, ja ſelbſt zu heben wußte, wo der Tonſetzer auf eine bis zur Lächerlichkeit geſteigerte Art die Violinpaſſagen von der Sängerinn nachgurgeln läßt. Hr. Clement, welcher den Part der Violine vortrug, hat ſich auch hier ſeines Ruhmes würdig gezeigt.

Eine Polonaiſe für das Violoncello, von Hrn. Romberg; hier wahr die Wahl und die Ausführung des Tonſtückes durch Hrn. Linke gleich vortrefflich.

Variationen, über ein Thema von Caraffa, von Peter Ritter von Winter, geſungen von Mlle. Metzger, beſchloſſen die Reihe dieſer Concertſtücke.

Mit Abſicht hatten wir bey den vorhergehenden Geſangſtücken die Vorzüge dieſer Künſtlerinn blos angedeutet, da auch ihr bey der nicht ganz zu billigenden Wahl derſelben nur die Möglichkeit vorbehalten war, den Umfang ihrer Kunſt anzudeuten, und in einzelnen Momenten vortreten zu laſſen. Doch in dieſem letzten Geſangſtücke entwickelte ſie die reiche Fülle ihrer Kunſtbildung und den ganzen Zauber ihrer Stimme.

Ein ſeelenvoller klarer Vortrag, in welchem überall der muſicaliſche Ausdruck vorherrſcht, die Kunſtverzierungen aber immer nur als untergeordnet behandelt ſind; das ſchönſte Ebenmaß aller Töne, wo der Übergang von der Tiefe zur Höhe jedes Mahl den Triumph des Wohllautes feyert, und durch das dolce, welches dieſer Künſtlerinn in ſo hohem Grade eigen iſt, ungemein gehoben wird, aus dieſen Vorzügen iſt der Talisman gebildet, mit welchem ſie das Herz ſo mächtig anregt, und die Macht der Töne auf das innerſte Gefühl bewährt.

Wir empfehlen den Vortrag dieſer Künſtlerinn allen Schülerinnen des Geſanges zum Studium. Reiner, correcter und mehr claſſiſch dürfte kein Vortrag irgend einer Sängerinn ſeyn, deren wir ſo viele in einer Periode von zwanzig Jahren zu hören die Gelegenheit hatten. Wen die Regeln des Geſanges aus Büchern, oder aus dem Munde des Lehrers zu wenig anſprechen, dem werden ſie hier deutlicher werden; die Überzeugung von der wahren Methode wird durch das, was ſie hören, in ihr Gefühl übertreten, und eine klare Anſicht von dem wahren Geſchmacke in ihnen lebendig werden. Geſellt ſich das Nachdenken zum beſten Streben, ſo entfallen von ſelbſt die vergriffenen Behelfe, durch überhäufte Verzierungen den Mangel des Studiums und die Gebrechen der Kunſt zu verkleben. Solche Vorzüge der Stimme ſind zwar ein Geſchenk der Natur, doch, die Ausbildung derſelben in ſo reinen Formen, iſt das Verdienſt der Künſtlerinn, welches ihr den Rang unter den erſten Sängerinnen Europens anweiſet.

Daß ſie nach jedem Geſangſtücke vorgerufen wurde, kann nur als eine gerechte Anerkennung ihrer Kunſt, womit unſer richtig urtheilendes Publicum den Künſtler ehrt, gewürdiget werden. Bey dem großen enthuſiaſtiſchen Beyfall, welchen ſie ganz vorzüglich mit dem letzten Geſangſtücke erntete, hatte ſie die Gefälligkeit, daſſelbe zu wiederholen, und einen erfreulichen Beweis von der Kraft und Ausdauer ihrer Stimme zu geben. Auch dieſes Mahl zeigte ſie dieſelbe Kühnheit in der Ausführung der ſchwierigſten Stellen, und errang zum zweyten Mahle den ſtürmiſchen Beyfall, den der Zauber ihrer melodiſchen Stimme, welcher Gefühl und Schönheit über alle Theile dieſer lieblichen Dichtung ergoß, ſchon das erſte Mahl aufgeregt hatte. Daß auch die erſte Sängerin Europens, Madame **Catalani**, welche dieſen Abend unter den anweſenden Zuhörern bemerkt ward, ihr mit lebhaftem Beyfall huldigte, iſt für beyde große Künſtlerinnen auszeichnend. B.

Der Marine-Commiſſair Hr. C. **Meiſl** arbeitet an einer Skizze des Lebens Sr. Durchlaucht des unvergeßlichen Fürſten Carl zu **Schwarzenberg**. Es ſtehen ihm authentiſche Quellen zu Gebote, und es iſt ein Werkchen zu erwarten, das geeignet ſeyn wird, als brauchbare Vorarbeit einem künftigen Hiſtoriographen zu dienen.

Wo iſt in Deutſchland eine literariſche Zeitſchrift, die mehr als 1000 — 1500 Abnehmer hätte? Wie es aber bey uns kaum mit den Hunderten geht, ſo verhält es ſich bey den Engländern nach den Tauſenden. Wie viel glaubt man, daß der freylich wohl ſehr unternehmende Buchhändler **Murray** (wir halten ihn für einen Franzoſen) von dem Quaterly Review abſetzt? Nicht weniger als 14 Tauſend ꝛc. ꝛc.

Im Theater an der Wien wurde den 21ſten d. M. zum erſten Mahle aufgeführt: **Die Journaliſten.** Luſtſpiel in vier Aufzügen, nach dem Franzöſiſchen des de la Ville de Mirmont, von W. **Vogel**. — Die Beziehungen, die dieſem Stücke auf der Pariſer Bühne zum Grunde liegen, konnten natürlich auf der deutſchen nicht mehr gelten; ſie wurden alſo auf unſere critiſchen Blätter angewendet, denn wiewohl auch andere Aufſätze erwähnt werden, ſo ſpielt doch die Leyer immer und ewig das alte Lied von Recenſenten und Recenſionen. Eben ſo wenig paßt nun der Titel **Journaliſten** und die Eintheilung Ober- und Unter-Redacteurs nach der hier angenommenen Bedeutung dieſer Wörter; wenn man aber gar einen Famulus und Gehülfen darunter findet, ſo ſcheint die Rede eher von einer Barbier- oder Handwerksſtube zu ſeyn, als von dem Büreau eines Redacteurs verſchiedener Zeitſchriften. Eine ähnliche Verwirrung herrſcht in dieſem Stücke von Anfang bis zu Ende, und der Character des Ganzen iſt eine Miſchung von Sinnloſigkeit und Niedrigkeit. Die Handlung, wenn man im vorliegenden Falle dieſen Ausdruck, der Bequemlichkeit wegen, geſtatten will, fängt gerade an, wo andere Schauſpiele ſich ihrem Ende nahen. Eine Art von doppelter Liebesgeſchichte ſchlingt ſich wohl von vorne herein, wie ein verlorner Faden, durch das wirre Gewebe; aber nicht nur iſt ſie alltäglich und unſcheinbar, ſondern ſie gibt auch zu trivialen und unanſtändigen Scenen Anlaß, worunter die Reihe von Auftritten im dritten Act verſtanden wird, wo mehrere Perſonen nacheinander betrunken vom Tiſche kommen, und der Sohn des Kaufmanns, der den ehrlichen Liebhaber ſpielt, ſeiner Geliebten mit einem Ton begegnet, wie er unartigen Menſchen in muthwilligen Augenblicken einer käuflichen Waare gegenüber, eigen iſt. Der junge Herr kommt zwar zur Beſinnung und ſtimmt den Klingklang der Empfindſamkeit an, geht aber dennoch, ſeinem Character getreu, im Nebel des Rauſches wieder ab. Wenn wir jedoch das Capitel der Trivialitäten in dieſem Luſtſpiel durchblättern wollen, ſo ſtößt uns eine um die andere auf, und die nicht derb und ungeſchliffen ſind, bringen die unerträglichſte Langeweile, die ſchaalſte Weitſchweifigkeit in ihrem Gefolge mit, wie das am Schluſſe beſonders in die Augen fällt. Hier nähmlich, um die poetiſche Gerechtigkeit auszuüben, und dem Haupt-Redacteur und ſogenannten Journaliſten, der aus allen Nichtswürdigkeiten zuſammengeknetet iſt, durch welche die gewöhnlichen Theater-Spitzbuben Abſcheu und Gelächter in gleichen Theilen zu erregen ſtreben, den Garaus zu machen, kommt ein von ihm verfaßtes Pasquill zur Sprache, wobey ſein ehrlicher Rival, den wir oben ſo guten Humors geſehen haben, ihm hülfreiche Hand geleiſtet, zugleich aber ewige Verſchwiegenheit gelobt hat. Dieſer bleibt ſeinem Verſprechen treu; jener fährt hartnäckig fort zu läugnen, noch in demſelben Augenblicke, oder beſſer geſagt in der langwierigen Reihe von Augenblicken, wo der Ehrenmann ins Gefängniß geſchleppt werden ſoll, bis ein Dritter endlich, der Schwager des Kaufmanns, der dem aufs ſchwärzeſte gemahlten Journaliſten mit Liebe und Verehrung zugethan iſt, den Böſewicht entlarvt.

Dieſe dramatiſche Capital-Execution geht ſo langſam und ſchwerfällig vor ſich, daß man dem Henker ins Handwerk pfuſchen möchte, der die armen Sünder gar ſo kläglich martert, und die Zuſchauer verloren ſich allmählich bey der erſten Vorſtellung, ſo daß der Schauplatz ziemlich licht war, als der Vorhang fiel. An durchgreifender Comik iſt der letzte Auftritt des zweyten Actes beſonders reich. Hier treten zwey handfeſte Bühnenkünſtler mit tüchtigen Knütteln bewaffnet in das Canzleyzimmer des Journaliſten ein, andere Artiſten in ihren Mänteln folgen ihnen und beſetzen die Thüre. Die edeln Sprecher verſichern, daß ſie von der Probe — man weiß nicht, welches Meiſterwerkes, worin die Herreu vielleicht Hauptrollen haben, — in der größten Eile hierher kommen, um den Critiker ritterlichſt zur Rechenſchaft zu ziehen, und ſchleunigſt wieder zurück müſſen, ſo bald das große Werk beendigt iſt. Es kommen in dieſer Declamations-Scene Tiraden von Ohrfeigen, Prügeln, Stechen und Schießen vor, die ihre glänzende Wirkung nicht verfehlen, dergeſtalt, daß der eingeklemmte Recenſent — denn dieſer Journaliſt iſt Alles im Allem — ſich am Ende breit ſchlagen läßt, ſeinen Gegnern einen Revers zur Sicherung ihres Ruhmes für die Zukunft auszuſtellen, worauf die tapfern Ritter wohlgemuth von dannen ziehen, indem ſie dem Geängſtigten und das Publicum mit der ſcherzhaften Erklärung überraſchen, dieß Alles ſey blinder Lärm geweſen, und zum Beweis wird eine von den mitgebrachten Degenklingen zerbrochen, die nur aus Holz beſteht. Dieſe Wendung, wenn ſie auch zu lachen macht, iſt darum nicht weniger platt und alltäglich. Überhaupt zeichnet ſich das Werk durch einen höchſt unintereſſanten Gang der Begebenheiten und eine ganz mißlungene Richtung aus; ja wir müſſen ihm alle Eigenſchaften, die ähnliche Zwecke befördern müſſen, und die hier aus Schonung übergangen werden, obgleich der Verfaſſer uns dieſe Tugend im gegenwärtigen Fall nicht zugeſtehen wird, unverhohlen abſprechen.

Es iſt nöthig, noch ein Wort über die Hauptperſon des Stückes zu ſagen. Dieſer Doctor Mucker ſtellt eine wahre Carricatur vor, und man darf es dem Darſteller kaum verargen, wenn er auf natürlichem Wege nicht mit ihm fertig zu werden glaubt, wie es hier der Fall ſeyn mochte, wo er ziemlich verzerrt, unſicher in der Haltung, und ſogar wider Gewohnheit unverſtändlich erſchien. Der Bearbeiter hat in dieſer Zeichnung, die man eigentlich Verzeichnung nennen kann, ſich die vornehme Miene geben wollen, gegen einen berühmten dramatiſchen Dichter Deutſchlands zu Felde zu ziehen, der durch literariſche Fehden und Umtriebe den Ruhm ſeines moraliſchen Characters ſchlecht genug begründet hat. — Um dieſe Perſon recht anſchaulich zu machen, wurde nun der Journaliſt zugleich Doctor, Dichter, Recenſent, Notizenſammler, Mathematiker, Advocat, Hauptredacteur und eine der verabſcheuungswürdigſten Creaturen, die der dramatiſchen Gerechtigkeit in die Hände fallen können. Ob das Unternehmen gelungen iſt, wird aus dieſer kurzen Anzeige ſchon erkannt, und wenn es noch einer Antwort bedürfen ſollte, ſo kann ſie nur verneinend ausfallen; Anſpielungen wenigſtens fehlen nicht. Ob der Verfaſſer dem Unternehmen gewachſen war, iſt eine andere Frage, worüber die Ausführung und der Erfolg bereits entſchieden haben. So viel iſt gewiß, der Schütze muß Geſchicklichkeit und eine ſichre Hand beſitzen, wenn ſeine Pfeile treffen ſollen, und wer ſich auszeichnen will, muß nicht in alte Fußſtapfen treten. Kraft gegen Kraft, und Witz gegen Witz, ſo wird die Fehde intereſſant; der ungeſchickte Kampfer verwundet ſich mit ſeinen eigenen Waffen.

Außer dem Doctor können nur die Darſteller des Kaufmanns und deſſen Sohnes noch mit einiger Auszeichnung genannt werden. Schon die zweyte und dritte Vorſtellung war wenig beſucht, und die Aufnahme der erſten äußerſt kalt.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625), wöchentlich drey Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 17 fl. W.W. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

143.

(Wien, Donnerstag den 30. November.)

Erforderniſſe zur Errichtung einer Sparcaſſe *).

Um eine Sparcaſſe errichten zu können, ſind vor Allem die Erforderniſſe feſtzuſtellen, ohne welche dieſer ſchöne Wunſch nicht zu realiſiren iſt.

Die Statuten und das Reglement, dann die verſchiedenen Inſtructionen der erſten öſterreichiſchen Sparcaſſe **) können jeder in Öſterreich zu errichtenden ähnlichen Anſtalt zur Grundlage dienen, und brauchen bloß nach Ort und Verhältniſſen modificirt zu werden.

Die Hauptgrundſätze, welche bey jeder Errichtung nicht außer Acht gelaſſen werden müſſen, ſind:

a) daß der Verein aus angeſehenen, im Bezirke Vertrauen beſitzenden Menſchenfreunden beſtehe;

b) daß die Anſtalt einfach eingerichtet werde, um Regiekoſten zu vermeiden;

c) daß einerſeits für ſichere Gebahrung der Einlagen, andererſeits für leichte Beweglichkeit der angelegten Capitale Sorge getragen werde, damit die Zurückzahlungen ſogleich, oder nach dreytägiger Aufkündigung geſchehen können ***).

---

*) Wir haben vom Beginn der Sparcaſſe-Anſtalten in Öſterreich dieſem wichtigen Inſtitute unſere theilnehmendſte Aufmerkſamkeit gewidmet, wie man unter Andern aus den Aufſätzen des Hrn. Hofrath u. General-Conſuls Adam v. Müller, J. Bernhard's, J. F. Gömmels in Nr. 12, 22, 25 u. 26 des I. Bds. 1819, Nr. 47 des II. Bds. 1820 dieſes Blattes, und mehreren Notizen ꝛc. erſehen kann; rücken alſo mit Vergnügen den uns eingeſendeten Aufſatz ein, nachdem die überraſchenden Fortſchritte der erſten öſterreichiſchen Sparcaſſe in der Leopoldſtadt das Intereſſe des Publicums an dieſer wohlthätigen Anſtalt bethätigen.

Obiger Aufſatz gibt jenen Menſchenfreunden, denen es ernſtlich um Beförderung des allgemeinen Wohls zu thun iſt, in gedrängten Worten die Wege an, auf welchen das vorgeſteckte Ziel weiter zu verfolgen iſt.

Wenn unſere gute Abſicht, die Summe der ſchon beſtehenden Vereine (wie uns bekannt, beſtehen bereits außer dem Leopoldſtädter erſten Sparcaſſe-Vereine, ähnliche Vereine in den Bezirken der Alſervorſtadt, Mariahülf, der Joſephſtadt, St. Ulrich ꝛc., dann in Laybach) auch nur um einen vermehren ſollte, ſo iſt unſere Abſicht erreicht.

**) Alle erwünſchlichen Auskünfte ertheilt der Verein, oder deſſen Canzley-Vorſteher: Ritter v. Schönfeld, k. k. Hofagent.

***) Wir empfehlen hier die kleine Schrift: »Errichtet Sparcaſſen! Worte eines Menſchenfreundes an alle Ältern, Seelſorger, Schullehrer, Fabriks-, Gewerbs- und Dienſtherren. Wien bey Anton Strauß.«

Für Hauptſtädte müſſen dieſe Sparcaſſen umgreifender etablirt ſeyn, als für kleinere Städte, Marktflecken, Herrſchaften ꝛc.

In Hauptſtädten kann eine Sparcaſſe ohne Schwierigkeit errichtet werden, wenn es

1) Menſchenfreunde gibt, welche ſich der Mühe unterziehen, der Anſtalt in der Woche einige Stunden zu widmen.

Von dieſen Menſchenfreunden übernehmen einige die Sorge für die Caſſe, einige für die Aufſchreibung, einige für die Gebahrung der eingelegten Gelder.

Dieſe Menſchenfreunde ſind die Vorſteher der Anſtalt.

Jene Menſchenfreunde, welche in der Woche zwey- oder mehrmahl (zweymahl dürfte genügen) die Gelder übernehmen, oder die Zurückzahlungen leiſten, ſind die Einlags-Commiſſäre.

Die Menſchenfreunde, welche Vorſteher und Einlags-Commiſſäre controliren, heiſſen Curatoren.

Die Anzahl, welche nöthig iſt, um die Anſtalt zu leiten, zu dirigiren, ſonach zu controliren und das Geſchäft der Einlagen und Zurückzahlung zu übernehmen, hängt von der Ausdehnung ab, welche die Anſtalt hat, oder haben kann.

Zwey Tage in der Woche, an welchen das Publicum einlegen und erheben kann, dürfte für jede Provinzialſtadt hinreichen; an einem ſolchen Tage müſſen zwey Menſchenfreunde nothwendig zugegen ſeyn, um dem einlegenden oder erhebenden Publicum einerſeits und der Anſtalt andererſeits für Ertrag und Auszahlung Garantie zu leiſten.

Über dieſe Einlage oder Zurückzahlung wird die Aufſchreibung in Conſignationen wie 1 und 2 geführt *) und in ein Intereſſen-Capitalienbuch, dann ein Caſſebuch, wie Nr. 3 und 4, das zugleich die Stelle des Hauptbuchs vertritt, rein aufgetragen; durch dieſe beyden Bücher erhalten alle Anſtalten, welche ſich mit der Gebahrung nicht ſelbſt befaſſen, ſondern ſolche, der eben entſtehenden Centrale in der Reſidenz **) überlaſſen wollen, die einfachſte und klarſte Überſicht ihres Standes.

Über jeden Erlag und jede Rückzahlung gibt die Caſſe als Beſtätigung ein Auszugsbüchlein, welches ſie ſich ſ. Z. im mäßigen Betrage von der Centrale verſchaffen kann, wenn ſie ſolche nicht etwa in anderer Form zu geben für gut finden ſollte.

Die Auszugsbüchlein müſſen von den Erlegern vergütet werden, um mehrſeitigen Mißbräuchen vorzubeugen.

Ein Formular für ein Auszugsbüchlein folgt unter Nr. 5.

Hat ſich ein Verein von Menſchenfreunden gebildet, und iſt dieſer über die Grundſätze einig, in welcher Ausdehnung er die Anſtalt errichten,

ob mit einem Aufwande an Regiekoſten, oder

ob ohne, oder wenigſtens nur mit einem geringen Aufwande, dann ſorgt der Verein

---

*) Die Formulare folgen insgeſammt am Schluſſe des Aufſatzes.

**) Die Nothwendigkeit und den Nutzen dieſer Central-Anſtalt behalten wir uns vor, ſo viel es der Raum dieſer Blätter geſtattet, gleichfalls anſchaulich zu machen.

2) für ein feuerfeſtes ſicheres Locale, das wo möglich in einem öffentlichen, oder geiſtlichen oft beſuchten Hauſe ausgemittelt werden dürfte, und auch ſicher werden wird, da nicht zu bezweifeln, daß ſich unter den vorzüglichen Mitgliedern des Vereins jederzeit die hochwürdigen Herren Pfarrer und Seelſorger befinden werden.

Für die nothwendigſten Requiſiten der Caſſe, d. i. Caſſetruhen, und einige wenige Einrichtungsſtücke, dann einen kleinen Fond, um die erſten Einlagen verzinſen, und ein abſchreibendes und ein dienendes Individuum nicht ſowohl beſolden als remuneriren zu können, werden

3) diejenigen Menſchenfreunde wohl Sorge tragen, welche ſich der Errichtung dieſer wohlthätigen Anſtalt unterziehen.

Daß der Verein verpflichtet ſey, den Behörden über ſeine Bildung überhaupt und insbeſondere Anzeige zu erſtatten, und zu ſeiner Conſtituirung die Bewilligung einzuhohlen, iſt eine Erinnerung, die zum Überfluſſe hier beygefügt wird.

Nach dem Vorausgeſchickten wird in einer Hauptſtadt ein Verein von funfzig Mitgliedern, aus denen ſonach fünf und zwanzig Ausſchüſſe, ſechs Curatoren und ſechs Vorſteher gebildet werden, und wovon alle funfzig Mitglieder die Stelle der Einlags-Commiſſäre verſehen können, den beabſichtigten Zweck vollkommen erreichen.

In kleineren Städten wird die Hälfte, in Marktflecken eine noch geringere Anzahl Menſchenfreunde genügen.

Auf einzelnen Dominien können Pfarrer, Verwalter und Schullehrer, die *Vorſteher*, die Grundherren ſelbſt die *Curatoren*, die Pfarre oder die Amtsſtube der Einlagsort ſeyn.

Bey Fabriken, welche an und für ſich einen Verein bilden, können zwey Fabriksarbeiter und der Fabriks-Director, Caſſe und Aufſchreibung, die Oberaufſicht aber der Fabriksherr übernehmen; zur Gebahrung übergibt dieſe einzelne Caſſe ihre Erſparniſſe an die Centrale. Bey Regimentern und ſonſt militäriſchen Inſtituten kann ſich die Anſtalt aus dem Caplan, Auditor, Rechnungsführer bilden, die unter Controle des Obriſten, Regimentsinhabers oder Chefs des Inſtitutes als Curatoren die Stelle der Vorſteher verſehen würden.

Die ſich in der Reſidenz bildende Centrale*) wird allen Caſſen in den Hauptſtädten die wichtige und ſchwierigſte Aufgabe einer ſichern und nützlichen Gebahrung löſen, und ſomit die Möglichkeit der Bildung der einzelnen Caſſen in der Monarchie erleichtern.

(Schluß folgt.)

---

*) Die mit der Centrale vereinigten Anſtalten werden in den Verſammlungen durch ſelbſt gewählte Deputirte vertreten werden.

* * *

Denkmahl bey Mödling (nächſt Wien).

Der Herr Graf Alexander v. Wargemont hat ſeiner im vorigen Jahre verſtorbenen Gemahlinn ein Denkmahl geſtiftet, das ſeinem Geſchmacke und ſeiner ehelichen Liebe Ehre bringt. Im Eingange des dicht an der Straße, die zwiſchen Neudorf und Mödling nach dem Wallfahrtsorte Mariazell führet, liegenden Gottesackers iſt eine Capelle errichtet, die, ſo weit es die Jahreszeiten geſtatten, täglich mit friſchen Blumen gezieret wird. Innerhalb derſelben befindet ſich ein Gemählde eines unſerer vorzüglichen, jetzt in Rom ſich aufhaltenden Künſtlers, Ritters v. Scheffer, deſſen Arbeiten bereits bey der letzteren academiſchen Kunſtausſtellung allgemeinen Beyfall erwarben. Es iſt 6 Fuß breit und 5 Fuß hoch, geiſtvoll gedacht, in der Zuſammenſetzung kunſtreich ausgeführt; und enthält zwölf Hauptfiguren, die zugleich wohlgetroffene Bildniſſe darſtellen. Zur Rechten iſt ein Trauergerüſt angebracht, worauf man F. D. S. (Friederica Dorothea Sophia) Herzoginn von Würtemberg, königl. Hoh., lieſt, bey welcher verſtorbenen Prinzeſſinn die Gräfinn Wargemont als Staatsdame angeſtellt war. Im Mittelgrunde ſieht man die Gräfinn, nebſt der ihr mit freundſchaftlichen Gefühlen zugewendeten regierenden Frau Fürſtinn v. Liechtenſtein, in dem Augenblicke, wie Dürftige und Kranke, ein Blinder und eine Waiſe mit gerührtem Danke ſich ihnen nähern. In einer Ecke ſitzt der Graf Wargemont mit einem Schreibbuche in der Hand, das die Aufſchrift: Oeuvres de miséricorde, führt. Zwey Engel, Abbildungen zweyer jung verſtorbenen Kinder der gedachten Frau Fürſtinn, ſtreuen aus den Lüften Blumen umher. In der Entfernung ſieht man die Burg Liechtenſtein, worüber ein Adler mit einem Lorberkranze ſchwebt, dem ſeine Jungen nachfolgen; und von der andern Seite einen Theil der Stadt Wien, nebſt dem Umkreiſe, worin man das Denkmahl aus dem Mittelalter, das unter der Benennung, die Spinnerinn am Kreuz, bekannt iſt, erblicket; Alles mit mehreren Wanderern und Landleuten verſehen (ſtaffirt). Ein Steinabdruck von Runcke, 16 Zoll breit und 13 Zoll hoch, hat dieſes vortreffliche Gemählde ſehr wohl nachgebildet. Unten lieſt man Chev. de Scheffer faciebat avec reconnoissance, und die Aufſchrift lautet: Tableau de la chapelle de la *bonne Comtesse*; denn als gute Gräfinn kannte man die Verklärte in den Gegenden, die ſie bewohnte, und unter dieſem Nahmen wird ihr Andenken noch dort geehrt.

In einiger Entfernung von dem Kirchhofe befindet ſich an der Straße ein mit einer hohen Einfaſſung und mit vielen Sitzplätzen umgebener Brunnen mit einer lautern Quelle und folgender Inſchrift:

»Dem Landmann, der des Tages Hitze getragen; dem müden Wanderer; dem frommen Pilger nach Maria-Zell; dem Verlaßnen, der hier das Unerſetzliche beweint; widmete dieſen Ruheplatz, dieſe Quelle, dieſe Schatten die gute Gräfinn. Sophia Gräfinn v. Wargemont geb. Baroninn v. Domsdorff. Den 15ten May 1819. Bethet für Sie, und ſegnet Sie.«

An den Seitenwänden lieſt man die ehrwürdigen Stellen des heiligen Paulus und Matthäus:

»Was der Menſch ſäet, das wird er ernten. Weil wir denn alſo noch gelegene Zeit haben, ſo wollen wir jedermann Gutes thun.«

»Du ſollſt Gott deinen Herrn lieben, von ganzem Herzen, von ganzer Seele, und von ganzem Gemüthe. Du ſollſt deinen Nächſten lieben wie dich ſelbſt. Dieſe zwey Gebothe ſind der Inbegriff alles deſſen, was Moſes und die Propheten befohlen haben.«

Das Ganze mit der reizenden Landſchaft iſt von dem erwähnten Mahler Scheffer in einem dem Grafen Wargemont zugehörigen kleinen Gemählde treu abgebildet worden, wodurch die Fähigkeiten des Künſtlers ſelbſt in dieſem Fache ſich bewähren. Aus einer kleinen gehaltvollen Druckſchrift, die nebſt einem gedrängten Auszuge in franzöſiſcher Sprache, unter dem Titel erſchienen iſt: »Worte an einige Armen des Pfarrbezirkes Mödling, geſprochen bey Gelegenheit einer Almoſenaustheilung an dieſelben am Grabe der guten Gräfinn, in ihrem Nahmen und an ihrem Nahmenstage durch den landesfürſtlichen Pfarrer Johann Bapt. Frölich,« heben wir noch folgende Stelle aus: »O könnte ich ſie alle heute hierher führen, an dieſer, durch reine Nächſtenliebe eingeweihten Stätte verſammelt ſehen, die Unglücklichen, denen ſie Wohlthäterinn, die Vielen, denen ſie mehr als Mutter war; ihr würdet hören die Segnungen, die Dankgebethe, das laute Ausrufen: Hier ruhen die Überbleibſel der guten Gräfinn, unter welchem holden Nahmen wir ſie nur kannten, ſie nun ſegnen und für ſie bethen, und unter welchem Nahmen ſie auch der Nachwelt unvergeßlich die gute Gräfinn bleiben wird.«

Möge die Sitte der Alten, ihre Heerſtraßen und Spaziergänge mit Denkmählern zu beleben, wie Pauſanias über Griechenland, und das siste viator der Römer ſo lehrreiche Beyſpiele liefern, auch in unſerer Zeit wieder emporkommen! Akbg.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Nach einer franzöſiſchen Zeitſchrift theilt ein deutſches Blatt nachſtehende ſchauderhafte Erzählung des Schickſals von ſechs Soldaten mit, welche im Juny 1810 von St. Helena deſertirten. Sie wollten ein vor der Inſel ankerndes amerikaniſches Schiff erreichen, waren auch glücklich ihm ſchon ſehr nahe; da gewahrten ſie, daß man an den Küſten Nachſuchungen mit Laternen veranſtaltete, und hielten nun dieſes Schiff auch nicht mehr für einen ſicheren Zufluchtsort. Einer der Flüchtlinge, ein ehemahliger Seemann, machte den Vorſchlag, nach der Inſel Ascenſion zu ſteuern; ein Ruder diente als Maſt, Schnupftücher als Segel. Anfangs war ſtarker Wind; am dritten Tage aber legte er ſich, und der Steuermann geſtand; daß er ohne Zweifel jene Inſel verfehlt habe. Jetzt wollte er nach Rio Janeiro; der Wind ging jedoch ſo ſchwach, daß auch die Hemden zu Segel dienen mußten. Aber das Schrecklichſte: Hungersnoth!

brach nun herein. Anfangs kaueten Einige an einem Bambusrohe; ein Anderer zernagte ſeine Schuhſohlen. Ein Delphin ward gefangen, und mit Appetit erſt das Blut ausgeſogen, und dann das getrocknete Fleiſch verzehrt; allein auch das genügte nicht, und die Verzweiflung herrſchte. Man beſchloß, das Schiff anzubohren, um ſich zu ertränken; Zwey erklärten ſich aber dagegen und einer derſelben war der Meinung, man müſſe looſen, wer ſterben und ſich als Beute zur Nahrung hergeben ſollte. Man that es, das Loos 5 entſchied und traf den — der den Vorſchlag gemacht hatte. Gefaßt zerſchnitt er ſich ſogleich die Pulsader, empfahl ſeine Seele Gott und verſchied bald. Der Leichnam diente als Zehrung; das Fleiſch ward oft mit Seewaſſer gewaſchen, um es vor Fäulniß zu ſchützen. Am ſechsten Tage endlich gewahrten ſie Land; ſie waren vor Rio Janeiro; eine ſtarke Brandung warf aber das Fahrzeug um, Zwey ertranken noch, die Anderen wurden gerettet.

Der werthvolle »Geſellſchafter« enthält folgenden von W. Geßchill erzählten gräßlichen Zug von Tamerlans Rache: Johann Schildberger, aus München, verließ im Jahr 1394 ſeine Heimath und zog im Dienſte eines bayeriſchen Herrn, Reichertingen genannt, in die Fremde. Er war in der Schlacht bey Nicopolis von Soldaten Bajazeths gefangen, aber vom Tode errettet. Nun blieb er bey dem Heere Bajazeths, ward in der Schlacht bey Ancyra von Tamerlans Soldaten gefangen, folgte dann deſſen Heer und kam mit demſelben an die Küſte des ſchwarzen Meeres, entfloh und war im Jahre 1427 wieder in München. In dem, mit dem Titel: »Schildberger, der viel Wunders erfahren hat« — von ihm geſchriebenen Buche findet ſich folgende Erzählung von Tamerlans Rache.

Nachdem Tamerlan einige Zeit in ſeinem Reiche geblieben war, zog er mit einem Kriegsheere in das Königreich Iſpahan und belagerte die Hauptſtadt gleiches Nahmens. Sie ergab ſich, und Weiber und Kinder zogen ihm entgegen mit der Hoffnung, ihn zur Gnade zu bewegen. Er nahm ſie auch wohlwollend auf, beſetzte die Stadt mit 16,000 Mann und zog wieder ab aus dem Lande, nahm aber den Befehlshaber der Stadt mit ſich. Sobald die Einwohner gewiſſe Kunde von ſeinem völligen Abzug erhalten hatten, ſchloſſen ſie die Thore und erſchlugen die ganze Beſatzung. Als Tamerlan von dieſer Treuloſigkeit Nachricht erhielt, kehrte er mit ſeinem Heere um und lagerte ſich wieder vor der Stadt. Nachdem er funfzehn Tage davor gelegen hatte, bot er einen verſtellten Frieden an, mit der Bedingung: daß ihm die in der Stadt anweſenden Schützen als Hülfsvölker zu einem vorhabenden Zuge mitgegeben würden. Die Belagerten waren froh, unter ſo leichter Bedingung eines Feindes entledigt zu werden, von deſſen allgemein gefürchteter Grauſamkeit ſie das größte Unglück zu erwarten hatten. Die Stadt ſandte ihm 12,000 Schützen; ſobald dieſe angekommen waren, ließ Tamerlan ſie umzingeln und entwaffnen, dann allen 12,000 Schützen die Daumen abhauen. Am folgenden Tage ließ er ſie zu den Einwohnern zurück kehren, nahm, da dieſe nun zur Gegenwehr unfähig waren, die Stadt ein und befahl: Allen, die über vierzehn Jahre alt waren, die Köpfe abzuſchlagen: die abgeſchlagenen Köpfe wurden in der Mitte der Stadt zu einem Hügel aufgehäuft. Dann ließ er die Weiber und Kinder vor die Stadt führen, alle noch nicht ſieben Jahr alte Kinder abgeſondert ſtellen, und befahl hierauf einem Theile ſeines Gefolges, die Kinder nieder zu reiten. Die Mütter warfen ſich zu ſeinen Füſſen und fleheten um Gnade, eben ſo die Vornehmſten ſeiner Kriegsleute. Er blieb unerweicht, und da Keiner zu ſolcher Grauſamkeit der Erſte ſeyn wollte, ritt er ſelbſt und ſprach: »Nun werde ich ſehen, wer mir nicht folgen will!« Da mußten Alle, je Zwey, über die Kinder hinweg reiten; ſo wurden 7000 Kinder von den Roſſen zertreten.

Nach den neueſten Berechnungen haben die Staaten des deutſchen Bundes jetzt auf 11,665 Quadrat-Meilen 50,400,000 Bewohner, wovon 24,700,000 Deutſche, 5,040,000 Slaven, 148,750 Iſraeliten, 175,000 Italiener, 20,35000 Franzoſen, Wallonen und Walliſer. Die Bergwerke ergeben jährlich 181 Mark Gold, 123,000 Mark Silber, 99,000 Centner Kupfer, 191,200 Centner Bley, 7980 Centner Zinn, 2,400,000 Centner Eiſen, 6130 Centner Queckſilber und 5,160,000 Centner Salz. Die Wein-Ernte beträgt über 10 Millionen Stückfaß. Das Erdreich ernährt 1,000,000 Pferde, 12 bis 14 Millionen Rindvieh, 20 Millionen Schafe und 8 Millionen Schweine.

An alle Buchhandlungen des In- und Auslandes wurde ſo eben verſandt: Der Olymp, oder Mythologie der Ägypter, Griechen und Römer. Zum Selbſtunterricht für die erwachſene Jugend und angehende Künſtler. Von A. H. Petiscus, Profeſſor. 8. 272 Seiten. Mit 33 Kupfern und einer Titelvignette von Lud. Meyer. Sauber geheftet 1 Rthlr. 1 fl. 30 kr. C. M. Berlin, 1821. Druck und Verlag von C. F. Amelang. Die pädagogiſchen Erfahrungen, welche der durch mehrere mit Beyfall aufgenommene Schriften ſchon längſt bekannte Herr Verfaſſer zu machen Gelegenheit gehabt hat, lehrten ihn, daß es bis jetzt noch an einem Buche über die Mythologie der Alten fehlte, welches man der herangewachſenen Jugend in die Hände geben kann, ohne beſorgt ſeyn zu müſſen, daß in derſelben Vorſtellungen geweckt werden, die man gern entfernt zu halten ſucht. Er hat ſich daher bemüht, hier ein ſolches Buch zu liefern, welches ohne Gefahr jungen Leuten beyderley Geſchlechts zur unterrichtenden Lectüre überlaſſen werden kann.

Es liegt in der Natur der Sache, daß der Herr Verf. dem Stoffe nach, nichts Neues liefern konnte, da derſelbe bereits von ſo vielen andern zum Theil ſehr berühmten Schriftſtellern mit der größten Genauigkeit und mit Scharfſinn bearbeitet worden iſt. Es kam daher hier nur auf die zweckmäßige Benutzung oder auf die Form an. Man erſieht mit Vergnügen, daß der Verfaſſer ſeine Aufgabe ganz ſeinem Zwecke gemäß gelöſet hat. In einer einfachen und reinen Sprache, ohne der Phantaſie zu viel einzuräumen, hat er in der bündigſten Kürze alles Wiſſenswürdige aus der Mythologie zuſammen gefaßt und mit der größten Deutlichkeit dargeſtellt, ſo, daß man dieſes Buch Denjenigen, für die es zunächſt beſtimmt iſt, mit vollem Rechte empfehlen kann. Vorzüglich werden angehenden Künſtlern die ſauber angefertigten Kupfer ſehr willkommen ſeyn, da ſie die Abbildungen der vornehmſten Gottheiten der drey auf dem Titel genannten Völker nach den beſten Originalen liefern. Auch iſt zur Belehrung derſelben beſonders noch in einem Anhange eine kurz zuſammengefaßte Angabe der ſinnbildlichen Darſtellung verſchiedener perſonificirter Begriffe beſtimmt; daher ſich auch dieſes Buch zu einem gründlichen Wegweiſer bey Beſuchung von Gemähldegallerien ſehr gut eignet. Man kann zum Schluß noch verſichern, daß dieſe Götterlehre neben den berühmten ältern Werken über denſelben Gegenſtand einen ehrenvollen Platz einnimmt, und wegen des äußerſt billigen Preiſes in den Schulen Eingang zu finden verdient.

Herr Prichard, in ſeinem neuen Werke: Analysis of the Egyptian Mythologie (8. 1820) verbreitet manchen Lichtſtrahl. Den Forſchungen im Gebiethe der ägyptiſchen Mythologie verdankt die Auslegung der bibliſchen Bücher und der darin enthaltenen älteſten Überlieferungen ein helles Licht. Unwiderleglich geht aus ihnen die Thatſache hervor, daß der Strom einer geläuterten Religion von Oſten ausgieng, indem ſich der Glaube an einen lebendigen und wahren Gott durch Hindoſtan nach Ägypten und von Ägypten nach Griechenland verbreitete. Prichard's mythologiſche Geſchichte theilt ſich in drey Perioden. Vor der Eroberung durch die Perſer war die Hierarchie im höchſten Schwunge; die nächſte Periode geht von da bis zur Thronbeſteigung der Ptolemäer, die dritte beginnt mit der Regierung des Lagus und endigt mit der Vertilgung des Heidenthums. In dem erſten Abſchnitte ſeiner Unterſuchung beſchäftigt Doctor Prichard ſich mit Ägyptens Volksreligion, der Theogonie und fabelhaften Geſchichte der Gottheiten, die man mit griechiſchen Begriffen für vergötterte Helden häufig, aber mit Unrecht, angeſehen hat. Im zweyten prüft er die eſoteriſche Philoſophie der Ägyptier, und verweilt nahmentlich bey der Frage, ob das Daſeyn eines unſichtbaren Schöpfers einen Theil ihrer geheimen Kenntniſſe ausmachte? ꝛc.

Für die vielen Freunde und noch zahlreicheren Freundinnen romantiſcher Lectüre iſt ſo eben ein anſprechendes Büchlein erſchienen, betitelt: Finette Aſchenbrödel; eine intereſſante Geſchichte der Vorzeit. (12. Wien 1822, gedruckt bey Leop. Grund, 104 Seiten in 12; mit Titelkupfer und geſchmackvollem Umſchlag; 2 fl. 30 kr. W. W.). Die Fabel iſt hier echt romantiſch aufgefaßt, blühend und mit Leichtigkeit durchgeführt, und voll anziehender Situationen; der Wechſel mit der Form des Dialogs gibt dieſer recht hübſchen ſtoffreichen Erzählung eine eigene Lebendigkeit. Die Feder eines ſehr gewandten Romanendichters iſt nicht zu verkennen. Ohne Zweifel iſt das Werkchen von demſelben bekannten fruchtbaren Schriftſteller, deſſen Erzählungen ſtets ſehr gern geleſen wurden, und mehrere Auflagen erlebten. Da der hier behandelte Gegenſtand als Oper und Ballet ſo viel Eindruck machte, und noch immer ſehr beliebt iſt, ſo ſteht eine freundliche Aufnahme dieſer Erzählung wohl zu erwarten. Papier und Druck ſind eben ſo hübſch, als die Correctheit lobenswerth iſt. Das liebliche Titelbild iſt von Hrn. Sigism. v. Perger gezeichnet, von Hrn. Martin Hensler geſtochen.

Fr.

Hr. de Prony las unlängſt in der Academie der Wiſſenſchaften zu Paris einen Commiſſions-Bericht über ein von Hrn. Barbier vorgeſchlagenes Verfahren vor, um auf einer Metalltafel die Zeichen oder Charactere einer Schrift, welche der Verfaſſer expéditive française nennt, leicht und ſchnell einzugraben. Die neue Schrift des Hrn. Barbier beſteht im Gebrauch von Ziffern ſtatt der Buchſtaben, die durch ihre Anordnung und Stellung verſchiedene Bedeutung erhalten; Puncte und Striche ſollen hinwieder ſtatt der Ziffern gebraucht werden können; und wie ſie durch beſondere Vorkehrungen auch als Geheimſchrift dienen mögen, wird ebenfalls gezeigt. Den Mechanismus, wodurch nun die neue Schrift auf Metalltafeln übertragen und alsdann vervielfältigt werden mag, fanden die Commiſſarien nicht wenig zuſammengeſtellt und gekünſtelt.

Sonntag um die Mittagszeit wird die Familie Bender aus Petersburg im k. k. Redoutenſaale ein Concert geben. Daß die beyden Herren Bender unter die vorzüglichſten Virtuoſen auf der Clarinette gehören, und Madame Bender ein ſo ausgezeichnetes Singtalent beſitzt, daß man ſie die Catalani des Nordens nennt, iſt durch die Zeitungen nicht unbekannt. Es ſteht daher ein lebhafter Beſuch zu erwarten. Eintritt 5 fl. W. W.

Berichtigung.

In Nr. 139. S. 1242, Z. 7. ſind nach: »auf jenen von der Vernunft angedeuteten Weg« die zwey Wörter »wieder einlenken« gefällig einzuſchalten.

In Nr. 141, Aufſatz über Shakeſpeare Zeile 22, muß das »nicht« weg.

In mancher auswärtigen Zeitſchrift, nahmentlich dem gehaltreichen »Geſellſchafter« ſtehen Aufſätze mit —r unterzeichnet. Keiner iſt von mir. Um nicht mehr nöthig zu haben, das zu ſagen, werde ich von nun an keine meiner Notizen mehr mit dieſer Chiffer, ſondern mit vollem Nahmen, mit Gffr. oder gar nicht unterfertigen.

Franz Gräffer.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625) wöchentlich drey Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. W.W., durch die k. k. Poſt 17 fl. W.W. halbj. Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Conversationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

144.

(Wien, Samstag den 2. December.)

Haydn's Hülle zu Eiſenſtadt am 7. November 1820.

II.

Exiguum nobis vitae curriculum Natura
circumscripsit, immensum gloriae.

Cicero.

Sit tibi terra levis, mollique tegaris arena.

Martialis.

Haydn's
ſterbliche Hülle
zu Eiſenſtadt am 7. November
1820.

I.

Cum traheret sylvas Orpheus et dura canendo
Saxa, bis amissa conjuge moestus erat.

Ovidius.

III.

Si animus est aequus tibi, satis habes, qui
bene vitam colas.

Plautus.

Non moriar omnis

Horatius.

IV.

Optima quaeque dies miseris mortalibus aevi
Prima fugit; subeunt morbi tristisque senectus,
Et labor et, durae rapit inclementia mortis.

Virgilius.

Haydn war am 31. May 1809 (zu Wien) in die Gefilde der Ewigkeit hinüber gegangen, und prunklos zur Erde beſtattet worden. Unverſiegbar quillt Ruhm aus ſeinem Grabe auf ſeinen Nahmen hin. Doch bewahrt ſein Grab nicht nur das höchſte Talent, nicht nur das einzige Doctorat *) auf den Fluren der Harmonie, ſondern — was im Laufe, ſo wie am Rande des Lebens nicht minder zu preiſen, nicht minder zu würdigen iſt — ſein Grab umfaßt auch Biederſinn und Treue gegen den Freund, angenehme, anſprechende Geſelligkeit, zuvorkommende Humanität, eine ſeltene Genügſamkeit (ihn hatte nie des Glückes goldener Kranz umſtrahlt), eine nie übertroffene Anſpruchsloſigkeit, ſchönen, frommen Sinn, ein ſchonendes, ruhiges Gemüth, und das gefühlvollſte Herz.

Mit ſolchen ſeltenen Tugenden, mit ſolchen, im menſchlichen Leben ſelbſt die Kunſt weit überſtrahlenden, Zierden war Haydn in's Grab hinab geſtiegen. Allenthalben war er demnach als Menſch des Talentes vollkommen würdig, das die Natur ihm zum Künſtler beſchieden hatte. Wahrlich! ihn ſcheinen die Götter ſchon vor ſeinem Daſeyn angelächelt zu haben.

Aber auch auf diejenigen, denen er hiernieden näher angehörte, ſtrahlt aus ſeinem Ruhme Ehre zurück. Und wem gehörte er wohl näher an, als dem durchlauchtigſten Fürſtenhauſe Eſterhazy, in dem er vom jungen Manne an, unter Auszeichnungen aller Art, als Capellmeiſter *) bis zum Grabe hin glänzte? Kein Wunder daher, wenn der jetzige Majoratsfürſt Nicolaus v. Eſterhazy, nach den Gebeinen dieſes Mannes geizend, Wunſch und Verlangen darüber gehörigen Orts ausſprach. Und nur dieſer erhabene Wunſch führte Haydn's ſterbliche Reſte in unſere Mauern ein.

Die Leiche war am 7. November 1820 früh um 6 Uhr, unter ſicherem Geleite, von Wien hier eingetroffen. Kläglich ſchallend verkündeten um 8 Uhr alle Glocken ihre Ankunft. Sie ward am Calvarien-Berge in der vorläufig mit ſchwarzem Tuche behängten Vorhalle der großen Kirche (nördlichen Eingangs) in einem neuen Sarge von Eichenholz beygeſetzt, und mit brennenden Kerzen umſtellt. Sie blieb unter dem Geläute der Glocken bis 9 Uhr ausgeſetzt. Dann aber war ſie von dem fürſtlichen infulirten Schloßprobſte, Herrn Philipp v. Frankel, unter Aſſiſtirung eines zahlreichen Clerus eingeſegnet, nach vollendeter Einſegnung von acht Mitgliedern der fürſtlichen Capelle gehoben und in den Leichenzug eingereiht. Den Leichenzug bildeten: Herr Stadtpfarrer mit ſeinen Caplänen, mehrere Geiſtliche aus dem Franciscaner- und Barmherzigen-Kloſter, einige Pfarrer aus der Umgegend, mehrere Comitats-Beamte, ſämmtliche fürſtliche Canzleybeamte, das ſämmtliche fürſtliche Muſikperſonale und die Schuljugend. Die fürſtliche Grenadier-Garde war ſchon während der Einſegnung vor der großen Kirche aufgeſtellt. Sie trat gleichfalls in den Leichenzug ein und ſchloß denſelben. Der Zug ging bis zum fürſtlichen Neugebäude abwärts, und lenkte dann wieder aufwärts gegen den Calvarien-Berg ein. Und daſelbſt ward dann die Leiche in der Kirchgruft zum letzten Mahle eingeſegnet und beygeſetzt. Gleich hierauf begann das große Requiem von Mozart, wobey für den Ver-

---

*) Die Univerſität Oxford hatte ihm 1794 die Doctorwürde ertheilt.

**) Wir leſen im Converſations-Lexicon (Stuttgart 1817) unter dem Art. Haydn: »Als nach einigen zwanzig Jahren der Fürſt Eſterhazy ſeinen Hofſtaat einſchränkte, und Haydn ſeine Entlaſſung erhielt« ꝛc. — An dieſer Stelle, ſo richtig auch ſonſt Haydn's Biographie in dieſem Lexicon erſcheint, iſt das Wahre verfehlt; Haydn hatte ſeit dem Tage ſeiner Anſtellung nie aufgehört, fürſtlicher Capellmeiſter zu ſeyn. Er bezog vielmehr ſeit dem Jahre 1790 von dieſem fürſtlichen Hauſe Penſion und Gehalt zugleich.

ſärten ein castrum doloris errichtet, mehrere Seelenmeſſen geleſen, und das Andenken an ihn durch die reinſten Gefühle ausgedrückt wurde.

Probus Apollinis gnatus, dignissimus patre,
Terpsichore matre dignissimus alterque Linus,
Divinitus musicis
Hic imperaverat sonis.
Cecinit coeleste verba coelestia septem
Laude atque gloria
Haud unquam moritura!
Sed major an fuerit arte, quam dotibus cordis,
Sub judice lis est; medium illo probe spirante.
CoNDVntVr ossa tantI
eCCe In kIssMarton VIrI.

Eiſenſtadt in Ungarn, am 7. November 1820.

Franz Burgerth.

* * *

Euridice an Orpheus *).

Von den Ufern des Styx, den Göttern furchtbar und heilig,
Send' ich dem keuſchen Gemahl, keuſche Gemahlinn, den Gruß.
Nicht daß dein ſüßer Geſang aus dem Todesſchlafe mich wecke,
Ach! in die ſtygiſche Nacht dringen die Töne nicht mehr!
Nur, daß du weißt, wie unendlich die Macht hochherziger Liebe
Unaufhörlich hinauf ziehet die Seele zu dir.
Nicht der Erinnyen Hain, nicht die Gräberſtille des Hades,
Und die an Lethes Strand ſinkende Fakel des Lichts
Werden rauben dein Bild aus der Seele der liebenden Gattinn
O, die Unendlichkeit ſchließt den Gedanken nicht ein.
Tief im Gedächtniſſe lebt noch immer die ſelige Stunde,
Als an dich des Geſangs heiliger Zauber mich band.
Kennſt du den Hügel noch jetzt, um deſſen grünenden Teppich
Zärtlich klagend der Bach ſchlingt die cryſtallene Fluth? —
Duftende Myrten, herab die laubigen Äſte gebogen,
Luden die Waller zur Ruh, luden die Liebenden ein.
O, der Erinnerung! dort ſtandſt du! — Lang wallend in Ringen
Floß um den Nacken dein Haar, ſanft von den Winden bewegt.
Klar, wie Orions ſchimmerndes Licht am heiteren Abend,
Strahlte dein Auge; geſchmückt reich war mit Muſcheln dein Kleid.
Ach! die Wange, ſo weiß wie der Schnee, beſtrahlte das Frühroth,
Wie wenn zu Lilien ſich duftend die Roſe geſellt. —
Da ertönt der Geſang — und ein Zauber durchwaltet die Gegend,
Selig durch Fluren und Hain tragen die Winde den Schall.
Himmelswonne durchſchauert die Bruſt mir; ich horch' und horche
Wie vom Zauber gebannt, ſelig dem ſeligen Lied!
Athmend Welt entwand ſich der tauſendjährigen Feſſel,
Horchet dem Schall' und rückt, heiliger Sänger! zu dir.

---

*) Aus P. A. Budiks (noch ungedruckter) »Ährenleſe«.

Himmliſches Säuſeln durchwebt die zitternden Blätter der Eſche,
Myrten, der Cypris geweiht, ſchmücken mit Blüthen ſich hold.
Selbſt die trauernde Weid' am einſamen Ufer des Baches
Bebet vor Wonn' und theilt freudig den Wellen ſie mit.
Doch nicht die Wieſe, die Flur, nicht nur die Wälder und Haine
Hat der elyſiſche Klang mächtig mit Leben erfüllt,
Auch die Woge, die kühn von thraciſchen Felſen ſich ſtürzet,
Zürnet dem lauten Getöſ', horcht und erſticket im Lauf.
Klangvoll flüſtert das Gras, auf dem nächtlichen Hügel der Todten
Alles iſt Leben; — der Tod wagt an die Erde ſich nicht.
Furchtbare Wolkennacht, von tobenden Stürmen getragen,
Weichet dem ſchimmernden Oſt, und es verhallet der Sturm.
Habichte, Geyer und Rab', und ſelbſt der olympiſche Vogel,
Sie vergeſſen den Raub, den ſie ſonſt gierig erjagt.
Und der brüllende Leu, der Schrecken der lybiſchen Wüſte,
Senket die Mähnen, und lockt ſchützend die Thiere zu ſich.
Ach! der arcadiſche Pan läßt fallen die hirtliche Flöte,
Und ſingt ſeufzend das Lied, das dir entſtrömete, nach.
Ihren ſprudelnden Quell verlaſſen die Nymphen, und eilen
Horchend dem ſüßen Accord, himmliſcher Sänger! dir zu.
Und Dryaden geführt vom Apoll, ſie winden dir Kränze,
Die mit des Lorbeers Geſproß Calliopäa vermehrt.
Dich zu hören, wie ſüß dem ſelig-ſtaunenden Ohre,
Dich zu ſehen, wie hold ſtrahlte dem Auge dein Bild!
Bis du endlich erkannt im klaren Spiegel der Augen
Daß nur Euridice dein noch im Tode gedenkt.

◆

An den **ſten November *).

Alearden's Wiegenfeſt.

Es hat der Lenz viel lieblich holde Blüthen
Hervorgebracht aus tief verborgnem Schooß,
Die herrlich in der Farben Pracht erglühten,
Wenn ſie ſein ſchmeichelnd ſüßer Hauch erſchloß;
Doch ach! der Lenz entfloh — und ſie verblühten,
Die Erde kleidet nur mehr trübes Moos;
Es raſchelt in dem falben Laub der Bäume
Der Herbſtwind über blumenleere Räume.

Da brachteſt Du, ein Kind der Winterſonne,
Uns eine Blüthe wundermild und zart,
Sie eint in ſich des Lenzes ſüße Wonne
Mit Winterhimmels-Klarheit mild gepaart;
Dem Veil entwindet Sie der Demuth Krone,
Im keuſchen jungfräulichen Buſen wahrt
Sie rein die Unſchuld, wie die Lilje blühet,
Wie Roſen ſüß in holder Scham Sie glühet.

In aller Blumen Reize Sie umſchweben;
Und wie der zarte Nebel hold verhüllt
Das ſüße, wonnig-ſtille Blüthenleben,
So auch von ſtill-beſcheidnem Sinn erfüllt,

---

*) Konnte in die vorige Nr. nicht mehr aufgenommen werden.

Birgt Sie des edlen Herzens mildes Streben,
Das nur dem Freundes-Aug' ſich ganz enthüllt;
Doch nur ein Blümchen noch möcht' ich Ihr reichen:
Vergißmeinnicht, der Freundſchaft ſinnig Zeichen. —

Arnald.

Allgemeine Novelliſtik.

(Die in dem Converſ. Bl. erwähnten Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Dlle. Metzger, königl. bair. Hof- und Kammerſängerinn, gab im Theater an der Wien in Paiſiello's Oper: la molinara, hier: »Die Müllerinn, oder die Launen der Liebe,« die Rolle Röschens mit dem glücklichſten Erfolge. Schon jüngſt zeichnete ſich dieſe Sängerinn in dem von ihr gegebenen Concerte durch ihre herrliche, klangvolle, umfangsreiche Mezzosopran-Stimme, durch ihre ſchulgerechte, vollkommen ausgebildete Methode, durch ihre Sicherheit und Fertigkeit in Überwindung der größten Schwierigkeiten und ihren zarten, reich nuancirten Vortrag aus. Alle dieſe herrlichen Gaben entfaltete ſie heute in noch reicherem Maße in der vollen Freyheit der durch nichts beſchränkten Virtuoſität; daher auch dieß Mahl, bey völlig beſeitigter Beengung einer Bangigkeit, welche bey einem erſten Auftreten ſo natürlich iſt, die Intonation überall rein war, und der Klang der Stimme ſich in voller Kraft und Gediegenheit wirkſam zeigte. Sie entzückte in allen Tonſtücken und mußte zwey Nummern wiederholen. Ihre ganze Bravour entwickelte ſie in den Variationen über das ſo oft variirte Thema: »mich fliehen alle Freuden,« welche ſie mit der erfreulichſten Leichtigkeit und überraſchender Vollendung vortrug. Allgemeiner Applaus lohnte ſie in jedem Tonſtücke; nach der Vorſtellung wurde ſie gerufen. Unter den übrigen Mitwirkenden zeichnete ſich Herr Jäger durch ſeine ſchöne Stimme und richtigen Vortrag, und zwar beſonders in einer eingelegten Roſſini'ſchen Arie aus der Donna del Lago aus. Herr Seipelt that alles Mögliche, um als Notar comiſch zu ſeyn, am meiſten Wirkung machte er mit der Baßgeige in der Hand; ſeine gute Stimme verliert viel durch den ſchleppenden Vortrag. Herr Spitzeder als Knoll war wirklich ſehr comiſch; er zeigte ſich heute ganz unvermuthet in dieſem Fache von einer glänzenden Seite. Die Einheit ſeines Spiels, die Mannigfaltigkeit ſeiner drolligen Nuancirungen und die genaue Begränzung ſeines carrikirten Characters machten entſchiedene Wirkung. Viel wurde gelacht, Alle lächelten wenigſtens; beſonders wirkte er in ſeiner Arie, die er wiederholen mußte. Die Compoſition Paiſiello's bewies wieder, das Alles, was wirklich ſchön und richtig iſt, nicht veraltet, und immer Wirkung macht. Man vergleiche die Einfachheit dieſes Styles mit der reichen Eleganz unſerer neueſten Componiſten, und man hat eine Wieſenflur mit der reichen Flora des Schönbrunner Treibhauſes verglichen; aber der reine Äther der blühenden Auen hebt die Bruſt leicht und wonniglich, daß ſie in höheren Schlägen ſich hebt; die Atmoſphäre des Wintergartens aber beengt trotz der blühenden Farbenpracht. Den Anhängern des unverdorbenen Geſchmackes zum Troſte ſey es berichtet, daß dieſer alte, melodiöſe, einfache Satz ſehr wohl gefiel und allgemein anſprach. Die Überſetzung hat gar nichts gethan, um den Mängeln der urſprünglichen italieniſchen Dichtung abzuhelfen, wozu die Hauptidee des Textbuches doch ſehr auffallend einlud. Die Sprache iſt etwas trivial, die ganze Arbeit fahrläßig. Das Haus war ſehr gefüllt, und lauter Beyfall verkündigte die Zufriedenheit des Publicums mit dem Ganzen.

M**

Im Theater in der Leopoldſtadt ſahen wir neu: das Forſterhaus im Speſſart, oder die kühne (ſoll wohl heißen: entſchloſſene) Jägerdirne; dram. Anekdote in einem Acte von Meisl; dann der Muſikant vom Lerchenfeld — Zauberſpiel von Fenzl in zwey Aufzügen. — Die durch die Zeitungen allgemein verbreitete Anekdote, die dem erſteren zum Grunde liegt, ſahen wir bereits in einer früheren Bearbeitung von Willmann; es fehlte daher der zweyten, wenn ſie an Motivirung gleich vielleicht hier und da einigen Vorzug hat — der Reiz der Neuheit — und es war jedenfalls eine undankbare Mühe, dieſen Stoff noch einmahl zur Schau zu bringen. Überdieß war die Aufführung lau, und daher der Erfolg nicht dankbar. — Im Zauberſpiele (?) producirte ſich der Verfaſſer — einſt als Käſperle, der Liebling der Gallerie — mit zwey Söhnen — und nach ſeinem vielfachen Appelliren an die Nachſicht des Publicums, an ſeine vieljährigen früheren Dienſte, zu urtheilen, war ſein Auftritt ein Werk der Menſchenliebe der Direction, das jede Critik, die ſonſt auf's höchſte entrüſtet, die Geißel ſchwingen müßte, entwaffnet. Die Nachſicht des Publicums macht dem Zartgefühle Ehre, mit dem es früherer Dienſte gedenkt. Sincerus.

Die Beneſice-Vorſtellungen auf den Bühnen zu Peſth und Ofen nehmen dergeſtalt überhand, daß man in mancher Woche deren zwey erlebt. Was Wunder nun, wenn unter ſo vielen neuen Stücken (denn Beneſice-Stücke müſſen immer neu ſeyn) ſich manches ungerathene Zeug miſchte? So gab Herr Korntheuer zu ſeinem Beſten (er hatte aber Alle zum Beſten): »Bohrerls Dienſtfertigkeit, oder (die Oder dürfen auch nicht fehlen): die Heirath durch eine Schlittenfahrt.« (!!!) Ein planloſes Machwerk ohne allen Zuſammenhang, das nur ein vorzüglicher Comiker einigermaßen zu heben im Stande wäre; aber dieſes vermochte Hr. Kornthemer nicht, und das Stück fand ſchmählich ſein Grab. — Nächſtens wird Kisfaludys »Stibor« nach der Gaal'ſchen Überſetzung gegeben werden. — Die ungariſche Stuhlweißenburger Schauſpielergeſellſchaft gibt gegenwärtig zu Fünfkirchen Gaſtrollen. — Zum dritten Mahl ſchon wurden die Theater zu Peſth und Ofen zur Pacht ausgebothen, aber es fand ſich auch da kein Bewerber darum. Es werden alſo wahrſcheinlich die beyden Magiſtrate dieſer Städte die Verwaltung ſelbſt übernehmen müſſen. Was man denn zu erwarten hätte, darüber ſind die Meinungen verſchieden. — Am 18. Nov ſtarb zu Peſth im 49. Jahre Vinzenz Fererius Tutzeck, Capellmeiſter und Compoſiteur des Peſther Theaters. In der muſicaliſchen Welt war Herr Tutzeck bekannt als Tonſetzer einiger wirklich guten Opern. Am 21. Nov. ward zu Peſth ſein, von ihm componirtes Requiem gehalten. Man fabelt von ihm, daß er ſeinen Todestag lange Zeit voraus bezeichnet hätte, ja einige Perſonen wollen dieſen Umſtand mit Gewißheit behaupten. —st—

Literatur der Taſchenbücher ꝛc. für 1821; Nr. 14. Taſchenbuch für die vaterländiſche Geſchichte. Herausgegeben durch die Freyherren von Hormayr und von Mednyansky. Zweyter Jahrgang 1821. Wien, gedruckt und im Verlage bey Anton Strauß, mit ſechs Abbildungen und Umſchlag (Preis mit Schuber 10 fl., auf Velinpapier 15 fl.). — Unter dem zahlloſen Heere von Almanachen, welche das nahende neue Jahr, gleich wäſſerigen Pilzen nach einer Regennacht, aus dem ſeichten Boden preßt, wird wohl ein jeder, den das Beſſere, das Nützliche, Reelle und Vaterländiſche erfreut, mit Luſt und Gierde nach dem Taſchenbuche langen, deſſen Titel eben genannt wurde. In der That hat es jene hohen Erwartungen, welche man nach dem Erſcheinen ſeines erſten Jahrganges ſich zu machen berechtigt war, in einem Grade erfüllt, der demſelben auch den ausgezeichneten Empfang ſeines Vorgängers (welchen wir in Nr. 5 und 6 dieſes Blattes angezeigt haben) ſichern mußte.

Wie der herrliche Zweck dieſes gediegenen Unternehmens ohnehin jedem Auge enthüllt ſeyn muß, ſo würde jedes weitere Wort der Lobpreiſung über denſelben, nur ein matter Nachhall der eben ſo gründlichen als ſchönen Anſicht werden, welche die Jahrbücher der Literatur (1819, VIII. 405) darüber folgendermaßen gegeben: »Der Hauptzweck iſt vollkommen gelungen, nähmlich: gründliche Darſtellung allgemein berückſichtigungswerther Momente der Geſchichte des großen Kaiſerſtaates, gefällige Einkleidung des mit gewiſſenhafter Treue Aufgefaßten, und jene ſchwere Kunſt: auch den weniger mit den erſten Ausſagen der Geſchichte Befreundeten und Bekannten, anregbar und aufmunternd zu werden, und ihnen die Vorhallen zu dem geheiligten Tempel der Hiſtorie zu eröffnen. — Wenn überhaupt jedem Staate ein Unternehmen der Art zu wünſchen ſeyn muß, weil, je mehr ſich die Kenntniß der vaterländiſchen Vorzeit verbreitet, das Characteriſtiſche des heimatlichen Lebens deſto tiefer gefühlt wird, und damit zugleich die Liebe zu den beſtehenden Formen der Staatsverwaltung nicht mehr dem bloßen Inſtincte überlaſſen bleibt, ſondern auf Kenntniß und Überzeugung beſtehender Vorzüge beruhen wird, ſo iſt dieß für Öſterreich um ſo ſchätzenswerther. — Der bedeutende Standpunct, den dieſer Staat von jeher in Europa behauptete, und der ſeiner Geſchichte einen ſo großartigen Character gewährt, muß, einmahl erkannt, und durch ſolcherley Arbeiten, wie ſie ein Taſchenbuch dieſer Art fortlaufend gibt, zur allgemeinen Anſchauung gebracht, in jedem Staatsbürger ein freudiges Gefühl und warme Anhänglichkeit an das Vaterland hervorbringen, denn der Gedanke, einem Reiche anzugehören, dem die Vorſicht ſeit Jahrhunderten ſo große Geſchäfte, und ein ſo ehrwürdiges Amt im Kreiſe der europäiſchen Staaten auftrug, iſt erhebend und beruhigend zugleich. — Die mannigfaltigen Beſtandtheile dieſes Staats, ihr unter ſich ſo verſchiedenes Leben, ſo manche ſcheinbar unvereinbare Gegenſätze, haben in den critiſchen Momenten des Staatsdaſeyns nur dahin gewirkt, das echte und einzig Nothwendige, in deſto vielgeſtaltigerer Ausbildung zur klaren Erkenntniß zu bringen, und zu einer um ſo heiligeren Pflicht zu erheben, je mehr es das eine und gleiche Reſultat der ſcheinbar verſchiedenſten Anſichten war, und nur aus den vielſeitigſten Erwägungen ſich ergeben konnte. — Dieſe wichtige Wahrheit aus der öſterreichiſchen Geſchichte für die Bewohner dieſes Staats hervorgehend, muß die verſchiedenen Länder des Reiches, je mehr ſie ſich in den Gemüthern befeſtiget, enger und inniger an einander knüpfen. Es iſt daher auf keinen Fall Entweihung der Geſchichte, ſondern Zurücklenkung derſelben auf ihre eigentliche Beſtimmung, wenn man ſie (wie hier verſucht wird) aus der Stube des Gelehrten in das Leben und in die Herzen der Staatsbürger einführt; ein Streben, welches dem claſſiſchen Alterthume klarer als unſerer Zeit geweſen, die, wie in mancher Kunſt, ſo auch in der Geſchichte, erſt daran zu denken anfängt, die Gerüſte, die zur Errichtung ihres Baues gedient, endlich als unnütz geworden wegzureißen, und das vollendete Werk dem Glanze des Tages frey zu geben.«

Daß durchaus nur Vortreffliches geleiſtet worden iſt, dafür bürgen die Nahmen der Herausgeber und insbeſondere jener des Freyherrn von Hormayr, der ſich auf dieſem Boden ſchon lange manchen immer grünen Zweig der Ehre und hohen Auszeichnung gepflückt hat.

Dießmahl beginnt das Taſchenbuch die im 1ſten Jahrgange verheißene Fortſetzung der Rubrik: »Ahnentafeln.« Im verfloſſenen Jahre erſchienen vor unſern Augen in aller ihrer Heldenkraft die Geſchlechter Zierotin, Purgſtall und Berczeviczy. Würdig folgen dieſen nun jene der Szirmay und Sztarray in Ungarn, der Müllinen in der Schweiz, und der Dietrichſteine.

Ohne poetiſchen Farbenſchmuck, deſſen ſie nicht bedürfen, ſondern einfach und groß, wie ihre Seelen, ſteigen die Heldenbilder vor uns auf, begeiſternd und mahnend. Die Schweizer Müllinen füllen den Platz in dieſer Rubrik freylich nur als die älteſten treuen Dienſtmannen des habsburgiſchen Rudolphs, aber mit gleichem Recht und gleichem Glanze, wie das heldenreiche Geſchlecht der Dietrichſteine.

Hierauf folgen die Burgen. Arva und Trentſin brachte der vorige Jahrgang. Dießmahl erhalten wir die Geſchichte der gleich intereſſanten Denkmahle der ritterlichen Vorzeit: Pernſteins, Eichhorns, Grans und Wiſſegrads, zu den beyden letzten auf die bildliche Darſtellung.

Pernſtein, der Sitz eines der älteſten, glänzendſten Geſchlechter Mährens; der Pernſteiner war Zeuge der Stürme der Huſſiten, Georg Podiebrads und des Schwedenkrieges. Ihr Anblick biethet dem Hiſtoriker eben ſo merkwürdige Rückblicke, als das Gemüth im Anſchauen der ernſten dunkeln Trümmer und in der Erinnerung an die Sage der weißen Frau von Pernſtein, feyerlich und mit anmuthigen Schauern angeregt wird. Wer würde nicht auch durch die gleich denkwürdigen Schickſale der Burgveſten, **Eichhorn**, **Wiſſegrad** und **Gran**, dieſer von einer großen gewaltigen Zeit einzigen Reſte, tief angezogen?

In ein blühendes Gewand gehüllt, und beſchenkt mit überreichem Schmucke von Darſtellungskraft, iſt der Aufſatz: »**die Mongolen**,« vom Grafen Johann **Mailath**. Schade daß der hiſtoriſche Glaube durch die häufig angebrachten, oft ungerecht klingenden Ausfälle gegen **Friedrich** den Streitbaren, leiden muß.

Eine eben ſo neue als glückliche Idee der Herausgeber war die äußerſt anſprechende Rubrik: »**Sagen und Legenden, Zeichen und Wunder.**« Hier findet der Dichter und Mahler ein unerſchöpfliches Ideenmagazin, einen friſchen Born von reichen Bildern. Ausgezeichneten Dank verdienen darum jene, welche ſeine Tiefen erſchloſſen, indem ſie die Sucht der Zeit erkannten, welche nach dem Fremden aus Bequemlichkeit oder Gewohnheit hinlangt, und mit blödem Auge die blühenden Schätze überſieht, welche unter den Füßen in theurer Muttererde auf den Finder harren.

Der vorige Jahrgang lieferte hievon: 1) Das Kloſter **Stamms**, der Bruder **Johann von Kempten** und der Schatten **Ludwigs des Baiern**. 2) Des **Oswald Milſer** Hochmuth, Fall und Reue. 3) Die Martinswand. 4) **Chalons** oder das Puxerloch. 5) Der Roſenhügel bey **Unzmarkt**. 6) Das Schloß am Runde. 7) Das Kind im Grundſtein. 8) Die feindlichen Brüder. 9) Der ſteinerne Mönch vor der Geiſterburg **Hricſo**. 10) Der Wunderſturz bey **Lietava**. 11) Der ungariſche Ritter **Toggenburg**. 12) Der Brunn der Liebenden. Aus Verſtoß ſind auch noch aus der Abtheilung »**Ahnen-Tafeln**,« 13) die **Andraſſy** in **dieſe** Rubrik gerathen.

Der gegenwärtige Jahrgang bringt: 14) Die halbe Lippe und der halbe Ring, aus der groß-mähriſchen Fabel- und Heldenzeit. 15) Die ſieben Thürme, — der Fuhrmannsſtein, — die Frau **Hitt**, — des Teufels Pflug, — der Stämmichmann. 16) Die Sagen des Admontthales, — der Lindwurm, — der Löwe, — die Elfen der Plöſch-Alpe, — die heilige **Hemma** und ihr Hofmeiſter, — der Kloſterbau. 17) Das Teufelsgemählde zu **Preßburg**. 18) Der eiſerne Hahn zu **Raab**. 19) Der Markgräfinn Schleyer. 20) Des Vaters Fluch. 21) Das Gaſtmahl zu **Winna**. 22) Der Teufelsthurm und der ſchwarze Mönch. 23) Die Burgfrau von **Rowihrad** und ihr Edelknecht. 24) Die feindlichen Brüder. 25) Der Löwenkampf und das Siegeskloſter.

Alle gleich wuchernd an poetiſcher Bedeutung und Lieblichkeit des Stoffes und der Behandlung. Aus dem blühenden Farbenſchmelz, der lebendigen, glänzenden Fantaſie, der ſeltenen Geiſtesfülle und hohen markigen Kraft der Darſtellung, aus jenem ächt romantiſchen Colorit überhaupt, iſt es unmöglich, die ſchöpferiſche Feder des Freyherrn v. **Hormayr** zu verkennen. Dieſe Rubrik iſt an Stoff und Ausführung ein wahrhaft unwiderſtehlicher Zunder der ergreifendſten Begeiſterung für jeden nur halbwegs empfänglichen Leſer, und erheiſcht den wärmſten Dank der Leſe- und Kunſtwelt.

(Schluß folgt.)

Nächſten Dinstag hat der mit Recht beliebte Comiker, Herr **Raimund**, im Theater in der Leopoldſtadt eine Vorſtellung zu ſeinem Vortheile.

Dieſer Nr. liegt eine Tabelle in 4to bey, zu dem in der vorigen gelieferten Aufſatz über Sparcaſſen gehörig.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der **Carl Gerold**'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625), wöchentlich drey Stücke. Preis: viertelj. 7 fl W.W., durch die k.k. Poſt 17 fl W.W. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (**Franz Gräffer**) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

N^ro 5.

Formular des Einlagsbuches,

welches aus einem Bogen zu beſtehen hat, und folglich ſechzehn Seiten zählt; zur Erſparung der Koſten kann es ohne Einband ſeyn. — Die Centrale kann der Gleichförmigkeit wegen alle Filiale mit derley Bogen verſehen.

Erklärung des Formulars.

Erſte Seite wie Formular. — Zweite Seite wie Formular. — Dritte Seite wie Formular. — Vierte Seite wie Formular. — Fünfte Seite wie Formular. — Sechste Seite wie vierte Seite. — Siebente Seite wie fünfte Seite. — Achte Seite wie vierte Seite. — Neunte Seite wie fünfte Seite. — Zehnte Seite wie vierte Seite. — Eilfte Seite wie fünfte Seite, zwölfte und dreyzehnte Seite. — Zinſentabelle über ein Einlags-Capital à 4 proCent für zwölf Monate, nach dem §.... der Statuten berechnet, dreyzehnte und vierzehnte Seite. — Ueberſicht der Vermehrung eines kleinen Capitals durch Verzinſung der nach §.... der Statuten, als neues Capital zu berechnenden nicht erhobenen Zinſen, und bey jährlicher Einzahlung von 1 fl. 15 kr. — 100 fl. für 30 Jahre.

Erſte Seite.

Siegel.

Einlagsbuch der Sparcaſſe
in . . . .
in Conventions-Münze oder Wiener Währung.
Auszug aus dem Intereſſenten-Capitalienbuche.

Folio . . . . Nro. . . . .

Name oder Chiffre des Erlegers . . . .

Ueberträgt	an	(wen)	Jahr und Monat.	Tag.	Unterſchrift des Uebertragenden.	Directions-Zeichen.

Zweite Seite.

Ueberträgt	an	(wen)	Jahr und Monat.	Tag.	Unterſchrift des Uebertragenden.	Directions-Zeichen.

Dritte Seite.

Aufkündigungen.

Jahr und Monat	Tag.	Aufgekündeter Betrag.				Unterſchrift des Aufkündigers	Directions-Zeichen.
		Mit Buchſtaben.	fl.	kr	dl		

Vierte Seite.

Intereſſent empfangen

Jahr und Monat	Tag.	Betrag mit Buchſtaben.	Capital.			Erhaltene Zinſen				Directions-Zeichen.
			fl.	kr	dl	von	fl.	kr	dl	

Fünfte Seite.

hat gegeben

Jahr und Monat	Tag.	Erlag mit Buchſtaben.	Capital.			Zu fordern habende Zinſen				Directions-Zeichen.
			fl.	kr	dl	von	fl.	kr	dl	

Nro. 1. Formular des Conſignationsbuches über Einlagen.

Contraſignirt N. N. . . . . Einlagscommiſſär.

Einlagen am . . . . 18 . .

Poſt-Nro.	Intereſſent. Capitalienbuch.		Lautend von (wem)	Betrag in Wiener Währ.		Zinſen.			Poſt-Nro.	Intereſſent. Capitalienbuch.		Lautend von (wem)	Betrag in Conv. Münze.		Zinſen.		
	Folio.	Nro.								Folio.	Nro.						
				fl.	kr	fl.	kr	dl					fl.	kr	fl.	kr	dl

Nro. 2. Formular des Conſignationsbuches über Zurückzahlungen.

Contraſignirt N. N. . . . . Einlagscommiſſär.

Zurückzahlungen am . . . . 18 . .

in Wiener-Währung. in Conventions-Münze.

Poſt-Nro.	Intereſſent. Capitalienbuch.		Lautend an (wen)	Zinſen					Capital.			Poſt-Nro.	Intereſſent. Capitalienbuch.		Lautend von (wem)	Zinſen					Capital.		
	Folio	Nro.		von	bis	Betrag.							Folio.	Nro.		von	bis	Betrag.					
						fl.	kr	dl	fl.	kr	dl							fl.	kr	dl	fl.	kr	dl

Nro. 3. Formular des Intereſſenten-Capitalienbuches in Wiener-Währung und Conventions-Münze.

Empfangen.															Gegeben.														
Jahr und Monat	Tag	Nro.	Name des Erlegers.	Capital in				Zinſen							Jahr und Monat	Tag	Nro.	Name des Erlegers.	Capital in				Zinſen						
				Conv. Münze.		Wiener Währ.		für die Monate	Conv. Münze.			Wiener Währung.							Conv. Münze.		Wiener Währ.		für die Monate	Conv. Münze.			Wiener Währung.		
				fl.	kr	fl.	kr		fl.	kr	dl	fl.	kr	dl					fl.	kr	fl.	kr		fl.	kr	dl	fl.	kr	dl

Nro. 4. Formular des Caſſa-Buches.

Nro. des Belags	Jahr und Monat	Tag.	Empfang.	Conv. Münze.		Wiener Währ.		Nro. des Belags	Jahr und Monat	Tag.	Ausgabe.	Conv. Münze.		Wiener Währ.	
				fl.	kr	fl.	kr					fl.	kr	fl.	kr

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

145.

(Wien, Dinstag den 5. December.)

Gaben des Comus; XXXI.

1) Luther's Anſichten vom Schauſpiele.

Sie beziehen ſich zwar vorzugsweiſe auf ſogenannte Schulcomödien; indeß wird Niemand läugnen, daß ſie größtentheils allgemeiner Anwendung fähig ſind. Insbeſondere wird man daraus erſehen, wie dieſer Mann ſelbſt einige Unzukömmlichkeiten an einer Sache erträglich findet, wenn das Gute derſelben überwiegend iſt. **Horazens** Maxime: »Ubi plura nitent, paucis non offendar maculis,« iſt eine vernünftige Maxime. Die nachſtehende Stelle entlehne ich aus den Tiſchreden **Martin Luthers**, aus dem 36. Capitel von den Schulen.
G.

»Der Comedien Nutz, und daß man die zu agiren geſtatten ſoll.«

»Doctor **Jonas Cellarius** fragte Doctorem **Martinum Lutherum** umb Rath. Es were ein Schulmeiſter in der Schleſien, nicht ungelehrt, der hette ihm fürgenommen, ein Comedien im **Terentio** zu agiren und ſpielen; viel aber ärgerten ſich dran, gleich als gebührte einem Chriſten-Menſchen nicht ſolch Spielwerk aus heidniſchen Poeten ꝛc. was er, Doctor **Luther**, davon hielte? Da ſprach er: Comedien zu ſpielen, ſol man umb der Knaben willen, in der Schule nicht wehren, ſondern geſtatten und zulaſſen. Erſtlich, daß ſie ſich üben in der lateiniſchen Sprache. Zum andern, daß in Comedien fein künſtlich ertichtet, abgemahlet und fürgeſtellet werden, ſolche Perſonen, dadurch die Leute unterrichtet, und ein jeglicher ſeines Ampts und Standes erinnert und vermahnet werden, was einem Knecht, Herrn, jungen Geſellen und Alten gebühre, wol anſtehe, und was er thun ſolle; ja es wird darinnen fürgehalten und für Augen geſtellet aller Digniteten, Grad, Empter und Gebühr, wie ſich ein jeglicher in ſeinem Stande halten ſoll, im euſſerlichen Wandel, wie in einem Spiegel.

Zudem werden darinnen beſchrieben und angezeiget, die liſtigen Anſchläge und Betrug der böſen Bälge, deßgleichen was der Eltern und jungen Knaben Ampt ſey, wie ſie ihre Kinder und junge Leut zum Eheſtand ziehen und halten, wenn es Zeit mit ihnen iſt, und wie die Kinder den Eltern gehorſam ſeyn und freyen ſollen.

Solchs wird in Comedien fürgehalten, welchs denn ſehr nütz und wol zu wiſſen iſt, denn zum Regiment kann man nicht kommen, mag auch daſſelbige nicht erhalten, denn durch den Eheſtand.

Und Chriſten ſollen Comedien nicht ganz und har fliehen, darumb daß bißweilen grobe Zoten und Bulerey darinnen ſeyn, da man doch umb derſelben willen auch manches Andere nicht dürfte leſen. Darumb iſt nichts, daß ſie ſolches für wenden, und umb der Urſach willen verbieten wollen, daß ein Chriſt nicht ſolte Comedien mögen leſen und ſpielen.

Comedien gefallen mir ſehr wol bey den Römern, welcher fürnembſte Meynung, causa finalis, und endliche Urſach iſt geweſt, daß ſie damit, als mit einem Gemälde, und lebendigen Exempeln die teugliche Menſchen zum Eheſtande locken, und von Unfug abziehen: denn Policeyen und weltliche Regiment können nicht beſtehen, ohne den Eheſtand.«

---

2) Anecdoten.

Ein Herr ſtellte einem Freunde zwey Frauenzimmer vor, die er am Arme führte. »Das iſt meine Frau und Tochter! Die jüngere iſt meine Tochter!« ſagte er.

Ein Freund der Kirchenmuſik kam, nach einer Abweſenheit von zehn Jahren, in ſeine Vaterſtadt zurück, und wunderte ſich, daß die Chorknaben auf dem Chore ſeit jener Zeit nicht größer geworden wären.

Welten ging bey einem Hauſe vorbey. Zwey Knaben rufen aus dem dritten Stocke eines Hauſes: Da geht Welten, der immer ſo dummes Zeug macht! Welten hört es, ſieht in die Höhe und ruft: »Schurken! hätte ich euch hier, ich wollte euch die Treppe hinunter werfen, daß ihr den Hals brächet!«

Eine arme Frau bath einen bemittelten Mann, ihrem Sohne, in irgend einem guten Hauſe, einen Dienſt zu verſchaffen. »In welcher Eigenſchaft will er denn dienen? Je nun, antwortete die Frau; ihm iſt es gleich, ob er als Hausknecht, als Lakai, oder als Mohr ankömmt.

Das fünfjährige Söhnlein eines deutſchen Edelmannes gab der franzöſiſchen Gouvernante einen Schlag ins Geſicht. Die Mutter ſah es, und rief: »Eh bien, mon fils!« Toujours de la main gauche! Vous êtes donc incorrigible!«

Ein Calambouriſte ſagte, bey der erſten Vorſtellung des bekannten franz. Trauerſpiels, Démophoon: »*Si des mots font* une tragédie. *Démophoon* en est une.«

In einer Reichsſtadt rief das Volk, bey Ankunft Carl's des Sechsten, fröhlichen Muthes aus: »Es lebe Carolus Quintus, der Sechste!« Denn, es war noch voll des Andenkens an Carl V.

Ein frommer, ſtiller Mann hatte eine böſe, zänkiſche Gattinn. Als ihm einmahl deßhalb die Geduld ausging, entfuhr ihm das Wort: »Du biſt nicht werth, daß dich der T.. hohle!« Sie klagte, und der Richter nöthigte ihn zur Abbitte. »Ja, ich widerrufe, ſprach er. Verzeih mir, liebe Frau; Reuig nehme ich meine Äußerung zurück, und ſage nun: — Du biſt allerdings werth, daß dich der T.. hohle!«

Demoiſelle Maaß wollte auf einer Bühne erſten Ranges, als Gaſt, in einem Stücke auftreten, in dem Madame N. mit ihr ſpielen ſollte. Letztere, unluſtig darüber, wurde krank. Eine ihrer Bekannten, gefragt, wie ſie ſich befinde? antwortete: »Ach! ſie iſt über die Maaßen — krank.«

Bourſault, der Dichter, ſtritt einſt heftig mit einem Geiſtlichen von tiefer Gelehrſamkeit, und ſchien über ihn obzuſiegen in ſeinen Behauptungen. Da ſagte endlich der Geiſtliche: En vérité, Mr. Boursault, c'est dommage, que Vous ayez tant d'esprit, et si peu d'étude. Schnell erwiederte Bourſault: En vérité, mon révérend Père, c'est encore un plus grand dommage, que Vous ayez tant d'étude, et si peu d'esprit.

Eine Dame beſchwerte ſich gegen Fontenelle, daß er bey ihr vorübergegangen wäre, ohne ſie anzuſehen. »Madame, antwortete er, hätte ich Sie angeſehen, wäre ich nicht vorbey gegangen.«

Regnier, Secretär der franzöſiſchen Academie, ſammelte Beyträge zu einer gemeinſamen Ausgabe ein, einen Louisd'or von jedem Mitgliede. Er hatte nicht bemerkt, daß der karge Präſident Roſe bereits ſeinen Beytrag ertheilt hatte, und nahte ſich ihm nochmahls mit dem Hute. Der Angeſprochene verſicherte, ſeinen Beytrag bereits gegeben zu haben. »Ich habe es nicht geſehen, antwortete der Sammler, aber ich glaube es.« — Ich habe es geſehen, fiel der nahe ſitzende Fontenelle ein, aber, ich glaube es nicht.

Jemand ſagte vom Rittmeiſter S., der ſonſt wenig gebildeten Verſtand, aber recht gute Kenntniſſe von Pferden hatte: »Spricht er vom Viehe, ſpricht er, wie ein Menſch; ſpricht er aber von menſchlichen Angelegenheiten, da ſpricht er, wie ein Vieh.«

Ein Jude in P**en bath einen Miniſter um die Erlaubniß, ſich ein Gut zu kaufen; er habe, ſagte er, ſchon oft darum gebethen, ſey aber immer abſchläglich beſchieden worden. »Ja, lieber Freund, antwortete der Miniſter, auch ich finde es nicht zuträglich, und muß es ihm verweigern; Iſraeliten können nicht gut Güterbeſitzer werden.« Je nun, ſagte der Iſraelit, ſo müſſen Eure Exzellenz auch nicht geſtatten, daß Güterbeſitzer — Juden ſind.

Ein Kaufmann ließ ſeinen vornehmen Schuldner, zum dreyßigſten Mahle, um endliche Abzahlung der, ihm auf zwey Jahre geborgten, Gelder mahnen. »Es ſcheint mir eben nicht dringend, antwortete dieſer, ich gehe ja nicht durch!« Doch, entgegnete der Gläubiger, bey mir iſt es dringend; und, wenn Sie mich nicht bezahlen, muß ich durchgehen.

Von der Sängerinn Catalani ſagte Jemand in Sachſen (1818). »Bey einer ſolchen Stimme iſt es keine Kunſt, gut zu ſingen, und, bey einer ſolchen Kunſt mag man leicht eine gute Stimme haben.«

Einſt ſagte man einem Gatten, er ſey wohl zu beklagen, daß ſeine Gattinn ihn nicht ſo herzlich und warm liebe, als er ſie. »Ach! ſie iſt unglücklicher, als ich, erwiederte er; denn, ich bin ſo glücklich, eine Frau immer vor Augen zu haben, die ich zärtlich liebe, während ſie fort und fort einen Mann vor ſich ſehen muß, den ſie nicht liebt.

Ein Unzufriedener am franzöſiſchen Hofe ſagte einſt zum Marſchall de la Meillerage: Si je ne suis pas Maréchal de France, je suis du bois, dont on les fait. Meillerage antwortete: Cela étant, Mr., Vous deves être assuré, que, lorsque le Roi fera de Maréchaux de bois, Vous y aures bonne part.«

Jemand bath einen Hausnarren um nähere Nachrichten von dem Tode ſeines Vaters. »Ach! erinnern Sie mich daran nicht, antwortete er, der arme Mann ſtarb vor Gram, als er ſich aufhängen ſah.«

Der Rector ſagt bey Lichtenberg: »Wer wenig ißt, iſt ein Weiſer; ein Weiſer iſt ein König; wenn du alſo gar nicht fräßeſt, ſo könnteſt du ein Kaiſer werden.«

Einſt hieß es im Sprichwort: Amſterdam werde durch einen Kutſcher regiert. Ein Sorite löſete dieß. Nähmlich: Des Bürgermeiſters Kutſcher regiere deſſen Schreiber, der Schreiber das Kammermädchen der Frau, das er liebte, das Kammermädchen die Frau Bürgermeiſterinn, dieſe ihren Gatten, der Bürgermeiſter die Stadt, — alſo regiere die Stadt Amſterdam ein Kutſcher.

Profeſſor K. in P. hatte einen Sohn, der Profeſſor zu Leipzig war. Der Profeſſor Sohn ſchrieb einſt an den Profeſſor Vater um Geld. Dieſer antwortete in dieſem Dilemma: »Entweder hat ein Profeſſor Geld, oder, er hat keins. Hat er Geld, ſo brauchſt Du keins; hat er kein Geld, ſo kann ich Dir auch keins ſenden.«

Käſtner, in Göttingen, folgerte einſt alſo: Wetzlar iſt der Olymp der deutſchen Proceſſe; denn auf dem Olymp wohnen die Unſterblichen.

Dav. Abercrombius ſchimpft in ſeinem: »Fur academicus,« auf die Ariſtoteliker ſeiner Zeit, ſagend, ihre Hauptkunſt ſey ein abcedariſcher Syllogism; nähmlich.

Alles A iſt B,
alles C iſt A; alſo,
alles C iſt B.

Darum nennt er ſie auch abcedariſche Philoſophen.

»Welche Regierung iſt die beſte?«. So lautete es in einem geſelligen Kreiſe. Ein alter, exvenetianiſcher Capitain entſchied dahin, die ſey die beſte, welche fünf P zur Grundlage ihrer Verwaltung habe; nähmlich: Prevedere, vorherſehen; Provedere, ſorgen; Pagare, bezahlen; Premiare, belohnen, und Punire, beſtrafen.

* * *

Noch Etwas über den Geburtsort des Pontius Pilatus.

Nr. 129 des Converſationblattes vom 28ſten Oct. 1820 ſagt Seite 1159: daß Forchheim im Bamberg'ſchen, als allgemein angenommener Geburtsort des Pontius Pilatus, Zweifeln unterliege, die erſt jetzt in dem neueſten Hefte der Curioſitäten der Vor- und Mitwelt, VIII. Bd. 2ten Stücks, bemerkbar gemacht wurden.«

Schon im Jahre 1752 hat Samuel Wilhelm Ötter (der vor noch nicht dreyßig Jahren als markgräflich Brandenburg-Onolsbach'ſcher Hiſteriograph, Conſiſtorialrath und Pfarrer zu Markt Erlbach verſtorben iſt) in ſeiner zu Nürnberg gedruckten »Bibliothek der hiſtoriſchen Wiſſenſchaften, I. Theil,« die »Unterſuchung der Frage«, aufgeſtellt, »woher es gekommen ſey, daß man das heutige Bamberg'ſche Städtchen und Feſtung Forchheim für den Geburtsort des Pontius Pilatus ausgegeben«, und darin auf ältere Schriftſteller hingewieſen, pag. 399. §. 5. wörtlich:

»Dieß iſt das Forchheim, welches in annalibus Fuldens. beym Freher, und in deſſen originibus palatinis ſo oft angeführt wird. Ja, wenn wir eine Urkunde K. Ludwig's vom Jahr 908, Actum apud Forcheim beym Freyherrn von Gudenus in Codice Diplomat. Tom. I. pag. 345, die dem Biſchof von Mainz ertheilt worden, genau betrachten, ſo werden wir auf das deutlichſte überzeuget, daß dieſes Forchheim nicht in Franken, ſondern in der Gegend von Speyer gelegen iſt.« S. G.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Literatur der Taſchenbücher für 1821; Nr. 147. Taſchenbuch für die vaterländiſche Geſchichte. Herausgegeben durch die Freyherren von Hormayr und von Mednyansky. Zweyter Jahrgang 1821 ꝛc. (Beſchluß von Nr. 146.) — An biographiſchen Skizzen enthält dieſer Jahrgang jene des berühmten Palatins Stephan Illeshazy, des Sigmund und Adam von Dietrichſtein (letzte in den Ahnen-Tafeln enthalten), endlich jene des Grafen Niklas Zriny, des Dichters. Alle zeichnen ſich durch Kraft und Würde der Darſtellung aus.

»Die Jagellonen in Ungarn« ſind die erſten gelungenen Striche zu einem großen Gemählde, deſſen Vollendung mit freudiger Ungeduld entgegen geſehen wird.

Der verdiente Cuſtos Primiſſer, welcher im erſten Jahrgange dieſes Taſchenbuchs aus der koſtbaren Fundgrube des Ambraſer-Cabinets Stücke aus Freidals Turnierbuch gegeben, machte uns dieß Mahl mit einem andern eben ſo ſchätzbaren Erbſtücke des ritterlichen Kaiſers, Max I., dem »Heldenbuche« näher bekannt. Mit dem alterthümlichen, an Bedeutung reichen Volksfeſte: »der Kirchtag zu Guttenſtein,« wird eine neue, ſehr anziehende Rubrik für die Darſtellung chronologiſcher Züge zur Geſchichte der Künſte und des Luxus der Vorzeit begonnen, welche eine ſchöne Ausbeute an Belehrung und Genuß verbürgt.

Den ſchönen hiſtoriſch-vaterländiſchen Dichtungen des vorigen Jahrganges reihen ſich Caſtelli's: »Johanna von Arragon«, die Sage vom Kanonenkreuz von Hannuſch, der Gaſtesmord auf der Maidenburg,« von P. Swoboda, würdig an. Hier verdient vorzüglich herausgehoben und anerkannt zu werden, daß vor dem öſterreichiſchen Plutarch das Feld der vaterländiſchen Poeſien faſt ganz brach gelegen; daß dieſes echt nationale Werk aber es friſch und lebendig befruchtet, und ihrer auch des Verf. Archiv für Geographie, wie ſein Taſchenbuch wenigſtens hundert ins Leben gefördert haben.

Mit Dank und Vergnügen muß man es wahrnehmen, wie dieſes Taſchenbuch ganz außer dem Sinne ſeiner größtentheils unwerthen Nahmens-Collegen die bildende Kunſt nicht zur kindiſchen Erſchaffung kleinlicher Bildereyen auf die Folter ſpannte, ſondern das auf unſerm Mutterboden zum kräftigen Manne herangediehene Kind, den Steindruck, zur Ausführung würdigerer Gegenſtände berief. Wir erhalten darin die Abbildungen Sigmund's von Dietrichſtein, Stephans Illeshazi, der berühmten Votivtafel von Wiltau, der Dietrichſteiniſchen Hochzeit zu Wien, durch ſo vieler gekrönter Häupter Gegenwart verherrlicht, endlich der ungariſchen Königsburgen Wiſſegrad und Gran. Die Zeichnungen ſind von dem rühmlichen Schöpfer des gewaltigen »Fauſt«, von der Meiſterhand Schnorr's von Karolsfeld. So im kleinen Raume, mit ſolcher Klarheit und Schärfe der Conturen, iſt ſeither in der Lithographie nichts Ähnliches geleiſtet worden.

Welcher, der es mit ſeinem Vaterlande treu und redlich meint, wird ſich nicht innig freuen über ein ſolches Gelingen dieſes ſchönen, echt nationalen Unternehmens; welcher wird den hochgeſchätzten Herausgebern nicht die Krone für ihr reines Streben aus vollem Herzen wünſchen, und mit ihnen hoffen: »daß die Kette ihrer Bemühungen, das ſeither bezweckte Reſultat Jahr für Jahr mehr zur Reife fordern, und in der zunehmenden Blüthe der Künſte am untrüglichſten den jugendlich kräftigen Pulsſchlag der Nationalität fühlen laſſen möge, daß ſie endlich die Vaterlandsgeſchichte erſt recht populär an den Toiletten und auf den Studierpulten gleich einheimiſch, zum Gemeingut, zum Nothpfennig, zum Hausſchmuck, zur unaufhörlichen Reminiszenz der geſammten Nation werden laſſe.«

Baron Schlechta.

Der geniale Dichter, Tonſetzer und Critiker, Herr F. A. Kanne, iſt auch als humoriſtiſcher Schriftſteller zu vortheilhaft bekannt, als daß ſein neues bey dem unermüdlich regſamen, umſichtigen Buchhändler Hrn. Traßler in Brünn kürzlich erſchienenes: Humoriſtiſches Panorama von Wien, oder der frohe Zuſchauer an der Donau; Unterhaltungsſchrift in zwangloſen Heften, als Skizze, einer weitläuftigeren Anempfehlung bedürfen ſollte. Die beyden erſten Hefte haben dem Ref. recht viel Vergnügen gemacht. Unverſiegbare, lebendige Laune, Witz und Geiſt, ſinnreiche Vergleichungen und Anwendungen, fröhliche und ſatyriſche Züge und größere Bilder aller Art, Alles im bunteſten Wechſel, müſſen aber auch um ſo mehr unwiderſtehliche Magnete ſeyn, als es ſich um die uns zunächſt liegenden Gegenſtände handelt, und wir mehr oder weniger ſelbſt irgend eine Rolle dabey ſpielen. Um unſere Leſer mit der Manier des Verf. in etwas bekannt zu machen, heben wir die den Stephansthurm betreffende Stelle aus. Sie lautet: »Wien hat vorzugsweiſe vor anderen Städten einen recht ordentlichen Anfangsbuchſtaben oder hohen Thurm aufzuweiſen, der wie das große A im Alphabet über die andern Selbſt- und Mitlauter hinausragt in die Wolken, und auf die niedern Häuſer herabſchaut — den Stephansthurm.

Daß er ein Selbſtlauter iſt, beweist übrigens der helle Klang ſeiner Glocken, mit welchen er über die tief unter ihm ſtehenden Thürme, Palläſte und Häuſer, bald mit ſtarker Donnerſtimme, bald mit feinem Geklingel hinwegruft.

In ſeiner Spitze thront der Bothe, welcher die Ankunft des von dieſer Erde ſcheidenden Erdenſohns ſchnell den Himmeln zu melden pflegt — das Zügenglöckel. — Mein Auge ſtaunt zuerſt an ihm hinan, denn er ſteht da in ſeiner ruhigen Größe und Kraft, wie ein froher Zuſchauer — der Jahrhunderte.

Aus ſeinen Hallen tönt der wahre Grundton der alten dauerhaften öſterreichiſchen Macht und Herrlichkeit. Ich nenne ihn ein unſchätzbares Edelgeſtein, einen Solitär. Steht er nicht da, einzig und allein in der Luft, und erſcheint wie ein Rieſe, der die andern Thürme und Palläſte niedergedruckt, daß ſie ſich kaum zu ihm hinaufzuſchauen wagen. Er iſt ſogar ein à jour gefaßter Solitär, denn man kann ihn ja von allen vier Himmelsgegenden durch eine gleiche Öffnung durchſchauen, und das Blau des Himmels erblicken — wie bey einem à jour gefaßten Brillant.

Erſcheint er nicht wie ein kaiſerlicher Schatzmeiſter aller im Wiener Donauthale wachſenden und blühenden Herrlichkeit der Natur, ſo wie aller da glänzenden Burgen und Schlöſſer?

Gleicht er nicht einem großen Berg-, Fluß-, Weg- und Brücken-Inſpector, der jede Veränderung prüfend wahrnimmt und der Behörde anzeigt? Ich nenne ihn einen für die Ewigkeit inſtallirten Kreis-Nachtwächter, der ſchon manche ſchlafloſe Nacht zubrachte, weil er auf ſein unter ihm liegendes, und deßhalb vielleicht ſogenanntes Unteröſterreich Achtung gibt. Ich nenne ihn ſogar den erſten, größten und tapferſten Landwehrmann; denn ſeine Bruſt war unerſchütterlich und um ihn herum wollte die Treue noch niemals wanken, wenn gleich viele Pfeile des Unglücks an ſein gepanzertes Herz ſchlugen.

Die Tauſend unter ihm blitzenden goldenen Spitzen und Thurmknöpfe verſchwinden mit ihrem Glanze vor ſeiner marmorgrauen Rieſengeſtalt, die ich von weiter Ferne anſtaune, in ein unbedeutendes Flimmern.«

Ref. wünſcht dieſem heitern Panorama recht viele Frequentanten, und dadurch dem wackern Verleger, der durch ſeine Thätigkeit manchen von den andern, die gleichſam gar nichts mehr unternehmen zu wollen ſcheinen, zum ſchönen Vorbild dienen mag, Aufmunterung zur Fortſetzung. Papier, Druck und Umſchlag ſind artig. Der Preis von 1 fl. W. W. pr. Heft iſt ſehr mäßig.

Weiblichkeit, von Julius Franz Schneller, Profeſſor zu Grätz. Wien 1822, bey J. B. Walliſhauſſer (kl. 8. 41 S.). — Dieß iſt der Titel eines aus fünf und dreyßig Sonnetten beſtehenden Liederkranzes, den der Verfaſſer uns zum Weihnachtsgeſchenke darbringt, und worin er die Weiblichkeit im Allgemeinen, beſonders aber deren Beruf und Weihe durch die dreyfache Stufenfolge dieſer Lieder bezeichnet, indem er uns die Selbſtbekenntniſſe der Jungfrau, der Gattinn und endlich auch jene der Mutter in dieſen ſeinen zartgefügten Geſängen vernehmen läßt. Um die Weiſen derſelben dem Character der Weiblichkeit auch hinſichtlich des Tons und Klanges anzuſchmiegen, wählte der Dichter durchaus nur weibliche Endreime zu ſeinen Verſen, wodurch die Form des Ganzen freylich ungemein viele Weichheit erhält, aber doch hie und da der gefälligen Mannigfaltigkeit entbehrt, welche, zwar nicht die Correctheit, aber die Schönheit der Form der ſo zahlreichen und in immer gleichen Weiſen durchgeführten Lieder merklich erhöhen würde. Zum Beweiſe deſſen die Endungen der erſten acht Verſe des achten Sonnetts.

Deſto lieblicher aber ſpricht uns der rein lyriſche Inhalt dieſer Lieder an, und wir ſehen, daß die ſo oft beſprochene Schwierigkeit des deutſchen Sonnetts bey Weitem nicht ſo groß ſey, als daß ſie nicht durch einen Sänger, der ſeine Leyer wohl zu handhaben verſteht, überwunden werden könne. Wahrhaft lyriſch und in dieſer Art gelungen nennen wir nebſt mehreren anderen Sonetten dieſer Sammlung das Neunte. Daſſelbe feyert gleichſam den Triumph alles der Jungfrau durch Gott und Natur angewieſenen Strebens, Fühlens und Empfindens im Folgenden:

In Lieb' und Luſt will mir die Welt vergehen;
Ich fühle mich erröthen und erblaſſen,
Da traulich ſeine Arme mich umfaſſen,
Und ſeine Augen in die Meinen ſehen.
Vergebens iſt der ſanften Lüfte Wehen,
Die Gluthen wollen nicht mehr von mir laſſen;
Seit ich das Wort: ich liebe dich! entlaſſen,
Iſt auch der Wurf für's Leben mir geſchehen.
Ich liebe dich! ſo habe ich geſprochen;
Und einmahl ausgeſagt, ſoll's ewig gelten,
Als Meineid ſey des Wortes Bruch gerochen.
Es ſoll beſtehen bis zu jenen Welten;
Drum laß uns ſchnell der Eltern Paar ereilen,
Daß ſie die Bürgſchaft ſegnend uns ertheilen.

Möchte der Verfaſſer dieſer weichtönenden Lieder uns bald mit einem kräftigen, die Männlichkeit männlich feyernden Gegenſtücke beſchenken, und das Schiller'ſche

— Wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes ſich und Mildes paarten,
Da gibt es einen guten Klang,

mittelſt der echt männlichen Kraft, die wir ihm ganz ernſtlich zutrauen, nicht allein zum Klange, ſondern zum Zweyklange bringen.

Die techniſche Ausſtattung dieſer Dichtergabe empfiehlt ſich insbeſondere durch Reinheit und Correctheit. G. v. G.

Adler, Fiſch und Bär, iſt der Titel des von Hrn. Gleich bearbeiteten Zaubermährchens, welches im Leopoldſtädter Theater heute zum Vortheil des Hrn. Raimund zum erſten Mahle aufgeführt wird.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625) wöchentlich drey Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. W.W., durch die k. k. Poſt 17 fl. W.W. halbj. Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

146.

(Wien, Donnerstag den 7. December.)

Über die ſchöne Literatur der Deutſchen.

Von M. Span.

II. *)

Den beſſeren Muſtern, welche Hagedorn, und der anfänglich von dem Bombaſte ſeiner Vorgänger irregeleitete, aber von der Urtheilskraft ſeines umfaſſenden Geiſtes bald eines Beſſeren belehrte Haller aufſtelleten, verdanket Deutſchland die erneuerte Belebung der redenden Muſenkünſte. Wie an der Fackel des Prometheus die feuerbedürftigen Erdenſöhne ihren Brennſtoff, ſo entzündeten zahlreiche Deutſche Genies ihren empfänglichen Geiſt an der ätheriſchen Flamme dieſer zwey Lieblinge der Muſen, und lieferten in allen Gattungen der redenden Künſte ſolche und ſo zahlreiche Werke, wie man ſie von den erſten dreyßig Jahren nicht hätte erwarten können, wenn nicht Deutſchland auf einem achtungswürdigen Standpuncte der wiſſenſchaftlichen Cultur bereits ſich befunden hätte. Man braucht aus der erſten Hälfte dieſes Jahrhundertes nur Leibnitz, Eccard, B. v. Wolf, Baumgarten zu nennen, um zu erinnern, welcher Männer und welcher wiſſenſchaftlichen Pflege die damahlige Zeit mit hohem Rechte ſich zu rühmen hatte. Man war in der Römiſchen und Griechiſchen, in den orientaliſchen und occidentaliſchen Sprachen bewandert, nur die Cultur der Landesſprache ſtand noch auf einer niedern Stufe. Bevor die Ideenkünſte in einer Sprache gelingen, muß die Ideenkenntniß und Ideenwiſſenſchaft ſchon zu einem höheren Grade gebildet ſeyn. Es müſſen glückliche, über ihr Jahrhundert emporragende Genies Muſter aufgeſtellet haben, aus welchen nach den rationellen Geſetzen des Denkens und Erkennens lehrreiche und gründliche Theorien ſich erheben laſſen. Es müſſen geſchickte Lehrer voran gehen, wenn geſchickte Schüler nachfolgen ſollen; denn nur ein Gravina und ſeine Schüler konnten einen Metaſtaſio bilden.

Ehe ich die dichteriſchen Werke aus dieſer Zeitperiode nach ihrem äſthetiſchen Werthe unterſuche, muß ich mit dem Leſer mich über die Bedeutung von Äſthetik, Gedicht und dichteriſcher Darſtellung verſtändigen. Der Nahme Äſthetik

---

*) Die I. Lieferung iſt in Nr. 138 u. 139 enthalten. Es ſcheint kaum nöthig, zu bemerken, daß die in einer Zeitſchrift ausgeſprochenen Anſichten nicht immer auch die der Redaction ſind, und ein Journal vielmehr auch als Organ zur Verlautbarung mehr oder weniger abweichender Darlegungen zu betrachten iſt, wodurch allein die Ausmittelung des Wahren befördert werden kann. Die Red.

wurde von Alex. Gottlieb Baumgarten im Jahre 1750 in Umlauf gebracht. Er ſagt: Aesthetica est scientia cognitionis inferioris. Sulzer, Eſchenburg, Eberhard ſchrieben ihm nach, »die Äſthetik ſey die Theorie der ſinnlichen Erkenntniß des Schönen; ſie ſey die Wiſſenſchaft der Regeln der Vollkommenheit der ſinnlichen Erkenntniß und ihrer Bezeichnung.« Dieſe guten Männer ließen unbemerkt, daß Dichter, Redner, Geſchichtſchreiber ꝛc. nicht bloß ſinnliche Erkenntniſſe, ſondern eben ſo viel Vernunfterkenntniſſe zu behandeln haben, und daß folglich ihre Begriffsbeſtimmung der Äſthetik, welche doch die Lehrerinn jener Künſtler ſeyn ſoll, höchſt irrig, und nur für rein-thieriſche Geſchöpfe, aber nicht für thieriſche Vernunftweſen berechnet ſey. Hierauf kamen die critiſchen Philoſophen mit ihrer Theorie, und nun wurde das Kind mit dem Bade vollends ausgeſchüttet. Es iſt hier nicht der Ort, mit ihren gleißenden Philoſophemen mich aufzuhalten. Einer der ſtattlicheren Elementar-Philoſophen, Herr Prof. Krug, ſagt: »Die Äſthetik ſey eine Wiſſenſchaft von der urſprünglichen Geſetzmaßigkeit des menſchlichen Geiſtes in Anſehung derjenigen Thätigkeit, vermöge welcher ein Gegenſtand in ſeiner Beziehung auf das Gefühl der Luſt und Unluſt erkannt, und dem zufolge als Geſchmacksobject beurtheilet werde ꝛc.« Ich weiß den benannten Profeſſor nach ſeinen Verdienſten zu würdigen: aber ich weiß nicht, wie ein im philoſophiſchen Denken noch ſo geübter Denker aus dieſer Nominal-Erklärung auch nur ein einziges weſentliches Merkmahl des zu beſtimmenden Begriffes mit Klarheit ausheben könne, wenn er nicht etwann als Geſchmacksobject ſich eine Bratwurſt denket. Die Wiſſenſchaft erhält durch ihn eine große Erweiterung; denn wo ſoll Luſt und Unluſt ſich nicht einfinden können? Indeſſen hat er zu dem bisher von Anderen aufgenommenen fremdartigen Gefolge der Äſthetik nur erſt die Turn- und Reitkunſt eingebürgert. Die moderne Philoſophie wird die Bereicherung nach und nach ſchon weiter bringen. Zuckerbäcker- und Kochkunſt liegen ihr zunächſt.

Das Griechiſche Wort aesthesis heißt Empfindung, Gefühl der äußern und innern, der untern und obern Seelenkräfte, folglich ſinnlicher und rationeller Begriff. Aesthetica (scientia, ars), Verſtändigungslehre, iſt alſo, nach meiner Art zu philoſophiren, »die Wiſſenſchaft, in Angemeſſenheit eines beſtimmten Zweckes mittels der Sprache auf das Gemüth des Menſchen zu wirken.« Ihr Hauptſtoff ſind die redenden Künſte und ihre Werke, in der ungebundenen Sprache, von der Quittung bis zur Rede des Demoſthenes und Cicero und zum Geſchichtsgemählde des Thucydides und Livius; und in der gebundenen, vom Epigramme bis zum epiſchen Gedichte. Die bildenden und nachahmenden Künſte aber können bey ihr nur mit der Erwähnung der ſinnlichen Wirkungsmittel in Anregung kommen, und ſind mit ihr nur in ſo fern verwandt, als alle körperlichen Verrichtungen der Menſchen es mit der Phyſik, Chemie und angewandten Mathematik ſind. Die Äſthetik iſt demnach ein weſentlicher Beſtandtheil der Philoſophie, deren theoretiſcher Gehalt in den rationellen Geſetzen des Denkens und Erkennens (der Logik und Metaphyſik), der practiſche aber in den rationellen Geſetzen des Handelns (der Moral), des ſchriftlichen und mündlichen Darſtellens (der Äſthetik) beſtehet.

Nun wollen wir hören, was (metriſches) Gedicht und dichteriſche Darſtellung ſey. Baumgarten ſagt: Poëma est oratio sensitiva perfecta. Sulzer, Eſchenburg, Eberhard u. A. ſagen ihm nach, »das Gedicht ſey eine ſinnliche, vollkommene Rede.« Die gutmüthigen Männer erwogen nicht, daß dieſe Definition wohl die weſentlichen Merkmahle eines richtig conſtruirten Satzes, aber nicht eines Gedichtes enthalte. Der ehrliche Schweizer, Sulzer, geht noch weiter, und ſagt: im lyriſchen Gedichte ſey der Menſchenverſtand nur etwas Zufälliges, nichts Weſentliches, und der ſcharfſinnige Lichtenberg ſcherzet deßwegen über ihn mit vollem Rechte. Von den critiſchen Philoſophen, von ihrer Indifferenz des objectiven und ſubjectiven Poles, und von ihren übrigen Koſtbarkeiten will ich hier nicht ſprechen. Nach Hrn. Krug iſt das Gedicht »ein freyes Spiel der Einbildungskraft auf eine mit dem Verſtande harmonirende Weiſe durch articulirte Töne ausgeführet, wodurch ein äſthetiſches Wohlgefallen erreget wird.« Hr. Krug hat ein ausgezeichnetes Talent, ſeinen Ausſprüchen durch eine ſpecioſe Nomenclatur vor den Augen der Unkenner den Schein einer tiefſinnigen Philoſophie zu geben, und das thut er auch hier, wo nichts weniger als die weſentlichen Merkmahle des Gedichtes angegeben werden.

Nach meiner individuellen Anſicht, und ſie wäre nicht unwürdig als General-Anſicht zu gelten, iſt das metriſche Gedicht die ſinnliche, vollkommene Darſtellung eines intellectuellen, und die intellectuelle vollkommene Darſtellung eines ſinnlichen Gegenſtandes, in Angemeſſenheit ſeines Hauptſatzes mittels des ſprechendſten Reichthums ſeiner Merkmahle für Verſtand und Einbildungskraft logiſch bezeichnet durch möglichſt wirkſame und zugleich möglichſt geringzählige, richtige, harmoniſche, melodiſche, ſymmetriſche, eumetriſche, rhythmiſche Sprachzeichen. Dieſe Definition iſt zwar etwas lang, aber ſie erfüllet ihre Pflicht. Sie ſagt nicht mehr und nicht weniger, als die weſentlichen Merkmahle ihres viel umfaſſenden Begriffes. Als Darſtellung Eines Gegenſtandes, fordert das Gedicht: Einheit, Vollſtändigkeit und Ebenmaß (Eumetrie) ſeiner Beſtandtheile; und in Hinſicht auf die Sprache: Eigenthümlichkeit, die kraftvollſte Wirkſamkeit, Deutlichkeit, ſprachgeſetzliche Richtigkeit, Harmonie, Melodie, Symmetrie, Eumetrie, Rhythmus.

In den angeführten Merkmahlen und Eigenſchaften, deren Erklärung freylich einiger Vorleſungen bedürfte, beſteht die Vollkommenheit eines Gedichtes in jeder Gattung und Sprache. Wer ein halbes Dutzend angeblicher Dichter geleſen, und eine ziemliche Phraſenſammlung aus denſelben in ſeinen Kopf eingeſcheuert hat, kann leicht eine Reimerey zuſammenflicken: aber daß es nichts Leichtes ſey, ein vollkommenes Gedicht und einen vollkommenen proſaiſchen Aufſatz zu ſchreiben, kann ſchon daraus erhellen, daß Griechenland und Rom zu einem hohen Grade der Geiſtesbildung gelanget ſeyn mußten, bis ein Homer und Herodot, ein Horaz, Virgil und Livius entſtehen konnten. Deutſchland hatte, wie bereits geſagt wurde, in dem benannten Zeitraume vielen Fleiß und viele Wiſſenſchaft: und doch lagen die redenden Künſte ſehr darnieder. Es muß die Schriftſprache des Volkes, es müſſen die ſenſitiven und rationellen Fähigkeiten des Schriftſtellers zu einer hohen Vollkommenheit ausgebildet ſeyn, um unter der Leitung des richtig urtheilenden Verſtandes aus dem unbegränzten Gebiethe der menſchlichen Erkenntniß und Einbildungskraft zur Bezeichnung einer hiſtoriſchen oder rationellen Wahrheit die weſentlichen und zufälligen Merkmahle harmoniſch aufzufaſſen, und mittels der wirkſamſten Bilder ſie, einſtimmig mit den Geſetzen des rationellen Denkens und Erkennens, bey dem metriſchen Zwange des melodiſchen Rhythmus, und mit der geringſten Zahl von Zeichen, zur ideenreichſten und ſprechendſten Bedeutſamkeit der ſinnlichen Vernunftſprache zu erheben. Wir wollen nun unterſuchen, wie nahe die Deutſchen Dichter der benannten drey Zeiträume dem Ideale eines vollkommenen Gedichtes gekommen ſeyen, und bis zu welchem Grade ſie die logiſchen Erforderniſſe der echt dichteriſchen Darſtellung befriediget haben. Wie Horaz ſagt: Fungar vice cotis, acutum reddere quae ferrum valet, exsors ipsa secandi.

(Fortſetzung dieſer II. Lieferung folgt.)

* * *

Zeitgloſſen.

1.— Wie könnte denn in der Journaliſtik dieſer oder jener Stadt eine gewiſſe Solidität, Harmonie, Tactmäßigkeit, beſonders in vaterländiſcher Hinſicht, eine glückliche Wechſelwirkung, ein friſcheres Geſammtgedeihen erzielt werden? Durch regelmäßige Zuſammentretungen der Vorſteher oder Redacteurs! Hier müßten ſie ſich z. B. über die geeigneten Intereſſen des Vaterlandes beſprechen, über die Mittel, ſie durch ihre Blätter echt patriotiſch zu befördern; ſich über feſte Grundſätze verſtändigen, über die Anforderungen der Zeit und der Leſer, über ihr eigenes gemeinſchaftliches Beſte, über die Art und Weiſe, ihre Blätter immer werthvoller, tüchtiger auszubilden u. ſ. w. Genug als Anſtoß!·

2.— Bey allen geiſtigen und materiellen Hervorbringungen muß man wohl eben nicht die individuellen Umſtände des Erzeugers, wohl aber die Ortsverhältniſſe in Anſchlag bringen, und bey dieſen wieder die allgemeinen Conjuncturen berückſichtigen.

3.— Die Autoren ſind die Öhlerzeuger, die Buchhändler die Laternanzünder der Cultur. Darum haben ſie ſo viele Widerſacher. Auf alle Fälle bilden ſie eine Art, wenn gleich unabſichtlicher, Oppoſition.

4.— Die Sucht der Leſerey von Liebesgeſchichten, Novellen, ſchöngeiſteriſchen Erzählungen und dergleichen zierlichen Ausgeburten, die Wuth der Romanlectüre iſt in Deutſchland, vornehmlich bey jungen Leuten und dem ſchönen Geſchlechte, dergeſtalt eingeriſſen, daß dieſe Perſonen nicht begreifen mögen, wie eine Zeitſchrift denn etwas Anderes liefern könne, als ſolche Sachen. Es iſt eine wahre Peſt, ein arges Gebrechen der Zeit. Soll man ſich dagegen nicht ſo lange wehren als möglich? Iſt das nicht Pflicht? Wird es, Falls man ſiegt, nicht eine Gattung von Verdienſt um das Nützliche, Wiſſenſchaftliche, Practiſche, Gemeinnützige, Wahre und Gute und Erſprießliche, kurz, um die rechte Bildung ſeyn? »Seyd doch ein Damm gegen die Gemeinheit,« ruft der geniale Wildenhayn irgendwo aus, »und füttert den Zeitaffen nicht mit Zuckerbrot: hungert ihn lieber aus!« Vor allen Dingen aber muß man hinzuſetzen: macht, daß ihr euch nicht ſelbſt aushungert. Darauf kommt doch Alles an. Alſo Halbheit und Halbheit, bis man ſich für das Echte entſcheiden kann?!

5. — Was iſt ein Plagiat? Eine fremde Leiſtung, die man für eine eigene ausgibt. Wenn man aus irgend einer Schrift einen Auszug liefert, ſie, weil ſie nicht genannt werden darf, verſchweigt, ohne übrigens ſeinen Nahmen darunter zu ſchreiben: iſt das Plagiariſtik? Und was iſt der, ſo dieß alſo nennt?

6. — Beſonders in früherer Zeit hat man allzuwenig darauf geachtet, daß die Druckſchriften die eingreifendſten Emiſſäre wohlthätiger Verwaltungen ſind. Ein Buch iſt der natürlichſte, treueſte, ausreichendſte, verſchwiegenſte und — wohlfeilſte Agent der Obrigkeit.

7. — Wagt es Einer, ſich gegen den Dichter Göthe aufzulehnen, ihn nur zu tadeln: welch ein Aufſehen, welch ein Verargen! Wie weit entfernt, zu erwägen, was Göthe ſelbſt überaus geiſtreich geſagt hat: »Lob und Tadel muß ja ſeyn.« Dieſer Zug thut dar, daß es trotz aller Verneinung doch einen literariſchen Deſpotismus gibt. Nahmenritterey, nicht Sachwürdigung. Schlecht genug! Es iſt aber ſo. Bey dem ſelbſtſtändigen Blick und Sinn der Deutſchen iſt es doppelt auffallend. Niemand beſitzt oder zeigt die Keckheit, Geſchmack zu haben. Wer es doch thut, wird von den lobhudelnden, geblendeten Vergötterern für einen critiſchen Rebellen erklärt. Als ob in ſolchen öffentlichen Sachen nicht Jeder das Recht hätte, mit ſeinem Urtheil ein Urthel zu fällen, wenn er ſonſt kein Eſel iſt, er mag ſeyn, wer er wolle, heißen, wie er wolle. Und nun kommen ſogar noch einige Leute, welche dieſes Recht für Pflicht anſehen; als Pflicht gegen Nachbetherey, Selbſtgefangennehmung, Eigenentwürdigung handhaben wollen. Das wird ein Naſerümpfen geben! Donner und Doria!!

8. — Unter die ſchlimmen Zeichen der Zeit gehört das finſtere Mißtrauen und jener brütende Argwohn, der ſtets geneigt iſt, den redlichſten Abſichten unlautere Beweggründe unterzulegen. Überall, ſelbſt bey dem Edelſten, wittert man unliebſame oder arge »Tendenzen.«

9. — In Nr. 141 dieſer Zeitſchrift wird gewünſcht, daß eine Art Blumenleſe des Calderon herausgegeben werden möchte. Eine Überſetzung der ſämmtlichen Schöpfungen dieſes Shakſpeare der Spanier (wie er dort nicht unpaſſend genannt wird) wäre freylich am wünſchenswertheſten *). Zwar iſt die Aufgabe ſchwer. Aber wenn derſelbe wackere Kunſt-Philoſoph, von dem wir z. B. ſchon »das Leben ein Traum« in herrlicher Bearbeitung beſitzen; wenn Herr A. Weſt ſich ihr unterzöge, dann könnte man Trefflicheres erwarten, als bey Shakſpeare: Gediegenes, Vollendetes im Geiſt und Wort!

10. — Man muß ſehr viel Stoff und Geiſt beſitzen, um das ſchöne Vorrecht zu haben, von Werkeltagsleuten »ein Narr« geheißen zu werden.

* * *

Wohlgemeinter Rath.

Kennſt die Dinger du wohl, ohn' die es nicht Kraft und nicht Geiſt gibt?
Nerven, ſo heißen ſie Freund! Taugen ſie nichts, nun ſo ſchweig!

---

*) Die A. W. Schlegelſchen zwey Bände und die Leiſtungen des Malsburg und Gries können in dieſem Sinne nicht in Betracht gezogen werden.

Unter den Dichtern biſt du ein unerträglicher Kranker;
Unter Patienten ein ganz leidlicher Dichter wohl auch!

Immer ſingſt du von Krankheit und neu errungner Geneſung:
Wirf doch die Leyer hinweg, ſtreiche geſünder den Baß!

— — — t.

Allgemeine Novelliſtik.

(Die in dem Converſ. Bl. erwähnten Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Den 25ſten v. M. am Katharinentage, wurde die dießjährige Redoute, zum Vortheil des Penſionsfonds für die Wittwen abgeſchiedener Tonkünſtler, im großen Redoutenſaale gegeben. Zahlreich fanden ſich die Freunde heiterer Geſelligkeit und luſtiger Maskenſpiele in froh-durchſchwärmten Nächten, hier zuſammen, und erhöhten das Vergnügen durch prunkloſe Beförderung des edlen Zweckes. Rüſtig flatterte die Jugend zwiſchen Freundſchaft und Liebe dahin; ruhig wanderte der bedächtige Mann, von der ernſten Hausfrau und der ſittigen Tochter begleitet, und lächelnd durchzog das bunte Gewühl der ſtille Betrachter, nicht verſchmähend den Preis aus ſchönen Händen, wenn er ihm zu Theil geworden wäre. Möchte gleich nagende Eiferſucht hinter mancher freundlich-blühenden Mädchenlarve, unter manchem frommen Gewand finſterer Argwohn brüten; wie die Nacht ſelig vereint, ſo verſcheuchet der Tag die gräulichen Larven der Zwietracht.

Um zehn Uhr war der große Saal noch wenig beſetzt und der kleine faſt dunkel und leer. Einzeln und raſtlos ſtreiften die Männer umher, als wollten ſie die Zukunft befragen; genügſam und paarweis, die Gegenwart genießend, ſaßen die Frauen ſeitwärts, und ihre bey weitem kleinere Zahl verſchwand in jener größeren faſt gänzlich. Das ungleiche Verhältniß erhielt ſich die ganze Nacht hindurch. Dagegen ſtand der maskirte weibliche Theil mit dem unmaskirten ſo ziemlich im Gleichgewicht. Wenn das ſchimmernde Gemiſch phantaſtiſcher und characteriſtiſcher Trachten und Gewänder eine Redoute ſchmückt und belebt, ſo woben auch hier die Frauen, wenn auch nicht himmliſche Roſen, doch irdiſche Blumen in's nächtliche Leben, denn ſie allein hatten ihre Erfindſamkeit aufgebothen, die Neubegier zu reizen und die Schauluſt zu befriedigen. Sie, die durchs liebe lange Jahr ſelbſt die anſtändigen Ergötzungen des geſelligen Lebens nicht ohne Zwang erkaufen, betreten hier einen freyeren Spielraum unter geheimnißvollen Hüllen, und durchſchweifen dennoch dieſen erweiterten Kreis nicht im Genuß voller Zwangloſigkeit, da die Männer in ihrer täglichen Kleidung, wie es auch dießmahl der Fall war, Freyheit und Bequemlichkeit zugleich genießen. Die letzteren waren übrigens anſtändig und größtentheils mit Auswahl gekleidet; Mäntel bemerkte man kaum. Phantaſie und ſinnreiche Erfindungskraft zeigten ſich mit einem ſchwachen und unſcheinbaren Gefolge von Masken. Einige fromme Schweſtern gefielen durch Tracht und Farben, wie durch zierliche Geſtalt und Übereinſtimmung des Ganzen. Mehrere ſchwarz und weiß gemiſchte Phantaſie-Masken waren geſchmackvoll zuſammengeſetzt, doch ohne Bedeutung. Einige groteske Verhüllungen ſollen bedeutendere Perſönlichkeiten umſchloſſen haben. Landdirnen und Pilgerinnen zogen häufig vorüber; ob treuherziger Sinn und Bußfertigkeit ſie geleiteten, blieb wenigſtens für die Schauenden ein Geheimniß. Fledermäuſe ſchwirrten ein ganzer Schwarm umher. Man iſt nicht geneigt, weder reizende Geſtalten noch friedfertige Intentionen unter dieſen Larven zu ahnen, vielmehr verbreiten ſie etwas Unheimliches und Finſteres, aber auch den rechten abenteuerlichen Ton über ſolche Nachtgemählde. Viele mit dem Siegel der Verſchwiegenheit auf dem Munde begegneten uns, dem flimmernden Brillantring; ob echter Gehalt dem Schein entſprach, darüber konnte nur der Kenner entſcheiden; man weiß wohl, daß Frauen ihre eigenen Geheimniſſe beſſer als die ihrer Freunde und Gefährtinnen, beſſer als Männer die ihrigen bewahren können; aber es iſt auch bekannt, daß man am liebſten mit unbekannter Tugend prunkt, und daß die verſchmitzte Eitelkeit jeder menſchlichen Tugend auf die Ferſen tritt. Aufrichtiger war die Schaar der Geſchwätzigen vielleicht, die der Männer Ohren mit einem unverſtändlichen Wiſchi-Waſchi erfüllten, aber bereitwillige Geiſter genug fanden, die ſich der gleichgeſtimmten Seelen freuten und hin und wieder in ihr leeres Innere ein Räthſel aufnahmen, deſſen Löſung ihnen für den folgenden Tag eine leere Beſchäftigung gewährte.

Um Mitternacht füllte ſich der Saal plötzlich, und gegen ein Uhr war die Hitze erſtickend, das Gedränge peinlich, beſonders gegen den Aufgang zur Gallerie, wo zahlreiche Zuſchauer neubegierig in's Gewühl hinunterſtarrten und wieder von Neubegierigen umſchwärmt wurden, die theils Abenteuer ſuchten, theils die Lauſchenden belauſchen wollten. Auch in dem kleinen Saal ward es frühzeitig lebhaft und immer lebendiger; manche intereſſante Erſcheinung, die dieſem freyeren Aufenthalt vorzugsweiſe zugethan ſchien, both doppelten Erſatz dem Flüchtling aus dem drückenden Zuſammenfluß der großen Menge. Der Speiſeſaal war ſehr ſpärlich beſetzt, und die Gäſte nahmen durchgängig ab und zu in gleicher Zahl. Deſto beſuchter, ſollte man denken, ſey die beliebte Seufzer-Allee geweſen? Mit nichten! ſie glich einem entblätterten Lindengang im Herbſt, wo einzelne Vögel mit abgebrochenen, kläglichen Tönen durch die ſtarren Zweige ſchlüpfen, und die Entvölkerung weckte, wie es ſonſt die Menge von Beglückten und Beglückenden zu thun pflegt, im Herzen des einſamen Wanderers Sehnſucht, der ſich in die Tage der Jugend und Liebe träumt. Man hätte glauben mögen, dieſer Winter beſitze die eigenthümliche Kraft, Herzen zu erſtarren, wenn die Dichter aller Zeiten nicht ſo oft geſprochen und geſungen hätten, daß man unmöglich daran zweifeln kann, und wenn unſere Dichterlinge nicht täglich noch klimperten und dudelten: daß Liebe ſelbſt des Nordpols, oder was noch mehr iſt, des Südpols ewige Eisgebirge ſchmilzt. An hübſchen Geſichtern war kein Mangel, und durfte man unter ſorgſam verbergenden Hüllen nicht gleichfalls Reizendes vermuthen? — Wer aber kann dem ſehnenden Verlangen ſelbſtgeſchaffene Täuſchungen verwehren? Die Schönheit trügt öfter als die Häßlichkeit, und Träume ſind minder gefährlich als der Beſitz. Im Ganzen war dieſe Redoute nicht glänzend, aber zahlreich, und die Menge bewegte ſich innerhalb der Gränzlinien des Mittelſtandes.

Seit der Erſcheinung natürlicher Magieen und ergötzlicher Productionen aus der Experimental-Phyſik, hat die Taſchenſpielerkunſt ihren Credit nach und nach verloren, wenigſtens wird ſie mehr im Gewühl einer ſchauluſtigen Menge oder im Dunkel der Nacht, als vor einer hellſehenden Verſammlung und auf einer im Kerzenſchimmer prunkenden Tafel geübt. So wie ihre Geheimniſſe mehr und mehr in den Beſitz der Dilettanten kamen, die manchen Meiſter, der ſeine Virtuoſität öffentlich producirt, überbiethen, ſo erhoben die Profeſſioniſten ihre Escamotage zur Würde der Kunſt, belegten ſie mit glänzenden Titeln und wiſſenſchaftlichen Benennungen, ohne welche ſie in größeren Kreiſen nicht mehr zum Vorſchein zu kommen pflegt. Freylich werden hier die alten abgenutzten Gaukelſpiele ebenfalls verſchmäht, und man ſieht einen Künſtler in magiſchen Wunderwerken jetzt nicht mehr ganze Ballen Werg verſchlingen, und ein Waarenlager von Bändern im bunteſten Gemiſch unter comiſchen Grimaſſen wieder aus dem Munde ziehen, noch einem unſchuldigen Mädchen ohne Berührung ein ſchreyendes Liebespfand in die Schürze hexen; aber Uhren und Ringe verwandeln ſich in lebendige Geſchöpfe, und aus der Erde ſchießen Büſche von lieblichen Blumen empor, von bläulichen Flammen getrieben und gelockt.

Der Mechanicus Weiß producirt ſeine magiſchen Beluſtigungen ſeit einigen Wochen im Saale zum römiſchen Kaiſer. Sein Apparat iſt einfach und anſpruchlos, ſein Benehmen gefällig und diſcret; die Kunſtſtückchen gibt er mit guter Auswahl und einige zeichnen ſich durch artige Wendungen aus. Indem wir die Beyſpiele hier aus einer einzigen Vorſtellung entlehnen, führen wir den in ein Käſtchen gelegten und wohl verſchloſſenen Fingerring an, der auf ein gegebenes Zeichen zwiſchen zwey auf der Tafel ſtehenden Cylindern ſchwebend erſcheint und ſich plötzlich in ein paar niedliche weiße Mäuschen verwandelt, die ihrem Herrn und Meiſter am Arme zahm und gehorſam herumkriechen.

Ein anderes Stückchen iſt folgendes: Eine Taſchenuhr verwandelt ſich in ein kleines, weiß und hellbraun geflecktes Meerſchwein: dieſes wird auf einen Teller von Meſſing geſetzt und einer Glocke von demſelben Metall ſo feſt eingedrückt, daß ohne Zweifel bey längerer Dauer das Thier erſticken würde. Die Dame wird befragt, ob ſie den Inhalt des Gefäßes, wenn es wieder geöffnet wird, auf ihrem Schooß empfangen wolle? Dieſe, die gleich den übrigen Zuſchauerinnen ſchon die Erſcheinung des weißen Männchens mit beyſpielloſer Herzhaftigkeit ertrug, findet ſich dem neuen Überfall nicht mehr gewachſen, worauf alsbald unter höflichen Beruhigungen von Seiten des Meiſters das eingeſchloſſene Thier in einen Haufen Blumen ſich verwandelt, die der angenehm überraſchten Zuſchauerinn entgegen fliegen. Wir dürfen Herrn W. dieſe Artigkeit nicht als ein großes Verdienſt anrechnen, denn aus Mährchen und Opern iſt uns hinlänglich bekannt, daß es von je her ſehr galante Zauberer und Tauſendkünſtler gab. Nicht minder anziehend iſt die Verwandlung der in einem mit Erde gefüllten Gefäß befindlichen Knospen, die mittels eines darauf geſtellten und von unten und oben durch Spiritus-flammen erwärmten Cylinders nach einigen Minuten zu einem aus Roſen und Nelken gemiſchten Blumenbuſch emporgeſchoſſen ſind. Neu iſt dieſes übrigens eben ſo wenig als das Kunſtſtückchen mit dem kleinen, durch Anſchlagen einer Glocke Antwort gebenden, goldenen Köpfchen. An dieſes reiht ſich die Uhr an, deren Stundenzeiger jede heimlich genannte Zahl angibt, ohne daß der Fragende ſie berührt, oder ſich einmahl der Tafel nähert. Es wird intereſſant, die angezeigte Stunde zu bemerken, wenn eine reizende Zuſchauerinn ſie beſtimmte, in ſo fern es erlaubt iſt, ſie für eine bevorſtehende glückliche zu halten. Am überraſchendſten iſt die Wanderung des Ringes aus dem von einem Zuſchauer gehaltenen offenen Käſtchen, über ein an beyden Enden feſtgezogenes Band, in die Hände des Mechanikers. Die Verwandlung des Weines in Waſſer geſchieht täglich, wiewohl durch eine andere Manipulation, und unſere Weinſchenken haben dieſen Mechanismus bis zur größten Fertigkeit gebracht.

Die Kunſt der Rede hat ſich Herr Weiß nicht zu eigen gemacht; Ausſprache, Accent und Vortrag gereichen weder dem Sprecher noch der norddeutſchen Mundart zu beſonderem Lobe. Lieblingswörter des Redenden ſind »herin und gehangirt.« Doch hört man auch den höflichen Ausdruck »Kunſtfreunde« häufig wiederholen, und der Künſtler bezeichnet mit ſchmeichelhafter Freygebigkeit vorzüglich die ihm zunächſt ſitzenden Zuſchauer durch die Benennung: erſter, zweyter, dritter und letzter Kunſtfreund.

Wer ſich dem ungewöhnlichen und täglich wiederkehrenden Gedränge, das ſo viele ausgezeichnete Gäſte in den größeren Schauſpielhäuſern jetzt veranlaſſen, einmahl entziehen will, der wird in dem Spielſaal des Mechanikus Weiß ein Stündchen oder zwey ganz angenehm verbringen, auch überdieß bequemen Platz und ziemlich friſche Luft finden.

Vinzenz Cramer, Zögling des Conſervatoriums in Prag, und Schüler des Herrn Worziſchek, der auf ſeiner Kunſtreiſe durch Deutſchland unter andern auch die Gnade hatte, ſich im Salon Ihrer Majeſtät der Königinn von Bayern in Gegenwart Sr. Majeſtät des Königs und der königl. Familie mit Beyfall hören zu laſſen, wird morgen um die Mittags-Stunde in dem k. k. kleinen Redouten-Saale ein Vocal- und Inſtrumental-Concert geben. Die Eintritts-Billetten, zu dem ſehr beſcheidenen Preiſe von 3 fl. W. W., ſind in der Kunſthandlung des Herrn Steiner im Paternoſtergäßchen und Thadd. Weigl auf dem Graben, und am Tage der Aufführung bey der Caſſe zu haben.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625), wöchentlich drey Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 17 fl. W.W. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

147.

(Wien, Samſtag den 9. December.)

Sonette nach Petrarca *).

1.

Laura's Kaltſinn.

(180 Son. Ciò doolai con si giusta querela etc.)

Welche Flammen, welchen Feuergeiſt
Haucht' ich nicht in meines Liedes Töne,
Ach, dein Herz zu ſchmelzen, harte Schöne,
Das ſelbſt in Orion's Gluthen eiſ't!

Doch das Eis, was deine Bruſt umſchließt,
Schmilzt nicht meiner Klagen Gluth, noch Thräne:
O, daß dich die Welt verachtend höhne,
Deren Blick mich langſam tödten heißt! ...

Haß für dich und Huld für mich zu flehen,
(Alſo will's des Schickſals herber Schluß!)
Fühl' ich, ... daß mir Will' und Kraft entſtehen.

Weil ich, Einz'ge! ſtets dich preiſen muß,
O, ſo ſoll es Welt und Nachwelt leſen:
Wie entzückend ſüß mein Tod geweſen!

2.

Laura's Beſuch.

Nach ihrem Tode.

(239 Son. Quante Fiate al mio dolce ricetto etc.)

Wenn ich der Welt und oft mir ſelber gram,
Einſiedlich hier in holder Öde weile,
Um Sie, die als mein Hort in's Leben kam,
Die ſtille Luft durch laute Seufzer theile:

Täuſcht mich der Wahn von ihr ſo wunderſam,
Daß ich hinaus in's tiefſte Dickicht eile,

---

*) Zwey andere ſiehe Aglaja 1821.

Nach ihr, die, ach! der bittre Tod mir nahm,
Voll Inbrunſt ruf', aufſtöhne, ſchluchz' und heule.

Dann ſeh' ich ſie als Nymph', als Göttinn bald
Dem klaren Grund der Sorge *) hehr entſteigen,
Und ſanft herab, am Born zu ruhn, ſich neigen.

Gleich einer Frau, die hier noch lebet, wallt
Sie nun durch's friſche Grün; indeß voll Zähren
Sich ihre Blick' erbarmend nach mir kehren.

Gottlieb Leon.

Ontologiſche Neuigkeiten.

Von A. Rittig v. Flammenſtern.

XX.

Intereſſant ſind die Beobachtungen, welche Robert Bald über den Wärmegrad der Luft und des Waſſers in den großbritanniſchen Steinkohlengruben, beſonders in den tiefſten machte. In der Grube zu Killingworth in der Grafſchaft Northumberland, der tiefſten — 1200 Fuß — unter der Oberfläche, hatte das Waſſer in dieſer Tiefe 74 Grad Fahrenheit und die Luft 77 Grade. Die Grube Jarrow in der Grafſchaft Durham hat den tiefſten ſenkrechten Schacht, 900 Fuß bis zum Fuße der Pumpen. Bald iſt nicht der Meinung, daß, wie man allgemein annimmt, die Zerſetzung des Kieſes die Urſache des zunehmenden Wärmegrades in Kohlengruben ſey.

Der hieſige befugte Tiſchler, Erneſt Seifert, verfertigt mechaniſche Wäſchrollen, welche in Hinſicht der hierbey angebrachten ſinnreichen Verbeſſerung ſehr empfehlungswerth ſind. Die Wäſchrolle wird hier auf eine einfache Weiſe mit einer Kurbel nach Belieben in Bewegung geſetzt und durch den Druck eines angebrachten Hebels wird mit Leichtigkeit die Aufhebung des obern ſchweren Kaſtens bewirkt. Da durch dieſe mechaniſchen Vorrichtungen viel an der Zeit, welche das Wäſchrollen auf den gewöhnlichen Vorrichtungen erfordert, gewonnen wird und überdieß auch jede Gefahr einer Quetſchung für den Manipulanten beſeitiget auch der Preis nicht überſpannt iſt, ſo dürften dieſe mechaniſchen Wäſchrollen die bis jetzt üblichen derley Rollen, je nachdem letztere durch neue zu erſetzen ſind, in der Folge ganz verdrängen. Seifert wohnt in der Joſephſtadt Nr. 123.

Ein zweyter Verſuch mit der von Hrn. Farkas Edlen v. Farkas-Falva erfundenen Tauchermaſchine fand am 21ſten October l. J. am nähmlichen Platze, wie das erſte Mahl, in dem Donauarme, wo die Schwimmſchule ſich befindet, Statt. So wie am 1ſten October l. J. — Conv. Bl. Nr. 127 l. J. Ontol. Neuigk. Nr. XIX. — ſtieg auch dieſes Mahl ſein Diener in die Tauchermaſchine, und nachdem derſelbe über eine Stunde das Rechteck der Schwimmſchule unterm Waſſer durchſchritten hatte, werd er wieder auf die Oberfläche des Waſſers emporgehoben. Als er aus der Tauchermaſchine ſtieg, ſchien er auch nicht im geringſten erſchöpft zu ſeyn. Da ich meinen Leſern eine nähere Beſchreibung dieſer Tauchermaſchine zugeſichert habe, ſo folgt ſie hier, in ſo weit es, ohne das eigentliche Geheimniß des Erfinders zu gefährden, geſchehen kann. Die Farkas'ſche Tauchermaſchine iſt eine Art Ritter-Rüſtung von Kupferblech, mit Arm- und Fuß-Gelenken, deren gelenkige Theile überdieß noch mit waſſerdichtem Leder überzogen ſind. Dieſe ganze Taucherhülle beſteht aus zwey Haupttheilen, nähmlich dem obern Theile oder eigentlichen Kopf derſelben, welcher Theil bis zur Achſel reicht, und zum freyen Gebrauche der Augen mit Gläſern verſehen iſt, und dem untern Theile, der von der Achſel an den übrigen Theil des Körpers ſammt den Füßen einſchließt. Ich wiederhole: einſchließlich der Füße, weil mehrere Zuſchauer bey dem zweyten Verſuche gegen mich die Meinung äußerten, als ob die Farkas'ſche Maſchine eine Nachahmung jener wäre, die Klingert in Breslau im Jahre 1798 erfunden hat, welche aber nach der vor mir liegenden Zeichnung nur bis an die Knie reicht, ſomit ſchon allein in dieſem Puncte in der Conſtruction bedeutend von der Farkas'ſchen abweicht. Will der Taucher ſich in die Maſchine begeben, ſo ſteigt er am Schultertheile ein, indem ſonach der Obertheil angeſchraubt wird. An dem Rücken dieſer Maſchine iſt ein waſſerdichter Schlauch eingeſchraubt, in welchen Schlauch noch ein kleinerer hinein gezogen iſt. Durch dieſen kleineren Schlauch erhält der Taucher die nöthige Luft. Auf welche Art die Schläuche mit dem obern Theile auf der Oberfläche des Waſſers erhalten werden, wie es dem Taucher möglich iſt, nach eigener Willkür auf den Boden des Waſſers hinab zu ſteigen, herum zu gehen, Gegenſtände, die er findet, auf die Oberfläche des Waſſers zu befördern, wie er vor jeder Untiefe geſichert iſt, und welche Mittel ihm zu Gebothe ſtehen, um nach Belieben augenblicklich empor zu ſteigen, kann ich nur dann hier anführen, wenn er das Privilegium auf ſeine Erfindung, um das er bereits eingeſchritten iſt, wirklich erhalten hat. So viel glaube ich aber noch ſagen zu ſollen, daß die Farkas'ſche Tauchermaſchine bedeutende Vorzüge vor jener des Klingert hat; und wird dem Zeit verſplitternden Anſchrauben der Maſchinentheile durch eine Vorrichtung mit Federwerk abgeholfen, ſo entſpricht ſie vollkommen ihrem Zweck.

In der Biblioteca italiana findet ſich eine gegründete Rüge der kürzlich erſt geprägten Denkmünze der neuen Univerſität Warſchau. Die Inſchrift dieſer Denkmünze iſt wie folgt: Universitas literarum regia Varsoviensis auspiciis Alexandri I. condita A. D. XIII. Kal. Decem. MDCCCXVI inaugurata pridie Idus Maii MDCCCXVIII. Auf der andern Seite ſteht der Kopf des Kaiſers Alexander einem Minervenkopfe gegenüber, mit der Umſchrift: »Caesare Felix.« Nun iſt Letzteres fehlerhaft, da Minerva die Fürſten und Völker glücklich macht, nicht von ihnen beglückt wird. Das Caesare Felix könnte man von einer Stadt, z. B. Rom ſagen, und nur in dieſer Beziehung findet man es auf alten Münzen. Von den vorgeſchlagenen verbeſſerten Umſchriften würde ich für Coepta secundent ſtimmen.

Wegen dem beſchränkten Abſatz, den durch einige Zeit die engliſchen Eiſenfabriken erlitten, ſagen nun Londoner Nachrichten, es ſey entſchieden, daß dieſe Beſchränkung durch die große Competenz in Frankreich, Deutſchland und ſelbſt in Rußland herbeygeführt wurde, daß ſie aber gegenwärtig wieder durch die Einführung der eiſernen Waſſer- und Gasröhren bedeutend gewinnen. Es hat ſich wenigſtens in England bewährt, daß zur Gaserleuchtung keine andere als eiſerne Röhren taugen; und das Vorurtheil, welches bis jetzt, insbeſondere in England, verhinderte, ſie für die Waſſerleitungen in den Städten anzuwenden, iſt ſeit den zehn bis zwanzig Jahren ihrer Einfüheung ſo ſehr verſchwunden, daß man ſie nun in London und allen großen Städten der Inſel den hölzernen vorzieht. Für jene, die noch an den alten Vorurtheilen kleben, dürfte des Hammer-Inſpectors Haſe gehaltreiche Schrift: »Über die Waſſerleitungs-Röhren von Gußeiſen,« viel Belehrendes enthalten.

(Fortſetzung folgt.)

Über die ſchöne Literatur der Deutſchen.

Von M. Span.

II.

(Fortſ. von Nr. 146.)

Erſtes Tricennium, oder Haller- und Hagedorn'ſche Zeit.

An Sie.
Von Klopſtock.
1752.
(Geb. 1724. geſt. 1803.)

Zeit, Verkündigerinn der beſten Freuden,
Nahe ſelige Zeit, dich in der Ferne
Auszuforſchen, vergoß ich
Trübender Thränen zu viel!

Und doch kommſt du! O dich, ja Engel ſenden,
Engel ſenden dich mir, die Menſchen waren,
Gleich mir liebten, nun lieben,
Wie ein Unſterblicher liebt.

Auf den Flügeln der Ruh' in Morgenlüften,
Hell vom Thaue des Tags, der höher lächelt,

Auf Cidli's Zurückkunft.
Nach Klopſtock umgeändert
von
M. Span.

O Verkündigerinn der höchſten Freude,
Nahe ſelige Zeit! Ob deiner Ferne
Voll der Wehmuth, vergoß ich
Sehnlicher Thränen zu viel!

Endlich naheſt du! — O dich ſenden Engel,
Engel ſenden dich mir, die einſt als Menſchen
Rein ſich liebten, nun ſchirmen
Liebender frommes Gefühl.

Hold mit Roſen bekränzt voll Morgenduftes,
Voll von glänzendem Thau', und liebreich lächelnd,

Mit dem ewigen Frühling'
Kommſt du den Himmel herab.

Denn ſie fühlet ſich ganz und gießt Entzückung
In dem Herzen empor die volle Seele,
Wenn ſie, daß ſie geliebt wird,
Trunken von Liebe ſich's denkt.

Wie der wonnige Frühling,
Schwebſt du vom Himmel herab!

Jetzt ſchon fühlet ſein Glück, und voll Entzückung
Bebt das liebende Herz, wenn meine Seele
Denkt, daß Cidli voll Unſchuld
Kommt, und mich Glücklichen liebt.

Die Kunde, daß die geliebte Cidli nach einer langen Abweſenheit von ihrer Reiſe zurückkomme, füllet den Dichter mit der lebhafteſten Freude, welche in dieſer Ode ſich ausſprechen ſoll. Aber der froſtige Anfang mit der leeren Wiederhohlung »Zeit, nahe ſelige Zeit« ꝛc. iſt ihrer Bezeichnung nicht angemeſſen; und weil trübende Thränen mit ihrem Zerrlaute »trü, Thrä« am allerwenigſten ein Mittel ſind, einen Zeitpunct in der Ferne auszuforſchen: ſo findet ſich dabey auch ein falſcher Gedanke. Die zweyte Strophe iſt gegen das logiſche Verhältniß durch »doch« mit der erſten verbunden, als ob ein exceptiver Satz folgte, da doch ein copulativer folget. Wenn der Dichter geſagt hätte: »Dich je wieder zu ſehen, war mir die Hoffnung entfloh'n, und doch kommſt du«: ſo wäre das exceptive Bindewort richtig angewendet. Wollte man die zweyte Strophe mit der erſten in eine logiſch richtige Verbindung bringen: ſo wäre die erſte in dieſem Sinne zu nehmen: »Ich vergoß zu viele Thränen, welche meine Augen trübten, als daß ich in der Ferne dich wahrnehmen konnte: und doch kommſt du.« Aber dieſer Sinn wäre eben ſo läppiſch, als dem Hauptſatze unangemeſſen. Es iſt ein weſentlicher Fehler in Verſen und Proſa, wenn der Sinn der Worte nicht eine unverkennbare Deutlichkeit und Klarheit hat. Dem Klopſtock war beſonders die Gewohnheit eigen, ſo gar ſich ſelbſt undeutlich und ſinnlos zu ſchreiben. Sein Liebling, der junge Cramer, fragte ihn ſpäter oftmahls (ſo erzählet er in ſeiner Schrift, betitelt: »Er und über ihn«) um den Sinn dieſer und jener Stelle; und Klopſtock antwortete: »Als ich dieſes ſchrieb, wußte ich wohl, was es heiße: jetzt weiß ich es nicht mehr.« Nach dem Beyſpiele Klopſtocks haben unſere Schriftſteller in dieſem Puncte leider ſich nur zu viel gerichtet. — Nach dieſem kaltblütigen Anfange geräth der Dichter auf Ein Mahl in eine, nicht Geiſtes-, ſondern Wort-Ekſtaſe, indem er mit »O dich, ja Engel ſenden« ꝛc. ſich einer Form bedienet, welche nur dem ſtürmiſchen Gegendrange der lebhafteſten Vorſtellungen natürlich iſt. »Die Menſchen waren« iſt leer an Ideen; »gleich mir liebten« iſt kein characteriſirendes Merkmahl; »nun (nähmlich ſich) lieben« ꝛc. iſt fremdartig und mangelhaft ausgedrückt: Der Dichter hätte die Engel nicht mit gegenſeitiger Engelsliebe, ſondern als Schirmer ſeiner und der Cidli reiner Zuneigung ſchildern ſollen, um dieſe zwey Verſe mit dem Hauptſatze des Ganzen zur harmoniſchen Einheit zu bringen. Die dritte Strophe mahlet das liebliche Bild der freudigen Zeit nicht mit den anmuthigen Zügen, mit welchen ſie der Einbildungskraft des liebenden Dichters erſcheinen muß. »Auf den Flügeln der Ruh'«, ſagt Klopſtock; weil er wahrgenommen hatte, daß die Vögel, wenn ſie nach ausgeſtoßener Luft ſenkrecht ſich herablaſſen, die unbewegten Flügel als Fallſchirm gebrauchen. Aber nach ſeiner Handzeichnung gehören die Flügel eigenthümlich der Ruhe, und die kommende Zeit ſitzet über denſelben auf dem Rücken der Ruhe. Die beflügelte Ruhe und die auf ihrem Rücken ſitzende Zeit iſt ein Zerrbild der kranken Phantaſie. »In Morgenlüften, hell vom Thaue des Tags, der höher lächelt«, gibt uns Morgen und Tag als gleichzeitige Erſcheinungen; der Tag lächelt höher, folglich ein anderes Mahl tiefer; woraus ſich erkennen läßt, daß der Tag nach der Tonleiter ſowohl lächeln als lachen kann!: »Mit dem ewigen Frühling (e)« kann mit keinem phyſiſchen und metaphyſiſchen Grunde die äſthetiſche Kraft und Wahrheit des Epitheton »ewig« erproben. »Kommſt du den Himmel herab« iſt ein unrichtiger Ausdruck. Man ſagt richtig von einer ſtätigen Ebene und von einer ſchiefen Fläche: »Er kommt dieſen Weg, er kommt den Berg herab, herauf:« aber da der Himmel nicht als eine herab reichende Steige ſich denken läßt: ſo läßt ſich auch nicht mit Richtigkeit ſagen: Er kommt den Himmel herab; weil das bey den übrigen Formen ellipſirte Mittelwort »gehend, abſteigend, aufſteigend,« hier nicht anwendbar ſeyn kann. Die letzte Strophe iſt abermahls gegen das logiſche Verhältniß durch das Cauſal-Bindewort »denn« angehängt, als ob ſie die vorher gehende als Cauſal-Satz begründete, da ſie doch einen Conſecutiv-Satz enthält. Der Dichter könnte wohl richtig ſagen: »Ich bin entzückt von Freude, denn Sidli kommt zurück«; aber nicht: »Sidli kommt zurück, denn ich bin von Freude entzückt.« Wenn das umgekehrte Verhältniß Statt haben ſollte: müßte eine andere Prämiſſe vorausgeſchickt ſeyn. Eben ſo unrichtig iſt das vermeintliche Bild: »Die volle Seele gießt in dem Herzen Entzückung empor.« Wie ſoll die Einbildungskraft des Leſers aus dieſer Fratze ein Bild formen, um dadurch dem Verſtande einen angemeſſenen Begriff vorzuſpiegeln? »Entzücken« (das Intenſivum, und nicht, wie Adelung ſagt, das Frequentativum, von »entziehen«), jetzt nur im bildlichen, d. i. im metaphyſiſchen Sinne gebräuchlich, heißt mittels der Erfreulichkeit Einen der Beſinnungskraft entziehen: »Entzückung« aber bezeichnet die wirkende Urſache, die Handlung, den paſſiven Zuſtand des Entzückens. Der Leſer, welcher nach den gegebenen Sprachſymbolen zu denken verſteht, muß ſich nun dieſen Zuſtand als den Waſſerſtrahl eines Springbrunnens denken, welchen die volle Seele, in dem Herzen ſitzend, empor ſpritzet, das heißt, er muß ſich einen viereckigen Cirkel, ein undenkbares Ding als ein denkbares vorſtellen. Eben ſo wäre, den Kunſtregeln gemäß, die Cacophonie »Wenn ſie, daß ſie«, der rauhe Pleonasmus »ſich's«, und die niederige Metapher »trunken von Liebe«, zu vermeiden geweſen. So ſind alle Gedichte, von den erſten bis zu den letzten beſchaffen, welche Klopſtock bis zu einem Alter von 79 Jahren ſchrieb: und doch iſt er noch immer der größte und der unerreichte Dichter Deutſchlands. Als er dieſe Ode ſchrieb, war er 28 Jahre alt. Es wäre ſeinem ausgezeichneten Genie unmöglich geweſen, in dieſem Alter ſo fehlerhaft zu ſchreiben, wenn er als Knabe und Jüngling in der Sprachenkenntniß, in der Lectüre der Griechen und Römer, in den Regeln der redenden Künſte und in der Philoſophie, zweckmäßig und gründlich wäre unterrichtet worden. Daß er aber als Mann von ſechzig Jahren die Fehler ſeiner Darſtellungen noch nicht wahrnehmen konnte, dürfte erſichtlich machen, von welcher Wichtigkeit die zweckmäßige und zweckwiderige Einrichtung der öffentlichen Unterweiſung ſey, und daß die Einrichtung und Leitung derſelben nur ſolchen Männern ſollte anvertrauet werden, welche an Kenntniſſen und an practiſchen Erfahrungen der Lehrkunſt dem umfaſſenden Geiſte eines Leibniz ſo nahe als möglich kommen. Hätte Deutſchland in den höheren Ständen jenen Grad der Geiſtesbildung erreicht, auf welchen der große Leibniz durch vielſeitige Anſtrengung es zu erheben vergeblich ſuchte: ſo hätten die Ereignungen, welche ſeit dreyßig Jahren geſchehen ſind, unmöglich Statt finden können. Wer die weſentlichen und zufälligen Merkmahle der Begriffe, ihre gegenſeitige Beziehung bey Urtheilen und Schlüſſen, in einem Gedichte, in einer proſaiſchen Darſtellung nicht richtig auffaſſen kann, der weiß ſie auch da nicht auszuheben, wo das Wohl und Weh der Welt und Nachwelt auf dem gefährlichen Spiele blinder Mißgriffe ſteht.

(Schluß dieſer Lief. folgt.)

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Es beurkundet wohl nichts ſo ſehr den Werth der Madame Catalani, als daß ſich die vorzüglichſten Sängerinnen unſerer Zeit ſo gern und ſo oft mit ihr vergleichen und ſich mit ihr zu meſſen verſuchen. So hörte man ſchon öfter von einer deutſchen Catalani ſprechen, nun erſchien eine nordiſche. Dieſe, Madame Bender und die Gebrüder Bender, kaiſ. ruſſiſche Hofclarinettiſten, gaben Sonntags am 3ten December im k. k. kleinen Redouten-Saale ein Concert, in welchem die beyden Brüder das non plus ultra der Kunſtfertigkeit auf ihrem Inſtrumente hören ließen. Sie blieſen ein Concertino von Danzi, ſodann ein Adagio und Rondo, von Meß, beyde Stücke für zwey Clarinetten mit Begleitung des ganzen Orcheſters. Sie zeichneten ſich durch Lieblichkeit, Stärke, Völle und Rundung des Tones, ſo wie durch die Überwindung der größten Schwierigkeiten, das vollkommenſte Enſemble und den geſchmackvollſten und innigſten Vortrag gleich aus. — Die beyden Brüder ſcheinen mit ihren Inſtrumenten in der Hand nur von einer einzigen Seele belebt, und dieſe Seele ſtrömt über in den ſchmelzendſten, rührendſten Tönen. Erſtaunenswürdig iſt ihre Verwendung des Athems, da ſie nach dem erſchöpfendſten Pianiſſimo, wo der Ton nur mehr wie Silphen-Geliſpel dahinſchwebt und einem Purpurſtreifen in azurner Himmelblaue gleicht, der erbleichend und erbleichend in fernſter Ferne kaum mehr erkannt wird, dennoch am äußerſten Saum desſelben noch Kraft zu einem Aufſchwung zum Forte finden. Sie entzückten alle Hörer und wurden nach jedem Stücke gerufen. Madame Bender ſang eine Arie von Portogallo, ein capricioſes Rondo von Puccitta und die Variationen »Oh dolce contento« über ein Mozart'ſches Thema aus der Zauberflöte. Alle drey Geſangſtücke ſind aus dem Repertorium der Madame Catalani. Die Stimme der Mdme. Bender iſt ſehr groß, ungemein ſtark, von bedeutendem Umfang; iſt aber häufig klanglos und ſpricht nicht ſehr zum Herzen. Obwohl ihr eigentlich nichts verſagte und ſie beſonders in den Variationen ſehr viele Bravour entwickelte, ſo wirkte ihre Leiſtung bey der ſichtbaren Anſtrengung nicht ſonderlich. Deſſen ungeachtet muß man die Sängerinn für eine ausgezeichnete Künſtlerinn erklären, und geſtehen, daß ſie viele Stellen mit ſehr viel Zartheit vortrug und durch ihre Bravour Erſtaunen erregte; auch ihre Bemühungen lohnte lebhafter Beyfall. Eine

Cherubiniſche Ouverture wurde zum Anfange unter der Leitung des Herrn Orcheſter-Directors **Clement** mit aller Vollendung gegeben. W — t.

Im Joſephſtädter Theater ward ſeit einiger Zeit ununterbrochen fortgegeben: **Die drey Zeitungen,** oder: **Die Recenſenten im Reiche der Todten.** Comiſches Zauberſpiel mit Geſang und Tableaux in zwey Aufzügen. (Nach einer Skizze frey bearbeitet) — Es kann uns wenig daran liegen, zu wiſſen, von wem die Skizze, oder die Bearbeitung iſt; das Stück kann aber als ein Seitenſtück zu dem Luſtſpiel: **Die Journaliſten,** betrachtet werden; — wenigſtens hat es beſſeren Erfolg als letzteres gehabt. Um zwey perſönliche Beziehungen dreht ſich das Ganze, wiewohl es, genau zu reden, nur ein Flickwerk iſt, wozu die erſte Beziehung in der Perſon des **Tritſchtratſch** (Geiſt eines abgeſchiedenen Zeitungsſchreibers und Recenſenten) den Grundfaden gibt; der zweyte reißt ſchon mit dem Ende der Introductions-Scene ab, als die verſammelten Geiſter abgeſchiedener Recenſenten von der Bühne ziehen. Dieſe Scene enthält das langweiligſte Geträtſch, das irgend ein ſchreibſeliger »Tritſchtratſch« von mäkleriſchem Winkel-Autor zu Markte bringen kann. Die Erlöſung des eben genannten Geiſtes iſt die Hauptſache, und kann nur unter der Bedingung vor ſich gehen, daß Jemand gefunden wird, der ihn im Lügen übertrifft. Dieſer Einfall iſt nicht übel, aber auch nicht neu. **Cyrillus Bagaterl,** der als Diener ſich auf der Oberwelt zu ihm geſellt, verſucht die Löſung des Bannes. Beyde lügen um die Wette, und als endlich nichts mehr fruchten will, ſtimmt der Diener noch einmahl das Lob ſeines Herrn an, den er für den redlichſten Mann unter der Sonne erklärt, der nie ſeinen Nächſten bevortheilte, niemals einen Menſchen verläumdet, keinen auf den Fuß getreten, und immerfort die Wahrheit ſprach. Jetzt fällt ein theatraliſcher Donnerſchlag und der Sünder iſt befreyt durch dieſe allergrößte Lüge. — Die Ausführung der Farce, wie man leicht denken kann, iſt ohne Sinn und Verſtand; einige Hanswurſtiaden geben zu lachen, und die derben Späßchen ſtehen hier wenigſtens am rechten Orte. Wenn dieſe Bühne zu Ehren kommen wollte, müßte ſie ſich den Titel: Theater der Tableaux, zueignen, denn auf ſolche Schaubilder iſt doch Alles abgezweckt. Mehrere dergleichen waren hier artig genug gruppirt. **Cyrillus** machte ein Gaukelſtückchen, indem er eine vielleicht über fünf Minuten dauernde Erzählung, die eine Art von Climax bildete, mit übertriebener Geläufigkeit und ohne Anſtoß herunter haſpelte.

Wie es zugeht, daß auch **dieſe** Künſtler die Recenſenten vor Gericht zu ziehen, ſich einfallen laſſen, das erklärt am beſten das Beyſpiel des alten täppiſchen Patrons, Hans Wurſt genannt, dem man immer lange Zeit ein vorlautes Wort geſtatten mochte, bis er es zu toll machte, und man ihm eins aufs Treff verſetzte. Dieſe Herren Hiſtrionen haben endlich am wenigſten Urſache, über die Critik ſich zu beſchweren; denn ſollte man ihrer nur alsdann erwähnen, wenn ſie **Lob** verdienen, ſo würden ſie, wie ihr Standpunct es nicht anders mit ſich bringt, wenig oder gar nicht in Erwähnung kommen.

Morgen geben die H. H. Gebr. **Bender** ein Concert im k. k. Redoutenſaale.

Der ausführliche Proſpectus des Converſationsblattes für 1821 wird in der **Carl Gerold'ſchen** Buchhandlung, ſo wie in den meiſten Buchhandlungen des In- und Auslandes gratis vertheilt.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der **Carl Gerold'ſchen** Buchhandlung (Stephansplatz 625) wöchentlich drey Stücke. Preis: viertelj. 4 fl. W. W., durch die k. k. Poſt 17 fl. W. W. halbj. Beyträge beliebe man dem Redacteur (**Franz Gräffer**) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

148.

(Wien, Dinstag den 12. December.)

Ontologiſche Neuigkeiten.

Von A. Rittig v. Flammenſtern.

XXI.

(Fortſetzung von Nr. 147.)

Thorwaldſen, der Däne, der mit Canova den Ruhm theilet, einer der erſten Bildhauer jetziger Zeit zu ſeyn, ja der von Vielen für die Heldengeſtalten, ſo wie für die Beſtimmtheit und den antiken Geiſt der Formen, als noch größerer Meiſter anerkannt wird; deſſen Adonis ſelbſt Canova für ein herrliches Meiſterſtück der Bildhauerkunſt erklärte, andere Kenner aber als eine wahrhaft göttliche Menſchengeſtalt preiſen, deſſen Jaſon und Mars alle Kunſtkenner anſtaunen, und der durch ſeine drey Grazien, deren holde Anmuth unerreicht iſt, ſo wie durch ſeine Allegorien des Tages und der Nacht, dann durch ſeinen Mercur und den Einzug Alexander des Großen und andere Bildungen mehr, bewies, daß er die Weihe der Kunſt empfangen habe, und gleich Canova Meiſter der Kraft und der Anmuth ſey, hat, wie bereits im Conv. Bl. Nr. 136 l. J. vorläufig erwähnt wurde, von unſerm Monarchen den Auftrag erhalten, für den verſtorbenen Helden Öſterreichs, den Feldmarſchall Fürſten Carl von Schwarzenberg, ein Monument zu verfertigen. Dieſer große Künſtler hat dem Vernehmen nach zur Aufſtellung deſſelben: die Kirche am Hof gewählt. Nach dem, was Thorwaldſen bereits ſchuf, läßt ſich auch in dieſer Hinſicht von ihm nur ein herrliches Meiſterwerk erwarten.

Seit einigen Tagen ſtrömen alle Kunſtfreunde in das Atteſier unſers berühmten k. k. Hofbildhauers Leopold Kisling — Wieden, Feldgaſſe Nr. 9½ — um daſelbſt das Modell der coloſſalen Büſte unſers Monarchen zu ſehen, welche der biedere, für Fürſt und Vaterland hoch begeiſterte, Fürſt Prosper von Sinzendorf durch Kisling aus Marmor verfertigen und dann in der Nähe von Ernſtbrunn auf einer angemeſſenen Höhe aufſtellen läßt. Beſagtes Modell — aus Gyps — iſt nun ganz fertig, und man erſtaunt über die ſprechende Ähnlichkeit der Geſichtsbildung mit jener unſers erhabenen Monarchen. Es dürften wirklich von den vorhandenen Gemählden und Kupferſtichen, die uns Se. Majeſtät bildlich darſtellen ſollen, einige ſeyn, die mit dieſer coloſſalen Büſte dieſe ſprechende Ähnlichkeit theilen. Die Höhe dieſer Büſte iſt 19 Fuß, wovon für die Geſichtslänge 6, und den Scheitel mit Lorber bekränzt 1 Fuß gerechnet werden. Der Querdurchſchnitt der Schultern beträgt 14 Fuß. Das Fußgeſtell hierzu ſoll eine Höhe von 5 Klafter und 2 Fuß erhalten. Kisling, dem die bildende Kunſt unter anderen Meiſterwerken auch die treffliche, in carrariſchem Marmor ausgeführte, Gruppe: Mars, Venus und Amor verdanket, hat früher ſchon ein coloſſales marmornes Bruſtbild, nähmlich jenes Sr. kaiſerl. Hoheit des allverehrten Erzherzogs Carl verfertiget, das ihm den Beyfall aller Kunſtkenner erwarb. Da ich dießmahl nur auf einige Augenblicke Zeit hatte, Kisling's Attelier zu beſchauen, ſo behalte ich mir noch einen Beſuch bevor, um dann meine Leſer auch von den übrigen Meiſterwerken, die Kisling's Attelier umſchließt, in Kenntniß zu ſetzen *).

Der engliſche Oberſt Gibbs will ein neues Mittel entdecket haben, die Gewalt des Schießpulvers zu vermehren. Nach ſeiner Meinung iſt es mit dem von ihm erfundenen Pulver ein Leichtes, Calais von Dover aus zu beſchießen. Nun iſt aber der Canal, nähmlich die Meerenge zwiſchen Calais und Dover, 5 bis 6 deutſche Meilen breit! — Sein Geheimniß beſteht angeblich darin, daß er die gewöhnlichen Pulverſätze — Salpeter, Schwefel und Kohlen — mit ungelöſchtem Kalk vermiſcht und durch letzteren Beſtandtheil die weiter treibende Kraft bewirken will. Iſt dieſe öffentliche Angabe gegründet, ſo zerfällt die ganze Entdeckung des Oberſten Gibbs in Nichts. Schon in Staricio's neu vermehrtem Heldenſchatz, 1707, 12mo, S. 139, findet ſich die Anwendung des ungelöſchten Kalkes zu obigem Behuf vorgeſchlagen. Zahlreiche Verſuche ſind ſeit dieſer Zeit mit dem ungelöſchten Kalk zur Vermehrung der weittreibenden Kraft des Schießpulvers gemacht worden; das Reſultat war immer, daß Schießpulver, worunter ungelöſchter Kalk ſich befand, wohl-eine größere Kraftäußerung zeigte, als jenes ohne dieſen Beſtandtheil, aber im Rohr eine Menge Cruditäten abſetzte. Die bedeutendſten Verſuche mit Schießpulver, unter deſſen gewöhnlichen Beſtandtheilen ſich friſcher, ungelöſchter, pulveriſirter Kalk befand, hat Franz Baini zu Foyano im Toscaniſchen im Jahre 1789 gemacht. Er erzielte durch dieſe Miſchung wohl, daß die expanſive Kraft des Pulvers um ein Drittel vermehret wurde, allein, nebſt vorbeſagtem Nachtheile, ward es auch zur Zündpfanne nicht brauchbar.

Nach einer Bemerkung, die ein auswärtiges Blatt aus der letzten Lieferung der Edinburger Encyclopädie macht, hat eine vierwöchentliche. ſorgfältige Vergleichung des Sympieſometers — Unteleg. Neuigk. XIX. im Conv. Bl. Nr. 128 l. J. — mit einem ſehr empfindlichen Barometer das Reſultat geliefert, daß der Sympieſometer in ſeinem jetzigen Zuſtande ſchwerlich als genauer Maßſtab zur Beſtimmung des Gewichts der Atmoſphäre dienen kann, daß hingegen der Nutzen deſſelben als Schiffsbarometer nicht zu beſtreiten iſt. »Für den Seefahrer,« ſagt der Verfaſſer, »iſt dasjenige Inſtrument am ſchätzbarſten, das von dem Schwanken des Schiffes am wenigſten leidet und zugleich empfind-

---

*) Vergl. die Notiz in dieſer Nr.

lich genug iſt, die Veränderungen im Drucke der Atmoſphäre anzuzeigen, ohne Rückſicht auf deren abſolutes Gewicht.« In Hinſicht auf den erſten Umſtand iſt der Vorzug des Sympieſometers offenbar, und was die Empfindlichkeit betrifft, ſo konnte man aus unſern eigenen Beobachtungen ſchließen, daß er auch vor dem Mercurial-Barometer Vorzüge hat.

Steffano Barezzi aus Mailand hat ein ſehr einfaches Mittel erfunden, Fresco-Gemählde von jeder Größe, ſowohl von ebenen als unebenen Wänden, ohne die mindeſte Beſchädigung wieder auf Wandflächen zu übertragen. Sein Verfahren beſteht darin, daß er ein Stück zubereitete Leinwand auf die Wand legt, welches das Gemählde ſo anzieht, daß die Wand ganz weiß bleibt. Alsdann wird die Leinwand auf eine Fläche gelegt und wieder abgezogen, dergeſtalt, daß das Gemählde ganz unbeſchädigt auf jener befeſtigt iſt. Barezzi hat auf dieſe Art bereits mehrere Gemählde von Luino und Marco d'Oggione abgetrennt. Der Künſtler erhielt von der römiſchen Regierung alle Ermunterung, und iſt nun beſchäftigt, in der Kirche Delle Pace einige größere Gemählde von Marco d'Oggione abzulöſen. »Man hofft,« ſagt der Ref. in einem ausw. Bl., »durch dieſe Erfindung auch die letzten Überreſte von Leonardo da Vinci's Abendmahl vor gänzlicher Zerſtörung ſchützen zu konnen. Dieſe Erfindung iſt um ſo bemerkenswerther, da die ſeitherigen Verſuche, Fresco-Gemählde von der Wand zu trennen, um ſie gegen Zerſtörung zu ſchützen, nur ſehr unvollkommen gelangen. Antonio Contri aus Ferrara verſuchte es zuerſt im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts in Mantua. Einige Köpfe von Julio Romano wurden glucklich auf Leinwand aufgetragen und nach Wien geſchickt. Aber ſein Verfahren forderte lange und ſchwierige Vorbereitungen, und war nur darauf berechnet, kleine Gemählde von ebenen Wänden zu trennen. Dazu kam, daß ſeine, und eben ſo auch ſpätere Verſuche in Frankreich und andern Ländern, nicht weiter gingen, als Gemählde Stuck vor Stück von der Wand, oder von Leinwand auf neue Leinwand, nie aber auf Wandflächen überzutragen. Was man in neuern Zeiten in Neapel und Modena verſuchte, gelang nur unvollkommen. Später verfiel man darauf, Gemählde aus der Wand zu ſägen, was aber immer mit Gefahr fur das abzunehmende Gemählde verbunden und nur auf kleine Gemählde anwendbar iſt. Die in Vollbeding's Archiv angerühmte Methode Picault's, alte Gemählde von Leinwand, Kalk oder Holz ohne Schaden abzunehmen und auf Leinwand zu tragen, iſt ebenfalls werthlos.«

Schon lange ward es durch viele in der Nähe von Mömpelgard aufgefundene Ruinen und durch die Vergleichung mit der im Itinerarium Antonini angegebenen Lage von Epamanduodurum zur Gewißheit, daß dieſe alte Stadt unweit Mömpelgard ſtand. Seit Kurzem hat man auch zwey Stunden davon ein Theater aufgegraben, deſſen Halbkreis in einen, die mit Trümmern bedeckte Ebene am Doubs, auf der andern Seite begränzenden Hügel eingegraben und eingebauet war, und in der Folge von dieſem Hügel verſchüttet wurde. Bereits ſind mehrere Halbkreiſe und zu beyden Seiten derſelben beträchtliche Gebäude zu Tage gefördert worden. Die höheren Halbkreiſe ſind von ſehr beträchtlichem Umfange; der unterſte der aufgegrabenen mißt etwa

120 Schritte, und mag noch etwa 20 Fuß über die Ebene erhaben ſeyn. Von der Scena iſt noch nichts entdeckt worden. Manche halten den ganzen Bau für ein Amphitheater, andere für einen Circus; einer der neueſten Reiſenden bemerkt aber, daß er das bereits Aufgedeckte als den Überreſt eines Theaters im eigentlichen Sinne um ſo mehr anſehe, als auch das durch den Plan von Athen, der die Reiſen des Anarchaſis begleitet, bekanntere Bachustheater dieſer Stadt, dieſelbe Lage hatte. Die weitere Ausgrabung wird gegenwärtig auf Befehl der Regierung fortgeſetzt.

Im Jänner-Heft des Philosophical Journal — 1820 — beſchreibt Neill eine merkwürdige Roſenart — Rosa capreolata — die ſich vor allen andern Roſenarten dadurch auszeichnet, daß ſie in ſchnellem Wachsthum ſich wie Epheu an den Mauern hinanſchlingt. Dieſe Roſenart ſtammt urſprünglich aus Nord-America. In Schottland, wo ſie gegenwärtig recht gut fortkommt, heißt ſie Ayrshire-Roſe. Warum ſucht man dieſe Roſenart nicht auch-hierher zu verpflanzen?

Die von dem Engländer Dodwell im Jahre 1811 in der Nähe von Perugia in einem unterirdiſchen Grabmahl — dem Vermuthen nach eines hetruriſchen Königs — aufgefundene beträchtliche Anzahl von Broncen hat nun der Kronprinz von Bayern ſämmtlich angekauft, um ſie mit ſeiner reichen und trefflichen Sammlung von Antiken zu vereinigen. Das Bemerkenswertheſte dieſes Fundes iſt ein bronceener, mit Reliefen gezierter, Triumphwagen.

(Schluß folgt.)

Anekdoten.

Den 3. Sept. d. J. wurde zu Frankfurt a. M. Meyer-Beer's Emma gegeben. Tags darauf erhielt ein dortiger Kunſtrichter von fremder Hand folgende Zuſchrift:

»P. P. Da es uns nicht unbekannt geblieben iſt, daß Ew. Wohlgeb. Mitarbeiter ſind an mehreren Zeitblättern für die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, ſo nehmen wir uns die Freyheit, Sie zu machen aufmerkſam auf die geſtrige Aufführung von der Oper Emma von Resbourg, Muſik von Hrn. Meyer-Beer, Sohn v. Hrn. B., berühmten Bankier in B. Der ganze ſchöne, orientaliſche Blüthengarten von Melodie und Harmonie iſt von dem Hrn. Componiſten aus Italien, dem gelobten Lande der muſicaliſchen Kunſt, zu uns verpflanzt worden, und wenn auch einige mißgünſtige Menſchen behaupten wollten, die Muſik ſtimme nicht mit dem Text überein und der Text wieder nicht mit der Muſik, ſo können wir nur das letztere zugeben, nähmlich daß der Schriftſteller nicht vermocht hat, dem größern Genie des Hrn. Meyer-Beer zu entſprechen. Wenn nun gar dieſelben mißgünſtigen Menſchen ſagen, in der Oper wären zu treffen manche Accorde, und Gedanken von früheren Componiſten, ſo gereicht das dem berühmten Hrn. Meyer-Beer nur zum Ruhme, indem er darin einen Characterzug der Nation bewähret hat, welche ihn zu beſitzen ſtolz iſt und ſich von je her das Beſte, wo ſie es gefunden, anzueignen geſtrebt. Seyn Sie von der Güte, zu beurtheilen die Emma von Resbourg nach Würdigkeit und nehmen Sie nicht für übel, wenn wir, um nicht parteyiſch zu erſcheinen, unſere Nahmen im Incognito zu verſchweigen. — P. S. Wir ſind zugleich ſo frey, Ihnen ein Viertelchen für die hieſige Claſſen-Lotterie beyzulegen und werden uns zu ſeiner Zeit melden. Fortuna ſucht Gelegenheit! ꝛc.«

Daß ſich der Critiker durch dieſe Supplik nicht beſtechen ließ, geht daraus hervor, weil er den Brief bekannt machte.

Wie leicht es geſchehen kann, daß flüchtige Denk-, Schreib- und Druckfehler ſelbſt von Perſonen überſehen werden, deren Geſchäft es mehr oder weniger iſt, keine zu machen oder geſchehen zu laſſen, thut folgendes ganz neue Beyſpiel, welches wir aus Nr. 47 des immer anziehender werdenden literar. Anzeigers entlehnen, auf eine frappante Weiſe dar: In dem Oſter-Lectionsverzeichniſſe 1820 der Univerſität zu Würzburg kündigt ein Hr. Prof. Richarz Vorleſungen über Homer's Idyllen an. Es wäre mehr als Bosheit, hier etwas anders anzunehmen, als einen Druckfehler, der auf einen Schreibfehler gegründet iſt. Indeſſen bleibt es merkwürdig, die vielen Stellen und Perſonen zu wiſſen, von denen dieſer Schreib- und Druckfehler überſehen ward. Dieſe ſind: 1) der Decan der philoſoph. Facultät; 2) der Senat; 3) die Unter- und 4) Obercuratel; 5) der vortragende Miniſterialrath; 6) der erſte, 7) der zweyte Corrector; 8) der Prorector, der die Probebogen erhielt; 9) der Univerſitätsſecretär, der dieſelben in specie zu revidiren verpflichtet war; 10) der Decan, der die Verbindlichkeit hatte, die Vorleſungen ſeiner Facultät gleichfalls noch einmahl durchzugehen.

In einer Geſellſchaft von Literatoren kam die Rede auf die Unwürdigkeit der ſchriftſtelleriſchen Federkriege. Ein bekannter Autor äußerte ſich darüber mit Voltaire's Worten alſo: »Gelehrte, die einander mißhandeln, welche die Kunſt (Befähigung) zu denken, des Menſchen ſchönſtes Erbtheil, zum Quell des Lächerlichen machen, — werden, durch ihre Federkämpfe, den Thoren ein Spiel, und — Hanswürſte des Publicums, deſſen Herren ſie ſeyn könnten und müßten.

Logogryph.

Mein erſter Laut iſt oft, als erſter auch zu leſen,
Geſchrieben und gedruckt, vom allerhöchſten Weſen.
Läßt man den erſten und den letzten aus,
Dann wird leicht faßlich eine Göttinn d'raus.
Der erſte mit dem vierten eng im Bund
Gibt einen Laut von viel bekannten Thieren;
Doch aus des holden Liebchens Roſenmund,
Pflegt er zum ſüßen Liebesziel zu führen.
Das Ganze faßt in ſich fünf Laute nur,
Vergebens ſuchſt du es in der Natur. —

..W.......

* * *

Allgemeine Novelliſtik.

(Die in dem Converſ. Bl. erwähnten Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Zum Vortheile des mit Recht viel beliebten Comikers, Herrn Raimund, wurde am 5ten d. im Schauſpielhauſe in der Leopoldſtadt zum erſten Mahl ein Zauberſpiel von Herrn Gleich, betitelt: Adler, Fiſch und Bär — nach dem Volksmärchen des Muſäus: die drey Schweſtern, bearbeitet — nicht ohne Beyfall gegeben. Der Verfaſſer hat die Aufgabe von drey vorkommenden Entzauberungen ziemlich glücklich gelöst, und ſein Product mit mehreren comiſchen Einfällen ausgeſtattet. Die Direction hat durch neue Decorationen und Coſtumirung es zum Schauſtücke erhoben — und der Pantomimenmeiſter, Herr Rainoldi, es mit recht artigen Einzügen und Tänzen geziert. Herr Raimund hat in der Rolle des Haſelnuß ſeine ganze comiſche Kraft aufgebothen, ſeine gütigen Gäſte nach Möglichkeit zu bewirthen. Das übervolle Haus an dem ſtürmiſchen Abende bewies hinlänglich die Liebe des Publicums zu dieſem trefflichen Künſtler. Seine Dankrede verfehlte die beabſichtigte comiſche Wirkung nicht.

Sincerus.

In dem Attelier unſers berühmten Statuars, Herrn Leopold Kisling, iſt gegenwärtig das Modell zu einer coloſſalen Büſte aufgeſtellt, deſſen Ausführung demſelben von einem unſerer kunſtſinnigſten Fürſten übertragen worden iſt.

Dieſe Büſte, das Bildniß S. M. des Kaiſers von Öſterreich, in römiſcher, an der rechten Schulter mit einem Medaillon geſchürzten Toga, das Haupt mit dem Lorber geziert, darſtellend, mißt nicht weniger als 19 Schuhe in der Höhe und mit Inbegriff des Piedeſtals acht Klafter Wiener Maß.

Die Wahrheit der Formen, die ſtrengſte Harmonie aller Verhältniſſe, der Geiſt, der das Ganze belebt, und der ſprechendſte Ausdruck, der in ernſten aber milden Zügen den verſöhnenden Genius der Menſchheit verkündet, erinnern an die Blüthenzeit griechiſcher Kunſt, und erzeugen in Jedem, der ſich dieſem Kunſtwerke nähert, Gefühle hoher Bewunderung.

Wie es nun beſtimmt iſt, wird der Kopf von weißem die Draperie der Toga von grauem Marmor ausgeführt, die Büſte ſelbſt aber auf einem Piedeſtal von röthlichem Granite ruhen. Bemerkenswerth iſt, daß der Marmor ſowohl als der Granit von der Fürſt Sinzendorfiſchen Herrſchaft Gföhl in ſeltener Schönheit genommen wird.

Das Gewicht dieſes Denkmahles könnte beyläufig 1400 Centner betragen, daher es an dem Ort der Aufſtellung ſelbſt gearbeitet wird, nähmlich auf der dem Fürſten Proſper Sinzendorf gehörigen Herrſchaft Ernſtbrunn, wo es dem Schloſſe gegenüber auf einem zu dieſem Zwecke ſcarpirten Hügel errichtet, und von dem Tage gerechnet, an welchem der Marmorblock zur Bearbeitung in's Attelier gebracht wird, nach drey Jahren zur Aufſtellung beendiget werden ſoll. Daß dieſe wahrhaft große Idee von einem öſterr. Fürſten herrühret, daß von ihm die Ausführung derſelben einem öſterr. Künſtler übertragen wurde; daß der Stein, aus welchem ſich dieſes Kunſtwerk geſtaltet, im öſterr. Lande gewonnen wird, und das ganze Denkmahl, reiner, vaterländiſcher Natur, ſich auf öſterr. Boden erhebe, um nach Jahrhunderten noch die Periode der Kunſthöhe unſern Nachkommen zu bezeugen, iſt für den Kunſt- und Vaterlandsfreund ein gleich erhebendes Gefühl. K—r.

Des Freyherrn von Hormayr Archiv für Geographie, Hiſtorie, Staats- und Kriegskunſt, wird, wie wir in Nr. 131 kurz angedeutet haben, in ſeinem nächſten zwölften Jahrgang nach einem erweiterten und mehr populären Plane, mit vorherrſchender Rückſicht auf die einheimiſche Kunſt fortgeſetzt werden, und im Verlage der Härterſchen Buchhandlung hier (Freyung) erſcheinen. Die ausführliche Anzeige, welche zugleich eine gedrängte Überſicht der verdienſtvollen Leiſtungen dieſer Zeitſchrift gibt, wird in der genannten Handlung unentgeltlich vertheilt. Nachſtehendes iſt ein kurzer Auszug:

»Unter mancherley Hinderniſſen, unter dem Drange mehr als eines höchſt ungünſtigen Zeitpunctes, hatte dieſe mit dem Jahresſchluſſe von 1809 erſtandene Zeitſchrift ununterbrochen fortgedauert, und eröffnet mit dem Jahre 1821 ſeinen zwölften Jahrgang. — Von ſeinem erſten Anlaß und Zweck: mit Auswahl, das Vorzüglichſte deſſen zu liefern, was die geleſenſten Journale des Auslandes (gegen welches damahls die Geld- und Cours-Verhältniſſe und das allgemeine Fremdlingsjoch, eine unwillkürliche, aber nichts deſto weniger ſcharfe Scheidewand gezogen haben) in ſämmtlichen Fächern enthielten, begann es mehr und mehr dem vaterländiſchen Quellenſtudium und der einheimiſchen Kunſt dienſtbar zu werden. — Nirgends wird man darin die Tendenz vermiſſen, welcher der Herausgeber, ſeit ſeinem erſten Eintritte in die ſchriftſtelleriſche Laufbahn, einer nicht unbedeutenden Reihe verſchiedener Werke hindurch, unverrückt treu geblieben iſt: Anfachung des Nationalgeiſtes und Nationalſtolzes, Liebe aus inniger Überzeugung zu dem Beſtehenden, mit Verdrängung einer bloß rechnenden und indifferenten Weltbürgerlichkeit, — Anfachung der alten, wohlgegründeten Liebe zum kaiſerlichen Vaterhaus, als zu dem einzigen Bindungsmittel der Einheit in ſo mannigfaltigen Verſchiedenheiten der Sprachen, Sitten und Verfaſſungen, — Selbſtvertrauen in beſtändiger Anſchauung der vaterländiſchen Vorwelt, ihrer großen Männer und großen Thaten, und als ein rechtes, längſt erprobtes Hausmittel hierzu: vorzugsweiſe Anwendung redender und bildender Kunſt auf nationale Gegenſtände und innige Vermählung der Geſchichte mit der Kunſt.«

»Der kommende Jahrgang 1821 wird die einheimiſche Kunſt und ihre vorzüglichſten Erzeugungen beſonders im Auge haben. — Die vaterländiſchen Künſtler werden hiermit erinnert und aufgefordert, wenn ſie Bekanntmachung und Beſchreibung ihrer Arbeiten wünſchen, ſich unmittelbar an die Redaction des Archives zu wenden, welches ſich der Erfüllung dieſes Wunſches mit Freuden unterziehen und ihm Nummer für Nummer eine bleibende Abtheilung widmen wird. — Necrologe verſtorbener, biographiſche Züge noch lebender Künſtler, anziehende Schilderung und möglichſt vollſtändige Verzeichniſſe ihrer Werke (einem öſterreichiſchen Künſtler-Lexicon die Bahn eröffnend), gehören zur liebſten Angelegenheit und unverdroſſenen Einſammlung des künftigen Jahrgangs. — Es wird allein von der Benutzung dieſes Winkes durch die vaterländiſchen Künſtler abhängen, ihre Werke auf dieſem Wege, mit Sorgfalt und Liebe geſchildert und zur Kenntniß des nur höchſt unvollſtändig und ſpät, häufig auch gar nicht hiervon unterrichteten vaterländiſchen Publicums gebracht zu ſehen. — Hierdurch ſoll ſich dem Archiv eine neue Quelle der Lebendigkeit und des Intereſſe für den Freund des Vaterlandes eröffnen.«

Vom Jahrgange 1821 an hat die Härter'ſche Buchhandlung den Verlag dieſer Zeitſchrift übernommen, und belieben die Herren Pränumeranten ſowohl, wie auch die Buchhandlungen des In- und Auslandes ihre Beſtellungen directe bey ihr zu machen. — Der Preis des ganzen Jahrgangs bleibt gegen Vorausbezahlung 24 fl., des halben 12 fl. W. W. Die Ausgabe geſchieht wie bisher, Montag, Mittwoch und Freytag.«

Literatur der Taſchenbücher ꝛc. für 1821; Nr. 18. — Vergiß mein nicht. Ein Taſchenbuch von H. Clauren. Leipzig bey Leo. Unter den Geſchenken ſolcher Art, welche das Ausland dem nahenden Neujahre bringt, ſcheint das genannte Blümchen eines der werthvollſten zu ſeyn. Einfach, treu und beſcheiden öffnet es die himmelblauen Augen, recht ſehnſüchtig bis tief hinab ins Herz blickend. Clauren (königl. preuß. geheimer Hofrath Heun) hat ſich vorlängſt den Ruf eines der beſten Erzähler gewonnen, und dieſen auch nun bewahrt. Wir entſinnen uns keines Dichters in dieſem Fache, der es gleich ihm verſtände, alle Saiten des Gemüths ſo gewaltig anzuregen. Er ſpielt mit der Empfindung des Leſers ohne zu empfindeln, und wo das Übermaß derſelben zu drücken beginnt, taucht plötzlich eine wunderliche Figur empor.

durch den neuen oft comiſchen Anſtrich nicht verletzend, ſondern wohlthätig abſpannend. Dabey ſind Reinheit und Klarheit die Hauptzüge ſeiner Schöpfungen; ſelbſt wo die Flammen verzehrend auflodern, erſcheinen ſie nicht in trübrothem Brande, ſondern hell und prächtig, etwa gleich den Strahlen, welche Semele'n getödtet. Eine durchaus ſchlechte Geſtalt begegnet uns niemahls, keine entweiht das heilige Paradies der Unſchuld, und mag auch damit in dem Gemählde die Grundfarbe der Wahrheit verloren gehen, ſo blicken wir dennoch verlangend und gerührt in die holde Täuſchung, der nur fehlt, was das Leben leider nicht vermißt. — Dieß gilt nun hauptſächlich der Darſtellungsgabe Clauren's; die Motive der Erzählungen ſind freylich hier und da eben ſo leicht angelegt, als der Gang der Begebenheiten oft alltäglich zu werden droht; dennoch blickt gleich wieder irgend ein blühender Zweig zwiſchen dem einförmigen Waldesgraſe überraſchend hervor. So herrlich die Liebesgeſchichte: »Des Vaters Sünde, der Mutter Fluch,« ſeyn mag, die Schöpfung der gräßlichen Geſtalt dieſer Mutter kann man dem Erzähler ſchwer vergeben. Ein Weib, das Bild der Duldung und Milde, iſt platterdings unfähig, den durch ſechzehn peinliche Jahre getragenen Groll über eine mißglückte Liebſchaft für die Todesſtunde anzuſparen, um ihn ſodann als zermalmenden Fluch über das Glück ihres ſchuldloſen Kindes aus den blauen Lippen zu würgen. Und wäre dieß Abſcheuliche möglich — ſo gehört ein ſolches Ungeheuer, das die Menſchheit ſchändet, nicht in das Land heiterer Poeſie. Darum wird auch der liebenswürdige mexicaniſche Trotzkopf zuletzt faſt verächtlich, als er den Inbegriff aller ſeiner Lebensfreuden der Tollheit einer Furie opfert, und albern genug ſich ſelber Wunden ſchlägt, an denen er verblutet. Sehr anziehend und heiter ſteht daneben »das Mädchen aus der Fliedermühle,« obgleich die Cataſtrophe der Erzählung merklich ſinkt. Den Schluß macht: »Leidenſchaft und Liebe,« gleichfalls eine Erzählung, welche ihren Titel zwar nicht rechtfertigt, dabey aber beſonders leicht und in anmuthigen Bildern ſich fortbewegt. Sehr matt iſt der Text L. Hell's zu den wenig gelungenen Kupfern. Das Äußere iſt würdig und geſchmackvoll.

— k. —

Die Hochachtung, welche das In- und Ausland den von Herrn M. v. Collin herausgegebenen, hier im Gerold'ſchen Verlage erſcheinenden »Jahrbüchern der Literatur« zollt, iſt zu entſchieden und zu begründet, als daß ſie noch einer allgemeinen Anpreiſung bedürfen könnten. Genug, wenn wir hier in Kürze die Bedeutung des erſten Bandes, der vor einigen Tagen ausgegeben wurde, bemerkbar machen. Der I. Artikel dieſes Bandes iſt: Schmidt-Phiſeldek, Europa und America, oder die künftigen Verhältniſſe der civiliſirten Welt. Dieſes, dem Stoffe nach, überaus wichtige Buch iſt zwar nur auf 8 Seiten, aber mit achtungwerther Umſicht, Tiefe und Prudenz beurtheilt. Dorows Schrift: Opferſtätten und Grabhügel der Germanen und Römer am Rhein, bildet den II. Artikel. Die Recenſion iſt mit einer intereſſanten Umſtändlichkeit und mit beſtändigem, mitunter vergleichenden Hinblicke auf Schleſien behandelt; ſie hat höchſt wahrſcheinlich den gelehrten Büſching zum Verfaſſer. — Hierauf wird das 2. Heft des II. Bandes von Göthe's Kunſt und Alterthum vorgenommen. 6 Seiten, die der Verfaſſer, der in das Weſen der Kunſt tief eingeweihte Docen, dazu verwendet, mögen allerdings hinreichen. In unmittelbare Verbindung bringt der Verf aber nun zur Freude aller unbeſtechlichen Kunſtfreunde die 2. Abtheilung des werthvollen Aufſatzes: Neudeutſche religiös-patriotiſche Kunſt gegen die Weimariſchen Kunſtfreunde, welche auf 19 Seiten einen Schatz von ſcharfſinnigen Anſichten und fruchtbaren Erfahrungen entwickelt.

(Fortſetzung folgt.)

Madame Catalani gibt übermorgen im landſtändiſchen Saale ihr erſtes Concert. Der Eintritt iſt zwölf Gulden (W. W.).

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephan-plan 625), wöchentlich drey Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. W.W. durch die k.k. Poſt 17 fl. W.W. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

149.

(Wien, Donnerstag den 14. December.)

Theatraliſcher Anzeiger *).

I.

Den zahlreichen Freunden unſeres verehrten Grillparzer können wir die erfreuliche Nachricht geben, daß er ſeine neueſte Tragödie vollendet und der Direction des k. k. Hoftheaters zur Aufführung überreicht hat. Sie führet den Titel: Das goldene Vließ, und umſchließt einen Cyclus von drey Piecen, welche für zwey Abende berechnet ſind. Die erſte heißt: Der Gaſtfreund, die zweyte: Die Argonauten, und die dritte: Medea.

Das nächſte neue Stück, welches auf dem k. k. Hoftheater nächſt der Burg zur Aufführung gebracht wird, iſt: Das Alpenröslein, Schauſpiel in drey Abtheilungen von Holbein; der Erzählung: Der Kirchhof zu Schwyz, von Clauren, nachgebildet. Die Hauptrollen ſind durch Herrn und Madame Korn, Herrn Koch und Koberwein beſetzt.

Nächſtens wird im k. k. Hoftheater nächſt dem Kärnthnerthor zum Benefiz der Madame Grünbaum aufgeführt: Der Barbier von Sevilla, von Roſſini. Beſetzung: Bartholo — Herr Siebert. Roſine — Madame Grünbaum. Almaviva — Herr Rosner. Figaro — Herr Forti. Baſil — Herr Gottdank.

Die k. k. Hofſchauſpielerinn Fr. von Weiſſenthurn iſt von der General-Intendanz der königlichen Schauſpiele in Berlin aufgefordert worden, zur Eröffnung des neuerbauten Schauſpielhauſes ein neues Luſtſpiel zu ſchreiben.

Vor Kurzem iſt in Frankfurt am Main Ziegler's Luſtſpiel: Der Hausdoctor, das wir ſeit 25 Jahren kennen, zum erſten Mahle und mit Beyfall gegeben worden. Beſonders gefiel Herr Otto als Graf Sonnenſchild. Herr Obermayer, den wir verfloſſenen Sommer auf dem Theater an der Wien in Gaſtrollen ſahen, ſpielte den Eilmann. — Zwey neue Trauerſpiele: Der Leuchtthurm, von Houwald, und Simſon

---

*) Unter dieſer Rubrik werden die Leſer des Converſationblattes eine fortlaufende Theater-Chronik erhalten, worin die neueſten Erſcheinungen und Begebenheiten in- und ausländiſcher Bühnen, mit beſonderer Rückſicht auf die Pariſer Theater, in kurzen Notizen beſprochen werden ſollen.

von Doctor Blumenhagen, haben daſelbſt nicht ſonderlich gefallen, man fand das erſte hyperpoetiſch und das zweyte allzu nüchtern.

Schiller's Wallenſteins Lager iſt, vom Profeſſor Rahbeck ins Däniſche überſetzt, in Koppenhagen aufgeführt worden, und hat, mirabile dictu! mißfallen; woran jedoch zum Theil die ſchlechte Darſtellung Schuld war. — Errich und Abel heißt Öhlenſchläger's neueſtes Trauerſpiel.

Herr Bader, erſter Tenoriſt des Berliner Hoftheaters, hat in Leipzig Gaſtrollen gegeben; man fand ſeine Mitteltöne voll, rund und zum Herzen ſprechend, weniger rein waren die hohen Töne. Die Declamation des Recitativs war lobenswerth, und auch als Schauſpieler genügte er.

Der königlich-würtembergiſche Hofſchauſpieler, Herr Eßlair, gibt gegenwärtig in Carlsruhe Gaſtrollen, welche er mit Schiller's Wilhelm Tell eröffnete. Mehrere Zeitſchriften haben die Nachricht verbreitet, dieſer Künſtler ſey bey dem königlichen Hoftheater in München engagirt; da jedoch, dem Vernehmen nach, die Intendanz der Münchner Theater nicht geneigt ſcheint, ihm den bedeutenden Vorſchuß, deſſen Rückzahlung die Bedingung iſt, unter welcher die Intendanz des Würtembergſchen Hoftheaters Herrn Eßlair der eingegangenen Verbindlichkeit entlaſſen will, ganz zu leiſten, oder die Rückzahlung zu garantiren, ſo wird er ſich wahrſcheinlich gezwungen ſehen, die noch übrigen zwey Jahre ſeines Contracts in Stuttgart auszuhalten.

Herr Kaibel, der vor einer Reihe von Jahren am Leopoldſtädter Theater, und ſpäter in Breslau und Manheim engagirt war, hat die Oberregie des königlichen Theaters in Hannover, welche früher Herr von Holbein, gegenwärtig Director der Prager Bühne, führte, übernommen.

Ein neues Luſtſpiel: L'Accident en voyage, von Georg Duval (Verfaſſer des artigen kleinen Luſtſpiels: La journée de Versailles, welches durch Kotzebue's Bearbeitung, unter dem Titel: Die Fahrt von Berlin nach Potsdam, auf der deutſchen Bühne bekannt iſt), erhielt auf dem zweyten Théâtre français zu Paris getheilten Beyfall. Der Inhalt iſt folgender: Ein luſtiger Officier reiſt nach Cherbourg, in der Abſicht, ſich mit Frau von Mareuil, die er vor zwölf Jahren geliebt und ſeitdem nicht wieder geſehen hat, zu verheirathen. Ein ungeſchickter Poſtillon wirft ihn an den Thoren von Valognes um; er bricht den Arm und iſt gezwungen, eine Zeit lang in einem Wirthshauſe zu bleiben, wo er eine junge liebenswürdige Perſon findet, welche, durch widrige Geſchicke herab gekommen, der Beſitzerinn des Gaſthofes als Geſellſchafterinn dient. Der reizbare Sohn des Mars verliebt ſich über Hals und Kopf, und vergißt, über der neuen Liebſchaft, Braut und Heirath. Frau von Mareuil, unterrichtet von dem Unfall, der ihn betroffen, eilt herbey, und findet den Platz in dem Herzen des Ungetreuen, der ihr gehören ſollte, ſchon beſetzt. Sie iſt zwölf Jahre älter und um tauſend Reize ärmer geworden; ihre Nebenbuhlerinn iſt ſchön und jung, das fühlt ſie und ihr Ex-Bräutigam! Zum Glück findet ſie einigen Erſatz durch die Hand, welche ihr, ein gleichfalls etwas bejahrter, langjähriger Liebhaber anbiethet, und das Stück ſchließt mit einer Doppelheirath.

Roſſini's Opera semi-seria: Torvaldo e Dorlinska, iſt zu Paris auf dem Théâtre Italien mit lauten Zeichen des entſchiedenen Mißfallens gegeben worden. Keines der vielen und langen Muſikſtücke durfte wiederholt werden, keines wurde beklatſcht. Mit Befremden vernahmen die Zuhörer zahlreiche Geſänge ohne Geſchmack, ohne Ausdruck, ja ſelbſt ohne Melodie. Die Orcheſter-Begleitung, das Beſte an der Sache, legte einen Beweis von dem guten Gedächtniſſe des Compoſiteurs ab.

Ein neues Melodram: Mahomet II., welches bey der erſten Aufführung in Paris mißfiel, gefiel bey der zweyten und den folgenden Vorſtellungen, und wird fortwährend häufig beſucht.

* * *

Dramatiſche Literatur*). — Don Fernando, Infant von Portugal, oder: Dem Dulder Sieg. Romantiſche Tragödie in fünf Acten, nach dem Spaniſchen des Calderon de la Barca: el principe constante, für das deutſche Theater bearbeitet von C. A. Mämminger. Sulzbach, bey Seidel 1820. — Wir ſind vollkommen der Meinung des Bearbeiters, daß, wenn die Meiſterwerke Calderons auf der deutſchen Bühne Eingang finden ſollen, ſie nicht überſetzt, ſondern nach dem Geiſte und dem Bedürfniſſe unſerer Bühne bearbeitet werden müſſen; allein Herr Männinger ſcheint uns, nach vorliegender Probe zu urtheilen, nicht der Mann, der einem ſolchen Unternehmen gewachſen iſt; denn ſeine Bearbeitung des ſtandhaften Prinzen iſt im Grunde nichts weiter als eine abgekürzte, ſchwerfällige Verdeutſchung, die ſchwerlich auf irgend einer Bühne Glück machen wird. Wir rathen daher allen Directionen, welche ihrem Publicum den köſtlichen Genuß der Darſtellung dieſes genialen Werkes bereiten wollen, ſich entweder der, ſo viel wir wiſſen, bis jetzt nur noch im Manuſcript exiſtirenden Bearbeitung der Schlegel'ſchen Überſetzung von Holbein, zu bedienen, oder zu warten, bis es unſerem verdienſtvollen, erfahrungreichen West gefällt, den bereits laut gewordenen Wünſchen der Verehrer Calderons zu entſprechen, und dieſen koſtbaren Edelſtein mit der ihm eigenen kunſtgeübten Feder der deutſchen Bühne anzueignen.

Neueſte Schauſpiele von Johanna Franul von Weiſſenthurn. Neue Folge, erſter Band. Berlin, bey Schleſinger, 1820. — Außer dem hier noch kürzlich mit vielem Beyfalle gegebenen Luſtſpiele: Welcher iſt der Bräutigam? enthält dieſer Band noch das Luſtſpiel: das Gut Sternberg, — das bey ſeinem erſten Erſcheinen auf dem k. k. Burgtheater aus zufälligen Urſachen weniger gefiel als es verdiente, — und ein hier noch nicht geſehenes Schauſpiel in fünf Aufzügen: Die Schweſtern von St. Janvier. Dieſes Schauſpiel, dem eine wahre Begebenheit aus den Schreckenstagen auf St. Domingo zum Grunde liegt, gehört in die Claſſe der Rettungs-Comödien; es kann zwar vor dem Richterſtuhle der Critik nicht beſtehen, doch dürfte es bey der Aufführung von Wirkung ſeyn, zumahl da es mehrere glänzende Rollen enthält.

Von Herrn Lebrün, Mitglied des Hamburger Theaters, ſind bey Kupferberg in Mainz folgende Luſtſpiele neu im Druck erſchienen: 1) Der alte Jüngling, Poſſe in einem Act. 2) Die Brüder Philibert, Luſtſpiel in drey Acten. 3) Der Unſchlüſſige, Luſtſpiel in einem Act. 4) Man muß nichts übertreiben, Luſtſpiel in einem Act. 5) Ich irre mich nie, oder: Der Räuberhauptmann, Poſſe in einem Act. 6) Der Sylveſterabend, oder: Die Nachtwächter, Schwank in zwey Abtheilungen. — Herr Lebrün ſcheint die Zahl der

---

*) Dieſe Notizen, weit davon entfernt für erſchöpfende Kunſturtheile gelten zu wollen, ſollen nichts anders ſeyn, als Fingerzeige für Schauſpiel-Directoren und Schauſpielliebhaber, mit Rückſicht auf den herrſchenden Geſchmack.

Überſetzer vermehren zu wollen, welche unſere dramatiſche Literatur mit einer Fluth von Kleinigkeiten überſchwemmen, die das Schickſal der Eintagsfliegen haben; denn ſämmtliche oben genannte Stücke, das letzte, welches einer Erzählung nachgebildet iſt, abgerechnet, ſind franzöſiſchen Urſprungs. Wir müſſen Herrn Lebrün das Zeugniß geben, daß er ſich in dieſer Sphäre nicht ohne Glück und Geſchick bewegt. Die erſten drey Stückchen ſind bereits durch frühere Überſetzung bekannt, wir haben es alſo nur mit dem letzteren zu thun. Nr. 4. iſt eine artige Kleinigkeit in, hie und da etwas holprigen, Alexandrinern, welche, gut geſpielt, ein halbes Stündchen nicht unangenehm vertreiben wird. In Nr. 5 und 6 erkennt man die Hand des geübten Schauſpielers, der den Bühnen-Effect verſteht. In beyden Poſſen finden ſich mehrere wahrhaft comiſche Situationen; die Rollen gehören zu den ſogenannten dankbaren Rollen; aber leider beruht das Ganze bey Beyden auf ſo ſeichtem Grunde, iſt ſo locker zuſammengewürfelt, daß es wohl lachen machen, aber keinen bleibenden Eindruck hervorbringen kann.

Unter dem Titel: Spiele für die Bühne, Leipzig bey Göſchen 1820. beſchenkt Herr Adolph Müllner das Publicum mit einem unveränderten Abdruck mehrerer ſchon früher in ſeinem Almanach für Privattheater erſchienenen kleinen Stücke. Man findet hier nähmlich wieder: Die Zweiflerinn, die großen Kinder, der Wahn, der Blitz und die Onkeley — oder mit andern Worten: Alte Waare mit neuer Etikette!

* * *

Über das öſterreichiſche Volkslied *).

Das Eigenthümliche des öſterreichiſchen Volksliedes beſteht im Allgemeinen darin, daß es, ein Kind des Augenblicks, meiſt nur die nächſte umgebende Gegenwart feyert, um Vergangenheit wie um die Zukunft wenig bekümmert. Es iſt der raſche Ausbruch einer augenblicklich zu mächtig werdenden Empfindung, eines plötzlich klar werdenden Gedankens, die ſich durch Wort und Klang Raum ſchaffen wollen. Aus den freudigen oder trüben Verhältniſſen, die dem Sänger geworden, ganz allein hervorgehend, und oft voll Beziehungen auf Ereigniſſe, vermeidet das Lied doch gewöhnlich die hiſtoriſche Form, und wenn gleich der Romanze in ihrem lyriſchen Character verwandt, hat es doch wenig von deren weſentlichen epiſchen Eigenthümlichkeit. Lieder, welche, wie das Volkslied mancher anderer deutſcher Stämme, eine rührende Begebenheit der Liebe, Großthaten, wichtige Nationalereigniſſe feyern, oder über Gegenſtände religiöſen Inhaltes ſich verbreiten, ſind zwar ſehr beym Volke beliebt, und ſie werden auch oft zum Klange der Harfe vorgetragen. So ſah Recenſent einmahl eine große Verſammlung Landvolks um einen wahrhaft begeiſterten blinden Harfner gelagert; die Theilnahme, welche ſie ihm ſchenkte, war für den neu hinzugekommenen Zuhörer höchſt anziehend, und von größerer Bedeutung, als der Geſang ſelbſt; wenn man aber dieſen ausgedehnteren romanzen- und balladenartigen Liedern nachſpürt, wird ſich finden, daß ſie entweder von gutmüthigen Pfarrern und andern Freunden des Landvolks

---

*) Auszug dieſes Artikels aus dem neueſten (XII.) Bande der hieſigen Jahrbücher der Literatur.

herrühren, die es in ſeiner Weiſe gedichtet, oder es ſind aus andern deutſchen Provinzen herüber gewanderte, hier naturaliſirte Lieder. Wenn nun gleich die Sammlung ſolcher ausgedehnteren, der Romanze verwandteren Geſänge ihre guten Früchte tragen wird, indem die einheimiſchen nicht von poetiſchem Verdienſte entblößt ſind, die eingewanderten aber entweder verloren gegangene, Deutſchland gemeinſame Volksſchätze darbiethen, oder deren Gehalt von neuen Seiten werden bewundern lehren, ſo ſind dieß doch nicht im eigentlichſten Verſtande öſterreichiſche Volkslieder, wie ſie die Sammlung der Herren Ziska und Schottky (öſterr. Volkslieder, gr. 8. Peſth) liefert, Lieder, welche unmittelbar vom Volke ausgegangen, dort nie erſterben, und in immerwährender Fortbildung mit jeder Stunde erneut ans Licht treten. Sie unterſcheiden ſich auch leicht von dem allgemeineren Volksliede der Deutſchen: ſie zeigen einen ungetrübten, mit der Natur nie in Zwieſpalt befindlichen heitern Geiſt. Jener Zug der Wehmuth, die Folge des über ſich und ſeine Beſtimmung irre gewordenen Herzens, welcher aus ſo vielen Volksliedern characteriſtiſch ſchön hervorleuchtet, iſt dem öſterreichiſchen Volksliede nie eigen, und wenn in demſelben die Klage eintritt, iſt ſie ſo zu ſagen eine perſönliche, welche nur das eigene Mißgeſchick betrauert, aber den reinen Einklang des Weltlebens nicht zu bezweifeln wagt. Sie iſt eine leichte Wolke, welche über den ſonſt klaren Himmel hinzieht, ohne ihn trüben zu können. Daß ſo heiterer Sinn kaum anders als durch eine nur über die bunte Oberfläche des Lebens leicht hinſchwebende Beſchauung, welche die Tiefen des Daſeyns nicht zu ergründen begehrt, erreicht oder erhalten werden könne, iſt an ſich ſelbſt klar: das öſterreichiſche Volkslied verläßt daher nie dieſen ihm durch die Natur ſelbſt geſteckten Umkreis der Dichtung; wenn es aber dadurch auf einer niedereren Stufe als das Volkslied verwandter Stämme zu ſtehen ſcheint, oder wirklich ſteht; ſo vergißt man dieſes leicht über der ihm eigenen ungemeinen Lebenskraft, die das Gemüth des Hörers mit ſich fortreißt, und für Augenblicke jedes andere Gefühl verſtummen läßt. Dieſe Dichtung iſt eine Tochter der Hütten und Fluren, des Hochgebirgs mit ſeinen zur Fläche allmählich ſich ſenkenden Hügeln. In den Dämmerungen des Waldes gehegt, erzogen und großgewachſen, liebt ſie den freyen Ruf in die von Blüten jeder Art durchwürzte Luft, und ringt mit dem Schall der Winde in Helle des Klangs; ſie iſt oft nur beynahe ein raſcher Schrey der Freude, oder ein gewagterer Jubelruf, der ſich bald ganz nur in Töne auflöſt, da Worte zu ohnmächtig ſcheinen, den vollen Inhalt des Gefühls zu offenbaren; ſie verſtummt nach kurzen Klängen, gleichſam um auch dem Übrigen, was lebt und ſingt, oder in ſtolzer Luſt durch Gebirg und Wald ſtürmt und ſchreitet, Raum zu laſſen, das eigne Entzücken in eigner Weiſe kund zu geben. Auf die Verhältniſſe des geſelligen Lebens angewendet, wird ſie mit ſchneidender Schärfe witzig, ohne doch ernſthaft verwunden zu wollen. Sie faßt das Lächerliche mit bewunderungswürdigem Scharfſinn auf, ohne mehr zu beabſichtigen, als ſich flüchtig daran zu ergötzen; ſie iſt auch da kurz wie immer, Jedem es überlaſſend, das Weitere ſich auszumahlen oder hinzu zu denken, und faßt überall nur den Mittelpunct des darzuſtellenden Lebens.

Derley kleine Lieder, vom Landvolke in Luſt und Wald hinaus geſungen, oder Befreundeten und Gegnern im fröhlichen Übermuthe zugerufen, haben dennoch, ſind ſie gleich eigentlich in freyer Natur geboren, durch ihre characteriſtiſche Lebendigkeit und Naivität von jeher auch einen großen Einfluß auf das Volk in den Städten ausgeübt, und ſind dort weiter fort gebildet worden. Die Jugend der Vorſtädte hat ſich derſelben bemeiſtert, ſie ſind in den Innungen der Handwerker eingebürgert; und oft überraſcht weit hallender Geſang, der durch die Straßen hinzieht, denjenigen, der noch in tiefer Nacht am Schreibtiſche gefeſſelt ſitzt, und ſich ſolche Störung nicht erwartet. Die Eigenthümlichkeit dieſer Volkslieder, eben darum, weil ſie den innerſten Character des Volks ausſprechen, hat ſich auch der Volksbühne in der Leopoldſtadt bemächtigt, und iſt dort in ein ganz neues Leben getreten. Über den Character dieſer Bühne hat Recenſent bereits im zweyten Bande der Jahrbücher, in der Beurtheilung der Sängerfahrt Einiges erwähnt, worauf er ſich hier bezieht; eine ausführlichere Darſtellung einer mehr auffordernden Gelegenheit vorbehaltend. Immer aber iſt dieſes der zwar verkannte doch große Gewinn, den die öſterreichiſchen Volkslieder und mit ihnen die Leopoldſtädter Bühne der Nation leiſten, daß das eigentlich Characteriſtiſche des Volkslebens, wenn auch mit ſeinen Mängeln, doch ohne Zweifel eben ſo mit ſeinen Tugenden, ſich immer erneut der Auffaſſung darbiethet: naturgemäße Herzlichkeit, die Einfalt frommer Freude an den nächſten Umgebungen des reichen Lebens, die Liebe zum Beſtehenden, und echte Würdigung heimathlicher Vorzüge ſind mit dieſen Liedern dem Volke geſchenkt, eine um ſo ſchätzenswerthere Gabe, da der Sünde unſeres Zeitalters, dem nur allein auf Geldgewinn mit Verläugnung anderer ehemahls ehrwürdiger Güter gehenden Streben und der drohenden Verbleichung und Ermattung nationaler Eigenthümlichkeit dadurch mehr als durch was immer für Vorkehrungen, und wären ſie mit der größten Weisheit ausgeſonnen, geſteuert wird.

(Schluß folgt.)

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Am 8. December gab Herr **Joſeph Böhm**, Profeſſor auf der Violine, ein ſehr glänzendes Privat-Concert in dem Saale zum römiſchen Kaiſer um die Mittagsſtunde. Vor einer zahlreichen und auserleſenen Geſellſchaft wurden folgende Stücke aufgeführt: 1. Ouverture von Herrn **Stephan Franz**. 2. Das ſiebenzehnte Concert von **Kreutzer**, geſpielt vom Concertgeber. 3. Eine (vermuthlich **Roſſiniſche**) Arie, geſungen von Madame **Grünbaum**. 4. Variationen für das Violoncello von B. **Romberg**, vorgetragen von Herrn **Merk**. 5. Rondo für das Pianoforte, componirt und geſpielt von Herrn **Worziſcheck**. 6. Variationen für die Violine, componirt und vorgetragen von dem Concertgeber. Um von der Hauptſache, dem Spiele des Concertgebers, zuerſt zu ſprechen, ſo muß demſelben in jeder Beziehung das gerechteſte Lob geſpendet werden. Seine Intonation, ſeine Bogenführung, ſein Ton ſind meiſterlich, ſein Vortrag war heute beſonders voll Gefühl und Innigkeit. Es entzückte das zahlreich vorhandene Kenner-Publicum und erhielt einmüthigen, lebhaften Beyfall. Seine Variationen ſind ſehr angenehm und geben ihm Gelegenheit, in allen ſeinen Vorzügen zu glänzen. Das ſiebenzehnte Concert von Kreutzer iſt eine treffliche Arbeit; beſonders anſprechend iſt das dritte, ungemein liebliche und höchſt intereſſant durchgeführte Stück, über ein ſpaniſches National-Thema. Madame Grünbaum entwickelte, obwohl ihre Stimme durch eine Unpäßlichkeit etwas umflort ſchien, ihre volle Virtuoſität, und bewies ſich als Siegerinn über alle Schwierigkeiten, ſelbſt da, wo ſich unter dieſen ihre eigene Stimme ſich ihr gegenüber ſtellet. Sehr liebenswürdig zeigte ſich dieſe große Künſtlerinn in der Beſcheidenheit, mit der ſie den lebhaften Beyfall von ſich abzulehnen ſuchte. Die beſonders ſchwierigen B. Romberg'ſchen Variationen auf dem Violoncell wurden von Hrn. Merk mit aller Kunſtfertigkeit und dem glücklichſten Erfolge vorgetragen. Herr Worziſcheck trug ein von ihm mit Genialität und unter dem günſtigſten Einfluſſe der Muſen und Grazien geſchriebenes Rondo ſehr brav, als ein gediegener Virtuoſe, ohne muſicaliſche Coquetterie, und doch mit Zartheit und Lieblichkeit vor. Die beginnende Ouverture von Herrn Franz iſt recht correct und gefällig geſchrieben, und wurde unter ſeiner Leitung ſehr gut gegeben. Der zahlreiche Beſuch des heutigen, ſo wie jüngſt des Concertes der Gebrüder Bender beweiſet den lebhaften Beyfall unſeres Wiener Publicums an echten reinen, wohl zubereiteten muſicaliſchen Genüſſen, bey denen keine Überſättigung zu fürchten iſt; ſchlechte, unverdauliche Koſt ſcheuet mit Recht jeder an das Beſſere Gewohnte.

Denſelben Tag gab im kleinen Redouten-Saale ein ganz junger Mann, Herr Vincenz Cramer, um die Mittagsſtunde ein Concert, welches nach dem gewohnten Ausdrucke, in lucrativer Hinſicht, nicht ſehr zu ſeinem Vortheile ausgefallen ſeyn dürfte. Jeder iſt zu bedauern, welcher in den Fall kommt zum warnenden Beyſpiele zu dienen; wenn ihm aber nur noch der Troſt würde, Andern wirklich, auch wenigſtens auf dieſe Weiſe gedienet zu haben, ſo wäre dieß doch etwas; aber es kommen immer wieder neue, oft ſogar unberufene, gar ſelten auserwählte Concertgeber, und erſchweren dem Rechten ſeine Sache, indem ſie ſich ſelbſt oft ſehr empfindlichen Schaden anthun. Heute war der Saal ſehr wenig beſucht; unter den Anweſenden dürften ſich noch meiſt ſolche mit Freybilletten befunden haben! Der Concertgeber, ein Zögling des Conſervatoriums in Prag und Schüler des verdienten Hrn. Worziſcheck, ließ ſeine Academie mit einer Ouverture von Mehul beginnen, die von einem braven Orcheſter, unter dem wackern Orcheſter-Director Herrn Clement ſehr gut gegeben wurde; dann folgte eine große Arie von Pär aus der Oper: Griſelda, von der k. k. Hof-Operiſtinn Dlle Bio ſehr brav, mit reiner Intonation und ihr Fortſchreiten beurkundender Fertigkeit, vorgetragen, und von Hrn. Clement mit Lieblichkeit und Virtuoſität auf der obligaten Violine begleitet. Statt einem angekündigten »Grand Divertissement« trug ein talentvoller Dilettant Variationen über das Sentinelle-Thema auf der Flöte vor. Dieſer ungenannte Herr verbindet mit einem angenehmen Tone viel Fertigkeit und einen guten Vortrag; er wurde auch lebhaft applaudirt. Das ſind die eigentlichen Dilettanten, die nicht genannt ſeyn wollen, und wenn ſie mit gehöriger Ausrüſtung auftreten, mag ſie das muſicaliſche Publicum auch wohl in einem öffentlichen Concerte hören. Das vom Concertgeber vorgetragene Pianoforte-Concert von Duſſek aus dem G — mol iſt nicht bedeutend genug, um die Aufmerkſamkeit unſeres muſicaliſchen Wiener Publicums auf ein ganz unbekanntes Subject zu lenken. Der Concertgeber trug daſſelbe ganz richtig und rein, nur etwas zu kalt und trocken vor; auch hätten die Tempi etwas lebhafter ſeyn können. Es iſt ſchwer, hier in Wien, wo Kinder auf dieſem Inſtrumente excelliren und die begabteſten Virtuoſen auf demſelben das Unübertreffliche geleiſtet haben, vor einem Publicum aufzutreten, das im Concert-Saale großentheils ſelbſt aus Clavier-Spielern beſteht. Herr Hradezky, k. k. Hofcammer-Muſicus, trug ein Adagio und Polonaiſe auf dem Waldhorne vor. Dieſer Veteran in der Kunſt hat ſich als ein ſolcher bewähret. Das folgende Duett von Farinelli wurde von den Dllen. Kainz und Hornik recht brav und mit Beyfall vorgetragen. Die beſchließenden Variationen von Herrn Worziſchek ſind eine recht brave und dankbare Compoſition, auch wurden ſie von dem Concertgeber auf eine Weiſe geſpielt, welche für ſeinen Fleiß bürgt. M.

Jahrbücher der Literatur, XII. Band. (**Fortſetzung von Nr. 148.**) Der Artikel IV enthält: 1) **Heſſe's** Taſchenbuch ꝛc. Thüringens, 2) **Pfiſters** Herzog **Chriſtoph von Würtemberg**. Kurz aber erſchöpfend. Der V. Artikel: **Krug's** Fundamentalphiloſophie, 2. Aufl., ein Werk, welches wohl die einen Bogen umfaſſende Beurtheilung verdient. Sie athmet, wie das Buch ſelbſt, Klarheit, feſtes Syſtem, Conſequenz. Merkwürdig iſt, was der mit A. unterzeichnete Verf. über die Idee der Philoſophie ſelbſt ausſpricht. »Die Philoſophie (ſagt er) erklärt unſer Verf. S. 185 ſo: »Die Philoſophie iſt die Wiſſenſchaft von der urſprünglichen Geſetzmäßigkeit der geſammten Thätigkeit unſers Geiſtes, oder von der Urform des Ich, alſo die Urwiſſenſchaft.« Dieſe Erklärung macht die Philoſophie zum bloßen Formalismus, und beſchränkt ſie willkürlich und ungenügend auf das Ich. Umfaſſender iſt (denn andere Erſcheinungen, wie die Grundzüge der allgem. Philoſophie von **Salat**, München 1820, übergehen wir füglicher mit Stillſchweigen) die Erklärung, welche Dr. **Friedr. Calker** in ſeiner Urgeſetzlehre und im Syſteme der Philoſophie in tabellariſcher Überſicht (**Bonn**, 1820, 4.) aufgeſtellt hat: »Die Philoſophie iſt die Wiſſenſchaft der inneren Erkenntniß, oder die Wiſſenſchaft von den Geſetzen im Weſen der Dinge und den Mitteln des Bewußtſeyns um dieſelben.« Doch beſchränkt ſich auch dieſe Erklärung nur auf die Geſetzmäßigkeit. Wir würden dieſe Definition aufſtellen: »Philoſophie iſt die Ergründung (alſo nicht die in ſich abgeſchloſſene, vollendete Wiſſenſchaft, ſondern das fortgehende, nie ſich erfüllende und zur Befriedigung gelangende Streben nach vollkommener Erkenntniß) des Lebens in ſeinem Weſen, ſeiner Bildung (alſo der Geſetze ſeiner Darſtellung) und ſeinem Endzweck.« Speculativer Geiſt wird dieſem Werke **Krug's** nicht zugeſchrieben, doch, als Propedeutik zur Philoſophie wird es angerühmt — Artikel VI: Regesta, sive rerum Boicarum Autographa etc. Dieſes für die ältere Geſchichte ſo ſchätzbare Werk, (wovon zwar vor der Hand nur einige Probebogen geliefert wurden, um das Urtheil der gelehrten Welt darüber zu vernehmen) wird, mit gebührender Anerkennung der Fürſorge Bayerns für Belebung des vaterländiſchen Alterthums, und mit dankbarer Geltendmachung ähnlicher Leiſtungen in Öſterreich, belobend gewürdigt. Nach der hervorleuchtenden umfaſſenden hiſtoriſchen Erudition und der großen Erfahrung im Techniſchen und im Scientifiſchen der Archivwiſſenſchaft zu ſchließen, gehört dieſe Recenſion der Feder des Freyh. v. **Hormayr** an. — **Fries** Handbuch der pſychiſchen Anthropologie, 1. Band, macht den VII. Art. aus. Mit Gründlichkeit und Ruhe werden auf einem Bogen die zahlreichen Mängel dieſes Werkes, ohne daß jedoch ſeine verdienſtlichen Momente unberührt blieben, dargelegt. Unter Andern wird nach Gebühr auf das ſo viele Vorzüge in ſich vereinigende Werk des Profeſſors **Hartmann**: Geiſt des Menſchen, hingewieſen. Der Recenſent meint: »daß es beſſer geweſen wäre, wenn Herr **Fries** (in Bezug auf ſeine eigene Vorrede) mit der Herausgabe noch gewartet, und ſo lange daran gearbeitet und gefeilt hätte, bis er ganz überzeugt geweſen wäre, daß es die in dieſem Fache bereits vorhandenen — übertreffen werde.«

(**Schluß folgt.**)

Auflöſung des Logogryphs in Nr 148: **Ideal**, 1. **Jehova**, 2. Dea ꝛc.

Der ausführliche Proſpectus des Converſationsblattes für 1821 wird in der **Carl Gerold'ſchen** Buchhandlung, ſo wie in den meiſten Buchhandlungen des In- und Auslandes gratis vertheilt.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der **Carl Gerold'ſchen** Buchhandlung (Stephansplatz 625) wöchentlich drey Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. W.W., durch die k. k. Poſt 17 fl. W.W. halbj. Beyträge beliebe man dem Redacteur (**Franz Gräffer**) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

150.

(Wien, Samstag den 16. December.)

Über das öſterreichiſche Volkslied.

(Schluß von Nr. 149.)

Es muß vorzüglich als eine befremdende Eigenheit auffallen, daß das öſterreichiſche unmittelbar aus dem Volke hervorgegangene Lied nicht nur keine Beziehung auf den alten Hauptſtamm der Nationaldichtung zeige, ſondern auch aller hiſtoriſchen Grundlage beraubt, vereinzelt da ſtehe. Wir glauben nicht, daß man ſich mit der Erklärung der Herausgeber in der Vorrede Seite X begnügen könne. Sie ſuchen die Urſache der Heiterkeit dieſer Lieder in der günſtigen Lage des Volks, und in dem leichteren Erwerbe des Bedarfs, wodurch mittäglich Wohnende zu Freude erhoben werden, und es iſt dieſer Grund allerdings in der Hinſicht, in welcher ihn die Herausgeber gebrauchen, von Bedeutung. Das, was hier vorzüglich zu berückſichtigen kommt, iſt aber, wie Recenſent dafür hält, die Trennung von dem Urſtamme poetiſcher Sagen, und der Mangel aller hiſtoriſchen Beziehungen. Unter dem Letztern verſteht Recenſent vorzüglich die Anknüpfung der Gefühle der Gegenwart an ein Erlebtes, an eine Vergangenheit: ein Bedürfniß, welches ſich in ſo vielen Romanzen deutſcher und fremder Volkspoeſie, die ſo gern ein Ereigniß, ſey es nun wirklich hiſtoriſch oder bloß erfunden, feyert, kund zu geben pflegt. Der Urſprung dieſer Eigenheit der öſterreichiſchen Volkspoeſie dürfte wohl ſchon in die Zeit der neuen Bevölkerung Öſterreichs nach Vertreibung der Ungern geſetzt werden. In einem neuen Lande eingebürgert, wo vielfältige Anregung zur Arbeit und zur Umgeſtaltung des Landes, bey belohnendem Ertrage des Fleißes, ein ganz neues Daſeyn herbeyführten, wo der milde Geiſt der Regierung die Künſte des bürgerlichen Lebens vervielfältigte, allgemeinen Umtrieb des Handels herbeyführte, und bey den vielfältigen Kriegen mit den Nachbarn, die das Land größtentheils ohne Beyſtand anderer deutſcher Stämme aus eigener Kraft auszufechten hatte, mochte ſich dort wohl allmählich jene Sonderung im Volke begründen, vermöge welcher es ganz von der Gegenwart in ihren reichen Umgebungen hingenommen, ein neues Volk in neuen Verhältniſſen ward, ſeinem Grundcharacter nach deutſch, aber in ſehr lockern inneren Beziehungen zu dem allgemeinen Vaterlande wie zu der Vorzeit und ihren Sagen. Noch mehr mußte ſich dieſe Sonderung durch die bedeutenden Privilegien feſt ſtellen, wodurch Öſterreich mehr als irgend ein anderes deutſches Land vom Ganzen des Reichskörpers unabhängig erſchien. Die Zeit der Habsburger, wo mit dem Regentenſtamme ſelbſt auch der Adel wie vorhin in immerwährenden Beziehungen durch die mannigfaltigen Kriege und innern Reichsverhältniſſe zu dem allgemeinen Vaterlande blieb, konnte dennoch für das Landvolk nicht leicht eine Änderung der vielleicht ſchon in oben erwähnter Art begründeten Sonderung bewirken. Der Herrſcher faſt immer aus dem einheimiſch gewordenen Stamme genommen, ſein nächſtes eigenes Erbgut mit väterlicher Sorgfalt wahrend, ließ alle Verhältniſſe des gemeinen Volks zum Ganzen des Reichs durch unmittelbar vom Lande ſelbſt ausgehende Geſetzgebung, und durch die in ſich geſchloſſene Landesverwaltung, zwar unbeabſichtigt, verſchwinden. Übrigens liefern manche Volksgeſänge ſüdlicher Länder ein oft wiederholtes Beyſpiel: wie ſehr und ganz eine bedeutungsreiche Naturumgebung, und aus ihr hervorgehende glückliche Verhältniſſe die Gemüther des Volks an ſich feſſeln, und ſein Denken und Empfinden inner ihrem Kreiſe feſt halten.

Ontologiſche Neuigkeiten.

Von A. Rittig v. Flammenſtern.

XXI.

(Schluß von Nr. 148.)

Wohl hat der Muſiklehrer Vidron in Paris bereits im Jahre 1800 ein Mittel bekannt gegeben, den Taubſtummen die Muſik hörbar zu machen, allein die Reſultate entſprachen der beabſichtigten Anwendung nicht. Nun aber hat ein junger Arzt, Nahmens Delau, zu St. Mihiel im Meuſe-Departement, ein Mittel aufgefunden, Taubſtummen ſowohl Sprache als Gehör wieder zu geben, und dasſelbe bereits an zwey Taubſtummen wirklich erprobt. Dieſe beyden Taubſtummen, denen er mit vieler Geſchicklichkeit und dem beſten Erfolge die feine Haut des Gehörleiters durchſtochen hat, ſind Mlle. Vivier aus St. Mihiel, ſechzehn Jahre alt, und der drey und zwanzigjährige Sohn des Municipal-Beamten Touſſaint. Beyde befinden ſich, öffentlichen Angaben nach, vorzüglich wohl. Das junge Mädchen fängt bereits an, die Worte auf eine befriedigende Weiſe zu articuliren. Was den jungen Touſſaint betrifft, ſo hört derſelbe ſo gut wie jeder Andere, ja ſelbſt lebhafter und macht unaufhörlich Verſuche, alles auszuſprechen. Delau hofft, daß beyde in Zeit von drey bis vier Monaten vollſtändig werden ſprechen können. Auch läßt derſelbe ein Inſtrument verfertigen, durch das er in den glücklichen Stand geſetzt zu werden hofft, dieſe Operation ſicher und leicht in drey Minuten zu vollenden. Was weiter den Unterricht in Taubſtummen-Anſtalten betrifft, ſo gehört unter dieſe Rubrik als das bemerkenswertheſte Neue: *Paulmier's* Coup d'oeil sur l'instruction des Sourds-Muets de naissance, Paris 1820, 8. Paulmier, ſelbſt ein Zögling des Taubſtummen-Inſtituts zu Paris, hat nach ſechzehnjährigem Unterricht in demſelben dieſe Unterrichtslehre herausgegeben, und darin alles entſchleyert, was auf die Bildung dieſer Stiefkinder der Natur Bezug hat. Wer daher dieſe gehaltreiche Schrift lieſt, kann ſich dann füglich erklären, wie es möglich ſey, Taubſtumme zu ſo gründlichen Kenntniſſen gelangen zu machen, die man an den Zöglingen mancher — insbeſondere jener des Pariſer Taubſtummen-Inſtituts — mit Recht bewundert.

Zu mehreren Mahlen hat man in England und Frankreich ſchon verſucht, die Theater mit Gas zu erleuchten, aber immer mußte man dieſen Antrag wegen des übeln Geruches, den das Gas im Theater verbreitet, aufgeben. Nun will man aber in Paris das Mittel aufgefunden haben, den übeln Geruch des Gaſes zu beſeitigen, und es werden bereits alle Vorrichtungen getroffen, um vom 1. Jänner 1821 an ſowohl den Pallaſt der Pairs, als das Odeon-Theater neuerdings durch Waſſerſtoffgas zu erleuchten. Bey dieſer Gelegenheit kann ich nicht umhin, Emmet's Entdeckung in Erinnerung zu bringen, in Folge welcher man aus Öhl, welches man mit trockenem Sande oder gepulvertem Thon vermiſcht, Gas zu deſtilliren im Stande iſt, das ein eben ſo helles, ja oft noch helleres Licht gibt, als Steinkohlengas. Die Erfahrung gibt hierbey weiter an die Hand: daß unreiner Thran dazu ſo brauchbar iſt als fettes Öhl, ja daß das Gas des Thranes weder Rauch noch übeln Geruch verurſacht und immer mehr Licht gibt, als Öhl gegeben haben würde, deſſen Flamme durch die Entwickelung des Rußes verdunkelt wird, der beym Deſtilliren in dem Gefäße zurückbleibt.

Die von dem polytechniſchen Verein fur Bayern zur dießjährigen Feyer des Nahmensfeſtes des Königs für die Jahre 1821 und 1822 gemachten Preisaufgaben, zu deren Löſung der Verein aus ſeinen Mitteln ſechzig Ducaten beſtimmte, dürften insbeſondere in Hinſicht der erſten Aufgabe auch hier am gehörigen Platze ſtehen. Die dießfälligen Preiſe und Aufgaben ſind folgende: A. Einen Preis von 25 Ducaten für diejenige bayeriſche Dorfgemeinde, die mit Zuziehung eines kundigen Bauwerkmeiſters ihren Wohnort und ihre Markung bis zum Schluſſe des Jahres 1822 am plan- und zweckmäßigſten verſchönert; B. einen Preis von 20 Ducaten für gänzliche Entfuſelung des aus Getreide und Kartoffeln erzeugten Branntweins; dann C. einen Preis von 15 Ducaten für ein durch Erfahrung bewährtes Mittel, womit feuchte Mauern dauerhaft trocken geſtellt werden können. Die erſte dieſer Preisaufgaben veranlaßte der königliche Baurath Vorherr. In mehrerley Hinſicht iſt Vorherr's Vorſchlag beachtenswerth, indem nicht leicht ein weniger koſtſpieliges Aufmunterungs-Mittel zur Verſchönerung mancher Dörfer und deren Bezirke aufgefunden werden dürfte, als wozu Vorherr hier die Veranlaſſung gab.

Der Grundriß der königlichen Hauptſtadt Prag, herausgegeben auf Veranlaſſung und Koſten des behmiſchen National-Muſeums, trigonometriſch und geometriſch aufgenommen, dann topographiſch beſchrieben von dem k. k. öſterr. Artill. Oberlieut. — nunmehrigen Hauptmann — Joſeph Jüttner in den Jahren 1811 bis 1815, und von Alois Drda, einem Schüler der Prager Academie der ſchönen Künſte, auf 2 großen Platten —

36″ hoch und 37¾″ breit, iſt nun erſchienen. Die Aufnahme läßt in Hinſicht der Genauigkeit nichts zu wünſchen übrig. Wenn man bedenkt, daß dieſe Aufnahme nur mit beſchränkten Hülfsmitteln geſchah, ſo kann man der ſeltenen Thätigkeit und dem unermüdeten Beſtreben des Hauptmanns Jüttner, nach den ihm an die Hand gegebenen Directiven, etwas Vollſtändiges zu liefern, ſeinen ungetheilten Beyfall nicht verſagen. Auch haben bereits Se. Majeſtät, unſer allverehrter Monarch, dem nichts entgeht, was beachtet zu werden verdient, beſagtem Hauptmann Jüttner für ſeine mühevolle, außer ſeinen Berufsgeſchäften verfaßte Arbeit, durch den Herrn Stadthauptmann Freyh. v. Münnich, einen prächtigen Chiffer-Ring mit Allerhöchſtdero Nahmenszug geziert, als einen Beweis der allerhöchſten Zufriedenheit überreichen laſſen. Dreda hat den Stich dieſes Plans zwar mit beſonderem Fleiße, jedoch nicht in der gefälligen Manier der Neuern ausgeführet, auch denſelben zu grell gehalten. Die Schrift, von Muſſil geſchrieben und Plath geſtochen, iſt ſchön und ſehr deutlich. Der Preis billig. Ein completes Exemplar — in 2 Blättern — koſtet unilluminirt nach der Gattung des Papiers 5 bis 6 Guld., illuminirt 8 Guld. C. M.

* * *

Merkwürdiges Schreiben

einer Berlinerinn an den Intendanten des königl. Schauſpiels, als nach Abbrennung des Theaters und der Garderobe 1816, für letztere freywillige Beyträge gewünſcht worden waren *).

Geehrteſter Herr Graf vors Theater!

Denn das Unglück iſt zu groß, und macht mir ſo dreiſt uns an Ihnen zu wenden, und da Sie Kleider und alles mit einander uſſammeln, und recht ſehr bitten, daß man Sie zuſchickt, ſo habe ich und meine Kammerräthin denn unſre Garderobe ein bischen durchgekukt, und ſchicken Ihnen unſer Wenigſtes.

Das Evantalg iſt noch von meiner Mutter ſelige, und die Strumpfbänder hat mich ein, vor Gott, König und Vaterland vollendeter Freund, beim Abſchied, verehrt.

Die Julie bitt Ihnen och den Strohhut anzunehmen, denn ſie hat einen neuen, und will den gern miſſen, wenn ſen man nur uf's Oper-Theater wiederſieht.

Ich kann Sie nicht ſagen, edler Herr Graf, was mich das Theater ſchon vor Vergnügen verſchafft, und mich die Tugend gezeigt hat, uf die ich jetzt halte, denn, meine Schweſter ſteht als Amme mit einer Mamſell in Condition, die Ihre Theater-Tänzerin iſt, und da hab' ich erſt gelehrt, was eine gute Körperhaltung iſt.

Herr Graf, ich wollte gerade den Abend mit Herr Schmidt, der ehunderſch Secretär iſt in die Reiber, und können Sie denken den Schreck, als alles nur in Flammen, und alle Garderobe, Alles, Alles, und die Hitze. Ich ſterbe och gleich mit unſer Fredricke hin, o Gott, wie wird mi, als die Komedia ſo ganz

---

*) Diplomatiſch genau abgedruckt.

hoch in Himmel in Flammen, die Fredrike weinte, indem ſo ſchoſſen Sie vorbei, und der Schweis lief Sie man immer ſo runner, und, mit Permeſſon, Ihr Geſichte war blaß und Einer ſtieß mich in Ricken und ſagte: Daß iß' er! und ſo rannte ich und mußte an Madame N. denken, bei der ich in Condition ſtand.

Herr Graf, alles hat Mitleid mit Sie, und geſtern bei Raſchmanns und Wiſcyklis haben ſich alle Mamſells verſprochen, Sie zu ſchicken; denn, ich vergeß nie, was das Theater an mich gethan, doch, die Zauberflete und Pumpernickel iſt man gemene und vor die Kechens, aber, Schiller und Cotzebue, Cotzebue iſt aberſch Oberſt.

Die Liſette bei Bülows ſtritt nimmer, daß Schiller der Beſte wäre, und red man immer von die Jungfer von Orleans; Ne, Cotzebue kennt das Leben, wie es bei uns is, und eiffert ſo ſchöne Geſile, und das is doch der beſte, der mir gut macht, der mir rirt, und mich Selbſtvertrauen eingibt. Ich kann Sie nicht ſagen, Herr Graf, wie mich das Theater verendert; denn ich denke noch an meine Erziehung; Gott, wie dumm war ich da, und freite mir über mein erſtes Kleid, ohne Falbln und Beſatz und ſchämte mir nich, mit der Bibel auf die Straße zu gehn. Jetzt aber bin ich ene andre Perſchon, und da Sie vielleicht die Bibel ufs Theaterſpiel in Luther gebrauchen können, ſo ſchicke ich ſe mit. Wenn ich nu ſo Sontags mit meinen Freund mit das eherne Kreuz in die Zelte bin, und alle die Herrn mit den Zigarren und den Kaffeeſchaalen, und aufs Dampfſchiff nach Charlottenburg und in Parkow und bei Tiſens, denn Ach! wundre ich mir über mir ſelber:

Gott erhalte Ihnen, Herr Graf, vor Berlin und vor uns Alle und gebe unſern guten Köng ins Herze, daß er nur bald wieder ufbaut, und das die Garterobe bald wieder gut is, nehmen Sie aber mein gemüthliches Schreiben nicht für ungnädig, und verzeihn Sie ergebenſt

Ihre Dienerin und Verehrern.

N. E.

Eben-kommet mein Freund und bringet noch zwei paar Stifel und Sporrn, und die Landſturm-Pike. Die gute Seele!

Allgemeine Novelliſtik.

(Die in dem Converſ. Bl. erwähnten Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Am 11. December gab Dlle. Metzger, königl. baier. Hof-Sängerinn, im Theater an der Wien den Part der Prinzeſſinn von Navarra. Dieſe holde, liebliche Sängerinn, welche Herz, Gemüth, Kunſtſinn und Geſchmack gleich genügend befriedigt, entzückte in dieſer Vorſtellung abermahls ein ſehr zahlreiches Publicum. Ihrer ſeltenen Virtuoſität und wunderbaren Eigenthümlichkeit wird jeder Part zum claſſiſchen Boden, ſo auch der heutige; doch ſcheint der Character des Heiteren in Geſang und Darſtellung ganz beſonders ihre Sphäre zu ſeyn. Wer bedauert es nicht, daß ihre beſchleunigte Abreiſe es uns unmöglich macht, ſie in verſchiedenen Fächern zu genießen! Sie hat ſich heute herabgelaſſen, dem Zeitgeſchmacke dermaßen zu huldigen, daß ſie die Variationen von Herrn Winter, über ein Thema von Caraffa componirt, aus ihrem erſten hieſigen Concerte in die Oper aufnahm, und ſie zum größten Entzücken aller muſicaliſch-Unmündigen vortrug. O ihr Künſtler, wollt ihr die Kunſt wirklich zum mechaniſchen Spielwerk herabwürdigen? Was wird denn alsdann aus uns werden? Fühlt ihr es denn nicht ſchon jetzt, daß der Mechanism den Geiſt verdrängt, und euer Edelſtes nichts mehr gilt, weil ihr es ſelbſt dem für den profanum vulgus Behaglicheren unterordnet. Tout comme chez nous! wird der echte Kunſtfreund rufen; Paris, London, Wien u. ſ. w. laſſen ſich Variationen ſingen, und die würdigſten Kunſt-Veteranen componiren noch ſolche muſicaliſche Salti mortali, damit ja das Bravo-Bravissimo nicht ausbleibe! Zu erleben, was noch daraus hervor geht, möchte wohl noch Mancher wünſchen. — Wahrhafte Kunſtgebilde waren: die erſte Arie der Prinzeſſinn, die Troubadour-Stanze und das Duett mit dem Prinzen. Herr Jäger zeichnete ſich als Prinz nicht nur durch ſeinen gebildeten, effectvollen und echten Geſang aus, ſondern er gab auch durch ſein Spiel Hoffnung zu einer vortheilhaften Entwicklung. Stellung und Bewegung der Hände, ſelbſt Gang und Miene reizen zu angenehmen Erwartungen. Möchte er doch denſelben entſprechen und ſich fortwährend natürlich, einfach und ungeſucht auf der Bühne benehmen! Daß er ſich ein paar Mahl verſprach, iſt verzeihlich. Herrn Spitzeder gelang es heute nicht, mit ſeiner vis comica durchzudringen. Er machte viel Worte und — umſonſt. Am Schluſſe wurden verdientermaßen Dlle. Metzger und Herr Jäger gerufen.

M**.

Während durch die — nie genug zu preiſende Humanität der wohlthätigen Bewohner dieſer, in jeder Rückſicht hoch ausgezeichneten Kaiſerſtadt beynahe kein Bedürfniß der leidenden Menſchheit unentdeckt und unerleichtert geblieben iſt; während mit regem, patriotiſchen Sinne für die verbeſſerte Lage [illegible]r, durch Alter und Wunden nicht mehr zum Dienſte tauglichen Vaterlandsvertheidiger durch den bekannten edeln Verein und durch tauſend fromme Opfer geſorgt — während ſelbſt der Wittwen und Waiſen der im Felde geſtandenen und gebliebenen Krieger mit reicher Großmuth gedacht worden iſt, blieb Eines nur noch wünſchenswerth: Die Verſorgung blinder und taubſtummer Militär-Kinder, die unglücklich genug durch ihr Geſchick — doppelte Anſprüche auf das Mitleid ihres Vaterlandes haben.

Kaum ward dem Pachter und Director des k. k. priv. Carl Edlen v. Marinelliſchen Schauſpielhauſes in der Leopoldſtadt, Herrn Leopold Huber, die Rückſichtswürdigkeit dieſer Sache vorgeſtellt, ſo hat er — gewohnt, jedes Blatt ſeiner ſchwierigen Unternehmung mit einem Werke des menſchenfreundlichen Bürgerſinns zu bezeichnen, ſich ſogleich bereitwillig erklärt, ſich ganz der Beförderung dieſes löblichen Zweckes zu widmen — Beyträge dafür zu übernehmen, und den Ertrag von zwey theatraliſchen Vorſtellungen demſelben zuzuwenden. Dieſe Vorſtellungen werden mit Allerhöchſter Genehmigung am 12. und 13. December d. J. in dem beſagten Theater Statt haben.

Es wird am erſten Tage: Graf Waltron, militäriſches Schauſpiel in vier Acten, von Möller; am zweyten Tage aber: Dienſt und Gegendienſt, oder Waltrons zweyter Theil, militäriſches Schauſpiel von Herrn Carl Meisl, bearbeitet von Schildbach, in fünf Acten, gegeben, und es wird alle Sorge getragen werden, beyde Stücke mit aller Präciſion zur Aufführung zu bringen.

Herr Heurteur, Regiſſeur des k. k. priv. Theaters an der Wien, wird mit Bewilligung Sr. Exc. des Hochgebornen Herrn Grafen Ferdinand v. Palffy, aus Rückſicht für den edlen Zweck, die Rolle des Waltrons an beyden Abenden, als Gaſt, zu geben die Ehre haben.

Beyträge jeder Art für dieſen frommen Zweck übernimmt von heute an der beſagte Herr Director Leopold Huber, quittirt ſie und wird ſie ihrer Beſtimmung unter öffentlicher Verrechnung zuführen; auch übernimmt er die Beſtellungen für Logen und geſperrte Sitze für die bezeichneten zwey Vorſtellungen. Es bedarf in unſerem herrlichen Öſterreich ja nur des Impulſes, um für Noth und Leiden die ſchönſten Erfolge zu ſammeln.

Den 10. December gaben Madame Bender und die Gebrüder Bender um die Mittagsſtunde ihr zweytes Concert in dem kleinen Redoutenſaale. Madame Bender erprobte ſich in einer Arie von Pavesi, einer Cavatine von Nicolini und in ruſſiſchen Volksgeſängen abermahls als eine ſehr routinirte Sängerinn, welche ſehr viel Bravour hat, aber dennoch, obwohl ſie ſich an die größten Schwierigkeiten macht und dieſelben auch wirklich beſiegt, ihren Sieg nur mit großer Anſtrengung erringt. Das Gewahrwerden eines ſolchen Kampfes macht keinen angenehmen Eindruck, auch iſt ihre Stimme, obwohl ſelbe großen Umfang, Stärke und Deutlichkeit hat, keineswegs lieblich und anſprechend; ſie iſt eine von jenen Halsſtimmen welche die Töne etwas ſchreyend herausſtoßen. Ihr Vortrag iſt richtig, aber ihre Accentuation hat etwas Scharfes und Schneidendes, wodurch die Färbung zu grell erſcheint. Demungeachtet muß aber Madame Bender für eine ganz vorzügliche und ſeltene Sängerinn erklärt werden, welche vielleicht auch hier zu einer andern Zeit, wo weniger glänzende Talente concurrirt hätten, weit entſchiedener durchgegriffen haben würde. Die Gebrüder Bender glänzten heute abermahls als eine überraſchende Erſcheinung. Wann wird man wieder zwey ſo vollkommen und ſo herrlich zuſammen einſtudierte Clarinettiſten hören können! Ton, Fertigkeit, Vortrag bilden hier im ſchönſten Einklange das herrlichſte Reſultat. Ihr Piano machte wieder den glänzendſten Effect und wirkte beſonders in dem Schweizer Kuhreigen, den ſie ohne Orcheſter mit einem Echo blieſen. Wer dieß lieſt, wird glauben, daß die letzten Töne eines Abſchnittes verhallend in einer Pauſe ſich nochmahls hören ließen; aber dieſes Echo war noch artiger und vollkommner, es ließ uns ganze Perioden im gleichförmigen Pianiſſimo nochmahls hören. Das zweyte Concertino von Danzi enthält recht anziehende Stellen, und beyde Clarinette ſind im glänzendſten Concertant zweckmäßig bedacht. Mit denſelben Verdienſten begleiteten die beyden Brüder Madame Bender bey den Volksgeſängen, welche die Sängerinn in ruſſiſcher Sprache mit großer Fertigkeit und ſehr viel Nuancirung vortrug. Den Concertgebern wäre es zu wünſchen, daß ſie es bey ihrem erſten Concerte hätten bewenden laſſen; denn jüngſt war der Saal voll und heute faſt leer; eine neue Warnung für alle, welche Luſt haben, hier in Wien Concerte zu geben.

Hier muß man, bey der Anzahl von Genüſſen dieſer Art (vorletzten Freytag waren drey Concerte zur ſelben Stunde), wo man in kleineren und kleinen Verſammlungen unentgeltlich das Vollkommenſte hören kann, entweder ſchon im Voraus ſeines Publicums in einem gewiſſen Grade verſichert ſeyn, oder man muß ſich mit Zuverſicht gefaßt machen, eine größere oder kleinere Summe auf die Speſen aus Eigenem darauf zu zahlen. Es ſcheinen alſo die vielen Concerte wirklich nicht Gewinnſucht, ſondern andere Urſachen zum Grunde zu haben, denn dieſe traurige Erfahrung, rückſichtlich des pecuniären Vortheils, iſt ja ſchon ſeit Jahren beynahe bey jedem Concerte wiederholet worden. Daß nebſt den vielen unentgeltlichen, oder beynahe unentgeltlichen guten Privat-Muſik-Unterhaltungen, an dieſen für die echten Künſtler ſo ſchädlichen Verhältniſſen die vielen unechten Schuld ſind, iſt nicht zu läugnen; und derjenige, welcher für dieſes Unweſen ein auslangendes Mittel herzuſtellen wüßte, würde der Kunſt und den Künſtlern den größten Dienſt erweiſen. Bis dahin müſſen wir erwarten, daß aus dem Übel gegen daſſelbe von ſelbſt ein Remedium ſich erzeuge, nähmlich: leere Concert-Säle.

M.

Jeder Vater, welcher ſeiner Familie, jeder Fabriks-, jeder Dienſtherr, welcher ſeinen Fabriks- und Dienſtleuten, jeder Lehrer, welcher ſeinen Zöglingen, jeder Seelſorger, welcher ſeinen Pfarrkindern zur Weihnachts- oder Jahresfeyer ein Geſchenk machen will, das die Erinnerung an ihn, an ſeine Sorge, das Beſte der Betheilten zu befördern, dauernd erhalte, ſchenke ein Sparcaſſebüchlein. —

Nicht leicht kann man ſich ein werthvolleres Geſchenk mit ſo wohlfeiler Ausgabe, d. i. mit 1 fl. 15 kr. W. W. oder 1 fl. 15 kr. C. M., verſchaffen.

Alle Väter, alle Dienſtherren, aus allen Ständen, Adel, Militär, Bürger und Landleute, erlaube ich mir darum aufzufordern, mit jedem Weihnachts- oder Neujahrsgeſchenk das Geſchenk eines Sparcaſſebüchleins *), wenn auch nur von dem geringſten

---

*) Sparcaſſe in der Leopoldſtadt, in der Hauptpfarre zu St. Leopold.

Betrage von 1 fl. 15 kr. zu verbinden. — Die Früchte, welche ein ſolches Geſchenk da oder dort ſicher tragen wird, dürften nicht mit Tauſenden aufzuwiegen ſeyn. —

Ich reihe an dieſe herzliche Aufforderung die Worte der kleinen Schrift: »Errichtet Sparcaſſen *)«. In dem Hauſe, wo der Hausvater darauf hält, daß die Seinigen, daß ſeine Dienſtleute ſich daran gewöhnen, überflüſſige oder leicht entbehrliche, wenn auch kleine, Beyträge in ihrem Sparcaſſe-Büchlein zuſammen zu legen, wird Vater und Mutter geliebt ſeyn, wird der Fürſt und Vaterland geehrt werden, werden Zucht, Ordnung und Zufriedenheit herrſchen, in dieſem Hauſe wird der Segen Gottes nicht fehlen,

Ein Menſchenfreund.

Literatur der Taſchenbücher ꝛc. für 1821; Nr. 16. — Aglaja. Siebenter Jahrgang. Wien bey J. B. Wallishauſſer. — Dieſer Almanach konnte ſich bisher mit den vorzüglichſten Erſcheinungen des Auslandes meſſen, und man kann es ohne Ruhmredigkeit ſagen, daß er dießmahl die meiſten übertroffen hat. Nicht bald iſt uns ein ſo duftiger Strauß der gewählteſten Blüthen gebothen worden. Gefeyerte Dichter des In- und Auslandes haben dazu Beyträge geliefert, wenn auch die letzteren nicht eben überall die vorzüglichſten. Hier ihre Nahmen: Th. v. Artner, Bernard, Caſtelli, Conteſſa, Deinhardſtein, Fr. Gleich, Grillparzer, v. Hammer, Hell, v. Houwald, A. Jeitteles, Kind, Kuhn, v. Leon, Graf Mailath, v. Nordſtern, v. Perin, Car. Pichler, Baron Schlechta, Schilling, F. v. Schlegel, Schneller, Swoboda Treitſchke, Baroninn Vogelſang, Wagner, Walther, Weſt, Baron Zedlitz. — Aus all dem Schönen wird man bald Weſt's Erzählung: »Samuel Brink's letztes Liebesabenteuer,« als die edelſte Perle erkennen. Dieſe echte Gediegenheit, dieſe einfache Klarheit beurkunden den Meiſter. Da iſt kein verheerender Sturm einer miſanthropiſchen Leidenſchaft mit kecken Farben hingepinſelt, da iſt keine Spur zu entdecken von der kläglichen Weiſe der auswärtigen privilegirten Erzählerzunft, keine Spur von ihrer mühſeligen Jagd nach Effect, der dem Ehrlichen meiſt Mark und Bein durcheinander bringt. Alles fließt klar und eben, wie ein ſtiller Bach zwiſchen Blumengrünen, und wenn auch hier und dort ein leichter Windſtoß erwacht, ſo kräuſelt er nur die Wellen im anmuthigſten Spiele; bald ſchaut der Himmel wieder blau hinein, die Kieſel blicken bald mit ruhigen Augen wieder heraus Ref. iſt ordentlich ſelber mitten in der Durchſicht vom dichteriſchen Feuer entzündet worden; ſo mußte es aber auch kommen, der Nachhall des Schönen geſtaltet ſich noch zu Bildern. Die übrigen im Taſchenbuche enthaltenen Erzählungen haben gleichfalls, nach gewöhnlichem Maßſtabe beurtheilt, ihren Werth. Unter den vielen ſchönen Gedichten, wovon die Mehrzahl trefflich genannt zu werden verdient, zeichnen ſich jene des Baron Zedlitz beſonders aus. Eine ſolche Lebendigkeit, Innigkeit und Zartheit des Gefühls trifft ſich ſelten bey einem ſo kerngeſunden Gemüthe. Die meiſten Producte ähnlicher Gattung empfindeln bis zur Erbärmlichkeit oder beklagen ewig und ewig ein heftiges Bauchgrimmen. Sey denn wohlgemuth, du heller Schwan, du brauchſt nicht unterzutauchen in die Fluth, du magſt ſchon frey den ſchlanken Hals zum Himmel ſtrecken! Viel Artiges lieferten ferner insbeſondere Hammer, Grillparzer, Thereſe v. Artner, Deinhardſtein, Houwald und Kind; und wenn die ſchönen Arbeiten der Übrigen nicht auffallen, ſo liegt die Schuld nur in dem Glanze der vielen Farben, unter welchem der Strahl einzelner Blümchen leicht verſchwindet, die an ſich jedes Beet zieren würden. Daß man aber das Gute ſelbſt im Kleinſten auffinden könne, dazu braucht es wohl auch einen ſo kenntnißreichen und in jeder Art tüchtigen Gärtner, als es Herr C. A. Weſt iſt.

Was die beygefügten 6 Kupfer betrifft, ſo reicht zu ihrer Empfehlung die Bemerkung hin, daß ſie nach ausgezeichneten Gemählden Rafael's, del Sarto, Guido Reni, Domenichino, Rubens und Gabriel Mezu, durch F. John's Meiſterhand verfertigt wurden. (Preis 11 fl. W. W.) —t.—

---

*) Wien, bey A. Strauß.

Herr **Hautefort** war früher (1818) franzöſiſcher Intendant des kaiſerlichen Canals von **Arragonien**: dieſe Anſtellung, eine gelehrte Bildung und Verbindungen mit ausgezeichneten Spaniern, gaben ſeinen Mittheilungen Gewicht, welche unter folgendem Titel eben erſchienen ſind: Coup d'oeil sur Lisbonne et Madrid en 1814. Par d'Hautefort. Paris, 1820. Sie werden da am anziehendſten, wo ſie uns umſtändlicher mit den neueren Fortſchritten der Spanier in der Naturwiſſenſchaft und Mathematik bekannt machen. Man erſtaunt über die Menge wiſſenſchaftlicher Köpfe. Wir heben nur einige aus. **Naturwiſſenſchaften**: **Malats**, Wiederherſteller der Vieharzneykunſt. **Suarez**, Verbreiter des Studiums der neueren Chemie. **Mutis**, Ergänzer einer Flora von **Neu-Grenada**. **Palau y Verdera**, Überſetzer des Linné. **Ortega**, Botaniker, unter deſſen Einfluß die botaniſchen Schulen zu **Cadix**, **Barcelona**, **Valencia**, **Carthagena** und **Sevilla** entſtanden. **Mathematik**: G. **Juan**, Verfaſſer der berühmten Abhandlung über Mechanik, angewandt auf den Bau der Schiffe, welche in die engliſche und franzöſiſche Sprache übertragen wurde. B. **Bails**, Director der Academie der ſchönen Künſte zu Madrid, ſchrieb das vollſtändigſte Handbuch der Mathematik. F. **Saubiras**, der ſtärkſte Rechner nach dem Zeugniſſe G. **Juan**'s. J **Chaix**, Verfaſſer des Unterrichts in der Differential- und Integral-Rechnung, mit der Anwendung auf reine und gemiſchte Mathematik. General v. **Ferraz** ſchrieb eine geſchätzte Abhandlung über die Lagerkunſt. Gen. Lieut. **Rovira**, Reformator des Materiellen der See-Artillerie und ihrer Belehrung. A. **Pignatelli**, Verbeſſerer und Erweiterer des königl. Canals in Arragonien. Graf v. **Guzman**, wiſſenſchaftlicher Leiter des Brückenbaues. G. **Juan**, **Ulloa**, **Tofino**, geachtete Aſtronomen.

Schlüßlich zeigt **Hautefort** Schriftſteller über die Staatswirthſchaft an. **Campomanes** gab die Anregung zum Studium dieſer Wiſſenſchaft in der Halbinſel. **Tueran-Uriarte** führte in der Provinz **Jaen** nach neueren Grundſätzen die Vertheilung der directen Steuern practiſch durch. G. **Jovellanos**, Verfaſſer der lichten und ſcharfſinnigen Denkſchrift über das Ackergeſetz, welche die oeconomiſche Geſellſchaft zu **Madrid** dem hohen Rathe von **Caſtillien** überreichte. **Sempere**, Verfaſſer der ſtaatswirthſchaftlichen Bibliothek der Spanier, — der Geſchichte des Luxus und der Prachtgeſetze in Spanien, — einer Denkſchrift über die Vertheilung des Almoſens, — der Bibliothek der Schriftſteller, die unter **Carl III.** blühten. **Hautefort** benützte ganz vorzüglich letztgenanntes reichhaltiges Werk. —rh—

Unter der Nr. 140 des Converſationblattes finden wir in der Rubrik der »Allgemeinen Novelliſtik,« einen critiſchen Aufſatz eines gewiſſen **Friedrich Welling**, die Überſetzung deutſcher Dichter in die lateiniſche Sprache betreffend; unter welchen uns die Beurtheilung von **Roller**'s Überſetzung der gefeyerten **Schilleriſchen** Glocke beſonders auffiel. — Gleich im Anfang wird geſagt, daß **Roller** ſich gegen die Angriffe auf den lateiniſchen Reim in ſeiner Vorrede geſichert habe (?) Und da der Rec. ſich wirklich gar keinen Angriff dagegen erlaubt hat, ſo — qui tacet consentire videtur. Freylich wird es uns dadurch ſehr leicht erklärbar (und wir wiſſen es ihm Dank, uns ſo einleuchtende Beweiſe ſeiner philologiſchen Kenntniſſe gleich im Beginnen gegeben zu haben), wie er die Stelle: »thesauros flamma rapuit« etc. meiſterlich nennen kann; wie er aber ſein unzureichendes Urtheil dem Publico als literariſchen Maßſtab auftiſchen konnte, iſt uns unbegreiflich. Wenn wir ſagen, daß jeder Reim im Lateiniſchen ein Fehler und ein lateiniſches Gedicht deſto ſchlechter ſey, je mehr Reime es enthalt, ſo behaupten wir einen Satz, der durch die größten Philologen aufgeſtellt, durch die auserleſenſten Werke der berühmteſten lateiniſchen Dichter beſtätiget, und bis jetzt gleich in den Elementen der Dichtkunſt und Beredſamkeit gelehrt wird, eine Grundregel des lateiniſchen Versbaues, den Rec., wenn ihm ſein Gedächtniß nicht ganz den Dienſt aufgeſagt hat, noch immer füglich auswendig wiſſen könnte. — Dieß iſt nun ſo ziemlich der im ganzen Gedichte dominirende Hauptfehler, den das harmoniſche (?) Gehör keineswegs entſchuldigt; der vielen dunkeln und gedrängten Stellen nicht zu gedenken, unter denen die von dem Rec. gerügte noch immer nicht die tadelnswertheſte iſt, und von denen einige ohne vollkommene Kenntniß des Original-Textes durchaus nicht verſtändlich ſind. Wahrſcheinlich hält der Recenſent ſeinen Aufſatz für eine Critik; dazu aber fehlen ihm die nothwendigſten Eigenſchaften derſelben, als da ſind: der Überblick und die Geſammtdarſtellung des Ganzen, die Section aller, auch der kleinſten, unbedeutend ſcheinenden, aber nichts deſto weniger wichtigen Theile, und wie die übrigen Regeln einer geſunden Critik heißen, die der Rec. wahrſcheinlich nicht einmahl dem Nahmen nach kennt. — Wir wagen es nicht, uns zum Richter über Werke aufzuwerfen, die durchaus nur vor das Tribunal erfahrner Philologen gehören; dazu aber fühlen wir uns um des Schönen und Guten willen berechtigt, auf ſolche Unzulänglichkeiten hinzuweiſen und ſie zu rügen. — e.

Das böhmiſche Nationalmuſeum in Prag erhielt im Laufe des letzt verwichenen Frühlings und Sommers wieder reichliche Beyträge, aber der Mangel eines angemeſſenen Locals iſt noch immer ein ſchweres Hinderniß, und die trefflichen Sammlungen liegen zum Theile im polytechniſchen Inſtitut über einander. — Das ehemahlige Paulaner-Kloſter auf dem Altſtädter Ring war hierzu im Vorſchlage. — Der Muſeums-Verein erfreute ſich der allerhöchſten Beſtätigung und des Auftrages, Statuten zu entwerfen und zur Prüfung und Genehmigung zu unterlegen. — Die Unterhandlungen der Commiſſion, zur Ausmittelung eines Locals, mit dem Münzamt, über das Paulaner-Kloſter, ſind aber nicht vorwärts geſchritten, und die, für dieſe Ubication gemachten Forderungen überſteigen die Kräfte des Muſeums. — Es iſt lebhaft zu wünſchen, daß das, für ganz Böhmen ſo wohlthätige und wichtige Unternehmen, nicht an dieſem Hinderniß ſcheitere, und zu beſorgen, daß der ungemeine Eifer erkalte, wenn man dem Publicum nicht von Zeit zu Zeit anſchauliche Beweiſe der Lebensthätigkeit vorlegen kann. — Von der beſchloſſenen Erweiterung des polytechniſchen Inſtitutes und von deſſen Verbindung mit einer Realſchule, läßt ſich inſonderheit viel Gutes erwarten. — Eben ſo lobenswerth iſt die vom Muſeum auf ſeine Unkoſten beſchloſſene Herausgabe einer ruſſiſchen Gramatik.

F —

Der im Jahre 1820 verſtorbene talentvolle Dichter Max Fiſchel hat ein romantiſches Epos, betitelt: Riccardo, hinterlaſſen. Das Manuſcript iſt nun dem Critiker, welcher den Leſern des Wanderers unter der Aufſchrift: Der Microlog, ſo manchen Genuß bereitet, übergeben worden, daß er die flüchtige Arbeit feile und für die Öffentlichkeit eigne. Man wird bekennen, daß dieſes Geſchäft in die rechten Hände gekommen iſt.

Das nächſte neue Stück, welches auf dem k. k. Hoftheater nächſt der Burg zur Aufführung gebracht wird, iſt: Das öffentliche Geheimniß, Luſtſpiel in 3 Acten, nach Calderon und Gozzi; ferner: Das Alpenröslein, Schauſpiel in 3 Abtheilungen, von Holbein; der Erzählung: Der Kirchhof zu Schwyz, von Clauren, nachgebildet. Die Hauptrollen ſind durch Herrn und Madame Korn, Herrn Koch und Koberwein beſetzt. (Als Nachtrag zu den Theat. Anz.)

Dieſer Nummer iſt der Proſpectus des Converſationblattes für 1821 beygelegt.

Berichtigung.

In Nr. 148 des Conv. Bl. 1. Seite, 1. Zeile von unten, ſtatt: einige, ſoll ſtehen: wenige.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625), wöchentlich drey Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 17 fl. W.W. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

151.

(Wien, Dinstag den 19. December.)

Verslein und Reimlein, beleuchtet durch den Micrologen.

Es gibt ſo viele Dichter (!), welche zu ihren Dichtungen nicht mehr brauchen, als Papier, Feder, Tinte und einen gütigen Redacteur oder einen ſeelenguten Verleger, welcher ihre halben, oder anderthalben Zeilen der Welt zum leſen anbiethet. Daß aber derjenige, welcher ſich unterfängt, die Sprache der Götter zu reden, dazu geboren ſeyn müſſe, veranlaßt eine Selbſtunterſuchung, welche gewöhnlich von der Eitelkeit, ſelten aber von dem gehörigen Mißtrauen geführt wird; daher das Urtheil größtentheils auch zu Gunſten des ſich ſelbſt Prüfenden ausfällt. Daß ſo Mancher ſich verſucht, und Acht hat, ob ſeine Poeſien gefallen, iſt menſchlich; daß hingegen die Meiſten zu Dichtern geſtempelt zu ſeyn glauben, weil ihre Verſe und Reime, oder Verslein und Reimlein gedruckt ſind, iſt freylich eben nicht teufliſch, aber doch auch nicht menſchlich, und wir müſſen auf das Medium verfallen, welches da iſt — die Thierheit. — Noch ſeltener will die Wahrheit eingreifen, wie nothwendig dem poetiſchen Talente die Ausbildung ſey; daher ſo viele »poetiſche Poeten,« welche nicht einmahl das Mechaniſche der Dichtkunſt kennen. Leute endlich, welche weder die Natur berufen, noch die wiſſenſchaftliche Kunſt dazu fähig gemacht hat, ergreifen mit der Hand des Eigendünkels die göttliche Leier, und ſpielen ſie mit der Hand der Unwiſſenheit. Hat es hier und da Einem gelungen, die Leſewelt auf ſich aufmerkſam zu machen, oder vielmehr, dem größeren Theile der Leſer Sand in die Augen zu werfen, ha, dann belohnt ihn das ſchallende Bravo des lauten Marktes! Wie oft heißt es dann: »Der Göttliche, der Erhabene, der Unbegreifliche, der Alles Umfaſſende, der — der — o, es iſt nicht auszuſprechen! — — Wer denn?

Der Ruf, das Glück des Einen erzeugt Hundert andere — ſchlechtere Dichter. Wir fragen die Theater-Directeurs, Regiſſeurs und Schauſpieler, ob ſie nicht zu jenen Zeiten, da ein oder das andere dramatiſche Product Glück gemacht, von Trauer-, Schau- und Luſtſpielen überſchüttet worden ſeyen? — So geht es auch mit der klingenden Poeſie, und alle Tage hat der belletriſtiſche Unfug ſeinen Feyertag.

Der Schauſpieler Baron hatte einſt eine Rolle einzuſtudieren, in welcher ſich vier Verſe befanden, die er nicht verſtand. Moliere, welchen er um die nöthige Erklärung bat, mußte geſtehen, daß er ſie ebenfalls nicht verſtehe. Nun ſtellte Baron ſeine Bitte an den Dichter ſelbſt, welcher erwiederte: »Ich verſtehe ſie ſelbſt nicht, aber ſagen Sie ſie nur her; Mancher wird ſie nicht verſtehen, und doch bewundern.« Der Dichter war Corneille, und die Verſe befinden ſich in Titus und Berenice. Konnte Corneille eine beißendere Satyre auf ſeine Bewunderer und zugleich auf ſeinen Ruhm machen? Wir können dieſe Satyre auch für Deutſchland gelten laſſen, und ohne Rückſicht, welchen Nahmen ein Machwerk an der Stirne trage, werden wir das Schlechte vor das Forum des Micrologen ziehen, und dieſer wird handeln, was ſeines Amtes iſt.

Erſte Lieferung.

Das mit Reimlein und Verslein beſpickte, in einer hieſigen Zeitſchrift vom 18. Nov. Nr. 92 befindliche, Mährchen mit dem Titel: »Troſt« (ſiehe den letzten Vers) enthält Stellen für den Micrologen, welche er ohne alle weitere Erinnerung ausheben darf, um die Lacher auf ſeine Seite zu kriegen.

»Ihr könnt euch wo im Trocknen niederſetzen,
Ich aber will im Schlamm mich netzen, letzen,
Durch Schlamm und Schmutz ſich ſenken muß manch Negotium;
Geht's erſt zu Grund, dann blinket Sol, und Solatium!«

Die Grillen.

»Grillen zirpen, ſchwirren, ſchrillen,
Schrillen, ſchwirren, zirpen ſehr!«

Die Fröſche.

»Immer nur quacken im Rohre, im ſchwanken,
Nimmer erſchrecken uns hohe Gedanken;
Uf, uf,
Quacken, nicht denken iſt unſer Beruf!

Der Laubfroſch.

»Erbärmlich Volk, indifferent und ſtumpf,
Wann werdet ihr zum Denken euch bequemen?
Wie lange noch erfreut euch Moor und Sumpf?
Ihr ſolltet euch des »Troſtes« ſchämen!! —

(Wie oben vom 22. Nov. Nr. 93.) » .... der einſame Spatz flog näher herzu, und ſaß auf einem Kreuzesarme, daran wetzte er ſeinen Schnabel, und ſang eines ſeiner Lieder in die Nacht hinaus:«

»Himmel und Erde
Müſſen ſich ſcheiden,
Meiden und Leiden,
Macht viele Beſchwerde —
Tirili, tirila,
Wie geht das dem Herzen ſo nah!

Was will bedeuten
Lieben und Leben?
Wachen und Streben,
Streben und Streiten —
Tirili, tirile,
Wie thut doch das Streiten ſo weh'!

Dunkele Schatten
Leiten dich fehle;
Suchende Seele
Muſſt nicht ermatten —
Tirili, tirili,
Wie iſt's doch ſo dunkel allhie!

Einer dich leitet,
Welcher im Harme
Liebend die Arme
Nach dir gebreitet —
Tirili, tirilo,
Ach Niemand kann lieben dich ſo!

Nimmer verzagend,
Trauernd und bereuend,
Himmelan ſchauend,
Schweigend und tragend — ,
Tirili, tirilu,
So findeſt du Frieden und Ruh!«

A, e, i, o, u. —
Kein Spatz, ſondern ein Gimpel biſt du!

(Sammler vom 23. Nov. Nr. 141.) Das Gedicht: »Der Herbſt«, von K. Müchler fängt alſo an:

»In langen weißen Fäden ziehet
Der Sommer durch die leere Flur,ꝛc.«

Man ſieht, daß die Poeſie den Brunnen der Bilder noch bey weitem nicht erſchöpft habe; denn unſeres Wiſſens iſt der Sommer früher noch nicht mit langen weißen Fäden (vielleicht Zwirnfäden) verglichen worden. Wahrſcheinlich ſollen jene Fäden von dem großen Knäuel herrühren, welcher von der proſaiſchen Welt die Sonne genannt wird.

(Abendzeitung Nr. 245.) »Die Welt im Auge,« von Dr. Georg Döring. Wir bitten, zu unterſuchen, ob die nachfolgende Strophe einen Sinn habe?:

»Das Angeſicht, wohl ſchöner wie
Als aller Blüthenauen Zier,
Das Auge nicht, indem die Welt
Noch ſchöner geiſtig aufgeſtellt.«

Ginge hier den Verſen ein Fuß ab, ſo könnte man glauben, es ſey durch das Verſehen des Setzers ein Wort ausgelaſſen worden; weil aber dieſes der Fall nicht iſt, und ſich in der obigen Strophe kein Sinn befindet, muß man erkennen, daß dieſelbe nur Unſinn enthalte.

(Berliner Geſellſchafter, 156. Stück.) »Die Errichtung des Siegesdenkmals auf dem Tempelhof'ſchen Berge bey Berlin, von v. St.« enthält die Ergießungen eines den guten Geſchmack hinreißen wollenden, im Grunde aber lachen machenden Dichtergenie's:

»Ein eiſern Denkmal eiſerner Zeit, o Volk,
Ein eiſern Zeugniß eiſernen Heldenmuthe,« ꝛc.

Iſt das eine Kunſt, vier Mahl »eiſern« zu ſagen? Wir wetten, daß Herr Landner, Schauſpieler der k. k. priv. Joſephſtädter Bühne (welcher bekanntlich in derley Scherzen ſich beſonders auszeichnet), aus dem Stegreife einen Satz von zweytauſend Wörtern ſagt, worin das »eiſern« wenigſtens Eintauſend Mahl vorkommt. Hätte doch der Dichter geſagt: Ein eiſern Eiſendenkmal eiſerner Eiſenzeit, o Eiſenvolk, ein eiſern Eiſenzeugniß, eiſernen Eiſenheldenmuths ꝛc.!

»Da, als Sein Bild, Herolde verſendend, klang,
zehntauſend Stimmen jeder, aus jeglicher
ein zehntauſendfaches Echo,
Das vom Gebirg in die Thäler ſcholl.«

10,000 × 10,000 = 100.000000! Es ſcholl alſo aus Anlaß eines einzigen Heroldes eine Lärmmaſſe von Einhundert Millionen Stück in die Thäler!! — Ein bißchen Phyſik hätte dem Dichter auch nicht ſchaden können; das Echo klingt nicht aus den Stimmen, da es nichts anderes, als der Schall ſelbſt iſt, welcher nur gleichſam gebrochen wird. »Da, als ſein Bild, Herolde verſendend, klang,« Um Gottes Willen, was heißt denn das! —

»Da kommteſt du, Ein Eiſen, da ſchlang ſich heiß
Dein rothes Schwert auf Siegen, wie Wetterſtrahl
auf Erzes-Adern flüchtig hinſtreift,
bis, wo die Geier gehorſtet; nun, wo?«

Die Naivetät in den Wörterchen »nun, wo?« wirkte ſo zart und wohlthuend auf uns, daß wir mächtig auflachen mußten.

»— ◡ ◡ — !, da die dunkle Weſer
Der Römer Beinhaus zornig vorüber floß,
als wühl' ihr Strom, wie Urnen vergeßner Zeit,
wie altes Schlachtgeräth, die Hermanns-
Namen empor, und die Irmenſäulen.«

Als wühle der dunklen Weſer Strom die Hermanns-Nahmen und die Irmenſäulen empor, wie Urnen vergeßner Zeit und wie altes Schlachtgeräthe! Iſt die Weſer ſo dunkel, als dieſe Phraſe, dann muß ſie ſehr dunkel ſeyn.

»Ergreift die Harfen, Dichter! den Blüthenſtaub
des edlen Palmbaums wehet Geſanghauch
in glühend Abendland, dem Nachkomm
Schatten zu pflanzen, des Ahn's Gedächtniß.«

Der Geſanghauch wehet den Blüthenſtaub des edlen Palmbaums in das glühende Abendland, um den Nachkommen Schatten zu pflanzen, welche des Ahns Gedächtniß ſeyn ſollen. Wenn das Poeſie iſt, ſo hat der Unſinn einen neuen Nahmen angenommen!

»So lange dich nur, — ◡ ◡ — ◡ —
die Muſe dich nennt, ſproßt von Speeren
deinem Geſchlechte, von Geſang ein Hain auf.«

Sproßt von Speeren, oder vom Geſang ein Hain auf? Dieſe Bilder ſind ſo kühn, daß ſie dem Verſtande Gewalt anthun.

Wir wetten, daß folgende zwey Gedichte, das erſte aus der Zeitung für die elegante Welt vom 21. Nov. Nr. 228, und das andere aus dem Morgenblatte vom 23. Nov. Nr. 281, vortrefflich und unnachahmlich ſind:

Schwere.

»Verſucht auch oft der Dichter Schwere
Den Flug des Lied's in Schiller's Chören
Doch kaum genaht der lichten Sphäre,
Sinkt er in Kraft der eignen Schwere
Hinunter in das alte Leere. L.«

* * *

»Über's Niederträchtige
Niemand ſich beklage;
Denn es iſt das Mächtige
Was man dir auch ſage.
Göthe's weſtöſtl. Divan.«

NB. Wir wetten nicht mehr als Einen Kreuzer, weil wir nicht Luſt haben, mehr zu verlieren.

(Sammler vom 30. Nov. Nr. 144.) »Licht und Schatten.«

»Schwarz ihre Braunen,
Weiß ihre Bruſt,
Klein mein Vertrauen,
Groß doch die Luſt.

Aus dem kleinen Vertrauen ſieht man erſt, daß »ihre Braunen« kein Druckfehler iſt.

»Schwatzhaft mit Blicken,
Schweigend die Zung',
Alt das Mißglücken,
Wunſch immer jung;«

Hier fällt uns die Erklärung eines klugen Bauers bey Wien ein, der ſeinem Nachbar folgendes von den Gedichten überhaupt ſagte: Vers' ſeyn quantl verdrahti Wort in daumenlangen Zeilen.«

* * *

Anecdoten.

In einer engliſchen Zeitung las man: »Daß ein Mann zufällig auf der Stelle getödtet wurde, was ſeine Gattinn, die zugegen war, ſo angriff, daß es zweifelhaft war, ob ſie ihren Gatten überleben würde.

In derſelbigen heißt es, bey der Todesanzeige eines ſehr biedern Jünglings: Das Andenken eines ſo würdigen Jünglings wird von allen, die ihn kannten, beklagt werden.«

* * *

Anagrammen-Spiele.

Sigismundus, — Musis dignus. *Eucharistia*, — via theriaca. Piastus, — sat pius. *Civitas Norimbergensis*, — nescis? Urbium regina est.

Gustavus, — Augustus. *Cartesius*, — sectarius. *Calvinus*, — Lucianus. *Faustus Socinus*, — infaustus Socius. *Alstedius*, — Sedulitas. *Cornelius Jansenius*, — *Herba Nicotiana*, — in bona charitate. Tugend, — gut End. Leben, — Nebel. Dame, — Made. *Uxor*, — Orcus. (Das Weib, — die Hölle.)

Antichristus, *instat hircus.* Diabolus, *abi, dolus!* Emanuel, *levamen, jam lumen;* Adulator, *laudatur;* Testamentum *mutat mentes;* Democritus, *docet risum;* Leonhardus Hutterus, *Redonatus Lutherus.* Montecuculi, *Centum oculi.* Salmasius, *Musas alis.* Galenus, *angelus.*

Das ſchönſte Anagramm iſt von Jablonsky, Rector an der Schule zu Liſſa:

Als der König Stanislaus von Polen in ſeiner Jugend von Reiſen zurückkam, verſammelte ſich das ganze Lescinskiſche Haus zur Begrüßung ſeines Stammerben. Jablonsky ließ am Schluß eines von ihm veranſtalteten Schulacts von dreyzehn als junge Helden gekleideten, Schülern ein Ballet tanzen. Jeder hatte ein Schild, worauf einer von den Buchſtaben aus den Wörtern *Domus* Lescinia mit Gold geſchrieben war. Am Schluſſe des erſten Ballets ſtanden ſie ſo, daß man auf ihren neben einander gehaltenen Schilden *Domus Lescinia* las. Nach dem zweyten Ballet ſtanden ſie in der Ordnung:

ADES INCOLVMIS.
drauf OMNIS ES LVCIDA,
dann LVCIDA SIS OMEN
Ferner MANE SIDVS LOCI,
fünftens SIS COLVMNA DEI,
endlich I SCANDE SOLIVM.

Louis quatorzième, Roi de France et de Navarre; »*Va, Dieu confondra l'Armée, qui osera te resister!*«

Der Cardinal Richelieu ließ den bekannten François de Baſſompierre in die Baſtille ſetzen. Erſt nach dem Tode des Miniſters wurde er frey. Man anagrammatiſirte (bis auf einen Buchſtaben) ſeinen Nahmen alſo: »François je sors de ma prison!«

André Pujom Auvernac fand, als er ſich mühte, ſeinen Nahmen anagrammatiſch darzuſtellen! »*Pendu à Riom!*« Und es geſah alſo!

Versaille; »*Ville sera.*«

Der P. Angelo Finardi brachte ſehr glücklich und gelungen aus dem Nahmen jenes vielgelehrten Bibliothecar des Großherzogs von Florenz, Antonius Magliabechius, das Anagramm heraus: *Is unus Bibliotheca magna.*

Horatio Nelſon wurde einſt höchſt treffend alſo anagrammatiſirt:

Honor est a Nilo! (Sein Ruhm ſtammt vom Nile.)

Auf die 1817 verſtorbene *Princess Charlotte Augusta of Wales* machte man das Anagramm:

P. C. (Prinzeſſinn Charlotte)
Her august race is lost. O fatal news!
(Ihr erlauchtes Geſchlecht iſt erloſchen; o unſelige Nachricht!)
Frère Jacques Clément,
C'est l'enfer, qui m'a créé!
Ein Gelehrter, *Cruceus*, J. F. Gronovs Feind, wortſpielte
mit *Joannes Fredericus Gronovius* alſo:
»*Ego unus, cor asini ferens, rudo!*«

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Jahrbücher der Literatur, XII. Band. (Schluß von Nr. 149.) Der VIII. Art. enthält: Ivanhoe, a romance etc., und Anastasius, or the memoirs of a Greek. Erſteres von dem großen Dichter Scott, uns durch Meth. Müller's Verdeutſchung bereits genähert, ein engl. Ritterroman aus der Zeit Richard's Löwenherz (der als unbekannter Ritter ſelbſt eine Rolle dabey ſpielt) wird ganz dem Genie dieſes Poeten würdig befunden. Von Anaſtaſius wird geſagt, daß, nachdem man, wie bekannt, Anfangs den Lord Byron für den Verf. gehalten, nunmehr Sir John Hope als ſelber ausgemittelt iſt. Dieſe Lebensbeſchreibung eines griechiſchen Abenteurers *) aus den J. 1780 — 1800 wird in Hinſicht auf geogr. ethnogr. ꝛc. Schilderung ſehr angerühmt, in vielen andern Partien aber mit Begründung getadelt. Viele merkwürdige Stellen werden ausgehoben, berichtigt ꝛc. Bey dieſen beyden höchſt intereſſanten Büchern iſt der zwey Bogen betragende Umfang der eben ſo gelehrten als ſonſt reizenden Recenſ., welche ohne Zweifel von dem berühmten Hofrath v. Hammer herrührt, ſehr dankeswerth. — Hierauf folgt als IX. Art. Sartorius: über die Gefahren, welche Deutſchland bedrohen ꝛc. Der Rec., welcher hier tiefe politiſche Blicke, und einen höchſt nüchternen, edlen und humanen Sinn offenbart, läßt den Anſichten des Verf. rückſichtlich der Unruhſtoffe im Ganzen Gerechtigkeit widerfahren; und indem er auch den meiſten ſeiner Verbeſſerungvorſchläge beygepflichtet, ſagt er »daß ſie im Allgemeinen ein gewiſſes Bemühen zeigen, von den herrſchenden polit. Richtungen des Jahrhunderts, ſo viel thunlich, mit Rechtlichkeit, Vermeidung der Extreme und billiger Intention Gebrauch zu machen.« — Der nun gelieferte Art. iſt: Öſterreichiſche Volkslieder von Ziska und Schottky. Es iſt unmöglich, das innerſte Weſen und die Bedeutung des Volksliedes an ſich, die Eigenthümlichkeit des Öſterreichiſchen inſonderheit ꝛc. mit mehr philoſophiſcher Tiefe, mit mehr Gemüth, Geiſt, Geſchmack und Gediegenheit (dabey noch in dem engen Raum eines einzigen Bogens durchzuführen) **). Wir müſſen uns demnach mit der Erörterung begnügen, daß vorbenanntes Buch, mit ſehr weniger Ausnahme, lobenswerth befunden wird ***). — Die letzten Art. ſind: Kirchliche Topographie, 1r Band; Kärntneriſche Zeitſchrift, und Converſations-Lexicon, 5te Ausgabe. Von erſterem wird eine kurze Überſicht gegeben, denn Plan und Geiſt dieſes für die Vaterlandsgeſchichte ſo merkwürdigen Quellenwerkes, ſind bereits in dem V. Bande der Jahrbücher (S. 145) beleuchtet werden. Am Schluſſe wird der ſchon im I. Bande geoffenbarte Wunſch mancher Vervollkommnung erneuert. Der andere Art. wird ſchon ſeiner Tendenz nach beyfällig gewürdigt. Bey der Anzeige des letzten »kann es (ſagt der Verf. dieſes Art.) nicht Zweck ſeyn, in eine genauere Entwicklung eines Werkes einzugehen, welches aus zehntauſend Artikeln beſteht. Vielmehr wird es genügen, durch eine Betrachtung im Allgemeinen die Pflicht der Anerkennung zu erfüllen, welche man einer ſo wichtigen Erſcheinung im Gebiethe europäiſcher Literatur ſchuldig iſt. »Sehr gebührend wird die augenſcheinliche, in der That nicht wohl zu entſchuldigende Parteylichkeit, in den Religion und Politik betreffenden Artikeln, ſo wie die unwürdige Leidenſchaftlichkeit gerügt, welche manche Biographie entſtellend bezeichnet ꝛc. Unter Andern äußert der Verf. den gewiß ſehr gegründeten Wunſch, daß eine künftige Auflage in Quart- oder Lexiconformat und mit Garmondlettern gedruckt werden möchte. — Auf dieſen eben ſo ſtoff-, als gehaltreichen Haupttext folgt das: **Anzeigeblatt für Wiſſenſchaft und Kunſt.** Es enthält auf fünf und einem Viertelbogen: 1) Dalmatien; eine Reiſeſkizze (mit zwey Steintafeln). Dieſer ſchätzbare Aufſatz, iſt das Reſultat von den im J. 1818 während der dortigen Anweſenheit Sr. Maj. des Kaiſers, gemachten Beobachtungen über dieſes eben ſo merkwürdige als wenig bekannte Land. Inſonderheit iſt er in antiquariſcher Hinſicht wichtig, da er z. B. mehr als hundert antike Steinſchriften mittheilt. Wohl iſt mit dem Verf. (allem Anſcheine nach Hr. **Steinbüchel**) lebhaft zu wünſchen, daß von dieſer terra incognita bald eine ausführlichere Beſchreibung geliefert werde. — 2) Zur Geſchichte der Nibelungen »Weitere Ausführung der Einleitung zur neueſten Ausgabe des Nibelungen-Liedes.« Dieſer, dem gelehrten und unermüdlichen Forſcher **von der Hagen** angehörige, die Hälfte des Raumes einnehmende gediegene Aufſatz, iſt beſonders für Diejenigen überaus ſchätzbar und lehrreich, welche ſich für die hiſtoriſche Bedeutung des Nibelungen-Liedes intereſſiren; er iſt hierzu ein faſt unentbehrlicher Commentar voll critiſchen Geiſtes ꝛc. — Den Beſchluß dieſes Bandes macht das faſt zwey Bogen ſtarke ſorgfältig gearbeitete Regiſter der dießjährigen vier Bände, und ein Bogen Intelligenz-Nachrichten. — Dieß iſt ein möglichſt gedrängter Bericht über den neueſten Band einer critiſchen Zeitſchrift, die ſich in den Händen eines Jeden, der auf höhere Bildung Anſpruch machen will, befinden, welche als wahre Zierde inſonderheit keiner Bibliothek fehlen ſollte, und der man lebhaft einen feſten blühenden Beſtand wünſchen muß. Für eine größere Gemeinnützigkeit iſt auch durch den äußerſt billigen Preis geſorgt, indem der Jahrgang von vier ſtarken auf Velin herrlich gedruckten Bänden, wie bekannt, nicht höher als auf 30 fl. W. W. zu ſtehen kommt. Man kann ſich jetzt wieder mit dieſem Betrag auf den Jahrgang 1821 abonniren.

---

*) Die Wiener-Zeitſchrift für Kunſt ꝛc. hat unlängſt mehrere Stellen daraus geliefert, nachdem andere auch im Morgenblatte geſtanden.

**) In Nr. 149 und 150 haben wir einen kurzen Auszug dieſes gehaltvollen Aufſatzes geliefert.

***) Dem Vernehmen nach will der aufmerkſam thätige Verleger einem mehrſeitigen Wunſche dadurch entgegen kommen, daß er eine hochdeutſche Übertragung dieſer Volkslieder, beſonders abgedruckt, wird erſcheinen laſſen.

Franz Gräffer.

Der um altdeutſche Kunſt und Poeſie, und um die **Ambraſer-Sammlung**, deren vorzüglichſten Tempel und unerſchöpfliche Fundgrube hochverdiente Cuſtos derſelben, **Aloys Primiſſer**, hat im abgewichenen Sommer einen äußerſt intereſſanten Ausflug in die **öſterreichiſchen Abteyen** gemacht. — Die vorzüglichern Reſultate deſſelben für Kunſt und Alterthum, werden nächſtens im dem (mit dem neuen Jahr nach einem erweiterten Plan in der **Franz Härter**'ſchen Buchhandlung auf der Freyung, beym Straußen, erſcheinenden) **Archiv** des Hofrathes Freyherrn von **Hormayr**, mitgetheilt werden.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der **Carl Gerold**'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625) wöchentlich drey Stücke. Preis: viertelj. [illegible] fl. W. W., durch die k. k. Poſt 17 fl. W. W. halbj. Beyträge beliebe man dem Redacteur (**Franz Gräffer**) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

152.

(Wien, Donnerstag den 21. December.)

Über und aus Italien.

II. *)

Von Dan. Leßmann (in Verona).

Der berühmte Dr. **Luigi Sacco**, Arzt des größeren Hoſpitales zu **Mailand**, eifriger Beföderer der Impfung mit dem Virus, welches von ihm zuerſt in den Herden der Lombardie aufgefunden worden, beſchäftigt ſich jetzt mit der Bleichung des Flachſes und Hanfes mittelſt des Chlorums (acidum muriaticum oxigenatum); und nachdem er eine ſehr einfache Maſchine zur Behandlung jener Subſtanzen ohne Maceration erſonnen hatte, erinnerte er ſich zweyer der Waſſerſcheu verdächtigen Krankheiten, die er vor ſechs Jahren mit dieſem chemiſchen Präparat geheilt, und ſchon der verſtorbene **Brugnatelli** erwähnt hat, als er die Bemerkungen **Guyton-Morveau's** über die Arten der Luftreinigung verglich. **Sacco** faßte daher den Gedanken auf, es werde ihm nicht mißlingen, jedes Contagium auch aus der thieriſchen lebendigen Fiber zu verſcheuchen. Da er ſich überzeugte, daß man das Chlorum, in Waſſer aufgelöſt, zu Doſen von drey bis vier Unzen durchaus ohne nachtheilige Wirkung verordnen kann, gab er es bey Petechialfiebern, und hatte ſich kaum einen glücklichern Erfolg verſprechen können; in drey oder vier Tagen verſchwanden die gefahrvollen Symptome. Die Krankheit nahm die Geſtalt eines einfachen Fiebers an, ohne jene fürchterliche Erſchöpfung zurück zu laſſen, welche ſolcher Krankheiten Folge iſt. Indem er glaubt, daß das Contagium auf ſolche Weiſe zerſtört werden kann, ſchlägt er es den Ärzten zur Anwendung als Getränk oder auch als Waſchmittel für die leidenden Glieder vor.

Die Muſe aus dem Stegreif erfreut ſich zu Rom eines Jüngers, welcher ihr Ehre machen ſoll. **Gaſparo Leoneſi** aus **Bologna** veranſtaltet zu Rom eine Academie, welche für improviſirte Geſänge und Declamationen in vielfältigen Versmaßen beſtimmt iſt; ja, er nimmt ſelbſt auf Ein Mahl mehrere Stoffe mit verſchiedenen Vermaßen und beliebigen Einſchiebſeln zur Behandlung an. Er wird in wenigen Scenen mit Chören, nach griechiſcher Manier, einen dialogiſirten Stoff tragiſcher Natur behandeln, und die berühmten **Sibilloni**

---

*) Die I. Lief. ſteht in Nr. 130. Den in ſelber angekündeten Brief, die Fortſetzung über das Bühnenweſen enthaltend, können wir aus Mangel an Raum erſt im nächſten Monat folgen laſſen. **Die Red.**

auf eine ihm originale Weiſe hervorbringen. Möge ihm ein zweyter Fernow in einer Geſchichte der Improviſatoren auch ein Plätzchen anweiſen.

Unter den italieniſchen Überſetzungen deutſcher Meiſterwerke verdient diejenige eine ehrenvolle Erwähnung, welche von einem jungen Manne zu Verona mit den Idyllen unſers Geßner vorgenommen worden. Der Überſetzer, der ſich beſonders mit dem Studium des Dante beſchäftigt, und ihn großen Theils ſelbſt auswendig weiß, hat zu ſeiner Arbeit Terzinen gewählt, und dem Originale manche einzelne Züge zugeſetzt, durch welche, wie kein Billiger läugnen wird, daſſelbe an warmer Poeſie gewonnen.

Der unermüdete und um die alte Literatur wohlverdiente Herr Mai, erſter Cuſtos der vaticaniſchen Bibliothek zu Rom, hat einige neue Entdeckungen angekündigt, welche auch dem nicht eigentlich Gelehrten wiſſenswerth und angenehm ſeyn dürften. In einem griechiſchen Codex rescriptus, der die Reden des Ariſtides enthält, entdeckte er Auszüge aus *Constantinus* Porphyrogenita, die unter die Titel von den Sentenzen, von den Verſammlungen, von der Nachfolge der Könige, von den Erfindern und von den Denkſprüchen gehören. Dieſe Auszüge liefern viele Stücke von den verſtümmelten oder verloren gegangenen Büchern des Polyb, Diodorus Sikulus und Dio Caſſius, Fragmente von Ariſtoteles, Ephorus, Timäus, Hyperion, Demetrius Phaleräus und anderen, deren Nahmen man noch nachſuchen muß. Die unbekannten Stücke, welche aus ſpäterer Zeit, als die angeführten, gehören zum Eunapius, Menander aus Byzanz, Priscus und Petrus Protector; von Eunapius insbeſondere finden ſich darin die Einleitungen zu zweyen Büchern, in deren erſtem er die jetzt verlorne chronologiſche Geſchichte des Dexippus prüft. Vom Polyb verdient unter den anderen Stücken vorzüglich der Schluß des 39. Buches erwähnt zu werden, welches zu den verlornen gehört; er kündigt daſelbſt an, daß er ſich im 40ſten, welches das letzte ſeyn würde, durchaus mit der Chronologie zu beſchäftigen gedenke. Dieſer Codex, von großem Format, hat 354 Pagina, jede zu 32 Zeilen; die ſchöne, antike, wiewohl curſive Schrift, iſt aus dem zehnten Jahrhundert, und faſt überall lesbar. In einem andern Codex, ebenfalls von Ariſtides, hat er eine Abhandlung über Politik entdeckt, welche ſich von den bekannten unterſcheidet. Das Werk hat dialogiſche Form, und iſt ſpäter, als Cicero, welcher ſammt andern griechiſchen und römiſchen Schriftſtellern ſich darin angeführet findet. Er erklärt auch, in einem Codex des Vaticans, die zweyte Rede des Ariſtides zu Gunſten des Leptines, und die dritte, ſchon vor Morelli publicirte, entdeckt zu haben, ſo daß von den drey Reden dieſes Orators über denſelben Gegenſtand nur noch eine aufzufinden bleibt. So hat er ebenfalls ſieben vollſtändige Bücher des Arztes Oribaſius aufgefunden, von welchen bis jetzt nur das 46. und 47ſte bekannt geweſen; dieſe Bücher gehen vom 44. bis zum 50ſten; von welchen nur das erſte und das letzte verſtümmelt ſind. Nicht weniger belohnte Herrn Mai's Bemühungen: 1) das Compendium des Euſebius, welches den Nahmen quaestiones Evangelicae führt; 2) ein noch nicht herausgegebener lateiniſcher Grammatiker; 3) ein lateiniſcher Redner; 4) eine griechiſche Sammlung, worin viele Bruchſtücke von den verloren gegangenen Werken des Philo zu finden; 5) noch nicht herausgegebene Werke griechiſcher und lateiniſcher Väter vor Hieronymus; 6) ein Codex rescriptus mit Fragmenten, in größerer Schrift, über römiſche Jurisprudenz; 7) ein Codex rescriptus mit Characteren aus dem dritten Jahrhundert, Cicero's Reden gegen den Verres enthaltend, welcher intereſſante Varianten hoffen läßt.

In das arcadiſche Journal der Wiſſenſchaften, Literatur und Künſte zu Rom iſt ein Brief des Salvatore Betti eingerückt, mit einem biſher unbekannten Sonette Torquato Taſſo's begleitet, welches den Dichter ſelbſt zum Gegenſtande hat. Er ſoll es geſungen haben, als ihm ſein Bildniß (vielleicht das von Federico Zuccari, auf Befehl des Cardinal Cintio Paſſari Aldobrandini, gemahlte) überreicht wurde. Die Lobſprüche, welche ſich der beſcheidene Taſſo in dieſem Gedichte ertheilt, werden auf Rechnung der damahligen Sitte geſchrieben, und durch einige Stellen aus des Dichters Briefen gerechtfertigt. Das Sonett iſt folgendes:

Amici, questi è il Tasso: io dico il figlio,
Che nullo si curò d' umana prole,
Ne fè parti più chiari avesi del sole
D' arte, di stil, d' ingegno e di consiglio,
Visse in gran povertade e in lungo esiglio
Ne' tempi, ne' palagi, e ne le scuole:
Fuggissi: errò per selve incolte e sole;
Ebbe in terra ed in mar pena e periglio,
Finchè l' uscio di morte, e pur la vinse
Or con le prose or con i detti carmi;
Ma non vinse Fortuna empia nemica,
Premio d' aver cantato amori ed armi
E mostro il ver che mille vati estinse,
È verde lauro che le chiome implica.*)

Im Decemher des vergangenen Jahres wurde in römiſchen Blättern die ſchätzbare Erwerbung an ägyptiſchen Alterthümern angekündigt, welche Seine Heiligkeit für das vaticaniſche Muſeum gemacht; ſie wurden dort ziemlich alle genannt und flüchtig beſchrieben. Jetzt ſieht man ſie in einem neuen Arme der Zimmerreihe aufgeſtellt, welche hinter der großen Niſche des Pignagartens, wo man durch eine Pforte auf halber Treppe hinab zum Corridor der Steine ſteigt, errichtet und geöffnet worden. Unter dieſen Merkwürdigkeiten iſt in ihrer Art die ſeltenſte eine noch vollſtändige Mumie, vielleicht ein Prieſter, wie man ſie biſher noch nie geſehen; die Decke des Sarges auf Sycomorenholz ſchmelzähnlich bemahlt, iſt von einer ſehr in's Kleine gehenden Arbeit, und reich an den ſchönſten Verzierungen und nationalen Symbolen, wie ſie vielleicht in keinem andern Muſeum ihres Gleichen haben. Der zuerſt einbalſamirte oder mit Aſphalt behandelte Leichnam iſt wie gewöhnlich in ſehr lange Leinwand eingewickelt. Nur der Schädel iſt jetzt entblößt gelaſſen worden, damit ihn der Beſchauer eben ſo wohl, als die Einwicklung betrachten könne; den Deckel hat man gegenüber geſtellt. In derſelben Zimmerreihe haben griechiſche und römiſche Alterthümer ihren Platz gefunden. In den Zimmern zur Rechten bewundert man die ſeltene und vortreffliche Sammlung von Gypsabdrücken, welche Se. Majeſtät der König von Großbritannien Sr. Heiligkeit zum Geſchenk verehrte. Sie ſtellen in Basreliefs und mehr als natürlicher Größe die berühmten Bildhauerarbeiten dar, welche den Zophorus und das Parthenon zu Athen ſchmückten, und vom Grafen Elgin, der ſie von dort nach England brachte, dem brittiſchen Muſeum für 63000 Pf. Sterling verkauft worden ſind. Mittelſt dieſer Gypsabdrücke erlangt man endlich eine richtige Vorſtellung von den Kunſtwerken des größten griechiſchen Bildhauers, und kann über das Verdienſt des griechiſchen Meißels, von welchem ſich zu Rom unbezweifelte Meiſterwerke, wiewohl in einem andern Style, befinden, ein untrüglicheres Urtheil fällen.

---

*) Dieß Sonett kam zwar ſchon im Morgenblatte vor, aber, wie wir uns erinnern, ohne weiteren Text. Die Red.

Bey Vincenzo Ferrario in Mailand iſt eine Novelle in ottave rime, Ildegonde betitelt, erſchienen, deren Verfaſſer der Advocat Tommaſo Groſſi iſt. Das Zeitalter der Heldinn iſt die Regierung Kaiſer Friedrichs II. Das Gedicht beſteht aus drey Geſängen. Von demſelben Verfaſſer iſt: la Fuggitiva, eine Novelle, in mailändiſchem Dialecte gedichtet worden und vor einigen Jahren erſchienen.

Ein junger Gelehrter zu Florenz überſetzt ſo eben Göthe's Hermann und Dorothea in versi sciolti. Stellen, welche uns gezeigt worden, laſſen ein gelungenes Werk erwarten. Beſonders iſt in der Scene am Brunnen alles geleiſtet, was von der italieniſchen Überſetzung eines ſolchen Gedichtes gefordert werden kann.

Vielleicht iſt es die verdienſtvolle Erfindung, Gemählde ohne Beſchädigung von ihrer Wand zu löſen, welche einen einſamen Grübler auf die Idee gebracht hat, Phyſiognomieen theurer Perſonen kurz vor ihrem Tode von ihnen ſelbſt zu trennen, und ſo beſſer als durch Wachsabdrücke für die Erinnerung geſorgt zu haben. (!)

Es wird von Venedig aus angezeigt, daß der Capitän Sebaſtiano Maraſſi, Commandant der Nationalbrigantine Auguſtus, im October vergangenen Jahres, ungefähr 15 Miglien von der weſtlichen Spitze der Isoletta di Vento teno (neben Ponza), ſo daß die Inſel zwiſchen Levante und Greco Tramontana liegen bleibt, eine etwa 20 Quadratmeilen breite und 6 Palmen tief unterm Waſſer befindliche Bank *) entdeckt hat, welche bisher von keiner italieniſchen oder ſonſtigen Seecarte des mittelländiſchen Meeres angedeutet worden. Der Anzeiger macht auf die Fehler aufmerkſam, welche ſich in Rückſicht ſolcher Sandbänke verſchiedene Carten zu Schulden kommen laſſen. »Von ſolchen Carten,« lautet der Schluß, »werden vorzüglich die Schiffahrer, welche zur großen Küſtenſeglung bevollmächtigt ſind, nicht eher befreyt werden, als bis einer der unſrigen, ein ſachverſtändiger Italiener, ſich entſchließen wird, die engliſchen und ſpaniſchen Carten und Steuermänner zu berichtigen, und ſeinem Vaterlande eine vollſtändige, ausgearbeitete und fehlerloſe Seecarte des Mittelmeers zu geben.«

---

*) Sacco im Original — was freylich eben ſo gut eine Untiefe als eine Sandbank bedeuten kann, und ſelbſt zur Bezeichnung einer Klippe dient.

◆

Der perſiſche Aſtronom.

Moritz v. Kotzebue, in der Beſchreibung ſeiner Reiſe durch Perſien, erzählt auch ſeine Audienz bey dem Miniſter des Schachs, und bringt dabey folgenden drolligen Zug vor: »Ein dicker Perſer, der Einzige, der unſerer Unterredung mit beywohnte, ſaß ſeitwärts vom Miniſter, hielt ein großes Buch vor ſich, in welchem er beſtändig blätterte, und ſchielte von Zeit zu Zeit unter großen ſchwarzen Augenbraunen grimmig auf mich. Der Miniſter recommandirte ihn uns als großen Mathematiker. Ich glaube aber es war ein Aſtrolog, der mich examiniren ſollte. Er blätterte immer heftiger und murmelte dem Miniſter etwas vor, worauf jener mich fragte, woher Finſterniſſe entſtehen? Ich ſtand auf und ſpazierte um den dicken Aſtrologen herum, der ſich grimmig und ängſtlich umſah, und anfangs gar nicht begreifen konnte, was ich von ihm haben wollte, und noch mehr erſchrak, als ich plötzlich hinter ihm niederhuckte, und den Miniſter frug, ob er mich ſehen könne? Der Aſtrolog war dicke genug, um mich ganz zu bedecken, und der Miniſter mußte wohl lachend Nein ſagen. Darauf ſtand ich auf und bat, der Aſtrolog möchte es mir nicht übel nehmen, daß er die Rolle unſers Erdklumpens geſpielt; dem Miniſter ſagte ich, er ſtelle in dieſem Augenblicke die Sonne vor, ich den Mond, und die ganze Procedur, von der ſich der Aſtrolog noch immer nicht erholen konnte, eine Mondfinſterniß. Darauf trat ich zwiſchen den Miniſter und den Erdklumpen, und ſagte ihm, der Aſtrolog hätte nicht mehr das Glück die Sonne zu ſehen, es wäre alſo Sonnenfinſterniß auf der Erde; ich könne ſie aber nicht total vorſtellen, indem der Herr Aſtrolog etwas zu corpulent wäre. — Die Sonne lachte und die Erde brummte.«

Ein Critiker macht dabey nachſtehende Anmerkung: »Die Erde hätte da gar füglich *auch* lachen können, denn der Mond gab eine Blöße. Wenn der Verf. den Miniſter nicht *vollſtändig* deckte; ſo konnte die Corpulenz des *Aſtrologen* nicht die Urſache davon ſeyn, ſondern nur die Corpulenz des *Miniſters* im Verhältniſſe zu der minderen Dicke des Herrn v. K. Wenn auch die Erde ſo groß wie der Jupiter wäre, oder wie die Sonne ſelbſt; dennoch würde der kleine Mond am 7. Sept. 1820 überall auf der Erde, wo er eine ringförmige Sonnenfinſterniß machte, eine totale gemacht haben, wenn er, der Mond, ein wenig größer oder der Erde ein wenig näher geſtanden hätte. Der Verf. hat hier, aſtronomiſch zu reden, die heliocentriſche Anſicht der Dinge mit der geocentriſchen, eine Erdfinſterniß für den Standpunct in der Sonne mit einer Sonnenfinſterniß für die Erde verwechſelt, welches nach einem Curſus von zwey Monaten (ſo lange nähmlich hatte K. in *Petersburg* die Aſtronomie ſtudiert —) eigentlich nicht mehr hätte begegnen ſollen.«

Allgemeine Novelliſtik.

(Die in dem Converſ. Bl. erwähnten Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl *Gerold'ſchen* Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Der laufende Muſik-Semeſter hat uns bereits ſchon in Inſtrumental- und Vocal-Muſik mit den intereſſanteſten Erſcheinungen begabt; ganz beſonders muß aber alle Muſik-

Freunde das Zuſammentreffen der überaus lieblichen Mlle. Metzger, dieſem Zöglinge der Grazien, mit der weithin ſtrahlenden Titans-Tochter Catalani wichtig ſeyn. Catalani, die einzige Catalani iſt wieder hier, um unſere ſtrengen Zeloten und dieſen gegenüber der Sängerinn zahlreiche Anbeter beyderley Geſchlechtes gleich lebhaft und wirkſam zu electriſiren; und obwohl Ausland und Inland ſich über den weiblichen Sänger-Heros lang ſchon erſchöpfend ausgeſprochen zu haben vermeinen könnten, ſo ſcheinen die an der Gränze, wo ſich Lob und Tadel berühren, Übereingekommenen, ſich noch ein Mahl in der erneuerten Einwirkung der Gegenwart des wunderſamen Meteors feindlich trennen zu wollen. Von den heiligen Fluren, auf denen die Muſenkünſte ihre Bahnen finden, muß der Hader verwieſen ſeyn, denn in der rothen Gluth der Zwietracht, und ſollte ſie ſelbſt der edelſte Eifer entflammet haben, erſcheinet auch das Schönſte verzerrt und entſtellt; daher laßt die empfindliche Einſeitigkeit ſchweigen und die lautere Unbefangenheit reden; denn ſo werden wir uns recht lebhaft des wahren, echten Schönen erfreuen, ohne Gefahr zu laufen, etwa gar, von blinder Leidenſchaftlichkeit verlockt, anſtatt dem geſuchten Reinſten, höhnenden Faunen und Satyren gegenüber zu ſtehen.

Alſo die Catalani gab am 14ten d. im landſtändiſchen Saale, Abends um die Theaterzeit, ihr erſtes Concert. Das glänzend erleuchtete Locale füllte die zahlreichſte, auserleſenſte Verſammlung, und über die ſondernden Schranken herab konnte und ſollte eine ſo blendende Augenweide nur durch die herrlichſten und edelſten Gaben der Muſe überbothen werden; aber wahrlich, das Feſt begann mit einem Reigen, der freylich auf Tempes Fluren erfunden, durch den oftmahligen Dienſt bey den heterogenſten Veranlaſſungen jedoch ziemlich gemein geworden war. Eine Haydniſche Symphonie begann, eine Symphonie, die wir ſo oft und gar ſo oft in unſern Schauſpielhäuſern den Luſt- und Trauerſpielen und ſelbſt vor dem Beginnen der Poſſe ihren unwilligen Lauf zerſtückelt und unterbrochen theilweiſe hatten zurück legen ſehen. So ging es auch heute, und das erwartete erhabene Feſt ſchien ganz gewöhnlich beginnen zu wollen. Die thätigen Kunſtdiener hatten die Miene, ſich in ihrem Orcheſter droben ſelbſt zu wundern, auf ſo abgetretenen Bahnen ſich hier an dieſem Orte, den die gefeyerte Prieſterinn heute zu einem hehren Tempel weihen wollte, ganz unvermuthet, vereinzelt, nicht vollzählig im gewohnten Chore zu begegnen. Ein Geiſt des Mißmuthes ſchien den braven Orcheſter-Mitgliedern die Kraft gelähmt zu haben; das beginnende Stück der Symphonie wurde höchſt dürftig gegeben. Die Aufmerkſamkeit der Verſammlung war günſtiger Weiſe aber bereits ſchon durch der Concertgeberinn Erſcheinen von dem Orcheſter ab, und auf ſie ſelbſt gelenkt worden, welche in der erſten Reihe unter ihren edelſten Gönnerinnen Platz genommen hatte. Nun betritt Mad. Catalani das Orcheſter, und die liebenswürdige Fremde wird zur allbekannten hochverehrten Kunſt-Prieſterinn, welche mit flammendem Auge ihre Begeiſterung aus höheren Regionen in ſich ſaugt. Ihre Leiſtungen beginnen, welche dem Zettel nach in folgender Ordnung hätten kommen ſollen: 1) Aria: »Dove il cimento,« di Fazi; 2) Variazioni di Rode; 3) »Chi d'Amor,« di Fioravanti; 4) Cavatina: »la placida compagna,« di Puccita. Ordnung und Angabe wurden aber abgeändert, warum? Wie können die Sterblichen, zu welchen Referent gehört, Rathſchlüſſe des Olymps enträthſeln! Ein ſolcher kann nur ganz ſchüchtern erzählen, wie ihm geſchah. »Nun, wie geſchah Ihnen denn?« Wohl und weh! »Wohl? natürlich, weh? ganz unbegreiflich!« Nur gemach! Welcher Sterbliche, dem ein geneigter Genius den Sinn für die Geſänge der Muſe erſchloß, wird nicht entzückt werden von dem wunderbaren Wogen und Wiegen des Ton-Meeres, von dem ſeltſam überraſchenden Gekräuſel der ſilbernen Wellen, auf welchen dieſe Amphitrite ihre ſichere, ſtolze Fahrt vollbringt! Welche Größe, welche Kraft, welche Kühnheit! Selbſt der Beſonnenſte wird überraſcht und vom gewaltſamen Andrange der Ton-Maſſen fortgeriſſen zur Bewunderung, denn dieſe müßte ſelbſt der Neid zollen, wenn er ſich in die Nähe dieſer Sängerinn wagte. »Alſo ſollen Jene wirklich durchaus Unrecht haben, welche den ungeſtüm tobenden Enthuſiasmus durch nüchterne Anmerkungen beſchwichtigen wollen?« Heute wäre eine Ereiferung zur Beſchwichtigung ganz unnütz geweſen, denn es konnte in dem kunſtſinnigen Auditorium nur ruhige, freundliche und freudige Anerkennung, nicht aber aufgeregter oder wohl gar wilder Taumel Platz greifen. Man gab Beyfall, und lohnte angemeſſen das Verdienſt. »Was gefiel denn am meiſten?« Unſtreitig die recht brav geſchriebene Arie von Fazi, welche herrlich, in erhabenem Styl, mit wahrhaft impoſantem Pomp vorgetragen wurde, und ſodann die mit oder vielmehr aus den wunderſamſten Verzierungen gebildeten Rodeſchen Variationen. »Wie, mein kühler Freund, Sie loben Geſangs-Variationen?« Wenn Geſangs-Variationen ohne Entrüſtung und ſogar mit Vergnügen angehört werden ſollen und können, ſo muß ſie die Catalani vortragen, denn in ihrem Munde hören ſie auf, nichtsſagendes Ton-Gewirre zu ſeyn; ſie werden durch ihre Bravour und Sicherheit zum angemeſſenen Idiom ihrer ſo nur genügend ſich äußernden Virtuoſität. »Aber da muß Einem ja ſeyn, als ob die Wellen des wogenden Meeres Einen von dem letzten Plätzchen verdrängen wollten?« O, nein! Die Sängerinn führt den Hörer in ihrem goldenen Siegeswagen auf ſtrahlenden Bahnen ſo beruhigend und ſicher, daß man mit freudigem Staunen über alle Klippen, ohne Mahnung an Gefahr, dahin ſchwebe.

»Sieh da, mein ſonſt ſo kühler Freund iſt auch ganz entzückt! Sie haben mir doch verſprochen, ruhig und aufmerkſam zu bleiben, um mir mit proſaiſcher Redlichkeit ihren Rapport abſtatten zu können!« Nun, ſie wollen aus den ſonnigen Höhen des ungetrübten Kunſtgenuſſes ſo recht in die Schatten-Reflexe der wolkenumzogenen Wirklichkeit verſetzt ſeyn? Der offene Tadel ſoll Sie von der Gerechtigkeit des Lobes überführen? Es ſey, denn einer ſo genialen Frau darf ſich keine Äußerung nahen, welche einer unwürdigen wohl gar beſtellten Lobhudeley auch nur von weitem ähneln könnte. Alſo die Catalani iſt noch immer die große, unübertreffliche Sängerinn mit ihrem grandioſen Styl, die ſie in England war, und ſie iſt noch eben ſo merkwürdig heute, bey dem beſchränkteren Umfange der Stimme, als ſie damahls in ihrer Bahn von noch größerem Umfange ſeyn konnte, denn nicht der Durchmeſſer eines Cyclus macht den Reiz deſſelben, ſondern die Stellung desjenigen, der ihn durchläuft in jedem Momente. — Madame Catalani iſt nun vielleicht nicht mehr im Stande, das zweygeſtrichene Sopran-B zu nehmen, welches ſie früher anſchlug (wenigſtens hatte ſie heute eine ſolche Aufgabe nicht gelöſet); aber iſt deßwegen die Kraft ihrer Stimme erlahmt? ſind ihre geſchmackvollen, immer glücklich erfundenen und überall paſſenden Verzierungen weniger überraſchend und erfreuend; bildet ihre ganze Geſangsweiſe ein minder edles, minder erhabenes Ganze, weil ihr von der Höhe ſchon ein Weniges abgeht? Man muß gegen die ſeltene Erſcheinung und gegen ſich ſelbſt nicht ungerecht ſeyn, und ſich den Genuß verkümmern, indem man bey der reichſten Gegenwart an eine noch reichere Vergangenheit denkt. Es iſt ihr Genre und macht ihre Weſenheit aus, durch kühne Großartigkeit zu imponiren. Dieſe Aufgabe, welche ihr der Genius gab, löſet ſie vollkommen nach jeder Richtung, und ſie muß daher ſogar die Lieblichkeit, welche aus erkennbareren Details hervorgeht, verſchmähen.

Catalani kann noch viel von dem Umfang ihrer Stimme, ſie kann noch viel von dem Klange derſelben verlieren, und ſie wird noch immer dieſelbe Bewunderung verdienen, die ihr einſt wurde und die ihr noch jetzt wird. »Aber Einige ſprachen ja von getrübter Intonation, von verſagten Tönen in der Höhe?« Wenn auch die gar fein Hörenden derley vernahmen, ſo haben doch eben dieſelben auch lebhaft bewundert; alſo was muß das für eine Leiſtung ſeyn, die auch mit Nebel-Flecken noch ſo ſehr befriedigt? »Aber, lieber Freund, Sie ſelbſt ſehen mir doch ganz darnach aus, als ob Einiges vorgekommen wäre, was Ihnen nicht recht war.« Ja, ja, ich läugne das nicht. »Und was denn?« Das Arrangement! Die Künſtlerinn, ihr Ruhm, die Verſammlung, ſelbſt die Erwartung, die aus dem Eintrittspreis von zwölf Gulden hervorging, konnte nur durch ein recht würdiges Ton-Feſt gewürdigt werden; aber ſelbſt ein Krönungszug wird ſchmutzig, wenn er im ſchlechten Wetter vorgenommen werden muß. Nirgends iſt die Selbſtgenügſamkeit vielleicht (?) natürlicher, als bey dem Talent einer Catalani, aber ſelbe darf nicht zur Vernachläſſigung werden. Der Künſtlerinn iſt es ein Bedürfniß, das aus ihrer Individualität hervorgeht, ihre Tonſtücke heute aus dieſem, morgen aus einem tieferen Tone, übermorgen vielleicht wieder höher zu ſingen; aber muß ihre Begleitung deßwegen ſogar des ſo glänzenden und würdigen Schmuckes der Blas-Inſtrumente entbehren, muß ſich ſelbe deßwegen auf das Quartett und auf das Klavier beſchränken? Iſt ſolche Dürftigkeit mit ſolchem Reichthum der Natur- und Kunſtgabe vereinbarlich? Kann ein viermahliges Herabſtimmen der Inſtrumente entſchuldigt werden? Konnte man auf dieſe Weiſe eine gute, oder wenigſtens eine reine Begleitung erwarten? Wie ſind ſolche Verſäumniſſe, ſolche Mißgriffe möglich? Und dann hier in Wien, wo Virtuoſen aller Art zu haben ſind, werden die Räume zwiſchen den herrlichſten Geſangſtücken mit dem Verbrauchteſten ausgefüllet! Iſt das würdig? Hierin muß ein beſonders hemmender, ungünſtiger und beirrender Conflict eingetreten ſeyn.

Zum Schluſſe gab die große Sängerinn unſerm vaterländiſchen Sinne noch unſer »Gott erhalte Franz den Kaiſer,« und beſchloß ſo am Würdigſten ihr erſtes Concert. Viel wurde über den hohen Eintritts-Preis gemurret: das iſt ein Compliment, welches der große Haufe der Kunſtfreunde der Künſtlerinn macht. Aber dieſe mag ihre Urſachen haben, ihre Leiſtungen keiner übergroßen Zahl darzulegen; denn wie man vernimmt, wird ſie dieß Mahl in keinem Theater, ſondern allein in dieſem Locale ſingen.

Als ausgezeichnet treffliches Weihnachtgeſchenk ganz beſonders, empfiehlt ſich auf den erſten Blick folgende, im Verlage des regſamen Buchhändlers Herrn C. Armbruſter hier ſeit einigen Tagen erſchienene Jugendſchrift: Sitten-Gemählde für Kinder; von M. Armbruſter (weil. k. k. Hofſecretär), 12mo, mit 6 lithographirten Bildern, von L. v. Schnorr.« — Wie man weiß und ſchätzt, beſaß der Verf. ein ſeltenes Talent der Popularität überhaupt, und inſonderheit eine Gabe, mit echter Gemüthlichkeit die Herzen der Jugend, mit lebendiger Klarheit den Sinn derſelben anzuſprechen. Dieſe bey Jugendſchriften leider nur allzu oft mangelnden Eigenſchaften finden ſich in dieſem Büchlein auf das Glücklichſte vereinigt, und machen es zu einem gewiß fruchtbaren Geſchenk, das ſich von den gewöhnlichen affectirten oder breit geſchlagenen und wäſſerigen Salbadereyen, die da eher irre führen oder kalt laſſen, vortheilhaft unterſcheidet. Die hier aufgeſtellten 13 Gemählde verdienen daher volle Anempfehlung, ſo wie die 6 Bilder von dem genialen Schnorr ein wahrer Triumph der Lithographie im Kleinen genannt werden können. Überall iſt Geiſt in der Zeichnung, hohe Kennerſchaft in der Ausführung ſichtbar. Der allegoriſche Umſchlag, gleichfalls von Schnorr, iſt höchſt ſinnig gedacht, äußerſt zierlich gefertigt. Er feſſelt den Blick und ergreift wohlthuend das Gemüth. Druck und Papier ſind vorzüglich, wie denn die ganze Ausſtattung einen neuen Beleg für den feinen Geſchmack des Verlegers gibt. Der Preis endlich iſt ungewöhnlich billig; mit ſchwarzen Bildern 3 fl. 36 kr. W. W. ſorgfältig colorirt 5 fl. W. W.

Fr.

Allen Freunden der Vaterlandsgeſchichte wird die Kunde höchlich willkommen ſeyn, daß der, erſt vor wenigen Wochen wieder von einer bedeutenden Krankheit erſtandene hochverdiente Chorherr von St. Florian, Franz Kurz, ſeine Geſchichte Erzherzog Rudolph's IV. vollendet und der Cenſur übergeben habe, ſomit der hiſtoriſche Cyclus ſeines: »Öſterreich unter den Königen Ottokar und Albrecht I., unter Friedrich dem Schönen, unter Albrecht dem Lahmen,« dem ſchönen Ziele der Vollendung um ein Großes naher gerückt ſey.

F—

Berichtigung.

In Nr. 152 S. 1335 lies: gaben, ſtatt: geben; königl., ſtatt: kaiſerl., Halbinſel Tucran. Uriarte.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625), wöchentlich drey Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 17 fl. W.W. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Graffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

153. 154. *)

(Wien, Samſtag den 23. December.)

Rom, Römer und Römerinnen.

III. **).

Mit dem nachſtehenden, eben ſo triftig als ſcharfſinnig behandelten Artikel, ſeyen dieſe Zuſammenſtellungen ꝛc. geſchloſſen. Der günſtige Leſer wird nun gleich mir, mit Ungeduld der von dem hochgeachteten Verfaſſer verheißenen italieniſchen Volkslieder-Sammlung, als einem unſchätzbaren Gewinne, entgegenſehen! B. S.

Theater.

Das Venezianiſche Theater behauptet in vieler Rückſicht noch immer einen Vorrang in der Oper und in der Comödie vor dem italieniſchen überhaupt. Zwar können Neapel und Mailand die verarmte Nebenbuhlerinn jetzt in der Größe und dem Glanze ihrer Häuſer und Truppen überbiethen, aber nichts deſto weniger liefern die venezianiſchen Conſervatorien und Muſikſchulen die berühmteſten Virtuoſen, Sänger und Componiſten, nicht nur für Italien, ſondern für das halbe Europa. Die echte Comödie blühte in Venedig auf, und ihr Nachſpiel entzückt noch heute das unverbildete Volk in den Maskenſtücken des Teatro S. Luca. Aber auch das ſogenannte Character-Luſtſpiel machte ſich in Venedig und durch einen Venezianer zuerſt in Italien geltend: denn die Verſuche in dieſer Gattung vor Goldoni wußten ſich keinen Einfluß zu verſchaffen und verſchollen ohne Wirkung. Die venezianiſchen Buffoni ſind überall beliebt und geſucht, und die meiſten comiſchen Truppen in Italien ſind großentheils aus Venezianern zuſammengeſetzt oder haben ſich doch in Venedig gebildet.

Das Trauerſpiel iſt in Italien immer noch als fremde Gattung zu betrachten, mögen die Literatoren auch noch ſo viel von der Vortrefflichkeit und Originalität ihres Alfieri und Monti ſprechen. Die früheren Trauerſpiele eines Maffei, Conti, Granelli, Triſſino und Anderer werden zwar in der italieniſchen Literaturgeſchichte mit Ehren genannt, aber weder geleſen, noch geſpielt. Alfieri erſcheint zuweilen auf dem Teatro nuovo in Florenz, in überfranzöſiſchem Pathos, meiſt vor einem leeren Hauſe.

---

*) Dieſe Doppelnummer gilt zugleich für nächſten Dinstag.

**) Die erſten drey Lieferungen ſtehen in Nr. 89, 90, 113 u. 114 dieſes Jahrganges.

Das muſicaliſche Drama oder die Oper, eine Erfindung des Florentiners Ottavio Rinuccini*), der im Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts ſtarb, gewann bald den allgemeinen Beyfall des italieniſchen Volkes und verdrängte mit ſeinem blendenden Pompe und der Unzahl ſeiner Figuranten und Tänzer das redende Drama von den größten Theatern des Landes. Der muſicaliſche Sinn des Volkes und nicht weniger ſeine Schauluſt machten der neuen Schöpfung den Sieg ſehr leicht, durch den freylich die dramatiſche Poeſie nicht eben gewann. Denn ſie konnte, nach dem Verfalle des Schauſpiels, in den Texten der Oper keinen würdigen Erſatz finden, da die Aufmerkſamkeit des Publicums, mit Ohren und Augen durch Klang und Glanz gefeſſelt, von dem Sinne der Handlung und der Worte ganz abgezogen wurde. Italien beſitzt eine Unzahl der albernſten Operntexte, deren Titel wegen des Verdienſtes ihrer muſicaliſchen Compoſition mit Ehren genannt werden. Metaſtaſio ſchrieb beſſere, verbeſſerte aber dadurch die Gattung nicht. Der Italiener betrachtet und genießt die Oper als rein muſicaliſches Kunſtwerk, als ein Concert in Maske und mit Ballet. Daraus erklärt ſich dann die wunderliche Einrichtung, bey den Wiederholungen der Oper den zweyten Act einmahl um das andere vor dem [illegible] zu geben, damit diejenigen Perſonen, die das Ende einer Aufführung [illegible]arten können, in einer der nächſten Vorſtellungen den zweyten Theil [illegible]uſik dennoch zu hören bekommen. Daher ſind die Theater zu Converſationſälen geworden, in denen man plaudert, ſpielt und trinkt, während auf der Scene ein trockenes Recitativ**) vorgetragen wird, bis eine große Arie oder ein prächtiger Aufzug die Aufmerkſamkeit ergreift und Stille gebietet. Alsdann ſteht die Geſellſchaft in den Logen auf und tritt vor, und kein lauter Athemzug unterbricht das geſpannte Schweigen. Gefällt der Geſang, ſo wird rauſchend ein Dacapo gerufen, und nach dem zweyten Vortrage bricht der Lärm deſto heftiger wieder los, denn nun hat Jeder mit ſeinem Nachbar über die Arie und über den Sänger oder Sängerinn zu ſprechen. Natürlich wird der Sänger die Scenen auch vernachläſſigen, die ſich keine Aufmerkſamkeit zu verſchaffen wiſſen, und ſomit hat er auf das Spiel kein beſonderes Studium zu legen, denn aller Erfolg hängt von dem glücklichen Vortrage der brillanteſten Geſangpartieen ab.

Wie nachtheilig dieſe allmähliche Hintanſetzung der Poeſie in der Oper auch auf die Muſik gewirkt hat, iſt leichtlich aus den neueſten Lieblings-Compoſitionen der Italiener zu erkennen, nahmentlich aus denen des unerſchöpflichen Roſſini, der jetzt faſt alle Theater Italiens, und leider auch einige in Deutſchland, mit ſeinen Arbeiten überſchwemmt. Alles iſt in dieſen Opern auf Effect berechnet, freylich mit einem glänzenden Talent für gefällige Melodie und überraſchende Inſtrumentirung, aber ohne alle Rückſicht auf den Character und die Leidenſchaft der ſingenden Perſonen. Daher das langweilige

---

*) Die Chöre einiger früheren Schäferſpiele können hier in keinen Betracht gezogen werden, ſie mögen nun geſungen worden ſeyn, oder nicht.

**) Recitativo ſecco.

Wiederkehren der beliebten Paſſagen, daher das Heben des Tempo's gegen den Schluß des Acts, wobey die Flageolets das Fortiſſimo der Saiteninſtrumente überpfeifen, und dergleichen muſicaliſche Kunſtſtückchen mehr, welche von den Nachahmern dieſes Meiſters noch durch türkiſche Trommeln und Becken überbothen zu werden pflegen. In Rom gab man unlängſt eine Oper, deren Heldinn eine Veſtalinn war, mit einer vollſtändigen Janitſcharenmuſik und in einem ſo muntern Tempo, daß man durch Freude und Leid dazu hätte tanzen können. Da iſt denn freylich die muſicaliſche Einheit erreicht, von der die Italiener ſo viel ſprechen, beſonders da das Ganze durch das Recitativo ſecco, das bey uns geſprochen wird, in melodiſcher Verbindung ſteht, und es iſt bey dieſer Verwöhnung nicht ſo ſehr zu bewundern, wenn das Volk, das von der Natur mit den ausgezeichnetſten Anlagen für die Muſik ausgeſtattet iſt, einen Don Giovanni auf dem Theater nicht genießen kann, weil ſeine Muſik ein verworrenes Stückwerk ſey. Den einzelnen Arien und Chören läßt man dagegen volle Gerechtigkeit widerfahren.

Es gibt in Italien ſehr wenige Truppen, ſowohl für die Oper, als für die Proſa*), welche in voller Bedeutung ſtehende genannt werden können. Außer den Operngeſellſchaften von S. Carlo in Neapel und der Scala in Mailand wäre keine anzuführen, und auch in dieſen iſt es nicht ſelten, daß ein und mehrere Sänger und Sängerinnen ſich für eine ganze Jahreszeit bey einer andern Truppe engagiren. In Rom und Florenz werden die Theater auf Monate geſchloſſen, während der langen Faſten vor dem Oſterfeſte, und von dem Ende der Weinleſe bis zum Dreykönigstage, der den Carneval eröffnet. Dieſer iſt die eigentliche Jahreszeit des Theaters: jeder Flecken hat ſeine kleine Oper, jedes Dorf ſein Puppenſpiel oder ſeine Seiltänzerbude. Die bedeutenderen Städte, Rom, Florenz, Venedig öffnen fünf bis ſechs Häuſer für die verſchiedenen Gattungen der dramatiſchen Kunſt: die Opera ſeria mit den Pantomimen und Ballettänzern bezieht das größte und glänzendſte Local, die Opera buffa mit einigen grotesken Springern begnügt ſich mit einem Theater des zweyten Ranges und Preiſes, das ſie zuweilen mit einer Geſellſchaft für das redende Drama theilt. Dieſes trennt ſich oft in drey Häuſer, als Trauerſpiel, Character-Luſtſpiel und Burleske im Volksdialect. Nach dem Schluſſe des Carnevals laufen die kleinen Truppen auseinander, theils zu ihren größeren Geſellſchaften, wo der erſte Held und Liebhaber wieder als Bedienter figurirt, theils auch zu bürgerlichen Gewerben, von denen ſie dann im künftigen Jahre durch die glänzenden Vorſpiegelungen eines liſtigen Impreſario abermals abgelockt werden. Die jungen Tänzerinnen treten aus dem Dienſte der Muſen in den ergiebigeren der Venus, und das Orcheſter übt ſich auf den Straßen und Märkten für die Meiſterſtucke des nächſten Carnevals.

Die Directoren, oder, wie ſie in Italien heißen, Impresarii, übernehmen ein Theater auf eine Jahreszeit, Stagione, das heißt z. B. von Weihnachten bis zur Faſtenzeit (Stagione del Carnevale) oder von Oſtern bis zur

---

*) Der Italiener benennt das redende Drama, im Gegenſatze des Drama per Musica, la Prosa.

Villeggiatura (Stagione della State). Der Hof oder der ſtädtiſche Magiſtrat oder zuweilen auch eine Geſellſchaft reicher Nobili macht mit ihm den beſtimmteſten Vertrag, in welchem nicht nur die Zahl des Perſonals und die zu beſetzenden Partieen und Fächer ausbedungen werden, ſondern auch die Novitäten in Proſa und Muſik und die dazu erforderlichen Decorationen und Maſchinerien. Nicht ſelten wird noch das Engagement dieſes oder jenes eben beliebten Individuums in die Verpflichtungen des Impreſario eingeſchloſſen, und irgend ein berühmter Componiſt*) und Dichter für die zu gebenden Neuigkeiten nahmentlich gefordert.

Das Character-Luſtſpiel und das ernſte Drama ſind in der übelſten Lage und können ſich kaum allein aufrecht erhalten, daher ſchließen ſie ſich in den Mittelſtädten an die Opera buffa an, Kunſt und Einnahme unter einander miſchend. Das eigentliche Trauerſpiel aber bleibt eine Seltenheit.

Die Goldoniſchen Character-Luſtſpiele erhalten ſich zwar dauernd auf den beſten Theatern Italiens, nahmentlich in Venedig, wo die wackere Truppe Veſtris und Venier ſie ausgezeichnet darſtellte: in dem urſprünglichen Coſtüm und mit durchaus gleichvertheilter Sorgfalt. Federigi's Nahmen findet man ſehr ſelten auf Comödienzetteln. Die beliebteſten Stücke dieſer Claſſe ſcheinen gegenwärtig die rührenden Dramen zu ſeyn, theils Überſetzungen und Bearbeitungen nach Iffland und Kotzebue, oder eigene Arbeiten nach ſolchen Muſtern, zu denen man die Fabel und die Nahmen der Perſonen gewöhnlich aus deutſchen und engliſchen Romanen nimmt oder doch aus Überſetzungen derſelben. Die Unbekanntſchaft der Italiener mit dem Norden gibt den aus ihm entlehnten Gegenſtänden ein barbariſch-romantiſches Colorit, welches anziehender wirkt, als die einheimiſche Alltäglichkeit. Dazu kommen die kaum ausſprechbaren Nahmen der Helden und Heldinnen, das eiſige Clima der Decorationen und die Geiſtererſcheinungen, die ſich in ſolcher Umgebung gar nicht fremdartig ausnehmen. Es iſt kaum glaublich, wie die Italiener unſer Vaterland und England zuweilen auf ihrem Theater vorſtellen, als eine Wüſteney, bewohnt von unmenſchlichen Barbaren.

Zu den Burlesken hat der Italiener das glänzendſte Talent, und von den Italienern möchte wieder der Venetianer und Neapolitaner als hervorſtechend zu nennen ſeyn. Die Localpoſſen in den Volksdialecten, nahmentlich in Venedig und Neapel, ſind die Triumphe dieſer Comiker. Denn in ihnen wird weder Illuſion, noch innere Wahrheit gefordert, und Alles kömmt darauf an, das Publicum zum Lachen zu reizen; wie, danach frägt Niemand: perſönliche Nachahmungen, locale Zweydeutigkeiten in Anecdoten und Sprüchwörtern werden zu Hülfe genommen, und Regel, Convenienz, Wahrſcheinlichkeit und Möglichkeit recht vorſetzlich gemißhandelt, denn die allgemeine Kunſtloſung iſt: Je toller, je beſſer! Unſer Leopoldſtädter Theater in Wien, die beſte deutſche comiſche Bühne, kann einen Begriff von der italieniſchen Volksburleske geben, doch iſt die Vis comica der Wiener um vieles ſchwächer und feiger, als die italieniſche.

---

*) Gegenwärtig vor Allen Roſſini.

Die vier Masken der italieniſchen Comödie ſind Überbleibſel der antiken Comödie*). Welche genauere Bewandniß es aber mit ihnen hat, und wie gerade dieſe vier Masken in das neue Luſtſpiel übergegangen ſind, darüber wollen wir den Goldoni ſprechen laſſen, der ſehr viel mit ihnen zu ſchaffen gehabt hat**).

Wer die Luſtſpiele des Plautus und Terenz las und darſtellen ſah, mußte bald bemerken, daß in allen betrogene Väter, ausſchweifende Söhne, verliebte Töchter, ſpitzbübiſche Diener und dienſtfertige Zofen auftraten. Dieſe Rollen ſuchte man nun in Italien mit verſchiedenen Nationalitäten zu beſetzen, je nachdem beſonders hervorſtechende Eigenthümlichkeiten dazu paſſend ſchienen, und ſo fand man die Väter in den venezianiſchen Kaufleuten oder den bologneſiſchen Doctoren der Rechte, die Bedienten in Bergamo, und die ernſthaften Liebhaber und Liebhaberinnen, ſammt den Zofen, lieferten Toscana und Rom, die gebildetſten Gegenden des Landes. Die Väter und Bedienten, als die comiſchen Perſonen des Luſtſpiels, ſetzten ſich mit unveränderlichem Antlitz, Kleide und Character, als ewige Helden feſt, während die Liebespaare ſich, nach den Bedürfniſſen der Fabel, umkleiden und mannigfach geberden mußten.

Die Väter ſind alſo Pantalon, venezianiſcher Kaufmann, und der Doctor, bologneſiſcher Rechtsgelehrter. Der erſtere hat die Tracht jener Zeit beybehalten, in welcher Venedig den reichſten und ausgedehnteſten Handel trieb: den ſchwarzen Mantel, das wollene Käppchen, das rothe Camiſol, die kurzen Beinkleider, die rothen Strümpfe, die Pantoffeln und den Bart. Der zweyte Greis, genannt der Doctor, iſt aus der Claſſe der Juriſten genommen worden, um dem Handelsmann einen Gelehrten entgegen zu ſtellen, und man wählte einen Bologneſer, weil in dieſer Stadt die berühmteſte Univerſität des Landes war. Das Coſtum iſt die bologneſiſche Profeſſoren- und Advocaten-Uniform, die ſich noch jetzt bey Feyerlichkeiten ſehen läßt, und die wunderliche Maske, die ihm Stirn und Naſe bedeckt, ſoll nach einem Weinflecken gebildet worden ſeyn, der das Geſicht eines berühmten Juriſten aus jener alten Zeit entſtellte. Dieß behauptet wenigſtens eine Tradition unter den Liebhabern der Masken-Comödie.

Den Gegenſatz zu dieſen beyden Greiſen oder Mantelrollen geben die Bedienten, Arlechino und Brighella, die Zanni genannt, und beyde Bergamasker. Der erſte iſt tölpiſch, der andere verſchlagen und gewandt, und man wollte wiſſen, daß unter den gemeinen Bergamaskern dieſe beyden Charactere in den beſten Originalen zu finden wären. Brighella ſtellt alſo einen ränkevollen, ſpitzbübiſchen und behenden Bedienten vor und trägt eine Art Livree. Seine bräunliche Maske aber erinnert an die Farbe der

---

*) Es bedarf dazu keines Beweiſes. Doch kann zum Überfluſſe angeführt werden, daß die buntſcheckige Kleidung Harlekins an den Centunculus der römiſchen Mimen erinnert, ſo wie der Nahme der bergamaskiſchen Poſſenreiſſer, Zanni, an den alten Sannio. Über Centunculus vergleiche Apulej. in Apolog. p. 282. und über Sannio, Cicero Orat. II. 61. und die ſchwierige Stelle Epist. ad Divers. IX. 16.

**) Mémoires Bd. II. S. 192.

Bergbewohner, die von der Sonne verſengt ſind. Einige Schauſpieler haben ſich in dieſer Rolle mit andern Nahmen benannt, Finochio, Fichetto und Scapin; aber es bleibt immer derſelbe Bergamaſker.

Auch Arlechino wird umgetauft, Tracagnino, Truffaldino Gradelino, Mezetino ꝛc.; aber jeder iſt der Tölpel aus Bergamo, und trägt, als armer Teufel, ein aus kleinen Stücken bunter Stoffe zuſammengeflicktes Kleid. Der durchlöcherte Hut paßt zu dem ganzen Aufzuge, und der Haſenſchwanz, mit dem er geſchmückt iſt, dient noch heutiges Tages als Kopfputz der bergamaskiſchen Bauern.

Die fliegenden Marionetten-Theater heißen in Rom Casotti di Burattini *). Ein ſchmales, etwas über Mannsgröße hohes Geſtell, das auf vier leichten hölzernen Eckpfeilern ſteht und rings herum mit bunter Leinwand verſchlagen iſt, ſo daß es einen vierſeitigen Thurm bildet, heißt Casotto. Es iſt mit einem eben ſo leichten Dache bedeckt, das ſich nach hinten herabſenkt, ſo daß die Fronte des Thurmes höher iſt, als die Rückſeite. Dafür iſt aber die Wand der Fronte durch eine Öffnung unterbrochen, die den oberſten Raum unter dem Dache einnimmt, etwa eine Elle hoch. Dieſe Öffnung bildet die Scene, die von unten her belebt und bewegt wird. Denn der Puppenſpieler ſteht in dem Thurme, als unſichtbarer Lenker und Sprecher, und iſt das Spiel vorbey, ſo ſchiebt er die eine Wand hinweg und tritt heraus. Sein Gefährte nimmt alsdann das Theater auf die Schulter und wandert eine Straße weiter.

Auf einem Platze oder wo mehrere Straßen zuſammenſtoßen, wird Halt gemacht. Der Träger ſetzt das Häuschen nieder, der Director kriecht hinein, und alsbald hört man allerley wunderliches Geſchrey von Hähnen, Hunden, Katzen und Mäuſen hinter der Leinwand. Dazu ſchreiet der Träger: Ahi, ahi, belli Signori e belle Donne! Venite presto a vedere e a udire la più graziosa commedia, che si possa trovar per tutta l'Italia. So ſammeln ſich nach und nach einige Kinder, die Mägde und Mütter laufen ihnen nach, zu den Weibern geſellen ſich Männer: das Publicum iſt fertig. Nun ſpringt Harlekin plötzlich aus der Tiefe hervor, verneigt ſich und eröffnet das Stück. Man hört öfters höchſt originelle und witzige Reden von ihm; und dem Director muß man immer nachſagen, das er ſeine Puppen mit vieler Gewandtheit und Sicherheit regiert, und die wechſelnden Stimmen und Stimmchen der Greiſe und Jünglinge, der Herren und Diener, der Männer und Weiber hoch und tief, hell und gedämpft auf das bewundernswürdigſte nachzumachen weiß, der einleitenden Thierſtimmen gar nicht zu gedenken. Iſt das Spiel zu Ende, ſo geht der Träger mit einem Blechtellerchen umher und ſammelt die Bajokken ein, deren Summe manchmahl nicht das kleinſte Silberſtuck erreicht.

Oft ſieht man eine noch compendiöſere und vollſtändigere Comödie. Ein Mann mit einer Violine ſpielt das Orcheſter, die Sänger und die Sängerinnen, die Sprecher und Statiſten einer heroiſchen Oper, und als er als erſter

---

*) Abgebildet in Pinelli's Gruppen, Bl. 10.

Liebhaber ſich erſtochen hat, zieht er einen ſeiner Kittel aus, wirft ihn über die Schulter und trägt ſich ſelbſt zu Grabe.

Polytechniſche Nachrichten

von K********.

II. *)

Das National-Fabriksproducten-Cabinett des k. k. polytechniſchen Inſtitutes nimmt täglich an Reichhaltigkeit zu, und die Fabriksunternehmer und Gewerbsleute müſſen es der Direction Dank wiſſen, daß die eingeſandten Gegenſtände ungeſäumt zur öffentlichen Anſicht aufgeſtellt werden. Da der Nutzen einer Anſtalt, wie dieſes Cabinett iſt, jetzt keinem Zweifel unterliegt, ſo brauche ich mich hier darüber nicht weiter auszulaſſen, ſondern ich werde unter dem Reichthume von faſt vierzehn tauſend Stücken, den dasſelbe jetzt, nach ſo kurzem Beſtande ſchon beſitzt, einige von jenen etwas näher beleuchten, die bey einer Anſicht des Cabinettes (der Zutritt in dasſelbe ſteht Sonnabend Vormittag Jedermann offen) beſonders in die Augen fallen.

Ein Hauptzweig der Induſtrie unſeres Kaiſerſtaates, von deſſen Erzeugniſſen hier ausgezeichnete Proben dem Kennerauge ſich darbiethen, ſind die Glaswaaren. Unter denſelben bemerkt man mehrere Stücke aus der gräflich Johann von Harrach'ſchen Fabrik zu Neuewelt in Böhmen, die ſich durch eine große Schönheit der Maſſe, und durch zierlichen Schnitt, ſo wie durch geſchmackvolle Vergoldung hervorthun. Auch Proben von gefärbten Gläſern aus dieſer Fabrik findet man, ſowohl matt geſchliffen, als auch mit goldenen Verzierungen, alles von der größten Schönheit. An den Cryſtallgläſern in dieſer Sammlung bemerkt man mit Vergnügen die Vorzüge des böhmiſchen Glaſes vor dem engliſchen, die jetzt auch, wie billig, im Inlande anerkannt werden.

Es werden gegenwärtig auf der Georgenthaler Glashütte bey Graben im Budweiſer Kreiſe Böhmens, welche ein Eigenthum des Herrn Grafen von Bucquoy iſt, verſchiedene Gegenſtände aus ſchwarzem Glaſe (ſogenanntem Hyalyth) verfertigt. Auch davon beſitzt das Cabinett einige ſehr vorzügliche Muſter, wovon ich hier bloß eine zwölfeckige, 2 Fuß 3 Zoll im Durchmeſſer haltende Tiſchplatte von ausgezeichnet ſchöner Politur, die ganz ohne Blaſen iſt, eine kleinere ovale Platte, die jener an Schönheit nichts nachgibt, einen ſchönen Stöpſelkrug, und einige kleinere Stücke bemerke. Matt geſchliffen gleichen ſolche Gegenſtände, dem Anſehen nach, dem ſchwarzen engliſchen Steingut (Wedgwood) oder fein geſchwärztem Gußeiſen. Wer die Schwierigkeiten kennt, die der Erzeugung eines guten ſchwarzen Glaſes im Wege ſtehen, wird die Verdienſte des Herrn Grafen von Bucquoy, die ſich derſelbe rückſichtlich dieſes Fabricationszweiges erworben hat, zu wurdigen wiſſen.

---

*) Nr. I. ſtehe in Nr. 79 dieſes Jahrganges.

Unter den inländiſchen Meſſingfabriken zeichnet ſich jene der Herren Gebrüder Roſthorn, zu Öd am Kaltengange*), in mehreren Rückſichten vorzüglich aus. Die Erzeugniſſe derſelben haben einen ſolchen Grad von Vollkommenheit erreicht, daß ſie in dieſer Rückſicht vielleicht keiner andern Fabrik dieſer Art nachſtehen wird. Den Beweis für das Geſagte liefern die im Fabriksproducten-Cabinette aufgeſtellten Muſter. Man ſieht hier nebſt anderen vortrefflichen Stücken ein Dach-Zinkblech von 6 Fuß Länge und 3 Fuß Breite, gewalzt. Erſtaunlich iſt dieſe Größe, bedenkt man die Hinderniſſe, die beym Walzen des Zinkes überhaupt, und eines ſo großen Bleches insbeſondere zu überwinden ſind. Die Herren Roſthorn verfertigen auch ganz dünne Zinkbleche (Papierzink), die man vielleicht ſtatt des Bleyes zum Einpacken des Schnupftabaks anwenden könnte. Jedoch iſt der Abſatz des Zinkbleches überhaupt noch ziemlich beſchränkt, da ein faſt allgemeines Vorurtheil das Eindecken der Dächer mit demſelben verwirft.

Unter den verſchiedenen Sorten von Kupfer- Meſſing- und Zinkdraht bemerkt man einen Ring von Clavierſaitendraht, der in einem einzigen Faden 1718 Fuß lang iſt. Die Meſſing-, Kupfer- und Tombakbleche ſind von beſonderer Güte und Schönheit, und ſtehen auf einer Stufe der Vollkommenheit, wie ſie wahrſcheinlich nur wenige Fabriken erreichen mögen.

Unter den verſchiedenen Arten von Geweben, von denen das Cabinett eine ungemein große, characteriſtiſche Sammlung beſitzt, fallen nebſt anderen die Tapeten aus der Linzer k. k. Wollenzeug-Manufactur in die Augen. Man ſieht hier, da engliſche Muſter neben inländiſchen aufgeſtellt ſind, daß dieſe jenen nicht nachſtehen, was ſelbſt von Britten anerkannt wird. Das größte Stück dieſer Art iſt ein fünf Ellen im Quadrat haltender geſchnittener Sammtteppich von beſonderer Schönheit, der allgemein bewundert wird.

Aber auch von ſeltneren und theureren Tapetenarten beſitzt das Cabinett Muſter; ſo einen kleinen, etwa eine Elle großen türkiſchen oder Savonnerie-Teppich mit einem Fruchtſtüke, der an lebhafter Abwechſlung und geſchmackvoller Anordnung der Farben nichts zu wünſchen übrig läßt, aus einer, leider! jetzt nicht mehr exiſtirenden Fabrik im Inlande (Hietzing? bey Wien).

Von Thongeſchirr behauptet das Porzellan aus der Wiener Ärarialfabrik den höchſten Rang, und da die Verdienſte dieſer Anſtalt ohnedieß hinlänglich bekannt ſind, ſo braucht es hier keine weitere Auseinanderſetzung derſelben. Ich bemerke bloß, daß zur beliebigen Vergleichung nebenbey einige franzöſiſche Stücke der Art aufgeſtellt ſind. Von anderen inländiſchen Porzelanarten bemerkt man mehrere Erzeugniſſe aus der Fabrik der Gebrüder Haidinger zu Elnbogen in Böhmen, die dadurch, daß ſie neben dem Wiener Porzellan ſtehen, nicht im Mindeſten verlieren. Ein dieſer Fabrik eigenthümliches Product ſind die aus einer beſonders harten Maſſe beſtehenden Reibſchalen, die ſehr gelobt werden. Das Cabinett beſitzt eine ſehr ſchöne, vollſtändige Sammlung von ſogenanntem (echt engliſchem) Wedgwood; und, zur Vergleichung, ſind dieſelben neben mehreren Stücken inländiſchen Geſchirres dieſer Art aufgeſtellt. Dieſe letzteren ſind aus der Fabrik des

---

*) Nr. 3 oder 4 des nächſten Jahrg. wird einen ausführlichen Aufſatz liefern.

Herrn Grafen Staniſlaus von Mitzek zu Frain bey Znaym in Mähren, wo ſie, wie man an dieſen Muſtern ſieht, beſonders was gewiſſe Farben betrifft, zum Bewundern täuſchend, verfertigt werden. Nur die Nachahmung der an den engliſchen Waaren ſo beliebten cobaltblauen Farbe ſcheint bis jetzt noch einige Schwierigkeit zu haben; allein bey der Thätigkeit der Fabriksverwaltung ſteht zu hoffen, daß ſie auch in dieſem Puncte zu der Vollendung kommen werde, welche die anders gefärbten Stücke auszeichnet.

Was die Fabrik zu Frain, rückſichtlich des Wedgwood, geleiſtet hat, kann man erſt dann recht zu würdigen verſtehen, wenn man die hier neben einander geſtellten in- und ausländiſchen Stücke mit Kenneraugen vergleicht; denn es iſt doch wohl kein geringes Verdienſt für eine ſolche Anſtalt, einen fremden Fabricationszweig von dieſem Umfange ganz einheimiſch gemacht zu haben. Es befindet ſich hier in Wien, nächſt dem Rothenthurm, eine Niederlage dieſer Artikel. —

Bekanntlich verfertigt man in England gewiſſe metalliſch glänzende Thongeſchirre (Potteries with metallic lustre) von ſilberweißer und kupferrother Farbe. Auch davon ſieht man in dem Fabriksproducten-Cabinette einige vortreffliche Proben, die aber noch immer im Inlande nicht ſind nachgemacht worden. Wie ſehr wäre es nicht zu wünſchen, daß auch dieſe ſchöne Waare bey uns verfertiget würde, und wie leicht müßte es einer Fabrik ſeyn, die einige Koſten und mehrere Verſuche nicht ſcheute, die Bereitungsart davon zu finden! —

Ein Induſtriezweig von außerordentlicher Wichtigkeit für jedes Land iſt unſtreitig die Papierfabrication. Die Anſicht der vielen im Cabinette befindlicher Muſter kann den Beweis liefern, daß auch hierin die öſterreichiſchen Fabriken nicht ſtill ſtehen. Vorzüglich fallen die Papiere aus der Fabrik der Herren Gebrüder Galvani zu Pordenone im öſterreichiſchen Italien durch ihre ausgezeichnete Schönheit dem Kenner auf. Die Eigenthümer dieſer Fabrik, die ſich bereits mehrere Verdienſte um ihren Induſtriezweig erworben haben, beſitzen unter andern eine eigene Maſchine zur Reinigung der Tuchfilze, zwiſchen denen das Papier gepreßt wird.

Unter den übrigen Fabriken dieſer Art, von deren Erzeugniſſen hier Muſter aufgeſtellt ſind, nennen wir nur die vorzüglichſten, nähmlich: jene der Pachner'ſchen Erben zu Klein-Neuſiedel und Leesdorf im Viertel unter dem Wienerwalde; jene des Ritters von Schönfeld zu Carolinenthal bey Prag, des Franz Weiß zu Langendorf in Mähren, die beyden k. k. Ärarialfabriken zu Leiben und Rannersdorf, des Alois Kutiaro zu Heidenſchaft im Görzer Kreiſe des Königreiches Illyrien, und viele andere.

In der kaiſerl. Fabrik zu Rannersdorf, unweit Schwächat, hat man auch Verſuche gemacht, Tuchpreßſpäne, mittelſt des in den Niederlanden gebräuchlichen Verfahrens, zu verfertigen, die, nach der Anſicht der hier aufgeſtellten Muſter zu urtheilen, ſehr günſtig ausgefallen ſind, und die gerechte Hoffnung gewähren, daß die inländiſchen Tuchfabriken künftig nicht mehr ſich der ausländiſchen Preßſpäne bedienen, oder zu Kupferplatten werden ihre Zuflucht nehmen müſſen. (Werden fortgeſetzt.)

Anecdoten ꝛc.

Ein General, der eine Feſtung einnahm, auf welcher viele Verbrecher gefangen ſaßen, wollte Gnaden austheilen. Er ſah einen, der auf Lebenslang zum Gefängniß verurtheilt war, und ſagte zum Kerkermeiſter: dieſem Manne laſſe ich fünf Jahre nach. Von einem neunzigjährigen Greis, der gleichfalls auf Lebenslang zum Kerker verdammt war, äußerte er menſchenfreundlich das Bedauern, daß dieſer es wohl nicht aushalten werde.

In einem Buchladen beſah Jemand ein neues Buch, was in der Ankündigung übertrieben gelobt war, und fragte, ob kein aufgeſchnittenes da ſey. Für das Aufſchneiden, bemerkte ein Zweyter, hat bereits in der Zeitung der Herausgeber geſorgt.

Ein Puriſt ſendete an den Muſicus ...., einen Fagottiſten, der auf dem Monbijoux-Platz, unweit der Pomeranzenbrücke, wohnte, einen Fridrichsd'or, unter dieſer Aufſchrift: »An Herrn ..., der Vergnügling auf dem Tiefknüppel, wohnh. auf dem Mein Kleinods-Platz, unfern der bittern Südfruchtbrücke. Hierin ein Goldfritz.«

Der alte Zehſen deutſchelt wie folgt: Minerva — Kluginne, Pallas — Burginne, Natur — Zeugemutter, bleu-mourant — Sterbeblau, Venus — Luſtinne, Schornſtein — Glutfang, Diana — Weidinn, Dachfenſter — Dachnaſe, Pomona — Obſtinn, Veſta — Feuerinn, Libertas — Freyinn ꝛc.

Später verſuchte man Tagleuchter für Fenſter, Jungfernzwinger f. Cloſter, Suppenſchmidt f. Koch, geſchupptes Waſſerpferd f. Fiſch, muſicaliſcher Stockmeiſter f. Cantor, Gegenwurf f. Object, Unterwurf f. Subject, Waſſercüraſſier f. Krebs, lateiniſcher Handwerksgeſelle f. Student.

Pfarrer Heigelin ſchlug vor: Hilfold oder Wernold f. Adjutant, Fahn-Wernold f. Adj. Lieutenant, Wernoldei f. Adjutantur, Geiſt-Auszug-Trank f. Spiritus, Sprengkugelwerfer f. Grenadier, auch Mützenfüßler, Mützenjäger, Pferdemützler, Mützenreiter f. Grenadier zu Pferde, Queckſilberheilkügeln f. Mercurialpillen, Jahrfünf f. Luſtrum, Stückſchütze f. Canonier, Docken-Arm-Hochleuchter f. Candelaber, Fußler f. Infanteriſt, Langflintner f. Muſketier, Arzneyfertigung f. Apotheke ꝛc.

Doctor H., der der Heilung der Wahnſinnigen befliſſen war, machte ſeine Hilfsleiſtungen in öffentlichen Blättern mit der Überſchrift bekannt: Zur Beherzigung für Wahn- und Tollſinnige!

Ein ſtädtiſches Wochenblatt machte Nahmens des dortigen Gaſtwirths ſeinem verehrten Publicum bekannt, daß er — eine maskirte Tanzmuſik ꝛc. halten werde.

Der General-Controlleur, Hr. v. Silhouette, ſollte einſt in dieſer Eigenſchaft Ludwig XV. vorgeſtellt werden. Er bereitete ſich auf alle mögliche Fragen über ſein Miniſterium vor, und hoffte, ſie beantworten zu können. »Herr General-Commiſſär,« ſagte der König bey ſeinem Eintritte, Ihr Schloß Silhouette iſt prächtig gebaut; wie viele Fenſter hat es im Vordertheile?« Ich weiß es nicht, antwortete der Miniſter, der ſich durch dieſe unerwartete Frage überraſcht und verblüfft fühlte. Der König wendete ihm darauf den Rücken.

Ein Anweſender ſagte hinterher zu Herrn von Silhouette: Sie thaten Unrecht mit Ihrem: Ich weiß es nicht! Bey den Großen muß man alles wiſſen, ſelbſt das, was man nicht weiß; es iſt beſſer, auf gut Glück zu antworten. Jüngſt fragte mich der König, auf die Nachricht, ich ſey in Venedig geweſen: »Aus wie vielen Perſonen beſteht dort der Rath der Zehner?« — Aus Achtzehn, antwortete ich ohne Anſtoß und Verlegenheit, und, Seine Majeſtät waren damit wohl zufrieden.

Ein Irländer ſah in einem Gaſthauſe Aale zurichten. Sie zuckten noch, als ſie ſchon ausgenommen waren. »Das muß ich ſagen, ſprach er, unter allen Thieren lebt doch der Aal, nach dem Tode am längſten!«

B.. ſchrieb für die Zeitung für die elegante Welt: »Männer, wie Lafontaine, Rochlitz, Kind, Apel, Mahlmann, Weißer, Eberhard, Caroline Pichler, Luiſe Brachmann, Kleiſt, Laun und andere.«

Ein Leichengedicht war einſt das erſte dichteriſche Erzeugniß eines nachher beliebten Dichters. Er machte es einer Wittwe, Nahmens Schäfer, und führte ſie im Gedichte alſo redend ein:

»Ach! Schäfer lieb' ich nur.«

Der Setzer las das Ausrufzeichen nach Ach für ein t, und nun bekannte die Wittwe:

»Acht Schäfer lieb' ich nur.«

Ein franzöſiſcher Witzbold ſagte: »Um ſchnell und auf eine gute Art reich zu werden, kaufe man des de la Harpe Werke um ſo viel, als ſie werth ſind, und verkaufe ſie wieder um ſo viel, als er ſie ſelbſt werth achtet.«

Ein Pariſer Blatt beklagte ſich neulich über die jungen Mediciner, welche das Latein ſo vernachläſſigten, daß ſie nicht einmahl des Äsculaps, ihres alten Ahnherrns, Werke leſen und verſtehen könnten.

»Ich muß nur einmahl ein gutes Buch ſchreiben, ſagte eine geiſtvolle Frau, auf daß ich mein Leben lang das Privilegium habe, albern zu ſeyn.«

Auf Held **Blücher** wortſpielte man 1815, zu **Paris**: »Il nous est le *Plus-cher*.«

Als **Kaiſer Alexander** nach *Vertus* abgereiſet war, hieß es wortſpielend: Se. Maj. ſind auf ihre **Domainen** gegangen.

Ehezeitig fand ſich zu **Paris** allenthalben **Napoleons** Nahme, oder doch der erſte Buchſtabe desſelben, N.; daher das Wortſpiel: »Bonaparte a des N. mis *(ennemis)* partout!«

Des Kaiſers **Alexander** Buchſtabe A befand ſich auf den Waffen ſeines Heers und ſonſt. Daher hieß es, im entgegengeſetzten Wortſpiele: L'Empereur Aléxandre a des A mis *(amis)*.

Deutſche Blätter gaben, im J. 1818, in einem Artikel aus **Chriſtiania**, die Nachricht von dem, dem neuen Könige abgelegten, Eide **alſo**: »Alle Beamtete, Truppen ꝛc. leiſteten **den Eid der Treue gegen den neuen König**.«

In den **Dresd.** Blättern machte die dortige **Tiſchlerinnung** bekannt: Sie habe ein Magazin von **Särgen** errichtet, und bitte um **geneigten Zuſpruch**.

An Julie Löwe,

als Bianca in dem Luſtſpiel: das öffentliche Geheimniß.

(Nach Hrn. **Lembert's** Bearbeitung für das k. k. Hoftheater.)

Die Fürſtinn tritt hervor, im Kreis der Schönen
Die Schönſte; Herzen fliegen ihr entgegen;
Wir hören ſie, in ſanft verſchlung'nen Tönen
Des Witzes heitre Spiele ſinnig regen;

Und ſelbſt wo Trug und Argliſt ſie verhöhnen,
Muß ſich der Scherze Chor um ſie bewegen,
Und ihr, die hohe Weiblichkeit zu krönen,
Der Selbſtbeſiegung Preis zu Füßen legen.

So kommſt auch **Du**, Thaliens Auserwählte,
Und bringſt die Zauber mit, die ſie umwalten,
Und jeden Reiz, dem ſich die Kunſt vermählte.

O bring' uns **Elsbeth's** täuſchende Geſtalten,
Die Huld der **Valois**[*]), im treuſten Bilde,
Ja **wieder** auch **Dianens** Reiz und Milde!

..r—.

---

*) In Don Carlos.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Convers. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Seit mehreren Jahren zeichnen die Pariſer Almanache ſich durch Eleganz, reiche Ausſtattung und eigenthümlich feinen Geſchmack inſonderheit der Einbände aus. Rege Erfindſamkeit und Originalität der Ideen und Formen unterſcheiden ſie mehr oder weniger von den deutſchen Taſchenbüchern, und ſichern ihnen unſtreitig mancherley Vorzüge vor dieſen. Die Pariſer Almanache für 1821 geben dieſes neuerdings kund; und wer ſich noch an die vorjährigen erinnert, wird geſtehen müſſen, daß ſie von den jetzigen übertroffen werden. Ein Sortiment von Pariſer Almanachen von den einfachſten bis zu den koſtbarſten iſt unlängſt in der Gerold'ſchen Buchhandlung eingetroffen. Wir machen die Liebhaber aufmerkſam, weil es wahrſcheinlich ſehr bald vergriffen werden dürfte.

Literatur der Taſchenbücher ꝛc. für 1821; Nr. 17 und 18. — Taſchenbuch für Damen; Tübingen bey Cotta. — In dieſem kleinen Buche findet ſich mehr Artiges, als man beym erſten Anblicke nach ſeinem unſcheinbaren Äußeren dahinter ſuchen würde. Der Frau Caroline Pichler Erzählung: »Die armen Mahler,« lieſt ſich hübſch, obgleich der im Grunde höchſt magere Stoff ſchon viel zu oft herunter geleyert wurde, und die etwas breite Behandlung mit abgegriffenen Reigen nicht zum beſten ſchmückt. Überhaupt ſcheint die geachtete Dichterinn in dem Ausmahlen einfach heiterer Gemälde glücklicher zu ſeyn, und ſollte ſich kaum mit der Darſtellung eines ſo wilden Wirkens abmühen, dem doch hoffentlich ein tiefer ernſter Sinn unterlegt worden iſt, deſſen gründliche Bildung aber mehr Kraft als guten Willen heiſcht. »Das Mährchen von der Perle« iſt ein in fantaſtiſch wunderbaren Farben ſchillerndes Chamäleon, das, wie es bey dieſer Dichtungsart ſelten geſchieht, nicht bloßes Ergetzen beabſichtigt, ſondern mit dem allegoriſchen Gewande einen Schatz von Bedeutung und Wahrheit bekleidet. Bis auf die freylich auch zu ſehr alterthümelnden Romanzen von Guſtav Schwab, haben uns die Gedichte von Conz, Voß und Döring eben ſo wenig, als Rückert's »Mevlana Dſchelaleddin Rumi« angeſprochen. Zum Schluſſe hat der geniale Jean Paul, der nun ſo ſelten gewordene Jean Paul an die Leſerinnen dieſes Damentaſchenbuchs ein Briefblättchen mit einigen abgeriſſenen Gedanken gerichtet. Mitunter ließ er merken, daß er es noch wie ehemahls verſtehe, ein empfindendes Gemüth mit zwey Worten bis auf den Grund zu galvaniſiren. Unter den artigen Kupfern zeichnen ſich jene von Schnorr günſtig aus.

Rheiniſches Taſchenbuch; Darmſtadt bey Heyer und Leske. — Dieſer Almanach, welchem ſein auf Belehrung und Unterhaltung gerichteter Inhalt, ſeit ſeinem Erſcheinen im Jahre 1810 einen bleibenden Werth ſicherte, eröffnet mit dem vorliegenden Jahrgange eine neue Folgereihe. Er liefert dieſes Mahl die Genealogie des Hauſes Heſſen, und der übrigen regierenden Fürſtenhäuſer; an würdevollen und gediegenen hiſtoriſchen Aufſätzen, »Kaiſer Friedrich II. und ſein Sohn Heinrich von Conz«, dann »Vittoria Colonna, Marcheſe Peſcara« von Cecilia. Unter dem poetiſchen Antheile dieſes Taſchenbuchs, wird »Die Nacht im Rieſengebirge« von Krug die ſchönen Leſerinnen vergnügen. Minder gelungen ſind die übrigen Arbeiten zu nennen. »Die Schloßmamſell, von Prätzel,« iſt für den Spaß zu ernſt, und für den Ernſt zu platt. Vollends ſchal und gehaltlos erſcheint »der Wechſel des Schickſals« von Maltitz. Dagegen in vieler Rückſicht anziehend ſind die gelieferten meiſt ſehr gelungenen Kupfer, beſonders die ſechs Copien nach italieniſchen und niederländiſchen Meiſtern.

Die Geſellſchaft der Muſikfreunde des öſterr. Kaiſer-Staates benützte die Anweſenheit des hochverehrten Veteranen der Tonſetzer, Herrn Ritter Peter v. Winter, um ihm die Achtung, die er in ſo vollem Maße verdient, durch die Aufführung ſeiner Cantate: »Die Macht der Töne,« Text nach dem Engliſchen des Dryden, zu beweiſen. Dieſe Aufführung fand Sonntags am 17ten d. um die Mittagszeit Statt. Der große k. k. Redouten-Saal war ganz mit Zuhörern gefüllet, auf welche aber in Maſſe der herrliche, originelle, verſtändliche, mit Sinn und tiefer Einſicht geſchriebene, mit der größten Mannigfaltigkeit analoger und lieblicher Motive ausgeſtattete Satz nicht lebhaften Eindruck machte. Hier zeigte ſich wieder ein Mahl auffallend das raſch um ſich greifende Verderbniß unſers Geſchmackes. Was nicht klingelt und gaukelt, was ſich nicht in's Ohr hängt, wie ein Roſſiniſches Thema, kann nicht mehr gefallen! Es iſt wohl heilige Pflicht geworden, für alle wahren Kunſtfreunde und Kunſtgenoſſen, dieſem Unweſen durch Wort und That kräftig zu ſteuern, und der Menge es immer und auf's Neue zu wiederholen, daß ſie falſchen Götzen huldiget. An dem geringen Effect mögen aber auch wohl die gar zu langſamen Tempi, welche man nahm, und die ſchwachen Stimmen der Solo-Parten zum Theile Schuld ſeyn. Der Herr Tenoriſt iſt als Solo-Sänger noch lange nicht auf dem Puncte, um in einem großen Locale mit einem großen Orcheſter in einer großen Compoſition zu ſingen; in dieſer Compoſition iſt die Baß-Partie mit Antheil bedacht, und fordert eine kräftige Stimme, aber unſer Baſſiſt war nur Bariton. Viel beſſer waren die Damen: gute Sängerinnen, aber ſchwache, wenig ausgiebige Stimmen. — Wie kommt es, daß unſere Wiener, welche für alle muſicaliſchen Verdienſte ſo viel Vorliebe hegen, hier, wie aus dem lange nicht genügenden Beyfall zu entnehmen war, über der Aufführung den gegenwärtigen, nun fremden, allen aber durch ſeine oft genoſſenen und goutirten Schöpfungen wohlbekannten Tonſetzer vergaßen? Er hat ſich um Wien doch jetzt eben die größten Verdienſte erworben, da er uns die entzückende Metzger mit ihrer Nachtigall-Stimme und dem Sirenen-Geſange brachte; welche Sirene aber nicht von der Bahn zum Edlen und Schönen verführet in die Sümpfe der Gemeinheit, ſondern welche in's heilige Land der Ideale leitet. Die lieblichſte, rührendſte, anmuthigſte Sängerinn unſerer Zeit brachte er uns, von der jede Note zum Herzen ſpricht, deren Geſang echte Muſik und nicht ſeiltänzeriſches Ton-Gewirre iſt — und ſchon dadurch rief er uns alle Genüſſe in's Gedächtniß zurück, welche ſeine Compoſitionen uns ſo oft verſchafften. Man mußte alſo auf die Auszeichnung, welche ihm in dieſem Concerte zu Theil werden ſollte, ſehr neugierig ſeyn, und was geſchah? — nichts!! Ein ander Mahl machen wir unſer Verſäumniß in Kunſtwürdigung etwa bey einem franzöſiſchen Tänzer wieder gut. W—t.

Seit Kurzem befindet ſich Herr Antonio Dall' Occa, erſter Contrebaſſiſt der ruſſiſchen kaiſerl. Hofcapelle, in Wien. Seither haben wir dieſen ausgezeichneten Künſtler nur aus Zeitſchriften gekannt. Bald aber ſoll uns das Vergnügen zu Theil werden, Zeuge ſeiner hohen Virtuoſität zu ſeyn. Herr Dall' Occa iſt nähmlich geſonnen, den 6. Jänner ein Concert im kleinen k. k. Redoutenſaale zu geben, das ſich beſonders auch durch ſorgfältige Wahl der Stücke, und treffliche Beſetzung vortheilhaft unterſcheiden wird. Wenn wir ſagen: »vortheilhaft unterſcheiden,« ſo wollen wir damit etwas völlig Ausgezeichnetes andeuten, da unſer Blatt, wie bekannt, weit entfernt iſt, die Seuche der Concertgeberey in Schutz zu nehmen. Wir halten es demnach für Pflicht, das kunſtſinnige Publicum ſchon im Voraus auf dieſen ſeltenen Genuß aufmerkſam zu machen. Zur Begründung unſers günſtigen Vorurtheils führen wir hier zwey Notizen an, die das Talent des Künſtlers practiſch erſichtlich machen mögen. Über ſeine Production in Lemberg las man in der dortigen deutſchen Zeitung Nachſtehendes*): »Die Anweſenheit des Herrn Antonio Dall' Occa, erſten Contreviolon-Spielers am kaiſerl. Hofe zu St. Petersburg, erfüllet alle Kenner und Freunde der Muſik in unſerer Hauptſtadt mit inniger Freude und Enthuſiasmus. — Schon im erſten Concerte, womit er uns am 17. Juny beglückte, entſprach der Erfolg den allgemeinen; auf den großen Ruf ſeiner ausgezeichneten Talente gegründeten Erwartungen, auf das Glänzendſte. Im zweyten Concerte, am 24. Juny, bewies er neuerdings, daß er es bis zum Grade der Vollkommenheit in ſeiner Kunſt brachte — indem er im ganzen Umfange eine ſchöne, ſtarke und reine Modulation in den niedern Tönen, eine außerordentliche und bewundernswerthe Freyheit in den ſchwierigſten Gängen, von der tiefſten bis zur höchſten Applicatur, eine kluge Verbindung der Flötentöne mit kraftvoller Geläufigkeit entwickelte; und in Verbindung mit einer guten Wahl der Stücke wurde das Gemüth der Zuhörer von Bewunderung zum Entzücken geſteigert. Herr Dall' Occa behandelt übrigens ſein Inſtrument auf eine ihm eigenthümliche Weiſe — und wir zweifeln, ob es einen ſo geſchickten und berühmten Virtuoſen auf dieſem Rieſeninſtrument gabe. — Allgemein war das Erſtaunen über die vollkommene Reinheit, Kraft, Schwung und Genauigkeit ſeines Vortrags.« — Ferner ſagt eine Correſpondenznachricht aus Dreſden vom 29. Nov. in der hieſigen Modenzeitung Folgendes: »In den Zwiſchenacten des deutſchen Schauſpieles ließ ſich der berühmte Virtuos auf dem Contreviolon, Antonio Dall' Occa, hören. Er weiß dieſem Rieſeninſtrumente die zarteſten Klänge zu entlocken, ſehr oft ſpielt er viel höher, als das Griffbret zureicht, dann faßt er die Saiten aus freyer Hand auf meiſterhafte Weiſe ꝛc.« Noch merken wir an, daß Dall' Occa's Inſtrument nicht, wie gewöhnlich 4 oder 5, ſondern nur 3 Seiten hat, und der Künſtler es auf eine eigenthümliche, ſeiner Erfindung angehörige Weiſe behandelt. Wir ſchließen dieſe Notiz mit dem Wunſche, daß der wackere Künſtler auch hier jenen glänzenden Erfolg ernten möge, der ſeinem Talent gebühret, und welcher ihm allenthalben zu Theil ward.

---

*) Wenn dieſe Nachricht nicht eben buchſtäblich zuſammentrifft, ſo rühret es daher, weil wir ſie nach einer italieniſchen Überſetzung liefern. Die Red.

Sr.

Zu den, mit ſo entſchiedenem Beyfall aufgenommenen »Briefen über Zeitſachen an einen Freund auf dem Lande,« deren Fortſetzung in zwangloſen Lieferungen, als angelegentlicher Wunſch ausgeſprochen wurde, haben wir (bis mit dem Wiedereintritt der milden Lüfte ſich auch dieſer Briefwechſel wieder förmlich verjüngt) verſchiedentliche Nachträge zu liefern.

Unter den öſterreichiſchen Abteyen, in denen ein reger, wiſſenſchaftlicher und nationaler Sinn lebt, verdient auch das regulirte Chorherrnſtift Herzogenburg rühmlicher Erwähnung. — Sein ſchönes und reichhaltiges Archiv (mit dem Stiftungsjahre 1112 beginnend) iſt gut erhalten und wohl geordnet, auch im Jahre 1811 dem geheimen Staatsarchive, ſeinen älteſten und weſentlichſten Beſtandtheilen nach, mit der lobenswertheſten Liberalität eröffnet worden. Hier befinden ſich auch, ein nicht unergiebiger Schatz für die Vaterlandsgeſchichte: Die Annalen des Stiftes St. Andrä, vom dortigen Prälaten Auguſtin Erath, — ferner, die über den ungariſchen Thronzwiſt, über den damahligen Türkenkrieg und überhaupt über die Geſchichte jener Zeit und ihrer Sitten wichtigen: »Epistolae familiares Philippi a Mangis, Rathes Ferdinand's I., eines getreuen und wohlunterrichteten Niederländers.« Sie beginnen von 1535 und reichen bis 1541. — Die Sprache iſt Latein, und Aneiferung und wechſelſeitige Einübung zum Studium der ſchönen Wiſſenſchaften, Anlaß und Hauptzweck.

Die Münzſammlung des Stiftes iſt äußerſt bedeutend, unter den Antiken die Folgereihe der römiſchen Kaiſer ziemlich vollſtändig, bis auf die Komnenen herab; die modernen enthalten nicht minder viele ſehenswerthe Stücke.

Von ihrem Prälaten großmüthig unterſtützt, haben die beyden jungen Chorherren, Ludwig Mangold und Gaudenz Holzapfel, ein Cabinett vaterländiſcher Alterthümer und Kunſtwerke zu gründen begonnen, welchem nur unverdroſſene Fortſetzung und eifriges Nachſpuren in der Umgegend zu wünſchen iſt.

I —

Der Director des k. k. phyſicaliſch-optiſchen Cabinettes, Herr Abbé Stelzhammer, hat am 18ten d. M. gleich wie im verfloſſenen Jahre, ſeine intereſſanten

Vorleſungen über die Experimental-Naturlehre mit Berückſichtigung der neueſten Entdeckungen, unter ſteter Begleitung der erklärenden Verſuche, wieder begonnen. Noch immer hatte er ſich bey ſeinen dießfälligen Vorleſungen eines zahlreichen Cirkels, insbeſondere von Damen des höchſten Adels zu erfreuen. — Dieſe Vorleſungen finden die Winter-Monate hindurch drey Mahl die Woche, nämlich: Montag, Mittwoch und Freytag, jedesmahl von ein Viertel auf ein Uhr, bis ein Viertel auf zwey Uhr Nachmittags Statt. Das Locale hierzu iſt in der k. k. Burg, und zwar im Schweizerhofe, die Stiege links von der ſogenannten Bothſchafter-Stiege, im zweyten Stock in einem angemeſſenen Saale.

Es ſcheint nöthig anzumerken, daß der Schluß des Aufſatzes über die Errichtung einer Sparcaſſe in Nr. 143 (der, wie wir zu großer Freude vernehmen, bereits Beherzigung gefunden hat) in der Tabelle beſteht, welche der Nr. 144 beyliegt.

Angelegentlich muß die Redaction bitten, ſie mit unfrankirten Einſendungen ſolcher Manuſcripte zu verſchonen, deren Aufnahme zweifelhaft iſt. In dergleichen Fällen wird es beſſer ſeyn, wenn die H. H. Verfaſſer vorläufig eine Anzeige machen.

Die Fortſetzung dieſer Zeitſchrift.

Ließ der erſte Jahrgang viel zu wünſchen übrig, ſo erfüllte der zweyte jede billige Forderung, dergeſtalt, daß das Converſationblatt ſich nunmehr des ermunterndſten Beyfalls und lebhafteſten Eingangs erfreuen kann. Der (dritte) Jahrgang 1821 ſoll jedoch die hierdurch angeregten Erwartungen in einem noch höhern Grade rechtfertigen. Es ſind alle Einrichtungen getroffen, um den ſchönen Keim dieſes Blattes zur vollen Entwicklung zu fördern.

Von den mancherley Zweigen der Vervollſtändigung nennen wir indeß nur folgende: 1) eine biographiſche, oder ſtatiſtiſche, naturhiſtoriſche ꝛc. Begleitung der Tagesgeſchichte; 2) eigene Beylagen zur Novelliſtik; 3) ein eigenes Literatur- und Kunſtblatt; 4) ſtehende Rubriken: über und aus Italien und Ungarn; 5) außer den ſeitherigen Theatercritiken ein eigener: Theatraliſcher Anzeiger, der Überſichten der neueſten Erſcheinungen des Schauſpielweſens aller Länder gibt; 6) Aufſätze zur Erheiterung, geſellige Spiele ꝛc.

Mehr hier anzuführen, geſtattet der Raum nicht. Es kann daher auch nur im Allgemeinen aufmerkſam gemacht werden, daß das Converſationblatt ſo glücklich iſt, an die dreyhundert Mitarbeiter, worunter ſich in- und ausländiſche Schriftſteller vom erſten Range befinden, und ausgezeichnete Correſpondenten in Deutſchland, Italien, England, Frankreich, Rußland ꝛc. zu beſitzen. Wir verweiſen übrigens auf den der Nr. 150 beygelegten umſtändlichen Proſpectus, der in der Gerold'ſchen, ſo wie in den meiſten in- und ausländiſchen Buchhandlungen auch für ſich gratis vertheilt wird.

Der Pränumerationpreis iſt vierteljährig 9 fl. W. W. Ganzjährige Vorausbezahlung in der Verlagshandlung ſelbſt 30 fl., halbjährige 15 fl. W. W. In den k. k. Poſtämtern 21 fl. halbjährig. Da über ein Viertheil mehr als im zweyten Jahrgange geliefert wird, ſo dürfte man obige Preiſe eher verringert, als erhöht finden.

Zugleich wird bemerkt, daß Unterzeichnete den geringen Vorrath des Jahrganges 1820 dieſer Zeitſchrift an ſich gebracht hat, und ſolcher noch um den urſprünglichen Preis von 18 fl. W. W. bezogen werden kann.

Carl Gerold'ſche Buchhandlung in Wien.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625) wöchentlich drey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W. W., durch die k. k. Poſt 17 fl. W. W. halbj. Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Conversationblatt.

Zweiter Jahrgang. 1820.

155.

(Wien, Donnerstag den 28. December.)

Nachrichten aus Berlin.

Von Wilh. Hebenſtreit.

Ich will keinen Vergleich zwiſchen Berlin und Wien ziehen, aus Beſorgniß, parteyiſch für letzteres zu ſcheinen. Auch iſt das Innere und Äußere beyder Reſidenzen gar zu verſchieden, um die Mühe belohnt zu finden, welche zum Aufſuchen entfernter Ähnlichkeiten zu verwenden wäre. Insbeſondere vermißt man gewiſſe Anſtalten zur Bequemlichkeit, die Wien in der größten Ausbildung beſitzt; und oft kann ich den Unmuth nicht bergen, wenn ich die mit offenen Abflußcanälen durchſchnittenen Straßen betrachte, oder das Lachen nicht unterdrücken beym Anblick eines hieſigen Droſchkenführers, der verkörperten Trägheit im Gegenſatze unſerer munteren Fiaker. —

Wohl aber kann ich Nachricht geben von einigen Gewerben, die auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit gebracht, und deſſen ungeachtet allgemein noch nicht bekannt ſind. Dahin zähle ich vorläufig die königliche Eiſengießerey, die Fabrication der lackirten Waaren in Blech, und die von Gegenſtänden aus einer bildſamen Holzmaſſe.

Die königliche Eiſengießerey, vor dem Oranienburger Thor, wurde von dem verſtorbenen Staatsminiſter von Reden gegründet, und vor fünf Jahren zuerſt in Gang gebracht. Sie beſtand damahls, weil die Anwendung des Gußeiſens eben nicht ſehr verbreitet war, nur aus einer Gießhütte mit zwey Cupolloöfen, aus zwey Flammöfen mit den Darrkammern, und aus einem Gebäude zum Formen und Gießen der feinen Gußwaare mit zwey Tiegeln. Schon ein Jahr ſpäter dachte man an den Bau eines Bohrwerks, vollendete es nach hergeſtelltem Frieden 1807, vereinigte damit zwey neue Flammöfen, und verſuchte die Anfertigung von eiſernem Geſchütze. Die Verſuche hatten einen ſo glücklichen Erfolg, daß in dem Jahre 1813 mehr als funfzig Stück Geſchütz von verſchiedenem Caliber verfertigt und in Anwendung geſetzt wurden.

Die Richtung, welche nunmehr die Eiſengießerey nahm, betraf theils Gußtheile zu Maſchinen und Werkzeugen, Amboße, Anker, Platten, Kaſten, Keſſel, Pfannen, Rinnen, Röhren, Bolzen, Kolben, Geländer, Räder, Cylinder, Walzen, Schrauben u. ſ. w., theils Kunſtwerke, Denkmähler, Büſten und eine

Menge von Gegenſtänden zum Hausgebrauch und zum Schmuck. Sieht man von den höheren Preiſen ab, welche die künſtlichen Arbeiten, nach der Maſſe, der Schwierigkeit des Guſſes und nach der Zierlichkeit nothwendig haben müſſen, ſo erhalten hier die Gewerbe ihre Hülfsmittel in jeder möglichen Form, vollkommen brauchbar und möglichſt wohlfeil, denn der Centner Eiſen wird, je nachdem das Gußeiſen abgeſchliffen iſt, oder nicht, und Feinheit der Form oder Verzierungen erfordert, zwiſchen 10 und 5 Thalern geliefert, und nur bey abgedrehten und ausgebohrten Cylindern, Walzen, Röhren ꝛc. ſteigt der Preis von 15 bis 20 Thalern.

Um dieſe Arbeiten in der angegebenen Art zu vollbringen, beſteht nicht nur außer der Schmiede eine Modelltiſchlerey, dann ſeit 1814 ein eigenes Lehmformhaus und ein Magazin zur Aufſtellung der Fabricate, zu welchem zuerſt mancherley Gegenſtände von Gußeiſen verwendet ſind, z. B. das eiſerne Geſimſe, die Bedachung mit eiſernen Ziegeln, die eiſerne Treppe, die eiſernen Balken und Bogen, welche die gewölbte Decke des Erdgeſchoſſes tragen — ſondern ſeit dieſem Jahre auch eine neue Gießhütte, deren Cupolloöfen durch eine Dampfmaſchine getrieben werden. In derſelben befinden ſich alle Vorrichtungen und Maſchinerien zum ſchnelleren und beſſeren Betrieb der Arbeiten, und es würde die Anſtalt ſelbſt ihre höchſte Vollendung erhalten, wenn, wie man vermuthet, die vorhandenen Bohr- und Schleifwerke noch eine Erweiterung erhielten. Die ungemein zweckmäßig und kunſtreich ausgeführte neue Gießhütte hat eine achteckige Form und ſechzig Schuh im Durchmeſſer. Eine ſechzehn Schuh hohe eiſerne Säule ſtützt aus dem Mittelpunct die Balkenlage. Die Dampfmaſchine mit der Feuerung, das Gebläſe mit dem Waſſerregulator, die Darrkammern, die Räume zu den Formen, ſind in den Seitenflügeln angebracht, und letztere mit Mauerſteinen auf eiſernen Bogen überwölbt, und von Außen mit Eiſenkitt überzogen. Zum Gießen hoher und überhaupt großer Stücke dient ein großer Flammofen, vor welchem eine Dammgrube in den Fußboden des Hauptgebäudes geführt iſt, welche, aus eiſernen Platten zuſammengeſetzt, eine Tiefe von ſechzehn Schuh hat.

Man kann in dieſer Eiſengießerey jedes beliebige Model ſchnell und trefflich ausgeführt zurück erhalten. Sie hat bereits ausgezeichnete Denkmähler geliefert, wovon jenes zum Andenken der Königinn Luiſe in Granſee eines der ſchönſten iſt. Die Menge der kleineren künſtlichen Arbeiten, als Doſen, Uhrgehäuſe, Porträte, Copien von Kupferſtichen, z. B. Müller's Johannes, Ringen, Crucifixe, Leuchter ꝛc. ſetzt in Erſtaunen, vorzüglich der außerordentlichen Weichheit in der Behandlung wegen. Der Geſammtbetrag der jährlich verfertigten Gußeiſenwaaren dürfte etwa 12,000 Centner ſeyn, wozu altes Eiſen aller Art, ſelbſt vom Roſt angegriffene Kanonenkugeln verwendet werden.

Unter mehreren Lackirfabriken dünkt mir die von Stobwaſſer und Comp., in der Wilhelmsſtraße, die vorzüglichſte. Sie beſchäftigt zwiſchen 50 bis 60 Arbeiter, als Mahler, Vergolder und Verzierer, Lackirer, Schleifer und Polirer, Drechsler, Tiſchler und Papparbeiter, Schloſſer, Klempner, Zinn- und Gelbgießer. Ihre Mahlerſchule hat treffliche Künſtler gebildet, z. B. Weitſch und Kretſchmer, und noch ſtudiren einige Jünglinge in Dresden die Mahlerey auf Koſten der Eigenthümer. Von der größten Mannigfaltigkeit und Schönheit ſind die Waaren in der Fabrik und in ihrer Niederlage unter den Linden; ſie übertreffen an Lebhaftigkeit der Farben, in Geſtalt und geſchmackvoller Verzierung bey Weitem ähnliche Arbeiten in Holland und England. Die Caffeebreter in moire métallique von 36 Zoll ſind die größten, die ich geſehen habe. Das Stück wird aber auch mit 24 Thalern bezahlt. Die Gemählde auf den Tabaksdoſen, deren man das Stuck bis zu 10 Thaler haben kann, ſind ausgezeichnet fein und ſchön. Größere Bewunderung erregen die Copien nach den beſten Öhlgemählden und die Porträte berühmter Männer, wovon die Niederlage eine bedeutende Sammlung beſitzt. Eins der größeren Kunſtwerke iſt ein Bettſchirm mit fünf Flügeln, worauf Anſichten des Veſuvs und Allegorien auf den Schlaf, jetzt befindlich im königlichen Schloſſe, und verfertigt auf Befehl der verſtorbenen Königinn. Ein anderes großes und vortreffliches Hauptgemählde, »Socrates vor ſeinen Richtern,« Copie nach Jäger, mit Basreliefs, befindet ſich in dem neuen Schloſſe zu Caſſel. Ähnliches hat noch keine Fabrik in Europa geliefert.

Die Herren Mencke und Schwitzky, welche früher in der königl. Porcellan-Fabrik arbeiteten, erfanden vor etwa ſechs Jahren die Kunſt, aus fein gemahlenen Holzſpänen, aus Thon und andern Zuſätzen, Gegenſtände zu Verzierungen und Geräthe des häuslichen Gebrauches, Leuchter aller Art (das Stück bis 60 Thal.), Figuren (das Stück bis 70 Thal.), Zimmer-, Meubles- und Spiegel-Verzierungen, Gold und verd antique, zu bilden. Die bindenden Mittel der Maſſe ſind bis jetzt Geheimniß geblieben. Der feuchten Maſſe kann jede beliebige Geſtalt gegeben werden, welche getrocknet alsdann auf der Töpferſcheibe abgedreht und geſchliffen wird. Eine ſteinartige, dem Wurmfraß nicht ausgeſetzte, Dauerhaftigkeit und eine große Leichtigkeit ſind eigenthümliche Vorzüge der daraus verfertigten, überaus geſchmackvollen Gegenſtände. Die Unternehmer dieſer Fabrication haben ſeit einem Jahre etwa ſich getrennt, und beſondere Fabriken angelegt. Herr Mencke treibt vorzüglich das Modeliren und Boſſiren, und verfertigt faſt ausſchließlich künſtliche Verzierungen, architectoniſche Geſtelle, Candelaber, Figuren und Spielſachen. Mehre Palläſte und andere Gebäude enthalten ganz vorzugliche Arbeiten von ihm, und im Pallaſte des Prinzen Friedrich iſt jene Holzmaſſe ſogar mit gutem Erfolge zur Belegung des Fußbodens verwendet. Herr Schwitzky dagegen läßt mehr für den Gebrauch und den Handel arbeiten. Seine Artikel, als: Tafelleuchter, Lampen ꝛc. finden auch im Norden Abſatz. Im Süden ſtehen demſelben die ähnlichen Wiener Fabricate entgegen, die ebenfalls geſchmackvoll und wohlfeil ſind. Beyläufig will ich hier bemerken, daß die gepreßten Bilderrahmen, welche Herr Seydan in Wien verfertigt, ſich jenen des Herrn Mencke hierſelbſt nähern. —

Die Kunſt des Farbenabdrucks mit in Holz geſtochenen Formen iſt dem Profeſſor Gubitz in Berlin eigen. Da alle bisherigen Farben am Holze dergeſtalt kleben blieben, daß kein Mittel ſie gänzlich auflöſen und verwiſchen konnte, ſo handelte es ſich um die Erfindung von Farben, welche dieſes Hinderniß nicht bothen. Und dahin iſt der thätige Mann glücklich gekommen. Ich habe ein Bild des Erlöſers, Copie nach **Lucas Cranach** aus der königlichen Gemähldeſammlung, mit zehn Platten gedruckt, geſehen, das alle Forderungen und Wünſche befriedigt. Sogar der Goldſaum des Faltenwurfs fehlt nicht. Seine Holzformen geſtatten nicht nur einen Abdruck von 40 bis 60,000, ſondern die ſpätern Abdrücke ſtehen auch keineswegs den erſteren nach, übertreffen ſie wohl noch. Außerdem kann er ſeine Holzplatten wieder abformen, und von dieſen Formen ſo viele Abgüſſe machen, als immer gewünſcht wird. Dadurch iſt er im Stande, zu gleicher Zeit zwey und mehreere Preſſen zu beſchäftigen, und eine ungemeine Beſchleunigung der Arbeiten zu bewirken, welches bey Anlegung einer Druckerey von Prachtwerken ihm außerordentlich nützlich ſeyn wird. Die Engländer haben ihm für drey Jahre etwa 15,000 Pf. Sterlinge gebothen, wenn er in ihr Land käme, zwey Preſſen errichtete, zwey Arbeiter unterrichtete und unterhielte, und dann ſeine Erfindung mit allen Formen ihnen zum ausſchließlichen Eigenthum abträte. Herr **Gubitz** nahm dieſen Antrag nicht an, und will die Kunſt ſeinem Vaterlande erhalten *).

⁂

Zeitgloſſen **).

11. — Vor lauter Sitte haben wir keine Sitten mehr.

12. — Zu ſehen, wie **Böttiger**, **Millin's** Geiſt und Geſchmack mit **Winkelmann's** Gelehrſamkeit verbindend, in der Abendzeitung ſeine edle herrliche Kraft mit ephemeren Theaterberichten ***) und belletriſtiſchen Tändeleyen vergeudet: muß das nicht empfindlich ſeyn?!

13. — Der ſicherſte Weg, ſich zu proſtituiren, iſt, Dasjenige zu verunglimpfen, was die Achtung aller ehrlichen und geſcheidten Leute genießt. Geſchehen die Läſterungen vollends an einem Orte, wo die meiſten Blößen gegeben werden, ſo erregt es Lächeln, und verdient nichts als Stillſchweigen.

14. — Autorität im **Bürgerleben** iſt unerläßlich und wohlthätig; in der **Kunſt** ganz überflüſſig und deſpotiſch, daher — albern. **Da** verſchüchtert ſie nur die Unmündigen; **dort** hat auch der Mündige Ehrfurcht vor ihr.

15. — Wir leben dergeſtalt im Zeitalter der Rückſichten, daß es unendlich viel Vorſicht und Nachſicht braucht, um ſich zu halten.

16. — Im Journalweſen ſcheinen die Umtriebe unausweichlich. Der Journaliſt, welcher ſich deren enthält, iſt ein Halbgott.

17. — In einer ziemlich bekannten Stadt, die etwas mehr als 10,000 Einwohner zählt, haben ſeit einiger Zeit die Straßenlaternen (vermuthlich aus Privatöconomie) ſo winzige Flämmchen, daß man nur eben ſo viel ſieht, als nöthig iſt, ſich nicht den Fuß zu brechen. Es iſt wie mit dem Punſch in Herr-

---

*) Wahrlich! ein edler, echt patriotiſcher, wahrhaft **deutſcher** Zug, dem die volle Würdigung des Vaterlandes gebühret. **Die Red.**

**) Die erſten 10 in Nr. 146 l. J. Alle, ſo wie die künftigen von einem und demſelben Verf., der übrigens leicht zu errathen iſt.

***) Mit Unrecht werden ſie von **Klingemann** in »Kunſt und Natur,« 1ter Bd. rein encomiaſtiſch genannt.

ſchaftshäuſern, der durch die Vorſicht der Haushofmeiſter nur bis zu dem Grade genießbar iſt, daß man nicht ſagen kann, er ſey ſchlecht.

18. — Die Manie des Romandichtens fährt fort zu graſſiren. Nun hat man vor, einen Preis auszuſchreiben für denjenigen Aufſatz, welcher am ſcharfſinnigſten, witzigſten und gründlichſten den Unfug der überfruchtbaren Fabrication von Erzählungen, Liebes- und Diebesgeſchichten und ähnlicher Tändeleyen züchtigt; einen andern Preis ferner gegen die Sündfluth der geiſt- und markloſen metriſchen Dichteleyen. Vielleicht ſchließt ſich noch ein dritter an, gegen die — Muſicirerey; denn das Muſikmachen hat bereits ſo um ſich gegriffen, daß beſchäftigte oder unbeſchäftigte Leute, die in ihrem Zimmer Ruhe haben wollen, nicht mehr wiſſen, wohin ſie ſich flüchten ſollen: in jedem Zimmer eines jeden Stockes eines jeden Hauſes ein Clavier, eine Geige ꝛc., in jedem Hofe ein Concert, wenigſtens eine Harfe, oder doch ein ſogenanntes Werkel. Dazu noch die aufdringliche Eigenſchaft der Muſik an ſich, wie Kant ſagt! Es iſt zum Raſendwerden!

Allgemeine Novelliſtik.

(Die in dem Converſ. Bl. erwähnten Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Im Theater an der Wien wurde den 18ten d. M. zum erſten Mahle gegeben: Fuſt von Stromberg. Ritterſchauſpiel in fünf Aufzügen, neu für dieſe Bühne bearbeitet. — Der nicht genannte Verfaſſer dieſes Schauſpiels iſt der Gerichtsrath Meyer in Mannheim. Der edle Fuſt von Stromberg wurde zu ſeiner Zeit, als nähmlich das theatraliſche Lanzengefecht und Schwerter-Geklirre noch im Gange war und der geharniſchte Bühnen-Ritter turnierte, gar ſehr in Ehren gehalten. Das Stück gehörte wirklich unter die beſſern dieſer Gattung, die dem Publicum kein Intereſſe mehr einflößen kann, und der ſelbſt die Theaterhelden entſagen mußten, ſeit das romantiſche Ritterthum auf der Bühne um ſich gegriffen, und Trochäen die altdeutſche Proſa verdrängten, um ſich höchſtens mit gereimten Jamben zu verbinden und das Talent des mimiſchen Künſtlers in die Schranken zu fordern. So wie dieſes Ritter-Schauſtück nun hier in der Bearbeitung erſcheint, würde der Verfaſſer weder ſeinen Fuſt, noch der edle Ritter Fuſt ſich ſelbſt wieder erkennen. Das Geſchichtliche darin dreht ſich um gewiſſe Urkunden und Pfandbriefe, die verfälſcht und ausgetauſcht werden, ſo daß der alte Held, der ſeine Güter, bevor er nach Paläſtina zog, verpfändete, nun als Verkäufer derſelben dem Recht darauf entſagen ſoll. Zugleich will man gerichtlich beweiſen, daß er und ſeine Tochter, vermöge der Geburt, leibeigen ſind. Ein größeres Unglück kommt hinzu, und Bertha wird auf Anſtiften des bübiſchen Vogts Gottſchalk von Weiterungen und der argliſtigen Schweſter des biedern Fuſt überfallen und entführt, während ſie in der Capelle bethet. Als die Noth am größten iſt, wird der Betrug entdeckt, Bertha zurück gebracht, und der wackere Landſchaden von Steinach ihr ehelicher Gemahl. Es ſteckt aber noch etwas Anders dahinter, was dem Ganzen einen eigenthümlichen Character gibt und in der neuen Bearbeitung, den Umſtänden gemäß, nicht mehr erkennbar iſt, da das Schauſpiel in ſeiner jetzigen Geſtalt eigentlich einem Tummelplatz für gymnaſtiſche Übungen gleicht.

Von allen Seiten geht's hopp hopp hopp
In ſauſendem Galopp,
Daß Balken und Breter ſtauben
Und Roſſ' und Reiter ſchnauben.

Dieſe Stelle paßt vorzüglich auf die Scene, wo das bethende Fräulein geraubt und zu einem Reiter auf's Pferd geworfen wird, der mit ihr davon ſprengt, das ganze Geſchwader hinterdrein. Schon zu Ende des erſten Acts erbeuten die tobenden Schaaren ein volles Weinfaß, ziehen im lärmenden Triumph uber die Bühne damit, und die freudig erſchrockenen Zuſchauer wähnen die Zeit des alten Fauſtrechts auf eiſernem Wagen in ihrer blutigen Herrlichkeit dahin fahren zu ſehen. In einem andern Act läßt ſich der liebende Steinach von ſeinem Schwiegervater in einem tumultuariſchen Gefecht zu Boden werfen, um als Gefangener zu ſeiner vielgeliebten Maid auf die Burg gebracht zu werden. Ein recht romantiſches Liebesſtückchen, männiglich zu Nutz und Frommen, wenn Einer von unſern Liebesrittern Muth genug beſitzt, es nachzunehmen. In einer folgenden Abtheilung wird Gottesgerichts-Kampf gehalten, mit all ſeinen langweilig ſchaurigen Ceremonien; und zuletzt ſprengt der edle Graf Manſtein mit einem glänzenden Gefolge herbey, unter Jubel und Beyfall das Stück zu beſchließen.

An comiſchen Ingredienzien fehlt es ebenfalls nicht. Schweſter Adelheid iſt eine alte heuchleriſche, verliebte Närrin; der Kuchenbube Hans ein läppiſcher Spaßvogel, der griechiſche Mahler ein launiger Geſell, und die edlen Ritter in ihrer kräftigen Sprache bringen auch je zuweilen mit ernſthafter Miene ſcherzhafte Worte vor; ſo daß die Gäſte ſich über Mangel an Abwechslung nicht beſchweren dürfen, vielmehr von kräftigen Speiſen geſättigt von dannen ziehen.

Der Darſteller des Juſt von Stromberg hatte dieſes Mahl beſonders Gelegenheit ſich auszuzeichnen, auch benutzte er ſie ritterlich und verließ den Kampfplatz mit Ehren. Von den übrigen Rollen und ihrer Darſtellung iſt nichts Erhebliches anzuführen, aber die Reiter und Kämpfer muß man loben — Männer und Roſſe thaten ihre Schuldigkeit.

Am 11ten d. gab Mad. Catalani im landſtändiſchen Saale Abends ihr zweytes Concert. Ein ſehr gewähltes und zahlreiches Publicum machte den Saal beynahe ſo voll, wie das erſte Mahl. Außer den Rodeſchen Variationen trug ſie dieſes Mahl andere Geſangſtücke vor, nähmlich: Eine große Arie von Zampieri, eine Cavatine mit Variationen von ihrer eigenen Compoſition, die jüngſt verſprochene Arie von Fioravanti, und am Schluße gab ſie noch zwey Strophen von »Gott erhalte Franz« mit italieniſchem Texte. Sie glänzte, wie alle Mahl durch ihre außerordentliche und ganz wunderſam organiſirte Bravour, welche bisweilen in gewiſſen Momenten ſogar an das Bizarre gränzt, aber dennoch durch den großartigen Styl zur Verwunderung und ſelbſt Bewunderung fortreißt. Ganz vorzüglich herrlich trug ſie die Arie mit Recitativ von Fioravanti vor. Unter den ſchimmerndſten und überraſchendſten Verzierungen trägt ihr Trille, beſonders wenn er, ſo wie dieß Mahl, mit vollem Gewicht, durch mehrere Tacte rhythmiſch oscillirend, mit Accentuation der guten Tact-Theile geſchlagen wird, den vollſtändigſten Sieg davon. Ihre eigene Compoſition iſt recht lieblich und gefällig; natürlich iſt der Effect der Mittelpunct der Zielſcheibe, und er wurde getroffen. An mehreren Stellen, beſonders in den Strophen unſers Volksliedes, entwickelte ſie ſo viel Sentimentalität in Vortrag und Betonung, daß man ganz ſehnſuchtig nach ſolchem Genuß alle ihre Schnörkel zu verwünſchen recht lebhaft verſucht wurde. Sie war heute anfänglich weit beſſer bey Stimme, als neulich, und bewegte ſich mit aller Sicherheit auf einer Scala vom tiefen Violin-F bis zum dreygeſtrichenen H; aber gegen das Ende wurde ihre Kraft erſchöpft, und in den Rodeſchen Variationen bemächtigte ſich eine ſolche Unruhe und Leidenſchaftlichkeit unſerer Sängerinn, daß ſie in fieberiſcher Heftigkeit das Orcheſter zu dirigiren ſtrebte, dadurch aber nur den Einklang und das willige und ſachverſtändige Nachgeben und Mitgehen deſſelben auffallend und höchſt widerlich ſtörte. Nach kurzer Ruhe entſchädigte ſie für dieſe Beengung, wie geſagt, durch den ſeelenvollſten Vortrag der Strophen des Volksliedes. — Das Orcheſter trug ſeine Piecen zwiſchen den Geſangſtücken mit aller Präciſion und mit dem beſten Erfolge vor, beſonders zeichnete ſich Herr Violoncelliſt Linke und Herr Clarinettiſt Friedlovsky aus.

In Linz ſieht man nun auch einen Muſik-Verein entſtehen. Schon einige Jahre her verſammelte ſich wöchentlich ein Mahl bey dem Herrn Fürſten von Lamberg eine Geſellſchaft von Muſikfreunden, worunter ausgezeichnete Künſtler ſind. Der Vorſchlag eines Vereins kam ſchon öfter zur Sprache, aber immer befürchtete man auf Schwierigkeiten zu ſtoßen. Hr. Fürſt von Lamberg unternahm es, Anfangs Nov. d. J., hierzu einen Aufruf ergehen zu laſſen; er fand Gehör, und ſchon den 11. Nov. verſammelten ſich über hundert Liebhaber, die den Hrn. Fürſten als Protector wünſchten, und einen Ausſchuß von zwölf Mitgliedern erwählten, die das Ganze zu leiten haben. An deren Spitze ſtehen der Hr. Baron v. Münch und Hr. v Köpel, die mit unermüdetem Eifer und großer Einſicht die Statuten entwarfen, und nun das Vergnügen genießen, zu ſehen, daß ſich die Mitglieder täglich vermehren und ſich der Verein immer mehr befeſtigt, mit welchem nun auch eine Muſikſchule verbunden wird. F. C. *)

Literatur der Taſchenbücher ꝛc. für 1821; Nr. 19. — Vaterländiſcher Almanach, Peſth, bey v. Trattner gedruckt. — Der Druck, Lettern, Papier, Eintheilung machen Hrn. v. Trattner Ehre. Das Porträt, von einem Peſther Kupferſtecher, Lenhardt, geſtochen, iſt ziemlich hübſch. Die zwey Kupfer, von Blaſchke geſtochen, ſind gelungen. — Der Umſchlag iſt Steindruck. — Vom Inhalt kann Ref. ſagen, daß er ſeine Erwartung übertroffen hat. Schade nur, daß dieſer Almanach faſt durchaus aus Gedichten beſtehet. Die Urgeſchichte von Ungarn (Proſa) iſt bis auf mehrere hiſtoriſche Fehler, recht gut bearbeitet; unter den vielen Gedichten verdient Erwähnung: Die menſchlichen Plagen, von Italiczky. — Das Verſprechen. — Mein Schmerz, von B. Walther. — Die Jugend unſerer Zeit (Sonnett), von Zerffy. — Schwert und Geſchoß, von U. — Über die Tuniſias. — Albrecht Dürer, verfaßt von Herrn v. Schedius (in Proſa), iſt ein vortrefflicher Aufſatz, hierauf bezieht ſich das Titelkupfer. — Dieß iſt Ungarns erſter Almanach! Der Preis iſt auf Poſtpapier 7 fl. W. W.

— s —

So eben iſt hier erſchienen: Heroſtratos; Tragödie in vier Handlungen, von Franz Maria v. Nell. 12mo. in Umſchlag cartonnirt. — Der durch mehrere wiſſenſchaftliche und äſthetiſche Arbeiten vortheilhaft bekannte Verf. ſagt in der Vorrede: »Ich glaube in Heroſtratos einen Helden gefunden zu haben, deſſen Character in der pſychologiſch-folgerechten Entwicklung tragiſch erſcheinen dürfte,« und weiter: »er ringt nach Größe in ſeiner Sphäre als Künſtler, und nach mißlungenem Verſuche, Schöpfer zu werden, leiht er dem Gegenſatze aller Größe und Kunſt, der Vernichtung ſeinen frevelnden Arm; — er vernichtet ein von der Welt angeſtauntes Meiſterwerk, weil er nicht ſelbſt zur Meiſterſchaft ſich emporſchwingen konnte.« Dieſe Grundidee gibt ſchon an ſich einen günſtigen Vorbegriff für die Durchführung, deren gelungene äußere Form übrigens durch des Verf. bekanntes Talent verbürgt wird. Einige Proben dieſer Tragödie hat unſere Zeitſchrift in Nr. 29 und 30 des lauf. Jahrg. geliefert. Der Preis iſt 2 fl. (Bey Gerold in Anzahl zu haben.)

»Ob Steyermark einen Handel mit Eiſenwaaren nach der Levante habe; 2) welche Hinderniſſe dießfalls obwalten, und wie ſolche zu heben wären?« Dieſe beyden Puncte ſind der Gegenſtand eines höchſt intereſſanten Aufſatzes in den vaterländiſchen Blättern Nr. 96 ff., betitelt: »Bemerkungen und Correſpondenznachrichten in Bezug auf den ſteyermärkiſchen Eiſenhandel.« Er hat Herrn Franz Petter zum Verfaſſer, einen Mann, dem als denkenden Cameraliſten und echten Vaterlandsfreund eben ſo viele Achtung ge-

---

*) Die Redact. dankt dem ungenannten Herrn Einſender für dieſe Notiz, und bedauert, daß ſie das beygelegene Probeſtück nicht aufnehmen kann.

bühret, als ſeinen vielſeitigen commerciellen Kenntniſſen, ſeinen nützlichen Beſtrebungen und edlen Eigenſchaften überhaupt *). Herr Petter hat ſich die Mühe gegeben, aus mehreren Gegenden der Levante Nachrichten einzuziehen, und liefert hier das Reſultat, daß mit dieſem Artikel gar kein eigentlicher Zuſammenhang mit Steyermark beſtehe; er ſetzt dann die Hinderniſſe auseinander, gibt ſchöne practiſche Winke u. ſ. w. Das Weitere zu berühren, fehlt uns der Raum. Wir verweiſen alſo auf die vaterl. Blätter ſelbſt, und begnügen uns damit, auch unſere Leſer auf dieſe verdienſtlichen Unterſuchungen aufmerkſam gemacht zu haben. Fr.

Ich kann es meinem Unwillen über alle vorlauten, anmaßenden und abſprechenden Urtheile, nicht verſagen, ein neues Beyſpiel davon der Welt kund zu geben, und die Dichterehre eines Mannes zu vertheidigen, der gewiß höher, als alle ſeine Recenſenten, auf dem Sonnenberge der Muſen ſteht. — Bey der Gelegenheit, als bey der Geburtstagsfeyer Sr. Majeſtät im Theater an der Wien — das Feuer im Walde — ein Vorſpiel, und ſpäter das Schauſpiel: Liebe, Haß und Ritterpflicht, von Friedrich von Haiden, aufgeführt wurden — gaben einige Kunſtrichter lieblos die Erklärung ab, daß in dem Verfaſſer kein Dichterfunke glühe, und daß er durchaus nicht zum Schüler Apollo's berufen ſey, ohne ſich darauf zu beſchränken, ihm den ſichtbaren Mangel an Theaterkenntniß und Effect zu Gemüthe zu führen. — Durch einen Zufall habe ich die neueren dramatiſchen Arbeiten dieſes äußerſt hoffnungsvollen dramatiſchen Dichters und einen Band ſeiner gedruckten Dichtungen zu Geſichte bekommen. Wenn gleich erſtere, bey ihren außerordentlichen einzelnen Schönheiten noch immer die Unbekanntſchaft mit der Bühne deutlich zeigen, ſo beurkunden doch die letzteren den Beruf des Dichters mit einem unverkennbaren Diplome. Nur Eines kann bey der Beſchränktheit des Raumes hier ausgehoben werden; es iſt das erſte, aber gewiß keines der vorzüglichſten. — Die Wahl iſt ſchwer unter ſo vielen guten.

Dichterlied.

Ein golden Licht geht durch den May des Lebens,
Den Bäumen gibt es junge Blätter wieder,
Der Liebe Luſt dem fröhlichen Gefieder —
Dem weiten All den Trieb des neuen Strebens —
Die Sehnſucht ſeufzet; dießmahl nicht vergebens,
Der Jugend Lenz gönnt' ihr — den Quell der Lieder;
Durch Wald und Thal rinnt er melodiſch nieder —
Ein reicher Strom des tiefen Wonnelebens.

Und ich? geziemt es mir allein zu ſchweigen,
In ſolchen Feſtes allgemeinem Reigen?
In ſolchen Frühlings viel zu ſchnellen Tagen?
Mich treibt ein Gott die Saiten anzuſchlagen —
Der Ruf der Pflicht — Scheu vor des Richters Strenge —
Iſt übertäubt im Sturme der Geſänge.

Wer den Beruf des Dichters würdigen will, der leſe dieſe Dichtungen — verlegt zu Königsberg, bey Aug. Wilh. Unzer, im Jahre 18[illegible] — auf jedem Blatte wird er viel Herrliches — nichts Mittelmäßiges finden — und er wird das Abſprechen des Berufes dann gewiß zu würdigen wiſſen! Sincerus.

---

*) Er hält ſeit einiger Zeit öffentliche Vorleſungen über den Handel.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625), wöchentlich drey Stücke. Preis: viertelj. 7 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 17 fl. W.W. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Conversationblatt.

Zweiter Jahrgang, 1820.

156.

(Wien, Samstag den 30. December.)

Wilkinſon über die Wallachei und Moldau*).

Die Griechen lebten zum Theil zu Conſtantinopel, hingegeben einer erniedrigenden Unthätigkeit, bis Alexander Mavrocordato, ein Kaufmann von der Inſel Scio, ſich allmählich zum Bevollmächtigten der Pforte beym Congreß zu Carlowitz emporſchwang, wo er ſich als gewandter Geſchäftsmann ſehr auszeichnete. Er verſchaffte ſeinem Sohne Nicholas die Zügel der Regierung über die beyden Fürſtenthümer, und brachte es bey der Pforte dahin, bey der Beſetzung dieſer beyden Fürſtenthümer mit Regenten ein anderes Syſtem anzunehmen, nachdem ſchon lange auf das Wahlrecht derſelben keine Rückſicht mehr genommen worden war. Der Ottomaniſche Hof verlieh von jetzt an dieſe Würden ſolchen Individuen, die diplomatiſche Staatsämter zu ſeiner Zufriedenheit geführt hatten, nicht ſowohl um dadurch ihre Verdienſte zu belohnen, als vielmehr ihnen einen Beweis der Anerkennung ihres perſönlichen Characters und ihrer ausgezeichneten Fähigkeiten zu geben.

Die Griechen, welche es aufgegeben hatten, wieder eine Nation und frey zu werden, fanden in dieſem Syſtem der Pforte, in Bezug der Verwaltung der beyden Fürſtenthümer, einen neuen Anſtoß und die bequemſte Gelegenheit, ſich auf andere Weiſe empor zu ſchwingen; denn obgleich es nicht möglich war, die Privilegien dieſer Länder auf ein Mahl mit Füßen zu treten, ſo wurden ſie doch allmählich gänzlich dadurch vernichtet, daß die Pforte ſolchen Griechen die Regierung derſelben übergab, welche ihrem Intereſſe ganz ergeben und Sclaven ihres Willens waren.

Kaum war den Griechen die Möglichkeit gezeigt, an den Regierungsgeſchäften Theil haben zu können, als die, welche der türkiſchen und europäiſchen Sprachen mächtig waren, alle anderen Zwecke aufgaben, ſich zuſammen thaten, ſich Adel nannten, und damit das ausſchließliche Recht, zum Staatsdienſt zugelaſſen zu werden, anmaßten.

---

*) Schon lange war ein entſprechendes Werk über dieſe noch wenig gekannten Länder ein allgemeiner Wunſch. Nun erſchien die Arbeit des Hrn. William Wilkinſon, das man ſchätzbar nennt. Der Titel iſt: An Account of the Principalities of Wallachia and Moldavia: including various political observations relating to them. By William Wilkinson Esq. late british Consul to the abovementioned principality. London 1820. Vorſtehendes iſt ein kurzer Auszug; bald kommen wir wieder darauf zurück. D. Red.

In kurzer Zeit wuchs indeſſen die Menge dieſer Candidaten ſo beträchtlich, daß durch die Begierde, denſelben Zweck zu erreichen, Intriguen und Beſtechungen völlig überhand nahmen, die einen unaufhörlichen Regierungswechſel in den beyden Fürſtenthümern zur Folge hatten. Die Pforte kam endlich dahin, dieſe Länder wie Domänen zu betrachten, welche an die Meiſtbiethenden verpachtet, und die Pachtfürſten dem zu Folge eingeſetzt und abgeſetzt wurden, je nachdem die Anerbiethungen und Verſprechungen anderer ihrer Landsleute der Pforte vortheilhafter ſchienen.

Seit der Einführung dieſes Syſtems bis zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts, ein Zeitraum von ungefähr neunzig Jahren, hat die Wallachei allein gegen vierzig verſchiedene Fürſten gehabt, ungeachtet während dieſer Zeit die Ruſſen von 1770 bis 1774, die Öſterreicher und Ruſſen zuſammen von 1789 bis 1792, und die Ruſſen wieder von 1806 bis 1812 dieſes Land occupirt hielten.

Die Übel, welche nothwendiger Weiſe aus dieſem Stand der Dinge den beyden Fürſtenthümern erwachſen mußten, veranlaßten den ruſſiſchen Hof im Frieden von Jaſſi 1792 — geſtützt auf einen Artikel des Vertrags von Kainargik im Jahr 1775, in welchem ſich Rußland ausbedungen hatte, ſich der Angelegenheiten der beyden Fürſtenthümer annehmen zu dürfen, und daß ſeine Vermittelung von der Pforte angenommen werden ſolle — die Pforte zu vermögen, die Fürſten der Moldau und Wallachei innerhalb ſieben Jahren nicht von ihren reſpectiven Poſten zu entfernen, und dieſelben während dieſer Zeit auf keine Weiſe zu drücken. Dieſer Artikel ward von den türkiſchen Bevollmächtigten förmlich angenommen, allein in der Folge ſehr bald nicht mehr beachtet, ſo daß die häufigen Verletzungen deſſelben fortwährend Beſchwerden des ruſſiſchen Hofes veranlaßten. Endlich wurde im Jahre 1802 dem Fürſten Ipſilanti die Regierung der Wallachei, und dem Fürſten Alexander Mourouſi die Regierung der Moldau übertragen, mit der ausdrücklichen Bedingung, daß ſie während der vertragsmäßigen Zeit nicht removirt werden ſollten, falls ſie ſich keiner Vergehen ſchuldig machen würden, welche eine entgegengeſetzte Maßregel nothwendig erheiſchten; wo alsdann der ruſſiſche Geſandte ihre Abſetzung genehmigen ſolle.

Dieſer Umſtand ward 1805 der Grund zu den Feindſeligkeiten zwiſchen Rußland und der Pforte, indem es Napoleon gelang, letztere für ſein Intereſſe hinſichtlich des Continentalſyſtems zu ſtimmen, und ſie aufmerkſam darauf zu machen, daß es der Ehre und dem Vortheil des Ottomaniſchen Hofes zuwiderlaufe, von einer fremden Macht ſich in ſeine Angelegenheiten einreden zu laſſen. Die Hospodarn Ipſilanti und Mourouſi wurden daher plötzlich ohne Rückſprache mit dem ruſſiſchen Geſandten, abgerufen, und Charles Callimaki und Alexander Suzo an ihre Stellen geſetzt. Rußland ließ eine Armee an die Gränze der Turken rücken, und die Pforte erklärte den Krieg.

Im Frieden 1812 genehmigte Rußland die Einſetzung der beyden Fürſten Caradja und Callimaki, denn auch Suzo war unterdeſſen bey dem plötzlichen Thronwechſel 1808, und dem veränderten Syſtem des neuen Sultans, wieder entfernt worden. Caradja ſammelte ſich während einer ſechsjährigen Regierung unermeßliche Schätze in der Wallachei, und da er beſtändig in Beſorgniß ſchwebte, bey ſeiner Rückkehr nach Conſtantinopel darüber zur Rechenſchaft gezogen zu werden, legte er ſein Geld in europäiſchen Banken an, und hielt es endlich für klug, ſich in ein chriſtliches Land zurück zu ziehen. Er verſammelte dem zu Folge im October 1818 die erſten Boyaren, übergab ihnen die Zügel der Regierung, verließ Bukareſt mit ſeiner ganzen Familie, und gelangte nach einer kurzen Reiſe glücklich nach Kronſtadt in den öſterreichiſchen Staaten.

Nach ſeiner Abreiſe baten die Boyaren den Sultan, ihnen hinfort keine griechiſchen Fürſten mehr zu geben, ſondern die Regierung der Wallachei dem Divan zu überlaſſen, welcher ſich anheiſchig machte, die Zinsbarkeit und Bedingungen zu genehmigen und aufrecht zu erhalten, welche der Sultan für gut finden würde, ihnen vorzuſchreiben. Das ottomaniſche Cabinett hielt es indeſſen nicht für rathſam, dieſen Vorſchlag zu genehmigen, und ſetzte in Übereinſtimmung mit dem ruſſiſchen Geſandten den Alexander Suzo, den Gegner Rußlands, zum Hoſpodar ein.

Bukareſt, die jetzige Hauptſtadt der Wallachei, iſt eine große ſchmutzige Stadt. Sie liegt in einer niedrigen und ſumpfigen Ebene, hat achtzigtauſend Einwohner, dreyhundert ſechs und ſechzig Kirchen, zwanzig Klöſter, und vierzig Hanns oder Karawanſereien.

Ehedem war Tirgoviſt die Hauptſtadt; allein ſeit 1698 haben die Fürſten ihre Reſidenz in Bukareſt aufgeſchlagen, wahrſcheinlich um in der Nähe der Türken zu ſeyn; Tirgoviſt iſt verlaſſen und verödet, ihre Palläſte verfallen, und der Ort nichts mehr als ein Dorf, ob er gleich ſchöner liegt als Bukareſt.

Jaſſi, die Hauptſtadt der Moldau, iſt kleiner, aber beſſer gebaut, enthält mehrere geſchmackvolle Gebäude im neueſten europäiſchen Styl, vierzigtauſend Einwohner und ſiebenzig Kirchen. Der eine Theil der Stadt liegt auf einem ſchönen Hügel, der andere in einem Thal. Der Pallaſt des Fürſten iſt das größte Gebäude daſelbſt und von Gärten und Höfen umgeben. Die Bauart deſſelben iſt halb Orientaliſch, halb Europäiſch, und geräumig genug, um bequem tauſend Menſchen zu beherbergen. Der fürſtliche Pallaſt in Bukareſt iſt 1813 niedergebrannt, und noch nicht wieder aufgebaut.

Beyde Städte liegen auf unabſehbaren Flächen, indem jedes Haus von dem andern getrennt, und mit Höfen, Gärten und Bäumen umgeben iſt. Alle Gebäude ſind von Backſteinen, und die Wände außen und innen mit Kalk beworfen und weiß getüncht. Der Ziegeln bedient man ſich ſelten, und die Dächer beſtehen daher meiſt aus Holz.

In den Straßen der beyden Hauptſtädte, wie auch in allen Provinzialſtädten, vertreten ohne Ausnahme dicke Bauholzſtämme, welche quer über die Straße gezogen und aneinander gefügt werden, die Stelle des Pflaſters. In einigen Straßen iſt die Oberfläche derſelben glatt und gleich gemacht; in andern aber hat man die Knoten in ihrer urſprünglichen Geſtalt am Holze ſtehen laſſen. Bey naſſem Wetter ſind ſie beſtändig mit einem tiefen flüſſigen Koth bedeckt, im Sommer dagegen mit einem dicken ſchwarzen Staub, der ſich bey dem geringſten Winde ſehr nachtheilig auf Augen und Lungen wirft. Außerdem hat dieſe Einrichtung auch noch die Unbequemlichkeit, daß ſie wenigſtens alle ſechs Jahre erneuert werden muß.

In Bukareſt gehen unter dieſem, hier ſehr paſſend Brücken genannten Pflaſter Canäle hinweg, welche allen Unrath aus den Häuſern aufnehmen, und ihn in die Dimbovitza, an welcher die Stadt liegt, führen. Allein man hat auch nicht die geringſte Anſtalt getroffen, die Paſſagen offen zu erhalten; der Unrath ſtopft ſich daher ſehr oft in denſelben, und in dieſem Zuſtande werden ſie ſelbſt in dem heißeſten Sommer bisweilen drey bis vier Monate gelaſſen. Man kann ſich die Folgen davon leicht vorſtellen; die giftigen Ausdünſtungen erzeugen faulige Krankheiten und Fieber von der ekelhafteſten Art, — Übel, zu denen ſchon die natürliche Lage der Stadt einen großen Theil der Einwohner disponirt.

Man iſt hier ganz überzeugt, daß es unmöglich ſey, die Straßen mit Steinen zu pflaſtern, nicht ſowohl aus Mangel an dem nöthigen Material, ſondern weil der Pflaſtergrund ein weicher Thon, mithin an Haltbarkeit des Pflaſters gar nicht zu denken ſey. Der Irrthum wird jedoch Jedem in die Augen ſpringen, der Trajans und anderer Römer Steinpflaſter kennt, die bis dieſe Stunde der Vernichtung der Zeit Trotz geboten haben.

Vor dreyßig Jahren war es Sitte unter den Boyaren, ſich zu Pferde zu beſuchen, und auch auf dieſe Weiſe an den Hof zu gehen, und nur die Weiber der Reichſten kamen zu Wagen. Jetzt hat ſich Alles geändert. Kein Boyar, der auf ſeine Würde hält, reitet; alle fahren, ſelbſt im ſchönſten Wetter, und zu Fuße zu gehen, würde vollends aller Ehre ein Ende machen. Die Beine zu gebrauchen, überläßt der Boyar dem Pöbel. Die Straßen ſind daher ſo voll von Fuhrwerken, daß die unglücklichen Fußgänger oft in Gefahr gerathen.

Die deutſche Caleſche iſt das gewöhnliche Fahrzeug hier. Dieſe werden aufs Köſtlichſte geſchmückt, auf die Pferde aber und das Zeug eben ſo wenig als auf den Kutſcher geſehen, und ſo begegnet man fortwährend Wagen, die von Gold ſtrotzen, und von ein Paar miſerabeln Gurren gezogen werden, welche ein zerlumpter Zigeuner lenkt. Die Wagen muſſen alle von Wien ſeyn, und obgleich in Bukareſt und Jaſſi Wagenmacher ſind, ſo bezahlt man ihre Arbeit doch nur ſchlecht. Ob die Wagen halten, iſt ihnen gleichgültig, und ein Boyar kauft einen alten Wagen, der täuſchend renovirt iſt, ohne Bedenken für einen neuen; er muß nur recht ſchön geputzt ſeyn; nach zwölf bis achtzehn Monaten wird nothgedrungen ein neuer gekauft, denn ſie geben nicht auf dieſelben Achtung, und ihre lumpichten Kutſcher kummern ſich auch nicht darum.

Miethwagen ſind hier gar nicht zu haben, und Reiſende müſſen nothwendig zu Fuße gehen. Auch Miethwohnungen ſind ſchwer zu erhalten, und erſt vor Kurzem iſt in Bukareſt der erſte gute Gaſthof von einem Deutſchen angelegt.

Reiſen läßt es ſich übrigens in beyden Fürſtenthümern ſehr gut, indem die Poſten ſo ſchön eingerichtet ſind, wie irgendwo. Nur muß man ſeinen eigenen Wagen haben, denn alle Bequemlichkeit hört auf der ordinären Poſt auf. Dieſe iſt wie ein Kothwagen auf vier kleinen Rädern. Auf dieſen wird Stroh geworfen, und der Reiſende muß ſich mitten hineinſetzen, ohne ſich anlehnen zu können. Vier Pferde werden mit Stricken davor gehängt; der Poſtillon reitet, und nun gehts über Stock und Stein bis zur nächſten Station. Zehn Minuten vor derſelben fängt der Poſtillon vermittelſt ſeiner großen Peitſche an, ſeine Ankunft zu melden, ſo daß bey ſeiner Ankunft ſchon ein anderes friſches Fuhrwerk gleicher Art zum augenblicklichen Weiterreiſen bereit ſteht.

Die wallachiſchen Pferde ſind nicht beſonders. Sie ſind klein und haben keinen Muth; allein ſie ſind ſtark, munter und im Stande, die größten Strapazen auszuhalten. Die moldauiſchen ſind etwas größer, ſonſt in nichts verſchieden. Die reichſten Boyaren und Griechen laſſen ſich bisweilen ihre Pferde aus Rußland und Ungarn kommen, allein dieſe werden bloß zu Wagenpferden gebraucht, indem kein Boyar reitet. Nur der Fürſt hat einige Reitpferde, ſonſt Niemand, und auf dieſen reitet nicht er, ſondern ſeine Albanier oder Leibgardiſten.

Metriſcher Zeitvertreib.

4. *)

»Lebe dir ſelbſt, und ſo viel du vermagſt, vermeide den Schimmer;
Oft ſchießt tödtender Blitz nieder von ſchimmernder Burg.«
Wohl geſprochen, Ovid! und du ſiehſt, wie das Mädchen der Mutter
Jahregediegenen Rath ſchmiegſamen Sinnes gehorcht,
Folg' ich der Lehre. Mich lockt, den heimlich Beglückten, das Häuschen
Dort am Ende der Reih' unter ſein niedriges Dach.
Keiner ſchimmernden Burg des Mächtigen gleicht es, ihr Brüder,
Unter den Häuſern umher birgt ſich das Häuschen verſchämt:
Aber Cyprias Sohn hat's ſelbſt zum Aſyl mir erkoren,
Und die Penaten getreu ſehen und ſchweigen gelehrt.
Blitze ſendet mir wohl von fern das Fenſter entgegen,
Aber zündet er gleich, nimmer zermalmt er, der Strahl.
Seht, dort leb' ich für ſie, und weil ſie mein einziges Leben,
Leb' ich mir ſelbſt, wie kein Fürſt mächtiger Völker beglückt,
Alſo meid' ich den Schimmer; doch wandl' ich drum nicht im Dunklen;
Ihrer Schönheit Glanz ſtrahlt mir der lichteſte Tag.
»Glaube mir nur, wer gut ſich verbarg, gut lebt' er, und jeder
Zügl' in den Grenzen des Glücks, das ihm beſchieden, den Lauf.«
Still, ja, leb' ich und gut, längſt hab' ich es ſelber empfunden;
Das mir beſchieden, genügt reichlich dem Wunſche, das Glück.
Strahlte die Bruſt, wie der Himmel, mir auch mit funkelnden Sternen,
Hätt' ich von Plagen das Land, Völker vom Joche befreit,
Prangte mit goldenem Schnitt, begierig geleſen, bewundert,
Das ich mit eigner Hand ſchrieb, das gelungene Buch,
Ehrten als Mitglied mich Europas Academieen,
Widmeten Dichter mir ſelbſt ihrer Camönen Geburt,
Sprächen die Zeitungen laut, was ich Schönes und Großes vollendet,
Nennte die Nachwelt ſogar dieſes Jahrhundert nach mir;
Ach, wie wär' ich ſo arm im Glanze, ſo klein in der Größe,
Widmete ſie nicht ihr Selbſt, ihre Gefühle mir nicht.

---

*) 1 — 3 in Nr. 106 und 140.

Rinne mein Nahme nicht leiſ' von den holden roſigen Lippen,
Hätt' ich den Schwur nicht gehört, der ſie auf ewig mir gab.
»Neidlos lebend, vom Ruhm nicht ſtrahlend, vollende bequeme
Jahre; der Freundſchaft Hand führe nur Gleiche dir zu.«
Wohl, kein Sterblicher glänzt auf Erden, den ich beneide,
Und mich, hoff' ich doch, geht gern er vorüber, der Neid.
Gleichen bin ich geſellt, und fühl' es; ſie iſt mir das Gleichſte,
Denn ein einziges Herz ſchlägt im verbundenen Paar. **Dan. Leßmann.**

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Im k. k. Schauſpielhauſe nächſt der Burg wurde am 18ten d. aufgeführt: **Das öffentliche Geheimniß.** Luſtſpiel in drey Aufzügen. Nach **Calderon** und **Gozzi**, von Hrn. **Lembert**, k. k. Hofſchauſpieler. — Das Original ſollte jedem Verehrer echter dramatiſcher Poeſie bekannt ſeyn, wenn auch nicht in der Nationalſprache, doch aus der Überſetzung des Hrn. **Gries**, in deſſen zweytem Theile der Verdeutſchungen **Calderon**'ſcher Werke dieſes Luſtſpiel enthalten iſt; in den drey von **Malsburg** herausgegebenen Bänden findet man es nicht. Sowohl die ſinnreiche Anlage und Ausführung, als der hohe poetiſche Geiſt, den dieſes Werk athmet, ſtämpeln es zu einem der bedeutendſten, die jemals der heiter lächelnden Schweſter **Melpomenens** geweiht wurden; und ſchon der Nahme des Meiſters muß uns gewinnen, der kunſtreichen Dichtung größere Aufmerkſamkeit zu gönnen, als jener alltägliche kleinſtädtiſche Poſſenkram in holpriger Proſa, oder geiſtloſen Verſen verdient. Im Spaniſchen führt es den Titel: **Das laute Geheimniß. Gozzi** übertrug es in's Italieniſche und gab ihm die oben angeführte Benennung. Einige Charactere erhielten eine beſtimmtere comiſche Phyſiognomie und wurden in das Gewand ſeiner Masken gekleidet; der Hofpoet **Parnaſſo** kam hinzu, wie es damahliger Zeit für eine fürſtliche Umgebung ſchicklich war. **Gotter**, der für die deutſche Bühne ſo thätige und geſchmackvolle Dichter, überſetzte das öffentliche Geheimniß ins Deutſche, und es erſchien damahls in fünf Acten, in eben nicht zierlicher, aber doch leichter, gewandter Proſa; die Comik trat überall wirkſam hervor, und es gewann auf allen Bühnen großen Beyfall. Vorzüglich gelungen war der verſificirte Theil, nähmlich die gereimten Sätze, worin die Fürſtinn mit ihrem Gefolge gleich im erſten Act die improviſirten Witzſpiele ausführt, und jene, deren ſich die Liebenden (**Laura** und **Federico**) bedienen, um einander in Gegenwart der lauſchenden Eiferſucht ihre Geheimniſſe **laut** und **öffentlich** mitzutheilen. Aber der poetiſche Geiſt entwich nach und nach durch dieſe verſchiedenen Transpoſitionen; der ätheriſche Glanz, der **Calderons** Werk wie ein leuchtendes Frühlingsgewölk umgibt, zerfloß in einen undurchſichtigen Nebel, und die dichteriſche Idee, welche die Handlung bewegt, wollte nicht mehr recht zu der ſchlichten bürgerlichen Bekleidung paſſen.

Über den Fortgang der Handlung bemerken wir nur, daß ſie aus einer ungemein künſtlich verflochtenen und lebendig durchgeführten Intrigue beſteht, worin **eine** Situation und **eine** Verwicklung aus der andern ſich entſpinnt und die Verknüpfung höchſt einfach gelöſt wird. Sollte es wirklich wahr ſeyn, was einige Zuſchauer wiſſen wollten, daß hier eine Ähnlichkeit mit dem unvergleichlichen Luſtſpiel: **Donna Diana**, Statt fände, ſo geht dieſe nur aus dem ganzen Character des in Rede ſtehenden hervor, und aus dem Geiſt der nationellen Dichtung; die andern Vergleichungspuncte beruhen auf Täuſchungen. Hier ſind nicht Stolz und Liebe im Kampfe; hier beginnt die Liebe der Fürſtinn nicht im Laufe der Handlung, ja ſie **wächſt** nicht einmahl bis zu Ende; die Eiferſucht lodert ſtärker und ſtärker empor, ſie und der Stolz beſiegen die durch Liſt und Undank ermüdete Liebe, nachdem ſie lange genug mit den Geſetzen des Ranges und der Convenienz ohnmächtig gekämpft.

Die Bearbeitung des Herrn Lembert hat mehrere Verdienſte, auf deren einige bereits hingedeutet worden; im Ganzen zeichnet ſie ſich aus durch edle Haltung, größtentheils ſchonende Verkürzungen, und eine zweckmäßige Verbindung des Originalwerkes mit der frühern Bearbeitung des Gozzi nach Gotter's Abänderung. Die comiſche Seite iſt durch Rückſichten auf den Zeitgeſchmack und den Character der modernen Bühne allerdings etwas ſchwächer geworden, doch bleibt den Darſtellenden, wie wir zum Theil geſehen haben, noch viel Erfreuliches zu leiſten.

Es iſt noch etwas über die Darſtellung zu ſagen. Sie kann im Allgemeinen nicht ausgezeichnet werden. Es fehlte durchgängig der poetiſche Schwung, und dieſer Mangel war nirgend merklicher, als im Vortrag der improviſirten Theſen, wenn ich ſo ſagen darf. Man ſollte bedenken, daß dieſe Erklärungen aus dem Stegreif gegeben werden, und daß man nachſinnend in rhythmiſcher Bewegung recitirt, wobey nur die individuelle Empfindung den Ton beſtimmt, alſo nicht wie in den Tiraden einer Familienſcene die Glieder des Periodens auseinander zieht und jeden einzelnen Zug mit pittoresken Accenten und Geberden begleitet. Im dritten Acte wurde die zuſammenwirkende Bewegung immer ſchwächer, gerade da, wo die beſchleunigte Regſamkeit am nöthigſten iſt.

Im Einzelnen muß die Darſtellerinn der Bianca auch hier mit gerechter Würdigung ihrer Verdienſte im Luſtſpiel bezeichnet werden. Anmuth und Milde, die wir in ihrem Gefolge nie vermiſſen, umſtrahlte die Hoheit, und ſelbſt der zürnende Stolz gewann die Theilnahme fühlender Herzen; denn eben in dem Ausdrucke des ſchmerzlichen Schweigens und der mißhandelten Liebe trug ihr liebliches Talent den ſchönſten Sieg davon. Das Publicum empfing die geehrte Künſtlerinn mit hohem Enthuſiasmus und wußte den leiſeſten, feinſten Zug mit der ihm eigenen Empfänglichkeit zu würdigen.

Die Darſtellung der Laura muß als gänzlich verfehlt betrachtet werden. Hier kann von keiner ländlichen Naivität, oder naiven Jovialität die Rede ſeyn; doch bewies die ſonſt ſchätzbare Darſtellerinn in manchem einzelnen Zuge ihre theatraliſche Übung und Gewandtheit.

Eben ſo mißlungen war die ſtarre, bloß durch gezwungene Articulationen bezeichnete Repräſentation des Obercerémonien-Meiſters Guacco.

Aleſſandro, deſſen Sohn, zeigte weder den Hofcavalier, noch den ſich brüſtenden Gecken, ſondern vielmehr einen gewöhnlichen Corydon.

Erneſto, der Statthalter, ſtellte im erſten und zweyten Act einen weichherzigen Vater dar, dem der comiſche Tonwechſel im letzten Theil des dritten etwas fremdartig ließ. Man iſt gewohnt, dieſen trefflichen Künſtler ſonſt in ſeinem Glanz zu ſehen. Die Rolle des Federico unterliegt keinen Schwierigkeiten, um ſo weniger erlaubt das Talent des Darſtellers einen Zweifel an ihrem Gelingen.

Der comiſche Diener Vito mochte ſelbſt das Bild ſeines Landsmanns Porin vor Augen haben, und ſeine Eigenthümlichkeit vergeſſen. Je mehr in der Behandlung dieſes Characters die derbe, trockene Laune der Beſonnenheit weichen muß, deſto mehr verliert die comiſche Natur des vorlauten Burſchen; doch verdient die Discretion auch in dieſem Falle billige Anerkennung und die Wirkſamkeit behauptete endlich ihre Rechte.

Enrico iſt nur in den letzten Scenen bedeutend, und der Schauſpieler traf dieſe Momente mit lobenswerther Sicherheit. Man ſollte nicht glauben, wie viel darauf ankommt, wenn Dieſer oder Jener zu rechter Zeit die Stimme erhebt und lebendig durchgreift, um die Aufmerkſamkeit anzuregen.

Das Coſtüm und die neuen Decorationen waren reich und anziehend.

Am 22ten und 23ten d. M. wurde in dem k. k. Hoftheater nächſt der Burg zum Vortheile der Wittwen- und Waiſengeſellſchaft der hieſigen Tonkünſtler von dieſen mit zahlreicher Beſetzung des Orcheſters und der Chöre, Händels Meiſterwerk, das Oratorium Samſon, vortrefflich gegeben. Die Aufführung geſchah mit Miltons Text von Herrn Hofſecretär J. F. von Moſel frey überſetzt, und in der Compoſition die Inſtrumental-Begleitung höchſt zweckmäßig und effectvoll vermehrt. Den Part der

Delila ſang das Fräulein von Moſel, die Micah Fräulein Milani, den Samſon Herr Hofſecretär von Krebner, und den Manoah Herr Hofopern-Sänger Vogel. Die Herren ſangen ihre Solo-Parte mit aller Trefflichkeit, Sicherheit und Nuancirung, wie uns ihre Nahmen ſchon im Voraus zuſicherten; denn obwohl Herr Hofoperiſt Vogel im declamatoriſchen Geſange, im richtigen und gewandten Vortrage, in der characteriſirenden Behandlung ſeines Geſangſtückes für alle Kunſt-Sänger als Muſter daſteht, ſo wird es auch von allen Kennern ausgeſprochen werden, daß ſich ihm Herr v. Krebner unter den Dilettanten würdig zur Seite ſtellet. Fräulein Milani war durch eine auffallende Ängſtlichkeit zu ſehr gehemmt, als daß ſie mit Strenge konnte beurtheilt werden; doch ſcheint ihre übergroße Furcht aus dem ganz richtigen Gefühle entſprungen geweſen zu ſeyn, daß ſie ſich von ihrer Gefälligkeit und Bereitwilligkeit für einen ſo ſchönen Zweck und zur Aufführung eines ſo herrlichen Werkes mitzuwirken, verleiten ließ, ſich an eine Aufgabe zu wagen, deren Löſung ihre Kräfte wohl leicht überſtiegen konnte. Den kunſtverſtändigen Förderern der heutigen Aufführung, deren doppeltes Streben, durch Gutes die Menge zu locken und durch Gutes den Geſchmack der Menge zu regeln, ja nicht verkannt werden darf, konnte es auch nicht zugemuthet werden den Part der Altſtimme beſſer zu beſetzen, da unter den hieſigen Altſtimmen für einen ſolchen Part nicht viel zu wählen iſt. Den Sopran-Part ſang Fräulein Babette von Moſel, eine junge, heute zum erſten Mahle öffentlich erſcheinende Kunſtfreundinn mit einer ſehr ſchönen, ſchon bedeutend und wie man in jedem Tacte hörte, ſehr ſolid und zweckmäßig gebildeten Stimme, von welcher das Erfreulichſte für die Zukunft bey fortgeſetzten methodiſchen Studien zu erwarten ſteht. Das Ganze leitete der Herr Capellmeiſter Umlauf; am Clavier dirigirte Herr Hoforganiſt Henneberg, das Orcheſter dirigirte Herr Kleſchinsky, Orcheſter-Director des k. k. Hofopern-Orcheſters. Die Aufführung machte auf das Kenner- und Liebhaber-Publicum den günſtigſten Eindruck, aber auf dieſelbe und auf den Zweck machte das ziemlich leere Haus den entgegengeſetzten. Wie können unſere zahlreichen und eifrigen Muſikfreunde die Aufführung einer ſolchen Compoſition zu einem ſolchen Zwecke leer laſſen! Weſſen Werk iſt es denn, daß unſer Publicum beym Anblick der Annonce eines Oratoriums einen ähnlichen Schauer empfindet, wie weichliche, und verzogene Kinder beym Anblicke des Löffels, der ihnen eine Rhabarber-Mixtur reichet? Frage ſich der, den's juckt!

W — l.

Ließ der erſte Jahrgang viel zu wünſchen übrig, ſo erfüllte der zweyte jede billige Forderung, dergeſtalt, daß das Converſationsblatt ſich nunmehr des ermunterndſten Beyfalls und lebhafteſten Eingangs erfreuen kann. Der (dritte) Jahrgang 1821 ſoll jedoch die hierdurch angeregten Erwartungen in einem noch höhern Grade rechtfertigen. Es ſind alle Einrichtungen getroffen, um den ſchönen Keim dieſes Blattes zur vollen Entwicklung zu fördern.

Von den mancherley Zweigen der Vervollſtändigung nennen wir indeß nur folgende: 1) eine biographiſche, oder ſtatiſtiſche, naturhiſtoriſche ꝛc. Begleitung der Tagesgeſchichte; 2) eigene Beylagen zur Novelliſtik; 3) ein eigenes Literatur- und Kunſtblatt; 4) ſtehende Rubriken: über und aus Italien und Ungarn; 5) außer den ſeitherigen Theatercritiken ein eigener: Theatraliſcher Anzeiger, der Überſichten der neueſten Erſcheinungen des Schauſpielweſens aller Länder gibt; 6) Aufſätze zur Erheiterung, geſellige Spiele ꝛc. Mehr hier anzuführen, geſtattet der Raum nicht. Es kann daher auch nur im Allgemeinen aufmerkſam gemacht werden, daß das Converſationsblatt ſo glücklich iſt, an die dreyhundert Mitarbeiter, worunter ſich in- und ausländiſche Schriftſteller vom erſten Range befinden, und ausgezeichnete Correſpondenten in Deutſchland, Italien, England, Frankreich, Rußland ꝛc. zu beſitzen. Wir verweiſen übrigens auf den der Nr. 180 beygelegten umſtändlichen Proſpectus, der in der Gerold'ſchen, ſo wie in den meiſten in- und ausländiſchen Buchhandlungen auch für ſich gratis vertheilt wird.

Der Pränumerationspreis iſt vierteljährig 9 fl. W. W. Ganzjährige Vorauszahlung in der Verlagshandlung ſelbſt 32 fl., halbjährige 17 fl. W. W. In den k. k. Poſtämtern 22 fl. halbjährig. Da über ein Viertheil mehr als im zweyten Jahrgange geliefert wird, ſo dürfte man obige Preiſe eher verringert, als erhöht finden.

Zugleich wird bemerkt, daß Unterzeichnete den geringen Vorrath des Jahrganges 1820 dieſer Zeitſchrift an ſich gebracht hat, und ſolcher noch um den urſprünglichen Preis von 18 fl. W. W. bezogen werden kann.

Carl Gerold'ſche Buchhandlung in Wien.

(Dieſer Nr. liegen Titel, Regiſter und Umſchlag bey.)

Converſationblatt.

Zeitſchrift
für
wiſſenſchaftliche Unterhaltung.

Dritter Jahrgang.

1821.

Erſter Band.

Wien.
Im Verlage der Gerold'ſchen Buchhandlung.

Allgemeines Inhaltsverzeichniß.

Nr. 1. Das Blatt an ſeine Freunde. — Streifzüge im Gebiethe der neueſten Literatur. — Des Fräuleins Liebeslauſchen. Romanze. (Hierzu das Steinbild von L. v. Schnorr.) — Allgemeine Novelliſtik. —

Nr. 2. Gruß. — Ismail und Meriem. Eine arabiſche Novelle. — Genliſiana — Anecdote. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 3. Theatraliſcher Anzeiger. — Ismail und Meriem. Eine arabiſche Novelle. (Schluß.) — Allgemeine Novelliſtik. — Literatur- und Kunſt-Blatt. I.

Nr. 4. Ontologiſche Neuigkeiten. Von A. Rittig v. Flammenſtern. XXII. — Sinngedichte des Auſonius. Überſetzt von W. J. Elliſon von Nidlef. — Zwey muſikaliſche Anecdoten. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 5. Die Familie der Herren von Roſenberg; und die ſogenannte weiße Frau Berchta v. Lichtenſtein, geborne Roſenberg. — Ontologiſche Neuigkeiten. Von A. Rittig von Flammenſtern. XXII. (Schluß.) — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 6. Der alten Roma Geiſt an die Enkel. — Die Familie der Herren von Roſenberg; und die ſogenannte weiße Frau Berchta v. Lichtenſtein, geborne Roſenberg. (Schluß.) — Vergleichende Anatomie. — Zeitgloſſen. — Anecdote. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 7. Über und aus Rußland. VI. Kleine Denkwürdigkeiten. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 8. Göthe als Lyriker. Beleuchtet von M. Span. — An Alearden. — Über und aus Rußland. (Schluß.) — Von Automaten. — Allgemeine Novelliſtik. — Beylage zur allgemeinen Novelliſtik. I.

Nr. 9. Die große Metallwaaren-Fabrik der Gebrüder von Roſthorn. Von A. Rittig von Flammenſtern. — Göthe als Lyriker. Beleuchtet von Span. (Schluß.) — Kleine Denkwürdigkeiten. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 10. Nachrichten von Abyſſinien. — Die große Metallwaaren-Fabrik der Gebrüder von Roſthorn. Von A. Rittig von Flammenſtern. (Schluß.) — Zeitgloſſen. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 11. Beſchreibung zweyer Reiſen auf den Montblanc im Auguſt 1820, von dem ruſſiſch-kaiſerl. Hofrath und Ritter Dr. Hamel. (Mit einer lithographiſchen Abbildung des Montblanc.) — Ontologiſche Neuigkeiten. Von A. Rittig von Flammenſtern. XXIII. — Anecdote. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 12. Beſchreibung zweyer Reiſen auf den Montblanc ꝛc. (Fortſetzung.) — Kleine Denkwürdigkeiten. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 13. Beſchreibung zweyer Reiſen auf den Montblanc ꝛc. (Schluß.) — Kleine Denkwürdigkeiten. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 14. Das Schloß Kékkö oder Blauenſtein, und die Familie Balaſſa. — Ontologiſche Neuigkeiten. Von A. Rittig v. Flammenſtern. XXIII. (Schluß.) — Anecdoten. — Allgemeine Novelliſtik. — Literatur- und Kunſtblatt. II.

Nr. 15. Streifzüge im Gebiethe der neueſten Literatur II. — Männlich und Weiblich. — Das Schloß Kékkö oder Blauenſtein, und die Familie Balaſſa. (Schluß.) — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 16. Allgemeine Phyſiographie des Königreichs Ungern. (Von Hrn. v. Csaplovics.) — Zeitgloſſen. — Kleine Denkwürdigkeiten. — Charade. — Allgemeine Novelliſtik. — Beylage zur allgemeinen Novelliſtik. II.

Nr. 17. Alphonſus Maria von Liguori. — Kleine Denkwürdigkeiten. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 18. Das Carneval. — Was hat wahre pragmatiſche Geſchichte mit jedem andern Kunſtwerke, ſelbſt mit dem Heldengedichte und Trauerſpiele gemein? — Anecdoten. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 19. Die Alten bey Tiſche. — Zeitgloſſen. — Räthſel. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 20. Zur Geſchichte der Erfindungen

und Gewerbe Ungarns. Von Joh. v. Cſaplovics. — Die Alten bey Tiſche. (Schluß.) — Anecdoten. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 21. Bekanntmachung. — Bruchſtück über Dichter und Dichtkunſt. Aus einem literariſchen Vermächtniſſe mitgetheilt von W. Hebenſtreit. — Sonderbarkeiten. — Grethchen in der Stadt. Von J. F. Caſtelli. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 22. Über die Kunſt, auch ohne Tenorſtimme und Uniform den Frauenzimmern zu gefallen. Von M. G. Saphir. — Ontol. Neuigkeiten. Von A. Rittig v. Flammenſtern. XXIV. — Begebenheit aus dem letzten ruſſiſchen Kriege gegen Perſien. — Über und aus Italien. Von Dan. Leßmann. — Allgemeine Novelliſtik. — Literatur- und Kunſt-Blatt Nr. III.

Nr. 23. Erſte Eröffnung des Tempels zu Ipſambul durch Belzoni. Überſetzt von J. G. Weidmann. — Ontol. Neuigkeiten. Von A. Rittig v. Flammenſtern. XXIV. (Schluß.) — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 24. Urſprung und Untergang der Städte. Von Jul. Schneller. — Der Sarg. Von Al. Jeitteles. — Ein Wort zu ſeiner Zeit. — Anecdoten. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 25. Abraham und Nimrod. Von G. S. — Urſprung und Untergang der Städte. Von Jul. Schneller. (Schluß.) — Der Wallfiſch. — Über und aus Italien. Von Dan. Leßmann. (Schluß.) — Allgem. Novelliſtik.

Nr. 26. Epilog. Von Fr. Grillparzer. — Über die häusliche Erziehung der Töchter. Von Leop. Chimani. — Über künſtliche Fortpflanzung einiger Farrenkräuter. Von A. Klima. — Ein- und Ausfälle. Von J. Jeitteles. — Allgemeine Novelliſtik. — Novelliſtiſche Beylage Nr. III, und Literatur- und Kunſt-Blatt Nr. IV.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

1.

(Wien, Mittwoch den 3. Jänner.)

Das Blatt an ſeine Freunde.

Ein zarter Sproſſe ſah ich mich gepflanzt
In dieſes Raumes freundliche Umgebung. —
Ein nährend Erdreich nahm mich liebend auf;
Und was im Keim ich koſtreich mitgebracht,
Erſchloß ſich treibend, raſch in ſeinem Schoße. —
Zu eitler Zierde nicht war ich beſtimmt;
Nicht athmen ſollt' ich Glanz; durch äußern Reiz
Verwöhnte Sinne nimmermehr ergetzen;
Mein Leib nicht ſtolz ſich heben, nicht mein Fuß
Von Florens Kindern ſich umgaukelt ſehen. —
Ein eignes, beſſres Ziel war mir geſteckt:
Aus reichem Laub ſollt' Kühlung ich ergießen,
Des Raſens weichen Pfühl mit Schatten färben,
Und zur Betrachtung gaſtlich jeden Wanderer
Einladen ernſt erſäuſelndes Gezweig: —
Der Glieder viel verſchlungenes Gerank
Sich weit hinaus, ringsum ſich frey erſtreckend:
Mit ſaft'gen Früchten ſollt' es ihn begrüßen.
Dieß war mein Los; nur Früchte ſollt' ich bringen,
Verzichtend auf der Blüthen eitlen Schmelz. —

So wuchs ich, wohl gewurzelt, ſtill heran.
Der tück'ſchen Nächte feindlich ſcharfer Froſt,
Und des Orkanes zürnendes Verwüſten,
Der Fluthen erdaufwühlende Gewalt,
Und Sonnenbrand und nagendes Gewürm'
Vermochten nimmer meinem Stamm zu ſchaden.
Denn die Dryade wachte für mein Wohl,
Mit zarter Liebe treulich mich beſchirmend,
Und wohlgefällig ſchauend mein Gedeih'n,
Das Ziel erwägend, dem ich angehöre. —
Und alſo iſt's geſcheh'n, daß ich erwuchs,
Daß immer tiefer ſich die Wurzeln ſenkten,
Jetzt feſt ſchon ankernd in dem ſaft'gen Grund;
Daß auf des Stammes markdurchſtrömter Säule,
Der Zweige Wald wohl auch ſchon Früchte wiegt:

Daß mancher Wandler einſpricht vielgewohnt,
Und wieder kommt mit Freunden und mit Gäſten. — *)

Die Gunſt iſt's, welche luſtig mich erſtarkt,
Der Säfte Kreislauf feuriger beflügelt,
Und von Saturnus träger Satzung mich
Entfeſſelt. — Laß, o Dryade, mich fortan
Nicht deine Huld, nicht deinen Schutz entbehren!
Denn Alles, was im Staub wird ausgeboren,
Beſtehet unter höherem Segen nur!

Franz Gräffer.

* * *

Streifzüge im Gebiethe der neueſten Literatur **).

I.

Herr v. **Drieberg** hat eine anziehende Abhandlung über die muſicaliſchen Wiſſenſchaften der Griechen geliefert. (**Berlin** 1820.) Dieſe begreifen in ſich Harmonik, Rhythmik, Metrik. Der Mann iſt durch das Studium der Alten genähret und geht ſeinen eigenen Weg. Was aber werden muſicaliſche Profeſſioniſten zu Behauptungen ſagen? wie: Vielleicht ſehen es unſere Theoretiker in der Folge noch einmahl ein, daß ihre Harmonie ganz etwas anderes iſt, als Harmonie. — Unſere Muſiker ſagen: Unter Rhythmus verſteht man einen Einſchnitt, oder Cäſur von zwey oder mehreren Tacten. Unſere Gelehrten ſagen hingegen: Rhythmus iſt die durch bloße Zeit dargeſtellte Form der durch Wechſelwirkung beſtimmten Cauſalität. — Hieraus ſieht jeder Unbefangene leicht, daß weder die Muſiker noch die Gelehrten wiſſen, was Rhythmus ſey. Denn wüßten es die Muſiker, ſo hätten ſie gewiß auch eingeſehen, daß die Cäſur gar keiner wiſſenſchaftlichen Beſtimmung fähig iſt; wüßten es aber die Gelehrten, ſo würden ſie davon nicht eine, von allem Sinn entblößte, Definition gegeben haben.

Informe de D. Gaspar de Jovellannos en el expediente de Ley Agraria. Burdeos. 1820. Dieſer Bericht, welcher der ökonomiſchen Geſellſchaft zu **Madrid** von der ſpaniſchen Regierung abgefordert wurde, verbreitet ſich umſtändlich und gründlich über den gegebenen Gegenſtand. Er ſchildert den Zuſtand, in welchem ſich der Ackerbau in Spanien befindet, geht die Hinderniſſe, die ſeine Blüthe niederdrücken, durch, und zeigt die Mittel an, wodurch die Geſetzgebung demſelben aufhelfen kann. Die Schrift wird daher allen Freunden der Agricultur überhaupt, und insbeſondere ſolchen, die ſich mit dem Studium agrariſcher Geſetzgebung beſchäftigen, Beyfall abgewinnen.

---

*) **Caj.** Wohl ein Bischen hochtrabend der Ton! Wie? — **Sempr.** I nun, das gehört mit zur Licentia poetica. — C. Und die Dryade? — S. Iſt natürlich das Publicum ꝛc.

**) Unter dieſer Aufſchrift werden wir unſere Leſer mit vielen neuen Erſcheinungen der deutſchen und fremden Literatur bekannt machen, theils in Auszügen, theils in allgemeinen Bezeichnungen, zuweilen mit Anmerkungen, Berichtigungen u. ſ. w. Ein geſchätzter Literat, dem alle neuen Schriften zu Gebothe ſtehen, beſorgt dieſe Rubrik. Monatlich ſollen etwa zwey Lieferungen folgen.

Die Red.

Geographiſch-ſtatiſtiſche Darſtellung der Staatskräfte von den ſämmtlichen, zum deutſchen Staatenbunde gehörigen Ländern ꝛc., von Aug. F. W. Crome. Leipzig. 1820. 1. Theil. — Nachdem Crome 1818 ein tüchtiges Werk, welches ganz Europa politiſch-ſtatiſtiſch umfaßt, geliefert hat, geht er in vorliegendem auf Deutſchland über; Plan und Form ſind dieſelben, wie im früheren. Daß er die Veränderungen, welche durch die Annahme des Repräſentativſyſtems erfolgten, berückſichtiget, folgt von ſelbſt. Angeſehen will er ſeyn als ein Veteran, der nichts mehr erreichen will, auch nichts mehr bezweckt, als Wahrheit und Recht nach ſeiner Überzeugung zu verbreiten, Wohlſtand und Menſchenwohl zu begründen, ſo wie Ruhe und Einigkeit befördern zu helfen, ſo viel es in ſeinen Kräften ſteht. Und dieſes wird auch durch die Schrift bekräftiget; der Verfaſſer erweiſet ſich überall kenntnißvoll, freymüthig, wohlwollend und ſchonend. Der erſte Theil behandelt, nach einer allgemeinen Überſicht und Einleitung von Deutſchland, ausführlich die Königreiche Baiern, Hannover, Würtemberg, Sachſen und das Großherzogthum Baden. Beygegeben iſt eine große Verhältnißcarte von Deutſchland, deren Beſtimmung iſt, eine vergleichende Überſicht von den Größen und Bevölkerung, ſo wie von den Finanzverhältniſſen der ſämmtlichen deutſchen Bundesſtaaten dem Leſer durch Zeichnung und Zahlen vor die Augen zu legen, wobey zugleich die bewaffnete Macht und die Stimmen der einzelnen Mitglieder der Bundesverſammlung auf den Tabellen des Randes ausgedrückt ſind. Der Flächeninhalt von Baiern gab den Maßſtab, nach welchem die übrigen Länder verhältnißmäßig gezeichnet wurden. Die öſterreichiſchen und preußiſchen Lande werden als in der allgemeinen Überſicht ꝛc. ſchon beſchrieben vorausgeſetzt, was auch der Raum nur eines Bogens mit erklärt. Das vortreffliche Werk, wobey Crome von mehreren Regierungen mit Daten und Notizen unterſtützt wurde, iſt Sr. Majeſtät dem Könige von Preußen gewidmet. Ein zweyter Band wird nächſtens folgen.

Observations sur l'état actuel des phares de la côte de Russie dans la mer Baltique etc. par Krusenstern. — Der Admiral Spatarieff erwies in einer Denkſchrift der ruſſiſchen Admiralität die Mangelhaftigkeit des in Bezug auf die Leuchtthürme bisher befolgten Syſtems, und ſchlug vor, neue zu errichten, und ſie mit rückſtrahlenden Lampen (d'Argand) zu verſehen. Sie wurden zweckmäßiger angelegt, oder verbeſſert, und koſteten weniger als die alten. Vorher gab es an der baltiſchen See nur eilf Leuchtthürme, zu deren jährlichem Unterhalt 3000 Klafter Holz erfordert wurden; gegenwärtig, wo ihre Anzahl um neun vermehrt wurde und ſie beſtändig erhellt ſind, wenigſtens ſo lange das Eis nicht die Schiffahrt wehret, hätte man, gering angeſchlagen, die Hälfte mehr, nähmlich 6000 Klafter bedurft. Abgeſehen von dem Aufwande, welchen der Ankauf einer ſo ungeheuren Quantität Brennſtoffes verurſacht, wogegen der Bedarf an Öhl beynahe verſchwindet, verhindert man die Zerſtörung der Wälder, welche jährlich 6000 Klafter Holz liefern mußten, dann die drückenden Frohnleiſtungen, um entweder das Holz in Gegenden zu ſchaffen, wo es mangelt, oder daſſelbe auf Anhöhen zu wälzen, auf welchen ſich gewöhnlich die Leuchtthürme befinden. Ein Vortheil, der nicht minder Berückſichtigung verdient, iſt die Erhaltung der Geſundheit der Menſchen, welche man im Winter, der rauhen Luft ausgeſetzt, zu dieſer harten Arbeit verwendet. Die Erſparniß, welche die Regierung durch die Anwendung des Öhles erzielt, beträgt beyläufig $^3/_4$. Denn ein Pud Öhl (36 Pfd.) leiſtet daſſelbe wie fünf Klafter Holz.

Indem Spatarieff die Wichtigkeit des Meerbuſens von Riga für die Schiffahrt in's Auge faßte, bewirkte er den Umbau der zwey Leuchtthürme von Domeſſneſſ und die Errichtung eines neuen an der Mündung der Düna bey Damba. Vermittelſt dieſer Leuchtthürme ſegelt ein Schiff in den Meerbuſen von Riga ganz ſicher, ſelbſt bey dunkler Nacht; denn indem man auf hoher See die Flammen gewahrt und die Entfernung weiß, wohin ſie reichen können, ſteuert man ungeſtört darauf. Dieſes iſt von ſo größerem Gewichte, als es in der ganzen Bucht ſonſt keine Stelle gibt, wo die Schiffe die langen Herbſtnächte hindurch geſichert wären. Nur am baltiſchen Meere allein zählt Rußland ſchon 20 Leuchtthürme.

Über den großen epiſchen Dichter Torquato Taſſo haben Manſo, Seraſſi und Guinguené geſchrieben; ſie haben intereſſante Notizen geſammelt, aber keine Biographie des Dichters geliefert. Dieſe würde, ſo urtheilt F. B. in dem Berl. Taſchenkal. von 1821, von demjenigen herrühren, der im Stande iſt, Taſſo's Weſen ſo aufzufaſſen und darzuſtellen, wie es wirklich war: hohe Schöpferkraft gepaart mit glühender Liebe für Ruhm. In Taſſo lag die liebenswürdigſte Gutmüthigkeit, wie der Kern in der Schale. Für keinen ihrer Lieblinge hatte die Natur mehr gethan; aber gerade darin lag es, daß die Geſellſchaft ihn verkannte, und daß ſein Fürſt, um nicht durch ihn verdunkelt zu werden, ſein Verfolger wurde. Indem F. B. zeigt, wie die traurigen Schickſale Torquatos durch das Verhältniß, worin er als epiſcher Dichter zu einem kleinen Fürſten, welcher in ihm beſtändig den Kammerherrn ſah, ſtand, aus ſeinem überſchwänglichen Talent hervorgingen, verbreitet er Klarheit und Zuſammenhang über das ganze Leben des Dichters. Dieſes vermag aber nur ein Geiſt, der den gegebenen Stoff philoſophiſch durchblickt und beherrſcht, während andere beherrſcht werden, und, ſelbſt verwirrt, verwirren. Sola historia frequens obtutus et sancta philosophia.

Wichtige Aufklärungen über Bengalen finden ſich vor in dem Werke: The history of Bengal, from the first Mohammedan invasion until the conquest of that country etc. by *Ch. Stewart* Esq. London. Stewart hat viele, bisher den Europäern unzugängliche, Quellen, zumahl Manuſcripte perſiſcher Hiſtoriographen, und Documente aus den Archiven der oſtindiſchen Compagnie mitgetheilt und benutzt, durch welche, mit Hülfe des H. Jackſon, Archivar des India Houſe, die Chronologie beträchtlich gewann. Er überliefert eine Fülle neuer Thatſachen, welche früheren Bearbeitern der indiſchen Geſchichte unbekannt blieben, und vorzüglich aus den Manuſcripten der reichen Bibliothek Sultan Tippo Saibs genommen wurden, von welchen der Verfaſſer früher einen räſonnirenden Catalog herausgegeben hatte. Bengalens ältere Geſchichte bleibt leider unerörtert; erſt mit der Ankunft der fremden

Eroberer gewinnt ſie Licht, deuten gleich Sprache und Schriftzeugniß auf die ältere Selbſtſtändigkeit des Landes, als Culturſtaates, hin. Bengalen iſt gegen Nord und Oſten durch unüberſteigliche Gebirge, gegen Süden durch eine hafenloſe und gefährliche Küſte gegen alle feindliche Angriffe geſchützt, ſteht zwar von Weſt her dem Überfalle mehr ausgeſetzt, bedarf jedoch auch von dieſer Seite, natürlicher Verhältniſſe wegen, geringer Beſatzung. Die Ströme ſelbſt ſchützen die Bewohner, ſo daß die Engländer, müßten ſie auch aus allen übrigen Beſitzungen in Oſtindien einſt weichen, ſich in Bengalen behaupten würden. Das Volk im Innern verabſcheut Empörung, Krieg und Blutvergießen. Geſegnet iſt der Boden, die Ernte eines Jahres reicht für zwey Jahre hin, Bengalen iſt die Kornkammer des Orients; dieſe Fruchtbarkeit, mit der Induſtrie der Einwohner verbunden, erklären, wie z. B. im Jahre 1811 ein reiner Überſchuß von 1,500,000 Pfd. Sterl. zur Verbeſſerung der Provinz oder in klingender Münze für die Staatscaſſe ausfiel. Hierzu noch der Geſammtgewinn, welcher aus dem Handel Bengalens mit dem Mutterſtaat hervorgehen muß, der jedoch eben ſo den Colonien wie dem Mutterlande zu Gute kommt. Denn der Gewinn war gegenſeitig, da auch Bengalen durch die Herrſchaft der Engländer ſehr gewonnen hat. Geſichert gegen Deſpotism und Umwälzungen, die im Oriente ſo häufig vorkommen, genießen die Bengalen einer feſtſtehenden Verwaltung und ungetrübter Ruhe, und dieſe Sonnen zeitigen mit ſeltener Kraft und Schnelligkeit Bevölkerung, Induſtrie, Handel und Agricultur. Die älteren Documente aus dem 17ten Jahrhundert, welche ſich auf die erſten Verhandlungen der Britten mit den Beherrſchern Bengalens beziehen, ſind in perſiſcher Sprache von Armeniern abgefaßt, denn im Oriente war Perſiſch die Sprache der Cabinette, und Armenier fungirten als Diplomaten. Eine gute Charte von Bengalen, Behar und Oriſſa vergrößert den Werth dieſer Schrift.

Vier Fünftel von **Nord-America**, erzählt **J. Breſted** in ſeinen resources of the united states etc., der ganzen Bevölkerung ſind im Ackerbau beſchäftigt; Jagd dient zur Erholung, Knaben verſtehen das Schießgewehr zu handhaben, daher die vortrefflichen Scharfſchützen bey der Miliz, die den Tod verborgen unter dem Feinde verbreiten. Ein Hauptzug des Charakters iſt Schlauheit (shrewdness). **Waſhingtons** Secretär des Seeweſens ſchlug vor, und dieß gilt noch, die americaniſchen Kriegsſchiffe auf europäiſche Weiſe nahmentlich einzutheilen, aber bey gleicher Benennung ſie ſtärker zu bemannen, und mit mehr Canonen zu verſehen, ſo daß ein americ. 74 Can. Schiff in Wahrheit einem brittiſchen von 100 zu vergleichen iſt, um den Muth der Anfänger und deren Ruhm zu heben.

William Wilkinſon Eſq. behauptet in ſeinem account of the Principalities of Wallachia and Moldavia etc. London 1820 *), daß, wenn man die Hülfsquellen dieſer reichen Länder gehörig benutzte, und die Ausfuhr frey gäbe, der Hafen von **Galatz** in kurzer Zeit mit allen am ſchwarzen Meere rivaliſiren konnte. Galatz liegt in der Moldau dicht an der Gränze der Wallachei, da wo die Donau anfängt bis an das 60 Meilen entfernte ſchwarze Meer ununterbrochen tief und breit zu ſeyn. Jaſſi iſt 65, Bukareſt 72 Meilen davon. Der Fluß iſt für Schiffe von 150 Tonnen durchaus fahrbar. Von dem Meere aus hat man beym Einlaufen in denſelben mit bedeutenden Schwierigkeiten zu kämpfen, denn es liegen an der Mündung deſſelben mehrere Inſeln, die den Fluß in drey Arme theilen, von denen zwey ſehr ſeicht und unſicher ſind. Indeſſen nehmen hier die Schiffe allemahl Lootſen an Bord, und durch dieſe Vorſicht wird beſonders in der guten Jahreszeit faſt alles Unglück verhütet.

---

*) Vergleiche die andern Auszüge in Nr. 156 des vorigen Jahrgangs. Die Red.

Im December wird die Schiffahrt auf der Donau geſchloſſen; in ſehr harten Wintern friert auch in dieſen Gegenden fünf bis ſechs Wochen lang der Fluß feſt zu. Im März beginnt die Schiffahrt wieder, und da ſich hier keine Spur von Fluth zeigt, ſo können die Schiffe dicht an den Ufern anlegen, und bis die Geſchäfte beendigt ſind, daſelbſt liegen bleiben.

L. N. M. Carnot hat einzelne Abenteuer des Ritters von Mancha beſungen: Don Quixote, Poëme héroï-comique en six chants. Paris. (Brockhaus.) 1821. So klappert die famöſe Mühle, die Prinz Zerbino auf ſeinen Wanderungen ſah, unermüdlich fort, und bereitet feines und feines Mehl für das leſeluſtige Publicum, und ein Rieſe der Literatur nach dem anderen muß unter den Mühlſtein.

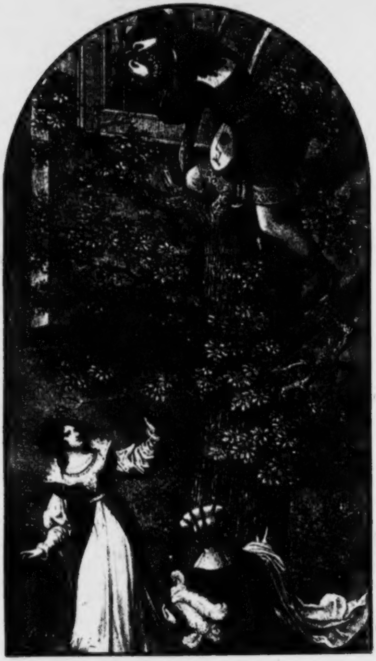
G. G. Bredow's Handbuch der alten Geſchichte, Geographie und Chronologie erhielt eine vierte verbeſſerte Ausgabe (Altona 1820), beſorgt von den Breslauer Gelehrten Dr. Kunisch und Müller. Neu iſt die Geſchichte der Inder und Baktren, ganz umgearbeitet der Abſchnitt über den Urzuſtand der Menſchheit, ſo wie die ältere Geſchichte Griechenlands und Italiens, welche durch die neueſten Forſchungen und Unterſuchungen eine andere Geſtalt erhielt.

Die Notice sur la vie et les ouvrages de *Wieland*, Paris 1820, iſt ein gedrängter Auszug aus Gruber's Biographie. Die Franzoſen ſtellen Wieland ſo hoch, weil er unter den Deutſchen am meiſten an ihren Liebling Voltaire erinnert *).

Saalfeld's Geſchichte der Univerſität Göttingen. Hannover. 1820. Gediegene Fortſetzung des Verſuches einer academiſchen Gel. Geſch. von der G. A. Univerſität zu Göttingen ꝛc., von Pütter, welche die Jahre 1788 bis 1820 umſchließt, mit der gleichen Anordnung und Einrichtung. Die Bibliothek, die zu den merkwürdigſten gehört, beſteht gegenwärtig, wiewohl nur nach einer wahrſcheinlichen Schätzung, aus 236,000 bis 240,000 Bänden. Anziehend iſt das Verzeichniß der jetzigen Lehrer nebſt ihren Lebensumſtänden, Schriften und Lehrſtunden. Die Univerſität zählt in den vier Facultäten 36 ordentliche Lehrer. Hier folgen die Nahmen der jetzigen Lehrer der Weltweisheit: Joh. G. Eichhorn — Reuß — Tychſen — Mitſcher-

---

*) Iſt das nicht bey Kotzebue in einem noch höhern Grade der Fall?
Die Red.



lich — Heeren — Joh. T. Mayer — Sartorius — Bouterwek — Gottl. E. Schulze — Bernh. F. Thibaut — Gauß — Hausmann — Fiorillo — Harding — Benecke — Bunſen — Diſſen — Arlaud.

—th—

Des Fräuleins Liebeslauſchen.

Romanze.

(Hierzu das Steinbild von L. v. Schnorr.) *)

Da unten ſteht ein Ritter
   Im weißen Mondenſtrahl;
Es tönet ſeine Zitter
   Von treuer Liebe Qual:

* * *

»Lüfte ſpannt die blauen Schwingen
   Still für meine Botſchaft aus.
Ruft ſie mit dem leiſen Klingen
   An dieß Fenſterchen heraus!

Sagt ihr, daß im Blätterdache
   Seufze ein bekannter Laut;
Sagt ihr, daß noch Einer wache
   Und die Nacht ſey kühl und traut

Sagt ihr, wie der Mond ſo helle
   Auf ihr Fenſter ſtreut ſein Licht
Sagt ihr, wie der Wald, die Quelle
   Heimlich und von Liebe ſpricht!!

Laß ihn leuchten durch die Bäume
   Deines Bildes ſüßen Schein;
Das ſich hold in meine Träume
   Und mein Wachen webet ein! — «

* * *

Doch drang die zarte Weiſe
   Wohl nicht zu ihrem Ohr;
Der Sänger ſchwang ſich leiſe
   Zum Fenſterlein empor.

---

*) Die Redaction des Conv. Blattes erlaubt ſich, die Aufmerkſamkeit des günſtigen Leſers insbeſondere auf die vorſtehende Poeſie zu lenken, deren Stoff unſer deutſcher Meiſter Schnorr v. Karolsfeld in dem beyliegenden Blatte auf eine ſo eminente Weiſe ausführte. Wenn auf der einen Seite, rückſichtlich der Beſtimmtheit und Reinheit des Umriſſes, der Rundung und Lieblichkeit der Formen, im Steindrucke ſeither nur ſehr wenig Ähnliches geleiſtet worden, ſo nimmt andererſeits die ungemein zarte Idee des Gedichtes das Gemüth in Anſpruch. So treten nun Wort und Bild in freudiger Eintracht und des fröhlichen Empfanges gewärtig, grüßend vor den Leſer hin. Dieſer aber hat es wohl ſchon lange erkannt, daß damit nebenbey ein Seitenſtück zu Schnorrs ſinnigem Bilde: »des ritterlichen Jägers Liebeslauſchen,« geliefert wurde, das wir erſt in der letzten Kunſtausſtellung bewunderten, und welches in Nr. 53 des vor. Jahrg. des Conv. Blattes an Baron v. Schlechta einen eben ſo würdigen als lieblichen Sänger gefunden.

Und oben zog der Ritter
Ein Kränzchen aus der Bruſt,
Das band er feſt an's Gitter
Und ſeufzte: »Blüh' in Luſt —

Und fragt ſie, wer euch brachte,
Dann Blumen thut ihr kund —«
Ein Stimmchen unten lachte:
»»Dein Ritter Liebemund!«« —

Baron v. Schlechta.

Allgemeine Novelliſtik.

(Die in dem Converſ. Bl. erwähnten Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Herr Joſeph Kößler, Kunſtuhrmacher zu Eiſenſtadt in Ungarn, hat ſchon im Jahre 1807 eine Kunſtuhr verfertigt, die allgemein bewundert wurde. Doch der Beyfall der Menge genügte ihm zu ſeiner Selbſtberuhigung nicht. Eines höheren Urtheils gewärtig, ſtellte er daher dieſes Kunſtwerk der königl. Univerſität zu Peſth vor. Die Profeſſoren und alle übrigen Sachkenner erklärten dieſe Uhr für ein vollendetes Kunſtwerk, ſprachen darüber mit Lob und Bewunderung ab, und fertigten (am 27. Auguſt 1807) unter der Firma der königl. Univerſität dem Künſtler ein öffentliches Zeugniß aus, worin nicht nur die ſeltene Nettigkeit, Schönheit und Eleganz des Kunſtwerkes gerühmt, ſondern auch der bewunderungswürdige Erfindungsgeiſt und die unverkennbare Originalität des Künſtlers in vollſtem Maße angeprieſen wird. Dieſen ungetheilten Beyfall hat zunächſt die Preßburger Zeitung Nr. 90. 1807 zur öffentlichen Kunde gebracht, und ſich allen Fleißes bemüht, dem Künſtler alle Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen.

Das günſtige Urtheil der königl. Univerſität zu Peſth über dieſe ſeine erſte Kunſtuhr hatte Kößler zu weiteren größeren Verſuchen ermuthiget. Er erzeugte in den Jahren 1810, 1815, 1818 *) und 1820 neue Kunſtwerke, wovon das letzte im October 1820 in vollſtändigen Stand und Gang geſetzt wurde.

Dieſes Kunſtwerk übertrifft in Beziehung ſowohl auf Kunſt, als auf Wichtigkeit des wiſſenſchaftlichen Umfanges bey weitem alle ſeine Vorgänger. Die Idee hierzu iſt rein aus dem Sonnenſyſtem entlehnt, deſſen verſchiedenartige Wirkungen kunſtreich verſinnlicht in dieſem Kunſtwerke erſcheinen.

Das Uhrblatt beſteht aus einem großen, im Diameter von 8 Zoll gearbeiteten, Hauptblatte und aus vier kleinen runden Blättern, deren jedes im Diameter 1 Zoll 9 Linien hat.

Das Hauptblatt ſtellt die Ecliptik oder Sonnenbahn vor. Es ſind auf demſelben die Grade, die zwölf Monate, die zwölf aſtronomiſchen Sternbilder und die vier Sonnenpuncte oder die vier Jahreszeiten verzeichnet. Der Lauf der Sonne wird durch einen Sonnenweiſer angedeutet, der den ganzen Zirkel dieſes Hauptblattes von 360 Graden in 365 Tagen, 5 Stunden, 48 Minuten und 48 Secunden Ein Mahl durchläuft. Dieſer Weiſer hält demnach mit dem Laufe unſerer Sonne gleichen regulirten Schritt, und tritt folglich mit ihr in einer und derſelben Secunde in dieſes oder jenes Sternbild, und ſo auch in dieſen oder jenen Punct der Jahreszeiten ein. Dieſes Hauptblatt zeigt zugleich auch mittelſt zweyer Weiſer Stunden und Minuten.

Dieß Hauptblatt umſchließt mit ſeinem Zirkel die vier kleinen runden Blätter. Dieſe ruhen demſelben gegen die Sonnenpuncte gleichſam ſchwebend an, und zeigen aus dem Sonnen-Syſteme Folgendes:

---

*) Das Kunſtwerk von 1818 iſt in mancher Beziehung äußerſt merkwürdig. Ich werde darüber ſpäter vielleicht eine Beſchreibung liefern.

1) Das Blatt gegen den Frühlingspunct zeigt vermittelſt zweyer Weiſer die Wochentage und die Monatstage. Der Tagweiſer iſt ſo künſtlich eingerichtet, daß ihn die Verſchiedenheit der Tagezahl in den Monaten nicht beirrt. Hat der Monat nur 28 Tage, ſo ſpringt der Tagweiſer über den 29ſten, 30ſten und 31ſten weg, und zeigt ohne alle mechaniſche Berührung oder Richtung den erſten Tag des folgenden Monats. Er überſpringt daher in jedem Monate jeden Tag, den er nicht anzudeuten hat.

2) Das Blatt gegen den Sommerpunct zeigt vermittelſt zweyer Weiſer das Aufgehen und Untergehen der Sonne, die in dem Blatte verſinnlicht erſcheint. Der Aufgang und Untergang der Sonne iſt nach der Zeit vollkommen regulirt. Ferner zeigt dieſes Blatt vermittelſt eines dritten Weiſers die regulirten Secunden. F. Burgerth.

(Schluß folgt.)

Die k. k. patriotiſch-oeconomiſche Geſellſchaft im Königreiche Böhmen hat den Dr. Franz Sartori, Vorſteher des k. k. Central-Bücher-Reviſionsamtes zu Wien, k. k. nied. öſterr. Regierungs-Secretär, Mitglied der k. k. Landwirthſchafts-Geſellſchaft zu Klagenfurt, und mehr anderer gelehrten Geſellſchaften, »in Erwägung der vielſeitigen Verdienſte deſſelben um Staat und Vaterland *)«, zu ihrem auswärtigen correſpondirenden Mitgliede ernannt.

»Es wurden vor einiger Zeit für die Glockenſtube auf dem Marcusthurm in Venedig Wachen beordert, Tag und Nacht aufzupaſſen, ob ſich in irgend einem Theile der Stadt eine Feuersbrunſt verrathe. Dieſe Wachen ſollten mit jedem Stundenviertel einen Schlag der großen Glocke hören laſſen, um ihre Wachſamkeit zu bezeugen; dieß konnte mit Einem Schlage abgethan ſeyn; nichts deſto weniger beſchloß man, daß ſie außer der Stunde, welche die öffentliche Uhr anzeigt, auch die einzelnen drey Viertel anſchlagen ſollten; wodurch die Einwohner eine vortheilhafte Bequemlichkeit erhielten, deren ſie ſich vorher nicht erfreuten.«

So ſind des Verfaſſers eigene Worte, mit welchen er in der Einleitung den Stoff folgenden neuen Gedichtes ankündigt: Il colpo di martello del campanile di San Marco in Venezia, sciolti di Ippolito Pindemonte. Wenn auch nach Euclid und allen ſeinen Nachfolgern der Theil kleiner ſeyn muß als das Ganze, ſo zeigt doch dieſes Werk, daß er wenigſtens beſſer ſeyn kann, als das Ganze, welches ſich noch nicht recht erklärt hat, ob es für ein ſentimentales Lehrgedicht oder eine reflectirende Elegie gehalten ſeyn will. Aber es gibt der vortrefflichen Stellen viele, derjenigen vor allen andern, über welche ſich eine weiche Sanftmuth oder lyriſche Melancholie verbreitet. Ein Mailänder Beurtheiler hat Recht, wenn er dem Verfaſſer die ſcharfgeſpitzte, ſatyriſche Feder verbietet, und ihn ermahnt, den Weg zu verfolgen, welchen ihm von Anfang an die Muſe empfohlen. Daß den Verfaſſer der Schlag der Glocke an das Tranſitoriſche aller irdiſchen Dinge, an die Hauptmomente des Lebens erinnert, iſt uns Deutſchen ſeit Schiller ſattſam begreiflich. Der Materialismus erhält eine ziemliche Menge Verſe, welche er ſchwerlich ſelbſt irgendwo vorleſen würde; es ſey denn, um ſie bald nachher mit Gegenverſen zu durchſchießen. Die Hauptſentenz des Verfaſſers, die überall, auch unſichtbar, mit Schwabacher gedruckt, iſt: L' uomo [illegible] più nel cuor che nel ingegno.

D. L.

Der 89. Artikel der italieniſchen Bibliothek enthält folgende Titel: 1. Theil. Literatur und ſchöne Künſte. Die Italiade, Gedicht von Ritter A. M. Ricci (zweyter und letzter Artikel). Vom idealen Schönen und den Werken des Tizian. Mahlerbriefe von G. Carpani (Anhang). — Bemerkungen über Sitten, Handlungen und Regierung Cosmus des erſten, von Domenico Mellini; auch die Batrachomyomachie, eine in italieniſcher Sprache bisher noch nicht herausgegebene Überſetzung von Ant. Pazzi. — Geſchichte Americas, als Fortſetzung des Compendiums der allg. Weltgeſchichte, vom Grafen Segur. — 2. Theil. Wiſſ. und mecha-

---

*) Worte des Diplomes.

niſche Künſte. — Einige botaniſche Bemerkungen v. G. Savi, Prof. der Bot. an der Univ. von Piſa, mit einer Kupfertafel. Über das neue italieniſche Syſtem der Medicin. Fortſetzung von Dr. G. B. Spallanzanis medic. critiſch. Briefen. Beobachtungen auf der Cyclopeninſel und auf der benachbarten Küſte von Catanea angeſtellt, von Broſchi. Commentar über die Petechialkrankheit vom Jahre 1817 mit einigen Hindeutungen auf die Anſteckungsſtoffe überhaupt und das Princip des Lebens, von Dr. G. Pallone. D. L.

Die zu Conſtantinopel errichtete philanthropiſche Caſſe zum Beſten armer Studierenden wirkt ſehr wohlthätig. Sie ſteht unter der unmittelbaren Leitung der griechiſchen Erzbiſchöfe und einiger angeſehenen Kaufleute. Viel wirkt der Patriarch Gregorius, welcher an Allem, was den öffentlichen Unterricht betrifft, thätigen Antheil nimmt. H.

Die äuſſerſt werthvolle Revue encyclopédique gibt Nachricht von einem chineſiſchen Werke in nicht weniger als 100 Bänden, betitelt: Thu che leuh leih yuen yuen, oder: Quelle der Zahlenwiſſenſchaft und der Muſik. Dieſes voluminöſe Werk iſt unter kaiſerl. Autorität verfaßt, enthält jedoch nichts weiter als eine Compilation der von den Europäern ausgemittelten Kenntniſſe. Zu Malacca hat man es noch nicht erhalten; dem anglo-chineſiſchen Collegium iſt es aber bereits angetragen worden. Es ſoll ſehr hübſch gedruckt ſeyn, und ungefähr 36 Ducaten koſten, was übrigens nicht theuer ſcheint.

S.

Das Conv. Blatt Nr. 136 (v. J.) erwähnt S. 1115 eines in Frankreich erfundenen neuen Apparats zur Branntwein-Deſtillation. — Nicht Frankreich allein darf ſich dieſer Erfindung rühmen. Ein Krainer, der von der franzöſiſchen (vielleicht jüngeren) Erfindung gar nichts weiß, — der induſtriöſe und raffinirende Herr Andreas Jenko (Bruder des Profeſſors der Mathematik an der Univerſität zu Wien) hat in ſeiner auf der reichsfreyherrlich Gudeniſchen Herrſchaft Thannhauſen in Steyermark angelegten Brennerey bereits ſeit dem Jahre 1817 dieſen Apparat, ganz wie ihn das Conv. Blatt beſchreibt, lediglich durch Nachdenken und eigenen Fleiß zu Stande gebracht, und bedient ſich deſſen mit dem beſten Erfolge. E. G.

Der durch ſeine öconomiſchen Kenntniſſe und Erfahrungen berühmte Beſitzer der Herrſchaft Idolsberg, Herr Dr. Joſeph von Hopfen, hat die erfreulichen Reſultate ſeiner landwirthſchaftlichen Einrichtungen unter dem Titel: »Beſchreibung der Idolsberger Landwirthſchaft, oder: practiſche Anwendung der neueſten Grundſätze der Landwirthſchaft,« bey Franz Wimmer im Drucke herausgegeben. Hopfen und Idolsberg ſind bekannte Nahmen, die für die Gemeinnützigkeit dieſes Werkchens eine allerdings ſchätzbare Bürgſchaft leiſten. Die Nachrichten über die Idolsberger Schafzucht, die berühmte Idolsberger Zuckerrübe, deren Gewicht ſich oft auf 14 Pfund belauft, — dann Mittheilungen über die Anwendung verſchiedener engliſcher Maſchinen beym Ackern, Branntweinbrennen, Bierbrauen u. dgl. ſind beſonders bedeutſam. Das Werkchen überhaupt iſt ſo verfaßt, daß die Anwendung der rationellen Grundſätze des Drs. Hopfen auf fremdem Boden und fremdes Clima durch ſeinen hierüber mitgetheilten Unterricht ſehr erleichtert wird. Der Verleger hat ſich durch dieſes Unternehmen ohne Zweifel Verdienſte gemacht. Der äuſſerſt billige Preis dieſes Werkchens iſt 1 fl. 30 kr. W. W. Ebersberg.

Herr Antonio Dall' Occa, erſter Contrabaſſiſt der ruſſiſch-kaiſerlichen Hofcapelle (von welchem wir in Nr. 154 v. J. eine vorläufige Notiz gaben), wird nächſten Samstag, Mittag um halb 1 Uhr, im k. k. Redouten-Saale eine große muſicaliſche Academie geben. Folgendes iſt der Inhalt: 1) Ouverture von Roſſini. 2) Andante und Rondo von Rode, vorgetragen auf dem dreyſaitigen Contrabaß, von dem Concertgeber. 3) Variationen für die Violine, componirt und vorgetragen von Herrn **Hellmesberger**. 4) Scene und Arie von Herrn **Carl Kurpinsky**, Capellmeiſter Sr. Majeſtät des Kaiſers aller Reuſſen, geſungen von Mad. **Campi**. 5) Variationen über das beliebte Thema: »La Sentinelle« für das Pianoforte mit Orcheſter-Begleitung, componirt und vorgetragen von Herrn **Worziſchek**. 6) Variationen über ein ruſſiſches Lied, von Herrn **Lamar**, vorgetragen auf dem dreyſaitigen Contrabaß, von dem Concertgeber. — Herr **Gyrowetz** hat aus Gefälligkeit für den Concertgeber die Leitung am Clavier, Herr **Clement** die Leitung des Orcheſters übernommen. — Eintritts-Carten zu 5 fl. W. W. ſind zu haben in den Kunſthandlungen der Herren **S. A. Steiner** et Comp., der Herren **Cappi** und **Diabelli**, und vor dem Concerte an der Caſſe des Saales.

Zur neulichen Anzeige (in Nr. 150) von der Verſcheuchung der Contagien aus dem menſchlichen Körper, welche dem Dr. **Luigi Sacco** in **Mayland** geglückt, wird noch hinzu gefügt, daß die intereſſante Ausſicht zur Heilung der Petechien durch Chlorum, welche auch auf andere Anſteckungsſtoffe ausgedehnt, nebſt den vollkommen entſprechenden Reſultaten, den Gegenſtand eines ſchätzbaren Werkes von Prof. Ritter **Palloni** macht, durch welches die Beobachtungen des Dr. **Sacco** vollkommen beſtätigt werden.

D. L.

Jean Paul's Perſönlichkeit*). Lieber Freund! Mein ſo lange genährter, ſo heißer Wunſch iſt nun erfüllt. Ich habe **Jean Paul** geſehen und geſprochen. Wenn jedes Ziel, nach dem wir lange trachten und ſtreben, unwichtiger uns erſcheint, und von ſeiner Wünſchenswürdigkeit verliert, wenn wir nahe daran ſind, oder es wirklich erreicht haben; wenn in der intellectuellen Welt gerade das Gegentheil von der phyſiſchen, jeder Gegenſtand in der Ferne größer, als in der Nähe uns vorkömmt; und die Wirklichkeit immer die Idee weit hinter ſich läßt, und das, was wir ſehen, nicht den Zauber hat, der das umgibt, was wir träumen: ſo fand hier wenigſtens eine Ausnahme dieſer traurigen Regel Statt. Ja, meine Bewunderung und mein Enthuſiasmus für dieſen herrlichen Genius ward noch geſteigert, ſeitdem ich ihn von Angeſicht zu Angeſicht geſehen. Meine Empfindung hatte aber etwas Drückendes. Und hier gleicht ja wieder die Geiſter- der Körperwelt. Wie auf einem hohen Berggipfel, wo reinere, dem Himmel nähere Luft weht, unſer Athem faſt erſtickt wird, und wir ſchaudern und ſchwindeln, wenn wir in die Tiefe hinab ſchauen, von der wir hinauf kamen: ſo glaube ich iſt es immer einem jungen Menſchen, der ſich in der erhabenen Nähe eines großen Mannes befindet. Wenigſtens war es **mir** ſo. Ich konnte oft nicht ſprechen, ſo eng und voll war mir das Herz, beſonders da er ſich nie Etwas, was einem Complimente ähnlich iſt, ſagen läßt. Da ſtand ich nun ſtumm und aufgelöſt in Bewunderung, und betrachtete ſeine hohe Stirne, aus der ſo viel Großes und Erhabenes entſprang, und hörte, aber verſtand kaum die Worte, die er ſagte. Doch wozu die reinen Gefühle beſchreiben? da du ſie, bey deiner gleichen Verehrung für dieſen Rieſengeiſt, beſſer denken kannſt. Ich will dir lieber Objectives ſchildern. Ich weiß, es wird dich und unſere Freunde jedes Kleinſte von ihm intereſſiren. Auch glaube ich, daß dieſer Brief, in irgend einer Zeitſchrift gedruckt, ebenfalls mit Intereſſe geleſen wird. Sollteſt du ihn, verſteht ſich mit Hinweglaſſung meines Nahmens, einem Journal übergeben wollen, ſo glaube ich das **Converſationblatt** am Geeignetſten dazu. Und warum ſoll man nicht den Ruhm der deutſchen großen Männer durch Zeitblätter, dieſe Zungen der Fama, vermehren und verbreiten? Man findet oft Details über ausländiſche berühmte Schriftſteller, deren Nahmen manche Leſer erſt dadurch erfahren, und von deren Schriften ſie kein Wort geleſen haben. Und bey Kriegshelden bewahrt die ernſte Weltgeſchichte ſogar die Nahmen der Pferde, als **Buzephal** ꝛc. Warum nicht auch merkwürdige Kleinigkeiten von Dichterhelden? (Ich möchte zum

---

*) Brief eines Reiſenden aus Baireuth.

Gnade auch Jean Paul's Pudel verewigen, deſſen Nahme Ponto iſt. Wird dieß gedruckt, ſo hab' ich's faſt gethan.)

Alſo. Der Blumengott J. P. dichtet wie er lebt, und ſchreibt vertrauliche Briefe wie er dichtet, und ſpricht wie er lebt und iſt. Sein Humor, der oft das Kleinſte neben das Größte ſtellt; ſein Genie, das ſo das Zwerchfell wie das Herz zu erſchüttern weiß; ſeine Allſeitigkeit, die uns in ſeinen Schriften zur höchſten Idealität begeiſtert, und doch das wirkliche Leben ſo ſchätzenswerth macht, uns hier zur Gelehrſamkeit, zum Dichten anſpornt, und doch aus uns einen guten Geſellſchafter bilden will: dieſes Alles-ſeyn drückt ſich in ſeinen Briefen und ſeinem Umgange eben ſo aus, wie in ſeinen philoſophiſch-ſentimental-humoriſtiſchen Biographien. Wenn er ſpricht, ſprudelt eben ſo viel neuer Witz, nur daß er oft im Geſpräche ſeinen unerſchöpflichen, unwillkürlichen Witz zurückhält, und oft ein angefangenes Gleichniß bald unterdrückt. Die Urſache iſt entweder in ſeiner Beſcheidenheit, nach welcher er nicht immer glänzen will, oder in ſeiner Menſchenfreundlichkeit, weil er fürchtet, ſeine Geſellſchaft könnte ihn nicht ſogleich verſtehen und in Verlegenheit gerathen; oder endlich, weil er ſchnell zu einem andern Gedanken überſpringt. Dieſe Schnelle des Denkens iſt erſtaunlich, und eben ſo ſchnell ſpricht er, ſo, daß er mich fragte: »Verſtehen Sie mich auch? ich ſpreche ſehr ſchnell.« Überhaupt iſt Alles in und an ihm Bewegung. Er geht raſch auf und ab, und riecht oft an, in ſeinem Arbeitzimmer ſtehenden, rothen Nelken. Einmahl ſagte er mir: »Sehen Sie, wie in meinen Werken, lieb' ich auch außer ihnen die Blumen.« Einem jungen Dichter, der gerade zugegen war, rieth er Aſtronomie und Reiſebeſchreibungen, damit er viel und neue Bilder bekäme. Er hat ſehr lebhafte Träume, ſagte mir ſeine Frau. Dieſe liebt er ſehr, und ſie ihn bis zur Anbethung. Sie iſt auch ſeiner ganz würdig. Sie iſt eine ſehr herrliche, zarte Seele. Sie iſt hochgebildet, und man könnte ſagen gelehrt; allein ſie will nicht dafür gehalten ſeyn. Sie beſchäftigt ſich oft mit ſeinen literariſchen Arbeiten, und mit dem Ordnen ſeiner Manuſcripte und Excerpte.

(Schluß folgt.)

Man druckt ſeit Kurzem zu Conſtantinopel ein großes Wörterbuch der griechiſchen Sprache, der alten ſowohl als neuen, deſſen erſter Theil bereits ausgegeben wurde; es wird aus mehr als 6 Bänden in groß Folio beſtehen. Dieſe wichtige literariſche Unternehmung genießt des Schutzes des gegenwärtigen Patriarchen Gregorius, der aus dem Peloponneſus ſtammt, und ein eben ſo frommer als aufgeklärter Prälat iſt.

—rh—

Neu eingetretene Umſtände veranlaſſen uns, zu äußern, daß wir von nun an vorzügliche Rückſicht nehmen werden 1) auf vaterländiſche, 2) auf muſicaliſche Gegenſtände. Letztere wurden bereits in den neueſten Nummern des Conv. Blattes mit mehr Umſtändlichkeit als früher beſprochen; doch ſollen auch noch Beurtheilungen von Muſicalien ꝛc. hinzukommen; und wenn in Anſehung vaterländiſcher Erſcheinungen, beſonders gewerbwiſſenſchaftlicher Art, unſer Blatt mehr geleiſtet, als die meiſten andern hieſigen Zeitſchriften, ſo wird künftig auch auf die einheimiſche Literatur ein beſonderes Augenmerk gerichtet werden.

Die Red.

Berichtigung.

Die Hausnummer des in Nr. 148 vorkommenden Herrn Hofſtatuars Kißling iſt nicht (Wieden Feldgaſſe) 94, ſondern 129. — In Nr. 153 muß es bey dem Artikel: Rom ꝛc. heißen IV. ſtatt III. Lief.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625), wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 4 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 11 fl. W.W. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

2.

(Wien, Samſtag den 6. Jänner.)

Gruß.

1.

Abgelaufen ſind die Stunden,
Und zertrümmert liegt das Jahr,
Das uns Blumen, Thränen, Wunden,
Wechſelnd Luſt und Schmerz gebar;
Von des Lebens Dornenkränzen,
Von der Freude bunten Tänzen,
Wird das Auge nichts gewahr.

2.

Greifet ernſter in den Buſen,
Fühlet prüfend an das Herz;
Nimmer dräuen der Meduſen
Schlangenhäupter, kaltes Erz.
Strebet nur mit friſchen Säften,
Ringet nur mit vollen Kräften,
Unermüdet himmelwärts!!

3.

Wenn der Blitz die Tanne ſpaltet,
Wenn in Staub vergeht der Wurm,
Wird doch Alles neu geſtaltet,
In der Zukunft Zauberthurm;
Aus der Wetter rauhem Toſen
Sprießen zarte Himmelroſen,
Und zum Säuſeln wird der Sturm.

4.

Wie das Jahr hinabgeſunken
In der Zeiten tiefes Grab,
Blitzen nun in hellen Funken,
Uns des neuen Blüth' und Gab;
Und ob nimmer wir auch ahnen,
Was uns keimt auf ſeinen Bahnen:
Rüſtig nehmt den Wanderſtab. —

5.

Was es bringt — es ſey genommen,
Von der Götter Zorn und Huld;
Wie es ſey, — es muß uns frommen,
Habt nur Treue und Geduld!
Sprießen nicht aus trübem Regen,
Klare Frucht und goldner Segen?! —
Habt nur Treue und Geduld! — —

Wien, den 1. Jänner 1821.

Wilh. Freyh. von Eyb.

* * *

Ismail und Merjem.

Eine arabiſche Novelle *).

In den immerwährenden Streitigkeiten, in welchen die Araber der Wüſte mit dem Müteſellim von Jeruſalem **) lebten, machten die Leute des letzteren, indem ſie aus einem Verſtecke in der Nähe des Thales El-Bkaa hervorbrachen, einen jungen Scheich, bekannt durch ſeine Tapferkeit und Kühnheit, zum Gefangenen. Er nannte ſich Ismail, Sohn Ahmed's, Sohn Bakir's. Sein Vater war Oberhaupt des Stammes der Wahidjeh, der unter die beträchtlichſten von Berres-Schâm ***) gehörte. Ismail vertheidigte ſich gleich den Löwen der Wüſte, die er oft in den Ebenen von Maan und Karak bezwungen. Mit Mühe nur brachte man den tödtlich Verwundeten nach Jeruſalem, wo man ihn im Hofe, im Pallaſte des Statthalters, an eine Säule hinlegend, abſetzte. Todesbläſſe deckte ſein von der Sonne verbranntes Antlitz, ohne die ſtolze männliche Schönheit ſeiner Züge zu mindern. Schon ſchienen die erſtarrten ſteifen Glieder anzukünden, daß er, jüngſt noch der Schutz der Wüſte und der Schrecken Syriens, bald aufhören werde zu athmen; doch rann noch Blut in ſeinen Adern; und was Mitleid nie bewirkt hätte, that ſchmutzige Geldgier. Der Müteſellim, der ſich ein bedeutendes Löſegeld für den einzigen Sohn des Scheich's der Wahiedjeh verſprach, ließ den Dollmetſcher des Kloſters des heiligen Erlöſers zu ſich rufen, der als ein geſchickter Arzt bekannt war ****). »Hakim«, ſprach er zu ihm, »da du vom Himmel die Gabe Menſchen zu heilen empfangen, und das Volk in dir einen zweyten Averroes ſieht, ſo vertraue ich dir dieſen Gefangenen, wenn du glaubſt, ihm das Leben erhalten zu können; weßwegen ich befehle, ihn in deine Wohnung zu bringen. Schwöre, mir dieſen Sclaven am zwanzigſten Tage des Mondes Schewal wieder zu zeigen. Brichſt du dieſen Schwur, entkömmt er deiner Wachſamkeit, ſo haftet dein Kopf für deinen Verrath. Gib ihm das Leben wieder, und die Hälfte des Löſegeldes iſt der Lohn deiner Dienſte.« Der Dolmetſcher verneigte ſich, unterſuchte die Wunden des Scheich's, und ſprach, indem er die Hand auf Bruſt, Bart und Stirne legte: »Gebiether, ſo ſoll es geſchehen, wie du befiehlſt: übergib mir dieſen Sclaven, und ich werde mich beſtreben, ihn ganz des Löſegeldes werth zu machen, das deine Gerechtigkeit zu hoffen berechtiget iſt.«

Der Sterbende wurde in das Haus des Dolmetſchers gebracht, welcher ſich Juhannâ, Sohn Temim's nannte. Das Feuer der Nächſtenliebe belebte das Herz dieſes frommen Chriſten. Er wohnte in der Nähe des Ste-

---

*) Aus des Grafen Forbin: »Voyage dans le Levant, Paris 1819.« Wir bitten übrigens, dieſe Überſetzung nicht mit einer andern zu verwechſeln. — Die gegenwärtige gehört einem hieſigen geſchätzten Literator an, welcher ſich vorherrſchend dem Studium des Orients widmet. Sie hat überdieß noch durch ſeine Anmerkungen einen eigenen Vorzug.
D. Red.

**) Statthalter des Paſcha von Damaſchk.

***) Syrien (das Land zur Linken).

****) Doctor, Arzt (ein Gelehrter überhaupt).

phans-Thores, am Kreuzwege, und ſein Garten blühte auf den Trümmern einer Mauer des Teiches Betheſda, bis zu deſſen Grunde er ſich niederſenkte.

Merjem *), die ſchönſte der Töchter Paläſtinas, hörte mit wiederhohlten Schlägen an ihre Thüre pochen. Da ſie die Stimme des Sohnes Temim's, ihres Vaters, erkannte, ſo öffnete ſie die Thüre, welche wie die der meiſten Chriſten von Jeruſalem wohl verriegelt war, und ſah nicht ohne Erſtaunen mehrere Säis **) eintreten, welche den lebloſen Körper eines jungen Scheichs trugen. »Meine Tochter,« ſprach der Dolmetſcher, »ich bringe dir einen Unglücklichen;« bey dieſem Worte ſtrahlte Mitleid aus den himmliſchen Zügen Merjem's, »es iſt der furchtbarſte Anführer jener Söhne der Wüſte, der Sohn Ahmed's, Scheich der Wahidjeh.« — »Wie! ſo jung noch,« unterbrach Merjem den Vater, »und doch iſt er's, der ſich den Bewohnern Bethlehem's ſo furchtbar gemacht! O mein Vater, laß uns ihm verzeihen, erinnere dich an das Beyſpiel des Samaritan's. Wenn deine Kunſt dieſen Unglücklichen retten könnte!« — »Geh, laufe,« entgegnete ihr der Sohn Temim's, »hohle Zakkum-Balſam ***) und Linnen zum Verbande.« Er ſagt's, und Merjem flog es zu hohlen.

Während man Ismael auf den einfachen Diwan des Dolmetſchers niederließ, kehrte Merjem mit dem bereiteten Verbande zurück; ſich zu ihm hinknieend, hält ſie in ihren Armen das regellos herabgeſunkene Haupt des Jünglings, und erwartet mit Bangen den Ausſpruch des Vaters über den Zuſtand Ismail's. Ach! ſchon ſcheint der letzte Seufzer ſeinen Lippen zu entfliehen; umſonſt mühen ſich die lautpochenden Schläge im Buſen der Jungfrau, neues Lebensfeuer für ihn zu entzünden. Merjem erſpäht die leiſeſte Bewegung, den ſchwächſten Hoffnungsfunken; das iſt das erſte Mahl, daß ſie einen Mann aufmerkſam betrachtet, ſie beobachtet mit inniger Theilnahme die geſchloſſenen Augen des Beduinen, deren lange ſchwarze Braunen die bleichen Wangen beſchatten. Eine tiefe Wunde hat Ismael's Bruſt geſpalten, der Sohn Temim's hält ſie für tödtlich; Schauder erfaßt Merjem, heftiger preßt ſie die traurige Laſt an ihr Herz, die in ihren Armen ruht. Es iſt ein Leidender und nicht fremd mehr iſt er ihrem Herzen; mit der einen Hand hält ſie die Tücher, um das Blut zu ſtillen, welches ſtromweiſe auf den herab gerollten Turban und Bornos ****) des Beduinen fließt; ihre unaufhaltſam fließenden Thränen benetzen die Stirne des Jünglings. Dieſer allmächtige Balſam hätte ihn ſelbſt aus dem Todesſchlafe erweckt; er ſchlägt die Augen auf, er richtet ſie auf Merjem's rührende Schönheit, »Muhammed!« ruft er verwirrt von dem Fieber, das in ſeinem Innern wüthet, aus, »bin ich endlich in deinen ſeligen Paradieſes-Auen! ....« »O heilige Jungfrau, Mutter des dreyeinigen Gottes,« ſchreyt Merjem auf, »er lebt! dein Nahme ſey gebenedeyt: hilf du dieſem armen Ungläubigen, denn was können wir ohne dich.«

---

*) Marie.

**) Stallknechte, Reitknechte.

***) Zakkum (Zaccum di Hierico, Cast. Prunus Hiericonthica, C. Bauh.), ein Strauch, der bey Riha, Jericho wächſt, und ſeinen Nahmen daher haben ſoll, weil er in der Nähe des Hauſes des Zachäus (des angeblichen Lehrers Chriſti) ſich fand; das Öhl, welches aus dem Kerne ſeiner pflaumenartigen Früchte gepreßt wird, dient zur Zertheilung kalter Geſchwülſte. Nach dem Koran, der Baum der Hölle, und ſeine Frucht eine Speiſe der Verdammten. Sur. XVII, XXXVII, XLIV, et LVI.

****) Eine Art Kappe, Überwurf, welche auch in Spanien von dem Landvolke getragen wird, und Albonnoz heißt.

Während der ganzen Dauer der langwierigen Krankheit verließ der Sohn Temim's und ſeine Tochter nicht einen Augenblick den Sohn Ahmed's. Er ſah immer, bey Tag und Nacht, den Ausdruck des ſanfteſten Mitleids Merjem's Züge verſchönern; milde, freundliche Worte zauberten dem feurigen Jüngling die Hoffnung einer beſſeren Zukunft vor die ſehnende Seele, die weniger körperliches Leiden, als die Schmach der Sclaverey niederdrückte. — Ismail gewann täglich neue Lebenskraft. Doch mit Wucher mußte ſein Herz die Schuld der Dankbarkeit bezahlen. Liebe und Dankgefühl erfüllten ſeine Seele. Als er wieder gehen konnte, führte ihn Merjem unter den wilden Feigenbaum, deſſen Äſte das Haus und den Garten des Sohns Temim's beſchatteten. Eines an des andern Seite ſitzend, machte es ihr viel Vergnügen, ſich von ihm die Fehden ſeines Stammes erzählen zu laſſen, die Rache der Wahidjeh gegen den treuloſen Dſchezzar *) die engeren Verhältniſſe ſeiner Familie, und ſeine Vergnügungen in der Wüſte. Der Abend überraſchte ſie in ſolchen langen und ſüßen Geſprächen und Zerſtreuungen, erſt der Ruf der Muezin's **) erweckte ſie, die von der Höhe der Minaret's der reichen Moſchee El-Haram die Moslimin zum Gebethe riefen.

»Merjem,« ſprach zu ihr der Sohn der Wüſte, »du machſt mich meinen Vater vergeſſen, den Propheten und meinen Stamm. Eingeſchloſſen von dieſen hohen düſteren Mauern, wo der freye Raum des Himmels meinem ſuchenden Auge entzogen, ſind deine Augen der einzige Leitſtern, dem ich folgen will. Entweder wird mein Gebein zur flüchtigen Aſche, ein Spiel für die Winde Jemen's, oder ich erbaue für dich das bräutliche Zelt in der freyen Wüſte. Mein Vater, meine Mutter werden vor Freude ſpringen, wenn ſie dich ſehen; alle Wahidjeh werden den Rockſaum des Sohnes Temim's küſſen, und die jungen Mädchen der Kabileh ***) werden ſich um die Ehre zanken, die den Staub von den Füßen zu waſchen.« Merjem, gerührt und beſtürzt, entgegnete ihm, daß ſie eine Chriſtinn ſey, und daß Alles im Leben ſie trenne. »Ach! vielleicht iſt der Tod,« fügte ſie voll ſchauriger Ahnung hinzu, »vielleicht iſt der Tod minder ungerecht.«

Unterdeſſen forderte der Paſcha von Damaſchk, eiferſüchtig auf die Schätze des Müteſellim von Jeruſalem, dieſen vor ſeinen Diwan, warf ihm ſeine Räubereyen vor, und befahl das Haupt abzuſchlagen, das noch den

---

*) Ahmed-ul-Dſchezzar (der Schlächter) war Paſcha von Acre gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, der durch die Befeſtigung dieſes Platzes ganz Paläſtina tyranniſirte.

**) Ausrufer des fünfmahligen Gebethes an den Moſcheen und Dſchamien.

***) Ein Stamm, Familie, Verwandtſchaft.

Tag zuvor durch einen einzigen Blick [illegible] Paläſtina in Schrecken ſetzte. Ein Günſtling des Paſcha erhielt die Statthalterſchaft von Jeruſalem, und wollte dieſe Gunſt ſeinem Gönner mit einem deſſen würdigen Geſchenke bezahlen. Er beſtürmte mit Gelderpreſſungen das Kloſter vom heiligen Grabe, und die der Armenier und Griechen; zwanzig der reichſten Juden ſtarben unter dem Stocke der Tſchauſchen *). Ganz Jeruſalem war in Verwirrung und Beſtürzung. »Höre, Sohn Ahmed's,« ſprach der Dolmetſcher zu dem ſeiner Obhut anvertrauten Scheich, »obgleich ich durch einen Schwur an den letzten Müteſellim gebunden war, hab' ich doch ſeinem Nachfolger nichts verſprochen. Wenn deine Kräfte es dir erlauben, ſo bemühe die Verwirrung, in der ſich dieſe Stadt befindet; entfliehe morgen mit dem Aufgang der Sonne durch das Thor des Nabi Dawud **); verbirg dich in den Höhlen bey Hauldama, die Gräber biethen dir einen geheiligten Zufluchtsort dar; und richte dann deine Schritte mit Vorſicht nach der Wüſte. Möge Gott, der dich in mein Haus geführt, deine Flucht beſchützen, und dir ein langes Leben ſchenken, wie denen, deren Blut in deinen Adern fließt.« Merjem erröthete bey dieſen Worten; und der Trank, den ſie herbeygebracht, entglitt ihrer Hand.

»O mein Vater,« erwiederte Ismail, »wie kannſt du verlangen, daß ich mich von euch entferne, da Gefahr denen droht, die mein Herz nie verlaſſen wird? Abdullah, dieſer Wüthrich, verfolgt jetzt die Großen Jeruſalems; aber hat dieſer neue Müteſellim nur erſt die Dromedare geſchlachtet, ſo wird er auch die Schafe erwürgen, und ſelbſt das ſchwache Lamm nicht verſchonen. Er wird ſich an das Gefecht von Tabarie erinnern, und wenn man ihm ſagen wird, daß Ismail gefangen iſt, ſo kann kein Löſegeld mein Leben erkaufen: blutiger Haß iſt zwiſchen uns und unſern Kindeskindern. Bald wird dir Abdullah Rechenſchaft über den Sclaven abfordern; und dein Mund, Sohn der Wahrheit, was wird er ihm antworten? Laß uns lieber zuſammen fliehen; oder wenn du mir Folge angelobſt, ſo will ich zu meinem Vater gehen; er wird ſich von Faran aus mit den Kindern ſeines Stammes nähern, mild wie Gazellen, kühn wie die Löwen, und ich bringe ein gelehriges Kameel mit, welches Merjem ohne Mühe leiten kann. Ihr vereiniget euch dann mit uns am Eingange des Thales von Gaza, wo euch mit Freudengeſchrey die Söhne der Wahidjeh empfangen. Wir werden euch die drey letzten Tage des Mondes Safer erwarten, und Tag und Nacht werde ich auf den Höhen von Ebor wachen, um eure Ankunft zu erſpähen.«

»Mein-Vater!« ſprach Merjem, indem ſie ſeine Knie umfaßte, »der Antrag dieſes Jünglings iſt eine Eingebung des Himmels; betend lag ich geſtern am Altare der heiligen Jungfrau, ſieh da erkannte ahnend mein Herz, was er nun uns vorſchlägt. Fliehen wir den erſten Anfall dieſer Wüthriche; die Hand des Allmächtigen wird einſt auch dieſes Ungewitter zertheilen, dieſer

---

*) Gerichtsdiener, Staatsbothen, Vollſtrecker der Befehle überhaupt.

**) König David.

Gott der Barmherzigkeit wird mit Mitleiden auf ſein Volk herabblicken, aber jetzt laß uns ohne Zeitverluſt fliehen.«

Der Sohn Temims, ergriffen von der Weisheit dieſer Worte und dem Schmerze ſeiner Tochter, gab ihren Bitten nach. Die Abrede war getroffen, die Maßregeln genommen; Ismail äußerte ſchon den Wunſch der Abreiſe. »Möchtet ihr doch,« rief er, »den Anblick des Landes Ahmed's, des Sohns Bakirs eben ſo ſehnlich wünſchen, wie der ermüdete Pilger den einer Oaſe.« — All die ſchönen Plane wurden aber bald zerſtört; der Aufruhr in den Straßen Jeruſalems war ſo groß geworden, daß der Sohn Temim's ſich nicht entſchließen konnte, ſeinen Gaſt von ſich zu laſſen. Er nöthigte ihn vielmehr, ſich unter den Gewölben der Ciſterne zu verbergen, und dort einen günſtigeren Augenblick abzuwarten. Als er dieſe Vorſicht getroffen, kehrte er ruhiger zu Merjem zurück; da traten Spahis ein, und bemächtigten ſich ſeiner. Angeklagt von treuloſen Griechen, wurde er zum Müteſellim geführt; — ſeine Tochter ſah ihn nie wieder.

Man bemächtigte ſich des Wenigen, was der Sohn Temim's beſaß. Merjem, in Thränen gebadet, warf ſich zu den Fußen des Guardian's vom Kloſter des Erlöſers, und beſchwor ihn, ihren Vater zurück zu fordern. Soldaten umringten das Kloſter, und bedrohten die Ordensbrüder. »Meine Tochter,« ſprach der Ehrwürdigſte zu Merjem, »der Herr hat uns mit einer großen Plage heimgeſucht, und du biſt eines der erkornen Opfer ſeiner Prufung; — weihe deine Schmerzen dem, der an demſelben Orte freywillig den Kelch der Leiden bis auf die Neige für uns getrunken: Tochter des Gekreuzigten, dein Vater — iſt nicht mehr.«

Die Unglückliche wußte noch nichts von dieſem ſchrecklichen Verluſte, ohnmächtig ſtürzte ſie zu Boden. Als ſie wieder zu ſich kam, ſah ſie ſich von mehreren chriſtlichen Weibern umgeben, welche weinend ſich widerſetzten, als man ſie zum Müteſellim abführen wollte.

Dieſer, von der Schönheit der Jungfrau unterrichtet, wollte ſie dem Paſcha von Damaſck als eine deſſen würdige Odalike*) zum Geſchenke ſenden. Die Bitten, und das Geld der Ordensbrüder verſchoben dieſe neue Verfolgung auf einige Stunden. Sie hofften die junge Chriſtinn allen ferneren Nachforſchungen zu entziehen, indem ſie ſie einigen frommen Frauen von Bethlehem übergeben wollten; allein des Abends kam die Nachricht, daß auch dieſe Stadt der Wuth der Metualis Preis gegeben wäre. Zugleich erfuhr man, daß das Kloſter des Erlöſers und die Kirche des heiligen Grabes noch dieſen Abend ſollten geſtürmt werden. Da war Jeder nur auf Flucht bedacht. Die Weiber und Kinder wurden in den unterirdiſchen Höhlen der Grabmähler der Könige und Richter verborgen. Einige der beherzteſten Chriſten erſtiegen die Mauern; ſie vergruben die koſtbarſten Reliquien und heiligen Geſchirre in dem Sande bey der Grotte des Jeremias, oder in den Tiefen des Brunnens Siloahe.

Ferd. Wolf.

(Schluß folgt.)

---

*) Odaliken heißen die Mädchen des Harems, von den Zimmern (Oda's), die ſie bewohnen.

* * *

Genlisiana.

Die Sammlung der »Ana,« an denen die Franzoſen ſo reich und die Deutſchen ſo arm ſind, hat durch die Genlisiana, ou recueil d'anecdotes etc. in 18^{mo}, welches Büchlein neulich zu Paris erſchien, nichts weniger als einen intereſſanten Zuwachs erhalten. Man findet darin faſt nichts als Auszüge ihrer zahlreichen Schriften, deren Verzeichniß, aus acht und funfzig Artikeln beſtehend, am Ende angehängt iſt, aber keines Weges ſonſt biographiſche Züge, Bons-mots aus dem geſelligen Leben ꝛc. davon iſt nichts zu finden. Die Schrift iſt auch offenbar nicht mit der Zuſtimmung dieſer geiſtreichen Frau erſchienen, denn die vorausgeſchickte dreyßig Seiten lange Notiz über ſie, ſtrotzt von Bitterkeit, und iſt mehr gemacht, dieſe Perſon als Frau und Schriftſtellerinn herabzuſetzen, als zu rühmen, oder ihr nur überhaupt Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Auch ſind die meiſten Einleitungen des Herausgebers von Animoſität dictirt. Die Ausbeute für die Leſer unſeres Blattes iſt alſo viel geringer als wir gehofft hatten; ja es dünkt uns hinreichend, ihnen ein einziges Stück auszuheben. Es iſt das sur l'espionnage (S. 109.). Ohne in Betrachtungen über die Eigenheit der Anſicht einzugehen, theilen wir hier dieſes Stück wörtlich mit:

Es gibt viele eitle Declamationen, z. B. gegen das Kundſchafterweſen. Wie will man, daß ohne dieſes die Chefs der Nationen und ihre Miniſterien für die öffentliche Sicherheit wachen? Ein Familienvater muß alles wiſſen, was in ſeinem Hauſe vorgeht, und was außerhalb auf dasſelbe Bezug hat, und er kann nur durch Kundſchafter ſeine Pflicht erfüllen. Er wird ſehr wohl thun, die Domeſtiken auszufragen, und diejenigen fortzuſchicken, die ihm nicht Alles berichten. In allen ſoliden Regierungs-Verfaſſungen muſſe daher das Kundſchafter-Syſtem mit Sorgfalt betrieben werden. Jenes, welches der Cardinal Richelieu befolgte, war ſo ſonderbar, als ſinnreich und thätig. Man lieſt in den Denkwürdigkeiten des Grafen von Rochefort, daß dieſer Rochefort in ſeiner Jugend als Page des Cardinals von ihm nach Brüſſel geſchickt wurde, wo er ſich, um eine gewiſſe Verfahrungsweiſe zu erforſchen, und auf Befehl des Cardinals ein ganzes Jahr als Frater conversus in einem Kloſter aufhielt. — Ein anderes Mahl hielt ſich dieſer Page, um auszuſpüren, was in einem beſtimmten Hauſe vorging, als Bettler verkleidet, drey Tage in offener Straße auf einem Miſthaufen auf. — So wurde dieſer berühmte Cardinal bedient, der eben ſo ſehr Liebe als Furcht einzuflößen wußte. Der Spionirung, die er dirigirte, widmete man ſich aus Eifer. Der Graf von Rochefort duellirte ſich für ſeinen Herrn; der Cardinal machte ſein Glück nicht, der Eifer, den jener einzuflößen verſtand, war über allen Eigennutz erhaben. Eben ſo liebte, ſo diente man dem großen Condé, wie man aus den gleichzeitigen Memoiren, beſonders den Gourvill'ſchen ſieht.

Anecdote.

Der berühmte Mathematiker **Jacques Droz** in la Chaux de Fond in der Schweiz verfertigte eine Uhr mit der Vorſtellung einer Schäferey. Auf ſeiner Reiſe durch Spanien gab er ſie zu **Madrid** dem damahligen Könige, Großvater des jetzigen. Wenn die Uhr ſchlug, nahm der Schäfer ſeine Flöte und blies eines ſeiner ſechs Stückchen. Das Blaſen lockte den Schäferhund zu dem Schäfer und dieſer ſchmeichelte ihm. Das freute den König ungemein. **Droz** ſagte zum Könige, *er möchte doch, um die Treue des wachſamen Hundes zu* prüfen, ein Äpfelchen aus dem Körbchen neben dem Schäfer nehmen. Der König that es. Sogleich ſprang der Hund nach ſeiner Hand und bellte ſo ſtark, daß ſelbſt die Hunde des Königs anfingen, mitzubellen. Der ganze Hof bekreuzte ſich, als wenn in dem Uhrwerke der Teufel verborgen wäre. Alles lief davon. Nur der Miniſter des Seeweſens hatte das Herz, nicht davon zu laufen. Der König befahl ihm, den Neger zu fragen, wie viel Uhr es ſey. Dieſer antwortete ihm in franzöſiſcher Sprache. Da lief auch der See-Miniſter davon und ſchrie: e il diavolo! — (Jemand meinte, nach dieſem dürfe man ſich nicht wundern, daß die Engländer die ſpaniſche Flotte ſchlugen.)

K. J. St.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl **Gerold**'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Der Engländer **Machell** hat eine Circular- oder Ringſäge erfunden, die ſich von allen andern Werkzeugen der Art durch den auffallenden Umſtand unterſcheidet, daß ſie über ihren Mittelpunct ſchneidet. Sie iſt zwar hauptſächlich zu chirurgiſchen Operationen beſtimmt, kann aber füglich auch zu manchen techniſchen Arbeiten gebraucht werden.

K........

Ein gewiſſer Herr **Serre** in Frankreich hat einen Weberſtuhl erfunden, auf welchem Schläuche ohne Nath aus Hanfgarn gemacht werden können. Man hat zwar ſchon mehrere früher zu demſelben Zwecke erfundene Vorrichtungen, allein die gegenwärtige zeichnet ſich durch Einfachheit, geringe Koſten bey der Anfertigung und Tragbarkeit vor jenen aus. Die dabey angeſtellten Arbeiter, deren man zu jedem Stuhle **zwey** benöthigt, bedürfen keiner beſonderen Kenntniſſe, und können daher leicht durch Frauensperſonen, und zum Theile ſogar durch Kinder erſetzt werden. Übrigens können auf einem und demſelben Stuhle, durch geringe Veränderungen, Schläuche von jeder beliebigen Weite gewebt werden.

K........

Bey **Johann Thad. Trattner** zu **Peſth** erſcheint: Institutiones Physicae, verfaßt von **Adam v. Tomtſanyi**, Profeſſor an der k. Univerſität alldort; dieß vortreffliche Werk, 3 Bände ſtark, wovon bereits die zwey erſten Theile fertig ſind, verdient allgemein anempfohlen zu werden. Der Herr Verfaſſer benützte alle in dieſem Fache neu erſchienenen Werke, gab zur Erleichterung der Leſer dreyzehn große Kupfertafeln und führte alle neuen Entdeckungen in dieſem Fache bis zum gegenwärtigen Augenblick ein. — Der Styl iſt ſehr leicht gehalten, um der Jugend die Erlernung dieſer Wiſſenſchaft zu erleichtern. Der Preis dieſer drey Bände iſt 11 fl. W. W.

— a —

Man hat es ſich ſeit mehreren Jahren in Frankreich viel Geld und Mühe koſten laſſen, thibetaniſche Ziegen einheimiſch zu machen, um das feine Haar derſelben, welches das Materiale zu den berühmten und beliebten Kaſchemir-Shawls liefert, benützen zu können; und nun tritt ein Herr Lorgeril auf, der gefunden haben will, daß man von den inländiſchen Ziegen ganz daſſelbe Haar erhalten könne, welches ihnen gegen den Winter unmittelbar auf der Haut wächſt, ſie vor Kälte ſchützt, und im Monate Jänner ohne den mindeſten Schaden des Thieres ausgerupft werden kann. Ein Fell ſoll ungefähr ein halbes Pfund davon liefern. K........

Über Ferrara, wie es jetzt iſt, berichtet unſer dortiger Correſpondent Folgendes: Ferrara zählt gegenwärtig bey einer Häuſerzahl von beyläufig dreytauſend Nummern nicht mehr als zwanzigtauſend Einwohner, darunter den zwanzigſten Theil der Clerus bildet, — die öſterreichiſche Beſatzung nicht mitgerechnet. Unter den alten Herzogen von Ferrara mag die Bevölkerung wohl fünf Mahl höher geſtanden haben. Die Stadt, voll Spuren ehemaliger Bedeutenheit, iſt öde, und ungeachtet der breiten und geraden Straßen von düſterem Anſehen. Viele große Palläſte ſtehen faſt leer, die meiſten Gebäude ſind halb verwittert, mit ſtückweiſer oder ganz losgelöſter Mauerbekleidung, und mit Lumpen verſtopften oder Papier verklebten Fenſtern, zwiſchen welchen hie und da geſpenſterähnliche Geſichter, bleich und hohläugig, den Vorübergehenden anſtarren. Am ſüdöſtlichen Ende der Stadt liegt die Citadelle, erbaut vom Papſt Paul IV., deſſen coloſſale Stein-Statue im Mittelpuncte derſelben aufgeſtellt war, jetzt aber in einer am Piedeſtal befindlichen Grube geſichtabwärts verſenkt liegt, umgeben von den Gräbern eines franzöſiſchen Generals — und zweyer öſterreichiſchen Officiere. Die Wallgraben des Forts und der Stadt ſind mit Sümpfen ausgefüllt, deren mephitiſcher Hauch die Atmoſphäre verpeſtet, und jährlich die Anzahl der Sterbenden höher bringt, als Lucina die der Gebornen. Selbſt jetzt, in der geſündeſten Jahreszeit, iſt jede der zwey und vierzig Kirchen mit zahlreichen Anzeigen von Sterbefällen behangen, welche, ſämmtlich im Rieſenformate, die Symbole des Todes und die Einladung: »Pregate Dio per l' anima del (della) etc. an der Stirne tragen. Die meiſten Straßen und Plätze, übrigens ſehr ſorgfältig gepflaſtert, könnten füglich zu Weideplätzen dienen, auf denen kein menſchlicher Fußtritt den Graswuchs hemmet; ich ſelbſt ſah in der großen Strada alle tre coronni zwey Schachſpieler gelagert, die gewiß keine Störung aus der Faſſung brachte.

In Ferrara iſt für die Todten beſſer geſorgt, als für die Lebenden. Dieſe Bemerkung dringt ſich beym Anblicke der Certoſa (Karthauſe, ſo heißt nähmlich der Begräbnißplatz) dem Wanderer unwillkürlich auf. Dieſe Karthauſe, fürwahr der Wohnſitz des ewigen Schweigens, ſtelle man ſich nicht etwa als einen düſter beengenden Winkel vor, aus deſſen Bezirke der Wahnſinn die Gefälligkeit und den göttlichen Laut der Stimme verbannte; nein, es iſt ein freundliches, im edlen, einfachen, griechiſchen Style erbautes Haus, zu welchem grüne Schattengänge führen, und worin nicht das furchtbare Senſen-Gerippe der Nordländer, das mit Entſetzen den zagenden Sterblichen in den ſchwarzen Schlund zu ſtürzen droht, ſondern der heitere Genius der Vorwelt mit geſenkter Fackel wohnet, der den lebensmüden Erdenpilger aus dem harten Kampfe mit dem Schickſale liebevoll an den Buſen ziehet, und zur Ruhe winket. — Vier Jahre ſind es, ſeit man den Bau dieſer elyſäiſchen Felder begonnen, aber noch nicht vollkommen vollführet hat. Man denke ſich ein in gleichſeitiges Viereck geſtelltes Erdgeſchoß, an deſſen inneren Seiten auf Säulen geſtützte Hallengänge herumlaufen; — die gegen außen geſchloſſene Wand dieſer Halle enthält in ihrer Vertiefung die Gewölbe, welche zur Beyſetzung der Särge dienen, und die Familiengrüfte der Adeligen und Reichen ausmachen.

Man würde jedoch ſchwerlich hier Grüfte ſuchen, wenn nicht die in die Mauer eingefügten Denkmähler und Leichenſteine, worunter ſich mehrere durch hohe Kunſt und reinen Geſchmack auszeichnen, darauf hinwieſen. Der mittlere freye Raum, für eine Bevölkerung von zwanzigtauſend Seelen, und den hier bedeutenden Grad der Sterblichkeit berechnet, enthält die Grabſtätten der übrigen bürgerlichen Familien; auf dieſer Wieſenfläche, geviert durch einen breiten Sandweg, und an den Ecken mit Cypreſſen beſetzt, wird das Auge keines Todtenhügels, und keiner auf die Vernichtung ſchauderhaft hinweiſenden Embleme gewahr, ſondern nur kleiner gleichförmiger Mahlſteine, nach der Schnur in den Boden geſenkt, und mit der Ziffer jeder einzelnen Familie bezeichnet, ſo daß, was im Leben vereint war, nicht fürchten darf, im Tode getrennt zu werden. Jede der vier Seiten des Gebäudes iſt von zwey Rotunden durchſchnitten, die wieder zu einzelnen Abtheilungen von Begräbnißplätzen führen: — die den Säulen der Halle zum Sockel dienende Mauereinfaſſung iſt mit Urnen geziert, aus welchen die Aloe ihre Stachelarme in die Höhe hebt. Eine wehmüthig ergreifende, nicht ängſtigende Stille hat ſich vor dieſen Pforten des Überganges in die Sternenwelt gelagert; und eine ſüße Trauer legt unwiderſtehlich ihren Thau in das Auge desjenigen, der mit unverhärtetem Gemüthe dieſe Flur betritt, wo die »Saat, geſäet von Gott, dem Tage der Ernte entgegen reift.« — J. Kickinger.

(Weitere Lief. folgen.)

Ein gewiſſer Maſon in London hat vor Kurzem ein Patent erhalten auf eine neue Thonwaare (Patent Iron Stone China), die glaſurt, in chineſiſcher Manier bemahlt iſt, und an Feſtigkeit alle bisher bekannt gewordenen anderen Geſchirre übertrifft. K........

Der Engländer L. Lane von Stockwell, Surrey, hat eine Verbeſſerung an der gewöhnlichen Drechſelbank angebracht, mittelſt deren das Schlaffwerden der Schnur, welche das untere große Rad und die Rolle an der Spindel gemeinſchaftlich umſchlingt, ganz vermieden wird. Dieſe Vorrichtung beſteht der Hauptſache nach in einer zweyten Rolle, über welche die Schnur ebenfalls geſchlagen iſt, und die durch einen mit Gewichten beſchwerten Hebel dieſelbe geſpannt erhält. Der Erfinder hat von der Londoner Geſellſchaft zur Aufmunterung der Künſte, Manufacturen und des Handels die ſilberne Medaille zur Belohnung erhalten. K........

Die geſchickten Mechaniker, Gebrüder Voigtländer, allhier verfertigen gegenwärtig ein ſehr ſinnreich eingerichtetes Inſtrument, welches beſtimmt iſt, die verhältnißmäßige Stärke der verſchiedenen im Handel vorkommenden Sorten von Schafwolle anzugeben, und recht zweckmäßig in der Anwendung mit dem engliſchen Microſcop zum Meſſer der Feinheit der Wolle, welches bey ihnen ebenfalls beſtellt werden kann, verbunden werden dürfte.

Ein, wenigſtens der Beſtimmung nach, dieſem ähnliches. Werkzeug, womit auf zweyerley Arten die Stärke der Flachsfäden gemeſſen werden kann, iſt von einem Mechaniker, Nahmens Catlinetti, in Mailand erfunden worden, und kann von ihm bezogen werden. K........

Charles Mills, der Verfaſſer der Geſchichte der Kreuzzüge, beſchäftigt ſich mit einem neuen Werke: »Reiſen durch Europa unter Papſt Leo X.« Der zum Grunde liegende Plan ſoll derſelbe ſeyn, welchen Barthelemy in der Reiſe des jungen Anacharſis befolgte. — th. —

Von Francesco Petrarca's Reiſen in Deutſchland und Italien, deren Verfaſſer der Profeſſor Ambrogio Levati iſt, hat das Publicum durch die typographiſche Geſellſchaft der italieniſchen Claſſiker den dritten Theil erhalten, worin zuerſt vom Tumult des Cola di Rienzi zu Rom die Rede iſt, und gezeigt wird, in welchem

Verhältniß Petrarch zu den damahligen Factionen ſtand, und wie er von der »römiſchen Scene« dachte. Über Genua und ſeine politiſchen Verhältniſſe lieſt man viel Vortreffliches, welches jeder, der Machiavelli und Sismondi geleſen, mit fröhlichem Willkommen wieder findet. Die Beſchreibung der Peſt im J. 1348, welche unſerm Dichter ſeine Laura und den Cardinal Colonna raubte, unterläßt der Verfaſſer aus allzu weit getriebener Beſcheidenheit, weil ihm Boccaz in ſeiner Einleitung zum Decameron dieſe Verlegenheit erſpart. Indeſſen macht er ſich, welches aus dem folgenden vierten Theil noch beſſer zu beurtheilen, vorzüglich um die wichtigſten proſaiſchen Schriften Petrarch's verdient, während Profeſſor Marſand beſonders die Canzonen zu erläutern ſucht, und Meneghelli in Padua eine correcte Ausgabe der Senilen und Familiaren des großen Liebeſangers veranſtaltet.

D. L.

Eltern und Erzieher machen wir auf nachſtehende neue Schrift aufmerkſam: Élémens de morale en françois et en allemand, ou recueil de préceptes tirés des meilleurs auteurs, et enrichi de plusieurs traits d'histoire etc., par l'abbé Libert; in 12mo. Der Inhalt dieſes nützlichen Büchleins entſpricht völlig dem Titel. Sowohl die Wahl der Materien als die ſehr zweckmäßige catechetiſche Form des Ganzen iſt ſehr für die frühere Jugend geeignet. Um die bey ſolchen Schriften faſt unvermeidliche Trockenheit zu vermeiden, hat der würdige Verf. kleine hiſtoriſche Züge eingeſtreut. Der deutſche und franzöſiſche Text ſtehen neben einander, wodurch der Zweck einer wechſelſeitigen Übung in beyden Sprachen befördert wird. Gleichſam als practiſcher Theil ſind angehängt: »Regeln um ſich in der Geſellſchaft zu betragen.« Dieſe empfehlenswerthe Schrift, in der Grundiſchen Officin recht ſauber gedruckt, iſt hier bey J. B. Wallishauſſer (hoher Markt) in Commiſſion zu haben. Der Preis iſt 5 fl. W. W. Zu wünſchen wäre, daß der Verf. aufgemuntert würde, daſſelbe Werk in einem gröſſeren Umfange zu bearbeiten, da der beſchränkte Raum die wünſchenswerthe Entwicklung manches Capitels nicht zulaſſen konnte.

Fr.

»Zur Naturwiſſenſchaft überhaupt, beſonders zur Morphologie,« davon hat Göthe des I. Bandes 3. Heft erſcheinen laſſen. Es enthält: Vorleſungen über die drey erſten Capitel der vergleichenden Oſteologie (von 1796) — Verſtäubung, Verdunſtung ꝛc. — Freundlicher Zuruf. — Unwilliger Ausruf. — Wolkengeſtalt. — Howards Ehrengedächtniß. — Entoptiſche Farben. — Zur Geologie. — Ausflug nach Zinnwalde. — Problematiſch. — C. W. Noſe Symbole. — Der Horn. — Der Kammerberg bey Eger. — Producte Böhm. Erdbrände. — Luiſenburg, und zwey Kupfer. Das Heft hat 11 Bogen, und koſtet nur 1 Thaler. Es iſt ſo eben hier angekommen. Im Morgenblatte vom 19. Dec. Nr. 303 wird dieſes Heftes nur im Allgemeinen gedacht. Es lautet daſelbſt: »Es zeichnet ſich bey dem Reichthum von Erfahrungen und Beobachtungen, welche der Dichterfürſt den wiſſenſchaftlichen Leſern ſchenkt, ſo wie viele ſeiner neueſten Gaben, durch die mildeſte Reife des vollendeten Menſchengeiſtes aus ꝛc.« Dann wird folgendes Gedicht ausgehoben:

Ins Innere der Natur
O! du Philiſter!
Dringt kein erſchaffner Geiſt.
Mich und Geſchwiſter
Mögt ihr an ſolches Wort
Nur nicht erinnern:
Wir denken: Ort für Ort
Sind wir im Innern.
Glückſelig! wem ſie nur
Die äußere Schale weiſt!
Das hör' ich ſechzig Jahre wiederholen,

Und fluche drauf, aber verſtohlen;
Sage mir tauſend tauſend Male:
Alles gibt ſie reichlich und gern:
Natur hat weder Kern
Noch Schale,
Alles iſt ſie mit einem Male;
Dich prüfe du nur allermeiſt
Ob du Kern oder Schale ſeyſt?

Das Gedicht iſt aus Seite 304, und überſchrieben: Unwilliger Ausruf.

Das Mémoire sur les différens peuples, qui habitent la Turquie d'Europe par M. P. – (Nouv. Ann. d. Voyag. T. 6. I. Part.) enthält viel Intereſſantes. — Von den Albaneſern heißt es: Der Albaneſer einzige Beſchäftigung iſt Krieg, und gleich den Schweizern dienen ſie benachbarten Fürſten um Sold. Sie bildeten die Herden, welche während der letzten Jahre die europäiſche Türkey verwüſteten, ſie bilden noch gegenwärtig den Arm der Kriegsmacht des faſt unabhängigen Paſcha von Egypten. Die Paſchas von Syrien, des türkiſchen Oberaſiens und die Raubſtaaten ziehen Krieger aus Albanien. Eine frugale Lebensart, verbunden mit lebhafter Gewinnſucht, bereichern den Eingebornen, doch Vorliebe für ſeine Heimath leitet ihn wieder in ihren Schooß zurück. So vermindert ſich durch zeitliche Entfernung keineswegs die Bevölkerung der Provinz, welche überdieß durch die Fruchtbarkeit der Frauen, die keuſch ſeyn ſollen, unterhalten, und durch die perſönliche Sicherheit, deren man in Albanien genießt, begünſtiget wird. Wenn man die Volkszahl auf eine Million anſchlägt, nimmt man eher zu wenig, als zu viel an. Um mit einem Zuge den Albaneſen zu ſchildern, bemerken wir, daß der Sohn von Vater, als erſtes Geſchenk, eine Piſtole, oder einen kleinen Säbel erhält. Ihre Sprache ähnelt durch Laut und Betonung der Franzöſiſchen — rh —

Coup d'oeil géognostique sur le Nord de l'Europe en général, et particulièrement de la Russie par le Cte G. de Rasoumovsky, 2 édit. Berlin. — Dieſe kleine, doch reichhaltige Schrift, welche im J. 1816 zuerſt erſchienen iſt, erlebte 1819 ſchon eine zweyte Auflage. Doch hat ſie in dieſer ſo manche Veränderung und Bereicherung erhalten, daß ſie als neu angeſehen werden kann. Der Verfaſſer, welcher auf ſeinen Reiſen eine Menge von Beobachtungen angeſtellt hat, betrachtet ſeinen Gegenſtand aus einem ihm eigenen Geſichtspuncte. Viele der angeführten Thatſachen ſind ſehr intereſſant, und nicht ſelten überraſchend. Seine Ideen zeichnen ſich durch Kühnheit aus. Er verſucht es, über die letzten Naturrevolutionen in den Nordländern eine neue und genugthuende Theorie aufzuſtellen. Da hier jeder ausführlichen Auseinanderſetzung der Raum gebricht, begnügen wir uns, Liebhaber geognoſtiſcher Unterſuchungen auf dieſes Werkchen aufmerkſam gemacht zu haben. — rh —

In der vorigen Nr. S. 2. Z. 4. v. o. iſt aus Verſehen zwiſchen Laß und Dryade ein e gerathen.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625) wöchentlich drey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k. k. Poſt 11 fl. W.W. halbj. Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

3.

(Wien, Mittwoch den 10. Jänner.)

Theatraliſcher Anzeiger.

II.

(Dieſer Anzeiger ſoll ein allgemeines theatraliſches Intelligenzblatt bilden. Daher werden Dichter, welche auf ihre neue Producte, Schauſpieler, die auf Beneſizvorſtellungen, Theater-Directionen, welche auf neue Stücke ꝛc. vorbereiten wollen, erſucht, ihre Anzeigen der Redaction dieſes Blattes einzuſenden. Auch Perſonalveränderungen der Bühnen gehören hierher. Alle ähnlichen Notizen werden mit Dank aufgenommen.)

Das nächſte neue Stück, das im k. k. Burgtheater hier zur Aufführung gebracht wird, iſt: Gefallſucht, Luſtſpiel in drey Aufzügen, nach dem Franzöſiſchen.

In Leipzig wurde Raupachs (Verfaſſer der Fürſten Chavansky) neueſtes Trauerſpiel: Die Erdennacht, aufgeführt. Es erregte Anfangs Theilnahme, die aber ſpäter ſehr abnahm. Außer dieſem Trauerſpiele wurde das Luſtſpiel: Die falſchen Vertraulichkeiten, neu gegeben und zwar ohne Glück. Freylich hat nicht jede Bühne eine Julie, wie Mad. Löwe, aufzuweiſen.

Herr Standacher, vom Münchner Hoftheater, gab in Berlin den Jakob in Mehuls: Joſeph, als Gaſtrolle. Ein öffentliches Blatt läßt ſich folgender Weiſe über ſeine Leiſtung vernehmen: »Von ſeinem Spiele läßt ſich in dieſer unbedeutenden und maskirten Rolle eines blinden Greiſes nicht viel urtheilen; indeß war nichts Anſtößiges darin. Sein Organ iſt in der Höhe und Tiefe mehr dröhnend als ſonor, aber in der Mitte voll und überhaupt nicht unangenehm.« Was ſoll man von einem Kunſtrichter denken, der Jacobs Rolle zu den unbedeutenden zählt?! Neugierig wären wir, zu erfahren, was dieſer Herr ſagen würde, wenn er unſeren Vogl in dieſer unbedeutenden Rolle ſähe und hörte. Übrigens kennen wir Herrn Standacher als einen wackern Sänger, aber mittelmäßigen Schauſpieler.

Eine bis jetzt nicht ſehr beachtete Schauſpielerinn des Berliner Theaters, Mlle. Franz, hat während der Abweſenheit der Mad. Stich die Rolle der Jungfrau von Orleans mit außerordentlichem Beyfall gegeben. Öffentliche Blätter erſchöpfen ſich in ihrem Lobe.

Wie ſehr in unſern Tagen die Kunſt nach Brot geht, beweiſen die traurigen Hülfsmittel, welcher ſich die Schauſpieler der Provinzialbühnen — mitunter auch in der Reſidenz — bedienen, um Zuſchauer anzulocken. So hat noch kürzlich in Peſth Herr Zöllner für gut befunden, mit ſeiner Einnahme eine Lotterie zu verbinden, worin eine Uhr von Nr. 2 Gold! ausgeſpielt ward!!

Eine nach Bukareſt engagirte italieniſche Sängergeſellſchaft gab bey ihrer Durchreiſe auf dem Peſther Theater Roſſinis: l' Italiana in Alghieri, bey vollem Hauſe, aber mit geringem Erfolge.

Roberts kleines Luſtſpiel: Blind und Lahm, erhielt in Dresden verdienten Beyfall. Weniger gefiel ein größeres Luſtſpiel von Lebrün: Pommerſche Intriguen genannt.

Mad. Borgondio hat in Dresden als Tancred — nicht! als Italienerinn in der Italiana in Alghieri aber ſehr gefallen. An dieſer allen Wienern gewiß unbegreiflichen Erſcheinung mag wohl die große Angſt Schuld ſeyn, von welcher die wackere Sängerinn bey ihrem erſten Auftreten befangen war.

Mad. Natorp-Seſſi erfreute ſich daſelbſt bey ihrer erſten und lezten Gaſtrolle in dem Melodrama: Pygmalion, einer lauten Anerkennung ihrer Virtuoſität.

Das erſte Théâtre français in Paris hat ein neues Trauerſpiel: Clovis, von Viennet gegeben, worin Talma die Hauptrolle mit vielem Beyfall darſtellte. Das Stück gefiel, demungeachtet wurde die Aufführung deſſelben nach der fünften Vorſtellung durch den Eigenſinn der Dem. Mars unterbrochen. Da dieſe beliebte Schauſpielerinn, ſo oft ſie auftritt, das Haus füllt, ſo iſt die Schauſpieler-Geſellſchaft, welche die Unternehmung auf eigene Rechnung führt, genöthigt, ſich ganz nach ihren Launen zu richten. Sie wählt die Tage, wo ſie auftreten will, mit ängſtlicher Sorgfalt und Rückſicht. Am Tage, wo die große Oper einen großen Theil der vornehmſten Theaterbeſucher anzieht, tritt ſie niemahls auf, eben ſo wenig am Tage nach der Aufführung eines Stückes, das zahlreich beſucht war, oder beſonders gefallen hat; kurz, ſie ſucht alles zu vermeiden, was den möglichſt größten Eindruck ihres Spieles vermindern könnte. Trotz aller dieſer Künſte konnte ſie es doch nicht verhindern, vor Kurzem, als die Comitée dieſer Bühne die Eintrittspreiſe erhöhte, aber vom Publicum gezwungen wurde, ſie auf das Gewöhnliche wieder herabzuſetzen, gleich Talma und allen Übrigen ausgepfiffen zu werden. — Ein zweytes neues Trauerſpiel folgte dieſem in einem kurzen Zwiſchenraume; es heißt: Jean de Bourgogne, und hatte ein gleich günſtiges Schickſal, wozu nicht ſowohl das Intereſſe der Handlung, als vielmehr die ſchönen Verſe und das vorzügliche Spiel der Dem. Duchenois und der Herren Talma und Lafond das Meiſte beytrugen. Der Nahme des Verfaſſers iſt M. Gilleau de Formont.

Auf dem second Théâtre français hat ein neues Luſtſpiel: Eugène et Guillaume, ou: les Amis d'Enfance, nach einem bekannten Roman des Herrn Picard bearbeitet, gänzlich mißfallen.

Auf den Boulevards wird ein neues Schauſpielhaus erbauet, das die ſonderbare Benennung führt: Gymnase dramatique, und worin nur comiſche Operetten aufgeführt werden ſollen.

In London iſt die bekannte Geſchichte des Baron Trenk mit vielem

Glück auf die Bühne gebracht worden. Miß Kelly ſpielte die Rolle eines Knaben, dem Trenk einſt das Leben gerettet hatte, und der jetzt aus Dankbarkeit die Bosheit der Feinde des Barons aufdeckt, mit außerordentlichem Beyfall.

Der beliebte Dichter Lord Byron hat ſich jetzt auch als Theaterdichter, und wie man ſagt, mit großem Glück verſucht. Sein Trauerſpiel, das bis jetzt nur einigen Wenigen bekannt iſt, denen es der Dichter vorgeleſen, wird dennoch bereits in allen engliſchen Journalen beſprochen. Den Stoff hat er aus der venetianiſchen Geſchichte gewählt, nähmlich die Verſchwörung des Doge Marino Falieri im Jahre 1354. Auch wollte man Ähnlichkeiten mit Otways gerettetem Venedig und Schiller's Fiesco bemerken.

* * *

Dramatiſche Literatur. — Dramatiſches Sträußchen, für das Jahr 1821, von J. F. Caſtelli. Sechſter Jahrgang. Wien, gedruckt und im Verlage bey J. B. Wallishauſſer. Der ſechſte Jahrgang dieſes für Provinzbühnen ſehr nützlichen Taſchenbuches enthält die kleinen Luſtſpiele: Der Prinz kommt; Der Weibertauſch, und der Einſiedler im Lerchenwalde, und ein Drama in zwey Aufzügen, Thomi, oder die Stimme der Natur; ſämmtlich nach dem Franzöſiſchen bearbeitet. Als das vorzüglichſte der kleinen Luſtſpiele glauben wir: der Prinz kommt, auszeichnen zu können. Es iſt mit ungemeiner Laune gehalten und durchgeführt. Die günſtige Aufnahme, welche es bey der Darſtellung fand, iſt bekannt. Ebenfalls ſehr ergetzlich iſt uns der Einſiedler im Lerchenwalde erſchienen. Thomi aber ſcheint uns ein ſehr verunglücktes Rührſpiel zu ſeyn; die comiſchen Partien darin ſind noch das Beſte, was freylich für ein Rührſpiel ein etwas zweydeutiges Lob iſt. So iſt z. B. Basli recht wacker gezeichnet, und ſein Character dürfte vielleicht bey der Aufführung ſich der meiſten Theilnahme erfreuen. Als recht gelungen und gemüthlich darf noch das Sonnett erwähnt werden, womit Herr Caſtelli das Büchlein ſeiner Schweſter weihte. Druck und Papier iſt wie in den frühern Jahrgängen gut. Die Form des Ganzen elegant und bequem. —m—

König Erich, Trauerſpiel in fünf Aufzügen, vom Freyherrn von Auffenberg. Bamberg und Würzburg, in der Goebhardſchen Buchhandlung, 1820. Der Verfaſſer dieſes Trauerſpiels, der die deutſche Bühne in den letzten Jahren mit mehreren neuen Tragödien beſchenkt hat, ſcheint ſich der dramatiſchen Dichtkunſt ausſchließlich weihen zu wollen. Er iſt nicht ohne Talent für dieſes Fach, ſcheint aber über das Weſen der Tragedie noch nicht im Klaren zu ſeyn. Von der Nothwendigkeit überzeugt, daß jedes Stück, welches bey der Aufführung Glück machen ſoll, mehr oder weniger auf theatraliſchen Effect berechnet ſeyn müſſe, wird in ſeinen Werken ein beſtändiges, dürftig motivirtes Haſchen nach Effect ſichtbar, das dem Ganzen mehr ſchadet, als nützt. Seine Sprache iſt größtentheils rein und fließend; poetiſche Schönheiten ſind nicht ſelten, nur ſtören die öfteren Schillerſchen Anklänge. Das vorliegende Trauerſpiel dürfte ſich vielleicht, wenn es vorher von einem tüchtigen literariſchen Theaterſchneider abgeändert und zugeſtutzt würde, für Provinzialbühnen zu einem guten Spectakelſtücke eignen.

Ismail und Merjem.

Eine arabiſche Novelle.

(Schluß.)

Gramgebeugt und verwirrt, ohne Rath und ohne Zufluchtsort, kehrt Merjem zu Ismail zurück, welchen ſie in der quälendſten Unruhe fand. Er zitterte vor Wuth, nach Rache ſchnaubend, als er den Tod des Sohnes Temims erfuhr, und die Verzweiflung ſeiner Tochter ſah. »Wenn Gott mir noch einige Kraft verleiht,« ſprach ſie zu ihm, »ſo will ich ſie anwenden, dich zur Abreiſe zu bewegen. Ich habe Alles dem Beichtvater des Kloſters vertraut; Juſuf, einer der Janitſcharen, denen die Vertheidigung der Ordensbrüder obliegt, iſt durch ſie gewonnen, und wird deine Flucht begünſtigen; er hat eingewilliget, ſich in den Ruinen von Bethania zu verbergen, wohin die Araber von Siloah ihm ein Kamehl bringen. Sieh, ſchon iſt es Nacht, ſuche ſchnell das Thal Joſaphat zu gewinnen, dort findeſt du deinen Führer, er muß dich bis zur 9. Stunde erwarten. Gott ſegne deine Reiſe und geleite deine Schritte! Erinnere dich zuweilen an den Sohn Themims und an ſeine unglückliche Tochter.« — »Du willſt mir nicht folgen,« ſprach Ismail, »und ſchlägſt mir vor zu fliehen!« — »Ich bin Chriſtinn, es iſt mir nicht erlaubt, deine Frau zu werden. Aber wenn du mich liebſt, Ismail, ſo erhalte dein Leben, ſey glücklich im Lande der Freyheit; Merjem findet ja einen Zufluchtsort am Grabe ihres Erlöſers. Doch« fügte ſie, indem ſie allen ihren Muth zuſammen nahm, mit einer von Thränen erſtickten Stimme hinzu, »der einzige Schmerz, den ich nicht ertragen könnte, wäre, meine Pflichten vergeſſen zu haben, oder dich ſterben zu ſehen: alles übrige werd ich zu erdulden wiſſen.« — »Nein, das haſt du von mir nicht geglaubt, daß ich nun abreiſen würde,« entgegnete Ismail, indem ſich ſein Auge umdüſterte, Mantel und Waffen bey Seite legend, »ich habe dir keinen Anlaß gegeben, den Sohn Ahmed's einer niedrigen Feigheit fähig zu halten. Oder wollteſt du mich nur prüfen? — Was liegt mir an einem Leben, ferne von dem Gegenſtande meiner Liebe! Ha, was muß ich erfahren? Du könnteſt leben — ferne von Ismail! Ich bleibe, und ich rufe den Propheten zum Zeugen an, daß nichts mich von dir reißen kann« — »Du bleibſt,« ſchrie Merjem auf, »achteſt nicht des Todes, der dir droht!« — »Ich verachte ihn,« ſprach Ismail.« »Und dein Vater, der dich erwartet, dein Stamm, der dich zurück fordert!« — »Ich bleibe,« wiederholte er auch jetzt. — »Unglücklicher,« verſetzte Merjem, »weißt du nicht, daß ich dich nicht überleben könnte?« — »So ſterbe ich doch wenigſtens der erſte,« ſagte Ismail. Dieſe letzten Worte, ausgeſprochen mit dem ganzen Ausdruck der Leidenſchaft, hatten auch ihre volle Wirkung; ſie entſchieden über das Los Merjem's.

»O mein Gott! was ſoll ich thun?« rief die Jungfrau aus, auf die Kniee ſtürzend. »Kann ich dieſen Boden verlaſſen, mit dem Blute meines Vaters benetzt? Darf ich Ismail dem Tode opfern? Was bin ich, arme Waiſe, um ihn alſo zu opfern? Wenn mein Vater noch lebte, würde mich eine geheiligte Pflicht an ihn ketten; aber, allein in dieſer weiten Welt, vereinzelt, ohne Stütze, gehöre ich ja niemanden mehr an. Eine zahlreiche Familie würde Ismail beweinen, und ich könnte ſeinen Tod zulaſſen? Was liegt an der armen Merjem, er wird ja leben, er kann noch glücklich ſeyn. Ismail, rette dein Leben, — nimm das meine, — ich reiſe mit dir. Verzeihung, o heil. Jungfrau, Verzeihung, und ſind wir ſchuldig, ſo ſtrafe nur mich allein.«

Es war kein Augenblick mehr! zu verlieren: — durch die Flammen des

Brandes geleitet, die das Kloſter der Armenier verzehrten. wanden ſich Ismail und Merjem mit Mühe durch die Aloehecken, die die Gärten der Umgegend einſchließen. Sie erreichten zu Fuße die Ringmauern Jeruſalems, die ſie überſtiegen, gefördert durch die Hülfe einiger Chriſten, deren Flucht auch ſie begünſtigten. Man konnte ſie gewahr werden, ſie hören; das kleinſte Geräuſch konnte ſie verrathen. Ismail lernte zum erſten Mahle in ſeinem Leben die Furcht kennen; ſie beſchleunigten ihre Schritte. Merjem, gewohnt an das ſitzende Leben der Frauen des Orients, konnte mit Mühe ihrem Freunde folgen: er trug ſie auf ſeinen Armen. Schon ſahen ſie den Minaret von Bethania. Beladen mit ſeiner ſüßen Laſt glaubte der Sohn Ahmed's ſich ſchon Meiſter über das Schickſal Merjem's; Dankgebete ſtrömten noch von ihren Lippen zum Himmel, als ſie bey den Ruinen ankamen. Sie beeilten ſich, das verabredete Zeichen zu geben; niemand antwortete ihnen, Alles ſtumm, nur das Dunkel der Nacht umhüllt ſie, der Führer mit dem Kamehle iſt verſchwunden. Ismail wiederholt das Zeichen, er forſcht umſonſt, niemand zeigt ſich; die neunte Stunde war unbezweifelt ſchon vorüber.

Was nun thun? — Wie ſollten ſie ſechzig Meilen rauhen, verödeten, bergigen Weges ohne Beyſtand, ohne Lebensmittel durchziehen, um am Ende ihrer Wanderſchaft ein von Winden aufgewühltes, von dem Strahl der Sonne durchglühtes Sandmeer zu finden? — Alles ſcheint der Liebe möglich; Ismail beredet Merjem ohne Mühe, ihre Reiſe fortzuſetzen. »Ich weiß,« ſprach er, »auf halbem Wege eine Quelle, in dem von meinem Stamme beſetzten Erdſtriche; in der Nähe dieſer Quelle ſind einige Dattelbäume, deren Früchte dir neue Lebenskraft verleihen werden. Ich trage dich auf meinen Armen; nur zwey Tagreiſen brauchen wir bis dahin, und wenn deine Kräfte dich verlaſſen, ſo findeſt du ja neue an meinem Herzen.«

Die reine, heilige Unſchuld hüllte ſie in ihren jungfräulichen Schleyer; ſie dämpfte die Gluth ihrer Seelen, ließ jenes gläubig-fromme Vertrauen in ihrem Buſen walten, das die zarte, himmliſche Frucht der erſten Liebe iſt. Merjem glaubte gerne, was Ismail ihr ſagte; ſie beeilten ſich, dieſe verödeten Ruinen zu verlaſſen, und benützten die Kühle der Nacht, um einen Theil des Weges mit minderer Beſchwerde zurück zu legen. Eitle Hoffnung! ſchon fühlt Merjem ſich erſchöpft vor Müdigkeit, ihre zarten Füße ſind von Dornen zerriſſen, Ismail ſieht, daß ihre Kräfte, ihr Muth und ihr Herz gebrochen. Er nimmt ſie in ſeine Arme und trägt ſie ſo lange Zeit; aber nur langſam kann er über die ſpitzen Kieſel vorwärts ſchreiten, welche unter ſeine Füße kollern. Die aufgehende Sonne zeigt ihnen die Wüſte: eine ungeheure Sandfläche, durch die erſten Strahlen des Tages geröthet; kein Baum, kein Ruheplatz. Aber dieſer Anblick, weit entfernt, Ismail zu betrüben, ſcheint ſeinen Eifer neu zu beleben; die Wüſte iſt ja ſein Vaterland und ihm ein Bild der Freyheit. »O Merjem,« rief er, »faſſe Muth! vor Ende dieſes Tages erreichen wir die Quelle Engaddi, und morgen ſind wir bey meinem Vater.« Merjem, aufgemuntert durch dieſe Worte, ſucht ihre Leiden zu verbergen; ſie verſucht, auf Ismail geſtützt, zu gehen; doch die Bläſſe ihrer Wangen verräth ſie, ſie iſt dem Verſchmachten nahe; Ismail nimmt ſie wieder auf ſeine Arme. Am Ende dieſes ewig langen Tages fängt auch der Sohn der Wüſte an matt zu werden, der kaum noch von ſeinen Wunden ſich erholt; und in weiter Ferne, erſt am Rande des Horizonts, entdeckt er die Gipfel der Palmen von Engaddi: es ſcheint ihm unmöglich, vor Einbruch der Finſterniß dort anzukommen, und Merjem iſt dem Tode nahe; von Durſt aufgezehrt, kann ſie kaum mehr ein Wort hervorbringen. Und nur für ihn ſtirbt ſie! Dieſer Gedanke gibt neue Lebenskraft dem Beduinen; er geht, hält inne, geht wieder. Die Furcht, die zu verlieren, die er anbethet, deckt ſeine Stirne mit kaltem Schweiße. Zitternd', keuchend drückt er die Geliebte an die beklemmte Bruſt; noch einige Schritte, und die heißerſehnte Quelle iſt erreicht; endlich langen ſie dort an, aber beyde unterliegen faſt, beyde bleiben regungslos auf dem Sande hingeſtreckt. Ismail ſchleppt ſich dennoch bis zur Ciſterne, ſchöpft Waſſer in ſeine Hände und benetzt damit Merjem's Lippen; langſam ſchlägt ſie die Augen auf, feucht von Thränen, die ein ſchwaches Lächeln umſonſt zu verhehlen ſucht. Um Ismail beſorgt, beſchäftiget ſie ſich nur mit ihm. »Ach!« rief die Jungfrau aus, »ohne mich wärſt du jetzt nicht erſchöpft von Müdigkeit am Rande des Todes.« Sie klagt nur ſich an, und ſelbſt in der eigenen Aufopferung findet ſie Urſache, nur ſich zu tadeln, und den Geliebten zu beklagen.

Eine Nacht und einen Tag ruhten ſie unter den Dattelbäumen. Abends ſetzte ſich Ismail zu den Füßen Merjem's; er wachte über ſie, während ſie mitten in einem unruhigen Schlafe häufig unarticulirte Worte ohne Zuſammenhang ausſprach. Er hörte es mit einer Miſchung von Erſtaunen und Grauen. Der ſüße wunderbare Reiz der Nächte des Morgenlandes ſcheint den Menſchen in nähere Verbindung mit dem Himmel zu bringen: die Harmonien dieſer geheimnißvollen Stunden klagen mit der Klage des Leidenden, und ertönen zum Hochgeſange des Dankes. Manchmahl zucken plötzlich auffahrende Lichter durch den Himmel, wie Feuerwägen, und beleuchten mit einem blaſſen flüchtigen Roth die dünnen Wolken, die auf den Gipfeln der Berge ruhen; dieſe unbeſtimmten Luftgebilde erſcheinen dann wie Geiſter des Himmels, welche die Kinder der Erde gegen die Unternehmungen des Geiſtes der Finſterniß ſchützen. Die ſaftreiche Frucht der Dattelpalme, das reine Waſſer des Quells belebten bald wieder die Kräfte Ismails; die Tochter Jeruſalems fand die ihren nicht wieder. Für die Sicherheit des jungen Scheichs immer noch fürchtend, drang ſie auf die Abreiſe. Die dritte Tagreiſe iſt minder beſchwerlich, wie die andern. Ismail nahm Waſſer und Datteln mit ſich, welche ihre ausgetrocknete Bruſt erfriſchten.

Endlich begegneten ſie einigen Hirten-Arabern, die, von ihren Leiden gerührt, ihnen die Milch ihrer Stute und unter der Aſche gebackenes Brot anboten. Der älteſte derſelben, durch Freundſchaft mit dem Stamme der Wahidjeh verbunden, ließ ſich herbey, der Führer dieſer armen Flüchtlinge zu ſeyn; ſie richteten gemeinſchaftlich ihre Schritte nach dem Thale Harma. Dieſer Hirte half ihnen die Höhen von Gabar erklimmen, den Bergſtrom Soeta durchſchreiten und die Einöde von Hebron. »Meine Tochter,« ſprach er zu Merjem, »vertraue auf Gott, er iſt es, der dich zu uns geleitet, bis zu den Triften von Edom. Er hat mir eine theure Tochter entriſſen, die einzige Stütze meines Alters; du mahnſt mich an ſie; der Unglückliche ſchließt ſich gern an den Unglücklichen an. Stütze dich auf mich, armes Rohr, vereint laß uns den Sturm bekämpfen.« Aber kaum konnte Merjem ſich weiter ſchleppen, ihre Augen hatten keine Thränen mehr. Das weitſchauende Auge des Arabers ließ ſie des Abends einige Reiter, auf einer Höhe gelagert, entdecken; er verbarg ſeine Freunde hinter einem Felſen und rannte in größter Haſt auf dieſe Leute zu, die er für Araber erkannte.

Sobald die Beduinen den Hirten gewahr werden konnten, ritten ſie mit Blitzesſchnelle den Hügel hinab. »Ihr Söhne der Wüſte,« rief ihnen der Greis entgegen, »ſeyd ihr Kinder der edlen Kabileh der Wahidjeh, der Königinn von Bohar und Eblata?« — »Ja, ja,« ſchrien ſie alle zugleich. Der Greis, ohne ihnen zu antworten, kehrte zu Ismail zurück, welcher, ihm ſein koſtbarſtes Gut anvertrauend, den Seinen entgegenflog, um ſeinen Vater davon benachrichtigen zu laſſen, und ein Kamehl mitzubringen. Er kehrte in wenig Augenblicken wieder zurück; und ſich zu Merjem's Füßen werfend, ſprach er zu ihr: »Meine Schweſter, faſſe Muth, der ganze Stamm erwartet dich, ich will dir einen Vater wieder geben.«

Man ſetzte Merjem auf eine Stute, ſanft und leichtfußig wie eine Ziege; die Araber halfen ihrem Geliebten ſie unterſtützen. Sie wurde mehrere Mahle ohnmächtig, bevor ſie auf der Bergebene von Harma ankamen, in deren Nähe der alte Scheich mit ſeinem Weibe und ſeinen Töchtern ihnen entgegen kam. Ismail rief ihm von weitem zu: »Scheich der Wahidjeh, o mein Vater, ſiehe, hier iſt der Engel, der dir deinen Sohn erhalten! laß ihr zu Ehren ein neugebornes Kamehl ſchlachten, und reiche ihr Brot und Salz.« Er erzählte alsdann die Leiden der Chriſten-Jungfrau, und Thränen benetzten den ehrwürdigen Bart des Sohnes Bakirs. Wehe! Der Tod bemächtigte ſich ſchon des Herzens Merjems. Die jungen Schweſtern Ismails ſuchten umſonſt ſie zu zerſtreuen; als man ſie etwas beſſer glaubte, führten ſie ſie zum Brunnen von Laban; unter einem Feigenbaum gelagert, beſchrieben ihr die Töchter der Wüſte ihre Angſt während der Abweſenheit ihres Bruders, und alles was er ihnen von den Wohlthaten des Sohns Temims geſagt. Als ſie zum Frauen-Zelte zurück kehrten, empfing ihre Mutter, die mit Ungeduld ſie erwartete, Merjem mit offenen Armen, nannte ſie ihre Tochter, und behandelte ſie wie ein geliebtes leidendes Kind; ſie ſchickte nach Gaza, um dort zu erfahren, was man für Merjem zuträglich oder heilſam glaube. »Arm und unwiſſend ſind wir Bewohner der Wüſte,« ſprach ſie zu ihr, »aber unſere Herzen öffnen ſich der Freundſchaft, wie die Granaten von Ascalon den Strahlen der Sonne, die ſie färbt und milde macht.«

Merjem wurde tief bewegt von dieſen Beweiſen eines eben ſo einfachen als wahren Antheils. Sie liebte den jungen Scheich, allein ihre Frömmigkeit, die Schrecken der andern Welt, ſo mächtig wirkend auf eine Chriſtinn, die am Fuße des heiligen Berges Golgatha geboren, dieſes alles trug dazu bey, um ihre Seele zu verwirren; ſie glaubte immer die Stimme ihres Vaters zu hören, welche ſie gegen ihn aufrief, und Fieber und Schlafloſigkeit verzehrten ſie. Ismail, von Liebe trunken, ſah Merjem langſam dem Grabe zuwanken, wider das Schickſal erboßt, irrte er um das Lager, und brüllte wie ein junger Löwe, den der vergiftete Pfeil des Jägers verwundete. Doch ſein Vater führte ihn zurück; — »Gott iſt groß,« ſprach Ahmed, »da er zuließ, daß die Taube ſich unter mein Zelt flüchtete. »Glaube mir, Ismail, das iſt ein glückliches Zeichen für die Wabidjeh; beſänftige doch deine Seele, mehr bewegt, denn die Wogen des ſtürmiſchen Meeres.«

Die zärtlichſte Sorgfalt war fruchtlos. Eines Tages ſank Merjem's Haupt auf ihren Buſen, der lezte Seufzer entfloh ihren bleichen Lippen, und ihre reine Seele ſchwang ſich heimwärts zum Allmächtigen auf. Alle Wurzeln, die dieſem ſchwachen Bäumchen Leben gaben, waren entzwey. Der Tod ihres Vaters, religiöſe Zweifel, eine erſte Liebe, Alles vereinte ſich, um dieſe Blume welken zu machen, jüngſt noch in Friſche und Anmuth prangend.

Ismail ſtand ſchmerzerſtarrt, das Auge trocken, mitten unter dem Wehklagen der Weiber ſeines Stammes. Der alte Scheich, niedergeſchlagen, tiefbetrübt, führte ſelbſt den Leichenzug; unter Palmen ließ er die ſterbliche Hülle der Chriſten-Jungfrau zur Ruhe ſenken, und legte auf ihren Grabhügel das Kreuz, welches die junge Unglückliche ſtets auf dem Herzen trug. Würden dieſelben Worte, deren man ſich ſchon ſo oft bediente, um die herzzerſchneidende Trauer des Menſchen auszudrücken, wohl hinreichen, um Ismails Schmerz zu ſchildern, dieſes Kindes der Natur, empört gegen ihre grauſamen Rathſchlüſſe? — Umſonſt both ihm ſein Vater ſelbſt etwas Nahrung, umſonſt legte man ihm die Angelegenheiten ſeines Stammes ans Herz, und die Kriege, die ihm drohten; nimmer erhielt man ein einziges Wort von ihm. Unterdeſſen wurde die Ruhe dieſer großen Familie durch den Aga von Gaza geſtört, und der Rath der Älteſten entſchied für einen allgemeinen Rückzug bis zur Wüſte von Mephaat, hinter dem todten Meere, im Lande der Moabiten. Alles war mit dieſer Abreiſe beſchäftiget, als beym Untergang der Sonne dieſes Geſtirn mit einem blutrothen Schein umgeben zu ſeyn ſchien; der Himmel, mit einem Mahle gelblich erleuchtet, gab dann nur eine ſchwarzblaue Lichte ohne Schatten von ſich, die Vögel flohen gegen Weſten, die Erde ſtreifend; die Sonne ſchien hell, während die Luft trübe und undurchſichtig war, die Palme ließ reglos ihre beweglichen Zweige in den Sand herab hängen, welche ſonſt der ſchwächſte Wind emportreibt, und in den Lüften herumjagt; eine lautloſe Stille überall, die Furcht beherrſchte den Erdkreis; das Angſtgeſchrey der Thiere verkündigte die Nähe des ſchrecklichen Semum, dieſes Windes mit giftigem Athem, der Schrecken der Wüſte. Ismail, dem Kommen dieſes Strafgerichtes hoffend entgegenlächelnd, umfängt den Grabhügel ſeiner Geliebten; ſeine Hände räumen den Sand hinweg, der ſie deckt; ſchon hat er das Leichentuch berührt, an ſein Herz gedrückt; der Schleyer, der das Antliz der Jungfrau verhüllte, iſt gelüftet; Ismail ſchaut mit gierigen Blicken die Züge, die der Tod noch verſchonte. Merjem ſcheint ihrem Freunde zuzulächeln. »Komme«, hört er ſie flüſtern, »komm, o mein Geliebter! vertauſch dieſe Erde voll Thränen mit der Stätte des Friedens.« — »Ja,« ruft Ismail, indem er ſeine Lippen auf die kalte Stirne Merjems drückt, »empfange den keuſchen Kuß des Gatten, den das Grab dir vermählt, meine Ketten werden zerbrochen, wir werden auf ewig vereint ſeyn.« Der Unglückliche erwartet mit ungeduldiger Freunde den Tod, welcher ſeine Überreſte mit denen des Gegenſtandes ſeiner grauſamen Schmerzen vermengen wird. Siehe, ſchon kömmt eine röthliche Wolke von Oſten her; das Heulen des Orkans macht ein Chaos aus dieſer ruhigen Wüſte; Sandwolken wirbeln ſich empor, die höchſten Dattelbäume ſind entwurzelt, wenige Minuten reichen hin, um ein Thal zu verſchütten. Ismail verſchwand unter dieſer furchtbaren Verwüſtung. Ach! Gewiß hat der, zu dem die Bitte leidender Herzen ſchneller empor ſteigt, als der Weihrauch der Altäre, der die geheimſten Gedanken der Menſchen richtet, dieſe beyden edlen und reinen Seelen in den Gefilden heiliger, ewiger, unvergänglicher Freuden wieder vereint!

Ferd. Wolf.

Allgemeine Novelliſtik.

(Die in dem Converſ. Bl. erwähnten Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Am 19. December wurde auf dem k. k. Hoftheater nächſt der Burg zum erſten Mahle dargeſtellt: Das Alpenröslein. Das Patent; und der Shawl. Schauſpiel in drey Abtheilungen, nach einer Erzählung Claurens, von Holbein.

Ohne uns bey der Erzählung aufzuhalten, bemerken wir, daß die dramatiſche Anlage ſich zu einem großen hiſtoriſchen Schauſpiel eignet, leider aber dreht ſich die Handlung um kleinliche Begebenheiten einer alltäglichen Romanenwelt. Man glaubt vor einem Bilderkaſten zu ſtehen, deſſen Eigenthümer der Verſammlung zuruft: Hier, meine Herren, werden Sie ſchauen den berühmten Kirchhof zu Schwyz; hier wird ſich zeigen eine große Reſidenzſtadt in Deutſchland, und abermals werden Sie ſehen die weltberühmte Stadt Petersburg an der Newa. Geben Sie Acht! Hier erſcheint ein junger Cavalier auf Reiſen, iſt ſehr ſchwermüthig, weiß nicht warum, und verliebt ſich in eine ſchöne Schweizerdirne, die unter dem Schutz eines Einſiedlers ſteht und an dem Grabe ihrer Mutter fleißig weint und betet, und ſonſt nichts thut und auch nichts hat, und große Noth muß leiden. Der reiche Mann will das Mägdlein heirathen, und das Mägdlein hat große Freude über das; aber der Einſiedler ſagt mit ſtarker Stimme: »Nicht rühr' an! Die Roſe iſt nicht für dich; nimm dieſes Alpenröslein, und gedenke meiner !« und Per! — verſchwindet er im grauſen Donnerwetter.

Hier ſehen wir den jungen Herrn im Hui nach einer großen Stadt verſetzt, in einem kleinen Zimmer; er iſt ſehr traurig und erwartet vergebens Nachricht, wie es ſeiner Liesli geht, ſoll eine vornehme Dame heirathen und Geſandter werden, er aber will das Eine nicht und auch nicht das Andere. Die Signora entſchließt ſich aus Deſperation, ſeinem Rival die Hand zu geben, dieſer zieht plötzlich das Geſandtſchafts-Patent hervor, und der Signor Conte marſchirt nach Petersburg, ſein luſtiger Freund mit ihm — die Dame verſchwindet, ohne Blitz und Donnerſchlag.

Jetzt ſind beyde Cavaliere ſchnell in Petersburg. Ein General hat ein prächtiges Feſt veranſtaltet, — Ball, Illumination, Feuerwerk. Der Geſandte und ſein luſtiger Freund wandeln im Garten umher. Auf einmahl erblickt der Ambaſſadeur ſeine Liesli als prächtig gekleidete Dame; er will ſie aufhalten, ſie erſchrickt, entflieht, der Graf behält den Shawl in der Hand, wird als Dieb arretirt, ſein Freund eilt zum General, und Alles wird gut. Liesli und Lyſinka ſind Eine Perſon, Der General iſt Lyſinka's Großvater, und Liesli wird die Gemahlinn des Grafen. Fine del Opera.

Nach dieſer Darſtellung in bunten Bildern kann Jeder leicht ein Urtheil über das Werklein abfaſſen. Dem Titel nach zu ſchließen, ſollte man glauben, der Verfaſſer habe nach aufgegebenen Hauptwörtern gearbeitet, wie man dergleichen Geſchichtchen hat, und wie man nach Endreimen Verſe macht. So mußte das Alpenröslein mit dem Patende, und dieſes mit dem Shawl ſich paaren. Das erſte bezeichnet die Hirtenwelt, das zweyte den Staat, letzterer das Reich der Schönheit, die in einem wunderbaren Cyclus der Liebe ſich anſchließt. So hoch, oder eigentlich ſo tief, wollen wir uns aber nicht verſteigen. Es ſcheint vielmehr, dem Verfaſſer ſey die Laune angekommen, den drey Einheiten auf einmahl wieder den Krieg anzukündigen. Wenigſtens würde ein etwas altväteriſcher Franzmann ihm dieſen Vorwurf machen und ihn nachdrücklich darüber zu Rede ſtellen. Wir wollen es dieſes Mahl ſo genau nicht nehmen, ſondern nur das Einzelne in Betracht ziehen, und Jedem ſein Recht widerfahren laſſen. Füglich konnte man das Stück auf drey Abende vertheilen, und jeder Theil würde ein artiges kleines Luſtſpiel enthalten; das Ganze ſtellt aber ein Quodlibet vor; auch in dieſer Geſtalt iſt es jedoch ſo übel nicht, denn die verſchiedenen Claſſen von Zuſchauern finden Befriedigung, und für die Abwechslung iſt geſorgt. Ein zärtliches Herz kann ſich in der Idyllenwelt laben. Die Sonne geht auf, die Melodie des Alpenliedes ertönt, die Glocke läutet und die Herdenglöcklein klingen drein. Es iſt nicht zu läugnen, daß in der Scene zwiſchen dem Grafen und Liesli ſehr gefällige Züge vorkommen, aber beyde ſcheinen oft ihren Character zu verwechſeln; der Graf macht ziemlich kindiſche Fragen, und Liesli weiß eigentlich ſelbſt nicht recht, welchen Ton ſie anſchlagen ſoll. Dazu kommen mehrere platte Späße der Bedienten, und die geheimnißvolle Einfalt des geſpenſtiſchen Einſiedlers, zwiſchen welchen Erſcheinungen die empfindſame Yoriks-Scene, oder das Thümmel'ſche Gemählde in der Mitte liegt, und endlich der Blitz vom Himmel herab, der die gefühlvollen Seelen flugs in eine comiſche Zauberoper verſetzt.

Sehr anziehend kündigten die Töne des Alpenliedes im Orcheſter dieſe Abtheilung an; nach dem Schluſſe des Acts fiel einigen ſchalkhaften Zuſchauern die Frage ein: wie denn nun die Muſik das Patent und den Shawl bezeichnen werde? —

Die zweyte Abtheilung enthält viel Luſtiges, aber das Luſtige folgte nur aus dem Ungereimten, und dieſes liegt theils in den Verhältniſſen und Ereigniſſen, ſo wie das Comiſche aus der widerſinnigen Figur des Barons hervorgeht; es iſt alſo kein Wunder, wenn die Zuſchauer, trotz dem Lachen, ziemlich mißmuthig die Reiſe nach St. Petersburg antreten. Hier nun: der alberne Baron an der Seite des Staatsmannes, der Geſandte ein ſchwermüthiger Schäfer, der General ein thränenreicher Onkel, dieſer gutmüthige Alte ein hartherziger Vater, und die zärtliche Liesli, die ihres Heinrichs Stimme nicht erkennt — man muß geſtehen, das Alles iſt höchſt wunderlich. Man ſieht es durchgehends, wie gewaltſam die Erzählung in die dramatiſche Form gezwängt wurde, und wenn man auch lachen kann, ſo geſchieht es auf eine Art, wie man zu ſagen pflegt: wer gerne lacht, dem iſt leicht aufgeſpielt. Übrigens, wenn das Schauſpiel gleich für unbedeutend gelten muß, ſo darf man ihm doch nachrühmen, daß es wenigſtens ein Stück auf andere Manier iſt.

Die Darſtellung kann eigentlich als ein Beförderungs-Patent für dieſes Schauſpiel angeſehen werden. Die Hauptrolle iſt Baron Rentheim, und ſie war in ſehr geübten Händen. Wenn auch der Darſteller nicht völlig genügte, denn er ſchien Anfangs mit ſich ſelbſt nicht einig, und ließ eher einen Gecken, als den treuherzigen jungen Mann von guter Herkunft ahnen, ſo wußte er doch in der Folge auch die Treuherzigkeit geltend zu machen. Der Character iſt ein Unding, daher darf man die Anforderungen nicht zu hoch ſpannen. Raſch und lebendig war die Darſtellung ſehr.

Liesli zeigte ſich äußerſt liebenswürdig. Im dritten Acte enthielt die Characterzeichnung mehr Einheit, als im erſten, wo die Haltung hin und wieder ſchwankte; doch hatte ſie auch hier treffliche Augenblicke, und der Ausdruck des Entzückens über die Verſicherung der treuen Anhänglichkeit des Grafen kann wahrhaft künſtleriſch genannt werden. Der Graf zeigte inniges Gefühl; etwas weniger weich konnte er in den erſten beyden Abtheilungen ſeyn, um der Würde ſeines hohen Ranges in der Folge beſſer zu entſprechen. Doch darf man den Darſteller in dieſem Falle nur wegen zu großer Willfährigkeit gegen den Verfaſſer in Anſpruch nehmen.

Die Gräfinn Werdenberg wurde mit vieler Zartheit und ſchonender Überlegenheit dargeſtellt. Die eigenthümliche Weiſe der Schauſpielerinn kam an ſich ſelbſt dem Character zu Statten, der mit einer canzleymäßigen Förmlichkeit ſich ankündigt und mit allen Zeichen weiblicher Schwäche ſchließt.

Auch die hochgeſchraubte Baroninn, die mehr als zu viel aus ihrer Sphäre tritt, wurde mit Beſonnenheit und Haltung durchgeführt.

Dem würdigen Darſteller des Generals gelingen rührende Momente jederzeit auf's Beſte. Zuweilen büßt die militäriſche Haltung etwas darüber ein. Die Züge parodirender Laune in der Scene mit Lyſinka (Liebli) erinnerten etwas an die humoriſtiſchen Väter in Kotzebue's Comödien.

Auf dem k. k. Hoftheater nächſt der Burg wurde am 31. December zum erſten Mahle dargeſtellt: Die Büſten, oder: der Sylveſter-Abend. Dramatiſche Kleinigkeit in einem Aufzuge.

Zwey Schweſtern, die ältere Witwe ſeit ſechs Jahren und Nina genannt, die andere noch unvermählt, mit Nahmen Roſa, ſollen, laut dem Teſtament ihres Vaters, zu einer beſtimmten Zeit verheirathet ſeyn, oder mit dem mütterlichen Theile des hinterlaſſenen Vermögens ſich begnügen, und auf den andern Verzicht leiſten, der alsdann dem Juſtizrath Aar, ihrem Oheim zufällt. Am letzten Tage des Jahres ſind beyde geboren, beyde haben zwey jungen Herren Hoffnung gemacht: Nina dem Leibmedicus Schönheim, Roſa dem Advocaten Grünfeld. Am Sylveſter-Abend muß die Hochzeit ſeyn; als aber die Herrlichkeit vor ſich gehen ſoll, ſind die Schweſtern andern Sinns geworden. Sie geben ihren Liebhabern den Korb, doch nicht in optima forma, ſondern ſymboliſcher Weiſe, indem jede Dame die im Zimmer prangende Büſte ihres Verehrers mit einem Tuche verhüllt. Der Onkel nimmt das ſehr übel auf und es ergibt ſich eine ſtürmiſche Verhandlung, während welcher das Verborgene an den Tag kommt. Beyde Pärchen haben ſich nähmlich übers Kreuz verliebt. Aus einem Brief, den Nina fallen ließ, erfährt man des Advocaten Verehrung, die er ihren Reizen zollt; aus einem Porträt, das Roſa auf ihrem Herzen trägt, wird ihre Zuneigung für den Sohn des Äsculaps offenbar. Was iſt nun wohl zu thun, fragt Jeder neugierig den Verfaſſer? Die ſchlaue Roſa findet einen Ausweg: ſie ſchlägt, dem gegenſeitigen Herzensdrang gemäß, eine Verbindung übers Kreuz vor, die Büſten werden abgedeckt, jede in das Zimmer derjenigen Dame transportirt, die dem Urbild Lieb' um Liebe ſchenkt — und ein »Lucull'iſches Abendmahl« feyert die doppelte Vermählung.

Die Zuſchauer und Leſer können ſich nach Belieben die köſtlichen Gerichte, Saucen und Getränke vorſtellen, die auf dieſe Tafel kommen. Wenn aber die Speiſen ſo unſchmackhaft ſind, wie das dramatiſche Gericht, ſo werden ſich die Gäſte nicht erquicken, und wenn man die Schüſſeln vollends kalt auftragen läßt — Ohne Figur zu reden, dieſe Kleinigkeit iſt ſo froſtig, wie der letzte December-Abend, ein wahres Sylveſter-Stückchen, ſtarr und farbenlos, wie ein paar Büſten, die eben nicht den Meiſterſtempel auf der Stirne tragen. Die Idee mit der Teſtaments-Verordnung iſt vor langen Jahren ſchon verbraucht geweſen, und wird jedes Jahr von neuem wieder aufgewärmt; das Verhältniß der Liebenden hat der Verfaſſer nicht zu verarbeiten gewußt; die Handlung ſteht unbeweglich von Anfang bis zu Ende, ſteifes müßiges Geſchwätz füllt die Scenen aus; Alles iſt dunkel, nichts tritt hervor, keine Figur löſt ſich von der Wand, und wenn die Büſten nicht zuletzt noch von der Stelle ſich bewegten, ſo würde man glauben, unverrückt auf eine leere Wand geſchaut zu haben. Comiſch iſt nichts als die hölzernen Figuren der Liebhaber; die Bräute gleichen ihnen aufs Haar, der Onkel iſt ein Strohmann und das Kammermädchen ein albernes Ding, das immer die Geheimniſſe ihres Geſchlechtes im Munde führt, die ſie von dem Autor gehört, und dieſer nicht recht vernommen hat. Warum die Handlung nicht lieber, ſtatt von 5 bis 7 Uhr des Abends, von 7 bis 9 Uhr währt, ſo lange ſpielt ungefähr das Stück, iſt ein Räthſel. Dieſes dramatiſche Colloquium verdankt wahrſcheinlich ſeine Darſtellung nur der zufälligen Beziehung auf den letzten Tag des Jahres, und iſt mit ihm ohne Zweifel in's Meer der

Ewigkeit gegangen. Von der Darſtellung läßt ſich, obigen Perſonal-Skizzen zufolge, nichts Erhebliches ſagen.

Unglücklich fielen zwey Neuigkeiten aus, die uns zum Jahresſchluſſe im Leopoldſtädter Theater gereicht wurden. Max Plauderbach, Luſtſpiel in einem Acte, von Anton Sartori, fiel durch die Beſetzung mit der Reſerve. Der Gleich'ſche Schwank: Iſt's was, oder iſt's nicht's — durch ſich ſelbſt. — Das Publicum entſchied durch ſein bedeutungsvolles Schweigen. —. Der ſonſt ſo beliebte Comiker hätte alſo wohl gethan, wenn er die ihm nicht geziemende Abdankung: »Mit dem Applaudiren iſt es heute Nichts — aber mit der Langeweile iſt es etwas,« erſpart hätte.

Sincerus.

Köſtler's Kunſtuhr. (Schluß von Nr. 1.) 3) Das Blatt gegen den Herbſtpunct zeigt mittelſt eines Weiſers die zwölf Monate des Jahres und die Zahl der Monatstage, dann vermittelſt eines andern Weiſers die drey gemeinen Jahre und das Schaltjahr.

4) Das Blatt gegen den Winterpunct ſtellt eine geographiſche Uhr vor, worauf die Nahmen von 18 Städten und Inſeln aus allen Welttheilen zirkelförmig angebracht ſind. Das Uhrblatt, mit einem ſtilleſtehenden Meridianweiſer verſehen, dreht ſich in zwey Mahl zwölf Stunden Ein Mahl um ſeine Achſe, und zeigt, wie es zu jeder Stunde unter verſchiedenem Himmel an der Zeit ſteht; ſo zeigt es z. B. daß, wenn man in Wien 12 Uhr Mittags hat, es nach richtiger aſtronomiſcher Berechnung in Boſton 6 Uhr Morgens, in Singan 6 Uhr Abends, und auf den Sandwichs-Inſeln 12 Uhr Mitternacht ſeyn müſſe.

Der innere Bau dieſer Kunſtuhr iſt ſo einfach als möglich, und ihre Geh- und Zeigerwerke ſind allenthalben durchſichtig. Es beſteht dieſe Uhr, ohne die Zeigerwerke, aus fünf Haupträdern, die vermittelſt eines Gewichtes von drey Pfunden durch einen Flaſchenzug in Bewegung geſetzt werden. Die Uhr iſt mit einem combinirten Secunden-Pendul verſehen, und geht acht Tage. Am neunten Tage wird ſie im Mittelpuncte der geographiſchen Uhr links aufgezogen, und verliert während des Aufziehens von ihrer Zeit nichts.

Das Ganze dieſes Kunſtwerkes ruht zwiſchen zwey broncirten, auf einen Sockel aufgeſtützten Säulen toscaniſcher Ordnung, deren jede 9 Zoll, 9 Linien hoch iſt, und im Durchmeſſer 1 Zoll, 5 Linien hat. Der ganze Bau der Kunſtuhr iſt wohlgeregelt, und ſtellt ein herrliches Bild der Architectur vor. Man ſieht auf jedem einzelnen Beſtandtheile Genauigkeit, Geduld und unübertrefflichen Fleiß gleichſam aufgeprägt, und ſo iſt das Ganze mit einer Nettigkeit, mit einer Eleganz ausgeſtattet, die nichts zu wünſchen übrig läßt.

Zu dieſer Eleganz haben aber auch die Wiener Künſtler Petronin und Mansmann das Ihrige mit Ambition beygetragen. Petronin verfertigte das aus einem Hauptblatte und vier kleinen Blättern beſtehende Uhrblatt. Er erklärte, noch nie ſey ihm eine Arbeit dieſer Art vorgekommen. Er erſchöpfte hierbey wirklich ſeine Kunſt; ja man kann ſagen, er habe ſich dieß Mahl übertroffen. Und mit demſelben Fleiße hat Mansmann den Kaſten, die Säulen und den broncenen Sockel gemacht. Seine Arbeit iſt meiſterhaft.

Franz Burgerth.

Dieſer Nummer liegt das Literatur- und Kunſt-Blatt Nr. 1. bey.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625), wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 4 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 11 fl. W.W. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Literatur- und Kunſt-Blatt.

I.

(Zu Nr. 3 des Converſationblattes 1821.)

Literatur.

G. Jones Geſchichte der Tonkunſt; aus dem Engliſchen überſetzt und mit Anmerkungen begleitet von J. F. Edlen von Moſel. gr. 8. Wien (Steiner u. Comp.) 1821. Preis 5 fl. W. W.

Das genannte Buch iſt wohl ein allgemeines Bedürfniß für Tonkünſtler und für Freunde der Tonkunſt überhaupt. Was iſt anziehender, belehrender und ermunternder, als zu beobachten und wahrzunehmen, wie jene Wiſſenſchaft, jene Kunſt, der wir uns ganz ergeben, aus dem Unvermögen der Kindheit, durch Umſtände und von den Göttern begünſtigte Genies gepflegt, nach und nach ſich entwickelte, und endlich auf mancherley Umwegen und Abwegen zu dem Standpuncte ſich empor arbeitete, auf welchem wir ſie gegenwärtig in ihrer glänzenden Vollkommenheit zu unſerer Geliebten erkoren?! Was kann den angehenden Kunſt-Schöpfer mehr begeiſtern, als wenn er ſieht, wie die angeſtaunten Heroen vor ihm ſich in einer meiſt unvollkommenen Anerkennung ihrer Meiſterſchaft von ihrer Mitwelt nicht gehemmet fühlten, und, ſich nährend mit dem echten Ambroſia, das nie conſumirt wird, indem es die kräftigſten Geiſter in das Unendliche hinaus wachſen macht, erſtärkten zu den ungeheuren Leiſtungen, deren Genuß nun ihn lockt, um an ihm ſelbſt die alte Kraft zu erproben! Indem man das rege Spiel der mächtigen Kräfte des Menſchengeiſtes beſchauet, wird jeder Empfängliche durch den Reiz der Luſt, in ſo ſtrahlenden Bahnen ſich zu bewegen, ſelbſt zur edelſten Thätigkeit aufgeregt; denn wer es vermag, nach dem höchſten Ziele zu laufen, findet irgend eine Krone auch unter Weges.

Wie die edelſte und lieblichſte der Künſte, die holde Tonkunſt, nach allen Richtungen hin in's Menſchenleben eingriff, wie ihr wunderbares, geheimnißvolles Walten auf jeden Moment des Lebens einwirken kann und einwirkte, wie die hohen Prieſter der Kunſt ihr hehres Amt verwalteten, deutet der Engländer Jones ziemlich lichtvoll, anziehend und verſtändlich auf einer verhältnißmäßig geringen Blätter-Zahl genügend an; aber unſer deutſche Überſetzer, ſelbſt ein hoher Prieſter im innerſten Heiligthum des Kunſttempels, hat in ſeiner Überſetzung durch die klare und gefällige Haltung des Colorits ſeiner Sprache und vorzüglich durch ſeine geiſtreichen, alle Dunkelheiten erklärenden, von der tiefſten Sachkenntniß zeugenden Anmerkungen, das Buch erſt zu dem gemacht, was unſere Tage brauchen. Zu wundern iſt nur, daß Hr. von Moſel in dieſem Felde, in welchem er ſo gänzlich zu Hauſe iſt, blos als Überſetzer eines Werkes auftritt, dem man doch wenigſtens vorwerfen kann, daß ihm die Idiome einer erfaſſenden, ſcharf bezeichnenden und concentrirenden techniſchen Sprache mangeln; denn eine ſolche nur kann den regen Geiſt binden, der die Gränzen der Wiſſenſchaften in ſeiner Allgemeinheit, als abſolutes Princip aller Erzeugung, nicht anerkennt. — Hr. von Moſel hat durch ſeine Abhandlungen in den literariſchen Blättern wie auch durch ſeine Kunſtſchöpfungen ſich als den vielſeitigſten muſicaliſchen Literator erwieſen, und das Bedürfniß ſowohl als ſeine Ausrüſtung berufen ihn zur Schriftſtellerey in einem Fache, das ſeit geraumer Zeit tüchtiger und thätiger Köpfe entbehrt, die ins Große wirken. Das engliſche Original erweitert ſich hin und wieder zum breiten Strom der Anecdoten*), und ſo wird der Ideen-Fluß zum Sumpf, worin der Geiſt ſtecken bleibt; hier hätte der geiſtreiche Überſetzer wohl ſeine Gewiſſenhaftigkeit über Bord werfen und aus der Fülle ſeines Eigenen die Feuerung liefern können, welche das träge engliſche Dampfboot, das im Nebel den Nebel für das erſehnte Land hält, in den lebendigen, ewig bewegten Strom der Romantik geriſſen hätte, der den Muſiker, als willige Fluth, in das ſelige Land der Ideale trägt; denn Muſik iſt die Romanze des Lebens, und jeder Muſiker ein Troubadour der Sentimentalität; aber ohne dieſe wäre das Leben wirklich nur eine engliſche Spinn-Maſchine. Daß Hr. von Moſel ſeinen klaren Sinn als Kerze in eine ſeynſollende Inventions-Laterne ſteckte, die hinten drein den Weg beleuchtet, den Einer hat nehmen wollen, der vor ihm herumtaumelt, iſt faſt zu beſcheiden; warum faßt er den Englishman nicht am Arme und ruft ihm gleich im Context recht vernehmlich in's Ohr, wie er hätte gehen ſollen, um in's gelobte Land zu kommen? Hrn. von Moſel ganz ſelbſtſtändig als Rufenden zu vernehmen, würde allen Rechtgläubigen höchſt erfreulich ſeyn; und der Troſt ſey ihm zum voraus gegeben, daß ſein Ruf nicht in eine Wüſte tönen würde. Z—r.

---

*) Einige der intereſſanteſten liefern wir nächſtens. d. Red.

J. Edler v. Wayna, Antwort auf die Stock-Jobbery; und der Handel mit Staatspapieren nach dem jetzigen Zuſtande, politiſch und juriſtiſch betrachtet. gr. 8. Wien (Gerold) 1831. Preis 2 fl. 30 kr. W. W.

Es iſt eine erfreuliche Erſcheinung, wenn Geſchäftsmänner aus ihrem practiſchen Kreiſe hinaus auf die weiteren Beziehungen deſſelben ihr Auge richten, und durch wiſſenſchaftliche Anſchauung die Verhältniſſe des Geſchäftslebens nach deren innerer Weſenheit zeigen. Aus dieſem Geſichtspunct betrachten wir obige kürzlich erſchienene Schrift. Da ſie polemiſchen Inhalts iſt, ſo müſſen wir jedoch den ſtreng wiſſenſchaftlichen Ton vortheilhaft auszeichnen, der im ganzen Werkchen herrſcht. Nebſt der ſiegreichen Widerlegung der Stock-Jobbery hat der Hr. Verfaſſer (hieſiger Großhändler) auch anderweitige Betrachtungen über Handels- und Finanzgegenſtände angeſtellt, die jedoch mit dem Ganzen in nothwendiger Beziehung ſtehen. Was Hr. von Wayna z. B. über Geld- und Creditverhältniſſe ſagt, wie die letztern beſonders in neuerer Zeit zu einer mächtigen Potenz erwachſen ſind; — was er über den Einfluß der Gerichtspflege auf die Privat-Öconomie bemerkt; — wie er die Verhältniſſe des Staats-Credits andeutet, — und endlich in ſeinen Rechtsgrundſätzen die Procedur ſelbſt entwickelt, das ſind Momente in der Schrift, die uns wünſchen machen, daß der Hr. Verf. Zeit genug gewinnen möchte, ſich öfter ſeinem ſchon beurkundeten Beruf zum Schriftſteller widmen zu können *).

Ohne in beſondere Capitel abgetheilt zu ſeyn, zerfällt gegenwärtige Schrift in drey Hauptgeſichtspuncte: 1) nach Nationalöconomiſchen Beziehungen, 2) nach legislativen Anſichten, und 3) in die Darſtellung der Rechtsverhältniſſe bey dem Staatspapierhandel.

In dem erſten Puncte werden die Beſchuldigungen widerlegt, daß der Staatspapierhandel den Fabriken, den Gewerben, dem Handel und dem Ackerbau die nöthigen Fonds entzogen habe., Man findet hier die unläugbarſten Thatſachen aus täglicher Erfahrung gezogen, als Belege der Unrichtigkeit jener Beſchuldigung aufgeführt. Zum Merkmal des Mangels an Capital bey einem Gewerbe wird die Theorie von der Höhe oder Niedrigkeit der Preiſe ſehr einfach, klar und für jeden Laien faßlich dargelegt. Sehr intereſſant iſt endlich die Anſicht von der Einwirkung der Gerichtspflege auf die Privatöconomie.

In legislativer Hinſicht ſpricht der Hr. Verfaſſer die allgemein anerkannten Grundſätze der Handelsfreyheit als Norm für die Maßregeln der Regierung aus. —

---

*) Die frühern Schriften dieſes einſichtsvollen Mannes, unter dem Titel: »Antwort auf eine Frage an Öſterreichs Politik,« geſchrieben auf Veranlaſſung eines Aufſatzes von Görres (der in ſeinem Rheiniſchen Merkur, nach ſeinen eigenen Worten, gerne ſich überwunden erklärt hat); dann deſſelben »Bemerkungen über einen Vorſchlag, Öſterreichs Seehandel betreffend« (welche Schrift in den vorzüglichſten in- und ausländiſchen Blättern rühmlichſt erwähnt worden iſt), und endlich, verſchiedene Aufſätze in mehreren Zeitſchriften über Finanzgegenſtände und Induſtrie ſind rühmliche Proben ſeines ausgezeichneten Scharfſinnes.

Er zeigt, wie auch beym Staatspapierhandel immer die einſeitigen Hemmungen nur dem Staate am meiſten ſchaden, in welchem ſie verfügt werden. Treffend iſt die Unthunlichkeit des Verbotes von Lieferungsgeſchäften in Staatspapieren dargeſtellt, indem dieſe mit den Creditverhältniſſen beym Waarenhandel Eines und daſſelbe ſind, und in neueren Zeiten aller Verkehr meiſt durch Creditverhältniſſe betrieben wird. S. 29 wird die Wichtigkeit der Privat-Creditverhältniſſe weiter ſehr anſchaulich entwickelt. Die Idee des Staatscredits definirt der Hr. Verf. einfach und inhaltſchwer. Im Ganzen werden die gemeinen Vorurtheile gegen den Staatspapierhandel aufgedeckt und gezeigt, daß derſelbe von gleicher Natur wie der Waarenhandel und mit denſelben Verhältniſſen verflochten ſey, und daß es von dem Geſetzgeber unpolitiſch und zweckwidrig wäre, der ökonomiſchen Thätigkeit der Staatsbewohner in dieſem Zweige des Verkehrs Hinderniſſe in den Weg zu legen.

Bey der Darſtellung der rechtlichen Verhältniſſe wird der Staatspapierhandel in einem ganz andern Beſtande gezeigt, als derſelbe in der Stock-Jobbery angegeben wird. Hr. v. Wayna beruft ſich über dieſe Thatſache auf das Zeugniß aller rechtlichen Kaufleute Deutſchlands, und erbietet ſich hierüber zur weiteren Darlegung rechtskräftiger Beweiſe. Mit der Unwahrheit des Thatbeſtandes ſind nun auch die Folgerungen des Gegners vernichtet. Unſer Verf. hebt jedoch auch dieſe noch heraus, um ihre Unrichtigkeit und die darin vorkommenden Widerſprüche deutlich an den Tag zu legen. Mit Recht hat er die hinkenden Vergleichungen der Staatspapiergeſchäfte mit Wetten oder Hazardſpielen nur mit wenigen Worten abgefertigt; ſolche abgenutzte Täuſchungsverſuche verdienen keine Aufmerkſamkeit. Die Rechtsgrundſätze, welche Hr. v. Wayna am Ende ſeiner Schrift aufſtellt, ſind zur Beurtheilung der Streitfrage vollkommen erſchöpfend, klar und trefflich durchgeführt. Die Entſcheidung kann bey Niemand zweifelhaft ſeyn!

Die techniſche Ausſtattung dieſer merkwürdigen Schrift (welche ſich in den Händen eines jeden denkenden Kaufmannes, Cameraliſten 2c. befinden ſollte) iſt der diſtinguirten Officin des Verlegers vollkommen würdig. R—k.

Fouqués Frauentaſchenbuch für das Jahr 1821. 12. Nürnberg (Schrag) *). Preis 3 fl. C. M.

Zum ſiebenten Mahle ſchon erfreut der Sänger der Undine die deutſchen Frauen und Jungfrauen mit dieſer lieblichen Gabe. Er bringt ihnen auch dieſes Mahl viel der holden Blumen aus dem deutſchen Bardenhaine, zarte Blüthen der Phantaſie mit einigen Sagen und Kunden der Vor- und Jetztzeit zierlich verſchlungen. Wohl werden die minniglichen Frauen ſich auch dieſes Mahl gerne ergehen in dieſem Garten der Dicht- und Sangeskunſt, und ſo den edlen Spender mit ihrer Huld, dem ſchönſten Lohne, der ihm nur werden kann, beglücken. Ref. will ſich hierbey nur das kleine Verdienſt um ſie erwerben, ihnen auf dieſer lieblichen Wanderung als Wegweiſer zu dienen.

Der erſte Aufſatz iſt von dem Herausgeber: der Morgengruß, Scenen aus dem Bekehrungskriege der Franken gegen die heidniſchen Sachſen; ein friſches, lebendiges Bild in des Verfaſſers gewohnter Manier. Zwey Ritter, ein Franke und ein Sachſe, begegnen ſich feindlich in ihren gemeinſamen Brennpuncten, in der Liebe zur holdneckenden, kindlich frommen Amöne, und in dem glühenden Gefühl für Rilterehre und Heldentugend, bis auch ſie die Chriſtusliebe verſöhnt, und Amöne dem wilden, todtwunden Galtyr den heiß erſehnten Morgengruß als einen Vorſchmack ewiger Seligkeit zuruft. — Dann folgen: Klagen einer Gattin um ihren Gatten, vier und zwanzig Sonnette von Kannegießer; die bange Sorge um den Entfernten, das Lied der Trennung, und der Schmerz des Verluſtes ſind wahr und tief empfunden geſchildert, nur glauben wir, daß die Form des Sonnettes nicht glücklich gewählt ſey; denn, wie ein geiſtreicher Dichter ſich äußerte, das Sonnett iſt das Epigramm der Empfindung. — Die Retterin, oder Ehre den Todten, eine Novelle von Fr. Horn. Dieſe mit Moral reichlich ausgeſtattete Erzählung einer an ſich einfachen Begebenheit aus dem Kreiſe des gewöhnlichen Lebens intereſſirt durch pſychologiſch richtig durchgeführte Schilderungen des menſchlichen Gemüthes; nur würde ſie durch mehr Gedrängtheit an Friſche und Lebendigkeit gewonnen haben. — Der Maltheſer, eine Erzählung von Caroline de la Motte Fouqué. Wie ſich ſcheinbare Abneigung oft in leidenſchaftliche Liebe verwandelt, und die erſtere nichts als ein ahnendes Vorgefühl, begleitet von Furcht vor der letzteren iſt, hat uns die geiſtreiche Schriftſtellerin auf eine eben ſo anmuthige als intereſſante Weiſe gezeigt. Sehr anziehend iſt mit dem Gange der Haupthandlung die Epiſode verbunden, die Gleichheit des Geſchickes, welches die Hütte des Jägers, wie das Palais der Gräfinn getroffen; und die daraus entſtehende Wechſelwirkung auf das Gemüth der Handelnden gibt dem Ganzen einen ungemeinen Reiz. — Kaiſer Max auf der Martinswand, Trauerſpiel in einem Acte, von Freyherren Fr. v. Schlechta. Die bekannte Begebenheit aus dem Leben dieſes ritterlichen Kaiſers wurde von dem geachteten Verfaſſer in einer höchſt anziehenden und effectvollen Darſtellung dramatiſirt; Hoheit und Milde, glühendes Gefühl für Ritterthum und zarte Minne, für Recht und Schönheit ſtellt uns der beliebte Dichter hiſtoriſch getreu in dem Bilde des kaiſerlichen Helden vor das Auge. Beſonders ſchön und poetiſch gedacht iſt die Rettung deſſelben in dem ſchauerlichen Augenblicke der Hingebung durch die Hand der ſich opfernden Liebe. Von erſchütternder Wirkung und groß gedacht iſt die Scene, in welcher Max den Herzog Herrmann auffordert, ihm den Tod zu geben. Die ganze Handlung bewegt ſich leicht und raſch in dem Blumenhaine einer wunderſchönen Sprache. Meiſterlich hat der Dichter die poetiſche Gerechtigkeit am Schluſſe zu üben gewußt, und wir bedauern nur, durch den beſchränkten Raum dieſer Blätter gehindert zu ſeyn, dem Leſer eine oder die andere Stelle auszuheben, deren Wahl uns ſchwer werden ſollte. Wer den ritterlichen Max ſo ritterlich beſungen, und erſt vor kurzem in dem zarten, lieblichen Idylle: das Chriſtusbild *), ſein poetiſches Gemüth ſo reich und glänzend ausgeſprochen, muß die größten gerechten Hoffnungen auf die Vorzüglichkeit künftiger Leiſtungen neuerdings erregen. — Denkmähler deutſcher Dichterinnen, von Raßmann. Die Dichterinnen Sid. Hedw. Zäunemannin, Marg. Klopſtock, Agn. Soph. Schwarz, und An. Mar. Doroth. Eliſ. Mnioch werden durch vier Sonnette, von biographiſchen Notizen begleitet, auf eine einfache aber gemüthliche Weiſe in der Erinnerung deutſcher Frauen erneuert. — Eben ſo verdient der Aufſatz: Erinnerungen an die erhabene Catharina, der verewigten Königin von Würtemberg, Majeſtät, von Guſtav Schwab, den Dank aller Töchter Deutſchlands; denn mit Würde und Kraft hat der rühmlich bekannte Verfaſſer die hohe Tugend und Milde der erhabenen Verblichenen beſungen. — Die Brautwerbung um Trudchen, eine Erzählung von L. M. Fouqué. Daß auch zuweilen der feinere Sinn des Dichters, obgleich durch die edle Sangeskunſt vor gemeinen Mißgriffen bewahrt, durch Schönheit geblendet, Flitter für Gold halten könne, iſt uns in dem Schickſale des Sangesmeiſter Haldibert auf eine wehmüthig-betrübende Weiſe kund gethan; mit dem Tode, als der einzigen Linderung für ſein tief verletztes Leben, muß der treue Sänger ſeinen Fehlgriff büßen; doch die Täuſchung ſchwindet mit dem erſten Strahl von dem ewigen Lichtborn, und vielbedeutend iſt ſein Schwanengeſang, den wir ob der tiefen Wahrheit uns nicht enthalten können, mitzutheilen:

---

*) Dieſes Taſchenbuch macht in der Reihe der in unſerm Blatt bereits angezeigten Nr. 10 aus. d. Red.

»Was dich auf Erden lieb anſpricht, —
Nimm erſt ſein Maß am Himmelslicht.
Liſcht es dabey nur irgend aus,
So thu's alsbald aus deinem Haus.
Doch wenn ſich's bey dem Lichte bewährt,
Wohl gar noch ſchöner ſich verklärt, —
Dann heg' es treu, dann halt' es werth.«

Und ſo erkannte auch ſein Freund und Sangesgenoſſe, Meiſter Friedleif, daß es mit dem Ruhme und den Ehrenbezeugungen der Welt nicht viel beſſer

---

*) S. Converſationsblatt Nr. 104 u. 105 vor. Jahrg.

ſtände, als mit den Täuſchungen der Liebe, und daß nur der das Leben in ſeiner ganzen Tiefe erfaſſet, der die Kunſt, die »gottgeſandte,« treu im Buſen hegt. Wohl wird mancher ihrer getäuſchten Jünger mit ihm in die Schlußworte einſtimmen: »es war denn alſo auch eben nur eine Brautwerbung um Trudchen! Das Sängerleben aber iſt mehr. Singen ſie ja auch droben am kryſtallenen Meere!« — Hans und Gretchen, von Tilleila; halb Legende, halb Idylle, wird dieſe Erzählung durch Einfachheit der Darſtellung und Frömmigkeit der Geſinnung jedes reine Gemüth erfreulich anſprechen. — Das Stiergefecht, fünf Romanzen von Krug v. Nidda. Nur für Vaterland und zarter Frauen Schutz geziemt es dem echten Ritter ſein Leben kühnlich zu wagen, roher Kampf entheiliget ſelbſt den Arm des Helden, vollends wenn er die abmahnende Bitte der Herrin trotzig verſchmähet; — dieſen Frevel, ſeine Strafe und Sühne, hat uns der Verfaſſer ſehr anziehend in Hiſpania's Sangesweiſe und mit den glühendern Farben Andaluſiens geſchildert. — Verſchwiegene Treue, eine Sage vom Ufer der Maas, von Louiſe Brachmann; die Liebe der Nymphe der Maas zu einem armen aber edlen Ritter, und der ſüße Lohn für ſeine Treue und Verſchwiegenheit, der ihm durch ſie geworden, ſind in dem Ton der Sage einfach und zart erzählt. — Der letzte unter den größeren Aufſätzen iſt: Benno und Clotilde, eine Novelle von Conſtanze Reinhold. Edelmuth im Kampfe mit Liebe iſt der oft benützte Gegenſtand dieſer Erzählung, wie denn wohl auch die Wendungen derſelben etwas abgebraucht ſind; doch iſt die Darſtellung im Ganzen leicht und gefällig, nur wäre dem Style etwas mehr Correctheit und Sprachrichtigkeit zu wünſchen.

Unter der ziemlich bedeutenden Anzahl kleinerer Gedichte zeichnen ſich die von Louiſe Brachmann, Krug v. Nidda und Gr. v. Haugwitz vortheilhaft aus; einige würden durch mehr Sorgfalt für Form und Reinheit der Sprache, wie auch durch eine größere Klarheit der Idee und Tiefe der Gedanken gewiß bleibenderen Werth gewonnen haben. —

Eine willkommene Zierde dieſer anmuthigen Dichtergabe ſind die trefflich gezeichneten und geſtochenen zwölf Kupfer. Das Titelkupfer ſtellt wieder eine Scene aus dem häuslichen Leben altdeutſcher Frauen dar; das Titelblatt iſt eine eben ſo poetiſch gedachte, als glücklich ausgeführte Allegorie; die übrigen geben Scenen aus Hieron. v. Stauf, einem Trauerſpiele von Fouqué, und deſſen meiſterhafter Erzählung Undine in ſchöner Annäherung an die gelungenen Dichtungen; abermals drey Apoſtelbilder des in Bronze gegoſſenen Grabdenkmahles von Peter Fiſcher in der St. Sebalduskirche zu Nürnberg, woher auch die Bilder des Umſchlages genommen, beſchließen dieſe anziehende Schauſtellung.

Ferd. Wolf.

Neuer Grundriß der Bergbaukunſt; in zwölf Lieferungen.

Hr. v. Villefoſſe hat in ſeinem vor kurzem, unter dem Titel: De la Richesse minérale, in drey Quartbänden, nebſt einem Atlas von 65 Kupfertafeln in Paris herausgegebenen Werke, viele bisher vereinzelte oder vordem gar noch nicht öffentlich bekannte Abhandlungen und Notizen über den deutſchen, franzöſiſchen und engliſchen Bergbau zu einem Ganzen verbunden, und ſich dadurch, ſowohl um das Bergweſen überhaupt, als insbeſondere um die franzöſiſchen bergmänniſchen Lehranſtalten ein großes Verdienſt erworben. Allein eine bloße Überſetzung des techniſchen Theiles ſeines Werkes würde dem angehenden deutſchen Bergmanne unſtreitig nicht jene Kenntniſſe über den deutſchen Bergbau verſchaffen, welche er aus den vortrefflichen und viel umfaſſenderen Arbeiten deutſcher Gelehrten dieſes Faches in naturhiſtoriſcher, techniſcher und öconomiſcher Hinſicht ſchöpfen kann, wenn er dieſelben nicht erſt mit großem Aufwand von Mühe und Zeit aufſuchen müßte, ſondern ſchon in einer gehörigen Ordnung zuſammengeſtellet fände. Daſſelbe gilt auch von dem Bergbau in England, in Spanien, in dem Norden von Europa und in Amerika, wovon das Werk des Hrn. v. Villefoſſe nur einige Bruchſtücke enthält.

Die Überzeugung, welche bedeutenden Vortheile dem vaterländiſchen Bergweſen durch die Benützung der gehaltvollſten Schriften der vorzüglichſten deutſchen, franzöſiſchen, engliſchen und ſchwediſchen Geognoſten und Bergmänner zur Bearbeitung eines, dem jetzigen Standpuncte der Wiſſenſchaften angemeſſenen, Handbuches über die Bergbaukunſt bringen würde, hat daher einen öſterreichiſchen Bergmann, der ſich in der Lage befindet, aus den reichhaltigſten Sammlungen gedruckter und ungedruckter Werke und Zeichnungen über alle Theile der Bergbaukunſt im Allgemeinen und beſonders in Beziehung auf den öſterreichiſchen Bergbau, die ſchätzbarſten Aufſchlüſſe und Belehrungen zu ſchöpfen, angeeifert, ſich dieſem äußerſt mühevollen Unternehmen zu unterziehen, da er ſich durch die thätigſte Mitwirkung der unterrichtetſten und ausgezeichnetſten Männer unterſtützt ſah, und aus allen Theilen der öſterreichiſchen Monarchie, ſo wie auch aus dem Auslande, die gehaltvollſten Beyträge erhielt.

Wir dürfen hoffen, daß der erſte Theil dieſes Handbuches, wovon ein mit vielen Zuſätzen vermehrter umſtändlicher Auszug aus der, erſt jüngſt herausgekommenen, ſehr angerühmten Geognoſie d'Aubuiſſon's die Grundlage bildet, nächſtens die Preſſe verlaſſen werde, und behalten uns vor, von dem Inhalte des ganzen Werkes, welches aus vier Bänden beſtehen, und unter dem Titel:

Grundriß der Bergbaukunſt, nach dem Leitfaden von Werners Vorleſungen, mit Rückſicht auf die neueſten Fortſchritte der Geognoſie und Bergtechnik,

in zwölf Lieferungen erſcheinen wird, eine gedrängte Überſicht zu geben.

— o.

Kunſt.

Carl Ruß (Cuſtos der k. k. Gemahldegallerie im Belvedere) neueſte Gemählde.

Das wichtigſte der neueſten Producte dieſes genialen Künſtlers, hinſichtlich der Compoſition, iſt eine Scene aus dem Leben der unglücklichen Johanna von Arragonien, Erbtochter Ferdinands des Catholiſchen und Iſabellens, Gemahlin Philipps des Schönen, Sohn Kaiſers Max I. Dieſe erhabene Frau liebte ihren Gemahl ſo ſehr, daß ſie, als er nach zehnjährigem, unausſprechlich glücklichen Eheſtande ihr durch den Tod entriſſen ward, ſich durch nichts bewegen ließ, den theuren Leichnam von ſich zu entfernen. Sie führete ihn in einem gläſernen Sarge ſtets mit ſich, und vertrauerte in ſtillem Wahnſinn den Reſt ihrer Tage. Dieſen rührenden Anblick wählte der Künſtler als Gegenſtand eines Gemähldes, welches man unbedingt zu ſeinen gelungenſten zählen kann. Der greiſe Vater der unglücklichen Frau, der ernſte Ferdinand, zurückkehrend von der Eroberung Neapels, betritt den ſchwarz behangenen Saal. Die wahnſinnige Fürſtin, umgeben von ihren ſechs Kindern, welche dem geliebten Großvater freudig zueilen, wankt ihm entgegen. Zur Linken (des Beſchauenden) ſteht der gläſerne Sarg mit Philipps Leiche. Weinende Frauen im Hintergrunde.

Das zweyte Gemählde ſtellet den großen Friedrich den Schönen in ſeiner Gefangenſchaft auf der Traußnitz dar. Der Künſtler wählte zu ſeiner Darſtellung den Moment, als Ludwig von Bayern den Gefangenen beſuchte. In der Mitte des Hintergrundes, ganz von dem durch das Gitterfenſter einfallenden Licht beleuchtet, ſitzt Friedrich, Pfeile ſchnitzend, deren eine große Menge bereits um ihn herſtehen. Zur Rechten (des Beſchauenden) öffnet der Kerkermeiſter, eine vortreffliche charakteriſtiſche Figur, die Kerkerthüre, auf deren Schwelle Ludwig, von einem kriegeriſchen Gefolge begleitet, ſteht.

Das dritte Gemählde zeigt uns den ritterlichen Max I. in der Gefangenſchaft zu Brügge. Vor ihm ſteht der getreue Kunz von der Roſen, in Mönchskleidung, den vergeblichen Verſuch wagend, ihn zur Flucht zu überreden.

Auf dem vierten Gemählde erblicken wir Albrecht V. und ſeine Gemahlin in der Hauscapelle in Andacht vor dem Altare hingeſunken. Der fromme Herrſcher, auf deſſen Haupt der Wille des Allmächtigen in dem Zeitraume von anderthalb Jahren die Kronen von Ungarn und Böhmen, und die deutſche Kaiſerkrone ſandte, opfert ſie dem Geber alles Guten in Demuth dar, und erfleht ſich deſſen Gnade für ſeinen großen Beruf. —

Was nun die künſtleriſchen Vorzüge dieſer Gemählde betrifft, ſo finden ſich alle dieſelben, welche den aufmerkſamen Beſchauer an den früheren Werken von Ruß anziehen, in dieſen ſeinen neueſten Schöpfungen in ihrer ganzen Fülle wieder. Vertraut mit der Geſchichte des Mittelalters, wie wenige ſeiner Kunſtgenoſſen, weiß Ruß in ſeine Darſtellungen aus dieſer Periode (zweifelsohne ſein wahrer Beruf) eine Wahrheit, einen Ausdruck zu legen, welche ſeinen Gebilden einen dauernden Werth ſichern würden, wenn er auch weniger Meiſter der Technik ſeiner Kunſt wäre. Aber auch hierin leiſtet der wackere Künſtler Vorzügliches. Das helle glänzende Farbenſpiel altdeutſcher und niederländiſcher Schule prangt in ſeiner ganzen Herrlichkeit auf ſeinen Bildern. Der geheimnißvolle Schatz der Pallette, die Tauſende von Tinten, welche ihr unerſchöpflicher Schooß birgt: ſie gehorchen gerne dem Zauberrufe des Künſtlers, welcher einfach und bieder an Gemüth, glühend für ſeine Kunſt und ihre wunderbare Herrlichkeit, fremd dem übrigen Gewühle der Welt, gleich den alten Meiſtern deutſchen Volkes, auch wie ſie, freundlich von dem leuchtenden Genius der Kunſt angelächelt wird.

Die größte und wichtigſte Eigenheit der Gemählde von Ruß iſt zuvörderſt der Ausdruck der Characteriſtik ſeiner dargeſtellten Perſonen. Auch in dieſen ſeinen neueſten Werken legte er darauf ſein vorzüglichſtes Augenmerk. Der Ernſt des Greiſen Ferdinands, der Ausdruck des Wahnſinns in Johannen, die unſchuldsvollen Züge ihrer Kinder *), alles dieß iſt auf dem erſten Gemählde mit der größten Wahrheit und Umſicht gegeben.

Im zweiten fällt nebſt dieſen Vorzügen auch die mit künſtleriſcher Vollendung angeordnete Aufſtellung der Figuren dem aufmerkſamen Beſchauer ſogleich auf. Der Blick fällt zuvörderſt auf die vom ſtärkſten Lichte beſtrahlte Hauptfigur Friedrichs. Um den Begriff ſeines hiſtoriſchen Beynamens (des Schönen) ſogleich auf ihn zu beziehen, hat ſich der Künſtler die wohlbedachte Freyheit genommen, die Scene um zwey Jahre früher darzuſtellen, als ſie wirklich geſchah. (Der Beſuch Ludwigs auf Trausnitz hatte erſt am 13ten März 1325 ſtatt, auf dem Steine neben Friedrich, auf dieſem Bilde, ſteht aber 1323). Dadurch ward ihm die Freyheit, die Geſtalt Friedrichs nicht ſo verwildert, als ſie durch die dreyjährige Haft geworden war, ſondern noch in ihrer ganzen milden Schönheit darſtellen, und ſo durch ſeine Jünglingsgeſtalt, und die hohe kriegeriſche Erſcheinung Ludwigs von Bayern einen höchſt glücklichen Contraſt bilden zu können.

Das dritte Gemählde zeigt uns auch, wie tief Ruß in das Studium des Helldunkels, und der größten Meiſter deſſelben, der Niederländer, eingedrungen iſt. Die Idee, das ganze Licht des Gemähldes durch die geöffnete Thüre einfallen zu laſſen, und den dunkelſten Gegenſtand deſſelben, den in der Mönchskutte verkappten Kunz auf das hellſte Licht zu ſtellen, iſt mit Rembrandtſcher Kühnheit gedacht, und mit Glück ausgeführt.

Das vierte Gemählde endlich wird durch den Geiſt der Frömmigkeit und Andacht, der in demſelben weht, höchſt anziehend.

Das Nebenwerk ſämmtlicher Gemählde, Tracht, Hausgeräthe u. ſ. w., iſt durchaus mit jenem eiſernen Fleiße und der innigen Bekanntſchaft mit dieſem Gegenſtande ausgearbeitet, welcher ſich in allen hiſtoriſchen Gemählden von Ruß zeigt. Man muß ihn ſelbſt kennen, man muß wiſſen, wie er eines Lederriemens, einer Sandale, oder etwas dergleichen willen Tagelang Chroniken und alte Holzſchnitte, dieſen den Deutſchen faſt vorzugsweiſe eigenthümlichen Schatz zur Kenntniß der Sitten und Trachten des Mittelalters, durchwühlt, um die Vollendung dieſes Theiles ſeiner Gemählde gehörig würdigen zu können.

So hat der ſchöne Kranz von Darſtellungen aus der Geſchichte unſeres Kaiſerhauſes, welchen der raſtloſe Fleiß des wackern Ruß ſchuf, in dieſen vier Gemählden einen neuen ſehr erfreulichen Zuwachs erhalten. Die Beſichtigung derſelben, ſo wie der früheren, und Ruß's Attelier überhaupt, wird jedem Freunde

---

*) Johannens ſechs Kinder ſind großentheils welthiſtoriſche Perſonen, nämlich: Carl (ſpäter Kaiſer Carl V.); Eleonore, Gemahlin König Franz I. von Frankreich; Iſabella, Gemahlin König Chriſtierns von Dänemark; Ferdinand (ſpäter Kaiſer Ferdinand I.); Maria, Gemahlin König Ludwigs II. von Ungern und Böhmen; und Catharina, Gemahlin König Johanns III. von Portugall.

vaterländiſcher Kunſt einen wahren Genuß bereiten. Zuvorkommend, mit wahrer, öſterreichiſcher Freundlichkeit und Biederkeit, führt der liebenswürdige Künſtler Jeden, der ihn beſucht, gerne in dieſes ſein kleines Heiligthum, welches gewiß jeder Gebildete, dem Kunſt und Künſtlerſtreben in ſeiner ſchönſten, reinſten, heiligſten Tendenz für Verherrlichung des Vaterlandes, lieb ſind, um eine freundliche Erinnerung reicher verlaſſen wird. J. C. Weidmann.

Andreas del Sarto's Madonna, geſtochen von P. Gleditſch.

Hr. Paul Gleditſch, der bereits die größere goldene Belohnungs-Denkmünze von der hieſigen Academie der bildenden Künſte erhielt, hat einen ſehr wohlgerathenen Kupferſtich nach einem Gemählde des Andreas del Sarto, 17 Zoll hoch, 11 Zoll breit, verfertigt, der an den kraftvollen Grabſtichel der beſten Meiſter in dieſem Fache erinnert. Die Mutter Gottes hält ein umgewandtes Buch in ihrer linken Hand, und umfaßt mit der Rechten das Jeſuskind, deſſen Geſichtszüge voll Liebreiz ſind. Vorzüglich ſchön iſt die Geſtalt der Maria, die, wie es ſcheint, im hohen Entzucken die Worte der Verheiſſung überdenkt, die ſie ſo eben von dem auf ihrem Schoße ruhenden Heiland geleſen hat. Gewiß verdient dieſes Blatt nicht bloß in den Sammlungen (Portefeuilles), ſondern auch an den Wänden der Kunſtfreunde als eine paſſende Zierde aufbewahrt zu werden. Unten lieſt man: gemahlt von Andreas del Sarto, geſtochen von Paul Gleditſch. Sr. kaiſerl. Hoheit, dem hochwürdigſt durchlauchtigſten Prinzen und Herrn Anton Victor, kaiſerl. Prinz und Erzherzog von Öſterreich ꝛc. ꝛc., Großmeiſter des deutſchen Ordens ꝛc. ꝛc. ꝛc., allerunterthänigſt zugeeignet von Paul Gleditſch. Das Gemählde, 2 Schuh 4½ Zoll hoch, und 1 Schuh 8½ Zoll breit, befindet ſich in der Sammlung Sr. Excellenz des Herrn Grafen von Lamberg-Sprinzenſtein (der ehrwürdige Präſident der erwähnten Academie). Ganz unten ſteht mit ſehr kleinen Buchſtaben: Fiſcher ſcr., der nämlich die Schrift auf eine ausgezeichnete Art geſchnitten hat. Akbg.

Bartolozzi's Werke von Biſi.

Hr. Biſi, dem wir die prachtvolle Ausgabe der Pinacothek des königl. Pallaſtes der Künſte und Wiſſenſchaften verdanken, hat ſich entſchloſſen, auf dem Wege des Kupferſtichs in der Manier des Bartolozzi, mit eleganten und kurzen Erklärungen, ſämmtliche Werke dieſes vortrefflichen unter den neuern Mahlern herauszugeben, welcher vor nicht gar langer Zeit dem Glanze Italiens und dem Wachsthume der Künſte geraubt worden. Wer ſich dem Studium der Kunſt widmet, erhält hier beſonders Gelegenheit, zu ſehen, in welcher weiſen Mitte ſich der Künſtler zwiſchen dem Style der Neuern und den Vorſchriften der Alten gehalten hat. Hr. Biſi hat zur Unterſtützung dieſes Unternehmens nicht blos einige ſeiner Collegen gewählt, ſondern auch treffliche Zöglinge aus der Schule des Ritters Longhi, ſo wie den berühmten Meiſter ſelbſt. Die gegenwärtige Partie enthält die Zueignung, die Einleitung, nebſt vier Tafeln, nämlich: Romulus und Tatius, Veturia und Coriolan, nach Appiani's Zeichnung; Clitia vom Apollo verlaſſen, gezeichnet und geſtochen von Giuſeppe Marri; Apollo und Marſyas, gezeichnet von Marri, geſtochen von Biſi — Die Ausgabe iſt auf Velinpapier von der beſten Güte veranſtaltet; das ganze Werk wird in vier Jahren ſeine Vollendung erreicht haben. (Zum Schluß wird Appiani, nach Landesſitte, der Apelles der Inſubrer genannt.) D. L.

Zehn Blätter, nach Hebels Alemanniſchen Gedichten, componirt und radirt von Sophie Reinhard gr. Fol. Heidelberg 1820.

Den Verehrern der wunderlieblichen Dichtungen Hebels werden dieſe Blätter höchſt willkommen ſeyn. Er ſelbſt rühmt in einem Vorworte ihre Vortrefflichkeit und die Wahrhaftigkeit, mit welcher ſie Tracht und Eigenthümlichkeit eines anziehenden Völkleins darſtellen, ſo wie er geſteht, daß ihn frühere Verſuche hierin keineswegs befriedigten. Die Künſtlerin hielt ſich mehrere Zeit in jenen Gegenden auf, für die ſie eine große Vorliebe faßte. Der Statthalter von Schopfheim dürfte am meiſten gelungen ſeyn. —rh—.

Redacteur, Drucker und Verleger wie bey dem ganzen Blatte.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

4.

(Wien, Samstag den 13. Jänner.)

Ontologiſche Neuigkeiten*).

Von A. Rittig v. Flammenſtern.

XXII.

Einer ausgezeichneten Erwähnung als Product des Stereotypen-Druckes verdient der zu Ofen erſchienene, mit Wattsſchen Stereotyp-Platten gedruckte, ſogenannte Brieftaſchen-Calender auf das laufende Jahr. Die Schärfe und Reinheit der Lettern, die Schwärze des Druckes, eine geſchmackvolle Einfaſſung und die gefällige, bequeme Form — ein Duodez-Blatt — entſprechen jeder gerechten Forderung. Da hierzu auch noch der Umſtand kommt, daß es in unſerem Kaiſerſtaate der erſte in Stereotyp-Platten-Druck erſchienene Calender iſt, ſo ſollte es dem unternehmenden Watts an einer bedeutenden Zahl von Abnehmern nicht fehlen. Schade, daß man in Ofen nicht darauf bedacht war, einige Wochen vor dem neuen Jahre, und nicht erſt am 26. December v. J., wo hier beynahe ſchon Alles mit neuen Calendern verſehen iſt, eine Partie dieſer Calender hierher zum Verkaufe zu ſenden.

Wie lange es oft nöthig hat, bis eine naturhiſtoriſche Beobachtung uns ſo klar wird, daß wir uns von der Gewißheit derſelben überzeugt halten, dann wie lange es wieder bedarf, bis dieſe Gewißheit als reine Wahrheit frey ins Leben tritt: davon liefert uns die Entdeckung, »daß auch die Schlangen Thränen haben,« den überzeugenden Beweis. Bekanntlich unterhielt und unterhält zum Theile noch der hieſige k. k. Zahlmeiſter und Obercommiſſär Joſeph Seyerkammer, Edler von Treuenſtein, ſeit dem Jahre 1812 eine zahlreiche Sammlung lebendiger Amphibien, unter denen ich vorzugsweiſe hier: die Äsculapſchlange, Coluber aesculapi; die öſterr. Natter, C. austriacus; die gewürfelte Natter, C. tessalatus; die Mauer-Natter, C. murorum; die ſchwarze Natter, C. nimax; die Waſſer-Natter, Natrix, und die Bruchſchlange (Blindſchleiche), C. fragilis, dann die Waſſer-, Erd- und Bergſalamander bemerke. Da mir der biedere v. Treuenſtein mit Vergnügen den Zutritt in ſein Amphibien-Cabinett geſtattete, ſo theilte ich auch dem Publicum im Heſperus, Jahrg. 1814 und 1818, eine detaillirte Beſchreibung hierüber um ſo mehr mit, als eine zahlreiche Sammlung lebendiger Amphibien, von einem Privaten unterhalten, unter die erſten Seltenheiten gehört; denn abgerechnet die läſtige Pflege und Wartung, bedarf es eines beſonderen Impulſes, um in dem Kreiſe derſelben mit Vergnügen ſeine Erholungsſtunden zuzubringen. Auch die von Treuenſtein gemachten naturhiſtoriſchen Beobachtungen, in ſo weit er ſie mir ſchriftlich gab, ließ ich im Heſp. 1818 abdrucken. Nur jene Beobachtungen, die er mir mündlich mittheilte, weil ſie gegen allgemein angenommene vermeintliche Erfahrungsſätze ſtießen, notirte ich für mich in mein Tagebuch. Unter dieſen Notaten findet ſich nun auch Treuenſteins Äußerung gegen mich: daß er, gegen die allgemeine Behauptung, vollkommen überzeugt ſey: daß die Schlangen Thränen haben; nur ſey er zu wenig Anatom, um den Beweis, den ihm ſeine Sammlung täglich an die Hand gibt, mit Grund durchführen zu können. Auch ich ließ, von meinen Berufsgeſchäften abgezogen, die Angabe auf ſich beruhen. Man denke ſich aber, welche angenehme Überraſchung es für mich war, als ich unlängſt aus den Verhandlungen der königlichen Academie der Wiſſenſchaften zu Paris vom Jahre 1820 erſah, daß in ſelber ein gewiſſer Hr. Jules Cloquet auftrat, und die Behauptung: daß die Schlangen keine Thränenfeuchtigkeit abſondern, durch eine Reihe ſorgfältiger anatomiſcher Unterſuchungen, Präparate und darnach von ihm ſelbſt gefertigter Zeichnungen vollkommen widerlegte. Aus Cloquets mit Scharfſinn durchgeführten Unterſuchung geht nun klar hervor: daß die Schlangen mit den Organen zur Abſonderung und Ausleerung der Thränenfeuchtigkeit, ſo wie mit letzterer betheilt ſind, indem ſie über dem Augapfel, welcher unter einem durchſichtigen und feſten Augenlied beweglich iſt, eine bedeutende Menge Thränenfeuchtigkeit haben, und daß eben dieſe Thränenfeuchtigkeit nebſt derjenigen der ſackförmigen Vereinigungshaut die Bewegung des Augapfels weſentlich befördert. Somit wäre alſo wieder eine ſeit Ariſtoteles Zeiten aufgeſtellte und als Wahrheit anerkannte Behauptung zur Lüge umgeſchaffen!

---

*) Eben als wir den im vorigen Quartal angekündigten umſtändlichen Aufſatz über die große Metallwaaren-Fabrik der Gebrüder von Roſthorn dem Druck übergeben wollten, ging dieſe Lieferung der ontologiſchen Neuigkeiten ein. Da nun dieſe ſich ſchon ihrer Natur nach nicht aufſchieben laſſen, und wir nicht zu viel Techniſches auf Einmahl liefern konnten, ſo bleibt jener Aufſatz für eine ſpätere Nummer. — In Betreff des Wortes »ontologiſch« wird es in dem neuen Jahrgange vielleicht nicht überflüſſig ſeyn, des Herrn Verf. in Nr. 9. des vor. Jahrg. ausgeſprochene Erklärung zu wiederholen. Es lautet dort: »Die Ontologie umfaßt im Gegenſatze der Anthropologie alles, was Ding genannt, und hierdurch vom Geiſtigen und Moraliſchen im Menſchen unterſchieden wird; ſomit a) die Mathematik, b) die Phyſik, c) die Naturgeſchichte und d) die Technologie. Da das Wort »techniſch« mich bisher in Aufnahme manches Wiſſenswürdigen zu ſehr beſchränkte, ſo kann mir nur das »ontologiſch« den nöthigen Raum geben.« — Für dieſe Wahl eines andern Wortes ſtatt »techniſch« trat unſerer Seits auch der Beweggrund des deutlichern Unterſcheidens von den polytechniſchen Nachrichten hinzu, von denen Nr. 153 und 154 v. J. die II. Lief. brachte, und jetzt wieder eine neue bereit liegt.

Die Red.

Folgende economiſche Preisfragen hat die k. k. Landwirthſchafts-Geſellſchaft in Steyermark für das Jahr 1821 aufgeſtellet. 1) Auf welche Art und in wie ferne möchte es nützlich ſeyn, in der obern Steyermark von dem Getreidbaue zur Viehwirthſchaft überzugehen, und daher in den höhern Thälern (an) der Muhr, Ens, Mürz und Salza, dann in den auf den Gebirgen liegenden Wirthſchaften den Getreidbau nur in ſo weit zu betreiben, als ſolcher nothwendig iſt, um die Wieſen-Krummen zu erneuern und das unentbehrliche Stroh herbey zu ſchaffen? 2) Auf welche Weiſe könnte der Handel mit ſteyermärkiſchen Weinen in die benachbarten öſterreichiſchen Provinzen befördert, und in das Ausland eröffnet werden? Für die beſte Beantwortung einer jeden dieſer zwey Fragen iſt der Preis nebſt der Geſellſchafts-Medaille mit dreyßig kaiſerlichen Ducaten in Golde, und für jede Ausarbeitung, welche den beſten Beantwortungen von jeder dieſer zwey Fragen am nächſten kömmt, für das Acceſſit nähmlich, mit funfzehn kaiſerlichen Ducaten in Golde beſtimmt. Der Termin zur Einſendung an den Central-Ausſchuß der k. k. Landwirthſchafts-Geſellſchaft in Steyermark zu Grätz iſt bis letzten September 1821.

A. Jameſon macht die von ihm bewährt gefundene Art: Bienenſtöcke zu vereinigen, bekannt, die beachtenswerth iſt. Dieſe Vereinigung dient für jene Fälle, wo ein Stock zu ſchwach iſt, den Winter zu überdauern, oder, wo man den Bienen den Honig nehmen will, ohne ſie zu erſticken, und wird auf folgende Art bewirkt: Es wird ein leerer Bienenkorb auf denjenigen geſtellt, aus welchem man die Bienen treiben will, zwiſchen beyde aber ein kleines Stück Holz gelegt, dergeſtalt, daß beyde Körbe auf einer Seite ungefähr einen Zoll von einander ſtehen, damit die Bienen, wenn ſie an der einen Seite des Korbes hinangetrieben werden, nicht wieder an der andern in den alten Korb zurückgehen. Man pocht dann behutſam an den untern Korb, bis die Bienen, von dem Geräuſche erſchreckt, in dem obern Zuflucht ſuchen. Alsdann hebt man den Korb mit den ausgetriebenen Bienen leiſe auf, während ein Gehülfe den anderen aufhebt, mit welchem jene vereinigt werden ſollen. Der Korb, der die neue Colonie aufnehmen ſoll, wird mit der Mündung aufwärts gehalten, während ein anderer Gehülfe die Bienen, ſo wie ſie ſich zeigen, vermittelſt einer Bürſte oder eines Flederwiſches, mit einer dicklichen Flüſſigkeit von lauwarmem Biere, worin Zucker aufgelöſt iſt, beſprengt. Hat man es eben ſo mit dem andern Korb gemacht, den man ausgetrieben, ſo werden die Bienen ſo ſchnell als möglich in den Korb gebracht, der die Colonie erhalten ſoll. Die beſte Zeit zu dieſem Geſchäfte iſt Abends. Jameſon verſichert, daß auf dieſe Art ſehr wenig Bienen umkommen.

Profeſſor Straub in Hofwyl hat bey ſeinem Voltaiſchen Apparat die vormals angewandten Kupferſcheiben mit entſchiedenem Vortheil einer größern Wirkung, durch künſtliche Kohlenſcheiben erſetzt.

Der Chevalier Theodor Carrezini, ein Piemonteſer, hat zwey Arten runder Platten erfunden, die er geocentriſche und heliocentriſche Tafeln nennt, und mit deren Beyhülfe man, ſeiner Angabe nach, in ſehr kurzer Zeit und ohne mathematiſche Kenntniſſe von Grund aus den Lauf der Sterne beobachten und dahin gelangen kann, die Himmels-Erſcheinungen zu erklären, auch ſoll man ſich vermittelſt dieſer Tafeln im Felde in wenigen Minuten eine genaue Mittagslinie verſchaffen können, und bey einem Landmarsch die Richtung nach Norden nicht verfehlen ꝛc. Wenn ſich dieſe Angaben bewahrheiten, ſo werden wir wohl nächſtens ein Mehreres hierüber hören.

Watt hat ein Micrometer zur Meſſung von Entfernungen erfunden, daß ſehr genau mißt und beſonders auf unebenem Boden, oder bey Meſſungen zwiſchen Hügeln und über Seebuchten, wo die Meßkette nicht anwendbar iſt, ſich ſehr empfehlen ſoll. Eine Beſchreibung dieſes Inſtruments findet ſich im dritten Hefte des philosophical Journal 1820.

Durch die Entdeckungen der letzten Nordpol-Expedition, commandirt von dem nunmehrigen Commodore Parry, iſt es nun entſchieden: daß Grönland nicht mit dem feſten Lande von America zuſammenhängt. Nach einem Beſchluß der Admiralität iſt dieſe entdeckte Meerenge, welche Grönland von America ſcheidet — aus Achtung für den Secretär der Admiralität, der den Plan zur Entdeckungsreiſe entworfen hat — Barrow-Straße genannt worden.

Des Mechanicus König in London erfundene Druckmaſchine war bis jetzt in Europa die einzige, auf welcher der ganze Druck eines vollen Bogens in drey und einer halben Secunde bewirkt werden konnte, und die in einer Stunde neunhundert und funfzig Bogen fertig machte. Nun hat aber der Buchdrucker Hellfarth — in Erfurt — bekannt gemacht, daß er eine Druck-Maſchine erfunden habe, die einen bis acht Bogen in Formen zugleich abdruckt, und innerhalb zwölf Stunden auf jedem dieſer Bogen, ſey nun das Format groß oder klein, 7000, und ſomit auf acht Bogen 56,000 beyderſeitige Abdrücke liefert. Bey der Druckmaſchine König's werden nur zwey Leute gebraucht, indem der eine den Bogen einlegt, der andere ihn aber wieder empfängt, bey der Hellfarth'ſchen Maſchine beſorgen drey Männer das Ein- und Auslegen des Papiers. Die bewegende Kraft der letztern Maſchine wird durch ein Pferd, jene der erſtern aber durch eine Dampfmaſchine erzielt.

Die in dem Conv. Bl. Nr. 131 v. J. Oekon. Neuigk. XIX. als eine neue Erfindung angeführte Lampe, die keinen Schatten wirft, wird nun von ihrem Erfinder Bebenna in London unter dem Nahmen: Patent schadowless Lamp, öffentlich verkauft, und findet, da ſich in der Anwendung obige Angabe: daß ſie erleuchtet keinen Schatten wirft, vollkommen bewähret, ſtarken Abſatz. Im Handel hat dieſe Lampe auch die Benennung: Neue Sinumbra-Lampe erhalten.

Jenen Individuen, deren Beruf es mit ſich bringt, nach dem Tode eines Chefs, Entwurfe zu Trauergerüſten machen zu müſſen, empfehle ich die zu Prag im Kupferſtiche erſchienene Abbildung des Trauergerüſtes, das bey der Begräbnißfeyer des ſieggekrönten Feldherrn: Feldmarſchalls Fürſten von Schwarzenberg, zu Prag in der St. Ignatiuskirche am 24. October 1820 nach dem Entwurf des k. k. Artillerie-Oberlieutenants J. Groyer aufgeſtellet wurde. Groyer leitete hierbey auch die Ausführung-

Ohne mit Trauer-Inſignien überladen zu ſeyn, entſpricht das Ganze vollkommen dem beabſichtigten Zweck und der hohen Würde, die der Verſtorbene mit ſo vielem Ruhme unter uns bekleidete. Die Herausgabe des Kupferſtiches beſorgte C. C. Rainold in Prag. Der Stich iſt von C. Plath.

Bekanntlich hat bereits vor längerer Zeit der Engländer Farey ein Inſtrument, dem er den Nahmen Elliptograph beylegte, erfunden, um damit alle Arten von Ellipſen zu beſchreiben. Nun will aber der Superintendent Märtens zu Halberſtadt ein mathematiſches Inſtrument erfunden haben: vermittelſt welchem man alle krummen Linien, welche aus Kegelſchnitten entſtehen, als Kreis, Ellipſe, Parabel und Hyperbel verzeichnen kann, und zwar in allen gegebenen Verhältniſſen des Parameters zur Achſe. Eine Vergleichung des Märtens'ſchen Inſtruments mit jenem des Farey kann nur beſtimmen, ob und in wie weit eine Benützung der frühern Erfindung hierbey Statt findet.

(Schluß folgt.)

* * *

Sinngedichte des Auſonius.

Überſetzt von W. J. Elliſon von Nidlef *).

Auf die treubrüchige Eumpina. (10.)

Schierling bereitete treulos das Weib dem eifernden Gatten;
Doch zum Morde zu ſchwach dünkt ſie der ſchreckliche Trank.
Drum miſcht tödtliches Maß Queckſilbers die Schlaue darunter,
Daß die verzweifachte Kraft ſichere ſchleunigen Tod.
Trenne der Gaben beyde wer, macht jegliche Gift aus;
Mittel dagegen nimmt wohl, welcher vereinet ſie trinkt.
Wie nun ſo unter ſich die verderblichen Miſchungen ſtreiten,
Sieget der heilende Stoff glücklich dem tödtlichen ob.
Plötzlich erzwingen ſie drauf durch des Bauches Gehöhle den Ausgang,
Den auf ſchlüpfrigem Pfad übrige Speiſe ſich nimmt.
Groß iſt der Götter Huld! es nützet geſteigerte Gräuelthat,
Und, iſt's Schickſals Beſchluß, hilft auch gedoppeltes Gift.

An die überreife Galla. (13.)

Galla, wir altern, ermahnte ich einſt, die Jahre entfliehen,
Nütze den Lenz; keuſch, gilt Mädchen und Vettel für Eins.
Achtlos blieb's. So, nimmer erwartet, beſchlich dich das Alter,
Und die entſchwundene Zeit bringet kein Wunſch mehr zurück.
Reue fühleſt du nun, klagſt, daß du den jetzigen Willen
Früher nicht hatteſt, jetzt frühere Reize nicht haſt. —
Werde dennoch geküßt: genieße verſäumtes Entzücken,
Gönne — nicht was ich will, nein, was ich einſtens gewollt.

---

*) Eine Lieferung verdeutſchter Auſoniſcher Sinngedichte enthält bereits das Conv. Blatt im 2. Bande des 1. Jahrganges Nr. 18. Sie umfaßt das 9. 14. 23. 41. 57. 75. 79. 81. 101. 104. und 121. Epigramm. Dieſe Zahlen, ſo wie die in der gegenwärtigen Lieferung jedem Epigramme beygeſetzten, deuten auf die in der allbekannten Zweybrückner Ausgabe angenommene Ordnung.

Glückswechſel. (22.)

Welcher verzweifelnd dem Tode genaht, ihm zeigte ein Schatz ſich;
Jubelnd vertauſcht er den Strick, Fordrer des Todes, damit.
Welcher der Erde vertraut ſein Gold, und ſah es verloren,
Knüpft den gefundenen Strick flugs um den Hals ſich und ſtirbt.

Die Spartanerinn. (23.)

Spendend dem Sohne das Schild, ſprach ſolches die ſpartiſche Mutter:
Komm mit dieſem, mein Sohn, oder in dieſem zurück.

Pallas und die bewaffnete Venus. (40.)

Waffen bedeckt traf Pallas zu Sparta Cytheren; da ſprach ſie:
Jetzo verſuche den Kampf, Paris mag Richter uns ſeyn.
Venus darauf: Verwegene, mich, die Gewappnete, höhnſt du?
War ich doch damahls nur nackt, als ich den Sieg dir entwand.

Die Weihe des Spiegels der Lais. (55.)

Alterbeſchwert, ach, weih' ich, Lais, den Spiegel Cytheren;
Ewiger Schönheit Huld gönne ihm ewigen Dienſt.
Mir, ach, nützt er nicht mehr: denn welcher Geſtalt ich geweſen,
Kann, und welcher ich bin, mag ich mich nimmer erſchaun.

Myrons eherne Kuh. (58.).

Erzgeformet, die Kuh, hat mich Myrons ſchöpferiſcher Meißel;
Doch bedünke ich mich mehr als geformet — belebt!
Denn mich beſpringet der Stier, mir brüllet ſeine Gefährtinn,
Und das durſtende Kalb ſuchet bey mir ſich die Milch.
Staunen entlockt dir der Heerde Wahn? Schau, ſelbſt der ſie hüthet,
Zählt er die Weidenden ab, rechnet er immer mich ein.

Auf den Zwerg Fauſtulus. (122.)

Auf der Ameiſ', ihm ein Elephant, ritt Fauſtulus kühnlich.
Plötzlich, herabgeſchnellt, wälzt ſich im Staube der Fant.
Nun beynahe zu Tode geſtrampft von den winzigen Hufen,
Hält er den ſcheidenden Geiſt kaum noch mit Mühe zurück.
Dennoch kreiſcht er voll Wuth: Was lachſt du, ſchurkiſcher Livor,
Ob des gräulichen Falls? Fiel nicht auch Phaeton ſo?

Reichthum und Armuth. (136.)

Nicht iſt ſelig des Reichen Geſchick, nicht weicht ihm der Arme;
Dieſen und jenen drückt irdiſches Los — der Bedarf!
Edles Geſtein iſt des Reichen Bedarf, des Armen die Brotfrucht;
Beyde bedürftig, iſt's minder der Arme ſogar.

* * *

Jones muſicaliſche Anecdoten *).

Wenn wir dem Joſephus glauben, ließ Salomon zwey Mahl hundert tauſend Trompeten zum Dienſte der Einweihung des Tempels machen,

---

*) Siehe das Literatur- und Kunſtblatt bey der vorigen Nr.

und vier Mahl hunderttauſend andere Inſtrumente, als: Harfen, Pſalter, und andere dergleichen aus gemiſchtem Metalle, theils Gold, theils Silber, verfertigen, um die Geſänge zu begleiten. Da obige Zahlen allen Begriff von Maß und Berechnung zu überſteigen ſcheinen, fügt Herr Eaſtcott (aus deſſen Skizzen vieles dieſer Abtheilung gezogen iſt) folgende Bemerkungen als Ergänzung bey. Zuerſt müſſen wir uns erinnern, daß Gott den Salomon nicht nur mit Weisheit, ſondern auch mit Reichthum ſegnete, wie kein Monarch, weder vor noch nach ihm, jemahls beſeſſen. Der Einfluß des Geldes in ſeine Staaten war ſo groß (II. Chron. XI. 13.), daß während ſeiner Regierung das Silber keinen Werth hatte. (I. Buch der Könige X. 21.) Es iſt ferner zu bemerken, daß der Leviten, die ſämmtlich Muſiker waren, 38,000 geweſen ſind, und daß immer eine ſehr große Zahl von Schülern erforderlich war, die jene, wenn ſie im funfzigſten Jahre ihres Alters entlaſſen wurden, ſogleich erſetzen konnten. Überdieß kann man vorausſetzen, daß ein Ruckhalt von Inſtrumenten, in beſter Ordnung, immer bereit gehalten wurde, zum beſondern Gebrauche am Sabbath, und an den Feyertagen, und daß, obſchon Saiten-Inſtrumente ſtets der Gebrechlichkeit unterworfen ſind, gleichwohl an jenem Tage, an welchem das Geſetz jede Handarbeit ſtreng verbiethet, keines zurecht gemacht, ja nicht einmahl eine Saite darauf gezogen werden durfte.

Die Erzählung von dem berühmten senatus consultum, oder vielmehr Decret, gegen den Sänger Timotheus zu Sparta, wegen Vermehrung der Saiten-Zahl auf ſeiner Leyer, wird von Pauſanias und Suidas beſtätiget. Dieſes ſeltſame Stück des Alterthums hat Boethius nach ſeinem vollen Inhalt aufbewahrt. (De musica, cap. I.) Herr Stillingfleet (Grundſätze und Gewalt der Harmonie, §. 185) hat einen Auszug davon gegeben, zum Beweiſe der Einfachheit der alten ſpartaniſchen Muſik. Die Thatſache wird im Athenäus angeführt, und Caſaubonus hat in ſeine Anmerkungen zu dieſem Autor den vollſtändigen Originaltext aus dem Boethius mit Verbeſſerungen eingerückt, wohin wir unſere gelehrten Leſer verweiſen. Wir wollen indeß hier eine treue Überſetzung dieſer außerordentlichen ſpartaniſchen Parliaments-Acte geben. »Nachdem Thimotheus der Mileſier, der in unſere Stadt kam, unſere alte Muſik entehrt, und die ſiebenſaitige Leyer verachtend, durch Einführung einer größern Mannigfaltigkeit von Tönen die Ohren unſerer Jugend verführt; auch durch die Zahl ſeiner Saiten, und die Neuheit ſeiner Melodie unſerer Muſik ſtatt des einfachen und ordentlichen Putzes, in welchem ſie bisher erſchien, einen weibiſchen und gekünſtelten verliehen hat; nachdem er ferner die Melodie dadurch geſchändet, daß er chromatiſch ſtatt enharmoniſch componirt; — haben die Könige und die Ephoren beſchloſſen, dieſerwegen Strafe über Timotheus zu verhängen, ihn zu verbinden, daß er von ſeinen eilf Saiten, die ſieben Töne allein ausgenommen, alle übrigen abſchneide, und ihn aus der Stadt zu verbannen. Jedem zur Warnung für die Zukunft, damit Niemand ſich beygehen laſſe, unanſtändige Gebräuche in Sparta einzuführen.«

Im Athenäus wird dieſe nähmliche Begebenheit mit dem Beyſatze erzählt, daß, als der Gerichtsdiener im Begriffe war, jenen Spruch zu voll führen und die neuen Saiten von der Leyer abzuſchneiden, Timotheus auf demſelben Platze eine kleine Statue gewahr wurde, welche eine Leyer mit eben ſo viel Saiten, als die, welche das Ärgerniß gegeben hatte, in ihrer Hand hielt, und, nachdem er dieſe den Richtern gezeigt hatte, losgeſprochen worden ſey.

Ein Umſtand in den auf uns gekommenen Nachrichten von den olympiſchen Spielen mag einiger Maßen dienen, den Character der Muſik jener Zeiten darzuſtellen. Lucian erzählt, daß ein junger Flötenſpieler, Nahmens Harmonides, bey ſeinem erſten Erſcheinen in jenen Spielen ſein Solo mit ſolcher Anſtrengung begann, daß er ſeinen letzten Athem in die Flöte blies, und auf dem Platze ſtarb. Fügt man dieſer uns wunderbar, ja faſt unglaublich ſcheinenden Anecdote noch bey, daß die Trompeter bey dieſen öffentlichen Productionen eine ausgelaſſene Freude bezeigten, wenn ſie fanden, daß ihre Kunſtleiſtungen ihnen weder die Wangen zerriſſen, noch die Blutgefäße zerſprengt hatten, ſo kann man ſich einigen Begriff von dem geräuſchvollen Styl der Muſik machen, die damahls gefiel; und nur aus ſolchen Thatſachen kann eine Meinung über den wirklichen Zuſtand der alten Muſik gebildet werden. In was immer für einer Manier die Flöte geblaſen ward, ſo iſt kein Zweifel, daß dieſes Inſtrument in Griechenland lange Zeit in hoher Gunſt blieb, und die Flötenſpieler in großer Achtung ſtanden. Die Flöte, deren Ismenias, ein berühmter thebaniſcher Tonkünſtler, ſich bediente, koſtete zu Corinth drey Talente, oder 581 Pfund Sterling 5 Schilling. Wenn, ſagt Xenophon, ein ſchlechter Flötenſpieler für einen guten gelten wollte, mußte er, wie die großen Flötenſpieler, beträchtliche Summen auf einen reichen Staat verwenden, und mit einem zahlreichen Gefolge im Publicum auftreten.

Im Jahre 60 erſchien Nero auf dem Theater zu Neapel als öffentlicher Tonkünſtler, und ließ ſich dort mehrere Tage hindurch hören. Unter andern ſang er: Oreſtes den Muttermörder, den blinden Ödipus, und den raſenden Hercules. Seine nächſte Erſcheinung war in Griechenland, wo er ſich bey den olympiſchen Spielen in die Reihe der übrigen Tonkünſtler ſtellte, und durch Beſtechung entweder des Richters, oder ſeiner Mitwerber, den Preis erhielt. Er durchreiſte Griechenland in der einzigen Abſicht, ſeine Geſchicklichkeit im Singen und Zither-Spielen zu zeigen. Überall forderte er die beſten Muſiker heraus, und ward, wie ſich denken läßt, ſtets für den Sieger erklärt. Er befahl, die Standbilder der übrigen Sieger umzuwerfen und zu zertrümmern, damit ihr Andenken verlöſchen möge. Bey ſeiner Rückkehr aus Griechenland kam er nach Neapel, von weißen Pferden gezogen, wie die Preis-Gekronten in den heiligen Spielen zu thun pflegten; und, nachdem er mehrere andere Städte beſucht hatte, hielt er ſeinen öffentlichen Einzug zu Rom durch eine Breſche in der Umfangsmauer mit der größten Pracht und Feyerlichkeit eines olympiſchen Siegers, achtzehn hundert Preiſe mitbringend, die er von Richtern muſicaliſcher Wettſtreite erzwungen hatte. Sein Gewand war von Purpur, mit goldenen Sternen geziert, auf ſeinem Haupte trug er die olympiſche, in ſeiner Rechten die pythiſche Krone. Alle Claſſen des Volks kamen ihm entgegen; mehrere tauſend Sclaven folgten dem Wagen des Auguſtus, auf dem er fuhr, und die Straßen waren allenthalben mit Blumen beſtreut. Die Verſicherung, daß er die berühmteſten Sänger der griechiſchen Theater übertreffe, hatte ihn angetrieben, Griechenland zu beſuchen. Auf gleiche Weiſe ſchmeichelte man ihm, daß er die Dichter vollkommen verſtände, und er ſelbſt dünkte ſich ihnen allen überlegen, obſchon er niederträchtig genug war, die Gedichte irgend eines ſeiner Paraſiten zu declamiren, und ſie im Publicum für ſeine eigenen auszugeben. Er war ſo ängſtlich für ſeine Stimme beſorgt, daß er, mit einer dünnen Bley-Platte über dem Magen, auf dem Rücken zu liegen pflegte; er enthielt ſich aller Arten von Früchten, und aller Gerichte, die man der Stimme ſchädlich glaubte; er redete nicht mehr zu ſeinen Kriegern oder zum Senate, ſondern gab alle ſeine Anordnungen ſchriftlich; er bezahlte einen phonoscus, oder Hüter ſeiner Stimme, und wollte nimmer anders, als in deſſen Beyſeyn, ſprechen; denn dieſem hatte er befohlen, ihm für den Fall, daß er ihn irgend einmahl ſeine Stimme anſtrengen hörte, den Mund mit einem Tuche zu verſtopfen. Wir finden aber, daß Nero eine Leidenſchaft für die ſanfteſten Vergnügungen mit einem Durſte nach den größten Grauſamkeiten vereinigte, und daß, während er ſich an dem unwiderſtehlichen Zauber der Muſik ergetzte, er die entſetzlichſten und teufliſchſten Entwürfe erdachte, die je den Character des Menſchen entwürdigten. Auch der Kaiſer Commodus, ein eben ſo großes Ungeheuer als Nero, erſchien öfters als ein öffentlicher Sänger auf der Schaubühne.

Als Eduard I. von England Wales eroberte, fand er, daß die Geſänge der wälſchen Barden einen ſo mächtigen Einfluß auf das Gemüth des Volkes übten, daß er die grauſame Politik ergriff, ſie alle zum Tode zu verdammen. Lange vor der Eroberung ſtanden die brittiſchen Harfner ſchon in großem Rufe. In dem alten Lehenbuche iſt Wilhelms des Eroberers Güte gegen ſeine Barden aufgezeichnet.

Im Jahre 1680 wurde zu Padua die Oper Berenice mit ſolch einem erſtaunenswürdigen Glanze gegeben, daß ſie beſondere Erwähnung verdient. Der Chor beſtand aus hundert Mädchen und hundert Kriegern; unter den Comparſen waren hundert Reiter, gleich jenen Kriegern ganz in eiſerner Rüſtung, vierzig berittene Waldhorniſten, ſechs Trompeter, und ſechs Pauker zu Pferde, ſechs Fahnenträger, ſechs Poſauniſten, ſechs Flötenſpieler, ſechs Minſtrels, die auf türkiſchen Inſtrumenten ſpielten, ſechs andere mit Octav-Flöten, ſechs Pagen, ſechs Cymbelſchläger, zwölf Jäger, zwölf Stallknechte, ſechs Wagenleiter zum Triumphe, ſechs andere zum Einzuge, zwey Löwen und zwey Elephanten von Türken geführt; ferner war zu ſehen: Berenice's Triumphwagen, von vier Pferden gezogen, und ſechs andere, mit zwey Pferden beſpannte Wagen, mit Beute und Gefangenen. Unter den Decorationen war im erſten Acte eine weite Ebene mit zwey Triumphbogen, eine andere mit Pavillons und Zelten, und ein Wald zur Jagd. Im dritten Acte kamen das vollſtändig eingerichtete königliche Ankleidezimmer, eine Halle, mit Tapeten geſchmückt, und mit der Ausſicht auf einen herrlichen Pallaſt im Hintergrunde, dann der Marſtall, mit hundert lebendigen Pferden, vor. Der erſte Act ſchloß mit allen Gattungen der Jagd, auf Eber, Hirſche, Rehe und Bären. Am Ende des dritten Acts ſtieg eine ungeheure Kugel gleichſam vom Himmel herab, und theilte ſich in mehrere andere, in der Luft ſchwebende Kugeln, die mit ſinnbildlichen Vorſtellungen der Zeit, des Ruhms und der Ehre u. dergl. geziert waren.

Sir John Hawkins erzählt in ſeiner Geſchichte der Muſik eine Begebenheit, die unſere Leſer unterhalten dürfte. Ein Capitän des Regiments Navarra, der gefangen ſaß, bath den Gouverneur des Gefängniſſes, ihm zu erlauben, daß er ſeine Laute holen laſſe, damit er die trägen Stunden ſeiner Gefangenſchaft durch Muſik beflügeln könne. Dieſe Gunſt ward ihm gewährt. Nachdem er einige Zeit geſungen und geſpielt hatte, ſah er zu ſeinem großen Erſtaunen die Mäuſe aus ihren Höhlen kommen, die Spinnen ihren Geweben entſteigen, und einen Kreis um ihn her bilden; er ſtand unbeweglich, legte ſeine Laute nieder; ſogleich zogen Thiere und Inſecten ſich in ihre Wohnung zurück. Nach ſechstägigem Schweigen, während welcher Zeit er ohne Beſuch blieb, machte er denſelben Verſuch, und erfuhr dieſelbe Wirkung; häufig ſetzte er dieſe muſicaliſchen Übungen fort, und alle Mahl war er gewiß, von einer zahlreichen und aufmerkſamen Geſellſchaft umgeben zu werden. So verſchaffte er ſich Kenntniſſe über die Gewalt der Muſik, die ihm oft die trüben Stunden ſeiner Gefangenſchaft erheiterten.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Roſſini's comiſche Oper: »die Italienerinn in Algier« wurde im Theater an der Wien wieder in die Scene gebracht und jetzt, da man Roſſiki's ein Mahl gewohnt iſt, den 5ten zum erſten Mahle mit der größten Freude und mit dem lebhafteſten Applaus aufgenommen. Es wäre vielleicht nicht übel, eine Cantate mit dem Titel: Macht der Mode und des Charlatanism,« mit lauter Roſſini'ſchen Thematen auszuſtaffiren; das wäre eine neue Anwendung des Verbrauchteſten und würde die Vielſeitigkeit unſers neuen Amphion recht in's volle Licht ſetzen. Zu läugnen iſt nicht, daß die Compoſition ihre dießmalige ſehr günſtige Aufnahme, hauptſächlich der gelungenen Darſtellung verdankt, indem alle Mitwirkenden und beſonders der treffliche Tenor des Lindoro in ſeinen entzückenden hohen Chorden, durch die überraſchende Sicherheit und Fertigkeit, mit welcher er ſich ſeine ganze vielſtufige Tonleiter auf und ab beweget, ohne daß man den oft ſo ſtörenden und unangenehmen Übergang von der Bruſtſtimme in das Falſet gewahr wird, das empfängliche Publicum enthuſiasmirten. Dieſer junge Sänger hat nie ſchöner als dieſes Mahl geſungen, und erfreute nicht allein durch ſeine ſeltene Stimme, ſondern auch durch den richtigen und effectvollen Vortrag. Der Alt-Part der Iſabelle war in den beſten Händen und empfahl die junge Anfängerinn, welche ihn mit ſo viel Gewandtheit gab, von neuem in die Gunſt des Publicums. Der Muſtapha war in Spiel und Geſang weit minder ſchwerfällig als ſonſt, und ſang ſeine Baß-Partie wirklich mit überraſchender Geläufigkeit. Nicht wenig trug zur Ergetzlichkeit im Sinne dieſer Opern-Schöpfung der talentvolle Comiker bey, welcher den Thaddäus gab. Das Duett Lindors und des Dey im erſten Acte, das wirklich ſchön geſchriebene Terzett Lindors, des Dey und des Thaddäus im zweyten

Arie mußten wiederholt werden, und ſo auch die Stretta des erſten Finale, in welchem ſich der Compoſiteur mit dem Publicum wirklich einen etwas derben Spaß erlaubt hat: doch da es denſelben ſo gutmüthig aufnimmt, ſo kann Niemand etwas dagegen haben. Das Talent des wirklich mit Kraft wirkenden Comikers, welcher bey dieſer Vorſtellung, wie jüngſt als Knoll in der Müllerinn, ſo viel zur Erheiterung aller Zuſchauer beytrug, iſt ſo eminent und ſelten, daß man nicht leicht zu viel zu ſeiner Aufmunterung thun kann. Wenn ihm der wachſende Muth mehr Sicherheit und Feſtigkeit in der Handhabung ſeines Talentes wird gegeben haben, dann wird ihm auch kein Leporello und Pedrillo mehr mißglücken. Die Chöre gingen vortrefflich und die ganze Aufführung zeigte die Kraft dieſes Theaterweſens unter ihrer einſichtsvollen und echt kunſtſinnigen Direction im vortheilhafteſten Lichte. Die Ankündigung der Wiederhohlung der Oper wurde mit allgemeiner Freude gehört, und Lindoro gerufen, welcher höchſt beſcheiden mit der talentvollen Altiſtin an der Hand erſchien.

Der Concerte waren in den nächſt vergangenen Zeiten viel zu viel; dieſe Waare muß durch ihre Seltenheit wieder an Werth gewinnen, ſie muß nur von Solchen ausgebothen werden, welche allgemeines Zutrauen haben, dann kann wieder Vortheil bey ſolchen Unternehmungen ſich zeigen. Zu Jenen, welche uns beypflichten, mag wohl auch der verdienſtvolle ruſſiſch-kaiſerliche Hof-Contrabaſſiſt Herr Dall'Occa gehören, welcher am 6. Jänner im ziemlich leeren k. k. kleinen Redouten-Saale um die Mittagsſtunde ein Concert gab. Ungeachtet der hieſige Virtuos auf dem Contra-Baſſe, Herr Hindle, Mitglied des Theaters an der Wien, rückſichtlich der Schwierigkeiten nichts zu wünſchen übrig läßt, wurde Herrn Dall'Occa die gerechte Anerkennung ſeines ſehr lieblichen, auf eine ganz eigene Weiſe anſprechenden, ſehr reinen und ſelten in den höchſten Tönen quitſchenden Tones zu Theil. Sein Vortrag iſt ſehr richtig und es ſpricht ſich in ſelbem ein echt muſicaliſcher Sinn aus. Er ſpielt auf einem dreyſaitigen Inſtrumente, dem er in allen Applicaturen, ſelbſt ganz nah am Bogen-Wege, die ſchönſten Töne entlockt. Seine Finger fallen wie Hämmer mit der größten Präciſion, und verkürzen die Saiten weit vom Griffbrete weg noch mit aller Sicherheit, und er ſchlägt in der höchſten Applicatur den reinſten Triller. Er entfaltete ſein ausgezeichnetes Talent in einem Rondo von Rode und in Variationen über ein ruſſiſches Volkslied von Lamar. Wenn das Lob durch den Tadel nur um ſo mehr reflectirt werden ſollte, ſo müßte man von dem gar willkürlichen und zu häufigen Wechſel der Tempo ſprechen, welcher dem guten Orcheſter des Theaters an der Wien, unter der Leitung des vortrefflichen Directors Clement, das Accompagnement ſo ſehr erſchwerte, obgleich dieſes auch in allen Stimmen, nahmentlich in der Flöte und dem Triangel, nicht immer ganz aufmerkſam war. Der Herr Concertgeber wurde von unſerer ſchon gar ſehr lang verehrten und immer ausgezeichneten erſten Hof-Kammer und Hof-Opern-Sängerinn Mdme. Campi, und von dem vielverſprechenden jungen Virtuoſen auf der Violine, Herrn Helmesberger, willfährigſt und freundſchaftlichſt unterſtützt. Mdme. Campi ſang eine große Scene und Arie, welche Herr Carl Kurpinsky, Capellmeiſter Sr. Majeſtät des Kaiſers aller Reußen und des königl. Nationaltheaters zu Warſchau, dem Vernehmen nach für dieſe große Sängerinn eigens componirte und worin er ihr in allen Richtungen hin Gelegenheit gab, die ganze Fülle ihres ſeltenen Talentes wirken zu laſſen. Was wir ſchon ſo oft an ihr bewunderten, hörten wir heute wieder und gaben dem Verdienſte die Würdigung deſſelben laut zu erkennen. Herr Helmesberger iſt Schüler des Herrn Böhm, Profeſſors der Violine am Muſikvereine der Muſikfreunde des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates, und macht ſeinem Lehrer ganz vorzüglich Ehre. Die gute Schule, richtige Methode, angemeſſene Bogenführung hat er von dieſem Meiſter, von der Natur vortreffliches Gehör, durch dieſes und Fleiß die reinſte Intonation, dieſe Grundlage alles muſicaliſchen Werthes. Fleiß, anhaltenden Fleiß, hat er durch die ungezwungene Überwindung bedeutender Schwierigkeiten bewieſen; möchte er uns bey ſeinem nächſten Erſcheinen auch noch nebſt dem Kranze des immergrünenden Epheu, den die beſonnene Ausdauer windet, noch mit den ſanft und mild gefärbten Blüthen erfreuen, welche im warmen Hauche des innigen Gefühles und des hell glühenden Kunſtſinnes ſich erſchließen, die ihm nicht fremd ſeyn können. Seine Compoſition der Variationen, die er ſpielte, zeigen uns ihn auch von dieſer Seite als einen hoffnungsvollen Kunſtjünger. Da es bekannt worden war, obwohl der Anſchlagzettel des Tages nichts davon verkündete, daß Herr Worziſchek durch eine plötzliche bedeutende Kränklichkeit leider verhindert wurde ſein Clavier-Stück zu ſpielen, ſo war wohl auch bey den vielen Liebhabern dieſes in Wien ſo ſehr cultivirten Inſtrumentes Mancher noch vom Concerte weggeblieben, der wenigſtens zum Theil durch Herrn Worziſcheks Spiel wäre angezogen worden. Wer hier nun einmahl zur riscanten Unternehmung eines Concertes ſich entſchließt, laſſe das Clavier nicht weg; dieſes Inſtrument findet nebſt dem Geſang die meiſten Intereſſenten. Viele Zeloten wollten ſich ereifern, daß man dieſes coloſſale Inſtrument, den Orcheſter-Despoten-Contra-Baß, durch ſolch erzwungenes und ihm ganz unnatürliches Solo-Spiel zur ſeufzenden Liebes-Geige herabwürdige, wodurch er uns an den Göthe'ſchen Bären in Lilis Park mahnet, allein der Kenner zu Ferney ſagte auch: »keine Gattung iſt zu verwerfen als die langweilige,« und wer könnte bey den ſchmelzenden, ſanften und dann plötzlich imponirenden Tönen von Dall'Occas Titanen-Viole d'amour Langeweile fühlen? Wir danken ihm recht herzlich für den verſchafften Genuß und wünſchen ihm für alle Mahl einen vollen Concert-Saal.

J — r.

Madame Catalani wird die Ehre haben, vor ihrer Abreiſe, welche ſie auf die erſten Tage des künftigen Monats feſtgeſetzt hat, noch zwey Concerte im k. k. großen Redouten-Saale um ſieben Uhr Abends zu geben, und zwar das erſte Freytags den 19ten, das zweyte und letzte Freytags den 26. Jänner. Der Anſchlagzettel macht das Nähere bekannt. — Die Eintrittspreiſe ſind auf der Gallerie à 10 fl., im Saale à 5 fl. W. W.

Von den Jahrbüchern der Literatur, herausgegeben von Herrn M. von Collin, deren 10n Band wir in Nr. 148, 149 und 151 des Dec. umſtändlicher angezeigt haben, iſt vor einigen Tagen der 13te, oder des Jahrganges 1821 erſte Lieferung erſchienen. Ein ausführlicherer Bericht wird in unſerm Blatte nächſtens folgen.

Herr Bärmann, königlich-bayeriſcher Kammer-Virtuoſe, iſt gegenwärtig hier in Wien, um auch ein Concert zu geben, von welchem man allerdings Vorzügliches erwarten kann.

In die Annalen der Zollbeamten (berichtet das Morgenbl.) gehört für das Capitel ihrer Abderitenſtreiche der von einem Waarenbeſchauer in Livorno kürzlich begangene. Er hat der vortrefflichen Mumie, von der wir erzählt haben, daß ſie im vaticaniſchen Muſeum angekommen ſey, bey ihrem Durchgange den Kopf kreuzweis geſpalten, weil ſeine überall Verdacht habende Seele verbotene Einfuhr, vielleicht Tabak oder ſo etwas, darinnen argwohnte. Der Schaden iſt unerſetzlich; doch hat er auf der andern Seite das Gute bewirkt, daß man nun unter dieſen Umſtänden die innere Lage und Ordnung der Binden beſſer bemerken kann.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625) wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k. k. Poſt 11 fl. W.W. halbj. Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

5.

(Wien, Mittwoch den 17. Jänner.)

Die Familie der Herren von Roſenberg; und die ſogenannte weiße Frau Berchta v. Lichtenſtein, geborne Roſenberg.

Die berühmte Dynaſtie der Herren von **Roſenberg**, welche ſo viele Jahrhunderte in der vaterländiſchen Vorwelt geblüht hatte, und an Macht, Ruhm und Reichthum alle anderen berühmten adeligen Geſchlechter Böhmens überſtrahlte, erloſch in dem Jahre 1612 mit **Peter Wok v. Roſenberg**, der auf ſeinem Reſidenzſchloſſe zu **Wittingau**, gegenwärtig dem Herrn **Joſeph** Fürſten zu **Schwarzenberg** gehörig, verſtarb. Sein Leichnam wurde in die Familiengruft nach **Hohenfurth** gebracht, und er von den damahligen verſchiedenen Glaubensgenoſſen als Vater der Gewiſſensfreyheit und ſanfter Duldung mit Thränen bis zu ſeiner Grabſtätte begleitet. Seinem Leichenzuge folgten die Picardiſten, Catholiken, Utraquiſten in der größten Eintracht, und während die catholiſchen Geiſtlichen ihre Todtenmeſſe hielten, hielt der berühmte böhmiſche Dichter v. **Lomnitzki**, in der nähmlichen Kirche zu **Wittingau**, wegen ſeiner perſönlichen Eigenſchaften und ausgezeichneten Verdienſte um den Staat, eine geiſtvolle Leichenrede. — Er warf eine goldene Roſe, die er zuvor zerbrach, mit dem Ausruf unter die Zuhörer: »So glänzend wie dieſe Roſe war ſein erhabner Geiſt — aber nicht ſo vergänglich. Möge er unter uns, was er in ſeinem Leben that, als ein wohlthätiger Schutzgeiſt walten.« Das Sonderbare ereignete ſich bey ſeinem Todesfalle, daß in der **Roſenbergiſchen** Familiengruft nur für ſeine Hülle noch Raum war; wie wenn der Todesengel die Zahl ſeiner Opfer berechnet hätte, daher man den Leichenſtein vermauert und dieſen Umſtand auf denſelben angemerkt hat.

Seine weit ausgedehnten Beſitzungen, wovon der erwähnte Herr **Joſeph** Fürſt zu **Schwarzenberg** den größten Theil inne hat, fielen nach ſeinem Tode an das uralte böhmiſche Geſchlecht der Herren v. **Schwamberg**, mit welchem die Familie **Roſenberg** eine Erbverbrüderung hatte, welche aber nach der Schlacht am weißen Berge als Güter eines Rebellen confiscirt, an verſchiedene Beſitzer fielen, und gegenwärtig wieder größtentheils Einem Eigenthümer zugehören.

Da dieſes glorreiche, für die Geſchichte Böhmens ſo merkwürdige Geſchlecht, welches mit königlichen und andern regierenden Häuſern verwandt war, mit dem Peter Wok v. Roſenberg ausſtarb, ſo iſt die Aufgabe gelöſt, ob die gegenwärtig noch in den öſterreichiſchen Staaten exiſtirende fürſtliche Familie Roſenberg von der böhmiſchen Dynaſtie der Roſenberge abſtamme. Zu bezweifeln iſt aber nicht, daß die fürſtliche Familie Roſenberg mit dem böhmiſchen Geſchlechte gleichen Nahmens urſprünglich einen und denſelben Stammvater gehabt haben müſſe, weil beyde Familien ein gleiches Wapen führen, ſich beyde Ursini a Rosis nennen, und in dem Streite Udalrich's v. Roſenberg mit dem ſchleſiſchen Herzog Polko v. Jägerndorf, durch König Johann von Böhmen entſchieden wurde, daß Udalrich v. Roſenberg aus dem fürſtlichen Geſchlechte der Urſini aus Italien abſtamme; daher auch der Vorrang, Sitz und Stimme auf den Landtagen vor allen andern adeligen, ja ſelbſt fürſtlichen Häuſern haben ſolle, welches Vorrecht von Kaiſer Ferdinand I. beſtätiget wurde, als ein Fürſt von Plauen den Vorrang vor den Roſenbergen ſich anmaßen wollte. — Zu mehrerer Bewährung der Entſcheidung Königs Johann erbothen ſich die Grafen v. Schaumburg, v. Schwarzenburg, Gabriel v. Urſini aus Italien, Herr v. Aodau, dieſe Behauptung, nach Art der damahligen Sitte, durch einen Zweykampf mit dem ſchleſiſchen Fürſten zu erproben. Einige böhmiſche Hiſtoriographen, wie Gelaſius Dobner, wollten aber nicht anerkennen, daß die böhmiſche Familie der Roſenberge von den Ursinis a Rosis, ſondern von dem Geſchlechte der Witigones oder Witgonen abzuleiten ſey, welches in dem Jahre 1100 ſich der Roſen in ſeinen Wapen bedient hatte. Erſt in dem Jahre 1126 unter Wladislaw I. findet man ſeiner Behauptung nach zum erſten Mahle, daß es ſich des Nahmens Roſenberg bedient habe. — Paprozius leitet ihren Urſprung von dem Grafen von Libiz her, der in ſeinem Schilde eine rothe Roſe im weißen Felde führte, und deſſen Abſtämmling der mächtige Magnat Böhmens, mit Nahmen Slawnik, Vater des heiligen Adalbert, ſich dieſes Wapens gleichfalls bediente, deſſen Nachkommen ſich ſpäter in mehrere Stämme getheilt haben.

Andere wieder, wie der gelehrte Balbin, Bertuſſius und Oswald Crollius behaupten, daß die Ursini a Rosis oder Roſenberge von einem gewiſſen Beringher, Stammvater der gegenwärtigen Fürſten von Anhalt, abſtammen, der in dem hercyniſchen Walde ſeine Beſitzungen, und eine Roſe im Wapen nebſt zwey Bären zum Schildhälter hatte. — In dem Jahre 631 hat einer aus ihrem Geſchlechte, Nahmens Behr, dem Kaiſer Heraclius ſeine Hülfe gegen den König Dagobert angebothen, wofür er, ſeiner ausgezeichneten Tapferkeit wegen, von dem Kaiſer mit einem Fürſtenthume an der Gränze von Italien beſchenkt wurde. Sein Nachkommling, Ursinus Vitigo, machte im Jahre 783, da die Böhmen von den Sachſen hart mitgenommen wurden, unter dem Herzog Wogen gleichfalls einen Einfall über Baiern nach Böhmen, wurde aber bey Weitrau in N. Öſterreich in einer ſehr blutigen Schlacht von dem Herzog Wogen geſchlagen und überwunden, daher der Nahme Vito-pas, deutſch: Weits Niederlage, daraus Weitreu entſtand. Er ſah ſich daher genöthigt, den Herzog Wagen als ſeinen Herrn anzuerkennen, der ihm einen Antheil Böhmens an der Gränze N. Öſterreichs bis an die mähriſche Gränze als ſeinem künftigen Vaſallen überließ. Dieſe Behauptung wird nach meiner Meinung durch die bereits gerügte Entſcheidung des Königs Johann zwiſchen Udalrich v. Roſenberg und Herzog Polko v. Jägerndorf zur hiſtoriſchen Gewißheit.

Dieſe Familie war ſchon in dem zwölften Jahrhunderte ſehr mächtig. Sie beſaß ſchon damahls die Städte Budweis, Kruman, Wittingau, Newhaus, Oprazen, Roſenberg, Landſtein, Miltſchin-Auſt, beynahe den ganzen Prachiner Kreis, und Zawiſch v. Roſenberg vermählte ſich mit der Kunigunde, hinterbliebenen Witwe des Königs Przemisl Ottokar's und Königs Wenzel II. Mutter, nach deren Tode er ſich mit der Schweſter des Königs Ladislaw von Ungarn wieder trauen ließ. — Man findet bereits in dem Jahre 1277 den Witko von Roſenberg, einen Sohn des Peter Wok v. Roſenberg, die Stelle eines Landmarſchalls bekleiden. Peter Wok v. Roſenberg und Heinrich v. Roſenberg waren unter Przemisl Ottokar Gubernatoren über Öſterreich, Steiermark und Kärnthen. Dem Wilhelm v. Roſenberg wurde die polniſche Krone angetragen, die er aber aus Anhänglichkeit für ſein Vaterland ausſchlug. Dieſer Wilhelm v. Roſenberg war eben ſo mächtig an Glücksgütern, als er große Eigenſchaften beſaß. Der Ruf von ſeiner Seelengröße, ſeiner Macht und ſeinem Reichthum bewog einige ſeiner Verwandten in Italien, ihn zu Kruman auf ſeinem Reſidenzſchloſſe zu beſuchen. Seine weitläuftigen Beſitzungen, die Pracht und der Aufwand, die an ſeinem Hofe herrſchten, ſeine gefüllte Schatzkammer machten ſie ſtaunen. Sie konnten nicht begreifen, daß in einem Lande, welches man ihnen als ein armes Bärenland geſchildert hatte, ſo viel Privat-Reichthum vorhanden ſeyn könne. Sie bewunderten ſeinen Reichthum, dieſe Gaben des launenhaften Glückes. »Der wahre Reichthum, meine Freunde,« ſprach er, »iſt die Liebe meiner Unterthanen, davon ihr bald Beweiſe haben werdet.« Er machte noch am nähmlichen Tage ſeinen Unterthanen bekannt, daß er in Geldverlegenheit gekommen ſey, die eine ſchnelle Aushülfe erfordere. Dieſe Kunde war kaum ruchtbar geworden, ſo ſtrömten ſie haufenweiſe herbey, und in einem Zeitraume von ſechs Tagen waren hunderttauſend Goldgulden vorhanden. — Die Möglichkeit dieſes Falles lag nicht in ihrer Ideenwelt. — Nun prieſen ſie ihn erſt mächtig und glücklich. »Wenn ihr,« ſagte er darauf, »in eure blühende Heimath zurückkehrt, ſo erzählt euern Landsleuten, was ihr geſehen, und wie in Böhmen diejenigen Fürſten und Herren von ihren Unterthanen geliebt werden, die ſie weiſe und menſchlich behandeln. Die Tugend gedeiht in jeder Zone, ihr Geſetz iſt von einem Pole zum anderen in die Herzen der Menſchen gegraben, und ſpricht ſich ſo klar, als das geſchriebene Geſetz aus.«

Die Großmuth und Liebe zu ihren Unterthanen war dieſer Familie insbeſondere eigen. Auch der letzte dieſes Stammes, Peter Wok v. Roſenberg, ließ täglich unter 200 Arme auf ſeinem Reſidenzſchloſſe zu Wittingau die Speiſen vertheilen, wovon jeder ein Pfund Fleiſch, ein Pfund Brot und eine Pinte Bier erhielt. Überhaupt hatte dieſer Dynaſt einen königlichen Aufwand geführt. Hundert achtzig ſeiner Diener hatten täglich freye Tafel, ohne dabey zwölf ſeiner Edelknaben nebſt achtzehn ſeiner Favoritinnen mitzurechnen. Unter den letzteren befand ſich eine Jüdinn und eine Indianerinn. Die Königinn ſeines Herzens war aber eine gewiſſe Suſanna, Fleiſchers-Tochter aus der ihm zugehörigen Stadt Sobieslau. Dieſe Gunſt war aber für die Stadt ſo wohlthätig, daß ſie ihr die bedeutenden Beſitzungen, die dieſe Stadt bis jetzt inne hat, verdankt, und einſt die berühmte, von ihm geſtiftete, Picarditen-Schule in ihren Mauern hatte, über welche er in ſeinem Teſtamente die erſten Magnaten Böhmens als Curatoren aufgeſtellt hatte, wovon das Nähere das auserleſene Adels-Archiv des Herrn Ritters v. Schönfeld zu Wien *) enthält, und Schaller in ſeiner Topographie Böhmens berührt. »Und doch,« ſagt ſein gleichzeitiger Biograph, ein Mönch, »hat Gott ihn in Allem geſegnet.«

Allein nicht nur, daß ſie ſich als edle Menſchenfreunde, kluge, in der Staatskunſt erfahrene Patrioten hervorgethan haben: auch auf dem Schlachtfelde zeichneten ſie ſich als Helden erſter Größe aus, und glichen dem Löwen, der auf dem Panier ihres Vaterlandes glänzte. Udalrich v. Roſenberg, der mit und für den König Johann in der unglücklichen Schlacht bey Creſai focht, wo ſo viele hundert Tapfere des Adels von Böhmen fielen, und ihren erſchlagenen Fürſten mit ihren Leichen deckten, war einer der Glücklichen, der aus dieſem blutigen Kampfe mit dem Leben davon kam. Sein Schwert war ein Würgengel, mit eigener Hand nahm er den Anführer der Engländer gefangen, und wich nicht eher von dem Schlachtfelde, als bis ſeine Kräfte durch ſeine Wunden ſchwanden. — König Philipp von Frankreich, Augenzeige von der Tapferkeit dieſes ausgezeichneten Kriegers, verlieh ihm das Recht, in ſeinem Wapen einen geharniſchten Mann mit dem bloßen Schwert in der Hand zu führen, welches Wapen noch auf dem Neuhauſer Stadtthore zu Wittingau ſichtbar iſt. Durch die Verheerungen der Taboriten, die unter ihren Anführern Procop dem Großen und Kleinen noch immer in Böhmen fordauerten, und als jede Hoffnung zur Ausgleichung und Ruhe hierzu verſchwand, entſchloſſen ſich die Prager Stände, ihnen eine Armee unter Anführung des Meinhard von Neuhaus entgegen zu ſetzen. Bey Lippna kam es zu einer Schlacht, wo das fürchterliche Heer der Taboriten ſammt den beyden Anführern vernichtet wurde. Die Geſchichte liefert uns wenig Beyſpiele von einer Schlacht, wo mit ſo vieler wechſelſeitiger Erbitterung und Grauſamkeit gefochten wurde. Die Taboriten, da ſie ſahen, daß die Schlacht verloren ſey, ſtürzten ſich, wie empörte Wogen, mit Verzweiflung auf ihre Gegner. Procop, ſagt die Geſchichte, wuthete mit ſeinem langen Schwerte, und ſtieß alles nieder, was ihm entgegen kam. Mehr des Kampfes müde, als beſiegt, fiel er mit Wunden bedeckt zu Boden, und ſtarb auf dem Schlachtfelde, worauf er den größten Theil ſeines unruhigen Lebens zugebracht hatte.

---

*) Von dieſem ſowohl, als vorzüglich von dem überaus ſchätzbaren techniſchen Cabinett dieſes eben ſo einſichtsvollen, werkſamen und vielverdienten Mannes wünſchten wir lebhaft eine mit dem Raume dieſes Blattes verträgliche Darſtellung.

Die Red.

In dieſer Schlacht zeichnete ſich Ulrich v. Roſenberg aus, der noch die Überreſte der Taboriten bey Serowitz gänzlich aufrieb, und die Feſtung Lomnitz, wo ſich ein Theil ihrer Tapferen unter Johann Rzepnik feſtſetzte, nach mehrtägigem Sturm einnahm, die Beſatzung über die Klinge ſpringen, den Ort aber ſelbſt ſchleifen ließ. So war es den Böhmen vorbehalten, nur durch Böhmen beſiegt zu werden, und ſo wurden wieder Roſenberge, die um die Cultur Böhmens ſo entſchiedene Verdienſte hatten, Wohlthäter Böhmens. Kaiſer Albrecht machte dieſe beyden Getreuen, Meinhard v. Neuhaus und Ulrich v. Roſenberg, zu Statthaltern von Böhmen, die mit den unzufriedenen Utraquiſten einen Vergleich trafen, und ſomit dem Lande wieder Ruhe gaben.

Aber auch in dem Gebiethe der Wiſſenſchaften thaten ſich mehrere ihres Geſchlechts hervor. Heinrich v. Roſenberg hatte im Jahre 1410 unter dem Rector Magnificus, auf der Prager Univerſität des Johann Huß philoſophiſche Sätze vertheidigt; und Peter Wok v. Roſenberg erhielt ſeiner theologiſchen Kenntniſſe wegen vom Papſt Urban VI. den Cardinalshut. — Die Roſenbergiſche Bibliothek, wovon ſich der größte Theil in Rom befand, und noch mehrere Manuſcripte in dem Wittingauer Archiv ſich befinden, war ſchon damahls berühmt, und von den Zeitgenoſſen erhoben worden *).

Endlich ſind wieder Einige der Meinung, daß bereits zur Zeit des Kaiſers Otto, unter Herzog Boleſlaw's Regierung, die zwey Familien, Roſenberg und Sternberg, aus Nieder-Sachſen gekommen wären, daher den ſächſiſchen Nahmen Witgonen geführt hätten. Dieſe Meinung wird durch keine hiſtoriſchen Beweiſe begründet; und obwohl in dem damahligen Zeitalter die ausgezeichneten adeligen Familienhäupter Sachſens ſich Witgonen, als Abſtämmlinge des bekannten Heerführers der Sachſen, Wittekind, nannten, und dadurch den Urſprung von ihm herleiten wollten, ſo iſt weder der Ort ihres Aufenthalts, noch die Zeit ihrer Ankunft aus Sachſen bekannt; und es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß das Wort Witgo von dem ſlaviſchen Heiligen Wit, deutſch Veit, herrühre, weil man in der Familie Roſenberg dieſen Vor-, beſſer zu ſagen Taufnahmen, nimmer findet. Schon in dem Jahre 980 haben die Roſenberge, v. Neuhaus, v. Straz, v. Auſt, die alle Glieder dieſer Familie waren, bloß ihren Vornahmen nebſt ihrem Familiennahmen gebraucht; jedoch wurden ſie ſchon Grafen genannt, welches bey dem Herrn Straz v. Roſenberg vorkommt, welcher als Abgeſandter des Herzogs Brzetiſlaw an den Kaiſer Heinrich geſchickt wurde.

Befremdend muß es aber dem Geſchichtforſcher ſeyn, daß dieſe Familie, welche ſo viele ausgezeichnete Helden, Staatsmänner und Patrioten zählt, und welche ſich ſo viele Verdienſte um die Cultur, um Wohlſtand und Ruhm Böhmens erworben, ſo wenig den Genius der Geſchichte beſchäftigt hatte, daß man bis jetzt aus den hier und da zerſtreut vorhandenen Fragmenten, wozu das Wittingauer Archiv die meiſten und wichtigſten Urkunden liefern könnte, nicht ein vollſtändiges Ganze aufgeſtellt hat. Vielleicht wird bald ein fähiges Talent von

---

*) Die Schweden haben bey ihrer Invaſion den größten Theil nach Schweden abgeführt, welchen die Königinn Chriſtina dem Papſte ſchenkte.

geſchichtlicher Bildung unſeren Wunſch hierüber befriedigen, und dadurch nicht nur jeden Patrioten Böhmens, ſondern auch jeden Hiſtoriographen zum Danke verbinden, wenn wir die Geſchichte ſo vieler noch blühenden adeligen Familien Böhmens, mit welchen die Dynaſtie der Roſenberge in freundſchaftlicher und politiſcher Verbindung ſtand, aufgeklärt, und manche Irrthümer und Fabeln berichtigt haben werden, womit die graue Vorwelt Böhmens überladen iſt.

Dr. K. v. H—m—g.

(Schluß, die weiße Frau behandelnd, in der nächſten Nummer.)

* * *

Ontologiſche Neuigkeiten.

Von A. Rittig v. Flammenſtern.

XXII.

(Schluß von Nr. 4.)

Wie ſehr ich Recht hatte, alle Veterinär-Anſtalten im Conv. Bl. Nr. 122 und der Induſtrie-Beylage Nr. XVI v. J. auf die von dem genialen Tiſchlermeiſter Joſeph Anton Tober zu Commotau in Böhmen im Weſentlichen neu erfundene Pferde-Aufzugs- und Beſchlags-Maſchine aufmerkſam zu machen, beweiſet folgendes Zeugniß, das dieſem geſchickten Manne von dem Directorate des hieſigen k. k. Thierarzney-Inſtitutes hierüber ausgeſtellet wurde, und das er mir im Originale mittheilte: »Von Seiten des gefertigten, am k. k. Thierarzney-Inſtitute zu Wien angeſtellten Lehrperſonals wird hiermit der Wahrheit gemäß bezeugt, daß die von Hrn. J. A. Tober, Bürger von Commotau in Böhmen, erfundene und conſtruirte Pferde-Aufzugs- und Beſchlagsmaſchine am genannten Inſtitute ſorgfältig geprüft, bey mehreren Pferden, mitunter bey ſolchen von dem robuſteſten Bau und der unbändigſten Gemüthsart, ſowohl in Hinſicht des Beſchlags, als mit Bezug auf chirurgiſche Operationen in Anwendung gebracht, und dabey dergeſtalt erprobt worden ſey, daß ſich daraus die entſchiedene Vortrefflichkeit dieſer eben ſo einfachen, als leicht handzuhabenden Maſchine, ihr allen Vergleich ausſchließender Vorzug vor der ſogenannten Nothwand und ihre Empfehlbarkeit bey allen Anſtalten, wo häufige Beſchlägsarbeiten, Operationen u. dgl. vorkommen, auf's einleuchtendſte ergeben hat. Welches durch die folgenden Unterſchriften und Beyfügung des Inſtituts-Siegels bekräftiget wird. Wien, am 8. Nov. 1820. L. S. Joh. Em. Veit, Med. Dr., Prof. und Director am k. k. Thierarzney-Inſtitute; Waldinger, Med. und Chir. Dr. und Prof.; Joh. Langenbacher, der Thierarzn. Prof.; Mich. v. Erdelly, Med. Dr. und Prof., dann Thom. Berner, Lehrſchmied.« Eben ſo wie über dieſe Maſchine, iſt auch Tober im Beſitz von ähnlichen günſtigen Zeugniſſen über die treſliche Nutz-Anwendung ſeiner übrigen Erfindungen.

Bis jetzt hat man angenommen, daß unter den als Beſtandtheile der Arolithen vorkommenden Subſtanzen drey, nähmlich: Nickel, Chrom und Schwefel, als ihre characteriſtiſchen Elemente angeſehen werden können. Nun hatte aber Hr. Laugier der königlichen Academie der Wiſſenſchaften zu Paris ein Memoire über ſeine Erfahrungen im Gebiethe der chemiſchen Analyſe der Meteorſteine überreicht, in welchem er ſagt, daß er aus ſeinen Verſuchen die richtige Folgerung ableite: daß, — ohne jedoch die Möglichkeit des Daſeyns von Meteorſteinen, welche eben ſo wenig Chrom als Nickel enthalten, läugnen zu wollen, — bis auf weiteres hin, das Chrom eigentlich für das beſtändigſte Kennzeichen der Ärolithen müſſe gehalten werden. Bey der Unterſuchung des am 22. May 1818 zu Stammern in Mähren gefallenen Steines, von welchem bis dahin alle Chemiker behaupten, daß er keinen Chrom enthalte, hat Laugier ſich überzeugt, daß er davon wirklich einen halben Hunderttheil enthält. Aus einer Analyſe, die Laugier mit dem am 13. Juny 1813 zu Jonzac gefallenen Steine vornahm, ergibt ſich, daß 100 Theile dieſes Steines enthalten: Eiſenoxyd 36; Kieſelerde 46; Thonerde 6; Kalk 7,50; Manganoxyd 2,80; Talg 1,60; Schwefel 1,50; Chrom 1. Zuſammen 102,40. Der Verluſt, der ſich hätte ergeben ſollen, mag ſich dadurch erſetzen, daß man den Sauerſtoff in Anſchlag bringt, welcher während der Prüfung ſich den Metallen beygeſellet. Bemerkenswerth iſt bey dieſem Steine der Mangel des Nickels und das Verhältniß der übrigen Beſtandtheile, indem Schwefel und Talg, die ſich in den Meteorſteinen durch ihre Menge auszeichnen, hier nur in dem Verhältniß zufälliger Subſtanzen, wie Thonerde, Kalk vorkommen, ſo daß es ſcheint, daß letztere dieß Mahl ihre Stelle eingenommen haben.

Der hieſige Mechaniker Leonhard Melzel, Bruder des berühmten Mechanikers gleichen Nahmens, hat das von ihm erfundene Trompeten-Harmonicon bey Gelegenheit einer Statt gehabten Redoute im kleinen Redouten-Saale zur Production gebracht. So ſehr der ſinnreiche und einfache Mechanismus, mittelſt welchem nach den jeweilig eingelegten Walzen, durch 24 Trompeten, Märſche, Jagdſtücke, Variationen ꝛc. in den reinſten Accorden geblaſen werden — dieß Mahl waren ſie zum Theile verſtimmt — alles Lob verdient, ſo wenig war der Erfinder an dieſem Abend in der Wahl des Locale glücklich. Das Geſchmetter von 24 Trompeten — ſelbſt wie hier der Fall in diatoniſchen und chromatiſchen Accorden — kann nur in weiten Hallen oder im Freyen von angenehmer Wirkung ſeyn; im eingeſchloſſenen Raume wird es immer unangenehm auf die Gehörorgane wirken.

Die k. k. patriotiſch-öconomiſche Geſellſchaft in Böhmen hat von hohen Orten die Befugniß erhalten, unter ihrer speciellen Leitung eine Verbindung von Freunden und Kennern der Obſtbaumzucht und Obſtlehre zur Beförderung, Erweiterung und Vervollkommnung der vaterländiſchen Obſtcultur, unter der Benennung: eines pomologiſchen Vereins in Böhmen, zu bilden; ſie ladet alle Freunde und Kenner der Obſtzucht, welche geneigt ſind, zur Beförderung der vaterländiſchen Obſtcultur mitzuwirken, und die dem pomologiſchen Vereine für Böhmen als Mitglieder beyzutreten wünſchen, ein, ihre dießfälligen Erklärungen an ihren Secretär, den k. k. Proſeſſor der Landwirthſchaft, Grafen v. Michna, nach Prag einzuſenden. Welchen wohlthätigen Einfluß ein ſolcher Verein auf eine bedeutende Verbreitung und Vervollkommnung der Obſtcultur nicht allein für Böhmen, ſondern auch für das Allgemeine haben muß, bedarf keiner weiteren Erläuterung.

Unter den fortgeſetzten Verſuchen Brewſter's über das Phosphoresciren der Mineralien ſind die Erſcheinungen beachtenswerth, die er bey einem Stücke blauen Flußſpath bemerkte. Eine dünne Scheibe, die er davon ſchnitt, um ſie durchſichtig zu haben, glich einem Blatte mit Adern, die ſich zu der mittleren Linie zogen, welche dieſelbe in zwey Theile trennte. Dieſe mittlere Linie und verſchiedene Adern waren farblos, während einige Adern von dunkler, andere von blaſſer Amethyſtfarbe waren. Als Brewſter jene Scheibe auf ein heißes Eiſen legte, um das Phosphoresciren zu beobachten, bemerkte er mit Überraſchung, daß der phosphorescirende Stoff in Schichten oder Adern vertheilt war, die mit den in dem Scheibchen befindlichen parallel liefen, und daß jede Schichte für ſich ein phosphoriſches Licht ausſtrömte, welches von dem aus den anderen Schichten hervorgehenden entweder in Farbe oder Stärke verſchieden war. Am auffallendſten war, daß die verſchiedenen Schichten des phosphoriſchen Lichtes ihre Gränzen ſehr ſcharf bezeichneten, und weit genauer und zahlreicher waren, als man bey microſcopiſcher Unterſuchung der Schichten wahrnahm. Die früheren dießfälligen Verſuche Brewſter's beliebe man im Conv. Bl. Nr. 128 v. J. aufzuſuchen.

Nach einem Schreiben meines Freundes W. hat er von allen bis jetzt in öffentlichen Blättern bekannt gegebenen und ihm zu Geſichte gekommenen Vorſchriften, um Leder, Tuch und Zwillich waſſerdicht zu machen, die von dem Chemiker Baynham bekannt gegebene Anweiſung am zweckmäßigſten gefunden. Da Viele noch in dieſer Hinſicht im Federharz, andere aber in Ludwig Führers angegebenem Firniß — aus Leinöhl, Terpentin und Honig — ihr Heil ſuchen, ohne damit den beabſichtigten Zweck zu erreichen, ſo mag meines Freundes W. dießfälliges Miſchungsverhältniß im Weſentlichen nach Baynham's Vorſchrift hier ſeinen Platz finden: Die innige Vermengung von 12 Maß Leinöhl und 1 Pfund Mennig wird ſo lange gekocht, bis die Maſſe abgekühlet ſich wie Faden ziehen läßt. Nach der Abkühlung gießt man 11 Maß Baumöhl mit Terpentingeiſt verdünnt darunter, und läßt hierauf durch volle 24 Stunden das Ganze ſich ſetzen. Hat es ſich geſetzt, ſo wird der flüſſige Theil vom Bodenſatz abgegoſſen und der abgegoſſene Theil mit 1 Pfund Elfenbeinſchwarz oder Lampenruß und eben ſo viel Berliner Blau in Leinöhl zerrieben gut vermengt. Das Auftragen dieſer Miſchung auf Leder, Tuch oder Zwillich geſchieht auf die gewöhnliche Weiſe, indem man alle 24 Stunden die Oberfläche ganz überſtreicht, und damit fortfährt, bis der vorzurichtende Stoff die gehörige Sättigung hat.

Whytock's — in Edinburg — Vorſchlag: Ruder am Dampfboote anzubringen, ſcheint beachtenswerth zu ſeyn. Er geht von der richtigen Bemerkung aus, daß bey der Forttreibung des Schiffes durch Räder eine große Verſchwendung der mechaniſchen Kraft Statt finde, und durch ein Viertheil dieſer Kraft, beharrlich in horizontaler Richtung angewendet, größere Wirkungen erlangt werden können. Eine Wahrheit, die auch unſer Löberſorger — bey dem Mechanismus ſeines ohne Anwendung thieriſcher oder Feuerkräfte ſtromaufwärts fahrenden, ſogenannten — Flaſchenzug-Schiffes — Conv. Bl. Nr. 77 v. J. — wohl beherzigen ſollte. Ein zweyter Nachtheil der Räder ſey, nach Whytock's Ermeſſen, ferner, daß die auf das Waſſer wirkende Kraft, bey allen jetzt gebrauchten Vorkehrungen, zu nahe an den Seiten des Schiffes ſey. Es werde dadurch, da man die Räder gewöhnlich bis an die Backen des Schiffes verrücke, ein Strom gegen das Fahrzeug hervorgebracht, der den Lauf ungemein hindere. Da dem Vernehmen nach ſich eben jetzt hier in Wien zwey junge Mechaniker mit Conſtruirung eines ſtromaufwärts fahrenden Schiffes — im Mechanismus von Löberſorgern abweichend — beſchäftigen, ſo dürften auch für ſie Whytock's Bemerkungen nicht ohne Intereſſe ſeyn.

Seit 1. Nov. v. J. wird das k. k. Zeughaus zu Trieſt auf Rechnung des Ärariums mit entſchiedenem Vortheile, ſowohl im Verhältniſſe der früheren Beleuchtungs-Auslagen, als des helleren, reineren Lichtes, mit Steinkohlengas erleuchtet. Der dießfällige Apparat wurde durch den k. k. Artillerie-Zeugwart Domeck, der auch den Beleuchtungs-Apparat im Leuchtthurme zu St. Salvore — Conv. Bl. Nr. 34 v. J. — herſtellte, aufgeſtellet. In letzterer Hinſicht iſt es wirklich bemerkenswerth, daß der erſte Leuchtthurm in der Welt, der mit Steinkohlengas erleuchtet wird, nähmlich jener zu St. Salvore, den dießfälligen Apparat einem Dilettanten in der Chemie, denn das iſt Hr. Zeugw. Domeck, zu verdanken hat.

In mehreren Zuſchriften hat man mich erſuchsweiſe angegangen, über die von dem hieſigen geſchickten Mechaniker Wolffſohn erfundene Maſchine Rachiorte — deren ich im Conv. Bl. Nr. 27 v. J. empfehlend erwähnte, eine nähere Aufklärung ſowohl über die gemeinnützige Anwendung derſelben zu geben, als auch den Preis dieſer Maſchine beſtimmt anzudeuten. Was in techniſcher Hinſicht die nähere Aufklärung, ohne das Geheimniß des Erfinders zu gefährden, betrifft, ſo folgt ſie hier. Was jedoch den Preis anbelangt, ſo glaube ich ein für alle Mahl hier bemerken zu ſollen, daß ich mich wohl um die Intelligenz und Gemeinnützigkeit einer Erfindung, aus einer beſonderen Vorliebe für Alles, was die Intelligenz im Gebiethe der Ontologie Neues liefert, recht ſehr bekümmere: aber mich mit dem, was das Mercantiliſche betrifft, durchaus nicht befaſſe, höchſtens daß ich nach meinem Ermeſſen beyfüge: wohlfeil, oder im Preiſe überſpannt. Daher ich alle Jene, die ſich hierwegen ſchriftlich an mich wandten, lediglich an den Erfinder ſelbſt verweiſe. Es hat ſich leider ſchon oft getroffen, daß ich einem Künſtler in Hinſicht ſeiner Genialität im Kunſtfache meine tiefſte Verehrung zollen mußte, wogegen die Wagſchale, mit ſeinem Handelsgeiſte beladen, tief unter meine Anſicht von Billigkeit und Achtung ſank. Was nun die vorbeſagte Maſchine Rachiorta, oder mit einem deutſchen Nahmen bezeichnet: Spann- oder Streck-Maſchine betrifft, ſo verfertigt Hr. Wolffſohn drey Gattungen derſelben. Die erſte, und wie Hr. W. angibt, wohlfeilſte Gattung dient dazu: junge Knaben und Mädchen bey ſitzender Arbeit vor dem Auswachſen oder Schiefwerden zu ſchützen, und ihnen durch Beyhülfe dieſer Maſchine einen ſchönen ſchlanken Wuchs — Taille — zu geben. Sie iſt einfach und ihrem Zweck entſprechend conſtruiret. Die zweyte und dritte Gattung dieſer Maſchine hat die Beſtimmung für ganz ausgewachſene Menſchen, um ihnen die Verkrümmungen des Rückgrades ꝛc. herzuſtellen. Der Mechanismus beſteht im Weſentlichen aus einer übers Kreuz geflochtenen Springfeder mit Extenſions-Vorrichtung. Wolffſohn ſcheint mit der nützlichen Anwendung dieſer Maſchinen ganz im Reinen zu ſeyn, da er nach ſeiner gegen mich gemachten Äußerung demjenigen, der von dieſer Maſchine Gebrauch machen will, eine ſchriftliche Erklärung des Inhaltes gibt: daß er, im Falle damit die Herſtellung in Zeit von 8, 10 bis 12 Monaten nicht vollkommen, ohne allen Nachtheil der übrigen Theile des Körpers, bewirket wird, den für die Maſchine empfangenen Betrag wieder zurückzahle. Auch um den Abnehmern noch mehr Verſicherung zu geben, laſſe er ſich bey der Abnahme der Maſchine nur zwey Drittel des Betrages erlegen, und fordere erſt den Reſt nach der gänzlichen Herſtellung.

Allgemeine Novelliſtik.

(Die in dem Converſ. Bl. erwähnten Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Man wird nicht leicht auf einem kleinen Raume etwas Zweckmäßigeres und in ſeiner Art Vollkommneres finden, als den von Herrn Anton Redl, Großhandlungs-Expeditor *), herausgegebenen Wand- und Geſchäfts-Calender für das Jahr 1821. — Der um die vaterländiſche Induſtrie durch Herausgabe mancher beachtenswerthen Gegenſtände, vorzüglich aber durch ſein Handlungs-Gremien- und Fabriken-Adreſſen-Buch ſich Verdienſte ſammelnde Herr Verleger liefert hier auf Einem Bogen Papier in zwey Abtheilungen 1) den fünffachen Calender; nähmlich den catholiſchen, proteſtantiſchen, griechiſchen, türkiſchen und jüdiſchen, bey welchem letzteren noch die Tage, wann die Sabbath-Vorleſungen der Israeliten gehalten werden, benannt ſind. — 2) Die Evangelien, Mondesviertel, Finſterniſſe und Jahresveränderungen. — 3) Den Abgang und die Ankunft der Briefpoſten, der türkiſchen Poſt und des Poſtwagens. — 4) Die Meſſen und Jahrmärkte, deren Anfang, Dauer, Ende und die Zahltage. — 5) Stempelgebühr. — 6) Ziehung der Staats-Lotterien. — 7) Verloſung der Serien. — 8) Norma-Tage. — 9) Tabelle über Agio und Rabatt. — 10) Beſoldungs-Tabelle. — 11) Gerichts-Ferien. — 12) Verhältniß der Wiener Währung gegen Silbermünze, und umgekehrt. — 13) Den Cours per 250 fl. von 100 fl. bis [illegible] — 14) Vergleichung der Rechnungsmünzen. — 15) Werth des Geldes und die Wechſe[illegible] der vornehmſten Handelsſtädte ꝛc. — Dem Ganzen zur Zierde iſt jeder Monat mit einer paſſenden Vignette verſehen, und dem Calender ein Tableau der Brieftaxen in ſechs Abſtufungen, in Stein und illuminirt, ſehr zweckmäßig beygefügt. Kurz, aus der vorausgegangenen Inhaltsanzeige ergibt ſich, daß dieſer Calender ganz dazu geeignet iſt, ſo-

---

*) Koſtet beym Herausgeber (Weihburggaſſe Nr. 939) und in den Buchhandlungen 1 fl. 30 kr. W. W.

wohl in öffentlichen Bureaus und Comptoirs, als auch in den Zimmern von Staatsmännern, Militäriſten und Privatperſonen, welche gern einen den Bedürfniſſen entſprechenden und noch dazu niedlichen Calender beſitzen wollen, angebracht zu werden. — Man kann ſich denſelben entweder in Placat, oder in Folio, Quart, ja ſogar in Duodez auf Pappdeckel aufziehen laſſen, je nachdem man es wünſcht. F. H. B*h.

Nächſt der Schrift des Herrn von Wanna gegen den Verfaſſer der Stock-Jobbery, deren bereits im Literatur- und Kunſt-Blatt Nr. 1 Erwähnung geſchehen, iſt noch eine zweyte, mit derſelben Tendenz, unter dem Titel: Beleuchtung der Schrift, die Stock-Jobbery ꝛc. allhier bey Herrn Gerold anonym erſchienen. (Preis : fl. 30 kr. W. W.) Gründliche Auseinanderſetzung bey einer ungeſuchten Kürze des Ausdrucks, klare Darſtellung des Gegenſtandes, und beſtimmt ausgeſprochene, Jedem eingängliche Widerlegung, empfehlen dieſe kleine Broſchüre, die noch zu gleicher Zeit die Vertheidigung der Herren Pariſh und Rothſchild, gegen die eben ſo ungerechten, als gehäſſigen Anſchuldigungen des Münchner Scribenten, zum Zwecke hat. Intereſſant iſt es, beym Leſen dieſer Schrift zu bemerken, wie der anonyme Herr Verfaſſer, obgleich von den harten Verletzungen des Rechts und der Wahrheit in der Schrift ſeines Gegners gemüthlich ergriffen und aufgeregt, dennoch die nöthige Ruhe zur Widerlegung nie verliert und mit Mäßigung ſeine Feder beherrſcht, ſo daß der Mann von Herz und Geiſt ſich auf jeder Seite zu erkennen gibt.

Jean Paul's Perſönlichkeit. (Schluß von Nr. 1.). — In ſeinem Studierzimmer fanden ſich viele Auszüge aus Werken aller Wiſſenſchaften. Er hat alle getrieben. Aus Dichterwerken aber hat er keine Auszüge gemacht. Er zeigte mir das Manuſcript zu ſeinem neueſten Werke, und ſagte: »Einſt war ich mit dem Niedergeſchriebenen bald zufrieden, jetzt aber ſtreiche und beſſere ich oft.« Ja wohl, dacht' ich, »dem Fertigen iſt nichts recht zu machen,« ſagt Gothe. — Gothen verehrt er ſehr, und wird, ſagte mir ſeine Gemahlinn, ihn noch ein Mahl beſuchen. Ach du trauriges Noch ein Mahl! Bezieht es ſich auf Beyde?

Seine liebenswürdige Tochter Emma ſchreibt ſeine Werke ins Reine, bevor ſie zum Drucke kommen, obgleich ſeine Handſchrift recht ſchön iſt. Seine Kinder, deren er drey hat, Emma, Ottilie und Maximilian, der in München ſtudirt, erzog er ſelbſt. Merkwürdig iſt, ſagte mir ſeine Frau, daß die Kleinen um ihn herum hüpfen und lärmen durften, ohne daß er im tiefſinnigſten Denken oder Schreiben im Geringſten gehindert wurde, da ihn doch faſt jedes andere, auch kleinſte Geräuſch ſtört und quält. Er iſt eine göttliche Natur. Alle, die ihm nahe kommen, von fürſtlichen Perſonen bis zu ſeinem Kutſcher herab, ſind von Liebe zu ihm hingeriſſen, und erſchöpfen ſich in Lobeserhebungen über ihn. Er hat eine faſt übernatürliche Magie, die Weſen liebend an ſich zu ketten. Denke dir einen ſolchen himmliſchen Menſchen als Magnetiſeur! Ich glaube ſeiner Gemahlinn recht gerne, daß er durch den Magnetiſmus, einem ſeiner Freunde, einem Geiſtlichen, ein Jahr Leben geſchenkt. (!?) Er iſt Arzt, aber nur in ſeiner Familie, wo er nie eines fremden Arztes bedurfte. Er iſt, wie ſich von ſelbſt verſteht, ein großer Freund der Natur. Den ganzen Vormittag arbeitet er in einem Garten, Nachmittags zu Hauſe, beſonders mit metaphyſiſchen Gegenſtänden, mit denen er ſich jetzt viel beſchäftigt. Abends geht er in die bekannte Geſellſchaft: Harmonie. Sein Deutſchland liebt er wie die Natur, die Menſchen wie ſeine Freunde, und ſeine Freunde wie ſich. Von ſeinem Freunde Hrn. Emanuel Osmund (der ſchon dreyßig Jahre ſein Freund iſt) ſpricht er, und fühlt für ihn eben ſo warm, wie ein Jüngling von ſeiner Geliebten. Dieſer Emanuel verdient es auch. Er hat mit dem Emanuel im Heſperus in Hinſicht der Character-Vortrefflichkeit viel Ähnliches. Dieſer Zirkel iſt ein wahrer Zauberkreis, eine lebendige Dichtung. Da wüßte ich keine Schattenſeite!

Jean Paul genießt doch auch bey uns viele Anerkennung; aber noch mehr wird er nach Verdienſt bewundert in ſeinem Lande. Die Königinn von Bayern hat in ihrem Zimmer ſeine Büſte, und in dieſem Zimmer empfing ſie ihn, als er jüngſt in München war und ſie beſuchte. Sie zeigte ihm auch eine Chreſtomathie aus allen ſeinen Werken in 3 Bänden, die ſie in ihrem Gemache zur Lectüre hatte. Er aber iſt mit keinen Auszugswerken aus ſeinen größern zufrieden. Er will, daß man ihn ganz leſe und fühle. Jedoch wird er ſelbſt eine Auswahl aus ſeinen Schriften veranſtalten. »Ich werde mich ſelbſt beſtehlen,« ſagte er mir. Die fühlenden Jünglinge in Deutſchland vergöttern ihn, und häufig bekommt er Briefe von ihnen, die er aber freylich nicht beantworten kann, ſo daß er ein kleines Werkchen vielleicht herausgeben wird, das ſeine Antworten auf jene Briefe enthalten ſoll. Hat die Mitwelt ihm einen Tempel und einen Thron des Ruhmes erbaut, ſo wird ihn die Nachwelt noch mehr preiſen, und ſeine Schriften werden eine ewige heilige Quelle des Guten, Großen und Schönen bleiben. Der Himmel laſſe ihn noch lange lange leben und wirken! V.

Nachſchrift des Herausgebers.

Ich habe um ſo weniger Anſtand genommen, vorſtehenden an mich gerichteten intereſſanten Brief dem Publicum vorzulegen, da mein edler Freund dieſes im Schreiben ſelbſt wünſchte. Ich hoffe, daß die Leſer einem jungen Dichter, der ſeine ganze Ausbildung dem hochzuverehrten Jean Paul verdankt, und der ſich nur mit Begeiſterung dieſes Nahmens erinnern kann, einige vielleicht zu übertrieben ſcheinende Stellen verzeihen werden. R.

Durch die wohlfeile Ausgabe der Reiſe nach Braſilien in den Jahren 1815 bis 1817, von Maximilian Prinz zu Wied-Neuwied. 2 Bände in 8. mit Carten (Frankfurt a. M. bey Brönner, Wien bey Gerold, Preis 10 fl.) iſt den Wünſchen jener beſtens entſprochen, denen der Ankauf der Prachtauflage in Quart zu koſtſpielig fiel, und ſie ſind nun im Stande, dieſes in jeder Hinſicht äußerſt merkwürdige Werk ſich anzuſchaffen. Außerdem iſt die Anſtalt getroffen, daß man den Atlas, welcher die Kupfer, Vignetten und Carten der Quartausgabe enthält, um den Preis von 16 Rthlr. (24 fl. 30 kr. C. M.) beſonders bekommen kann. Es gibt dieſe Reiſe ſo mannigfaltige Aufſchlüſſe über jene Länder, ſo intereſſante Scenen, daß Jeder mit größtem Vergnügen das Buch durchleſen wird. Die Bemerkungen über die Sitten der wilden Stämme (der Prinz hat ſelbſt die Botocuden (Menſchenfreſſer) beſucht) und die reichlichen naturhiſtoriſchen Nachrichten ſind höchſt ſchätzenswerth, dabey iſt die Erzählung eben ſo bündig als gerundet.

Die Carte des ſeither erſchienenen erſten Bandes enthält durch die Einrichtung, daß der Aufenthalt der verſchiedenen Stämme der Wilden durch beſondere Farben angegeben iſt, vieles Intereſſe. Vorzüglich dürfen wir dieſes Buch jedem Freunde der Naturwiſſenſchaft empfehlen. — 5.

In Bezug auf die Notiz in Nr. 154 (v. J.) über die Aufführung der Winterſchen Cantate, ſcheint es nöthig, nachträglich zu erörtern, daß dieſe unter die öffentlichen, Jedermann zugänglichen und ſomit dem gleichfalls öffentlichen partheyloſen Kunſturtheil unverſchloſſenen, Productionen gehörte, wie denn der betreffende Referent auch eine Eintritts-Carte per 5 fl. löſete.

Mehrere Blätter, darunter auch ein Paar auswärtige, erweiſen dem Conv. Bl. die ſonderbare Ehre, daraus nachzudrucken. Wären es bloß Zeitnotizen, ſo wollten wir nichts ſagen, denn mit ſolchen iſt es eine Sache für ſich. Es ſind aber zuweilen längere Aufſätze ꝛc. Wir wollen und können zwar dagegen auch nichts einwenden; nur glauben wir dabey wünſchen zu dürfen und zu müſſen, daß man wenigſtens ſo gewiſſenhaft ſey, die Quelle zu nennen. Es iſt auch der Verf. wegen.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625), wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 21 fl. W.W. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

6.

(Wien, Samstag den 20. Jänner.)

Der alten Roma Geiſt an die Enkel*).

In der Künſte hoch gelobtem Lande,
Schamroth ſteht ihr noch an Tibers Rande,
Eure Waffe trieft noch von der Fluth;
Ungeſättigt ſchielt ihr nach dem Grunde,
Setzet keck ſchon feſt die neue Stunde,
Um zu ſtillen eure Plünderwuth.

Drüben wühlt mit ſclaviſcher Geberde,
Kalten Tactes in dem Bauch der Erde
Eine Rotte um den Tagelohn;
Sprengt mit plumper Fauſt die alten Riegel,
Dringt durch tauſend diamantne Siegel
Blöden Blicks zum ſtillen Götterthron!

Nicht die Stätte, wo die Todten wohnen,
Nicht die Satzung wollen ſie verſchonen,
So die Grüfte heilig uns bewahrt;
Steine nur bedarf ihr welkes Leben,
Leben ſelber doch dem Stein zu geben:
Dieſen Enkeln iſt's nicht aufgeſpart.

Denn der Sonnenfunke iſt entwichen,
Und des Pulsſchlags Feuer iſt verblichen,
Und dahin die reiche Götterwelt;
Ja, entflohen bleibt der Geiſt auf immer:
Geiſter nur in hohlem Sterbgewimmer
Spuken unter dieſem Sternenzelt.

Laſſet ab Vandalen, ab vom Raube,
Den ihr an der größern Vorzeit Staube
Kindiſch lüſtern fort und fort begeht!
Jeder Schaufelſtich iſt eine Wunde,
Nimmer frommt euch, Eitle, unſre Kunde,
Unſre Spur bleibt ewig euch verweht!

Was ſoll, Kleine, euch das Große frommen!?
Wollt den Gipfel, den nur wir erklommen,
Ihr, Verwegne, klimmen auch hinan?! —

---

*) NB. Geiſt des alten Roms, Spiel der Phantaſie ꝛc. (—) Mit fünf Strophen vermehrter, geänderter Abdruck von Nr. 11, 1819 deſſelben Verf. und Blattes.

Kehret um, ihr, eure eignen Spötter!
Laßt uns ſchlummern in dem Schoß der Götter!
Kehrt zurück von eurem eitlen Wahn!

Euch Barbaren ſollen die Ahnen
Des Heroenvolks zum Schauwerk dienen,
Sieche Gaffer klügelnd zu erfreun?!
Gierig prunken wollt mit unſrem Gute,
Frech ihr ſchachern, und mit dreiſtem Muthe
Unſrer Gräber Heiligthum entweihn?

Prahlen, an dem Seltnen euch ergetzen;
Lernen wollet ihr aus unſern Schätzen?
In den Grüften, Blinde, ſucht ihr Licht? —
Blöde Gaukler! nicht in dieſen Gründen
Sind der Vorzeit Geiſter aufzufinden!
Weich zurück, Pygmaenangeſicht! —

Nein, doch bleibe! — In die Gruft hernieder
Senk die Götterleichen ewig wieder,
Gib ſie ihrem Himmelsgrab zurück!
Laß den ewig grünen Lorberboden,
Seine Schachten, ſeine hehren Todten:
Gib ſie ihrem Himmelsgrab zurück!!

Ihr aus ſchlammverſunkenem Geſchlechte
Stört nicht weiter unſre edlern Rechte,
Ehrt die Nemeſis in unſrem Grab!
Koſtet, was für euer kleines Leben
Euer Himmel dort euch hat gegeben:
Zu Heroen ſteigt man nicht hinab. — —

Was euch euer Schickſal hat beſchieden,
Damit ſeyd, Vergängliche, zufrieden,
Kehret um von eurem frechen Thun!
Plündert nicht die Form, erzeugt das Weſen —
In Ruinen könnt ihr Romas Geiſt nicht leſen:
Kleine! laßt die großen Todten ruhn!!!

Franz Gräffer.

* * *

Die Familie der Herren von Roſenberg; und die ſogenannte weiße Frau Berchta v. Lichtenſtein, geborne Roſenberg.

(Schluß von Nr. 5.)

Noch immer iſt die Geſchichte der ſogenannten weißen Frau von Neuhaus, Berchta v. Lichtenſtein, geborne v. Roſenberg, in ein fabelhaftes Dunkel gehüllt. — Noch immer ſtreiten die Genealogiſten Böhmens, ob die Familien der Herren v. Neuhaus, der Herren v. Schwihowſki, v. Przileniz, v. Sezima, v. Stráz, v. Auſt, v. Teltſch, v. Landſtein Abſtämmlinge der Dynaſtie Roſenberg, oder für ſich ſelbſt beſtehende Familien waren; und vor nicht langer Zeit noch wurde in den Prager Zeitungsblättern der Anſtand gerügt und behandelt, daß der von einigen Herren v. Roſenberg ſowohl als auch anderen adeligen Geſchlechtern in verfloſſenen Jahrhunderten bey Ausſtellung verſchiedener Urkunden geführte Nahme Wok kein eigentlicher Tauf-, ſondern ein angenommener Beynahme ſey. — Thomas v. Hohenſtög, Fürſt Schwarzenberg'ſcher Director und Archivar, ein Mann von weit umfaſſenden Kenntniſſen in der böhmiſchen Geſchichte, der das weitläufige und merkwürdige Archiv zu Wittingau nach einer vierzigjährigen mühſamen Bearbeitung aus dem Staube heraushob, und in eine ſyſtematiſche Ordnung gebracht hatte, berichtigte dieſen Gegenſtand ſehr gründlich mit der Behauptung, daß in dem Falle, wenn das Wort Wok ein angenommener Bey- und kein Taufnahme wäre, gefolgert werden müßte, daß alle die Herren v. Roſenberg, die in ſo vielen in dem Wittingauer Archiv vorhandenen Urkunden bloß mit dem alleinigen Nahmen Wok v. Roſenberg unterfertigt ſind, keinen Taufnahmen gehabt hätten, welches doch Niemand zu behaupten wagen wird.

1) Dieſes Wort Wok iſt eine Abkürzung des Taufnahmens »Peter Wokowach« oder deutſch Peter Kettenfeyer, welcher nach dem neuen gregorianiſchen Calender am 1. Auguſt fällt. Dieſe Abkürzung iſt auch in unſern Zeiten nicht ganz ungewöhnlich; man findet Nahmenunterſchriften, wo ſtatt Judas Thaddäus nur allein Thaddäus, ſtatt Johann Baptiſt, nur allein Baptiſt, ſtatt Wolfgangus nur Wolf vorkömmt; wenn

2) das Wort Wok ein Beynahme geweſen wäre, ſo hätten wohl die anderen berühmten Männer dieſes Geſchlechts ſich deſſen gleichfalls bedient; aber man findet in den ſo vielen von ihnen in dem Wittingauer Archiv vorhandenen Urkunden die Unterſchriften, Veit, Johann, Ulrich, Jobſt, Heinrich, Wilhelm v. Roſenberg, ohne den Beyſatz Wok, welches allein bey den Petern Wok v. Roſenberg vorkömmt. Zum vollkommenen Beweiſe deſſen dienet

3) ein in dem Wittingauer, vormahls Roſenberg'ſchen Hauptarchive befindlicher landtäflicher Originalextract vom Jahre 1583 über eine bey den größeren Landrechten von dem Herren Johann v. Schleinitz auf Libechonan eingeklagte Schuld, in welchem der Herr Peter Wokowach, weiters auch Peter Wok Zbierski vorkömmt, und bald mit erſterem, bald abgekürzt genannt wird, woraus klar erſichtlich iſt, daß Wok nicht nur ein Taufnahme, ſondern auch »Peter Wokowach,« oder »Peter Wok,« oder »Wok« allein, ein und dieſelbe Benennung ſey.

4) Wäre dieſer Nahme »Wok« ein Beynahme der Familie v. Roſenberg geweſen, ſo hätten ſie ihn entweder gleich urſprünglich gehabt oder ihn durch eine Familienverbrüderung erhalten müſſen. Es iſt aber bekannt, daß die Roſenberg nur mit der Familie der Herren v. Schwamberg eine Verbrüderung hatten, und der erſte uns bekannte Roſenberg, der aus Italien nach Böhmen kam, ſich dieſes Nahmens nicht, wohl aber des Beynahmens Witek Urſini a Roſis bediente.

Coſmas führt zwar an, daß ſchon in dem grauen Alterthume Böhmens die Grafen Wok exiſtirten; da er aber nichts Beſtimmteres hierüber angibt, und man über dieſes Geſchlecht nichts weiter weiß, ſo bleibt es auch nur eine einſeitige Erzählung. — Daß aber mehrere Abſtämmlinge der Familie Roſenberg, welche ſich ſpäter in mehrere Nebenlinien gebildet haben, ihren urſprünglichen Familiennahmen ausgelaſſen, und außer dem Familienwapen, bloß den von ihren Beſitzungen angenommen, als: die Herren v. Straz, v. Neuhaus, v. Przibeniz, v. Schwihowski, v. Landſtein, erhellt aus dem Teſtamente des Peter Wok v. Roſenberg, wo er den Theobald Swihonski v. Schwichau und v. Roſenberg, Herren auf Horazdiawiz, k. k. Rath und Landrechtsbeſitzer zum Executor Teſtamenti, nebſt anderen Adeligen eingeſetzt hatte. Eben dieſes wird noch durch den Vorfall bewährt: als die Söhne des Udalrich v. Roſenberg, Johann und Heinrich, unbeerbt ſtarben, ſo fielen ihre Beſitzungen an eine Nebenlinie des Roſenberg, welche die Herren v. Teltſch hießen, und von welchen der neue Acquirent Heinrich mit der Anna v. Wurſterberg verehlicht war.

Die Erſcheinung der weißen Frau war ſchon vor dem funfzehnten Jahrhunderte nicht nur in Böhmen, ſondern auch in mehreren Gegenden Deutſchlands bekannt. — Ergriffen von einem beſondern Hang zum Abenteuerlichen, verbunden mit einer düſtern Phantaſie, welche zu dem höchſten Grade einer myſtiſchen Schwärmerey überging, erſchien den Böhmen alles, was ihnen unerklärbar war, übernatürlich — eine Wirkung einer höheren Geiſterwelt, die auf ihre Denk- und Handlungsweiſe einen romanhaften Einfluß nahm. In keinem Lande Europens haben die Geiſtererſcheinungen nächtlicher Kobolde, Reiter ohne Kopf, ja ſelbſt die Teufel, ſo viel Unweſen wie in Böhmen getrieben. — Der heilige Procop, der Sage nach durch göttliche Macht unterſtützt, hatte mit ihnen das Land beurbart. — Auf dem Schloſſe Wiſſehrad zu Prag wird noch die Säule vorgewieſen, die der Teufel von Rom nach Prag getragen. — Eine Frau v. Lichtenſtein wurde um Mitternacht von den Geiſtern der Hölle gehohlt, und von der Erde ſammt ihnen verſchlungen, ſo wie einſt auf dem Strahof die Königinn Drahomira. Der Glaube an das Übernatürliche ging ſo weit, daß in der Stadt Budez Unterricht in der Magie und Alchemie gegeben wurde, und die Königinn Libuſſa ſammt ihren Schweſtern Thekla und Schaetka gingen dort in die Lehre. — Daher haben ſich die Böhmen bis auf die Zeiten unter Kaiſer Rudolph II., der ein vorzüglicher Liebhaber davon war, mit der Alchemie beſchäftigt, und man findet noch häufig, insbeſondere in dem Wittingauer Archive, voluminöſe Manuſcripte über dieſe ausſchweifende Wiſſenſchaft.

Balbin, in ſeinem Werke: Miscellanea Historica Regni Bohemiae, p. 184, behauptet, daß die Erſcheinung der ſogenannten weißen Frau keine Erdichtung ſey. Er ſelbſt habe ſich alle Mühe gegeben, dieſen Gegenſtand näher zu erforſchen. Er ſelbſt habe Mehrere geſprochen, die verſicherten, ſie geſehen zu haben, vorzüglich zu Neuhaus, welche zur Nachtzeit einige Verrichtungen hatten, als Köche, Becker, Zimmerwärter ꝛc. Ein Gleiches hatte auch der

Gubernator der gräflich Slawatiſchen Beſitzungen, Samuel Karoli, ſo wie der Ordenspräfect der Jeſuiten, Georg Molitor, beſtätigt, welche ſie mehrere Mahle zu Mittag an dem Fenſter eines Thurmes ſtehend geſehen haben, in welchem, wegen der verfallenen Stiegen, Niemand hinauf gehen konnte. Sie war weiß, in der damahligen Tracht der Witwen gekleidet, und zeigte einen Anſtand, eine Würde im Blicke, der nur der erhabenen Tugend eigen iſt. Wenn Jemand mit Fingern auf ſie wieß, ſo verſchwand ſie nicht gleich, ſondern entfernte ſich nach und nach, bis ſie ganz unſichtbar wurde. Wilhelm v. Slawata, oberſter Kanzler des Königreichs Böhmen, und Herr dieſes Schloſſes, ſprach von dieſer Erſcheinung als von einer entſchiedenen, über alle Zweifel erhabenen Sache. Sie war in Neuhaus, Wittingau, Schwihau, Krummau, Frauenberg, Teltſch und der Burg Neuſchloß, der Familie Berka und Lippe gehörig: ſichtbar, zuweilen wurde ſie auch auf dem feſten Schloſſe Bernſtein, nach Zeugniß des Jeſuiten Peter Drahow, ja von ihm ſelbſt geſehen. Sie kündigte mit ihrer Erſcheinung immer einen merkwürdigen Vorfall, als: wichtige Geburten, Hochzeiten, Todesfälle in der Familie an; nur mit dem Unterſchiede, daß ſie bey Todesfällen ſchwarze, bey anderen Ereigniſſen weiße Handſchuhe anhatte. An ihrem Gürtel hing ein Bund Schlüſſel, und wenn man ſie grüßte, ſo dankte ſie mit einer Kopfbewegung, und ging gelaſſen fort. —

So beſtimmt, als man Jahrhunderte lang an die Erſcheinung der weißen Frau glaubte, und mehrere Männer, ſo wie der gelehrte Balbin, ihre Exiſtenz außer allen Zweifel ſetzten, ſo iſt der menſchliche Geiſt bereits zu der Überzeugung gekommen, daß dieſe Behauptungen, aus dem Gebiethe des Unwahrſcheinlichen, nur Mährchen und Geburten einer überſpannten Phantaſie für unſere hierüber berichtigten Begriffe ſind, und nur noch bey einem unaufgeklärten Schwärmer Eingang finden können. — Ob aber dieſe weiße Frau, die aus der Geiſterwelt herabſtieg, um unter den Sterblichen zu wandeln, wirklich einſt in Böhmen exiſtirt habe oder nicht, und ob ſie nach der allgemeinen Behauptung aus der Roſenberg'ſchen Familie abgeſtammt, iſt eine andere Frage, die aus dem Grunde bejahend beantwortet werden muß, weil in dem Fürſt Schwarzenberg'ſchen, vormahls Roſenberg'ſchen Archive zu Wittingau von ihr eigenhändige Briefe, mit der Unterſchrift Berchta von Lichtenſtein, geborne von Roſenberg, vorhanden ſind. Der eine dieſer Briefe, wovon beyde an ihren Bruder, der in Wittingau ſeinen Aufenthaltsort hatte, gerichtet ſind, enthält den unbedeutenden Umſtand, daß ſie dem Kinde eines Bergmannes Taufpathe war, zu dieſer Feyerlichkeit ein grün ſeidenes Kleid angezogen, und ihm ſechs böhmiſche Groſchen eingebunden habe. — Der zweyte iſt eine Bitte um eine Geldunterſtützung. — Sie war geboren im Jahre 1340 zu Wittingau. Ihr Vater war Udalrich v. Roſenberg, welcher ſie nebſt mehreren Kindern mit der Catharina v. Wartenberg erzeugt hatte. Sie verehlichte ſich im Jahre 1449 an Johann v. Lichtenſtein, einen reichen Freyherrn Steyermarks. Dieſe Heirath hatte, wie die Roſenberg'ſche Chronik bemerkt, der Familie Roſenberg viel Kränkung verurſacht; denn ſie befand ſich oft in ſo dürſtigen Umſtänden, daß ſie ihre Brüder und Verwandten um Unterſtützung angehen mußte — nach dem Tode ihres Gemahls nähmlich. Nach Anderer Meinung aber entfloh ſie, und kam zu ihrem Bruder Heinrich v. Roſenberg, Regierer des Hauſes, welcher ohne Erben ſtarb. Die Urſache davon ſoll die harte Behandlung ihres Gemahls geweſen ſeyn, den Eiferſucht dazu verleitet hatte, indem ſie vor ihrer Verehlichung mit einem Herrn v. Sternberg ein Herzensverhältniß gehabt haben ſoll, der an dem Tage ihrer Hochzeitfeyer ihren Gemahl vom Fenſter herabwerfen wollte, und bloß durch die herbey gerufene Hülfe verhindert wurde. Ihre Klugheit und der gelaſſene hohe Sinn, den ſie in allen ihren Handlungen blicken ließ, und welcher der beleidigten Tugend ſo ſchön ſteht, war ſo anerkannt, daß ſie ihre Brüder und andere Verwandte zu Rathe zogen, und ihr ſelbſt die Kinder des berühmten Meinhard von Neuhaus zur Erziehung anvertraut wurden. Ihre Eleven, Johann und Heinrich, haben ihre Erzieherinn ſo verehrt, daß ſie ſie nicht von ſich entlaſſen wollten. Ihr wurde daher nach einem Brande, wodurch das Schloß Neuhaus eingeäſchert, der Bau anvertraut, der von ihr vollendet, und zur Belohnung der Arbeitsleute und zum ewigen Andenken von ihr das ſogenannte »Breymahl« geſtiftet wurde, bey welchem Mahle oft ſechs bis ſiebentauſend Menſchen betheilt wurden. Wo ſie geſtorben und begraben, ob zu Neuhaus, Wittingau, oder in der Roſenberg'ſchen Familiengruft zu Hohenfurth iſt nicht bekannt. Ihr Gemählde war noch nach Balbins Angabe zu ſeiner Zeit auf dem Schloſſe Neuhaus ſichtbar und nach der Tradition der älteſten Menſchen, welche der Ferdinand Slawata hierüber ausforſchen ließ, war die Sage allgemein, daß ſie eine geiſtvolle, tugendhafte, und insbeſondere den Armen geneigte Matrone war. In den erſten Tagen nach der Geburt des Peter Wok v. Roſenberg, mit dem die Familie erloſch, erſchien ſie faſt täglich. Peter Wok ließ an dem nähmlichen Orte, wo ſie ſichtbar war, graben, und fand einen beträchtlichen Schatz, den er dem Kaiſer Rudolph zur Aushülfe gab, um damit den Krieg gegen die Paſſauer Kriegsvölker fortſetzen zu können.

So viel iſt uns hiſtoriſch gewiß über die Exiſtenz der ſogenannten weißen Frau, Berchta v. Lichtenſtein, geborne v. Roſenberg, bekannt, da dieſe angeführten Daten aus den beſten und ſicherſten Quellen, nähmlich dem Roſenberg'ſchen Archive geſchöpft; alles Übrige ſind Erzählungen, Mährchen, Fictionen, die bloß in einer geſchäftigen Phantaſie entſtanden, und daher das im heurigen Jahre auf dem Prager Nationaltheater aufgeführte Drama: »Berchta v. Neuhaus, oder die ſogenannte weiße Frau,« hiſtoriſch falſch iſt.

Dr. K. v. H — n — g.

* * *

Vergleichende Anatomie*).

Die Mitte iſt immer gut. Auch hier ſoll der Centralpunct alles Lebens den Anfang machen. — Die zwey Herzkammern ſind beſtimmt, eine für

---

*) Dieſer Aufſatz iſt der Redact. mit der Bemerkung eingeſendet worden, daß er Jean Paul's Beyfall erhalten habe.

Freundſchaft, eine für Liebe. Die rechte, wo kälteres, ruhigeres Blut ſich aufhält, iſt das Winterquartier der Freundſchaft; die linke, wo feurigeres, brauſenderes hüpft, iſt das Sommerhaus der Liebe. Noch ein Beweis für die Legitimität dieſer Cantonnirungen iſt, daß vom rechten Herzzimmer alles Blut in die Lunge fließt: dem Freunde ſagt und klagt man Alles. Vom linken aber ſtammt das Lebensfeuer fort in alle kleinſten Äderchen des Seyns. — Nun haben dieſe Großen Antichambres, Vorkammern. Den Kammerherrn der Freundſchaft werde ich »Vertrauen« nennen; der Anmelder der Liebe heißt: Gefallen. Nur Vertrauen iſt der Introducteur in den Audienzſaal der Freundſchaft; nur Wohlgefallen iſt der hohe Prieſter, der hinter den Vorhang und vor die Bundeslade der Liebe treten darf. Letzterer darf nicht trunken in das Allerheiligſte eingehen: ſonſt kömmt ein himmliſch Feuer und verzehrt. — Beym Fötus, verglichen: als die Menſchheit noch in Kindheit und Kindlichkeit ſich wiegte (oder wenn ſie ſich wiegt) hatten beyde Wohnungen Communication (foramen ovale). Man kam durch Vertrauen und Gefallen in der Liebe Kaiſerzelt, das nur eine dünne Linnenwand von der Felſengrotte der Freundſchaft ſchied. Mit einer andern Scheidewand zerriß oft auch dieſe, und nun wohnten oder thronten ſie ſchweſterlich zuſammen. Da aber die Pflanze der Menſchheit zu Samen auswuchs, oder beſſer, da man ihre zarte Roſenrebe vom warmen, weichen, fetten Mutterboden der Natur künſtleriſch riß, iſt dieſe Öffnung verwachſen, und alle Verbindung iſt abgeſchnitten, und zur Liebe führt nur der finſtere Hohlweg (Hohlader) Gefallen. — Zwiſchen den Neben- und Hauptgemächern des Herzens ſind Klippen, Fallthüren, hinein zu gehen, und nicht heraus zu kommen. Aus der Freundſchaft (Lungenarterienkammer) wird man oft durch Um- und Schleichwege, nähmlich durch die Lunge und ihre Bewegungen, heraus gewunden; aber auf dem geraden Wege zurück durchs Vertrauen, gehts nicht; Niemand kann's veranſtalten, daß das Vertraute vergeſſen werde. Wer einmahl in's rothe Meer der Liebe ſprang, dem kann man weder durch's Herz- noch Kopfohr eine Warnung zuwerfen, daran er auf zur trocknen Vernunft ſich arbeiten könnte. — Für manche Mädchen iſt dieſer Bauplan beſonders erſprießlich. Jedem Neuangekommenen, der in dem Gaſthof ihres Herzens logiren will, räumt ſie das beſſere Linke ein; dem ſpäter Angelangten das Rechte. Sobald der erſte die Zeche bezahlt hat, bekömmt der zweyte jenes Linke, jenen mit Trophäen aus allen Zeitaltern behangenen Krönungſaal*). Muß, oder will dieſer weiter reichen, ſo erhälts der dritte u. ſ. w. bis ins Unendliche.

Moritz Kornfeld.

Zeitgloſſen.

19 — Man hat wenig Beyſpiele, daß eine Zeitſchrift von der andern, außer im tadelnden Sinne geſprochen hätte. Das iſt ein Zug von Gemein-

---

*) Für die künftige Ehe?

heit, und ſchon an ſich auffallend, da man doch glauben ſollte, daß die Journale am meiſten Anlaß hätten, gerade wieder von Journalen zu reden. Es iſt daher doppelt intereſſant, wenn von einer Zeitſchrift in andern Blättern nicht unvortheilhaft die Rede iſt, ohne daß ſie Solches veranlaßt hätte. Dieſes Schickſal hat das Converſationblatt, beſonders ſeit einigen Monaten. Es iſt weniger eigens darüber erfreut, daß man ſeine kleinen Vorzüge überhaupt nicht mißkennt, als daß man ſeinen nationalen Geiſt und ſein redliches Streben, »allerwärts Vaterlandsliebe und Vaterlandskunde zu fördern,« aus dem *rechten* Geſichtspuncte würdigt. Das iſt die edlere, höhere und theuerſte Anerkennung, nach welcher es von jeher gerungen. Sonſt verlangt es nichts; denn iſt Dieſes einmahl da, ſo finden ſich Freunde, Theilnehmer und Gönner von ſelbſt. Scharf entgegengeſetzte, nur dem *Extrem* huldigende Parteyen müſſen da allerdings unbefriedigt bleiben, wo Geiſt und Form nur in der allein heilbringenden Mitte ſich bewegen ſollen.

20 — Es gibt männliche und weibliche Schauſpieler, welche verſucht werden müſſen, ſich für unfehlbar, oder wenigſtens für privilegirte Perſonen zu halten, weil ſie beym erſten Anblick, noch ehe ſie eine Miene bewegt, oder eine Silbe geſprochen haben, auf der Bühne vom Publicum enthuſiaſtiſch empfangen, und in Recenſionen unaufhörlich und unbedingt gelobt werden, bey Anläſſen des Tadels aber wahrnehmen müſſen, wie der Recenſent Alles ſo klüglich, delicat und diplomatiſch auf Schrauben geſtellt hat, um den Nimbus des Herrn oder der Dame (!) ja nicht zu touchiren. Solchergeſtalt werden dieſe Leute zu Tyrannen der Directionen und des Publicums verhätſchelt. Beyſpiele liegen nahe.

21 — Die Sündfluth der Bücherfabrication iſt bekanntlich der Fluch der Literatur, der Wiſſenſchaft ſelbſt, des Buchhandels ꝛc., da vielleicht zehntauſend Mahl mehr Bücher hervor gebracht, als gekauft, genoſſen, überhaupt (geiſtig) verbraucht werden. Ein längerer Aufſatz im vorigen Quartale dieſes Blattes: »das Grab des Bücherweſens,« hat es im Allgemeinen entwickelt. Dieſe Sündfluth zu bannen, würde es vielleicht nichts Anderes brauchen, als alle die zum Drucke beſtimmten Manuſcripte, welche nicht unverkennbar den Stempel wahren Werthes und Bedürfniſſes oder ſonſtiger Zweckmäßigkeit tragen, nicht zum Drucke gelangen zu laſſen, und bey der ſogenannten ſchönen Literatur doppelt ſtreng zu verfahren. Ein Gedicht, ein unmittelbarer Roman z. B., wenn nicht echtes, offenbares Genie ꝛc. ſichtbar iſt, wird verworfen. »Nur da iſt Kunſt (ſagt der treffliche *Nüßlein* im Lehrbuch der Kunſtwiſſenſchaft, *Landshut* 1819), wo Genie iſt.« — So aber ſchreibt Alles Romane, Alles macht Gedichte, weil natürlich nichts leichter iſt; Alles läßt man drucken, und nichts wird geleſen, als das Aufgedrungene. Es gibt Fälle, wo Strenge die rechte Milde iſt.

22 — Zu ſagen, daß der Schauſpieler gar nicht zu den Künſtlern gehöre, indem er nichts ſey, als das rein materielle Inſtrument des Dichters, nichts thue als die Dichtung verkörpern ꝛc., muß gewagt und vermeſſen klingen, wie jede neue Behauptung, welche verſteinerte Begriffe umwirft. Das iſt richtig. Aber es iſt auch eben ſo richtig, daß es gewagt und vermeſſen und noch ärger

klingen muß, wenn ein Schauſpieler für einen Künſtler gelten will, der beym Recitiren nicht einmahl die dritte und vierte Endung unterſcheidet, was doch jeder Trivialſchüler kann. »Ich habe meinen Freund geſchrieben, und gleich darauf ſeinem Bruder geſprochen.« Ähnliches hört man alle Augenblicke, hört es von den *allererſten* Schauſpielern, Schlag auf Schlag. Man könnte es abſichtlich nicht ärger treiben. Leute mit correcten Ohren gerathen, beſonders bey dramatiſchen Meiſterwerken, in Verzweiflung. Wenn man eigens darauf Acht gibt, iſt es gar nicht aufzuhalten.

* * *

Anecdote.

Von nachſtehendem Zuge war der Verfaſſer Augen- und Ohren-Zeuge. Auf einem Maſkenball in einer Provinzialſtadt befand ſich auch ein ſehr großer Herr mit ſeinem Gefolge. Einer aus der Suite wurde von dem Erdengott gefragt, wie viel Uhr es ſey. Er antwortete mit dem Ton der ſtaubigſten Demuth: »So viel Ew. . . . . befehlen!« Und der große Herr gab dem Elenden — keine Ohrfeige.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl *Gerold*'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Herr P. A. *Budik* hat die durch unſer Blatt dem Publicum bereits bekannte Ährenleſe aus den lateiniſchen Dichtern des 16., 17. und 18. Jahrhunderts in *freyer Nachbildung* vollendet, und wird dieſe Sammlung nächſtens dem Drucke übergeben. — Da die gelieferten Proben ſich eines ſchmeichelhaften Beyfalls erfreuten, und das Meiſte, was uns von dem Hrn. Verfaſſer mitgetheilt wurde, das Gepräge einer gelungenen Nachbildung an ſich trägt, ſo macht ſich die Redaction das Vergnügen, die baldige Erſcheinung den Freunden der Dichtkunſt anzukündigen. Pränumeration darauf wird in den Buchhandlungen der Herren. C. *Gerold*, *Wallishauſſer*, C. *Armbruſter* und der Frau *Cath. Gräffer* angenommen. Der Preis iſt 3 fl. 30 kr. W. W. Zum Schluſſe noch eine Probe.

Auf den Tod eines Kindes.

Kaum erblickſt du die Welt, und der Tod ſchließt wieder dein Auge.
Glücklicher! der du ſo *bald* kehrſt in den Himmel zurück.

Auf einen vom Blitze beſchädigten Pallaſt.

Nur das *Gold* an den Mauern verſchlang der leuchtende Blitzſtrahl,
Denn was würdiger ſonſt wäre des *Zornes* des Zeus? —

Die Statue der Niobe.

Niobe bin ich, in Stein von dem Zorne der Götter verwandelt,
Da mich der Künſtler vollbracht, hauchte er *Leben* in mich.

Auf das Bild der Pſyche.

Pſyche! du ſchwingſt dich hinauf in den heiteren Äther, und lehrſt mich
Wie der entfeſſelte Geiſt Wege zum Himmel ſich bahnt.

Amor und Mars.

Sieh auf der Rennbahn dort ſpannt Amor den goldenen Bogen,
Und der gewaltige Mars beugt vor dem Kleinen das Knie.

Der Wechſel der Dinge.

Staaten und Völker, die ſtolz ſich brüſten mit freyer Verfaſſung,
Werden im Wechſel der Zeit traurig und ſpurlos vergehn.
Denn was entſtand iſt Beſtändiges nicht, erlieget dem Alter,
Und des Schickſals Gebieth iſt die Unendlichkeit ſelbſt.

Auf eine Roſe.

Roſe! wie pranget dein Roth, hat Venus dich weinend gefärbet,
Oder hat Borgia's Mund zart dir den Buſen berührt? —

Am Grabe Julius Cäſars.

Starbſt, o Cäſar! auch du, der den bangenden Völkern des Aufgangs
Roma's ſtolzes Geſetz ſchrieb auf die Tafel von Erz? —
Deinen Buſen durchbohrte der Stahl der lauernden Feinde,
Und der Herrſchergewalt Zeichen entſanken der Hand.
Dir, der den Ring der Welt umſpannte mit herriſcher Allkraft,
Dir genüget ein Grab! — Schatten! wer neidete dich!

Johann Leo Flamminus.

Schrecklich blitzte ſein Schwert im Getümmel der Schlachten, doch lieblich
Wenn er die Lyra ſchlug, floß von den Lippen das Lied.
Ach! da er ſiegend und groß mit der Friedensfahne zurücke
Kehrt' in das heimiſche Land, traf ihn der Dolch des Verraths,
Wehe dir, blutige Hand! nicht den Feind erſchlugſt du, du ſtürzteſt
Frevelnd des Vaterlands heilige Säulen mit ihm.

Bereits in Nr. 153 des Conv. Bl. 1820 haben wir der Vorleſungen erwähnt, welche der Herr Abbé Stelzhammer, Director des k. k. phyſ. optiſch. Cabinets, über die Experimental-Naturlehre mit Berückſichtigung der neueſten Entdeckungen ꝛc., die Winter-Monate hindurch drey Mahl die Woche in einem angemeſſenen Locale der k. k. Burg hält. Dieſe Vorleſungen haben ihren raſchen Fortgang. Nachdem der Herr Abbé Stelzhammer in drey Vorleſungen die allgemeinen Eigenſchaften der Körper erklärt und mit den erläuternden Verſuchen durchgeführet hatte, iſt er zur Einleitung über die chemiſchen Verſuche übergegangen, und hat bereits mit der Beſchreibung der verſchiedenen Arten des Steindrucks angefangen. Alles, was in das Gebieth der Lithographie einſchlägt, wird erklärt. Muſter von verſchiedenen Abdrücken, ſo wie Steine vor und nach der Zubereitung mit Kreide und mit dem Grabſtichel bearbeitet, werden vorgewieſen, und zugleich auch das Ätzen auf ſelben angezeigt.

Der Verfaſſer der Beyträge zur Geſchichte der alten Kirche Maria Stiegen glaubte ſeinen Dank für den gütigen Beyfall und die ſchnelle Abnahme der Auflage auf keine beſſere Art darthun zu können, als daß er eine vollſtändige Geſchichte der Kirche Maria Stiegen in Wien bearbeitete, und derſelben eine kurze Lebensgeſchichte des ſel. Dieners Gottes, Alphonſus Maria Liguori, nebſt den Pflichten der neu in den öſterreichiſchen Staaten eingeführten Verſammlung der Redemptoriſten*), und Nachrichten von dem zu Wien im vorigen Jahre verſtorbenen General-Vicarius Hofbauer beyfügte.

Dieſe Geſchichte wird nächſtens in der B. Ph. Bauer'ſchen Buchhandlung (Wien, auf der Freyung im Schottenhof) zu haben ſeyn. F. H. B*h.

Die Redaction des jetzigen fünften Jahrganges der hieſigen muſicaliſchen Zeitung hat Herr F. A. Kanne übernommen, ein Mann, der gründliche und umfaſſende muſicaliſche Einſichten, Unbeſtechlichkeit des Urtheils, Geiſt, Kraft und Leichtigkeit der Darſtellung, ſo wie ausgebreitete Beleſenheit und höhere Bildung für ſich hat. Verbindet er mit dieſen Vorzügen und mit dem ihm eigenen Muthe, wie man es erwarten kann, noch Fleiß und Ausdauer, ſo iſt dem Blatte Glück zu wünſchen. Schon die erſten Nummern zeichnen ſich aus. Sie enthalten unter Andern: Über den Standpunct Wiens zur Herausgabe einer muſicaliſchen Zeitung, ein werthvoller Aufſatz vom Redacteur. Dieſe Zeitſchrift erſcheint jetzt im Verlage des vielverdienten Buchdruckers Herrn Ant. Strauß. Der Preis iſt vierteljährig 5 fl. W. W., iſt aber nach wie vor auch bey den wackern Kunſthändlern Steiner und Comp. zu haben.

Die hier erſcheinende Zeitſchrift: »Öhlzweige,« hat nun ihren dritten Jahrgang begonnen. Sie erfreut ſich jener warmen Theilnahme, auf die ſie ſo manche Anſprüche hat. Dieſes iſt fürwahr ein beruhigendes Zeichen der Zeit. Denn, wenn es durch die Erfahrung unläugbar iſt, daß die verderblichen Differenzen bürgerlicher Ordnung und Wohlfahrt, von denen unſere Tage uns ein ſo betrübtes Bild aufſtellen, mehr oder weniger dem Mangel an Religioſität zugeſchrieben werden müſſen, ſo wird der Freund der Menſchheit nicht ohne freudigen Troſt bey dem Gedeihen eines Blattes verweilen können, das Weckung, Nahrung und Befeſtigung des religiöſen Sinnes zum Zwecke hat. Es iſt jedoch durch dieſe practiſche Erwägung nichts weniger als auf den politiſchen Standpunct allein abgeſehen, da das ſogenannte öffentliche Wohl oder das Glück des Ganzen, doch immer nur von dem innern Frieden und ſomit von dem wahren Glück des Einzelnen ausgehen kann. Alles was dahin wirkt, dieſen innern Frieden als den Grundpfeiler des irdiſchen und höhern Heils zu fördern, verdient die Achtung und Verehrung eines jeden Wohlgeſinnten. Und ſo mag es denn auch kommen, daß dieſe Zeitſchrift ſo viele Freunde und Leſer, und unter ihren Mitarbeitern einen Adam v. Müller, Friedr. v. Schlegel, J. P. Silbert, F. L. Z. Werner rc. zählt. Den außeren Character dieſes Blattes wird übrigens jeder Beſonnene um ſo mehr mit Billigkeit in Erwägung ziehen, als es ſich naturlich nicht auf eine einzelne Leſerclaſſe beſchränkt, ſondern das ganze gemiſchte Publicum vor Augen haben muß; ein Verhältniß, das, wie wir es bey unſerm eigenen Blatte wiſſen, das ſchwierigſte iſt. Der empfängliche und redliche Leſer wird daher bey dieſen Öhlzweigen die oft ganz eigenthümliche Form manches Gegenſtandes ſchon aus dem rechten Geſichtspuncte zu würdigen wiſſen, und z. B. weit entfernt ſeyn, den zuweiligen Ton patriarchaliſcher Einfalt mit dem einer profanen Einfältigkeit, oder das Kindliche mit dem Kindiſchen zu verwechſeln. Nichts iſt wohl auch ſchwerer, als im Styl eines Claudius zu ſchreiben; dazu gehört eine eigene Weihe des Gemüthes, die, über allen rhetoriſchen Prunk erhaben, ſich in der ſchlichteſten Einfachheit gefällt, und nichts ſucht, als etwa das Ungeſuchte. Der außerſt geringe Preis dieſer Zeitſchrift (monatlich 45 kr., vierteljährig 2 fl. W. W.) und der Umſtand, daß die Abonnenten der geiſtlichen Leihbibliothek (in deren Verlag ſie erſcheint) ſie unentgeltlich erhalten, verdienen beſondere Anerkennung. Offr.

---

*) Siehe Wiener Zeitung Nr. 11, vom 15. Jänner 1821.

**) Den zweyten haben wir im II. Bd. Nr. 51 unſers I. Jahrg. angezeigt.

J. S. v. Soden behandelt in dem 8ten (neueſten) Bande der National-Öconomie die Staats-National-Bildung. Wir entlehnen aus ſelbem Einiges über Bibliotheken und polytechniſche Inſtitute.

Zweckmäßig, dem National-Öconomie-Princip angemeſſen wäre es, in jeder Provinzſtadt, mindeſtens in der Hauptſtadt jeder Provinz, eine öffentliche, das Weſentlichſte und Wichtigſte in jeder Wiſſenſchaft enthaltende Bücherſammlung zu errichten und zu unterhalten, um dadurch intellectuelle Cultur durch den ganzen Staat zu verbreiten, auf die jeder Staatsbürger gleichen Anſpruch hat. In jeder Provinzſtadt werden ſich, wo nicht Gelehrte, doch gebildete Menſchen, Geiſtliche, Ärzte, Advocaten, Staatsdiener finden, welche die Aufſicht auf dieſe Provinzial-Bibliotheken willig übernähmen, die ihnen zugleich Unterricht und Erſparniß in Anſchaffung eigener Bibliotheken gewährten. Jene unnatürliche Begünſtigung der Reſidenzen, welche die Provinzen abzehrt, einzig um der Glanzſucht zu ſchmeicheln, hat zufolge der Geſchichte, großes Unglück hervorgebracht.

Jenes Anhäufen unüberſehlicher Büchermaſſen in den Reſidenzen und an Einem Puncte, hat auch den weſentlichen Nachtheil, daß im Falle eines Unglücks, einer Feuersgefahr, eines feindlichen Einfalls, der Nation und den Wiſſenſchaften zugleich unerſetzlicher Verluſt droht.

Gleich wichtig für die gebildete Menſchheit ſind technologiſche Lehrinſtitute. Es gibt kaum ein noch ſo mechaniſches Gewerbe, das nicht durch wiſſenſchaftlichen Betrieb einer Veredlung und Vervollkommnung fähig wäre — und beynahe *alle* Gewerbe ohne Unterſchied werden mechaniſch betrieben! Die Lehrjahre werden bey einem Meiſter erſtanden, der ſelbſt das Gewerbe nicht anders denn mechaniſch erlernt hat; der, durchaus ſelbſt unfähig zu theoretiſchem Unterricht, unfähig, die Gründe ſeines Verfahrens anzugeben, den Lehrlingen gerade ſo viel und nicht mehr zeigt, als zur Förderung ſeiner Arbeit nothwendig iſt; ja, der oft ſelbſt kleinere Vortheile ſeines Gewerbes vor ihnen verſchweigt, aus Furcht, ſie möchten einſt ſeine Nebenbuhler werden. Daß die ſogenannten *Meiſterſtücke* eine alberne Spielerey ſeyn, hat man in den neueren Zeiten beynahe allgemein erkannt.

Technologiſche Schulen, in welchen man angehende Gewerbsleute in dem theoretiſchen Theile derſelben wiſſenſchaftlich unterrichtet, werden die Gewerbe bald auf eine höhere Stufe heben. Müßten auch die erſten Lehrer derſelben wiſſenſchaftlich gebildete Männer ſeyn, ſo würden ihre erſten Lehren ſchon ein Seminarium, eine Pflanzſchule bilden, wichtiger für die Menſchheit, als ſo manche, welche der Staat mit großem Aufwande unterhält. Die fähigſten der zuerſt wiſſenſchaftlich unterrichteten Gewerbsleute würden künftig die Lehrer der technologiſchen Schule, und zwar mit deſto günſtigerem Erfolge werden können, weil ſie mit der theoretiſchen Kunde zugleich die mechaniſche Fertigkeit verbänden. Mathematik, Zeichenkunde, Anfangsgründe der Chemie, Befreundung mit den ſchönen Vorbildern des Alterthums und den Fortſchritten anderer Völker, *das* iſt's, was der Gewerbsmann, der Töpfer, der Tiſchler u. ſ. w. braucht.

Wie richtig die öſterreichiſche Regierung polytechniſche Inſtitute auffaßte, lehrt wohl am beſten das Gedeihen des Wieneriſchen. Es zählte im November 1820 bereits über 600 Zöglinge.

—ch—

Das auf geſtern angekündigte Concert der Mad. Catalani wird unabänderlich Montag den 22ten d. M. Abends um 7 Uhr in dem k. k. großen Redoutenſaale Statt haben. (Die Billete zu 5 fl., und auf die Gallerie zu 10 fl. W. W. ſind bey Artaria und Comp., und Abends an der Caſſe zu haben.)

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625) wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W. W., durch die k. k. Poſt 11 fl. W. W. halbj. Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

7.

(Wien, Mittwoch den 24. Jänner.)

Über und aus Rußland.

VI.

Unter den Begleitern des Herrn Lieutenants von der Flotte, von Kotzebue, welcher bekanntlich auf dem vom Herrn Kanzler Grafen Rumianzow auf eigene Koſten ausgerüſteten Schiffe Rurik die Reiſe um die Welt vollbracht hat, befand ſich ein junger geſchickter Mahler: Choris. — Nach ſeiner Rückkunft reiſte er, um ſich in ſeiner Kunſt zu vervollkommnen, nach Paris, und nimmt ſich jetzt vor, dort eine Sammlung von Steindrücken herauszugeben, welche die Abbildungen der americaniſchen, aſiatiſchen, afrikaniſchen und ſüdindianiſchen Wilden, ihre Waffen, Kleidungsſtücke, Hausgeräthe u. ſ. w., ſo wie auch die Anſichten verſchiedener Landſchaften und Seegegenden und vieler Gegenſtände aus der Naturgeſchichte vorſtellen werden. Dieſe Steindrücke erſcheinen in monatlichen Heften mit gehörigen Beſchreibungen begleitet. Der junge Künſtler hat das Glück gehabt, ſich die Theilnahme mehrerer, durch ihre Gelehrſamkeit berühmter Männer in Paris zu erwerben, und ihre Zuſage zu erhalten, ſeine Arbeiten zu befördern. Cuvier liefert ihm die Beſchreibung der von ihm abgebildeten Säugethiere und Vögel; Dr. Gall begleitet mit ſeinen Anmerkungen die Abbildungen der Schedel der verſchiedenen Völkerſchaften, und Alexander v. Humboldt hilft mit Rath und That in Betreff der Gegenſtände der Geologie u. ſ. w.

In den Nrn. 44 und 45 der Zeitſchrift: Sohn des Vaterlandes (welche nun von zweyen bekannten ruſſiſchen Schriftſtellern, Gretſch und Wojeykow, redigirt wird), befindet ſich die grauenvolle Beſchreibung zweyer Verſuche des ruſſ. kaiſerl. Herrn Hofraths v. Hamel, den Gipfel des Montblanc zu erſteigen *). Er, zwey Engländer, ſeine Cameraden und fünf Wegweiſer wurden durch eine ſogenannte Rutſchlavine in einen Abgrund mitgeſchleppt. Glücklicher Weiſe haben ſich die Reiſenden bis auf drey der vorangegangenen Wegweiſer gerettet.

Das in Berlin erſchienene Buch: Poetiſche Erzeugniſſe der

---

*) Dieſer unternehmende hochſchätzenswürdige Gelehrte befindet ſich gegenwärtig hier in Wien. Er hatte die Güte, unſerem Blatte die Schilderung dieſer ſeiner merkwürdigen Reiſe zuzuſagen. Die Red.

Ruſſen. Ein Verſuch von Kurt Friedrich von der Borg, 1. Band, 1820, hat die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich gewendet. So gewagt das Unternehmen auch iſt, die Gedichte verſchiedener Poeten, von verſchiedener Gattung und von verſchiedenem Versmaß in eine andere Sprache zu ubertragen, ſo hat Herr v. Borg es doch nicht uber ſeine Kräfte geachtet, und Vieles, ſehr Vieles geleiſtet. Am beſten hat er die Gedichte des Herrn Schukowsky in der deutſchen Sprache wiedergegeben. Übrigens hat ſein Werk nicht bloß den Werth der Überſetzung, ſondern auch an und für ſich kann ſich Herr v. Borg mit vielen der beſten deutſchen Dichter in eine Reihe ſtellen. Es iſt ſehr zu wünſchen, daß er ſeine Arbeit fortſetzen möchte, um ſowohl die Deutſchen mit der ruſſiſchen Literatur bekannter zu machen, als auch die deutſche Literatur mit manchem gelungenen Gedichte zu bereichern.

Von dem bekannten Flotte-Capitän Cochrane, der ſich vorgenommen hat, von Petersburg nach Kamtſchatka zu Fuß zu wandern, ſind vor einiger Zeit Nachrichten aus der Feſtung Buchtarminskaja im Gouvernement Tomsk, ungefähr 5000 Werſte oder 716 Meilen von Petersburg eingelaufen, wo er in den letzten Tagen des Auguſt eingetroffen war. — Es iſt kaum möglich, das omnia mecum porto weiter zu treiben, als dieſer ſonderbare Reiſende, der leibhaftig auf den Ruhm losgeht, der erſte Fußgänger in der Welt zu werden. Sein ganzer Reiſeanzug beſteht aus einem ledernen Hemde, einem wattirten Leibel, einer Pantalon von Nanking, ledernen Stiefeletten und Schuhen, und ſeine Bagage in einem kleinen blechernen Futteral, eine Viertelelle im Quadrat, wo er ſeine Päſſe, Empfehlungsbriefe, ſein Journal, eine engliſche Geographie, ein Paar Landkärtchen, Feuerzeug, Pfeife, Federmeſſer u. dgl. Siebenſachen, die unſer eins auf einem Spaziergange zum Thor hinaus mit ſich zu führen pflegt, verwahrt, und die ihm hinreichend ſcheinen, ohne alles Ungemach die fürchterlichſten und ausgedehnteſten Einöden der Welt zu durchwandern. Noch ſcheint er von den unſäglichen Strapatzen, die er auf einer ſchon mehrmonatlichen Wanderung auszuſtehen gehabt hat, nicht im Geringſten angegriffen zu ſeyn. Täglich legt er 80 Werſte (über 11 deutſche Meilen) zurück; wo Ströme ſind, ſchifft er ſich ein, und ſo gelangt er mit einigen ruſſiſchen Wörtern, die er unterwegs erlernt hat, von einer der wilden Völkerſchaften, welche die ſo weitſchichtigen Länder bewohnen, zur andern, und von einem ruſſiſchen Gränzpoſten zum nächſten, der oft einige hundert Werſte davon entfernt iſt. Er iſt ein kleiner Mann von gedrungenem Körperbau, zwiſchen 30 bis 40 Jahren. Von Buchtarminsk begab er ſich an die große chineſiſche Mauer, um einige Chineſen zu ſehen; da ſich aber dieſe wegen zu großer Hitze in das Innere der altaiſchen Gebirge zurückgezogen hatten, ſo mußte er unverrichteter Sache wieder zurückkehren.

So wie vor einigen Jahren in Petersburg ein Werk über die politiſche Oeconomie erſchien, welches in ganz Europa geleſen und geprieſen wurde, und deſſen deutlichem Vortrag, deſſen gewählter Zuſammenſtellung desjenigen, was die beſten Schriftſteller über dieſes Fach geſchrieben haben, ſo wie den vielfachen freymuthigen Hindeutungen auf Rußland, fur das es zunächſt berechnet iſt, man das größte Lob ertheilt, ſo erſcheint nunmehr daſelbſt ein anderes Werk: Über die Militär-Öconomie in Frieden und Krieg und ihr Wechſelverhältniß zu den Operationen, welches alle die vorzüglichen Eigenſchaften des erſtern in noch höherem Grade in ſich vereinigt. Selten iſt wohl der Gegenſtand deſſelben in einem mehr europäiſchen Geiſte und mit größerer Kenntniß des Terrains behandelt worden, ſo wie wir dieſes aus dem erſten, bis jetzt erſchienenen Theil ſchließen dürfen. Es enthält nebſt zehn lithographiſchen Tafeln, den Vorbericht, die Einleitung, die allgemeine Überſicht und drey Hauptabſchnitte: a) von der Aufbringung der Streitkräfte; b) von der Verpflegung im Frieden; c) von der Verpflegung im Kriege. Der zweyte noch nachfolgende Band wird den Verfolg der Kriegsverpflegung mit Anhang und Excurſus, und der dritte letzte die andern Zweige der Militär-Öconomie umfaſſen: Ausrüſtung, Bekleidung, Bezahlung, Erziehung, Unterkunft, Heilung; die Behandlung beſetzter Länder; die Organiſation der Armeeverwaltung; die Comptabilität nach höhern Anſichten, und als Schluß die allgemeinen Grundſätze, ein möglichſt wenig koſtendes Heer zu unterhalten. Um einen beſſeren Begriff von dieſem wichtigen Werke zu geben, theilen wir hier einige Stellen aus deſſen Einleitung mit.

»Zum Kriegführen überhaupt bedarf es der Aufbringung, der Bildung, des Gebrauchs, der Nachfüllung und der Verpflegung der ſtreitenden Kräfte; der Maſchinenwaffen und verſchiedener Nebenerforderniſſe.«

»Es theilt ſich deßhalb das Kriegsweſen: in den rein militäriſchen, den techniſchen und politiſch-öconomiſchen Theil.«

»Über den erſten Theil iſt ſchon ſo Vieles discutirt worden, und er iſt im Grunde mit dem rein-öconomiſchen ſo loſe verbunden, daß wir nur in der Kürze unſere Anſichten mittheilen wollen, ja ſie lieber ganz übergehen würden, wenn die Erläuterung manches Geſchichtlichen der eigentlichen Verpflegung nicht das Gegentheil gefordert hätte.«

»Die eigentliche Militär-Öconomie wollen wir zwar fragmentariſch, aber doch in allen ihren Zweigen näher betrachten, um ſo mehr, da unſers Wiſſens noch nichts Vollſtändiges, am wenigſten Zeitgemäßes darüber geſchrieben worden.«

»Zwar haben manche Kriegsbücher allgemeine Grundſätze über die Militär-Öconomie aufgeſtellt; allein im Practiſchen iſt es bey den Militärs meiſt bey einer zu weiten, unfruchtbaren Theorie, bey den Verpflegungsbehörden bey einer engen, rohen Empirie geblieben. Am wenigſten fehlt es zwar an guten Büchern über das Statiſtiſche und Legislative des Faches, aber leider ſind ſie für das Höhere der Wiſſenſchaft wenig fruchtbar, wie wir an ſeinem Ort weiter ausführen wollen.«

»Dieſes Höhere, welches allein die, ihrem Weſen nach gemeine oder gar wilde, Practik veredelt, beſteht im Frieden in gediegenen Grundſätzen der Staatswirthſchaft, im Kriege in der Combination der Operationen mit der practiſchen Möglichkeit der Verpflegung. Es zu ergreifen war der Grundzweck dieſes Buches; und wenn es deſſen ungeachtet manches Untergeordnete in ſich ſchließt, ſo iſt dieſes nur der Verbindung der Materien zuzuſchreiben.«

»Eben aus dem Grunde hat man auch nicht die Verpflegungsorganiſation irgend eines Landes zum Grunde legen wollen, ſondern auch hier ſich zu einer höheren Critik zu erheben geſucht.«

»Endlich mußte bey dieſer Anſicht alles compendiariſche Anatomiren der Materie wegfallen, um nicht den Geiſt des Ganzen in dem Schwall der Theile zu ertränken. Von ſelbſt aber wird es verzeihlich, daß wir oft auf rein-militäriſche Grundſätze und Erfahrungen haben zurück kommen müſſen, dieſes aber doch nur abgebrochener Weiſe haben thun können. Übrigens haben wir, damit der Text nicht allzu klüftig werden möge, manches Ausführlichere, aber Epiſodiſche, in Anmerkungen und eigene Excurſe gebracht, die zugleich als Belege zu den aufgeſtellten Grundſätzen dienen.«

Das ſind die eigenen Worte des Herrn Verfaſſers dieſes Werkes, auf das wir, als auf eine ganz vorzügliche Erſcheinung ihrer Art, auch den Kreis unſerer Leſer aufmerkſam machen wollen, indem wir überzeugt ſind, daß es ſchon gleich bey ſeinem Erſcheinen die Aufmerkſamkeit der Männer von Metier auf ſich gezogen und ſich ihre volle Würdigung erworben haben wird. — Es iſt hier nicht der Ort, über das außerordentliche Sach- und Kenntnißreiche deſſelben näher einzugehen. Es gehört der militäriſchen Literatur an, die ſich durch die Erfahrungen der letzten Feldzüge ſo außerordentlich bereichert hat, und unter welcher es eine höchſt ehrenvolle Stelle um ſo mehr einnehmen wird, als man ſich über das Öconomiſche der Heere neuerer Zeit noch nie ſo erſchöpfend und belehrend in Rath und That ausgeſprochen hat, als über das Tactiſche. Nur die Bemerkung können wir nicht umhin laſſen, daß auch die Sprache ſehr vorzüglich genannt werden darf. Eine beſonnene Bündigkeit zeichnet ſie aus und kommt der Schärfe des Urtheils und der Beſtimmtheit der Begriffe trefflich zu Hülfe, die einen Mann beurkundet, der von einem hohen umfaſſenden Standpunkte herab, dieſen Gegenſtand behandelt hat. Oft ſind Bemerkungen, Anſichten über den Gang der allgemeinen Weltbegebenheiten mit eingeflochten; oft ſind geſchichtliche Details über die Organiſation der Heere unſerer Zeit darin gegeben, die jedem Leſer, der ernſt und würdig über die nächſte Vergangenheit und über die bedeutungsvolle Zukunft nachdenkt, höchſt anſprechen und anziehen werden.

Der Verfaſſer dieſes, Rußland und ſeiner Armee, aus deren Schooße es hervorgegangen iſt, ehrebringenden Werkes, hat ſich nicht genannt. Allgemein wird indeſſen der in der militäriſchen Welt mit hoher Auszeichnung ſtehende ruſſiſche Generallieutenant und ehemahlige General-Intendant von Cancrin dafür gehalten, der dieſe Branche des Militärweſens, die er hier ſo trefflich beſchreibt, auch practiſch auf eine gleich hohe Stufe der Vollendung gebracht hat, und alle Gelegenheit hatte, auch bey andern Armeen theils aus den authentiſchen Quellen zu ſchöpfen, theils ſie mit ſeinem eigenthümlichen Scharfblicke kennen zu lernen.

Die allgemeine Neugierde iſt nun auf die Erſcheinung des 9. Bandes von Karamſin's Geſchichte des ruſſiſchen Reiches geſpannt, worauf jetzt Subſcription mit 12 Rubel B°. für den Band geſammelt wird. Es wird die Fortſetzung und den Schluß der merkwürdigen Regierung Joann's des Strengen enthalten.

D. v. K. in St. Petersburg.

(Schluß folgt.)

* * *

Kleine Denkwürdigkeiten.

23. Bekanntlich fanden bey den höhern Ständen in Deutſchland feinere Sitten erſt ſpäter einen Eingang. Zu ihrer Ausbreitung ſuchten theils die Geſetze des Reichs ſelbſt mitzuwirken, theils leuchtete das Beyſpiel einzelner Fürſten und Großen vor, auch ſuchten wohl Privatvereine dem beſſern Tone aufzuhelfen. Zu den letztern gehörte auch die St. Chriſtophs-Geſellſchaft, welche Sigismund, Herr von Dietrichſtein im Jahre 1517 zu Grätz unter dem Adel in den öſterreichiſchen Erblanden veranlaßte, und die in Kurzem 80 Herren vom Ritter- und Adelſtande, darunter auch 3 Prälaten und 2 Doctoren, zählte. Dieſer Verein war gegen »das Fluchen, Schwören und Vollſaufen« nicht bloß innerhalb der Geſellſchaft ſelbſt gerichtet, ſondern jedes Glied verpflichtete ſich auch, das Fluchen und Volltrinken nicht an den Seinigen in ſeinem Hauſe und Brote zu dulden; das Geſinde, das ſich durch Gefängniß nicht beſſern wollte, von ſich zu ſchaffen, oder für daſſelbe bey einem kund gewordenen Verbrechen dieſer Art Strafe zu bezahlen.

24. Küchelbecker in ſeinen »Nachrichten vom kaiſerl. Hofe (Hannover 1732)« kommt auch auf das Theaterweſen in Wien zu ſprechen. Er ſagt ganz naiv wie folgt: Man hat zu Wien das ganze Jahr hindurch, ausgenommen die Faſten und Advent, deutſche Comödien, welche in dem, beym Kärnthner-Thor gelegenen Comödien-Hauſe täglich geſpielet werden, ohne Freytags nicht, als welcher in dieſem Stück, weil es ein Faſttag iſt, beſſer und ſtiller zugebracht wird, als der Sonntag. Es werden dieſelben aber auf Koſten und mit Direction des Herrn Boroſini, eines kaiſerl. Hof-Muſici, unterhalten, welcher ſelbe anjetzo auf einen ganz andern Fuß, als vor dieſem geſetzet: Denn das Theater iſt nicht nur groß, weitläuftig, wohl illuminiret, und an Decorationen und Veränderungen recht proper; die Acteurs ſind meiſtentheils gut und haben ungemein koſtbare und ſchöne Kleider, welche alle Mr. Boroſini angeſchafft. Es erſcheinen auch auf dem Theater mehrentheils gute Tänzer und Tänzerinnen, welche dann und wann ein Ballet tanzen, ſo aber denen Franzöſiſchen nicht gleich kommen. Das Orcheſter iſt mit guten Muſicis beſetzt, und alles ſo eingerichtet, daß man in Deutſchland nicht dergleichen finden wird. Wie denn auch das daſige Comödien-Haus gewiß vor ſchön und magnifique paſſiren kann. Bis dahero hat man lauter deutſche Comödien produciret. Künftighin aber ſollen wechſelsweiſe auch Italieniſche aufgeführet werden. Wie denn mehr erwähnter Directeur auch reſoluirt iſt, künftighin Italieniſche Opern auf eben dieſem Theater ſpielen zu laſſen, dergleichen man allhier, außer denenjenigen, ſo bey Hofe gehalten werden, noch nicht geſehen hat. Sonſten gibt es allhier außer denen Comödien, noch andere Spectakel, als Klopf-Fechten, Bären-Hatzen u. dgl., welche Sonn- und Feſttages, theils in der Stadt, theils in der Leopoldſtadt gehalten werden, ſo aber meiſtentheils von gemeinen Leuten beſucht werden.

25. Urſpergers Chronik ſagt: Auf dem Concilio zu Coſtnitz im Jahre 1414 iſt eine große Menge Volks zuſammen aus allen Landen kommen, alſo

daß man von Weihnachten bis Pfingſten gezählt hat 60000 und 500 Perſonen; darunter waren 346 Erzbiſchöfe und Biſchöfe, 56 Äbte und Doctoren, 16000 weltliche Fürſten, Herzoge, Grafen, Freyherren, Ritter und Edle, 37 Geſandte hoher Schulen, 450 — —, 600 Baldirer, 250 Bäcker, 67 Apotheker, 145 Goldſchmiede, 330 Krämer, 258 Schneider, 70 Schuſter, 310 Spielleute und Pfeifer, 200 Köche, 92 Schmiede, 48 Kürſchner, Papſt Johannes XXIV. und Kaiſer Siegmund. (Eine ſchöne Rangordnung!)

---

26. Auf welch ſonderbare Äquivalente die Menſchen verfielen, ehe noch ein beſtimmtes Maß und Gewicht ausgemittelt und feſtgeſetzt war, beweiſet unter andern Hawel Dha, Prinz von Wallis, den man dießfalls gleichwohl als einen der bedeutendſten Geſetzgeber betrachten kann, und der im Jahre 948 ſtarb. In einem von ſeinen Geſetzen heißt es: Wenn Jemand eine Katze tödtet oder ſtiehlt, die des Prinzen Kornboden bewacht (eine ſpaßhafte Particularität), ſo muß er eine Schafmutter mit ihrem Lamme zur Strafe geben; oder ſo viel Weizen dafür erlegen, als die Katze bedeckt, wenn ſie bey dem Schwanze aufgehangen wird, und der Kopf derſelben den Boden berühret. Von demſelben Lycurg iſt auf den Raub eines Mädchens eine Strafe von 12 Kühen geſetzt; ein Raub aber einer Matrone koſtete um 6 Kühe mehr. Hat aber der Thäter anfangs geläugnet, und wird er nach der Hand überführet, ſo muß er für ſeine Falſchheit ſo viele Schillinge zahlen, als mit wie viel das Sitzfleiſch der Dame belegt werden kann. (!) — Offr.

---

27. Wenn man in den Geſchichten des 16. Jahrhunderts lieſet, wird man zu glauben verſucht, daß außer den Fuggern Niemand etwas Bedeutendes an Geld und Gut beſeſſen. Für ſie war die Erde, außen und innen, allerwärts ergiebig, die See nicht arm; und wie reich ſich ein gut angelegtes Gut in des Handels vielfacher Verkettung bey Fleiß, Geſchick und Glück verzinſe, ſieht man an ihnen. Kaiſer Max, dieſer liebenswürdige Abenteurer, hätte wenig vermocht ohne die Fugger, da ſein Schatz nicht ſelten leer war. Für 70,000 Goldgulden verpfändete er ihnen die Grafſchaft Kirchberg und Herrſchaft Weißenhorn auf zehn Jahre (1507), und als ihm Papſt Julius II., ſammt den Königen von Spanien und Frankreich, Ferdinand und Ludwig (1509) 170,000 Ducaten zum Venediger Kriege bewilligt, zahlte das Fuggerſche Haus die Summe binnen acht Wochen durch Wechſel. Ja, als er, ſeltſam genug, die kaiſerliche Krone mit der dreyfachen St. Peters zu vertauſchen gedachte, ſollten die Fugger zu Rom den Cardinälen durch drey Mahl hundert tauſend-Ducaten wohlwollende Geſinnungen einflößen. Max wollte ihnen dafür ſeine beſten vier Truhen ſammt Kleinodien und dem erzherzoglichen Lehnsgewande verſetzen, als worauf das Reich keine Anſprüche hätte, und die er als Papſt nicht mehr brauche. Auch Kaiſer Carln ſtreckte er vor, nahmentlich zum Seezuge nach Tunis (1573), und ſo konnte Graf Carl Fugger dem Herzoge Alba in die Niederlande (1619), Graf Otto Heinrich dem Kaiſer Ferdinand nach Böhmen jeder ein Regiment zuführen, das ſie auf eigene Koſten geworben.

28. Nächſt Kempelens wunderbarer Schachmaſchine ſahen wir in unſern Tagen noch manches intereſſante Automat *). Dieſe ſind: ein Colibri, kaum einen Zoll groß, aus Gold, und emaillirt. Er befand ſich in dem Medaillon einer gewöhnlichen goldenen Tabaksdoſe, und ſprang aus demſelben auf den Druck einer Feder hervor. Augenblicklich öffnete er nun den kleinen rubinenen Schnabel, bewegte die niedlichen Flügel und flötete ein Liedchen, eben ſo deutlich, als angenehm. Dann ſchlüpfte er wieder in ſein kleines Gehäus, worauf ſich das Medaillon von ſelbſt verſchloß. Dieſes ſehr ſchöne Automat ward im Jahre 1803 zu London in dem Muſeum eines Herrn Beek und auch nachher in Deutſchland gezeigt. — Zwey noch ſeltenere Automaten, eine ſchwarze Kreuzſpinne, nicht größer, wie die gewöhnlichen, und ein ſchöner, lebensgroßer, weißer Schwan, wurden, vor etwa funfzehn Jahren, in London gezeigt. Jene lief kreuz und quer auf einem Tiſche herum, zappelte mit den Füßen, wenn man ſie aufnahm, bewegte die Fangwerkzeuge u. ſ. w., kurz, ahmte alle Bewegungen einer Spinne nach. Es befanden ſich nicht weniger als hundert und funfzehn kleine Räder im Innern des Automats, viele nur durch das Microſcop erkennbar. Der Schwan ſchwamm mitten unter Goldfiſchen in einem kleinen Waſſerbecken herum, dehnte die Flügel aus, putzte ſein ſchimmerndes Gefieder, fing endlich einen jener niedlichen Fiſche und verſchluckte ihn; alles mit täuſchender Naturlichkeit.

---

29. Wenigen wird wohl das Schickſal des letzten Sproſſen des berühmten Thomas Kuli Khan's bekannt ſeyn. Als ſein Vater, ſelbſt ein Uſurpator, vom Throne Perſiens geſtürzt, und nach orientaliſchem Gebrauch ſeine ganze Familie vertilgt wurde, flüchteten einige ſeiner Getreuen dieſen einzigen Sohn, damahls zehn Jahre alt, nach Conſtantinopel, und als man ihn dort noch nicht ſicher glaubte, nach Semlin. Die Kaiſerinn Thereſia ward davon benachrichtigt; ſie nahm ſich ſeiner an, ließ ihn taufen und unter dem Nahmen eines Barons von Semlin erziehen. Hierauf that ſie ihn mit reichlicher Zulage in ein Regiment, wo er den ſiebenjährigen Krieg mitmachte und mehrere Wunden erhielt. Er ließ ſich hierauf als Major penſioniren, ſiedelte ſich in Mödling bey Wien an, und lobte ſich, in ruhigem Bürgerleben niedrig zu ſtehen, und den gigantiſchen Schickſalen entronnen zu ſeyn, welche einige Zeit die Aufmerkſamkeit der Welt auf ſeine Familie gelenkt hatten.

---

30. Einſt trugen einige Fremde und Reiche zu Rom Hunde und Affen auf ihren Armen und ſtreichelten ſie. Cäſar fragte die Hunds- und Affenliebhaber und Liebhaberinnen, ob denn die Weiber bey ihnen keine Kinder gebären! — Mit dieſem beißenden und einſchneidenden Tone würde Cäſar (mit einer kleinen Abänderung der Frage) unſere Männer und Frauen fragen können, wenn er ſähe, daß ſie mehr Neigung, Sorge und Liebe für Hunde und Katzen, als für ihre leiblichen Söhne und Töchter haben! Er würde jene

---

*) Von mehreren andern merkwürdigen Automaten werden wir künftig Nachricht geben.
Die Red.

Hunds-Freunde zu Schanden machen, welche ihre Hunde mit ſich nicht nur in Caffeh-Häuſer zu ihren Freunden und Cameraden nehmen, ſondern auch in Leſe-Geſellſchaften ihr Vieh mitlaufen laſſen, ungeachtet die Statuten es verbieten und die Vorſteher durch Anſchlag-Zettel an den Hunds-Paragraph erinnern und das Hundmitnehmen wiederholt unterſagen, weil es einmahl unſchicklich iſt, in eine honette Leſe-Geſellſchaft Hunde zu laſſen, weil deren Gegenwart jedem honetten Geſellſchafts-Mitgliede ärgerlich iſt, indem Hunde (ſowohl beregnete, als auch unberegnete) Geſtank verurſachen, die Kleider verderben, durch ihre Kratzereien Getöſe machen und die Leſer ſtören! ꝛc. Cäſar, dieſer Hundsfeind, würde nicht nur polizeyliche Hunds-Mandate herausgeben, ſondern auch vollziehen laſſen, indeß nach Hunds-Mandaten heut zu Tage die Hunde am andern Tage unvermindert herumlaufen, zum Ärger der Jugend und der Erwachſenen haufenweiſe einer läufigen Metze nachrennen, ſich paaren, ſelbſt in den Kirchen ihr Unweſen fortreiben dürfen!!! Ubi? Ibi!

—.—.X.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Daß alle Erſcheinungen, die in das Gebieth der Wiſſenſchaft und Kunſt treten, heut zu Tage ihre öffentliche Verkündigung und Verhandlung finden, iſt eine Verherrlichung des menſchlichen Geiſtes, in die allein die Ewigkeit europäiſcher Cultur niedergelegt iſt. Die alten Jahrhunderte werden aus dem Schutte herausgewühlt und wieder eingebürgert in das öffentliche Leben unter uns; die erloſchene, von dem Schlamme der Fluth, und der Fluth der Lava ausgelöſchte Schrift wird wieder entziffert, die ausgeſtorbenen Sprachen, man kann ſagen, die erſtarrten Zungen werden wieder aufgehaucht und beſchworen zum lebendigen Worte; alle Erfindungen, mit denen ſich die Mitwelt ſchmückt, erhalten ihr Patent der Ewigkeit in den Annalen der Wiſſenſchaft; kein neuer Stern kann am Firmament in die Bahn treten, ohne ſeinen Paß durch die Unendlichkeit in den Ephemeriden gelöſt zu haben; kein Meteorſtein aus den Regionen des Äthers auf die Erdſcholle fallen, ohne nicht wie jeder andere glebae adscriptus, der Conſcription zu unterliegen; nur Einer — gerade ſeine höchſte Glorie — ich möchte ſagen, ſich ſelbſt vergißt der Menſch; für ſeine herrlichſten Sterne, für ſolche, die der Himmel mit ſeinem ſchönſten Segen in den Kreis der Völker und in die Welt der Herzen ſendet, hat er weder Griffel noch Blatt mehr zu einer Zeit, in der die ganze Welt zur Schreibſtube, und das Leben — zu Papier geworden iſt.

Man verzeihe mir dieſen etwas langen Eingang in eine nur kurze Aufforderung; es hat ſich in ihm nur der Schmerz über einen verſchwundenen Stern erſter Größe — und die Furcht entladen, daß nicht ein ſolcher Schimmer meines Vaterlandes, ach! mit der Schaufel Erde auf ewig zugedeckt werde. Dieſer Stern — ich nenn' ihn, Ungarn, verneigt euch! iſt der große Todte: Franz Graf Széchényi de Sárvári-Felſövidék, kaiſerl. königl. wirklicher Kämmerer und Geheimer Rath, Ritter des goldenen Vließes, Großkreuz des königl. neapolitaniſchen h. Januarius-Ordens, Oberſt-Kämmerer des Königreichs Ungarn ꝛc. ꝛc. Dieſe Titulatur ſoll nicht der leere Schall ſeyn, den ich dieſem Abgeſchiedenen nachrufe: ſie ſey nur die Einfaſſung, hinter der das weit Herrlichere, was er von Gott hatte, ſein Herz liegt, wie die ſcheidende Sonne hinter dem abendlichen Gewölke, alles unter und um ſich überſtrahlend. Mit ihr möchte ich nur, wie ein Herold in der ritterlichen Zeit, alle die Edlen vorladen zu dem Grabe des Oberſt-Kämmerers von Ungarn, die ebenbürtig mit ihm ſind; mit dieſem Worte nur in Einer verwandten Bruſt den Drang, die patriotiſche Luſt aufregen, um dieß theure entſchlafene Haupt den Todtenkranz zu winden; der Panegyriker unſers Franz Szechenyi zu ſeyn. Aus dieſem Haupte ſprang, Ungarn kann ſagen: wie einſt Pallas aus jenem des Zeus, das Nationalmuſeum hervor. Er hat dieſem ſeinem bis zum Tode geliebten Kinde ſeine reiche, koſtbare, aus mehr als 30,000 Bänden beſtehende Bibliothek als Angebinde mitgegeben; mit ſolcher Schöpfung und Schenkung allein ſchon hat er den Eintritt gelöſt ſelbſt in die Reihen der unſterblichen Magyaren. Preis und Lohn ſind ſo ſchön, daß man ihnen wohl den Reiz zutrauen darf, unter jenen, die zum Dienſte Athene's in den Tempel treten, den Geweihteſten zur Verkündigung herauszulocken. Ich muß es dieſem Geweihten überlaſſen, von den Großthaten des Herzens unſers Edlen zu reden. Von dem Leben ſagt man, es ſey die Bewegung des Herzens; von dieſem Herzen ließe ſich ſagen, es habe ſich nur in den Herzen bewegt. Das ganze Königreich kennt ſeine Pulſe wie die Kaiſerſtadt: ſie haben das verſinkende, erdrückte Leben ſo oft in wunder Bruſt noch emporgehalten, erfriſcht; überall, wo ſie dem Leiden und der Noth begegnet, getröſtet und geholfen. In der Noth der letzten Hungerjahre gab er auf Ein Mahl 30,000 Gulden als milde Beyſteuer. So ſtill aber war dieſer Herzſchlag, daß er das Geräuſch der Öffentlichkeit ſchlechthin nicht dulden mochte. Doch jetzt iſt dieſer menſchliche Puls das Vermächtniß des edlen Todten an die Nation, der Nahme Szechenyi die Perle geworden, die unſer Vaterland, erſchienen einmahl die Länder, wie einſt Griechenland bey dem olympiſchen Feſte zur Preisvertheilung, in Schild und Krone gefaßt zur Schau tragen müßte. Wenn der Genius des Kaiſerthums Öſterreich mit hochgehobenem Finger auf dieſen Grafen Berchtold von Ungarn deuten darf: ſo ruft mit demſelben Hochgefühle der Genius von Ungarn dieſen Oberſt-Kämmerer zum Magnaten der geſammten Menſchheit aus.

Was der Verklärte im Magiſtrate des Reiches, in den erſten Würden, als Vaſall ſeines Monarchen, als Patriot war, weiß König und Volk. Sein Stamm und Geſchlecht ſind von der älteſten Herrlichkeit; für den Leſer im Auslande mag es vielleicht eine willkommene Andeutung der Verwandtſchaften ſeyn, wenn er erfährt, daß die Gemahlinn des edlen Abgeſchiedenen die Schweſter eines andern unſterblichen Magyaren, des Grafen Georg Feſtetits, Stifters des Georgicon, iſt.

Was er als Chriſt geweſen — hier muß ich den Wunſch ausſprechen, daß der Biograph dieſes Leben in der Nähe angeſchaut und erkannt haben möchte. Bey ihm war die religiöſe Geſinnung von je her der innerſte und tiefſte Grund, aus dem allein alles Herrliche an und in ihm, der Menſch, der Patriot, der Graf, der amtliche Großwürdenträger in ſolcher Verklärung empor ſtieg. Wer iſt in den ſtillen Kreis ſeines Hauſes, in den er ſich aus dem öffentlichen Leben zurückgezogen hatte, getreten, ohne von dem Heiligenſcheine ſeiner frommen Seele überſtrahlt zu werden; wer hat ſich nicht himmliſcher gefühlt in ſeiner Nähe, in dem Kreiſe dieſes Seyns mit Gott und in Gott? Wen hat es nicht gelockt, mit ihm ſich hinüberzuleben in die Ewigkeit?

Es werden Preiſe ausgebothen für die Meiſterſchaft in Charaden, Erzählungen, Sonnettenkränzen u. dgl. Soll ein ſolches Leben keinen Platz, kein Herz finden, das ihm die Feder böthe? Hat Ungarn keinen Schlichtegroll? Wir indeſſen —

et lacrimas et pia serta damus.

F. Graf Karaczay.

Für dieſe Aufforderung bringen wir unſern innigſten Dank dar, überzeugt, daß ſie Beherzigung und Erfolg finden werde. Für alle weiteren Erörterungen ꝛc. ſteht mit Vergnügen unſer Blatt offen. Der [illegible] Hand nur dieſer Anſtoß.

Die Red.

Die Anſchaffung claſſiſcher Schriftſteller des Auslandes unterliegt mancherley Schwierigkeiten. Der hohe Preis (indem manche nur in koſtbaren Prachtauflagen exiſtiren) iſt natürlich ſtets das Haupthinderniß geweſen. Daher ſahen wir in unſern Tagen vielerley wohlfeile Handſammlungen entſtehen, die ſich noch insbeſondere durch Gleichförmigkeit und Bequemlichkeit des Formates empfehlen. Unter dieſen verdienen die bey den wirkſamen Gebrüdern Schumann in Zwickau mit ſo viel Zweckmäßigkeit angelegten Taſchenausgaben der engliſchen, franzöſiſchen, italieniſchen und ſpaniſchen Claſſiker eine lobenswerthe Erwähnung, und den Dank Aller, welche ſich um einen äußerſt geringen Preis eine Sammlung ſchöner und correcter Handausgaben anſchaffen wollen. Seither ſind erſchienen: 1) Engländer: Scotts Works, 4 Vol. — Southeys poems, 2 Vol. — Byrons Works, 10 Vol. — 2) Franzoſen: Delille l'homme des champs — Marot poésies, Voltaire Charles XII., 1 Vol. — Moliere oeuvres chois. 2 Vol. — ꝛc. 3) Italiener: Petrarca, 2 Vol. — Guarini pastor fido, Alfieri tragedie, 4 Vol. 4) Spanier: Calderon comedias, 4 Vol. — zuſammen 36 Bändchen. Jedes hat im Durchſchnitt 200 Seiten in Sedezformat, auf ſehr ſchönem weißen Schweizer-Velin. Die Lettern ſind zwar klein, aber ſchon an ſich und durch den reinen trefflichen Druck ſehr leſerlich. Jedem Claſſiker iſt ſeine kurze Biographie vorgeſetzt; jedes Bändchen iſt mit einem artigen Kupfer geziert. Einen beſondern Werth hat dieſe Ausgabe durch die ſeltene Correctheit, da die Redaction Männern anvertraut iſt, die ihr in jeder Hinſicht vollkommen gewachſen ſind. Daß bey dieſer Unternehmung die beſten Editionen zum Grunde gelegt ſind, mag ſich von ſelbſt verſtehen. Erwägt man alle dieſe Eigenſchaften, ſo muß der Preis von 8 ggr. (30 kr. C. M.) per Bändchen wohl äußerſt mäßig erſcheinen, und auf den erſten Blick kund geben, daß nur ein ſehr bedeutender Debit ihn möglich machen konnte. In ſauberem Umſchlag geheftet koſtet das Bändchen um 1 ggr. (4 kr. C. M.) mehr. Beydes jedoch nur im Wege des Abonnements. In den öſterreichiſchen Staaten kann man ſich dieſe intereſſante Taſchenausgabe beſonders durch die Gerold'ſche Buchhandlung anſchaffen. Wendet man ſich portofrey und baar an die Verlagshandlung ſelbſt, ſo erhält man bey einer Abnahme von wenigſtens 50 Bändchen einen Nachlaß von 10 pC. Ein ungebundenes Exemplar kommt alſo auf dieſe Art nur auf 13 Thlr. 8 ggr. (20 fl. C. M.), ein broſchirtes auf 15 Thlr. (22 fl. 30 kr. C. M. ſchwer Geld). Die Fortſetzungen folgen raſch aufeinander, da die Unternehmung allerorts lebhafte Theilnahme findet. Sämmtliche Claſſiker ſind auch einzeln zu haben. — Mit dieſem Unternehmen verbindet die Verlagshandlung zugleich eine deutſche Anthologie unter denſelben Bedingungen. Davon ſind bereits 4 Bändchen erſchienen, welche enthalten: 1) die Minneſänger 2) den Boner und Hartmann von Aue, 3) die Nibelungen, 4) Reineke Fuchs. So wird dieſe deutſche Ausgabe nach und nach »eine Auswahl des Vorzüglichſten der vaterländiſchen Claſſiker, von den erſten Spuren der deutſchen Poeſie an, bis auf unſere Tage enthalten.« Da die aus den erſten Perioden größtentheils eben ſo ſelten als koſtbar ſind, ſo muß dieſes Vorhaben alle Anerkennung verdienen. Der Proſpectus dieſer ſämmtlichen Ausgaben wird in den meiſten Buchhandlungen umſonſt verabfolgt. Für Reiſende, Spaziergänger, für Studierende, als Handbibliothek für das ſchöne Geſchlecht, zu Gaben der Liebe und Freundſchaft, zu Feſtgeſchenken aller Art iſt dieſe Taſchenausgabe ganz beſonders geeignet und zu empfehlen. Bey dieſer Gelegenheit zeigen wir dem Publicum an, daß die bekanntere, gleichfalls bey den Gebrüdern Schumann erſchienene Etui-Bibliothek der deutſchen Claſſiker in 60 Bändchen, von denen mehrere ſchnell vergriffen wurden, bald wieder complett zu haben ſeyn wird, und wir ſolches ſeiner Zeit umſtändlich melden werden.

Offr.

Jean Paul klagt beſcheiden in dem Damentaſchenbuche: Leider weiß das halbe Deutſchland, wie ich ſeit mehreren Jahren in das Taſchenbuch für Hrn. Cotta und für Sie (die Leſerinn) nichts zu geben hatte — keine Liebesgeſchichte, nicht einmahl die wahreſte Familiengeſchichte, weder Lehr- noch Klanggedichte, kein Heu- oder Grummetlied, noch ſonſt etwas — ſondern alles, was ich aufbrachte und aufſetzte, waren einige abgeriſſene Gedanken, bey welchen ich jedes Mahl von neuem die alte Marter hatte, eine friſche Entſchuldigung oder Einkleidung für meine häufige Bruchſtückgießerey auszukünſteln. Ach! Sie wiſſen es gewiß noch, Beſte!

Verehrter Johannes Paulus! Wer, wie du, einen Titan und Heſperus, eine Levana und Vorſchule der Äſthetik geſchrieben, ſtellt freylich an ſich größere Forderungen, als der gewöhnliche Schriftſtellerhaufe, welcher in Fragmenten und

Abſchnitzeln ſeine Productionskraft erſchöpft. Noch glüht und ſchafft die deinige. In jedem Menſchen wohnt eine heiße unendliche Sehnſucht nach einem höchſten Himmel, die er durch Erdenfreuden kühlen will, wie die indiſchen Weiber Schlangen zur Kühlung in den Buſen legen. Aber unſere Schlangen ſtechen das Herz, und es ſtirbt ungefühlt am brennenden Durſt. Nur die Schlange der Ewigkeit erfriſcht die lechzende Bruſt. —rh.—

Das Theater an der Wien gleicht einem wunderbar fruchtbaren tropiſchen Lande, wo Blüthen und Früchte an demſelben Stamme hängen, und man ſo viel Ernte machen kann, als man will. Die innere Productions- und Reproductionskraft zeigt ſich immer neu und wieder neu in den mannigfaltigſten und überraſchendſten Gaben, mit welchen es ſeine Beſucher nach den kürzeſten Zeitfriſten erfreulich beſchenket. Ein Genre hat ſich wieder auf dieſe Bühne verpflanzt, welches bis jetzt derſelben ganz fremd war. Horſchelt ſetzte eine große Pantomime in zwey Acten unter dem Titel: »die Silberſchlange.« Herr Capellmeiſter Roſer quodlibetiſirte die Muſik dazu aus meiſt Roſſiniſchen Thematen zuſammen, ſo recht wie man aus einer Theater-Garderobe Coſtume ausborgt, um einen Maskenzug zu arrangiren, und Neefe mahlte Decorationen, daß man Claude-Lorraines und Salvator Roſas in vergrößertem Maßſtab zu ſehen glaubt. Die Pantomime, als neue Erſcheinung auf dieſer Bühne (den 19ten d.) nahm ſich im Ganzen zwar ganz erkennbar als eine ſolche aus, und mahnte ſtark an den heimiſchen Boden auf der nicht fernen Inſel, aus der ſie hierher verpflanzt ſchien; nur war es natürlich und zu erwarten, daß in dem beſſeren Lande und unter einer glücklicheren Sonne der Organism ſich veredeln und der Strauch ſich zum volläſtigen Baume ausbilden mußte. Doch bleibt die Gattung immer dieſelbe, und Jeder, der ſie ein Mahl ſah, erkennt ſie immer wieder. Wer alſo erwartete, daß Horſchelt mit den ſtehenden Characteren der Pantomime etwas ganz Neues und Fremdes liefern würde, mußte in ſeiner Erwartung auf alle Fälle getäuſcht werden; nur wäre es wohl möglich geweſen, dieſe ſtehenden Charactere eine Handlung durchführen zu laſſen, der eine zuſammenhängende, verſtändliche und ganz neu erfundene Fabel zum Grunde gelegen wäre, ſtatt daß man hier die alten, ſo oftmahls geſehenen Scenen vom flüchtigen Arlequin mit ſeiner entführten Colombine, welche Pantalon und der alberne Liebhaber in Begleitung Pierrots verfolgen, abermahls wiederſieht. Der Balletmeiſter ſuchte durch die Menge und Mannigfaltigkeit der Epiſoden ſeine Schöpfung intereſſant zu machen, aber es gelang ihm höchſtens, die Langeweile hintan zu halten; ſelbſt die mit der ſeyn ſollenden Haupthandlung, nämlich, mit der Liebſchaft Arlequins, parallel laufenden Geſchichte der Entfremdung und Zurückentwendung des Zauberſtabes der Fee iſt theils zu ungenügend entwickelt, theils zu loſe mit der Haupthandlung verbunden; auch iſt das zweymahlige Entreißen des Zauberſtabes gar zu läppiſch in die Scene gebracht; das macht ſich, wie die Kinder im Spiele einander ihre bunten Kieſelſteine wegnehmen. Für das Auge hat Herr Horſchelt recht ergibig geſorgt, aber Phantaſie und Verſtand gehen leer aus, und bis zur Anregung eines äſthetiſchen Wohlgefallens iſt es in dieſer Compoſition gar weit hin! Dieſes Aggregat von Scenen entwickelt genügende Mittel, deren Wahrnehmung aber nur um ſo lauter zu höheren Forderungen anlockt. Die Dankbaren, Gutmüthigen, welche ſich der herrlichen Genüſſe erinnern, die uns Herr Horſchelt früher verſchaffte, werden ausrufen: »Ja, du lieber Himmel! wie läßt ſich denn nach dem bloden Ritter, dem Aſchenbrödel, dem Berggeiſt, dem Waldmädchen, dem Oberon noch etwas erfinden, was das ſchon vorhanden Geweſene noch übertreffen konnte!« Mit Gewißheit iſt es anzunehmen, daß unſer geniale Horſchelt ſich nicht wird hinter eine ſo triviale Schutzrede verſchanzen wollen, welche alles Vorwärtsſtreben beſeitigte; aber gewiß iſt es auch, daß, im Falle er die Idee, eine Pantomime zu liefern, nicht aufgeben wollte, er auf dem Boden ſich hätte umſchauen müſſen, wo Gozzi zu Hauſe war, und die Character-Masken entſtanden, welche in ihrer individuellen unverkennbaren Bedeutung in einem Mährchen erſcheinend, daſſelbe beſtändig mit einer gewiſſen proſaiſchen Wirklichkeit beleuchten könnten, indeß ſie ſelbſt, in die poetiſche Phantaſienwelt hinübertretend, zu der ſie ſchon ihre patentirte Stätigkeit beruft, Lebens-Scenen in den Reflex einer ſinnvollen Allgemeinheit brachten. Aber wer weiß, was uns Horſchelt noch ferner bringt; er ſcheint ganz der Rechte zu ſeyn, um eine noch unentdeckte Thür in eine Kunſt-Feenwelt aufzuſchließen. — Unter den darſtellenden kleinen Künſtlern ſtellen wir den kleinen Luppi oben an, welcher den albernen Liebhaber mit ſo viel Humor, Erfindſamkeit und eigenthümlicher Comik gab, daß man einem ſo ausgerüſteten Erwachſenen Glück wünſchen müßte. Neben ihm war Angioletta Mayer, als Colombine, voll Schalkhaftigkeit und graziöſer Naivetät. Der Arlequin und Pierrot ſind talentvolle Kinder, welche ſehr viel Diſpoſition verrathen. Von den Tänzern iſt das liebenswürdige Paar, Dlle. Heberle und Dlle. Wirdiſch, beſonders brav, und es entwickelte in ſeinem Pas de deux alle Reize, die Kunſtfertigkeit, Anmuth und jugendliche Grazie nur verleihen können. Die Enſemble-Stücke ſind vortrefflich, beſonders die Entrées der Tyroler-Bauern, der Landmädchen und der lieben Kinder auf der Schmetterlings-Jagd. Volle Wirkung thaten die Muſik und die Decorationen. Von letzteren zu ſprechen, muß man ganz beſonders den herrlichen Effect berühren, welchen die Verwandlung des Sommers in den Winter und deſſen in den Frühling machet; gar ſchön iſt aber auch die Hammerſchmiede. Herr Roſer hat durch die bezeichnende und oft ſehr comiſch angewendete Zuſammenſtellung von Thematen aus bekannten, meiſt Roſſiniſchen Opern zum Vergnügen des Publicums ſehr viel beygetragen. Man konnte ihn zwar bitten, ein ander Mahl auf die Übergänge etwas mehr Sorgfalt zu verwenden, denn es ſieht gar zu häßlich aus, wenn zwiſchen lieblichen und anmuthig colorirten Tapetenſtücken nackte Wände ſchmutzig hervorragen. Das Haus war ſehr voll.

Am 17ten d. M. ließen ſich die königl. ſächſiſchen Kammer-Virtuoſen, Herr Kummer und Herr Ditze (im k. k. Theater nächſt dem Kärnthnerthor), der erſte auf dem Violoncello, letzterer auf der Hautbois in mehreren Stücken hören, welche alle von Herrn Kummer geſetzet waren. Herr Kummer zeichnete ſich durch eine ungemeine Fertigkeit aus, und glänzte in allen Arten von Schwierigkeiten. Die Intonation war zwar hin und wieder etwas ſchwankend und der Ton hätte kräftiger ſeyn können, allein die ſeltene Virtuoſität entrückt dieſen Künſtler außer den Bereich des Tadels. Herr Ditze hat einen ſehr ſchönen, lieblichen abgerundeten Ton mit genügender Stärke; ſein Vortrag iſt richtig und angemeſſen, und lobenswerth war es, daß er ſich an nichts wagte, was er nicht auszuführen im Stande wäre. Das Kenner-Publicum zeigte ſich ſehr befriedigt; ſchwer auszumitteln dürfte es ſeyn, wer ſich und warum man ſich dem nochmahligen Erſcheinen dieſer würdigen Künſtler am Schluſſe ihrer Leiſtungen widerſetzen wollte. Herrn Kummers Compoſitionen ſind recht brav und verrathen viel Talent; zu dem heutigen Zwecke hätten ſie kürzer ſeyn können. M.

Der Virtuoſe Herr Antonio Dall' Occa wird den 2. Februar um halb 1 Uhr im Saale zum römiſchen Kaiſer ein Concert geben. Die vorkommenden Stücke ſind: 1) Ouverture von Herrn Stephan Franz; 2) Concertante für Violine und Contrabaß, von Meß, vorgetragen von Herrn Böhm und dem Concertgeber; 3) Arie von Baweſie, geſungen von Mademoiſelle Schröder; 4) Rondo für die Violine, von Kreutzer, geſpielt von Herrn Böhm; 5) Duett von Roſſini, geſungen von Mlle. Schröder und Herrn Barth; 6) Variationen auf ein ruſſiſches Lied für den Contrabaß, geſpielt vom Concertgeber. Wir wünſchen und hoffen, daß dieſes zweyte Concert einen lebhaftern Zuſpruch finde, als das erſte.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625), wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 11 fl. W.W. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

8.

(Wien, Samstag den 27. Jänner.)

Göthe als Lyriker.

Beleuchtet von M. Span *).

In dem zweyten Tricennio haben als Vorläufer am wirkſamſten der Herr v. Göthe durch leichte und J. H. Voß durch groteske Genie-Sprünge dem Nachwuchſe gezeigt, wie die Deutſche Sprache und Darſtellungskunſt von dem vernünftigen Gange ihrer hoffnungsvollen Ausbildung könne abgelocket werden. Hr. v. Göthe metamorphoſirte allererſt an den jungen Leuten die altmodiſche Beſchaffenheit der moraliſchen Urtheilskraft mit ſeinem Werther, indem er die geſetzwiderige Sinnlichkeit, mit einer gefälligen Draperie ausgeſchmückt, jungen Leſern zu empfehlen ſuchte. Hierauf folgte Götz von Berlichingen, welcher in der erſten Auflage ohne Apoſiopeſe in völlig ausgeführtem Satze zum Fenſter hinausſchreyend: »Euer Hauptmann ſoll mich im — « bey den jungen Leuten durch ſeine geſchwätzige Derbheit als geniale Schilderung echt Altdeutſcher Sitten hohen Beyfall gewann. In ſeinen lyriſchen Gedichten wurde unter freudiger Zuſtimmung der jungen Welt den Dichterlingen handgreiflich gemacht, wie ohne intenſiven Gehalt, mittels ſchaler Reime, ſowohl den allgemeinen Geſetzen des rationellen Denkens und Erkennens, als den auf ſie gegründeten Regeln der Schriftſprache, und nebenbey in der ärgerlichen Dichtung: Die Braut von Corinth, wie auch dem Reſpecte des ehrwürdigſten Gegenſtandes der Wahlplatz könne abgewonnen werden. Zugleich hatten die aufeinander folgenden Parteyen der critiſchen Philoſophie die jungen Köpfe verrücket; und durch ſie und die afterpoetiſchen Muſter kollerig gemacht, ſuchten lärmende Kraft-Genies, abenteuerliche Theorien im Fache der redenden Künſte aufzuſtellen, um ihre eben ſo abenteuerlichen Hirngeburten als Muſter der proſaiſchen und poetiſchen Vollkommenheit vor den Augen der Unkenner geltend zu machen. Leider war kein Leſſing mehr vorhanden, deſſen Rieſenkraft allein hinreichend geweſen wäre, dieſe verderbliche Seuche von der Ehre der Deutſchen Urtheilskraft entfernet zu halten. Die neuen Sectirer erkläreten den Herrn v. Göthe als ihren Meiſter: aber daß er

---

*) Oder: über die ſchöne Literatur der Deutſchen, drittes Tricennium (Göthe'ſche und Voß'ſche Zeit). Das Vorausgehende kann noch keinen Platz finden. Übrigens S. unſere Anmerkung b. d. 1. Lief. D. Red.

als Jünger ſie anzuerkennen keine Neigung hegte, hat er durch das Quatrain ſichtbar gemacht, in welchem er von dem Deutſchen ſagt: »Eine Kunſt nur treibt er, und will ſie nicht lernen, die Dichtkunſt. Darum pfuſcht er auch ſo; Freunde, wir haben's erlebt.« Herr v. Göthe iſt wirklich mit allen ſeinen Fehlern ein Dichter im Vergleiche ſeiner Nachäffer, welche nur das Tadelhafte von ihm mit Vergrößerung nachahmen, aber deſſen divinae particulam mentis ſich nicht aneignen konnten. Sie ſind in Materie und Form tauſend Mahl ſchlechter.

In dem Hüttenweſen wird das Gold mit Hülfe des Bleyes gereiniget, nach einer Erfindung, deren Alter ſchon zu des Phocylides Zeiten bekannt war. Wir wollen nun die goldenen Gedichte des Hrn. v. Göthe nach den noch älteren Geſetzen der Vernunft in den critiſchen Schmelztiegel bringen; meine Parallelen ſollen den Dienſt des Bleyes vertreten, und die fremdartigen Schlacken entfernen. Die Vorrede ſeiner lyriſchen Gedichte, d. i. Eines ſeiner letztern Producte, ſoll den Anfang machen.

An die Günſtigen. Von Herrn v. Göthe.	An die Freunde meiner Muſe. Nach Herrn v. Göthe umgeändert von M. Span.
Dichter lieben nicht zu ſchweigen,	Dichter, ungeneigt zu ſchweigen,
Wollen ſich der Menge zeigen.	Wollen ſich der Menge zeigen;
Lob und Tadel muß ja ſeyn.	Denn nach Lobe ſtreben ſie,
Niemand beichtet gern in Proſa;	Kündend vor dem Volksgewühle
Doch vertrau'n wir oft ſub Roſa	Das Geheimniß der Gefühle,
In der Muſen ſtillem Hain'.	Die der Muſenhain verlieh.
Was ich irrte, was ich ſtrebte,	All mein Irren und mein Streben,
Was ich litt und was ich lebte,	Was ich fühlt' und dacht' im Leben,
Sind hier Blumen nur im Strauß';	Zeiget dieſer Blumenſtraus.
Und das Alter wie die Jugend,	Wie mein Alter ſo die Jugend,
Und der Fehler wie die Tugend	Wie mein Fehler ſo die Tugend,
Nimmt ſich gut in Liedern aus.	Spricht in Liedchen hier ſich aus.

Die Propoſition: »Ich habe die Verirrungen und Beſtrebungen, die Leiden und Freuden meines ganzen Lebens in Lieder gebracht, deren Sammlung ich den Freunden meiner Muſe als einen Blumenſtraus überreiche,« iſt ſehr unrichtig vorgetragen. Hr. v. Göthe will ſagen, daß die Dichter nicht gern ſchweigen, d. i. daß ſie ihre Gedichte nicht gern unbekannt laſſen; ſagt aber dafür: »die Dichter lieben nicht (um) zu ſchweigen«; und das heißt in der Deutſchen Sprache nicht Les poëtes n'aiment pas à se taire, ſondern pour se taire, alſo ganz was Anderes als er ſagen will. Das Vorwort »zu« mit dem Infinitive bezeichnet 1) den Beſtimmungsbegriff (»die Pflicht zu ſchweigen«); 2) den Zutheilungsbegriff (»Geneigt zu ſchweigen«); 3) den Zweck- und Abſichtsbegriff (»Ich komme zu hören, venio auditum, auditurus); 4) den Begriff der Möglichkeit (»Das Buch iſt zu haben«); 5) den Begriff der Nothwendigkeit (»Hievon iſt zu ſchweigen«); aber niemahls bedeutet es den tranſitiven Begriff, zu deſſen Bezeichnung geſagt werden muß: »Die Dichter lieben das Schweigen nicht.« Der dritte Vers ſoll dem vorhergehenden als

Cauſal⸗Satz folgen, gibt aber gegen die Denkgeſetze non causam ut causam; denn auch der erbärmlichſte Reimer läßt ſeine Reimereyen nicht darum bekannt werden, weil nach ſeiner Meinung der Tadel ſeyn muß, ſondern um als witziger Kopf gelobet zu werden. »Niemand beichtet gern in prosa« iſt eine falſche Metapher; weil bey den Chriſten und Juden und bey den Budhaiſten kein Menſch in Verſen beichtet. »Vertrau'n« iſt erſtlich eine zu harte Syncope, und dann ein ſyntactiſcher Fehler per defectum, weil dieſes Zeitwort als Tranſitivum einen Accuſativ verlangt. »In der Muſen ſtillem Hain (e)« iſt nebſt dem Sprachfehler mit dem Hauptſatze disharmoniſch. Wenn der Dichter nur im Muſenhaine den Gehalt ſeiner Lieder etwann den Göttinnen ſelbſt oder einem begegnenden Muſenſohne anvertrauet: ſo höret ja die Volksmenge nichts davon, und dieſe ſoll doch Laut des zweyten Verſes der erſten Strophe ſie vernehmen. In der zweyten Strophe ſind die intranſitiven Zeitwörter »irren, ſtreben, leben« mit einem tranſitiven Accuſative gefüget, welchen ſie nicht annehmen können. In dem dritten Verſe iſt das reſtrictive Bindewort »nur« außer ſeiner zweydeutigen Stellung auch aus dem Grunde fehlerhaft, weil hier keine Reſtriction Statt haben kann, ausgenommen wenn Herr v. Göthe ſagen will, daß ſeine Gedichte nur Blumen und keine assa foetida ſeyen. Statt »im« ſollte in einem Strauß (e)« geſagt ſeyn; weil hier nicht der Specialbegriff, ſondern der Einheitsbegriff zu bezeichnen iſt. Die drey Schlußverſe würden minder unrichtig als Cauſal⸗Satz durch »denn« verbunden ſeyn, als durch »und« im copulativen Bezuge. Auch »gut« kann in dem letzten Verſe nur im äſthetiſchen, und nicht im moraliſchen Sinne eine Wahrheit geben. Moraliſche Fehler können niemahls in Liedern ſich moraliſch gut ausnehmen, aber wohl zum Ärgerniſſe unverwahrter Gemüther ein ergiebiges Mittel des moraliſchen Verderbniſſes werden: ſo wie im Gegentheile Gedichte, welche auf die Gottheit und ihre moraliſche Weltregierung einen lehrreichen Bezug haben, welche das Gemüth an die Pflichten des Menſchen und an das bevorſtehende Schickſal ſeiner unſterblichen Seele erinnern, welche die Segnungen der Sittenreinheit, die traurigen Folgen der Laſter, Mäßigung bey ſinnlichen Freuden, Starkmuth im Unglücke, gottesfürchtige Beſinnung im Glücke, mit der eindringenden Anmuth echter Poeſie dem Leſer und Hörer an das Herz legen, gewiß Eines der erſprießlichſten Beförderungsmittel der Tugend und geſellſchaftlichen Wohlfahrt ſind. Dieß war die weiſe Urſache, wegen welcher Plato, nicht die poetiſchen Lehrer der Tugend, wohl aber die erotiſchen und regellos ſinnlichen Dichter aus ſeinem idealiſchen Staate mit vollem Rechte verbannte. Herr v. Göthe hätte in Plato's Staate keine Aufnahme gefunden, noch weniger Einer ſeiner Jünger mit ſeinen Frivolitäten. Schließlich muß ich bemerken, das »Strauß« die Fränkiſch⸗Meißniſche Schärfung ſey, welche Adelung zum allgemeinen Sprachgeſetze zu erheben ſuchte. In Oberdeutſchland wird im Donau⸗ und Rhein⸗Dialecte richtiger »Straus« geſprochen, ſo wie »Graus, kraus, Maus, Schmaus«. Auch der Mutterſtamm dieſes Wortes in jeder Bedeutung zeugt für die Richtigkeit des gemilderten Sauſelautes, denn »Straus« 1) der Vogel komt von στρουθός; 2) der Wald und Blumenbuſch von θρίο; mit vorgeſetztem Sauſelaute; 3) »Straus«, der Streit, von στρατός.

ſparvia, mit herausgeworfenem via. Nichts iſt unterhaltender für den Sprachenkenner als Adelung's Ableitungen dieſes, ſo wie anderer Wörter zu leſen.

An den Mond.

Von Herrn von Göthe.

Füllest wieder Buſch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Löſeſt endlich auch einmahl
Meine Seele ganz.

Breiteſt über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge, mild
Über mein Geſchick.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh- und trüber Zeit,
Wandle zwiſchen Freud' und Schmerz
In der Einſamkeit.

Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh,
So verrauſchte Scherz und Kuß,
Und die Treue ſo.

Ich beſaß es doch einmahl,
Was ſo köſtlich iſt!
Daß man doch zu ſeiner Qual
Nimmer es vergißt!

Rauſche, Fluß, das Thal entlang,
Ohne Raſt und Ruh',
Rauſche, flüſtre meinem Sang'
Melodien zu!

Wenn du in der Winternacht
Wüthend überſchwillſt,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knoſpen quillſt.

— — — — — —
— — — — — —
— — — — — —
— — — — — —

Selig wer ſich vor der Welt
Ohne Haß verſchließt,
Einen Freund am Buſen hält,
Und mit ihm genießt,

Was von Menſchen nicht gewußt,
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Bruſt
Wandelt in der Nacht.

An den Mond.

Nach Herrn v. Göthe umgeändert
von M. Span.

Sey willkommen hundert Mahl!
Sanften Nebelglanz
Breitet über Berg und Thal
Deiner Lilien Kranz.

Du erheiterſt mein Gefild:
Aber meinen Blick
Lenkſt du auf ein Trauerbild.
Ach! auf mein Geſchick.

Du erneuerſt mir den Schmerz
Der entſchwebten Zeit,
Wo der Liebe ſich mein Herz
Wonnevoll gefreut.

Freundlich blickſt du auf den Fluß,
Und er eilt davon:
So iſt Laura's Treu' und Kuß
Lieblos mir entfloh'n.

Zeuge war dein ſanfter Strahl,
Als ſie mich geküßt:
Wehe! daß mir dieß zur Qual
Sich ſo ſchwer vergißt.

Du beleuchteſt mir den Fluß
Und ſein Uferland,
Daß ich gleichwohl lernen muß,
Hier ſey kein Beſtand.

Wie er nun bey Frühlingspracht
Junge Knoſpen küßt,
Aber in des Herbſtes Nacht
Tobend ſich ergießt:

So bringt auch der Strom der Zeit
Seine Launen mit;
Nicht für Freud' und nicht für Leid
Hält er gleichen Schritt.

Selig wer der Gegenwart
Ungetrübt genießt;
Deß, was ſeiner künftig harr't
Und was war, vergißt;

Wer bey deinem Wandelſchein'
Ehrfurchtsvoll bedenkt:
„Es iſt Gott, nur Gott allein,
„Der die Zeiten lenkt.“

— — — — — — »Thu' ich treu was ihm gefällt,
— — — — — — »Eh'r' ich ihn allein:
— — — — — — »O ſo wird in jener Welt
— — — — — — »Er mir gnädig ſeyn.«

Jedes Gedicht ſoll eine Einheit ſeyn, folglich einen Hauptſatz haben, zu deſſen Veranſchaulichung mittels der Bezeichnung ſeiner characteriſirenden Merkmahle alle übrigen Sätze als untergeordnete Beſtandtheile mit gleichartiger Bezweckung wirken müſſen. Daß ein Ding mit ſich ſelbſt übereinſtimme, iſt ein logiſches und ontologiſches Geſetz, welchem Alles in der Körper- und Geiſterwelt, in dem Reiche der Wirklichkeit und Möglichkeit, um nicht ein Unding zu ſeyn, ſich fügen muß. Aber dieſes Lied, welches der proteſtantiſche Prediger Hr. Schaller in ſeiner Sammlung als ein vorzügliches Meiſterwerk lobpreiſend aufſtellet, hat ſich dieſem Geſetze nicht unterwerfen, folglich lieber ein poetiſches Unding werden wollen. Herr v. Göthe gab ihm drey heterogene Beſtandtheile, und dieſes Verfahren befolgen die Verſificatoren der Frankfurter Schule, der Logik und Metaphyſik zum Trotze, ſehr oft; denn obſchon alles menſchliche Thun und Laſſen ſich den Geſetzen der ewigen Vernunft gehorſam fügen muß, um nicht in Tollſinnigkeit über zu gehen: ſo glauben doch die poetiſchen Freyheitsmänner von ihrer Souveränität unabhängig zu ſeyn. Der Verfaſſer hätte dieſen Hauptſatz zum Geſichtspuncte wählen ſollen: »Die freundliche Beleuchtung des Vollmondes, zu ernſten Betrachtungen einladend, läßt mich, bey meinem Grame über die treuloſe Geliebte, an allen Gegenſtänden ſehen, daß in dieſer Sinnenwelt weder Freuden noch Leiden dauern, und daß nur die Verdienſtlichkeit der Tugend unvergänglich ſey.« Dann hätte Herr Horn, wenigſtens bey dieſem Stücke, einen Grund weniger gehabt, an Hrn. v. Göthe (übrigens findet dieſer Critiker nichts auszuſtellen) mit Rechte zu tadeln, daß dieſer ſo wenig in ſeinen Leſern moraliſche Geſinnungen zu wecken, und ſo wenig ſie an den Urheber der Allheit zu erinnern ſuche. Aber dafür apoſtrophiret Herr v. Göthe allererſt den Mond, und zwar in der Pöbelſprache, indem er nach der Art ungebildeter Menſchen in den drey erſten Strophen die Zeitwörter ohne ihre perſönlichen Fürwörter, d. h. ohne ausdrückliche Subjects-Bezeichnung ſetzet, welches doch nur in jenen Sprachen geſchehen kann, welche das Subject mit ſeinem Zahl- und Perſonal-Verhältniſſe durch die Endſylbe unverkennbar bezeichnen. »Stille« iſt im zweyten Verſe pleonaſtiſch; weil der Mond niemahls laut ſein Licht verbreitet. Was »die Seele löſen« heißen ſoll, bleibt dem Leſer zu entziffern; es wird nur zu verſtehen gegeben, daß der Mond bisher die übrigen Seelen ganz, die des Dichters ſeit langer Zeit nur zum Theile gelöſet habe. Das fehlerhafte Aſyndeton der zweyten Strophe läßt ſehen, daß »mild« und »lindernd« nur darum ihre Plätze haben vertauſchen müſſen, damit auf »Gefild«, nolens volens, ein Reim herbey genöthiget werde. Daß der Mond ſeinen Blick über die Gegend »lindernd« verbreitet, läßt muthmaßen, daß die Gegend an einer ſchmerzhaften Krankheit leide. In der dritten iſt »Froh'« für »Froher« eine in Verſen und Proſa widerrechtliche Apocope; und bey »Wandle« bleibt es wieder dem Leſer anheim geſtellet, ob er dasſelbe für einen dem Monde geltenden Imperativ, oder mit nothdürftiger Ergänzung des gegen das Sprachgeſetz weggeworfenen »ich« für den Indicativ wolle gelten laſſen. — Für dieſes Mahl iſt der Mond, an welchen das Lied überſchrieben wurde, mit drey Strophen abgefertiget; und nun kommt mit neuem Texte die Reihe an den Fluß, welcher, damit er wiſſe, daß die Rede ihm gelte, gleich Anfangs apoſtrophiret wird: »Fließe, fließe, lieber Fluß, nimmer werd' ich froh.« Was für einen Zuſammenhang dieſe zwey Verſe haben, und wie bey dem verſtümmelten Nothreime »Und die Treue ſo,« die Treue verrauſchen könne, muß der Leſer enträtheln. In der folgenden Strophe tröſtet ſich anfänglich der Dichter, fällt aber gleich wieder in ſeinen Jammer zurück, wobey zwey Mahl »doch«, und »man« für »ich« unſchicklich vorkommt. Nun wandelt den Dichter die Manie an, im Winter und Sommer unaufhörlich zu ſingen; und der Fluß erhält die imperativiſche Weiſung, »dem Sange desſelben, das Thal entlang, ohne Raſt und Ruhe Melodien als Accompagnement zu zurauſchen, zu zuflüſtern, ſo wohl, wann er in der Winternacht wüthend überſchwelle, als wann er um die Frühlingspracht junger Knoſpen quelle. Nachdem auch der Fluß mit vier Strophen ſeine Sache erhalten hat, kommt abermahls ein neuer Actus; es wird derjenige ſelig geprieſen, welcher einen Freund am Buſen hält, und mit ihm genießt, »was, von Menſchen nicht gewußt oder nicht bedacht, durch das Labyrinth der Bruſt wandelt in der Nacht.« Was dieſes ſeyn ſoll, kann wieder der geduldige Leſer auszumitteln ſuchen. Solches Zeug wird in Deutſchland in Auflagen über Auflagen gekauft, geleſen, geprieſen. Auf uns Deutſche paßt alſo noch nicht, was Horaz geſagt hat: Mediocribus esse poëtis non Di, non homines, non concessere columnae.

(Schluß folgt.)

* * *

An Alearken.

»Ach wer bringt die ſchönen Tage,
Jene Tage der erſten Liebe,
Ach wer bringt nur eine Stunde
Jener holden Zeit zurück!«
Göthe.

Wie der Sonne letzte Strahlen
Auf den dunklen Fluthen glüh'n,
Wie die Abenddüfte wallen,
Heimlich-flüſternd mich umzieh'n;

Wie das ſüße Frühlingsleben
Mit dem letzten Schein verglimmt,
Tiefre Schatten niederſchweben,
Alles mich zur Wehmuth ſtimmt;

Nur der Nachtigallen Klage
Noch die Roſe leiſ' umzieht,
Mahnt an ſüß verklung'ne Tage,
Und wie raſch das Leben flieht:

So durch's männlich-ernſte Leben
Bricht der erſten Liebe Strahl;
Zaubertöne mich umbeben,
Wie aus einem fernen Thal.

Und ſie hauchen ſüße Lieder,
Mahnen mich an Schmerz und Luſt;
Und es regt ſich ſehnend wieder
In der tiefen ſtillen Bruſt.

Ach du kehreſt nimmer wieder,
Erſter Liebe Mayentag.
Und die wunderſüßen Leiden
Wandeln ſich zur Sehnſuchtsklag;

Wie ein wunder-lieblich Flöten
Leis und leiſer ſtets verklingt,
Bis von fernen Bergesketten
Echo ſanft es wiederbringt.

Doch wenn auch der jungen Sonne
Letzter Strahl ſchon längſt verſchwebt,
Eine unnennbare Wonne
Noch die Fluthen ſüß durchbebt;

Wie der Äolsharfe Saiten,
Wenn der Hauch ſchon längſt enteilt,
Leiſe Töne noch entgleiten,
Der Accord noch bebend weilt:

So, wenn auch ſchon längſt entſchwebet,
Erſter Liebe gold'ne Zeit,
Ewig jung ſie dennoch lebet,
Süß Erinn'rung ſie erneu't.

Wie die Fluthen eingeſogen
Längſt verglomm'ner Strahlen Bild,
Reiner fließen dann die Wogen,
Sehnſucht macht ſie ſtill und mild;

So der erſten Liebe Walten
Lebet fort in tiefſter Bruſt,
Rein und klar mich zu erhalten
Mahnt mich der Erinn'rung Luſt;

Ja ſie wird mich fürder wahren
Auf des Lebens ernſtem Gang,
Und durch Sturm und durch Gefahren
Tönt der erſten Liebe Sang.

Bis verrauſcht die letzte Welle,
Und der Geiſt zur Heimath eilt,
Zu der erſten Liebe Quelle,
Die dort ewig jung verweilt.

Arnald.

Über und aus Rußland.

VI.

(Schluß von Nr. 7.)

Aus dem Petropawlowſky'ſchen Port (in Kamtſchatka) hat man dieſer Tage von dem Expeditionschef Waſſiliew (welcher aus Kronſtadt im July 1819 ausgelaufen (Siehe Converſationblatt 1819), die Nachricht erhalten, daß er mit den Schiffen: Die Entdeckung und der Wohlgeſinnte, den 24. November 1819 Rio-Janeiro verlaſſen habe, und den 19. Februar nach Port-Jacſon gekommen ſey, wo er ſich verproviantirt habe und den 16. May wieder ins Meer gegangen ſey. Nachdem ſie zwiſchen den neuen Hebridiſchen Inſeln 8° 0′ 0″ ſüdlicher Breite und 178° 0′ 20″ öſtlicher Länge von Greenwich durchgegangen waren, hat von dem Schiff der Wohlgeſinnte, Capitän Schiſchmarew einige niedrige, hier und da mit Wald bedeckte Inſeln wahrgenommen, die auf Charten noch nicht angezeigt ſind. Man hat ſie daher für neuentdeckte gehalten und ſie die Wohlgeſinnten Inſeln, nach dem Schiff, das ſie am erſten erblickt hatte, genannt. Bey der Annäherung ſind die Einwohner auf vier Canots herangerudert, doch hatten ſie nicht den Muth ſich auf die Schiffe zu begeben, aller Einladungen ungeachtet, die man ihnen machte. Man ſchickte ihnen daher ein Boot mit Geſchenken entgegen. Auf das Eiſen, das ihnen gezeigt wurde, haben ſie gar nicht geachtet; die Spiegel haben ihnen ſehr viel Unterhaltung verſchafft und die Kleidung der Schiffsmannſchaft erhielt ihren Beyfall. Dieſe Inſulaner ſind von Dunkeloliven-Farbe und haben nichts am Leibe außer einen Gürtel. Ihre Kähne ſind denen ähnlich, deren ſich die Bewohner der Freundſchafts-Inſeln bedienen. Nachdem die ruſſiſchen Expeditions-

Schiffe dieſe Inſeln verlaſſen und den $^{6}/_{18}$ May den nördlichen Wendezirkel paſſirt hatten, iſt das Schiff der Wohlgeſinnte an der Inſel Unalaſchka vor Anker gegangen, wo es einige Aufträge auszurichten hat. Den $^{3}/_{15}$. July iſt das Schiff die Entdeckung im Petropawlowsky-Port angekommen und hat von dort den 27$^{\text{ſten}}$ ſeine weitere Reiſe angetreten.

Man kann nicht umhin, hier eine Erwähnung von einer Prachtausgabe der ſchönen Idyllen des jungen Dichters Panaew zu machen. Dieſe Gedichte, die zu den angenehmſten in ruſſiſcher Sprache gehören, ſind auch eben ſo angenehm von der ruſſiſchen Typographie umkleidet worden. Lettern und Papier, Vignetten und Kupferſtiche ſind in ihrer Art ganz vorzüglich. — Der Dichter hat von der Academie der ruſſiſchen Sprache eine goldene Medaille, und von der Kaiſerinn eine reiche Uhr erhalten.

In einem Correſpondenz-Artikel der Wiener-Zeitſchrift (1819. 2s Quartal, Seite 349) wurde die Hoffnung geäußert, daß die St. Petersburger freye Geſellſchaft der Verehrer der Wiſſenſchaften, Künſte und Literatur, unter der Leitung ihres jetzigen Präſidenten, des verdienſtvollen Hrn. Ismailow, ihr Haupt emporheben würde. Dieſe Vorausſetzung geht nun in Erfüllung. Am 26. November (8. December) v. J. hat ſie ihre erſte öffentliche Sitzung gehalten. Die Verſammlung war zahlreich (über dreyhundert Perſonen) und gewählt. Mehrere der angeſehenſten Perſonen haben ihr beygewohnt. Die Sitzung wurde mit einer Rede des Präſidenten eröffnet. Dann haben die folgenden Mitglieder ihre Aufſätze vorgeleſen: Hr. Oſtolopow ein Fragment aus ſeinem Wörterbuche der alten und neuen Dichtkunſt; Hr. D. Knéſévich einen Verſuch aus ſeiner Synonymik der ruſſiſchen Sprache; Hr. Menſchenin einen Artikel über die Electricität und Hr. Somow einen Bericht über die letzte Pariſer Ausſtellung. Hierauf trugen die Herren Meſchakow, Fedorow, W. Knéſévich und Annenkow ihre Gedichte vor.

Der bekannte Begleiter des Hr. General Moreau, Hr. v. Swinin hat ſich vorgenommen, einen Wegweiſer in St. Petersburg heraus zu geben — ein Buch, deſſen Mangel lebhaft empfunden wird. Aus einigen Fragmenten, die in ſeinem Journal: die vaterländiſchen Blätter, eingerückt ſind, theilen wir hier nur die Nachricht mit, daß der Platz, worauf das ſtolze Petersburg prangt, vor kaum hundert Jahren nichts als einer der undurchgänglichſten, hie und da mit hohen Tannen, Fichten und Birken bewachſenen Sümpfe war, und dem berühmten ſchwediſchen Miniſter Oxenſtierna als Eigenthum gehört hatte.

Die ruſſiſche Literatur iſt mit einem neuen ſchönen Gedicht von Hrn. Puſchkin: Ruſlan und Ludmilla, bereichert worden, deſſen Erſcheinung eine heftige Debatte unter den Schriftſtellern veranlaßt hat, und mit deſſen Beurtheilung alle Zeitſchriften angefüllt waren. Der Dichter hat den Stoff meiſtens aus ruſſiſchen Volksmährchen geſchöpft und Wieland's Oberon ſich zum Muſter genommen. Unſerer Meinung nach iſt er, dem Werthe ſeines Gedichtes, welches in der That mehrere prächtig gelungene Stellen enthält, unbeſchadet, noch weit hinter ſeinem Vorbilde zurückgeblieben.

Ein bekannter Dichter, Herr **Korſſakow**, iſt mit einer Überſetzung von **Müllner's** hochbelobter Schuld in ruſſiſcher Sprache beſchäftigt.

Von dem Herrn **Krinkowsky**, einem jungen Dichter, der ſeine poetiſche Laufbahn mit einer ſchönen Tragödie: Fürſt **Poſcharsky**, angefangen hatte, und den Se. Maj. der Kaiſer zur Vervollkommung ſeiner Talente nach **Paris** reiſen ließen, dort aber ſein Leben in der Blüthe ſeiner Jahre endete, iſt eine andere Tragödie: **Eliſabeth, Jaroslaw's** Tochter, welche in ſeinen Papieren gefunden worden iſt; im Drucke erſchienen. Sie läßt Jedermann bedauern, der ſich für das Aufblühen der ruſſiſchen Poeſie intereſſirt, daß der Dichter zu früh geſtorben iſt, und keine Zeit hatte, ſie ſeiner würdig zu bearbeiten.

D. v. K. in **St. Petersburg**.

* * *

Von Automaten *).

Vierhundert und acht Jahre vor Chriſti Geburt bewunderte man eine fliegende Taube, die nicht von Fleiſch und Blut, ſondern von Holz war: **Archytas** von **Tarent** hatte ſie verfertigt. Ungleich wichtiger und ſinnreicher war eine Glaskugel, deren Kreiſe den Lauf der Geſtirne angaben; der große **Archimed** hatte ſie gemacht. Rühmlich wetteiferten auch die Neuern in dieſem Fache der Mechanik. Die Galeere, welche **Hanns Schlottheim** zu **Augsburg** im Jahre 1581 für Kaiſer **Rudolph** II. verfertigte, verdient, wo nicht Bewunderung, doch vollen Beyfall. Schwaben war von jeher das Land mechaniſcher Fertigkeiten; auch der Meiſter des meiſterhaften muſicaliſchen Inſtruments, das eine ganze Veſper von zweytauſend Tacten von ſelbſt ſchlug, **Achilles Langenbucher**, war ein Augsburger; er machte ſich durch dieſes Inſtrument im J. 1610 einen Nahmen. Wieder ein Augsburger, **Chriſtoph Trefler**, brachte im Jahre 1683 eine Maſchine zu Stande, welche nichts weniger als die ganze Welt vorſtellte; ſie bewegte ſich durch Räder, und wanderte, nicht weil ſie von Silber war, an den Kaiſerhof. Im Jahre 1769 ergetzte man ſich an einem Bilde des Gottes **Pan**, welcher auf ſeiner Haberrohrflöte artige Stücke artig ſpielte; man ergetzte ſich an dem Werke **Joachim Eppingers** aus Bayern. Viel Aufſehen hat **Vaucanſon** mit ſeinem Flötiſten, ſeinen künſtlichen Enten ꝛc. gemacht. Dieſe machten alle Functionen der natürlichen; ſie watſchelten, ſchnatterten; ja ſie fraßen, noch mehr, ſie verdauten, und thaten alles das, was man thut, wenn man **gut** verdaut hat. Ein Rad, zwölf Schuhe im Durchmeſſer, und ſechzig Pfund ſchwer, das von ſich ſelbſt lief, rührte von einem gewiſſen **Öffrens** her. Der Löwe und der

---

*) S. auch die vor. Nummer.

Tieger, welche dreyßig bis vierzig Schritte weit gingen, erregten bey dem Kaiſer von China um das Jahr 1760, von dem Miſſionär Thibaut verfertigt, billig Erſtaunen; und noch kühner war die Arbeit eines andern Miſſionärs Nahmens Bentavon, der im Jahre 1768 ſich mit einer Maſchine von Männern Mühe gab, welche ein Blumengefäß hätten tragen ſollen ꝛc. Offr.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Im k. k. Hoftheater nächſt der Burg wurde am [illegible]ten d. hier zum erſten Mahl dargeſtellt: Gefallſucht, Luſtſpiel in drey Aufzügen, nach dem Franzöſiſchen. — Der Titel iſt vergriffen, wie wir aus der Anzeige des Inhalts leicht erſehen werden, woher es denn zum Theil mit rühren mag, daß dieſe Gefallſucht nicht ſo recht gefallen hat. Clementine, die reizende Beſitzerinn eines Gaſthofes in Berlin, ſieht alle Männer gern zu ihren Füßen, um die Widerſpenſtigen mit Spott und Hohn zu überhäufen. Der junge Faller, Aufſeher des Hauſes, iſt von ihrem verſtorbenen Vater ihr beſtimmt; doch unerhört läßt ſie ihn ſchmachten und ſchärft ihm das Beſtreben ein, ſich ihres Beſitzes würdig auszubilden. Mittlerweile kommt ein derber Handelsmann aus Bremen angereiſt, der eiferſüchtig auf ſeine Freyheit, die Weiber haßt und den Eheſtand fliehet, obgleich ſein raffinirter Diener ihn gern in den Feſſeln einer Schönen ſehen möchte. Die Wirthinn kommt ihm mit Artigkeit entgegen, der Fremde weiſt ſie unmanierlich ab; ſie ſpannt alle Segel auf, ſie leiſtet ihm Geſellſchaft bey Tiſche, ſie ſophiſtiſirt, ſentimentaliſirt, moraliſirt ſogar und recitirt; es gelingt ihr, dem ungehobelten Gaſt Aufmerkſamkeit abzugewinnen, dieſe geht in Theilnahme über, kaum aber wird er die Veränderung an ſich gewahr, ſo macht er Anſtalt, der Feindinn ſeiner Ruhe zu entfliehen. Sie nimmt nun die tragiſche Maske vor's Geſicht, ſtellt ſich trübſinnig, wehmüthig, ſeufzt und klagt, endlich fällt ſie auf das zierlichſte in Ohnmacht. Der Erſchütterte, Erſchrockene ruft das ganze Hausgeſinde herbey, die ſchöne Wirthinn iſt verſchwunden. Doch ſie kommt zurück, und nun beginnt der letzte Sturm. Der Trotzige erliegt und findet ſich zum Abſchluß des ehelichen Tractats bereit, den er blindlings und in duplo unterſchreiben muß, worauf die Siegerinn ſich entfernt und eine Scene zwiſchen den beyden Rivalen anhebt, die mit Clementinens Zurückkunft endigt. Zufrieden mit dem erhaltenen Triumphe, lieſt ſie dem Überwundenen ſeine Abfertigung, dem beſcheidenen Verehrer den eben unterſchriebenen Contract vor, der ſie zu ſeinem Eigenthum auf immer macht. Er aber iſt leider zu ſich ſelbſt gekommen, verſchmäht die Fopperinn und verläßt ſie nach einer kräftigen Moral; der gefoppte Kaufmann verläßt ſie mit reichsſtädtiſchen Complimenten und Sentenzen auch, ſo daß der zwiefach Verlaſſenen nichts mehr übrig bleibt, als ihren Geſchlechtsverwandten gleichfalls die Moral zu leſen, woraus die Zuhörer ſammt und ſonders die Tendenz des Stückes erfahren, die jeder Leſer nun errathen kann.

Wie das Original dieſes Luſtſpiels ausſehen mag, läßt ſich nicht ſo leicht errathen. So wie es in der Bearbeitung erſcheint, hat es einen veralteten Zuſchnitt und wenig Geſchick. Die Wirthinn zeigt ſich nicht als liebenswürdige Colette, was ſie der Anlage nach ſeyn ſollte, die von zudringlichen Anbethern beſtürmt, dieſe ihrer Eitelkeit zum Opfer bringt, ſondern als eine zudringliche Buhlerinn, die nur durch die intereſſante Darſtellung einer anziehenden Repräſentantinn einige Theilnahme gewinnen kann. Der Kaufmann iſt ein nordiſcher Bär, der aus doppelten Gründen die allzu gelinde Züchtigung verdient; ein Mahl, weil er ſich benimmt, wie ſich im modernen Zeitalter ſelbſt ein Turner und Deutſchthümler gegen eine Wirthinn, zumahl eine Wirthinn mit der ſchönen Hand, wenn er auch eine eiſerne Rechte hätte, nicht benehmen wird; zweytens, weil er Verſtand genug beſitzt, die Gefahr zu erkennen, und doch ſo unverſtändig iſt, in ſolche plumpe Schlingen zu gerathen. Aus Angriff und Widerſtand, Anziehen und Abſtoßen, Meiden und Hingeben, entſtehet eine Reihe von Scenen, die nicht nur die Unterhaltung wenig befördern, ſondern auch ziemlich den Character der alten reichsſtädtiſchen Derbheit tragen, und die Verhandlung, die ich allenfalls auch Handlung nennen will, bewegt ſich in den widerſtrebenden Rhythmen des alexandriniſchen Sylbenmaßes ſo bedachtlich, als ob ſie einem ſchwer beladenen Güterwagen gleichen Schritt halten wollte. Doch genug, und alles Lob dem Übrigen, denn mir fällt eben ein kraftvolles Verslein zur gelegenen Stunde ein:

»Grob, wie ein Recenſent« — (das iſt Jeder, dem die üble Sitte anklebe, Kunſterzeugniſſe zu tadeln) »ſpricht wie ein Wochenblatt« — (nähmlich jedes, worin die Producenten nicht gelobt werden). Alſo wenden wir uns ſchnell zur Darſtellung, mit dem lobenswerthen Vorſatz, auch auf dieſer Seite gegen die Höflichkeit nicht zu verſtoßen.

Die Rolle der Wirthinn iſt ſchwierig, und nur einer franzöſiſchen Darſtellerinn mag ſie ganz gelingen. Unſere Deutſche machte ſie ſo angenehm, als es in ihrer Gewalt ſteht, und das iſt viel; gab ſie in einem ſo zarten Umriß, als es der Bühnenraum erfordert. Warum ſie doch nicht hinreichend wirken konnte, liegt in der Sache ſelbſt. Vielleicht ſollte das Lockſpiel überhaupt weniger durch Mienen angedeutet, und weniger durch den Ton der Unbefangenheit bemäntelt werden; das Luſtſpiel aber würde dennoch nichts dabey gewinnen. — Der Kaufmann wurde anſchaulich dargeſtellt, obgleich die Züge ſo vielfach gemiſcht waren, daß man ſich nicht wohl zurecht finden konnte; dieſer Schauſpieler ſchreitet jedoch in einem ſolchen Umkreis immer luſtig vorwärts; und erreicht das Ziel ſcherzhaft und behend. — Der Liebhaber hat keine Bedeutung: dem Bedienten hört man's auf der Stelle an, daß er aus dem Franzöſiſchen überſetzt iſt. Warum können doch ſo viele Überſetzer die durchgearbeiteten Floskeln nicht füglich wieder los werden? — Schlimm genug!

Das ſchon früher erwähnte Concert des königlich-bayeriſchen Hof- und Kammermuſicus, Heinrich Bärmann, wird den 1. Februar um halb ein Uhr in dem k. k. kleinen Redouten-Saale gegeben werden. Außer daß der Concertgeber von ſeiner Compoſition ein Concert und Variationen auf dem Clarinett vorträgt, werden Mad. Grünbaum mit einer Arie von Mozart, Dlle. Pfeiffer aus München mit Declamation, und die Herren Forti und Rosner mit einem Duett aus der Italienerinn in Algier, durch ihre ausgezeichneten Talente gütigſt dabey mitwirken.

Ihre Majeſtät die Kaiſerinn von Öſterreich, Caroline Auguſte, haben das Allerhöchſt Ihnen von dem hieſigen Buchhändler Carl Haas gewidmete Werk: Dom heiliger Sänger*) mit Wohlgefallen aufzunehmen geruhet, und ihm zum Beweiſe desſelben eine prächtige goldene Doſe zuſtellen laſſen.

Theatraliſcher Anzeiger. — III.**) (Den 19. Jänner) — Der königliche Hoftheater-Intendanz-Rath Herr Stich, dem, während der Abweſenheit des Intendanten Herrn Delamotte, die Direction der königl. Schauſpiele in München anvertraut iſt, hat in der kurzen Zeit ſeiner Führung ſprechende Beweiſe ſeines Eifers für die gute Sache abgelegt. Das Theater am Iſarthor iſt zum zweyten königl. Theater ernannt und die Direction Herrn Karl übergeben worden. Herr Eßlair hat Mittel gefunden, ſich mit der Stuttgarter Direction auszugleichen, und ſein Engagement bey dem Münchner Hoftheater angetreten; auch ſpricht man von anderen bedeutenden Acquiſitionen. Das Repertoir, das ſonſt ſehr mager ausſah, enthält jetzt oft und mitunter gute Neuigkeiten. Unter Anderen ward kürzlich **Houwald's Leuchtthurm** gegeben. Der Verfaſſer hat es nur dem günſtigen Eindruck, welchen das **Bild** bey dem Publicum zurückgelaſſen, zu danken, daß dieſes Stück ſich noch einer ſolchen Aufnahme erfreuen konnte. So ſehr der erſte Act die Aufmerkſamkeit ſpannte, ſo wenig befriedigte der zweyte. — Herr **Hölken** vom Darmſtädter Hoftheater gibt gegenwärtig daſelbſt Gaſtrollen. Er trat zum erſten Mahle als **Jaromir** in der Schuld auf und mißfiel ſeines allzugrellen Spieles wegen; in den folgenden Rollen, als **Melchthal** im **Tell**, und **Hippolit** in **Phädra** bändigte er ſeinen Ungeſtüm durch kluge Mäßigung und gefiel. — Im Iſarthortheater wurde bereits vier Mahl bey vollem Hauſe gegeben: **Staberl in Floribus**, Zauberſpiel nach Fauſt's Zaubermantel, von **Bäuerle**, für dieſe Bühne von Herrn **Karl** eingerichtet, der darin den **Staberl** mit vielem Beyfall gibt.

---

*) Eine umſtändliche Anzeige dieſes ſchätzbaren Werkes hat unſer Blatt in Nr. 118 v. J. geliefert.

**) Daß die beyden erſten Lief. nicht in der allg. Novelliſtik erſchienen, hat ſeinen beſondern Grund.

Ein neues Drama von **Houwald**: **Fluch und Segen**, hat in **Berlin** und **Dresden** ſehr gefallen. Eine bekannte Anecdote, wie ein Knabe ſich einem Seiltänzer für 300 Rthlr. verkauft, um ſeinen Vater vom Schuldthurm zu retten, bot den Stoff. (Dem Vernehmen nach wird dieſes Stück jetzt im Theater an der Wien einſtudiert.)

Ein nach dem Engliſchen des **Foote**: der Mären, bearbeitetes Luſtſpiel: **der Theaterdichter**, fand in **Berlin** keine günſtige Aufnahme.

Am 3. Jänner ließ ſich Mad. **Borgondio** im königl. Opernhauſe zu **Berlin** in zwey Scenen mit Chor, von **Roſſini** und **Zingarelli** zu allgemeinem Beyfall hören. Ein Berliner Kunſtrichter ſagt von ihr: »Ihre Stimme hat nicht den völligen Umfang des Alts, iſt aber noch beym kleinen f und g rein und weich und bis zum tiefen a und g voll und ſtark. Die hohen Töne werden mit einiger Anſtrengung, aber mit großer Behutſamkeit hervorgebracht; deſto freyer und leichter iſt aber die Entwicklung der übrigen und der ganze Vortrag zeigt eine gute Schule, insbeſondere eine Sicherheit und ein Tragen der Töne, welches wohlthuend und rührend auf den Zuhörer wirkt.«

In den letzten Tagen des verfloſſenen Jahres iſt auf dem Theater alla Scala in **Mailand** eine große Oper von **Romanelli**: **Fedra**, mit Muſik von **Mayr**, zum erſten Mahle mit großer Pracht und vielem Beyfall aufgeführt worden. Die Muſik ſoll einzelne große Schönheiten enthalten, aber nicht durchaus gleich ſeyn.

(Schluß folgt in Nr. 10.)

Montag den 19ten gibt Madame **Catalani** ihr **zweytes** und letztes Concert; ſie wird unter Andern auch Variationen von **Rhode** und »God save the King« vortragen.

Wegen einzelnen Abdrücken für die Mitarbeiter.

Die beſondern Abzüge ihrer Beyträge können die Herren Mitarbeiter, welchen ſie nicht zugeſchickt werden, von dem Tage der jeweilig darauf folgenden Nr. an, in der **Gerold**'ſchen Buchhandlung übernehmen, wo ſie adreſſirt bereit liegen werden.

Zu dieſer Nr. Novelliſtiſche Beylage I.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der **Carl Gerold**'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625) wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W. W., durch die k. k. Poſt 11 fl. W. W. halbj. Beyträge beliebe man dem Redacteur (**Franz Gräffer**) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Beylage zur allgemeinen Novelliſtik.

I.

(Zu Nr. 8 des Converſationblattes 1821.)

(Daß die einzelnen Notizen nicht mit eigenen Titelüberſchriften verſehen ſind, hat ſeinen guten Grund. — Vorkommende Bücher und Schriften können durch die Geroldſche Buchhandlung bezogen werden.)

Wir fahren fort, einige der merkwürdigſten Stücke des National-Fabriksproducten-Cabinettes im k. k. polytechniſchen Inſtitute auszuheben*), und ſie etwas näher zu betrachten.

Sehr anziehend iſt dem Kenner ein Tableau mit Venetianer Glasperlen, Glasflüſſen und falſchen Edelſteinen, welches von Sr. Maieſtät unſerm allergnädigſten Kaiſer dem Cabinette zum Geſchenke gemacht wurde. Dieſe Arbeiten zeichnen ſich durch Lebhaftigkeit der Farben, ſo wie durch Reinheit und Blaſenloſigkeit der Maſſe, und Schönheit des Schliffes vortheilhaft aus, und liefern den Beweis, daß die dortigen Fabriken, die älteſten dieſer Art in Europa, auch in der neueren Zeit nicht, wie ſo viele andere, herabgekommen ſind.

Ein würdiges Gegenſtück hierzu iſt eine Sammlung von künſtlichen Glasarbeiten des hieſigen Glasbläſers, Glas- und Wachsperlen-Fabrikanten **Anton Schwefel** (neue Wieden Hauptſtraße Nr. 456 (540) nächſt dem Margarethenplatze). Unter denſelben befindet ſich ein Tableau mit vortrefflich gearbeiteten weißen und gefärbten Hohlperlen und Tropfen; ferner ein ſehr niedliches, ganz aus Schmelzglas gebildetes Blumenkörbchen, eine ſogenannte Blut-Circulationsmaſchine, ein kleiner Äquilibriſt, und noch viele andere Stücke, die alle von der fleißigſten Arbeit zeugen, und wovon ſich beſonders auch die zu chemiſchen Arbeiten beſtimmten Röhren u. dgl., ſo wie die Maillons für Seidenfabriken, und die künſtlichen Augen empfehlen.

Ein Artikel, von dem man ſchwerlich irgend wo anders ein ſolches Sortiment, wie das hier aufgeſtellte iſt, antreffen wird, ſind die Arbeiten in Menſchenhaaren von dem hieſigen bürgerlichen Perückenmacher **Ludwig Liebler** (Alte Wieden Nr. 14 (39), deſſen Haartouren für Herren und Damen ſich durch Natürlichkeit und Bequemlichkeit (mehrere davon ſind, um ſie beſſer an den Kopf anſchließen zu machen, mit beſonderen Federn verſehen) ſehr zu ihrem Vortheile auszeichnen.

Von einem erſt ſeit wenigen Jahren in Gebrauch gekommenen Artikel, dem Moiré métallique, beſitzt das Cabinett viele Proben, von denen freylich die hier aufgeſtellten franzöſiſchen Muſter die beſten ſind, aber auch zugleich Gelegenheit zu der Betrachtung geben, daß auch im Inlande die zur Nachahmung derſelben angeſtellten Verſuche ganz und gar nicht mißlungen ſind, ſondern in mehreren Rückſichten den franzöſiſchen **ſehr** nahe kommen. Am vor-

---

*) Dieſer Aufſatz iſt zugleich die III. Lief. der »**Polytechniſchen Nachrichten**,« von denen die II. in Nr. 153 und 154 des vor. Jahrg. ſteht. Wir nehmen ihn hier in die Novelliſtik auf, weil es uns bey dem andern Text für dieſen Augenblick an Platz gebricht, auch jener über die **Roſthorn**'ſche Anſtalt nicht mehr verſchoben werden kann, und daher ſonſt zu viel Techniſches ſich unmittelbar berührt hätte. — Ähnliche Beſtimmungen hängen von dem jeweiligen Raum ab. Der Titel »**Allgemeine Novelliſtik**« hat zwar überhaupt nicht die Bedeutung des generellen Umfanges, ſondern ſoll nur zur Unterſcheidung des vorangehenden Textes dienen, welchen wir uns als die **beſondere** Novelliſtik denken. Iſt doch jedes **Zeitblatt** im Ganzen eigentliche Novelliſtik ꝛc.

Die Red.

züglichſten ſind unſtreitig die von dem in Fünfhaus bey Wien anſäſſigen Spenglermeiſter Carl Demuth verfertigten Stücke, die ſich beſonders durch einen ſchönen weißen Firniß auszeichnen. Demuth macht von Moiré métallique alle Arten Lampen (auch Öhluhren), Kaffehmaſchinen (auf deren eine er ganz neuerlich ein ausſchließendes Privilegium erhalten hat), Zuckerdoſen, Taſſen, Leuchter u. d. gl. um die billigſten Preiſe. Aufträge an ihn ubernimmt der Nurnberger-Waarenhändler A. Wiſchlowsky zu den drey goldenen Löwen am Stephansplatze.

Schon früher (in Nr. 1. dieſer Nachrichten, Nr. 75 v. Jahrg.) wurde der Stahlbleche des Fabrikanten Martin Müller erwähnt. Neuerlich wurde das Cabinett mit einer ähnlichen vollſtändigen Sammlung von gewalzten Eiſenblechen aus der Fabrik des Herrn Grafen Ferdinand von Egger zu Lippitzbach in Kärnthen bereichert, deren einzelne Stücke allen Forderungen, die mit Recht an ſie gemacht werden können, entſprechen. Die Vorzüglichkeit der feinen engliſchen Stahl- und Schneidewaaren iſt hinlänglich anerkannt. Daß aber auch die inländiſchen Fabriken in dieſem Zweige der Induſtrie eine hohe Stufe erreicht haben, beweiſen die im Fabriksproducten-Cabinette aufgeſtellten Erzeugniſſe derſelben zur Genüge. Es wird ſchwer, hierin eine Fabrik der andern nachzuſetzen; daher wollen wir hier bloß nahmentlich einige davon anführen, als: die des Ignaz von Rösler zu Nixdorf in Böhmen, deſſen Raſirmeſſer von den engliſchen an Politur und Gute des Materiales nicht im Mindeſten übertroffen werden, Michael Beinder in Baden, der dieſe Meſſer ebenfalls von beſonderer Gute und Schönheit verfertiget, Anton Heindl, Rudolph Riedler und Leopold Doppler in Stadt Steyer; jene des Herrn Grafen Georg von Thurn nächſt Klagenfurt in Kärnthen, und viele andere.

Wegen der Ähnlichkeit des Materiale wollen wir hier zugleich eines ſehr zahlreichen Sortimentes von größeren und kleineren Feilen aus der Fabrik des Herrn Joſeph Ritters von Dietrich zu Neumarktl in Krain, die an Genauigkeit des Hiebes den engliſchen gewiß gleich kommen, erwähnen.

Gelegenheitlich bemerken wir hier, daß auch ſeine Uhrmacherfeilen von ſo vorzüglicher Qualität, daß ſie ſogar die franzöſiſchen an Gute übertreffen, von dem Fabrikanten Wilhelm Bök in Waidhofen an der Ips verfertigt werden, eine wirklich ſehr bedeutende Acquiſition für unſere Monarchie, die noch vor Kurzem keine einzige Fabrik beſaß, in der jene Feilen von ſolcher Vollkommenheit verfertiget worden wären. Das Cabinett beſitzt auch davon mehrere Stücke, deren Anſicht und Vergleichung mit den hier befindlichen franzöſiſchen das Geſagte beſtätigen kann. K........

In der Revue encyclopédique iſt die bey Colburn in London erſchienene engliſche Überſetzung von Grillparzer's Sappho angezeigt. Der Referent (in der Revue) ſetzt Folgendes hinzu: »Nach der Vorrede des engl. Überſetzers zu urtheilen, ſcheint es, daß dieſes Trauerſpiel den beſten Erfolg in Wien gehabt habe. Der Verf., welcher ein ſehr junger Mann iſt, wurde auf dem Theater mit Lorbern gekrönt, und im Triumph nach Hauſe gebracht. Der Kaiſer von Öſterreich hat das Stück mit ſeinem Beyfall geehrt; es erlebte faſt hundert Vorſtellungen unmittelbar auf einander. Die Haltung dieſer Tragödie entfernt ſich indeſſen von der Schule Schiller's und Schlegel's, und anderer berühmter dramatiſcher Dichter Deutſchlands. Sie iſt dem Franzöſiſchen und Griechiſchen nachgeahmt. Der Dialog, obſchon zu lang, iſt voll ſchöner Bilder und glucklicher Ausdrücke ꝛc.« Nachdem der Verf. die Handlung kurz berühret hat, ſchließt er alſo: »Dieſes Stuck iſt überhaupt durch die Harmonie der Verſe merkwurdig. Die Handlung ſchreitet langſam, und hat wenig Abwechſelung (peu variée); aber ſie läßt Deutſchland hoffen, die Zahl ſeiner ausgezeichneten Dichter vermehret zu ſehen. Die engliſche Überſetzung iſt elegant und treu zugleich.« Obige Worte über die Auszeichnung des Hrn. Grillparzer erinnern uns an die Schilderung im Journal des Savans.

Es heißt darin, Hr. G. ſey ohne weiters zum Hofrath befördert, mit Orden beſäet, mit einer gewaltigen Penſion belohnt worden. Zugleich ſagt der Ref., Paris wolle aber erſt die Ankunft dieſes chef-d'oeuvre abwarten, ehe es ſeinen Racine und Corneille den Flammen überliefere. Und nun beſtehen jene Phädra, jener Cid ꝛc. und dieſe Sappho vielleicht recht friedlich neben einander. Gffr.

Ein Deutſcher, Nahmens Weiß, in London, verfertigt Unterſätze, Lichtſcheertaſſen u. d. gl. aus einer neuen Papiermaſſe, die ſich durch große Leichtigkeit, vorzüglich aber durch große Schönheit und Feſtigkeit des Lackes, ſo wie durch geſchmackvolle Formen auszeichnen. R........

Die Verſchönerung der Stadt Wien und die neue Nummerirung derſelben hat unſere Planmacher zur Herausgabe von neuen Aufriſſen veranlaßt, worin Einer den Andern zu übertreffen ſucht. Auch der Großhandlungs-Expeditor, Herr Anton Redl*), ein ſehr induſtriöſer Mann, hat einen guten und ſchönen Grundriß der innern Stadt Wien, mit Angabe der neuen Nummerirung von dem Jahre 1821 heraus gegeben. Dieſem Grundriſſe, auf zwey Steinplatten getragen, iſt eine deutliche, vollſtändige und verläßliche Tabelle, worauf die alten und neuen Nummern ſowohl in arithmetiſcher als topiſcher Ordnung zu finden ſind, beygedruckt. Es iſt dieſe Tabelle ſo zweckmäßig eingerichtet, daß Jedermann, ohne mühſames Aufſuchen, auf Einen Blick findet, mit welcher neuen Nummer die alte Haus-Nummer verwechſelt wurde. Die Umriſſe der Stadt geben die neueſten Veränderungen und Verſchönerungen an. Zur leichteren Überſicht der Eintheilung der Stadt in vier Polizey-Viertel ſind die Nummern eines jeden Viertels mit einer anderen Farbe illuminirt, ſo, daß das Schotten-Viertel gelb, — das Wimmer-Viertel blau, — das Kärnthnerthor-Viertel roth, — und das Stuben-Viertel grün bemahlt iſt. Das Ganze iſt auf einem Bogen Regal-Papier von guter Beſchaffenheit, um nicht leicht zu zerreißen, abgedruckt, und ſo zweckmäßig eingerichtet, daß es auch zum Gebrauche in Comtoirs ꝛc. nicht zu groß iſt, und entweder an die Mauer gehängt, oder auf dem Tiſche ausgebreitet, um bequem nachſehen zu können, keinen zu großen Raum einnimmt.

Dieſer treffliche Grundriß wird Jedem, der nicht Gelegenheit hat, die Reſidenzſtadt des Öſterreichiſchen Kaiſers ſelbſt zu ſehen, eine anſchauliche Idee von ihrer jetzigen Beſchaffenheit geben, und gewiß auch für denjenigen nicht unintereſſant ſeyn, der dieſe Hauptſtadt in früheren Zeiten geſehen hat, nun aber bloß darauf beſchränkt iſt, ſich die ſeit dieſer Zeit vergegangenen Veränderungen und Verſchönerungen durch einen Plan zu verſinnlichen.

J. H. B*h.

In den Krämpelfabriken (Anſtalten, wo die Kardätſchen oder Krämpeln zum Streichen der Baumwolle verfertiget werden) zu Mancheſter in England bedient man ſich zur Erzeugung dieſer Werkzeuge, deren Verfertigung ſonſt auf eine ſehr mühſame Art mit der Hand geſchieht, einer eigenen ſehr zuſammengeſetzten Maſchine, welche die Drahthäkchen krümmt, und ſie zugleich ins Leder einſticht. Sechzig in einer Fabrik befindliche Vorrichtungen dieſer Art werden durch eine einzige Dampfmaſchine in Bewegung geſetzt, welche zugleich auch die Drahtziehmühle bewegt, wo der benöthigte Eiſendraht erzeugt wird. Die auf Maſchinen verfertigten Krämpel haben den Vorzug, daß ſie weit genauer ausfallen, als es bey ihrer Verfertigung aus der freyen Hand möglich iſt. Zur Bedienung der oben erwähnten ſechzig Maſchinen ſind einige junge Mädchen hinreichend, welche nichts weiter zu thun haben, als die vom Draht leergewordenen Haſpeln, von welchen derſelbe in die Maſchine geleitet wird, durch volle wieder zu erſetzen. K........

---

*) Der Preis des Plans iſt 48 kr. C. M. oder 2 fl. W. W., — mit illuminirten Stadtvierteln aber 1 fl. C. M. oder 2 fl. 30 kr. W. W., und man kann ihn entweder bey Herrn Redl ſelbſt (Weihburggaſſe Nr. 939) oder in J. Riedl's Kunſthandlung (am hohen Markt Nr. 541) bekommen.

»Wie iſt mir das zugekommen, daß ich ſehe, mich erhebe,
Höre, rieche und empfinde, athme, ſpreche, wirklich lebe!
Woher dieſes Fleiſch, die Beine und die vielen Glieder kam?
Wie der Pulſe ſchnelles Schlagen, welch ein Räthſel bin ich mir.
Wer ertheilte mir die Kraft zu betrachten, und zu denken,
Und wie können Gegenſtände ſich zu meinem Herzen ſenken?«

u. ſ. w., u. ſ. w. Dieſe Stelle iſt nicht von Herrn von Göthe, ſondern von einem vaterländiſchen Naturdichter, Nahmens Andr. Poſch. Sie iſt das erſte metriſche Stück aus einem ganz neuen Buch, das den Titel hat: »Gedichte und Lebensgeſchichte des Naturdichters Andreas Poſch. Wien auf Koſten des Verf. 1821.« — Obige Stelle gibt ein characteriſtiſches Probeſtück des Ganzen ab. Man kann daraus erſehen, daß unſer Mann des Naturdichters Hiller würdiger Genoſſe, aber gegen den Wiener Naturdichter Schütz zurück geblieben iſt. Ferner kann man entnehmen, daß ein gewiſſer Petrarca im Vergleich mit unſerm Hrn Poſch viel beſcheidener war, da er die meiſten ſeiner Gedichte unter dem Titel Rime zuſammenfaßte, während hier die Sammlung lediglicher Reime, Gedichte heißt. Alles iſt reine, klare, ſehr nüchterne Proſa, zu Reimen verſetzt, ohne deßwegen übrigens reines, klares Waſſer zu ſeyn, wie man boshafter Weiſe einmahl von Garve ſagte, daß ſeine Arbeiten alle Vorzüge und Nachtheile des Waſſers hätten, zugleich Klarheit und Geſchmackloſigkeit ꝛc. Sollte man nicht glauben, daß gerade ein rechter Naturpoet am erſten durch den unwiderſtehlichen Drang der innern Flamme zum Dichter hingeriſſen, ja gezwungen worden ſey? Von dieſem heiligen Sporn des wahren Berufs iſt jedoch hier faſt keine Spur zu finden. Deſto mehr aber muß man den ſchönen religiöſen und moraliſchen Sinn ehren, der ſich überall offenbart. Dieſem Umſtande und der Perſönlichkeit des Verf. mag es ſofort auch zuzuſchreiben ſeyn, daß er in einer Zeit, in der von einer echt claſſiſchen Schöpfung wie die nordiſchen Gäſte des Herrn von Gaal kaum zweyhundert Exemplare abgeſetzt ſeyn mögen, über neunhundert Stück, freylich durch Subſcription abgeſetzt hat. Tauſend ſind gedruckt worden, folglich iſt das Büchlein ſchon bey ſeinem Erſcheinen faſt eine ſolche Seltenheit wie desſelben Verf. Drama: »der Oſtracismus,« für welches mancher Liebhaber gern 10 fl. zahlen wollte. — Der Verf. erwähnt dieſes Schauſpiels auch in der voran gelieferten biographiſchen Skizze, ohne es jedoch zu nennen. Er beklagt ſich nur auf eben ſo gegründete als kluge Weiſe über die Ungebühr ſeines damahligen Recenſenten. Fata hatte unſer Mann nicht ſonderlich. Einiges iſt aber anziehend. Z. B. wie er S. XIII. von der literariſchen Theilnahme ſeiner Freunde erzählt: »Sie verſahen mich mit Büchern, um mich mit den Sprachfehlern bekannt zu machen.« Das iſt köſtlich, es mag nun Perſiflage ſeyn oder nicht. Genug von dieſem Product, bey dem es übrigens lieblos und verantwortlich wäre, den critiſchen Maßſtab anzulegen. — Papier und Druck ſind ſauber; letzterer unſtreitig aus einer guten Officin, deren Corrector verſtanden hat, ordentlich zu corrigiren, was bey einem Manuſcripte dieſer Art keine Kleinigkeit iſt. Fehler in den Reimen können der Druckerey nicht zur Laſt gelegt werden. Die wenigen noch vorräthigen Exemplare werden von dem Verf. (zu Schönbüchl nächſt Mölk) und hier bey Hrn. Buchhändler Bauer à 2 fl. 30 kr. verkauft. Gffr.

Über die neueſten Schickſale des Chriſtenthums in China enthält das Journal des savans einen ſehr anziehenden Aufſatz. Er beginnt mit einer gedrängten Überſicht der 1796 durch die Secte der weißen Nenufar ausgebrochenen Empörung, welche nieder zu ſchlagen erſt 1802 gelang. Die Ruhe (wird ſofort weiter erzählt) wurde nun in der Provinz ziemlich wieder hergeſtellt. Allein man weiß, daß ſeitdem in mehreren Theilen des Reichs ähnliche Empörungen ausgebrochen ſind. Die Secte des weißen Menufar und mehrere andere heimliche Verbindungen, alle aus Haß gegen die herrſchende tartariſche Dynaſtie und in der Abſicht entſtanden, eine chineſiſche Familie auf den Thron zu ſetzen, fahren fort, Unruhen zu erregen, und wahrſcheinlich wird es ihnen endlich gelingen, die Mantchous aus China zu vertreiben, was ſelbſt für Europa nicht ohne Folgen bleiben könnte.

Die Erneuerung der Edicte gegen die chriſtliche Religion, die im Jahr 1805 Statt fand, war die Folge eines Vorfalls, der den Geiſt dieſes Volkes ſehr treffend bezeichnet. Man fand unter den an einige Europäer in Kanton gerichteten Papieren des P. Adeodat eine Charte der Provinz Chan-toung. Dieß war für die Regierung eine Quelle von Beſorgniſſen, die nie ganz gehoben werden konnten. Man ging ſo weit, das Verſenden dieſer Charte mit einer Landung der Engländer in Verbindung zu ſetzen. Alle Europäer wurden in dieſen Verdacht eingeſchloſſen; und ſelbſt die, welche bey dem mathematiſchen Tribunal angeſtellt waren, verhaftet und unter genaue Aufſicht geſtellt. Chriſtliche Bücher wurden verbrannt, die Inſchriften an den Kirchen ausgelöſcht, und eine große Menge Neubekehrter zu Zwangsarbeiten verdammt, nach der Tartarey verwieſen, oder zu Sclaven gemacht. Man ſieht daraus, welcher Gefahr ſich diejenigen ausſetzen, von denen man geographiſche oder ſtatiſtiſche Nachrichten aus China verlangt. Der Kaiſer erließ bey dieſer Gelegenheit ein Decret, das hier mitgetheilt wird, obgleich die Überſetzung nicht frey von Fehlern ſeyn mag. »Die Chineſen, ſagt der Kaiſer, ſollen nicht die Lehren der Europäer annehmen; aus noch wichtigern Gründen iſt es den Mantchous verboten.« Ferner: »man ſoll nicht glauben an die Lehren des Fo, noch an die des Taoſſe, am wenigſten an die der Europäer, wer ihnen folgt, der vergibt ſeiner menſchlichen Würde.« Ich zweifle nicht an der Authenticität des Sinnes dieſer Worte, denn er iſt ganz im Character der Chineſen, allein der Ausdruck iſt gewiß ſehr geändert; ich glaube indeſſen kaum, daß der Kaiſer in der Lehre von der Allmacht Gottes einen Eingriff in ſeine Rechte gefunden haben ſoll. Der Titel des Kaiſers von China iſt: Sohn des Himmels, oder Sohn Gottes; und von ihm hat er ſeine Macht, nach der Erklärung der beſten chineſiſchen Philoſophen. Eines der neueſten Ereigniſſe, was die chineſiſchen Miſſionärs berichten, iſt die ſchreckliche Verfolgung, die der Vicekönig von Seekchhouau im Jahre 1815 gegen die Chriſten ergehen ließ, und die mehreren Chineſen, ſowohl Prieſtern als Laien, das Leben koſtete; ſo wie auch dem würdigen Herrn Dufreſſe, Biſchof von Tabrata, der am 14. September dieſes Jahrs enthauptet ward. Seit dieſem traurigen Ereigniß hat ſich die Miſſion in China noch nicht wieder erholt. Spätere Documente geben Nachricht von neuen Verfolgungen, die an verſchiedenen Orten Statt fanden; es ging ſogar das Gerücht, als wenn die Regierung entſchloſſen ſey, künftig keinen Europäer am Hofe aufzunehmen, auch nicht als Aſtronom und Mathematiker. Dieß wäre eben ſo traurig für die Freunde der Religion als für die der Wiſſenſchaften; indem wir dadurch der letzten Quelle beraubt würden, woraus wir Nachrichten über dieß merkwürdige Land ſchöpfen; nur ſeine Bücher würden uns dann übrig bleiben, und auf ſie müßte in Zukunft beſonders unſere Aufmerkſamkeit gerichtet ſeyn.

Die letzten beyden Bände der Lettres édifiantes des Missionnaires de la Chine, deren dritter und vierter 1818, der fünfte 1820 heraus kam, enthalten nur Nachrichten bald einzelner, bald allgemeiner Verfolgungen, aus denen wir nichts Neues erfahren. Als Beyträge zur Characteriſtik der Chineſen können manche einzelne Züge daraus immer dienen, ſo wie ſie die Achtung für den ehrwürdigen, beharrlichen Eifer der Miſſionarien beurkunden. Beſonders zeichnen ſich die Nachrichten von der Feder des Pater Dufreſſe durch Nachdenken und milde Geſinnung aus.

Als eine Abtheilung ruſſiſcher Truppen im Revolutions-Kriege zur Unterſtützung des öſterreichiſchen Heeres in Italien durch Wien zog, hatte der verſtorbene vortreffliche Künſtler Franz Caſanova einen Koſaken mit ganzer Fiſtung abgebildet und ſo vorgeſtellt, wie er in vollem Feuer ſeinem Pferde die Zügel ſchießen läßt, und die Lanze mit beyden Händen haltend von einer ſteilen Anhöhe in einen breiten Fluß ſich ſtürzet, um das andere, ebenfalls mit Hügeln umgebene Ufer zu erreichen. Rückwärts aus dem Gebüſche hervoreilend ſieht man einen anderen Koſaken, der voll Erſtaunen und Begierde den Sturz ebenfalls zu wagen, im Begriffe ſteht, ſich rückwärts auf daſſelbe Pferd zu ſchwingen. Caſanova, dieſer vielſeitig ausgebildete Künſtler (und geweſener Hausgenoſſe des unvergeßlichen Staats-Canzlers Kaunitz), hat in einem eigenhändig über dieſes Bild geſchriebenen Briefe bemerkt, daß er ſelbiges mit einer beſonderen Vorliebe (con amore) verfertigt habe. Seitdem iſt daſſelbe in einen vollkommen ähnlichen Kupferſtich, 8 Zoll hoch, 5 Zoll breit, gebracht, aber erſt jetzt allgemeiner bekannt und in Verkauf geſetzt worden. Die Unterſchrift lautet: »Ihrer Majeſtät der allerdurchlauchtigſten und allergnädigſten Frauen Eliſabeth Alexiewna, Kaiſerinn aller Reuſſen, in tiefſter Ehrfurcht geweiht, von Maria Felſenberg, gebornen Fiſcher, sculps. 1815. Gemahlt von J. Caſanova, 1799. Das Original befindet ſich in der Sammlung des Herrn von Ankerberg.« (25 Zoll hoch, 18 Zoll breit.) Wer die zarte und einſichtsvolle Behandlung der vortrefflichen Künſtlerinn kennt, wird nicht zweifeln, daß auch dieſes Blatt ihren Fähigkeiten gleiche Ehre bringet. Akbg.

Schon ziemlich lange hat unſer Sans-façon in Peſth, dieſer geiſtreiche Humoriſt, geſchwiegen. Zu unſerm Vergnügen läßt er ſich nun, da Hygiäa, ohne die es auch keine geiſtig kräftige Wirkſamkeit gibt, da der Geiſt leider der Sclave der Materie iſt, ihm wieder hold geworden, neuerdings vernehmen. Es iſt die neueſte Chronik des dortigen Schauſpielweſens, ſo er ſich erkoren. Und er thut es wie folgt.

Zum Spaß zähle ich die neueſten Stücke her. Die mit B. bezeichneten ſind Beneficien, von Maleficianten des guten Geſchmacks, uns aufgetiſcht.

Das »Sternenmädchen,« B., ein Kind des Donauweibchens und Petermännchens; »Coppe, Denari, Baſtone und Spade,« B., machen mit Mond, Scüs und Pagat die böſen Sieben der Langeweile; das »Feldlager« ſtarb den ehrenvollen Tod im Felde! Der »Zwerg,« von Schildbach, unanſehnlich wie ein Zwerg, langweilig wie ein Rieſe. »Oberon,« König der Elfen, Oper, B. Ref. hatte zum Glück keine Audienz bey ihm; »das Sonnett,« von Deinhardſtein, wie Sonnette überhaupt artige Kleinigkeit; »Siri Brahe,« Drama von Sr. Majeſtät dem Exkönig von Schweden (?) pour tout dire — je ne dis rien. — Die »Einſiedeley im Walde,« aus dem Franzöſiſchen überſetzt von L. v. Berge: Bohnen und Hülſe, der Gevatterinn Ilſe. »Saul, König in Iſrael,« Melodrama, B., das Dramatiſche von Saul ſinnlos, das Melodiſche aber nicht à la David ſinnberauſchend. »Bohrerl's Dienſtfertigkeit,« B. Wir bewundern die dienſtfertigen Panegoriker dieſes Bohrerl, uns hat er ſehr dienſtfertig die Geduld angebohrt und abgezapft. »Die Göttinn der Cryſtallberge,« große! Oper!! B. Wir ſprechen mit dem Studenten Anſelmus im Hoffmann: bald dein Fall ins Cryſtall, bald dein Fall ins Cryſtall. (Merkwürdig bleibt bey dieſer Vorſtellung, daß der kunſtſinnige Benefiziant eine Sackuhr in den Zwiſchenacten ausſpielte; eine Stögerſche Methode, der in Altofen Lämmer und Kälber als Prologe oder Epiloge ausſpielt. O was thut nicht das auri sacra fames?) »Noah, die Sündfluth, B., ja wohl Sündfluth mit Sündendecorationen und Sündendialogen und ſündenhafter Darſtellung! (Scheints doch, als wären die Schauſpieler hier eine Bibelgeſellſchaft; wir ſahen ſeit 6 Monaten die Maccabäer ungefähr 20 bis 25 Mahl, Saul 6 Mahl, Joſeph 6 Mahl, Samſon 6 Mahl, Noah 4 Mahl, alſo beynahe 50 bibliſche Stücke, in welchen nichts bibliſch iſt, als die patriarchaliſche Einfalt.) »Der Blumenſtrauß,« ein Quodlibet. B. Schafgarbe, Eſelmilch, Lauſewenzel, Stinkwurzel ꝛc. in ein Büſchel gebunden, heißt Blumenſtrauß, merkt euch den Redegebrauch!. »Der Tyroler Waſtel« (!!!) B. Alt für neu, ja, ja! ſo gehts! ſagt der dumme Ritter im Turnier zu Kronſtein. »Elzia und Oſiride« (eigentlich Moſes, wurde ſeiner Unbrauchbarkeit wegen penſionirt), Oper, von Roſſini.

B. Text? durch die Finger geſehen, Compoſition? man ſollte ſchwören, ſie ſey von — Roſſini; alle Augenblicke fällt ein Stück dem andern in die Haare und ſchreyt: halt, wer da? alter Bekannter! und dennoch Vivat Roſſini!; im Ganzen $^{2}/_{7}$ Muſik, $^{5}/_{7}$ melodiſche Flitter, ein Recitativ mit reiner Poſaunenbegleitung: à genoux!. Die »Schauſpieler,« von Vogel, tandem aliquando, ſchön, recht ſchön; aber was für Aufhebens meine Herren über die vermeintliche Reſignation der Schauſpieler? Wie ſchreibt der Dichter »die Dichter« ? Papperlapap, bevor ſich ſelbſt geißeln als gegeißelt werden. *) »Stibor,« von K. v. Kisfaludy, überſetzt von Gaal. Bravo, junger Aar, nur vorwärts! Die Darſtellung, ſprich Entſtellung, war zum Todtgähnen. Unſer Bezko, dieſer Bezko! freylich iſt er ein Narr, aber nicht pudelnärriſch, ſchlägt wohl ein Schnippchen, aber keine Burzelbäume, o weh!

Endlich zog noch eine Herde Sänger aus Italien nach Bukareſt hier durch, und gab: L' Italiana in Alghieri, italieniſch, von der ſich niemand, als ein Buffo (recht italieniſch carrikirt) einige Theilnahme erwarb. Übrigens leyern wir unſere alltägliche Hausmannsſtücke immerfort ab, und ſtürzen, wie der Schneider die Kleiderkiſte, die Theaterbibliothek um, was oben liegt muß Mode ſeyn, ſeys auch ein — Tyroler-Waſtel — obendrein iſt die Beleuchtung ſchlecht, das Theater zum Erfrieren kalt, der Anfang nicht präcis, das Wetter ſchlecht, die Leute verdrießlich — und der Sans-façon obendrein ſehr ſtreng — wie das Sprichwort ſagt: Wenn der Wagen fällt ſind der Räder viele.

——izer—

Eine bey dem thätigen Wiener Buchdrucker Herrn Strauß erſchienene, etwa 80 Seiten ſtarke Broſchüre, in hebräiſcher und deutſcher Sprache, unter dem Titel: דבר בעתו, oder: Ein Wort zu ſeiner Zeit, vom Arader Ober-Rabbiner Aron Chorin, verdient wohl einige Beachtung. Längſt war es das Augenmerk der Aufgeklärten dieſer Nation, ihren Gottesdienſt und ihre Gebete in deutſcher Sprache mit Begleitung der Orgel zu verrichten. Die glänzende Realiſirung dieſer Reformation in mehreren Synoden in Deutſchland bewirkte eine gallſüchtige Gegenwirkung mehrerer orthodoxen jüdiſchen Theologen und Rabbinen, die aus dem verworrnen Bollwerke der Cabbala heraus mit Talmudiſchen Bolzen um ſich warfen, und ſich mit Arroganz und Intoleranz der Verbreitung dieſer heilſamen Neuerung widerſetzten. Dieſe Spitzfindigkeiten zu bekämpfen war die Abſicht des Verfaſſers, und da er jenen, allen Talmudiſten eigenen ſpitzfindigen, in Subtilitäten geübten Scharfſinn mit einer umfaſſenden Gelehrſamkeit der jüdiſchen Theologie verbindet, und exegetiſch aus dem alten Teſtamente und aus dem Talmud ſelbſt ihre Scheingründe bekämpfte, drückt er ſich wahr und einfach über den im Geiſt der Zeit nothwendig bedungenen Rückblick auf die Verbeſſerung des jüdiſchen Cultus aus. Hr. Chorin verdient Lob und Beyfall um ſo mehr, da er Muth zum Entgegentreten eines rabbiniſchen Kampfes nöthig hat. Schade, daß auch er nicht unterlaſſen konnte, mit jenen Wortſpielen, Nahmenverdrehungen und Sylbenwitzeleyen zu fechten, die dem Rabbinismus ankleben, der Wichtigkeit und Heiligkeit der Sache aber ſchaden. M. G. S—r.

Da ich ſo viel von den von Herrn Joſeph Strauß, Pfarrer in Ober-Hollabrunn, erfundenen Ringelmaſchinen für Obſtbäume und Weinreben reden hörte, unternahm ich im verwichenen October eine Reiſe dahin, mich vom Weſentlichen dieſer Sache zu überzeugen. Mit der dieſem würdigen freundſchaftlichen Manne eigenen Bereitwilligkeit erhielt ich von ihm über Alles detaillirte Aufklärung. Er erzählte mir, er habe, durch Lectüre und eigene Verſuche angeeifert, unermüdet nachgedacht, eine Maſchine, womit dieſer Fruchtring, wie er ihn nennt, ſchnell gemacht werden könne, auszuſinnen. Es gelang ihm auch vollkommen, eine Art Hobel mit Seitenſchneiden verfertigen zu laſſen, welcher nach Bedürfniß für ſchwächere oder ſtärkere Äſte, erweitert oder verengt werden kann, wie er mir denn auch mehrere dergleichen Inſtrumente vorwies.

Nun war er ſo gütig, mir die Reſultate in ſeinem Garten an Obſtbäumen

---

*) Ey, ey! Die Red.

und Weinſtöcken zu zeigen, woran über 1000 Ringe angelegt waren. Die geringelten Äſte an Obſtbäumen hatten größere Früchte. Äſte, die noch nie Früchte lieferten, aber im Monat May geringelt wurden, hatten durchgehends viele erkennbare Fruchtaugen aufgeſetzt. An Stellen, wo er Äſte wünſchte, legte er Ringe an, und wirklich waren nahe an jedem Ringe Triebe in Menge. An Spalierbäumen, wo eine Seite zu ſtarke Triebe hatte, ringelte er dieſelben, ſtatt daß ſolche unſere Gärtner abwerfen. — Sie blieben im Wachsthum ſtille ſtehen, waren voll Fruchtaugen, und die ſchwächere Seite des Spaliers hatte die ſtärkeren Triebe gemacht, und ſomit kam der Baum ins Gleichgewicht. An Äpfelpyramiden, an denen der Mittelſtamm nicht emportrieb, ringelte er alle Seitenäſte, und der Stamm gewann die ſtärkſte Vegetation. So verfuhr er umgekehrt an Birnpyramiden, wo der Haupt- oder Mittelſtamm ſo gerne zu frech treibt.

Aber noch weit wichtiger waren mir ſeine ſinnigen Erklärungen über das Ringeln des Weinſtockes, nähmlich: wenn bey naſſer Blüthenzeit geringelt wird, ſtößt ſelber die Beeren nicht ab, was leider ſonſt allezeit eintrifft. Er führte mich zu Weinhecken und Weinreben, die geringelt waren, verſicherte auch, durch Mittheilung von Schriften und Unterredungen, Herrn Hauenſchild, Thierarzt daſelbſt, zum Ringeln in ſeinem Weingarten vermocht zu haben, wie auch, daß am 3. Auguſt eine von der hohen Regierung beorderte Commiſſion, welche aus drey Oberbeamten, deren jeder zwey des Weinbaues kundige Männer mit ſich bringen mußte, beſtehend, wirklich anerkannte, daß alle geringelten Reben ihre Beeren behielten, indeß die ungeringelten wenige und ſchlechte Trauben hatten, ja einige, wie z. B. die rothen Muscateller, gänzlich alle Trauben verloren, und nur die Blüthenſtängel noch zu ſehen waren. Die Ringe ſelbſt waren ſchön vernarbt, weil ſelbe nur die Breite einer Linie hatten, alle geringelten Reben geſund, und die Trauben vom delicateſten Geſchmacke. Anhaltend, neben ſeinen Amtsſtunden einzig mit ſeinen herrlichen Bäumen und Weinhecken beſchäftigt, war er ſo glücklich, auf den Gedanken zu kommen, zwey einander entgegengeſetzte Hobel verfertigen zu laſſen, wo, da damit nur ein halber Cirkel beym Ringeln geführt werden darf, die halbe Arbeit erſpart iſt; alle in Frankreich ſowohl als in der Schweiz ſeit mehreren Jahren mit dem glücklichſten Erfolge angewandten Ringeleiſen kommen an Zweckmäßigkeit dem Straußiſchen Ringelhobel nicht bey. Der Herr Pfarrer äußerte mir auch ſeinen Plan, eine kurze Anleitung über das Ringeln, ganz in der Sprache des Landvolkes verfaßt, der hohen Regierung vorzulegen, damit ſelbe allgemein vertheilt werde! — Möge er dieſen ſo wohlthätigen Gedanken auch ausführen.

Wien, im Jänner 1831. H. Geilinger.

In kurzer Zeit erſcheint die zweyte Auflage des Werkes: Ideen über das antike, romantiſche und deutſche Schauſpiel, von Dr. Franz Rudolf Hermann. (Verfaſſer der dramatiſchen Nibelungen.) — Der Inhalt iſt: 1) Antikes Schauſpiel. Plaſtik der Griechen. Die Heldenfabel. Epos. Homer. Das Drama. Tragödie. Comödie. Ihr Verfall. Kunſt in Rom. — 2) Romantiſches Schauſpiel. Die Elemente der Romantik. Italien. Die Oper. Frankreich. England. Shakſpeare. Die Formen der Romantik. Spanien. Das Romanzo. Geſtaltung des Drama aus dem Romanzo. Geſchichtlicher Überblick der ſpaniſchen Bühne. Cervantes. Lope. Calderon. Die neuere ſpaniſche Bühne. — 3) Deutſches Schauſpiel. Geſchichtliches. Leſſing und Göthe. Schiller. Romantik der neueſten Zeit. Die deutſchen dramatiſchen Dichter. Neueſter Zuſtand der dramatiſchen Kunſt. Das Luſtſpiel und die Luſtſpiel-Dichter. Die heutige Bühne. Hoffnung für das deutſche Schauſpiel. — Dieſe zweyte Auflage wird 8 Bogen ſtark ſeyn. Der Subſcriptions-Preis iſt für ein Exemplar auf Druckpapier 18 ggr. (oder 1 fl. 8 kr. C. M.), auf Velinpapier 1 Rthlr. 8 ggr. (2 fl. C. M.). Der Ladenpreis wird dann erhöht werden. Die Geroldſche Handlung hier nimmt Subſcription an.

Redacteur, Drucker und Verleger wie bey dem ganzen Blatte.

Conversationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

9.

(Wien, Mittwoch den 31. Jänner.)

Die große Metallwaaren-Fabrik der Gebrüder von Roſthorn.

Von A. Rittig v. Flammenſtern.

Bey mehreren Gelegenheiten habe ich in dieſen Blättern — Nr. 77, 92, Induſtrie-Beylage Nr. XV. v. J. — des großen Fabriks-Etabliſſements der Gebrüder von Roſthorn erwähnt, und mir hierüber ein beſchreibenderes Wort vorbehalten. Mittlerweile hat auch das hieſige k. k. polytechniſche Inſtitut in der Wiener Zeitung Nr. 234 v. J. mit beſonderer Auszeichnung die Fabriks-Producte dieſes in mehr als einer Hinſicht bemerkenswerthen Etabliſſements zur allgemeinen Kenntniß gebracht. Da ich dieſe Anſtalt nach Muße zu beaugenſcheinigen Gelegenheit hatte, und die vielſeitig gebildeten Gebrüder v. Roſthorn, weit entfernt von unnöthiger Geheimnißkrämerey, mir über alles und jedes Bemerkenswerthe die hinlängliche Aufklärung gaben, ſo dürfte folgende Anſicht dieſer wichtigen vaterländiſchen Anſtalt den gerechten Forderungen des Wißbegierigen möglichſt entſprechen können.

Dieſes Etabliſſement befindet ſich in der Öde, einer Gebirgsgegend im Gutenſteiner Thale am ſogenannten kalten Gange — unweit St. Veit im V. U. W. W. — 7 Stunden von Wien. Das Locale konnte in Hinſicht desjenigen, was ein derley Fabriks-Betrieb am Nöthigſten hat, nicht leicht treffender gewählt werden. Höchſte Waſſerkraft, hinlänglicher Brennſtoff, bedeutender Raum, eine ſchöne Communications-Straße, und die nicht zu große Entfernung von Wien, ſind dieſem Platz für jede derley Fabrik überaus günſtig. Zwar haben die Gebrüder von Roſthorn den Platz zur Gründung ihres Etabliſſements — eine moſige Wieſe auf Felſengrunde — um die bedeutende Summe von 31,000 fl. W. W. angekauft. Allein, wer ernten will, muß auch die Ausſaat nicht ſcheuen!

Auf dieſer Wieſe ſtehen nun abgeſondert die verſchiedenen Werksgebäude, Schmelzhäuſer, das Wohnhaus für das Wachtperſonale, ein geräumiges Herrenhaus, ſo wie die nöthigen Magazine, Stallungen und Schupfen. Die hier beſtehenden Dachungen ſind größtentheils Bohlendächer, das Brückenwachthäuschen iſt jedoch mit Zink auf Kupfer gedeckt.

Was das zum Fabriksbetrieb nöthige Waſſer betrifft, ſo wird daſſelbe durch eine Dämmung von 320 Klaftern, und ein, auf einen Felſen angelehntes Wehr auf 20 Fuß gehoben. Die Leitung deſſelben in das Innere der 4 Werkgebäude, auf 13 oberſchlächtigen Waſſer-Rädern, findet in 6 hölzernen Flудern, welche auf ſteinernen Säulen ruhen, Statt. Zum Ablauf des Waſſers dienen 6, mit gehauenen Steinen ausgemauerte Canäle, welche daſſelbe in einen gemeinſchaftlichen Auslaufs-Canal, der in einer Breite von 6 Klaftern, und 80 Klaftern Länge, ganz in Felſen gehauen iſt, leitet. Durch die Anwendung der Kraft dieſer Waſſer-Maſſa werden mittelſt vorbeſagten 13 Waſſer-Rädern: 8 Hämmer, 6 Paar kleinere, 1 Paar große Walzen, dann das Polier-, Schleif-, Dreh- und Pochwerk, 1 Kaſtengebläſe, 6 Drahtzangen, 12 Drahtſpulen, 2 Spalt-, 6 Schneidewalzen, 2 Blechſcheeren und 1 Drahtzugbank in Bewegung geſetzt. Der Mechanismus von allem dieſen iſt größtentheils von Gußeiſen, wozu an dem, was bis jetzt beſteht, über 2400 Centner erforderlich waren. Sämmtliche Röſte ſind von ſchweren Quakern und die Maſchinen mittelſt mit Bley ausgegoſſenen Schrauben an ſelbe befeſtiget. Alle Spindel und Zapfen laufen in metallenen Pfannen. Die Waſſerräder haben zur Schonung der Waſſerwelle eiſerne Ringe. Selbſt bey dem angeſtrengteſten Betriebe des ganzen Werkes findet auch nicht die geringſte Störung Statt, und man erſtaunt, wie ſo wohl berechnet hier Alles in einander greift.

Die Erzeugungsart der hieſigen Fabricate iſt folgende: Das Meſſing und der Tombak auf Blech und Draht wird hier in zwey gewölbten Schmelzhäuſern durch vier Windöfen geſchmolzen. Die Öfen ſind von Innen mit Porcellanziegeln — ein Fabricat der k. k. Porcellanfabrik, bekleidet. Die Tiegel, welche 60 Pfund Metall faſſen, werden mittelſt eines Krahns ausgehoben und in Sandformen gegoſſen, welche in dem nahe ſtehenden Formhauſe geformt und getrocknet werden. Ein Gießer bedient mit einem Gehülfen zwey Öfen, welche täglich 10 Centner Waare liefern. Nachdem die Tafeln und Stangen vom Sande gereiniget worden, kommen ſie zur ferneren Verarbeitung in die eigentliche Manipulation. Die ſchweren Tafeln zuerſt unter einen ſchweren Hammer, die geringern gleich ins Walzwerk. Die Stangen und Zaine zum Draht in Zainhammer, um vor dem Ziehen die gehörige Dichtigkeit zu erhalten. Der Tafel- und Zainhammer, ſo wie die übrigen Schnellhämmer haben hier kein hölzernes Gerüſt, ſondern jeder Hammer ruht auf zwey ſchweren Quaderſtücken, welche 6 Schuh im Felſengrunde eingerammet ſind. Statt den Bienen, ruht der Hammer in zwey Lagern mittelſt ſtarken Zapfen, alles von Gußeiſen. Dieſe ſinnreiche Vorrichtung gewähret im Gebäude mehr Raum und Licht, der Roſt unterliegt keiner Fäulung, und das Ganze hat eine ungemeine Feſtigkeit. Die nur ein Mahl überhämmerten Tafeln kommen von hier in die nebenſtehende Strecke. Der Walz-, Glüh- und Beitzprozeß iſt hier in einem und dem nähmlichen Raum beyſammen. Ein gewaltiges Waſſer-Rad, zwiſchen vier Steinſäulen hängend, bewegt ſechs Stirnräder, und durch ſelbe ſechs Paar Wal[illegible] wovon die größten 18″ Länge haben. Gewöhnlich wird auf drey [illegible] zugleich geſtreckt. Alles ſteht auf ſteinernen Röſten; 12 bis 13jährige Knaben verrichten hier die Arbeit. Das Walzen geht ſehr ſchnell. Nach jedesmahligem Walzen muß das Blech wieder geglühet werden. 5 Zoll breite Bleche werden mit ſechs Mahl walzen und glühen von 15 Zoll bis auf 15 Fuß ausgedehnt. Viele Gattungen von Meſſing und Tombak werden hier ganz vollendet. Vieles aber, was beſondere Weiche, Dünne und Breite haben muß, wird hier bloß in die Länge geſtreckt, und dann unter den Schnellhämmern von 5 und 6 Zoll Breite bis auf 17 Zoll Breite geſchlagen. Dieſe Arbeiten verrichten 5 Schnellhämmer, welche eben ſo wie die Tafelhämmer — auf ſteinernen Gerüſten ſind. Jeder Schnellhammer macht bey vollem Waſſer 400 Schläge in einer Minute. Mehrere Blätter, oft 25, werden in einen Buſchen zuſammengebunden. Solch ein Buſchen wiegt 50 bis 60 Pfund. Jeder Schläger macht in der Regel zwey ſolche Buſchen täglich fertig. Sind alle 5 Hämmer im Gange, ſo iſt der ungeheure Lärm, den ſie verurſachen, für den Nichtgewohnten beynahe gehörvernichtend. Die geſchlagenen Bleche unterliegen noch dem Schabprozeſſe. Daſſelbe wird nähmlich auf 8 Bänken mittelſt Schabmeſſern aus Gußſtahl, durch Menſchenhände geleitet, geglänzt.

Was den Drahtzug betrifft, ſo ſteht derſelbe in einem Rundgebäude. Ein Waſſerrad von 8 Fuß Breite und 14 Fuß im Durchmeſſer ſetzt 6 Zangen und 12 Spulen in Betrieb. Der ganze Mechanismus iſt von Gußeiſen und ſteht auf einem Quader-Roſt. Mittelſt zweyer coniſcher Räder iſt mit der Waſſer-Radwelle ein aufrecht ſtehender eiſerner Grändel verbunden, welcher 15 eiſerne Räder in Bewegung ſetzt. Im Erdgeſchoſſe ſind die Zangen, welche jede durch eine vertical ſtehende Kurbel bewegt wird. Der Zug wird durch die Watt'ſche Steuerung geregelt. Im erſten Stocke gehen 8 Spulen durch Räder, 4 durch Riemen. Der größte Theil des Drahts wird aus Stangen gemacht, die 2 ½ Pfund ſchwer, daher die Fäden außerordentlich lang ſind. Nebſt Meſſing wird auch Tombak, Kupfer und ſehr ſchöner Zinkdraht gezogen. Zum Behufe der feinſten Sorten werden eben jetzt zwey Schneid- oder Spaltwalzen angeſetzt, um die 3 Zoll breiten Zaine in 508 Fäden mit einem Mahle zu ſchneiden. Aller Draht, welcher über 4 Linien dick iſt, wird auf einer 3 Klafter langen Zugbank durch Hülfe des Waſſers verfertiget.

Kupfer und Zink wird auf einem eigenen Walzwerk geſtreckt. Zu dieſem Behufe ſteht ein Walzenpaar auf einem ſtarken Quader-Roſt. Zwey Waſſer-Räder von 7 Fuß Breite und 13 Fuß Höhe erzwecken die zum Strecken erforderliche große Kraft. Die Cilinder haben 40 Zoll Länge und wiegen bey 40 Centner. Drey Menſchen: 1 Strecker, 1 Gehülfe und 1 Glüher verrichten dieſe Arbeit. Der Strecker ſtellt die Walzen ohne den Schlüſſel zu überſetzen und ohne Anſtrengung, nach Belieben, augenblicklich.

(Schluß folgt.)

* * *

Göthe als Lyriker.

Beleuchtet von M. Span.

(Schluß von Nr. 8.)

Die ſchöne Nacht.

Von Herrn v. Göthe.

Nun verlaſſ' ich dieſe Hütte,
Meiner Liebſten Aufenthalt,
Wandle mit verhülltem Schritte
Durch den öden finſtern Wald;
Luna bricht durch Buſch und Eichen,
Zephyr meldet ihren Lauf,
Und die Birken ſtreu'n mit Neigen
Ihr den ſüßten Weihrauch auf.

Wie ergetz' ich mich im Kühlen
Dieſer ſchönen Sommernacht!
O wie ſtill iſt hier zu fühlen,
Was die Seele glücklich macht!
Läßt ſich kaum die Wonne faſſen;
Und doch wollt' ich, Himmel, dir
Tauſend ſolcher Nächte laſſen,
Gäb' mein Mädchen Eine mir.

Die ſchöne Nacht.

Nach Herrn v. Göthe umgeändert
von M. Span.

Von dir ſcheidend, Lottchens Hütte!
(Bald ſiehſt du mich wieder, bald)
Lenk' im Dunkeln ich die Schritte
Einſam durch den öden Wald.
Luna blickt durch Büſch' und Eichen,
Zephyr gaukelt durch die Luft,
Und der Birken ſanftes Streichen
Fächelt um mich Balſamduft.

Wie erquickend ſind die kühlen
Lüfte dieſer Sommernacht!
Einſam läßt ſich doppelt fühlen,
Was die Seele glücklich macht.
Kaum kann ich die Wonne faſſen:
Dennoch wollt' ich, Luna, dir
Tauſend ſolcher Nächte laſſen,
Gäbe Lottchen Eine mir.

Dieſe Anacreontiſche Tändeley iſt nichts weniger als mit Anacreons Nettigkeit vorgetragen. »Meiner Liebſten« iſt zu gemein, und »verhüllt« eine unſchickliche Metapher. Wie Zephyr den Lauf der Luna melden könne, läßt ſich nicht begreifen. »Streu'n, ſüßten, gäb' mein« ſind harte und unerlaubte Abkürzungen, »Eichen und Neigen« falſche Reime, »läßt ſich kaum die Wonne« eine unerlaubte Inverſion, »Himmel« und »mein Mädchen« eine unſchickliche Antitheſe: lauter Fehler, welche am allerwenigſten in einem ſo kleinen Gedichte zu geſtatten ſind.

An die Erwählte.

Von Herrn v. Göthe.

Hand in Hand! und Lipp' auf Lippe!
Liebes Mädchen, bleibe treu!
Lebe wohl! und manche Klippe
Fährt dein Liebſter noch vorbey;
Aber wenn er einſt den Hafen
Nach dem Sturme wieder grüßt,
Mögen ihn die Götter ſtrafen,
Wenn er ohne dich genießt.

Friſch gewagt iſt ſchon gewonnen,
Halb iſt ſchon mein Werk vollbracht.
Sterne leuchten mir wie Sonnen,
Nur dem Feigen iſt es Nacht.

Abſchied.

An die Erwählte.

Nach Herrn v. Göthe umgeändert
von M. Span.

Hand in Hand und Lipp' auf Lippe!
Bleib mir, liebes Mädchen, treu!
Sey getroſt! denn jede Klippe
Schifft gewandt dein Freund vorbey.
Wenn nach froher Fahrt im Hafen
Er bekränzt vom Glück' erſcheint:
Soll der Himmel ihn beſtrafen,
Wenn er dir's nicht redlich meint!

Friſch gewagt iſt bald gewonnen:
Halb iſt ſchon mein Werk vollbracht.
Sterne glänzen hell wie Sonnen,
Und beleuchten mir die Nacht.

Wär' ich müſſig dir zur Seite,
Drückte noch der Kummer mich;
Doch in aller dieſer Weite
Wirk' ich raſch und nur für dich.

Schon iſt mir das Thal gefunden,
Wo wir einſt zuſammen geh'n,
Und den Strom in Abendſtunden
Sanft hinunter gleiten ſeh'n.
Dieſe Pappeln auf den Wieſen,
Dieſe Buchen in dem Hain'!
Ach! und hinter allen dieſen
Wird doch auch ein Hüttchen ſeyn.

Blieb' ich noch an deiner Seite:
O ſo drückte Kummer mich.
Suchen muß ich in der Weite,
Liebes Mädchen, Glück für dich.

Schon iſt mir das Thal gefunden,
Wo einſt Hand in Hand wir geh'n,
Und den Fluß bey Abendſtunden
Mit Gemurmel gleiten ſeh'n.
Freundlich winken uns die Wieſen,
Und der ſchöne Buchenhain:
Freue dich! uns nimmt bey dieſen
Einſt ein trautes Hüttchen ein.

Herr von Göthe weiß nie ſeine Gedanken in richtige Harmonie zu bringen. Er will die Geliebte bey dem Abſchiede ermuntern, ſagt aber gerade im dritten, vierten und ſechsten Verſe, was ſie bekümmern muß. Auch weiß er ſeine Tändeleyen niemahls mit Anacreon's Feinheit darzuſtellen. So iſt »dein Liebſter« gemein und »genießt« übel gewählt. In der zweyten Strophe enthalten der fünfte und ſechste Vers eine unrichtig conſtruirte Periode, und das folgende exceptive »doch« ſteht unlogiſch vor einem conſecutiven Satze. In dem fünften und ſechsten Verſe der letzten Strophe iſt kein vollſtändiger Sinn. Statt der aufgeſtellten Merkmahle ſtehen gehaltleere Wörter, z. B. »in aller dieſer Weite, hinter allen dieſen, einſt zuſammen.« Kurz, es fehlet an Allem, was bey ſolchen Tändeleyen, wie bey ernſthaften Gedichten, den kunſtgewandten Dichter kennbar macht.

Jägers Abendlied.

Von Herrn v. Göthe.

Im Felde ſchleich' ich ſtill und wild,
Geſpannt mein Feuerrohr.
Da ſchwebt ſo licht dein liebes Bild,
Dein ſüßes Bild mir vor.

Du wandelſt jetzt wohl ſtill und mild
Durch Feld und liebes Thal,
Und ach! mein ſchnell verrauſchend Bild,
Stellt ſich dir's nicht einmahl?

Des Menſchen, der die Welt durchſtreift
Voll Unmuth und Verdruß,
Nach Oſten und nach Weſten ſchweift,
Weil er dich laſſen muß.

Mir iſt es, denk' ich nur an dich,
Als in den Mond zu ſeh'n,
Ein ſtiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht, wie mir geſcheh'n.

Des Jägers Ständchen.

Nach Herrn v. Göthe umgeändert
von M. Span.

Verfolgen des Revieres Wild
Mein Netz und Feuerrohr:
So ſchwebet mir dein liebes Bild
In holder Sanftmuth vor.

Du aber wandelſt durch's Gefild,
Durch Anger, Wieſ' und Thal:
Und ach! du denkeſt dir mein Bild
Auch nicht ein einzig Mahl.

Du denkſt nicht, wer den Wald durchſchweift
Voll Unmuth und Verdruß;
Weil, während er nach Wilde ſtreift,
Er dich entbehren muß.

Bald wird mir, denkt mein Herz an dich,
Wie wenn den Mond ich ſeh';
Ein ſanft Gefühl beſchleichet mich,
Und mir wird wohl und weh.

Schon die Aufſchrift enthält einen Fehler gegen die logiſche Richtigkeit. Der Deutſche Artikel bezeichnet mit dem Begriffsverhältniſſe den Begriff der Subſtantivität, den General- und Special-Begriff, das Sexual- und Numeral-Verhältniß, und hat nur bey den individuellen Nahmen der Menſchen und Ortſchaften wegzubleiben; weil bey dieſen die Individualität auch die General-, Special- und Sexual-Merkmahle ſattſam bezeichnet, und eben ſo nur bey der Aggregation der General- und Special-Begriffe. Auch dieſen Fehler haben die Nachahmer treulich nachgeäffet. »Geſpannt mein Feuerrohr (haltend)« iſt eine harte Ellipſe und ein unrichtiges Merkmahl, ſo wie »dein liebes Bild, dein ſüßes Bild« ein mißfälliger Ideen-Mangel. In der zweyten Strophe iſt »jetzt« ein Anachronismus, weil das Lied offenbar ein Ständchen unter dem Schlafgemache der horchenden Schönen ſeyn ſoll. »Still und wild, ſtill und mild« iſt ein abgeſchmacktes Antitheſen-Spiel, und »durch Feld und liebes Thal« iſt ein Fehler gegen das logiſche Sprachgeſetz; denn ſobald bey der Aggregation der Subſtanzen ein Adjectiv eintritt: ſo muß auch die General- und Special-Differenz durch den Artikel bezeichnet werden. Die zwey Verſe, in welchen der Jäger ſein »ſchnell verrauſchend (!) Bild« als einen durch rauſchende Geſträuche davon rennenden Hirſch vorſtellet, welcher ſeiner Spröden ſich nicht in Schußweite ſtellen will, ſind wahrhaft lächerlich, indeſſen der Dichter etwas ſehr Characteriſtiſches zu ſagen glaubt. Nicht beſſer iſt die dritte Strophe gerathen, worin der letzte Vers den Cauſal-Begriff des zweyten enthält, und durch eine pleonaſtiſche Reimzeile davon getrennet wird; auch iſt »die Welt« für »Jagd-Revier« ein übelgewählter Tropus. Sehr unrichtig ſagt Herr von **Göthe** »Als in den Mond zu ſeh'n,« für »Als ſehe ich in den Mond.« Eben ſo fehlerhaft iſt »Weiß nicht« und die excluſive Partikel »nur,« wo keine Excluſion zu bezeichnen iſt.

Epigramm

aus den vier Jahreszeiten, 35 und 36.

Von Herrn von **Göthe**.

Warum bin ich vergänglich, o Zeus? ſo fragte die Schönheit.
Macht' ich doch, ſagte der Gott, nur das Vergängliche ſchön.
Und die Liebe, die Blumen, der Thau und die Jugend vernahmen's;
Alle gingen ſie weg, weinend, von Jupiters Thron'.

Epigramm.

Nach Herrn von **Göthe** umgeändert von **M. Span.**

Zeus! — vergehen ſoll ich! — So jammerte flehend die Schönheit.
»Wiſſe! das Schickſal verlangt nur das Vergängliche ſchön.«
Dieſes vernahmen der Frühling, die Flora, die Jugend, die Liebe:
Weinend verließen ſie dann Jupiters ſchrecklichen Thron.

Die Schönheit, welche die Gabe der Unſterblichkeit erwartet, höret mit Betäubung ihr ſchreckliches Loos: aber ungeachtet ihres natürlichen Schreckens, läßt doch der Dichter ſie, wie einen Stoiker, kaltblütig fragen. Auch die niederige Renomiſten-Antwort Jupiters iſt der Würde ſeines Characters nicht angemeſſen. Weit füglicher ſchiebt der Gott dieſen harten Beſchluß dem ſeine Macht überſteigenden Schickſale zu. Eben ſo unſchicklich läßt der Dichter, gegen die Streibung der Einbildungskraft, die Blumen und den Thau weinend von Jupiters Throne gehen: da er doch, nach dem bildlichen Style der Griechen, als Repräſentanten der vegetativen Natur und ihrer Blühe den Frühling und die Flora hätte aufführen ſollen. Auch wird das zweyte Pentametrum durch die Pleonasmen »ſie weg« und durch den Sprachfehler »Thron's« (e) verunſtaltet.

Das Veilchen.

Von Herren v. Göthe.

Ein Veilchen auf der Wieſe ſtand
In ſich gebückt und unbekannt;
Es war ein herzig's Veilchen.
Da kam eine junge Schäferinn
Mit leichterm Schritt' und munterm Sinn'
Daher, daher,
Die Wieſe her und ſang.

Ach! denkt das Veilchen, wär' ich nur
Die ſchönſte Blume der Natur,
Ach, nur ein kleines Weilchen,
Bis mich das Liebchen abgepflückt,
Und an dem Buſen matt gedrückt!
Ach nur, ach nur
Ein Viertelſtündchen lang!

Ach! aber ach! das Mädchen kam,
Und nicht in Acht das Veilchen nahm,
Ertrat das arme Veilchen.
Es ſang (ſ), und ſtarb und freut ſich noch:
Und ſterb' ich denn, ſo ſterb' ich doch
Durch ſie, durch ſie,
Zu ihren Füßen doch.

Das Veilchen.

Nach Herren v. Göthe umgeändert

von M. Span.

Auf einer Wieſe buntem Rand',
In ſtiller Demuth blühend, ſtand
Der Flora Lieblingsveilchen;
Und einer jungen Schäferinn
Der Fröhlichkeit geweihter Sinn
Kam nun daher
Voll Lieblichkeit und ſang.

Da ſprach das Veilchen: Wär' ich nur
Die ſchönſte Blume dieſer Flur,
Ach, nur ein kleines Weilchen!
Ich fühlte dann, von ihr gepflückt,
Am reinſten Buſen mich entzückt;
Ach, wär' ich's nur
Ein Viertelſtündchen lang!

Doch als das Mädchen nahe kam,
Und nicht in Acht das Veilchen nahm,
Trat, leider! ſie das Veilchen.
Dieß ſank, und ſinkend ſprach es noch:
Zu meinem Troſte ſterb' ich doch
Durch ſie, durch ſie,
Zu ihren Füßen doch!

Außer dem unechten Reime des erſten Verſes iſt der Comparativ »leichterm« eine Unſchicklichkeit. In der zweyten Strophe iſt der Wunſch des Veilchens ſehr übel begründet. In der letzten iſt »Es ſang« vermuthlich ein Druckfehler: aber tadelnswerth iſt außer dem widerigen »Ach! aber ach!« die fehlerhafte Begriffsfolge, in welcher das Veilchen nach dem Sinken und Sterben ſich freut (wo es »freute« heißen ſollte) und hierauf mit »Und« anfangend nach dem Sterben noch ſpricht.

So wie die aufgeſtellten ſieben Muſter mit allen Gattungen der Fehler verunſtaltet ſind: eben ſo ſind die meiſten übrigen Poeſien des Hrn. v. Göthe beſchaffen. Indeſſen findet das jetzige Deutſchland ſie ohne Ausnahme ſchön, und die Scribbler ahmen nach Kräften nicht das Gute, das Vortreffliche des Dichters, ſondern ſeine Fehler nach. Wenn einſt durch die Gunſt Apollo's und der neun Schweſtern die Deutſche Nachwelt aus Vernunftprincipien beſſer wird urtheilen lernen, als die Zeitgenoſſen des Hrn. v. Göthe, ſo wird ſie ganz gewiß ſagen: At nostri proavi *Goethinos* et numeros et laudavere sales, nimium patienter utrumque, ne dicam stulte, mirati.

Um Mißdeutungen vorzubeugen, wird es dienlich ſeyn, zu wiederhohlen, was wir bey der allererſten Lieferung dieſer Briefe über die Literatur, angemerkt haben, nähmlich, daß die Anſichten der Mitarbeiter nicht immer auch die der Redaction ſind; daß ein Zeitblatt ein Organ ſey, ſelbſt widerſprechende Erörterungen aufzunehmen, auf welchem Wege allein das Wahre ausgemittelt werden kann ꝛc.

Die Red.

* * *

Kleine Denkwürdigkeiten.

31. Wiewohl man Alles aufgeſucht hatte, um die Familie Bonaparte auch zu einer literariſchen Celebrität zu erheben, ſo wurde unter den angeführten Schriften doch ein intereſſantes Werkchen aus dem 16. Jahrhundert überſehen. Es iſt nachſtehendes: La vedova, comedia facetissima di M. Nicolo *Buonaparte*, Cittadino Fiorentino. In Fiorenza, apresso i Giunti. 1568. Es iſt in 8. und 7 Bogen ſtark. Die Dedication von Seite des Verlegers (Jac. Giunti) lautet: »alla nobilissima et gentilissima S. Maria Soderina de Nerti.« Die Hortenſia Cortigiani ſpielt in dieſer Comödie eine anziehende Rolle. Obige Ausgabe iſt übrigens eine neuere; wann die erſte erſchienen, iſt Ref. nicht bekannt. Nunmehr gehört dieſes Büchlein, auf das früher vielleicht wenig geachtet wurde, wenigſtens zu den hiſtoriſch-bibliographiſchen Merkwürdigkeiten; und wie uns ein Freund in Rom meldet, iſt ein ſehr beſchädigtes Exemplar im vorigen Monat daſelbſt um 25½ Ducati verkauft worden. Ref. iſt einem wohl conſervirten Exemplar hier in Wien auf der Spur. — Bey dieſem Anlaß kann auch erwähnt werden, daß zwey Romane der Kaiſerinn Joſephine, welche ſie als Mlle. Taſcher geſchrieben, in deutſcher Überſetzung bey einem unſerer thätigſten Buchhändler erſcheinen ſollen.

32. Im Journal de Debats wird erzählt, daß der verſtorbene polniſche General Dombrowski, der berühmte Schöpfer der polniſchen Legion, in Italien ſeine zahlreiche Sammlung von Büchern, Handſchriften, Landcarten, Waffenrüſtungen, Kunſtſachen ꝛc. der königl. Geſellſchaft der Freunde der Künſte zu Warſchau vermacht hat. Alle dieſe Schätze ſind im Gebäude, das dieſe Geſellſchaft in jener Stadt beſitzt, in einem eigenen Saale, welcher den Nahmen des Generals führt, aufbewahrt. Die Geſellſchaft ſieht als eines der intereſſanteſten Andenken dieſes um ſein Vaterland vielverdienten Kriegers das Exemplar der Schilleriſchen Geſchichte des 30jährigen Krieges an, welches dem General das Leben rettete. Er trug es immer in einer vordern Taſche. Eine Kugel, die das Buch traf, wurde dadurch aufgehalten; er ſelbſt blieb unbeſchädigt.

J. H. v. L.

33. In den Händen des Rentbeamten Hrn. v. Pfaundler zu Innsbruck befindet ſich ein kleines Waſſerfarbengemählde von Albrecht Dürer, welches zwar keinen Kunſtwerth hat, aber doch in ſo fern intereſſirt, als es mehr als irgend ein anderes ſeiner Werke den kindlich frommen Sinn des Künſtlers aufſchließt. Der Gegenſtand dieſes Gemähldes iſt ein Traum, den Dürer in der Pfingſtwoche des Jahres 1525 hatte. Die Beſchreibung deſſelben hat er mit eigener Hand unter die Zeichnung geſetzt. Sie lautet alſo:

»Im 1525 Jor Nach dem Pfinzſtag Zwiſchen dem Mittwoch Vnd Pfinrſtag Jn der Nacht Jm ſchlaff hab Jch dieß geſicht geſehen Wy fill großer Waſſern Vom himell fillen Und das erſt traff das erthreich Vngofer 4 Meill fon Mir Mit einer ſolchen grauſamkeit mit einen Vber großen räuſchn Vnd zerſprützn Vnd ertrinckett das gantz lant Jn ſolchen erſchrack Jch ſo gar ſchwerlich das Jch davon erwochet« dan die andern Waſſer filn Vnd dy Waſſer dy do filn dy

Warn ſaſt gros Vnd der ſill etliche Weit etliche Neher Und ſy kamen ſo hoch herab das ſy Im gedanken gleich langſam ſiln. Aber do das erſt Waſſer das das ertrich traff ſchier herbey kam do ſill es Mit einer ſolchen geſchwindigkeit Wut Vnd brauſen das Ich alſo erſchrack do Ich erwacht das Mir all mein Leichnam zittrett Vnd lang Nit recht zu Mir ſelbs komen Aber do Ich an Morgn auff ſtund Malet Ich hy oben Wy Ichs geſehen hatt Gott Wende alle ding zu beſten Albrecht Dürer.«

Vermuthlich (ſetzt der Herausgeber dieſer Nachſchrift hinzu) hat ſpäter der gute Dürer in dieſem beängſtigenden Traum eine Ahnung des in dieſem Jahre allgemein ausgebrochenen Bauernkriegs entdeckt!

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Am 21. d. M. gab Madame Catalani im k. k. großen Redoutenſaale Abends ihr drittes (in dieſem Locale das erſte) Concert. Dieſe Sängerinn, welche ſchon früher zwey Mahl im landſtändiſchen Saale Concerte zu dem Eintrittspreis von zwölf Gulden gegeben hatte, zog es nun vor, in dieſem weit größeren einem zahlreicheren Publicum zu dem Preiſe von fünf Gulden (zu zehen Gulden auf der Gallerie) zu ſingen, und die nächſte und nicht zu verfehlende Wirkung dieſes Entſchluſſes war ein dermaßen lebhafter Zuſpruch, daß man ſchon frühzeitig an der Caſſe nur noch Carten auf die Gallerie ausgeben konnte. Es wurden folgende Stücke aufgeführt: Erſte Abtheilung: 1. Ouverture aus der Oper Faniska von Cherubini. 2. Neue Bravour-Arie: La tu vedrai chi sono, das Motiv von Mad. Catalani, inſtrumentirt von Hrn. Clement, vorgetragen von Mad. Catalani; 3) Erſtes Allegro aus dem dritten Concert (Cis-moll) von Ries für das Pianoforte, vorgetragen von Herrn Lemoche, Kapellmeiſter der Mad. Catalani. 4. Neue Variationen von Mad. Catalani, inſtrumentirt von Herren Clement, vorgetragen von Mad. Catalani. Zweyte Abtheilung: 1. Ouverture aus der Oper: der Türke in Italien, von Roſſini. 2. Neue Arie: Oh momento fortunato, Motiv von Mad. Catalani, inſtrumentirt von Herren Clement, vorgetragen von Mad. Catalani. 3) Variationen fur den Fagott, componirt und vorgetragen von Herrn Czepka. 4. Cavatine von Guglielmi: Pegno più grato, vorgetragen von Mad. Catalani. — Man ſieht, daß die Concertgeberinn es ſehr wohl weiß, welch ein Zauber in ihrem Nahmen liegt; er wurde zur Genüge angebracht. Die Ordnung und die Auswahl des Programms wurde dieſes Mahl weder unterbrochen noch verändert, und am Schluſſe gab uns die Künſtlerinn noch ein Paar Strophen aus dem Volksliede: »Gott erhalte Franz den Kaiſer.«

Von den vorgetragenen Geſangſtücken gefiel am meiſten die Cavatina von Guglielmi und die erſte Strophe des Volksliedes, welche dieſe Sängerinn mit Begeiſterung und lieblicher Nuancirung gab. Sie entwickelte zwar die volle Kraft ihrer Geſangsweiſe in allen Nummern, allein ungeachtet die Motive von der Sängerinn ſelbſt als ſehr zweckmäßige gewählt, ſelbe in ihrem Sinne und nach ihrem Bedürfniſſe verarbeitet, mit dem blendendſten Reichthum von Verzierungen ausgeſtattet wurden, ſo ſprachen ſie ein Publicum dennoch äußerſt wenig an, welches anfängt etwas nüchterner von dem Bewunderungstaumel zu werden, der es nur allzu lange umdüſtert hatte. Der Beyfall, welchen die Sängerinn erhielt, war gerade hinreichend um darzuthun, daß man ihre Bemühung zwar würdige, aber keineswegs ſo enthuſiaſtiſch, als daß es nicht durchblickte: man ſey nun mit ſich ins Reine gekommen, woran man mit unſerer Sängerinn ſey. Daß ihre Stimme an Umfang nicht unbedeutend verloren hat, macht nichts zur Sache; aber daß ſie mit allem Kunſtaufwand keine andere Wirkung als ſteinerne Bewunderung hervorbringt, das iſt zu bedauern. Ihre auf- und abſteigenden chromatiſchen Läufe in allen Scalen in der Dauer mehrerer Tacte, ihre abgerundeten, leicht und gewandt nach allen Seiten ſich hin bewegenden Rouladen, die Kraft der Stimme, die ſelbſt in dieſem Locale oft noch zu grell ſich äußerte, die Präciſion, die Mannigfaltigkeit und die überraſchende Geſtaltung ihrer Coloraturen, die größte Deutlichkeit in den blitzſchnellen Gängen: das ſind Vorzüge, denen doch derjenige fehlt, ohne welchen ſie alle nur todte Mittel bleiben; und dieſer eine iſt jenes magiſche Etwas, durch welches der einfachſte Gang der Silberſtimme einer Metzger die tiefſte Rührung bewirket. Wenn ein Künſtler das Unmögliche uns vormacht, bloß um uns zu zeigen, daß er es machen kann, werden wir uns nicht enthalten können, ihn mit jenem Wundermann zu vergleichen, der vor Alexander dem Macedonier Hirſenkörner durch ein Nadelöhr warf; aber jenem wäre es vielleicht heut zu Tage bey uns auch beſſer gegangen, denn der König belohnte ihn — nur mit einem Scheffel Hirſe!

Soll die Kunſtleiſtung nur überraſchend auf die Sinne wirken, und nichts anders? Wenn es damit abgethan iſt, dann haben wir ein großes Gemählde geliefert, wenn wir lange, hohe Wände blutroth anſtreichen. Aber es ſoll wohl aus dem Kunſtwerke etwas nicht bloß zu den Sinnen, wohl auch zu dem Geiſte, zum Gemüth ſprechen? Man verwechſelt aber ſo oft den Mechanism, welcher bey der Kunſtleiſtung, um ſie hervor zu bringen, angewendet wird, mit der Kunſtleiſtung ſelbſt. Der Mechanism wirkt auf den Sinn, dort hat er ausgewirkt; er dringt nicht in die Seele; was ſich ſeiner aber als Vehikel bediente, dringt noch weiter, wenn es wirklich auf demſelben ſchwebte. Auch die Correctheit macht noch lange nicht die Schönheit aus, ſie iſt nur der letzteren Dienerinn, und nur eine der vielen Eigenſchaften, womit das Kunſtwerk, wenn es eines iſt, mächtig das Gefühl der Genießenden anregt. Ein vollkommen ausgebildeter Mechanism muß am Künſtler geachtet werden, wie man des Handwerkers Klugheit achtet, welcher ſich um die vollkommenſten Werkzeuge bekümmert; aber der Mechanism iſt für ſich nichts, und darf auch für ſich nichts gelten. Bey Inſtrumentaliſten laſſen wir uns ſo leicht nicht gewinnen, wenn ſie trockene Mechaniker ſind; allein bey Vocaliſten beſticht uns oft die Seltenheit des in der Kehle ohne Zuthun des Künſtlers gewachſenen Inſtrumentes, weil alles Seltene in den Augen der Menge ſchon deßwegen als merkwürdig erſcheint, wenn es auch nichts weiter als ſelten iſt. Kein Mißgriff iſt empörender, als wenn man ein Aggregat von Schulübungen für ein Kunſtwerk ausgibt. Man denke ſich eine Schule voll Sänger; der eine habe ſich dieſe Geſangsverzierung eingeübt, der andere jene; wird uns jeder Einzelne etwas mit ſeiner Roulade ſagen können? Werden ſie in ein Individuum vereinigt gedacht, uns alle etwas damit ſagen können? Wird ihre Vereinigung ein Kunſtgebilde geben? Heilige Kunſt, kannſt du uns heut zu Tage nichts mehr mittheilen? Erſchallet durch dich kein Ruf mehr an uns Schmachtende, der uns aus unſerer miſerablen Wirklichkeit in die Welt der Ideale leitete? So arg ſind wir noch nicht gefallen; noch gibt es Organe auf Erden, durch welche die Götter zu uns reden! Und gerade dieſer unbegreifliche, uns ſelbſt entwürdigende Götzendienſt vor den Altären des Weſenloſen, das nur groß erſcheint, weil es aus lauter winzig kleinen Theilen zuſammengeſetzt iſt, wird nun bald enden müſſen, weil ſeine Prieſter ſchon ſo lange fruchtlos über Zeichen und Wunder ſchreyen, von denen Keiner von uns noch etwas an ſich ſpürte. Alſo, dem Mechanism ſeine Ehre, aber nicht die einzige, nicht die höchſte; dieſe ſparen wir; nicht vor Amphions Leyer, vor Amphion ſelbſt wollen wir unſer Haupt beugen. Wir wollen das Seltene bezahlen, was man dafür begehrt, wenn wir uns nicht ein wenig ſchämen, kindiſch und frivol zu ſeyn; aber unſere eigentliche und dauerhafte Achtung und Liebe ſoll nur dem zu Theil werden, das uns erhebt, veredelt, und das volle, reine Gefühl unſerer in's Unendliche zu vervollkommnenden Menſchen-Natur verſchaffet. Ein alter Weiſer hat gefragt: »Kann das Geſang heißen, wobey keine Spur von Seele, Gemüth und Grazie, ja ſelbſt keine äußere

Bewegung ſichtbar iſt, ohne die bey dem Singenden überhaupt keine Empfindung denkbar iſt? Darf man das Kunſt nennen, von dem kein Menſch gerührt, und in ſeinem innern Weſen angeſprochen wird?« — Es iſt nicht zu glauben, daß Madame Catalani nicht von einem wahren Prometheus-Funken beſeelt ſeyn ſollte, allein zu bedauern iſt es, daß ſie ſich an dieſen Character der Oſtenſibilität dermaßen gewöhnte, daß ſie gar nicht mehr den höheren Beruf ihres, nun freylich ſchon etwas geſunkenen Talentes zu decken ſcheint.

An dieſem Abend verſah ſie ſich auch mit Mitwirkenden, um den Abend gehörig und mit etwas mehr Berückſichtigung der neben ihr lebenden Künſtler auszufüllen. Ihr Capellmeiſter, Herr Lemoche, ſpielte den erſten Satz ſeines Clavier-Concertes mit großer Präciſion, Deutlichkeit und Fertigkeit; er ſprach mit ſeinem Inſtrumente auf das verſtändlichſte zu Geiſt und Gemüth. Schade, daß er, um im übergroßen Saale ſich allenthalben das Vernommenwerden zu ſichern, ſein Tempo ein klein wenig zu langſam angab. Man hörte aber auch die kleinſte Note des Pianiſſimo im entfernteſten Winkel, und es wäre ungerecht, wenn wir den Erzeuger des vortrefflichen Inſtrumentes, worauf Herr Lemoche ſpielte, nähmlich den Clavier-Inſtrument-Fabrikanten Conrad Graf nicht nennen wollten. Herr Czenka gefiel beſonders durch ſeinen gar angenehmen, weichen und runden Ton; beyde Künſtler lohnte ehrenvoller, wohlverdienter Beyfall. Auch Herr Clement und Herr Linke, erſterer auf der Violine, letzterer auf dem Violoncello, zeichneten ſich der ſeltenen Virtuoſität angemeſſen aus, welche ſie ſchon längſt den Hochgeſchätzten unſers Publicums zugeſellte.

Theatraliſcher Anzeiger. — III. (Den 19. Jänner.) (Fortſetzung von Nr. 8.) — Das Schauſpielweſen in Madrid iſt gegenwärtig auf eine tiefe Stufe herabgeſunken; der Grund davon liegt in mehreren zuſammenwirkenden Urſachen. Durch den Tod des berühmten Schauſpielers Maiquez hat die Madrider Bühne einen großen unerſetzlichen Verluſt erlitten; die übrigen Schauſpieler, die jetzt noch ihr Weſen treiben, ſind, wenn man Sennora Auguſtina Torre und Sennor Caprara abrechnet, höchſt mittelmäßig. Die große Theurung, die politiſche Lage Spaniens und die patriotiſchen Geſellſchaften halten überdieß noch manchen vom Beſuche des Theaters ab. Daher kommt es denn, daß die Schauſpielhäuſer meiſt leer ſind, und die Einnahme oft kaum 15 Louisd'or beträgt, obgleich die Directionen mit Darſtellungen guter und auch neuer Stücke ſehr freygebig ſind. So wurden im Theater del Prinzipe vom 10. bis 17. December verfloſſenen Jahres fünf Luſtſpiele von anerkanntem Werth und drey gute Tragödien gegeben. Es bleibt den Unternehmern nichts übrig als durch Mannigfaltigkeit zu locken: Schauſpiele wechſeln mit Balleten, Seiltänzereyen, mechaniſchen und äquilibriſtiſchen Künſten. Ein junger Indianer, Coſſoul (wahrſcheinlich der Gefährte desjenigen, den wir vor einem Jahre hier in Wien geſehen), entzückt das Publicum durch ſeine Geſchicklichkeit mehr als alle Schauſpieler mit ihren beſten Stücken; Profeſſor Robertſon aus Paris unterhält durch ſeine phyſicaliſchen Kunſtſtücke, und auf dem Theater de la Cruz ziehen die Seiltänzerkünſte der Familie Romaniac die Zuſchauer häufig an, wobey man die reizende Demoiſelle Roſalie Romaniac am meiſten bewundert. — Unter den neueren dramatiſchen Dichtern Spaniens wird Sennor Moratin beſonders, und zwar mehr als er verdient, gerühmt. Ein junger hoffnungsvoller Dichter, Sennor Solis, hat die Virginia des Alfieri mit großem Geſchick ins Spaniſche überſetzt und ausgezeichneten Beyfall gefunden.

In London hat kürzlich ein neues Melodram: The Warlock of the Glen (der Zauberer des Thals), eine ganze Woche hindurch das Haus überfüllt und allgemein gefallen. Der Verfaſſer iſt ein junger Mann, Nahmens Walker, welcher die ſo gut aufgenommene Tragödie Wallace gleichfalls geſchrieben hat. Der Inhalt dieſes Melodrams iſt folgender: Clanronald, ein ſchottiſcher Edelmann, hat die Güter ſeines Bruders, des Laird von Glencairn, unrechtmäßiger Weiſe an ſich gebracht, indem er vorgab, daß jener in der Schlacht geblieben ſey; aber ſeine Unterthanen haden ihn in Verdacht, daß er ſeinen Bruder ermordet habe. Seinen Neffen Adalbert, den rechtmäßigen Erben, hält Clanronald in enger Haft, ſo wie deſſen Mutter, von der er vorgibt, ſie ſey von Sinnen. Die Bauern verſammeln ſich zu einem Hochzeitfeſte, indeſſen entſpringt die Gräfinn aus ihrem Gefängniſſe und tritt, ihren Sohn auf dem Arm, unter die Landleute und fordert ſie auf, ihren rechtmäßigen Laird zu ſchützen. Clanrowald und ſeine Anhänger verfolgen ſie; ſie will ſich durch einen verzweifelten Sprung ins Meer retten, geräth aber ſpäter doch in ſeine Hände, worauf der Knabe an einen einſamen Ort unweit der Abtey Glencairn gebracht wird, um dort ermordet zu werden; doch hier retten ihn ein alter Fiſcher, Andreas, und ein Unbekannter, der Zauberer des Thales. Letzterer offenbart und beweiſt, daß er ſelbſt Clanronald's Bruder iſt, den man für ermordet hält. Der Zauberer weiß einen unterirdiſchen Gang, der in das Schloß führt. Er kommt dort in demſelben Augenblick an, als Clanronald die Gräfinn zu einer Heirath zwingen will. Der Böſewicht verſucht in der Wuth ſeinen Bruder zu erſtechen, wird aber überwältigt und die Tugend triumphiert über das Laſter.

L'Auteur mort et vivant, heißt eine kleine comiſche Oper von Planard, die in Paris mit Beyfall gegeben worden. Der Inhalt iſt nicht neu und etwas abenteuerlich, aber ſehr beluſtigend zuſammengeſtellt. Die gefällige Muſik iſt von Herold.

(Schluß folgt in Nr. 10.)

Vor einigen Tagen iſt das dritte Heft von Kanne's humoriſtiſchem Panorama von Wien (1 fl. W. W.) hier angekommen. Es behandelt einige der nächſten Umgebungen dieſer Reſidenz, und zeichnet ſich beſonders durch characteriſtiſche Züge des innern Weſens und äußern Treibens der unterſten Volksclaſſen aus. Der Verf. bewegt ſich auch in dieſer Fortſetzung mit Leichtigkeit und genialer Laune, welche ſich vorzüglich in ſinnreichen Anſpielungen offenbart. Es iſt wieder eine frohe, mit echt öſterreichiſcher Bonhommie und hoher Lebendigkeit hingehauchte, Genuß bringende Skizze.

Von Fr. Mohs, von welchem wir die vortreffliche Beſchreibung des van der Null'ſchen Mineralien-Cabinetts in drey Bänden, eines der beſten mineralogiſchen Werke beſitzen, empfingen wir nun: die Charactere der Claſſen, Ordnungen, Geſchlechter und Arten oder die Characteriſtik des naturhiſtoriſchen Mineralſyſtems. Dresden, Arnold, 1820; ein Buch, welches durch ſeine Originalität ganz beſonders ausgezeichnet iſt und jedem Mineralogen höchſt willkommen ſeyn wird. Der Verfaſſer beſtimmt darin durch drey Kennzeichen, nähmlich durch Geſtalt, Härte (wovon er zehn Grade annimmt) und Schwere die Mineralienſalze und Brenze. Das Ganze iſt in drey Claſſen, welche neunzehn Ordnungen enthalten, eingetheilt, und am Schluſſe ein Anhang von drey und vierzig Mineralien, deren vollſtändige naturhiſtoriſche Beſtimmung noch nicht möglich iſt. — h.

Den Herren Verf. von: Schloß Plauenſtein und Theaterweſen in Italien, zeigt die Red. geziemend an, daß ihre Aufſätze allernächſtens geliefert werden.

Berichtigung.

In der vorhergehenden Nummer 8, S. 86, Z. 10 leſe man: »deren Alter ſchon zu des Phocylides Zeiten unbekannt war.«

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625), wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 21 fl. W.W. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

10.

(Wien, Samstag den 3. Februar.)

Nachrichten von Abyſſinien.

Was man ſeither über die Abyſſinier geleſen, klang ſo fabelhaft und abenteuerlich, daß es ſchwer hielt, daran zu glauben. Die neueſte Kunde jedoch, welche der Engländer Nath. **Pearce** gibt, überzeugt, da ſie authentiſch iſt, gar bald, daß die frühern Berichterſtatter nicht ſehr übertrieben hatten. **Pearce** war 1805 von Lord **Valentiâ**, der damals nach **Maſſowa** reiſete, in Abyſſinien zurück geblieben. Der Fürſt ließ ihn ſpäter nicht mehr fort. **Pearce** beobachtete mit Unparteylichkeit die Eigenthümlichkeiten, und zeichnete ſie auf. Sie ſind ſofort in dem zweyten (neueſten) Bande der Transactions of the liter. society of Bombay kürzlich gedruckt erſchienen, und Nachſtehendes iſt ein Auszug.

Alle Abyſſinier, vom Höchſten bis zum Niedrigſten, ſind ſchändliche Lügner. Ihr Leben iſt zwiſchen Feſten und Faſten getheilt. Ihre Prieſter ſind zahlreicher als in Italien und im höchſten Grade unerſättlich; Chriſten und Muhamedaner, die Hauptmaſſe der Bewohner, verdorbener als Heiden. Zu dieſer abſtoßenden Schilderung gibt unſer Seemann mehrere auffallende Züge, und erzählt unter andern Folgendes von dem König **Itſa Takely Gorges**. Hat Jemand von ſeinen Unterthanen ſich gegen ihn empört, und fürchtet er ſich im Lande zu bleiben, ſo flieht er zu den Garlern, oder zu einem andern, dem Könige nicht unterworfenen Stamme, wo er bleibt, bis ſeine Freunde oder Bekannten um Vergebung für ihn bitten. Sie bringen in dieſer Abſicht dem Könige ein Geſchenk von Gold, Vieh und dergleichen, und wenn er die Gaben angenommen hat, fallen ſie mit dem Geſichte auf die Erde nieder und bitten um Gnade für ihren Freund. Der König verſpricht Vergebung. Die Bittenden danken und gehen heim. Nach einigen Tagen kommen ſie mit neuen Geſchenken zu dem Könige und bitten, er möge beſchwören, daß er ſein Verſprechen nicht verletzen wolle, da der Entflohene es ſonſt nicht wage, vor ihm zu erſcheinen. Bey ſolchen Gelegenheiten zu ſchwören iſt etwas Gewöhnliches, und der König iſt gleich dazu bereit. Man holt einen Prieſter, der ein Kreuz bringt, worauf der König ſchwören muß, dem Flüchtlinge zu verzeihen und ihm zu erlauben, wie zu andern Zeiten vor ihm zu erſcheinen. Die Bittenden danken nach dem Eide, und ehe ſie ſich entfernen, beſtimmen ſie den Tag, wo ſie den Übelthäter vor den König bringen wollen. Wenn ſie weggegangen ſind, ſpricht der König zu ſeinen Hofbedienten: »Leute, ihr habt gehört, was ich geſchworen; aber ich kratze den Eid rein hinweg von meiner Zunge.« Er ſtreckt dabey die Zunge aus, kratzt den Eid mit den Zähnen ab, und ſagt ausſpeyend: »Wenn der Empörer kommt, thut ihr eure Schuldigkeit, wie ich euch befehlen werde.« Am beſtimmten Tage wird der Verbrecher vor ihn gebracht. Er hat einen großen Stein am Halſe hängen und legt ſich mit dem Geſicht auf die Erde; aber bey dem erſten Anblicke des Übelthäters befiehlt Tokely Gorges dem Oberſten ſeines Hofſtaates, ihn in Ketten zu legen, die Augen ihm auszuſtechen, die Zunge ihm abzuſchneiden, oder ihn zu tödten, wenn er es für gut hält. Sein Gebot wird ſogleich vollzogen. Die armen Fürbitter aber ſagen: »Gnädigſter Herr, vielleicht habt ihr den Eid vergeſſen, den ihr uns geſchworen habt.« »Das hab' ich nicht,« antwortet er, »aber als ihr weggegangen waret, fiel es mir auf die Seele, daß die Verbrechen, die er begangen hat, unverzeihlich wären, und ehe ich gegeſſen oder getrunken, kratzte ich den Eid von meiner Zunge vor allen Leuten von meinem Hofe.«

Die Prieſter legen ſich die Kraft bey, die Kranken zu heilen, und reichen in dieſer Abſicht das Abendmahl. Alle, die das Sacrament genießen wollen, gehen im Zuge. Der Erſte nähert ſich den beyden Prieſtern, die vor dem Altare mitten in der Kirche ſtehen, mit den heiligen Gewändern angethan. Der eine hat ein großes Kreuz in der rechten und ein Buch in der linken Hand, der andere hält einen großen Napf mit einem Löffel. Der erſte in der Reihe beugt ſich zur Erde, küſſet dann aufſtehend das Kreuz, das er drey Mahl an Stirne und Mund legt, während der Prieſter aus dem Buche lieſt. Er öffnet darauf den Mund, und der andere Prieſter thut zwey Mahl einen Löffel voll hinein. Gleich nach dem Genuſſe beugt er ſich und läuft aus der Kirche, den Mund mit der Hand zuhaltend, und mag weder ausſpeyen noch ſprechen bis Sonnenuntergang. So geht es fort, bis alle das Sacrament genoſſen haben, das aus einer Miſchung von getrockneten Trauben und Weitzenmehl beſteht, die man zuſammen ſtößt und bis zur Dicke eines Teiges mit Waſſer anmengt.

Weiber, welche ſich eidlich zur Eheloſigkeit verpflichten, werden zur Prieſterwürde zugelaſſen. Die heilige Jungfrau Maria verehrt man, wie es ſcheint, mehr als den Allmächtigen. Vielweiberey iſt ohne Einſchränkung erlaubt, und die Weiber werden eben ſo leicht verſtoßen als genommen. Sind die Verlobten von gleichem Stande, ſo wird die Feyerlichkeit vor Zeugen vollzogen, in andern Fällen hingegen wird die Braut faſt wie eine Sclavinn für wenige Thaler gekauft. Will Jemand ein Mädchen nehmen, das ihm gefällt, ſo gibt er ein Stück geringen Zeuges zu einem Hemde, und ein anderes, Drub genannt, zu einem Oberkleide. Der Vater oder die Mutter empfängt dieſe Gaben und liefert dagegen das Mädchen ab, wie eine Sclavinn. Zuweilen werden ſogar Greiſe von ſiebzig Jahren auf dieſe Weiſe mit achtjährigen Kindern verheirathet. »Ich habe ſelbſt ſolche Fälle erlebt,« ſagt Pearce, »wo Mädchen verheirathet wurden, die während meines Aufenthaltes in Abyſſinien geboren waren. Einige Mädchen haben im dreyzehnten oder vierzehnten Jahre ſchon Kinder.«

Die Abyſſinier ſind von verſchiedenen Stämmen. Sie ſind von allen Farben, außer weiß, doch gibt es in einigen chriſtlichen Landſchaften einige, deren Hautfarbe ſich der weißen nähert. »Chriſten ſind ſie zwar,« ſagt unſer Seemann, »aber ſie gleichen in einer Art den Juden und in anderer Art den Wilden.« Sie feyern nähmlich den Sonnabend ſo gut als den Sonntag, ſie halten auch die Ninive-Faſten drey Tage lang, welche ſie die Faſten von Annernoi oder vom Propheten Jonas nennen, und haben jährlich einen Feyertag für Abraham und Sara. »Den Wilden gleichen ſie, weil ſie das Fleiſch eines Thieres eſſen, ehe es todt iſt,« ſagt Pearce, und erklärt ſeine Angabe durch den Zuſatz, daß ſie zwar nicht, wie die Garler, das Blut der Thiere trinken, aber doch das Fleiſch genießen, ſo lange das Blut noch warm in den Adern iſt. Dieſe Nachricht beſtätigt die oft angefochtene Angabe von Bruce, daß die Abyſſinier das Fleiſch lebendiger Thiere eſſen. Die Prieſter der verſchiedenen Kirchſpiele haben am Ende jeder Faſtenzeit ein großes Feſt. Alle kommen Vormittags zuſammen. Der Leib und das Blut des Herrn wird allen gereicht, die in dieſer Abſicht in die Kirche kommen. Alsdann gehen ſie in die Wohnung des oberſten Prieſters, wo ſie ſich nach ihrem kirchlichen Range niederſetzen. Eine Kuh wird nahe an der Thür getödtet, und ehe das Thier gefallen iſt und während das Blut noch aus dem Halſe fließt, wird die Haut von einer Seite ſchnell abgelöſet, das erleſenſte Fleiſch abgeſchnitten und den Kirchenobern dargereicht, von welchen jeder zwey bis drey Pfund Fleiſch nimmt, und es ſo gierig verſchlingt, als ob er ausgehungert wäre. Nach dieſem Brindo, wie man es nennt, eſſen ſie etwas von den fetteſten Theilen der Kuh, das man ein wenig am Feuer wärmt, und trinken ein Paar große Hörner voll Seoir, ſtarkes, aus verſchiedenen Kornarten gebrautes Bier. Alsdann wird der Tiſch mit Brot und gekochten Speiſen beſetzt, wo ſich diejenigen gütlich thun, die mit dem rohen Fleiſch nicht zufrieden waren. Später werden die geringern Claſſen der Prieſter und die Diaconen hereingerufen. Man legt ihnen rohes Fleiſch auf das Brot, und ſie eſſen davon mit ſo vieler Begierde, als die Obern von dem warmen. Sind auch dieſe geſättigt, ſo wird auch die dritte Claſſe herein gelaſſen, und ſo geht's weiter, bis ſie alles Brot und Fleiſch verzehrt haben, mehr wie eine Kuppel Hunde, als wie Menſchen, ſagt der Seemann. Wenn endlich alles aufgezehrt iſt, fangen die Vornehmen und die Prieſter von mittlerm Range an zu trinken, bis ſie Pſalmen oder Hymnen anſtimmen und am Ende ſo berauſcht ſind, daß zuweilen Streit erfolgt und alle die Beſinnung verlieren.

Die Vornehmen wie die Geringen ſchwören ohne Bedenken falſche Eide. Wer durch falſches Zeugniß betrügen will, findet für einen wohlfeilen Preis einen Zeugen, der alles beſchwört, was man ihm vorſagt. Alle Haupteide werden an einem Sonntage oder Feſte in der Kirche abgenommen. Drey Prieſter ſtehen vor dem Altare. Der Prieſter in der Mitte hält ein großes Kreuz in der rechten und eine brennende Kerze in der linken Hand. Der Schwörende ſteht vor ihm, und wenn ihm die beyden andern Prieſter den Inhalt des Eides vorgeſagt haben, faßt er des Prieſters Rechte, die das Kreuz hält, mit ſeiner rechten Hand, und mit der Linken die Kerze, wobey er mit lauter Stimme ſagt: »Wenn es nicht wahr iſt, was ich jetzt beſchwöre, ſo ſoll Gott meine Seele von mir wegblaſen, wie ich jetzt das Feuer von der Kerze blaſe.« Ein ſolcher Eid befreyt einen Angeklagten von einer Schuld, die noch ſo viele Zeugniſſe gegen ihn dargethan haben Wer wegen erlittenen Diebſtahles, oder eines Mordes wegen bey der Obrigkeit klagt, erhält zur Antwort: »Bringe den Übelthäter und du ſollſt Genugthuung haben.«. Gewöhnlich entkommt der Verbrecher. Wird ein Mörder ergriffen, ehe er ſich durch Flucht gerettet hat, ſo verurtheilt ihn der Machthaber zum Tode. Die Freunde des Ermordeten führen den Verbrecher gefeſſelt auf den Marktplatz, wo alle Verwandten des Verſtorbenen nach der Reihe ihm mit ihren Meſſern oder Lanzen einen Stich geben, und endlich die Leiche liegen laſſen. Hat der Hingerichtete keine Verwandten, die ihn begraben können, ſo kommen die Hyänen gleich nach Sonnenuntergang, ihn wegzuſchleppen. Zuweilen wird ein Mord von den Angehörigen verziehen, wenn die Freunde des Mörders ihnen Geld oder Vieh geben. Gewöhnlich retten zweyhundert Kühe einem Mörder das Leben, die Freunde des Ermordeten mußten denn ſehr reich ſeyn.

Im September iſt der größte Feſttag, das Feſt des Kreuzes, wo der König über alle Häuptlinge und ihre Kriegsvölker Heerſchau hält. Die Kriegsfürſten erſcheinen dabey in glänzendem Anzuge, einige mit beſonderem Kopfputze, andere tragen als ein Ehrenzeichen, das ihnen der König gegeben, ein ſilbernes Horn auf der Stirne. Außer dieſem Hornorden gibt's noch eine höhere Auszeichnung, das Betor, ein Schmuck von Geld und Silber am rechten Arme, den aber Niemand tragen darf, wer nicht einen Feind vor den Augen des Königs oder des Heerführers erlegt hat. Der Fürſt ſitzt auf einem erhabenen Platze, der von Steinen und Lehm errichtet und mit perſiſchen Teppichen, ſeidenen Polſtern und anderem Schmuck bedeckt iſt. In der Mitte der Bühne ſteht eine Wiege mit einer zierlichen Decke, auf welcher er ſitzt. Die Soldaten galoppiren durcheinander rings um die Bühne, als wenn ſie toll wären, ſchreyend und lärmend. Alsdann erſcheint einer nach dem andern in vollem Galopp am Fuße des Thrones, wendet ſein Pferd nach allen Seiten, ſchüttelt Kopf und Lanze und ruft prahlend: »Ich bin des Menſchen Meiſter, ich bin ein Löwe, zu Fuße ein Leopard, ein Donner,« und was des Unſinns mehr iſt. Wer einen Feind erlegt hat, trägt das Jahr hindurch deſſen geheime Theile am rechten Arme, und wenn er ſeine prahlende Anrede geendigt hat, wirft er dieſes Siegeszeichen zu des Königs Füßen. Dieſe Heerſchau dauert drey Tage. Zu dieſer Zeit finden alle Beförderungen Statt. Der junge Abyſſinier iſt wenig geachtet, bis er ſeinen Mann erlegt hat. Gibt ihm der Krieg nicht Gelegenheit dazu; ſo geht er in das benachbarte Gebiet der Garler, tödtet den erſten Wehrloſen, der ihm begegnet, und kehrt mit dem abſcheulichen Zeichen des ſchimpflichen Sieges am Arme in ſeine Heimath zurück.

Den geſellſchaftlichen Zuſtand des Landes ſchildert ein Ereigniß, das Pearce in einem Briefe vom Jahre 1815 erzählt. Goga, König von

Igue Sarter, war Chriſt geworden, und der König von Schoar gab ihm ſeine Tochter zur Gemahlinn. Sasmartie Libban aber, ein anderer Fürſt, der mit Soga in Unfrieden lebte, wollte die Königstochter nicht durch ſein Land ziehen laſſen. Da es keine andere Straße gab, ſo machte man den Plan, ſie heimlich durch Libban's Gebiet zu führen. Man ſchickte ſie verkleidet mit den Prieſtern und Armen, die von der heiligen Einöde Waldubber nach Sarlibellir und andern Ortern reiſen. Als Libban von dem Erfolg hörte, war er Anfangs ſehr unwillig gegen die Häuptlinge ſeines Landes, aber er ſah, daß die Liſt ihre Wachſamkeit betrogen hatte, und hielt ſich ruhig, feſt entſchloſſen, ſich an den Prieſtern zu rächen. Seiner ſchweren Krankheit ungeachtet ließ er bey Trommelſchlag allen Prieſtern und armen Pilgern bekannt machen, daß er im Begriff ſey, an einem beſtimmten Tage für ſeinen verſtorbenen Vater ein Sühnopfer von tauſend Stieren und eben ſo vielen Kleidern zu bringen. Auf dieſe Nachricht kamen alle armen Prieſter aus allen Gegenden herbey. Als Libban hörte, daß alle ſich verſammelt hatten, fing er zwölf der vornehmſten Prieſter auf, die von Igue und Schoar kamen. Darauf befahl er ſeinen Reitern, deren zehntauſend waren, unter die Prieſter und Bettler zu reiten, und alle zu vernichten. So geſchah es; nicht weniger als zwölfhundert wurden in kaum fünf Stunden ermordet. Die zwölf Gefangenen ließ er in wachsgetränkte Leinewand wickeln, und als ſie auf der Erde lagen, anzünden.

⁂

Die große Metallwaaren-Fabrik der Gebrüder von Roſthorn.

Von A. Rittig v. Flammenſtern.

(Schluß von Nr. 9.)

Der Zink, den ich hier ſtrecken ſah, wird aus großen Tiegeln in Kupferformen zu Tafeln gezogen, die nach meinem Ermeſſen bey 20 Zoll lang, 8 Zoll breit und 1 Zoll dick ſeyn mögen. Auf Kohlenfeuer werden ſie handwarm gemacht, dann zuerſt auf die gehörige Breite von 8 bis 36 Zoll, hierauf in die Länge von 6 Fuß geſtreckt, mitten durchſchnitten, drey ſolche Bleche zuſammengebogen, in einander geſteckt und ſo fertig gewalzet. Dieſes Walz- und reſpective Streckwerk mit ſeinen beyden Waſſerrädern, ſeinen Stirnrädern und ſonſtigen Maſchinen gewährt einen überraſchenden Anblick. Bemerkenswerth iſt hier auch, daß jenes Zinkblech, ſo hier erzeugt wird, nebſt der vollkommenen Reinheit noch auch vor allem ausländiſchen den Vorzug hat: daß es ſich vollkommen wie Kupfer behandeln und falzen läßt, wodurch es insbeſondere die Eigenſchaft zur Dachdeckung in ſich ſchließt.

In dem nächſt anſtoßenden Gebäude iſt zum Behuf des Kupferwalzens ein Kaſtengebläſe mit einem Condenſator zwiſchen zwey

Feuereſſen aufgeſtellet. Ein Kupferhammer aber, nach eben dieſer ſehr zweckmäßigen Methode, der in einer Minute hundert und achtzig Schläge machen ſoll und die Beſtimmung erhält, die gegoſſenen Tafeln zum Walzen vorzuſchlagen, iſt eben im Erbauen.

Die hier befindlichen zum Beſchneiden des Kupfer- und Zinkbleches erbauten zwey Blechſcheren werden vom Waſſer bewegt.

Auch beſtehen hier drey Maſchinen, auf denen die vielen Cylinder, welche bey ihrer ſchnellen Abnützung eine mehrmahlige Reparatur im Jahre hindurch erfordern, gedreht, geſchliffen und polirt werden. Bloß den Mechanismus dieſer drey Maſchinen ſuchen die Hrn. v. Roſthorn geheim zu halten.

Um die Summe der ganzen Erzeugung in einem Jahre hindurch frug ich, um der Offenherzigkeit der biedern Beſitzer dieſes Etabliſſements nicht zu nahe zu treten, gefliſſentlich nicht. Doch konnte ich leicht aus der ungeheuern Kraft, die hier der Mechanismus entwickelt, und aus dem immerwährenden Betriebe von vier Schmelzöfen und der Menge — gegen hundert — Arbeiter — auf eine ſehr große Waaren-Erzeugung ſchließen.

Klug iſt es von den v. Roſthorn, daß ſie ſich keiner Stückarbeiter, ſondern bloß ſogenannter Wochenlöhner bedienen. Denn erſtere würden die Maſchinen zu ſtark beſchädigen, und durch letztere Auslage den Gewinn, der ſich aus ihrer größeren Thätigkeit ziehen ließe, nicht allein verſchwinden, ſondern noch eine Aufzahlung nöthig machen — was man freylich hier und da noch nicht einſehen will. Sämmtliche Arbeiter wohnen in einem eigens für ſie erbauten Wohnhauſe, und die Unverehlichten erhalten die Koſt von einem aufgeſtellten Traiteur.

Die Anſtalten wegen Feuer- und Waſſer-Gefahr ſind hier vortrefflich; auch die innere Ordnung auszeichnungswerth. Jede Werkſtatt unterhält ein Journal, worin Empfang und Abgabe Tag für Tag erſichtlich iſt. Am Schluſſe jeden Monats findet die Reviſion Statt, und auf dieſe Weiſe kann auch der kleinſte Diebſtahl und die durch Manipulation erzeugte Schwendung dem Revidenten nicht ergehen.

Da Alle, die ich frug, und wo ich vorausſehen konnte, daß ſie das zu Beantwortende wiſſen, einſtimmig behaupteten, daß die Aufſtellung des vordetaillirten Etabliſſements in der Oede, ſowohl was Entwurf als Maſchinenbau betrifft, bloß von den Gebrudern v. Roſthorn ohne Beyziehung irgend eines Maſchiniſten ausgeführet wurde, und ſomit dieſes herrliche, in unſerer Monarchie eines der bemerkenswertheſten Fabriks-Etabliſſements, nur den Kenntniſſen und der Thätigkeit derſelben ſeine Entſtehung und ſeinen Flor zu danken hat, ſo finde ich es ganz am Platze, hier noch ein Wort in Bezug auf die Familie Roſthorn ſelbſt zu ſagen:

Es war im Jahre 1765, als Kaiſer Franz I. und deſſen erlauchte Gemahlinn den damahls in England als Mechaniker berühmten Matthäus Roſthorn von da nach Öſterreich kommen ließen, um auf den Maſchinenbau einzuwirken. Er erbaute im Jahre 1766 das erſte Walzwerk zum Behuf der von ihm in den k. k. Staaten zuerſt etablirten Knopffabrik.

Als ſeine Söhne heranwuchſen, vereinten ſich die älteren derſelben mit ihm. Sie vermehrten hierauf in Jahrafeld durch den Bau eines größeren Walzwerkes das Geſchäft bedeutend und lieferten von da durch volle zwanzig Jahre alle Sorten von Meſſing und Tomback. Kaiſer Joſeph II., dem ihr vorſpringendes gemeinnütziges Beſtreben nicht entging, erhob ſie im Jahre 1788 in den Adelſtand. Nach dem Tode des Vaters traten auch die jüngern Brüder dem Vereine der ältern bey, und ihrer Geſammt-Vereinigung gelang es nun, in der Öde ein Werk herzuſtellen, welches in ſeiner gänzlichen Vollendung nur in England ſeines Gleichen finden dürfte.

Gegenwärtig bilden dieſen echten, in der Natur begründeten Brüder-Verein die Hrn. Johann, Matthäus, Auguſt, Daniel und Franz von Roſthorn. Schon daß fünf Brüder nur ein gemeinſames Beſtreben haben, ihre Kenntniſſe, ihre Thätigkeit, ihren Muth und ihre Kraft auf einen Punct zu concentriren, iſt eine Seltenheit, noch mehr aber, daß jeder von ihnen im bewundernswertheſten Einklange die Bahn mit Beharrlichkeit verfolgt, die zur nützlichen Begründung des gemeinſamen Beſtrebens von dem das Ganze mit Umſicht und tiefer Sachkenntniß leitenden Bruder, ihnen im brüderlichſten Sinne angedeutet wird.

Mögen dieſe wackern Männer, wenn ſie gegenwärtigen Aufſatz leſen, ſich freundlichſt des Mannes erinnern, den ſie auf ſeinem Ausfluge von Wien nach Guttenſtein, obwohl ihnen fremd, doch wie es wahrem Biederſinne ziemt, mit der innigſten Herzlichkeit unter ſich aufgenommen haben.

* * *

Zeitgloſſen.

23 — »Was doch ſelbſt die geſchätzteſten Zeitſchriften für unzuverläßige Correſpondenten haben!« Einen ſolchen Ausruf kann man nicht unterdrücken, wenn man z. B. in dem trefflichen »Geſellſchafter« 1820 Nr. 192 in einem Artikel aus Wien lieſet: »Herr Prof. Span iſt, um hier eher eine Anſtellung zu finden, zum Catholicismus übergegangen.« Herr Span iſt geborner Catholik, und ſeit länger als dreyßig Jahren öffentlicher Profeſſor. — Ein anderes, ein literariſches Blatt, ebenfalls in einer Correſpondenznachricht aus Wien, tadelt an dem hieſigen Converſationblatte, daß es ſeine Verſprechung, rückſichtlich der vier Bilderbeylagen jährlich, nicht erfüllt, indem es im Oct. 1820 erſt eine einzige, nähmlich die ſchwarze Majeſtät von Haiti geliefert habe. Solche Bemängelungen ſind eigentlich nur eine Beirrung des Publicums, denn Jeder, der das Converſ. Bl. kennt, weiß, daß bis zum Oct. nicht nur vier, ſondern fünf ſolche Beylagen erfolgt ſind, nähmlich Heinrich v. Haiti, ein Muſikblatt, der genialen Mahlerinn Frau v. Koller großes Roſenbild, der Grundriß von Marienbad, eine ſtenographiſche Tafel.

24 — Zum Leſen der Zeitſchriften iſt ein eigener Tact nöthig, die Puncte von Bedeutung für eines Jeden Perſönlichkeit auf den erſten Blick gleich wahr-

zunehmen; denn Alles kann und ſoll man nicht leſen. Es gibt aber Leute, beſonders an öffentlichen Orten, welche, zum Ärger anderer Aſpiranten, glauben, daß ſie ein Zeitblatt nicht geleſen haben, wenn ſie es nicht vom erſten bis zum letzten Wort durchgegangen. Dieß iſt die moraliſche Vielfreſſerey und Magenüberfüllung derſelben Gemeinheit, wie bey Mahlzeiten, wo manche Perſonen ſich nicht enthalten können, von jeder Speiſe zu genießen, und wenn deren dreyhundert aufgetragen würden. Die Folgen davon ſind hier wie dort ſchlechte Verdauung und Kopfweh.

25 — Noch immer gibt es Perſonen, die, wenn man ſie bey der Lectüre eines Romans (nähmlich eines puren, der keine hiſtoriſche, philoſophiſche oder ſonſt edlere Tendenz hat) überraſcht, nicht — erröthen.

26 — Ein inländiſches Blatt (in der letzten Nr. des Dec.) hat den Einfall zu äußern: »Ob Herr Grillparzer (mit ſeiner Trilogie) wohl Müllner's Schickſal haben wird?« — Dieſe Frage ſcheint ganz überflüſſig. Wenigſtens ſind zwey gewichtige Gründe da, die es nicht befürchten laſſen. Vielleicht wird man ſagen, daß auch dieſe ganze Bemerkung überflüſſig ſey.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Theatraliſcher Anzeiger. — III. Den 19. Jänner. (Schluß von Nr. 9.) Der Director des ſtändiſchen Theaters zu Prag, Fr. v. Holbein, ſteht dem Vernehmen nach im Begriff, die Geſchäftsleitung wieder aufzugeben.

Schiller's Tragödie: Die Jungfrau von Orleans, wurde vor einiger Zeit auf genannter Bühne mit einer reichen Ausſtattung und mit fleißiger Anordnung in die Scene geſetzt. Der Krönungszug war vorzüglich ausgezeichnet.

Endlich iſt die lange vorher beſprochene Tragödie: Don Carlos, von Lefevre, auf dem zweyten Théâtre français in Paris aufgeführt worden. Wie weit dieſes Trauerſpiel dem Schiller'ſchen nachſteht, mag der Inhalt zeigen: Carlos und die Königinn Eliſabeth lieben ſich, kämpfen aber beyde, die verbrecheriſche Flamme zu unterdrücken. Carlos entſchließt ſich, nach Flandern zu fliehen, und dort gegen die Rebellen zu fechten. Ein geheimer Abgeſandter des Prinzen von Naſſau findet Mittel, unbemerkt bis zu Carlos durchzudringen und ihm eine Acte der Rebellen zu übergeben, durch welche er zum Souverän der flanderſchen Provinzen erklärt wird. Mit Abſcheu verwirft Philipps Sohn den verrätheriſchen Antrag. Er bleibt bey ſeinem erſtgefaßten Entſchluſſe und ſchreibt deßhalb einen rührenden Abſchiedsbrief an die Königinn, voll von Ausdrücken der zärtlichſten Gefühle und der Verſicherung unverbrüchlicher Treue für ſeinen König und Vater. Philipp erhält Nachricht von dieſem Briefe, ſo wie von der Abreiſe ſeines Sohnes, deren Zweck ihm verdächtig gemacht wird. Des Königs Zorn und Eiferſucht erwachen fürchterlich. Verſteckte Wachen ergreifen Carlos an den Thoren der Stadt, die er eben verlaſſen wollte, und führen ihn in den königlichen Pallaſt zurück, wo er eingekerkert wird. Indeſſen hat Philipp ſeine Gemahlinn rufen laſſen; ein Gardiſt ſteht in ehrerbiethiger Entfernung, des Königs Befehle erwartend. Wüthend begehrt der beleidigte Gatte, Carlos Brief zu ſehen; Eliſabeth weigert ſich und der König befiehlt dem Gardiſten, dem Inquiſitionsgericht den Befehl zur Vollziehung des über Carlos ausgeſprochenen Todesurtheils zu überbringen. Die Königinn erräth den Zweck der Abſendung des Gardiſten. Ihr bleibt, nur ein Mittel, den Prinzen zu rechtfertigen; doch dieſes Mittel compromittirt ſie ſelbſt in den Augen des eiferſüchtigen, rachgierigen Gemahls; ſie kann die Unſchuld des Geliebten nicht erweiſen, ohne ihre eigene Schwäche aufzudecken. Die Sorge für das theure Leben trägt den Sieg über die eigene Gefahr davon; ſie übergibt dem Könige Carlos Brief. Philipp, von ſeines Sohnes Unſchuld überzeugt, fühlt Reue, die er in langen Redensarten an den Tag legt, ſtatt zur Rettung zu eilen; ſo kommt es denn, daß, als er einen Höfling mit dem Gegenbefehl abſchicken will, ein Abgeſandter des Gerichts mit der Nachricht eintritt: »Carlos habe ſich, um der Schande einer entehrenden Todesſtrafe zu entgehen, mit mehreren Dolchſtichen durchbohrt und wünſche unter den Augen ſeines Vaters ſeinen Geiſt aufzugeben.« — Mit einem Mahle öffnet ſich der Hintergrund und man ſieht Carlos in ſeinem Blute, der dem Himmel dankt, daß es ihm vergönnt ſey, in ſeinem letzten Augenblicke die zu ſehen, der er ſein ganzes Leben geweiht. Ein Tableaux des Schmerzes und der Verzweiflung ſchließt das Ganze. — — Die erſten beyden Acte dieſer Tragödie haben gefallen, mehrere ſchöne Stellen in der Rolle der Eliſabeth wurden lebhaft beklatſcht; allein im dritten Act nahm das Intereſſe der Handlung und mit ihm die Theilnahme der Zuſchauer ab. Die Dunkelheit im vierten vermehrte dieſe Gleichgültigkeit und die froſtige Grauſamkeit im fünften hat einige Zeichen des Mißfallens hervorgebracht; deſſen ungeachtet wurde der Nahme des Verfaſſers begehrt.

Der durch gemeinnützige Beſtrebungen verdiente Herr Jurende hat ſeinem »Vaterländiſchen Pilger« auf das Jahr 1821 einen Kupferſtich, die Proſpecte Prags, Innsbrucks, Ofens und Peſths vorſtellend, beygelegt. Aber unmöglich kann man die Anſicht Ofens und Peſths für das, was ſie conterfeyen ſoll, erkennen. Hat denn Herr J. keine andere Zeichnung beyder Städte vor ſich gehabt, als die von 1790? — Auf eine Stadt wie Peſth, die von Jahr zu Jahr auf eine faſt unglaubliche Weiſe zunimmt, kann unmöglich eine dreyßig Jahr alte Zeichnung paſſen. Das ſchöne, herrliche Peſth, mit ſeiner prachtvollen Donau-Vorderſeite, mit Gebäuden verziert, die in jeder Hauptſtadt Europas glänzen würden, erſcheint hier gleich einem elenden Flecken! Perſonen, die dieſe Stadt zum erſten Mahle aus dieſem Kupferſtiche kennen lernen ſollen, können in der That keinen guten Begriff von ihr haben. Hätte doch Herr J. wenigſtens die neueſte von Herzinger ſchon geſtochene Anſicht Ofens und Peſths (Wien und Peſth in Riedls Kunſthandlung) zu Hülfe genommen! Herr J. kann dieſes, der ſchönen Stadt Peſth zugefügte Unrecht nur dadurch wieder gut machen, wenn er aufs künftige Jahr die neueſte Anſicht Peſths und Ofens lieferte. Es entſtände noch der Vortheil daraus, daß man den Wachsthum und die Verſchönerung Peſts ſeit dreyßig Jahren durch Gegeneinanderhaltung beyder Anſichten erſehen könnte.

Ad vocem »Vaterländiſcher Pilger« muß ich noch etwas Auffallendes in dieſem Buche erwähnen. Herr J. iſt nähmlich auf den ſonderbaren Einfall gerathen, den Juden Nahmenstage zu geben, und hat, ſchon ſeit einigen Jahren, ein Verzeichniß jüdiſcher Nahmen im Calender der Juden in alphabetiſcher Ordnung geliefert. Das iſt comiſch, denn die Juden haben keine Heiligen, und feyern auch keine Nahmenstage. Aber mehr als comiſch iſt die Behauptung des Herrn J. (V. P. 1818, Seite 33), daß »die auf einer ſo tiefen Stufe der Cultur ſtehenden Juden noch nicht der Sitte huldigen und ihre Nahmenstage feyern« (!!!). Nun frage ich Herrn J., wie hoch denn die Culturſtufe einer Nation ſeyn muß, die ſchon ihre Nahmenstage feyern ſoll!

Ad vocem »Juden« habe ich endlich noch etwas mit Herrn J. abzumachen. Im V. P. 1821, Seite 114 ſagt er Folgendes: »Während ſo viele Völker und Nationen (,) auch ſogar die Araber ihre Sprachen auf feſte Regeln zurück zu führen verſucht haben (;), konnte es den Juden, dieſen von abergläubiſchen Vorurtheilen und cabbaliſtiſchen Grillen befangenen Köpfen (!!) unmöglich gelingen, ein haltbares Sprachgebäude zu Stande zu bringen. Dieſes blieb neuern Zeiten vorbehalten (,) und Männern, die nicht Juden waren.« (!!!) Die Nahmen: **Rabbi Juda Paſſa**, **Binabi**, **Aben Eſra**, **Buhri** ꝛc., die ſich ihrer großen Verdienſte um die hebräiſche Sprache halber unſterblich gemacht; dann die neuern Werke **Mendelsſohns**, **Benſey's**, **Wulfſohns**, **Leviſohns** ꝛc. ꝛc. müſſen auf dieſe Weiſe freylich dem Verfaſſer vorſtehenden Aufſatzes als böhmiſche Dörfer erſcheinen. Herr J. ſollte aber, indem er eine Nation, wie es ſcheint, verunglimpfen will, nicht ſeine gänzliche Unkenntniß in einer Sache an Tag legen, mit welcher er angreifen will. Möge er auch bedenken, daß auch die Juden ein Theil des biedern öſterreichiſchen Volkes ſind, für das er ſchreibt. Der W. P. wird in vielen öffentlichen Blättern mit Recht lobend erwähnt, ich hoffe aber auch, daß der verdienſtvolle **Jurende** dieſe kleine Zurechtweiſungen nicht mißdeuten werde.

— Kz —

Das Bedürfniß eines in allen ſeinen Theilen und Bedingungen entſprechenden **Grundriſſes von Wien** iſt durch die neue Häuſernummerirung nur um ſo fühlbarer geworden. Seit Kurzem ſind auch mehrere Pläne erſchienen; doch hat noch keiner an Umfang und Genauigkeit das geleiſtet, wodurch ſich der unlängſt bey dem induſtriöſen, unermüdlich wirkſamen, um die vaterländiſche Kunſt mannigfaltig verdienten Kunſthändler Herrn T. **Mollo** hier *) (Michaelsplatz) neuerlich heraus gekommene, empfiehlt. Auf vier großen Blättern umfaßt dieſer Grundriß nebſt der Stadt auch alle **Vorſtädte**. Jedes Viertel der innern Stadt und jede Vorſtadt iſt mit einer eignen Farbe bezeichnet, und dadurch eine augenblickliche Überſicht angenehm erleichtert. Auf beyden Seiten des ganzen Planes ſind in deutſcher und franzöſiſcher Sprache alle öffentlichen Gebäude der Stadt und der Vorſtädte verzeichnet, und das Alles mit der Nettigkeit und dem Geſchmack, wodurch ſich die Producte dieſes kunſtſinnigen, ſtets eine edle Achtung für das Publicum bewährenden Unternehmers ſo eigenthümlich auszeichnen. Was jedoch dieſem Grundriß zum weſentlichen Vorzug gereicht, iſt der Umſtand, daß Hr. **Mollo** es nicht dabey bewenden ließ, ſich allein an den bekannten **Nagel**'ſchen zu halten, ſondern gründlich und liberal, wie er bey ſeinen Hervorbringungen zu Werke zu gehen pflegt, **viele Theile der Stadt, und die meiſten der Vorſtädte an Ort und Stelle eigens aufnehmen** ließ, wozu, wie leicht zu ermeſſen iſt, Mühe, Zeit und Koſtenaufwand nicht geſcheut werden durfte. So **mußte** wohl auch vorgegangen werden, um jene Genauigkeit zu erzielen, ohne die ein ſolcher Grundriß mehr oder weniger ſchon deßwegen unbrauchbar ſeyn muß, weil **Verläßlichkeit** hier die erſte und gerechteſte Anforderung iſt. Das alte **Nagel**'ſche Werk hatte für **ſeine Zeit** den vollgültigſten Vorwerth; jetzt aber nach vielen Jahren kann es als Grundlage nur nebenbey dienen. Dieſer neue Plan des Herrn **Mollo** hat ſonach den Vorzug der **Authenticität**, und iſt vollkommen geeignet, jeder billigen Bedingung zu entſprechen. Nach Verhältniß des Koſtenaufwandes, beſonders rückſichtlich der Originalaufnahme, iſt der Preis von 8 fl. W. W. ſchwarz, und 10 fl. illuminirt, billig zu nennen. Auf Leinwand geſpannt in Taſchenformat mit Futteral koſtet er 15 fl.; eben ſo mit zwey Stangen verſehen, ihn an die Wand aufzuhängen, 16 fl.

Effe.

---

*) Er hat ſich vorzüglich durch ſeine trefflichen geographiſchen Carten bemerkbar gemacht. Unter andern verdienen die neuen Carten von Spanien und Portugall nach **Th. Lopez** von C. J. **Davides**, neun Blätter (10 fl. C. M.), die **Arrowſmith**'ſche v. **Dirwaldt**, vier große Blätter (4 fl. C. M.), die von Südamerica von denſelben, vier Blätter (4 fl. C. M.), Würdigung. Eben ſo der »neueſte allgem. Atlas über alle Theile der Erde für die Jugend, 34 Bl. (à 18 kr. C. M.); der **Dirwaldt**'ſche Hand- und Schulatlas, 55 Bl. (8 fl. C. M.) welche eben ſo werthvoll und nützlich als wohlfeil ſind — Inſonderheit gebührt der wahrhaft ingeniöſen Kupferdruckerey des Herrn **Mollo**, von ihm ſelbſt gegründet, eine rühmliche Erwähnung in der Reihe vaterländiſcher Etabliſſements.

Die Radermann'ſche Muſicalienhandlung in Paris kündigt eine, bis jetzt noch nicht öffentlich bekannt gewordene Sonate von Haydn an, welche der unvergeßliche Tonſetzer im Jahr 1803 für die Marſchallinn Moreau componirt hat. L.

Palmyre et Flaminie, ou le Secret, heißt der neueſte, ſo eben im Druck erſchienene Roman der Gräfinn Genlis. Er wird in franzöſiſchen Journalen als eines der originellſten und phantaſiereichſten Werke der gefeyerten Verfaſſerinn gerühmt. L.

Wiedemann bereichert die Naturgeſchichte in ſeinem Werke: Novum Dipterorum genera Kiliae Holsator. Typ. Mohr in 4, mit eilf neuen Sippen von Mücken; die drey und zwanzig Kupfertafeln enthalten ſehr gelungene Abbildungen. — h.

Unſer neu decorirter Apollo-Saal iſt trotz ſeiner neuen Ausſtattung noch der alte, nähmlich ſo, wie im verwichenen Winter, Grau in Grau, und bey vielen Lichtern in eine Dämmerung gehüllt, die durch den wirbelnden Walzer- und Ecoſſaiſen-Staub vermehrt und unterhalten wird. Apollo ſteht im Hintergrunde noch immer wie ein alter Leyermann mit ſeinen eingeſchnürten abgelebten Jungfrauen, die Muſen vorſtellen ſollten, und auf welche man anwenden kann, was Wieland ſagt:

»Dort ſtellten euch die von Böotien
Drey Klötze hin, und nannten's Grazien.«

Aber was würde es auch dem gefälligen Dichter-Präſidenten helfen, wenn er noch eins ſo ſtattlich daſtände? Der rauſchende Trommel- und Trompeten-Lärm übertönt ſeine ſchwache Leyer, und hierher wandelt zu ſeinem geweihten Bilde nicht einmahl ein armer Charadenklimperer, weil er ſich hier in theurem Rebenſaft begeiſtern muß, und ſeinen Spiritus wohlfeiler und kräftiger haben kann. Frieren würden hier die Dichterlinge nicht, denn für Feurung iſt geſorgt im Tanzſaal und in den Speiſezimmern. Was die letzteren betrifft, oder das vielmehr, was dort den Pilgernden geſpendet wird, ſo ſcheint es, wenn man ſich zu Tafel ſetzt, Jupiter habe wirklich armen Dichtern ſeinen himmliſchen Olymp geöffnet, und Ganymed und Hebe trügen Ambroſie und Nectar auf, ſo leicht und compendiös ſind die Portionen eingerichtet; ſelbſt die tüchtige Hausmannskoſt gewinnt ein ätheriſches Anſehen durch die zierlichen Schalen, worin ſie vorgeſetzt wird, als ob's der Heſperiden goldne Äpfel wären. Von dem Nectar laßt mich ſchweigen, ich bin vom Irdiſchen noch nicht geläutert wie ich ſoll, um dieß Getränk zu würdigen.

Auf den erſten Blick zeigt ſich das Characteriſtiſche des Tanzſaals, wenn man ihn betritt. Alles faſt aus einer Claſſe, die wenigen Beſchauer etwa ausgenommen, die oft für etwas Höheres gehalten werden möchten, und oft für etwas Geringeres gelten. Übrigens: natürliches Weſen, tüchtige junge Leute, friſche unbefangene Mädchen-Geſichter — wer's beſſer wiſſen will, den bitt' ich um Verzeihung; treuherzige Höflichkeit und eine ſtarke Miſchung des Modernen mit dem Antiken in der Tracht. In Wahrheit ſieht man hin und wieder einige echte Ball-Coſtums, die vor nicht gar zu langer Zeit in den Journalen des Luxus und der Moden figurirt haben mögen; aber man wird auch ſogleich einen gewiſſen fremdartigen Zuſatz gewahr, der ſich noch aus früheren Zeiten her datirt; man bemerkt, daß die Coſtumirte unter dieſem Obdach nicht ſo ganz zu Hauſe iſt, daß ſie mit der Einrichtung ſich lang und viel beſchäftigt, und mit Sehnſucht den geprieſenen Tag, oder beſſer die ſelige Nacht erwartet habe, wo ſie im Glanz erſcheinen kann. Der größte Theil geht Paar und Paar, denn Jeder, der es kann, bringt ſeine Lieben oder ſein Liebchen mit, und wer hier erſt ſuchen will, der möchte leicht vergebens gehen. Darin erkenn' ich einen großen Vorzug, obgleich ſchwerlich Alle meiner Meinung ſind.

Auch vom Tanzen muß ich etwas ſagen. Der Saal wird ſtark beſucht und es wird viel getanzt; im Ganzen iſt der Tanz wie überall, aber ich habe von einer ehrenwerthen Dame aus der alten Zeit — ob ſie gleich das Anſehen hatte, von dieſer eben nicht Notiz zu nehmen — eine echte, ſchulgerechte und normale Menuette tanzen ſehen, die ſe zierlich und zugleich ſo würdevoll geführt und ausgeführt wurde, daß mir das Herz lachte, und die liebe Jugend in gedrängtem Kreis das ehrenfeſte Paar umſchloß, denn ſie tanzte mit ihrem altväterlichen Gatten, und ich ſah's der Tänzerinn an, daß ſie der jungen Welt etwas aufzurathen gab, daß ſie ihren Verlobungstag im Geiſte feyerte. Mir fiel das alte Liedchen ein: »Zu meiner Zeit, zu meiner Zeit« — und es war, als ob mir jemand die Fortſetzung in die Ohren flüſterte: »Da galt noch Treu' und Redlichkeit!« — O! rief ich aus, und warf mich in die Bruſt, die gilt auch heut zu Tage noch. Ich kann verſichern, das Töchterchen dieſer Dame, als es der Mama nachtanzte, ſpielte eine ziemlich unbedeutende Figur. Da konnte man recht neu' und alte Zeit in umgekehrtem Verhältniß ſehen. Die junge Tänzerinn kam nicht von der Stelle, und mit der blonden gepuderten Friſur, dem dunkelbraunen Oberkleide von geblümtem Flor, konnte ſie, ohne ein Härchen noch ein Fädchen zu verändern, eine Muhmen-Rolle ſpielen — ihr wißt ſchon wo! Ob das nicht eine Kriegsliſt von der Mama war, ihren eigenen Calender zu verbeſſern? — Daneben ſah ich einen Tänzer mit den Füßen ſo poſſierlich hintenaus ſchlenkern, als ob er bey jenem franzöſiſchen Tanzmeiſter gelernt hätte, der, wie uns Seefahrende erzählen, auf einer wüſten Inſel in einer Cabane, die einer Scheune glich, den Wilden Unterricht im Tanzen gab, und indem er eine Art von Jahrmarkts-Violine ſtrich: Allons, Mesdames les sauvages! rief. Nein, ſagte ich zu mir ſelbſt, es iſt nicht alles Alte gut, laſſen wir das Neue doch gewähren, wir bleiben ſelber neu und jung dabey. Und nun begann ein donnernder, ſchmetternder Waterlooſturm, daß dem Einſamen die Sinne vergingen, die Gepaarten im rauſchenden Fluge von Sieg und Niederlage träumten. Glücklich die Überwinder und die Überwundenen!

Meiner Unvollkommenheit mir bewußt, freut mich jede Zurechtweiſung ſachkundiger Männer. Ich würde alſo die Belehrung im Wanderer: »daß das franzöſiſche Wort Almanach in meinen Ankündigungen in der Wiener Zeitung fehlerhaft geſchrieben ſey, da man es Almanac ohne h ſchreiben müſſe,« mit Dank benützen, wenn ich folgende Gewährsmänner, die laut gegen jene Bemängelung ſchreyen, zum Schweigen bringen könnte.

Im Dictionnaire de l'académie, 5eme edit. 1814 kömmt das Wort Almanach mit h vor	13	Mahl.
In Laveaux dictionnaire, 4. Paris 1820	9	—
— demſelben beym Artikel calendrier noch	2	—
— Schwan's dict. 1819	6	—
— Boiste dict. 5ème édit. 1819	2	—
— Gattel dict. 3ème édit. 1819	3	—
— Wailly vocab. 7ème edit. 1818	1	—
— Letellier dict. 3ème edit 1819	2	—
Summa	38	Mahl

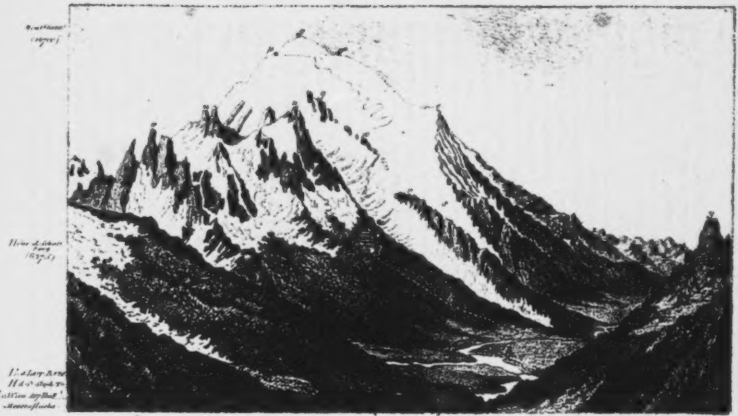
mit h. Den übrigen Schwarm von Dictionnaires, davon nicht einer es ohne h ſchreibt, finde ich nicht nöthig anzuführen. Der etymologiſche Grund des h iſt in den meiſten genannten Dictionnaires zu finden. Nun bitte ich jenen Hrn. Micrologen, mir auch, ſeine Gewährsmänner durch das Conv. Bl. aufzählen zu wollen.

P. J. Schalbacher, Buchhändler.

Auf hohes Verlangen wird Madame Catalani den 6. Februar, Dinstag Abends um halb 8 Uhr, in dem k. k. großen Redoutenſaale ein Concert zu geben die Ehre haben. Das Nähere wird der Anſchlagzettel melden.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625) wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W. W., durch die k. k. Poſt 21 fl. W. W. halbj. Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.


Meeresfläche

Der Montblanc mit Bezeichnung der Reise des Hr. Hamel.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

11.

(Wien, Mittwoch den 7. Februar.)

Beſchreibung zweyer Reiſen auf den Montblanc im Auguſt 1820, von dem ruſſiſch kaiſerl. Hofrath und Ritter Dr. Hamel *).

(Mit einer lithographiſchen Abbildung des Montblanc in Nr. 12.)

Bekanntlich gilt der in Savoyen gelegene, 14,700 Pariſer Fuß (2450 Klafter) über die Meeresfläche erhabene **Montblanc** allgemein für den höchſten Berg in Europa. Erſt ganz vor Kurzem hat man dieß in Zweifel gezogen, indem man den in derſelben Alpenkette weiter nach dem **Simplon** zu liegenden **Mont Roſa** für höher erklärte, welche Behauptung aber noch Beſtätigung bedarf. Das **Chamouny**-Thal, an deſſen Südſeite der **Montblanc** ſich erhebt, und welches jetzt jeden Sommer Tauſende von Fremden aus allen Welttheilen beſuchen, war vor 80 Jahren noch völlig ungekannt. Die Engländer **Pocock** und **Windham** waren die erſten Fremden, welche ſich 1741 in daſſelbe wagten; jedoch erſt durch die Beſchreibung, welche v. **Sauſſure** nach wiederholter Bereiſung des Thals und ſeiner Umgebungen davon gab, wurde die Aufmerkſamkeit von ganz Europa darauf gerichtet. Dieſer verdienſtvolle Genſer Naturforſcher forderte ſchon bey ſeiner erſten Reiſe im Jahre 1760 die Einwohner von **Chamouny** durch Preisverſprechungen auf, in der günſtigen Jahreszeit zu verſuchen, ob es nicht möglich ſey, den **Montblanc**, deſſen Höhe er ſchon trigonometriſch zu beſtimmen geſucht hatte, von irgend einer Seite zu erklimmen. Nach vielen vergeblichen Verſuchen gelang dieß erſt 26 Jahre ſpäter (1786) dem rüſtigen **Jacques Balmat** (daher **Montblanc** genannt), und den Sommer darauf Herrn v. **Sauſſure** ſelbſt. Seitdem haben mehrere Reiſende die Beſteigung dieſes Bergcoloſſes verſucht, aber nur ſehr wenigen iſt es gelungen, ganz hinauf zu kommen, denn der Schwierigkeiten und Hinderniſſe ſind gar viele.

Mit Herrn v. **Sauſſures** gelehrten Arbeiten bekannt, hatte ich ſchon längſt Verlangen getragen, das intereſſante **Chamouny**-Thal zu ſehen, als

---

*) Hiermit erfüllen wir das in Nr. 7 ausgedrückte Verſprechen. Dieſe Schilderung jener ſo vielſeitig merkwürdigen Bereiſung iſt von dem Herrn Hofrath **Hamel** ſelbſt verfaßt, und dient daher zugleich zur gewiß ſehr willkommenen Berichtigung mancher Notizen in andern Blattern. **Die Red.**

es mir endlich Ende July vorigen Jahres möglich wurde, von Genf aus ein Reiſe dahin zu machen; ich ſtieg den Montanvert hinan zum Eismeer, und beſuchte auch die andern ſchönen Gletſcher, welche von der ewigen Schneedecke der Berge ſich ins grüne Thal herab ſenken. Oft blickte ich von den Fenſtern des Gaſthofes zur höchſten Spitze Europa's hinauf, aber ich wagte es nicht, an eine Erklimmung derſelben zu denken, eben weil ſo viele Schwierigkeiten und Gefahren damit verbunden ſind. Von Chamouny ritt ich über den Prarionberg nach St. Gervais im Montjoie-Thal, um die neuerlich dort von Herrn Gontard eingerichteten Mineralbäder kennen zu lernen. Schon auf dem Wege dahin ward mir erzählt, daß den Tag zuvor ſechs Perſonen aus der Gegend es von neuem verſucht hätten, von der St. Gervais-Seite aus auf den Montblanc zu gelangen, und daß es zweyen davon, Nahmens Joh. Franz Perroud und Moriz Mollard, wirklich gelungen ſey, die Spitze zu erreichen und noch an demſelben Tage zu dem auf dem Bergrücken Chaletta gelegenen kleinen Bewirthungshauſe, von welchem ſie am Morgen ausgegangen waren, zurückzukehren. Mein Begleiter von Chamouny, Balmat des Dames, lachte über dieſe Ausſage; eben ſo verſicherten einige andere Führer von daher, welche ich im Bade traf, daß es nicht möglich ſey, auf einem andern, als dem Wege von Chamouny aus, hinauf zu gelangen. Um dieſe Behauptung, welcher eigentlich wohl Brodneid zum Grunde lag, zu widerlegen, erklärten ſich die zwey erwähnten Perſonen willig, nochmahls hinauf zu gehen, falls ich ſie begleiten wollte. Sie gedachten ſich den Chamounythal-Bewohnern von der Spitze aus zu zeigen, und noch dazu eine große Fahne oben zurück zu laſſen. Ich glaubte, dieſe günſtige Gelegenheit, auf den Montblanc zu kommen, nicht vorbey laſſen zu müſſen, denn, abgeſehen von phyſicaliſchen Beobachtungen, die ich zu machen gedachte, ſchien es mir wichtig genug, zu entſcheiden, ob es wirklich möglich ſey, die Reiſe zu machen, ohne oben auf dem Berge übernachten zu müſſen, wie ſolches Herr Roux, der Eigenthümer der erwähnten kleinen Herberge, Pavillon de Bellevue genannt, ſchon das Jahr zuvor durch gedruckte Affichen angekündet hatte. Die Sucht dieſes Mannes, Reiſeluſtige anzuziehen, hatte ihn ſogar verleitet, hinzu zu fügen, daß mehrere Ausländer, deren Nahmen er auch nennt, dieſe Reiſe wirklich ſchon mit Erfolg gemacht hätten; ich hatte immer an der Wahrheit dieſer Ausſage gezweifelt; jetzt weiß ich mit Gewißheit, daß dem nicht ſo iſt, und daß das Publicum getäuſcht worden.

Der Pfarrherr von St. Gervais, dem ich mein Vorhaben mittheilte, erbot ſich, mich zu begleiten, und lud auch ſeinen Collegen von St. Nicolas de Beroſſe dazu ein. Um ſicherer zu ſeyn, den Gipfel zu erreichen, beſchloſſen wir, der Reiſe doch lieber zwey Tage zu widmen, und am erſten noch eine gute Strecke von der erwähnten Herberge aus hinan zu ſteigen, um erſt da, wo das Eis und der ewige Schnee anfängt, zu übernachten. Wir brachen den 3ten Aug. (Jahrstag der Sauſſureſchen Beſteigung) von St. Gervais auf, und ritten durch die kleinen Dörfer Bionnay und Bionnaſſay zum Pavillon de Bellevue, der zwiſchen dem Prarion und Lacha, auf dem Chaletta genannten Theil deſſelben Bergrückens gelegen iſt, hinauf. Hier hatten ſich unſere Führer verſammelt, und nachdem wir etwas gegeſſen und alles zur

Reiſe vorbereitet hatten, machten wir uns zu [illegible] weiter auf den Weg und zogen längs den Bergen Lacha und Laar [illegible] hinan. [illegible] als die Sonne für uns unterging, wurde zwiſchen der Felſengruppe, Pierre ronde [illegible] dem Bionaſſay-Gletſcher, auf einer Höhe von beyläufig 8[illegible] [illegible] gemacht, um daſelbſt zu übernachten. [illegible] der hier aus [illegible] Hütte, in welcher v. Sauſſure und Bourrit ſchliefen, als ſie im Jahre 17[illegible] die Beſteigung des Montblanc von dieſer Seite aus verſuchten, [illegible] keine Spur. Wir hatten kein Zelt mitgebracht und [illegible] Länge einiger [illegible] Schuh hoch hervorragender Felſen. Unſer Dach war der Sternhimmel, den ich in meinem Leben nicht ſo prachtvoll geſehen habe, als [illegible] jener Nacht. Er ſchien, von dieſer Höhe aus geſehen, [illegible] Sterne zu enthalten, denn ſelbſt die kleinſten funkelten wie Brillanten, [illegible] Glanz ward dadurch erhöht, daß der Grund pechſchwarz erſchien. Unſere Führer hatten etwas Holz mitgebracht, wir konnten es aber, ſogar mittelſt des Blasbalges, nicht ordentlich zum Brennen bringen; die Dünne der Luft machte, daß es bloß rauchte, und der Rauch, welcher nicht in die Höhe ſtieg, fiel uns, die wir auf Felsblöcken drum herum ſitzend, ſoupirten, gar ſehr beſchwerlich. Späterhin ging der Mond auf, und noch bey ſeinem Scheine brachen wir den folgenden Morgen ſchon um halb 3 Uhr auf, um über Eisabhänge und Felſenſpitzen (Teterouſſe genannt) weiter bergan zu ſteigen. Gegen ³/₄ auf 5 Uhr bereitete uns die Sonne bey ihrem Erſcheinen über dem Horizont ein einzig ſchönes Schauſpiel. Wir konnten ſie nicht ſehen, befanden uns vielmehr noch ganz im Schatten auf der Weſtſeite des Berges; von den gegen Sallenche zu liegenden Bergen ſahen wir aber eine Spitze nach der andern glühend roth werden. Es ſah für uns, die wir höher ſtanden und über dieſe Berge hinweg ſchauten, aus, als ob tief unter uns eine Menge Fackeln angezündet würden.

Gegen halb 6 Uhr waren wir bereits am Fuße der Aiguille de Gouté. So heißt die ſchroffe Weſtſeite des Montblanc, welche mit dem darüber befindlichen rundgewölbten Theile, Dome de Gouté genannt, ſeine weſtliche Schulter ausmacht. Aiguilles oder Nadeln heißt dieſer Theil des Berges, weil er, von vorne her geſehen, eine Menge perpendiculärer Felsgrathen zeigt, die durch Eisſchluchten getrennt ſind, in welchen am Tage das durch die Sonne oben auf dem Dome erzeugte Schneewaſſer herabſtießt, welches aber gewöhnlich in der Nacht zu Eis erſtarrt. Um auf diejenige dieſer Felsgrathen zu gelangen, auf welcher wir hinan klimmen ſollten, mußten wir erſt über eine ſolche, 200 Fuß breite Eisſchlucht von 50 Grad Neigung in horizontaler Linie hinüberziehen. Hierbey ward mir zum erſten Mahl bange. Der Übergang geſchah folgendermaßen: Der erſte Führer haute mittelſt eines Eisbeiles eine kleine Vertiefung ins Eis, darein ſetzte er einen Fuß, und haute ſodann in einer kleinen Entfernung eine zweyte für den andern Fuß, und ſo weiter. Für einen Ungeübten iſt es ſchauderhaft, auf einer ſolchen Höhe einen ſo ſteilen Abhang von Glatteis, deſſen unteres Ende das Auge kaum erreicht, auf dieſe Weiſe zu paſſiren. Hat man ſich ein Mahl darauf gewagt, ſo muß man, um nicht ſchwindlig zu werden, weder hinauf noch hinab ſchauen, ſondern das Auge unverrückt auf die im Eiſe gemachten Fußſtapfen heften, und ehe man den Fuß weiter ſetzt, erſt jedes Mahl ſeinen Stock mit der Eiſenſpitze durch wiederholte Stöße recht feſt ins Eis gegen den Abhang zu einhauen, damit man ſich beym Vorwärtsſchreiten mit Zuverſicht darauf ſtützen könne. Die Fuhrer wollten mir einen Strick um den Leib binden, ich ließ es aber nicht zu, indem bey einem Fehltritte ich doch den mich haltenden Mann mit hinabgeriſſen haben wurde. Dennoch fühlte ich bey jedem meiner wohlbedachten Schritte, daß der zunächſt folgende beſorgte Führer meinen Rockzipfel ergriff, und dieß hätte mich einmahl beynahe den vorgehauenen Fußſtapfen verfehlen gemacht. Es dauerte wohl eine Stunde, bis wir alle die 200 Fuß weit vorgeſchritten waren. Bey den letzten Schritten fühlte ich mich ſo matt, daß ich kaum die Kraft hatte, meinen Stock ins Eis einzuſtoßen. Ich war daher recht froh, als ich hinüber war, und noch mehr, als die ganze Reiſegeſellſchaft dieſen gefährlichen Übergang glücklich vollbracht hatte.

Nun gings ans Klettern, auf lauter loſen Steinen, die faſt ſenkrecht ſich 3600 Schuh hoch erhebende Felſengrath hinan. Durch das alle 24 Stunden wiederholte Gefrieren und Aufthauen des vom Dome herabfließenden und die Felſenritze füllenden Schneewaſſers wird der harte Bergfels auf der Oberfläche allmählich ganz zerſtückelt. Dabey iſt dieſer Theil des Berges ſo ſteil, daß man ſich zum Hinanklettern faſt beſtändig der Hande zum Anhalten bedienen muß. Ehe man aber eine ſolide Haltung findet, muß man faſt bey jedem Schritte mit Hand und Fuß mehrere loſe Steine beſeitigen, oder hinabrollen laſſen. Oft fliegen dieſe dicht am Kopfe eines der nachfolgenden Begleiter vorbey. Nicht ſelten ſtößt man mit dem Kopfe an den Stein, auf welchen man ſpäter den Fuß ſetzen ſoll, und Schaudern kommt einen an, wenn man in dieſer Lage auf den unermeßlichen Horizont herabblickt. Wohl hatte Herr v. Sauſſure Recht, wenn er (§. 1120 ſeiner Reiſen) ſagte, daß die, welche dieſe Beſteigung, ſo er ſelbſt nicht ausführen konnte, wieder einmahl verſuchen wollten, gute Beine (un excellent jarret) und einen ans Anſchauen von Abgründen wohl gewöhnten Kopf mitbringen müßten. Zehn Minuten vor 9 Uhr erreichten wir endlich nach einem beſtändigen Klettern die nahe an 12000 Schuh hohe Spitze der Aiguille. Auf dieſem erhabenen Felſenſopha ſitzend nahmen wir ein kaltes Frühſtück ein, und da wir von nun an unſere Reiſe den Dome de Gouté hinan im ewigen Schnee fortzuſetzen hatten, ſo hüllten wir uns wärmer ein, und maskirten unſere Geſichter, um ſie vor der heftigen Wirkung der vom Schnee zurückprallenden Sonnenſtrahlen zu ſchützen. Um halb 10 Uhr brachen wir auf. Noch unbekannt mit der Wirkung der dünnen Luft auf die Muskelkräfte, ſtieg ich anfangs zu friſch darauf los. Ich hatte aber kaum hundert Schritte gethan, als ich ſtehen bleiben mußte, um Athem zu ſchöpfen. Später mußte ich gar alle zwanzig Schritte ausruhen, und was mir auffiel, war, daß nach dreyßig oder vierzig Athemzügen beym Stilleſtehen ich mich jedes Mahl ſo hergeſtellt fühlte, daß ich glaubte, nun bis an die Spitze des Berges, ohne inne zu halten, gehen zu können, da doch nach neuen zwanzig Schritten ich wieder ſo matt war, daß meine Kniee zuſammen brachen. Auch wurde mir jedes Mahl bedeutend übel. Dieſer Zuſtand verhinderte mich, zwey parallel laufende, vielleicht 100 Schuh hohe, mitten auf dem Dome ſtehende Schneewände näher zu beſehen. Sie ſchienen mir ganz glatt und rechtwinkelig, wie von Menſchenhänden bearbeitet, und ich kann mir nicht erklären, wie ſie dieſe regelmäßige Formen erhalten. Während unſerm zweyſtündigen Marſche auf dem Dome beobachtete uns Prof. Pictet aus Genf, der ſich gerade mit Miß Edgeworth in Chamouny befand, vom Croix de Flegère aus durchs Fernrohr. Ein Gleiches thaten viele der Badegäſte aus St. Gervais von einem andern Berge aus.

Als wir um halb 11 Uhr oben auf der höchſten Wölbung des Domes anlangten, fühlte ich mich ſo erſchöpft, daß ich mich der Länge nach auf den Schnee hinwarf. Der Dom iſt beyläufig 13200 Schuh hoch; ich ſelbſt konnte aber ſeine Höhe nicht beſtimmen. Ich hatte mich zwar mit einem ganz neuen Stockbarometer verſehen, allein der Queckſilberbehälter war zu klein, um die ganze auf dieſer Höhe zurückfließende Quantität deſſelben aufzunehmen. Der Verfertiger dieſes Inſtruments hatte nähmlich unterlaſſen zu berechnen, oder unter der Glocke der Luftpumpe zu verſuchen, ob das Queckſilber wirklich bis zur niedrigſten Abtheilung der Scale (14 Zoll) herabſinken könne; dieß war für mich äußerſt kränkend, denn nichts belohnt mehr die Mühe einer ſolchen Bergbeſteigung, als wenn man beym Umdrehen des Barometers das Queckſilber ein gutes Theil tiefer herunterſinken ſieht, als es bey der letzten Beobachtung ſtand. Mir ward dieſer ſauer verdiente Lohn verſagt; ich verdanke aber dieſem Umſtande unſere Rettung, denn da ich nicht glaubte, dem Gipfel, der ſich kurz zuvor in Nebel gehüllt hatte, ſo nahe zu ſeyn, als ich es wirklich war, und die Führer auf meine Frage verſicherten, es ſey unmöglich, die Nacht (ohne Decken) oben im Schnee zuzubringen, ſo beſchloß ich die Rückkehr, indem ich berechnete, daß wir keinesweges nach Erreichung des Gipfels noch vor einbrechender Nacht die gefährliche Aiguille de Gouté hinabſteigen könnten. Wir zogen alſo insgeſammt den Schnee des Domes wieder hinab; am Rande der Aiguille ruhten wir ein Weilchen aus, und fingen ſodann an, längs derſelben hinunter zu klettern.

Von den Gefahren, denen wir uns hierbey ausſetzten, kann ſich ſchwerlich jemand eine Idee machen. Erſtens iſt das Hinabſteigen eines jähen Abhanges, zumahl auf einer ſolchen Höhe, weit ſchwieriger, als das Hinaufſteigen, und zweytens war jetzt das Eis, welches am Morgen viele der loſen Steine feſthielt, von der Sonne aufgethaut; ſo daß Alles unter den Füßen wich, und wäre man ein Mahl ausgeglitſcht, ſo wäre man 1000 Klafter tief bis zum Bionaſſay-Gletſcher hinabgerollt. Einer unſerer Leute hatte, als wir das Abſteigen begannen, dermaßen Angſt, daß er wie ein Kind zu weinen anfing. Die Pfarrherren, denen ſelbſt nichts weniger als wohl um's Herz war, gaben ſich Mühe, ihm Muth einzuflößen. Ich ließ mir jetzt, jedoch mehr den Wegweiſern zu Gefallen, einen Strick um den Leib binden, deſſen zwey Enden zwey hinter mir folgende Führer hielten; dieſe ſtellten ſich jedes Mahl feſt, ehe ich einen neuen Schritt herab auf die loſen Steine wagte. Jeder der Pfarrherren wurde auf ähnliche Weiſe geleitet. Auf der Eisſchlucht zu unſerer Rechten, welche wir weiter unten am Morgen durchzogen hatten, fuhren alle Augenblicke große Felsblöcke mit den fürchterlichſten Rikoſchettſprüngen pfeifend in die Tiefe hinab. Gingen dieſe unten an einen ſoliden Felſen, ſo ſah man ſie in tauſend Stücke zerſpringen. Dieſer Umſtand machte es unmöglich, über die Schlucht zurück zu paſſiren. Wir ſtiegen alſo, obſchon mit unſäglicher Mühe und Gefahr, bis zum Bionaſſay-Gletſcher hinunter; und auf dem zur Seite deſſelben befindlichen Schnee rutſchten wir beynahe bis zum Orte unſers vorigen Nachtlagers hinab, von wo aus wir weiter abwärts gingen, und erſt nach 9 Uhr langten wir im Pavillon de Bellevue an, wo wir die Nacht verweilten. Gegen 11 Uhr entſtand ein Sturm und Ungewitter, daß ich, der großen Müdigkeit ungeachtet, nicht im Geringſten ſchlafen konnte. Es war als ob die Welt untergehen ſollte. Man muß auf der Höhe Zeuge eines ſolchen Aufruhrs der Elemente geweſen ſeyn, um ſich einen Begriff von dem Furchterlichen deſſelben machen zu können. Wären wir dieſe Nacht oben auf dem Dome geblieben, ſo wären wir alle ohne Rettung verloren geweſen. Den nächſten Tag ritten wir nach St. Gervais herab, wo ich mich etwas erholte, und am 6ten kehrte ich nach Genf zurück. In den folgenden Tagen ſchälte ſich die Oberhaut meines ganzen Körpers ab; beſonders litten meine Lippen. Einer der Pfarrherren, der ſich oben auf dem Berge das Geſicht nicht hinlänglich maskirt hatte, bekam in demſelben Blaſen wie von einem ſpaniſchen Fliegenpflaſter.

Meine Reiſe hatte mich vollkommen überzeugt, daß die Behauptung des erwähnten Roux, man könne von ſeinem Pavillon aus (den ich 998 Klafter hoch gelegen fand) die Beſteigung des Montblanc leicht in einem Tage abthun, grundfalſch iſt. Ich hatte 420 Klafter höher übernachtet, und war der Verſicherung der Führer nach gut marſchirt; dennoch aber blieb es mir auszuführen unmöglich. Ich zweifle zwar keineswegs, daß man von dieſer Seite aus wirklich auf den Gipfel kommen kann, obgleich Herr v. Sauſſure es für unthunlich hielt (ſ. §. 1903 ſeiner Reiſen), glaube auch, daß die zwey oben genannten, ans Gemſenjagen gewöhnte Perſonen ſolches in einem Tage geleiſtet haben, bin aber überzeugt, daß nie ein im Bergſteigen weniger geübter Fremder ein Gleiches thun werde.

(Fortſetzung folgt.)

* * *

Ontologiſche Neuigkeiten.

Von A. Rittig v. Flammenſtern.

XXIII.

Wenn auch die Heroen, die dem Beſten ihrer Zeit Genüge gethan, durch das, was ſie leiſteten, ohne eben Denkmähler ihres Ruhmes zu bedürfen, fort im Andenken der kommenden Geſchlechter leben, ſo liefern uns gerade nur dieſe Denkmähler den Beweis, daß die Zeitgenoſſen ihre Verdienſte anerkannt haben, und dieſe Heroen zur Erkennung ihres Werthes nicht erſt, wie es ſo Vielen geſchehen, künftiger dankbarerer Geſchlechter bedurften. In dieſem Geiſte haben ſich der kunſtſinnige Biedermann S. A. Steiner und ſein würdiger Compagnon, der als Tonſetzer vortheilhaft bekannte Tob. Haslinger, k. k. privilegirte Kunſt- und Muſicalien-Verleger in Wien, bekanntlich vor einiger

Zeit zum Organ des vaterländiſchen Unternehmens: den vaterländiſchen Heroen der Tonkunſt: Haydn, Mozart und Gluck, mittelſt Subſcription, ein Monument in der hieſigen Carls-Kirche zu errichten, vorgeſchlagen, und ſowohl die dießfällige Bekanntgebung als den Entwurf zur Aufſtellung des Monuments, dann die Eröffnung der Subſcription vorerſt Sr. Majeſtät unſerm allverehrten Monarchen unterlegt. Allerhöchſtdieſelben haben nicht nur dieſen patriotiſchen Vorſchlag ſeinem ganzen Umfange nach zu genehmigen, ſondern auch in Folge einer allerhöchſten Entſchließung, von welcher S. A. Steiner mittelſt Regierungs-Decret vom 18ten v. M. in Kenntniß geſetzt wurde, zur Errichtung dieſes Denkmahls für die benannten drey vaterländiſchen Tonſetzer eine Summe von Eintauſend Gulden allergnädigſt beyzutragen geruht. Steiner und Haslinger werden nun unverzüglich das weiters Nöthige zur Realiſirung ihres lobenswerthen Unternehmens einleiten, und das theilnehmende kunſtſinnige Publicum bald ein Werk vollendet ſehen, das den erneuerten Beweis liefert: man dürfe in unſerm ſchönen Öſterreich unter unſerem allverehrten Monarchen auch im Gebiethe der Kunſt, das, was der National-Ehre nützt und frommt, nur ernſtlich wollen, um es auch ſchon Freude erweckend in's Leben treten zu ſehen.

Man zeigt gegenwärtig in London das ſogenannte artiſtiſche Automat, welches in einer Minute nach verjüngtem Maßſtabe die Außenlinie des Bruſtbildes eines Jeden, der ſich ihm zur Seite ſetzt, genau zeichnet. Der Umriß wird dann von dem Eigenthümer dieſes Automats mit Tuſch ausgefüllet, und man erhält eine wohlgetroffene Silhouette. Die Engländer haben dieſer intereſſanten mechaniſchen Vorrichtung eigentlich obigen Nahmen: Automaton artist, beygelegt.

In der XX. Lieferung der ontologiſchen Neuigkeiten habe ich bereits jener ſeltenen Gewächſe erwähnt, welche bey der dritten Ausſtellung ſeltener Pflanzen in Harlem als die ausgezeichnetſten mit dem erſten Preiſe gekrönt wurden. Da auch in Gent im v. J. eine Ausſtellung ſeltener und beſonders ſchön gepflegter Gewächſe Statt fand, ſo habe ich hierüber die Abſtimmung der allgemeinen Jury nachzutragen. Hier erhielt einſtimmig ein Exemplar der Cycas revoluta den Preis, und das Acceſſit eine Metrosideros corifolia, dann eine Erica ventricosa.

Der berühmte Chemiker Davy, der den Mahlerfarben der alten griechiſchen und römiſchen Künſtler auf die Spur kommen wollte, hat mit ſeinen chemiſchen Zerlegungen antiker Wandgemählde das Reſultat geſchöpft: daß die griechiſchen und römiſchen Mahler alle Farben gekannt und gebraucht haben, deren ſich die großen italieniſchen Künſtler zur Zeit der Wiederherſtellung der Mahlerey ebenfalls noch bedienten, und daß jene höchſtens nur zwey Farben mehr: das alexandriniſche Blau nebſt dem Purpur von Tyrus, beſeſſen haben mögen.

Herr Farkas Edler v. Farkas-Halva, der Erfinder der in der XXI. Lief. der ontol. Neuigk. aufgeführten Tauchermaſchine will nun auch eine Vorrichtung, um das Meer-Waſſer trinkbar zu machen;

erfunden haben. Dieſe Vorrichtung oder der ſogenannte Filtrir-Apparat iſt ſehr einfach. Vier Stangen von gleicher Länge werden coniſch zuſammengefügt und mit einer Leinwand überzogen, die, mit den nöthigen Stoffen zur Filtrirung imbibirt — das eigentliche Geheimniß des Herrn v. Farkas — die Eigenſchaft beſitzt, das Meerwaſſer von allen Theilen zu abſorbiren, welche es untrinkbar machen. Die Erfahrung muß erſt beſtätigen, in wie weit dieſe Erfindung dem beabſichtigten Zweck entſpricht. Doch kann ich nicht umhin, bey dieſer Gelegenheit die von mir bereits im Jahre 1818 im Heſperus zur Reinigung des Meerwaſſers in Vorſchlag gebrachten Wachsſiebe meines Freundes Jaroſch in Anregung zu bringen. Jaroſch ſchrieb mir nähmlich damahls aus Cattaro, daß er den Verſuch gemacht habe, Wachs mit ſehr ſeinem, ſogenannten Wellſande zu vermengen, und daraus dünnblätterige Gefäße zu gießen, welche Gefäße er ſeit längerer Zeit als Filtrir-Apparat benütze, um das Meerwaſſer trinkbar zu machen. Nach der mir von ihm gegebenen Verſicherung, laſſe das durchgeſeihete Meerwaſſer faſt alle ſalzigen Beſtandtheile zurück, und ſey ſo trinkbar, daß er glaube, dieſer Filtrir-Apparat konnte zu Schiffe, in Zeiten, wo Mangel an Trinkwaſſer iſt, von weſentlichem Nutzen ſeyn.

Herr Arago — in Frankreich — hat wahrgenommen, daß der Verbindungsdraht, welcher die Vereinbarung zwiſchen beyden Polen der Volta'ſchen Säule bewirkt, ſich, wie ein Magnet, mit Eiſenfeile beladet. Es wirkt demnach dieſer Draht nicht allein auf Nadeln, die bereits magnetiſch ſind, ſondern er entwickelt auch den Magnetismus in dem Eiſen, das zuvor nicht war magnetiſirt worden. Durch die Kraft dieſes Verbindungsdrahtes werden auch unmagnetiſche Nadeln der Bouſſole abgeleitet.

Dem Profeſſor Lancellotti zu Neapel verdanken wir die Entdeckung eines ſehr einfachen Mittels, von alten ſilbernen Schau- oder ſonſtigen Münzen den ſie bedeckenden und öfters unkenntlich machenden Roſt hinweg zu nehmen. Man legt nähmlich die betreffende Münze zuerſt in oxydirte Salzſäure, dann in flüſſiges Ammoniak-Salz, nimmt ſie dann nach einiger Zeit heraus, und reibt ſie ſo lange mit Leinwand, bis ſie vollkommen fleckenfrey iſt.

Von Kiningers Meiſterhand hat die Chalcographie im Gebiethe der Portraite einen herrlichen Beytrag erhalten. Es iſt dieß das Bildniß des Generalmajors und Artillerie-Brigadiers: Emmerich Freyherrn von Stein. Das Officier-Corps des hier garniſonirenden k. k. z. E. H. Maximilianſchen Artillerie-Regiments hat aus Achtung für ſeinen würdigen ehemahligen Oberſten, beſagten Freyherrn v. Stein, demſelben dieß Blatt gewidmet.

Murray hat an dem eiſernen Gitter, das ſich auf dem Gipfel des ſchwankenden Thurmes von Piſa — in Toscana — befindet, die Beobachtung gemacht, daß, wo das Gitter der Einwirkung der Sonne ausgeſetzt iſt, ſich daſſelbe ſehr oxydirt zeigt, während die Theile an der Neigung des Thurmes ꝛc., welche dieſer Einwirkung nicht ſo ſehr unterworfen ſind, eine nur unbedeutende Änderung erlitten haben. Ein

Beweis, daß, wenn das Licht decomponirt wird, die chemiſchen Strahlen, welche iſolirt werden können, zweyfach ſind, nähmlich: oxydirend und hydrogenirend.

(Schluß folgt.)

* * *

Anecdote.

Ein alter Schriftſteller erzählt Folgendes: In eine große Stadt kam mit zahlreichem Gefolge eine Sängerinn, die auf ihren Brandſchatzungsreiſen gewohnt war, in allen Zeitſchriften bis an die Sterne gelobhudelt zu werden, und deren beyſpielloſe Anmaßung nur von ihrer Habſucht übertroffen wurde. Zu der nähmlichen Zeit befand ſich auch eine andere Sängerinn daſelbſt, die durch wahres Talent, durch ſeelenvollen Vortrag, Grazie und Beſcheidenheit Aller Herzen entzückte. Dieſe, der Erſteren Anweſenheit vernehmend, hielt es nicht unter ihrer Würde, ſie zu beſuchen. Sie begibt ſich hin. Lange muß ſie im Vorzimmer verweilen. Sie harrt. Vergebens. Vorgelaſſen wird ſie nicht. Endlich ſchlagen die Flügelthüren auf. Die Hochgefeyerte erſcheint, das heißt, weil ſie eben im Begriffe iſt, verſteht ſich mit Vieren, auszufahren. Sie hat die Gnade, die Wartende zu bemerken. Noch mehr! Sie hat die Huld, ſie imperatoriſch in die Wange zu kneipen. Noch nicht genug! Sie geruht ſogar, ihre Silber-, vulgo Gold-Stimme an ſie zu vergeuden, und ſagt: Eh bien, ma petite! Vous chantez passable, mais! ne gatez pas les prix! Hierauf rauſcht die Diamantenbeſäete, die Spitzenumfloſſene von dannen, und — die Anekdote war aus.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Am 19ſten v. M. gab Mad. Catalani Abends im k. k. großen Redouten-Saale ihr »zweytes und letztes« Concert, wie der Zettel beſagte. Sie war ſehr gut disponirt und recht wohl bey Stimme, daher ſie auch alle ihre bekannten und jedes Mahl wiederholten Exercitien mit einer Präciſion, Rundung, Gewandtheit und Beweglichkeit gab, daß ſie alle Jene neuerdings zur Königinn des Geſanges würden erhoben haben, welche die Würdigkeit zum höchſten Ehrenplatz im Tempel der Muſe nach der Menge der Noten bemeſſen, die der Candidat in einer gewiſſen Zeit vollſtändig und unzerknickt hervorzubringen weiß. Im »Gratias agimus tibi« des Guiglielmi ſang vor und neben den Rouladen der Concertgeberinn Friedlovskys Clarinette himmliſche Töne; das hätte einen Wettkampf der Menſchenſtimme mit dem Inſtrument im Singen geben können, aber die Sängerinn befaßte ſich damit nicht, und konnte ſich damit nicht befaſſen, ſie mußte Rouladen machen. Eine Bravour-Arie von Portogallo und die mit allem möglichen und mit mehr als für möglich gehaltenem Glanz gegebenen Rhode'ſchen Variationen waren der großen Künſtlerinn in allen erdenklichen Geſangskünſteleyen noch nicht genug: unſers einzigen Mozart humoriſtiſche Baß-Arie aus Figaros Hochzeit: »non più andrai farvalone amoroso,« mußte im Sopran-Schlüſſel herhalten, um mit allem möglichen Schmuck, der in dieſem Schlüſſel nur je etwas geſchmückt hatte, behangen zu werden. Die Sängerinn zeigt, daß ſie den größten Tonſetzer zu würdigen weiß! Unſer kunſtſinniges Publicum konnte nicht anders, als ſich dieſes Unerhörte noch ein Mahl hören machen, und Mad. Catalani ſang die Arie höchſt gefällig noch ein Mahl. Unſtreitig war dieſe Production der Geſangskunſt unſerer Concertgeberinn die effectvollſte unter ihren bis jetzt gegebenen vier öffentlichen Concerten. Dieſe Sängerinn zu hören iſt für jeden Muſikfreund gewiß höchſt intereſſant, um ſich einen Prototyp des vollendetſten Mechanism des Geſanges zu verſchaffen. Wann wird wieder eine ſolche Kehle ſich geſtalten? und wer bejammert es nicht, daß dieſe Kehle nie die Herzensſprache erlernte? Mit aller Würde aber, mit echtem Pathos und ergreifender Begeiſterung trug ſie zwey Strophen von »Gott erhalte Franz« mit zum Jubel geſteigerten Beyfalle vor. Herr Schunke ſpielte Variationen über ſchwediſche Volkslieder von Ries auf dem Pianoforte mit ſo viel Bravour, Zartheit, Delicateſſe und Nuancirung, daß man alle Urſache hat, dem jungen Manne zu ſeinen Fortſchritten Glück zu wünſchen. Der Vortrag des Doppel-Rondo für zwey Violinen, von der Compoſition des Herrn Pechatſchek, hatte zu viele unreine Stellen, als daß man ihn gerne recht genau beleuchten möchte. Die Ouverture wurde von dem braven Orcheſter auch recht brav gegeben. Der Saal war ſo voll, als er es nur immer ſeyn konnte.

Eine von den Sängerinnen, die den Vorzug haben, bey einer hohen Kunſtfertigkeit auch jenes Seelenvolle, das den Zuhörer magiſch ergreift, alſo den eigentlichen Talismann der echten Singkunſt zu beſitzen, Dem. Metzger, deren unbeſchreiblich anſprechende Töne noch in unſer Aller Herzen wieder klingen, dieſe nicht nur bewunderte, ſondern auch geliebte Sängerinn befindet ſich, mehreren Nachrichten zur Folge, zu München an der Lungenentzündung bedenklich krank. Der zärtlichſte Antheil Aller, die das Glück hatten, ſie zu hören, iſt ihr gewiß.

Der Clarinette werden hier in Wien nun beſonders Huldigungen gebracht. Vor Kurzem entzückten die Gebrüder Bender durch ihr wunderbares Zuſammenſpielen und ihr verhallendes Pianiſſimo. Herr Friedlovsky von hier wetteiferte jüngſt mit Catalanis Zauberkehle mit dem glücklichſten Erfolg: nun tritt der königl. baieriſche erſte Clarinettiſt, Herr Bärmann, auf, und läßt durch Kraft und Größe des Tones, durch Geſchmack, Schmelz und Zartheit des Vortrages, durch unglaubliche Fertigkeit, Sicherheit und Kühnheit ſeines Spieles nichts mehr zu wünſchen übrig, indem er alle Vorzüge in ſich vereiniget. Er entwickelte ſein vielſeitiges Talent den 1. d. in einem Concerte und in Variationen von ſeiner Compoſition, durch welche er ſich, beſonders in erſteren, auch als Tonſetzer im vortheilhafteſten Lichte zeigte. Der lauteſte und gerechteſte Beyfall eines leider nicht ſehr zahlreichen Kenner-Publicums wurde ſeiner effectreichen Anſtrengung zu Theil. Herr Bärmann ließ ſein Concert auf die würdigſte Weiſe durch eine von Herrn von Moſel herrlich geſchriebene und gut gegebene Ouverture beginnen. Madame Grünbaum zeigte in zwey Arien, der einen von Mozart, der anderen von Roſſini, daß ſie noch immer dieſelbe treffliche Sängerinn ſey, welche bereits ſo viele Triumphe feyerte. Durch Ton, Geſchmack und Virtuoſität zeichnete ſich in der Begleitung der Mozartiſchen Arie beſonders der Obriſt Herr Khayll aus. Die königl. baieriſche Hofſchauſpielerinn Dlle. Pfeiffer las Schillers Ballade: die Kraniche des Ibykus, vor.

G — l.

Herr Dall' Occa, erſter kaiſerl. ruſſiſcher Contrabaſſiſt, unternahm es, noch ein zweytes Concert zu geben, dieß Mahl im Saale zum römiſchen Kaiſer. Es gelang ihm, obwohl er mit dem Concerte des berühmten Münchner Clarinettiſten Herrn Bärmann zur Stunde zuſammentraf, den Saal ziemlich zu füllen. Er ſelbſt ließ ſich auf dem dreyſeitigen Contrabaſſe in einem Duo concertant mit dem hieſigen Violin-Virtuoſen, Herrn Böhm, und in Variationen über ein ruſſiſches Volkslied hören. Herr Dall' Occa iſt ein ſeltener und ausgezeichneter Virtuos auf ſeinem zur Virtuoſität ſo wenig geeigneten Inſtrumente; aber heute wollte ihm ſein dienſtbarer Coloß nicht immer ſo recht gehorchen, und gab nur widerſtrebend und unrein die verlangten Töne von ſich. Im Duo mit Herrn Böhm beſiegte der kleine David den großen Goliath, und die Violine ließ im Effecte den Contrabaß weit hinter ſich. So ein Kampf kann gefährlich werden, und hier war der Erfolg a priori voraus zu ſagen. Die liebliche Dlle. Schröder mit ihrer reinen Silberſtimme, welche im zweymahligen Auftreten ſchon alle unbefangenen Hörer für ſich gewann, erquickte heute durch reinen, natürlichen, einfachen Geſang in einer Arie von Paveſi und in einem Roſſiniſchen Duette mit dem ſehr braven und mit Recht beliebten Tenor-Sänger Herrn Barth, in Dienſten Sr. Durchlaucht des Herrn Fürſten Schwarzenberg. Dieſe junge Sängerinn iſt durch Stimme, Talent und auch Gefühl ſo vortheilhaft von der Natur ausgerüſtet, daß man von ihr Großes erwarten kann, wenn ſie, wie zu hoffen ſteht, mit Geduld, Ausdauer und Fleiß ihrem Ziele nachſtrebet. — Herr Worziſcheck ſpielte mit beſonderer Energie, großer Fertigkeit und Sicherheit das neue, ſehr liebliche und vorzüglich zu ſchönem Vortrag auffordernde A-Moll-Concert von Hummel auf dem Pianoforte. Die beginnende Ouverture iſt ein ſehr fleißig gearbeitetes Tonſtück von Herrn Stephan Franz, und wurde unter ſeiner Leitung recht gut gegeben; auch zeichnete ſich das gemiſchte Orcheſter durch die gute Begleitung, beſonders des reich und ſchwierig inſtrumentirten Clavier-Concertes aus. Wien iſt reich nicht nur an Virtuoſen, ſondern ſelbſt an wackern Ripinio-Spielern unter den Dillettanten, von denen ſich heute manche im Orcheſter befanden. Ein ausgeſuchtes Publicum füllte den Saal ziemlich.

M.

Theatraliſcher Anzeiger, IV. — (den 3. Febr.) Im k. k. Burgtheater wird ein neues Schauſpiel in 5 Acten: Der Tag der Verlobung, einſtudiert. — Kratter, der Verfaſſer des Mädchens von Marienburg, hat ein neues Drama: Der Jungfrauen-Tribut, geſchrieben, welches, wie es heißt, der k. k. Hofſchauſpieler Herr Lange zu ſeinem bevorſtehenden Beneſiz gewählt hat.

Herr Töpfer verläßt im März das k. k. Hoftheater. Herr Wille iſt vom Theater an der Wien abgegangen.

Wir haben Hoffnung, Spohrs: Fauſt, auf dem k. k. Hofoperntheater zu ſehen.

Töpfers Tagsbefehl hat in Stuttgart gefallen, obgleich der Referent der Abendzeitung ſich ſtark gegen dieſes Drama erklärt. Herr Miedke ſpielte den Herzog, Herr Maurer den Hellwitz und Herr Mevius den Pannewitz. Eßlairs Abgang wird in Stuttgart, ungeachtet der großen Lücke, welche ſein Verluſt verurſacht, nicht ſehr bedauert, weil er ſtets nur bemüht war, auf Koſten des Ganzen allein zu glänzen.

Auf der Leipziger Bühne wurden in den letzten Tagen des verfloſſenen Jahres zwey neue Stücke gegeben. Das erſte: Liebe und Großmuth, Familiengemählde aus dem 16ten Jahrhundert in 3 Acten, von K. L. M. Müller, fand man langweilig und unwahrſcheinlich. Das zweyte: Sophronia, Schauſpiel, nach dem erſten und zweyten Geſang des befreyten Jeruſalem, von Gerhard, iſt von dem Verfaſſer zu opernartig gehalten worden, auch fehlt es ihm an einer eigentlich dramatiſchen Verkettung; übrigens iſt es in fließenden Verſen geſchrieben und enthält mehrere gefällige Details.

Ein neues Melodrama: Pocahontas, oder: die indianiſche Prinzeſſinn, in reimloſen Verſen, hat auf dem Drury-lane-Theater in London kein ſonderliches Glück gemacht. Der einfache, ſich auf ein Factum gründende Inhalt iſt: Ein Engländer wird in Virginien von den Eingebornen gefangen und zum Tode verurtheilt, aber von der Prinzeſſinn, die ſich in ihn verliebt, gerettet.

Das däniſche Theater zu Copenhagen ſchwankt zwiſchen Mittelmäßigkeit und gänzlichem Verfall; nur die Oper erhält ſich, des vortrefflichen Orcheſters wegen, noch in einigem Werthe. Von Öhlenſchlägers neueſter Tragödie: Erick und Abel, die nächſtens zur Aufführung gebracht werden ſoll, hegt man große Erwartungen; man ſetzt ſie den beſten Arbeiten dieſes Dichters an die Seite. Auch Grillparzers Sappho, von Rahbeck überſetzt, ſo wie Schillers Fiesco und Kinds Vandyk, ſind zur Darſtellung beſtimmt.

Pär hat eine neue Oper: la Chanoine de Milan (nach **Duvals** bekanntem Luſtſpiel bearbeitet) componirt.

Vor einigen Tagen iſt von dem ſchätzbaren vaterländiſchen Kunſtwerk: »**Stammbaum des Habsburg-Öſterreichiſchen Hauſes,**« welches in dem eben ſo ſinnreich als wirkſam fortſchreitenden lithographiſchen Inſtitute hier (Michaelsplatz) heraus kommt, das VI. Heft erſchienen. Es enthält: 1) **Katharina**, Albrechts I. Tochter, geb. 1295, † 1323. Verlobt mit Kaiſer Heinrich VII., † 1313, vermählt mit Carl, Herzog von Calabrien 1316, † 1328. — 2) **Johann**, ohne Land, oder der Mörder, Sohn Herzog Rudolphs von Schwaben, geb. 1290, † 1313. — 3) **Anna**, † 1343, angeblich verlobt mit einem Könige von Polen. Gemahl: Johann Heinrich, Graf von Görz, vermählt 1326, † 1338. — 4) **Eliſabeth**, † 1336, unverehlicht. Verlobt mit König Johann von Böhmen 1331. Beyde Töchter Kaiſer Friedrichs des Schönen. — Dann ein Blatt Text. Zeichnung und Druck ſind eben ſo treu, kräftig und rein wie bey den früheren Heften. Jedes koſtet im Inſtitute ſelbſt 1 fl. 30 kr. W. W. Eine ausführliche Anzeige dieſes ausgezeichneten Werkes kann in unſerm Blatte Nr. 39 v. J. nachgeleſen werden.

Das in ſeiner Art bemerkenswerthe **plaſtiſche Panorama der Stadt Berlin**, jetzt im **Müller**'ſchen Gebäude hier ausgeſtellt, verdient angeführt zu werden. Das Ganze iſt nach einem Plan gearbeitet, und in Holz ausgeführt, mit einer ſo ungemeinen Zierlichkeit und Präciſion, daß man die Sorgfalt und Geduld des Verfertigers, der an fünf Jahre auf das Werk verwendete, nicht genug loben kann. Dieſes gleichſam lebendige Panorama iſt um ſo intereſſanter, weil es frey im Zimmer ſteht, und umgangen, folglich aus vielfachen Standpuncten betrachtet werden kann. Es bildet ein unregelmäßiges Polygon und nimmt einen Raum von etwa zwey und dreyßig Ellen im Umkreis ein. Die einzelnen Quadrate können zerlegt, und die hervorragenden, größeren Gebäude abgenommen werden. Alles, was innerhalb der Ringmauer liegt, ſtellt auf einer ungeheuern Fläche ſich ſo täuſchend dar, daß man die in ſchnurgerader Richtung ſich hinabziehenden Hauptſtraßen, z. B. die eine Stunde lang fortlaufende Friedrichs- und die parallel führende kürzere Wilhelms-Straße zu durchwandern glaubt, wie der Urheber des Kunſtwerkes, der Straßen und Plätze in allen Richtungen durchkreuzend, die Zeichnung aufnahm; nach keiner andern Abbildung orientirt man ſich ſo leicht wie hier, wo jeder Ort von allen Seiten zu überſchauen iſt. Das neue Theater-Gebäude fehlt an ſeinem Platze nicht. Der alte majeſtätiſche Palaſt der brandenburgiſchen Fürſten und die Kuppel der catholiſchen Kirche erheben ſich im Mittelpunct der Reſidenz. Die im rauhen Winter lieblich blühenden Gärten des induſtriöſen **Boucher** winken und bewegen auf die leiſeſte Berührung ihre ſchlanken Drahtſtämme um das ſeidene Laubwerk ihrer Wipfel und Geſträuche — ach! aber ihre ſeltenen Blüthen ſtreuen keine Düfte. Stehe nun ſtill, Wanderer, und kehre dich nach **Sansſouci**, wo der Geiſt des großen **Friedrichs** weilt. Dieſe Abbildung iſt an ſich ſelbſt, ſo wie die optiſchen Anſichten von mehreren großen und bedeutenden Städten, weniger intereſſant, wiewohl unter dieſen die von St. **Petersburg**, mit ſeiner flachen, in's Unendliche ſich dehnenden Umgebung beſonders anſpricht, und durch die glückliche Beleuchtung des Horizonts verſchönert wird.

Berichtigung.

Im Converſationsblatte 1820 Nr. 55, Seite 317, Zeile 89 iſt das Anführungszeichen vor Albrecht I. weg zu laſſen.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der **Carl Gerold**'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625), wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 11 fl. W.W. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (**Franz Gräffer**) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

12.

(Wien, Samstag den 10. Februar.)

Beſchreibung zweyer Reiſen auf den Montblanc im Auguſt 1820, von dem ruſſiſch kaiſerl. Hofrath und Ritter Dr. Hamel.

(Fortſetzung von Nr. 11.)

Aus §. 1117 der Sauſſureſchen Reiſen erhellet, daß, als er im Jahr 1785 verſuchte, von der Weſtſeite über die Aiguille und den Dome de Gouté auf den Montblanc zu gelangen, er ſchon den Muth verlor, ehe er noch die Felsgrathe der Aiguille halb hinan geſtiegen war. Hiernach, und nach dem, was ich ſelbſt in Erfahrung gebracht, war ich verleitet zu glauben, daß die Nordſeite des Berges, von der aus Sauſſure ſpäter hinaufgelangt war, doch weniger Schwierigkeiten darbieten müſſe. Ich trug es alſo darauf an, auch die Reiſe von Chamouny aus zu verſuchen, um mit Beſtimmtheit ſagen zu können, welche von den zwey Routen den Vorzug verdiene, denn bis jetzt war noch kein Reiſender von beyden Seiten hinauf geſtiegen. Außerdem wünſchte ich oben auf dem Berge verſchiedene phyſicaliſche und phyſiologiſche Verſuche und Beobachtungen zu machen.

Zuvörderſt wollte ich mir es angelegen ſeyn laſſen, die Höhe des Montblanc barometriſch genau zu beſtimmen, denn ſeit Hrn. v. Sauſſure hat Niemand ſich die Mühe gegeben, es zu thun, und Herr Zumſtein aus Turin, welcher am 11ten Aug. 1819 den Mont-Roſa beſtiegen, behauptet, daß einige ſeiner Spitzen höher ſeyen, als der Montblanc (S. d. Bibl. univ. Nov. 1819; Sc. et Arts; p. 142). Da es ſchwer iſt, auf hohe Berge, zumahl über ſchroffe Felſen, Gletſcher, Schnee- und Eisabhänge weg, Barometer unbeſchädigt hinauf zu bringen, ſo verſchaffte ich mir deren zwey. Das eine war ein vortreffliches Stockbarometer, welches Herr Prof. Theodor de Sauſſure die Güte hatte mir zu leihen. Der Behälter für das Queckſilber iſt ein gläſerner Cylinder, und das Niveau wird durch eine Stellſchraube gerichtet. Das andere war ein Heberbarometer, in deſſen langem Schenkel das Queckſilber beym Tragen mittelſt eines Kranes feſtgehalten wird. Da auf dem Montblanc das Barometer nur auf beyläufig 16 Zoll ſteht, und alſo ein 30 Zoll langes

Barometer unnöthig und bloß beſchwerlich iſt, ſo gerieth ich auf den Einfall, mir noch etliche kurze und ganz einfache Barometer zur Beſtimmung der Höhe des Gipfels anzufertigen. Ich nahm 17 bis 18 Zoll lange Glasröhren, bog das offene Ende einer jeden heberförmig um, und nachdem ich ſie mit Queckſilber gefüllt und ſolches gut ausgekocht hatte, verſchloß ich die Öffnung des kurzen Schenkels auf eine ſolche Weiſe, daß bey den Volumveränderungen des Queckſilbers durchaus keine Luft in den langen Schenkel dringen konnte. Dieſe in Futterale eingelegten und ſehr tragbaren Röhren konnten mir zur Meſſung der Höhe des Gipfels dienen, wenn auch beyde eigentlichen Barometer auf der Reiſe zerbrochen oder beſchädigt worden wären. Ich brauchte oben bloß die Stöpſel zu öffnen, und dann die Höhe der Queckſilberſäule zu meſſen, welche in der Röhre ſtehen blieb. Mit ſo vielen barometriſchen Inſtrumenten ausgerüſtet, durfte ich hoffen, die Höhe des Montblanc aufs genaueſte beſtimmen zu können. Herr Prof. Pictet hatte die Güte, die vergleichenden Beobachtungen in Genf zu übernehmen; auch ſollte Jemand im Chamounythal ſich damit beſchäftigen.

Da die Sonnenſtrahlen oben in der dünnen Luft auf die Haut des menſchlichen Körpers mit einer ganz außerordentlichen Kraft einwirken, wie ich ſolches auf meiner erſten Reiſe beobachtet, ſo war ich begierig, vergleichende Verſuche über das Schmelz- und Zündvermögen der durch Linſen concentrirten Strahlen anzuſtellen, und hatte mich hierzu mit Apparaten verſehen. Ich hoffte, einige für die Theorie des Lichts und der Wärme intereſſante Reſultate zu erlangen. Mittelſt Schießpulver wollte ich das verminderte Schallfortpflanzungsvermögen der dünnen Luft beobachten. Ich verſah mich mit mehreren hermetiſch ſchließenden Fläſchchen, um Luft vom Gipfel mit herab zu bringen, welche ich ſodann chemiſch zerſetzen wollte, um ihren Gehalt an Sauer- und Kohlenſtoff zu beſtimmen.

Auf dem Gipfel wollte ich Beobachtungen über die Wirkung der verdünnten Luft auf den thieriſchen Organismus anſtellen, und ſchmeichelte mir, mehrere in phyſiologiſcher Hinſicht merkwürdige Thatſachen zu erfahren. Vorzüglich wünſchte ich auszufinden, wie die atmoſphäriſche Luft auf jener Höhe, wo das Barometer auf 16 Zoll herabſinkt, und wo bey jeder Einathmung alſo nur etwas über die Hälfte der gewöhnlichen Menge Lebensluft in die Lunge kömmt, auf das Blut einwirkt. Ich wollte Thieren, mir ſelbſt und meinen Begleitern oben arterielles und venöſes Blut abzapfen, um aus ſeiner Farbe zu urtheilen, ob es in der Lunge eben ſo decarboniſirt worden, wie es bey der doppelten Menge eingeathmeten Sauerſtoffs geſchieht. Ich verſah mich mit Kalkwaſſer, um zu unterſuchen, ob bey dieſem Mangel an Sauerſtoff die ausgeathmete Luft dort oben dennoch ungefähr in demſelben Verhältniſſe Kohlenſäure enthalte, als in den niedern Regionen. Überhaupt war ich begierig, die Urſache zu erfahren, warum die Muskelkraft in der dünnen Luft ſich ſo ſchnell erſchöpfe. Aller Wahrſcheinlichkeit nach iſt die unzureichende Quantität von Sauerſtoff im Blute daran Schuld; es würde ſich alſo hier die Meinung unſerer vorzüglichſten Phyſiologen, welche den Sauerſtoff als Bedingniß aller Muskelerregbarkeit annehmen, beſtätigen. Noch wollte ich ſuchen zu beſtimmen, warum das Herz deſſen ungeachtet mit ſolcher Schnelligkeit ſchlage, und wie es komme, daß wenig Athemzüge die erſchöpfte Muskelerregbarkeit auf einmahl wieder herſtellen, ungefähr wie ein Trunk Waſſer augenblicklich den Durſt löſcht.

Schon lange beklagen ſich die Mönche des Hoſpitals auf dem großen St. Bernhard, daß ihr Fleiſch nie recht gar werde, wenn ſie es auch noch ſo lange kochen laſſen. Die Urſache hievon iſt offenbar die, daß auf der Höhe das Waſſer in offenen Gefäßen ſich nicht zu dem Grade erhitzen läßt, wie in der Ebene, wo daſſelbe erſt bey 80° R. ſiedet, da hingegen auf dem Montblanc es ſich ſchon bey 68° in Dämpfe verwandelt. Ich wollte ihnen beweiſen, daß in verſchloſſenen Gefäßen auf jeder Höhe Fleiſch gar gekocht werden könne. In einen ſehr einfach gebauten papinianiſchen Topf wollte ich auf dem Gipfel ein Huhn mit Schnee einlegen, und ſolches in kurzer Zeit gar kochen. Da auf jener Höhe weder Holz noch Kohle ordentlich brennt, ſo hatte ich mehrere Flaſchen Alcohol angeſchafft, welcher, über einen Badeſchwamm gegoſſen und angezündet, mir als Brennmaterial dienen ſollte. Eine beſondere Vorrichtung war beſtimmt, den Wärmegrad auszufinden, bey welchem auf den verſchiedenen Höhen das Waſſer zum Sieden kömmt.

Eine neue Camera lucida mit einem Spiegel ſollte dienen, vom Gipfel des Montblanc aus, den Umriß eines Panorama zu entwerfen. Außerdem beſaß ich alle nöthigen Inſtrumente, um den Grad der Wärme, der Feuchtigkeit und der Electricität der Atmoſphäre, ſo wie auch ihre Farbe, zu meſſen. Hr. Hentſch lieh mir ein ganz vortreffliches Fernrohr, und Hr. Prof. Pictet verſah mich mit einem Troughton'ſchen Taſchenſextant, einem Azymuthal-Compaß, einer Inclinationsnadel, einem Niveau mit Fernglas, einem Neigungsmeſſer, einem Schrittzähler ꝛc.

Zwey Engländer, Herr Joſeph Dornford, und Herr Gilbert Henderſon, beyde von der Oxforder Univerſität, und Herr Seligue aus Genf ſchloſſen ſich an mich an, um die Reiſe mit zu machen. Wir fuhren den 16ten Aug. Nachmittags um drey Uhr, von Genf ab. (Barom. 26. 11; Therm. 24° R.). Erſt gegen Mitternacht erreichten wir St. Martin (Barom. 26. 6, 8; Therm. feſt 16½°, frey 13°), wo wir bis ſieben Uhr den nächſten Morgen verweilten, und um zwey Uhr, langten wir zu Prieuré, dem Hauptorte im Chamounythal, in dem vortrefflichen, von Herrn Charlet gehaltenen Gaſthofe à l'union, an (Barom. 25; Therm. 19°). Ich ließ ſogleich Joſeph Marie Coutet und Mathias Balmat, Söhne der zwey Hauptführer des Hrn v. Sauſſure, welche mir Herr Prof. Pictet beyde als beſonders zuverläſſige Männer empfohlen hatte, kommen, um mich mit ihnen über unſere Reiſe zu berathen. Sie riethen uns, im Ganzen zwölf Führer, d. h. drey auf jeden Reiſenden, zu nehmen. Wir überließen ihnen die Auswahl, und ich beſchäftigte mich mit dem Ordnen und Einpacken meiner Inſtrumente, während unſere gefällige Wirthinn den nöthigen Mundvorrath und die zum Nachtlager erforderlichen Sachen beſorgte.

Den folgenden Morgen, um ein Viertel auf ſechs Uhr, machten wir uns beym ſchönſten Wetter froh und wohlgemuth auf den Weg (Therm. 10°). *) Wir gingen über den Fluß, und dann rechts durch Kornfelder auf das untere Ende des Boſſongletſchers zu; ehe wir aber noch ganz zu demſelben gelangt waren, wendeten wir uns (bey der Wohnung des J. Balmat, genannt der Montblanc) links, und begannen das Aufſteigen in einem dichten Tannenwalde, welcher den untern Theil des Berges bedeckt. Um ſieben Uhr waren wir bereits über dieſem Walde, bey der dort einſam gelegenen höchſten Sennenhütte angelangt. Sie gehört einem der ehemaligen Begleiter Sauſſures, Nahmens Peter Franz Favret, und da ſein Sohn die Reiſe mitmachen ſollte, ſo verweilten wir hier etwas. Einer unſerer Wegweiſer, Julius Devonaſſon (Stiefſohn des Dr. Paccard, welcher mit J. Balmat zuerſt auf dem Montblanc geweſen), entfernte ſich unterdeſſen, um bey einem Schneewaſſerbache zu trinken. Er hatte in Chamouny bey einer Frau, der Pharmaceutinn des Thals, Eſſigſyrup gekauft, weil dieſer, auf den hohen Bergen mit Waſſer getrunken, am beſten erfriſcht. Dieſen Syrup wollte er vor der Vermiſchung mit Waſſer erſt koſten, ſetzte die Flaſche an den Mund und that einen Zug, als ihm augenblicklich der ganze Schlund und Magen wie in Feuer brannte. Man hatte ihm concentrirte Schwefelſäure (Vitriolöhl) ſtatt Eſſigſyrup gegeben. Er litt ſtark, zitterte am ganzen Körper und erbrach ſich unaufhörlich. Glücklicher Weiſe war in der Sennenhütte auf dem Heerde Holzaſche vorhanden; ich ließ ihn davon eine große Portion mit Waſſer gemiſcht, verſchlingen. Die Säure wurde durch das Alcali der Aſche neutraliſirt, und der zu aller Freude und Verwunderung hergeſtellte Führer, den ſeine Freunde tödtlich vergiftet glaubten, ſetzte den Weg ohne Beſchwerde mit uns fort. Hätte ſich dieſer Unfall ſpäter in der Schneeregion ereignet, ſo hätte Devonaſſon das Opfer dieſer ſtrafbaren Verwechſelung werden können.

Von der Käſehütte an, gingen wir im Zickzack aufwärts, in der Richtung der Aiguille du Midi; um halb neun Uhr ruhten wir bey Pierre pointue, wo der Berg zwiſchen dem Boſſon- und dem Perleringletſcher, jedoch dem erſtern näher, einen Vorſprung macht, aus (Therm. 13°). Von hier aus erblickten wir zum erſten Mahle den Gipfel des Montblanc, während wir auch das Dorf Prieuré im Thal noch ſehen konnten, und den Breven gegen Norden zu gerade vor uns hatten. Jetzt ward der am ſteilen Fuße der Aiguille du Midi rechts hinanlaufende Pfad ſo enge, daß man ſehr vorſichtig vorwärts ſchreiten mußte. Für den Ungeübten iſt es bey ſolchen Stellen rathſam, zur Seite des Abhangs einen der langen Alpenſtöcke horizontal von zwey Führern, deren einer vor und der andere hinter dem Fremden geht, tragen zu laſſen, ſo daß dadurch eine Art mitgehendes Geländer gebildet wird. Weiterhin durchzogen wir ein Strombette, das ſchwarze Waſſer (l'eau noire) genannt, welches aber ſtatt mit Waſſer, mit ungeheuren von oben herab gerollten Granitblöcken angefüllt war. Später ka-

---

*) Der Leſer beliebe hier die beyfolgende Anſicht des Montblanc zur Hand zu nehmen, auf welcher der Weg bezeichnet iſt. Im nächſten Blatte wird die Zeichnung noch beſonders erklärt werden.

men wir über eine andere Schlucht, der weiße Strom (Nantblanc) genannt, und um drey Viertel auf zehn Uhr lagerten wir uns zum Frühſtück um einen großen, unweit der Moraine des Boſſongletſchers liegenden Felsblock, den die Führer, welche hier gewöhnlich die zum Gletſcherübergang nöthige Leiter zurück laſſen, Leiterſtein (Pierre de l'échelle) nennen (Barom. 21. 1, 7; Therm. feſt 12°, frey 15°). Zehn Minuten auf zwölf ſetzten wir unſern Marſch weiter fort, und binnen fünf Minuten waren wir ſchon am Rande des Boſſongletſchers, den wir jetzt in etwas ſchräger Richtung aufwärts paſſiren mußten.

Kaum hatten wir hundert Schritte auf dem Eiſe gemacht, als wir die wunderbarſten Geſtaltungen desſelben gewahr wurden. Das von faſt jedem nach Chamouny kommenden Fremden beſuchte Eismeer auf dem Montanvert iſt mit allen ſeinen Unebenheiten eine glatte Fläche im Vergleich mit den fürchterlichen Eisthürmen und offenen Schlünden, die hier Grauſen verurſachen. »Sehen Sie rechts! Schaun ſie links!« rief beſtändig der von uns, welcher voranging, ſeinen nachfolgenden Begleitern zu. Bald war es ein bodenloſer Abgrund im Eiſe, an deſſen Rande wir dahin zogen, bald ein himmelhoher Eisthurm, deſſen durchlöcherte Spitze ſich weit herüber neigte, und unter welcher wir vorbey mußten. Alle Augenblicke krachte es um uns, indem das Eis in neue Spalten zerriß. Höher oben donnerten auch Lawinen. Peter Carrier, einer unſerer Führer, zeigte einen beſondern Muth; er war immer vorne weg, um gefährliche Stellen zu ſondiren, und um die beſten Orte zum Übergang über die Spalten auszufinden. Wir ſtießen auf eine derſelben, die unſerer Reiſe Grenzen zu ſetzen ſchien; die Führer ſchafften aber doch Rath. Die Spalte war an ihrem ſchmalſten Orte 20 Fuß breit, und in ihrer Mitte erſtreckte ſich hier der Länge nach eine Eiswand, deren obere Fläche, nur etwa 1 Schuh breit, 10 Schuh tiefer lag als die äußeren Ränder der ſo vereinigten zwey Spalten. Die Führer ließen die Leiter auf dieſe dünne Scheidewand hinunter, und während zwey ihr oberes Ende hielten, ſtieg einer hinab und ſtellte ſich rechts daneben, um ſie auch unten zu halten. Nun mußte ich hinabſteigen; ich geſtehe, es war mir nicht wohl dabey zu Muthe; ich ſtellte mich behutſam links neben die Leiter, ſtieß meinen Dornſtock feſt ins Eis, und blieb auf demſelben geſtützt ſtehen, indem ich vermied, in die blauen Eisſchlünde hinab zu blicken, die mich von beyden Seiten angähnten, um beym geringſten Verluſt von Gleichgewicht ihre Beute zu verſchlingen. Unterdeſſen richtete der unten ſtehende Führer die Leiter behutſam mit dem obern Ende gegen den entgegengeſetzten Rand der Spalte, und nachdem ich hinauf geſtiegen, wieder zurück an die vorige Seite, um einen andern Reiſenden zu empfangen. Wenn wir an eine Spalte kamen, die nur um etliche Zoll weniger breit als die Leiter lang war, ſo ward letztere als Brücke darüber hingeſchoben und wir krochen auf allen Vieren hinüber. Oft trafen wir tiefe Spalten, über die der Schnee eine Schwibbogenbrücke gebildet hatte, und einige Mahl fanden die Hintern des Zuges dieſelbe durch die Fußſtapfen der Vordern ſchon durchbrochen. In dieſem Falle ſetzte man den Fuß etwas ſeitwärts. Einige Mahl ließen uns die Führer an Stricken eine Eisſchlucht hinab, und zogen uns auf der entgegengeſetzten Seite wieder mit Stricken hinauf. Von ihnen kletterte der Erſte mittelſt in der ſteilen Eiswand gemachter Einſchnitte in die Höhe.

Trotz aller Gefahren, die uns drohten, kamen wir doch ohne den geringſten Unfall über den Gletſcher, und um ein Viertel auf zwey Uhr befanden wir uns bereits auf der Schneefläche oberhalb der Stelle, wo der Boſſon- und Taconaygletſcher, die bis dahin durch den Berg Lacote getrennt ſind, zuſammenſtoßen. Um auf den Grand Mulet (eine Felſengruppe, welche weiter oben aus dem Eiſe hervorragt) zu gelangen, mußten wir noch einen breiten Schneeabhang von 56° Neigung auf vorgehauenen Stufen hinanſteigen, was fürchterlich war. Endlich um drey Uhr erreichten wir die Baſis der genannten Felſen von der Abendſeite her, aber erſt anderthalb Stunden ſpäter hatten wir ihre Spitze erklettert, ſie ſind eben ſo ſteil und unſicher, als die Grathen der Aiguille de Gouté. Mein Plan war, ſo hoch als möglich oben im Schnee zu übernachten, eine ſchwarze Wolke aber, die ſich im Weſten gebildet hatte, brachte uns zum Entſchluß, auf dieſer Felſeninſel zu verbleiben, um uns nicht weiter oben im Schnee Gefahren auszuſetzen (Barom. 19. 3, 6; Therm. + 10°). Unſere erſte Sorge war, uns einiger Maßen vor dem Regen, der uns drohte, zu ſchützen. Da der Girſel der Felſenmaſſe in Geſtalt eines römiſchen L, d. h. unter einem rechten Winkel, ausgeſchnitten iſt, ſo ſtellten die Führer unſere mit Tüchern bedeckte Leiter und mehrere Stöcke ſchräg darüber, und bildeten ſo die Hypothenuſe des Dreyecks. Auf die horizontale Fläche des Felſen breiteten ſie das wenige Stroh, ſo einer von ihnen mitgebracht hatte, aus, und darauf ſtreckten wir Reiſende und unſere Hauptführer uns einer neben dem andern hin. Die übrigen Führer mußten zwiſchen den Felsſpalten Schutz vor dem Wetter ſuchen. Kaum waren wir mit dieſer Einrichtung fertig, als der Regen auch da war, und wir fanden zu unſerm Leidweſen, daß unſer Dach das Waſſer keineswegs abhielt. Ich bedeckte mit der für mich beſtimmten Decke meine Inſtrumente, und ward dafür ſelbſt ganz durchnäßt. Der Donner rollte majeſtätiſch um uns her, und als ich die Spitze meines Electrometers zur Hütte hinaushielt, fuhren ſeine Kügelchen nicht nur auseinander, ſondern tanzten mit ſolcher Heftigkeit, daß mir angſt und bange wurde und ich es ſchnell zurückzog. Wirklich wurde der Donner auch immer ſtärker und es erfolgte Blitz auf Blitz. Da es bereits dunkel geworden, und wir uns in der Gewitterwolke ſelbſt befanden, ſo ſchienen wir bey jedem Blitze im Feuer ſelbſt zu ſeyn. Die ganze lange Nacht hindurch wüthete eines der ſtärkſten und ausgedehnteſten Gewitter von heftigem Sturm begleitet. Franzöſiſche und andere Zeitungen haben ſpäter des Unheils erwähnt, ſo an verſchiedenen Orten dadurch angerichtet worden. In Chamonny war man unſertwegen in großer Verlegenheit. Wir litten beſonders viel von Näſſe, und durften uns dabey auf unſerm harten Lager bey vollkommener Finſterniß nicht rühren. Gegen Morgen, den 19ten, hörte das Gewitter auf, und die Atmoſphäre war eine Zeitlang ſo rein, daß wir den Genfer See, das Juragebirge und andere entfernte Gegenſtände ſehr deutlich ſehen konnten. Doch kehrten bald Wolken zurück, und unſere Hoffnung, daß ſich das Wetter gegen Mittag vollkommen aufheitern werde, blieb unerfüllt. Wir beſchloſſen daher, auch noch die künftige

Nacht, wie die vergangene, hier zu bivouaquiren. Da auf dieſe Weiſe unſere Reiſe um einen Tag verlängert ward, ſo ſchickte Coutet zwey Mann nach Chamouny zurück, um für die Führer eine Verſtärkung von Lebensmitteln zu holen, die wir bey unſerer Zurückkunft hier vorzufinden hofften. Wir ſelbſt aßen wenig, hatten aber beſtändig Durſt. Wir fanden unter unſerm Proviant, Zitronen und Zucker, daraus bereiteten wir uns einen Syrup, der, mit Wein vermiſcht, unſer Hauptlabſal war. Herrn Hendersons Puls ſchlug 86, Herrn Dornfords 90, und meiner 98 Schläge die Minute. Während es nicht regnete, beſchäftigte ich mich, das Queckſilber einer meiner barometriſchen Röhren, welche unterwegs gelitten hatte, von neuem aufzukochen Wir unterſuchten die Temperatur des ſiedenden Waſſers, und fanden ſie 72°. Ich traf Vorbereitungen, um nach unſerer Rückkehr vom Gipfel hier einige große Raketen ſteigen zu laſſen; ich wünſchte zu ſehen, ob ſie in dieſer ſchon ziemlich dünnen Luft ſich gut heben würden. Sie waren mit arſenicaliſchen Leuchtkugeln und Sternen geladen. Ich hatte auch bengaliſches Feuer mit Antimonium, und überdieß eine Miſchung von Salpeter, Schwefel und Auripigment in Bereitſchaft; hiermit hoffte ich den Montblanc und ſeine Umgebung bedeutend beleuchten zu können.

Von Zeit zu Zeit wurden wir durch das donnerähnliche Krachen fallender Avalanchen erſchreckt, von denen wir auch mehrere ſahen. Wir waren jedoch auf unſerm Felſen vor aller Gefahr dieſer Art ſicher. Gegen fünf Uhr trieb uns ein ſtarker Hagel unter unſer Zelt, und bis Mitternacht blieb die Witterung regneriſch und trube. Etwas ſpäter glaubte ich durch unſer Dach hindurch einen Stern zu ſehen; ich theilte dieſe freudige Entdeckung ſogleich meinen ſchlafenden Gefährten mit, und bald nachher war ſchon der Himmel ganz mit Sternen beſäet, obgleich dicker Nebel noch das Thal bedeckte. Coutet meinte, wir würden einen ſchönen Tag bekommen, allein es ſey klug, unſern Aufbruch bis gegen Sonnenaufgang zu verſchieben.

(Schluß folgt.)

* * *

Kleine Denkwürdigkeiten.

34. Der berühmte Thron des Königs David, Koukubal-Jinna geheißen, eine Arbeit des Dämon Sakhur, wird in einer alten perſiſchen Handſchrift, die ſpäterhin ins Engliſche überſetzt ward, folgender Weiſe beſchrieben:

Die Seiten waren von gediegenem Golde, die Füße von Smaragden und Rubinen, mit Perlen untermiſcht, jede von der Größe eines Straußeneyes. Er hatte ſieben Stufen, an deren Seiten ſich Reihen von Bäumen befanden, die mit koſtbaren Steinen behangen waren, welche reife und unreife Früchte vorſtellten. Auf den Gipfeln dieſer Bäume waren die Geſtalten ſchön gefiederter Vögel, beſonders des Pfaues, Staub und Kurges angebracht, welche alle künſtlich hohl waren, und gelegentlich tauſend wohlklingende Lieder ſingen konnten, ſo wie ſie ein ſterbliches Ohr noch nie gehört hatte.

Auf der erſten Stufe befanden ſich Weinranken mit Trauben, die aus verſchiedenen Gattungen koſtbarer Steine zuſammengeſetzt waren, und zwar ſo geordnet, daß die verſchiedenen Farben derſelben, als Purpur, Violett, Grün, Roth die wirklichen Früchte mit vieler Ähnlichkeit vorſtellten. Auf der zweyten Stufe ſah man auf jeder Seite des Throns zwey Löwen in Lebensgröße von ſchreckbarem Anſehen, und aus gegoſſenem Golde verfertiget.

Die Eigenheit dieſes merkwürdigen Thrones beſtand beſonders darin, daß, ſobald der König und Prophet Salomo ſeinen Fuß auf die erſte Stufe ſetzte, alle Vögel ihre Flügel ausbreiteten, und ein flatterndes Geräuſch in der Luft machten. Betrat er die zweyte, ſo ſtreckten die Löwen ihre Tatzen aus. Bey Berührung der dritten fing die ganze Verſammlung der Dämonen, Feen und Menſchen an, das Lob der Gottheit zu ſingen. Wenn ſein Fuß die vierte berührte, ſo hörte man Stimmen, die ihn alſo anredeten:

»Sohn David's, ſey dankbar für die Segnungen, womit der Allmächtige dich beglückt hat!«

Daſſelbe wurde wiederholt, wenn er zur fünften Stufe gelangt war. So wie er die ſechste betrat, kamen alle Kinder Iſrael, — und bey der ſiebenten, — der Thron, die Vögel, Thiere in Bewegung, und hörten nicht auf, ſich zu bewegen, bis er ſich auf dem königlichen Sitze niedergelaſſen hatte.

Hierauf goſſen die Vögel, Löwen und alle die andern Thiere, vermittelſt geheimer Springfedern, einen Strom des vortrefflichſten Moſchus über den Propheten. Zwey von den Kurgeſſen ließen ſich herab und ſetzten eine goldene Krone auf ſein Haupt. Vorher war der Thron eine Säule von polirtem Golde, auf deren Gipfel eine goldene Taube mit einem in Silber gebundenen Buche, in welchem die Pſalmen David's geſchrieben waren, in ihrem Schnabel ſaß. Sie überreichte dem Könige das Buch, und er las den Kindern Iſrael einen Theil daraus vor. Man berichtet ferner, daß, wenn ſich gottloſe Menſchen dem Throne näherten, die Löwen ein ſchreckliches Gebrull erheben, und heftig mit ihren Schweifen ſchlugen; auch fingen die Vögel an, ihre Federn zu ſträuben, und die Dämonen und Genien ein heulendes Geſchrey zu erheben, ſo, daß aus Furcht deßhalb Niemand es wagte, ſich der Falſchheit ſchuldig zu machen, ſondern ſein Verbrechen geſtand.

Das war der Thron Salomos, des Sohnes David's.

---

35. In Europa pflegt man Ehrenhändel durch Degen oder Piſtolen auszumachen. Nicht ſo die Grönländer. Der Beleidigte fordert den Beleidiger zu einem Wettkampfe heraus, welcher der Siege-Streit heißt. Tanzend tritt er in eine, zur Entſcheidung zuſammen gerufene Verſammlung, und ſingt (?) ſeine Klage mit dem bitterſten Spott, den er aufzubringen vermag, gegen ſeinen Feind ab, ſucht ihn lächerlich zu machen, und die Zuhörer und Richter zum Belachen und zum Verhöhnen des Gegners zu bringen. Hierauf macht er dem letzteren Platz, und dieſer greift ihn mit gleichen Waffen an. Wer nun das letzte Wort behält, und die meiſten Lacher auf ſeiner Seite hat — ſie werden gezählt — wird für den Überwinder erklärt.

K.

36. In Nr. 3. des vorigen Jahrganges haben wir berichtet, daß die Rittner'ſche Kunſthandlung in Dresden die Platte der berühmten Müller'ſchen Madonna nach Paris geſchickt, um ſie dort von Desnoyers reſtauriren zu laſſen. Die Arbeit iſt nun vollendet. Merkwürdig iſt, was über das Honorar ꝛc. ein öffentliches Blatt berichtet, nähmlich: »Die Rittner'ſche Kunſthandlung in Dresden hat dem Kupferſtecher Desnoyers in Paris für die Aufſtechung der Platte von Fr. Müllers berühmter Madonna 22,000 Francs bezahlt. Die Wiederbelebung iſt über alle Erwartung gelungen. Nur die zwey hervorſchauenden Engel auf dem Boden dieſer Raphael'ſchen Madonna werden in den Köpfen den Wiederſtich den Kennern verrathen. Aber man wird froh ſeyn, ſich nun wieder ein Exemplar anſchaffen zu können, um denſelben Preis (25 Thaler in Geld), für welchen Anfangs ein Abdruk des Müller'ſchen Stichs verkauft wurde. Von dieſen erſten Abdrücken wird ein ganz guter bereits mit mehr als 100 fl. C. M. bezahlt.«

---

37. In die Reihe der profanen Schickſale wackerer Gelehrten (deren wir in Nr. 110 und 11 des vor. Jahrg. mehrere genannt) gehört auch nachſtehender Zug: Ein, durch ſeine Kenntniſſe, ſeine Reiſen und ſeine Geſchichte gleich berühmter Mann, Roſeli, übergab dem Magiſtrat in Utrecht eine Bittſchrift, worin er um eine Profeſſur der orientaliſchen Sprachen, oder der Mathematik, der Philoſophie, der Geſchichte und der Theologie, oder um die Erlaubniß, ein Caffehhaus zu errichten, bat. Dem Mann, von dem man wußte, daß er in allen dieſen Wiſſenſchaften bis zur Gelehrſamkeit erfahren war, geſtand man nur die Erlaubniß zu, Gaſtwirth zu werden. Dieß geſchah im Jahr 1716, könnte aber auch noch 1821 geſchehen. (Dabey muß ſich wieder die Frage erneuern: Warum wird ſo viel ſtudirt, wenn den Leibnitzen dann nichts übrig bleibt, als — Bierwirthe zu werden ꝛc.)

---

38. Während der Belagerung Breiſachs durch die Schweden im Jahr 1738 wuchs die Noth ſo an, daß bloß dreyßig Weimariſche Gefangene acht ihrer verhungerten Gefährten auffraßen, auch vermißte man mehrere Kinder. Hunde, Katzen, Mäuſe waren verſchwunden. Das Malter Korn galt 132 fl., ein Pfund Rockenbrot 4 Rthlr., ein Pfd. krepirtes Pferde- und Hundefleiſch 7 Batzen, ein Pfd. Roßkutteln, Wampen oder Sulz 7 Batzen, eine Ratte 1 fl. Mehr als zweytauſend Roß-, Ochſen-, Küh-, Kälber- und Schafhäute wurden, die eine in die andere zu 5 fl. erkauft und aufgegeſſen. Des Morgens ſah man die Leichname auf den Straßen umherliegen.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Unſere Jahrbücher der Literatur (eine wiſſenſchaftliche Schöpfung, für die das Vaterland Sr. Durchlaucht dem Herrn Miniſter, Fürſten Metternich, niemals genugſamen Dank wiſſen kann, und die, troß mancher Verkennung, Reaction und heuchleriſcher Freundſchaft, im In- und Auslande eine feſte Grundlage der ausgezeichnetſten Achtung gewonnen), haben nunmehr (wie in Nr. 4. vorläufig angezeigt) mit dem XIII. Bande ihren vierten Jahrgang begonnen.

Der parteyloſe Ernſt und die gründliche Erörterung der vorkommenden Unterſuchungen ſind dieſelben geblieben und übertreffen bey dem höchſt mäßigen Preiſe *) gewiß jede gerechte Forderung.

Das Anzeigeblatt würdiget, wie gewöhnlich, wichtige Erzeugniſſe der auswärtigen, inſonderheit der engliſchen, franzöſiſchen und ſpaniſchen Literatur.

Im Haupttexte zeiget die Würdigung der »orientaliſchen Bibel-Ausgaben«, welche Sorge in unſern Abteyen auch dem Studium der morgenländiſchen Sprachen, neben demjenigen geweiht werde, was in denſelben für die National-Erziehung, für die Seelſorge, für rationelle Landwirthſchaft und für das hiſtoriſche Quellenſtudium geſchieht.

Unverkennbar eine eigentliche Zierde dieſer Jahrbücher ſind (den obigen verwandt) die herrlichen Arbeiten des Hofraths und Hofdolmetſch, Ritter von Hammer, doppelt bewundernswerth, neben dem ſoliden Reichthum, womit er, in ſeltener Beharrlichkeit, bereits über ein volles Jahrzehend, ſeine »Fundgruben des Orients«, ausſtattet, hier aber mit gleicher Erfahrung und gleicher Gewandtheit, bald die Blüthen arabiſcher Philoſophie und Beredſamkeit, bald die ſchönen Redekünſte Perſiens, bald die encyclopädiſchen Arbeiten der engliſch-aſiatiſchen Geſellſchaft, — die Geographie Perſiens und der europäiſchen Türkey, das Buch des Königs der Könige, — den Antar und das Schah Nameh, die Heldenbücher des Aufganges, — dann wieder die tatariſche Sprache ꝛc. in ihren verborgenſten Beziehungen erläutert. Möge dieſe ſchöne und raſtloſe Wirkſamkeit noch lange unverdroſſen fortfahren! Sie iſt für Geſchichte und Sprachenkunde eben ſo wichtig, als für den Staat in ſeinen geographiſchen und politiſchen Beziehungen, nach Innen und nach Außen.

Auch Adelung's Überſicht aller bekannten Sprachen und Dialecte erhielt im gegenwärtigen Bande parteyloſe Prüfung und ehrenvolle Anerkennung, aus der erprobten Feder des genannten Herrn Verfaſſers, beynahe des Einzigen unter den Inländern, der ſeine Recenſionen jedes Mahl nahmentlich unterfertigt: ein allerdings zu ehrendes, männliches Hervortreten. Indeſſen hat auch die Anſicht Anderer Vieles für ſich, in Fächern von ausgebreitetem Umfange, in denen jedwedes Mitglied des ſogenannten »gebildeten« Publicums, ohne weiters mitſprechen zu können glaubt, und in einem Journal, das ſchon an und für ſich alle Perſonalitäten, mit allen daraus hervorgehenden kleinlichen Abſichten und Anſichten ſtrenge ausſchließt, anonym zu bleiben. — Gründe und Thatſachen, die der Prüfung ungeſcheut vorliegen, müſſen entſcheiden, nicht ob der Recenſent Cajus heiße oder Sempronius? Diejenigen, die ſich durch eine oder andere Bemerkung ſchwer getroffen fühlen, haſchen oft gar zu gern nach dem einzig übrigen Echappatoire, von der Sache ganz auszuweichen und ſich in kleinliche Unwürdigkeiten über die Perſon zu verlieren! — Daher iſt die in den Jahrbüchern dießfalls gelaſſene Freyheit, in Verbindung mit der ſcharfen Disciplin über den Ton, einer der zuverläſſigen Grundpfeiler der allgemeinen Achtung und des dauernden Beſtandes.

Kunſt und Alterthum haben neben mehreren Inländern (worunter inſonderheit auch des Hofraths v. Hammer Anzeige der Abhandlungen Zoegas glänzte) auch an dem unvergleichlichen Docen in München und in Büſching's breiter Gründlichkeit die geziemende Erörterung, die Jahrbücher aber auch im Auslande, dieſe und andere Mitarbeiter vom erſten Range gewonnen. — Storch's National-Wirthſchaft wird hier durch ein eigenes kleines Buch recenſirt, das in jeder Hinſicht als gelungen erſcheint. Eben ſo verdiente im III. Bande die Recenſion von des Profeſſors Schneller älteſten Geſchichten Öſterreichs und Steyermarks ein eigenes

---

*) Jährlich vier Bände 3= fl.

Büchlein und eine reichhaltige Fundgrube diplomatiſcher und publiciſtiſcher Ausſprüche zu heiſſen. Die Anzeige eben dieſer Geſchichten von 1306 bis auf Carl VI. im gegenwärtigen Bande, verdient wegen ihrer ſpeciellen Ausbeute für die ſteyermärkiſche Vorzeit, wegen ihrer zeitgemäſſen Anſichten und wegen des, mit unbeſtreitbarer Gründlichkeit um ſo glücklicher gepaarten blühenden Vortrages, ein ganz beſonderes Augenmerk. Niemand wird ſie ohne Belehrung und Unterhaltung aus der Hand legen. — Philolaos, des Pythagoräers Leben und Müller's Geſchichten helleniſcher Stämme und Städte, gehören dem claſſiſchen Alterthume an, für welches gleichfalls in den Jahrbüchern ſchon ſo manches Treffliche geleiſtet worden iſt.

Den Vaterlandsfreund muß unter vielem Höheren und Wichtigeren der lebenswarme und farbenreiche Schluß ungemein anſprechen: des Herausgebers Anzeige des hiſtoriſchen Taſchenbuches der Freyherren von Hormayr und von Mednyanſky. — Die erklärende Bedeutſamkeit, welche hier der Rubrik: »Ahnen-Tafeln,« beygelegt, was über jene der Ritterburgen, über jene der Sagen und Legenden geſagt wird, endlich die Schlußparallele des großen Kampfes Öſterreichs, als ſüdöſtlichen Gränzſtaates Europas, wider die Türken, und Spaniens im Südweſt gegen die Araber oder Mauren, iſt in geſchichtlicher und in dichteriſcher Beziehung gleich fruchtbar benützt als genial aufgefaßt!! — Jeder Band dieſer ſtattlichen Folgereihe erneuert das billige Selbſtgefühl auf die vergangenen, und natürliches Verlangen nach den folgenden.

Auf dem Theater in der Leopoldſtadt wurde den 3ten d. M. zum erſten Mahle gegeben: Der Zauberhammer, oder Pierrot als Blaſebalg. Comiſche Zauber-Pantomime in zwey Aufzügen, mit Maſchinen, Flugwerken und Tänzen von F. H., in die Scene geſetzt vom Pantomimenmeiſter Rainoldi. Die Muſik zuſammengeſetzt von A. S. Neue Decorationen, Maſchinen ꝛc. — Daß der Verſtand an dieſe pantomimiſchen Flug- und Maſchinenwerke nicht die mindeſte Forderung machen darf, iſt uns klar geworden; wenigſtens erwartete man hier aber mit möglichſter Beſcheidenheit etwas für die Unterhaltung, etwas mit Fleiß und Auswahl zuſammen Geſtelltes, ſo zu ſagen, pour la bonne bouche, da dieſe Production zum Vortheil des Pierrot gegeben wurde; doch leider hat man uns nur Brocken in der Suppe, und zwar nicht die beſten aufgetiſcht. Alles war ſchon ausgekocht und abgeſtanden, und die letzte Schüſſel wollte nicht einmahl zureichen. Wirklich ſcheint es, der zweyte Act ſey früher vergeſſen worden, und man habe endlich, damit das Spectakel nicht zu kurz würde, noch einen Anhang ex tempore gemacht. Auf einmahl kommt ein wohlthätiger Zauberer daher, macht ſeinen Hocuspocus, verſetzt die Leute in einen chineſiſchen Saal; es beginnt ein bunter Laternentanz mit Glockenſpiel — denn das iſt echt Chineſiſch, und ohne das kann das chineſiſche Reich auf der Bühne nicht beſtehen, — die Tänzer hüpfen rechts herum und hüpfen links herum, die Tänzerinnen, trotz ihrer kleinen Füße, hüpfen mit und hüpfen nach, klingling — das Stück iſt aus.

Vor allen hier geſehenen Zuſammenſtellungen von Wachsfiguren verdient die jetzt im Wetzlar'ſchen Gebäude auf der Freyung hier zu ſehende beſondere Aufmerkſamkeit. Sie beſteht aus einer Anzahl von 80 bis 90, faſt ſämmtlich in Gruppen oder größeren Tableaux vereinigten Abbildungen, die in vier geräumigen Zimmern und drey Sälen vertheilt ſind. Der Beſitzer und Verfertiger, Georg Dubsky, Freyherr von Wittenau, hat ſie mit ſeltenem Talent, leidenſchaftlichem Fleiß und bedeutenden Aufopferungen, als die Frucht neunjähriger Bemühungen, zu Stande gebracht; und dieſe Gruppen enthalten theils Bildniſſe nach dem Leben, oder ſchon vorhandenen Portraits, von deren überraſchenden Ähnlichkeit jeder Zuſchauer hieſigen Orts ſich ſelbſt überzeugen kann, theils mit täuſchender Wahrheit ausgeführte Ideale. Unter dieſen verdient ohne Zweifel die im erſten Zimmer befindliche Spieler-Compagnie, des lebendigen Ausdruckes der Gemüthsbewegungen halber, die meiſte Beachtung, ob ſie gleich, des ungünſtigen Standpunctes wegen, am wenigſten in die Augen fällt. Je öfter und länger man ſie betrachtet, deſto mehr wird man von dieſer treffenden Characteriſtik angezogen, und es iſt unmöglich, die triumphirende, mit liſtiger Schadenfreude gemiſchte Heiterkeit auf dem Geſichte des Gewinners, und das ſüßſaure Mienenſpiel der drey Widerparten, indem die letzte Carte ihren Verluſt entſcheidet, ohne theilnehmende Erſchütterung des Zwerchfells anzuſehen. Der im Hintergrund ſitzende Zigeuner wird noch weniger bemerkt, und dennoch kann ſich der Aufmerkſame von der grellen Lebendigkeit dieſer Geſtalt kaum wieder losmachen. Jene zuerſt bemerkten Figuren ſind übrigens einigen der berühmten Meſſerſchmidt'ſchen, in Metall gearbeiteten Carricaturen nachgebildet.

Das zweyte Zimmer zeigt den Eintretenden größere und kleinere Gruppen aus ſceniſchen Darſtellungen, die durch ſprechende Ähnlichkeit der dargeſtellten Künſtler und Künſtlerinnen die Aufmerkſamkeit feſſeln. Leichthin fällt der Blick ſeitwärts auf die ſtille Unterhaltung zweyer anſpruchloſen Geſtalten — tritt, o Beſchauer! ehrfurchtsvoll zurück, und ſtöre nicht die tiefen Betrachtungen des Weltweiſen aus Königsberg und des Doctors der Tonkunſt, deſſen Schöpfung nur mit der Schöpfung alles Irdiſchen vergehen wird.

In dem dritten Zimmer ſehen wir uns im Kreiſe hoher und erhabner, bedeutender und merkwürdiger geſchichtlicher Charactere forſchend um, und treten in den erſten Saal, wo wir zwiſchen drey Darſtellungen bibliſcher Geſchichten uns von einem zu dem andern Tableaux mit Wohlgefallen wenden. Moſis Rettung durch die königliche Tochter, Abraham mit ſeinen beyden Frauen bilden anziehende Contraſte, deren Wirkſamkeit durch das räumige Locale und die paſſende Decorirung ungemein verſtärkt werden; nicht nur die individuelle Characteriſtik, z. B. auf dem Geſicht des Erzvaters und der alten Sara, ſondern auch der durchgängig hervorſtechende nationelle Characterzug, obgleich hin und wieder ein Portrait zum Grunde liegt, die edlen Geſtalten und der weinende Knabe ganz vorzüglich, fordern unbedingte Würdigung.

Die glänzendſte Erſcheinung ſtellt ſich im dritten Saale dar: Die Brautwerbung Heinrich's II., erſten Herzogs von Öſterreich, in einer wohlgeordneten Gruppirung, die ſowohl in hiſtoriſcher Hinſicht, als durch die Wahrheit des Ausdrucks, Pracht des Coſtums und der Umgebung, ein großartiges Ganze bildet.

Erhabener und glorreicher noch zeigt ſich im letzten Zimmer die Zuſammenkunft in Rom: der Fürſt der Kirche, Pius VII., ſeinen erlauchten Gaſt, den Kaiſer von Öſterreich würdevoll empfangend. Die Ähnlichkeit der Abbildungen, wetteifernd mit Glanz und Echtheit der Gewänder, die Wichtigkeit des Moments und die impoſante Ausführung erregen Theilnahme und Bewunderung.

Täglich wird die Sammlung vermehrt, und erſt ſeit kurzem iſt aus dem Nachlaß des ältern Mälzel ein Trompeten-Harmonicon hinzu gekommen, deſſen Tonſtücke zwey in Wachs gebildete Virtuoſen vorzutragen ſcheinen.

J. Fr. Antoni ſchlägt vor, eine aſiatiſche Buchdruckerey und Buchhandlung auf die Lithographie zu baſiren. Er meint, ein ſolches Unternehmen ſey geſicherter in Europa, als in Aſien; er ſchlägt hierzu den Ankauf von religiöſen Schriften der verſchiedenen aſiatiſchen Länder vor, natürlich die ſchönſten Exemplare; Markt für dieſen Handel wäre, nebſt Aſien, auch Africa. — rh —

Berichtigung.

In Nr. 1. S. 14 (Albaneſer) Zeile 6 ſtatt Arm lies Kern.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625) wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k. k. Poſt 11 fl. W.W. halbj. Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

13.

(Wien, Mittwoch den 14. Februar.)

Beſchreibung zweyer Reiſen auf den Montblanc im Auguſt 1820, von dem ruſſiſch kaiſerl. Hofrath und Ritter Dr. Hamel.

(Schluß von Nr. 12.)

Um 5 Uhr Morgens den 20ſten Aug. war der Gipfel bereits von der Sonne beleuchtet, der Himmel rein und es herrſchte völlige Windſtille. Die Führer waren eins, daß man ſich jetzt auf den Weg machen könne. Herr **Selligue**, der durch die Strapatzen krank und muthlos geworden, zog vor, auf dem **Grand Mulet** zu verweilen. **Coutet** erſuchte zwey unſerer Führer, die die Reiſe noch nie gemacht hatten, bey ihm zu bleiben, allein dieſe weigerten ſich. Sie wollten die Gelegenheit, auf den Gipfel zu kommen, nicht verſäumen, und es war nur mit Mühe, daß zwey andere ſich bereden ließen, zurück zu bleiben. Gegen halb 6 Uhr brachen wir, die Herren **Dornford**, **Henderſon** und ich, von den übrigen acht Führern begleitet, auf (Therm. + 2°).

Vom **Grand Mulet** an verläßt man nun den Schnee nicht mehr. Zuerſt zogen wir etwas weſtlich gegen die **Aiguille de Gouté** hin, nachher aber ſtiegen wir, faſt immer im Zickzack, um Eisſchlünde oder gar zu jähe Schneeabhänge zu vermeiden, dem Gipfel zu, welchen wir um $^3/_4$ auf 7 Uhr von dieſer Seite aus wieder erblickten. Bey uns oben war das prächtigſte Wetter und Sonnenſchein. Kein Wölkchen war über uns zu ſehen; tief unten aber war über den ganzen Horizont ein weißes Wolkenmeer mit ebener und unbewegter Oberfläche ausgedehnt. Bloß hie und da ragten die Spitzen der höchſten Berge hervor und bildeten gleichſam Inſeln. Ich erkannte den **Buet** an ſeinem beeisten Eſelsrücken, und **Coutet** nannte mir außerdem die **Aiguille de Varens**, den **Dent du Midi**, den **Dent de Morcle** u. a. m. Gegen 7 Uhr fing dieſer Wolkenteppich an, hie und da Löcher zu bekommen, indem die Dünſte ſich auflöſten, und durch eine dieſer Öffnungen erblickten wir einen Theil des **Chamouny**thals, wie eine auf der Wolkenfläche gemahlte ſchöne Landſchaft. Dieſe Fantasmagorie, und alle die übrigen uns neuen Erſcheinungen, gaben Stoff zu den freudigſten gegenſeitigen Bemerkungen. Wir hielten uns für unſere Beſchwerden ſchon hinlänglich belohnt. Sogar unſere Caravane ſchien uns ſonderbar, wenn wir und die beladenen Führer einer hinter dem andern eine ſteile Schneewand hinan der Sonne zu ſliegen. Bey dieſem Steigen fühlte ich, wie die Luft aus der innern Höhlung der Ohren von Zeit zu Zeit in kleinen Bläschen durch die Euſtachiſche Röhre in den Mund drang, wie ich ſolches früher beym Herauſkommen vom Boden des Meeres in einer Taucherglocke noch deutlicher bemerkt hatte (S. d. Bibl. univ. Mars 1820; Sc. et Arts; p. 230).

Zwanzig Minuten nach 7 Uhr erreichten wir die erſte der drey Schnee-Ebenen, welche zwiſchen dem Dome de Gouté und dem Mont Maudit (einer Felſenreihe, welche die öſtliche Schulter des Montblanc bildet) eine nach der andern von Norden nach Süden folgen. Hier hat man nahe zur Rechten auf dem Dome die ungeheuren, in die Luft ragenden Eismaſſen, Seracs genannt, welche man vom Chamounythal aus ſehr gut ſieht. Der Himmel, welcher hier oben eine ſtark dunkelblaue Farbe zeigt, erſchien neben dieſen blendend weißen Eisthürmen faſt ſchwarz. Die Sonne hatte einen großen Hof. Um ¾ auf 8 Uhr ſtiegen wir einen Abhang von 30 bis 35° Neigung hinan zur zweyten kleineren Fläche, und nach abermahligem Steigen langten wir um halb 9 Uhr auf der letzten und größten dieſer Ebenen an, welche gegen Mittag ein jäher Abhang begränzt, auf dem ſodann der eigentliche, etwa 150 Klafter hohe Gipfel des Montblanc folgt. Bey der Ankunft auf dieſem Schneefelde brachen unſere Wegweiſer in Glückwünſche aus, indem ſie ſagten, daß wir nun gewonnenes Spiel hätten, da weiterhin keine Eisſpalten mehr zu paſſiren ſeyen. Nie, ſagten ſie, hat eine Beſteigung beſſer geglückt; nie hat man den letztern Theil mit weniger Mühe vollzogen. Wirklich hatte der Schnee hier oben gerade die rechte Feſtigkeit, um leicht darüber weg zu kommen. Man ſank nicht zu tief ein, und doch war er auch nicht zu hart; man konnte den Fuß mit Feſtigkeit aufſtellen. Keiner von uns war bedeutend unpäßlich, ob wir gleich während der letzten zwey Stunden die ermattende Wirkung der dünnen Luft ſchon in hohem Grade geſpürt hatten. Dabey ſchlug mein Puls bis 130 Schläge in einer Minute, und alle Augenblick mußte ich ein Stück Schnee in den Mund nehmen, um meinen brennenden Durſt zu löſchen. Dieſer Durſt war allgemein. Aller Vorſichtsmaßregeln ungeachtet, hatte man doch meine Waſſerflaſchen zu leeren gewußt; den Wein jedoch hatte niemand angerührt. Die Führer luden uns ein, am Rande der Ebene etwas auszuruhen, indem man daſelbſt vor Avalanchen ſicher ſey; auch ſollten wir hier etwas frühſtucken, weil noch höher oben die Eßluſt ganz verſchwinde. Es wurde daher eine Decke auf dem Schnee ausgebreitet, welche uns zu Stuhl und Tiſche diente (Therm. — 2°). Wir aßen mit ziemlichem Appetit ein jeder ſein halbes Huhn. Ich richtete Verſchiedenes ein zu den Verſuchen, welche ich auf der Bergſpitze machen wollte, und da wir ſogleich oben zu ſeyn hofften, ſo ſchrieb ich zwey Zettel, welche unſere Ankunft daſelbſt verkünden ſollten, und auf welchen bloß die Zeit auszufüllen blieb. Dieſe wollte ich auf dem Gipfel einem mitgebrachten Tauber anhängen, und ihn ſodann loslaſſen, um zu ſehen, ob er in der dünnen Luft gut werde fliegen können. Auch war ich neugierig, zu erfahren, ob er ſeinen Weg ins Dorf Sallenche (unweit St. Martin), wo ſein Weibchen ihn erwartete, zurückfinden werde. Eine Flaſche unſers beſten Weines hielten wir bereit, um oben auf das Andenken Sauſſures zu trinken.

Um 9 Uhr ſchickten wir uns an, den noch übrigen kleinen Theil unſerer Reiſe zu machen. »Würden Sie jetzt wohl um tauſend Pfund Sterling rückſtatt vorwärts gehen?« fragte einer meiner Begleiter ſeinen Landsmann. »Um keinen Preis!« war die Antwort. — Wir waren alle voller Luſt und Freude, dem lang erwünſchten Ziele nun endlich ſo nahe zu ſeyn. Durch die halbſtündige Ruhe phyſiſch geſtärkt, hatte auch der Geiſt Flügel bekommen. Die heilige Stille um uns, die dunkelblaue Unendlichkeit über uns, der Himmels-Äther, welchen wir athmeten, hatte unſere Seelen zu Empfindungen geſtimmt, von denen man in niedern Regionen nichts weiß. Die Allmacht Gottes erfüllte mein Inneres. Das Treiben der Menſchen in Städten erſchien mir gar eitel und erbärmlich. Ich hatte alle Plagen des täglichen Lebens vergeſſen, und bedauerte diejenigen, welche nie den Schöpfer hier in ſeinen großen Werken bewundern konnten. Wohl wünſchte ich, mich ganz dem Studium der erhabenen Natur in den majeſtätiſchen Alpen zu widmen. Von unſerer Himmelszinne ſpähte das Fernrohr vergebens nach menſchlichen Weſen auf der Erde. Dörfer, ja Städte ſchienen Ameishaufen. Schon blickten wir auf die ſtolze, vom Thal aus geſehen, höher als der Montblanc ſcheinende Aiguille du Midi von oben herab. Das weit entfernte Juragebirge lag jenſeits des blauen Genfer Sees vor uns ausgebreitet. In meinem Geiſte war ich bereits auf dem längſterſehnten Gipfel, und ſchlug von Europas höchſtem Felſen Fragmente ab, um ſie in den Petersburger Cabinetten nieder zu legen.

Es ſcheint, als ob auf einer ſolchen Höhe bey dem beynahe um 1000 Pfund verminderten Luftdruck auf den ruhenden Korper, der Geiſt des Menſchen mehr Schwungkraft habe, als unten; doch ſeine Hülle bekommt hier keine Schwingen, und nach wenigen Schritten fühlten wir wieder den krafterſchöpfenden Einfluß der dünnen Luft. Nur langſam ſchritten wir über die große Schneefläche, an deren Eingang wir gelagert geweſen, ihrem rechten (ſüdweſtlichen) Winkel zu, wo wir den nun folgenden Schneeabhang, welcher der ganzen Breite der Ebene entlang ſich gegen den Gipfel erhebt, bis zur Hälfte ſeiner Höhe erſtiegen, und dann in horizontaler Linie links gegen Oſten zogen, wo noch einige Granitfelſen (als höchſte Glieder der erwähnten Kette) aus dem Eiſe hervorragen, von denen man ſchon Italien erblickt, und von wo aus man ſich wieder etwas rechts wendet, um auf die höchſte Kuppe zu gelangen. Gerade kann man nicht von der Schnee-Ebene auf den Gipfel gehen, weil zwiſchen ihm und dem Abhange furchtbare Eismaſſen (Seracs) ſich ſenkrecht erheben, wovon oft große Stücke abbrechen und Avalanchen bilden; in den Winkel zur Rechten leiteten uns die Führer, um eine weite Spalte zu umgehen.

Wir gingen einer hinter dem andern, indem man gerne in die Fußſtapfen des ganz vorangehenden Wegweiſers tritt, welcher der Ermüdung wegen von Zeit zu Zeit abgelöſt wird. Ich war den ganzen Morgen immer einer der erſten des Zuges geweſen; der Zufall wollte aber, daß beym Beſteigen des Abhanges ich etwas zurück blieb, und die Geſellſchaft erſt einholte, als ſie ſchon auf ſeiner halben Höhe, d. h. gleich weit von den Eis-Seracs zur Rechten und der Schnee-Ebene zur Linken entfernt, in horizontaler Linie öſtlich zog. Die beyden Engländer, die früher auch immer vorne an geweſen, hatten auf mich gewartet, und ſo waren wir die Letzten des Zuges geworden. Alle Augenblicke hielt unſere Caravane ſtill, um auszuruhen. Niemand gab einen Laut von ſich, denn ſogar das Reden ermattet auf dieſer Höhe, und man muß ſchreyen, um nur einige Schritte weit gehört zu werden. Kaum heb ich die Füße; nur träge ſchleppte ich ſie aus einer Fußſtapfe in die andere. Nach jeden zwölf Schritten ſtützte ich mich, nach Luft ſchnappend, auf meinen Stock. Im großen Luft-Elemente lechzt man hier nach Luft! Nach fünfzehn Athemzügen war ich wieder im Stande, ein Dutzend, aber nicht mehr Schritte zu thun. So dahin ſchleichend, ſchielte ich bloß zuweilen mit ſchüchternem Auge zu den Eisblöcken hinauf, die wie ſo viele an Haaren aufgehängte Schwerter, Tod drohten, auch vermied ich links hinunter in den offenen Eisſchlund zu ſchauen. Durch eine grüne Brille und den vorgehängten Flor war mein Blick zählend auf meine Schritte gerichtet, als plötzlich ich den Schnee unter meinen Füßen weichen fühlte. Im Augenblick glaubte ich nur auszugleiten und ſtieß meinen Stock zur Linken feſt ein, aber umſonſt. Der Schnee häufte ſich zu meiner Rechten, warf mich um, bedeckte mich, und ich fühlte mich durch eine unwiderſtehliche Gewalt abwärts fortgeriſſen. Ich wußte nicht, was mir geſchah, und ob nur mir allein dieſer Unfall begegne. Bald drückte der Schnee ſo ſtark auf mich, daß er mir den Athem benahm. Ich ſtellte mir vor, eine der großen Eislaſten komme den Gipfel herab, und ſchiebe den Schnee vor ſich her. Schon glaubte ich zu fühlen, daß dieſe Maſſe über mich weg rolle und mich breit drücke. Das einzige, was ich, während ich ſo herabgeriſſen wurde, thun konnte, war, daß ich mir mit den Händen etwas Luft vor dem Geſichte zu machen ſuchte. Endlich gelang es mir, den Kopf aus dem Schnee empor zu heben, und ich erblickte einen großen Theil der Oberfläche des Abhanges in Bewegung; gleich darauf blieb jedoch der Schnee ſtehen, und es war erſt dann, daß ich die wirkliche Gefahr erkannte, denn ich fand mich am Rande der bodenloſen Eisſpalte, welche den Abhang begränzt und ihn von der Ebene ſcheidet. Zu gleicher Zeit ſah ich Hrn. Hendersons Kopf noch näher an dieſem Schlunde aus dem Schnee hervorkommen, etwas weiter entdeckte ich Herrn Dornford und drey Führer, aber die fünf andern erſchienen nicht. Immer noch hoffte ich, ſie irgendwo aus dem Schnee hervor kriechen zu ſehen, als Mathias Balmat, leiblicher Bruder eines der Fehlenden, uns jammernd zurief, ſie ſeyen in dem Abgrunde. Ich will nicht verſuchen zu beſchreiben, was dabey in meinem Innern vorging. Ich ſah Herrn Dornford ſich aus Verzweiflung der Länge nach auf den Schnee hinwerfen, und bey Herrn Henderſon befürchtete ich Nervenanfälle. Jedes gefühlvolle Herz wird ſich leicht die Freude ſchildern können, welche uns durchdrang, als wir nach ein paar Minuten einen der Verſchütteten aus dem Eisſchlunde heraus kommen ſahen. Unſer Hurrah verdoppelte ſich, als etwas ſpäter ein Zweyter ſich herauf arbeitete, und ſchon waren wir voller Hoffnung, daß die drey übrigen auch erſcheinen würden, aber — leider war dem nicht ſo; wir harrten vergebens.

Die Führer, welche eine zweyte Schneerutſche befürchteten, verlangten, daß wir uns ſchnell zurückziehen ſollten, allein das war uns unmöglich. Wir wollten den Ort nicht verlaſſen, ehe wir nicht alles Mögliche zur Rettung der Verunglückten verſucht hatten. Herr Dornford erklärte mir, daß er bereit ſey, ſein Leben aufzuopfern, um die Unglücklichen aufzuſuchen; ich bot ihm daher die Hand, und trotz aller Einwendungen von Seiten der Führer, wateten wir in dem noch ſehr beweglichen Schnee auf die Eisſpalte zu, deren Tiefe unabſehbar, und welche da, wo jene hinabgefallen ſeyn mußten, mit Schnee ganz angefüllt war. Hier ſtiegen wir in dieſen Schlund des Todes hinab, und ich ſondirte den Schnee überall mit einem langen Stocke, ſtieß aber nirgends auf einen Widerſtand. Die Möglichkeit vorausſetzend, daß wenigſtens einer der Unglücklichen unter irgend einen Vorſprung des Eiſes in der Spalte gefallen, und vom Schnee noch nicht erſtickt ſeyn könne, verſenkte ich, da die dünne Luft hier oben gar ein ſchlechter Leiter des Schalles iſt, den längſten unſerer Stöcke bis ans Ende in den Schnee, legte mich auf dieſen hin, und indem ich die Zähne gegen den Stock hielt, rief ich die Leute bey ihren Nahmen, und lauſchte ſodann in derſelben Lage mit der größten Aufmerkſamkeit, ob ich nicht irgend etwas hörte. Aber alles umſonſt. — Die herbeygekommenen Führer zwangen uns, die Spalte zu verlaſſen, und behaupteten, daß alle unſere Bemühungen eitel ſeyen. Sie ſchlugen ſogar Geld aus, welches wir ihnen anboten, um länger abzuwarten, und doch war des einen Bruder hier lebendig begraben. Sie bemächtigten ſich des Herrn Dornford, und während ich noch in dem weit über die Spalte hinausgerollten Schnee nachſpürte, hatten ſie ſich ſchon mit ihm und Herrn Henderſon weit entfernt. Bey mir war bloß der brave Coutet, der ſelbſt in die Spalte gefallen war, geblieben; er hatte aber ſeinen Stock verloren, und ſo war ich beym Herabgehen mir ganz ſelbſt überlaſſen; jedoch in das Entſetzliche des Vorfalles vertieft, hatte ich kein Gefühl mehr für Gefahren, und ſetzte gedankenlos über alle Spalten. So wie ich in dichtere Luft kam, fing mich an zu hungern, und dieſes Bedürfniß wurde mit jedem Augenblick dringender. Zum Glück fand ſich gerade in Coutets Sacke außer einer Chocoladetafel, eine Portion trockener aromatiſcher Fleiſchgelee, welche ich vom Herrn Apotheker Peſchier zu Genf, der ſolche zum Gebrauch der Gemſenjäger bereitet, erhalten hatte. Meine Gefährten erreichte ich erſt beym Grand Mulet, wo wir noch zwey Herren aus Genf trafen, die ſich an uns hatten anſchließen wollen, aber zu ſpät gekommen waren. Nach einer kleinen Ruhe auf den Felſen machten wir uns weiter auf den Weg, um den Boſſongletſcher zu paſſiren. Wir fanden hier einen 200 Schuh hohen Eisthurm, in deſſen Schatten wir beym Heraufgehen ausgeruht hatten, herabgeſtürzt, und den ganzen Platz, den wir damahls eingenommen, mit Eistrümmern bedeckt. Auf einer mit ungeheuren Spalten umgebenen Eisinſel fanden wir eine todte junge Gemſe, die hier ohne Zweifel, den Rückſprung nicht wagend, vor Hunger geſtorben war.

Es fing an dunkel zu werden, als wir bey Favrets Käſehütte anlangten, wo uns Milch und Brot ein ſehr willkommenes Labſal waren. Es wunderte mich, daß unſere Rückreiſe ſo ſchnell von Statten ging, indem wir nach dem Unfall auf der Höhe, wo die geringſte Bewegung ſchon erſchöpft, unſere Kräfte ſehr angeſtrengt hatten. Gegen 9 Uhr erreichten wir unſern Gaſthof. Wir ließen uns ſogleich ein beſonderes Zimmer anweiſen, um unſern Schmerzgefühlen freyen Lauf laſſen zu können, die durch das von der Straße hereindringende Klaggeſchrey der weiblichen Verwandten der Verunglückten leider vielleicht nur zu ſehr geſteigert wurden. Den folgenden Morgen machten wir es uns zur Pflicht, die Väter der drey umgekommenen Führer zu beſuchen. Selbſt hatte keiner von ihnen Familie, indem ſie alle drey unverheirathet geweſen. Unſer Unfall wurde, der Form wegen, vom Chatelain des Chamounythals protocollirt, um höheren Orts Anzeige davon machen zu können. Sodann fuhren wir noch denſelben Tag bis St. Martin, und den folgenden nach Genf zurück. Da wir Augen und Geſicht auf der Höhe wohl verwahrt hatten, ſo litten dieſe nicht beſonders. Wir waren jedoch eine Woche lang durch die braun gewordene, und ſich in großen Stücken abſchälende Oberhaut, verunſtaltet, und es dauerte, beſonders bey den beyden Engländern, lange, bis ſich die neue Haut der Lippen gebildet hatte, was ſehr empfindlich iſt. — Herr Prof. Pictet veranſtaltete eine Subſcription zu Gunſten der Verwandten der unglücklichen erſten Opfer einer Beſteigung des Montblanc, und ſpäter hat Se. Majeſtät der König von Sardinien denſelben allergnädigſt lebenklängliche Penſionen auszuſetzen geruht.

Nun noch ein paar Worte zur Erklärung unſers unglücklichen Ereigniſſes. Es ſcheint, daß die obere Schneeſchichte des Abhanges auf einer zweyten beglatteisten auflag, und ſich auf derſelben bloß durch die große Menge Berührungspuncte hielt. Da wir nun durch unſere Fußſtapfen in horizontaler Linie einen Theil derſelben abgeſchnitten hatten, ſo rutſchte die ganze über uns befindliche Portion der oberſten Schichte herab, und nahm uns mit fort. Es war, was man im Berner Oberland Suoggiſchuee oder Rutſchlawine nennt. Da, wo ſich die Spitze unſeres Zuges befand, war der Abhang viel ſteiler, als bey mir, wo er, zufolge kurz vorher geſchehener Meſſung 30° Neigung hatte. Nach vorwärts war die Schneemaſſe auch viel beträchtlicher, beſonders nach oben zu, wo, durch eine Öffnung zwiſchen den Eis-Seracs, der Wind den Staubſchnee vom Gipfel hinweht. Daher nahm die Rutſche dort ihren Anfang, und der Schnee ſank in gerader Richtung auf die Spalte zu, während um mich herum er ſchief nach vorwärts zog. Dieß erklärt, warum die drey Erſten unſeres Zuges ſo tief in die Spalte fielen und durch eine ſolche Menge Schnee bedeckt wurden, daß ſie nicht aufzufinden waren, während der Fünfte und Sechste, welche ebenfalls hinabgefallen waren, noch aus dem Schnee befreyt wurden, als derſelbe ſich ſeitwärts in der Spalte ausdehnte. Die drey verunglückten Führer ſind: 1) Peter Balmat, Bruder von Mathias, unſerm zweyten Chef, und älteſter Sohn von Sauſſures beliebtem Führer P. Balmat. Selbſt war er einer der geſuchteſten Führer in Chamouny. 2) Peter Carrier, deſſen bey Gelegenheit des Gletſcherüberganges Erwähnung geſchehen, wo er eine beſondere Unerſchrockenheit zeigte. Eigentlich war er kein Führer, ſondern Schmidt von Profeſſion, pflegte aber die Reiſen auf den Montblanc immer mit zu machen, weil hierbey ein Stückchen Geld gewonnen wird, was er, als einzige Stütze ſeines alten Vaters, nothwendig brauchte; bereits hatte er eilf Beſteigungen, wo nicht ausgeführt, doch unternommen. 3) Auguſt Terraz, ein gewöhnlicher Wegweiſer von Chamouny, und Verwandter des Eigenthümers des Hotels de l'Angleterre. Er und P. Balmat waren noch nie auf dem Berge geweſen, und Sie waren es, welche ſich geweigert hatten, auf dem Grand Mulet zurück zu bleiben. Alle drey trugen einen Theil meiner Inſtrumente; außerdem trug einer die Taube und ein anderer ein lebendiges Huhn. Das Unglück fand auf einer Höhe von 13,800 Schuh Statt. Dieſe Perſonen haben daher, ſo viel man weiß, wenigſtens in Europa, das höchſte Grab. Da das Eis der Gletſcher beſtändig, wiewohl ſehr langſam, vorwärts rückt, ſo wäre es möglich, daß nach Jahrtauſenden ihre Körper unten am Berge zum Vorſchein kämen. Die zwey aus der Spalte wieder herausgekommenen Führer waren: Joſeph Marie Coutet, unſer Chef (ſein Vater hätte bey der Sauſſureſchen Beſteigung auch beynahe ſein Grab in einer Spalte gefunden. S. Sauſſures Reiſen §. 1973), und Julius Devoauſſou, welcher früher Gefahr lief, durch das Vitriolöhl umzukommen. Letzterer war zuerſt aus dem Schnee, als dieſer in der Spalte ſeitwärts rollte, frey geworden, und indem er hinankletterte, erblickte er den Kopf von Coutet, der dem Erſticken nahe war. Er machte ihm den Schnee von der Bruſt los, ſo daß er ſich auch heraushelfen konnte. Des letztern Geſicht war noch ganz blau, als er zu uns kam. Mathias Balmat, ein äußerſt ſtarker Mann, der den Vierten des Zuges machte, war der Einzige, der während dem Schneerutſche ſich feſt gehalten hatte. Obſchon niedergeworfen und bereits ein Stück Weges fortgeriſſen, hatte er Geiſtesgegenwart und Kraft genug, ſeinen großen Stock, gleichſam als Anker, tief in den feſten Schnee einzuſtoßen. Die übrigen zwey Führer, David Coutet, Bruder des J. M., und David Folique, wurden, gleich uns drey Reiſenden, in den Schnee begraben und der Spalte zugeführt, ohne jedoch hinein zu fallen. Die Führer ſchätzten die Größe der Schneefläche, welche gewichen war, auf ungefähr 600 Schuh Breite und 1500 Schuh ſchiefe Höhe. Der gerutſchte Schnee war beträchtlich feſt, alſo nicht ganz friſch gefallen. Daß auch die erfahrenſten unſerer Wegweiſer keine Ahnung der Gefahr hatten, erhellet ſchon daraus, daß M. Balmat, gerade ehe der Unfall Statt fand, ſeinen Bruder vorangehen geheißen hatte. Der Zweyte des Zuges war, wie wir geſehen, ein Mann, der die Reiſe bereits zum zwelften Mahle unternommen und im Schnee die meiſten Erfahrungen gemacht hatte.

Ich habe mich überzeugt, daß, wenn man von St. Gervais her über die Aiguille und den Dome de Gouté kommt, man genöthigt iſt, denſelben Abhang zu paſſiren, welcher an uns zum Verräther wurde, als wir glaubten, allen Gefahren entronnen zu ſeyn. Ich weiß jetzt mit Gewißheit, daß man auf keinem andern als dieſem Pfade, auf den Gipfel gelangen kann. Sauſſure war an derſelben Stelle in Lebensgefahr; es war aber glücklicherweiſe die Nacht zuvor eine große Lawine von oben herab geſtürzt, welche allen loſen Schnee des Abhanges abgekehrt hatte (S. ſeine Reiſen §. 1985). Man komme alſo von der einen oder der andern Seite her, ſey man auch ſchon, wie ich es war, den furchtbaren Felstrümmern der Aiguille de Gouté und den Eisſchlünden des Boſſongletſchers glücklich entronnen, ſo iſt man doch ganz nahe am Ziele noch ausgeſetzt, von einem dem Anſcheine nach feſten Boden, der treulos unter den Füßen weicht, verſchlungen zu werden — eine Gefahr, gegen die es ſchwer ſeyn wird, ein Schutzmittel zu finden.

Joſeph Hamel.

Erklärung der Nr. 12 beygefügten Anſicht des Montblanc.

Dieſes Blatt ſtellt den Montblanc und das Chamounythal, von der Nordoſtſeite geſehen, dar.

a iſt der Prarionberg, welcher das Chamounythal gegen Süd-Weſten ſchließt. Hinter dieſem Berge, ungefähr unter dem Buchſtaben a liegen das Dorf und die Bäder St. Gervais im Montjoiethal, welches in der Richtung a — z von Norden nach Süden läuft. Der mit b bezeichnete Theil des ſich gegen den Montblanc hinwendenden Bergrückens (einer Fortſetzung des Prarions) wird Chaletta genannt; hier ſteht Rouxs Pavillon de Bellevue. Der mit c bezeichnete höhere Theil dieſes Rückens heißt der Lachaberg. Hinter dieſem Bergrücken liegt das Bionaſſaythal, in welches ſich der Bionaſſaygletſcher d von der Weſtſeite des Montblanc herabſenkt, und welches ſich bey a ins Montjoiethal öffnet. An dieſem Vereinigungspuncte der beyden Thäler liegt das Dorf Bionnay, und ein wenig rechts von b, hinter dem Chalettaberg, das Dorf Bionaſſay. In der Höhe von d liegen hinter dem vorſpringenden Bergrücken, gegen den Gletſcher zu, die Felſen Pierronde genannt, wo ich die Nacht bey meiner erſten Beſteigung zubrachte Der höher liegende Theil des Berges bildet die Aiguille de Gouté, deren Spitze mit e bezeichnet. In einer der Felsgrathen zwiſchen den Eisſchluchten erklomm ich ſie. Der Dome de Gouté erſtreckt ſich von e bis f, und bis dahin kam ich auf meiner erſten Reiſe. g iſt der Gipfel des Montblanc. — Bey h iſt das Dorf Prieuré am Arvefluß im Chamounythal. Meine zweyte Reiſe ging von da aus, wie die Linie zeigt, über die Brücke dieſes Fluſſes gegen das Ende des Boſſongletſchers i zu, dann im Tannenwalde k hinauf zu Favrets Hütte l, von da zu Pierre pointue m, und dann in die Vertiefung rechts am Fuße der Aiguille du Midi n hinan, dem obern Theil des Boſſongletſchers zu, und über denſelben ſchräg hinüber nach dem aus dem Eiſe hervorragenden Felſen, Grand Mulet genannt, o, wo wir zwey Nächte und einen ganzen Tag bivouaquirten. Von da im Schnee weiter hinauf bis nahe an die 13,800 Schuh hoch gelegenen Felſen p, von wo man den italieniſchen Horizont erblickt und auf den Gipfel ſteigt. Hier hatte das Unglück Statt. q ſind einzelne Glieder einer Felſenkette, welche den Mont Maudit, (die öſtliche Schulter des Montblanc) bilden helfen. r iſt der Berg Lacote, zwiſchen dem Boſſon (i) und Taconaygletſcher s gelegen. Auf ihm ſtieg Sauſſure hinan. t der Peleringletſcher am Fuße der Aiguille du Plan u. Bey v ſind die Aiguilles du Charmoz, an deren Fuß das Eismeer liegt, von welchem ſich der Boisgletſcher um den Montanvert herum ins Thal windet. Dem letztgenannten Gletſcher entſpringt unten der Arveironbach w, welcher ſich in die Arve ergießt. x ein Theil des Argentieregletſchers. y der Berg Croix de Flegère genannt, an der Nordſeite des Chamounythals, von wo aus Prof. Pictet mich beobachtete, und von welchem man den ganzen Coloß des Montblanc ſammt den fünf von ihm herabſteigenden Gletſchern überſieht.

* * *

Kleine Denkwürdigkeiten.

39. Unter dem Nahmen: »der Orden der Sclavinnen der Tugend,« ſtiftete Eleonora, Kaiſer Ferdinand III. Gemahlinn, die einzige Tochter des Herzogs von Mantua und Montferrat, Carl VI., 1662 eine Geſellſchaft vornehmer Damen, welche ſich verpflichteten, unter dem ſtärkenden Vorſtande der Begründerinn ſich der Tugend völlig hinzugeben, weil ſie erſt Würden und Ehren-Bedeutung gibt, und die Leidenſchaften ſiegreich zu bekämpfen. Da die Sittlichkeit ſich über alles Irdiſche erhebt, ſo ward zum Sinnbilde des Ordens die ſtrahlende Sonne gewählt. Dieſe ward auf Gold geſchmelzt, in Form eines goldenen Pfennigs mit dem Beywort: »dieſe ſiegt prangend allenthalben«, und mit einer goldenen Kette getragen. Für gewöhnlich mußte jede Ordens-Dame das goldene Kennzeichen mit einem ſchwarzen Bande am linken Arme haben. Um aufgenommen zu werden, wurden hohe und vornehme Geburt, und offenbares Zeugniß eines edlen Geiſtes und ehrbaren Wandels gefordert. Die Sclaverey der Tugend, zu der ſich die Glieder verbanden, ſollte beſtehen: in Bezähmung der Gemüthsbewegungen, in den äußerlichen Wirkungen und den Werken gegen den Nächſten, vorzüglich aber im Muthe im Unglück, im Gleichmaß im Glücke, in Aufrechthaltung bey Zufällen, dauernder Fügung unter die Vorſchriften der Vernunft, in anſtändigen, einem edlen Gemüthe geziemenden Geberden, in Beſonnenheit im Geſpräche, Rückſicht auf Ort, Zeit und Perſon. Die Zahl der leibeignen Damen ſollte dreyßig nicht überſteigen. Dieſer Orden kam nach der von der Kaiſerinn 1668 geſchehenen Stiftung des Sternkreuz-Ordens in Abnahme und erloſch endlich völlig. Armin.

40. Als, nach ſeiner Reichsabdankung, Kaiſer Carl V. im Kloſter ſich zu beſchäftigen ſuchte, liebte er vorzüglich Spieluhren und Automate *). Nach der Mittags-Mahlzeit ergetzte er die Mönche mit Puppen, die turnend auf einander losgingen, Lanzen einlegten, trompeteten ꝛc.; ließ hölzerne Sperlinge auffliegen u. dgl. m. Beſonders aber merkwürdig iſt eine kleine eiſerne von ſelbſt gehende Mühle, die ſo ſubtil war, daß ein Mönch dieſelbe leicht in ſeinem Ärmel verbergen konnte, und die doch täglich ſo viel Getreide zermahlte, als acht Menſchen an einem Tage brauchten. — In neuern Zeiten verfertigte der jüngere Droz ſogar ein hiſtoriſches Stück, eine kleine Theater-Scene vorſtellend. Die eine Seite eine ländliche Gegend, die andere ein Bach. Über dieſen führt eine Brücke nach einer Mühle. Die Hinterthür öffnet ſich. Ein Bauer, auf einem Eſel ſitzend, reitet über die Brücke auf die Mühle zu. Ein Hund läuft dem Eſel bellend nach. In der Mitte des Theaters weidet eine Herde. Der Hirt derſelben kommt aus der Felſengrotte, ſieht ſich lauſchend um, zieht ſeine Flöte hervor, bläſt, und das Echo gibt die Töne wieder. Er geht nun ſuchend umher und findet ſeine ſchlafende Hirtinn. Er ſchleicht ihr näher und ſpielt ein zärtliches Lied. Sie erwacht, ſteht auf, nimmt ihre Zitter und accompagnirt

---

*) Anderes über Automate ſ. in Nr. 7 und 8.

dem Flötenſpiele ihres Geliebten mit vieler Anmuth. Nun aber kommt der Bauer, ihr Vater, aus der Mühle zurück, und treibt den beladenen Eſel vor ſich hin. Die Liebenden erſchrecken, als ſie ihn kommen ſehen, brechen mitten in der Melodie ab, und, indem der Hirt ſchnell Abſchied von ſeinem Liebchen nimmt, eilt er in ſeine Felſengrotte zurück. Das Mädchen bleibt nun ganz gleichgültig ſtehen, als wäre nichts geſchehen, bis der Vater mit ſeinem Eſel wieder in ſein Haus zurück iſt.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Auf hohes Verlangen (wie der Zettel beſagte) gab Mad. **Catalani** am 6. Februar, Abends, im k. k. großen Redouten-Saale abermahls ein Concert. Obwohl das ſehr große Locale nicht überfüllet war, ſo war es dennoch voll zu nennen, und der wiederholte zahlreiche Zuſpruch hätte die Concertgeberinn wohl in die heiterſte Stimmung verſetzen ſollen, allein dieß ſchien nicht ſo ganz der Fall zu ſeyn. Vielleicht war ſie mit dem Zuſtand ihrer Stimme nicht ganz zufrieden, denn ſchon in ihrer erſten Arie von Puccitta, »Deh frenate,« fühlte ſie ſich in dem raſchen Fluge in die höchſten Regionen ihres Umfanges gehemmt und zurückgehalten. Noch minder ſicher und ungehindert trug ſie Variationen über ein Mozartiſches Thema, mit den Anfangsworten des italieniſchen Textes: »O dolce concento,« vor. Vom »God save the king« noch ein Übriges zu geben, nöthigte ſie der enthuſiaſtiſche Beyfall ihrer Verehrer, und wirklich trug ſie dieſe Strophen imponirend vor. Hier, im großartigen Geſang iſt die Sphäre dieſer Künſtlerinn; der ganze Character ihrer Geſangweiſe iſt grandiös, und in jenen Tonſtücken wird ſie überall und immer die meiſte Wirkung hervorgebracht haben, in welchen ſie mit der ganzen Kraft ihrer mächtig großen Stimme ſtellenweiſe, dann ſtellenweiſe aber wieder durch die überraſchende Fremdartigkeit ihrer kühn zuſammengeſtellten ſeltſamen Verzierungen auffallen konnte. Dieſerwegen macht bey ihr das liebliche, tändelnde Genre, in welchem das ziemlich ſeichte »la placida campagna,« von Puccita geſchrieben, iſt, um ſo mehr Wirkung, da man dieſe gefällige Biegſamkeit im Vortrage ſolch heiterer Piecen gleichſam nicht erwartet, und wirklich gelingt es der Künſtlerinn auch nur bis auf einen gewiſſen Grad ihren Pathos zum Gratiöſen umzuſchmelzen. Die jüngſt mit ſo vielem Vergnügen gehörte Mozartiſche Arie: »Non più andrai farfallone amoroso,« aus der Oper: »Figaros Hochzeit,« machte auch heute wieder vollen Effect, und zu demſelben hat unſer Heros der Tonwelt wohl das Seinige genugend beygetragen, denn ſeine Baß-Arie im Sopran-Schlüſſel geſungen, bleibt noch immer das humoriſtiſche und picante Meiſterwerk, deſſen Pointen ſelbſt unter der drückenden Hülle des reich mit Flittern beſetzten Feyerkleides noch muthwillig kitzelnd hervorragen. Da die große Sängerinn mit viel Beſchwerniß ſchon die Wiederholungen der Strophe »God save the king« und der »non più andrai« vorgenommen zu haben ſchien, ſo war unſer Publicum ſo beſcheiden, nach dem letzten Abtreten der Concertgeberinn ein ſehnſüchtiges Verlangen nach unſerm belebenden »Gott erhalte Franz« zu unterdrücken, und wir mußten uns mit dem »King« begnügen. ohne von unſerm geliebten »Kaiſer« etwas zu vernehmen. Den lebhafteſten Antheil, welchen die muſicaliſche und kunſtliebende Wienerwelt an dieſer ſeltenen und in ihrer Art einzigen Sängerinn nimmt, beweiſet der zahlreiche Beſuch jeder Wiederholung ihrer Geſänge; und es wird Jedem Freude machen, wenn die Künſtlerinn noch ein Concert geben wird, wie ſie dieſes zu einem wohlthätigen Zwecke zu thun, dem Vernehmen nach vor hat, und dieſes wird dann wirklich ein Concert auf allgemeines Verlangen ſeyn.

Über die allgemeine Characteriſtik dieſer Sängerinn hat ſich dieſes Blatt wohl ſchon genügend in den Nummern 9 und 11 ausgeſprochen, und wie weiſen dieſerwegen dahin zurück, denn die heutige Production konnte jene Urtheile nur noch mehr beſtätigen. — Die Concertgeberinn ließ ſich heute von dem wackern Flötiſten, Herrn Khayll, und von dem Contrabaſſiſten, Herrn Hindle, in Solo-Piecen unterſtützen. Herrn Hindles Variationen über ein Thema aus: »la molinara« gaben einen unterhaltenden muſicaliſchen Schwank, denn im Ernſte kann es doch wohl nicht gemeint ſeyn, wenn man unvollkommen auf der Rieſengeige das gibt, was das Violoncello ſehr vollkommen geben kann.

Im Theater an der Wien wurde den 8. d. M. zum Beſten des beſtehenden Penſions-Fondes zum erſten Mahl aufgeführt: Die Tartaren in Ungarn. Schauſpiel in fünf Aufzügen, von Carl v. Kisfaludi, aus dem Ungariſchen überſetzt von Georg v. Gaal.

Hunnien iſt in den Händen der Tartaren, des Landes Herrſcher, Bela, ſchon entflohen, nur des edlen Sigmunds Veſte Szadvar widerſteht dem Oberfeldherrn Kaiuk noch, der deſſen Pflegeſohn Elek gefangen hält und Rache für den Verluſt des eigenen Sohnes geſchworen hat. Unterdeſſen werden dem Beſitzer anſehnliche Vortheile geboten, wenn er ſich ergeben will, und der Gefangene ſelbſt wird unter ſtrenger Obhut heim geſandt, des Feldherrn Abſichten zu unterſtützen; doch umſonſt ſind Emelka's Thränen, die den Jüngling liebt, und ihres Vaters Flehen; er beſchwört ihn, dem Vaterlande treu zu bleiben, und kehrt, entſchloſſen ſich dem Tode zu weihen, zurück in die Gewalt des Feindes. Der Kumanier Kobuth, von ſtrafbaren Begierden für Emelka entflammt, ſtatt den Liebenden in das Lager zu bringen, läßt ihn, zur Ausführung ſeiner verderblichen Anſchläge, in einer verborgenen Höhle verwahren; hierher ſoll auch das Mädchen durch einen ſeiner Helfershelfer gebracht werden, ſobald die Veſte wiederum beſtürmt wird. Kaiuk, gegen den er ſich entſchuldigt, den Gefangenen zu ſeiner eigenen Nothwehr umgebracht zu haben, überhäuft ihn mit Verwünſchungen, und wilde Rachgier tobt in ſeiner Bruſt. Einen anderen Kumanier, der des Feldherrn Tochter Zelmira liebt, doch keine Gegenliebe hoffen darf, weil Elek ihr Herz gerührt hat, weiß er als Werkzeug ſeiner Rache zu gewinnen, und fallen ſoll von ihren Händen der verhaßte Feldherr. Nun beginnt der Sturm, Siegmund wird verwundet und gefangen, Emelka dem Verräther überliefert. Jetzt aber wendet ſich das Blatt. Den Mitgenoſſen des beſchwornen Meuchelmordes, Orangzek, ergreift die Reue; er entdeckt das ſchwarze Complott, überfällt den verworfenen Kobuth im Nahmen ſeines Herrn, und haut ihn nieder, da er ſich zu widerſetzen ſucht. Siegmund, von ſeinen Wunden überwältigt, gibt den Geiſt auf, und der Tartar, zu Mitleid und Verehrung hingeriſſen, gibt Elek und Emelka frey ꝛc.

Der Plan iſt verworren genug, aber nicht verwickelt; trotz der Verwirrung aber ſind ſo viele Lücken und leere Plätze von Anfang bis zu Ende, daß weder die Ströme von Thränen der Liebenden, von Klagen der Unterjochten, noch die Laſt von Schwüren und Verwünſchungen, die der ſtolze Feind gegen die Bedrängten ſchleudert, ſie auszufüllen vermögen; der lang ausgeſponnenen Monologe nicht einmahl zu gedenken, worin die Verliebten und die Leidenden poetiſch ihre Sehnſucht, ihren Schmerz verhauchen. Großherzige Geſinnungen und patriotiſche Tiraden können dem Schauſpieler wohl ein Mahl um das andere Applaus, nicht aber Theilnahme für die Handlung gewinnen, wenn die Begebenheiten keine innere Verbindung haben; und als ohnmächtige Pocher erſcheinen die Barbaren, die das Recht des Stärkeren auf ihrer Seite, mit unnützen Drohungen die Zeit verlieren; folglich fehlt hier überall das dramatiſche Intereſſe. Überdieß ſieht man durchgehends ſchon im Voraus, daß alle Unternehmungen der Handelnden zu keinem Zwecke führen. Der Pflegeſohn geht auf die Burg zurück, und was er dort beginnen wird, das gibt er laut und deutlich zu erkennen; was wird er in der Höhle thun, für ſeinen Feind, den er verachtet, der ihn noch mißhandelt? Die Zuneigung des Kumaniers zur ſchönen Tochter Siegmunds kommt unverſehens wie im Traume. Sie ſoll das Stück, wie man klar genug einſieht, nur um einen Schritt weiter von der Stelle brinern. Das lang erſehnte Ende erwartet man zuletzt von der Verſchwörung aus dem Stegreif; aber gleichſam, als hätte es damit keine Eile, wird die große That bis nach der Beſtürmung noch verſchoben. Der einzige Moment, der die Aufmerkſamkeit feſſelt, die Zuſammenkunft in der Höhle, weil man wirklich begierig iſt, zu wiſſen, wie die Verſammlung hier den Ausgang finden wird: welche Wendung nimmt er? Wenigſtens keine tragiſche obgleich des Verräthers Blut die Erde färbt, denn plötzlich ſtürzt der reumüthige Kumanier herein und zerhaut mit Einem Streiche den Knoten: dazu bedarf es allerdings keiner poetiſchen Begeiſterung, nur eines nervigen Arms und eines guten Schwertes. Indem wir nun, um doch dem Tadel hier ein Ziel zu ſetzen, das Andere übergehen, ſo verwahren wir uns gegen den Verdacht, als wollten wir dem geſchätzten, hoffnungsvollen Verfaſſer das dichteriſche Verdienſt abſprechen, und fügen bloß hinzu, daß der Erfolg dieſes Bühnenwerkes von dem dramatiſchen Talent des Dichters keinen überzeugenden Beweis geliefert hat.

Von Seiten der Darſtellenden ſchien das Stück nur auf eine Vorſtellung berechnet, dieß war das Schlimmſte zum Schlimmen; alſo wollen wir auch hier weder von dem Singſang des Vortrags, noch von dem ſtrauchelnden Gedächtniß, welches dieß Mahl ziemlich zweydeutiger Natur, bald auf die Seite der Magyaren, bald zu den Tartaren ſich hinüberneigte, etwas ſagen; deſto weniger läßt ſich ſchweigen von der plötzlichen Verwandlung der Barbaren in galante cultivirte Helden, als es zum Sturme kam, der vielmehr einem ſanften Zephyr glich, während alle Barbaren in den verzweifelten Trompetenmarſch gefahren ſchien, der durch einen langen Zwiſchenact eine tragi-comiſche Senſation erregte.

Der berüchtigte Sclavenhändler Dupuis, welcher im vergangenen Jahre ſeine Schlachtopfer mit glühendem Eiſen auf dem Rücken numerirte, ſie dann gleich einer Waare in Tonnen verkupern, und in den Schiffsraum werfen ließ, iſt kürzlich zu Sierra Leone geſtorben. Biſſoa iſt jetzt der Hauptſtapelplatz für den Sclavenhandel.

Capitän Kelly empfing zu Acara, am Bord des königl. Schiffes the Phoaſant, die Nachricht, daß ein ſpaniſcher Capitän in einer dortigen holländiſchen Stadt einen Transport Sclaven ausgeſetzt, und ihn unter Aufſicht eines ſeiner Agenten geſtellt habe, bis er von ſeiner Reiſe zurückkehren und ſie dann mitnehmen werde. Der Capitän, dorthin ſtationirt, um gegen den Sclavenhandel zu kreuzen, legte ſich bey der Stadt vor Anker und verlangte die augenblickliche Herausgabe der Sclaven. Es erfolgte keine Antwort; ein Paar Kanonenkugeln, die aus den Feuerſchlünden des Phoaſant über die Stadt flogen, bewirkte die Ablieferung von 20 jener Unglücklichen; da dieſe aber ausſagten, daß noch 18 ihrer Gefährten in der Stadt wären, ſo fragte der Capitän mit ſeinen Sechspfundern noch ein Mahl an, und erhielt ohne Widerrede den Reſt.

Den 19ten d. wird Madame Catalani noch ein Concert geben, um den ganzen Ertrag einem wohlthätigen Zwecke zu widmen. Solch edle Genugthuung, ſolche wahrhaft humane Geſinnung müſſen wohl Jedermann mit hoher Verehrung erfüllen.

Der Virtuoſe, Herr Schunke, gibt vor ſeiner Abreiſe noch ein Privatconcert.

Berichtigung.

In Nr. 8, Seite 95, Zeile 12 lies ſtatt: ſpricht wie ein Wochenblatt, »ſeicht« ꝛc.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625), wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 11 fl. W.W. halbj.— Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

14.

(Wien, Samstag den 17. Februar.)

Das Schloß Kekkéö oder Blauenſtein, und die Familie Balaſſa.

Von dem großen an der Eipel liegenden Marktflecken Balaſſa Gyármath, dem Stammorte der berühmten Familie der Grafen und Freyherren von Balaſſa, fährt man über die Eipel nach Podluſzány, einem großen, der Familie Balaſſa gehörigen Prädium. Anſehnliche Wirthſchaftsgebäude, eine ländliche Wohnung, welche der letzte der Grafen Balaſſa für ſich erbaute, große Kornböden, ein Hand-Geſtütt, die Wohnungen der herrſchaftlichen Beamten und der Knechte, Herden von Schafen ꝛc. und ungeheure Maſſen von Heu, die künſtlich aufgethürmt oft drey und vier Jahre als koſtbare Erſparungen ſtehen bleiben (von welchen man mit ungeheuren breiten Meſſern das Heu in großen Partien abſchneidet), geben ſchon auf den erſten Anblick den Begriff einer ſehr regen Betriebſamkeit, die auch wirklich zwar nicht nach den neueſten öconomiſchen Grundſätzen, von welchen man in dieſen Gegenden noch wenig ahnet, wohl aber nach alten Erfahrungen geregelt, ſich mannigfaltig ausſpricht.

Von Podluſány fährt man über Sklabonya gegen Klein Kürtöß, wo ſich ein nur in der Umgebung bekannter Sauerbrunnen befindet; dann kömmt man nach Groß-Kürtöß, deſſen Äcker und Wieſen von den Verwüſtungen zeugen, welche die ſonſt kleine Kürtöß durch ihre Überſchwemmungen faſt alljährlich verurſacht. Von hieraus ſieht man nun ſchon von der Ferne in der Mitte hoher Berge die weitläuftigen Ruinen des alten Schloſſes Kékkeö oder Blauenſtein, die um ſo weniger zum Beſuche einladen, als man von dem neuen Schloſſe nichts gewahr wird, der Weg, je mehr man ſich dem Markte Kékkeö nähert, immer ſteiniger wird, und an manchen Stellen kaum zu befahren iſt. Da jedoch deſſen ungeachtet dieſer Weg ſorgfältig unterhalten wird, ſo vernichten doch die herabſtürzenden Bergſtröme nach einem großen Ungewitter und im Frühjahre in einer einzigen Stunde die mühſamſten Arbeiten. Auch der Markt Kékkeö iſt nicht geeignet, angenehme Empfindungen zu erregen; in einer engen Schlucht liegen die Hütten der armen Einwohner, die ſich meiſtens vom Weinbau nähren, zerſtreut am Fuße des Berges, und ungeheure Steine, von den Bergſtrömen herabgewälzt, verwiſchen jeden Begriff einer fahrbaren Straße. Wahrſcheinlich iſt Blauenſtein einer der armſeligſten Marktflecken in Ungarn, und dennoch enthält derſelbe manche Merkwürdigkeiten. Blickt man aus der Schlucht nach dem Schloſſe, wo man zu Mittag zu ſpeiſen oder zu übernachten gedenkt, hinauf, ſo ſieht das Auge nur Ruinen von eingeſtürzten Mauern und nicht die geringſte Spur einer brauchbaren Wohnung. Da drängt ſich das Bild der erloſchenen Größe, der verſchwundenen Allgewalt, der vernichteten Macht einer der urälteſten, in den alten Zeiten ſelbſt der herrſchenden Dynaſtie furchtbar geweſene Familie, welche Ungarn noch aufzuweiſen hat, vor die Seele, und mit lebhafter Phantaſie zaubert man ſich die Vergangenheit zurück.

Welch reges Leben, welches Waffengetöſe, welche Pracht, welches Ein- und Ausziehen von Kriegsmännern unter der Anführung der tapfern Balaſſa muß einſt in dieſer Burg geherrſcht haben? als unter dem Könige Bela, im Jahre 1240 bey dem Einfalle der Tartaren die reichſten Familien ſich hierher flüchteten, als die Böhmen unter ihrem berühmten Feldherrn Giskra dieſe Feſte, um ſich den Weg in die Bergſtädte zu bahnen, mit ſtürmender Hand eroberten, als dieſes Schloß im Jahre 1566 auf Koſten des Reichs gegen die Fortſchritte der ottomaniſchen Waffen befeſtigt wurde! Da lebte hier Johann Balaſſa, der mehrere vornehme Türken gefangen hielt, und den unglücklichen Einfall hatte, ſich an den Türken zu rächen. Unter dem Vorwande einer ungetreuen Verwaltung von anvertrauten Geldern ließ er einen ſeiner vertrauten Diener, der Benedict Pintér hieß, in das nähmliche Gefängniß werfen, wo ſich die Türken befanden. Hier brach Pintér in Verwünſchungen gegen den grauſamen Grafen Balaſſa aus, und trug ſich an, den Türken das Schloß in die Hände zu ſpielen, wenn einer von den Gefangenen, unter dem Vorwande, ein Löſegeld zu hohlen, in Muſtapha's Lager ſich begeben und ſeine Truppen in Geheim an den beſtimmten Tag herbeyhohlen wollte. Die Türken gingen in die Falle, und es erſchien in der größten Stille türkiſches Fußvolk, von welchem einige an einem Stricke hinaufgezogen wurden; als aber die übrigen unter dem Felſen verſteckten Türken kein weiteres Zeichen von ihren Cameraden erhielten, merkten ſie den Verrath und eilten unter den fürchterlichſten Drohungen gegen Balaſſa davon. Dieſe zu vollziehen, kündigte der erbitterte Muſtapha ſogleich den Waffenſtillſtand auf, und bald folgte ein Bothe dem andern mit der furchtbaren Kunde, daß unter der Anführung des Alibey von Stuhlweißenburg ein bedeutendes Corps der Türken zur Rache herbeyziehe. Balaſſa eilte zwar ſogleich um Hülfe, allein unvermögend Blauenſtein zu entſetzen, ſah ſich der Commandant Emerich von Temes gezwungen, mit der Beſatzung auszuziehen, und das leere Schloß den Belagerern zu überlaſſen. Im Beſitze von Blauenſtein hatten nun die Türken den Weg in die Bergſtädte offen; ihre grauſamen Verheerungen breiteten ſich über die ganze benachbarte Gegend aus. Bis zum Jahre 1593 blieben ſie im Beſitze von Blauenſtein, wo ſie, durch die Siege der Kaiſerlichen gezwungen, dieſe verheerten Gegenden verließen und einen Theil der Feſtungswerke in die Luft ſprengten.

Mit dieſen Erinnerungen an die graue Vorzeit erreicht man endlich den Berg; plötzlich wendet ſich nun der Weg und man erblickt das knapp hinter den Ruinen aufgeführte neue Gebäude, zu dem man an der Seite eines Kaſtanienwaldes hinfährt. Der Platz vor dem Schloſſe, auf welchem rechts die Reitſchule ſteht, iſt nicht groß, und die vor der Zugbrücke aufgeſtellten zehn oder zwölf Feldſchlangen, auf welchen ſich das Ballaſſa'ſche Wappen, der Kopf eines Stiers von dem durch König Sigmund geſtifteten Drachenorden umſchlungen, befindet, gebiethen zwar nicht Ehrfurcht, erregen aber von Neuem vielfache Erinnerungen an die thatenreiche Vorzeit; und indem man mit dieſem Gedanken beſchäftigt endlich in die Burg hineinfährt, wird man ſogleich durch die herbeyeilenden zahlreichen Heiducken, Huſaren und Domeſtiken, die alle beſchäftigt ſind, den ankommenden Gaſt zu empfangen, daran erinnert, daß man ſich in der Burg eines Magnaten von Ungarn befinde. Zwey breite Stiegen führen in den erſten Stock, und hier eilt der ehrwürdige ſiebzigjährige Baron Alexander Balaſſa mit einer ausgezeichneten Höflichkeit ſeinem Gaſte entgegen, der nicht ohne ein beſonderes Gefühl von Ehrfurcht ſich vor dem Manne verbeugt, den die Vorſehung beſtimmt hatte, als letzter Sproſſe einer der urälteſten Familien, die Reihe von großen Männern ihrer Zeiten zu beſchließen, von welchen ſeit Stephan dem Heiligen die Urkunden von Ungarn rühmlich ſprechen.

Über dem großen Schloß-Portal, erblickt man eine große Marmortafel mit einer lateiniſchen Inſchrift*), welche deutſch alſo lautet:

Im Jahre 1237 wurde ich, Schloß Blauenſtein, von dem erlauchten Hauſe der Balaſſa erbaut, und von ihm ununterbrochen beſeſſen. Im Jahre 1576 kam ich in die Gewalt der Türken, und wurde von ihnen im Jahre 1593 in die Luft geſprengt und verlaſſen. Unter dem Herrn römiſchen Kaiſer und König von Ungarn, Rudolph II., ſank ich durch die Nachläſſigkeit ſeiner Commandanten zur gänzlichen Ruine herab. Im Jahre 1609, von dem durchlauchtigſten König von Ungarn, Mathias II., meinen erblichen Herren zurückgegeben, wurde ich durch die Bemühung des Hoch- und Wohlgebornen Herrn Sigismund Balaſſa von Grund aus mit Mauern und Bruſtwehren verſehen, mit Wohnungen geziert, und kam in jenen Zuſtand, in welchem ich mich einſt befand, zurück. Gebe der allgütige und allmächtige Gott, dem Lob und Ehre gebührt, daß ich dieſe erlauchte Familie Jahrhunderte glücklich beſitzen möge. Im Jahre 1612.

Dieſes Schloß liegt an dem Ende der gegen Mittag liegenden Gebirge

---

*) Sie iſt nachſtehende: »Anno Domini MCCXXXVII sum Arx Kékkő ab Inclyta Domo Balassa fundata et continue possidebar. Anno MDLXXVI in potestatem deveni Turcicam. Anno MDXCIII a Turcis Pulvere disjecta ac derelicta. Domini Imperatoris Romanorum ac Regis Hungariae Rudolphi II. Praefectorum Incuria ad extremam deveni Ruinam. Anno MDCIX a Serenissimo Rege Hungariae Matthia II. haereditar. meis reddita Dominis, Industria Spectabilis ac Magnifici Domini Sigismundi Balassa Muris ac propugnaculis a Fundamento ampliata, Habitationibus exornata, in hunc in quo ante fui perveni statum. Ab eadem illustri Familia ut Aevo durante feliciter possidear Faxit Deus seu Optimus Max. Cui Laus et Gloria. Anno MDCXII.

Oztroska, welche ſich aus dem Solienſer Comitat faſt in einer ununterbrochenen Kette hierherziehen und hier in drey Bergſpitzen enden. Die eine dieſer Bergſpitzen heißt Batzi auf dieſem Berge, von welchem weit umher die Gegend überſehen werden kann, waren die Wachtpoſten der Beſatzung ausgeſtellt, wenn feindliche Gefahr dem Schloſſe drohte. Der zweyte noch höhere Berg heißt Judas; er ſoll den Nahmen von der Verrätherey erhalten haben, welche einſt die Beſatzung mit den dort gelagerten Türken zum Untergange der Feſte angeſponnen hatte. Der dritte Berg heißt Pap-Hegye, der Prieſterberg; dieſen ſoll einſt ein frommer Prieſter, einem Sterbenden zueilend, ohne auszuruhen, erſtiegen haben, obgleich zu deſſen Erſteigung zweytauſend Schritte erfordert würden. Am Fuße dieſes Berges erhebt ſich ein ſteiler Felſen und auf dieſem iſt eigentlich Kékkéö erbaut, das nach der Farbe des Felſens, von welcher jedoch jetzt keine Spur mehr vorhanden iſt, der blaue Stein genannt wurde *). Freyh. M. v. Neuſtädter.

(Schluß folgt.)

Ontologiſche Neuigkeiten.

Von A. Rittig v. Flammenſtern.

XXIII.

(Schluß von Nr. 11.)

Was John in ſeiner Naturgeſchichte der foſſilen Inflammabilien, Kölln 1816, 1r Bd. vorausſetzt, daß der Bernſtein ein verhärteter Pflanzenſaft ſey, hat Brewſter im Edinb. philos. Journ. zur Evidenz nachgewieſen; unter andern äußert er hierbey: daß die Spuren einer regelmäßigen Structur, welche das Verhalten des Bernſteins — Succin's — beym polariſirten Lichte verräth, nicht die Wirkung der gewöhnlichen Geſetze der Cryſtalliſation, ſondern durch eben die Urſachen entſtanden ſind, die auf die mechaniſche Beſchaffenheit des arabiſchen Gummi und anderer Gummiarten Einfluß haben, welche bekanntlich durch die allmähliche Abſetzung und Verhärtung von Pflanzenſäften gebildet wurden.

Auch für unſere Techniker müſſen die Verſuche, welche die beyden engliſchen Chemiker Stodart und Faraday über Stahl-Legirungen machten, und die ſie im Juli-Heft des Quaterly Journal of Science, Literature and Arts. 1820 zur öffentlichen Kenntniß brachten, von beſonderem In-

---

*) Von dieſem Schloſſe nannten ſich ſchon unter Bela IV. Detricus, Graf von Zolyom und Vice-König (Pro-Rex) von Ungarn, den Herrn von Kékkeö, und im Jahre 1385 verordnete Graf Blaſius von Kékkeö, der Große genannt, daß ſich ſeine Nachkommen, von dem durch ihn nebſt andern zahlreichen Gütern erworbenen, damahls ſehr berühmten und befeſtigten Marktflecken Nagy Gyarmath in der Neograder Geſpannſchaft auf ewige Zeiten die Grafen Balaſſa von Gyarmath nennen ſollten; dem Titel wurde in der Folge Perpetuus in Kekkeö beygeſetzt.

tereſſe ſeyn. In der Vorausſetzung, daß der durch ſeine außerordentliche Härte ſich auszeichnende indiſche Stahl oder Woots — Wutz — durch geringe Spuren von Alaunerde oder Kieſelerde eine beſondere Eigenſchaft erhalte, ſuchten ſie ein künſtliches, ihm gleiches Metallgemiſch zu gewinnen, und es gelang ihnen, indem ſie ſiebenhundert Theile guten Stahl mit vierzig Theilen Legirung von Alaunerde im Schmelztiegel zuſammen ſchmolzen. Dem hierdurch gewonnenen Producte ſetzten ſie verdünnte Schwefelſäure bey, wodurch es eine ſehr ſchöne Damascirung erhielt und dem Stahl aus Bombay vollkommen gleich kam. Das nähmliche Product erhielten ſie auch durch fünfhundert Theile Stahl und ſieben und ſechzig Theile Legirung von Alaunerde. Dieſe Legirung wurde aus eiſenhaltigem Kohlenſtoff und reiner Alaunerde, die man im Schmelztiegel bey ſtarker Hitze zuſammenſchmelzen ließ, gewonnen. Nach ihrer Angabe ahmt man das Meteor-Eiſen vollkommen durch eine Miſchung von gutem Eiſen — Hufeiſennägel — mit drey Procent Nickel nach, die ſich im Schmelztiegel bey ſtarker Ofenhitze verbanden. Sibiriſches Meteor-Eiſen wird auf eben dieſe Art durch einen Zuſatz von zehn Procent Nickel gewonnen. Über die Legirung des Stahles mit Silber ſagen ſie Folgendes: Es fand ſich dieß bey einem Miſchungsverhältniß von einem Theile Silber und 150 Theilen, auch bis über vierhundert Theile Stahl, das Silber, wenn nach der gänzlichen Zuſammenſchmelzung die Maſſe geſchmiedet und dann verdünnte Schwefelſäure angewendet wird, ſich in Fäden durch die Maſſe zog, und das Ganze das Anſehen durch Zuſammenſchweißen verbundener Silber- und Stahlfibern hette. Eine vollkommene Legirung entſtand, wenn das Miſchungsverhältniß von eins zu fünfhundert Silber und Stahl angenommen wurde. Bey dieſer Miſchung zeugten ſich nach dem Zuſammenſchmelzen ſelbſt unter dem Vergrößerungsglaſe keine Fibern mehr. Dieſe Legirung ward vorzüglicher als der beſte Stahl gefunden, und über die Vortrefflichkeit der davon gemachten Schneidewerkzeuge iſt nur Eine Stimme. Der Verſuch, den ſie machten, die Legirung des Stahls und Silbers durch Cementirung zu bewirken, gelang ihnen nicht, doch glaubten ſie, daß es mit andern Metallen insbeſondere mit Platina gelingen werde, indem Stahl und Platina, in allen Miſchungsverhältniſſen zuſammengeſchmolzen eine ſehr ſchöne Legirung, beſonders beyde in gleichen Gewichttheilen zu Spiegeln gebe. Dieſe Legierung erzielt man auch durch neunzig Theile Platina und zwanzig Theile Stahl oder zehn Theile Platina und achtzig Theile Stahl. Angewendet zu Schneidewerkzeugen nehmen ſie als beſtes Miſchungsverhältniß dieſer Metalle 1/5 Procent an. Sehr intereſſant ſind auch die Verſuche, die ſie mit Stahl und dem koſtbaren Rhodium — von Wollaſton 1813 im ſüdamericaniſchen Platinerz entdeckt — wovon ſie 1 bis 2 Procent nehmen, machten. Dieſe Legirung iſt äußerſt hart, und zur Erhitzung derſelben ſind 30 Grad Fahrenheit mehr als bey dem indiſchen Stahl erforderlich, der ſelbſt 40 Grad mehr braucht als der beſte engliſche. Übrigens halten aber dieſe Chemiker die Legirung mit Silber, da das Rhodium ſo ſelten iſt, für die ſchätzbarſte, und glauben, daß ſich dieſe vorzüglich auch zu Münzſtempeln eignen dürfte.

Wollaſton hat die Entdeckung gemacht, daß im Meer- oder Seewaſſer Kali — Pottaſche — enthalten iſt. Er iſt der Meinung, daß das Kali im Seewaſſer in ſchwefelſaurem Salze verkomme.

Die königliche Academie der Wiſſenſchaften in Paris war befragt worden: Ob kupferne Ofenröhren für die Geſundheit nachtheilig ſeyn könnten? worauf die von ihr ernannte Commiſſion die Frage verneinend beantwortete.

Schon vor längerer Zeit haben öffentliche Blätter erwähnt, daß Herr Schortmann, Gutsbeſitzer zu Buttelſtädt bey Weimar, ein muſicaliſches Inſtrument mit Taſten erfunden habe, deſſen Töne vermittelſt halb verkohlter Holzſtäbchen, welche von einem Luftzug in Bewegung geſetzt werden, die Clarinette, das Waldhorn, ja ſelbſt die Äolsharfe auf das Täuſchendſte nachahmen ſolle. Späterhin wollte man dieſe Erfindung einem Engländer aneignen; nun macht aber Herr Theuß bekannt, daß Schortmann wirklich der Erfinder dieſes Inſtruments ſey, der ihm auch die Bewilligung gegeben habe, nächſtens eine ausführliche Beſchreibung dieſes intereſſanten Inſtruments zu liefern.

Parkes hat ſeine intereſſanten Entdeckungen über den Nutzen des Küchenſalzes im Garten und Obſtbau bekannt gemacht. Nach dem dießfälligen Reſultat ſeiner Erfahrungen trägt das Küchenſalz in gehöriger Quantität zum Gedeihen und Wachsthume des Pflanzenkreiſes weſentlich bey, ſchützt die Anwendung dieſes Salzes die Obſtbäume und Küchengewächſe gegen Würmer und Inſecten, iſt es insbeſondere eines der kräftigſten Mittel, die Inſecten in einem Garten zu todten, und dient auch bey zweckmäßiger Anwendung zur Ausrottung des Unkrautes und anderer ſchädlicher Gewächſe. Herr Parkes hat für dieſe ſeine Entdeckungen von der Caledon'ſchen Gartenbaugeſellſchaft eine Preismedaille erhalten.

Adam Kaldy, Pfarrer zu Hauzenthal in Öſterreich, ſtellet in ſeinem neueſten Werke: Unſer Sonnen-Syſtem, Wien 1820. 8. S. 126 — 130 im vollen Ernſte folgende Behauptung auf: »Unſer Mond war einſt ein Beſtandtheil unſeres Erdballs, und iſt von ſolchem durch die Schwungkraft, welche durch die Umwälzung unſerer Erde um ihre Achſe entſtand, in einer doppelt paraboliſchen oder elliptiſchen Bahn abgeworfen worden, in welchem ihrer einen Brennpunct die Erde ſich befindet. Der Zeitraum, in welchem dieſes geſchah, war, als unſere Erde ihre Urformation ſchon verrichtet hatte, und die Maſſe des Mondes ſich von jener des Erdballs zu trennen im Stande war; daher geſchah es, daß der Schwerpunct des Mondes nicht im Mittelpunct ſeines Volumens enthalten iſt, und er mit demjenigen Theil, wo er außer ſolchem iſt, immer an die Erde gravitirt, und keine Umwälzung um die Achſe entſtehen konnte, wozu auch jenes beytrug, daß die Umwälzung der Erde viel zu langſam und ihr Durchmeſſer zu kurz iſt, um dem abgeworfenen Körper eine Bewegung um die Achſe zu geben, wie es die Sonne mit den Primärplaneten machte. Der Ort, wo unſer Mond von der Erde abgegangen iſt, iſt in der ſüdlichen Halbkugel unweit vom Äquator, wo ſich das ſtille Meer befindet, von Südamerica weſtwärts, die Reihe der Gebirgsketten Kordilleras ſind die öſtlichen zurückgebliebenen Reſte davon.« Nachdem Herr Kaldy ſeine Behauptung ziemlich weitläufig zu motiviren ſucht, kommt er auf die Entſtehung des fünften Welttheils, reſpective Neu-Holland und ſagt hierüber S. 129: Vielleicht hatte der Mond bey ſeinem Abgange von der Erde weſtlich jene Erden, die er oberflächlich hatte, abgegeben,« die ſich dann in jener Maſſe der Erde geſammelt hat, welche uns unter dem neu entdeckten Holland bekannt iſt, und ſo wäre dieſer ſo beträchtliche Theil unſerer Erde als ein aufgeſchwemmtes Erdreich anzuſehen, denn ſeine Structur weichet von jeder ab, die wir ſonſt oberflächlich auf der Erde bemerken, denn er hat auf eine weite Strecke weder Berge, noch Flüſſe, welche ihn durchſchneiden, ſo, daß man bisher geglaubt hat, dieſes ganze Erdreich ſey aus mehreren Inſeln zuſammengeſetzt.« Doch, jam satis est! Wer das Buch zur Hand nimmt, findet noch andere Curioſa darinnen, mitunter auch manches Beachtenswerthe.

Anecdoten.

Der durch ſeine Originalität und gute Laune berühmte Professor ordinarius Gr. Aug. Clodius, zu Leipzig erhielt einſt einen Brief mit der Adreſſe: A. Mr. Clodius, Professeur trés-ordinaire. — rh —

Der eigentliche Titel der Profeſſur, welche Clodius bekleidete, war professio organi Aristotelici. Ein berühmter Juriſt, welcher auf Clodius nicht wohl zu ſprechen war, wollte denſelben in einer Geſellſchaft, wo ſich ein fremder Gelehrter befand, lächerlich machen, indem er, auf Clodius zeigend, ſagte: In dieſem Herrn ſehen Sie den Organiſten von Leipzig. Und — erwiederte Clodius ſchnell — dieſer Herr macht mir den Wind.

— rh —

Bey der neuen Nummerirung der Häuſer in den Vorſtädten Wiens begab ſich Folgendes: Ein Hausinhaber ſollte für ſeine Haus-Nummer, beſtehend aus drey Ziffern, 15 Kreuzer zahlen (nähmlich für eine Ziffer, war 5 Kreuzer); er erfuhr aber, daß ſein Nachbar (welcher nur zwey Ziffern bekam) nicht mehr als 10 Kreuzer bezahlte, und wollte daher auch nur 10 Kreuzer bezahlen. Auf die Vorſtellung, daß ſeine Haus-Nummer aus drey Ziffern beſtände, rief er: was geht das mich an; machen Sie mir auch nur zwey Ziffern, und geben Sie meinem Nachbar drey. J. H. W*h.

Nachſtehender Brief iſt uns im Original mitgetheilt worden. Er iſt kürzlich aus Schwaben hierher geſchickt worden. Diplomatiſch genau abgedrukt, wird er ſeine Wirkung bey nur halbwegs empfänglichen Lachern nicht verfehlen: Lieebſte Elttern! Am vorigem Monath iſt ein drauriggeſchichtle voribergezange, man hat ein ſer iungen Menſchen mit 20 Jahra Hingeriecht. Er hat eine Mern gemoter *) er hat ihr den zwaiſchneitige Stilet durch den Hals geſtochen. Man hat ihm ain halbes Jahrel eingeſpert. Peter Paul Bellemont hate Bus gethan. Aber die Mariana Ribertin hat nicht könen Bus thun, man hat den Peter Paul, Bellemont hat man heraus aus dem Rochthaus und hat man im ein Seil um dem Laib gethan, da haben in Jmſeimeiſter gefirt und zwai Herren ſind neben ihm gegange man hat ihn ein halben Stund auf den Branger geſtelt und hat man im zwai Thafala angehankt, darauf iſt geſtande! Moder **) da hat man ihm genomme und auf den Riechtplaz gefird und dort hat man ihn in den Stul geſezet, da hat er hernacht Göbeitet da hat man ihn genomme und in die Bauer gethan da. Da hat man ihn die Leichbreg gethan, von der Leichbreg kaun ich euch niechts ſage es iſt ein groſſes Gemiedel geweſt ꝛc.

Ein franzöſiſcher Chaſſeur prügelte, 1809, einen deutſchen Bauer, der eben ſeinen Spartopf retten wollte. Der Regimentsoberſt kam dazu und ſagte zum Jäger: »Warum prügelſt du dieſen Menſchen?« — Herr Obriſt, — war die Antwort — der Schurke da will uns ſein Geld ſtehlen!

Eine adelige Dame lag im Sterben. Ihre Verwandten und Freunde ſtanden um ihr Bette herum. Ihr Sohn von zwölf Jahren ſtand am Hauptkiſſen ihres Lagers. Der Pfarrer, ein Mann von ehrwürdiger Geſtalt, trat ein. Der Knabe verbeugte ſich tief vor ihm. Die mit dem Tode ringende Mutter bemerkte es, und ſagte: »Nicht ſo tiefe Verbeugung, mein Sohn! Dieſer Prieſter iſt nur ein Bürgerlicher! Drauf verſchied ſie.

»Wie geht es Ihnen? — fragte man einen, im Hinſterben liegenden, franzöſiſchen Sprachmeiſter. Mit leiſer, ſchon halbgebrochener Stimme antwortete er: »Je meurs, — — oder, je me meurs, denn man kann den einen oder den andern Ausdruck brauchen.« Drauf entſchlief er.

Frau von Stael wurde, in ihrer letzten Todesſtunde, gefragt, wie es gehe? »Nicht gut, antwortete ſie, ich fühle es, die Wärme zieht ſich zurück; Faſſen Sie nur meine Hände an, ſie ſind kalt, und ſchon ganz proſaiſch!«

Rivarol ſagte von Büffon's Sohne: »C'est le plus pauvre Chapitre de l'histoire naturelle de son pere!«

Fontenelle ſagte von dem berühmten Fabeldichter la Fontaine: »Er war ſo dumm, daß er nicht einmahl wußte, wie viel beſſer er ſchrieb, als Aſop und Phäder.«

---

*) Gemordet. **) Mörder.

In dem **Pariſer Moniteur** vom J. 1813 lautet buchſtäblich die **Anzeige** eines deutſchen Buchs, das bey **John** in **Nürnberg**, unter dem Titel: **Chemiſche Annalen der Pflanzen-Analyſe**, erſchienen war, alſo: Chamissa terbullnn dner islantzen analsyn!« In dem Dec. Heft 1820 der ſchätzbaren Revue encyclop. wird eine Überſetzung des werthvollen Aufſatzes über **Ang. Mais** philologiſche Entdeckungen, aus den ſtattlichen Wiener Jahrbüchern der Literatur geliefert. Sie beginnt alſo: Les annales de littérature, publiées à Vienne, Fahrbücher der Literatur etc.

Hartmann Reinhold gab heraus: **Reime dich, oder ich freſſe dich!** Antiperlectmetaparnahougedamphirribificicationes poeticae. (S. **Morhofs Unterredungen**, S. 396 und 97.).

Ein Spanier edirte: *Pentacontarchus*, s. quinquaginta militum ductor, stipendiis Ramirezii de Prado conductus, cujus auspiciis varia in omni Literarum ditione monstra profligantur, abdita panduntur, latebrae ac tenebrae pervestigantur et illustrantur. (D. i. Ein mit funfzig Soldaten begleiteter Kriegsofficier, welcher in **Ramirez von Prado** Sold ſtehet und unter deſſen Anführung viele Ungeheuer in allen Theilen der Wiſſenſchaften niedergeſchlagen, das Verborgene geöffnet, die Höhlen und Finſterniſſe durchſucht und erleuchtet werden.)

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl **Gerold**'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Am 11ten dieß gab Herr **Schoberlechner**, ein Wiener, gegenwärtig Hof-Capellmeiſter ihrer Majeſtät der Königinn, **Maria Louiſe**, Infantinn von Spanien, Herzoginn von **Lucca** ꝛc. im landſtändiſchen Saale um die Mittagsſtunde ein Concert, in welchem er ſich auf dem Pianoforte in einem großen Rondeau und Variationen hören ließ. Sein Spiel hat Kraft, Sicherheit, und einen deutlichen, in allen Paſſagen verſtändlichen Anſchlag, aber es mangelt ihm in etwas an angemeſſener, bezeichnender Färbung ſeines Vortrags. Seine Compoſitionen ſind von Verdienſt, ſie verrathen eine genügende Ausrüſtung, allein **Roſſini** ſpuckt in allen Ecken. — Ein Herr **Hacker** ließ ſich mit einem wackern Concerte von **Krommer** hören, von dem er das erſte Stück recht brav vortrug, ſo zwar, daß man von ihm etwas Erfreuliches erwarten kann, wenn er ſeine Anlagen recht fleißig ausbildet, und ſich nach guten Muſtern noch ferner regelt. Fräulein **Linhart** ſang eine **Roſſini**'ſche Cavatine, und mit Herrn **Lugano** ein Duett von **Puccitta**. Beyde Geſangſtücke wurden von dieſen talentvollen Mitwirkenden ſehr gut gegeben, nur war die Stimme der Sängerinn für das große Locale etwas zu ſchwach, wodurch vom ſinnigen Vortrage Manches verloren ging. Herrn **Luganos** echt künſtleriſche Energie riß im Duett auch ſeine etwas kühlere Gefährtinn mit ſich fort. Dem Herrn Concertgeber wäre ein größerer Zuſpruch zu wünſchen geweſen.

Mt.

Im k. k. **Hoftheater** nächſt der Burg wurde den 11ten d. M. zum erſten Mahl aufgeführt: **Der Tag der Verlobung.** Luſtſpiel in vier Aufzugen. — Der erſte Act verſpricht etwas, wenn auch eben nicht viel, denn man hört ſchon an der Sprache, daß weder der verliebte Rittmeiſter, noch ſein ungariſcher Rival, Graf Thurzo, große Heldenthaten verrichten werde, ſo doch was Abenteuerliches, eine luſtige Intrigue, eine militäriſche Überrumplung; aber der ſchläft ſchon im folgenden Act ein, und nur die Trompeten im Verlobungsſaal wecken am Schluſſe die Verſammlung auf und außer dem Theater wieder aus dem Schlummer, damit die Zuſchauer das glänzende National-Coſtüm bewundern können, worin ſämmtliche Perſonen zur feyerlichen Handlung erſcheinen.

Die Tochter des ungariſchen Edelmanns Hamany ſoll nähmlich mit deſſen Freund, dem Grafen Thurzo, verlobt werden; beyde ſind ungleich an Jahren, und Ida hat einem jungen Huſaren-Officier in der Reſidenz ihr Herz geſchenkt. Dieſer Rittmeiſter Baumkirſcher, der unbekannt mit ſeiner Herkunft als Bürgerlicher auftritt, befindet ſich in der Nähe des Schloſſes und erfährt das Bevorſtehende, aber auch zugleich, daß der Beſitzer ein wunderlicher Mann ſey, und daß ein Fremder nur etwa als Kranker oder Verwundeter unerſchwerten Zutritt erhalten könne. In einem Anfall von guter Laune befiehlt er ſeinem Diener, dem Huſaren Stephan, ihn in den Arm zu hauen; dieſer weigert ſich, der Officier droht mit der Säbelklinge; in dieſem Augenblick wirft ſich ihm Graf Thurzo in den Weg, beyde werden handgemein und der Bräutigam verwundet ſeinen Nebenbuhler, den er hierauf zur Pflege triumphirend in das Schloß führt. — So weit geht Alles gut; der ſchwächere Theil des Stückes ſoll nun in wenigen Worten zuſammengefaßt werden.

Der Rittmeiſter wird verbunden, und Ida erkennt ihren Geliebten, macht auch bald nachher dem Grafen auf die naivſte Weiſe von der Welt den Antrag, ihr die Freyheit wieder zu geben, worüber er, ſeiner Gutmüthigkeit ungeachtet, ſich dennoch eines Anderen beſinnt. Die Erzieherinn reizt hierauf des Fräuleins Eiferſucht, wozu ein Tuch mit Buchſtaben gezeichnet, das die Wirthinn dem Officier bey der Verwundung, nebſt einem Band, umgebunden hatte, Anlaß gibt. Beyde Liebende entzweyen ſich, und als der Graf endlich bereit iſt, ſeine Anſprüche aufzugeben, zeigt Ida ſich geneigt, das Verſprechen ihres Vaters zu bekräftigen. Unterdeſſen erſcheint plötzlich ein alter Jugendfreund Homany's, von Geburt Baron, jetzt aber, per varios casus Bauer und Vater des Rittmeiſters, der ihn nicht erkennt. Der alte Baron, von dieſem wie von dem Verhältniß der beyden Liebenden unterrichtet, bedauert ſein früher gegebenes Wort, und will die Entſcheidung auf der Tochter freye Wahl ankommen laſſen, doch vorher den Rittmeiſter einer Prüfung unterwerfen. Dem zu Folge tritt in den feſtlichen Verlobungsſaal der Landmann ein, und wird, nachdem Ida dem Rittmeiſter die Hand gereicht, als deſſen Vater angekündigt, der Liebhaber jedoch, obſchon der Meinung, daß jetzt, der Ungleichheit des Standes wegen, Alles für ihn verloren ſey, ſtürzt dem Alten in die Arme, und erhält als Preis kindlicher Liebe, Homany's Tochter.

Da die Ausführung nur durch Characterzeichnung gewinnen konnte, dieſe aber gänzlich mangelt, trotz Allem, was in der erſten Abtheilung verſprochen wird, ſo iſt auch an keine Folge der Begebenheiten, keine Situationen und keine Entwicklung zu denken; die Geſchichte gleicht einer verworrenen, halb verwiſchten Handzeichnung, einer zufälligen Reihe von Scenen, die ſo oder ſo gekehrt werden können, wohl hier und da zu lachen geben, aber weder intereſſant noch unterhaltend ſind. Der Edelmann, der als Bauer wie vom Himmel fällt, möchte ſchon im zweyten Act erſcheinen, der Graf ſich Ida's Bitten auf der Stelle fügen, und würde ſich die lange Heiraths-Parodie »aus Seyn und Nichtſeyn« dann erſparen, die Leute brauchten nicht in einem langweiligen Zwiſchen-Act zur Verlobung ſich erſt in ihre Bratenröcke zu werfen; alles dieſes und ſo manches Andere dürfte wegbleiben. Wir hätten freylich weniger Augenweide, aber auch zwey ganze Acte weniger und die nähmliche Geiſtesnahrung, der wirkſame Augenblick am Schluſſe, wenn der Sohn den Vater anerkennt, wobey hier, wie in ähnlichen Fällen überall, der edlere Theil des Menſchen in ſeiner Würde ſtets hervortritt, um Candidens Ironie zu widerlegen, bliebe doch, und das Luſtſpiel hätte gleiches erfreulich rührendes Ende.

Die Darſtellenden können ſich eigentlich nur durch ihre ſchönen Kleider auszeichnen, oder durch das wirkſame Coſtüm. Beſondere Erwähnung verdient der erſte Auftritt des Grafen Thurzo, das glückliche Benehmen des Rittmeiſters, während des halb unterdrückten Rauſches, das durchgehends lebendige Spiel der Wirthin, und die Bemühung jedes Einzelnen, zum Gelingen des Ganzen möglichſt beyzutragen.

Im Leopoldſtädter Theater wurde den 10ten zum erſten Mahle: Die Wette. Luſtſpiel in einem Aufzuge, von Anton Sartory, gegeben. — Ein Meier wettet mit einer bitterböſen Dame, daß ihr Dienſtmädchen an der Entwendung einer Obligatien unſchuldig ſey. Ihr eigner Neffe übergibt das Papier nähmlich dem dummen Teufel von Bedienten, um es zu verſilbern, und ſo kommt es in die Hände des ehrlichen Landmanns, der die ziemlich hohe Wette gewinnt, und das Mädchen aus Dankbarkeit zur Frau bekommt.

Wer ſollte glauben, daß dieſer Inhalt zu einem Luſtſpiel geeignet ſey? Dennoch enthält das Stück manche comiſche Züge, die durch das Zuſammentreffen der Charactere entſtehen, indem dieſe ſo angelegt ſind, daß die Schauſpieler ihre Eigenthümlichkeit frey entwickeln können, was denn hier von dem Landmann und dem alten Bedienten der reichen Eigenthümerinn auf eine ſehr erfreuliche und gelungene Weiſe geſchah, wenn gleich das Stück ſelbſt nur als ein Rahmen betrachtet werden kann, der für die comiſchen Figuren überall zu breit und zu geräumig iſt.

Allgemeiner theatraliſcher Anzeiger, V. — (den 8. Februar). Im k. k. Burgtheater wird ein kleines Luſtſpiel: Die Milchbrüder, nach dem Franzöſiſchen von Schröder, einſtudiert.

Im Theater an der Wien wird zum Benefiz des beliebten Tenorſängers, Herrn Jäger, Roſſinis Oper: Der Prüfſtein, gegeben werden.

Roſſinis Othello iſt endlich auch in Berlin aufgeführt worden. Der Geſellſchafter fällt darüber folgendes treffende Urtheil: Trotz aller Mängel iſt dieſe Oper dennoch von Effect und biethet neben vielen trivialen auch ganz vortreffliche Einzelnheiten. Das Finale des erſten Acts, die Scene des Streites zwiſchen Othello und Rodrigo im zweyten Act, und beynahe der ganze dritte Act ſind ſehr dramatiſch und zum Theil nicht ohne Character. Ein ſchlechtes Zeugniß für Roſſini ſind aber beſonders der Geſang des Gondoliers und die Romanze der Desdemona; hier, wo die Einfachheit des Liedes nicht zu umgehen war, konnte ſich die Seele des Tons zeigen; ſie iſt aber nicht zu bemerken, und ſo kommen wir, auch bey der zugeſtandenen Wirkung, dennoch darauf zurück: daß Roſſini ein Übereinkommen mit den Wünſchen unſerer frivolen Zeit ſucht, und ſeine Muſe nach neueſter Mode Toilette machen läßt, um es zu verbergen, daß ſie ſich nicht viel um die Natur, und dieſe ſich nicht viel um ſie bekümmert. — Von dem Text, ſagt er ſchließlich, wollen wir nicht weiter reden — wer bekümmert ſich um die Emballage von Deſſert-Süßigkeiten. — Die Aufführung verdient großes Lob, beſonders Herr Bader als Othello und Mad. Seidler als Desdemona.

Zwey kleine Luſtſpiele: Die Geheimniſſe, von Lembert, und der Tapetenſchwank, von einem Ungenannten, haben in Berlin gefallen.

Die Bühne zu Frankfurt am Main ſinkt immer mehr und mehr, ſo daß das Publicum alle Achtung vor dem Tempel Thaliens und ſeiner Prieſter verlieren muß und bereits verloren hat; wie mehrere öffentliche Auftritte auf die ärgerlichſte Weiſe bewieſen haben. Das Schauſpiel iſt, einige Ausnahmen abgerechnet, höchſt mittelmäßig, und die Oper liegt ganz darnieder.

Schmidts: Leichtſinniger Lügner hat, ins Däniſche überſetzt, auf der Copenhagner Bühne viel Glück gemacht. — Beſchämte Eiferſucht und Johann von Finnland, von Frau von Weiſſenthurn, ſind gleichfalls überſetzt, und werden noch im Laufe dieſes Winters aufgeführt werden.

Dienſtanerbieten für Theater-Vorſtände. Ein in der Bühnenwelt bekannter Dramaturg, der ſich im Theoretiſchen und Practiſchen des artiſtiſchen Theaterweſens durch mehrjährige Erfahrungen nützliche Kenntniſſe geſammelt hat, mit denen er auch äſthetiſche Bildung verbindet, den Künſtler zu behandeln, und jeden nach ſeinen Fähigkeiten und Darſtellungsvermögen zu beſchäftigen weiß, ſieht ſich durch ſeine jetzigen ungebundenen Verhältniſſe veranlaßt, auf öffentlichem Wege den Wunſch zu äußern, bey einer ſoliden, ſtehenden Bühne der k. k. Staaten als Director oder in der Eigenſchaft eines dirigirenden Regiſſeurs im Gebiethe der Kunſt nützlich wirken zu können; wobey er auch als darſtellendes Mitglied ſich noch verpflichten würde, erforderlichen Falls, jedoch nur bey eintretender Nothwendigkeit, die ſeinem practiſchen, nicht ganz mittelmäßigen Kunſtvermögen angemeſſenen Rollen zu übernehmen. Hierbey dürfte jedoch nicht unerörtert bleiben, daß, da er wo möglich nur ſelten, am liebſten gar nicht darſtellen zu müſſen wünſcht, auch kein Mitglied ſeiner ſehr kleinen Familie ſich der Bühne widmet und jede Sorge oder Furcht irgend einer Parteylichkeit von ſeiner Seite, bey Rollenbeſetzungen verſchwindet. — Es verſteht ſich von ſelbſt, daß hier von keiner precären, ſondern von einer dauernden, garantirten Anſtellung dieſer Art die Rede ſeyn kann. — Höhere Bühnen-Vorſtände oder Theater-Intendanzen, die geneigt wären, hierauf zu reflectiren, erhalten von der Redaction des Converſation-Blattes nähere Auskunft.

Dramatiſche Literatur. 1) Monaldeschi, hiſtoriſches Trauerſpiel in fünf Acten, frey nach dem Engliſchen von Grieſel. Prag 1821. — Die Ermordung des Oberſtallmeiſters der ſchwediſchen Königinn Chriſtine, welche bey ihrem zweyten Aufenthalt in Frankreich nach ihrer Thronentſagung auf ihren Befehl in Paris Statt fand, macht den Inhalt dieſes Trauerſpiels aus. Der engliſche Dichter hat das Verhältniß Monaldeschis zu ſeiner Königinn mit vieler Zartheit behandelt, und ſowohl durch richtige Characteriſtik der handelnden Perſonen als geſchickte Benutzung der intereſſanten Situationen, welche der Stoff darbot, ſein Talent zum dramatiſchen Dichter beurkundet; obgleich die Wahl des Stoffes ein offenbarer Mißgriff war, der ſich nur durch die Vorliebe für das Gräßliche, die auf der engliſchen Bühne herrſchend iſt, entſchuldigen läßt. Die Überſetzung iſt in einer ziemlich fließenden Proſa geſchrieben, die aber deſſen ungeachtet ſtörend auffällt, weil wir im Trauerſpiele an gebundene Rede gewohnt ſind. Das Stück, ſo wie es da iſt, dürfte ſich, des Inhalts wegen, mehr zur Lectüre als zur Aufführung eignen.

2) Der Hirte von Toloſa, Trauerſpiel in fünf Aufzügen, nach dem Däniſchen des Jagemann von Scholz. Schleßwig und Leipzig 1820 — Das Original dieſes Trauerſpiels iſt die Schöpfung eines ausgezeichneten Dichtertalents, großartig in der Compoſition und genial in der Ausführung; nur dürfte die allzu ausgebreitete und mannigfaltige Handlung, welche die geſpannteſte Aufmerkſamkeit des Zuſchauers in Anſpruch nimmt, der Darſtellung einigen Eintrag thun, obgleich einzelne Scenen und Stellen immer von hoher Wirkung ſeyn müſſen. — Außer dieſer Überſetzung iſt ſchon früher eine andere von Theodor Hell in deſſen »Theater der Ausländer« gedruckt erſchienen; doch würden wir allen Bühnen, deren Verhältniſſe eine Aufführung dieſer Tragödie geſtatten, zu der Vorliegenden rathen, weil der Verfaſſer mehr auf die Beſchränktheit der deutſchen Bühne Rückſicht genommen und ſich manche zweckmäßige Abänderung erlaubt hat.

(Die Redact. erſucht, ihr von bevorſtehenden Benefiz-Vorſtellungen ꝛc. zeitlicher als ſeither Nachricht zu geben.)

Dieſer Nummer liegt das Literatur- und Kunſt-Blatt Nr. 11. bey.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625) wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W. W., durch die k. k. Poſt 11 fl. W. W. halbj. Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Literatur- und Kunſt-Blatt.

II.

(Zu Nr. 14 des Converſationblattes 1821.)

Description de l'Égypte, ou recueil des observations et des recherches faites en Egypte pendant l'expédition de l'armée française. *Seconde édition*, dédiée au Roi. Publiée par C. L. F. Panckoucke; 25 volumes in 8. de texte et 900 gravures, format grand atlas, grand aigle, grand monde, format dit grand Égypte, etc.

Der denkwürdige Zug nach Egypten, den Bonaparte mit einer Flotte, mit einer Landarmee und mit einer Academie von Gelehrten und von Künſtlern unternahm, hat bekanntlich eine wiſſenſchaftliche Beſchreibung von Egypten hervorgebracht, dergleichen, ſowohl was den Plan als was die Ausführung betrifft, von keinem andern Lande vorhanden iſt. — Nicht weniger als funfzig zum Theil ausgezeichnete Gelehrte und Künſtler von anerkanntem Talent waren es, welche Bonaparte auf dieſem Heereszuge nach Egypten brachte. — Ausgerüſtet mit Kenntniſſen aller Art und durch Studium des Gegenſtandes vorbereitet, verweilte jene zahlreiche Academie von Gelehrten und von Künſtlern faſt volle vier Jahre in dem Lande, welches vor mehr als dreytauſend Jahren von dem gebildetſten Volke der Erde bewohnt geweſen war, und von welchem die Griechen und Römer alles das gelernt hatten, wodurch ſie in der Folge ſich die Bewunderung der Welt erwarben.

Bonaparte ließ die Forſchungen und die Unterſuchungen, welche die von ihm ſo benannte »egyptiſche Academie« im Lande angeſtellt hatte, bey der Rückkehr ihrer Mitglieder nach Frankreich zu einem geordneten Ganzen vereinigen und durch die Preſſe und durch den Grabſtichel der Welt darlegen. Die Redaction dieſes Prachtwerkes ward einer Commiſſion von zwölf der zurückgekehrten Gelehrten übertragen. Dieſe haben die Arbeit nach einem Zeitraum von ſiebzehn Jahren vollendet, und die letzten Theile des gedruckten Textes, ſo wie die letzten Platten ſind gegenwärtig unter der Preſſe. Wie die Pyramiden in Egypten unter den Bauwerken, ſo ſteht unter den Producten der Buchdrucker- und der Kupferſtecherkunſt das Werk der egyptiſchen Academie über Egypten coloſſal und ohne Gleichen da. Es enthält neunhundert Kupfertafeln, von welchen vier und zwanzig ſo groß ſind, daß, um ſie abzudrucken, das bisherige größte Papier vom Landcartenformat nicht hinreichte, ſondern daß ganz neue Papierformen dazu gemacht werden mußten. Dieſe neugeſchaffene Papierſorte heißt egyptiſches Format und iſt 26 Zoll hoch und 60 Zoll breit. Um ſich von der beyſpielloſen Bedeutenheit dieſes Prachtwerkes einen anſchaulichen Begriff zu machen, muß man wiſſen, daß, während mit Vollendung der Handſchrift die gelehrten Verfaſſer und Redactoren ſiebzehn Jahre ununterbrochen beſchäftigt waren, eben dieſen ganzen Zeitraum hindurch eine Menge von Mahlern, Zeichnern, von Mechanikern (von Kupferſtechern, Schriftſtechern und Landcartenſtechern allein vierhundert) und, wenn man die Stempelſchneider, Schriftgießer, die Papiermacher, die Setzer, die Drucker, die Buchbinder und alle Arten von Arbeitern, welche zu Anfertigung eines gedruckten mit Kupfern verzierten Werkes erfordert werden, mit hinzurechnet, Jahr ein Jahr aus nahe an zweytauſend Menſchen Tag für Tag beſchäftigt geweſen ſind.

Aber eben der hierzu erforderliche ungeheure Aufwand verurſacht, daß, die Exemplare abgerechnet, welche von der ehemahligen kaiſerlichen Regierung »verſchenkt« wurden, des ſehr hohen Preiſes wegen, nur äußerſt wenige in den Buchhandel kamen, und höchſtens nur große Landes-Bibliotheken zum Beſitz desſelben gelangten.

Jetzt hat die Regierung indeſſen dem Buchhändler Panckouke *) die Platten des Werkes übergeben, damit er auf ſeine Koſten eine wohlfeile Ausgabe des Werkes veranſtalten kann, die 25 Bände ſtark wird und außer den 900 Kupfertafeln, noch 28 neue enthalten ſoll Eintauſend Arbeiter ſind jetzt mit dem Werk beſchäftigt, und in anderthalb Jahren können es dieſe fertig machen. — Um ſich eine Vorſtellung davon zu machen, wie reichhaltig jedes einzelne Fach der Wiſſenſchaften in dieſem Werke bedacht iſt, kann hier noch Folgendes angegeben werden. Die Abbildungen von Bau- und von Kunſtwerken der alten Egyptier füllen 419 Kupfertafeln, Proſpecte [illegible] Landſchaften, von Städten, Palläſten, Trachten ꝛc. des heutigen Egyptens 170 Kupferplatten. Gegenſtände der Naturgeſchichte 250 Platten, deren manche dreyßig bis vierzig verſchiedene Gegenſtände darſtellt. Der Geographie und einzelnen Orts-Grundriſſen ſind 52 Platten gewidmet.

Den Hauptverſchleiß dieſes Werks hat die J. G. Cotta'ſche Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen für ganz Deutſchland übernommen. — Es erſcheint in Lieferungen, wovon jede aus 5 Kupfern beſtehen wird, in groß Atlas-Format, auf eben ſo ſchönem Papier gedruckt, wie die erſte Ausgabe. Jede dieſer Lieferungen koſtet 5 fl. C. M. Wenn ein Kupfer in Format grand aigle, grand monde oder Egypte einer Lieferung beygegeben wird, ſo wird ſolches für 2 Kupfer in groß Atlas-Format gerechnet, und koſtet auch eben ſo viel als dieſe letztern; die Lieferung beſteht alsdann nur aus 4 Kupfern, welche ebenfalls 5 fl. koſten. Das größte ſogenannte grande monde oder Egypte Format wird nur aus 24 Kupfern beſtehen.

Die Bände, welche den Text enthalten, werden mit neuer Cicero-Schrift, in 8., auf ſehr ſchönem Papier gedruckt; denſelben werden 28 Kupfer beygegeben.

Jeder dieſer Bände koſtet mit den 28 Kupfern 4 fl. Das Verzeichniß der Subſcribenten wird am Ende des Werks unter dem Titel: »Subſcribenten, welche ſich zur Stiftung dieſer Ausgabe vereinigt haben,« angedruckt werden. Keine Subſcription konnte unter günſtigeren Umſtänden angekündigt werden. Die erſte Ausgabe wird bald ganz fertig ſeyn; und es wird verſichert, daß die zweyte, um vollendet zu werden, nur die Zeit abwartet, welche zur Sammlung der Subſcribenten erforderlich iſt; hier kann Schnelligkeit der Vollkommenheit nicht ſchaden. Von den 5 Kupfern einer jeden Lieferung werden 2 oder 3 Alterthümer, 1 oder 2 neueren Zuſtand, und 1 Naturgeſchichte oder Geographie enthalten.

Alle 4 — 5 Wochen erſcheint eine oder zwey Lieferungen, und ſomit beträgt die Auslage monatlich höchſtens 10 fl. Später werden die Lieferungen, nach dem Wunſche der Subſcribenten, ſchneller auf einander erſcheinen, und da alle Kupfer ſchon geſtochen ſind, ſo wird das Ganze in zwey oder in anderthalb Jahren vollendet ſeyn können. Man kann hier in Carl Gerold's Buchhandlung unterzeichnen.

Vaterländiſcher Almanach für Ungarn auf das Jahr 1821, herausgegeben von Dr. J. C. Zerffi und J. F. v. Habermann. 12. Peſth (v. Trattner.) Preis auf Poſtp. 7 fl.

Zu einer Zeit, wo in der ungariſchen Literatur eine ſo erfreuliche Regſamkeit herrſcht, da Wiſſenſchaft und Kunſt im Schutze der Edlen des Landes friedlich gedeihen, verdient jede Erſcheinung von dorther aus dem Gebiethe der

---

*) Die Hälfte des Gewinnes gibt er der Regierung, die ihn zu Prämien für Gelehrte und Kupferſtecher beſtimmt hat. Derſelbe Buchhändler hat die Encyclopédie méthodique ([illegible] Quartbände mit [illegible] Kupfern); die Siege der franzöſiſchen Armeen in 22 Folio-Bänden, ein mediciniſches Wörterbuch in 60 Quartbänden und andere große Werke herausgegeben.

Muſen, jedes Beſtreben, es mit Blüthen und Früchten zu ſchmücken oder zu bereichern, theilnehmende Aufmerkſamkeit und fördernde Anerkennung. Wir wollen uns daher nicht mit der in Nr. 155 v. J. gelieferten kurzen Notiz begnügen, ſondern dieſen Almanach hier etwas näher betrachten.

Dieſes, der Gemahlinn des Erzherzogs Palatinus gewidmete Büchlein zerfällt in einen proſaiſchen und einen poetiſchen Theil; letzterer iſt bey weitem der reichhaltigſte, und wiewohl nicht Alles hier von gleichem Werth erſcheint, ſo gebührt doch mehreren Dichtergaben Aufmunterung, anderen Auszeichnung. Einer der Herausgeber (Dr. Zerffi) hat dieſen Theil beſonders freygebig bedacht, ſowohl mit Stucken ernſten, als humoriſtiſchen Inhalts. Unter jenen iſt »des Freundes Weinberg« vorzüglich nett und anziehend; unter dieſen würde der Liebesſchwank das Bedeutendſte ſeyn, wenn er gefeilter wäre. Unter mehreren poetiſchen Beyträgen von Thereſe v. Artner trägt »der May des Jahres 1820« den Character einer bluhenden Phantaſie und zarter Empfänglichkeit. Andere können weniger gelungen heißen. Die vom Grafen Johann von Mailath aus dem Magyariſchen überſetzten Gedichte ſind in doppelter Hinſicht intereſſant; erſtlich als vaterländiſche Producte, die größtentheils einen antik elegiſchen Anklang haben, und dann als neue Zeugniſſe des gefälligen Talents und der Gewandtheit des Übertragers. Eben ſo zeichnen ſich drey größere Gedichte nicht nur des Stoffes, der aus der vaterländiſchen Geſchichte gezogen iſt, ſondern auch der dichteriſchen Behandlung wegen, aus. Das erſte führt die Überſchrift: »Des heil. Ladislaus Zweykampf mit Akus,« von B. Walther; das zweyte iſt betitelt: »König Ludwig von Ungarn, mit dem Buchſtaben H. unterzeichnet, das dritte: »König Stephan der Heilige,« Legende von demſelben. Die Hauptmomente der zwey letzteren ſind durch kräftig gezeichnete und mit einem fleißigen Stichel ausgeführte Kupfer anſchaulich gemacht. Wir führen noch fünf »Gedichte aus dem Engliſchen des Lord Byron,« überſetzt von L. v Sz. als werthvolle Beyträge an, und gehen zu dem proſaiſchen Theil des Almanachs über.

Den Anfang, nach der in Stanzen verfaßten Dedication, macht der »Verſuch einer gedrängten Darſtellung der Geſchichte Ungarns.« Der hier mitgetheilte erſte Abſchnitt enthält die Urgeſchichte des Landes bis auf den erſten magyariſchen König Stephan, vom Dr. Zerffi; klar und fortſchreitend vorgetragen, nur einige bilderreiche, ſchwankende Gleichniſſe möchten zu entbehren ſeyn. Lehrreich und unterhaltend iſt der vom Profeſſor Schedius verfaßte Aufſatz: »Albrecht Dürer (der Alte), Beytrag zu ſeiner Lebensgeſchichte,« wozu das der Sammlung voranſtehende Kupfer mit deſſen Bildniſſe gehört. Nachdem der Verf. in leichter, einfacher Schreibart eine Reihe von vaterländiſchen Männern angeführt, die ſich entweder im Gefolge der Muſen, als Künſtler und Lehrer, oder im Geſchäfts- und Kriegsdienſt ausgezeichnet haben, kommt er zu der ehrwürdigen Familie Dürer, die ebenfalls aus Ungarn ſtammte. Zuerſt wird der von L. Tieck in den »Phantaſien uber die Kunſt« mitgetheilten Nachrichten erwähnt, die aus einer Autobiographie des berühmten Künſtlers gezogen ſind, dann einer ähnlichen, in der Bibliothek des ungariſchen National-Muſeums zu Peſth aufbewahrten Lebensbeſchreibung gedacht. Dieſen Angaben zufolge, war die Familie ſchon zur Zeit des Großvaters jenes Meiſters, in der Békeſcher Geſpannſchaft, und zwar in dem jetzt nicht mehr vorhandenen Dorfe Eytas wohnhaft. Der älteſte von drey Brüdern, Albrecht, der das Handwerk ſeines Vaters, eines Goldſchmiedes, trieb, gelangte auf der Wanderung nach Nürnberg, wo er ſich verheirathete und 18 Sohne zeugte, von welchen der dritte, gleichfalls Albrecht genannt, die deutſche Mahlerſchule ſtiftete. Merkwürdig iſt das bey dieſer Gelegenheit angeführte ſchöne Gemählde, deſſen glückliche Nachbildung das vorhin erwähnte Titelkupfer liefert. Es befindet ſich in der Bibliothek des Grafen Paul von Ráday, und wurde bisher immer für das Porträt Albrecht Dürers des Vaters, gehalten, ſtellt jedoch aller Wahrſcheinlichkeit nach ſeinen jüngern Bruder vor, der ſich dem geiſtlichen Stande widmete, worauf verſchiedene Attribute hinzudeuten ſcheinen.

Dieſe Meinung wird durch die in der Umſchrift angegebene Jahrzahl noch beſtätigt. Die Worte lauten alſo:

»Ich ward geporen nach Adams Zal wo (man) merkt die Jahr vor Xpi (Chriſti) Zal fünftauſend zweyhundert genannt und ains minder ſey ew (ch) bekannt. Darnach tauſend ſierhundert jar im drew und ſierzigſten zwar ward meine Gepurt in dieſe Welt als mir Vatter und Mutter melt. 1482.«

Das Geburtsjahr wird hier auf doppelte Art angegeben: erſtens von Erſchaffung der Welt 5199, dann von Chriſti Geburt an, 1443. Sonderbar iſt es, daß ſich nicht ſo leicht ausmitteln läßt, welche Zeitrechnung bey der erſten Beſtimmung angenommen worden, weil ſie mit keiner der gewöhnlichen Grund-Aeren übereintrifft.

Da dieſer Jahrgang des freundlichſt empfohlenen Almanachs der erſte iſt, ſo darf man eben darum mit doppelt günſtigen Erwartungen dem folgenden entgegenſehen.

Entdeckungsreiſe in die Südſee und nach der Beringsſtraße zur Erforſchung einer nördöſtlichen Durchfahrt. Unternommen in den Jahren 1815, 1816, 1817 und 1818 auf Koſten Sr. Erlaucht des Herrn Reichs-Canzlers Grafen Romanzoff auf dem Schiffe Rurick, unter dem Befehle des Lieutenants der ruſſiſch-kaiſerlichen Marine, Otto v. Kotzebue. — 3 Bände, gr. 4. Mit 20, größtentheils colorirten Kupfern, 7 Land- und See-Carten (Weimar, Gebr. Hoffmann).

Die Beſchreibung dieſer Reiſe, welche die Augen der Welt auf ſich gezogen hat, dürfen wir eine wichtige Erſcheinung nennen, um ſo mehr, da ihr Kruſenſtern dieſes Zeugniß gibt und ihren Verfaſſer, dem berühmten Flinders an die Seite ſtellt. Der Reichthum ihres Inhalts wird nicht allein den Kaufmann, den Seefahrer, den Geographen, den Naturforſcher ꝛc., ſondern auch jeden gebildeten Mann anſprechen, welchem es um eine angenehme und belehrende Lectüre zu thun iſt. Der Text, in fließend-reiner Sprache geſchrieben, wird ungefähr ſechzig Bogen in großem Quartformat füllen, wozu noch die oben angeführte anſehnliche Menge von Kupfern und Land- und See-Carten gehört. Es iſt das Quartformat gewählt, weil es die Bequemlichkeit verſchafft, Kupfer und Carten zugleich mit in den Text hinein zu binden.

Folgendes iſt der Haupt-Inhalt: 1r Band. Einleitung. Von Kruſenſtern. Überſicht der Polarreiſen zur Entdeckung einer nördlichen Durchfahrt aus dem atlantiſchen Ocean in das Südmeer, von Kruſenſtern. Inſtruction für die aſtronomiſchen und phyſicaliſchen Arbeiten auf dieſer Reiſe. Von Horner. Vorrede. Hiſtoriſcher Theil der Reiſe. Erſte Abtheilung. 1. Reiſe von Kronſtadt nach Kopenhagen. 2. Von Kopenhagen nach England. 3. Von England nach Teneriffa. 4. Von Teneriffa nach Braſilien (St. Catharina). 5. Von St. Catharina nach Chili, Conception. 6. Von Conception nach Kamtſchatka. 7. Von Kamtſchatka nach Kotzebue-Sund. 8. Von Kotzebue-Sund nach Unalaſka. — 2r Band. Hiſtoriſcher Theil der Reiſe. Zweyte Abtheilung. 9. Von Unalaſka nach Californien. 10. Von Californien nach den Sandwich-Inſeln. 11. Von den Sandwich-Inſeln nach den neuendeckten Inſeln Radack. 12. Von Radack nach den St. Lorenz-Inſeln. 13. Von den St. Lorenz-Inſeln nach Radack und Guaham. 14. Von Guaham nach St. Helena. 15. Von St. Helena nach Reval. Analyſe der auf dem Rurick im großen Ocean neuentdeckten Inſeln. Von Kruſenſtern. Über die Krankheiten der Mannſchaft während der drey Jahre der Reiſe. Von dem Arzte des Schiffes, Dr. Eſchſcholz. — 3r Band. Bemerkungen und Anſichten von dem Naturforſcher der Expedition, Adelbert v. Chamiſſo. 1ſte Abtheilung. 1. Teneriffa. — 2. Braſilien. 3. Chili, nebſt den Notizen des Miſſionnärs Pater Alday und der tabellariſchen Überſicht der Miſſionen. 4. Californien. 2te Abtheilung.

1. Überſicht des großen Oceans und ſeiner Ufer und Inſeln. — Das tagaliſche Alphabet. — Vocabularium der Dialecte Chamori (Marianen-Inſeln) und von Cap, Ulea und Radack. 2. Die Philippinen-Inſeln. 3. Die Marianen-Inſeln, Guajan. — Bevölkerungstabelle der Marianen-Inſeln. — Auszug aus den Archiven von Aganna. 4. Über unſere Kenntniß der erſten Provinz des großen Oceans. — Neue Quellen. — Kadu, Don Louis de Torres. — Geographiſcher Überblick, mit einer Carte. 5. Radack. Ralick. Repit-Urur. Bogha. Die Cornwallis-Inſeln 6. Die Carolinen-Inſeln. 7. Die Penrhyn-Inſeln. 8. Die niedern Inſeln 15° S. B. und 138 bis 149° W. L. — Romanzoff. 9. Waihu, oder die Oſter-Inſel — Sala y Gomez. 10. Die Sandwich-Inſeln. — Johnſtone-Inſel. 11. Methoden, Feuer anzumachen. 3te Abtheilung. Kamtſchatka. Die aleutiſchen Inſeln und die Beringsſtraße. Meteorologie. Magnet. Dann folgt noch ein Anhang von andern Verfaſſern.

Von den 20, größtentheils colorirten Kupfern, werden, um nicht zu weitläufig zu werden, nur folgende nahmhaft gemacht: 1. Anſicht von dem Königl. Murai in der Bucht Ti-utatua auf der Inſel O Waihi, neben welchem die Königinn Kahumana mit ihrer Tochter ſpazieren geht. 2. Portrait von Tammeamea, König der Sandwich-Inſeln. 3. Portrait von Kadu aus Ulea, einem Inſulaner, welcher auf Radack gefunden wurde und der zweyten Reiſe nach der Beringsſtraße beywohnte. 4. Rarick, Häuptling von der neuentdeckten Inſelgruppe Romanzoff. 5. Das Innere einer Hütte auf den neu entdeckten Radack-Inſeln. 6. Anſicht der Inſel Birick, zu der Gruppe Caven gehörig, in Radack. 7. Die Eisberge von dem neuentdeckten Kotzebue-Sund. 8. Abbildung der Einwohner von Kotzebue-Sund, einer vorher noch nicht bekannten Völkerſchaft. Die übrigen 12 Kupferplatten enthalten Abbildungen naturhiſtoriſcher Gegenſtände. Die Landcarten ſind folgende: 1. Carte von der Beringsſtraße und dem neuentdeckten Kotzebue-Sund. 2. Carte der neu entdeckten Inſelkette Radack und Ralick. 3. Specieller Plan und Aufnahme einer der neuentdeckten Inſelgruppen von Ralick: der Inſelgruppe Romanzoff (von den dortigen Bewohnern Otdia genannt.) 4. Carte von 14° S. B. bis zum 16, und vom 137 bis 149° W. L. von Greenwich; nebſt Andeutung des Weges, welchen der Rurick genommen; die Richtung und Stärke der Strömung und Declination des Compaſſes. 5. Carte der Carolinen-Inſeln nach Cantova. 6. Carte der Carolinen-Inſeln nach Don Louis de Torres, mit Berichtigungen von Cadu, eines dortigen Inſulaners. 7. Carte der Carolinen-Inſeln; von Edack, einem Bewohner dieſer Inſeln, angegeben.

Es werden dreyerley Ausgaben veranſtaltet: 1. Eine auf weißes Druckpapier, wobey nur etliche Kupfer bloß gewöhnlich colorirt, die übrigen aber ſchwarz gegeben werden.

2. Eine auf Velinpapier, wobey ſämmtliche Kupfer fein colorirt gegeben werden.

3. Eine auf feines Velinpapier, wobey ſämmtliche Kupfer fein colorirt gegeben werden.

3. Eine auf feines Velinpapier, wobey ſämmtliche Kupfer, fein als Handzeichnungen gemalt, gegeben werden. (Davon wird aber nur eine geringe Anzahl Exemplare abgezogen.)

Die Subſcriptionpreiſe ſind folgende: auf

Nr. 1. das Exemplar zu 10 Thlr. ſächſ. oder 15 fl. C. M.
— 2. das Exemplar zu 15 Thlr. ſächſiſch oder 22 fl. 30 kr. C. M.
— 3. das Exemplar zu 20 Thlr. ſächſ. oder 30 fl. C. M.

Der Subſcriptionbetrag wird in zwey Hälſten erlegt; die eine Hälſte bey der Unterzeichnung und die andere Hälſte bey Ablieferung. Die Ablieferung des Werks, ſauber eingebunden, geſchieht ſchon im Laufe des März; denn Kupfer und Carten ſind fertig und an dem Texte ward unabläſſig fortgedruckt.

Subſcription nimmt hier Carl Gerold's Buchhandlung an, woſelbſt man das Probeheft einſehen kann.

Altclaſſiſche Literatur.

Ariſtophanes, von J. H. Voß. Mit erläuternden Anmerkungen von ſeinem Sohne, dem Profeſſor Voß. 3 Bände. Subſcriptionpreis 4 Rthlr. 16 ggr. (7 fl. C. M.). Velin 7 Rthlr. (10 fl. 30 kr. C. M.).

Neue ſehr verbeſſerte Ausgaben von Virgil, von J. H. Voß. 3 Bände. Subſcript. Preis 4 Rthlr. (6 fl. C. M.). Velin 6 Rthlr. (9 fl. C. M.), und Horaz, von demſelben. 2 Bände. Subſcr. Preis 2 Rthlr. 16 ggr. (4 fl. C. M.). Velin 4 Rthlr. (6 fl. C. M.). — Livius, mit crit. und erklär. Anmerk. von Prof. Heuſinger. 3 Bände. S. P. 6 Rthlr. (9 fl. C. M.). Velin 9 Rthlr.), (13 fl. 30 kr. C. M.).

Obwohl wie bey Voß auch bey Heuſinger die Competenz keiner weiteren Nachweiſung bedarf, ſo wollen wir doch des Geheimenraths Wolff und des Herrn Bibliothekars Buttmann Worte über die Arbeit des Letztern hier anführen:

»Ew. erhalten hiebey endlich die mir mitgetheilten Hefte der neuen Überſetzung des Livius, die ich mit großem Vergnügen durchgeſehen habe. Ich zweifle durchaus nicht, daß dieſe Arbeit alle bisherige Verſuche in Vergeſſenheit bringen wird, da die Beweiſe von Genauigkeit und Einſicht überall unverkennbar ſind; wozu noch kommt, daß durch ſo viele gelehrte Anmerkungen das Studium des Originals für Schulmänner und junge Leute, die für ſich leſen, gefördert wird — aber allein ſchon iſt der Nahme Heuſinger in der philologiſchen Welt viel zu gut accreditirt, als daß er durch die früheren Überſetzer, die keinen ſolchen Nahmen hatten, verdunkelt werden konnte. Wolff.«

»Ich habe das Manuſcript als Probe der Überſetzung des Livius mit critiſchen und erklärenden Anmerkungen mit Vergnügen durchgegangen, und überall die Frucht eines langjährigen, mit Urtheil und Kenntniß verbundenen Fleißes bewundert. Ich weiß als Bibliothekar aus Erfahrung, welch ein Treiben heut zu Tage nach den Überſetzungen der alten Hiſtoriker, beſonders von den vielen Militärperſonen iſt, welche die Originale nicht leſen können. Die ſchlechten Überſetzungen ſind fortdauernd im Gange. Wird es bekannt, daß eine mit ſolcher Kenntniß der alten Sprache und Sachen unternommene vorhanden iſt, die zugleich einen ſo ungezwungenen und faßlichen, und dabey doch nicht ermüdenden Styl darbietet, ſo zweifle ich nicht, daß ſie bald die einzige ſeyn wird, die man lieſt. Die Noten ſind von der Art, daß auch der Gelehrte ſie kennen muß, und ſo wird dieſe Überſetzung auch in wohlverſehenen Bibliotheken nicht fehlen dürfen. Buttmann.«

Dieſe vier Werke liefert der Verleger Friedr. Vieweg in Braunſchweig zur nächſten Leipziger Oſter-Meſſe. Er erkannte die Verpflichtung, Meiſterwerke dieſer Art anſtändig und geſchmackvoll hervortreten zu laſſen, ohne durch überflüſſige Pracht ihrer wünſchenswürdigen allgemeinen Verbreitung zu ſchaden; doch iſt auch für die geſorgt, welche Ausgaben auf Velin-Papier zu haben wünſchen.

Um der Beeinträchtigung der leider noch immer nicht ganz gebändigten Hydra des Nachdruckens zu begegnen, kündigt er obige Werke auf Subſcription an. Vorzugsweiſe erhalten die Subſcribenten ihre Exemplare auf beſſerem Papier und dennoch um ein Viertel wohlfeiler, als ſie nachher im Buchhandel zu haben ſeyn werden. Der Subſcription-Termin iſt bis Ende April. Für Wien kündigt der Verleger die Subſcription in Carl Gerolds Buchhandlung an.

Kaiſerlich-königliche Bilder-Gallerie im Belvedere zu Wien, nach den wirklich meiſterhaft ausgeführten Zeichnungen des k. k. Hofmahlers Sigmund von Perger von verſchiedenen Künſtlern in Kupfer geſtochen, nebſt Erklärungen in Hinſicht auf Geſchichte und Kunſt, herausgegeben von Carl Haas, Buchhändler in Wien und Prag. Kl. Fol.

Das wirklich Gute kann nicht zu früh bekannt gemacht werden, denn es iſt immer das Seltene. Auch bleibt es verdienſtlich, von dem Guten bald zu reden. Darum beeile ich mich, alle Beförderer, Kenner und Freunde der Kunſt von einem großen vaterländiſchen Werke, unter obigem Titel, zu benachrichtigen. Denn obgleich ſchon mehrere Kunſtkenner ſowohl die Zeichnungen, als auch viele der bereits fertigen Kupfer geſehen und hierüber ein ſehr günſtiges Urtheil *) gefällt haben, die Haas'ſche Buchhandlung auch bereitwillig iſt, Jedem, der es wünſcht, das bereits Fertige zu zeigen: ſo iſt, ſo viel mir bekannt, bisher noch keine Nachricht zur Kenntniß des größeren Publicums gelangt.

Es wird gewiß niemand daran zweifeln, daß es eine ſchwierige Aufgabe iſt, die Schätze der durch Auswahl und Reichhaltigkeit berühmten kaiſerlichen Bildergallerie in einem, der Würde des hohen Gegenſtandes angemeſſenen Prachtwerke zu liefern; und nur die feſte Beharrlichkeit des für vaterländiſche Kunſt und Literatur ſo innig beſeelten Herausgebers vermochte es, den von ihm ſeit langer Zeit entworfenen Plan, trotz aller Hinderniſſe, die ſich einem Unternehmen dieſer Art entgegen ſtämmen, auszuführen. Man muß ihm, wie zum wohlgewählten Gegenſtande, eben ſo auch zur zweckmäßigen Wahl der ausführenden Künſtler Glück wünſchen.

Die Zeichnungen ſind dem durch ſeine Leiſtungen in allen Kunſtfächern rühmlichſt bekannten Hofmahler, Herrn Sigmund von Perger, übertragen. Aber auch für die Kupferſtiche wurden nur vaterländiſche Künſtler **) gewählt, und zwar, wie es ſich von ſelbſt verſteht, für jeden Gegenſtand ſolche, von denen man überzeugt iſt, daß ſie in dieſem Fache das Vorzüglichſte zu leiſten vermögen. Hierdurch wird dieſes Werk vorzüglich anſprechend, weil es zugleich geeignet iſt, die Leiſtungen der Kupferſtecherkunſt in den öſterreichiſchen Staaten richtig zu beurtheilen.

Von den Zeichnungen (welche, da ſeit langer Zeit vorgearbeitet wurde, in hinreichender Anzahl vorhanden ſind, damit, wenn mit der Ausgabe des Werkes angefangen wird, der pünctlichſten Fortſetzung deſſelben nichts im Wege ſtehen möge) getraue ich mir zu behaupten, daß ſich bey jedem Blatte das gelungenſte Streben nach möglicher Vollendung in Darſtellung des gewählten Originals zeigt; und was die bereits fertigen Kupferſtiche betrifft, ſo treten ſie, ſo zu ſagen, mit den Urbildern gleichſam in Wettſtreit, um etwas Vollendetes zu geben.

Doch genug hiervon! Das Werk ſelbſt wird ſprechen, und Jedem einen hohen Genuß gewähren, der nicht Gelegenheit hat, die Meiſterwerke der Kunſt in Wiens erſtem Kunſttempel durch eigene Anſchauung zu genießen, und deren Ruhm er nur aus Berichten der Reiſenden oder aus bloßen ſchriftlichen Andeutungen kennt.

Von dieſem Monate an wird alle ſechs Wochen Eine Lieferung erſcheinen, welche ſo gewählt iſt, daß jederzeit die Wünſche der Liebhaber verſchiedener Kunſtfächer Befriedigung finden werden; auch verſicherte mich der Herausgeber, ſtets darauf bedacht zu ſeyn, wie mit den Gegenſtänden, ſo mit Meiſtern und Schulen zu wechſeln. Jede Lieferung von vier Blättern koſtet, gegen Vorausbezahlung, 3 fl. C. M.

Der Text (in deutſcher und franzöſiſcher Sprache***), von welchem ich mehrere Blätter geleſen habe, gibt eine vollſtändige Beſchreibung der Scene. Dann folgt eine Zergliederung des Bildes als Kunſtwerk ꝛc. Den Beſchluß macht die Biographie des Mahlers.

J. H. B*h.

---

*) Einer der erſten Kunſtkenner und gewiß competenteſten Richter Deutſchlands über Kunſtgegenſtände äußerte: »daß es wegen Schönheit der Ausführung den vorzüglichſten ähnlichen Werken der Franzoſen und Engländer angereiht zu werden verdient, und auf den vollkommenſten Beyfall aller Kenner und Liebhaber Anſpruch zu machen geeignet iſt.«

**) Die Herren Axmann, Eißler, Höfel, Hyrtl, Kovatſch, Langer, Neidl, Paſſini, Rahl, Stöber, Weiß u. ſ. w.

***) Mit geſchmackvollen neuen Lettern (aus der Schriftgießerey des Herrn Chriſt. Schade) gedruckt bey Leopold Grund.

Der hieſige Glasmahler Ant. Kothgaſſer.

Nachdem die edle Kunſt der Glasmahlerey, ſo die alte als neue, in unſerm Blatte bereits mannigfach beſprochen worden *), lenken wir jetzt die Aufmerkſamkeit des Publicums, und der Freunde des vaterländiſchen Kunſtfleißes insonderheit, auf einen Mann, deſſen Geſchicklichkeit, Eifer und Anſpruchloſigkeit volle Anerkennung verdienen. Es iſt dieſes Herr Ant. Kothgaſſer, wohnhaft in der Alſervorſtadt, Carlsgaſſe, Nr. 256. Seine Arbeiten tragen, ſowohl was die Zeichnung als Farbenausführung betrifft, das vollgültigſte Gepräge des Talentes. Wir haben unter Anderm Mahlereyen und Vergoldungen auf Trinkgläſern von ihm geſehen, die Bewunderung erregen müſſen. Geſchmack und Geiſt der Zeichnung, möglichſte Friſche der Farben, ungewöhnliche Mäßigkeit des Preiſes zeichnen ſie aus. Herr K. liefert Schriften auf durchſichtigem Glas, wie auf weiß emaillirtem Grund **), eben ſo Porträte, Guirlanden, Arabesken, Landſchaften, Stadtproſpecte, kurz Alles, was ſich auf Glas nur immer anbringen läßt; er plattirt Trinkgläſer mit Gold oder Silber von außen und innen, ſo daß ſie wie maſſive Gefäße erſcheinen, u. dgl. Am Freyeſten und Dankbarſten kann er ſeine Geſchicklichkeit auf größeren Glasplatten entwickeln. Kenner und Liebhaber mögen ſich ſelbſt überzeugen. Wir geben hier nur einen allgemeinen Wink, und müſſen uns mit dem Wunſche begnügen, daß die Talente dieſes Künſtlers nicht nur ſo überhaupt Würdigung, ſondern auch volle Theilnahme und Ermunterung durch den wohlverdienten Lohn zahlreichen Abſatzes finden mögen. Gibt es ja doch der Wohlhabenden und Reichen ſo viele, die ein vaterländiſches Talent gewiß gerne begünſtigen, wenn es ihnen nur erſt nahmhaft gemacht iſt. — Dieß haben wir hiermit gethan. Möchte es dem anſpruchloſen Künſtler zu Statten kommen!

Sffr.

Preisaufgabe in Neapel.

Die Academie der ſchönen Künſte zu Neapel hat in einem unlängſt erſchienenen Programme die Aufgabe für den Concorſo 1821 bekannt gemacht. Der Gegenſtand iſt folgender:

Medea zwiſchen Mitleid und Zorn ſchwankend im Augenblick, worin ſie den Tod ihrer Söhne beſchließt. Sowohl Inals Ausländer werden zu dieſem Concurſe geladen; das Bild ſoll auf Leinwand in der Größe von 6 zu 4 Fuß gemahlt ſeyn. Das Prämium beſteht in einer goldenen Medaille von 600 Ducati. Diejenigen, welche hierbey zu concurriren gedenken, haben ihre Arbeiten bis zum July 1821 an den Secretär der ſchönen Künſte in Neapel unter der gewöhnlichen Chiffre oder einem Motto nebſt angehängtem verſiegelten Briefe (worin der Nahme des Künſtlers, deſſen Wohnort ꝛc. verzeichnet ſeyn ſoll) zu überſenden. Die Stücke, welche den Preis nicht erhalten, werden an ihre Eigenthümer ſammt den verſiegelten Briefen wieder zurückgeſtellt.

---

*) 1819, 1 B., 1 Th., Nr. 18: Birrenbachs wieder aufgefundene Kunſt ꝛc.; 1820, Nr. 41 und 45: Glasmahlerey alter und neuer Zeit, und Denkmähler in Öſterreich, von W. Hebenſtreit (Gottl. Mohns in Wien beſonders erwähnt); Nr. 55: Glasmahlereyen zu Königsfeld in der Schweiz, von Pr. Stephan.

**) Hier iſt billig des erfinderiſchen Jacob Bodemer in Wien zu gedenken. Über ſeine ausgezeichnete Eigenthümlichkeit in der Emaille-Mahlerey leſe man nach 1820 Nr. 30 unſers Blattes.

Redacteur, Drucker und Verleger wie bey dem ganzen Blatte.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

15.

(Wien, Mittwoch den 21. Februar.)

Streifzüge im Gebiethe der neueſten Literatur.

II.

Der Herr Baron von B. — erzählt **Fiorillo** in der **Geſchichte der zeichnenden Künſte.** 4r Band (**Hannover** 1820), ein liebenswürdiger und geiſtvoller junger Mann, bezog mit ſeinen Freunden **Ludwig Tieck** und **Wackenröder** aus **Berlin** die hieſige Univerſität (**Göttingen**), und ich hatte das mir unvergeßliche Vergnügen, dieſen drey jungen Männern ein Privatiſſimum über Kunſtgeſchichte, Theorie der Mahlerey u. ſ. w. vorzutragen. **Tieck** hatte einen ſcharfen durchdringenden Blick, der auf der Stelle alles faßte; er zeichnete ſich nur wenig auf. **Wackenröder** hingegen konnte nicht genug zu Papier bringen, und kam auch außer den Stunden in mein Haus, um die Kupferſtiche, Bücher und andere koſtbare Werke zu beſehen, und ſich noch manches zu notiren. **Wackenröder** verließ die Univerſität etwas früher, als ſeine Freunde. Nicht lange nach ſeinem Abgange erſchien von **Tieck** eine Schrift, durch welche der Hang und die Vorliebe für alte Meiſter, wo nicht vollſtändig entwickelt, doch der Entwicklung näher entgegen geführt wurde, — nähmlich die »Herzensergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders.«

Dieſe Schrift machte ſowohl in Deutſchland, als auch in **Rom**, wohin ſie ſehr bald gelangte, eine große Senſation unter den deutſchen Künſtlern. Man war der ſtolzen Sprache gewohnt, mit ſchneidenden Urtheilen gewiſſer Dilettanten, die ſich in Deutſchland gratis das Recht dazu angemaßt hatten, im Fache der Kunſt über alles zu urtheilen, was das Fach der Kunſt betraf. Hier erſchien nun ein Mann, wie er wirklich war, nähmlich voll Gefühl und Wahrheit und die Güte ſelbſt! 1798 erſchienen **Tieck**'s »Sternbalds Wanderungen,« und im Jahre 1799 ſeine »Phantaſien über die Kunſt,« in welchen der erſte und fünfte Aufſatz von **Wackenröder** geſchrieben iſt. A. W. v. **Schlegel** drückte dann in den Jahren 1798 bis 1803 durch mehrere Gedichte dem Ganzen das Siegel auf. Eins derſelben, »Bund der Kirche mit den Künſten« genannt, hat nach Herrn v. **Göthe**'s Bemerkung: am meiſten Umfang, und vielleicht auch practiſches Verdienſt, und iſt nach unſerer Anſicht beſonders merkwürdig, weil es als ein allgemeines Bekenntniß des damahligen Zuſtandes dieſer neuen Lehre und des Glaubens in den Künſten darf angeſehen werden.

In den kurzen hiſtoriſchen Nachrichten über die, die ſchönen Künſte betreffenden academiſchen Inſtitute in Deutſchland und den vereinigten Niederlanden führet Fiorillo natürlich auch Prag und Wien an. Die öſterreichiſchen Fürſten, ſagt er, waren von je her Beſchützer der ſchönen Künſte und der ausgezeichneten Künſtler. Kaiſer Leopold I. errichtete in Wien eine Mahler-Academie, welche unter allen ſeinen Nachkommen ſich vervollkommnete. Beſonders günſtige Geſinnungen hegten für ſie Kaiſer Joſeph I. (1705), Carl VI. (1726), und vor allen anderen die unſterbliche Maria Thereſia, welche für alle Inſtitute dieſer Art außerordentlich viel in ihrem großen Reiche gethan hat. Ich habe im erſten Bande meiner Geſchichte der Kunſt Gelegenheit gehabt, von dem Zuſtande der Künſte in Öſterreich in früheren und ſpäteren Zeiten, und von einer Menge Künſtler zu reden, welche dem Lande zur Zierde gereichen.

Die Mahler-Academie zu Wien hat erſt unter Kaiſer Franz I. durch die 1800 erſchienenen Statuten ihre gegenwärtige Geſtalt erhalten; Fiorillo theilt dieſe Statuten ausführlich mit.

Die Reiſe nach dem hohen Norden durch Schweden, Norwegen und Lappland ꝛc., von Vargas Bedemar (Frankf. a. M. 1819), iſt ein Werk, gleich bedeutend für Geographie und Geognoſie. Lnynkis, Lehrer an der öffentlichen Schule zu Trondjem, ordnet von ihm beobachtete Nordlichter in folgende Claſſen: 1) die der flammenden. Sie zeigen ſich unter mancherley Geſtalten: bogenförmig, mit ſchwarzem Hintergrunde — zeltförmig, mit einer ſogenannten Krone — wie Lichtbalken und kleine flüchtige Streifen am Zenith. Sie ſollen zuweilen die Weltgegend anzeigen, aus der der Wind kommen wird, und eine Milderung der Temperatur. 2) Die der glänzenden und blitzenden. Ihr Licht iſt ein graulicher Schein, niemahls ſtärker als das der Milchſtraße. Sie kommen nur ſelten vor und gar nicht bey heftiger Kälte, am häufigſten bey milder und heiterer Luft, gleich einem grauen Nebel, der oft nach Augenblicken wieder verſchwindet. Gemeiniglich folgt ihnen eine dünne Luft, zuweilen auch lange anhaltende Regen. 3) Die der Polardämmerungen. Ein ſehr ſchwaches Licht am Rande des Horizonts im Norden, eine ſtillſtehende Klarheit, mehr oder minder mit ſchwachen Leuchten zum Zenith heraufgehend. Selten ſammelt ſie ſich in einen Bogen, und alsdann ohne ſchwarzen Hintergrund. Auf dieſe Art können 3 bis 5 Bogen übereinander geſehen werden. Dieſe Polardämmerungen bedeuten, wie man ſagt, eine niedrigere Temperatur, ohne doch die Kältegrade genauer zu beſtimmen. 4) Die der dunkeln. Sie erſcheinen als dünne, durchſichtige, ſchwarze Dünſte, ſelbſt am ſternenhellen Himmel, in größeren und kleineren Flecken oder langen Streifen. Ihre Bewegung und ihr Verſchwinden ſind ſehr langſam. Niemahls ſieht man ſie farbig, doch oft mit den andern Gattungen des Nordlichts vermiſcht.

Zu Tornea in Lappland gibt es eine ganz ungewöhnliche Geiſtes- und Sittenbildung, beſonders unter den Frauenzimmern der etwas höheren Stände. Die meiſten ſprechen franzöſiſch, einige verſtehen italieniſch, ſpielen irgend ein Inſtrument meiſterhaft, und man könnte ſich darüber höchlich verwundern, in einer ſogenannten Lappenſtadt dieſe Blüthen des geſellſchaftlichen Geiſtes und der zarteſten Bedürfniſſe der Seele zu finden. Allein Tornea wird als eine der wohlfeilſten Städte Schwedens betrachtet, und ſehr viele penſionirte Familien, beſonders des Militärs, hatten ſich hier zuſammengefunden. Vor der Beſitznahme der Ruſſen hatte die Stadt eine ſehr wohl eingerichtete Leſegeſellſchaft nebſt einer anſehnlichen Leihbibliothek.

Auf dem Aſnöerne (Trondjems Stift) hat man ſich mit bewunderungswürdigem Erfolg die größte Mühe gegeben, den Eidervogel zu zähmen und zu einer Art Hausthiere zu machen. Er lebt hier mit ſorgloſer Vertraulichkeit unter den Menſchen, niſtet ſelbſt in der Küche oder im Backofen. Man hat nie erfahren können, was mit dem männlichen Eidervogel während des Winters vorgehe, und ſobald die Eyer ausgebrütet ſind. So lange dieß nicht geſchehen, hält er ſich fleißig in der Nähe des Neſtes, alsdann aber verſchwindet er gänzlich, indeß Mutter und Junge zurück bleiben. Dieſe intereſſanten Thiere werden hier zu einer Quelle des Wohlſtandes, worauf die Barbarey der Einwohner vieler anderer Inſeln, wo man ſie mehrentheils ſchießt und ihrer Eyer beraubt, freywillig Verzicht thut.

Humbold entdeckte, wie auch das 3. Heft der Aurora beſagt, auf den Küſtengebirgen von Venezuela den Milchbaum. Er iſt ſehr unanſehnlich, und wurzelt gewöhnlich auf dem Abhange eines kahlen Felſens, und ſeine holzigen Wurzeln dringen kaum in das Geſtein, ſeine Äſte ſcheinen verdorrt, und die Blätter haben ein bleiches und lederartiges Anſehen. Man bemerkt nicht die geringſte Feuchtigkeit darauf. Bohrt man aber den Stamm an, ſo fließt, beſonders Morgens bey Sonnenaufgang, Milch in Überfluß heraus. Die Einwohner und die Negerſclaven kommen dann mit Gefäßen herbey, fangen die Milch ſorgfältig auf, und tunken ihr Mais oder Maniokbrod hinein. Die Beſtandtheile der Thiermilch ſollen faſt gänzlich in dieſer Baummilch wieder gefunden werden.

Die Annales statistiques des états-unis par *Adam Seybert* etc. trad. par *C. A. Scheffer* (*Paris* 1820), ſind ein bedeutendes Werk. Es umfaßt alle Gegenſtände, worauf die zwey Kammern und der Präſident einwirken; jeder Gegenſtand füllt ein Capitel, angeſchloſſene Tabellen erleichtern die Überſicht; durch Scheffers Überſetzung iſt das Buch gedrängter geworden, obgleich keine wichtige Thatſache weg blieb — ein ſehr unterrichteter Bürger der Ver. Staaten ging ihm dabey an die Hand. Dieſes Werk, ſagt Scheffer, verdient von Jenen beherziget zu werden, welche die Staaten Europas befeſtigen wollen, indem es die Grundlagen andeutet, welche der geſellſchaftliche Zuſtand erheiſcht. Das Heer beſteht im Kriege aus 60,000 Mann, ungerechnet die Milizen, die im Nothfalle auf eine Million bewaffneter Bürger gebracht werden können. Ein Jahr nach dem Frieden bleiben 8,000 Mann als Cadres unter den Waffen, cantonniren aber an den Gränzen; in den inneren Städten ſieht man keine Soldaten.

Reiſe nach der Magellansſtraße, unternommen vom Admiral d' Ant. de Cordova. (Weimar 1820). Neugierde, welche ſonſt ein weſentlicher allgemeiner Characterzug des Menſchengeſchlechtes zu ſeyn ſcheint, hat bey den Anwohnern der Magellansſtraße noch durchaus keine Wurzeln gefaßt. Von Allem, was wir dieſen Menſchen vorzeigten, heißt es, war nichts im Stande, ihnen das mindeſte Zeichen des Erſtaunens oder der Bewunderung, noch auch des Wunſches nach einer näheren Kenntniß deſſelben zu entreißen. Nun iſt es aber, um Kunſtproducte bewundern zu können, auch unumgänglich nöthig, daß man wenigſtens einige Elementar-Begriffe von dieſen Erzeugniſſen habe; dieſe fehlen aber durchaus bey dieſen Wilden, welche die feinſten, ausgedachteſten Werke des menſchlichen Geiſtes mit eben den Augen betrachten, als die Geſetze und Phänomene der Natur ſelbſt, und daher auch keinen Unterſchied machen zwiſchen der künſtlichen Verfertigung eines Maſtes und der natürlichen Erzeugung eines Baumes. In der That muß es dem über dieſe unglücklichen Weſen ſo hoch erhaben ſich dünkenden Europäer einen nicht geringen Ärger verurſachen, wenn er die ſtarre Gleichgültigkeit ſieht, womit dieſe Menſchen, zu deren Aufenthalt er ſich mit ſo unſäglichen Gefahren einen Weg gebahnt hat, die neueſten Erzeugniſſe ſeines Erfindungsgeiſtes und ſeines Kunſtfleißes anſchauen.

Männlich und Weiblich.

(Mann und Frau ſitzen in beyden Winkeln des Zimmers.)

Der Mann.

Was weiblich iſt und Weibernahmen trägt
Iſt falſch, da's Falſches auch im Buſen hegt,
Das iſt ja klar und leicht beſchreiblich:
Die Falſchheit heißt's, denn ſie iſt weiblich.

Die Frau.

Was männlich iſt und Männernamen trägt
Nur Arges ſtets im rauhen Buſen hegt,
Das iſt ja klar und unverkennlich:
Der Argwohn heißt's, denn er iſt männlich.

Der Mann.

Ein Weib, und wenn es zehnmahl ſchwört,
Hat immer doch den Mann bethört,
An Vielen hängt ſie, glaubet mir:
Die Untreu heißt's, das ſpricht dafür.

Die Frau.

Ein Mann, und wenn er zehnmahl flucht,
Läßt doch kein Mädchen unverſucht,
Gewechſelt muß es immer ſeyn:
Der Wechſel heißt's, wer ſpricht hier nein?

Der Mann.

Ein Weib das bleibt ſich niemahls gleich,
Iſt täuſchend wie das Wetter-Reich,
Und lacht und weint zum Zeitvertreib,
Die Laune iſt wohl auch ein Weib?

Die Frau.

Verdrießlich iſt der Mann im Haus'
Und zieht die Stirne finſter kraus,
Er brummt, wo er nur immer kann,
Der Unmuth iſt wohl auch ein Mann?

Der Mann.

Iſt ein Geheimniß wo verſteckt,
Das Weibchen drein ihr Näschen ſteckt.
Sie horcht und ſpäht und forſchet ſchlau,
Die Neugier heißt's, man kennt die Frau!

Die Frau.

In alles, was man ſpricht und denkt,
Ganz naſeweis der Mann ſich drängt
Und ſchlägt ſich oft die Stirne an,
Der Vorwitz heißt's, man kennt den Mann!

Der Mann.

Und was das Weib nicht alls verthut,
Bald einen Shawl, bald einen Hut,
Was wendet ſie an Putz und Zier!
Die Mode iſt ein weiblich Thier!

Die Frau.

Und was der Mann nicht alls verpraßt,
Und zecht und ſauft mit ſeinem Gaſt,
Trinkt Wein und Punſch und Porterbier,
Der Trunk iſt wohl ein männlich Thier!

Der Mann

Die Flittertage ſind verrauſcht,
Das Weibchen nun auf Zank nur lauſcht,
In Weibsgeſtalt ſieht nun der Mann
Die Hölle in der Nähe an. —

Die Frau.

Die Flittertage ſind vorbey,
Das Männchen wird nun wild und ſcheu,
In Mannsgeſtalt geht dann dem Weib
Der Teufel ſelber auf den Leib!

Der Mann (näher rückend und einlenkend).

Zwar wird beym Weib, man muß geſteh'n,
Und weiblich oft auf das geſeh'n,
Was zart und hold ins Leben ſcheint,
Die Schönheit ſagt, wie ich's gemeint.

Die Frau (auch näher rückend).

Zwar ſtellt den Mann, ich laugne nicht,
So manches Ding in ſchönes Licht,
Oft ſpricht ſich Edles männlich aus,
Der Anſtand iſt beym Mann' zu Haus.

Der Mann.

Das ſchönſte Pflänzchen in der Welt,
Das Weib es in den Händen hält,
Wie heißt das Pflänzchen zart gehegt?
Die Myrte, die die Liebe pflegt!

Die Frau.

Das beſte Reis im ganzen Land
Gedeiht nur unter Männer Hand;
Wie heißt das Reis, ſo fruchtbeſchwert?
Der Lorber, den der Ruhm genährt!

Der Mann (aufſtehend und zu ihr hintretend).

Doch der Gefühle Hochgefühl
Dem Weiblichen zu Theile fiel.
(vor ſie hinknieend)
Zu deinen Füßen zieht es mich:
An die Verſöhnung mahn' ich dich!

Die Frau (ihn aufhebend).

Du ſchließſt mir wohl den Mund recht ſchlau,
Die letzten Wort' hat doch die Frau;
Und daß der Mann es dulden muß,
(indem ſie ihn küßt)
Beweiſet der Verſöhnungskuß. —

M. G. Saphir.

◆

Das Schloß Kekkéö oder Blauenſtein, und die Familie Balaſſa.

(Schluß von Nr. 14.)

Aus einem hohen gewölbten Gange, der ſich um das ganze innere Schloß herumzieht, tritt man in einen großen Saal, der ganz mit den Bildniſſen der Grafen von Balaſſa (denn nur die Nachkommen der jüngeren Linie nannten ſich in ſpäteren Zeiten, mit königlicher Bewilligung, Freyherren von Balaſſa) behangen iſt. Man findet unter dieſen Köpfen auch nicht einen, an dem nicht der characteriſtiſche Zug dieſer Familie — der kriegeriſche Sinn — aber freylich auch der damit gepaarte Trotz, mit Härte und Starrſinn, auffallend kennbar ſich darſtellet. Hier ſieht man Franz den Erſten, der ſich Balaſſa a Gyár Math ſchrieb, der Ban von Zevezin war, und im Jahre 1526 in der Schlacht vor Mohács, an der Seite ſeines unglücklichen Königs, fiel; neben dieſem blickt deſſen tapferer Sohn Melchior herab, der gefürchtete Feldherr Kaiſers Ferdinand I., der Schrecken und Bezähmer der Feinde, Terror et Domitor Hostium genannt, und von ſeinem Monarchen mit großen Gütern belohnt; ihm folgen die zwey Söhne des hochgefeyerten Vaters, der erſte fällt bey der Belagerung von Gran, den anderen tödtet ein vergifteter Pfeil der Tartaren; dann erblickt man Grafen Ladislaus II., der fünf Gemahlinnen hatte, Johann VI., oberſten königlichen Thürhüter und Commandanten der ſämmtlichen Bergſtädte, der einen Spanier in einem ſeyerlichen Zweykampfe erlegte, und durch ſeine zahlreichen Töchter, in der erſten Familie des Reichs, ſo wie in Siebenbürgen in der Familie Banffy, Bocskai und Bathori Schwiegerſöhne zählte. Ihm folgte Stephan II., der eine Tochter des Woiwoden von Siebenbürgen heirathete, nach dieſem Sigismund III., eben ſo durch deſſen viele Reiſen im Auslande, als durch ſeine mit großen Opfern erprobte Treue gegen ſeinen König, dann durch ſeine prachtvolle, im Jahre 1595 zu Krakau mit der Tochter des Fürſten Zborovzky geſeyerte, und durch die Anweſenheit des Königs und der Königinn von Pohlen verherrlichte Vermählung, ſeiner Zeit hoch berühmt. An ihn reiht ſich Peter, der unter Ferdinand II. mit ſeinen Vaſallen und ſelbſt geworbenen Truppen, auf eigene Koſten, gegen die Böhmen zieht und vom Kaiſer dreyhundert Bauern zum Geſchenke erhielt. Dann kommt der in den ſiebenbürgiſchen Unruhen und Kriegen berühmt gewordene Graf Andreas — der Mahler muß ihn in dem Augenblicke, als er ſeine Befehle ertheilte, gemahlt haben, denn jeder Zug im Geſichte bezeichnet den Befehlenden: ihm folgen deſſen vier Söhne, Valentin II., Obergeſpan des Honter Comitats, Kammerherr und Rath Kaiſer Leopolds I., dem er mit unerſchütterlicher Treue anhing, und deßhalb alle ſeine Güter den Rebellen überließ; in der blutigen Schlacht bey Léva gegen die Türken, benahm er ſich als einen klugen und tapferen Feldherrn; er ſtarb ohne Erben und vermachte alle ſeine Güter den Jeſuiten. Adam, der zweyte Sohn, war General-Commandant der damahligen Gränz-Feſtungen Karpſen und Blauenſtein, und bey der Beſtürmung von Ujvár der Erſte auf den Mauern; der dritte Sohn, Gabriel, Capitän der Schloſſes Devén, wohnte der Eroberung von Ofen bey, und war zugleich als ein geachteter Rechtsgelehrter ſeiner Zeit Baro Tabulae Regiae; der vierte Sohn Paul I. war Biſchof von Rozon. Dann folgt Graf Paul, kaiſerl. königl. Geheimer Rath, mit ſeiner Gemahlinn, einer gebornen Gräfinn Zichy, beide auf einem Bilde gemahlt; und die Reihe dieſer berühmten Männer beſchließt Graf Franz, der im Jahre 1807 auf ſeinem Schloſſe Blauenſtein ſtarb. Er iſt von Zitterer in Wien in Lebensgröße in dem Coſtüme eines Ritters des ungariſchen Stephans-Ordens, deſſen älteſter Commandeur er war, gemahlt; eine ausführliche Inſchrift erwähnt der zahlreichen Staats-Würden, die er von der erſten Charge eines Statthalterey-Raths, mit welcher er bey ſeinem Austritte aus der Thereſianiſchen Ritter-Academie ſeine Staatsdienſte anfing, bis wenige Jahre vor ſeinem Tode bekleidete. Er war Präſident der ungariſchen Hof-Kammer, unter Kaiſer Joſeph II. Banus von Croatien, Slavonien und Dalmatien, dann illyriſcher Hof-Kanzler und zuletzt Präſident der galliziſchen Hof-Commiſſion; ſiebenzehn Mahl vertrat er die Stelle eines königlichen Commiſſärs. Ein Mann von ſeltenen Talenten und von noch ſelteneren Eigenſchaften, der in pſychologiſcher Hinſicht eine höchſt ſeltene Erſcheinung war; denn man kann von ihm ſagen, daß er die größten Geiſtesvorzüge mit den auffallendſten menſchlichen Schwachheiten und Fehlern, mit einem Worte in intellectueller und moraliſcher Hinſicht die bizarreſten Contraſte in ſich vereinigte. Wahrſcheinlich mag er der letzte Magnat in Ungarn geweſen ſeyn, der der Sitte ſeiner Väter bis zu ſeinem

Tode treu blieb. Von ſeinem Hofſtaate, bey dem der Leibarzt nicht fehlen durfte, in zahlreichen Wagen und von zwey Huſaren, die ſeinem, mit ſechs eigenen großen Pferden beſpannten Wagen vorausritten und aller Orten dem Zuge Platz machten, begleitet, reiſte er alljährlich von einer Herrſchaft auf die andere. Alle Beamten und Vaſallen mußten ihm auf eine Strecke entgegen reiten. Vom Schloſſe wurden die Pöller gelöſet, am Eingange der Schloß-Capelle erwartete ihn der Capellan mit dem Weihwaſſer, und während er vor dem Hochaltar ſein Gebeth verrichtete, wurde ein feyerliches Te Deum laudamus abgeſungen. Darauf wurden die herrſchaftlichen Beamten ſammt der Dienerſchaft zum Handkuß vorgelaſſen, und täglich ſtrömten alle Pfarrer der Herrſchaft und die Beamten der Geſpannſchaften nach Blauenſtein, um ihm ihre Verehrung zu bezeugen und an der offenen Tafel Platz zu nehmen.

Mitten in dieſer Reihe von Kriegern, blicken zwey weibliche Geſtalten herab, Maria, eine geborne Freyinn von Prényi, Gemahlinn des Grafen Gabriel, und die wohlthätige Stifterinn des Convicts für Studierende zu Kaſchau, Suſanna Balaſſa. Der Letztern Ernſt und Ehrfurcht gebiethende Miene paßt trefflich in dieſe Gallerie von Heroen und läßt bey dem erſten Anblicke nicht verkennen, daß ſie dem kriegeriſchen Geſchlechte der Balaſſa angehörte. Freundlich und lieblich dagegen lächelt die ſanfte blonde Maria herab; in jedem ihrer Züge ſpricht ſich die Güte und die höchſte Zierde des Weibes, die himmliſche Sanftmuth aus. Man verweilt gerne bey ihr, und die Frage: wie es dieſer frommen Dulderinn in dieſen ernſten Hallen des Schloſſes ergangen ſey? dringt ſich unwillkürlich auf. Wie oft mag ſie nicht dem Getümmel entflohen in die Schloß-Capelle geeilt und vor dem herrlich verzierten Bilde der Gebenedeyten Troſt und Muth erflehet haben? Dieſe Capelle iſt im einfachen Style erbaut und enthält keine Gemählde von beſonderem Werthe, wohl aber Trophäen aller Art, die an den Wänden hängen, und eine merkwürdige päpſtliche Bulle, Kraft welcher dem Grafen Paul, der mit raſtloſem Eifer durch oft grauſame Verfolgungen, aber auch durch Geld und gute Worte eine große Anzahl der Abtrünnigen der Mutter-Kirche zurück führte, geſtattet wurde, den Titel eines apoſtoliſchen Grafen (Comes apostolicus) zu führen.

Die hohen gewölbten Zimmer des Schloſſes ſind alle noch in dem Zuſtande, in welchem ſie ſich vor achtzig oder hundert Jahren befanden. Coloſſale, mit Vergoldung und bunter Mahlerey überladene Öfen, hohe Himmelbetten, gewirkte und geſtickte Tapeten, welche die geſchickten Hände der Burgfrauen und Burgfräulein verfertigten, zieren die Wände und Geräthe. Hier hauſet nun, einſam zwar, doch von zahlreichen Beamten, von ſeinem Schloß-Caplan und von einer noch zahlreicheren Dienerſchaft umgeben, der letzte des erlauchten, einſt mächtigen kriegeriſchen Stammes der Balaſſa, Freyherr Alexander, k. k. Kammerherr. Bloß mit den Angelegenheiten ſeiner Güter beſchäftigt, wird in dieſem Schloſſe ein wahres Leben nach der Uhr geführt — ein Tag gleicht dem andern. Dieſer einfachen Lebensart, dem herrlichen Bergwaſſer und der reinen Gebirgsluft verdankt Baron Balaſſa in ſeinem hohen Alter die dauerhafteſte Geſundheit. Am liebſten verweilt derſelbe auf einem

Platze der Ruinen des alten Schloſſes, der an deſſen Wohnung angränzt, und von wo aus er hinab in den Markt Blauenſtein und hinaus in die herrlichen Ebenen von Balaſſa Gyármath ſehen kann; hier empfängt derſelbe, ſtets mit der Pfeife im Munde, die Rapporte ſeiner Beamten und Diener, die Klagen und Bittſchriften ſeiner Unterthanen, und hört gerne die Neuigkeiten an, die der Tag mit ſich brachte, oder welche Reiſende nach Balaſſa Gyármath bringen. Zwey characteriſtiſche Züge ſeiner Familie haben ſich auch auf dieſen letzten Sprößling der berühmten Familie vererbt: Liebe und Anhänglichkeit für ſeinen angeſtammten Fürſten und für den Militär-Stand.

Freyh. M. v. Neuſtädter.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Herr Aumer, Balletmeiſter der k. k. Hoftheater, unternahm es, Schiller's Trauerſpiel, »die Jungfrau von Orleans,« als pantomimiſches Ballet in vier Aufzügen, unter dem Titel: »Johanna d'Arc« zu bearbeiten. Der glückliche Erfolg der vor Kurzem ſo ſehr beſuchten Vorſtellungen dieſes Trauerſpieles, und die treffliche Darſtellung des Hauptcharacters durch Madame Stich ꝛc., mochten ihn dazu begeiſtert haben. Doch mag dieſen talentvollen Künſtler der Eifer, den glänzenden Einfall auch recht glänzend auszuführen, verhindert haben, wahrzunehmen, wie wenig ſich dieſer zarte, romantiſche Stoff zu einer Darſtellung eignet, der es durchaus an Mitteln gebricht, das was in dem Gemüthe Johannens vorgeht, auch nur anzudeuten. Wenn der franzöſiſche Bearbeiter unſers deutſchen Meiſterwerkes auch im Ganzen den Geiſt desſelben ſollte gefaßt, und ſo weit ihm dieſes möglich ſeyn konnte, in ſich aufgenommen haben, ſo mußte ſich das Empfangene durch die Verweiſung aus den ätheriſchen Gebiethen der Wortſprache in die gemeine Sinnenwelt verſteinen, und die gelungenſte Nachahmung konnte nur dem Paukenwirbel gleichen, wenn er das Rollen des Donners bezeichnen will. Beſonders war die Gewiſſenhaftigkeit an der unrechten Stelle, mit welcher der Herr Balletmeiſter unſerm Dichter bis an die Schlußſcene des Trauerſpieles folgt, indem er auch noch das Hinſcheiden der Jungfrau durch eine Transfiguration derſelben verherrlichen wollte. Die Erweiterung und Ergänzung des einfach edlen Schiller'ſchen Schluſſes gab wohl zu ſchauen, aber zerſtreute und ſtörte die eigentlich beabſichtigte Wirkung. Ein tragiſcher Stoff taugt wohl an und für ſich nicht zum Ballete, und zumahl dieſer Stoff, welcher ſchon ſo oft alle unſere edelſten Geiſteskräfte in die lieblichſte, erhabenſte, harmoniſcheſte Thätigkeit verſetzt hatte, und nun nur beſtimmt ſeyn konnte, ſchöne Formen ſpielen und höchſtens durch Schauſtücke zertrennte Gefühle anregen zu laſſen. Vielleicht würde der Haupteindruck des Balletts noch günſtiger geweſen ſeyn, wenn er mit der glücklich vollbrachten Krönung zu Rheims geſchloſſen hätte. Da wäre es an der Zeit geweſen, glänzende Tanzſtücke anzubringen, und ſo die Zuſchauer recht heiter zu entlaſſen.

Schon im Anfange machte man ſich einer Art Fehlgriffes ſchuldig, indem man den ganzen Index des Ballets im Traume durch zwar ſehr ſchöne Tableaux zeigte. Man kann ſich nicht damit entſchuldigen, daß Jedermann ohnehin das Trauerſpiel kennet, und alſo keine Überraſchung verhindert wird; von dieſer Kenntniß des Ganges der Begebenheiten kann der Balletdichter eben ſo wenig als der Trauerſpieldichter Notiz nehmen, und unſer Schiller hat ſie auch ganz bey Seite geſetzt, denn er folgte ſeinem Genius und nicht der Geſchichte. Sehr ſtörend iſt die Gegenwart der Jungfrau bey der Vermählungsfeyer der Schweſtern; der Contraſt iſt zu grell und die Situation der

Jungfrau, verzückt im lärmenden Tanzgewühl, unnatürlich; denn Bedürfniſſe der Kunſtgeſtaltung dürfen auf Koſten der Natur-Wahrheit nicht befriedigt werden. — Schön durchgeführt war die Sammlung und Anführung der flüchtigen Franzoſen zum Kampfe gegen den Feind. Die Einführung des Trobadour mit dem neuen Character einer Troubadourinn zum Feſt beym Hoflager zu Chinon iſt gar nicht motivirt und müſſig; denn ihr Pas de deux iſt ungeachtet ſeines Werthes als Tanzſtück, noch lange nicht Grund genug zu ihrem Daſeyn. Eben ſo graziös iſt auch das Pas de deux des Königs mit der Sorel. Imponirend und wirklich groß iſt der Moment, wo Johanna Alle zum Kampfe führet, obwohl dem Schluſſe des erſten Actes zu ähnlich. Der Kampf der Jungfrau mit Lionel iſt zu gedehnt; die Gottgeſandte Jungfrau kann keiner Fechterkünſte bedürfen; ſie hebt den Arm und der Feind flieht oder fällt; ſo würde es auch im Ballet Effect machen. Der Krönungszug gewann durch das größere Local und durch deutlicheren Feſtſchmuck der Decoration, aber — er war nicht mehr neu; auch mußte es ſtören, daß im Schritte der Wandelnden keine Einheit war. — Wie flüchtig der Bearbeiter ſeinen Dichter vernommen, beweiſet wohl das Erſcheinen des ſchwarzen Ritters nach der Krönung! Eine gute Wirkung macht das Durchbrechen der maſſiven Verzäunung beym Entfliehen Johannens aus der Haft.

Ungeachtet mancher Schattenſeite dieſes pantomimiſchen Balletes, welche großentheils aus der undankbaren Wahl des Stoffes hervorgingen, hat Herr Aumer dennoch abermahl ſehr viel Talent und Fleiß bey dieſer Bearbeitung erprobet. Die Entrées ſind durchaus ſehr ſchön, die Comparſerie trefflich rangirt. Der Hauptpart wurde mit viel Anſtrengung, Gefühl und oft ſehr glücklicher Characteriſtik gegeben, beſonders wo die Jungfrau Heldinn iſt. Die Inſpiration aber erſchien oft ganz materiell, ihre Bezeichnung ſtreifte hier und da ſelbſt an das Gebieth der Geiſteszerrüttung, des Wahnſinnes. Neben dieſem Character erſchienen alle anderen durchaus als Nebenperſonen. Unter den Decorationen zeichnete ſich beſonders der freundliche Ritterſaal mit ſeinen bunten Fenſterſcheiben aus; das Coſtüme iſt prächtig; zu ſehen gibt es überhaupt genug. —

Die Muſik von Herrn Grafen Gallenberg iſt in den Tanzſtücken zwar beſſer, zu den pantomimiſchen Scenen aber ohne wahren Gehalt, mitunter nichtsſagend und voll mangelhaft vorbereiteter Modulationen; der Tonſetzer hat es gar empfindlich verſäumt, die herrlichſten muſicaliſchen Situationen zu benützen; überdieß findet man eine Menge alte und neuere Bekannte unter den Thematen. Es erſcheint wieder eine Muſikbande auf dem Theater, und es wird ein gräulicher Lärm gemacht. Liegt hierin der Effect?

Der erſte und der zweyte Act bis zur Verwandlung hatten den meiſten Beyfall, dann wollte bisweilen die lange Weile zum Saal herein gucken, ſo ward ſie von der Erwartung der Dinge, die da kommen würden, verſcheucht. Abkürzungen und zweckmäßige Umarbeitung könnten dieſe Schöpfung des wackern Aumer leicht zu einer ſehr willkommenen machen.

Allgemeiner theatraliſcher Anzeiger. Nachtrag zu Nr. 14. — Der ſeit ungefähr dreyzehn Jahren dem königl. Hoftheater zu München als Intendant vorſtehende Baron de la Motte hat ſeine Stelle unlängſt aufgegeben und befindet ſich zur Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit in Paris. Die Geſchäfte verwaltet der ihm früher beygegebene Intendanz-Rath Stich, der aber wahrſcheinlich auch bald einen Nachfolger haben dürfte. — Der Schauſpieler Eßlair hat die Regie der Trauerſpiele bey dieſer Bühne übernommen; Regiſſeur der Luſtſpiele bleibt Herr Vespermann. — Der Director des Iſarthor-Theaters daſelbſt, Herr Karl, iſt zugleich Öconomie-Inſpector der italieniſchen Oper.

Den 11. dieß wird im Theater an der Wien zum Vortheil des Herrn Opernregiſſeurs Schwarzböck zum erſten Mahle gegeben: Pauline, oder Muth und Liebe, milit. Oper, Text von Ebersberg, Muſik von Drexler.

Herr Heurteur, Regiſſeur des k. k. priv. Theaters an der Wien, hat zu ſeiner Benefiz ein neues Schauſpiel: Der Knabenraub, gewählt.

Dramatiſche Literatur. Irene, ein Trauerſpiel in fünf Acten von Kisfaludy, Peſth, v. Trattner. Der Inhalt iſt dieſer: Mahomet II. erobert Conſtantinopel, woſelbſt eine griechiſche Jungfrau Irene zum erſten Mahle die ſanfte Leuchte Amors neben Bellonens blutiger Fackel in ſeinem Herzen anzündet. Eine friedlichere Gemüthsſtimmung bemeiſtert ſich des wilden Helden, die auch Haly Baſſa (ein heimlicher Chriſt) zum Beſten der Menſchheit, zur Milderung der Zerſtörungswuth nützen und nähren will. Durch ſeine Vorſtellungen wird Irene bewogen, ſich für das Menſchenwohl zu opfern und den Wünſchen Mahomet's hinzugeben. Mahomet, Conſtantinopel, die Welt fühlt bald den wohlthätigen Einfluß der edlen Griechinn. Agenor (Irenens blinder Vater) erſcheint und mit ihm Leo, ihr ehemaliger Geliebter. Mahomet belauſcht ſie, und erfährt, daß Irenen nicht Liebe, ſondern bloß Aufopferung in ſeine Arme geführt. Der fürchterlichſte Kampf getäuſchter Hoffnung, der Leukadiſche Sprung vom Gipfel erträumter Liebe ins Meer der Wirklichkeit; das durchbohrende Gefühl, das Spiel eines fühlloſen Herzens geweſen zu ſeyn, und die goldene Frucht des Ruhms um Schatten hingegeben zu haben, ſpricht ſich in einem herrlichen Kraft- und Phantaſie ſtrotzenden Monologe Mahomet's aus. Dieſen Augenblick benützt Zagan Baſcha, der, ein treuer Diener, des Herrn Ruhm nur vor Augen hat, und Irenen als Hemmkette ſeines Triumphwagens haſſend, ihr den Tod geſchworen, und meldet ihm, daß die Armee aufgebracht, der ſchimpflichen Ruhe müde, Irenens Tod verlange. Mahomet erſcheint, Irenen an der Hand, im Lager. »Hier iſt, ſpricht er, meine Gemahlinn und eure Herrinn, wer murrt?« Kein Laut wird rege, alles bleibt gehorſam, Doch »ſelbſt befreyt ſich Mahomet.« Irene ſinkt von ſeinem Schwerte getroffen leblos zur Erde, und Mahomet geht ab, um die Welt ihr zur Leichenfackel anzuzünden. –

Das Ganze (in Jamben) beſitzt eine kräftige, energiſche, zuweilen ultraen-ergiſche Diction, und verdient durch Sprache, Characteriſtik, Colorit, Raſchheit der Handlung, den erſten Platz in des Verf. bisherigen Leiſtungen. Neben Mahomet ſind Zagan Baſcha in ſeiner rohen aber edlen Barſchheit, Agenor in ſeiner ohnmächtigen aber edlen Aufſchäumung bey ſeiner Schwach- und Weichheit ſehr intereſſant, und Irene iſt die zarteſte Blume auf helleniſchem Boden.

Die Erzählung von Conſtantinopels Sturz, die Scene Irene und Zulima, Mahomet und Zagan Baſcha, Mahomets Monolog im fünften Acte, ſo wie Agenors Fluchworte zum Schluſſe des Ganzen, ſind theils gemüthlich, theils erhaben, theils gräßlich ſchön.

Der würdige geiſt- und kraftreiche Verfaſſer hat dieſes Trauerſpiel dem Herrn von Gaal gewidmet. Auch kommt jetzt ein Trauerſpiel, ebenfalls von Hrn. Kisfaludy: Zaab Nemzetſey (das Geſchlecht der Zaab) in Druck. ——iger.

Die zu Peſth erſcheinende Zeitſchrift Pannonia offenbart das Streben, ſich immer mehr auszubilden, und verdient demnach ſo deßwegen, als weil ſie ſich des Nachdruckens enthält, Würdigung. Sehr wäre es zu wünſchen, daß ſie ſich nach und nach zu einem Organ empor arbeite, würdig, die erſtaunenswerthen und ruhmvollen Fortſchritte zu verkünden, welche die edle ungariſche Nation beſonders ſeit einem Jahrzehend in Literatur, Kunſt und Bildung überhaupt macht. Billig geſinnte Beobachter werden an der Pannonia auf jeden Fall die Anſtrengung würdigen, ſtets beſſer zu werden, und nicht mißkennen, daß ſie in dieſem Anbetracht wirklich zugenommen hat. Wenn, wie es ſcheint, der Redaction noch eine Verbindung mangelt, die hier tactfeſt und kraftvoll entſcheiden könnte, ſo iſt dieſes ein Umſtand, der um ſo weniger bedenklich ſeyn dürfte, als der talentvolle Herr M. G. Saphir, nach ſeinen zahlreichen Beyträgen zu urtheilen, ſich wieder angeſchloſſen haben mag. Ref. glaubt, die Hochachtung, welche man der geſammten ſchriftſtelleriſchen Wirkſamkeit, mit welcher zur Bewunderung des In- und Auslandes das herrliche Ungarn jetzt prangt, ſchuldig iſt, ſey von der Art, daß man jede literariſche Erſcheinung für einen Zug von Bedeutung halten, und mit edler Rückſicht beurtheilen müſſe. — Was die Pannonia im heurigen Jahrgang von **Meltzer**, **Saphir**, **Weiß** u. ſ. f. enthält, würde wohl auch in jeder **geprieſenen** Zeitſchrift eine Stelle verdienen. Der Unermüdlichkeit der Redaction endlich muß man vollends Gerechtigkeit widerfahren laſſen, ſo wie dem ſehr billigen Preis von 5 fl. W. W. per Vierteljahr *).

K * *

Einer unſerer beliebteſten jungen Dichter, Herr **Deinhardſtein**, hat, nach dem Hintritte des Prof. **Liebel**, ſeit zwey Monaten an der hieſigen Univerſität die Lehrkanzel der Äſthetik vorläufig übernommen. Er ſetzt ſeine Vorleſungen, die er mit einer trefflichen Anrede begann, wöchentlich drey Mahl zum Vergnügen ſeiner Zuhörer fort. Geiſt und Form ſeines Vortrags haben ihm ein auserleſenes, ſehr zahlreiches Auditorium gewonnen.

R. S.

Seine Heiligkeit, Papſt **Pius VII.**, haben das Höchſtdenſelben von dem Buchhändler B. Ph. **Bauer** in **Wien** gewidmete Werk: »**Bildniſſe aller römiſchen und griechiſchen Kaiſer, von Julius Cäſar bis Franz II.**« **) huldvoll aufgenommen, und demſelben zum Beweiſe Ihres Wohlgefallens einen ſehr ſchönen Roſenkranz, deſſen Corallen aus Amethyſt beſtehen und in Silber gefaßt ſind, durch die päpſtliche Nunciatur in **Wien**, mit nachfolgendem Schreiben begleitet, zuſtellen laſſen.

Pius P. P. VII.

Dilecte Fili salutem et Apostolicam Benedictionem.

Volumen imagines Caesarum omnes usque ad nostra tempora referens, quod obtulisti Nobis suo ad Nos tempore perlatum est. Donum hoc tuum fuit Nobis gratissimum, cum re ipsa, tum quod certo noverimus testimonio a tua illud devotione ac studio in Apostolicam hanc Sedem esse profectum. Quanti autem nobilissimam hanc collectionem faciamus ex eo cognosces, quod in Vaticana Bibliotheca eam jusserimus asservari. Ut vero gratum animum propensamque in te nostram voluntatem aliqua tibi ratione probemus, mittimus ad te precatoriam coronam a Nobis benedictam iisque Indulgentiis ditatam, quae de more hujus Sanctae Sedis iis adscribi consueverunt, et cum paternae charitatis in te nostrae testificatione Apostolicam Benedictionem tibi impertimur ex corde.

Öhlenſchläger hat ein neues großes Gedicht: **Die Götter des Nordens**, vollendet, welches allgemein bewundert wird. Es ſoll alles übertreffen, was die däniſche Literatur bisher in dieſer Art aufzuweiſen hatte. Ausgezeichnet und im hohen Grade vollendet iſt der Anfang dieſes Gedichts; die Verſe ſind rein, kräftig und wohlgebaut, die Gedanken neu und überraſchend, und einzelne Stellen hinreißend ſchön und erfreulich.

L.

---

*) Da dieſe Notiz, wiewohl von einem eifrigen Freunde der Pannonia, Vieles für ſich hat, ſo haben wir uns um ſo mehr verbunden gehalten, ſie einzurücken, als die beſagte Zeitſchrift erſt unlängſt nicht in Form einer lediglichen Buchhändler-Ankündigung, ſondern mit ausnehmender Freundlichkeit des Conv. Bl. gedachte. Daß, wenn uns dieſe Belobung früher zur Kenntniß gekommen wäre, wir uns, um manchen Anwendungen vorzubeugen, mehrere Äußerungen verbethen haben würden, wird jeder Billiggeſinnte uns aufs Wort glauben. **Die Red.**

) Dieſe Bildniſſe, in Groß-Folio auf Velin-Papier gedruckt, waren mit einer Dedication, von **Thomas Hirſch, Lehrer der Calligraphie an der Wiener Univerſität, auf Pergament geſchrieben und mit paſſenden Emblemen geziert, verſehen. Die Kupferſtiche ſind theils nach originellen Handzeichnungen, theils nach echten Münzen genau von **Quirin Mark** bearbeitet; und bemerkenswerth iſt es, daß ein ſo bedeutendes Werk von der Hand eines einzigen Künſtlers ausgeführt wurde.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der **Carl Gerold**'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625), wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 11 fl. W.W. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (**Franz Graffer**) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

16.

(Wien, Samstag den 24. Februar.)

Allgemeine Phyſiographie des Königreichs Ungern

(Von Herrn v. Cſaplovics.)

Das *Königreich Ungern iſt Europa im Kleinen*, und in Hinſicht der Arealgröße noch um ein Gutes mehr; denn dieſer Welttheil iſt etwa $^{1}/_{54}{}^{tel}$ von der geſammten Erdoberfläche, Ungern dagegen der 38^{ſte} Theil von Europa. Aber die in den übrigen europäiſchen Ländern zerſtreute Mannigfaltigkeit aller Art ſieht man in Ungern aufs Glücklichſte vereinigt, man betrachte das Reich in welch immer einer Beziehung man wolle. *Clima*, *Oberfläche*, *Naturproducte*, *Menſchen* — welch reiches Feld biethen ſie zur Betrachtung und zur Parallele dar! — Mehrere der Merkwürdigkeiten hat man ſogar in Duplicaten aufzuweiſen.

Welche *climatiſche* Verſchiedenheit herrſcht hier! — Während in den karpathiſchen Gegenden — wo die Menſchen, wie ſich einſt Jemand treffend ausdrückte, mehr durch die Lunge, und durch die Oberfläche des Leibes, als durch den Magen genährt werden, — kaum der Hafer reif wird, und nur ein unanſehnliches herbes Obſt wächſt, welches man — nach dem gangbaren ſcherzhaften Sprichworte — durch unterlegtes Strohfeuer zur Reiſe bringen muß: gedeiht in dem entgegengeſetzten Banat Reiß, Baumwolle; und Seide wird — wie bekannt — bereits ſeit vielen Jahren Centnerweiſe erzeugt; ja auch mit der Acclimatiſirung der Seidenwürmer ſind ſchon mehrere hoffnungsvolle Verſuche geſchehen. Während die genügſamen Einwohner der nördlichen Gebirge Weintrauben und Mandeln nur aus der Naturgeſchichte kennen, und ſich theils mit den wohlthätigen Erdäpfelknollen (die ſich deſſen ungeachtet auch dort die halbverächtliche Benennung Schwabki — Schwabenbrot — gefallen laſſen müſſen), theils auch mit dem, in glücklicheren Fluren zu Gegenſtänden des Naſerümpfens gehörenden Haferbrot, und andern armſeligen Brotſurrogaten behelfen müſſen: ſchwelgt auch der gemeinſte Bewohner des geſegneteren unteren Bodens (Al-föld) im Genuſſe des nahrhafteſten Weizenbrotes, des feurigſten Weines, der ſchmackhafteſten, auf freiem Felde, gleich den Kurbiſſen, ohne beſondere Pflege gezogenen Zucker- und Waſſer-Melonen, ſammelt ſich Caſtanienfrucht im Walde, und kennt das Haferbrot nur aus Erzählungen.

Der ſtrengſte Winter laſtet auf dem flachen Lande höchſtens zwey Monate lang, und es gibt Jahrgänge, wo der Schnee kaum Wochen lang den Boden deckt; dort oben im Gebirge hingegen müſſen die Wohnungen der Menſchen vom September an bis May, alſo zwey Drittheile des Jahres hindurch, geheizt werden, und Schlitten nützt man dort Jahr für Jahr gänzlich ab, wo man dergleichen Fuhrwerke in den unteren Gegenden vom Vater auf Sohn zu vererben pflegt.

Nicht die geographiſche, ſondern die topographiſche Lage des Königreichs iſt die Urſache dieſer großen climatiſchen Verſchiedenheit; und höchſt auffallend iſt ſchon der Unterſchied des öſterreichiſchen Clima von dem ungriſchen. Dort hat der Wein nur wenig Geiſt, wenig Süßigkeit, und — kaum auf ein Paar ſtarke Kanonenſchüſſe — wächſt in Ungern unter dem nähmlichen Himmelsſtrich der köſtliche Ödenburger, Ruſter, St. Georger Ausbruch. Hart an der Grenze gedeiht in Öſterreich keine rechte Waſſermelone, in Preßburg dagegen häuft man ſie zu Bergen auf dem Platze auf. — Ungern liegt tiefer als Öſterreich; das zeigt ſchon der Lauf der Flüſſe an, deren von da mehrere nach Ungern ſtrömen, aber keiner aus Ungern nach Öſterreich. Und von Galizien kommend nimmt der Reiſende ſein Herabſteigen auf eine auffallende Weiſe wahr.

Sehr richtig bemerkte Jemand in der Zeitſchrift v. u. f. Ungern: »Ungern vom Schöpfer an die höchſten Spitzen der Karpathen angelehnt, habe die Lage eines natürlichen Treibhauſes.« — In der Zips ſtaunen wir unſere einheimiſche Schweiz an; der Kindsſtube (Bjle Hori) im Neutrauer Comitate glücklich entronnen, erheben ſich himmelhoch, wie die ſpaniſchen Pyrenäen, unſere Karpathen, und bilden die halbmondförmige Grenze des Reichs auf viele Meilen. Unſer Montblanc iſt die Lomnizer Spitze; Sturecz und Czertowa Szvadba (Teufels-Hochzeit), wo auch Lawinen nicht unbekannt ſind, unſer St. Bernhard in doppeltem Exemplar. Aber nur eine kurze Reiſe, und wir ſind in den glücklichen Fluren unſers Italiens.

Es gibt Gegenden, wo man von zornigen Hunden verfolgt, ſich nur mit zur Erde geſtreckter Rechten, bücken darf, um der Verfolger augenblicklich los zu werden, weil dieſe aus ſchmerzhafter Erfahrung wohl wiſſen, daß man dort zu Lande kaum etwas anders, als einen Stein vom Boden aufzuheben pflege. Dagegen ſind wieder unüberſehbare Landſtrecken, wo man — wie ſich der gemeine Mann auszudrücken pflegt — ein Steinchen nicht einmahl zur Medicin wider das Zahnweh fürs Geld haben kann. Die berüchtigte Lüneburger Haide finden wir — obſchon nur in einer Hinſicht — an unſerer Kecskeméter Halde; der Bakonyer Wald ſtellt uns jenen von Thüringen und von Speſſart vor. — Die Rauſchenbacher Berge ſollen an Geſtalt und Producten auffallend den Tivoliſchen um Rom herum ähnlich ſeyn.

Unſer mittelländiſches Meer iſt der fiſchreiche, herrliche, über zwanzig Quadratmeilen einnehmende Plattenſee, Balaton, in deſſen Mitte uns die liebe Natur, an der durch Menſchenhände zur Halbinſel verpfuſchten Inſel Tihany nichts Anders als Malta herzuzaubern im Sinne geführt haben mochte; und mittelſt unſerer Flüſſe Donau und Poprad ſind wir mit eben denſelben Theilen des Weltoceans, im Süden und im Norden, in Verbindung, von welchen Europa ſelbſt beſpült wird. England finden wir bey uns in den Inſeln Csallököz und Csepel wieder; unſer Gibraltar iſt Peterwardein; Peſth unſer London; Rom auf ſieben Hügeln unſer Schemnitz ꝛc. ꝛc.

An mineraliſchen kalten, warmen und heißen Wäſſern, vermiſſen wir kaum irgend eine Art europäiſcher Geſundheitswaſſer. Wir rühmen uns bitterſalziger, alcaliſcher, muriatiſcher, eiſen-, ſchwefel-, alaun-, ſalpeter-, kupferhaltiger ꝛc. Waſſer, in allen erdenklichen Verhältniſſen. Bartfeld iſt unſer Pyrmont, Pöstyén und Trenchin unſer Aachen; Füred unſer Spaa, Szalatnya unſer Bilin ꝛc. — Aber der Überfluß des Einheimiſchen, und Überſchätzung des Ausländiſchen verhinderte bis jetzt eine genaue Würdigung aller vaterländiſchen Geſundheitsquellen.

Der Erde Schooß birgt — außer Zinn — alle europäiſchen edlen und Halb-Metalle, und Ungern iſt für die ganze Monarchie nicht nur die ohnehin anerkannte Kornkammer, ſondern auch das nähmliche, was Mexico und Peru für Spanien einſt war. — »Neuſohl iſt mit kupfernen, Schemnitz mit ſilbernen, Kremnitz mit goldenen Mauern umgeben« — ſagt ein altes Sprichwort nicht ohne Wahrheit; denn die ergiebigſten Bergwerke dieſer Gattungen, befinden ſich in den Umgebungen jener Städte. Der edle Opal iſt ausſchließlich in Ungern zu Hauſe, und Ungerns König kann ſich mit Recht »König der Opale« nennen. Um echte Puzzolanerde brauchen wir nicht nach Italien zu reiſen, wir haben ſie zu Hauſe im Banat. Mit unſerm Steinſalzreichthum in der Marmaros, ſind wir im Stande nicht nur uns ſelbſt, ſondern auch ganz Europa vielleicht auf Jahrtauſende zu verſehen, und Soda ſchwitzt der Boden ſelbſt in den Biharer und Wieſelburger Comitaten in großer Menge aus.

Verſchwenderiſch ſpendet uns die gütige Mutter Natur auch die Gaben des Pflanzen- und Thierreichs. Den Segen aufzuzählen iſt nicht der Zweck dieſes Aufſatzes. Das köſtliche Obſt der edlen ungriſchen Zwetſchke geräth ſo gut, daß ſechs bis acht Stücke das Gewicht von einem Pfunde erreichen, und der ehrwürdige Walaßky verſichert uns im Gömörer Comitate Kirſchen geſehen zu haben, wovon ſiebzehn Stück eben ſo ſchwer werden. Äpfel hat man im Bereghſer Comitat von 1¾ Pfund Schwere. — Von der Theiß heißt es im Sprichwort: ſie führe mehr Fiſche als Waſſer. Iſt auch nicht Alles in der Welt buchſtäblich zu nehmen, ſo deutet dieſes Sprichwort doch auf einen großen Fiſchreichthum, welcher auch wirklich vorhanden iſt. Den köſtlichen Fogas aber nährt der Plattenſee allein. Unterdeſſen, um uns auch echte Seeproducte genießen zu laſſen, ſchmuggelt uns die herrliche Natur aus dem ſchwarzen Meere mittels der Donau bis Komorn, ja ſogar dann und wann bis Preßburg, und mittels der Theiß bis Lucz im Zempliner Comitat centnerſchwere Hauſen; aus der Oſtſee aber, mittels des Popradfluſſes bis in das Zipſer Comitat die ſchmackhafteſten Lachſe. —

Welche unendliche Mannigfaltigkeit des edlen Rebenſaftes bewundert nicht jeder unbefangene Kenner! Wer kennt nicht unſer flüſſiges Gold (Aurum fluens) den König aller Weine, den edlen Tokayer, von dem ſelbſt ein Papſt einſt ſagte: »Summum pontificem tályia *) vina decent!« — Ein alter Méneſer erſetzt uns den Malaga vollkommen; die Ofner Weine den von Bordeaux; und der Burgunder wächſt bey uns bey Villány, und um Vágh Ujhely herum, ſelbſt ein ordinärer Méneſer vertritt die Stelle deſſelben; die Petulanz des berühmten Champagner Weines machen ihm die Weine von Sirak im Honther, von Vashegy im Eiſenburger, von Szerednye in Ungwarer, und von Magyarát nächſt Ménes im Arader Comitate zum Erſtaunen nach. Gelüſtet es Jemanden nach ſäuerlichen öſterreichiſchen Weinen, der hat ſie an den Berzkoer und Neßmélyer, welcher letztere die Eigenſchaft hat, daß es dem Trinkenden vorkommt, als wenn er Etwas unter den Zähnen hätte, und drein beißen müßte. — Und um das Bild zu vollenden, dürfte uns kaum etwas mehr abgehen, als ein Paar feuerſpeyende Berge, welche jedoch die Vorſehung zu unſern Zeiten nicht in Ungern ſpielen laſſen wollte. Es iſt auch nicht gut, Alles zu beſitzen; und an ausgebrannten Vulcanen fehlt es uns, zur Befriedigung unſerer naturhiſtoriſchen Neugierde, auch nicht.

Nicht zufrieden damit, Europa in Ungern im Kleinen wieder gegeben zu haben, beſchenkte uns die freygebige Natur auch mit einem Miniatur von Ungern im Borſoder Comitat. Hier finden wir, nach der richtigen Bemerkung des Prof. Magda in deſſen Magyar Országnak le-irása, das Ober- und Unter-Ungern beynahe in allen Hinſichten getreu beyſammen, und es ſcheint, als wenn der Schöpfer uns hier ganz Ungern im Kleinen hätte vorſtellen wollen. Hohe Gebirge, weite Ebenen, Weizen, Wein, Eiſen, Stahl, zahlloſe Viehherden, edle Steine, Mineralwäſſer, Einwohner (Magyaren, Deutſche, Slaven, Serbler, Griechen, Juden, Katholiken, Evangeliſche, Reformirte, unirte und nicht-unirte Griechen, Juden) — Alles in demſelben einem Comitat. —

Selbſt das ganze große karpathiſche Gebirg bildete uns die Natur bey Lipócs, en miniature ab.

Das Areale des Königreichs, ſammt Slavonien und Croatien, mit Ausſchluß der Militärgränze beträgt 4098 Quadratmeilen; daher etwa ein 610tel des trockenen Landes der ganzen Erdkugel. — Dagegen bildet es ein Drittel des Flächenraums der ganzen öſterreichiſchen Monarchie. Nicht halb ſo groß iſt es wie Frankreich, aber nur wenig fehlt es ihm bis zur halben Größe des europäiſchen Spaniens; ganz Preußen iſt nur um 891 Quadratmeilen größer, aber zur doppelten Größe Dänemarks gehen Ungern nur 448 Quadratmeilen ab; dagegen hat es noch 24 Quadratmeilen über die doppelte Größe beyder Sicilien. Und die Niederlande laſſen ſich mehr als drey Mahl in Ungern verſtecken, und beynahe der ganze päpſtliche Beſitz noch mit hinein ſchieben. Aber es iſt ſiebenzehn Mahl kleiner als Rußland.

---

*) Iſt kein Druckfehler. Der Tokayer Wein wird in und um Tállya herum erzeugt.
Anm. d. Verf.

Der Mittelpunct von Ungern iſt bey Kunhegyes, mit Slavonien und Croatien aber bey Kecskemét. Der höchſte Punct iſt die Lomnizer Spitze, der niedrigſte Ort in der Nähe von Orsowa.

Daß Ungern auch in Hinſicht der Bevölkerung und ihrer Abkunft; dann der Religion und der Sittenverſchiedenheit nach, *Europa im Kleinen* ſey, wird in der Folge bewieſen werden.

Zeitgloſſen*).

27 — Tauſend Species-Ducaten hat *Cotta* *Müllner'n* für die Albaneſerinn bezahlt. Fällt das auf? — Was fällt auf? — Daß Jener ſie gab, oder daß Dieſer ſie annahm? Doch halt! *Müllner* hatte ja in diplomatiſchem Ton ein Rittergut für dieſe Dichtung begehrt, und der liberale *Cotta*,' welcher mehrere beſitzt, mußte ſich, gleichfalls ein guter Juriſt, wohl am Beſten auf das Äquivalent verſtehen.

28 — Wann wird man anfangen, in der Literatur Perſonen und Sachen zu trennen? — Sobald man Muth, Aufrichtigkeit, Klarheit, ſelbſtſtändigen Sinn gewonnen haben wird. Bis dahin beſtehen Götzenthum und Nahmenritterey fort. Bis dahin wird man zuerſt darauf ſehen, *wer* bey einem Aufſatz oder Gedicht über- oder unterſchrieben iſt. Bis dahin wird man ausgelacht oder verketzert, wenn man an ſogenannten Claſſikern das Schlechte ſchlecht nennt. J. J. *Engel* hatte wohl Recht, wenn er ſagte, daß es, um die Welt aus Nebel und Täuſchung zu reißen, Hochverdienſt wäre, dieſer neuen Claſſiker Anſpruch auf die Ewigkeit zu unterſuchen, denn im Reiche der *Literatur gebe es keine Autorität*; man ſey es der guten Sache ſchuldig, der flachen, eitlen Nachbetherey überall entgegen zu arbeiten ꝛc.

29 — Mit manchen Wörtern ſollte man ſparſam ſeyn, ſehr ſparſam. Das Wörtlein »geiſtreich« gehört darunter. In Zeitblättern lieſt man es jeden Augenblick. Es hat ſchon ſein ganzes Gewicht, ſeine ganze Bedeutung verloren. Vergleicht man bey ſeiner Anwendung, ſo zeigt ſich, daß es unter hundert Betheilten, kaum Fünfen mit Recht gebührt. Die andern ſind vielleicht lauter verſtändige Leute; aber Verſtand und Geiſt ſind zweyerley. Es gibt Perſonen, die auch in ihrem ganzen literariſchen Leben keinen einzigen Einfall gehabt haben, der von Geiſt zeugte, bey denen es aber gar nicht auffällt, wenn man ſie geiſtreich nennen hört. So betrügt uns die Speichelleckerey um die Begriffe. Mag die geſellſchaftliche Convenienz mit ihnen ſpielen, wie ſie wolle: gehe man doch in den edelſten Sphären, in Literatur und Kunſt, ehrlich mit ihnen um, ſonſt weiß man am Ende nicht mehr, wer wirklich Geiſt hat, oder wer wirklich ein Eſel iſt.

30 — Ob Schaffen Zerſtören, oder Zerſtören Schaffen ſey, iſt, trotz der Beyſpiele der Natur, noch nicht ausgemacht. Aber daß Anhäufung der Kraft

---

*) Die frühern 1820, Nr. 146 und 155; 1821 Nr. 6 und 10.

ſich eher im Zerſtören gefällt, ſcheint nicht zu bezweifeln. Vollgeſunde Leute fühlen es.

31 — »Le mal que peuvent faire les mauvais livres, n'est corrigé, que par les bons; les inconvéniens des lumières ne sont évités, que par un plus haut degré de lumières. On doit donc songer, non à repousser les lumières, mais à les rendre complétes, pour que leurs rayons brisés ne présentent point de fausses lueurs« — (Staëliana, 18. Paris 1820, p. 174.) — Auch dieſer Ausſpruch zeigt auf den erſten Blick, daß die guten Franzoſen, oder, wenn man ein wenig boshaft ſeyn will, daß auch die lieben Frauen nicht zum Philoſophiren gemacht ſind. Denn es iſt auch ohne dieſe lumières klar, daß vor lauter Lichtern und Graden, Steigerungen und rendre complétes dieſer lumières am Ende ein außerordentlich großes umfaſſendes Licht, nähmlich eine gewaltige Feuersbrunſt entſtehen muß, gegen die ſelbſt die weiſeſte rührigſte literariſche Feuerpolizey, Cenſur genannt, nichts mehr ausrichten kann. Haben es nicht unſere Tage bewährt? Dieſe Messieurs Holbach, Mirabeau, Helvetius, Diderot, Voltaire, Rousseau etc., thaten ſie nicht alles Mögliche, à rendre complétes les lumières, und le plus haut degré war ſofort der große Lichterbrand, welcher mit einem andern Worte Revolution heißt. Das vor- oder gleichzeitige Löſchen der falſchen lumières iſt der rechte Grundſatz weiſer Verwaltungen, man mag nun von den Anſprüchen der Perfectibilität faſeln, was man wolle. O Frauen! Wie leicht werdet ihr, wenn ihr euch eigens vornehmt, geiſtreich zu ſeyn, paradox! Daß ihr Frauen ſeyd, damit habt ihr genug geſchrieben ꝛc.

* * *

Kleine Denkwürdigkeiten.

41 — Der letzte Sproſſe des berühmten Thomas Kuli Khan, der, wie in den kleinen Denkwürdigkeiten Nr. 29. in Nr. 7. dieſes Blattes ganz richtig bemerkt wurde, einſt zu Mödling bey Wien ſich aufhielt, und den Nahmen Baron von Semlin führt, lebt noch jetzt als penſionirter Major in einem Alter von drey und neunzig Jahren hier in der Jägerzeile in dem Hüttner'ſchen Hauſe, wo dieſer ehrwürdige Greis von der ſchätzbaren Inhaberinn dieſes Hauſes mit vieler Menſchenliebe gepflegt wird. Bey dem erſten Anblick erkennt man in deſſen Geſichtszügen ſogleich den gebornen Perſer. Es wäre intereſſant geweſen, den letzthin hier anweſenden perſiſchen Geſandten auf dieſen Abkömmling des Kuli Khan aufmerkſam zu machen. Deſſen Gemahlinn iſt eine geborne Türkinn, und deſſen zwey Söhne waren beyde in kaiſerlichen Dienſten; der jüngere lebt jetzt als penſionirter Fähnrich in dem Invalidenhauſe zu Tyrnau. — Zwey merkwürdige Vorfälle in ſeiner Lebensgeſchichte verdienen eine Erwähnung. Baron Semlin wurde im preußiſchen Kriege als Fähnrich gefangen, und da er bey ſeinem Regimente als perſiſcher Prinz bekannt war, ſo vernahm bald auch Friedrich der Große dieſen Umſtand; ſogleich ließ ihm der König, deſſen politiſche Lage eben damahls ſehr

critiſch war, eine Ehrenwache mit einem Officier vor das Haus ſtellen, in welchem Baron Semlin wohnte, lud ihn zu ſeiner Tafel ein, unterhielt ſich ſehr gnädig mit ihm, äußerte ſich wiederhohlt über den Wechſel der menſchlichen Größe, und ſandte ihn nach einigen Tagen ſeiner erlauchten Pathinn, der Kaiſerinn Maria Thereſia zurück. — Noch merkwürdiger iſt in politiſcher Hinſicht das zweyte Ereigniß. Baron Semlin wurde nähmlich von der kaiſerlich-franzöſiſchen Geſandtſchaft ausgekundſchaftet, über ſeine vorigen Verhältniſſe umſtändlich befragt und ihm dann der Antrag gemacht, ſeine Anſprüche und Rechte auf den perſiſchen Thron dem Kaiſer Napoleon abzutreten. Lächelnd gab der gutmüthige, ſeinem Monarchen treu ergebene Greis zur Antwort: weder er mit einem Fuße bereits in dem Grabe, und eben ſo wenig ſeine beyden Söhne träumten von einem perſiſchen Throne: längſt ſchon wären dieſe gräßlichen Ereigniſſe aus ſeinen Knabenjahren dem Gedächtniſſe entſchwunden und nur eine dunkle Rückerinnerung an dieſelben geblieben; ſollte er jedoch wirkliche Anſprüche haben, ſo werde er ſolche gewiß Niemanden Anderm als ſeinem allergnädigſten Kaiſer und Herrn, der ihn auch in ſeinem hohen Alter mit väterlicher Huld unterſtütze, abtreten. Die Sache hatte keine weitere Folge. In dem Adelsdiplome, durch welches dem Baron Semlin der Freyherrn-Stand verliehen wurde, wird bloß geſagt, daß derſelbe aus einer erlauchten Familie abſtamme, und in der chriſtlichen Religion zu Semlin getauft worden ſey. F. v. Rr.

42 — Der beſt bezahlte Botaniker (erzählt ein auswärtiges Blatt) iſt ohne Zweifel, wenigſtens unter den jetzt lebenden Pflanzenforſchern, der Profeſſer Wallich, aus Copenhagen gebürtig, ein Schüler Hornemanns und Generaldirector des botaniſchen Gartens zu Calcutta. Während ſeiner Studienjahre botaniſirte er fleißig mit dem nachherigen Profeſſor Chriſtian Schmidt, welcher auf der Reiſe am Congo mit Capitän Tukey bedauerlicher Weiſe ſein Leben allzufrüh endigte. Später ging Wallich als Wundarzt nach den däniſchen Beſitzungen, wo er von den Engländern gefangen und nach Calcutta gebracht wurde. Dort erhielt er Erlaubniß, die Heilkunſt auszuüben, und weil er ſich viel mit Botanik beſchäftigte, ſo wurde ihm die Stelle eines zweyten Aufſehers des dortigen, der oſtindiſchen Compagnie gehörigen botaniſchen Gartens zu Theil, welchem Roxbourgh vorſtand. Nach der Rückkehr Roxbourg's nach Europa wurde er von der Compagnie zu deſſen Nachfolger ernannt, und ihm der ungewöhnliche Titel eines Superintendenten der Botanik ertheilt; als ſolcher bezieht er jährlich einen Gehalt von 12,000 Speciesthalern, und wenn er zwölf Jahre dieſe Stelle bekleidet hat, ſo kann er nach Europa zurückkehren und erhält alsdann einen Jahrgehalt von 9,000 Speciesthalern.

43 — Die Juden zu brandſchatzen ſchrieb im Jahre 1765 P. B. Bötticher, Bürgermeiſter von Pyritz, an Friedrich II., und erbat ſich die Erlaubniß, eine Carte vom gelobten Lande, mit Hebräiſch geſchriebenen Benennungen der Orte, mit Anmerkungen und Bezeichnungen der Schlachten und Märſche, dieſes weiland (!) tapfern Volkes ſtechen zu laſſen, und der geſammten Judenſchaft in den preußiſchen Staaten, das Stück zu zwey

Thaler folgender Geſtalt anzubringen: Jeder Hebräer ſollte zwey Procente ſeines Vermögens auf Abdrücke dieſer Carte verwenden müſſen. Hierdurch kämen nach Bötticher's Berechnung, 100,000 Thlr. zuſammen, davon erbath er ſich pro studio et labore 10,000 Thlr., das Übrige ſollte dem Staate anheim fallen. Friedrich genehmigte aber den Vorſchlag nicht, und die Juden entgingen der Gefahr, durch Geographie gebrandſchatzt zu werden.

44 — Man weiß, wie ſehr die Neuerungen, welche der Herr von Lomenie, damahls Erzbiſchof von Sens und Cardinal, nebſt dem Siegelbewahrer Lamoignon verſuchte, ganz Frankreich unzufrieden machten. Da der König Ludwig XVI., der nur mit Mühe ſeine Zuſtimmung zu den gewaltſamen Maßregeln gab, damahls für ſich ſelbſt die öffentliche Meinung kennen lernen wollte, ſo trug er dem Buchhändler Blaiſot auf, ihm alle Flugſchriften zu ſenden, welche ſich auf die Tagesereigniſſe bezögen. Er befahl ihm, ſie insgeheim in eine Kiſte zu thun, wozu er allein den Schlüſſel hatte, und welche in einem Stübchen ſeines Zimmers ſtand. Mehrere Tage lang wurde dieſer Befehl pünctlich vollzogen; allein es gelang dem Baron von Breteuil, der es nicht leiden wollte, daß der König Jemanden anders nur das geringſte Vertrauen ſchenke, als ihm, von dieſem unbedeutenden Geheimniſſe Nachricht zu bekommen, und er ließ den Geſchäftsführer des Königs unter dem Vorwande in die Baſtille ſetzen, daß er mit verbothenen Büchern handle. — Als der König ſeine Kiſte mehrere Tage lang leer fand und auch den Buchhändler Blaiſot nicht mehr ſah, ſchickte er zu ihm und hörte mit Erſtaunen, er werde auf ſeinen Befehl in der Baſtille feſt gehalten. Aufgebracht über einen ſolchen Mißbrauch ſeiner Macht, ließ er ſogleich den Baron Breteuil kommen, den er mit der größten Strenge behandelte; er befahl ihm, dieſen unglücklichen Buchhändler ſogleich frey zu laſſen und ihm eine angemeſſene Entſchädigung zu geben. Es würde ihm noch ſchlimmer ergangen ſeyn, allein die Königinn nahm ſich ſeiner an, und deßhalb erhielt er keine härtere Strafe.

* * *

Charade.

Mein Erſtes nennt den Herrſcher dir,
Deß Thron nur ſchwankend ſich erhält,
Doch wie vor macht'gem Kaiſer ſchier,
Erbebt vor ihm, was ihm mißfällt
Und wie es Jeder wiſſen kann,
Zeigt's auch ein deutſches Vorwort an.

Voll Inhalt iſt des Zweyten Sinn,
Schwer kommt es von des Schickſals Hand;
Es deutet auf ein Sinken hin,
Verſetzt an des Verderbens Rand;
Und Hochmuth, wenn dein Herz gefaßt,
Du brauſt dich zu verſehen haſt.

Nach meinem Ganzen rennt und jagt,
Der Thorheit wie der Weisheit Sohn,
Sein Leben, ſeine Ruh' er wagt,
Um zu erringen meinen Lohn.
Und was je Großes ward gethan,
Stets zeigte ich dazu die Bahn. M. Ring.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Auf dem Theater an der Wien wurde den 15ten d. M. zum erſten Mahle gegeben: **Die Hubertus-Nacht.** Ritterſchauſpiel in fünf Acten. Nach Fr. Schlenkert für dieſe Bühne bearbeitet. — Die Handlung dieſes Benefiz-Ritterſtücks fällt in das Jahr 1297, als Freyberg belagert wurde. Hungersnoth mit allen ihren Schrecken bedrohte die Stadt, dennoch blieben die Einwohner ihrem angeſtammten Fürſten, dem Landgrafen Friedrich zu Thüringen, getreu. Durch die Verrätherey des Kämmerers Jacob Börner, der mit dem Bürgermeiſter in Feindſchaft lebte, obgleich deſſen Tochter von dem Sohne des Erſteren geliebt wurde, fiel die bedrängte Stadt in die Hände des feindlichen Befehlshabers. Die Landgräfinn mit ihrem Sohn, nebſt mehreren edlen Bürgern, wurden zu Gefangenen gemacht, und von dem Sieger zum Tode verurtheilt, dem Landgrafen aber zugleich der Antrag gemacht, durch Räumung Meißens und anderer noch unbezwungner Städte, ſie von der Vollſtreckung des Urtheils zu befreyen. Friedrich, um das Blut der Seinigen zu ſchonen, willigte ein, und die Geißeln ſollten am folgenden Tag abgeliefert werden; doch der Oberfeldherr Heinrich von Naſſau hatte Elsbeth, die Tochter des Bürgermeiſters, der Leidenſchaft des Feldhauptmanns Franz von Wildenau Preis gegeben, daher ſie von ihrem mitgefangnen Vater getrennt wurde. Dieß feuerte den heldenmüthigen Ludolph, ihren Geliebten, zur ſchnellen Rache an, wozu der verrätheriſche Vater ihm ſelbſt die Mittel an die Hand gab. Es war nähmlich beſchloſſen worden, dem Sieger zu Ehren einen feſtlichen Aufzug der Bergknappen und Hüttenmänner zu veranſtalten. Das erfuhr der Jüngling und baute ſeinen Plan darauf, den Feind durch Liſt zu überwältigen. Alle Anhänger des Markgrafen ſammt dem Landvolk werden aufgebothen, und als der feindliche Anführer am Hubertusabend aus der Burg tritt, die Geſchenke zu empfangen, wird er nebſt ſeiner Umgebung überfallen; Friedrich ſelbſt macht ihn zum Gefangenen, indem er, ſein Bergmannskleid von ſich werfend, im ritterlichen Schmuck den Streitenden zu Hülfe eilt: ſo wird Freyberg befreyt und die Verrätherey beſtraft.

Dieſe Begebenheiten ſtehen einzeln da, und alltägliche Scenen, langweilige Declamationen, Einzüge zu Fuß und zu Pferd füllen die Lücken aus, bis endlich der feſtliche Aufzug mit ſchimmerndem Fackelglanz, Chorgeſang und Evolutionen das leere Ganze verherrlicht. Einige Stellen wurden durch die Bemühungen der wackern Darſteller hervorgehoben und erregten vorübergehende Theilnahme; größere mag das Schauſpiel überhaupt nur dort gewinnen, wo das hiſtoriſche Intereſſe durch Denkmäler der vergangenen Zeit fortdauernd wach erhalten wird. Den größten Dank durfte der Schauſpieler zollen, zu deſſen Vortheil dieſes alte Ritterſtück mit ſo gewichtigem Erfolg gegeben wurde.

Auf dem Leopoldſtädter Theater wurde den 16. d. zum erſten Mahle gegeben: **Das Geſpenſt im Prater,** als Fortſetzung des Geſpenſtes auf der Baſtey, mit Beybehaltung des erſten Actes aus dem Geſpenſt in der Familie. Locale Poſſe und Parodie der Geiſtercomedien, mit Geſang und Tänzen, in zwey Aufzügen von Hrn.

C. Meisl. Muſik vom Hrn. Capellm. Volkert. (Zum Vortheile des Verf.) — Über den erſten Act, wie eben angedeutet iſt, bedarf es keiner Anzeige. Der zweyte enthält übrigens auch nicht viel Neues; unter den Neuigkeiten zeigt ſich wenig Intereſſantes. Wirklich iſt es vortheilhaft und bequem zugleich, das Alte und Neue zu einer wirkſamen Lockſpeiſe ſo zu vermiſchen, daß der eine Theil ganz alt, der andere weder alt noch neu erſcheint, und das Ganze für ein neues und ein altes Product zugleich gelten muß. Die Liebesgeſchichte zwiſchen dem Geiſt des alten Tobias und dem Geiſt der alten Sappho geht im zweyten Theile ſeinen Zickzack fort, mancherley Geſchichten kommen dazwiſchen; endlich gefällt es dem Hauptgeiſt aller hier herumziehenden Geiſter, ſich in den Prater zu verfügen, und nachdem er ſich und das Publicum genug beluſtigt zu haben glaubt, auf einem weißen Wagen, Carrouſſel genannt, mit weißem Vorſpann ſammt Familie ins Geiſterreich zu fahren. Dieſes Finale gewähret ein neues, luſtiges Spectakel. Ein iſraelitiſcher Geiſt bringt früher gleichfalls eine ſpaßhafte Scene hervor, der Geiſt des Roſoglio-Fabrikanten und des Branntweinbrenners ſind mit zu vielem Phlegma noch verſetzt; deſto kräftiger wirkte der Repräſentant des alten Tobias, der wie bekannt ein vielſeitiger, an comiſchen Mitteln unerſchöpflicher Geiſt iſt. Sehr humoriſtiſch war unter Andern der Einfall, in einem ſogenannten Carbonari-Mantel zu erſcheinen, und als der Ausrufer unter Trommelſchlag den entlaufenen Tobias, in deſſen unſichtbaren Gegenwart genau bezeichnet, das Gewand ſchnell umzukehren, ſo daß er nun in einem rothen Umwurf daſteht. — Manches im Dialog klingt als ob es witzig wäre; iſt's aber nicht. Sappho ſagt zum Beyſpiel: »Haben denn die Frauenzimmer heut zu Tage gar ſo wenig Geiſt, daß die Männer ſchon vor dem bloßen Worte Geiſt erſchrecken. Das iſt albern. Das zwiſchen dem erſten und zweyten Act geſungene Duett machte wenig oder gar kein Glück. Die fremde Sängerinn diſtonirte, und der heimiſche Tenoriſt iſt noch zu ſchwach.

Herr M. G. Saphir in Peſth, den auch die Leſer des Conv. Bl. aus manchem originellen Aufſatz und Gedicht als genialen Kopf zu würdigen Gelegenheit hatten, gibt eine Sammlung ſeiner Poeſien heraus. Sie wird den Titel: »Poetiſche Erſtlinge« führen, und folgende vier Abtheilungen bilden: 1) lyriſche, 2) launige Gedichte, 3) Epigramme, und 4) Papilloten. Dieſe zehn Bogen ſtarke Sammlung wird in der ſchätzbaren v. Trattner'ſchen Officin in Peſth in kl. 8. auf ſchönem Poſtdruckpapier bis Ende des nächſten May erſcheinen. Man pränumerirt (hier in der Gerold'ſchen Handlung, in Ungarn überall) mit 3 fl. W. W. bis Ende April. Dann wird der Preis erhöht. Die Pränumeranten werden vorgedruckt. — Ein Talent, wie das des Hrn. Saphir verdient alle Ermunterung. Es wird ſie hoffentlich auch bey dieſem Anlaß, wo ſich eine werkthätige Anerkennung am ſprechendſten zeigen kann, finden, inſonderheit zu einer Zeit, wo man endlich einmahl anfängt, zuerſt auf den innern Beruf, und dann erſt, oder wohl gar nicht auf den äußern Ruf zu ſehen.

— ſ —

Freunde der Amphibiologie finden in Dr. S. Steinheims Entwicklung der Fröſche einen Beytrag zur Lehre der Epigeneſe (!) Hamburg, Perthes und Beſſer, manche neue von dem Verfaſſer ſelbſt gemachte Bemerkungen. — h —

Die Subſcription auf das Monument des Herzogs von Berry beläuft ſich bis jetzt auf 530,000 Franken. Die Ausführung iſt den erſten franzöſiſchen Künſtlern, dem Architecten Percier, und den Bildhauern Dupaty und Cartellier übertragen worden, und man verſichert, daß Modell werde bald vollendet ſeyn.

In England haben im Jahr 1820 die Zölle 300,000 Pfund Sterling, der Stämpel 30,000, die Poſten 80,000, und verſchiedene andere Abgaben 100,000 Pfd. Sterl. weniger eingetragen als 1819. Seit den fünf letzten Jahren hat die Erfahrung gezeigt, daß die Einnahme mit der Menge der Abgaben abnimmt.

Madame Catalani hat ihren Abſchied von der hieſigen Kunſtwelt abermahl, wie bey ihrem erſten Aufenthalt in Wien, durch eine edle Handlung bezeichnet, indem ſie ihr letztes Concert am 16. Februar Abends im k. k. großen Redouten-Saale für die Armen, und zwar zur Hälfte für die Zwecke der Geſellſchaft adeliger Frauen zur Beförderung des Guten und Nützlichen, zur Hälfte für die beſſere Verpflegung der verarmten Bürger, Bürgerinnen und Bürgerskinder zu St. Marx gab. Sie trug an dieſem Abende folgende Geſangſtücke vor: 1) Große Arie: gratias agimus tibi, mit Begleitung der von Herrn Friedlovsky, Orcheſter-Mitglied des k. k. priv. Theaters an der Wien, geblaſenen Clarinette. 2) Arie aus Mozarts Oper: Die Hochzeit des Figaro, Dove sono etc. 3) Variationen über die Melodie von: la biondina in gondoletta. 4) Große Arie von Portogallo: frenar vorrei le lagrime. Am Schluſſe ſang ſie noch zwey Strophen von unſerm Volksliede: »Gott erhalte Franz.« Was ſie ſich ſchon früher errang: den Ruhm im Mechaniſchen der Singkunſt den höchſten Gipfel erreicht und hierin nach jeder Richtung hin ſo Vollendetes und Bewunderungswürdiges geleiſtet zu haben, daß man wohl mit Wahrſcheinlichkeit nicht erwarten kann, ſie dürfte ſo ſchnell hierin übertroffen werden, dieſen Ruhm rechtfertigte ſie auch wieder im heutigen Concerte. Obwohl es uns Deutſchen nicht zu Theil wurde, ſie im deutſchen Vaterlande in der Blüthenzeit ihrer gewaltigen Stimme zu vernehmen, ſo bildet ſich doch noch jetzt, da ſie das hohe B nur mehr mit Anſtrengung nimmt, durch die Kraft und Stärke der Stimme, durch ihre beynahe immer ganz reine Intonation, ganz vorzüglich aber durch die unglaubliche Beweglichkeit ihrer Kehle, die alles macht, was man mit einzelnen Tönen auf irgend einem Inſtrumente hervorbringen kann, ein ſo überraſchendes Ganze, daß ſie auch den ſtrengen Eiferer für den heiligen und letzten Endzweck der Muſik, nähmlich: Herzensſprache zu ſeyn, wenigſtens im Einzelnen hinreißt. Es gelang ihr heute, in den Vortrag des gratias weit mehr Adel und echten Pathos zu bringen, als bey den früheren Productionen; dazu blies Friedlovsky die Clarinette ungemein lieblich. Die Mozartiſche Arie: Dove sono, eignet ſich durch ihren Satz weniger für das Concert als für die Oper: dort ſpricht ſie die Situation auf das Treffendſte aus, und eine talent- und gefühlvolle Sängerinn kann ſich mit derſelben in das vortheilhafteſte Licht ſtellen; hier, im Concert, vermißt man bey einem ſo gehaltenen Tonſtück zu ſehr den Zuſammenhang mit der ganzen Oper. Ganz herrlich, als Hauptfronte des effectvollſten Brillantfeuers glänzten die Variationen. In dieſer Gattung von Geſangſtücken, wo ſich der unendliche Reichthum ihrer geſchmackvollen, oder vielmehr ganz individuellen Verzierungen, die durch ihre kühne Zuſammenſtellung eben das Characteriſtiſche dieſer Sängerinn bilden, vor dem überraſchten Zuhörer ausbreitet, iſt ſie wohl ſchwer zu erreichen. Dem dringenden Verlangen des Publicums nach der Wiederholung dieſes Stückes wurde nicht willfahrt. Große und imponirende Kunſtfertigkeit entwickelte ſich noch in der Arie: frenar vorrei, ſiegende Kraft der Stimme und des declamatoriſchen Vortrages in dem Volksliede. So ſchied dieſe Sängerinn für dieß Mahl von uns, indem ſie eine herrliche Kunſtproduction zur Gelegenheit, wohl zu thun ſteigerte, und durch den Zweck, ſo wie durch ihr ſeltenes Talent erfreute. Als Mitwirkende waren Herr Cramer und das Mitglied des Orcheſters an der Wien, Herr Herbſt, erkoren. Erſterer ſpielte das erſte Stück eines Concertes von Duſſek mit viel Geläufigkeit und gutem Anſchlage, letzterer blies Variationen von Herrn von Blumenthal ſehr brav auf dem Horn; beyde erhielten verdienten Beyfall. Der Erinnerung der Sängerinn an die gerechte Würdigung ihres wunderartigen Talentes hier in Wien, wird auch die Erinnerung an die wohlthätige Anwendung derſelben lohnend ſich anreihen.

In Ober-Egypten ſind die Mauern der Bauernhäuſer häufig zum Theil von irdenen Krügen erbaut, welche auf einander gelegt und durch Lehm mit einander verbunden ſind. In Mauern, die zu Befriedigungen dienen, oder nur ein leichtes Dach bedürfen, iſt der obere Theil in der Regel, von eben dieſen Materialien erbaut: auch an den mit platten Dächern verſehenen Häuſern läuft gewöhnlich am Dache eine doppelte oder dreyfache Reihe rother Töpfe umher, die Frauen zu verbergen, wenn ſie auf der Terraſſe wandeln. Man zieht überhaupt die Töpfe den Mauerſteinen vor, weil die Mauern, welche man daraus baut, leichter ſind, ſich ſchneller aufführen laſſen, und netter ausſehen; auch habẽn ſie noch den Vortheil, daß ſie in der Nacht nicht von Räubern eingebrochen werden können, ohne daß die Töpfe herabfallen und dadurch die Bewohner des Hauſes erwecken, während man die Steine, einen nach dem andern, ohne Geräuſch herausnehmen kann. Wenn man nun annimmt, daß die töpfernen Mauern ſchon bey den frühern Bewohnern Egyptens in Gebrauch waren, ſo kann man ſich leicht erklären, warum man ſo große Scherbenhaufen in der Nähe vieler bewohnten Orte findet. Dieſe Bauart verdient gewiß auch bey uns Berückſichtigung. Man könnte ſtatt der Töpfe hohle viereckige Steine nehmen. Zugleich würden ſolche Mauern die Zimmer im Winter ſehr warm und im Sommer ſehr kühl halten, da ſie ſchlechte Wärmeleiter wären. Man ſehe hierüber was im Handbuch für Fabrikanten (Nürnberg) Band V. S. 183 geſagt iſt. — b

In W. G. Kölreuters Mineralquellen im Großherzogthume Baden finden wir eine ſehr intereſſante ſyſtematiſch-tabellariſche Darſtellung der Mineralwaſſer, in welche ſich jedes ſchon aufgefundene und noch aufzufindende Mineralwaſſer nach dem bezeichneten phyſiſch-chemiſchen Hauptcharacter unterordnen läßt. — b

A. Henſchel, von der Sexualität der Pflanzen. Nebſt einem hiſtoriſchen Anhange von Schelver, Breßlau. Dieſes Buch iſt die Frucht einer neunjährigen Arbeit und zeichnet ſich durch eine angenehme Sprache, genaue und gründliche Kenntniß des Behandelten aus. Die Haupttendenz des Verfaſſers iſt, den Pflanzen das Geſchlechtsverhältniß ganz abzuſprechen. Die Ausführung iſt geſchickt, umfaſſend und erſchöpfend. Das Buch zählt bey 700 Seiten. — b

Nees von Eſenbeck neue Schrift über die Pilze entwickelt die Idee, ſie gleichſam als unterirdiſche Pflanzen zu betrachten, welche eben ſo in die Erde wachſen, wie die anderen Pflanzen in die Luft. Das Buch iſt in 4to mit einer Kupfertafel unter dem Titel: Radix plantarum Mycetoidearum zu Bonn bey Marcus erſchienen. — b

Freunden der Anatomie dürfte ein kleines Werkchen, nähmlich Fenner de anatomia comparata et naturali philosophia, commentatio sistens descriptionem et significationem cranii, encephali et nervorum encephali in piscibus, Jena, Schmid, 8. gr., manches Intereſſante biethen. — b

Auflöſung der Charade: Beyfall.

(In dieſer Nr. Novelliſtiſche Beylage II.)

Berichtigung.

In der Denkwürdigkeit über Breiſach in Nr. 19 muß es augenſcheinlich ſtatt 1700, 1800 und ſo viel heißen.

In der novelliſt. Beylage zu Nr. 8. S. 6. Z. 17. v. o. fängt der eigene Nahme an Auker ſtatt Anker.

In dem Literatur- und Kunſtblatt II. muß der Preis des großen Werkes über Egypten 3 fl. 30 kr. C. M. Text, und 5 fl. 40 kr. C. M. Kupfer per Lief. ſeyn.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625) wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W. W., durch die k. k. Poſt 21 fl. W. W. halbj. Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Beylage zur allgemeinen Novelliſtik.

II.

(Zu Nr. 16 des Converſationblattes 1821.)

Auf nachſtehendes Werk wird Subſcription angenommen:

Totalgrundmathematiſches Maßſtabs-Syſtem zur allgemeinen Ausmeſſung der nothwendigen Entwicklungsſtufen des activ- und paſſiv-moraliſchen Einigkeitskeimes einer jeden Gattung der Lebensweſen in der endloſen Zeit des ganzen Weltalls. Von Joſeph Miſley, Doctor der Arzneykunde, wirklichem Mitgliede der Wiener mediciniſchen Facultät, wie auch der k. k. Landwirthſchaftsgeſellſchaft im Steyermark, ausübendem Arzte in Wien. Mit einer Regalbogen-Kupfertafel, und beyläufig 24 Druckbogen Text; im Preiſe für die P. T. Herrn Subſcribenten 2 fl. C. M.

Hier nur einige Worte aus der Einleitung. Dieſes Werk enthält keine Symbole der Einbildungskraft (keine Sinnbilder), ſondern wirkliche (in einem unabänderbaren Syſtem von geraden und krummen genau berechneten Linien dargeſtellte) Maßſtäbe *) zur allgemeinen Ausmeſſung der quantitativen Verhältniſſe jener Entwicklungsſtufen, die der urſprüngliche Keim der activ- und paſſiv-moraliſchen Einigkeit einer jeden Gattung von Lebensweſen im Weltall in gewiſſen Hauptperioden der endloſen Zeit nothwendig erreichen muß, wenn nicht das ganze Weltall ein bloßes Chaos ſeyn ſoll. Dieſes Maßſtabs-Syſtem beginnt zuerſt mit der Meſſung aller möglichen Entwicklungsſtufen jenes urſprünglich-moraliſchen Einigkeitskeimes der Vernunft überhaupt, worin der erſte Grund aller möglichen Wahrheit und Wiſſenſchaft liegt, und woraus die Centralkraft des Moralgeſetzes in die Philoſophie und Mathematik gemeinſchaftlich herab geleitet und entfaltet werden muß, wenn dieſe beyden Grundwiſſenſchaften einer urſprünglich wahren, nämlich moraliſchen Achtung ſich würdig machen ſollen. Hieraus folgt: daß dieſes Maßſtabs-Syſtem weder zur Philoſophie noch zur Mathematik, ſondern zu einer ganz eigenen, und höher als beyde liegenden, nämlich centralen Grundwiſſenſchaft gehöre; indem daſſelbe aus der Centralkraft ihres gemeinſchaftlichen urſprünglich-moraliſchen Einigkeitskeimes entſpringt, und die Entwicklungsſtufen dieſes Keimes, mit der allſeitig in einander greifenden Wechſelwirkung aller Vernunftkräfte in demſelben, durch ein Syſtem von gewiſſen Maßſtabslinien auszumeſſen, und quantitativ darzuſtellen ſich beſtrebt. Dagegen entſpringt die Philoſophie und Mathematik keineswegs aus dieſer centralen Thätigkeit, ſondern abgeſondert eine jede für ſich aus bloßen Seitenthätigkeiten des erſtgeſagten Einigkeitskeimes, nämlich: die Philoſophie vorherrſchend aus bloßen Discurſen (anhörbaren Begriffen), und die Mathematik vorherrſchend aus bloßen Anſchauungen (Intuitionen von Zahl und Maß, in Zeit und Raum).

Daher ſind Philoſophie und Mathematik zwar wohl auch unmittelbare, aber doch nur laterale (ſeitwärtige), eben darum auch nur bloß partiale

---

*) Auf ähnliche Art, wie ein Thermometron keineswegs ein Symbol oder Bild der Wärme, ſondern ein Maßſtab derſelben iſt.

(einen abgeſonderten Theil der Vernunftthätigkeit betreffende), und keineswegs totale (die allſeitig in einandergreifende Wechſelwirkung aller Vernunftkräfte entwickelnde) Grundwiſſenſchaften. Alſo muß nothwendig jene hier angebothene centrale Grundwiſſenſchaft, die den urſprünglich-moraliſchen Einigkeitskeim aller Wiſſenſchaften in ſeiner totalen Wechſelwirkung entwickelt, eine totale Grundwiſſenſchaft, und wenn ſie dieſe Entwickelung mathematiſch ausmißt, eine Totalgrundmatheſis betitelt werden.

Der oberſte Grundſatz dieſer neuen Wiſſenſchaft, der den eigentlichen Totalgrund in ſich enthält, und den der Verfaſſer in ſeinem (zu Wien bey Gerold 1819 erſchienenen) »Grundriß einer Totalgrundmatheſis« Seite 55 — 60 deutlich aufſtellt, lautet kurz ausgedrückt folgender Maßen:

»Das ganze Weltall, und mit ihm die ganze Vernunft ſelbſt, hätte gar keine Würdigkeit, und ſchlechthin keinen abſoluten Werth, wenn nicht eine jede Gattung der Lebensweſen ſchon in ihrem urſprünglichen Keime die Fähigkeit beſäße, eine ihrem Rangesgrade im Weltall mathematiſch angemeſſene Quantität von activ- und paſſiv-moraliſcher Einigkeit ſtufenweiſe mit jeder Hauptperiode der endloſen Zeit zu entwickeln, und dieſe moraliſchen Einigkeitsentwicklungen zu immer höheren Stufen ohne Ende empor zu heben, ſo wie dagegen die Uneinigkeitsantheile ihrer Beſchränktheit in eben dem Maße ohne Ende zu vermindern, und zu entkräften *).

Soviel in Kürze von dem erhabenſten Urſprung, Inhalt, Titel und Totalgrundes-Satze dieſes Maßſtab-Syſtems. Nun auch Etwas von den Vortheilen und Tendenzen deſſelben.

Unzählig ſind die Vortheile, die aus dieſem Totalgrundes-Maßſtabs-Syſtem für Theorie und Praxis aller Zweige der Literatur nothwendig entſpringen, und die zugleich als eben ſo viele Tendenzen dieſes Werkes angeſehen werden müſſen. Hier nur Etwas von den allgemeinſten unter denſelben, aus denen die drey erſteren theoretiſch, die drey letzteren practiſch ſind, nähmlich:

1) Der geſammten Philoſophie eine mathematiſche Evidenz, ihren erſten Gründen eine quantitative Beſtimmtheit, ihren Objecten eine anſchauliche Klarheit, und ihren Entſcheidungen eine mathematiſch-feſte Einigkeit zu erwirken. — Denn ein ſolches Syſtem von quantitativen Anſchauungen, welches aus mathematiſchen Maßſtabs-Controllen beſteht, kann eben ſo unmöglich jemahls, als das Einmahl-Eins durch irgend einen entgegengeſetzten logiſchen, oder ſophiſtiſchen Discurs wegräſonirt, oder im mindeſten ſo gedrehet, und ſo verdrehet werden, wie die ledig-philoſophiſchen Discurſe, vielweniger jemahls ſo verſchwinden, wie dagegen die bisherigen bloß discurſiven Syſteme der Philoſophie, die eben wegen ihrer Leerheit an quantitativen Anſchauungen niemahls zur abſoluten Einigkeit gelangen konnten, unvermeidlich durch eben ſo quantitativ-leere entgegengeſetzte Discurſe theils einer gänzlichen Verſchwindung, theils einem immerwährenden Kampfe und Wechſel unterliegen mußten. Daher man ſchon ſeit Anbeginn der Philoſophie bis dieſe Stunde ſelbſt auch die auffallendſten philoſophiſchen Syſteme

---

*) Eine lichtvolle Recenſion dieſes Grundriſſes ſiehe im zweyten Jahrgange des (zu Wien bey Gerold erſcheinenden) Converſationsblattes Nr. 60 und 61, Seite 576. Eben ſo achtungswürdige Beurtheilungen deſſelben Werkes finden ſich im Hesperus, 27ten Bandes, 5ten Hefte, gedruckt im October 1820, Seite 143. Nur ſchade, daß in dieſen übrigens vollkommen unparteyiſchen Beurtheilungen der hier ſo eben erklärte Sinn jener dort aufgeſtellten drey erſten Grundſätze Seite 55 — 58 nicht ganz aufgefaßt, und daher irriger Weiſe die dort ſpäterhin erklärte Zuleibennehmung, welche nur zur bloßen Beleuchtung, aber keineswegs zur Begründung dient, ſogar als Hauptgrund dieſes Syſtems angeſehen wurde, wo doch §. 14. Seite 75 das Begründen vom Beleuchten deutlich unterſchieden wird.

wie ſchöne Meteore entſtehen, und ſo wieder vergehen geſehen hat.

Mit dieſem erſten Hauptvortheil des hier angebothenen Werkes verbindet ſich als Mittel und Zweck zugleich eine andere Haupttendenz deſſelben, nämlich:

2) Der Mathematik einen urſpünglich-moraliſchen Anwendungszweig in der Ausmeſſung von gewiſſen rein-moraliſchen Zeit- und Raumes-Stufenleitern hervorzubringen, und hiermit dieſen beyden erſten Gründen der Mathematik, nähmlich den Anſchauungsformen der Zeit und des Raumes ſammt ihrer Endloſigkeit im Weltall eine urſprünglich wahrhafte, das iſt, moraliſche Würdigkeit, Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit zu verſchaffen. Insbeſondere erhält die empiriſch-angewandte Mathematik einen neuen Reichthum von krummen Linien und unzählige Anwendungen derſelben auf Mechanik, Balliſtik, Nautik, Aſtronomie ꝛc. aus der Anwendung der neu entdeckten Berechnungs-Methode der krummen Linien dieſes Syſtems. Aus der Vereinigung der erſtgeſagten zwey Haupttendenzen deſſelben ergibt ſich ferner eine eben ſo wichtige dritte, nähmlich:

3) Daß man durch dieſe centrale Grundwiſſenſchaft ſelbſt auch in den unzähligen Verzweigungen der beyden lateralen (in Nr. 1. und 2 genannten) Grundwiſſenſchaften durch die geſammte Literatur hindurch eine totalgründliche Vernunfteinigkeit mit mathematiſch beſtimmter Evidenz auf immer zu Stande bringen möge. Dieſe drey hier theoretiſch erſcheinenden Tendenzen bringen eben ſo viele wahrhaft-practiſche Hauptvortheile hervor, nähmlich:

4) Daß man in Bezug auf den practiſchen Verſtand den moraliſchen Vernunftgeſetzen für die wirkliche Befolgung und abſolute Achtung derſelben eine mathematiſche Einſicht ihrer objectiven Realität, das iſt, eine ſolche quantitativ-anſchauliche Verdeutlichung ihrer Vollſtreckbarkeit durch dieſes Maßſtabs-Syſtem aufſtelle, vermög welcher man das höchſte Moralgeſetz, das bis hieher von der discurſiven Vernunft zwar wohl vernommen, aber von dem practiſchen Verſtande in der Anſchauung bey weitem nicht ſo deutlich verſtanden wurde, dieſem letzteren in ſeiner eigenen anſchaulichen Einſicht dargebe, und mit einem mathematiſch gewiſſen Zwange ihm die abſolute Majeſtät deſſelben mit einer die moraliſchen Würdeſtufen ausmeſſenden Evidenz vor Augen ſtelle. Hieraus ergibt ſich ein zweyter practiſcher Hauptvortheil, nähmlich;

5) In Bezug auf das practiſche Gemüth oder Herz in der Entſcheidung des Willens zur Befeſtigung ſeiner Thatkraft für die ſtandhafte Befolgung der guten, und Vertilgung der böſen Maximen, ſucceſſive in der geſammten Menſchheit; weil im Gemüthe derſelben der anſchaulich meſſende Verſtand ſelbſt auch den reinen Vernunftgeſetzen ohne Vergleich mehr Eingang und Erfolg in der Wirkſamkeit zu verſchaffen, und unerſchütterlich zu befeſtigen vermag, als es die blos discurirende (ledig-reine) Vernunft für ſich allein zu thun niemahls im Stande ſeyn wird. Denn bey dieſer letzteren würde jener gemüthlich-practiſche Erfahrungsſatz des radicalen Böſen in der ganzen telluriſchen Menſchheit, welchen Horaz mit den Worten: Video meliora proloque, deteriora sequor, trefflich ausdrückt, für uns Tellurier auf immer gelten, wenn nicht eine gewiſſe moraliſch geſtimmte Saite unſers Verſtandes auf unſer Herz mit der Vernunft zugleich bey jeder Beſſerung irgend Etwas mitzuwirken fähig wäre. Eben aus dieſem quantitativ-neutralen Verhältniſſe des radicalen Böſen und Guten in uns — gegen das Quantum des Abſolut-Guten, oder Urmuſterhaften außer uns — entdeckte der Verfaſſer ſeinen Grundmaßſtab, aus welchem er dieß ganze Syſtem der moraliſchen Maßſtäbe mit architectoniſcher Vollſtändigkeit allmählich entwickelte. Wie? Dieß iſt eben der Inhalt des angebothenen Werkes, welches in jedem Falle auch noch eine dritte

practiſche (in Summa ſechste) Haupttendenz gewiß erreichen wird, nähmlich:

6) Die jetzt lebenden Philoſophen und Mathematiker zur Vereinigung ihrer Kräfte für eine weitere Bearbeitung dieſes Werkes im Namen der geſammten Menſchheit und Literatur thätig aufzumuntern, und durch das Beyſpiel dieſes vom Verfaſſer ſeit vierzig Jahren unverdroſſen (mit vielen Opfern von Zeit und Geduld) aus der von ihm zuerſt analyſirten Idee von radical-quantitativen Verhältniſſen der Einigkeits- und Uneinigkeitskeime im Weltall heraus entwickelten Maßſtab-Syſtems aufzufordern, daß ſie daſſelbe mit ähnlicher Unverdroſſenheit zu vervollkommnen, und die ſo eben erklärten unzähligen Anwendungen deſſelben möglichſt auszubreiten ſich beſtreben möchten. In dem oben angezeigten Hefte des Heſperus ſprechen auch ſchon wirklich die achtungswürdigſten Beurtheiler des oben gemeldeten Grundriſſes einſtimmig in dem Tone dieſer Aufforderung an alle Gelehrte ſogar mit dem Wunſche einer öffentlichen Lehranſtalt für die Anwendungen dieſer Wiſſenſchaft, und dieß, wie zu glauben iſt, mit wahrer Aufrichtigkeit. Denn, nebſt dem daß ſie den eigentlichen Unterſchied zwiſchen Symbol-Syſtem und Maßſtab-Syſtem, dann zwiſchen Beleuchtung und Begründung aus der vom Verfaſſer verſprochenen Detaillirung der Kupfertafeln in dieſem hier angebothenen Werke ohne Vergleich deutlicher, als aus den vorläufigen kurz gefaßten Worten jenes Grundriſſes zu erſehen mit vollem Rechte ſich beſcheiden konnten, ſo waren ſie gewiß auch im Innerſten überzeugt, daß alle bisherigen Philoſophen in ihrer ganzen Wiſſenſchaft eine ſolche höchſt mangelhafte Hauswirthſchaft führen, in welcher nichts gezählt, nichts gemeſſen, nichts gerechnet wird, oder wo die quantitativen Beſtimmungen aller Verhältniſſe keineswegs ſyſtematiſch feſtgeſetzt ſind, ſondern willkürlich ſchwankend drunter und drüber gehen, wo demnach ein altes glänzendes Chaos immer wieder (wie ein Meteor) in ein ähnliches neues Chaos ſich überwälzen, und zuletzt unvermeidlich in ſolche Stücke zerfallen muß, aus welchen einzig nur durch ein architectoniſches Maßſtabs-Syſtem ein wahrhaft bleibendes, das iſt, totalgründliches Ganzes aufgerichtet werden muß; dergeſtalt, daß man jetzt endlich allgemein klar überzeugt ſeyn kann, daß durch bloße philoſophiſche Diſcurſe ohne controllirende Ausmeſſung der quantitativen Verhältniſſe ihrer Gegenſtände, das iſt, ohne eine Totalgrund-Matheſis keine abſolute Einigkeit der Philoſophie jemahls möglich ſey, von welcher letzteren Einigkeit doch offenbar das einzig wahre Heil aller Wiſſenſchaften, ſo wie dagegen von der Uneinigkeit ein radicales Unheil derſelben unzertrennbar abhängt.

Daß endlich dieſes hier kurz erklärte Maßſtabſyſtem nicht etwa blos ſubjectiv ſondern auch eben ſo objectiv-allgemeingültig und ſtreng nothwendig ſey, erhellet ſchon daraus: weil die in dem urſprünglichen Keime deſſelben enthaltene architectoniſche Einigkeit der moraliſch-philoſophiſchen und mathematiſchen Vernunft keineswegs eine architectoniſche Einigkeit, und hiermit die Vernunft ſelbſt keine Vernunft wäre, wenn nicht alle im Weltall möglichen Einigkeits-Entwickelungsſtufen einer jeden Gattung der Lebensweſen in ihren quantitativen Verhältniſſen wirklich nach einem einzigen unzertrennbaren philoſophiſch und mathematiſch controllirten Maßſtabs-Syſtem durch alle endloſen Zeiten und Räume hindurch allgemeingültig geordnet, berechnet und ausgemeſſen wären. Nun iſt es aber für jeden Weisheitsbefliſſenen eine unnachläßliche Pflicht, nach dieſer moraliſch-architectoniſchen Einigkeit der Vernunft ohne Unterlaß zu forſchen, und kein angebothenes Mittel zu vernachläßigen, um dieſelbe endlich einmahl — koſte, was es wolle — auf jede mögliche Weiſe kennen zu lernen.

Alſo kann auch der Verfaſſer zu allen jetzt lebenden Vernunftforſchern mit vollem Rechte das feſteſte Zutrauen hegen, daß ſie dieſes hier angebothene Hauptmittel jener Forſchungen unter keinem Vorwande vernachläſſigen, ſondern im Gegentheil eifrigſt ſich beſtreben werden, dieſes Werk durch ihre eigenen immer weiter ſchreitenden Anwendungen und Ausbildungen zu erweitern, und beſtmöglichſt zu vervollkommnen; und dieß alles um ſo mehr, je gewiſſer es iſt, daß ein moraliſch-mathematiſches Einigkeits-Syſtem für Staat und Menſchheit in der ganzen Literatur eben ſo wichtig ſeyn müſſe, als die Moralphiloſophie ſelbſt; indem dieſe durch daſſelbe erſt eine eigentlich-objective, das iſt, mathematiſch-anſchauliche Beſtimmtheit, Klarheit, und unverdrehbare Feſtigkeit, mit Einem Worte: eine anſchaulich-architectoniſche Grundeinigkeit nothwendig erreichen muß.

Die Subſcriptionen erſucht man in frankirten Briefen entweder unmittelbar an den Verfaſſer ſelbſt in ſeine Wohnung zu Wien am Petersplatze Nr. 609 im dritten Stocke, oder an die Carl Gerold'ſche Buchhandlung am Stephanplatze, oder an das Comtoir der k. k. priv. Wiener-Zeitung in der Rauhenſteingaſſe zu addreſſiren. Nahmen und Character der P. T. Herren Subſcribenten werden dem Werke vorgedruckt.

Anmerkung. Zur Bequemlichkeit der Liebhaber dieſer Wiſſenſchaft, iſt der Verfaſſer bereitwillig, in jeder Woche einige Stunden für einen mündlichen Unterricht in derſelben zu beſtimmen; daher jene, die dieſes Anerbiethen zu benützen wünſchen, nebſt der Subſcription auch dieſen ihren Wunſch anzumerken erſuchet werden.

An den Herausgeber des Wiener Converſationblattes. — In der vorletzten Nummer des vorigen Jahrganges Ihres achtungswürdigen Blattes, unter der Aufſchrift: Zeitgloſſen, ſagt ein Mann, deſſen Urtheil mir nicht gleichgültig iſt, »es ſey empfindlich, daß ich meine Zeit mit ephemeren »Theaterberichten und belletriſtiſchen Tändeleien vergeude.«

Es iſt von jeher Grundſatz und Lebensregel für mich geweſen, jedem feindlichen Tadel, der mir angeſpritzt wurde, jeder höhnenden Spötterey unwandelbares Stillſchweigen entgegen zu ſetzen. Gegen ehrenrührige Angriffe und Verläumdungen gibts Rechtsmittel. Ich habe deren nie bedurft: Anonyme Befehdungen muß niemand durchkämpfen wollen, der noch etwas Beſſeres zu thun hat.

Ich habe daher auch auf die oft ſehr bittern Ausfälle auf meine Art, ausgezeichnete oder ganz neue Leiſtungen auf unſerer Dresdner Bühne zu beurtheilen — ſie mochte mit der Hand, die den Stein wirft, oder mit der, welche die Feige macht, mir zugeſendet werden, — nie eine Sylbe erwiedert, und werde es auch ferner nicht thun, ſo gern auch gewiſſe Critiker, die nur im Streit Befriedigung und Ehrenſold finden, mit allen ihnen zu Gebothe ſtehenden Reizmitteln meine Galle aufregen möchten.

Aber jener Gloſſenmacher in Ihrer Zeitſchrift ſcheint es mit mir und der Wiſſenſchaft, der ich von jeher meine beſten Stunden widmete, wirklich gut zu meinen. Sein Tadel trifft meine ganze Lebens- und Studienweiſe. Da nun dieß auch von andern, mir wahrhaft wohlwollenden Männern auch ſchon ſo gedacht und ausgeſprochen worden iſt, ſo glaube ich in dieſem Fall einmahl eine Ausnahme machen, und ſo ſehr auch ſonſt das Sprechen über ſich ſelbſt (wer gibt wohl von dem griechiſchen Periautologie eine erſchöpfende Ueberſetzung in Einem Worte?) anwidert, doch denen, welche auch in der Ferne an mir einigen Theil nehmen wollen, ſagen zu müſſen, warum ich ſeit der Gründung des hieſigen Abendblattes einzelne Theater-Recenſionen mit einiger Ausfuhrlichkeit abzufaſſen, nicht unter mir hielt, und warum ich manche Stunde der Muße gerade dieſer in Stoff und Gegenſtand ſo vergänglichen Schriftſtellerey aufopferte.

Ich verſäume darüber weder meine vielfachen Berufsgeſchäfte, noch wichtigen literariſchen Arbeiten, und darf mich deßwegen auf das Zeugniß Aller, die mich in der Nähe genau beobachten wollen, ohnbedenklich berufen. Der Menſch, der in ſeinem eigenen Fache nicht einſeitig oder gar pedantiſch werden will, muß nebenbey doch etwas zum Spiel und Scherz treiben, muß in irgend einer Liebhaberey Erheiterung und Abſpannung finden. Die meinige iſt ſeit einigen Jahren, wo mit der hieſigen Bühne weſentliche und als wahrhaftes Streben zum Beſſern anzuſehende Aenderungen vorgegangen ſind, — ich ſetzte früher acht Jahre lang kaum einen Fuß ins hieſige Theater — der Beſuch ſolcher Vorſtellungen, die mir eine Unterhaltung zu gewähren verſprechen. Der Spieltiſch und Theetiſch wird nicht geſcholten. Wer Centaurenkünſte liebt, heißt ein Ritter. Wer mit Charaden, und Phantaſieſpielen ſich und Andern die Zeit vertreibt, heißt geiſtreich. Sollte der Bühnenbeſuch allein Vorwürfe verdienen?

Nun iſt aber mirs nicht gegeben, blos zuſchauender Zuſchauer zu ſeyn! Dichter und Darſteller üben und reizen dabey mein Urtheil. So bin ichs während meines 15jährigen Aufenthalts in Weimar gewohnt worden, wo Schiller ſeine unſterblichen Dramen zuerſt vor unſern Augen geſtaltete, wo Göthe in eigener Genialität ſo Schauſpiel als Schauſpieler zu mancherley Experimenten brauchte, und das Weimariſche Theaterweſen einige Jahre hindurch zu einer Muſterbühne für Deutſchland erhob, wo Iffland ſeine erſten, im Humoriſtiſchen wahrhaft großen Darſtellungen gab, wo da Bethmann und andere berühmte Gaſtſpieler uns ihr Beſtes bothen. Ich ſah und — ſchrieb darüber, meiſt in mühſam erſparten Augenblicken. Zwey Weimariſche Zeitſchriften, die ich damahls, obgleich nicht unter meinem Nahmen ganz allein redigirte, und viele, beſonders gedruckten Entwicklungen führen, für ſolche, die noch aus jener Zeit zu meinen Zeitgenoſſen gehören, den Beweis meiner frühern Liebhaberey, die zuerſt durch mancherley Unterſuchungen über das Bühnenweſen der claſſiſchen Vorwelt und durch Vergleichung des Vormahls mit dem Jezt in mir geweckt wurde.

Jung gewohnt, alt gethan! Iſt's eine Sünde, ſo verläßt ſie mich auch jetzt noch nicht. Die Neigung, mir deſſen, was ich auf der kleinen Bühnenwelt ſah und wie ichs ſah, die Feder in der Hand, noch einmahl bewußt zu werden, dauert fort. Dabey will ich nicht in Abrede ſtehn, daß bey der Bekanntmachung dieſer Kleinigkeiten durch den Druck auch wohl noch andere Beweggründe im Spiele ſind. Das Theaterweſen einer Stadt gehört ohnſtreitig zu den ſicherſten Gradmeſſern, um die Stufe zu beſtimmen, auf welcher ſich die Bildung und Verfeinerung ihrer Einwohner befindet. Wer wollte nicht gern etwas dazu beytragen, daß das Urtheil des Publicums über die Stücke ſowohl, als über ihr reges Bühnenleben und ihre Geſtaltung durchs Spiel ein verſtändiges und belebendes ſey, und in fortdauernder, ſich gegenſeitig berichtigender Wechſelwirkung zwiſchen Zuſchauer und Schauſpielern immer Gelungenes erzeuge? Die hier erſcheinende Abendzeitung ſchien mir ein bequemes Organ zu ſeyn, um dieſe freundliche Rückſprache mit Gebern und Empfängern einzuleiten und zu fördern. Aber die erſte Bedingung war, daß ſich der Beurtheiler in dieſem Blatt ſeinen Mitbürgern mit offenem Viſier zeigen, und durch jedesmahlige Unterzeichnung ſeines Nahmens den Muth haben mußte, ſein Urtheil ſtets zu vertreten. Zwar iſt auch in weit größern Städten jede Anonymität nur ein ſehr durchſichtiger Schleier. Nur zu bald kennt und nennt jeder den Namenloſen. Doch gehört immer einiger Muth dazu, ohne alle Verlarvung hervorzutreten. Das offenkundige Urtheil kann nun wenigſtens nicht blos vom Dreyfuß herab als Orakelſpruch ertönen, es muß in ihm Lob und Tadel genau motivirt werden. Die ideale Anonymität, wie ſie der geniale Hoffmann in ſeinen Leiden eines Theaterdirectors uns ſo herrlich vermahlte, iſt nirgends in der Wirklichkeit.

Ob ich nun durch meine der Abendzeitung von Zeit zu Zeit mitgetheilten Theateranzeigen wenigſtens bei einigen meiner Mitbürger etwas Gutes geſtiftet habe, darüber ziemt mir kein Urtheil. Mein Wille war untadelhaft. Und dieſer iſt auch nicht bloß in meinen nächſten Umgebungen ſtets freundlich anerkannt worden. Man vergeſſe aber nur eins nicht. Ich habe dabey nur das hieſige Publicum im Auge. Das auswärtige damit unterhalten oder gar belehren zu wollen, wäre die lächerlichſte Anmaßung.

Dadurch iſt nun aber auch ſchon der Ton im voraus bedingt, in welchem ich meine Anzeigen allein abfaſſen durfte und konnte. Ich hatte mich nie dazu anheiſchig gemacht, über alle, oder auch nur die meiſten Vorſtellungen auf unſerer

Bühne eine beurtheilende Anzeige niederzuſchreiben. Es ſteht alſo bey mir, zu *wählen*. Was Wunder, daß ich bey meiner — ich darf dieß wohl ſelbſt einmahl an mir rühmen — Gutmüthigkeit und vorherrſchendem Hange zu heitern Eindrücken, am liebſten *nur* von dem Gelungenen ſprach. Jede Bühne hat ihre ſchwachen Seiten. Ich hielt mich bey meiner *freywilligen* Gabe nicht für verpflichtet, dieſe aufzudecken. Dafür ſorgten ſchon andere, beſonders durchreiſende Beobachter. Da nun in den Stücken, wovon ich Rechenſchaft zu geben mir vornehme, gewöhnlich die begabteſten und kunſtreichſten Mitglieder unſers hieſigen Bühnenvereins auftreten, ſo konnte ich bey dem, was und wie ſie es geſtalteten, am längſten verweilen. Ich lobte, was wirklich zu loben war, aber *nie* im Allgemeinen. Ich mußte alſo ins Einzelne eingehen. Man hat mir das kleinliche Ausmahlen zum Vorwurf gemacht. Wie iſt es aber möglich, ſein Lob zu begründen, ohne in die Mittel und Beweggründe einzugehn, die wir dem *denkenden* Künſtler nicht erſt unterzuſchieben brauchen. Kein encomiaſtiſch, wie Hr. *Klingemann* neuerlich meine Anzeige zu nennen beliebte, ſind indeß auch meine günſtigen Urtheile nie. Ich verſchweige Schwächen und Fehlgriffe keineswegs. Sehr oft iſt das nur *bedingt* ausgeſprochene Lob nur ermunternd, auf das, was noch zu erſtreben übrig iſt, hindeutend. Da, wo die Natur ſelbſt die Mittel verſagte, die Kunſt aber redlichen Erſatz zu leiſten unläugbar bemüht war, verlange ich freylich das Unmögliche nicht. Tadel, der dieß nicht im Auge behält, erbittert, ohne allen Nutzen. Auch halte ich mich nicht für allein klug und berufen. Faſt jeder meiner öffentlichen Beurtheilungen geht noch am Abend der Vorſtellung ein ſich gegenſeitig aufklärender und berichtigender Ideentauſch mit gleichgeſtimmten Theaterfreunden voraus. Das Urtheil gebildeter und ſinniger Frauen iſt mir dabei das Vollgültigſte. Wo wir oft nur vernünfteln und critteln, leitet ſie das feine, durch keine Buchſtabenweisheit erſtickte, gleichſam inſtinctartige Zartgefühl. Willkommen ſind mir ſchriftliche Mittheilungen ſtrenger Kunſtfreunde, die ich gewöhnlich am folgenden Tage zugeſchickt erhalte. Auch ſpreche ich gern, wo ein Zweifel entſteht, mit unterrichteten und nicht dünkelvollen Mitgliedern der Bühne ſelbſt. Nur zu oft iſt die Quelle des Mißlingens, der Erkaltung, des befremdenden Erſchlaffens in äußern Störungen, in Verkehrtheit des Zuſpiels, im heilloſen Andrang der Statiſterey, in Mangel an verſtändigen Proben, die ja der Einzelne nicht anordnen kann. Nichts iſt kränkender für den ehrliebenden und der eifrigſten Vorbereitung ſich bewußten Schauſpieler, als ſich als Nachläſſigkeit und Fehlgriff aufbürden laſſen zu müſſen, was Anderer Plumpheit oder Fahrläſſigkeit verſchuldeten. Oder verdient der feinſinnige, ſeine Rolle Tagelang im Stillen pflegende und geſtaltende Künſtler, der ſich nie ganz gnügende Darſteller nicht etwa die größte Schonung dafür, daß er faſt täglich den Launen eines wetterwendiſchen, das einheimiſche wahre Verdienſt oft dem nur durch Neuheit oder ſinnlichen Reiz beſtechenden Schimmer des fremden Gaſtes aufopfernden Publicums bloßgeſtellt daſteht? Man leſe *Ifflands* Selbſtgeſtändniß in einigen Aufſätzen ſeines Theaterkalenders; man leſe *Schröder als Künſtler und Menſch* von *Mayer*, und überzeuge ſich, daß es kein glänzenderes Elend gibt, als des gefeyerten Mimen Leben hinter und außer den Couliſſen. Und in dieſes wollen wir noch abſichtlich Galle und Wermuth träufeln?

Aber das Lob verdirbt das eitle Hiſtrionenvolk? Ich antworte: und beſſert etwa der Tadel den Unverbeſſerlichen? Beſchämt er die Abgehärteten? Iſt nicht gänzliches oder partiales Stillſchweigen ſchon Tadel genug?

Unſere Dresdner Bühne beſitzt wirklich mehrere Mitglieder, die wohlbegabt durch die Gunſt der Natur, neuen wichtigen Rollen oft ein wochenlanges Studium widmen und die — weil ſie am beſten ſelbſt fühlen, wie weit auch ihre redlichſte Anſtrengung noch hinter dem Bilde der Fantaſie zurückſteht, — durch belebende Anerkennung deſſen, was ſie leiſteten, oder doch zu leiſten ſichtbar beſtrebt waren, weder eitel noch nachläſſig gemacht werden. An ſie kann man einen hohen Maßſtab anlegen. Iſt nun, wenn dieß mit möglichſter Gewiſſenhaftigkeit und Motivirung geſchieht, dieß gemeine Lobhudeley? Hierzu kommt noch eine andere billige Rückſicht. Das Publicum, mit welchem ich es doch allein zu thun habe, iſt hier ein ſehr beſonnenes, nicht leicht in Begeiſterung zu ſetzendes Häuflein. Es lohnt ſeine Lieblinge ſelten durch etwas mehr, als durch die anſtändigſte Stille und Aufmerkſamkeit. Beyfallklatſchen kommt ſelten, Herausrufen einheimiſcher Mitglieder, ſelbſt nach der gelungenſten neuen Vorſtellung, oft in einem ganzen Jahre nicht vor. Wodurch ſoll alſo bey einem ſo klangloſen Reſonanzboden der Schauſpieler nach aller Anſtrengung erſehen, ob er genügt, wenn es nicht durch eine ſolche Anzeige geſchieht? Und wenn man im Angeſicht eines ſolchen Publicums lobt, wer möchte das Lob der Parteylichkeit oder Uebertreibung verdächtigen? Denn prüft dieß ſcharf richtende, kalte Publicum nicht auch mit unparteyiſcher Würdigung zunächſt meine Anzeigen? Das keimende Talent muß ermuntert werden. Nur dünkelhafte Vermeſſenheit wird nahmentlich bezeichnet. Wär' es beſtelltes oder beſtochenes Lob, ſo ſtänden ja jedem Correctiv alle auswärtigen Tageblätter offen! — Gänzliches Schweigen bey einer wichtigen Rolle gilt bey uns als beſtimmte Unzufriedenheit. Wer ſtärkere Ruthenhiebe verlangt, vergeſſe nicht, daß in Athen die öffentlichen Sclaven, die zu ſo etwas gebraucht wurden, Scythen, die Lictoren in Rom aber meiſt freygelaſſene Knechte waren.

Man gönne mir alſo immer dieſen unſchuldigen Zeitvertreib nach oft ſehr mühſamen Berufsgeſchäften, und nachdem ich meinen Nahmen in ganz andern Forſchungen, ſo weit es meine geringen Kräfte erlauben, fortwährend zu leſen nicht müde geworden bin. Des härteſten, ja frechſten Tadels gibt es überall genug. Denn es fehlt ja nirgends an bärtigen und unbärtigen Ariſtarchen, für welche, als ich vor dreyßig Jahren meine Entwickelung des Iffländiſchen Spiels herausgab, die Windeln noch nicht zugeſchnitten waren, und von denen noch jetzt Martial's Wort gilt:

Et pueri nasum rhinocerotis habent.

An ſolchen wilden Männern, Jünglingen in Siebenmeilenſtiefeln, ergötze und erlabe ſich, wem's zuſagt. Mein inneres Bewußtſeyn und das Zeugniß meiner Mitbürger, die doch hier allein gehört werden können, ſagt mir, daß ich durch meine harmloſen, meiner Art zu ſeyn und zu genießen allein angemeſſenen Urtheile, weder die nüchterne Kunſt berauſcht, noch dem Publicum einen Schlaftrunk zubereitet habe. Wer nun auch nach dieſer herzlichen Erklärung fortfährt, mit mir zu hadern, dem antworte ich ein für allemahl wieder mit einem Sprüchlein aus Martial:

Abderitanae pectora plebis habes.

Und in Abdera herrſchte, wenigſtens wie wir aus Wieland's Abderiten wiſſen, noch eine Art von Muſolepſie.

Dresden, im Jan. 1821. C. A. Böttiger.

Entgegnung.

Die in Rede ſtehende Gloſſe (in Nr. 155 v. J.) lautet alſo: »Zu ſehen, wie Böttiger, Millins Geiſt und Geſchmack mit Winkelmanns Gelehrſamkeit verbindend, ſeine edle, herrliche Kraft in der Abendzeitung mit ephemeren Theaterberichten und belletriſtiſchen Tändeleyen vergeudet: muß das nicht empfindlich ſeyn!?« In Bezug auf den Geiſt der Theaterberichte dieſes ſcharfſinnigen Denkers iſt folgende Note angehängt: »Klingemann im 1. Bande von Kunſt und Natur nennt ſie mit Unrecht rein encomiaſtiſch.«

Dieſe Worte bezeichnen lediglich den lebhafteſten Antheil, eine ſeltene wiſſenſchaftliche Tüchtigkeit, reich begabt, ſtattlich und hehr, dem gelehrten Wirken mehr oder weniger entzogen zu ſehen. Herr Hofrath Böttiger ſelbſt würdigt dieſe Triebfeder. Der Verf. jener Gloſſe weiß ihm herzlich Dank dafür. In der That hat dieſe zur edlen Quelle die redlichſte, glühendſte Verehrung für Böttigers gelehrte Arbeiten, von jedem Empfänglichen den reifſten und herrlichſten Früchten der Literatur zugezählt. Dieſe lebendige Theilnahme für das Beſſere, Höhere und Bleibende, dem das Gemeinere und Vergängliche von ſelbſt ſich unterordnet, war allein der Anlaß.

Daß dieß Alles ſich alſo verhalte, dafür kann ich bürgen. Niemand vermag den Verfaſſer der Zeitgloſſen und ſeine Geſinnungen ſo genau zu kennen, als ich. Er bleibt anonym, weil ihre Natur und ſein eigener Standpunct es anrathen. Wer es ehrlich meint, hat das Recht und die Pflicht, freymüthig zu ſeyn; aber es iſt nicht immer gut, daß ſolch ein Freymüthiger öffentlich ſich hinſtellt, wenn er auch wirklich ſein Wort vertreten kann.

Der Herr Verf. des Sendſchreibens benutzt eine ſpecielle Veranlaſſung, ſich über verwandte Intereſſen zu verbreiten. Dieß iſt ein Gewinn für das Blatt, wofür ich inſonderheit meinen beſten Dank darbringen muß.

(Fr. Gräffer,
als Herausgeber.)

Redacteur, Drucker und Verleger wie bey dem ganzen Blatte.

Conversationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

17.

(Wien, Mittwoch den 28. Februar.)

Alphonſus Maria von Liguori *).

Hoch und mächtig erglänzt aus dem vorigen Jahrhunderte noch lebendig das Beyſpiel des ſeligen Alphonſus Maria von Liguori, dem in früheſter Kindheit ſchon heilige Wahrheit und Veredlung ſeiner Brüder als höchſtes Ziel vorſchwebte, der ſein ganzes Leben hindurch mit Wort und That kräftig nach dieſem erhabenen Ziele rang, in ſeiner Demuth und Zurückgezogenheit, ſo wie in ſeinem öffentlichen Leben die Bewunderung und der Segen ſeiner Zeit ward, und deſſen Geiſt nun, ſo viele Jahre nach ſeinem Tode, auch in den Mauern unſerer treuen Wienſtadt ein Werk begründete, das von unſerm allerhöchſten, alles Gute hegenden und ſchirmenden Landesherrn geſegnet, mit freudigen Hoffnungen uns erfüllet.

Einem altadeligen Hauſe entſproſſen, ward Alphonſus Maria v. Liguori den 27. September 1696 zu Neapel geboren. Seine Mutter, eine gottesfürchtige Dame, leitete ſelbſt ſeine erſte Erziehung und richtete ſchon in ſeiner zarteſten Kindheit den empfänglichen Sinn des Knaben auf ein höheres Leben, bis er ſpäterhin in ſeinem neunten Jahre einem geiſtlichen Inſtitute zu fernerer Bildung anvertraut ward. Mit thätigem Eifer gab der junge Alphonſus hier den Studien ſich hin, und widmete ſeine ausgezeichneten Talente der Wiſſenſchaft des Rechtes mit ſolchem Erfolge, daß er bereits in ſeinem neunzehnten Jahre den Doctorhut erhielt. Mit jugendlichem Feuer begann er nun ſeine Kenntniſſe auszuüben, und betrat mit Ausſichten zu ſeltenem Glanze und zu den ſchönſten Hoffnungen ſeine Laufbahn. Schnell erwarb der Ruf ſeiner Gelehrſamkeit und ſeines ungemeinen Scharfſinnes ſowohl, als ſeiner tadelloſen Rechtlichkeit ihm allgemeines Zutrauen. Aus allen Theilen des Königreiches ſtrömten Clienten herbey, die wichtigſten und ſchwierigſten Rechtshändel ſeiner Obſorge zu vertrauen, und in gleichem Maße wuchs auch ſein Anſehen

---

*) Schon längſt hat die Redaction gewünſcht, eine mit der profanern Tendenz ihres Blattes übereinſtimmende Anſicht von dem Leben eines Gottesmannes zu liefern, deſſen Geiſt in unſerer Zeit und Mitte eine ſo lebendige Bedeutſamkeit gewonnen hat. Endlich wendete ſie ſich an den Herrn Verfaſſer des gegenwärtigen Umriſſes, als an einen Mann, der auch in dieſem Gebiethe ſeinen Beruf als Schriftſteller und Dichter bereits gleich würdig beurkundet hat. Indem die Red. ihm hier öffentlich ihren Dank für ſeine geneigte Willfahrung darbringt, bittet ſie zugleich geziemend um Entſchuldigung für die Abkürzungen, welche vorzunehmen ſie für nöthig erachtete.
Die Red.

bey den Gerichtshöfen. Das Wohlwollen Carls VI. für die Familie Liguori gab derſelben gegründete Hoffnungen, daß der adelige Rechtsgelehrte noch in jungen Jahren zu den höchſten Ämtern des Königreiches würde erhoben werden; und ſchon war ſein Vater darauf bedacht, eine Verbindung mit der Tochter eines erlauchten Hauſes für den Sohn zu ſchließen. Doch anders war es im Buche der Vorſehung beſchloſſen.

Mitten in ſeiner glänzendſten Laufbahn blieb Alphonſus, trotz einer, dem Anſcheine nach unbedeutenden Begebenheit, der in ihm wohnenden Gnade getreu. So erhielt er die Prieſterweihe den 21. December 1726 in ſeinem dreyßigſten Jahre.

Schon als Candidat dieſes heiligen Amtes wirkte er mit dem Eifer eines Dieners Gottes. Alles was er geiſtig war und beſaß, ſeine Fähigkeiten und Wiſſenſchaften, richtete er auf das Himmliſche. Sein ausgezeichnetes Dichtertalent rang einzig darnach, ſeine heilige Liebe auszuſprechen *). Hoch verklärte ſeine Rednergabe ſich in dem Vortrage heiliger Wahrheiten. Noch Subdiacon predigte er ſchon, und was ſehr bemerkenswerth: er hielt ſeine erſte Rede über das Myſterium der Transſubſtantiation, dem ſich die volle Gewalt ſeines ganzen Weſens mit glühender Liebe bis an ſeinen Tod dergeſtalt zugewendet erhielt, daß darin gleichſam der Brennpunct ſeines eigenen Lebens ſowohl, als der Wirkungen ſeines ungeheuren, bis in unſere neueſten Tage herübergreifenden Strebens beſtand. Sechs Jahre arbeitete er mit rückſichtsloſer Selbſtverläugnung, Bequemlichkeit, Muße, ja die nothwendigſten Bedürfniſſe, Schlaf, Nahrung und ſogar Geſundheit aufopfernd, den Menſchen den inneren Sinn für göttliche Dinge zu eröffnen; und nicht nur ſeiner Vaterſtadt Neapel war ſeine raſtloſe Sorgfalt geweiht: auch die umliegenden Gegenden durchzog er, die herrſchende Unwiſſenheit und Verderbtheit heldenmüthig zu verſcheuchen.

Da erging an ſein großes, liebendes Herz, das von der roheſten Verwilderung des Landvolkes, deſſen Elend bey dieſen Streifzügen ſich ihm entfaltete, tief ergriffen und verwundet ward, die ungeheure Aufforderung, dieſem armen, verlaſſenen Volke nicht nur alle ſeine Kräfte zu weihen, ſondern für das Heil deſſelben ſogar ein Werk zu begründen, das ſeine eigene Thatkraft weit überſtieg. So erſchien ihm nähmlich der Gedanke, eine Verſammlung von Männern zu ſtiften, die, von gleicher Liebethätigkeit beſeelt, der verwaiſten und verlaſſendſten Seelen und der unwiſſenden Jugend ſich annehmen, durch Lehre, Troſt und Beyſpiel ſie veredeln und auf den Weg der Seligkeit führen ſollten. Erſchauderte auch ſeine Demuth vor der Unternehmung eines ſolchen Rieſenwerkes, ſo verſäumte er darum keineswegs, auf jede Art nachzuforſchen, ob dieſe Aufforderung an ihn wirklich höherer Art ſey; und als ihm darüber kein Zweifel mehr übrig blieb, ſäumte er nicht, im Vertrauen auf den, der Alles vermag, ein Werk zu beginnen und zu vollenden, dem beynahe unüberwindliche Hinderniſſe ſich entgegen ſtämmten. Den 9. Nov. 1732 ſtimmte er mit zwölf Gefährten,

---

*) In dieſe Zeit mag wohl die Entſtehung ſeiner herrlichen Lieder fallen, die wahrhaft den Nahmen Poeſie verdienen, und welchen unſere, an ächten Dichtern nicht arme Sprache, dennoch nichts Ähnliches gegenüber zu ſtellen hat. Prof. Silbert hat ſie ſämmtlich überſetzt und in ſeinen Dom heiliger Sänger eingerückt.

in einem höchſt dürftigen Hauſe der Stadt Scala die Ambroſianiſche Hymne an, dem Herrn für ſein Werk zu danken, und begründete daſelbſt die neue Brüdergemeine unter dem Nahmen: Verſammlung des allerheiligſten Erlöſers. Mit jedem Tage wuchs nun ſeine Arbeit, ſeine Mühe, ſeine Sorge, und in eben dem Maße ſtieg auch ſeine Liebe zu Gott und den Menſchen, ſo wie ſeine Strenge gegen ſich ſelbſt. Beynahe alle ſeine erſten Gefährten verließen ihn, ſo daß er, in dem Weinberge des Herrn allein arbeitend, ſeinen Zeitgenoſſen zum Spotte ward. Dennoch vermochte nichts ſeinen Muth, noch ſeine glühende Liebe zu überwinden; neue Gefährten geſellten ſich zu ihm, angezogen von der Allmacht ſeiner Liebesgluth, und unter Verläumdung, Noth und unzähligen Trübſalen aller Art, gründete er mehrere Häuſer ſeiner Verſammlung, entwarf derſelben eine Regel, ward als oberſter Vorſteher derſelben erwählt, und ſtand ihr als ſolcher zwanzig Jahre in unermüdlicher Thätigkeit vor.

Da der Ruf ſeines hohen Tugendglanzes und überaus ſegensreichen Wirkens täglich mehr ſich verbreitete, ernannte im Jahre 1762 Clemens XIII. ihn zum Biſchofe von St. Agatha der Gothen. Sechs und ſechzig Jahre zählte damahls der Diener Gottes, und vom Alter gebeugt, von unzähligen Arbeiten erſchöpft, trug er dennoch eine Laſt, die ſeine Kräfte weit überſtieg; unmöglich ſchien es ihm demnach, eine noch weit größere Bürde auf ſich zu nehmen, und dem wichtigen Amte eines geiſtlichen Oberhirten, ſeinem Gewiſſen gemäß, vorzuſtehen. Er machte daher Vorſtellungen dagegen; als ihm jedoch bedeutet ward, daß der heilige Vater ſeinen Entſchluß durchaus nicht ändere, unterwarf er ſich zwar gehorſam dem Befehle; aber ſo groß war ſeine Furcht vor der Verantwortlichkeit dieſer hohen Würde, ſo groß das Opfer, das er durch die Annahme derſelben brachte, daß, nachdem er mit Thränen in den Augen geſprochen hatte: »Gott will, ich ſoll Biſchof ſeyn, ſo will ich es denn auch!« er von heftigen Convulſionen befallen wurde und in eine ſchwere Krankheit verfiel, die lange Zeit hindurch ihn verhinderte, nach Rom zu ſeiner Salbung abzureiſen.

Dreyzehn Jahre verwaltete er das Oberhirtenamt. Er ſezte als Biſchof beynahe dieſelbe ſtrenge Lebensweiſe fort, die er in der Congregation beobachtet hatte, und in gänzlicher Armuth ſeines Lebens, waren die vollen Einkünfte ſeines Bisthums der Dürftigkeit und dem Elende gewidmet. Dieſe ſeine Liebe zeigte ſich in ihrem Vollglanze, als im Jahre 1764 Italien mit einer großen Hungersnoth heimgeſucht ward. Mit mehr als väterlichem Herzen traf er ſchnelle Vorkehrungen, berathſchlagte ſich mit weltlichen Behörden, verkaufte alles, was er beſaß, und wollte ſogar die, aus edlem Metalle verfertigten, heiligen Geräthe der Cathedralkirche verkaufen, wenn nicht das Capitel ihm widerſprochen hätte. Überdieß ermunterte er auf alle Weiſe Begüterte zur Wohlthätigkeit; als jedoch alles dieſes nicht zureichte, der Hartnäckigkeit des Übels zu ſteuern, und eines Tages, als er ganz ausgeplündert war, eine Schaar armer Leute, Hülfe fordernd, in ſeinem Palaſte ihn umringte, gab er, da er ſonſt nichts zu geben hatte, doch Thränen des Mitleids, und ſprach weinend: »Liebe Kindlein! ich habe nichts mehr, euch zu geben; ich habe Alles verkauft, was ich hatte, — Alles; nun habe ich nichts mehr, und leihen will mir auch niemand!«

Seine unausgeſetzte Anſtrengung zog ihm endlich, der ohnedieß ſtets kränkelte, eine furchtbare Krankheit zu, die ein ganzes Jahr hindurch dauerte. Er ſuchte darauf um die Erlaubniß nach, ſeine Biſchofswürde niederzulegen, und empfing ſofort im Jahre 1775 die Nachricht, daß Pius VI. ſein Anſuchen genehmigt hatte.

Der beynahe achtzigjährige Greis zog nun in ein Haus ſeiner Verſammlung ſich zurück, und bald zeigte es ſich, daß nicht Verlangen nach Ruhe zu dem Wunſche ihn bewogen hatte, des biſchöflichen Amtes enthoben zu ſeyn; denn ſtrenge und unermüdlich lebte er auch in ſeiner Zurückgezogenheit. Man muß in der That erſtaunen, wie er, ſchon vordem unter den mannigfaltigſten, verwickeltſten Geſchäften und Sorgen noch Muße gewann, durch ſo viele, tiefempfundene Schriften, weit über ſeinen perſönlichen Wirkungskreis hinaus, von ſo mächtigem Einfluß zu ſeyn; denn ſeine Werke, die Bewunderung aller Gottesgelehrten damahliger und jetziger Zeit, waren ſo einwirkend, daß ſie ſchnell ſich allenthalben in wiederholtem Drucke und vielfältigen Überſetzungen verbreiteten, und ſelbſt die proteſtantiſchen Buchhändler Deutſchlands dieſelben, ihres reichlichen Abgangs wegen, gern verlegten. Noch immer werden ſie neu gedruckt, begierig gekauft und geleſen. Es ſind dieſer herrlichen Werke ſo viele, daß die bloße Aufzählung der Titel viel zu lang für dieſen Aufſatz wäre. Nach ſeiner nunmehrigen Rückkehr in ſeine Verſammlung ließ er nebſt andern Werken auch das Buch: »Wunderbare Wege der Vorſehung,« drucken.

Oftmahlige Predigten, Arbeiten an dem Heile der Seelen, Geſchäfte ſeiner Verſammlung und immerwährendes Gebeth erfüllten die letzten Jahre ſeines Lebens. Da gefiel es dem Herrn, ſeinen treuen Diener noch ferner zu prüfen. Seine körperlichen Leiden ſtiegen von Tag zu Tage; und mehr denn dieſe, quälte ihn eine unausſprechliche innerliche Angſt und Verlaſſenheit. Alſo ſollte der Diener Gottes vollendet werden, deſſen Leben von früheſter Jugend an ein heiliges Opfer geweſen war, und der, trotz der Entſagung aller Bequemlichkeiten, in unabläſſigen Arbeiten, Krankheiten und Trübſalen ſein neunzigſtes Lebensjahr zurückgelegt hatte. Da verklärte ſich allmählich ſein Gemüth, unbeſchreiblicher Troſt und Freude erquickte ſein Herz im Vorgefühl himmliſcher Hoffnungen; er vollendete ſeine irdiſche Laufbahn den erſten Tag des Auguſtmonates im Jahre 1787. Papſt Pius VII. hat dieſen treuen Diener Gottes im Jahre 1817 ſelig geſprochen.

J. P. S.

Kleine Denkwürdigkeiten.

45. Im Jahre 1804, als der Papſt zur Krönung Napoleons zu Paris war, ließ der berühmte Marcel, Director der kaiſerl. Buchdruckerey in Paris, das Vaterunſer in 150 Sprachen abdrucken. Bodoni in Mayland, deſſen Prachtdruck ganz Europa kennt, hat daſſelbe in 155 Sprachen abgedruckt, und man findet in dieſem merkwürdigen Werke des berühmten Künſtlers noch einen größeren Reichthum von Schriften, als in der Pariſer Ausgabe. Die erſte Abtheilung enthält 59 Überſetzungen in aſiatiſchen Sprachen; die zweyte 72 europäiſche, die dritte 12 africaniſche, und die vierte 12 americaniſche. Un-

geachtet dieß nur 155 verſchiedene Überſetzungen oder Sprachen ſind, ſo findet man das Vaterunſer doch 215 Mahle mit eben ſo viel verſchiedenen Schriften gedruckt; nähmlich 68 aſiatiſche, 114 europäiſche, 13 africaniſche und 20 americaniſche. Der ausländiſchen, jeder Sprache eigenthümlichen Schriftcharactere ſind 107, 43 aſiatiſche, 58 europäiſche (worunter 34 griechiſche) und 6 africaniſche. Die übrigen 108 ſind gewöhnliche Schriften; aber ſo abwechſelnd in Form und Maß, daß faſt nie die nähmlichen vorkommen. Man kann hieraus auf den außerordentlichen Reichthum der Bodoniſchen Buchdruckerey ſchließen, die wenigſtens 200 Schriftarten beſitzt. Da Bodoni, wie unſer wackerer Strauß, alle Schriften, die er gebraucht, auch ſelbſt geſchnitten hat, ſo kann man auf die Anſtrengung ſchließen, die erfordert wurde, bis ein Menſch den Schnitt und die davon abhängenden Arbeiten ſo vieler Schriften vollendete; die Verwunderung wird vermehrt, wenn man bedenkt, daß die malabariſche Schrift allein 1132 Stempel erfordert.

46. Man hatte bisher die Exiſtenz eines Buchs bezweifelt, das ſich im Jahre 1811 in der Bibliothek des Prinzen von Ligne befand, und wofür der Kaiſer Rudolph eilf tauſend Ducaten gebothen haben ſoll. Es führt den Titel: Liber passionis Domini nostri Jesu Christi, cum figuris et characteribus ex nulla materia compositis, oder: das Buch von dem Leiden unſers Herrn Jeſu Chriſti, mit Figuren und Lettern, die aus keiner Materie gemacht ſind. Dieſes Buch iſt aber wirklich vorhanden. Es beſteht aus 24 Pergament-Blättern in Duodez-Format, die völlig leer ſcheinen; wenn man ſie aber auf das blaue Papier drückt, das ſie von einander trennt, ſo entdeckt man die Buchſtaben und Umriſſe der Figuren, die mit bewunderungswürdiger Feinheit und Vollendung ausgeſchnitten ſind. Obgleich keine Jahrszahl darin angebracht iſt, ſo läßt ſich doch aus einem am Ende befindlichen Monogramme von Heinrich VII. auf die Jahre zwiſchen 1485 und 1509 ſchließen. Der Beſitz dieſes Kleinods iſt durch eine förmliche Acte dem jedesmahligen Älteſten der Familie von Ligne zugeſichert, und auf einem beygelegten Blatte findet man zwölf franzöſiſche Verſe, in welchem ein Prinz von Ligne die Verfügung im Jahre 1609 beſtätigt.

Anmerkung. Daß die Exiſtenz dieſes Buches jemahls bezweifelt worden wäre, wüßte ich nicht. Es muß im erſten Augenblick freylich räthſelhaft klingen, wenn man von einem Buche hört, deſſen Bilder und Buchſtaben weder gezeichnet noch geſtochen oder gedruckt ꝛc. ſind, ja, die vielmehr aus nichts beſtehen. Viele der glaubwürdigſten Bibliographen, unter ihnen der Heros Debure in ſeiner Bibliographie instructive haben dieſes allerdings höchſt merkwürdige Buch umſtändlich beſchrieben; Einige ſogar nach Autopſie. Ich ſelbſt will einmahl in meiner Geſchichte des Buchhandels, die vielleicht bald erſcheint, ausführliche Nachricht davon geben, da ich vor drey Jahren ſo glücklich war, dieſes Kleinod mehrere Tage in Händen zu haben. Der jetzige Beſitzer, einer der ſchätzbarſten Bücherkenner der Monarchie, hatte die Güte, es mir anzuvertrauen. Er war auch ſo gefällig, mir noch eigene Notizen über dieſes Buch, beſonders in Betreff der neueſten Schickſale deſſelben, zu verſprechen. Ich ſehe dieſen mit Ungeduld entgegen, um, mit ſeiner Erlaubniß, in dieſem Blatte Gebrauch davon zu machen. Die Geſchichte dieſes Buches iſt übrigens eben ſo intereſſant, als es ſelbſt merkwürdig iſt; und an äußerer Koſtbarkeit ſteht ihm ſelbſt das allerſeltenſte (typographiſche) Buch, nähmlich die Originalauflage von Servet: Christianismi restitutio. weit nach. Von dieſem Buche kennt man nur zwey Exemplare. Das eine, beſſer conſervirte, befindet ſich unter den Schätzen der hieſigen Hofbibliothek. Kaiſer Joſeph II. hatte dem Kanzler, Grafen von Teleky, einen Ring, 10,000 Gulden im Werthe, dafür gegeben. Das andere Exemplar iſt in Paris. Ein Weiteres auch über das Biographiſche des Servet, ſein tragiſches Ende ꝛc. (er ward ſammt der Auflage des Buchs verbrannt) kann man in meinem Aufſatz, Conv. Bl. 1819, Nr. 8, betitelt: das allerſeltenſte Buch, nachleſen. Kürzlich habe ich gehört, daß ein drittes Exemplar in Ungarn ſtecken ſoll. Man wird doch nicht den allerdings täuſchenden Nürnberger Nachdruck dafür halten?

Gffr.

47. »In mehreren öffentlichen Blättern war bereits die Nachricht enthalten, daß in der Nacht vom 11ten auf den 12. October v. J. in der Domkirche zu Köln ein ſchändlicher Kirchenraub an dem Reliquienkaſten der heil. drey Könige verübt wurde. Der aus vergoldeten Silberplatten zuſammengeſetzte, und mit goldenen getriebenen Figuren, emaillirten Säulchen und vielen edlen Steinen gezierte Kaſten wurde eines großen Theils ſeiner Figuren, Steine und Platten beraubt. Dieſer Reliquienkaſten iſt als eines der ſchönſten und prächtigſten Kunſtwerke des Mittelalters bekannt; außer dem Grabe des heil. Sebaldus in Nürnberg und dem Kaſten der heil. Urſula in Brügge, beyde aus weit ſpäterer Zeit, kann ihm Weniges an die Seite geſtellt werden. Zum Glück gelang es der Wachſamkeit der Behörden, den Thäter bald einzufangen, wodurch man die geſtohlenen Sachen ſämmtlich wieder erhielt. Das Schickſal großer Beſchädigung und faſt gänzlicher Zerſtückelung war nicht lang vorher ſchon ein Mahl über dieſes merkwürdige und koſtbare Denkmahl alter Kunſt ergangen. Im Jahre 1794 nähmlich wurden die Gebeine der heil. drey Könige vor den Gefahren des Krieges nach Arnsberg geflüchtet, und kamen erſt 1804 an ihre geweihte Stätte zurück. Auch das koſtbare Behältniß war mit hinweggebracht worden, und hatte durch den Transport ſo ſehr gelitten, daß es ganz von Neuem zuſammengeſetzt werden mußte. Dieß geſchah von einem geſchickten Goldarbeiter unter der Aufſicht und nach den Angaben des Herrn Canonicus Wallraff, der bey dieſer Gelegenheit manchen Irrthum der vorigen Zuſammenſetzung, beſonders in den zum Theil verwechſelten Inſchriften, berichtigte. Erſt 1807 war es möglich, den Kaſten wieder feyerlich aufzuſtellen.« Dieß iſt der Eingang eines intereſſanten Aufſatzes, welchen die Kunſtbeylage zu dem werthvollen Morgenblatte Nr. 102 liefert. Er enthält eine bündige geſchichtliche Überſicht. Nicht minder leſenswerth iſt der Aufſatz über das Grab der heil. drey Könige, welcher in den Curioſitäten des verdienſtvollen Bibliothekars Vulpius in Weimar vorkommt.

48. Folgendes iſt (wie das Taſchenbuch Armin anführt) die gewöhnliche Erzählung von einem Erzbiſchof Hatto in Mainz und dem Mäuſethurm:

Der Erzbiſchof Hatto II. wurde bey einer Theurung im Jahre 967 (oder 970) von ſeinen Unterthanen erſucht, ihnen Korn zu geben. Statt deſſen ſperrte er ſie in eine Scheune und ließ dieſelbe anzünden. Bey dem erbärmlichen Winſeln der armen Leute ſagte er: »Hört ihr die Kornmäuſe pfeifen?« Der grauſame Mann wurde nun von den Mäuſen verfolgt, ſo daß er ſich nicht anders mehr retten zu können glaubte, als dadurch, daß er in dem Rhein einen Thurm bauen ließ, um ſich dahin zu flüchten. Allein auch dort wurde er von den Mäuſen verfolgt und ohne Gnade aufgefreſſen; daher hat der Mäuſethurm bey Bingen ſeinen Nahmen erhalten. Dieſe Volksſage haben bereits als Mährchen verworfen Nik. Serrarius, Mich. Lilienthal und Erdmann Wilhelm Volland. Kein der Zeit nach nächſter Chroniſt, welcher des Hatto gedenkt, weiß etwas davon, wie Marianus Scotus, Lambertus Schafnaburgenſis, Sigebertus Gemblacenſis. Sie wiſſen nicht einmahl etwas von einer damahligen Hungersnoth. Der älteſte uns bekannte Schriftſteller, der jene Geſchichte aus dem zehnten Jahrhundert erzählt, iſt Johann Trittenheim († 1516), Abt von Sponheim*), der ſie aber ſelbſt für nichts anders ausgibt, als für eine unſichere Erzählung, die ſich unter den Einwohnern jener Gegend fortgepflanzt habe, worüber er aber ſelbſt nichts entſcheiden will. Der Erzbiſchof Hatto II. war vorher Abt zu Fulda, und ſtand bey Kaiſer Otto I. in ſolcher Gunſt, daß er ihn (968) zum Erzbiſchof in Mainz ernannte. Er wird durchgehends als ein ſolcher ſanfter und weiſer Mann beſchrieben, daß von ihm dergleichen Grauſamkeit nicht wahrſcheinlich iſt. Wäre die Sage eine Mönchserdichtung, wie Einige glauben, ſo möchte dieſelbe durch ſein ſtrenges Verfahren gegen faule und liederliche Mönche entſtanden ſeyn, welches Marianus Scotus von ihm erzählt —

Aber die Erzählung ſelbſt enthält einen Widerſpruch. Hatto ſoll zu ſeiner Rettung erſt im Rhein einen Thurm gebaut haben, um der Verfolgung der Mäuſe zu entgehen. Dieſer konnte doch nicht in einigen Tagen fertig werden. Bis zu deſſen Vollendung müßte er mit den Mäuſen einen Waffenſtillſtand eingegangen haben! — Da nun der Mäuſethurm nicht von den Mäuſen ſeinen Nahmen hat, ſo verfiel man auf andere Herleitungen dieſer Benennung. Leibnitz wollte dieſen Nahmen von Mauſen, rauben, ſtehlen, herleiten, weil er ehemahls möchte ein Raubneſt geweſen ſeyn. Serrarius leitet ihn von Mauſen, lauſchen, ab, weil er ein Wartthurm geweſen. Neuere Geographen machen daraus einen Mautthurm, der ſeinen Nahmen vom Rheinzoll haben ſoll. Die natürlichſte Erklärung dieſes Nahmens iſt wohl diejenige, welche bereits J. H. Schminke und Domprobſt Dreyer gegeben haben. Der Mausthurm heißt ein Thurm mit Geſchütz; denn Mus, Müſe, Maus heißt Geſchütz: daher kommt die Muskete. Das Zeughaus heißt in einer Chronik Mus-Haus oder Maus-Haus**). In Lübeck und Braunſchweig hießen die Rathsherren, welchen die Aufſicht über das Geſchütz anvertraut war, Musmeiſter; Müsmeiſter, Musmeſter. Daher kommt auch wohl Mehe, als die Benennung eines großen Belagerungs-Geſchützes.

So verurſachte Mangel der Sprachkenntniß die Erfindung eines Mährchens.

Der Nahme des Thurmes wird wohl nicht älter als das vierzehnte Jahrhundert ſeyn, in welchem erſt der Gebrauch des Geſchützes aufkam.

---

*) In Chron. Hirsaug. p. 35. (ed. Francof.)

**) In Menke Scr. rer. Ger. T. I. p. 94.

49. Littera 14ta Bopadillae ad Ignatium 1554 *).

Post quatuor Lustra nostrae Annihilationis expellentur ii, qui nos expulerunt. Gentes in Philosophismo educatae nec Principibus nec Ecclesiae obedient. Horror regnabi. Corruent nostri Inimici; tunc resurgent nostrates, et rogabuntur ut novum Saeculum incipiant, et educent.

Vaticinium

Venerabilis Servi Dei *Bartholomei Holzhauser* Anno 1658 Parochi Pingii infra Moguntium in fama Sanctitatis mortui.

Millia, sexcentum, novies duodenaque pone,
Adde novum decies, dum venit ista Dies,
In qua Bernardi Socii, Fratresque minores,
Dominicique Patres Relligione carent.
Et Petrus Galli Cantum ter flebit amare,
Ecclipsis Romae tunc quoque Solis erit.
Nam Caput ad Tempus breve tunc Ecclesia perdet,
Omnis erit Regni Gallus Origo mali.
Quo pereunte reddit Pax, atque solatia Fratrum,
Et Caput Ecclesiis, Imperioque Decor.
Pontificisque novi Nomen tibi mira recenset,
Josephi Frater sceptra, Thronumque geret.
Perque hunc pelletur Signo Crucis Haeresis omnis.
Sic reddit ad Dominum Terra sacrata suum.

---

*) Dieß und Nachſtehendes iſt der Red. von einer hochverehrten Hand zur Einrückung ubergeben.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorrathig, oder konnen durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Auf dem Theater in der Leopoldſtadt haben wir am 22. d. ſchon wieder ein neues Product geſehen: Zwey Güter und die Braut, Poſſe mit Chören und Tanz, in zwey Aufzügen, nach einer Anecdote bearbeitet von Joſ. Willmann. — Wenn es nur immer auf den Willen des Mannes ankäme, um aus einer ſchlechten Anecdote eine gute dramatiſche Bearbeitung zu Stande zu bringen, ſo möchte vielleicht die hier erwähnte, von dem was ſie iſt, gerade das Gegentheil ſeyn, nähmlich eine der beſten. Frau von Silberklee, edle von Goldſchwer, läßt ihre Hand durch die Zeitungen antragen. Ein abgewirthſchafteter Schmetterling erhält ſie, verliebt ſich aber während der Hochzeitfeyer ſchon in eine wandernde Schauſpielerinn, die eine Parodie auf Schiller's Ballade: Der Handſchuh, declamirt, und will die Künſtlerinn entführen. Dieſe ſtellt der Neuvermählten das erhaltene koſtbare Geſchenk zurück und verräth die Treuloſigkeit des flatterhaften Gatten. Die Dame überraſcht den Fliehenden und verzeiht ihm den Betrug.

Es läßt ſich nichts Traurigeres denken, als der erſte Theil dieſer Poſſe, und kein größeres Flickwerk, kein ungereimteres, darf man hinzuſetzen, als der zweyte, dem lauter Nebendinge zum Aufſtutz dienen müſſen. Die Vorbereitungen nehmen den meiſten Raum ein, die Bewirthung füllt den kleinſten. Endlich folgen aber die Gerichte deſto ſchneller auf einander, halb gekocht und halb verbrannt, ohne Salz und ohne Würze; ein Hochzeitsmahl, der Braut vollkommen würdig, die allerdings ſchwer genug war, doch nicht von Golde, ſondern von mißlungenen Grimaſſen, mit denen es unmöglich gehen konnte, weil ſie ihren Eheſtands-Catechismus ſchlecht ſtudirt hatte. Schmetterling machte ſich luſtig genug, ſchien aber nicht längſt aus der Puppe gekrochen, da er oftmals ſitzen und hängen blieb, nicht zwar im Silberklee, ſondern an der dornigen Proſa des Verfaſſers. Die Zuſchauer, die ſonſt nicht leicht ein Product auf dieſer Bühne das erſte Mahl vorüberziehen laſſen, ohne ſelbſt die beſſeren durch die critiſche Hechel zu ziehen, mochten es bey dieſem letztern nicht der Mühe werth achten.

Allgemeiner theatraliſcher Anzeiger VI. (den 23. Febr.) — Erklärung. Ein ſchlecht verkappter Anonymus hat es in der Zeitung für die elegante Welt und in Nr. 37 des Morgenblattes übel genommen, daß die neue Bearbeitung des Calderon'ſchen Luſtſpiels: Das öffentliche Geheimniß, vom Hofſchauſpieler Lembert, unter der Firma: neues Luſtſpiel, auf dem k. k. Burgtheater erſchienen iſt. Ein Stück, das in der Bearbeitung mehrere ganz neue Scenen, neuen metriſchen Dialog, neue Wendungen und Motivirungen der Handlung erhielt, iſt doch wohl mit größerem Rechte neu zu nennen, als die, dem Pſeudo-Anonymus gewiß wohlbekannten Kurländerſchen Begrbeitungen (?) der Läſterſchule, des Liebhaber und Nebenbuhler in einer Perſon u. a. m. — Auch verdrießt ihn das, jener Bearbeitung, in hieſigen und auswärtigen Zeitſchriften geſpendete Lob gewaltig; wahrſcheinlich weil er ſich erinnerte, wie ſchwer es ihm ward, und welche Mittel er gebrauchen mußte, um ſeine Machwerke vor den verdienten Geißelhieben der Critik zu ſchützen. Überhaupt würde der Schreiber dieſer und ähnlicher hämiſcher Ausfälle wohl thun, ſeinen unlautern Umtrieben ein Ziel zu ſetzen, damit man ſich nicht genöthigt ſehe, ihm die Larve abzuziehen; wo dann das Publicum zwar keinen zweyten Kotzebue, wohl aber den Neid in ſeiner ganzen Blöße erblicken wird. Wien, am 23. Febr. 1821.

Grillparzer's Trilogie: Das goldene Vließ, wird ſpäteſtens in den erſten Tagen des April auf dem k. k. Burgtheater zur Aufführung gebracht; vorher aber noch ein neues Luſtſpiel in vier Aufzügen: Irrthum und Liebe, gegeben werden.

In Berlin wurde kürzlich ein neues Luſtſpiel: Neues Mittel, alte Schulden zu bezahlen, frey nach Maſſinger bearbeitet, folgenden Inhalts, gegeben: Wellborn verpraßt aus Leichtſinn ſein Vermögen, und ſieht ſich, mit Hülfe ſeines Oheims, Sir Giles, der ſich ſeine Verlegenheit zu Nutzen macht, um ſich ſeine Güter anzueignen, am Rande des Verderbens. Der leichtſinnige Verſchwender hatte einen treuen Freund, Lord Allworth, der geſtorben iſt und eine junge reiche Wittwe hinterlaſſen hat. Zu dieſer geht Wellborn, von der größten Noth getrieben, und bittet ſie, ihn mit Auszeichnung zu behandeln, damit ſeine Gläubiger glauben, er würde von ihr gern geſehen. Die Witwe, gerührt von der traurigen Lage des beſten Freundes ihres verſtorbenen Gatten, willigt in das ſonderbare Begehren. Dieſe Liſt iſt von dem beſten Erfolge. Der geizige Oheim, der ſeinen Neffen ſchon als den Gemahl der reichen Witwe ſieht, ſchenkt ihm, in Hoffnung einer gewinnreichen Zukunft, ſeine Gunſt wieder und leiht ihm Geld. Sir Giles Vertrauter, der Rabuliſt Marall, der von ſeinem Gebiether übel behandelt worden, beſchließt, ſich an dieſem zu rächen, und gibt dem Neffen eine Schrift, wodurch die Betrügereyen des Oheims entdeckt werden und Wellborn wieder zum Beſitz ſeiner Güter gelangt. So verdienſtlich auch das engliſche Original iſt, das einen Zeitgenoſſen Shakſpeare's zum Verfaſſer hat, ſo wenig genügte die deutſche Bearbeitung, die mit lautem Zeichen des Mißfallens aufgenommen ward.

Das Zauberglöckchen, Zauberoper, mit Muſik von Herold, füllte in Leipzig wiederholt das Schauſpielhaus, theils der ſceniſchen Ausſchmückung, theils des gewandten Spiels der Dem. Böhler wegen; obgleich die Muſik zu den ſchwächſten Arbeiten des talentvollen Componiſten gehört. Ein kleines Luſtſpiel von Lebrün: Der Sylveſterabend, gefiel; Kotzebue's Carolus Magnus, hingegen fiel auf derſelben Bühne ganz durch.

In Mailand iſt Roſſini's: La Donna del Lago, mit Beyfall gegeben worden Der Tenoriſt Tachinardi zeichnete ſich beſonders aus.

In Paris hat eine neue Oper: Taſſo's Tod, gefallen. Der Text iſt von Cuvelier, die Muſik von Garcia.

Die engliſche Oper in London darf, um den größeren Theatern keinen Eintrag zu thun, weder Tragödien, Comödien noch Poſſen aufführen; um das Geſetz zu umgehen, gibt man ſogenannte soirées amusantes, welche aus einem mixtum compositum aller Schauſpielgattungen beſtehen. So ſprach, zum Beyſpiel, in einer dieſer Vorſtellungen, die in den Weihnachtsfeyertagen gegeben wurde, der Treſſe-Bube den Prolog, dann kamen verſchiedene kurze Stücke, die auf dem Anſchlagzettel: Erfriſchungen genannt wurden. Das Erſte hieß: In oder außer der Reiſekutſche. Verſchiedenartige Perſonen reiſen mit einander, kommen in Streit und müſſen vor dem Richter erſcheinen; hier kamen einige Anſpielungen auf den Prozeß der Königinn vor, die von den Gallerien nicht gut aufgenommen wurden. Dann erſchien Doctor Fauſt und hielt eine Vorleſung über die Köpfe, auch mußten auf ſeine Beſchwörung mehrere Köpfe erſcheinen und ihre eigenen Thorheiten erzählen. Hierauf gab Ruſſel Nachahmungen anderer engliſchen Schauſpieler, nähmlich der Herren: Kemble, Fawcet, Farren und Munden, die ſehr beklatſcht wurden. Dieſem folgte ein muſicaliſches Quodlibet, und das Ganze endigte mit einer ſogenannten Gingerbread-Anecdote. In dieſer originellen Vorſtellung agiren bloß Kinder und thun als ob ſie ſprachen, indeſſen andere unſichtbare erwachſene Perſonen für ſie ſprechen, wodurch ein ſonderbarer Eindruck bewirkt wird.

Bey der Theaterunternehmung in den beyden königl. Freyſtädten Ofen und Peſth, die zu Oſtern 1821 an eine Geſellſchaft Actionärs übergeht, ſind noch mehrere erſte Fächer, ſowohl in dem Schauſpiele als in der Oper, zu beſetzen. Engagement ſuchende Individuen wollen demnach ihre Anträge mit Bezeichnung ihres Rollenfaches und übrigen Bedingniſſen an die Theaterdirection in Peſth baldigſt ſchriftlich einſenden.

»Carl Wilhelm Otto Auguſt von Schindel; auf Schönbrunn, Landesbeſtallter der Markgr. Ober-Lauſitz, Präſident der Ob. Lauſ. Geſellſch. der Wiſſenſchaften, anjetzt in Dresden, Willſche Gaſſe 103, ſonſt in Schönbrunn bey Görlitz«: Dieſes iſt Nahme, Character und Wohnort des Mannes, welcher den hochherzigen Entſchluß gefaßt hat, jenen Schriftſtellern Deutſchlands, die ſchon ihrer Natur nach, in der Regel nichts Anderes hervorgebracht haben, als Romane und Gedichte, nähmlich den weiblichen Autoren, einen Ehrentempel zu bauen. Das Portal dieſes, verſteht ſich papieren Pantheons, wird die Aufſchrift haben: »Die Teutſchen Schriftſtellerinnen des 19ten Jahrhunderts« Der Baumeiſter ladet die zu verherrlichenden Membra ein, ihm geneigteſt Steine, Balken und anderes Material, wo möglich ſchon gut behauen, zuzuführen, das edle Nationalwerk, als Zeitbedürfniß, ſchnell zu fördern. Er bittet dieſe Schönen um »Mittheilungen über Geburtstag und Jahr, Wohnort, Nahmen des Vaters, Verheirathung und merkwürdigſte Lebensereigniſſe ꝛc.« — »Mehrere der geachtetſten (ſagt Herr v. S.), Caroline Pichler, Theone haben ihn damit beehrt.« Der Herausgeber erſucht am Schluſſe ſeines Manifeſtes »um die Mittheilungen in unfrankirten Briefen, indem er aus Achtung für das Zartgefühl der Frauen etwas nicht hinzuſetzen weiß.(?)« Wer wird einem, in jeder Hinſicht das Schöne betreffenden Unternehmen nicht alles Gedeihen wünſchen?!

—

Der zweyte Artikel der 31. Lieferung des Micrologen (Wanderer vom 14. Januar Nr. 14.) lautet: (Beyl. der Wiener Zeitung vom 18. Dec.) »On trouve dans la librairie de F. J. S., die Preiſe ſind in Conv. Münze, un assortiment de plus beaux Almanachs« (Almanacs) »de Paris,« »Almanach« (Almanac) »de Gotha,« — Der Microlog hat durch jenen Artikel keineswegs behauptet, »Almanach« enthalte einen Fehler, indem er die beſſere Schreibart deſſelben Wortes (und zwar nach J. V. Meidinger) beygefügt. Die Mode, welche über keine Sprache ihre Herrſchaft in dem Maße ausübt, in welchem ſie ſie über die franzöſiſche ausübt, hat auch dem »Almanach« das überflüſſige h wegzunehmen geruht. Übrigens gilt der obige Artikel nicht ſo ſehr dem unſchuldigen Buchſtaben, als der Einmiſchung eines deutſchen Satzes in einen franzöſiſchen. Zugleich zeigt der Micr. hiermit an, daß er jeder andern gemäßigten Anticritik Rede ſtehen werde; plumpen Ausfällen aber, wie ſie ſeit einiger Zeit in den werthloſeſten Journalen erſcheinen, durch eine Erwiederung irgend ein Gewicht zuzulegen, wird ihm niemahls beykommen.

— RR —

Aus Paris wird gemeldet: Man verſichert, daß einer unſerer Contre-Admirals einen Schiffahrts- und Handelstelegraphen erfunden habe, der große Vortheile gewähren und der Regierung nichts koſten würde. Eine Geſellſchaft franzöſiſcher Kaufleute will ihn unter Genehmigung der Regierung errichten laſſen. Wie man behauptet, ſind Folgendes die Vorzüge dieſer Erfindung: Der bisherige Telegraph dient nur bey Tage, der Schiffahrts- oder nautiſche Telegraph kann bey Tage und bey Nacht gebraucht werden; der bisherige Telegraph koſtet 3000 Franken und der neue nur 600. Für eine Landſtrecke, welche 20 bisherige Telegraphen erfordert, reichen 15 neue hin; bey den bisherigen Telegraphen wiſſen alle Leute des Dienſtes den Inhalt der Depeſchen, bey den neuen iſt dieß Geheimniß, wenn es erfordert wird, undurchdringlich; die bisherigen Telegraphen koſten der Regierung jährlich 600,000 Franken; die neuen Telegraphen würden ihr gegen eine Million einbringen ꝛc.

Schnell auf das VI. Heft (S. Conv. Bl. Nr. 11) iſt das VII. des ehrenwerthen vaterländiſchen Werkes: »Stammbaum des Habsburg-Öſterreichiſchen Hauſes« gefolgt. Es enthält nebſt einem Textblatt nachſtehende vier Tafeln: Kinder Herzog Leopolds des Ritterſchmuckes. Catharina, geb. 1320 † 1349. Der erſte Gemahl: Enguerandus von Concy, vermählt Anno 1337 † 1348 — der zwente Gemahl: Conrad Graf von Hardeck † 1349. — Agnes † 1392. Gemahl: Herzog von Schweidnitz, vermählt 1338, † 1368. — Kinder Herzog Otto's des Fröhlichen. Friedrich, geb. 1327 † 1344; verlobt mit Johanna, des Königs Eduard von England Tochter. — Leopold, geb. 1328 † 1344. — Treue und Schönheit in Zeichnung, Ausführung und Druck bewähren ſich auch in dieſem Hefte. Der Abonnementspreis iſt im lithographiſchen Inſtitute (Michaelsplatz) ſelbſt, 10 fl. 30 kr. W. W.

Allgemein zu haben iſt jetzt die Sammlung von Verzierungen in Abgüſſen für die Buchdrucker-Preſſe, bey F. W. Gubitz, Profeſſor der Holzſchneidekunſt an der königl. preußiſchen Academie der Künſte. Preis 1 Thlr. 12 ggr. (2 fl. 15 kr C. M). Dieſe Sammlung enthält 474 Vignetten, Einfaſſungen u. ſ. w., mit einer Vorrede, welche über das Ganze ſich ausſpricht: ſie iſt durch alle Buchhandlungen zu beſtellen, und bey mir (Berlin, Wilhelmsſtraße Nr. 70 B) zu haben. Alle Briefe und Gelder erwarte ich poſtfrey.

F. W. Gubitz.

Buchdruckereyen ſind in Peſth jetzt drey. — Johann Thomas v. Trattnerſche, beſchäftigt 2 Correctoren, 1 Drucker-Factor, 13 Setzer, 20 Drucker, 5 Diener. Sie iſt mit allen Gattungen Schriften verſehen. Es wird da, außer der hebräiſchen und wallachiſchen (wozu allein die königl. Univerſitäts-Buchdruckerey ausſchließendes Privilegium hat) in allen Sprachen gedruckt. — Hier erſcheint außer den vielen großen Werken, welche der Eigenthümer der Buchdruckerey auf eigene Koſten heraus gibt, auch das Tudománis Gyutemény, die einzige wiſſenſchaftliche Zeitſchrift, — dann die ungariſche Zeitung, Házai Tudósitásch, welche Herr Stephan v. Kultſin redigirt und verlegt. In dieſer Officin wird jetzt auch die Zeitſchrift Pannonia gedruckt. 2) Die Ludwig v. Landerſche, hält 1 Buchhalter, 1 Factor, 4 Setzer, 3 Drucker, 2 Diener. 3) Die Franz Patzköſche, beſchäftiget 3 Setzer, 2 Drucker, 1 Diener, größtentheils mit Theaterzetteln. — Buchhandlungen hat Peſth ſieben. 1) Die Joſeph Eggenbergerſche führt meiſtens inländiſche Werke, treibt großen Verkehr mit ungariſchen Büchern, verſchafft auch Ausländiſche. 2) Die A. Hartlebenſche, hält außer dieſer bedeutenden Handlung auch zu Wien und Leipzig Commiſſionäre, verlegt ſehr viel, läßt zu Wien, Peſth, ſogar auch an mehreren Orten im Ausland, drucken; ſteht daher ſowohl mit inländiſchen als ausländiſchen Buchhändlern in großem Verkehr. 3) Die Witwe Kilianſche iſt vortrefflich mit ausländiſchen Büchern ſortirt; hier kann man alles haben, was das Ausland liefert, mit dem Inland macht dieſe Handlung ſehr wenig Geſchäfte. 4) Die Joſeph Millerſche macht ziemliche Geſchäfte mit inländiſchen auch ungariſchen Büchern, verlegt auch jährlich mehrere Werke, — treibt jedoch den ſtärkſten Handel mit Neujahrs-Billeten, Calendern, Strick- und Hackerl-Muſtern ꝛc. 5) Die Stephan v. Kis'ſche, iſt die einzige Buchhandlung in Peſth, welche bloß Verkehr mit ungariſchen Büchern macht, — fährt zugleich auch auf alle bedeutenden Märkte 6) Die Joſeph Leyrerſche; dieſe Handlung erhält ſich größtentheils von Herausgabe kleiner Theaterſtücke und Broſchüren, und der Leihbibliothek. 7) Die Johann v. Ivanicsſche Antiquar-Handlung hat einen großen Vorrath von alten Büchern und Manuſcripten. Schade, daß der Eigenthümer noch nie einen vollſtändigen Catalog heraus gab. — a —

Der hieſige Drechsler, Mathias Kinner (in der Weihburggaſſe), verfertigt alle Arten electriſcher Zündmaſchinen um ſehr billige Preiſe und von der beſten Beſchaffenheit. Auch befaßt er ſich mit der Verfertigung der ſogenannten Bramah'ſchen Patentſchlöſſer für Schatullen, Kaſten u. ſ. w., die ſich durch die größtmögliche Sicherheit auszeichnen, indem ſie bekanntlich geradezu durch gar kein anderes Inſtrument, als den einzigen dazu gehörigen Schlüſſel geöffnet werden können, und das Nachmachen des letzteren, ſelbſt wenn man ihn auf einige Zeit in den Händen hat, beynahe unter die Unmöglichkeiten gehört. Die Preiſe dieſer Schlöſſer ſind ſo billig beſtimmt, als es die ſchwierige Verfertigungsart derſelben zuläßt. Übrigens findet man mehrere derſelben im National-Fabriksproducten-Cabinette des k. k. polytechniſchen Inſtitutes aufgeſtellt, wo man ſich vorläufig von der Art ihrer Einrichtung unterrichten kann. — h

---

Die Schafzucht iſt nach dem Getreide- und Weinbau der wichtigſte Zweig des franzöſiſchen Ackerbaues. Seit der Einführung der Merinos und der Kreuzung der franzöſiſchen Schafe iſt die Wolle ſo veredelt worden, daß in Frankreich jetzt von der feinſten bis zur gröbſten Wolle alle Gattungen gewonnen werden. Durch die Veredlung der Schafe iſt es dahin gekommen, daß die Schafe jetzt zwey Mahl mehr Wolle geben, und dieſe iſt feiner und kann theurer verkauft werden. Ungeachtet ſeit dreyßig Jahren die Schafe ſehr veredelt worden ſind, iſt dennoch viel zu thun noch übrig. Man hat ſich noch nicht allgemein überzeugt von der Wichtigkeit der Schafzucht zum Gedeihen des Ackerbaues, und verwendet in einem Theil Frankreichs gar keine Sorgfalt auf ſie. Das Beyſpiel der Merinosheerdebeſitzer wird nicht allgemein von den andern Schafzüchtern nachgeahmt. In Frankreich werden 35,183,910 Kilogramm Wolle gewonnen, worunter 4,566,059 gewaſchene Wolle ſind. Da dieſe aber durchs Waſchen drey Fünftel verliert, ſo iſt der Ertrag der ungewaſchenen Wolle 37,928,543 Kilogramme, wovon ſind:

1) 790,175 Kilogramme Merinoswolle, welche zu 4 Fr. das Kilogramm 3,160,700 Fr. beträgt.

2) 3,901,881 Kilogramme veredelte Wolle, die zu 3 Franken 11,705,643 Fr. beträgt.

3) 33,236,487 Kilogramme gemeine Wolle, welche zu 2 Fr. 66,472,974 Fr. beträgt.

Der Geſammtbetrag der Wolle iſt demnach 81,339,317 Fr.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625), wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 21 fl. W.W. halbj.— Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

18.

(Wien, Samstag den 3. März.)

Das Carneval.

Kein Feſt, das beynahe in ganz Europa allgemein geworden, iſt von einem ſo alten Herkommen, als das Carneval. Über dieſen Umſtand ließe ſich eine artige Satyre auf die Thorheiten der Menſchen machen, da von Feſten und Gebräuchen ernſterer Natur nicht zu rühmen iſt, daß ſie ſich von den älteſten Zeiten bis jetzt erhalten hätten.

Die Mythologie erzählt von Saturn, er habe, da ihm vorhergeſagt worden, daß einer ſeiner Söhne ihn entthronen werde, ſeine Kinder bald nach ihrer Geburt verſchlingen wollen; da indeſſen ſeiner Gemahlinn Rhea Schlauheit die Kinder rettete, und Jupiter ſeinen Vater entthronte, floh dieſer nach Italien, wo er von dem Könige Janus zum Mitregenten aufgenommen wurde. Hier lehrte er die Völker den Ackerbau und andere nützliche Beſchäftigungen, wodurch die Menſchen milder und glücklicher werden. Die Zeit ſeiner Regentſchaft ward das goldene Zeitalter genannt. — Man muß nicht vergeſſen, daß Saturn's Attribute in einer Schlange, einer Uhr, in Flügeln und in einer Sichel als Zeichen desjenigen Theiles des Jahres beſtehen, in welchem die Jugend von der Schlange des rauſchenden Vergnügens überliſtet wird, und das Mutterſöhnchen ſelbſt ſeine Uhr verſetzt, um auf den Flügeln des Leichtſinnes der Sichel der Ärzte, welche jetzt ihre reicheſte Ernte haben, entgegen taumeln zu können.

Saturn zu Ehren wurden die Saturnalien, das größte und berühmteſte Feſt in Rom, im December gefeyert. Schon die Ausgelaſſenheit, welche das Feſt characteriſiert, läßt auf deſſen Urſprung aus den Zeiten des roheſten Zuſtandes der Menſchheit ſchließen. Die Saturnalien machten dasjenige Feſt aus, an welchen alle Arbeiten ausgeſetzet wurden, und ſelbſt die Sclaven die vollkommenſte Freyheit genoſſen; ihre precäre Gleichheit mit ihren Herren war eine Erinnerung an die Gleichheit der Stände im goldenen Zeitalter; ſie erlaubten ſich Handlungen, die zu anderen Jahreszeiten ſcharf geahndet worden wären, in jener aber von aller Strafe frey blieben; ſie ſpielten oft die Herren, und bewirtheten ihre — einſtweilen ſuspendirten — Gebiether, indem ſie ſie als ihres Gleichen behandelten. — In den Saturnalien überließen ſich alle Stände der Freude und dem Frohſinn; Freunde ſchickten einander Geſchenke, luden einander ein, und waren damals ſchon in größeren Geſellſchaften verſammelt. — Das Volksfeſt dauerte in den früheſten Zeiten nur Einen Tag, ſpäterhin aber drey, und auf Caligula's Verordnung fünf Tage hindurch. In der Folge fügte der immer ſteigende Luxus noch zwey Tage hinzu, Sigillaria, von den kleinen Bildern, welche an denſelben beſonders von Eltern ihren Kindern zu Geſchenken gemacht wurden, ſo genannt.

Eine Fortſetzung der Saturnalien ſind die Bacchanalien, welche dem Gotte der Reben zu Ehren abgehalten wurden, und von Melamp aus Ägypten, wo jenes Feſt beſonders feyerlich begangen worden, nach Griechenland übertragen worden ſeyn ſollen. Ein Grieche führte die Bacchanalien in Toscana ein, von wo ſie ſich bald in Rom einfanden; allein die Zügelloſigkeit, welche dieſelben begleitete, veranlaßte den römiſchen Senat, jene Feyerlichkeiten zur Bewahrung der guten Sitten einzuſtellen. Indeſſen ſind die Bacchanalien doch noch nicht ganz abgekommen, und in einigen Provinzen Italiens findet man immer noch Spuren bacchantiſcher Feſtlichkeiten, die wir nicht weiter berühren wollen.

An die Bacchanalien reihet ſich das Carneval oder das Carnaval (von Caro vale in Bezug auf die darauf folgende Faſtenzeit ſo genannt), und iſt in unſeren Kirchengebräuchen die Zeit von dem Feſte der heil. drey Könige bis zu dem Anfange der Faſten. Dieſe Zeit bezeichnet eine Reihe von Ergetzlichkeiten aller Art, darum jenes Wort auch ſchlechtweg die Luſtbarkeiten jener Zeit andeutet. — Das Carneval zu Venedig und das Carneval zu Rom ſind die ausgezeichneteſten. Unſtreitig verdient jenes vor dieſem den Vorzug, wenn gleich das Carneval zu Rom mit mehr Pracht gefeyert worden iſt, weil der Reichthum des Volkes ein immer intereſſanteres und lebhafteres Bild eines grandioſen Volksfeſtes gewähren muß, als der einzelne Große, der jetzt in Rom ohnehin mehr Zuſchauer als Theilhaber des Feſtes geworden iſt.

Das Carneval zu Venedig wird gefeyert durch Schauſpiele, Redouten, Gaukeleyen, öffentliche Maskeraden ꝛc. Die daſigen Redouten zeichnen ſich durch ihre Pracht aus. Ehemahls durften die Masken den ganzen Faſching hindurch am Tage auf der Straße erſcheinen; dieſe Freyheit iſt nunmehr nur noch in den drey letzten Carnevaltagen geſtattet. Der Marcusplatz iſt die eigentliche Tummelbahn der Masken. An den oben benannten Tagen iſt er mit Masken, welche Spanier, Ungern, Türken, Mohren, Ritter, Harlekine, Juden, neapolitaniſche Muſikanten ꝛc. vorſtellen, erfüllt. Eine Schwadron Masken-Cavallerie (verſteht ſich auf Steckenpferden) ſprengt auf Einmahl in die Menſchenmaſſe, und richtet die bunteſte Verwirrung an. Dieſe Cavalcade zeichnet ſich vorzüglich am Faſchingdinstag aus. Sobald der Abend eintritt, beginnt eine Carnevalsaurore auf der Riva de' Sciavoni ihr Licht aus hochlodernden Pechfackeln zu verbreiten, und dahin ſtrömt nun das ſchau- und lärmluſtige Volk. Die Riva aufwärts iſt Bude an Bude, Hütte an Hütte aufgeſchlagen, und da ziehen Hunde- und Affencomödien, gymnaſtiſche Kunſtler und Kunſtreiter (welch' letztere ſchon am Vormittage herumziehen, und über die Brücken, welche hier mit Stufen verſehen ſind, reiten, und ſo das zu gebende Schauſpiel ankündigen) die Augen auf ſich. Pulicinellen, mimiſche Vorſtellungen, Declamatoren, Improviſatoren, Weiber, welche öffentlich Frittuli backen, Männer mit Auſtern und pomi e peri a tri, a do a do, a tri a tri, a do a do, a tri, — die mit Stentorsſtimme ihre Herrlichkeiten ausrufen, indem ſie auf das letzte tri einen beſonderen Nachdruck legen, biethen Alles auf, den Lärm zu vergrößern. Daß auch Muſikchöre ſich bey dieſer Gelegenheit hervorthun, verſteht ſich von ſelbſt. In den ſchönen Kaffehhäuſern des Marcusplatzes bemerkt man die ſchönſten Damenmasken, welche nur hinaustreten, um anderen Platz zu machen, und ſich ſodann in den Gaſſen herum zu tummeln. An maskirten Phrynen und allerhand Grazien fehlt es ebenfalls nicht. Sogar die Bettler maskiren ſich am Faſchingdinstag, indem ſie das Antlitz mit Mehl beſchmieren, ſich mit Lappen von allerley Farben behängen, und ſtruppige Perücken aufſetzen. In dieſer Tracht machen ſie oft entſetzliche Bockſprünge, und mancher Krüppel wird an dieſem Tage gerade. Auf den Schiffen geht es nicht minder lebhaft her, beſonders auf jenen, in welchen Wein ausgeſchenket wird, wo ſich eben nicht die honetteſte Claſſe des Volkes einfindet. Auf einigen Campi bilden die Gaſſenjungen große Pyramiden, wobey ſich eine Menge von Zuſchauern einfindet. Al Castello — das venetianiſche Lerchenfeld — treiben die Barcaroli und die Ihrigen ſich wacker herum, wie nicht minder jenſeits der Rialto. Allein der größte Haufe ſtrömt doch dem Marcusplatze zu, welcher an den letzten drey Faſchingstagen ſo vollgepfropſt von Menſchen iſt, daß er, vom Marcusthurm herab betrachtet, mit Köpfen gepflaſtert zu ſeyn ſcheint, und von der Piacetta an über die Riva de' Sciavoni bis gegen den Giardino zu wogt die Maskenmenge hin und wieder.

Ein zweytes Carneval hatte Venedig früher unter dem Nahmen der Venetianiſchen Meſſe, welche auch das Himmelfahrts- oder Bucentaurenfeſt hieß; das erſte, weil es gewöhnlich am heil. Himmelfahrtstage anfing, das zweyte, weil man die Ceremonie der Vermählung des Doge *) damit verbunden hatte. Es dauerte vierzehn Tage; jedoch durften keine Charactermasken, ſondern bloß venetianiſche Domino's, getragen werden. Dieſes zweyte Carneval iſt ganz in Verfall gekommen.

Das alte Sprichwort, welches: Troppo teste, troppo feste, troppo tempeste, lautet, und Venedig gilt, rechtfertigt zum Theil unſer Verfahren, nach welchem wir das Carneval in Venedig vor jenem in Rom ſetzten.

Das öffentliche Carneval in Rom dauert nur acht Tage. Was für Venedig der Marcusplatz iſt, iſt für Rom der Corſo, nur mit dem Unterſchiede, daß auf dieſem auch ein Pferderennen abgehalten wird, und daß der Mißbrauch des Bewerfens der Masken mit Zuckerwerk, häufiger aber mit

---

*) Der Doge von Venedig vermählte ſich jährlich am Himmelfahrtstage mit dem Meere in Begleitung des Patriarchen, des päpſtlichen Nuntius und der Ambaſſadeurs, welchen der ganze Adel und das Volk in viertauſend bis fünftauſend Gondeln folgten. Das Schiff, worauf der Doge fuhr, heißt: der Bucentaur, welcher von innen und auswendig vergoldet iſt, und ſich gegenwärtig im Arſenal in Venedig befindet. Den koſtbaren Vermählungsring warf der Doge mit folgenden Worten in das Meer: »Wir vermahlen euch Uns als Unſer Meer, zum Zeugniß einer wahrhaften und ſtets währenden Herrſchaft.« — Wenn der Capitan des Bucentaurs ernannt wurde, mußte dieſer mit einem körperlichen Eide die Verſicherung thun, daß er bey Verluſt ſeines Lebens das Schiff unverletzt wieder zurückbringe, wenn gleich die See noch ſo ſtürmiſch geweſen wäre.

Gypskörnern (welche mit nicht vollem Rechte Confetti heißen) nirgends ſo ſehr getrieben wird, als eben hier. Maskeraden, Spiele, Unfüge ꝛc., wie in Venedig. Etwas Eigenthümliches für Rom hingegen iſt der Gebrauch, am Abende des letzter Faſchingtages an den Fenſtern, in den Wägen und auf der Straße mit angezündeten Lichtſtümpſchen zu erſcheinen, und dabey zu ſchreyen: Sia ammazzato, chi non porta morcolo! Hier beſtrebet ſich Jeder, dem Anderen das Licht auszublaſen. Geſchieht dieſes, ſo muß es ſogleich wieder angezündet werden. Die Kutſchen ſind rings herum mit Lichtern verſehen, und viele Fußgänger tragen dergleichen auf überaus hohen Stangen, wie nicht minder ganze Pyramiden von Lichtern. Herr Wolfgang v. Göthe hat uns in ſeiner Beſchreibung des Faſchings in Rom einige Exemplare des hierbey üblichen Ausrufes zum Beſten gegeben, worunter ſich jenes eines Kindes an ſeinen Vater auszeichnet: Sia ammazzato il Signor Padre! — Dieſer Ausruf, die zotenhaften Späße des Pulicinells und anderer Carricaturen, die wir aus Achtung für die Ehrbarkeit nicht einmahl nennen wollen, laſſen vermuthen, daß die Ausgelaſſenheit und die Unverſchämtheit des Pöbels auf keinem Carnevale in ſo grellem Lichte erſcheinen, als auf dem zu Rom; übrigens iſt die Angabe des Herrn W. v. G., als ſey die Polizey bey dieſer Gelegenheit ſehr gelinde, falſch, da ſie doch hierbey mit der nöthigen Strenge verfährt, wenn ſie gleich Mißbräuche duldet, um ihre Wachſamkeit nicht von den Verbrechen abzulenken, welche hier ſo leicht Statt finden. Jene Angabe rührt wahrſcheinlich von der Milde her, mit welcher die äußerſt unſchickliche Äußerung über die Perſon des Herzogs von Albanien, welcher doch wenigſtens als Gaſt des römiſchen Hofes Rückſicht verdiente, übergangen worden ſeyn mag. Zugleich ſchütteln wir über den prophetiſchen Geiſt, welcher ſich die Fremden mit dem Buche des Hrn. v. G. in der Hand den Carneval in Rom collationirend vorſtellt, den Kopf.

Den Character, welchen die Carnevale in Venedig und in Rom haben, nehmen mehr oder minder alle Carnevale in den bedeutenderen Städten Italiens an, deſſen Eigenheit in dieſer Rückſicht die Feyerung des Carnevals unter freyem Himmel iſt.

Wir glauben, hier nicht am unrechten Orte die Notiz zu ſetzen, daß in Bologna im J. 1504 des damals eingetretenen großen Erdbebens wegen die Luſtbarkeiten des Carnevals nicht nur abgeſchafft, ſondern auch mit öffentlichen Gebethen verwechſelt worden ſeyen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ſich dieſer Gebrauch nicht lange erhalten hat. — nn —

Was hat wahre pragmatiſche Geſchichte mit jedem andern Kunſtwerke, ſelbſt mit dem Heldengedichte und Trauerſpiele gemein? *)

Jedem wahren Kunſtwerk, folglich auch aller wahrhaft pragmatiſchen Geſchichte überhaupt und der Menſchheitsgeſchichte insbeſondere, muß eine

---

*) Aus dem bald erſcheinenden zweyten Bande der Geſchichte der Menſchheit von Freimund Walter.

wirklich inwohnende Idee zum Grunde liegen, und dieſelbe, wie die Seele den Leib, ſo kräftig durchdringend beleben, daß alle einzelnen Bewegungen (dargeſtellten Begebenheiten) allein von der erwachten Geiſteskraft einer ſolchen Grundidee ausgehen, ohne welche jede lebloſe Zwitterſchönheit von ſelbſt aus einander fällt und den Menſchen nie wahrhaft ergreifen, nie ihre innere Lebenskraft wahrhaft äußern kann. Dieß muß daher auch vorzüglich in der Geſchichte der Menſchheit, wie im Drama und Heldengedichte, die weſentlich nothwendige Einheit der Haupthandlung ſeyn, welche zwar oft mißverſtanden und für mechaniſchen Regelzwang gehalten worden, gleichwohl aber ihrem Weſen nach die Einheit der Grundidee jedes echten Kunſtwerks iſt. Eine ſolche aus innerſter Seelentiefe geſchöpfte Grundidee aller wahren Geſchichte und Kunſtwerke iſt z. B. vorzüglich die menſchliche geſetzmäßige Willensfreyheit, Sittlichkeit und Religioſität, als das Göttliche, Gottähnliche und Höchſte im Menſchen, folglich als Lichtſtrahl des ewigen Urlichtquells vermittelſt der vernünftigen Menſchennatur, eben weil eine ſolche Grundidee nach dem Gottähnlichen, oder Göttlichen im Menſchen ſtrebt, nach welchem man daher auch die reine Idealität echter Kunſtwerke beurtheilen muß, welche ohne dieſelbe nie wahre Kunſtwerke, ſondern bloß mühſame Geiſteserzeugniſſe mit einigen ſparſamen Schönheiten geſchmückt ſind, die aber, wie Perlen, Edelſteine und alle andern Koſtbarkeiten, das Häßliche der verfehlten Grundidee nie verſchönern, ſondern nur deſto auffallender hervorheben können, eben weil wahre Kunſtſchönheit allen beygefügten Schmuck als leeren Prunk und Flitterſtaat entbehren kann. Denn je mehr die ausgeſprochene Grundidee des Kunſtwerks der in innerſter Seelentiefe ruhenden Ahnung des Höchſten entſpricht, deſto idealer iſt auch das Kunſtwerk. Bey jeder Kunſtdarſtellung einer verfehlten Grundidee erſcheinen daher die ſchönſten Bilder und die gefälligſten Formen als bloße Arabesken, als buntes Laub- und Flitterwerk, wie in der Schuld und Ahnenfrau.

Demnach ſollen ſich alle ſchönen Künſte mit der Geſchichte am Ende nothwendig auf ihren Urquell, auf das Göttliche und Gottähnliche des Menſchengeiſtes beziehen, an welchem alle Menſchen daher auch Theil haben und Theil nehmen müſſen, eben weil ſie es ſonſt auch weder am Kunſtwerke begreifen, noch von ihm ergriffen werden könnten, zumahl da kein Kunſtwerk eine ſolche Grundidee zu erregen vermag, welche noch nie uranfänglich im Menſchengeiſte enthalten war. Denn nur urſprünglich vorhandene wahre Grundideen können durch echte Kunſtwerke wiederum gleichſam aus ihrem Schlummer erweckt und anſchaulich lebendig dargeſtellt werden, ſobald der Geiſt des Künſtlers bis zur Kraft erwacht iſt, in einer ſein Weſen durchdringenden Form vor des Künſtlers Geiſtesauge hinzutreten. Bey jedem wahren Künſtler muß gleichſam ſein Geiſtesathem an dem Himmel des Ewigen in menſchlicher Geiſtesnatur emporſchweben, um ſich dort in ſchönen Formen zu geſtalten, welche, ſchwebend über dem Irdiſchen und daſſelbe verſchönernd, nun auch allen andern lebenden Menſchen wahrnehmbar gemacht werden können. Daher ſind Inhalt oder Geiſt und Form, als Urbeſtandtheile des

Schönen, ſchon urſprünglich ſo weſentlich Eins, daß weder von dem Gelingen bloß des einen, noch von dem Mißlingen des andern Kunſtbeſtandtheils, ſondern nur von dem gradweiſen Gelingen, oder Mißlingen des Ganzen die Rede ſeyn kann. Selbſt der Ausſpruch von dem ewigen Beſtehen des Geiſtes und vom ewigen Formenwechſel gilt nur in ſo fern, als das Vergängliche (von urſprünglich reiner Geiſtesnatur Abweichende) ſich dabey eingemiſcht hat, von welchem ſich kein aus Sinnlichkeit erzeugtes Ding frey erhalten kann. Da nun jede wahre Grundidee von dem Ewigen, Göttlichen und Gottähnlichen ſchon ihrer weſentlichen Natur nach religiös im weitern Sinne iſt; ſo muß es auch jedes echte Kunſtwerk ſeyn; folglich muß auch vorzüglich die Geſchichte der Menſchheit mit echt religiöſem Geiſte dargeſtellt werden. Nun iſt aber die wahre Religion (und muß ſtets bleiben) die höchſte Geiſtesblüthe des Idealen, gleich jedem ſittlich religiöſen Gefühle, welches in Religion übergeht nach ſeiner Läuterung von allen Schlacken der Endlichkeit in der wahren Feuertaufe des Geiſtes, welchen die chriſtliche Religion unter allen am reinſten ausſpricht. Denn ſelbſt alle Starrheit religiöſer Ideen und Gefühle zerrinnt vor der milden, liebevollen und lebensreichen Sonne der reinen Geiſteslehre Jeſu, z. B. ſchon vor der würdigſten Idee eines liebevollen himmliſchen, göttlichen Altvaters im Verhältniſſe zu ſeinen Kindern, deren reuevolle Beſſerung ſelbſt bey der größten Schuld den gütigen Allvater allein verſöhnen kann. Selbſt alles Weltübel (welches die heitere Sinnlichkeit der Griechen ſo ſchmerzlich empfand und hieraus die Schickſalsidee bildete) ſtellt Chriſtus als bloß nöthige Prüfung des Menſchen dar, in welcher allein der Gute getroſt zum Himmel emporblicken darf, wo auch der tiefſte Schmerz verklärt werden wird. Will demnach der Dichter, oder Geſchichtſchreiber die Idee des Weltgeiſtes oder Schickſals (eigentlich der Vorſehung) anſchaulich darſtellen; ſo darf er ſicher nicht in deſſen wahrer Erkenntniß zurück ſchreiten, ſondern er ſoll vielmehr nöthigen Falls ſeinem Zeitalter vorauseilen. Denn ſonſt verdirbt er ſein Kunſtwerk und macht offenbare Rückſchritte im Bildungsgange der Menſchheit, deren Lebensſtrom nie weſentlich rückwärts, ſondern nur vorwärts fließen kann und ſoll, wie in der Vorrede zum vierten Bande der Geſchichte der Menſchheit bey näherer Erläuterung der Zeitalter der Menſchheit weiter gezeigt und nach dieſer Grundidee jedes alte oder neue Kunſtwerk im Verfolge der Menſchheitsgeſchichte in möglichſter Kürze gebührend gewürdigt wird.

Auch in der Geſchichte muß, wie im Drama und Heldengedichte, der natürliche Freyheitstrieb des Menſchen die höchſte unmittelbar waltende Grundurſache alles menſchlichen Verhaltens, die in jeder Hinſicht geſetzlich errungene, oder behauptete Willensfreyheit des Menſchen hingegen in allſeitiger gottähnlicher Ausbildung die vollendete Menſchenbeſtimmung ſeyn. Dieſe nachzuweiſende Erhaltung und Behauptung der Menſchheit in geſetzmäßiger Willensfreyheit nach allen ihren Richtungen muß daher nicht nur der Hauptzweck aller wahren, gut dargeſtellten Geſchichte, ſondern ſelbſt auch der Endzweck des chriſtlichen Trauerſpiels ſeyn, welches als ſolches den Menſchen ebenfalls entweder in ſeiner ſchon errungenen Freyheit erhalten, oder zur Freyheit erheben, oder doch den menſchlichen Geiſt hierzu vorbereiten und läutern ſoll durch erregte Furcht als Sorge für menſchliche Freyheit, deren Verluſt den Menſchen ſtets entadelt. Daher ſoll man auch aus allen chriſtlichen Trauerſpielen, wie aus alter Geſchichte, nie die göttliche Vorſehung, ſondern nur den Irrglauben an ein blindwirkendes, unabänderlich nothwendiges Schickſal oder Weltübel verbannen, welches aber in den Trauerſpielen der kriegeriſchen Griechen, deren Muth durch ihre Schickſalsidee erregt wurde, deßwegen auftreten mußte, weil ihre Regierungsform meiſtens patriarchaliſch-theokratiſch war. Denn auch die Griechen nahmen mit andern abergläubiſchen Völkern den Göttereinfluß auf menſchliche Schickſale ſo allgemein an, daß Götter und Menſchen, wie Ältern und Kinder, in innigſter Verbindung mit einander lebten, die Götter ſelbſt aber ebenfalls ſo ſehr unter dem eiſernen Schickſale ſtanden, daß ſogar Zeus ſelbſt nie in die Speichen des Schickſalsrades eingreifen durfte! — Bey dieſer politiſch religiöſen Verfaſſung der Griechen war daher das eiſerne Schickſal ein ſo politiſch nothwendiger Glaubensartikel, daß die Griechen durch Vertauſchung ihres Wahnglaubens mit der Freyheitsidee ihr ganzes politiſch-religiöſes Staatsgebäude zertrümmert haben würden, während ein Socrates mit andern Weiſen auch hierüber vernünftiger dachte, aber — ſchweigen mußte! — Deßwegen wagte ſelbſt Ariſtoteles nicht die Behauptung der Freyheit, ſondern nur die Furchterregung für des Trauerſpiels Endzweck auszugeben. Die erregte Furcht in griechiſchen Trauerſpielen war demnach weder wahre Seelenreinigung, noch Vorbereitung zur Freyheit, noch Furcht vor dem ſittlichen Böſen ſelbſt, ſondern nur vor deſſen Folgen und vor der Strafe rächender Götter ꝛc. Auf ſolche Art hängt alle gut dargeſtellte Geſchichte tauſendfältig ſchon durch ihre gemeinſchaftliche Grundidee mit allen andern Kunſtwerken jeder Art weſentlich urſprünglich zuſammen ꝛc. Freymund Walter.

◆

Anecdoten.

Unlängſt geſchah es, daß in einem Caffehhauſe ein Engländer in übereilter Hitze den Marqueur mit dem Billardſtock nicht weniger als — todt ſchlug. Der Britte, weit entfernt zu erſchrecken, legte ganz ruhig den Queue bey Seite und ſagte zu dem Caffehwirth ganz gelaſſen, er möchte den erſchlagenen Marqueur ebenfalls mit auf die Rechnung ſetzen. — i —

Jemand holte zur Carnevalszeit ſeinen Freund ab, um ihn, wie er ſagte, in eine geſchloſſene Geſellſchaft zu führen. Auf dem Wege hält Jener bey dem

Stadtgefängniſſe, und ſagt ſcherzend: Wir ſind an Ort und Stelle! Auf dieſe Art geſchloſſener Geſellſchaft, entgegnete der Freund, habe ich wahrlich nicht gerechnet. Auf Kettenrechnungen habe ich mich überhaupt nie verſtanden.

— n —

In einer glänzenden Geſellſchaft kam die Rede auch auf die Carbonari. Eine zimperliche Dame erſchrack darüber, und fing plötzlich an, italieniſch zu reden. Dieß that ſie ſehr ſchlecht, weil ſie es nicht beſſer verſtand. »Sicherlich«, ſagte hierauf ein bekannter geiſtreicher Bonmotiſt zu ſeinem Nachbar, »ſpricht dieſes Frauenzimmer deßwegen die Sprache Italiens, um anzuzeigen, daß es keine Italierinn ſey.

— ſ —

Als Madame de Stael ihre eignen Memoires ſchrieb, fragte ſie ein Freund: »Wie werden Sie aber verfahren, wenn ſie darin auf den Punct ihrer Galanterie kommen?« — O, geſtand ſie raſch, da werde ich mich denn nur im Bruſtbilde zeigen! —

Königinn Catharina flüchtete mit ihrem Gemahl, dem König von Navarra, als ſie durch Ferdinand ihrer Staaten beraubt waren. Da geſtand ſie auf der Flucht ihrem Gemahl: »Mon cher, nous n'aurions pas perdu ce Royaume, si vous en eussiez été la Reine, et que j'en eusse été le Roi!«

Ein Gatte, der mit ſeinem alten, böſen, zänkiſchen Weibe den Stephansthurm zu Wien beſtiegen hatte, geſtand ſeinem Freunde: »Er erinnere ſich ſo eben ſeiner Kinderjahre, wo er auch, wie heute, habe einen Drachen ſteigen laſſen.

Ein judäiſcher Glaubensgenoſſe, ein reiſender Branntweinbrenner, hatte in dem Paß, den er in Hamburg vorzeigen mußte, die Benennung: »N. N., altteſtamentiſcher Branntweinbrenner.« (Ebenmäßig könnte Noah, lebte er noch, als ein ante- und poſtdiluvianiſcher Weinhändler reiſen.)

Ein Jüngling von zwanzig Jahren wurde zu London wegen Dieberey vor Gericht geſtellt. Er bekannte da eine ſo große Menge von Diebſtählen, daß man meinte, er gäbe die Geſchichte einer ganzen Bande. Aufgefordert, zu erklären, ob er wirklich alle dieſe Diebſtähle verübt habe, rief er: »Ja, bey meiner Ehre, ich, ich allein!«

Ein Witzkopf ſagte von Emporkömmlingen: »Sie ſind vom Dienerbrete in den Wagen geſprungen, und ſind das Rad glücklich umgangen.«

◆

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Folgendes diene als Nachtrag zu der in Nr. 13 enthaltenen Critik über die Aufführung des Carl v. Kiſfaludy'ſchen Schauſpiels: Die Tartaren in Ungern. — Da die Theaterankündigungen, welche der Aufführung dieſes Stückes vorangingen, feyerlich genug waren, um die Erwartung des Publicums auf einen eben ſo hohen Grad zu ſpannen, als hätte es wirklich einer Vorſtellung gegolten, worauf ſowohl der Dichter als auch die Schauſpieler ſich ſchon im Voraus ein Großes zu Gute hielten; der Erfolg aber, den theils die ungeeignete Wahl des Gegenſtandes, theils die Kunſtleiſtung der letztern bewirkte, jene in der That gar künſtlich geſteigerte Erwartung auf eine ſehr ungefällige Weiſe täuſchte; ſo können es diejenigen, denen dieſes zunächſt zuzuſchreiben iſt, nicht übel nehmen, wenn wir hier zu Gunſten des anſpruchloſen Dichters, deſſen Talent man in Zweifel zu ziehen ſich durch das eben Geſagte veranlaßt fand *), uns durch Gründe, die uns gleichwohl erſt jetzt bekannt wurden, welche aber die Aufmerkſamkeit aller Billiggeſinnten in Anſpruch nehmen, bewegen fühlen, unſrer bereits geäußerten Meinung noch Einiges nachzutragen.

Wir wiſſen aus ſicherer Hand, daß der Verfaſſer obbenannten Stückes ſolches in einem Alter von achtzehn Jahren, und in nicht mehr, als vier Tagen ſchrieb, und daß er es zwar zur Eröffnung einer Nationalbühne ſeines Vaterlandes beſtimmte, weßhalb es auch in Herrn von Gaal's Theater der Magyaren unter den gewählten drey dramatiſchen Gedichten das erſte iſt; weder aber durch den Verfaſſer, noch durch den Überſetzer je beſtimmt war, auf einer deutſchen Bühne gegeben zu werden; welches denn auch die in der Vorrede des Theaters der Magyaren angeführten Worte des beſcheidenen Dichters ſelbſt zur Genüge bewähren. Nun liegt uns auch ein Brief deſſelben vor Augen, worin er einen ſeiner hier lebenden Freunde dringend erſucht, die Aufführung dieſes Stücks, wenn ſolche ja im Plane einer der hieſigen Theater-Regieen läge, verhindern zu wollen; denn er hatte ſchon vor einiger Zeit vernommen, daß man daſſelbe hier wirklich aufzuführen Willens ſey.

Dieſe Umſtände biethen der Gründe genug, das Mißlingen genannter Vorſtellung bey weitem nicht ſo ſehr dem Dichter, als der Wahl, wodurch dieſelbe in die Scene kam, hauptſächlich aber der bereits allenthalben gerügten nachläßigen Darſtellung, der dem Nationalcharacter der für Alles und Jedes, was auf Vaterland und König ſich bezieht, enthuſiaſtiſch glühenden Magyaren ganz und gar widerſprechenden Schlaffheit und Kälte, wodurch man die Wirkung mancher intereſſanten Situation ſchwächte, oder wohl gar zu nichte machte; und endlich der höchſt bizarren Idee, den letzten Zwiſchenact des Stückes mit einem ohrzerreißenden Trompetenfanfare auszufüllen, zur Laſt zu legen.

Alles dieß berechtigt uns zur Frage: warum man zur Verherrlichung des weihe-

---

*) Das kann wenigſtens dem Conv. Bl. nicht vorgeworfen werden. Es hat ſich, wie in Nr. 13 zu leſen, gegen den etwaigen Verdacht, als wolle es dem Verf. das dichteriſche Talent abſprechen, ausdrücklich verwahrt, und nur bemerkt, daß der Erfolg dieſes Bühnenwerks von dem dramatiſchen Talent des Dichters keinen überzeugenden Beweis geliefert hat. Letzteres liegt am Tage, und iſt eine Sache für ſich, welche natürlich nichts entſcheidet, und auf keinen Fall den reich begabten Genius Kiſfaludy's überhaupt treffen kann. Wie hoch wir dieſen in Ehren halten, hat unſer Blatt immer und überall wahrnehmen laſſen. Das herrliche Ungarn iſt auf dieſen ausgezeichneten Dichter mit Recht ſtolz, ohne ihn deßwegen mit Schiller oder Kotzebue in Parallele ſetzen zu wollen, was er in Bezug auf Ungern wohl allerdings genannt werden kann. Übrigens wünſchen wir, daß die Umſtändlichkeit, womit unſer raumbeſchränktes Blatt dieſe Sache behandelt, den zahlreichen Leſern deſſelben in Ungarn den Beweis erneuern möchte, wie theuer uns Alles iſt, was ein Land angeht, das durch energiſchen Aufſchwung ſeiner Cultur die allgemeine Bewunderung genießt. D. Red.

vollen Tages, an welchem man dieſes Stück gegeben, gerade das Schwächſte von des jungen, wenn gleich hoffnungsvollen Dichters Dramen gewählt, ohne ſich nach den reifern Werken desſelben, oder nach anderer magyariſchen Dichter bereits gedruckten Leiſtungen umzuſehen? Wahrſcheinlich liegt die Beantwortung dieſer unſerer Frage in derſelben Nonchalance, womit man bey dem Memoriren der Rollen genug gethan zu haben glaubte, wenn man die in dem Stücke vorkommenden ungriſchen eignen Nahmen gerade hin nach der Buchſtabenfolge, nicht aber wie ſie ausgeſprochen werden müſſen, herſagte, ohne ſich nach letzterem zu bekümmern. So hörte man unter andern ſtatt Bálint: Balihnt! ſtatt Balás: Baláhs, welches um nichts beſſer klingt, als ſagte man Martihn ſtatt Martin; auch gereichte es weder dem Gedächtniſſe noch der Sprachkenntniß jenes Helden zu Ehren, der da ſagte: »dieß greift mir tief an's Herz«, ſtatt ins Herz; deßhalb wünſchen wir ſowohl ihm als ſeinen ſämmtlichen Kunſtgenoſſen männlichen Geſchlechtes, es wolle ihnen künftig das Characteriſtiſche, das ihren Rollen entweder in pſychiſcher oder nationeller Hinſicht angehört, nicht an, ſondern in der Seele haften bleiben.

»Es gibt Dinge zwiſchen Himmel und Erde, von denen ſich unſere Philoſophie nichts träumen läßt.« Darunter gehört wohl auch die Möglichkeit, daß ein Opernbuch, wie jenes der militäriſchen Oper, welche am 13 d. M. im Theater an der Wien, unter dem Titel: Pauline, oder: Muth und Liebe, von Ebersberg, aufgeführt wurde, einen Compoſiteur finden, und wirklich in die Scene gebracht werden konnte. Dieſes Machwerk fand aber an dem verdienſt- und talentvollen hieſigen Profeſſor der Harmonie bey St. Anna, Herrn Drechsler, wirklich einen Compoſiteur, und wurde von Herrn Schwarzbock, Opern-Regiſſeur und Chor-Director jenes Theaters, zu ſeinem Benefiz gegeben. In dieſer Oper kommt eine Witwe mit zwey Kindern vor, die einander entſetzlich anhänglich ſind, Auguſt und Pauline. Die Stadt, in der ſie leben, wird vom Feinde hart bedrängt, und im Augenblick der letzten Anſtrengung läßt der Commandant alle jungen Leute ausheben, um die Stadt vertheidigen zu helfen. Statt zu dieſem Zwecke der Willigſte zu ſeyn, iſt unſer Opernheld in Verzweiflung, dafür aber ſeine Schweſter Pauline um ſo muthiger; ſie verkleidet ſich, gibt ſich für ihren Bruder aus, und ergreift die Waffen! Das wird ihren Angehörigen durch einen zurückgelaſſenen Brief kund, den Pauline ſchreiben ließ. Nun ſucht der Bruder die Schweſter, die indeſſen beym Sturme ihrer Mutter Haus tapfer bey der Einnahme der Stadt vertheidigte. Was der Bruder indeß gethan hat, weiß Niemand. Im Suchen ſtößt er auf den feindlichen Oberſten, verlangt von ihm Pauline, und als dieſer natürlicher Weiſe nicht weiß, was er mit dem tollen Menſchen machen ſoll, reißt derſelbe dem Oberſten den Degen aus der Scheide und dringt auf ihn ein. Die herbeyeilende feindliche Wache ergreift ihn; unter ihr iſt auch die tapfere Pauline, ſelbe trägt aber, als nunmehriger Kriegsgefangener, ihren Säbel noch immer an der Seite, die Geſchwiſter erkennen ſich, und dem verzeihenden Oberſten wird »nun Alles klar.« Dem Publicum war es ſchon viel früher klar geworden, wie es mit dem Talente des Dichters ſtehe, denn bis hierher hatte die lamentablen Scenen ſchon wiederholtes Gelächter unterbrochen. Der verwundete feindliche General quartiert ſich in dem einzigen bey der Plünderung und dem Brande verſchont gebliebenen Häuschen, nähmlich jenem der Witwe ein, obwohl man in den mit groſſen, anſehnlichen Gebäuden beſetzten Straſſen keine Spur der Verwüſtung wahrnimmt, die ſich ein paar Scenen früher am Schluſſe des erſten Actes mit einer Decoration darſtellt, wo Alles brannte, wie in der Hölle. Dieſe Stadt hat überhaupt viel Eigenes; ſie iſt z. B. nur von Bauern bewohnt, denn die ſämmtliche Bevölkerung zeigte ſich immer im ländlichen Coſtume; und es ſcheint auch, als ob allen einrückenden Truppen am Thore jederzeit die ausgeſchriebenen Stimmen für die zu ſpielende Muſik ausgetheilt würden, denn die feindlichen Truppen ſpielten den nähmlichen Marſch, wie früher die Beſatzung. Der feindliche General hat auch einen kleinen Sohn bey ſich, warum? damit ſelber ins Waſſer falle, um von Paulinen gerettet zu werden. Wenn ſie nun auch gleich unſer Opern-Buch quaestionis mit herausgefiſcht hätte? »Nun geht Alles vortrefflich, ſo meinte auch Auguſt; ſelbſt das Publicum war dieſer Meinung, denn es beklatſchte dieſe Äußerung unſers Opernhelden auf das Lebhafteſte. Der General erkennt in Paulinen ſeine Tochter, die er früher auch im Felde bey ſich gehabt hatte. Man könnte hieraus ſchließen, das Stück ſpiele unter einem Nomaden-Volke, die mit Weib und Kindern, Vieh und Haus ins Feld ziehen; aber das Coſtüme und einige andere Umſtände laſſen eine ſolche Meinung doch nicht aufkommen. Nun erſcheint auch der Oberſt; nach dem Vorhergegangenen iſt es keineswegs mehr wunderbar, daß er in der Witwe ſeine verlaſſene Frau erkennet. Jetzt paart ſich alles, denn da Pauline und Auguſt nicht mehr Geſchwiſter ſind, und ſich ſo aufopfernd lieben, müſſen ſie ſich heirathen, und ſo endet ſich der Jammer recht luſtig. —

Zum Lobe der Compoſition läßt ſich nicht mehr ſagen, als daß trotz der durch dieſe verwunderliche Dichtung hervorgebrachten Stimmung dennoch die meiſten Tonſtücke applaudirt wurden. Beſondern Effect machte die Kriegs-Muſik mit dem ſie begleitenden Chor, wie überhaupt die Chöre gelungener erſchienen, als die übrigen Singſtücke. In ſelben war der Sänger zu wenig bedacht; des Sergenten Arie mit dem Chore klang etwas gemein. Herr Drechsler hat neuerdings ein hartes Geſchick erfahren, in wie fern aus eigener Schuld? hierüber iſt Referent nicht unterrichtet. Zu wünſchen wäre, daß dieſer vaterländiſche Tonſetzer, welcher ſein Talent ſchon ſo genügend erprobte, ein gutes Buch mit einem ermunternden Auftrage bekäme. Paulinens und Auguſtens Parte wurden ſehr gut gegeben, auch gingen die Chöre vortrefflich. Die Gruppirungen waren ſchön, obwohl ſie zu oft kamen, doch iſt dieß nicht Horſchelts Schuld, der ſie mit Einſicht und Effect ſtellte. Die Brand-Decoration iſt fürchterlich ſchön in der Zuſammenſtellung mit dem Tableau. Intereſſant war dieſe Vorſtellung wegen des lebhaften Eingreifens des beſchauenden Publicums in die Handlung. Es iſt wohl in dieſem Theater noch nie bey den Jammerſcenen und bey den ſeyn ſollenden ſentimentalen Sachen, die geſagt wurden, ſo viel gelacht worden, als dieſen Abend; aber die Vorſtellung wurde auch für den nächſten Abend angekündigt, und — man lachte.

Der Verf. des Buches, ein Jüngling, wird durch dieſe Lection vielleicht von ſeinem auffallenden Dünkel, der ſich auch bey dieſer unglücklichen Arbeit ausſprach, geheilt, und zu der Überzeugung gelangen, daß er für ein Fach, das in der Poeſie durchaus Talent begehrt, ſchlechterdings nicht tauge. Er möge den Rath jenes auch in intellectueller Hinſicht hoch ſtehenden Biedermannes beherzigen, und lieber unſchuldige Sachen, kleine moraliſche Erzählungen für die Jugend oder das Volk ſchreiben, wenn es ja ſchon geſchrieben ſeyn muß.

Schließlich muß Ref. noch erinnern, daß er in ſeinem Innerſten überzeugt ſey, bey dieſem Bericht ſo ſchonend verfahren zu ſeyn, als es mit der Rückſicht, die man der Wahrheit und dem Publicum ſchuldig iſt, nur immer verträglich war. —h—

Im Schauſpielhauſe an der Wien wurde am 16. Febr. zum Vortheil der königl. bayeriſchen Hofſchauſpielerinn Mlle. Ch. Pfeiffer, und zum erſten Mahl aufgeführt: Herrſchſucht und Entſagung. Romantiſches Gedicht in fünf Aufzügen, von Wend. — Die Hauptbeſtandtheile dieſes Gedichts ſind ungefähr folgende: Graf Zizowsky, Großmarſchall der Herzoginn Wanda, von Maſovien, will ſeine Gebietherinn zur Entſagung ihrer Herrſchaft zwingen, um dieſe an ſich zu reißen, oder ſie doch ſeiner Familie in die Hände zu ſpielen. Wanda verlor ihren einzigen Sohn, ein dreyjähriges Kind, ohne zu erfahren, was aus ihm geworden. Auf einmahl bringt Zizowsky Nachricht, daß er noch am Leben ſey; er ſelbſt hat ſchon vor funfzehn Jahren den Knaben einem Mann, der ihn geraubt, in einem Wald entriſſen, und als ſein eignes Kind erziehen laſſen. Bisher galt Olesniki, ſein Vertrauter, für des nun erwachſenen Jünglings Pflegevater. Witold, dieß iſt ſein Nahme, wird mit Entzücken als Erbe von der Fürſtinn anerkannt; ihr ſelbſt aber der Anſchlag, ihn aus der Welt zu ſchaffen, beygemeſſen. In dieſem Augenblick bricht eine Verſchwörung aus, alle Tapferen greifen zu den Waffen, der Jüngling ſelbſt kampft muthig für die Gerechtſame der Herrſcherinn, die Aufrührer ziehen den Kürzern, und Olesniki, der ſchwer verwundet und mit dem Tode ringend in den Pallaſt gebracht wird, entdeckt das ſchändliche Gewebe des Großmarſchalls, der auch den Herzog, Wanda's Ehegemahl, vergiftet und die Rebellion angezündet hat. Zizowsky dingt unterdeſſen einen Böſewicht, den Prinzen zu ermorden; auch dieſer Anſchlag wird verrathen, und des Anſtifters eigne Tochter, Witold's Geliebte, die den Dolchſtoß von ihm abzulenken eilt, erhält ihm mit Verluſt ihres Lebens das ſeinige; dem herrſchſüchtigen Verbrecher aber wird die längſt verdiente Strafe.

Dieſem Schauſpiele, man mag es nun für ein romantiſches, hiſtoriſches, oder eine Miſchung von beyden gelten laſſen, fehlen alle weſentlichen Erforderniſſe einer dramatiſchen Handlung; man müßte denn das Auf- und Abtreten, das Converſiren und Monologiſiren der ſämmtlichen Perſonen dafür anzunehmen geneigt ſeyn. Wir haben aber geſehen, wie wenig Intereſſe daraus entſpringt. Was wollen dieſe Helden, Bothen und Vertrauten, dieſe Damen und die Zoſe, die vorüberziehen, zurückkehren, und ſich unaufhörlich, ohne daß man weiß, was ſie im Schilde führen, hin und her treiben: ſo fragt man ſtill vom Anfang bis zum letzten Theile dieſer loſen, zuſammen geſtückelten Handlung. Die Monologe, die andächtigen Gebethe, die Betrachtungen, die bilderreichen Geſpräche nehmen den handelnden Perſonen und den Zuſchauern ſo viele Zeit weg, die Intriguen ſind ſo matt und durchſichtig, das Ganze ſo planlos und ſo ſchwerfällig, daß man wie in einem dumpfen Traume vor dem wirren Schattenſpiele da zu ſitzen glaubt, und Zug für Zug, und Schritt für Schritt die Anſtrengung des Urhebers, das unhaltbare Werk von der Stelle zu bewegen, ſchmerzlich mit empfindet. Wir wollen nichts von dem Einzelnen ſagen, denn kaum möchte irgend etwas einer ſtrengern Prüfung noch beſtehen können. Die Charactere ſind ohne Grundlage hingeſtellt, der Dialog iſt theils geſchraubt und mit verfehlten Bildern überladen, theils ſo trocken und proſaiſch, daß man nur zu folgender Zeile:

»Zehn Jahre haben anders es gemacht!«

den Gegenſatz ſich denken darf, um die Behauptung wahr zu finden, und kurz, in dieſer ganzen romantiſchen Dichtung zeigt ſich nur der mißlungene Verſuch eines zwar mit Liebe zur dramatiſchen Poeſie begabten aber mit den Hülfsmitteln zur Aufführung noch nicht vertrauten Schriftſtellers.

Daß es Verſe waren, konnte man nur ſehr ſparſam vernehmen; die Damen geben uns in ſolchen Fällen gewöhnlich den erſten Aufſchluß, und ſo geſchah es hier. Wenn auch mehrer Mitglieder, wenigſtens ſo lange, als die Zuſchauer noch günſtige Meinung und guten Willen hatten, mit einigem Erfolg ihre Kräfte aufbothen, ſo brachten andere ſie in der Folge bald um den geringen Vortheil, und der ſterbende Olesniki war dreyfach zu beklagen, daß er zugleich an ſchmerzlichen Wunden, einer unendlichen Erzählung, und den Qualen eines ſich ſelbſt marternden Gedächtniſſes den Geiſt aufgeben mußte. — Die pohlniſche Nationaltracht fiel recht angenehm ins Auge.

Man erwartet auf der Leopoldſtädter Bühne an Neuigkeiten: Den Eheteufel auf Reiſen, Zauberpoſſe von Gleich, zum Vortheile des Regiſſeurs Johann Sartori. — Meiſter Stehauf, Poſſe von Kilian Schickh, zum Vortheil des Herrn Ignaz Schuſter. — Die Heirath durch einen Wochenmarkt, Luſtſpiel in einem Acte von Meisl. — Die Zerſtörung von Troja. Parodie von eben demſelben.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625) wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W. W., durch die k. k. Poſt 11 fl. W. W. halbj. Beyträge beliebe man dem Redacteur (Franz Gräffer) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Conversationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

19.

(Wien, Mittwoch den 7. März.)

Die Alten bey Tiſche.

Den Griechen, dieſem Jünglingsvolke unter allen übrigen gebildeten, waren wenige Dinge ſo zuwider, als einſam ihre Mahlzeit zu nehmen; worin ihnen, hoffen wir, ſelbſt alle heutigen Völker, die Karaiben ausgenommen, welche nie Jemanden neben ſich bey Tiſche ſehen, Recht geben werden. Nur das Ariſton, welches mit unſerm Frühſtück überein kommt, wurde einfach in häuslicher Stille genoſſen; ſchon beym Homer bereitet es Eumäos »zugleich mit dem Erſcheinen der Sonne,« und Plutarch erzählt uns, es habe vorzüglich darin beſtanden, daß man Brotrinden in Wein tauchte. Eine nicht ſo einfache, mit Sorgfalt bereitete Mahlzeit war ein Deipnon (vielleicht eine allmählich entſtandene Zuſammenziehung aus διακεκοσμημένον, ausgearbeitet), und wurde beſtändig in Geſellſchaft gehalten; daher ſie der Coena der Römer entſpricht, welche eben wegen der Gemeinſchaft (διὰ τὴν κοινωνίαν) ihren Nahmen erhalten hat. Feſtlicher waren die Sympoſien, zu welchen ein jeder ſeinen feſtgeſetzten Beytrag lieferte. Fünf war die gewöhnliche Zahl der Gäſte an einem Tiſche, und einem ſolchen Pentaklinon war kein Gaſt angenehmer, als ein geehrter Philoſoph, welchen der Hausherr mit oder ohne Wiſſen der übrigen, als einen Aſymbolos, nähmlich einen Beyſteuerfreyen, eingeladen hatte. Als man daher den Kteſibius fragte, was ihm die Philoſophie für einen Vortheil gebracht habe, antwortete er: »Den Vortheil wenigſtens, daß ich als Aſymbolos an allen Tafeln gern geſehen bin.«

Nicht ſo fröhlich, wiewohl nicht weniger freundſchaftlich als bey den Sympoſien, die wir von attiſcher Seite vorzüglich kennen, mag es bey den gemeinſchaftlichen Mahlzeiten der Lacedämonier hergegangen ſeyn, welche entweder, des vertraulichen Beyeinanderſeyns wegen, Philitien, oder, wegen der auffallenden, dabey obwaltenden Sparſamkeit, Pheiditien genannt wurden. Nur bey dieſen Gemeinmahlen lagen die Spartaner, gewöhnlich zu Tiſchen von funfzehn Perſonen; dort wurde, wie Xenophon ſie ſchildert, erzählt, was jeder etwa Rühmliches für das Vaterland gethan hatte, und herangewachſene Knaben ſtanden nicht weit von den Tiſchen, das Wort der Greiſe zu vernehmen, oder auf deren Fragen paſſend antworten zu lernen. Hier mußte auch der Ärmſte ſeinen

Beytrag liefern, und konnte er es nicht, ſo durfte er auch keinen Theil an Staatsgeſchäften nehmen. Für Bequemlichkeit war bey dieſen Unterhaltungen in den früheren Zeiten eben nicht beſonders geſorgt; man lag, nach dem Zeugniß des Suidas, ohne weiche Unterlage, und ließ den Elbogen auf einem ausgehöhlten Steine oder Holze ruhen. Die ſchwarze Suppe, des Kreiſes Quadratur für die Alterthumsforſcher, ſpielte die Hauptrolle; indeſſen mögen auch hier keine Vermuthungen über die Beſtandtheile dieſer Bapha (ſo hieß ſie bey den Spartanern ſelbſt) aufgeſtellt werden, und wir begnügen uns, dem Plutarch nachzuſprechen, welcher ſie in ſeiner Schrift über die Erhaltung der Geſundheit vorzüglich aus Eſſig, Salz und mehreren Fleiſcharten beſtehen läßt. Der melancholiſchen Farbe dieſer Suppe wirkte wohlthätig der Gott des Lachens entgegen, deſſen Statue den Speiſenden zur Seite ſtand. Es macht der ſpartaniſchen Humanität Ehre, daß die Jünglinge jedes Mahl von dieſen Mahlzeiten die Greiſe zu ihrer Wohnung geleiteten; eine Sitte, welche, nach Aulus Gellius, auch die Römer angenommen haben.

Den Philitien der Spartaner waren die Andreien der Einwohner von Kreta analog; ſie werden hier beſonders deßhalb angeführt, weil, der Sitte des übrigen Griechenlandes, wie nachher gezeigt wird, zuwider, eine Frau, welche die allgemeine Achtung beſaß, dabey den Vorſitz hatte, und in der Reihenfolge nach Ruhm, Anſehen und Geſchlecht ſich richtend, den Männern ihr Theil zukommen ließ. Ausländiſche Gäſte nahmen vornehmlich Theil daran, und zu dem Ende war ein eigenes Haus in jeder bedeutenderen Stadt dazu beſtimmt. Indeſſen können wir es nicht loben, daß für alle Gäſte an demſelben Tiſche Ein Becher in der Mitte deſſelben ſtand; es erinnert uns zu auffallend an die Lappländer, welche bey Seltenheit des Tabaks dieſelbe Pfeiſe von Mund zu Mund im Kreiſe umherwandern laſſen.

Der Grieche liebte nicht ſowohl Feyerlichkeit als Feſtlichkeit; er haßte den Zwang der Gebräuche, wo er dem Lebensprincip der Geſellſchaft, einer anſtändigen Vertraulichkeit, die Nerven gelähmt hätte. Er zeigte ſich feyerlich an göttergeweihten Tagen, bey ausgezeichneten Veranſtaltungen des geſammten Staates, aber er athmete heitere Feſtlichkeit bey ſeinen Gaſtmahlen, wo er der Wirklichkeit weniger zu entfliehen, als ſie durch ein poetiſches Colorit zu heben ſuchte. In dieſer Rückſicht fanden ſich ſelten zu einem Sympoſion Gäſte ohne einen Sänger zuſammen; unter den vielen Liedern, mit welchen Polyhymnia ihres Amtes bey Tiſche waltete, finde hier nur der Geſang des Harmodius ſeinen Platz, welcher bey den Athenern vor jedem andern beliebt war, ſo daß man einen Knicker hinlänglich mit der Redensart zu characteriſiren pflegte: bey ihm werde Harmodius nicht geſungen. Hatte das Ohr ſein Ergetzliches, ſo ſorgte man nicht weniger, dem Auge zu ſchmeicheln; wir ſetzen uns zu Tiſche, um die Kinnladen in Bewegung zu bringen, die bekränzten Griechen ſchienen um eines Freudenopfers willen ihren Platz an der Tafel zu nehmen. Doch iſt es glaublich, daß die Kränze außerdem ihre reelle Urſache hatten; man bediente ſich vorzüglich kühlender Pflanzen, um dem Rauſch entgegen zu wirken. So erwähnt Ovid der Philyra, des zwiſchen Holz und Rinde ſitzenden Baſtes der

Linde, welchen die Alten bisweilen auch zum Schreiben gebrauchten; wie Martial in derſelben Beziehung von fettem Amomum und an einander gehefteten Roſen ſpricht. Auch ſchrieb man für die Fleißigen, die einander herzhaft zugeſprochen (qui plusculum se invitaverant nach Plautus), dem Epheukranze eine beſonders kuhlende Kraft zu; in derſelben Rückſicht miſchte man auch den Wein mit Meerwaſſer, welches noch überdieß der Verdauung zuträglich gehalten wurde. Ob die griechiſchen Trinker darin Recht hatten, oder ſich von Vorurtheilen zum Beſten halten ließen, möge man in Zückerts und anderer ehrlichen Leute Diätetik nachſpüren. Sänftigten die bisher genannten das ungeſtüme Feuer des Bacchus, ſo führten Liguſtern und Crocus einen angenehmen Schlaf herbey. Auch vergaß man ſelten den aus Blumen bereiteten Balſam, wobey man beſonders die Bruſt beſtrich, was ſchon die Leyer des Alcäus empfohlen.

Erſt in ſpätern Zeiten, und auch da nicht alltäglich, fand ſich die Sitte ein, daß auch Frauen bey den Sympoſien erſchienen. Aber ſie ſaßen, während die Männer zu keiner Zeit von der liegenden Stellung abwichen. Sogar bey den römiſchen Lectiſternien, jenen vollſtändig für die Götter bereiteten Tafeln, ließ ſich dieſer Gebrauch wahrnehmen; denn Jupiter erhielt ein Bette, Juno hingegen und Minerva einen Seſſel. Unter den Gaſtmählern, an welchen Damen allein Theil nahmen, und die wohl nur ſehr ſelten Statt fanden, muß uns das der Ammen beſonders auffallen, welches vorzüglich in Lacedämon nie unterlaſſen wurde, ſo oft ſie ihre männlichen Säuglinge zum Tempel der Diana Corythallia, bey der Quelle Thiaſſa, zwiſchen Sparta und Amyklä, brachten. Dem Griechen war die Idealiſirung der Lebensverhältniſſe ſo unvertilglich zur andern Natur geworden, daß das freundliche Licht der heitern Ruhe ſelbſt in die grauenvolle Nacht der Vernichtung oder in den Sturm eines verzweifelnden Entſchluſſes hinüber leuchtete, und diejenigen, ſo mit einander zu ſterben entſchloſſen waren, die letzten Stunden des Daſeyns ſich gegenſeitig durch ein Gaſtmahl verſüßten, deſſen Nahmen den Vorſatz der Schmauſenden bezeichnete (συναποθανουμενων, der mit einander ſterben wollenden).

Nichts ſoll der Aufmerkſamkeit gleichen, mit welcher der Sclave dem Winke des Hausherrn, oder vielmehr des Paraſiten, der für die Anordnung und Ausführung des Ganzen gedungen war, zu gehorchen ſuchte; am meiſten gilt dieß die Tranchirmeſſer, die jeden Augenblick ſchneidefertig harrten, während geſchäftige Knaben alle unwillkürliche Libationen, welche entweder unmittelbar aus dem Glaſe oder unter rückgängiger Beförderung aus dem Munde der Zecher zur Erde floſſen, mit gewiſſen Tüchern ſauber wegſchafften. Es war eine gemüthliche Sitte, Perſonen, denen man ſeine Achtung zu erkennen geben wollte, ein edles Gericht vom Tiſche zu überſchicken; eine Sitte, welche ſich bey den alten Hebräern, insbeſondere an feſtlichen Tagen, eingeführt findet, und wie Xenophon berichtet, am Hofe der perſiſchen Monarchen herkömmlich geweſen. Die erſte Fleiſchportion nannte man das Loos des Mercur; zwiſchen verſchiedenen Gängen pflegte man die Hände zu reinigen, und bediente ſich dazu einer weichen Brodkrume, welche man, nachdem ſie ihren Dienſt geleiſtet hatte, — ein ſonderbares Nebeneinkommen dieſes Geſchlechtes — den Hunden vorwarf. Da dieſe

Serviettenart Apomagdalia hieß, ſo war es ein ſehr paſſender Einfall, von einem Schmarotzer zu ſagen, daß er von Apomagdalien lebe.

Während der Tafel Räthſel aufzugeben, war eine allgemein beliebte Ergetzlichkeit; wer eins derſelben gelöſt hatte, konnte auf eine anſehnlichere Fleiſchportion Anſpruch machen. Der Gaſt hingegen, der aus Faulheit oder Unwiſſenheit die geforderte Antwort ſchuldig blieb, mußte ſichs gefallen laſſen, mit gewiſſen Strafen, z. B. mit einer verſalzenen Speiſe oder einer Kinderdoſis vorlieb zu nehmen — wobey die witzige Ungereimtheit eintrat, daß gerade derjenige, der ſein geiſtiges Werk ſtill ſtehen ließ, und alſo die bequemſte Zeit hatte, für die Schneidemühle ſeiner Zähne zu ſorgen, dieſe aus Mangel an zu bearbeitendem Stoff in Unthätigkeit ruhen laſſen mußte. Von ſophiſtiſcher Natur waren inſonderheit die Gryphen, von den Fiſchernetzen ſo genannt, weil man ſeinen Gegner damit zu fangen und zu verwickeln ſuchte. Der Sophiſt Theodektes ſoll in dieſen Spitzfindigkeiten vor andern ſeine ſtarke Seite gezeigt haben, und der Leſer, dem es darum zu thun, findet in dem Deipnoſophiſten des Athenäus eine artige Aufzählung derſelben. Eine andere Beluſtigung war die Kottabyſis, welche von Pollux und dem Scholiaſten des Ariſtophanes beſchrieben wird. Man ließ ungemiſchten Wein aus einem Becher in ein darunter ſtehendes Gefäß fallen, und horchte auf den Klang der Tropfen, und rieth aus dieſem die Treue oder Untreue der geliebten Perſon, welche man ſich dabey dachte oder laut nannte. Andere warfen die Tropfen, welche in ihrem Becher zurückgeblieben, aus geſetzmäßiger Weite, einen Bogen durch die Luft beſchreibend, in ein Gefäß auf der Erde, und die Kunſt beſtand darin, keinen Tropfen auf den Boden fallen, und den Wein ſo hell als möglich ſchallen zu laſſen. Groddek hat in ſeinen antiquariſchen Verſuchen dieſem Spiel eine leſenswerthe Abhandlung gewidmet. Die Athener, bey welchen es unter allen Griechen, wie ſie denn unter allen die liebenswürdigſten Kinder waren, am eifrigſten getrieben wurde, hatten es aus dem Vaterlande ihres Unglucks, aus Sicilien erhalten, und gaben den Critias, einen Sikuler, als Erfinder deſſelben an.

Daß die Hellenen aber ihre Zeit bey Tiſche weder mit ihren Räthſeln, noch mit ihrem Tropfenſpiele ungenützt vorüber ſtreichen ließen, beweiſt unter andern die römiſche Redensart, nach griechiſcher Weiſe trinken, mit welcher Cicero, wo wir nicht irren, in der dritten Rede gegen den Verres, ſo cenſormäßig von der Rednerbühne herabdonnert, und es iſt wahrſcheinlich, daß höchſt wenige unter ihnen vom Waſſer des Klitor in Arkadien getrunken hatten, welches, wie uns Vitruv überreden will, einen heftigen Widerwillen gegen das Geſchenk des Dionyſos einflößte. Sie litten, gleich den Polen, in der heißen Zone des Rauſches keinen antarctiſchen Jünger des Verſtandes, und, er trinke oder packe ſich, war das verabredete Loſungswort überall, wo man gegen die Regentinn des Vormittags, die Vernunft, zu Felde zog. Der Lehrſatz des Aſklepiades, daß der erſte Becher für den Durſt, der zweyte für das Vergnügen, der dritte für den Rauſch, der vierte hingegen ſchon für die Beſinnungsloſigkeit ſey, ſchien, wie ſieben Achtel aller ſcharfſinnigen Moralen noch heutiges Tages, eine Menge Bewunderer, aber kaum einen Befolger gefunden zu haben.

Wie hätte man auch ohne Rauſch von einem Tiſche aufſtehen können, wo dieſer Becher einem Zeus, jener einem Herakles, ein dritter dem Vater Theſeus (und Göttern oder Heroen durfte man keinen gewäſſerten Wein unterſchieben) als Weihetrunk verehrt werden mußte; wo man den Nahmen einer theuren Perſon nur mit dem ſchäumenden Herzerfreuer in der Hand, zu nennen wagte; wo die guten Geiſter ihr volles Maß (κρᾶσις ἀγαθοῦ δαίμονος) erhielten; ja, wo am Feſt der Choen, an welchem man die Weinfäſſer zum erſten Mahl öffnete, dem beſten Trinker eine goldene Krone als Preis geſetzt war? Dem Merkur war überdieß einer der letzten Toaſte, als dem Vorſteher des Schlafes, beſtimmt. Und daß es an Wein nicht fehlte, dafür ſorgten zwey wichtige Magiſtratsperſonen; zuvörderſt die Natur, welche die Berge Griechenlands reichlich mit Trauben bedachte: ſodann die vorſichtigen Griechen ſelbſt, welche ihren Sclaven eben nicht das Waſſer verleideten, und feſtgeſetzt hatten, daß man denſelben nur am dreytägigen Feſte der Anthesterien (die Nachricht ſtammt vom Proklus her) den Wein nicht verwehren durfte; da auch, nach Polyb, bey den Römern keine Frau, kein Sclave und kein Ephebus faſt bis zum dreyßigſten Jahre, ohne es zu verheimlichen, Wein genießen durfte. Es wäre ins Kleinliche gegangen, wenn wir hier noch über die Größe oder Geſtalt der Becher ſprechen wollten; es iſt nicht für unpaſſend zu erklären, daß ſie ungefähr die mittlere Proportionalgröße zwiſchen dem Topf *) des Diogenes und dem zierlichen Gefäßchen gehalten haben, welches die Finger unſerer Penelopen gegen den Stich der Nählanze in Schutz nimmt.

Die Frage, ob die Griechen eben ſo große Liebhaber vom warmen Waſſer, als die Römer geweſen, ſcheint nicht bejaht werden zu müſſen. Bey letzteren ſtand es wirklich in hoher Gunſt, und galt zu gewiſſen Zeiten für einen köſtlichen Genuß. Die heutigen Bewohner Italiens, welche nicht alle Tugenden ihrer heroiſchen Vorfahren anzunehmen für gut befunden haben, bleiben doch dieſer Neigung gewiſſenhaft treu, und erquicken ſich jeden Morgen an einigen Schalen warmen Neptuns. Reiche Römer hielten ſich beſondere Sclaven, deren Amt es war, warmes Waſſer anzuſtellen; ſo war Julius Cypſus minister aquae calidae beym Auguſt. Daß aber dieſes Waſſer nicht bloß warm im Gegenſatz des mit Schnee oder Eis gekälteten genannt wurde, ſondern, wie auch ſchon vor uns Ferrarius (Elector. libr. cap. 12.) gezeigt, die gewöhnliche Temperatur bisweilen überſtieg, beweiſen wir dem Leſer aus dem Grunde durch einige noch zur rechten Zeit angebrachte Gewährsſtellen; wohl wiſſend, daß der Deutſche, wenn ſein Buch nicht vom Gewürzkrämer aus ins Publicum kommen ſoll, keinen wiſſenſchaftlichen Block ſchneiden darf, ohne die Hobelſpäne, die ſich bey der Arbeit gefunden, die Citate nähmlich, ſorgfältig in Parentheſen eingefaßt oder als die ſchicklichſte Unterlage dem Texte unterge-

---

*) Daß das Faß des Cynikers nicht aus Holz, ſondern aus töpferwaarenähnlicher Maſſe beſtanden, zeigen ſowohl antike Abbildungen (z. B. bey Jacob Sponius), wo es ohne Streifen erſcheint, welche die Bretterſcheide bezeichnen müßten, als auch der Vers des Juvenal in der vierzehnten Satyre:

Sensit Alexander, testa cum vidit in illa
Magnum habitatorem etc.

ſchoben, ſeinen Leſern mit in den Kauf zu geben. Wir bemerken alſo zuerſt, daß **Plinius** dieſer Sitte keineswegs gewogen iſt, und ſich bey dieſer Gelegenheit, wenn er hätte deutſch ſprechen wollen, etwa folgendermaßen ausgedrückt hätte: Es iſt erwähnenswerth, daß außer dem Menſchen kein anderes Thier Hang zu warmen Getränken hat. Aber unſern Haupttriumph hat uns **Martial** durch ein Epigramm bereitet, welches wir ohne Zweifel einer poetiſchen Überſetzung würdig gehalten hätten, wenn es uns mit dem Pentameter deſſelben nach Wunſch von Handen gegangen wäre; mit Bedauern laſſen wir es alſo hier in gemeiner Mundart erſcheinen, und ſagen: Du verlangſt warmes Waſſer, doch noch iſt das kalte nicht gekommen; die geſchloſſene Küche friert noch mit nacktem Herde. Daß dieſes warme Waſſer bisweilen mit Wein gemiſcht oder — je nachdem **Trommsdorf** und **Hermbſtädt** entſcheiden — gemengt wurde, erhellet aus einem Schriftſteller, welchen **Wieland** mit vielem Vortheil ausgeweidet, und **Gozzi** geiſtreich uberſetzt und nachgeahmt hat, aus **Lucian** meinen wir, wenn er berichtet, daß neben jemanden ſich Wein befand, und zu deſſen Seite Waſſer bereit ſtand, ſowohl warmes als kalte.

Der Römer liebte ſowohl während der verſchiedenen Gänge als nach der Mahlzeit das Würfelſpiel, und mit dem Steigen der allgemeinen Sittenloſigkeit artete dieſe Gewohnheit in die unbeſchränkteſte Ausſchweifung aus. Jeder der vier Glücksknochen hatte auf vier Seiten vierzehn Augen; der glücklichſte Wurf, vier Sechſer, hieß der Wurf der Venus; wie auch der Grieche denſelben im Spiel mit den Aſtragalen Aphrodite nannte; nur ſcheint er hier in den Zahlen eins, drey, vier und ſechs beſtanden zu haben. Eine ſeltenere Unterhaltung waren die duodena scripta, ein Bretſpiel mit funfzehn Steinen von zweyerley Farbe auf einer Tafel, welche mit zwolf Querlinien bezeichnet war; auch war dazu ein ruhigeres Nachdenken erforderlich, als das bis in die tiefe Nacht fortgeſetzte Trinken (commessatio) zuließ.

Dan. Leßmann.

(Schluß folgt.)

* * *

Zeitgloſſen.

32 — In literariſch-critiſchen Anſichten muß man die Britten reſpectiren. Sie ſind in der Regel gerecht, und ſcheinen daher das Gegentheil, weil ſie Strenge und Parteyloſigkeit üben, zwey Haupteigenſchaften der Gerechtigkeit. Im Monthly review, in London magazine etc. ziehen ſie mit der ihnen eigenen, edlen Derbheit gegen **Göthe** als Lyriker los, ſprechen ihm ſogar poetiſche Kraft überhaupt ab; erheben aber den nähmlichen **Göthe**, wiewohl ohne Überſchätzung, als gediegenen Critiker und Proſaiſten. Eben ſo würdigen ſie die vielen Schönheiten, welche **Grillparzers** Sappho hat. Sie überſetzen dieſes Stück, und haben unter andern auch die Freymüthigkeit, deſſelben Verf. Ahnfrau ein tilly melodrama zu nennen, wie dieß auch in **Hodgskins** travels in the north of Germany zu erſehen. Lauter Offenherzigkeiten, vor

denen wir verwöhnte Deutſche erſchrocken zurück ſchaudern, da das leidige Nachbethen unſerer Kunſtrichterey den Samen für ſolche ehrliche Gradheiten, zum Schaden der Wahrheit und der echten Geſchmacksbildung, am Ende zur Verkrüppelung der Literatur ſelbſt, in uns erſtickt oder verpfuſcht. Doch gibt es zum Glück noch immer Leute, die Entſchloſſenheit zu critiſchen Märtyrerkronen in deutſcher Bruſt tragen, wie Nicolai, der eben ſo unumwunden erklärte, als critiſch nachwies, daß Göthe den Verfall der deutſchen Poeſie herbeyführen werde ꝛc.

33 — Wie heißt das Ding, durch welches ſeit viertehalbhundert Jahren die Welt beherrſcht wird? — die Buchdruckerpreſſe. — Als Herrſcher ſieht man die Schriftſteller; die Fürſten als die Regierer, nach dem Begriffe, daß, in Seumes Sinn, Regieren Weisheit, und ſonach in dem Jedermanns eine negative Function iſt: Lenken, Richten, Vermitteln ꝛc. Durch Eigenthümlichkeiten der Verfaſſungen wird dieſe Grundanſicht von der Herrſchaft der Schriftſteller nicht aufgehoben, nur modificirt. In ihrem Weſen bleibt ſie dieſelbe, und muß es nach dem Geiſte der Perfectibilität. — Nur mag die Frage ſich aufwerfen dürfen, wo hinaus es mit der ſchriftſtelleriſchen Hyperfruchtbarkeit ſoll? — Ohne Unterlaß vermehren die Hochſchulen die Zahl der Facultiſten. Ein Drittheil etwa gelangt zu feſten Stellen; für die Andern iſt kein Amt, keine Unterkunft da. Nirgend vermögen ſie ihr intellectuelles Capital zu verzinſen; um die Exiſtenz ſelbſt ſind ſie verlegen. Dieſe Gelehrten, auf dem Puncte, mit ihrem geiſtigen Reichthum dem Staate eben ſo zur Laſt zu fallen, wie die Nichtgelehrten mit ihrem finanziellen Mangel, was ſollen ſie thun? Sie ſchreiben. Ah! — Eine Zeit lang geht es, bis, durch den Anwachs der Collegen, die unvermeidliche Concurrenz hereinbricht. Um durchzudringen, muß man ſich auszeichnen. Neue, glänzende, beſtechende Ideen können dazu führen. Die Zeit ſelbſt liefert die dankbarſten Stoffe; im Nothfalle erſchafft man dieſe. — Man macht ſich an die Theorien; entwickelt aus ihnen das Practiſche, ſtatt umgekehrt; Reformen allein machen noch Aufſehen und Glück. Alles das wird geleſen, oder aus Mangel an Muße und Stimmung, was noch ſchlimmer iſt, nur durchflogen. Verwirrung, Zerwürfniß der Begriffe, ſtatt Regelung und Harmonie werden unausweichliche Folgen, bitter, ſchwierige Penſa für die Machthaber. Dieß iſt in Kürze die Literar- und Staatengeſchichte der neuern Zeit; niedergeſchrieben von Einem, der dem Illuminatismus wie dem Obſcurantismus gleich abhold iſt. Die übertriebene Menge der Gelehrten und Schriftſteller erſcheint ihm eben ſo unheilbringend, als die von Gewerbleuten. Und da er die wahre Wohlfahrt eines Volkes in der Wirkſamkeit erkennt, welche die reellen Bedürfniſſe des Lebens zum Gegenſtande hat, ſo muß er bey der Überzahl literariſch beſchäftigter Federn ein polytechniſches Inſtitut einer Academie der Wiſſenſchaften vorziehen. Seit ein Paar Jahrhunderten bleibt Europas Fürſten keine Zeit zu etwas Anderem mehr übrig, als ſich mit der Bändigung der Autoren und mit den ſtörenden Folgen der Schriftſtellerey zu beſchäftigen. Pradt und Chateaubriand herrſchen in Frankreich, und König Ludwig hat alle Hände voll zu thun, die Gemüther zu zügeln ꝛc.

34 — Es iſt ſehr zu wundern, daß nicht eine Menge Leute, vorzüglich aber Gelehrte, ſich um die Stelle eines — Oberkellners bewerben. Das klingt Anfangs freylich etwas albern. Es hat aber ſeinen ſehr guten Grund. Dieß wird man einſehen, wenn man erwägt, daß ein ſolcher Herr Oberkellner, wie jüngſt ein inländiſches Blatt nachwies, falls er, was in jedem größern Gaſthaus gewöhnlich iſt, jeden Mittag und Abend mit 100 Gäſten zuſammen rechnet, und von jedem im Durchſchnitt 12 kr. geſchenkt erhält, jährlich ein artiges Sümmchen einſtreicht. Und dieſes Sümmchen macht nicht weniger als — 14600 fl., NB. ohne alle ſonſtigen Accidentien. Das ſtößt auf einmahl ſehr viel Reſpect ein ꝛc.

35 — Daß es ohne Geld keine Ehre, und mit Geld keine Schande mehr gibt: dieſes iſt die größte Satyre auf unſere Aufklärung Von dem Augenblick an, wo man den unglücklichen Einfall hatte, das Geld »Vermögen« zu nennen, war es um den rechten Begriff geſchehen. Mit dieſem Vermögen vermag man Alles, ohne daſſelbe nichts. Die Zeiten des Fauſtrechts ſind alſo wieder gekehrt. Man ſchlägt ſtatt mit Schwertern, mit den kleinen runden gelblichen Dingern zu, welche man Ducaten nennt.

* * *

Räthſel.

1) Je suis en liberté, sans sortir de prison;
Je suis au désespoir, sans quitter l'espérance;
Quoique dans le péril, toujours en assurance;
Je parois à l'armée, et suis en garnison;
Je sers sans lacheté même à la trahison;
Je suis à la richesse, autant qu'à la souffrance;
Je préside à la rime, autant qu'à la raison,
Et dernière en faveur je suis seconde en France,
Comme il n'est rien de grand, ni de rare sans moi,
Je suis et dans le coeur et dans l'esprit du Roi;
C'est avec moi, qu'il rit, qu'il s'entretient, qu'il s'ouvre;
J'assiste à son coucher, j'assiste à son reveil;
Il me souffre à Versaille, à Saint Germain, au Louvre,
Mais me laisse à la porte, en entrant au Conseil;
Je suis première en rang et dernière à la Cour;
Je vaux deux au trictrac, je suis bonne au mérite,
Je suis tres innocente et toujours dans le crime,
J'accompagne la mort et termine le jour.
Je sers à la peinture, à la prose, à la rime,
On me voit en crédit, sans me voir en estime,
Toujours sans passion, on me trouve en amour,
Au milieu de Paris je me vois enfermée,
Sans quitter un moment, ni le Roi ni l'armée.
En robe je préside, et j'entre au Parlement,
J'ai dans tous les Arrêts une double séance;
Je suis toujours présente à la moindre Ordonnance,
Et ne me suis jamais trouvée en Jugement.

2) Ich bin ein Mädchen, und gebäre
Doch viele Kinder jedes Jahr;
Nur meinem Herrn gebühret die Ehre,
Der, mich zu hegen, thätig war.
Allein, mir reißt vom Eingeweide
Die guten Kleinen der Barbar,
Zertritt ſie kalt und trinkt mit Freude,
Statt zu bereun, ihr Blut ſogar.

3) Je suis au milieu du monde,
J'ai quatre pieds dans un tonneau,
Je suis aussi toujours dans l'onde,
Et je suis jamais dans l'eau.

4) Welches Wort, oder, welche Benennung enthält einen Buchſtaben ein Mahl, einen Buchſtaben zwey Mahl, einen Buchſtaben drey Mahl, einen Buchſtaben vier Mahl?

5) Wenn man ſieht, ſieht man ſie nicht; wenn man aber nicht ſieht, ſieht man ſie.

6) Je mehr man ißt, deſto mehr bleibt übrig.

7) JE SUIS LE COMMANDANT DE 24, ET SANS MOI PARIS SEROIT PRIS

(Auflöſung in der nächſten Nummer.)

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Gott gnade uns vor den Concerten in der Faſten, wenn ſie jetzt in dem Faſching, wo die ernſtere Concertmuſik doch noch die muthwillige Tanzmuſik zu ſcheuen hat, ſchon ſo kühn und zahlreich ſich zeigen. Wenn es jedem Concertgeber, wie (den 11. v. M.) Herrn Sedlatzek gelänge, ſeinen Saal ſo gedrängt zu füllen, ſo wäre doch wenigſtens ein Ziel erreicht; allein wie Wenigen wird es ſo gut! Denn die Kunſt des Concertgebers und die Kunſt des Concertgebens iſt freylich ein Verſchiedenes. Dieß Mahl traf die Gunſt der Umſtände keinen Unwürdigen, denn der Flöten-Virtuos Herr Sedlatzek hat ſeit längerer Zeit von einer Production zur andern ein ſo lebhaftes, energiſches und conſequentes Streben nach Vervollkommung erprobt, daß ihm, bey ſeinen Anlagen, die Erreichung des ſchönſten Zieles voraus zu ſagen iſt, wenn er nicht vergißt, daß er ſich doch noch nicht am Ziele deſſelben befindet. Er ſelbſt fühlt noch lebhaft, daß ihm Manches zu leiſten übrig iſt, um auf feſtem Boden zu ſtehen, denn noch verſchmäht er es nicht, Kunſtgriffe anzuwenden, um Effect hervor zu bringen; denn darauf war es ja wohl mit ſeinem Präludium hinter der Scene nur abgeſehen. Er wollte ſich und das Publicum bey ſeinem Auftreten mit dem Applaus ſtimuliren; deſſen hätte er nicht bedurft, und darauf hätte er es nicht anlegen ſollen; doch das ſind Verirrungen, die ſein Verdienſt nicht ſchmälern. Es iſt gewiß, daß er in ſeinen Variationen durch den Vortrag des ſeelenvollen Adagio, durch die Überwindung der größten Schwierigkeiten in den Octaven-Gängen und mit der Doppelzunge Talent und Fleiß hinreichend erwies.

Obwohl das Quintett von Herrn Reicha (ehemahls zu unſeren hieſigen Künſtlern gehörend, gegenwärtig aber Director des Conſervatorium zu Paris) die große Maſſe des Publicums nicht anſprach, ſo erfreute es um ſo mehr die wahren Kenner und jene, welche ſich noch eines ungetrübten Geſchmackes erfreuen. Dieſes Quintett iſt nicht etwa ein Aggregat von Stellen für die einzelnen Inſtrumente der Harmonie, es iſt eine volſendete Durchführung einer fruchtbaren Grund-Idee mit Sicherheit und Klarheit. Da es aber unmöglich iſt, dem Blinden eine Farbe zu erklären, ſo wollen wir uns auch nicht bemühen, Jenen, welche dieſes Stuck nicht goutirten, begreiflich zu machen, daß daran etwas zu goutiren war, die Anderen aber ſind bereits jetzt ſchon unſerer Meinung. Dlle. Fortunata Franchetti ſang mit lieblicher Stimme, der eine angemeſſene Ausbildung zu wünſchen iſt, eine Arie von Caraffa, ſodann mit Herrn Lugano ein Duett von Blangini. Herr Lugano erprobte ſich, wie ſchon früher, als ein ſolid-gebildeter und geſchmackvoller Sanger. Herr Moreau, k. k. Hofſchauſpieler, declamirte ein Gedicht: »Pädagogiſcher Kunſtgriff,« und kitzelte damit manchen Lachluſtigen. Wenn wir zuletzt erſt von der kleinen Leopoldine Blahetka ſprechen, ſo heben wir uns gewiß nicht das Unbedeutendere zum Schluſſe auf, ſondern wir wollen vielmehr mit dem Haupt-Eindruck dieſes muſicaliſchen Abends ſchließen. Dieſes geniale Kind (kaum kann es zehn Jahre haben) ſpielte zwey Mahl, zuerſt ein Rondo von Leidesdorff auf dem Fortepiano mit der Begleitung von Blas-Inſtrumenten, Bratſche und Violoncello, ſodann Variationen über die Sentinelle für zwey Pianoforte, von Worziſchek, mit ihrem Meiſter, Herrn Joſeph Czerny. Das neu componirte Rondo von Leidesdorff iſt gefällig und angenehm, kunſtmäßig und geregelt durchgeführt, wurde von der kleinen Künſtlerinn mit aller denkbaren Delicateſſe und Eleganz gegeben, ſcheint aber von den Begleitenden nicht genugſam und aufmerkſam probiert worden zu ſeyn. Der Glanzpunct des ganzen Concertes war aber die Ausführung der ſehr ſchwierigen Sentinelle-Variationen, welche von dem Kinde gegeben wurden, wie man ſie nur zu hören wünſchen kann. Sicherheit, Leichtigkeit, Anſchlag, Kraft, Geſchmack, Gefühl bilden in dem kleinen Weſen einen ſo wunderbaren Grad von Virtuoſität, daß man gar nicht weiß, was man von demſelben noch in der Folge erwarten ſoll. Die Muſen mögen es vor Mißgriffen bewahren, dann verbürgen uns ihre bisherigen Productionen Genüſſe, denen jeder Kunſtfreund mit freudiger Erwartung entgegen ſieht. Herr Czerny trug bey den Sentinelle-Variationen die zweyte Stimme auf eine Weiſe vor, welche den gediegenen Muſiker verrieth. Wenn es ihm auch nicht gelang, mit ſeiner untergeordneten Stimme beſonderen Effect hervor zu bringen, was neben einer ſo brillianten Schülerinn nicht denkbar war, ſo muß ihm in der vollen Anerkennung deſſen, was er gerade mit dieſer ſeltenen Schülerinn leiſtete, der ſchönſte Lohn geworden ſeyn. Die Herren Merk, Hradezky, Krämer, Mittag, Weiß, Sedlak, welche bey den Kunſtgenüſſen dieſes Abends mitwirkten, erwieſen ſich alle ihres längſt erworbenen Ruhmes würdig.

Die Geſellſchaft der Muſikfreunde des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates wird am 15ten und 18. März das große Oratorium von Herrn Joſeph Weigel: Das Leiden unſers Herrn Jeſus Chriſtus, von Carpani gedichtet, im großen Redouten-Saale um die Mittagsſtunde aufführen. Dieſes große Werk des beliebten Tonſetzers, welches bis jetzt noch nicht öffentlich gehört worden, erfordert an 20 Soloſtimmen, und wird mit verſtärktem Orcheſter aufgeführt werden.

Madame Lange, Schwägerinn des unvergeßlichen Mozart und Gattinn des k. k. Hofſchauſpielers Herrn Lange, dem hieſigen Publicum als ehemahlige k. k. Hofopernſängerinn vortheilhaft bekannt, hat Wien zu ihrem immerwährenden Aufenthalt gewählt, und wünſcht, gegen billiges Honorar, Unterricht im Geſang zu geben. Sie hat auf ihren Reiſen durch Deutſchland, Frankreich und Italien Gelegenheit gehabt, Beobachtungen anzuſtellen, und ſich zur gründlichen Geſanglehrerinn auszubilden.

Nähere Auskunft ertheilt der k. k. Hofſchauſpieler Herr Lembert, am Kohlmarkt Nr 1149.

Da ſich kein Pächter für die Bühnen zu Ofen und Peſth finden wollte, ſo werden dieſe von Oſtern 1821 angefangen durch Actien erhalten werden. Die Actien, 100 an Zahl, jede zu 1000 fl., ſind ſchon alle vergriffen. Die Herren Actionärs haben den Herrn v. Szentivany und den Herrn Grafen Radai zu ihren Präſidenten erwählt. Da jeder insbeſondere der beyden Präſidenten ſchon die Direction dieſer Bühne mit gutem Erfolge führte, ſo iſt man auch jezt zu guten Hoffnungen berechtigt. Vor Allem aber wäre es erſprießlich, wenn der Direction ein literariſch gebildeter Mann, der beſonders viele dramatiſche Kenntniſſe und Umſicht hätte, zur Seite gegeben würde. Bisher haben wir einen ſolchen Mann ungern entbehrt, und das mag auch die Haupturſache von dem Verfall dieſer Bühnen ſeyn. Die neue Direction möge ferner doch nicht, wie es verlautet, die Oeconomie zum Hauptaugenmerk haben; ſie beherzige lieber das Sprüchelchen: »Was wohlfeil iſt, iſt theuer,« und möge dafür die Oeconomie des Publicums berückſichtigen, nähmlich: die hohen Eintrittspreiſe herabſetzen. — Um dem Theater die nöthige Anziehungskraft zu geben, iſt es zu rathen, ſich ein tüchtiges Perſonal anzuſchaffen; die guten Individuen, als: die Herren Babnigg, Gned, Grimm, Ehlers, Schmidtmann, Kornthreuer, Demini; die Damen Ehlers, Hüttner, Teyber, Walla, Großmann ja nicht zu entlaſſen; denn alle Genannte, beſonders die Männer, würden ſehr ſchwer zu erſetzen ſeyn. An guten erſten Helden- und Liebhaberrollen, und an guten erſten Sängerinnen fühlt man ſchon lange Mangel. Das Maſchinenweſen befand ſich bisher in einem ſchlechten Zuſtande. Das Chor- und Orcheſter-Perſonal war an ſich zwar trefflich, aber nicht zahlreich genug. Die Beleuchtung war elend. Dieſem allen muß abgeholfen werden; geſchieht dieſes, ſo kann man einen blühenden Stand für die Bühnen Ofens und Peſths vorausſetzen.

—nt—

Der Buchdruckerey-Corrector H. F. H. Böckh, der unter Andern das Verzeichniß der Wiener Schriftſteller und bildenden Künſtler bearbeitete, iſt jetzt mit der Ausarbeitung eines literariſch-artiſtiſchen Auskunftsbuches für Einheimiſche und Fremde ꝛc. beſchäftigt. Es wird Wiens Schriftſteller, Künſtler (auch die muſicaliſchen), öffentliche und Privatbibliotheken, Naturalien- und Kunſtſammlungen ꝛc. enthalten. Ein hier völlig competenter Gelehrter (H. D. F. S.) fordert dieſe Unternehmung durch Beyträge und genaue Reviſion. Um jedoch die mögliche Vollſtändigkeit zu erreichen, ladet Herr Böckh ſämmtliche Autoren, Künſtler, Leihbibliothekare ꝛc. angelegentlichſt ein, ihn mit Beyträgen zu begünſtigen. Er bittet zugleich um Berichtigungen der obigen zwey Verzeichniſſe, und um genaue Angabe der Wohnungen; Alles durch die Bauerſche, oder Haasſche Buchhandlung, oder directe: Alſervorſtadt, Nr. 197. Es iſt dem Herausgeber, einem fleißigen, für practiſche Gegenſtände und gemeinnützige Zwecke ſo unermüdlichen Mann, aufrichtig zu wünſchen, daß er bey dieſer über alle Begriffe ſchwierigen Unternehmung gehörig unterſtützt werde, um endlich ein Buch liefern zu können, deſſen Bedürfniß ſchon längſt gefühlt wurde.

Gffr.

Im Jahr 1806 ſagte man zu Peſth: »Wer dieſe Stadt vor 15 Jahren ſah, wird ſie ſchwerlich mehr erkennen.« — Jetzt, 1821, ſagt man daſſelbe, und allem Anſcheine nach wird man ſich noch lange dieſer Worte bedienen. Man kann ſich von dem Geſagten eine Vorſtellung machen, wie ſehr Peſth immerwährend in Zunahme begriffen iſt. Und in der That, wenn die Bürger dieſer Stadt nicht ermüden werden, im gleichen Maße, wie ſie es jetzt zeigen, ihren Aufenthalt zu vergrößern und zu verſchönern, ſo wird es nach einigen Decennien zu den ſchönſten in Europa gezählt werden können. Zwar glaubte man ſchon, daß die Bauluſt ganz verſchwunden wäre, indem ſie ſich, ſeit einigen Jahren, faſt nur darauf beſchränkte, einige Häuſer mit einem Stockwerke zu erhöhen, und nur ſelten neue Gebäude entſtanden; um ſo thätiger aber wird ſie ſich künftiges Frühjahr zeigen, welches die vielen Anſtalten zu den zu unternehmenden Bauten beweiſen. Dieſe Anſtalten ſind ſehr bedeutend. Das Theatergebäude, deſſen Unvollendung immer einen ſehr widrigen Eindruck auf jeden von Ofen Ankommenden macht, und das ſchon ſeit zehn Jahren ſo vernachläßigt daſteht, wird nun vollendet werden; der herrliche marmorne Donaudamm, welcher ſchon vor einigen Jahren auf beyden Seiten der Schiffbrücke aufgeführt wurde, wird dieſes Jahr, und zwar donauaufwärts, bedeutend erweitert werden; ungemein ſchön wird der mit Marmorquadern gepflaſterte Donauausladungsplatz ausfallen, welcher ſich an den Damm anſchließen wird; die Gegend des alten Salzamtes, das bisher elende Ruinen bildete (es iſt vor einigen Jahren ganz abgebrannt) wird mit den ſchönſten Gebäuden geſchmückt werden, und dieſe werden die Donauſeite, oberhalb des Theaters, eben ſo zieren, wie es bereits auf der entgegengeſetzten Seite der Fall iſt. Da die Witterung äußerſt günſtig iſt, ſo hat man ſchon an vielen Orten zu mauern angefangen. Über den Geſchmack in der Bauart müſſen ſich alle Kunſtkenner nur vortheilhaft ausſprechen, und die, ſelbſt vom Auslande anerkannte Geſchicklichkeit der hieſigen Architecten, von welchen einige ſich durch Erringung mehrerer Preisvertheilungen auszeichneten, wird faſt bey jedem neuen Gebäude geoffenbart.

—nt—

Um die Mitte Aprils erſcheint hier bey Leop. Grund auf Subſcription der erſte Band der Quartalſchrift: Eichenblätter — Sie iſt dem Vereine der adeligen Frauen zur Beförderung des Guten und Nützlichen, gewidmet; dieſem Vereine wird auch das entfallende Honorar zu irgend einer wohlthätigen Verwendung übergeben.

Die Nahmen der beytragenden Autoren ſind einſtweilen: Freyh. v. Biedenfeld, Rud. Born, Caſtelli, Hub. v. Cloß, Deinhardſtein, Freyh. v. Enk, Fr. Gräffer, Fr. Grillparzer, Ign. Jeitteles, Prof. Hermann, Fr. Gr. v. Hermann, Klimo, Chr. Kuffner, Leviſohn, Leßmann, v. Leon, Ph. Millauer, v. Melitor, Prof. Poppauer, P. weil. Paſſy, Graf Rieſch, M. Schießler, Prof. M. Span, C. A. Schneider, Graf Sermage, Treitſchke, Paul Thorn, C. Weller, C. Fr. Weiß.

Den Inhalt machen nicht nur rein äſthetiſche Gegenſtände aus, ſondern es wird beſondere Aufmerkſamkeit auf vaterländiſche Geſchichte und Landeskunde, auf populär-gemeinnützige Aufſätze über Philoſophie und ſchöne Kunſt ꝛc. verwendet. Schönheit des Papiers, Reinheit des Druckes, und ein, jeden Band ſchmückendes Kupfer, auch ein gefälliger Umſchlag ſollen dem Äußern zu Statten kommen. Die Anzahl der Bogen jedes Bandes dürfte ſich auf 20 bis 24 belaufen.

Der aus Afrika in London angekommene Conſul Dupuis hat die Nachricht mitgebracht, daß man nun beſtimmt wiſſe, daß der Nigerſtrom, einige Grade nordwärts vom Äquator, in den atlantiſchen Ocean fällt.

In London erſcheinen jetzt drey literariſche Wochenblätter: the literary Gazette, the literary Chronicle und the Independent; dann ein Sonntagsblatt, John Bull, welches 7000 Abnehmer hat, und zehn vierteljährige Journale.

Berichtigung.

In der, im allgemeinen theatraliſchen Anzeiger Nr. 6 abgedruckten Erklärung, S. 201 des Converſationblattes leſe man: Liebhaber und Geliebte in einer Perſon, ſtatt: Liebhaber und Nebenbuhler in einer Perſon.

In Nr. 10, Seite 117, Zeile 10 von unten lies: S. 83 ſtatt 33. S. 118, Z. 2 von oben l. Bimchi (Kimchi) ſt. Benoi. S. 118, Z. 3 von oben l. Busri (Kusri) ſt. Bubri.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625), wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 4 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 11 fl. W.W. halbj.— Beyträge beliebe man dem Redacteur eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

20.

(Wien, Samstag den 10. März.)

Zur Geſchichte der Erfindungen und Gewerbe Ungerns *).

(Von Herrn v. Cſaplovics.)

I. Erfindungen.

1. Im 14ten Jahrhundert erfand die Königinn **Eliſabeth** das berühmte **Ungriſch-Königinn-Waſſer**, Aqua reginae Hungariae, welches unter dem Nahmen Eau de la Reine d'Hongrie allgemein bekannt iſt. (Walaszky Consp. reip. lit. p. 91.)

2. Der Käsmarker Arzt, Augustini ab Hortis, fing an, der Erſte 1640 das bekannte Krummholzöhl Balsamus polychresti vom pinus cambra zu bereiten; Oleum libani aber erfand 1664 **Georg Buchholz** der Ältere, ebenfalls ein Käsmarker Profeſſor, und bereitete es aus den jungen Zweigen des pinus mughas. (Walaszky a. a. O. S. 273.)

3. Daß die Kutſchen eine ungriſche Erfindung ſind, wird in **Windiſch's** ungriſchem Magazin 1. Bd. 1781 weitläufig bewieſen **); und

4. daß **Samuel Falka**, ein geborner Unger, den Stereotyp ver-

---

*) Das Manuſcript dieſer intereſſanten Nachrichten befindet ſich ſchon ſeit einiger Zeit in unſern Händen. Da erſchien des Hrn. Verſ. topogr. ſtatiſt. Archiv von Ungern, 1r Band (**Wien**, **Ant. Doll**, wird nächſtens ausführlich in unſerem Blatte angezeigt). In dieſem werthvollen Buche ſind dieſe Nachrichten bereits aufgenommen. Es gehört aber zu den theuerſten Zwecken unſeres Blattes, beyzutragen, Ungerns bewundernswerthe Cultur-Fortſchritte nach allen Richtungen, inſonderheit bey dem Auslande in den wohlgebührenden Glanz zu ſtellen. Da nun obige Mittheilungen einen ſo überzeugenden als hellſtrahlenden Beweis von dem regen Erfindungsgeiſt und unermüdlichen Kunſtfleiß dieſes ehrenwerthen Königreichs liefern, ſo halten wir es für eine ſchöne Pflicht, ſie auch in dem Kreiſe unſerer Leſer zu verbreiten. Alle hier einſchlagenden weitern Nachrichten werden uns zu beſtem Dank willkommen ſeyn, wir laden ausdrücklich dazu ein. Ganz vorzüglich erwünſcht wäre dem Conv. Bl. eine gedrängte, raiſonirende zu einem lebendigen Bild verſchmolzene Überſicht der literariſchen Leiſtungen Ungerns in den letzten zwey Jahrzehenden. Der Umfang dürfte etwa einen Druckbogen betragen. Die Honorarbedingung ließe ſich leicht beſtimmen. Wir wünſchen lebhaft, daß dieſe Anregung von Erfolg ſeyn möge.

Die Red.

**) Wir haben darüber einen umſtändlichen intereſſanten Aufſatz liegen, um ihn gelegenheitlich zu liefern.

D. Red.

beſſerte, wird auch in der neuen Brockhaus'ſchen Real-Encyclopädie bezeugt. (Schedius Zeitſchrift 1802. S. 273.) Aber

5. die Bewunderung von ganz Europa erregte die kunſtreiche Schach-Maſchine des Preßburgers v. Kempelen*) (geſt. 1804), welche er ſchon in den ſechziger Jahren verfertigte, und in den ſiebenzigern dem allgemeinen Anſtaunen ausſetzte. Dieſe Maſchine ſpielte mit dem geſchickteſten Schachſpieler, und war ihm faſt immer überlegen; und wenn einer einen falſchen Zug machte, verbeſſerte ſie denſelben ſogleich. — Ferner erfand Kempelen 1778 auch eine Sprach-Maſchine, und eine Dampf-Maſchine.

In der Monatsſchrift Tudományos Gyüjtemény kommen 1817, 1818, 1819 und 1820 mehrere Nachrichten von ungriſchen Erfindungen vor; nahmentlich:

6. Erfand in Sáros Patak der Zimmermeiſter Stephan Szakácſi eine ſo einfache und ſehr wohlfeile Handmühle, worauf ein 10 — 12jähriger Knabe in zwey Stunden eine halbe Preßburger Metze Erdäpfel zu Mehl mahlen kann. (1817.)

7. Laurenz Pucz in Ödenburg eine ſolche Wage, wo man mit einem Gewicht auch 57 Centner abwägen kann. (1817. I. H.)

8. Die Eggen verbeſſerte der M. Turer, Prediger Mich. Magyar; abgebildet in Nemzeti Gazda 1817, VI. St.

9. Ein neues Nivellir-Inſtrument, allen Forderungen entſprechend, von dem königl. Peſther Univerſitäts-Mechaniker Steinweg.

10. Ein Traubenſortirer, von Wilhelm Schwab, Muſik-Inſtrumentenmacher in Peſth.

11. Joſeph Wagner, Preßburger Mechaniker, erhielt ein Privilegium exclusivum über ſeine Erfindung weſentlich verbeſſerter Tuchſcheeren.

12. Ein neuer Pflug von dem Szerencſer reformirten Prediger Kis erfunden, beſchrieben in Nemzeti Gazda 1817, II. und III. Stück.

13. Eine tragbare Mühle von demſelben.

14. Eine Säe-Maſchine ſammt Pflug, von Franz Pethe.

15. Der Cameral-Zimmermeiſter Franz Coldinger in Alt-Ofen erfand eine Art ganz beſonders zweckmäßiger, und in Färbereyen und Cattun-Fabriken zur Appretur unentbehrlichen Walzen, wodurch zwey Maſchinen mit Beyhülfe eines Pferdes auch 4000 Ellen täglich appretiren können.

16. Ein neues Chronometer verfertigte 1814 der Peſther Uhrmacher Hillrich.

17. Szabó Paul erfand eine neue, ſehr zweckmäßige Art von Feuerſpritzen, woraus das Waſſer ununterbrochen ſtrömt, und erhielt darüber ein Privilegium exclusivum. Dieſe Spritze beſteht nur aus einem Stiefel und Kolben, und ſtößt das Waſſer doppelt ſo hoch, als die gewöhnlichen.

18. Karl v. Machay, Hauptmann, erfand eine Vorrichtung an Wagen, wodurch in Fällen, wo die Pferde ausreißen, alle Gefahr unmöglich gemacht wird. (S. Conv. Bl.)

---

*) Sie befinden ſich jetzt in England. Eine ausführliche Nachricht ſiehe unſer Blatt 1819, Bd. II. Nr. 6 und 9. D. Red.

19. Der Tyrnauer Apotheker Schuſter aber einen Tropfenmeſſer für Medicinen. (1818.)

20. Der Fiſcal Farkas ſtellte in der Donau nächſt dem Prater 1820, laut Wiener Zeitung (und Conv. Bl.) mit ſeiner neu erfundenen Tauch-Maſchine die befriedigendſten Verſuche an.

21. Strohpapier verfertigte der Papierfabrikant Sonntag in Roſenau. (Schedius Zeitſchrift 1802, S. 275.)

22. Kitzling (Joh. Georg) in Kaſchau, Cameral-Architect-Adjunct, zeichnet ſich, laut Schedius Zeitſchrift 1802, S. 275, in allerhand nützlichen mechaniſchen Erfindungen aus, als Mühlen, Pochwerke, Stampfen ꝛc., welche dort beſchrieben werden.

23. Mahl (Georg) in Peſth verfertigte künſtliche Automaten, ebenfalls dort beſchrieben.

24. Franz Schöllnaſt, Preßburger Bürger, erfand ein Blas-Inſtrument (1810), welches er Furolya nennt. Es iſt eine gewöhnliche Flöte, aber der Ton um eine Quinte tiefer, bis G. (Tudom. Gyüjt. 1820. Oct.)

25. Wir dürfen hier auch der eiſernen Brücke gedenken, welche in Rhonitz, Zohler Comitat, über den Gran-Fluß im Jahre 1815 aus gegoſſenem Eiſen geſchlagen wurde, und feſt ſteht. Ferner

26. verdienen eine rühmliche Erwähnung die allgemein beliebten langen, dünnen geſchmackvollen Miskolzer Tabakspfeiſenröhre; wie auch die trefflichen Podrecſaner irdenen Pfeiſenköpfe, welche vor etwa zwanzig Jahren der daſige Schulmeiſter Georg Kreszaſſko zu verfertigen anfing, und welche ſo viel Celebrität erlangten, daß der Erfinder ſchon auch von mehreren Orten des Auslandes Beſtellungen unter der Addreſſe: »An die königl. Podrecſaner Pfeiſen-Fabrik« erhielt.

27. Auch wird die berühmte Debrecziner Seife, welche ſogar in allen Apotheken officinell geworden, nirgends nachgemacht.

28. Endlich rührt die geſchmackvolle, von allen europäiſchen Mächten nachgeahmte Huſaren-Uniform von Ungern her; und mit der herrlichen militäriſchen Muſik, welche man allgemein die Türkiſche nennt, rückten zuerſt 1741 die ſlavoniſchen Panduren ins Feld; ſeit dem iſt ſie ebenfalls europäiſch geworden*).

II. Gewerbe.

1. Sporenmacher; hießen in alten Zeiten Calcariparen, und es geſchieht die Erwähnung derſelben im Rechnungsbuch des ungriſchen Schatzmeiſters vom Jahre 1494 den 3ten März: Eodem die Magistris Calcariparibus Budensibus.

---

*) Seit der Herr Verf. dieſe Nachrichten ſchrieb, iſt noch Manches hinzugekommen. Wir erinnern z. B. an Hrn. Campmüllers v. Langholſen Bogenbrücke zwiſchen Ofen und Peſth, worüber ſich im 1. Bande des vor. Jahrg. des Conv. Bl. ein werthvoller Aufſatz von Hrn. Rittig v. Flammenſtern befindet.
D. Red.

2. Drahtzieher. Im Jahre 1440 war der Meſſingdraht ſchon nichts Neues in Ungern, obſchon die Erfindung, aus Metallen Draht zu ziehen, in Beckmanns Technologie, Seite 374, einem Nürnberger, der ums Jahr 1440 gelebt, und Rudolph geheißen haben ſoll, zugeſchrieben wird. In dem Preßburger Ausgabebuch vom Jahre 1440 heißt es: Item auch an dem Tag umb ij Draht Meſſing pr. III. gr. facit LVI. den. Vien. Die Kunſt des Goldſpinnens ward ſchon im dreyzehnten Jahrhundert in Ungern bekannt und ausgeübt.

3. Loh- und Weißgärber. Die erſteren hießen in alten Urkunden Cerdones, die letzteren albi pelliparii; auch ſchlechtweg pelliparii. Beyden wurden ſchon 1376 gewiſſe Geſetze vorgeſchrieben. Schon der heil. König Stephan erwähnt ihrer in einer Urkunde vom Jahre 1015. »Coriarii sexa etc. Die Weißgärber waren in Ungern und Siebenbürgen früher als in Deutſchland. Das Weißleder heißt ungriſch Irha, und die Deutſchen nannten ehedem einen Weißgärber Irher, nach dem Ungriſchen. Auch heißt das weiße Leder, laut Beckmanns Technologie Seite 178, ungriſches Leder.

4. Kürſchner; exiſtirten ſchon ſeit dem Anfange des Reichs. Zu Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts ſchrieb Guilielmus Brito Et quas huc (nach Frankreich) mittit varias Hungaria pelles.

5. Glaſer. Ums Jahr 1358 rechnete Äneas Sylvius zur großen Pracht, die er in Wien fand, daß die meiſten Häuſer Glasfenſter hatten. In Frankreich waren dieſe im ſechzehnten Jahrhundert bereits in allen Kirchen, noch aber in ſehr wenigen Wohnhäuſern; Schweden erhielt die erſte Glashütte im Jahre 1641. In Ungern waren Glaſer weit früher; denn wir haben die Anzeige, daß ſchon im Jahre 1329 an Kirchen gläſerne Fenſter waren; und laut des Preßburger Rechenbuches, waren die Glasfenſter bereits 1439 allgemein im Gebrauche.

6. Meſſerſchmiede. Das erſte Meſſer in England ward 1563 verfertigt. In Siebenbürgen gab es dreyhundert Jahre früher Meſſerſchmiede.

7. Papiermacher. Die erſte Papiermühle ſoll 1477 in Deutſchland erbaut worden ſeyn. In Ungern ward das Leinenpapier ſeit dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, alſo über anderthalb hundert Jahre früher verfertigt und gebraucht.

8. Tuchmacher und Tuchhändler. Des feinen Tuches geſchieht ſchon 1019 Erwähnung: dedimus ducentas ulnas de subtili panno pro indumentis fratrum de camera nostra; alſo weit früher waren Tuchfabriken da, als in England.

9. Goldſchmiede, Aurifices, kommen ſchon in Urkunden vom Jahre 1015 vor.

10. Uhrmacher. Für die älteſte Taſchenuhr hält Beckmann jene von 1540 in England. Ein Siebenbürger verfertigte eine Repetir-Uhr in einen Fingerring, welche Zapolya 1566 dem türkiſchen Kaiſer ſchenkte. Mit Thurmuhren waren die Städte ſchon unter Math. Corvin verſehen.

11. Mahlerey. Das älteſte Beyſpiel der Ausübung dieſer Kunſt hat man an der Abbildung des heil. Stephans und ſeines Sohnes Emerich,

in Gran. Später kamen Mahler häufig vor. Der berühmte Albrecht Dürer ſtammte aus Ungern her. (Siehe Annalen der Literatur und Kunſt 1812, October. S. 124.) *).

12. Buchdruckerey. Die erſte ward in Ofen 1472 errichtet.

13. Schießpulver, Kanonengießer, Büchſenſchmiede. Viel früher als das Mährchen von dem Mönch Schwarz aufkam, war das Schießpulver in Ungern im Gebrauche; denn im Jahre 1358 war das grobe Geſchütz ſchon nichts Neues; und auch jetzt unterſcheidet ſich nach Heſperus XXVII. Band, 5. Heft, Seite 164, die ungriſche Bereitung des Schießpulvers vortheilhaft von der ausländiſchen.

Weitere hiſtoriſche Beweiſe aller dieſer Gewerbs- und Kunſtproducte ſehe man in Bredeczky's topographiſchen Beyträgen 1805.

* * *

Die Alten bey Tiſche.

(Schluß von Nr. 19.)

Wenn jemand gegen die Römer ungerecht geweſen, ſo iſt es die Nachwelt (der Mitwelt kamen ſie freylich ſelbſt darin zuvor); man geht ſo weit, beſonders wenn man über die Cultur der Griechen ſchreibt, oder den Verfall der Wiſſenſchaften und Künſte im Mittelalter entwickelt, den großen Enkeln des Äneas alle Blumen aus dem Kranze des Verdienſtes zu reißen, und glaubt, wer weiß wie großmüthig zu handeln, wenn man ihnen einige juriſtiſche Blätter in demſelben gelaſſen. Man mache ſich an den Plinius, und nehme reumüthig jede hartherzige Behauptung zurück. Die Römer ſind das einzige Volk der alten Welt, welches ſelbſt in Zeiten, wo die geſammte Cultur nach der gewöhnlichen Progreſſion fallender Körper ſichtbar ſank, die ungeordnete Sitte des Trinkens in ein faßliches Syſtem brachte, und das oben erwähnte Würfelſpiel in eine practiſche Verbindung mit demſelben ſetzte. Die Geſetze der bacchantiſchen Geſellſchaften Roms, wie es bey Geſetzen überhaupt der Fall ſeyn ſollte, von denjenigen verfaßt und empfohlen, welche ſie zugleich am gewiſſenhafteſten beobachteten, bilden ein ſehr ſcharfſinniges Gebäude, verdienen aber, wenn man ſie gehörig würdigen will, eine eigene Abhandlung; am paſſendſten, dünkt uns, eine Inaugural-Diſſertation. Wie viel Schönes und Tiefes ließe ſich nicht z. B. über die Aufforderung ſagen, den größten Zug ohne unterbrechendes Athemhohlen zu thun? Nur ein wenig thalmudiſtiſcher Spitzſinn, und die erhabenſten Sentenzen, die nützlichſten Wahrheiten knüpfen ſich ohne das geringſte Sträuben daran, oder kommen vielmehr von ſelbſt herbeygefloſſen. Sollten aber des Plinius Werke ſo ganz buchſtäblich genommen werden müſſen, daß der Hausherr oder der Zechmeiſter dem Gaſte, an welchem gerade die Reihe zu trinken war, die Zahl der Becher, welche er auszuleeren hatte, vorwürfelte, ſo

---

*) Erſt unlängſt wurde dieß im vaterländ. Almanach v. u. f. Ung. 1821 vom Prof. Schedius erörtert. D. Red.

müſſen wir in der That außer der geiſtreichen Erfindung auch die Peculationsanlagen der Römer bewundern, welche ein ſolches Hazardſpiel für die Beſtimmung zu treiben wagen konnten. Es iſt ſo, aber es kann nicht ſeyn, möchte man faſt ſagen, und wer von uns möchte ſeine Schultern hergeben, um die Rolle des Trapezophorus zu ſpielen, einer Statue nähmlich, welche gleich den Caryatiden in der Architectur den Seitentiſch mit den Bechern und etwas größern Weinbehältern unterſtützte?

Freylich war damahls das Jahrhundert der Sophroſyne, der Göttinn Mäßigkeit, vorüber, welcher Pythagoras in Hinſicht der Heilſamkeit unter allen Tugenden den erſten Platz eingeräumt, und Plato die Erhaltung des Verſtandes zugeſchrieben, in welcher Beziehung auch Heſiod ſang, daß die Hälfte mehr als das Ganze betrage. Es hatte eine Zeit gegeben, da Scipio Africanus der jüngere, als im römiſchen Heere bey Numantia Luxus und Wohlleben überhand zu nehmen ſchien, alle überflüſſige Geräthſchaften und köſtliche Gefäße den Soldaten wegnehmen ließ, und ihnen nichts als Topf und Bratſpieß zum Gebrauch geſtattete, überhaupt nur Dinge, welche nicht den Werth von zwey Pfund Silbers überſtiegen; er befahl ihnen ſtehend zu eſſen, und nur ſolche Speiſen zu genießen, welche nicht am Feuer gekocht waren. Dieſe Zeit der Kleintiſchler (μικροτραπέζοι) wie Antiphanes die alten Griechen nannte, war nicht mehr, und erhielt ſich bey den Athenienſern nur noch in dem Scheinleben eines Tages im Jahre, wir meinen in dem frugalen Frühſtücke, welches man den Dioskuren im Prytaneum bereitete, und aus wenig mehr, als Käſe und einer Art Gerſtenbrot (φυστη) beſtehen ließ.

Überhaupt ſcheint in Italien, noch ehe die Römer in der Kunſt, bey Tiſche zu ſchwelgen, ſo ausgezeichnete Meiſter aufzuweiſen hatten, die Magenfreude ſowohl im ſoliden als flüſſigen Gebiethe einen hohen Flor erreicht zu haben. Was die Griechen einen demokratiſchen Tiſch nannten, wo nähmlich viele Theil nahmen, aber Alles nach den Geſetzen der Mäßigkeit eingerichtet war, brauchte dort nicht gar viele Jahre, um in den ſogenannten Satrapentiſch überzugehen, welcher ſowohl in Hinſicht der Gäſtezahl als der Frugalität gerade das Widerſpiel des erſtern war. In einem Briefe an die Freunde des Dion tadelt Plato den Übermuth der Italier und Sicilier ſehr ernſtlich, indem er ihnen den Vorwurf macht, daß ſie, nicht zufrieden des Tages zwey Mahl vollkommen zu ſchmauſen, noch die Nacht zu Hülfe nehmen. Die Sybariten kennt ja Jedermann;, weiß auch vielleicht, was Plutarch in ſeinem Buche von moraliſchen Gegenſtänden (welches wir uns, als Ausnahme unter vielen ſeines Titels, ein moraliſches Buch zu nennen getrauen) erzählt, daß nähmlich dieſes Völkchen nicht ſelten, wenn es ein recht glänzendes Gaſtmahl geben wollte, die vornehmſten Frauen ein Jahr vorher dazu einlud, damit dieſe nach aller Bequemlichkeit für Edelſteine, Gold und koſtbare Stoffe ſorgen konnten, die Augen der Männer angenehm zu blenden, und intereſſant zu feſſeln. Stand doch auch die Üppigkeit der Tyrrhener in einem ſehr bedenklichen Rufe; es iſt erwieſen, daß ſie kein großes Gaſtmahl veranſtalteten, wenn nicht Mädchen dabey aufwarteten, welche ganz und gar dem entgegengeſetzten Syſtem jener Sybaritinnen folgten, d. h. mit keinen prachtvollen Schmuckwerken der Kunſt ſich ausrüſtend, den Mittelweg des Rechten nach der andern Seite hin überſchritten, und jeder Art von Kleidung den Abſchied gaben. Die **Addephagia**, die Göttinn der Sättigung, hatte in Sicilien ordentlicher Maßen ihren Tempel; auch dort gab es eine Menge Lukullen, von welchen die Griechen zu ſagen pflegten, all ihr Beſitzthum gleiche einer Kugel, die leicht in den Magen hinabrollt (war dieſe Kugel einmahl hinunter, ſo mußte der Patient ſich mit den bittern Pillen der Armuth, einem ſehr traurigen Surrogate, behelfen); auch dort wimmelte es von Stephanophoren, die mit bekränztem Haupte von einem feſtlichen Schmauſe zum andern eilten, und nichts Widerwärtigeres in dieſer Welt kannten, als die langweiligen Stunden, welche ſie der Verdauung opfern mußten *). Sie hätten conſequent gehandelt, wenn ſie, wie die Britten den ſeculariſchen Sterbetag des **Shakſpeare**, das Andenken des Terpſion feyerlich begangen hätten, welcher die erſte Gaſtrologie in die Welt geſetzt.

So wird es begreiflicher, wie das Alterthum, welches überhaupt reicher an einzelnen hochherzigen Thaten wie an einzelnen ungeheuren Verbrechen iſt, auch im Gebiete der Tafel eine größere Anzahl gigantiſcher Helden aufzuweiſen hat. Eine Menge Athleten ſind durch die Faſſungskraft ihres Magens auf die Nachwelt gekommen; wir verweilen, ſie übergehend, auf die Anecdotenſammler aus dem Alterthume, und erwähnen bloß, daß der Dichter **Alcman** ſich unverhohlen einen Pamphagus (Alleſſer) nannte, eine Freymüthigkeit, welche der Freymüthigſte unter den Dichtern heutiger Welt, und wäre er ein **Ullrich** von **Hutten** ſelbſt, nicht über ſich gewinnen würde. Würde aber wohl einer unter uns ſeine Gefräßigkeit durch eine poetiſche Grabſchrift verherrlichen? Wir heben eine ſolche aus, erinnern aber an die Möglichkeit, daß ſie ein Spötter dem Vielfraß gemacht habe: »Nachdem ich viel getrunken und viel gegeſſen und Böſes von Menſchen geſprochen, lieg' ich allhier **Timokreon**, der Rhodier.«

Dan. Leßmann.

Anecdoten.

Als einſt die Königinn **Eliſabeth** den Canzler **Bacon** fragte, ob ein gewiſſes Buch, das ihm zur Prüfung überreicht war, nicht Beweiſe von Hochverrath enthalte? — antwortete er: »Von Hochverrath nicht, wohl aber von Diebſtahl; denn alles Gute, was ich darin finde, iſt dem **Salluſtius** und **Tacitus** entwendet.«

Eine Gattinn, die ihren Gatten prügelte, war unwillig, daß Umſtehende ſie daran verhindern wollten. »Mein Himmel!« ſchrie ſie, »ſtört mich doch nicht in der Erfüllung meines Berufs!«

---

*) Stephanophoros hieß bey den Griechen auch das Haus, worin ſich eine Wöchnerinn befand; denn war ſie von einem Sohn entbunden, ſo hing, dem **Heſychius** zufolge, ein Kranz von Öhlzweigen vor der Thüre; hatte der Segen des Hymen ſie aber mit einem Mädchen beſchenkt, ſo wurde es durch einen Kranz von Wolle angedeutet.

Ein vornehmer, aber träger Mann, wurde beim Ankleiden von ſeinem Kammerdiener vorſichtig ermahnt, ſich raſcher ankleiden zu laſſen, weil er von der Geſellſchaft erwartet würde: »Man erwartet mich? antwortete er langſam, — nun dann bedarf es ja keiner Eile!

Der bekannte Dr. Hoadly, zu Wincheſter, ehelichte die fünfte Gattinn. Auf die Frage ſeiner Freunde: Woher dieß Loswerden ſeiner Weiber? — geſtand er frey: Sein unfehlbares Mittel dazu ſey geweſen, »niemals ihnen zu widerſprechen, ihnen ohne alle Ausnahme Recht zu geben, und zu gewähren, — und darauf wären ſie denn in ſtiller Wuth hinter einander hingeſtorben.«

Ein in ſeinem Berufe nicht glücklicher Mann, dem faſt jedes andere Unternehmen ſcheiterte, äußerte einſt in ſeinem Unmuthe: »Gewiß, wäre ich ein Hutmacher geworden, würden die Kinder wohl auch ohne Kopf geboren werden ſeyn!«

Ein alter Schullehrer bemerkte bey Anwandlung von übler Laune: Wir haben jährlich ein Paar Wochen Hundstage, im übrigen Jahre aber — Hundetage.

»Ein Ausländer, der Deutſch lernte, meinte: »Wenn man heirathen wollte, müßte man ein Mädchen wählen, nicht über achtzig Jahre alt. — Er wollte ſagen: achtzehn.

»Das macht ihr Ehre, ſage ich Ihnen, daß ſie mit ihm fortgegangen iſt!« —

»Was, Julie, die fünf und vierzigjährige Jungfrau! — fortgegangen, — ums Himmels Willen, — mit wem?«

Je nun, mit dem Zeitgeiſte.

Ein Dieb wurde eingezogen und zum Richter gebracht. »Siehſt du, endlich haben wir dich, ſprach der Richter.« — Ja, geſtand der Dieb; aber es iſt mir doppelt leid, da eben die Meſſe (der Jahrmarkt) anfängt. —

Die gefeyerte plaſtiſche Gruppe Laokoon wurde von zwey Reiſenden beſchaut. Beyde wurden gleich heftig vom Zauber der Täuſchung hingeriſſen, obſchon ihre Empfindung verſchieden war. Nachdem der Eine dieß bewunderte Bildwerk mit Schauder und Entſetzen betrachtet hatte, ſagte er endlich, nach gewonnener Faſſung: Welch ein Thor bin ich; mir wurde ernſtlich vor dieſer gräßlichen Schlange bange; allein, ſie iſt ja von Marmor! — Dank Ihnen, entgegnete der Andere, daß Sie mich deſſen erinnern, denn, wahrlich, ich zitterte für dieſe armen Kinder! —

Man machte jüngſt einem Dichter Vorwürfe, daß er dem Hauſe eines Bekannten ſo ſparſam ſeine Gegenwart gönne. Das Haus war wohlhabend und prächtig. »Gefällt es Ihnen nicht bey uns?« — So fragte man ihn.

»Warum eilen Sie immer ſo ſchnell fort? Sie können uns ja erzählen, vorſingen, was Sie zu Hauſe niederſchreiben!«

Drauf geſtand er offen und gutmüthig: »Ich weiß, wie wohl es mir bey Ihnen geht; aber, verzeihen Sie; die Flamme, welche gern, als Stern der Erde, leuchten möchte, — nicht gern mag ſie, als Zimmerkerze, nieder brennen!«

Herr F., genannt der nordiſche Herkules, kam zu einem Banquier, um ſich einen Wechſel, auf ſeine Frau geſtellt, einhändigen zu laſſen. Auf die Frage nach dem Nahmen ſeiner Frau, ſagte er: »Schreiben Sie nur, — auf Ordre der Frau F. Herkuleſſinn.

Johann Auratus iſt, nachdem er über achtzig Jahre alt geworden war, im J. 1588, Todes verblichen. Er war ſchon ſehr alt, als er noch ein Mädchen von neunzehn Jahren ehelichte, mit dem Vorgeben, es ſey und heiße eine licentia poëtica (dichteriſche Freyheit.)

Die erſte Opernſängerinn R. zu Paris begegnete, auf der Treppe im Opernhauſe einer Sängerinn, die in den Chören mitſang. Letztere hatte ein kleines Mädchen an der Hand. »Ein allerliebſtes Kind!« rief die erſte Sängerinn: »wem gehört es an?« — Es iſt das meinige! — Ey, ey Sie ſind ja nicht verheirathet! — Nein! allein, ich gehöre ja, wie Sie wiſſen, zu den Opernſängerinnen.

Jemand, der ſich, und wohl mit Unrecht, über die Grauſamkeit einer Geliebten beklagte, ſagte in der erſten Bitterkeit zu ſeiner Entſchuldigung: — »Und wie kann man anders, als in der Bitterkeit ſo etwas ſagen?«

Man warf einem Schmarotzer vor, daß er ſo oft bey andern ſpeiſe. »Was ſoll ich anders machen«, ſprach er, »ich werde ja dazu genöthigt!« — »Es iſt wahr«, — ſagte ein Dritter, — »nichts, gar nichts entſchuldigt mehr, als der leidige Hunger.«

Der Marquis von R. bekam Stockſchläge, ohne den Beleidiger zu fordern. — Wie kann er dieß ſo ruhig hinnehmen? fragte Jemand. »Bſt! rief die anweſende Schauſpielerinn, S. Arnould, »er iſt klug genug, ſich nicht um das zu bekümmern, was hinter ſeinem Rücken vorgeht.«

Ein angehender Dichter ſandte dem Hofrath Käſtner eine Sammlung ſeiner vermeintlichen Gedichte in Handſchrift, mit Bitte, für den Abdruck derſelben eine Vorrede zu ſchreiben. Käſtner erwiederte: »Sie werden mich entſchuldigen, daß ich mich nicht entſchließen kann, den Ceremonienmeiſter Ihrer Muſe zu machen.«

Herr v. St. ſollte, als ein verdienter Mann, einen Orden erhalten. Ein Spaßvogel aber lehnte ihn Nahmens des damit zu Beehrenden ſchriftlich ab, mit der Entſchuldigung: »Er könne ein Band im Knopfloche nicht wohl tragen, weil er keinen Rock mit einem ganzen Knopfloche habe.«

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Leopoldſtädter Theater. Zwey ſeltſame Faſchingsproducte ſind hier noch erſchienen. Zuerſt eine Art von Probeſtück: Papageno auf Reiſen. Zauberſcene mit Geſang. Der invalide Vogelfänger wollte ſich nähmlich ſeinen Gönnern für den folgenden Tag empfehlen. Die gehirnloſe Plattheit ungerechnet, würde ſchon die gebrechliche Mnemoſyne, die ihn geleitete, nebſt den infernaliſchen Diſſonanzen, die ſich verbreiteten, als ob alle Schlangen der Unterwelt ein Concertando ziſchten, das Mitleid vor ihm her verſcheucht haben, wenn Neubegier nicht die beſte Captatio benevolentiae wäre.

Am folgenden 28ſten kam das Hauptſtück an die Reihe. Zum erſten Mahl auf dieſem Theater und zum Vortheil des M. Fenzel: Der ſechsköpfige Höllendrache, oder: Harlekin, Geck, Pierrot, Starmutz und Casper im Reiche der Phantaſie.

Drey Mahl glücklich wer das monſtröſe Werk nicht ſah, und ſechs Mahl geprieſen wer dem Imperativ entgehen konnte! Lachen iſt gut Ding; wer hier lachen kann, der hat gewiß durch's liebe lange Jahr mit keiner Unluſt zu kämpfen. Wäre Lachſtoff wirklich auch vorhanden, ſo müßte er mit mehr Geſchick verarbeitet werden. Will uns der zum Popanz gewordene alte Casperle einmahl im Faſching noch beſuchen, ſo muß er eine inſinuantere Maske wählen, und ſeine altfränkiſchen Conſorten müſſen ſeinem Beyſpiele folgen. Will eine alte Salome, oder Agatha, wie ſie ſich immerhin moderniſiren mag, den Herzensſchatz begleiten, ſo erſcheine ſie doch ja nicht als zwiefache Carricatur! — Der Titel iſt noch abgeſchmackter, als alles Übrige, denn nicht im Reiche der Phantaſie ſollten dieſe Abderitenſtreiche vorgehen, ſondern im Reiche der Narrheit.

Theater in der Joſephſtadt. Wir glauben zu der hier folgenden Anzeige um ſo mehr berechtigt zu ſeyn, als die Veranlaſſung allgemeines Intereſſe erregen muß; nähmlich die am 3ten d. M. zum erſten Mahl gegebene Traveſtie der Jungfrau von Orleans, unter dem Titel: »Johanna Dalk, Jungfrau von Oberlans.« Lokale Poſſe mit Tableaux, Geſang ꝛc. in zwey Aufzügen, von Herrn Told, Muſik vom Capellmeiſter Gläſer.

Eine Krähwinkliade iſt abermahls das Nürnberger Ey, worin ein kleines Spektakel in nuce mit eben angezeigtem Titel, in Gegenwart des langweilig-comiſchen Bürgermeiſters und ſämmtlicher Honoratioren des Städtchens, von einem reiſenden Teſpis-Völkchen, das vorher mit einem andern um den Paradeplatz förmlichen Krieg führt, zum allgemeinen Gaudium repräſentirt wird. Wie man ſieht, hat ſichs der Verfaſſer leicht gemacht. Alles was voran geht, kommt ſo wie es eben trifft, in wohlbekannter, vielbeliebter, aber auch recht abgenutzter Form, ſo lang und breit, als Zeit und Raum es nur geſtatten, und die Inſpiration des lokalen Poeten mit ſich bringt. Was in dieſem Sack voll Curioſitäten Platz hat, wird hineingepfropft, und ſo darf man ſich nicht wundern, daß ein Jude, wie ſie in dieſen Poſſenſpielen gewöhnlich ihren Schacher mit den armen Muſen treiben, ſich auch hier, des lieben Profits wegen, ſo poſſierlich hin und her geberdet, als es das theatraliſche Geſetz erlaubt; daß er in den traveſtirten Scenen als burlesker Heros auftritt, und mit dem bärtigen Fräulein Dalk eine tragi-comiſche Lanze bricht. Manches iſt wirklich recht comiſch, und hat man den Spaß auch aus dem gröbſten zugeſchnitten, ſo heißt die Firma: »Was wir bringen,« und man weiß ja wohl, was in Krähwinkel und in Oberlans zu haben iſt. Luſtig iſt es allerdings, wenn der Rathsdiener Klaus, der das Volk vorſtellen ſoll, und auf die Anmerkungen im Buche hingewieſen wurde, plötzlich über die kleine Bühne ſchreitet und aus vollem Halſe ausruft wie geſchrieben ſteht: »Lärm hinter der Scene!« — Luſtig iſt die Schlacht zwiſchen den beyden Principalen und ihren reſpectiven Truppen, wovon die eine zuletzt den Titel: National-Geſellſchaft in Krähwinkel, erhält, wie es denn mehrere Vereine dieſer Art gibt, die auf keine angemeſſenere Weiſe mit dem Prädicate national ſtolziren. Was aber die im Finale des erſten Acts in aller Eile aus einem Päckchen hervorgeholte Katze, die ſogleich als Hauptfigur in dem eben arrangirten Tableau paradirt, bedeuten und effectuiren ſoll, muß uns Freund Comus ſelbſt erklären.

Wüßte man nicht ohnehin, daß dieſe Art von Unſinn keine große Erfindungskraft erfordert, ſo möchte man dem Autor immer mit den Worten jenes Fürſten ſein Erſtaunen an den Tag legen: »Meiſter Ludwig, woher haſt du all' das tolle Zeug denn hergenommen?«

Allgemeiner theatraliſcher Anzeiger. Nr. 7. In München ſtudirt man gegenwärtig Müllner's Albaneſerinn mit vieler Sorgfalt ein. Um ſich im Fall des Nichtgelingens vor ungegründeten Vorwürfen ſicher zu ſtellen, ſollen, dem Vernehmen nach, mehrere Gelehrte und Sachverſtändige zu den Proben gezogen werden. — Eine angehende Sängerinn, Dem. Sigl, debütirte daſelbſt in der Hauptpartie der Oper Floreska mit vielem Glück.

Der großherzoglich-Weimarſche Hofſchauſpieler Herr Unzelmann gab in Dresden mit vielem Beyfall Gaſtrollen. Er trat als Landjunker im Intermezzo, Truffaldin im Diener zweyer Herren, Plumper in: Er mengt ſich in Alles, Johann in Maske für Maske, Thomas in der Oper: Das Geheimniß, und Philipp in Johanna von Montfaucon auf.

In den meiſten Städten Italiens werden alle nur vorhandene Schauſpielhäuſer und Spektakel, die die ganze übrige Jahreszeit geſchloſſen bleiben müſſen, zur Zeit des Carnevals eröffnet. In Peſth hat man heuer einen umgekehrten Fall erlebt, indem die Theaterdirection für gut befand, während des Faſchings die täglichen Vorſtellungen im Theater auf vier bis fünf wochentlich zu reduciren. Was auch die Direction für Motive zu dieſem, ſeit Beſtand dieſes Theaters unerhörten Schritte anführen mag; ſo ſcheinen ſie alle ungegründet. Die Direction meint, daß der Schauſpieler bey weniger Vorſtellungen mehr Zeit zum Einüben gewönne; Andere aber meinen, man möchte den Schauſpieler ſehen, der die göttlichen Abendſtunden (die Theaterzeit) mit dem langweiligen Einüben vergeuden würde, und nicht lieber dieſe köſtliche Zeit im Halzl'ſchen Bierhaus beym braunen Gerſtenſaft, oder im dito Kaffehhaus beym edeln Tarok, oder im Oberhauſeriſchen Weinhaus mit Entſiegelung der vollen Schomlauer Flaſchen u. ſ. w. zubrächte. übrigens laſſen ſich viele andere Bühnen aufzählen, wo man täglich wohleinſtudierte Stücke gibt. Ferner meint die Direction, daß es im Winter zu kalt wäre, täglich das Theater zu beſuchen. Ey, wenn die Kunſt die Kunſt nicht beſitzt, zu erwärmen, oder wenigſtens unempfindlich für die Kälte zu machen, wird ſie eben ſo wenig vier Mahl in der Woche das im Stande ſeyn, was ſie täglich nicht vermag, und der Thermometer wird ſich wahrlich nicht nach den Tagen der Vorſtellung richten! — Es iſt daher nicht zu begreifen, wie die Direction, ihr eigenes Intereſſe nicht beachtend, ſolchergeſtalt verfahren konnte. Der Theaterbeſuch iſt nicht ſtärker, als vorher, im Gegentheil bemerkt man noch eher eine Abnahme. Viele Perſonen, die gewohnt waren, täglich in Thaliens Tempel ſich einzufinden, haben nun eine andere ſcheinbare Verkürzung der Abendſtunden ſich zu verſchaffen ſuchen müſſen, und ſind des Theaters nun ganz entwöhnt worden. Wäre lieber die Direction beſorgt geweſen, ein beſſeres Perſonal und ein deßgleichen Repertoire zu erhalten, als zu Mitteln Zuflucht zu nehmen, die eben ſo nichtig, als der Würde der erſten Stadt Ungarns unangemeſſen ſind.

Der bekannte Tonſetzer Herold iſt von der Direction der italieniſchen Oper in Paris beauftragt, eine Reiſe nach Italien zu unternehmen, um brauchbare Subjecte zu engagiren.

Ein neues Luſtſpiel in drey Acten von Picard: L'Intrigant mal-adroit, hat auf dem zweyten Théâtre français in Paris bey der erſten Aufführung keine günſtige

Aufnahme gefunden, glücklicher waren die folgenden Vorſtellungen, der Beyfall ſtieg von Tag zu Tag und man ſieht es fortwährend gern.

Herr **Ernſt Krähmer**, erſter Oboiſt im k. k. Hoftheater, gibt morgen den 11. März um halb 1 Uhr ein Vocal- und Inſtrumental-Concert in dem k. k. kleinen Redouten-Saale. Die vorkommenden Stücke ſind gut gewählt, und das Talent des Concertgebers ſelbſt, ſo wie das der ihn Unterſtützenden berechtigt zu angenehmen Erwartungen. Eintrittskarten zu 3 fl. ſind bey den Herren **Artaria**, **Steiner**, **Cappi** und **Diabelli** und beym Eintritt in den Concertſaal zu haben.

Der Virtuoſe auf dem Pianoforte, Herr **Carl Schunke**, wird vor ſeiner gänzlichen Abreiſe von **Wien**, ein Privat-Concert geben, welches Sonntag den 11. März 1821 im Saale des Muſikvereins, Abends um halb 6 Uhr, Statt finden wird. Billets ſind zu haben in den Kunſthandlungen der H. H. **Steiner** im Paternoſtergäßchen, **Artaria** am Kohlmarkt, und E. **Michetti** am Michaelerplatze.

Auflöſungen der Räthſel in der vorigen Nr.

1) La lettre R. 2) die Rebe. 3) la lettre N. 4) Miſſiſippi. 5) Finſterniß. 6) Auſtern, Artiſchocken ꝛc. 7) la lettre A.

Ich lege die Redaction dieſes Blattes nieder. Zeitverhältniſſe beſtimmen mich. Die beſondern Beweggründe eignen ſich nicht für die Öffentlichkeit. Im Weſentlichen laſſen ſie ſich errathen. Dieſes Stück iſt das letzte von mir redigirte. Die Correctur iſt aber von Nr. 19 nicht mehr von mir beſorgt. Materialienvorrath habe ich der Verlagshandlung übergeben. Die Honorare berichtigt dieſe am Schluſſe des Quartales.

Nicht ohne Gefühl kann ich von meiner Pflanzung ſcheiden, von den vielen wackern Männern, die eifrig und treu für ſie wirkten. Nicht ohne Genugthuung trenne ich mich. Als ich, vor drey Jahren, dieſes Blatt anlegte, hatte ich den Plan, etwas für die **Ehre** der vaterländiſchen Journaliſtik zu thun. Ich ſah mich von zahlloſen Hinderniſſen umlagert. Dennoch drang ich, im feſten Bunde mit ſo viel trefflichen Köpfen, ſiegreich hindurch. Geduldet, gerungen, gewirkt, geopfert, ausgedauert habe ich ritterlich. Dieß darf ich mir, ohne Anmaßung ſelbſt nachrühmen. Noch iſt das Blatt jung. Aber ein gewiſſer Grad der Ausbildung iſt an ihm nicht zu verkennen. Das In- und Ausland würdigt ihn. Das Blatt hat ſich Achtung errungen. Dieſes iſt mein Stolz, meine Entſchädigung.

Den zahlreichen ſtattlichen Bundesgenoſſen und der Leſewelt bringe ich noch einmahl meinen innigſten Dank dar. Mit ihm verbinde ich die Einladung an Jene, dieſes Blatt auch fernerfort mit ihren edlen Kräften zu begünſtigen.

Wien, den 8. März 1821.

Franz Gräffer.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der **Carl Gerold**'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625) wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k. k. Poſt 11 fl. W.W. halbj. Beyträge beliebe man dem Redacteur eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

21.

(Wien, Mittwoch den 14. März.)

Bekanntmachung.

Ich gebe mir die Ehre, die verehrten Leſer des Converſationblattes zu benachrichtigen, daß ich die Redaction dieſer Zeitſchrift übernommen habe, und daß es mein eifrigſtes Streben ſeyn wird, nicht nur den bisherigen Gönnern derſelben, ſondern auch jenen Leſern zu genügen, welche den, ſeither etwas zu wenig berückſichtigten Theil der Unterhaltung vorzugsweiſe lieben; ohne jedoch die wiſſenſchaftliche Tendenz des Converſationblattes darüber aus den Augen zu verlieren. Da mir aber die Eile, mit welcher ich die Redaction zu übernehmen genöthigt bin, keine Vorbereitung geſtattete, ſo kann mein redliches Streben erſt in der Folge ſichtbar werden; vor der Hand werde ich ſuchen durch möglichſte Mannigfaltigkeit in der Auswahl der vorhandenen Aufſätze das Fehlende nach Kräften zu erſetzen.

Ich erſuche nicht nur die bisherigen Mitarbeiter, ſondern auch alle Schriftſteller des In- und Auslandes, mich unter der Adreſſe: An die Redaction des Converſationblattes, mit Beyträgen zu beehren, und ſich über die Bedingungen mit mir zu verſtändigen.

Wien, am 10. März. **J. F. Caſtelli.**

Bruchſtück über Dichter und Dichtkunſt.

Aus einem literariſchen Vermächtniſſe mitgetheilt von W. Hebenſtreit.

I.

Gewicht und Anſehen der Dichter und der Dichtkunſt.

Unter allen Völkern, die bereits Landbau trieben und allgemeinen Geſetzen gehorchten, waren noch immer unzählige Fälle unbeſtimmt geblieben, oder dem veränderlichen Herkommen anheim geſtellt. Immer traten dann aber auch Männer auf, welche aus dem Gewirre alter Gewohnheiten und aus den neuen geſellſchaftlichen Verhältniſſen eine ſich gleichbleibende Geſetzgebung ſchufen, und durch die Mittel der Schrift derſelben nicht nur Dauer, ſondern auch größere Beſtimmtheit zu geben wußten. Dieſe Männer waren die Dichter.

Gleichviel, unter welcher Benennung ſie in der Urgeſchichte eines Volkes auftraten, dennoch bleibt es entſchieden, daß ſie jederzeit Männer von hellem Kopf und warmen Herzen waren, die durch anſchauliche Darſtellungen, durch den Reiz bildlicher Einkleidungen, durch hohe Begeiſterung und erhabene Sprache ihre Mitmenſchen beſtimmten, lenkten, zurück hielten, oder mit ſich fortriſſen.

Deßhalb, und weil die Dichter durch eigene Natur, angetrieben von innerer Geiſteskraft, und nach Cicero's Ausdruck, wie durch göttlichen Hauch angeweht, wirkten, waren gerade ſie immer die erſten Weiſen und Lehrer jeder Nation, und die Dichtkunſt immer die Vorläuferinn der Philoſophie, die Quelle der Geſchichte, die Helferinn der Geſetzgebung.

Orpheus beſang die Kosmogenie oder den Urſprung der Welt, und ſein von den Ägyptiern gelerntes Syſtem der Theologie.

Muſäus, ſein Schüler, beſang in der Orakelſprache (in dunkeln Hexametern) denſelben Gegenſtand.

Eumolpus faßte die Geheimniſſe der Ceres in ein Gedicht, und trug darin vor das Vorzügliche der Moral, Religion und Politik damahliger Zeit.

Thamyris beſang in einem allegoriſchen Werke über die Schöpfung den Krieg der Titanen; und

Heſiod, außer den Zeugungen und Geburten der Götter, zugleich die Entſtehung einzelner Theile der Natur.

Die Philoſophie der älteſten joniſchen Weltweiſen floß ganz aus ihrer vaterländiſchen Dichtkunſt, und Empedokles trug ſeine philoſophiſchen Ideen nicht in Proſa, ſondern in Verſen vor, nach Meiners Bemerkung, zum Beweiſe der Leichtigkeit, ſeine Gedanken in gebundener Rede ausdrücken zu können.

Ehe noch von einem philoſophiſchen Syſteme die Rede war, ſchrieben Aratus und Manilius, als Dichter, ſchon von der Sternkunde, Cornelius Severus vom Feuerſpeyen des Berges Ätna, Lucretius von den Lehrſätzen des Epikur's.

Bey jedem Volke müſſen wir eine Reihe von Dichtern durchlaufen, bevor wir auf den erſten Philoſophen ſtoßen. Sehr natürlich! Poeſie iſt Blüthe; Philoſophie reife Frucht. Nach den Geſetzen der Natur muß erſtere der letzteren vorangehen. Erſt dichten, dann philoſophiren; und am Ende die Philoſopheme doch wieder in das Gewand der Poeſie hüllen! das iſt ſo der Kreisgang der geiſtigen Entwickelung.

Wenn die Frage entſteht, wer uns mehr Menſchenkenntniß gelehrt hat, Grazianus in ſeinem Aulico, Mazarin in ſeinen Maximen, Knigge in ſeinem Umgange mit Menſchen, oder Horaz; ſo möchten wir wohl auch behaupten, daß nur derjenige gegen den Letzteren entſcheiden kann, der ihn nicht geleſen oder nicht verſtanden hat.

Vor Erfindung der Schriftzeichen wurden alle geſchichtlichen Nachrichten durch poetiſche Sagen, Geſänge und Volkslieder fortgepflanzt und erhalten, und die Geſchichte erſchien, bis zu dem Zeitalter unmittelbar vor Herodot's Periode, in keiner andern Geſtalt, als unter Einkleidung der Poeſie. So mögen auch wohl die Begebenheiten des Alterthums, die Moſes hinterlaſſen, durch Volkslieder auf ihn gekommen ſeyn.

Die älteſten Begebenheiten der Ägyptier und Phönizier, der Araber und Chineſen, der Gallier und Griechen, der Mexikaner und Peruaner erhielten ſich durch Poeſie. Die alten Bewohner des Nord's, von Island, Grönland, Virginien, St. Domingo und Canada hatten die merkwürdigſten Ereigniſſe in eine Art von Gedichten gebracht; — ſie ſangen dieſelben an Feſttagen und bey Feyerlichkeiten*).

Auf isländiſchen Liedern beruht größtentheils die ganze Geſchichte der däniſchen Knute und der orkadiſchen Grafen**), und die Geſchichte und die wenigen Wiſſenſchaften der Celten wurden fortgepflanzt auf ihre Nachkommen durch Lieder, die ſie in den Schulen der Prieſter, bey einem oft zwanzigjährigen Fleiße, erlernten***). Manſo hält in ſeinem Sparta (Ein Verſuch zur Aufklärung der Geſchichte und Verfaſſung dieſes Staates. Leipz. 1800) epiſche Gedichte für die Quellen des Pauſanias zu ſeinem Meſſeniſchen Kriege.

Faſt bey allen kleinen Nationen aller Welttheile ſogar, ſagt Herder****), ſo wenig gebildet ſie auch ſeyn mögen, ſind Lieder von ihren Vätern, Geſänge von den Thaten ihrer Vorfahren der Schatz ihrer Sprache, ihrer Geſchichte und Dichtkunſt. — Die Griechen ſangen von ihren Argonauten, von Herkules und Bacchus, von Helden und Trojabezwingern; die Celten von den Vätern ihrer Stämme, von Fingal und Oſſian; und unſern Urvätern dienten die alten Volkslieder, worin ſie ihren Gott Tuisko, den Erdentſproſſenen, und deſſen Sohn Mannus als Stammväter und Stifter der Natur feyern*****), ſtatt Denkmähler und Jahrbücher.

Licinius Archias beſang den Cimbriſchen Krieg; Chörilus den Sieg der Athenienſer über Xerxes; Simonides von Magaeſien die Thaten Antiochus des Großen; Sotericus von Oaſis in Libien die Thaten Diocletian's; Nävius den erſten Puniſchen; Silius den Krieg mit Hannibal; Theophanes aus Lesbos den mit Mithridates; Lucanus den Pharſaliſchen; und noch heut zu Tage entwickeln Geſchichtforſcher aus den Dichtern die Sitten, Gebräuche, Gewohnheiten, Denkungsart und das Coſtume der Völker. Von je her iſt Homer nicht bloß als Dichter bewundert, ſondern auch als Quelle der Geſchichte benutzt worden; ja eine critiſche Prüfung der Dichter des Mittelalters, deren Stoff bekanntlich größtentheils geſchichtlich iſt, würde gewiß ein höheres Licht über dieſen noch immer dunkeln Zeitraum verbreiten. Vielleicht dürfte auch Attila, deſſen erſte Heerzüge in dem Heldengedichte: »Prinz Walther von Aquitanien,« einen beträchtlichen Theil einnehmen, durch eine critiſche Benutzung dieſes Gedichts und eine Vergleichung der Exemplare deſſelben in der Bibliothek des Stiftes St. Emmeran in Regensburg und zu Karlsruhe ꝛc., von mancher Seite anders und berichtigt erſcheinen.

---

*) Unterhaltungen für Freunde altdeutſcher und altnordiſcher Literatur von Fr. Rühs. 8. Berlin 1803. S. 103 und 110. Goguet Unterſuchungen von dem Urſprunge der Geſetze, Künſte und Wiſſenſchaften. 1. Thl. S. 173 ff.

**) Eichhorns Culturgeſchichte. 1. B. S. 150.

***) Gatterers Handbuch der Univerſalgeſchichte. 8. Göttingen 1765. 1. Thl. S. 368 und Caesar de bello gallico. Lib. IV. cap. 3.

****) Herder über den Urſprung der Sprache. S. 185.

*****) Tacitus de vita, moribus et cast., c. 2.

Die Dichtkunſt iſt die Freundinn, welche der gegenwärtigen Zeit Räthſel durch bekannte Beyſpiele entwickelt *); ſie war immer das einzige Mittel, durch welches jedes Geſchlecht dem folgenden die Haupteindrücke ſeines Lebens als den köſtlichſten Nachlaß übergab **).

Oft auch zeigt ſich die Dichtkunſt im Alterthum als Helferinn der Geſetzgebung; bey den meiſten Völkern war ſie ſogar ihr erſtes Organ. Die erſten Geſetze bey den Völkern waren in Verſen verfaßt, die man abſang, um ſie dadurch zur allgemeinen Kenntniß zu bringen. Apollo ſoll die ſeinigen beym Schalle der Lyra bekannt gemacht, d. i. abgeſungen haben, und Griechenlands erſte Geſetze waren eine Art Geſänge. Daher erhielten beyde, die Geſetze und Geſänge, die gleichen Nahmen νόμοι. Draco's Geſetze beſtanden nach Suidas Zeugniß aus beyläufig 3000 Verſen, und Lykurg's Geſetze ſind nirgend niedergeſchrieben, als in den Verſen des Terpander ***).

Aus Strabo wiſſen wir, daß die Geſetze der alten Spanier gleichfalls in Verſen gefaßt und geſungen wurden. Das Nähmliche gilt von unſern deutſchen Urvätern, deren erſter Geſetzgeber auch ihr erſter Dichter und Sänger war.

Selbſt nach Einführung der Schrift blieb die Dichtkunſt ſowohl bey den Griechen als bey andern Nationen, in Verbindung mit dem Geſange, noch lange das Organ der Geſetzgebung.

Der auf dem Schlachtfelde bey Chäronea ſpottende Philipp beweiſet durch ſeine Nachäffung des Demoſthenes, daß die Sitte, Geſetze ſingend kund zu thun, noch nicht abgekommen war ****), und es iſt keine Übertreibung, wenn Aſcenſius in ſeinen Anmerkungen zu Horazens Dichtkunſt behauptet, daß die Lobgeſänge der Dichter im Kriege eben ſo viel geleiſtet haben, als der Arm des tapferſten Feldherrn.

Solon unternahm es, die Rechte, Geſetze und Statuten Athens in Verſe zu bringen, und Athenäus erzählt *****), daß man die Geſetze des Charonda's in Athen ſogar bey Gaſtmahlen abgeſungen habe.

Die Engländer hatten, und haben zum Theil noch, wie einſt die Griechen, in ihren kleinern dämagogiſchen Freyſtaaten, eine eigene politiſche Poeſie, die mit der Zerrbildnerey Hand in Hand gehend jedes neue Phänomen an ihrem Staatshimmel mit vollen Backen lobpreiſet oder hohnnecket. Seit vielen Jahren war der berühmte Dr. Woolcot, unter dem Nahmen Peter

---

*) Horatii Epist. I, c. 1, v. 130.

**) Schillers Horen. Jahrg. 1796. 1. St. S. 65.

***) Fabricii Bibl. graeca. T. II. p. 17. Edit. Harl.

****) Goguet a. a. O. 1. Thl. S. 24. 2. Thl. S. 69.

*****) XIV. c. 3. p. 619.

Pindar, gleichſam im Beſitze, jede neue Staatsbegebenheit auf ſeine Weiſe zu beſingen.

Den jüdiſchen Königen ſtanden Propheten als Nationaldichter zur Seite, und ſo manche andere Könige oder Geſetzgeber waren entweder ſelbſt Dichter, oder hatten Dichter zum Dienſte der Politik bey ſich. Dieſes findet man beynahe durch alle Zeitalter beſtätigt; die Dichter mögen ποιητης, vates, Barde, Skalde oder wie immer heißen.

Wer wird ſich alſo wundern, wenn die Dichter und ihre Kunſt in den älteſten Zeiten zu großem Anſehen gelangten, da die wichtigſten Angelegenheiten, Religion und Geſetzgebung, in ihren Händen waren und das Menſchengeſchlecht von dieſer Seite ihnen ſo viel zu verdanken hatte!

Viele von ihnen wurden an die Höfe der Könige gezogen, und genoſſen ihrer vertrauteſten Freundſchaft. Phämius war am Hofe des Ulyſſes; Demodokus am Hofe des Alcinous; Anakreon hielt ſich am Hofe des Polykrates zu Samos auf; Aeſchylos und Simonides bey dem Hiero zu Syrakus; Philoxenus war ein Günſtling des jüngern Dionyſius, und Antagoras von Rhodos, wie Aratus von Soli waren Freunde des Antigonus von Macedonien*). Thiodolf war Hofpoet bey Harald Schönhaar, Sturle Tordſon bey Bieger Jarl, Könige von Norwegen.

In welcher Achtung die Barden (Sänger ἀοιδοι) zu Homers Zeiten geſtanden, erſehen wir aus der Odyſſee:

> — Bey allem Geſchlecht der Sterblichen werden die Sänger
> Werth der Achtung geſchätzt und Ehrfurcht, weil ja die Muſe
> Ihnen gelehrt den Geſang, und huldreich waltet der Sänger.
>
> Geſ. 8. 479. überſ. v. Voß.

Auch die Rhapſodiſten, welche herumzogen und Stücke aus Homer's Gedichten abſangen, fanden in jeder Stadt eine freundliche, ehrenvolle Aufnahme, und an jedem Herde das heilige Gaſtrecht.

Dem Homer ſelbſt widerfuhr nicht nur von Einzelnen, ſondern von einer ganzen Stadt, ſogar von einer ganzen Nation, alle mögliche Ehre.

Alexander hielt die Iliade für das Hauptbuch eines Kriegers, und führte dieſelbe, wie ſie zu ſeinem Gebrauche von Ariſtoteles berichtigt worden, beſtändig bey ſich. Die Stadt Smyrna erbaute dem Homer einen Tempel und erwies ihm darin göttliche Ehre**). Späterhin baute ihm Ptolomäus Philopator einen zweyten Tempel, den die Bildſäulen der Städte umringten, welche auf ſeine Geburt Anſpruch machten***).

Aus Hochachtung und Ehrfurcht für Pindar verſchonte Alexander bey der Zerſtörung von Theben das Haus und die Familie deſſelben.

Auguſtin verſichert uns aus Cicero's verlornem Werke: de republica****), daß Aeſchines wichtige Staatsämter bekleidet, und der Tragiker Ariſtodemus die höchſt wichtige Geſandſchaftsrolle an Philipp von den Athenern erhalten habe. Sophokles wurde nicht nur als Dichter, ſondern auch als Staatsmann geachtet, und erhielt mehr als ein Mahl die höchſten Stellen in der Republik. Euripides wurde von Archelaus, Könige von Macedonien, in ſein Königreich eingeladen *).

---

*) Pausanias in Atticis.

**) Strabo XIV. S. 956. B. vergl. Cuper. de Apotheos. Hom. p. 13.

***) Aelian. var. Hist. XIII. 22.

****) Lib. II. De Civit. dei, cap. 10.

Wahrlich, das atheniſche Volk muß ſeine Dichter ſehr in Ehren gehalten haben. Unmöglich hätte ſonſt Euripides auf die an ihn gemachte Forderung, eine gewiſſe Sentenz aus ſeinem Stücke zu ſtreichen, die Antwort ertheilen können:

> »er ſchreibe, ſie, die Athener, zu belehren, nicht aber von ihnen belehrt zu werden« **),

und das atheniſche Volk würde nach dem Tode des Eupolis, welcher in der Seeſchlacht zwiſchen den Atheniensern und den Lacedämoniern am Hellespont geſtorben, nicht das Geſetz gegeben haben: daß in Zukunft jeder Dichter vom Kriegsdienſte befreyt ſeyn ſollte.

Allein nicht bloß der gebildete Grieche und Römer — in Rückſicht der letztern wollen wir nur an Horaz erinnern — ſondern auch der rauhe Nordländer ehrte ſeine Dichter. Fredo, der Dänenkönig, ein weiſer Geſetzgeber und Sittenmilderer, ſtarb, als Friedlef, ſein einziger Sohn, zum fernen Newa-Ufer gewandert war. Daheim ertönte die Sage, ein Kampf habe den Prinzen getödtet, des Königſtammes letzter Zweig ſey gefallen. Das trauernde Volk berathete die Art einer neuen Herrſcherwahl, und der Schluß fiel dahin aus:

> Alle Skalden der Haine ſollten ſich verſammeln, jeder ein Todtenlied auf Fredo's Ruhm anſtimmen, das Meiſterwerk unter den Geſängen dann des Königs Grabſteine ſchmücken, und der Verfertiger ſtatt ſeiner gekrönt werden. — Der Skalde Hiarne errang die Krone ***).

Wegen der Achtung, in welcher Shakſpeare bey den Britten ſteht, wollen wir den Leſer auf Küttners geſammelte Reiſen durch England verweiſen ****).

Eben ſo wenig ließen es die Franzoſen an Achtung gegen ihre vorzüglichſten Dichter fehlen.

Als Corneille einſt, nach einem zweyjährigen Ausbleiben, wieder ins Theater kam, hielten die Schauſpieler inne; der große Condé, der Prinz Conti und mehrere ſtanden auf, die Logen folgten ihrem Beyſpiel, das Parterre gab ſeine Freude durch Klatſchen und Rufen zu erkennen, und wiederholte ſolches zwiſchen den Acten immer von Neuem *****).

Sannazar genoß die Freundſchaft des Prinzen Friedrich von Neapel, und Voltaire die von Friedrich II. Königs von Preußen.

Unter den Deutſchen erhielt Martin Opitz von Kaiſer Ferdinand II., und Friedrich Schiller von Kaiſer Franz den Adelsbrief. Göthe wurde von ſeinem Fürſten durch Ehrenſtellen ausgezeichnet; Bürger erſang ſich eine — Frau; die Karſchinn ein Haus, und Gottlieb Hiller, ſonſt Verſertiger von Taubenneſtern, ein Landgut unweit Danzig. Klopſtock bekam ein ausgezeichnetes ehrenvolles Begräbniß. —

---

*) Barnes, vita Eurip. §. 30.

**) Valer. Max. Lib. III. cap. 7.

***) Sphinx Nr. 11. Berlin 16. März 1804.

****) Band 2. S. 164 ff. *****) Gothaer Theaterkalender von 1783. S. 127.

Die Belohnungen und Auszeichnungen der Dichter neueſter Zeit ſind zu ſehr in friſchem Gedächtniſſe, um hier noch angeführt werden zu müſſen.

Wenn es endlich wahr iſt, daß Dichter die Menſchen zur geſetzlichen Geſelligkeit, d. i. in Staaten lockten, und nur in denſelben die Ausbildung des Verſtandes möglich iſt, ſo iſt es auch keinem Zweifel mehr unterworfen, daß wir den Dichtern, wo nicht den Verſtand, doch wenigſtens deſſen Ausbildung zu danken haben!!

Sonderbarkeiten.

Galitzin erzählt in ſeiner Reiſe nach Japan, daß die Japaner ihn und ſein Gefolge verwundert gefragt hätten: »Wie, Ihr tragt keine Zöpfe mehr, Ihr pudert eure Haare nicht mehr! Ohne Zweifel hat in Eurem Vaterlande eine große Revolution ſtatt gefunden? Sprecht, zu welcher Religion bekennt Ihr euch jetzt, welche neue Verfaſſung habt Ihr erhalten?« — Die Ruſſen beſtrebten ſich vergebens, ihnen begreiflich zu machen, daß ihre Friſur und ihre Verfaſſung nichts gemein haben, ſie blieben aber bey ihrer Vermuthung und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Japaner, als ſie ihre gegenwärtige Verfaſſung erhielten — die Form ihrer Pantoffeln verändern mußten.

Der Mahler Ludwig Cigoli hat in einem Gemählde, die Beſchneidung Chriſti vorſtellend, den Hohenprieſter mit einer Brille auf der Naſe vorgeſtellt, um ſein hohes Alter anzudeuten!

In Paris konnte man noch im Jahr 1814 in der rue des Prouvaires ein Gemählde ſehen, worauf Kain abgebildet war, wie er ſeinen Bruder Abel mit einem großen Huſarenſäbel niederhaut.

Kaiſer Honorius hatte ein Huhn, dem er dem Nahmen Rom gab. Als der Gothenkönig Alarich die ehemahlige Hauptſtadt der Welt erobert hatte, trat der Bothe, der dieſe Nachricht brachte, mit dem Ausruf: Rom iſt verloren! in das Gemach des Kaiſers. Das iſt nicht möglich, entgegnete Honorius erſchrocken, ich habe vor kurzem noch mit ihm geſpielt. Als man ihm aber begreiflich machte, daß die Stadt Rom verloren und ſeine Schweſter gefangen ſey — ſagte er beruhigt: »Das iſt etwas anders. Ich glaubte ſchon, man hätte mir mein Huhn geſtohlen.

Ein franzöſiſcher Schriftſteller behauptet: die Deutſchen ſeyen größtentheils phlegmatiſch, deßhalb hätten ſie Gelehrte aber keine Genies!

Der berühmte ſpaniſche Dichter Lopez du Vega ſagt in einem Trauergedichte auf den Tod Carls V.: »Er verdient zum Grab die Welt, zum

Trauergerüſte den Himmel, zu Kerzen darauf die Sterne und zu Thränen die Fluſſe und Meere.

Ein anderer ſpaniſcher Dichter ſagt: Alexander habe ein ſo großes Herz gehabt, daß die ganze Welt in einem kleinen Theil desſelben vollkommen Platz gefunden und noch ein Raum für ſechs andere Welten übrig geblieben ſey.

Ein alter franzöſiſcher Dichter, Salluſte du Bratas, nannte den Donner, den Tambour Gottes; die Winde, die Poſtillons des Eolus; die Sonne, den Fürſten der Lichter; den Mond, die Fürſtinn der Laternen, und die Sündfluth, die große Wäſche des menſchlichen Geſchlechts.

* * *

Gretchen in der Stadt.

Ich freue mich herzinniglich
Daß ich die Stadt geſehen;
Doch um dort froh zu werden, muß
Man ihre Sprach' verſtehen,
Sie reden ja ſo kauderwälſch
Und ſo vertrackte Sachen,
Daß ich nicht wußte, ob ſie deutſch,
Ob ſie chineſiſch ſprachen.

Der Eine ſagte: Im Geſicht
Säh' er mir Roſen blühen,
Der Andre ſah in meinem Kopf
Zwey große Sterne glühen,
Der Dritte jammerte ſogar,
Ich ſchlüg' ihm eine Wunde,
Und ſprach: Ich hätte Pfeil' im Aug
Und Elfenbein im Munde.

Die närr'ſchen Leute glauben auch,
Ich hätte ſeidne Haare,
Von Alabaſter ſey mein Hals,
Wovor mich Gott bewahre!
Ein alter grauer Modeherr
Der wollte gar beweiſen:
Ich ſey, — weil ich ihn ausgelacht, —
Durchaus von Stahl und Eiſen.

Ein Dicker ſprach: Er ſäh' mir's an,
Ich hätt' ein Herz von Butter,
Ein Magrer ſprach: Kupid' heiß' ich
Und Venus meine Mutter;
Ach Gott! Was das für Lügen ſind,
Das weiß ja doch ein Jeder,
Daß ich 'ne Waiſe bin, und ſteh'
Im Dienſt bey'm langen Peter.

Der Eine hätte, — hielt' ich ſtill —
Mich in die Hand gebiſſen,
Der Andre trat mich unterm Tiſch
Beſtändig mit den Füßen,
Der Dritte zwickte mich in's Kinn,
Und hieß das arme Gretchen, —
Wohl ſpottend nur — die Königinn
Von allen andern Mädchen.

Und Manche knieten gar vor mir
Und ſagten mir zur Ehre:
Daß ich gar eine Göttinn ſey
Und anzubeten wäre;
Der Frevel iſt doch gar zu arg.
Denn wie ich das verſtünde
Müßt' ich die Frau vom Herrgott ſeyn,
Verzeih mir Gott die Sünde!

Kurzum, ſie reden ſolches Zeug,
Es iſt wohl Spott und Schande,
Und ſehn auch Alles anders, als
Wir Leute auf dem Lande.
Was Schuld dran ſey, daß falſch ſie ſehn,
Das will ich Euch wohl ſagen,
Die Augengläſer machens, die
Sie auf den Naſen tragen.

J. F. Caſtelli.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie, ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Am 3. März erſchien im k. k. Hoftheater nächſt dem Kärntnerthor Weigel's herrliche Schweizerfamilie in verjüngter Geſtalt auf den Bretern wieder, und hatte allgemeinen Beyfalles ſich zu erfreuen. Die Rollen waren auf eine ſehr zweckmäßige Weiſe neu beſetzt. Unſer ehrwürdiger Veteran behauptete ſich aber zu unſerer Freude an ſeinem Platze, und lieferte eine wirklich muſterhafte Darſtellung des Richard Boll. Dankbare Anerkennung verdient der Künſtler, wenn es ihm, was ſo ſelten, nur um die Sache, nicht um ſeine Perſönlichkeit zu thun iſt; darum erſcheint uns jener Sänger ſo ſchätzenswerth, der die glänzendere Partie des Jacob, die er ſo lange mit Beyfall geſungen, und die für ihn geſchrieben worden, abgetreten und ſich beſcheiden an ſeinen Platz geſtellt hat. Zwar geht ihm zu der Rolle des Grafen die eindringliche Kraft der tiefern Töne ab; aber bey der höchſt zweckmäßigen und einfachen Inſtrumentirung wurde dieſer Mangel weniger ſichtbar und lauter Beyfall war ſein Lohn. Unſere neue liebenswürdige Emmeline leiſtet ſehr viel in der Declamation, im Spiele, im Ausdrucke; ſie verſpricht der Oper beſſere Zeiten und trägt ſchon jetzt durch lebendige That zur Anerkennung deſſen, was recht iſt und Noth thut, das Ihrige kräftig bey; doch iſt ihr unermüdete Übung im Geſange noch derzeit ein großes Bedürfniß; ihre Stimme iſt ſehr jung, und eben jetzt der Augenblick da, durch unabläßiges Scalaſingen, was man eigentlich dem Wortverſtande, und der That nach, die ewige Leiter nennen möchte, die von der Erde in das Reich der Töne führt, ihr Organ zu ſtärken, zu erweitern, biegſam zu machen, ihr Anſchlagen der Töne, ſowohl in der Tiefe als in der Höhe feſt und ſicher zu bilden und beſonders den Mitteltönen, dem Herzen des Geſanges, den innigen Reiz zu verleihen, der ſtets zur Seele ſpricht. Sie laſſe ſich daher durch den erhaltenen Beyfall nicht irre machen, ſondern ſchreite unverdroſſen immer weiter, dann wird die flüchtige Gabe ihr ſtetes Eigenthum. Der neue Jacob hat ſeinem Vorgänger rühmlich nachgeſtrebt und mag ſich nun ſelbſt überzeugt haben, daß man nicht allein auf dem Felde des Bravourſanges, ſondern auch durch einfachere Laute Beyfall ernten kann. Ein Paar Mahl ſchien er uns zu ſehr nach Effect zu jagen, worüber wir jedoch ein Auge zudrücken wollen. Mit Paul ſind wir nicht einverſtanden; im Geſange leiſtet er zu wenig, im Spiele zu viel und nicht das Rechte; mag ihm auch die Partie zu hoch ſeyn, was das häufige Singen im Falſette allenfalls beſchönigte, ſo dürfte die Art, wie er die Rolle aufgefaßt, nicht zu entſchuldigen ſeyn; er ſollte ſich mehr in den Hintergrund zurückziehen, nur läppiſch ſeyn und mehr unbeholfene Gutmüthigkeit als anmaßende Wichtigthuerey an den Tag legen. Das Publicum erzeigte ſich bey dieſer Darſtellung gerecht und ſchnell das Gute auffaſſend, es war, wie wir es immer wünſchten. Emmeline wurde nach dem erſten Acte gerufen, erſchien am Schluſſe mit Gertruden, dem Grafen, Jacob und Richard, und mußte dann nochmahls auf allgemeines Rufen ſich zeigen.

In demſelben Theater wurde am 7. März, als Aſchermittwoche, eine große muſicaliſche Academie zur Beförderung der wohlthätigen Zwecke der Geſellſchaft adeliger Frauen gegeben. Dabey zeichneten ſich durch ihr Talent aus: Herr Leon de St. Lubin, der den erſten Satz eines Concertes von Spohr recht brav ſpielte, Herr Barth, der in der Schubert'ſchen Singquartette ſehr ſchön ſang, Dlle. Unger, die eine Arie von Mozart gut vortrug, Mad. Schröder, die den Taucher von Schiller declamirte, die Dlles. Schadt, welche Variationen von Worziſcheck für zwey Claviere ſehr fertig ſpielten, Herr Vogl, der die wahrhaft ſchöne Compoſition Schubert's zu Göthe's Erlkönig freundlich vortrug und Herr Pechaczek, der ein Rondo von Romberg auf dem Violoncelle ſingbar, mit Kraft und Präciſion zum Beſten gab. Die Leiſtungen der Übrigen, ſo wie die Anordnung des Ganzen, zeugen von Bereitwilligkeit *).

Im k. k. privilegirten Theater an der Wien wurde den 8ten d. zum erſten Mahle aufgeführt: Das Opfer kindlicher Liebe. Drama in zwey Aufzügen von Ernſt von Houwald. — Die Handlung dieſes anziehenden kleinen Drama beſteht aus folgenden Zügen: Der Erbpächter Günther, von Gewiſſensqual gefoltert, nachdem er den Bruder ſeiner Frau durch Verleumdung um die Liebe des Vaters brachte, und auf ſolche Art das ihm zugehörige Erbe an ſich riß, da jener aus dem Hauſe wandern mußte, ohne daß er wieder etwas von ſich hören ließ, kehrt in äußerſter Betrübniß aus der Stadt zurück, wo ihn der Juſtitiar mit Gefängniß bedrohte, weil er die rückſtändige Pachtſumme nicht entrichten kann. Ein bewunderter Seiltänzer zog ſeine Aufmerkſamkeit an, geſellte ſich in einem Gaſthauſe zu ihm und anderen Gäſten, und beredete den Pächter, ihm ſeinen Knaben, den er mitgebracht hatte, für die Summe von dreyhundert Thaler zur Erlernung ſeiner Kunſt zu überlaſſen, womit der Bedrängte ſich aus aller Verlegenheit zu helfen glaubt. Allein die Frau geräth bey dieſer Nachricht außer ſich, ihre Thränen und ihr Wehklagen erweichen den Vater ebenfalls, der nun lieber ins Gefängniß wandern will, als den Knaben vom Herzen ſeiner Ältern hinzugeben. Der Kleine faßt aber den Entſchluß, um ſeinen Vater zu retten, ſich am nächſten Morgen bey dem Seiltänzer einzufinden, das Geld in Empfang zu nehmen, und ſobald er es dem Amtmann überbracht, mit ſeinem Kunſtherren in die Welt zu gehen. Die Ältern erhalten dieſe Nachricht von dem Amtmann ſelbſt, der, in der Meinung, daß der Vater ſeinen Sohn verkaufte, ihn mit Bitterkeit zur Rede ſtellt. Die unglücklichen Ältern gewahren nun erſt den Verluſt des Kindes,

---

*) Ich erkläre hiermit ein für alle Mahl, daß ich zur Beurtheilung der hieſigen Bühnen ſachverſtändige Männer aufgeſtellt habe, ſelbſt aber über dieſen Gegenſtand niemahls etwas ſchreiben werde. Der Redacteur.

und ihr Jammer kennt keine Gränzen. Plötzlich erſcheint der Seiltänzer, fordert die zurück gelaſſenen Sachen des kleinen Lehrlings, und wird von dem leidenden Vater mit Ungeſtüm behandelt, indem er ihn beſchuldigt, ſeinen Sohn an ſich gelockt zu haben, während jener in der Meinung iſt, das Kind habe mit des Vaters Willen ſich geſtellt. Endlich, gerührt von dem Schmerz der Ältern, zieht er die Maske ab, geht hinaus und holt den Sohn herein, den er den Verzweifelnden zurückgibt, worauf er die Pächterinn als ſeine Schweſter umarmt; denn er iſt der verſtoßene Bruder, der mit Kunſtfertigkeit begabt, die Meiſterſchaft in ſeinem Fache erworben hat, und Geld dazu, das er mit den Verarmten theilen will. So nimmt er nun mit ſeinem Segen den Fluch vom Haupte des bedrängten Schwagers.

Das Stück wurde auf mehreren Bühnen unter dem Titel: Fluch und Segen, gegeben, iſt eines der jüngſten Producte ſeines Verfaſſers, und verſchiedene Zeitſchriften haben uns den im Ausland erhaltenen Beyfall berichtet. Unſer empfängliches Publicum ſtimmte ein und verließ das Haus mit theilnehmenden Erinnerungen an das dargeſtellte Werk. Der erſte Act iſt etwas ſchwach und mehrere Scenen könnten abgekürzt werden. Im zweyten iſt die Entwicklung raſch, und rührende Scenen wechſeln mit ergreifenden ab. Die Schluß-Verſe, worin der Dichter die Bedeutung des Drama mit treffenden Worten ausſpricht, dringen tief ins Herz; das Ganze iſt geeignet, zu erregen und zu rühren. Recht wohl wird einem in der That, wenn man nach einer Reihe von mißlungenen Erzeugniſſen einmahl wieder etwas loben kann, um ſo lieber gehen wir über Nebendinge jetzt hinweg, und wollen nur des Dialogs in leichten wohlklingenden Verſen rühmend noch gedenken, die Darſtellenden aber zugleich in unſer Lob mit einſchließen.

Allgemeiner theatraliſcher Anzeiger. Nr. 8. Im k. k. Hofoperntheater ſoll die beliebte Oper: Agnes Sorel, wieder einſtudirt werden. Der k. k. Hofopernſänger Herr Forti wird, wie es heißt, Mozart's: Don Juan, mit veränderter Beſetzung, zu ſeinem Beneſiz geben.

Dem Vernehmen nach dürfen wir die ſchöne Hoffnung nähren, den wackern Tenoriſten Herrn Gerſtäcker bald als Mitglied der k. k. Hofoper zu begrüßen.

Der Schauſpieler Herr Töpfer, der ſeit dem Anfange dieſes Monats das k. k. Hoftheater verlaſſen, wird im Theater an der Wien in einigen Gaſtrollen auftreten. Zu ſeinem Beneſiz wird ein neues von ihm verfaßtes Schauſpiel: Des Herzogs Befehl, aufgeführt.

Zum Vortheil des Regiſſeurs und Schauſpielers Herrn Küſtner wird nächſtens das Ritterſchauſpiel: Haſper a Spada, nach einer Umarbeitung, zum erſten Mahle auf dem Theater an der Wien gegeben.

An die Stelle des Herrn und der Madame Anſchütz, welche bey dem hieſigen k. k. Hoftheater angeſtellt ſind, und in der erſten Hälfte des Monats May hier eintreffen werden, ſind Herr und Madame Löwe vom Kaſſeler Hoftheater nach Breslau engagirt.

Madame Borgondio iſt in Berlin als Tancredi mit vielem Beyfall aufgetreten. Sie war für die Carnevalszeit mit 3000 Thaler engagirt, wie man ſagt.

In London macht eine neue Tragödie: Mirandola, von Walter Procter, ungemeines Glück. Sie hat einige Ähnlichkeit mit Schillers Don Carlos. Der Herzog von Mirandola heirathet, in der Abweſenheit ſeines Sohnes Quido, deſſen Geliebte, Iſidore. Der Sohn kömmt zurück und findet die heiß Geliebte als ſeine Stiefmutter. Er iſt edel genug, ſeine Leidenſchaft zu bekämpfen, doch böſe Menſchen wiſſen des Herzogs Argwohn zu wecken, ſeine Eiferſucht rege zu machen und ſie auf einen ſolchen Grad zu treiben, daß er, als er ſeinen Sohn mit ſeiner Gemahlinn bey einer Unterredung im Garten überraſcht, welche Quido, der ſich auf immer entfernen will, veranſtaltete, um von der Geliebten Abſchied zu nehmen das Todesurtheil über ihn ausſpricht und vollziehen läßt.

Madame Catalani hat in London eine gefährliche Nebenbuhlerinn gefunden.

Miß Wilſon heißt die neue Sirene, welche auf dem Drurylane-Theater alle Hörer bezaubert. Sie hat eine umfangreiche kräftige Stimme und iſt dabey ein ſehr ſchönes junges Mädchen. Ein Zufall führte ſie auf die Bahn, auf welcher ihr Lorbeeren und Guineen zuſtrömen. Der Muſicus Welſh ging durch eine der Vorſtädte und hörte aus einem offenen Fenſter eine vorzügliche weibliche Stimme. Er trat mit den Eltern des Mädchens in Unterhandlung, ertheilte ihr regelmäßigen Unterricht, und Miß Wilſon benützte ihn ſo gut, daß ſie ſchon jetzt die allgemeine Meinung für ſich hat, und der Madame Catalani, wo nicht vorgezogen, doch gleich geſtellt wird. Der Unternehmer des Theaters zahlt ihr für vierzig Rollen achthundert Guineen, und findet dabey großen Vortheil. Ihre erſte Rolle war Mandane in der Oper Artaxerxes. Sie war bey ihrem erſten Auftreten etwas ängſtlich, doch machte ihr der Beyfall, mit dem ſie empfangen wurde, bald Muth. Sie iſt groß, majeſtätiſch, einnehmend und von reizender Geſichtsbildung.

Thorwaldſen hat das Bruſtbild Sr. Majeſtät des Kaiſers von Rußland in kurzer Zeit zu Troppau modellirt, es iſt nun in Rom, mit einer Drapperie verſehen, im Atelier des Künſtlers aufgeſtellt, um nächſtens in Marmor ausgeführt zu werden. Erſt wenn dieſe und die Büſten des Prinzen Chriſtian von Dänemark und ſeiner Gemahlinn vollendet ſind, wird der gefeyerte Künſtler das Denkmahl des Fürſten Schwarzenberg vernehmen.

Kennelworth, heißt der im Januar neu erſchienene Roman Walter Scott's, wovon Herr Lotz in Hamburg eine deutſche Überſetzung ankündigt.

Es beſteht hier in Wien ein Privatfond für die Witwen der bürgerl. Juwelirer, Silber- und Goldgalanterie-Arbeiter, deſſen Vorſteher Herr G. Dobitſch iſt. Zur Beförderung dieſer wohlthätigen Anſtalt werden zur Faſchingszeit Geſellſchaftsbälle gegeben. Ein ſolcher wurde auch den 14. vor. M. in dem Saale zum römiſchen Kaiſer abgehalten. An dieſem hatten nächſt dem Herrn Director Dobitſch, Herr v. Holtauer und Herr Kern, beyde bürgerliche Gold- und Silberarbeiter, thätigen Antheil. Dieſe ſchätzbaren Männer*) veranlaßten eine ausgewählte glänzende Zuſammenkunft, bey welcher ſich auch mehrere Perſonen des höhern Adels einfanden. Dieſer Ball war eben ſo anſtändig als genußreich, und verſchaffte dem betreffenden Witwenfond einen nicht unbedeutenden Zuwachs. Der humane Zweck verdient die dankbare Würdigung des Menſchenfreundes, gleichwie den oben genannten eifrigen Beförderern alle Anerkennung gebührt. Deßgleichen muß man es dem edelſinnigen Gaſtwirth Herrn Geringer Dank wiſſen, daß er Locale, Beleuchtung ꝛc. gratis dazu hergab. Es iſt aufrichtig zu wünſchen, daß die Anſtalt dieſes Fondes alles Gedeihen finden möge.

Erklärung. Um ſchiefen Auslegungen der in unſerm vorigen Blatte enthaltenen Anzeige des vermahligen Redacteurs dieſer Blätter zu begegnen, wird hiermit erklärt, daß Franz Gräffer, durch Geldverhältniſſe gedrängt, den Entſchluß gefaßt hatte, Wien zu verlaſſen, und daß er vor Ausführung ſeines Entſchluſſes die Redaction dieſer Blätter ſchriftlich anheim ſagte.

---

*) Hrn. Kern kennen und ſchätzen unſere Leſer bereits nach den ſeine geſchmackvollen Medaillen betreffenden Notizen, deren auch dieſes Blatt geliefert hat.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 626), wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 11 fl. W.W. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

22.

(Wien, Samstag den 17. März.)

Über die Kunſt, auch ohne Tenorſtimme und Uniform den Frauenzimmern zu gefallen *).

(Mehr Caprize als Satyre.)

Da kommen ſie wieder, meine oder meiner Muſe, oder beyder Freunde, die wie Sonntagskinder in den meinigen Geiſt ſehen wollen, da andere keinen ſehen, mich ſogar einen waſſerdichten Dichter nennen, die zuweilen die papiernen Schwanzdrachen meiner jungen ſpielenden Muſe als echte Glanzkomete betrachten, mir auch oft das *Visum repertum* meiner verunglückten Geiſteskinder einreichen, und mir auf dieſe Weiſe bald aus dem bischen Talent, welches ſie wie eine Theedoſis zwiſchen den drey Fingerſpitzen meiner rechten Hand ſehen, einen Ruhmaufguß bereiten, und bald jenes, was ſie in den Rechnungen meiner Eigenliebe (das Hôtel-garni aller Poeten) mit doppelter Kreide aufgeſchrieben finden, auslöſchen, dieſe Freunde beſtürmen mich eben jetzt, da ich wieder einen Anfall von Faulheit habe, in welchem ich nichts thue als denken (wie ich denn immer originell zu ſeyn pflege), das Gedachte durch alle Gehirnganglien wiederkäue, bis es ſich an der ausgetriebenen Schädelmaſſe als convexes Dicht- und Schreiborgan ausbildet; die kommen und meinen, es wäre doch ſchade, meine Phantaſieſchmetterlinge, die ich nur als privatiſirender Schmetterlingiſt (wie man ſagt Blumiſt) mit meiner Bleyfeder in der Brieftaſche feſtnadle, und als die hildesheimiſchen Geduldhähne meiner unfruchtbaren Muſenehe betrachte, in die Auſterſchaale meines Schreibpultes zu verſchließen, oder in das Hundebegräbniß einer Winkelpreſſe zu vergraben; ſondern ich ſollte ſie in das Scheidewaſſer der kritiſchen Scheidekünſtler, und unter das Augenglas der großen leſenden Welt ſetzen, und das Taſchenbuch * * * zum Elektrophor meiner Leidner Fantaſieflaſche, und zum Dionyſiusohr meines Ruhmes zu machen; da aber der erſte Januar, der allgemeine Almanachball, ſchon ſo nahe, und jenes Taſchenbuch ſchon beym Druck oder bey der Toilette war, konnte ich nicht mehr nach neuen es zu ſchmückenden Perlen und Goldkörnchen in die caſtaliſche Quelle tauchen, und wollte meinen etwas langen Aufſatz: »über die Kunſt, auch ohne Tenorſtimme und Uniform den Frauenzimmern zu gefallen,« hernehmen; da hat aber mein Invalide Quendel — den meine Leſer ſchon anderwärts kennen gelernt haben, und der in der Geſchichte meines Herzens und meiner Muſe das Gloſſarium der einfachſten und wahrſten Data bildet, — dieſen Aufſatz ſammt dem auszuſtäubenden Sonntagrocke, in deſſen Taſche ich ihn ſtets wie einen Pränumerationſchein auf die Unſterblichkeit, oder was noch mehr ſagen will, wie eine Aſſecuranzkarte der Weibergunſt, als Sackſpiegel meiner Seele, oder als mein Ichfolio in Taſchenformat bey mir trug, mitgenommen, und ſtäubt in meinem Gallarock auch meinen Gallageiſt und mein zukünftiges Ich aus, ſchlägt nicht nur auf die Körperrinde, ſondern auch auf die darin wohnende Geiſteshamadryade, und wird, ohne es zu wollen, der Vorrecenſent und Handlanger der Recenſentenköche, indem er ihnen ihren Braten noch recht mürbe und platt ſchlägt, damit ihr Pfeffer und Salz eher durchdringe, und nur der Titel des Aufſatzes hängt noch wie die Decoration eines längſt eingegangenen Ordens an meinem Gedächtnißknopf, und zum Glücke iſt mein Gedächtniß ein Taſchenſpieler, der nicht nur, wie viele andere aus fremden, ſondern ſogar aus ſeiner eigenen Taſche etwas heraus zu practiciren weiß; daher ich von dieſem Aufſatze zwar nicht ſo viel weiß, um daraus einen Stundenzeiger in der Jahruhr eines Taſchenbuches zu gießen, aber doch ſo viel — oder ſo wenig, welches zuletzt wie zu viel und zu wenig auf eins hinausläuft — um in einem Journale dem Improviſatore, der Zeit, allen galanten Rittern, die erſten und ſchwierigſten Schulen des künſtlichen Röſſelſprunges auf den Herzens-Schachfeldern ſeiner Dame zu lehren, und zu zeigen, wie man auch ohne Tenorſtimme, die freylich den meiſten Even die Gottesſtimme im Liebeparadieſe iſt, und ohne Uniform Amors Freyheitkcocarde, alſo wenn auch nicht auf der breiten Fahr-, Heer- und Kaiſerſtraße, doch auf ſchmalem Fuß-, Neben-, Hohl- und Holzſchlagwege ins weibliche Herz einſchleichen kann. Mein ſatyriſcher Dämon, der ſich, wie ich nur eine Feder ergreife, wie ein Karteſianiſcher Teufel in das Tintenglas ſetzt, und wie ich ihm auch den Daumen auf den Mund drücke, dennoch wieder in die Höhe kömmt, meint eben, die ganze Lehre beſtände darin, die Sprache der Frauenzimmer, das heißt Chineſiſch zu lernen!!! da ſie auch, wie die Chineſen, durch ein Wort unzählige ſich widerſprechende Dinge ausdrücken, z. B. durch das Wort »Mann«, wie die Chineſen durch das »Tſchunn (»fröhlich«), Herr, Sclave, Gebieter ꝛc.«, da ſie wie die Chineſen keine Bindewörter haben; da ſie wie die Chineſen neben der gewöhnlichen Wortſprache noch eine in die Luft gezeichnete Charakter-, das heißt, Blick- und Handſprache haben, die die eigentlichen Wurzeln und Schlüſſel der Wortſprache ſind ꝛc. ꝛc. Ich aber mag von dieſen boßhaften Einflüſterungen nichts wiſſen, und meine: freylich bringt die Unbekanntſchaft mit der Sprache der Frauen den unglücklichen Verkehr mit ihnen hervor, aber ganz im umgekehrten Sinne.' Bey dem Manne iſt die Sprache der Dragoman des Herzens, und Worte die Canalſchleußen der Empfindungen und Gedanken. Bey dem Weibe hingegen iſt ſie der heilige undurchdringliche Schleyer auf dem Saisbilde ihrer Gefühle, und eben die heiligſte Himmelspagode eines weiblichen Herzens trägt die räthſelhafteſte Keilſchrift, zu welcher der profane Sinn des Mannes den köſtlichen Hieroglyphenſchlüſſel verlor; die Sprache des Weibes iſt Duft, Blumenſtaub aus dem tiefſten Empfindungskelche, eine Zauberflöte, deren Ton alle Sinnenthiere bändigt. Dem Manne iſt die Liebe nur das vierhändige Geſchlechtsnotenſtück, der Mehlthau in den Septembertagen der Leidenſchaft; er verſtehet es nicht, das hohe Nibelungenlied weiblicher Liebe zu accompagniren. Die magiſchen Töne klingen ihm fremd, die durch Berührung der Blumenfinger geiſtiger Liebe dem Harmonicaglas ihres Herzens entklingen; als Vandale tritt er ins Heiligthum der Liebe, nicht um zu bethen — um zu zerſtören; dem Weibe hingegen iſt die Liebe die Blumenuhr der Natur, die alle Herzenskelche immerwährend auf- und zuſchließt, der rectificirte Lebensgeiſt, der Pulsſchlag des Univerſums; dieſe Erde iſt ihr nur der Probeſaal dieſer Liebe, und dieſes Leben der lange Sylveſter-Abend, dem das neue Sabbath-Jahr der ewigen Liebe folgt, und Liebe und Unſterblichkeit ſind ihr zwey Schweſterradien im Cirkel der Ewigkeit. — Darum lernt ſich die Kunſt, ſolchen Frauenzimmern zu gefallen, deren Wangen von der doppelten Morgen- und Abendröthe der Liebe und Scham erglühen, deren Buſen die Stifthütte der Tugend, deren Herz der Deviſenteller reiner Weiblichkeit, deren Augen die Votivtafeln der Unſchuld ſind, deren Empfindungsblume wie die Cactusblüthe nur in der Dämmerſtunde geiſtiger Liebe blühet, bey deren ſtillen Anblick alle Freuden- und Sonnenwende-Feuer eines leiſen nahmenloſen Entzückens in uns aufgehen; die Kunſt, ſolchen Frauenzimmern zu gefallen, ſage ich, lernt ſich nicht durch das Gartenmeſſer der Mode, nicht durch den Auctionhammer der Converſation, nicht durch die Ordalien der Leidenſchaft und Schmeicheley, nicht in den Sch[illegible]hlen der Aſſembleen, und nicht an den Meduſenſchilden der Spieltiſche, aber wohl durch den Geleitbrief der Beſcheidenheit und Unſchuld, durch die Ehrenwache der Sittſamkeit, durch den Sternſchimmer nicht auf, ſondern im Herzen; durch das Styxbad geiſtiger Gefühle, in der Freyredoute der Natur, in dem Tanz- und Concertſaale der Geſtirne, und in der Meſſiade ſchlagender Nachtigallen. M. G. Saphir.

---

*) Dieſer Aufſatz, ſo wie jene: »über einen unbeſchriebenen Bogen Papier« und »Eheſcheidungsacte von meiner zukünftigen Gattinn Thelaſſa,« ſind Bruchſtücke aus einem noch ungedruckten humoriſtiſchen Werke des Verfaſſers: »Der Todtenkopf als Tabakspfeife. Ein Phantaſie-Gebäude mit Haut- und Basrelief.«

* * *

Ontologiſche Neuigkeiten.

Von A. Rittig v. Flammenſtern.

XXIV.

Ganz dem Werthe angemeſſen, habe ich mich bereits in Nr. XX. der Ontolog. Neuigk. über die Couchois'ſchen Perſpective, nähmlich über deſſen portative Ferngläſer ausgeſprochen. Da nun unſer induſtriöſer Roſpini, k. k. Hofdrechsler und Optiker, vor einigen Tagen eine bedeutende Lieferung ſolcher Perſpective erhalten hat, ſo können ſich nun alle jene, die ungeachtet des glänzenden Zeugniſſes, das Couchois, von dem franzöſiſchen National-Inſtitut über die empfehlenswertheſten Verbeſſerungen, die er hieran anbrachte, erhielt, doch an der Trefflichkeit dieſer Ferngläſer zweifeln, ſich durch den Augenſchein und Erprobung derſelben eines beſſern belehren. Bey dieſer Gelegenheit hat Couchois an Rospini auch zwey Gattungen ſeiner Perſpective geſendet, von denen früher im Wege der Publicität noch keine Erwähnung geſchah, und über die doch ein erklärendes Wort hier ganz am Platze iſt. Die erſte dieſer Gattung iſt ein kleines Taſchen-Perſpectiv von cylindriſcher Form, das ungeachtet ſeines kleinen Objectivglaſes doch die Haupteigenſchaft der Ch. Perſpective, den Gegenſtand in einer angemeſſenen Entfernung ſieben Mahl zu vergrößern, in ſich vereiniget. Da es mit zwey Ocular-Gläſern verſehen iſt, ſo kann man es eben ſowohl im Theater, als im Freyen anwenden. Seiner bequemen Form wegen hat es Ch. Venimecum benannt. Die zweyte Gattung iſt in ſeiner Anwendung für Militärs beſtimmt, und daher Lunette militaire benannt. Mit zwey Oculargläſern und einem Objectivglas von 1½ Zoll im Durchmeſſer verſehen, vereiniget es mit allen Eigenſchaften, welche die Ch. ſo bemerkbar machen, auch noch den Vortheil, daß ſich der Officier desſelben, der bequemern Form wegen, und da es nur eine Länge von 4 Zoll hat, eben ſo gut zu Pferde im Reiten als zu Fuße bedienen kann, was bey den gewöhnlichen Perſpectiven mit mehreren Zügen ſo vielen Schwierigkeiten unterliegt. Mit Benutzung des Ocularglaſes, beſtimmt für entfernte Gegenſtände, konnte ich damit auf viertauſend Schritte jedes Object in ſeiner natürlichen Größe — nach dem Umfange des Ocularglaſes — in ſeiner vollkommenſten Deutlichkeit auffaſſen. Der franzöſiſche Kriegsminiſter hat von Couchois bereits mehrere dieſer Perſpective verfertigen und an die Officiere des Generalſtabes zur Anwendung und ſothaner Berichterſtattung vertheilen laſſen.

Unter den neueſten inländiſchen Kunſterzeugniſſen verdienet, die ſo eben von dem hieſigen k. k. Hof-Silberarbeiter Franz Würth nach der Zeichnung des academiſchen Raths und Architecten Moreau verfertigte Monſtranz durch das Großartige in der Ausführung und reine Ausarbeitung der Figuren und Basreliefs die Aufmerkſamkeit des kunſtſinnigen Publicums. Die nähere Beſchreibung behalte ich mir bevor, bis dieſe Monſtranz an ihre hohe Beſtimmung abgeſendet ſeyn wird.

Sowohl für den Architecten als für den Bauliebhaber iſt das hier von dem talentvollen k. k. Architecten Anton Ortner herausgegebene Werk: Die Baukunſt in ihrer Anwendung nach dem Zeitgebrauche für Privat- und öffentliche Gebäude. Wien 1821. Quer-Quart, in mehr als einer Hinſicht empfehlenswerth. Wenn auch unſere Bauten die Characteriſtik der älteſten Denkmahle der Baukunſt: unerſchütterliche Feſtigkeit, rieſenmäßige Größe und verſchwenderiſche Pracht, dann die den Bauten des Mittelalters eigene emporſchwebende Kühnheit, vorzugsweiſe aber der unerſchütterlichen Feſtigkeit entbehren, ſo entſchädigen ſie uns dafür durch Symmetrie, leichtes gefälliges Anſehen, und da, wo es am Platze iſt, durch den

Schmelz von Geſchmack, Kunſt und reiner Schönheit. Herr Ortner hat in dem vorliegenden Werke mit richtigem Blick auf die Bauten der Vorzeit und trefflicher Benützung, was uns in dieſer Hinſicht die Gegenwart darbietet, auch noch den Zweck der gemeinnützigen Anwendung zu erreichen geſucht, und in letzterer Hinſicht, in ſo weit ich bis jetzt Einſicht von Ortner's Ausarbeitungen genommen habe, mehr die minder koſtſpieligen Bauführungen berückſichtiget. Das ganze Werk bildet zwey Abtheilungen, wovon die erſte die Wohngebäude aller Art, die zweyte aber die zum öffentlichen Gebrauch beſtimmten Gebäude als Leuchtthürme, Stadtthöre, Caſernen ꝛc. umfaßt. Vorzugsweiſe bemerke ich hier aus den bereits erſchienenen zwey Heften das Blatt Nr. VII. und XII.; beyde Blätter umfaſſen den Entwurf, wie ein hier auf dem neuen Markt ſtehendes G[illegible]haus, wenn es neu aufgebaut werden ſollte, zu bauen wäre, indem man ſich hieraus am beſten von des Verfaſſers Geſchmack, Urtheilskraft und Fantaſie überzeugen kann.

Die bekannte Erfahrung, daß ein Körper nicht brennt, wenn man ihn in Stickluft, in kohlenſaures Gas und in andere unathembare Luftarten bringt, ſo wie geleitet durch die bekannten Vorrichtungen, um Mordbrennern das in Brand ſetzen von Stroh, Heu und anderer leicht brennender Körper dadurch zu vereiteln, daß man Knallkugeln und verpuffende Gemiſche machte, die, indem ſie verbrennen oder explodiren, eine Menge Kohlenſäure, Stickluft und ähnliche Gaſe entwickeln, und dadurch die Flamme eines brennenden Körpers auslöſchen, auch aufmerkſam gemacht durch den unlängſt Statt gehabten Brand in Brüſſel — wo alles Waſſer gefroren war — und daher ungeachtet der zahlreich vorhanden geweſenen Feuerſpritzen doch nicht mit Waſſer gelöſcht werden konnte, brachte einen Ungenannten in Leuchs Allg. Handl. Zeit. 1821 zu dem Vorſchlag zu einer Feuerſpritze, die mit Luft ſtatt mit Waſſer löſcht. Da dieſes der erſte Vorſchlag dieſer Art und einer genauen Prüfung werth iſt, ſo mag hier das Nähere hierüber ſeinen Platz finden: Das kohlenſaure Gas eignet ſich zur Anwendung in einer ſolchen Spritze vornehmlich, denn es löſcht die Flamme ſogleich, iſt viel ſchwerer als die atmoſphäriſche Luft und würde daher geraume Zeit an der Oberfläche des brennenden Körpers bleiben. Die hauptſächlichſte Schwierigkeit iſt nur, wie es ſchnell und in Menge zu erhalten iſt. Es in Schläuchen aufzubewahren, und von dieſen in die Saugpumpe der Feuerſpritze zu bringen, wäre zu umſtändlich. Am beſten würde es ſeyn, ein großes, langes Kohlenbecken an der Feuerſpritze anzubringen, durch das die atmoſphäriſche Luft ſtreichen müßte, die in die Pumpe ginge, und von dieſer durch die Schläuche in die Flamme geſpritzt würde. Die Kohlen würden glühend gemacht, die Luft würde bey ihrem Durchgange das Verbrennen derſelben unterhalten, all ihr Sauerſtoffgas verlieren, und daher nur Kohlenſäure und Stickluft, die beyde das Verbrennen nicht unterhalten, auf die Flammen bringen. Man könnte auch unter die Kohlen eine Partie Schwefel oder Schwefelfäden miſchen, die das Anbrennen derſelben beſchleunigten, und in der ſchweflichten Säure, die ſie bildeten, ebenfalls eine auslöſchende Luftart liefern würden.

Dem D. Taddel verdanken wir die wichtige Entdeckung, daß Weizenkleber die Eigenſchaft hat, auf rothes Queckſilber-Oxyd, rothen Präcipitat und ätzenden Sublimat zu wirken, und bey Vergiftungen mit dem letztern ein vortreffliches Gegengift zu ſeyn. Verſuche beſtätigten, daß Weizenmehl und Kleber den ätzenden Sublimat in Calomel verwandeln, und daß von Thieren eine beträchtliche Menge einer Miſchung von Weizenmehl oder Kleber und ätzendem Sublimat genoſſen werden kann, ohne daß ſie Schaden davon erleiden.

Allen Botanikern und Pflanzenfreunden muß die von Yule erprobte und bekannt gemachte Art, tropiſche Pflanzen ohne Nachtheil ihres Wachsthums nach Europa zu bringen, um ſo angenehmer ſeyn, als bekanntlich diejenigen Samen, welche man nicht in ihrer urſprünglichen Hülle aufbewahren kann, von der Natur zur ſchleunigen Fortpflanzung beſtimmt ſind, und daher ſelbſt in ihrer Heimath, wenn man ſie dieſer Beſtimmung entzieht, ſehr ſchwer geſund zu erhalten ſind. Das von Yule angegebene Mittel beſteht darin, daß man viereckige Kiſten, deren Boden durchlöchert und einige Zoll hoch mit kleinen Kieſelſteinen belegt ſind, mit ungefähr einen Zoll dicken Schichten friſcher Gartenerde, und abwechſelnd mit Lagen von Sämereyen füllet. In die obere Schichte ſetze man dann Pflanzen, die fähig zu ſeyn ſcheinen, die Seereiſe auszuhalten. Durch die Behandlung und Begießung derſelben werden nun die unten liegenden Samenkörner gegen vollige Austrocknung geſchützt und ſomit erhalten. Nur hüthe man ſich ſtatt der unterſten Lage von kleinen Kieſelſteinen, etwa Sand, beſonders wenn er kalkartige oder eiſenhaltige Theile hat, zu nehmen, da derſelbe in keinem Falle zu dieſem beabſichtigten Zweck tauglich iſt.

Um den Preis von 100 Carolins bietet ein Anonymus in der Bauern-Zeitung Nr. 1. 1821 die Entdeckung ſeines neuen Kaffeh-Surrogates an. Dr. J. C. Bayrhammer macht nun bekannt, daß dieſes neue Kaffeh-Surrogat wahrſcheinlich in jener Wicke beſtehe, die unter dem Nahmen Kaffeh-Stragel — astragalus baeticus L. — in Schweden beynahe allgemein dem Kaffeh beygemiſcht wird, und womit man bereits in dieſem Lande $^4/_5$ Theile des indiſchen Kaffehs erſetzt. Auch bey uns iſt die Anwendung dieſer Wicke als Kaffeh-Surrogat ſchon ſeit längerer Zeit bekannt.

Prof. Straub in Hofwyl hat die Jode, nicht nur im Schwamm, ſondern auch im Torf entdeckt. Bekanntlich war Dr. Coindet zu Genf der erſte, der ſeine Verſuche und Erfahrungen über die Heilkräfte der Jode gegen die Kröpfe im Wege der Publicität mittheilte. Coindet bedient ſich in dieſem Falle als Heilmittel einer Auflöſung der Jode in Alcohol, indem ihm die Erfahrung an die Hand gab: daß wohl das nähmliche Princip auch im gebrannten Schwamm, der von jeher als Kropfmittel gebraucht ward, wirkt, aber auf den Magen ſehr oft nachtheilige Neben-Wirkungen äußert, die von der Jode-Tinctur nie verſpürt wurden. Unſer hieſiger geſchickter Arzt: Dr. De Carro, dem wir hier die Einführung der Schutzpocken-Impfung, ſo wie jene der Schwefelräucherungen verdanken, hat bereits in den hieſigen öffentlichen Blättern bekannt gemacht, daß er die mit Kropfübel Behafteten, nach Coindet's, ſeines Landsmannes Methode zu heilen ſuchen werde.

Cameron in Glasgow hat eine Miſchung zu Schmelztiegeln für Juweliere, Goldſchmiede ꝛc. entdeckt, die zu dieſem Behuf von vorzüglichem Werth ſeyn ſoll. Das dießfällige Miſchungs-Verhältniß beſteht aus ſieben Theilen Sand und ſiebenzehn Theilen Thon. Sind dieſe Theile innig vermiſcht, ſo wird die Maſſe dann in Formen von Gypsmörtel, wie gewöhnlich gegoſſen.

Nach Cadell's Angabe betragen die Farbenſchattirungen, welche ſich in der reichhaltigen Sammlung von Schmelz in der Geſtalt von Stäben in der Moſaik-Manufactur in Rom vorfinden, die Zahl von 17,000. Der Schmelz beſteht, wie bekannt, aus Glasfluß, mit einem metalliſchen Färbeſtoffe — Metalloxyde — und der gegenwärtig zu den Moſaik-Arbeiten gebrauchte Kitt aus einem Theile friſch gelöſchten Kalks und drey Theilen zerſtoßenen Travertinerſteines, und die ſo lange mit Leinöhl angemengt und täglich mit einer Kelle umgerührt werden muß, bis die Maſſe nicht mehr aufſchwillt. Gewöhnlich nach zwanzig Tagen iſt das Waſſer im Kalk verdunſtet und das Aufſchwellen beendiget.

(Schluß folgt.)

* * *

Begebenheit aus dem letzten ruſſiſchen Kriege gegen Perſien.

An der äußerſten Grenze Perſiens liegt auf einem ſteilen felſigen Abhange am Fluſſe Zengwi die Feſtung Crivan, welche von den Perſern für unüberwindlich gehalten wird. Der Befehlshaber iſt ein perſiſcher Serdar, der ſich Alles erlaubt, weil er die Gewalt in Händen hat. Während des letzten Krieges mit Rußland bemächtigte ſich der damahlige Serdar bey einem Streifzuge einer ſchönen Georgierinn und ſchleppte ſie in ſeinen Harem nach Crivan. Die geraubte Jungfrau war die Verlobte eines Jünglings, an dem ſie mit der zärtlichſten Liebe hing. Kaum hatte der Geliebte den Aufenthalt der theuren Braut erfahren, als er, die Gefahr nicht achtend, ſich in die Feſtung wagte, um die zu befreyen, ohne welche das Leben keinen Werth für ihn hatte. Der ſinnreichen Liebe gelang es, Mittel zu finden, der Gefangenen Nachricht von ſeinem Aufenthalt zu geben, die Flucht aus der bewachten Feſtung zu verabreden und möglich zu machen. Das Vorhaben gelang, und ſchon waren die Liebenden eine bedeutende Strecke von Crivan entfernt, als ſie von den nachſetzenden Soldaten des Serdars eingeholt und in die Feſtung zurück geſchleppt wurden. Das Mädchen ward wieder in den Harem geſperrt und der Jüngling mit Mißhandlungen aus der Feſtung gejagt. Aus einem Fenſter des Harems erblickt die Unglückliche den ſchwermüthig abziehenden Geliebten auf der Brücke, die über den Fluß führt. Ihr Unglück trat rieſengroß vor ihre

Seele, und die Sehnſucht der Wiedervereinigung ergriff ſie ſo mächtig, daß ſie ſich verzweiflungsvoll durch das leicht zu öffnende Fenſter die furchtbare Höhe des Felſenabhangs, auf dem das Gebäude ſtand, hinabſtürzte. Doch der Schutzgeiſt treuer Liebe waltete über der Verzweifelnden. Zwey große Waſſerweiden fingen die Fallende auf, die nachgebenden Äſte hemmten die Heftigkeit des Sturzes, und, zwar ſtark beſchädigt, doch lebend, ward ſie in den Harem zurückgebracht. Der Serdar, den Finger der Vorſehung erkennend und ehrend, gab der Geretteten die Freyheit, beſchenkte ſie reichlich, und ließ ſie, ſammt ihrem Geliebten unter ſicherer Begleitung in die Heimath zurückbringen.

◆ ◆ ◆

Über und aus Italien.

1) Schauſpielweſen.

II. *)

Ich ging mit einigen Freunden neulich über den großen Marktplatz in Verona hin, und fand an einer Ecke desſelben, welche das Glück hat, gewöhnlich mit den theatraliſchen Speiſezetteln decorirt zu werden, ein bekanntes Ragout angekündigt, das wir mit wahrhaft patriotiſcher Freude begrüßten. Es war Kotzebue's Vielwiſſer (il saccente), nicht ganz der Vorſchrift des Originales getreu zubereitet, ſondern durch einige vermeintliche Gewürze noch picanter, und mittelſt gewiſſer Confectſtückchen dem italieniſchen Gaumen annehmlicher gemacht. Der Überſetzer, welcher durch dieſe Arbeit, wie jeder Billige mit uns geſtehen wird, die gerechteſten Anſprüche auf eine herculiſche Apotheoſe hat, indem er aus Einem Stücke Zu-, Ver- und Abſetzer war, hin und wieder ſogar als wirklicher Überſetzer erſcheint, ſtellt bey dieſer Gelegenheit ſeine Verdienſte in ein wohlgewähltes Licht, und ſucht in Vereinigung mit dem Schauſpieler, zu deſſen Vortheile gerade das neue Stück aufgeführt wurde, von den Schönheiten desſelben einen gedruckten Vorgeſchmack zu geben, über welchen ſich, wir ſtehen dafür, kein Original in der Welt beklagen könnte. Beyde laſſen den Verdienſten des urſprünglichen Verfaſſers ſo ziemliche Gerechtigkeit widerfahren, und begnügen ſich damit, ihn den deutſchen Ariſtophanes zu nennen. Es wäre unbillig, uns hier auf die Unterſuchung einzulaſſen, ob bey der durchgängigen Urverſchiedenheit im Charakter und noch mehr in den Grundſätzen, welche ein gelungenes modernes Luſtſpiel zu einem ganz anderen äſthetiſchen Kunſtwerke als ein gutes antikes macht (und dieſe Verſchiedenheit iſt in Hinſicht der ſogenannten perſönlichen Comödie des Ariſtophanes noch weit wirkſamer als bey der ſpätern des Menander), ob bey ſo bewandten Umſtänden, meinen wir, ein heutiger Luſtſpieldichter mit dem Nahmen eines berühmten Parnaßgenoſſen aus dem griechiſchen Alterthum beehrt werden könne; im Falle dieß für thunlich entſchieden werden ſollte, halten wir

---

*) Die Lief. I. ſteht in Nr. 130 d. J.

es wiederum für unbillig, hier ein Urtheil zu fällen, ob der Verfaſſer des Vielwiſſers den Ehrennahmen eines **Ariſtophanes** über jeden Widerſpruch hinaus verdiene; wir machen daher nur auf das intereſſante Phänomen aufmerkſam, welches dem unbefangenen Spaziergänger durchs Feld der dramatiſchen Literatur ſich darbietet, wenn Überſeher und beneficirter Schauſpieler ſich für den Ruhm eines Dichters verſchwören, und ein wehmüthiges Gefühl müßte von Rechtswegen alle epiſchen und lyriſchen Sänger ergreifen, welche ihr ganzes Leben hindurch ſich vergebens nach einem ſo liebevollen Complott umſehen.

Wenn ich oben die Ankündigung einen theatraliſchen Speiſezettel genannt habe, ſo will ich nicht ganz in Abrede ſeyn, daß mir unſers **Leſſings** Worte über Theaterzettel vorgeſchwebt haben. In einem Capitel ſeiner Dramaturgie, welches jeder Denkende nach mehrmahliger Wiederhohlung noch einige Mahl leſen ſollte, ſagt er, ein Titel müſſe kein Kuchenzettel ſeyn; mit einem paſſenden Titel ſey die dramatiſche Arbeit hinlänglich bezeichnet und geſchmückt. Weder die Dichter noch die Schauſpieler Italiens ſcheinen jenes Capitel mit gehöriger Beherzigung geleſen zu haben; wie zur Schönheit des menſchlichen Körpers in der Regel **zwey** Füße gehören, oder ein Janusbild um ſeine ganze Bedeutung käme, wenn es nur ein Geſicht zählte, tritt auf die Bühnen Italiens faſt kein Stück, das nicht [illegible] ſeine zwey Titelchen mit zur Welt brächte, und die Wörtchen osia, ovvero (oder) haben auf dramatiſchen Titelblättern, wie auf den Meldezetteln Thalias ſich eine faſt eben ſo nothwendige Exiſtenz angewöhnt, als das quasi in juriſtiſchen, oder das posito in philoſophiſchen Demonſtrationen. Wer hätte ſich aber wohl eingebildet, daß ſelbſt ſolch ein doppelgängiger Titel ſeine erklecklichen Vortheile für den Dichter hat? Doch was ſagen wir? Würde er ſich wohl hinſetzen, die Vorrathskammern ſeines Gedächtniſſes durchzuſtöbern, um für ſein geliebtes Kind ein Paar Nahmen zu erhaſchen, wenn einer dieſelben Dienſte leiſtete. Er hat Recht; macht es unter dem einen Nahmen kein Glück, ſo geht es vielleicht unter dem andern durch, und ſollte ihm ſelbſt das geſammte Publicum keinen Geſchmack abgewinnen, ſo findet ſich doch wohl dieſer oder jener, der wenigſtens des Verfaſſers Scharfſinn in der Wahl der Titel bewundert, und darüber die andern mißlungenen Kleinigkeiten vergißt. Müſſen wir noch erinnern, daß dieſe Titel mit aller Zierlichkeit geſtempelt ſind, die ein zierliches Gemüth ihnen zu geben weiß, daß ſie ſo ſchonend und zärtlich klingen, als ſie nach **Horaz** ein lieblicher Vater für ſein Söhnchen nur zu erfinden vermag?

Dan. Leßmann, in Verona.

(Schluß folgt.)

Allgemeine Novelliſtik.

In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl **Gerold**'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Nekrolog. Am 15. Februar um zwey Uhr Nachmittags d. J. ſtarb im eigenen Hauſe, auf der Mölker-Baſtey Nr. 96 in **Wien**, nach einer lange dauernden Krankheit (am Dampfe) der wohlgeborne Herr Alois Edler von Bergenſtamm, niederöſterreichiſcher Landſchafts- und Ritterſtands-Secretar, im 67ſten Jahre ſeines Alters.

Er wurde den 1. Auguſt 1754 zu Wien geboren, wo ſein Herr Vater, Johann Georg Groppenberger, niederöſterreichiſcher Landſchafts-Obereinnehmer war, welcher ihn bey den Jeſuiten ſtudieren ließ. Den 17. December 1771 wurde er als niederöſterreichiſch ſtändiſcher Regiſtratur-Acceſſiſt angeſtellt, und ihm im Jahre 1790 der Titel eines Secretars verliehen. Im darauf folgenden Jahre wurde er und ſeine vier Brüder, ſowohl wegen ihrer eigenen, als auch wegen der Verdienſte ihres Vaters um Thron und Vaterland, in den Adelſtand, mit dem Prädicate: Edle von Bergenſtamm, erhoben. Im Jahre 1793 wurde er von Seite der Herren Stände zur Aufſicht über die Anſtalten zur Unterbringung der Kranken und zur Beerdigung der todten franzöſiſchen Kriegsgefangenen nach Nußdorf geſendet, wo er, ohne ſeine Geſundheit und ſein Vermögen zu ſchonen, dieſes ſchwierige Geſchäft zur vollen Zufriedenheit ſeiner Behörde durch lange Zeit unermüdet beſorgte. Auf Anordnung des nied. öſterr. ſtändiſchen Verordneten-Collegiums verfaßte er im Jahre 1795 eine Beſchreibung aller inner den Linien Wiens theils beſtandenen, theils noch beſtehenden, theils neu geſetzten Mark- und Grundſteine, welchem Geſchäfte er ſich um ſo lieber unterzog, weil es ihm wegen ſeiner Alterthumskunde von der hohen Behörde anvertraut wurde. Dieſe Stelle unterließ auch nicht, ſeine Kenntniſſe und Verdienſte zu würdigen, und ernannte ihn im Jahre 1800 zum wirklichen Secretär. Im darauf folgenden Jahre (1801) ward er auch Secretär des niederöſterreichiſchen Ritterſtandes. Während der Anweſenheit der franzöſiſchen Truppen im Jahre 1805 führte er die Oberleitung über das Bequartierungs-Geſchäft in den ſtändiſchen Freyhäuſern mit ſo gutem Erfolge, daß ihm im Jahre 1807 von den Herren Ständen die volle Zufriedenheit über ſeine mühevolle Verwendung bekannt gemacht wurde.

So thätig er in ſeinen Amtsgeſchäften war, ſo thätig war er auch, wenn es ſich darum handelte, zur Unterſtützung der Armen mitzuwirken: dieß bezeugen mehrere ſeiner Schriften, ſo wie auch ſein Nahme einen ehrenvollen Platz einnimmt unter den beytragenden Mitgliedern des Privat-Vereins zur Unterſtützung verſchämter Armen in den Wiener Vorſtädten Mätzleinsdorf, Nicolsdorf, Margarethen, Hungelbrunn und Laurenzergrund, in welchen Verein er im Jahre 1812 trat. Im darauf folgenden Jahre (1813) wurde er auch Mitglied des Central-Vereins des Pfarrbezirks Schotten zur Unterſtützung der zurückgebliebenen Familien der in das Feld gezogenen Krieger. Durch Dankesthränen erquickter Armen ward ihm reichlicher Lohn für ſeine Gaben und für ſeine Bemühungen, das Elend Anderer zu lindern.

Im Jahre 1819 hat er ſeine zahlreiche Sammlung von gedruckten Werken, Manuſcripten und Archival-Urkunden in Bezug auf Geſchichte und Topographie der Provinz Nieder-Öſterreich den niederöſterreichiſchen Herren Ständen zum Eigenthum angebothen, und, unter dem Vorbehalte der lebenslänglichen Benützung derſelben, abgetreten, welches Anerbiethen als ein wiederholter Beweis ſeiner Treue und innigen Anhänglichkeit an die Herren Stände, ſo wie ſeiner patriotiſchen Geſinnungen überhaupt, angeſehen, und mit Wohlgefallen aufgenommen wurde.

Auch als Schriftſteller hat der Verſtorbene Vieles geleiſtet, und hat er gleich an Manches nicht die gehörige Feile gelegt: ſo verkenne man wenigſtens den Fleiß und Eifer nicht, mit welchem er arbeitete. Die Zahl ſeiner Werke, meiſtens hiſtoriſch-topographiſchen Inhalts, iſt anſehnlich, und ſind es auch meiſtens nur kleinere Schriften, ſo erforderten ſie doch hinſichtlich ihrer dunklen Quellen viele Mühe im Nachſuchen, und vielleicht mehr Zeit, als manche größere. Gedruckte Werke ſind zwanzig von ihm vorhanden. Zu ſechs Werken, welche Andere herausgegeben hatten, hat Bergenſtamm die Materialien geſammelt, und vollendete Manuſcripte haben ſich bey ſeinem Tode noch ein und zwanzig vorgefunden. Seine Vaterſtadt, die Geſchichte ihrer Klöſter, Thore, Wappen, Schulen, Kirchen u. ſ. w. war der Hauptgegenſtand ſeiner Forſchungen. Den Verkauf ſeiner Schriften hat er immer mit einem wohlthätigen Zwecke verbunden, und die dankbaren Thränen manches dadurch betheilten Armen folgen ihm ins Grab.

J. H. Böckh.

Auf dem Theater in der Leopoldſtadt wurde den 9ten d. M. zum Beneſiz des Regiſſeurs F. Sartory, und zum erſten Mahl gegeben: Der Eheteufel auf Reiſen. Locales Zauberſpiel mit Geſang und Tänzen in zwey Aufzügen, vom Herrn Aloys Gleich. Die Muſik theils neu, theils aus beliebten Opern zuſammengetragen vom Herrn Capellmeiſter Volkert.

Ein Herr v. Storch verſtößt ſeine Frau und will mit keiner ſich vertragen. Sein Verwandter, ein bürgerlicher Magier, verzaubert ihn, und läßt ihn ſo, im Schlafe, verſchiedene Reiſen in verſchiedenen Geſtalten, Charakteren und Verhältniſſen machen, bis er endlich durch eheliches Ungemach gebeſſert wird. Seine Frau begleitet ihn überall, um Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Endlich finden beyde ſich im Kreiſe von Verwandten und Bekannten wieder. Im Hintergrunde zeigt ſich eine Brücke im chineſiſchen Geſchmack, die zu einem ähnlichen Thurme führt, und es wird vorgeſchlagen, daß zuerſt die Weiber, um ihre Treue zu bewähren, dann die Männer, zu gleicher Probe, ſchnell darüber laufen ſollen, wo dann die falſch Befundenen ſich ſelbſt verrathen werden. Dieß geſchieht, und die Männer fallen ſämmtlich durch, in den darunter hinfließenden Bach — zum großen Triumph der zuſchauenden Frauen und Fräulein, und das mit Recht.

Solcher komiſchen Scenen und ergetzlichen Begebniſſe kommen eine Menge vor in dieſem Zauberſpiel, aber die Theilnahme verliert ſich allgemach, weil zu viele Nebenperſonen ſich breit darin machen, wodurch den meiſten Zuſchauern aller Zuſammenhang entgeht. Daß der ehrliche Magier ſo im ſchwarzen Frack umhermarſchiert, macht ſich etwas ſonderbar, da man gewohnt iſt, dieſe Herren in ihrem eigenthümlichen Ordenscoſtume zu ſehen. Doch, kurz geſagt, der Spaß währt allzu lang, und ungeachtet der hübſchen Decorationen, trotz deſſen, daß die Hauptperſon und ſeine Frau (Storch und Liſette) durch ausgezeichnetes Bemühen und Gelingen, Anſpruch auf Dank und Beyfall ſich erwarben, und im reichen Maße beyderſeits belohnt wurden, ging der magiſche Schlaf des Büßenden beynahe doch in einen phyſiſchen der Zuſchauer über, zum abermahligen Beweis, daß auch die Abwechslung zum Überdruſſe führt, ſobald die Theilnehmenden von fern ſtehen. Durch Abkürzung könnte dieſem Übel leichtlich abgeholfen werden, und dann würde der Reiſende ſeine volle Rechnung finden.

Herr Ernſt Krähmer, erſter Oboiſt im k. k. Hoftheater nächſt der Burg, hat am 11. März um die Mittagsſtunde im kleinen Redouten-Saale ein zahlreich beſuchtes Concert gegeben, und da er auf dieſe Weiſe mit der Einnahme zufrieden ſeyn kann, bleibt uns nun zu unterſuchen, ob er auch den Anforderungen der Kunſt Genüge geleiſtet hat. Wir hörten ihn zuerſt in einem neu componirten Concertino für Oboe und Fagott, welches aber leider größtentheils aus andern Muſikſtücken ſchon bekannt war. Die Paſſagen beſonders erinnerten an verſchollene Concertantpiecen. Ferner zeigte ſich Herr Krähmer als Oboiſt in einem Adagio, und angeblich neuen, jedoch ſchon gehörten, und daher nicht neuen Variationen mit Orcheſterbegleitung, deren Einleitung uns mehrere Modulationen vernehmen ließ, die gewiß keine Theorie des Satzes enthält oder rechtfertigen kann; wir billigen ferner die altmodiſche Variation in ſchalmeyartigen Arpeggien keineswegs; bey Bravourſtücken iſt es unerläßlich, mit der Zeit fortzuſchreiten, denn ſie leben ja nur in der Zeit und altern mit ihr, da ſie bloß Modewaare ſind. Der Concertgeber als Virtuoſe hat Fertigkeit und Sicherheit; an ſeinem Tone iſt dagegen Manches auszuſetzen; er iſt etwas hart, unbiegſam, dringt nicht zum Herzen, was doch dieſes ſchönſte aber ſchwierigſte aller Blasinſtrumente ſollte, und ſanftere, leiſere Laute ſcheinen ganz und gar nicht in der Gewalt des Spielers zu ſeyn. Das Publicum zollte ihm jedoch lauten Beyfall, den im Grunde genommen jeder Oboiſt mit ſeinem undankbaren Werkzeuge immer verdient. Herr Krähmer ließ ſich auch auf dem Czakan in von ihm ſelbſt über das Alpenlied: »wann i in der Früh aufſteh«, componirten Variationen hören, und gefiel ſehr, obgleich das Stück etwas lang war. Mehr als vier Variationen und ein Schlußallegro ſollte man eigentlich dem Publicum niemahls aufbürden. In den Zwiſchenräumen ſangen zuerſt Herr und Dlle. Siebert ein Duett von Simon Mayer, wobey der Vater tenoriſirte und oft zu tief, die Tochter aber meiſtens zu hoch war, ſo daß aus beyden zuſammengenommen erſt ein richtiger Ton hätte hervorgehen können, der aber nicht hervor ging. Ferner ſang Dlle. Siebert recht eigentlich am Schnürchen die Arie der Conſtanze in b dur aus Mozart's Entführung; ſie erinnert an Nathaniels Geliebte in Hoffmanns Nachtſtücken, ſo ſind Melodie, Vortrag, Haltung und Ausdruck eingelernt. Indeſſen ermunterte ſie lauter Beyfall. Den Anfang machte die Ouverture zu Vogel's Demophon, deren Allegro in F moll mit zu wenig Feuer vorgetragen wurde, während der Schluß in F dur, der faſt Andante ſeyn ſoll, durch ein zu ſchnelles Zeitmaß gleichſam vernichtet ward. Herr Fagottiſt Mittag, der mit Herrn Krahmer das Concertino blies, zeichnete ſich zu ſeinem Vortheile aus.

Peſth. Es war ein herrlicher Gedanke von den hieſigen hohen Herrſchaften Töleky, Nadasdi, Keglewitſch, Radai und mehreren andern, am letzten Faſchingsſonntag, zum Beſten des Frauenvereins, das uralte, ſinnvolle Königs- oder Schachſpiel aufzuführen. Zwar iſt die Idee nicht neu, und ſelbſt in Ungarn nicht unerhört und ungeſehen, da vor einigen Jahren die Siebenbürger Herrſchaften in Hermannſtadt ebenfalls ein ſolches Spiel ſpielten, wo die Steine Menſchen waren; aber mit ſo vieler Pracht und Herrlichkeit und Präciſion iſt es gewiß noch nirgends geſehen worden. Es erhielt allgemeinen Beyfall. Die Verſammlung war zwar nicht zahlreich, beyläufig 700 Perſonen, aber deſto gewählter war ſie.

Der königlich ſächſiſche Kammerſänger Benelli hat eine Meſſe componirt, welche am M. Lichtmeßtage in der katholiſchen Kirche zu Dresden zum erſten Mahle aufgeführt wurde. Die Compoſition ſoll originell, ganz für die Kirche paſſend und Andachterweckend, der Styl rein und klar ſeyn.

Öffentliche Blätter ſprechen mit Bewunderung von dem neueſten Werke Danneckers, einem lehrenden Chriſtus, der im Modell in einem eigens dazu bereiteten Atelier thront. Chriſtus iſt bekleidet dargeſtellt.

Die Schulen des wechſelſeitigen Unterrichts machen in den italieniſchen Staaten bedeutende Fortſchritte. In Malta iſt kürzlich eine ſolche Schule von Herrn Joſeph Staydi, und eine andere in La Valette von einem Geiſtlichen, Don Luigi, errichtet worden.

Profeſſor Münch in Aarau kündigt eine Ausgabe ſämmtlicher Schriften von Hutten in vier bis fünf Bänden, auf Subſcription an.

Der beliebte Schriftſteller Herr Hofrath Rochlitz in Leipzig hat ſich zu einer neuen geſichteten Auflage ſeiner Werke, unter dem Titel: Auswahl des Beſten aus F. Rochlitz ſämmtlichen Schriften, in ſechs Bänden, entſchloſſen, wovon die erſten drey Bände ſchon in der nächſten Meſſe bey Darnmann in Züllichau erſcheinen.

Dieſer Nummer liegt das Literatur- und Kunſt-Blatt Nr. 3 bey.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625) wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k. k. Poſt 11 fl. W.W. halbj. Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Literatur- und Kunſt-Blatt.

III.

(Zu Nr. 22 des Converſationblattes 1821.)

Prinzeſſinn Brambilla. Ein Capriccio nach Jacob Callot, von E. T. A. Hoffmann. Mit 8 Kupfern nach Callot'ſchen Originalblättern. Breslau, Max. 1821. 8. IV. 310 und S. 2 Rthl. 6 gr.

Schon der Titel zeigt von des Verfaſſers Lieblingsmanier, ein Capriccio, ein Werk der ungebundneren Phantaſie, die ſich nicht an die bey gewöhnlichen Tonſtücken eingeführte Ordnung und Folge der Ausweichung bindet, ſondern ſich der Laune, ja oft einer recht muthwillig-neckenden überläßt, und in ihrem unbegränzten Gebiete frey und zwanglos bewegt. Er erklärt ſich in der Vorrede gegen jene Leute, »die alles gern ernſt und wichtig nehmen.« Faſt ſcheint es, als wolle er jeder ernſteren Kritik hiedurch begegnen, wenn uns nicht der Schluß obgedachter Vorrede eines andern belehrte. Denn ſehr richtig beruft er ſich darin auf Gozzi's Ausſpruch, »nach welchem ein ganzes Arſenal von Ungereimtheiten und Spuckereyen nicht hinreicht, dem Mährchen Seele zu »ſchaffen, die es erſt durch den tiefen Grund, durch die aus irgend einer »philoſophiſchen Anſicht des Lebens geſchöpfte Hauptidee erhält.« Alſo muß denn doch, ſelbſt nach des Verfaſſers Anſicht, durch die launige Verhüllung eine ernſtere Lebensphiloſophie, durch all den neckenden Spuck des Scherzes tiefe aus dem Leben geſchöpfte Wahrheit, aus der phantaſtiſchen Larve ein ſeelenvolles Menſchenauge hervorblicken; gleichſam wie geiſtreiche Masken ihren Bekannten, durch die täuſchende Vermummung verborgen, um ſo ungezwungener und offner auf neckende Weiſe tiefe, in die geheimſten Beziehungen ihres Lebens eingreifende Wahrheiten zu ſagen pflegen. Es ſey uns daher zu unterſuchen erlaubt, in wie fern der Herr Verfaſſer in den bunt verſchlungenen neckenden Tönen des Capriccio die zum Grunde liegende Hauptidee harmoniſch ausſprach, und ſo die anſcheinenden Diſſonanzen in einen perfecten Accord auflöſte; indem er ſelbſt mit lobenswerther Beſcheidenheit ſeine Vorrede mit den Worten ſchließt: »ſo möge das (ſein Capriccio) nur darauf hindeuten, was er gewollt, nicht was »ihm gelungen.«

Die Grundſtimme dieſes Capriccio (»die Baſis des Ganzen«) ſind Callots »phantaſtiſch karrikirte Blätter,« in der Ausführung übernahm Sgra. Giacinta den Sopran, Sgr. Giglio den Tenor, und die Sgri. Celionati und Bescapi den 1mo und 2do Basso; der Zauberer Hermod-Ruffiamonte aber die Stelle eines Maestro di Capella. Die Tonart mit ihren phantaſtiſchen Ausweichungen iſt ſehr gut gewählt, und durch die Grundſtimme hinlänglich angedeutet, der römiſche Carneval mit ſeinen ſcurilen Mummereyen und Schwänken, die Tonica aber das magiſche Land Urdargarten, und der perfecte Dreyklang, in den ſich nach manchen contrapunctiſchen Uebergängen und künſtlichen Ausweichungen das Stück auflöst, würde, wenn wir anders die Bezeichnung richtig dechiffrirt, ungefähr ſo lauten: nur wenn ſich Humor mit Phantaſie verbindet, und beyde ſich gegenſeitig unterſtützen, wenn ſie ſubjectiv in der Schöpfung des Dichters, ſowohl in der Erfindung der Fabel, als auch in der Form und im Styl, und objectiv in der Darſtellung des Schauſpielers vorhanden ſind, kann uns der Genuß eines wahrhaft ergötzenden, aus den Tiefen des Lebens geſchöpften, und kräftig ins Leben tretenden Drama werden, und dann ſind »alle diejenigen als reich und glücklich zu preiſen, denen »es gelang, das Leben, ſich ſelbſt, ihr ganzes Seyn in dem wunderbaren ſonnenhellen Spiegel des Urdarſees (der ächt dramatiſchen Darſtellung) zu erſchauen und zu erkennen.« Sehr gerne ſtimmen wir in dieſe Anſicht des geiſtreichen Verfaſſers ein, da dieſe nicht bloß als ein von der Theorie dictirtes Problem, ein noch zu erfüllendes pium votum iſt, ſondern ſubjectiv vollkommen gelöſt in den Werken des unſterblichen Shakſpeare (deſſen Genius der Verfaſſer mit Recht bey jeder Gelegenheit huldigt, und der ihm auch hiebey vorgeſchwebt zu ſeyn ſcheint) ſich practiſch jedem Empfänglichen aufdringt. Freylich iſt noch, was die objective Auflöſung betrifft, die Darſtellung der Meiſterwerke dieſes Rieſengeiſtes, vieles, ach vieles! zu wünſchen übrig, denn welche Bühne hat ſich wohl eines Giglio, einer Giacinta, wie ſie durch die Hineinſchauung in den Urdarbronnen geworden, zu erfreuen? —

Was aber die Art der Darſtellung dieſer Anſicht in dem vorliegenden Capriccio, und daher eigentlich die Löſung der Aufgabe dieſes Werkes betrifft, ſo iſt nicht zu läugnen, daß der Verfaſſer ſich mit viel Gewandtheit und luſtiger, ja oft recht ſchalkhafter Lebendigkeit in dem Bereich der Laune bewege, daß ſeine Charaktere ein friſches originelles Gepräge von poſſierlicher Ironie, und ironiſcher Poſſierlichkeit haben; doch müſſen wir, unbeſchadet der Genialität und dem Verdienſte des rühmlichſt bekannten Hrn. Verfaſſers, unverhohlen geſtehen, daß ſeine Poſſierlichkeit oft zu nahe ans Fratzenhafte, ſein Humor ans geſucht Fantaſtiſche ſtreife. Denn jener Humor, jener klare Urdarbronnen, durch deſſen kräuſelnde, ſich vielfach verſchlingende Wellen, ob ſie gleich das Bild des Hineinſchauenden oft recht abſonderlich zurückſpiegeln, aber doch immer ein klarer, blühender Grund durchſchimmert, iſt nicht oft bey ihm zu finden; jenes flüſſige Element, in dem ſich mit ſo vieler Genialität Shakſpeare, Sterne und unſer trefflicher Jean Paul bewegt, ſcheint dem Verfaſſer nicht ganz zuzuſagen, denn ſtatt eines Falſtaff, Onkel Toby, Leibgeber, zeigt er uns oft wirklich nur einen recht poſſierlichen Capitano Pantalon, und würden ſeine humoriſtiſchen Charaktere ſich in dem Quell Urdarbronnen ſchauen, ſo würde oft nur eine geſpenſtiſch-fantaſtiſche larvenartige Fratze, ſtatt eines humoriſtiſchen Menſchen-Antlitzes heraus gucken.

Auch ſchwankt das Ganze zu ſehr zwiſchen dem Romantiſch-Komiſchen des Mährchens und dem Scurilen der Poſſe, und Eines verirrt ſich zu oft in das Gebieth des Andern, wodurch es ihm an beſtimmter Haltung zu merklich gebricht, was bey dieſer Gattung von Poeſie um ſo mißlicher iſt, da ſie ohnehin ihrer Natur nach auf die Einheit der regelmäßigen Schönheit verzichtet, und der Dichter nur gar zu leicht in ſeiner Weltnachbildung zu weit geht, und uns dieſelbe in ihrem urſprünglichſten Zuſtande — als ein vollkommenes Chaos darſtellt.

Trefflich hat er Seite 98 den Unterſchied zwiſchen dem poſſenhaften Scherze des Italieners und dem tiefeindringenden Humor des Deutſchen angegeben, und wir wünſchen von ganzem Herzen, daß er ſich nie allzuſehr einer zügelloſen Phantaſie überlaſſe, die nur gar zu gerne ſtatt des Wunderbaren das Verwunderliche und Abſonderliche ergreift, ſondern treu dem ächten, deutſchen Humor bleibe, und ſeinem Urbilde, dem Shakſpeariſchen, über den er ſich ſehr treffend in ſeinen »ſeltſamen Leiden eines Theaterdirectors« geäußert, immer mehr annähere; — dann werden wir noch manches vorzügliche Werk aus ſeiner genialen Feder bekommen, und der deutſche Literator ihn den gefeyerten Namen eines Hippel, Hamann, Muſäus und Jean Paul dankbar beygeſellen. Das Aeußere des Werkchens iſt ſauber, und die 8 Kupfer von Thiele in Berlin in Aqua tinta gut nachgeſtochen. **Ferd. Wolf.**

Jahrbücher des k. k. polytechniſchen Inſtitutes in Wien. Herausgegeben von dem Director und k. k. Regier. Rath Prechtl. ꝛc. gr. 8. Wien, 1820, mit Kupf. (Gerold).

Mit Vergnügen entnimmt man gleich aus dem erſten Aufſatze, der die Fortſetzung der Geſchichte dieſes polytechniſchen Inſtitutes aus der Feder des gelehrten Herrn Directors enthält, das Gedeihen dieſer herrlichen Anſtalt, ſo z. B. waren bey Eröffnung des neuen Studien-Curſes ſchon 547 Zuhörer anweſend; mehrere in dieſem Inſtitute gebildete Individuen ſind bey der Cataſtralaufnahme ꝛc. vortheilhaft angeſtellt; das Fabriks-Producten-Cabinett, deſſen ich ſchon im Conv. Bl. Nr. 106 v. J. erwähnte, hat eine bedeutende Vermehrung an Meiſterſtücken erhalten u. dgl. m. Die nun folgenden Aufſätze überbieten ſich ſo zu ſagen an Intereſſe, und zeichnen ſich durch Klarheit der Darſtellung und umfaſſende Sachkenntniß aus. Hierher gehören: Arzberger's Beſchreibung des Compenſators als Normalmaßes der W. Klafter; Riepel's Ueberſicht der Steinkohlenbildung in der öſterreichiſchen Monarchie; Hurtel, über den Zuſtand der Induſtrie und des Handels in Dalmatien; Scholz, über das Glasweſen; Reinſcher, Zuſammenſtellungen mehrerer Vorrichtungen für geradlinige Bewegungen ꝛc.; Stahlberger's Darſtellung des gegenwärtigen Zuſtandes der Bierbrauerey in England; Karmarſch, über die Zubereitung des Flachſes und Hanfes ohne Röſten, mittelſt Maſchinen. Die auf dieſe Aufſätze folgenden techniſchen Miscellen ſind nicht minder intereſſant, insbeſondere verdienet die von dem Herrn Regier. Rath Prechtl angegebene leichte Art, waſſerhältigen Mörtel zu bereiten, indem man gebrannten Kalk mit einer Auflöſung von Eiſenvitriol, ſtatt mit bloßem Waſſer ablöſcht, der gemeinnützigen Anwendung wegen, allgemeine Beachtung. Hierauf folgt das fortgeſetzte Verzeichniß der in der öſterreichiſchen Monarchie ertheilten und noch beſtehenden Erfindungs-Privilegien, dann eine wahre Fundgrube von wiſſenſchaftlichen und technologiſchen Notizen, 89 an der Zahl, aus engliſchen und franzöſiſchen Zeitſchriften entlehnt, ſo wie die Anzeige einer intereſſanten Erfindung des Uhrmachers Geiſt in Grätz, nähmlich: freye Stoßwerke für die größten Uhren ſowohl, als für alle kleinen, und als Beſchluß des Bandes, die Verzeichniſſe der in Frankreich im Jahre 1818 und 1819, dann in England im Jahre 1819 auf Erfindungen, Verbeſſerungen oder Einführungen ertheilten Patente. Wie viel Treffliches haben wir, nach dem was bereits vor uns liegt, von dem Verein ſolcher Männer, nicht aus dieſem Inſtitute noch zu erwarten! — A. R. v. J.

Topographiſch-ſtatiſtiſches Archiv des Königreichs Ungern. Herausgegeben von Johann v. Cſaplovics. I. Band. Wien, im Verlage bey Anton Doll. 1821. gr. 8. 18 Bogen.

»Wer die jährlich an Zahl zunehmenden Zeitſchriften des In- und Auslandes fleißig lieſt, der weiß, »wie viele, mitunter herrliche topographiſch-ſtatiſtiſche Aufſätze über Ungern es bereits gibt. Aber ſie ſind zu zerſtreut, und zu zerſtückelt, um ſie leicht aufzuſuchen. Ueberdieß iſt nicht Jedermann in der Lage, ſie aufſuchen zu können, und alle Journale vollſtändig zu beſitzen, iſt koſtſpielig und nicht Jedermanns Sache. Darum glaube ich, durch eine geordnete Sammlung der beſſeren, hier und da zweckmäßig abgekürzten, und — ſo viel es an mir lag — berichtigten Nachrichten allen Jenen einen weſentlichen Dienſt zu erzeigen, denen es an Gelegenheit gebricht, das Beſte, was wir bereits über Ungern haben, zu beſitzen.« — So erklärt ſich der Herr v. Cſaplovics über die Tendenz und den Zweck der Herausgabe des vorliegenden Archivs. —

Die Flugſchriften, aus welchen die Materialien in dieſem Archiv vorkommen, ſind folgende, und zwar inländiſche: Vaterl. Blätter; Hesperus; Wiener mediciniſche Jahrbücher; Schedius's Zeitſchrift v. u. f. Ungarn; Ofner literariſcher Anzeiger 1794; Lübecks patriotiſches Wochenblatt, und deſſelben ungriſche Miscellen; Tudományos Gyüstemény; Ofner und Preßburger Zeitung; Pannonia von Feſtetics; — Benutzt ſind auch Tanarki's Naturſeltenheiten; Sartori's Naturwunder; das Andenken an Trentſchin, und obzwar ſehr ſparſam, auch Bredezky's topogr. Beyträge, und Windiſchs ungriſches Magazin. Ausländiſche: Zach's monathliche Correſpondenz zur Beförderung der Erd- und Himmelskunde; Morgenblatt; Crell's chemiſche Annalen; Oberdeutſche Zeitſchrift für Land- und Hauswirthe.

Würdig eröffnet die Reihe die vortreffliche Einleitung in die Flora des ungriſchen Reichs von Waldſtein und Kitaibel (welche unter dem Titel: Descriptiones und icones plantarum rariorum Hungariae. Wien 1802, in drey Foliobänden aufgelegt wurde), durch Herrn Rumi verdeutſcht, und in Zach's monathlicher Correſp. 1803 abgedruckt. Dieſes Prachtwerk iſt ſelten und koſtbar (100 Ducaten im Golde), und doch bloß für Pflanzenkenner beſtimmt; dagegen hat die Einleitung, welche uns Herr v. Cſ. unter dem Titel: Phyſiographie des Königreichs Ungern gibt, ein bey weitem allgemeineres Intereſſe. Sie handelt: über Ungerns geographiſche Lage; Ausdehnung und Mitte; Grenzen und Nachbarſchaft; Beſchaffenheit der benachbarten Provinzen; über die nächſten Meere; Form der Peripherie von Ungern; Geſtalt und Oberfläche, Berge, Hohlen, Ebenen, Bedeckung der Oberfläche, Gewäſſer, Flüſſe, Seen, Sümpfe; die innere Rinde des ungariſchen Erdbodens. Steine der Gebirge, Metallerze, mineraliſche Wäſſer, Salze, Verſteinerungen, Steinkohlen, Atmoſphäre, Meteore, Canäle, Flora.

Dieſer vortreffliche Aufſatz wird durch Monographien erläutert, und zwar 2. über die Karpathen. 3. über die vorzüglichſten Seen auf den Karpathen. 4. Karpathengegenden; das Jatragebirge der Berg Krivan, das Lucskaner-Bad ꝛc. 5. Der Berg Krivan. 6. Der Berg Somos. 7. Merkwürdige Höhlen, a) die Tropfſteinhöhle zu Blaſenſtein (Detrekö); b) die Eishöhle bey Szilicze im Tornaer Comitat; c) die Höhlen bey Demanowa, in der Lyptau; d) die Abaligether; e) Funácza; f) die Veteraniſche; g) die Räuberhöhle. — 8. Phyſiographie der unteren Theißgegend. 9. Statiſtiſcher Beytrag zur Kenntniß von Provincial-Croatien. 10. Murfluſſes Regulirung im Szalader Comitat. 11. Der Bacſer Canal. 12. Komorner Aſſecuranz-Geſellſchaft. 13. Der Szolnoker (projectirte) Canal. 14. Waſſerfahrt auf dem Poprad aus dem Zipſer Comitat nach Warſchau. 15. Waſſerfahrt auf der Waag. 16. Louiſenſtraße in Croatien. — Seen: 17. Balaton. 18. Neuſiedler See. 19. Velenczer See. 20. Palitſcher Salzſee. 21. Goldwäſcherey an der Drave. — Folgen mineraliſche Waſſer und Bäder, und zwar 22. das Pöſtenyer Bad. 23. Das Trentſchiner und 24. Ribarer. 25. Glashütten und Eſenbacher Bäder, dann die mineraliſchen Quellen bey Szántó, Magyarad und Gyügy. 26. Parader-, 27. Wolfſee-, 28 Perſenyőder-, 29. Bardfelder-, 30. Lipóczer-, 31. Szalatnyaer-, 32. Tarcſaer-, 33. Füreder-, 34. Mehádier-Bäder. 35. Graner Bitterwaſſer. 36. Ueber den Bisnyoer-Schiefer. 37. Ueber den geſammten Bergbau in Ungern. Dieſer vollendete Aufſatz rührt von dem verſtorbenen Hofrath Rupprecht her, und enthält das Ganze des Bergbaues in dieſem Lande. Herr v. Cſ. läßt auch dieſem erläuternde Monographien nachfolgen, nähmlich 38. über Arany Idka. 39. Ueber die Maluzsinaer Kupferhandlung und den Markt Hradek. 40. Ueber Nagybánya und Felsőbánya in topographiſcher ſowohl als metallurgiſcher Hinſicht. 41. Sovárer Salzſiederey. 42 Marmaroſcher Salinen. 43. Sodaſeen im Biharer Comitat, und über die dortige Sodaſammlung. 44. Borostyankőer Schwefel- und Steinkohlengruben. Bis hierher der Bergbau. Nun folgen 45. Banat's Naturproducte. 46. Ueber den Reißbau im Banat. 47 Baumwoll-Erzeugung im Banat. 48. Wermuthkraut als Feuerſchwamm-Surrogat. 49. Citronenkraut im Banat. 50. Der ungriſche Hafer. 51. Ikicza (eine Strohfrucht) im Arver Comitate. 52. Die edle ungriſche Zwetſchke. 53. Ueber den Tokaier Wein, Tokaier Weinleſe und Weinhandel. 54. Ueber den Ménéſer Wein. 55. Schlehenweins-Bereitung. 66. Mezöhegyeſer und Bábolnaer Pferdgeſtüte. 57. Seidenerzeugung. 58. Kolumbacſer Mücken. Angehängt iſt 59. Literatur der Zeitſchriften in Ungarn. 60. Ueber die ungriſchen Congregationen. 61. Verhältniß der Bauern zu ihren Grundherren. 62. Hiſtoriſche Notizen über die Gewerbe, Künſte und Erfindungen in Ungern.

In dieſer Folge der Aufſätze nimmt man folgende Hauptabtheilungen wahr: 1. Phyſiographie des Reiches im Allgemeinen. 2. Gebirge. 3. Flüſſe und Seen. 4. Mineralwäſſer. 5. Producte des Mineralreichs. 6. Des Pflanzenreichs. 7. Des Thierreichs, und 8. ethnographiſche Notizen. Das große Format, der wirthſchaftliche Druck, das Ausſcheiden alles Ueberflüſſigen und Unweſentlichen, iſt ein Beweis, daß dem Herrn Herausgeber nicht an der Bogenzahl, ſondern an reeller Verbreitung der Landeskunde gelegen war. Wer ſich die Mühe nehmen will, die hier vorkommenden Aufſätze mit den Quellen, wo ſie hergenommen worden ſind, zu vergleichen, wird unſtreitig die Zeile des fleißigen Sammlers nicht verkennen; denn er berichtigte und ergänzte Alles, was zu berichtigen und zu ergänzen war, ſo daß man die Aufſätze mit eben dem Vertrauen leſen kann, als wenn ſie alle in dem laufenden Jahre geſchrieben wären. Und ſo kann dieſes Archiv auch als weſentliche Erläuterung aller ſtatiſtiſchen und geographiſchen Schriften über Ungern betrachtet werden. Es enthält auch mehrere Original-Arbeiten, wohin auch einige aus Tudom. Gyüjtemeny überſetzte Artikel gehören. Windiſch's ungariſches Magazin, Bredezky's topogr. Beyträge und andere ähnliche für ſich beſtehende topogr. ſtatiſtiſche Schriften ſind äußerſt ſelten benutzt worden, weil der Herausgeber vorausſetzte, daß ein jeder Freund der Landeskunde damit verſehen iſt, oder wenigſtens ſich leicht damit verſehen kann. — Zum Schluſſe gibt der Herr Herausgeber zur Erleichterung der Benutzung dieſes Archivs ein gutes alphabetiſches Regiſter. Unter den Druckfehlern finden wir nicht angezeigt einen der uns auffiel, nähmlich S. 343, Zeile 19 von unten, dort klammerte der Herausgeber das Jahr 1804 ſtatt 1793 ein.

Der zweite Band ſoll Monographien einzelner Comitate, Städte, Ortſchaften, und wenn es der Raum zuläßt, auch ein paar Reiſebeſchreibungen, welche mehrere Comitate berühren, enthalten. Findet dieſe Sammlung Beyfall, ſo denkt der Herr Herausgeber (laut Vorrede) ihr in der Folge noch mehr Ausdehnung zu geben, als wozu er mit Materialien reichlich verſorgt iſt. Wir wünſchen, daß dieſes, zur Beförderung und Erweiterung der Vaterlandskunde beytragende Unternehmen, ſo wie es verdient, recht viele Liebhaber finden möge.

Beſchreibung meines Exemplares:

Voyage pittoresque de Naples et Sicile.

Es iſt mit dem des Herzogs Albert, davon die kleine Verſchiedenheit angezeigt wird, und mit dem der Apponiſchen Bibliothek verglichen und mit letztem ganz gleich befunden worden.

(Tome II. Die Planche Phalus ohne Nro. nach Seite 52 fehlt in Apponi's und in meinem Exemplar. In des Herzogs Exemplar findet ſie ſich.)

Planche 125 ſoll nach Brunet fils, 125 bis, gezeichnet ſeyn, iſt es aber in dieſen 3 Exemplaren nicht.

Tome III. Planche 11 fehlt in der fortlaufenden Ordnung in allen 3 Exemplaren.

Pl. 84 iſt 24 gezeichnet, welche Zahl in der Ordnung nicht fehlt, dann folgt 11, 12, 24 bis und 13 (ſtatt 85 bis 88).

Brunet fils, Tome III. pag. 76 col. II. ſagt: »dans les premières épreuves les pl. 87 et 88 sont marquées 15 (?) et 24 bis.« Dieſe 3 Exemplare haben alſo andere Verſchiedenheiten als Brunet angibt.

Brunet gibt die Zahl der Planches mit Inbegriff von 3 Karten auf 101 an; zeigt auch an, daß die Karte Theodosienne keine Nro. habe; allein auch die Karte de l'Italie méridionale hat keine, mein Exemplar hat zudem 4 Karten, und mit Inbegriff dieſer 4 Karten 102 planches.

Im Texte dieſes Bandes ſind Blätter eingeſchaltet.

Brunet fils gibt ſie ſo an:

Entre les pages 130 et 131.
1° 3 f. chiffrés 1 à 6.
2° 1 f. marquée *
3° 1 f. marqué *
4° 8 f. marqués 7 à 22.

Nach ihm ſcheint alſo außer dem Bogen * ohne Pagination noch 1 Blatt * außer den Seiten 1 à 22 ſeyn zu müſſen, und in allem 28 Seiten zu haben. Von den Bogen, deren Seitenzahl er anzeigt, gibt er keine weitere Signatur an. In den verglichenen Exemplaren finden ſich in Apponi's und in meinem Exemplar, ſowohl die Signaturen auf dem Bogen * und auf dem Blatt * als die Seitenzahl 1 à 6 und 7 à 22. In des Herzogs Exemplar fehlt der Bogen * ohne Pagination; allein in all den 3 Exemplaren iſt das Blatt * unter den paginirten 1 à 22 begriffen (welches nach Brunets Ausdruck ein abgeſondertes zu ſeyn ſcheint): Apponi's und mein Exemplar haben alſo nur 26 Seiten. Als einzige Art die Vergleichung möglich zu machen, ohne verſchiedene Exemplare neben einander legen zu müſſen, beſchreibe ich dieſe Einſchaltung nach den Signaturen, Seitenzahl, und nach den Anfangswörtern jeder Seite.

Die 4 Seiten ohne Pagination fangen an:

— — — quas exitus
Bogen { ces Environs
* { di Torre di faru
carata vena.

Die Seiten mit Pagination:

page 1 Depuis
Bogen { » 2 Heureux
* { » 3 élevé
» 4 même.
Blatt { » 5 d'ouvrier
* { » 6 Dans.
» 7 Relation du tremblement
Bogen { » 8 quelque
* { » 9 le jour
» 10 on se.
» 11 l'eau fut
** { » 12 personne
» 13 l'eus le
» 14 Maisons.
» 15 ont suivis
*** { » 16 Dernier
» 17 rapides
» 18 que je trouvai.
» 19 Le lendemain
**** { » 20 Une circonstance
» 21 à une
» 22 Croquis.

Tome IV. part 2, Brunet fils, tome III. pag. 276. »Les planches sont chiffrées 107 à 140,« weiter unten: Les 14 pl., dites doubles médailles qui se placent (tome IV. 2 p.) au pages 372 à 411 sont les mêmes que les culs de lampe à la fin du chacun des 14 chapitres du tome IV.

Früher pag. 178 col. 21 il faut voir à la fin de la seconde partie du tome 4. si l'on a mis les 14 pl. des médailles des anciennes villes de Sicile que l'on appelle doubles médailles. Da Brunet fils die Nummern 107 à 140, dann die 14 pl. des médailles beſonders anzeigt, ſcheint er die letzten nicht in den erſten begreifen zu wollen, um deſto weniger, da er Anfangs auf die 14 pl. beſonders aufmerkſam macht, welches nicht nothwendig wäre, wenn ſie in den angeführten Nro. 107 à 140, nach denen ohnedieß collationirt wird, begriffen ſeyn ſollten.

Allein in gedachten 3 Exemplaren, auch in dem der Hofbibliothek, ſind nur 4 pl. mit médailles und zwar die pl. 137 à 140. Es iſt alſo eine doppelte Abweichung:

Es ſind 1° nur 4, nicht 14 planches, und 2° ſind die 4 planches ſchon in den numerirten pl. begriffen.

Sind dieſe Exemplare richtig, ſo braucht der Beſitzer bloß die einzige Belehrung, warum die médailles doppelt vorkommen: »on les répète afin de les placer à côté de leur explication.« Brunet fils. ibid.

Das Angeführte aus Brunet fils wäre demnach nicht nur der Zahl 14 nach falſch, ſondern auch irreführend, als wenn es beſondere Platten wären? Es müßte ſtatt all obigen in Br. fils bloß heißen:

Les derniers 4 pl. chiffrées 137 à 140, qui contiennent les mêmes médailles que celles qui se trouvent comme culs de lampe à la fin de chacun de 14 chapitres du tome 4. et qu'on appelle médailles doubles, sont répétées afin etc. wie oben.

* * *

Der Expeditor des k. k. privil. Großhandlungs-Gremiums, Herr Anton Redl, von deſſen induſtriöſer Thätigkeit wir in Nro. 5 und 8 unſeres Blattes ſchon zu erwähnen Gelegenheit fanden, hat auch in dieſem Jahre wieder ſein

Handlungs-Gremien- und Fabriken-Adreſſen-Buch der
Haupt- und Reſidenz-Stadt Wien

herausgegeben.

Nach dem Worte Wien könnte aber mit Recht noch beygefügt worden ſeyn: und mehrerer Haupt- und Provinzial-Städte der öſterreichiſchen Monarchie; denn es ſind die Handlungs-Gremien von achtzehn Städten *), und bey einigen auch die Fabriken im Buche enthalten.

Daß ein vollſtändiges, in ſyſtematiſcher Ordnung verfaßtes, correct gedrucktes Adreſſen-Buch nicht nur für Handelsleute, Fabrikanten und Gewerbsleute aller Art, ſondern auch für den Statiſtiker von großer Wichtigkeit ſey, iſt außer allem Zweifel. Der Verfaſſer, von dem erſt Geſagten vollkommen überzeugt, hat weder Mühe noch Koſten geſcheuet, ſeinem Buche die möglichſte Vollſtändigkeit zu geben, wie dieſes die oftmahligen Aufforderungen in der Wiener-Zeitung, die durch die Güte der k. k. Polizey-Bezirks-Directionen veranſtaltete Ausſendung der Conſignations-Bogen, und, da durch dieſelbe der Zweck nicht erreicht wurde, eine im Sommer 1820 durch zwey eigens hierzu aufgenommene Männer an ſämmtliche Fabriks-Inhaber, Handels- und Gewerbsleute ꝛc. ausgetragene Aufforderung hinlänglich beweiſen. Allein Vollkommenheit eines ſolchen Werkes läßt ſich nur dann erwarten, wenn die Handelsleute, Fabrikanten ꝛc., ihr eigenes Intereſſe wahrnehmend, jedes Jahr ihre Adreſſen richtig einſenden, und nicht, wie dieſes (leider!) der Fall iſt, daß Viele entweder ihre Wohnungen gar nicht oder nur äußerſt mangelhaft anzeigen.

Die vorkommenden Auslaſſungen und Fehler können nur nebenbey dem Verfaſſer zur Laſt gelegt werden, und von dieſen laſſen ſich noch viele durch die Eile, mit welcher das Buch im Drucke betrieben wird, und durch die nicht gehörige Achtſamkeit in der Druckerey ſelbſt, entſchuldigen. Auch das Regiſter iſt nicht immer in alphabetiſcher Ordnung.

Zuerſt liefert der Verf. den Kalender für 5 Religionen; dann folgen: das Perſonal des k. k. Mercantil- und Wechſelgerichtes, ſammt den beeideten Inventurs- und Schätzungs-Commiſſären der ſämmtlichen Handlungs-Claſſen; die 28 beeideten Wechſelgerichts-Advocaten und Notarien; die privil. öſterr. National-Bank; das Gremium der k. k. privil. Großhändler, aus 119 Firmen beſtehend; das Gremium des bürgerl. Handelsſtandes, von S. 28 — 59; das Gremium der bürgerl. Tuchhändler; Leinwandhändler; privil. Kunſt- und Muſikalien-Händler; Buchhändler; Pelz- und Rauchwaarenhändler; tolerirte Handelsleute iſrael. Religion; griechiſche Handelsleute; iſraelitiſch-türkiſche Handelsleute; die k. k. privil. Börſe; beym k. k. Wechſelgerichte proteſt. Befugniſſe; die k. k. Fabriken-Inſpection; Verzeichniß ſämmtlicher in Oeſt. u. d. Enns beſtehenden Fabriken, Manufacturen ꝛc. (in alphabetiſcher Ordnung) von S. 80 — 138; Verzeichniß der Fabriken aus den Provinzen, welche in Wien Niederlagen haben; Weinhandlungen; Commercial-Briefträger; Verzeichniß verſchiedener Gewerbsleute, welche ihre Adreſſen eingeſendet haben, von S. 158 — 178; Verzeichniß fremder Fabrikanten und Marktverkäufer, welche die Wiener Märkte beſuchen; die Handlungs-Gremien der ſchon erwähnten 18 Städte von S. 190—341; das Handlungs-Kranken-Inſtitut; Jahrmärkte; Tariffe des k. k. Poſtwagens und der k. k.

---

*) Brody, Brünn, Kaſchau, Kronſtadt, Grätz, Hermannſtadt, Klagenfurt, Linz, Neuſohl, Oedenburg, Ofen, Peſth, Prag, Preßburg, Raab, Temeswar, Tyrnau und Wiener-Neuſtadt.

Briefpoſt; Abgang und Ankunft der k. k. Briefpoſten und des k. k. Poſtwagens (eine ſehr nützliche Zugabe); dann noch mehrere kleinere Beylagen, deren Rubriken anzuführen der Raum nicht geſtattet, indem das Werk aus 478 Seiten in Groß-Octav beſteht. Den Beſchluß macht ein Sach- und Nahmens-Regiſter. — Von den in Bezug auf Handlung erlaſſenen höchſten Verordnungen ꝛc., iſt der 6. Jahrgang dem Werke beygebunden, 1½ Bogen ſtark. F. H. B°h.

Bey der hier beſtehenden Vorliebe für die Erzeugniſſe vaterländiſcher Künſtler, halten wir es nicht für überflüſſig, unſer leſendes Publikum auf einen Kupferſtich aufmerkſam zu machen, der nicht allein den Beyfall der wahren Kenner, ſondern auch den des bloßen Liebhabers zu erhalten verdient. Es iſt dieſes eine radirte Landſchaft, nach dem ſchönen Gemählde Jac. Artois, aus der Gallerie S. D. des Fürſten Eſterhazy, von Friedrich Loos, einem jungen Wiener und Eleven der hieſigen Akademie, in ächt mahleriſchem Geiſte ausgeführt. Eine gedrängte Beſchreibung dürfte in dieſer, der Kunſt gewidmeten Beylage, wohl nicht am unrechten Orte ſeyn. Vom Vorgrunde zieht ſich, bis auf die Mitte des Blattes, eine Straße durch einen Hohlweg, gegen einen See, deſſen Ufer mit Bäumen und Gebüſchen reich bewachſen iſt. Links zeigt ſich ein dichtes Gehölz, zu dem ein Hügel ſanft hinaufführt; rechts auf einer Erhöhung eine Gruppe Bäume, deren Größe, Umfang und Stellung ein hohes Alter andeuten. Im Hintergrunde, aber noch an den Ufern des See's, ragt aus Gebüſchen ein mahleriſch gelegenes Schloß mit hohen Gebäuden hervor. Weiter entfernt erblickt man den Kirchthurm eines Dorfes, auf einer Fläche, welche hohes Gebirg begränzt. Das Ganze wird durch mehrere Reiſende belebt, die den Hohlweg theils durchziehen, theils in demſelben, von der Hitze des Tages ermüdet, auszuruhen ſcheinen. — An der Ausführung dieſes Blattes ſiehet man leicht, daß der Künſtler es ganz im Geſchmack ſeines koſtbaren Vorbildes zu verfertigen geſucht hat, und jeder unbefangene Kenner wird geſtehen, daß ſein Beſtreben von dem ſchönſten Erfolge gekrönt worden. Es iſt mit zarter geiſtreicher Nadel radirt, und vorzüglich gut iſt ihm die Baumpartie des linken Theiles am Abhange des Waldes gelungen. Die Abſtufungen der Töne in der Entfernung ſind richtig; das Waſſer iſt klar und durchſichtig; die Staffage lebhaft und gut; die Wolken leicht und natürlich; die Zeichnung correct; kurz, man bemerkt ſchon jetzt, daß ſich der Verfertiger den ächten Styl der Landſchaft zugeeignet hat. Obgleich nun aber auch ſein Blatt einen ſchönen Effect hervorbringt, ſo können wir doch nicht läugnen, daß er dieſen Effect ungemein erhöht haben würde, wenn er das von der rechten Seite herfallende Licht ſtärker in den Hohlweg hätte fallen laſſen. Auch möchten wir ihn wohl fragen, warum er die Baumpartie, oder (um uns techniſch auszudrücken) den Baumſchlag rechts, ganz verſchieden von dem gegenüber befindlichen gehalten hat? Die Baumſtämme beyder Seiten ſcheinen dieſelben zu ſeyn, warum denn die Blätter nicht auch? Dann wäre wohl hie und da etwas mehr Reinlichkeit zu wünſchen (vielleicht iſt aber dieſes die Schuld des Druckers) und auch nöthig zu erachten, was denn die Knollen bedeuten, die ſich links am Saume des Hügels zeigen? ob Schafe oder Gebüſche, haben wir wenigſtens nicht entſcheiden können. — Wenn man aber bedenkt, daß dieſes erſt die dritte Platte iſt, die der Künſtler radirt (ſeine zweite, nach Schodlberger, war in der letzten wahrhaft glänzenden Kunſtausſtellung bey St. Anna zu ſehen), ſo wird man über dieſe kleinen Mängel leicht hinwegſehen, und überzeugt ſeyn, daß, wer ſo debütirt, ſich ohne Zweifel bald der Technik ganz bemächtigen durfte. — Das Blatt empfiehlt ſich daher jeder Sammlung, und eignet ſich auch, was wohl nicht bey jeder radirten Landſchaft der Fall iſt, zur Verzierung der Wand, da das Glas den pikanten Effect deſſelben erhöhen, und die Harmonie concentriren würde. — Zu wünſchen wäre dem jungen Künſtler ein guter Abſatz ſeines Talent-Erzeugniſſes; er würde ihn ohne Zweifel zu neuen Arbeiten anſpornen, und dem kunſtliebenden Publikum in der Folge, mehr und ſchönern Genuß verſchaffen. — r. —

Redacteur, Drucker und Verleger wie bey dem ganzen Blatte.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

23.

(Wien, Mittwoch den 21. März.)

Erſte Eröffnung des Tempels zu Ybſambul durch Belzoni*).

Überſetzt von F. C. Weidmann, k. k. Hofſchauſpieler.

Vorwort.

Der Tempel zu **Ybſambul** war ſchon ſeit langem ein Gegenſtand der Aufmerkſamkeit der Reiſenden geweſen. **Forbin** und viele andere haben darüber geſchrieben, aber noch niemand hatte ihn betreten. Er war an 40 Fuß hoch vom Sande bedeckt; die ungeheure Arbeit der Wegſchaffung dieſer Sandmaſſe hatte noch kein Reiſender übernehmen wollen oder können. **Belzoni** wagte es der erſte. Nachdem er auf ſeiner erſten Reiſe nach Nubien (im Sept. 1816) ſich genau über die Örtlichkeit des Tempels und der mit Öffnung des Einganges verbundenen Schwierigkeiten unterrichtet hatte, begann er, als ſeine zweyte Reiſe (im Sommer 1817) ihn dahin führte, muthig das ſchwierige Unternehmen. Er hatte ſich mit den Cacheſſs, den Häuptlingen der Nubier, in Einvernehmen geſetzt, welche ihm eine Anzahl nubiſcher Arbeiter bewilligten, die er zu Aufgrabung der ungeheuren Sandmaſſe verwendete, welche den Eingang des Tempels bedeckte. Die Reiſegeſellſchaft beſtand aus folgenden Europäern: **Belzoni**, die Capitäne **Irby** und **Mangles**, und Herr **Beechey**. Ende July 1817 waren endlich, nach unzähligen Mißhelligkeiten und Beſchwerden, die Arbeiten ſo weit vorgedrungen, daß man an die Mauer des Tempels gelangte. So viel zur Verſtändlichkeit des Folgenden. Nun mag **Belzoni** ſelbſt ſprechen:

Wir begannen Nachmittags wieder die Arbeit. Raſch fuhren wir mit Graben fort und ſtießen endlich auf einen großen Mauervorſprung, welcher uns anzukündigen ſchien, das Gebäude ſey unvollendet, und wir würden alſo gar keinen Eingang finden. Dieſe Entdeckung ſchlug die Hoffnungen einiger aus der Geſellſchaft ſehr darnieder; wir verdoppelten indeſſen unſere Anſtrengungen, und drey Tage nachher fanden wir Bruchſtücke eines Karnießes, und den nächſten Morgen gelangten wir mit der Arbeit bis an die Moulüre *) und den darunter befindlichen Fries, welches uns die Gewißheit gab, am nächſten Tage das Thor zu finden. Ich ließ ein Pfahlwerk errichten, um das Zurückfallen des Sandes zu verhindern, und hatte noch am Abend dieſes Tages das Vergnügen, den Obertheil des Thores zu entdecken. Wir räumten genug Sand hinweg, daß wir ſogleich hätten hineinſteigen können; aber die Furcht vor mephitiſchen Ausdünſtungen bewog uns, erſt für den andern Morgen das Hinabſteigen in dieſes Souterrain feſtzuſetzen.

---

*) Das Morgenblatt hat einige Mittheilungen aus der intereſſanten Voyage en Egypte et en Nubie, par G. Belzoni gegeben, welche mit Theilnahme geleſen wurden. Ich glaube daher auch dieſem Blatte und ſeinen Leſern keinen unangenehmen Dienſt zu erzeigen, indem ich Einiges aus dieſem höchſt anziehenden Werke mittheile, was im Morgenblatte noch nicht enthalten war.

Mit Tagesanbruch (am 1. Aug.) begaben wir uns, ganz von der Idee begeiſtert, endlich in dieſes Gebäude dringen zu können, dahin. Wir arbeiteten nach Kräften, den Eingang zu erweitern, aber unſere (nubiſchen) Schiffleute halfen uns dieß Mahl nicht wie gewöhnlich. Es ſchien ſogar, als hätten ſie die Abſicht, unſer Weitergehen zu verhindern, und uns, nachdem ſie ſahen, daß der Eingang wirklich entdeckt war, um die Früchte unſerer Mühen zu bringen. Sie gaben vor, nicht mehr länger an dieſen Geſtaden verweilen zu können, und drohten, wenn wir uns nicht ſogleich zu Schiffe begäben, fort zu fahren, und uns hier zu laſſen. Auf unſere Weigerung knieten ſie nieder, und warfen ſich, unter der wiederholten Erklärung, keinen Augenblick länger zu verweilen, Sand in das Angeſicht. Sie hatten nähmlich den Cacheffs verſprochen, uns einen Streich zu ſpielen, um unſere Arbeiten zu hemmen, wenn wir wirklich an das Ziel unſers Nachgrabens gelangen würden. Aber alle ihre Kniffe ſcheiterten an unſerer Beharrlichkeit. Nachdem wir den Zugang genugſam erweitert hatten, genoſſen wir die Freude, die Erſten in dieſe weiten Gewölbe Nubiens einzugehen, und ein Denkmahl zu ſehen, welches, das neuerlich entdeckte Grabmahl zu Leban-el-Maluk ausgenommen, den Vergleich mit den herrlichſten Monumenten Ägyptens nicht ſcheuen darf.

Wir ſtaunten bey dem erſten Anblick dieſer unermeßlichen Gewölbe; aber unſere Überraſchung ward auf den höchſten Grad geſteigert, als wir uns von Gegenſtänden meiſterhafter Arbeit aller Art, Mahlerey, Sculptur, coloſſalen Figuren u. ſ. w. umgeben ſahen. Wir betraten zuerſt eine Vorhalle von 57 Fuß Länge und 52 Fuß Breite, getragen durch eine Reihe viereckiger Pfeiler, welche nach der erſten Thüre führte **). Auf jedem Pfeiler iſt eine Figur ausgehauen; dieſe Gattung Caryatiden, welche mit ihren Mützen die Decke berühren, ähneln jenen zu Medinet-Abu. Sie ſind ſehr ſchön gearbeitet und ſehr wenig von der Zeit beſchädigt. Die Pfeiler haben ſechstehalb Fuß im Umfange. Hier, wie an den Wänden, findet man ſchöne Hieroglyphen, in beſſerem, oder wenigſtens kühnerem Styl, als die gewöhnlichen ägyptiſchen, ſowohl hinſichtlich der Wahl der Gegenſtände, als der Ausführung. Sie zeigen Schlachten, Erſtürmungen feſter Schlöſſer, Triumphe über die Äthioper, Opfer u. ſ. w. An einigen Stellen erblickt man denſelben Helden, welcher auf den Hieroglyphen Medinet-

---

*) Ausgegrabene Arbeit an Gebäuden.

**) Belzoni's Reiſe enthält die Abbildung dieſes Gegenſtandes (planche 43).

Abu's erſcheint, aber in anderer Stellung. Einige Pfeiler ſind beſchädigt durch die Hitze der eingeſchloſſenen Atmoſphäre. Dieſe Hitze fanden wir bey unſerem Beſuch noch ſo heftig, daß das Thermometer 130 Grade?*) gezeigt haben würde, wenn das Fluidum ſo hoch hätte ſteigen können. —

Im zweyten Saal, welchen wir ſodann betraten, und welcher ungefähr 37 Fuß Breite, 25 ½ Fuß Länge und 22 Fuß Höhe maß, waren die Wände ebenfalls mit ſchönen, wohlerhaltenen Hieroglyphen geziert. Vier Pfeiler, ungefähr 4 Fuß im Umfange haltend, ſtützten die Decke. Am Ende dieſes Saales eröffnet ſich ein anderer, weniger lang, aber ebenfalls 37 Fuß breit. Aus dieſem dritten Saal gelangte man in das Sanctuarium, von welchem wieder eine Thür nach mehreren kleinen Sälen, in derſelben Richtung wie das Sanctuarium geht; dieſes ſelbſt mißt 23 Fuß Länge und 12 Fuß Breite. Es hat ein Piedeſtal und vier coloſſale Bildſäulen, deren Köpfe glücklicherweiſe gar nicht beſchädigt ſind. Zur Rechten des großen Saales hat man nahe an einander zwey Thüren durchgebrochen, welche zu zwey großen, geſchiedenen Gemächern führen, wovon das erſte 38 Fuß, 10 Zoll lang und 11 Fuß, 6 Zoll breit, das zweyte 48 Fuß, 7 Zoll lang und 13 Fuß breit iſt. Am Ende des erſten dieſer Gemächer ſieht man unvollendete, ja zum Theil nur ſkizzirte Hieroglyphen. Im Hintergrunde des großen Saales ſind ebenfalls an beyden Seiten kleine Thüren, welche in zwey Säle führen, deren jeder 22 Fuß, 6 Zoll Länge und 10 Fuß Breite hat, und aus welchen wieder zwey Thüren einen Ausgang in zwey andere Säle öffnen, welche 43 Fuß Länge und 10 Fuß, 11 Zoll Breite halten. Man findet hier zwey, wahrſcheinlich zu Sitzen beſtimmt geweſene Bänke.

Unter den Kunſtgegenſtänden, welche auf den Wänden des großen Tempels dargeſtellt ſind, unterſcheidet man

1) Eine Gruppe gefangener Äthiopier, an der weſtlichen Seite der großen Gallerie.

2) Einen Heros, welcher einen Mann mit der Lanze tödtet, indeß ein anderer bereits überwunden und getödtet zu ſeinen Füßen liegt; auf derſelben weſtlichen Wand.

3) Den Sturm eines feſten Schloſſes. Im Oſten des Eingangs.

Das Äußere dieſes Denkmahles biethet keinen minder impoſanten Anblick. Die Façade entwickelt ſich auf einem Raum von 117 Fuß. Ihre Höhe beträgt 86 Fuß. Zwiſchen der Höhe des Karnießes und jener des Thores mißt man 64 Fuß, 6 Zoll, und das Thor hält 22 Fuß Höhe. Vier ungeheure ſitzende Bildſäulen ſchmücken den Eingang. Mit Ausnahme der großen Sphinx, welche ſich zu dieſen Coloſſen ungefähr wie drey zu zwey verhält, ſind dieſes die größten Statuen, welche Ägypten und Nubien aufzuzeigen hat. Von den Schultern bis zum Elbogen meſſen dieſe Gebilde 15 Fuß, 6 Zoll. Die Ohren ſind viertehalb Fuß lang. Das Geſicht mißt 7 Fuß, der Bart ſechstehalb Fuß, der Raum zwiſchen den Schultern hält 25 Fuß, 4 Zoll. Die ganze Höhe der Bildſäulen, ohne die Mützen, welche 14 Fuß hoch ſind, beträgt 51 Fuß. Man ſieht bloß zwey dieſer Coloſſe, der dritte iſt noch unter dem Sande verborgen, und der vierte, zunächſt des Thores, iſt zur Hälfte zerbrochen und ebenfalls vom Sande bedeckt. Über dem Thore zeigt ſich eine 20 Fuß hohe coloſſale Bildſäule des Oſiris, auf jeder Seite eine ſymboliſche zu ihm gewendete Figur. Oben am Tempel ſieht man einen Karnieß mit Hieroglyphen, eine Moulüre und einen Fries. Der Karnieß hat 6 Fuß Breite und der Fries deren vier. Über dem Karnieß befindet ſich eine Reihe ſitzender Affen, 8 Fuß hoch, 21 an der Zahl. Der Tempel war beynahe zwey Drittel vom Sande bedeckt. Wir räumten ihn in einer Tiefe von 31 Fuß hinweg, ehe wir an das Thor gelangten. Ein ſchöner Landungsplatz muß ehedem in der Nähe des Monumentes ſich befunden haben. Auch er iſt gegenwärtig vom Sande verſchüttet. Das ganze Gebäude iſt in den Felſen gehauen. Dieſes iſt das letzte Denkmahl dieſer Art, welches man auf dem Wege von Ägypten nach Nubien antrifft. Hundert Fuß über den Spiegel des Nils erhoben ſteht es gegen Südoſt, ungefähr anderthalb Tagereiſen von Wady-Halfa, oder dem zweyten Catarakt in Nubien. Wir brachten 22 Tage mit den Arbeiten zu Eröffnung des Einganges zu, ungerechnet ſechs Tage, welche ich ſchon im vergangenen Jahre dazu verwendet hatte. Anfangs hatten wir 80 Arbeiter, aber wir ſahen uns endlich auf unſere Geſellſchaft und die Schiffer, das heißt, auf 14 Perſonen beſchränkt. Die Hitze im Innern des Tempels war ſo unerträglich, daß wir viele Mühe hatten, einige Zeichnungen zu ſkizziren, weil durch die heftige Tranſpiration an den Händen das Papier ſehr benetzt ward. Die Reiſenden, welche künftig den Tempel beſuchen, werden ohne Zweifel nun die Temperatur gemilderter finden, und wenn ſie mit den nöthigen Zeichnungsgeräthſchaften beſſer verſehen ſind, als wir es waren, ſo werden ſie mit Muße vollſtändig zeichnen können, was wir nur entwarfen *). Unſere Lebensmittel gingen zu Ende, und in den letzten ſechs Tagen unſers Aufenthalts in Ybſambul waren wir zur äußerſten Entbehrung genöthigt. Die Cacheffs hatten ihren Leuten unterſagt, uns irgend ein Nahrungsmittel zu verkaufen, in Hoffnung, daß uns der Hunger forttreiben würde. Es befand ſich im Dorfe ein Ababdeh von anderem Stamme, als die Eingebornen, welcher ſich daher wenig um die Verbothe der Cacheffs kümmerte. Dieſer kam öfters in der Nacht zu uns, um uns Milch zu bringen, aber er ward am Ende entdeckt, und abgehalten, uns ferner welche zu verſchaffen.

---

*) Doch Fahrenheit?

Ich muß mit Lob des Eifers des Herrn Beechey und der beyden Capitäne erwähnen, mit welchem ſie mich bey dem Nachgraben unterſtützten. Auch habe ich zu ſagen vergeſſen, daß wir im Tempel zwey Löwenbildſäulen mit Sperberköpfen fanden. Sie waren in natürlicher Größe. Auch eine kleine ſitzende Figur und verſchiedene an den Thüren befeſtigte Geräthe von Kupfer fanden wir daſelbſt. Wir verließen Ybſambul am 4. Auguſt.

Anmerkung des Überſetzers. Der Verfaſſer überläßt andern Reiſenden die Sorge, das Geſchäft der Beſchreibung der Kunſtſchätze dieſes merkwürdigen Tempels. Ich glaube in ſeine Anſichten einzugehen, indem ich hier

---

*) Außer dem Oberſten Stratton (man ſehe die Schlußbemerkung) haben ſeitdem Herr Huyot, und der deutſche Architekt Herr Gau den Tempel beſucht und Zeichnungen davon verfertigt. Herr Gau läßt in dieſem Augenblick die ſeinigen ſtechen, um ſie dem Publicum mitzutheilen. Anm. d. Überſ.

die Details beyfüge, welche der Herr Oberſtlieutenant Stralton im philoſophiſchen Journal von Edimburg mittheilte. Er war einer der erſten, welcher, nachdem Belzoni dieſen Tempel eröffnet hatte, ihn beſuchte.

Der erſte Saal, berichtet Herr Stralton, iſt mit 8, auf Piedeſtalen ruhenden Pfeilern geſchmückt. Dieſe Piedeſtale haben 6 Zoll im Vorſprunge. Auf jedem Pfeiler hat man eine coloſſale Figur, in denſelben Block gehauen, dargeſtellt. Dieſe gigantiſchen Geſtalten, ungefähr 22 Fuß hoch, halten in den über der Bruſt gekreuzten Händen Geißel und Krücke: ſie tragen Mützen. Die Arbeit iſt in jeder Hinſicht ſchön. Die Augäpfel und Augenbraunen ſind ſchwarz gefärbt. Sie ſind nackt, bis auf den mit einer Agraffe geſchloſſenen Gürtel. Von den Lenden bis ungefähr an die Knie fällt ein enges, vorne mit einer Gattung Sack, wie bey den Bergſchotten verſehenes Gewand. Die Figuren ſind mit reichen abwechſelnden Farben bemahlt. Die Naſe iſt leicht gebogen, die Unterlippe etwas vorſpringend. An den äußern Enden des Mundes zeigt ſich Lächeln, das Kinn iſt angenehm gerundet, und im Ganzen gleicht ihre ſanfte wohlwollende Phyſiognomie jener des römiſchen Jupiter mansuetus (des Sanftmüthigen). Die Decke des Gewölbes iſt blau und roth bemahlt und mit einer ſchönen Einfaſſung geziert.

Die an den Wänden dargeſtellten Gemählde zeigen einen Helden auf ſeinem Kriegeswagen. Er iſt im Begriffe, einen Pfeil abzudrücken. Ein geflügelter Genius ſchwebt über ihm. Er trägt einen Helm, Arm- und Halsband. Sein Gewand fällt vom Gürtel bis an die Knie hinab. Ein Köcher hängt an ſeinem Wagen, welcher roth, blau und gelb bemahlt iſt. Die langgeſchwänzten Pferde zieren reiche Decken, ſtatt des Gebiſſes gehen ihnen Riemen durch die Naſenlöcher. Drey kleinere Wagen folgen jenem des Helden, auf jedem befinden ſich zwey Perſonen, deren eine die Pferde lenkt, die andere mit Bogen, Pfeil und einem mit einer Leopardshaut bedeckten Schild bewaffnet iſt. Die Krieger ſtürmen ein Schloß, welches ſich in dieſem Augenblick zu ergeben ſcheint. Das Schloß beſteht aus zwey Stockwerken; von der Höhe des letzten ſieht man die Feinde herabſtürzen. Einige andere ſind von Wurfſpießen durchbohrt. Im untern Stockwerk ſieht man knieende Perſonen in bittender Stellung mit vorgebeugtem Leib. Einer heftet ſeine Blicke auf einen Wurfſpieß, indeß ein zweyter ſich einen ſolchen aus der Wunde zieht, viele ſtrecken die Hände als Zeichen der Unterwerfung aus. Im zweyten Felde ſieht man Greiſe, deren Züge Schmerz und Verzweiflung ausdrücken, ebenfalls die Hände ausſtrecken. Im obern Theil ſieht man zwey Männer, welche ein angezündetes Rauchfaß heraushalten, und hinter ihnen zwey weibliche Geſtalten, welche mit ausgeſtreckten Armen das Mitleid der ſiegenden Stürmer anzuflehen ſcheinen, aber ſchon haben ſie die Pfeile des ſiegenden Helden erreicht und durchbohrt. Unter den Mauern des Schloſſes ſucht ein Landmann mit wilden Blicken zu entfliehen. Fünf vorſpringende Stiere ſcheinen den allgemeinen Schrecken zu theilen.

Der Held iſt gerade im Begriffe, einen vornehmen Gefangenen mit der Lanze zu durchbohren. Andere liegen zu ſeinen Füßen, und noch andere hält er bey den Haaren. Ein Mulatte jagt die Gefangenen vor ihm her, deren vier ſchwarz, vier braun und vier weiß ſind. Ihre Züge künden verſchiedenartige

Völker an, ohne Zweifel, um dadurch auf die vielen zahlreichen und weitläufigen Eroberungen des gefeyerten Helden zu deuten. Man bemerkt unter andern auch an den verſchiedenen Geſtalten, daß die alten Ägyptier, den Rang der dargeſtellten Perſonen durch die Verhältniſſe der Körpergröße auszudrücken pflegten. Der Held iſt ein ungeheurer Coloß. Der Anführer der Feinde iſt ebenfalls ſehr groß. Jener, welcher die Gefangenen führt, iſt bereits kleiner, und die Gefangenen ſelbſt ſind nur Zwerge gegen die übrigen Krieger.

Auf der andern Mauer opfert der Held nach ſeinen Siegen einer ſchwarzen Gottheit, der erſten dieſer Gattung, welche man aufwärts am Nil antrifft; er biethet der Iſis Weihrauch dar. Auf der nächſten Wand erblickt man öffentliche Feyerlichkeiten und Spiele, Wagenrennen, Aufzüge u. ſ. w. Der Held und ſein Gefolge unterſcheiden ſich von der feindlichen Partey durch Tracht, Wagen und Schild. Seine Geſtalt iſt überall dieſelbe, ungeachtet er in verſchiedener Tracht erſcheint. Manchmahl erblickt man ihn in kurzem Gewand und Helm, manchmahl in feſtlichen Kleidern mit einer Mütze. In einer Abtheilung der Wand bemerkten wir ein Wagengefecht. Menſchen und Pferde ſind im Sturze unter einander gewälzt, die einen ſind am Kopfe, die andern an der Bruſt verwundet, alle ſcheinen im Todeskampf zu ringen. Von jeder Partey ſind ſieben Wagen, jeder mit zwey Pferden beſpannt und zwey Streiter tragend. Dieſer Schlacht folgen Opfer, einem ſchwarzen Priap dargebracht. Am Ende erblicken wir den Helden unter den Gottheiten Oſiris, Sothis, Iſis u. ſ. w. Dieſe Apotheoſe iſt zugleich in Farben und Sculptur dargeſtellt. Hinſichtlich der Miſchung der Farben, des Ausdrucks und der Verhältniſſe iſt die Mahlerey vortrefflich. Aber die alten Künſtler wußten nichts von Perſpective und Gruppirung. Was die Sculpturen betrifft, ſo ſind ſie ſo vortrefflich, daß ſie einem Praxiteles nicht zur Unehre gereichen würden. (??) Auf den Pfeilern hat man Opfer des Oſiris, oder der Iſis, und dreyer Gottheiten zugleich (Oſiris, Iſis, Horus) dargeſtellt.

So weit Herr Stralton; er fürchtet übrigens, daß, wenn man keine beſſeren Mittel, als die bisherigen, anwendet, welche in Palmblöcken und großen Steinen beſtanden, um das Wiederherabſinken des weggeräumten Sandes zu verhindern, der ſo mühſam eröffnete Eingang ſehr bald wieder von demſelben verſchüttet ſeyn dürfte.

Ontologiſche Neuigkeiten.

Von A. Rittig v. Flammenſtern.

XXIV.

(Schluß von Nr. 22.)

Nicht unwichtig iſt der Aufruf in auswärtigen Blättern, bey dem Umſtande, wo man jetzt in allen fürſtlichen Gärten, und ſelbſt in den Gärten reicher Privatleute, Ananas-Käſten antrifft, doch den Blätterbuſch der Ananasfrucht nicht unbenutzt zu laſſen. In Südamerika, nahmentlich in Braſilien, findet die Benützung dieſes Blätterbuſches häufig Statt, indem man daraus die ſogenannte Ananas-Leinwand und aus dieſer Hemden ꝛc. bereitet. In Guinea wird mit dieſen Blättern vortrefflicher Flachs gewonnen, der weißer und ſchöner, als der von Lein und zwey Ellen lang iſt. Auch mit den Blättern der in Deutſchland gezogenen Ananas ſoll dieſes möglich ſeyn. Da man nun bey ſo bewandtem Umſtande vorausſetzen kann, daß auch hier irgend ein Beſitzer von Ananas-Käſten einen Verſuch mit beſagtem Blätterbuſch der Ananas veranlaſſen dürfte, ſo folgt hier die Angabe der einfachen Art und Weiſe, wie man dieſen ſeidenenen Flachs ohne viele Nebenauslagen gewinnen kann. Man weicht zu dieſem Behuſe die friſchen Blätter einige Tage hindurch in Waſſer ein, trocknet ſie dann. Sind ſie getrocknet, ſo werden ſie mit einem hölzernen Hammer ſo lange geſchlagen, bis alles abgeht, was nicht fadenartig iſt, und ſodann geſchwungen. Nach beendigter Schwingung iſt der nun gewonnene Flachs auch ſchon zum Spinnen bereitet.

Bekanntlich läßt ſich die Holzſäure ſelbſt durch immer wiederholte Deſtillationen nicht völlig reinigen, ſondern es bleiben ſtets die empyreumatiſchen — brenzlichen — Öhltheile zurück, die dieſer Säure ihren eigenthümlichen Geruch geben, der auf die darin, zur Schützung gegen Fäulniß eingetauchten Fleiſchgattungen gewöhnlich übergeht, nun ergibt ſich aber aus Ramſey's dießfälligen Verſuchen, daß man dadurch dem zur Aufbewahrung beſtimmten, und daher in die Holzſäure eingetauchten Rindfleiſch einen ſehr angenehmen Geſchmack geben kann, wenn es vor der Eintauchung leicht geſalzen wird. Das Rindfleiſch wurde hierbey nur eine Minute hindurch in die Holzſäure von 1,012 ſpecifiſchen Gewichts, eingetaucht. Auch bey Verſuchen mit Schellfiſchen vereinigte er Salz- und Holzſäure, als die beyden fäulnißwidrigen Mittel, und wandte dieſe ſechs Stunden nach dem Einſalzen an, hierauf ward der Fiſch acht Tage im Schatten getrocknet, und nach der Trocknung vom vortrefflichſten Geſchmack gefunden. Für jene, die dieſe Verſuche fortſetzen wollen, glaube ich noch beyſetzen zu ſollen, daß nach Ramſey's Angabe bey Fiſchen, die man zu lange in der Holzſäure, z. B. drey Stunden läßt, ſich die Muskelfaſern auflöſen.

Während man ſich in Frankreich durch die Erfahrung überzeugt hat, daß 240 Pfund des ſogenannten Dungſalzes aus Menſchenkoth eben ſo viel Wirkung thun, als 1200 Pfund Rindviehmiſt, der als Dünger verwendet wird, und wie durch Levaſſeurs Betriebſamkeit auch hier dem Verkauf dieſes Dungſalzes im Großen entgegenſehen, behaupten bayeriſche Blätter, daß dieſe Entdeckung Bridet's — der eigentliche Erfinder des Verfahrens, Menſchenkoth in trocknes geruchloſes Pulver zu verwandeln — keine Nachahmung verdiene, da es natürlich ſey, daß der Dünger, friſch oder flüſſig aufs Feld geführt, weit mehr werth iſt, als wenn man ſeine beſten flüſſigen Theile ins Waſſer laufen läßt, und ihn ſelbſt zu einem trockenen Pulver macht. In Frankreich wird vorbeſagter künſtlicher Dünger — Poudrette — nur zum Obenausdüngen gebraucht, und gewöhnlich, wenn das Land gegraben iſt, eingerechet.

Brewſter hat eine Verbeſſerung des einfachen Mikroskops bekannt gemacht. Dieſe Verbeſſerung beſteht in der Anwendung einer hemiſphäriſchen-planconvexen Linſe, wodurch man gegen die gewöhnliche Art, eine zwey Mahl ſo ſtarke Vergrößerung erlangt.

Die aus dem Repertory of Arts etc. II. Series N. CCIX. Auguſt 1820, in Dinglers polytechn. Journal, Stuttg. 1820. III. Bd. 1. Heft. S. 32, angegebene Vorrichtung des kunſtſinnigen Monks, die Gefahr des Schießpulvers, im Falle einer Exploſion, bey Pulvermühlen abzuwenden, iſt nicht bey den in unſerem Kaiſerſtaate allgemein üblichen ſogenannten Pulverſtampfen, ſondern nur bey den Walzmühlen, insbeſondere bey den Doppelmühlen anwendbar. Beſagte Vorrichtung beſteht nähmlich darin, daß, wenn in der Mühle rechts oder in der Mühle links eine Exploſion geſchieht, ſo viel Waſſer aus den in der Vorrichtung angebrachten beyden Fäſſern auf die beyden zunächſt ſtehenden Mühlſteine hinabſtürzt, daß in dem einen das entzündete Pulver ausgelöſcht, in dem andern aber der Gefahr der Entzündung vorgebeuget wird. Monk behauptet, daß ſeit der Zeit, als dieſe Vorrichtung bey vier Doppelmühlen zu Tunbridge beſteht, wohl mehrere Exploſionen Statt hatten, jedes Mahl aber durch dieſe Vorrichtung für die Arbeiter gefahrlos wurden. So bemerkt auch ein Herr Burton, daß, als eine Pulvermühle neben Monks Pulvermühle in die Luft flog, das Waſſer durch die Vorrichtung deſſelben häufiger auf das Pulver fiel, als die Feuerfunken der in die Luft geflogenen Mühle, und dankt hierbey Herrn Monk, durch dieſe Vorrichtung bereits acht Mühlen und mehrerer Menſchen Leben gerettet zu haben. Schwieriger dürfte in jeder Hinſicht die Auflöſung des Problems ſeyn, eine ſolche Rettungs-Vorrichtung auch für die gewöhnlichen Pulverſtampfen zu erfinden.

Der Franzoſe Gonord, dem wir die Erfindung verdanken, Kupferplatten durch mechaniſche Mittel auf Porzellam überzutragen, ſoll auch im Beſitz des Geheimniſſes ſeyn, von jeder Kupferplatte, die ihm gegeben wird, in Zeit von zwey bis drey Stunden, Abdrücke von beliebiger Größe machen zu können, nähmlich größere oder kleinere als die Platte, ohne eine andere Platte nöthig zu haben. So ſoll er die großen Kupfertafeln der Beſchreibung von Ägypten, ohne Veränderung der Platte, zu einer Octav-Ausgabe abdrucken. Er ſoll für dieſe ſeine Erfindung bereits auf die Erkenntniß der Mitglieder der Jury über die Ausſtellung der Erzeugniſſe des franzöſiſchen Kunſtfleißes, welchen er ſein Verfahren zeigte, die goldene Denkmünze erhalten haben.

Nicht minder intereſſant iſt die zu Caen gemachte Erfindung: eine Zeichnung, die ſich auf einer Porcellanplatte befindet, unendliche Mahle zu vervielfältigen. Um dieß zu bewirken, wird die Zeichnung mittelſt einer metalliſchen Compoſition auf die polirte Fläche des Porcellans aufgetragen, und durch ein zweytes Brennen, cuisson, deſſelben incruſtirt. Trägt man nun die neue Tinte auf, ſo bleibt ſie bloß auf der incruſtirten Zeichnung ſtehen, was die Vervielfältigung ſehr leicht macht.

Der von Anderſon neu erfundene Verdünſtungsmeſſer, — Atmometer, — der zur Beſtimmung der Menge des verdünſteten Waſſers in jeder gegebenen Zeit dient, ſoll vor allen bis jetzt üblichen Verdünſtungsmeſſern der einfachſte und brauchbarſte, und ungemein empfindlich ſeyn.

Der hieſige, in dieſen Blättern ſchon mehrmahl benannte Mechaniker Wolffſohn hat für das Gebieth der Heilkunde eine kleine, ſehr compenſive Hand-Dampfmaſchine erfunden, die, da ſie einen unbedeutenden Raum einnimmt, in jedem Zimmer aufgeſtellet, und, ohne den geringſten Geruch oder Dunſt zu verbreiten, an allen örtlichen Theilen des Körpers Stunden lang angewendet werden kann. Um die Anwendung dieſer Hand-Dampfmaſchine für die örtlichen Theile ſo zweckmäßig als möglich zu machen, ſind beſondere Conducteurs angebracht, ſo daß z. B. bey Geſchwülſten des Kopfes, der Ohren, der Naſe, des Mundes, bey Halsentzündungen, Heiſerkeit u. ſ. w., bey gichtiſchen Anfällen, ſelbſt bey Kolliken ꝛc. durch die Anlegung des Conductors an den betreffenden leidenden Theil derſelbe immer in einer außerordentlichen Wärme durch Dunſt und Schweiß erhalten wird. Da W. hierüber ſelbſt nächſtens eine ausführliche Beſchreibung herausgeben wird, ſo wäre es unnöthig, mehr über dieſe Hand-Dampfmaſchine hier zu ſagen.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Nekrolog. Fürſt Ernſt zu Schwarzenberg wurde am 29. May 1773 geboren. Er war von zwey Zwillingsbrüdern der ältere. Beyde wurden zum geiſtlichen Stande beſtimmt und ſchon im Jahre 1781 als Domicellaren bey dem Erzſtift Köln aufgenommen. Hier erhielten die jungen Fürſten eine ihrer Beſtimmung angemeſſene Erziehung; allein der jüngere Zwillingsbruder ſtarb in der Blüthe ſeiner Jahre, als ſiebenzehnjähriger Jüngling. Fürſt Ernſt zeichnete ſich von früher Jugend an, durch freundliches, gütiges Benehmen gegen Jedermann und wahren chriſtlichen Sinn, aus, und gewann dadurch Aller Herzen. Unter der Leitung des verſtorbenen Profeſſors der Theologie, Probſt Tobenz, vollendete er ſeine theologiſchen Studien und wurde im Jahre 1790 zum Domherrn am Hochſtifte zu Lüttich ernannt. Der franzöſiſche Revolutionskrieg, der ſo viel Unheil über geſegnete Länder verbreitete und deſſen Folgen noch jetzt nachwirken, verſchlang ſowohl das Kölner als das Lütticher Stift; deßhalb wurde Fürſt Ernſt Domcapitular im Erzſtifte Salzburg und 1797 im Hochſtifte Paſſau. Von der Zeit an, wo der Fürſt Domherr in Salzburg wurde, erwählte er dieſe Stadt zu ſeinem Reſidenzorte und machte ſich den Bewohnern der Stadt ſowohl als des ganzen Landes durch ſeine Frömmigkeit, Wohlthätigkeit und Humanität unvergeßlich. Den Sinn für Naturſchönheiten, der ſchönen Seelen ſtets eigen iſt, beſaß Fürſt Ernſt im hohen Grade, die gütige Mutter hatte ihn eingeweiht zu ihrem Lieblinge, das bewies die ſeltene Gabe, die ihm zu Theil geworden, nicht nur ihre Schönheiten glücklich aufzufinden, ſondern auch Andern bemerkbar und anſchaulich zu machen. In ſeinem Portefeuille befindet ſich eine Sammlung von Zeichnungen der mannigfaltigen Schönheiten dieſes reichen Gebirglandes, vielleicht die vollſtändigſte in ihrer Art, welche er bey ſeinen Wanderungen eigenhändig aufgenommen. Auch war er es, der den ſchönen Waſſerfall bey Golling zugänglich machte, wofür ihm von einem Fremden eine Marmorpyramide errichtet und ſelbe mit einer ſein Verdienſt rühmenden Inſchrift geziert wurde. Mehr als alles dieſes beurkunden ſeine Empfänglichkeit für die Reize der Natur die herrlichen Anlagen zu Aigen, welche Weißenbach ſo vortrefflich ſchildert. In dieſen Anlagen ſpiegelte ſich das reine erhabene Gemüth des Fürſten; ſie waren ſein liebſter Aufenthalt. Allein wohl fühlend, daß des Mannes Beſtimmung Thätigkeit und rege Wirkſamkeit für das Wohl ſeiner Mitmenſchen ſey, entzog er ſich auch dieſem ihm zum Bedürfniſſe gewordenen Genuſſe und opferte ihn der Pflicht. — Nachdem auch die Stifte Salzburg und Paſſau aufgehoben wurden und Fürſt Ernſt, aller Ausſichten beraubt, das Beyſpiel ſo manches Anderen vor ſich ſah, der wieder in den weltlichen Stand zurücktrat, blieb er dennoch mit feſtem Mannesſinne der einmahl betretenen Bahn getreu und ließ ſich 1807 in Wien durch den Erzbiſchof Fürſt Colloredo zum Prieſter ordiniren, wo er am Feſte der heiligen Anna Gott das erſte Meßopfer brachte. Im folgenden Jahre ernannten ihn Se. Majeſtat der Kaiſer zum Domherrn von Gran in Ungarn. Auch hier erwarb ſich der Fürſt durch ſeine Milde, Freundlichkeit und Herablaſſung in kurzer Zeit die Zuneigung aller Menſchen, die das Glück hatten, ſich ihm zu nahen. Seine Pflicht ſtets vor Augen habend, war es ſeine erſte Sorge, ſich fur ſeine gegenwärtigen Verhältniſſe vollſtändig auszubilden. Er vervollkommnete ſich nicht nur in der lateiniſchen, ſondern lernte auch die ungariſche Sprache mit bedeutendem Erfolg. Um die frommen Geſinnungen, die ihn beſeelten, auch Andern mitzutheilen, predigte er oft in der Tyrnauer Metropolitankirche zur allgemeinen Erbauung. Alles liebte und verehrte den frommen Prieſter und menſchenfreundlichen Fürſten. Nachdem ihn Se. Majeſtat 1816 zum Erzprieſter vom Schloßberger Diſtrict ernannt hatten, viſitirte er ſein Archidiaconat, wodurch nicht nur allgemeine Erbauung erzweckt, ſondern auch viel Gutes geſtiftet ward. Er wurde im Auguſt des Jahres 1818 zum Biſchof von Raab ernannt, am 14. Marz 1819 vom hieſigen ſeel. Erzbiſchof conſecrirt und hielt am 25ſten desſelben Monats ſeinen feyerlichen Einzug in ſeine Domkirche. Groß war die Freude über die Ernennung eines Mannes, von dem die allgemeine Stimme ſo viel Gutes ſagte; aber ſo vortheilhaft auch der Ruf war, der dem edlen Fürſten vorausging, ſo hoch er die Erwartungen ſpannte, ſo wurde doch keine derſelben getäuſcht. Mit wahrem apoſtoliſchen Eifer, aber auch mit chriſtlicher Milde verwaltete er das ihm anvertraute Amt und verbreitete Segen auf jedem ſeiner Schritte. Mit Würde, Andacht und Frömmigkeit verrichtete er die biſchöflichen Functionen, und ſein einziges Streben ging dahin: Gottesfurcht und Rechtſchaffenheit, Frömmigkeit und thätige Liebe des Nächſten nach Kräften zu erhalten und zu mehren. Wenn er in Raab war, präſidirte er zwey Mahl wöchentlich perſonlich im Conſiſtorium, und nur im Nothfall überließ er das, was er für ſeine Pflicht achtete, einem Anderen. Im Jahre 1820 bereiſte er ſeine Diözeſe und ertheilte bey dieſer Gelegenheit gegen vierzigtauſend Menſchen das Sacrament der Firmung. Im gegenwärtigen Jahre wollte er nach Oſtern die canoniſche Viſitation der Diözeſe beginnen; ſchon war ſie ausgeſchrieben — da gefiel es der Vorſehung, ſeinem irdiſchen Wirken ein Ziel zu ſetzen! Er kam nach Wien, um ſeine theuern Verwandten zu beſuchen, und ward von einer Gehirnentzündung befallen, die ihn hinüberfuhrte in ein beſſeres Leben, wo er den verdienten Lohn erhalten wird für ſeinen gottgefälligen Wandel. Der 14. März 1821, derſelbe Tag, an welchem er vor zwey Jahren conſecriert wurde, war auch ſein Sterbetag!

Theater an der Wien. Das Publicum ſchien Iſouard's Aſchenbrödel ganz vergeſſen zu haben, denn Roſſini's Cenerentola hatte auf dieſer Bühne gefallen; doch hat Modetand nur ein kurzes Daſeyn; man erfindet jeden Tag andere Borduren zu wohlfeilen Krepp- und Vapeurkleidern, die ſo lange getragen werden, als ſie neu ſind; koſtbare Stoffe, wie Sammt und Atlas, ſind dagegen immer an der Tagesordnung, nur kann ſie nicht Jedermann haben. Wir verdanken es Herrn und Madame Spitzeder, welche dieſe Oper zu ihrer Einnahme wählten, daß uns der Genuß der wahren Aſchenbrödel zu Theile ward, und das Publicum erkannte die für ſein Vergnügen gehabte Sorgfalt durch zahlreichen Beſuch und lebhaften Beyfall. Es ſind aber auch alle Rollen ſehr dankbar, beſonders ſcheint der Part Ramiro's zum erſten Verſuche eines Tenors geeignet; als ſolcher betrat Herr Wild zuerſt

In Norwegen hat man es nach langen Bemühungen dahin gebracht, den Eidervogel, der die berühmten Eiderdunen gibt, zahm zu machen. Er lebt jetzt auf dem Asnörne und in Krague im Stift Drontheim mit den Menſchen in ſorgloſer Vertraulichkeit, gleich andern Hausthieren. Drey Mahl nimmt man ihm jährlich die Federn ab, zwey Mahl während des Brütens und das dritte Mahl nach dem Fortziehen.

Seit dem Anfange dieſes Jahres erſcheint in Berlin eine neue Zeitſchrift unter dem Titel: Der Zuſchauer, Zeitblatt für Belehrung und Aufheiterung, herausgegeben von J. D. Symansky, die ſich durch gehaltvolle Aufſätze auszeichnet.

Der Buchhändler Ladvocat in Paris kündigt eine franzöſiſche Überſetzung von Schillers ſämmtlichen dramatiſchen Werken an.

In Hamburg erſcheint eine Zeitſchrift religiöſen Inhalts, genannt der Friedensbote.

Clementi, der Senior der Pianiſten, hat unlängſt noch eine Phantaſie und Variationen componirt. Sie ſind im Stiche erſchienen.

Der Profeſſor der Philoſophie Silbern zu Koppenhagen hat eine Schrift verfaßt, welche Aufſehen erregt, ſie führt den Titel: Über Geſchlechtsliebe, oder geiſtige Liebe zwiſchen Mann und Weib.

Der Dichter Jagemann hat ſeine Gedichte herausgegeben, welche er Reiſelyra nennt.

Das Heilen der Rheumatismen durch äußere mechaniſche Einwirkung, welches man neuerlich durch eine abgeſchmackte Anecdote lächerlich zu machen ſuchte, iſt längſt bekannt und erprobt. Auf den Geſellſchaftsinſeln wird das Drücken und Kneten des Körpers zur Heilung dieſer Krankheit angewendet. Cook ſelbſt wurde durch dieſe Behandlungsart von einem eingewurzelten Rheumatismus befreyt.

Der berühmte ägyptiſche Reiſende Belzoni lebte früher in ſo traurigen Verhältniſſen, daß er gezwungen war, durch die Vorſtellung hydrauliſcher Künſte ſeinen kümmerlichen Unterhalt zu verdienen. Nachher machte er auf dem Theater zu Cork den ſtarken Mann, wo er [illegible] bis [illegible] Menſchen trug.

Man hat neuerlich entdeckt, daß ſtillſtehendes Waſſer in einem Torfboden, bey der Verdünſtung eine der Sepia gleiche Farbe gibt.

Der Oberſt Touquet hat in Paris eine Taſchenausgabe von Voltaires und Rouſſeaus Schriften, den Band zu [illegible] Franken, herausgegeben, welche ſo großen Abſatz fand, daß er ſich entſchloſſen hat, die geſammte franzöſiſche Literatur auf dieſe Weiſe heraus zu geben. Der Herr Oberſt ſpeculirt dabey nicht allein auf zeitlichen, ſondern auch auf immer dauernden Gewinn, denn er hängt jedem von ihm herausgegebenen Schriftſteller den Nahmen Touquet an, z. B. Voltaire-Touquet, Rouſſeau-Touquet u. ſ. w., und macht dadurch ſeinen Nahmen auf die bequemſte Weiſe unſterblich, indem er ſich nebenbey artige Summen erwirbt.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625), wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 21 fl. W.W. halbj.— Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

24.

(Wien, Samstag den 24. März.)

Urſprung und Untergang der Städte.

Von Julius Schneller, Profeſſor zu Grätz.

Wandelbar und wechſelvoll, wie alles irdiſche Thun und Treiben, iſt die Erdkunde; doch heftet ſie ſich an einigen Hauptgegenſtänden feſt. Während ganze Geſchlechter von Menſchen, und ganze Stämme von Völkern vergehen; während Städte ſich erheben und verſinken; während die Erde bald wild, bald fruchtbar erſcheinet; während ſelbſt Ströme ihren Lauf ändern, ſtehen die Gebirge unverändert, wie ein feſtes Skelett.

Die Gebirge beherbergen ſtets das männliche Geſchlecht, welches ſiegreich über die entarteten Bewohner des Flachlandes zur Erneuerung der Kraft herabſtürzt. Oft bezeichnen ſie die Gränzmarken herrſchender Völker. Bisweilen ſetzen ſie dem Ehrgeizigen und Eroberer unüberſteigliche Schranken. Auf ihnen wachſen die Wälder, für Jagd und Schiffbau ſo wichtig. In ihnen erzeugen ſich die Metalle, unentbehrlich für Handel und Gewerbe. Aus ihnen ſpringen die Quellen der Ströme und Flüſſe, welchen in der Geſchichte des Erdbodens der zweyte Platz gehört.

Die Ströme ſtellen auf natürlichen Straßen die Verbindung der Länder unter einander, und mit dem Meere her. Sie verbreiten in ſelbſtgegrabenen Canälen die zur Vegetation nothwendige Wäſſerung. Sie liefern reichliche Nahrung in dem Gewimmel der Fiſche. Sie tragen auf ihren Rücken ungeheure Laſten von Waaren herbey. An ſie baut der geſchäftige Menſch ſeine größten Wohnplätze, die Städte.

Die Städte nehmen in der Geſchichte des Erdbodens nur die dritte, aber in der Geſchichte des Menſchengeſchlechtes eine höhere Stelle ein, denn in ihnen finden wir neben den Thronſitzen der Weltſtürmer und Geſetzgeber, neben den Tempeln der Götter die Schulen der Weiſen und die Werkſtätten der Künſtler.

Man kann die Gebirge betrachten als das Knochengebäude der Erde, die Ströme als ihr Aderſyſtem, die Länder als Fleiſchhülle und Fettdecke, die Städte aber als Sinnwerkzeuge und Haupt. Nichts vermag der Menſch über die Gebirge, an deren Unbeweglichkeit er ſeine Kraft wie ein Zwerg verſucht; wenig vermag er über die Ströme, welche an ihm vorüber eilen; viel über die Länder, wo er ſich feſthält, alles aber über die Städte, welche er ins Daſeyn ruft.

Frey zeigen ſich die Kräfte der Menſchheit bey der Gründung und Vernichtung der Städte. Sie werden und vergehen eigentlich durch den Menſchen. Sie ſind das Denkmahl ſeiner Stärke, und das Grabmahl ſeiner Ohnmacht. Sie geben den Maßſtab ſeines Geſchmacks und ſeiner Wiſſenſchaft. Auf ihre Erbauung wirkten die mannigfaltigſten Urſachen, Kriegsweſen, Handelſchaft, Staatskunſt, Lebensgenuß, Kirchthum und Heilkraft.

* * *

Wandernde Stämme, welche auf ihren Zügen endlich einen heiteren Himmel, nahrhafte Weiden, und reichliche Gewäſſer für ihre Herden beyſammen gefunden, ſchlagen ihre Feldlager auf; ſie verwandeln die Gezelte in Baraken; die Baraken in Hütten, und die Hütten in Häuſer. Viele Städte des ſüdlichen Aſiens zeigten das Bild eines Lagers durch ihren Umfang, und durch ihren zeltförmigen Bau. Die Wanderer aus den Steppen der Tartarey erneuerten dieß Bild ſtets bis auf unſere Tage. Das griechiſche Wort Perſepolis hieß in der Urſprache Paſargada, das iſt; Lager der Perſer.

Die Könige der ackerbauenden Völker wollten mit ihren Hofhaltungen bequemer und prächtiger wohnen als der Troß der in Hütten zerſtreuten Nation. Sie bauten und ſchmückten alſo für Sommer und Winter Thronſitze, deren Größe und Glanz ein Abbild der wirklichen oder eingebildeten Kraft ſeyn ſollte. Peking und Nanking, Babel und Niniveh, Ekbatana und Gaza dienten den Herrſchern wie Paris und Verſailles nach den Wechſeln der Jahrszeit.

Könige wollten ihren eigenen Nahmen, oder den Nahmen von Lieblingen an Marmorſtädten verewigen. So entſtanden ſechzehn Alexandrien, ſechzehn Antiochien, neun Seleucien, acht Arſinoe's, ſechs Ptolemais. Auch bey uns erſchienen ſo die Nahmen Carl, Friedrich, Peter, Joſeph, Thereſia.

Sogar die Vorſtellung des Todes mußte der Ruhmbegierde fröhnen. Es wurden Gruftpalläſte, Pyramiden und koloſſale Grabmähler errichtet, in deren Nähe ſich Städte bildeten, theils bey der Erbauung, theils bey den Beſuchen. Das alte Ägypten zeigte mehr als Ein Saint Denis.

Nicht nur Könige, ſondern auch Republikaner gründeten und erweiterten die Städte. Sie brauchten Verſammlungs-Örter für die herrſchende, und Gerichtshöfe für die unterthänige Nation. Die Phöniker hielten ihre General-Staaten in Tripolis, und die Holländer im Haag. Die Griechen kamen zum National-Gerichte in Thermopylä, und zum Volksfeſte der Panhellenen in Olympia zuſammen. Die Römer wieſen durch das Beywort Auguſta auf die Herrſchaft hin; Auguſta Rauracorum heißt jetzt Augſt, Auguſta Vindelicorum aber Augsburg.

Selten zeigte ſich bey Republikanern die Übertragung eines Bürgernahmens auf die neu erbaute Stadt; doch war ſie bey Waſhington in Amerika, und in Spanien bey Cäſarauguſta, woraus Sarauguſſa, jetzt Saragoſſa wurde.

* * *

Mächtige Nationen, welche in rauhe oder gebildete Länder ihre Eroberungen ausbreiteten, legten zur Bändigung und Feſthaltung der Beſiegten Zwinger an. Dieſes thaten Babylons, Aſſyriens, Mediens und Perſiens Beherrſcher. Dieß thaten die republikaniſchen Weltſtürmer der Hellenen und Römer, ſo wie die Spanier in Mexico, die Britten am Ganges, die Franzoſen in Canada, und die Ruſſen in Siberien.

Völker, welche ſich von gewaltigen Nachbarn bedroht ſahen, ſuchten die Gränzen durch Erdwälle, durch Feldſchanzen, durch Standlager zu decken. Weil beſonders Gewäſſer bey ihren Übergangspuncten, oder Ströme bey ihrem Zuſammenfluſſe, oder Gebirgspäſſe in dieſer Hinſicht wichtig ſind, entſtanden Feſtungen meiſtens an dieſen drey Orten.

Carſchemiſch, ſpäter Circeſium, jetzt Karkiſia, mußte ſchon in der Urwelt den Übergang über den Euphrat öffnen und ſchließen. Koreſchcata, griechiſch Küropolis, lateiniſch Cyreſchata, nun Koyend, mußte gegen die Barbaren die Nordgränze Perſiens decken zur Zeit des Agradates, welchen der Perſer Koreſch, der Grieche Küros, der Lateiner Cyrus nannte. Peluſium vertheidigte die Landenge von Suez gegen die arabiſchen Nomaden und die aſiatiſchen Deſpoten. Seſtos und Abydos ſchloſſen die Meerenge des Helleſpontes bey Dardania, wie jetzt bey den Dardanellen.

Das Wort Pülä, welches die Griechen häufig mit allerley Beyſätzen brauchten, bezeichnet die Thore und Feſtungen, durch welche man von Gebirgshöhen in das Flachland hinausging; die Pülä Kaſpiä, Kamaſiä, Kilikiä, Syriä führten über den Kaukaſus, über den Ceraunus, über den Taurus und über den Amanus.

Das Wort Caſtra bezeichnete bey den Römern die Kriegslager, wodurch ſie beſonders die Nordgränze gegen die Germanen vertheidigten. Caſtra Vetera, jetzt Weſel am Niederrheine; Confluentes, das iſt, Zuſammenfluß, jetzt Coblenz, bey der Vereinigung der Moſel mit dem Rheine; Caſtra Batava, nun Innſtadt, beym Eingang des Inn in die Donau; Regina Caſtra, jetzt Regensburg, an der Donau ſelbſt.

Aus den Feſtungen, welche Heinrich, der Sachſe, gegen die Magyaren anlegte, entſtanden viele deutſche Städte, und dieſen Urſprung bezeugen überall die deutſchen Beyworte Schloß und Burg. Auf gleiche Beſtimmung deutet das franzöſiſche Fort, das italieniſche Caſtello, das windiſche Gradez, das türkiſche Hiſar. Man denke Magdeburg und Würzburg, Wittenberg und Freyberg, Ehrenbreitſtein und Kufſtein, Belfort und Rochefort, Caſtelfranco und Caſtiglione, Königinn-Grätz und Baieriſch-Grätz, Akhiſſar und die vielen Eskihiſſar.

Die Heroen ſelbſt ſchienen zu ahnen, daß ihre lärmenden Kriegsthaten von ſpätern würden überlärmt, und aus dem Andenken des Menſchen würden verdrängt werden. Darum eilten ſie des Wörtlein Nike, deutſch Sieg, ihren nen erbauten Städten anzuhängen. So entſtanden zum Gedächtniß von Siegen Nikäa, Nikomedia, Nikoſia, Salonike, Kalinike und neun Nikopolis.

Wie ſchön ſtehen dagegen andere Städte, welche ſich durch den Verein friedlicher Dorfer, durch die Anlockungen natürlicher Schönheiten, und durch Verarbeitung natürlicher Stoffe von ſelbſt bildeten und erweiterten. Fünf, ſechs Dörfer verſchmolzen ſich in das große Elis und Mantinea. Thadmor, griechiſch Palmyra, deutſch Palmenſtadt, lag umgeben von ſchattenden Palmen mitten in einer glühenden Wüſte. Suſa, deutſch Lilie, befand ſich in einer Gegend, wo dieſe Blume alle Felder rings bedeckte. Aſcalon lieferte die Eſcalontes, eine Art feiner Zwiebeln von uns Schalotten genannt. Damas blühte auf in einem großen Garten von Pflaumbäumen, deren Frucht Damaſcener hieß. Rhodon, deutſch Roſeninſel, bekam den Nahmen von der häufig wachſenden Königinn aller Blumen. Magoy bedeutete was Bambig, und Bambig ſtammte von Bambux, der Wollenſtaude, welche hier Tauſende von Händen beſchäftigte. Sidon erfand und lieferte ſo viele ſeltene Erzeugniſſe, daß man jede Kunſtarbeit Sidoniſch zu nennen pflegte.

Alle Belvederes in Italien entſprangen aus den Genüſſen eines weiten Ausblicks in die Natur; nirgend aber iſt die Natur anmuthiger und ſchöner als in der Nähe des Gewäſſers. Die Friſche eines Brunnens iſt dem Geſunden ſo heilſam als die Wärme eines Quells dem Erkrankenden. Das Kalirrhoe der Hellenen, das Puteoli der Römer, das Fontaine der Franzoſen drückt die Idee unſeres Schönbrunns aus. Das deutſche Baden, das engliſche Bath, das franzöſiſche Eaux und Aix erſcheint ſehr oft bey den Städten, welche einen Geſundbrunnen umſchließen. Die Römer kannten als große Badeörter Aquä Calidä in Britannien, Aquä Sextiä in Gallien, Aquä Mattiacä in Germanien.

Die Gefühle der Religion greifen ein in alle Geſchäfte des Lebens, auch in die Gründung der Städte. In der Nähe einer Prieſtergemeinde, eines Orakels, eines Tempels, eines Wunderbildes ſiedelten ſich zu allen Zeiten fromme Leute an; Wallfahrter ſuchten da Herbergen und fanden ſie. Canopus, nun Abukir, einſt ein Prieſter-Collegium; Buſiris, nun Abuſir, ein Wallfahrtort zur Iſis; Dodona und Delphi, wo man Götterſprüche und Wunderkuren erhielt, waren in den Zeiten des Heidenthums berühmt. Die wahre Kirche hat neuere Städte um Biſchofſitze, um Klöſter, in Maria Einſiedeln, in Loretto, und Maria Zell gebildet. Die Religioſität ſpricht ſich aus in dem antiken Hierapolis, Hieroſolyma, Heliogabalos, Diospolis, Leontopolis, Kunopolis, denn dieſe Worte bezeichnen den Dienſt der Götter, der Sonne, der Löwen, der Hunde. Die modernen Städtenahmen mit Saint und Heilig weiſen ebenfalls auf Religion hin. Einer der ſchönſten Nahmen ging über auf eine Stadt der neuen Welt ſie heißt Philadelphia oder Liebsverbrüderung.

So mächtig als die heiligen Gefühle der Religion ſind leider die heftigen

Leidenſchaften der Menſchen. Kecke Männer, unruhige Köpfe, oder Verfolgte, welche in ihrem Vaterlande aus eigener oder fremder Schuld kein Aufkommen fanden, rotteten ſich zuſammen mit Mehreren ihres Gleichen, und wanderten aus zu Anſiedlungen in der Ferne. Die Anzahl der Städte, welche der Unzufriedenheit politiſcher und religiöſer Schwärmer ihre erſte Grundlage dankten, iſt ſehr groß in allen Welttheilen ſeit Kadmus, Cecrops und Dido.

Aber auch mehrere Städte entſtanden durch entlaufene Schurken und beſtrafte Verbrecher. Rom, die Hauptſtadt der Welt, war ein Aſyl zuſammen ſtrömenden Geſindels, nicht viel mehr als Botany-Bay, wohin die Britten in unſern Tagen ihre ſtärkſten Schufte und Dirnen zur Strafe ſenden. Es gab eine Stadt, welche Rhinocoroura, Naſenverſtümmlung, hieß, weil die Urbevölkerung aus ſo verſtümmelten Sträflingen beſtand.

* * *

Die mächtigſte Triebfeder des Menſchengeſchlechtes in Maſſe bleibt der ſichtbare Eigennutz, welcher ſich mit Gelde abwägen und abzählen läßt. Er findet ſein eigentliches Feld im Handel, welcher einer ungeheuern Menge von Städten das Daſeyn gab.

Die Kaufleute brauchten Marktplätze, Niederlaſſungen und Stapelörter in den entfernteſten Gegenden; ſie ſorgten für ihre Anlegung in heißen und kalten, und gemäßigten Himmelsſtrichen. Am Meeresgeſtade mußten die Segler bey Buchten und Bayen, bey Rheden und Hafen für Sicherheitspuncte gegen Stürme, für Ausbeſſerungsörter ihrer Fahrzeuge, und für Erfriſchungsplätze zu weiteren Reiſen ſorgen.

An Flüſſen verweilten die Fuhrleute länger, wenn ſie eine Furth anfänglich durchwateten, wenn ſie ſpäter mit Schiffen überſetzten, wenn ſie endlich über eine fliegende oder ſtehende Brücke zogen. Dieß Verweilen machte die Anlegung von Herbergen, und die Anſiedlung von Werkleuten nöthig. So entſtanden die vielen Städte, welche man im Griechiſchen mit Zeugma, im Lateiniſchen mit Pons, im Engliſchen mit Ford und Bridge, als gleichbedeutend mit unſerm Furt und Bruck bezeichnete. Die Griechen hatten ein Zeugma in Meſopotamien und Dacien; noch denke man an Pons Druſi und Oenipontum, an Oxford und Cambridge, an Bruck an der Muhr und Bruck an der Leitha, endlich an die Frankfurt's.

An Gebirgen, über welche nur ſteile und gefährliche Wege gingen, mußte durch Anwohner für beſtändige Verbeſſerung geſorgt, und der nöthige Vorſpann herbey geſchafft werden; die Spur dieſer Städteentſtehung verräth ſich in den neuen Beyſätzen von Berg und Mont, welches in der alten Sprache Dunum und Durum, das iſt, eine Höhe hieß; Mons und Lugdunum z. B. beyde im Niederlande. An manchen Orten fanden ſich Mineralien, Salze und Metalle, welche der Handel nicht entbehren konnte, alſo kamen Bergknappen und Werkleute zur Gewinnung der nothwendigen Stoffe; Kremnitz lieferte Ducaten, Eiſenärz Stahl.

(Schluß folgt.)

Der Sarg.

Warum ihr Lieben ziehet ihr
Für immer, immer fort von mir,
Und legt euch in die Erde kühl
Zu Wind's und böſen Wetters Spiel?

Ich trag' da immer gut verwahrt
Wohl einen Sarg von edler Art,
Wohl einen Sarg von edlem Gut,
Und nicht verweſt, was darin ruht.

Da berget euch, ihr Liebſten mein,
Ihr werdet wohl verwahret ſeyn,
Ihr werdet ruh'n gar ſtill und mild,
Ob Wetter toſen rauh und wild.

Erinn'rungsroſen blühen dort,
Vergißmeinnichte fort und fort,
Der hohen Lilie Unſchuldsweiß
Und hoffnungsgrün ein Lorberreis.

In dieſem Sarge ich bewahr',
Was mir nur immer lieb einſt war,
Die Jugend und ihr ſchönſter Traum,
Sie fanden endlich da noch Raum.

Und ſüße Wünſche mannigfach,
Und manche Freude, manches Ach;
Wohl heiße Thränen, tiefe Noth,
Des ſchönſten Glückes Morgenroth,

Und Eine Stunde, Eine zwar,
Die mehr als all mein Leben war,
Und alle Seligkeit der Welt,
Die ſolche Stunde in ſich hält.

Da ſchlafen ſie nun ungeweckt
Von ſchönen Blumen überdeckt,
Und wie von duft'gen Spezerey'n
Einbalſamirt, im warmen Schrein.

Nur wenn nach Tages heißen Müh'n,
Der Sehnſucht Strahlen heißer glüh'n,
Da öffn' ich manchmahl dieſen Sarg,
Und ſchau nach dem, was drein ich barg;

Da dämmert lieber Schmerz mir auf,
Da ſtrömet ſüßer Thränen Lauf,
Da hab' ich wieder, was mir lieb
Auf Erden war und immer blieb;

Und alle Wünſche werden wahr,
Und alles Dunkle wird mir klar,
Und ſelbſt was einſt der Schmerz gebracht
Erblüht in friſcher Frühlingspracht;

Und *Einer* Stunde Himmelsglück
Tritt aus Vergangenem zurück,
Und alle Seligkeit iſt da,
Denn das Geliebteſte iſt nah.

Drum leg' ich in den engen Schrein
Euch lieben Todten all hinein,
Denn nie — ach nie! — verweſt ihr dort!
So lebt denn ſtill da immer fort!

Al. Jeitteles.

* * *

Ein Wort zu ſeiner Zeit *).

Mein Herr!

Ihr Blatt, das der Belehrung und dem geſelligen Vergnügen gewidmet iſt, ſcheint mir geeignet, einige Bemerkungen über den in *Wien* beſtehenden *Muſik-Verein des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates* aufzunehmen, zu denen das am 18. März aufgeführte große Oratorium vom Capellmeiſter Hrn. *Weigel*: *Das Leiden unſers Herrn Jeſus Chriſtus*, die Veranlaſſung gab.

Die Überzeugung, daß Viele über die eigentliche Tendenz dieſes Vereins nicht unterrichtet, und daher in Zweifel ſind, ob ſie ihn billigen oder verwerfen, unterſtützen oder mit Gleichgültigkeit behandeln ſollen, veranlaßt mich, ſeine Leiſtungen näher zu beleuchten.

Dieſer Verein hat ſich aus allen Claſſen der Einwohner der großen Kaiſerſtadt gebildet; die wirkenden Mitglieder ſind ſolche, die nebſt ihrem Geldbeytrag, auch ihr Talent, und einen großen Theil ihrer Zeit widmen; die übrigen, das iſt: die unterſtützenden Mitglieder, tragen nur durch eine ſehr mäßige Geldunterſtützung, zu der ſie ſich jährlich verpflichten, bey, [illegible]alten, nebſt dem Bewußtſeyn, eine ſo wohlthätige und nützliche Anſtalt zu unterſtützen, zu allen Geſellſchafts-Concerten freyen Zutritt, mit Ausnahme *Einer* großen Muſik, die mit großen Unkoſten verknüpft iſt, deren erſte Einnahme dem Fonde der Geſellſchaft gewidmet iſt, und ihre geringen Mittel zu einem ſo großen, Vieles umfaſſenden Zwecke vermehren ſollte.

Die wirkenden Mitglieder erfüllen dieſe Bedingung ſo gewiſſenhaft, daß nicht der bey der Muſik beſchäftigte Gatte für die Gattinn, noch der Vater für ſeine Tochter eine unentgeldliche Eintritts-Karte verlangt. Wer ſollte daher glauben, daß dieſe Ausnahme der Freybillette bey der erſten Vorſtellung des großen Oratoriums: *Das Leiden unſers Herrn Jeſus Chriſtus*, eine ſolche Leere in dem großen Saale hervor gebracht hat, daß bey einer Muſik, die von vierhundert Tonkünſtlern aufgeführt wurde, kaum hundert und funfzig Zuhörer waren, ungeachtet das Leggeld 4 fl. und 2 fl. W. W.

---

*) eingeſendet.

war! gibt es bey einer Bevölkerung von mehr als 300,000 in Wien keine Eltern, die ihre Kinder durch das, was andere ſchon leiſten können, zu dem aneifern zu müſſen glauben, was ſie mit der Zeit auch leiſten ſollen? Gibt es in dieſer Zeit, die den religiöſen Betrachtungen ſo günſtig iſt, keine Andächtige, die ſchon der Titel anſpricht, ein Werk der Erbauung zu hören? Keine Kunſtfreunde, die bewundern wollen, was vierhundert ihrer Mitbürger durch Fleiß und Talent zu leiſten vermögen? keine Wohlthätige, die eine ſo gemeinnützige Anſtalt mit ihrem Schärflein unterſtützen wollen? — Wie dem auch ſey, die Thatſache liefert einen Beweis, daß die Bande der menſchlichen Geſellſchaft immer lockerer werden, und der Einzelne nur auf das rechnen darf, was er ſelbſt thun kann, nicht auf das, wozu er thätiger Mitwirkung bedarf.

Ich bin überzeugt, daß die beytragenden Mitglieder nicht von den geringen Koſten abgehalten wurden, auch ohne Freybillet das erſte Mahl beyzuwohnen, daß ſie aber die Rückſicht, den Saal an dieſem Tage Jenen zu überlaſſen, die das übrige Jahr durch nichts dieſe Anſtalt unterſtützen, und die Beſorgniß, in einem überfüllten Saale ſich zu befinden, abgehalten hat.

Woher alſo die auffallende Kälte bey einer, die Nation ehrenden, der dürftigen Volksclaſſe viele Hülfsquellen darbietenden, der in ganz Deutſchland einzig viel umfaſſenden Anſtalt? Die Wohlthätigkeits-Liebe der Wiener, die ſich ſo oft erprobte, kann ſie nicht bey dieſer einzigen Veranlaſſung verlaſſen haben — nein — ſie ziert die edlen Bewohner Wiens noch wie vormals, und ich glaube, daß nur Mangel an Sachkenntniß dieſe außerordentliche Erſcheinung hervor gebracht hat.

Der Zweck dieſer Geſellſchaft iſt: den Kunſtſinn zu erwecken, die ſchon vorhandenen Künſtler durch Übung zu vervollkommnen, und durch Aneiferung und Unterſtützung neue zu bilden.

Die Geſellſchaft hat Schulen errichtet, ſie läßt Mädchen und Knaben unbemittelter Eltern in Vocal- und Inſtrumental-Muſik, und in Sprachen unentgeldlich unterrichten; und eröffnet ſo dem ärmern Talent, das ohne ihre Hülfe nie in den Tempel der Kunſt eingedrungen wäre, eine Laufbahn, auf dem es ſeinen Nebenmenſchen Vergnügen, ſich ſelbſt einen nützlichen, und oft rühmlichen Nahrungszweig, und ſeinen Eltern ein ruhiges, ſorgenfreyes Alter verſchaffen kann. Was kann ſchöner, was belohnender ſeyn, als das Bewußtſeyn zu der Ausbildung ſolcher Talente beygetragen, und einem Kinde die Mittel verſchafft zu haben, die Stütze ſeiner Eltern werden zu können? Wer kann von den Tropfen ſeines Überfluſſes, den er in dieſe Claſſe fließen läßt, eine ſchönere, ergiebigere Ernte erwarten?

Was die Geſellſchaft in ihren öffentlichen Concerten leiſtet, hat im Ganzen den höchſten Grad des muſicaliſchen Wirkens erreicht, und im Einzelnen nur wenig zu wünſchen übrig gelaſſen. Es war, als der Verein ſich bildete, ſehr ſchwer, Frauenzimmer zu finden, die ihr Talent mit Muth vor der Menge entfalten konnten; und die ſchönſte Stimme hielt oft Furcht in der beklemmten Bruſt zurück, das zu Hauſe oft geübte, und mit Leichtigkeit in einem kleinen Kreis bewährter Freunde Vorgetragene, erhielt im Angeſicht des großen fremden Publicums für die Sängerinn unüberwindliche Schwierigkeiten. —

Jetzt iſt die Geſellſchaft ſchon in dem Stande, die ſchwerſten Partien von ihren Schülerinnen ausführen zu laſſen, die, da ſie, ſo bald ſich ihre Stimme entfaltet, gleich in dem Chor eingeübt werden, ſich nach und nach an die Menge gewöhnen, und ſie nicht mehr ſcheuen.

Die größten Fortſchritte ſind in dem Vortrag der Recitative ſichtbar, die immer deutlicher und ſeelenvoller werden, und zu dem Gemüthe des Menſchen ſprechen. Es iſt nicht mehr nur das Ohr, das einen künſtlichen, gewagten Lauf belauſcht, und ihn dem Verſtand zur Prüfung, und Würdigung der damit verknüpften Schwierigkeit übergibt, es iſt das Herz, das ergriffen, die Thräne einer wehmuthsvollen Freude in das Auge drängt. Dieſe Thränen habe ich geweint, und in den Augen meiner Nachbaen nur mit Macht zurückhalten ſehen — möge dieſes den edlen Kunſtfreunden, die für einen ſo ſchönen nützlichen Zweck ihr Talent, ihre Zeit, und ihr Geld aufopfern, möge ihnen dieſe warme dankbare Anerkennung eines kleinen kunſtſinnigen Auditoriums Erſatz für den Verluſt einer größern Zahl von Bewunderern ſeyn, und mögen ſie in dem Bewußtſeyn, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden und zu befördern den Lohn ihrer Arbeit und Ausdauer zur Vollendung ihres ſo rühmlich begonnenen Werkes finden.

Die Schönheiten des Oratoriums ſelbſt, das ich von einem anerkannten Meiſter der Tonkunſt als das ſchönſte in ſeiner Art preiſen hörte, werden eine gelehrte Feder finden. Meine Abſicht war nur, durch Schilderung der Nützlichkeit dieſes Vereins ihm mehr Freunde zu verſchaffen, und den Kunſtſinn des Publikums für dieſe Gattung Muſik, die das Allgemeine nicht mehr anzuſprechen ſcheint, wieder zu erwecken. Wer wird in Zukunft ſolche claſſiſche Werke ſchreiben, wenn die Welt ausgeſtorben iſt, die ſie zu würdigen verſteht? Wehe uns, wie leben in einer Zeit, wo der Schall, das Wort, und Gurgeley die Sprache der Seele verdrängt!

Anecdoten.

Ein junger betrunkener Menſch ging in das Zimmer ſeiner Schweſter und unterhielt ſich damit, Alles unter einander zu werfen und ihre beſten Kleider zu zerreißen. Als er ausgeſchlafen hatte, verlangte die Schweſter Erſatz für den verurſachten Schaden; allein er entſchuldigte ſich mit ſeiner Trunkenheit, warf ihr vor, daß ſie ihre Kleider in der Stube umher liegen laſſen und nicht eingeſchloſſen habe und behauptete, daß er für das Üble, was er ohne böſen Willen gethan, nicht verantwortlich ſey. Es blieb der Schweſter nichts übrig, als zu klagen. Der Richter fällte folgendes Urtheil: Sich betrinken, ſetze ſchon böſen Willen voraus, daß man ſich nicht mit einem Zuſtand entſchuldigen könne in den man ſich freywillig begeben habe, daß es der Schweſter frey ſtehe, ihre Kleider in ihrem Zimmer umher liegen zu laſſen oder einzuſchließen; der Bruder habe daher der Schweſter nicht nur den verurſachten Schaden zu erſetzen, ſondern ihr noch 100 fl. für die Ungemächlichkeit und das böſe Beyſpiel, das er ihr gegeben, zu bezahlen; endlich ſolle er auch noch 50 fl. an die Armencaſſe entrichten, als Buße, daß er es gewagt habe, eine ungerechte und ärgerliche Sache vertheidigen zu wollen.

Ein neues Trauerſpiel wurde ausgepfiffen. »Ich will Euch das Pfeifen ſchon vertreiben!« ſchrie der beleidigte Verfaſſer. »Nächſtens ſchreibe ich eine vortreffliche Tragödie und laſſe ſie nicht aufführen.« — Wem fällt bey dieſer Drohung nicht der Verfaſſer der Schuld ein, der, als ſein Yngurd nicht gefiel, drohte, er wollte ein Stück ſchreiben, welches die Schauſpieler nicht ſpielen könnten. Und dieſes Stück war — die Albaneſerinn.

Allgemeine Novelliſtik.

In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Auf dem k. k. Hoftheater nächſt der Burg wurde den 15ten d. M. zum erſten Mahl gegeben: Irrthum und Liebe. Luſtſpiel in vier Aufzügen.

Statt einer Anzeige des Inhalts möge dieß Mahl, da in dieſem Luſtſpiel die Charakteriſtik den größten Spielraum einnimmt, ſogleich eine kurze Beurtheilung folgen.

Der Gang der Begebenheiten gründet ſich unſtreitig auf eine Erzählung von Lafontaine; der Inhalt iſt etwas gewöhnlich. Eben darum vielleicht hat der Verfaſſer durch eine Reihe, zum Theil frappanter, Charaktere die Handlung zu heben geſucht, über der Ausbildung aber den Hauptgegenſtand aus den Augen verloren, der überdieß mit allzu leichter Hand entwickelt wurde. Gerade dieſe Zuſammenſtellung kontraſtirender Charaktere bringt merklichen Nachtheil hervor, ein Mahl, weil die Ankündigung jedes Einzelnen die Erwartung ſpannt, die nachher durch den Mangel an eingreifender Bewegung unbefriedigt bleibt, und zweytens, weil die Mittel zu koſtſpielig ſcheinen im Vergleich mit dem dadurch erreichten Zweck. An Situationen und intereſſanten Verhältniſſen fehlt es allerdings, nicht aber an guten Einfällen und treffenden Zügen. Die fruchtbarſten Momente hat der Verfaſſer am wenigſten beachtet, dahin gehört das Rencontre des Schatzgräbers und Alchymiſten in einer Perſon, mit dem neugebackenen Freyherrn, die beyde den aus aller Faſſung ſchon gebrachten Liebhaber in die Enge treiben, indem ſie gleichſam über ſein künftiges Erbtheil zu diſponiren ſich anmaßen. Dieſe Scene hätte ergiebiger an Komik ausfallen können. Ein Zug dichteriſcher Empfänglichkeit zeigt ſich in der Stelle, wo Friedrich durch die Töne des Waldhorns zu ſehnſuchtsvollen Erinnerungen an die Zeit der erſten ſchuldloſen Liebe erwacht; an jene Tage, die er, um mit dem Dichter zu reden, im grünen Licht des Waldes verſchwärmte. Aber auch dieſer Zug geht unbenutzt vorüber, und verhallt wie die Stimme des Echo, denn die andern Umſtände wirken für ſich auf ſeine Sinnesänderung bey weitem mehr. Der größte Irrthum liegt wohl in dem Charakter des jungen Mannes ſelbſt, der, gar zu zweifelhaft gezeichnet und von keiner Seite gründlich motivirt iſt. Dennoch hätte dieſes Luſtſpiel, das man auch wohl ein Charakter-Gemählde nennen kann, größere Theilnahme unter ſo vielen weit unbedeutenderen Erſcheinungen verdient, und der hier bemerkte Widerſpruch läßt ſich nur mit einer allgemeinen Verſtimmung, die zuweilen ganz unerwartet einzutreten pflegt, zuſammenreimen.

Über die Darſtellung ſoll noch etwas weniges geſagt werden. Im Ganzen war der Fortgang nicht regſam genug. Der geadelte, ritterliche Kaufmann trat mit kräftigen Zügen auf, nach und nach nahm er eine ſchwächere Haltung an. Hieronymus von Blumenſtand ſprach ſich lebhaft aus. Der Goldmacher aber zeigte ſich wie gewöhnlich nur in einzelnen Andeutungen, die freylich oft ſtark genug hervortreten. Der Schulmeiſter war in ſeiner Sphäre. Der junge Hauſen gar zu weich, und in der erſten Scene unbekannt noch mit ſich ſelbſt, ſonſt anziehend und gefällig. Flora hat nur eine Situation von Bedeutung, wo ſie nähmlich den beſtimmten Bräutigam durch den angenommenen Ton einer affectirten Dame zu verblüffen und ihm die Heiraths-Gedanken auszutreiben ſucht. Die Darſtellerinn iſt im Kreiſe der feineren Geſelligkeit ſo zu Hauſe, daß auch ein karrikirter Anſtrich durch ihre Behandlungsweiſe nur gewinnen kann. Brigitta war ein liebes anſpruchloſes Mädchen, die man immer gern ſieht, auch wo ſie wenig wirken kann. Der alte gutherzige Diener iſt bedeutender als der Doctor; beyde wurden mit Ernſt beachtet, was wenigſtens in Anſehung einer untergeordneten Liebhaber-Rolle nicht immer der Fall iſt.

Im privil. Schauſpielhauſe an der Wien wurde am 16ten d. M. zum erſten Mahl aufgeführt: Die Rettung. Vorſpiel in einem Aufzuge, von C. Töpfer.

Der Verfaſſer hat dieſes kleine Stück als Einleitung zum Tagsbefehl geſchrieben, da letzteres, nachdem es auf dem k. k. Hoftheater oftmahls mit ausgezeichnetem Beyfall wiederholt worden, nun auch auf oben genannter Bühne zur Darſtellung gekommen iſt. Von dem dramatiſchen Werthe dieſer Kleinigkeit kann in ſolcher Hinſicht nicht die Rede ſeyn, es handelt ſich darum, den Zuſchauern verſtändlich zu machen, was jenen ſtrengen Befehl eigentlich veranlaßte, und da erfahren wir denn nun Folgendes: Der Prinz iſt gefangen, Marſchall Winterck wird tödtlich verwundet auf die Scene gebracht, große Beſtürzung herrſcht im Lager. Plötzlich erſcheint Rittmeiſter Hellwitz, der tragiſche Held des größeren Drama, den man von der Hauptperſon (dem Herzog) zu unterſcheiden hat, mit einer tröſtlicheren Bothſchaft. Er ſelbſt hat den Fürſtenſohn mit Gefahr ſeines Lebens aus dem feindlichen Gedränge heraus gehauen, und beyde ſind durch die Schnelligkeit ihrer Pferde glücklich entkommen. Während deſſen naht ſich der verwundete Marſchall ſeinem Ende, die dumpfen Schläge der Trommel verkündigen ſeinen Heimgang, und der Tagsbefehl wird dem herbeygekommenen Prinzen überbracht, der ihn den Umſtehenden mittheilt. Der Fürſt befiehlt nähmlich die ſtrengſte Behuthſamkeit im Lager, und iſt entſchloſſen, dem Feinde binnen etlichen Tagen in die Flanke zu fallen. — Der Schluß dieſes Vorſpiels war etwas kalt. — Hierauf folgte, ebenfalls zum erſten Mahl auf dieſem Theater: Der Tagsbefehl, worin der Verfaſſer ſelbſt in dem Charakter des Herzogs eine Reihe von Gaſtrollen begann. Die Rettung des Prinzen wird hier als Motiv gebraucht, die Sinnesänderung des Herzogs hinſichtlich der Begnadigung des Rittmeiſters beſſer zu begründen, wodurch dieſer Theil der Handlung gewonnen hat; ſo wie die Schauluſt durch die hier anſchaulich gemachte Erſtürmung der Batterie, wovon ſich jedoch die größere Hälfte der Zuſchauer mehr verſprochen hatte. Von der Darſtellung erwähnen wir nur dieſes noch, daß die Schauſpieler ſich mit allem Eifer beſtrebten, der Leiſtung des Hoftheaters nachzukommen.

Donnerstag den 29. März wird der k. baieriſche Kammermuſikus Herr Bärmann ſein letztes Concert in dem k. k. kleinen Redouten-Saale geben. Herr Bärmann iſt als einer der vorzüglichſten Virtuoſen auf ſeinem Inſtrumente rühmlichſt bekannt, hat ſich überdieß der Unterſtützung der erſten hieſigen Künſtler zu erfreuen — Grund genug, auf eine zahlreiche Verſammlung der kunſtſinnigen Bewohner der Kaiſerſtadt rechnen zu dürfen.

Der Operndirector Ig. R. v. Seyfried wird künftigen Sonntag, den 25. März, im k. k. privil. Theater an der Wien eine große muſikaliſche Abendunterhaltung mit Declamationen und Gemählde-Darſtellungen (letztere von den HH. Horſchelt und Schödelberger arrangirt) zu ſeinem Vortheile geben, wobey außer der Sänger-, Schauſpieler- und Tonkünſtler-Geſellſchaft dieſer Bühne, auch Dlle. Canzi und Hr. Schuncke aus Gefälligkeit für den Concertgeber mitwirken werden.

Allgemeiner theatraliſcher Anzeiger. Nr. 9. — Der k. k. Hofopern-Director, Hr. Weigl, hat eine neue Oper: Waldemar, oder: Die däniſchen Fiſcher, componirt, welche zum erſten Mahle zu ſeinem Beneſiz aufgeführt wird.

Es ging früher das Gerücht, daß Herr Forti Spohr's Fauſt, dann daß er Mozarts Don Juan mit neuer Beſetzung zu ſeiner Einnahme geben werde. Wir können aber verſichern, daß er ſich nun für Gretry's Raul der Blaubart entſchieden habe, worin er den Raul und Mlle. Schröder die Marie geben wird.

In Leipzig iſt das Bild, von Houwald, am 14. Februar zum erſten Mahl mit ſo außerordentlichem Beyfalle gegeben worden, daß am Schluſſe alle Spielenden vorgerufen wurden. Eine Auszeichnung, deren man ſich daſelbſt nicht erinnern kann.

In Hamburg iſt des k. k. Hofſchauſpielers Herrn Lembert Bearbeitung des Calderonſchen Luſtſpiels: Das öffentliche Geheimniß, mit ausgezeichnetem Beyfall gegeben worden. Ein Beweis, wie ſehr es gefiel, iſt der Umſtand, daß es in einer Woche drey Mahl gegeben werden konnte; in Hamburg ein ſeltener Fall. Die Vorſtellung zeigte von vielem Fleiß. Madame Lebrün gab die Fürſtinn Bianca, Madame Reinhold die Laura, Herr Jacobi den Fedrico, Herr Gloy den Vito und Herr Director Schmidt die Rolle des Oberceremonienmeiſters mit Auszeichnung. Der bekannte Dramaturg, Herr Profeſſor Zimmermann, ſagt in Nr. 9. ſeiner dramaturgiſchen Blätter Folgendes über dieſes Luſtſpiel: »Wir machen alle, welche an ſchöner, geiſtreicher Poeſie Wohlgefallen finden, auf dieſe ungemein ſchöne Dichtung, welche die mannigfaltigſten Geiſteskräfte zugleich in Anſpruch nimmt, durch treffenden Witz den Scharfſinn weckt, durch ſchöne Bilder die Phantaſie belebt und durch tiefe Gemüthlichkeit auch die Empfindung und innige Theilnahme in Anſpruch nimmt, aufmerkſam. Die Darſtellung empfahl ſich gleich in der erſten Vorſtellung durch Einheit und treffendes Zuſammenſpiel; die Hauptrollen ſind großentheils in den beſten Händen, und auch die äußere Ausſtattung iſt ſinnig, verſtändig und wohlgefällig.«

Aus München erhalten wir folgende Neuigkeiten: Mlle. Clara Metzger, dem Wiener Publicum durch ihre im Theater an der Wien gegebenen Gaſtrollen vortheilhaft bekannt, iſt ſeit kurzem mit dem Hofſchauſpieler Herrn Veſpermann verheirathet. — Dem. Friedl vom Frankfurter Theater ſingt gegenwärtig Gaſtrollen. Sie hat eine ſchöne ſtarke Stimme, die aber der Ausbildung noch ſehr bedarf. — Herr Schimon, bisher Mitglied des Theaters an der Wien, trat als Marquis Kletzenbrot in den Schweſtern von Prag mit Beyfall auf. Er iſt mit einem Gehalt von 800 fl. C. M. auf ein Jahr engagirt. — Das von Vogel nach dem Franzöſiſchen bearbeitete Luſtſpiel: Die Schauſpieler, hat gefallen; vorzüglich wurden die Ausfälle gegen die Recenſenten beklatſcht. — Dem Vernehmen nach hat der Hofſänger Herr Fiſcher ſeine Entlaſſung begehrt.

An die Leſer.

Die verehrten Leſer werden eingeladen die Pränumeration für das zweyte Quartal des dritten Jahrgangs des Converſationblattes gefälligſt zu erneuern. Die gegenwärtige Redaction hofft ſchon in den erſten Blättern des nächſten Vierteljahres gültige Proben ihres unermüdeten Strebens, das Intereſſe dieſer Zeitſchrift zu erhöhen, geben zu können.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625) wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W. W., durch die k. k. Poſt 11 fl. W. W. halbj. Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

25.

(Wien, Mittwoch den 28. März.)

Abraham und Nimrod.

Orientaliſche Sage.

Nimrod, der zu Urkaſtim herrſchte; war mächtig geworden und ſtolz, und da er Alles ſein nannte, was ſein Auge ſah, und ihm Alles unterthänig war, ſo weit ſein Wille reichte, da dürſtete ſein Herz im frevlenden Übermuthe auch nach göttlicher Ehre, und er ließ Altäre bauen, worauf ihm Opfer gebracht, und köſtlich Räucherwerk geſtreut wurde, und Alles mußte ſich vor ihm beugen, und ihn anbethen, wie Jehova ſelber. Nur der fromme Abraham ließ nicht vom wahren Gott, und beugte ſein Knie nicht vor dem Götzen. Da entbrannte der Zorn Nimrod's, und er befahl, den Widerſpenſtigen zu tödten. Jehova aber rettete ſeinen treuen Knecht aus Todesgefahren, und befahl ihm, nach Kanaan zu gehen, in das Land der Verheißung. Alſo that auch Abraham. Und Gott ſegnete ſeinen Geliebten, und ſeine zahlreichen Herden überdeckten bald die Weideplätze, welche die üppigſten Kräuter hervorbrachten; ſeine Roſſe und Kameele wurden bald zahllos, und trugen großen Reichthum an Gold und Silber und edlen Steinen aller Art, ſo wie die Felder hundertfachen Segen wiedergaben, und den Reichthum des Eigners endlos vermehrten. Da dankte Abraham ſeinem Wohlthäter durch fromme Opfer, und er wurde mildthätig überaus, wie der Herr gegen ihn. Und er ließ ein Haus bauen, das viereckig war, und gegen jede Weltgegend ein Thor hatte. Die Thore aber ſtanden immer weit geöffnet, und jeder Wanderer, der des Weges kam, fand allda die gaſtlichſte Aufnahme, und nur reich beſchenkt verließ er wieder das Haus. Da durchdrang bald der Ruhm von Abrahams Mildthätigkeit das ganze Land, und auch in weiter Ferne wurde er geprieſen. Als Nimrod dieſes hörte, entglühte ſein Haß gegen Abraham von neuem, und er beſchloß, ſich ſelbſt von dem Reichthum und der Milde ſeines Feindes zu überzeugen, oder ihn zu Schanden zu machen, denn der Böſewicht vermag auch nicht die Tugend eines Andern zu ertragen.

Hierauf zog er aus Urkaſtim nach Kanaan, nur von wenigen Knechten begleitet, ohne Königsſchmuck, in einfacher Kleidung, um unerkannt in Abrahams Haus zu gelangen, da ihn dieſer nur als König mit glänzendem

Gefolge und in hoher Pracht zu ſehen gewohnt war. Der fromme Patriarch aber erkannte alſogleich ſeinen Feind, und ließ ihn bewirthen, wie es einem Könige zukommt, ohne ſich jedoch merken zu laſſen, daß er wiſſe, welch hohen Gaſt ſein Haus beherberge. Auf goldenen Geſchirren wurden ihm die köſtlichſten Speiſen vorgeſetzt, und der edelſte Wein in Bechern kredenzt, die mit Edelſteinen voll beſetzt den großen Reichthum des Beſitzers bewährten; in den Gemächern, die ihm eingeräumt wurden, glänzte die größte Pracht des Orients, und ſelbſt ſeine Dienerſchaft wurde beſſer verſorgt, denn am Königshofe. Da erkannte Nimrod, daß der Ruf noch viel zu wenig von Abrahams Reichthum und Gaſtlichkeit geſagt, und ſein eignes ganzes Habe ſchien ihm nichtig, gegen den Beſitz des von ihm verachteten und verfolgten Knechtes. Von Wuth entflammt befahl er ſeinem Gefolge alſogleich aufzubrechen, um mit dem erſten Strahl der Morgenſonne das verhaßte Antlitz und Haus ſeines Feindes zu fliehen. Als Abraham ſeines Gaſtes Entſchluß vernahm, da ſchickte er ſeinen treuen Schaffner Eleaſar zu dieſem, um ſeine ferneren Befehle einzuhohlen, und Geſchenke der köſtlichſten Art ihm zu überbringen. Nimrod aber weigerte ſich, nur das Geringſte anzunehmen, und rief dem Schaffner ſtolz und höhnend entgegen: »Ich verlange nichts von deinem Herrn, als die Rechnung für das, was ich ihm ſchuldig bin, denn ich bin ein Reicherer als er.« Da ging Eleaſar, und nachdem er ſich mit ſeinem Herrn beſprochen, trat er wieder vor den König, und verlangte im Nahmen ſeines Herrn dreytauſend Skalim für die köſtliche Bewirthung. »Gleißner! rief wüthend der Tyrann, nun weiß ich, auf welche Art ihr reich geworden, aber ihr ſollt mich und meine Macht kennen lernen, und bald ſehen, was ich vermag.« Hierauf ſtürzte er in den Hofraum, um nach ſeinen Leuten zu rufen, allein er fand jeden Ausgang mit Bewaffneten beſetzt, und erkannte bald, daß hier ſeine Macht zu Ende ſey. Da verlangte er mit Ungeſtüm, vor Abraham geführt zu werden, was auch durch Eleaſar geſchah. Abraham empfing ſeinen Gaſt mit aller Leutſeligkeit und Ruhe. Nimrod aber wüthete ihm entgegen, wie folgt: »Du falſcher Lügner, du heuchleriſcher Knecht voll Trug und Lug! Wohl wußte ich, daß es Lüge iſt, was man von deiner Wohlthätigkeit erzählt; daß aber dein Haus eine Mördergrube ſey, wo du deine Gäſte plunderſt, das wußte ich nicht, denn ſo arger Tücke hielt ich dich nimmer fähig. Mit welchem Rechte, ſage an, kannſt du, der ſich der Großmüthige ſchelten läßt, für die Herberge weniger Menſchen durch eine einzige Nacht dreytauſend Skalim verlangen?« Lächelnd und ruhig verſetzte Abraham: »Sieh her, ob der Ruf gelogen, wenn er von meiner Mildthätigkeit gegen Reiſende geſprochen. Auf dieſer Tafel ſiehſt du den Beweis berechnet, daß während meines Aufenthalts in Kanaan bereits dreytauſend Skalim von mir auf gaſtliche Pflege an Vorüberziehende verwendet wurden, nie nahm ich auch die geringſte Belohnung für Herberge und Bewirthung von ihnen, wohl aber die Verſicherung, daß Gott, auf den ich allein vertraue, Alles einſt vergüten werde. Nun kamſt du, König Nimrod, in mein Haus, alſogleich erkannte ich dich, und dachte in meinem Herzen: Die Verheißung deiner Gaſtfreunde geht in Erfullung, denn hat ſich Nimrod nicht einen Gott genannt, und Altäre errichten laſſen, auf daß man ihm Opfer ſchlachte, und Weihrauch ſtreue? Nun der Gott ſelber in dein Haus zieht, wird er dir das vergelten, was du an jenen gethan, die dich auf ihn verwieſen.« — Da ſchlug Nimrod beſchämt die Augen nieder, und wußte nicht zu antworten. Aber hierauf fuhr Abraham alſo fort: »Fürchte nichts, Nimrod, und zieh in Frieden, denn ich ſehe wohl, du biſt der Gott nicht, an den ich gewieſen bin, und dem allein ich freudig dienen muß. Willſt du mir aber dennoch zahlen, ſo thue in Urkaſtim, wie ich in Kanaan thue.«

Stillſchweigend und beſchämt ging dann Nimrod in ſeine Heimath, und ließ die Altäre zerſtören, die er kurz zuvor ſich errichten ließ. A. S.

Urſprung und Untergang der Städte.

Von Julius Schneller, Profeſſor zu Grätz.

(Schluß von Nr. 24.)

Wir haben vielerley Urſachen des Städtebaues geſehen. Die Zerſtörung iſt überall einfacher als die Erſchaffung, ſo auch bey den Städten. Ihre Abnahme und Vernichtung erfüllt unſer Herz mit Schauder oder Wehmuth, denn die Nichtigkeit unſeres Weſens und die Vergänglichkeit unſeres Wirkens tritt in lebendigen Bildern vor unſere Sinne. Denken können wir unſern Hinfall bey tauſend Anläſſen, aber anſchauen nirgend lebhafter als unter den Leichen eines Schlachtfelds und in den Trümmern einer Hauptſtadt.

Das Toben der Elemente, das Aufſchwellen des Meeres, die Überſchwemmungen der Ströme, die Ausbrüche von Vulcanen, das Einſinken des Bodens vernichteten, was für die Ewigkeit gebauet ſchien. Seleucia, am Meere in Syrien erbaut, und ſo feſt, daß es niemahls mit Gewalt hätte genommen werden können, iſt von den Wogen ſo vernichtet, daß man keine Spur ſeines Standortes erkennt. Memphis, der Thronſitz vieler Könige, an Größe und Volksmenge Alexandrien überlegen, war durch Dämme von herkuliſcher Bauart gegen die Gewalt des Nils geſchützt. Seine Propyläen an allen vier Seiten vor dem Tempel des Phtha, ſeine Coloſſe, aus Einem Steine gehauen, erregten das Staunen der Welt. Jetzt erkennt man kaum ſeinen Platz in der Nähe der großen Pyramiden, denn die Dämme verfielen, der Strom brach herein, er untergrub die Fundamente der Gebäude, und ſpülte ihren Schutt mit ſich fort. Als die Zuyder-See in Holland hereinbrach, ſanken Dörfer und Städte unter, lange noch erſchienen ihre Kirchthürme über dem Waſſerſpiegel, endlich verſchwanden auch dieſe.

Herculanum und Pompeji, in der Nähe des heutigen Portici und Reſina, wurden zur Zeit Nero's durch Erdbeben zerſtört. Unter Titus ſanken ſie bey einem Ausbruche des Veſuv's unter, und wurden von Aſche und Lava ſo überdeckt, daß die Erdſchichte hundert Fuß ausmachte, daß ein Dorf und ſelbſt ein königlicher Pallaſt darüber erbauet wurde. Ein tauſend ſieden hundert Jahre lang blieben die Städte unter der Erde; man ahnete kaum mehr den Ort, wo ſie ehemahls geſtanden, als das tiefere Graben eines Brunnens ihre Wiederauffindung bewirkte. Man kam bey dieſer Gelegenheit zuerſt auf Marmortrümmer, dann auf Säulen, endlich auf Gebäude, Theater und regelmäßige Straßen. Hier fand man Vaſen, Gemählde, Arabesken und Schätze des reinſten Geſchmackes mitten im dunkeln Schooß der Erde. Die durch Lava zerſtörten Städte waren mit älterer Lava gepflaſtert.

Das Wüthen der Menſchen in der Rache des Krieges, in der Züchtigung der Empörung und in dem Haſſe der Religion verwandelte ganze Reihen von Marmorpalläſten in unkenntliche Schutthaufen. Wenn der Gebildetſte aller Eroberer, wenn der Zögling des Ariſtoteles ein Perſepolis, ein Thebä, ein Tyrus in ſeiner Wuth zerſtörte, was ließ von Attila und Dſchengis ſich erwarten? Wenn die Römer ein Carthago, ein Corinth als Sieger vernichteten, was mußten die Vandalen thun?

Ein langſameres Verderben und Verſchwinden der Städte bewirkte der veränderte Handelsweg. Er zog die Auswanderung der Bürger, den Verfall ihrer Häuſer, die Verödung der volkreichſten Märkte und die Todtenſtille in den belebteſten Straßen nach ſich.

* * *

Wohin wird unſer Schaffen hienieden führen? Womit wird alles Zerſtören auf Erden enden? Dieſe geheimnißvollen, inhaltreichen Fragen an Menſchenkraft und Erdenſchickſal ſeyen in Demuth aufgeworfen, aber furchtlos beantwortet! Es lebt in uns die Hoffnung geiſtiger Unſterblichkeit.

Unſere heiligen Schriften ſagen alſo: Es werden die Tage kommen, daß an den Dingen, die ihr ſehet, nicht ein Stein auf dem andern wird gelaſſen werden, der nicht zerſtöret werde. Es werden hin und wieder große Erdbidmen ſeyn, auch Peſtilenz und Hunger, und Schrecken vom Himmel, und große Zeichen werden geſchehen. Aber bald nach der Trübſeligkeit derſelben Tage wird die Sonne verfinſtert werden, und der Mond wird ſeinen Schein nicht geben, und die Sterne werden vom Himmel fallen, und die Kräfte der Himmel werden ſich bewegen. Jedoch von demſelben Tage, und von der Stunde weiß Niemand, auch die Engel der Himmel nicht, ſondern der Vater allein.

Beym Erſcheinen des Irrſterns, welcher im Jahre 1819 weder bey dem Kommen noch beym Gehen den Vorſchriften der Himmelskundigen ſich fügen wollte, ſagte Einer der geübteſten Rechner, Olbers, alſo: In einem Zeitraume von 88,000 Jahren wird ein Mahl ein Komet der Erde ſo nahe kommen, als der Mond. In vier Millionen Jahren wird ein Mahl ein Komet uns an 7,700 geographiſche Meilen nahe kommen, und wenn er der Erde an Maſſe gleich iſt, das Waſſer zu 13,000 Fuß, weit über die meiſten Gebirge, erheben. Endlich wird ein Mahl in 220 Millionen Jahren ein ſolcher Fremdling mit der Erde ſelbſt zuſammenſtoßen.

Gottlob! daß Zukunft und Ende noch ungewiſſer ſind, als Anfang und Vorzeit.

◆

Der Wallfiſch.

(Aus: An account on the arctic regions, with an history and Description of the northern Whallfishery. By W. Scoresby. Edimburgh. 1820)

Der Wallfiſch iſt nicht ſo groß, als manche Reiſebeſchreiber behaupten. Der größte wurde vor zwanzig Jahren bey Spitzbergen gefangen, er ſoll 70 Schuh lang geweſen ſeyn; gewöhnlich iſt der ausgewachſene Wallfiſch 50 bis 56 Schuh lang. Der Rachen iſt ſo groß, daß ein ganzes Boot ſammt der Mannſchaft darin Platz hat. Die Augen ſind etwas größer als Ochſen-Augen. Für das Gehör hat er keine Öffnung. Wenn er ſich über dem Waſſer befindet, ſpritzt er mit Schleim vermiſchten Giſcht aus. Im Rachen hat er ſtatt der Zähne zwey Reihen Fiſchbein, deſſen Länge 10 bis 13 Schuh beträgt, und dem Rachen eine gewölbartige Form gibt. Der Speck iſt unter der Haut, und umgibt den ganzen Körper. Die Lippen beſtehen ganz aus Speck, eine jede liefert 1 bis 2 Tonnen Thran. Die Zunge beſteht gleichfalls aus Fett, welches aber weniger Thran liefert, als der übrige Speck. Vier Tonnen Speck geben drey Tonnen Thran. Ein gewöhnlicher Wallfiſch gibt 20 Tonnen Thran, doch hat man auch ſchon 30 Tonnen von einem erhalten. Über dem Waſſer hört er auf Schiffslänge kaum einen ſchreyenden Menſchen, aber unter dem Waſſer macht ihn ein leiſes Plätſchern ſchon aufmerkſam; ſo ſieht er auch unter dem Waſſer ſehr weit, über dem Waſſer aber ſehr wenig. Er kann ſich leicht über dem Waſſer halten, aber das Hinabſteigen macht ihm Mühe. Er ſchwimmt ſehr ſchnell und fährt oft ſchief oder ſenkrecht ſo gewaltſam herauf, daß er ganz über die Fläche des Waſſers hervorſpringt. Er ſtellt ſich auch zuweilen auf den Kopf und ſchlägt mit dem Schwanz in der Luft herum, wodurch das Meer mit Giſcht und Schaum erfüllt wird. Merkwürdig iſt die mütterliche Zärtlichkeit des Wallfiſches. Im Juny 1811 fing ein Harpunirer einen Säugling, um dadurch die Mutter anzulocken. Plötzlich erſchien ſie dicht beym Hauptboot, ſchoß wüthend hin und her, hielt an oder änderte plötzlich die Richtung, kurz, gab alle Zeichen der Verzweiflung. Endlich wurden Harpunen nach ihr geworfen, der dritte hielt feſt; ſie ließ es ruhig geſchehen, ohne einen Verſuch zur Flucht zu machen; indeſſen näherten ſich noch mehr Boote, ſie wurde von noch drey Harpunen gefaßt und gefangen. Es ſcheint, daß es unter den Wallfiſchen mehrere männlichen als weiblichen Geſchlechts gibt; denn unter 124, die in acht Jahren bey Spitzbergen gefangen wurden, befanden ſich 70 männliche und 54 weibliche.

Die Zeit, in welcher ein Wallfiſch gefangen wird, iſt ſehr verſchieden; es gibt Beyſpiele, daß welche in 15 Minuten ihr Leben aufgaben; in der Regel kann man bey günſtigen Umſtänden eine Stunde auf die Erlegung dieſes Thieres annehmen.

Sobald der Wallfiſch getödtet iſt, ſchneidet man einige Löcher in ſeinen Schwanz, zieht Seile durch und befeſtigt ſie an dem Kiel des Bootes. Hierauf vereinigen ſich alle Boote und ziehen das Thier mit vereinter Kraft zu dem Schiffe (ſechs Boote können einen Wallfiſch in Zeit von einer Stunde eine engliſche Meile weit ziehen). Am Schiffe wird er gut befeſtigt. Nachdem die Harpunirer ſich erholt haben, ſteigen ſie mit Spornen, die das Abgleiten verhindern, auf den Körper des Wallfiſches. Nun wird der Speck mit großen Meſſern in lange Streifen geſchnitten, eingehackt und auf das Schiff hinaufgezogen. Dieſes Verfahren nennt man Flenſen. Beym Bauch und der Unterkinnlade wird angefangen (jedes Stück Speck hat die Größe von einer halben bis ganzen Tonne, auf dem Verdeck des Schiffes wird es verkleinert und in Tonnen gepackt), hierauf wird der Fiſch etwas umgedreht, um den Speck auch hier wegzunehmen, dann wird eine Lippe abgelöſt, wodurch das Fiſchbein frey wird; man nimmt es in einer Maſſe weg und ſpaltet es auf dem Verdeck in »junks;« endlich legt man ihn auf den Rücken, und iſt von dem Fleiſchgerippe aller Speck abgenommen, ſo ſinkt es gewöhnlich unter das Waſſer, iſt es aber ſchon in Fäulniß übergegangen, ſo bleibt es über dem Waſſer und dient den Hayfiſchen, Bären und Vögeln zum Futter. Wenn Hayfiſche in der Nähe ſind, ſo kommen ſie wohl auch herzu, um den Matroſen bey ihrer Arbeit zu helfen, büßen aber dieſe Kühnheit gewöhnlich mit dem Leben. Ungewittervögel (Procellaria glacialis) kommen in unzähliger Menge, um die weggeworfenen Stücke zu erſchnappen. See-Bären nähern ſich dem Schiffe ſelten.

Zwanzig bis dreyßig Tonnen Speck können von geſchickten Arbeitern in zwey bis drey Stunden geſchnitten werden.

Fünfzehn Reiſen auf den Wallfiſchfang gaben nach Abzug des Schiffwerthes und der Unkoſten der Ausrüſtung 19,473 Pfund Sterling Profit.

Über und aus Italien.

1) Schauſpielweſen.

II.

(Schluß von Nr. 22.)

Der Italiener ſchätzt, und nicht in geringem Maße verdient er deßhalb unſer Lob, Alles, wäre es auch das unbedeutendſte Überreſtchen, was ihn an die frühere Geſchichte ſeines Vaterlandes erinnert, wie er bey allen Anläſſen eine wahrhaft heilige Ehrfurcht vor alterthümlichen Gegenſtänden äußert. Der Veroneſer iſt ſtolz, die römiſche Arena in der Mitte ſeiner Vaterſtadt zu wiſſen; er ſpricht mit Enthuſiasmus von dem ſogenannten Thore des Gallien, welches den neuern Theil der Stadt von dem ältern ſcheidet, und beeifert ſich redſelig, dem Fremden eine Wand zu zeigen, welche ſich von einem römiſchen Hauſe noch ziemlich kenntlich erhalten hat. In dieſer Hinſicht zeigt ſich der Enkel der Quiriten, ſo ausgeartet man ihn übrigens nennen mag, ſeines claſſiſchen Bodens würdig; ſeit der Wiedergeburt der verſchütteten Städte in Süd-Italien hat dieſe Liebe für Antiquitäten einen beſonders kräftigen Sporn erhalten; der Gelehrte ſpürt mit allem Eifer verlornen Schätzen nach, ſeine Mitbürger unterſtützen ihn, und Mit- und Nachwelt haben ſich von dieſem Streben keine unbedeutende Bereicherung, keinen geringen Genuß zu verſprechen. Nicht weniger gewinnt die Vorliebe des Italieners jede Bearbeitung eines hiſtoriſchen Stoffes, welcher ſeinem Geburtsort in den Annalen des Geſchichtſchreibers einen gefeyerten Rang gibt. Aber vor allen andern iſt hier die Geſchichte Romeos und Juliens bey weitem die beliebteſte; man lieſt jede verbeſſerte und vermehrte Auflage derſelben mit immer neuer Theilnahme, und nimmt die kleinſte erläuternde Anmerkung darunter, ſo wenig auch die allbekannte Begebenheit einer Erläuterung bedarf, mit Dank auf; der Freund des Schauſpiels ſieht ſich an der Vorſtellung arm, und der gute Schauſpieler könnte ſich reich daran ſpielen, wenn er nicht größtentheils ſeine pecuniären Siege eben ſo ſchlecht, als Hannibal die ſeinigen zu erhalten und zu benutzen verſtände. Natürlich iſt das rührende Factum auch für Theater-Dichter ein fetter Tummelplatz; um ſo mehr, da jede neue Schauſpieler-Truppe ſich durch Aufführung derſelben dem Publikum ergebenſt zu empfehlen pflegt. Dieß war im vergangenen Sommer der Fall. Der Bearbeiter, welcher ſich, wie der letzte unter den Enkeln des Banquo in der makbethiſchen Hexenerſcheinung an ſeine Vordermänner, unbefangen an alle Vorgänger ſchloß, ohne übrigens von einem derſelben erhebliche Notiz zu nehmen, geſtand offenherzig, daß derſelbe Gegenſtand bereits von einigen dramatiſchen Dichtern behandelt worden ſey (von einem gewiſſen Shakſpeare ſchien ſich in ſeinem Index auctorum nicht ein Sterbenswörtchen gefunden zu haben); hier aber erſcheine dieſe tragiſche Geſchichte in einer beſonders gefälligen Form, und werde ohne Zweifel jedes empfindungsfähige Herz belohnend rühren. Wir haben beyde Stücke, den Vielwiſſer ſowohl, als Romeo und Julie geſehen, und wären ungerecht, nicht geſtehen zu wollen, daß in beyden die mimiſche Ausführung hoch über das Verdienſt der poetiſchen Handlanger zu ſtehen gekommen. Das treffliche Spiel des Komikers machte die hülſigen Zuſätze des Überſetzers vollkommen verdaulich, und wir wiſſen nicht, auf welches Zufalles Rechnung es zu ſchreiben ſey, daß das Stück nach wenigen Tagen in der Atmoſphäre des Dramenkatalogs wie eine Seifenblaſe zerſprang, ohne weiter etwas von ſich hören zu laſſen. Fand das Publikum Herrn Peregrinus, wie ihn Vater, Bruder und Braut finden, abgeſchmackt, oder ſtiegen ihm die gelehrten Perlen, welche der beleſene Narr ſpeyt, zu ſehr nach dem Kopfe — genug, er verſchwand, und keiner nahm ſich die Mühe, ihm einen Steckbrief nachzuſchicken. Ein beſſeres Loos fiel dem Trauerſpiele. Erſchien auch hier der Affekt, wie immer, ins Grelle getrieben, und die Leidenſchaft bis zur Wuth des Wahnſinns in die Höhe geſchraubt, mußte man ſie dennoch, ſobald man ſich einmahl gewöhnt, das Spiel aus ſolchem Geſichtspunkte zu betrachten, ohne Verſtoß und treffend dargeſtellt nennen. Beſonders in den Augenblicken vor der Flucht machte ſich die Schauſpielerinn einer corona scenica, wenn wir dergleichen hätten, einſtimmig würdig, und es war zu wünſchen, daß der Bearbeiter des Stoffes ſich nicht unter den Zuſchauern befunden habe; er würde, im Falle ihn Eitelkeit zu Gefühl kommen gelaſſen, eine peinliche Stunde verlebt, und erröthend von der Darſtellerinn ſeines Textes ſich überwunden geſehen haben. Zum Glück hat auch hier die Natur mit nicht weniger Güte als Weisheit geſorgt; die Freylogen der Theater-Dichter ſind gewöhnlich, dem Gipfel ihres Muſenberges analog, etwas hoch, und pflegen ihnen die Aktion der Schauſpieler in oft tröſtlicher Undeutlichkeit zu erhalten.

Man hat es verſchiedener Orten bedauert, daß Alfieri niemahls zur nähern Bekanntſchaft mit dem Großmeiſter der brittiſchen Bühne gelangt ſey. Wir wiſſen nicht, ob man beyde Dichter, und faſt möchten wir ſagen, die dramatiſchen Anlagen ihrer beyden Nationen, mit hinlänglicher Aufmerkſamkeit berückſichtigte, wenn man ſo weit ging, ſich aus einer ſolchen Bekanntſchaft eine Art von italieniſchem Shakſpeare zu verſprechen. Gewiß iſt unter Italiens tragiſchen Dichtern Alfieri derjenige, welchem die Palme zuerkannt werden muß; gewiß kann es nicht geläugnet werden, daß er in der Wahl des Stoffes ſelten ohne richtiges Gefühl zu Werke gegangen; daß er oft eine muſterhafte Anordnung der Scenen getroffen, und der Kataſtrophe ſeiner Biegebenheit den paſſendſten dramaturgiſchen Moment angewieſen habe; gewiß entfaltet er in einzelnen Theilen, vorzugsweiſe in dem ſchildernden und dem leidenſchaftlichen Dialoge, eine Fülle, welche unverſieglich aus den Tiefen des Gemüths hervorzuquellen ſcheint, eine Kraft, die uns hinzureißen, ja zu zermalmen im Stande iſt. Aber könnte man uns abſtreiten, daß über ſeine Poeſie ſeine Rhetorik bisweilen den Sieg davon trägt, daß ein düſteres Kolorit, welches ſich über alle ſeine Dichtungen ergoſſen findet, ſeinem Genie den Vorwurf der Einförmigkeit zuzieht, ſo wird uns kein deutſcher Beurtheiler, und wäre er der wärmſte Anhänger des Italieners, mit Fug einer Ungerechtigkeit beſchuldigen, wenn wir behaupten, der Verfaſſer des Saul und der Myrrha habe an derſelben Schwäche gekränkelt, welche den Flug aller ſeiner Vorgänger hemmte, an dem Unvermögen, ſich mit lebendiger Auffaſſung in das Jahrhundert, in den nationalen Erdſtrich ihres tragiſchen Stoffes zu verſetzen, und das Gemählde deſſelben durch die Sprech- und Handlungsweiſe ihrer Helden charakteriſtiſch darſtellend, dem eigenen Zeitalter entrückt, ſelbſt weit genug in den Hintergrund zu treten, damit kein ſtörendes Medium ſich zwiſchen dem Zuſchauer und den tragiſchen Perſonen bewege. Dieſes unumgänglich nothwendige Erforderniß ſeines tragiſchen Genies ſcheint in der That unſern ſüdlichen und größtentheils auch unſern weſtlichen Nachbarn verſagt zu ſeyn. Faſt finden wir nur auf brittiſchem und deutſchem Parnaß Männer, welche die Muſe mit dieſer glücklichen Gabe ausgeſtattet. Wenn Oroſmann in zärtlichen Phraſen Zayren ſeine Liebe exponirt, wer kann den verliebten Sophiſten für etwas anderes halten, als für einen Franzoſen mit dem Turban auf dem Kopfe, oder vielmehr, iſt es nicht Voltaire ſelbſt, den wir in jeder Zeile ſprechen hören? Auch haben ihm mehrere ſeiner Landsleute, die nicht Reſpekt genug beſeſſen, vor der Sonne ſeines Ruhmes die Fackel ihrer Prüfung zu ſenken, dergleichen peinliche Bemerkungen bey verſchiedenen andern Tragödien vorgehalten; nur der laute Beyfall, mit welchem ſich das Conſeil der Damen für Zayren erklärte, ſcheint die galanten Widerſacher abgehalten zu haben, hier dieſelben Beſchwerden laut werden zu laſſen. Doch die ehrlichen Dichter Frankreichs haben in neueren Zeiten (ihr Glück, daß ſie nichts davon zu leſen erhalten!) Vorwürfe und Tadel, gerechter und ungerechter Weiſe, zur Genüge hinnehmen müſſen; wir ſind nicht geſonnen, den Pelion auf den Oſſa zu thürmen, und wenden uns daher zu unſerm Italiener. Maleſe die Rede, mit welcher ſein **Brutus** in der Verſammlung des Senats gegen **Cäſar**, den gewaltigen Dictator des Occidents, ſich erhebt, und frage ſich, ob ein verhältnißmäßig noch junger Mann, ohne bedeutendes Verdienſt und ehrenvolle Würde, gegen einen ſolchen Gegner an einem ſolchen Orte ſich ſo zu ſprechen erlaubt haben würde; frage ſich, was **Cäſar** gethan, wenn er aus dem Munde eines Pflegeſohns ſo ſtarke und (die Bedeutung erlaubt uns das Wort) naſeweiſe Worte gehört hätte! Dann wende man ſich zur Arbeit des unſterblichen Britten, und ſehe, wie weiſe, wie vollkommen dem Verhältniſſe gemäß, dieſer ſeinen **Brutus** dem **Cäſar** gegenüber ſtellt, wie wohlberechnet ſelbſt der übrigen Verſchworenen Reden in Gegenwart des großen Römers lauten. Und doch hat **Alfieri**, wie Jedermann überzeugt ſeyn kann, die Geſchichten **Roms** fleißig ſtudiert, hat ſie gewiß ſyſtematiſcher bearbeitet, als **Shakſpeare**! Je weiter nun Italiens dramatiſche Dichter von dieſer ihrer Krone ſtehen, deſto ſchwerer laſtet derſelbe Vorwurf auf ihnen. Die Darſtellung tragiſcher Stoffe aus dem griechiſchen Alterthum wiederholt ſich faſt wöchentlich; die Kunſt der Schauſpieler läßt oft nichts zu wünſchen übrig, der Faden der Dichtkunſt iſt paſſend und klug geleitet, auch fehlt es vielleicht nicht an poetiſchem Feuer, das ganze Kunſtwerk zu beſeelen; dennoch ſtutzt der deutſche Zuſchauer, und bey jeder bedeutenden Scene wirft ſich ihm die Frage auf, wo denn eigentlich auf Erden dieſe Helden und ihre Schönen gelebt haben müſſen? Klängen ihm nicht hin und wieder **Argos** und **Trözene** ins Ohr, er würde ſeine Fragen ſchwerlich ſich ſelbſt beantworten können, und ſich genöthigt ſehen, ſeine Zuflucht etwa zum Dekorationsmahler oder zu irgend einem Freunde des Dichters, der um die Sache weiß, zu nehmen. Aber in dem Gemählde des dramatiſchen Dichters iſt der nationale Charakter und das Gepräge des Zeitalters gerade das, was in dem Kunſtwerke des Mahlers die ſogenannte Lokalfarbe, welche den Ton des Ganzen beſtimmt; nun verlangt jeder einzelne Gegenſtand ſein eigenthümliches Kolorit, welches, wenn gleich jener allgemeinen harmoniſch untergeordnet, nach ſeiner beſondern Natur aufgetragen und herausgehoben ſeyn will. Es frägt ſich alſo, welches Lob und welchen Tadel Italiens Tragiker in der Behandlung der einzelnen hiſtoriſch-poetiſchen Charaktere verdienen? Dieſe Frage, vielleicht der intereſſanteſte Theil unſers ganzen Thema, möge uns bey der nächſtfolgenden Mittheilung beſchäftigen.

Dan. Leßmann, in Verona.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl **Gerold**'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Auf dem Theater an der Wien wurde den [illegible]. d. M. zum erſten Mahl dargeſtellt: **Haſper a Spada.** Ritterſchauſpiel in ſechs Aufzügen, nach **Cramer** für dieſe Bühne bearbeitet.

Die Romane des fruchtbaren Verfaſſers von **Erasmus Schleicher**, **Paul Yſop** ꝛc. ſind ziemlich bekannt, und vielen Leſern und Leſerinnen, Zuſchauern und Zuſchauerinnen, haben ſie gewiß die Langeweile mancher Winterabende vertrieben, als ſie noch dem Winter ihres Lebens nicht ſo nahe wären. Einige andere darunter wurden ebenfalls für die Bühne bearbeitet, nahmentlich der zuerſt genannte, doch keiner dieſer Helden zeigte beſonderes dramatiſches Talent. Das hatten ſie mit mehreren, zu ihrer Sippſchaft nicht gehörigen, gemein. Dieſer Halper hat nun zwar, auch keine ſehr vortheilhafte Theater-Phyſiognomie, erinnert aber durch die ſechs Abtheilungen und den ritterlichen Geiſt ſogar an den weltberühmten Hamlet, nach einer ähnlichen Eintheilung, und das iſt etwas. Hingegen, welch ein manierlicher Geiſt, der bäriſche — gewiß, wie man ihn ſelten findet! — und was iſt dieſer altdeutſche für ein ungeſchliffner Spiritus. Welches Holterdipolter, Donnerbrauſen, Sturmesbrauſen, Fenſterklirren geht vor und hinter ihm! — Bewahre mich, daß ich einen ſolchen Geiſt recenſiren müßte! der könnte einem in der ſtillen Schlafkammer, wenn man ſich vor allen Anfechtungen des Lebens am ſicherſten glaubt, einen feinen Rumor machen! Setzen wir alſo, um ihn zu beſänftigen, geſchwind hinzu, daß er wirklich ſeine Sachen brav machte, wie die Kunſtverwandten ſagen; denn wäre die Verſammlung weniger zahlreich geweſen, es hätte mancher ſchönen Zuſchauerinn ſo gehen können, wie den Frauen von Athen in einer der Tragödien des Aeſchylos. Deſto luſtiger war die Scene zwiſchen Diegel und Toffel, beynah ein Bischen gar zu luſtig; aber doch auf ihre eigenen Koſten, das muß man eingeſtehen, und wenn ſchon ein Recenſent einmahl nicht begreifen konnte, wie man ſich eine wächſerne Naſe machen kann, ſo möchte ihn das vollends in Verwirrung ſetzen, wie man im Stande iſt, eine ſo ungeheure Ohrfeige hinzunehmen, ohne daß es weh thut, und darin liegt der Spaß all eben. Wir hätten noch verſchiedene mirakulöſe Begebenheiten dieſes ſechsgliedrigen — Drame-comique zu berichten, es ſey aber genug, an die Hauptſache zu erinnern, nahmlich die Entführung der guten Hausfrau des tapfern a Spada, auf Veranlaſſung der hoffärtigen Ida von Lobenburg, durch den verſchmitzten Cyprian; die daraus entſpringenden Fehden und Schlachten, und den endlich erfochtenen Sieg des Helden, den die Wiedervereinigung mit der geliebten Gattinn krönt: welches Alles den Inhalt dieſes ſpectakelreichen Schauſpiels ausmacht.

Auch für die muſikaliſche Ausſtattung dieſer Benefice-Vorſtellung war geſorgt, und wir hörten einen Trinkchor im dritten Akt vom Capellmeiſter Roſer, der übrigens einige Verſtimmungen erlitt; dann Ouvertüren vor und zwiſchen den Akten, von Über, Morlacchi, Mehul und Ritter v. Seyfried. Halpke und Bomſen erhielten und verdienten viele Auszeichnung, jener ſeiner tragiſch-, dieſer der komiſch-kräftigen Darſtellung wegen, und der Vortheil habende Regiſſeur und Schauſpieler, der im Fache der Intriganten-Rollen unter die vorzüglichſten deutſchen Darſteller gerechnet werden muß, erfreute ſich eines ſeinen Talenten und ſeinem Beſtreben angemeſſenen Empfangs.

Auf dem Theater in der Leopoldſtadt wurde den 13. März zum erſten Mahl als Benefiz-Stück des Componiſten aufgeführt: Meiſter Dreiſchaut, oder: Der Schneider über den Sternen und im Tartarus. Poſſe mit Geſang, Tanz, Marſchen und Tableaux's, in drey Aufzügen, von Joſeph Schickh. In Muſik geſetzt von Ignaz Schuſter.

Man kennt das auf dem Theater an der Wien vor dieſem gegebene ſogenannte »lebendige Weinfaß,« von Stegmayer, das auch wieder eine Benutzung des däniſchen Originals von Holberg iſt, oder einer andern Bearbeitung deſſelben Gedankens, wie wir denn auch ein kleines Nachſpiel dieſes Urſprungs haben, und ſämmtlich drehen ſie ſich um den Mittelpunkt der luſtigen Bekehrung eines Menſchen, der dem Laſter der Trunkenheit ergeben, im Schlafe transportirt, und beym Erwachen durch phantaſtiſche Erſcheinungen, Verwirrung und Schreckbilder zum Abſcheu vor der Völlerey getrieben wird. Wenn das nun ſo zuſammengedrängt und ſo gehalten wird, daß die Bekehrung, mit der es ohnehin windig ausſieht, nicht eigentlich als Zweck, ſondern nur als Motiv der Beluſtigung erſcheint, ſo iſt der Gedanke ſehr ergiebig an Komik. Hier aber wurde dieſe Kleinigkeit als eine Sache von Gewicht behandelt, und der neue Verfertiger, Joſeph Schick, hat ſich mit einigem Ungeſchick haben benommen. Die Poſſe nimmt kein Ende, Sinn und Verſtand leiſten nicht einmahl die Dienſte eines Lehrburſchen, was um ſo nachtheiliger vermerkt wird, da der eigentliche Muthwille auch nichts dazu beygetragen hat, und es läßt im höchſten Grade abgeſchmackt, daß jemand eines ſolchen Scherzes wegen, ſolchen Aufwand macht; dann aber auch, wie mancher widerwärtige Brocken wird in dieſer langen Brühe aufgetiſcht! Dieß iſt das Übermaß des Schlimmen. Die Gäſte ſtanden weder hungrig noch geſättigt, ſondern in dem unbehaglichſten Befinden auf, und wie man dieß Mahl wohl mit einem abgedroſchenen Terminus recht ſchicklich ſagen kann: Das »Machwerk« wurde von der ganzen Zunft, ja von den Meiſtern und Geſellen rein verworfen. Schade für den wackern Mitarbeiter, der ſeine komiſchen Materialien ſo freygebig und doch ſo vergeblich darboth!

Herr Johann Hindle läßt ſich am 1. April zur Nachmittagsſtunde (4 Uhr) in der von ihm in dem k. k. kleinen Redouten-Saale veranſtalteten muſikaliſchen Unterhaltung auf dem Contrabaſſe hören, bey welcher er Variationen, die in der vorletzten Akademie der Madame Catalani mit ungetheiltem Beyfalle aufgenommen wurden, nebſt einem Concerte auf dem genannten Inſtrumente vortragen wird. Es läßt ſich erwarten, der talentvolle Tonkünſtler werde ſich eines nicht unbedeutenden Zuſpruches zu erfreuen haben.

Allgemeiner theatraliſcher Anzeiger. Nr. 10. — Die Urſache, weßhalb das neue Trauerſpiel: Sophronia, in Leipzig keine günſtige Aufnahme gefunden, ſoll nach der Angabe des Morgenblattes folgende ſeyn: Der Verfaſſer, Herr Kaufmann Gerhard, war vor zwey Jahren Vorſteher bey einem Maskenball, und machte einem Studenten einige in der Natur einer geſchloſſenen Geſellſchaft liegende Schwierigkeiten wegen des geſuchten Billets, wodurch er ſich den Groll aller Studenten zuzog, ſo zwar, daß ihm die Fenſter eingeworfen wurden. Dieſer Groll pflanzte ſich fort, und fand jetzt Gelegenheit, bey der erſten Vorſtellung dieſes Trauerſpiels ſich durch Pochen Luft zu machen. Die zweyte Vorſtellung lief beſſer ab, weil einige Bekannte des Verfaſſers den Studenten zugeredet hatten; aber die Mißgunſt, die es dem Verfaſſer nicht vergeben kann, daß ſeine geiſtige Bildung über die gewöhnliche ſeiner Standesgenoſſen geht, hatte die Jugend bald von neuem aufgeregt, und am Schluſſe der dritten Vorſtellung erneuerte ſich der Lärm und hielt ſo lange an, bis ihn endlich der Lichtputzer durch Auslöſchen der Lampen ſtillte.

Der Zulauf, um die neue Sängerinn Miß Wilſon zu hören, mehrt ſich in London von Tag zu Tage. Hunderte müſſen alle Abende zurückkehren, ohne Plätze zu bekommen. Als ſie neulich die Gattinn des reichen Banquiers Coutts, die ehedem ſelbſt eine beliebte Schauſpielerinn war, gehört hatte, ſchenkte ſie ihr 50 Pfund St. zum Zeichen der Zufriedenheit. Die dankbare Schülerinn kaufte dafür ihrem Lehrer Welſh, bey dem ſie wohnt, ein ſilbernes Frühſtück-Geſchirr.

Nicolini's neue Opera seria: La conquista di Granata, wollte in Venedig nur theilweiſe behagen. Der Geſang der Oper iſt gut, aber nicht neu und anziehend, die Inſtrumentirung mager und trocken, obgleich die große Trommel es am Geräuſch nicht fehlen läßt.

Ein erfreulicher Gewinn für den guten Geſchmack iſt der Beyfall, mit welchem Paveſi's neue Semiseria: Eugenia, in Neapel aufgenommen worden iſt. Dieſe Compoſition unterſcheidet ſich durch inneren Gehalt von dem modernen Flitterweſen vortheilhaft.

Am 3. December wurde Roſſini's: Maometto II. zum erſten Mahl auf dem Theater St. Carlo in Venedig gegeben. Der erſte Aufzug gefiel, der zweyte langweilte und mußte bey den folgenden Vorſtellungen abgekürzt werden.

Auf dem erſten Théâtre français in Paris fand ein neues Trauerſpiel: Zenobie, von Royou, beyfällige Aufnahme, obgleich es nichts weniger als mangelfrey iſt. Der König von Frankreich hat dem Verfaſſer desſelben einen Jahrgehalt von 1000 Franken ausgeſetzt.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Castelli, I.V.F.

3-598-50426-8
FNr. 22654 / 085

Im zweyten Théâtre français ſind kurz nach einander zwey neue Stücke gegeben worden. Das erſte, ein Trauerſpiel: Baudouin, mißfiel, das zweyte: Le voyage à Dieppe, Luſtſpiel in drey Akten, von Waflard und Fulgence, hat, ungeachtet der Poſſenhaftigkeit, gefallen.

In London macht ein neues Trauerſpiel: Die Hochzeitnacht, großes Aufſehen. Der bisher unbekannte Verfaſſer heißt Haynes; er wird ſeiner originellen Schreibart wegen, die keine Schule, wohl aber ein gründliches Studium Shakſpeares verräth, ſehr gerühmt.

Herr Baron von Fouqué macht bekannt: daß das von ihm ſeit einigen Jahren herausgegebene Frauentaſchenbuch unter ſeiner Redaction aufgehört habe, daß er es in die Hände des Verlegers zurückgebe, und fortan keinen Theil mehr daran nehmen werde.

König Chriſtoph von Hayti war ein großer Freund des Schauſpiels. Graf de Roſſiers, einer ſeiner erſten Würdenträger, hat ein Stück geſchrieben, das im Jahre 1807 aufgeführt wurde; es heißt: Rehwi, Chef der Hayter.

Der Hafen Port-du-Paix auf St. Domingo iſt am 1. December vorigen Jahres dem fremden Handel geöffnet worden.

Unlängſt wurde in Stratford am Avon eine Verſammlung gehalten, um die zu Shakſpeare's Denkmahl nöthige Summe durch Subſcription zuſammen zu bringen. Alle Theater in England werden die Einnahme einer Vorſtellung dazu beytragen.

Die reichen Einwohner von Birmingham haben beſchloſſen, dort eine Art von Akademie, zur Erleichterung des Studiums der ſchönen Künſte, zu ſtiften.

Vor Kurzem überreichte ein Fabrikant in Scheffield der Königinn von England ein Federmeſſer zum Geſchenk, das 1016 Klingen enthielt. Es befand ſich in einem gläſernen Futteral und glich einem mit ſpitzigen Nägeln beſetzten Kegel.

Der Oberſt Macdonald, der ſich viele Jahre in Oſtindien aufgehalten hat, beweiſt in einer Schrift: Short arguments and plain facts, daß England kein wirkſameres Mittel zur Erhaltung ſeiner Herrſchaft in Oſtindien beſitze, als die Verbreitung der chriſtlichen Religion.

Ein engliſcher Matroſe hatte ſich auf der Entdeckungsreiſe nach dem Nordpol die Finger erfroren, als er ſeine Hand in ein kaltes Waſſer ſteckte, um ſie wieder aufzuthauen, war die dadurch dem Waſſer mitgetheilte Kälte ſo groß, daß ſich auf der Oberfläche des Waſſers eine dünne Eisrinde bildete.

An die Leſer.

Die verehrten Leſer werden eingeladen, die Pränumeration für das zweyte Quartal des dritten Jahrgangs des Converſationblattes gefälligſt zu erneuern. Die gegenwärtige Redaction hofft ſchon in den erſten Blättern des nächſten Vierteljahres gültige Proben ihres unermüdeten Strebens, das Intereſſe dieſer Zeitſchrift zu erhöhen, geben zu können.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625), wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 4 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 11 fl. W.W. halbj.— Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Conversationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

26.

(Wien, Samſtag den 31. März.)

Epilog

nach den erſten beyden Abtheilungen des dramatiſchen Gedichtes: Das goldene Vließ, von Franz Grillparzer, geſprochen von Herrn Krüger.

Der Ält'ſte einer altbekannten Schaar,
Zu Eurem und der Muſen Dienſt vereinigt,
Nah' ich, von meinen Brüdern abgeſandt,
Der Eine, Euch den Dank von Allen bringend.
Den Dienſtbefliſſnen, immerdar bemüht
An fremdem Herd für fremden Gaum zu ſorgen,
Uns iſt ein einzig Mahl im Jahr' vergönnt
Den Hausherrn ſelbſt zu machen, werthe Gäſte
An kleinem Tiſche freundlich zu empfangen
Und zu bewirthen, wie das Haus es gibt.
Da iſt nun unſer Streben d'rauf gewendet,
Daß wir auch des Vertrauens werth uns zeigen,
Den Vielwillkomm'nen ſich Willkomm'nes biethe,
Und Tiſch und Becher glänze bey dem Mahl.
Das iſt ſo leicht nicht in ſo karger Zeit!
Die alten Meiſter ſind dahin gegangen,
Kaum lebet Einer, widerwillig, noch;
Die jungen aber, ſie und ſich verkennend,
Erweit'rung der Gedanken und der Kraft
Für Eines nehmend, ſeh'n auf Jener Ziel, —
Als hätt's ihr Fuß erreicht, weil es ihr Auge —
Mit vornehm ſtolzem Mitleid tief herab.
Nur weiter! weiter! geht das raſche Streben,
Das Höchſte will nur jeder und verfehlt
Das Nächſte d'rüber kindiſch-ſchwachen Flugs.
Wohl ſchwere Wahl in alſo karger Zeit!

Da iſt das Werk in unſ're Hand gerathen,
Das ihr zum Theil geſehn, zum Theil noch nicht;
Wir merkten d'rin, ob gut ſonſt, oder ſchlimm,
Doch manchen Anklang aus entſchwund'ner Zeit,
Und ſo, vertrauend, bringen wir Euch's dar.

Verfaßt hat's Einer, der ſich Euer nennt,
Als unter Euch geboren, Euch verwandt
Durch das, was dieſes Landes Beſte bindet,
Ein offnes Herz und einen ſchlichten Sinn;
Und ſolchen Sinns hat er ſein Werk vollbracht.
Nicht überbiethen ſoll es, was ſchon da,
Durch die Verläng'rung altgewohnten Maßes,
Aus dreyen Stücken künſtlich Eines flechtend,
Dem Geiſte folgend, der ihm ſo geboth,
Faſt wider Willen folgend that er ſo.

Was Ihr nun heut geſehn, der Eingang iſt's,
Die Schwelle jenes vielverſchlung'nen Bau's,
In den er Euch, den Faden reichend, führet.
Von wo der Menſch beginnt, wohin er endet,
Was er für Mächte in der Bruſt verbirgt
Und was für Mächte ſeine Bruſt ihm bergen,
Das iſt der Inhalt unſers ernſten Spiels.
Was heut begonnen, morgen wird's vollendet;
Drum folget günſtig unſern Schritten nach
Und ſchiebt für heute noch das Urtheil auf,
Bis ſich das Ganze als ein Ganzes zeiget.

Und ſo iſt meines Kommens Zweck erfüllt,
Der Dank gebracht, das Nöthige verkündet
Und Abſchied nehmen gilt's. So lebt denn wohl!
Es iſt auf lange nicht, wir hoffens Alle,
Und über's Jahr ſehe wohl die Kunſt beyſammen
Denſelben Tempel und dieſelben Prieſter,
Dieſelben Freunde, und vielleicht — wer weiß —
Denſelben Dichter auch, beliebt es Gott und Euch.

Franz Grillparzer.

* * *

Über die häusliche Erziehung der Töchter.

Von Leopold Chimani.

Der Zeitgeiſt hat ſehr nachtheilig auf die Erziehung der Töchter bey allen Ständen eingewirkt. Daher ſo viele unzufriedene Ehen, daher ſo viele eheloſe Männer, daher die Klagen über Mangel an häuslichem Glücke, über ſchlechte Kinderzucht, über die Verdorbenheit der Dienſtleute ꝛc. Bey der Töchtererziehung, wie ſie iſt, und ſchon ſeit einigen Decennien war, mußte es ſo kommen, und die Folgen liegen nun ſchon klar am Tage. Unſere Töchter werden nicht mehr für das Haus, ſondern nur für die Welt erzogen, ſie wollen nicht mehr in ſtiller Häuslichkeit, unter dem Schleyer der Verborgenheit durch häusliche Tugenden ſich liebenswürdig machen und nützen; ſie wollen ſich nur zur Schau tragen, nur glänzen. Sie haben keinen Sinn mehr für das ſtille Leben im engeren Familienzirkel, ſie ſuchen nur die rauſchenden Vergnügungen der Welt. Eitelkeit, Gefallſucht ſind die Triebfedern ihres Thuns und

Treibens, und die Quelle der Unzufriedenheit, und beyde werden ihnen durch die Erziehung recht planmäßig eingeimpft.

Enge iſt der Kreis, in welchem das weibliche Geſchlecht wirken ſoll, und für welchen es erzogen wird, aber reich iſt er an Quellen des Guten, die aus ihm nach allen Richtungen fließen. Das Mädchen muß zur *Gattinn*, *Mutter* und *Hausfrau* erzogen werden. Es ſoll die treue und liebenswürdige Gefährtinn des Mannes, die Pflegerinn und Erzieherinn der Kinder, die geſchickte und emſige Vorſteherinn des Hausweſens werden. Ein für den Wirkungskreis des Weibes ausgebildeter Verſtand, echt religiöſer Sinn, Freundlichkeit, Gefälligkeit, Beſcheidenheit, Anſtändigkeit, Sittſamkeit, Nachgiebigkeit, Reinlichkeit, Arbeitſamkeit, Sparſamkeit, Häuslichkeit ſind die Eigenſchaften, welche die Frau mit ſich ſelbſt zufrieden machen, und das häusliche Glück begründen.

Aber wie werden die zarten Keime dieſer Tugenden bey den Töchtern ſchon in der erſten Jugend zerknickt! Die Tochter muß zwar, wie der Knabe von Allem, was ihren künftigen Beruf betrifft, und was ihr zu wiſſen nützt, deutliche und beſtimmte Begriffe bekommen, ſie muß richtig und zuſammenhängend denken, urtheilen und ſchließen lernen, um eine verſtändige Gattinn, Mutter, Geſellſchafterinn und Vorſteherinn des Hausweſens zu werden. Der Schöpfer hat ſehr wohlthätig dem weiblichen Geſchlechte viel natürlichen Verſtand verliehen, der ſich zeitlich entwickelt, und nur in der gehörigen Richtung erhalten werden darf. Doch damit ſind die Mütter nicht zufrieden; ihre Töchter ſollen ſchon in der zarteſten Jugend durch eingelernte, oft ganz unnütze, oft zweckwidrige Kenntniſſe glänzen. Anſtatt ihre Lern- und Wißbegierde auf nützliche, dem künftigen Berufe angemeſſene Dinge, beſonders auf das Hausweſen zu lenken, müſſen ſie declamiren, die Göttergeſchichte, Singen, Clavier- und Guitarre-Spielen, Tanzen u. dgl. Dinge lernen, wodurch ſie glänzen können. Die Mutter verſäumt keine Gelegenheit, wo die Tochter ihr Talent zeigen kann, und Freudenthränen über den erhaltenen Beyfall der unverſtändigen Zuhörer und Zuſchauer benetzen die Wangen der eitlen Mutter, die ihre Thorheit an dem Töchterchen bewundert, und es zur gefallſüchtigen Puppe erzieht.

Wie die Mutter an der Beſorgung des Hausweſens wenig Vergnügen findet, ſich immer mit etwas Anderem, und doch mit nichts beſchäftiget, neugierig Alles wiſſen muß, was in nahen und fernen Familien vorgeht, ſich in die Angelegenheiten des Geſindes miſcht, lieber über Theater, Bälle, Beluſtigungsörter, Landpartien, Moden ꝛc. als über Kinderzucht und Hausweſen ſpricht, und in den Gegenſtänden der Neugierde ihre Tochter oft zur Vertrauten macht, ſo pfropft ſie ihr auch den Kleinigkeitsgeiſt, das Beſchäftigen mit Nichts, die Neugierde, Klatſcherey und den Hang ein, ſich über Alles aufzuhalten, was Andere thun.

Die Mutter füllt die leeren Stunden ſo gern mit Lectüre aus; ſie lieſet Romane, Theaterſtücke, ſchöne Literatur, und äußert oft auffallend ihr Entzücken über Stellen, die ſie von Andern loben gehört hat, wenn ſie dieſelben auch nicht verſteht. Das Töchterchen ahmt ſchon mit ſieben und acht

Jahren die Mutter nach; ſie lieſet gern, weil ſie auch von derſelben dazu aufgemuntert wird. Unſere faſelnden Jugendſchriftſteller haben für ſüße Nahrung geſorgt, welche die Phantaſie erhitzen, das Gefühl überreizen, und den Verſtand leer laſſen. Die Tochter gewöhnt ſich von dem Kindesalter an dieſen Überreiz, ſie kann es bey den trocknen Lehrgegenſtänden nicht mehr aushalten; ſie langweilet ſich bey dem Sprachſtudium, ſchriftlichen Gedankenausdrucke, Rechnen ꝛc.; ſie hat bald alle Kinderſchriften dieſes Gelichters verſchlungen, und lieſet im zehnten Jahre Romane, Comödien, Dichter, und wird — eine ſanfte Schwärmerinn, welche ſich in ihrer Phantaſie eine ideale Welt gebildet hat, und der hier, auch in den günſtigſten Verhältniſſen nichts mehr recht geſchieht.

Unſere braven Hausmütter lenkten ehemahls das zarte Gemüth der Tochter zeitlich auf Gott. Sie ſprachen nur von Gott und göttlichen Dingen mit tiefſter Ehrfurcht, und bezogen Alles auf Gott. Zeitlich führten ſie die Töchter in die Kirche, in die Verſammlung der Bethenden, um Rührung in ihren Herzen hervor zu bringen, und pflanzten durch ihr frommes Beyſpiel echt religiöſen Sinn in die Herzen der Töchter, welcher das ſittliche Gefühl unterſtützt, von ſo manchen Verirrungen des Jugendalters zurückhält, und die Stütze der Tugend in allen Verhältniſſen des Lebens iſt.

Jetzt iſt es ganz anders. Man glaubt Alles gethan zu haben, wenn man, ohne ſelbſt von religiöſem Geiſte durchdrungen zu ſeyn, den Töchtern die Lehren der Religion nach Vernunftgründen beybringt, welche das Herz kalt laſſen, oder wenn man ſie bloß die natürliche Religion lehrt, und die poſitive ganz vernachläſſiget. Man ſcheuet ſich nicht, in Geſellſchaft der Töchter uber das, was allen Menſchen heilig und ehrwürdig ſeyn ſoll, zu witzeln und zu ſpötteln; die Mütter wollen ſchöne Geiſter ſeyn, welche ihre Art zu denken und zu handeln, durch die Lehren der Religion nicht beengen laſſen, und ſo erſticken ſie in den Herzen der Töchter alles religiöſe Gefühl. Sie führen zwar ihre Tochter in die Kirche ein, doch nicht um zu bethen, ſondern nur der Gewohnheit halber, und ſie wählen immer gern die Stunde, in welcher dort der Sammelplatz des Putzes iſt, oder wo ſie Bekannte und Gerngeſehene zu treffen hoffen.

Das zarte und reizbare weibliche Geſchlecht handelt immer mehr nach dem Gefühle als nach ſeinem Raiſonnement. Daher ſuchten die Mütter ehemahls das ſittliche Gefühl der Töchter zu erregen, zu ſchärfen und durch die Vernunft zu berichtigen. Sie machten ihnen deutlich, was an dem Weibe wahrhaft liebenswürdig iſt, ſie lehrten die Töchter durch Wort und Beyſpiel ſich ſelbſt achten, und veredelten den natürlichen Hang zur Gefallſucht und den Wunſch geliebt zu werden, dadurch, daß ſie dieſelben aneiferten, nur durch Tugend, Würde und Anmuth und vor allen Dingen durch reine Natur zu gefallen. Jetzt wird an den Töchtern Alles gekünſtelt, ſie ſollen nur durch das Äußere gefallen. Von dem erſten Kindesalter an wird dem Töchterchen ſchon vorgeplappert, wie es in dieſem Kleide, mit dieſem Kopfputze ſo liebenswürdig erſcheine, es wird ihm der Spiegel vorgehalten, daß es ſich beſchauen und bewundern könne; die Mutter erzählt ihm mit Freudenthränen im Auge, wie es auf dem Balle ſo artig getanzt, in der Geſellſchaft ſo lieblich geſungen, oder am Fortepiano ſo anmuthig geſpielt, wie es ſo herrlich declamirt, ſo naiv und ſchnippiſch geantwortet, wie es ſo allgemeine Bewunderung erregt habe.

Ehemahls gewöhnten die Mütter die Töchter von Jugend auf, emſig und geſchickt zu arbeiten, häuslich und reinlich zu ſeyn, wenig zu begehren, gern andern zu dienen, und in allem dieſen gingen ſie mit ihrem Beyſpiele voran. Selbſt die Töchter aus den gebildeten Ständen mußten ihre Thätigkeit hauptſächlich auf häusliche Geſchäfte verwenden, und ſchon zeitlich wurde ihnen ein Theil des Hausweſens nach Verhältniß ihrer Kräfte und Geſchicklichkeit übergeben, für welchen ſie auch verantwortlich gemacht wurden. Überhaupt trachteten die Mütter, ihren Töchtern Arbeitſamkeit, Geſchicklichkeit, Gewandtheit, Sparſamkeit, Genügſamkeit von Kindheit an zur andern Natur zu machen. Sie lehrten ſie entbehren und ſich mit Wenigem begnügen, verſagten ihnen manche Bequemlichkeit, die ſie nach ihrem Stande und ihren Umſtänden haben konnten, und erinnerten ſie oft, daß ſie leicht in ſchlimmere Umſtände kommen könnten, und daß Selbſtbeherrſchung und Gewöhnung an Entbehrungen eine gute Vorübung ſey, ſich in jede Lage bey dem Wechſel des Schickſals zu fügen, und daß man das Beſſere, wenn es kommt, leichter ertragen, als daſſelbe, wenn man es nicht mehr haben kann, entbehren könne. Jetzt wird jede Tochter über ihren Stand erzogen, und ihre Thätigkeit nur auf unnütze oder frivole Gegenſtände geleitet. Mädchen, welche eigentlich zu Dienſtbothen erzogen werden ſollten, werden, ſtatt kraftvoll und unermüdet arbeiten, geduldig Laſten und Beſchwerden ertragen zu lernen, von Jugend auf in tändelnden Handarbeiten, in fremden Sprachen, ſelbſt in Muſik unterrichtet, und die Mutter wendet ihren ſauer erworbenen Groſchen daran, um durch Miethlinge ihre Tochter verziehen zu laſſen; die Bürgerstochter will ſich durch eingelernte unnütze Kenntniſſe und Fertigkeiten zum Fräulein hinaufſchwingen, die Töchter aus den gebildeten Ständen wollen es den Damen gleich thun. Und dieſes Alles veranlaſſen gewöhnlich die Mütter, welche ſich in den Töchtern gefallen, und ſie wiſſen nicht, daß ſie das Wohl und die Zufriedenheit derſelben eben dadurch untergraben. Man beſuche die Arbeitsſchulen der niedern Stände, und ſehe, welche Arbeiten dort von den Mädchen verfertiget werden. Ehemahls ſtrickte man da Strümpfe, Hauben und derley, man nähete und flickte. Jetzt ſieht man nur Galanterie-Arbeiten, und des Taglöhners Tochter ſchämt ſich, einen Strumpf aus grober Wolle, den ſie und ihre Ältern tragen ſollen, zu verfertigen.

Nur von der ſorgſamen Mutter kann die Tochter Häuslichkeit und Wirthſchaftlichkeit lernen. Ihr Beyſpiel muß die Tochter an ſich ziehen. Aber wie wenige Mütter haben am Hausweſen, in ihrem Familien-Cirkel Vergnügen? Nur außer Hauſe ſuchen ſie Erhohlung und Zerſtreuung, und wollen auch dieſes Vergnügen nicht ohne die Töchter genießen, ſie müſſen ſie begleiten; ſie führen ſie in Geſellſchaften, wo man das Zartgefühl der Kinder wenig achtet; ſie führen ſie an öffentliche Örter, in Gärten, wo der Bänkelſänger Gaſſenhauer vorbringt, auf öffentliche Bälle, wo junge und alte Thoren ihr Weſen treiben; ſie führen ſie in Schauſpiele, wo die Phantaſie gereizt, und das zarte Gefühl durch zweydeutige Anſpielungen verletzt wird. Iſt es zu wundern, wenn unſere Töchter vergnügungsſüchtig, leichtſinnig, flach und fahrläſſig im Hausweſen ſind?

Unſere Mütter haben gewöhnlich wenig Gewalt über den Willen ihrer Töchter. Die ſchmeichelhaften Geſchöpfe wiſſen von der erſten Kindheit an das Herz ihrer Mutter ſo zu gewinnen, daß ſie überall ihren Willen bald durch Bitten, bald durch Weinen durchſetzen können. Die gute Mutter gibt ſo gerne nach, um die gute Laune der Tochter nicht zu trüben, und erzieht ſie zu einer eigenſinnigen Gattinn, mit welcher der Mann lebenslang eine wahre Plage hat, von der er nichts als Widerſpruch hört, die ihm aus Herrſchſucht und Eigenſinn überall entgegen handelt. Manche Mütter machen die erwachſenen Töchter zu ihren Vertrauten bey Irrungen und Zwiſtigkeiten mit ihren Gatten, und belehren ſie recht mütterlich, daß ſie das Hausregiment, wenn ſie einſt an Mann gebracht werden, feſthalten und ſich nicht aus den Händen ſollen winden laſſen. Bey unſern vorigen Hausmüttern wurden die Töchter in einem vernünftigen Gehorſam gehalten, ſie mußten nachgeben und dulden lernen, jede üble Laune unterdrücken, und wurden gewöhnt, von dem Willen eines Andern abzuhängen, ſich gegen Andere nachgiebig und gefällig zu bezeugen.

Sittſamkeit, Beſcheidenheit, Ehrbarkeit und Anſtand ſollten ehemahls die Töchter unſerer Hausmütter empfehlen. Die Mütter ſorgten, daß die Töchter in ihrem ganzen Betragen, in geſellſchaftlichen Mittheilungen, in Ton und Blicken, in Kleidung und Geberden eine gewiſſe Natürlichkeit und Zurückgezogenheit, die ſo liebenswürdige Weiblichkeit zeigten, und ſich nie durch etwas Übertriebenes und Auffallendes auszeichneten. Damahls hatten die Töchter Achtung für ſich ſelbſt, ſie richteten ihr ganzes Betragen ſo ein, daß ſie ſich auch andern achtungswerth machten, und hütheten ſich vor Allem, was ſie in den Augen vernünftiger Menſchen herabſetzen konnte. Sie waren ehrbar in Worten, Geberden und Handlungen, und betrugen ſich ihrem Stande gemäß; ſie wußten ſich zu beherrſchen, in ihrem Innern war es ruhig, Putz- und Gefallſucht hatten keine Gewalt über ſie, ſie handelten mit Überlegung nach den Geſetzen der Vernunft, und machten ſich eben dadurch achtungs- und liebenswürdig.

Unſere Töchter haſchen nur nach Beyfall, ſie ſchlagen ihre Talente, Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten zu hoch an. Die Mutter gibt ihnen Gelegenheit, dieſelben oft vor Andern zu zeigen, und findet ſich in dem Beyfalle hoch geehrt, der den Töchtern ertheilt wird. Ehemahls hatten die Tochter mehr inneren Werth; ſie waren aber nicht ſo ſehr von ihren Vollkommenheiten eingenommen, und durften ihre Talente nicht zur Schau tragen. Sie ſollten im ſtillen häuslichen Leben nur nützen, nicht in der Welt glänzen. Nur nach dem Beyfalle ihres Gewiſſens und nach der Zufriedenheit ihrer Ältern ſtrebten ſie, und eine unſchuldige Gunſtbezeugung war ihr größter Lohn.

Ehemahls lehrten die Mütter die Töchter von der erſten Kindheit an wirthſchaften und ſparen. Sie waren ſelbſt ſparſame Hausmütter, welche das Ihrige wohl zu Rathe zogen; ſie vermieden allen Aufwand in Kleidung, Geräthe, ihre Mahle waren nach dem Verhältniſſe des Einkommens mehr oder weniger frugal. Jetzt wird Alles auf den Kleidertand der Töchter verwendet, die Mutter darbt ſich es vom Munde ab, damit ſich die Tochter putzen kann, ſelten wird berechnet, wie Ausgaben und Einnahmen ſich zu einander verhalten. Der Tochter zu Liebe werden Gaſtmahle gegeben, Thea'er, Ball und öffentliche Örter beſucht, und wenn ſich der Vater noch ſo ſehr Tag und Nacht zerarbeitet, ſo gewinnt er doch kaum ſo viel, als Mutter und Tochter vergeuden.

So ſteht es mit der Mädchenerziehung im Hauſe der Ältern. Viele Mütter glauben für die Töchter genug zu thun, wenn ſie dieſelben in eine Erziehungsanſtalt oder in eine Mädchenſchule ſchicken. Auch auf dieſe hat der Zeitgeiſt ſehr nachtheilig eingewirkt, und ich behalte es mir vor, zu einer andern Zeit von denſelben zu ſprechen.

Über künſtliche Fortpflanzung einiger Farrenkräuter.

Vor ſechzehn Jahren, wo noch kein botaniſcher Garten in Steyermark exiſtirte, war Dr. Crantz der erſte, der ſich einen ſolchen aus inländiſchen und Alpenpflanzen anlegte. Der Verſuch gelang bey den meiſten gut, weil die Pflanzen durch das Überſetzen in kein ihnen ſonderlich heterogenes Klima geriethen, Jedoch die Farrenkräuter, welche Dr. Crantz ſo außerordentlich gefielen, vereitelten faſt durchgehends alle Verſuche, ſie an andere Standpunkte zu gewöhnen.

Obſchon es nun nichts Neues iſt, und es viele Methoden gibt, Farrenkräuter aus Samen zu ziehen, ſo will ich doch für jene, deren Gartenraum ſehr klein, oder vielleicht gar nur auf Blumentöpfe beſchränkt iſt, mein Verfahren in Kürze hier anführen, welches ſtets mit einem guten Erfolge gekrönt wurde.

Die meiſten der öſterreichiſchen und anderer Filices laſſen ſich recht gut aus Samen ziehen, wenn man nur die gehörige Reife deſſelben, und beym Ausſäen gewiſſe Regeln beobachtet. Ein Hauptgeſetz bey der Ausſaat iſt, den ſtaubförmigen Samen höchſt ſelten unter die Erde, ſondern nur auf die Oberfläche derſelben ſehr dünn anfliegen zu laſſen. Machen es aber andere Umſtände dennoch nöthig, ſo bedecke man ihn nur mit einer kaum eine Linie dichten Staubſchichte. Manche Samen gedeihen ſchon, wenn ſie an feuchte Steine anfliegen, welche ſich überdieß noch zur Hälfte etwa im Waſſer befinden; von dieſer Art ſind Adiantum Capillus Veneris, Asplonium Adiantum nigrum und Ruta muraria.

Oftmahlige Verſuche überzeugten mich, daß eine Miſchung aus gleichen Theilen verfaulter Sägeſpäne, faulender Gärberlohe und Dammerde für die meiſten Arten die zuträglichſte Erde ſey, beſonders für jene, die einen naſſen Standort lieben.

Die mit ſolcher Erde angefüllten und beſäeten Töpfe werden den Winter über in Keller geſtellt, und liefern im folgenden Frühjahre, wo ſie dann ins Freye geſetzt werden, ſchon Pflanzen, die im nähmlichen Jahre noch tauglichen Samen tragen. So erhielt ich ſehr ſchöne und üppige Pflanzen von Blechnum boreale, Scolopendrium officinarum, Asplenium germanicum, Aspidium Thelypteris und fragile.

Jene Farrenkräuter hingegen, denen in der Natur Felſen oder ſonſt ein trockener Standort angewieſen iſt, gedeihen bey dieſer Behandlung nur dann, wenn man die erwähnten Blumentöpfe nur zur Hälfte mit Erde, den übrigen Theil aber mit etwas bemooſten Felſenſtückchen anfüllt, und den Samen nicht zu dicht darauf anfliegen läßt.

Exotiſche Farrenkräuter können auf die oben erwähnten Methoden aber in warmen Zimmern oder Treibhäuſern behandelt werden. So geriethen mir ganz gut aus Samen, den ich in einem Herbarium ſammelte: Polypodium radicans, Phymalodes, aureum und crassifolium, Asplenium marinum und molle, Pteris elegans, cretica, serrulata, longifolia u. d. m.

Wenn nun die Pflänzchen der Farrenkräuter der erſten Art hervorgekommen ſind, ſo iſt es höchſt nachtheilig ſie zu begießen, in welchem Falle ſie meiſtens eingehen; man thut hier beſſer, durch einen dünnen Streifen Tuch, deſſen eines Ende in Flußwaſſer getaucht, das andere die Erde berühet, die Pflanzenfeucht zu erhalten. Die Farrenkräuter der zweyten Art können in der Jugend mit einem feinen Regen und einer Handſpritze benetzt, im Alter aber den Einwirkungen der Witterung preis gegeben werden.

Auch iſt es beſſer, die Pflanzen erſt herangewachſen, als in der Jugend, wo ſie noch zart und gebrechlich ſind, ins Freye zu ſetzen. A. Klima.

* * *

Ein- und Ausfälle.

(Von Jg. Jeitteles.)

1.

Halte Andere für mehr als du biſt; habe Vertrauen zu dir, mehr werden zu können, wie Jeder! —

2.

Schwach iſt das Auge des Täubchens, ſchwächer das Auge der Liebe. Das Auge des Adlers ſieht ſcharf — ſchärfer das Auge des Neides.

3.

Gold erprobt ſich durch Feuer; ein Weib durch Gold; ein Mann durch ein Weib.

4.

Standhaftigkeit iſt immer das Kennzeichen einer großen Seele. Bis zur Bewunderung werden wir geſteigert, finden wir ſie in des Lebens letzten Momenten, weil gerade da Abſpannung und Erſchlaffung am natürlichſten iſt. Merkwürdig hat mir aus dieſem Geſichtspunkte immer die Rede geſchienen, die Heinrich Cuff, Geheimſchreiber und Vertrauter des unglücklichen Grafen Eſſex, nach alt-engliſcher Sitte an das Volk hielt, da er der Theilnahme der Verbrechen ſeines Herrn bezichtigt, den Galgen zu Tyburn beſteigen mußte. — »Ich bin hier« — ſprach er im ruhigſten Tone auf dem furchtbaren Gerüſte — »wegen einer That zu ſterben, die ich nicht that, wegen eines Complottes, das ich nicht complottirte (for acting an act never acted; for plotting a plot never plotted). Die Gerechtigkeit will ihren Lauf haben, Ankläger müſſen gehört, Gelehrte und brave Soldaten in England gehängt werden. Macht ſiegt immer. Hierüber aufzubrauſen, wäre Thorheit; Einwendungen vergeblich; es zu ändern, unmöglich; aber es zu dulden, iſt männlich, und es zu verachten, großſinnig. Die Königinn iſt ungnädig, die Richter ungerecht, der Tod furchtbar; aber ich bitte die Königinn um Verzeihung, vergebe den Richtern und der Welt, bitte, daß mir vergeben werde, und heiße den Tod willkommen.« —

Wer in einer ſolchen fatalen Situation noch ſo bündig und ſo witzig Rednerfiguren zu drehen vermag — verdient der minder den Nahmen eines Helden, als der, welcher dem (ungewiſſen) Tode in einer Schlacht entgegen geht? —

5.

Echte Kunſt und Wiſſenſchaft, entweihe ſie nicht vor Vandalen! Wer Thoren als Weiſer erſcheinen will, erſcheint Weiſen als Thor.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Nach einer mehrjährigen Entbehrung ward uns der Genuß wieder zu Theil, Weigel's herrliches Oratorium, das Leiden unſeres Herrn Jeſus Chriſtus, zu hören, und in einer zweymahligen, vom Verfaſſer geleiteten, trefflichen Aufführung, die Schönheiten dieſer meiſterhaften Arbeit aufzufaſſen und zu bewundern. Dieſes Werk war für den Fürſten von Lobkowitz componirt, bey ihm gegeben worden, und wurde nur ein Mahl, wenn wir uns nicht irren, zum Vortheile des Tonſetzers öffentlich producirt, dergeſtalt, daß es ein wahrer Gewinn für Kunſt und Kunſtfreunde iſt, daſſelbe aus dem Schlafe geweckt und in das Leben zurückgerufen zu haben. Dieſe Feyer des Schönen verdanken wir der Thätigkeit des hieſigen Muſikvereines, deſſen Mitglieder größtentheils die Solopartien, den Chor und das Orcheſter beſetzten, und der die Einnahme der beyden am 18. und 20. März im großen Redouten-Saale Statt gehabten Aufführungen dem neu errichteten Conſervatorium zugewendet hatte. Das Oratorium ſelbſt beſteht aus vier Abtheilungen: es iſt von Herrn Abbé Carpani gedichtet, der, wie uns ſcheint, nicht allein ſich zu ſehr zum Dramatiſchen hingeneigt, und folglich das eigentliche Weſen dieſer Gattung verkannt, ſondern auch manche Stellen, der ſchriftlichen Überlieferung zum Trotze, zu gedehnt und durch unnützen Wortſchwall verflacht hat. Aus dieſem bedeutenden Fehler entſpringen auch die Fleckchen, welche die Kritik in der Arbeit des Componiſten entdeckt. Mehrere Muſikſtücke haben eine, wir möchten ſagen, italieniſch-dramatiſche Ründung, welche ſich mit dem Geiſte eines Oratoriums nicht verträgt, weil ſie allzuhäufige Wiederhohlungen derſelben Worte veranlaßt, und das Ganze unnöthiger Weiſe dehnt; das Terzett zwiſchen Maria, Magdalena und Judas, der erſte Theil des Quartettes, das die zweyte Abtheilung beſchließt, das Duett zwiſchen Jeſus und dem Engel ſind Belege zu dieſer Behauptung; nicht, als ob dieſe Nummern in ſich ſelbſt nicht herrlich gedacht, geſang- und harmonienreich, conſequent geführet und ſehr brav gearbeitet wären; ſondern weil unſers Bedünkens Recitativ, Chor und höchſtens noch die lyriſche Herzensergießung der Arie, welche aber ſehr kurz ſeyn muß, die Hauptbeſtandtheile eines Oratoriums bilden ſollen, die mehrſtimmigen Sätze aber aus einem fremden Gebiethe in daſſelbe herübergezogen werden. Noch eine Bemerkung fügen wir bey. Die Behandlung dieſes Stoffes überſteigt unſerer Anſicht nach durchaus die menſchlichen Kräfte. Zu den Gipfeln der Menſchheit reicht keine Kunſt, und wagt ſie es hinanzuklimmen, ſo entſteht im aufmerkſamen Beobachter der

Conflict zwiſchen Ideal und Wirklichkeit, der wie zum Vortheile dieſer letztern entſchieden wird. Gehen wir nun zum Einzelnen über, ſo finden wir meiſtens nur höchſt Lobenswürdiges. Nach einer ernſten Einleitung beginnt ruhig die erſte Abtheilung; ſehr melodiſch iſt der Chor: o heilige Nacht! Wonne! gut gedacht die langſame Begleitung der Contrabäſſe bey dem Geſpräche der Apoſtel im Garten; nur ſchienen die Inſtrumente bey beyden Productionen etwas verſtimmt. Der darauf folgende Chor iſt energiſch, nur wird vielleicht hier, wie an mehrern andern Stellen, die Leidenſchaft zu heiter gehalten, düſtere Farben wählten paſſender. Sehr ſchön iſt die Arie Mariens mit obligatem engliſchen Horne in der zweyten Abtheilung, ſo auch der Herzensgeſang des Petrus, als er die Stimme des Herrn gehört. Herr Weigel benützt den Fagott auf eine eigene treffliche Weiſe, was ſich beſonders an dieſer Stelle zeigte. Die dritte Abtheilung iſt die effektreichſte und glänzendſte; hier vereint ſich der Weiberchor, der bisher geſchwiegen, mit den Männern, und mehrere Hauptmomente bringen große Wirkung hervor. So verdient die kräftige Scene des Judas eine beſondere Erwähnung; gut gedacht iſt das allmähliche Eintreten des Chores, als es ſich um die Wahl des Barrabas handelt, ſchön, unbeſchadet der Analogie mit Gluck's Orpheus, die Stelle, wo Pilatus das Volk beſänftigen will, würdig und kräftig beſchließt die Fuge das Ganze. In der vierten Abtheilung häufen ſich die Schwierigkeiten, das glückliche Talent hat über die meiſten geſiegt, jedoch vermißt man jene tiefe Kraft, die, wie das Erdbeben den Boden, die Herzen erſchüttert und unwillkürlich die Haut ſchaudern macht, wovon aber größtentheils der Dichter die Schuld trägt. Die Trauermuſik, die Begleitung der Worte: Und der Hammer fällt nieder, ſind wirkſam. Der Chor des Hohnes: Steige hernieder! iſt ſehr gut behandelt, national, und drückt das Gefühl aus; dagegen iſt die Stelle: Mit ſeinen Kleidern, was ſoll geſchehen, zu gedehnt, zu wenig Kraft in den Worten: ha: welch ein ſchwarzer Schleyer! und der Chor mit Violoncell-Solo wohl zu lang. Doch, wie geſagt, das Unternehmen überſteigt die Menſchenkräfte und nur einmahl in der Schlußſcene ſeines Don Juan iſt es Mozart geglückt, die Schauder einer andern Welt in den Herzen ertönen zu machen. Das Ganze verdient in jedem Betrachte unſere lebhafte Anerkennung, unſern innigen Dank, die wir gerührt dem Verfaſſer, wie Allen zollen, welche dabey mitgewirkt. Unter den Kunſtfreundinnen zeichnen wir vor allen Marien aus, welche durch einen wahrhaft declamatoriſchen Vortrag, durch den Zauber ihrer Stimme, durch die Kunſt, mit welcher ſie die Töne trägt und ſchwellt, allgemeinen Beyfall erntete. Unter den Kunſtfreunden verdienen Petrus, Judas, Chriſtus und Pilatus eine ganz beſondere Erwähnung; die beyden erſten vereinen ein gutes Organ mit einer gebildeten Manier; beſonders trugen ſie ihre Arien entzückend vor; Chriſtus hat eine herrliche Stimme, nur muß er ſie noch bilden; er kann ſehr vorzüglich werden. Daſelbe gilt auch von Pilatus, der jedoch ein ſehr feſter und gut muſikaliſcher Sänger iſt. Die übrigen haben ſich auch alle nach Kräften ausgezeichnet, ſo die Chöre, ſo das Orcheſter. Beſonderes Lob verdient Herr Khayll, der das engliſche Horn recht brav blies. Die Aufnahme von Seite des Publikums war das erſte Mahl enthuſiaſtiſch; weil ſich eine kleine Anzahl Kenner nur eingefunden. Das zweyte Mahl war ſie kälter, weil die mit Abonnements-Billeten herein gekommene größere Zahl Zuhörer für ein ſo ernſtes Werk weniger empfänglich war. Wir hatten übrigens dieſen Saal mehrere Mahle ſehr gefüllt geſehen, als Madame Catalani Abends in dieſem Locale Concerte gab; dieſes Mahl um die bewilligte Mittagsſtunde war beſonders am 18. März der Saal ſehr leer, kaum mit 150, ſage hundert fünfzig Menſchen beſetzt, was übrigens ganz natürlich und ſogar ſtreng zu rechtfertigen iſt. Erſtens wollen wir gern den Fremden einen guten Begriff von unſerer Kunſtliebe geben, daher zahlten wir lieber an Mad. Catalani fünf und zehn Gulden als für das einheimiſche Conſervatorium zwey und vier Gulden zu ſpenden; es gibt zwar Leute, die einwenden, die Künſtlerinn habe uns aufs Nimmerwiederſehen verlaſſen, könne für uns nichts mehr thun, wogegen vom Conſervatorium Manches zu erwarten ſey; doch wer wird wohl ſeine Genüſſe ſo berechnen; die ſchwerfälligen Kunſtſchwärmer verbittern uns ohnehin Alles, die modernen Virtuoſitäten und Roſſini, wogegen ſie nur das ſchön finden, was langweilig iſt. Zweytens war man im neueſten Geſchmacke, wenn man zu den Catalani'ſchen Concerten, dem Sammelplatz der ſchönen Welt, ſich verfügte; an einem Sonntage aber und bey leidlichem Wetter iſt die Baſtey der moderne Verſammlungsort, wer wird ſich da wohl in dem kalten Saale einſperren laſſen, die Langeweile bezahlen und noch zum Mittageſſen zu ſpät kommen. Endlich leben wir im unbeſtändigen März und der noch wetterwendiſchere April iſt vor der Thür; wenn gibt es wieder einen ſolchen Tag, wo unſere Schweſtern, Frauen, Töchter ihre neuen Gewänder zur Schau tragen können; im Saale ſpielen die Farben nicht gut, und wir kennen ja dieſen und jenen Künſtler, der von Natur aus ein Muſikfreund ſeyn ſoll, der es doch auch vorzog, freye Luft zu ſchöpfen. O die ſchöne Natur iſt uns über Alles, es liegt zwar an den Bäumen, Ausſichten ꝛc. nichts, aber wenn recht viele Menſchen beyſammen ſind, und es nicht regnet, nicht ſchmutzig iſt, dann iſt die Schöpfung wahrlich ſchön. Man ſieht leicht ein, daß dieſen Gründen nichts entgegen zu ſetzen iſt, wir ſind ſogar überzeugt, daß nicht ökonomiſche Rückſichten, ſondern lediglich die rauhere Witterung am Dinſtage viele veranlaßt hat, die Abonnements-Billets zu gebrauchen und in das Concert zu gehen. Und ſo iſt den Alles zum Beſten. Der Muſikverein darf mit dem Sinne für Kunſt prangen, das Publikum ſtolzirt mit dem Naturſinne umher und ſo wird vielleicht der lange Prozeß zwiſchen Kunſt und Natur beſtens geſchlichtet.

Den 25. März war wieder ein concertreicher Tag. Es wurden uns drey derſelben zu Theil. Den Reigen eröffnete um die Mittagsſtunde Herr Carl Schuncke, Künſtler auf dem Pianoforte, im landſtändiſchen Saale. Dieſer junge Mann hat viel Talent und eine große mechaniſche Fertigkeit; dagegen fehlt ihm der Fleiß und er dringt nicht in die Tiefe, weil er die Sache nur flüchtig betrachtet. Daher iſt ſein Vortrag correct, aber nicht empfunden, er gibt den Buchſtaben, nicht den Geiſt der Stücke wieder. So geſchah es bey dem erſten Satze von Hummel's neueſtem Concerte, ſo in der vorlaut angekündigten Phantaſie, die eigentlich nur ein Pot-pourri und keines der beſten war, ſo im ungariſchen Rondo von J. P. Pixis, welches trotz ungeheurer Schwierigkeiten nicht anſprechen wollte. Übrigens wurden drey angekündigte Stücke nur nothdürftig durch Andere erſetzt. Es blieb auch bey der angekündigten Ouverture nicht. Wenn man öffentlich Concert gibt, muß man ſich beſſer berathen; leicht fällt ſonſt der Tadel auf den Künſtler zurück, der vielleicht die Ungefälligkeit und den Unbeſtand der Mitwirkenden treffen ſollte.

Abends fand im Hofoperntheater eine muſikaliſch-declamatoriſche Academie zum Vortheile des Theatral-Armenfondes Statt, die leider nicht ſehr beſucht war. Ouverturen von Hummel und Cherubini eröffneten die beyden Abtheilungen, zwey Tableaux befriedigten die Schauluſt des Publikums, Herr und Madame Korn, dann Herr Krüger declamirten, Mad. Grünbaum, die Dlles. Vio und Unger trugen Singſtücke von Pär und Roſſini vor, wogegen Herr Vogl mit Weigl's und Cherubini's beſſern Schöpfungen hervortrat und drey Inſtrumentalſätze von Scholl, Merk und Moſcheles, von den Herren Hirſch, Groß und Dlle. Dirzka executirt, vollendeten die bunte Muſterkarte dieſer Unterhaltung. Es iſt hier nicht der Ort, die kritiſche Feder anzuſetzen; wer den Armen hilft, bringt eine ſtets willkommene Gabe und die gute Abſicht iſt immer lobenswerth. Wer auch den Kunſtforderungen Genüge geleiſtet, findet ſeinen Lohn im eigenen Bewußtſeyn und im erhaltenen Beyfalle.

Wir kommen zum dritten und bedeutendſten Concerte, was auch Abends im Theater an der Wien zum Vortheile des Herrn Operndirectors Ignaz Ritter v. Seyfried Statt hatte, und uns Gelegenheit gab, der gediegenen Compoſitionen des kenntnißreichen Tonſetzers uns zu erfreuen. Er tiſchte von ſelbſt gezogenen Früchten Folgendes auf die reich beſetzte Tafel: die Ouverture und drey Chöre aus dem Drama: Saul, König in Iſrael, vier ſchon bekannte kraftvolle Stücke, deren Glanz durch die präciſe Aufführung noch erhöht wurde; den 17. Pſalm für Soloſtimmen und Chor mit voller Inſtrumental-Begleitung, würdig aufgefaßt und energiſch wieder gegeben; ein Allegro di bravura für die Clarinette, was Herr Friedlovsky mit großer Kunſt und Zartheit blies; der Zuſchnitt des Stückes ſelbſt ſchien uns etwas veraltet; einen Hymnus: Kyrie und Gloria in C mit einer effectreichen Fuge, der großen Beyfall erhielt und verdiente, denn Alles vereinte ſich, ihn auszuſchmücken; die Ouverture aus der Oper: Er hält wahrhaftig Wort; Herr Bayer, der die obligate Flötenpartie vortrug, zeichnete ſich nicht eben dabey aus; die Harmonie, Gedicht von Weidmann, als Vocalchor für acht Real- und vier Ripienſtimmen, mußte wiederholt werden; ſehr geſchickt hat der Verfaſſer an ſeine eigene Erfindung Beethovens Chor aus der großen Phantaſie zu reihen gewußt und das Ganze bildet ſich gefällig und harmoniſch. Die Dlles. Friedlovsky und Hornick, die Herren Jäger und Seipelt, die bey allen mehrſtimmigen Geſängen die Solopartien übernommen hatten, zeichneten ſich ſehr aus, ſo auch das gut eingeübte Chorperſonale und das Orcheſter. Ferner ſang Dlle. Canzi ein Rondeau von Mozart: non temer, amato bene, wobey Herr Schuncke die obligate Pianoforte-Begleitung vortrug. Es läßt nicht gut, wenn eine Künſtlerinn mit dem Publikum zu ſchmollen ſcheint und ihre Partie nachläſſig herabſingt, wie dieß gegenwärtig der Fall war; es ziemt auch nicht, wenn der Künſtler Mozart's Clavierſatz als eine Kleinigkeit betrachtet, weil er keine modernen Bravouren geſchrieben; aus dieſen beyden Unziemlichkeiten läßt ſich entnehmen, daß der Vortrag ziemlich mittelmäßig war. Als Naſchwerk wurde uns das Duett aus Roſſini's Armida aufgeſetzt, was Dlle. Canzi mit Hrn. Jäger ſang; die Stretta mußte wiederhohlt werden. Herr Sellner blies auf der Oboe eine von ihm ſelbſt componirte brillante Polonaiſe mit vieler Fertigkeit, großer Zartheit und Gleichheit des Tones und wurde beklatſcht. Herr Küſtner declamirte Weidmann's ſchwarzen Mönch; Herr Demmer das Gedicht: Wolken und Weiber von Sheridan, worauf Dlle. Botta das etwas wortreiche: Wind und Männer erwiederte. Drey Tableaux: Semiramis, Zeuxis und Eliſabeth, Landgräfinn von Thüringen, füllten den Zettel aus. Das Auditorium war gewählt aber nicht zahlreich.

Die Bibliothek des berühmten engliſchen Schauſpielers Kemble iſt jüngſt in London für 6000 Pfund verkauft worden.

Die zweyte Vorſtellung des Trauerſpiels: Medea, welche Montag den 2. April Statt findet, iſt zur Einnahme des Verfaſſers beſtimmt.

An die Leſer.

Die verehrten Leſer werden eingeladen, die Pränumeration für das zweyte Quartal des dritten Jahrgangs des Converſationblattes gefälligſt zu erneuern. Die gegenwärtige Redaction hofft ſchon in den erſten Blättern des nächſten Vierteljahres gültige Proben ihres unermüdeten Strebens, das Intereſſe dieſer Zeitſchrift zu erhöhen, geben zu können.

(Dieſer Nr. liegt die Novell. Beylage III. und das Literatur- und Kunſtblatt IV. bey.)

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625) wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k. k. Poſt 12 fl. W.W. halbj. Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Beylage zur allgemeinen Novelliſtik.

III.

(Zu Nr. 26 des Converſationblattes 1821.)

Gedächtnißfeyer. Am 24. Auguſt v. J. ſtarb in Prag, Herr Joſeph Freyherr von Bretfeld zu Kronenburg, J. U. Dr. und Landesadvokat im Königreiche Böhmen, St. Wenzels-Ordens Ritter, Kronhüther des Ritterſtandes, erzbiſchöflicher Conſiſtorialkanzler, und mehrmahliger Rector Magnificus an der Carl-Ferdinandiſchen Univerſität, im 90ſten Jahre ſeines Alters, geſchätzt von Jedermann, und daher auch allgemein betrauert. In ihm verehrte die Prager juridiſche Witwen- und Waiſen-Verſorgungsgeſellſchaft ihren Präſes und Mitgründer dieſer humanen Anſtalt, und hat daher auch das Andenken dieſes, in jeder Hinſicht vortrefflichen Mannes durch ein erhabenes Seelenamt in der Univerſitäts-Kirche am Thein am 15. Februar d. J. würdevoll gefeyert; bey welchem ſich eine große Zahl ſeiner Verehrer aus den höhern Ständen eingefunden hat.

Daß wohlgewählte und zweckmäßig entworfene Bildniſſe der Heiligen geeignet ſind, die Gläubigen an dieſe verklärten Freunde Gottes zu erinnern, ſie zur Verehrung derſelben, und zur Nachahmung ihres Tugendwandels anzueifern, iſt eine allgemein bekannte Wahrheit. Dieſer gute Erfolg wird dann um ſo eher erzielt, wenn ſolche Bilder zugleich ein gefälliges Anſehen haben, und man dabey ein Mittel findet, ſich die nachahmlichen Eigenſchaften der vorgeſtellten Heiligen beſſer zu vergegenwärtigen.

Um nun dieſen edlen, frommen Endzweck zu erreichen, unternahm es Johann Pachmayer in Prag, eine Sammlung von Heiligen-Bildern herauszugeben, die gewiß jedem chriſtlich denkenden Schätzer derſelben willkommen ſeyn werden. — Sie beſtehen nähmlich in der Darſtellung der in der katholiſchen Welt bekannteſten und verehrteſten Heiligen auf einzelnen Octavblättern, unter der Hülle verſchiedener ſowohl in- als ausländiſcher Blumen, wodurch das Auge des Anſehers auf die angenehmſte Weiſe überraſcht wird. Auf jedem dieſer Blätter iſt zugleich der Nahme der Blume, nach ihrer gewöhnlichen, zum Theil auch botaniſchen Benennung, ſo wie der Nahme des Heiligen, deſſen Bildniß die Blume deckt, nebſt einem dazu ſehr wohl gewählten Bibeltexte angemerkt, der ganz auf den Charakter des vorgeſtellten Heiligen paßt.

Er verſendet dieſe Bilder in mehrere Provinzen des In- und Auslandes, und man kann ſie bey ihm und ſeinen Beſtellten, ſowohl in ganzen Sammlungen, als auch in einzelnen Blättern, das Stück auf ſchönem niederländiſchen Papier zu 6 kr. und auf dem feinſten engliſchen Velinpapier mit goldenem Schnitt zu 9 kr. W. W. erhalten. — Sie verdienen wirklich allgemeine Verbreitung.

Zu den vorzüglicheren neuen Erſcheinungen in der Literatur gehört die Bibliothek der Humanitäts-Wiſſenſchaften, welche in der Anton Doll'ſchen Buchhandlung herauskommt. Sie iſt zur Selbſtbildung für Jünglinge von reiferem Alter beſtimmt, und wird dieſem Zwecke — wie die bereits erſchienen fünf Lieferungen erkennen laſſen — vollkommen entſprechen. Insbeſondere zeichnet ſich dieſe Bibliothek vor andern Werken dieſer Art durch ihren guten Plan, klare Abtheilung und ſtufenweiſes Fortſchreiten zum Ziele ſehr vortheilhaft aus, und liefert das, was der Titel verſpricht, mit befriedigender

Vollſtändigkeit in den zwey Hauptabtheilungen: hiſtoriſche und philoſophiſche Wiſſenſchaften. Der Vortrag iſt ſo geſtaltet, daß er eine leichtfaßliche Belehrung auf eine angenehme Weiſe gewährt. Der Herausgeber, welcher bey der Vorrede zum erſten Bande nur die Anfangsbuchſtaben unterzeichnet, iſt ein rühmlich bekannter Literator.

Folgendes iſt ein Auszug einer öffentlichen Vorleſung zu Leipzig über einen ſehr bedeutſamen neuen Induſtriezweig der Engländer. — Den Engländern entging nicht, daß der ſtille Ozean nach Süden hin von unzähligen Robbenarten bevölkert ſey, welche die meiſt wüſten, unbewohnten Inſeln in großen Herden an den Küſten beſuchen, und den Thran derſelben zu gewinnen, trafen ſie bereits beſtehende Anſtalten.

Der Engländer hat Robbenſchlägereyen errichtet, welche ihm einen neuen Handelszweig eröffnen, deſſen Gewinn lange Zeit nicht zu berechnen ſeyn wird. Beſonders iſt die große Rüſſelrobbe, oder der See-Elephant (Phoca proboscidea) ein Thier, wo die Natur verſucht zu haben ſcheint, wie ſie die furchtbarſte Geſtalt, den ungeheuerſten Umfang, mit der größten Wehrloſigkeit, der geringſten Lebenskraft, der größten Gleichgültigkeit gegen das Leben und der anziehendſten Sanftmuth vereinen könne. Man denke ſich ein Thier mit Zähnen, welche dem Tieger und Elephanten abgeborgt zu ſeyn ſcheinen, ein Thier von 15 bis 30 Fuß Länge und verhältnißmäßigem Umfang. Aber dieſes Thier ſchleppt ſeine Laſt keuchend und mühſelig aus dem Waſſer ans Land, und kann kaum 15 Schritte machen, ohne auszuruhen. Zu ſchwerfällig, ſeinem Feinde zu entfliehen, vermag es eben ſo wenig auf ihn loszugehen. Ohnmächtig ſperrt es den Rachen auf und zeigt ihm ſeine Hauer, aber nur der Anblick iſt furchtbar und ohne zu fliehen ſtößt ihm der wilde Neuholländer einen brennenden Pfahl in den Schlund, damit Flamme und Rauch es tödten und ein leckeres Mahl verſchaffen; während der Matroſe nur wartet, bis er ihm einen Schlag auf den Rüſſel geben kann, wo es ſogleich zuſammenſinkt oder ihm eine Lanze von 12 bis 15 Fuß in das Herz zu ſtoßen. Und doch muß das Thier auf das Land, um zu gebären, oder ſeine Jungen zu ſäugen, und auszuruhen! Jahrtauſende lang bevölkerten dieſe Thiere die Inſeln des ſtillen Südmeeres, nur von den Feinden verfolgt, welche die Natur ihnen in andern Geſchöpfen entgegenſtellte und ſo erzeugten ſich die Tauſende und aber Tauſende derſelben. Jetzt aber iſt ihr grimmigſter Feind erſchienen — der Menſch, der mit ihnen nicht zu kämpfen, ſie nur zu tödten hat, und dieß geſchieht dann mit einer Wuth und einem Mangel an Schonung, die ſie viel ſchneller vertilgen wird, als ſie ſich vermehrt haben.

Einträglicher, als der Thran dieſer Thiere, kann jetzt für die Engländer nichts ſeyn. Ein großes Subject gibt nicht ſelten 14 — 1500 Pfund Thran, der, wie beym Wallfiſch, durch Ausſchmelzen in Keſſeln, aber mit ſo wenig Mühe gewonnen wird, daß zehn Mann leicht täglich 3000 Pfund fertig liefern und zwar von Thieren, die eben erſt erſchlagen, der Haut beraubt in Stücke zertheilt werden mußten ꝛc. Dieſer Thran übertrifft den des Wallfiſches bey weitem. Er nimmt weder den unangenehmen Geſchmack, noch Geruch des letztern an. Er gibt in Lampen eine lebhafte reine Flamme, wie das am beſten gereinigte Oehl, und brennt äußerſt ſparſam, Die Engländer brauchen ihn jetzt allgemein in ihren Tuchfabriken, um die Wolle geſchmeidig zu machen. Die Gallone koſtet in London kaum etwas über 6 Schilling. Sie haben bereits vier — vielleicht noch mehr ſolche Robbenſchlägereyen etablirt, die äußerſt wenig Kapital erfordern, da ſie von 10 — 12 Matroſen gebildet werden, welche die ihnen zurückgelaſſenen Tonnen in kurzer Zeit füllen und oft nur bedauern müſſen, nicht mit zwey Mahl größerer Zahl derſelben verſehen zu ſeyn. Ein Theil des Thrans geht auch nach China, wohin übrigens die Häute vornehmlich gehn, welche den Chineſen ein angenehmes Pelzwerk ſind. Die Niederlaſſung in Port Jackſon wird dadurch für England eine immer bedeutendere Colonie.

Der engliſche Gouverneur in Port-Jackſon erklärte den wenigen, die eine Speculation auf die Robbenjagd machten, daß er alle Mittel, die er in Händen habe, aufbiethen würde und müßte, ihnen dieſe Jagd zu verwehren.

Jeder Hammerwerks-Beſitzer wird die Erfahrung gemacht haben, welchen Schaden er jährlich durch das Aufſpringen (Aufſpalten) ſeiner vorräthigen buchenen Hammerſtiele erleidet, indem ſehr oft die ſchönſten dadurch gänzlich unbrauchbar werden, und zu nichts weiter als Brennholz zu verwenden ſind. — Unterzeichneter macht ſich das Vergnügen hiermit anzuzeigen, daß er gegen dieſes ſchädliche Aufſpalten folgendes einfache Mittel ſtets mit dem beſten Erfolge anwendet, wodurch ſeine vorräthigen Stiele davon gänzlich befreyet bleiben. — Wenn nähmlich die Buchen gefällt werden (welches jedoch nie im Frühjahre oder Sommer geſchehen darf, wo der Saft ſchon in den Stamm getreten iſt, ſondern jederzeit in den Wintermonaten) ſo wird der Stamm unten als oben nach der beſtimmten Länge abgeſchnitten. Auf beyde Abſchnitt-Seiten aber ein ſtarkes Papier geleimt, daß die Luft darauf nicht wirken kann.

Joſeph Schmid,
Kupferhammer-Inhaber zu Wöllersdorf
bey Wiener Neuſtadt.

Seit den erſten Tagen des Februars iſt die brittiſche Gallerie in London wieder geöffnet. Dieſe Anſtalt, welche ſeit 1805 beſteht, macht herrliche Fortſchritte, und iſt der Kunſt wie dem Künſtler gleich nützlich. Jeder Mahler kann hier ſein Gemälde aufhängen, und da dieſe Gallerie, der Sammelplatz der großen Welt, täglich von Hunderten beſucht wird, ſo fehlt es nicht an Sehenden und Prüfenden, welche das Bild, wenn es gut iſt, für den von dem Künſtler ſelbſt beſtimmten Preis erſtehen. Der Kauf wird bekannt gemacht und dadurch des Künſtlers Ruhm begründet, der fortan ſich ſorgenlos ſeiner Kunſt widmen kann.

Die vom Profeſſor Dittmar begonnene Zeitſchrift über die Witterung, ſoll, kaum angefangen, wieder aufhören. Hat denn der Herr Profeſſor das Sprüchlein nicht gekannt: Der Prophet gilt nichts im Vaterlande!

Folgendes naturhiſtoriſche Prachtwerk verdient vollkommene Würdigung: Horae physicae berolinenses collatae ex symbolis virorum doctorum, Linkii, Rudolphi, Klugii, Neesii ab Esenbeck, Ottonis, Chamissoi, Hornschuchii, Schlechtendalii, Ehrenbergii, edi curavit Chr. God. Nees ab Esenbeck. Bonnae sumptibus Adolphi Marcus 1820. Folio cum tab. aen. XXVII. In der Genauigkeit der Zeichnungen, des Stiches und der Illuminirung, in Rückſicht des prächtigen Druckes und Papiers, darf ſich dieſes Werk an die Seite der franzöſiſchen und engliſchen rühmlich ſtellen. Die darin enthaltenen Abhandlungen zeichnen ſich durch Neuheit und Intereſſe aus. Ihrer ſind eilf, nähmlich: Link, Waſſeralgen. — Beobachtungen über die Eingeweidwürmer. — Kluge, Beſchreibung der funfzehn Gattungen der von Hofmannsegg aufgeſtellten neuen Sippe Proscopia. — Otto, Aufzählung der ſeltenen Pflanzen, welche im Jahre 1819 im Berliner Garten geblüht haben. — Nees v. Eſenbeck, botaniſche Beobachtungen über neue Sippen und Arten. — Hornſchuch, Beſchreibung von neun Laubmooſen. — Chamiſſo, Beſchreibung drey neuer Pflanzenſippen: Romanzoffia, Eschscholzia und Euxenia. — Ehrenberg, Beſchreibung von Pilzen. — Schlechtendal, über die Sippe Cymbaria. — Buch, vier neue Pflanzengattungen von den canariſchen Inſeln: Galium hirsutum, Rhamnus coriaceus, Cineraria palmensis und Centaurea arguta. — Ehrenberg, über eine neue Flechtenſippe, Coenogonium. Ueber alles ein vollſtändiges Regiſter. — b. —

In Stettin iſt eine preußiſche See-Aſſecuranz-Compagnie errichtet worden.

Chevalier Regnier in Paris hat für die Militärſpitäler einen neuen Tragſeſſel erfunden. Die Tragenden dürfen hiebey nicht viele Kraft anwenden, und der Getragene leidet, ſelbſt über Stiegen, nicht die mindeſte Erſchütterung. Eine Verſammlung von Aerzten und die akademiſche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften haben dieſe Erfindung approbirt, und das Generalconſeil der Hoſpitäler hat deren Anſchaffung befohlen.

Bey der Bagage des Peiſchwa der Maratten iſt ein Diamant von außerordentlicher Größe gefunden worden. Er gehört jetzt der engliſchen Compagnie in Indien. Er heißt Roſſuck, wiegt 358 Gran oder 89 ½ Carat, iſt triangulair und von dem ſchönſten Waſſer.

In London erſcheint ein romantiſches Gedicht in ſechs Geſängen, betitelt: Rouge et Noire. Die Titel der Geſänge heißen: 1) Das Spiel. 2) Das Palais-royal. 3) Frascati. 4) Der Saal. 5) Der Gauner. 6) Die Guillotine.

Ein Herr Andreas Stähle hat in London Vorleſungen über deutſche Literatur in deutſcher Sprache angekündigt. Im Proſpectus finden ſich die Nahmen: Fouqué, Körner, Grillparzer, Uhland u. a. m.

Der Courier des spectacles in Paris ſagt von einer Schauſpielerin, welche anfängt etwas alt und ſchwerfällig zu werden: ſie ladet einige hungrige Recenſenten ein Mahl in der Woche zum Eſſen ein, damit ſie Gutes von ihr, und zwey Mahl in der Woche, damit ſie Böſes von ihren Mitſchauſpielerinnen ſchreiben.

Der einzige Sohn eines Bankiers in Berlin, Architekt und Profeſſor Liemann, welcher den General Menu von Minutoli auf ſeiner wiſſenſchaftlichen Reiſe nach Aegypten begleitete, iſt in Alexandrien geſtorben.

Maltebruns vortreffliches Syſtem der allgemeinen Erdbeſchreibung iſt nun auch ins Engliſche überſetzt. Die Anmerkungen des deutſchen Ueberſetzers ſind in dieſe Ueberſetzung größtentheils aufgenommen.

Das Muſeum: Royal Institution, in Liverpool, hat von dem Kapitain Anſteß zwey Köpfe von Neu-Seeländern zum Geſchenk erhalten. In Neu-Seeland herrſcht nähmlich der Gebrauch, wenn Vornehme in der Schlacht fallen, ſo ſucht man, um ihr Andenken zu ehren, ihre Köpfe aufzubewahren, indem man ſie trocknet und einſalzt. Man nimmt nähmlich das Gehirn heraus und läßt die Haut unbeſchädigt, welche innerhalb des Schädels mit einem dünnen Reif feſt gemacht wird. Dadurch behält das Geſicht ſein natürliches Ausſehen, die Miene iſt ernſthaft und die Zähne ſichtbar, wie beym Lachen.

Das große Concert der philharmoniſchen Societät in London hat für dieſes Jahr den bekannten Virtuoſen Kieſewetter aus Hannover nach London berufen. Im verfloſſenen Jahre war Spohr zu dieſem Zweck engagirt, der großen Beyfall gewann und jetzt nach Petersburg gereiſt iſt.

Der Paſcha von Aegypten hat im vorigen Jahre den, für gewiſſe Farben unentbehrlichen Safflor, der aber aus Aegypten bezogen wird, zurückgehalten, um den Preis zu ſteigern. Er übt damit ein einträgliches Monopol, indem er ſich jetzt für den Zentner, der ſonſt 40 fl. koſtete, 200 fl. bezahlen läßt.

Redacteur, Drucker und Verleger wie bey dem ganzen Blatte.

Literatur- und Kunſt-Blatt.

IV.

(Zu Nr. 26 des Converſationblattes 1821.)

Geſchichte der zeichnenden Künſte in Deutſchland und den vereinigten Niederlanden, von J. D. Fiorillo. Vierter Band. Hannover, 1820. Bey den Gebrüdern Hahn.

Der würdige Herr Verfaſſer hat mit dieſem vierten Bande ſein ſchönes, nützliches Werk vollendet. In ihm, ſo wie in den drey vorhergehenden Bänden über deutſche und flamändiſche, und in dem früheren Werke über italieniſche, franzöſiſche und engliſche Kunſt, iſt ein reicher Schatz von Bemerkungen, Daten und Schlüſſen geſammelt, theils aus eigenen Anſichten, theils aus den beſten alten und neueren Werken über die Kunſtgeſchichte, geſichtet und geordnet mit rühmlichſter Kenntniß, und unermüdlichem Fleiße niedergelegt.

Dieſer vierte Band enthält außer der Zueignung an Se. Durchlaucht den königl. preußiſchen Staatskanzler Herrn Fürſten von **Hardenberg**, und einer Vorrede, eine Einleitung, welche ſehr werthvolle Andeutungen über die Geſchichte der Kunſt und Architektur der Schweiz umfaßt, ſodann »Blicke auf den gegenwärtigen Zuſtand der Mahlerey, beſonders bey den Deutſchen,« in welchem gehaltvollen Aufſatz der würdige Herr Verfaſſer, beſonders pag. 101 — 106, goldene Worte über das neue altdeutſch-chriſtlich-gemüthliche Syſtem, welches jetzt in der Mahlerey (leider auch in der Poeſie!) um ſich greift, ausſpricht. Als Anhang folgen dieſem Aufſatze einige Bemerkungen über Friedrich von **Schlegels** in den Jahrbüchern der Literatur mitgetheilten Aufſatz: über die deutſche Kunſtausſtellung in Rom, im Frühjahr 1819, und über den gegenwärtigen Zuſtand der Kunſt in Rom.

Der zweyte Aufſatz dieſes Bandes handelt von den Todtentänzen (Machabaeorum Chorea, Dance Macabre) und unterſucht die mannigfaltigen Darſtellungen dieſes Gegenſtandes, mit Umſicht und Kenntniß.

Der dritte Aufſatz gibt ein alphabetiſches, mit einigen kritiſchen Unterſuchungen verbundenes Verzeichniß einer großen Anzahl Künſtler, welche von der Schilderbent *) in **Rom** Beynahmen erhalten haben.

Kurze hiſtoriſche Nachrichten über die, die ſchönen Künſte betreffenden, academiſchen Inſtitute in Deutſchland und in den vereinigten Niederlanden ſchließen das Werk. Das doppelte Regiſter (eines der Künſtlernamen, und eines der übrigen merkwürdigen Perſonen und Sachen, deren in ſämmtlichen vier Bänden erwähnt wird), 208 Seiten ſtark, wird den Beſitzern der Bände eine ſehr angenehme Beygabe des Werkes ſeyn.

Herr Fiorillo gibt in der Vorrede dem Publikum die Hoffnung, dieſem Werke noch einen Supplementband mit Zuſätzen und Verbeſſerungen folgen zu laſſen, um dadurch dem Ganzen die möglichſte Vollſtändigkeit zu geben. Möge er, in ſeinem vorgerückten ehrenvollen Alter, Kräfte und Stärke des Geiſtes genug finden, dieſes angenehme Verſprechen erfüllen zu können, und ſo ſein Werk,

---

*) Die Schilderbent war ein von Niederländern geſtifteter, Künſtlerverein, welcher ſeine Verſammlungen in einem Wirthshauſe bey den Bädern des **Diocletian** hielt. Ihr Urſprung geht an die Zeit **Raphaels** hinauf, **Clemens** XI. hob ſie 1720 auf, da ihre Verſammlungen zu einem durchaus bachanaliſchen Gelage ausgeartet waren.

auf welches er einen nicht unbeträchtlichen Theil ſeines thätigen Lebens verwendete, in jener Vollendung zu erblicken, welche er ſelbſt als Ziel ſich vorſteckte.

Die typographiſche Ausſtattung des Buches iſt, gleich den drey erſten Theilen, eben nicht ausgezeichnet. Der Druck iſt gut, aber das Papier mittelmäßig. Auch iſt das Ganze nicht von Druckfehlern rein. Zwar ſind deren einige am Ende angezeigt, aber noch mehrere übergangen, welche beſonders bey einigen Nahmen verſchiedener, weniger bekannten Mahler (z. B. pag. 84 Buffalmano ſtatt Buffalmacco) ſtörend erſcheinen. — bm. —

Sieben und ſiebzig Gedichte aus den hinterlaſſenen Papieren eines reiſenden Waldhorniſten, herausgegeben von Wilhelm Müller. Deſſau 1821. Bey C. G. Ackermann. Druck und Papier von Friedrich Vieweg, in Braunſchweig.

Wir geſtehen, dieſe lieblichen Gedichte, aus einem wahrhaft poetiſchen Gemüth entſtammt, mit Vergnügen geleſen zu haben, und dürfen ſie kühn dem Publikum empfehlen. Unſere neuen Schriftgelehrten (deren ſich der Herr erbarmen, und ſie erleuchten möge) haben zwar für die Poeſie ganz aparte Normen aufgeſtellt. Einer derſelben (Moſer in ſeinen Patr. Phant. II. Thl. pag. 307) meint z. B., die höchſte Schönheit eines Gedichtes beſtehe darin, daß man es nicht verſtehen müſſe. »Ein deutlicher Begriff« — ſpricht der weiſe Mann — »kommt »mir eben ſo vor wie eine *Haferſuppe*, worin man Waſſer, Butter, Grütze »und Salz völlig von einander unterſcheiden kann: aber ein dunkler Begriff iſt »wie ein *Pudding*, worin die Maſſe vortrefflich ſchmeckt, ohngeachtet man »nur eine Vermuthung von allen einzelnen Ingredienzien bekommt.« — Solcher Pudding wird denn auch fleißig gekocht, und uns aufgetiſcht, daß wir daran erſticken möchten. Deſto größer muß daher unſer Genuß ſeyn, wenn wir wieder einmahl auf unverdorbene Gerichte ſtoßen, und ein ſolches ſind wirklich die in Rede ſtehenden Gedichte. Es ſind gemüthliche Ergüſſe einer dichteriſchen Laune, wie ſie allbereits etwas ſelten iſt. Beſonders anſprechend erſchien uns: Wanderſchaft, Thränenregen, die liebe Farbe, Abendreih'n, das Hirtenfeuer in der römiſchen Ebene (beſonders lieblich) und Zephyr.

Etwas auffallend erſchien uns, daß das Büchlein: Sieben und ſiebzig Gedichte ꝛc., deren *acht und ſiebzig* enthält, obwohl das ein Verſtoß iſt, welchen man bey dieſen Gedichten recht gern verzeiht. Die typographiſche Ausſtattung des Werkchens verdient alles Lob. — bm. —

Hugo's Tageblätter an Max. Hamburg bey Hoffmann und Campe, 1831. Braunſchweig, gedruckt bey Friedrich Vieweg.

Ohne eben durch Neuheit der Erfindung und Entwicklung ausgezeichnet hervorzutreten, wird dieſer kleine Roman, beſonders in der Damenwelt, gewiß ſein Publikum finden. Wollte man an ein ſolches Werklein den Maßſtab ſtrengerer Kritik legen, ſo dürfte ſie freylich gar vielerley daran zu tadeln finden. So gehört zum Beyſpiel die Epiſode des Klubbs und die faſt zu ernſthaft gehaltenen Diſſertationen deſſelben, durchaus nicht in dieſe leichte flüchtige Blüthe eines poetiſchen Sommermorgens. Beſonders iſt dieß der Fall mit der Predigt (pag. 79 — 95). Daß der Faden der Verwicklung gar ſo dünn angelegt iſt, daß man ſchon S. 15, wo die Magd das Imbißſtück bringt, erräth, daß dieſelbe die Heldin des Romans wird, und ſie im Geiſt ſchon mit dem Herrn Doctor zum Altar gehen ſieht, iſt ebenfalls etwas ſtark. Auch verwickeln ſich die Perſonen, wenn der Dichter etwas ſentimental wird (was ihm oft geſchieht), in gar ſonderbare Redensarten; ſo ſitzt z. B. S. 137 das verliebte Paar beyſammen; das Mädchen ſeufzt: »*Mir thut das Herz ſo wehe, mein Hugo!*« Der Geliebte, als Doctor, behauptet ſeine Authorität, und erklärt das Ding methodice, wie folgt: »Mir auch, Geliebte! Die Liebe iſt wohl *ſo groß*, drum mag ſie ſo weh thun!! —« Aber — meint die Geliebte wieder, wenn ſie ſo immer größer wird, wie werden wir das aushalten?— Das kann man denn doch eine Leidenſchaft zum berſten nennen! Dieſe kleinen Mängel abgerechnet, bewegt ſich die Sprache gefällig, leicht und klar, welches letztere beſonders bey einem in unſerm gegenwärtigen Decennium erſcheinenden Roman gerühmt werden muß; die Charakter-Zeichnung der Hauptperſonen, beſonders des Inſpectors, iſt kräftig und gehalten, und man wird das Büchlein, als Unterhaltungslektüre betrachtet, nicht unzufrieden aus der Hand legen. Die äußere Form iſt gefällig und elegant, Druck und Papier ſehr ſchön. — bm. —

Art de faire le Papier, par M. de Lalande. Nouvelle Édition. Paris, chez Moronval, 1810.

Dieſes Buch enthält, mit Benützung alles deſſen, was über die Kunſt des Papiermachens in Deutſchland, England, Italien und der Schweiz erſchienen iſt, Nachrichten über Papiermühlen ſowohl, als über die übrigen Erforderniſſe bey Bereitung dieſes unentbehrlichen Artefacts. Dem Werke ſind neun Kupfertafeln zu beſſerer Verſinnlichung beygegeben, welche die verſchiedenen Theile der Papiermühle und Verrichtungen bey Verfertigung des Papiers darſtellen. Das Ganze dürfte der Aufmerkſamkeit der Sachverſtändigen auch in Deutſchland nicht ganz unwürdig ſeyn. — bm. —

K. K. Bilder-Gallerie im Belvedere zu Wien. Nach den Zeichnungen des k. k. Hofmahlers Sigmund von Perger, in Kupfer geſtochen von verſchiedenen Künſtlern.

Lob und Tadel müſſen ſeyn.

Schon in Nr. 14 des Converſationsblattes (Literatur- und Kunſtbeylage Nr. II. dieſes Jahres) habe ich auf das treffliche Unternehmen des hieſigen Buchhändlers Carl Haas, die vorzüglichſten Gemälde der Bilder-Gallerie im Belvedere zu Wien, in Kupfer geſtochen, zu liefern, aufmerkſam gemacht. Ohne über die Kupfer des bereits erſchienenen erſten Heftes mich in Bezug auf Kunſtkritik in ein großes Detail einzulaſſen (denn hierüber ein gültiges Urtheil zu fällen, ſtehet nur ſolchen Männern, wie die Herren Hofräthe Bartſch, Böttiger, Fiſcher *) ꝛc. ſind, zu), will ich nur einige Bemerkungen machen.

Im Allgemeinen betrachtet, erfreuet ſich das Werk einer Anordnung und Ausſtattung, welche demſelben eine würdige Stelle neben Filhol's Galerie du Musée de France, und ähnlichen Werken anweiſen. Ja nimmt man ſich die Mühe, Filhol's Werk genau durchzugehen, ſo wird man (einzelne treffliche Blätter ausgenommen) viel manierirte Fabriksarbeit finden, welche im Haasiſchen Werke bisher nicht iſt, auch nicht zu hoffen ſteht, weil der Herr Verleger mit wohlberechneter Sorgfalt die Künſtler auswählt, und dieſelben, angeeifert für den großen Zweck, zu zeigen, daß die Kunſt in Oeſterreich auf einer erhabenen Stufe ſtehe, mit wahrer Kunſtliebe arbeiten.

Der angezeigte Umfang des Werkes (60 Lieferungen) ſcheint nur hinzureichen, das Vortrefflichſte der berühmteſten Meiſter aller Schulen der k. k. Gallerie zu umfaſſen; obgleich ich bereits den Wunſch ſchon häufig höre, daß ſich der Umfang weiter ausdehnen möchte. Ich glaube, der Verleger wird keinen Anſtand nehmen, dieſem Wunſche zu begegnen, falls er ſich der reichlichen Unterſtützung auch für die Folge zu erfreuen haben wird, die man ihm für den Anfang angedeihen läßt.

Würde der Herausgeber nicht für ein großes Publikum zu ſorgen haben, und darf er daher ſeinem Werke den Reiz der Mannigfaltigkeit nicht entziehen, ſo wünſchte ich, daß das Ganze aus Blättern hiſtoriſcher Gattung beſtände;

---

*) Ein vorläufiges Urtheil eines dieſer Kunſtkenner ſiehe in der erſt erwähnten Beylage.

denn die hiſtoriſchen Darſtellungen ſind es, wo das Höchſte der Kunſt gezeigt wurde, und dürften daher die würdigſte Aufgabe für den Grabſtichel ſeyn.

Das Format (um auch von dem *Aeußeren* des Werkes etwas zu ſagen) hält die Mitte zwiſchen luxuriöſer koſtbarer Größe und gezwungener Kleinheit. Da mit der Größe der Zeichnung und des Stiches nach Verhältniß des Inhaltes und der Größe der Original-Gemählde abgewechſelt wird, wie dieſes ſchon der *verlorne Sohn* und der *Zahnbrecher* zeigen, auch nöthigen Falles der Raum noch mehr benützt werden kann, ſo läßt ſich hoffen, die Rieſenbilder von *Rubens*, *Titian*, *van Dyk* u. ſ. w., eben ſo getreu und deutlich zu erhalten, als die reizenden Bildchen von G. *Dov*. *Mieris* u. a. m.

Die *typographiſche Ausſtattung* (aus L. *Grund's* Offizin) und das *Papier* ſind ſchön. Auch hierbey hat Herr *Haas*, wie bey der Wahl der ausführenden Künſtler, ſeinen Sinn, die Verdienſte des Vaterlandes in helles Licht zu ſetzen, bewährt; denn Alles iſt Product des Inlandes, und liefert einen erfreulichen Beweis, daß auch in *dieſem* Fache Oeſterreich mit dem Auslande wetteifere. In Betreff der Correctheit finde ich Einiges zu erwähnen nöthig. So ſollte es z. B. auf dem Umſchlage *Hofmahlers* heißen; wenn das Wort *Schuh* als Maß gebraucht wird, und ein Zahlwort davor ſtehet, bleibt es in der vielfachen Zahl unveränderlich (alſo nicht Schuhe); *Batoni* (Battoni) iſt nicht 1789, ſondern ſchon 1787 geſtorben, ſiehe Fiorillo I. S. 220 f. und das Zürcher Künſtler-Lexicon.

Ueber die Zeichnungen ſehe man die ſchon erwähnte Beylage. Nun die Blätter; Nr. 1: *Batoni's* verlorner Sohn; die Figuren ſind im großen Style; Würde und Ausdruck bezeichnen die römiſche Schule. Der Stich von Herrn *Langer* gibt den Charakter getreu, jedoch etwas zu kräftig, beſonders in den *Licht-Partien* der Draperie, welche weicher verſchmolzen ſeyn ſollten, — iſt die Platte etwa zu ſtark geätzt? — In Nr. 2: der Zahnbrecher, nach *Oſtade*, zeigt ſich Herr *Langer* ſehr vortheilhaft; Reinheit, Ausdruck, Klarheit des Helldunkels, kurz Alles vereiniget ſich, das Blatt gelungen zu nennen. In Nr. 3: der Waſſerfall bey *Tivoli*, nach *Hackert*, tritt ein junger Künſtler, Herr *Axmann*, auf eine Weiſe auf, die zu großen Erwartungen berechtiget. Bey dieſem Blatte ſollten die Bäume im Vorgrunde rechts belebter und die Luft reiner, auch die obere Partie des Berges und des Waſſers mehr gedeckt ſeyn; das Uebrige iſt ſehr gut in Hackerts Manier behandelt, bis auf den neben dem Bücher liegenden Hund, welcher undeutlich dargeſtellet iſt. Nr. 4: Geflügel, nach *Hyt* von *Eißner*, iſt mit großer Zartheit behandelt; nur wünſchte man den unteren Flügel des neben dem Hunde liegenden Repphuhnes mehr gedeckt. Ich habe einige größere Blätter von Herrn *Eißner* geſehen — doch, glaube ich, iſt dieſes kleine bisher ſein gelungenſtes, und gibt einen erfreulichen Beweis von dem Fortſchreiten dieſes Künſtlers.

Zum Schluſſe wünſchen wir, daß unſere Kupferſtecher, welche hier die längſt erſehnte Gelegenheit haben, aus dem (jetzt größten Theils gewöhnlichen) Vignetten-Formate heraus zu kommen, und ſich in der eigentlichen *Kunſt* des Grabſtichels nach vollendeten Zeichnungen zeigen können, mit männlichem Ernſte und mit wohl berechneter Sorgfalt die Arbeit beginnen, und nach dem Muſter der größten Meiſter in der Kupferſtecherkunſt mit möglichſter Einfachheit in den Schraffirungen den Charakter der Mahler richtig und geiſtreich wiederzugeben ſich beſtreben.

B. J. H.

Redacteur, Drucker und Verleger wie bey dem ganzen Blatte.

Converſationblatt.

Zeitſchrift
für
wiſſenſchaftliche Unterhaltung

Dritter Jahrgang.

1821.

Zweyter Band.

Wien.
Im Verlage der Gerold'ſchen Buchhandlung.

Allgemeines Inhaltsverzeichniß.

Nr. 27. Erklärung. — Heutige Einwohner des Königreichs Ungarn. Von Hrn. von Csaplovics. — Gattenliebe. — Über den Charakter der franzöſiſchen Feldzüge. Von Baron Larrey. — Ein merkwürdiges Kabinets-Schreiben Friedrichs II. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 28. Marino Falieri. — Felix Zimmerfroh. Von J. F. Caſtelli. — Die Fürſten von Schwarzenberg. — Die Baſtille. — An Sophie Schröder. Von F. J. Gommel. — Allgemeine Novelliſtik. — Novell. Beylage IV.

Nr. 29. Die koloſſale Büſte Sr. Majeſtät des Kaiſers Franz von Öſterreich. Von Wilhelm Hebenſtreit. — Das verhängnißvolle Dinee. Von Lembert. — Das Seelenamt für Hadmar II. von Chuenring, den zweyten Stifter des Kloſters Zwettel. — Anekdote. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 30. Heimgang bey Nacht. Von Friedrich Kind. — Erbauliche Betrachtungen über Krebsgang, Krebsfang und Krebsnaturen. Von Chr. Kuffner. — Das Seelenamt für Hadmar II. von Chuenring, den zweyten Stifter des Kloſters Zwettel. (Schluß.) — Die Blume an ihrer Bruſt. Nach T. Taſſo von Haug. — Iriſcher Bull. Von Haug. — Der Hofmeiſter beym Gaſtmahle, an ſeine Eleven. Von Haug. — Ein eingeſendeter Brief hinſichtlich des Aufſatzes: Über die Erziehung der Töchter, von Herrn Chimani. — Ein- und Ausfälle. Von Jg. Jeitteles. (Fortſetzung.) Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 31. Ontologiſche Neuigkeiten. Von A. Rittig von Flammenſtern. XXV. — Profeſſor J. A. Eberhard an M. Mendelsſohn. — Aus und über Steyermark. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 32. Bellino. Nekrolog. Von Joſeph von Hammer. — Die Thräne. Von Baron von Schlechta. — Uhren, Menſchen und Bücher. Von Chr. Kuffner. — Aus und über Italien. — Allgemeine Novelliſtik. — Literatur- und Kunſtblatt V.

Nr. 33. Die Kutſchen. — Die zwey Dicken. Von Haug. — Ontologiſche Neuigkeiten. Von A. Rittig von Flammenſtern. XXV. (Schluß.) — Aus und über Ungarn. Von Saphir. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 34. Epilog. Von F. C. Weidmann. — Gallerie berühmter Dichter. — Gloſſen. — Charade — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 35. Der Schriftſteller, ohne es zu wiſſen. Von Friedrich Laun. — Gallerie berühmter Dichter. (Fortſetzung.) — Sonderbarer Prolog. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 36. Da Mai. Von J. F. Caſtelli. — Gallerie berühmter Dichter. (Fortſetzung.) — Ein und Ausfälle. Von Jeitteles. (Schluß.) — Charade. Von Nell. — Anekdoten, aus dem Leben gegriffen von Caſtelli. — Allgemeine Novelliſtik. — Novelliſtiſche Beylage V.

Nr. 37. Mittheilungen aus einem Tagebuche meiner Reiſe von Salzburg nach Innsbruck zur Huldigungsfeyer Tyrols im Jahre 1816. Von Dr. Aloys Weißenbach. — Die zwey Genien des Lebens. Von Dr. Joel. — Gallerie berühmter Dichter. (Schluß.) — Eroten. — Apophthegmate. Von Haug. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 38. Das May-Geſchenk. Von Eduard Anſchütz. — Mittheilungen aus einem Tagebuche ꝛc. Von Dr. Aloys Weißenbach. (Fortſetzung.) — Aus und über Ungarn. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 39. Ontologiſche Neuigkeiten. Von A. Rittig von Flammenſtern. XXVI. — Mittheilungen aus einem Tagebuche ꝛc. Von Dr. A. Weißenbach. (Fortſ.) — Bulls Rath beym Geldzählen. Von Haug. — Neue Belehrung. Von Haug. — Allgemeine Novelliſtik. — Literatur- und Kunſtblatt VI.

Nr. 40. Bund. Von Baron v. Schlechta. — Mittheilungen aus einem Tagebuche ꝛc. Von Dr. Aloys Weißenbach. (Fortſetzung.) — Die Aſſaſſinen. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 41. Rückblick auf berühmte Öſterreicher. — Mittheilungen aus einem Tagebuche ꝛc. Von Dr. Aloys Weißenbach. (Fortſetzung.) — Über die Nützlichkeit öffentlicher Badeanſtalten, und die zweckmäßigſte Art ihrer Errichtung. Von Wilhelm Gienk. — Allgemeine Novelliſtik. — Novelliſtiſche Beylage VI.

Nr. 42. Der Demant. Von F. C. v. Hermann. — Gleichniſſe und Vergleichungen. Mitgetheilt von Georg von Gaal. — Mittheilungen aus einem Tagebuche ꝛc. Von Dr. Aloys Weißenbach. (Schluß.) — Allg. Novell.

Nr. 43. Wir ſind Sieben. Von Joſeph von Hammer. — Bemerkungen eines reiſenden Naturforſchers über das k. k. Naturalien-Cabinet in Wien. — Aus und über Steyermark. — Kunſt zu lieben. — Grabſchrift eines Wohlthätigen. — Gelehrte in Haft. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 44. Ontologiſche Neuigkeiten. Von A. Rittig v. Flammenſtern. XXVI. (Schluß.) Erheiterungen von Gelehrten. — Sonderbare Werke. — Die Schnecke. — Aus und über Steyermark. — Die Papillote. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 45. Gallerie der beliebteſten engliſchen Dichter mit ihren Abbildungen. (Nebſt Beylage.) — Krieger und Sänger. Von K. C. Waſſer. — Gleichniſſe und Vergleichungen. Mitgetheilt von Georg von Gaal. — Charade. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 46. Maldonado. — An die Kunſtgenoſſen. Von Deinhardſtein. — Schooßthiere. — Rückblick auf berühmte Öſterreicher. — Allgemeine Novelliſtik. — Literatur- und Kunſt-Blatt VII.

Nr. 47. Über Adam Smiths Grundſatz der unbeſchränkten Handelsfreyheit. — Die ſchönſte Sprache. Von Joſeph Wertheimer. — Der Häringsfang. — Kredits-Anekdoten. — Apophthegmata. Von Haug. — Allg. Novell.

Nr. 48. An die Leſer. — Aus Wilhelm Turners Tagebuche auf einer Reiſe im Morgenlande. — Der Häringsfang (Schluß.) — Allgemeine Novelliſtik. — Novell. Beylage VII.

Nr. 49. Ontologiſche Neuigkeiten. Von A. Rittig von Flammenſtern. XXVII. — Die Sorgen. Von M. G. Saphir. — Wer iſt Japer, und was Lorgnette? Von W. Hebenſtreit. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 50. Uranfänge des Gewerbfleißes. Von Julius Schneller. — Die philoſophiſchen Trinker. Von Ferd. von Biedenfeld. — Rückblick auf berühmte Öſterreicher. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 51. Die Monſtranze für Papſt Pius VII. Von A. Rittig vom Flammenſtern. — Dem Andenken Clemente Bondi's. Von J. C. Weidmann. — Uranfänge des Gewerbfleißes. Von Julius Schneller. (Fortſetzung.) — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 52. Der Berggeiſt. Von Franz Eduard v. Hermann. — Uranfänge des Gewerbfleißes. Von Julius Schneller. (Schluß.) — Rückblick auf berühmte Öſterreicher. — Allgemeine Novelliſtik. — Novelliſtiſche Beylage VIII.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

27.

(Wien, Mittwoch den 4. April.)

Erklärung.

Es ſind mir, während der kurzen Zeit, da ich die Redaction dieſes Blattes führe, unter verſchiedenen Überſchriften, bald offene, bald verſteckte Satyren, Epigramme, Anzüglichkeiten u. ſ. w. gegen bekannte Schriftſteller eingeſendet worden. Um mehreren derley Einſendungen zu begegnen, erkläre ich, daß ich das von mir beſorgte Blatt nicht zum Klatſchorgan machen will, und daß daſſelbe nicht dem aufgeſperrten Rachen des venetianiſchen Löwen gleichen ſoll, worein man jede Anklage werfen kann. Im Gegentheile betrachte ich alle Schriftſteller Deutſchlands als einen achtungswerthen Verein, der dadurch um ſo ſtärker wird, je weniger er ſich durch kleinen Krieg ſelbſt Abbruch thut, und meine Mitarbeiter als eine Familie, die ich verunglimpfen zu laſſen nicht geſonnen bin.

J. F. Caſtelli.

* * *

Heutige Einwohner des Königreichs Ungern *).

(Von Herrn v. Cſaplovics.)

Nicht nur in Hinſicht der phyſiſchen Beſchaffenheit und Naturgaben (wovon in Nr. 16 dieſes Blattes die Rede war) — auch in Hinſicht der *Bevölkerung* des Landes, iſt das *Königreich Ungern Europa im Kleinen*; — denn faſt alle europäiſche Volksſtämme und Sprachen und Religionen, und Beſchäftigungsart, und Kulturſtufen, endlich auch Lebensarten, Sitten und Gebräuche ſind hier zu Hauſe. Vielerley größere und kleinere, in ihrer Abkunft ſowohl, als der Sprache, und ihren phyſiſchen und moraliſchen Eigenſchaften nach, weſentlich von einander abweichende Völker bewohnen es; und troß der täglich mehr und mehr überhand nehmenden Vermiſchung hat jedes derſelben ſeine Eigenthümlichkeiten, jedes ſeine beſondere Lebensart, eigene Gewohnheiten und Erwerbszweige beybehalten. Für dieß Mahl zähle ich ſie nur in Hinſicht der Abſtammung und Sprache auf, nähmlich:

---

*) Man würde ſich ſehr irren, wenn man dieſen Aufſatz für einen bloßen Abdruck eines ähnlichen ſchon im Heſperus vorgekommenen Aufſatzes halten wollte. Dort lieferte ich die erſte Idee, und hier und in folgenden Nummern folgt ſie genauer in mehreren Rückſichten ausgearbeitet, ſo wie meine Fortſchritte in der ethnographiſchen Forſchung es erlauben und nöthig machen. Wer ſich die Mühe der Vergleichung beyder Aufſätze nimmt, wird von ſelbſt den Unterſchied wahrnehmen.

Note d. Verf.

1. Magyaren, Hungari, mehr als vierthalb Millionen ſtark, ſind der politiſch herrſchende Stamm, die Hauptnation; und ich ſtimme nicht Jenen bey, die vier Hauptvölker in Ungern ſuchen (nähmlich Magyaren, Slaven, Deutſche, Wlachen), wo es eigentlich nur ein einziges, und nur in ethniſchen Beziehungen mehrere gibt. In politiſchem Sinne müſſen die übrigen wohl mit dem Beynahmen der Nebenvölker vorlieb nehmen. — Man unterſcheidet in dialektiſcher Rückſicht drey Claſſen der Magyaren, nähmlich:

a) Palóczok, welche in der Nähe des Matragebirges (im Heveſſer, Neograder und Honther Comitate wohnen,

b) die Donau-Magyaren und

c) die Theißer-Magyaren.

Die vierte Claſſe, die Szekler, ſind in Siebenbürgen.

2. Slaven, alle zuſammen nahe an vier Millionen ſtark, und zwar

a) Slowaken, Slavi, Tótok; die älteſten Einwohner des Landes, Überbleibſel des weiland mächtigen mähriſchen Reiches. Sie waren im Lande früher als alle Übrigen, und ſchon lange vor Ankunft der Magyaren einheimiſch. Es gibt mehrere Varietäten in dem ſlowakiſchen Dialekte. Jemand (wahrſcheinlich der ſogenannte »wackere Slaviſt«) ſchied ihn in der Wiener Lit. Zeit. 1814. Nr. 48, in drey Untermundarten, nähmlich: 1) in den katholiſchen Dialekt, in den Comitaten Preßburg, Neutra, Trentſchin, zum Theil auch im Barſer; — 2) in den Hornyaken-Dialekt, in der Lyptau, Thurotz, Zólyom, Honth, Neograd und Gömör, und 3) in den Sotaken-Dialekt, im Saroſer, Zipſer, Zempliner, Abaujvarer und Unghvarer Comitaten. Die erſten zwey ſollen dem böhmiſchen, der dritte dem polniſchen Dialekte am nächſten kommen. Aber der »wackere Slaviſt« ſcheint wenigſtens wegen der Sotaken im Irrthum geſchwebt zu haben; denn dieſe ſind nur im Zempliner Comitate zu finden. — Wenn man die ausgebildete böhmiſche Sprache zum Hauptmuſter aufſtellt — und das muß man meiner Meinung nach thun, denn dieſe Sprache iſt die Schriftſprache — ſo ſprechen die Neutrauer und Trentſchiner am reinſten; um die Bergſtädte herum miſcht man ſchon deutſche, in der Nachbarſchaft der Magyaren ungriſche, und in jener der Polen polniſche Worte. — Die verſchiedene Ausſprache wird in gemeiner Redensart auch mit beſonderen Nahmen bezeichnet, z. B. im Neograder und Gömörer Comitate heißt man einige Trpáci, weil ſie das böhmiſche Wörtchen teprw (jetzt) ausſprechen »trpou.« — Laicſiaczi im Gömörer Comitat heißen jene, die das Slowakiſche mit deutſchen Ausdrücken durchſpicken; die im Norden des Zempliner Comitats ſprechen sso, ssvo, anſtatt co, und heißen Szotáci; die Zipſer co pak, und heißen Copáki.

Auch von Wohnſitzen und Beſchäftigungen ſtammen einige Provinzial-Nahmen der Slowaken her; ſo z. B. heißt man im Neutraner Comitate Belohorci jene, welche in der Nähe des ſogenannten weißen Gebirges (ſo heißt das Tatragebirg von Stampfen bis Trenſchin) wohnen; Kopanicſári im Neutrauer Comitat zerſtreut auf den ausgerotteten Gebirgen; Powazanci an der Waag; Hronci an der Gran; Spiſſjaci in der Zips wohnende; Hornjaci, unter dieſem Ausdrucke begreift man alle Karpathenbewohner; Krekácſi im Gömörer und Neograder Comitat wohnenden, hauptſächlich mit Verfertigung der bäuerſchen Fuhrwerke ihren Lebensunterhalt verdienende Wagner (kerék-ácsok); — Repkári ſind die Thurotzer, weil ſie viele Steckrüben bauen; Cwicelári vom Krammetsvogelfang, und Hunkári von ihrem kurzen Oberkleide Hunka, ſo benannte Trenſchiner ꝛc. *).

b) Böhmen gibt es viele alte und neue Colonien, die erſteren ſchon ganz ſlowakiſirt, die letztern zerſtreut.

c) Ruſſen, Ruthenen, Oroszok (von Vielen ſehr unrichtig Rußniaken genannt, welche Benennung ſie nicht gern hören), etwa 358,913 Seelen ſtark. Auch dieſe haben einige gemeine und Provinzial-Nahmen: ſo heißen in der Marmaros und Ugocſa Liſſáki jene, welche das Wörtchen liſſe (kaum); im Bregher und Unghvarer Lemák:, weil ſie die Partikel lem (nur) überall in der Rede, wo nur möglich, anflicken. Nach den Wohnſitzen heißen Berchovinci jene, welche in Gebirgen (Verchovina) des Beregher, Marmaroſſer, Unghvarer Comitats wohnen.

d) Polen ſind eigentlich nur im Zipſer Comitate in und um Lublau herum in geringer Anzahl anzutreffen. Jene, die man in 24 Ortſchaften des Arver Comitats ſucht, ſind nach der Nachricht, die ich mir eigens darüber verſchaffte, keine echten Polen, ſondern nur eine Art Sprachpolypen, das heißt, eine Übergangsſtufe vom Slowakiſchen zum Polniſchen, welches wohl auch mit den Zipſer, Sároſer, Abaujvarer, zum Theil auch mit den Zempliner Slowaken, welche alle, wie oben, ziemlich ſtark polniſiren, der Fall iſt.

e) Wenden, unrichtig Wandalen genannt, nur in drey Comitaten, 40,800 Seelen ſtark.

f) Croaten. In Ungern ſind Waſſer-Croaten, welche in der Nähe des Neuſiedler-Sees wohnen; auch obere Croaten genannt; und Podravanci, Anwohner der Drave. — In Croatien Primorci, welche an den Ufern des Sees wohnen.

g) Slawonier, theilen ſich in ſogenannte Schokczen und Bunyewzen; alle der katholiſchen Kirche zugethan.

h) Serbler, ſind in Slavonien und in Ungern, alle Anhänger der orientaliſchen nicht unirten Kirche.

i) Bulgaren, alle katholiſcher Religion; verläugnen gerne ihre Abſtammung und wollen für Griechen gehalten werden.

3. Deutſche, kaum eine halbe Million ſtark. In Hinſicht der Abkunſt gibt es Sachſen, Schwaben, Franken, Elſaſſer, Thüringer, Tyroler, Öſterreicher, und Gott weiß, wo ſie alle herein ſtrömten. Rückſichtlich der Dialekte unterſcheidet man (Vergl. auch die Monatſchrift: Tudom, Gyüjtemény 1819. Auguſt. S. 115) mehrere Claſſen, nähmlich:

---

*) Ohne Zweifel gibt es auch unter den Magyaren, Wlachen, Croaten ꝛc. dergleichen Provinzial-Benennungen. Mir ſind ſie aber zur Zeit noch nicht bekannt. Wer will ſo gut ſeyn, mir darüber einen Aufſchluß geben? Ich bitte darum recht ſehr. Anm. d. Verf.

a) Die Einwohner der Städte Preßburg, Pöſing, Modern, St. Georgen.

b) Heidbauern im Wieſelburger Comitat, welche an der Hanſág wohnen.

c) Hienzen, eine Zwitterart an der weſtlichen Grenze des Eiſenburger und Ödenburger Comitats.

d) Krikehajer, in den Gebirgen des Barſcher und Thurotzer Comitats; ſie ſprechen ein ganz ſonderbares Kauderwälſch, z. B. Grimpele iſt ihnen ein Stückel; Micſapala ein Füllen; Freßbrettal ein Teller; Freßhölzal ein Löffel.

e) Die Schemnitzer, Neuſohler, Kremnitzer ſprechen ſchön.

f) Zipſerdialekt, und hier iſt wieder

aa) Der Dialekt der zwey königl. Frey- und der XVI Zipſerſtädte der ſchönſte, wahrhaft ſächſiſch.

bb) Der Gründner, zu Göllnitz, Schmöllnitz, Stooß, Remete, Schwedler.

cc) Garſtvogeldialekt, der häßlichſte, unter der Tatra, zu Klein-Lomnitz, und in andern Dörfern.

g) Der Metzenſäufner-Dialekt, in Metzenſäufen, Abaujvarer Comitat.

h) Tiroler ſind im Szathmarer Comitate 1817 angeſiedelt. Endlich

i) die verſchiedenen ſchwäbiſchen Colonien, deren Dialekt eben ſo verſchieden iſt, als die Coloniſten aus verſchiedenen Ländern hereinſtrömten.

4. Wlachen (Dako-Wlachen) Valachi, Oláhok, mögen über eine halbe Million ſtark ſeyn. Gehören mehrentheils zur orientaliſchen nicht unirten Kirche.

Außer dieſen großen Volksſtämmen ſind in Ungern noch folgende Sporaden anzutreffen:

5. Griechen (Neu-Griechen) oder Macedonier.

6. Macedo-Wlachen, eine Abart der Griechen und Wlachen. Von den Serbiern werden ſie gemeiniglich Zinzaren genannt; welche Benennung nur als ein Spitznahme zu betrachten iſt, und daher rühret, weil die Macedo-Wlachen den Buchſtaben c, den die Dako-Wlachen auf italieniſche Art als tſch hören laſſen, mit cz ausſprechen. Z. B. die Dako-Wlachen ſprechen die Zahl fünf Tschintschi, die Zwiebel Tschiapa; die Macedo-Wlachen Czinczi und Cziapa aus, und ſo alle die übrigen. In Wien ſind etwa drey Häuſer echte Neu-Griechen, die übrigen ſind lauter Zinzaren, wollen aber doch für echte Griechen paſſiren. In der Sprache der Dako- und Macedo-Wlachen iſt der Unterſchied, daß jene viele ſlaviſche, dieſe viele griechiſche Worte hat. Die erſte macedo-wlachiſche (zinzariſche) Grammaire gab 1813 Bojadſchi in Wien heraus. — Beyde dieſe (Nr. 5. und 6.) Völkerſchaften ſind orientaliſcher nicht unirter Religion.

7. Armenier, etwa 1000 Seelen ſtark; halten ſich an die katholiſche Kirche, doch aber leſen ſie die Liturgie in ihrer eigenen Sprache.

8. Klementiner, nach dem Schematismus der Diakovarer Diöceſe vom Jahre 1820, 1801 Seelen ſtark. Eine Albaneſiſche Colonie, von ihrem ehemahligen Anführer Klement ſo genannt.

9. Franzoſen, in wenigen Ortſchaften; auch zerſtreut.

10. **Italiener**, leben zerſtreut als Handelsleute, meiſtens Specerey- und Bilderkrämer, Rauchfangkehrer. Den Italienern hat man den Anfang des Reißbaues im Banat zu danken.

11. **Juden**, bilden ebenfalls nirgends eine eigene reine Colonie, und der Same **Abrahams** iſt, außer vier Comitaten, im ganzen Lande mehr und weniger zerſtreut, und dicker und dünner angebaut. Ich ſchätze ihre Anzahl auf 157,000. Ihre Toleranz-Taxe beträgt gegenwärtig 160,000 fl. C. M.

12. **Portugieſen** und **Spanier**. Von dieſen haben wir nur die Juden aufzuweiſen, deren Vorfahren aus Spanien und Portugall einſt verjagt wurden.

13. **Zigeuner**, beyläufig 30,000 Köpfe.

14. **Türken** in geringer Anzahl.

Und ſo gibt es in Ungern mehr als **zwanzig** verſchiedene Völkerſchaften und Sprachen zu Hauſe.

Anmerkungen über die Sprachen.

1. Die **deutſche** Sprache reißt zwar in Ungern beym Adel und Honoratioren, aus einer Art Mode, täglich ſtärker ein; dagegen aber kommt ſie bey dem weit zahlreichern gemeinen Volke immer mehr und mehr in Abnahme; und die Zahl der ſogenannten **Stockdeutſchen** wird täglich geringer, weil ſie ſich entweder magyariſiren oder ſlowakiſiren. Denn ſo wenig die Deutſchen durch Erlernung der franzöſiſchen Sprache **Franzoſen** geworden ſind: eben ſo wenig hat der deutſche Volksſtamm in Ungern daraus, daß der Adel und die Honoratioren deutſch lernen, irgend einen Zuwachs zu erwarten; der Verluſt aber, welcher für ihn daraus entſteht, daß ganze Gemeinden nach und nach ſlowakiſch oder magyariſch werden, bleibt ihm ſicher. In der Zips, wo ehemahls faſt ausſchließend Deutſche hauſten, ſind ſie jetzt nur in den daſigen zwey königlichen und in einigen der ſogenannten Zipſerſtädte und Märkte zu finden: aber auch da machen ſie ſchon erfreuliche Progreſſen in der ſlowakiſchen Sprache. In den Bergſtädten des Zohler, Honther und Barſer Comitats ſchwindet die deutſche Sprache täglich mehr und mehr, und die Prophezeyung des ſeligen **Bredetzky**, welche er im gerechten Zorn (in deſſen Reiſebemerkungen 1809. 1. B., S. 241) niederſchrieb, »daß man nach zwey Mahl zwanzig Jahren von der deutſchen Sprache in **Neuſohl** weder Gutes noch Böſes wird ſagen können,« geht wirklich nicht nur in dieſer, ſondern auch in den übrigen Bergſtädten in Erfüllung. Der Beweis wird in meiner ſpeciellen Ethnographie der Slowaken und Deutſchen geführt werden.

2. Die Anzahl der **Slowaken** wird täglich größer, weil die Magyaren ſowohl als Deutſche, Ruthenen und Serbler die Sprache der Slowaken ſich gern aneignen. Sehr gerecht iſt daher die Klage, welche **Fejér** in deſſen ungriſcher Ausgabe des **Hübner**ſchen Lexikons unter dem Schlagworte: **Magyar Ország** S. 371 anſtimmte, indem er ſchrieb: »**Jaj annak a magyar és Német Falunak, hol meg-fészkelik magokat, mert a mas nemzetieket el-fojtyák**« — das heißt: »Weh' dem ungriſchen und deutſchen Dorfe, wo ſie (nähmlich die Slowaken) ſich ein Mahl einniſten, denn ſie würgen andere Na-

ſionen rein heraus.« — Nur iſt hier zu bemerken, daß die Slowaken, den Franzoſen gleich, nur dort ſchlagen, wo ſie en masse anrücken; dagegen aber ſtück- und ſchockweiſe, unter Magyaren verpflanzt, ſich gern und ſehr leicht völlig magyariſiren. Deutſche werden ſie nicht, und es iſt gar kein Beyſpiel irgend eines verdeutſchten ſlowakiſchen Ortes in Ungern; aber in Magyaren werden ſie deſto häufiger metamorphoſirt.

3. Bis zum Jahre 1790 erhielt ſich die volltönende Sprache der Magyaren, ſo wie die Sprachen der übrigen dortigen Völkerſchaften, gleichſam nur incognito im Lande. Aber ſeitdem verbreitet und befeſtigt ſie ſich täglich mehr; und Herder war ein weit ſchlechterer Prophet als Bredetzky, indem er ſchrieb: »Nach Jahrhunderten wurde man vielleicht die Sprache der Magyaren kaum finden« — (Ideen zur philoſ. Geſchichte der Menſchheit. IV. Thl. S. 19). Er mochte wohl im Auge haben, was Kaiſer Joſeph II. zur Verdrängung dieſer Sprache that. Allein es ſcheint mir, als wenn der ſcharfſinnige Mann die menſchliche Natur in dieſem Punkte ein wenig verkannt hätte. Völker ein- und umſchmelzen iſt die Aufgabe bloß der Zeit, aber nichts weniger als der Gewalt. Und Niemand trug — obſchon unwillkurlich, zur Belebung der ungriſchen Sprache mehr bey, als eben der Kaiſer Joſeph. »Der ungriſche Wein läßt ſich nicht mit Waſſer miſchen,« — ſagen alle Weinkenner: eben ſo iſt auch der Magyare ſelbſt; eben ſo hält er was darauf, daß er ſo, wie er iſt, echt und unverfälſcht bleibe. Ein jeder Literator muß die Fortſchritte der ungriſchen Sprache, welche ſie ſeit 1791 gemacht, bewundern. Ich behalte mir vor, darüber in der Ethnographie der Magyaren ausführlicher zu ſeyn. Hier nur ſo viel, daß die Anzahl der Magyaren auch durch ſlowakiſche, rutheniſche, wlachiſche, ſerbiſche, ſchwäbiſche Convertiten täglich wachſe.

4. Die lateiniſche Sprache hat ſeit 1791 ungemein viel verloren. Aus übertriebener Liebe zu ihr ſchien die katholiſche Geiſtlichkeit Anfangs der magyariſchen auf Koſten des Lateins nicht hold ſeyn zu wollen; aber heut zu Tage ſchreiben ſchon viele katholiſche Geiſtliche ſehr gern ungriſch, und mit Ausnahme einiger (6) ſlowakiſchen, (6) ſlavoniſchen und croatiſchen Comitate, verlor die lateiniſche Sprache überall das Epithet der Geſchäftsſprache. Selbſt die königliche Statthalterey correſpondirt ſchon ſeit 1803 mit den Landesbehörden auch ungriſch. Eben darum verlegt ſich auch die heranwachſende Jugend beynahe fleißiger auf die gehörige Kenntniß der ungriſchen Sprache, als auf die der lateiniſchen, und es wird vielleicht eine Zeit kommen (hier befällt den Verfaſſer der nähmliche prophetiſche Geiſt, deſſen Eingebungen uns — wie oben — die Ehrenmänner Herder und Bredetzky beichteten), wo die ungriſche Jugend beyläufig auf die Art die Sprache der alten Römer lernen wird, wie uns, jetzt lebenden, die der alten Griechen in den Schulen explicirt wurde. Quod faxit Deus ut fiat proximo!

5. Die Ruthenen verlieren nach und nach viele Abtrünnige theils an die Slowaken, theils an die Magyaren; daher iſt ihre Sprache in Abnahme.

6. Die Wlachen, Croaten, Serben treten hier und da etwas, aber nicht viel an andere Sprachen ab.

7. Die Franzoſen ziehen nach und nach den Franzoſen aus, und werden,

ihren Nachbarn zu Liebe, Schwaben. Folglich ſteht es um dieſe Sprache nicht ſonderlich.

8. Die Juden ſchwatzen ihr Kauderwälſch neben den landesüblichen Sprachen fort, und die Talmudiſten ſorgen dafür, daß die Moſesſprache wenigſtens bey ihren Religionsübungen ertöne, auch ohne verſtanden zu ſeyn.

9. Die Klementiner und Armenier, ſo gering auch ihre Anzahl iſt, halten ſich an ihre Volksſprachen eben ſo feſt, wie die Macedo-Wlachen.

Dieß ſind meine Begriffe über die Sprachen, welche in Ungern geredet werden. Nicht nur mit Vergnügen, ſondern auch mit Dank bin ich bereit, jede Belehrung — wo ich etwa irriger Meinung bin — von Kennern anzunehmen; ich bitte höflichſt darum.

* * *

Gattenliebe.

Gattenliebe iſt die Wiege
Jeder Erdenſeligkeit,
Dort erkämpft Alcid die Siege
Über Schlangengift und Neid,
In der Gattenliebe Armen
Schlummert jeder Kummer ein,
Und mit Demuth und Erbarmen
Schließt ſie himmliſchen Verein.

Unſtät ſind des Jünglings Wege,
Die Empfindung irr' und wild,
Denn ihm fehlt die ſanfte Pflege,
Fehlt der Ruhe ſchönes Bild.
Schwankend iſt des Mädchens Hoffen,
Fürchtend geht ſie durch die Welt,
Denn es iſt kein Arm ihr offen,
Der ſie feſtiget und hält.

Da erſcheint der treue Gatte,
Drückt das Mädchen an ſein Herz,
Leitet, daß es nicht ermatte,
Es vertraulich heimathwärts;
Da, vom holden Weib umſchlungen,
Geht der Mann gerad' und recht,
Und durch ſanfte Huldigungen
Wird der Dorn zum Maygeflecht.

In des Hauſes kleiner Zelle
Waltet die Verſorgerinn,
Und des Lebens kühle Welle
Rieſelt wie durch Blumen hin;
Der Geſchäfte ernſte Mienen
Schrecken nimmer ihn zurück,
Denn es lächelt neben ihnen
Seiner Gattinn heit'rer Blick.

In der Liebe kleinen Freuden
Schwelgt ſich der Genuß nie ſatt,
Von dem Baum der Seligkeiten
Pflücken ſtill ſie Blatt für Blatt;
Reuelos iſt ihr Entzücken,
Nur gepflegt von Seelen-Werth,
Nur bezahlt mit Händedrücken,
Nur geſchmeckt am eig'nen Herd.

Stunden zählen ſie nach Küſſen,
Nach Genuß der Jahre Lauf,
Und es tritt mit zarten Füßen
Nur die ſchöne Zukunft auf.
Nimmer wechſeln dann die Zeiten,
Steter Lenz umſchlingt das Haus,
Denn der Liebe Flügel breiten
Roſen über ihnen aus.

Th. Hell.

* * *

Über den Charakter der franzöſiſchen Feldzüge.

Von Baron Larrey.

Der Baron Dr. J. Larrey, erſter Chirurg beym kaiſerlichen Feldſpital, hat Berichte über die meiſten franzöſiſchen Feldzüge von 1792 bis 1814, unter dem Titel: Mémoires de chirurgie militaire, herausgegeben. Der Verfaſſer iſt Erfinder eines neuen Syſtems, die Verwundeten zu behandeln, welches er Ambulances volantes nennt, und in den italieniſchen Feldzügen ausführte. Er ſtiftete nähmlich ein Corps von Chirurgen mit Aſſiſtenten, welche geübt waren, den Verwundeten auf dem Wahlplatze den erſten Verband anzulegen, um ſie ſchnell nach den fliegenden Hoſpitälern zu bringen, wovon man ſie bequem nach den ſtehenden Hoſpitälern hinführen konnte. Zu ihrer Beförderung hatte man eine Art von leichter Wagen; welche ſogar den hurtigſten Bewegungen des Vortrapps folgen konnten. — Dieſes Corps von Chirurgen, welches mit nach Ägypten ging, beſtand aus ausgezeichneten Subjecten, die von dem Anziehenden eines ſo romantiſchen Zuges gelockt wurden; aber das Schiff, welches den vollſtändigſten chirurgiſchen Apparat an Bord hatte, ward von den Engländern genommen. In dem erſten Treffen heilten die Verwundeten erſtaunend ſchnell in dieſem herrlichen Klima. Bey dem erſten Zuge durch die Wüſte ſtarben mehrere Offiziere vor Hitze, Durſt und Ermattung, aber dieſe Todesart ſchien dem Verfaſſer ungewöhnlich leicht, und einer der Sterbenden verſicherte, er befinde ſich in dem Zuſtande eines unbeſchreiblichen Wohlſeyns. Auf dem Marſche nach Suez im December war die Straße mit Gebeinen von Menſchen und allerley Thieren, Überreſten früher Reiſenden beſäet. Die Nächte waren ſo kalt, daß die Truppen nicht ſchlafen konnten, und Knochen waren ihre einzige Feuerung, da man in der ganzen ungeheuren Wüſte nicht einen einzigen Baum fand. Bey der Rückkehr von Damiette brach die Peſt aus. Die Leiden der Armee bey der Belagerung von Acre waren noch ſchrecklicher als beym Rückzuge durch die Wüſſe. Die Verwundeten wurden von der Peſt angeſteckt, und der brennende Wind in der Wüſte entraffte diejenigen, welche in der Beſſerung waren. Dazu kam noch eine andere Plage. Die Soldaten verſchluckten, bey dem heftigen Genuß von Waſſer aus den ſchlammigen Teichen, viele Blutegel von der Dicke eines Haars, welche ſich in der Kehle feſtſetzten, durch Blutſaugen ſo groß wie gewöhnliche Blutegel wurden, große Leiden und oft den Tod verurſachten. Es fehlt dem Verfaſſer an Worten, die Leiden der Armee im ruſſiſchen Feldzuge zu ſchildern. Als er bey Borodino Befehl erhielt, ſich auf eine große Schlacht zu bereiten, konnte er nicht mehr als 46 Chirurgen und Aſſiſtenten von den Regimentern zuſammen bringen. Der eiskalte Wind war ſo heftig, daß man kaum die Fackeln brennend erhalten konnte, bey denen die Verwundeten verbunden werden ſollten, und der ſchwer Verwundeten waren ſo viele, daß der Verfaſſer ſelbſt in den erſten 24 Stunden ungefähr zwey Hunderten die Glieder abnahm. Auf dem Rückzuge von Moskau war der Wind noch heftiger, und die Kälte bis 15° Reaumur geſtiegen. Übrigens iſt es merkwürdig, daß die Südländer beſſer die Kälte ertragen konnten, als die Holländer und Deutſchen; ſelbſt die Ruſſen litten mehr als die Franzoſen; daß aber die Polen weniger dabey litten, iſt eine entgegengeſetzte Erfahrung, welche der Verfaſſer dadurch erklärt, daß ſie aus Kleinaſien herſtammen, und daher an Charakter und Conſtitution mehr den Südeuropäern gleichen.

◆

Ein merkwürdiges Cabinets-Schreiben Friedrichs II.

Se. Königl. Majeſtät von Preußen, Unſer allergnädigſter Herr, laſſen Dero Oſtpreußiſchen Kammer, auf deren monatlichen Bericht vom 27ſten, von den Umſtänden im dortigen Departement, für den Monat Auguſt, hierdurch zu erkennen geben: wie Höchſtdieſelben dabey nichts thun können, daß ſie dorten eine etwas naſſe Ernte gehabt haben, es hat hier und an andern Orten auch viel geregnet, und dennoch iſt die Ernte recht gut geweſen, mithin iſt auch kein Zweifel, ſie werden dort ebenfalls eine recht gute Ernte haben, und es wird auch nun ſchon eine trockene Witterung ſich eingefunden haben, wie dieß auch hier geſchehen iſt; wonach alſo die Kammer ſich zu richten hat.

Berlin, am 10. September 1785. Friedrich.

An die
Oſtpreuß. Kammer.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Herr Seipelt hat am 18. März im Theater an der Wien die erſte Vorſtellung von: Moſes, oder der Auszug aus Egypten, große Oper in drey Aufzügen, nach dem Italieniſchen von Herrn Joſeph Ritter v. Seyfried frey bearbeitet, Muſik von Roſſini, zu ſeinem Vortheile gegeben. Das Haus war gedrängt voll, das Werk wurde ſtellenweiſe mit großem, im Ganzen aber doch nur mit getheiltem Beyfalle aufgenommen, und dürfte, aller Zugaben ungerechnet, kein Caſſe-Stück werden. Die Muſik beurkundet nur an zwey Stellen das wahrhafte Genie ſeines Verfaſſers, übrigens aber iſt ſie faſt nur ein Aggregat von Verſtößen gegen die Situation, den Menſchenverſtand, die Regeln des Satzes und der Originalität, ſie iſt überdieß beynahe ganz entlehnt, da uns immer daſſelbe, aus den andern Werken des Tonſetzers bekannte, und zwar ſtets auf dieſelbe Weiſe wieder aufgetiſcht wird. Bey den Arien und Duetten z. B. vernehmen wir zuerſt einen nichtsſagenden Lärm, der zu einer Aushaltung führt; dann treten die Saiteninſtrumente im Pizzicato ein, die ſchon abgenützte Cabaletta beginnt, und wer es nicht beſſer weiß, ruft ſein Bravo. Bey den mehrſtimmigen Stücken macht auch der Lärm den Anfang; eine Aushaltung, das Tempo wird verändert, und nun beginnt ein unregelmäßiger Canon, wo jede andere Leidenſchaft ſchweigt und alle beben oder ſich verwundern, darauf erwachen ſie, machen wieder einigen Lärm, eine neue Fermate folgt, dann Pizzicato, die Cabaletta, das Crescendo, einige Übergänge und der Schluß. Man ſieht, daß die Textur ſolcher Stücke nicht eben kunſtreich iſt, daß ſie nicht viel Studium braucht, und ihre Anwendung auch nicht viel Mühe koſtet, da das Formulare für alle Fälle gilt, und ohne Unterſchied überall anwendbar iſt. Indeſſen geht dieſes im Komiſchen eher an, im Tragiſchen aber iſt es nirgend an ſeinem Platz, am allerwenigſten aber bey einem ſo erhabnen Stoffe, als Moſes eigentlich ſeyn ſollte, jedoch hier nicht iſt. Daß Roſſini auch das Würdige würdig behandeln könne, wenn er will, ſtellen wir indeſſen gar nicht in Abrede, dieß beweiſet Othello's dritter Aufzug und die wunderſchöne Introduction aus G moll in eben dieſem Moſes, die Furcht und Bangigkeit herrlich ausdrückt, ein Ganzes bildet, und durch die ſtets wiederkehrende Figur in der Begleitung immer neuen Reiz erhält. Dieſe Introduction wurde ſchwach beklatſcht und kaum gewürdigt, nachdem das Publikum die Ouverture, welche Roſſini ſchon zu einer andern Oper, und zwar zu Eduard und Chriſtine, nur mit einer andern Einleitung, verwendet hatte, und die an alle ſeine frühern Arbeiten, beſonders an Othello erinnert, ſtürmiſch empfangen und faſt wiederholen laſſen wollte. Auch das folgende Gebet Moſes mit Trompeten und Poſaunenbegleitung, und der Augenblick, wo die Wolken ſchwinden und der unwillkürlich an Haydn's Schöpfung erinnert, ſind ſehr ergreifend; von nun an konnten wir aber kaum etwas entdecken, was uns angeſprochen hätte. Wir fanden nichts als Bekanntes, ſowohl im erſten Duette der Liebenden, als im zweyten aus G dur, was an Mozart's Vergißmeinnicht mahnt, und repetirt werden mußte. Das Quartett im Grabmahle hat einiges Gute, doch ſteht es nicht an ſeinem Platze, es wurde, vielleicht wider das Erwarten der Beyfallſpender, auch wiederholt. Das Duett zwiſchen Vater und Sohn, ſo wie das Finale des zweyten Aktes ließen kalt. Die Introduction zum dritten Akte iſt unpaſſend. Die darauf folgende Preghiera aus G moll haben wir ſchon früher gehört, und zwar hatte ſie damahls Herr Operndirektor v. Seyfried, wenn wir nicht irren, nach dem Clavierauszuge inſtrumentirt; der Verfaſſer hat aber für gut befunden, die große Trommel dem Accompagnement beyzugeben, was keine gute Wirkung macht. Überhaupt iſt dieß letztere Inſtrument ſehr beſchäftigt und thut dem muſikaliſchen Ohre oft weh. Im Ganzen iſt, wie geſagt, des eigentlich Werthvollen wenig da, und auch die ſchmeichleriſchen Weiſen des Tonſetzers, die eigentlich die Hände in Bewegung ſetzen, findet man nur ſpärlich ausgeſtreuet. Die Ausſtattung war würdevoll. Die Dekorationen mit der Pyramide in der Perſpektive ſind ſehr ſchön, ſo auch die Schlußdekoration, mit dem etwas engen Meere und der ſtrahlenden Verklärung; auch das Coſtume verdient Lob. Die Darſtellung ließ manches zu wünſchen übrig; einige Rollen waren unſicher einſtudiert; ein Mahl wurde ganz gefehlt. Elcia, die junge Hebräerinn, hatte mehrere gute Momente im Geſange, doch intonirte ſie nicht immer rein. Sie wurde am Schluſſe des zweyten Aktes gerufen. Pheriſis ſang Einiges recht gut, Einiges glückte ihm minder. Seſoſtris hatte ſich zu große Augenbraunen gemacht, ſein Geſang war nicht erbaulich. Moſes und Aaron konnten keinen Beyfall erlangen. Erſterer wurde am Ende gerufen und dankte dem gewöhnlichen Formulare getreu. Das Orcheſter war zahlreich beſetzt; wir zählten zwölf Trompeten, fünf Trombonen und ſechs Hörner; dennoch machten ſie nicht viel Wirkung, weil theils die Kraft, theils die Herzhaftigkeit fehlte, Herr v. **Seyfried** dirigirte mit vieler Präciſion.

Allgemeiner theatraliſcher Anzeiger. Der gefeyerte Dichter Hr. **Grillparzer** ſoll ſich, dem Vernehmen nach, entſchloſſen haben, die Geſchichte der **Hero** und des **Leander** für die Bühne zu bearbeiten.

Die in **Leipzig** mit vielem Beyfall aufgenommene Zauberoper: **Das Zauberglöckchen**, nach dem Franzöſiſchen von Herrn **Treitſchke**, Muſik von **Herold**, wird, wie es heißt, nach Oſtern auf dem k. k. Hofoperntheater gegeben werden.

Herr **Paulmann**, ein im Fache der Intriganten ſehr beliebter Schauſpieler, hat in Folge einer Zwiſtigkeit mit einigen Offizieren, das Hoftheater zu **Hannover** verlaſſen, das ſeinen Abgang ſehr bedauert.

In **Hamburg** hat das Luſtſpiel: **Die Schauſpieler**, nach dem Franzöſiſchen, von Hrn. **Vogel**, gefallen; auch **Caſtelli's** kleines Luſtſpiel: **Der Prinz kommt**, fand daſelbſt beyfällige Aufnahme.

Der Flüchtling, heißt ein kleines metriſches Luſtſpiel, von **Bondy**, das in **Berlin** mit Beyfall gegeben wurde.

Herr **Kornthener** verläßt die Peſther Bühne und geht nach **Prag**.

Bey **Hartleben** in **Peſth** iſt der dritte Band von A. **Bäuerle's** komiſchem Theater erſchienen. Es enthält: **Der Fiaker als Marquis**, komiſche Oper in drey Akten; **die Geſpenſterfamilie**, Schwank in einem Akt, und **der verwunſchene Prinz**, lokale Parodie in zwey Akten.

Paccinis Oper: **Adelaide und Comingo**, wurde in **Pavia** mit glänzendem Erfolge gegeben. Beſonders gefiel der Baſſiſt Sign. **Corbetta**.

Über S. **Mayers** neueſte Oper: **Fedra**, fällt ein Sachverſtändiger folgendes Urtheil: In dieſem Werke finden ſich unſtreitig Meiſterſtücke, auch iſt keine Nummer darin, die nicht Spuren der unverkennbaren Meiſterhand enthielte, und doch iſt dieſe Oper in ſechs Wochen geſchrieben!!

Von der Tragödie: **Virginius**, von **James Sheridan Knowles**, iſt in **London** eine zweyte Auflage erſchienen. Man zählt ſie zu den beſten der neueren Zeit; dabey hat ſie den weſentlichen Vorzug, daß ſie ſich für die Bühne eignet. Der Schauſpieler **Macready** verdankt der Hauptrolle ſeinen Ruf.

Im Theater Gymnase dramatique zu **Paris** iſt am 17. März ein neues Luſtſpiel: Le jeune homme en loterie (der junge Mann in der Lotterie), gegeben worden, welches entſchiedenen Beyfall erhielt. Der Inhalt iſt kurz folgender: Ein junger Verſchwender hat Alles verloren, was ſein gehört, bis auf ſeine Perſon. Er beſchließt, dieſe in der Lotterie auszuſpielen, verſteht ſich, daß nur Damen darauf Loſe nehmen können, das Los koſtet 1000 Fr. Früher ſchon iſt der Onkel des jungen Menſchen, der eben zu rechter Zeit aus Amerika als ein Millionär zurückgekommen iſt, als Intendant unerkannt in deſſen Dienſte getreten, und **Valcour** (ſo heißt der junge Verſchwender) hat ſich in deſſen Tochter, alſo in ſeine Couſine, verliebt. Dieſe verkleidet ſich nun als Engländerinn, und bedeckt mit einem Shawl kommt ſie und nimmt alle 90 Loſe, welche ſie aus der Chatouille ihres Vaters mit 90000 Fr. bezahlt. **Valcour**, der nun ſein Los einſieht, geſteht ihr, daß er ſie nicht lieben könne, da ſein Herz ſchon ſeiner Couſine gehöre. Da wirft dieſe den Schleyer von ſich, eilt in ſeine Arme, und belohnt ihn durch ihre Hand für ſeine Liebe. Der Verfaſſer iſt Herr **Duval**, Mitglied der Akademie.

24 Meilen von **Liſſabon**, in der Umgegend von **Leiria**, hat ſich ein neuer Vulkan durch eine fürchterliche Eruption gezeigt. Er iſt in der Mitte einer unfruchtbaren ſchroffen Gebirgskette.

In der Stadt **Berber** in Nubien und auf dem Wege nach **Sennaar** iſt eine Art Hirſe, **Dhurra** genannt, und ſpaniſche Thaler das gewöhnliche Geld. Jede Sache von geringerm Werthe hat ihren Preis in Dhurra, die nach Selga oder Handvoll gemeſſen wird. Man kann ſich leicht denken, daß häufig Streitigkeiten zwiſchen Käufer und Verkäufer über die ungleiche Größe ihrer Hände entſtehen; in ſolchen Fällen wird gewöhnlich ein Dritter herbey gerufen, um die Dhurra zuzumeſſen. Außerdem gebraucht man auch als Geld den Dammur, ein grobes Kattunzeug, das in der Nachbarſchaft von Sennaar verfertigt wird, und hauptſächlich den Leuten dieſer Gegend zu Hemden dient; ein Stück Dammur reicht gerade zum Hemde eines ſtarken Mannes hin, und heißt Tob oder Tob Dammur. Zwey-Tob gelten ungefähr einen Thaler.

In Paris wird ein Dictionnaire de Médecine erſcheinen, welches alle Theile der Heilkunde umfaßt. 25 Ärzte in Paris, meiſtens Profeſſoren, dann ein großer Theil der Mitglieder der Académie royale de Médecine haben ſich zur Herausgabe dieſes Werkes verbunden.

Den Nachrichten eines ſich gegenwärtig in Spanien aufhaltenden deutſchen Gelehrten zufolge, können die Spanier gar nicht begreifen, daß die Deutſchen für die ältere ſpaniſche Literatur ſolche Hochachtung hegen. So ſehr iſt aller Sinn für Poeſie aus dieſem Lande verſchwunden!

Die Eyer der Flußſchildkröten, welche man auf den Sandbänken der Ufer der Braſiliſchen Flüſſe findet, haben den Umfang einer großen Kirſche, und eine harte, glänzend weiße Schale. Die Flußſchildkröte verſcharrt ſie im Sande, und ſie werden emſig aufgeſucht, da ſie eine angenehme Nahrung geben, und nicht den unangenehmen Fiſchgeſchmack der Meerſchildkröten-Eyer haben.

In Amerika werden die Blätter der Cassia marilandica, welche in Carolina wächſt und ſich auch bey uns in Gewächshäuſern findet, ſtatt der Sennes mit dem beſten Erfolge gebraucht. Da man dieſe Pflanze auch in Deutſchland bauen kann, und ſelbe in ſolcher Menge gebraucht wird, ſo wäre es für den Ackerbau eben ſo wichtig, als nützlich, ſie im Inlande zu erzeugen.

Der weite Stamm des Baumes Bombax ventricosa des Aruda, der in Braſilien wächſt, iſt mit ſaftigem weichen Mark angefüllt, in dem man mehrere große Larven von Kerfen (Inſekten) findet, welche die Botocudos aufſuchen und gebraten begierig verzehren.

In Amerika hat man eine neue Flinte erfunden, mittelſt der man in 16 Sekunden acht Kugeln abfeuern kann. Sie hat zwey Schlöſſer, eines an dem gewöhnlichen Orte, und das andere beynahe mitten auf dem Laufe. Die Kugeln ſind durchbohrt, und durch dieſelben wird ein kleiner Zünder geſteckt, welchen die daran befeſtigte Patrone entzündet, indem man den Drücker vermittelſt eines Drahtes ziehet.

Unter den Hallenga im Lande Taka in Nubien herrſcht die Sitte, daß, wenn ein junger Menſch ſich ſeiner größern Tapferkeit in Gegenwart eines andern rühmt, letzterer ſein Meſſer zieht, und ſich einige Fleiſchwunden in ſeinen Armen, Schultern und Seiten beybringt; dann gibt er das Meſſer dem Prahler, der bey ſeiner Ehre gehalten iſt, ſich noch tiefere Wunden in ſeinem eigenen Leibe zu ſchlagen, oder auf immer in Anſehen ſeinem Gegner zu weichen.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625), wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 21 fl. W.W. halbj.— Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

28.

(Wien, Samstag den 7. April.)

Marino Falieri*).

Nach dem Tode des trefflichen Dandolo im Jahre 1354 verſammelten ſich die Väter der Republik Venedig zur Wahl eines neuen Oberhauptes. Marino Falieri aus edlem, um das Vaterland hochverdientem Geſchlechte entſproſſen, ausgezeichnet durch glänzende Kriegesthaten und geiſtvolles Wirken in der Staatsverwaltung, war dieſes Mahl der Mann, der einſtimmig an die Spitze der Republik geſtellt wurde. Er befand ſich eben am Hofe Innocentius VI. in diplomatiſchen Angelegenheiten, und erfuhr erſt auf der Rückreiſe ſeine ehrenvolle Erhebung. Zu St. Clemens, beſtieg er den Bucentaur, der ihn nach Venedig bringen ſollte; allein ein plötzlich losbrechender Sturm drohte ihm im Angeſichte der Inſelſtadt den Untergang, und nur mit Mühe und Lebensgefahr gelang es ihm, auf einer Gondel den Marcusplatz zu erreichen. Eine ungeheure Volksmenge war ungeachtet des heftigen Ungewitters herbeygeſtrömt, und miſchte ihren Jubel in das Rollen des Donners.

Schriftſteller und Volksſagen verſichern, Falieri ſey damals, im Gedränge des Weges nicht achtend, zwiſchen den Säulen des Richtplatzes durchgegangen, und dieſer zufällige Umſtand habe die abergläubigen Venezianer mit trüben Ahnungen erfüllt. Sonderbar genug iſt es, daß ſeine Regierung die traurigſten Begebenheiten in Venedigs Geſchichte bezeichnen; Kriege, Hungersnoth, Erdbeben und die Peſt wütheten in dem unglücklichen Staate und nagten furchtbar an ſeinen Kräften. Kaum ſchwanden dieſe Plagen, ſo nahte jene Kataſtrophe in Falieri's Leben, die der gefeyerte Britte Lord Byron zum Stoffe ſeines Trauerſpiels gewählt hat.

Falieri, bereits ein Greis, hatte ſich mit einem jungen überaus ſchönen Fräulein patriziſcher Herkunft vermählt, welches der Gegenſtand der Anbethung vieler edler Venezianer war, und wie die Geſchichte ſagt, ſoll die junge, feurige Dogareſſa gegen die Leidenſchaft eines ihrer Verehrer, des liebenswürdigen Michael Steno, nicht unempfindlich geweſen ſeyn, und Falieri durch den freyen Zutritt, den er dem jungen Manne in ſeinem Hauſe geſtattete, deſſen vertrauten Umgang mit der Herzoginn begünſtigt haben, ohne den geringſten Argwohn zu hegen.

---

*) Siehe Conv. Bl. Nr. 3. 1821. Seite 27.

Doch nicht lange blieb ihm Steno's Leidenſchaft ein Geheimniß. Er entbrannte in Wuth, als er die Gefahr ſah, in der die Ehre ſeines Hauſes ſchwebte. Steno's Verderben war nun in ſeinem Innern beſchloſſen, ohne daß er etwas öffentlich gegen ihn zu unternehmen wagte, da Steno Mitglied der Quarantie war und im Adel einen mächtigen Anhang hatte. Bald jedoch brach ſeine verſchloſſene Wuth aus. Der Carneval hatte Venedigs Bewohner in frohe Bewegung geſetzt. Das Volk beluſtigte ſich in buntem Gewühle. An einem dieſer Tage ſah der Doge an der Seite ſeiner Gemahlinn, umgeben von einem glänzenden Hofſtaate dem lauten Gewimmel von einer Tribune zu, auf der ſich bald auch Michael Steno einfand, und um ſich recht in dem Glanze der wunderſchönen Dogareſſa zu ſonnen, einen Platz in ihrer Nähe einnahm, ſeine glühenden Blicke unverwandt auf die Angebethete heftend. Der wachſamer gewordene, ſcharf umherſpähende Doge erblickte kaum den gehaßten Bewunderer ſeiner Gattinn, als er zornſchnaubend den Befehl gab, Steno von der Tribune zu entfernen. Mit dem Vorſatze, ſich empfindlich zu rächen, verſchwand der Beleidigte im Volksgewühle.

Noch war eine Viertelſtunde nicht verfloſſen, als man am Sitze des Doge einen Zettel angeklebt fand, der ſein eheliches Verhältniß in einem beißenden Epigramme den ſtaunenden Höflingen preis gab, welche auch gleich mit gewohnter Dienſtfertigkeit den Gebiether davon unterrichteten. Falieri ſetzte Alles in Bewegung, den Verfaſſer zu entdecken; auch der Senat ließ ihm nachſpüren; vergebens. Da erſchien Steno vor der verſammelten Signoria und gab ſich als den Thäter an. Maskirt war er bald nach ſeinem Verſchwinden von der Tribune wieder dahin zurückgekehrt, und hatte Gelegenheit gefunden, das Epigramm unbemerkt an den herzoglichen Stuhl zu kleben; »nur der ſchimpfliche Befehl Falieri's, ihn von der Tribune zu entfernen«, verſicherte er, »habe ihn zu dieſer Rache verleitet.« — Sein Freymuth, die Würde, mit der er ſprach, die Wahrheit ſeines Gefühls, die in Wort und Miene ſich kund gab, ſtimmte einen großen Theil der Signoria für ihn; doch der Herzog war auch beleidigt und dieſem mußte Genugthuung werden. — Welche Verlegenheit für die ehrwürdigen Väter! — Weiſe, wie immer, entzogen ſie ſich dem Handel, der ihre Pflicht und ihre Freundſchaft für Steno auf eine ſo harte Probe ſetzte. Sie verwieſen die Austragung der Sache vor die Schranken der Quarantie. Dieſer Gerichtshof ſollte eines ſeiner erſten, mächtigſten Glieder richten. Er that es, und belegte Steno mit einmonathlichem Gefängniſſe.

Dieſer in den Augen Falieri's zu gelinde Urtheilsſpruch machte auf das Gemüth des Stolzen den übelſten Eindruck. Sein glühender Haß gegen Steno und die mächtigen Patrizier kannte keine Gränzen mehr. Unumwunden äußerte er ſeine Geſinnungen, und es währte nicht lange, ſo wandelte Venedigs Adel auf einem gährenden Vulkane.

Falieri hatte den Untergang der Patrizier beſchloſſen, und wartete nur einen günſtigen Augenblick zur Ausführung ſeines geheimen Plans ab. Bald erſchien dieſer. Bertuccio, Befehlshaber der republikaniſchen Seemacht, wurde von dem Vorſteher des Arſenals, Giovanni Dandolo, empfindlich beleidigt. Der rauhe, ungebeugte Seemann ſuchte den Schimpf mit Dandolo's Blute zu löſchen, raffte aus den Hefen des Volkes eine Rotte zuſammen und verfolgte ſeinen Beleidiger. Der Geängſtigte verbarg ſich und ſuchte Schutz beym Doge und Senat. Falieri ließ den Admiral vorrufen, verwies ihm öffentlich ſein blutdürſtiges Unternehmen, und zwang ihn durch einen Eid, ſeine Rache aufzugeben. Knirſchend gehorchte Bertuccio und verließ, Falieri'n und die Signoria verwünſchend, den fürſtlichen Pallaſt.

In der Nacht jedoch beſchied Falieri den Aufgebrachten auf geheimen Wegen in ſein innerſtes Gemach, und eröffnete daſelbſt dem erſtaunten Bertuccio, »wie er nur öffentlich Strenge gegen ihn geheuchelt habe, im Herzen ihm aber vollkommen Recht gebe, wie er ſeine Geſinnungen gegen den herrſchſüchtigen, übermüthigen Adel genau kenne und theile, wie er feſt entſchloſſen ſey, die ſchimpflichen Feſſeln, die ſeine herzogliche Würde belaſten, zu zerbrechen und frey über Venedig zu herrſchen, — er glaube in dem tapfern, unternehmenden Seehelden den Mann gefunden zu haben, der in ſeine Abſichten eingehe, dem er ſich vertrauen könne und der ihm zur Erreichung ſeines erhabenen Zieles mit kräftiger That behülflich ſeyn werde — daß er endlich ein ſo großes Verdienſt um ſeine herzogliche Perſon und das gedrückte Volk mit den höchſten Ehrenſtellen und unveränderlicher Gunſt belohnen wolle.« — Durch des Fürſten Vertrauen geſchmeichelt, entzückt von den glänzendſten Ausſichten in die Zukunft und hoch erfreut über die erſehnte Gelegenheit, ſeine Rache an Dandolo ungeſtraft üben zu können, verſicherte Bertuccio durch furchtbare Schwüre den Herzog ſeiner Treue; und nun beſprachen ſie ſich vertraut über die Art und den Zeitpunct ihrer Unternehmung.

Bertuccio mit den Geſinnungen des Pöbels vertraut und ſein Liebling, übernahm es, dieſen ſowohl ſelbſt als durch einige treue Anhänger zu bearbeiten. Er hatte bald eine nicht geringe Anzahl Mißvergnügter beyſammen, auf die er rechnen konnte. Die Ausrüſtung einer Flotte gegen das feindliche Genua — welche eben betrieben wurde, gab den Verſchwornen einen erwünſchten Vorwand, Mannſchaft für ihre Abſichten zu werben. Nebſtbey verſäumten ſie nicht, das Volk gegen den Adel immer mehr zu erbittern, und ſo reifte in kurzer Zeit der fürchterliche Plan ſeiner Ausführung entgegen. Nun hielten die Häupter der Verſchwörung mit mehreren der vertrauteſten Glieder eine geheime Verſammlung, in welcher der Tag des Ausbruches feſtgeſetzt wurde. Man kam überein, daß am Abend desſelben Tages das Annähern einer genueſiſchen Flotte verkündet, bey einbrechender Mitternacht mit der Sturmglocke des Marcusthurms die Einwohner zur Vertheidigung aufgefordert — dieſes aber den Verſchwornen ein Zeichen ſeyn ſolle, ſich zu verſammeln, und das Morden der vornehmſten adeligen Familien zu beginnen; zugleich ſolle Marino Falieri zum unumſchränkten Alleinherrſcher Venedigs ausgerufen werden.

Schon nahte der verhängnißvolle Abend, als ein Verſchworner Entdecker des furchtbaren Geheimniſſes wurde. Bentiale, ein Piſaner, mit dem Patrizier Leoni innig befreundet, wollte dieſen — eines der erſten Opfer auf der Mordliſte der Verſchworenen — retten, und beſchwor ihn, bey einer geheimen Zuſammenkunft, unverzüglich Venedig zu fliehen. Leoni wußte dem Warnenden ſein Geheimniß zu entlocken, und, indem er Bentiali durch ſeine Diener bewachen ließ, ſandte er ſchnelle Bothſchaft an den Rath der Zehner, deſſen Mitglied Leoni war. — Zu St. Salvadore verſammelte ſich alſobald dieſes Tribunal, zog die Quarantie und Ceſtiera der geheimen Sitzung bey und traf mit bewundernswürdiger Klugheit und Schnelligkeit in kaum zwey Stunden ſo wirkſame Maßregeln zur Unterdrückung der drohenden Gefahr, daß die Verſchworenen, hievon unterrichtet, in paniſchen Schrecken geriethen, ein Theil die Flucht ergriff und der andere durch die Arſenaloten verhaftet wurde. Unter den letzteren war Bertuccio und der bekannte Bildhauer Scalanderio. Der Pallaſt Falieri's wurde mit Bewaffneten beſetzt, ehe dieſer entfliehen konnte. Noch in derſelben Nacht hielt der Rath der Zehner Gericht, ächtete die Flüchtlinge, ſetzte Preiſe auf ihre Köpfe, und ließ die Gefangenen hinrichten, bis auf Scalanderio, der, aus Achtung für ſeine Kunſt, zu lebenslänglicher Haft verurtheilt wurde.

Die aufgehende Sonne fand die Blutrichter noch verſammelt, um das gräßliche Urtheil über das verbrecheriſche Haupt des Staates zu fällen. Falieri erſchien. Kein Zeichen ſeines Ranges war ſichtbar an ihm. Ein gemeiner Bürger trat er vor die Schranken des hohen Gerichtes und ward — ſeines Verbrechens überwieſen — zum Tode verdammt. Man geſtattete ihm Friſt zur Aufſetzung eines Teſtaments und zur geiſtlichen Vorbereitung; darauf wurde er auf die ſogenannte Krönungs-Treppe geführt, wo er unter allgemeinem Jubel den Herzogshut empfangen hatte. Starres Entſetzen ergriff das verſammelte Volk, als es Falieri'n erblickte, und nur der dumpfe Fall ſeines Hauptes war durch die ſchauerliche Stille hörbar.

Der Leichnam wurde in ſeiner Familiengruft beygeſetzt und die Grabſchrift lautet:

Dux Venetum jacet hic, patriam qui deperdere tentans,
Sceptra, Decus, Censum perdidit, atque Caput.

J. W. S.

Felix Immerfroh.

Ihr lebt hinein in's Leben
Und wißt nicht, was ihr wollt,
Verſteht nicht was zum Glücke
Ihr thun und laſſen ſollt;
Drum ſtell' ich Euch ein Männlein,
Das ſtets in jubilo
Gelebet, hier zum Vorbild,
Den Felix Immerfroh:

Er wendet nichts auf Kleider,
Die Mode haßt der Mann,
Es ſoll — ſpricht er — der Schneider
Nicht werden mein Tyrann:

Ein alter grauer Mantel,
Ein breiter Hut von Stroh,
Das iſt die ganze Zierde
Des Felix Immerfroh.

Ein Tiſch, ein Stuhl, ein Lager,
Ein alter Krug von Zinn,
Ein Bild von ſeinem Liebchen,
Ein Koffer und nichts drin,
Dann eine lange Pfeife,
Stets brennend lichterloh,
Das iſt der ganze Reichthum
Des Felix Immerfroh.

Sich ſchnell in Alles fügen,
Was nicht zu ändern iſt,
Die guten Weine kennen,
Verſtehen, wie man küßt,
Um Weltlauf ſich nicht kümmern,
Ob's ſo iſt, oder ſo,
Das iſt die ganze Weisheit
Des Felix Immerfroh.

Sich einſtens niederlegen
Mit ſilberweißem Haar,
Und ſprechen: Herr! ich fühl' es
Jetzt iſt es mit mir gar! —
Ein Lächeln auf dem Munde
Wenn ſchon der Geiſt entfloh,
So wird das Ende werden
Des Felix Immerfroh.

J. F. Caſtelli.

* * *

Die Fürſten von Schwarzenberg *).

Dieſes fürſtliche Haus erkennet gleich den in Bayern blühenden Grafen von Seinsheim einen gemeinſamen Stammvater an Conraden, einem Sohne Ervingers, Herzogs in Allemannien, der ſich nach dem von ihm um das Jahr 920 erbauten Schloſſe Seinsheim an den Gränzen des Ardenner-Waldes zuerſt einen Herrn v. Seinsheim nannte. Dieſes Conrad's Nachkommen im zweyten Gliede, Heinrich Herr zu Seinsheim, hatte zwey Söhne, Friedrich und Hildebrand; jener wurde durch ſeine Descendenz der Stammvater der noch gegenwärtig in Bayern in den Linien zu Sinching und Weng blühenden Grafen von Seinsheim; dieſer hingegen wurde durch ſeinen Enkel Erkinger der nächſte Ahnherr aller heutigen Fürſten von Schwarzenberg.

---

*) Dieſem Aufſatze werden einige andere folgen. Sie ſind ſämmtlich Auszüge eines genealogiſch-heraldiſchen Werkes, welches den geſammten Herren- und Ritterſtand der verſchiedenen öſterreichiſchen Erblande umfaßt, und deſſen Erſcheinen um ſo erfreulicher ſeyn dürfte, als bereits mehrmahlen öffentlich das Bedürfniß desſelben ausgeſprochen worden iſt. (Sammler. Archiv.)

Erkinger, Herr von Seinsheim (ein Sohns Michaels und Margarethens von Roſenberg) geb. 1362, † 1437, erkaufte zuerſt von Oßwalden, Grafen von Truhendingen, 1400 in octava sct. Andreae apost. das Erb-Jägermeiſteramt des Hochſtiftes Würzburg, dann 1420 von den Herren von Weſtenberg die Herrſchaft Schwarzenberg in Franken, und 1429 das Schloß Hohen-Landsberg ſammt Dornheim von dem Biſchofe zu Würzburg. Er ward hierauf von Kaiſer Sigismund I. wegen ſeiner dem Kaiſer und Reich in Italien und Böhmen geleiſteten Dienſte sub dato 11. July 1429 zu einem unmittelbaren Reichs-, Frey- und Banner-Herrn mit Sitz und Stimme im fränkiſchen Grafen-Collegium erhoben, und ein Freyherr von Schwarzenberg betitelt. Er hatte zwey Gemahlinnen: a) Annen von Stibra, b) Barbara, Gräfinn von Abensperg, eine Tochter Jodoks und Agneſens, Gräfinn von Schaumburg, deren letztere Schweſter Anna die Mutter der mit Kaiſer Sigismund verehlichten Gräfinn Barbara von Cilly war. Mit ſeinen zwey Söhnen, Michael, erſter, und Sigismund, zweyter Ehe, hat ſich gleich damahls ſeine Nachkommenſchaft in zwey Linien getheilet.

Sigismund, der jüngere Sohn, † 1502, bekam Schwarzenberg und Hohenlandsberg, war mit Eva, Gräfinn von Erbach verehlicht, und gründete die jüngere Linie der Freyherren von Schwarzenberg, aus welcher ſein Urenkel Otto Heinrich, der Kaiſer Max II. und Rudolph II. oberſter Hofmarſchall und Reichshofraths-Präſident, mit ſeinen Brüdern und Vettern Johann, Friedrich, Georg und Chriſtoph sub dato Augsburg 21. May 1566 in den Reichs-Grafenſtand, auch die Herrſchaft Schwarzenberg zu einer Reichs-Grafſchaft erhoben wurde. Dieſe Linie erloſch 1646 mit Graf Georg Ludwigen zu Schwarzenberg und Hohen-Landsberg, Ritter des goldenen Vließes, Erzherzogs Carl zu Öſterreich und Steyermark geheimen Rath, Hofmarſchall, und Gouverneur der türkiſchen Gränzen, der durch ſeine Vermählung mit Annen Neumanninn von Waſſer-Leinburg, einer Witwe und Erben Chriſtoph, Grafen von Lichtenſtein-Murau, die Herrſchaften Murau, Reiffenſtein und Frauenburg erheirathete, und ſelbe mit Schwarzenberg und Hohen-Landsberg an Graf Joſeph Adolphen älterer Linie vererbte.

Michael, Erkingers älterer Sohn, † 1469, ſetzte mit ſeiner Gemahlinn, Gertraud, einer Freyinn von Cronberg den Stamm der ältern Freyherren von Schwarzenberg in Franken fort. Seine Deſcendenz ſchied ſich mit ſeines Enkels Erkingers (verm. mit Appollonia, Gräfinn von der Mark) zwey Söhnen, Edmund und Wilhelm in eben ſo viele Linien.

Edmund erbte von ſeiner Mutter mehrere Güter in den Niederlanden und im Stifte Lüttich, die er durch ſeine Heirath mit Eleonore, Gräfinn von Rill, aus dem Hauſe Corswarem, einer reichen Erbin, noch vermehrete. Seine Nachkommen, die Lütticher Schwarzenberge, verblühten in ſeinen Urenkeln mit Juſtinen Marien Gräfinn von Schwarzenberg, geb. 1647, † 1692, die an Maximilian Grafen von Dietrichſtein, vermählet war.

Wilhelm, Edmunds älterer Bruder, war Kaiſer Carls berühmter General; er hatte mit Catharinen von Neſſelrode, den Sohn Wilhelm II. († 1557 in der Schlacht bey St. Quintin) und dieſer mit Annen von Harff, einer reichen Erbinn der Herrſchaften Gimborn, Neuſtadt am Kocher und Ahlsdorf in Weſtphalen, den Sohn Adolph.

Dieſer, geb. 1554, machte ſich als kaiſ. General-Lieutenant durch den 1598 bey Raab gegen die Türken erfochtenen glänzenden Sieg berühmt, und wurde von Kaiſer Rudolph II. mit Diplom, datirt Prag den 5. Juny 1599, in den Reichs-Grafenſtand erhoben, auch zum Andenken ſeiner erworbenen Verdienſte ſein Wappen mit einem Raben, der einem Türkenkopf in die Augen hackt, vermehret. Er wurde den 29. Juny 1600 vor Papa in Ungern erſchoſſen, und hinterließ von Margarethen Wolfinn v. Metternich zur Gracht, den Grafen Adam v. Schwarzenberg, geb. 1584, † 1641, der des Churfürſten Georg Wilhelm zu Brandenburg Statthalter der Chur-Mark, und nach dem Tode ſeiner Gemahlinn, Margarethen Freyinn v. Pallant, Erbinn der Herrſchaft Weibelskirchen, des Johanniterordens Herrenmeiſter zu Sonnenberg war.

Sein Sohn, Graf Johann Adolph, wurde, nachdem er bey Abgang der jüngern Linie der Grafen zu Schwarzenberg, deren Stammgüter Schwarzenberg und Hohenlandsberg, Weſſerndorf und Geißelwind, ſo wie Murau, Reiſſenſtein und Frauenburg in Steyermark ererbt, und von Franz Ludwig Freyherrn von Seinsheim 1655 die bisher zwiſchen beyden Familien ſtreitig geweſenen Fideicommiß-Güter in Franken, Marktbreit, Hohen- und Nieder-Kottenheim, Sechaus, Hanndorf und Amphorach mittelſt Vergleich an ſich gelöſt, endlich auch in Böhmen die großen Herrſchaften Wittingau, Frauenberg, Poſtelberg und Kornhaus erkauft hatte, von Kaiſer Leopold I. laut Diplom ddo. Wien 14. July 1670 für ſich und den jedesmahligen Erſtgebornen in den Reichsfürſtenſtand erhoben, erlangte auch mit fernerem Diplom vom 20. Oct. 1671 das große Palatinat, und die Erhebung von Schwarzenberg zu einer gefürſteten Grafſchaft, und am 22. Aug. 1674 die Introduction zu Sitz und Stimme in das fürſtliche Collegium.

Sein Sohn, der Fürſt Ferdinand Wilhelm Euſeb zu Schwarzenberg, Ritter des goldenen Vließes, k. k. Kämmerer, geheimer Rath und Oberſthofmarſchall, der durch ſeine Gemahlinn, Maria Anna, einer Tochter und Erbinn Johann Ludwigs, des letzten Grafen zu Sulz, die Landgrafſchaft Kletgau in Schwaben, ſammt den Herrſchaften Thungen, Montclair, Menzburg und Wunenthal erheirathet, und laut kaiſ. Conceſſions-Diploms vom 8. Febr. 1688 Titel und Wappen der Grafen von Sulz angenommen hatte, wurde bald darauf mit Diplom vom 6. Febr. 1689 mit dem von den Grafen v. Sulz lehnspflichtig getragenen kaiſerlichen Reichs-

Erbhofrichter-Amt zu Rothweil neuerdings belehnt, und die Landgrafſchaft Kletgau, laut Diplom datirt Wien 20. July 1698 gefürſtet.

Fürſt Adam Franz Carl, des letztern Sohn, wurde als k. k. Kämmerer, geheimer Rath, Oberſtſtallmeiſter und Ritter des goldenen Vließes, nachdem er 1719 von ſeines Vaters Schweſter, Marie Erneſtine, einer Wittwe Johann Chriſtians, Fürſten von Eggenberg, die großen Herrſchaften Kruman, Netoliz Kottiwni, Winterberg und Pnachatiz in Böhmen geerbt hatte, von Kaiſer Carl VI. mit Diplom ddo. Wien 25. Sept. 1723, zum Herzog von Kruman, und dieſe Herrſchaft zu einem Herzogthum erhoben.

Fürſt Joſeph Adam zu Schwarzenberg, ſein Sohn, Ritter des goldenen Vließes, k. k. Staats- und Conferenz-Miniſter und oberſter Hofmeiſter erlangte sub dato Wien 8. Dec. 1746 die Ausdehnung der fürſtlichen Würde auf ſeine geſammte männliche und weibliche Descendenz.

Im Jahre 1802 hat der jetzige Fürſt, Joſeph Johann Nep., das, nach der von Fürſt Ferdinand sub dato 22. Oct. 1703 errichteten Majorats-Inſtitution bisher in den ſteyermärkiſchen Beſitzungen Murau, Reifenſtein, Frauenburg und Authal beſtandene zweyte Majorat laut eines am 13. Dec. geſchloſſenen Familien-Vertrags auf die große Herrſchaft Worlick und Klingenberg, Prachimer Kreiſes in Böhmen übertragen, und dieſe ſeinem Bruder, dem am 15. Oct. 1820 verſtorbenen Feldmarſchall, Carl Philipp, Fürſten von Schwarzenberg, abgetreten, und dieſer hat, nachdem er als ſiegreicher Heerführer der verbündeten öſterr. ruſſ. preuß. und ſchwed. Armeen in den Jahren 1813 und 1814 Europas Unabhängigkeit ruhmvoll erkämpft und am 31. März 1814 Paris ſelbſt eingenommen hatte, mittelſt Diplom vom 21. April 1814 von Sr. jetzt regierenden Majeſtät Kaiſer Franz I. zum ſteten bleibenden Denkmahl dieſer hohen Verdienſte, und als Unterſcheidungszeichen ſeiner Linie die Bewilligung erhalten, zwiſchen das erſte und zweyte Feld des fürſtlichen Wappenſchildes ein drey Mahl der Länge nach getheiltes Feld einzurücken, das vorne im goldnen Grunde den rothen Habsburger Löwen, im mittleren rothen Grunde den öſterr. ſilbernen Querbalken mit einen darüber aufrecht gelegten entblößten Schwerte und im hinteren goldenen Grunde den rothen mit den drey ſilbernen Adlern belegten lothringiſchen Schrägbalken zeigt. Er erlangte auch ferner unter dem 10. Juny 1814 die königliche Donation über die Herrſchaften und Güter Blumenthal, Aodos, Beneſcek, Unzad und Kisdia im Temeſſer Comitate des Königreiches Ungern.

Schwarzenberg gelangte durch die Rheinbundesacte vom Jahre 1806 und die Stipulationen des deutſchen Bundes unter kön. baier. Landeshoheit.

C.....s.

* * *

Die Vanille.

Das ſüß und angenehm duftende Gewürz der Vanille kommt uns aus Mexiko zu, wo es in dieſem weiten Landſtriche, der fünf Mahl größer iſt als Spanien, nur in zwey kleinen Diſtricten vor den Indianern gebaut wird; nähmlich bey Veracruz und Oxaka. Sie wächſt in ganz Südamerika wild, eben ſo in Mexiko, dennoch beſchäftigen ſich nur die Bewohner einiger wenigen Quadratmeilen mit ihrem Anbau, und ſo theuer ſie auch bezahlt wird, ſo gewinnen doch auch dieſe wenig für ihre Mühe. In Mexiko fürchtet Jedermann den Genuß der Vanille, weil man behauptet, ſie verurſache Krämpfe. — Sie bedarf wenig Cultur. Stockreiſer werden um Bäume gebunden und treiben im dritten Jahre Früchte, das heißt: Hülſen, deren man von jedem Reis dieſer Schmarotzerpflanze, ein halbes Jahrhundert lang, jährlich vierzig bis funfzig ſammeln kann. Die wilde Vanille erfüllt nur die Luft mit ſüßen Düften, ihre Blüthen geben aber wenig und ſchlechte Früchte. Die gepflanzte Vanille blüht in den Monaten Februar und März. Eine nicht zu trockene und nicht zu feuchte Witterung bringt eine reiche Ernte, welche im März und April anfängt. Friſch und gelb noch werden die Früchte an die weißen Meſtizen und Mulatten geliefert, welche ſich auf die richtige Behandlung der Schote beſonders verſtehen und ſich dieſem Geſchäfte vorzugsweiſe widmen. Die Hauptſache bey der Behandlung beſteht im Trocknen. Entweder wird es in der heißen Sonne, oder, bey ſchlechtem Wetter, über dem Feuer bewirkt; das letztere Verfahren erfordert beſondere Kunſt. Der Handel liegt in den Händen einiger wenigen Leute, welche den Indianern auf die Ernte Vorſchüſſe machen, und da auch hier viele Erfahrung nöthig iſt, um im Einkauf nicht getäuſcht zu werden, ſo iſt die Concurrenz ſehr gering und der Gewinn beym Einkauf um ſo größer, da ſie nur Wein, Branntwein, Kakao, und dergl. dafür geben. Veracruz, von woher wir alle Vanille beziehen, liefert jährlich für dreyßig bis vierzigtauſend Piaſter.

An Sophie Schröder.

(Als Medea in Grillparzers dramatiſchem Gedichte: Das goldene Vließ *).

Wohl ward des Goldfelles göttlich Banner dem Kolcher entrungen,
Hatte er es doch auch dem delphiſchen Räuber **) geraubt.
Dir aber pflanzte der delphiſche Gott in die Bruſt ſelbſt ſein Banner,
Während das Sternengeſchenk mit dem Minerviſchen Schiff.

J. F. Sömmel.

---

*) Zum erſten Mahle auf dem k. k. Hoftheater nächſt der Burg dargeſtellt am 26. und 27. März.

**) Phryxus.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Herr Bärmann hatte uns in ſeinem zweyten und letzten, im kleinen Redoutenſaale am 19. März um die Mittagsſtunde gegebenen Concerte einen heitern Kunſtgenuß bereitet und erfreuete ſich der lebhaften Theilnahme der nicht ſehr zahlreichen Verſammlung. Er blies ein melodiſches Concertino für die Clarinette vom Herrn Capellmeiſter Riotte componirt, dann ein Adagio und Rondo von Herrn Carl Maria von Weber, was in jeder Rückſicht intereſſant und angenehm war. Herr Bärmann iſt ſeines Inſtrumentes Herr; von dem leiſeſten Pianiſſimo bis zur höchſten Kraft, von der Tiefe zur Höhe gebietet er den Tönen, und ein geregelter Geſchmack, ein ſeelenvoller Vortrag beleben ſeine Tongemählde. Wir freuen uns, ihn gehört zu haben. Daß der Saal nicht ſehr gefüllt war, beweiſet nur, daß der Virtuoſe ſeine Kunſt in Ehren hält und die Vortheile des Handwerkes verachtet. Die übrigen Piecen waren: Beethovens Ouverture zu Egmont, eine Arie von Roſſini, geſungen von Mad. Grünbaum, ein Duett desſelben Tonſetzers von eben dieſer Künſtlerinn und Herrn Barth vorgetragen, dann eine Polonaiſe von Böhm, geſpielt von Herrn Helmesberger. Alle dieſe Stücke erhielten Beyfall.

Man meldet uns eben Folgendes aus Berlin: Der Concertſaal im neuen Schauſpielhauſe erfüllt alle Anforderungen der Akuſtik und iſt, in Hinſicht auf äußere und innere Ausſchmückung vielleicht der glänzendſte, den man geſehen. Die Büſten von Mozart, Haydn, Gluck und Händel, von der Hand eines berühmten Künſtlers aus Marmor gehauen, werden ihn zieren und die Piedeſtale derſelben durch die Titel der vorzüglichſten Werke dieſer Tonſetzer geſchmückt werden. Das Theater ſelbſt wird in der Mitte des May-Monates mit dem Trauerſpiele: das Bild, von Ernſt von Houwald eröffnet; die zweyte Vorſtellung am darauf folgenden Tage wird die Oper von Kind: Die Jägerbraut, mit Muſik von C. M. von Weber, ſeyn; noch iſt das Luſtſpiel nicht beſtimmt, was am dritten Tage gegeben werden ſoll. Der königl. Kammer-Compoſiteur, Herr Carl Blum, der ſich gegenwärtig in Paris befindet, iſt nach Berlin zurück berufen worden, wo er dem Vernehmen nach eine bleibende Anſtellung erhält.

Der berühmte Virtuoſe auf dem Pianoforte, Ignaz Moſcheles, hat in Paris am 15. Februar ſein erſtes Concert gegeben. Er vereinigte ſich mit der Direction der großen Oper und ſpielte im Saale Favart vor dem Ballette, wie auch Spohr vor ihm gethan, aber mit weit beſſerem Erfolge, denn ſein Antheil kam auf 1000 Franken, während Spohr nur 700 Franken empfangen. Er trug ſein Concert in Es dur, die Alexander-Variationen und eine freye Phantaſie vor. Die Pariſer Blätter ſprechen alle mit dem höchſten Lobe von ſeinen ausgezeichneten Talenten und es iſt ihm gelungen, die allgemeine Theilnahme zu erregen, was in dieſer volkreichen Stadt viel ſagen will.

Die neueſten Hefte des Observateur des Modes ſind in der Gerold'ſchen Buchhandlung angekommen. Dieſes Journal zeichnet ſich nicht allein durch die vorzüglich ſchönen Modenbilder, ſondern auch durch gehaltreiche Aufſätze aus. Die fortlaufende Chronik aller Pariſer Theater dürfte für manche Leſer eine anziehende Zugabe ſeyn.

In Iſerlohn hat man das Walzen des Zinkbleches zu ſolcher Vollkommenheit gebracht, daß man ſelbes von der beſten Qualität zu 100 Pfd. für 10 Rthl. C. M. verkauft. Auch verfertigt man daſelbſt ganze Dächer von Zinkblech, welche ihrer Leichtigkeit wegen, auch ein leichteres Zimmerwerk erfordern, und von bedeutendem Vortheil ſind.

In Rom hat man jetzt in der Villa Panfili, nebſt dem ſchon vor zwey Jahren aufgefundenen Grabe, noch ſechs andere Gräber entdeckt, welche Gemählde und Moſaiken enthalten, wovon einige unverſehrt geblieben ſind.

Die Einfuhr afrikaniſcher Sclaven in der Havanna iſt ſtreng verbothen, und deßhalb eine Escadre aufgeſtellt, um dieſen ſchändlichen Handel zu verhindern und die verdächtigen Schiffe anzuhalten; aber die Habſucht läßt ſich dadurch nicht abſchrecken und nimmt zu den entſetzlichſten Mitteln ſeine Zuflucht. So wurde vor kurzem eine Goelette gekapert, worauf ſich zwey und dreyßig junge afrikaniſche Mädchen befanden, die man in Fäſſer gepackt hatte; als man ſie herausnahm, waren ſie bald todt.

In der Gegend von Borydha in Nubien iſt die Erde auf mehrere Meilen umher mit Salz geſchwängert, dieſe wird von den Arabern neben der Straße in Haufen geſammelt, durch Kochen in großen irdenen Gefäßen ſcheiden ſie das Salz von der Erde und der ſalzige Theil wird dann in kleineren Gefäßen noch einmahl geſotten, darauf bilden ſie das Salz in kleine Kuchen, von ungefähr 1 Fuß im Durchmeſſer und 3 Zoll dick. Das Salz iſt vollkommen weiß und hat das Anſehen von Steinſalz. Ungefähr ein Dutzend Kuchen werden in einen Bund zuſammengepackt, vier ſolche Bunde machen eine Kameellaſt. Dieſes Salz bildet einen Hauptzweig des Handels von Schendy.

Eine kleine Schrift: Histoire de la Secte des Amis, suivie d'une notice sur Madame Fry et la prison de Newgate, par Madame Adèle du Thon, enthält intereſſante Nachrichten über die Quäker; man lernet daraus dieſe merkwürdige Secte ganz kennen, auch erfährt man manches Wiſſenswerthe über das Gefängniß Newgate.

Die Herren Huzard und Boyet in London haben ein Patent für eiſerne Särge erhalten, allein die Küſter der Kirchſpiele haben dagegen proteſtirt, indem ſie behaupten, daß die Kirchhöfe nicht mehr ſo ausgehöhlt werden könnten, um die Todten zu empfangen; zu gleicher Zeit haben auch die Tiſchler einen Advokaten angenommen, der die Sache der hölzernen Särge vertheidigen ſoll.

In China macht man aus den Überreſten der abgehaſpelten Seidencocons, die man in Europa als unnütz wegwirft, das feinſte Papier.

Wie leicht man von einem Extrem auf das andere fallen kann, beweiſen die engliſchen Gefängniſſe. Dieſe waren ſonſt in dem erbärmlichſten Zuſtande; auf das unabläßige Geſchrey der Opoſition ſind jetzt die meiſten Gefängniſſe des Landes mit allem Nothwendigen ſo gut verſehen, und verhältnißmäßig ſo bequem, daß die Schelme aus dem niedrigen Pöbel, welche man dort einſperrt, laut darüber lachen und ſpotten, wenn ſie dieß eine Strafe nennen hören. Man hat ſogar behauptet, liederliches Geſindel, das beym Stehlen ꝛc. ſeine Rechnung nicht mehr findet, benehme ſich abſichtlich ſo, um nur der Gerechtigkeit in die Hände zu fallen, und in ein Gefängniß geſperrt zu werden, wo man Kleider, Nahrung, Betten und Feuerung gut und vollauf findet, und nicht zu arbeiten braucht.

Herr Afili Hemik hat in Okoniow bey Warſchau eine Strohpapierfabrik errichtet. Er will auch nach ſeiner eigenen Erfindung ein zu Dachungen taugliches Papp-Papier verfertigen, das dem Regen und dem Feuer widerſteht.

Herr A. A. Watts läßt jetzt in London eine Schrift drucken, worin er beweiſt, daß die größten Schönheiten in Lord Byrons Werken nichts als Plagiate ſind, aus den Schriften der Mrs. Radiliffe, Frau von Stael, Schillers, Wieland's u. a. m. gezogen.

Unter der Leitung des See-Capitäns Brown iſt in England über den Tweed eine Kettenbrücke vollendet werden, worüber alle Arten von Fuhrwerke paſſiren können.

Herr Sieber in Prag beſchäftiget ſich jetzt mit der Verfaſſung ſeiner Reiſe nach Griechenland, Ägypten und Paläſtina, welche er in drey Bänden und etwa zwanzig geſtochenen Kupfern, Plänen und Karten auf dem Wege der Pränumeration in Druck herausgeben wird, alle vier Monate ſoll ein Band erſcheinen. Der Pränumerationspreis ſeiner mit ſo vielen Originalkupfern gezierten Werke ſoll ſehr mäßig ſeyn, um jedem Freunde der Lectüre die Anſchaffung derſelben zu erleichtern und nächſtens bekannt gemacht werden. Der Inhalt ſoll für jeden gebildeten Leſer intereſſant von den verſchiedenſten Materien, Sitten, Gebräuchen, Lebensart und Verfaſſung der dortigen Einwohner eben ſo gut wie von der Beſchaffenheit der dortigen Länder in ökonomiſcher, techniſcher, artiſtiſcher und naturhiſtoriſcher Hinſicht mit ſteigendem Intereſſe handeln; nicht minder durch manche Berichtigung alterthümlicher Erläuterungen, Karten und Pläne den Forderungen des gelehrten Publicums zu entſprechen geſucht werden, um zu Reiſebeſchreibungen, der angenehmſten und unterhaltendſten Lectüre unſerer Zeit einen ſeit den zwey Jahren ſeiner Rückkunft erſehnten und viel verſprechenden Beytrag zu liefern.

Ein königlicher Beamter in Stockholm hatte ſich bey einem Schneider ein Paar Beinkleider wenden laſſen, wofür dieſer 3 Rthl. 32 Schilling begehrte. Der Beamte aufgebracht über die übertriebene Forderung, wollte nicht ſo viel bezahlen, und es kam zu einem Prozeß, den man durch alle Inſtanzen fortſetzte, ſo daß endlich das Urtheil des Königs nöthig war, welches für den Schneider entſchied.

Großes Aufſehen in London macht ein vierzehnjähriger Knabe, Georg Bidder, mit ſeinem ungeheuern Rechentalent. Er erregte in allen großen Städten Bewunderung. Mehrere ſchottiſche Vornehme haben ihn den Lehrern der Mathematik auf der Edinburger Univerſität anvertraut.

Gay Luſſac hat entdeckt, daß jene Salze, welche leicht zerfließen, beſſer dazu dienen, Zeuge unverbrennlich zu machen, als Alaun und Kochſalz, deren man ſich bisher bediente.

In England pflegt man alte, ſeltene und unſcheinbar gewordene Incunabeln (Urauflagen alter ſchätzbarer Bücher) an allen vier Seiten gleichförmig zu beſchneiden, ſo daß nur ſehr ſchmale Ränder bleiben, welche in weißes ſorgfältig ausgeſchnittenes Papier künſtlich und faſt unkennbar eingeklebt werden. So erhält man einen Band von beliebiger Größe. Da der Buchbinder bey dieſem Einlegen die äußerſte Sorgfalt und Mühe anwenden muß, ſo läßt er ſich theuer dafür bezahlen.

In den erſten Jahren des Krieges gegen Napoleon hat Spanien von England erhalten: 2 Millionen Pfund Sterling; 150 Feldſtücke; 2,000,000 Flinten; 61,000 Säbel; 18 Millionen Patronen; 6 Millionen Kugeln; 15,000 Fäſſer Pulver; 9000 Uniformen; 350,000 Patrontaſchen; 310,000 Paar Schuhe; 37,000 Paar Stiefeln; 240,000 Ellen Tuch; 118,000 Ellen Leinwand; 50,000 Überröcke; 54,000 Haberſäcke ꝛc.

Berichtigung: Seite 309 in Nr. 26 des Conv. Bl. zehnte Zeile von oben muß es heißen: ſtatt Echte Kunſt — Ächte Kunſt ꝛc.

(Dieſer Nr. liegt die Novell. Beylage IV. bey.)

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625) wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k. k. Poſt 11 fl. W.W. halbj. Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Beylage zur allgemeinen Novelliſtik.

IV.

(Zu Nr. 28 des Converſationblattes 1821.)

Schauſpiel. Auf dem Hoftheater nächſt der Burg wurde den 26. März zum erſten Mahle, zur freyen Einnahme für die Regiſſeurs, dargeſtellt: Die Argonauten, Trauerſpiel in vier Aufzügen, vorher: Der Gaſtfreund, Vorſpiel in einem Aufzuge, von Fr. Grillparzer; als die zwey erſten Abtheilungen des dramatiſchen Gedichtes: Das goldne Vließ.

Die Berichterſtattung über dieſes Werk, deſſen erſte beyde Abtheilungen die Ankunft und das Schickſal des jungen griechiſchen Helden Phryxus, dann die Landung und Abfahrt der Argonauten auf Kolchis, mit dem goldnen Vließ und der königlichen Tochter, Medea, umfaſſen, ſetzt einen dramatiſchen Referenten, der mit einiger Beſonnenheit verfahren will, allerdings in ungewöhnliche Verlegenheit. Nicht als ob es an Stoff gebräche, zu beurtheilen und zu verurtheilen, zu bewundern und ſich manchmahl zu verwundern, nicht als ob es an einem Maßſtab gebräche, das dichteriſch kühne Unternehmen zu meſſen; vielmehr eben weil es ein ſo bedeutendes Kunſtwerk iſt, weil es einen Dichter betrifft, der ſich in die Reihe der vorzüglichen ſtellen darf, und weil es einem Gegenſtand von ſolcher Höhe gilt; eben weil es durch Schönheit der Diction, durch neue und ergreifende Situationen mächtig anzieht, und dann wiederum, ſo ſeltſam dieß auch klingen mag, durch faſt zu viel darauf verwendeten Fleiß hier und dort abſtößt, verdient es tiefer und gründlicher unterſucht zu werden, als die Gränzen eines Tageblatts verſtatten wollen, und als es überhaupt einen oder zwey Tage nach der erſten Vorſtellung möglich iſt, wo das Gefühl noch den Verſtand beſticht. Nur einige Andeutungen mögen uns erlaubt ſeyn, die wir bey reiferer Ueberlegung vielleicht zurück nehmen, vielleicht auch vermehren.

Seit Euripides, dem ſelbſt Ariſtoteles den tragiſchen Kranz zuerkannte, dieſen Stoff dramatiſch behandelte — nicht der Erſte, denn früher that es Aeſchylos, deſſen Werk aber ſo wie des Sophokles, verloren ging, — haben die verſchiedenſten Kräfte auf verſchiedne Weiſe ſich daran verſucht: Römer, Franzoſen, Deutſche; doch den hohen Meiſter erreichte keiner; es war als ob ſelbſt die Ausgezeichnetſten vom Stoff erdrückt würden: Corneille behandelte ihn zu flach, Klinger zu tief; Letzterer iſt der Einzige, der die Handlung fortführte, wie wir aus ſeiner Medea auf dem Kaukaſus erſehen. Jener allertragiſchſte Dichter Griechenlands, wie einer der allerwürdigſten Kunſtrichter, deſſen wir kurz vorher erwähnten, ihn genannt, mußte freylich die Arbeit leichter finden, da in dem poetiſchen Volksglauben ſeiner Nation die tragiſche Nothwendigkeit ſchon bedingt war, folglich die tragiſche Wirkung: Furcht und Mitleid, um ſo leichter auch erregt wurden; bey den Neueren, die nicht durch die Meinung der Götter, nicht durch einen alten dunklen Orakelſpruch zurückgeleitet werden wollen auf das Ganze, ſondern moraliſche Motive fordern, welche die Kataſtrophe herbeyführen, hat freylich der Dichter eine ſchwierigere Aufgabe zu löſen, beſonders wenn es ſich um eine ſolche, die menſchliche Natur empörende Kataſtrophe handelt, wie Medeens Kindermord und die Vernichtung ſo vieler Schuldloſen und Schuldigen. Um das Entſetzlichſte pſychologiſch zu begründen, hat der Dichter des goldnen Vließes die große Mühe nicht geſcheut, die Geſchichte der Medea in drey Abtheilungen zu behandeln; denn vom Anfang an mußte er beginnen, um uns die innern Triebfedern dieſer Miſſethaten zu enthüllen. Muſterhaft iſt daher das Vorſpiel: Der Gaſtfreund, und dieſe geniale Expoſition verſetzt uns plötzlich in den Kreis der Handlung. Im Keime ſehen wir die furchtbare Zerſtörung. Zuerſt und als aufblühende Jungfrau lernen wir Medea kennen, des Barbaren Aietes und der Zauberin Hekate, verzogne Tochter; noch in zarter Jugend, dennoch rauh und ſtark, nicht ohne Sinn für Recht, doch unweiblich gebildet, dem Vater trotzend, die Geſpielin eines kleinen Vergehens wegen von ſich ſtoßend, und Zaubertränke zu bereiten unterrichtet, erfüllt ſie uns mit banger Beſorgniß, und läßt uns Schreckliches ahnen, wenn dieſes unheimliche Weſen ſich entfaltet, und gereizt wird. Phryxus erſcheint mit dem goldnen Vließ, das er von einem unbekannten Gott zu Delphos erhielt, und der gold- und blutgierige Fürſt des Landes, um ein ſcheinbares Recht zu Mord und Raub ſich anzumaßen, erklärt jenes Traumgeſicht für das Bild des Kolcher-Gottes. Verrätheriſch lockt er den jungen Helden in ſein Haus. Nicht ohne Weigerung, doch von Medeens Reiz ergriffen — ſchön und vorbereitend rechtfertigt dieſer Zug Jaſons ähnliche Empfindung in der Folge! — übergibt er nur auf ihre Bitte, nur in ihre Hand, ſein Schwert, und gezwungen von dem Vater, ihn tückiſch zu beliſten, mißbilligt ſie dennoch laut und frey die ſchwarze That. Bald entdeckt der Gaſt den ſchändlichen Verrath; aber unbewehrt iſt er, die Seinen ſind entwaffnet und berauſcht — da ergreift er verzweiflungsvoll das Vließ, und ruft den unbekannten Gott um Schutz und Rache für verletztes Gaſtrecht an. Die Barbaren dringen ihm nach. Vergebens wirft er dem Verräther ſeine Schandthat vor; dieſer fragt ihn mit hölliſcher Tücke: »Hab' ich dich geladen? Kamſt du nicht als Feind in mein Gebiet?« — Nun hält der Betrogene das Wundervließ noch feſter und ruft dem Wüthrich zu: »Du willſt es? — willſt du's? dir vertrau ich es!« — Jener greift darnach, und Phryxus läßt es fahren, denn nun hat er es als Gaſtgut ja in ſeinen Schutz gegeben, und in der Todesangſt flucht er dem Aietes und Medeen gräßlich. »Nimm es zurück,« wiederhohlt der feige König zitternd; Phryxus weigert ſich, und jener verfolgt ihn, ſtößt den Waffenloſen endlich nieder — ſeinen Gaſt! — Alle ſtehn erſtarrt — Medea erblaßt, die Eumeniden rauſchen ihr vorüber.

Die dramatiſche Literatur hat wenig Producte aufzuweiſen, wo der Gang der Handlung, die Charakteriſtik der Heldin des Ganzen, ſo kunſtreich angelegt und ſchon von vorn herein ſo draſtiſch wirkend iſt. Doch nicht im Einzelnen beſteht die Schönheit, ſondern in der vereinten Kraft, in der vollen Wirkung des Ganzen, ſagt ein neuerer Kunſtrichter. Iſt es durchgängig gleich gehalten? — Mit gleicher Beſonnenheit und Sorgfalt wohl, nicht aber mit gleicher Begeiſterung. Viele der bedeutendſten Dichter haben ihre Werke zu wenig motivirt, und das dramatiſche Gebäude hängt loſe nur zuſammen. Unſer Dichter war vielmehr zu fleißig, ſtellte zu viel Motive auf, könnte man ſagen, fügte die Theile zu behutſam in einander, und etwas gothiſch ward der Bau.

Die zweyte Abtheilung dieſes dramatiſchen Gedichts: Die Argonauten, zeigt uns im Eingang einen Zauberthurm, wo Medea fern vom väterlichen Hauſe lebt, das ſie ſeit Phryxus Ermordung mit Abſcheu verließ. Hier in der Wildniß, nur von ihrer Amme Gora, einem rauhen, unheimlichen Mannweib, denn von einer ſolchen Amme nur mußte Hekatens und Aietes Tochter geſäugt werden, und von ihren Jungfrauen umgeben, hauſt die rüſtige Jungfrau, Sterne befragend und Zauberkämpfe treibend. Der König tritt mit ſeinem Sohn Abſyrtus auf. Er braucht Medeens Geheimniſſe wieder, denn Jaſon mit ſeiner Heldenſchaar iſt angelangt, Phryxus Tod zu rächen, und das goldne Vließ zu hohlen. Die dunklen Mächte befragen, Zaubertränke brauen ſoll die Tochter. Sie weigert ſich, erblickt prophetiſch eine unheilſchwangere Zukunft, willigt endlich doch gezwungen ein, und die — vermuthlich unſichtbare — Pforte öffnet ſich. — Jaſon und ſein Gefährte Milo treten auf. Nur einen Menſchen wünſcht der Held zu treffen, der ihn zum König leite, um ſeinen Reiſegenoſſen, die großen Mangel leiden, Nahrung zu verſchaffen. Licht im Thurm erblickend, ſtürzt er ſich ſchnell in's Meer; und gelangt, vielleicht durch unterirdiſche Gänge, in die Zauberwerkſtatt. Hier, ſobald er nahe Tritte hört, verſteckt er ſich hinter der Statue des Götzen, der im Hintergrunde des Gemaches ſteht, und Medea, die bald darauf hereintritt, fängt an, die Geiſter zu beſchwören; allein verſchloſſen bleibt die Unterwelt, weil ein Ungeweihter in der Nähe iſt — ein ſehr poetiſcher Gedanke! — Unverſehens ſtürzt der Held hervor, die Zauberin zu ſtrafen und ſie zu zwingen, ihm den Weg zum Könige zu zeigen, er verwundet ſie in ſeinem Zorn, und Medea, ſtatt ihn zu vernichten, ſinkt ſprachlos nieder, denn die Liebe traf ihr Herz. Auch das ſeinige iſt getroffen und noch tiefer. Herein dringen die Feinde, den Verwegenen aufzuſuchen; ihrer ſelbſt unbewußt, reicht ſie ihm ein Schwert, und rettet ihn. Mit Vorwürfen überhäuft ſie Aietes, und einen Trank muß ſie bereiten, denn auch dieſen Helden will der Barbar berücken. Wirklich bringt Medea ihm den Trank, erkennt aber in dem Helden ihr geſuchtes Ideal, und entreißt ihm den Todesbecher wieder. Zwey Mahl hat ſie den Fremdling nun gerettet, doch Liebe ihm noch nicht geſtanden, und vergebens iſt ſein Flehen, ſie verbirgt die Leidenſchaft in ihrer Bruſt. Doch ihre Kraft iſt gebrochen, und ſie wünſcht' ſich zu entfernen. Der Vater willigt ein nach langem Kampfe; hinziehen ſoll ſie zu dem Orte, wo das Vließ verborgen iſt, in einer Drachenhöhle, oder als Heldenjungfrau den Ankömmlingen entgegen. Nicht will ſie zu ihm hin, und gegen ihn zu kämpfen, das vermag ſie nicht, denn furchtbarer dünkt ihr ſeine, als des Drachen Nähe. — Man ſieht, wie fein berechnet und verſchlungen jeder Zug iſt! — Von Abſyrtus geleitet, kommt ſie, da der geheime Felſenweg durch die abgerißne Brücke unzugänglich iſt, in das Lager der Griechen und in Jaſons Gewalt Plötzlich ſtürzt Aietes herein, die Tochter zu befreyen; ſie, den Geliebten von neuem in Gefahr erblickend, bricht mit dem Geſtändniß ihrer Liebe ſchnell heraus, Jaſon erklärt ſie als ſein Weib, der Vater verflucht ſein ungerathnes Kind und den Verführer; Medea, ihren Freund umklammernd, bricht zuſammen, folgt aber ihrem Gatten. Er will zu Schiffe, doch zuvor muß er das goldne Vließ erbeuten, wie es ſein Oheim Pelias, der Räuber ſeines väterlichen Thrones, ihm befahl. Vergeblich iſt Medeens angſterfülltes Flehen, von dem Unternehmen abzuſtehen, denn in dunkler Tiefe, an einem Zauberbaum, von den Schrecken der Hölle umgeben, hängt das Vließ, an deſſen Beſitz ein unglückliches Verhängniß gebunden iſt. Unbeugſam bleibt der ſtarke Mann, den nur Leidenſchaft und Eigennutz, nicht wahre Liebe, inniges Gefühl beherrſchen. Sie reicht ihm einen Trank, das Ungeheuer in den Schlaf zu zaubern, und nähert ſich mit ihm dem grauſenvollen Orte. Noch einmahl biethet ſie Alles auf, um ihn zurück zu halten, ſie drohet, ſich zu tödten; doch der Held iſt taub, und eben ſo klar als kräftig hat der Dichter hier das künftige, unglückliche Verhältniß beyder Gatten angedeutet.

Die Pforte öffnet ſich, wir ſehen das Vließ und auch — den Drachen. Die Gefahr, welche die Phantaſie uns mahlt, überbiethet leicht die wirkliche, beſonders die durch Bühnen-Maſchinerie uns vorgeſtellte; und ſomit mußte dieſer Mißgriff den Effect bedeutend ſchwächen. Wir haben die Gefahr geſehen, und Jaſons Schrekensruf in der verſchloßnen Höhle rührt uns wenig, Medeens Angſtgeſchrey von außen läßt uns kalt, und eben ſo die bleiche, ſchaudernde Geſtalt des Siegers bey der Rückkehr.

Zur Abfahrt ſind indeß die Griechen ſchon gerüſtet; Jaſon und Medea erſcheinen am Geſtade, Abſyrtus kommt, die Schweſter heimzuführen, er wird beſiegt und von dem Argonautenführer als Geißel auf das Schiff geliefert. Aietes folgt dem Sohne bald, von neuem wird gekämpft; Abſyrtus wirft ſich in das Meer, damit der Vater nicht bewogen werde, ihn dem Feinde zu überlaſſen, und Jaſon eilt mit ſeiner Gattin ſammt dem verhängnißvollen Vließ, begleitet von des zerſchmetterten Vaters Fluch, von des Sohnes Sterberöcheln, in's ferne Vaterland.

Dieſe Abtheilung, einerſeits zu breit, andrerſeits etwas verworren, leidet an einer ſchleichenden Ermattung, die weder die zwar glücklich erſonnenen, oft ein wenig abenteuerlichen Situationen, noch der Wohlklang der Diktion, und die trefflich gehaltene Charakteriſtik zu überſchleyern vermögen. Da hier aber keine erſchöpfende Beurtheilung geliefert werden ſoll noch kann, ſo bemerken wir indeſſen nur, daß die Gefährten Jaſons, aus deren Kreis ſo viele bedeutende Geſtalten hervortreten könnten, zu ſehr im Hintergrunde ſtehen, wenn auch ein Einziger eine geringe Ausnahme hier verſtattet.

Den 17ſten wurde Medea, Trauerſpiel in fünf Aufzügen, gegeben. Des dramatiſchen Gedichts dritte Abtheilung.

Nach jahrelangem Ungemach war Jaſon, der einzig die tapfere Schaar noch überlebende Held, mit ſeiner Gattin und dem Blut beſpritzten Widderfell an ſeines Oheims Hof gekommen, Beſitz zu nehmen von dem väterlichen Throne. Doch Pelias verlangt, er ſoll die fremde Zauberin, wie auch die Stimme des Volks Medeen nennt, der die zu Kolchis verübten Gräuel vorangegangen ſind, verſtoßen. Der erſte Rauſch der Leidenſchaft iſt ſchon verflogen, ſein Weib betrachtet Jaſon als die Quelle ſeines Mißgeſchicks; früher der Stolz und die Zufriedenheit ſeines Volkes, wendet ſich dieſes, der Gemeinſchaft mit der Barbarin wegen von ihm ab, ſein Herz iſt zerriſſen, die Kraft erlahmt, plötzlich erkrankt der Oheim und ſtirbt auf eine ſeltſame Weiſe. Schimpflicher Verdacht belaſtet das unwillkommne Paar, meiden muß der Held die Vaterſtadt, und heimathlos irren beyde Gatten nun umher. Ueberall zurückgewieſen, kommt Jaſon endlich nach Korinth, wo Kreon, der Freund ſeines Vaters herrſcht, deſſen Tochter Kreuſa einſt zur Gattin ihm beſtimmt war. Auch Medea hat das Mißgeſchick verändert und gebeugt. Wie es dem Dichter überhaupt gegeben iſt, mit Glück zu exponiren, ſo zeigt ſich denn auch hier, gleich in der erſten Scene, Medeens jetziges Verhältniß, und ihr Streben klar und deutlich. Vor den Thoren Korinths, in der Morgendämmerung, iſt ſie beſchäftigt, eine Kiſte zu verſcharren, worein ſie Alles legt, was ihr magiſche Gewalt verleiht, Sternenſchleyer und Zauberſtab, Gift und Flammen bergende Gefäße, auch das goldene Vließ, alle Macht und Zauberkraft verſenkend. Nur ein menſchliches Weſen will ſie ſeyn, nur Geliebte, Gattin, Mutter. Nicht der rauhen Amme Stachelreden, nicht Jaſons kränkende Behandlung reizt ſie auf, ſie duldet ſtill und in ſich ſelbſt gekehrt; immer deutlicher entwickelt ſich das Unglück der Vermählten. Er ſieht in ihr die Zauberin mit Abſcheu, ſie in ihm den Bruder- und Vatermörder, doch ſie iſt unglücklicher als er, denn ſie liebt den Undankbaren noch. Immer peinlicher wird ihre Lage, denn zwar gewährt der König ihnen die verlangte Freyſtaat, und die als Ideal weiblicher Sanftmuth ihr gegenüber ſtehende Kreuſa zieht durch ihre heitre Liebenswürdigkeit die Finſtere an, ſtößt ſie aber nur zu bald wieder ab, ſobald ſie Jaſons neu erwachende Jugendliebe wahrnimmt, des Mannes, der nur in der Rückerinnerung, in jugendlichen Phantaſieen ſchwelgend, nur Aug' und Ohr für Kreons holde Tochter, die Gattin nicht bemerkt, als ſie ſich zärtlich naht, ſein Lieblingslied ihm vorzuſingen, das Kreuſa ſie gelehrt. Furchtbar nagt die Eiferſucht an ihrem Herzen.

Nun erſcheint der Herold des erhabenen Gerichts der Amphiktyonen (das Gericht der verbündeten Staaten Griechenlands), das Urtheil der Verbannung über Jaſon und Medea auszuſprechen, den Tod über Jeden, der den Geächteten Schutz und Freyſtatt gewährt. Der Zauberey, des Mordes ſind ſie angeklagt, ob mit Recht oder Unrecht, das wird erſt in der Folge aufgeklärt; denn ſchuldiger iſt Jaſon, als er glaubt, unſchuldiger als ſie ſcheint, Medea. Kreon ſchützt den Helden, indem er ihn als ſeinen Sohn und als Gemahl Kreuſens laut erklärt, Medea ſoll allein, nach des Königs Ausſpruch, das Verdammungsurtheil der Amphiktyonen treffen, und Jaſon, voll Unmuth gegen die Verhaßte, willigt freudig ein.

Des Gatten und der Kinder auch beraubt, denn dieſe müſſen in des Vaters und ſeiner neuen Gattin Pflege bleiben, von Allen verlaſſen, überall beſchuldigt und verſtoßen, bricht die lang verſchloſſene Glut hervor, die Duldſamkeit verſchwindet, und einem plötzlich aufgereizten Tiger gleich, ſtürzt die ſtarke, kräftige Medea von der Scene. So ſchließt der zweyte Akt. Dieſe Schlußſcene iſt der Brennpunkt des Ganzen. Reich an Inhalt und an tiefen, aus der innerſten Natur geſchöpften Zügen ſind die beyden erſten Akte.

Im dritten unterhandelt blos Medea mit Gemahl und König die beſprochene Verbannung. Fruchtlos den Weg der Milde verſuchend, immer härter nur behandelt, immer heftiger gereizt, beſchließt ſie erſt nach langem Kampf das Schrecklichſte, und vollführt es auch im vierten Akt. Die Zauberkiſte kommt in ihre Hände wieder, durch Kreons eignes Zuthun — ein ſehr bedeutender Zug! — und das Unglück bricht wie ein Bergſturz herein, und über des Königs Haus zuſammen: Kreuſa, die Schuldloſe, wird von Flammen verzehret, der Pallaſt lodert auf, die Mutter tödtet ihre Kinder.

Man hat dem Trauerſpiel Maria Stuart zum Vorwurf gemacht, daß mit dem Tode der Königin von Schottland der Verhang noch nicht fällt, daß vielmehr die Scene ſich verwandelt, und Eliſabeth erſcheint, um Gewißheit über eine Kataſtrophe einzuholen, die den Zuſchauern keinen Zweifel mehr verſtattet, daß auch Schrewbury, Burleigh und Leſter auftreten, eine Sache zu beſprechen, die, nachdem ſie ſchon geſchehen iſt, kein Intereſſe für uns haben kann, durch welchen Nachtrag folglich die poetiſche Gerechtigkeit geſtört, und dem dramatiſchen Kunſtwerke die Vollendung geraubt wird. Hierher gehört der fünfte Akt Medeens, der zwar im Sinne des Tragöden, dem es um das tragiſche Entſetzen nicht allein zu thun war, ſehr konſequent gedacht und ausgeführt iſt, aber den theatraliſchen Effekt bedeutend ſchwächt: denn für Kreons wie für Jaſons Jammer iſt der Zuſchauer, nachdem er das Gräßliche geſehen, abgeſtumpft, auch die ſchroffe Geſtalt der Amme Gora vermag ihn nun nicht mehr zu rühren, und als Jaſon, der vom Könige verbannt wird, zu Bitten ſich erniedrigt, und ſeines Daſeyns wegen tief bekümmert iſt, erſcheint er als ein Fühlloſer, Eigennütziger, der alles vergangene Leiden, das er ſelbſt zum Theil verurſacht. über ſein eigenes Ich vergeſſen kann. Die Scene verwandelt ſich. Ohne Labung, faſt verſchmachtend, liegt der Held auf harter Erde, und Medea, das goldene Vließ über ihre Schulter, tritt in furchtbarer Größe vor ihn hin. Im Schrecken ſagt ſie ihm, daß ſie, den höchſten Schmerz im Buſen tragend, doch das Leben noch ertragen müſſe, und beſtimmt ſey, einem außerordentlichen Tode zu unterliegen. Sie will nach Delphos ziehen, um das goldne Vließ dem Gott zurück zu ſtellen, von dem es Phryxus einſt erhielt. Dieſe Scene mag immerhin im Geiſt der alten Meiſter ſeyn; ergreifend iſt ſie nicht.

Was wird aus Jaſon nun? — was aus Medea? — Euripides läßt uns keinen Zweifel über beyder Schickſal, indem, der letztern hier nur zu erwähnen, ein vorüberziehender Fürſt ihr bey der Gottheit, die das Gaſtrecht ſchützt, geloben muß, ihr eine ſichere Freyſtatt zu gewähren, ehe ſie die Schreckensthat vollbringt. Eine treffliche Epiſode dieſes großen Dichters, dem man ſonſt den häufigen Gebrauch ſolcher Zwiſchenſcenen vorzuwerfen pflegt!

Wir wiederholen hier: die Anlage des ganzen dramatiſchen Gedichts (mit Unrecht von Vielen Triologie genannt), iſt groß, und dennoch herrſcht in der Handlung Einheit; doch die eigentliche Handlung endet noch zu früh; zwar lehnt ſich dieſe feſt an einen Hintergrund, der überall erſichtlich iſt, doch hin und wieder zu materiell hervordringt. In einem Reichthume von anziehenden Situationen finden ſich manche unwahrſcheinliche, manche überflüſſige. Die Charaktere ſind meiſterlich geſchildert und gehalten, die Nebenfiguren etwas vernachläßigt. Der Dialog iſt natürlich und angemeſſen, die Sprache ohne Ueberladung — eine Klippe, woran ſo viele berühmte Dramendichter ſcheiterten — edel und gehaltvoll. Die Kompoſition iſt kunſtreich, wenn auch die Ausführung nicht fehlerfrey; tiefes Studium offenbart ſich überall, und aus allen Theilen leuchtet ein achtungswürdiges dramatiſches Talent hervor.

Die Fabel von der Kolchiſchen Medea iſt vielfältig als Tragödie bearbeitet worden. Mehrere der älteren Werke ſind nicht auf uns gekommen. Hierher gehören die Medea des Aeſchylos, Sophokles, Ennius, Pakuvius, ſogar ein Verſuch des Ovidius u. a. Eine griechiſche von Euripides, und eine lateiniſche von Seneka beſitzen wir noch. Jene iſt am beſten überſetzt von Bothe; die vorzüglichſte Ausgabe des Originals mit der lateiniſchen Ueberſetzung und erklärenden Noten von Barnes. Unter den Franzoſen behandelte nebſt Andern dieſen Stoff Corneille, der ſich größtentheils an den römiſchen Dichter hielt, und deſſen Trauerſpiel unter ſeine früheren Arbeiten gerechnet werden muß. Ihm folgte Longpierre, der ſeinen Vorgänger verbeſſern wollte, und ſich, der großen Aehnlichkeit wegen, damit entſchuldigte, daß ſie beyde aus gleicher Quelle geſchöpft hätten. Es gibt ferner franzöſiſche Melodramen und Singſpiele unter dieſem Titel. Die von dem kunſtreichen Cherubini in Muſik geſetzte Oper iſt in Deutſchland allgemein bekannt. Eben ſo das Melodram von Gotter, mit der kraftvollen Begleitung des Tonſetzers Georg Benda. Zwey Trauerſpiele dieſes Namens beſitzen wir von Klinger: Medea in Korinth, und Medea auf dem Kaukaſus, Fortſetzung der erſteren. Soden ſchrieb eine Medea für die als mimiſch-plaſtiſche Darſtellerin berühmte Hendel-Schütz. Dieſes Trauerſpiel iſt mit muſikaliſchen Chören begleitet. So viel zur dramatiſchen Literatur dieſes Gegenſtandes.

Noch etwas über die Darſtellung. Grillparzers Medea eröffnet der Künſtlerin, die ſich an dieſe Aufgabe wagen darf, ein weites Feld, ihr tragiſches Talent von allen Seiten der Bewunderung zu enthüllen. Wo das verwickelte Spiel aller Empfindungen des weiblichen Herzens beginnt, die widerſprechendſten Leidenſchaften ſich bekämpfen, Haß und Liebe, Mitleid und Rache in tief geſchöpften Bildern und im kühnſten Farbenwechſel ſich durchkreuzen, wird keine Schauſpielerin der deutſchen Buhne der unſrigen die Palme ſtreitig machen, und die trotzigſte Befangenheit muß hier der Ueberzeugung des Verſtandes weichen. Im letzten Theil des zweyten Aktes von Medea (dritte Abtheilung des dramatiſchen Gedichts) und durch den ganzen folgenden Akt bis zum Schluß, entwickelt ſich eine kaum unterbrochene Reihe von Triumphen. Es hieße ihnen in den Weg treten, wenn man durch panegyriſche Alltagsphraſen, und leeren hyperboliſchen Klingklang ſie erheben wollte. Man weiß nicht, was größeres Lob verdient: die Kunſt oder die Wahrheit, oder der ſeltne Fleiß, der beyde vereinigt. Weniger gelingen diejenigen Theile, wo ſanfte Weiblichkeit, Hingebung und Duldſamkeit die Oberhand behaupten. Hier konnte man zuweilen an der Wahrheit zweifeln, vielleicht ſollte man es auch, doch ſchwerlich nach des Dichters Abſicht, und der Ton der Worte, womit Medea ſich erbiethet, der Nebenbuhlerin Geſchenke zu überſenden, mußte ihre Geſinnungen dem König leicht verrathen. Wie ſehr aber wird das Einzelne von dem Glanz des Ganzen überſtrahlt!

Aietes Charakter hat einen originellen Umriß. Der Darſteller beging einige Fehlgriffe, vielleicht blos darum, weil er zu viel thun wollte. An mancher Stelle wußte er ſich wieder zu erheben.

Jaſon trat bey der zweyten Vorſtellung der Argonauten in mehreren Scenen kräftiger auf, als das erſte Mahl. In der dritten Abtheilung, am Hofe des Königs von Korinth, gab er ſich noch immer zu ſehr dem Stoffe hin. Die Darſtellung des Kreon zeichnete ſich durch tragiſchen Adel aus. — Die Amme Gora, als Nebenfigur des Hauptcharakters, iſt eine ſehr glückliche Charakterzeichnung, nur muß ſie nicht zu ſehr nach Pathos ringen, und den Zuſammenhang des wörtlichen Ausdrucks darüber vergeſſen. Wir müſſen jetzt zum Vorſpiele noch einmahl zurückkehren, um dem wackern Phryxus, deſſen Tod noch ſiegreicher, als ſein Kampf mit dem König von Kolchis war, den Ehrenpreis zu überreichen.

Die zweyte Darſtellung der Medea war zum Vortheil des Dichters beſtimmt, der am erſten Abend, nach Endigung der Argonauten mit einem ungeſtümen Beyfallsjubel gerufen wurde, doch am zweyten Abend erſt erſchien, wozu ohne Zweifel die zarteſte Beſcheidenheit und der Vorſatz, den Erfolg des Ganzen abzuwarten, ihn bewogen.

Herr Johann Hindle, Tonkünſtler auf dem Contrabaſſe und Orcheſter-Mitglied des Theaters an der Wien, gab am 1. d. M. ein Concert zur Nachmittagsſtunde um halb fünf Uhr im k. k. kleinen Redoutenſaale. Bey dieſer Gelegenheit zeigte der Concertgeber ſein entſchiedenes Talent in Beſiegung der höchſten Schwierigkeiten auf dieſem zu Solopartien keineswegs geeigneten Inſtrumente, in dem glänzendſten Lichte. Beſonders ausgezeichnet in Ton ſo wie im Vortrage war ſein Spiel, in dem Adagio des von ihm geſetzten Concertes, wie auch in einer beſonders ſchweren, größtentheils aus Doppelgriffen beſtehenden Variation. Das nebſtbey Gehörte, wobey nebſt Geſangſtücken auch ein verunglückter Verſuch auf der Violine zu Markte gebracht wurde, iſt keiner weitern Erwähnung werth.

Ph. M — r.

Herr Aloys Khayll, Virtuoſe auf der Flöte, hat am 3. April Abends im Saale zum römiſchen Kaiſer ein Privat-Concert gegeben, wobey er ſich drey Mahl hören ließ, zuerſt in einem Doppel-Concerte für zwey Flöten von Arnold, deſſen erſten Satz er mit Herrn Joſeph Scheibel recht brav vortrug, dann in einem Flöten-Concerte von Lindpaintner, von welchem auch nur das erſte Stück gemacht wurde, endlich in einem Adagio und Rondo von Parth. Herr Khayll hat einen ſehr hübſchen Ton, einen reinen Anſatz, viel Fertigkeit und Deutlichkeit in den bedeutenden Schwierigkeiten, die er ausführet, und bleibt, was ſehr zu loben iſt, in dem ſeinem Inſtrumente angewieſenen Gebiethe, d. h. er ſucht nicht die Oboe und das engliſche Horn nachzuäffen. Arnold's Compoſition war etwas veraltet, moderner und effectreicher jene von Lindpaintner, doch bemerkte man die Mühe zu ſehr, mit der ſie der Tonſetzer zu Tage förderte; der gefällige Fluß fehlte. Melodiſch war Parth's Werk. Herr Haizinger ſang eine Cavatine von Roſſini mit einer umfangreichen, ziemlich kräftigen Tenorſtimme und führte die meiſten Salti mortali dieſer Compoſition gelungen aus; macht ihn die Uebung ſicherer in der Intonation und gefälliger im Vortrage, ſo dürfte er ſich bald ſehr in die Gunſt des Publikums ſetzen. Dlle. Hornik ſang eine Arie von Cimaroſa mit Bravour, doch macht dieſe allein den Geſang nicht aus. Herr Moreau unterhielt durch ein Gedicht von Gellert, was an die frühere franzöſirende Epoche unſerer Literatur erinnerte und die Herren Worziſchek und Pehatſchek ſpielten Variationen für Pianoforte und Violoncell, von dem erſtgenannten Künſtler componirt, die mit Recht gefielen.

Als die Spanier 1532 am la Plataſtrom weiter hinauf zogen, um Aſſomption zu gründen, ließen ſie in den Wäldern von Buenos Ayres einige Rinder zurück, die ſie aus ihrem Vaterlande mitgebracht hatten. Die Thiere mehrten ſich, ſich ſelbſt überlaſſen, auf den fetten Triften in ſolcher Art, daß es jedermann für überflüſſig hielt, ſich dergleichen anzueignen; ſo nahmen ſie immer mehr zu, und man dachte in der Folge nur daran, ihre herrlichen Häute nach Europa zu verſenden. Sie wurden bald ein geſuchter Handelsartikel. Wohl mehr als 30,000 kommen jährlich uns Deutſchen von daher zu. Die Stiere werden wie wilde Thiere von kecken Reitern gejagt. Mehrere thun ſich zu dem Zweck zuſammen. Eine Stange mit einem ſcharfen gekrümmten Meſſer verſehen, iſt die ganze Waffe. Damit tödten ſie das Rind, laſſen es liegen um ein anders zu tödten, und nach einigen Tagen ſolcher Mordarbeit ſuchen ſie die Opfer der Habſucht auf, ziehen ihnen die Haut ab, nehmen die Zunge und etwa den Talg mit, und laſſen den Reſt für die Geyer und andere Raubvögel zurück. Im Anfange wurden die Häute kaum mit zwey Realen (zwey Kreuzer) das Stück bezahlt, und die kleinen ausgeworfen. Jetzt ſind ſie theurer, und man fürchtet, daß jene große Nachfrage die Herden immer mehr vermindern werde. Einmahl war man gar in großer Angſt wegen der in zahlreicher Menge herumſtreifenden wilden Hunde.

Sie verdanken ihren Urſprung einer gleichen Sorgloſigkeit und wären zu fürchterlichen Raubthieren geworden. Es mußte die Garniſon von Buenos Ayres ausrücken, den Beſtien Einhalt zu thun und niederzuſchießen, was vor die Mündung kam. Es war dieß in der Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Die Klage iſt nicht wieder vernommen worden, und ſo läßt ſich muthmaßen, daß der Hunde noch nicht wieder zu viel geworden ſind.

Hr. **Lavilleneuve** hat im Jahre 1805 im Nahmen der Inhaber einer Fabrik von lackirten Blechwaaren in Paris, ein Einfindungsrecht für einen Firniß, der das Wedgwoodſche Porzellan nachahmt, erhalten.

Blechwaaren, welche dieſen Firniß erhalten ſollen, werden zuerſt mit Bimsſtein oder Wolfszähnen geglättet, und hernach mit hartem Bernſteinfirniß überzogen, welcher Ueberzug mit Bimsſtein, Tripel oder Schachtelhalm geglättet wird.

Hierauf wird farbiger Oehlfirniß aufgetragen, wozu die feingemahlenen Farben mit Firniß aus gekochtem Leinöhl, einem halben Theil Maſtix, der ſtark eingekocht wurde, angemacht werden, ſo daß nachher flüchtiges Oehl, **Terpentinöhl**, welches Glanz gibt, zugeſetzt werden kann. Man trägt ihn mit einem großen Fiſchpinſel gleichmäßig und höchſtens in zwey Lagen auf.

Nun trägt man erhabene Zierathen auf, welche in hohlen kupfernen Formen aus einem Brey von Tragantgummi, Marmormehl und Stärkmehl gepreßt wurden. Das Ueberflüſſige wird mit einem Meſſer von der Form weggeſchnitten. Eine zweyte Miſchung zu dieſen Zierathen beſteht aus Bleyweiß- und Maſtixpulver mit einem Theil geſiebter Stärke, welche mit Firniß aus geſchmolzenem Copal und trocknendem Leinöhl angemacht wurde. Das Leinöhl muß ſehr weiß ſeyn, daher man es in flachen bleyernen Gefäßen, die mit hellen Glastafeln bedeckt ſind, ein Jahr lang der Sonne ausſetzt. Dieſer wird wie der vorige gebraucht und überfirnißt.

Dieſe Zierathen werden auf die Gefäße geſetzt, nachdem man eine Stelle für ſie bezeichnet hat. Vorher werden ſie jedoch umgewandt, und etwas trocken gelaſſen, drey Mahl mit Waſſer befeuchtet, damit ſie gleich gut ankleben und zuletzt an der Luft getrocknet.

Sind die Zierathen ganz trocken geworden, ſo überzieht man ſie mit einem feſten und matten Firniß, der mit obigem einerley iſt, aber mit etwas ganz weißem Wachs verſetzt wurde, welches man im mäßig warmen Ofen vorher trocknen kann.

Bonplandt, der ehemahlige Gefährte **Humboldts**, hat eine Entdeckungsreiſe nach der Küſte und den Inſeln der Ströme **Parana** und **Paraguay** unternommen, und denkt auch in das Innere der Provinz **Paraguay** einzudringen.

Ein neuer Roman: le Solitaire von Vicomte d'Arlincourt, wird jetzt in Paris mit vieler Theilnahme geleſen.

Zu **Richmond** ſtarb im 90ſten Jahre ſeines Alters Adam **Walker**; er iſt beruhmt durch ſeine ehemahligen Vorleſungen über Experimental-Philoſophie, durch die Erfindung des Cideranion oder der Transparente Planetarium und der Coelestina u. ſ. w.

Der Ritter **Bröndſted** hat in **Neapel** zwey in einem griechiſchen Grabe gefundene Bronzen von außerordentlicher Schönheit gekauft. Es waren dem Anſchein nach Spangen von Harniſchen oder Ohrendecken von Helmen.

Der bekannte Hiſtorienmahler **Agricola**, iſt vor kurzem in **Rom** geſtorben.

Im Jahre 1809 wurde zu **Kopenhagen** ein Muſeum für nordiſche Alterthümer errichtet; es hat ſeitdem ſo zugenommen, daß es ſchon über 6000 Nummern zählt. Es enthält über 70 Bracteaten, und iſt ſchon jetzt eines der reichſten Antiquitäten-Cabinette in Europa.

Redacteur, Drucker und Verleger wie bey dem ganzen Blatte.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

29.

(Wien, Mittwoch den 11. April.)

Die coloſſale Büſte Sr. Majeſtät des Kaiſers Franz von Öſterreich.

Große, rieſenhafte Bau-Ideen und deren Ausführung haben wir faſt immer nur in weiter Ferne und im grauen Alterthume ſuchen können. Europa ſelbſt ſcheint nie beſonders dafür empfänglich und geeignet geweſen zu ſeyn; wenigſtens ſtehen die älteſten Werke Griechenlands und Roms, wie die Dome des Mittelalters, den Kunſtgebäuden Egyptens und Nubiens eben ſo nach, wie die modernen Palläſte und Kirchen jenen. Je näher uns die Zeit liegt, deſto winziger die Idee, deſto armſeliger die Ausführung. Man hat ungeheure Begebenheiten erlebt, aber in Denkmählern ſie zu verewigen nicht gewagt. Alles, ſelbſt geſchichtliche Prachtmünzen trugen den Stämpel der Armuth der Zeit. Bewundernd richteten ſich zwar unſere Blicke auf die Ausbeute, welche beauftragte Reiſende, wie Salt, Forbin und Belzoni, aus afrikaniſchen Wüſteneyen mit Lebensgefahr und höchſtem Koſtenaufwande nach Europa geſchafft, und zum Staunen der Jetztwelt in Muſeen aufgeſtellt hatten; aber etwas dem Ähnliches zu erfinden und auszuführen iſt Keinem eingefallen, ja, wollen wir uns an die Bauentwürfe im buntſcheckigſten Gewande zum Gedächtniß der ewig denkwürdigen Schlacht von Leipzig erinnern, ſo werden wir ein mitleidiges Lächeln darüber zu unterdrücken wohl kaum im Stande ſeyn.

Indeß tritt zuweilen plötzlich ins Leben, was längſt aufgegeben war, nicht geahnt, weniger noch gedacht werden konnte, und geſtaltet ſich feenartig, unbekümmert, ob die gemeine Menge es vermag, Sinn und Bedeutung deſſelben zu faſſen und ſich zu verdeutlichen. Von dieſer Art iſt die Idee des kunſtſinnigen, in unſerer Mitte für alles Schöne und Große eifrig wirkenden, Fürſten Proſper von Sinzendorf: das Bildniß Sr. Majeſtät des Kaiſers Franz von Öſterreich in coloſſaler Größe der Nachwelt zur dankbaren Erinnerung und Verehrung zu überliefern; eine Idee, welche, einzig aus dem Gefühle der glühendſten Liebe für den Monarchen entſproſſen, auch nur von einem Mäcen der Kunſt, der keinem Auguſtus nachſteht, ausgeführt werden kann.

Denn die Büſte mit dem Sockel ſoll zwey und zwanzig Fuß meſſen, und davon der Kopf an ſich ſechs, mit dem Lorberkranze ſieben Fuß. Der Kopf allein übertrifft mithin die Höhe eines anſehnlichen Mannes, und wer ſich das noch nicht verſinnlichen kann, bemerke, daß ein Auge des Bildniſſes wohl die Größe eines gewöhnlichen Kopfes hat. Das Geſtell wird acht und zwanzig, das Ganze fünfzig Fuß hoch ſeyn.

Die Verfertigung der Büſte und des Geſtells geſchieht aus Marmorarten, die ſich in dem Steinbruche von Gfäll, etwa drey Stunden von Zwettel im Kampthale, dem Fürſten zugehörig, vorfinden; der Kopf aus weißem, die Draperie, nach vorläufiger Beſtimmung, aus grauem, das Geſtell aus rothlichem, dem egyptiſchen faſt gleichkommenden Marmor.

Die Aufſtellung erfolgt bey Ernſtbrunn auf einem zur Pyramide umgeſtalteten, bis zur Höhe von ſiebenzehn Klafter abgetragenen Berge.

Als Ruine wird der Büſte ein nach Verhältniß der Statuen-Größe gearbeiteter Fuß beygegeben werden, ſieben Schuh, drey Zoll lang, aus weißem Marmor, bekleidet mit einer Sandale.

Vom Orte der Aufſtellung iſt der Marmorbruch 14 bis 16 Stunden entfernt, und da der Transport des rohen, etwa 1200 Centner ſchweren, Blocks auf der Landſtraße nicht zu bewirken iſt, ſo muß derſelbe über Äcker auf Walzen vollbracht werden, wozu der Zeitraum von einem Jahre erforderlich ſeyn wird.

Die völlige Ausarbeitung dieſer ungeheuren Büſte und des Geſtells kann aber den Zeitraum von zwey Jahren ausfüllen.

Letztere iſt dem Herrn Leopold Kisling in Wien übertragen, der ſeine Bildung durch einen langen Aufenthalt in Rom vollendet hat. In ſeiner Werkſtätte ſah man das aus Gyps gefertigte Model aufgeſtellt. Er hatte daran gegen ſechs Monate gearbeitet, und mehr als hundert Centner Gyps verbraucht. Sprechende Ähnlichkeit der Geſichtszüge und geſchmackvolle Drapirung des, auf der rechten Schulter durch ein Minerva-Bild zuſammen gehaltenen, Mantels ſind Beweiſe ſeiner hohen Kunſtfertigkeit. Je weiter man zurücktritt, deſto größer die Ähnlichkeit, welche von der wohl berechneten Höhe dem Anſchauenden eine freudige Überraſchung gewähren muß.

Eine ſolche Idee iſt mit kaufmänniſchem Geiſte nicht zu meſſen und nicht zu beurtheilen. Man muß den Sinn für wahre Größe in ſich tragen, um ſie gehörig würdigen zu können. Wer nach Summen zu rechnen gewohnt iſt, und nach Anſchlägen, Überſchlägen und Abſchlägen, der kann ſie nicht erfaſſen. Zum Glück kennt der Schöpfer derſelben keine Hinderniſſe ſolcher Art. Sein Vertrauen wird auch den Künſtler anfeuern, ſein geſammtes Talent und Geſchick an die Ausführung zu ſetzen, und Öſterreich, in nicht bedeutender Entfernung von der Kaiſerſtadt, ein Denkmahl aufzuweiſen haben, das, allen Stürmen trotzend, wie der Monarch, deſſen Bild es vorſtellt, nach Jahrtauſenden noch fort beſteht, wenn auch Verheerungen der Zeit die Schriftzüge der Geſchichte verdunkelt oder verloſcht haben ſollten.

Das berühmte Memnonsbild, welches Belzoni auf ſeiner Reiſe nach dem egyptiſchen Theben im Jahre 1816 für das brittiſche Muſeum auf dem Nilfluſſe einſchiffen ließ, war eine, aus einem einzigen Granitblocke gehauene coloſſale Büſte von zehn Fuß Höhe, die in ſechs Monaten nach Alexandrien gebracht wurde. Alle Zeitſchriften Europa's überbothen ſich im Ausdrucke der Bewunderung für die Arbeit und des Lobes für die Bemühungen des Entdeckers. Hier wird Größeres ausgeführet; die kaiſerliche Büſte hat die doppelte Höhe; der ganze Transport muß zu Lande geſchehen, und die Koſten, welche Belzoni von der engliſchen Regierung erſtattet empfing, zahlt aus eigenem Vermögen der Fürſt von Sinzendorf.

Aber alle jene egyptiſche Coloſſe, ſelbſt bis zur Höhe von 30 Fuß, wie im Tempel von Ipſambul in Nubien, waren aus einem Stücke gearbeitet, und die egyptiſche Sphinx, die Salt unterſuchte, ſogar aus der Felſenſpitze im Felſen gemeißelt. Beweis genug, daß jede Zuſammenfügung verworfen und nach Einheit geſtrebt wurde. Deßhalb iſt der Wunſch ſo lebhaft, daß es dem Fürſten gefallen möge, die kaiſerliche Büſte aus einem einzigen Marmorblocke fertigen zu laſſen, wodurch ſie erſt wahrhaft den Charakter der Unvergänglichkeit erhalten wird. Jede Zuſammenſetzung, bey kleinern Werken wohl anwendbar und gebilligt, benimmt der ſo großen, ſchönen und herrlichen Idee etwas an Werth, und bringt ſie der jetzt waltenden Zeit näher. Soll die Idee aber als einzig beſtehen, ſo muß auch die Ausführung einzig ſeyn, und in einem einzigen Blocke erfolgen. Der Transport wird darum nicht ſchwieriger, weil die erſte Bearbeitung des rohen Steins im Bruche ſelbſt geſchehen kann.

Um das Verdienſt des Herrn Kiſling in der Bildhauerey zu würdigen, will ich hier noch auf eine Statue aus weißem Gſäller Marmor, 4 ½ Fuß hoch, verweiſen, welche ſich im Beſitze des Fürſten von Sinzendorf befindet und nach ſeiner Angabe vollendet iſt, ein Harpocrates nähmlich, den Zeigefinger der rechten Hand in die Höhe gehoben, die Arme verſchränkt, gleichſam zweifelhaft, ob er ſchweigen ſoll, oder nicht? zur rechten Seite ein kleiner runder Altar, von Schlangen umwunden und ſymboliſch einige Mohnköpfe darauf; ein ſchönes Seitenſtück zu jener antiken Iſis, deren Kopf, Arme und Füße aus weißem Marmor, die Draperie aus Baſalt, und die vom Fürſten für 6000 fl. C. M. erkauft iſt.

Das Gyps-Model zur kaiſerlichen Büſte iſt in eilf Stücke zerſchnitten, um nach Ernſtbrunn gebracht und dort zur Förderung des eigentlichen Werkes aufgeſtellt zu werden. Vermag es die Gegenwart nicht, ſo wird die Nachwelt Idee und Ausführung zu würdigen wiſſen.

Wilhelm Hebenſtreit.

Das verhängnißvolle Dinée.

Es kann in der ganzen Stadt keinen rechtlichern Mann geben, als der Baron *** iſt; er hat den beſten Willen von der Welt; iſt höflich gegen Jedermann, gefällig und zuvorkommend, und dennoch liebt ihn niemand. Der Eine hält ihn für einen Narren, der Andere für einen Dummkopf, der Dritte für einen unzeitigen Spaßmacher — und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er das ſonderbare Unglück hat, alle Welt zu beleidigen, indem er ſich alle Welt verbinden möchte, denn er kann den Mund nicht öffnen, ohne etwas Unſchickliches, Verkehrtes zu Markte zu bringen, oder wie man im Sprichwort zu ſagen pflegt: einen Bock zu ſchießen.

Er hat ſich dadurch manchen Feind zugezogen, und will deßhalb immer auf ſeiner Huth ſeyn; allein, gerade wenn er es ſich vornimmt, recht artig zu ſeyn, begeht er die größten Sottiſen.

Kürzlich war er bey dem Grafen *** zum Dinée geladen; aus Beſorgniß, nicht zu ſpät zu kommen, wie ihm in der Zerſtreuung das oft zu geſchehen pflegte, fuhr er zwey Stunden früher hin. Die Bedienten im Vorzimmer machten große Augen, als ſie den frühzeitigen Gaſt eintreten ſahen, denn Graf *** war noch nicht vom Miniſter und die Gräfinn nicht von der Spazierfahrt zurück. Der Kammerdiener, ein pfiffiger Franzoſe, öffnete ihm mit einem ſarcaſtiſchen Lächeln das Bibliothek-Zimmer, und bath ihn, ſich bis zur Rückkunſt der Herrſchaft die Zeit mit den neu angekommenen Journalen zu verkürzen. Der Baron *** hatte die beſte Gelegenheit, den Nutzen der Zeitſchriften-Fluth würdigen zu lernen, denn wäre ihre Zahl nicht ſo groß, wie hätte der Arme die zwey Stunden zubringen ſollen; doch, Dank ihrer Menge, kaum hatte er ſich durch die Hälfte derſelben durchgearbeitet, als die Thür aufging und die Gräfinn *** eintrat. Der Baron hatte die Gräfinn nur einige Mahl von Ferne geſehen, aber ihre ältere Schweſter, die Comteſſe ** öfters in Geſellſchaften getroffen. Die Gräfinn hieß ihn mit der ihr eigenen Anmuth und Leutſeligkeit willkommen; ermuntert durch den freundlichen Empfang, rief der Baron: »Ich kann nicht zweifeln, mit wem ich zu ſprechen die Ehre habe, denn dieſe Ähnlichkeit mit Euer Gnaden Tochter« — »Tochter?« entgegnete die Gräfinn mit großen Augen. »Sie irren, Herr Baron, ich hatte nie eine Tochter.« — »Nicht?« antwortete dieſer verlegen. »Freylich, ja — dann — es iſt wohl möglich — es kann ſeyn — ich bitte tauſend Mahl um Vergebung.« — In dieſem Augenblick trat die Comteſſe ** ein. Froh, ſich, nach ſeiner Meinung, rechtfertigen zu können, fuhr er fort: »Hier, gnädige Gräfinn, iſt die Dame, welche ich für Ihre Tochter hielt. Gnädige Comteſſe, ich bin erfreut, Sie wohl zu ſehen, wirklich, Sie beſchämen durch Ihr blühendes Ausſehen die Königinn der Blumen (und ſie ging an dieſem Tage, nach einer dreymonathlichen Krankheit zum erſten Mahl aus, und trug die Spuren der Krankheit nur zu deutlich im Geſichte). Aber dieſe Ähnlichkeit! Nein, dieſe Ähnlichkeit« — »iſt unter Schweſtern nichts ſo Außerordentliches!« unterbrach ihn die Comteſſe mit ſpitzigem Tone. »Die Gräfinn iſt drey Jahre älter als ich« — ſetzte ſie bedeutend hinzu. — »Ich meine auch nur — die Familienähnlichkeit,« ſagte der Verlegene. »Dieſe iſt außerordentlich — beſonders in den Augen« (zum größten Unglück ſchielte aber die Comteſſe ein wenig). »Meinen Sie?« rief die Gräfinn, indem ſie in ein lautes Gelächter ausbrach, und dadurch die Verlegenheit des Barons, den indeſſen die kreuzenden Blicke der Comteſſe von ſeinem Fehlgriffe überzeugt hatten, noch vermehrte. — »Nicht doch,« ſtotterte er, »im Gegentheil — oder vielmehr« — »Es thut mir leid,« unterbrach ihn die Gräfinn, »daß wir Sie ſo lange allein laſſen mußten. Indeſſen haben Sie ſich, wie ich ſehe, mit der Lectüre beſchäftigt. — Was halten Sie von dieſem Aufſatz?« dabey zeigte ſie auf ein aufgeſchlagenes Journal, in welchem er zuletzt geleſen. Der Arme, froh, daß das Geſpräch eine andere

Richtung genommen, athmete wieder freyer, und antwortete ſchnell: »Vortrefflich! Man kann nicht witziger und zugleich wahrer ſeyn. Ein Meiſterſtück!« — Die Gräfinn verzog den Mund zu einem bitterſüßen Lächeln, indeß die Augen ihm einen ſtechenden Blick zuwarfen, denn der beſprochene Aufſatz war eine beißende Satyre auf die Spielwuth der Damen, und ſie war als eine leidenſchaftliche Spielerinn allgemein bekannt. — »Haben Sie,« fragte ſie ablenkend, indem ſie auf eine daneben liegende Broſchüre zeigte, »auch dieſe poetiſchen Bagatellen eines Blicks gewürdigt?« — »O ja,« antwortete der Baron mit wegwerfender Miene. »Sie geben dem Kindlein den rechten Nahmen, gnädige Gräfinn. Bagatellen, ganz recht — Kindereyen, die keiner Beachtung werth ſind. Spielereyen, durch welche man dem Publikum das Geld aus der Taſche ſtiehlt.« — »Spielereyen mögen es ſeyn,« unterbrach ihn die Gräfinn mit flammendem Geſicht, »allein, ſie ſind nicht dazu beſtimmt, den Leuten das Geld aus der Taſche zu ſtehlen, wie Sie ſich etwas ſtark auszudrücken belieben. Ich bin die Verfaſſerinn. Das Werkchen iſt nie verkauft worden, auch wurden nur einige wenige Exemplare für nachſichtige Freunde gedruckt.« — Vernichtet ſtammelte der Bedauernswerthe: »Ich bitte tauſend Mahl um Vergebung — aber ich — ich wußte nicht — wenn ich« — »Seyn Sie mir herzlich willkommen, lieber Baron,« rief der eintretende Graf ***. »Ich freue mich, Sie nach ſo langer Zeit wieder einmahl zu ſehen. Schon habe ich befürchtet, Sie hätten meine Einladung, nach alter Gewohnheit, wieder vergeſſen. — Meine Damen, hier ſtelle ich Ihnen einen meiner älteſten Freunde vor.« — »Ich wünſche Ihnen Glück dazu!« verſetzte die Gräfinn mit einem ſatyriſchen Lächeln.

Der Kammerdiener meldete, daß ſich ſchon mehrere Gäſte eingefunden hätten; man begab ſich daher in den Salon. Kaum waren die üblichen Bewillkommungs-Complimente vorüber, als der Major * den Baron mit den Worten anredete: »Ey, ey, Herr Baron, Sie haben mir da keinen feinen Streich geſpielt. Sie verſprachen mir geſtern, mich in Ihrem Wagen hierher mitzunehmen, weil eines meiner Pferde krank iſt, ich warte zwey Stunden vergebens, werfe mich endlich, um nicht zu ſpät zu kommen, in einen Fiaker, und finde Sie ſchon vor mir hier!« — »Ich bitte Sie tauſend Mahl um Verzeihung, liebſter, beſter Major,« entſchuldigte ſich der Baron, »das iſt die Schuld meines Kutſchers. Ich habe nun einmahl das Unglück, entſetzlich vergeßlich zu ſeyn, deßhalb befahl ich ihm geſtern, mich heute daran zu erinnern, und nun hat es der Taugenichts vergeſſen, ſo wie ich. Aber man muß dem Kerl etwas zu Gute halten, denn er iſt ein Schwabe, und ſie wiſſen wohl, die Schwaben« — »Ich bin auch in Schwaben geboren,« fiel ihm der Major mit ernſtem Geſichte ins Wort, »das hinderte mich aber nie, mein Wort zu halten, wenn ich es ein Mahl gegeben, und ich hatte keines Kutſchers nöthig, um mich daran zu erinnern.« Damit kehrte er dem armen Baron den Rücken, der beſtürzt ſtehen blieb, und ſich kaum mehr getraute, den Mund zu öffnen. Selbſt bey Tiſche blieb er ſtumm und niedergeſchlagen. Der Graf bemerkte es, und redete ihn an, um ihn ins Geſpräch zu ziehen. »Warum ſo ſtill, lieber Baron? Wiſſen Sie nichts Neues?« — Der ſtets Dienſtwillige ſäumte nicht zu antworten: »Nichts, als daß der Baron ** ſich von ſeiner jungen Frau, die er vor drey

Monaten geheirathet hat, wieder ſcheiden ließ (ein bedeutender Blick des Grafen hieß ihn inne halten) — ich wollte ſagen: daß der alte reiche Commerzienrath **** geſtorben iſt,« ſetzte er verbeſſernd hinzu, »und lachende Erben hinterlaſſen hat — (ein zweyter Blick des Grafen brachte ihn außer Faſſung) — oder vielmehr,« fuhr er verlegen fort, »daß der Graf * eine Krämerstochter heirathen will.« — Ein dritter Blick des Grafen, und die Wirkung, die ſeine Äußerungen auf den Geſichtern der ganzen Tiſchgeſellſchaft hervorbrachten, machten ihn verſtummen; was würde er erſt gefühlt haben, wenn er gewußt hätte, daß die Dame, welche zur Rechten des Grafen ſaß, die geſchiedene Baroninn **, die zur Linken, in Trauer gekleidet, die Univerſalerbinn des Commerzienraths ****, und der Offizier an ſeiner Seite, der Bruder des Grafen * war. Alle Anweſenden ſahen einander betroffen an, und es herrſchte durch mehrere Minuten ein verlegenes Schweigen. Unſerem Baron entging die allgemeine Beſtürzung nicht, er ward feuerroth, ſpielte verlegen mit Meſſer und Gabel, ließ ſich ein Glas Waſſer reichen, und war ſo außer Faſſung, daß er, als ihn ſein Nachbar ſpäter anredete, nur einzelne Worte mühſam hervorſtammeln konnte; dieſer, der das Unglück hatte, zu ſtottern, glaubte, er wolle ſeiner ſpotten, und wandte ſich mit einem ſtrafenden Blicke von ihm ab.

Beym Deſſert wurden vier hübſche Kinder hereingebracht, Neffen des Herrn vom Hauſe, deren Ältern ſich gleichfalls an der Tafel befanden. Alles ergoß ſich in Lobſprüchen über die artigen Kleinen, und der Baron glaubte nicht der Letzte bleiben zu dürfen; nachdem er durch ein paar Gläſer Champagner ſeinen geſunkenen Muth wieder in Etwas aufgerichtet hatte, ſagte er zu dem Vater der Knaben: »Welche allerliebſte kleine Engel! Und Sie ſind von allen Vieren Vater?« — Der Gefragte ſah ihn mit großen Augen an, und erwiederte mit ſpitzigem Tone: »Wie mich meine Frau verſichert.« Ein mühſam unterdrücktes Gelächter der ganzen Geſellſchaft äußerte ſich in einzelnen Lauten und erneuerte die Beſtürzung des Barons, der ſich ſo geſchwind als möglich zurückzog, und ohne Abſchied zu nehmen, verſchwand.

Lembert.

* * *

Das Seelenamt für Hadmar II. von Chuenring, den zweyten Stifter des Kloſters Zwettel.

(Ein hiſtoriſches Bruchſtück aus dem Manuſcripte: der Wanderer im Waldviertel, von Reil.)

In aller Frühe machte ich mich auf den Rückweg nach Zwettel, um dort dieſe mir merkwürdige Gedächtnißfeyer nicht zu verſäumen. Ich war noch einige hundert Schritte von dem Stifte im Thal entfernt, als es eben acht Uhr ſchlug, und ſogleich erklangen auch alle Glocken auf dem Thurme des alten Münſters. — O! erhebend iſt ein ſchönes Glockengeläute, und nichts bereitet feyerlicher die Stimmung zur Andacht vor. — Wie entzückend ein einzelnes, aus der Wolkenlücke ſchimmerndes Sternlein zu dem Stern des Menſchenauges ſpricht: ſo trifft auch ſchon ein einzelnes Glöcklein in der Morgen- oder Abendſtunde das Gemüth des Hörers; um ſo mehr reget der volle Chor mehrerer Glocken, beſonders in einſamer Waldgegend, die tiefeſte Rührung auf.

Die Veranlaſſung dieſes Requiems war mir aus dem Libr. Fundat. des alten Zwettler Abtes Ebro noch friſch im Gedächtniſſe, um ſo bedeutungsvoller auch ſprachen mich die Glocken an.

Um Ihnen, meine Freunde, inniger meine Stimmung zu vertrauen, will ich Ihnen nun auch vorher den hiſtoriſchen Akt der Vorzeit ſelbſt mittheilen.

Im Jahre 1217 beſchied Leopold, Herzog von Öſterreich und Steyermark, den geſammten Adel von Öſterreich und Steyermark nach Kloſterneuburg, und bezeichnete ſich nebſt den Edeln mit dem Kreuze, um durch Ungern nach Paläſtina zu ziehen. Bekannt iſt, daß er wohlbehalten und ſiegreich wieder zurückgekehrt. Unter den Edeln, die ihn nach Paläſtina begleitet hatten, war auch Hadmar II. von Chuenring. Bevor er die gefährliche Reiſe antrat, machte er zum Frieden ſeines Hauſes unter ſeinen Kindern eine rechtmäßige Vertheilung, und traf zugleich die Verfügung über den Stiftungsbrief des Kloſters Zwettel.

Ich glaube, es geht mehr zu Gemüthe, wenn ich den treuherzigen Abt Ebro ſelbſt ſprechen laſſe.

»Leider muß ich auch von dem Tode unſers herzlieben Herrn Stifters Hadmar's II. von Chuenring berichten. Das Herz möchte mir brechen. So viele und ſo große Wohlthaten verlieh er unſerm Kloſter, und auf ſolche Art mußte er von der Welt ſcheiden.«

Nachdem Papſt Innocenz III. einen Kreuzzug nach Jeruſalem aufbiethen ließ, folgte auch unſer Stifter dieſem heiligen Rufe. Vor ſeiner Abreiſe aber ſoll er den Abt, die Mönche und Laienbrüder angegangen haben, noch ein Mahl mit ihm im Stiftskapitel zuſammen zu kommen, in welches er auch ſeine beyden ältern Söhne, Heinrich und Hadmar, mit weinenden Augen eingeführt hatte. — Allen Anweſenden ſchlug das Herz, und Thränen drängten ſich auf, bang erwartend, was da kommen ſollte.

Der Stifter ſelbſt konnte ſich kaum zu folgender Anrede faſſen:

»Ich ahne, dieſes Haus, welches meine Ähnen geſtiftet und ich feſter begründet habe, werde ich wohl nie mehr erblicken.«

Hierauf brachen alle Umſtehende, Jung und Alt, in lautes Weinen aus. Er aber ermannte ſich, führte ſeine rüſtigen Söhne an der Hand vor den Abt und die Mönche, und redete in hoher Rührung ihnen dieſes zu: »Bey jenem furchtbaren Gerichtstag beſchwöre ich euch und alle Nachkommen eures Hauſes, nie wollet ihr gegen dieſen, der glorreichen Jungfrau im Himmel geweihten Dom, Ungerechtes anſinnen, nie ihn frevelhaft anrühren. Eure Ähnen und euer Vater haben dieſen Bau fromm beſchickt und mannhaft und getreulich geſchützt. Auch ihr ſollet dieſer Stiftung alle Treue in dem reinen Sinn der urſprünglichen Abſicht bewahren, wofür ihr dann auch dereinſt zweifelsohne den ewigen Lohn empfangen werdet. So aber ihr ſelbſt oder eure Nachkommen ſich unterwinden werden, gegen den hohen Zweck eures zärtlichen, für euer ewiges Wohl beſorgten Vaters zu verfahren, ſoll euch die Ähndung des Himmels auf dem Fuße folgen, und nie ohne die ſchreckbarſte Wirkung euch von hinnen entlaſſen.«

Nach dieſen Worten, mit tief eingreifendem Nachdrucke, ungewöhnlicher Andacht und väterlichen Ernſtes geſprochen, löſete er einen ſehr koſtbaren vergoldeten ſilbernen Gürtel raſch von ſeinen Hüften und übergab ihn ſeinem älteſten Sohne Heinrich, und ſagte: »Sieh' her! ich entledige mich hiermit der Pflicht für dieſes Haus und dieſe Verſammlung, und lege dir, mein geliebter Erſtgeborner, die Noth des Schirmers auf. Denn leider! ſehe ich den Tod mir immer näher zu ſich winken, und ſo ungern ich auch dieſes Haus, dem ich ſo tiefſinnig ergeben bin, deſſen Grundſtein in dem Boden meines Herzens liegt, ſo ſchmerzhaft ich es verlaſſe, doch muß ich; der Ruf aus der Höhe hat mich auserwählt für den Zug mit der Schar der Tapfern zu dem fernen heiligen Grabe. Aber du! vertritt nun meine Stelle hier! Liebe dieſen Dom wie dein Herz! Deine Seele hänge an ihm, wie an dir ſelbſt! und zum Zeichen unverbrüchlicher Liebe empfange hier dieſen Gurt! umwinde deine Hüften mit frommen Schauder! ſo wie er dieſelben berührt, laß auch dein Herz dabey gerührt ſeyn, und deine Liebe, welche ich für dieſe meine Stiftung auf die Seele binde, hafte mit deinem ganzen Gedächtniſſe an dieſen Steinen! wetteifre mit der Zeit, die alles aus den Fugen treibt, wofern du des ewigen Heils und Friedens unter dem Chor der Gottſeligen theilhaftig zu werden gedenkeſt.«

Darauf nahm er ſeinen jüngern Sohn Hadmar zu ſich, gab ihm einen hochſchätzbaren, ſeinen beſten goldenen Ring, und gar ſanft klangen ſeine Worte von den Lippen: »Schau, mein liebes Kind! du trägſt meinen Nahmen, du biſt mein Gebein und Fleiſch, ganz meine Natur, höre mich an! Schau, ich empfehle dir dieſes Gebäude und dieſen geiſtlichen Verein. Lege mit voller Liebe und Treue deine Bruſt und deine Arme an dieſe Steine, die auf unſerm Grund und Boden gebrochen worden ſind, und alſo den Sitz der Frömmigkeit uns vertrauter machen zur Vorbereitung des ewigen Sitzes, den wir einſt im blauen Firmament zu erhalten gedenken. Zum Zeichen meines Wunſches, meiner Bitte um deine freye, unbeſchränkte, freywillige, unveräußerliche Anhänglichkeit für dieſes Haus übergebe ich dir meinen beſten Ring, er iſt auch das Unterpfand meiner Liebe, die in dem ewigen Ringe des Weltalles ſich fort beweget.«

Nachdem dieſes geſchehen war, hatte unſer fromme Stifter Hadmar ſich zu dem Convent gewendet, und alſo geſprochen: »Geliebteſte Väter und Brüder! Euch empfehle ich meine Seele. Gedenket ihrer, auch wenn meinen Knochen vielleicht die Wohlthat nicht widerfahren ſollte, bey euch in dieſer meiner Stiftung zu ruhen.«

Jetzt benannte er einige ſeiner Geheimſchreiber, hieß ſie vortreten, und redete mit erſchütterndem Tone Folgendes:

»Liebe und treue Gefährten, die ihr die langwierige, um des Himmelreiches willen beſchloſſene Verbannung mit mir theilen wollet, ſeyd ihr beſtimmt, Zeugen meines letzten Hinſcheidens zu werden, ſo beſchwöre ich bey dem ſchreckbaren letzten Gericht (per tremendum Diem judicii), iſt es nicht zuläßig, meinen geringfügigen Leib an dieſe meine Lieblingsſtätte zurück zu fördern, dann möget ihr doch wenigſtens trachten, und die Ehre und Ruhe gönnen, daß mein Herz, welches für Jeſus hier ſo tiefe Rührung oft gefühlt, und meine rechte Hand, die für ſein Grab geſtritten hat, ihre Gruft, hier unter dieſer Kapitelſtube finden. Denn ich ſehe voraus, daß nach meinem Tode dieſes Münſter einen ſo herzlichen, gutwilligen Wohlthäter ſchwerlich wieder erhalten werde, was immer auch meine Kinder für dieſe Geſilde thun und nach meiner Natur leben mögen. Denn die Liebe des Stifters iſt immer größer, als die der Erhalter; die Quelle iſt nur rein in ihrem Urſprunge; einmahl hinausgegeben in das Freye, ſich fortwälzend in die Weite, nimmt ſie fremde, gewöhnlich trübe Stoffe auf.«

Alle erſtickten faſt in Wehmuth; Hadmar aber nahm von Allen, Jung und Alt, Abſchied, ging mit nochmahligem allgemeinen lauten Lebewohl aus der Kapitelſtube, warf ſich vor dem Altar der heiligen Jungfrau auf die Knie, und mit zerknirſchtem Herzen legte er in dem inbrünſtigſten Gebethe die Urkunde ſeiner Andacht nieder.

Nach einer Weile ſtand er auf und ging aus dem Kloſter, indem er ſich oft mit feuchtem Blick und mit Schluchzen umgewendet.

Der Abt, die Mönche und die Converſen hatten ihn vor die äußerſte Kloſterpforte begleitet. Dort empfahl ſich Hadmar nochmahls Gott und der heiligen Jungfrau, beſtieg ſein mittrauerndes Roß, und ſchied.

(Schluß folgt.)

Anecdote.

Im Jahre 1809 zogen franzöſiſche Truppen auf ihrem Marſche durch die Reſidenzſtadt eines damahls zum weiland rheiniſchen Bunde gehörigen Fürſten. Die Stadtmuſik war auf dem Hauptplatze des Städtchens zur Feyer des Einzuges, und um, während die kriegeriſche Muſik der durchziehenden Truppen pauſirte, ihr Liedlein ertönen zu laſſen, aufgeſtellt. Da nun bekanntlich damahls die Franzoſen nicht nur ihren Gegnern, ſondern ſelbſt ihren Verbündeten blauen Dunſt vor die Augen zu ſtreuen, und ihre Macht bey jeder Gelegenheit größer, als ſie wirklich war, darzuſtellen ſuchten, ſo geſchah es auch hier, daß das durchziehende Corps ſich verzweyfachte, das heißt, daß die Truppen, nachdem ſie bey einem Thore aus der Stadt marſchiret waren, bey dem entgegengeſetzten wieder in dieſelbe einzogen. Eben war zum zweyten Mahle der Vortrab, jetzt das Mitteltreffen, auf dem Stadtplatze angelangt, das ſeine Stratagem von einigen zuſehenden Bürgern dennoch bemerkt und ganz ſtille den andern mitgetheilt worden, als mit einem Mahle die ganze löbliche Bürgerſchaft, zur nicht geringen Verwunderung der Durchmarſchirenden, in ein lautes, nicht zu bändigendes Gelächter ausbrach. — War bloß die gemachte Entdeckung deſſen Veranlaſſung? Ja wohl, aber in Verbindung mit einem anderen Umſtande. Die Stadtmuſik hatte gerade, wirklich bloß aus Zufall, die Melodie von Mozarts allbekanntem Geniengeſange aus der Zauberflöte angeſtimmt:

Seyd uns zum zweyten Mahl willkommen,
Ihr Männer, in Saraſtros Reich!

* * *

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Auf dem Theater an der Wien wurde den 4ten d. M. zum Vortheile des Verfaſſers, Herrn C. Töpfer, zum erſten Mahle aufgeführt: Des Herzogs Befehl, oder: Die flüchtigen Freyer. Luſtſpiel in vier Aufzügen, als Seitenſtück zu dem militäriſchen Drama: Der Tagesbefehl.

Baron Wendel hat ſeine Töchter, Julie und Henriette, an die Söhne ſeines Freundes in Paris, des Grafen de Folli verſprochen, gegen den er große Verbindlichkeiten hegt. Juliens Herz iſt noch frey, ihr heiteres Gemüth charakteriſirt ſie; Henriettens Trübſinn rührt von ihrer Liebe zu dem Lieutenant von Branden her, auf deſſen Gegenliebe ſie zwar rechnen kann, nicht aber auf das Glück, ihn zu beſitzen. Der Herzog hat den ſeltſamen Einfall, einen Huſaren-Major, mit Nahmen Lindeneck, der ihm zwar auf Koſten ſeines linken Armes einſt das Leben rettete, doch als ein toller Hitzkopf und immerfertiger Schläger oft in Ungnade fällt, zu dem Baron zu ſchicken, mit dem Befehl, eine ſeiner Töchter zu heirathen, wodurch er ihn zu zähmen hofft, gibt ihm aber auch zugleich die Verſicherung, daß er bey der nächſten Übertretung, auf die Feſtung muß. Der Vater kommt in nicht geringe Verlegenheit, tröſtet ſich jedoch damit, daß dem Major das Heirathen eben nicht am Herzen liegt, dieſer iſt vielmehr entſchloſſen, dem Mädchen zu mißfallen. Bey Henrietten geht das leicht, ob er gleich, indem ſie in den Garten kommt, damit beſchäftigt iſt, ihre Lieblingsroſen abzurupfen, fühlt ſie ſich ihm doch nach und nach geneigt, ihr erſter Anblick hat auch ihn beſänftigt. Sie findet eine große Ähnlichkeit zwiſchen ihm und einem andern Officier, der ſich für die Erhaltung des Fürſten aufgeopfert hat, — er iſt es ſelbſt, und kurz, er weiß auf gut militäriſch ihr das Jawort abzudringen. Ein anderer von dem Herzog abgeſchickter Freyer langt gleichfalls an; der Lieutenant Branden, der des Sieges ſchon gewiß iſt. Für den Baron ein Donnerſchlag! Gleich macht er ſich zum Fürſten auf, ſagt ihm wie die Sachen ſtehen, und beruft ſich auf ſein gegebenes Wort. Der entläßt ihn mit der laconiſchen Ordre: »Es wird zum Rückzug geblaſen.« Das bringt den ungeſtümen Lindeneck ganz außer ſich. In der Hitze ſucht er Händel mit dem einen Grafen de Folli, und fordert ihn. Unterdeſſen iſt ein Corporal mit Wache angelangt, der Garten wird beſetzt, keiner darf hinaus als der Baron, der wieder auf dem Schloſſe erſcheinen muß. In ſolcher Gefahr, entſchließen ſich die Freyer aus Paris zur Flucht, und als der Baron zurückkommt, zeigen beyde Officiers, ſtatt ihrer, ſich am Fenſter der verlaſſenen Wohnung, worauf er dieſe um ſo lieber als ſeine Schwiegerſöhne anerkennt, da er dem Herzog, der den Eindruck auf die Flüchtlinge vorherſah, ohnehin, wiewohl in einer andern Meinung, das Verſprechen gab, die Töchter mit denjenigen zu verheirathen, die er in ſeinem Hauſe finden würde. Der Major ſoll zwar, wie der Herzog es gelobte, auf die Feſtung, um aber die Strenge mit der Gnade zu vereinigen, wird die Strafe in eine Commandantenſtelle verwandelt.

Allerdings verſteht der Verfaſſer dieſes Luſtſpiels, ein Stück auf die Füße zu ſtellen, und mit großer Leichtigkeit auf der Bühne herum zu führen. Die Scenen haben meiſtentheils etwas Piquantes, die Charaktere, wenn ſie auch nicht immer aus dem Ganzen ſind, frappiren doch durch glücklich angebrachte Züge, ſelbſt die üblen Angewohnheiten, die manche gleichſam mit auf die Welt bringen, rekommandiren ſie; ſo wie es Leute gibt, die überall gern geſehen werden, weil ſie zu unterhalten wiſſen. Da wandelt hier zum Beyſpiel eine Wirthſchafterinn herum, die, ſo oft ein Fremder ihr begegnet, zu nieſen pflegt, und ſich von Herzen freut, wenn er ihr ein Contentement zurückgibt. Der Charakter des Majors iſt zwar etwas hart gezeichnet, aber er bringt Leben in die Handlung, und die Scene zwiſchen ihm und Julie iſt mit vieler Geſchicklichkeit, raſch und ungezwungen durchgeführt. Recht anziehend iſt der Gedanke, daß die Schöne blos den Finger aufzuheben braucht, um den Brauſekopf zu beſänftigen. Den jungen Frauenzimmern gefällt das, und ſie denken nicht daran, daß eine Zeit kommen wird, wo ſie die ganze Hand aufheben können, ohne daß der Talisman effectuirt. Das Stück hat comiſche Situationen und eine friſche Färbung; wie das Alles zuſammenhängt, darf man nicht unterſuchen, denn ſonſt müßte man zuletzt auch fragen, warum der Herzog mit einer Parade erſcheint, um das Finale zu machen. Die Sachen haben aber alle ein Geſchick, und das Coſtüme gibt dem Ganzen einen originellen Anſtrich. Die Scene mit dem Dichter dient bloß zur Complettirung; der Einfall iſt gut, die Ausführung mißlungen. Der Herzog ſollte hier etwas humoriſtiſcher genommen werden. Der Dichter hatte ein gutes Geſicht, das heißt ein gut copirtes, war zweckmäßig koſtumirt, ſpielte mit Fleiß, der Erfolg war ſchwächer, als man erwartet hatte. Der Verfaſſer, Herr Töpfer, wurde auch als Darſteller, folglich zwiefach und reichlich belohnt. Der Baron, Julie und vorzüglich der Major, theilten ſich in die übrige, noch ſehr anſehnliche Lorbern-Ernte.

Auf dem Theater in der Leopoldſtadt abermahls zwey Neuigkeiten, beſſer: Kleinigkeiten. Den 29. März zum erſten Mahl: Die Heirath durch einen Wochenmarkt. Poſſe in einem Akte,, von dem Verfaſſer des Geſpenſtes auf der Baſtey. Zu dieſem ein mit dem Stück verbundenes Tableau.

Man denkt bey oben angezeigtem Titel unwillkürlich an ein altes Luſtſpiel: Die Heirath durch ein Wochenblatt, und darauf iſt es eigentlich wohl abgeſehen. Sollte das nicht ſeyn, nun ſo liegt der Spaß in dem Tableau, das, wenn die handelnden Perſonen zu Ende ſind, den Schluß verherrlicht. So wie es nun auf dieſem Wochenmarkte zugeht, oder vorgeſtellt wird, geht es im Stücke ſelbſt zu. Jeder verhandelt ſeine Waare, und folglich können die beſchäftigten Perſonen auch füglich handelnde genannt werden. Ein Krämer ſoll dem Ort die Gerechtigkeit verſchaffen, einen Wochenmarkt zu halten. Der Abgeſandte ſendet drey junge Leute aus der Stadt an ſeinen Freund, den Richter, der für ſeine Tochter einen Mann darunter ſuchen ſoll. Die jungen Herren machen erſt der alten ledigen Muhme die Cour, die ſie für die ſchöne Toni halten. Endlich wählt ſich dieſe, die ein ſchöngeiſteriſches und ſich ſelbſt perſiflirendes Landmädchen ſpielt — das iſt zu viel auf ein Mahl! — in eigener Perſon denjenigen, der zierlich ſingen kann. Nun kommt der Ladendiener des Krämers und ſpielt ſeine Komödie für ſich; er will Fräulein Toni gleichfalls heirathen, er will Marktrichter werden. Endlich tritt Lupus in fabula auf, und der Wochenmarkt wird eingeführt, auch alſobald ein Pröbchen davon mitgetheilt, im Grunde ſteht aber zu vermuthen, der ſchelmiſche Krämer und Heiraths-Prokurator habe ſeinen Leuten ſelber eine Poſſe geſpielt.

Wenn ein Sänger ohne Orcheſter-Begleitung zur Guitarre ſingt und nicht einmahl ſich ſelbſt accompagnirt, ſo laßt das ſo, als ob man wollte und nicht konnte. Der Ladendiener gab viel zu lachen. Die alte Muhme hätte faſt weinen gemacht, ſie ſchrie gewaltig und ſo lokal, daß der ganze Ort es hören mußte. Die ſchöne Toni hätte die Sache umkehren, das heißt, die Perſiflage in Einfalt verwandeln ſollen, dann wär' es angegangen.

Den 31. Marz. Die zweyte Neuigkeit: Der Drache der Langeweile. Quodlibet in zwey Aufzügen, mit Geſang, Tanz und Tableaux, zuſammengeſtellt von dem Verfaſſer des vorhergehenden; und recht gut konnte man es für ein Seitenſtück zu dieſem, oder für eine Fortſetzung des Wochenmarkts halten, wo Alles aufgeboten wurde, was man dort nicht haben wollte. Ein Quodlibet darf allerdings närriſch ſeyn, nur muß das Narriſche mit einiger Sorgfalt ausgewählt werden, und ein Schauſpieler darf in ſeiner Benefiz-Vorſtellung wohl auf ſeinen Steckenpferden ſich herumtummeln, aber er ſoll doch keinen Kapellmeiſter mit einer großen Aria Buffa machen, wenn er keine Stimme hat. Die Zuſchauer nahmen wenig Theil daran, und zogen gegen den Drachen zu Felde, machten jedoch am folgenden Abend erſt dem kecken Monſtrum den Garaus.

Allgemeiner theatraliſcher Anzeiger. In **Weimar** hat ein Luſtſpiel: **gerechte Strafe**, von **Vogel**, ſehr gefallen, hingegen wollte **Germanikus**, nach **Arnault**, vom Grafen v. **Rieſch**, nicht ſehr anſprechen.

In **Copenhagen** wird ein neues Trauerſpiel von einem jungen Dichter, **Sötoft**, betitelt: **Leonardo und Blandine**, gegeben. **Müllner's Albaneſerinn** iſt ins Däniſche überſetzt worden.

In **Berlin** hat ein neues Luſtſpiel in Verſen und in vier Akten: **Die Freuden des Landlebens**, keine ganz günſtige Aufnahme gefunden. Ein junges Ehepaar zieht aufs Land, um ganz ſich ſelbſt zu leben, allein der Vater der jungen Frau veranſtaltet ihnen ſo viele Plagen, daß ſie am erſten Tage wieder in die Reſidenz zurückzukehren ſich entſchließen. — **Precioſa**, Schauſpiel mit Geſang und Tanz, von **Wolff** (das wir ſchon vor einer Reihe von Jahren auf dem Theater an der Wien geſehen haben), iſt am 14. März zum erſten Mahle daſelbſt mit vielem Aufwande zur Ergetzlichkeit der ſchauluſtigen Menge gegeben worden. Mad. **Stich** genügte in der Hauptrolle im hohen Grade. Sie ward gerufen.

Unter der geſuchten Benennung: dramatiſche Situationen, iſt in **Dresden** ein kleines Luſtſpiel in zwey Akten vom Hofſchauſpieler **Geyer**: **Der Bethlehemiſche Kindermord**, gegeben worden. Obgleich es mehrere gelungene komiſche Züge aus dem Künſtlerleben enthält, ſo ſtand doch der Mangel an Einheit dem Total-Eindrucke im Wege.

Herr **Dibin** hat den beliebten neueſten Roman: Kennilworth, zu einem Schauſpiele, unter dem Titel: **Kennilworth**, oder: **Die Gräfinn von Leyceſter**, umgearbeitet. Es wird auf dem Surrey-Theater mit großem Pomp und ausgezeichnetem Beyfalle gegeben.

Die Tonkünſtler **Sedlatzek**, **Krähmer**, **Sedlak**, **Hradezky** und **Mittag** haben ſich zu einem Unternehmen vereinigt, welches Lob und Unterſtützung verdient. Sie geben nähmlich in dem Saale der niederöſterr. Hrn. Landſtände drey muſikaliſche Unterhaltungen, in welchen ſie die Quintetten von dem berühmten Tonſetzer **Reicha** (welche er auf den Aufruf der vorzüglichſten Künſtler in **Paris** für Flöte, Oboe, Clarinette, Waldhorn und Fagott geſchrieben hat) vortragen. Auch werden ſie die vorzüglichſten Harmonieſtücke von **Beethoven**, **Krommer** und **Hummel** produziren.

Im December des verfloſſenen Jahres wurden zu **Aſtrachan** für 777,997 Rubel ausländiſche Waaren eingeführt.

Ein Herr **Joſeph Seydl** in **Iglau** kündigt Pränumeration auf einen neu zu erſcheinenden Roman in zwey Bänden, betitelt: **Eduard und Caroline, oder die Stürme des Schickſals** an. Beſcheidener kann keine Ankündigung geſchrieben ſeyn, als die ſeinige.

Berichtigung.

In der Beylage zu Nr. 18, S. 22, Z. 12 von unten, iſt zu leſen, ſtatt Zauberkämpfe: Zauberkünſte; S. 25, Z. 15 bis 16 von oben, leſe man: geübt, doch ꝛc. ſtatt geſtört, und ꝛc.; eben daſ. Z. 28 leſe man: im Scherztone, ſt. im Schrecken.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der **Carl Gerold**'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625), wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 21 fl. W.W. halbj.— Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. **Caſtelli**) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

30.

(Wien, Samſtag den 14. April.)

Heimgang bey Nacht.

Von Friedrich Kind.

Lieblich den ſchwelgenden Saiten
Eint ſich der frohe Geſang;
Aber die Stunden entgleiten,
Aber der Heimweg iſt lang.

Mögt Ihr ein Stündchen noch ſcherzen —
Schon iſt verlaſſen manch Glas,
Düſter ſchon brennen die Kerzen —
Auch in der Freude ſey Maß!

Gib mir den Mantel, du Müder! —
Haſt ja den falſchen gebracht —
Der iſt's — — Addio, ihr Brüder!
Auch Euern Liebchen gut' Nacht!

* * *

Die Straß' iſt leer, die Luft zieht kalt —
Ein einzeln Licht nur da und dort —
Kein Wand'rer, der zur Seite wallt;
Mein Schatten nur geht mit mir fort.

Sie ſchlafen All', ſo arm, als reich,
Für die am Tag' hier faſt kein Raum.
Ihr Guten! ſanften Schlummer euch!
Euch Böſen — Furien im Traum! —

Wie ſtill! — Nichts, als der eigne Schritt —
Der Schall ruht aus — ja, ja, 's iſt ſpät!
Doch dort — aus dünnem Zwielicht tritt
Der Dom in ernſter Majeſtät.

Welch mächt'ger Bau! — Wie rieſenhaft
Dieß Menſchenwerk! — Der Menſch ſo klein,
Ein Zwerg vor dieſem Säulenſchaft,
Baut Zinnen in die Wolken ein! —

Daß jetzt die Pforte offen ſtänd! —
Mir hätte nicht davor gegraut,

Zu ſehen, ob ſich keiner fänd
Im Kreuzgang, der hier mit gebaut?

Der Meiſter nicht, deß Geiſt und Bley
Den Riß gezeichnet keck und ſcharf?
Kein Maurer, der, des Grübelns frey,
Den letzten Stein mit Kalk bewarf?

Ob keiner ſtill die Kanzel ſchmückt,
Und Kerzen auf den Altar ſteckt?
Ob keiner fromm ins Chorbuch blickt,
Der ſonſt der Orgel Ton geweckt?

Wo ſeyd ihr? wo, ihr Männer, Frau'n —
Ihr Jungfräulein, zu jener Zeit
Im friſchen Blumenſchmuck zu ſchau'n,
Als man den Tempel eingeweiht?

Die hier getraut — manch bräutlich Paar!
Iſt keiner mehr von euch zu ſehn? —
Wird — Einer über tauſend Jahr
Auch fragend an der Pforte ſtehn?

Wohl fragend, ob ſich keiner fand,
Der auch in ſtiller Mitternacht
Hier ahnungſchwer und ſchauernd ſtand? —
Wo nur der Morgen ihm erwacht?

Wird man noch ſtaunend ſagen: »Schaut,
Wie ruht ſo feſt noch Stein auf Stein!
Weiß niemand, wer den Dom erbaut?
Längſt ſanken all' die Gräber ein.«

Wie? oder ſtürzt ihn Feindesſchwert?
Der Blitz? der Feuerkugel Gluth?
Iſt dann die Gegend wüſt, verheert,
Bedeckt von wilder Waſſerfluth? — —

Dumpf hallt es Eins! — Den Blick empor!
Ha, Rieſenbau im Mondenſtrahl,
Hoch überwölbt dich dort ein Chor,
Erhellt von Lichtern ſonder Zahl!

Ein Werkſtein nur im höhern Dom,
Ein Altarzierath biſt du kaum! —
Ihr Sterne ſelbſt — im ew'gen Strom
Nur Perlen — — Iſt denn Alles Traum? — —

Erbauliche Betrachtungen über Krebsgang, Krebsfang und Krebsnaturen.

(Bruchſtück aus einem größeren Werke.)

Von Chr. Kuffner.

»Die Krebſe ſind, gleich den Menſchen, faſt über den ganzen Erdboden zerſtreut. Nur in Sibirien hat man bis jetzt — zwar Menſchen, aber keine

Krebſe entdeckt. Alle Landkrebſe haben Neigung zum Waſſer, alle Waſſerkrebſe gehen Nachts gern auf das feſte Land. So ſind auch die Menſchen; ſie thun gern das, was ihrer Natur entgegen iſt. Die alten Naturhiſtoriker erzählten einſt, daß die Krebſe den im Sande liegenden Goldſtaub verzehrten; iſt der Menſch darnach weniger begierig? Ich glaube, die Alten ſtellten dieſes Mährchen nur als ein allegoriſches Bild des Menſchen auf.«

»Wenn mehrere Krebſe um eine Krebſinn werben, ſo fallen oft ſo furchtbare Schlachten vor, daß das Schlachtfeld mit zerbrochenen Scheren und Füßen bedeckt wird. Ach, wie ſo manche menſchliche Krebſinn war die Urſache trojaniſcher Kriege und zerſtörter Ritterburgen!«

»O könnten wir Menſchen uns doch ſo manche Eigenſchaft von den Krebſen aneignen! Vor Allem ihr jährliches Abwerfen der hornartigen Schale und ihre Reproductionskraft. — Das Gemüth der beſten Menſchen erhält durch Leiden und Unglücksfälle, getäuſchte Erwartung, fehlgeſchlagene Hoffnung, Verkennung, Undank und Mißhandlung, allmählich eine bedeutende Verhärtung, wodurch ſie dann oft Miſanthropen werden. Wie ſchön wär's wenn man dieſe feindſelige Unglückskruſte wieder abwerfen und wenigſtens einige Zeit hindurch — bis zur aufgedrungenen neuen moraliſchen Hornhaut — wieder weich und menſchenfreundlich werden könnte! — Und wenn erſt gar unſer Inneres die Reproductionkraft des Krebſes hätte! Ach, wie gut wär's, wenn wir Menſchen, ſo wie die Krebſe ihre durch Zufall oder im Kampfe mit ihres Gleichen eingebüßten Scheren, Füße oder Fühlhörner in kurzer Zeit wieder ergänzen, die edlen Theile unſers ſchwer verwundeten Innern, ſo manche uns gewaltſam entriſſene ſchöne Gemüths- und Geiſtesgabe, wieder hervorbringen könnten! Wie ſchön wär's, wenn der Redliche, der ſein Herz immer auf der Zunge trug, vielfach betrogen und verrathen, die verlorne Offenheit in ſich neu hervorbringen könnte; wie ſchön wär's, wenn der mit Undank belohnte Menſchenfreund ſeine ehemahlige Wohlthätigkeit, der mißhandelte Gerechte ſeinen vorigen Edelmuth, der von Bosheit und Falſchheit Zerriſſene ſeinen verlornen Glauben an die Menſchheit, der vom Unglück Zermalmte den geraubten Verſtand, der verhöhnte Gutmüthige ſein einſt gehabtes Mitgefühl, der in Gemeinheit Verſunkene ſeinen entweihten und entwichenen Schönheitſinn, der von Leiden Entnervte die Kraft ſeiner beſſern Zeit, die Entehrte die einſt ſo liebliche Unſchuld und Reinheit ihres Herzens, der Verbrecher den entflohenen Frieden ſeiner Seele reproduciren könnte! Leider entbehrt der Menſch dieſen Vorzug des Krebſes, und wird dagegen ſo oft die Beute des ärgſten aller Krebſe, — des moraliſchen, der ſchauderhafteſten Gemüths- und Seelenkrankheit, die mit dem Gift des Laſters unſer Inneres auflöst, unſere herrlichſten Gaben verzehrt.«

»Und werden wir Menſchen nicht oft, gleich den Krebſen, von dem unbarmherzigen Schickſal oder von noch unbarmherzigeren Menſchen mit ſiedender Eſſigbrühe übergoſſen, oder gar in einen glühenden Topf voll Aqua toſana eingekocht, daß wir mit brennender Wundenröthe herauskommen, als Blutzeugen unſerer ausgeſtandenen Leiden im Schmerzen-Scharlachmantel? — «

»Dafür hat der Flußkrebs das Vergnügen, daß er bey der jährlichen Häutung auch einen ganz neuen Magen bekommt, der den ſich ablöſenden alten verſchlingt und verdaut! Was gäbe mancher reiche Schlemmer, manche gnäſchige Dame, wenn ſie ſtatt des verdorbenen alten Magens jährlich einen neuen bekommen könnten! Freylich würde dadurch eine Menge von Krankheiten ganz verſchwinden, mit denen zugleich eine Menge von Ärzten verſchwinden müßte, deren Beutel die Schwindſucht bekämen!«

»Aber welche auffallende, ſonderbare Ähnlichkeit zwiſchen Krebſen und — ſo manchen Menſchen! Der Krebs hat ſeinen Magen im Kopfe, in der Nähe der Augen!‹ O wie viele Menſchen ſcheinen ihren Magen im Kopfe zu haben! Wenigſtens geht ihr ganzes Dichten und Trachten, Thun und Laſſen auf den Magen, für den ſie mit raſtloſem Eifer ſorgen, der ihnen ſtets im Kopfe liegt, auf den alle ihre Gedanken gerichtet ſind, den ſie nie aus den Augen laſſen!« —

»Der **Bernhardskrebs** iſt das wahre Sinnbild der Selbſterkenntniß und der Klugheit. Sein Hintertheil iſt nicht wie bey andern Krebſen, mit einer harten Schale, ſondern nur mit einer weichen Haut bedeckt. Um ſich daher vor Verletzungen zu ſichern, ſucht er ſich ein leeres Schneckenhaus, das er bezieht und mit ſich nimmt. Und dennoch wird er von den Naturhiſtorikern auch der **Soldat** genannt! Warum?« —

»Wir lachen und ſpötteln über das Rückwärtsſchreiten des Krebſes, und ſehen doch ſo häufig, daß viele Menſchen und Künſtler, ſobald ſie ein gewiſſes Ziel glücklich oder mühſam erreicht haben, ohne weiters den Krebsgang gehen. Sahen wir nicht ſchon, daß ganze Literaturen, ja ſogar ganze Völker den Krebsgang nahmen? — Und doch wär's oft recht gut, wenn Manches den Krebsgang ginge und lieber zum Alten zurückkröche! — Man lockt und fängt die Krebſe in ihren Teichhöhlen am beſten in der Nacht bey Fackelſchein; auch die Menſchen laſſen ſich im verwirrenden Dunkel und durch blendenden Schein am beſten fangen!« —

Das Seelenamt für Hadmar II. von Chuenring, den zweyten Stifter des Kloſters Zwettel.

(Ein hiſtoriſches Bruchſtück aus dem Manuſcripte: der Wanderer im Waldviertel, von **Reil**.)

(Schluß von Nr. 29.)

Als er aber oberhalb des Kloſters auf den Hügel **Gaisruck** kam, ſah er auf dem Pferde ſich oft nach ſeiner Stiftung um, und iſt auf der Stelle, wo das Kloſter ſeinem Blicke faſt entſchwunden war, abgeſtiegen, auf die Erde niedergefallen, und hat das Kloſter Gott und der heiligen Jungfrau wiederum und wieder anempfohlen.

Unterwegs erinnerte ihn Einer, daß der Bau des Hoſpitals in **Zwettel** noch nicht vollendet ſey. Das ging ihm ſehr zu Herzen, und er ſprach: mein löblicher Mahner, nimm dieſe ſieben Mark Goldes, und überwache ſie durch einen ſichern Bothen nach Zwettel, damit das Spital ausgebauet, und in dieſem Werke auch dort mein Andenken erhalten werde. So auch geſchehen.

Endlich war unſer hochverehrter Stifter am Meere angelangt, und hatte ſich eben angeſchickt hinüber zu ſegeln. Da auf einmahl ſchwoll die See, lief ſehr hoch und ſchäumte, und unſer Stifter nahm ſonach Anſtand, jetzt das Schiff zu beſteigen. Die Schiffer aber ermunterten ihn und die Seinigen zum Einſteigen, indem der Tag ſich ſonſt neige. Da bath Hadmar das Schiffvolk, es möchte die Abfahrt doch wenigſtens bis zur Mitternacht verſchieben, und derweil mit ihm zu Gott um Meeresſtille flehen. »Ich weiß es gewiß«, betheuerte er, »wenn meine Mönche in Zwettel gegen Mitternacht zur Matutin aufſtehen, und nach ihrem Pſalmen ſich bey Gott für mich verwenden, ſo wird das Meer vom Sturm und Rauſchen nachlaſſen, und uns erlauben abzuſteuern.«

Auch täuſchte den Gläubigen die Hoffnung nicht, und wie er meinte und ſagte, traf es wirklich um Mitternacht ein. Die Ruhe war auf der Ebene des Meeres wieder ausgegleicht. Hadmar beſtieg mit den Seinigen das Schiff und ſteuerte gen Jeruſalem. Allein dort erkrankte er, und ſtarb als rein katholiſcher Chriſt mit allen Sacramenten verſehen im Jahre 1217 am Maria Magdalenen-Tage, den 21. July.

Der Patriarch Joſeph beſorgte, daß Hadmars Diener die Knochen ihres Herrn auskochten und ſelbe nebſt Herz und rechter Hand ins Stift Zwettel brachten, wo dieſe Überbleibſel im Kapitel zur Erde beſtattet wurden. Der Abt und das ganze Convent feyern dieſen Sterbetag auf Maria Magdalena, und mit dieſem nicht allein das Andenken Hadmars II., ſondern auch des erſten Stifters und aller ſeiner Nachkommen mit Vigilien, Meſſen, Gebethen und Requiem bis auf heutige Zeit.« (So weit Ebro.)

Nun, liebe Freunde, ſtellen Sie ſich vor! — In dieſen Rückbetrachtungen ſtand ich mitten im Kapitel an dem Pfeiler, vielleicht auf der nähmlichen Stelle, wo der alte Kämpe, Ritter Hadmar, zu ſeinen Söhnen geſprochen, mir zur Rechten das Castrum doloris aufgerichtet, mit ſchwarzem Bahrtuch, über welches mehrere Wappen der Familie hingen, oben darauf ſtanden gelbe Kerzen und Ritterzeichen, und um und um hohe Leuchter mit langen gelben Kerzen, unter dem Trauerſchragen die Gruft, worin Hadmar's Herz und rechte Hand aufbewahrt liegen, vor dem Gerüſte in einem Winkel der aus ſchwarzem Hintergrunde mit vielen Kerzen vorleuchtende Altar, wo aus tiefen Tönen das Todtenamt in ſchwarzen Meßgewändern gehalten wurde. Mir zur Linken kniete voran der Abt, hinter ihm betheten die übrigen Stiftgeiſtlichen, neben dieſen eine Stellorgel, welche mit ihren vollen gezogenen Klängen die Kapitelſtube überſchwellte, und hinter mir die Schuljugend und die übrigen Angehörigen des Stifthauſes. Auch fiel mir der Stammbaum eben wieder ein, der an der Hauptſtiege zur Prälatur hängt, mit allen ſeinen Rittern und Frauen in verſchiedenem Coſtume früherer Zeiten.

Es iſt klar, daß es nicht viel Phantaſie bedarf, um an ſolchem Orte in ſolcher Gegenwart nicht auch die Vergangenheit zu erblicken, wie auch kein beſonderes Gemüth, um nicht die Wohlthat, die der Stifter durch ſo viele Jahrhunderte über dieſe Gegend verbreitete, und die Dankbarkeit der bethenden Geiſtlichen mit zu fühlen.

Theils vom Nachklange dieſer Feſtlichkeit noch umrauſcht, theils noch umweht vom Geiſterhauche jener grauen Begebenheit, ließ ich gleich nach dem Traueramte mir Ebro's Fundationsbuch wieder geben, überlas, und ſchrieb den zuvor mitgetheilten Vorgang in gedrängter Überſetzung nieder. Seit Abt Ebro wurde dieſe Stelle während des Mittagsmahles im Refectorium von einem Geiſtlichen zur dankbaren Erinnerung laut vorgeleſen. Überhaupt gibt es in den alten Papieren des Stiftes Zwettel noch manchen andern Schatz, der zu wichtigen Belegen der öſterreichiſchen Geſchichte dienen kann, und der unermüdete, mit Liebe, heller Anſicht und ſcharfer Prüfung arbeitende Forſcher des Alterthums dieſer Gegend, Herr Johannes, iſt daran, alles Würdige und Authentiſche dieſer literariſchen Reliquien an das Licht zu fördern, und das Brachfeld dieſes Archivs mit neuer Saat zu ſchmücken.

* * *

Die Blume an Ihrer Bruſt.

Nach T. Taſſo.

Dich, würzigſüße Blum', entriß
Der Erde Venus kleiner Sohn,
Und pflanzte dich ins Paradies.
Dann wählt' er freudig dieſen Thron
Auf unſrer Erde neu für dich,
Der Götter niederzieht zu ſich,
Und liſpelte mit holdem Ton:
»O neidenswerthes Loos auf Erden!
Dein Tod iſt ſchöner, als dein Werden.«

Haug.

* * *

Iriſcher Bull.

Freund! Ihr lebt in Jubilo.
Welch ein Gaſtgeboth!
Schmauſt' ich einen Monat ſo,
Wär' ich morgen todt.

Haug.

* * *

Der Hofmeiſter beym Gaſtmahle, an ſeine Eleven.

Laßt eure Schwänke ruh'n!
Beſcheidenheit der Sitten
Und Stille ziemt ſich nun.
Bey'm Eſſen muß ich bitten
Den Mund nicht aufzuthun.

Haug.

* * *

Ein eingeſendeter Brief

hinſichtlich des Aufſatzes: Über die Erziehung der Töchter, von Herrn Chimani, in Nr. 26 dieſer Blätter.

Liebwertheſter Herr von Chimani!

Mit beſonderem Intereſſe habe ich im Converſationblatt Ihren Aufſatz: Über die Erziehung der Töchter, geleſen, weil ich ſo erzogen, wie Sie vorſchreiben, gut, wie mir mein Bewußtſeyn, und wohlgebildet, wie die Leute ſagen, 36 Jahre alt geworden, überſehen und ehelos geblieben bin, indeſſen alle meine Geſpielinnen, weniger häuslich und anſpruchlos, aber mit an- und ausgebildeten in die Augen fallenden Eigenſchaften ausgeſtattet, Bewunderer, Freyer und Gatten gefunden haben. Ich armes Wieſenblümchen bin während dem unbeachtet verblüht, und habe mir oft gedacht: »Ach wäreſt du doch auch nur ſo eine Lilie auf dem Felde geworden, die nicht ſäen und nicht arbeiten, und die der himmliſche Vater doch ſo gut verſorgt!« — Glauben Sie mir, beſter Herr von Chimani, die ſtill und häuslich erzogenen Mädchen ſind nicht ſo ſelten, als man glaubt, ſie werden nur von denen, die es nicht ſind, verdunkelt, in den Schatten gedrängt, wo ſie niemand ſucht, und die Mütter ſind wahrhaftig nicht zu tadeln, wenigſtens nicht ſo ſtrenge, wenn ſie ihre Töchter mit all dem Flitterſtaat einer oberflächlichen Bildung behängen, der als Mode allein geſchätzt und beachtet wird. Freylich bezahlt ihn oft zu ſpäte Reue ſehr theuer, wenn in ernſteren Lebens-Verhältniſſen die Gehaltloſigkeit ſeines Weſens hervortritt; aber ſolche Beyſpiele warnen Ihr Geſchlecht nur vor der Ehe, nicht vor der Wahl. Überhaupt ſcheint es, daß die Männer wohl wiſſen, was ſie wünſchen, doch nicht, was ſie wollen, und ſo lange ſie unſerem eigentlichen Werthe die Würdigung verſagen, und in ſeltſamen Widerſpruch nach dem greifen, was ſie eigentlich nicht achten, ſo lange iſt es auch nicht zu verlangen, daß die Erziehung der Töchter ernſter betrieben wird, ihre Mütter müßten ſie denn nur zum eheloſen Stande beſtimmen.

Was die Schulen betrifft, ſo habe ich mich oft gewundert und es bedauert, daß für das, was die Mädchen lernen ſollen, keine Vorſchrift beſteht, ſondern daß ſie lernen können, was ſie und ihre unverſtändigen Mütter wollen. Für keinen Stand, dächte ich, wäre es gefehlt, wenn ſie zuerſt die nützlichen häuslichen Handarbeiten bis zur Vollkommenheit erlernt haben müßten, ehe man zu den ſogenannten galanten Arbeiten überginge, welche eigentlich zuletzt als Zugabe, Verzierung und Belohnung gelehrt werden ſollten. Wäre es meines Amtes, und ich im Stande, geübter die Feder zu führen, ſo möchte ich wohl über dieſe beyden Gegenſtände Manches ſagen; aber da ich gerade Verſtand genug beſitze, um einzuſehen, daß es beſſer iſt, etwas gar nicht zu unternehmen, als ſchlecht auszuführen, ſo begnüge ich mich, Sie, werther Herr von Chimani! darauf aufmerkſam zu machen, und Sie zu bitten, Gerechtigkeit walten zu laſſen, indem Sie den Verfall der weiblichen Erziehung nicht allein den armen Frauen, ſondern auch ein wenig dem Zeitgeiſte zuſchreiben, der Gottlob auch ein Mann iſt! Mit beſonderer Hochachtung habe ich die Ehre mich zu nennen

Ihre Dienerinn Marie.

* * *

Ein- und Ausfalle.

(Von Jg. Jeitteles.)

(Fortſetzung von Nr. 26.)

6.

Der Diamant ſchleift den Diamant — die Liebe iſt der Liebe Preis! —

7.

In der äuſſerſten Noth hilft den Frommen der Herr — im höchſten Glücke fällt der Böſewicht.

8.

Alles vergeht. Das iſt das Üble am Guten, das Gute am Übel.

9.

»Vier Epochen,« ſagt Deutſchlands hoher Genius, der große **Herder** — »hat die Culturgeſchichte der Menſchheit. Das Knabenalter im Morgenlande, das Jünglingsalter unter den Griechen, das Männliche unter den Römern, und das Greiſenalter in meinem Jahrhundert.« — Weiſer **Herder**! Unſere Zeit würdeſt du wahrſcheinlich in die Kindheit verſetzen, aber nicht in die kindlich-ideale Epoche der Patriarchen, ſondern bey unſerem ewigen Haſchen nach Formen, bey unſeren wirren Kämpfen und Krämpfen in Leben und Wiſſenſchaft, als kindiſch bezeichnen.

10.

Wenige können ein Geheimniß verſchweigen. Wenigere noch verſchweigen, daß ſie etwas zu verſchweigen haben.

11.

In einem der jüngſten Leipziger Meßkataloge war ein geographiſches und mathematiſches Lehrbuch in Verſen angekündigt — warum nicht auch den Juſtinianiſchen Codex verſificiren? Auf der Themis Wage werden ja ohnehin die Sylben, oft die Buchſtaben gewogen! Bey der Sucht zu ſchreiben, und dem immer ſich verzehrenden Stoffe, verſchwendeten oft gute Dichter an unwürdige Themen ihre Kräfte, während Altagsköpfe erhabene Gegenſtände platt ableyerten. Auf die allerbizarreſte Idee verfiel aber ein Dichter des ſechzehnten Jahrhundertes, **Hieronymus Fracaſtor**, ein edler Veroneſer, der die Galanterie-Krankheiten epiſch bearbeitete. Siphylis. Poema de morbo gallico, libri III, heißt dieß ſonderbare Gedicht, dem bedeutende Kunſtrichter, wie **Voſſiu's**, **Razin**, **Gravina** u. m. a. den erſten Rang unter den neuern lateiniſchen Producten anweiſen, und das ſelbſt der ſcharfe Critiker **Julius Cäſar Scaliger** (Poetica LVI. p. 754.) ein göttliches Gedicht nennt. Ich mag mit dieſen Kunſtrichtern nicht rechten, aber unbegreiflich iſt es mir, wie der herrliche Sänger des **Oberon** und der Grazien dieſes hors d'oeuvres den unnachahmlichen Georgicis **Virgil's** an die Seite ſetzen konnte.

12.

Die große franzöſiſche Armee, bemerkte ein ehrlicher deutſcher Landmann, reformire die Bauern am beſten — denn ſie **beten**, daß ſie nicht komme, **feyern**, wenn ſie da iſt, und wenn ſie weiter zieht, **faſten** ſie.

13.

Frage an Harpax.

Ängſtlich wahreſt du deine Schätze;
Sind ſie denn allein dir eigen?
Wie gebrauchſt du deine Schätze;
Sind ſie dir denn gar nicht eigen?

14.

Drey Tage — ſagt ein alter Araber — hat der Menſch: geſtern, heute und morgen. Bereut er heute nicht ſchnell, iſt geſtern und morgen zu ſpät.

15.

Geiſt des Zeitalters.

Neue Formeln — Philoſophie,
Theologie — Theoſophie;
Myſtiſcher Klingklang — Poeſie,
Schlendrian — Phyſik und Chemie
Neue Sterne, neue Sonnen
Und im Ganzen? — Nichts gewonnen!

16.

»Auf!« rief Alexander, als er durch einen wundervollen Bach geleitet an die Pforten Elyſiums kam — »auf! ich Alexander der Welteroberer komme. — « »Nur Fromme werden da eingelaſſen! — « erſcholl es von innen — »Wie? ich bin es, Alexander, der Macedonier, Philipps Sohn! — « Tiefe Stille herrſchte von innen, kein Athemzug ſäuſelte, die Pforte blieb verſchloſſen. »Wohl! — « rief er nach einer Pauſe, »ſo laßt, ehe ich von hinnen ſcheide, mich wenigſtens nicht unbegabt von euern ſeligen Gefilden gehen. — « Auf einer Waage wurde ihm ein Menſchenauge gereicht, lächelnd wog er's mit ſeinen Schätzen. Das Auge überwog ſie. Noch mehr Schätze her, donnerte er wild, Gold und Edelſteine eines Welttheils füllten die Schale, das Auge überwog ſie. Das Auge brach — hin war das Übergewicht!

Des Menſchen Auge hat nur dann genug, wenn Erde es bedeckt. (Spr. Salom.)

17.

Behaupte nicht zu verſtehen was du nicht verſteheſt, damit man nicht meine, du verſtündeſt nicht, was du verſteheſt.

18.

Erzeige einem Neidiſchen eine Gefälligkeit, und er wird dich noch mehr beneiden, wie ein wenig ſiedendes Waſſer in einen Brunnen gegoſſen das kalte Waſſer noch kälter macht.

19.

Glücklich iſt der, der da hat, was er wünſcht; glücklicher Jener, der nicht wünſcht, was er nicht hat.

20.

Viel hoffen, wenig fürchten, iſt ein guter; viel fürchten, wenig hoffen, ein übler; nichts fürchten und nichts hoffen der übelſte Zuſtand.

* * *

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Auf dem k. k. Theater nächſt der Burg wurde den 5ten d. M. zum erſten Mahl gegeben: Die Milchbrüder. Luſtſpiel in einem Aufzug, nach dem Franzöſiſchen der Madame Baumont.

Der Inhalt läßt ſich in der Kürze angeben. Fritz iſt ein übermüthiger Knabe, alle Welt führt Klage über ihn, vom Hofmeiſter bis zum letzten Diener. Eben hat er wieder loſe Streiche angeſtellt, dem Papagay den Hals umgedreht, den Bedienten geohrfeigt, dem Gärtner die Blumenbeete zerſtampft, und die gnädige Mama verhätſchelt ihn, er verſteht ſich weiß zu brennen, am Ende behalten die Kläger Unrecht und kriegen ihre Lappen obendrein. Da kommt von ungefähr die Amme, eine Schwäbinn, mit ihrem Söhnlein Hans, des Junkers Milchbruder, in die Stadt. Der Junge iſt ſo fromm, die Mutter iſt ſo ſelig, Hänschen meint's ſo gut mit Fritz, und Fritzchen ſchlägt ihn auf die Naſe und behandelt ihn gar ſchnöde. Mit Thränen klagt er's ſeiner Mutter. Auf einmahl macht der Hofmeiſter den Vorſchlag zu einer Radikalkur. Mama ſoll vorgeben, die Kinder wären ausgetauſcht; Fritz iſt der Sohn der Amme, Hänschen der gnädigen Frau; dieſer ſoll in der Stadt bleiben, jener auf das Land ziehen. Die Verwandlung koſtet bittere Thränen. Der Bauerknabe wird als Junker, letzterer als Bauerburſch gekleidet. Die Domeſtiken foppen den Ungezogenen erſt, dann erweicht ſie ſeine Reue, ſeine Duldſamkeit, ſie bitten für den Armen, ſelbſt Hänschen fällt auf ſeine Knie, fleht die neue Mutter, weil es doch nicht anders ſeyn kann, Fritz und ihn zuſammen da zu laſſen. Jetzt überſtrömt das Mutterherz, und alles wird, wie es vorher geweſen. Der gebeſſerte Fritz iſt wieder Junker, das fromme Hänschen bleibt bey der Amme, die unter Segnungen auf's Land zurückkehrt.

Wer die Bühne zu einem Sittenſpiegel erhoben wiſſen will — und wer ſollte es nicht? — wird mit dieſem Stücke zufrieden ſeyn, wird es Madame Baumont danken, daß ſie dieſen Beytrag lieferte, ein Stück, bey deſſen Aufführung man doch die Kinder ungeſcheut mitnehmen kann, während andere lockere Geſellen vielleicht frivole Piecen koncipirten, wie jener ruchloſe Einſiedler, wozu man nicht einmahl Kinder von vierzehn, funfzehn Jahren mitbringen darf, weil ſie im Stande ſind, euch auf ein Haar zu ſagen, was das Alles zu bedeuten habe. Sollte gleich in einem Stücke, wie das oben angezeigte, hier und da jemand Langeweile ſpüren; mein Gott! es gibt Leute, die weder weinen noch lachen wollen, man kennt ſie ſchon. Die werden es noch dahin bringen, daß wir weder Dramen, noch Poſſen, noch romantiſche Schauſpiele, noch didaktiſche Luſtſpiele haben. Unter die letztere Gattung gehört ſo eigentlich das kleine Spiel: Die Milchbrüder, und alle Gattungen ſind gut, die langweilige ausgenommen, haben wir ſchon tauſend Mahl gehört. Mad. B. hat dafür geſorgt, daß man über ihre Milchbrüder zugleich weinen und lachen kann, und das iſt der Gipfel des Effekts. Wir wiſſen zwar nicht, ob in dem Original die luſtigen Schwabenleute ſind, gleichviel! Die unſrigen waren frohſinnig und bieder, machten ihre Sachen auf das Beſte, Fritzchen war auch auf dem Fleck, der treuherzige Gärtner wetteiferte mit der Schwäbinn und ihrem Hänschen, und das Stück gefiel; ja, mit Recht konnte man ſagen: Ende gut, Alles gut! denn darauf kommt's doch meiſtens an.

Auf dem Theater in der Leopoldſtadt wurde als Benefiz-Stück am 6ten d. zum erſten Mahl gegeben: Das Blaubütchen. Große komiſche Zauberpantomime mit — Allem, was dazu gehört. Ein Jeder kann zur Erklärung deſſen die übrigen Komödienzettel nachleſen, es wird ihn vielleicht mehr unterhalten, als dieſe Pantomime die anweſenden Zuſchauer unterhielt.

Alſo gibt es doch eine ſchlechtere noch, als der Zauberhammer, fragten Einige. O wie wahr ſprachen dieſe unbefangenen Seelen! Ja! es gibt noch eine ſchlechtere, ſie heißt: Lieb' Blaubartchen. Worin beſteht denn alſo dieſes Hütchen? — Antwort: in einer zierlich geſtutzten Kopfbedeckung, die der loſe Gott Amor dem gottloſen Harlekin übergibt, oder vielmehr, der Spitzhut fällt aus der Luft herab, und nun verübt der Schalk im Schutze der Zauberey tauſend heilloſe Streiche, die ihm aber dieß Mahl nicht ſo gut hingingen, wie ſonſt wohl zu geſchehen pflegt, denn mehrere wurden ausgezischt, und er ſelbſt in effigie ſogar, als man nämlich mit ſeinem Ebenbild ein Fuchsprellen anſtellte. Viele wollten in der Naſenſcene eine ſchelmiſche Anſpielung finden. Die Sache verhält ſich ſo: es kommen drey Perſonen, Pantalon, Pierrot und ein komiſcher Bedienter mit langen Naſen unterm Tiſch hervor. Zu ihnen fährt ein Scherenſchleifer ſtracks herein, und die Unglücksvögel bitten einer nach dem andern ihn, die Rüſſel abzuſchleifen. Aber, o Himmel! ſie wachſen nur noch länger. Ja, ſagte Jemand, ich weiß wohl, wer mit einer langen Naſe abzieht! und die ſeinige war wirklich gut organiſirt. Selbſt als der transparente »Dank« zuletzt erſchien, der, aus einer Farbe in die andere ſpielend, in der That ein recht brillanter Dank genannt werden konnte, blieb die Stimmung ziemlich gleich, und er vermochte höchſtens nur den Sturm zu brechen, der ſeine Flügel ſchon erhoben hatte, nun aber in ein dumpfes Murren ſich verlor. Zwar, als die grüne Farbe prangte, regte ſich noch leiſe Hoffnung, doch zu ſpät! — ſie blieb für die Zukunft.

In der vorher gehaltenen komiſch-muſikaliſch-deklamatoriſchen Akademie gefiel aufs neue die gelungene Parodie: das Schnupftuch, die in einem glücklich gemiſchten, tragi-komiſchen Tone vorgetragen wird. Dann auch die unterhaltende Aufführung der Kapellmeiſter-Scene.

Der ungeheure Zulauf, um Miß Wilſon zu hören, welcher für die Caſſe des Drury-lane-Theaters in London ſehr erſprießlich iſt; hat auch die Direction des Convent-garden-Theaters veranlaßt, für einen ähnlichen Magnet zu ſorgen. Man glaubt ihn in Miß Hallande gefunden zu haben, welche vor kurzem zum erſten Mahle dieſe Bühne mit Beyfall betreten hat. Sie iſt 21 Jahre alt, von ſchöner Geſtalt, und ihre Stimme ſoll einen Umfang von drey Octaven haben.

Es gibt eine Gattung Vögel: Fräulein aus Numidien genannt, welche, wie die Affen, Alles nachmachen, was ſie ſehen. Um ihn zu fangen, ſtellt man, ſo daß er es bemerkt, ein Gefäß mit Waſſer hin, und wäſcht daraus die Augen und Füße, darauf entfernt man ſich und läßt das Gefäß zurück. Alsogleich kommt der Vogel hinzu und macht ſich Kopf und Füße ſo naß, daß er weder ſehen noch gehen, und man ihn ohne Mühe fangen kann.

Uhland hat Walthers von der Vogelweide Leben beſchrieben.

Unlängſt hat ſich zu Paris eine Dame, um in ihrem Zimmer ein modernes Halbdunkel zu verbreiten, ſtatt der Fenſterſcheiben lauter durchſichtige Muſchelſchalen in ſtählerner Einfaſſung einſetzen laſſen.

Das Journal d'Anvers behauptet, daß der Hopfen, aus welchem man in England durch Dampfmaſchinen beym Brauen den Saft auspreßt, hernach wieder getrocknet und nach Deutſchland als guter Hopfen verkauft werde.

Nach Herrn Jays Behauptung ſind die Damen in den nordamerikaniſchen vereinigten Staaten — mit Ausnahme der Neu-Yorker Frauen, die arbeitſam und ſittſam ſind — die glücklichſten von der Welt. Indeſſen die Männer den Haushalt beſorgen, putzen ſich die Frauen und laufen in den Kaufläden herum, nicht um zu kaufen, ſondern um das zu beſehen, was ſie zu beſitzen wünſchen. Während dieſer Zeit arbeiten die Männer in dem Comptoir, und gehen dann auf den Markt, von dem ſie mit Vorräthen beladen wieder heimkehren. Einer trägt einen Hammel, der andere einen Kalbsbraten, der dritte einen großen Hammer oder Stockfiſch ꝛc. Die Reichen laſſen ſich das Eingekaufte auf Schubkarren nachführen.

Se. Excellenz Herr Graf Ferdinand von Palffy, Eigenthümer des k. k. privilegirten Theaters an der Wien, ſind geſonnen, ſowohl zum Dienſte des Theaters als zum gemeinnützigen Beſten für Geſang und Muſik, eine Singſchule für Knaben zu errichten, und dieſelben in allen zu dieſen Zweigen der Kunſt gehörigen Gegenſtänden, auf eigene Koſten unterrichten zu laſſen. Jene Zöglinge, welche ſich durch Talente und Fleiß auszeichnen, erhalten auch nach dem Mutiren fortgeſetzten Unterricht in der Inſtrumental-Muſik, dem Geſange und der Declamation, um ſodann nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten den nächſten Anſpruch auf Anſtellungen bey dem Theater zu erlangen.

Es werden daher Eltern und Vormünder, welche Knaben mit einigen muſikaliſchen Vorkenntniſſen dieſem Fache zu widmen wünſchen, angewieſen, ſich zur nöthigen Prüfung derſelben, bey dem Regiſſeur und Chordirector des k. k. privil. Theaters an der Wien, Hrn. Schwarzböck (wohnhaft im Theatergebäude), zu melden.

Noch ein Mahl macht uns die Geſellſchaft der Muſikfreunde des öſterreichiſchen Kaiſerſtaats das Vergnügen, Weigl's ausgezeichnetes Werk: Das Leiden unſers Herrn Jeſus Chriſtus, hören zu laſſen. Zugleich gibt ſie uns dadurch Gelegenheit, unſer Schärflein zur Fortführung des von ihm errichteten vaterländiſchen Conſervatoriums der Muſik beyzutragen. Die Aufführung wird im Redoutenſaale am 17. April Abends um 7 Uhr Statt finden, und die ſehr geringen Eintrittspreiſe ſind 1 fl. W. W. auf der Gallerie, und 2 fl. W. W. im Parterre. Wir glauben überzeugt zu ſeyn, daß nach ſo entſchiedenem Werthe des Werkes und nach ſo ausgezeichnetem Beyfalle, welchen dasſelbe erhalten, das ſchöne Wetter (beſonders da die Abende jetzt noch kühl ſind) dem erhabenen Zwecke nicht mehr ſchaden werde.

Der hieſige Inſtrumentenmacher, Anton Hackel, hat ein neues Inſtrument erfunden, welches er Physharmonika nennt, und das in der Form eines ſechsoctavigen Quer-Pianoforte, ohne Saiten und Pfeifen, im Baſſe den Klang des Orgel-Pedals, in der Mittellage jenen des engliſchen oder Baſſethorns, ſo wie in den höhern Chorden das Flageolet auf das täuſchendſte nachahmt. Die Taſtatur iſt ſehr leicht ſpielbar, und da der Blaſebalg mit dem Fuße getreten wird, ſo kann der Anſchlag nach Willkür geſchwellt, oder mittelſt einer zweyten Mutation vermindert werden. Auch in einem ganz kleinen Formate fertigt der Meiſter Exemplare davon, die bequem im linken Arme liegen, indeß die rechte Hand ſpielt, und allenfalls im Freyen nächtlicher Weiſe einen Geſang zart begleiten können. Eben ſo iſt ohne die geringſten Hinderniſſe dieſe ganze Vorrichtung bey jedem Pianoforte von gewöhnlicher Größe anzubringen, ſo, daß entweder jeder vereinzelt allein, oder beyde zuſammen verbunden, angewendet werden können. Noch ein weſentlicher Vorzug dieſer neuen Erfindung, — deren Ton bey dem reinen Quintenanſchlag auch dem Einſtimmen der Violinen ſehr nahe kommt, — iſt eine beynahe kaum denkbare Unverſtimmbarkeit, und unſer kunſtliebendes Publikum kann ſich bald von ihrem Werthe überzeugen, indem der geſchätzte Virtuoſe, Herr Hieronymus Payr, ſelbe nächſtens in einem Theater mit eigens darauf geſetzten Tonſtücken zu Gehör bringen wird. D — s.

Wir ſind von dem vorigen Redacteur dieſer Zeitſchrift erſucht worden, in ſeinem Nahmen zu erklären, daß er an keiner der in periodiſchen Blättern über ihn und dieſes Blatt etwa vorkommenden Äußerungen auch nur den geringſten Antheil habe.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625) wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k. k. Poſt 11 fl. W.W. halbj.
Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Conversationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

31.

(Wien, Mittwoch den 18. April.)

Ontologiſche Neuigkeiten.

Von A. Rittig v. Flammenſtern.

XXV.

Ohne mich hier in ein Detail über die allbekannten Kunſtprodukte unſerer Blumenfabrikanten einzulaſſen, die unſern ſchönen Damen zur Folie ihrer Reize dienen, und, was viel ſagen will, von ihnen in Hinſicht der Lebendigkeit des Farbenſpieles ſelbſt den Pariſer Fabrikaten dieſer Art vorgezogen werden, glaube ich es doch dem inländiſchen Kunſtfleiße ſchuldig zu ſeyn, das Publikum auf ein neues Fabrikat in dieſem Kunſtzweige aufmerkſam machen zu ſollen, nähmlich die ſogenannten Blumenſtöcke hier in Anregung zu bringen, die der hieſige Blumenfabrikant Mathias Kurzbauer als inländiſches Fabrikat in ſeinem Gewölbe am Kohlmarkte zum Kaufe ausbiethet. Sie ſind ſämmtlich der Natur ſo täuſchend nachgeahmt, daß wohl ſchwerlich irgend Jemand ſie in einer geringen Entfernung nicht für echtes Natur-Produkt erklären ſollte; insbeſondere haben mich die Roſen-, Hollunder- oder Flieder-, Akazien-, Lilien-, Hyacinthen-, Aurikel-, Tulpen- und Ranunkel-Stöcke, ſo wie ein Stöckchen Vergißmeinnicht, dann ein Traubenſtock, des Kunſtwerthes wegen mächtig angeſprochen. Da, wo die Natur die Vegetation ſtiefmütterlich behandelt, z. B. im nördlichen Rußland, müſſen dieſe Kunſtprodukte erſt ihren wahren Werth haben.

Canova, der auch als trefflicher Thierbildner bekannt iſt, denn von ihm ſind die herrlichen Löwen am Mauſoleum des Papſtes Clemens XIII. in der Peterskirche zu Rom, hat ſo eben das Modell eines Pferdes vollendet, das ein wahres Meiſterſtück ſeyn ſoll. Kenner, die es in Rom ſahen, behaupten, daß Leben und Bewegung in jedem Gliede ſey, vor allem aber ſey der Kopf gelungen, der ſich zu bewegen, zu athmen und zu wiehern ſcheint. Einer neuern Nachricht zufolge, iſt die von dieſem großen Bildner verfertigte und von unſerm allverehrten Monarchen erkaufte, und für den Garten, den der erhabene Monarch unſerm Publikum nächſt der Hofburg widmete, beſtimmte coloſſale marmorne Gruppe: welche den Kampf des

Theſeus mit dem Centauren vorſtellt, bereits hierher nach Wien, wohl verpackt unter Weges. Die Attitude dieſer Gruppe iſt folgende: Theſeus hebt den einen Arm empor, um ſeinem Gegner mit der Keule des Periphetes den letzten Schlag zu verſetzen; mit dem andern hält er ihn am Halſe feſt und hat ihn ſchon halb zu Boden geriſſen.

Im Conv. Bl. Nr. 28. d. J. wird kurz angedeutet, daß Gay-Luſſac die Entdeckung gemacht habe, daß jene Salze, welche leicht zerfließen, beſſer dazu dienen, Zeuge unverbrennlich zu machen, als Alaun und Kochſalz, deren man ſich bisher bediente. Allein da Gay-Luſſac ſeine Entdeckung bekannt gemacht und dieſe wirklich von Wichtigkeit iſt, ſo will ich mich hierüber, der Gemeinnützigkeit wegen, ein Bißchen weiter herauslaſſen. Schon vor einiger Zeit haben die Herren Vieil-Davarenne und Conſorten zu Paris bekannt gegeben, daß es ihnen gelungen ſey, eine chemiſche Compoſition aufzufinden, um alle damit beſtrichene und alle davon durchdrungene Gegenſtände unverbrennbar zu machen. Die Angabe dieſer Herren hat ſich aber in der Folge nicht bewahrheitet, wenigſtens nicht in dem Umfange, als man es ihrem Verſprechen nach hätte vermuthen können. Es ging nun mit dieſer Entdeckung, wie mit ſo vielen andern, die ſich in der praktiſchen Anwendung nicht erprobten, der Strom der Vergeſſenheit verſchlang ſie. Nun tritt aber der wackere Gay-Luſſac mit ſeiner bereits auch durch die Erfahrung begründeten Entdeckung vor: Leinwand, ſomit Theater-Decorationen, Draperien rc. unverbrennlich zu machen, die um ſo mehr unſere volle Aufmerkſamkeit verdient, als das Mittel ſehr einfach iſt. Man taucht nähmlich die Leinwand, die man unverbrennlich machen will, in eine Auflöſung von phosphorſaurem Ammonium, läßt ſie hierauf trocknen, und ſie iſt dann unverbrennlich. Erklären läßt ſich dieſes dadurch, daß dieſes Salz im Feuer ſchmilzt, das Ammonium ſich entwickelt, und um jeden Faden ſich eine Art von Firniß von Phosphorſäure bildet, welcher denſelben trefflich vor dem Verbrennen ſchützt.

Da ich in den Oekon. Neuigk. Nr. XVIII. bereits des Profeſſors Örſtedt in Kopenhagen — intereſſante Entdeckung: daß magnetiſche Wirkungen durch elektriſche Kräfte in ihrer galvaniſchen Form hervorgebracht werden, angeführet habe; ſo iſt es ganz am Platze, auch hier der Entdeckung zu erwähnen, die wir in dieſer Hinſicht dem verdienſtvollen Director des k. k. polytechniſchen Inſtituts in Wien, dem kenntnißreichen Regierungsrathe Prechtl verdanken: derſelbe hat nähmlich, impulſirt durch Örſtedt's Entdeckung, daß der Schließungsdraht zwiſchen den beyden Polen der Volta'ſchen Säule magnetiſche Eigenſchaften zeige, die Entdeckung gemacht, daß außer der ſeit langer Zeit bekannten Magnetiſirungsart, durch welche der Magnet an den beyden Enden ſeiner Länge zwey Pole mit dem Maximum der magnetiſchen Intenſität erhält, noch eine andere Magnetiſirung möglich ſey, durch welche die Magnetismen nicht nach der Länge, ſondern nach der Quere etablirt werden; ſo daß ein ſolcher Transverſal-Magnet an den beyden Enden ſeiner Länge, keinen anderen Magnetismus äußert, als ſeiner ganzen Länge nach an jedem

Punkte ſeiner Querſchnitte, auf deren Peripherie die entgegengeſetzten Pole abwechſelnd und in gleicher Stärke auf einander folgen. Dieſer Transverſal-Magnet hat alle jene Eigenſchaften, welche dem Schließungs-Drahte der Volta'ſchen Säule, rückſichtlich ſeines magnetiſchen Verhaltens, zukommen; ſo daß hieraus von ſelbſt hervorgeht, daß dieſer Schließungs-Draht nichts als ein ſolcher Transverſal-Magnet ſey, wodurch nicht nur ſein Verhalten vollſtändig erklärt, ſondern auch die Einreihung dieſer Erſcheinungen unter die Claſſe der übrigen nachgewieſen iſt. Übrigens ſagt Prechtl, ſtimmt der gewöhnliche oder Longitudinal-Magnet rückſichtlich der Vertheilung der Magnetismen mit der iſolirten elektriſchen Säule oder mit einem mit elektriſcher Polarität geladenen Körper, der neue oder Transverſal-Magnet hingegen mit der geſchloſſenen elektriſchen Säule oder mit dem elektriſchen Leitungs-Drahte überein.

Herr P. Wierzbiki hat die Anweiſung bekannt gemacht, wie verſteinert Holz künſtlich nachzumachen ſey. Wählt man Eichen- oder Erlenholz dazu, ſo wird dasſelbe mit ſogenannter Kieſelfeuchtigkeit getränkt, hierauf in eine Säure eingelegt und dann mit Waſſer ausgeſüßt, wohl getrocknet und polirt und zuletzt mit einem fetten Öhle eingerieben. Wählt man aber Eſchenholz zu dieſem Behuf, ſo wird ſelbiges nach der Sättigung mit Kieſel noch in eine Auflöſung von Eiſenvitriol eingelegt, wodurch ſolches ein ſteinartiges Anſehen bekommt und ſo an Härte zunimmt, daß es am Stahle Funken gibt. Die oben erwähnte Kieſelfeuchtigkeit entſteht durch das Zuſammenſchmelzen von einem Theile feinem Kieſelſand und drey Theilen mildem Kali, indem man das Geſchmolzene im Waſſer löſet.

Baron Cogniard de la Tour hat ein Tonwerkzeug erfunden, das eine beſondere Aufmerkſamkeit verdienet. Er hat dieſer ſeiner Erfindung den Nahmen: die Sirene, beygelegt, weil dieſes Inſtrument auch unter dem Waſſer Töne hören läßt. Es beſteht aus einer runden kupfernen Büchſe, von vier Zoll im Durchmeſſer. In dem oberen Theile befinden ſich hundert ſchief laufende Löcher, jedes vier Linien breit und zwey Linien lang, die rings um die Achſe gehen. In der Mitte iſt eine Art von Spindel angebracht, um welche ſich eine kreisförmige Platte, entweder vermittelſt eines Luftſtromes, oder mit Hülfe einer einfachen mechaniſchen Vorrichtung bewegt. Dieſe Platte hat gleichfalls hundert Öffnungen, gleich den auf dem obern Theile der Büchſe befindlichen, und gleichfalls ſchief laufend, aber in entgegengeſetzter Richtung. Die ſchiefe Lage dieſer Öffnungen iſt zur Hervorbringung des Tons nicht nothwendig, ſondern dient bloß dazu, die runde Platte in Bewegung zu ſetzen, durch den Anſtoß der Luftſtröme, die aus den Öffnungen der Büchſe kommen. Wenn man vermittelſt einer Röhre den Wind eines Blaſebalges in die Büchſe bringt, ſo wird die runde Platte in Bewegung gebracht, und die Öffnungen auf der Oberfläche der Büchſe ſind dem Durchgange der Luft bald geöffnet, bald geſchloſſen, wodurch ein der Menſchenſtimme ähnlicher Ton entſteht, der bald mehr oder weniger hohl iſt, je nachdem die runde Platte ſich ſchneller oder langſamer bewegt. Läßt man Waſſer ſtatt der Luft in die Öffnungen gehen, ſo werden gleichfalls Töne gebildet, ſelbſt wenn das Inſtrument gänzlich ins Waſſer getaucht wird.

Tenard in Paris hat ein oxygeniertes Waſſer entdeckt, womit verdorbene Gemählde wieder hergeſtellet und von den braunen und ſchwarzen Flecken befreyt werden können, welche an alten Gemählden dadurch entſtehen, wenn ſchweflichte Dämpfe, vorzüglich geſchwefeltes Waſſerſtoffgas mit dem zum Gemählde angewendeten Bleyweiß in Berührung kommt. Dingler erwähnt zwar in ſeinem trefflichen polytechniſchen Journal, Bd. III. Hft. 3. 1820 dieſer Entdeckung, lehrt aber die Bereitung dieſes oxygenirten Waſſers nicht, daher dieſe Bereitung hier ihren Plaz finden ſoll: Man glüht ſalpeterſauren Baryt ſo lange, bis alle Salpeterſäure zerſtöret iſt, dann ſperrt man das Geglühte unter eine Glocke mit Sauerſtoffgas, löſt hierauf das Pulver mit Waſſer auf und ſetzt ſo viel Schwefelſäure zu, bis aller Baryt gefället wird, ohne daß die Säure vorwaltet.

Die ſo eben hier im Buchhandel angekündigte Schrift: Moſt's Influenza Europaea, oder die größeſte Krankheits-Epidemie der neuern Zeit. Hamburg, 1820, dürfte, der darin enthaltenen Folgerungen wegen, auch die Aufmerkſamkeit unſerer Ärzte in Anſpruch nehmen. Moſt behauptet nähmlich: daß die Epidemie eines heftigen Katarrhalfiebers, welche im Jahre 1782 Europa durchzog und Millionen auf das Krankenlager warf, dann im Jahre 1802 wieder kam, nun wieder auch im nächſtfolgenden Jahre 1822 kommen werde, weil ſeit dem Jahre 1712 alle zwanzig Jahre ähnliche Epidemien in Europa geherrſcht haben. Als Mittel dagegen ſchlägt der Verf. für den Einzelnen vor, daß ſich derſelbe gegen die Einwirkung der epidemiſchen Einflüſſe abſtumpfen ſolle. Der zweyte Vorſchlag, dieſerwegen Quarantainen anzulegen, zeigt, aus welchem ernſten Geſichtspunkt der Verfaſſer die Reſultate ſeiner Unterſuchungen betrachtet.

(Schluß folgt.)

Profeſſor J. A. Eberhard
an M. Mendelsſohn.

Ein bis jetzt noch ungedruckter Brief *).

Halle, den 15. Nov. 1778.

Sie haben doch, mein theuerſter Freund! denjenigen von Ihren Freunden noch nicht vergeſſen, den die Vorſehung hierher auf eine Art von wüſter Inſel verwieſen hat. So kann ich meinen gegenwärtigen Aufenthalt nennen, wenn ich ihn mit dem vergleiche, den ich verlaſſen habe. Die Erhohlung, die ein jeder vernünftige Menſch bedarf, ſich nach ſeinen Geſchäften an demjenigen

---

*) Mitgetheilt durch Dr. Al. Jeitteles, der deſſen Echtheit verbürgt.

zu vergnügen, was ihm ſeine Neigung angenehm macht, und mir durch die Gewohnheit nothwendig geworden war, fehlt mir hier ganz. Es gibt zwar in H. Gelehrte genug, und ſehr große Gelehrte, allein jeder iſt ſo ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, ein jeder treibt ſeine Wiſſenſchaft ſo ſehr nur zu dem nächſten Zwecke ſeines Amtes, ein jeder hat ſich ſo für ſeine Vorurtheile durch den öffentlichen Vortrag verbürgt, und hält eine Art von Untrüglichkeit zu ſeinem Berufe ſo nöthig, oder lehrt ſich ſo völlig in ſie hinein, daß ein ergötzender Gedankenwechſel, das ſo angenehme Belehrtwerden und Belehren, beynahe ganz unmöglich iſt. So gänzlich iſt ihr armer Freund noch nicht ein Profeſſor — aber ich fürchte es wird kommen. — Noch wandelt der alte Adam mich an, durch Geniſtel und Dunkelheiten mich durcharbeiten zu wollen, deren Auflöſung ich auch nicht den Studenten vortragen kann. Und da können Sie nun leicht denken, daß ich bey dem neuen Durchdenken der ganzen Metaphyſik für mich auf Schwierigkeiten ſtoße, die ich eben um meines Vortrags willen nicht zu überwinden nöthig hätte. Da iſt nun Niemand, der hier helfen könnte. Ich werde alſo zu Ihnen kommen. Eine kleine Hülfslinie wird mir vielleicht Licht verſchaffen, und ich bitte Sie, mir dieſe Hülfslinie zu ziehen. Damit Sie es deſto leichter können, will ich Ihnen jedes Mahl ſagen, wie weit ich gekommen bin. Indem ich mich neulich mit dem Begriffe Wirklichkeit beſchäftigte, ſo fielen mir Kant's Einwürfe ein, die er gegen die Definition, die Wolf und Baumgarten davon gegeben, gemacht hat. Ich will Ihnen ganz kurz ſagen, wie ich mir dabey geholfen habe. Kant ſagt: »Gott kann ſich ein Ding in Anſehung aller ſeiner Affectionen beſtimmt denken, und es kann doch bloß möglich bleiben.« Allein, wenn ein Ding keine bloß ideale, ſondern eine objective Wirklichkeit haben ſoll, ſo muß es auch in Anſehung ſeines äußern Grundes beſtimmt gedacht werden, nähmlich in Anſehung eines kräftigen Willens. Wir würden ſonſt nicht von der beſten Welt ſchließen können, daß ſie wirklich ſey. — Iſt aber ein Theil der beſten Welt durch alle mögliche Beziehungen auf dieſelbe beſtimmt: ſo iſt er wirklich. Sie würden alſo von einem jeden Theile der beſten Welt a priori ſagen können, daß er wirklich ſey, wenn wir ſeine Beſtimmungsgründe wüßten. Da dieſer aber wegen des allgemeinen Zuſammenhanges in der beſten Welt unendlich viele ſind: ſo können wir die Wirklichkeit keines Theils der beſten Welt a priori erkennen.

Wir müſſen alſo dieſe Erkenntniß a posteriori erlangen, indem wir aus der Folge auf den Grund ſchließen, da fangen wir denn von unſerm eignen Daſeyn an, und ſchließen auf die objective Wirklichkeit, weil ein wirkliches endliches Ding den Grund ſeiner Wirklichkeit in einem wirklichen Unendlichen haben muß ꝛc.

Helfen Sie mir doch, mein theuerſter Freund! aus dieſem Labyrinthe mit einigen Worten. Inſonderheit ſagen Sie mir, was Sie ſich unter Kant's abſoluter Poſition des Dinges denken. Mich dünkt, wenn auch dieſer Begriff richtig wäre, wie ich es nicht weiß, ſo würde doch der Baumgartiſche oder Wolfiſche fruchtbarer ſeyn. Es ſcheint mir aber immer, als wenn er auch nicht richtig iſt. Denn was iſt das Ding, das abſolut geſetzt werden ſoll? Verſtehe ich dadurch das Ding bloß in ſeiner Möglichkeit, wie wird es durch ſeine abſolute Poſition wirklich? Kömmt noch etwas hinzu? Sollte dann das Hinzukommende nicht das Complementum combilitans des Wolf, und die Beſtimmung in Anſehung aller ſeiner Affectionen des Baumgarten ſeyn? Denke ich mir aber das Ding als wirklich, dann heißt die Definition nichts. Das Ding würde wirklich, indem es wirklich abſolut geſetzt würde. — Schreiben Sie mir nur einige Zeilen, wenn Ihnen Ihre Umſtände nicht viele erlauben.

Haben Sie in Winkelmann's neueſten Briefen geleſen, was er von Ihrem Phädon ſagt? Sie ſöhnen ihn mit der deutſchen Metaphyſik wieder aus, der er gar nicht hold iſt.

Hrn. Prof. Engel meine zärtlichſten Grüße, wie auch Hrn. Nikolai, deſſen Packet ich mit vielem Danke empfangen habe. In der neuen Ausgabe der Betrachtungen über das Univerſum ſcheint mir nicht ein Buchſtabe verändert zu ſeyn, denn ſie ſind laut des kurzen Vorberichts ohne Zuthun des Verf. heraus gekommen. Ich umarme Sie, wie bleibe auch

Ihr treueſter Freund und Verehrer
J. A. Eberhard.

Aus und über Steyermark *).

Converſation in Grätz.

Sie fragen mich über die Converſation unſerer Stadt. Mit einigem Zagen antworte ich Ihnen darauf, da Sie ſelbſt mit dem größten Rechte darüber urtheilen könnten, und die übrigen Bewohner der Hauptſtadt bey ihrer Verfeinerung nur mit Mühe ſich in den Geſellſchaftston finden, welcher ſchlichter und einfacher in den Provinzen herrſcht.

Was wir Deutſche mit Geſellſchaftston benennen, erſcheint bey den Franzoſen als Converſation, bey den Römern als Urbanität, bey den Griechen als Politur, da Urbs und Polis ſo viel als Stadt bedeuten. Der Inbegriff der Formen und Formeln, welche die größere Geſellſchaft fordert, gibt ſich vorzüglich im Sprechen, Reden, Plaudern (parler, causer, babiller) kund. Sie ſtellen ſich in jeder Stadt anders dar, und laſſen bald mehr, bald weniger Schliff, bald mehr, bald weniger Kern wahrnehmen.

Laſſen Sie mich geſtehen, daß ich der franzöſiſchen Converſation einen hohen Werth beylege. Die Franzoſen wiſſen beſſer als alle Völker Europas über jeden, auch den ſchwierigſten Gegenſtand etwas allgemein Verſtändliches in der Geſellſchaft vorzutragen. Sie wiſſen über die häkeligſten Punkte des Lebens und Webens etwas Unanſtößiges zu ſagen, und zwar ſo, daß doch ihre eigentliche Meinung hinter einem leichten Schleyer durchſchimmert. Dadurch haben ſie eine große Herrſchaft über Modes et Moeurs ausgeübt, weil ſie lehrten, ohne den Schein zu haben. Dabey übte das weibliche Geſchlecht einen entſcheidenden Einfluß aus. Es gab in unſern Tagen nur Eine Madame

---

*) Wird als ſtehender Artikel fortgeſetzt.

Stael als Schriftſtellerinn, aber tauſend Franzöſinnen ſprachen und converſirten beſſer und wirkſamer als ſie.

Auf meinen Reiſen in Deutſchland erſchienen mir vier Hauptformen des Geſellſchafttons; ich möchte dieſen nennen den rheiniſchen, den ſächſiſchen, den preußiſchen und öſterreichiſchen. In dem rheiniſchen iſt Munterkeit und Kindlichkeit, in dem ſächſiſchen die Feinheit und Umſicht, in dem preußiſchen das Wiſſenſchaftliche und Entſcheidende, in dem öſterreichiſchen das Gerade und Natürliche vorherrſchend. Sollte ich ſie nach Schriftſtellern unterſcheiden, ſo möchte ich den rheiniſchen Grundton in Hebel, den ſächſiſchen in Thümmel, den preußiſchen in Kotzebue erkennen. Den eigentlichen ſchönen Ton von Wien hat noch keiner ſeiner Schriftſteller völlig aufgefaßt und wieder gegeben; Schröder, Jünger und Kotzebue hatten als dort lebende Fremde höchſtens einzelne Züge der höheren Geſellſchaft gegeben: Blumauer, Ratſchky und Gewey ſchilderten bloß die mittleren und unteren Stände meiſterhaft.

Deutſchland iſt in der That die hohe Schule von Europa; dieß hat aber oft die Folge, daß man in Geſellſchaft ſpricht, wie man nur in Büchern ſchreiben ſollte. Eine beſondere Annehmlichkeit von Öſterreich beſteht darin, daß man die abgedroſchenen Gedanken, wovon jetzt alle Bücher und Hefte und Blätter und Blättchen voll ſind, nicht auch in die großen Geſellſchaften hineinträgt zu ewigem Einerley. Genuß der Gegenwart, Vorgefühl nahender Freuden, Gefühl für Kunſt, und Luſt an der Natur — dieß ſoll alle Gemüther beſchäftigen. Auch trifft man dieſe Stimmung in Öſterreich, woran ſich die verwandte Steyermark anſchließt, und nach Wien modelt ſich Grätz, ſo viel Lage und Reichthum geſtattet.

Als Hauptmittel, den Geſellſchaftston zu beleben, betrachtet man an den meiſten Orten das Spiel mit Karten und das Spiel auf der Schaubühne. Das Spiel mit Karten ließ mich immer ſo kalt, daß ich über dieſes nichts Unparteyiſches ſagen kann. Bey den hin und her geworfenen Blättern, Königen, Damen, Reitern, Herzen und Kreuzen kommen mir die übrigens ehrenwerthen Leute recht läppiſch und geiſtesarm vor. Grätz hat zwey Kartenmahler, Milchrahm und Hörl, welche die erſchrecklichen Fratzen in Thürmen wie Babel liefern. Die vielen Stunden, um keine Millionen zurück zu kaufen, gehen hier für Heller und acht Pfennige den Stich unwiederbringlich verloren. Man ſpielt um Points und Tricks; jenes heißt im Franzöſiſchen auch Nichts, und dieſes im Engliſchen ſo viel als Kniff.

Das Theater, welches zu Wien in Nathan dem Weiſen und Don Carlos meine Erwartungen nicht erfüllte, aber in Donna Diana und Maske für Maske dieſelben übertraf, iſt zu Grätz im tiefſten Verfalle. Nichts könnte man beſſer kennen lernen, als das Bild verkehrter Wirthſchaft. Irrthum in allen Ecken wird als Thema und Variation tagtäglich gegeben. Zwey Directoren ſtehen an der Spitze, der eine ſoll das Äſthetiſche, der andere das Finanzielle leiten; beyde haben für Grundcapital und Betriebsſumme ihrer Aufgabe weder pſychiſch noch phyſiſch genug geſorgt. Keineswegs halte ich untere Stände unfähig höheren Kunſtſinns, und der Bierbräuer in London, welcher um 70,000 Gulden C. M. den Rembrand neulich erkaufte, iſt mir ein neuer Beleg; aber unſer Äſthetiker und Finanzmann ſcheinen durch ihre Bürgergeſchäfte zu weit von dem Zeitgemäßen der Kunſt entfernt geblieben zu ſeyn.

Die Oper, dieſer koſtbare Zwitter, richtet das Schauſpiel in kleinen Städten offenbar zu Grunde. Madame Wächter, angenehm, doch ſchwächlich, und Mlle. Heldenreich, laut genug, aber unangenehm, ſingen die Hauptparte; den Baß Herr Krebs und Wächter mit mittelmäßiger Kunſt, aber gutem Ton; den Tenor Herr Krämer und Urban ohne Seele und Sicherheit. Alles iſt im Ganzen ſo wenig zuſammen geſtimmt, daß der tüchtige Muſik-Director Hyſel, welcher ſtets durch Geſchmack und Eifer ſich auszeichnete, zu ſeinem Vortheile nichts Beſſeres bringen konnte als — Doctor und Apotheker, von Dittersdorf.

Der Geſellſchaftston in ſeiner edelſten Geſtalt muß im Luſtſpiele der vorherrſchende ſeyn. Ich ſah einſt einen hier anweſenden Dichter bey Vorſtellung von einem ſeiner Stücke voll Mißmuth weglaufen, um unter dem friſchen Grün unſerer Laubgänge die abgeſchoſſenen Farben unſerer Bühnenſpiele zu vergeſſen. Jüngſt ſah ich den Botaniker, ein allerliebſtes franzöſiſches Converſation-Stück von Dupaty, ohne große Befriedigung. Die Mundart der Spielenden paßte gar nicht zuſammen; die Reinheit der Töne vermißte ich an manchem Orte; ſogar Fehler gegen die Sprache bemerkte ich. Selbſt das Zarte im Spiele des Herrn Deny konnte die karrikirende und outrirende Madame Mevius nicht in den Gränzen der Natürlichkeit und franzöſiſchen Feinheit halten. Die beyden Väter (Herr Frey, der Botaniker, und Herr Hofmann, der Seefahrer), fleißig und richtig im Ganzen, übertrugen dennoch ins Einzelne nicht die Elégance du port de bras, die Politesse du coeur und das à plomp alter Franzoſen. Den Bedienten, etwa einen La Fleur oder Jolicoeur, verwandelte unſre Komiker in einen deutſchen Michel, oder Fabian Schwalbenſchweif — mit Unrecht. Wir verlieren Madame Deny, ehemahls Spengler, welche offenbar unſere beſte Schauſpielerinn iſt, aber nur ſelten eine Rolle bekam. Wir verlieren Herrn Meiſter, welcher als Niedrig-Komiker durch ſeine eigenthümliche Art gut neben Herrn Schulz ſtände, aber nicht gern in Parallele ſteht.

Außer dem Theater hat die Converſation noch mehrere Hauptverſammlungspunkte. Die höhere Geſellſchaft iſt in Grätz zahlreich genug, um ein adeliges Caſino durch Unterhaltungen im ganzen Jahre, im Faſching mit Tanz und Ball, in der Faſten mit Spiel und Theater zu erhalten. Der geiſtreiche Graf Mazzuchelli führt die Oberleitung, und ſorgt faſt wöchentlich durch Sammlungen bey den hohen Anweſenden für Unterſtützung der niedern Hülfsbedürftigen. Gelehrte haben freyen Zutritt erhalten, z. B. die Profeſſoren Jenull, Schneller. Ich ſah jüngſt Don Ranudo di Coliſbrados und ſpäter die reſpectable Geſellſchaft von lauter Gliedern des Adels mit ausgezeichneter Laune und Liebe und Einſicht geben.

In dem Joanneum befindet ſich neben der Bibliothek und dem Journalleſezimmer eine beſondere Abtheilung mit der Überſchrift: Converſation-

Zimmer, wo viele der erlaubten Tageblätter und Zeitungen gehalten werden. Hier ſollte man nun das Marlborough s'en va-t-en guerre als Thema mit den Variationen erwarten, aber die Menſchen ſind zu vernünftig, um ſo leeres Stroh zu dreſchen. Sie ſprechen meiſtens von wiſſenſchaftlichen oder künſtleriſchen Begebenheiten, oder leſen die Victorien geſchwind zuſammen, und eilen hinaus ins Freye auf ihre Maria Grüns und ihre Roſenhaine. Was in Schriften über Steyermark erſcheint, wird da tüchtig durchgeſprochen, und gründlich erörtert. Dieſer Aufſatz wird hier die geiſtreichſten und witzigſten Kritiker finden, wie jüngſt aus dem trefflichen Heſperus die launige Erzählung, welche, als Sündenbabel und Krähwinkel überſchrieben, manche Anſpielung auf Wien und Grätz zu enthalten ſchien.

Der Muſik-Verein hat ſeine wöchentlichen Zuſammenkünfte und monathlichen Concerte, wo Übungen und Aufführungen an der Tagesordnung ſind, aber zwiſchen den Tonſtücken auch über Muſik und verwandte Künſte converſirt wird. Die Lehranſtalt, welche damit verbunden iſt, beſchäftigt die Jugend in ihren müßigen Stunden, und muß für Geſchmack des künftigen Geſchlechtes weſentlich wirken. In der Declamation zeichnet ſich hier aus der Akademiker Guggitz, welcher, aus der Schule des Profeſſors Schneller hervorgegangen, durch Reinheit der Sprache und Kunſt des Vortrags ſo viel Beyfall erwarb, daß er ſchon einige Mahle ſeine Stücke wiederhohlen mußte, was meines Wiſſens ſonſt keinem Kunſtredner zu Grätz widerfuhr. Die größten Leiſtungen des Muſik-Vereins waren bis jetzt bey der Anweſenheit des jungen Mozart das erſte Finale aus dem Don Juan ſeines unſterblichen Vaters, dann jüngſt die Fantaſie-Generale von Beethoven für Clavier, dann alle Inſtrumente und den Schlußchor: »Wenn ſich Lieb' und Kraft vermählen«. Ja wohl hat ſich hier Liebe und Kraft des großen Meiſters vermählt.

Wohlhabende Bürger verſammelten ſich ſeit 23 Jahren, ſeit 1797, wöchentlich zu einem Bolzſchießen, welches mit einem Gaſtmahle ſchloß, wo man altdeutſche Gaſtfreundſchaft mit wahrem Brudersinne übte, und über Bürgergeſchäft ſowohl als Lebenslauf bald ernſt bald froh ſich unterhielt. Dieſer Verein hat jetzt aufgehört.

Eine der ehrwürdigſten und ſeltenſten Converſationen erblickt man bey den großen Gaſtmahlen, welche der gütige Erzherzog Johann (kaiſ. Hoh.) nach gehaltenen Landwirthſchaft-Geſellſchaften zwey Mahl im Jahre gibt. Da ſitzen aus allen Kreiſen der Steyermark Landwirthe und Grundbeſitzer, Grafen und Ritter, Prieſter und Bauern neben einander, in der Nähe des Prinzen, welcher das Bild alter, traulicher Zeiten in unſern ſelbſtiſchen Tagen ſchön erneuert, und in ſeinem Weſen den Schweizerſinn Habsburgs und die Lieblichkeit Lothringens ſo klar ausſpricht, als in ſeinen Geſichtszügen ein Abbild unſers geliebten Landesvaters ſich ſpiegelt.

Die größere Converſation leidet zum Theil dadurch, daß man in dem hieſigen Lande ſtets gewohnt war, ſich bey Zuſammenkünften zu bewirthen mit Allem, was die Jahreszeit anboth, und der Tiſch ertrug; dieß iſt nun ſchwieriger als ehemahls unter den gebildeten Ständen geworden. Dieſe beſitzen überdem auf der Hügelreihe, welche das wunderſchöne Grätz auf dreyen Seiten umzingelt, Landhäuſer oder Weingärten, wie ſie es nennen. Da lebt jede Familie im häuslichen Kreiſe vereinzelt, indem ſie ſich von der andern in kleiner Ferne angeſiedelt.

Die höchſte Converſation ſollte über das Leben mit Lebendigkeit und über die Kunſt mit Einbildungskraft immer wechſelnd in der Ferne, immer einig im Zweck ſich ausſprechen, davon ſind wir nun freylich etwas entfernt, doch aus Augenblicken wird das Jahrhundert und aus Sandkörnern der Bau der Ewigkeiten. Die Kunſt zählt hier mehrere Meiſter. Klammer arbeitete in Elfenbein jenen Roſenſtock, welchen man in ganz Deutſchland bewunderte. Stark mahlt ein Bild für das hier bewilligte proteſtantiſche Bethhaus. Unſern geiſtreicher Tonſetzer, Lannoy, hat das überreiche Wien uns entführet. Eben vollendet man den Abdruck von Dr. Hoffbauer's neuer metriſcher Überſetzung der Henriade Voltaire's.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Der Hofcapellen-Violoncelliſt, Hr. Merk, hat in der am 10. April im Saale zum römiſchen Kaiſer zu ſeinem Vortheile gegebenen Privat-Abendunterhaltung ſeinen früher erworbenen Ruhm bewähret, und ſich im Bravourſpiele und in der Ausführung außerordentlicher Schwierigkeiten als unſern erſten Künſtler auf dieſem Inſtrumente bewieſen. Daß indeſſen Paſſagen, Applicaturen, Doppelgriffe ꝛc. ſchon an ſich das Weſen dieſes herrlichen Tonwerkzeuges ausmachen, möchten wir nicht behaupten; es ſcheint im Gegentheile ganz für einfachen, edlen Geſang geſchaffen zu ſeyn und nur als ein Zeichen des Verfalles ſehen wir es an, daß ſich die Virtuoſen immer mehr von der Melodie entfernen und das Reich des Clavieres uſurpiren wollen. Wir hörten den Concertgeber in drey von ihm ſelbſt componirten Stücken, dem erſten Satze eines Concertes, einem Divertimento und Variationen, welche letztere ihm den meiſten Beyfall verſchafften. Die Solos ſind in dem Sinne verfaßt, die Kunſt des Virtuoſen in ihrem vollen Glanze zu zeigen, und erfüllen ihren Zweck; die Tuttis dagegen, ſo wie die Zuſammenſtellung des Ganzen bedürfen noch ſehr der Feile. Mad. Grünbraum ſang eine Arie, dann mit Herrn Barth ein Duett von Roſſini und wurde beyfällig aufgenommen. Eben ſo die Ouverture von Cherubini zur Medea, welche das Concert eröffnete. Dem Kenner gewährte das erſte Stück eines neuen Duettconcertes von Spohr für zwey Violinen den meiſten Genuß, denn die Compoſition iſt wahrhaft genialiſch. Es wurde von den Herrn Böhm und Helmesberger recht brav vorgetragen. Das Publikum verließ befriedigt den Saal.

Der allgemein rühmlich bekannte Guitarrmacher Stauffer hat durch eine neue Erfindung in Verbeſſerung des innern Baues der Guitarre zur Verſtärkung des Tons ſo Bedeutendes beygetragen, daß alle Liebhaber dieſes Inſtrumentes hierauf aufmerkſam gemacht werden müſſen. Im Discant iſt die Schwebung wenigſtens um ein Drittel erhöht und im Baß eben ſo viel an Metall gewonnen. Wer ſich hievon überzeugen will, bemühe ſich in das Inſtrumentengewölbe in der Weihburggaſſe.

Der rühmlich bekannte Herr Franz Thomas Hirſch, Profeſſor der Calligraphie an der Wiener Univerſität, hat auf ſeine Koſten ein Heft von zwanzig Vorſchriften herausgegeben, worin alle Schriftarten von den einzelnen Strichen an bis zu ihrer Vollendung zum Muſter dargeſtellt ſind. Er nennt dieſes Vorſchriftenbuch: Zergliederung, Verhältniß und Anwendungslehre ſämmtlicher Alphabete der gebräuchlichſten Schriftarten. Die Zergliederung und das Verhältniß haben wir darin gefunden, aber die Lehre ſelbſt muß Herr Hirſch ſo gütig ſeyn mündlich dazu zu geben; denn wir haben vergebens nach der Lehre (oder dem Inbegriff der Regeln, nach welchem man ſich dabey zu benehmen hat) geſucht, und keine Erläuterungen dabey gefunden. Wer einen Lehrer hat, der ihm die Anwendung erklärt, und wer beſonders ſo glücklich iſt, Herrn Hirſch ſelbſt zum Lehrer zu erhalten; dem können dieſe Schrifttafeln nicht genug anempfohlen werden. Sie zeichnen ſich beſonders durch Reinheit, richtiges Ebenmaß und beabſichtigte Deutlichkeit aus.

In Salem, nahe bey Boſton, beſteht ein weibliches Erziehungs-Inſtitut, worin die Mädchen gelehrt werden, Alles der Analyſe der Vernunft zu unterwerfen. Statt Nähen, Kochen und ſchönen Künſten, reiten die zarten Schönen Pferde zu, kutſchiren und üben ſich im Fauſtkampf. Im härteſten Winter laufen ſie um die Wette Schlittſchuh und ſehen die Männer als Tyrannen an, die ihr Geſchlecht bisher durch unbillige Sclavenketten gefeſſelt hielten. Man hat dieſen Mannweibern deßhalb den Spottnahmen: Moskiten-Schwarm beygelegt, weil die Nähe einer ſolchen Frau für den Mann eben ſo unerträglich ſeyn müßte, als die Nähe jenes Inſectes.

In der erſten Hälfte des Jahres 1820 ſind 35,850 Menſchen aus England, theils nach Canada, theils nach den vereinigten Staaten, theils nach Südamerika, theils nach Südafrika, theils nach Neuholland, theils nach Oſtindien, theils nach Flandern, Frankreich, Italien und Rußland ausgewandert.

Von der Hand des verſtorbenen berühmten Dr. Charles Burney findet ſich in der neuen Ausgabe des Catalogue of the liberary of the Royal Institution of great Britain, by W. Harris, ein umſtändliches mit groſer Genauigkeit verfertigtes Verzeichniß der griechiſchen Schriftſteller, von denen ſich Fragmente vorfinden, ſie ſeyen nun einzeln herausgegeben, oder in Sammlungen befindlich.

Beym Anfange eines Feldzuges bedecken die Araber in Nubien Seiten, Hals und Bruſt der Pferde mit Stücken dick mit Kattun gepolſterten Wollenzeuges, das man Lebs nennt, um ſie vor Schwert und Lanze zu ſchützen.

In Königsberg in Preuſſen zeigt man ein bisher noch wenig bekanntes Thier, welches von der Eigenthümerinn das unbekannte Thier, oder: bärenartiges Faulthier genannt wird. Dieſes Thier iſt aller Wahrſcheinlichkeit nach das erſte, welches von dieſer Gattung auf das feſte Land gekommen iſt. Es ſoll ungefähr in den achtziger Jahren in Bengalen entdeckt worden ſeyn. Es hat viel Ähnlichkeit mit den bekannten Arten des Bärengeſchlechtes und muß daher, nach Linné, zu den Ursus-Arten gezählt werden, da es mit dieſen den plumpen Körper, das Auftreten auf die ganze Fußſohle, den Bau der Zähne und die Neigung, ſich aufzurichten, gemein hat. An den Vorderfüßen liegt ein langes ſteifes Haar, von innen nach außen gebogen, dicht an, wie beym Faulthier. Auch erinnert der weiße V förmige Fleck unter dem Halſe an einen ganz ähnlichen bey einer Faulthierart. Der Körper iſt mit dem dichtverworrenſten Haar bewachſen.

In Stockholm iſt kürzlich der Schädel des berühmten Carteſius oder Descartes in einer Licitation für 15 Rthlr. erſtanden worden.

Der Cap. Parry hat dem Londoner Muſeum eine ſogenannte Königs-Ente, die er von ſeiner Reiſe nach dem Nordpol mitgebracht hat, übergeben. Dieſer herrliche Vogel übertrifft an Schönheit der Farben und Federn alle andern. Beſonders ſind die Kopf- und Halsfedern von ungemeiner Friſchheit und übertreffen an Glanz den feinſten Sammet.

Eine zarte Haut hängt über den Schnabel, und ein hochgelber Kamm ſpielt in verfließender Schattirung in die Farbe der Federn hinein.

Nach der Behauptung des Courier franc. ſollen ſich in der Stadt **Neapel** 18,000 Weiber mehr als Männer befinden. Die Zahl der letztern wurde im Jahre 1817 auf 800,000 angegeben.

In **London** verkauft man jetzt für 5 Schillinge eine auf Leinwand geklebte Karte, welche alle Hauptpunkte enthält, welche man über einen engliſchen Lord zu wiſſen verlangt; nähmlich: Titel des Inhabers der Würde, Titel des älteſten Sohnes, Geſchlechtsnahme, Zeit der Erhöhung, Vorrang, Alter ꝛc.

Das Neujahrsblatt für die Jugend von der **Geſellſchaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen in Baſel** enthält eine Lebensbeſchreibung **Iſelins**, worin ſich unter andern auch folgende intereſſante Anecdote findet: Einer von **Iſelins** heftigſten Gegnern wurde zum Bürgermeiſter erwählt und **Iſelin** ſelbſt ſtimmte für ihn: erſtaunt, fragte ihn der Erwählte, wie er ſich habe überwinden können, ihm ſeine Stimme zu geben? — Ich habe, antwortete **Iſelin**, meinem Eide gemäß gehandelt und meine Stimme dem Würdigſten gegeben.

In Japan glaubt man, daß die Seelen, nachdem ſie die ſterbliche Hülle verlaſſen, noch miteſſen und das Feinſte der Speiſen auffangen; beſonders bey dem Laternenfeſ am Ende des Auguſt.

Der bekannte indiſche Gaukler, der vor zwey Jahren auch die Bewohner **Wien** mit ſeinen Künſten unterhielt, iſt auf dem oſtindiſchen Schiffe Palmer in ſein Vaterland zurückgereiſt. Er hat ſich durch ſeine Kunſtſtücke zu **Paris**, **Brüſſel**, **Berlin**, **Wien**, **Petersburg**, **Moskau**, **München**, **Dresden** ꝛc. volle 10,000 Pfund Sterling verdient.

Die Wuth des engliſchen Volks im verfloſſenen Sommer, ihre kleinen Erſparniſſe auf Putz zu verwenden, um bey Überreichung der Adreſſen an die Königinn eine Figur machen zu können, äußerte ſich nachtheilig auf die Einnahmen der verſchiedenen Sparbanken, welche die Woche nicht mehr als 9000 Pfund Sterling betragen; ſeitdem aber der Paroxismus vorüber iſt, ſteigen die Spargelder wöchentlich auf 18, 20 auch 22,000 Pfund. Ein neuer Beweis von der Nützlichkeit ſolcher Anſtalten.

Der Geſchmack für geiſtige Bildung nimmt im ſchottiſchen Hochlande immer mehr zu. Bald wird keine Stadt, ja ſelbſt kein Dorf mehr ſeyn, wo man nicht eine öffentliche Leſeanſtalt findet.

Berichtigungen.

Seite 329 in Nr. 58 des Conv. Bl. in dem Aufſatze: **Die Fürſten von Schwarzenberg**, leſe man 3te Zeile **Erkinger** ſtatt **Ervinger**. Seite 330, 5te Zeile, **Beſtenberg** ſtatt **Weſtenberg**. 11te Zeile, **Bibra** ſtatt **Stibra**. 14te Zeile, letzteren ſtatt letztere. 44ſte Zeile, Nile ſtatt Nill. Seite 331, 18ſte Zeile, **Haundorf** ſtatt **Hanndorf**. Seite 332, 7te Zeile, **Protewin** ſtatt **Rottiwel**. 20ſte Zeile, prachiner ſtatt prachimer. 36ſte Zeile, **Hodos** ſtatt **Aodos**; **Beneſeck** ſtatt **Beneſeek**, **Bugad** ſtatt **Unzad**.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der **Carl Gerold**'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625) wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 11 fl. W.W. halbj.— Beyträge beliebe man dem Redacteur (**J. J. Caſtelli**) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

32.

(Wien, Samstag den 21. April.)

Bellino.

Nekrolog.

Von Joſeph von Hammer.

Am, 12. November des verfloſſenen Jahres ſtarb zu Moſul, Carl Bellino, der am 21. Jänner im J. 1791 erſtgeborne Sohn von Franz Joſeph Bellino, Kaufmann, und Anna Bellino, geborne Röck, aus Günzburg, durch deſſen frühzeitigen Tod die orientaliſche Literatur, ſowohl in Hinſicht deſſen, was er für dieſelbe bereits geleiſtet, als noch ferner zu leiſten verſprach, einen empfindlichen Verluſt erlitten hat. Da er einen Theil ſeiner Bildung in der hieſigen orientaliſchen Akademie, und durch den Schreiber dieſer Zeilen die Erfüllung ſeines höchſten Wunſches durch eine orientaliſche Beſtimmung erhalten hat, ſo rechnet dieſer ſichs zur Pflicht, in wenigen Worten die Lebensgeſchichte des zu frühe Verblichenen zu berühren, die ehrenvollen Zeugniſſe des Auslandes über Bellino's unermüdetes wiſſenſchaftliches Beſtreben hier in einen ſchlichten Kranz zu ſammeln, und denſelben als Denkmahl an ſeiner Grabesſäule aufzuhängen.

Nachdem B. in ſeiner Vaterſtadt Rottenburg am Neckar den erſten Unterricht erhalten, kam er im zehnten Jahre ſeines Alters nach Stuttgart, wo er vier Jahre lang die vortreffliche Anſtalt des Gymnaſiums benützte, und durch des Profeſſors Hrn. Weckherlin's Privatunterricht, vielverſprechende Bildung empfing. Die folgenden beyden Jahre verwendete er theils im väterlichen Hauſe, theils beym Freunde ſeines Vaters, dem Fabriksherrn Kohler in Speichingen, auf die Erlernung der Handelswiſſenſchaft und europäiſcher Sprachen. Als er darauf in das Haus der Herren Jakob und Comp. nach Rheims kam, trieb ihn ſein Genius aus freyen Stücken, und damahls ohne geringſte Ahnung ſpäteren Zweckes für die Laufbahn ſeines Lebens zur Erlernung morgenländiſcher Sprachen, und da ihn öfters Handlungsgeſchäfte auf ein Paar Monate nach Paris rieſen, verwandte er ſeine Zeit in den Bibliotheken und ſein Geld auf den Ankauf orientaliſcher Werke, ſo daß, als er nach drey Jahren ins väterliche Haus zurückkam, ſein Vater ganz erſtaunt war, unter dem Gepäcke ſeines Sohnes eine Kiſte mit morgenländiſchen Büchern zu finden. Vergebens war die Hoffnung des Vaters, der Sohn würde ſich mit größerem Ernſte als bisher auf die kaufmänniſchen Geſchäfte verlegen, mit ſichtbarem Zwange ſtrebte er, ſeinem Pflichtgefühle Genüge zu leiſten; aber ſeine Lieblingsneigung zu den orientaliſchen Studien riß ihn mit unwiderſtehlicher Gewalt fort, und ſtatt auf den Büchern der Rechnungsſtube lag er auf denen der orientaliſchen Sprachlehre. Da berieth ſich ſein Vater mit dem als Orientaliſten rühmlichſt bekannten Kanzler der Univerſität von Tübingen, Hrn. Dr. von Schnurrer, welcher ihm die außerordentlichen Fortſchritte ſeines Sohnes bezeugte, und den Entſchluß hervorbrachte, ſeinen heißeſten Wünſchen durch eine Unterkunft zu Wien Vorſchub zu geben. Denſelben erhielt er durch die Verwendung ſeiner Tante, der Gemahlinn des Herrn Feldmarſchall-Leutnants, Freyherrn von Hohenbruck, als Koſtgänger in der orientaliſchen Akademie, wo er ſeinen Lieblingsſtudien unermüdet oblag, ohne jedoch als bloßer Koſtgänger die Ausſicht einer wirklichen Anſtellung gewinnen zu können. Zu wiederhohlten Mahlen wandte er ſich an den Verfaſſer dieſes Nekrologs mit der angelegentlichſten Bitte, ihm auf was immer für eine Weiſe zu einer Reiſe nach dem Orient behülflich zu ſeyn. Die günſtige Gelegenheit hierzu ergab ſich im J. 1814, als der brittiſche Reſident in Bagdad, Herr Claudius James Rich, mit ſeiner Gemahlinn (einer Tochter von Sir J. Mackintoſh) auf ihrer Durchreiſe in Wien ſich befanden, und Rich Hammern um den Vorſchlag eines tüchtigen Privat-Sekretärs anging. Dieſer ſchlug Bellino vor, für deſſen Rechtlickkeit, Ordnungsliebe, Eifer und Anhänglichkeit er ſich vollkommen verbürgen konnte, eine Bürgſchaft, die mit jedem Schreiben, das er in den ſeitdem verfloſſenen letzten ſechs Jahren aus Bagdad erhielt, als vollkommen treu und wahr beſtätiget ward. Bellino verlegte ſich dort mit raſtloſem Eifer auf das gründlichſte grammatiſche Studium des Türkiſchen, Perſiſchen und Arabiſchen, und unterhielt literariſchen Briefwechſel mit Conſtantinopel und Wien, mit Bombai und Frankfurt. — In dieſer letztgenannten Stadt kann Herr Profeſſor Grotefend für die Dienſte, welche Bellino den Entzifferungs-Verſuchen der Keilſchrift durch getreue Abzeichnung, genaue Vergleichung und unermüdete Aufſuchung ſolcher Monumente geleiſtet hat, das ſchönſte Zeugniß ablegen, und hat daſſelbe auch bey verſchiedenen Gelegenheiten, ſo in den Fundgruben des Orients, als in andern Blättern mit ehrenvoller Erwähnung von Bellino's Nahmen abgelegt. In den Fundgruben (B. v. S. 45.) findet ſich auch eine kurze Beſchreibung ſeiner Reiſe nach Bagdad, als Auszug eines Schreibens an den Herausgeber, zur Beantwortung der ihm von dieſem geſtellten Fragen. Nach Wien correſpondirte er auch mit dem Director des k. k. Antiken-Cabinettes, Hrn. Steinbüchel, und dieſes dankt Bellino's Bemühungen 24 der ſchönſten ſaſſanidiſchen Silbermünzen. Zu Bombai unterhielt er mit Herrn Erſkine, dem Schwager des Hrn. Rich und Sekretär der dortigen aſiatiſchen gelehrten Geſellſchaft, freundſchaftlichen und literariſchen Briefwechſel, und der zweyte Band der Verhandlungen der Geſellſchaft von Bombai enthält einen gelehrten Aufſatz Bellino's über Monumente in Keilſchriften. Auch in Heude's neueſter Reiſe durch den perſiſchen Meerbuſen aufwärts von Indien nach England (London 1819, S. 171) geſchieht Bellino's ehrenvolle Erwähnung. Der Verfaſſer, welcher ſeinen Nahmen nach engliſchem Gehöre Balino ſchreibt, macht ſich zwar einen Augenblick über Bellino's ſchlechte Haltung zu Pferd bey einem öffentlichen Aufzuge luſtig, ſetzt aber dann die folgende Note hinzu: »Wenn Herr Bellino jemahls dieſe Blätter lieſt, wird er, hoff ich, dieſen Stich (cut) auf ſeine Reitkunſt entſchuldigen, indem mir derſelbe Gelegenheit gibt, zu erwähnen, was ſeine Beſcheidenheit ſonſt möchte verborgen haben, daß er nähmlich mit 21 Jahren nicht nur den gewöhnlichen Curs der Erziehung deutſcher Univerſitäten durchgangen, ſondern ſich auch vier europäiſche Sprachen mit einer beträchtlichen Kenntniß des Türkiſchen, Perſiſchen und Arabiſchen eigen gemacht hat.« Dieſes Zeugniß, in ſo weit es ſich auf Univerſitäts-Studien Bellino's bezieht, iſt zwar unwahr, aber dennoch vortheilhaft für denſelben, welcher ohne je den Curs der Univerſitäts-Studien gemacht zu haben, dieſelben durch Privatfleiß nachgehohlt hatte. Das ſchönſte Zeugniß für Bellino's Charakter enthält der folgende überſetzte Auszug eines Schreibens Hrn. Rich's an den Schreiber dieſer Zeilen vom 13. November d. v. J. aus Moßul am Begräbnißtage ſelbſt durch einen Tartaren nach Conſtantinopel abgefertiget *). Es enthält die nähern Umſtände ſeiner Krankheit, ſeines Todes und des ehrenvollen Begräbniſſes, welches ihm durch des brittiſchen Reſidenten Vorſorge auf katholiſchem Kirchhofe ward.

»Es wird Allen, welche ſich für dieſen vortrefflichen jungen Mann intereſſirten, eine Beruhigung ſeyn, die nähern Umſtände ſeiner letzten Augenblicke zu erfahren; es iſt der einzige Troſt, den die traurige Begebenheit zuläßt, und Troſt liegt ſicherlich im Gedanken, daß ſein Ende ſo glücklich war, als wenn er im Hauſe ſeiner Ältern verſchieden wäre, und daß er nichts von dem entbehrte, was freundliche Aufmerkſamkeit, ärztliche Kunde und geiſtige Stärkung gewähren konnten.«

»Während wir im öſtlichen Kurdiſtan uns befanden, gab ich Bellino Urlaub zu einem Beſuche der Alterthümer von Hamadan, welches lang ſeyn Lieblingswunſch geweſen war. Zu Kurdiſtan hatte er ſich mit einem gewöhnlichen Wechſelfieber etwas übelauf befunden, wovon er ſich aber vollkommen erhohlte. In der beſten Geſundheit trat er ſeine Reiſe nach Hamadàn an, deſſen Himmelsſtrich für einen der geſündeſten in Perſien gehalten wird. Er hatte zu ſeiner Begleitung einen italieniſchen Arzt, der einige Zeit zu Bagdad und in Kurdiſtan gelebt hatte, und der die Gelegenheit bey Bellino's Abreiſe ergriff, um Perſien zu beſuchen. Bellino verließ uns zu Senna, von wo ich durch einen Umweg nach Suleimanije (der Hauptſtadt Kurdiſtans) zurückkehrte. Zu gleicher Zeit befiel den armen Bel-

---

*) Zu meinem nicht geringen Erſtaunen habe ich in dem Morgenblatte eine Überſetzung dieſes Schreibens des Hrn. Rich an mich gefunden, während ich daſſelbe Niemanden als der Frau Baroninn v. Hohenbruck zu ihrer Kenntniß mitgetheilt hatte. Dieſer Mißbrauch brieflichen Vertrauens iſt eben ſo tadelswerth an dem Einſender, als an dem Aufnehmer, dem es wenigſtens zugeſtanden hätte, ſich zu erkundigen, ob dieſes mit meiner Einwilligung geſchehe oder nicht.

J. v. Hammer.

lino zu Hamadan ein Gallfieber, welches ihn zwang, alle Gedanken von Abſchreibung der Inſchriften aufzugeben, und auf das ſchnellſte zu uns zurück zu kehren. Er erreichte uns zu Suleimanije in einem beſſeren Geſundheitszuſtande, aber doch noch ſehr übel auf, mit leichten Überbleibſeln des Fiebers und Anſchwellung der Beine. Durch die Sorge Hrn. Bell's, des Arztes der brittiſchen Reſidenz, der ihn durchaus wie ſeinen Bruder pflegte, erhohlte er ſich ſchnell wieder. Sein Fieber und die böſen Symptome verſchwanden gänzlich und in kurzer Zeit fühlte er ſich wohl genug, die Reiſe von wenigen Tagen nach dieſer Stadt (Moſul) zu unternehmen, wo die Luft in dieſer Jahreszeit den Wiedergeneſenden ungemein heilbar iſt. Er reiſte theils in dem Tachtrewan, theils in der Mohaffa (zwey verſchiedene Arten von Senften) der Mrs. Rich, und war während der Reiſe ſichtbar beſſer, ſo viel beſſer, daß keines von uns im geringſten an ſeiner gänzlichen Wiederherſtellung zweifelte. Es iſt zu bedauern, daß unſere Reiſe nicht länger dauerte, denn er war alle Mahl viel beſſer, wenn er zu einem ſeiner Stärke angemeſſenen Kraftaufwand aufgeregt ward. Bald nach unſerer Ankunft allhier ſchien er ſeine geiſtigen Kräfte zu verlieren; eine leichte Diarrhée ſchwächte ihn beträchtlich, und eine Art von Ermattung und Achtloſigkeit bemächtigte ſich ſeines Geiſtes, ſo daß es ungeachtet all unſerer Aufmerkſamkeit unmöglich war, ihn zu dem geringſten Kraftaufwande zu bereden. Mrs. Rich war in ihrer Sorge für ihn unermüdlich. Eines Abends überredete ſie ihn, ein wenig mit ihr auszureiten, was ihn zu erfriſchen ſchien. Vorgeſtern ritt er abermahl eine halbe Stunde aus, und ſchien beſſer darauf. Wirklich hatten wir Keines die geringſte Kunde von irgend einer Gefahr; er beklagte ſich über Nichts beſtimmt. Dieſes ſchwache Abweichen mochte bald vorübergehen, und hatte nichts Beunruhigendes. Er kam immer zu Tiſch mit der beſten Eßluſt, welcher immer Einhalt gethan werden mußte. Bey alledem ſchwanden ſeine Kräfte immer mehr und mehr, und ſein Geiſt ward immer ſchwächer und hinfälliger. Geſtern Morgens begehrte er ſein Frühſtück im Bette. Ich fand ihn ſehr ſchwach, aber dem Anſcheine nach beſſer als die Nacht zuvor, und das war auch Hrn. Bell's Meinung, der ihn kaum einen Augenblick, weder bey Tag noch bey Nacht, verließ. Er nahm ſein Frühſtück mit gutem Appetit, und begehrte Milchkaffeh zu Mittag und Reispudding zum Mahle bey Sonnenuntergang. Der Ärmſte! er ſollte die Sonne nicht mehr untergehen ſehen. Bald nach dem Frühſtück ward es mit ihm ſichtlich ſchlimmer, er war erſchöpft und unfähig zu ſprechen. Die Diarrhée kam ſtärker zurück. Ich verfügte mich zu ihm und verließ ihn nicht mehr. Ich hielt es für nothwendig, um einen Prieſter zu ſenden, denn es war nun augenſcheinlich, daß mit ſeinem von Natur aus ſchwächlichen Bau (?) und Temperamente ſeine Wiederherſtellung äußerſt ſchwierig ſeyn würde. Als der Prieſter kam, bedeutete er mir, daß er ſich gerne verſehen laſſen wolle, und die Kirchengebräuche wurden durch einen katholiſchen Geiſtlichen, der in Italien ſeine Erziehung empfangen hatte, vollzogen. Nach und nach ward er immer unempfindlicher, und um vier Uhr Nachmittags verſchied er ſanft. Mrs. Rich iſt, wie Sie ſich denken können, ſchrecklich niedergeſchlagen, und in der That ſinds wir Alle.

Er war ein vortrefflicher junger Mann von warmen Herzen, und ſelbſt ſeine kleinen excentriſchen Eigenheiten machten ihn uns nur um ſo viel theurer, und leben nun in der Erinnerung des Schmerzens fort. Der ſyriſche katholiſche Biſchof von Moßul wachte beym Leichname die ganze Nacht, und dieſen Morgen vollzog ich die letzte Pflicht gegen dieſen meinen werthgeſchätzten Freund. Ich folgte ihm zur katholiſchen Begräbnißſtätte mit dem ganzen Geleite der brittiſchen Reſidenz. Der Biſchof mit ſeinem ganzen Clerus begleitete uns, und verrichtete den Grabdienſt. Ich habe dafür geſorgt, daß das Seelenamt mit der gehörigen Feyerlichkeit in der biſchöflichen Kirche gehalten, und ober ſeinem Grabe ein anſtändiges Denkmahl erhöhet werde.«

* * *

Dank dafür dem edlen Rich, daß er das Grab des von ſeiner Heimath fern verſtorbenen jungen Deutſchen durch ein Mahl ausgezeichnet hat, welchem künftige deutſche Reiſende in Moßul eine wehmüthige Erinnerung an die zu früh verblühten Hoffnungen ihres Landsmanns, und eine dankbare für den Errichter des Grabmahls weihen werden. Mit dieſem doppelten Gefühle ruft der Schreiber dieſer Zeilen dem Seligen noch ins Grab auch den Dank für die Mühe nach, womit er ihm das Regiſter ſeines Werkes über die osmaniſche Staatsverfaſſung und Staatsverwaltung und die demſelben vorſtehende Literatur geordnet hat. Seinem Grabſteine würde, nebſt einer lateiniſchen, am beſten die gewöhnlichſte einfache Inſchrift türkiſcher Gräber eingegraben ſeyn:

Beſuch erheiſcht Gebeth allhier *),
Denn heute mir und morgen dir.

* * *

Die Thräne.

Jedwede Lebensfeyer,
  Die Freude und die Pein,
Hüllt ſich in naſſe Schleyer
  Von warmen Thränen ein.

Es iſt ein reicher Segen,
  Der in der Thräne blüht,
Die lind wie Mayenregen
  Auf deine Wunden ſprüht.

Du ſcheideſt recht beklommen,
  Die Zähre hängt im Blick —
Beym frohen Wiederkommen
  Kehrt ſie mit dir zurück.

Das Mädchen trägt ein Sehnen
  Im feuchten Augenpaar,
Und ſteht in hellen Thränen
  Als Bräutchen am Altar.

---

*) Siaretden murad andschak dua dür,
Bu gun bana isse jarin sana dür,

Und unter erſtem Weinen
Empfängt die Welt das Kind —
Es liegt auf Grabesſteinen
Ein Thau von Thränen lind.

Auch meine liebe Todten
Deckt ſchon der Raſen zu,
Willkommen ſtille Boten
Des Troſtes und der Ruh! —
Baron von Schlechta.

◆

Uhren, Menſchen und Bücher.

(Fragment aus einem größeren Werke.)

Von Chr. Kuffner.

Der Anblick einer jeden Uhr, ſo wie ihre Schläge, ſollte den Menſchen in eine ſehr ernſthafte Stimmung verſetzen, weil ihm dabey Zeit und Ewigkeit vor die Seele treten. Unter allen Uhren aber kann wohl keine uns feyerlicher ſtimmen, als die Sanduhr, die uns zugleich an den Sandmann erinnert. So verſchieden aber die Stunden ſeyn mögen, die ich und du, mein Leſer, während dem Schreiben und Leſen dieſer Geſchichte, erlebt, und Andere erleben geſehen haben, eben ſo verſchieden als dieſe und die wechſelnden Zeiten überhaupt, ſind auch die Uhren, ſehr bedeutende, warnende Sinnbilder! Bedenken wir aber dieß nicht, ſo werden uns die verſchiedenen Arten der Uhren ſchon dadurch intereſſant, daß ſie eine ſo auffallende Ähnlichkeit mit Menſchen und Büchern zeigen. Man kann, wie ich es ſogleich thun werde, jede Art von Uhren mit einer gewiſſen Art von Menſchen und Büchern zuſammen ſtellen, ich ſage z. B. ſo:

Thurmuhren ſind uns alle die unſterblichen Heroen der Vorzeit, die uns ſelbſt in ihrer Höhe und Entfernung groß erſcheinen, und deren mächtige Stimmen aus weit entlegener Vergangenheit uns noch jetzt entgegen ſchallen, imponirend durch Geiſt und That. Die Zeit ſelbſt iſt der hohe Thurm, auf dem wir, hinaufblinzelnd, ſie erblicken. Im Reich der Wiſſenſchaft und Kunſt ſind Thurmuhren alle jene Werke des Genies, nach denen untergeordnete Geiſter ſich richten, Nachahmer ihr Thun und Treiben regeln.

Taſchenuhren ſind wir ſelbſt gegen jene Rieſen. Unſere Zeit liefert überhaupt gern Alles im Taſchenformat, ſelbſt Köpfe und Herzen. Wär's möglich, ſo geſtaltete ſie Rieſen in Taſchenformat. Die fein gekünſtelten Werke der ſchönen Literatur haben zierliches Taſchenformat. Taſchenbücher ſind die Sinnbilder der neueſten Literatur.

Wanduhren ſind Hausfrauen, die ihren Nahmen mit Recht verdienen, weil ſie in ihren vier Wänden hauſend ihr eigentliches Leben und Regiment führen. In Häuſern, wo die Wanduhr unrichtig geht, hält die Hausfrau nicht auf Ordnung. Hausfrauen, die zwar wacker und rüſtig, dabey aber in ihren Häuſern etwas laut und heftig ſind, gleichen den Wanduhren mit lärmenden Weckern. In der Literatur ſind alle wahrhaft gemeinnützigen Werke den Wanduhren zu vergleichen.

Ringuhren und jene ſehr kleinen Miniatur-Ührchen, die von den Damen an goldenen Ketten als Halsſchmuck getragen werden und in der großen Welt paradiren, ſind die Ebenbilder jener paradirenden Damen ſelbſt.

Springuhren ſind melancholiſch-ſanguiniſche Menſchen, die mit den ſchnellſten Übergängen von einem Extrem ins andere hinüber ſpringen, vom tiefſten Schwarz ins freundlichſte Roſenfarb. Auch die unaufhörlichen Bonmotiſten ſind witzige Springuhren. Dagegen finden wir lebendige

Spieluhren in jenen holden Modefräulein, die mit dem lieblichen Glockenſpiel ihrer Reize und Sentiments zu bezaubern wiſſen, ſobald ſie glauben, daß ihr Fangſtündchen ſchlagen könnte, wo ſie dann herzlos in Liebe zerfließen und ohne Liebe ganz Herz zu ſeyn ſcheinen.

Repetieruhren ſind Menſchen von mittelmäßigen Talenten, die ſich aber gern produziren, folglich das Wenige, was ſie wiſſen, bey jeder Gelegenheit an Mann bringen wollen, und wiederkäuen, was jeder ſchon weiß. In der Literatur gehören hieher alle Schriftſteller, die fremde Werke ausſchreiben, und mit andern Worten das von Andern Geſagte wiederholen.

Sekundenuhren ſind jene äußerſt emſigen Ameiſen-Menſchen, die ſich den ganzen Tag regelmäßig ab- und zerarbeiten, und, im Kleinſten geſchäftig, gar nicht wiſſen, daß auch ein Großes exiſtirt. Hierher gehören auch die bis ins kleinſte Detail unſäglich mühſam gelehrten Werke.

Waſſer- und Sand-Uhren ſtellen uns ſchwerfällig-melancholiſche Menſchen dar, die das Rechte und Heilige ehren, aber — ohne zu leben — den Tod immer dicht vor den Augen haben, und — mit Verachtung aller Roſenlauben — heroiſch feſt immer nur Thränenweiden und Cypreſſen aufſuchen.

Sonnenuhren endlich nenne ich alle diejenigen, die das Höhere zwar im Auge behalten, aber — als ſinnlich vernünftige Weſen, naturgemäß leben. Ich halte dieſe für die klügſten und beſten, und wünſche dir, mein Leſer, daß du eine ſolche Sonnenuhr ſeyeſt, damit du das Irdiſche recht und tadellos genießeſt, aber des Ewigen eingedenk und werth bleibeſt.

* * *

Aus und über Italien.

Venedig, am 1. April 1821.

In dieſen Tagen hatten wir hier den ſeltnen Genuß einer Akademie, in welcher die 11jährige Iſigenia Gervaſi Beweiſe einer außerordentlichen Gedächtnißkraft ablegte. In Ceſena geboren, ward ihre Erziehung bis zum achten Jahre gänzlich vernachläſſigt, und erſt von da an gab man ihr Gelegenheit, immer mehr die unerſchöpfliche Kraft ihres Gedächtniſſes zu entwickeln, ſo daß ſie ſich in den erſten Städten Italiens vernehmen ließ, bis ſie endlich mit Decorationen von Sr. Maj. dem Könige von Sardinien und Ihrer kaiſerl. Hoh. der Erzherzoginn, Herzoginn von Parma, geſchmückt, und reichlich mit ſchriftlichen Anerkennungen ihres Talents von Seite verſchiedener Lehrinſtitute verſehen, auch zu Venedig im Redoutenſaale ſich vernehmen ließ.

Die Art, wie ſie ihr Talent zu beurkunden ſucht, iſt die Beantwortung von Fragen aus den verſchiedenartigſten Fächern der Wiſſenſchaften, als da ſind: Theologie, Aſtronomie, Metaphyſik, Phyſik, Geſchichte, Anatomie ꝛc. Es wurden zu dem Behufe unter die Zuſeher aus einem großen Bunde von loſen Blättern, welcher 10,000 Fragen enthält, ſolche Blätter, jedes mit vier Fragen beſchrieben, ausgetheilt, und nun richtete jeder nach Belieben eine dieſer Fragen an das Mädchen, welches auf einer Erhöhung im Saale auf einem Stuhle ſtand. Derley Fragen waren z. B.: Welches waren die ſieben Weiſen? was iſt platoniſche Liebe? welches ſind die Knochen des menſchlichen Körpers; welches ſind flüſſige Beſtandtheile? wer war Praxiteles? was iſt Heterodoxie? was Metaphyſik? wie kann man das Weib zur Vernunft bringen? u. dergl. m. Sie antwortet mit Haſt, und fordert das Publikum auf, ihr ſchnell Frage auf Frage aufzugeben. Von Zeit zu Zeit recitirte ſie ein Stück aus einem claſſiſchen italieniſchen Dichter, und ließ ſich darin von den Zuhörern nach Belieben durch Fragen ſtören, welche ſie gleich beantwortete, ohne den Faden ihres poetiſchen Stückes zu verlieren. Vorzüglich bewundernswerth in dieſer Art war Folgendes: Sie recitirte in chronologiſcher Ordnung eine Reihe geſchichtlicher Nahmen, die gewiß nicht unter fünfhundert waren; dann fing ſie dieſe Reihe noch ein Mahl an, das Publikum vorher auffordernd, ſie zu unterbrechen. Dieſes geſchah nicht nur reichlich mit den obbemerkten Fragen, ſondern man ließ ſie dazwiſchen das famöſe Sonett Monti's auf Juda's Tod declamiren, unterbrach ſie auch in dieſem vielfach, ohne daß ſie je etwas unbeantwortet ließ, und weder im Fortgang des Sonnets, noch auch in der Nahmenreihe irre gemacht werden konnte; ja wenn ihr eine Frage nach langem Zwiſchenraum wiederholt wurde, antwortete ſie ſtets: l' ho detto. Dieſe und andere Proben eines außerordentlichen Gedächtniſſes (welches jedoch, im Vorbeygehen geſagt, tief unter jenem des bekannten Heinike ſteht) haben ihr den Beyfall der Anweſenden verſchafft. Wie kommt es nun, daß ſich Niemand verſucht fühlte, dieſes Schauſpiel ein zweytes Mahl zu beſuchen? Gewiß, weil ſich Niemand verhehlen konnte, er fühle mehr Pein als Genuß bey dem Ganzen. Eines Theils erweckt es Mitleiden, dieſes zarte Kind Stunden lang durch heftiges und möglichſt lautes Recitiren ſeine Geſundheit untergraben zu ſehen, das haſtige Antworten macht vieles unvernehmbar, das Anſtrengen macht die kindiſche Stimme oft kreiſchend, das heftige Geſticuliren, bey Herſagung poetiſcher Stellen, ſteht im widrigen Contraſte mit der Perſon; den Verſtändigen endlich empört der Mißbrauch, den ſchnöde Gewinnſucht von einer ſo ſeltnen beneidenswerthen Gabe macht, indem man zweck- und ordnungslos in ihrem Gedächtniſſe eine ungeheure Menge Begriffe und Notizen aufhäuft, welche großentheils die Faſſungskraft des Mädchens weit überſteigen, theils von unrichtigen Begriffen oder Ignoranz in ihrer Abfaſſung zeigen, theils ſogar von der Art ſind, daß ſie auf die ſittliche Bildung des Mädchens nicht vortheilhaft einwirken können. L...c.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Es iſt lobenswerth, zu einer Zeit, wo es des Neuen wenig gibt, und ſogar dieß Wenige nur auf Irrwege leitet, das alte Gute wieder aufzuſuchen, und auf dieſe Weiſe, indem man dem Publikum werthvolle Werke wieder vorführet, die ihm einſt ſehr gefallen haben, es auf ſeinen gegenwärtigen Standpunkt, durch eine nothwendige Vergleichung des Vorigen und Jetzigen, aufmerkſam macht. Nur dieß Verfahren bleibt nunmehr einer Theaterdirektion übrig, die den öffentlichen Geſchmack bilden, und ſich nicht durch die herrſchende Frivolität irre machen laſſen will. In dieſem Sinne wurde vor kurzer Zeit die Schweizerfamilie mit neuer ſorgfältiger Beſetzung gegeben, und wie das Werk ſelbſt dadurch gewonnen, ſchien auch die Theilnahme der Zuhörer neu belebt, und ihr Beyfall krönte das gelungene Streben der Darſtellenden. In derſelben Abſicht wurde im Hoftheater nächſt dem Kärntnerthore am 11. April Gretry's, von Fiſcher vermehrte und neu inſtrumentirte, Oper: Raoul der Blaubart, gegeben, die wir zuvor auf dieſer Bühne noch nie geſehen hatten. Herr Forti hatte ſie zu ſeiner Einnahme gewählt, und wurde durch das zahlreich erſcheinende Publikum für ſeine Wahl belohnt. Es iſt aber auch dieſe Oper ein werthvolles Werk, durch den Stoff anziehend, durch die einfache, liebliche, melodienreiche und doch charakteriſtiſche Muſik ſehr intereſſant. Die meiſten Nummern wurden von den Zuhörern beyfällig aufgenommen, ſo das erſte Quartett in D dur, das Duett zwiſchen Kurt und Blaubart, was wiederhohlt werden mußte, das darauf folgende Terzett, das Duett zwiſchen Marien und Vergy in D moll, das zweite Finale, die Arie Blaubart's im dritten Aufzuge, das Terzett in A moll. und wenig Werthvolles nur, z. B. das Duett zwiſchen Marien und Vergy in C dur ging unbemerkt vorüber. Man ſieht, daß der Sinn fur das Beſſere, obwohl verſchroben und ſich ſelbſt nicht immer deutlich, noch fortwirkt. Die Darſtellung verdient aber auch alles Lob, und ein preiswürdiges, wenn auch nicht immer gelungenes, Streben zeigte ſich überall. Obenan ſteht Kurt, der ſeine untergeordnete Rolle ſo trefflich heraushob, daß er allgemeinen Enthuſiasmus erregte, und mit Marien am Schluſſe des zweyten Aufzuges, wie auch am Ende, gerufen wurde. Er war beſonders gut bey Stimme dieſen Abend, ſang und ſpielte muſterhaft. Marie, dieſe junge, hoffnungsvolle Künſtlerin, fand ſich nur in der tragiſchen Hälfte ihrer Rolle eigentlich zu rechte; der dem Luſtſpiele gehörige Theil derſelben, die Scene, wo ſie Putz und Geſchmeide anlocken und beſtechen, jene andere, wo die Neugierde ſie zu einem unüberlegten Schritte reißt, gelangen ihr weit weniger, wie denn überhaupt Sentimentalität das Element der Jugend iſt. Wir wollen hier keine Vergleichungen mit den frühern Beſetzungen dieſer Rolle machen, ſie fielen nicht ganz zum Vortheile der Gegenwart aus; doch müſſen wir bemerken, daß eben der Theil ihrer Rolle, den Marie wahrhaft herrlich ſpielte, auch der leichteſte iſt, weil die Situation an ſich ſchon das größte Intereſſe einflößt. Sie wurde indeſſen lebhaft applaudirt, und zwey Mahl gerufen. Ihr Geſang zeugt von rühmlichem Fleiße, und der Fleckchen werden immer weniger. Es hat uns gefreuet, Raoul wieder einmahl in ſeinem Elemente, im Gebiete der Baßſtimme anzutreffen, ſeine Darſtellung war ſehr brav, ſo auch ſein Geſang; noch größeren Beyfall hätte er aber errungen, wäre man nicht ſo gewohnt, ihn im modernen Geſange aus ſeiner Bahn ſchreiten, und das Klatſchen gleichſam gebieten zu ſehen. So rächt ſich das Übertreten der natürlichen Grenzen früh oder ſpät. Es wurde indeſſen ſein Streben gewürdigt, und er ſelbſt am Schluſſe einſtimmig gerufen. Bergy, der dießmahl durch ein Frauenzimmer dargeſtellt wurde, that ſein Möglichſtes, und verdarb nichts. Das Übrige war dieſer Bühne würdig, nur bemerkten wir zwei Übelſtände. Der erſte, die Stellung der Bühne im erſten Akte; Raoul ſcheint durch das Schloßthor hereinzukommen, und eben ſo ſich wieder zu entfernen, da er doch offenbar im Schloſſe bleibt. Der zweyte Übelſtand iſt die Krone, welche Marie unter den Geſchmeiden findet und aufſetzt; ſie ſteht nicht gut; ein Diadem wäre, ſcheint es uns, paſſender.

Auf dem Theater in der Leopoldſtadt wurde den 14. d. M. (zum Beſchluß der Vorſtellungen des Winter-halben-Jahres), und als Benefice-Stück zum erſten Mahl aufgeführt: Nur in Wien nicht heirathen. Poſſe in einem Akt, nach einer Erzählung bearbeitet.

Dieſe Poſſe nahm ein trauriges Ende, wie Anfangs ſchon vorauszuſehen war, noch deutlicher aber, als im letzten Drittel der dramatiſchen Saalbaderey Ennoch Dorner, der Gerichtsverwalter, zu den Umſtehenden die weiſen Worte ſprach: Macht nur, daß es aus wird! die von einem entſetzlichen Jubel der Zuſchauer begleitet wurden. Wenn der weibliche Theil an dieſem Ausbruch einen lebhaften Antheil nahm, ſo war es nicht mehr als billige Vergeltung für die undelikate Wahl des Titels, der auf einem kleinſtädtiſchen Sprüchwort beruht, das durch ein andres, das bewußte von der Schwalbe nämlich, die noch keinen Sommer macht, ſogleich entkräftet wird; denn daß einem beſtimmten Bräutigam die Braut mit ihrem Herzgeliebten ſich davon macht, und er ſelbſt unbekannter Weiſe noch die Flucht befördern muß, kann eben ſo wenig als Beweis gelten, daß man überhaupt in Wien nicht heirathen ſoll, als die mißlungene Explikation des ungenannten Verfaſſers die Behauptung rechtfertigen könnte, daß man in Wien keine Komödien ſchreiben müſſe; wohl aber mag der Autor hierin einen Fingerzeig erblicken, von ferneren Verſuchen abzuſtehen.

Hierauf wurde die bekannte Schmauswaberl vorgeführt, worüber jetzt, da dieſe Poſſe ſchon die Kritik beſtanden hat, nichts mehr zu ſagen iſt, als daß die Dame Barbara kein moderechtes Kleid mehr trägt. Es geht ziemlich luſtig dabey her, auch ein wenig Bunt über Eck, wie's bei einer ſolchen Schmauſerey zu gehen pflegt; das könnte man ſogar für charakteriſtiſch gelten laſſen, wie denn jedes Ding von der beſſeren oder ſchlimmeren Seite zu nehmen iſt.; es hängt nur davon ab, welche von beyden als die vorherrſchende ſich zeigt. Der Schmarotzer Plutzerl hielt ſich wacker. Daß aber die Wirthin ſelbſt, an ihrem Ehrentage, den Speiſezettel nicht im Kopfe hatte, und in mancherley Verlegenheit gerieth, das konnte durch die vielen hundert, ſchwerlich einem Tanzmeiſter abgelernten Komplimente (echte Buckerl), bei Gelegenheit des Gratias, nicht eigentlich mehr gut gemacht werden.

Den 15ten wurde daſelbſt eine muſikaliſch-deklamatoriſche Abendunterhaltung gegeben.

Die Ouverture zur diebiſchen Älſter eröffnete die erſte Abtheilung: raſch und mit Präziſion ausgeführt. Die große Trommel aber nahm den Mund ein wenig übervoll, und machte einen Lärm, als ob Dreyßigtauſend ihren Einzug hielten. Wehe dem, der am Orcheſter ſtand!

Wilhelm Hauſchka blies hierauf Variationen für die Oboe, von ſeiner eigenen Kompoſition. Der Ton iſt ſcharf und mager, in der Tiefe beſſer, als in der Höhe; die Paſſagen zeugten von Fertigkeit, und laſſen noch größere erwarten.

Dem. Nannette Schweitzer ſang eine Arie, und verſteht ſich, aus der diebiſchen Älſter, von Roſſini — kein Wunder, daß ſo ſüße Waaren faſt im Munde jeder Schönen ſind. Die Mittelſtimme iſt angenehm und kräftig, die Höhe unbedeutend, aber die Schüchternheit war auch bedeutend. An Geläufigkeit fehlte es noch gänzlich; der italieniſche Text nahm ſich nicht übel aus. Wir kennen die Sängerinn, die hier zum erſten Mahl in einem Solopart ſich hören ließ, bereits von dem Theater an der Wien aus. Gäb' es einen Kapellmeiſter, der fähig wäre, hübſchen Sängerinnen eine Seele einzuflößen — und warum nicht? — Uns fällt hier Blumauers Rechenmeiſter ein.

Ein Konzert für die Guitarre, von Guiliani, vorgetragen von einem Dilettanten, verlor ſich hinter dem thurmhohen, mit einem rothen, goldverbrämten Theaterteppich dekorirten Pulte, faſt zugleich mit dem Konzertſpieler.

Der Glockenguß zu Breslau wurde von Hrn. Schaffer zwar mit Ausdruck vorgetragen; wenn aber Deklamationen aus dem Buche ſich ſchon nicht beſonders ausnehmen, und meiſtentheils auch nicht viel ſagen wollen: ſo wirken die aus einer aufgeſchlagenen Handſchrift, wie aus einem mühſam dechiffrirten Briefe, doppelt ſtörend.

Das von Hrn. Aloys Merk ausgeführte Potpourri für die Violine war kurz und gut, die Miſchung etwas gewöhnlich. Das Taktgeben auf der Bühne, mit Hand und Fuß zugleich, verurſachte Diſſonanzen.

Aus der zweiten Abtheilung heben wir nur zwey angenehme Gaben hervor:

1) Die Liebeslaute, von J. F. Caſtelli, deklamirt von Dem. Benda. Obwohl es für Frauenzimmer nicht bequem iſt, Stücke vorzutragen, worin ſtarke Männerſtimmen ſich vernehmen laſſen, wie die im vorerwähnten des gebieteriſchen Grafen; ſo ließ doch die Recitantinn dieſes Hinderniß gar bald vergeſſen, und die poetiſchen Reflexionen, der zarte Ausdruck ſchwärmeriſcher Liebe, geriethen ihr ungemein gut. Es war ein Gemählde voll Leben und Anſchaulichkeit, richtig verſtanden und empfunden. Selten hört man ſo gut recitiren. Der reine Accent nahm ſich beſſer aus, als ſonſt in der lokalen Umgebung, wo oft der Vater im ſteyeriſchen, und die Tochter im brandenburgiſchen Dialekte ſpricht. Der Anzug konnte etwas weniger ſchimmernd ſeyn, allein die Damen, ſagt man, lieben ſich zu putzen, und es gibt Männer, die daran Behagen finden; andere geben der einfachen Grazie den Vorzug, und dieſe haben oft leider keine Stimme mehr.

2) Variationen, vorgetragen von Herren Weidinger, auf der von ſeinem Vater erfundenen Klappen-Trompete. Welche Kraft und Zartheit zugleich, Höhe und Tiefe mit einander wetteifernd! Reinheit des Tones, Sicherheit im Ergreifen ſelbſt des Höchſten, und ein melodiſcher Vortrag zeichneten dieſe Produktion hauptſächlich aus. Auf ungeſtümes Beyfallrufen wiederhohlte der Künſtler, der wohl kaum das Jünglingsalter ſchon betreten hat, den letzten Theil, und wirkte noch ergreifender.

Bei der hiernächſt geſungenen Arie, mit einem ſeltſamen Accompagnement von nachdrücklichen Geſten, war nur der Muth zu bewundern, mit welchem die junge Sängerinn dem drohenden Sturme des unruhigen Auditoriums ſiegreich widerſtand. Griechiſche Sänger feſſelten das Lebendige, und zogen das Lebloſe ihren Tönen nach; hier zog ſich das Lebendige zurück, und das Lebloſe blieb beinahe allein übrig.

Zum Vortheile des Kapellmeiſters Fr. Volkert wurde am 16ten d. M. ebenfalls eine muſikaliſch-deklamatoriſche Abendunterhaltung gegeben.

Wie wenig Reiz dieſe Akademien und Unterhaltungen für das Publikum haben, weil es unaufhörlich damit regalirt wird, dann auch weil die meiſten nur zu geringfügigen Erwartungen berechtigen, das bewies die vorgenannte wieder, die dem Unternehmer ſicher keinen Vortheil, vielmehr offenbaren Schaden brachte. Wir zeigen aus beiden Abtheilungen nur einige Produktionen an.

Jakob Rabl, Mitglied des Orcheſters, trug den erſten Satz eines Violin-Konzerts von Rhode vor. Zartheit des Tones, der in der Höhe beſonders lieblich iſt, leichte Bogenführung und gefälliger Vortrag erwarben dem jungen Virtuoſen Beyfall, mehr noch die gelungenen Paſſagen in den ſpäterhin aufgeführten, von ihm ſelbſt geſetzten Variationen.

Der Taucher wurde vom Hrn. Abweſer mit Feuer und Nachdruck vorgetragen; beſonders iſt zu loben, daß er ſich befleißigte, das Buch ſo viel wie möglich zu entbehren.

Mlle. Benda deklamirte eine Romanze von Caſtelli: Berg und Thal. Ihre Wahl zeugt von beſonderer Vorliebe für dieſe leichten und zum recitirenden Vortrag ſehr geeigneten Poeſien. Dieſe zweyte Recitirung gelang nicht in allen Theilen gleich; zuweilen nahm der Ausdruck eine zu groſſe Steigerung an, hier und da fehlte ihm die Wahrheit; durch erſtere wurde die wohl zu beachtende Gränzlinie zwiſchen theatraliſcher und lyriſcher Deklamation überſchritten. Deutlichkeit iſt eine lobenswerthe Eigenſchaft der Recitantinn, deren Verdienſte auch dießmahl freundliche Anerkennung fanden.

Ein Duo für Trompete und Clarinette empfahl ſich durch Übereinſtimmung im Allgemeinen. Insbeſondere zeichnete ſich der Clarinettiſt durch Weichheit und Fülle des Tones aus.

Zum Schluß der zweyten wie der erſten Abtheilung folgte ein Tableau. Es wäre Schade, ſie in Rahmen einzufaſſen, darum übergehen wir ſie beyde.

Madame Catalani gibt in Nürnberg mit ſo groſſem Zulauf Konzerte, daß die ungewöhnliche Menge der herbeyſtrömenden Fremden in den Gaſthöfen keinen Platz findet, und Viele die Nacht auf der Straſſe zubringen müſſen. Neulich war ſie in das Haus eines reichen Privatmannes gebeten, wo ſie ſich hören laſſen ſollte; ſchon war die zahlreiche Geſellſchaft verſammelt, als ſich Mad. Catalani entſchuldigen ließ, indem ſie von Schmerz durchdrungen ſey, weil ihr kleines Schooßhündchen plötzlich mit Tod abgegangen.

Se. Exzellenz Herr Graf Ferdinand von Palffy, Eigenthümer des k. k. priv. Theaters an der Wien, haben der Dlle. Catharina Canzi die Vorſtellung der Oper Moſes zu ihrem Vortheile bewilliget; dieſelbe gibt ſich demnach die Ehre, einem hohen Adel und das verehrungswürdige Publikum gehorſamſt zu benachrichtigen, daß dieſe Vorſtellung kommenden Dinſtag den 24. April 1821 im Theater an der Wien Statt haben wird.

Herr Sieber in Prag hat von ſeinem, auf deſſen Koſten im Jahre 1819 nach Weſtindien und durch das Jahr 1820 beſchäftigten Gärtner von daſelbſt einen beträchtlichen Transport aus allen Naturreichen erhalten, und hofft, daß derſelbe längſtens bis Ende April eintreffen werde. Da dieſer Transport friſch geſammelte und vorzüglich ſeltene Sämereyen enthält, zu deren Anbau ſo eben die günſtige Jahreszeit eintreten wird; ſo wünſcht derſelbe: daß alle Cultivateurs, Liebhaber und Directoren botaniſcher Gärten ſo ſchnell als möglich bis zu dieſer Friſt ſich vormelden möchten, damit die Partien zuerſt und unverzüglich abgetheilt, numerirt, auf das ſchnellſte verſendet werden könnten, indem viele Samen durch längere Dauer an der Keimkraft verlieren, und für's künftige Jahr, da der Sammlungen nur wenige ſind, nicht aufgehoben werden, ſondern neuen Transporten aus dieſen und andern Gegenden Platz machen müſſen. Die gleich darauf nach den trockenen Zweigen beſtimmten Pflanzen-Samen werden nach der Nummer, da Schrift, Druck und beſonders die Beſtimmung lange aufhalten, ſpäter nachgetragen werden. Der Preis wird jenen der kretiſchen und ägyptiſchen Samenpartien nicht überſteigen. Den Privat- und öffentlichen Sammlungen für jeden Theil der Naturgeſchichte werden aus dem ſpäter in Druck erſcheinenden Katalog die betreffenden Beyträge an Vögeln, Amphibien, Inſekten, Cruſtaceen, Conchilien, Mineralien, und vorzüglich den Herbarien, den ſeltenſten Gewächſen jener Gegenden, durch den Buchhandel zukommen.

Die Addreſſe iſt: F. W. Sieber, Altſtadt Nr. 648, in Prag.

Berichtigung: In Nr. 31 S. 370 Zeile 6 ſtatt Ferne leſe man Form.

(Dieſer Nr. liegt das Literatur- und Kunſtblatt V. bey.)

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625) wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W. W., durch die k. k. Poſt 11 fl. W. W. halbj. Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Literatur- und Kunſt-Blatt.

V.

(Zu Nr. 32 des Converſationblattes 1821.)

Beobachtungen und Abhandlungen aus dem Gebiethe der geſammten praktiſchen Heilkunde, von öſterreichiſchen Aerzten. Herausgegeben von den Directoren und Profeſſoren des Studiums der Heilkunde an der Univerſität zu Wien. Zweyter Band. Mit zwey Kupfertafeln. Wien 1821. Gedruckt und im Verlage bey Carl Gerold.

Das wichtige und ernſte Studium der Heilkunde, in allen ihren Verzweigungen und Unterabtheilungen, iſt in Wien zu einer Vollendung gediehen, über deren Anerkennung Europa nur eine Stimme hat. Die geſammelten praktiſchen Beobachtungen öſterreichiſcher Aerzte müſſen daher, den Nutzen und die Belehrung, welchen die öffentliche Mittheilung derſelben für Kunſtverwandte und Kunſtjünger biethet, abgerechnet, ſchon an und für ſich von hohem Intereſſe ſeyn.

Das Buch beginnt mit einer höchſt beachtenswerthen hiſtoriſchen Ueberſicht der Krankheits-Conſtitution von Oeſterreich, Steyermark, Kärnthen, Mähren und Böhmen, in den Jahren 1813 — 1814. Wir laſſen den pathologiſchen Theil dieſer Ueberſicht (welcher übrigens ſehr gediegen erſcheint, und für die Geweihten Aeskulaps von bedeutendem Intereſſe ſeyn dürfte) unberührt, wollen aber den Leſern dieſes Blattes die Geburts- und Sterbeliſten dieſer Jahre, welche auch ſtatiſtiſches Intereſſe haben, in Kürze mittheilen. In Niederöſterreich betrug die Anzahl der Geſtorbenen im Jahre 1813 40,824, in Steyermark und Kärnthen 24,802, in Mähren (und Schleſien) 58,304, und in Böhmen 100,674 Perſonen. Geboren wurden in Niederöſterreich 49,348, in Steyermark und Kärnthen 31,115, in Mähren und Schleſien 76,921, und in Böhmen 137,194. Alſo überall eine erfreuliche Mehrzahl der Gebornen. Ehen wurden in Niederöſterreich 8426, in Steyermark und Kärnthen 5829, in Mähren und Schleſien 17,240, und in Böhmen 18,381 geſchloſſen. In Oeſterreich wurden 10,254 Kinder geimpft (Dr. Gölis in Wien impfte deren allein 708). In Steyermark und Kärnthen betrug ihre Anzahl 10,382. Am thätigſten bewies ſich Herr Breznik (Chirurg zu St. Peter im Cillyer Kreiſe), welcher 770 Kinder impfte, und deßhalb die von Sr. Majeſtät ausgeſetzte erſte Prämie dafür erhielt. In Mähren und Schleſien wurden 40,683, und in Böhmen 27,285 Kinder geimpft.

Im Jahre 1814 ſtarben in Niederöſterreich 35,892, in Steyermark und Kärnthen 35,714, und in Böhmen 112,467 Perſonen. Geboren wurden dagegen in Oeſterreich 46,225, in Steyermark und Kärnthen 28,780, in Böhmen 125,035 Perſonen. Ehen wurden in Oeſterreich 8423, in Steyermark und Kärnthen 5966, und in Böhmen 22,733 geſchloſſen. Geimpft wurden in Öſterreich 9683, in Steyermark und Kärnthen 13,820, und in Böhmen 65,904 Kinder.

An die geſchichtliche Ueberſicht der Krankheits-Conſtitution in den Jahren 1813 — 1814 ꝛc. ꝛc. reihet ſich die Geſchichte der Peſtausbrüche zu Oſtrova und Skochay in den Jahren 1814 — 1815, die Geſchichte einer vom September 1818 bis Juny 1819 in der Vorſtadt Wieden ausgebrochenen Blattern-Epidemie (145 Erkrankte, 38 Geſtorbene), vom Polizey-Bezirksarzt Dr. Singer; Bemerkungen über die in und bey Beraun im Frühling 1819 herrſchende Maſern-Epidemie, von Dr. Nikola, daſigem Stadtphyſikus, und die Beſchreibung eines bösartigen Kopfgrindes, welcher im Görzer Kreiſe im Jahre 1819 endemiſch beobachtet wurde, von Herrn Kreis-Phyſikus Suppanzigh.

Weiters gibt Herr Dr. von Hieber, k. k. Hofmedikus, die höchſt intereſſante Beſchreibung eines merkwürdigen Falles von Hydatidenbildung *) an der Leber. Nicht minder intereſſant und lehrreich erſcheinen die beyden folgenden Mittheilungen beſonders da ſie einen Gegenſtand betreffen, welcher troß ſeiner großen Wichtigkeit und der zahlreichen Fälle, welche in beſondern Monographieen über ihn gefunden werden, doch noch zu jenen Theilen der Geburtshülfe gehöret, welche bey weitem nicht hinlänglich erforſcht ſind. Beyde Fälle betreffen nähmlich die Graviditas extrauterina, und zwar die Graviditas tubaria. Herr Dr. von Lenhoſſék, Profeſſor der Phyſiologie und höhern Anatomie, welcher dieſe beyden merkwürdigen Fälle mittheilt, begleitet ſie mit ſehr ſcharfſinnigen Bemerkungen über die Urſachen, Symptome und Ausgänge ſolcher Schwangerſchaften. Auch die therapeutiſchen Bemerkungen welche Herr von Lenhoſſék anfügte, dürften aller Beobachtung, werth ſeyn. Zu dieſer Abhandlung gehört die Kupfertafel Nro. 2, deren erſte Figur, zum erſten der beſchriebenen Fälle gehörig, das durch den Weingeiſt bereits corrugirte Präparat, die nach der Länge geſpaltene Gebärmutter, mit den Ovarien, Tubae Fallopianae u. ſ. w. vorſtellt; die zweyte Figur die Genitalien jener Frau zeigt, deren Krankheitsgeſchichte im zweyten Falle beſchrieben wird.

Hierauf folgen praktiſche Bemerkungen, geſammelt in der hieſigen Irrenanſtalt, unter der Leitung des Hrn. Primarius Dr. Eiſel, von Hrn. Dr. Böhm, zweytem Arzte. Beſonders intereſſant erſchien uns hier die Krankheits- und Heilungsgeſchichte der Thereſia Z. — Den Beſchluß des Buches macht die Krankengeſchichte eines im dritten Stadio des Zehrfiebers mit glücklichem Erfolge Amputirten; von Hrn. Joh. Leopold Bley, k. k. Kreiswundarzt im Traunkreiſe.

Man erſieht aus dieſer flüchtigen Anzeige, welche beachtenswerthe Erfahrungen die Aerzte des Kaiſerſtaates in dieſem Werke niederlegen. Wir glaubten demſelben die größte Aufmerkſamkeit widmen zu müſſen, um unſere Achtung für die würdigen Männer, welche ſich zum allgemeinen Wohle in demſelben ausſprechen, darzuthun. Größere Weitläufigkeit, ſo ſehr wir ſie zu gebrauchen gewünſcht hätten, eignet ſich nicht für den Kreis dieſes Blattes. Kritiſche Würdigung wird dem Werke in den dazu geeigneten Blättern nicht fehlen. Uns ſey genug auch in unſerm Wirkungskreis auf das Gute aufmerkſam gemacht zu haben, welches das Werk bezweckt. — Die typographiſche Ausſtattung des Buches iſt anſtändig.

— dm —

Vollſtändige Beſchreibung der königlichen Freyſtadt Peſth in Ungern; von Franz Schams ꝛc. ꝛc. Mit einer Kupfertafel. Peſth, 1821. Hartlebens Verlag.

Der Herr Verfaſſer hat ſich wirklich durch dieſes Werk Anſprüche auf den Dank des Publikums erworben. Eine ſolche Beſchreibung einer der merkwürdigſten, wichtigſten Städte des öſterreichiſchen Staatenvereins war ein oft gefühltes Bedürfniß. Außer den Briefen über die Stadt Peſth und ihre Gegend (1802), Profeſſor Schuſters Geſchichte von Peſth, und den Bemerkungen des geiſtreichen Herrn von Horváth, dem Kalender von Ofen und Peſth (von Rosler), dem Wegweiſer durch Peſth (1814), dem Addreßbuch von Jung (1815) und einigen flüchtigen Bemerkungen des Hofſchauſpielers Ochſenheimer (in der Wiener Zeitſchrift) iſt nichts über Peſth erſchienen. Profeſſor Schuſters Geſchichte und des Herrn von Horváth Bemerkungen beziehen ſich bloß auf Gegenſtände der Vergangenheit, und die übrigen Schriften erſchöpfen den ſo reichhaltigen Gegenſtand bey weitem nicht. Herrn Schams Werk iſt das vollſtändigſte und brauchbarſte, was noch über dieſen Gegenſtand erſchien. Es umfaßt in 98 Abſchnitten Alles, was die Aufmerkſamkeit anziehen kann. Der

---

*) Hydatiden ſind widernatürliche Waſſerblaſen, welche ſich in der Leber, Milz und dergleichen Theilen bilden. Der erwähnte Fall gehört zu den merkwürdigſten.

Fleiß, womit der Herr Verfaſſer ſammelte, iſt überall unverkennbar, und verdient die vollſte Würdigung, beſonders wenn man die Schwierigkeiten kennt, welche mit ſolchen Arbeiten und Forſchungen verbunden ſind; daß er hinſichtlich der Naturſchönheit der Umgebung Peſths in ſeiner Vorliebe etwas zu weit geht, iſt bey der Richtigkeit der wichtigeren Bemerkungen im Fache der Statiſtik, Kunſt, u. ſ. w. leicht zu entſchuldigen. So ſagt er z. B. in ſeiner Begeiſterung: »Keine (der Ausſichten der Schweiz!) kann ſich mit der Lage des Blocksberges meſſen.« Was ſoll ſich nun allenfalls ein Fremder, der die Schweiz ſah, und mit dieſem Buche in der Hand den Blocksberg erſteigt, dabey denken? Muß nicht ein kleines Mißtrauen auch auf das Uebrige, was in dieſem Buche enthalten iſt, in ihm aufſteigen, und ſchadet auf dieſe Weiſe der Eifer des Verfaſſers nicht dem Ganzen? Ref. kennt die Schweiz, er kennt außer Pohlen und den öſtlichen und ſüdlichen Theilen Ungerns die ganze Monarchie; aber der Verfaſſer hätte nicht nöthig gehabt auf die Schweiz zurück zu gehen. um die übrigens ſehr ſchöne Ausſicht vom Blocksberge übertroffen zu ſehen. In der Monarchie ſelbſt biethet an Städten Grätz allein das Schönſte an Ausſicht auf ſeinem Schloßberge.

Dieſe kleine Uebertreibung, welche Ref. einzig aus dem angeführten Grunde rügen wollte, abgerechnet, ſind die ſämmtlichen übrigen Bemerkungen treffend und wahr, und das Buch dürfte ſowohl Einheimiſchen, denen die nähere Kenntniß des Vaterlandes anziehend iſt, als Fremden, denen es zu einem ſehr brauchbaren Guide dienen kann, empfohlen werden. Der Herr Verfaſſer hat ſich indeſſen ſtreng auf die Stadt Peſth beſchränkt, verſpricht aber ein gleiches Werk über Ofen erſcheinen zu laſſen, wodurch denn das Ganze die erwünſchteſte Vollendung erhalten dürfte. Wir ſehen mit Vergnügen der Erfüllung dieſes Verſprechens entgegen. Die typographiſche Ausſtattung iſt anſtändig. Das Kupfer aber, die Anſicht der Stadt Peſth darſtellend, durchaus mißlungen. Etwas beſſer iſt die untere Abtheilung, eine Anſicht des Theaters und der Baron Bruderiſchen Halle darſtellend. — bm —

Gabriele, ein Roman von Johanna Schopenhauer. In drey Theilen. Leipzig, bey Brockhaus 1821.

Frau von Schopenhauer iſt der gebildeten Leſewelt ſchon ſeit langem als talentvolle Schriftſtellerin rühmlichſt bekannt. Das Erſcheinen dieſes ihres Romanes erregte daher allgemeine Aufmerkſamkeit. Wirklich reiht er ſich auch an die beſten Erzeugniſſe dieſer Art an. Der Styl iſt durchaus klar und rein ohne allen Schwulſt, bisweilen ſogar etwas zu nüchtern; der Gang der Geſchichte weicht ſehr von dem der gewöhnlichen Romane ab, und iſt, ohne deßhalb an Idealität Mangel zu leiden, ganz aus dem wirklichen Leben gegriffen. Er feſſelt daher unſere ganze Aufmerkſamkeit, indem er zugleich unſer Gefühl befriedigt; denn die Guckkaſtenbilder einer uns gänzlich fremden Welt, wie ſie uns jetzt in den neueſten unſerer gemüthlich-myſtiſch-poetiſchen Romane aufgetiſcht werden, können wir zwar mit Neugierde betrachten, aber man hat ſie auch, wie man den Blick wegwendet vergeſſen, weil wir in den Umgebungen unſeres Lebens durchaus nichts jenen phantaſtiſchen Gebilden Aehnliches auffinden können. In dem Werke der Frau von Schopenhauer aber finden wir Erſcheinungen unſeres Lebens wieder, wir fühlen uns heimiſch in der von ihr dargeſtellten Welt, begegnen freundlichen, gleichſam wohlbekannten Geſtalten, deren Schickſal wir aber nicht ſogleich errathen können, und darum ſeinem Gange und ſeiner Entwicklung mit doppeltem Intereſſe folgen. Uebrigens beſitzt die Verfaſſerin die Kunſt, einfache, uns längſt bekannte Wahrheiten ſo richtig anzubringen und auf eine ſo anziehende Weiſe auszuſprechen, daß ſie uns als liebe Bekannte überraſchen und erfreuen. Zu dem, was uns in dieſem Romane mangelhaft erſchien, rechnen wir zuvörderſt die Verirrung in das Gebieth der Myſtik bey Gelegenheit der Viſion Annettens am Krankenlager ihrer Herrin, und des alten Barons bey ſeinem letzten verunglückten alchymiſchen Verſuch. Es bleibt den Leſern überlaſſen, dieſe Erſcheinungen, welche bey der natürlichen ſchönen Haltung dieſes Romanes doppelt ſtörend erſcheinen, für wirkliche Phantome oder Ausgeburten einer überſpannten Einbildungskraft zu halten. Bey Annetten iſt die

Viſion des Todesengels beſonders auffallend, wenn man annimmt, daß dem Menſchen nichts träumen kann, als das, was er zu denken fähig iſt; wie kam aber das ſchlichte Dienſtmädchen zu ſolchen Bildern? Von den Wundern des Magnetiſm, wo Leute, welche keinen Buchſtaben kennen, Briefe durch den Magen leſen, und uns erzählen können, wie viel Fenſter die Häuſer im Monde haben, iſt Gott ſey Dank in dieſem Buche keine Rede, und anders iſt die Sache ſchwer zu erklären; die Heldin der Geſchichte iſt zwar auch, wie in ſo vielen andern ein Engel, aber doch ein menſchlicher, und daher ein liebliches, anziehendes Weſen, aber einmahl (1ſter Theil, S. 203 — 205) erſcheint ſie doch etwas unnatürlich, denn welches Mädchen wünſcht nicht den Mann als Gatten zu beſitzen, den es mit aller Gluth und Schwärmerey der erſten Liebe umfaßt? — Das Tagebuch Hyppolits erſchien uns ebenfalls viel zu lang ausgeſponnen, und die Lieder, von denen uns übrigens die Verfaſſerin ſelbſt berichtet, daß ſie nicht von ihr ſind, erſchienen uns kaum mittelmäßig. Dieſe unbedeutenden Mängel benehmen aber dem Buche durchaus ſeinen Werth nicht. Es iſt durch Sprache, Haltung der Charaktere, und Auffaſſung des innern und äußern Lebens einer der vorzüglichſten Romane neuerer Zeit, der beſonders den Frauen zu empfehlen iſt, und ſie allgemein anſprechen wird. Die typographiſche Ausſtattung iſt anſtändig. Druck und Papier ſchön. — bm —

Bey Carl Haas, Buchhändler in Wien (Tuchlauben Nro. 561), wird eine Unterhaltungsſchrift ausgegeben: Theoretiſch-praktiſche Anweiſung zur gründlichen Erlernung des beliebten Tarok-Tappenſpieles (Preis: gebunden 1 fl. 36 kr.), von einem Kenner. (H. D. R.)

Wahrlich eine erfreuliche Erſcheinung für Freunde des Kartenſpieles und zugleich auch ein Bedürfniß, »weil durch den bisherigen Mangel einer ſolchen »Anweiſung,« wie es in der Vorrede ganz richtig heißt, »ſehr viele Abweichun»gen von der eigentlichen Regel, ſogar gegen alle Spiel-Raiſon ſtreitende Will»kürlichkeiten eingeſchlichen ſind, die ein einſichtsvollerer Spieler vergebens be»ſtreitet,« welche aber nun aufhören müſſen, indem man durch gegenwärtige Anweiſung, welche Kenner dieſes Spieles ſehr zweckdienlich finden werden, dieſe Irrthümer berichtigen kann. — Das Ganze zerfällt in vier Abtheilungen: 1) Erklärung der beſonderen Bedeutungen einiger im Spiele vorkommenden Wörter und Redensarten. 2) Hauptregeln ꝛc. 3) Muſterſpiele. 4) Ueber das Spiel mit 42 Karten, nebſt Muſterſpielen. Die typographiſche Ausſtattung (aus L. Grund's Officin) iſt gut. F. G. B*ch.

Voyages en Égypte et en Nubie par G. Belzoni; traduits de l'Anglais et accompagnés de Notes par G. B. Depping. Avec une Carte et le Portrait de l'Auteur. 2 Tomes. Paris. A la librairie Française et étrangère 1821.

Aegypten, dieſes in jeder Hinſicht intereſſante und merkwürdige Land, war von jeher der Gegenſtand hoher Aufmerkſamkeit für Gelehrte ſowohl, als die ganze gebildete Welt. Zahlreiche Werke waren bereits darüber erſchienen, als die franzöſiſche Expedition dem größten derſelben, einer in der Geſchichte der Archäologie, Chalkographie und Typographie Epoche machenden Erſcheinung, das Daſeyn gab. Dieſes Rieſenwerk, dem kein ähnliches den Rang ſtreitig machen kann, warf ein neues Licht auf dieſes Land; Aller Blicke wurden darauf hingezogen, die Theilnahme erwuchs zur Mode, und die Alterthümer Aegyptens verdrängten jene Hella's und Roms.

Belzoni's Reiſe nimmt einen nicht unbedeutenden Rang unter jenen Werken ein, welche die Kunſtſchätze und Monumente dieſes uralten geheimnißvollen Landes, der Wiege der Kultur, beſprechen. Nach allen Mittheilungen, welche in neueſter Zeit Denon, Hamilton, Forbin und Burkhardt gegeben haben, weiß er dennoch unſere ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch zu nehmen. Sein Aufenthalt in Aegypten währte beynahe fünf Jahre. Seine Entdeckungen und der Gewinn derſelben ſind höchſt bedeutend. Das brittiſche Muſeum, dieſe wahrſcheinlich in der Welt einzige Sammlung von Merkwürdigkeiten, verdankt ihm die Memnonsbüſte. Der große Alabaſterſarkophag aus den Gräbern der Könige wird gegenwärtig auch ſchon lange in England angelangt ſeyn. **Belzoni** öffnete die Pyramide **Gizichs**, den Tempel zu **Ybſambul**[*] und die Gräber der alten Könige in **Theben**, welche Merkwürdigkeiten enthalten, die jetzt von den Reiſenden unter die vorzüglichſten des Landes gezählt werden. Alle dieſe Arbeiten brachten ihn in die verſchiedenſten und vielſeitigſten Berührungen mit den Eingebornen, ſo daß ſeine Reiſe zugleich ein höchſt anziehendes Gemälde der Sitten und Eigenheiten dieſes Volkes biethet, wie man es in keinem andern Werke findet.

Belzoni hat ſein Werk in engliſcher Sprache herausgegeben. Die Ueberſetzung des Herrn **Depping**, welche es noch mehr verbreiten wird, iſt korrekt und gediegen, und er verdient den Dank des Publikums für ſeine gelungene Arbeit. Die Noten, mit welchen er es begleitete, ſind zweckmäßig und anziehend. Wir haben noch von keiner deutſchen Ueberſetzung des Werkes gehört. Das Unternehmen dürfte nicht undankbar ſeyn. Das Morgenblatt hat einige Mittheilungen daraus gegeben, welche allgemeine Theil[illegible]me fanden.

Zu dem Werke gehören auch die Abbil[illegible]en der merkwürdigſten Gegenſtände, welche **Belzoni** in den Pyramiden, Tempeln und Gräbern entdeckte. Sie beſtehen in 44 lithographirten oder geätzten Blättern, welche fein illuminirt 220 Franks koſten. Doch wird die Beſchreibung der Reiſe in dieſen beſprochenen zwey Bänden in Oktav zu 15 Franks auf ordinärem, und zu 30 Franks auf Velinpapier ohne die Abbildungen verkauft. Dem erſten Band iſt das lithographirte Portrait **Belzoni's** in türkiſcher Kleidung, und dem zweyten eine Karte beygegeben. Die typographiſche Ausſtattung des Buchs iſt anſtändig.

— dm —

Anecdotes chrétiennes, par M. H. Lemaire, avec des jolies Gravures. Paris, chez Eymèry, 1820.

Hundert fünf und zwanzig in dieſem Bande geſammelte Anecdoten ſollen nach der Abſicht des Herausgebers jungen Leuten beyderley Geſchlechts als Leſebuch dienen, welches ihre Religioſität erwecken und erhalten ſoll. Man muß geſtehen, daß der größte Theil dieſer Anecdoten (nur einige derſelben ſind gar zu langweilig, um ein anderes Gefühl als jenes der Langeweile ſowohl bey alten, als bey jungen Leuten zu erwecken) zweckmäßig gewählt, und dargebracht iſt. Beſonders anziehend ſind Ref. die Anekdoten aus dem Leben der heiligen **Vinzenz de Paula**, **Franz Sales** und König **Ludwigs** von Frankreich erſchienen. Das Ganze mag auch in Deutſchland als Leſebuch für junge Leute wohl empfohlen werden, beſonders da es für dieſe noch den Vortheil einer Sprachübung biethet. Was die »jolies Gravures« betrifft, ſo iſt nur eine der Darſtellungen, die Taufe **Clovis**, erträglich gearbeitet. Die übrigen können unbedenklich als Gravures abominables rubricirt werden.

— dm —

Caractéres et Réflexions morales, par le Vicomte de L. C. à Paris, de l'Imprimerie de Firmin Didot. 1820.

Dieſes Buch enthält vier und dreyßig Charakterzeichnungen, deren Vorwurf menſchliche Schwächen und Thorheiten ſind, und hundert fünf und achtzig Aphorismen moraliſchen Inhalts. Die Sprache, in welcher dieſe Betrachtungen gegeben ſind, iſt edel, die Charakterzeichnung wahr und lebendig. Wir glauben die Feder eines geſchätzten franzöſiſchen Schriftſtellers erkannt zu haben, und meinen, der Herr Verfaſſer hätte nicht fürchten dürfen, von der Kritik hart und ſchonungslos mitgenommen zu werden, wie er S. 82 äußert. Ohne eben bedeutend hervorzutreten, enthält das Büchlein ſo viel Wahres und Gutes, der redliche Wille, moraliſch zu wirken, tritt ſo klar hervor, daß demſelben gerechte Würdigung nicht wohl entgehen kann.

---

[*] Wir haben in dieſen Blättern eine Ueberſetzung, dieſe merkwürdige Eröffnung betreffend, mitgetheilt.

Die Aphorismen ſcheinen uns der gelungenere Theil des Buches zu ſeyn, deſſen Leſung wohl empfohlen werden mag, und dem beſonders in Frankreich (die Gründe ſind leicht zu begreifen) ſein Publikum nicht entgehen wird. Druck und Papier iſt ausgezeichnet ſchön. — dm —

Élémens méthodiques de Géographie, disposé d'après un ordre nouveau par T. C. Bailleul, ancien Député. Seconde Édition. à Paris chez Renard, 1811.

In der Zueignung (an Herrn Craſſon), welche zugleich als Vorrede dient, berichtet Herr Bailleul, daß er dieſes Werk als Lehrbuch für Herrn Craſſons Kind geſchrieben habe, daß er aber gefunden habe, das Studium nach Manuſcripten ſey für Kinder weder anziehend noch angenehm, daher er das Werk, in der Hoffnung, auch anderwärtig damit zu nützen, in Druck habe erſcheinen laſſen Das Buch iſt in Frankreich mit vielem Beyfall aufgenommen worden, und hat ſchnell ſeine zweyte Auflage erlebt; die Art und Weiſe wie Herr Bailleul ſein Lehrgebäude aufſtellt, iſt auch (ohne übrigens, wie der Titel beſagt, nach einer neuen Ordnung zu verfahren) fur die Jugend faßlich, unterrichtend, und alſo ihren Zweck erfüllend. Das Buch zerfällt in drey Haupttheile: vorläufige Bemerkungen (Notions préliminaires, eigentlich mathematiſche Geographie), natürliche und politiſche Geographie. Eine Bemerkung, welche das Werk als eine wahrhaft franzöſiſches bezeichnen, iſt uns aufgefallen; dieß ſind die unzählbaren Verſtöße gegen die Rechtſchreibung in deutſchen Nahmen. In dieſer Abtheilung iſt: le soin extrême, welche der Verfaſſer auf das Werk verwendet zu haben verſichert, gar nicht zu bemerken. Das nächſte beſte geographiſche Handbuch hätte ihn beſſer unterrichten können. Wir wollen zur Ergetzlichkeit der Leſer eine kleine Auswahl der ſtärkſten Fehler, wie ſie uns gerade vorkommen, zum Beſten geben.

S. 101. Les points les plus élevées du Harz sont le grand Blocksberg, le Seihtoberg! et le Kreuzberguge!! S. 102, le Grimin (Grimming). S. 204, la capitale de Postdam (Potsdam). S. 206, Preusch-Eylan, (Preußiſch-Eylau). S. 207, La capitale Vottin! (Eutin). S. 210, Inwiertel! (Innviertel). ibid. Hausruch!! (Hausruckviertel). S. 215, Stulk-Weissembourg! (Stuhlweiſſenburg) u. ſ. w. Die Mur iſt unter den Flüſſen, und der Neuſiedlerſee unter den Seen ganz vergeſſen. Man ſieht daraus, daß die geographiſche Ortographie der jungen Franzoſen, welche nach dieſem Buche ſtudiren, eben nicht ſehr verbeſſert werden wird; für Deutſchland, welches ungleich beſſere Handbücher der Geographie beſitzt, dürfte es gänzlich nutzlos und entbehrlich ſeyn, ausgenommen als Uebung in der franzöſiſchen Sprache. — dm —

Die Muſe, Monatſchrift für Freunde der Poeſie und der mit ihr verſchwiſterten Künſte. Herausgegeben von Kind. Erſten Bandes, erſtes und zweytes Heft. Januar und Februar 1821.

Ein Unternehmen, an deſſen Spitze der Nahme Kind ſteht, berechtiget zu mehr als gewöhnlichen Erwartungen. Die vorliegenden beyden Hefte geben uns theils ſchöne Hoffnungen für die Zukunft, theils bringen ſie uns manche ſchöne Geiſtesblüthe, und das Ganze zeichnet ſich vor den gewöhnlichen Zeitſchriften vortheilhaft aus. Den Reihen beginnt eine Ueberſetzung des Byron'ſchen Childe Haralds Pilgrimage in dem Versmaße des Originals, eine der ſchwierigſten Aufgaben, welche mit vielem Geſchick gelöst wird. Eine Arabeske aus: Tonkünſtlers Leben, von Maria v. Weber, verſpricht ſehr viel, ſie iſt in Hoffmanns beliebter Manier gehalten, und verräth den wiſſenſchaftlich gebildeten Tonmeiſter. Zwey Fragmente aus dem Trauerſpiele: Dido, von Gehe, erproben neuerdings das entſchiedene Talent des geehrten Verfaſſers für dramatiſche Dichtung. Zwey leſens- und beherzigenswerthe Aufſätze: Ueber den Geiſt des Romantiſchen und Einige Worte über die berühmte Schauſpielerin Sophie Schröder, zeigen von Sachkenntniß und Tiefe des Urtheils. Lieblich und anziehend iſt die kleine Erzählung von Friederike Lohmann: Egbert überſchrieben. Unter den Denkmahlen zeichnen wir Kinds Phantaſie bey Gerhard von Kügelchens kläglichem Tode beſonders aus, bedauern aber auch zugleich, das dieſes das Einzige iſt, was uns der beliebte Dichter hier zum Beſten gibt. Bey anderen Herausgebern ähnlicher Zeitſchriften wäre eine ſolche Beſcheidenheit lobenswerth, hier iſt ſie aber offenbare Beeinträchtigung der Leſer.

L — — l.

Die neueſten Gemählde des Cuſtoden der k. k. Gemähldegallerie, Carl Ruß.

Kaum ſind drey Monate verfloſſen, daß Ref. das Publikum auf die neueſten Schöpfungen dieſes talentvollen Künſtlers aufmerkſam machte (ſiehe Literatur und Kunſtblatt Nro. 1 dieſes Jahres), und ſchon wieder hat der wackere Mahler, den wir mit Stolz, ſo in bürgerlicher, als artiſtiſcher Hinſicht ganz den unſern nennen können, zwey neue herrliche Gebilde vollendet. Es gehört zu unſern angenehmſten Beſchäftigungen, die Werke dieſes unſers werthen Landsmannes ſogleich zu beſprechen.

Zu dem erſten der Gemählde ſcheint uns, bey der ziemlichen Unbekanntſchaft des Gegenſtandes, welchen wir bey dem größeren Theile des Publikums vorausſetzen müſſen, eine kurze Einleitung nicht überflüſſig. Als Max. I. zu Brügge gefangen ſaß, bemühten ſich zwey daſelbſt befindliche Negerinnen angelegentlichſt, das Volk zu ſeinen Gunſten zu ſtimmen. Ihr Bemühen ſcheiterte jedoch, und ſie wurden durch den Büttel aus der Stadt gejagt. Da verlangte ſie Max noch ein Mahl zu ſprechen, und ſie wurden daher zu ihm gebracht. Dieß iſt der Moment, welchen der ſinnige Künſtler wählte. Ein weites Vorgemach iſt mit kriegeriſchen Geſtalten erfüllt. An der Thür ſeines Gemaches, vor welcher zwey herrlich ausgeführte Kriegsknechte die Hellebarten verſchränken, erſcheint in der ganzen Milde, in ſeinem vollen Adel der herrliche Max. Freundlich blickt er auf die vor der Thür knieenden Negerinnen herab, und theilt Goldſtücke an ſie aus. Der Büttel, eine höchſt charakteriſtiſche Geſtalt, ein herrlicher Kontraſt zu der hohen Geſtalt Maximilians, welchen uns Ruß hier mit beſonderer Vorliebe behandelt zu haben ſcheint, hält die Negerinnen an der Kette. Das Ganze erſcheint in allen ſeinen Theilen in ſeltner Vollendung. Alles Beywerk, Mobilien, Trachten u. ſ. w., iſt mit muſterhaftem Fleiß und ſichtlichem tiefem Studium ſehr glücklich ausgeführt. Dürfte ein Laie in der Kunſt ſich erlauben, dem Meiſter eine Bemerkung zu machen, ſo wäre es die, daß der goldne Kranz auf dem Haupte Maximilians uns ſtörend erſchienen iſt. Wir wiſſen wohl, daß es dem Künſtler an hiſtoriſchen Belegen nicht fehlen wird, aber dieſer Kranz bringt einen Anklang der Antike in das Gemälde, welcher dem echt deutſch-geſchichtlichen Tone, der kräftigen ernſten Haltung des Mittelalters, in welchem Geiſt dieſe ſchöne Schöpfung durchaus erſcheint, nicht zuſagen will.

Das zweyte der Gemählde gehört unſtreitig zu den bedeutendſten Leiſtungen, welche die Hand unſers Künſtlers ſchuf. Herzog Albrecht der Lahme belagerte Baſel. Trotzend vertheidigt es ſich, da zerſtörten Erdbeben und Flammen die unglückliche Stadt. Jubelnd drangen nun die Krieger in ihren Herzog, dieſe Ereigniſſe zu benützen; aber der große Fürſt ſprach: da ſey Gott für, daß ich jene noch härter züchtige, auf welche Gottes Hand ſo ſchwer gefallen iſt; nein, wir wollen ihnen lieber helfen ihre Mauern wieder aufbauen, dann wollen wir wiederkommen unſre Fehde zu ſchlichten; ſo ſprach und handelte der Fürſt von Oeſterreich; dieſen Glanzpunkt aus der Geſchichte unſeres Kaiſerhauſes, von unſerer verehrten Pichler bereits in einer ſehr gelungenen Ballade verewigt, wählte Ruß zur Darſtellung.

Im Hintergrunde flammt Baſel; der glühende Widerſchein ſtrahlt in dem Fluſſe bis herüber an das Ufer, auf welchem die Heeresſchaaren Albrechts verſammelt ſtehen. Im Vorgrunde in ſeinem Stuhle zeigt ſich Albrecht, den in ihn dringenden Kriegern jene unſterblichen Worte erwiedernd. Das Ganze iſt eine überaus reiche herrliche Compoſition. Des Mahlers Stärke in der Färbung iſt uns in keinem ſeiner bisherigen Gemählde in dieſem Umfang erſchienen. In dieſer Hinſicht dürfte die Mahlerey kaum Kräftigeres erreichen können.

Außer dieſen beynahe vollendeten Gemählden hat der unermüdliche Künſtler bereits wieder zwey neue entworfen, deren Gegenſtand der Urſprung der Corviner, und Biſchof **Kollonis** im eroberten türkiſchen Lager vor **Wien** (1683) iſt, in dem Momente, wo er die weinend umherirrenden verlaſſenen Kinder um ſich verſammelt. Dieſer letzte Gegenſtand, an und für ſich höchſt rührend und erhebend, dürfte durch die Behandlung dieſer Meiſterhand eines der anziehendſten Gemählde geben. Auch iſt die Compoſition herrlich. Wir werden nicht ſäumen, ſeiner Zeit von der Vollendung dieſer Gemählde Nachricht zu geben. Möge der wackere **Ruß** durch Theilnahme und Würdigung in ſeinem ſchönen Streben erhalten werden. Dieſer Wunſch drängt ſich uns um deſto lebhafter auf, da wir von gewiſſen Seiten her ein Streben wahrnehmen müſſen, die bildende Kunſt von der hiſtoriſchen Darſtellung abzuziehen, und andern Zwecken unterzuordnen!! Möge **Ruß** muthig fortwandeln auf ſeiner ſchönen Bahn; möge bildende und redende Kunſt nicht ermüden zu ſchöpfen aus dem unergründlichen Born des Ruhmes unſeres kaiſerlichen Vaterhauſes; es gibt kein lohnenderes Ziel für ihr Streben. — dm —

Les Curiosités de la ville de Milan et de ses Environs. Milan et Paris chez Vallardi 1820.

Dieſes elegante, niedliche Kupferwerkchen zeichnet ſich vortheilhaft aus. Der Stich von **Durani** iſt ſehr ſchön. Die Zeichnungen von **Santi**, **Toſetti** und **Reandino** getreu und wahr. Als beſonders ſchön behandelt erſchienen Ref. die Platten Nro. 2 (Fianco del Duomo), 3 und 4 (das Innere des Doms), 22 (das Hoſpital), 64 (Teatro Reale) und überhaupt alle Architekturſtücke der Hauptſtadt. Weniger glücklich waren die Künſtler in Auffaſſung der landſchaftlichen Gegenſtände; die borromäiſchen Inſeln ſind ganz verunglückt. Das Werkchen wird übrigens gewiß jedem, welcher **Mailand** kennt, eine angenehme Reminiſcenz geben. Es dürfte einen höchſt angenehmen Guide des Voyageurs biethen. Die bezeichnenden Unterſchriften ſind in italieniſcher und franzöſiſcher Sprache gegeben. Auffallend iſt Ref. im Franzöſiſchen erſchienen daß man das: Il Duomo, mit Le Duomo überſetzte; La Cathédrale dürfte wohl hinlänglich bezeichnend geweſen ſeyn. Der von G. **Engelmann** lithographirte Umſchlag des Werkes iſt ſchön. — dm —

Galerie française; ou: Collection de Portraits des Hommes et des Femmes célèbres qui ont illustré la France dans les 16me, 17me et 18me Siecles, par une Société d'Hommes de Lettres, et d'Artistes. Imprimerie Firmin Didot. 1820.

Von dieſem höchſt intereſſanten Werke, welches in Lieferungen zu vier Portraits mit dazu gehörigem Text erſcheint, liegen fünf Lieferungen vor uns. Das Ganze wird aus ungefähr 100 Portraiten (25 Lieferungen) beſtehen. Die lithographirten Abbildungen; von den vorzüglichſten Zeichnern der franzöſiſchen Schule geliefert, ſind faſt durchaus vortrefflich. Jene **Bayards**, **Coligny's**, **Franz** des I., und **Montmorency's** ſind meiſterhaft. Der Text, von vorzüglichen Gelehrten, iſt gedrängt, aber gediegen. Was dem Werke noch einen ganz beſondern Reiz gibt, ſind die Facſimile der dargeſtellten Perſonen; da die Leſung dieſer Handſchriften etwas ſchwierig iſt, ſo werden am Ende des Werkes erläuternde Bemerkungen über dieſelben gegeben werden. Der rückſichtlich deſſen, was hier geleiſtet wird, wirklich ſehr billige Preis (für Paris 6 Franks, 50 Cent., für die Departements, 7 Franks für das Ausland) läßt an der Verbreitung des Werkes kaum zweifeln.

Wirklich darf es auch jedem Liebhaber franzöſiſcher Geſchichte und Kunſt ohne Scheu empfehlen werden. Es wird keine, auch der gewählteſten Bibliotheken, verunzieren. — dm —

Redacteur, Drucker und Verleger wie bey dem ganzen Blatte.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

33.

(Wien, Mittwoch den 25. April.)

Die Kutſchen.

Die Kutſchen ſollen eine ungariſche Erfindung ſeyn; wahrſcheinlich iſt aber ihre Abkunft älter, und in den Triumph-Wägen der Alten zu ſuchen. Dem ſey, wie ihm wolle, gewiß iſt indeſſen immer, daß ſie als Werkzeuge des Luxus nicht viel über 234 Jahre in Europa im Gebrauche ſind. In Frankreich, wo ſelbſt ſonſt die Königinnen in einer Sänfte oder zu Pferde reiſten, wurden ſie zuerſt Mode, waren ſo ſelten, daß noch unter Franz I. nur zwey Kutſchen in ganz Paris waren, deren eine der Königinn, und die andere Dianen, der natürlichen Tochter Heinrichs II., zugehörte. Selbſt Heinrich IV. hatte für ſich und die Königinn nicht mehr als eine Kutſche. Er ſchrieb daher an Sully, den er ein Mahl beſuchen wollte, und wegen der Kutſche nicht konnte: Je comptois aller Vous voir, mais je ne pourrai, parceque ma femme se sert de ma coche.« — Die Parlaments-Räthe, ſo wie die Präſidenten ritten auf Mauleſeln nach Hofe bis zum Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts. Nur der berühmte Präſident de Thou ließ ſich eine wegen ſeines Podagra machen; indeſſen ritt aber ſeine Gemahlinn immerfort en croupe hinter ihrem Stallmeiſter in Paris, und machte ſo ihre Viſiten zu Pferde.

Indeſſen fingen die Kutſchen und Equipagen an ſich nach und nach zu vermehren, doch waren ſie noch immer nur für die Damen beſtimmt, und die Männer ſchämten ſich ihrer, als einer zu weichlichen Bequemlichkeit. Der erſte Hofmann, der ſich eine eigene Equipage in Paris hielt, war ein gewiſſer Jean de Laval de Bois-Dauphin, der wegen ſeiner ungeheuren Dicke weder gehen noch reiten konnte.

Es ging den Kutſchen auch in Anſehung ihrer Form wie allen Dingen, die Luxus und Bequemlichkeit erfand, ſie verbeſſerten ſich nach und nach, und wurden vollkommener. Die erſten waren rundlich, wie hohe Büchſen, und faßten höchſtens zwey Perſonen; dieß fand man unbequem und fiel endlich darauf, ſie viereckig und weit genug für vier Perſonen zu machen. Man hatte aber noch weder feſte Schläge und Fenſter darin, ſondern ſtatt jener Leder, die man niederließ, wenn man einſteigen wollte, und ſtatt der letzteren Vorhänge. Baſſompière war unter Ludwig XIII. der erſte, der ſich einen Wagen mit Glasfenſtern machen ließ. — Welch ein Abſtand nun von dieſen Equipagen gegen unſere jetzigen! Alle Kräfte der Mechanik und bildenden Künſte vereinigen ſich, dieſes Schooßkind unſeres Luxus aufs Höchſte zu vervollkommen; Wagner, Schloſſer, Schmied, Sattler, Gürtler, Riemer, Mahler, Vergolder, Lackirer ꝛc., kurz die ganze Technologie erſchöpft ihre Kunſt daran.

Mit Ausnahme einiger weniger Staats-Wägen ſind die ungeheuer großen, ſchweren, vergoldeten, verſchnörkelten, ſonderbar geformten Maſchinen, an denen die Pferde, welche ihr Geſchirre kaum tragen konnten, ſchwerer als an Laſtwagen zu ziehen hatten, nun verſchwunden. Unſere Wagen ſind nun einfacher, leichter, bequemer, geſchmackvoller, wenn auch nicht wohlfeiler und beſſer, ihre Form verändert ſich jetzt geraume Zeit noch öfter als jene der Kleider. Die betreffenden Handwerksleute beſitzen eine vorzügliche Routine, dabey immer neue Eleganz und Bequemlichkeit anzubringen, der herrſchaftlichen Equipage wie dem Miethwagen das Siegel des Standes und der Würde aufzudrücken; wornach denn Mancher lieber fährt, dem das zu Fuß-Gehen in jeder Hinſicht erſprießlicher wäre, dagegen auch Mancher ſich — ſo zu ſagen — zu Fuß das Intereſſe von dem Kapital holt, das ſein Freund in geſchmackvoller Equipage aufgenommen hat; ja die Luſt zu fahren, oder — noch beſſer — die Equipage zu einem Stück unſers Ich machen zu wollen, hat z. B. in Wien allein, die zahlreichen Privat-Equipagen nicht gerechnet, die eben nicht nöthige Anzahl von beynahe funfzehnhundert Fiakern, anderer Mieth- und Zeiſelwagen nicht zu gedenken, herbeygeführt. Selbſt die meiſten der Fiaker ſind ſo elegant und bequem, daß Jupiter ſelbſt ſich nicht ſchämen dürfte, darin zu einem Rendez-vous zu fahren, ja ſämmtliche Götter müſſen uns um den Genuß beneiden, den ein wohlconditionirter ſteyriſcher, ein humoriſtiſcher Wurſt-, ein Zeiſelwagen um gleichen Fuhrlohn dem Edelmanne wie dem Kleider-Ingenieur darbietet, worauf das Milchmädchen, die Tochter der Natur aus dem Kuhſtalle, wie die mit Federn geſchmückte Schöne in gleiche Kategorie zu ſitzen kommen.

K — r.

Die zwey Dicken.

Genug der Paſſagiers belaſten
Der Diligence breiten Kaſten.
Zwey Dicke müſſen ſich bequemen,
In Einer Chaiſe Platz zu nehmen.
Dem Dicker'n wollt' im engern Wagen
Die Freyheitpreſſe nicht behagen,
Und zürnend ob dem ſtillen Leiden
Thut plötzlich Er Grimaſſen ſchneiden.
»Was fehlt dem Herrn?« begann der Dicke.
Nichts — doch mir bangt vor jener Brücke.
»Wie ſo?« — Hu, mich befällt ein Grauen!
Ich kann nicht in's Gewäſſer ſchauen. —

»Du großer Gott! Was zwingt den Herren
»Zum ewigen Geſichtverzerren?« —
Gewohnheit — »Aber dieß Befleißen,
»Mich öfter in den Rock zu beißen?
»Nur offenherzig!« — Wollt Ihrs wiſſen?
Je nun! Mich hat ein Hund gebiſſen.
»Ein toller?« — Iſt nicht zu beweiſen;
Allein ich muß nach Nizza reiſen,
Um dort im Meere mich zu baden.
Wenn's auch nicht frommt, kann's doch nicht ſchaden.
»Ein ſchöner Himmel!« rief der Dicke:
»Ein reiner Weg! Wir nah'n der Brücke.
»Ich bin dem Fußweg ſehr ergeben.
»Mein Herr! Ich wünſche wohl zu leben.
»Wir, Schwager, finden uns im Roſſe.«
Nun ging's hop hop galopp. »Die Poſſe,«
Beliebt der Dick're ſich zu rühmen,
»Gelang mir, trotz dem beſten Mimen.
Nun kann ich ganz bequem mich ſetzen.
Mein Schwank, den Dicken fortzuhetzen,
Wird, hoff' ich, Manche noch ergetzen.« **Haug.**

* * *

Ontologiſche Neuigkeiten.

Von A. Rittig v. Flammenſtern.

XXV.

(Schluß von Nr. 31.)

In öffentlichen Blättern laſen wir letzthin, daß aus Indien im botaniſchen Garten zu Edinburgh folgende ſeltene Pflanzen angekommen ſeyen: Panax digitatum; P. fragans; P. fructicosum; Beabotrys ramentacea; Guarea vinetifera; Aristolochia saccata; Styloccarpusum bellata; Dracaena spicata; Peliosanthus teta etc. Allen Freunden der Botanik, insbeſondere aber den Beſitzern großer Gärten, glaube ich daher ein Vergnügen zu machen, wenn ich ihnen bekannt gebe, daß in dem ſo eben eingelangten Pflanzen-Catalog des Pflanzenhändlers Loddiges zu Hackney bey London (Catalogue of Plants, which are sold by Conrad Lodeliges et sons nurserymen, at Hackney, near London. 1820. 8vo.), den ich einer hochverehrten Hand verdanke, von obigen ſeltenen Pflanzen folgende bereits zum Kaufe ausgeboten ſind: Panax digitatum; Panax fragans; Panax fructicosum; Dracaena spicata und Peliosanthus teta.

Nach einer Bekanntgebung des berühmten Chemikers Davy kann der ägyptiſche Laſur, deſſen Vortrefflichkeit ſeit mehr als zweytauſend Jahren hinreichend begründet iſt, mit Leichtigkeit und ohne großen Koſtenaufwand bereitet werden, indem man funfzehn Theile kohlenſaures Natron, zwanzig Theile Quarz und drey Theile Kupferfeile, zwey Stunden lang zuſammen ſchmilzt. Das Reſultat dieſer Schmelzung ſoll eine herrliche himmelblaue Farbe ſeyn, die jener des Alterthums an Schönheit nicht im Geringſten nachſtehet.

Dr. H. Kuhl, der ſich im vorigen Herbſte am Cap der guten Hoffnung befand, hat zu der bekannten Species aus dem Geſchlechte der Janthinen noch drey neue aufgefunden, und iſt der Meinung, daß das indiſche und das Südmeer, vielleicht ſelbſt das atlantiſche noch weit mehrere enthält. Der Zellkörper der Janthinen war bis jetzt noch ein ſehr problematiſches Weſen, da ſelbſt Cuvier hier auf Irrwege gerieth, nach Kuhl's Behauptung findet ſich dieſer Zellkörper bey allen Species, iſt aber bey allen verſchieden. Zugleich gelang es dieſem Gelehrten mit ſeinen Umgebungen die Generations-Werkzeuge der Velellen, Porpyten und Phyſalien zu entdecken. Bey den Phyſalien finden ſie ſich in den Theilen, welche von allen Autoren als Tentacellen oder Saugwerkzeuge ſind gehalten worden.

Bekanntlich hat ſchon Newton bemerkt, daß der Bernſtein und der Diamant eine im Verhältniß ihrer Dichtigkeit drey Mahl größere refraktive Kraft hätten, als andere Körper, welches ihn auf die Vermuthung leitete: daß der Demant wahrſcheinlich eine verhärtete öhlige Subſtanz ſey. Nun hat aber der in dieſen Blättern ſchon oft genannte Brewſter ſeine Entdeckungen in Hinſicht der Analogie zwiſchen dem Diamanten und dem Bernſtein bekannt gemacht, die folgendes Reſultat liefern. In beyden bemerkt man kleine Luftkügelchen, deren Ausdehnungskraft den unmittelbar mit dieſer Luft in Berührung ſtehenden Theilen eine polariſirende Struktur gegeben hat, woraus ſich folgern dürfte, daß der Diamant wie der Bernſtein aus einer Verhärtung vielleicht von Pflanzenſtoffen entſtanden iſt, welche durch den Einfluß der Zeit und die langſame Anziehung der Theile eine kryſtalliniſche Geſtalt erhielten.

In Buchholz Journal für Deutſchland ward noch vor Kurzem die Behauptung aufgeſtellet, daß das Eiſen ſich nicht wieder erzeuge. Nun theilt uns aber die Aachner Zeitung ein Schreiben vom 12. Februar l. J. aus Schleiderthal mit, worin die Angabe vorkömmt: daß die von Sachkundigen geſammelten Erfahrungen in den Eiſenbergen zu Seternick und Calle, im Gemünder Kreis, ſie zu der Behauptung berechtigen, daß das Eiſenerz ſich ebenfalls forterzeuge, wie die Diamanten, nur nicht ſo ſchnell. Dieſe Erfahrungen gründen ſich darauf, daß man in den vor hundert und mehreren Jahren geſenkten Schachten, die man in neuern Zeiten hin und wieder geöffnet: eiſerne Hämmer mitten im Erze gefunden, an denen der hölzerne Stiel verfault und durch das Loch des Hammers Eiſen gewachſen iſt. Ich erinnere mich vor mehreren Jahren hier in Wien ein von Eiſendraht geſtricktes Panzerhemd geſehen zu haben, das nach des damahligen Beſitzers Angabe bey Aufpfahlung eines Stromufers, in der Erde aufgefunden wurde, und wohl einige Jahrhunderte darin gelegen haben mag, an demſelben war bey allen Verſtrickungen des Drahtes der friſche Anwuchs des Eiſens deutlich zu erkennen.

Profeſſor Ré zu Turin hat bekannt gemacht, daß der Lycopus Europaeus Linn. dieſelben Eigenſchaften beſitzt, wie die Chinarinde, und dieſe daher ganz füglich erſetzen kann.

Die auch von mir in dieſen Lieferungen aufgenommene Nachricht von dem Wiederauffinden einer Original-Handſchrift der berühmten Gedichte Oſſians wird als ungegründet und leeres Gerücht im 191ſten Stück der Literary Gazette 1820 erkläret.

Der Gärber Martin in London hat erprobt gefunden, daß die Rinde des Lerchenbaums — Pinus larix — als Gärbemittel auf Thierhäute angewendet, dieſelben ſpecifiſch ſchwerer und an Farbe hellbrauner macht, als jene Häute es wurden, die auf dieſelbe Weiſe mit Eichenborke gegärbt worden waren. In Hinſicht der Dauerhaftigkeit des Leders ſollen beyde Gärbeſtoffe gleiche Wirkung hervorbringen. In gewiſſer Hinſicht ſoll aber das Nußbaumholz als Gärbemittel die Eiſenborke weit übertreffen und ein viel vorzüglicheres Leder liefern. Hierher gehört auch, daß der Lederermeiſter Joſ. Steyer zu Tyrnau in Ungarn die Entdeckung gemacht hat, daß die brandige Holzſäure als fäulnißwidriges Mittel auch bey der Lohgärberey in nützliche Anwendung zu bringen ſey, und daß der Tyrnauer Apotheker Joſ. Schüßer die Gemeinnützigkeit dieſer Anwendung durch Erfahrung erprobt hat.

Dr. S. F. Hermbſtädt macht eine Anweiſung, wie aus Holzkohlen gute Bleyſtifte gemacht werden können, bekannt, die beachtenswerth iſt. Es werden zu dieſem Behuf Kohlen von feinem Korn in Stücke geſägt, wie man ſolche für die Dicke der Bleyſtifte angemeſſen findet. Dieſe Stücke taucht man dann eine halbe Stunde lang in ſchmelzendes Wachs, nimmt ſie hierauf heraus und läßt ſie erkalten. Will man dieſen Kohlenſtiften eine große Härte geben, ſo ſetzt man dem Wachs etwas Harz zu. Will man hingegen weiche Stifte haben, ſo wird dem Wachs etwas Butter zugeſetzt. Die Erfahrung gibt an die Hand, daß die mit ſolchen Stiften gemachten Zeichnungen eben ſo unauslöſchlich als Tinte ſind, auch kann man ſelbige nicht durch das Reiben verwiſchen.

Über das gelbe Fieber iſt zu Paris das lang erwartete Werk Pariſet's erſchienen. Da Pariſet erſt gegen den Schluß dieſes verheerenden Fiebers nach Cadix kam, ſo enthält es zwar mehr Compilation als Reſultate ſeiner Erfahrungen, indeſſen iſt es ſchon wegen den beygefügten fünf colorirten Steindrucktafeln, welche das Bruſtbild eines Kranken in den bedeutendſten Stadien des gelben Fiebers darſtellen, der Aufmerkſamkeit der Ärzte werth. Es führt den Titel: Observations sur la fièvre jaune, faites à Cadix, en 1819 par M. Pariset et Mazet, et rédigée par M. Pariset. Paris, Oudot. 1820. 4to. Wie leicht ſich dieſe ſchreckliche Seuche verbreitet, hat man auf St. Barthelemi im ämtlichen Wege erhoben: An den Strom dieſer Inſel ward nähmlich ein Leichnam angeſpült, an deſſen rechter Hand ein ſtarker, mit etwas Seide umwundener Goldring ſtack. Ein armer Fiſcher zog dieſen ab, und da die Selde ein Leiter dieſes verheerenden Fiebers iſt, ſo ward er nicht allein ſelbſt das erſte Opfer derſelben, ſondern auch die Urſache, daß zwey Drittel der Inſelbewohner durch dieſe Epidemie aufgerieben wurden.

Dr. Ritter von Yelin hat die Behauptung des Dr. Wolfart und Ludw. v. Voß: »daß der bloße — trockene — Finger, unter gewiſſen Umſtänden, an jedem Pole die Magnetnadel abſtoßen, und gegen den Boden ihres Bouſſolen-Käſtchens feſt andrücken ſolle« und das daraus abgeleitete Endreſultat: lebensmagnetiſcher Wirkungen auf die Magnetnadel, durch Verſuche geleitet, dahin zu berichtigen geſucht, daß obige Wirkung nichts Anderes darſtelle: als die Äußerung gewöhnlicher Anziehung einer durch Reiben elektriſirten Glasſcheibe auf einen leichten beweglichen Körper.

»Schon vor längerer Zeit hat der Franzoſe Tournu die Miſchung zu einem neuen Semilor bekannt gegeben, die dem echten Golde, was die Farbe betrifft, ganz ähnlich iſt. Dieſe Miſchung beſteht aus 1 Pfd. Gahrkupfer, 4 Loth Meſſing und 6 Loth reinem Zink. Nun will man aber nach Dr. Hermſtädt's Angabe die Entdeckung eines Metallgemiſches gemacht haben, das ſowohl in der Farbe, als der ſpecifiſchen Schwere, Dichtigkeit und der Dehnbarkeit, dem echten Golde gleich kommen ſoll. Man nimmt hierzu von reinem Platin ſechzehn Theile, von reinem Kupfer ſieben Theile, und von reinem Zink einen Theil, und ſchmilzt dieſe Miſchung unter einer Decke von Kohlenpulver, in einem Tiegel. Dieſe Compoſition ſoll insbeſondere auch noch die Eigenſchaft haben, daß ſie im Glühen ſich nur ſehr ſchwer oxydiren oder zerſtören läßt. Der im Eingange erwähnte Tournu hat auch die Miſchung eines ſilberähnlichen Metalls angegeben. Dieſe beſteht aus 32 Loth reinem Zinn und 4 Loth Glockengut.

* * *

Allen Jenen, die dieſen Winter hindurch ſo gefällig waren, mir ihre Addreſſen zu ſenden, um ihre Erfindungen im Gebiethe des Maſchinenweſens, ihre Kunſt-Sammlungen 2c. in Augenſchein zu nehmen, woran mich aber, da ich hierzu nur den Abend benützen kann, die kurzen Wintertage hinderten, mache ich bekannt, daß ich als Freund von Allem, was der vaterländiſchen Ehre frommet und der Gemeinnützigkeit Genüge leiſtet, nun, wenn nicht ſonſtige Verhältniſſe meinen Willen hemmen, Abends meine Mußeſtunden dazu anwenden werde, um das mir Angezeigte prüfend zu beaugenſcheinigen. Das Endreſultat meiner Anſichten werde ich dann in den Lieferungen dieſer Ontolog. Neuigk. aufnehmen, oder wenn der Gegenſtand ſeiner Wichtigkeit wegen eine umfaſſendere Erklärung fordert, auch in einem eigenen Aufſatze, ſo wie ich es ſeit zwölf Jahren in Gewohnheit habe, der Publicität überliefern.

A. R. v. Flammenſtern.

Aus und über Ungern *).

Der Blocksberg bey Ofen.

In der Reihe herrlicher Umgebungen, die wie ein ſchmückender Gürtel das Ofner Donau-Ufer umſchlingen, prangt der Blocksberg als ſchönſter, größter und prächtigſter Juwel, und erhebt als Hoherprieſter dieſes großen Naturtempels ſein majeſtätiſches Haupt in die fliehenden Wolken. Während daß die ſtolzen Wellen des ſtolzen Iſters dieſem Monarchen die Füße waſchen, taucht ſein Haupt, auf welchem die herrliche Sternwarte, Urania mit Nahmen, in die Junoniſche Mauerkrone ins weit geſtreckte Land hinſchaut, in den Azur des Äthers ſich; das Smaragdenband grüner Triſten ſchlingt freundlich ſich um ſeinen Hals; um ſeinen Rücken wallt der Rubinenmantel blitzender Rebenhügel; aus ſeinen ehernen Hüften gießen wohlthätige Nymphen geſundheitſprudelnde Quellen aus nie entdeckten Grotten; liebend vertraulich ranken ſich unzählige Hütten und Häuſer wie Kinder um den liebenden Vater bis an ſeine Mitte empor. Tauſend gerade und geſchlängelte Pfade durchädern das grüne Altarblatt dieſes Berges, und leiten ſteiler bald und bald ſanfter zu ſeiner Spitze, wo dem überraſchten Auge eine Genußfülle entgegenwogt, die Herz und Sinn erhebt und beſeeliget. An der Vorderſeite, von welcher man die große, weitgedehnte Stadt Peſth mit ihrem koloſſalen Häuſerdamm am Ufer, die großgeſtreckte Ebene bis Waitzen, und bey klarem Wetter den Gipfel des königlichen Mons Matra wie einen fernen Punkt erblickt, ſenkt ſich die Felſenwand ſenkrecht in die ſchäumenden Fluthen der Donau, und mit wollüſtigem Schauer ſiehet das nimmerſatte Auge hinab in die ſchwindelnde Tiefe, die ſchauerlich und doch anziehend, wie das Grauen der Zukunft, uns feſſelt und abſtößt. Rechts ſchweift der Blick auf unabſehbare Hügel und Gebirgsketten, die, wie plötzlich verſteinert, im zierlich geſchlungenen Reihentanz, ſich in ſchweſterlichen Gruppen aneinander ſchmiegen, und über welche ein ſchimmerndes Rebenmeer die goldgekrönte Fluth gießt. Daneben ſtreckt ſich die große Fläche bis Promontorium, bedeckt mit ſilberwogenden Fruchtgefilden, aus denen hie und da heitere und lachende Landhäuschen herausnicken, und wie ſcherzende Najaden das ſchilfbekränzte Haupt aus den Ährenwellen auftauchen. Durch die üppige Fülle dieſer Ebene läuft, wie ein rothes Gnadenband, der goldene Streif der vollbelebten länderverknüpfenden Straße. Links, am Fuße des Berges, weit an das Ufer der Donau hinab, dehnen ſich die beiden Städte Neu- und Altofen, und unzählige Thurmſpitzen ragen wie Schiff-Flaggen aus dem tief unten liegenden Häuſermeere hervor. Auf dem gegenüberliegenden Feſtungsberge prangt die ſtolze Burg, und zwiſchen den beiden Bergen folgt der Blick wieder dem Laufe der Chriſtinen-Stadt, die wie der Helleſpont ſich durch die Berge zwängt, bis er an der Rückſeite ſich in die dunklen Schatten ſchauerlicher Wälder verliert. Groß und einzig iſt der volle Anblick auf dieſer entzückenden Höhe; was die reichſte Phantaſie nur nach und nach, und nur vereinzelt,

---

*) Wird als ſtehender Artikel fortgeſetzt.

aufzufaſſen, was die geübteſte Feder, und der farbenreichſte Rednerſchmuck nur als Aggregate an einander zu reihen, was die entflammteſte Imagination dem innern Anſchauungs-Auge nicht darzuſtellen vermag, das liegt im ganzen Umfange ſeiner Schönheit und Erhabenheit mit allen ſeinen Reizen und Zierden, mit allen ſeinen Lichtpunkten und Springquellen, vor dem ewig dürſtenden und ewig ſchlürfenden Sehorgane, in ein einziges plaſtiſches Naturtableau gegoſſen, da. — — — — Doppelt entzückend wird der Spaziergang auf dem Blocksberge am Nachmittage des Oſtermontags, an welchem jährlich Wallfahrtstag und Marktfeſt auf ſeinem Gipfel iſt. Von Mittags an ſtrömt aus allen Theilen der beyden Städte die Menſchenmaſſe wie eine Kette in einander geſchlungen dahin, vom äußerſten Ende der Stadt Peſth über die Städte; verbindende Brücke, bis zum Gipfel des Berges wallt der luſtige und fröhliche Zug hart an einander gedrängt, und krümmt ſich durch die, bis an die Mitte des Berges amphitheatraliſch gelegenen Häuſer, in verſchiedenen Schlangenwindungen und mäandriſchen Pfaden wimmelnd hinauf. Es iſt ein unausſprechlich ſchöner Anblick! Die hinaufwogende, bald erſcheinende, bald wieder verſchwindende Menſchenkette, das fröhliche Zurufen der Untern den Obern; das Ermuntern der Vordern an die Zurückgebliebenen; das Wehen der Tücher und der Farbenſignale; der mit Menſchen überſäete Bergkoloß; das verworrene Toſen tauſend fröhlicher Stimmen; das bunte Gewimmel von Gehenden, Laufenden, Stehenden, Sitzenden und Liegenden; die Muſik, die von allen Seiten herunterſchallt: Alles macht dieſen Anblick eben ſo ſchön als impoſant. Auf dem Berge ſelbſt muß der größte Hypochonder vom Gefühle der Fröhlichkeit ergriffen werden. Auf den höchſten Punkt kommt man nur mit Mühe durch das Getümmel. Hier hört der Unterſchied der Stände auf, hier fallen die Schranken, die Claſſen von Claſſen trennen, Alles wiegt ſich, wie die freyen Luftbewohner, auf dem zweigereichen Baume der Freude; Alles ſteht unter einem Geſetze; unter dem Geſetze einer wahren, nicht erkauften, von der Natur gegebenen, und daher auch von der Natur nie beſtraften, dem Geſetze einer unſchuldigen und anſtändigen Fröhlichkeit. Der Greis und der Knabe, die Matrone und das Mädchen, die Dame und die Zofe, der Profeſſor und der Schüler, der Offizier und der Subalterne genießen hier frey an der Table d'hôte der Natur, und machen ihre gleichen Anſprüche auf die Privilegien der Freude und des Genuſſes geltend. Auf den öftern Abſtufungen des Berges ſtehen unzählige Buden und Hütten mit allen möglichen Erfriſchungen und Getränken. In verſchiedenen Gruppen wird geſcherzt und getanzt, geſprungen und gebalgt, gewettrennt und gegaukelt.

Doch wer die Natur liebt, die große, freye, unendliche, wer offenen Herzens iſt für ihre Eindrücke, wer im innern Gemüthe das Sanscrit des Weltalls entziffert, wer mit zartem Sinne und heiliger Empfindung beſchaut die Blumenuhr der Schöpfung, wer mit keuſchem Sinne ſich zu ergötzen vermag an dem Negligée der Natur: der beſchaue die Sonne hier an einem Sommermorgen, wie ſie, in Flammenſchleyer gehüllt, hocherröthend ihrem nächtlichen Nebelmeere entſteigt, und dem noch ſchlafenden Planeten den weckenden Kuß auf die erglühende Stirne drückt. Noch ſchwebt der dunkle Schatten der verſchämt ihrem

Himmelbette entfliehenden Nacht über die halbſchlummernde Erde, tief am weſtlichen Horizont ſtehen noch einige bleiche Sternchen, wie matte, herabgebrannte Ball-Lichter; der erſte Vorbothe des heranziehenden Tages, ein lauer Frühlingshauch, ſtreift eben das Nebelſchlafkleid von den umſtehenden Gebirgen; die liebliche Hora der früheſten Morgenröthe rollt geſchäftig zum Empfang der glänzenden Fürſtinn den purpurnen Teppich auf die öſtliche Bahn, wirft ſcherzend ihre Flammenroſen der entſchlüpfenden Dunkelheit nach, und entlockt dem blauen Himmelsauge die ſiebenfach ſchimmernden Thaufreudenthränen des ſüßeſten Willkommens. Die entzückende Symphonie der erwachten Luftbewohner, dieſe Ouverture des Tages, beginnt, die Nebel-Cortine rollt von dem großen Welttheater weg, und vom dampfenden Pol ſteigt der flammende Montgolfier langſam und majeſtätiſch an Feuerſeilen empor, wirft den gaffenden Welten Strahlenküſſe und Sonnenblumen herab, und zieht vom Zujauchzen aller Morgenhymnen und vom Bravoruf der Schöpfung begleitet immer höher und höher. Tief unten am Saume ſtreift noch das leichte Gewand elfenfarbiger Nebel, indeß die obere Region im Strahlenregen flammt. Die Erde erröthet ihrem Bräutigam: Tag entgegen, zieht den aus Thau-Perlen geſtickten hochzeitlichen Schleyer über das goldgelockte Haupt, ihre Kammerfrauen, Flora und Ceres, ſchmücken ſie, und ſchlingen den duftenden Frucht- und Blüthenkranz ihr um Bruſt und Stirne, gießen aromatiſche Wohlgerüche um ſie her, und ſo geſchmückt, tritt ſie dem glühenden Bräutigam entgegen, und haucht unter ſeinen Umarmungen verſchämt den warmen Liebesodem an dem Buſen der Natur aus. Mahleriſch und entzückend miſcht nun die Sonne ihr Flammenſpiel hier in den Schluchten des Berges vom Gipfel hinab auf dem rothangelaufenen Waſſerſpiegel von der Blitzeshelle bis zum dunkelſten Schatten. Wie ein Feuerkahn wiegt ſich das Sonnenbild millionenmahl auf den Silberwogen. Die Städte liegen tief unten hell erleuchtet da, die Thurmkuppeln werfen wie Brennſpiegel ihre Strahlen umher, und die Donau wälzt ſich glühend, wie ein Lavafluß vorüber. Nirgends wird dieſes Naturgemählde hinreißender und entzückender als hier, nirgends grenzt das reizend Schöne und das groß Erhabene näher an einander als hier; nirgends fühlt der Menſch ſich freyer und herrlicher als hier. Der volle Anblick des glühenden Rieſenalls, des großen, heiligen, unendlichen Naturtempels, des Regens und Schaffens aller Weſen, die Morgenmeſſe aller Geſchöpfe, der duftende, himmelanſteigende Opferrauch aller Blumen und Kräuter, die laue, ſüße, ſanftwogende Morgenluft, die wie ein langer, warmer, fortdauernder Liebeskuß die Natur durchwehet; Alles, Alles das ſchwimmt in einen einzigen, lichten, geläuterten und elektriſchen Thautropfen zuſammen, fällt in die weit geöffnete Bruſt, und wird hier zur ſchönſten, reinſten und koſtbarſten Perle der Andacht und der allumfaſſenden Liebe. Dieſe Stelle wird zum Hochaltar der Religion und zur Gethſemane der Frömmigkeit; und die Thräne, die dem Augenkelch entquillt, wird zum Trankopfer der klarſten, aufrichtigſten und gottgefälligſten Anbetung, die den Schöpfer in ſeinen Welten anſtaunt, in ſeinen Werken anbetet, und in ſeinen Geſchöpfen liebt.

Saphir.

* * *

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Die Geſellſchaft der Muſikfreunde des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates gab am 8ten April ihr drittes Concert. Es wurde mit einer Symphonie (E dur) des Herrn Freyh. v. Lannoy eröffnet. Wenn man bedenkt, daß die Großmeiſter der Tonkunſt in dieſem Zweige der Muſik beynahe Unerreichbares geleiſtet haben, ſo iſt es wohl erklärbar, daß der Beyfall, wenn er ſich nach einem ſolchen Maßſtabe entſcheidet, nicht außerordentlich ſeyn kann. Das Scherzo und Trio ſind hervorſtechend gut, und es gibt dieſe Symphonie den harmoniſchen Kenntniſſen ihres Verfaſſers ein günſtiges Zeugniß; ſchade, daß ihn der Eifer, ſie alle an den Tag zu legen, bisweilen in ein Labyrinth führte. Es läßt ſich mit Grund erwarten, daß das Feld der Symphonien in dem hoffnungsvollen jungen Tonſetzer einen tüchtigen Bearbeiter finden, und goldene Früchte tragen werde. — Zwey Chöre aus Collin's Polyxena, in Muſik geſetzt von dem ruhmwürdigen Veteran, Herrn Abbé Stadler, waren die Zierden dieſes Concerts. — Auch ein Rondeau für die Violine von Mayſeder, vorgetragen von einem Dilettanten, der ſich ungeſcheut in die Reihe der erſten Virtuoſen ſtellen darf, wurde beyfällig aufgenommen.

Im Hoftheater nächſt der k. k. Burg fand am 15ten und 16ten April die funfzigjährige Jubelfeyer des Penſionsinſtitutes für Wittwen und Waiſen der Tonkünſtler Statt. Der erſte Abend war dem Andenken Florian Gaßmann's gewidmet, der 1771 dieſes Inſtitut gründete, und zu dieſem Zwecke das Oratorium: Betulia liberata, komponirte. Die Feyer wurde durch einen Marſch und Chor eröffnet, welche ein Schüler des Verewigten, unſer verdienſtvoller Kapellmeiſter Salieri, zu deſſen Lobe geſchrieben hatte. Gaßmann's lorberbekränzte Büſte zierte den Vordergrund des zahlreichen Orcheſters, und die Ausführung entſprach dem Gehalte des Werkes. Hierauf folgte das italieniſch geſungene Oratorium: Betulia liberata, das durch manche Vorzüge glänzt, und in jener Zeit eine große Wirkung hervorgebracht haben muß. Die Ouverture, der Chor: Pietà, se irato sei, mit obligatem engliſchen Horne, beſonders aber der Anfang des erſten Finale: oh prodigio! gefielen uns ſehr; dagegen leidet der Text an Längen und Mattigkeit, die Worte ſind flach und kraftlos, und die Recitative keineswegs ausgezeichnet zu nennen. Die Ausführung war größten Theils gut. Mad. Grünbaum (Guidetta) zeichnete ſich aus, eben ſo Fräulein Klieber. Den Beſchluß machte: die Frühlingsfeyer, von Klopſtock, in Muſik geſetzt von Herrn Abbé Stadler, ein rühmlich bekanntes Tonſtück, was von Mad. Grünbaum, Fräulein Klieber, den Herren Barth und Siebert recht brav vorgetragen wurde.

Am 16ten beging man ein Feſt zur Ehre des großen Joſeph Haydn, deſſen Büſte nun an die Stelle der Gaßmann'ſchen trat. Ein äußerſt zahlreiches Publikum verſammelte ſich: Herrn von Moſel's Gedicht, zum Lobe des Verewigten, von Herrn Kapellmeiſter Salieri in Muſik geſetzt, eröffnete würdig dieſe Feyer. Hierauf kam die Schöpfung, das Meiſterwerk unſers geliebten Tonſetzers, die von den Soloſtimmen, dem Chore und dem Orcheſter ſo präcis, ergreifend und feurig aufgeführet wurde, daß die Zuſchauer in laute Freude ausbrachen, und zwey Chöre wiederhohlen ließen; ein Ereigniß, welches bisher beyſpiellos war, und den Kenner entzücken muß. Wir ſtatten Mad. Grünbaum, den Herren Barth und Siebert, welche ihre Partien mit edler Einfachheit und hoher Kunſt vortrugen, ſo wie Herrn Umlauf, der die Ausführung leitete, unſern Dank ab, ſie haben uns einen ſehr genußreichen Abend verſchafft, und den Sinn für das Beſſere wieder mächtig angeregt.

Am 17ten April Abends wurde im großen Redoutenſaale Weigl's Oratorium: das Leiden unſeres Herrn Jeſu Chriſti, zum Vortheile des Conſervatoriums, wieder aufgeführt. Die Beſetzung blieb dieſelbe; das Ganze ging gut zuſammen, und die Einnahme war wenigſtens etwas reichlicher, als bey den zwey erſten Aufführungen dieſes Meiſterwerkes; dennoch iſt der Schaden, den ſie verurſachten, nicht erſetzt.

Seit einigen Jahren hatte Herr Sievers in ſeinen Pariſer Correſpondenzberichten, welche in der Leipziger muſikaliſchen Zeitung abgedruckt ſind, mit größtem Lobe von den Reicha'ſchen Quintetten für Flöte, Oboe, Clarinette, Fagott und Horn geſprochen, die Kompoſition derſelben gerühmt, und ihrer Ausführung durch die dortigen Künſtler, die ſich der lebhafteſten Theilnahme des Publikums erfreuete, an verſchiedenen Orten lobpreiſend erwähnt. Dieß veranlaßte fünf ehrenvoll bekannte Künſtler dieſer Hauptſtadt, welche eben die vorhin benannten Inſtrumente behandeln, die Herren Sedlatzek, Krähmer, Sedlak, Mittag und Hradetzky, das Beyſpiel ihrer Pariſer Kunſtbrüder nachzuahmen, und in einem Cyklus von drey auf Abonnement gegebenen Privatconcerten das Beſte aus dieſen Quintetten vorzutragen, wodurch die Sache nicht allein bekannt werden, ſondern auch der Sinn für aufgeführte Concertantſtücke, der in Wien zu verſchwinden droht, eine neue Nahrung erhalten ſollte. Schon früher war uns eine Probe davon in dem Concerte des Herrn Sedlatzek gegeben worden, und es ließ ſich hoffen, daß bey näherer Bekanntſchaft mit der Sache und fortgeſetzter Uebung die Ausführung in jeder Hinſicht gewinnen würde. So nahm denn am 4ten April um die Mittagsſtunde die Unternehmung ihren Anfang, und, was uns ſehr erfreute, der landſtändiſche Saal, in welchem alle dieſe Concerte Statt finden, füllte ſich mit einer glänzenden und ziemlich zahlreichen Verſammlung. Gegeben wurde ein Quintett von Reicha in D, mit einem wunderlieblichen Andante aus A dur, ein Singquartett von Herrn Schubert, dann das Quintett von Beethoven für das Pianoforte, mit Begleitung einer Oboe, einer Clarinette, eines Fagottes und eines Hornes. In letzterem hatte Dlle. Sedlak die Hauptſtimme übernommen, und führte ſie recht brav durch. Das Inſtrument, auf dem ſie ſpielte, hätte ſtärker ſeyn dürfen. Im zweyten Concerte, am 8ten April, Nachmittags um 5 Uhr, hörten wir ein Quintett von Reicha in F dur, deſſen Andante und Finale hinſichtlich der Kompoſition beſonders ausgezeichnet waren; auch konnte man in der Ausführung eine ſtete Steigerung und lobenswerthen Fortſchritt wahrnehmen, ſo, daß der Beyfall der zahlreichen Zuhörer die Künſtler belohnte. Herr Haizinger ſang hierauf eine ziemlich elende Cavatine von Roſſini, die gegen das Vorhergehende gewaltig abſtach, erhielt jedoch ſeiner Bravour wegen Beyfall. Den Beſchluß machten zwey Sätze aus Hummels Septett, welche von Fräulein Laßnig mit ziemlichem Glücke geſpielt wurden. Das dritte und dem Vernehmen nach letzte Concert fand am 15ten April um die Mittagsſtunde Statt. Es wurde wieder mit einem Quintette von Reicha eröffnet, das lebhaft beklatſcht wurde, und es auch verdiente. Hierauf ſang Dlle. Canzi eine Roſſiniſche Cavatine mit Beyfall; dieſer folgte ein Quintett für Pianoforte und denſelben vier Blasinſtrumenten, die bey Beethovens früher erwähnten Compoſition beſchäftigt waren, von Freyherrn von Lannoy geſetzt, vorgetragen von Dlle. Eleonora Förſter und vier der concertgebenden Künſtler. Der ausgezeichnete Vortrag der Künſtlerinn erfreuete ſich lebhaften Beyfalles, und verdiente ihn. Von den drey Sätzen, aus denen das Stück beſteht, ſprach das Adagio am meiſten an; jedoch wäre auch hier ein beſſeres Inſtrument zu wünſchen geweſen. Den Beſchluß machte das früher erwähnte Reicha'ſche Andante in A dur, ſo wie das auch ſchon beſprochene Finale in F dur. Man ſcheint allgemein eine Fortſetzung dieſer muſikaliſchen Unterhaltungen zu wünſchen.

Allgemeiner theatraliſcher Anzeiger. — Herr Töpfer arbeitet an einem neuen Drama: Adam Wiederbauer, nach der Erzählung gleichen Nahmens von Fouqué, die ſich in deſſen Frauentaſchenbuch befindet.

Im Theater an der Wien werden dem Vernehmen nach nächſtens folgende zwey Neuigkeiten gegeben: Die Tauben, Schwank in einem Akt, als Seitenſtück zu den Papageyen, und: die Waiſe von Genf, Drama in drey Akten.

Herr **Vogel** hat ein neues Luſtſpiel vollendet, und es dem Theater an der Wien übergeben.

Herr **Eduard Gehe** in **Dresden**, bekannt durch mehrere dramatiſche Werke, hat ein neues Trauerſpiel in vier Akten: **Peter der Große und Alexei**, geſchrieben, welches gegenwärtig auf der Dresdner Hofbühne einſtudiert wird.

Madame **Brede**, welche die **Stuttgarter** Hofbühne verlaſſen wollte, iſt neuerdings auf ſechs Jahre bey derſelben engagirt.

Am 3ten April trat Mad. **Borgondio** zum erſten Mahle als **Orpheus** in **Glucks** herrlicher Oper in **Berlin** auf. Ein Berliner Rezenſent ſagt: Mad. **Borgondio** konnte keine Partie wählen, welche geeigneter geweſen wäre, neben dem Bizarren und Fehlerhaften ihres Dialekts und ihrer Recitation den Vorzug ihres Geſanges, nämlich den tiefen Ausdruck, die rührende Bedeutſamkeit und das treffliche Tragen der Töne ſo in ihrem ganzen Umfange zu zeigen.

Ein neues Trauerſpiel: Fredegonde et Brunehaut, fand in **Paris** getheilten Beyfall; dennoch ward der Name des Verfaſſers begehrt: es iſt Herr **Lemercier**.

Eine heroiſche Oper von **Hoffmann**: **Stratonice**, mit einer vortrefflichen Muſik von **Mehul**, die zu den gelungenſten Arbeiten des ausgezeichneten Tonſetzers gezählt wird, macht in **Paris** ungewöhnliches Glück.

Die Mitglieder des Théâtre Français in **Paris** theilen ſich in zwey Klaſſen, nämlich in Societaires oder Theilhaber, und Penſionnärs oder Beſoldete. Die Theilhaber erhalten einen ganzen Theil des Gewinnes, oder einen Halben, einen Viertel, oder wohl auch nur ein Achtel, je nachdem ſie ſich Verdienſte um das Inſtitut erwerben. Dieſe werden natürlich mit der Zeit wohlhabende Leute, und fahren in eigenen Equipagen zu den Seſſionen; ſchalten und walten mit den Rollen nach Belieben, und behalten die beſten für ſich. An ſolche Rollen darf ſich kein Penſionnär wagen, es wäre denn, daß ſie ihm von einem Societär großmüthig abgetreten werden. Natürlich entſpringen aus dieſem Mißverhältniß oft Uneinigkeiten; da aber die Penſionnärs nicht allzu barſch ſeyn dürfen, wenn ſie die Ausſicht, dereinſt auch unter die Zahl der Theilhaber aufgenommen zu werden, nicht verlieren wollen, ſo währen dieſe Streitigkeiten auch nicht lange, und endigen gewöhnlich friedlich.

Das Londner Publikum gab neulich im Drurylane-Theater einen Beweis, wie ſehr es ſeine ehemahligen Lieblinge zu ſchätzen weiß, ſelbſt wenn ſie die Bühne ſchon verlaſſen haben. Miß **O'Neil**, welche gegenwärtig mit einem der reichſten Parlamentsglieder verheirathet iſt, erſchien kürzlich in der Loge des Prinzen **Leopold**; kaum wurde ihre Gegenwart bemerkt, als es von allen Seiten erſcholl: Miß **O'Neil**! Miß **O'Neil**! und ein jubelndes Beyfallklatſchen die ungern auf der Bühne Vermißte begrüßte.

Im Auguſt des vorigen Jahres hat Herr **Caillaud** in den Hypogäen von **Theben** in Ägypten eine griechiſche Mumie gefunden. Auf dem Haupte hat ſie eine vergoldete Krone in Form einer Lotosblume; der Körper iſt nach Art der Ägypter mit Bändern umwickelt; auf dem Sarkophag ſind griechiſche und ägyptiſche Inſchriften; und im Innern des Sarges ſieht man den Zodiakus.

Man will jetzt verſuchen, die Baumwollenſtaude an den Ufern des Guadalvir einheimiſch zu machen.

In **Danzig** fängt man an, die läſtige und oft ſchädliche Gewohnheit des Hutabnehmens gänzlich abzuſchaffen, und ſtatt deſſen die Begrüßungsart des Militärs einzuführen. **Möchte dieſes Beyſpiel überall Nachahmer finden.**

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der **Carl Gerold**'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625), wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 11 fl. W.W. halbj.— Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. **Caſtelli**) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

34.

(Wien, Samſtag den 28. April.)

Epilog.

Geſprochen von dem k. k. Hofſchauſpieler Herrn Lange bey der Jubelfeyer ſeines funfzigſten Dienſtjahres.

Ein halb Jahrhundert iſt hinabgerauſcht
Im Strom der Zeit, ſeit ich an dieſer Stätte,
Beglückt durch Ihre Huld, die Kunſt geübt,
Die meines Lebens Lieb' und Luſt geweſen! —
Geändert hat ſich Vieles wohl ſeitdem,
Doch Eines iſt unwandelbar geblieben:
Die Güte, welche Sie mir ſtets geſchenkt.
Wohl fühl' ich es, was ich als Jüngling wollte,
Was ich als Mann in kühner Kraft geübt,
Blieb unerreichbar für den ſchwächern Greis;
Doch haben Sie mein Wollen ſtets erkannt,
Und Ihre Nachſicht war der Sonnenſtrahl,
Der mir die Kraft erhielt, noch heute hier
Vor Ihnen, Hochverehrte, zu erſcheinen
Und meinem Danke Worte zu verleih'n.
Zwar unvollkommen ſpricht das Wort nur aus
Was meine tiefbewegte Bruſt empfindet;
Doch hier gilt das Gefühl ja ſeinen Preis,
Nie iſt es Ihren Herzen fremd geblieben! —
So ſcheide ich! — Der Waller geht zur Ruh'
Und hänget bey den Laren und Penaten
Den Muſchelhut und Pilgerſtab nun auf.
Nur einen Wunſch, den höchſten, ſpricht ſein Mund
Noch ſchüchtern aus, indem er liebend ſcheidet:
Sein Nahme ſey nicht ganz verklungen, in
Dem ſchönen Land, durch welches er gewandelt!
Aus der Erinn'rung goldnen Blumen ſchlingt
Der Greis ſich dann den ſchönſten Kranz des Lebens,
Der ſchmücke ſeinen Sarg als Wappenſchild,
Weil dieſes Kranzes Blumen nie verwelken;
Denn unvergänglich iſt die Dankbarkeit!

J. C. Weidmann.

Gallerie berühmter Dichter.

I.

Vittorio Alfieri.

Des neuern Italiens größter Tragöde, Vittorio Alfieri, ward am 17. Jänner 1749 zu Aſti in Piemont geboren. Sein Vater hieß Antonio Alfieri; ſeine Mutter, Monica, war eine geborne Maillard von Tournon aus Savoyen. Sie war, obſchon noch ſehr jung, doch bereits Wittwe des Marcheſe von Cacherano, als Alfieri, welcher bereits ſechs und funfzig Jahre zählte, die ſchöne Wittwe ehlichte. Vittorio war der zweyte Sprößling dieſer Verbindung. Zwey Jahre früher hatte Monica ihren Gatten mit einer Tochter beglückt. Zwey Töchter und einen Sohn von ihrem erſten Gemahle hatte Antonio mit ihr erheirathet. Vittorio hatte noch nicht ſein erſtes Lebensjahr vollendet, als ſein Vater plötzlich ſtarb, und ſeine Wittwe abermahls ſchwanger hinterließ. Sie gebar wieder einen Knaben, und ſchritt bald darauf zur dritten Vermählung mit Hyazinth Alfieri, von einer Seitenlinie desſelben Stammes. Auch dieſem gebar ſie zwey Söhne; aber ſämmtliche Kinder aller drey Ehen ſtarben, Vittorio ausgenommen, hinweg. Monica war eine der geachtetſten Frauen ihres Landes und Vittorio verehrte ſie ſtets mit wahrhaft kindlicher Liebe.

Was ihn ſelbſt betrifft, ſo war auch er in ſeiner Jugend ſo ſchwächlich, daß man auch ihm keine längere Lebensdauer als ſeinen Geſchwiſtern prophezeyete. Seine Kränklichkeit hatte ihn bereits als Kind ſehr reizbar gemacht, und ein furchtbarer Hang zur Melancholie entwickelte ſich ſchon in dem Knaben. Sein würdiger Stiefvater ſorgte indeſſen väterlich für ihn. Er ward einem Geiſtlichen, Nahmens Don Ivaldi, übergeben, welcher ihn vom Rechnen und Schreiben an bis in die vierte Claſſe unterrichtete. Leider waren ſeine Eltern ſelbſt nicht unterrichtet genug, um zu bemerken, daß der Lehrer ein Ignorant war. Vittorio propfte alſo alle die Dinge, welche ihm Ivaldi mittheilte, in ſeinen Kopf, um ſie, da eine wiſſenſchaftlich geordnete Eintheilung fehlte, unmittelbar nach der Lehrſtunde wieder zu vergeſſen. Dieß fiel aber niemanden auf. Die Melancholie des Kindes wuchs ſo bedeutend an, daß er in einem Alter von ſieben Jahren den Entſchluß faßte, ſich durch häufig genoſſenes rohes Gras zu entleiben. Glücklicher Weiſe ward er entdeckt und unter ſtrenge Aufſicht geſtellt.

Mit zehntehalb Jahren (1758) ſandte man ihn auf die Akademie nach Turin. Er ward bey der vorgenommenen Prüfung für einen guten Quartaner erklärt, welcher mittelſt tüchtigen Fleißes in einigen Wochen nach Tertia gelangen könnte. Er gelangte auch noch in dieſem Jahre dahin; doch hier wie zu Hauſe trieb er die Studien maſchinen- und papageyenartig, ohne an wirklichem Wiſſen vorwärts zu ſchreiten. Er erklärte den Cornelius Nepos und die Eklogen Virgils, wie ein Automat. So verging das Jahr 1759, wo er im November ad Humaniora promovirt ward. Um dieſe Zeit fiel ihm zum erſten Mahle Arioſt in die Hände; aber unſer Humaniſt, welcher die Georgika in italieniſche Proſa überſetzte, war in der Kenntniß dieſer ſeiner Mutterſprache ſo verwahrloſt, daß er den leichteſten ihrer Dichter nicht verſtand. Überdieß war Arioſt für die Zöglinge der Akademie verbothene Frucht, und das Exemplar ward, ſobald man es entdeckte, confiſcirt.

Die Geſundheit des Knaben war immer ſehr ſchlecht, und er litt an den ſonderbarſten Zufällen, wodurch ſeine Melancholie und ſeine Liebe zur Einſamkeit immer mehr Nahrung fand. Er ward durch ſeine Krankheiten der Spott ſeiner Mitſchüler, welche ihn mit verſchiedenen Schimpfnahmen belegten. Indeſſen ſetzte er ſeine Studien fort, und ging 1760 zur Rhetorik über. Die großen Geiſter ſeiner eigenen Nation kannte er aber nicht einmahl nach dem Nahmen. Er wußte nicht, daß es einen Taſſo, Dante ꝛc. gab. Nur Metaſtaſio war ihm aus einigen Opernbüchern bekannt geworden. 1761 ging er in die philoſophiſche Claſſe über. In den Ferien dieſes Jahres beſuchte er zum erſten Mahle das Schauſpielhaus, und verfertigte auf einem kleinen Ausflug nach Coni ſein erſtes Sonett. Es war durchaus mißrathen, da er, obgleich ſchon Philoſoph und Verfertiger lateiniſcher Hexameter und Pentameter, doch durchaus unwiſſend in allen Regeln des italieniſchen Verſes war. Auch verloſch dieſe auflodernde Flamme ſogleich wieder, und es fiel ihm Jahre lang hernach nicht ein, wieder eine Feder anzuſehen. 1763 begann er das Studium der Ethik und Phyſik. Obſchon er letztere unter dem berühmten Beccaria hörte, ſo ließ ihn doch der beſtändige Kampf mit der Latinität und die gänzliche Unbekanntſchaft mit der, obſchon von ihm gehörten, aber nie begriffenen Geometrie, ſo wenig Nutzen daraus ſchöpfen, daß ihm, obſchon er mittelſt guten Gedächtniſſes vor den Repetitoren ſehr gut beſtand, nach Endigung des Curſes, wie bey ſeinen übrigen Studien, nicht eine einzige Definition im Kopfe blieb.

Er ging ſodann zum Studium des bürgerlichen und kanoniſchen Rechtes über und begann ſich in den adeligen Leibesübungen zu verſuchen, aber der Tanz und die Fechtkunſt ſcheiterten an ſeiner Schwächlichkeit. Er hatte nun das Alter von vierzehn Jahren erreicht. Die Geſetze ſeines Vaterlandes befreyen die Pupille in dieſem Alter von der Vormundſchaft, und ordnen ſie nur einem Curator unter, welcher ſie mit ihrem Vermögen ſchalten läßt, und nur darauf zu ſehen hat, daß ſie keine liegenden Gründe veräußert. Vittorio trat alſo unter dieſen Umſtänden ſeine nicht unbedeutende väterliche Erbſchaft, welche noch durch das ihm zugefallene Vermögen ſeines als Vizekönig von Sardinien verſtorbenen Oheims vermehrt ward, an.

Er zeigte eine große Neigung zur Reitkunſt, welche ihm mit der Vorliebe für ſchöne Pferde bis in das Alter blieb, und in welcher er es auch zur höchſten Meiſterſchaft brachte. Der Prior der Akademie wollte dieſe Neigung zu ſeinem Beſten benützen, und beſtimmte die den Zöglingen der Akademie nur mit Ausnahme geſtattete Erlaubniß, die Reitſchule beſuchen zu dürfen, als Preis, wenn Alfieri ſich entſchließen wollte, den erſten Grad des Doctorats, die Magiſterwürde, welche durch eine bloß der Form wegen abzuhaltende öffentliche Prüfung in Logik, Phyſik und Geometrie erlangt wurde, anzuſuchen.

Alfieri war ſogleich dazu entſchloſſen, nahm, da er Alles, was er in dieſen Wiſſenſchaften erlernt, lange wieder vergeſſen hatte, einen Repetenten an, welcher ihm mindeſtens die Definitionen dieſer vernachläßigten Wiſſenſchaften wieder in das Gedächtniß rief, und hatte auf dieſe Weiſe in weniger als drey Wochen einige lateiniſche Perioden zuſammengeſetzt, welche hinreichend waren, die wenigen Fragen, welche die Examinatoren zu machen pflegten, zu beantworten. Er ward demnach immatrikulirter Magiſter der freyen Künſte.

Der funfzehnjährige Jüngling fing nun an, ſich in die Freuden der Jugend mit jener Vehemenz hinein zu ſtürzen, welche alle Schritte ſeines Lebens bezeichnete. Es ſammelte ſich ein Haufen junger Leute um ihn, denen er es in jeder Hinſicht zuvorthun wollte. Doch blieben dieſe Jugendſtreiche in den Schranken der Sittlichkeit, und beſchränkten ſich bloß auf Kleideraufwand, tolle Spazierritte u. dgl. Seine Geſundheit ward feſter, ſeine Melancholie verſchwand. Aber unwiſſend war und blieb er im hohen Grade. Alles, was er in ſeinen Mußeſtunden trieb, beſchränkte ſich auf franzöſiſche Lectüre ſchaler Romane ꝛc. Das Italieniſche, beſonders das Toskaniſche, vergaß er faſt ganz. Von den Dichtern Italiens hatte er noch immer keinen Begriff. Um dieſe Zeit (1764) regte ſich bey ihm das erſte Gefühl der Liebe. Eine junge Dame, die Gemahlinn des älteſten Bruders zweyer ſeiner vertrauteſten Freunde, erweckte ihm dieſe Leidenſchaft, welche ſich aber bald wieder verlor. Im Herbſte 1765 machte er mit ſeinem Curator ſeine erſte Reiſe nach Genua, welche die Reiſeluſt in ihm weckte, die ihn bald nachher durch ganz Europa führte.

So beſchloß er im Jahre 1766 ſeine Studien, und verließ die Akademie ſo unwiſſend, als er ſie betreten hatte. Nichts, gar nichts hatte er von alledem behalten, was er daſelbſt lernen ſollte. Er nahm nun nach der allgemeinen Sitte des piemonteſiſchen Adels Militärdienſte, und trat im May als Fähnrich im Provinzial-Regimente Aſti ein. Der Dienſt in dieſen Regimentern war damahls ſo leicht, daß, da ſie ſich nur zwey Mahl des Jahres auf einige Tage zu den Übungen unter die Fahnen ſammelten, die ganze übrige Zeit des Jahres zu ſeiner freyen Dispoſition ſtand. Im September 1766 ſtellte ſich Alfieri zur erſten Muſterung ein. Kaum war ſie geendigt, als er in ſeinem Innerſten fühlte, daß der Militärdienſt und die Subordination ihm unerträglich ſeyen. Doch verbarg er noch dieſe Geſinnung, und ſuchte einen Reiſeurlaub zu erhalten, um ſeine glühend erwachte Reiſeluſt zu ſättigen. In Piemont iſt zu den Reiſen des Adels die Erlaubniß des Königs unerläßlich. Trotz ſeines erſt ſiebenzehnjährigen Alters erhielt er dieſelbe und trat ſofort am 4. October 1766 ſeine erſte größere Reiſe an. Er ging über Mailand, Florenz und Rom nach Neapel. Bey ſeiner grenzenloſen Unwiſſenheit gingen alle Merkwürdigkeiten der Kunſt ſpurlos an ihm vorüber. Merkwürdig iſt es aber, daß vor Allem ihn das Grabmahl Michel Angelo's in Santa Croce zu Florenz anzog. Der große Mann ahnete wohl damahls nicht, daß kaum vierzig Jahre ſpäter ſein eigener Sarkophag von Canova's Meiſterhand ſich zunächſt an Michel Angelo's Grabmahl erheben würde, ſeinen Nahmen den ſpäteſten Enkeln zu verkünden. Er kehrte von Neapel nach Rom zurück, und betrieb von dort aus die Bewirkung einer Verlängerung ſeines Reiſeurlaubs auf ein zweytes Jahr. Er ging über Florenz und Bologna nach Venedig, von dort über Mailand nach Genua, ſchiffte von Genua in einer Feluke nach Antibes über, und ging dann wie im Fluge über Toulon, Marſeille und Lyon nach Paris. In Paris mißfiel es ihm durchaus, und ſein durch ſein ganzes Leben bis zur Übertreibung geſteigerter Haß für alles Franzöſiſche zeigte ſich ſchon damahls. Er verließ daher ſehr bald die Hauptſtadt Frankreichs, und ging auf einem Umwege über Lille und St. Omer nach Calais. Dort ſchiffte er nach England über, wo es ihm ſehr wohl gefiel. Doch lange ließ ihn ſein unruhiger Geiſt auch hier nicht weilen, und er ſchiffte ſich ſchnell in Harwich ein, um nach Holland zu gehen. Im Haag öffnete ſich ſein Herz zum zweyten Mahle der Liebe, und er genoß alle Freuden derſelben in fröhlicher Luſt. Auch machte er hier die Bekanntſchaft des portugieſiſchen Miniſters Don Joſe d'Acunha, eines ſehr aufgeklärten und gebildeten Mannes, an welchen ihn bald das Band der innigſten Freundſchaft ſchloß. Dieſer würdige Mann wußte ihn zuerſt über ſeine Unwiſſenheit erröthen zu machen. Er wies ihn zuerſt auf die vielen großen Geiſter Italiens, welche Alfieri bisher nicht einmahl dem Nahmen nach alle kannte, hin, er gab ihm zuerſt den Machiavell und Petrark in die Hand. Das Licht ſeines Geiſtes begann zu dämmern, aber noch ſollte es nicht zum Durchbruch kommen. Der Gemahl ſeiner Geliebten hatte ein Landgut in der Schweiz gekauft, und ſeine Gattinn mußte ihm dahin folgen. Alfieri raſ'te bey dieſer traurigen Löſung ſeiner Verbindung. Er glaubte das Leben nicht ertragen zu können, und ſein Wahnſinn ging wirklich ſo weit, daß er ſich eines Nachts den Verband öffnete, den er wegen einem Aderlaß trug, um ſich zu verbluten. Aber ſein Kammerdiener entdeckte es noch zeitlich genug, und ließ ihn nebſt dem treuen d'Acunha nicht mehr aus den Augen. Der natürliche Leichtſinn eines neunzehnjährigen Alters milderte endlich ſeinen wilden Schmerz, und er kehrte, obwohl noch immer ſehr düſter geſtimmt, nach Italien zurück, wo er im Jahre 1769 nach zweyjähriger Abweſenheit wieder eintraf. Sein von Schwermuth und Liebe erfülltes Gemüth empfand hier zum erſten Mahle das Bedürfniß wiſſenſchaftlicher Beſchäftigung, aber ſeine Unwiſſenheit trat ihm überall ſtörend entgegen. Er begann mit Lectüre, aber wußte ſie durchaus nicht zu ordnen. Er hatte auf ſeinen Reiſen auf d'Acunha's Veranlaſſung Bücher gekauft, welche er nun zu durchlaufen begann. Rouſſeau's Heloiſe langweilte ihn ſo ſehr, daß er nicht einmahl den erſten Band zu Ende brachte. Der Contrat social blieb ihm durchaus unverſtändlich. Voltaire's proſaiſche Werke zogen ihn an, ſeine Verſe weniger. Die Henriade las er nur mühſam ſtückweiſe. Montesquieu's Werke las er zwey bis drey Mahl. Der Esprit d'Helvetius machte einen großen, aber widrigen Eindruck auf ihn. Mit Begeiſterung aber ergriff er Plutarchs Biographien: Timoleon, Cato, Cäſar, Brutus und Pelopidas las er unzählige Mahle, er ſprang dabey vom Stuhle auf, brach in Thränen des Entzückens aus, lief ſchreyend im Zimmer umher ꝛc., man hielt ihn faſt für toll. Er ergriff dann das Studium des Planeten-Syſtems, und der Bewegungen und Geſetze der Himmelskörper; das heißt, er erlernte, da er, obſchon Magister Artium, durchaus keinen Begriff der bey dieſer Wiſſenſchaft unerläßlichen Geometrie hatte, den hiſtoriſchen Theil dieſer durchaus mathematiſchen Scienz. So ſehr ihn auch ſeine Unwiſſenheit einengte, ſo begriff er doch genug, um ſeinen Geiſt zur Unermeßlichkeit der Schöpfung zu erheben, und dieſe Wiſſenſchaft ſprach ihn ungemein an. Seine Liebe war unter dieſen Beſchäftigungen ſo erloſchen, daß er in den Antrag ſeiner Verwandten, ſich zu verheirathen, willig einging. Aber die reiche Erbinn, welche man ihm beſtimmte, zog einen andern Jüngling von glänzenden Eigenſchaften, dem ſeiner Unwiſſenheit und ſeines wilden Charakters wegen im übelſten Rufe ſtehenden Alfieri vor; dieſer Korb, ohne ihn eben ſehr zu betrüben, kränkte ſeine Eitelkeit tief. Die Studien, welche er, da er ſie nicht zu ordnen wußte, ohnedieß zwecklos betrieb, ekelten ihn bald an; ſeine Reiſeluſt erwachte wieder, und er ſuchte ſofort einen abermahligen Urlaub an. Er hatte ſein zwanzigſtes Jahr zurückgelegt, und trat nun, nach den Geſetzen ſeines Vaterlandes, ganz in die Verwaltung ſeines Vermögens. Er hatte ſeine Angelegenheiten mit dem Curator geordnet, und fand, daß ſein Vermögen auf 2500 Dukaten Einkünfte geſtiegen war.

Die Erlaubniß des Königs zur Reiſe war bald erhalten. Im May 1769 verließ er Piemont, um nach Wien zu gehen. Dießmahl nahm er auch ſchon Bücher auf die Reiſe mit, und zwar die Essais Montaigne's. Aber auch bey dieſer Lectüre, wie überall, vereitelte die Unwiſſenheit Alfieris jeden möglichen Nutzen. Die lateiniſchen Stellen, welche ſich faſt auf jeder Seite der Essais finden, ja noch mehr, ſelbſt die Bruchſtücke der italieniſchen Dichter, welche darin erſcheinen, blieben Alfieri durchaus unverſtändlich; und dieß war der Mann, welcher Italien einſt ſeine erſten Tragödien geben ſollte, der Mann, deſſen Nahme unſterblich werden ſollte in der Literatur Italiens. Die Reiſe ging über Mailand, Venedig, Trient, Innsbruck und München nach Wien. Er blieb daſelbſt den ganzen Sommer in behaglichem Nichtsthun, und machte dann, um auch Ungarn zu ſehen, eine Excurſion nach Peſth. In Wien hätte er Gelegenheit gehabt, ſich vielſeitig zu bilden; Metaſtaſios Bekanntſchaft ſtand ihm offen, der ſardiniſche Miniſter, der würdige Graf von Canale, hatte in ſeinem Hauſe, in welchem auch Alfieri als ſardiniſcher Kavalier freyen Zutritt hatte, einen Klubb gewählter Gelehrter gebildet, welche alle Abende griechiſche, lateiniſche oder italieniſche Klaſſiker laſen; aber dieſe edle Geſellſchaft erſchien dem unwiſſenden Alfieri als langweilige Pedanten, und er floh ſie. Im September ſetzte er ſeine Reiſe über Prag und Dresden nach Berlin fort; die militäriſche Regierung in den Staaten des großen Friedrich mißfiel ihm durchaus. Er ward dem König vorgeſtellt, und erſchien im Staatskleide. Als ihn der Miniſter, Graf von Fink, frug, warum er nicht in Uniform erſcheine, da er doch in Dienſten Sr. ſardiniſchen Majeſtät ſtünde, antwortete Alfieri ganz ſpitzig: Weil ihm an dieſem Hofe bereits Uniformen genug zu ſeyn ſchienen. Er reiſete ſodann über Hamburg nach Coppenhagen. Dort fing er, nachdem er mit dem Grafen Catanti, neapolitaniſchem Geſandten daſelbſt, Bekanntſchaft gemacht hatte, wieder italieniſch zu ſprechen an, welches er, da er ſtets franzöſiſch redete, faſt ganz vergeſſen hatte. Er bemühte ſich, möglichſt rein Toskaniſch zu reden, und Galanti munterte ihn auf, eine ſo herrliche Sprache fleißiger zu kultiviren. Er fühlte dieß ſelbſt, da ſein Abſcheu gegen alles Franzöſiſche ihm nach gerade auch dieſe Sprache verhaßt gemacht hatte, und fing wieder an, italieniſche Bücher zu leſen. Die erſten derſelben waren Aretins Dialogen, welche ungeachtet ihrer Obſcönitäten ihm ihrer Originalität wegen ſehr behagten. Da ſein feuriges Gemüth ihn überdieß in galante Ausſchweifungen verwickelt hatte, an deren Folgen er eine geraume Zeit das Bett hüthen mußte, ſo ward das Leſen abermahls ſein Zeitvertreib. Er las wieder den Plutarch und den Montaigne, und ſo entſtand in ſeinem Kopfe eine abenteuerliche Miſchung von Philoſophie, Politik und Libertinage. Er reiſete ſodann nach Schweden, und über Finnland nach Petersburg, kehrte nach kurzem Aufenthalte daſelbſt nach Berlin zurück, und ging ſodann nach Frankfurt am Main. Nachdem er ſich eine Zeit lang am Rhein umher getrieben hatte, ging er über Holland wieder nach England. Hier entſpann ſich zwiſchen ihm und einer Dame, welche ſchon bey ſeiner erſten Anweſenheit daſelbſt ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hatte, eine Intrigue, deren Entwicklung zahlloſe Leiden über Alfieri herbeyführte. Er umfaßte dieſe Leidenſchaft mit jener wilden Gluth, welche ſeine ganze Jugend bezeichnete. Der Gemahl ſeiner Geliebten war ſehr eiferſüchtig. Es war indeſſen, wie ſich im Verlaufe der Geſchichte zeigen wird, gar nicht ſchwer, von der Dame beglückt zu werden, und auch Alfieri gelang bald an dieſes Ziel. Es wurden verſtohlene Beſuche veranſtaltet und ausgeführt. Die Zwiſchenzeit zwiſchen dieſen beglückenden Stunden verlebte Alfieri in einer förmlichen verliebten Raſerey. Er lief wie beſinnungslos umher, hatte nirgends Ruhe noch Raſt, ritt Pferde todt, ſetzte wie ein Raſender über Barrieren und Gräben, und tobte ſo fort, bis ſeine Sehnſucht durch einen Beſuch geſtillt ward. Er ſtürzte einmal mit dem Pferde, verrenkte ſich die linke Schulter, und brach das Schlüſſelbein; blieb aber trotz dieſer bedeutenden Verwundung nicht zu Bette als die Nacht anbrach, welche ihn zu der Geliebten rief. Indeſſen hatte der Gemahl dieſer Dame Alles entdeckt, und es kam zwiſchen ihm und Alfieri zum Duell, als ſie ſich im Theater trafen. Sie ſchlugen ſich im Mondlicht, auf der Wieſe Greengark. Alfieri focht wie ein Raſender, aber ſeine Fechtkunſt war ſeinem Muthe nicht gleich, er ward verwundet, und der Lord erklärte ſich für gerächt. Bald darauf enthüllte ſich die ganze Unwürdigkeit ſeiner Geliebten, deren Gunſt er mit einem Jokey hatte theilen müſſen. Sein Schmerz und ſeine Wuth über dieſe Entdeckung überſtieg alle Grenzen. Zum Überfluß erſchien die ganze ſaubere Geſchichte in öffentlichen Blättern, und Alfieri ward das Geſpött Londons. Der Lord verfolgte den Scheidungsprozeß auf Alfieris Nahmen. Die Scheidung ward bald gerichtlich ausgeſprochen, und die Unwürdige verließ England, um ſich in ein franzöſiſches Kloſter zu begeben. Selbſt nach dieſer furchtbaren Enttäuſchung war Alfieri ſo ſehr Sclave ſeiner Sinne, daß er ſich von der reizenden Sünderinn, welche er glühend haßte und verachtete, nicht trennen konnte, ſondern ſie noch bis an die Küſte geleitete.

Bald darauf verließ auch er England in tiefer Schwermuth, und begab ſich nach Holland, ſeinen würdigen Freund d'Acunha zu beſuchen. Auch hier litt es ihm nicht lange, und er reiſete nach Spanien. In Paris kaufte er eine Sammlung italieniſcher Klaſſiker, aber konnte ihnen durchaus keinen Geſchmack abgewinnen. Montaigne blieb ſeine ſtete Lectüre. Eine Krankheit nöthigte ihn, in Barcellona zu verweilen, und er benützte dieſe Muße, um etwas Spaniſch zu lernen, und mit Hülfe eines Wörterbuches den Don Quixotte in der Urſprache zu leſen. Er ging nach ſeiner Geneſung ſogleich nach Madrid, und nach einem kurzen Aufenthalte daſelbſt über Toloſa und Badajez nach Liſſabon. In Spanien fröhnte er ſeiner Liebhaberey für ſchöne Pferde ganz, und erkaufte deren viele. Er lernte in Liſſabon den gelehrten Abbate Caluſo kennen, welcher wieder auf einen Augenblick den Trieb, auch etwas zu lernen, in ihm erweckte; aber dieſer Trieb verloſch in den Zerſtreuungen, in welche er ſich ſtürzte, ſehr bald wieder. Er verließ Liſſabon, und beſchloß den Carneval in Cadix, wobey er ſich ſolchen Ausſchweifungen hingab, daß er deren Folgen bis nach Turin mit ſich zurücktrug, und noch dort beynahe ein halbes Jahr zu ſeiner Wiederherſtellung verwenden mußte.

(Fortſetzung folgt.)

* * *

Gloſſen.

Ein Menſch ohne Geld iſt ein Körper ohne Seele, ein wandelnder Todter, ein Geſpenſt, dem Alles aus dem Wege geht, wie einem Peſtkranken. Sein Kommen macht verdrießlich, und ſein Geſpräch langweilt. Hat er Verſtand, ſo fehlt ihm die Gelegenheit ihn zu zeigen; hat er keinen, ſo achtet man ihn den unwiſſenden Thieren gleich. Die Weiber finden ihn unausſtehlich. Die Wirthe wollen, daß er von der Luft lebe, und die Schneider, daß er ſich, wie unſere Voreltern, mit Feigenblättern kleide.

Überall hört man die Klage: die Welt ſey voll von Undankbaren. Dieſe Behauptung ſetzt voraus, daß die Welt auch von Wohlthätern voll ſey. Aber leider iſt es nicht ſo; denn die meiſten Menſchen fordern für eine kleine Gabe, große Erkenntlichkeit. Ein Mittagseſſen, dem Freunde gegeben, ein kleiner Dienſt, dem Verwandten erwieſen, geben nach der Meinung der heutigen Selbſtlinge gerechten Anſpruch auf dauernde Dankbarkeit.

Wer viele Schulden hat, gleicht den Sternen, die ſich nur bey Nacht zeigen.

Ein Jäger, der das Wild ſieht, das er tödten will, gleicht den Ärzten.

Die Männer geben den Frauen dann und wann Recht, wenn aber eine Frau jemanden Recht gibt, ſo iſt es gewiß ein Mann.

Die alten Leute rühmen ſtets die Sitten und die Zeit ihrer Jugend, aus dem einfachen Grunde, weil ſie damahls jung waren und ihnen Alles in den lachendſten Farben erſchien. Erfahrung hat ihnen ſeitdem das Laſter kennen gelehrt, und ſie ſehen jetzt nur die Schlange, wo ſie ſonſt nur die verborgenen Roſen ſahen. — b —

* * *

Charade.

An Chriſtine.

(Vierſilbig.)

Man zählt ſie zu den reichſten Himmelsgaben,
Die durch die letzten Sylben wird genannt,
Weh'! jenen Armen, welche ſie nicht haben!; —
Dem Geiſte wird durch ſie der Geiſt verwandt,
Den Menſchen ziehn ſie aus der Thierheit Schranken
Empor zum Götterſitze der Gedanken.

Doch mich, ob ich dieß Kleinod gleich beſitze,
Mich zwingt des Wohlſtands Regel ſtreng und kalt,
Daß ich die beyden erſten nur benütze,
Belebt durch heißer Sehnſucht Allgewalt, —
Sie dienen mir im lauten Weltgewühle
Als ſtille Bothen zärtlicher Gefühle.

Sie ſind es, welche oft ſo bitter klagen,
Die Freude und den ſüßen Schmerz geſtehn,
Verſtohlen manche kühne Bitte wagen,
Auch zürnen — um Vergebung zu erflehn; —
In ihnen lebt das traulich holde Ganze,
Für mich die einz'ge Blüth' aus Amors Kranze.

Doch wär' es auch, und ſänke einſt der Schleyer.
Der treu mein liebliches Geheimniß deckt,
Verkünd' ich laut mit allem Sonnenfeuer
Der letzten, was das Herz in mir bewegt.;
Arm fühlt ich mich, — ich müßte mich bequemen,
Zum Ganzen meine Zuflucht doch zu nehmen. Nell.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Im Hoftheater nächſt dem Kärnthnerthore wurde am 11. April eine Abendunterhaltung zum Vortheile der öffentlichen Wohlthätigkeitsanſtalten gegeben. Die beyden Abtheilungen derſelben eröffneten Ouverturen, die erſte von Cherubini zur Medea, die zweyte von Boieldieu, zu ſeiner neuen Oper: les voitures versées; von dieſer letzten läßt ſich wenig Gutes ſagen, die erſte erhielt Beyfall. Thalia beſchenkte uns mit Göthe's erſtem Werke: die Laune des Verliebten, ein Schäferſpiel in einem Akte, was trotz ſeiner Claſſicität weniger anſprach, weil der hohe Meiſter ſchon frühe es verſchmähte, Effekte zu ſuchen, und das Publikum im Allgemeinen jetzt weniger als je Sinn für ein Ganzes hat. Auch die Darſtellenden wurden an dem Werke irre.

und konnten ſich in dieſer in doppelter Hinſicht verklungenen Epoche nicht zurecht finden. Die Geſangſtücke waren: eine breite Scene von Generali, die der Vortrag der Dlle. Canzi erträglich machte; ein Terzett aus Roſſini's Ricciardo e Zoraide, von den Damen Grünbaum und Waldmüller, und Herrn Forti brav geſungen; dieſer letztere ſchwebte wieder in den höhern Regionen des Tenors; eine Arie von Par, mit obligater Klarinette, in welcher ſich Mad. Grünbaum auszeichnete; endlich die Nachtigall, ein Vokalquartett von Schubert, welches gefiel und wiederhohlt werden mußte; dieſer Genre ſcheint dem talentvollen Komponiſten auch am meiſten zuzuſagen, und die Herren Barth, Umlauf, Nejebſe und Götz, die es ſangen, gewinnen an Einklang und harmoniſchem Zuſammenwirken immer mehr. An Inſtrumental-Stücken hörten wir ein originell ſeyn ſollendes Andante und Rondo von Lafont, welches der Violinſpieler, Herr Helmesberger gut ſpielte, dann Variationen für den Tſchakan, welche Herr Krähmer brav blies. Der Schluß des Ganzen ergötzte das zahlreiche Publikum am meiſten, weil es dabey die größte Augenweide hatte; es war nämlich ein Tableau nach Teniers, aus welchem ſich zuerſt ein Pas de trois, von der Erfindung des nunmehrigen Balletmeiſters, Herrn Taglioni, in dem die Dlles. Millière und Heberle, dann der Verfaſſer glänzten, dann ein Pas de deux entwickelte, das Herrn und Mad. Rozier Gelegenheit gab, ihre Kunſtfertigkeit zu zeigen. Zum Schluſſe kehrten die tanzenden Perſonen in den Rahmen zurück, und ſtellten das Tableau wieder her.

Seit kurzer Zeit ſpielt Herr Martin Kratochwill aus Neuhaus in Böhmen auf dem von ihm verfertigten Inſtrumente, Harmonichord oder Cöliſon genannt, im Gaſthofe zum wilden Mann in der Kärntnerſtraße, während der Frühzeit von zehn, bis zur Mittagsſtunde ein Uhr. Was er auf dem Anſchlagzettel ankündet, daß der Ton ſeines Inſtrumentes wechſelnd dem der Harmonika, Flöte, und im Baſſe dem des Violoncello, auch ſelbſt der Menſchenſtimme gleicht, rechtfertigt ſich jedem Künſtler und Kunſtfreunde, der dieſer Erfindung für wenige Minuten ſein Ohr ſchenken will. Die Taſtur iſt übrigens ſo eingerichtet, daß mit wenig Mühe eine auf dem Pianoforte gewandte Hand auf dem Inſtrumente, was, ohne viel Raum einzunehmen, auch als ein artiges Meubelſtück in jede geſchmackvoll gezierte Stube paßt, ſpielen kann. Da der Erfinder dem Vernehmen nach Wien bald zu verlaſſen geſonnen iſt, ſo wäre ihm ein reichlicher Zuſpruch, ſeinem Verdienſte nach, eifrigſt zu wünſchen. M.

Die Bank of England gewinnt immer mehr Zutrauen, trotz den ſtürmiſchen Zeiten. Sie münzt jetzt nicht nur eine große Menge Gold, ſondern wird auch den nächſtkommenden July eine Million Silbergeld ausgeben. Endlich glaubt man noch, daß ſie ihre Zahlungen in klingender Münze viel früher anfangen wird, als ihr das Parlament vorgeſchrieben.

Im Laufe dieſes Monats ſoll Didins bibliographiſche Reiſe in London in drey großen Octavbänden erſcheinen, es wird ein Prachtwerk, und ſoll 9 Guineen koſten. Es iſt mit hundert Kupfern und Vignetten geziert, worunter ſich viele Bildniſſe berühmter Männer befinden. Im dritten Bande finden ſich Beſchreibungen der bibliographiſchen und architektoniſchen Alterthümer in Straßburg, Stuttgart, Augsburg, München und Wien; auch werden merkwürdige Sitten und Gebräuche geſchildert, vorzüglich aber der Zuſtand der Literatur.

Die Auſtern haben in einem Berliner Arzte, Herrn Dr. Michaelis, einen rüſtigen Vertheidiger gefunden. Er ſagt: In allen Zeiten wurden die Auſtern für eine leicht verdauliche Speiſe gehalten. Sie ſind ein vortreffliches Nahrungsmittel für ſchwache Greiſe und für ſolche, die von einer ſchweren Krankheit geneſen. Beym langwierigen Durchfall, bey den Scropheln, beym Scorbut und in der Schwindſucht fand man ſie oft hülfreich. Frauen, die in den erſten Monaten ihrer Schwangerſchaft alles

Genoſſene wegbrechen, ſind ſie von außerordentlichem Nutzen. Ein weißer, leicht geſäuerter Wein iſt am paſſendſten dazu zu trinken. Gekocht oder marinirt werden ſie hart, lederartig und unverdaulich.

In Nr. 23 Ihres intereſſanten Blattes vom 21ſten v. M. März habe ich einen Artikel geleſen, der vom Dünger handelt.

Da ich im Beſitz eines ausſchließenden Privilegiums zur Erzeugung des neuen Düngers bin, ſo glaube ich folgendes darauf erwiedern zu ſollen: Bridet hat zwar im Jahre 1796 das ſogenannte Düngſalz — poudrette — Gabriel Donat aber erſt 1819 das Dungharnſalz — urate calcaire — erfunden, für welches Letzterer, in Folge der durch Herrn Vicomte Herricart de Thurey im Jahre 1819 gemachten, und während dem Jahre 1820 fortgeſetzten Verſuche eine goldene Medaille erhielt.

Der Verfaſſer des Artikels beruft ſich auf bayeriſche Blätter *), welche behaupten, daß Bridet's Entdeckung keine Nachahmung verdiene. Obſchon dieſes Dungſalz — poudrette — nur den zehnten Theil ſo viel Kraft hat, als das Dungharnſalz, ſo iſt dennoch durch die Erfahrung erwieſen, daß es eine beſſere Wirkung hervorbringe, als der Gyps, und den Boden auf mehrere Jahre fruchtbar mache. Ein unverwerflicher Beweis hiervon iſt, daß Bourſaut, Unternehmer der Schwindgruben von Paris, im Jahre 1818 allda mehr als 150,000 Metzen Poudrette verkauft hat.

Was das neue Verfahren anbetrifft, iſt ihm der Vorzug durch aufgeklärte Männer aus allen Ländern eingeräumt worden. Die Menſchheit erfreut ſich der Erfindung der beweglichen Senkgruben. Die Stadt Paris hat 75000 Franken jährlichen Pachtertrag ihrer Schwindgruben aufgeopfert, und der Compagnie Donat unentgeldlich die Urinteiche von Montfaucon überlaſſen, um die Maſſe des Dungharnſalzes, dieſes für den Ackerbau ſo koſtbaren Düngers, zu vermehren.

Aus den durch Herrn Grafen François de Neufchateau gemachten Nachforſchungen, welche im Jahre 1818 ins Deutſche überſetzt worden ſind, kann man erſehen, daß man ſchon in den früheſten Zeiten und in allen Ländern in dem Menſchenharn befruchtende Eigenſchaften erkannt hat; daß man aber die Art nicht wußte, denſelben mit gemilderter Kraft anzuwenden. In den beweglichen Senkgruben werden die Ingredienzen weder durch Ausdünſtung noch durch Gährung geſchwächt. Durch Donats Verfahren werden ſie plötzlich in neutrales Salz verwandelt, welches leicht zu verführen iſt, und ohne Gefahr für den Sämann ausgeſtreut werden kann.

Das Dungharnſalz iſt kein erkünſtelter Dünger, es wird vielmehr für den kräftigſten und den am meiſten animaliſche Subſtanzen enthaltenden Dünger ſelbſt anerkannt. Wenn er auf das Feld ausgeſtreut wird, iſt ſeine Wirkung unmittelbar, und dauert, wie die Erfahrung erwieſen hat, mehrere Jahre. Die Herren Agronomen ſchreckt ſeine Kraft nicht ab; ſie können ihn, je nach der Beſchaffenheit der Pflanzen, vermengen, oder in minderer Quantität verwenden; dieſe Vorſicht iſt immer bey Tauben- wie bey Schaf- und anderm hitzigen Miſte beobachtet worden. Es wäre irrig, zu denken, daß er die Erde ausmärgle; ich kenne nur den Kuhmiſt, der auf gewiſſe Gattungen von Boden nachtheilige Folgen haben kann, indem er denſelben erkühlet und Ungeziefer erzeugt.

Man verwendet einen Theil des neuen Düngers im Spätjahre, aber allgemein ſtreut man ihn im Frühjahr auf das Feld; er erſetzt wieder, was die Verheerungen des Winters geſchadet haben, und ſichert die Ernte.

Ich werde es mir zur Pflicht angelegen ſeyn laſſen, den Herren Landwirthen alle Erläuterungen mitzutheilen, die ich erhalten kann. — Ch. Levaſſeur.

Der Herr Vicekanzler von Donop zu Meiningen iſt ſeit Kurzem im Beſitz der in Jerſey gefundenen, an 1000 Stück enthaltenden, in ihrer Art einzigen Sammlung von Silbermünzen.

---

*) Anm. der Red. Das hier citirte bayeriſche Blatt iſt: Nr. 19 der allgemeinen Handlungszeitung. Nürnberg, 1821.

Unter dem beſcheidenen Titel: Essai sur l'histoire ancienne de nouvelle Russie, hat Herr von Caſtelneau ein vorzügliches hiſtoriſches Werk geliefert; es fängt im entfernteſten Alterthume an, und endigt mit dem Abtritt der Krimm an Rußland, im Jahre 1784.

In Neu-Süd-Wales iſt unter den Eingebornen ein Tanz üblich, den ſie Corobbori nennen. Dieſe ſonderbare Beluſtigungsweiſe findet in einem finſtern Urwalde Statt, wo mehrere hohe Feuer angezündet werden. Dieſe Beleuchtung ſowohl, als die grotesken, nackten Geſtalten, denen die übliche Mahlereyen auf Bruſt, Arm, Füßen und Rippen das Anſehen von Todtengerippen gibt, wozu noch die abſcheulichen Knochenzierathen in Naſe und Ohren kommen, gewähren ein furchtbares Schauſpiel.

Die Verwegenheit der engliſchen Schleichhändler iſt gegenwärtig ſo groß, daß ſich die Regierung gezwungen ſieht, ernſthafte Maßregeln zu gebrauchen. Sie begleiten die einzuſchwärzenden Waaren zu 100 auch 150 Mann, mit Musketen und Seitengewehren bewaffnet, und fechten mit Verzweiflung. Rühmenswerth iſt die Treue der ſchlechtbezahlten Schiffskadetten und Offiziere, die den reichen Beſtechungen der Schleichhändler männlich widerſtehen, und pflichtgemäß ihr Leben auf das Spiel ſetzen, obgleich ſie gegen dieſe Übermacht nichts auszurichten vermögen.

Auf den Südſee-Inſeln werden die Hunde gegeſſen. Man mäſtet ſie, wie andere Hausthiere, zum Schlachten. Sie ſehen unſeren Schäferhunden ähnlich, haben aber einen großen, dicken Kopf, ſehr kleine Augen, aufrecht ſtehende Ohren, und einen kurzen, behaarten Schwanz. Sie bellen nicht, ſondern heulen, und ſind ſehr träge. Ihr Fleiſch iſt nichts weniger, als übelſchmeckend, wahrſcheinlich weil ſie mit Brotfrucht, Bananen u. ſ. w. gefüttert werden.

In England macht man jetzt Uhren, an denen man die Kette mittelſt des Uhrgriffes aufziehen kann, und folglich keines Schlüſſels bedarf.

Der ſogenannte Göthiſche Bund, ein löblicher Verein in Schweden, der die Abſicht hat, Künſte und Wiſſenſchaften zu befördern, hat abermahls verſchiedene Preiſe für Mahler und Bildhauer ausgeſetzt; nämlich: einen zu 30, zwey zu 15 und zwey zu 10 Dukaten.

In den letzten ſechs Jahren verunglückten an der franzöſiſchen Küſte 1026 Fahrzeuge, und an der engliſchen 1190.

Der deutſche Kupferſtecher Gmelin hat kurz vor ſeinem Tode (22ſten September vorigen Jahres) eine Reihe von Landſchaften in Kupfer geſtochen vollendet, welche die, von der Herzoginn von Devonſhire veranſtaltete, italieniſche Überſetzung der Aeneide ſchmücken ſollen. Man bewundert darin eine außerordentliche techniſche Fertigkeit, welche mit den einfachſten Mitteln die größten Wirkungen des Lichts und Schattens hervorbringt.

Der Contre-Admiral Baron St. Haouen hat einen neuen Telegraphen erfunden, deſſen Zeichen man bey dem ſchlechteſten Wetter auf dem Meere und auf dem feſten Lande, bey Tag und bey Nacht erkennen kann: bey Tag auf 3 bis 4 Meilen Entfernung, bey Nacht, ſelbſt bey Mondſchein, auf 4 bis 5 Meilen.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625) wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k. k. Poſt 11 fl. W.W. halbj. Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

35.

(Wien, Mittwoch den 2. May.)

Der Schriftſteller, ohne es zu wiſſen.

Von Friedrich Laun.

1.

Geraume Zeit hatte der Domänen-Rath **Blank** für ein lebendiges Modejournal gelten können. Seine artige Figur gereichte obendrein den Moden zur beſten Empfehlung. Jedermann ſchien ſeinen Witz durch das Vergrößerungsglas zu betrachten, weil er aus einem recht wohlgeformten Munde kam, und eine ſonore Stimme ihn vortrug. Auch bey Declamatorien wußte ſich letztere Bewunderung zu erwerben, und da er gewöhnlich nur ſeine eigenen Reimereyen zu Markte brachte, ſo gab es viel Fräulein und Witwen, welche nicht begriffen, warum ſein Bändchen gedruckter Verſe kein Glück gemacht hatte, wie etwa die Verſe von **Göthe** oder **Schiller**.

Aber die Zeit ſetzte Alles wieder ins Gleichgewicht; Kinder, welche Herr **Blank** als ſchon gemachter Mann aus der Taufe gehoben, waren zum Barte gelangt, er wußte kaum wie. An ihren Körpern nahmen ſich die neuen Moden ziemlich ſo gut aus, wie vormahls an dem ſeinigen. Seine Stimme hatte keine Stimme mehr und an ſeinen Verſen war die Liebhaberey auch ziemlich verloren gegangen. Kurz er merkte, daß er ſelbſt aus der Mode gekommen war.

Gleichwohl wendete er ſich nur allmählich und mit dem Gefühle eines verzogenen Knaben, der die übertriebene älterliche Liebe auf den neugeborenen Bruder übergehen ſieht, von den Cirkeln, in denen die Jugend glänzt, völlig ab.

Jetzt hätte er eine Gattinn haben ſollen. Aber über einigen Liebſchaften der frühern Jahre hatte er die beſten Partien verſäumt, und gerade ſeine Liebſchaften eigneten ſich wenig dazu, ihm das Weſen der Frauen von einer würdigen Seite darzuſtellen. Wenn er jetzt einſam zu Hauſe ſaß, erzeugte ihm der Gedanke an das, was er gethan, im Vereine mit der Vorſtellung, was er hätte thun ſollen, oft einen Haufen von Grillen auf ein Mahl. Wie im Geſichte die Falten, ſo waren ihm auch im Innern unangenehme Eigenheiten entſtanden, die vielleicht keine Frau erträglich gefunden hätte. Daher traf er endlich die Übereinkunft mit ſich ſelbſt, daß er der Ehe für immer entſagen wolle.

Weil es ihm indeſſen an innerem Gehalte nicht gebrach, ſo wußte er mit einigen Jugendfreunden, die zum Theil auf ähnliche Weiſe um das Glück der Häuslichkeit gekommen waren, ein innigeres Band anzuknüpfen und in ihrer Geſellſchaft hauptſächlich die frohen akademiſchen Tage in der Erinnerung noch ein Mahl zu genießen.

Zu Zeiten dünkte ihm dieſer Verein noch der beſte Erſatz für das glücklichere Familienleben, das er für immer verſcherzt zu haben meinte. Zu andern Zeiten hingegen fing ſein Glaube, daß ein Mann, wie er, zur Eheloſigkeit verdammt ſeyn ſollte, doch wieder gewaltig zu wanken an. Wenn er zum Beyſpiel ein neues Röllchen Gold bey Seite legte, dachte er gemeiniglich ſeufzend: Sollte denn der beliebte Glanz dieſes Metalls, wovon du zwey Mahl mehr haſt, als du brauchſt, deinem vom Zeitſtrome allerdings ziemlich verwaſchenen Äußern und Innern nicht wenigſtens etwas Gefälliges zurückgeben können? Gewöhnlich aber verneinte er unmittelbar darauf dieſe Frage ſich ſelbſt, verwahrte voll Unmuth das Hingelegte und eilte aus dem einſamen Hauſe zu einem ſeiner Freunde, um nur recht geſchwind auf andere Gedanken zu kommen.

Das war eines Abends wieder der Fall. Aber das Herz des ebenfalls eheloſen Accis-Inſpektors, den er aufſuchte, war eben ſelbſt ganz allarmirt. Ja — ſagte er, dem Ankommenden ein Buch, Frauenglück betitelt, entgegen haltend — wären die Weiber, wie hier eine geſchildert iſt, ſo verlohnte ſichs wohl der Mühe, noch jetzt umzuſatteln und aus Hageſtolzen Ehemänner zu werden.

Die nach und nach ſich verſammelnden Freunde hörten ebenfalls davon, meinten aber, daß müßigen Bücherſchreibern alle möglichen Tugenden zu Gebothe ſtänden, um die Helden und Heldinnen ihrer Romane nur noch langweiliger zu machen.

Das Langweilige dieſes Buches beſtritt jedoch der Accis-Inſpektor, und der Domänen-Rath, der bekanntlich viel in der Schöngeiſterey gethan hatte, ward zum Schiedsrichter erkoren. Er ſollte das Werk mitnehmen, und in einer der nächſten Zuſammenkünfte ſein Urtheil darüber zum Beſten geben.

2.

Der Heimgekehrte überblickte den Anfang des mitgenommenen Buches. Er ſetzte ſich und las ſich bald ſo in dasſelbe hinein, daß an kein Schlafengehen zu denken war, bevor er's nicht beendigt hatte.

Gott, welch ein Weib! rief er, ſo laut, daß ſein im Vorzimmer eingeſchlummerter Bediente ſchlaftrunken auf- und hereintaumelte, zu fragen, ob er ihn gerufen habe. —

Der Domänen-Rath ging zu Bette. Wenn er aber die Augen ſchloß, um zu ſchlafen, ſo drehte ſich Alles mit ihm im Kreiſe herum, gerade, als ob er bey einem Trinkgelage des Guten zu viel gethan hätte. Welch ein Weib! wiederholte er noch beym Wiederaufſtehen am Morgen. Und zwar blieb er keinesweges bey der Heldinn des Romans ſtehen, wie ſeine Freunde. Die genannte Verfaſſerinn deſſelben, Euphroſyne Richter, war ſein Augenmerk. Sie hatte der jungen Heldinn einen ungeſchliffenen, grämlichen, argwöhniſchen Mann zum Gatten zugetheilt, den ſie von den ſchlimmſten ſeiner Eigenſchaften durch eine unglaubliche Geduld zu kuriren verſtand. Es ging ſo weit, daß am Ende das Ehepaar noch zum ordentlichen Liebespaare umgeſchaffen und der Satz durchgeführt wurde, das weibliche Glück könne einzig durch Duldung und durch ein ſtetes Streben, die Wünſche, ſelbſt des widerwärtigſten Gatten, zu befriedigen, endlich erreicht werden. Ja — rief der Entzückte — eine Frau, die das Alles ſo überzeugend darzuſtellen weiß, die muß nothwendig durchdrungen ſeyn von der Wahrheit ihrer Lehren. Faſt ohne es ſelbſt zu merken, begann er dieſes Mahl unmittelbar nach dem Frühſtücke ſich anzukleiden und ſchien vor ſeiner eigenen Perſon zu erſchrecken, als er, gerade wie die Stadtuhr ſieben ſchlug, ſchon fix und fertig vor dem Spiegel ſtand.

Hernach! ſagte er beym Fortgehen zum Bedienten, der ihm mit dem Raſierzeuge in der Thüre begegnete, und eilte die Treppe hinunter.

3.

Nur zwey Straßen von des Domänen-Raths Hauſe wohnte der Verleger des »Frauenglücks«, den er, wie vom Inſtinkt getrieben, aufſuchen wollte. Da fiel ihm ein, daß er eben im Nahmen der Domänen-Kammer eine Differenz mit dem Manne hatte. Dieſer wollte nähmlich eine ſchuldige Summe, ſtatt in Conventionsgelde nur in der kurſirenden geringern Münzſorte abtragen. Blank bedauerte jetzt gar ſehr, daß er ſich darüber ſo derb gegen ihn ausgelaſſen und hielt es für das Beſte, ihm zu Beylegung der Sache nachzugeben, und das Aufgeld aus eigenen Mitteln zu erlegen.

Dieſer Umſtand ließ ſich überdieß zur Einleitung ſeiner Erkundigung annehmen.

Aber die Buchhandlung war noch feſt verſchloſſen. Erſt, als er zum dritten Mahle vorüberkam, ſtieß man von innen die eiſerne Thür auf, und auf ſeine Frage nach dem Herrn, hieß es, daß der noch ſchlafe.

Eine Stunde lang trug der Domänen-Rath ſein ſturmbewegtes Herz durch alle Straßen der Stadt; dann kehrte er zurück in die Buchhandlung.

Die Falten im Geſichte des Buchhändlers, den er am Arbeitspulte fand, ebneten ſich zwar bey ſeinem annehmlichen Vorſchlage etwas, aber die Furcht, der Buchhändler möchte ſeine Abſicht errathen, bemächtigte ſich des Verliebten dergeſtalt, daß er eine lange Weile kein Wort vorzubringen wußte. Endlich bath er doch um ein Verzeichniß der neuen Verlagsartikel der Handlung, ließ einige für ſich bey Seite legen, und kam dann, wie von ungefähr auf den Roman: »Frauenglück«, zu ſprechen. Er rühmte die Verfaſſerinn außerordentlich.

Der Buchhändler, ein Vokativus, merkte bald, wie viel es geſchlagen hatte. Ja — ſagte er — kein Poſttag vergeht, wo nicht Briefe an ſie einlaufen.

Wirklich? rief der von dieſer Nachricht Betroffene. Hält ſie ſich in hieſiger Gegend auf?

Der Buchhändler zuckte die Achſeln, verſichernd, daß, ſo gern er auch zu allen übrigen Dienſten bereit ſey, er Euphroſynens Aufenthalt doch nicht verrathen dürfe.

Iſt ſie verheirathet? fragte der Verliebte hocherröthend.

Geweſen! war die Antwort.

Alſo wohl ſchon etwas in die Jahre gekommen?

Keineswegs, Herr Domänen-Rath. Unter uns, das Buch iſt zum Theil ihre eigene Geſchichte. Doch ich habe ſchon mehr geſagt, als ich bey der Beſcheidenheit der Verfaſſerinn verantworten könnte.

Wenigſtens — verſetzte der Rath — können ſie auf meine Verſchwiegenheit rechnen. — Ich will ihnen nur geſtehen, daß ich — hier huſtete er mehrere Mahle — daß ich — — durch Einſchluß, ein Brieſchen an die Verfaſſerinn erhalten habe.

Gern erbiete ich mich, es in die rechten Hände zu befördern.

Voll von den ſchönſten Hoffnungen eilte der Domänen-Rath zurück in ſeine Behauſung, ließ durch den Bedienten in die Kammer ſagen, er ſey unpaß, und ſchrieb dann kein Brieſchen, ſondern einen langen, langen Brief an Euphroſynen, worin er um ihre Bekanntſchaft bath. — Ein zweytes Couvert mit der Adreſſe des Buchhändlers enthielt die Wiederhohlung ſeines mündlichen, bereits bewilligten Anbringens.

4.

Es war eine der längſten Wochen ſeines Lebens, nach welcher erſt die Antwort einlangte. Um ſo erfreulicher aber war ſie auch. Ja, die junge Witwe war ein Engel und ihr Beſitz zu dieſer Zeit ſein einziges Streben. Den Ort ihres Aufenthalts hatte ſie zwar noch nicht gemeldet, allein daraus, daß jeder Brief erſt in acht Tagen Antwort erhielt, konnte er ſchließen, daß ſie nicht in der Stadt wohne. Die ganze Korreſpondenz ging übrigens durch des Buchhändlers Hand.

Blanks Freunde wurden inzwiſchen immer unzufriedener mit ihm. Sich nicht vor der Zeit zu verrathen, hatte er gegen ſie, ſtatt des verlangten ausführlichen Urtheils über den Roman: Frauenglück, kaum ein Paar billigende Worte fallen laſſen; dann verſäumte er die gewöhnlichen Zuſammenkünfte recht häufig und kam er ja, ſo war er ſo gedankenlos und wortkarg, daß kein Menſch mehr etwas mit ihm anzufangen wußte. Der Briefwechſel war dagegen im ſchönſten Flore; die Einleitung zu ſeiner Vermählung mit Euphroſynen auch bereits getroffen. Sie ſelbſt wollte nächſtens nach der Reſidenz kommen.

Aber ein Hinderniß nach dem andern trat dazwiſchen. Endlich weiß der Liebende nicht mehr, was er denken ſoll, und wendet ſich in ſeinem Unmuthe an den Buchhändler. Achſelzuckend entdeckte der hierauf, daß Euphroſyne nunmehr in der Stadt ſey, und nur noch die Beſorgniß, ihn über ihr — jetzt müſſe er's freylich auch geſtehen! — nicht ſehr empfehlendes Äußeres unzufrieden zu ſehen, ſtehe der längſt erſehnten Zuſammenkunft entgegen.

Freund — erwiederte da der Rath — iſt es nichts, als das? o dann trauen ſie mir Philoſophie genug zu, der ſchönen Geſinnung meiner geliebten Korreſpondentinn, auch bey dem verzogenſten Geſichte zu huldigen.

Wenn ſie denn wirklich gefaßt ſind — — erwiederte der Buchhändler, die Thürklinke ergreifend.

Auf Alles! antwortete der Domänen-Rath in größter Ungeduld, und die Thür ging auf.

8.

Verzeihung, mein werthester Herr Cleve! mit dieſen Worten ſtürzte dem Verſteinerten ſein alter Hofmeiſter, Herr Magiſter Koberus, in die Arme — Verzeihung, daß ich die Gelegenheit benutzte, mich von der Frucht meiner Lehrmethode an ihnen völlig zu überzeugen. Ich bin nähmlich nicht nur der Verfaſſer des Buches: »Frauenglück«, ſondern auch ihre ſogenannte Korreſpondentinn. Die Tochter des Herrn Verlegers, welche meine Briefe an ſie allezeit in's Reine ſchrieb, iſt die einzige Mitwiſſerinn des großen Geheimniſſes. Der Vater der Mamſell, dem ich vor einiger Zeit einen Band Predigten zum Verlage anboth, lehnte dieſe unter der Bemerkung ab, daß die Moral, in Beyſpielen dargeſtellt, eine verkäuflichere Waare ſey, und forderte mich auf, die Idee auszuführen, die dem Romane »Frauenglück« zum Grunde liegt. Daß es mir damit gelungen iſt, das bezeugt die neue, verbeſſerte Auflage, welche ſich eben unter der Preſſe befindet. Eine Menge Nachfragen nach Euphroſine Richter, hauptſächlich von bejahrten Junggeſellen, beſtimmten den Verleger, die Theilnahme an dem Buche durch Entdeckung ſeines männlichen Urſprungs nicht zu ſtören. Doch lieferte er mir die vielen Briefe an die ſogenannte Euphroſyne insgeſammt richtig aus. Auch die ihrigen alſo. Da ſich nun in dieſen die Genien der Liebe und der Korreſpondirkunſt im ſchönſten Vereine vorfanden, ſo glaubte der Herr Verleger eine neue Speculation darauf gründen zu müſſen, und überredete mich, Euphroſynens Rolle in Briefen fortzuſpielen. Der größte Theil derſelben hat bereits die Preſſe verlaſſen, und ich ſinne eben auf einen recht pikanten Schluß dieſer ausgezeichneten Liebesgeſchichte. Nächſte Oſtern ſoll ſie erſcheinen unter dem Titel: »Euphroſynens Herzensangelegenheiten«; wahre Geſchichte, von der Verfaſſerinn des Frauenglücks.

Anfangs wollte zwar der durch dieſe Löſung des Räthſels tief niedergeſchmetterte Domänen-Rath die Herausgabe der Briefe durchaus nicht geſtatten. Magiſter Koberus aber und der Verleger beſtürmten ihn vereint um ſeine Einwilligung. Am Ende gab er ſolche hauptſächlich darum, weil der Buchhändler ihm vorſtellte, daß der Nutzen aller drey Intereſſenten in der Geheimhaltung dcr Sache zuſammentreffe. Aber hat nun vielleicht der Reinſchreiberinn der Briefe das Geheimniß das Herz abdrücken wollen, oder den Verleger, nachdem er mehrere Auflagen dieſer Herzensangelegenheiten abgeſetzt, ſelber der Kitzel geplagt, ſeinen Freunden die lächerliche Bewandtniß der Sache zu offenbaren, genug die ganze Stadt weiß jetzt von der ſeltſamen Liebes-Korreſpondenz der beyden Hageſtolzen; auch iſt der Domänen-Rath unter dem Titel: »der Schriftſteller ohne es zu wiſſen«, zu einem weit größeren Rufe gelangt, als der ſogar war, den er in ſeinen frühern Jahren gehabt hatte.

* * *

Gallerie berühmter Dichter.

I.

Vittorio Alfieri.

(Fortſetzung von Nr. 34.)

Er war nun (1773) drey und zwanzig Jahre alt, reich, unabhängig und von einer überſtrömend feurigen Gemüthsart. Es konnte daher nicht fehlen, daß er noch viele Thorheiten begehen mußte, ehe er den wahren Werth, die wahren Freuden des Lebens erkennen ſollte. Er miethete ein prächtiges Haus auf der Piazza di San Carlo in *Turin*, hielt ſich prächtige Pferde, und lebte ganz den Freuden der Tafel und der Liebe. Vom Leſen war keine Rede; er ſah kein Buch auch nur von ferne an. Müßiggang und Langeweile führten ihn endlich dahin, wieder einen neuen ernſtlichen Liebeshandel anzuſpinnen. Der Gegenſtand ſeiner Gluth war eine durch Geburt ausgezeichnete Dame, aber von nicht allzu gutem Rufe, dazu über zehn Jahre älter als er. Er gab ſich nun wieder ganz dieſer Neigung hin. Es gab für ihn weder Luſtbarkeiten noch Freunde mehr, ſelbſt die vielgeliebten Pferde wurden vernachläßigt. Von früh acht Uhr bis Abends zwölf Uhr war er bey ihr, nach kurzer Zeit ſchien er mißvergnügt da zu ſeyn, und doch unfähig weg zu bleiben. Da er während der erſten Zeit ihres Umganges ſeine glühenden Wünſche nicht genug zu mäßigen wußte, ſo befiel ihn am Ende des Jahres 1773 eine ſolche Krankheit, daß man für ſein Leben fürchtete. Er genas jedoch wieder, und benützte den Vorwand ſeiner gänzlich zerrütteten Geſundheit, um ſich von dem ihm ſo verhaßten Militärſtande los zu machen, und erhielt auch bald ſeinen Abſchied. Im Jahre 1774 erkrankte ſeine Geliebte. Ihr Zuſtand geboth die vollkommenſte Ruhe, und *Alfieri*, der ſie keinen Augenblick verließ, ſaß Tage lang ſtumm an ihrem Bette. In dieſer Lage, welche ihm die höchſte Langeweile verurſachte, ohne daß er ſich getraute, ſeine Ketten zu brechen, nahm er einige Bogen Papier, und begann faſt gedankenlos den Plan zu einem Schauſpiel hinzukritzeln. Er nannte das Stück *Cleopatra*. Wie gedankenlos er bey dieſem erſten Verſuche zu Werke ging, beweiſet der Umſtand, daß ihn bloß eine ſchöne Tapete, welche er im Auge hatte, und welche Scenen aus dem Leben der *Cleopatra* vorſtellte, veranlaßte, ſein Werk *Cleopatra* zu taufen. Dieß war der Funke, aus welchem die Flamme erwuchs, welche über den dramatiſchen Horizont Italiens ein neues Licht ergießen ſollte.

Alfieris Gebieterinn genas, und er, ohne mehr an ſein Drama zu denken, legte es unter ein Kiſſen ihres Polſterſtuhles, wo es über ein Jahr in Vergeſſenheit lag. Sein Verhältniß zu dieſer Dame, deren er ſchon lange überdrüßig war, ward ihm bald ganz unerträglich. Er hatte ſchon ein paar Mahl verſucht, mit Gewalt zu brechen; ſie wußte ihn aber immer wieder zurück zu bringen. Endlich, ſonderbar und eigen in allen ſeinen Handlungen, erklärte er ſich auf einmahl von ihr geſchieden, verſchloß ſich in ſein Haus, jeder ihrer Botſchaften unzugänglich, und ſchnitt ſich ſeinen langen blonden Haarzopf ab, um ſich ſo ſelbſt zu verhindern, auszugehen, da man damahls, ſo geſchoren, nur Matroſen und Bauern ſah. Er verſuchte in dieſer Zeit wieder Geſchmack am Leſen zu finden, aber er verſtand nicht einmal das unbedeutendſte Buch ganz. Auch verſuchte er es wieder, Verſe zu machen, und ſtoppelte endlich ganz mühſam ein Sonett zuſammen, welches ſeinen Sieg über ſeine unwürdige Leidenſchaft pries. Endlich fiel ihm, bey Gelegenheit, daß er die Cleopatra des Delfino las, der Gedanke bey, ſeine eigene Cleopatra zu vollenden. Er hatte die Bruchſtücke derſelben bey der Trennung von ſeiner Geliebten aus dem Polſterſtuhl gerettet, und machte ſich nun friſch darüber her, ſie zu vollenden. Er umfaßte dieſe Arbeit, wie alles, was er begann, mit wüthender Leidenſchaft, und ließ ſich, weil ihn doch öfters das Gelüſten auszugehen anwandelte, von ſeinem Kammerdiener an den Stuhl feſt binden, und nur die Hände frey. Da er ſeine Unwiſſenheit fühlte, ſo ſchämte er ſich auch nicht, Andere um Rath zu fragen, und ſein Haus glich um dieſe Zeit einer Gelehrten-Akademie, ſo häufig verſammelte er Alle um ſich zu gutem Rath. Endlich war die Tragödie vollendet, und ward mit einer hinzugefügten kleinen Poſſe am 16ten Juny 1775 in Turin aufgeführt. Trotz ihrer unendlichen Mängel ſtrahlte das Licht hindurch, welches einſt dem italieniſchen Parnaſſe ſo herrlich glänzen ſollte, und ſie ward mit Beyfall aufgenommen. Alfieri war damahls ſechs und zwanzig und ein halb Jahr alt. Dieſer Beyfall weckte ſeine ganze Begierde nach ſchriftſtelleriſchem Ruhm, und er verpflichtete ſich gegen ſich ſelbſt, Alles aufzubiethen, ein großer Dichter zu werden. Nachdem dieſer edle Trieb die Rinde, womit Müßiggang und Wohlleben ſeinen natürlichen Verſtand umfangen hatten, geſprengt hatte, ſah er wohl ein, daß ſeine tiefe Unwiſſenheit ihm unerſteigliche Hinderniſſe auf dem Pfade, welchen er zu betreten entſchloſſen war, wälzen müßte. Er begriff, daß er von vorne zu ſtudieren anfangen müſſe, und führte dieſen ſchweren Entſchluß mit rieſenmäßiger Beharrlichkeit aus. Er ſchwur ſich zuvörderſt ſelbſt, keine Anſtrengung zu ſcheuen, um ſeine Sprache ſich ſo ganz eigen zu machen, als je ein Dichter in Italien. Er hatte zwey neue Tragödien, Philipp und Polynices, in franzöſiſcher Proſa angefangen. Er begriff indeß, daß, um zuvörderſt die toskaniſche Sprache ſich ganz anzueignen, alles Franzöſiſche durchaus verbannt ſeyn müſſe. Er begann alle italieniſchen Dichter zu leſen und zu gloſſiren. Er las die Gierusalemme, den Orlando, die divina Comedia, den Petrark unzählige Mahle. Er verſtand ſie zwar noch nicht ganz, aber machte doch große Fortſchritte in der Sprache, welche er faſt ganz vergeſſen hatte. Er las die Überſetzung des Statius von Bentivoglio, den Oſſian des Ceſarotti, die Überſetzungen Paradiſi's, und Maffei's Merope. Endlich, da ſeine elende Latinität ihm bey allen Citaten Hinderniſſe in den Weg legte, nahm er ſich einen Lehrer der lateiniſchen Sprache, und mußte mit Erröthen geſtehen, daß er nicht einmahl den Phädrus verſtunde, den er mit zehn Jahren auf der Akademie ſchon erklärt hatte. Bey ſeinem eiſernen Fleiße machte er indeſſen raſche Fortſchritte, und verſtand bald den Fürſten der lateiniſchen Lyriker, Horaz. Zu gleicher Zeit fuhr er fort, italieniſche Dichter, den Polizian, den Coſa u. ſ. w. zu leſen. Sein Eifer war unermüdlich, das Licht ſeines Geiſtes begann herrlich aufzudämmern, und er ging mit Rieſenſchritten vorwärts. Schon war er ſo weit, daß er ſeinen ganzen Philipp verſificirt hatte. Er beſchloß, nach Toskana zu gehen, um ſich dort an der Quelle des reinſten italieniſchen Dialektes die Sprache ganz eigen zu machen. Er ging im April 1776 dahin ab. In Parma beſuchte er Bodoni's, dieſes Raphaels der Buchdruckerey, Werkſtätten. Er, der beynahe ganz Europa durchreiſet war, ſah hier die erſte Buchdruckerey. Er ſah Alles, was ſeinen Geiſt bilden und entflammen konnte. Ein neues Leben war ihm aufgegangen. Er entwarf in Piſa ſein Trauerſpiel Antigone, und verſificirte den Polynices. Seine Thätigkeit war raſtlos. Vor Tags ſaß er ſchon bey den Studien. Er überſetzte den Horaz und las den Seneka. Dieſe Lectüre entflammte ihn, die beyden Tragödien Oreſt und Agamemnon zu entwerfen, zwey der ſchönſten Perlen ſeines Dichterkranzes. Dabey machte er zur Übung unzählige Verſe. Er kehrte im Oktober wieder nach Turin zurück, nachdem er noch in Florenz den Don Garcia entworfen hatte. Er widmete ſich ganz und einzig den Wiſſenſchaften. Von allen ſeinen Jugendleidenſchaften war ihm nichts, als die Neigung für ſchöne Pferde geblieben. Er hielt ſtets deren acht der auserleſenſten in ſeinem Marſtall. Schon im May des nächſten Jahres kehrte er wieder nach Toskana zurück. Seine theuren Pferde nahm er mit. Er war unfähig, ſich von dieſen geliebten Thieren, und von einem braunen Hündchen, welches ihn nie verließ, zu trennen. Dieſes Hündchen trug er, wenn er zu Fuße ging, und das kleine Thier müde ward, ſelbſt. Ritt er, ſo ſaß es hinter ihm auf dem Pferde, wo es im Sattel ein eigenes Lager hatte. Dieſes kleine Thier ward drey und zwanzig Jahre alt, und Alfieri beweinte deſſen Verluſt als den eines Freundes, welcher ihm nie Verdruß, ſondern nur Freude gemacht hätte.

Auf dieſer Reiſe las er den Livius, welcher ihn entzückte, und ſo begeiſterte, daß er noch in einem Wirthshauſe in Sarzana die Virginia entwarf, welche ebenfalls zu ſeinen vortrefflichſten Tragödien gehört. So kam er nach Siena, wo er ſich einige Zeit aufhielt, und dort den gelehrten Franzesko Gori kennen lernte, an welchen ihn bald die innigſte Freundſchaft band. Dieſer gab ihm die Idee, die Verſchwörung der Pazzi tragiſch zu bearbeiten, und er rieth ihm deßhalb den Machiavell zu leſen. Alfieri verſchlang ihn, und entwarf nicht nur auf der Stelle die Tragödie, ſondern fühlte ſich auch begeiſtert, ſeine beyden Bücher von der Tyranney zu ſchreiben. Dieſes originelle Werk war der Ausbruch eines übervollen, und ſeit der Kindheit von den Pfeilen einer verabſcheuten Unterdrückung tief verwundeten Gemüthes. Als er auf dieſe Weiſe ſeinen erbitterten Geiſt des ihm angebornen heftigen Haſſes gegen die Tyranney entladen hatte, kehrte er ſchnell wieder zu ſeinen dramatiſchen Arbeiten zurück, und vollendete mit einem Zuge die oben erwähnten Tragödien, Oreſt, Agamemnon und Virginia. Überdieß ſetzte er mit eiſerner Beharrlichkeit das Studium der lateiniſchen Klaſſiker fort, und las begierig den Juvenal. Im Oktober verließ er Siena, und ging nach Florenz. Hier lernte er die Gräfinn Albany, geborne Gräfinn Stolberg kennen. Sie ſehen und lieben war Eins. Hier fand er endlich ein würdiges Ziel ſeines nach Liebe lechzenden Herzens. Dieſe edle Frau feſſelte ihn für ſeine ganze Lebendzeit. An ihr fand ſein Herz einen würdigen Gegenſtand, wie ihn ſein Geiſt in der Dichtkunſt gefunden hatte. In ihrer Liebe lernte er es fühlen, daß das Herz eines edlen Weibes das Höchſte iſt, was das Glück dem irdiſchen Leben biethen mag. Ihre Liebe ordnete und regelte ſeine wilden Leidenſchaften. Ihr aufgeklärter Verſtand, ihr mildes Weſen leuchtete ſanft in den wilden Brand ſeiner Bruſt; und auch Alfieri ward einer jener vielen Verirrten, welchen ihr Schutzgeiſt in Geſtalt einer edlen Frau erſchien.

(Schluß folgt.)

Sonderbarer Prolog.

Wie oft haben wir nicht in Vorſpielen, Vorreden und Prologen, den Dichter ſich vor den Zuſchauern oder Leſern krümmen ſehen, wie der Pudel, der die Ruthe fürchtet. Wir halten es daher für unſere Pflicht, ein theatraliſches Vorwort einer ganz andern Art mitzutheilen, und die Freunde der dramatiſchen Muſe durch dieſe ungewöhnliche Erſcheinung zu unterhalten. Der Prolog, deſſen Überſetzung folgt, gehört, wie man ohnedieß leicht denken wird, der engliſchen Bühne an, hat einen gewiſſen Scroop zum Verfaſſer, und dient dem Trauerſpiele Nathaniel's Lee: die königlichen Nebenbuhlerinnen, oder Alexander des Großen Tod (The rival queent or the death of Alexander the great), was 1677 erſchien, zur Einleitung. Es lautet, wie folgt:

Welch hartes Loos ein armer Dichter hat!
Man könnte ihn des Geiſtes Sklaven nennen.
An Alle richtet er das Wort, gewürdigt
Wird es von Wen'gen nur. So wie der Glaube;
Ward einſt als göttlich das Genie geprieſen;
Der blöde Haufe beugte ſich der Lehre.
Jetzt wagt es jeder Narr im blinden Wahn,
Den Text zu deuten und die heil'ge Weisheit
Mit frevelm Muth zu ſchänden; jetzt bekämpfen,
Von Neid und Haß entbrannt, die Sänger ſich
Und Thoren klimmen frech auf ihren Thron. —
Ihr denkt bey jedem neuen Spiel der Bühne,
Man ford're euch zum Kampfe auf; ihr eilt
Die Kräfte zu verſuchen im Turniere;
Und habt ihr euch nach Fechterart verletzt,
So lacht der dumpfe Troß ob eurer Wunden.
Noch andre gibt's, die viehiſch ſich beſtreben,
Das arme Stück zu morden; nur gebricht
Es ihnen an Geſchicklichkeit; ſie kämpfen
Mit Luſt, doch fehlt der klare Blick, die Stelle,
Die wehrlos iſt und ſchwach, genau zu treffen,
Und ſo, dem Boxer gleich, verſuchen ſie
Im Handgemeng den Dichter zu erſchlagen.
Ihr Thun iſt dem der Schwein' im Garten ähnlich;
Sie raufen Alles aus, das Unkraut, wie
Die Blümchen, wühlen ſchamlos allenthalben. —

Was euch, ihr Irrwiſche betrifft, die täglich
Das eig'ne Spiel zu treiben, nicht das unſ're
Zu ſchauen kommt, verkündet dem Parterre
Nur eure Narrheit laut! Von euren Kleidern,
Von eurem lockern Leben ſprechet und ſendet
Der ſpitzen Worte Pfeile auf einander!
Beſeht die Schöne euch, die Eitelkeit
Und Lärm für Liebe hält, bis ſie der Neid
Im Spottgedichte beſingt und die Satyre,
Die beißende, ſie bannet aus der Stadt.
In dieſer Zeit des Kampfs und der Intrigue
Iſt eure Liebe euren Schlachten gleich;
Stets kommt man eurem Angriffe zuvor. —
Vor ſolchen Feinden beugt ſich **Alexander**
Der Große nicht; euch Perſer des Parterre's
Verachtet er und ſucht der Beſſern Hülfe.
Auf ihren kampferfahrnen Arm vertrauend,
Beſorgt er nichts, wenn Freundſchaft ſie ihm weihen;
Denn er, der einſt mit einer kleinen Schaar
Von Helden unzählbare Heere ſchlug:
Hofft unter eurem Schutz, die ihr die Kunſt
Verſteht, die Feinde ſiegreich zu bekämpfen,
Der Thoren mächt'gen Troß mit Kraft zu dämpfen.

Laſſen ſich dieſe 1677 geſchriebene Worte nicht auch auf das Publikum im Jahre 1821 anwenden? nur ſcheint den Dichtern der Muth dazu zu fehlen, und ſie unterwerfen die Kunſt dem Triebe zu gefallen, was ihren Werken eben nur ein zeitliches, kein ewiges Daſeyn gibt. L.

Auflöſung der Charade in der vorigen Nr.:

Die Augenſprache.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl **Gerold**'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Theater in der Joſephſtadt. Derſelbe Herzog, deſſen **Befehl** auf dem Theater an der Wien noch immerwährende Senſation erregt, hat nun auf der erſtgenannten Bühne mehrere Befehle zugleich ergehen laſſen, um den Eindruck zu verſtärken; aber die Zuſchauer waren dießmahl nicht geſtimmt, Befehle zu empfangen, und die gute Laune läßt ſich nicht gebietheriſch zitiren. Am 11. April gab man nämlich: **Die Befehle des Herzogs.** Großes militäriſches Schauſpiel in drey Aufzügen, nach verſchiedenen Quellen frey bearbeitet von ***. Als Seitenſtück zum **Herzogs-Befehl.**

Wirklich liegen dieſem Stücke, außer einem Schwall von Anekdoten, mehrere franzöſiſche Stückchen zum Grunde; als da ſind: das bekannte Luſtſpiel: **Der Baron Felsheim**, worin jener Fürſt zuerſt auf einer der Pariſer Bühnen vorgeführet wurde; ferner: **Der Pfeifer Turlitutu**, aus dem Herr * * * den **Tambour Rumdidibum** gedrechſelt hat, der auch **Dummer-als-dumm** mit ſeinen Schnacken heißen könnte; ferner: **die beyden Flüchtlinge**; dann auch: **Die Gefangen-**

ſchaft aus Liebe, und wer weiß, was Alles noch! Dieſe und andere Elemente und Fragmente zuſammen bilden ein wahres theatraliſches Vademecum, aus welchem der Verfaſſer endlich nur durch eine der langweiligſten Schluß-Lamentationen herausfinden konnte, die jemahls ein Befehl verurſacht haben mag. So wird das Luſtige ernſthaft; könnte man nur auch das Ernſthafte recht komiſch finden! Deſſen ungeachtet iſt dieſer Herzog der beſte Mann von der Welt, der Alles mit ſich machen läßt, was * * * aus ihm machen will, und dennoch wird der Verfaſſer nicht mit Asmus ſingen können: »Ach, ſie haben einen guten Mann begraben, und mir war er mehr!« — Denn aus ſeinem Grabe wird weder ein Lorberhain, noch eine Roſenau ihm blühen. Vom Anfang bis zu Ende theilt der edle Held nur Gnaden und Beförderungen aus. Zuerſt ſchenkt er einem Delinquenten, der mit ſchauderhafter Wahrheit dargeſtellt wurde, in dem Augenblick, als ihm das letzte Commandozeichen ſchon den Lebensfaden zu zerreißen droht, Pardon; in der Folge wird ein ſchlafender Page mit einer Goldbörſe belohnt; zwey andere, die aus dem Arreſt entlaufen, und die Schlacht gewinnen helfen, avanciren zu Lieutenants; ein gefangener Obriſt, der ſich in gleicher Lage befindet, wird auf die Feſtung geſchickt — als Gouverneur, des Seitenſtückes wegen, wie ſich das verſteht; der General und bisherige Commandant erhält ein Regiment; zwey gute Mädchen bekommen Männer; ein drittes Paar wird ausgeſtattet, und dergl. mehr. Das größte Leidweſen in dieſem Stücke aus lauter Stückchen iſt, daß hier und da Verſtand darin ſeyn ſoll, und der läßt ſich, wie die am beſten wiſſen, die nicht ſchwer daran zu tragen haben, keineswegs ſo nolens volens herbefehlen. Den Schauſpielern wird die Sache dadurch beſonders ſchwer gemacht, weil ſie mit der hochdeutſchen Mundart immer kämpfen müſſen, wobey den Zuhörern ordentlich die Zähne lang werden. Noch verſchiedene andere Kämpfe wurden ſichtbar. Die in eine Bäuerin verkleidete Baroneſſe ſchien die letztere der erſteren nur mühſam anzueignen; der vielgerühmte Cabinets-Secretär zergliederte den ehrlichgraden Wurm auf ſo intrigante Weiſe, daß ein krummer Schleicher aus ihm wurde. Die Darſtellung des Herzogs war eine gerathene Copie, und der Schauſpieler hat in der Durchführung dieſes Charakters merkliche Fortſchritte gemacht. — Einige entlehnte Situationen im erſten Theile dieſes Wirrwars ſind gut angelegt, paſſen aber nicht hieher, und nehmen ſich nicht aus.

Der junge Léon de St. Lubin hat in ſeiner am 18. April im Gundelhof gegebenen Privat-Abendunterhaltung neue Proben ſeines Talentes und ſeiner Verwendung abgelegt; wir wünſchen und hoffen, daß er ſeinem Lehrer, Herrn Profeſſor Böhm, noch recht viel Freude machen, und ein tüchtiger Künſtler werden wird. Seine Bogenführung, ſein Vortrag ſind lobenswerth, und ſeine Intonation ziemlich rein; die große Hitze, welche in dem übervollen Lokale herrſchte, vermehrte die Schwierigkeit, doch beſiegte ſie der Concertgeber mit Glück, und ſtrauchelte nur ein Paar Mahl. Er ſpielte drey Stücke, zuerſt ein Quartett von Spohr, eine herrliche Arbeit des genialen Tondichters; darauf mit Fräulein Schad Concertant-Variationen für Klavier und Violine, von J. P. Pixis; endlich Rode'ſche Variationen und wurde ſtets mit Beyfall gekrönt. Die übrige Ausſtattung dieſes Concertes war gefällig; Fräulein Schad, dann die Herren Rauſcher und Spitzeder, zeichneten ſich zu ihrem Vortheile aus. Es war von dieſem letztern ein ſonderbarer Gedanke, die Arie: o närriſche Leute, in einem Concerte vorzutragen; da er ſie aber wiederhohlen mußte, ſo gilt dieß doch als ein Beweis, daß er dem Publikum nicht mißfiel.

Zante bringt jährlich ungefähr 8,000,000 Pfund Korinthen hervor, welche beynahe alle nach England verſchifft werden. Wenn die Korinthen geleſen ſind, ſo breitet man ſie auf dem Boden aus, um ſie zu trocknen, und läßt ſie dort vierzehn Tage liegen; gegen Ende des Märzes würde ein heftiger Regenſchauer die Hoffnungen der Ernte zerſtören, und eine vorübergehende Wolke macht dann alle Geſichter auf Zante finſter.

Die Erzeugniſſe des Pflanzenreichs ſind auf Zante ſo mannigfaltig und in ſolcher Menge vorhanden, daß man die Inſel den Garten der Levante genannt hat. Gegen das Ende des May erfüllen die Blüthen des Korinthen-Weinſtocks die Luft mit Wohlgerüchen.

Ein großes Feſt der Griechen, — das Feſt der Auferſtehung — wird in **Patras** ſo gefeyert: Die Umzüge mit Muſik beginnen ſchon ſehr früh, wobey ſich beſtändig Flintenfeuer hören läßt; Violinen, Dudelſäcke und Tambourins ertönen in jeder Straße, und zu dieſer unharmoniſchen Muſik wird getanzt und einhergezogen. Sehr oft ſind auch die Flinten, die man abfeuert, mit Kugeln, die man ganz deutlich in der Luft pfeifen hört, geladen, wodurch Verwundungen entſtehen. Im Falle der Betretung wird der Thäter verbannt; es iſt jedoch, da ſo viele ſich dieſen Zeitvertreib machen, ſchwer auszumitteln. **Bemerkungen über die Joniſchen Inſeln** ꝛc., von **H. W. Williams.**

Die aſiatiſche Compagnie, deren Alleinrecht jetzt wieder auf ein Jahr verlängert iſt, erwartet im Juny die unter dem Capitän **Stage** nach China abgegangene Expedition zurück, und wird dann vielleicht im Stande ſeyn, den Actien-Inhabern, die nun ſchon ſeit zwölf Jahren keine Ausbeute erhalten haben, wenigſtens eine kleine Revenüe geben zu können. Bekanntlich ſind 8000 Actien zu 500 Rthlr. Dän. Cour., deren Werth im Durchſchnitt jetzt aber nur 230 Rthlr. betragen würde, wenn man das Ganze bezahlte. Auffallend genug iſt es, daß die Compagnie, ungeachtet ihrer beträchtlichen Privilegien, ihrer vor einigen Jahren wenigſtens nicht unbedeutenden Gelder, ihrer trefflichen Schiffe und ſonſtigen guten Inventarien, nicht im Stande iſt, es z. B. den Amerikanern, in der Einfuhr des Thees und anderer chineſiſchen Waaren gleichzuthun, da dieſe doch nicht privilegirt ſind, und daß ſie nicht einmal ihren Theilnehmern ſo viele Ausbeute zu geben vermag, als die einfachen Zinſen vom Capital betragen.

In Frankreich erſcheinen monatlich ungefähr 300 Schriften im Druck, folglich im Jahr 3600, und in einem Jahrhundert 360,000, wovon die Auflage gewöhnlich 2 bis 4000 Exemplare ſtark iſt. Man würde nicht Platz finden, alle dieſe Bücher aufzubewahren, wenn nicht zum Glück Spezereyhändler, Tabakskrämer ꝛc. für den Abgang ſorgten, indem ſie täglich eine große Menge gedrucktes Papier verbrauchen. Ein Tabakskrämer verbraucht täglich ungefähr einen Octavband, ein gewöhnlicher Spezereyhändler einen Quartband, und ein größerer einen Foliobaud; nehmen wir die Zahl der Tabakskrämer in **Paris** zu 100 an, und die der großen und kleinen Spezereyhändler zu 300, ſo folgt daraus, daß in ihren 400 Läden täglich 100 Octav-, 200 Quart- und 100 Foliobände vernichtet werden.

Miß **Wolſtoncraft** ſchrieb im Anfange der franzöſiſchen Revolution ein Werk über die **Rechte der Frauen**, worin ſie unter andern ſagt: die Frauen ſind den Männern keineswegs untergeordnet, ausgenommen an Muskelkraft, woran einzig die verkehrte weibliche Erziehung ſchuld iſt; — eine Frau ſoll ihren Gatten nur als Nebending betrachten, und die Vervollkommung ihres Verſtandes ihren erſten Zweck ſeyn laſſen; das Verhältniß dieſes Verſtandes zu dem des Gatten ſey auch der einzige Grund, der die Herrſchaft in der Ehe entſcheide.

Man hat im Jahre 1820 zu **Brüſſel** bemerkt, daß bey der großen Kälte die Gaslampen ſchwächeres Licht gaben, und zuletzt gar auslöſchten. Als Urſache gibt man an, daß der im Gas enthaltene Waſſerdampf ſich als Reif abſetzte, und die Röhren verſtopfte; dieß zu verhindern, müßte man das im Gas enthaltene Waſſer ausſcheiden.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der **Carl Gerold**'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625), wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 11 fl. W.W. halbj.—
Beyträge beliebe man dem Redacteur (**J. F. Caſtelli**) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

36.

(Wien, Samstag den 5. May.)

Da Mai *).

O main! o main! wi͡a ſchön is's haind,
Es lall't o͡am nöd daham,
Wi͡a d'Sunn ſo li͡abli einaſcheind
Åls wån ſ' o͡am åhohl'n kam.

Måcht's åll Thüren af! — dö Luft
Dö hülft o͡an no in d'Schu͡a,
Und ſtandt e͡aʳ hålbs ſchon in da Gruft;
Ma kan ſ' nöd ſchlicken gnu͡a.

S' is håld a gånza Ke͡aʳl de͡aʳ Mai,
A Zaubra, wi͡a mi zimt,
Es mu͡aß ſi Ållas gwandten nai
Und lach'ln wån e͡aʳ kimmt.

Waſtöckt a Schnee ſi in an Eck,
Und mo͡ant, då war ſein Möſt,
E͡aʳ findt'n do und butzt'n wöck
Åls war e͡aʳ ni͡a då g'wöſt.

Und wån a Bo͡am dö Knoſchp'n no
So g'wåldi z'åmmazwengt,
Göbt's åcht wi͡a ſ' e͡am de͡aʳ Sågra do
G'ſchwind auſanånda ſchprengt.

Dö Wiſen mu͡aſſ'n d'waiſſi Pfo͡ad
Auszi͡ag'n wån ſ' a nöd mög'n,
Und, håſt'n nöd g'ſeg'n, a ſchön's grea͡n's Gſo͡ad
Mit Ble͡ameln gſchdickt ånlög'n.

---

*) Eine Probe der Gedichte in öſterreichiſcher Mundart, wovon binnen kurzer Zeit ein ganzes Heft von demſelben Verfaſſer erſcheinen wird. Drey andere Proben ſind in der Wiener Zeitſchrift für Kunſt, Literatur und Mode zu finden.

Sein Råſen muas ſchön hoagli ſeyn,
Denn d'Graideln muaſſen öb'n
Den g'ſchdrenga Heaʳn älli fein
A liablig's Geſichel göb'n.

Dö Leaʳcheʳln und dö Nächtigäll'n
Dö ſi ſo lång nöd rühr'n,
Dö muaß'n eam, daß dö Luft duad ſchåll'n,
Auf aunmåhl muſizir'n.

Und a d'Frau Sunna deaʳf's nöd draib'n
Wia ſunſt, — då is koan Nöd!
Dö muaß vül lenga dåda blaib'n,
Måg wollen oda nöd.

Da Wind, deaʳ ſunſten blåſen håd
Aus vollen Håls, recht wüld,
Deaʳ deaʳf biazund nuaʳ ſaund'ln g'råd,
Daß eaʳ eam 's Gſicht åkühld.

Und wås deaʳ Keaʳl no waida duad
Da Mai, — erſcht bey dö Laid!
Eaʳ rigelt eana 's gånzi Bluad,
Und macht ean ſ' Heaʳz ſo waid.

Von vorig'n Hörbſt ån ſöh' i ſchon
Da Bårdliſel zua,
Sie åda laſt ållwal davon,
Und wüll von mia an Ruah.

Erſcht hiazt in Mai håd's biſſen ån,
I håd laʳ d'Schbåtzen zoagt,
Då håd's zwa tiaſi Saiſza dån,
Und håd ſi zuwa g'noagt.

J. F. Caſtelli.

Kurze Anmerkungen zur Leſeart. Die a, worüber ein o gezeichnet iſt, werden tief betont, wie das tiefe engliſche a. — Die oa, ia, ea u. ſ. w., worüber ein ⌒ ſteht, werden in einander gezogen, wie z. B das franzöſiſche oi. — Sylben, welche mit einem ⌣ bezeichnet ſind, werden als Naſenlaut gedehnt; ſo lautet z. B. Dån gerade ſo, wie das franzöſiſche don.

* * *

Gallerie berühmter Dichter.

I.

Vittorio Alfieri.

(Fortſetzung von Nr. 85.)

Da nun auch ſein Herz eine Heimath in Toskana gefunden hatte, da ihn alle Verhältniſſe dieſes Staates, ſeine ſchöne Natur, ſeine glückliche milde Argierung, und ſo viele andere Gegenſtände anzogen; da er überdieß feſt entſchloſſen war, frey und unabhängig auf der Schriftſtellerbahn fortzuſchreiten, welches die Verhältniſſe in ſeinem Vaterlande ihm nicht ganz zu geſtatten ſchienen, ſo war ſein Entſchluß bald gefaßt, ſich ganz von Piemont loszureißen. Er ſchenkte zu dem Ende ſein ganzes Vermögen ſeiner Schweſter Julia, welche den Grafen Cumiana geheirathet hatte, und behielt ſich bloß eine Rente von 14,000 Lire vor. Er betrieb dieſe Angelegenheit auch deßwegen ſo eifrig, weil ſie ihm allein die Ausſicht both, ſeine Geliebte nicht wieder verlaſſen zu dürfen. Dieſe edle Frau, nur für ſein Beſtes bedacht, tadelte ſtreng dieſen Schritt, welcher ihn beynahe der Hälfte ſeines Vermögens beraubte; aber er entdeckte ihr ihn erſt, als keine Rückkehr mehr möglich war. Er richtete nun ſeinen ganzen Haushalt in Florenz ein, und befleißigte ſich, zu großem Nutzen ſeiner Geſundheit, einer ſehr mäßigen gleichförmigen Lebensweiſe. Dem Wein und Kaffee entſagte er gänzlich, bis an ſein Lebensende. Seine Tafel beſtand in Reiß und geſottenem oder gebratenem Fleiſch. Dieſe Ordnung beobachtete er durch ſein ganzes übriges Leben. Auch ſeine Kleidung blieb ſich ſtets gleich; des Morgens ging er blau, des Abends ſchwarz gekleidet. Dieſe elegante, mit der Mode gehende, aber ſtets gleichförmige Kleidung legte er nie wieder ab. Er begann eine ſchöne Bibliothek zu ſammeln, und dieſes, und ſeine Pferde waren die einzigen bedeutenden Ausgaben, welche er ſich erlaubte. Er beſuchte täglich das Haus ſeiner Geliebten, welche indeſſen mit ihrem rohen, der Trunkenheit bis zur Ungebühr ergebenen Gemahl ein ſehr trauriges Leben führte. Doch wußte die edle Frau eine würdevolle Haltung ſtets zu behaupten. Ihr Verhältniß mit Alfieri blieb in den Schranken des ſtrengſten Anſtandes. Alfieri, welcher ganz in dem Wohlklang der toskaniſchen Sprache lebte, unterrichtete ſie, welche bloß Franzöſiſch oder Engliſch mit ihm ſprechen konnte, im Italieniſchen, welches ſie bald bis zur höchſten Vollendung inne hatte. 1778 befiel Alfieri eine heftige hitzige Krankheit. Er genas zwar bald wieder, doch fühlte er ſeit dieſem Anfalle eine merkliche Abnahme ſeiner vorher ſo feſten Geſundheit. Übrigens war ſeine literariſche Thätigkeit in dieſem Jahre ſehr groß. Er verſificirte die Virginia, und faſt den ganzen Agamemnon, begann im May einen Epos in ottave rime, deſſen Gegenſtand die Ermordung des Herzogs Alexander durch Lorenzo da Medicis war, verfertigte unzählige Sonette und Gedichte auf ſeine Dame, führete im Julius in einem ſchwärmeriſchen Freyheitsfieber die Pazzi's aus, unmittelbar darauf den Garcia. Darauf entwarf er die drey Bücher von den Fürſten und Wiſſenſchaften, und führete drey Kapitel davon aus. Er bemerkte indeſſen, daß ſeine Kenntniß der Sprache noch nicht hinreichend ſey, ſeine Gedanken in dieſem Werke gehörig auszudrücken zu können, und legte es daher wieder zurück. Im Auguſt entwarf er, auf Veranlaſſung ſeiner Geliebten, die Maria Stuart, und verſificirte noch am Schluß dieſes Jahres den Oreſt. Das Jahr 1779 verfloß ihm, bis auf den Kummer, welchen die häuslichen Verhältniſſe ſeiner Dame herbeyführeten, ruhig und gleichförmig. Er verſificirte in dieſem Jahre die Pazzi's, entwarf die Roſamunde, Octavia, und den Timoleon; führete die Roſamunde und Stuart aus; verſificirte den Garcia, endigte den erſten

Geſang ſeines Epos, und rückte ſtark im zweyten vor. 1780 verſificirte er die Stuart, führte Octavia und Timoleon aus, und verſificirte von neuem, zum dritten Mahle, den Philipp. Auch die Roſamunde, und einen großen Theil der Octavia vollendete er *). In dieſem Jahre harrte ſeiner der größte Schmerz, die Trennung von ſeiner Dame. Dieſe vermochte endlich die Mißhandlungen ihres Gemahles, welche in der Andreas-Nacht, nach einem von ihm gefeyerten Bachanal, die höchſte Steigerung erhalten hatten, nicht mehr zu erdulden. Sie trennten ſich, und die Gräfinn ging fürs erſte in ein Kloſter zu Florenz, welches ſie aber bald verließ, um bis zur völligen Scheidung ein anderes in Rom zu beziehen. Der Anſtand, und ihr Ruf, welchen die edle Dame ſorgſam zu bewahren ſtrebte, geſtatteten nicht, daß ihr Alfieri nach Rom folgte. Er blieb alſo mit ſeinem Schmerz, welcher ihn faſt vernichtete, in Florenz zurück. Ihr Briefwechſel war ſein einziger Troſt; er irrte, unfähig zu arbeiten, im ſüdlichen Italien umher, bis er endlich wieder Faſſung genug erhielt, ſeine Studien und Arbeiten mit verdoppelter Anſtrengung wieder vorzunehmen. Das Leſen der herrlichen Oden Filicajas begeiſterte ihn zu den vier erſten Oden ſeines freyen Amerika's. Auch vollendete er ſeine ſämmtlichen Tragödien, und entwarf zwey neue, die Merope und den Saul. So vergingen die Jahre 1781 — 1782. Er fand endlich auch Gelegenheit, nach Rom zu gehen, und dort täglich ſeine Geliebte zu ſehen, welche indeſſen vom Papſte die Erlaubniß erhalten hatte, das Kloſter zu verlaſſen, und in einer gleichſam ſtillſchweigend anerkannten Scheidung von ihrem Gemahle ein Palais ihres Schwagers zu beziehen. Dieſes Glück richtete Alfieri's tiefgebeugten Geiſt wieder ganz auf. Er ging nun mit dem Gedanken um, ſeine Tragödien drucken zu laſſen. Ein Verein römiſchen Adels hatte ſich zu einem Privattheater gebildet. Die geiſtreiche und ſchöne Herzoginn von Zagarola glänzte darunter als Stern erſter Größe. Man führte auch die Antigone Alfieris auf; die Herzoginn von Zagarola gab die Hauptrolle; Alfieri ſelbſt ſpielte den Creon. Der Erfolg war glänzend. Dieſes beſtärkte den Dichter in dem Vorſatz, ſeine Werke durch den Druck der Öffentlichkeit Preis zu geben; jedoch wollte er es nur zuerſt mit vier Tragödien verſuchen **). Sie erſchienen, und wurden vielfach und ſcharf in den verſchiedenen kritiſchen Blättern Italiens mitgenommen. Doch ſchärfte dieſer Tadel nur Alfieris Muth, auf der betretenen Bahn rüſtig vorwärts zu ſchreiten. Indeſſen harrten ſeiner neue Leiden. Die Scheelſucht hatte nicht unterlaſſen, den Gemahl ſeiner Dame glauben zu machen, das Verhältniß Alfieris zu ſeiner Gattinn ſchände ſeinen Namen, und er dürfe dieſen Umgang durchaus nicht länger geſtatten. Seine Klagen erſchienen am päpſtlichen Hofe. Sie machten Aufſehen. Alfieri, dem die Ehre ſeiner

---

*) Es bedarf hier vielleicht einer Erklärung der oft vorkommenden Worte: entwerfen, ausführen und verſificiren. Entwerfen nannte Alfieri, den Stoff in Acte und Scenen theilen, die Perſonen beſtimmen u. ſ. w.; ausführen, die Scenen proſaiſch dialogirt ausfüllen, und alle Gedanken in Fülle der Begeiſterung, ohne etwas zu ordnen, niederſchreiben; verſificiren endlich, dieſe Proſa in Verſe bringen, feilen, glätten, ausmerzen u. ſ. w.

**) Antigone, Filippo, Polinice und Virginia. Unter dem Titel: Tragedie di Vittorio Alfieri d'Asti. Tom. I. Siena. 8.

Dame über Alles ging, erboth ſich ſogleich, Rom zu verlaſſen. Er that es auch, aber mit zerriſſenem Herzen. Er verließ es im May 1783, durchſtreifte ſchwermüthig ganz Ober-Italien, und ließ abermahls ſechs Trauerſpiele in Druck erſcheinen. Er reiſete, um ſich zu zerſtreuen, abermahls nach Frankreich und England. Im März 1784 kam er daſelbſt an. Seine Leidenſchaft für die Pferde erwachte wieder in voller Stärke, und er kaufte deren vierzehn zuſammen, welche ſeine ganze Zerſtreuung ausmachten. Zu geiſtigen Arbeiten fühlte er ſich ganz unfähig. Auch hatte er bereits öfters ſchmerzliche Anfälle vom Podagra, welche von nun an, bis an ſeinen Tod, in längeren oder kürzeren Perioden zurückkehrten. Er fand nirgends Ruhe noch Raſt. Er verließ England wieder, nahm ſeine vierzehn Pferde mit, und kehrte durch Frankreich nach Turin zurück. Sein Ruhm hatte ſich bereits durch Italien verbreitet. Er wohnte in Turin einer mit dem rauſchendſten Beyfall aufgenommenen Vorſtellung ſeiner Virginia bey. Seine Mutter, bey welcher er ſich drey Tage aufhielt, weinte Freudenthränen am Halſe ihres Sohnes, welchen Italien bereits als einen ſeiner größten Geiſter zu preiſen begann. Vom Hofe ſelbſt wurden ihm Anträge gemacht, ſich wieder in Piemont zu fixiren; er lehnte ſie aber ab. Er zog wieder nach Toskana; ſeine vierzehn Pferde, an denen er mit enthuſiaſtiſcher Liebe hing, nahm er auch hier mit. Beſonders theuer war ihm ein ſchöner Falbe, welcher oft die ſüße Laſt ſeiner Dame getragen hatte. Dieſen pflegte er mit eigner Hand, und weinte oft bitterlich in der Erinnerung an ſeine theure Geliebte, wenn er dem edlen Thiere, welches auch ſie ihrer Zuneigung gewürdigt hatte, die goldnen langen Mähnen ſtreichelte. Die Gräfinn Albany hatte indeſſen Erlaubniß erhalten, Rom zu verlaſſen, und eine Zeitlang im Elſaß zu leben. Kaum erfuhr dieß Alfieri, als er auch dahin zog. Sie genoſſen einige glückliche Tage des Wiederſehens, welche nur zu ſchnell verſchwanden. Sie mußte wieder nach Italien zurückkehren, und er ſuchte Zerſtreuung in ſeinen Arbeiten. Er entwarf drey neue Tragödien: Myrrha, Ajax und Sophonisbe. Er las den Plinius, deſſen Briefe, und den Panegyricus auf Trajan, und arbeitete weiter an ſeinem Werke von den Fürſten und Wiſſenſchaften. Auch hatte er indeſſen den dritten Band ſeiner Tragödien herausgegeben *). 1787 erhielt die Gräfinn Albany Erlaubniß, nach Paris zu reiſen. Alfieri begleitete ſie, und verlebte wieder einige glückliche Monate. Auch ſtudierte er fleißig, durch ihr Lob begeiſtert und aufgemuntert, fort. Er vollendete ſeine neuern Tragödien, und ſein Buch von den Fürſten und Wiſſenſchaften, entwarf den Dialog von der nicht erkannten Tugend, entwarf ſeinen Brutus, und ſeine erſte Satyre. Er erlitt wieder einen furchtbaren Anfall vom Podagra, genas aber bald wieder. Er begann bey Didot eine Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Tragödien zu veranſtalten **); dann begab er ſich mit ſeiner Freundinn wieder auf ihr Landgut in Elſaß. Hier erhielten ſie 1788 die Nachricht von dem Tode ihres Gemahles, welcher ſie ganz frey und unabhängig machte. Seit dieſer Zeit trennten ſie ſich nie wieder. Alfieri hatte nebſt dem fortgeſetzten Druck ſeiner Tragödien bey Didot, mit Beaumarchais verabredet, alle ſeine übrigen Werke in deſſen Druckerey in Kehl, welche herrlich eingerichtet war, erſcheinen zu laſſen. Nur ſeine vortreffliche Tramelogedie Abel wollte er noch nicht auflegen laſſen, da er in dieſer neuen Gattung noch mehrere andere Stücke zu ſchreiben gedachte. Im Jahre 1790 war der Druck ſämmtlicher Werke beendigt.

---

*) Der zweyte Band enthält die Tragödien: Agamennone, Oreste und Rosmunda; der dritte: Ottavia, Timoleone und Merope.

**) Sie erſchienen unter dem Titel: Tragedie del Conte Vittorio Alfieri d'Asti. Seconda Edizione riveduta dall autore, e accresciuta, in ſechs Octavbänden. Der ſechste Band enthält bloß drey Stücke, wie ſie in der erſten Ausgabe von Siena ſtanden, um zu beweiſen, wie ſehr er ſie gefeilt und verbeſſert habe.

Indeſſen war die Revolution immer furchtbarer entbrannt. Alfieri konnte um ſo weniger kalter Zuſchauer dieſer ſchrecklichen Begebenheiten ſeyn, da ein großer Theil ſeines Vermögens (über 150,000 Franks) in der franzöſiſchen Leibrentenkaſſa angelegt war. Auch die Gräſinn Albany hatte große Fonds daſelbſt. Überdieß empörten dieſe Scenen der ausgelaſſenſten Pöbelwuth die Rechtlichkeit Alfieris, welcher trotz ſeines demokratiſchen Geiſtes dieſen Gang der Ereigniſſe nur verabſcheuen konnte. Er hielt ſich indeſſen ſo viel als möglich von aller Öffentlichkeit entfernt (ſie lebten ſeit 1789 fortwährend in Paris), und gab ſich ganz dem Studium der Latinität hin. Er überſetzte die vier erſten Bücher der Aeneide, und vom Terenz den Eunuch, die Andria u. a. m. Auch verſuchte er, einen Ugolino zu entwerfen. Sie reiſten auch einmahl nach England, welches die Gräſinn zu ſehen wünſchte; kehrten aber auf die Nachricht der verunglückten Flucht Ludwigs XVI. nach Varennes, wo wegen ihrer Geldangelegenheiten ihre Anweſenheit in Paris nöthig zu ſeyn ſchien, nach Frankreich zurück. Am 23. April 1792 erhielt er die Nachricht von dem Tode ſeiner theuren Mutter, welche ihn tief beugte. Als die Gräuel der Revolution täglich ſtiegen, und das Leben aller Adeligen und Reichen mehr und mehr bedroht ward, zogen ſie endlich was ſie von ihrem Vermögen retten konnten an ſich, gaben das übrige preis, und verließen auf ewig Paris am 18. Auguſt 1792. Das Blutbad, welches zwey Tage ſpäter in dieſer unglücklichen Stadt wüthete, hätte ihnen ſicher das Leben gekoſtet. Am 3. November langten ſie in Florenz an, welches ſie nun nie wieder verließen. Beyde hatten einen großen Theil ihres Vermögens verloren, aber es blieb ihnen noch genug, um frey und anſtändig leben zu können. Ihre Liebe und Freundſchaft zu einander nahm täglich zu, und eins verſüßte dem andern ſein Leben. Alfieri lebte bloß dem Studium und ſeiner angebetheten Freundinn. Sie fand ihr größtes Glück in ſeiner bis an ſeinen Tod in gleicher Gluth-flammenden Liebe für ſie. Er ſchrieb verſchiedene proſaiſche Kleinigkeiten, und begann endlich in ſeinem 46ſten Jahre mit glühendem Eifer das Studium der griechiſchen Sprache. Er las und ſtudirte mit unermüdlichem Eifer den Pindar, Homer, Heſiod, die drey Tragiker, den Ariſtophan und Anakreon, den ganzen Herodot, den Thucydides mit ſeinem Scholiaſten, den Xenophon, die Redner u. ſ. w. Auch fuhr er fort, ſeine Reime und Satyren zu ſchreiben. So erſchien das Jahr 1796, in welchem die Invaſion der Franzoſen erfolgte. Der Sturz Piemonts, welches er, obſchon er ſich ſeit ſo langer Zeit davon losgeſagt hatte, doch noch als ſein Vaterland liebte, ſchmerzte ihn tief. Er vergrub ſich ganz in Studien und die Freuden ſeines häuslichen Lebens, um dieſer widrigen Eindrücke los zu werden. Er begann nun auch aus dem Griechiſchen zu überſetzen. Zuerſt die Alceſte des Euripides, dann den Philoctet des Sophocles, dann die Perſer des Äſchylus, und endlich auch die Fröſche des Ariſtophan. Auch ſeine eigenen Arbeiten, die Satyren ꝛc. ſetzte er fort, und las im Lateiniſchen den Plautus und Lucrez. 1799 rückten die Franzoſen endlich auch in Florenz ein. Am Tage ihres Einmarſches verließen Alfieri und ſeine Freundinn die Stadt, und bezogen ein Landhaus vor der Porta di San Gallo, wo ſie in gänzlicher Zurückgezogenheit lebten. Auf dieſem Landhauſe verweilte Alfieri, bis die Franzoſen wieder abgezogen waren, ſchrieb, ſtudirte griechiſch, und beruhigte ſeine theure Gräfinn. Seine Geſundheit war bereits tief erſchüttert; die Anfälle des Podagra kehrten häufiger wieder, er magerte ſichtbar ab. Nach drey Monaten verließen die Franzoſen Florenz, und Alfieri kehrte wieder nach der Stadt zurück. Aber ſchon im Oktober 1800 kehrten ſie wieder zurück. Nothwendige Geſchäfte verhinderten Alfieri dießmahl, auf das Land zu ziehen. Er erhielt indeſſen die Vergünſtigung, daß ſein Haus von der Einquartierung befreyt blieb, und ſo zog er ſich ganz in daſſelbe zurück, um die verhaßten Franzoſen nicht zu ſehen. Alle Verſuche der Befehlshaber, den berühmten Alfieri, deſſen Ruhm Italien vom Po bis an den Golf von Neapel durchrauſchten, an ſich zu ziehen, ſcheiterten. Seine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit ermüdete nicht. Er begann nun, ſich auch im Luſtſpiele zu verſuchen, und ſchrieb in einem Guſſe deren ſechs. Übrigens war er das ganze Jahr 1802 ſehr kränklich. Die Anfälle des Podagra kamen immer heftiger zurück, ſeine Kräfte waren durch acht und zwanzigjährige Studien faſt ganz erſchöpft. Er glaubte dem Podagra widerſtehen zu können, wenn er ſeine ohnedieß ſehr mäßige Nahrung noch mehr einſchränkte, und kaum vermochten die Bitten ſeiner Freundinn, welche mit zerriſſenem Herzen das frühe Lebensende des theuren Freundes gewaltſam heraneilen ſah, ihn von dieſem Vorſatz, welcher ihm die ſo nöthigen Kräfte vollends rauben mußte, abzuhalten. So erſchien der dritte Oktober 1803, an welchem er, ſich beſſer als gewöhnlich fühlend, nach geendeten Morgenſtudien, im Phaeton ſpazieren fahren wollte. Er war aber kaum ausgefahren, als ihn ein heftiger Froſt und Schmerzen in den Eingeweiden befielen. Er kehrte zurück, ward etwas beſſer, konnte aber dieſen und die folgenden Tage faſt nichts eſſen. Am 6ten Oktober kehrten die Schmerzen mit furchtbarer Heftigkeit zurück. Er mußte ſich zu Bette legen, was ihm unerträglich ſchien. Er wollte ſich ſogar kein Senfpflaſter an die Sohlen legen, weil dieſe ihn, wie er ſagte, morgen am Ausgehen hindern würden. Vom nahen Tode hatte er keine Ahnung. Am 7ten Morgens verlangte der Arzt, daß Concilium gehalten werden ſollte. Die Gräfinn war troſtlos. Die Schmerzen in den Eingeweiden wurden ſo furchtbar, daß man ihm Opium gab, welches ſie etwas ſtillte. Er phantaſirte die Nacht durch, und ſprach nichts als griechiſch, ſo ganz war ſeine Seele noch bey den Wiſſenſchaften. Am Morgen des 8ten befand er ſich in der äußerſten Lebensgefahr, und die Gräfinn traf ihn in einer Beängſtigung, welche ihn zu erſticken drohte. Nichts deſto weniger verließ er das Bett, ſtützte ſich auf ſeine geliebte Freundinn, welche ihn nach dem Stuhle leitete, faßte ihre Hand, ſah ſie mit einem Blicke an, welcher ſeinen Dank für alle Liebe, welche ſie ihm ſeit ſo langen Jahren geſchenkt hatte, ausſprach, drückte ihr die Hand, und verſchied ohne alle Anſtrengung. Noch hatte er ſein 53ſtes Jahr nicht zurückgelegt, aber er lebte lang genug für die Unſterblichkeit. Sein Leib ruht in Santo Croce in Florenz. Umgeben von den Gräbern Michel Angelo's, Galileis und der größten Männer, welche Florenz hervorbrachte, erhebt ſich der Sarkophag des Tragöden.

(Schluß folgt.)

Ein- und Ausfälle.

(Von Jg. Jeitteles.)

(Schluß von Nr. 30.)

21.

Fenelon ſoll geſagt haben: »ich liebe meine Familie mehr als mich ſelbſt, mein Vaterland mehr als meine Familie, und die Menſchheit mehr als mein Vaterland; denn ich bin mehr Franzoſe als ein **Fenelon**, und mehr Menſch als Franzoſe — «. Wie mag ein Selbſtſüchtler, nur allzu häufige Erſcheinung unſeres kranken Zeitalters, dieſen frommen Phantaſten belächeln! denn ich, denkt er, liebe mich mehr als meine Familie, mich mehr als mein Vaterland, mich mehr als die Menſchheit.

22.

»Federleicht« — iſt ein falſcher Ausdruck — oft wiegt ein Federzug zentnerſchwer.

23.

An einen Hageſtolz.

O ſey den Frauen gnädig
Und bleib nicht länger ledig.
Geh', nimm dir eine Frau.
Doch bleibſt du nicht mehr ledig
Und wirſt den Frauen gnädig
Und nimmſt dir eine Frau,
Sey Gott der Frau genädig!

24.

Worüber haben wir nicht Alles in unſerem lieben Deutſchland Theorien? Von des Homöopathikers **Hahnemann** Organon der Heilkunde, **Fichte's** Wiſſenſchaftslehre ꝛc. bis auf das jüngſt angekündigte Kochbuch zur Beförderung des guten Geſchmacks, wird alle Erkenntniß analytiſch und ſynthetiſch in Syſteme eingepfercht, während es noch in einem der wichtigſten Zweige menſchlichen Schaffens — im Gebiete der Kleider-Mode nähmlich — an einem Syſteme gebricht, und wenn auch die Cosmetik ſyſtematiſch behandelt wurde, ermangeln wir doch noch einer ordentlichen Theorie der weiblichen Putzkunde. Gehört nicht die Toilettenkunſt, wenn auch nicht zu den redenden, doch eſt zu den klatſchenden und immer zu den bildenden Künſten? darf daher Willkür in der Darſtellung herrſchen? Muß nicht, wie bey allen ſchönen Kunſtwerken der Individualität angemeſſener Ausdruck, mit einem Worte — Styl ſeyn? Und doch gibt es nur immer eine Mode für alle, da doch nicht Alle Alles kleiden kann, denn es gibt ja Junge und Alte, Schöne und Hübſche, Niedliche und — ach! — auch Häßliche. Heißt Alles in eine Norm zwängen nicht allen äſthetiſchen Axiomen Hohn ſprechen? — Eine ſcientifiſch geordnete weibliche Putzlehre möge daher von irgend einer Akademie der Wiſſenſchaften zur Preisaufgabe beſtimmt werden. Bey der Anzahl weiblicher Schriftſtellerinnen kann es weder an würdigen Konkurrentinnen noch an kompetenten Preisrichterinnen fehlen. Als oberſtes Prinzip — quasi kategoriſchen Imperativ — ſolch einer künftigen Putz-Wiſſenſchaftslehre wage ich es vorzuſchlagen: »Schmücke dich ſo, daß der Schmuck, womit du dich ſchmückeſt, deiner Individualität angemeſſen ſey.« Die einzelnen Kategorien laſſen ſich nun nach den verſchiedenen Claſſen des weiblichen Geſchlechts leicht beſtimmen. Z. B. I. Claſſe: die Schönen, die hohen junoniſchen Geſtalten, wie die zarten holden Weſen, die ſo bezaubernd als rührend wirken, dieſe bedürfen des wenigſten Putzes; ihre Kleidung ſey edel-einfach gehalten, keine Überladung, kein Flug der Phantaſie, homeriſche Würde und Einfalt. In dem neuen Putzorganon für Damen hieße dieß — epiſcher Styl; dagegen II. Claſſe: die Hübſchen, die Lieblichen, bey deren Wiege die Grazien ſtanden, ſich ihrem Charakter gemäß mit mannigfaltiger Lebendigkeit putzen dürfen, nach Sonnetten-Manier — lyriſcher Styl. III. Claſſe: die Niedlichen, die liebenswürdigen Figürchen, ohne eigentliche Eurythmie, aber anmuthig und geſegnet, mögen bey ihrer Toilette nur auf eine gewiſſe Pointe losſtudiren, um zu reizen, Draperien, knappes Anſchließen an verrätheriſche Formen ꝛc. — epigrammatiſcher Styl. IV. Claſſe: die Häßlichen — dürre trockene Proſa, ſonſt ſind ſie ganz verloren, ſo wie die Verblühten, die in keine dieſer Abtheilungen gehören, ebenfalls alle poetiſche Begeiſterung in der Kleidung vermeiden mögen, allenfalls elegiſcher Styl. Die Sache iſt leicht, aber die praktiſche Claſſification? — der Spiegel und der Männer glatte Zunge rangirt alle in eine und zwar in die erſte Claſſe. Wie ſo manche ſublime Staats-Theorie bleibt daher auch dieß wohl nur — Theorie.

* * *

Charade.

Es gibt zwey Länder; eines herrlich blüht, —
Der Himmel glänzt, — die Sonne feurig glüht, —
Du irrſt im ewig grünen Lorberhain, —
Die Roſen duften, — Früchte laden ein
Zum frohen Mahl, wo zarte Saiten tönen
Von heißer Liebe, und vom Preis der Schönen.

Ein Zeichen noch, — und wie durch Zauberwort
Verwandelt ſich der wolluſtreiche Ort: —

Lang währt die Nacht, — die eisbedeckte Flur
Starrt kalt und todt; — es lockt des Wildes Spur
Den Jäger, der dem Vaterland entriſſen
Hier traurig weilt, Verbrechen abzubüßen.

Sind dir die beyden Länder wohl bekannt? —
Wie Schmerz und Freude heimlich ſich verwandt,
Wie Lieb' und Haß, — die Schuld und ihr Gericht, —
Magnetenpole — Schatten und das Licht.
Die Länder aber wirklich ſind hiernieden,
Auf Erden; — Eins im Norden, Eins im Süden. Nell.

Anecdoten

aus dem Leben gegriffen von J. F. Caſtelli.

Vor einiger Zeit zeigte hier in Wien ein Mann ohne Hände ſeine Künſte mit den Füßen, er raſirte ſich, — ſchrieb mit den Füßen ꝛc. Neulich zeigte Jemand die Schrift dieſes Mannes mit den Worten vor: »Sehen Sie, dieſes iſt die Handſchrift des Menſchen, der mit den Füßen geſchrieben hat.«

Ein Geizhals wurde jüngſt von einem Armen angebettelt und reichte ihm einen Kreuzer dar. — »Vergelt' es Gott tauſend Mahl!« rief der Arme. — »Tauſend Mahl — murmelte der Geizige, — das macht 16 fl. 40 kr., — iſt auch eine ſchöne Vergeltung!« —

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Auf dem k. k. Hoftheater nächſt der Burg wurde den 27. April zum Vortheile des Hofſchauſpielers und Seniors Herrn Joſeph Lange, am Schluſſe ſeiner fünfzigjährigen Dienſtleiſtung, zum erſten Mahle aufgeführt: Clytemneſtra, Trauerſpiel in vier Aufzügen, von Michael Beer.

Einige Beurtheilungen dieſes erſten dramatiſchen Verſuches eines jungen Dichters, deſſen Nahme bereits durch die Werke der Tondichtung ſeines ältern Bruders uns bekannt geworden iſt, lauten aus demjenigen Ort, wo das genannte Trauerſpiel zuerſt gegeben wurde, ziemlich günſtig. Man hat es uns zum Theil als ein vollgültiges Produkt gerühmt, das zu den angenehmſten Erwartungen berechtigt, indem es bey einer antik einfachen, doch rein poetiſchen Diktion, eine Menge theils bekannter griechiſcher, theils neuer, mit jenen vereinbarter Schönheiten enthalte, die des Erfinders Genie und Takt zugleich beurkunden, und ſein Werk als einen herrlichen Geiſt aufſtellen. Aegiſth's Charakter und Clytemneſtra's Tod hat man fehlerhaft gefunden; die übrigen Charaktere ſollen echt griechiſch gehalten und ausgearbeitet ſeyn. Andere dagegen finden des Verfehlten mehr, als des Gelungenen darin; und ſo gern wir es übrigens den Berliner Kunſtrichtern gleich, ja ſogar in der Billigkeit zuvorthun möchten, ſo bedauern wir aufrichtig, dießmahl den Letztern beyſtimmen zu müſſen; bekennen aber auch, daß diejenigen nicht Unrecht haben, die von der Wahl des einfachen Stoffes reden, das Verſchmähen alles prunkvollen Zubehörs rühmen, wobey der Dichter blos auf den Eindruck und die ungekünſtelte Behandlung des Ganzen rechnen möchte. Betrachtet man die Sache näher, ſo läßt ſich auch, hinſichtlich der dramatiſchen Kunſt, wenig Erhebliches ſagen, und nur glückliche Einzelheiten, die recht eigentlich vereinzelt daſtehen, mögen eine Ausnahme verdienen.

Wir finden zuerſt Clytemneſtra tief gebeugt und ſchwer gekränkt durch die veränderte Geſinnung ihres Gatten, der ſie kalt und rauh behandelt, unverhohlen ihr geſteht, daß er ſie nie geliebt, und nur nach ihrem Beſitz geſtrebt, um ſeinen Ehrgeiz, ſeine Herrſchſucht zu befriedigen. Electra klagt am Grabe Agamemnons, ſeufzt nach dem verlornen Bruder; Aegiſth läßt ſeinem Unwillen freyen Lauf, und rüſtet ſich zur Jagd, Letzteres wohl nur, um auf der Scene zu erſcheinen. Durch dieſes Alles wird niemand, der mit dem Zuſammenhang der fabelhaften Geſchichte nicht früher ſchon bekannt geworden, in die Verhältniſſe eingeweiht; denn zu einer deutlichen Expoſition kommt es nirgend, da doch, ſtatt der gedehnten Soloklagen und Herzensergießungen Electras und der Andern, beſſer nach der Weiſe alter Dichter, eine an die Zuſchauer gehaltene Rede ſie von dem Stand der Dinge unterrichten würde. In dieſem Theil der — Handlung wollen wir es nennen, ſcheint den Verfaſſer die Verwandtſchaft der Perſonen oft auf Iphigenia gelenkt zu haben. Endlich erſcheint Oreſt mit ſeinem treuen Pylades, und bald erkennen die Geſchwiſter ſich. Die übrigen ſucht der Ankömmling vom Hofe des Königs Strophius, deſſen Freundſchaftsbündniß er, dem Mitſchuldigen am Morde ſeines Vaters, anzubiethen kommt, zu täuſchen, und kündigt ſich als einen Bothen an, der des Oreſtes Schwert und Aſche, als Zeugen ſeines Todes, überliefert. Die Mutter zerfließt in Thränen, Aegiſth frohlockt, er hat nun keinen Feind zu fürchten mehr, er zürnt der Mutter, weil ſie klagt, er hat den Abgeſchiedenen gehaßt, weil er vor ſeiner Rache zittern mußte, er überhäuft die Gattinn mit Schmähungen und Vorwürfen, Clytemneſtra erwiedert ſie, ihr Unmuth löſt ſich auf in Flehn und Thränen, ſie erniedrigt ſich vor dem Tyrannen, weil ihr Herz noch immer für ihn ſpricht. Alles dieſes iſt durch nichts begründet, denn die Anlage wird überall vermißt. Bald wurzelt der Entſchluß in ihrer Bruſt, ſich fürchterlich an ihm zu rächen. Der Fremdling, ihres Sohnes Freund, ſoll ihr die Hand reichen. Sie ladet ihn durch Medon zu einer Unterredung ein, ſobald der Tag ſich neigt. Dieß iſt der entſcheidende Augenblick. Hier erzählt ſie ihm, wie gegen ihres Herzens Neigung Agamemnon ihr zum Gatten aufgedrungen wurde, wie er ſie verlaſſen, und als er mit einer Buhlerinn wieder heimgekehrt, von Aegiſth, dem Feigen, begleitet, in ſein Schlafgemach geſchlichen, und ihn ſchnell ermordet. Dieſe Erzählung iſt ein Inbegriff von Widerſprüchen. Der Dichter wollte die Mörderinn rechtfertigen unſer Mitleid für ſie gewinnen, und hat ſeinen Zweck verfehlt. Wenn nun vollends die Erzählung, wie es deren viele gibt, in dieſem Trauerſpiel mit bühnenkünſtleriſchem Aufwand und einem Reichthum von wohlberechneten Kontraſten zergliedert und ausgemahlt wird, ſo glauben wir, ſtatt der Reumüthigen, plötzlich die triumphirende Verbrecherinn zu ſehen. Nun übergibt ſie dem vertrauten Fremdling ihren eigenen Dolch, dieſen verhängnißvollen Stahl, mit welchem mehrere Frevel in der unſeligen Familie der Atriden ſchon verübt wurden. Uns aber zeigt dieſer Dolch ein zweckloſes Schickſalsſpiel. Oreſt bedurfte ſeiner nicht, um den Tyrannen zu ermorden; er bedient ſich deſſen doch, das Schickſal will es ſo, und tödtet den Aegiſth, als dieſer in der Nacht von einem Zechgelage heimkehret. Dieß geſchieht zwiſchen dem dritten und vierten Akt. Nun kommt die Kataſtrophe. Clytemneſtra erſcheint im weißen Gewande, mit herabflatternden Haaren, und begibt ſich in den nahen Tempel. Oreſt folgt ihr nach, und ſtürzt als Muttermörder, von den Furien ergriffen, wieder auf die Bühne. Einige Zeit nachher wankt auch die Sterbende heraus, und ſinkt an Agamemnons Grabmahl nieder. Hier ſtellt die ganze Scene aus Semiramis ſich dar, und dieſe Scene füllt den ganzen letzten Akt; denn nicht eher ſtirbt die Verwundete, bis das jubelnde Volk: es lebe Oreſt und Electra! ruft, und der Mörder mit fluchbeſchwertem Haupte ſich der Mutter zu erkennen gibt.

Man ſieht dieſem Trauerſpiel von Anfang bis zum Schluß die Mühe an, den Stoff durch vier lange Akte auszudehnen. Da, wo ſich endlich etwas Leben regt, iſt alles ſtückweis war, und nirgends wird die tragiſche Wirkung erreicht. Vieles bleibt ungewiß und dunkel; ſo zum Beyſpiel weiß man nicht recht, ob Oreſt die Mutter wiſſentlich ermordet; aber er thut es mit ziemlich kaltem Blut. Anfangs erſcheint er trübſelig und muthlos, da er vielmehr in einer andern Stimmung auftreten ſollte. Aber der Verfaſſer dachte an den Oreſt in Iphigenia. Reminiſcenzen kommen überhaupt häufig vor, und an die Schuld mahnt ſogar einige Mahl das Wort uns ſelbſt. Die Diktion iſt nicht ſchwülſtig, aber bilderreich, und dieſe Bilder ſind oft präzios, und ſelten glücklich ausgeführt. Statt vieler mögen hier folgende zwey aus dem Gedächtniß geſchriebene Zeilen ſtehen:

»Wenn Helios ſein glühend Angeſicht
»In Thetis wellenreichem Buſen kühlt.«

Was ein blühender Buſen, eine wogende Bruſt iſt, wiſſen wir; daß ein wellenreicher Buſen kühlen kann, begreift ſich nur, wenn man bedenkt, daß Wellen oft mit Furchen verglichen werden. Griechiſche Nahmen ſind nicht geſpart, und man hört oft genug den Eos, Phöbos, Tartarus, Orkus, Avernus, Kozytus, die Chroniden und andere mehr, die auf mancher Bühne viel zu ſchaffen geben. Doch genug des Tadels; wir erwähnen lieber noch des Fleißes, der überall bemerkt wird, des Anſtandes, der durch das Ganze herrſcht, des Bemühens, dem Höheren nachzueifern, wenn auch an der Stelle ſchöpferiſcher Kraft, die Gabe der Nachahmung vorzuwalten ſcheint.

Die Darſtellung war geeignet, einen günſtigen Erfolg zu ſichern, und der Beyfall galt wohl der Darſtellung mehr, als der Dichtung. Mit Enthuſiasmus wurde der geehrte Künſtler empfangen, der am Schluſſe fünfzigjähriger Dienſtleiſtung auftrat, und mit gleichem Enthuſiasmus begleitet, nach geſprochener Dankrede, die in anſpruchloſer [illegible] ſehr gemüthlich wirkte. Clytemneſtra gab der Darſtellerinn Gelegenheit, manchen glänzenden Moment zu entfalten, ſelbſt da noch, wo die Wahrheit untergeordnet blieb. Electra erregte Theilnahme, die ſich oft durch lauten Beyfall äußerte; der Sinn der Worte ſchien zuweilen nicht ganz richtig aufgefaßt; dafür verdient der Ton, mit dem ſie nach der That dem Bruder das ſchreckliche »Muttermörder!« zurief, eine beſonders rühmliche Erwähnung. Oreſt erhob ſich einige Mahl zur ungewöhnlichen Kraft; Pylades und Medon befanden ſich in vortheilhaften Händen. — Daß dieſes Trauerſpiel mehrmahls wiederhohlt worden, verdankt es wohl hauptſächlich dem vielgeſchätzten Künſtler, der am Ende ſeiner Laufbahn den Aegiſth zur letzten Rolle wählte, und auf deſſen Mitwirkung wohl zu rechnen war.

Die Geſellſchaft der Muſikfreunde des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates gab am 30. April ihr viertes und letztes Concert. Beethoven's herrliche Symphonie oder vielmehr Seelengemählde in F dur eröffnete es. Dieſer folgte Haydn's Abendlied, mit hinzugefügter Begleitung von Blas-Inſtrumenten, wodurch es für jedes Lokale geeignet wird. Hierauf blies ein Kunſtfreund eine von Herrn Götz componirte Polonaiſe mit einer ziemlich langen Introduction. Dann ſang Herr Barth die ſchöne Arie aus Spohr's Fauſt in E dur mit vieler Kunſt. Dieſer zunächſt wurde von den Zöglingen der Singſchule ein für ſie von Herrn von Moſel geſetzter vierſtimmiger Chor für zwey Sopran- und zwey Alt-Stimmen mit ſolcher Präciſion vorgetragen, daß die Wiederhohlung deſſelben einſtimmig verlangt wurde. Den Schluß machte ein ſehr ſchöner Chor von Abbé Stadler zu Collin's Polyxena geſetzt. Wir wünſchen dieſer ſchönen Anſtalt für klaſſiſche Muſik Gedeihen und Fortgang.

(Dieſer Nr. liegt die nov. Beylage V. bey.)

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625) wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W. W., durch die k. k. Poſt 11 fl. W. W. halbj. Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Beylage zur allgemeinen Novelliſtik.

V.

(Zu Nr. 36 des Converſationblattes 1821.)

Im Theater an der Wien wurde am 30. April eine komiſche Oper in zwey Aufzügen, mit Muſik von Roſſini, und das erſte Werk dieſes Polygraphen, unter dem Titel: Weiberproben, zum erſten Mahle gegeben; Herr Jäger hatte ſie zu ſeiner Benefiz-Vorſtellung gewählt. Im Italieniſchen iſt ſie unter dem Nahmen: la pietra di paragone, bekannt. Wir wollen über den Titel und den Stoff leicht hinwegſchlüpfen. Letzterer iſt unter aller Kritik. Forderte eine Schöne, oder wohl gar die mächtigſte von allen für den Schriftſteller und Tonſetzer, das Publikum, daß wir die Fabel der Oper erzählen ſollten, ſo entgegneten wir den bekannten Vers von Virgil: infandum, regina, jubes renovare dolorem, und — thäten es nicht. Es genüge zu wiſſen, daß der ganze Inhalt albern, langweilig und erbärmlich iſt. Die Muſik biethet ein ſeltenes Phänomen dar. Gewöhnlich macht man die Inhaltsanzeige eines Werkes, den ſyſtematiſchen, alphabetiſchen Index nur dann, wenn das Werk fertig iſt, in der Regel erſcheint nur dann ein thematiſcher Catalog der Schöpfungen eines Tonſetzers, wenn er zu ſchreiben aufgehört; doch wie bey Roſſini alles ſonderbar iſt, am meiſten der Beyfall, den er fortwährend erhält, ſo ſcheint dieſer Tonſetzer gleich in ſeinem erſten Werke ein Regiſter für alle folgende verfertigt zu haben und die Zuhörer dabey zu bitten: bey der Melodie A, ſchlagen Sie im Tankred dieſe oder jene Seite, im Othello die andere, im Barbiere dieſe Nummer nach, und Sie werden ein Näheres darüber finden; über die Cabaletta B ſiehe die Gazza ladra, u. ſ. w. Am Ende ſcheint doch das Publikum, ſogar das profanum vulgus, bis auf wenige Staarblinde, einzuſehen, daß es unter mancherley Geſtalten, nur immer daſſelbe beklatſcht, und ſo dürfte es ſich erklären, warum die Weiberproben nur wenig anſprechen, am allerwenigſten aber ein Kaſſaſtück werden können. Die Oper iſt übrigens reich an Muſiknummern, wenn auch nicht an Muſik. Vier derſelben waren eingelegt. Die Ouverture iſt von Hartmann Stunz, zwar ganz im Roſſiniſchen Geſchmacke, doch fehlerfrey und beſſer durchgeführt als die Arbeiten des wälſchen Meiſters. Die zwey Arien des Tenoriſten ſind aus andern Opern Roſſini's entlehnt, die Cavatine der Clariſſe im zweyten Akte iſt von Caraffa. Im Uebrigen fanden wir wenig Anſprechendes, wohl aber vielen nichtsſagenden Lärm und durchaus nichts Gediegenes. Ein Quartett im erſten Akte, ein Terzett im zweyten mußten wiederhohlt werden; nur Einzelnheiten ſprachen uns flüchtig an, ein Paar Sachen, die wir im Barbiere ſchon beſſer gehört, ein Quartett ohne Begleitung, ein kurzer Chor, der recht neckiſch iſt. Geſungen wurde im Ganzen nicht übel, zum Theil auch erträglich geſpielt; aber der Reiz der ſüdlichen Beweglichkeit, der dieſen Unſinn allein leidlich macht, wurde faſt überall vermißt. Man darf nur den Grafen, den Giocondo, den Macronio u. ſ. w. anſehen, um die Wahrheit dieſer Behauptung zu fühlen; der erſte war ſchwerfällig, der zweyte froſtig, der letzte derb und keineswegs ergetzlich. Es iſt nicht genug, daß man lache, alles kommt auf die Art an, wie man lacht. Wir bitten daher dieſen Schauſpieler, ſeine komiſche Kraft in Zaum zu halten; ein Weilchen läßt ſich das Publikum herabziehen, dann bemerkt es aber, daß es geſunken, und rächt ſich empfindlich dafür; Giocondo ſang ſeines Nahmens würdig und war wirklich eine erheiternde Erſcheinung. Clariſſe hielt ſich brav, ſie ſcheint eher gewonnen als verloren zu haben. Ihre Dankrede hätten wir ihr gern erlaſſen. Iſt der Beyfall des Publikums, wie ſie behauptete, wirklich eine Arzney, was nicht immer wahr ſeyn dürfte, ſo wäre es vielleicht einer eigenen Abhandlung werth, die Gattung dieſes Heilmittels zu beſtimmen; wir hoffen, daß es hier ſtheniſch wirken werde. Auch Giocondo dankte, aber in Verſen, ab. Macronio wurde ebenfalls gerufen. Chor und Orcheſter hielten ſich brav.

Obwohl auch für den unbefangenen Beobachter und Kunſtfreund des Auslandes, vorzüglich aber für inländiſche Kenner gibt das nach allen Richtungen hin ſich verbreitende lebhafte Aufſtreben des regeſten Kunſtfleißes das angenehmſte und intereſſanteſte Schauſpiel. Eine bedeutende und ausgedehnte Partie hierin bilden der Bücherdruck, der Steindruck und der Notendruck. Um dießmahl nur von letzterem zu ſprechen, begnügen wir uns, bey den Auflagen unſerer hieſigen Kunſthändler auf Papier, Stich, Schwärze, Form der Noten, Eintheilung und Verhältniß der Zeilen, auf die geſchmackvollen Titel, auf das bequeme und angemeſſene Format aufmerkſam zu machen, und fordern Jedermann auf, unſeren hieſigen Notendruck, der meiſt mit Zinnplatten, die Titel häufig mit Kupferplatten geleiſtet wird, mit den ausländiſchen zu vergleichen. Wer viel Noten lieſt, wird wohl wiſſen, wie ſein Auge gleichſam ausruht, wenn es auf Wiener Notenblätter zurück kommt, nachdem es ſich längere Zeit durch die verworrenen Geſtaltungen ausländiſcher Editionen arbeiten mußte; ein Solcher wird auch wiſſen, wie bald leider das ungeleimte Ausländer-Noten-Druckpapier ſich abnützt und zerreißt, und vor Allem, wie unverhältnißmäßig theuer ſie zu ſtehen kommen! Unſere hieſigen Muſikalien-Verleger ringen unter einander um den Preis, ganz vorzüglich zeichnen ſich aber die Herren Steiner und Comp. aus. Ihr Papier iſt ſeit langer Zeit vorzüglich weiß, rein, genugſam geleimt und dauerhaft; ihre Farbe tief, zäh, nicht grieslicht, daher nicht dick auf dem Papier liegend, nicht abfärbend: die Abdrücke rein und ſcharf; die Noten und alle Zeichen ſehr leſerlich, verſtändlich, in den gefälligſten Formen; die Titel einfach, zierlich ohne überladen und affektirt zu ſeyn; nebſtdem zeichnen ſich dieſe Verleger faſt immer und in allen ihren Artikeln durch große Korrektheit aus. So ſind alle ihre neueren Verlagsartikel geſtaltet; wer ſich davon überzeugen will, beſehe nebſt dem Meiſten, was ſie lieferten, das Odeon, das Muſeum für Clavierſpieler, die Auflage der Mozartiſchen Clavier-Compoſitionen und vor Allem anderen die herrliche Auflage des großen Oratoriums unſers hochverehrten Herrn Abbé Stadler: »die Befreyung Jeruſalems«. Dieſe Partitur iſt, ohne den vorausgeſchickten vollſtändigen Text, auf 355 Seiten ſo geſchmackvoll und gefällig hergeſtellet, daß jeder Kunſtfreund und Muſikliebhaber daran ſeine Freude haben muß. Sie iſt von den Verlegern Sr. Majeſtät Kaiſer Franz von Oeſterreich gewidmet, und kann ſich in jeder Beziehung mit dem Schönſten, was dieſer Art das Ausland geliefert hat, meſſen. Wie ſorgfältig man mit der Korrektur umging, beweiſet der Umſtand, daß außer dem Herrn Compoſiteur noch ſieben andere Compoſiteurs allhier die Korrektur, einer nach dem andern, beſorgten. Dieſes Werk iſt wohl für Jeden, der klaſſiſche Werke zu ſtudieren berufen iſt, für ſo viele Kunſtfreunde, Bibliotheken, muſikaliſche Vereins u. ſ. w. die willkommenſte Erſcheinung und wer einiger Maßen beurtheilen kann, welch ein Kapital zu einer ſolchen Auflage gehört, wird auch den Preis von 20 fl. (Münze) ſehr billig finden.

Kapitän William Eduard Parry, zu deſſen dritten Entdeckungsreiſe nach dem Nordpol gegenwärtig in England große Anſtalten getroffen werden, iſt der vierte Sohn des Doktor Parry, und wurde am 19. Dezember 1790 zu Bath geboren. Den erſten Unterricht erhielt er auf der dortigen Stadtſchule von Herrn Morgan. Im Jahre 1803 wurde er Seekadett auf dem Schiffe Ville de Paris, deſſen Kapitän damahls Admiral Cornwallis, Oberbefehlshaber der Canalflotte war. Hier und überall erwarb er ſich durch ſein Betragen die Zufriedenheit ſeiner Vorgeſetzten; auch benutzte er die Gelehrſamkeit des Schiffkaplans, um ſeine nicht unbedeutenden Schulkenntniſſe zu erweitern. Der Admiral hatte ihn lieb gewonnen und ertheilte ihm die ehrenvollſten Zeugniſſe. Von 1803 bis 1806 diente er auf dem Schiffe des Admirals Cornwallis, als dieſer die franzöſiſchen Flotten in Breſt bloquirte, wo Parry viel Disciplin und Bekämpfung der ſtürmiſchen See lernte. Unter Morgan ſtudirte er den ganzen Euclides durch, und ſetzte ſich in der Steuermannskunſt feſt; für ſich lernte er emſig Franzöſiſch. In der Folge diente er mit Ehren im Belt, und kommandirte dort ein Kanonenboot. 1809 fing er an ſich auf die Aſtronomie zu legen. 1811 mußte er auf der Station zu Leith den Wallfiſchfang bey Spitzbergen beſchützen helfen. Um dieſe Zeit maß er ſorgfältig die Tiefen in Balta Sund und im Voe in Shetland. Die Karte, welche er dort aufnahm, war der Admiralität ſehr willkommen: ſchon vorher hatte er ähnliche Karten der däniſchen und ſchwediſchen Küſten eingeſchickt. 1813 kreuzte er vor Halifax, Boſton, Schelborne u. ſ. w. Um dieſe Zeit wurden ſeine praktiſchen Regeln zur Beſtimmung der Polhöhe durch Beobachtung der Fixſterne gedruckt. 1816 avancirte er zum erſten Lieutenant auf dem Schiffe Niger, welches vor Halifax, im Lawrance-Fluſſe und vor Quebek kreuzte. 1817 kehrte er nach England zurück, um ſeinen kranken Vater zu beſuchen, und als Kapitän Roß abgeſchickt wurde, um eine nordweſtliche Durchfahrt in das ſtille Meer zu ſuchen, erhielt Parry das Commando des zweyten Entdeckungsſchiffes: Alexander. Die Geſchichte dieſer Reiſe iſt bekannt. 1818 wurde Parry allein nach dem Nordpol geſchickt. Was er ausgerichtet, weiß man im Allgemeinen, und das Nähere wird man nächſtens gedruckt leſen. Er iſt jetzt Kapitän und Commmandeur. Wie groß ſein Anſehen in der Marine iſt, kann man daraus abſehen, daß ſich zu der bevorſtehenden dritten Expedition drey Mahl mehr Offiziere und Matroſen meldeten, als nöthig waren.

Auf der Inſel Madera müſſen die Weiber die härteſten Arbeiten verrichten. So müſſen ſie zum Beyſpiel nicht nur Pfriemenſtauden, Cytiſus und andere Geſträuche fällen, ſondern ſelbe auch in großen Bündeln auf dem Kopf 10 bis 12 Meilen an einem Tage in die Hauptſtadt Funchal tragen, und zwar mit bloßen Füßen, auf ſteinigen Wegen, oft an ſchrecklichen Abgründen vorbey.

In den portugieſiſchen Colonien verhält es ſich mit den Bettlern anders wie bey uns, wo dieſe Menſchen alles hervorſuchen, um Mitleid zu erregen. Wenn der Portugieſe betteln geht, zieht er ſeinen beſten Rock an. Barrow ſah einen der Einwohner von Funchal mit Perrücke und Degen bey der engliſchen Faktorey um Almoſen betteln.

In Paris im Palais de Juſtice ſoll bekanntlich ein Monument für Malesherbes errichtet werden. Die Ausführung iſt Herrn Boſio übertragen.

Der Pariſer Harfenſpieler, Herr Bochſa d. j., hat ein Requiem komponirt, das zu London im Drurylane-Theater aufgeführt wurde. Am Ende deſſelben war eine Begleitung von 13 Harfen angebracht; 12 wurden von ſeinen Schülern und Schülerinnen, die 13te von ihm ſelbſt geſpielt. Es gewährte einen überraſchenden Anblick, 12 junge Leute, worunter ſich 9 hübſche Mädchen befanden, mit ſchönen Harfen den Vordertheil des Orcheſters einnehmen zu ſehen, während der Meiſter mit einer größern und heller tönenderen Harfe hinten etwas höher ſaß.

In den Jahren 1712 bis 1715 wurde eine chineſiſche Geſandtſchaft an den Khan der Thurgutiſchen Tartaren geſchickt; die Berichte des Geſandten wurden auf Befehl des Kaiſers herausgegeben, und finden ſich in dem neueſten Werke des Baronets Staunton, welches den Titel führt: Narrative of the Chinese

Embassy to the Khan of the Tourgouth Tartars in 1712 — 1715, by the Chinese ambassador. In dieſem ſchäʒenswerthen Werke ſpiegelt ſich der chineſiſche Charakter ganz getreu. Vorrede und Anmerkungen enthalten ſehr viel Intereſſantes, und das Ganze iſt für Orientaliſten und Freunde der Völkerkunde von großer Wichtigkeit.

Unter dem Titel: Recueil d'estampes gravées d'après des peintures antiques, italiennes etc., gibt Herr Desnoyers in Paris eine Sammlung von Kupferſtichen nach antiken und italieniſchen Gemählden, Statuen u. ſ. w. heraus. Darunter finden ſich antike Gemählde aus Herkulanum und Pompeji; eine Madonna von Raphael; Gemählde des Giulio Romano; ein Kopf von Correggio; Köpfe nach Leonardo und Luini: Studien nach der Natur, zu Neapel gemacht, und eine Anſicht dieſer Stadt nach einem Gemählde des Grafen Turpin-Criſſé.

In England werden die in Sachſen verfertigten Tafeltücher, welche der Herzog von Wellington vom Könige von Sachſen zum Geſchenk erhielt, allgemein bewundert. So oft der Herzog von Wellington Geſellſchaft hat, der er beſondere Ehre erzeigen will, werden dieſe deutſchen Tafeltücher, in welche ſeine Siege künſtlich eingewebt ſind, aufgelegt.

Der bekannte Reiſebeſchreiber Twiß iſt kürzlich in Somers Town bey London geſtorben.

Am 10. April hat der Schauſpieler Herr Unzelmann, in Berlin, ſein 50jähriges Dienſt-Jubiläum gefeyert. Es wurde die Oper: Fanchon, gegeben, worin der Jubelgreis die Rolle des Tapeziers mit ſtürmiſchem Beyfalle gab; am Schluſſe wurde er, umgeben von dem feſtlich geſchmückten Perſonale, bey Geſang und Tanz von Thalien bekränzt. Der General-Intendant, Graf Brühl, hat bey dieſer Gelegenheit ſeine Büſte von Wichmann verfertigen laſſen, und die Schauſpieler verehrten ihm einen paſſend verzierten Pokal.

In Kopenhagen lebt gegenwärtig wohl die jüngſte Schriftſtellerin; ſie heißt Virgilie Chriſtine Lund, und iſt nicht mehr als zehn Jahre alt. Sie hat ſchon im vorigen Jahre ein Familien-Gemählde: Clotilde, oder: Zwey für Einen, herausgegeben; kürzlich erſchien von ihr eine kleine dramatiſche Darſtellung, die entdeckte Untreue betitelt.

Die alten däniſchen und nordiſchen Könige ließen es bey ihren Gaſtmahlen nie an Bier oder Meth fehlen. Eine große Kufe davon ſtand in dem erſten Stocke des Hauſes, und der Fußboden des zweyten hatte eine Oeffnung, um gleich aus der Kufe in das Gaſtzimmer nach Bedarf ſchöpfen zu können. Wegen dieſer Lage der Kufe geſchah es oft, daß einer der Gäſte in die Kufe herabfiel, und ein Beweis, wie groß eine ſolche Kufe war, und wie damahls Bier und Meth floß, iſt, daß mehrere Könige auf dieſe Art ihr Leben beſchloſſen, z. B. Frodo der Erſte und der weſtgothiſche König Hunding, der, als er bey einem Trauermahle ſeine Freunde bewirthen wollte, mit dem Fuße ausglitt, in die Kufe fiel und ertrank.

Dem Vernehmen nach wird unſer deutſcher Dichter-Heros, Göthe, Wilhelm Meiſters Wanderjahre erſcheinen laſſen. Sie ſollen zugleich ein Folgewerk von Wilhelm Meiſters Lehrjahren und von dem Leben des Dichters ſeyn. Das Manuſcript des erſten Bandes ſoll ſich bereits unter der Preſſe befinden.

Redacteur, Drucker und Verleger wie bey dem ganzen Blatte.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

37.

(Wien, Mittwoch den 9. May.)

Mittheilungen aus einem Tagebuche meiner Reiſe von Salzburg nach Innsbruck zur Huldigungsfeyer Tyrols im Jahre 1816.

Von Dr. Aloys Weißenbach,
kaiſerlich-königlichem Rathe.

Loſer, den 22. May.

Du wirſt, mein lieber Euſtachius, einigermaßen verwundert ſeyn, Briefe von mir aus einem Orte her zu erhalten, den Viele bey euch auf der Landkarte kaum zu ſuchen wiſſen. Ich bemerke Dir blos, daß ich heut' an der Pforte Tyrols, meines geliebten Vaterlandes, übernachte; und daß der ſtille Flecken Loſer, ſo unbekannt er auch in der großen Welt ſeyn mag, und ſo heimlich verborgen er zwiſchen den Felſenwänden liegt, denn doch auf der blutigen Mappe der Zeit verzeichnet iſt *).

Aber Du möchteſt auch wiſſen, warum und wie ich auf einmahl daher komme? Das Räthſel wird ſich leicht löſen, wenn Du an das öffentlich angekündigte Feſt der Huldigung Tyrols denkſt. Wie natürlich bin ich mit den zwey Potenzen: Kaiſer und Vaterland in die Gleichung zu bringen! Es ſind nun gerade neunzehn Jahre, ach! und was für Jahre, vorüber, ſeitdem ich mein Geburtsland zum letzten Mahle ſah. Damahls drängten mich die Franken hinaus; im eigentlichſten Sinne, wie ſie zu ſagen pflegen, das Schwert mir am Herzen (l'épée aux reins). Seit zwölf Jahren hauſ' ich am Fuße der noriſchen Alpen, und ſo oft ſtieg ich auf ihre Höhen, und ſchaute durch die Schlucht zwiſchen dem Staufen und dem Untersberg hinein, auf die gen Himmel aufſtrebenden Zinken der rhätiſchen Gebirge, und lüftete mir die geſchnürte Bruſt, und fing die ſüßen Lüfte damit auf, die einſt über meine Wiege geweht haben; ohne daß es mir in dieſer langen Zeit ein einziges Mahl gegönnt geweſen wäre, die heimiſche Erde zu küſſen. Und was Alles, mein Euſtachius, iſt zwiſchen und vor dieſen

---

*) Im Kriege vom Jahre 1805 wurde nicht fern von dieſem Orte, am Engpaſſe Strub, der brave, ehrwürdige bayeriſche General de Roy von einer öſterreichiſchen Kugel verwundet; und im Kriege der Tyroler, im Jahre 1809 fiel auf den Bergen hier herum ein bedeutendes Gefecht vor.

alten ſteinernen Zeugen, den Denkſäulen einer andern Welt und Zeit, meinen Blicken begegnet! Doch fort mit allen wehmüthigen Erinnerungen in dieſen Freudentagen! Die Thräne, die in den Brand der hirtlichen Hütte, und in das Blut der alpleriſchen Kämpfer rann, wird in der nahen Stunde zur Perle in dem Diadem des gefürſteten Grafen von Tyrol werden. So wirſt du die Luſt begreifen, die mich zu der Reiſe trieb. Soll der Sänger nicht dabey ſeyn, wenn das geſammte Volk ſeine und ſeines Herrn höchſte Verherrlichung feyert?

Meine Reiſe war eben ſo geſchwind eingeleitet, als beſchloſſen. Mein wackerer Landsmann, Herr Major Penz, Kommandant des braven, in Salzburg garniſonirenden erſten Jägerbataillons, both ſich mir zum Reiſegefährten an. Er trägt ſeinen Kaiſer auf und in der Bruſt; unſer beyder Taufſtein ſind dieſelben Felſen geweſen; dieſelbe Andacht trieb uns mit einander zur Wallfahrt. Wir fuhren heute Vormittags mit ſeinem Wagen und ſeinen Pferden von Salzburg ab, und hatten hier unſer erſtes Nachtlager. Morgen gehen die Pferde zurück, und wir nehmen die Poſt. Ich will all meine beſſern Empfindungen und Anſchauungen, in ſo fern ſie Aug' und Herz an die Feder ablaſſen, in mein Tagebuch eintragen, und Dir daſſelbe mittheilen: vielleicht daß ſie auch in Dir noch, obſchon Du in der Fremde groß und grau geworden, und die ſonnigen und eiſigen Berge deines Wiegenlandes nicht mehr geſchaut haſt ſeither, tyroliſche Pulſe und jenes wunderſüße Gefühl aufregen, für das nur die Sprache, die auf Bergen geredet wird, ein bezeichnendes Wort hat: heimeln; und das ich denen, die auf Flächen und in Niederungen wohnen, nicht anders verſtändlich machen kann, als mit dem Worte himmeln *), dem es durch Laut und Bedeutung ſo nahe anverwandt iſt.

Abends.

Es war heute ein etwas trüber Tag. Ein regenſchwangeres Gewölke, das den ganzen Horizont in dieſem Bergkeſſel überzog, begann ſich um die Abendzeit von den Giebelzacken der hohen Warte **) ins Thal herabzuſenken; mein Reiſegeſellſchafter hat ſich in Aufträgen ſeines in Salzburg kommandirenden Generals hinwegbegeben. Einſam, wie ich war, ging ich auf der Heerſtraße vor den ſtillen Ort gegen den Engpaß Strub hinaus, um den Deus Terminus heute noch zu grüßen. Dieſer finſtere Himmel über mir; dieſe von ungeheuren Felſen eingeengte Schlucht um mich; dieſe dunklen, über die Bergrücken aufſteigenden Föhrenwälder vor mir; der furchtbar toſende Bergbach neben mir; die einzelnen Fichtenſtämme, die gleichſam im Sturze in die Wogen des Baches hineinhangen, unter mir; die Dämmerungsſtille des Abends in dieſer einſamen Gegend; kurz, die ganze Natur außer mir, waren ganz geeignet, über alle Gefühle eines von innen freudig aufgeregten Herzens einen Oſſian'ſchen Nebelſchleyer zu werfen. Wenn ich heute Morgens, bey meiner Abreiſe von Salzburg, und auch auf dem ganzen Wege hieher mich in lauter Jubellieder hätte

---

*) Vögel, ſie himeln dort!
Göthe im Prometheus.

**) Ein hoher Berg, ſüdlich von Lofer.

ergießen mögen, in dieſer düſtern, ſchauerlichen Umgebung mußte auch die Dithyrambe zur Elegie werden. Bald gelangt' ich zur Stelle, wo einſt der Gränzpaß Strub ſtand; die Bayern hatten ihn nach dem Kriege vom Jahr 1809 ſo zerſtört, daß der Wanderer kaum mehr eine Spur davon aufzufinden im Stande iſt. Mir war ſeine Anſchauung noch von meinen Jünglingsjahren her erinnerlich, in denen ich auf dieſem Weg' aus meinem Vaterlande fort, und auf die Akademie nach der Kaiſerſtadt zog. Das wehmüthige Gefühl, das mich damahls ergriffen hatte, als ich auf derſelben Stätte, zwiſchen den dießſeits und jenſeits des Baches berganlaufenden Feſtungsmauern, vor dem eiſernen Thorgitter und ſeinem Wardein, dem grauen Invaliden, mich noch einmahl umwendete, um zum letzten Mahl die blauen Firnen zu ſchauen; und mein Blick jetzt die Thräne in die tyroliſche Erde ſenkte, hob ſich augenblicklich, wie der Schatten eines längſt heimgegangenen Geliebten, aus der Tiefe des Herzens herauf, und ergoß ſich in alle Pulſe meines Lebens. Ich ſah im Geiſte mit meinem innern Auge zuerſt das Haus, in das Gott meine Wiege hineingeſtellt hatte; und Niemand mehr fand ich darinnen, der mit meinem Nahmen und meinem Blute verwandt geweſen wäre. Ich ſah und fragte nach den Geſpielen meiner Knabenzeit, und nur eine Hand begegnete meinem Blicke, die den ſtarren, bewegungsloſen Finger hinausreckte in die Räume, und nach unten und oben wies. »Ach! ſind ſie doppelgeſtaltig! rief ich; unten und oben! im Himmel und in der Erde!« Und jetzt ſchwebte der Finger fort, mein Blick nach, bis zu einer Kirche, die hoch auf die Platte eines Felſens hinausgebaut war. Meine Landsleute ſtellen Gott den Tabernakel hin, wo er ihnen die Hütte hingeſetzt hat: auf die Höhen; auf daß ſie in Wahrheit das Wort der Hirten beten können: Gloria in excelsis! und wie ich auf dem erſten Staffel der ſteinernen Treppe, die zur Kirche führt, hinaufſtieg, hoben ſich zuerſt die himmelblauen *) Grabkreuze empor! aber nur noch eine Stufe höher, und es ſtiegen auch die ſchwarzen Erdhaufen herauf, unter die wir uns alle mit der Luſt der Maulwürfe hineinwuhlen. Gleich rechts in der erſten Reihe das eiſerne Kreuz auf dem Grabe meines Vaters. Du weißt, mein Euſtachius, daß er dieß Zeichen verdient hat auf Erden; denn er war ein Braver im Heere der Lebenden! ſiebzehn kleinere bezeichnen die Gräber meiner Brüder und Schweſtern, und ach! — der unvergeßlichen Mutter. Was iſt es, daß kein Grab uns ſo lockend und tief in ſeinen ſtillen Schooß hinein ruft, als das der Mutter? Iſt die Erde vielleicht ihre Sachwalterin geworden, und fordert dieſe zurück, was jene hergegeben?

Du kannſt denken, wie es mich erſchüttern mußte, allein der Lebende mich zu fühlen im Kreiſe von dieſen Todten! der einzig übrig gebliebene von den Siebzehn, die alle aus einem Herzen und mit einem Nahmen in die Welt hinausgetreten ſind. Ach! dieſe Erinnerung wickelte ſich wie ein Leichentuch um meine Bruſt, und ich fühlte mich beklommen, als wollte das Blut ſtocken, und als ſtünd' ich nur deßwegen auf der heimiſchen Erde, um die ungleiche Zahl der Erdhaufen gleich, das iſt: ſiebzehn zu achtzehn zu machen. Ich weiß mir jetzt

---

*) Wie ſinnig: Dieſe frommen Hirten zeigen den Ihrigen unter der Erde die Farbe des Banners, die der Herr den Seinigen über der Erde in die Unendlichkeit hinaushält.

noch nicht zu erklären, warum ſich dieſes Gefühl nicht wie ſonſt bey mir ſo bald und leicht in Thränen auflöſte; aber dieß weiß ich, es gibt einen Schmerz, den die Wimper nicht weglüpft von dem Herzen; und meiner war dieſer Art. Alle Wehmuth iſt ſehnſüchtig, und ſtrebt gerade aufwärts, durch das Auge in den Himmel; die meinige mußte, um dahin zu gelangen, den Umweg durch die Erde nehmen.

Jetzt wendete ſich meine Phantaſie weg von der Gegend, wo meine Mutter ſchläft; und ich lüpfte den Blick auf die Berge ringsum, und wo die Hirten ihre Herden hinauftreiben auf die ſonnigen Weiden, da hinauf hob ich die Seele. Meine Wehmuth ging jetzt ins Erhabene, von den Gräbern auf die Berge über; die Elegie ward epiſch. Alle die Männer ſah ich, die im Jahre 1809 auf den Höhen um mich her, hinein und hinauf, ſo weit das Auge reicht, gekämpft und geblutet haben. Jetzt ſanken die Hügel ein auf dem Freythofe zu Telfs, unter denen die Mutter und die Meinigen und Ihrigen ſchlafen, und das Vaterland ſtand auf, und breitete ſich aus vor mir, hirtlich und herrlich, wie es war und iſt. Du kannſt denken, daß ſich auch in dieſe Anſchauung elegiſche Erinnerungen eindrängten. Ich ſetzte mich auf ein grau bemooſtes Geſtein nieder, und gab mich ganz den unſichtbaren Gewalten hin, die auf dieſem Gränzpaſſe wie Zöllner mein ganzes Inneres durchwühlten; aber nichts fanden, was ausländiſch geweſen wäre. Die wehmüthigen Anklänge der Vergangenheit und die ſüße Sehnſucht der Gegenwart haucht' ich endlich in folgenden Tönen aus:

Willkommen, o ihr Schlüfte,
Du hohes Thor aus Stein!
Da zug' ich durch die Klüfte,
Und hauch die ſüßen Lüfte
Der Heimath wieder ein!
Von Baum und Felſen knüpfen
Sie los das müde Herz,
Daß friſch die Pulſe hüpfen,
Von Aug' und Seele lüpfen
Sie Thränen fort und Schmerz!

Und zum Kinde werd' ich wieder,
Saugend an der Mutterbruſt!
Und der Kraft der jungen Glieder
Werd' ich wieder mir bewußt!
Auf des Hauſes alten Flieder
Klettr' ich um die Balſambluſt,
Und die Alpen auf und nieder
Lauf' ich mit der Hirten Luſt!

Wie ob als Jungfrau ſtände
Mein Vaterland da d'raus!
So ſtreck' ich meine Hände
Durch das Geklüft der Wände
Ins ſtille Land hinaus!
Wohl möcht' ich es erfaſſen,
Mit meinem Blut und Sinn
Zuſammen wieder laſſen,
Daß Lieben ich und Haſſen
Ihm nochmahl abgewinn!

Mit dir hab' ich ausgedauert,
Und mein Herz in dein Geſtein,
Vaterland, hineingemauert,
Als mein Fleiſch in dein Gebein,
Daß es mit dir dröhnt und ſchauert,
Wenn im Sturm die Glocken ſchreyn!
Und ein Aug', das wacht und lauert,
Setzt ich deinen Warten ein!

Die ihr mit Blumenröcken,
Schneehäuptig, vor mir ſteht!
Ihr Berge! ſeyd die Brücken,
Auf denen das Entzücken
Von Gott zum Menſchen geht!
Wer je hinauf geſtiegen
Zu euch, der weiß es wohl,
Ihr ſeyd ja Gottes Wiegen!
Wie ſchön gebettet liegen,
Die Kinder von Tyrol!

Nur in ew'gen Wundern waltet
Die Natur im Ländlein d'rinn!
Eng hat ſie den Raum geſtaltet,
Herzen weit, und hoch den Sinn!
Und zum Blute, das nie altet,
Wird der Mutter ſüß Geſpinn!
In einander wächſt und haltet,
Fels und Volk und Königinn!

Als ob ſie ſich verirrten,
Hinweg aus dieſer Welt;
Als wollten ſie, die Hirten,
Die Himmliſchen bewirthen,
Iſt doch ihr Haus geſtellt!
Da deckt ſich allen Hütten
Der Himmel ſelber auf,
Und hohe Bäume ſchütten
Das Laub, die zarten Blüthen,
Und ſüße Früchte d'rauf!

Blumen, jedes Gras der Erde,
Werden oben noch ſo ſchön,
Wenn als lockende Geberde
Sie am Felſenſtege ſtehn;
Um des Sennen Hut, der Herde
Hörner ſich zu Kränzen dreh'n!
Daß die Welt zum Himmel werde,
Muß ſie auf die Alpen gehn!

Jetzt heben ſich Gedanken
Zu Bergen auf in mir!
Als alle Höh'n verſanken,
Wer ſah die Hütte wanken
Tyrols, das Herz in ihr?
Da ſchritten ſie von Lofer
Wie Rieſen durch das Land,
Und immer höher, ſchroffer
Bis zum Andreas Hofer,
Dem Urgranit am Sand!

Ha! dort ragt er hoch, der Rieſe,
Auf des Landes Schwurgefild!
Mit des Bartes ſchwarzem Vließe
Deckt er ſeines Kaiſers Bild,
Und die Berge rings, die Friſe
Innsbruck's überſonnt ſein Schild!
Auch noch in dem Paradieſe
Sucht er auf, wenn's Franzen gilt!

O ſteige, Schatten, nieder
Mit dem zerſprengten Haupt!
Der Adler horſtet wieder,
Wie du und meine Lieder
In Noth und Tod geglaubt!
Am Rennplatz, vor dem Gitter
Des Burgthors, ſtell dich ein!
Dort werden Schwert der Ritter,
Und Hirtenſtab und Zither,
Zuſammen wieder ſeyn!

Und wenn jeder, der ein Treuer,
Zu dem Schwur des Vaterlands
Seine Hand erhebt; die Feyer
Berg und Männer faßt in Glanz,
Und mit denen aus Paſſeyer
Trittſt du vor im blut'gen Kranz,
Nahe der Sänger mit der Leyer,
Und ſein Lied biſt du — und Franz.

Mit den Worten aus dem Herzen herauf quellen auch die Thränen aus den Augen herab. Jetzt fielen auch Tropfen vom Himmel nieder; auf dem Blatte meiner Schreibtafel fanden ſie ſich alle zuſammen; ich trug ſie heim, und werde ſie bewahren als Andenken einer heiligen Weiheſtunde. — Ich habe darüber geſchrieben: Huldigungstropfen! — In ſolcher Reinheit ſind ſie nicht überall und allzeit zu haben.

(Fortſetzung folgt.)

……

Die zwey Genien des Lebens.

Der Mann.

Nenn' die Genien mir, die uns begleiten
Auf des kurzen Lebens ſchroffer Bahn.
Mit dem Einen mußt du vorwärts ſchreiten,
Schwingſt dich mit dem Zweyten himmelan.

Durch des Lebens rauhe Klippengänge
Mühſam zu der Klarheit lichtem Thron,
An der feſten Hand der kalten Strenge
Führet dich des Geiſtes ernſter Sohn.

Prangend mit der Thränen Perlenkrone,
Winkt der Zweyte dir voll Zartgefühl.
Führt dich in des Lebens heiß're Zone
Wandelnd auf der Sanftmuth weichem Pfühl.

Oft im Zwiſte leben die Begleiter
Und in Feindſchaft auf dem Erdenkreis.
Der nur ſtillt den wilden Kampf der Streiter,
Wer ſie liebend zu vereinen weiß.

Der des erſten Führers ſtrenge Kälte
Mildert durch des Andern heiße Gluth,
Und daß nie für ſchwach der Zweyte gelte,
Ihm verleiht des Erſten Kraft und Muth.

Die Gefährtinn.

Verſtand und Herz ſind die Begleiter,
Die durch das Leben mit uns ziehn.
Auf der Erfahrung Stufenleiter
Strebt der Verſtand zur Klarheit hin.
Das zarte Herz muß leiden, muß ſich krümmen,
Das hohe Ziel des Lebens zu erklimmen.

Es lenkt mit ihren kalten Gründen
Die Klugheit nur den Erdenlauf.
Das Herz mit ſeinem Zartempfinden
Schwingt duldend ſich zum Himmel auf.
Durch Weisheit wird der Menſch zum Gott der Erde,
Ihm ward ein Herz, daß er ein Engel werde.

Des Daſeyns düſt're Nebelnächte
Erhellt der Klugheit Flammenlicht.
Doch auch das Herz hat ſeine Rechte,
Wer's kalt verſchmäht, genießet nicht.
Beglückte Klugheit! die nur zart ergründet;
Beglückte Zartheit! die nur klug empfindet. Dr. Joel.

* * *

Gallerie berühmter Dichter.

I.

Vittorio Alfieri.

(Schluß von Nr. 36.)

Alfieri war großer Statur, und ging daher etwas vorwärts gebeugt; ſein Haar war röthlich; das Antlitz wohlgeformt, aber äußerſt bleich; ſein Auge war blau, und ſeine Zähne waren von beſonderer Schönheit. So ſchildert er mit ſtrenger Wahrheit ſich ſelbſt in einem ſeiner Sonette, welches ich aus Mangel an Raum leider hier nicht vollſtändig anführen kann. Nur die Terzinen, wo er ſeinen Charakter mit einer Wahrheit und Kürze ſchildert, welcher uns einer bogenlangen Beſchreibung überhebt, kann ich mich nicht enthalten, hier mitzutheilen:

Or duro, acerbo, ora pieghevol, mite,
Irato sempre, ma non maligno mai,
La mente e 'l cor meco in perpetua lite,
Per lo più mesto, e talor lieto assai,
Or stimandomi Achille, e Tersite,
Uom' sei tu grande o vil? — Muori, il saprai! —

Bald hart und bitter, biegſam bald und gut,
Stets zornentflammt, doch fremd der Bosheit Gluth,
Verſtand und Herz durch ſteten Kampf zerriſſen;
Bald düſter, bald in volle Luſt verſetzt,
Träum' ich mich jetzt Achill, Terſites jetzt.
Iſt das Gemein, iſt's Groß? — Stirb, willſt du's wiſſen!

(Eigene Überſetzung.)

Sein Charakter war äußerſte Heftigkeit. Er hatte überſpannte Anſichten, aber eine glühende Liebe für Alles, was rechtlich iſt und edel. Mit ſeiner Denkungsart konnte er keiner der Glücklichen auf Erden ſeyn; aber ſein Andenken wird jedem Biederen ehrenwerth ſeyn. Er hat ausgekämpft; der raſtloſe Wanderer ruht. Er ruhe ſanft auf ſeinen wohlerrungenen Lorbern. Nur noch einen Blick auf ſeine Werke. Wir beſitzen von ihm ein und zwanzig Tragödien, ſechs Komödien, eine Tramelogödie (von dieſer weiter unten), ein epiſches Gedicht, viele lyriſche Gedichte, ein Gedicht Nahmens Miſogallo (ein hiſtoriſch-ſatyriſches Werk über Frankreich, worin er ſeinen ganzen Franzoſenhaß aushauchte), ſechzehn Satyren, Überſetzungen von Virgil, Terenz, Äſchylus, Sophokles, Euripides und Ariſtophan, und einige proſaiſche Werke, deren vorzüglichſtes ſeine Selbſtbiographie (vortrefflich in das Deutſche überſetzt von L. Hain, 1812) iſt. Nur von ſeinen dramatiſchen Werken kann hier die Rede ſeyn. Ein Herr M., welcher die ſehr magere Mittheilung über Alfieri im Converſations-Lexikon (erſter Band, S. 133) gibt, ſpricht zwar in einem ſehr herabwürdigenden Ton von den vortrefflichen Tragödien Alfieris. Indeſſen iſt das einſtimmige Urtheil der ausgezeichnetſten, unparteylichſten Kunſtrichter der italieniſchen Nation; das Urtheil eines Ceſarotti, Fabroni, Calſabigi, Morelli u. ſ. w., wohl mehr als hinreichend, das ſeichte Urtheil dieſes Herrn M — zu entkräften. Alfieris Tragödien ſind unbeſtreitbar die erſten und einzigen, welche der italieniſche Parnaß den unſterblichen Werken dieſer Gattung, welche die übrigen Nationen hervorbrachten, entgegenſetzen kann. Sie ſind unſtreitig aus der Tiefe eines echt tragiſchen Gemüthes hervorgegangen. Der geiſtreiche Calſabigi bezeichnet Alfieris tragiſche Dichtungen ſehr treffend mit folgenden Worten: »Überall iſt er (Alfieri) Michel Angelo, es verſchmähend, Correggio oder Albano zu ſeyn.« Die ſpäte Bildung, welche Alfieri mit ſeiner Sprache vornahm, iſt zweifelsohne die Urſache, daß er in der Diction nie zu jener Vollendung gelangte, welche dem innern tragiſchen Werth ſeiner Werke angemeſſen geweſen wäre. Dieſe ſchwache Seite ſeiner Tragödien gab auch ſeinen Neidern (und welches Verdienſt entbehrte dieſer?) die ganze und einzige Gelegenheit, ihn anzugreifen. Der Dichter Pepoli, ein Menſch, deſſen dramatiſche Werke durchaus gehaltlos zu nennen ſind, zeichnete ſich in dieſer verächtlichen Schaar als Coryphäe aus. Aber ohne in die Gemeinheit dieſer Kläffer herabzuſinken, rügten auch Alfieris Freunde und die werthvollſten kritiſchen Blätter dieſe Mängel. Schade, heißt es im Giornale di Pisa, daß ſo viele Edelſteine in Bley gefaßt ſind, welches durch ſeine düſtere Färbung den unendlichen Glanz derſelben ſchwächt und niederdrückt. Auch der geiſtreiche Parini ſpricht ſich in einem ſehr ſchönen Sonett würdevoll darüber aus. (Man ſehe darüber Idelers Handbuch der italieniſchen Sprache und Literatur, zweyter Theil, S. 399, wo überhaupt über Alfieri viel Schönes und Wahres geſagt wird.) Alfieri fühlte die Wahrheit dieſer Rüge ſelbſt, und arbeitete mit männlicher Ausdauer daran, dieſen Übelſtand zu verbeſſern. Er arbeitete ſeine Trauerſpiele durchaus um, und verbeſſerte Vieles. Seine Tramelogödie, Abel, in welcher ſich der höchſte lyriſche Aufſchwung mit der edelſten Einfachheit vereinigt, beweiſet, mit welcher Kraft er auch dieſe Klippen zu überfliegen verſtand. Die Tramelogedie, dieſe von ihm erfundene Gattung, ein Gemiſch von Oper und Tragödie, hätte durch ihn gewiß die größte Ausbildung erhalten, wenn er, wie er ſich's vorgeſetzt hatte, deren ſechs verfertigt hätte. Aber leider vollendete er den einzigen Abel, welches eine ſeiner herrlichſten Schöpfungen iſt.

Seine Komödien hingegen ſind durchaus verunglückt. Dieſen Geiſt trug Alfieri nicht in ſeinem Buſen. Die ernſte, meiſt politiſche Tendenz dieſer Stücke läßt uns durchaus kalt.

So war Alfieri. Zu früh ging er hinüber in die Wohnungen des Friedens. Noch Vieles ließ ſein großer Geiſt hoffen, aber genug hat er gegeben für die Unſterblichkeit ſeines Nahmens. So lange Italiens Ruhm leben wird, wird auch Alfieri genannt werden, als der größten Geiſter einer, welche das herrliche Land erzeugte.

Exoten.

1.

Die troſtloſe Witwe.

Ein Reiſender erzählte: Er habe in Cork eine Witwe gekannt, welche über den Tod ihres Gatten troſtlos war. Tag und Nacht weinte und klagte ſie, und es ſchien als ob ſie von nun an nur allein dem Schmerze leben und für alle Freuden der Erde todt ſeyn wolle. Eines Morgens fand ſie unſer Reiſender in einem Zuſtande, der an Verzweiflung grenzte. »Der Schatten meines verſtorbenen Gemahls — ſprach ſie — iſt mir in der verfloſſenen Nacht erſchienen und hat mir befohlen, in das Gewölbe zu gehen, wo ſeine irdiſchen Überreſte ruhen, und dort ſeinen Sarg öffnen zu laſſen.« — Der Reiſende ſuchte ſie zu überzeugen, daß die Heftigkeit des Schmerzes ihre Sinne verwirrt habe, und daß dieſe Erſcheinung nur eine Geburt ihrer kranken Einbildungskraft geweſen ſey; er bat ſie, den Beſuch bey dem Leichnam ihres Gatten mindeſtens auf den künftigen Tag zu verſparen.

Die Dame willigte ein, allein die zwey folgenden Nächte hatte ſie dieſelben Erſcheinungen, der erzürnte Gemahl wiederholte ihr jedes Mahl ſeine Befehle. Der Reiſende gab endlich ihren Bitten nach, gewann den Aufſeher der Todtengruft und ſtieg mit ſeiner Freundinn in das ſchauerliche Gewölbe hinab. Man hebt feyerlich den Deckel des Sarges, und das treue Weib ſich beugend, drückt einen Kuß auf die eiskalten Lippen des entſeelten angebeteten Gatten.

Am andern Morgen kommt unſer Reiſender zu der Witwe, um ihr ſeinen Abſchiedsbeſuch zu machen (denn er war genöthigt, ſeine Reiſe nach England fortzuſetzen). Das Kammermädchen ſagt ihm, ihre Frau ſey noch nicht erwacht. — »So bitte ich, ſie zu wecken«, erwiederte der Reiſende; »denn ich wünſchte ihr vor meiner Abreiſe noch einige Worte des Troſtes zu ſagen.« — »»Aber — verſetzte das Mädchen lächelnd, — es wäre doch grauſam, die Neuvermählten ſo früh zu wecken.«« — »Wie? die Neuvermählten?« — »»Ja, Ja. Meine Gebietherinn iſt geſtern, gleich nachdem ſie mit Ihnen zurückkam, zur Trauung gefahren.«« — Nein, das iſt nicht möglich. Dieſe Frau, die über den Verluſt ihres ſeligen Mannes ſo untröſtlich war? Du ſcherzeſt! — »So wiſſen Sie denn, erwiederte das Mädchen, wie das zuſammenhängt. Die Frau mußte ihrem verſtorbenen Gemahle auf dem Todenbette das heilige Verſprechen leiſten, nicht zu heirathen, bis ſie beyde ſich wieder vereinigt hätten. Sie ſelbſt, mein Herr, hatten geſtern die Güte, die Vereinigung zu bewerkſtelligen, und ſo ihr Verſprechen zu löſen.«

Der Reiſende ging und blieb ein Junggeſelle.

* * *

Apophthegmate.

1.

Johannes, Biſchofs zu Meißen, 1808:

»Gern vereint das Publikum
Unſer Evangelium
Mit der Weltluſt Fibel;
Aber nehmt's nicht übel:
Ganz ein and'res Chriſtenthum
Find' ich in der Bibel.«

2.

Kaiſers Heinrich I. des Voglers:

»Zur Rache langſam, nach Schneckenart;
Zur Milde geſchwind, wie der Leopard.«

3.

Julius Cäſar's:

»Beſſer iſt es, ausgelebt,
Als in ſpäter Furcht geſchwebt.«

4.

Kaiſer Auguſt's:

»Prachtvolle zarte Kleider heißen mir
Der Hoffart und der Schwelgerey Panier.«

5.

Des Kaiſers Claudius Tiberius Druſus:

»Fürchtet einen Floh nicht ſo,
Wie den Tiger, ſtark und roh!«

6.

Des Kaiſers Titus Veſpaſianus:

»Nie werd' ich Schändliches thun, nie verfügen;
Drum acht' ich gering den Spott und die Lügen.«

7.

Des Kaiſers Antonius Pius:

»Baß, Einem Bürger ſein Leben erhalten,
Als tauſend Feinden die Köpfe ſpalten!«

Haug.

* * *

Auflöſung der Charade in der vorigen Nr.:

Iberien (Spanien), Siberien.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Leopoldſtädter Theater, den 10ten April zum erſten Mahl, und zum Vortheile des Kapellmeiſters Wenzel Müller: Der Pächter und der Tod. Geſpenſter-Karrikatur mit Geſang und Tänzen in zwey Aufzügen, nach einer Erzählung von Langbein frey bearbeitet von J. A. Gleich. Muſik vom Herrn Kapellmeiſter Wenzel Müller.

Die bekannte Erzählung führt den Titel: Der Müller und der Tod, die Abänderung hat ihren Grund; übrigens gilt es gleich, ob der Tod den Pächter oder den Müller hohlt, ſie müſſen beyde daran, ſammt dem Dichter und dem Rezenſenten, dagegen hilft keine Kritik. Der Pächter Valentin ſträubt ſich aber ganz gewaltig, trinkt dem Tod, der ihm erſt als Kuttenmann, ſodann als ſchwarz gekleideter Portier, die Senſe ſtatt des Thürhüterſtocks, erſcheint, tüchtig zu, und überliſtet ihn dergeſtalt, daß noch eine Friſt und die Erfüllung dreyer Wünſche ihm verſtattet werden. Er vermag nun die leiſeſten Gedanken Aller zu errathen, die er ſieht, und dieſe Gabe hat auch dem Verfaſſer zu luſtigen Zügen und Gedanken verholfen. Hieher gehört der frühere Zug, daß der perſonificirte Tod unter Schmauſenden an einem eignen Tiſch, in einer unheimlichen Verhüllung ſitzt, und einen Haufen ausgeleerter Schüſſeln vor ſich ſtehen hat, während er immer unerſättlich fortißt. Der Pächter wird endlich, um der Ungnade ſeines Herrn zu entgehen, deſſen innerſte Angelegenheiten er betrieb, genöthigt, die

Flucht zu ergreifen; jetzt verkleidet er ſich als Einſiedler, und ſpielt mutat. mutand. das ganze Intermezzo aus dem Lerchenwalde. Dieſe Epiſode zieht ſich in die Länge, biethet aber durch die glückliche Nachahmungsgabe des Darſtellers, die er nicht dem Tode, ſondern der Natur verdankt, viel Ergötzliches dar. Der Tod will ihn abermahls hohlen; er flüchtet ſich auf einen Baum, der mittelſt eines darauf geſteckten Zweiges, den er als Erfüllung des zweyten Wunſches erhielt, die Kraft beſitzt, durch ſchnelles Herumkreiſen vor Verfolgungen zu ſichern. Die Maſchinerie iſt ſehr gelungen, und Valentin entgeht auch hier dem ſtrengen Gläubiger. Jedoch, geborgt iſt nicht geſchenkt, und dieſer kehrt gar bald zurück. Der Pächter hat glücklicher Weiſe einen Seſſel — dritte Gabe der tragikomiſchen Perſon — der jeden feſthält, der darauf zu ſitzen kommt. Auf dieſe Art geräth der Tod in ſeine eigene Schlinge; denn plötzlich, als er ein wenig auszuruhen gedenkt, umklammern ihn zwey Arme, und laſſen ihn nicht eher los, bis er ſich ſchriftlich obligirt, dem Valentin und ſeiner Braut, die gerade Hochzeit machen wollen, das Leben noch zu ſchenken, jenem hundert, dieſer funfzig Jahre lang. Das Stück ſchließt nun mit dem Hochzeitfeſt, worauf der Tod in ſeiner angenommenen Geſtalt den Vortanz führt. Dieß iſt zwar im Charakter der Holbein'ſchen Verzierungen des Baſeler Kirchhofs, aber in ganz verſchiedenem Sinn, und macht daher, wie das Ganze überhaupt, auch eine verſchiedene Wirkung. Schade, daß der Darſteller, der ſich übrigens als ein tüchtiger Schauſpieler zeigte, dem verdienter Beyfall wurde, ſeinerſeits die Karrikatur durch Haſchen nach Originalität noch mehr übertrieb. Man ſieht nicht ein, was hier parodirt werden ſoll; ernſthafter genommen, würde der Eindruck größer ſeyn. Bey alledem iſt dieſe Karrikatur unterhaltend, und hat einen eigenen Anſtrich. Valentin, der Pächter, zeichnete ſich vorzüglich in der Einſiedlermaske aus, wiewohl er durchgehends den freundlichen Erwartungen entſprach, die der Zuſchauer gewöhnlich ſeinen Leiſtungen entgegen bringt.

Die Muſik iſt in beliebter Manier, aber friſch und lebendig; der Tod macht keinen Unterſchied.

In Florenz bey Giovanni Marenigh iſt die Prachtausgabe von Torquato Taſſo's Gerusalemme liberato nun vollſtändig erſchienen. Das Werk beſteht aus 21 Heften in Folio. Das erſte Heft iſt mit Taſſos Portrait, und mit jenem des Fürſten Nikolaus Eſterhazy, dem das Werk gewidmet iſt, geſchmückt. Die übrigen Hefte enthalten jedes einen Geſang mit einem Kupferſtich (eine Scene aus dieſem Geſange vorſtellend). Alle 22 Kupfer ſind von dem berühmten Raphael Morghen geſtochen. — Das ganze Werk koſtet [illegible] Dukaten. In der Verlagshandlung dieſer Blätter iſt es zu ſehen.

Vargas Bedemar kommt in ſeiner Reiſe nach dem hohen Norden darauf zu ſprechen, daß er in den Finmarken in Norwegen in Qualeſund, auf einem, dem Kaufmann Akerke gehörigen Hof, ein Billard angetroffen habe, und ſetzt hinzu: Hier unter 70° 18' Polhöhe iſt dieß ſicher das nördlichſte Billard der Welt.

In der Provinz Eſtremadura, in der Gegend von Leira, im Königreich Portugall, iſt ein neuer Vulkan entſtanden.

In Madrid iſt der erſte Band eines höchſt intereſſanten Werkes erſchienen. Es führt den Titel: Historia de la dominacion de los Arabes en Espanna, sacado de manuscritos y memorias arabicas (Geſchichte der Herrſchaft der Araber in Spanien, aus arabiſchen Manuſcripten und Denkſchriften gezogen), und hat den leider zu früh verſtorbenen Akademiker Joſeph Anton Conde zum Verfaſſer. Das Ganze zerfällt in Bücher, wovon jeder Band zwey enthält. Der Hauptaugenmerk des verdienſtvollen Verfaſſers war auf die Politik der arabiſchen Eroberer, ihre Kriegskunſt, Regierungsform und Geſetzgebung, ihr Beſteurungsſyſtem, ihre Staatsverwaltung, politiſche Eintheilung, ſtädtiſche Polizey, Wohlthätigkeitsanſtalten und öffentlichen Unterricht, religiöſe

Kleidung, Sitten und Gebräuche gerichtet; er durchſuchte die unbekannteſten Manuſcripte mit großer Sorgfalt, fand neue Belege und Thatſachen, und ſo gelang es ihm, ein Werk zu vollenden, das ſeinen Namen verewigen wird.

Das auf Subſcription zu errichtende Monument Georgs III. ſoll auf einem der größten Plätze Londons aufgeſtellt werden. Die Statue des Königs, auf einem mit 4 Roſſen beſpannten Wagen, von der Fama und Victoria begleitet, vorſtellend. Es ſoll bedeutend über Lebensgröße in Erz ausgeführt, und auf ein Fußgeſtell von Granit mit Basreliefs geſetzt werden.

Die neueſten literariſchen Erſcheinungen zu Copenhagen ſind folgende: Die Brüder von Lejra, Trauerſpiel von Boye; der Kynaſt, Schauſpiel von Thiele; der achte Band der Überſetzung Shakeſpeare's; Byrons: Manfred; Walter Scotts: Robin der Rothe; die Maltheſerritter, von Beaumont und Fletſcher; die falſche Catalani von Bäuerle; Fylla, ein Neujahrsgeſchenk von Groſſing, enthalt unter andern den dritten Akt der Tragödie von Ottway: Der Vaterloſe, von Öhlenſchläger überſetzt; nordiſche Rieſengeſchichten von Rafn; der Oberrock von Kruſe; Damenkalender von Bagge: däniſche Volksſagen von Thiele; Eros, Erzählungen von Liunge: und dramatiſche Abenteuer nach Gozzi von Meisling.

Der bekannte Lithograph, Herr Sennefelder, hat eine neue Erfindung gemacht. Er bedient ſich jetzt zu ſeinem Geſchäfte ſtatt der Steine einer von ihm verfertigten harten Pappe. Er hat bereits erprobt, daß die Steine zum Litographiren ganz entbehrlich ſind, und das neue Verfahren überwiegende Vortheile gewähret. Dieſe Pappe iſt nicht dicker als ein ſtarkes Kartenblatt, es läßt ſich ſo gut wie auf Papier darauf zeichnen, zerſpringt im Drucke nicht, und nimmt Dinte und Farben weit beſſer an, als der Stein.

Das monthly Magazine vom Monat März erzählt: Ein Herr Partridge wünſchte im Jahre 1817 zu Cynthiana in Nordamerika einen Brunnen zu graben. Man wies ihm einen Menſchen, Namens Rankin, zu, der die Kunſt verſtand, mittelſt einer Wünſchel-Ruthe den Ort, wo ſich Quellen befinden, anzuzeigen. Rankin ſchnitt von einem Pfirſichbaum eine gabelförmige Ruthe, und ſchritt damit, die Gabelſproſſen in der Hand haltend, über den beſtimmten Platz. Als er ſo ungefähr 40 Schritte gegangen war, bog ſich plötzlich die Spitze der Ruthe gegen den Boden, und er behauptete, hier müſſe ſich, nicht all zu tief, eine ſtarke Quelle befinden; und als man kaum einige Schuh gegraben hatte, ſprudelte das Waſſer mit Gewalt hervor.

Die beliebte Schauſpielerinn Demoiſelle Ennöckl wird künftigen Freytag den 11. May im Theater in der Leopoldſtadt eine freye Einnahme haben. Sie gibt ein von Hrn. Adolph Bäuerle verfaßtes neues Stück: Die natürliche Zauberey, Fresko-Gemälde für Lachluſtige in drey Akten mit Geſang, Muſik von Ignaz Schuſter. Da dieſe Künſtlerinn bisher in ſo verſchiedenen Fächern das Publikum erfreute, und ihr Talent ſo mannigfach beurkundete, ſo dürfte ſie wohl einem ſehr glänzenden Beneſiz entgegen ſehen.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625), wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 11 fl. W.W. halbj.— Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

38.

(Wien, Samstag den 12. May.)

Das May-Geſchenk.

Wer biſt du, freundlicher Knabe!
Voll Duft und Farbenſchein?
Süß dringt mir deine Stimme
In's wunde Herz hinein.

Du reichſt mir eine Blume?
O ſprich, wer ſandte dich?
Es blüht auf dieſer Erde
Wohl keine mehr für mich!

»Verſchmähe nicht die Gabe
Vom lebensfrohen May;
Der Allen Freude ſpendet,
Geht nicht an Dir vorbey.

Bewahre ſtill die Blume,
Und ſinne, wer ſie gab;
Sie prangte dieſen Morgen
Auf eines Mädchens Grab.«

Willkommen, Himmels-Bote!
Mit deinem Maygeſchenk,
Ich will es treu bewahren,
Der Liebſten eingedenk.

Ich will die Blume netzen,
Mit Thränen ohne Zahl;
Denn daß ich Sie verloren,
Das bringt mir ew'ge Qual.

Doch weh! die Blätter fallen,
Der Kelch ſinkt niederwärts —
Was blühet, muß vergehen!
Sey ruhig, blutend Herz.

Eduard Anſchütz.

* * *

Mittheilungen aus einem Tagebuche meiner Reiſe von Salzburg nach Innsbruck zur Huldigungsfeyer Tyrols im Jahre 1816.

Von Dr. Aloys Weiſſenbach,
kaiſerlich-königlichem Rathe.

(Fortſetzung von Nr. 37.)

St. Johann in Tyrol, den 13. May 1816.

Wir fahren heute mit dem Früheſten von **Lofer** ab. Als die Sonne von Oſten her über die hohe Warte hinaufſtieg, gingen die trüben Wolken vom geſtrigen Abend fort, und der blaue Himmel wölbte ſich über die Felſenpforte meines Heimathlandes. Ich ward wieder heiter mit dem Firmament, meine Bruſt wuchs mit den Bergeshöhen, und ward um ſo weiträumiger, je mehr ſich die Schlucht verengte.

Von Waidring (die erſte tyroliſche Poſtſtation auf unſerem Wege) aus war ein munt'rer Junge unſer Schwager. Es war ein wunderſchöner, blühender Knabe von vierzehn Jahren; mit ſchwarzen Sternenaugen, Pfirſichwangen, Korallenlippen, Perlenzähnen und einer Engelſeele. Auf dem dunkelgrünen Hute, wie ihn die Männer aus dieſem Thale tragen, prangte die Roblerfeder; ſingend fuhr er mit uns vom Poſthauſe weg, und weil er das Poſthorn zu blaſen jetzt noch weder die Kraft hatte, noch der Kunſt mächtig war, ſo älpelte er (almen nennen ſie hier das Johlen, oder das eigenthümliche Singen der Hirten von den Höhen herab, oder zu denſelben hinauf) vor allen Häuſern an der Straße vorbey, durch alle Dörfer, durch die wir fuhren, luſtig und wirbelnd, wie die Lerche trillert, die aus dem morgenduftigen Saatfelde auffliegt. Wie heißt du, Schwager, fragte ich ihn; Loiſal[*] antwortet' er, und ſein Wort fiel wieder ins Alpenlied, und er johlte, indem er ſich mit der einen Hand das Ohr verſchloß, mit einer Kraft der Stimme zu den Höhen hinauf, als wollt' er mit ſeinem Bruſtgewölbe und ſeinem Tone die Felſen aus einander weiten, und die Erde hinaufſlüpfen gen Himmel. Jetzt kamen von oben die Töne, wie im Echo wieder herab. Natürlich mußte dieß uns beyde heimiſch genug anſprechen, daß wir bald die Luſt ſpürten, die Töne ganz zu hören und zu fühlen; wir befahlen dem Knaben zu halten; er ſprang von ſeinem Sitze herab, erhob Aug' und Stimme zur Hütte auf dem Felſenhange hinauf, und nun vernahmen wir folgende Wechſelrede zwiſchen zwey Stimmen, auf dem Berg' und im Thale.

Lois.
Gut'n Morgen, mei Muetta!
Schau 'nunta a mahl.
Da fahrt mit zwoy Röſſel'n
Dei Loiſal im Thal!

Mutter.
Grüß Gott di, mei Loiſal,
Du chriſtlicher Bue!
Wenn d' wieda vorbey fahrſt,
So kehr a mahl zue.

Lois.
Du woaſt ja, mei Muetta,
Wie gern i di ſög (ſähe),
Hab aber zwoa Röſſaln,
Dö laſſ'n mi nit wög.

Mutter.
Geh i nacha 'nunta,
Und paß dir halt auf,
Und gib da 'n Sögen,
Aft (hernach) a Buſſl no (noch) drauf.

Jetzt ſchwang ſich der Bube wieder auf ſeinen Sitz, ſchnalzte mit der Geiſel, und fuhr mit uns wieder im luſtigen Trabe weiter. Im Geſpräche, das ich auf dem Wege mit ihm anknüpfte, erfuhr ich, daß dieſe Berghütte ſeine Heimath, die Hirtinn, die ihm in den wirbelnden Tönen geantwortet, ſeine Mutter, und er der älteſte unter ſeinen Geſchwiſtern, ſein Vater Senne (Hirte) auf den Alpen, und jetzt nicht daheim ſey. Auf die Frage: warum er von der Mutter weggegangen? antwortete er ſchier mit gepreßter Stimme: ach! d'roben auf dem iſt's wohl feiner[**] und reiner, als da unten, und ich habe wohl weinen müſſen, als ich wegzog von der Höhe; und noch immer, ſo oft ich des Weges bin, und den Blick hinaufwende, ſo iſt es, als griffe eine Himmelshand herab, und wollte mich hinauflüpfen zu der Mutter. Aber mein Gott! ſie iſt arm, hat nichts als ſieben Kinder, und die Handvoll Erde, die ſie auf das Haupt geladen, von da unten hinaufgetragen, und ausgebreitet hat über die nackten Felſen; der Poſtmeiſter, unſer aller Firmgothe (Firmpathe), hat ſich erbarmt, und mich zu ſich genommen, und füttert mich, und das Trinkgeld, das ich gewinne auf den Ritten, darf ich der armen Mutter bringen. Da ſteig ich dann alle Feyerabende, wenn die Arbeit gethan iſt, und ich frey bin vom Ritte, hinauf zu der Hütte, und bring ihr die Kreuzer. Abends beth' ich den Roſenkranz mit ihr, und ſchlafe droben. Da iſt's mir ſo weit im Buſen, ſo heimathlich im Herzen, und die ganze Woche freu' ich mich auf dieſen Ritt. — Als wir auf der Station angekommen und ausgeſtiegen waren, küßten wir beyde den gemüthlichen Schwager, und jeder von uns gab ihm ſeinen Gruß an die arme Mutter mit.

---

[*] Aloys.

[**] Das Wort fein hat bey dem Tyroler eine eigene Bedeutung; es iſt ſo fein bey uns, ſagt er, wenn er das ſtille, hirtlich wirthliche Leben ſeiner Heimath bezeichnen will.

Jetzt beſuchten wir den ehrwürdigen Dechant von St. Johann. Kaiſer Franz hat ſeine Bruſt mit der Gnadenkette geſchmückt. Die in Tyrol unvergeßliche Tochter Marien Thereſiens, Erzherzoginn Eliſabeth, hat ſich bey feindlichen Invaſionen immer in dieſen Gränzort und in das Haus dieſes Seelſorgers geflüchtet. In einem der Zimmer fand ich ihr Bildniß, von der verewigten Kaiſertochter ſelbſt ihrem Hausherrn hieher verehrt. Ich hatte ſie ſeit meiner Gymnaſialzeit nicht mehr geſehen. Damahls war ich zwey Mahl ſo glücklich, aus Höchſtihren Händen Prämien zu empfangen. Natürlich mußte mir dieſe Anſchauung jene ſchöne Vergangenheit, die Roſenzeit meines Daſeyns, vergegenwärtigen. Ich ward wieder zum Knaben, und die hohe Verblichene, die jungfräuliche Mutter des Landes, wieder lebendig. Ich ſah ſie luſtwandeln auf dem Rennplatze *), mitten unter dem Volke, gnädig und freundlich, wie eine Habsburgerinn, und heimiſch, wie eine Tyrolerinn; wieder hinaufſteigen ſah ich ſie auf die nahen Anhöhen, und hineintreten in die älpleriſchen Hütten, Segen ſpendend, Tröſtung und Labung den Kranken, und Hülfe den Dürftigen. Ich erinnerte mich, daß ich den Einzug dieſer Erzherzoginn in die Hauptſtadt, nach dem Tode der großen Kaiſerinn im Jahre 1780, als Knabe von 13 Jahren, mit einem damahls im Druck erſchienenen Gedicht feyerte; daß alſo mein öffentlich poetiſches Leben gerade ſo alt, als ihr tyroliſches. Der ſchönen Zeiten dacht ich jetzt, in denen dieſe kaiſerliche Herrinn Bürgerinn meines Vaterlandes geworden war. Damahls war noch das Ländlein Europa's ſchönſte Alpe, und das geſammte Volk eine Hirtenfamilie; nur die Wenigen, die in die Stadt kamen, hatten einen Soldaten geſehen; der Krieg war nur dem Nahmen nach in den alten Sagen da; der ewige Friede ſchien auf den rhätiſchen Alpen als in ſeiner Wiege zu liegen; Sitten und Gebräuche waren noch von dem Gepräge der alten Zeiten. Jeder im Lande war des andern Bruder; das Wort

---

*) So heißt der große, zwiſchen der Burg, dem Hofgarten, Theater und der Reitſchule gelegene Platz zu Innsbruck, der dort ungefähr das iſt, was in den italieniſchen Städten der Corſo.

kam aus der Bruſt; ein Dupfer *) in den Hut war unverletzlich, und die höchſte Beleidigung des Worts; der Handſchlag galt; jedes Dorf hatte ſeinen Vertreter, jede Gemeinde einen Anwalt, kein einzig Gericht einen Streitwalt (Advokat); eine gefallene Maid, die beym Umgang (Prozeſſion) am Frohnleichnamstage, bey öffentlichen Bittgängen nicht mehr ſich das Haupt ſchmücken durfte mit dem jungfräulichen Kranze, war die höchſte Schmach der ganzen Familie; und es gab große Gemeinden, in denen keine Mutter über eine ſolche entwürdigte Tochter weinen hätte müſſen. Der Nahme Mann war eine ſolche Ehrenwürde, daß jeder, auch in grauen Haaren, wenn er nicht Gatte und Vater geworden war, Bube hieß. Dieſen Buben lockte nur ein verführeriſcher Reiz: der Robler, d. i., der Stärkſte im Fauſtkampfe zu ſeyn. In allen Hütten war noch altes Schatzgeld, in allen Herzen alter Glaube; das Vaterland noch wie ein gemeinſamer Baum, der aus den ewigen Bergen und in das offene Landbuch ſeine Wurzeln, in alle Herzen ſeine Blüthen, und in alle Hütten ſeine Früchte getrieben hatte. Jede Gemeinde, auch noch ſo klein, war beſtellt und beſeelt wie das geſammte Land; da war gemeinſam Gut und Blut, gemeinſame Ehre und Wehre, nachbarliche Hülfe in der Noth, chriſtliche Treue bis in den Tod, in der Ehe und in der Freundſchaft; ein ritterliches Ehrgefühl in der hirtlichen Bruſt und Hütte; religiöſe Ehrfurcht für alte Sitte und herkommliches Recht; unvertilgbare Liebe zum Habsburgiſchen Herrſcherſtamm; eine Wohlhabenheit im ganzen Lande, wie ſie das Vermächtniß der Maultaſch auf ewig verſichert, und Gott nur denen, die auf Bergen wohnen, zugemeſſen hat; Gaſtlichkeit in allen Hütten des Landes; eine Heiterkeit des Lebens, wie ſie in Landen gefunden wird,

Wo Berge Wolken überragen
Und aufwärts nur die Herzen ſchlagen.

Damahls zog mit der verewigten Erlauchten auch gerade der Frühling ein; auf den Fluren des Thales waren die erſten Blumen hervorgebrochen; auf den Bergen der Sonnenſeite der Schnee weggegangen bis hinauf zu den Zinken, wo der ewige Winter zu Thron ſitzt; die erſten Schwalben ſuchten ſchon ihr heimathliches Giebeldach; die friſchen Maybäume prangten in den Dörfern; auf allen Wegen und Stegen jubelte ein entzücktes Volk; Männer, wie ſie ſeyn ſollen, Frauen und Jungfrauen, wie ſonſt nirgends mehr ſind: vollwuchſig, hoch, blühend an Farb' und Glied, den Kuß auf der Lippe, das Lied' im Munde, die Seel' im Auge; alles im feyertäglichen Gewande; den grünen Hut, mit dem ſich nur der Tyroler ſchmückt, und von dem die zwey Zeichen ſeiner höchſten Pracht, Zeder und Feder **), in die Lüfte hinausſchwanken, auf dem Haupte; unter allen den Tauſenden kein Weinender und kein Bettelnder; aus jedem Thale heraus, aus allen den Schluchten der Berge drängten ſich die jauchzenden Volkshaufen auf Wegen und Stegen der hohen Kommenden entgegen; jeder in anderer

---

*) So nennen ſie den Gebrauch, die Schwurfinger zur Bekräftigung eines Worts in den Hut des Andern zu halten.

**) Mit dem Zederzweige und der Spielhahnfeder ſchmückt ſich der Tyroler Bube zu jeder feſtlichen Feyer den Hut; die zweyte darf insgemein nur der Robler tragen; die erſte iſt der Schmuck der grünen Hüte am Hochzeittage. Zeder und Feder ſind ſohin die Embleme der Kraft und Lieb' in Tyrol.

Tracht, anderer Farb' und anderm Schnitte des Wammes, andrer Mundart, ſogar anderm Antlitze; aber alle in ein Volk zuſammengewachſen, wie die Gebilde an und in uns zu einem Leib': geſund, ganz, ſtattlich, wie innen ſo außen. Überall im ganzen Land, in jedem Angeſicht die Freude; auf jeder Lippe Huy *); in jedem Wirthshauſe an der Straße, wo die Durchlauchtige vorbeyzog, der unvergleichliche, einzige tyroliſche Tanz **); feſtliches Geläute der Glocken überall von den Höhen herab, aus den Thälern heraus, längs der ganzen Heerſtraße. So fand die hohe Verblichene Land und Volk, als ſie einzog, und ſo ſah ſie beydes Jahre lang, bis der Krieg kam, der verderbliche, ihm der Feind nachdrang über die von Gott aufgeſtellte Felſenwehre, und Alles nahm dem Hirtenvolk, an dem es mit Treu' und Liebe hing: ſeinen Doppelaar, ſeine Herzoginn, ſein Landbuch, ſeinen Kaiſer. Ach! gute Eliſabeth! (redet' ich das Bild jetzt mit der angebornen Treuherzigkeit an) du haſt es nicht mehr erlebt, das Feſt, zu dem ich heute, ein Jubelnder, wallfahrte! Als das Land der Hirten, der geliebte Stein aus dem Diademe deiner großen Mutter verloren war, drückte dir der Schmerz das Herz ein, und du gingſt hin in die ſtille Kammer auf dem neuen Markte ***), wo deine Ahnen ſchlafen. Aber du wirſt dabey ſeyn, wenn dein Lieblingsgeſtein wieder zum erſten Mahl erglänzen wird, in der Krone deiner Ahnen, und Europa's erſter Retter, Kaiſer und Menſch, wieder zum gefürſteten Grafen des Hirtenlandes ſich ausruft; denn gäb' es eine Seligkeit und Ewigkeit, wenn du, Himmliſch gewordene, eine ſolche Verherrlichung Gottes und der Deinigen auf Erden, eine ſolche Auflöſung deiner Schmerzen nicht mitleben dürfteſt? Wenn ein ſolcher Augenblick ein loſes Glied hinausfallen könnte aus dem Ringe der Zeit!

Jetzt ſchmückt' ich das Bild mit dem Höchſten, was der Menſch nach Juvenals Ausſpruch als Wahrmahl eines ergriffenen Herzens geben kann ****). Iſt es nicht eine bedeutſame Fügung, mein Euſtachius, die mich auf der erſten Poſt dem fröhlichen Hirtenknaben, und auf der zweyten dem Bilde dieſer verklärten Kaiſertochter begegnen läßt? Gerade als ob ſie den Dichter nur ſtufenweiſe zur höchſten lyriſchen Begeiſterung im Vaterlande heben wollte! Idylle und Elegie hat ſie mir alſo ſchon gegeben.

---

*) Dieß Wort ruft der Tyroler aus im höchſten Gefühle ſeiner Kraft, ſeiner Freude, ſeiner Lieb' und ſeines Trotzes. Es iſt das Wort, mit dem der Robler am Kirmesfeſte auf öffentlichem Platze jeden, der Luſt und Muth hat, zum Fauſtkampfe herausfordert.

**) Wenn der Tanz Ausdruck der Freude, des Wohlſeyns an Leib und Seele ſeyn ſoll, der tyroliſche iſt es, wie kein andrer. Obwohl dem Weſen nach mit dem ſogenannten Landler, Steyrer, und andern oberdeutſchen Tänzen verwandt, überbietet er ſie doch alle an Freudigkeit der Melodie, Kraft, Behendigkeit und ſelbſt auch an Lieblichkeit und Züchtigkeit der Geberde. Bekanntlich hat man von jeher auch dem Tanze national-charakteriſtiſche Bedeutung zugeſprochen: im Tanze des Tyrolers lebt und ſchwebt ſeine ganze Seele. Es iſt keine Muskelfaſer vom Haupte bis zur Fußſohle, die nicht tanzt; der Fuß ſtampft, wie es der Dichter den Freudigen befiehlt (nunc pede libero pulsat tellus), die Hände kreiſen jetzt zum Himmel empor, und ihre Finger ſchnalzen, ſo gut als die Caſtagnetten der Spanier, zur Melodie des Tanzes; oder ſchutzen mit einer Kraft, wie ſie nur den Bergbewohnern zu haben, die Tänzerin empor, gleichſam ſie erhebend über alle; das Haupt drebt und bewegt ſich ſatellitiſch nach dem vorauswandelnden Polarſtern; das Lied der älpleriſchen Minne fällt in den Tanz ein; das Auge begleitet und bekleidet jede Geberde mit eigenthümlicher Belebung u. ſ. w. Ich weiß, daß dieſer Tanz der verewigten Erzherzoginn ſehr wohl gefiel, und daß ſie ſich oft mit Luſt an dieſer nationalen Freudigkeit weidete.

***) So heißt der Platz in Wien, auf welchem ſich die Kapuziner-Kirche, und mithin auch die Begräbnißſtätte des herrſchenden Hauſes befindet.

****) — — — — Mollissima corda
Humano generi dare se natura fatetur,
Quae lacrimas dedit; haec nostri pars optima sensus.

Der Herr Dechant führte uns jetzt in die Antonius-Kapelle, wo die Freskogemählde von dem unvergleichlichen, mit mir aus demſelben Orte gebürtigen Schöpf ſind. Als ich das Aug' aufſchlug zum Gewölbe, glaubt' ich bey dem erſten Blicke den offenen Himmel mit allen ſeinen Geheimniſſen zu ſchauen. Wahrlich, es ſtrahlt hier eine Glorie auf den Betrachtenden herab, wie ſie von den Sterblichen nur Raphael in ſeiner Transſubſtantiation dem irdiſchen Auge enthüllt hat. Die Aufgabe für den Künſtler war: den heiligen Antonius als Schutzpatron und Fürbitter bey Gott für die Gemeinde und den Ort St. Johann darzuſtellen; er hat ſie mit Meiſterhaftigkeit, ſowohl in der Idee, als in der Ausführung gelöſt. Tief zu unterſt, gleichſam im Hintergrunde des Bildes, ſieht man den ſchönen Flecken und die Gemeinde St. Johann mit allen Häuſern, Fluren und Bergen; über denſelben haben ſich die Himmel aufgethan; in dem oberſten ſchwebt Gott der Vater auf einer von überirdiſchem Glanze ſchimmernden Wolke; er hat den Blick auf den ihm gegenüber ſchwebenden Sohn gewendet; — wie aus der ganzen Geſtalt des ewigen Greiſen die höchſte Verklärung, der lebendigſte Schein der göttlichen Majeſtät hervorbricht; in dieſem Blicke iſt das Wort des Vaters erfüllet: Dieß iſt mein Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe. Die Erhabenheit Gottes, in ſo fern ſie darſtellbar iſt, die höchſte Würde des Menſchen und die überſchwengliche Milde des Mittlers, vermählen ſich in dem Bilde des Sohnes. Doch ſchien mir dieſe Figur, ſo trefflich gelungen ſie in jeder Beziehung iſt, weniger original zu ſeyn, als die erſte. Sie iſt in der italieniſchen Schule (die, wie ich glaube, gerade in dieſer Abbildung hinter den alten deutſchen Meiſtern zurückbleibt), in welcher ſich der herrliche Künſtler gebildet hat, ſchon öfter mir begegnet. Über beyden ſchwebt die dritte Perſönlichkeit des dreyeinigen Gottes, die die Kirche den Gläubigen in der Geſtalt einer Taube vorbildet. So wenig dieſe Figürlichkeit an ſich kunſtbildneriſch iſt: ſo hat doch das Genie in der Wahrheit des Glaubens und in der Idee des heiligen Myſteriums eine höhere Weihung dieſer Darſtellung gefunden. Von der Taube, alſo von dem heiligen Geiſt aus ergießt ſich die ganze Glorie des Lichtes über die Himmel, in allen den Abſtufungen, die in der Zahl der Engelchöre angedeutet iſt; dann auch über die Erde; ſo, daß die Berge, die den Ort umgeben, wie die Häuſer deſſelben, in dieſer überirdiſchen Umſtrahlung prangen. Der Schutzpatron der Kirche ſchwebt, eine Schaar von Heiligen um ſich, in der Mitte dieſer Himmelshöhen; den flehenden Blick und die bittende Hand zum ewigen Mittler gewendet, der das Zeichen, mit dem er die Welt erlöſet, und die Kirche geheiliget hat, hoch in die Himmel hinaushält, ſo, daß es wieder ſchützend und erlöſend zwiſchen der gläubigen Gemeinde und dem ewigen Vater erſcheint. Die Abſtufungen des Lichtes, von der höchſten Glorie des Herrn, bis zur Verklärung der Bergesſpitzen; die charakteriſtiſche Wahrheit in der Darſtellung der Stufenwürden: Gott, Heiliger, Menſch; die Fülle von Formen, wovon keine in Zeichnung und Haltung beleidigend, jede erhebend vor das Auge tritt; die Lieblichkeit und eigenthümliche Friſche des Colorits; Alles lockte mich, entweder der Bewohner dieſes Himmels, oder dieſes Orts zu werden *).

Auch andere Erinnerungen aus der verſunkenen Zeit meiner Jugend ſtiegen bey der Anſchauung dieſes Gemähldes in mir auf. Schöpf's Vater hatte mich zur Taufe gehalten, und mir ein Mahl zum Weihnachtsfeſte eine Krippe geſchenkt, wozu ſein herrlicher Sohn, als er noch bey Meiſter Knoller **) in der Lehre war, die Figuren gemahlt hatte. Meine jetzigen Empfindungen ſchmolzen mit den damahligen zuſammen, oder vielmehr, ſie ſind nur mit dem Künſtler gewachſen. Das ſüße Kindlein, das ich als Knabe im Stalle mit andächtiger Liebe auf ſo weiches, zartes Moos gebettet hatte, war jetzt zum Heilande der Welt, zum Gott, und die Hirten alle zu Heiligen des Himmels geworden; die dürftige Hütte, die verfallene Ruine vor Bethlehem, in der es geboren worden, hatte ſich zum Throne des Höchſten verklärt; die Glorie; die der ſchwebende Engel damahls über die bethenden Hirten und über die ſchlummernde Stadt hinaus hielt, faßt nun ſchon eine Welt und beynahe zwey Jahrtauſende ein; ſein geſchriebenes Wort (Gloria in excelsis Deo) hatte ſich erfüllt, und ich ſelbſt tauchte meine Bruſt in dieſe Verklärung Himmels und der Erde, und wohl auch meines Vaterlandes, aus dem ſich Gott ſeinen Hofmahler heraus genommen.

Bey dem Wegfahren von St. Johann gab uns der Zufall noch eine recht gemüthliche Scene, von der Art, wie ſie in den Kotzebue'ſchen Rührſtücken vorkommen. Vor einem Schlagbaum, mit dem die Zöllner in den Stationen gewöhnlich den Reiſenden den Weg ſperren, forderte uns ein alter Mann, aus deſſen Gewand und Ausſehen Reminiſcenzen eines ſoldatiſchen Lebens hervorguckten das Weggeld ab. Er kam mit einem krummen Fuße an den Wagen herbey gehinkt. Es lag etwas Ehrwürdiges in ſeiner Geſtalt, das mir ſelten alſo begegnet iſt. Ich möchte ſagen, in dieſem Greiſe hatten ſich die zwey entgegengeſetzten Naturen ausgeglichen: der Soldat und der Hirte. »Militär!« rief mein Reiſegefährte, der Herr Major, und wollte eben dem Poſtillion zurufen: »Schwager, zugefahren!« als der Alte ſich über den Kutſchenſchlag hereinbog, und den Major, wahrſcheinlich, um ſich von der militäriſchen Perſönlichkeit zu überzeugen, ins Auge faßte. Auf einmahl, wie von einer plötzlichen und heimlichen Gewalt getroffen, fährt der Graukopf zurück; Blick und Glied und Zunge erſtarren augenblicklich; jetzt löſt ſich die Erſtarrung, in die jede freudige oder ſchmerzliche Überraſchung den Menſchen bannt, los; zuerſt von den Pulſen des Herzens, denn das Blut ſchoß ſo vollſtrömig und glühend ins Angeſicht herauf aus den Kammern in der Bruſt, daß ſich des Alten Wangen, wie in der Brunſt der Jünglingsjahre rötheten; dann ward auch das Wort frey: »Penz!« rief er im kameradlichen Tone, und griff um die Hand des Majors; »Herr Oberjäger!« jetzt ließ er die Hand aus, und fuhr mit der Seinigen an die Stirn, das Zeichen des ſoldatiſchen Grußes zu geben, und »Herr Major!« war endlich ſein dritter und letzter Ruf, als er den Bortenhut, wie ihn die Stabs-Officiere in der öſterreichiſchen Armee tragen, bey dem emporgewandten Blicke anſichtig ward; eben ſo hurtig als ehrfürchtig zog er ſeine Mütze vom Haupte, daß das Büſchel grauer Haare, die auf dem Kahlkopfe noch wucherten, der Wind emportrieb. »Herr Major! kennen Sie mich nicht mehr?« Dieſer faßte nun den Schrankenmann recht ins Auge, und (die ſoldatiſche Kameradſchaft hält mit dem Geſichte eben ſo feſt zuſammen, als mit dem Herzen) »Grüß Dich Gott, alter Sickler,« rief er, ihm die Hand ſchüttelnd, bückte ſich d'rauf zum Wagen heraus, um den Graukopf mit der Lippe zu erreichen; ſehen Sie, Herr Landsmann (ſagte der Herr Major jetzt zu mir), das iſt mein erſter Befehlshaber im Heere geweſen, der erſte Unteroffizier, der mich vor dem Feinde auf die Vorpoſten führte; »aber Alter (fragte er ihn nun), wie kommſt Du hierher?« »Auf dem geradeſten Weg, Herr Major! damahls zog ich den Stutzen auf, wenn es galt; und jetzt zieh ich die Schranke, wenn es gilt. Sie erinnern ſich wohl noch, Herr Major, wie mich bey der Schlacht von Charleroy die feindliche Kugel neben Ihnen — meinem damahligen Herrn Oberjäger — niederwarf. Ich lag beſinnungslos da, hörte nichts mehr von dem Lärm der Welt und der Schlacht, und ich weiß nur mehr dieß, daß ich in Ihren Armen wieder zu mir kam. Sie waren ſo menſchlich, ſoldatiſch und tyroliſch, und hielten mir die zerſchoſſene, blutende Ader mit den Fingern dieſer Hand zu; o laſſen Sie mich heute, hier Angeſichts unſerer Berge (hier kam er ins Schluchzen) mein Vergelt's Gott darauf bethen! als der Chirurgus kam, und Ihnen Ihre Finger frey gegeben hatte, da wirbelten die Trommeln wieder; die Trompeten riefen; Sie drückten mir die Hand; vier Dukaten glitten aus derſelben in die meinige, Sie ſtürzten vor und ich konnte nicht mehr nach. Wie ich die Trompete des Bataillons den Ruf zum Angriffe blaſen, die Stutzen unſerer Jäger krachen hörte, und an mir zogen die fliegenden Fahnen, die Regimenter im Sturmſchritte vorüber, und nur ich konnte das zerſchmetterte Bein nicht mehr heben, ach! da ergriff mich dieſe Verlaſſenheit ſchmerzlicher als die Wunde; und ich ſank wieder in die beſinnungsloſe Ohnmacht, von der ich erſt in — franzöſiſchen Händen zu mir kam. Gott erbarm's! da hatte ſich in der kurzen Zeit meiner Ohnmacht das Kriegesſpiel gewendet. Ich hätte ob des Unglückes die Augen zuſchließen mögen auf immer. Seither hab ich mein Bataillon und meinen Oberjäger nicht mehr geſehen. Das Leben hab' ich und ein krummes Bein aus dem Spitale gerettet; da hinkt ich von der Maas ſo lange, ſo lang landeinwärts, bis ich wieder die tyroliſchen Berge erſchaute. Alles Wehe war vergeſſen, als noch im Baierland auf einmahl vor dem Blicke in blauer Ferne die Giebel unſers Kaiſerſteins *) aufſtanden. Die Nieder-

---

*) Schöpf hat viele Kirchen in ſeinem Vaterlande gemahlt. Vor mehreren Jahren ſchlug er den Ruf nach Wien, dort im Pallaſte einer höchſten Perſon den Plafond zu mahlen, deßwegen aus, weil er in Tyrol Kirchen zu mahlen habe; hierin dem großen Michael Hayd'n ähnlich, der keine Oper ſchrieb, um Meſſen ſchreiben zu können. Schier ſollte man glauben, Gott nehme ſich ſeine Leute heraus.

**) Der größte Fresko-Mahler der neuen Zeit. Reiſenden rath' ich, von Volders, der letzten Poſtſtation auf dem Wege von Wien nach Innsbruck, nicht wegzufahren, ohne die dort hart an der Straße gelegene Kirche der Serviten geſehen zu haben. Dieſe Anſchauung iſt eine Erquickung und Stärkung, die andauert bis Rom.

---

*) Kaiſerſtein, Kaiſerberg; ſo heißt ein hoher Berg bey St. Johann.

lande ſind wohl ſchön, aber flach; kein Hügel weit und breit umher, außer denen in den Freythöfen, ein Garten das ganze Land, der Rhein iſt majeſtätiſch, und rinnt ſchon an felſigen Höhen vorbey, von denen alte Burgen, wie ſich ſpiegelnde Jungfrauen in ſeine Fluthen herabſchauen; aber ich habe dieſe aus dem Gewäſſer auftauchenden Blöcke immer gefragt: Kindelein! warum ſeyd ihr weggegangen aus der ſüßen Heimath, von Vater und Mutter? Und jetzt bin ich da, und ſeh' den Adler wieder heim fliegen, die Herden wieder auf die Alpe ziehen, und der gefürſtete Graf, mein Kaiſer, und mein Penz, mein Oberjäger, mein Major zieht an meiner Schranke vorbey — Juchhe! Huy!« die Thränen waren ihm bey dem letzten Worte aus dem glänzenden Auge gebrochen, und perlten auf dem grauen Schnurrbarte; er drehte ſich in der Erſtarkung, die aus dem freudigen Gefühle des Herzens auch in kranke Glieder hineinwächſt, auf dem hinkenden Beine wie ein tanzender Nobler im Kreiſe herum; und — »glückliche Reiſe, Penz!« rief er nach einer Pauſe, und hinkte, immer in demſelben freudig bewegten Schritte zur Thür des Zöllnerhäuschens hinein. Wir fuhren mit ſüß bewegten Herzen weiter.

(Fortſetzung folgt.)

Aus und über Ungern.

Der Sans-façon in Peſth *).

Die neue Theater-Ära begann am Oſtermontage mit der ganz neuen, nein, mit der ganz alten Oper: die Veſtalinn, mit der vorigen Beſetzung. Hr. Babnigg, Licinius, majestoso; Oberprieſter, Hr. Gned, wie ein Oberprieſter der Kunſt; Oberprieſterinn, Dlle. Teyber, transeat; Orcheſter und Chor etwas verſtärkt. Der Preis wurde herabgeſetzt, das Parterre zweckmäßiger verändert, die Verbeſſerung der Beleuchtung hingegen iſt nicht ſehr ſichtlich. Verabſchiedet wurden folgende Mitglieder: Hr. Korntheuer, Komiker; Hr. Ehlers, ohne Prädikat; Mad. Ehlers, brave Schauſpielerinn; Hr. Ph. Zöllner, trivialer Komiker; Hr. Stadler, ſogenannter Baßſänger; Hr. A. Demine, Aushelfer; Mad. Hüttner, vorzügliche Sängerinn; letztere und Mad. Ehlers werden bedauert. Wir könnten zwar noch einige herzählen, die uns unbeſchadet mit ihnen den Thespiskarren hätten beſteigen können, allein das Häuflein der Erleſenen würde dann gar zu klein ausfallen! Neu engagirt wurde: Hr. Karſchin und Frau; Hr. und Mad. Wächter; Hr. und Mad. Pellet; Hr. und Mad. Deny; Dlle. Enders; Dlle. Zelleshuber; Hr. Deutſch; Hr. Meiſter ꝛc. Nun was ſollen wir ſagen? wir haben ſchon ſo mit vollen Backen in das große Horn des Lebens und Benedeyens ſtoßen hören, über die Direktion, übers Theater und über die neuen Gäſte, daß wir, wenn wir nicht der Sans-façon wären,

---

*) Der Sans-façon wird ſich alle vierzehn Tage oder vier Wochen regelmäßig über alles Bemerkenswerthe in Ofen und Peſth in ſeiner beliebten Manier ausſprechen.

ordentlich den Muth nicht hätten, auch unſer Schärflein zu ſagen. Ach, wie oft hat Jemand eine Poſaune angeſetzt, die Backen voll genommen, um recht zu poſaunen; aber entweder es kam ein Gixer heraus, oder der Athem ging ihm aus. Wir wollen ſachte unſere Stimme erheben, nicht gleich alle Prämien, Lorberkränze und Huldigungsmedaillen auswerfen, und für die Zukunft auch etwas zurück behalten. Freylich läßt ſich viel erwarten; ja wohl, darum wollen wir auch warten; freylich wird die Aktiengeſellſchaft alle Hinderniſſe beſiegen, ja wohl, darum wollen wir nach dem Siege unſer Tedeum anſtimmen; freylich ſind viele neue Künſtler engagirt, ja wohl, aber wir wollen erſt ein paar Künſtlerſtückchen ſehen, und nicht blindlings glauben an Theater-Rezenſionen, oder auf das mittelmäßige Herumtummeln auf einem Debütparadegaul gleich den Künſtler aus den Ärmeln ſchütteln; mein Gott! wenn alle diejenigen Künſtler wären, die ein Theater-College in einer Rezenſion ſo nennt, ſo würden bald 13 auf ein Dutzend gehen. Vor der Hand iſt es genug, wenn wir die übel beſetzte Regie nicht rügen. Herr Grimm hat zu wenig ſcientifiſche Umſicht; man kann als Schauſpieler ſo, ſo, und als Regiſſeur o! o! ſeyn; zur Regie gehört Umſicht, Kenntniß, und vor allen Unparteylichkeit. Da hat die Oper an Herrn Babnigg einen trefflichen Regiſſeur, und ſo hätte das Schauſpiel an Herrn Karſchin einen gehabt; es iſt genug, wenn wir den Mangel einer erſten Sängerinn, und den eines guten Helden (da wir zwiſchen Polterer, Roſſebändiger und Helden einen Unterſchied machen) mit dem Mantel der Nachſicht verhüllen; es iſt genug, wenn wir es nicht zu bemerken ſcheinen, daß unſerer Bühne ein Mann fehlt, der als ſelbſt produktiver Kopf und guter Dramatiker daſteht, um hie und da die Auswahl des Beſſern, zweckmäßige Abkürzungen und Veränderungen, das Herausnehmen und Hinzufügen mancher Scenen zu beſorgen. O, wie zerſtümmelt ſehen wir nicht manches Produkt durch den Unverſtand eines ſolchen Bühnenproſektors! Wie ungeſchickt wird oft ein Akt amputirt, durch einen Kaiſerſchnitt ein Kindlein aus einem Stücke herauspraktizirt, oder das Honestamentum faciei, die Naſe weggeſchunden! Exempla sunt odiosa. Es iſt genug, wenn wir ein wenig durch die Finger ſehen, daß die Stücke bis nahe an Mitternacht hingeſchleppt werden; ſo, daß kein Haus- und Familienvater das Ende abwarten kann. Dieß ſind lauter Sachen, die die jetzige Aktiengeſellſchaft, die von verſtändigen und ſachkundigen Männern geleitet wird, gewiß gewahr werden und verbeſſern laſſen wird; wir gehen zu dem bis jetzt Geleiſteten über. Wir ſahen Folgendes: Das Alpenröslein, das Patent und der Shawl, von Holbein. Keine Beſtätigung des Sprichwortes: omne trinum est perfectum. Das Alpenröslein iſt zwar duftig, das Patent aber zu breit, und der Shawl etwas einfärbig und kurz. Herr Pellet debütirte als Rentheim: hübſche Anlagen, ſchöne Figur, zu viel Effecthaſcherey. Das Mädchen von Marienburg. Dlle. Zelleshuber als Kathinka, Anfängerinn; Geſtalt, beſtechend; Vortrag, unreif; Spiel, nicht ſtudiert. Die Waiſe und der Mörder. Mad. Pellet als Victorin; Mimik, viel, faſt etwas zu viel; Bewegung, dem Ballette abgeborgt; Anſtand und Figur, für die Bühne gemacht; doch ſtumme Rollen ſind betrügeriſch, der Zuſchauer ſchiebt jeder Bewegung Bedeutung unter. Johann von Finnland. Herr Deny, erſtes Debüt; wir gratuliren, vortreffliches nüchternes Spiel. Im Zuſtande der einzige auf unſerer Bühne; die Sprache etwas organiſch verdorben durch eigene Schuld; wir hoffen, er wird ſich beſſern. In eben dieſem Stücke debütirte Mad. Karſchin. Geſtalt, impoſant; Deklamation, ſtudiert und richtig; Vortrag, rein und verſtändlich; Aktion und Händeſpiel, etwas gar zu ſtudiert. Alle Debütirenden erhielten Beweiſe des Wohlwollens. Herr Meiſter debütirte als Prinz Schnudi, als Taddeo in der Italienerin, und als Würfel im Leopoldstag; dem Publikum ſchien ſein Wiederkommen erfreulich zu ſeyn, und es hat im Vergleich mit Herrn Zöllner auch Recht. Herr Meiſter iſt einer der beſſern Komiker, wenn man ſein Phlegma gewöhnt. Auch Herr Deutſch hat uns in einigen Rollen angeſprochen. Unſere Erwartung auf Herrn Karſchin, dem ein vortheilhafter Ruf voraus ging, iſt durch eine Krankheit, die ihn befiel, noch nicht befriedigt. Dlle. Enders, Wachter ꝛc. ſind noch terra ignota, ſie ſollen Anfängerinnen ſeyn. Madame Becker aus Prag wird auf Gaſtrollen erwartet. Einſtudiert wird: die Erdennacht, von Raupach, und das Bild, von Houwald. Das Repertoir folgender neuer Stücke von der vorigen Direktion iſt der Sans-façon noch nachzuhohlen ſchuldig. »Der Kopf ohne Mann.« Ohne Verfaſſer, wenigſtens ohne Verfaſſer mit Kopf; Verfaſſer und Titel könnten einen ganzen Mann ausmachen. »Die Eiſenköniginn,« würdige Nachfolgerinn des Oberon. »Cenerentola,« von Roſſini; ein neues Wildpret für Reminiszenzenjäger; aber was ſchreyt ihr? wir hören doch lieber ſeine als eure Reminiszenzen »Zehn Jahre, zehn Briefe, zehn Liebhaber, die blühenden und verblühenden Jungfrauen,« von J. Voß. Ich wittere Gallerieluft, im Parterre aber keine zehn Liebhaber auf dieſe verblüheten Blüthen. »Der traurige Fritz;«

Trauriger Fritz? War traurig der luſtige ſchon.

»Die Journaliſten,« treffend und trefflich, etwas viel alte Späſſe; und endlich: — »die Albaneſerinn.« Regeln, Schranken, dramatiſche Daumſchrauben und Kunſtblöcke zwängen und zwacken und kneipen, und wollen ihr Recht haben; aber der Geiſt, der ſchaffende, waltende, das Genie iſt da, das poetiſche, die Energie der Diction, und das iſt doch Etwas! — Die Darſtellung war äußerſt ſchlecht. Außer der Albana (Dlle. Maas) griff niemand ſeine Rolle recht an. Dieſer Enrico! (Hr. Melchior), eine Zuſammenſetzung von Kaſpar der Thoringer und Haſper a Spada! Wenn man nur nicht glaubte, wer einen Abällino halbwegs herunterſpielen kann, vermöge auch was Edles zu leiſten! Und dieſer Fernando! dieſer Baſil! dieſer Leontio!!! »Es gibt viele Rollen, im Schauſpiel und Trauerſpiel, von denen in ihren Kompendien nichts ſteht.

——izer.

***

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Apotheker **Baget** in **Paris** hat ein wohlfeiles, gegohrenes Getränke für Landleute vorgeſchlagen, das auf nachſtehende Art bereitet wird: Man übergießt 9 Kil. getrocknete Äpfelſchnitze, 1 Kil. getrocknete Birnſchnitze, und 3 1/3 Hectogramme Hopfen mit 40 Litres ſiedendem Waſſer, gießt, wenn das Ganze erkaltet iſt, 40 Litres kaltes Waſſer zu, und läßt die Flüſſigkeit bey 18 bis 20 Grad gähren. Getränke aus getrockneten Früchten hat man nun zwar in Deutſchland ſchon längſt bereitet, indeſſen haben ſie kein Glück gemacht, da ſie an Wohlgeſchmack und Wohlfeilheit dem guten Biere nicht gleich kommen; Orte vielleicht ausgenommen, wo das Obſt außerordentlich wohlfeil iſt.

Nach Briefen aus **Batavia** ſoll ſich das dortige ſchlechte Klima durch die von dem Gouvernement getroffenen Anſtalten ſehr verbeſſert haben. Durch das herbeygeleitete Waſſer eines Sees wird das ſtehende Waſſer aus den Kanälen fortgeſchafft, und auf dieſe Weiſe die ſchädliche Ausdünſtung verhindert.

Im Canton **Bern** iſt die Gewerbsfreyheit aufgehoben und dafür das Zunftweſen wieder eingeführt worden.

In **London** iſt Herr **Michael Bryan** geſtorben, ein für die Künſtlerwelt vielbedeutender Mann. Mit ausgebreiteten Kenntniſſen von Mahlerey und Sculptur, verband er einen regen Kunſteifer. Seine Meinung entſchied. »**Bryan** hat es geſagt!« war ein Orakelſpruch, dem ſich Alles unterwarf. Ihm verdanken die engliſchen Kunſtliebhaber ein ſehr geſchätztes Handbuch: Biographical and Critical Dictionary of painters and engravers in zwey Octavbänden, woran er vier Jahre gearbeitet hatte.

Ein Regierungs-Aſſeſſor in **Düſſeldorf** will das Geheimniß gefunden haben, ſeine Freunde in meilenweiter Entfernung träumen zu laſſen, was ihm beliebt!!!

Als der uns wohlbekannte Virtuoſe **Spohr** in **Dower** landete, mußte er Bürgſchaft ſtellen, daß er mit ſeiner mitgebrachten Geige und ſeinen Muſikalien keinen Handel treiben wolle!

In Schottland bedient man ſich ſeit einiger Zeit einer Barke von geſchlagenem Eiſen zum Transport der Reiſenden auf dem Clyde- und Forth-Kanal. Sie iſt 63 Schuh lang, 13 Schuh breit, und vom Verdeck bis zum Kiel 5 Schuh tief. Sie geht, wenn ſich zweyhundert Perſonen darauf befinden, nur 4 Schuh tief im Waſſer, und während ſie eben ſo ſchwer trägt als jede andere hölzerne Barke, läßt ſie ſich eben ſo leicht ziehen, als die kleinſte derſelben.

Ein Pariſer Baumeiſter, der kürzlich aus **London** zurück gekommen iſt, will nach ſeiner Verſicherung ein Haus bauen, wozu durchaus kein Holz verwendet werden ſoll.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 626), wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 21 fl. W.W. halbj.— Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

39.

(Wien, Mittwoch den 16. May.)

Ontologiſche Neuigkeiten.

Von A. Rittig v. Flammenſtern.

XXVI.

Im Gebiete der Botanik haben wir Ihrer kaiſerlichen Hoheit der Herzogin von Parma eine intereſſante Entdeckung zu verdanken. Allerhöchſtdieſelben haben nämlich unlängſt auf den parmeſaniſchen Hügeln eine ganz neue Art Siegwurz — Gladiolus — aufgefunden, welcher der zu Parma befindliche Profeſſor Jan den Nahmen Gladiolus-Ludovicae beygelegt, und deren Unterſcheidung von der gewöhnlichen ihr nahe verwandten Siegwurz in Andre's Heſperus, März 1821, Beylage Nr. 23 zum 28. Band, S. 176, ausführlich beſchrieben hat.

Daß man hier in der Karlskirche den Manen der vaterländiſchen Heroen der Tonkunſt: Haydn, Mozart und Gluck, gegen Subſcription ein Monument ſetzen will, und daß Se. Majeſtät, unſer allergnädigſter, für alles Treffliche und der Ehre ſeines Volkes frommende, ſo empfängliche Monarch nicht nur dieſer glücklichen Idee die volle Zuſtimmung gaben, ſondern ſogleich auch zur Eröffnung der Subſcription, hochherzig wie immer, Eintauſend Gulden beytrugen, habe ich bereits in Nr. 11 des Converſationblattes d. J. ausführlich erwähnt. Nun hab' ich aber auch den Entwurf des k. k. Architekten Anton Ortner geſehen, nach welchem, wenn derſelbe die Zuſtimmung der Haupt-Intereſſenten erhält, das Monument ausgeführet werden ſoll. In welchem Geiſte dieſe Skizze aufgefaßt und durchgeführt iſt, erhellt aus Folgendem: Das Verhältniß des Umriſſes dieſes Denkmahles iſt gleich der Breite zur Höhe, der in Egypten beſtehenden zweyten Pyramide, die zugleich hier als Bild der Unzerſtörbarkeit zum Hintergrunde angewendet iſt. Weiter vorſpringend zeigt ſich eine Art Portal-Einfaſſung der Grabſtätte, mit doriſchen Wandpfeilern, die zwey Drittel Höhe der Pyramide hat, und in drey Abtheilungen beſteht. In dieſen Abtheilungen iſt für einen jeden dieſer Heroen ein Feld ausgezeichnet, in welchem ſich eine zirkelrunde Vertiefung mit des Künſtlers Porträt in halb erhabener Arbeit befindet. Unter dem Porträt iſt eine Inſchrift mit der Bezeichnung des Lebensalters deſſelben angebracht. Im Vordergrunde erblickt man auf einer Stufe, im Mittel des Ganzen, den Genius der Zeit in Jünglingsgeſtalt, geflügelt, mit dem Griffel in die Jahrestafel grabend, auf ein Poſtament geſtützt. Dieſes Poſtament iſt die Urne der Verewigten, an welcher die verſtummte Leyer lehnt. Kranz und Epheu-Blätter ſind hier paſſend angebracht. Ein Tuch deckt zum Theil dieſe Attribute, als Symbol der Trauer, und einige Muſikblätter in halboffenen Rollen dienen als Commentar. Die Nahmen Haydn, Mozart und Gluck ſind im Giebel des Portals in halb erhabener Arbeit, in einem Schlangenreif der Ewigkeit übergeben. Palmzweige zu beyden Seiten bezeichnen den Charakter ihrer Kunſt und ihres Lebens; und gegen die Spitze der Pyramide erblickt man, ſinnvoll, in einem leicht hingehauchten Gewölke den Sternenkranz, welcher die Verklärung der Verblichenen vollendet. Man kann dieſe Skizze in der Kunſt- und Muſikhandlung des S. A. Steiner und Comp. täglich einſehen, ſo wie ſich auch daſelbſt die von dem trefflichen Kalligraphen Warſow meiſterhaft geſchriebene Subſcriptions-Einladung vorfindet, und auch die Beyträge an Geld zur Errichtung des Monuments angenommen werden.

Dem franzöſiſchen Chemiker Pelletier, der neuerlich die ſorgfältigſten Verſuche über das chemiſche Verhalten der Goldoxyde machte, iſt es gelungen: Gold-Jodid darzuſtellen, indem er Gold in Jodwaſſerſtoffſäure mit einem Zuſatz von etwas Salpeterſäure leicht auflöſte, wobey ſich dann als Niederſchlag ein glänzend gelbes, anſcheinend kryſtalliniſches Pulver bildete. Pelletier hat hierüber, ſo wie über ſeine andern Verſuche mit dem Golde, eine eigene Abhandlung verfaßt, und ſelbe im franzöſiſchen Inſtitut vorgeleſen.

Die von dem hieſigen bürgerlichen Spenglermeiſter Cajetan Probſt erfundene neue Art Wagenlaternen mit einer Drucklampe habe ich angeſehen, und finde ſie beſonders für Reiſende ſehr empfehlenswerth. Probſt's Erfindung umfaßt eigentlich die mit der Wagenlaterne vereinigte, ſogenannte Drucklampe, von welcher ſich die obere Hälfte des Öhlbehälters in der Laterne, der untere Theil deſſelben aber mit dem übrigen Öhl außerhalb, und zwar unter der Laterne befindet. Hier iſt nun die ſinnreiche Vorrichtung angebracht, daß wenn das Öhl in der obern Hälfte des Behälters aufgezehrt iſt, der Kutſcher auf ſeinem Sitze nur den untern Theil deſſelben hinaufdrücken darf, um der Lampe den weiters nöthigen Brennſtoff zu verſchaffen. Probſt verfertigt dreyerley Gattungen dieſer Laternen, welche ſich jedoch nur in Hinſicht der Größe und Eleganz, nicht aber in Hinſicht des Mechanismus von einander unterſcheiden. Nach Probſt's Angabe ſoll ein Pfund Öhl für eine Fahrt von zwanzig Stunden ausdauern, und die brennende Lampe die Umgebung auf neun und ſiebzig Schritte erhellen. Da dieſe Laterne, ſo wie jede andere Wagenlaterne, auf der äußern vordern Wagenſeite mittelſt eines Hakens eingehängt wird, ſomit ſich ganz außer dem Wagen befindet, ſo iſt die Beſchreibung derſelben, wie ſie Probſ in der Wiener Zeitung Nr. 102, und im Amtsblatt Nr. 37 der Wiener Zeitung Nr. 104 d. J. mit den Worten lieſert: »daß die Drucklampe derſelben zur Hälfte am äußern, und zur Hälfte am innern Theil des Wagens angebracht ſey,« falſch, und zwar zum Nachtheil des Erfinders; denn wer wird ſo leicht eine Wagenlaterne kaufen, deren Öhlbehälter ſich im innern Theil des Wagens befindet, wo der Schmutz und üble Geruch, den das Öhl im Wagen veranlaſſet, jeden andern Vortheil, der damit verbunden wäre, bedeutend überwiegen würde. Es wäre daher dem Vortheil des Erfinders ganz angemeſſen, wenn er die in den hieſigen Zeitungen gegebene Beſchreibung ſeiner Wagenlaterne, der Wahrheit gemäß, abändern ließe.

Die Verſuche des Engländers Thomas Tredgold, über die Biegſamkeit und Stärke der Steine, ſind um ſo bemerkenswerther, da ſie auch Baumeiſter außer England bewegen dürften, die Feſtigkeit und Biegſamkeit ihrer Steine, beſonders jener, die ſie zum Bau von ſteinernen Stiegen, Gängen, Balkons ꝛc. verwenden wollen, auf ähnliche Weiſe zu prüfen, und ihre Tragbarkeit zu erproben, wodurch manche Unfälle beſeitiget würden. Die Art und Weiſe, wie Tredgold bey dieſen Verſuchen vorging, beſagt folgende Angabe: »Das zu prüfende Stück wird an ſeinen beyden Enden von eiſernen Stützen getragen; die Schale zur Aufnahme des Gewichtes hing in der Mitte zwiſchen dieſen beyden Stützen, und eine in der Mitte befeſtigte ſeidene Schnur bewegte einen Zeiger, der die Niederdrückung ſo ſehr multiplicirte, daß auch ein ſehr kleiner Grad derſelben dadurch ſichtbar wurde. Die Wagſchale und der ganze dazu gehörige Apparat wog 10 Pfund. Die Gewichte waren kubiſche Stücke Eiſens, jedes zu 10 Pfund. Das Gewicht in der Wagſchale wurde jedes Mahl auf 10 Pf. auf ein Mahl vermehrt, ſachte aufgelegt, und dem Zeiger Zeit gelaſſen, in vollkommene Ruhe zu kommen, bevor die Auflegung des neuen Gewichtes Statt fand. Tredgold hat Verſuche mit allen vorzüglichen Bauſtein-Gattungen Englands gemacht, die man ſowohl in Tillochs Philosophic. Magaz. et Journal 1820 Nro. 220, ſo wie in Dinglers polytechniſchem Journal, Stuttgart 1821, erſtes Heft, verzeichnet findet. Ich wähle jedoch hier von allen dieſen Verſuchen nur jene, zu welchen er ein Stück weißen Bildhauer-Marmors — Statuary marble — nahm, nachdem es ſich doch hier lediglich nur darum handelt, die Art und Weiſe und jeweiligen Reſultate eines ſolchen Verſuches in Anregung zu bringen. Beſagtes Stück Marmor war von ſehr regelmäßigem Gefüge, frey von Adern und andern auffallenden Fehlern. Die ſpezifiſche Schwere des Steines war 2,706, und der Stein verſchlang $^{1}/_{1300}$ ſeines Gewichtes an Waſſer. Dieſes Stück theilte Tredgold in drey verſchiedene Längen, von nicht ganz vollkommen gleicher Breite und Dicke, doch ſind hier die Dimenſionen an den Stellen des Bruches angegeben. Bey dem erſten Stück betrug die Entfernung zwiſchen den Stützen 30 Zoll. Die Dicke und Breite dieſes Stückes war = 1,075 Zoll. Bey einem Gewichte von 10 Pf. betrug der Niederdruck .02 Zoll; bey 20 Pf. .45 Zoll; bey 30 Pf. .06 Zoll; bey 40 Pf. .08 Zoll; und mit 50 Pf. beſchwert brach es. Bey dem zweyten Stück betrug die Entfernung 15 Zoll. Die Dicke des Stückes 1,08 Zoll, und die Breite

1,05 Zoll. Bey einem Gewichte von 10 Pf. betrug der Niederdruck 005 Zoll; bey 20 Pf. .01 Zoll; bey 30 Pf. 012 Zoll; bey 40 Pf. .015 Zoll; bey 50 Pf. .017 Zoll; bey 60 Pf. .02 Zoll; bey 70 Pf. .021 Zoll; bey 80 Pf. .025 Zoll; bey 90 Pf. .03 Zoll; bey 100 Pf. .035 Zoll; und mit 110 Pf. beſchwert brach es. Bey dem dritten Stück betrug die Entfernung 14 Zoll. Die Dicke des Stückes war gleich der Breite 1,075 Zoll. Bey einem Gewichte von 10 Pf. war der Druck unmerklich; bey 20 Pf. betrug er .005 Zoll; bey 30 Pf. .01 Zoll; bey 40 Pf. .012 Zoll; bey 60 Pf. .015 Zoll; bey 70 Pf. .02 Zoll; bey 90 Pf. .025 Zoll; bey 100 Pf. 027 Zoll; bey 110 Pf. .03 Zoll; bey 120 Pf. .034 Zoll; und bey 130 Pf. .037 Zoll; wo auch der Bruch gleich nach dem angezeigten Niederdruck erfolgte. Man ſieht, daß der erſte Verſuch mit 30 Zoll Entfernung wohl die elaſtiſche Kraft, aber nicht ſo genau die Cohäſionskraft mißt, weil der Stein ſicher durch das Moment, welches das Gewicht durch die letzten 10 Pfund erhielt, gebrochen wurde. Die Entfernung von 14 Zoll Länge trug das Gewicht einige Zeit, ehe der Stein brach. Die Brüche waren alle genau ähnlich, und die Fläche des Bruches bildete beynahe denſelben Winkel — ungefähr 83 Grade — mit der Achſe des Stückes. Tredgold ſagt, daß er an keinem andern Steine eine ähnliche Regelmäßigkeit fand, und dieß entweder ein merkwürdiges Zuſammentreffen, oder die Wirkung der Struktur dieſer Steinart ſey.

Parry, der auf ſeiner Nordpol-Reiſe, beſonders während den 310 Tagen — 26. September 1819, bis 31. Julius 1820 — die er, vom Eiſe umfangen, an der Südküſte der Melvilles-Inſel zubrachte, und wo die Kälte nicht ſelten das Thermometer auf 50° unter Null, ja im Februar ſogar auf 55° unter Null, oder 87° unter den Gefrierpunkt des Waſſers drückte, auch das Queckſilber im Thermometer ſtets gefroren war, und nur die Weingeiſt-Thermometer den höchſten Kältegrad zeigten, die beſte Gelegenheit hatte, die Eigenſchaften des erſtarrten Queckſilbers zu erforſchen, ſagt hierüber: »Das Queckſilber zeigt ſich in dieſem Zuſtande ſtreckbar, hämmerbar, zähe, und ſcheint in dieſer Hinſicht zwiſchen Zinn und Bley in der Mitte zu ſtehen. Dem Schmelzpunkt nahe, wird es leicht zerbrechlich. Ein Stück von der Größe einer Wallnuß, das er in ein Glas mit warmen Waſſer warf, bewirkte augenblickliches Gefrieren des Waſſers, wobey das Glas ſprang.« Intereſſant iſt auch Parry's Bemerkung, daß bey dem höchſten Grad der Kälte die Weingeiſt-Thermometer ſtets um einige Grad abweichend von einander waren; ſo, daß bey Beobachtungen das Mittel von mehreren Inſtrumenten genommen werden mußte. Parry's Reiſebericht iſt bereits von Murrey in London, als Quartband mit vielen Karten und Kupfern, angekündigt.

Dr. Brewster's Beobachtungen über die Einſaugung des Lichtes bey Kryſtallen, welche die doppelte Strahlenbrechung geben, ſind um ſo bemerkenswerther, als es keinen Zweifel unterliegt, daß die Kenntniß der lichteinſaugenden Eigenſchaften bey Edelſteinen ſehr nothwendig iſt, um die rechte Art, einen ſolchen Stein zu ſchneiden, auffinden zu können. Nach Brewster gehören unter die lichteinſaugenden Kryſtalle mit einer Achſe: Zirkon, Sapphier, Rubin, Smaragd, Beryll, Bergkryſtall, Amethyſt, Turmalin, Rubellit (Siderit, Veſuvian, Idocras), Mellit, Honigſtein; einige phosphorſaure Salze und Kalkſpath. Unter die lichteinſaugenden Kryſtalle mit zwey Achſen gehören verſchiedene Topaſe, Glimmer, Chryſoberyll, olivengrüner und hellgrüner Thallith, Olivin, Sphen, Staurolith — Staurautide II. — Augit, Arimit, Thumerſtein; Muriacit, Anthydrit und Schwefel. Überhaupt, ſagt Brewſter iſt das Verzeichniß der einſaugenden Kryſtalle mit zwey Achſen zahlreicher, als jenes der lichteinſaugenden Kryſtalle mit einer Achſe.

Der Wunſch, den ich in Nr. 82 des Conv. Bl. 1820 äußerte, womit man doch auch hier die aus Seide geflochtenen Damenhüte der Dem. Maucrau in Paris nachmachen, und als inländiſches Fabrikat zur Entbehrlichmachung der ſo koſtſpieligen Florentiner Hüte zum Kauf ausbieten möchte, iſt bereits, und zwar von zwey Seiten zugleich, in Erfüllung gegangen. Denn erſtens hat hier unterm 5. März d. J. die Johanna Kißling ein ausſchließendes Privilegium auf ihre angeblich neue Entdeckung: aus geflochtener Seide Hüte zu verfertigen, welche die Florentiner Hüte an Schönheit, Dauer, Feinheit und Wohlfeilheit übertreffen ſollen, dann mit der Dauer Leichtigkeit vereinigen, und, ohne der Schönheit des Geflechtes zu ſchaden, vollkommen geputzt werden können, auf die Dauer von fünf Jahren erhalten. Zweytens verfertigt bereits der hieſige Strohhut-Fabrikant, Laurenz Bawinger (deſſen Erfindung, Frauenhüte aus Papier zu verfertigen, ich in Nr. 46 des Conv. Bl. 1820 nach Verdienſt würdigte), auch aus Seide geflochtene Damenhüte, oder wie Bawinger ſie nennt: Seiden-Florentiner-Hüte. Ich habe deren in ſeinem Gewölbe, zur Stadt Prag in der Kärntnerſtraße, angeſehen, und finde ſie, was ihre ſchöne ſtrohgelbe Farbe betrifft, ſehr empfehlenswerth. Fabrikate der Johanna Kißling ſind mir noch nicht zu Geſicht gekommen, ich behalte mir daher bevor, bis ſelbe zum Kaufe ausgeboten werden, auch hierüber meine Anſicht zu ſagen. (Schluß folgt.)

Mittheilungen aus einem Tagebuche meiner Reiſe von Salzburg nach Innsbruck zur Huldigungsfeyer Tyrols im Jahre 1816.

Von Dr. Aloys Weißenbach,
kaiſerlich-königlichem Rathe.

(Fortſetzung von Nr. 38.)

Schluß des Briefes von St. Johann, den 23. May 1816.

Das untere Innthal, lieber Euſtachius, iſt wohl ein herrlicher Landesſtrich; vorzüglich erhebend hat auf uns in dieſer Jahreszeit der Weg von Rattenberg aus gewirkt. Du weißt, daß mich die Zaubergewalt der Gebirgsgegenden immer in ihrem Dienſte hat, aber nicht leichterdings überraſcht; denn ich lebe jetzt in einer der ſchönſten, und bin ja auch in einer ſolchen geboren. Aber Tyrol, vorzüglich dieſes untere Innthal, iſt darinnen ausgezeichnet, daß mit der ganzen Kette des Hochgebirgs ein ſogenanntes Mittelgebirg fortläuft, über deſſen Rücken Flur, Saatfeld, Matte, Wald in lieblichem Wechſel ſich ausbreiten, und auf deſſen Höhen die hohen Kirchen und Thürme mit ihren grün- oder rothfarbigen Kuppeln und Dächern und vergoldeten Spitzen ragen; von denen überall Dörfer, Häuſer und Hütten zwiſchen den blühenden Obſtbäumen ſo lockend herunterlugen und den Wanderer im Thale freundlich grüßen. Ein zweytes Land hat ſich da oben aufgethan, ein eigentliches Bergleben und Volk auf dieſen Höhen angeſiedelt. Gewiß hat ſich die hirtliche Sitte dort reiner, und der urſprüngliche Natur-, ich möchte ſagen: Gottes-Charakter, des Volkes ungetrübter von fremdem Schmuck und Gift erhalten. Von Rattenberg aus begegnet man gar vielen Ruinen von Ritterburgen, Felſenſchlöſſern, die die Anſchauungen und Bilder einer ſchönen und großen Natur mit den alterthümlichen Rahmen einer romantiſchen Zeit einfaſſen. Ich und mein Reiſegefährte haben es mit Stolz und Freudigkeit gefühlt, daß dieſer Gebirgskranz auch unſere Wiegen umflechten und unſere Taufſteine hergegeben hat.

Als wir da, wo ſich die Straße von den Rattenberger Höhen herabſenkt zur Ziller Brücke, den Blick hinein wendeten den Fluß entlang, und ſich vor demſelben ſüdöſtlich das ſchöne Thal aufthat; da ergriff uns die unwiderſtehliche Luſt, einen Abſtecher hinein zu machen; es war, als rief uns der May hier zu ſeiner ſchönſten Feyer hinein. O mein Euſtachius; ich möchte Dich wohl auf dieſe Brücke führen, um Deine entfremdete Seele dem mütterlichen Boden wieder zu gewinnen. Von der kryſtallenen Welle müßteſt Du koſten, und wie eine losgeſchwemmte Barke fiele das Stadtleben von Dir ab, und da würden in Deinem Herzen die eingebornen Pulſe wieder lebendig, die in den fremden Niederungen eingeſchrumpft, eigentlich nur in Scheintod verſunken ſind! Nie hab' ich die Majeſtät der Berge freundlicher geſehen; mir iſt bey dieſem Anblick eingefallen, die Natur müſſe eine Habsburgerinn ſeyn. Hinauf bis zur höchſten Kuppe erheben ſich von der Thalfläche die grünen Wieſen und Saaten; und wo ſonſt oder anderwärts auf gleichen Höhen der Schnee heimatlich iſt, da erblickſt du die wirthliche Hütte des Menſchen. Der Blüthenkranz des herrlichen Obſtbaums ſchwankt auf ihrem Dache. Man kann in Wahrheit ſagen: So hoch der Aar horſtet, wohnt der Zillerthaler. Im Vordergrunde liegt der ſchöne Flecken Fügen mit dem Graf Füger'ſchen Schloſſe; das goldene Kreuz auf dem hohen pyramidaliſchen Thurme ſeiner Kirche ſchimmert ſegnend durch das ganze Thal; tief im Hintergrunde ſteht, als Schlußſtein und Wächter dieſes paradieſiſchen Gebiethes, eine Schaar hoher, ſchneebedeckter Felſen. Welche Luſt zu dieſer Jahreszeit, wo der May gerade in der volleſten Entfaltung ſeines ganzen Blüthenlebens iſt, in dieſen Zauberkreis zu treten: hier, zwiſchen den ſchönſten Bergen und den ſchönſten Menſchen Europa's von Gott und Natur ſich ſtill ergreifen zu laſſen!

Es war ein nicht bedeutungsloſer Zufall für mich, daß wir gerade an dem

Tage in dieſes Thal einfuhren, an welchem der Erlöſer in den Himmel gefahren. War es auch auf den Fluren ſtill, weil die Arbeit ruhte; ſo ſahen wir doch auf den Höhen, auf den Feldwegen ringsum überall Regung und Bewegung, und wir waren ſchon ziemlich nahe an Fügen, als das volle Glockengeläute die Menſchen in die Kirche zur Andacht rief. Wir eilten, um das feſtlich gekleidete Volk in ſeinem Gange zur Kirche, oder in ſeiner Verſammlung in dieſer zu ſehen; die Luſt dieſer Schau iſt uns auch geworden. Der Weg zur Kirche, der Platz vor ihr wimmelte von Menſchen. In meiner Reiſe zum Congreſſe hab' ich ſchon von dieſem Thale gerühmt, daß es die Wiege des ſchönſten Menſchenſtammes ſey (S. 50); und wahrlich, wer nicht an jenes Zeugniß glauben will, gehe nach Fügen in die Kirche. Wir thaten dieſes, indem wir ausſtiegen und den Bedienten mit dem Wagen voraus ins Gaſthaus ſchickten. Wie einſt vor Bethlehem Engel und Hirten zeugen ſtanden, als der Heiland zur Welt kam; ſo waren ſie auch hier wieder dabey, als er aus der Welt ging. Bey unſerem Eintritte öffneten ſich die gedrängten Maſſen der Andächtigen, freundlich rechts und links eine Gaſſe bildend, durch die wir frey uns vorwärts begeben konnten. Ziemlich in der Mitte der Kirche ſtand das mit recht vieler Kunſtſinnigkeit aus Holz geſchnittene und recht viele Lieblichkeit und Hoheit verkündende Bild des Erlöſers mit der Siegesfahne in der Hand, von Engeln umgeben. Die an den Figuren zur Auffahrt befeſtigten Seile waren alle von oben bis unten mit Blumen umwunden. Die Engel ſchienen den ganzen May, alle ſeine Blüthen von der Erde in den Himmel tragen zu wollen. Jetzt ertönte die Orgel; der Prieſter mit den Knaben im Chorhemde trat an den Altar und ſtimmte die Hymne an, in die das ganze Volk einfiel. Während dieſes feyerlichen Chorgeſanges traten zwölf Jungfrauen aus der verſammelten Menge, ſich andächtig verneigend, vor das heilige Bild, und jede nahm den Kranz von ihrem Haupte, und ſchmückte damit den Bräutigam aller reinen Seelen, der ſich jetzt langſam erhob. Alle Blicke folgten ihm; alle Herzen nahm er mit ſich hinauf ins Reich der Himmel.

Ich habe die figürliche Darſtellung dieſes heiligen Faktum aus unſerer Religionsgeſchichte, die Vollendung der Erlöſung, im Zillerthale wieder zum erſten Mahle ſeit meinen Knabenjahren gefeyert. Gottlob! mein Herz hat noch ſo viele Schwungkraft aus der Preſſe des halben Jahrhunderts gerettet, ſich zu erheben mit dem Herrn.

Im Gaſthofe empfing uns eine freundliche Wirthinn; ſie wies uns ihre Zimmer. Wir wählten das erſte, in das wir kamen; allein ſie machte die Bemerkung gegen unſere Wahl, daß wir damit ſchlecht zufrieden ſeyn würden, weil die Päderer im Zimmer daneben ſehr unruhiger Art wären. Das Wort Päderer war mir unverſtändlich, bis mir die Frau ſagte, daß damit die Kinder gemeint ſeyen. Sind die helleniſchen Worte (Παιδές) mit dem helleniſchen Antlitze in dieß Thal gekommen?

Es war Abend geworden. Wir gingen in die Wirthsſtube hinab, und trafen da eine auserleſene Tafelrunde: eine Schaar Zillerthaler Buben, Formen und Geſtalten für eine Garde, wie ſie nur der gefürſtete Graf von Tyrol und außer ihm kein Gekrönter mehr in Europa ſo haben kann; in denen die Natur den Apollo des Belvedere mit dem Farneſiſchen Herkules zuſammen gegoſſen hatte. Sie ſangen eben nationale Skolien, erotiſchen und auch patriotiſchen Inhalts. Ich habe mir ein Paar in die Schreibtafel geſchrieben. Hier ſind ſie als Proben von beyden Arten:

Die Salzburger Herren*)
Sein ſtudiert und ſeyn g'ſcheid.
Und ſie wiſſens, was es iſcht (iſt)
Um den Weiberleut'-Weib.

Der Herzog von Danzig,
Der halt uns für ſchlecht;
Kann's lügen gar ſchw....ß
Aber's Raffen (Raufen) nit recht!

Als ich dem Tiſche näher trat, an dem ſie ſaßen, erhoben ſie ſich alle; der vorderſte füllte ſein Glas, nippte davon, und reichte es mir, indem er dabey den Landesgebrauch übte, das Wort mir zurufend: »Ich bring' dir's.« Ich koſtete von dem Getränk, und merkte bald, daß es Enzian-Branntwein ſey. Ich mochte den ungewohnten, und wohl auch etwas widerlichen Geſchmack durch einen gerümpften Mund verrathen haben; ſogleich war einer aus der Tafelrunde mit dem Liederſpruche fertig:

Wie die Enzianwurzel
Iſcht 'gar keini ſo ſtark,
Sie wachſt von dem Bergſpitz
Bis ins Herz und ins Mark.

Von der Kraft dieſes Krautes, aus dem ſie ihren Nektar bereiten, haben ſie mir Wunder erzählt. Der Gemſenjäger ſtärkt ſich damit auf den ſchwindelnden Höhen; dem Sterbenden netzen ſie damit die Zunge, um in dem brechenden Herzen noch das verſinkende Leben aufzulocken; dem kranken Kinde reiben ſie davon in die Herzgrube ein, auf daß die Zuckungen von demſelben weichen; der Enzianer muß dabey ſeyn, wenn das Wort der Minne und der Männer beſchworen wird; wie er auch wohl dabey geweſen, als es den Boden galt, auf dem die köſtliche Wurzel die blauen Blüthen emportreibt. Er iſt ihnen das Nepentheskraut, mit deſſen Saft Penelope in der Odyſſee (4ten Geſ.) alle Trauer verſcheucht; oder auch die Bugloſſa, von der der heilkundige Galenus bezeugt, daß ſie, dem Weine beygemiſcht, Freudigkeit ins Herz bringe **).

Wir blieben lange in der Stube; die Geſellſchaft wuchs, und die Freude. Zu den fröhlichen Buben geſellten ſich nach und nach auch graue, ernſtere Männer; mit der Blüthe vereinigte ſich die Frucht. Auch zwey Weiber kamen herein, ihre Männer nach Hauſe zu rufen; ein altes Mütterchen, das Haar auf den Zähnen, und eine junge Mutter, die den Kuß auf den Lippen hatte. »Willſt heimgehen, Luzal ***)?« geiferte die erſte; »darf ich bey dir bleiben, Sepal? (Joſeph) liſpelte die zweyte. Beyde blieben; beyden nahm der Enzianer ihre Ladung ab: jener das Haar, dieſer den Kuß. Als wir uns weg, und in unſer Schlafkämmerlein begeben hatten, dachte ich über die Verſchiedenheit der Richtungen nach, in die die Enzianwurzel aus eines jeden Boden getrieben hatte: der Major ſprach vom Kriege; ich vom Vaterlande; der alte Mann am Tiſche von der Gemeinde Wohl und Wehe; ſeine Alte von der Kinderzucht; der jungen Bäuerin füllte ſich auch noch das ſchwarze Auge mit der Ladung, die ſie zuerſt auf der rothen Lippe ausgelegt hatte; die Hirtenbuben riefen Theocrit's lachende Mutter *) herbey. Was ſind alle Piquenik's, Coterien, Thés dansants u. dgl. werth neben einem ſolchen Heimgarten im Zillerthale!

---

*) Vormahls gehörte dieſes Thal zum Erzſtifte Salzburg, ſo wie es noch in kirchlicher Hinſicht zur Salzburger Diöceſe gehört.

**) Vino immisso laetitiae causa.

***) So viel als Säufer.

(Fortſetzung folgt.)

* * *

Bulls Rath beym Geldzählen.

Damit Ihr wißt, ob dort, ob hier
Nicht in den Rollen Groſchen fehlen,
Zählt alle ſammt und ſonders Ihr.
Wie mögt Ihr Euch ſo lange quälen? —
Wählt eine klüg're Procedur:
Fangt gleich von hinten an zu zählen:
Denn immer fehlt's am Ende nur.

Haug.

* * *

Neue Belehrung.

Entfleiſchung, meine Herrn, verändert ſehr:
Was die Gerippe ſind, wird einſt auch unſer Einer. —
»Doch Eines der Skelett' iſt braun und ſchwarz. — Woher?« —
So lang' es lebte, war es ein Zigeuner.

Haug.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Den 8. May wurde im Hoftheater nächſt dem Kärntnerthore Winters unterbrochenes Opferfeſt gegeben. Die Beſetzung dieſes Meiſterwerkes iſt bekannt, nur wurde dießmahl Murney von einem fremden Gaſte geſpielt, der ſchon früher auf demſelben Theater in einigen Rollen das Publikum erfreuet hatte. Wir wollen hier nicht dem Künſtler wie er war, den Künſtler wie er iſt entgegenſtellen; jeder Vergleich hinkt, alſo auch dieſer; betrachtet man blos die Gegenwart, und bedenkt man die nächſte Zukunft, ſo dürfte durch das Engagement des Fremden für die Oper etwas gewonnen ſeyn. Er verbindet mit einer angenehmen Geſtalt ein geregeltes Spiel, und große Theater-Routine. Er wurde nach jedem Akte gerufen, mußte ſein Duett mit Myrrha und eine Stelle des erſten Finales wiederhohlen, und empfing überall vielen Beyfall. Die übrige Darſtellung war im Ganzen nicht ſehr erfreulich, obwohl einzelne Stücke ſehr gut gingen. Myrrha und der Oberprieſter zeichneten ſich aus; die andern ſchienen nicht recht bey Stimme zu ſeyn.

---

*) [illegible]

Theocrit. in Oariſtys.

Die Benefizvorſtellung des Balletmeiſters Herrn Horſchelt hatte am 7. May im Theater an der Wien Statt. Es wurden: eine neue Poſſe in einem Akte: der Baron Martin, dann eine große romantiſche Feenpantomime in zwey Abtheilungen von Horſchelt's Erfindung, unter dem Titel: die Feuer-Nelke, mit Muſik von Grafen Gallenberg und Kapellmeiſter Riotte, gegeben. Die Poſſe, eine Nachbildung aus dem Franzöſiſchen, verdiente dieſen Nahmen in jeder Rückſicht; denn während ein Theil des Parterres ſie poſſierlich und ergetzlich fand, und die obern Gallerien ob dem verwandten Inhalte jubelten, wurde in der That dem beſſern Theile der Zuſchauer, den Gebildeten, eine Poſſe geſpielt, und der Erfolg konnte daher nicht anders, als günſtig ſeyn, da die Menge immer über die Einzelnen ſiegt. Wir wollen uns hier nicht mit dem Inhalte beſchäftigen. Ein Bräutigam, der als Bedienter verkleidet kommt, iſt etwas ſehr gewöhnliches; ſonderbarer iſt vielleicht dagegen die allgemeine Verblendung, welche den platten, gemeinen Martin, der für den liebenden Hauptmann gilt, nicht erkennen läßt. Der Schauſpieler, welcher die Rolle dieſes letztern hatte, verfeinerte und veredelte ſie keineswegs; er wurde indeſſen trotz des Ziſchens gerufen, ein Beweis, daß verſchiedene Straßen, ſogar Hohlwege, zum Tempel des Ruhmes führen. Die Pantomime hatte einen getheilten Erfolg; Einzelnheiten gefielen ſehr, aber die Längen verdarben dagegen Manches. Da das Programm in Jedermanns Händen iſt, ſo dürfte eine Inhaltsanzeige überflüſſig ſeyn; ein Übelſtand iſt es aber wirklich, daß dieſes Programm zum Verſtändniſſe des Ganzen nothwendig war, und die Bedingung, unter welcher die Nelke der Fee geſchenkt werden, ſollte doch irgendwo anſchaulich gemacht werden. Die Idee der Verjüngung iſt artig und anſprechend, ſehr hübſch der Gedanke, Rodomanten unter ihrem Gefolge verſchwinden, ſie von dem liebenden Aſtolfo ſuchen, und dann in einer intereſſanten Gruppe wieder erſcheinen zu laſſen. Auch verdient die Ausführung alles Lob; doch mangelt die Klarheit, die Überſicht des Ganzen, die nothwendige Verbindung aller Theile, und das myſtiſche Halbdunkel, was wir ſonſt entſchuldigten, verwirrt, ſtatt anzuregen. Daß der Blumengott Hymetto durch Blumen Leben ſpendet, iſt gut erſonnen; jedoch will uns deſſen Verwandtſchaft mit Amorn nicht ganz behagen, und ſo bleibt, bey den ausgezeichneten Talenten des Herrn Horſchelt, und ſeiner ſchöpferiſchen Erfindungskraft, doch noch Manches zu wünſchen übrig; indeſſen iſt dieß allerdings das Gebiet des Ballets und der Pantomime, welche über das gemeine Weben und Treiben ſchweben müſſen. Die Ausſtattung von Seite der Direktion iſt würdig und glänzend. Die Dekorationen beurkunden das Talent des Herrn Neefe. Coſtüme und Maſchinen ſind ebenfalls ausgezeichnet; letztere werden bey den folgenden Darſtellungen immer präciſer wirken, und die Schauluſt vollkommen befriedigen. Die Muſik der erſten Abtheilung, von Herrn Grafen Gallenberg, kann melodiſch und anſprechend genannt werden; dennoch entbehrt ſie der Charakteriſtik und der Originalität; der letztere Theil des zweyten Aktes, auch der ſchwierigere, was muſikaliſche Behandlung betrifft, iſt vom Kapellmeiſter Riotte bearbeitet; er hat zwar der tändelnden Grazie zu wenig geopfert, allein als charakteriſtiſches Tongemählde verdient ſein Werk alles Lob. Die Darſtellung war fleißig und gut. Die Fee Rodomante zeichnete ſich in mehreren Tanzſtücken durch Grazie, Kraft und Sicherheit aus; die Prinzeſſinn Sidonia gab die Scene der Angſt um den Geliebten brav; auch war der Prinz Aſtolfo an ſeinem Platze; beſonders Lob aber verdient der niedliche kleine Blumengott, der ſehr artig ſpielte und tanzte, er macht ſeiner Schule Ehre. Unter den Tänzen zeichnen wir beſonders die Tarantella aus, nur wäre vielleicht hier der Fandango, da die Pantomime in Spanien ſpielt, mehr an ſeinem Platz geweſen. Herr Horſchelt wurde mehrmahl gerufen, ſo auch die Herren Neefe und Roller. Das Haus war ſehr voll.

Am 9. May wurde in demſelben Theater Roſſinis diebiſche Elſter gegeben, und nun werden wohl endlich unſere Klagen über den Mangel an Tenoriſten aufhören, da abermahls ein junger Mann in dieſer Eigenſchaft die Bühne zum erſten Mahle betreten, und als Gianetto ſeinen erſten Verſuch gemacht hat. Es freuet uns, ſehr Lobenswürdiges von ihm berichten zu können. Iſt auch ſein Organ eigentlich mehr Kopf- als Bruſtſtimme, ſo iſt doch ſein Klang lieblich, dringt angenehm durch, ſein Umfang bedeutend, die Intonation immer richtig, der Vortrag gebildet, die Fertigkeit ausgezeichnet. Man vermißt zwar hie und da den Schmelz der Töne des Künſtlers, der bisher im Beſitze dieſer Rolle war, im Ganzen aber kann man ſich zu dieſer neuen Acquiſition Glück wünſchen, und mit Recht vielen Genuß von ihr erwarten. Vom Spiel war keine Rede, er ſpielte gar nicht. Das Publikum verlangte es auch nicht. Es zeichnete den Sänger aus, ließ ihn ſeine Sortita, einen Theil ſeines Duettes mit Ninetten wiederhohlen, und verlangte das kleine Riotte'ſche Duettchen im letzten Finale ſogar drey Mahl nach einander zu hören. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß das Hervorrufen nach dem erſten Akte und am Schluſſe nicht ausblieb. Die übrige Darſtellung war gut; Ninette, welche ihre Cavatine recht brav ſang, hielt ſich überhaupt wacker, ein Paar Stellen ausgenommen, wo ſie (ihr gewöhnlicher Fehler) falſch intonirte. Sie beſchloß mit dieſer Rolle die Reihe ihrer Gaſtdarſtellungen. Das Orcheſter wirkte trefflich zuſammen.

Einſtimmig ſprechen alle Pariſer Zeitungen zum Lobe unſers Moſcheles. Er hat in Vereinigung mit dem vortrefflichen Violinſpieler Lafont vier muſikaliſche Abendunterhaltungen gegeben, nämlich am 11., 18., 25. April und 2. May. Dieſe hatten im Saale des Herrn Pape (eines der erſten Inſtrumentenmacher in Paris) Statt. Der Preis für alle vier Konzerte war 40 Franken. Der Saal bey dem erſten Konzert war ſo voll, daß man ſich ſelbſt noch in dem Corridor drängte. An dieſem Abende eröffnete Herr Moſcheles die Unterhaltung mit einem Konzertino von ſeiner Kompoſition, welches Enthuſiasmus erregte. Hierauf ſpielte Lafont ſeine ruſſiſchen Variationen, welche zwar ſchon bekannt ſind, aber Freunden gleichen, die man immer gerne wieder ſieht. Hierauf vereinigten ſich beyde Künſtler (Zauberer nennt ſie ein Journal) in einem Potpurri von Herrn Moſcheles. — Herr Levaſſieur und Dlle. Cinti ſangen eine Arie und ein Duett (italieniſchen Urſprungs). Zum Beſchluß improviſirte Herr Moſcheles, er begehrte ein Thema, und ſiehe da, es erhoben ſich zwey Damen und ein Profeſſor des Pianoforte. Die Eine begehrte ein Rondeau aus dem Roſenhütchen, die Andere eine Arie aus Don Juan, der Profeſſor gab einen Gaſſenhauer als Thema. Moſcheles zog ſich herrlich und glänzend aus der Affaire. Er fing mit dem Thema an, welches ihm zuerſt gegeben wurde, verſchmolz darein auf eine wunderbare Art das zweyte und das dritte, und ſpielte ſo mit allen Dreyen ſein geniales Spiel. Alles verließ entzückt den Saal, und keiner, der bey dem erſten Konzerte gegenwärtig war, wird die übrigen verſäumen.

Wir haben in dieſen Blättern angezeigt, daß Herr Böhm im Prater, im Salon des Herrn Benko, vier muſikaliſche Morgenunterhaltungen gebe. Zwey derſelben hatten bereits am 1. und 8. May Statt, und wir können nicht umhin, den vier Künſtlern laut für das Vergnügen zu danken, welches ſie den Anweſenden verſchafften. Dieſes Ineinandergreifen, dieſe Gleichheit im Vortrage, dieſes einſtimmige Crescendo und Decrescendo haben wir ſeit Schuppanzigh's vortrefflicher Ausführung von Quartetten nicht mehr (vielleicht ſelbſt bey dieſen nicht ganz ſo gut) gehört. Da wird keine Note undeutlich, da verſchwimmt kein Übergang, es iſt, als ob dieſen vier Herren der Geiſt der Compoſitionen in alle Fingerſpitzen gefahren wäre. Wir hörten am erſten Morgen ein Quartett von Spohr und eines von Beethoven. Zwiſchen beyden ſpielte Dlle. Förſter ein Rondeau auf dem Fortepiano. Am zweyten Morgen wurde ein Quartett von Haydn und eines von Weiß vorgetragen. Herr Bahrt ſang dazwiſchen eine Romanze, Marie, von Weiß componirt, mit allem Zauber ſeines

Tones. Noch war ein Fortepianoſpiel als Zugabe beygelegt, quod Dignum sed non Juſtum erat.

— s —

Das 17. Heft der Revue encyclopédique, ou Analyse raisonnée de productions le plus remarquables dans la Littérature, les Sciences et les Arts, iſt erſchienen. Es enthält einen leſenswerthen Aufſatz über die Veränderungen der Temperatur des Jahres 1820, eine hiſtoriſche Abhandlung über die Poeſie der Engländer und ihre lebenden Dichter, und eine Überſicht der jährlichen Ausſtellungen der vier königlichen Manufakturen. Dieſen von ſachkundigen Männern verfaßten gediegenen Aufſätzen folgen gründliche Beurtheilungen neu erſchienener Werke, und kurze kritiſche Anzeigen franzöſiſcher, engliſcher, deutſcher, italieniſcher u. a. Bücher, und neuer Erſcheinungen im Gebiete der Literatur und Wiſſenſchaft. Dieſes gehaltvolle Journal, welches ſich der thätigſten Theilnahme der berühmteſten und gelehrteſten Männer aller Nationen zu erfreuen hat, verdient der Aufmerkſamkeit unſerer Leſer empfohlen zu werden.

Die Prager Humanitäts-Geſellſchaft (deren Hauptzweck die Rettung der ſcheintodten und plötzlich in Lebensgefahr gerathenen Menſchen iſt) hat an die Stelle des verſtorbenen, um dieſen menſchenfreundlichen Verein, ſo wie um alle übrigen Humanitäts-Anſtalten Prags, höchſt verdienten Vorſtehers, Herrn Fürſten Anton von Lobkowitz, den als Beförderer der Wiſſenſchaften und alles Guten im Vaterlande allgemein bekannten Herrn Caſpar Grafen von Sternberg, Herrn der Herrſchaften Radnitz und Darowa in Böhmen, Lehnsherrn der Stadt und Herrſchaft Lieberoſe, dann der Güter Sacko, Leſko und Reichersfreuz in der Lauſitz, der k. Geſellſchaften der Wiſſenſchaften zu Prag, Berlin und München, der Wetterauiſchen Geſellſchaft der geſammten Naturkunde, der botaniſchen Geſellſchaft zu Regensburg, dann der k. k. Landwirthſchafts-Geſellſchaften zu Wien, Prag und Grätz Mitglied, zu ihrem Protektor und Präſidenten erwählt.

Se. k. k. Majeſtät, unſer allgeliebter Monarch, haben dem Herrn Johann Stiepanek, k. ſtändiſchem Theaterkaſſier und Sekretär, dann Mitglied der Humanitäts-Geſellſchaft in Prag (ehrenvoll bekannt durch ſeine böhmiſchen Schauſpiele, wovon nun eine ganze Sammlung von einigen Bänden erſcheint, und welche durch mehrere Jahre her in dem Prager k. Nationaltheater von verſchiedenen Dilettanten zum Beſten der Humanitäts-Anſtalten Prags aufgeführt wurden), zur Belohnung ſeiner ausgezeichneten Verdienſte um die Beförderung der böhmiſchen Sprache und Literatur, und insbeſondere in allergnädigſter Würdigung der durch ſeine edlen Bemühungen den verſchiedenen Humanitäts-Anſtalten Prags zugefloſſenen, ſehr beträchtlichen Unterſtützung und Aushülfe, die er mit ſtets regem Eifer fortſetzt, die mittlere goldene Ehren-Medaille ſammt Band zu verleihen geruhet.

Herr Carl Töpfer hat eine Kunſtreiſe nach Brünn, Prag, Leipzig, Dresden, Kaſſel u. ſ. w. unternommen. Er hat die Redaction erſucht, in ſeinem Nahmen zu erklären, daß während ſeiner Abweſenheit der Hofſchauſpieler Carl Schwarz die Beſorgung ſeiner Angelegenheiten gefälligſt übernommen habe, und daß daher Alle, welche mit ihm in Geſchäftsbeziehung treten wollen, oder welche früher mit ihm in ſelber ſtanden, und noch Zahlungen an ihn zu leiſten haben, ſich an Herrn Schwarz, Grünangerſtraße Nr. 830, gütigſt wenden mögen.

(Dieſer Nr. liegt das Literatur- und Kunſtblatt VI. bey.)

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625) wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W. W., durch die k. k. Poſt 11 fl. W. W. halbj. Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Literatur- und Kunſt-Blatt.

VI.

(Zu Nr. 39 des Converſationblattes 1821.)

Federproben. Eine Sammlung kleiner Erzählungen und Novellen, von Lembert, k. k. Hofſchauſpieler. Wien, bey Tendler und von Manſtein, 1821.

Die Brautwahl. Luſtſpiel in drey Aufzügen, nach Picard, von Lembert, k. k. Hofſchauſpieler. Wien, bey Tendler und von Manſtein, 1821.

Die Federproben, eine Sammlung von Erzählungen, deren einige ſchon aus verſchiedenen deutſchen Zeitſchriften dem Publikum bekannt geworden ſind, iſt ein recht liebliches Kränzchen anſpruchloſer Blumen, vom Verfaſſer mit vieler Beſcheidenheit gebothen, vom leſeluſtigen Publikum gewiß mit Vergnügen empfangen. Das Erdbeben von Lima, höchſtens, ausgenommen, welche Ref. als die ſchwächſte der in dieſem Buche enthaltenen Erzählungen erſchienen iſt, werden die übrigen gewiß das Intereſſe finden, welches ſie verdienen; der Vortrag iſt lebendig und anziehend, die Sprache rein und gediegen.

Die Brautwahl, eine recht wackere Ueberſetzung, ward bereits im Jahre 1817 mit Beyfall auf dem Berliner Hoftheater gegeben. Herr Lembert hat durch ſeinen »Dichter und Schauſpieler,« ſein »Oeffentliches Geheimniß« und einige andere dramatiſche Kleinigkeiten ſeinen Beruf zu dramatiſchen Arbeiten genügend dargethan, und man muß auch dieſe Bearbeitung des Picard'ſchen Luſtſpieles als mit Umſicht und Bühnenkenntniß vollendet, anerkennen.

Druck und Papier iſt bey beyden Werken ausgezeichnet ſchön. —dm—

Italieniſche Literatur *).

Saffo. Tragedia dell Signor Grillparzer. Sull Originale todesco fatta italiana dal Conte Ferdinando Mozzi de' Capitani. Venezia, Tipografia di Alvisopoli. 1820.

Dieß iſt bereits die zweyte italieniſche Ueberſetzung, deren ſich Grillparzers Sappho zu erfreuen hat. Ref. hat die erſte (von Sorelli in Florenz) im Sammler ausführlich beſprochen; über dieſe zweyte dürfte weniger zu ſagen ſeyn. In einigen Theilen ausgezeichnet ſchön, in einigen andern faſt mit Nachläſſigkeit behandelt, ſteht ſie im Ganzen doch unter der Ueberſetzung Sorelli's. Man muß jedoch berückſichtigen, daß dieſe Ueberſetzung das erſte Werk des Grafen Mozzi iſt, und in dieſer Hinſicht gern geſtehen, daß derſelbe darinnen ein Talent entwickelt, welches ſehr Erfreuliches hoffen läßt. Er hat ſich ſichtbar bemüht, das Haupterforderniß einer guten Ueberſetzung, möglichſte Treue mit möglichſter Kürze zu vereinigen, erreichen zu können. In dieſer Hinſicht hat er wirklich Sorelli überbothen, welcher die 2040 Verſe des deutſchen Originales mit 2293 Verſen überſetzte, indeſſen Mozzi deren nur 2234 bedurfte. Wenn man die Schwierigkeiten dieſer Seite der Aufgabe

---

*) Unter dieſem Titel gedenken wir den Leſern dieſes Blattes eine fortlaufende flüchtige Ueberſicht der neuen Erſcheinungen italieniſcher Literatur zu geben. Sämmtliche, unter dieſer Rubrik angezeigten Werke ſind in der F. Volke'ſchen Buchhandlung (obere Bäckerſtraße Nro. 764), zu haben.

(rückſichtlich der ſo verſchiedenen grammatikaliſchen Eigenheiten beyder Sprachen) erwägt, ſo kann man dem talentvollen jungen Mann das gebührende Lob nicht verſagen; die Ode an Aphrodite hat Mozzi unſtreitig glücklicher überſetzt als Sorelli. An genauer Auffaſſung des Sinnes und treffender Wiedergebung deſſelben auch in den ſchwierigeren Stellen übertrifft Sorelli weit den Grafen Mozzi. Einer der klarſten Beweiſe dafür, iſt wohl die Stelle, wo (in Mozzi S. 23) Phaon den erſten Anblick Sapphos beſchreibt; hier hat Mozzi das Original durchaus nicht verſtanden, indeſſen Sorelli mit ſeltner Treue und Gewandtheit ſeine Aufgabe löſte. Das galliſirende: Magione (Haus) dürfte wohl von der Crusca nicht geſtattet werden; auch iſt das Garzone (Jüngling), welches ſo häufig im Mozzi erſcheint, hier viel zu gemein; Sorelli hat dafür ſtets das edlere Giovinetto gebraucht. Uebrigens hat ſich Mozzi in dieſer Ueberſetzung an den meiſten Stellen auf eine Weiſe ausgeſprochen, welche uns viel hoffen läßt, wenn er einſt mit eigenen Schöpfungen erſcheinen ſollte. Die typographiſche Ausſtattung des Werkes iſt ſehr ſchön; es befremdet uns Deutſche faſt, italieniſche und franzöſiſche Ueberſetzungen mit einer Eleganz ausgeſtattet zu ſehen, wie wir ſie nur ſelten an den Originalwerken unſerer größten Geiſter in Deutſchland zu erblicken gewohnt ſind.

Apologia del libro della imitazione pittorica, e della Eccellenza delle opere di Tiziano, di Andrea Majer, Veneziano. Ferrara 1820. S. XIII, und 264. Preis 2 fl. C. M.

Man wundert ſich in unſerem guten Vaterlande über den Ton, in welchem die Federkriege der Gelehrten abgefaßt ſind. Wie weit wir aber noch in der edlen Schimpfkunſt hinter unſern italieniſchen Nachbarn zurück ſind, dürfte dieſes Buch ſattſam beweiſen. Aber auch nur in dieſer Hinſicht dürfte es bey uns Aufmerkſamkeit erregen; die Sache ſelbſt, worüber hier geſtritten wird, läßt uns wohl ziemlich kalt. Herr Majer hat in dem Buche: della imitazione pittorica etc., Tizian bis über die Wolken erhoben, und ihn als: »unico perfetto pittore universale« erklärt. Flugs ergriff Herr Carpani die Feder, um ſich (nach ſeiner gewöhnlichen Weiſe) in drey ungemein breiten Briefen gegen dieſen Machtſpruch zu erheben, und den »divino Rafaele« und die übrigen Meiſter römiſcher und bologneſiſcher Schule zu vertheidigen. Dieſe drey Briefe, mit äußerſt ſcharfen Ausfällen gegen Majer gewürzt, erſchienen in dem September-, November- und Dezember-Heft der Biblioteca italiana; Herr Majer ſchrieb ſofort über ſein erſtes Buch noch ein zweytes als Vertheidigung; nach dem Leſen dieſer beyderſeitigen Abhandlungen kann man wohl ausrufen: »Was iſt der langen Rede kurzer Sinn?« Uebrigens ſagen ſich die beyden Herren die derbſten Sottiſen; Carpani ſpricht von »lagrimevole intenzione,« und »grido, vuoto di senso,« des Herrn Majer, und dieſer belächelt wieder die: sciocce e calumnose satire, und: »stolti libelli,« des Hrn. Carpani. Dieſer hat am Schluſſe ſeiner Briefe einen ſcherzhaften Friedensabſchluß in beſter diplomatiſcher Form proponirt, jener verwirft ihn ganz erboßt, und fordert ſogar zu einer Fortſetzung dieſes gelehrten Geſalbaders auf, da er ſein Buch mit den Worten: »a rivederci in campo!« ſchließt. Wir unſers Theils können nicht umhin, Herrn Carpani Recht zu geben, und meinen, daß Tizian wohl als der Stern erſter Größe der venetianiſchen Schule insbeſondere, und als einer der beſten Meiſter des Colorits überhaupt gelten mag, daß aber durchaus nur Raphaeln und der römiſchen und bologneſiſchen Schule die Präeminenz der Mahlerey gebühre. Als ſehr überflüſſig und nur durch den gereizten Zuſtand, in welchem ſich Herr Majer zu befinden ſcheint, zu entſchuldigen, erſcheinen die bittern Ausfälle auf die brittiſchen Journale (worunter hier natürlich die Biblioteca italiana, wegen der Aufnahme der drey Briefe Carpanis gemeint iſt) überhaupt. Die Biblioteca italiana, unter der Redaction des wackern Acerbi, iſt unſtreitig eines der ſchätzbarſten Journale, welches auch in ganz Europa verdiente Würdigung findet.

Druck und Papier des Buches iſt kaum mittelmäßig zu nennen.

Viaggio di Anacarsi il Giovine nella Grecia. Traduzione corretta e corredata di note da Giuseppe Belloni, antico militare italiano. Milano, dalla Tipografia di G. B. Lonsogno 1820. Preis: die beyden erſten Bände mit Atlas 4 fl. 10 kr. C. M.

So viel Ref. aus den ihm vorliegenden beyden Theilen dieſer Ueberſetzung des Barthelemyſchen Meiſterwerkes urtheilen kann, iſt ſie gelungen zu nennen, und verdient alle Aufmerkſamkeit. Auch die Noten Bellonis zeigen viele Kenntniſſe Die typographiſche Ausſtattung des Buches iſt gefällig: die Kupfer hingegen (von Peſtrucci) ſind durchaus mißlungen, und verunzieren das Werk mehr als ſie ſelbes ſchmücken. Das dem erſten Theil vorgeſetzte Bildniß Barthelemy's (von Rados) macht hievon eine Ausnahme.

— bm —

Die ehemahls Giuſtinianiſche, jetzt Königliche Gemähldeſammlung und das Zoologiſche Muſeum in Berlin.

Vorbenannte Sammlungen werden den Fremden in Berlin vorzugsweiſe empfohlen und angeprieſen. Ich habe ſie mehrmahls beſucht, und glaube darüber genügende Auskunft geben zu können. Eine Vergleichung derſelben mit ähnlichen bey uns beſtehenden Anſtalten halte ich für überflüſſig und unſtatthaft, weil jene unlängſt erſt entſtanden ſind, und nach Maßgabe der Oertlichkeit wohl nie den Grad der Vollkommenheit erreichen werden, den die unſrigen behaupten. Die Kenntniß von dem, was wirklich vorhanden iſt, berichtigt indeß das Urtheil, und ſchlägt am beſten die Prahlereyen nieder, womit Eigenliebe und Selbſtſucht den Unkundigen heimzuſuchen und zu beirren gewohnt ſind. Aus dieſem Geſichtspunkte wünſche ich die folgenden Nachrichten im Allgemeinen beurtheilt zu ſehen. Zunächſt ſind ſie aber für die zahlreichen Kunſtkenner und Beſitzer von weit großeren Schätzen unſerer Kaiſerſtadt beſtimmt, die hier vielleicht Gemählde als Originalien verzeichnet finden, die ſie nur für Kopien anerkennen u. ſ. w.

Die ehemahls Giuſtinianſche, durch Ankauf königlich gewordene Gemähldeſammlung, beſteht aus der ſehr mäßigen Zahl von Einhundert ein und achtzig Stücken, wovon hundert ſieben und ſiebenzig Originale und vier Kopien ſind. Nach Schulen abgetheilt, enthält: die deutſche und niederländiſche Schule drey und zwanzig; die franzöſiſche funfzehn; die italieniſche einhundert acht und dreyßig, und zwar die venetianiſche neun und zwanzig; die lombardiſche ein und ſiebenzig; die florentiniſche achtzehn; die römiſche dreyzehn, und die genueſiſche mit der neapolitaniſchen Schule ſieben; endlich aber die ſpaniſche Schule ein Gemählde, die erwähnten vier Kopien nicht eingerechnet.

1. Aus der deutſchen und niederländiſchen Schule finden wir von Chriſtoph Amberger aus Nürnberg, geſtorben 1563, zwey ſehr brav gearbeitete Bildniſſe auf Holz, die des Kaiſers Carl V. und des Sebaſtian Münſter; von Angelo Caroſelli (1585 — 1653), eine männliche Hauptfigur, vor ihr ein Altar, zur Seite eine weibliche Figur, auf Leinwand; von Albrecht Dürer (1479 — 1528), Pilatus die Hände waſchend, auf Holz; von Johann Grasdorp, im achtzehnten Jahrhundert, das Bildniß einer Frau auf Leinwand; von Gerhard Hondhorſt (1592 — 1665), Petrus wird aus dem Gefängniſſe befreyt, auf Leinwand, ungemein ſchön in Zeichnung, Charakter, Farbe und Behandlung. Ich erinnere mich, daß die kaiſerliche Gallerie im Belvedere, von eben dieſem Meiſter ein treffliches Gemählde beſitzt: Chriſtus gebunden vor Pilatus; von Peter von Hooghe, in der Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts: der innere Hof eines Bürgerhauſes mit Thieren, Figuren und Geräthſchaften, auf Holz; von Hans Holbein (1498 — 1554), das Bildniß Franz I. von Frankreich im Koſtum jener Zeit, auf Holz; von Johann von Huiſum (1682 — 1749) ein Blumenſtük, ebenfalls auf Holz.

Ferner, von Friedrich Moucheron (1633 — 1686), eine Landſchaft am Sommerabende; von Van der Meer, d. J. geſtorben 1670, ein Viehſtück auf Leinwand; von Caſper Netſcher (1639—1684), das Bildniß eines Kriegers auf Leinwand; von Nikolaus Lucidel Neuſchatel, geſtorben 1600, ein Bildniß auf Holz, ausgezeichnet durch ein ſchönes Kolorit; von George Pens, der in der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts als Mahler, Kupferſtecher und Formſchneider blühte, ein ſchön gezeichnetes und komponirtes Bild eines Italieners auf Holz; von Rembrandt (1606—1674) ein einziges Gemählde auf Leinwand: Jeſus als Kind im Tempel; von Joachim Sandrat (1606—1683), Seneca's Tod, im Kreiſe ſeiner Familie, auf Leinwand; von Juſtus Suſtermann, geſtorben 1681, Socrates Tod, im Kreiſe ſeiner Schüler und Familie, auf Leinwand; von Hermann Swanewelt (1620—1690), eine Landſchaft auf Leinwand, als Staffage, die Fabel der Latona; von Wilhelm Stobeckgeeſt, im ſiebenzehnten Jahrhundert, der Säulengang eines Tempels auf Leinwand, im Vorgrunde viele Figuren, im Hintergrunde eine Landſchaft; von Gerhard Therburg (1608—1681), ein reiches, anſprechendes Gemählde von drey Figuren und mehreren Geräthſchaften, vorſtellend den Akt, wie ein Vater ſeiner Tochter (beyde ſtehend) in Gegenwart der ſitzenden Mutter Lehren gibt, auf Leinwand; und von Johann Wenix (1644—1710), ein todtes Rebhuhn mit andern Vögeln, vortrefflich in Kolorit und Ausführung, auf Leinwand.

Von zwey Gemählden: ein Chriſtuskopf mit Dornen gekrönt, Bruſtbild, auf Holz, und Carl V. zu Pferde auf Schiefer, ſind die Künſtler unbekannt.

Wie mangelhaft dieſe vereinigte deutſche und niederländiſche Schule ſey, darf ich wohl kaum bemerken. Werke von Lukas Cranach, Michael Wohlgemuth, Breugel, Berghem, van Dyck, Hoogſtraten, Oſtade, Potter, Peters, Rubens, Teniers, Wouvermann ꝛc. fehlen gänzlich, und könnten ſelbſt aus der Gallerie im königlichen Schloſſe nur ſehr nothdürftig ergänzt werden.

2. Aus der franzöſiſchen Schule ſind wenige, aber tüchtige Werke vorhanden; nähmlich von François Clouet (Jeannet), in der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts, zwey Bruſtbilder auf Holz, Heinrich II. und Franz II. von Frankreich; von Claude Lorain (1600—1682), zwey ſehr ſchöne Landſchaften auf Leinwand, im Vorgrunde der einen Diana, von welcher Hypolit Aricia wieder empfängt; von Nikolaus Pouſſin (1594—1665), fünf treffliche Gemählde auf Leinwand, zwiſchen 45—53 Zoll hoch, und 62—72 Zoll breit, eine Landſchaft bereichert durch die Fabel der Jo, und vier bibliſche Scenen: Moſes als Kind, Moſes, wie er eine Quelle aus dem Felſen ſprudeln läßt, Laban den fliehenden Jakob ereilend, und Hagar mit Ismael in der Wüſte; von François Perrier (1590—1650) Cicero's Tod, viele Figuren, voll Ausdruck und Wahrheit. Die Gemählde dieſes Künſtlers, der auch in Kupfer geſtochen hat, ſind überaus ſelten.

Von Nikolaus Renieri (Reiner Maubeuge), zu Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts, zwey Gemählde auf Leinwand: Homer, und ein ſitzender Faun, eine Weintraube auspreſſend; von Joſeph Vernet (1712—1786), der ſchöne Waſſerfall von Tivoli, in der Perſpektive Bäume, ein Tempel und Gebäude, im Hintergrunde reiner Himmel, auf Leinwand; von Claude Vignon (1593—1670), die Hochzeit zu Canaan auf Leinwand; von Moiſe (Pierre) Valentin (1600—1630), die Fußwaſchung der Apoſtel von Chriſtus bewirkt, auf Leinwand; und von Simon Vouet (1582—1641), die Verkündigung Mariä, ebenfalls auf Leinwand, beyde gleich groß, jedes 108 Zoll hoch und 72 Zoll breit.

3. Aus der italieniſchen Schule will ich die Unterabtheilungen nicht ausſondern, ſondern nur die Künſtler mit ihren Werken in alphabetiſcher Ordnung verzeichnen. Wo nichts weiter bemerkt iſt, ſind die Gemählde auf Leinwand gemahlt.

Von Franz Albani (1578—1660) beſitzt die Sammlung eilf Gemählde: die heilige Agnes am Altar, ein Buch und einen Palmzweig haltend; Chriſtus in der Glorie; Maria ſitzend im Himmel; Johannes der Täufer, Petrus, Judas Thaddäus, Simon, Bartholemäus, Andreas; die fünf letztern mit den Attributen ihres Martyrthums; Chriſtus im Jordan von Johannes getauft, und das Abendmahl nach einer Zeichnung des Caracci, das größte Gemählde in der Sammlung, hoch 79 Zoll, breit 111 Zoll; von Michel Angelo (Buonarotti 1474 — 1563) die Entführung des Ganymedes, auf Holz; von Fra Bartholomäo (1469 — 1517), die heilige Familie, und St. Anton von Padua, auf Holz; von Horatio Borgiani, zu Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts, das Bildniß einer alten Frau.

Von Carlo Caliari, genannt Carletto, Sohn des Paul Veroneſe, geſtorben 1596, die Ehebrecherin vor Chriſtus; von Hieronymus Santa Croce, in der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts, der heilige Franciſkus an der Felſenhöhle und ein Einſiedler, auf Holz; von Johann Contarino (1549 — 1603), Chriſtus vom Volke verſpottet und gemißhandelt, auf Holz; von Michel Angelo da Caravaggio (1569 — 1609), acht Gemählde: Chriſtus am Oelberge; die ſinnliche und die himmliſche Liebe, allegoriſch unter der Geſtalt von zwey Jünglingen; Chriſtus entſeelt, getragen von Joſeph von Arimathia und Johannes; Matthäus, das Evangelium ſchreibend; der ungläubige Thomas; das Bruſtbild einer Dame, und ein männlicher Kopf; von Hannibal Caracci (1560 — 1609), ſieben Gemählde: die heilige Familie, halbe Figuren; Chriſtus am Kreuze ſterbend, am Fuße Maria, Johannes; der heilige Matthäus, Jakob, Paulus und Philippus; dann eine Landſchaft aus den Umgebungen von Neapel; von Auguſtin Caracci (1558 — 1602), der Zinsgroſchen, wie Jeſus den Phariſäern ſagt: gebet dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt ꝛc.; von Ludovico Caracci (1555 — 1619), fünf Gemählde: Chriſtus ſpeiſet 5000 Mann; Chriſtus todt zwiſchen zwey Engeln; das Kind Jeſus ſpielend neben der ſitzenden Jungfrau; der heilige Carl in Cardinalskleidung, über ihm drey Engel mit einem Blumenkranze; dann eine ſitzende Venus; von Antonio Allegri Correggio (1494 — 1534), Maria mit dem Kinde, auf Holz, ſtark nachgedunkelt, aber ungemein ſchön, hoch 32 Zoll, breit 26; ein Chriſtuskopf, hoch 15 Zoll, breit 12, und der Kopf des Kindes Jeſu von der Seite, im Durchmeſſer 7 Zoll; von Ludovico Cardi, Cigoli (1559 — 1613), Chriſtus kniend betet am Oelberge, über ihm ein Engel; von Corrillo, am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, eine heilige Familie auf Holz; von Johann Campino, im ſiebenzehnten Jahrhundert, Jeſus treibt die Verkäufer aus dem Tempel; von Lucas Cambiaſi (1527 — 1585), allegoriſche Vorſtellung der Menſchenliebe in einer jungen, dreyen Kindern zu Hülfe eilenden Frau; von Doſſo Doſſi, geſtorben 1560, der heilige Hieronymus auf Holz, und von ſeinem Bruder J. Baptiſta, geſtorben 1545, das Bildniß des Petrarca, auf Holz; von Dominicus Zampieri, Dominichino (1581 — 1641), vier Gemählde: der heilige Thomas und Jakobus, Johannes der Evangeliſt mit dem Adler, und eine mit Bäumen bedeckte, von einem Fluß durchſchnittene Landſchaft, auf Kupfer; von Carlo Dolce (1616 — 1686), der heilige Johannes, ſehr ſchön, hoch 44 ½, breit 36 ½ Zoll.

Von Seſſo Ferrato (1605 — 1685), eine heilige Familie; von Peter Paul Bonzi (Gobbi), dai Frutti, geſtorben 1630, ſein eignes Bildniß; von Franz Raibolini, Francia (1450 — 1535), die Jungfrau Maria, auf Holz, in drey verſchiedenen Stellungen; von Johann Franz Penni, il Fattore, Raphaels Schüler (1488 — 1528), die Vermählung der Jungfrau, wie ſie den Ring von Joſeph im Tempel empfängt, auf Holz. Man kennt nur wenige Werke dieſes Meiſters, von dem ich auch im Belvedere keines geſehen zu haben mich erinnere; von Georgi Barbarelli, genannt Giorgioni (1478 — 1511), drey Gemählde: das Bildniß des Künſtlers, Herodias mit dem Haupte Johannes, und eine begeiſterte Sybille, die beyden erſten auf Holz; von Johann Franz Barbieri, Guercino (1590 — 1666), Maria mit dem Kinde; von Benvenuto Tiſio, Garofalo (1481 — 1559), eine Skizze auf Holz; von Domenico Ghirlandaio (1451 — 1495) eine ſehr leicht bekleidete weibliche Figur, mehr üppig als ſchön, Schild und Palmzweig in den Händen, auf Holz; von Scipio Pulzone, Gaetano, in der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts, Maria das ſchlafende Kind betrachtend, neben demſelben Johannes, auf Holz; von Innocentius von Imola, geſtorben 1542, die heilige Familie drey Mahl, auf Holz.

Von Laurentio Lotto, in der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts, ſein eignes Bild; von Bernardini Luini oder Lorini, gleichzeitig mit dem vorigen, Maria und Joſeph leſend, und Jeſus ruhend, auf Holz; von Johann Lanfranco (1581—1647), der heilige Petrus; von Andreas Mantegna (1451—1517), Judith und ihre Magd, dieſe mit dem Haupte Holofernes im Korbe, auf Holz; von Johann Andreas Donduci, Maſtellata, gegen Ende des ſechzehnten Jahrhunderts, Aſpaſia in Trauer vor Artaxerxes, und die über Aeneas Abreiſe betrübte Frau Dido; von Ludovico Marcellino, Maſino, geſtorben 1530, Jeſus unter den Schriftgelehrten im Tempel, auf Holz, vortreffliche Compoſition und Ausführung; von Bartholomäo Manfredi, zu Ende des ſechzehnten Jahrhunderts, Jeſus ſpeiſend mit den Pilgern von Emaus, und aus ſeiner Schule der heilige Franciskus.

Von Johann Baptiſta Piacetta (1682—1754), zwey ſchätzbare Studien, ein alter Mann, als Tagelöhner gekleidet, und eine alte Frau in gemeiner neapolitaniſcher Kleidung, beſchäftigt einen Faden einzufädeln: dann ein Greis in weißem Mantel, mit Halskrauſe und Mütze, beyde letztere halbe Figuren; von Marcus Palmeggiani oder Polmeſiano, im Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts, Chriſtus mit dem Kreuz, auf Holz; von Franz Mazzuoli, Parmegianino (1504—1540), eine treffliche Gruppe von fünf Engelsköpfen, Studium zu dem berühmten Gemählde: die Madonna mit den Engeln, hoch 24 Zoll, breit 14, und Maria ſitzend, Jeſus auf ihrem Schooß, der Mutter eine Roſe reichend, auf Holz; von Camillo Procaccini (1546—1616), zwey Gemählde auf Holz, die Ruhe der heiligen Familie auf der Flucht nach Aegypten, und Maria mit dem Kinde, mit Johannes und Eliſabeth; von Balthaſar Peruzzi (1481—1536), die anbetenden Weiſen aus dem Morgenlande, zwey knieend, im Hintergrunde das Gefolge, Thiere ꝛc., auf Holz; von Pietro Vannuci, Perugino (1446—1524), Maria mit dem Kinde in drey verſchiedenen Gruppen, auf Holz; von Dominico Creſſel, Paſſignani (1560—1638), Chriſtus im rothen Kleide, gebunden und mit Dornen gekrönt, halbe Figur, auf Holz, hoch 30 Zoll, breit 24; ſeine Werke ſind ungemein ſelten; von Fra Sebaſtiano (Luciano) del Piombo (1485—1547), die angeklagte Ehebrecherin vor Chriſtus, umgeben von Phariſäern ꝛc., eine herrliche Compoſition.

Von Guido Reni (1575—1642), eines ſeiner vorzüglichſten und größten Werke: die Zuſammenkunft des heiligen Paulus mit dem heiligen Antonius in der Wüſte von Theben, hoch 108 Zoll, breit 70, dann ein ſchöner Chriſtuskopf, hoch 18, breit 14 Zoll; von Franz Maria Rondani, Schüler des Correggio, geſtorben 1548, die büßende Magdalena, und die Ruhe der heiligen Familie auf der Flucht, beyde auf Holz, hoch 22, breit 15 Zoll; von Raphael (Sanzio von Urbino) 1483—1520), zwey ausgezeichnete Gemählde, Johannes auf den Flügeln des Adlers zum Himmel fahrend, und begeiſtert im Begriff die Offenbarung zu ſchreiben, hoch 88 Zoll, breit 68, und das Bruſtbild Chriſti, zur Seite die Weltkugel mit dem Kreuze, auf Holz; von Giulio Romano (1491—1546), drey Gemählde: Bildniß Papſt Julius II., Kopie nach Raphael, Jeſus auf dem Schooße der Mutter ſitzend reicht der heiligen Katharina den Hochzeitsring, und die von Liebesgöttern in einer angenehmen Landſchaft umgaukelte liegende Venus, neben ihr Amor ſchlafend, beyde letztere auf Holz; von Salvator Roſa (1615—1673), der heilige Hieronymus im Begriff von einem herabſchwebenden Engel gegeißelt zu werden, und eine wilde vom Monde beleuchtete, überaus ſchön komponirte Gegend.

Von Andreas Schiavoni (1522 — 1582) ſein eignes Bildniß; von Bartholomäo Schidoni (1560 — 1615), der kleine Johannes in Entzücken, Bruſtbild auf Holz; von Michael Subleo (Sobleau), gegen Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts, Schüler von Guido Reni, Suſanna im Bade überraſcht; von Franz Roſſi, il Salviati (1515 — 1563), das Bildniß einer Heiligen; von Lukas Siegnarolli (1440 — 1521), ein koſtbares Gemählde aus der erſten Zeit der Mahlerey, die Abnahme Chriſti vom Kreuz, hoch 79, breit 44 Zoll; von Andreas del Sarto (1488 — 1530), ſechs Gemählde, ſämmtlich auf Holz, die Jungfrau mit dem Kinde im Arme, wahrſcheinlich Portrait; Maria mit dem Kinde; das Kind Jeſus auf Wolken ſitzend; die Jungfrau ſitzend und das Kind der heiligen Anna hinreichend; eine heilige Familie, und Chriſtus mit Dornen gekrönt; von Dominico Fiaſella, Sarzana (1589 — 1669), die anbetenden Hirten; von Alexander Turchi, (Veroneſe, l' Orbetto 1600 — 1670), die Barmherzigkeit, allegoriſch als eine auf dem Thron ſitzende Frau, vor ihr drey Kinder; von Jakob Robuſti, Tintoretto (1512 — 1594), drey ſchöne Gemählde, das des Jakob Tatti (Sanſovino); Chriſtus gebunden mit dem Rohr, Dornen- gekrönt, im Purpurkleide, und das Bildniß des Andreas Novagero (Naugerius), letzteres auf Holz; von Tizian (1477 — 1576) neun Gemählde, darunter zwey auf Holz, nähmlich die heilige Familie in einer Landſchaft, und das Bild eines jungen Menſchen; ferner zwey Bildniſſe, angeblich die des M. Luther, in der Tracht der ehemahligen Erfurter Auguſtiner-Mönche, und des Johann Calvin; dann eine aus dem Bade ſteigende Frau; Maria mit dem Kinde, dem kleinen Johannes und mit Anna; das Bild eines Senators von Venedig; das des berühmten Baumeiſters Andreas Palladio, und eine ſitzende, bis über die Bruſt entblößte Venus, welcher Amor einen Spiegel vorhält. Dieſer Künſtler hat zwar ein hohes Alter erreicht, indeß muß man doch über ſeinen Fleiß und ſeine Fruchtbarkeit erſtaunen. Wahrſcheinlich ſind aber manche von den ihm zugeſchriebenen Werken von Bonifacio Venetiano gefertigt, der in Deutſchland wenig bekannt iſt, ſehr täuſchend indeß in Tizians Styl gemahlt hat, wie aufmerkſame Beobachter aus ſeinen vielen Arbeiten in der Akademie der ſchönen Künſte zu Venedig erkennen mögen; von Pellegrino Tibaldi (1522 — 1592), Eliſabeth und Johannes beſuchen die Maria, auf Holz.

Von Gaudencio Veraldo, gegen Ende des ſechzehnten Jahrhunderts, des Künſtlers eignes Bild, und das der Dichterin Vittoria Calonna, verwitweten Peſcara; von Carlo Venetiano (1585 — 1625), Jeſus treibt die Verkäufer aus dem Tempel; von Paul Veroneſe (1532 — 1588), die Abnahme Chriſti von Kreuz, und Magdalena erſtaunt am leeren Grabe Chriſti; von Daniel Ricciarelli, da Volterra (1509 — 1566), Venus ſitzend liebkoſet den Amor; von Leonardo da Vinci (1452 — 1519), Jeſus im Bruſtbilde, im jugendlichen Alter, mit langgelocktem Haare, auf Holz: von Franz Vanni (1563 — 1609), Jeſus im Jordan von Johannes getauft; und von Taddeo Zuchero (1529 — 1566), das Bildniß der Lucretia Vannozzi im Koſtum des funfzehnten Jahrhunderts.

4. Aus der ſpaniſchen Schule, von Joſeph Ribera, Spagnoletto (1589 — 1656), Archimedes mit einem Spiegel in der Hand, vor ihm ein Tiſch mit mathematiſchen Inſtrumenten.

Mehrere der vorerwähnten Gemählde haben zu der Giuſtinianiſchen Sammlung nicht gehört; ſie ſind ſpäter in Paris und Berlin aufgekauft und mit derſelben vereinigt. Man ſieht ſie ſämmtlich im Univerſitätsgebäude in einem Zimmer von drey Fenſtern aufgeſtellt, nicht nach Schulen geordnet, ſondern wie es der Raum verſtattet hat. Zwiſchen jedem Fenſter zieht ſich eine Scheidewand wohl über zwey Drittel des Zimmers, ſo daß dieſes dadurch in drey Abtheilungen zerfällt, welche von beyden Seiten mit Gemählden bekleidet ſind. Es iſt ſehr zu bedauern, daß man bey ſolcher Anordnung einige Kunſtwerke mit gebührender Achtung nicht behandelt, und ſie höchſt unvortheilhaſt in Schatten, an ſchmale Wandpfeiler hinter dem Fenſter geſtellt, dem Lichte und faſt der Beſchauung entzogen hat. Dieß war noch zu Anfange Februars d. J. der Fall mit dem Chriſtuskopf von Correggio, dem Bildniſſe des Jakob Fatti von Tintoretto, und mit dem Bruſtbilde Chriſti von Raphael. Der Einwand, als habe der Raum es anders nicht geſtattet, iſt völlig grundlos, denn die Sammlung enthält Gemählde von ganz gleicher Größe, aber von minderer Bedeutung. Eine oberflächliche Durchſicht des darüber vorhandenen, und von mir benutzten Verzeichniſſes, liefert den Beweis dazu. Statt des Correggio wäre das Gemählde von Garofalo: Maria mit dem Kinde von Perugino, die alte Sibylle von Borgiani, die Judith von Montegna, die heilige Familie von Corillo, oder Franz I. von Frankreich, von Hans Hollbein; ſtatt Raphaels Bruſtbild Chriſti wäre Balthaſar Peruzzi, Lovini, der alte Faun von Piazetta, ſogar zwey Kopien: das Erwachen des Kindes Jeſu, und das Bildniß Pius V., und ſtatt des ſehr ſchönen Bildes von Tintoretto wäre die Kopie: Bild des Cosmus von Medicis ꝛc. zu verwenden geweſen.

Bemerkungen über den Charakter der Gemählde beſeitige ich. Wahre Kunſtkenner ſind ohnehin mit demſelben vertraut, Kunſtliebhaber verlangen mehr ſinnliche Anſchauung, und Fabrik-Künſtler, welche nur die Pinſelſprache verſtehen, halten ſich an dieſe, und erklären jeden Verſtoß wider dieſelbe für ein unverzeihliches Verbrechen. Aber gerade ihnen, welche Correggio und Raphael, Guido Reni und Tintoretto ꝛc. wie ihres Gleichen betrachten, und oft nicht wiſſen, ob ſolche vor oder nach Chriſti-Geburt gelebt? möge die Angabe des Zeitraums frommen, in welchem die genannten Meiſter gebildet ſind und ihre Werke geſchaffen haben.

Die Privatgemähldeſammlung des Herrn Solly in Berlin habe ich, aller Bemühung ungeachtet, nicht ſehen können. Der Eigenthümer war verreiſet, und ſeine Sammlung gleichſam unter Aufſicht geſetzt, weil er, angeblich unter Verpfändung derſelben, von der Regierung ein Anlehen empfangen hatte. Sie ſoll treffliche Werke, vorzüglich aus der altdeutſchen Schule, enthalten, welche angekauft der königl. Sammlung ſehr zu Hülfe kommen könnten. Beyläufig geſagt iſt man in Berlin mit der Erlaubniß, Privatanſtalten zu ſehen, eben nicht freygebig. Mir wurde ſogar der Eintritt in die Patent-Papierfabrik, wo Papier in beliebiger Länge und Breite verfertigt wird, anfänglich gerade zu verweigert, und ſpäter unter mancherley Vorwänden ſo weit verzögert, daß ich meine Abreiſe um einige Tage hätte verſchieben müſſen, um vielleicht noch zum Anſchauen der papiernen Herrlichkeiten zu gelangen. Ey nun, wer wenig hat, muß wohl auch mit dem Wenigen geizen.

Durchwandern wir aber, vorſtehendes Verzeichniß in der Hand, die großen Säle im Belvedere, oder die zahl- und inhaltsreichen Sammlungen der Privatperſonen in Wien, ſo werden wir ſchwerlich in Verſuchung gerathen, dort im Norden das zu ſuchen, was wir bereits in Fülle beſitzen. Das Ausgezeichnete und Seltene in der erwähnten Sammlung iſt jedoch ehrenvoll bemerkt werden, und als ſehr ſchätzbar dürfen allerdings die Werke von Perrier, Paſſignani, Siegnarolli und von Franz Penni, il Fattore, gelten.

Von dem, trefflich geordneten zoologiſchen Muſeum in einem andern Aufſatze.

W. Hebenſtreit.

Redacteur, Drucker und Verleger wie bey dem ganzen Blatte.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

40.

(Wien, Samstag den 19. May.)

Bund.

Einem Dichter.

Hinan die Strahlenſtufen,
Hier meine Hand zum Bund —
»Dein! ewig dein! — « ſo rufen
Im Jubel Herz und Mund.

Ich will dich ſtark-umſchlingen —
Und dann im Wolkenflor
Auf ſüßen Liebesſchwingen
Aus Leid und Schein empor!

Hier laß uns abwärts ſchauen
Erhöht durch eigne Macht:
Entſchwunden iſt das Grauen
Die Erde blüht und lacht.

Es pflanzen die Sekunden
Den Keim zur Ewigkeit,
Ein Herz, das warm empfunden,
Schlägt frey im Sturm der Zeit.

Haſt du den treuen Willen,
So biſt du ewig mein,
Das Veilchen blüht im Stillen
Und ſtirbt am Sonnenſchein.

Und reißt des Lebens Tücke
Von deiner Seite mich,
So baut zur Farbenbrücke
Der Regenbogen ſich.

Und Boten ſind die Lieder:
Hoch über Thal und Hang
Da geh'n ſie hin und wieder
Mit Liebesgruß und Klang! —

Baron von Schlechta.

* * *

Mittheilungen aus einem Tagebuche meiner Reiſe von Salzburg nach Innsbruck zur Huldigungsfeyer Tyrols im Jahre 1816.

Von Dr. Aloys Weißenbach,

kaiſerlich-königlichem Rathe.

(Fortſetzung von Nr. 39.)

Fügen am 24. May.

Ich komme ſo eben vom Berge herab, wohinauf mich der ſchöne Maymorgen, und die Luſt, eine ſolche Anſiedlung auf den Höhen zu ſehen, gelockt hatte. Wir ſtiegen weit über eine Stunde bergan; über grünende Wieſen, durch balſamiſch duftende Wälder führte der Weg; die Morgenröthe hatte ſo eben ihren purpurnen Schleyer von den Giebeln der Felſen, Hütten und Bäume aufgezogen; nur an den Blüthen des Apfelbaumes war er hangen geblieben; in dem vollen Schimmer der Sonne tauchte ſich allgemach die erwachende Schöpfung; die Vögel ſangen auf den Zweigen; bey allen Häuſern vorüber grüßten uns die Schwalben, unſere Pulſe hoben ſich mit der Erde. Wir ſtanden jetzt an der Schlucht, wo ſich der Felſenpfad ins Dux, in das verborgenſte aller rhätiſchen und noriſchen Thäler, das einzige, das der Feind und der Krieg nicht gefunden, hineinſenkt. Keinem Wagen, nicht dem Pferd iſt es zugänglich *). Auf Haupt und Rücken muß der Bewohner alle Ladung, ſeinen Überfluß oder ſein Bedürfniß über das Joch tragen, hinter dem ſeine Heimath verborgen liegt. Mir war jetzt nicht vergönnt, dieß abgeſchiedene Thal zu beſuchen; aber ich habe an ſeinem Eingange einen Duxer mit grauem Bart und Haar in den Hut gedupft auf das abgeforderte Wort, ihn, wenn ich wieder des Weges ſeyn werde, in ſeinem heimlichen Winkel aufzuſuchen. Wir traten in mehrere Einzelnhöfe auf der Höhe; alle Thüren ſtanden offen, nirgends fanden wir am frühen Morgen eine lebende Seele; kein Hund bewachte, kein Schloß bewahrte das Hausthor; kein Schrank, kein Kaſten oder Behältniß war geſperrt. Mit Virgil rief ich: o nescia fallere vita!

Jetzt beſuchten wir ein ſtattlicheres Haus; die größere Wohlhabenheit des Eigenthümers kündigte ſich von außen an; auch da kein Laut und kein Hauch. Wir traten in die Stube, und ſiehe da! in der Mitte ſtand eine Wiege, in welcher ein Amor des Correggio ſchlummerte. Mein Blick ruhte anfangs mit demſelben Wohlgefallen darauf, wie auf einem Kunſtwerke; aber je länger er auf dieſes liebliche Bild geheftet blieb, deſto zauberiſcher griff die Macht des Lebens, die Kunſt des Herrn aus der Wiege heraus, in das Herz hinein, und in den Pulſen herum; und die Ahnung des Entzückens beſchlich mich, das die Bruſt des Vaters füllt, der auf ſeinen Neuerzeugten ſchaut; ich fühlt' es, daß das Kind die höchſte Macht, und die Wiege der älteſte Thron auf Erden ſey; endlich trieben die Pulſe die Thräne ins Aug'; ich bückte mich nieder, dieſelbe an die Wiege als Wahrmahl zu heften, daß Menſchen an der Stelle geweſen. So nahe dem Engel, zog mich die Gewalt der Unſchuld noch näher; und ich netzte jetzt mit meinen Thautropfen die Roſen auf ſeinen Lippen und Wangen. Die Berührung weckte das Kind; es ſchlug die blauen Himmelsaugen auf, und, erſchrocken über die fremden Geſtalten, fing es an ſchier kreiſchend zu weinen. Ich machte mir Vorwürfe im Stillen, daß ich es aus dem ſüßen Schlummer geweckt habe. Der rauhe, und ach! der graue, und wehe! der modiſch geſchorne, und daher borſtige Bart! iſt es nicht zu bedauern, daß es keinen Chriſten mehr gibt in Europa, der die Vaterfreude Joſeph's, wie ſie aus der alten Künſtler heiligen Familie herauslacht, koſten könnte: ſich von dem Söhnlein in dem langen lockigen Barte wühlen zu laſſen? Die Mutter mußte auf dem Felde das Kind weinen gehört haben; denn ſie

---

*) Unde nemus nullis illud aditur equis.

Ovid Fast. III.

kam eilends herbey geſprungen. Verwundert im erſten Augenblick, aber nicht erſchrocken ob unſerer Gegenwart, both ſie uns bald freundlichen Gruß, nahm das Kindlein aus der Wiege auf den Arm, und jetzt ſchwieg es. O ſüße, heilige Gewalt der Mutter! welche irdiſche Macht vermag es, wie ſie, ſo das erſte Leid zu löſen von Aug und Herz der Seinigen? Die Thräne zu ſtillen mit der Milch, und den erſten Schmerz des Menſchen aufzufangen mit der eignen Bruſt? Jetzt ging ſie, mit dem Säugling auf dem Arm, aus der Stube, kam aber bald wieder, einen Napf mit rahmiger Milch (Milchrahm) in der andern Hand. »Vorlieb genommen!« ſprach ſie, indem ſie aus der Schublade des Tiſches Löffel, Meſſer und Brot hervorhohlte, »oder möcht's epper'n Enzianer?« Wir griffen nach dem Brote, ſchnitten es in den Napf, und ließen uns die herrliche May- und Alpenmilch trefflich ſchmecken. Liebe Landsmänninn, ſagt' ich, das iſt das Einzige, das der Kaiſer nicht ſo hat! »O! der Kaiſer nicht hat! er hat ja uns Alle! meine Milch iſt ſein; mein Kind, mein Haus und mein Herz — und unſer Alles.« Franz! dieſe Mutter hat ſchon gehuldiget! Sie hatte das Kind an die Bruſt gelegt und mit zarter Scham zugedeckt. So ſchlief es bald ein, und indeß wir unſere Milch verzehrten, lag es auch ſchon wieder ſchlummernd in der Wiege. Der Herr Major ſchob ungeſeh'n einen neugeprägten Silberthaler mit dem Bildniß ihres Franz unter den Milchnapf; wir empfahlen uns und gingen. Auf dem halben Wege nach Hauſe hörten wir uns nachrufen. Wir ſahen uns um, und die Mutter ſprang mit dem Kinde auf dem Arm, leichtfüßig wie eine Gemſe, gerade über den ſteilen Bergrücken herab; ſie winkte mit der Hand, holte uns ein, und wollte uns den neuen Thaler wieder aufzwingen. Das wäre nicht Sitte, meinte ſie, im Zillerthale, ſich von den Fremden das Willkommen zahlen zu laſſen; da müßten Gott und alle Nachbarn ſegenlos vorübergehen an ihrem Hauſe; nehmt es nur wieder, ſagte ſie mit einem Tone, als drückte der Thaler als ein fremdes Gut ihr die Bruſt ein, und hielt das Geldſtück, wie ein böſes Gezicht, weit vor ſich hin! »nehmt es; nichts für ungut! (das gewöhnliche Abſchiedswort in Tyrol) und kehrt's wieder zu in meiner Hütte, wenn ihr des Weges wieder ſeyd unſern Berg herauf.« Während des Hin- und Herredens zwiſchen uns und der Zillerthalerinn, den ſonderbaren Verhandlungen über den Thaler, den keine Partey haben wollte, hatte ſich von einer andern Seite her ein Zug Menſchen genähert, der in Ordnung und langſam den Bergweg herabſchritt; voran einige Kinder, Knaben und Mädchen; ihnen folgte eine feſtlich geſchmückte Dirne, die einen kleinen Sarg (alſo eine Kinderleiche) auf den Armen trug; am Buſen wogte ein herrlicher Blumenſtrauß; das Haupt, das ſie allein unbedeckt hatte, umwand der jungfräuliche Rosmarinkranz; hinter der Leichenträgerinn ging die Leidträgerinn, die weinende Mutter; nur ſie hatte den grünen Hut mit dem ſchwarzen Flor bebändert. Mehr junges Volk folgte hinten drein; der Deckel des Sarges war bunt übertüncht; nur das Zeichen des heiligen Kreuzes zeigte ſich auf demſelben in der Trauerfarbe. Der ganze Zug hielt gerade vor uns, ſo daß ich zwiſchen der Jungfrau, die das todte, und der Mutter, die das lebende Kind trug, gerade mitten innen zu ſtehen kam. Unſerer Wirthinn entfiel der Thaler, als der Leichenzug näher gekommen war; freudig und freundlich ward ihr Blick; »o laßt mich den Engel ſchauen!« rief ſie, und hob den Deckel vom Sarg', und — ich weiß nicht, ob je ein Mutterblick lächelnder an der Wiege hing, als dieſer am Sarge! das Kind lag wie im ſanften Schlummer darinnen; auf zarte und duftende Blätter von Bergkräutern war es gebettet, mit lauter Blüthen war es überſchüttet; auf dem Antlitze ſchien noch eine Lebensfülle zu treiben, wie in der friſch gepflückten Roſenknoſpe; es lächelte aus dem Sarge, wie es geſtern an der Mutterbruſt entſchlafen war. Der ganze Zug hatte ſich zu dieſer Betrachtung in einen Kreis um das Leichenkind gebildet; und keiner ſchaute dasſelbe an, der nicht dem Engel einen Gruß in den Himmel hätte mitgeben mögen. Auf dem Geſichte eines geſtorbenen Kindes allein liegt der Heiligenſchein des Menſchenlebens, die Glorie der Unſchuld; ach! das reifere Leben iſt nur eine Fackel, die der Tod im Schlamme ausſtampft. Wir Erwachſenen Alle gehen nicht heim zu den Vätern, ohne nicht die Wunden und Narben der Leiden, und das Brandmahl der Schuld im letzten Augenblicke, noch in der Abſchiedsſtunde vor der Welt bloß zu legen; in dieſem Sinne iſt das Antlitz der Todten wahrlich eine offene Beichte. Mir ward die hohe Bedeutung des ewigen Wortes unſers göttlichen Meiſters klar, daß ich es mit Begeiſterung ausrief in dieſem Kreiſe: Wer nicht wird wie dieſes Kleine da, wird nicht eingehen in das Himmelreich

Eines jeden Blick hing eine Weile an dem Leichenkind'; es herrſchte eine Stille im Kreiſe, daß es ſchier ſchien, der ganze Zug warte auf das Erwachen des ſchlummernden Kindes, und jeder möchte zuerſt die erſtandenen Pulſe, den erſten Athemzug des neuen Lebens erhorchen. Nur das Stöhnen der weinenden Mutter unterbrach dieſe Stille; ſie drängte ſich endlich hervor aus dem Kreiſe, bog ſich ſchweigend und ſchluchzend über den Sarg, umklammerte ihn krampfhaft mit ihren Händen, und drückt ihn an ſich, als ſollte das erſtarrte Kind an ihrem Buſen ſich wieder ins Leben ſaugen; oder als ſollte die brennende Lippe den Engel wieder zurücklocken vom Throne der himmliſchen in die Hütte der irdiſchen Mutter. So ſtand ſie lange, ſprachlos, tief aufſtöhnend, von Schmerz zerriſſen, daß ſie mich recht im Herzen erbarmte; ich fühlte mich im Innern getrieben, an ſie ein Wort des Troſtes, an die ganze fromme Verſammlung eines der Betrachtung, und an den Engel einen Gruß in den Himmel zu richten. Ich ſchritt vor, nahm ihr mit ſanfter Hand den Sarg aus den Armen, und übergab ihn ſeiner Trägerinn; die andere Mutter mit dem Säugling auf den Armen trat hinzu, und ſprach ſtill zur Leiche hinein, wie in liebender, vertraulicher Heimlichkeit: »Grüß mir meinen Ferdal (Ferdinand) oben!« der Zug ſetzte ſich in Bewegung, ich und mein Reiſegefährte ſchloſſen uns an, und am Grabe, nachdem ſie das Kind hinab geſenkt hatten, begann ich meine Rede, aus der ich nur die Paraphraſe an die Mutter, weil ſie das herzlichſte Wort in derſelben ausmacht, für meinen Euſtachius in die Schreibtafel eintrage.

»Und jetzt red' ich zu dir, du weinende Mutter! die du das geliebte Kind von dem Buſen weglegen haſt müſſen in den Schooß der Erde. Keiner iſt von allen Gebornen, der nicht das Recht und die heilige Gewalt deiner

Schmerzen anerkennen müßte. Sieh' uns Allen ins Angeſicht, und du wirſt kein Aug' erſchauen, in welchem nicht auch die Thräne, die du in das Grab verſenkteſt, aufgegangen wäre! Die Schaufel Erde, die dich bis in das tiefſte Leben erſchütterte, iſt auch uns allen auf das Herz gefallen, und hat die Pulſe mit hinabgeſchwert zu denen, die das Kind herausriß aus deiner Bruſt, und mit ſich hinunter nahm. Ich weiß wohl, die Gebornen, die nicht wieder geboren haben, können nur ahnen, aber nicht meſſen das Gefühl der Mutter, die ihr Kind dem Fluche Gottes auf die erſte Menſchenſünde abgerungen, jetzt an die Lippe drückt, darauf an den milchgefüllten Buſen legt, und es, nachdem ſie dasſelbe ſo durch alle Verpflichtungen der Natur zu dem ihrigen geweiht, im nächſten Augenblicke dem Grab' ausliefern muß. Aber höre, was ich dir ins Herz hineinſage: nach aufwärts hebe den thränenden Blick, und deine Schmerzen werden auffahren gen Himmel und verklärt werden dort mit dem Kinde. Sieh! der Herr hat an ihm ſein Wort erfüllt: er hat das Kleine zu ſich kommen laſſen, auf daß das ewige Reich der Himmel ſein werde. An demſelben Tage, an welchem der Erlöſer iſt fortgegangen von der Erde. Mit ihm iſt es aufgeſtiegen zum Throne des Vaters; ein menſchlicher Engel, den die irdiſche Schuld nicht getroffen, hat es den Weltheiland begleiten dürfen. Wir Alle haben geſehen, wie es dich, uns Alle, die ganze Erde anlächelte zwiſchen den vier Bretern drinnen, ach! aus denen heraus uns ſonſt nur der erſtarrte letzte Schauderkrampf des Lebens angrinſt. Mit den letzten Athemzügen lüpft das Kind ſchon die Decke des Himmels empor, und der Wunderſchein der ewigen Verklärung geht über das erblaſſende Antlitz auf. Und jetzt, dort oben umkreiſt es dich als dein Stern im unendlichen Schimmer, auf allen deinen Wegen; denn das Band, das das Kind an die Mutter heftet, geht durch das Grab hindurch bis in die oberſten Himmel, und gewiß hebt es jetzt die Thräne aus deinem Aug', und ſchmückt ſich damit vor dem Throne des ewigen Vaters, und der Herr ſpricht: Mutter! ſieh deinen Sohn!«

Bey den letzten Worten erhob ich die Hand, und wies mit den Fingern empor. Die Mutter folgte mit dem Aug' und hielt es einige Sekunden ſtarr an dem wolkenloſen blauen Himmel feſt. Die Thräne verſchwand daraus; in den Höhen der Entzückung ſchwamm der Blick; vergelt's Gott, rief die fromme Gemeinde mir für das gut gemeinte Wort zu, und ging aus einander; ich und der Major kehrten in unſere Herberge zurück.

Da waren wir, wie auf einmahl aus dem Freythofe, vom Grabe des Kindes weg, in den andern Wendekreis des Lebens getreten. Aus Verſehen kamen wir, ſtatt in unſer Zimmer, in die Kinderſtube gerade daneben. Die Päderer, wie ſie die Mutter nannte, machten gerade die Zahl der Apoſtel aus; ſieben Knaben und fünf Mädchen; das älteſte der Kinder mochte vierzehn Jahre, das jüngſte vielleicht ſo viele Wochen haben; es waren vier Zwillinge darunter, lauter Engel, als wären ſie in Correggio's Bildern lebendig geworden und in dieß Thal entſprungen. Wer iſt je in ſolche Kinderwelt getreten, und hat es nicht gefühlt, daß in derſelben ein eigenes, ſchier wunderbares Leben ſeine Zaubereyen treibt? Wir athmen dort in einem Dunſtkreiſe, der nur die ſüße Aushauchung der Unſchuld, die Friſche des neuen, erſt von

Mutter und Himmel gekommenen Lebens erfüllt; daß dieſe Luft erquicklich ſey dem, wenn nicht verdorbenen, doch ſchon vom langen Getriebe mit der Welt und um die Welt entladenen Blute; daß ſich das Herz in dieſem leichten Medium auch leichter bewege; daß ſich, ſag' ich, die Seele erhebe in dieſem federkräftigen Äther, iſt wohl ſogar phyſiſch begreiflich. Wir beyde, ich und mein Reiſegefährte, wurden in dieſer Verſammlung auch im eigentlichſten Sinne wieder zu Kindern; und mein ehrwürdiger Major, der dreyßig Jahre auf dem Schlachtfelde gelebt, und, wie Jupiter fulminator (Βρονταῖος) den Donner, den Degen in der Hand gehalten, erſchien mir, als ich einen Knaben auf ſeinem Arme und drey auf ſeinen Knieen ſich ſchaukeln ſah, ein Πατήρ Ζεύς im edleren Sinne. Der ganze Kinderhaufe trieb ſein Spiel mit uns; wir gaben uns demſelben mit einer wahrhaft kindiſchen Luſt hin, und blieben auch da, bis das Poſthorn uns wegrief. Als wir weggingen, geleitete uns das ganze Dutzend dieſer Engel bis an den Wagen! — »Bring mir den Kaiſer mit von s'Bruck« (Innsbruck), rief einer der Knaben, der durchaus die goldene Tapferkeits-Medaille auf der Bruſt des Majors haben wollte.

(Fortſetzung folgt.)

Die Aſſaſſinen.

Mohammed war den Weg alles Irdiſchen gegangen, und am Gifte geſtorben, das ihm einſt eine alte Frau beyzubringen wußte, um zu erfahren, ob denn Mohammed über andere Menſchen erhaben ſey. Bald war der Ruf ſeines Todes in Medina verbreitet; ungeheure Haufen neugieriger Araber drängten ſich um ſeine Wohnung; anfangs war nur ein dumpfes Gemurmel zu vernehmen, aber immer ſtärker und ſtärker dröhnte ihr Geheul durch die Luft, ſie wollten es nimmer glauben, was ſie doch bald offenbar ſahen, und ließen es nicht zu, daß er zu Grabe getragen wurde. Erſt als die Spuren der Verweſung ſich offenbar an dem Leichname des Propheten zeigten, gingen ſie kopfſchüttelnd von hinnen, und hatte Mohammed bey ſeinem Leben jene beym Wahn an ſeine Göttlichkeit durch alle Mittel und Kunſtgriffe eines gewandten Geiſtes zu erhalten gewußt, war es ihm auch theils durch vermeinte Wunder, theils durch ſeynſollende Weisſagungen, am beſten aber durch die Gewalt der Waffen gelungen, Einheit ſeiner Anhänger zu erhalten, ſo ſahen ſie doch jetzt einen zu menſchlichen Zug an ihrem Propheten, als daß der Glaube an ſeine Göttlichkeit nicht wenigſtens ein wenig erſchüttert ward, und, als eine nothwendige Folge dieſer Erſchütterung, auch ihr Glaube an ſeine Ausſprüche nicht wenig zum Wanken gebracht wurde.

Schon bey Lebzeiten hatte er den Wunſch geäußert, die Regierung ſeinem Vetter und Gemahl ſeiner Schweſter Fatime zu hinterlaſſen, deſſen Nahme Ali war. Aber der Prophet hatte vergeſſen, dieſem Wunſche jene feyerliche Öffentlichkeit zu geben, und ihm jene göttliche Sanction zu verſchaffen, die er ſo geſchickt allen ſeinen Willenshandlungen zu verleihen wußte. Er hatte zu ſehr auf die Macht gebaut, die er ſich und ſeinem Nahmen in den Gemüthern der wildfeurigen, hin und her bewegten Araber verſchafft zu haben glaubte, als daß er ſolches für nöthig hielt. Aber er hatte ſich geirrt! Ali ward von den nun ſchon für Mohammed's Ausſprüche kühler gewordenen Arabern nicht als des Propheten Nachfolger erkannt. Er mußte zuſehen, wie ihm nach und nach der weiſe Abubekr, der wilde Omar, der ſchwache Osman, den Vorzug ſtreitig machten. Er ſammelte ſich einen Anhang, der immer mächtiger ward, während auf der Gegenpartey immer größere und größere Gegenhaufen ſich bildeten, ſo, daß endlich, als Osman gemordet, und Ali den Thron beſtiegen, aber auch wieder durch Meuchelmord ins Reich des Todes ging, die ganze arabiſche Nation, ſpäter die ganze Moslemiſche Welt in zwey große Sekten getheilt ward, in die der Schiiten*) und die der Sunniten**), zwiſchen denen ein unverſöhnlicher Haß eine ungeheure Scheidekluft gebildet hatte. Feindſelig ſtanden ſie gegen einander; Ströme von Blut wurden vergoſſen, weil die Schiiten hartnäckig darauf beſtanden, daß nur Ali Mohammed's wahrer Nachfolger***), Abubekr aber und Osman auf dieſen Vorzug keinen Anſpruch machen dürften, wogegen ſich die Sunniten mächtig auflehnten****).

Beyde dieſer großen Sekten theilten ſich wieder in viele Zweige, und wir wollen nur jene der Schiiten anführen, weil uns dieſe zu unſerm vorgeſteckten Ziel, über den Urſprung der Aſſaſſinen etwas ſagen zu können, führen werden. Sie theilten ſich aber in fünf Sekten, in die der Caiſaniten, der Saiditen, Emaniten, Iſmaeliten und Golaten, die in unbedeutenden Dingen von einander abwichen, und unter denen wieder die Sekte der Ismaeliten die mächtigſte war*****). Sie bekam aber ihren Nahmen daher, weil ſie behaupteten die Imamswürde wäre durch eine ununterbrochene Reihe von Nachkommen Ali's bis auf einen Fürſten, Nahmens Ismail, fortgepflanzt worden, und nach ihm wäre dieſe Würde auf Perſonen, die den Menſchen unbekannt wären, übergegangen, bis der Augenblick gekommen, wo die Nachkommen Ali's über ihre Feinde ſiegen würden. Alles, was Mohammed ausgeſprochen, auf allegoriſche Weiſe zu erklären, allen öffentlichen Gottesdienſt zu zerſtören, eine reinphiloſophiſche Lehre, eine höchſt ausſchweifende Moral auf den Trümmern jeder Offenbarung und alles göttlichen Anſehens zu gründen, dieß war ihr vorzüglichſtes Beſtreben, und dieſe ihre Lehre immer weiter auszubreiten, dahin ging ihr vornehmſter Augenmerk.

---

*) Schiiten ſind die Perſer.

**) Sunniten: Türken, Araber ꝛc.

***) Sie wurden Imame, Chalifen, Emera el muminin, bey den Perſern Gianiscein genannt.

****) Wie ſehr beſonders Perſer und Türken einſt einander feind waren darüber ſiehe Čehil Sutun, seu explicatio utriusque pretiosissimi ac celeberrimi Theatri 40 columnarum, adjecta fusiori narratione de religione etc. Persarum, ab authore Petro Bedik, Nobili Pers. Armeno, dedicatum Imperatori Leopoldo primo. Viennae, typis Leopoldi Voigt. pag. 188. Art. XI.

*****) Jede dieſer Sekten war wieder in andere Sekten getheilt. S. Refutatio Al-Corani, in qua Mahometus ipse suo gladio jugulatur, dedicatum Leopoldo primo a Ludovico Maraccio. Patavii MDCXCVIII, pag. 80.

Gleich wie heut zu Tage ſogenannte Miſſionäre die befruchtenden Lehren des milden Chriſtenthums unter jene Völker auszuſtreuen, geſendet werden, die von höhern Erkenntniſſen noch keine Begriffe haben: eben ſo hatten die Ismaeliten allenthalben ausgeſchickte Belehrer, die den Samen ihrer Lehre in allen morgenländiſchen Provinzen auszuſtreuen bemüht waren. Unter dieſen Miſſionarien befand ſich gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts der Hedſchra, ein gewiſſer Haſſan, Ali's Sohn, den man zu der Sekte der Ismaeliten gezogen hatte, und der ſich in der Folge durch ſeinen Eifer in der Ausbreitung dieſer Lehre auszeichnete. Lange zog er herum, allenthalben predigend, und fand viele Anhänger ſeiner Lehre, bis er ſich endlich nach langem Herumſtreifen in der Feſte Alamut, in den Gebirgen des alten Parthiens nahe bey Kaſwin niederließ, den Befehlshaber dieſer Stadt, theils durch Verſprechungen, theils durch Drohungen dahin zwang, ihm die Feſte zu überlaſſen. Nun hatte er feſten Fuß gefaßt, und wußte ſeine Unabhängigkeit gegen alle äußeren Angriffe, durch Muth und Klugheit zu behaupten, ſo daß er bald als unabhängiger Fürſt anerkannt wurde.

Sein Gebieth, wie ſeine Anhänger dehnte und vermehrten ſich immer mehr, und weil ſeine Beſitzungen im Gebirge gelegen waren, erhielt er den Nahmen: Scheich al Dſchebel *).

Es heißt nun, wie jeder orientaliſche Sprachkundige weiß, Scheich eigentlich ein Alter; aber alle alten Völker, und ſo auch die Araber, verbanden mit dem Begriffe des Alters den Begriff eines Erhabenſeyns über die andere noch unerfahrne Welt, und er wurde dann ſpäter dazu gebraucht, um einen jeden Menſchen auszudrücken, den ſein Stand über andere erhob, alſo, wie wir ſagen, ein Fürſt **).

Die Zweydeutigkeit dieſes Wortes alſo war es, welche den Irrthum veranlaßte, dieſen Fürſten, wie auch einen jeden von ſeinen Nachfolgern, den Alten vom Berge zu nennen, und welcher uns, wie gleich zu erſehen ſeyn wird, in einem ſo furchtbaren Lichte von allen Geſchichtſchreibern dargeſtellt wird.

Haſſan ſtarb unterdeß, und ſeine Nachfolger, die ihre Herrſchaft beynahe zwey Jahrhunderte behaupteten, begnügten ſich nicht damit, ihre Macht in Perſien gegründet zu haben, ſondern ſie ſtreckten ihre raubſüchtigen Hände immer weiter und weiter, ſo daß es ihnen gelang, ſich einiger feſter Plätze in Syrien zu bemächtigen, und Maßiat, in den Gebirgen des Antilibanon, wurde der Hauptort in dieſer Provinz, wo ſich der Stellvertreter des Fürſten von Alamut aufhielt.

Zu den Zeiten, als die Kreuzzüge Europas Gaue und Länder entvölkerten, als in Aſiens ſchönſten Gegenden Ströme von Blut den Boden düngten, und tauſende von Menſchen, wie Blätter von Bäumen, in den Schlund des Verderbens ſtürzten, war es, wo ſich dieſer in Syriens Hinterhalt wohnende Sproſſe der ismaelitiſchen Sekte den Kreuzfahrern, wie auch allen umliegenden Fürſten, furchtbar machte, und von dem gleichzeitige Schriftſteller aus Romantiſche gränzende Beſchreibungen uns hinterließen, und den ſchon ſo viel beſprochenen Nahmen der Aſſaſſinen trugen.

---

*) Nach der Meninskiſchen Schreibart: Śejch al ḡebel; ſ. Meninsky Lexicon Arabico-Persico-Turcicum. Viennae Austriae MDCLXXXVII.

**) S. item Meninsky.

Nach ihren Berichten waren ſie ihrem Oberhaupte unbedingt unterworfen, und eine beſondere Schaar noch auserwählt, die beſtändig, mit Dolchen bewaffnet, nur eines Winks von ihrem Oberhaupte nöthig hatte, um Könige zu morden, und ſich in alle Martern und Qualen zu ſtürzen, die ihr Oberhaupt für nothwendig fand. Nur ein Beyſpiel genüge uns, um Kunde von ihrer Raſerey zu geben. Im Jahre 1090 ſchickte der Sultan: Malek Schah, der die Aſſaſſinen noch nicht wohl kannte, eine drohende Geſandtſchaft an den Alten vom Berge, mit dem Bedeuten, er ſolle ihm einen Tribut zahlen, widrigenfalls er ſeine Rache fühlen werde. Da winkte der Alte und hob die Hand empor, und alſogleich trat ein junger Krieger herein, zu dem er ſprach: Tödte dich ſelbſt; und alſogleich ſtürzte dieſer zu den Füßen des erſchrockenen Geſandten, von ſeinem eigenen Dolche durchbohrt. Abermahls winkte er, und zum dritten Mahle noch, und es traten zwey andere weiß gekleidete Jünglinge herein, davon ſich der eine über einen Felſen, der andere ins Waſſer ſtürzen mußten. Und nun ſprach der Alte vom Berge zum Geſandten: »Sage deinem Gebiether, daß ich ſolcher Menſchen ſiebentauſend, lauter Verächter des Todes habe«, und es wurde dem Sultan gar übel zu Muthe, als er dieſe Antwort erhielt, und war nun der Aſſaſſinen wegen ſehr unruhig.

Aber wie iſt denn ſo etwas möglich! wird wohl ein jeder, dem ſolche Geſchichten erzählt werden, ausrufen; — und um ihrer Neugierde Genüge zu thun, wollen wir die Meinung im Kurzen herſetzen, welche Herr Silveſtre de Sacy (nebſt unſerem hochgefeyerten Hrn. Hofrath v. Hammer, der berühmteſte Orientaliſt in Europa) in ſeinem in Paris darüber erſchienenen Werke ausgeſprochen hat *), und worüber auch in den klaſſiſchen Fundgruben des Orients eine intereſſante Schilderung ſich vorfindet.

Neben dem feſten und berüchtigten Bergſchloſſe Tigado, auf welchem der Alte vom Berge thronte, breitete ſich eine lange, überaus angenehme Ebene aus, rund umgeben von hohen Felſen, gleich einer Mauer; Wälder umgrenzten die immer grünenden Wieſen, von lieblichen Bächen und Quellen durchſchnitten, beſetzt mit köſtlichen Fruchtbäumen. Hier ließ Scheich Alaeddin einen gar großen freyen Luſtgarten anlegen, in welchem die köſtlichſten Blumen dufteten, liebliche Hecken und Gebüſche und kleine Haine angelegt waren, allenthalben eine ſanfte Muſik erklang, die reizendſten Mädchen umherwandelten, kurz Alles ſo eingerichtet war, daß man ſich in des Paradieſes Auen verſetzt dachte, wenn man in dieſen Garten kam. Dazu führte nur ein einziger Weg, wohl bewahrt und wohl bewacht, zu dem, ohne Wiſſen des Alten, Niemand gelangen konnte; nur einer großen Schaar beherzter Jünglinge war es vergönnt, die wollüſtigen Freuden in dieſem Garten zu genießen.

War ein Jüngling dazu tauglich befunden worden, in die Schaar der Helden aufgenommen zu werden, ſo verfuhr man nun auf nachſtehende Art:

---

*) Mém. de l'Académie des inscriptions et des belles lettres, à Paris, Tom. XVII. pag. 151, 152 et 153.

An einem ſchönen heitern Tage wurde dem Jüngling, ohne ſein Wiſſen, ein heftig berauſchender Saft, der noch heut zu Tage unter dem Nahmen Haſchiſch bekannt iſt, beygebracht. Die Hauptbeſtandtheile dieſes berauſchenden Saftes waren Hanfblätter, und die andern Theile dieſer Pflanze. Die Bereitung desſelben beſteht aber in Folgendem: Man zerſtößt die Hanfkörner ſammt ihren häutigen Kapſeln, läßt den Teig, der daraus entſteht, mit Honig, Pfeffer und Muskatnüſſen backen, und verſchlingt das Eingemachte ſo dick wie eine Nuß. Durch den Genuß dieſes Haſchiſch wurde nun der Jüngling in eine Trunkenheit verſetzt, und in eine Art von Entzückung erhoben, die jener ähnlich iſt, in welche ſich die Morgenländer durch ſtarken Genuß des Opiums verſetzen, und welche die Araber noch heut zu Tage mit dem Nahmen Keif belegen.

War nun der Jüngling durch den Genuß dieſes Haſchiſch in eine Art wollüſtigen Vergeſſens ſeiner ſelbſt gebracht, und in einen kurzen Schlummer gefallen, ſo wurde er ergriffen, und nun ſchlafend in den Garten getragen. Herrlich ward er nun gekleidet und auf ſchwellende Polſter, oder in duftenden Lauben auf Blumenbänke gelegt. Er erwacht: wer mahlt nun ſein Erſtaunen! wie in einem Nebel kömmt ihm Alles vor, eben deßwegen werden alle Eindrücke wollüſtiger. — Abermahl ward ihm ein Schlaftrunk beygebracht, er heraus getragen, wo er genommen ward, und dahin war nun aller Zauber.

Erwachte er nun, dachte er über das nach, was er geweſen, und verglich er ſeinen damahligen Zuſtand mit dem jetzigen, ſo ergriff ihn Überdruß des Lebens, eine nothwendige Folge der größten Spannung der Lebensgeiſter, und er wünſchte ſich den Tod, um nur bald an jenen Ort der Luſt und Freude hinzukommen.

Das war der Augenblick, den der Alte erwartete. Er trat herzu, tröſtete ihn, verſprach ihm öfters in des Paradieſes Garten den Eintritt zu vergönnen, wenn er blindlings ſeiner Lehre gehorchte.

War der Jüngling dann zur Weihe reif, ſo überreichte ihm der Alte unter gewiſſen Ceremonien einen Dolch mit einem goldenen Griffe, und er war nun unter die Schaar der Helden aufgenommen.

Auf dieſe Art nun iſt es erklärbar, wie der Alte vom Berge ſich ſeine Leute zu unbedingten Sklaven machte, und iſt zugleich ein merkwürdiger Beytrag, wie Sucht zu herrſchen einen orientaliſchen Despoten ſcharfſinnig machen kann.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Im Hofopern-Theater wurde am 11. May ein neues Singſpiel in einem Aufzuge von Herrn J. F. Caſtelli, mit Muſik von Herrn Joſeph Weigl, Opern-Director der k. k. Hoftheater, unter dem Titel: König Waldemar oder die däniſchen Fiſcher, zum erſten Mahle gegeben. Dem Stoffe liegt eine hiſtoriſche Anekdote zum Grunde, die, wenn wir nicht irren, auch ſchon auf der franzöſiſchen Bühne benützt worden iſt. König Waldemar hat ſein Reich getheilt, iſt von ſeinem ehrgeizigen

Bruder vom Throne geſtoßen worden und irrt an der Küſte umher, einen Kahn ſuchend, der den Verfolgten an Jütlands Küſte bringe. Als Harfner verkleidet gelangt er zu Fiſchern, die eben Hochzeit halten wollen; er entdeckt ſich dem Vater der Braut, einem durch Loyalität ausgezeichneten Manne, zecht unerkannt mit den ihn zu fangen ausgeſchickten Soldaten, wird durch die Schwatzhaftigkeit eines Kindes entdeckt, als er eben in Erich's, des Bräutigams, Hütte ruht, jedoch durch Erich ſelbſt, der ſchnell mit dem Hute und dem Mantel des Königs ſich bedeckt, und mit den Kriegern unerkannt fortzieht, gerettet, und ſteht im Begriffe nach Jütland zu fahren, als Erich und Harald, Waldemar's Begleiter, zurückkehren und ihm verkünden, das Volk habe den Uſurpator verjagt, der Thron ſey wieder ſein. Erich wird zum Ritter geſchlagen, die Liebenden ſind vereint. Der Stoff iſt, wie man ſieht, intereſſant, reich an theatraliſchen Situationen, die man gern immer wieder erblickt, die Behandlung iſt verſtändig, zeugt von Bühnenkenntniß und Erfahrung; das leicht zu beſetzende Werk, welches weder beſondere Dekorationen noch Comparſerie erfordert, wird alſo allen Bühnen willkommen ſeyn, da man überall wie bey uns nach beſſerem Neuen lechzt. Übrigens ſcheint der Dichter an ein Paar Stellen die Forderungen des Geſanges zu wenig berückſichtigt zu haben; ſo wollen uns z. B. die dem Fiſcher Esbern in den Mund gelegten und in Muſik geſetzten Sittenſprüche nicht gefallen, da die Tonkunſt jedes Reflektiren in den Worten haßt. Der Nahme des Herrn Weigl verbürgt die Vortrefflichkeit der muſikaliſchen Compoſition, die durch Lieblichkeit, Charakter, verſtändige Anlage und zweckmäßige Inſtrumentirung den Ruhm des Tonſetzers der Schweizer-Familie nicht allein bewährt, ſondern auch erhöht. Mehrere der zahlreichen aber kurzen Muſikſtücke ſind ganz vorzüglich zu nennen. So der Chor in C dur, als Esbern die Hütte der Liebenden vor ihrem Erwachen mit Blumengewinden zu ſchmücken kommt, ſo das Duett zwiſchen dem Könige und dem alten Fiſcher, Erich's Arie in g dur, welche ſo wie der erſte Chor wiederhohlt werden mußte, das darauf folgende Enſembleſtück, die Arie Mariens und das Finale. Die aus zwey Nummern der Oper zuſammengeſetzte Ouvertüre ſchien uns dagegen unbedeutend. Die Darſtellung iſt in jeder Hinſicht ſehr gelungen zu nennen; die Meiſter, welche den König und den Fiſcher Esbern gaben, haben einen ſo klaſſiſchen Vortrag, ein ſo kunſtreiches Spiel, daß ſie jedes Mahl lauten Enthuſiasmus erregen; der junge Victor gab ſeine Rolle ſehr brav; Erich war ausgezeichnet und trug ſeine ſchwierige, ſehr hoch gehaltene Partie gut vor; an ihn ſchloß ſich Marie würdig an. Das Orcheſter hielt ſich wacker und beſonders machte das mit Einſicht und Kenntniß des Effektes verwendete Piccolo eine ſehr gute Wirkung. Der Tonſetzer wurde am Schluſſe gerufen und erſchien in der Mitte der letzten Gruppe, von Allen umgeben, die durch Kunſt ſein Werk geſchmückt hatten. Dem Singſpiele folgte ein ſchottiſches Divertiſſement aus Tanzſtücken des bekannten Ballets Emma beſtehend und bloß durch ein neues Quartett von Herrn Taglioni's Compoſition geziert.

Herr F. X. Gebauer, der ſchon dieſen Winter über in den von ihm veranſtalteten und geleiteten Concerts spirituels ſeinen Zuhörern manchen Genuß durch die gelungene Aufführung klaſſiſcher Werke, worunter Symphonien von Mozart, Haydn, Beethoven, Spohr; Oratorien von Graun, Beethoven; Meſſen von Tomaſchek, Vogler u. a., eine beſondere Erwähnung verdienen — bereitet, und dadurch den Sinn für wahre Muſik wieder mächtig angeregt und befriedigt hatte, beſchloß die Reihe der dießjährigen Unterhaltungen mit Friedrich Schneider's großem Oratorium: das Weltgericht, welches am 6. May im landſtändiſchen Saale vor einem zahlreichen Auditorium recht präcis aufgeführt wurde und ſich des allgemeinſten Beyfalles zu erfreuen hatte. Das Werk iſt im großen Style, einfach, kräftig und würdig gehalten; kein weltliches Tongeklingel ſtört die religiöſe Erhebung, keine opernmäßig gehaltene Arie unterbricht den ernſten Gang, den feurigen Schwung vollſtimmiger, eingreifender Chöre, die Charakteriſtik iſt überall untadelhaft, die Inſtrumentirung imponirend, die Wirkung der großen Maſſen herrlich, der kontrapunktiſche

Theil kunſtreich. Beſonders ſprachen uns die zweyte und dritte Abtheilung an, der herrliche, feyerliche Marſch, dann die aus der erſten Abtheilung dahin verpflanzten Gedanken, welche dem Ganzen Einheit verleihen. In das Einzelne zu dringen, verſtattet uns der Raum dieſer Blätter nicht; wir begnügen uns daher, Herrn **Gebauer** für dieſen uns verſchafften Genuß herzlich zu danken. Die Solopartien waren durch die Fräulein **Klieber** und **Fröhlich**, die Herren **Barth**, **Götz** und **Seipelt** beſetzt und folglich in guten Händen; Chor und Orcheſter waren zahlreich und Alles ging präcis zuſammen. Wir wünſchen dieſer Anſtalt, welche auf den muſikaliſchen Geſchmack im Allgemeinen einen mächtigen und zugleich wohlthätigen Einfluß hat, ferneres Gedeihen und zweifeln auch bey der Thätigkeit und regen Kunſtliebe des Unternehmers daran keineswegs.

Am Oſtermontag wurde das Theater alla Scala in **Mailand** mit l'Uniforme von **Weigl** und dem Ballo istorico tragico: la Presa di Babilonia, von **Francesco Clerico**, wieder eröffnet. Ein neu gemahlter Vorhang, ſchon früher in Kupfer geſtochen, machte die Neugierde rege. Die Künſte, von ihrem Genius geführt, huldigen dem **Apoll**. An dieſem Gemählde iſt Alles ſchlecht. Compoſition, Zeichnung, Colorit, Landſchaft ꝛc. Folglich nur hinauf mit dem Vorhang, damit wir ſehen, was weiter folgt. — **Weigl's** melodienreiche Oper iſt allgemein bekannt und mit Recht beliebt. Ich habe ſie in **Wien** gehört. Die Aufführung in **Mailand** hält mit jener keinen Vergleich aus. Das Orcheſter ſcheint unter ſich und mit den Sängern nicht recht einig zu ſeyn, ohne Anſtand gebührt dem Kärntnerthor-Orcheſter der Vorzug. Sgra. **Thereſa Belloc**, klein, dick und beynahe ein halbes Jahrhundert alt, ſang den Part der **Pauline** nicht eben ſchlecht, aber ihr neckiſch ſeyn ſollendes Weſen iſt entſetzlich anzuſchauen. Domenico **Donzelli** als **Baſtiano** befriedigte das Publikum, er beſitzt eine tüchtige Stimme, doch ſein Vortrag iſt nicht ſehr geſchmackvoll. **De Grecis** als Sindaco del villaggio erreichte **Weinmüllern** nicht. Das ſchöne Terzett im erſten Akt, und vorzüglich jene Stelle »il cor mi si spezza,« worin **Weinmüller** ſo vortrefflich iſt, gingen hier, des unbedeutenden Vortrags und der lärmenden Begleitung des Orcheſters wegen, unbeachtet vorüber.

Dem erſten Akte der Oper folgte das Ballet. Die erſten Tänzer und Tänzerinnen ſind mittelmäßig. Sgra. **Virginia Leon** vielleicht gut, der erſte Tänzer von ungeheurer Kraft. Die Decorationen übertreffen die Wiener weit, die Mahler hier verſtehen die Architektur vollkommen. Die Compoſition des Ballets iſt ſchwach, unbedeutend in Anordnung der Tänze und Gruppirungen und wenig Klarheit in der Handlung. Die zweyten Tänzerinnen, ſechzehn an der Zahl, könnten bey beſſerer Verwendung gute Dienſte leiſten. Im Allgemeinen vermiſſe ich Anmuth in Bewegung und Geberden, und erinnere mich dabey an **Göthe**, der da ſagt:

»Die Grazien ſind leider ausgeblieben
Und wem die Gaben dieſer Holden fehlen,
Der kann zwar viel beſitzen, Vieles geben,
Doch läßt ſich nie an ſeinem Buſen ruhn«.

Der Beyfall war ſehr mäßig, nicht ohne Begleitung einiger Blasinſtrumente.

V.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der **Carl Gerold'**ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625), wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 11 fl. W.W. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (**J. F. Caſtelli**) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Conversationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

41.

(Wien, Mittwoch den 23. May.)

Rückblick auf berühmte Öſterreicher.

I.

Lazar Schwendi.

Lazar Schwendi, Freyherr von Hohenlandsberg, zeichnete ſich durch Kriegsthaten *) unter Kaiſer Karl V., und ſpäter unter Maximilian II. aus. Letzterer würdigte ihn ſeines unumſchränkten Vertrauens, wie der freundſchaftliche Briefwechſel, der zwiſchen ihnen beſtand, erweiſet. Wenn uns gleichzeitige Geſchichtſchreiber viel von Schwendi's Waffenthaten berichten, ſo ſchweigen ſie deſto mehr über ſeine Geſinnungen und Anſichten, indem ſie im Allgemeinen ſeine Gelehrſamkeit rühmend andeuten. Glücklicher-Weiſe iſt dieſer außerordentliche Mann zugleich Schriftſteller geweſen, und hat uns, theils in den ihm von ſeinem kaiſerlichen Freunde aufgetragenen Ausarbeitungen, theils in anderweitigen Aufſätzen herrliche Denkmahle ſeines Geiſtes überlaſſen. So ſchrieb er: a) Bedenken von der Regierung des heil. röm. Reichs, und Freyſtellung der Religion. b) De bello contra Turcas gerendo. c) Kriegs-Discours von Beſtellung des ganzen Kriegsweſens und von deſſen Ämtern. Frankfurt am Main 1593. Ferner behauptet Hanns Löwenklau, daß Schwendi jenen Theil vom Abſchiede des Reichstages zu Speyer 1570, welcher die Reiterbeſtallung, Feldrecht ꝛc. umfaßt, concipirt habe, wie denn (ſagt Löwenklau) auch hierin das große Gemüth und Eifer zur Erhaltung deutſcher Reputation neben dem Schwendiſchen Style genugſam zu ſpüren. Einige Stellen aus ſeinen Denkſchriften mögen hinreichen, um den Helden, wie den durch Philoſophie und Wiſſenſchaft veredelten Staatsmann zu erkennen:

»Der Anfang des Kriegs ſteht wohl in des Kriegsherrn Willen und Gewalt,

---

*) Schwendi focht mit Auszeichnung in den Schlachten von Saint-Quintin und Gravelingen. Sieg auf Sieg folgte in Ober-Ungarn ſeinen Fahnen; er nahm mitten im Winter Tokay mit Sturm, eroberte Munkacs und eine Strecke Ober-Ungarns, die vierzig Meilen breit und lang war.

Titulatur: Lazar von Schwendi, Ritter, Freyherr zu Hohenlandsberg, Herr zu Kirchhofen, Pfandherr zu Burkheim, Dreyberg und Kaiſerberg; der R. K. Majeſt. Rath und Feldobriſter zu Oberungarn.

Seine Rüſtung hängt im Belvedere zu Wien.

aber er kann des Kriegs nit wieder mit Vortheil los werden, wann er will, und ſteht der glückliche Ausgang bey Gott.«

»Der ſich auf die Defenſion gibt, der hat viel zu verlieren und wenig zu gewinnen. Der einen andern in ſeinem Lande angreift, der ſucht ihm das Herz, und ſteht ihm der Gewinn für Augen.«

»Straf' und Regiment will der Krieg haben, aber keine Grobheit oder Tyranney. Die Kriegsgeſetze und Ordnungen ſollen mehr im Krieg regieren, dann die Oberſten und Befehlshaber.«

»Es iſt unmöglich, große Dinge zu verrichten, da einen ſein Natur und Gemüth gleichwie eine heimliche Erregung nicht dazu reizet, oder da ihm kein Zeit oder Gelegenheit an die Hand fallt, die ihm diene.«

»Zwei Ding hatt Gott, der Allmächtig, geordnet, die der Menſchen Leben und Weſen und all ihr Thun fürnemblich regieren und zu gutem End bringen. Nemblich die Vernunft und Zeit. Die Vernunft ſoll aller Ding, damit ſie umbgehet, Natur, Art und Eigenſchaft bedenken, und wiſſen — und ſich in allem ihren Thun, Fleiß, Sorgfeltigkeit, Arbeit und Geſchicklichkeit gebrauchen, und dann ihr Zeit wahrnemen.«

»Die natürlichen Sachen haben ihr gewiß und ſtät Geſatz und Ordnung und Lauf. Darum ſich deſto leichter darnach zu richten.«

»Die anderen menſchlichen Handlungen, ob ſie ſich wohl anſehen laſſen, als ob ſie aus der Menſchen Willkühr und freiem Willen gänzlich erfolgten, ſo haben ſie doch ſchier gleichfalls auch eine immerwährende Ordnung und Regel. Die iſt aber viel verborgener und ſchwerer wahrzunehmen (als die Geſetze der in die Sinne fallenden Erſcheinungen). Aber je beſſer man ſich weiß darein zu ſchicken, und nach ſolcher Regel und Andeutung in allem Thun und Laſſen zu richten, ſo glücklicher und ſicherer alles ſein Fortgang und Endſchaft gewinnt.«

—rh—

* * *

Mittheilungen aus einem Tagebuche meiner Reiſe von Salzburg nach Innsbruck zur Huldigungsfeyer Tyrols im Jahre 1816.

Von Dr. Aloys Weißenbach,
kaiſerlich-königlichem Rathe.

(Fortſetzung von Nr. 40.)

Schwatz, den 24. May 1816.

Es war ſchon finſtre Nacht, als wir hier eintrafen. Dieſe Verſpätung war abſichtlich eingeleitet, wir wollten uns durch den Anblick der großen Brandſtätte aus dem Kriege vom Jahre 1809 nicht die ſüße Behaglichkeit des Gemüthes verderben, die wir in der Kinderſtube zu Fügen gewonnen hatten. Allein ganz ohne Wolke brachten wir unſern innern Himmel nicht zu Bette; denn im Gaſthofe, obſchon dem einzigen im ganzen großen Flecken, der einem Reiſenden noch Dach und Fach biethen konnte, mußten wir ihn über halbverbrannte Boden in unſer Schloßkämmerlein retten. In den Fenſtergeſimſen gewahrten wir dieſelben Merkmahle. Der Ruß und die Riſſe in dem Gemäuer, die Verkohlung des Holzes erinnerte mich bald an den Glutſchwalch, der in der furchtbaren Stunde da hinausgeſtrahlt haben mochte. Ich geſtehe, daß mich bey dem Gange über die verbrannten Breter ein Schauer ergriff, der mich bald aus dem Kinderhimmel von Fügen hinausrüttelte. Ich trat, ſo wie ich in das mir angewieſene Zimmer gekommen war, an das Fenſter. Es war eine ſternenreiche Nacht; der Mond ſtand ſchier ſenkrecht über den Ort, ſo, daß die große Brandſtätte alle ihre Maſſen in ſein Licht hineinhob. Auf verkohltem Holze, an rußſchwarzen Wänden, auf Haufen von Brandſchutt und eingeſtürztem Gemäuer ſpielte der Schein dieſes Geſtirnes mit einem Glanze, in dem er ſonſt nur die Kammer der Liebenden heimſucht. In der ganzen Gegend herrſchte die Stille der Verödung; nur hinter dem halbverfallenen Hauſe, gerade gegenüber, hört' ich die Fluthen des Inns rauſchen, die von meinen heimiſchen Auen, dem Oberlande herabkommen. Ich war im Jahre 1797, gerade zur Zeit, als ſich mein Vaterland zum erſten Mahle gegen den hereinbrechenden weſtlichen Verheerungsſtrom zur Wehre erhob und rettete, Chefarzt des im nahen Kloſter Fiecht eingelegten Feld-Hauptſpitals. Beynahe täglich war ich damahls nach Schwatz herabgekommen, ſchier mit jedem Haus, jeder bedeutenderen Familie wohl bekannt. Deſto ſchmerzlicher griff dieſer Anblick in meine Seele; deſto inniger war die Aufregung in mir, um ſo lebendiger bildete meine Phantaſie die Anſchauungen aus; die Erſchütterung mußte durch mein innerſtes Leben greifen. Ich ſah gerade auf die Höhen hinüber, auf denen ich einſt (im Jahre 1797) in dem freudigſten Gefühle meines Lebens das gerettete Tyrol ſang; der Abendſtern, mit dem ich dort ſo oft Zuſammenkunft hielt, ſtand oben, als wollt' er mich an dem gewohnten Platze wieder erwarten. Sein und aller andern und des Mondes Glanz brach ſich an der bemahlten Wand des gegenüber ſtehenden Hauſes; mit dem Gluthrauche, der ſich im furchtbaren Brande auch an dieſe Mauer geheftet hatte, bildete dieſer Schein eine Art von magiſchem Zwielicht, von dem man recht eigentlich ſagen konnte, aus Himmel und Hölle ſey es zuſammengeronnen. Die Farben und Figuren des Mauergemähldes gewannen eine eigenthümliche Erhellung und Belebung, die ſonſt weder Kunſtbilder noch Phantasmen alſo geben. Nach und nach erkannt' ich deutlich alle Gegenſtände, weil alle Formen koloſſal waren. Im Hintergrunde zeigte ſich ein Bergwald, im Vordergrunde ein Jäger im tyroliſchen Anzuge, der mit dem Stutzen an der Wange ſchußfertig da ſtand; aus der Spitze des Gehölzes trat ein Hirſch hervor, zwiſchen deſſen Geweihen ein Kreuz aufgeſetzt war, von dem aus ſich ein ſolcher Glanz ergoß, daß alles auf dem Bilde, den einzigen Jagdhund ausgenommen, im vollen Scheine dieſes Wunderlichtes ſtand. Mir war die Darſtellung bekannt genug. Daſſelbe Bild, trefflich in Öhl gemahlt, hing in der Stube meiner Eltern. Der heilige Euſtachius war es, mein Bruder hatte es gemahlt; mein Vater hieß, mein treueſter Freund heißt ſo. Welche Reihe von Potenzen fanden ſich alſo hier auf dieſer Mauerwand zuſammen, wovon jede ein Exponent zu meinem Herzen iſt! Iſt es nicht ſchier wunderbar, ihnen allen hier auf dem verbrannten Gemäuer zu begegnen. Lange blieb mein Aug' auf dieſes Wandbild geheftet, bis ich mich endlich in das Panorama meines ganzen innern Seyns hineingeſtellt fühlte; Vaterland, Vater, Freund ſchienen aus dem Gemählde in mein Herz hinein zu greifen, und die Sterne kamen ſchon herbey, mir die Thräne von der Wimper weg hinüber zu tüpfen auf das Mauerbild, als mein Reiſegefährte herzu trat, und mich zum Abendmahl in die Wirthsſtube führte.

Es waren noch drey bis vier Perſonen aus dem Orte da. Von ihnen erfuhren wir im Geſpräche die umſtändliche Geſchichte des Brandes, der zur Zeit des Krieges nicht nur dieſen großen ſchönen Flecken, ſondern auch mehrere andere Dörfer und Häuſer in der Umgegend verheerte.

Sie erzählten uns Züge von Racheluſt und Menſchlichkeit, von Erbitterung und Erbarmen, von Muth, von Vaterlandsliebe, Treue, kurz von jener Hingebung, die Fichte allein als Tugend ausgerufen hat; Züge, die uns beyde mit ſüßem Stolz erfüllten, Sproſſen eines ſolchen Volksſtammes zu ſeyn. Von den Bergen ringsum ſchauten die Eigenthümer in den furchtbaren Brand ihrer Häuſer, in die Verheerung aller ihrer Beſitzthümer herab. Ein Haufe Bauern von Vomp (ein Dorf jenſeits des Inns) ſtand gewaffnet auf den Höhen drüben, dem Feinde das Vordringen an dem jenſeitigen Ufer des Stromes zu ſperren; es war finſtre Nacht; auf einmahl ſchlug die Feuerſäule empor; Gott erbarm! unſre Häuſer! rief eine vom Schrecken gewürgte Stimme; in Gott's Nahmen! antwortete eine andere, in welche der Ruf der Sturmglocke wiederhallte; »aus der Gluth fliegt der Adler auf!« Alle ſchwiegen und ſtanden, die Büchſe in der Hand, ihr Vaterland im Herzen, und ihren alten Hausvogel, den Doppelaar im Blicke. Der Brand des alten Kremels und der Czaarenſtadt iſt wohl eine große Erleuchtung in der Zeitgeſchichte; der Brand dieſes tyroliſchen Dorfes iſt nicht weniger ein ewiger Schein.

Noch einen Zug aus dieſer Brandnacht, mein Euſtachius, will ich in dieſem Tagebuch aufbewahren, daran wir uns gemeinſam erwärmen wollen, wenn wieder die kalten Tage über uns, oder die kalten Menſchen zu uns kommen werden. Das Haus eines an dem jenſeitigen Innufer anſäßigen, dem Feinde als ein eben ſo vermögender als entſchloſſener Häuptling des Aufſtandes in dieſer Gegend bekannten Bauers war das erſte, das die Brandnacht allen den Flüchtlingen und Wehrmännern auf den Bergen umher verkündete. Das Gehöfe ſtand einzeln, und war von bedeutender Größe. Der Eigenthümer war einer der Erſten ausgezogen, und hatte ſich mit ſeinem Haufen beym Engpaſſe Strub gegen das anrückende Heer des Herzogs von Danzig zur Wehre aufgeſtellt. Dort überwältiget, zog er ſich über die jenſeitigen Alpen zurück, und kam in derſelben Nacht und in demſelben Augenblick auf den Höhen vor ſeinem Gehöf an, als die furchtbare Flamme auf ſeinem heimathlichen Dach aufloderte. Alle ſeine Knechte hatte er zum Kampfe mitgenommen; die weiblichen Dienſtbothen waren entſprungen, und nur eine alte Dirne, der die Pflege der zwey Zwillinge anvertraut war, daheim geblieben. Ein Schreckensgefühl, bisher unbekannt ſeiner ſtarken Bruſt, überfiel ihn jetzt mit plötzlicher Gewalt; er hätte wohl den Muth gehabt, für ſeinen Kaiſer und ſein Vaterland alle ſeine Güter, die Dach und Schrank bewahrten, ſelbſt freudig ins Feuer zu werfen; aber dieſe, die aus der Wiege, von Gluth und Rauch umqualmt, die zarten Hände nach ihrem Vater ausſtreckten — ſie ſollten hülflos erſticken im Feuerdampfe! oder erſchlagen werden von den einſtürzenden Trümmern des gluthigen Gebälkes, ohne daß er ſein Leben für das theure Doppelpfand eingeſetzt hätte, für das die treue Mutter ſich zu Tode gerungen hatte. Das Vatergefühl trieb ihn jetzt von den Bergen herab, wie vorher die Sturmglocke hinauf; er ſprang, die Gluth an ſeinen Sohlen und in allen Adern und Sehnen, den Berg herab; und ſchon war er in den Dampfkreis des Feuers getreten, als er auf einmahl in einiger Entfernung, ſeitwärts von dem brennenden Hauſe, eine Schaar feindlicher Soldaten erblickte; aber hinter dieſer Schaar lagen ſeine Kinder in der Wiege! aber über dieſer Wiege praſſelte die Flamme! mit jedem Augenblicke wuchs das Feuer, mit jedem Schritte die Gefahr, mit der Gefahr ſein Muth. Er ſtand noch im Dunkel der Nacht, die Soldaten vor ihm in der Helle der Flammen; noch einige Schritte ſtürzt er vor, legt das Gewehr an, der Schuß fällt, mit ihm zwey Soldaten, und der Haufe wirft ſich aus einander. Jetzt mit dem Flügelſchritte des Löwen, der ſeine Jungen im Neſte gefährdet ſieht, ſpringt der ritterliche Hirte durch den ſengenden Kreis, vor ihm, um ihn die ziſchende Lohe. Beym Tritte durch das angeglühte Hausthor ſprüht ihm die Feuerſäule die Flammen ins Angeſicht; ſchon lecken ſie an der Stubenthür, hinter der er die armen Kinder in der Wiege weiß. Marthe! ruft er der alten Magd, als er die Hausflur erreicht hatte, mit der Stimme, in die ſich der ungeheuerſte Schmerz der Menſchenbruſt entladen hatte; Marthe! — kein Laut, nur das Gepraſſel der wilden Lohe antwortet. Er reißt die Thür auf, der gluthige Qualm dampft ihn an; durch das zerſprengte Küchenfenſter ſchlägt der Schwalch herein, und erhellt, eine furchtbare Leuchte, den finſtern Raum. Jetzt erblickt er die Wiege, und die geliebten Zwillinge darinnen; der Widerſchein des Feuers umleuchtet ihre Antlitze. Unter der glühenden Decke, in dem erſtickenden Branddampfe, umflackert von der ziſchenden Lohe, die nahe daran iſt, ihnen die goldnen zarten Haare vom Haupte zu ſengen, liegen ſie da, wie die Unſchuld immer: ſüß ſchlummernd in der Gefahr. Er ſpringt auf ſie zu, ſeine Thräne erreicht ſie noch vor der Flamme; mit der brennenden Lippe weckt er ſie auf, mit krampfigen Armen reißt er ſie aus der Wiege, und ſchwingt ſie hoch empor, ſie noch einmahl dem rettenden Gotte zu weiſen; und jetzt will er mit dem Wiegenſchatze entſpringen aus dem Flammenmeere. Beym Tritte aus der Stube ſieht er ſeine treue Marthe auf der Stiege gerade gegenüber todt auf dem blutbeträuften Bilde des Kaiſers Franz liegen. Wahrſcheinlich war ſie im Begriffe geweſen, dieſen Laren aller Häuſer in Tyrol vor dem Feinde zu verbergen, als ſie eine durch das Fenſter, durch welches von dieſer Seite das Licht einfiel, eingedrungene Kugel todt auf der erſten Treppenſtufe niederwarf. Ihn warf jetzt der Schrecken zu der Leiche nieder; die Kinder ſchreien, dieß reißt ihn wieder empor; er küßt die kalte Hand, die ſchon vor dreyßig Jahren an ihm und jetzt an ſeinen Kindern bis zu dem entſetzlichen Augenblicke Muttertreue geübt, zieht das geliebte Bild unter der Leiche hervor, hält es, ein Schild, vor ſich hin, daß es ſeine und der Kleinen Bruſt deckt, und die drey Häupter über dasſelbe frey in die Gefahr, in Feuer und Lüfte hinaustragen. Vor dem Hauſe erblickte er wieder feindliche Soldaten, die indeſſen, den Verwegenen zu züchtigen, damit er nicht entwiſche, einen Kreis um die Brandſtätte gezogen halten. Wo er Blick und Schritt auch hinwendet, der gefällten Gewehrlanze begegnend, ſteht er einen Augenblick ſtille; gleichſam von dem Inſtinkte des Muthes, der dem Angriffe die Wehre entgegen zu ſetzen treibt, angehalten; aber er hatte vorher ſeinen Stutzen, ehe er in den Kreis des Feuers trat, wegwerfen müſſen; nichts war ihm geblieben zum Widerhalt gegen Gefahr und Tod, als das Schild, auf dem die alte Marthe ausgeblutet hatte, und was dahinter an ſeiner Bruſt und auf ſeinen Armen war; doch auf dieſe Ägide vertraute er mit Recht! Das Bild ſeines Franz und das Haupt der Unſchuld dürfen nicht weniger wunderkräftig ſeyn, als der Schlangenkopf auf dem Schirm, den die alte Fabel der Göttin der Weisheit auf die Bruſt geheftet hat *). Hinter ihm kracht das Geſparre des Hauſes, und die brennenden Pfoſten ſtürzen praſſelnd ein; aus allen Fenſtern und Thüren ſchlägt der Flammenſchwalch, das erbarmungsloſe Element duldet ihn keinen Augenblick mehr auf ſeinem Boden. Gerade vorwärts ſpringt er, ſich, ſeinen Kaiſer, ſeine Kinder gegen die Bajonette wendend; und ſieh da! er hat die rechten Schirme bey ſich; vor den höchſten Mächten auf der Welt, der Majeſtät des Kaiſers und der Heiligkeit der Unſchuld treten die erzürnten, racheerfüllten Krieger in bewußtloſer Ehrfurcht aus einander, die Bajonette ſenken ſich zur Erde, wie vor dem Allerheiligſten, und unverletzt ſchreitet der waffenloſe Flüchtling mitten hindurch, die Höhen hinauf, und raſtet nicht, bis er freyen Boden und ſeine freyen Männer erreicht. Mitten in den Haufen tritt er hinein, der ihm ſchweigend, ein erſtaunter Kreis, umſteht. »Hup!« ſchreyt er auf im Hochgefühl der höchſten Freude, »Gott ſey's Dank! s'Haus brennt, aber meine Franzln hun i no!« **) und legt die geretteten Säuglinge vor ſich hin auf das Bild, auf dem die treue Marthe geſtorben war, und beugt die Kniee, hebt Hand und Blick himmelan, und betet laut: Vater unſer! und die ganze Schaar der Stürmer kniezt nieder mit ihm und faltet die Hände, betet ihm nach: Vater unſer ***).

---

*) Aegidaque horrificam, turbata Palladis arma,
Certatim squamis serpentum, auroque polibant;
Connexosque angues ipsamque in pectore Divi
Gorgona, desecto vertentem lumina Collo.
Virgil. VIII.

**) »Meine Fränzchen hab' ich noch!« er hatte ſeine Zwillinge auf den Nahmen ſeines Kaiſers taufen laſſen.

***) Aus dem Leben des Andreas Hofer, des bekannten Sandwirthes aus Paſſeyr, verdient ein ähnlicher Augenblick die Verewigung. Als er in den thatenvollen Tagen, mit denen der Krieg der Tyroler im Jahre 1809 begann, nach dem Kampfe auf dem Sterzinger Mooſe und den Höhen des Brenners mit ſeinem rieſigen Geſchwader, den Stürmern aus Paſſeyer, ein Sieger in Innsbruck eingezogen war, hatte ſich eine ungeheure Volksmenge vor ſeinem Quartier, dem Wirthshauſe zur Krippe (Krippele Wirth) verſammelt, um ihn, den Mann der Treue und Kraft, zu ſehen und zu feyern. Stürmer von allen Bergen und Thälern Tyrols waren da. Alles foderte ihn auf, ſich zu zeigen. Er mußte erſt ſeine Demuth überwinden, eh' er es über ſich bringen konnte, ſich dieſer öffentlichen Ausſtellung zu unterwerfen. »Ich bin der Wirth am Sand, nicht am Pranger« (ſagt' er den Seinigen, die in ihn drangen, ſich zu zeigen); immer größer wurde der Haufe, immer brauſender der Ruf um ihn; endlich trat er in der ganzen Stattlichkeit ſeiner Körperform, im Lodenhemde, mit dem langen ſchwarzen Barte, entblößtem Haupte an das offene Fenſter und zeigte ſich. Jetzt ſchollte der Ruf eines ganzen ſieg- und wonnetrunkenen Volkes, an des Himmels Gewölbe anſchlagend, in die Lüfte: Vivat! der Sandwirth! der Sandwirth ſoll leben! erſcholl es wieder und wieder. Da bog er das Haupt zum Erkerfenſter

So, mein Euſtachius, hat der Herr den Bergen und Sternen, die in den Brand dieſer Nacht haben ſchauen müſſen, mit dieſer frommen und ſtarken Seele ein erhebendes Feſt gegeben, wie die Feuerſäule in Moskau ſchwerlich in ein gleiches geleuchtet hat. Ich nahm von meiner Tiſchgeſellſchaft Abſchied, ihre Erzählung mit mir, und bettete meine Seele darauf: ſo ſchlief ich auf der Brandſtätte recht ſüß, die mich beym Eintritte ſchier ſchaudern gemacht hatte.

(Schluß folgt.)

Über die Nützlichkeit öffentlicher Badanſtalten, und die zweckmäßigſte Art ihrer Errichtung.

Es iſt aus der Erfahrung bekannt, und die Geſchichte aller Zeitalter bewähret es, daß das Baden für die Menſchen zur Erhaltung der Geſundheit und Heilung vieler, auch der hartnäckigſten Krankheiten, ein natürliches und nothwendiges Bedürfniß ſey.

Die oft wiederhohlten Ermunterungen vieler rühmlich bekannten Ärzte, welche auf die Wiedereinführung des ehemahligen gemeingängigen Badegebrauches der Griechen, Römer und unſerer davon erſtarkten alten deutſchen Urältern, in ihren verdienſtlichen Schriften belehrend hingearbeitet haben, und die Unterlaſſung, oder das ſeltenere Baden, für eine hauptſächliche Urſache des Verfalls unſeres Geſundheitszuſtandes anſehen, und für die Quelle vieler Krankheiten und Leiden halten; ſind die Veranlaſſung zu einem hierzu bearbeiteten Entwurf: »Über die architektiſch-mechaniſche Geſtaltung der Bäder für derſelben ärztliche Forderung,« der hier in möglichſter Kürze zur Anſicht geſtellt wird.

Ihre menſchenfreundlichen ärztlichen Ermunterungen werden ſich ſo oft und lange bey der anerkannten Nützlichkeit der Sache dringend wiederhohlen, als nicht irgendwo eine zweckmäßig erachtete Badanlage und Einrichtung, ein Muſter zur Nachahmung aufgeſtellt, gangbar beſtehend geſchaffen ſeyn wird. Das gemeinnützige Gute wird oftmahls wieder vorgerufen, und findet erneuerten Anhang. So verfolgen auch mehrere rühmliche ärztliche Schriftſteller die Bahn ihrer Vorgänger mit gleicher Nothwendigkeits-Vorſtellung, wovon einige Stellen auch für dieſen Aufſatz ſprechen mögen. Dr. Ch. von Kathlov ſagt in ſeinen Anſichten über die Wirkungsweiſe und den zweckmäßigſten Gebrauch der Fluß- und Hausbäder:

»Billig ſollte bey jeder Stadt, der die Natur einen dazu brauchbaren Fluß geſchenkt hat, an deſſen ſchönſtem Ufer eine ſolche Einrichtung gemacht werden, wo beſonders das Baden im fließenden Waſſer, das unſtreitig durch das unaufhörliche Abwechſeln friſcher Wellen, vielleicht durch eine damit verbundene

---

hinaus, und winkte mit der Hand, und geboth: Bſt! Bſt! Alles ſchwieg, wie auf das Wort des Herrſchers. »Beten! nit ſchrey'n! (rief er jetzt), i nit, und ös nit, der droben!« *) Bey dem letzten Worte erhob er die Hände himmelwärts, und betete laut: Vater unſer; und das ganze Volk fiel auf die Knie und in ſein Gebet.

---

*) Bethen: nicht ſchrey'n! ich nicht, und ihr nicht, — der dort oben!

ſeine elektriſche Durchſtrömung, den höchſten Grad von Erfriſchung und Stärkung gewähret, mit Sicherheit gebraucht werden könnte.«

»Dann erſt, wenn man die Bäder wieder für ein unentbehrliches Stück der Erziehung und der ganzen Lebensdiät halten wird, wenn man jede Woche nicht aufs Beſte benutzt halten wird, die man, ohne ſich dieſe Reinigung und Erfriſchung zu geben, durchlebt hat; dann erſt können wir hoffen, daß die Gicht, die Krämpfe, die Hypochondrie ꝛc. und alle die Übel, an denen unſer Zeitalter ſchleichend dahin welkt, aufhören, die Kraft und Feſtigkeit unſerer deutſchen Vorfahren zurückkehren, und wir den Segen unſerer Nachkommenſchaft einernten werden. Wir werden Reſtauratoren der Menſchheit, und unſere Zeit die Epoche ihrer phyſiſchen Wiederherſtellung heißen.« In der Einleitung von Dr. von Kathlov's Schrift citirt derſelbe folgende Stelle für eine gleiche Behauptung aus Dr. Weicard: »Gewiß gibt es wenig Krankheiten, die, wenn ſie durch Medikamente aus der Apotheke geheilt werden können, nicht weit ſicherer, leichter, ſchneller und wohlfeiler allein durch Bäder von gemeinem Waſſer geheilt werden könnten.«

Und Dr. und Profeſſor Döbereiner erklärt in ſeiner Schrift: »Anleitung, kräftige Bäder zu bereiten, Jena 1816:« »Der Menſch braucht für ſein Äußeres die Einwirkung von Kräften, welche alle Verrichtungen ſeiner äußern Organe beleben, und in geregelter Thätigkeit unterhalten — darum muß er auch baden *).«

In Dr. und Profeſſor Schregers Balneotechnik. Fürth 1803, belehrt nebſtbey eine Geſchichte die Badegewohnheit in den Vorzeiten, und zeigt das Abkommen des Badens im mittleren, frommen Zeitalter, mit Unterlaſſung der Leibesübungen bey der Jugenderziehung.

Die Ruinen von Caracallas und Diocletians Bädern ſind noch jetzt ſprechende Denkmähler ihrer vorigen ſtolzen Größe. Damahls zählte man in Rom faſt neunhundert öffentliche Bäder, unter denen einige achtzehnhundert Menſchen auf einmahl faſſen konnten. Das römiſche Badſyſtem ſtieg unter den Kaiſern zum National-Luxus, und um ihn dahin geſtimmt zu erhalten, bis zur Verſchwendung. Unter Kaiſer Auguſt ſind öffentliche warme Bäder, in denen das Volk unentgeldlich bedient wurde, eingeführt worden. Die Römer benutzten in den ſechshundert Jahren, in welchen ſie, nach Plinius Angabe, keines Arztes bedurften, und ſich allein durch Bäder gegen Krankheiten ſchützten, blos Flußbäder, und kühle und kalte Hausbäder. Ingleichen auch die Lacedämonier, die keine andere Krankheit, als die der Altersſchwäche kannten. Die hiervon erkannte Heilſamkeit hat das Baden ſchon aus alten Zeiten bey einigen Glaubensvölkern im Orient zum Religionsgebrauche erhoben, und in dieſem erhalten.

Die Prachtbäder der geſchichtlich bekannten großthätigen Griechen und Römer, die in ihren Überreſten noch Erſtaunen und Bewunderung abnöthigen, können keine Copien zur Nachahmung für den nunmehrig europäiſchen Lebens- und Zeitgeiſt liefern. Heut zu Tage iſt die Bäderhaltung ein Privatgewerbe,

---

*) Selbſt das Vegetiren der Pflanzen, wie das Leben im Menſchen, wird von innern und äußern Einwirkungen zugleich unterhalten. Im Innern durch Nahrungsmittel; im Äußern von Luft, Waſſer, Wärme und Lichtmaterie. Ohne Thau und Regen welken die Pflanzen. Aus dieſem Inſtinkt laufen die Thiere ins Waſſer, um darin zu baden.

das mit einem geringen Fond ſein Geſchäft treiben, ſein Auskommen verdienen will; daher diktirt die Ökonomie die möglichſte Beſchränktheit im Kapitalaufwande. — Ein höheres Ideal mit Kunſtausdruck, eine Prachtgeſtaltung, iſt keine Forderung in Gewerbsanlagen. Bey dieſer Beſchränktheit des Koſtenaufwandes ſoll jedoch keineswegs eine Ermanglung im Badezweck, von Seiten des Planes, bemerkbar ſeyn. Es muß ſomit die Aufgabe, das Prinzip für eine architektiſch-mechaniſche, phyſiſch-chemiſche Vereinbarung vorausgeſetzt ſtehen, nämlich:

Wie die Bäder für den unterſchiedlichen Gebrauch und nach ihrer mannigfaltigen Abſicht entworfen, gebaut und eingerichtet, ſowohl zur Geſundheit, zum Wohlbehagen, zum Frohſinn, zum Volksvergnügen ꝛc. eingerichtet, und als Wohlthätigkeits-Anſtalten aufgeſtellt ſeyn müſſen, wenn ſie eine allgemeinnützige Verbreitung verdienen, und eine allgemeinere Anwendung zu erreichen fähig ſeyn ſollen. Auch wie ſie mit geringen Baukoſten hergeſtellt, wohlfeileſt betrieben, und ſomit auf geringe Badpreiſe zu einer allgemeinern Theilnahme geſetzt werden können.

In weiterer Hinſicht ſollen nicht allein in den Hauptſtädten Badgelegenheiten vorhanden ſeyn, ſondern allerwärts, und auch in Hausbädern ſoll man nach Wohlgefallen und geſundheitsdienlich, in mannigfaltiger Weiſe und zu verſchiedenem Gebrauch baden können, und hiefür zweckmäßige Einrichtungen bekannt ſeyn. Auch ſoll das Baden nicht einzig auf warme Bäder, auf das einſame ſtille Sitzbaden in den Badwannen der gegenwärtigen Badhäuſer, und auf gemeines, gewärmtes Waſſer beſchränkt bleiben; man ſoll außer dieſen noch in anderer, verſchiedener, abwechſelnder Art zum Baden Gelegenheit finden — hauptſächlich in warmer Sommerszeit in der offnen See an Seeſtädten, und in Flüſſen, welche an Städten vorüberſtrömen, oder in deren Ermanglung in Teichen und Landſeen, in ſchwimmenden, für den Waſſerzug offenen, gegen Gefahr geſicherten Badböden, nach Laune und Veränderung in gehender oder ſchwimmender Bewegung baden können. Gemüthserheiterung ſoll mit der organiſchen Badwirkung ſich vereinen, ſomit auch eine vergnügliche Einrichtung für geſellſchaftliche Unterhaltung erzweckt werden.

Vermöge ihrer Verſchiedenheit beſtehen:

Erſtens Fluß- und Seebäder, die auf die natürliche Temperatur der Sommerwärme berechnet, unter der Benennung kalter Bäder bekannt ſind.

Mit der Abſteckung und Bezeichnung einer ſeichten Flußbadſtelle nächſt am Ufer werden die bekannten gemeingängigen Flußbäder ohne Koſten erhalten; aber da der Waſſerſtand bald hoch, bald niedrig ſtehet, außerdem die Stromfluthen das Grundbett verändern, ſo treten damit Unbequemlichkeiten, Hinderniſſe, und zuweilen Gefahr fürs Baden hier ein; dabey iſt das anhaltendſte Hinderniß die beleidigte Sittlichkeit: ſchamhafte Menſchen wollen nicht im Freyen, nicht mit vielen Andern der öffentlichen Schau ausgeſetzt, und mit den mit untergemengten Schamloſen zuſammen baden, nackend ins Waſſer gehen, und geſehen aus demſelben herausſteigen. Dafür haben einige große Städte Badeſchiffe errichtet, die aber nicht auf durchſtrömendes Waſſer, auf keine der Badetiefe bemeſſene Niveauſtellung, noch für andere zugehörige Zwecke eingerichtet ſind.

Statt ſolcher Badeſchiffe ſind ſchwimmende eingeländerte Archen, für die

Waſſerſtrömung durchzügige Floßboden, zur Sicherſtellung gegen veränderlich ſteigend und fallendes, ſeichtes und tiefes Waſſer vorgerichtet. Der Floßboden wird hierzu von zwey Heb- und Senkkäſten unter dem Fluß- oder Seewaſſerſpiegel, in der Tiefe, als der Badkörper unter Waſſer getaucht werden ſoll, ſchwimmend gehalten. Beyderley Geſchlechter können in zwey Hälften abgetheilt baden. Zum ſeparirt Baden können ſchnell Abtheilungen eingezogen werden. Auf einem 16 Klafter langen, 3½ im Lichten weiten, ſomit 56 □ Klafter haltenden Badefloßboden können 40 Perſonen zugleich Raum zum Baden haben, und in warmen Tagen täglich drey bis vierhundert Menſchen baden. Der Zweck dieſer Badeinrichtung iſt folgender: Das gefahrloſe Sichere, das Bequeme und Gemächliche, das Angenehme und Vergnügende, das Anlockende, das Schickliche nebſt dem Wohlfeilen, ſollen mit dem Geſundheitsdienlichen vereinbart werden. Auf dieſe Weiſe findet Jeder das Bad nach ſeiner Willkür geſtellt. So kann man bey Tag auf dem Badboden, unter freyem Horizont im Sonnenſchein, oder unter dem Verdeck baden, oder von dem Einen zum Andern wechſeln; bey Nacht illuminirt, bey viel oder wenig Licht, mit oder ohne Spieluhr-Muſik, in großer Geſellſchaft, oder unter etlichen wenigen Bekannten, auch allein, deßgleichen nackend oder in Badmänteln baden. Die Kleinen, die Mittleren und die Großgewachſenen, Jedes kann bis an den Hals unter Waſſer getaucht gehend baden. Auch wenn man ſich mit der Bruſt auf ein Schwimmkiſſen, die daſelbſt für mehrerley Schwimmformen aufgehängt ſeyn ſollen, legt, ſo kann Jedes (auch des Schwimmens Unkundige) ſchwimmen, ſomit den Körper in die nützliche Thätigkeit ſetzen. Die auf dieſe Art ſchwimmenden können bey dem blos für die Körpertiefe von 4 bis 5 Fuß bemeſſenen Waſſerſtand in keiner Gefahr des Untertauchens ſeyn. Das Abwechſeln vom Schwimmen, Gehen und Sitzbaden ſtehet ſomit in Jedes Willen und Laune. In Abſicht des Schicklichen, Bequemen und Gemächlichen tritt Jedes von dem Andern ungeſehen, bis an den Hals mit dem Körper unter dem Waſſer getaucht, in das Geſellſchaftsbad und in die Separatbäder ein. Jedes kleidet ſich in einem meublirten heitzbaren Kabinettchen aus und an, kann nach dem Baden auf der Schiffgallerie oder am Ufer promeniren, und ſoll auch Sauerwaſſer und Anderes nach ärztlicher Vorſchrift erhalten können.

In einer beygehängten ſchnellrudernden Fähre können auch geſellſchaftliche Waſſerluſtfahrten, ſelbſt gegen den Strom, gemacht werden.

In ſtiller See, auf ruhigen Teichen und Flußſtellen kann mit einer beſondern Vorrichtung gleichfalls mit der Waſſeranſtrömung gebadet werden.

Künſtliche See- oder ſalzhaltige Bäder können ſelbſt auf gemeinem Teich- und Flußwaſſer hierin bereitet werden. In dem Schaukelbade wird die badende Perſon, in einem Seſſel ſitzend, ſchnell durch das Waſſer vor- und rückwärts geſchleudert. Sie wird dadurch in eine Wechſelwirkung des Waſſers, der Luft, Wärme und Lichtmaterie mit dem Badkörper geſetzt, und ſomit (verſteht ſich in warmer Sommerzeit) in abwechſelnder Berührung eine organiſche Erregſamkeit unterhalten.

Da das Baden in Flüſſen und im Seewaſſer nur von warmer Sommerwitterung begünſtigt wird, ſo können auch da, wo keine Badhäuſer für gewärmte Bäder in kühler Witterung beſtehen, nebenbey Badwannenbäder errichtet werden.

Das wohlfeilere Baden iſt eine nothwendige Berückſichtigung zur allgemeineren Badbenutzung, und hauptſächlich zur Befriedigung des geringvermöglichen Volkstheiles, der in allen Ständen am zahlreichſten untermiſcht iſt, beym hochgeſtellten Badepreis keinen, oder nur ſeltenen Antheil an dieſem wohlthätigen, geſundheitsdienlichen Badevergnügen nehmen kann, und ſomit die arme Volksklaſſe der nützlichen Körperreinigung, welche ihr am nöthigſten wäre, entbehren muß. In dieſen Fluß- und Seebädern koſtet das Baden ein Geringes, die Perſon nur einige Kreuzer, wenn die Bankapitalszinſen nebſt den Badewartungskoſten gedeckt werden ſollen, und ein lohnender Erwerbs-Ertrag darüber zum Profit bleiben ſoll, worüber für derley Unternehmer eine Berechnung von dem Erfinder dieſer Badgeſtaltung nachgewieſen werden kann.

Wer die Bevölkerungs-Tabellen der volkreichen Städte durchblickt, kann wahrnehmen, wie viele Tauſende Geringvermöglicher in denſelben dieſe von vielen Ärzten oft empfohlene Fluß- und Seebadanſtalten entbehren und ungereinigt bleiben müſſen, welche viel geſünder, und für das Geſammtwohl wirkſamer ſeyn konnten! Ein Badeſchiff für Arme liegt auf der Donau bey Wien.

Eine Fortſetzung über die zweckmäßigſte Badeinrichtung in den Stadt- und Ortsbadhäuſern der warmen Waſſerbäder, der Hausbäder, der Kranken-Anſtalten und Kunſtbäder, der Dunſtbäder, überhaupt derer, welche die Balneotechnik verträgt und für nützlich erheiſcht, wird, nachdem zuvor die Anlage eines Fluß- oder Seebades nach obiger Geſtaltung beſtehend geworden iſt, und beſchrieben angezeigt werden kann, derſelben Beſchreibung beygegeben erſcheinen.

Wilhelm Glenk.

Anm. d. Red. In Nr. 76, 2ten Jahrg. vom 17ten Juny 1820, und Nr. 62 des Converſationsblattes ſind mehrere gemeinnützige Erfindungen des Verfaſſers dieſes Aufſatzes nachzuleſen.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Auf dem k. k. Hoftheater nächſt der Burg wurde den 16. d. M. zum erſten Mahle aufgeführt: Der Sekretär und der Koch. Ein Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach dem Franzöſiſchen des Scribe.

Das Stück iſt auf einem Mißverſtändniß angelegt, und dieß beruht auf der Verwechslung zweyer Perſonen, die der Graf von St. Phar für ſeine Hausdienſte braucht. Ganz natürlich iſt das ein Sekretär und ein Koch. Der Intendant des Grafen bemüht ſich, die Stellen zu beſetzen; ein Freund des Hauſes, Baron Sauvecourt, deſſen Sohn in der Provinz die junge Gräfinn ſah, in die er ſich verliebte, ſo wie ſie in ihn, und den der Vater in Paris vermuthet, wo er ohne Zweifel die Gelegenheit benutzen wird, um in die Nähe ſeiner Geliebten zu kommen, rekommandirt dieſen für die erledigte Sekretärs-Stelle, und Spaſſes halber zugleich einen Koch, den er vor Kurzem aus dem Dienſt gejagt. Auch die Comteß Eliſe empfiehlt ſehr dringend einen Sekretär, und wie man leicht denken kann, den Geheimſchreiber ihres Herzens. Der Koch meldet ſich zuerſt, und der Intendant hält ihn für den Sekretär, das muß er ſeyn und bleiben, er mag wollen oder nicht. Der junge Menſch langt ebenfalls an; der muß ohne Umſtände für den Koch paſſiren. Beyde vertauſchen nun ihre Geſchäfte. Komiſch iſt die Sache allerdings. Jeder macht ſich nun an ſein erſtes Probeſtück; weil es aber keinem von der Hand will, ſo übernimmt jeder, um dem Andern zu helfen, ſein eigenes wieder. Der Graf kommt endlich dazu, und da er von dem Abenteuer der jungen Liebhaber unterrichtet worden, ſo nimmt er den Koch, dem die komiſche Perſon des Stückes aufgegeben iſt, abſolut wieder für den Secretär, ſtellt ſogar ein Examen mit ihm an, wobey dieſer ſich ſo linkiſch wie möglich benimmt, denn darauf iſt der Spaß angelegt, und bringt auf dieſe Weiſe gute Wirkung hervor. Die wohlgerathene Elaboration, die er in Händen hat, überzeugt ihn nichts deſto weniger von ſeiner Geſchicklichkeit, und er verſpricht ihm ſeine Tochter zur Frau, in der Meinung nämlich, es ſey der junge Baron. Wir ſind nun bey der Entwicklung, die ſehr einfach iſt, daher wir auch in aller Kürze nur bemerken, daß der Baron Sauvecourt ſeinen entlaſſenen Koch endlich erkennt, und auch ſeinen herumſchweifenden Sohn. Beyde kehren in ihren vorigen Stand zurück, und was aus den jungen Leuten wird, das verſteht ſich von ſelbſt.

Wir haben in die Mittheilung des Inhalts die Hauptbemerkungen eingeſtreut, es iſt wenig nachzuhohlen. In Paris machte dieſe Poſſe (denn für ein ächtes Luſtſpiel kann es nicht gelten) unverhofftes Glück auf eine ungewöhnliche Weiſe. Man ſieht es nämlich auf den erſten Blick, daß hier ſtarke örtliche Beziehungen zum Grunde liegen. Dieſe, ſcheint es, und das treffliche Spiel, verſchafften dem Stück ein ſolches Intereſſe, daß es in der Folge einige vierzig Mahl wiederhohlt werden konnte. Das Produkt hat übrigens nur den Werth der Komik, die aus der Verwechslung hervorgeht. Mit treffenden Zügen und leichter Hand iſt jedoch auch die Gourmandiſe und die Gaſtromanie berühret, wie überhaupt dieſer Theil, der in den Mittelpunkt der Handlung fällt, mit derjenigen Feinheit entwickelt worden, die den Franzoſen auch in ihren Vaudeville's und Poſſen eigen iſt. Die Scenen gehen raſch; da der Stoff aber an ſich mager iſt, ſo kann man doch nicht über Kürze klagen. Ohne das Original zu kennen, darf man die Überſetzung treu nennen.

Der Koch wurde mit dem beſten Erfolg dargeſtellt, und mit einer Geſchicklichkeit durchgeführt, die auf deutſchen Bühnen nichts zu wünſchen übrig läßt.

Vorher ſahen wir das alte Schröder'ſche Luſtſpiel: Der Fähndrich. Herr und Mad. Müller, vom großherzoglich badiſchen Hoftheater in Mannheim, gaben erſterer den Baron Harrwitz, letztere die Sophie als Gaſtrollen.

Die Darſtellung des Barons hat immer für eine bedeutende Aufgabe gegolten. Der Darſteller entwickelte den Charakter mit vieler Natur, wie man zu ſagen pflegt, die bekanntlich nicht immer mit der Wahrheit verwechſelt werden darf. Einige Hauptmomente geriethen auf dieſe Weiſe gut. Aufbrauſender hätte der Charakter gleich von vorn herein auf jeden Fall genommen werden müſſen. Das Ganze ſprach an, wie es da zu erwarten ſteht, wo man noch immer an die Darſtellung der guten alten Familiengemählde, im angemeſſenen Charakter, gewohnt iſt.

Sophie gibt einer Schauſpielerinn bloß Gelegenheit, im Fache bürgerlicher Liebhaberinnen ſich in einem gefälligen Umriß darzuſtellen, was hier wirklich auch geſchah. Es wird künftig mehr von dieſer Gaſtſpielerinn zu ſagen ſeyn, wenn wir in einem der nächſten Blätter ihre frühern Gaſtrollen kurz zuſammenfaſſen.

(Dieſer Nr. liegt die nov. Beylage VI. bey.)

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625) wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k. k. Poſt 11 fl. W.W. halbj. Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Beylage zur allgemeinen Novelliſtik.

VI.

(Zu Nr. 41 des Converſationblattes 1821.)

Allgemeiner theatraliſcher Anzeiger.

Im k. k. Burgtheater wird Shakeſpears Macbeth neu einſtudirt. Hr. Anſchütz und Mad. Schröder werden die Hauptrollen geben

Das Trauerſpiel: Don Gutierre, nach Calderon von unſerem verdienſtvollen Weſt, wurde in Hamburg mit verdientem Beyfall wiederhohlt gegeben. Hr. Kühne als Gutierre und Hr. Schwarz als König genügten, nicht ſo Mad. Lebrün als Donna Mencia. — Houwalds: Fluch und Segen, gefiel ſehr; auch ein kleines Luſtſpiel von Caſtelli: Der Weibertauſch, wurde beyfällig aufgenommen.

Das Hoftheater zu Kaſſel ſoll nach dem Willen des neuen Churfürſten zu einer bedeutenden Höhe erhoben werden; zu welchem Zwecke bereits anſehnliche Summen angewieſen und Unterhandlungen mit tauglichen Subjekten angeknüpft ſind.

Madame Neumann, vom großherzogl. badenſchen Hoftheater, welche wir im verfloſſenen Jahre auf dem k. k. Burgtheater, und früher im Theater an der Wien geſehen haben, gibt gegenwärtig in Berlin mit großem Beyfall Gaſtrollen; doch ſoll, wie Berliner Recenſenten behaupten, dieſer Beyfall nicht ſowohl ihrem Kunſttalent als vielmehr ihrer Schönheit gelten; die jungen Elegants dagegen erheben ſie zu den Wolken, nur ſcheint ihnen der Herr Gemahl keine erfreuliche Zugabe, ein Punkt, worin alle Parteyen übereinſtimmen.

Das neue Schauſpielhaus in Berlin ſoll zwiſchen dem 20. und 25ſten dieſes Monats eröffnet werden; ob Kinds Oper: Die Jägerbraut, Göthes: Iphigenia, oder Houwalds: Bild zur erſten Vorſtellung gewählt wird, iſt noch nicht bekannt. — An Spontini's neue Oper: Olympia, welche in dieſen Tagen zum erſten Mahle gegeben wird, ſind 20,000 Thaler verwendet worden.

Herr Korntheuer hat Peſth verlaſſen, und gibt gegenwärtig in Brünn mit günſtigem Erfolg Gaſtrollen. Weniger glücklich iſt dagegen Mlle. Huber, ehemahls am Theater an der Wien, die, außer als Sabine im abgebrannten Haus, in keiner ihrer übrigen Gaſtdarſtellungen große Senſation zu erregen vermochte. Auch die aus Peſth angekommene Sängerin Mad. Bianchi, macht wenig Glück.

Unter die empfehlungswertheſten Werke der neueſten Zeit gehört auch die bey Didot in Paris erſcheinende: Galerie des Oiseaux du Cabinet d'Histoire naturelle du Jardin du Roi, wovon bereits ſieben Hefte — und zwar fünf im Jahre 1820 und zwey im Jahre 1821 erſchienen ſind. Das Werk iſt in 4to; jeden Monat erſcheinen zwey Hefte, jedes Heft enthält vier Abbildungen von Vögeln, nach der Natur gezeichnet von Paul Oudart, Schüler des van—Speandonk, mit beygegebenem erklärenden Texte. Die Bilder ſind lithographirt und vortrefflich colorirt. Die Natur iſt auf das Täuſchendſte nachgeahmt, ſo zwar, daß man ſagen kann, dieſes Werk übertrage den gefiederten Sänger-Chor auf das Papier. Man kann ſich davon uberzeugen, wenn man die erſten ſieben Hefte in der Verlagshandlung dieſer Blätter beſehen will. Der ſehr mäßige Preis fur alle ſieben Hefte iſt 15 fl. 24 kr. C. M.

Ueberſicht der ruſſiſchen Literatur. Lebende Schriftſteller beyläufig 350, wovon die meiſten dem Adel angehören.

In der größten ruſſiſchen, aus Originalien beſtehenden, Bibliothek der Akademie der Wiſſenſchaften zu St. Petersburg — befanden ſich im Jahre 1800 etwa 3000 gedruckte Nationalwerke, worunter 105 Romane. Seit der Zeit ſtieg die Schreibſeligkeit ſo, daß im vorigen Jahre ſchon 8000 Werke in ruſſiſcher Sprache gedruckt waren. Ueberſetzungen ſind noch immer das meiſte, was die ruſſiſchen Gelehrten und Schriftſteller liefern; Schauſpiele und Romane vorzüglich werden übertragen. Kritiſche Blätter oder Literaturzeitungen erſcheinen zu Moskau in ruſſiſcher und zu Wilna in polniſcher Sprache. Journale zählt man im ganzen Reiche zwanzig; von dieſen kommen zehn nebſt zwey Zeitungen auf St. Petersburg, acht nebſt einer Zeitung auf Moskau, eins auf Kaluga und eins auf Riga (in deutſcher Sprache); Moskau hat jetzt neun Buchhandlungen und zehn Buchdruckereyen; St. Petersburg aber ſieben Buchhandlungen und funfzehn Druckereyen; Wilna eine Buchhandlung und fünf Druckereyen; Reval eine Buchhandlung und zwey Druckereyen; Dorpat eben ſo viel, wie auch Charkow. Im ganzen Reiche gibt es acht bis neun Schriftgießereyen. Zur Kenntniß des älteren Zuſtandes des Bucherweſens in Rußland dient weſentlich Backmeiſter's ruſſiſche Bibliothek zur Kenntniß der Literatur in Rußland. 11 Bände. Riga (Leipzig) 1774 — 83.

— rh —

An einem ſchwülen Sommerabende bemerkte Herr Johnſon zu Wetherby in Schottland, daß die Blume der bekannten Tuberoſe (Polyanth. tuberosa) leuchtete. Bey näherer Betrachtung fand er, daß drey Blüthen, die ſchon zu welken anfingen, kleine Funken von einem trüben Lichtgelb mit großer Geſchwindigkeit ununterbrochen ausſtießen, und daß dabey ſich ein ungewöhnlich ſtarker, beynahe unangenehmer Geruch verbreitete. Daß die Funken duftend waren, ließ ſich unterſcheiden; bey aller Aufmerkſamkeit konnte jedoch kein Kniſtern, wie vom elektriſchen Licht, dabey bemerkt werden. Edinburgh-Journal VI. 415.

— rh —

Das Ordenshaus Marienburg in Preußen. Königsberg 1821. Von der Marienburg ging ein neues Leben für Preußen aus. Dort wurde des Landes Heil und Gedeihen, der Städte Wohlfahrt und Blüthe in den Kapiteln des Ordens, in den Verſammlungen der Gebietiger beſprochen und berathen. Von dort aus ergingen an die Verwalter der Provinzen, an die Komthure der Ordenshäuſer alle Befehle und Verordnungen. Von dorther bekamen die Städte ihre Verfaſſungen, Freyheiten und Vorrechte. Dorthin gingen die Klagen gedrückter Unterthanen, und von dort aus kam ihnen Hülfe und Erleichterung. Von dort aus wurden die Leidenſchaften der Ritter gezähmt, die den Geiſt und die Pflicht ihrer Brüderſchaft vergeſſend entarteten, und irdiſchen Gewinn und weltliche Lüſte höher hielten, als frommen Wandel und Ehrbarkeit der Sitte. Für ſolche war die Marienburg ein ſtrenger Gerichtshof, vor welchem Mancher gezittert hat. Es war kein gemeines Winkelgericht, wo nur Leidenſchaft und Willkür entſchieden, wie es Deutſchland um dieſelbe Zeit wohl hie und da in ſeinen Gauen ſitzen ſah. Es waren vielmehr Gelehrte, des Rechts kundige und edelgeſinnte Männer, die in Marienburg des Rechts pflegten; denn die Geſchichte berichtet: der väterlichſtgeſinnte der Hochmeiſter, der biedere Winrich von Kniprode, habe verordnet, daß in jedem Ritterhauſe durchs ganze Land hindurch wenigſtens zwey Gelehrte ſeyn ſollten, deren einer den Glauben, der andere, das Recht lehrte. — rh —

Laſcy's (Lacy) Vater war ruſſiſcher Feldmarſchall. Der Sohn focht in der Schlacht von Lowoſitz (der erſten des ſiebenjährigen Krieges, am 1. Oktober 1756) als Oberſter an der Spitze ſeines nach eigenen Ideen gebildeten und erzogenen Regimentes mit ſeltener Geiſtesgegenwart und Tapferkeit, und empfing eine ſchwere Wunde. Feldmarſchall Brown, gern das Verdienſt ſeines ruhmwürdigen Schülers und langjährigen Waffengefährten anerkennend, ſchrieb der Kaiſerin: Ohne Lacy wäre an dieſem Tage Alles verloren, ohne ſeine Verwundung aber wäre Alles gewonnen geweſen. Darauf wurde er in ſeinem 31ſten Jahre zum General erhoben.

Chriſt. Niemeyer.

Ueber Wolle im Allgemeinen ꝛc. von John Luccock. Leipzig 1821. Wir ſind ſo daran gewohnt, die Wolle als das ausſchließliche Erzeugniß des Schafes zu betrachten, und zwar als das beſondere Kennzeichen dieſer Thiergattung, daß derjenige, der uns ſagt, dieſe Meinungen ſeyen nicht wohlbegründet, einigermaßen in den Verdacht geräth, als wolle er uns mit Mährchen beluſtigen oder verſuchen, wie weit ſich unſere Leichtgläubigkeit erſtrecke Wenn ein Schaf, was niemahls Wolle trug, zufällig unſere Aufmerkſamkeit auf ſich zieht, ſo nehmen wir es für ein Thier, in deſſen Bildung die Natur von ihrer feſten Bahn abgewichen iſt. Mit welchem Mißtrauen aber auch ſolche Nachrichten aufgenommen werden mögen, ſo iſt es doch eine außer allen Zweifel geſetzte Thatſache, daß es Schafe gibt, die auf ihren Rücken gar keine Wolle haben, ſo wenig wie der Hirſch, oder Windhund. In jeder andern Hinſicht ſind ſie wahrhafte und eigentliche Schafe. Doch haben die meiſten Schafe, denen die Wolle fehlt, eine Art Pelz. Bisweilen ſtarren ſteife, kurze und dunkle Haare aus der Haut in beträchtlichen Zwiſchenräumen von einander, etwa wie die Borſten beym Schweine, und laſſen dazwiſchen die Fleiſchfarbe der Haut erblicken; andere haben einen groben, doch glatteren Pelz, deſſen ſeidenartiger Glanz zum Befühlen einladet, und welcher unter der Behandlung eines morgenländiſchen Schäfers eine Dichtigkeit bekommt, wie kaum dergleichen bey unſern gut geputzten Pferden ſich findet. Schafe dieſer Art finden ſich in einem großen Theil der Tartarey. während die von einem rauheren Aeußeren in Afrika, Oſtindien und im Chineſiſchen Reich verbreitet ſind.

— th —

Herr Chevanard in Paris verfertigt Teppiche von dem Abgang der Wolle und dem Geſpinnſte durch eine Art von Fachboden, die mit Leim verbunden und wie Cattunpapier gemahlt und gefirnißt werden. Sie widerſtehen der Feuchtigkeit und Reibung Jahre lang, und können mit einem Schwamm leicht gereinigt werden. Der Quadratfuß koſtet 30 bis 85 Centimen. M.

Das Erbauungsbuch des Thomas à Kempis, über die Nachahmung Chriſti, iſt nicht weniger als 1800mahl gedruckt worden. Es iſt in alle abendländiſche Sprachen, und auch in das Arabiſche überſetzt worden. M.

Kürzlich iſt die in Antiochia aufgefundene ſilberne Medaille, auf welcher ſich das Bild des Demetrius I. Soter, Königs von Syrien, in Verbindung mit einem weiblichen Kopf befindet, nach Paris gebracht worden. Herr von Hauteroche behauptet in ſeinen Essais et conjectures, daß jener Frauenzimmerkopf Laodice, die Gemahlin und Schweſter des Demetrius ſey. M.

Von dem kürzlich zu Paris im Duell gefallenen Wechſelagenten Manuel erzählen öffentliche Blätter folgende unverbürgte Anekdoten: Bey der dritten Niederkunft der Frau ſeines Buchhalters ſagte er dem fröhlichen Vater, der ihm das häusliche Ereigniß ankündigte: Da ſehe ich weiter nichts als eine Laſt mehr für Sie. Schreiben Sie auf Ihre Gehaltrechnung eine Zulage von 2000 Franken vom Tage der Schwangerſchaft ihrer Frau. — Als im Jahre 1814 die verbündeten Mächte gegen Paris vorrückten, fielen Staatpapiere und Bankaktien dergeſtalt, daß ſie Ende März 480 Franken ſtanden, Mitte April waren ſie aber wieder auf 1200 Franken geſtiegen. Ein Mäkler erwähnte der Verzweiflung eines Mannes, welcher die ſeinen um den geringeren Preis verkauft hatte, ſeinen Kindern einen Nothpfennig zu retten. Hat er Kinder? frug Manuel: ja, mehrere, erwiederte der Mäkler. Sagen Sie dem Familienvater, verſetzte Manuel, daß ſeine Aktien noch unverkauft in meinem Pulte liegen, und daß er komme, ſie zurückzunehmen. — Viele Wechſelagenten geriethen durch die Zeitumſtände in große Verlegenheit, die Korperſchaft derſelben beſchloß, ihnen durch Vorſchüſſe unter die Arme zu greifen, jedes Mitglied nach ſeinen Kräften. Am beſtimmten Tage übergab Manuel 420000 Franken, mit den Worten: das iſt Alles, was ich aufbringen konnte. M.

In England hat man neue Paketboote errichtet, die diagonal gebauet ſind und ſo gut fahren, daß man ihren Gang nach Stunden wie bey der Poſtkutſche berechnen kann. Ein jedes ſoll jede Stunde dreyzehn engliſche Meilen machen. M.

Nicht bald iſt ein beſſer getroffenes Portrait erſchienen, als jenes Seiner Excellenz des Herrn Joſeph Karl Grafen von Dietrichſtein u. ſ. w. Landmarſchalls, welches im lithographiſchen Inſtitut zu haben iſt. Lanzadellis herrliches Talent feyert in dieſem Portraite ſeinen Triumph. — a —

Am Fluſſe Wabaſch, 23 Miles von Princetown in Nordamerika, befindet ſich eine anſehnliche Colonie deutſcher Ausgewanderten, welche unter Hrn. Rapp aus Würtemberg, dem ſie, wie einem Patriarchen, einmuthig die Oberherrſchaft anvertraut haben und pünktlich in Allem gehorchen, glücklich und zufrieden lebt. M.

Nächſtens wird hier ein lithographiſches Werk erſcheinen, auf welches wir das Publikum beſonders aufmerkſam machen zu müſſen glauben. Es führt den Titel: Original-Zeichnungen von den vorzüglichſten Künſtlern der öſterreichiſchen Monarchie. Wir haben die fünf erſten Blätter dieſes ausgezeichneten Werkes geſehen, und dürfen verſichern, daß hier Vortreffliches zu erwarten iſt. Eine ausführlichere Beleuchtung verſparen wir uns auf die Zeit, wo das Werk erſchienen ſeyn wird, und beſchränken uns darauf, den Inhalt der beyden erſten Hefte anzuzeigen. Erſtes Heft. Nr. 1. Allegoriſches Eingangsblatt. Herzog Leopold der Heilige knieend, über ihm der Genius von Öſterreich, von L. F. Schnorr von Karolsfeld (Papierumdruck mit einer Thonplatte). Nr. 2. Landſchaft vom Monde beleuchtet, von Joſ. Fiſcher. (Papierumdruck mit einer Thonplatte. Nr. 3. Ideale Landſchaft, von J. Alt (Kreidezeichnung ohne Thonplatte.) Nr. 4. Saul läßt durch die Hexe von Endor den Schatten Samuels erſcheinen, von J. Schindler (mit zwey Thonplatten). Zweytes Heft. Nr. 1. Eine blinde Bettlerinn, von Joh. Höchle d. Ä. (mit einer Thonplatte). Nr. 2. Ideale Landſchaft, von J. Schindler (mit einer Thonplatte) Nr. 3. Architektoniſche Zeichnung von de Pian (mit einer Thonplatte). Nr. 4. Ein öſterreichiſcher Kavalleriſt auf dem Wachtpoſten vor einer alten Kirche. Nachtſtück von J. Höchle d. J. (Papierumdruck mit einer Thonplatte). Von dieſen Piecen haben wir die Nrn. 1, 2, 3, 4 und 6 geſehen; ſie ſind durchaus meiſterhaft zu nennen, und ein neuer Beweis des regen Vorwärtsſchreitens der Lithographie in Öſterreich. Das Werk erſcheint auf Pränumeration für den Preis von 4 fl. Metallmünze per Heft bey Artaria und Comp. Wird in demſelben Geiſte fortgearbeitet wie begonnen, ſo wird daſſelbe eine Zierde jeder Kunſtſammlung bilden, und ſich dem Beſten, was die Lithographie des Auslandes bisher lieferte, an die Seite ſtellen dürfen.

— hm —

Redacteur, Drucker und Verleger wie bey dem ganzen Blatte.

Conversationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

42.

(Wien, Samstag den 26. May.)

Der Demant.

Unter eines Stromes Wellen,
Der ſo hell und ſpiegelklar
Wie der blaue Äther war,
Deſſen Sterne man mag zählen,
Lag auf tiefem Grund verbannt
Ein gar köſtlicher Demant.

Kam ein Jüngling hergezogen,
Sah den Demant, der ſo tief,
Wie ein fernes Sternlein, ſchlief
Unter den kryſtallnen Wogen,
Blickt mit Sehnſucht wohl hinab
Und mit Schauder in ſein Grab.

»Ach, die lauten, böſen Wellen!
Wärſt du mein, war du allein,
Königlicher Edelſtein!
Aber ach, die böſen Wellen!« —
Drauf zog er mit trübem Sinn
Von dem hellen Sternlein hin. —

Kam ein anderer Geſelle
An dem klaren Strom daher,
Froh hinunter blicket er
In das Spiel der lichten Welle.
Unter Wellen, tief und klar,
Wird der Stein ihm offenbar.

»Reicher Stein,
Du biſt mein!«
Springt hinunter tief,
Wo das Sternlein ſchlief,
Rudert mächtig, ohne Zagen,
Wie ihn ſanft die Wellen tragen!
Bringt es bald zu Tag herauf,
Lebte wie ein König drauf.

Franz Eduard von Hermann.

* * *

Gleichniſſe und Vergleichungen.

Mitgetheilt von Georg von Gaal.

Wenn der junge Wein milde, ſüß und lieblich ſchmeckt, läßt ſich ſelten ein kräftiges Getränk von ihm erwarten, verräth er aber herben Geſchmack und Derbheit, ſo wird einſt ein herrlicher Trank daraus. Eben ſo verhält es ſich mit Kindern. Aus weichlichen, ſtillen Knaben werden ſelten große Männer.

Wenn ſich ein Schmeichler irgendwo einniſtet, ſo ſucht er vor allen die wahren und echten Freunde des Hauſes zu verſcheuchen, um ſich ſodann deſto leichter geltend machen zu können. Eben ſo that jener ſchlechte Mahler, welcher ein Paar Hähne darſtellte, und, da dieſe gar ſehr mißlangen, alle Hausvögel aus ſeinem Hofe vertreiben ließ, damit durch die Gegenwart derſelben ſein elendes Gepinſel nicht zu Schanden würde.

Die meiſten Schmeichler ſind kraft- und gehaltlos, wie die Kopfkiſſen der Weiber, ſie dienen weiter zu nichts, als einen Weichling deſto leichter einzuſchläfern.

Das Leben der Ehrgeizigen gleicht jenem der Schauſpieler. Man weiß nichts von allem ihren Thun und Treiben, als was ſie auf der Bühne zur Schau ſtellen. Sie unternehmen nichts Erhebliches, ohne eine gaffende Menge um ſich her zu wiſſen.

Der Schmeichler unterſcheidet ſich vom Affen dadurch, daß er durch geheuchelte Menſchlichkeit wirklich Menſchen fängt; der Affe hingegen durch Nachahmung menſchlicher Handlungen und Geberden gefangen wird.

Schmeichler ſind wie Waſſer in einem Gefäße, ſo lange daſſelbe aufrecht ſteht, ſind ſie ganz guter Dinge. Wirft aber das Schickſal einen Stein darein, ſo ſpringen ſie plötzlich heraus, neigt, oder ſtürzt wohl gar ein Unfall das Gefäß, ſo läuft die Fluth bis auf den letzten Tropfen heraus.

Wie ein vorüber rinnendes Waſſer keine eigentliche Farbe hat, und nur jene ſeines Bettes durchſcheinen läßt, ſo hat auch ein charakterloſer Menſch nichts Eigenthümliches.

Wie ſchlechte Mahler gewöhnlich auf die Nebendinge und unerheblichen Gegenſtände in ihren Schildereyen, als Falten, Runzeln, Warzen und Auswüchſe ihre meiſte Sorgfalt wenden, ſo ſchmeicheln Verdienſtloſe den Laſtern und Leidenſchaften der Mächtigen, weil ſie ſelbſt gemeine Naturen ſind, und ſich zu nichts Edlem erheben können.

Wie die lieblichen Weiſen eines ſchönen Geſangs noch lange im Gehöre des Hörers bleiben, und zuweilen noch nach vielen Tagen ſich wieder zu erneuern ſcheinen, ſo klingen die holden Worte eines Schmeichlers noch lange in unſerem Innern nach, und erwecken nicht ſelten eine gewiſſe Sehnſucht ſie wieder zu hören.

Schmeichler verhalten ſich eben ſo zu wahren aufrichtigen Freunden, wie Glas zu Kryſtall, und Meſſing zu Golde; nur Schein und Farbe ſind es, wodurch ſie einander ähnlich werden.

* * *

Mittheilungen aus einem Tagebuche meiner Reiſe von Salzburg nach Innsbruck zur Huldigungsfeyer Tyrols im Jahre 1816.

Von Dr. Aloys Weißenbach,
kaiſerlich-königlichem Rathe.

(Schluß von Nr. 41.)

Schwatz den 26. May 1816. Morgens 7 Uhr.

Wir haben unſere Abreiſe etwas ſpäter feſtgeſetzt, theils weil wir bis Mittag leicht das Ziel unſerer Reiſe erreichen; theils weil jeder von uns beyden dennoch Luſt bekam, ſeine Erinnerungsplätze aufzuſuchen; denn auch der Major hatte an dieſem Orte ſeine Knabenjahre verlebt. Ich ging über die Brücke des Inns, und ſtieg den Weg zum Kloſter **Viecht** hinauf. Zu jener Zeit hatte der Krieg das ſchöne Stift zum Feldſpitale, der darauf erfolgte Friede zur öden Stätte gemacht. Ich ſuchte das Zimmer auf, in welchem ich vor zwanzig Jahren gewohnt hatte; ein Sohn des Thorhüters eröffnete es mir; ich fand noch das Neſt, das die Schwalben damahls über meinem Haupte ſo vertraulich gebaut hatten; »ſie kommen nicht mehr«, ſagte der Knabe, »die Schwalbe mag nicht einziehen, wo die Menſchen weggezogen ſind; und gehen die Schwalben fort, dann kommen die Fledermäuſe.« Im Munde des Volkes hat jede Sage Bedeutung. Für die Regierungen, die die Schwalben um Fledermäuſe ausgetauſcht haben, wäre der Spruch dieſes Knaben vor dreyßig und zwanzig Jahren etwas werth und ſogar prophetiſch geweſen.

Bey meiner Zurückkehr holte mich ein anderer Knabe ein; der, ein bedecktes Vogelbauer in der Hand, den Hohlweg herunterlief. »Herr, kauf mir den Vogel ab«, redete er mich an; »er ſingt gar ſo fein, lieblicher als Nachtigall, Amſel und Lerche!«

Wie heißt der Vogel?

Steinrödel! o ſchau ihn an, wie er ſchön iſt an Kopf und Gefieder!

Wo haſt du ihn gefangen?

Mit den erſten Sonnenſtrahlen war ich heute ſchon auf dem Berg oben, und der Vogel in meinem Geſtelle. Siehſt du dort, hoch oben, wo der Lerchenwald endet; im einſamen Geklüfte, wo von den Steinwänden Stauden mit duftigen Blüthen, ſchattigem Laub und ſüßen Beeren niederhangen; wo der toſende Bergbach mit ſeinem Giſcht die brütende Mutter badet; wo der Menſch nicht hinkommt, ſind ſie daheim!

Hier nahm ich das Bauer aus den Händen des Buben, und rief zum Vogel (es war der einſame Spatz, Passer solitarius) das tiefſinnige Wort **Schillers** hinein:

Auf den Höhen iſt Freyheit! der Hauch der Grüfte
Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte!
Die Welt iſt vollkommen überall,
Wo der Menſch nicht hinkommt mit ſeiner Qual.

Und jetzt öffnete ich ſein Gefängniß und entließ ihn. Der Vogel flog geraden Wegs wieder zu den Höhen hinauf, die mir der Junge als ſeine Heimath bezeichnet hatte. Es war May, der Monath der Singenden und Liebenden, dieſer hatte dort eine Braut beſtellt, oder ein Neſt zu bauen, und bald das tägliche Brot für hülfloſe Jungen zu ſuchen. Ich konnte ihn nicht mit auf die Reiſe nehmen, und in Schwaz iſt hundertjährige Trauer angeſagt; was ſollt' auch der Sänger im Kreiſe der Weinenden — ich ließ ihn fliegen.

Innsbruck, den 25. May 1816.

Da bin ich nun am Ziele unſerer Reiſe, in der Haupt- und Huldigungsſtadt meines Vaterlandes. Es ſind gerade neunzehn Jahre, daß ich ſie zum letzten Mahle ſah, und beynahe noch einmahl ſo lange, daß ich das erſte Mahl wegzog aus ihren Mauern. Du weißt, daß ich dort die Blüthenfeſte meiner Bildungszeit gefeyert habe; du wirſt es ſohin ſehr natürlich finden, daß ich bey meinem Einzuge allen Häuſern, Mauern und Plätzen Willkommen both, und die Menſchen dafür, wenn nicht achtungslos, doch ungeſehen vorüber ziehen ließ. Ich ward bloß eine mehr als gewöhnliche Bewegung und Regung auf den Plätzen und den Gäſſen, ſo wie in den Häuſern ſelbſt gewahr. Wir kehrten im Gaſthauſe zur Eiche ein, wo uns unſer gemeinſchaftlicher Freund, der geweihte Meiſter ſüßer Töne, Herr Oberlieutenant Gänsbacher, die Wohnung beſtellt hatte; eine Vorſorge die der außerordentliche Zuſammenfluß von Menſchen in dieſen feſtlichen Tagen nothwendig gemacht hatte, weil es außerdem ein Unterkommen zu finden, ſchier unmöglich geweſen ſeyn würde. Es wimmelt nun ſchon von Menſchen im Hauſe; und auf morgen iſt noch die Beherbergung einer Compagnie Landesſchützen aus dem Oberlande angeſagt. Ich darf mich ja prahlen damit, daß ich mit einer der Schaaren, die die Lorber auf den Höhen des ewigen Schnee's geholt hatten, unter einem Himmelsdache geboren und am Huldigungstage unter einem Hausdache geſchlafen habe. Wie freu' ich mich darauf, mein entfremdetes Leben an das ihrige zu rücken, und es wieder aufzufriſchen in der Vermiſchung mit den unbefleckten Naturen, die geradenwegs und friſch von den Bergen herunterkommen, auf denen ſie im Jahre 1809 unſterblich geworden ſind.

Wir kamen ſo ziemlich um die Mittagszeit hier an; mein erſter Ausflug noch vor Tiſche ging in die Franziskaner-Kirche, die man hier auch die Hofkirche heißt, und wohl mit Recht die Landeskirche nennen ſollte; denn wo ſonſt noch, in welchem andern mauerumſchloſſenen Raume ſprächen ſo viele Erinnerungen das tyroliſche Herz an? die Geſchichte des Vaterlandes ſteht dort in Erz gegoſſen; zwiſchen dieſen Bildſäulen kann der Tyroler nicht gehen oder ſtehen, ohne daß nicht ein geheimer Geiſterhauch aus den Viſiren und Panzern der hohen Geſtalten heraus ihm die Bruſt anwehte, und in der innerſten Tiefe des Herzens den Grundpuls des tyroliſchen Lebens auftriebe, und dieſer ſich ergöſſe in beyde Kammern, in alles Geäder, in das ganze Getriebe des Lebens. Das kunſtreiche Grabmahl eines der größten Menſchen, des Ritſers Maximilian I., dieſer plaſtiſche Theuerdank, dieſe ſteinerne Epopöe empfängt den Eintretenden, als eine feyerliche, auf ein großes Leben hinweiſende Einweihung; wie um daſſelbe zu beyden Seiten die Geſchichte von Tyrol in Metall gebildet ſteht, iſt ſie unten in der Gruft unter dem Altare, im Staub zerfallen aufbewahret. Mich ergriff es wahrhaft wunderbar, als ich eintrat und vortrat in den Kreis dieſer ewigen Denkbilder; ein Schauer durchfuhr mich, mir kamen die Worte in den Sinn, die ich in einem Gedichte (An mein Vaterland, Selam, Jahrg. 1815) über dieſe ehernen Erſcheinungen ausrief:

Wer ſind die alterthümlichen Geſtalten,
Die hier die fürſtliche Verſammlung halten,
Den ewigen Zuſammentritt aus Erz?
Ich ſtehe tief erſchüttert und verwundert;
Es greift aus jedem Bildniß ein Jahrhundert
Hernieder in das aufgeſchmolzne Herz.

Wenn auch dieſe Statuen in artiſtiſcher Hinſicht manchen Tadel erfahren haben; ſo üben ſie doch jedes Mahl eine nicht abzuwehrende Gewalt auf den Beſchauenden aus. Der Gebildete tritt mit einer Seele voll hiſtoriſcher Erinnerungen, der Einfältige mit einem empfänglichen Gemüth vor ſie hin. Schier ſcheint es, als ſey dem Metalle in ſolchen großen Formen eine heimliche Gewalt anvertraut; vielleicht gilt dem Stoffe ſein phyſiſches Recht, den electriſchen Funken kräftiger zu erfaſſen und wieder zu geben, auch äſthetiſch. Ich ging ſodann zur Treppe rechter Hand, die in die ſogenannte ſilberne Kapelle hinaufführt, um das Grab des unvergleichlichen Ferdinand und ſeiner geliebten Gattinn, der Welſertochter aus Augsburg, zu beſuchen. Das Marmorbild der entſchlummerten Fürſtinn bey der Treppe hielt mich wie ein Menſchen beſchwörender Geiſt an. Die ſchöne Philippine lebt, wie eine ſegenreiche Huldinn des Landes, im Mund und Herzen des geſammten Volks von Tyrol. Sage und Lied bewahren ihr Andenken in allen Hütten und Thälern. Dieſe holdſelige Herrinn iſt ſohin durch den Mund der Hirten, wenn nicht herrlicher, doch herzlicher verewigt worden, als der römiſche Auguſtus durch die Apotheoſe auf der berühmten Kamée, die in der kaiſerlichen Antikenſammlung zu Wien den Herrſcher vor dem Bildner niederwirft. Ich ſelbſt bin ſchon in meiner früheſten Zeit mit kindlicher Liebe dieſer Huldinn und Heldinn als dem Ideale zugethan geweſen. Lange habe ich daſſelbe, ein geheimes Kleinod, in meinem Herzen herumgetragen; immer darauf ſinnend, wie ich es dramatiſch beleben und mit meinem Schmucke angethan dem Vaterland vorführen könne. Die Sage, immer poetiſcher als die Geſchichte, da ſie ſich ja zu einander verhalten wie Ideales und Reales, kam meiner dichteriſchen Zeugungsluſt, eine höchſt gefällige Mutter, entgegen. Bekanntlich läßt ſie Philippinen, ein Opfer der Liebe und der Hofſchranzen, denſelben Tod ſterben, den Seneka ſich als Gnade von ſeinem Tyrannen ausbath. Die tragiſche Natur meines Stoffes war alſo auch in dieſer Beziehung geſichert. Perſönlichkeiten von idealer und wirklicher Würde, hiſtoriſcher und dramatiſcher Lebensfülle both mir die Zeit und der Hof Ferdinand's in Fülle dar. Dieſer Ferdinand ſelbſt, welche intereſſante Erſcheinung! wenn ich ihn nur mit einem Zehntheile ſeiner wirklichen Größe auf die Breterwelt gebracht hätte, er müßte über die meiſten Fürſten, die wir im Kothurnus ſchauen, hinausragen. Der junge Wallenſtein, als Edelknabe Philippinens, war auch eine Figur, in die etwas hinein zu legen und aus der etwas heraus zu erwarten war. Ich habe den meinen mit jenem Schillers, als ſeine Trilogie erſchienen war, den Knaben und Jüngling mit dem gewaltigen Heerführer und ſchrecklichen Manne aus meinen Papieren verglichen, und ihn, dem Stoffe nach, aus demſelben Guſſe und in der Form, ſo gefunden, daß jener Drache füglich aus meinem Ey hervorſpringen konnte. Jener hochfliegende Geiſt, jenes verſchloſſene, auf- und ausbrütende Gemüth, jener blindgläubige Aufblick zu den Sternen; alle die Lebenszüge des Helden, die in den Schiller'ſchen Dramen ſo muſiviſch heraufquellen, regen ſich in meinem Edelknaben, freylich, wie es wohl nicht anders von meiner beſchränkten Kraft zu fordern, nur in dem Verhältniſſe, in welchem der Embryo zu dem furchtbaren Rieſenleibe ſteht. Auch den Dr. Fauſt aus Mainz hatte ich anticipando (er kam erſt nach dem Tode der Philippine an den Hof nach Ambras) für meine Tragödie herausgenommen. Auf einmahl kam die hiſtoriſche Wirklichkeit und warf gleich einer liebloſen, erzürnten Gebietherinn meine dramatiſche Hauptfigur um. Aber in dieſem Marmorbilde fand ich mein Ideal wieder; es kam mir vor, als läge die zum Tode verurtheilte Fürſtinn in der Badwanne da; den Kreis der Blutrichter und Henker hatte das entfliehende Leben der Verblutenden zerſprengt, und ich vernahm ihr letztes Wort:

Mit meinen Adern habt ihr, Henker, auch
Mir meines Himmels Pforte aufgeſchlagen!
So habe Dank, du heimliches Gericht!
Mein Blut verrinnt, doch meine Liebe nicht!
Ich darf hinauf ſie zu den Sternen tragen!
Dort bin ich Fürſtinn, dorten gilt mein Stand,
Und alle Frauen werd' ich überragen;
Zwey Pulſe nehm' ich mit in jenes Land,
Die ſterben nicht: Tyrol und Ferdinand!

Ich war der einzige Zuſchauer bey dieſer Schlußſcene meines Trauerſpiels, und bin ſo hoffärtig zu geſtehen, daß ich durch mich ſelbſt ergriffen war. Ich ſtand noch in das tragiſche Gefühl verſunken vor dem Bilde, gleichſam den letzten Athemzug der Sterbenden und das Herabrollen des Vorhangs erwartend, als mich auf einmahl der Schall und Klang einer kriegeriſchen Muſik aus meiner phantaſtiſchen Anſchauung aufrüttelte. Sogleich fiel mir ein, daß jetzt die Compagnieen der Landesvertheidiger einziehen. Die Luſt zu ſchauen lockte mich vor die Kirche hinaus. So war es auch. Stromweiſe drängten ſich die Volksmaſſen gegen den Rennplatz; ich ließ mich mit fortreißen, und gewann bald freye Schau. Kompagnieen an Kompagnieen zogen an mir vorüber, aus allen Thälern des Landes, von allen Bergen herab; jeder die kriegeriſche Muſik, der aus dem Zillerthale die hirtliche Schalmey voran; hinter dieſer franzöſiſche Adler, baieriſche Fahnen und andere eroberte Trophäen;

aus der Mitte einer ſieben das Banner des Vaterlandes, der tyroliſche Adler, hoch hinauf in die Lüfte empor getragen; alle im feyertäglichen Gewande, wie ſie zur Kirche gehen; nur die Hauptleute in Schützenuniform, nur der Bravſte unter den Braven, der Maximus *) Speckbacher im Bortenhut, in Uniform des Stabsofficiers vom Jägercorps, der die Kompagnien anführte und jeder den Platz der Aufſtellung anwies; Schaar reihte ſich an Schaar, bis daß ſich endlich eine Heergaſſe bildete von der Vorſtadt Wildau bis an das Ende des Rennplatzes. Eine Legion ſtand da von zehntauſend Hirten, das Aufgeboth die Conſcription der Sturmglocke, der Heerbann eines großen Augenblicks; alle im grünen mit Ceder und Feder geſchmückten Hute, und keiner darunter, der nicht die eigne Herde auf die Berge hinauf und die fremde Horde von denſelben herab getrieben, und keiner, der ſeine Waffe mit dem Blute eines Wehrloſen befleckt, und keiner, der nicht die reine hirtliche Seele aus dem Sturme heraus gerettet hätte.

Dieſe Heergaſſe ſtand auch Zeuge bey dem Einzuge des Kaiſers. Es war Nachmittags gegen fünf Uhr, als ein Kanonenſchuß die Ankunft desſelben auf dem Schönberg verkündete; nicht lange, und das Geläute aller Glocken rief die Gegenwart der Majeſtät auf dem Weichbilde der Hauptſtadt aus, und jetzt der Jubelruf eines entzückten Volkes, der die Erſcheinung des Vaters in deſſen Mitte meldete in den Himmel hinauf. Die Strömung des Volkes fluthete immer in größeren Wogen auf den Rennplatz herein; immer brauſender erſcholl der Jubelruf; jetzt fuhr der kaiſerliche Wagen durch den Bogen; Euſtachius! welch ein Augenblick war dieß! das Entzücken eines ganzen Volkes hatte ſich in ihn entladen. Es hallt zwiſchen dieſen Bergen in die Ewigkeit hinein, wenn ein Volk in ungeheurem Schmerz oder in ſolcher Freude aufſchreyt. Ich konnte den Blick nicht wenden von dem Antlitze der Männer von 1809, als ſollt' ich in die Tiefe ihres Innern hinunterſchauen. In jedem Auge fand ich Thräne, Herz und Franz. —

Der Kaiſer ſtieg am erſten Thore der Burg aus dem Wagen; und blieb vor demſelben, von den Höchſten des Landes und ſeines Gefolges umgeben, ſtehen; jetzt hielt er Heerſchau über die getreuen Schaaren; ſie zogen mit fliegender Fahne und klingendem Spiel' an ihm vorüber; — das Entzücken war in die Glieder gedrungen, und wie ſie in den Tagen des Kampfes ohne Kommando in Gefecht und Tod für ihren Kaiſer gingen, traten ſie jetzt, trotz des Kommando, in der Stunde der Freude vor ihrem Kaiſer aus den Reihen, und riefen Juchhe! gen Himmel hinauf, daß die Berge wiederhallten. Männer in grauen Haaren hatte die Freude ſo ſehr verjüngt, daß ſie mit der Luſt und Kraft des Knaben aus Reih und Glied hervorſprangen, und dem geliebten Vater vorbey Räderſchlagend und in ſ. g. Burzelbäumen zogen. Der Fähnrich jeder Kompagnie ſtellte ſich, nachdem er den Kaiſer mit der Fahne begrüßt hatte, neben demſelben auf. In den Schwingungen der Fahnen über dem Haupte des Kaiſers kreiſte die Freude der Herzen in ſo tanzender Bewegung, daß mein Reiſegefährte eine derſelben mit der Hand von dem gekrönten

---

*) So hab' ich ihn getauft in Gegenwart einiger Offiziere, die ihm den Titel eines Majors nicht wollten gelten laſſen.

Haupte abhalten mußte. »Mein Gott!« rief der Fähnrich mit ſchmerzlichem Gefühle: »nur anrühren!« Er wollte nähmlich mit der Fahne ſeines Vaterlandes thun, was der fromme Wallfahrter mit ſeinem Skapuliere an dem heiligen Wunderbilde.

Jetzt war die Heerſchau vollendet; der Kaiſer ſtand, um ihn her die Fahnen des Vaterlandes; jetzt entfalteten ſie ſich auf einmahl alle, und deckten den gefürſteten Grafen von Tyrol zu! die Abendſonne vergoldete ihre Spitzen, und die Berge, und die Männer; die Frau Hütt*) war in eine Verklärung gefaßt und ſchaute auf dieſe Fahnenweihe herein und herab, als ſtände ſie der hohe Denkſtein dieſes ewigen Augenblicks! als wäre aus ihren Tiefen die Empfindung herauf und herausgequollen, die jetzt in jede tyroliſche Bruſt aufſchlug: das Gefühl des Nationalſtolzes!

Als die Heerſchau ſich aufgelöſt hatte, und die Kompagnieen in ihr Quartier zogen, begegnete ich auf dem Heimwege jener meines Geburtsortes (Telfs). Es waren nur wenige mehr darunter von den Geſpielen und Bekannten aus meiner Jugendzeit; unter dieſen Wenigen der ehrwürdige Hauptmann der Kompagnie, Herr von Breitenberg. Wie war und ward mir, als ich dieſen Wenigen meinen Gruß both! Ein ſolches Wiederſehen der ergrauten Männer aus einer und derſelben Heimath iſt wohl im eigentlichen Sinn ein ſüßer Schmerz. Wir biethen uns die Hände über Gräber und Särge hinüber, in die alle Blüthen unſers Lebens und ach! auf ſo viele Theuren und Lieben hinabgefallen ſind, die ſich in der langen Zeit himmelan gebettet haben. Als wir in der Jugend ſchieden, ſchaute unſer Blick durch die Thräne in das lachende Leben hinein; nach dreyßig Jahren iſt das Auge über die Linie hinüber, und ſchaut aus dem Leben hinaus. Die goldgelockten Knabenhäupter, die wir auf der Schreibtafel der Seele, in der Erinnerung mitgenommen haben in die Fremde hinaus, ach! hat alle der eiſige Thau des Grabes geſengt! Antlitz und Herz treten nach einer ſolchen Verjährung wohl wieder an einander; aber ſie drücken die Furchen und Dornen eines durchgekämpften Lebens in einander.

Es geſchah auch mir dieſes Mahl! Nach ſo vielen frag' ich, und ſo viele, die mit mir in die Schule gingen, waren indeſſen in das Grab gegangen! die ſchwere Zeit, der Krieg, das Unglück ihres Vaterlandes hat dieſe rieſige Naturen aus dem Leben hinaus und hinabgedrückt in die Grube; mit dem Adler flogen auch die treuen Seelen fort von den rhätiſchen Alpen. Endlich frag' ich nach einem, der in meiner Knabenzeit in der Blüthe des Mannesalters und bey dem ganzen Volk' in dem daheim ſo viel geltenden Rufe als der erſte Robler von Tyrol ſtand. Seiner ſchier übermenſchlichen Kraft wegen hieß er der Löwe. Auch ihn hatte Gott gerufen. Aber der ehrwürdige Hauptmann führete mir den Sohn deſſelben vor aus der Reihe der Schützen; er war in die Form ſeines Vaters gegoſſen; dieſelbe Rieſennatur in der Stattlichkeit des Körperbaues, in der Geſundheit des Antlitzes, in der Gedrungenheit der Muskeln, in der aufquellenden Fülle der organiſchen Maſſe. Ich both ihm die Hand; er drückte die meinige mit kindiſcher Herzlichkeit. Auch ſo ſtark, wie dein Vater?

---

*) Ein hoher Berg bey Innsbruck.

fragt' ich ihn. »Und eben ſo brav, der bravſte unter allen, die heute Sie geſchaut haben«, antwortete mir der ehrwürdige Hauptmann; und nun erzählte er mir einen Zug perſönlichen Muthes von ihm, den ich indeſſen, bis mein Vaterland einen Livius und ſeine Decaden haben wird, in dieſem Tagebuch für dich und mich aufbewahre.

Als im April im J. 1809 die Sturmglocke das Volk von Tyrol zum Aufſtande gerufen hatte, erſchienen die Stürmer des Gerichts Hörtenberg unter den erſten auf den Höhen vor Innsbruck. Die königl. baier. Garniſon hatte ſich am rechtſeitigen Ufer des Inns und vor der Brücke eine Kanone aufgeſtellt, um den furchtbaren Maſſen der Bauern den Übergang über den Fluß zu ſperren. Dieſe verſuchten vorerſt von den Höhen von Hötting herab, und aus den Häuſern der jenſeitigen Vorſtadt heraus die Soldaten mit der Büchſe zu erreichen, und von der Brücke wegzutreiben; allein dieſer Angriff aus der Ferne vermochte nichts gegen eine tapfere Truppe, die vom Aufſtande ringsum, wie von einem brauſenden Meere, umfluthet war, und nichts mehr zu retten hatte, als ihre ſoldatiſche Ehre; ſie war um ſo weniger von Erfolg, als die Garniſon durch die Mauern und Häuſer der Stadt gegen die Kugeln der Tyroler mehr oder weniger gedeckt war. Lange dauerte der vergebliche Kampf; unaufhörlich rief die Sturmglocke von allen Thälern heraus, allen Höhen herab; wie im Gewitterregen der toſende Bergbach, ſchwollen die Sturmmaſſen an, und wälzten ſich herab gegen den Strom des Vaterlandes; es galt über die Brücke zu kommen, daß die ungeheure Fluth über den feſten Damm jenſeits zuſammenſchlage; aber die Kanone ſpie den Tod jedem Nahenden entgegen; und kein Hauſe konnte ſich bilden und ſchließen, um in Maſſe gegen die Maſſe zu drücken; da ſprang aus der Höttinger Gaſſe im entſcheidenden Augenblicke, von einer altrömiſchen Begeiſterung ergriffen, der zwanzigjährige Telfſer vor, und rief: »Hup! Heraus und mir nach, wer's Landl lieb hat!« und zog das Wamms aus, und wickelte es zur Rolle zuſammen und ſprang auf die Brücke; hinter ihm drein für ſich ein jeder, einige Brave, die ſein Ruf und ſein Beyſpiel heraus gefordert hatte; die Kanone brannte los, aber auch die Gewehre der Wagehälſe; drey Kanoniere fielen; keiner der Schützen; ehe die Kanone zum zweyten Mahle geladen werden konnte, ſtand der Sohn des Löwen vor ihr, und drückte ſeine Wammsrolle Angeſichts der ganzen feindlichen Linie in die Mündung hinein; das ganze Geſammtfeuer (General-Decharge) der Truppe entlud ſich: er ſtand, jetzt wälzte ſich die Sturmmaſſe wie die Fluth nach durchbrochener Schleuße über die Brücke, und trieb die Truppe aus einander; die gelöſten Haufen und das Gefecht in den Gaſſen der Stadt, und endlich ſie wieder zuſammen — zur Kapitulation auf den Feldern des Innrains.

Ich habe das Feſt der Huldigung mit dem Gedichte Andreas Hofer's Schatten gefeyert: das nächſte Lied meiner Muſe ſoll unſerem Horatius Cocles gelten!

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl *Gerold*'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

K. k. Hoftheater nächſt der Burg. Wir haben über die bisher gegebenen Gaſtrollen der großherzoglich-badiſchen Hofſchauſpielerinn Mlle. *Müller* aus *Mannheim* eine kurze Beurtheilung zu liefern.

Sie trat den 9ten d. M. zuerſt als *Chatinka* in dem Schauſpiel: *Das Mädchen von Marienburg*, auf. Ein gefälliges Äußere, ein wohlklingender Ton und ein mit leichtem Anſtand verbundenes natürliches Benehmen gereichen dieſer Schauſpielerinn zur Empfehlung. Die Durchführung der Anfangs-Scenen, ſowohl in launigen als rührenden Äußerungen, entſprechen dieſem Eindrucke. Unter die vorzüglich gelungenen gehört die Scene mit dem Zaar, wo *Chatinka* dem in Ungnade Gefallenen Verzeihung erwirbt, dann die Erzählung ihrer jugendlichen Zeitvertreibe, und endlich die Zuſammenkunft mit dem verſöhnten Vater, als ſie den Hof verlaſſen will. In der Situation mit dem Zaar *Peter* nach der Einholung herrſchte zu viel Unbeſtimmtheit, Mangel an Zuſammenhang, und der Effekt ging zum Bedauern der theilnehmenden Zuſchauer, die mit geſpannter Aufmerkſamkeit dieſen bedeutendſten Moment erlauſchten, ganz verloren. Deſſen ungeachtet erhielt die Gaſtſpielerinn in mehreren Situationen wohlverdienten Beyfall.

Hiernächſt ſahen wir ſie als *Margarethe* in *Iffland's Hageſtolzen*, wo ſie den Charakter etwas zu munter nahm, die ernſte Stimmung zu ſehr vernachläſſigte und manchen Zug verfehlte. Viel Gelungenes zeigte ſich nichts deſto weniger, Leichtigkeit und Anmuth leiteten die Darſtellung; obwohl die ländliche Einfalt im Ganzen zu geſucht war. Die Theilnahme der Zuſchauer, die jedoch nicht zahlreich ſich an dieſem Abende eingefunden hatten, wurde in vielen Stellen kräftig angeregt.

Eines der folgenden Gaſtſpiele hatte im Charakter der *Fürſtinn Eboli*, in *Don Carlos*, Statt. Dieſer Darſtellung fehlte merklich der höhere Styl. Es herrſchte mehr Freundlichkeit und Grazie, als Hoheit und Superiorität darin, mehr Schalkhaftigkeit als Schwärmerey und Leidenſchaft. In manchen Einzelnheiten zeigte ſich jedoch die gewandte, gut begabte Schauſpielerinn, die immer noch anziehend bleibt, auch wenn ſie irrt. Es wurde hier zugleich bemerkbar, daß ſie mehr für junge Liebhaberinnen, ſowohl im zärtlichen als jovialen Fache ſich eigne, und höhere Charakterrollen, zumahl in einer ſo ſchwierigen Zuſammenſetzung, ihr minder angemeſſen ſind. An Beyfall fehlte es auch dieſes Mahl nicht.

Die vierte Darſtellung war *Eliſe Valberg*. Sehr zart und herzeindringlich, mit ſchönen Zügen ausgeſtattet; aber kein beſtimmter Umriß, weder in einzelnen Partieen, noch im Ganzen. Es fanden Mißgriffe in den Beziehungen Statt, wozu ein regſames Mienenſpiel und zu viel mahleriſche Übergänge in Ton und Geberden beytrugen, ſtille Hingebung und ruhiger Ausdruck des Gefühls mangelten zuweilen; aber Herzlichkeit und liebevolle Sanftmuth erregten theilnehmendes Mitgefühl, und die Scene mit der *Fürſtinn*, noch mehr die folgende mit *Wittina*, und der Monolog nach dem Abſchiede des betrübten Freundes, enthielten immer mehr und mehr Gelungenes, das mit Auszeichnung erkannt wurde.

Den 20ſten ſahen wir die Gaſtſpielerinn als *Elsbeth* im *Turnier zu Kronſtein*. Da es hier hauptſächlich auf die Durchführung der verſchiedenen abſtechenden Charaktere ankommt, ſo bezeichnen wir in dieſen das Gelingen wie das Mißlingen in der Kürze. Die Andächtlerinn wurde vergriffen und etwas karrikirt; die Stolze war treffend bezeichnet und zugleich angenehm dargeſtellt; die Schwärmerinn mißrieth; der Launigen fehlte die Beſtimmtheit, und die Einfalt trug dieſes Mahl den Sieg davon. Ein heiteres und wirkſames Bild, dem das Übermaß nicht ſchaden konnte. So wurde das Mangelhafte von dem Lobenswerthen überwogen, und was dem Einzelnen abging, gewann das Ganze durch Gefälligkeit und Zartheit.

Theater an der Wien. Den 19ten d. trat die uns vom vorigen Herbſte her ſo lieb gewordene Sängerinn des königlichen Hoftheaters in München, jetzt Madame Metzger-Veſpermann genannt, zum erſten Mahle als Molinara wieder auf, nachdem ihr Andenken, einer ſorgſam gepflegten Winterroſe gleich, unter uns fortgeblüht hatte. Der ſtürmiſche Empfang des in gedrängter Menge verſammelten Publikums drückte die freudige Erfüllung lang gehegter Wünſche aus. Wir fanden in der erſten einfach rührend vorgetragenen Arie dieſelbe klangreiche Stimme und zarte Verſchmelzung des Tones wieder, die vormahls jedes Herz ſo tief bewegte. Faſt jede Periode wurde von Beweiſen des Beyfalls und theilnehmenden Ausrufungen begleitet. Nicht minder wirkte das Duett mit dem Notar und die übrigen Enſembleſtücke. Die zweyte Arie zeichnete ſich beſonders durch Lieblichkeit des Ausdrucks und Wahrheit der Declamation aus. Als der Verwalter im Finale von Amtswegen ſich gegen Röschen kehrte, und der Text durch willkürliche Abänderung eine ſchmeichelhafte Beziehung erhielt, ſtimmten die überraſchten Zuhörer kräftig ein, und die Stelle mußte wiederholt werden. Die Variationen entzückten auch dieſes Mahl die kaum athmende Verſammlung, und in der That nimmt die Seele des Geſangs, die Klarheit des Vortrags, die Fülle zarter Schattirungen, das ſichere Erhaſchen der entfernteſten Töne und die reine Geläufigkeit der Paſſagen das innerſte Gemüth in Anſpruch. Bey der Repetition trug die Sängerinn dieſes reizende Tonſtück wie gewöhnlich, mit italieniſchem Texte vor. Es läßt ſich denken, welch ein Bravo und Bravissimo erſcholl! Jeden Auftritt begrüßten lebhafte Beyfalls-Bezeigungen, und daß der willkommene Gaſt hervor gerufen worden, läßt ſich nicht bezweifeln.

Die vorhin erwähnte Stelle des Finales lautete wie folgt:

»Du, Mädchen, daß durch Zaubermacht
Uns Alle hier verwirrt gemacht,
Drum wird dir auch zum Lohne
Die ſchönſte Lorberkrone — (ipse fecit)
So will es das Gericht.«

Wirklich ein ſehr poetiſches Gericht, in deſſen ſtrafende Belohnung der Sänger ſich nicht ungern theilen möchte. Doch muß man ihm zum Lobe nachſagen, daß er aus den zwey Zeilen quaestionis einen à part machte. Seine alten Theater-Bonmots hatte er ſo wenig wie das altväterliche Gallakleid abgelegt, und wir hörten immer noch den früheren Seu — fetſer, weil der ernſthafte Seufzer den Buffo doch nicht laſſen will. Sonſt hat die Darſtellung wirklich komiſchen Anſtrich, und das lachluſtige Publikum, iſt es einmahl gut geſtimmt, nimmt Alles dankbar an, was Komus gibt.

Theater in der Leopoldſtadt. Den 18ten d. M. zum erſten Mahle und zum Vortheile der Mlle. K. Ennökl: Die natürliche Zauberey. Freſko-Gemählde für Lachluſtige, mit Geſang in drey Akten, von Adolph Bäuerle. Muſik von Ignaz Schuſter.

Die Damen-Verjüngungskunſt des Herrn Liber zu Paris iſt bekannt. Dieſe Charlatanerie macht einen Hauptzug dieſes Karrikaturgemähldes aus, was hier mit Freſko wohl ziemlich gleichlautend iſt. Ein Abenteurer hat es darauf angelegt, einen reichen Phantaſten zu prellen, und bedient ſich als Inſtrument eines von Schuldnern verfolgten armen Schluckers, der in dieſer Abſicht den Zauberer, Verjüngungskünſtler, und ein ägyptiſches Orakel obendrein ſpielt. Unter andern werden eine Menge alter Frauen verjüngt, indem jede aus einem Fläſchchen ſo viele Tropfen nimmt, als ſie Jahre abzuwerfen wünſcht. Eine nach der andern ſchleicht durch die eine Seitenthür eines Zauberſchranks hinein, und ein junges Mädchen hüpft ſtatt ihrer durch die andere Seitenthür heraus, dem entzückten alten Eheherren in die Arme. Für die Treue der Verjüngten wird der Hexenmeiſter freylich keine Bürgſchaft leiſten. Endlich kommt auch die alte Cäcilia daran, die Schwägerinn des reichen Landedelmannes. Sie hat unglücklicher Weiſe das ganze Fläſchchen ausgeleert, und da ſie nicht mehr zurück kommt aus dem mirakulöſen Schranke, ſo findet man bey näherer Unterſuchung ein Wickelkind ſtatt ihrer. Der Zauberer iſt, ohne daß er's ahnen kann, ein Bruder des Schwachköpfigen, der ſich nie um ihn bekümmerte und ihn hülflos darben läßt. Sobald er dieß erfährt, gibt er ſeine Maskerade auf, und beſchließt, dem Bruder den Betrug zu offenbaren. Dazu findet ſich Gelegenheit, als dieſer das Orakel um Rath zu fragen kommt, das der Verjüngungskünſtler ſelbſt repräſentirt. So wird der Abenteurer entlarvt, und die Verſöhnung der Brüder bewirkt. Ein gut zuſammen geſetztes Quodlibet und ein damit verbundenes Divertiſſement machen nun den Schluß.

Die Verjüngungs-Scene erregt viel Intereſſe, wirkt auf die Lachluſt, und die Erſcheinung des Wickelkindes, worein die alte Cäcilia ſich verwandelt hat, macht einen guten Aktſchluß, der für manches minder Unterhaltende in dieſer zweyten Abtheilung reichlich entſchädigte. Der Anfang des dritten Aufzugs enthält Scenen, deren Züge zu den komiſcheſten der untergeordneten Luſtſpielgattung gehört, die je entworfen wurden, und der alte däniſche Meiſter dürfte ſich ihrer ſelber nicht ſchämen. Die alte Schwägerinn liegt als Fatſchelkind in der Wiege; die Tochter des Betrogenen ſitzt als Vize-Amme nebenbey. Das alte Kind erwacht. Die junge Wärterinn hätſchelt es, der alte Herr traktirt es wie die Frau Cäcilia. Das Kind läßt ſeine Stimme hören, und die Tochter ſagt, während ſie den Schreyhals auf dem Arme wiegt: na, na! g'ſchicht ihm nichts, dem Fratzerl! — Der Alte fragt: Wo hat denn die Frau Cillerl die Schlüſſel und das Hängeſäckel hingethan? — Sie: Der Vater muß ein Ammel für die Cilli ſchaffen. — Er: in's Findelhaus werd' ich die Frau Cillerl ſchicken.

Vieles wirkte hier die Schauſpielerin, die mit Geſchicklichkeit das kindiſche Ammenweſen nachzuahmen wußte; Vieles legte auch die Schalkhaftigkeit der Zuſchauer hinein, die ein junges blühendes Mädchen mit einem Wickelkind erblicken. Manche launige und treffende Einfälle enthält die Kellerſcene des erſten Aktes, wo der Spaßmacher Quargel den verſammelten Bürgern nach der Reihe einen Trumpf verſetzt. Der linkiſche Barbiergeſelle verdiente ſeinen Wiſcher doppelt. Die Scene mit dem Wünſchelhut iſt ebenfalls ſehr komiſch; gut ausgeführt die, zwiſchen der Wittwe und dem jungen Menſchen, der ſich mit Gewalt in ſie verliebt; nur etwas länglich, und das Spiel war nicht von beyden Seiten gleich. Was ſonſt noch hier und da an Mattigkeit und Schwächen leidet, wird durch den kräftigen Humor der Partien aufgewogen.

Das Stück gefiel im Ganzen ſehr. Dem Komponiſten iſt manches eigene Tonſtück gelungen, und die Verwendung manches bekannten gut gerathen. Hieher gehört das Thema des beliebten Alfred-Marſches als Duett bearbeitet, das in ein Quodlibet übergeht. J. Schuſter verſteht es, für die Poſſe in Muſik zu ſetzen. In der Rolle des Faktotums Quargel zeigte er ſich abermahls als einen Meiſter komiſcher Darſtellung, der jeder Situation die vortheilhafte Seite abzugewinnen, und die Natur auch als Orakel zu kopieren weiß. — Die junge Wittwe, zu deren Beneſiz-Vorſtellung das Stück gegeben wurde, bewies ſich für den ſchmeichelhaften Empfang doppelt dankbar, durch eine leichte und gefällige Ausführung jeder Scene, worin ſie beſchäftigt war, und der Verfaſſer beſitzt einen vorzüglichen Takt in Verwendung ſeiner Schauſpieler. Dann auch noch Endigung des Stücks durch die mit kunſtloſem Ausdruck geſprochenen Worte. — Die Schwägerin Cäcilia war durch ewiges Knixen oder eigentlich Zuſammenknixen wieder etwas läſtig, und nahm ſich als Wickelkind am beſten aus.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 626), wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 11 fl. W.W. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

43.

(Wien, Mittwoch den 30. May.)

Wir ſind Sieben.

Von Wordsworth.

Überſetzt von Joſeph v. Hammer.

— — Ein einfach Kind,
Dem leicht die Lebensgeiſter fließen,
Das Regung fühlt in jedem Glied,
Was ſoll es von dem Tode wiſſen?

Ich fand ein kleines Bauernmädchen,
Sie war, wie ſie mir ſagt', acht Jahr',
Das Haar gekrauſt in viele Locken,
Womit das Haupt umfloſſen war.

Sie ſah ganz bäuriſch, ländlich aus,
Gekleidet rauh und grob,
Die Augen ſchön — und das ſehr ſchön,
Ich freute mich darob.

»Schweſtern und Brüder, kleines Mädchen,
»Wie viel ſeyd ihr? ſag an!«
»Wie viel? wir ſind in Allem ſieben,«
Sprach ſie, und ſchaut mich an.

»Und wo ſind ſie? Bitt', ſage mir's.«
Sie ſprach: »Wir ſind nicht mehr
»Als ſieben, zwey zu Conway wohnen,
»Und zwey ſind auf dem Meer.

»Zwey andre auf dem Kirchhof liegen,
»Die Schweſter und der Bruder,
»Und in der Kirchhofhütte wohn' ich
»Nächſt ihnen mit der Mutter.«

»Du ſagſt, daß zwey zu Conway wohnen,
»Zwey auf der See gewiß,
»Doch ſeyd ihr ſieben, ſage mir,
»Lieb', Mädchen, wie iſt dieß?«

Das kleine Mädchen ſagte wieder:
»Wir ſind zuſammen ſieben,
»Im Kirchhof liegen unſer zwey,
»Dort unterm Baume drüben.«

»Du ſchweifſt herum, mein kleines Mädchen!
»Die Ruh' will dir nicht ein,
»Wenn zwey von euch im Kirchhof liegen,
»Könnt ihr ja fünf nur ſeyn!«

»Grün ſind die Gräber, könnt ſie ſehn,«
Sprach dann die kleine Maid.
»Zwölf Stufen von dem Thor der Mutter,
»Einander Seit bey Seit.

»Dort ſtrick ich öfters meine Strümpfe,
»Mein Halstuch dort ich ſäum',
»Und ſitz auf dem Boden ſingend,
»Sing ihnen einen Reim.

»Und oft am Abend, lieber Herr,
»Wenn licht und hell der Ort,
»Nehm' ich den kleinen Suppentopf,
»Und eß mein Nachtmahl dort.

»Die erſte ſtarb die kleine Hanne,
»Im Bette lange ſchon,
»Bis Gott ſie heilt von ihrer Pein,
»Alsdann ging ſie davon.

»Im Kirchhof wurde ſie gelegt;
»Den ganzen Sommertag
»Ich und mein Bruder Hänschen hielten
»Dort unſer Spielgelag.

»Und als der Grund weiß war vom Schnee,
»Und ich ſchon rann und lief,
»Mein Bruder Hänschen mußte fort,
»Der ſeitdem bey ihr ſchlief.«

»Wie viel denn ſeyd ihr?« ſprach ich weiter,
»Wenn zwey von euch dort drüben?«
Das kleine Mädchen ſprach zur Antwort:
»Wir ſind, Herr! unſer ſieben!«

»Doch ſie ſind todt, und die, ſo todt,
»Sind in dem Himmel geblieben.«
Es war umſonſt, zu ſprechen mehr,
Das kleine Mädchen ſagte: »Herr!
»Ja! wir ſind unſer ſieben.«

* * *

Bemerkungen eines reiſenden Naturforſchers über das k. k. Naturalien-Cabinet in Wien.

Es iſt bey dem unſeligen Treiben der Menſchen, ſich und andern das Leben zu verbittern, bey dem einreißenden Vandalismus unſerer Zeit, von Übermuth und Langeweile erzeugt, ein wahrhaft wohlthätiger Genuß, in Betrachtung der friedlichen Natur den ganzen Unſinn zu vergeſſen, womit man jetzt Ordnung, Rechtlichkeit und Geſetz auf den Kopf ſtellen will.

Dieſen Genuß gewährte mir der Anblick des k. k. Naturalien-Cabinets, welches durch Eleganz, ſyſtematiſche Ordnung und Reinheit der aufgeſtellten Exemplare vielleicht das erſte, reichſte und muſterhafteſte in Europa ſeyn dürfte. Herr Direktor von Schreibers leitet das Ganze; ſeiner Thätigkeit und ſeinem Geſchmacke verdankt das Cabinet all' das Herrliche, welches Kenner und Nichtkenner gleich bewundern.

Ich übergehe die einzelnen Merkwürdigkeiten, welche bis jetzt dem Publikum zur Beſchauung aufgeſtellt ſind; — Säugthiere, Vögel, Weichthiere, Schaalthiere und Eingeweidewürmer, — letztere von Herrn Doktor Bremſer mit allgemein anerkanntem Scharfſinne bearbeitet — und wende mich zu dem, was noch nicht öffentlich gezeigt wird, und ich durch die Gefälligkeit eines Freundes zu ſehen bekam.

Ein großer, ſchön dekorirter Saal enthält die Amphibien, von einem beſcheidenen und gefälligen jungen Manne, Herrn Fitzinger, beſorgt und geordnet. Ganz unerwartet fand ich hier den Schauſpieler, Herrn Ochſenheimer, beſchäftigt, ein Heer von Schmetterlingen des Cabinets, mit Zuziehung der europäiſchen Arten, nach ſeinem eigenen Syſtem aufzuſtellen. Eine allgemeine Überſicht deſſelben iſt von ihm zu erwarten.

Die anderen Ordnungen der Inſekten beſorgt Herr Kollar mit Vorliebe, Sachkenntniß und regem Fleiß. Er zeigte mir nebſt vielen neuen Arten auch einen Papilio Roxelana, den er im vorigen Jahre auf einer naturhiſtoriſchen Reiſe nach Ungarn und in die anliegenden Gegenden, bey Mehadia, gefangen hatte. Ein Beweis, daß dieſer Aſiate auch in Europa einheimiſch iſt.

Ein geräumiger Saal enthält die Schätze, welche von dem k. k. Naturalien-Cabinets-Aſſiſtenten, Herrn Johann Natterer, in einem Zeitraum von ſechzehn Monaten in verſchiedenen, ſehr ergiebigen Gegenden Braſiliens, als Thaubate, Matto dentro, St. Paul, Ypanema, Sorocaba, Porto Fetiz, Santos u. ſ. w. geſammelt, und als dritte Sendung, in zwey und zwanzig Kiſten, wohl verpackt und ohne den geringſten Schaden hier ankamen.

Sieben Kiſten enthielten Gegenſtände, welche von dem Gärtner Herrn Schott in den Umgebungen der Reſidenz und auf zwey kleinen Reiſen an den Paraiba, in dem Diſtrikt von Canto Gallo, und nach Macaçu aufgebracht wurden.

Es iſt ein bezaubernder Anblick, der alle Erwartung übertrifft, ſo Vieles, was dem Naturforſcher merkwürdig ſeyn muß, und ſo vielfältig beyſammen zu ſehen. Es kam mir beynahe vor, als ob Herr Natterer alles, was er auf ſeinen Wanderungen in Braſilien vorgefunden, mitgenommen, und wenig oder gar nichts mehr übrig gelaſſen habe.

Es dürfte wohl die Leſer dieſes Blattes, beſonders die im Auslande, intereſſiren, etwas im Detail darüber zu vernehmen. Es ſind 199 Säugthiere von 55 verſchiedenen Arten, wovon 36 früher noch nicht eingeſchickt waren. Darunter ſind merkwürdig ſechs Arten von Affen, als die ſonderbaren Brüll- oder Bartaffen, die ſchwarzen Löwenaffen, der langarmige, vierfingerige, und der Larvenaffe. Drey Arten von Gürtelthieren, zwey von Ameiſenfreſſern, wobey ein herrliches Exemplar des großen Löwen-Ameiſenfreſſers; vier Katzenarten, dabey ſehr ſchöne Tiger- und Pantherkatzen, fünf von Beutelthieren, zwey vom Reh, und funfzehn Arten aus der Familie der Fledermäuſe, worunter ſich neun ganz neue befinden, ſo, daß nun ſchon ein und zwanzig Species aus Braſilien eingeſchickt wurden. Beſonders merkwürdig ſind drey ſehr große Kapibaren, der ſilbergraue Fuchs, guianiſche Marder, der ſüdamerikaniſche Waſchbär, die ſchwarzen Rüſſelthiere, Stachelratten und Biſamſchweine.

Von Vögeln 2036 Stück, — 338 Arten, wovon 185 Arten mit keiner der früheren Sendungen erhalten wurden. Durch Herrn Natterer ſind nun bereits 425 Species von Vögeln in Braſilien aufgefunden. Die ganze europäiſche Fauna zählt deren nicht ſo viele.

Zahlreich an neuen Arten ſind die Raubvögel, darunter 23 Arten Geyer, Adler, Falken, und fünf Arten Nachteulen. Sehr viele Würger, dabey der geſtreifte (Lanius undulatus), welchen Herr Profeſſor Mikan, jedoch nur das Männchen, — genau beſchrieben, in allen Alters- und Geſchlechts-Verſchiedenheiten. Von den mit den prächtigſten Farben gezierten Tangars 22 Arten; von den kleinen glänzenden Kolibri's 460 Exemplare. nebſt einem Neſte mit Eyern, von der Größe einer Erbſe, und einem mit zwey Jungen. Fünf Arten von Pfefferfreſſern (Toukan's), zwölf von Spechten, und viele andere von Papageyen, Kukuken, Jakamars, Eisvögeln, Sumpf- und Waſſervögeln. Auffallend ſchön ſind der roſenrothe Löffelreiher, die großen Toukan's, die blaue Älſter, die große Nachtſchwalbe, und der gehäubte Adler.

Alle Bälge ſind auf das Beſte zur künftigen Ausſtopfung zubereitet, welche Herr Joſeph Natterer, Cuſtos des k. k. Naturalien-Cabinets, beſorgt, und dann wiſſenſchaftlich ordnet. Jeder Vogel iſt mit einem kleinen Zettel am Fuße verſehen, worauf das ſich beym Anatomiren gezeigte Geſchlecht, Alter, der Ort und die Zeit, wo er geſchoſſen wurde, die Angabe der Farbe der Augen, des Schnabels und der Füße, nebſt einer ſich auf den Haupt-Katalog beziehenden Nummer bemerkt iſt, in welchem auch die einheimiſchen Benennungen der Thiere vorkommen.

Von Amphibien 309 Stück in 63 Arten, unter dieſen zwey neue Gattungen und 18 neue Arten von Fröſchen und Eidechſen (bey letzteren auch die ſeltene vierzehige), mehrere Schildkröten. Eilf Exemplare von der Rieſen- und eben ſo viele von der Klapperſchlange, auch 48 andere giftige Schlangen.

Wie oft muß ſich dieſer fleißige Naturforſcher den größten Gefahren Preis gegeben haben, um dieſer gefährlichen Geſchöpfe habhaft zu werden?

Von Flußfiſchen 33 Stück in acht verſchiedenen Arten, als Harniſchfiſche, Kielbäuche, Welſe, Aale, Forellen und Karpfen, nebſt mehreren Erd- und Fluß-Conchylien.

Von Inſekten 24,000 Stück, von Käfern 1457 Species, von Schmetterlingen 10,000 Exemplare, beſtens erhalten und ſogar ausgeſpannt, mit Angabe des Ortes und des Monats, wann ſie gefangen.

Ein außerordentlicher Reichthum herrſcht in der Klaſſe der Inſekten. Hier ſcheint die Natur alle ihre Kraft angeſtrengt zu haben, um die ſonderbarſten Geſtalten in dem prächtigſten Colorit hervorzubringen. Von Käfern ſind entweder ſehr ſeltene, oder eine Menge neuer Arten gekommen; z. B. von Copris, Metolontha, Carabus, Cicindella. Am reichſten ſind die Gattungen Chrysomela, Cerambyx und Curculio. Vor allen zeichnet ſich eine Art der Gattung Chlamis aus, einer der ſchönſten Käfer Braſiliens. Sein Körper, ganz mit Höckern beſetzt, ſpielt bald ins Goldgelbe, bald ins Hochrothe, und ſieht eher einem Stück Metall, als einem Thiere ähnlich. Unter den Bockkäfern nenne ich hier nur den Prionus speciosus, in großer Anzahl und den mannigfaltigſten Abänderungen. Unter den Rüſſelkäfern iſt vorzüglich die Nachbarſchaft des prächtigen Brillantkäfers durch viele neue Arten bereichert worden.

Von Schmetterlingen fiel mir vorzüglich auf, eine neue Art, zu Idomeneus, Teucer u. ſ. w. gehörig, der ausgezeichnetſte und ſchönſte dieſer Gattung, von Hrn. Ochſenheimer Arges genannt, da er ſchon früher eingeſendet war. Er wird von Herrn Profeſſor Mikan beſchrieben, und in Abbildung geliefert werden. Von Pap. Adonis (Cramer), welchen Fabricius mit Unrecht nebſt Rhetenor mit dem ganz verſchiedenen Menelaus vereinigen wollte, 150 Exemplare, nebſt einer neuen dazu gehörigen Species. Von mehreren neuen Arten oft 100 oder 200 ganz reine Exemplare.

Von Fliegen, Cicaden, Heuſchrecken, Wanzen u. ſ. w. 692 Arten. Aus der Klaſſe der Cicaden fiel mir beſonders ein Thierchen auf, das auf ſeinem Rücken eine Art von Luftballon trägt, der ihm wahrſcheinlich das Fliegen erleichtern ſoll. Unter den Ameiſen mehrere, deren Biß oder Gefräßigkeit eine Landplage iſt. Eingeweidewürmer in 250 Gläſern, aus mehreren hundert anatomirten und unterſuchten Thieren, beſonders aus mehreren Affenarten, worunter Tänien, bisher noch unbekannt, wenigſtens nicht in der Synopsis des Herrn Profeſſor Rudolphi angeführt ſind. Ferner aus Pantherkatzen, Beutel- und

Gürtelthieren, Kapibaren, Ameiſenfreſſern, dem Biſamſchwein, dem Aasgeyer, Löffelreiher und den Kolibri's. (Von dieſem kleinſten Vogel ſind noch keine Eingeweidewürmer nach Europa gekommen.) Endlich aus Rieſen-, Klapper- und vielen anderen Schlangen.

Welcher unermüdete Fleiß iſt nicht erforderlich, um, nebſt ſo vielen andern Geſchäften, ſich noch mit dem Anatomiren und der Auffindung von Eingeweidewürmern abzugeben.

Funfzehn Stück anatomiſcher Präparate in Weingeiſt, und ſechzehn Stück ſkelettirter Schedel von Affen, Faulthieren, Gürtelthieren, Ameiſenfreſſern, und vier Katzenarten. Merkwürdig ſind die außerordentlich großen Kehlköpfe der Brüllaffen.

Acht und vierzig Eyer und Neſter von vierzehn Arten der Vögel, beſonders zwey von dem amerikaniſchen Strauß.

223 Stück von Mineralien, darunter ſehr ſchöne Eiſenerze, die bey Ypanema gewonnen worden. Ein großer Quarzkieſel in eine Baumwurzel gleichſam eingewachſen.

Der Gärtner, Herr Heinrich Schott, hat mit dieſer Sendung eingeſchickt: ein geordnetes und ſehr gut erhaltenes Herbarium von 818 Pflanzenarten, dann 78 Muſter von Holzarten, die ſich größtentheils durch Feſtigkeit, Schwere und Schönheit der Farben auszeichnen, und zu den feinſten Tiſchlerarbeiten zu verwenden ſind.

Pfeile, Bogen und ein Blasinſtrument der Puris und Coropos-Indier, die er auf ſeiner Reiſe nach Canto Gallo kennen lernte.

Ich ſchreibe nichts von dem, was noch kommen ſoll, und durch widrige Zufälle zu Grunde gehen kann, ſondern halte mich an das, was ich der Vollſtändigkeit und genauer Beobachtung wegen mehrmahls geſehen und erforſcht habe. Herr Johann Natterer hat ſich durch dieſe Sendung ein unvergängliches Denkmahl ſeiner unermüdeten Thätigkeit und einer vielſeitigen Kenntniß der Naturwiſſenſchaft errichtet. Nur mit zwey Gehülfen, dem Jäger, Herrn Sochor, und einem Neger, hat er das Alles in 16 Monaten zuſammengebracht.

Viele neue Entdeckungen hat die Naturgeſchichte dieſem nur zu wenig bekannten Naturforſcher zu danken. Er hat auf ſeinen früheren Reiſen nach Ungarn, Italien, Frankreich und Spanien das k. k. Naturalien-Cabinet mit zahlreichen Gegenſtänden beträchtlich bereichert. Was iſt nun noch von ſeiner vorhabenden Reiſe auf den Strömen von Matto grosso, und von da nördlich bis zum Amazonenfluſſe, — Gegenden, wo noch nie ein Naturforſcher war, — zu erwarten?

R. K.

Aus und über Steyermark.

Gärten in und um Grätz.

Es iſt May. Und dieſer Monath iſt ein Kuß, den der Himmel gab der Erde, daß ſie heute ſeine Braut, morgen aber Mutter werde. Nun von dieſer Hochzeit im Tempel der Natur will ich hier ein Zeuge ſeyn.

Grätz iſt noch umkränzt von einer Reihe Gärten, welche der Allmächtige viel ſchöner ordnete, als je die ſchwache Menſchenhand vermöchte. Es kann ſich mit Dresden, mit Heidelberg, mit Zürch in Rückſicht der Umgebungen meſſen. Der Jägermeyer von Linz und der Stadtmeyerhof von Ofen ſtehen hier zehenfaltig neben einander. Die Wimmer'ſchen Anlagen in Prag biethen nichts Ähnliches, und das Grün von Waidling (Bach und Au) liegt hier überall auf hundert Schritte vor einer Stadt mit vierzigtauſend Einwohnern.

Zwey Hügel ſind am lieblichſten; ſie ſtehen wie Perlen an einer ungeheuern Diamantenſchnur; der eine iſt nach den Roſen benannt, der andere nach den Ruckerln, wie man hier die Butterblümchen heißt. Vom Roſenberge führen die Wege luſtig zu Maria Schnee und heimlich zu Maria Grün; beyde laufen zuſammen am erfriſchenden Ulrichsbrunnen. Vom Ruckerlberge ſieht man nördlich die ſteyeriſchen Alpen in ſieben Felſenſtufen übereinander empor ſteigen, und ſüdlich die grätzeriſchen Felder in meilenlangen Gebreiten wie Tiſch und Teppich hingelegt.

Zwiſchen Roſenberg und Ruckerlberg trifft man die drey Milchmariandeln, wo man echte und reine Milch bekommt; da iſt die Jugend genügſam und lebensfroh in zwangloſer Unterhaltung; Kinder, Jünglinge und Mädchen biethen ein bewegliches Menſchengemählde im Rahmen der Natur.

Längs der Muhr hinab ſind die Neuholdau, die Schönau, die Liebenau; die drey gefälligen Nahmen drücken treffend die darin herrſchende Empfindung von hold, ſchön und lieblich aus. Aufwärts Sanct Gotthard, abwärts Sanct Peter, ganz in lichte Höhe geſtellt Johann und Paul, und mitten in den Bildern reichen Lebens auf Felſen die Trümmer des Schloſſes und der Burg Göſting, als Warten und Rufe an die leichtgeſinnten Menſchengeſchlechter.

So viel natürliche Schönheit, in ungeregelter Aneinanderreihung, ſtimmte die meiſten Fremden, Britten und Franzoſen, Deutſche und Preußen, vorzüglich aber die gemüthvollen Wiener, daß ſie mir in keinen der angelegten Gärten gehen wollten. Doch verdienen einige derſelben Berückſichtigung.

Der Roſenhain, angelegt als Tuſculum vom Orden der Jeſuiten, iſt nun Eigenthum der Grafen Attems, welchen der huldreiche Monarch in Vater und Sohn die Stelle des Landeshauptmanns verlieh. Der Plan iſt im engliſchen Geſchmack, und bedarf nur Nachhülfe, welche gewiß von dem kräftigen und kenntnißreichen jetzigen Beſitzer geleiſtet wird.

Der Garten des Grafen Wurmbrand hatte einen edlen Erbauer, welcher ſeine Reichthümer aufboth, um zur allgemeinen Beluſtigung Laubgänge und Wäldchen, Wieſen und Gebüſche, Niſchen und Gebäude anzulegen; da er aber berechnete, wie viel die Unterhaltung ſeiner Familie koſten würde, befahl er im letzten Willen den Verkauf, und ſo kam dieſe Geſchmackesſache wieder in den Bürgerverkehr. Erdäpfel und Kornähren ſtehen nun ſeltſam in den vornehmen Umgebungen, welche ihr Daſeyn aus den äſthetiſchen Zeiten in unſere ökonomiſchen friſteten.

Der Garten der Fürſten von Eggenberg athmet den franzöſiſchen Geſchmack; die Sprödigkeit dieſes Geſchmackes wird noch auffallender, wenn keine Hoffräuleins mit ihren Schleppen und Reifröcken und Begleitern zwiſchen den hohen Baumwänden, unter den buchsbaumenen Kunſtſtücken, und in den weiten Wegen umher wandeln. Dieß iſt hier der Fall, und der weitläufige Garten erſcheint wie ein einſames Todtendenkmahl für ein Geſchlecht, welches vom Bürgerſtande eines Fuhrmanns in Pettau zur Oberleitung des Geldweſens in ganz Steyermark, dann zum Feldherrnſtabe in den Kaiſerheeren, endlich zum Fürſtenthum Krumau in Böhmen ſich aufſchwang.

Der Garten im Joanneum iſt rein wiſſenſchaftlich, und als botaniſche Anlage bloß für den Verſtand, nicht für das Gemüth berechnet. Die Pflanzen, dieſe freyen Töchter der Natur, reihen ſich hier in die eiſernen Feſſeln eines Syſtems; ſie legen die Lieblichkeit ab, um den Unterricht zu biethen; ſie verläugnen die Geſetze ſchöner Anordnung, um den Zwecken des Nutzens zu dienen. Das größte Treibhaus und das reichſte Palmenhaus machen die Gränzen dieſer erzherzoglichen Anlage.

Die Gartenanlage des Freyherren von Mascon in Belriguardo enthält eine Obſtbaumſchule, wie ſie im Kaiſerthum nicht ein zweytes Mahl angetroffen wird. Dieſer im doppelten Sinne des Wortes edle Mann faßte den Gedanken, die Obſtarten aus allen Landen Europas zu vereinen, um zu verſuchen, welche davon unſerem Kaiſerthume am meiſten zuſagen; zugleich ſoll von hier kein anderer als ein genau und ſelbſt geprüfter Zweig veredelnd in die Gärten der Liebhaber gehen. Die Überzeugung, was dieſer Freyherr durch Aufopferung bewirkte, und was er durch Uneigennützigkeit leiſtet, ergriff bey der letzten Verſammlung der Landwirthe den Erzherzog Johann ſo mächtig, daß er in ſeiner Großmuth augenblicklich beſchloß, die Baumzucht des Joanneums mit jener in Belriguardo zu vereinen, und ſeine eigenen koſtbaren Mutterbäume jenem freundlichen Gärtner als ein Geſchenk hinzugeben.

Neben der großen Obſtbaumſchule iſt hier ein Denkmahl fur Linné errichtet. Um ſeine, von Naturgeſchenken blühend überlaubte Büſte, ſteht ſein Syſtem ſo geordnet, daß Lernende und Wißbegierige im Fortgange durch die bequemen Wege von einer Klaſſe und Ordnung ſchrittweiſe geleitet werden. Auf die Vorderſeite des Standbildes kommt das berühmte Preisdiſtichon, und auf die Rückſeite die Überſetzung. Sie heißen:

Nocte sub alta omnia late natura jacebat .
Vixit Linnaeus, Lux et ubique fuit.

Ganz lag einſt die Natur im mitternächtlichen Dunkel.
Da erſchien uns Linné. Rings in der Runde ward Licht.

In einiger Entfernung befindet ſich ein zweytes Denkmahl für Diel, als den gründlichſten Syſtematiker für Apfel und Birne. In weiten Kreiſen umſtehen ihn nach ſeinem Plane dreyhundert der edelſten Geſchlechter und Arten. Ganz nahe um ihn befinden ſich die zehn Bäume, welche die Nahmen der verdienteſten Pomologen tragen; nähmlich 1) Lansac de Quintynie. Quintynie iſt der Vater der praktiſchen Baumzucht hoherer Art. 2) Les Chartreux. Die Karthäuſer von Paris verdienen den Nahmen der Weltbaumpflanzen. 3) Rosenbirn des du Hamel. Dü Hamel iſt der Vater der wiſſenſchaftlichen Pomologie. 4) Ananasbirn des Knoop. Der Holländer Knoop machte ſich durch ſeine treuen Abbildungen um die Pomologie hochverdient. 5) Beurré Christ und 6) Fondante Sikler. Chriſt und Sikler ſind Deutſchlands bekannte, vielgeſchätzte Pomologen. 7) Schoenebecks Tafelbirn. Profeſſor Schönebeck ſchrieb in ſeiner vollſtändigen Anleitung zur Vermehrung und Pflege der Obſtbäume, und zur Anlegung einer Baumſchule im Großen über dieſen Gegenſtand das Beſte. Das Werk verräth durch hiſtoriſche Kenntniß und klaſſiſche Sprache das doppelte Lehramt des Verfaſſers. 8) Reinette von Mons. Der thätige Pomologe im Niederland und Verbreiter der Brüſſeler Obſtſorten neueſter Zeit heißt Mons. 9) Reinette Baumann. Die Gebrüder Baumann zu Bolweiler im Oberrhein-Departement, bedeutend durch ihre ſchönen Pflanzungen, bearbeiten eine Önologie, worin mehrere hundert Traubenſorten abgebildet und beſchrieben, auch beſondere Erfahrungen in der Traubencultur mitgetheilt werden. 10) Calebasse Dietrich. Dietrich wird durch ſein treffliches Wörterbuch, welches das Ganze des Gartenbaues umfaßt, jedem rationellen Pflanzer unentbehrlich. — Auf dem Standbilde Diel's befindet ſich vorne ein lateiniſches,' und rückwärts ein deutſches Diſtichon, als Fortſetzung des Linné'ſchen von Profeſſor Schneller. Sie heißen:

Lux fulgens arbusta chao confusa retexit.
Visit Diel, Gaudent ordine poma suo.

Licht war — es zeigte dem Aug' im Wirrwarr jegliche Baumfrucht;
Da erſchien unſer Diel — Ordnung ertheilt er dem Kern.

Wieder in einiger Entfernung iſt das dritte Denkmahl für Truchſeß, den edeln Greis, welcher auf ſeiner Bettenburg in Franken mit unſäglicher Mühe die Kirſchen ordnete. Rings um ihn ſtehen nach ſeinem Entwurfe die Geſchlechter und Arten in herrlichen, ſchlanken Stämmen. Auf dem Fußgeſtelle ſeines Standbildes ſtehen vorne und rückwärts folgende zwey Diſtichen, ebenfalls von Profeſſor Schneller:

Quod nec Linnaeus, nec Diel dedit, ordine Truchsess
Disposuit Cerasos, munera Romulidum.

Was Linné, was Diel nicht gethan, vollendete Truchſeß.
Kerasos Romergeſchenk ordnet der Deutſche mit Sinn.

* * *

Kunſt zu lieben.

Es iſt verwunderlich, daß man es gewagt hat, dieſe beyden Worte zuſammen zu ſtellen, oder vielmehr ihre Zuſammenſtellung ſo lange zu dulden. Ein Philoſoph ſagt: die Kunſt zu lieben ſey eine Kunſt, eingehaucht durch die Natur, und vervollkommnet durch den Verſtand. Aber dieſe Kunſt iſt nicht durch die Natur eingeflößt, und es heißt nicht lieben, wenn man den Verſtand dem Herzen zu Hülfe rufen muß. Es iſt überhaupt bey der Liebe eben ſo wenig Kunſt denkbar, als bey der wahrhaften Frömmigkeit; wie ſich eine Kunſtfertigkeit einmengt iſt es nur mehr Häucheley. Die Liebe kömmt allein aus dem Herzen, und ein Wort aus dem Herzen wirkt in der Liebe mehr, als alle Beredſamkeit aus dem Kopfe. Ovids Titel: de arte amandi, hat man immer falſch verſtanden; ſonſt würde man ihn nicht mit: Die Kunſt zu lieben, ſondern mit: Die Kunſt, liebenswürdig zu ſeyn, überſetzt haben.

* * *

Grabſchrift eines Wohlthätigen.

Das, was er verſchwendete, iſt für ihn verloren; das, was er beſaß, ließ er Andern; aber das, was er den Armen gab, iſt noch ſein.

* * *

Gelehrte in Haft.

Dem Gefängniſſe danken wir viele herrliche Werke großer Schriftſteller. Cervantes ſchrieb den größten Theil ſeines Don Quixote während ſeiner Gefangenſchaft in der Barbarey. Grotius ſchrieb im Gefängriſſe ſeinen Commentar über Mathias. — Peliſſon ſtudierte während ſeiner Gefangenſchaft fleißig Theologie, Philoſophie und griechiſche Sprache, und verfaßte mehrere gute Werke. Ludwig XII. war lange im Thurm von Bourges eingeſperret, dort lag er den Wiſſenſchaften ob, und dieſem Umſtande dankte es ſein finſteres Zeitalter, einen Stern in ſeinem Monarchen zu beſitzen. Carl I., König von England, verfaßte, während er im Tower gefangen gehalten wurde, ſein Bild eines Königs (portrait d'un roi), ein achtungswürdiges Werk, welches er ſeinem Sohne widmete. Howel verfaßte faſt alle ſeine Werke im Gefängniſſe zu Fleet. Der weiſe Selden bereitete ſeine beſten Werke während ſeiner Gefangenſchaft vor. Im Exil dichtete J. J. Rouſſeau ſeine Ode auf den Grafen de Luc, ein Meiſterwerk lyriſcher Dichtkunſt. — Die Henriade ſelbſt wurde von Voltaire in der Baſtille entworfen. — Wenn Gefangenſchaft bey Gelehrten ſo fruchtbringend iſt, was Wunder, daß manche ſo lange Schulden machen, bis ſie eingeſperret werden.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Den 10. d. M. ſahen wir im Theater an der Wien Dlle. Neumann, vom ſtändiſchen Theater in Lemberg, als Maria Stuart. Die Darſtellung erhob ſich nicht über das Gewöhnliche. Der Ausdruck beſtand in der Declamation, die oft unſicher und ſchwankend genug war; die innere Theilnahme fehlte ganz. Zuweilen entſtanden wohl theatraliſche Erhebungen, da ſie aber nur von außen kamen, gingen ſie ohne Spur vorüber. Im Allgemeinen mangelten Würde und tragiſcher Charakter. Die Schauſpielerinn würde im Fache ſeriöſer Liebhaberinnen leicht eine vortheilhaftere Rolle gefunden haden; es iſt zu bedauern, daß ihre Vorliebe gerade auf dieſe Art, die zu größeren Anſprüchen berechtigt. Die ſparſam verſammelten Zuſchauer nahmen jedoch das Gegebene auch hier gefällig auf.

Den erſten wurde hier zum erſten Mahle: Erinnerung, Schauſpiel in fünf Aufzügen von Iffland, aufgeführt. Herr Weſpermann, Regiſſeur des königl. baieriſchen Hoftheaters, begann die Reihe ſeiner Gaſtrollen mit der Darſtellung des Kammer-Rath Berger.

Es kann von einer Beurtheilung des Schauſpiels nicht die Rede ſeyn, da es nur auf dieſer Bühne neu erſchien. Fleiß und gelingendes Zuſammenwirken ſämmtlicher Mitſpielenden laſſen jedoch bedauern, daß nur eigentlich das Gaſtſpiel der Aufführung einiges Intereſſe noch verſchaffen kann. Der Charakter, auf den es hier vorzüglich ankommt, enthält eine ſchwierige Aufgabe, worin man wohl gefallen, nicht aber auch ſo leicht befriedigen kann. Die Auflöſung war im Ganzen ungemein befriedigend. Wollte Jemand einen weit hergeholten Maßſtab anlegen, ſo möchte er wohl verſucht werden, noch größere Anforderungen zu machen, nicht aber dem Gegebenen ſeinen Beyfall zu verſagen. Hier zeigte ſich Ruhe mit Lebhaftigkeit verbunden, vornehmthuendes Weſen mit bürgerlicher Vernachläßigung, und eine glückliche Vermiſchung der Hauptzüge, ohne daß der Schauſpieler ſich abſichtlich bemühte, die große Zeichnung durch allzubreite Pinſelſtriche zu verſtärken. Dem Selbſtgeſpräche nach der bekannten Injurie des Sekretärs mangelte wohl in etwas die gehörige Steigerung des Affekts; die erſte mit Wardamm war ſehr gehalten, und die mit dem Doktor, während und nach der Leſung des fürſtlichen Briefes, machte ſich durch kräftige Ausführung insbeſondere bemerkenswerth. Rauſchender Beyfall, und die Ehrenbezeugungen par excellence wurden dem Gaſte in reichlichen Gaben zu Theil. — Unter den Übrigen zeichnen wir der Kürze wegen nur noch den Darſteller des alten Wardamm aus, deſſen gehaltvolle Durchführung des Charakters ihm gleichen Zufluß von der Beyfallsſpende werden ließ; um ſo viel rühmlicher für ihn, da längere Bekanntſchaft mit dem Künſtler in ſolchen Fällen oft den Werth des Kunſtgemäßen weniger beachten läßt.

Leopoldſtädter Theater. Den 14. d. M. der Freund in der Noth auf eine andere Manier. Kleinigkeit mit Geſang in einem Aufzuge, nach dem Unglücklichen des Herrn von Kotzebue, für dieſe Bühne bearbeitet von Wilhelm Blum. Muſik vom Kapellmeiſter Volkert.

Der Titel iſt bequem genug, und paßt auf jeden Gönner, der den Knoten eines Stücks gefällig löſt. Der Überfluß kann hier nicht ſchaden, je mehr, je beſſer in der Noth. Das Original iſt eine Art von Guckkaſten, man nimmt ein Bild heraus, und ſchiebt ein anderes hinein. So hat man's hier zum Theil gehalten. Alles übrige iſt ſonſt geblieben. Einige Perſonen ſind verwandelt, einige hinzu gekommen, und das Stück eignet ſich in dieſer Hinſicht gut für die genannte Bühne. Mad. Herbſt iſt hier zugleich eine Sängerinn — o hätte ſie doch nicht geſungen *). Der Jäger macht zugleich den Sänger. Recht artig dießmahl! er fängt an zu tragen; nur zugetragen! man muß nicht immer auf dem Anſtand ſeyn. Die Wirthinn mit ihrem komiſchen Liebhaber, zwey wackre Bilder, gut gehalten. Der alte Baſſiſt, bravo! Die Kunſt hat wenig gethan, die Natur deſto mehr. Singe rüſtig zu, bis die Sonne des Lebens untergeht. Der böhmiſch-deutſche Sprachmeiſter kann paſſiren, weil's die Leute nun einmahl ſo haben wollen. Solche böhmiſche Sprachverderber ſind ein eignes Fach geworden; werden bald aus der Mode kommen. Jede der zwey Sprachen iſt für ſich ſchon hart genug, durch einander gemiſcht ſind ſie faſt nicht zum zerkauen. Übrigens iſt dieſer Freund in der Noth recht ſpaßhaft, und bringt manchen guten Einfall zu Markte. Wäre nur das Duett aus dem Opferfeſte weggeblieben. — Hier macht man füglich eine Generalpauſe.

---

*) Dieſes Muſikſtück iſt bey der zweyten Vorſtellung weggeblieben, auch ſind andere zweckmäßige Abkürzungen getroffen worden.

Der Monat Juny 1821, prophezeyet der Profeſſor **Dittmar** in **Berlin**, ſteht mit ſeiner wohlthätigen Wärme in den arktiſchen Ländern gegen den Äquator in dem Verhältniſſe wie 1 : 2. In den erſten Tagen dieſes Monats werden Weſt- und Südweſtwinde in Europa mit einander abwechſeln und Strichregen bringen. Angenehmer Sonnenſchein wird jedoch die Vegetation befördern. Der Weinſtock wird ſeine Blüthenzeit unter günſtiger Witterung vollenden. In dem mittäglichen Deutſchland wird im Juny der Thermometer faſt immer einige Grade weniger Wärme, als im nördlichen haben, weil die benachbarten Hochgebirge zum Aufthauen der höheren Schneelagen ſeine Wärme abziehen müſſen. Dieß wird über ganz Deutſchland viele Morgen kühle Lüfte verbreiten.

Das Getreide wird in Niederungen ganz vortrefflich ſtehen, im ſandigen Erdboden aber kleinhalmig, weniger ergiebig an Scheffelzahl, aber deſto gehaltreicher an Mehl werden, weil es ihm an Feuchtigkeit fehlen wird. Strich- und Gewitterregen wird jetzt der Landmann oft mit großem Verlangen wünſchen.

Von den höheren Bergen müſſen einzelne kalte Luftſtriche herabwehen, welche die größern Regentropfen in Hagel verwandeln, der manche Getreidefelder, am meiſten in gebirgsreichen Gegenden, verwüſten wird. Gegen den längſten Tag werden einige trübe Tage und Wolkenzüge von Weſten und Südweſt her, nach Oſten und Nordoſt hin eilen, und einzelne Strichregen das Land befeuchten, aber kaum halbe Tage anhalten.

In den letzten Tagen dieſes Monats wird zwar eine größere Wärme eintreten; jedoch werden auch die Morgen- und Abendſtunden recht kühl ſeyn.

Die Heuernte werden die Landwirthe mit vieler Bequemlichkeit halten können, denn die wenigen Regenwolken, welche hin und wieder das gemähte Gras anfeuchten, werden nicht lange verweilen.

In den Pfingſtfeyertagen werden ſchon reife Erdbeeren in den Wäldern zu finden ſeyn, da eine warme Sommerwitterung ihre Zeitigung begünſtigen muß. —rh—

Hiſtoriſcher Verſuch über die Schule von Alexandrien ꝛc., von **Jakob Matter**. — **Ptolemäus Evergetes** iſt in der Geſchichte des Muſeums von **Alexandrien** der **Janus** mit zwey Geſichtern, wenn man ganz verſchiedene Perioden ins Auge faßt. Seine Wuth hatte die Gelehrten vertrieben, ſeine Liebe für die Wiſſenſchaften verſammelte ſie wieder; ja er wurde ſogar ein Nebenbuhler der Geſchichtſchreiber, Philoſophen und Grammatiker, mit welchen er ſich umgeben hatte. Er, ein Zögling des **Ariſtarchus**, beſaß eine vielſeitige Gelehrſamkeit; er gab kritiſche Erläuterungen des **Homers** heraus, welche zwar nicht entſcheidend die Werke des Dichters herſtellten, aber doch neue Leſearten anboten. Sein berühmteſtes Werk verbreitete ſich über die Geſchichte der Wiſſenſchaften und Monumente zu **Alexandrien**, die Naturgeſchichte nahm darin eine bedeutende Stelle ein, denn **Evergetes** hatte die Neigung ſeiner Ahnen für dieſe erhabene Wiſſenſchaft geerbt. Nicht nur mit eigenen Schriften bereicherte er die Bibliothek des Muſeums, ſondern ſogar in Griechenland ließ er gelehrte Erzeugniſſe, die ihm mangelten, aufkaufen, und jene abſchreiben, die er im Original nicht erhalten konnte. Gegen eine Einlage von 15 Talenten (ein attiſches Talent zu 13 — 1400 Reichsthaler) erhielt er von den Athenienſern die urſprünglichen Handſchriften ihrer Tragiker, er hielt ſie aber zurück, auf die Gefahr, ſein Geld zu verlieren.

—rh—

Den Freunden der ſpaniſchen Literatur empfehlen wir: Floresta de Rimas Antiguas Castellanas, ordenada por Don Juan Nicolas Böhl de Faber. Hamburgo 1821. Dieſe Chreſtomathie enthält I. geiſtliche Lieder. II. Lehrgedichte. III. Liebeslieder. IV. Scherzlieder. —rh—

Wenn es wahr iſt, — ſagt **Villoteau** in ſeiner merkwürdigen Abhandlung über die Muſik des alten Ägyptens — **Leipzig** 1821 — daß Alles, was zur Verweichlichung der Sitten beytragen kann, den Muth entkräftet, das Gefühl für große Tugenden erſtalt, welche die einzigen Bürgen der öffentlichen Ruhe ſind, und die Kraft der Reiche ausmachen, ſo ergibt ſich aus dieſem Grundſatz, daß die Muſik der alten Ägyptier, welche in ihrem erſten Zuſtande die Mäßigung und Bezähmung der Leidenſchaften zum Zweck hatte, ſehr vortheilhaft für das Glück dieſer Völker ſeyn mußte. So lange, bemerkt er früher, die Muſik ihren erſten Charakter bewahrte, den energiſchen und wahren Ausdruck ihrer beredten Melodie, die tief in die Seele drang, übte ſie auf das Herz alle Macht aus. Von dieſer Art war wirklich die Muſik aller alten Völker in ihrem erſten und vielleicht vollkommenſten Zuſtande der Civiliſation, in demjenigen, worin ſie ſich mit der mündlichen und geſungenen Mittheilung oder Überlieferung begnügten. Als aber die muſikaliſche Kunſt ſich darauf beſchränkte, bloße Empfindungen eines unbeſtimmten und oberflächlichen Vergnügens zu erregen, als die Muſik allen Launen eines verdorbenen Geſchmacks Preis gegeben wurde, glich ſie jenen ausſchweifenden Weibern, die nur Wollüſtlingen gefallen, während ſie den Rechtſchaffenen die tiefſte Verachtung einflößen: ſie wurde nur von verderbenen Völkern geſchätzt. Dieſe letztere Art Muſik war ſtets das Vorzeichen der Auflöſung der Reiche, oder ging ihr immer vorher. In Kleinaſien entſtand ſie, und die Reiche dieſes Landes hatten auch den wenigſten Beſtand, und wurden am früheſten zerſtört u. ſ. w. —rh—

Der öſterreichiſche Kaiſerſtaat zählt fünf und zwanzig Klöſter und Spitäler des menſchenfreundlichen Ordens der barmherzigen Brüder, und zwar: in Niederöſterreich zwey, zu Wien und Feldsperg, — in Öſterreich ob der Enns eins, zu Linz; in Böhmen drey — zu Prag, Neuſtadt und Kukus; in Mähren drey, zu Brünn, Proßnitz und Lettowitz; eins in Oberſchleſien, zu Teſchen; eins in Steyermark zu Grätz; in Illyrien eins, zu Görz; in Ungarn zehn: in Ofen, Presburg, Erlau, Garalla, Eiſenſtadt, Waitzen, Papa, Großwardein, Fünfkirchen und Skalitz; — im Bannat eins, zu Temeswar; und eins in Gallizien: in Zebrzidowitz.

Wie wohlthätig, wie höchſt erſprießlich dieſer Orden für die leidende Menſchheit iſt, mag die große Zahl der im Militärjahre 1820 in den genannten fünf und zwanzig Spitälern deſſelben unentgeldlich aufgenommenen und verpflegten Kranken zeigen. Dreyzehntauſend ein hundert vierzehn Mannsperſonen fanden darin die menſchenfreundlichſte Pflege und Wartung; und zwölftauſend drey und zwanzig derſelben wurden durch die wohlthätigen, ſich ganz dahin gebenden Bemühungen der Mitglieder dieſes edlen, wahrhaft humanen Vereins beym Leben erhalten, und ihren Familien wieder gegeben.

Unter den 13,114 Kranken (worunter das Spital in Wien allein 1973, jenes in Prag 1853, das in Ofen 1036, das in Grätz 811, ferner jenes in Presburg 791, das in Linz 685, und das in Brünn 640 zählten) waren 1380 Akatholiken, und 40 Iſraeliten.

Nicht nur aus allen Provinzen des geſammten öſterreichiſchen Kaiſerſtaates, ſondern auch aus faſt allen Ländern Europas, nämlich: aus den deutſchen Staaten, aus Italien, der Schweiz, aus Frankreich, Holland, England, Dänemark, Schweden, Preußen, Polen, Rußland und der Türkey, fanden Leidende in ihren Krankheiten ein wahres Aſyl, ſie fanden Troſt, Pflege und Hülfe in dieſen Humanitäts-Anſtalten.

O! mögen die Brüder dieſes ſchönen, dieſes ſo nützlichen Vereins fortwährend alle Unterſtützung in ihren menſchenfreundlichen Bemühungen finden! und mögen dadurch nicht nur die bisher beſtehenden 25 Klöſter und Spitäler dieſes erſprießlichen Ordens ſtets erhalten, ſondern auch noch mehrere derſelben, und beſonders in jenen Theilen unſers geſammten öſterreichiſchen Vaterlandes, wo ſie noch mangeln, gegründet werden! W.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625) wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k. k. Poſt 11 fl. W.W. halbj. Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

44.

(Wien, Samstag den 2. Juny.)

Ontologiſche Neuigkeiten.

Von A. Rittig v. Flammenſtern.

XXVI.

(Schluß von Nr. 39.)

Endlich iſt das hier in Wien vielfach beſprochene und auch von mir im Converſ. Bl. Nr. 86 u. 77, 1820, in Anregung gebrachte neue Zeichnungs- und Gemählde-Prüfungs-Inſtrument, eine Erfindung des hieſigen Mechanikers Wolffſohn, unter dem Nahmen: Graphiſches Pantoskop, zum Kaufe vorbereitet. Um nun mein in Nr. 77 gegebenes Wort, eine nähere Erklärung hierüber zu liefern, zu löſen, folget dieſe anmit. Beſagtes graphiſches Pantoskop beſteht eigentlich aus drey mechaniſchen Vorrichtungen, die jede für ſich eine eigene Maſchine bildet, deren Tendenz jedoch insgeſammt dahin geht: um ein jedes Landſchaftsgemählde oder Zeichnung in Hinſicht der Vollkommenheit zu prüfen, ſo wie auch um jede perſpektiviſche Zeichnung, jedes Gemählde, die Situations-Pläne, dann im Freyen alle Naturgegenſtände, ſowohl im nähmlichen, als auch im vergrößerten Maßſtabe möglichſt genau aufzunehmen, im gehörigen Tone durch Schatten und Licht vollkommen zu zeichnen, zu übertragen, zu copiren und nach den beſtehenden Normen darzuſtellen. Dieſes wäre die Geſammtleiſtung aller drey vorberührten Vorrichtungen. Was jedoch die Konſtruktion und Anwendung jeder dieſer Vorrichtung als einzeln betrachtet betrifft, ſo iſt dieſelbe folgende: Die erſte dieſer Vorrichtungen beſteht aus einem ſenkrecht ſtehenden Stativ mit jenen Hülfsmitteln verbunden, um damit die genau eingetheilten Naturgegenſtände nach den Regeln des Perſpektivs aus freyer Hand zu zeichnen und aufzunehmen, ohne ſich vorher die Regeln des Perſpektivs eigen gemacht zu haben. Die zweyte dieſer Vorrichtungen beſteht in einem horizontalen Piedeſtal, worauf das Pantoskop, die mathematiſchen

Hülfsmittel, Zeichengeſtell, Maßſtäbe und Hebel ſich befinden. Jedes Landſchaftsgemählde, Zeichnung, Kupferſtich oder lithographirtes Blatt, von was immer für einer Größe, auf dem dabey befindlichen Stativ aufgeſtellt, erſcheint hier in der wahren Größe, wie die dargeſtellten Gegenſtände in der Natur ſelbſt, und man erhält dadurch die genaueſte Zeichnung im wahren Perſpektive, indem das Pantoſcop ſowohl die nahen, die entfernten, als auch die in das Perſpektiv verſchobenen Gegenſtände, zur Zeichnung fixirt. Hierdurch lernt man die in dem aufgeſtellten Gemählde vorkommenden kleinſten Fehler des Ganzen und ſeiner kleinſten Theile, das ſtärkere oder ſchwächere Kolorit, das Größen-Verhältniß der im Vorder- oder Hintergrunde angedeuteten Figuren und architektoniſchen Umriſſe, die verſchiedenen Nuancen der Beleuchtung, die Halb- und Ganzſchatten, die Flächen und Erhabenheiten kennen; man ſieht Alles mit geſchärftem Blick und erlangt durch öftere Übung jenes Forſcherauge, das auf den erſten Blick die Fehler in einem Gemählde entdeckt. Eine, dieſer zweyten Vorrichtung oder Maſchine beygegebene gedruckte Erklärung ſetzt Jeden, der nur geringe Vorkenntniſſe im Zeichnen hat, in Stand, ſich eine Skizze des vorgeſtellten Gemähldes ꝛc in einem kurzen Zeitraum zu verzeichnen. Was nun die dritte dieſer Vorrichtungen oder Maſchinen betrifft, ſo beſteht dieſelbe in einem Piedeſtal, das 3 Fuß von dem Horizont erhaben, 5 Fuß lang und 2 Fuß 9 Zoll breit iſt. Dieſes Piedeſtal dient, um jedes Landſchafts-Gemählde auf ſeinem befeſtigten Platze in der Gallerie zu beſichtigen, ohne daſſelbe von der Wand herab zu nehmen. Man kann daher daſſelbe nach allen Seiten hin und her bewegen; eben ſo läßt ſich ſelbes, um auch die in den Gemählde-Gallerien hochbefeſtigten Gemählde zu beſehen, bis auf 11 Fuß durch eine ſehr ſinnreiche Vorrichtung erhöhen. Will man nun ſo ein hochbefeſtigtes Gemählde beſehen: ſo nimmt man das Pantoskop von dem Zeichen-Piedeſtal herab, und ſtellet, indem man das Piedeſtal dem Gemählde nahe bringt, letzteres mit ſeiner Achſe auf daſſelbe. Hierdurch erſcheinet jedes Landſchafts-Gemählde in dem klarſten und helleſten Lichte, alle Reize und Mängel deſſelben biethen ſich dem Forſcherauge dar, und da jedes Gemählde ſich hier nach dem Verhältniß ſeiner Größe, in ſeiner eigenthümlichen optiſchen Entfernung, nähmlich: zu Viertel-, halben, ſogar eine Stunde weit, in einem drey-, vier- bis ſechsfach vergrößerten Maßſtabe zeigt, ſo ſtehen, ſo zu ſagen, die im Gemählde dargeſtellten Gegenſtände aus der Natur aufgegriffen vor Augen. Übrigens läßt ſich alles Obgeſagte ſowohl am Tage, als wie des Nachts bey einer brennenden Wachskerze deutlich ſehen, ohne das Auge anzuſtrengen oder zu ermüden, indem in letzterer Hinſicht der dabey angebrachte Lichtſchirm jeden Nachtheil für das Auge beſeitiget. Ich glaube mit Fug und Recht allen Beſitzern großer Gemählde-Gallerien dieſes graphiſche Pantoskop empfehlen zu dürfen.

Bekanntlich wird dem franzöſiſchen Arzte Dr. Galès zu Paris die Erfindung des Apparats zu Schwefelräucherungen, den unſer, um die leidende Menſchheit ſo verdienſtvolle Dr. de Carro hier weſentlich verbeſſerte, ſo wie die Ehre zugeſchrieben, der erſte geweſen zu ſeyn, der die Anwendung von Schwefelräucherungen gegen Hautkrankheiten ꝛc. empfohlen hat. Gegen dieſe Angabe tritt nun der engliſche Arzt: Arthur Clarke, in ſeiner Schrift: »Verſuch über die Bäder,« auf, und behauptet, daß bereits im Jahre 1812 unter andern ein von ihm benanntes Individuum durch Schwefel-Dampfbäder von einem acht Jahre alten Ausſatze geheilet worden ſey, daß ſomit in England lange, bevor Dr. Galès die Anwendung von Schwefelräucherungen gegen Hautkrankheiten, dann rheumatiſche und chroniſche Leiden empfohlen hat, und den Apparat zu den Räucherungen lieferte, ein und anderes ſchon daſelbſt in Anwendung geweſen ſey.

So vindicirt auch in der Prager Zeitung der Uhrmacher und Mechanikus am kön. ſtänd. polytechn. Inſtitute zu Prag, Joſ. Bozek, die von dem Uhrmacher Lareſch zu Paris ſich angeeignete Erfindung: Repetiruhren ohne Räder in einem beynahe ſo wohlfeilen Preiſe wie die gewöhnlichen Taſchenuhren zu verfertigen, indem erſterer behauptet, dieſe Kunſt lange vor Lareſch entdeckt, und eine ſolche Uhr ſchon im Jahre 1812 verfertigt zu haben; auch erbietet ſich ſelber, auf Verlangen Jedermann dergleichen Repetiruhren ohne Räder, in eben dem Preiſe, wie ſie Lareſch verkauft, unter Dafürhaftung ihrer Dauer und Güte zu liefern. In der mir hier zu Geſicht gekommenen dießfälligen Anzeige des oberwähnten Mechanikers zu Prag iſt ſein Nahme nicht bezeichnet; glaubt man denn etwa, die ganze Welt weiß, wie der Uhrmacher und Mechanikus am königl. ſtänd. polytechniſchen Inſtitut zu Prag heißt? —

Der Engländer Marcet hat gegen ſiebzig verſchiedene Meerwaſſer — Seewaſſer — aus verſchiedenen Weltgegenden unterſucht, und folgendes intereſſante Reſultat über ſpecifiſche Schwere, Temperatur und Salzgehalt des Seewaſſers erhoben: »Das ſüdliche Weltmeer hat mehr Salzgehalt als das nördliche, die mittlere ſpecifiſche Schwere des Seewaſſers am Äquator iſt 1.02,777, ſomit zwiſchen der in der nördlichen und ſüdlichen Halbkugel beobachteten mitten inne ſtehend; das Seewaſſer iſt unter verſchiedenen Mittagskreiſen nicht merklich verſchieden; es gibt keine hinreichende Gründe für die Meinung: die See ſey in größeren Tiefen ſalziger als an der Oberfläche; doch hat die See im Allgemeinen mehr Salz, wo ſie am tiefſten und am weiteſten vom Lande iſt, daher ihre Salzigkeit ſtets in der Nähe großer Eismaſſen ſehr abnimmt; auch lehrt die Erfahrung, daß kleine Binnenſeen, ungeachtet ſie mit dem Ozean in Verbindung ſtehen, viel weniger ſalzig ſind, als das offene Meer. Über die Urſache, warum das mittelländiſche Meer mehr Salzgehalt hat, als das Weltmeer, fehlt die genugthuende Erklärung. Wollte man übrigens bey den Reſultaten, die Marcet bey dieſer Unterſuchung fand, ein Endreſultat ableiten, ſo beſtände dieſes darin: daß das Seewaſſer in allen Theilen der Erde dieſelben Beſtandtheile hat, deren Miſchungs-Verhältniß auch ziemlich gleich iſt, und bloß der Geſammtbetrag ihrer Salztheile die Verſchiedenheit begründet. Die Andeutung Marcet's über die Temperatur der Meere iſt ebenfalls ſehr bemerkenswerth: In der Baffinsbay, dem mittelländiſchen Meere und den tropiſchen Meeren nimmt die Temperatur mit der Tiefe ab, in dem grönländiſchen Meere aber nimmt ſie mit der Tiefe zu.

Als ein trefflliches Surrogat für Steine zur Lithographie wird ein Gemenge von reinen Gyps — Plâtre de Paris — und Alaun, das man in reinen ebenen metallenen Formen erhärten läßt, empfohlen. Es ſoll die Kalkſchieferſteine vollkommen erſetzen. Selbſt Dr. Hermbſtädt pflichtet dieſer Empfehlung bey.

Decandolle hat ein merkwürdiges Beyſpiel von der Lebenskraft der Pflanzen bekannt gemacht. Ein im Jahr 1815 getrocknetes Exemplar: Sempervivum ciliatum, an dem er im Jänner 1817 ein weißes Pünktchen bemerkte, und das er dann in die Erde ſetzte, wuchs und gedieh vortrefflich, und hat ſpäterhin mehrere Mahle geblüht und junge Sprößlinge erzeugt. Doch muß hierbey bemerkt werden, daß von den übrigen in Decandolle's Herbarium aufbewahrten getrockneten Pflanzen-Exemplaren, obiges das einzige war, das noch ſo friſch ins Leben trat.

Lizar, der Erfinder der Kupferſtecherey in Hautrelief, hat im dritten Stück des philosophic. Journal. Edinburgh 1820, folgendes nähere Detail über ſeine Erfindung bekannt gegeben: »Die Zeichnung wird mit Terpentin-Firniß, der mit Lampenruß gefärbt iſt, auf die Platte gebracht, und ſobald der Firniß gänzlich trocken iſt, das gewöhnliche Ätzmittel angewandt, welches ſodann den nicht bedeckten Theil der Kupferplatte wegnimmt, und die gezeichneten Linien erhaben läßt. Hat die Zeichnung viele Schattenmaſſen, ſo iſt das Verfahren keinem Unfalle ausgeſetzt, und es braucht nachher nur wenig von dem Raum zwiſchen den Linien weggenommen zu werden. Iſt hingegen der Raum zwiſchen den Linien groß, ſo wächſt die Gefahr und die Schwierigkeit, und es müſſen, wenn das Ätzmittel nicht gleichförmig gewirkt hat, die an den Linien liegenden Theile mit dem Grabſtichel weggenommen werden, um reine Abdrücke zu erhalten. Eine der größten Schwierigkeiten macht der Firniß, der im Pinſel ſo leicht zäh wird.« Lazar ſuchte ein flüſſiges Erſatzmittel dafür zu erhalten, und machte mit andern Firniſſen Proben, fand aber den gewöhnlichen Terpentin-Firniß, oder Harz in Terpentin aufgelöſt, dem Zweck am entſprechendſten. Übrigens ſoll dieſe neue Erfindung der Kupferſtecherey in Hautrelief bloß den Holzſchnitt vollkommen erſetzen, keineswegs aber den eigentlichen Kupferſtich entbehrlich machen.

Der hieſige geſchickte Kupferſtecher, Vinzenz Raimund Grüner, deſſen Entdeckungen im Gebiethe der Metallographie ich bereits in Nr. 138 des Converſ. Bl. 1820 vorläufig erwähnte, hat nun die Reſultate ſeiner Entdeckungen auf acht Kupferplatten gebracht, welche bey dem hieſigen induſtriöſen Kunſt- und Muſikalien-Verleger, S. A. Steiner und Comp., ſo eben im Abdrucke erſchienen ſind. Die letzteren zwey Platten (die 7 und 8) bezeichnen den Übergang des großen und halderen Gußkorns in der Punktir-Manier, in gelungenen Darſtellungen der Madonna nach Raphael und des Lux mundi nach Leonardo da Vinci. Da unter Grüner's Entdeckungen auch jene gehört: eine Tinte zu bereiten, mit welcher man mittelſt einer Rohr- oder Zeichenfeder auf Metall, eben ſo wie auf Papier ſchreiben und zeichnen kann, und dann die beliebige Zahl Abdrücke erhält, ſo dürfte deren Anwendung im Manufaktur- und Fabrikweſen einen auffallenden Vortheil gewähren, indem man damit die ſogenannten Deſſinwalzen für Kattundruckereyen ꝛc., ohne ſelbe zu graviren und ohne zu radiren (in Stahlnadel-Strichmanier zu ätzen), in der kürzeſten Zeitfriſt zur Benützung herſtellen kann. Auch behauptet Hr. Grüner durch die Anwendung dieſer Tinte im Stande zu ſeyn, 8 bis 10 Fuß hohe und 4 bis 6 Fuß breite Öhlgemählde, entweder dem Original gleich groß, oder als eine das Original-Gemählde vergrößernde Nachbildung in Kupfer zu bringen, und ſelbe als eine neue Art von Tapeten auf Leinſtoff, Seidenzeug oder Papier, mit verſchiedenen Farben abzudrücken. Es wäre zu wünſchen, daß Hr. Grüner, dem eben nicht Kenntniſſe und Unternehmungsgeiſt, wohl aber der wahre nervus rerum gerendarum — das Geld! fehlt, reiche Beſitzer von Kattun-Fabriken ꝛc. finden möge, die ſeine metallographiſche Entdeckungen bey ihren Deſſinwalzen durch ihn in Anwendung bringen ließen. Nach den Proben, die er mir dießfalls vorgelegt hat, kann ich ihn mit Beruhigung empfehlen.

Erheiterungen von Gelehrten.

Die Gelehrten haben ſich, um von ihren literariſchen Arbeiten auszuruhen, manchmahl ſeltſame Unterhaltungen geſchaffen: Cato betrank ſich, um ſich von den Staats-Geſchäften zu erholen, und Seneka räth dieſe kleine Zerſtreuung allen Schriftſtellern, welche viel arbeiten, an. Sokrates und Heinrich IV. ſpielten mit ihren Kindern. Ticho-Brahe unterhielt ſich damit, Brillengläſer zu ſchleifen. Barclai war des Morgens Schriftſteller und des Abends Gärtner. — Balzac zeichnete gerne — Hugues Blair und Arnauld laſen Romane — Montaigne rühmt ſich, einen angenehmen Geſellſchafter in ſeinem Kater gefunden zu haben. — Scipio liebte den Tanz — und Richelieu fand ein großes Vergnügen darin, über eine Mauer zu ſpringen.

Sonderbare Werke.

Pierrius ſchrieb eine Diſſertation zu Gunſten der Bärte, und Thiers hat eine Geſchichte der Perrücken verfaßt. — Heniſius ſprach des Eſels und Majoragius des Flohes, Erasmus der Thorheit und Sallenger der Trunkenheit Lob. Johnſon bemerkt, daß das Talent manchmahl ſeinen Stolz darein ſetze: Niederes erheben und Kleines groß machen zu können. Vielleicht danken wir dieſer Art von Ehrgeiz die Schmetterlinge von Spencer.

* * *

Die Schnecke.

Eine Schnecke brauchte hundert Jahre, um über eine lange Brücke zu gelangen. Als ſie am Ende derſelben war, brach der letzte Pfeiler zuſammen. »Das heiß ich doch ſchnell ſeyn,« rief die Schnecke, »hätte ich nur um einige Stunden länger gebraucht, ich wäre zu Grunde gegangen.«

* * *

Aus und über Steyermark.

Neuigkeiten aus Grätz.

Die Direktion beſchloß das alte, und eröffnete das neue Theater-Jahr mit zwey hier nie geſehenen Stücken: die Brautwerbung, und der Tag der Verlobung. Beyde ſind von Wiener Schriftſtellern. Dieſen machen es im Luſtſpiele die trefflichen Meiſter der Hauptſtadt wirklich leicht; aber auf kleineren Bühnen, wo ein Werk ſich ſelbſt geltend machen muß, kommt ihnen dieſes nicht zu Statten. Mag Kotzebue mangelhaft ſeyn, wie er will! dieſe Gabe beſaß er gewiß, Werke zu liefern, welche ſich ſelbſt darſtellten, und auch von mittelmäßigen Kräften ſo gegeben werden konnten, daß ſie Beyfall ernteten, und Summen eintrugen.

Wir haben viele Mitglieder des Schauſpiels verloren, auch die bedeutenden Perſonen, Herrn und Frau Deny und Meiſter. Sie ſind nicht erſetzt.

Einige unſerer Schauſpieler ſind nennenswerth. Frey zeigt Einſicht und Thätigkeit; die ſchöne Nevius verräth Gefühl und Feuer; Herr Ziegler beſitzt Geſtalt und Lebendigkeit; ſeine hübſche Frau weiß Soubrette und Fräulein zu markiren; ſein Schwager, ein junger Demmer, findet ſich in Chevalier und Süßling. Doch entſteht höchſt ſelten eine Begeiſterung des Wohlgefallens. Warum? — weil das Zuſammenhalten und Ineinandergreifen (Ensemble et Accrochement) mangelt. Der Regiſſeur ahnet davon nichts. Er hält die Zuſchauerwelt für unmündig, wie ehemahls. Ehemahls wußte man von ſolchen Forderungen nichts, und dennoch ging es. Plebs da unten! ſcheint Mancher auf dem Scenium zu denken. Plebs da oben! denken die Menſchen im Parterre.

Recenſenten haben wir zwey Legionen; die Legion nach römiſchem Maße zu ſechstauſend Mann, und alſo auch zu ſechstauſend Frauen gerechnet. Recenſenten, welche etwas drucken laſſen, haben wir — ach! — ſchon! — vier! Und zum Unglück ſcheint der Eine und Andere als Todtenanſager ſeiner Selbſt in den Tagblättern doppelt umher zu wandeln. Das Publikum ignorirt den einen, perſiflirt den zweyten, lacht über den dritten, und ſchimpft über den vierten. Mein Wahlſpruch iſt: O wär' ich eine Maus, wie wollt' ich mich verſtecken; wär' ich ſo klein wie Schnecken, ich kröche in mein Haus!

Die Oper hat nach meiner Meinung eine auffallende Verbeſſerung erhalten; aber das Publikum (ſo oft getäuſcht) zaudert ſie anzuerkennen. Ich will ſeinem Beyſpiele folgen, denn auch mich hat Mißtrauen ergriffen. Herr Braun von Breslau iſt Kapellmeiſter geworden, und bewies bald eine ernſte Schule, Sachkenntniß und Durchgreifen.

Liebhaber-Theater ſind drey; eines im adeligen Kaſino, eines im Gartenſaale eines Kaufmanns, eines für Perſonen gemiſchter Stände. Man erwartet eine große Vorſtellung auf dem Haupttheater, um dem Publikum einen Anlaß zu geben, ſeinen Hang zur Wohlthätigkeit auf eine entſcheidende Art zu bethätigen.

Der Künſtler Koch, deſſen Sohn ſich in Steyermark einbürgerte, und den ruhmgekrönten Vater zum Ehrentage in einer romantiſchen Gegend einlud, ging durch Grätz; aber es ward unmöglich, eine ſeiner Darſtellungen hier zu ſehen. Er hätte ſpielen ſollen in der Vaterſtadt Brockmann's und der Rouſeul. Vielleicht ſpäter!

Der Künſtler Kunike hatte hier eine günſtige Meinung durch ſeinen meiſterhaften Steindruck des Laſſinger Waſſerfalls bey Maria-Zell vorausgeſandt. Seine perſönliche Erſcheinung, worin ſich beſcheidene Zuverſicht und zuverſichtliche Beſcheidenheit doppelt paaren, vollendete den günſtigen Eindruck. Er gewann im Lande für ſeine Lieferungen der Donau-Anſichten dreyßig Abnehmer, was neuntauſend Gulden macht, und eine würdige Theilnahme zeigt.

Baron von Sydow kam hierher, aber gab keine Declamation; vor zehn Jahren lernten wir ihn kennen. Er hat ein Sonett hinterlaſſen, wo er beym Anblicke der gedeckten Muhrbrücke an den Sarg, und beym Fortrollen der unten hinſtrömenden Wellen an die Wogen der enteilenden Zeit denkt. Dieſes brachte ihn auf die Todten, welche ein Jahrzehend der Stadt entführte; die edlen Gräfinnen Eugenia Bellegarde und Henriette Herberſtein; die trefflichen Jünglinge Grafen Purgſtall und Chorinski; Männer wie Graf Sauer und General Jordis. Welcher Stand betrauert nicht ſeine Lieben und Guten! Die Fremden verloren viel, früher durch die Freyinn von Dienersberg, ſpäter durch die Gräfinn Lanthieri; da konnte jeder gebildete Reiſende hoffen, Gaſtfreundſchaft, Geſellſchaft und werkthätigen Rath zu finden. Möge der Geiſt dieſer Damen nicht ganz bey uns verſchwinden.

Der Direktor der Zeichnungs-Akademie, Profeſſor Stark, hat ein Altarblatt für die Proteſtanten-Gemeinde zu Schladming in Oberſteyer eben jetzt vollendet. Eine rein-bibliſche Anlage und Ausführung herrſcht in dem Werke. Der Heiland kniet im Garten zu Gethſemane. Ein ſchwebender Himmelsbothe bringt ihm von oben den bittern Kelch des Leidens. In einiger Entfernung ſchlummern der eifrige Petrus, und der ſanfte Johannes. Noch ferner im Thorwege zeigen ſich Bewaffnete zur Gefangennehmung.

Die Klarheit, welche im Ganzen ſich kund gibt, verdient Bewunderung. Der ſchöne Engel durchbricht wie die roſenfingerige Eos die Wolken, mit der Rechten den Erdenkelch reichend, mit der Linken zum Himmelsgewölbe deutend. Der Heiland kniet mit Einem Knie; ſeine doppelte Natur iſt trefflich angezeigt; der Leib (das Menſchliche) ſcheint in tiefer Schmerzens-Erſchütterung, indeß der Geiſt (das Göttliche) die reine Hingebung in den Willen des Allvaters ausſpricht.

Der Muſik-Verein wirkt wahrhaft für ſeinen Zweck; er ſorgt für Bildung und Kenntniß der heranwachſenden Tonkünſtler. Zwey Singſchulen beſtehen fort. Zwey Schulen für Violine und Violoncell ſind neu errichtet. In fünf Schulen erhalten Unbemittelte unentgeldlichen Unterricht für Oboe, für Flöte, für Fagott, für Klarinette, für Trompete und Poſaune. Herr Roſſi erboth ſich freywillig, den Sängern richtige Ausſprache im Italieniſchen beyzubringen. Eben ſo uneigennützig ertheilt ihnen Herr Guggitz Anleitung zur Deklamation. Denn wie ſollen Menſchen richtig oder gefühlvoll ſingen, wenn ſie nicht rein ausſprechen, oder nicht vollkommen reden?

Das Wunſchbuch des Leſe-Vereins enthält folgenden Satz: »Ich wünſche, daß in der Zeitſchrift, welche von uns ausgehen ſoll, das wiſſenſchaftliche Streben der Steyermark und der Steyermärker in den erſten zwanzig Jahren dieſes neunzehnten Jahrhunderts eine erſchöpfende Abhandlung erhalte, möge ſie durch ein erhöhtes Honorar, oder durch ein ausgeſetztes Prämium von etwa zwanzig Dukaten erhalten werden; denn dadurch wird man ſehen, was geleiſtet worden, und was zu leiſten bleibt. Ich wünſche aber die Abhandlung in vier Abſchnitte getheilt: 1) Steyermärkiſche Gelehrte, welche im Vaterlande blieben, z. B. von Kalchberg, Gmeiner, Wanggo, Kollmann, Wartinger. 2) Steyermärkiſche Gelehrte, welche aus der Heimath ſich entfernten: Hofrath von Hammer, anfangs nach dem Morgenlande; Hofrath von Zeiller und Sekretär Sartori nach Wien; Rath Noyko und Sekretär Wilfling nach Prag; Liesganig nach Lemberg; Weiſſegger nach Freyburg; Hofrath Herrmann nach Rußland. 3) Fremde Gelehrte, die in der Steyermark gelehrte Werke lieferten, z. B. Mohs, Jenull, von Veſt, Schallgruber, Horn; Likawetz, Neumann, Leiter, Berghofer. 4) Joanneums Thätigkeit für Anregung und Fortbildung der Denkkraft. — Grätz, Jänner, 1821. Julius Schneller, Profeſſor.

* * *

Die Papillote.

Kriminalfall.

Wenn die Gräuel der venetianiſchen Inquiſition, durch die ſo manches unſchuldige Schlachtopfer fiel, das Herz des Menſchenfreundes mit Abſcheu und Entſetzen erfüllten; ſo genoß dieſe Republik auf der andern Seite den Ruhm einer außerordentlichen Thätigkeit in der Aufſpürung und unbeſtechlichen Beſtrafung wirklicher Verbrecher. Die Hinrichtung, welche im Jahre 1780 auf dem Markusplatze Statt fand, iſt ein ſprechender Beweis von dieſer Sorgfalt und Wirkſamkeit.

Ein junges Frauenzimmer, durch Geiſtesbildung und äußeren Reiz gleich liebenswürdig, ward durch unſelige Rückſichten der Convenienz die Gattinn eines ſehr bejahrten Mannes. Trotz ihrer Bitten und Thränen mußte ſie dem unabänderlichen Willen der Familie ſich fügen, und ſonach dem Umgang ihres Geliebten, eines feurigen Jünglings, entſagen. Einige Zeit gelang es Beyden, ſich zu bezähmen. Doch die Glut des italiſchen Himmels, und die lockern Grundſätze dieſer jungen Leute, ließen ſie bald die Pflicht der Moralität vergeſſen. Sie fanden leicht Mittel, ſich zu ſehen, und ihren Umgang fortzuſetzen. Allein die Wachſamkeit des eiferſüchtigen Ehemanns trat bald ſtörend dazwiſchen, und entflammte die Rachſucht des buhleriſchen Paares.

Eines Tages machte die Frau ihren Verwandten kund, daß ihr Gatte im Begriffe ſey, eine weite Reiſe zu unternehmen. Der vorberaumte Tag erſchien. Noch nie hatte man die junge Frau ſo betrübt, ſo niedergeſchlagen geſehen. Die Entfernung ihres Mannes hatte ihr ganzes Weſen verändert. Mit dem Ausdruck der Trauer ſuchte ſie Troſt bey allen Verwandten. Aber kaum hatte ſie angefangen, ſich in ihre Lage zu fügen, ſo ſteigerte die Ankunft eines Briefes ihre Betrübniß bis zur Verzweiflung. Dieſes Schreiben enthielt die Nachricht von dem Tode ihres Gatten. In dieſer Noth hatten die Verwandten und Freunde der jungen Wittwe kein eifrigeres Geſchäft, als ſie aufzurichten. Lange bleibt Alles fruchtlos Nach und nach aber erhohlt ſich die Bekümmerte, und als man ihr endlich vorſchlägt, jenem jungen Manne, der einen ſo ungewöhnlich innigen Antheil an ihrem Schickſale nähme, die Hand zu reichen, gewinnt ſie allmählich ihre volle Heiterkeit wieder. Dieſer Glückliche war natürlich kein anderer, als ihr vertrauter Geliebter. — In wenigen Wochen war er ihr Gatte.

Zufällig fand man einige Zeit hierauf in einem verwitterten Brunnen einen Menſchenkopf. Es beſtand damahls in Venedig eine Art Morgue, wie in unſern Tagen zu Paris, wo man unbekannte Leichname öffentlich ausſetzt, um durch die, Jedermann zugängliche Beaugenſcheinigung vielleicht ein Näheres zu erfahren Obgleich das Geſicht dieſes Kopfes ganz unkenntlich war, ſo ſtellte man ihn dennoch zur öffentlichen Schau aus. — Allein eben dieſe Verunſtaltung verhinderte auch jede Bezeichnung; Niemand kannte den Kopf.

Das Tribunal in Venedig befiehlt deſſen ungeachtet, mit der Ausſtellung fort zu fahren, und zu dieſem Zwecke den Kopf in Weingeiſt zu verwahren. Ein volles Jahr bleibt der Kopf aufgeſtellt, ohne daß ſich irgend etwas kund gegeben hätte. Da auch keine Ausſicht zur Entdeckung ſich zeigte, ſo fragte man bey dem oberſten Gerichte an, was denn mit dieſem geheimnißvollen Haupte geſchehen ſolle? — Dieſes unermüdliche Gericht iſt aber weit entfernt, alle Hoffnung aufzugeben. Es hat den Grundſatz, ſeine Nachforſchungen bis auf das Äußerſte unabläſſig zu verfolgen. Demnach befiehlt es, den Kopf in allen ſeinen Theilen auf das Genaueſte noch einmahl zu unterſuchen. Es geſchieht — und ſiehe — man findet in den Haaren den Reſt einer Papillote.

Für das Tribunal zu Venedig iſt dieſes ein wichtiger Fund. Es knüpft an ihn die Möglichkeit der Entdeckung. Dieſe ſteigt bald zur Wahrſcheinlichkeit, als man gewahr wird, daß das Fragment beſchrieben und von einem Briefe iſt. Wohl ſind es nur einzelne unzuſammenhängende Wörter, allein auch da weiß man Rath. Ein geſchickter Schriftſtecher erhielt den Auftrag, das Stückchen Papillote in Kupfer getreulich nachzuſtechen. Von dieſem Stiche läßt das Gericht eine große Menge Abdrücke veranſtalten, und ſelbſt in den allerunbedeutendſten Ortſchaften der Republik ämtlich mit der Aufforderung verbreiten, die Handſchrift genau zu unterſuchen, und mit dem Verſprechen einer anſehnlichen Belohnung für denjenigen, der, falls ihm die Hand bekannt wäre, unverſäumt die Anzeige macht.

Die Klugheit und Energie dieſer Maßregel bewährten ſich alsbald. Es trat ein Mann mit der Erklärung auf, daß die Schrift ſeine eigene ſey; er habe den Brief vor mehreren Jahren an ſeinen Bruder in Venedig geſchrieben. Er nannte den Nahmen. Man forſchte weiter, und kam bald darauf, daß dieſer Bruder vor längerer Zeit, als verreiſet angegeben werden, aber nicht mehr zurück gekehrt ſey. Dieſes Alles behandelte der Rath als ein tiefes Geheimniß. Er ließ ſich bey den Verwandten des Vermißten, und bey denen ſeiner ehemahligen Frau um die Verhältniſſe und den Charakter dieſer Perſon erkundigen. Sie ſagten aus, daß ſie einen gerechten Argwohn nie ganz hatten unterdrücken können. Man nahm ſofort die Verdächtige vor, welche ſich bald als die Mörderinn bekannte. Ihren Mann hatte ſie im Bette erſchlagen, den Leichnam in mehrere Stücke zerhackt, und ſo theilweiſe verſteckt. — Ihr nachheriger zweyter Mann wußte um die Miſſethat.

Beyde büßten durch wohlverdienten Tod auf dem Schaffott. —gr.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Hoftheater nächſt der Burg. Den erſten May: Die Quälgeiſter, Luſtſpiel in fünf Aufzügen nach Shakeſpeare, von Beck. Hr. und Mlle. Müller, vom großherzoglich-badiſchen Theater in Mannheim, traten, Erſterer als Duprich, Letztere als Iſabelle auf.

Dem albernen Gerichts-Verwalter fehlte jene Aufgeblaſenheit, die ſeinem Weſen und Thun die eigentliche komiſche Kraft verleiht, auch wohl eine leicht abwechſelnde Schattirung, wodurch die Verkehrtheit des Mannes weniger auffallend, die Darſtellung aber lebendiger wird. Das Koſtum war einfach, die Durchführung anſtändig und ohne Überladung.

Iſabelle wurde mit angenehmer Schalkhaftigkeit gegeben; doch möchte man ſagen, es miſchte ſich zu viele Hingebung und Sanftmuth noch darein. Die muthwillige Neckerey darf etwas durchgreifender erſcheinen, auch die Haltung herriſcher ſich zeigen. Mehrere vorzüglich gut gelungene Nuancirungen einzelner Momente bewährten in jeder Scene die Gewandtheit und den liebenswürdigen Kunſtſinn der Gaſtſpielerin aufs Neue.

Im Theater nächſt dem Kärnthnerthore ließ ſich der königl. däniſche Kammermuſikus Friedrich Torwaldſon Werſchall in dem erſten Satz eines Violin-Konzerts von Maurer hören. Obwohl ſeine Befangenheit manchmahl über die reine Intonation den Sieg gewann, ſo bewies er doch durch einen kräftigen Ton eine Bogenführung in Baillot's Manier (vorzüglich iſt ſein Staccato zu nennen) und Leichtigkeit in Überwindung der ſchwierigſten Paſſagen, daß er ein Violinſpieler ſey, der es wagen kann mit den Virtuoſen Wiens um den Preis zu werben. Dem Vernehmen nach wird er nächſtens ſeine Reiſe nach Paris antreten, um ſich nach den dort lebenden Meiſtern ganz auszubilden.

Theater an der Wien. Den 16. May wurde Cenerentola aufgeführt. Muſik von Roſſini. Mad. Metzger-Veſpermann ſang die Hauptpartie.

Die Kunſt ihres Geſanges auf glänzende Weiſe zu entfalten, fand die beliebte Sängerinn aus der Fremde allerdings mehr Gelegenheit in dieſer italieniſchen Kompoſition, als in jener echt romantiſchen, bloß die Wahrheit und das Herz in Anſpruch nehmenden Tondichtung des geiſtreichen Iſouard; und ſie leiſtete in vollem Maße, was ſelbſt die eigenſinnigſten Kunſtrichter von ihrem Talent erwarten konnten. Deſſen ungeachtet wollte Cenerentola im erſten Akte weniger anſprechen als die Molinara; was wohl auf den Widerſpruch zwiſchen dem Charakter der Muſik und dem der Hauptperſon zu ſchreiben iſt. Einzelnes wirkte dennoch wie gewöhnlich auf die ungewöhnlich zahlreiche Verſammlung. Dahin rechnen wir das in der reinſten Harmonie von Cenerentola und Ramiro vorgetragene Duett, worin der Tenor den Preis im ſchönſten Wettkampfe mit ihr theilte. Wunderlieblich, mit hellem Ton und freyer Bruſt, trug dieſer das vorhergehende Recitativ vor. Die alte Sage bleibt nun ſchon, daß ihm die freye Bewegung fehle; das Verdienſt der Darſtellung iſt aber bey wahren Sängern in der That nur ein untergeordnetes, man muß zufrieden ſeyn mit dem, was ſie im Geſang Vorzügliches geben, und verzichten auf das Andere, was ſie nicht geben können; ſonſt müßte man wohl auch von einem Heldenſpieler fordern, daß er wie Tacchinardi ſingen ſolle. Das Allegro wurde wiederholt.

Im Anfang des Solo im erſten Finale mißlang der Sängerinn etwas, wozu vielleicht der Schleyer das Seinige mit beytrug; ſie erholte ſich jedoch bald und gewährte in den lieblich gebildeten Paſſagen reichlichen Erſatz. — Einige Tempo's in den Enſemble-Stücken wurden überhaupt wohl ein wenig übereilt, doch die Sänger folgten glücklich nach in dieſer fleißig einſtudirten Oper.

Die Arie des Prinzen in der zweyten Abtheilung, mit Begleitung des Chors, gelang gut; Schade daß Ramiro die Schlußtöne der muſikaliſchen Perioden zu ſtark accentuirte. Immer noch läßt der Überſetzer die verſchleyerte Schöne bald ereilen, bald erjagen, es fehlt nur noch das Erlegen, ſo iſt das Wildpret fertig. — Das folgende von Jener herzlich vorgetragene Minore mochte den Zuhörern zu einfach klingen, hier wo das Flitterwerk und der Scheineffekt die Sinne allgemein betäuben. In dem Duett zwiſchen Don Magnifico und Dandini zeigte ſich ein unwirkſamerer Wetteifer ſchwerfälliger Komik, worin letzterer beſonders ein wahres Antidotum der Lachſucht reichte.

Ihren Triumph in dieſer Oper begann die Sängerinn eigentlich in dem Solo des Sextetts: »O verzeihe mein Vergehen!« und erreichte fortſchreitend den höchſten Punkt in dem letzten Solo des Finals. Ein lieblich rührender Geſang, ein wahrer Nachtigallenſchlag, der ſo ſehr Herz und Phantaſie der Zuhörenden ergriff, daß bey der Wiederholung die ungeduldig hervorbrechende Theilnahme von der einen, und das Bemühen von der andern Seite, ſie bis zum Schluſſe noch zu unterdrücken, den Genuß einiger Maßen beſchränkte, und man mit Wahrheit ſagen konnte: Finis coronat opus. — Die Darſtellung war leicht und unbefangen und trug zugleich ein edles Gepräge, das der Perſönlichkeit der Sängerinn eigen iſt.

Thisbe iſt ein niedliches Figürchen, das man aber mehr ſieht, als hört. Ein Glück, daß die Augen den Ohren Vorſchub leiſten

Den 27ſten auf eben dieſer Bühne: Zrini, Trauerſpiel in fünf Aufzügen, von Körner. Hr. Veſpermann, Regiſſeur des königlich-baierischen Hoftheaters, gab den Soliman, als zweyte Gaſtrolle.

Der Beſonnenheit des Darſtellers gereicht es zum beſondern Lobe, daß er die zur Herbeyführung der Kataſtrophe dieſes grauen Helden erforderliche Altersſchwäche mit Sicherheit beachtete; dennoch würde der Ton des Gewaltigen, des Entſchloſſenen, und ein entſprechender kräftiger Ausdruck der Bewegungen, die beyde zuſammen genommen uns Überreſte ſeines Heroismus vor die Augen ſtellen, dem Gemählde einen impoſanteren Charakter mitgetheilt haben. Glücklich entwickelt war die Scene des dritten Acts, als der ſtolze Herrſcher den Abgeordneten nach Sigeth ſendet. Dem Darſteller folgte rauſchender Beyfall, und er wurde zur beſonderen Auszeichnung nach dieſer Scene wieder vorgerufen.

Der tapfere Zrini wußte durch großen und wohlberechneten Kraftaufwand einen Sturm des Entzückens zu erregen, der im Verlaufe der Darſtellung immerfort von neuem ſeine brauſenden Fittige ſchwang.

In den nordholländiſchen Städten Alcmaar, Horren, Edam und Purmerend werden jährlich im Durchſchnitte über achtzehn Millionen Pfund Käſe und über zwölf Millionen Pfund Butter zu Markte gebracht, und auf den Stadtwaagen gewogen.
— rh.

In einigen Gegenden Hollands ſind ſogar Düngerkarren, Miſtgabeln und andere Geräthe mit weißer Ölfarbe angeſtrichen, und einige haben ſogar vergoldete Knöpfe.
— rh.

In dem neuen Theater der großen Oper zu Paris, ſoll die Vorkehrung getroffen ſeyn, daß der unangenehme Pulverdampf beym Abfeuerung von Schießgewehren alſogleich verſchwindet, ohne dem Zuſchauer läſtig zu werden. M.

Endlich ſcheint auch in Paris die Gasbeleuchtung eingeführt zu werden. Schon wird am Montmartre ein Magazin zur Bereitung des Gas angelegt, von da ſoll es durch Röhren in verſchiedene Gegenden der Stadt geleitet werden. Im Hoſpital St. Louis iſt dieſe Beleuchtung ſchon ſeit einigen Jahren eingerichtet und zwar zum großen Vortheil, obgleich die erſte Einrichtung 100,000 Franken gekoſtet hat. M.

Der Buchhändler Audot in Paris kündigt eine Encyclopädie für Damen an, welche dem ſchönen Geſchlecht, das ſich gerne ohne große Mühe unterrichten möchte, ſehr willkommen ſeyn dürfte. Sie wird, wie der Proſpectus meldet, alle Zweige des Wiſſens umfaſſen, in vollſtändigen aber gedrängten Umriſſen, mit allen Blüthen und Früchten, aber von zurückſchreckenden Dornen befreyt. Die ausführliche Ankündigung iſt in der Gerold'ſchen Buchhandlung einzuſehen. M.

Die gelehrteſten Geſchichtſchreiber waren bisher der Meinung, daß Karl der Große 72 Jahre alt geworden; nun aber beweiſet Träger in ſeinen »Ideen zu einer künftigen Reviſion über das Alter K. d. G.« Landshut 1820 — daß Karl erſt im [illegible] oder [illegible] Jahre ſeines Alters in der Stadt Aachen ſtarb. — rh.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625), wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 11 fl. W.W. halbj.— Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

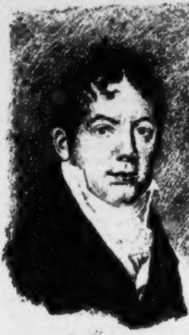
[illegible]

[illegible]

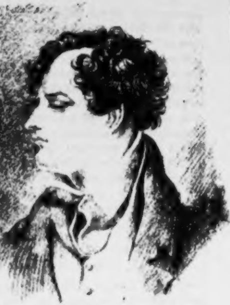
[illegible]

[illegible]

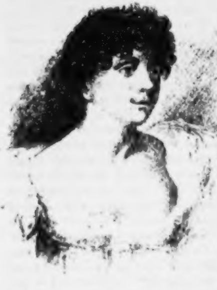
[illegible]



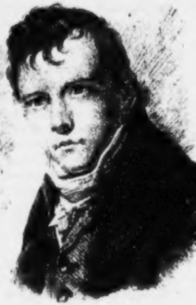
Moore.



Byron.



Morgan



Scott.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

45.

(Wien, Mittwoch den 6. Juny.)

Gallerie der beliebteſten engliſchen Dichter mit ihren Abbildungen *).

(Die Redaktion des Converſationsblattes hofft den Leſern kein unangenehmes Geſchenk zu machen, indem ſie ihnen die Bildniſſe der beliebteſten jetzt lebenden engliſchen Dichter liefert, mit kurzen Biographien begleitet, welche zum Theil einem größeren empfehlenswerthen Buche: Briefe an eine deutſche Edelfrau über die neueſten engliſchen Dichter u. ſ. w. von H. J. Jacobſen, entlehnt ſind.)

Thomas Moore, Esquire.

Der größte Dichter, den Irland hervorgebracht hat, **Thomas Moore**, wurde den 28. May 1780 in **Dublin** geboren. Er iſt der einzige Sohn eines noch lebenden Kaufmannes. Seine Geiſteskräfte entwickelten ſich ſo früh, und er erhielt von dem Lehrer, der **Sheridan** erzog, eine ſo ſorgfältige Bildung, daß er ſchon im vierzehnten Jahre die Univerſität **Dublin** beziehen konnte. Er ſtudirte nachher die Rechtsgelehrtheit in **London**. Noch nicht zwanzig Jahr alt, gab er eine engliſch-metriſche Überſetzung des **Anacreon** heraus, der eine engliſche Ode von ihm an den Prinz-Regenten vorgedruckt iſt. Da der Nahme **Moore** in Großbritannien allzu gewöhnlich iſt, ſo erhielt er den Nahmen **Anacreon Moore**, und erregte durch Gedichte, die ferner von ihm erſchienen, große Aufmerkſamkeit, wobey man tadelnd bemerkte, daß ſeine vertraute Bekanntſchaft mit den griechiſchen und römiſchen Dichtern ihn oft verleitete, ihnen in erotiſchen Liedern über die Grenzen zu folgen, welche das ernſte Chriſtenthum vorſchreibt. Er wurde 1803 bey dem Admiralitätsgerichte in **Bermuda** als Regiſtrator angeſtellt, ließ ſich aber daſelbſt durch einen Subſtituten vertreten, durchreiſte die vereinigten Staaten, und ſuchte ſich durch Reiſen in fremden Himmelsgegenden zu bilden. Er gab bey ſeiner Rückkunft in England 1806 Oden und poetiſche Epiſteln heraus, welche die Aufmerkſamkeit der Nation vermehrten, obgleich ſie ungerechte und beißende Satyren auf die Bewohner des amerikaniſchen Freyſtaates enthielten. **Sheridan** hatte ſchon von ihm geſagt: »Es iſt kein menſchliches Weſen vorhanden, welches von ſeinem Herzen ſo viel in ſeine Phantaſie legen kann, wie **Moore** es thut, und ſeine Seele ſcheint dabey ein Feuertheil zu ſeyn, welcher von der Sonne getrennt und ſchon wieder in Bewegung iſt, ſich aufs Neue mit dieſer Quelle des Lichts und der Wärme zu vereinigen.« In dieſes Lob ſtimmten die engliſchen und ſchottiſchen Kunſtrichter alle ein; beſonders nach Erſcheinung ſeines meiſterhaften Gedichtes: Lalla Rookh, der ſchönſten orientaliſchen Blume, welche alle Söhne des Nordens durch ihre Pracht und Lieblichkeit entzückte. Es erſchien 1817, und hatte 1818 ſchon acht Auflagen erlebt. Der Verleger bezahlte dem Dichter für das Verlagsrecht 3000 Guineen (ungefähr 27,125 fl. C. M.). Moore gilt in England für einen vollkommenen Gelehrten, der vorzüglich in der Literatur des Mittelalters bewandert iſt. Er beſitzt große Talente für das geſellſchaftliche Leben; er iſt ein ausgezeichneter Muſikkenner, und ſeine Beſcheidenheit und ſein einfaches Benehmen ſichern ihm bey ſeinem großen Dichterruhm in jeder gebildeten Geſellſchaft einen ausgezeichneten Rang. Er hält ſich jetzt gewöhnlich in Bowood in Wiltſhire auf, wo er, mit der ſchönen und liebenswürdigen Miß Dike vermählt, eine glückliche Ehe führt, und nur den Wiſſenſchaften und der Häuslichkeit lebt.

---

*) Siehe die Beylage.

George Gordon Byron.

Lord Byron ſtammt aus einer adeligen Familie, die ſchon zu den Zeiten Wilhelm des Eroberers berühmt war, und entſproßt von mütterlicher Seite aus dem königlichen Geſchlechte der Schotten. Er wurde den 22ſten Januar 1788 geboren, und verlebte einen Theil ſeiner Jugend in den wilden Naturgegenden des ſchottiſchen Hochlandes, bildete ſeine Geiſteskräfte auf der Schule von Harrow, und dann auf der Univerſität Cambridge. Kaum 19 Jahre gab er ſeine Hours of Idleness heraus, welche die Edinburg Review heftig tadelte; Byron antwortete in einer Satyre: English Bards and scottish Reviews, in welcher er auch, nach Art der Xenien, die beſten Dichter Englands mitnahm. Er hatte frühzeitig ſeine Eltern verloren, und wurde unter die Tutel eines Rechtsgelehrten geſtellt, der zugleich der Vormund einer Miß Ch** war, deren Vater von einem nahen Verwandten unſers Dichters im Duell erſchoſſen worden. Byron verliebte ſich ſterblich in dieſes Mädchen, allein ſie hatte ihr Herz bereits dem Herrn J. M** geſchenkt, dem ſie auch ſpäter ihre Hand am Altar reichte, und wies daher die Bewerbungen des feurigen Lords zurück, der ſie vergebens ſchriftlich und mündlich beſtürmte. Als er jede Hoffnung verſchwunden ſah, ſtürzte er ſich in die wildeſten Ausſchweifungen. Nur die Muſen vermochten ihn auf kurze Friſt zur Beſinnung zu bringen. Er gab in dieſer Zeit die Gedichte unter dem Titel: Minor Poems, heraus. Nichts vermochte ihn jedoch zu tröſten, und er ward ſo verſtimmt, daß er dem Wahnſinn nahe war. Er ſuchte hierauf ſeine früheren Gedichte zu unterdrücken, und konſiscirte ſelbſt die 5te Auflage ſeiner British Bards and scottish Reviews, nachdem ſie ſchon gedruckt war, um ſeine Gegner nicht noch mehr zu erbittern. Im Jahre 1809 wurde er majorenn, und nahm ſeinen Sitz in dem Hauſe der Lords ein; doch ging er bald, des Lebens überdrüßig, nach Portugall, Spanien, Griechenland, Aſien u. ſ. w., und kam 1811 nach England zurück, wo er von ſeiner bevorſtehenden Heirath ſolches Aufſehen machte, daß eine Dame, die ihn hoffnungsdas liebte, beym Abendeſſen den Verſuch machte, ſich mit einem Meſſer zu erſtechen. 1812 publicirte er die beyden erſten Geſänge ſeines Gedichtes: Childe Harolds Pilgrimage, und 1813: The Giaour; The Bride of Abydos, und The Corsair; dann Lara; The Siege of Corinth, Parisina und kürzlich Marino Falieri. Im Januar 1815 vermählte er ſich mit Miß Milbank, der einzigen Tochter von Sir Ralph Milbank, von welcher er, wie er in ſeinem vortrefflichen Liede: Fare thee well, ſelbſt bekennt (nachdem ſie ihm eine Tochter geboren hatte), durch ſeine eigene Schuld getrennt wurde; worauf er ſich abermahls in ein wildes, herumſchweifendes Leben ſtürzte. Er ging nach den Niederlanden, Deutſchland, der Schweiz, und lebt gegenwärtig in Italien. Die Früchte dieſer Reiſe ſind im dritten und vierten Geſang von Childe Harold enthalten. — Über Byrons moraliſchen Charakter herrſchen nicht die günſtigſten Meinungen; auch zeigen ſich in ſeinen Schriften, die uns durch Überſetzungen größtentheils bekannt ſind, bey aller Erhabenheit, bey allem dichteriſchen Glanze, Grundſätze, die nicht gebilligt werden können. Dieß iſt beſonders der Fall in ſeinen beyden letzten leichtſinnigen Gedichten: Beppo und Don Juan; und nicht mit Unrecht heißt es in einem Sendſchreiben an Lord Byron im Juny-Heft 1818 von Blackwood: »Die Menſchen, Mylord, ſind nicht ganz ſo ohne Grundſätze, die Weiber nicht ganz ſo thöricht, die Tugend nicht ſo unnütz, die Religion nicht ſo ungereimt, die Täuſchung nicht ſo dauernd, und das Laſter nicht ſo triumphirend, wie Eure Herrlichkeit ſich in den Kopf geſetzt. Durch Beppo iſt der Talisman, der Ihnen das Mitleid und die Verzeihung ſelbſt derjenigen zuſicherte, die Ihre Schuld verabſcheuten, in dem Taumel eines Tollen oder der Entſchloſſenheit eines Selbſtmörders von Ihnen weggeſtoßen. Die traurige und melancholiſche Harfe iſt Ihrer Hand entfallen, die einen ſchützenden Zauber ſelbſt den Tönen der Schuld verlieh. Sie haben an ihrer Stelle eine luſtige Geige gekauft, die ſich beſſer für die Finger eines Caſtraten und das Ohr eines Schmeichlers eignete. Sie haben den letzten Schein der königlichen Haltung von ſich geworfen; Sie ſind nicht länger ein großer Seraphim, der in dem Pandemonion alles mit ſich erfüllend verweilte. Sie ſind Ihrer gefallenen Größe müde geworden, und haben Ihre Natur verzwergt, damit Sie einen leichteren Zugang haben möchten, und einen verächtlicheren Nachtheil anſtiften.« — Byron hat bis jetzt von Herrn Murray über 14000 Pfund Sterling Honorar für ſeine Gedichte erhalten.

Lady Morgan.

In den ausgezeichnetſten engliſchen Schriftſtellerinnen gehört Lady Morgan, geborne Miß Ovenſon. Ihr Vater hatte einen unwiderſtehlichen Hang, ſich für die Schaubühne zu verwenden, und verlor dadurch ſein Vermögen. Er lebte in verſchiedenen Gegenden Irlands. In den Verlegenheiten, die in ſeiner Familie entſtanden, entwickelten ſich ſehr früh die Talente ſeiner Tochter, der jetzigen Lady Morgan. Sie verrieth in ihrer früheſten Jugend große Anlage und Vorliebe für Muſik und Mahlerey; ehe ſie aber noch zu den Jahren gekommen war, in welchen Geſchmack und Genie erlernte Kenntniſſe als Schätze gebrauchen können, ward ſie genöthigt, für Brot zu arbeiten. Ihr erſter Roman war eine ſclaviſche Nachahmung anderer Romane, und blieb ohne Beyfall. In ihren ſpätern Arbeiten entwickelte ſich eine ihr eigene Originalität; und in ihrem: Wild Irish Girl, ſchuf ſie eine eigene Art Dichtung. Dieſer und ihr vorhergedruckter Roman: Novice of St. Dominick, brachten ſie in den höheren Cirkeln Irlands und Englands in die Mode. Schon vor der Ausarbeitung der letztgenannten Romane hatten ihre Verwandten, Sir Maltby und Lady Crofton, ſie auf ihrem alten Sitz am Ocean, in der Grafſchaft Sligo, aufgenommen, woſelbſt ſie vorzüglich ihre patriotic Sketches ausarbeitete, in welchen ſie die mahleriſchen Schönheiten und die einfachen Landleute, von denen der Landſitz umgeben war, ſchilderte. Die Melodien irländiſcher Nationallieder hatten von früheſter Kindheit an wunderbare Wirkung auf ſie gehabt. Sie machte zu einigen ihrer Lieblingsmelodien engliſche Texte, und gab ſie in London heraus. Sie iſt oft und viel angefeindet worden, hat aber immer die beſten Zeugniſſe für ſich gehabt; ſie war unbeugſam im Unglück, und hat immer für ihre Familie geſtrebt und geſorgt. Das Rechte zu erkennen, und das Rechte zu üben, iſt immer eines und daſſelbe bey ihr geweſen. Als ſie im Jahre 1811 im Norden von Irland den Marquis Abercorn beſuchte, wurde ſie mit Sir Charles Morgan bekannt, der von London aus als Arzt dem Lord Hamilton Hülfe leiſtete. Gleichheit des Geſchmacks knüpfte zwiſchen ihnen das eheliche Band, und ſeit ihrer Vermählung lebt Lady Morgan gewöhnlich in Dublin, wo ihr Haus der Sammelplatz von Allen iſt, welche ſich durch Geſchmack, Wiſſenſchaft und feine Sitten auszeichnen. — Obgleich ſie eine der jüngſten Schriftſtellerinnen Englands iſt, hat ſie doch ſchon viel geſchrieben: St. Clair, 2 Theile; Novice of St Dominick, 4 Theile; Wild Irish Girl, 3 Theile; Patriotic Sketches, 2 Theile; France, 2 Theile; The lay of the Irish harp, 1 Theil. Zu 12 irländiſchen Melodien hat ſie den Text geliefert. Ihr letztes Werk iſt: Florence Marcarthy. Mehrere ihrer Romane ſind ins Franzöſiſche, Spaniſche und in andere Sprachen überſetzt, und von ihren Memoires über Frankreich ſind in England, Frankreich und Amerika drey Auflagen erſchienen.

Walter Scott, Eſquire.

Walter Scott ward den 15ten Auguſt 1771 in Edinburg geboren. Sein Vater war ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter; ſeine Mutter war die Tochter des berühmten Rechtsgelehrten David Rutherford, von dem ſie ein großes Vermögen erbte. Sie war eine Frau von ſtrenger Tugend und von Dichteranlagen; nach ihrem Tode 1789 wurden ihre Gedichte gedruckt. Da ihr älteſter Sohn Walter eine Lähmung hatte, und ſchwächlich war, ſo bekam er eine häusliche Erziehung, und ward ſpäter auf die hohe Schule nach Edinburg geſandt, woſelbſt er ſich, wie früher Newton auf Schulen, durch nichts auszeichnete. Nach vollendeter Vorbereitung ſtudierte er die Rechte, und ward ſchon im 21ſten Jahre Advokat in Edinburg. Im Jahre 1798 heirathete er Miß Carpenter, und bekam 1806 ein Staatsamt als principal Clerk of the Session of Scotland; früher war er ſchon Sheriff Deputy of the County of Selkirk geworden. Dieſe Ämter waren einträglich, und gewährten ihm überdieß Zeit, den Muſen zu huldigen. Sein erſter Verſuch beſtand in

Überſetzungen aus dem Deutſchen; hierzu wählte er: Bürgers Leonore, die Jagd, und Wilhelm und Helena. Er hatte ſie nicht zum Druck beſtimmt, ſie wurden aber von Andern dazu befördert. Ein Jahr nachher überſetzte er Götz von Berlichingen. Seine erſte Originalarbeit waren zwey Balladen, die Lewis in ſeine Tales of wonder verwebt hat, und the Eve of St. John und Glensinlas überſchrieben ſind. Im Jahre 1802 erſchien die zweyte Originalarbeit durch ihn ſelbſt, unter dem Titel: The Minstrelsy of the Scotch Border. Dieſes Gedicht bemächtigte ſich gleich bey ſeinem Erſcheinen der allgemeinen Aufmerkſamkeit. Zwey Jahre nachher erſchien von ihm: Sir Tristam, a metrical Romance of the thirteenth Century, by Thomas of Ercildown. Sein Ruhm nahm dadurch zu, allein nichts glich dem Enthuſiasmus, als 1805 ſein Lay of the last Minstrel erſchien. Im folgenden Jahre gab er eine Sammlung, unter dem Titel: Ballads and lyrical Pieces, heraus. Von Marmion, a tale of Floddenfield, welches 1808 erſchien, ſagte der Dichter ſelbſt: es ſey die beſte und ſchlechteſte Poeſie, die er je geſchrieben. — Im nämlichen Jahre gab er Dreydens Werke mit Anmerkungen heraus, und Anmerkungen zu ſeinem Gedichte: The lay of the last Minstrel. Kaum war dieſe Arbeit beendigt, ſo beſorgte er eine neue Ausgabe von Lord Sommers Collection of historical Traits, und eine Ausgabe von den Gedichten von Anna Seward. Zur ſelben Zeit erſchien ſeine Lady of the lake, von welchem Gedichte 30,000 Exemplare gedruckt wurden. Im Jahre 1811 kam the vision of Don Roderick, 1813 Rokeby, 1814 the Lord of the Isles heraus. Er beſorgte auch um dieſe Zeit eine neue Ausgabe von Swift, und gab in Proſa the Border Antiquities of England, und Pauls Letter to his Kinsfolk heraus, und ſchrieb in Verſen: the Battle of Waterloo, die keinen Beyfall fand. Nach dieſer Zeit gab er eine Menge Romane in Proſa heraus, nahmentlich: Rob Roy, Waverley, Guy Mannering, the Antiquarian, Tales of my Landlord, und Ivanhoe, die unglaublichen Beyfall erhielten; und obgleich er hartnäckig verweigerte, ſie für ſeine Arbeiten zu erkennen, haben ſie ihm doch viel eingetragen. Es iſt unglaublich, wird aber von Buchhändlern verſichert, Scott habe mit ſeinen Schriften über 70,000 Pf. Sterling, das iſt ungefähr 632,916 fl. C. M. verdient. Seine letzten Werke ſind: Kennilworth und The Buccaner. Scott führt ein glückliches Privatleben, wird angebetet in dem Kreiſe ſeiner Familie, und zählt zahlreiche Freunde. Leider iſt er mit einer Leberkrankheit behaftet, die ſeinen baldigen Verluſt befürchten läßt. Den neueſten Nachrichten zu Folge, iſt Scott von dem Könige nach Brigthon berufen, und zum Baron des Reiches ernannt worden. Auch wird eine Medaille auf ihn geſchlagen.

Krieger und Sänger.

Ein Krieger ritt mit lauter Luſt
  Im ſtillen Blüthenhain,
Und ſang ein Lied aus voller Bruſt,
  Und blickte fröhlich drein.

Sein Haupt umſchlang ein Lorberkranz,
  Drauf ſchien er ſtolz zu ſeyn,
Sein Rößlein flog im leichten Tanz
  Mit ihm Wald aus und ein.

Da kam ein Minneſänger ſtill
  Gezogen ſeine Bahn,
Im Arm das heitre Saitenſpiel,
  Viel ſchöne Weiſen dran:

»Reich' mir, Geſell, die Laute dein!
  Was biet' ich dir dafür?
Ich bringe ſie dem Liebchen mein,
  Zu frommer Luſt und Zier!«

Der Sänger ſchaut verwundert auf,
  Und blickt ihn lächelnd an:
»Ihr ſeyd zu arm für ſolchen Kauf,
  Ihr überreicher Mann!«

Da theilt der Krieger ſeinen Kranz,
  Und beut die Hälfte ihm:
»Sieh dieſer Blätter ſchönen Glanz,
  Laß tauſchen uns, und nimm!«

Der Sänger lächelt wieder ſtill:
  »Den Kranz errang' ich mir
Mit meinem goldnen Saitenſpiel,
  Und brauch' ihn nicht von dir!«

K. E. Walter.

* * *

Gleichniſſe und Vergleichungen.

Mitgetheilt von Georg von Gaal.

Da nicht jede Gattung Fiſche eine und dieſelbe Speiſe liebt, ſo weiß ein verſtändiger Fiſcher einer jeden den Angel ſo zu legen, daß er ſeine Abſicht nicht verfehlt. Eben ſo ſucht der Schmeichler die Neigung und Leidenſchaft desjenigen genau auszuforſchen, welchen er in ſein Intereſſe ziehen will.

So wenig auf einer Eiche ſich Kirſchen oder Pflaumen pfropfen laſſen, ſo wenig niſtet ſich ein Schmeichler am Hofe eines ernſten, weiſen und rechtlichen Fürſten ein.

Man ſagt, daß Kauze und Eulen ſchon mehrere Tage den Tod eines Kranken voraus wiſſen, und ſich in der Nähe desſelben zu verſammeln pflegen; eben ſo ſind auch die Schmeichler und Schmarotzer am geſchäftigſten, wenn es mit dem Leben ihres Götzen auf die Neige geht.

Wie die Roſen unter allen Blumen der Flur am lieblichſten duften, und uns von allen zugleich durch ihre Schönheit entzücken, ohne eine andere Nahrung, als jene der anderen Blumen zu genießen, ſo gewährt der Beſcheidene Vieles, ohne ſelbſt vor Andern etwas voraus zu haben.

Gewöhnlich tragen junge Reben mehr Trauben als alte, aber dieſe erzeugen beſſeren Wein als jene. Eben ſo wiſſen junge Leute mehr, alte hingegen verſtändiger zu reden.

Wie die Wölfe oft dadurch, daß ſie den Hunden ähnlich ſind, am gefährlichſten werden; eben ſo werden es uns die Schmeichler, da ſie die Maske wahrer Anhänglichkeit und Freundſchaft anzunehmen wiſſen.

Wie es bey Rednern und bey Sängern nicht darauf ankommt, wie viel und wie lange ſie geredet oder geſungen haben; ſo legt man verſtändiger Weiſe auch nie einen Werth darauf, wie lange ein Menſch gelebt habe; ſondern die Thaten, womit er ſein Daſeyn bezeichnet, beſtimmen den Preis ſeines Lebens.

Wie ſaure Weine und Äpfel im Liegen durch die Zeit milder werden, eben ſo wird auch der Menſch mit den Jahren duldſamer.

Je thieriſcher das Thier, je weniger läßt es ſich bändigen; je größer die Leidenſchaft, deſto geringer die Vernunft im Menſchen.

Wie die gütige Natur meiſtens an denſelben Orte, wo giftige Nattern und Schlangen ihr Weſen treiben, auch zugleich Heilkräuter hervorbringt, welche dem verderblichen Gifte dieſer Ungeheuer entgegen wirken; eben ſo gab ſie auch jedem Menſchen die Vernunft zum Gegenmittel ſeiner Leidenſchaft.

Wie Störche, wohin ſie auch ziehen mögen, bey ihrer Zurückkunft immer wieder zu ihrem alten Neſte kehren; ſo trägt auch derjenige, der den Werth ſeiner Freunde zu ſchätzen weiß, in jeder Lage des Lebens und überall und immer das Andenken an dieſelben mit ſich, und kehrt, wenn gleich alle ſeine Umgebungen ſich von Grund aus verändert hätten, doch immer wieder gerne, wenigſtens im Geiſte zu denſelben zurück.

Läßt ſich der Demant unter einem gewaltigen Hammerſchlage zermalmen, ſo zerſpringt er auch plötzlich in ſo ſehr kleine Splitter, daß man ſie mit freyen Augen kaum zu finden im Stande iſt. So auch die allerinnigſten Bande der Freundſchaft und Liebe. Je feſter ſie geknüpft waren, deſto weiter gehen ſie auseinander, wenn ſie einſt durch irgend einen bedeutenden Anlaß getrennt werden.

Gewiſſe Leute behandeln ihre alten Freunde nicht beſſer, als alte Mähren, deren man gewöhnlich wenig achtet, ſobald man Füllen haben kann.

Wie man, um den Umfang eines Faſſes zu erforſchen, es nicht gleich mit Wein, ſondern erſt mit Waſſer voll gießt; eben ſo ſoll einer, um die Verſchwiegenheit eines Freundes zu erproben, ihm nicht gleich ein wichtiges Geheimniß anvertrauen.

Charade.

Sprichſt du, Leſer! in der Mehrzahl aus,
Jenes urberühmte, feſte Haus,
Das in grauer Zeit zum Schutz der Frommen
Sicher auf empörter Fluth geſchwommen;
Wirſt du ohne Mühe ſchnell gewahr
Meines Wortes erſtes Sylbenpaar.
Mit der dritten Sylbe, wie ich hoffe,
Wirſt du ſicherlich gar bald vertraut.
Iſt dir noch bewußt, aus welchem Stoffe
Jene Welt im Kleinen ward erbaut.
Einen ſchon Verſtorbnen nennt das Ganze,
Der ſich mit der Feder und der Lanze
Wacker in der Welt herumgetrieben.
Erſt gefochten, Vieles dann geſchrieben;
Sohn Bellona's würdig einſt genannt,
Als Minerva's Vater wohl bekannt.

Dr. Jeel.

* * *

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Theater an der Wien. Den 30. May ſahen wir auf dieſer Bühne: die Schuld, und Herrn Beſpermann aus München als Hugo.

Der Gaſt mag eine eigne Anſicht von dieſem Charakter haben, gewiß iſt ſie nicht die rechte; und eben ſo gewiß bleibt es auch, daß den wenigſten Darſtellern die Gabe zu Theil wurde, den Kampf der Seele mit der Leidenſchaft und den Gewiſſensqualen zu ſchildern, der wie das dumpfe Dröhnen des heranziehenden Ungewitters, oder das Brauſen des Vulkans beym drohenden Anzug tief verborgener, gährender Elemente, ſich verkündet. Manche werden den Abgang der erforderlichen Hülfsmittel durch einen gewaltſamen, nach Effekt ringenden, krampfhaften Pathos zu erſetzen ſuchen; nicht ſo unſer Gaſt, der, in der tödtlichen Beſorgniß, den unwillkürlichen Mangel durch abſichtlichen Irrthum zu vergrößern, dem falſchen Prunk entſagte, und ſo dem Dichter überließ, den Sturm des tief erſchütterten Gemüths zu mahlen, während er die Gruppen und Partien des Gemähldes mit anſtändigen Bewegungen und verſtändlich ernſtem Vortrag anſpruchlos bezeichnete. Wenn hierdurch nun die tragiſche Geſtalt des Helden im Allgemeinen den Anſtrich eines ruhig leidenden Weltmannes erhielt, ſo erhob ſich doch auch dieſer in einigen Anklängen, nämlich in der Scene des dritten Aktes mit Valeros, zu ſeiner höheren Beſtimmung. Das kunſtrichtende Publikum bezeigte im Genuß dankbarer Erinnerungen ſeine Zufriedenheit.

Elviren gelang Manches, was Manche verfehlen würde; die Ausbrüche waren oft zu ſtark, in Vergleichung mit dem Ausdruck des innern Gefühls. In der vierten Scene des zweyten Aufzugs, als ſie mit vorgebogener Bruſt an Örindur ſich ſchmiegte, vermißte man den Schleyer der Grazien, deſſen Mangel keinen angenehmen Eindruck machte. — Jerta hatte den Charakter richtig begriffen, nur die Ausführung war zu mühſam. — Valeros gab den zärtlichen Vater mit Rührung; der ſtrenge Ernſt des caſtiliſchen Ritters blieb etwas zurück. — Holm trug ſeine Scene kräftig genug vor. — Der kleine Otto hat einen angenehmen Ton; in dem Übrigen iſt zu viel Appretur.

Theater nächſt der Burg. Den 30ſten Eſſex, Trauerſpiel in fünf Aufzügen. Mlle. Müller — als Gräfinn Rutland; Herr Anſchütz — als Graf Eſſex.

Letzterer iſt nun ein Mitglied des Hoftheaters geworden, wo er in einer bedeutenden Anzahl von Gaſtrollen während ſeines erſten Hierſeyns ausgezeichneten und fortdauernden Beyfall erhielt, und bereits in mehreren Rollen aufgetreten, die damahls ausführlich in den hieſigen Blättern beſprochen wurden. Er löſte auch dieſe, in zwiefacher Hinſicht ſchwierige Aufgabe, zur allgemeinen Zufriedenheit. Die Kraft des Helden, der Trotz des rechtlichen und in ſeinem Bewußtſeyn ſtolzen Mannes, vereinigten ſich mit der edlen Reſignation des Weiſen, und den zärtlichen Gefühlen eines liebenden Herzens, zum ſchönſten Einklang. Dieſen letzten Theil des Gemähldes dürfen wir als den gelungenſten anſehen, der im dritten Akt, während der Verſtändigung mit Eliſabeth, und vor Allem in der Abſchiedsſcene mit der Rutland durch tief ergreifende Züge wirkte. Die ununterbrochene Aufmerkſamkeit der Zuſchauer mußte für den Darſteller eben ſo lohnend ſeyn, als der oft geäußerte laute Beyfall. Die Darſtellung der Rutland zeichnete ſich vor allen früheren Leiſtungen der ſchätzbaren Gaſtſpielerinn aus Mannheim aus. Es war ein Ganzes, worin ſich tragiſche Kraft mit Leichtigkeit und Anmuth paarte, und die Steigerung von Scene zu Scene die Wirkſamkeit erhöhte. Wenn es nicht unbillig wäre, einzelne Theile darum weniger zu beachten, weil die Situationen weniger Gelegenheit zur Entwicklung des Talentes darbiethen, ſo dürfte man freylich die Scenen der zweyten Hälfte dieſer Darſtellung mit beſonderer Vorliebe in Erwähnung bringen, und die letzte, aus dieſem Geſichtspunkt angeſehen, trug das Gepräge reifer, künſtleriſcher Ausbildung. Es wird hier genug ſeyn, zu bemerken, daß auch ohne dieſe durch Fleiß und Geläufigkeit markirte Durchführung, der Werth des übrigen beſtehen konnte. Der Beyfall war dießmahl vorzugsweiſe nachdrücklich und lebhaft.

In der Verlagshandlung des Converſationsblattes iſt neu erſchienen: Die Heizung mit erwärmter Luft, als das wohlfeilſte, bequemſte, und zugleich die Feuersgefahr am meiſten entfernende Mittel zur Erwärmung größerer Räume, als: der öffentlichen Gebäude, der Herrſchaftswohnungen, Fabriken u. ſ. w., dargeſtellt von P. T. Meißner. Mit 6 Kupfertafeln. — Der geehrte Verfaſſer theilt hier ſeine langjährigen erprobten Erfahrungen über die Heizung der Gebäude mit erwärmter Luft mit einer Gründlichkeit und Klarheit mit, die nichts zu wünſchen übrig läßt. Nach ſeiner Anleitung iſt in der Zuckerraffinerie des Herrn von Cosmar in Wien dieſe Heizmethode mit dem beſten Erfolge angewendet; als ſprechender Beweis für die Tauglichkeit der in dieſem Werke mitgetheilten Anſichten. Übrigens erbietet ſich der Verfaſſer mit der zuvorkommendſten Bereitwilligkeit, auf Verlangen bey ähnlichen Unternehmungen mit Rath und That mitzuwirken. M.

In London wird gegenwärtig der ehemahlige Siegelring der unglücklichen Königinn von Schottland, Maria Stuart, zum Verkauf ausgeboten. Er beſteht aus einem ziemlich großen Diamant in einfacher Faſſung, in welche die Anfangsbuchſtaben M. R. und die Wappenfelder eingegraben ſind, deren Annahme einen der Anklagepunkte gegen ſie ausmachte. Dieſen Ring beſaßen Jakob der I., Karl der I. und Karl der II. Letzterer verſetzte ihn in Holland für 300 Guineen. Der Prätendent brachte ihn ſpäter käuflich an ſich, von welchem er an den letzten dieſer Familie, den kürzlich verſtorbenen Cardinal York, kam. M.

Das neue große Opernhaus in Paris, das ſeiner Vollendung nahe iſt, enthält mehrere ſchätzenswerthe Vorzüge. So iſt der Saal und das Theater durch eine Mauer, die bis über das Dach hinausführt, getrennt; die Öffnung dieſer Mauer, wodurch die Scene gebildet wird, ſoll bey Feuersgefahr mit einem Vorhang von Eiſendraht geſchloſſen werden, welcher dem im Odeon angebrachten Vorhang von Eiſenblech vorgezogen wird, weil man vermittelſt des Luftzuges durch den durchbrochenen Vorhang von Eiſendraht und durch angebrachte Blaſebälge der Flamme eine Richtung geben, und ſie nach der einen oder andern Seite dirigiren kann; was bey dem Vorhang von Eiſenblech nicht möglich iſt, da derſelbe, wenn er glühend wird, in Stücke zerfällt, und das Feuer vermehrt. Oben auf dem Gebäude ſind zwey große Waſſerbehälter angebracht, die beſtändig theils mit Regenwaſſer angefüllt ſind, theils aus einem in dem großen Keller unter dem Orcheſter befindlichen Brunnen vermittelſt vier Brandpumpen, deren Röhren ſich bis auf die Spitze des Hauſes vertheilen, verſehen werden. Die Heizung für den Saal geſchieht vermittelſt gegoſſener Eiſenröhren, welche die Wärme überall hinleiten. Das Theater ſelbſt aber wird durch den Dampf von kochendem Waſſer, auf Öfen, die ſich unter der Scene an der großen Mauer befinden, geheizt. M.

Im Philosophical Journal, welches zu Edinburg herauskömmt, befindet ſich eine kurze Beſchreibung des neuentdeckten antarktiſchen Feſtlandes. Dieſes Land iſt ſehr öde und felſig, die Gebirge ſind mit Schnee bedeckt. Keine Spur von Menſchen oder Landthieren iſt zu entdecken: denn man findet keine Gewächſe, außer hier und da ein wenig ſchlechtes Gras. Auf den nackten Felſen brüteten unzählige Schwimmvögel ihre Eyer aus. Dieſe Vögel ließen ſich durch die Ankunft der Entdecker nicht nur nicht verſcheuchen, ſondern ſie wollten im Gegentheil ſich ihrer Landung widerſetzen; ſo, daß man nur mit Gewalt durch ſie hindurch dringen konnte. An den Küſten befinden ſich viele Wallfiſche, Robben und Seelöwen; die Felle der daſigen Robben ſind von beſonderer Schönheit, und ſtehen daher in hohem Preiſe. M.

Cactus speciosus, die ſchöne Fackeldiſtel. Die Fackeldiſteln ſind bekanntlich alle Tropenpflanzen, und verlangen daher durchaus einen warmen ruhigen Stand, beſonders die rankenden in unſern Gewächshäuſern. Unter allen 36 verſchiedenen Cactus-Arten, die wir bis jetzt haben, iſt der Cactus spec. gewiß eine der ſchönſten, und verdient nach dem prächtigen Cact. grandiflorus den Vorzug vor allen. Sein Vaterland iſt Südamerika. Die Stängel, aus deren Spitzen die ſchönen Blumen hervorkommen, ſind kriechend, Luftwurzeln treibend, haben gewöhnlich 3 bis 4 Furchen, und eben ſo viele Ecken, die mit großen, entfernt ſtehenden, ſägeartigen Zähnen verſehen ſind, deren jeder ein Büſchel Dornen hat. Die Blumen ſind größer, als die vom Cact. grandifl., hell karminroth, glänzend, und die überaus reichen Staubfaden gelb. Ihr Anſehen iſt prächtig, und dieſer Cactus trägt mit Recht ſeinen Beynahmen.

Seine Kultur iſt ſehr leicht; denn man darf ihm nur eine leichte ſandige Erde, und einen warmen ſonnigen Stand in dem Warmhauſe, Jahr aus, Jahr ein, geben (denn Kälte, freye Luft und abwechſelnde Witterung kann er durchaus nicht vertragen, eben ſo wenig auch Näſſe und vieles Begießen), ſo wächſt er raſch und gut fort, und bringt reiche und ſchöne Blüthen.

Seine Fortpflanzung und Vermehrung iſt eben ſo leicht, und kann durch die jungen Sproſſen geſchehen, welche ſich häufig an den Stängeln und Zweigen bilden. Dieſe Sproſſen bricht man im Frühjahre von der Mutterpflanze ab, trocknet die durch das Abnehmen an denſelben entſtandenen Wunden mit klarer Kreide, und ſetzt ſie hernach in kleine Töpfe, mit einer leichten ſandigen Erde gefüllt, und dieſe auf einige Zeit in ein warmes Lohbeet im Treibhauſe, ſo wachſen ſie leicht und friſch fort. (Garten-Magazin, 1. B. 3. St. 1821.)

Die größte Blume, die man bis jetzt kennt, iſt die Aristolochia cordiflora, deren Durchmeſſer nach Humboldt 16 Zoll beträgt, und aus welcher an den Ufern des Magdalenen-Fluſſes in Süd-Amerika die Kinder im Spiele ſich Mützen machen. — r h —

Herr Moritz Zdekauer, Großhändler in Prag (im Gefühle der Überzeugung, wie viel an zweckmäßigen Lehranſtalten zur Bildung der Jugend gelegen iſt, und daher die Emporbringung der, unter dem verewigten Kaiſer Joſeph II. im Jahre 1782 für die iſraelitiſche Jugend in Prag gegründeten deutſchen Hauptſchule beachtend), hat dieſer Lehranſtalt eine Staatsſchuldverſchreibung von 1000 fl. Conv. Münze gewidmet, um die eine Hälfte der hiervon mit 50 fl. jährlich abfallenden Zinſen zur Anſchaffung zweckmäßiger Prämienbücher für die, durch Fleiß, Fortgang und Sittlichkeit ſich vorzüglich auszeichnenden Zöglinge derſelben, und die andere Hälfte der Intereſſen zur Fußbekleidung für die dürftigſten Schüler zu verwenden. W.

Verzeichniß der in Polen für das Jahr 1821 herauskommenden periodiſchen Schriften:

In Warſchau erſcheinen:

1) Pamiętnik Warszawski (Warſchauer Jahrbücher), eine wiſſenſchaftlich kritiſch recenſirende Zeitſchrift — alle Monate ein Heft, unter der Redaktion des Herrn Bentkowski, Verfaſſers der Geſchichte der polniſchen Literatur.

2) Izys Polska (die polniſche Iſis), Zeitſchrift für Künſte, Erfindungen, Ackerbau und Manufaktur-Weſen, monatlich ein Heft.

3) Sylwan — eine dem Forſtweſen gewidmete Zeitſchrift.

4) Sybilla Nadwiślańska (die Sybille an der Weichſel), vaterländiſche Zeitſchrift, der Literatur, Geſchichte und Politik gewidmet, monatlich zwey Hefte.

5) Dekada Polska (die polniſche Dekade), eine ausſchließend der Politik und den vaterländiſchen Angelegenheiten gewidmete Zeitſchrift.

6) Wanda — Wochenſchrift, der ſchönen Literatur gewidmet.

7) Momus — enthält Scherze, ſatiriſche Gedanken und Aufſätze, kleine Gedichte und Wortſpiele, unter der Redaktion des Herrn Żółkowski, des beſten Komikers der Warſchauer Bühne.

8) Tygodnik muzyczny — muſikaliſche Zeitſchrift, unter der Redaktion des Opern-Direktors Kurpinski.

9) Gazeta Literacka — Literatur-Zeitung, ein Bogen wöchentlich.

In Wilna erſcheinen:

10) Dziennik Wilensky — Wilnaer Zeitſchrift, kritiſch recenſirendes Blatt, monatlich ein Heft.

11) Tygodnik Wilensky — Wilnaer Wochenblatt, der ſchönen Literatur und Kunſt gewidmet, zwey Mahl die Woche.

12. Pamiętnik farmaceutyczny — Pharmaceutiſche Zeitung.

In Lemberg erſcheint:

13) Pszczola Polska (die polniſche Biene), wiſſenſchaftlich recenſirende Zeitſchrift — hat leider ſeit ein paar Monaten aus Mangel an Unterſtützung aufgehört.

In Krakau erſcheint:

14) Pszczolka Krakowska, ein der ſchönen Literatur und vaterländiſchen Geſchichte gewidmetes Unterhaltungsblatt.

In Poſen erſcheint:

15) Mrówka Poznanska (die Poſen'ſche Ameiſe), ein Unterhaltungsblatt.

Politiſche Zeitungen in polniſcher Sprache erſcheinen in Warſchau drey, in Wilna eine, in St. Petersburg eine, in Lemberg eine, in Poſen eine, in Krakau eine. — —ſ

Die geſchätzte Zeitſchrift: Der Geſellſchafter, enthält folgenden Artikel aus Böhmen: »Herr Turinsky, Hörer der Rechte, hat in böhmiſcher Sprache ein Trauerſpiel: Angelina, geſchrieben, und in Königgrätz drucken laſſen. Man hält es für das beſte Drama der Böhmen, und ſetzt es Müllner's Schuld gleich (?).« Wir erwarten mit Ungeduld die Zeit, wo uns dieſes Trauerſpiel zu Geſichte kommen wird, und wünſchen herzlich, dem Urtheile des Berichterſtatters beyſtimmen zu können. M.

Byrons Trauerſpiel: Marino Faliero, war ſchon zwey Stunden nach ſeinem Erſcheinen in London ganz vergriffen. M.

Sir Arthur Smith, der ſich gegenwärtig in Egypten aufhält, behauptet, früh um 6 Uhr den berühmten Ton der Memnonsſäule deutlich gehört zu haben. Seiner Überzeugung zu Folge kommt der Ton nicht aus der Säule, die durch ein Erdbeben umgeſtürzt worden, ſondern aus dem Fußgeſtelle, deſſen Steine zur Hervorbringung dieſes Tones mittelſt des Luftzuges abſichtlich geordnet ſind. M.

Der engliſche Plattirwaaren-Fabrikant, Herr Stephan Meyerhofer, deſſen ausgezeichneter Erzeugniſſe ſchon früher in dieſen Blättern *) erwähnt worden iſt, hat in dem ſogenannten Wolfart'ſchen Hauſe nächſt der Burg ein Niederlagsgewölbe errichtet, das an Eleganz, Geſchmack und innerem Reichthum wohl den meiſten, ſchon häufig vorhandenen Pracht-Boutiken den Vorzug ſtreitig machen wird. Wenn einerſeits die äußerſt niedliche Verzierung des Lokals das Auge ſchon anzieht, ſo bleibt es auf den meiſterhaften Arbeiten haften, die kühn jede Vergleichung mit den ſo geprieſenen engliſchen Erzeugniſſen dieſer Gattung ertragen können. Von dem kleinſten Gegenſtande bis zum größten, den man von plattirten Waaren fordern könnte, iſt ein Sortiment vorhanden; — da ſchimmert und ſtrahlt alles, wie echtes, gediegenes Metall, und Spiegelwände vervielfältigen den reichen Vorrath. Dieſe Niederlage macht der Hauptſtadt Ehre, zumahl ſie die erſte dieſer Art iſt. Dem induſtriöſen Beſitzer iſt ergiebiger Abſatz ſeiner Erzeugniſſe zu wünſchen, auf deren Vervollkommung er unbezweifelt eben ſo viel Raffinement, als Vermögen verwendet. — tt —

Römiſche Blätter enthalten Folgendes über Canova's neueſte Arbeit: Die Marmorgruppe, welche in zwey gigantiſchen Statuen den Theſeus vorſtellt, wie er in

---

*) Converſationsblatt Nr. 100, 1820. XV. Beylage: Über die Fabrikation der engliſch-plattirten Waaren in Öſterreich. Von A. Rittig von Flammenſtern.

Begriff ſteht, einen Centaur zu tödten, verdient mit Recht als eine der bewunderungswürdigſten Arbeiten des unvergleichlichen Canova gerühmt zu werden. Der Held, im Augenblick des Angriffs dargeſtellt, ſchwingt mit der Rechten die gewichtige Keule des Periphetes, und drückt mit der Linken dem grimmigen Feinde die Kehle zuſammen, der, mit dem thieriſchen Theil auf den Boden hingeſtreckt, im Begriff ſteht, ſich zu einer letzten Anſtrengung gegen ſeinen furchtbaren Überwinder aufzuraffen. Mit ſeltener Genauigkeit hat der Künſtler bey dieſer Erſtaunen erregenden Arbeit ſich an die Regeln des Nackten gehalten, und die natürlicher Weiſe ganz entgegengeſetzten Empfindungen eines tapfern Kriegers, der es fühlt, daß er geſiegt hat, und eines geſtürzten und geſchlagenen Feindes ausgedrückt. M.

Die Straßen von Pompeii ſind jetzt größtentheils aufgegraben, man kann allenthalben bequem umhergehen. Die meiſten Häuſer und öffentlichen Gebäude haben noch ihre architektoniſchen Verzierungen und Mahlereyen friſch und unverſehrt erhalten. Man findet eine Schule, einen großen Gerichtshof, ein Amphitheater von 110 Schuh Länge, Tempel, eine Kaſerne, Brunnen, Ciſternen, Triclinien, Altäre von Moſaik, Statuentrümmer, Waſſerröhre von gebrannter Erde, Gefängniſſe und Feſſeln. Die Häuſer ſind ſehr niedrig, viele nur 10 Schuh hoch, die Straßen gegen 16 Schuh breit, mit 3 bis 4 Schuh breiten ſehr hohen Fußwegen. M.

Der unſterbliche portugieſiſche Dichter: Ludwig Camoens, hat neuerlich in England einen Biographen gefunden: — Memoirs of the life of Luis de Camoens etc., by I. Adamson, 2 Vol. Newcastle. —rh—

Der Stockfiſchfang wird in Neufundland (Terre neuve) auf folgende Art betrieben: Des Morgens begeben ſich eine große Menge Böte, jedes mit vier Mann verſehen, nach dem Theil der Küſte, wo der Kabeljau oder nachherige Stockfiſch am häufigſten iſt. Dieß iſt nicht zu allen Zeiten gleich; denn der Fiſch ändert ſeinen Aufenthalt nach dem Winde. Hat man ihn gefunden, ſo geht man vor Anker, und jeder Mann legt ein Seil aus, woran zwey Angeln ſind. Jeder Fiſcher iſt durch eine Scheidewand vom andern getrennt, auf welche die gefangenen Fiſche gelegt, und mit einem Schlage von einem Stück Holz betäubt werden. Dieß geſchieht darum, weil der Fiſch dann die Kinnlade aufmacht, und den Angelhaken herausnehmen läßt. Der Fiſch wird nun in den Behälter des Bootes geworfen, mit dem andern Angelhaken es eben ſo gemacht, und da das Auswerfen und Einziehen der Angeln immer mit einander wechſelt, und vier Menſchen ſo arbeiten, ſo iſt in zwey Stunden das Boot voll, und fährt nach dem Orte, wo der Fiſch nun ausgeladen und zubereitet werden ſoll. Hier ſind eine Menge Menſchen mit ledernen Schurzfellen angethan, welche die Fiſche tödten, den obern Theil zurecht machen, und ſie aus einander ſpalten. Ein Junge bringt ſie einzeln herbey. Der eine ſchneidet den Kopf beynahe ab, und den Leib auf; der andere trennt den Kopf vollends, und nimmt die Eingeweide heraus, wovon er die Leber und die Blaſe ſondert, das Übrige in die See wirft. Der dritte löſt die Rückengräten. In Handbahren werden nun die Fiſche zum Einſalzen getragen, der ſie ſchichtenweiſe hinlegt, und mit Salz jede Schicht bedeckt. Wenn ſie mehrere Tage gelegen haben, ſo kommen ſie in einen durchlöcherten Behälter, der in die See hängt, und nun wird mit einem Beſen das Salz abgewaſchen. Hierauf werden die Fiſche zum Trocknen auf Platten am Tage ausgebreitet, in der Nacht in kleine Haufen gelegt, und endlich in Schobern angehäuft, daß ſie noch etwas ſchwitzen; damit ſind ſie nun fertig, und kommen zum Verſenden in die Waarenhäuſer, welche europäiſchen Kaufleuten gehören.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625) wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k. k. Poſt 11 fl. W.W. halbj. Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Conversationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

46.

(Wien, Samstag den 9. Juny.)

Maldonada.

Furchtbare Wildniß deckte das Land an den Ufern des breiten Stroms, wo eben die Spanier 1535 das jetzt ſo mächtig aufblühende Buenos Ayres, das künftige Tyrus der neuen Welt, gegründet hatten. Noch furchtbarer als die Wildniß waren die Bewohner des Landes. Aufgereizt durch frühere Mißhandlungen der Spanier, wütheten ſie gegen alle, die in ihre Hände fielen, und nur gemeinſame Kraft konnte die junge Kolonie erhalten. Streng hatte ihr Befehlshaber geboten, daß keiner die Schranken des aufgeworfenen Walles überſchreite. Wer es that, ſollte des Todes ſeyn!

Der Hunger aber wüthete im Innern der kleinen Niederlaſſung, und ein Weib, Maldonada, von ihm und der Verzweiflung getrieben, entfloh glücklich in die nahen, Unglück drohenden, Wälder. Auf unbekannten Pfaden irrte ſie geraume Zeit umher, als ſie eine Höhle fand, die vor Sonne und Stürmen ſchützte. Doch welch ein Schreck, als ſie hineintrat und eine Löwinn erblickte, die ihr ſogleich entgegen kam. Die Arme konnte nicht fliehen, der Anblick hatte ihre Kräfte gelähmt. Die Füße waren wie in den Boden gewurzelt. Die Löwinn aber hatte nicht die Abſicht, ſie zu verletzen. Sie ging ſchmeichelnd um ſie herum; ſie leckte ihr die Hände, ſie ſtieß nur dann und wann ein brüllendes Geſchrey aus, das der Schmerz ihr zu erpreſſen ſchien. Bald erholte ſich die Spanierinn, ſie ſah, daß die Löwinn trächtig ſey, daß ihr Geſchrey die Sprache des mütterlichen Weſens bedeute, welches gern ſeiner Bürde ledig werden möchte. Maldonada trug kein Bedenken, dem armen Thiere den Beyſtand zu leiſten, den die Natur hier heiſchte. Dankbar ließ die Löwinn ihre Jungen zu ihren Füßen liegen, und ſtreifte umher, für ſie und ihre Wohlthäterinn Nahrung zuzutragen. Geraume Zeit lebte ſo die Arme. Die Spiele der herangewachſenen Raubthiere machten ihre Unterhaltung, rohes Wild theilte ſie mit ihnen als Speiſe. Doch endlich befahl der Inſtinkt nicht mehr der Löwinn für ihre Jungen zu ſorgen. Sie waren ſtark genug, ſelbſt dem Raube nachzujagen. Maldonada ſah ſich bald, zwar nicht allein, aber doch ohne Nahrung, und mußte die Höhle verlaſſen, die fürchterlich für alle andern, ihr ein ruhiges Obdach gewähret hatte. Bald fiel ſie den Indianern in die Hände. Sie ward als Sklavinn gewahr, daß Indianer wenigſtens menſchlicher als Europäer ſind. Eines Tages überfielen die Spanier aus Buenos Ayres die friedlichen Kabanen, wo ſie für ihre Herren den Mais aus den Hülſen körnte. Ein kurzer Kampf gab ihr die Freyheit wieder — ſo ſchien es. Allein das Schrecklichſte ſtand ihr bevor. Der ſpaniſche Befehlshaber in Buenos Ayres begriff nicht, daß der Ungehorſam, den ſie durch die Flucht bewieſen hatte, durch die erfahrnen tauſend Gefahren und Mühſeligkeiten tauſend Mahl gebüßt ſey. Grauſamer wie der Löwe, wilder, wie die wilden Indianer, befahl er, die Halbtodte in den Wald zu führen, und an einen Baum zu binden. »Hier,« rief er, »kann ſie verhungern, oder von Ungeheuern zerriſſen werden!«

Zwey Tage nachher gingen einige Spanier hinaus, zu ſehen, wie es mit der Unglücklichen ſtehe. Schon von fern hörten ſie das Gebrüll der Tieger in der Gegend, wo ſie hingebracht war. Kaum kamen ſie behutſam näher, als ſie in der That einen ſolchen in der Ferne den Ahornbaum umkreiſen ſahen, an dem die Arme verzweiflungsvoll mehr todt als lebend ſtöhnte. Aber mehrere Löwen lagen zu ihren Füßen, und ihre gebieteriſche Ruhe ſcheuchte den blutgierigen Tiger hinweg. Es waren die Kinder der dankbaren Vertheidigerinn, die in ihrer Mitte lag. Sie ſpielten zu den Füßen dieſer Andromache. Freudiger Schrecken durchbebte die Krieger, ſo roh, wie ſie waren. Indeſſen ſie zögernd unentſchloſſen da ſtanden, entfernte ſich die Löwinn mit den Jungen, als wolle ſie ihnen Raum gewähren, das Werk der Barmherzigkeit zu vollenden. Kaum hatten die Spanier die Bande gelöſt, kaum führten ſie die halb Ohnmächtige, die ihnen mit zwey Worten das Räthſel löſte, davon, als auch das treue dankbare Thier langſamen Schrittes folgte. Der ſpaniſche Befehlshaber wollte nicht von einer Beſtie übertroffen ſeyn. Er ſah hier einen höhern Finger. Das Weib, das der Himmel zwey Mahl erhielt, wagte er nicht zu verderben. Maldonada ward frey, und ihre Abenteuer werden noch jetzt in jeder Hütte, wie in den Palläſten von Buenos Ayres, dem ſtaunenden Enkel erzählt.

Fr.

◆

An die Kunſtgenoſſen.

Ausgehalten! ausgehalten!
Kämpft ſie nieder die Gewalten,
Die Euch feindlich keck umfechten,
Nicht ein Haar breit weicht vom Rechten!

Laßt Euch nicht den Sinn verrücken,
Wenn ſie höhnen — Beyfall nicken; —
Narren-Tadeln, Narren-Loben,
Hat kein Sandkorn noch verſchoben.

Guter Will' zeugt gute Thaten;
Ob ſie manchmahl kaum gerathen,
Auf dem Wege ſtraucheln Alle,
Hüthet Euch nur vor dem Falle.

Ohne Wanken, ohne Zagen,
Was wir können, laßt uns wagen,
Nimmer in die Nacht verſenken,
Was wir wollen, was wir denken.

Frey am Lichte ſey's begonnen,
Ausgeführt ſey's vor der Sonnen;
Laßt uns ſeyn das, was wir ſcheinen,
Handeln, wie wir's eben meinen.

Ob die Thoren zweifeln, dräuen,
Achſel zucken oder ſchreyen.
Fort! zum Ziel hin, unverdroſſen,
Wack're, muth'ge Kunſtgenoſſen.

Fort; nur fort! es wird gelingen
Und Ihr müßt den Kranz erringen;
Wird er gleich Euch nicht am Tage,
Abends doch am Sarcophage.

Deinhardſtein.

Schooßthiere.

Schooßthiere hatten die Menſchen von jeher; dieſe Mode iſt ſo alt, daß ſich die erſten Spuren davon ſchon in der älteſten Welt- und Heiligen Geſchichte finden. In den Mythen der Fabelzeit hat Venus ihre Täubchen und Sperlinge, Juno ihren Pfau, Minerva ihr Käuzlein, Jupiter ſeinen Adler, Apoll ſeinen Schwan und Raben, Cybele ihre Löwen, Pan ſeinen Bock, Neptun ſeinen Delphin ꝛc. Unſere bilderreiche chriſtliche Urwelt gibt, ohne ſelbſt zu wiſſen, warum, nicht minder drey heiligen Evangeliſten, in dem Löwen, Ochſen, Adler, ihre beſtimmten Schooßthiere, ohne die ſie nie öffentlich erſcheinen dürfen, und die Legende der Heiligen liefert uns auch ſo manchen Beweis für das graue Alterthum der Mode, Schooßthiere zu haben. Dieſes alſo vorausgeſetzt und angenommen, müſſen wir zugleich bemerken, daß auch die Schooßthiere ſelbſt dem Wechſel der Mode von jeher unterworfen waren, und bald dieſes, bald jenes Thier die Ehre hatte, das Mode-Schooßthier zu ſeyn, und ſo lange gefüttert, geſchmeichelt, geliebt zu werden, kurz die Favoriten-Rolle zu ſpielen, bis es durch einen neuen Liebling der Damen geſtürzt, und von ſeiner Alleinherrſchaft verdrängt wurde. Wir wollen vorzugsweiſe nur der Hunde und Katzen erwähnen, und die Geſchichte ihrer Moden ein wenig durchgehen.

Der Hund. Dieſes Geſchlecht hat ſich ſeit vielen Jahrhunderten ausgezeichnet, und ſeine Anſprüche auf die Liebe und den Schutz des Menſchen ſind glänzend, zahlreich, unwiderlegbar. Die Annalen jedes Zeitalters ſind mit Beweiſen von der Treue dieſes Thieres, und mit Erzählungen der Dienſte angefüllt, welche es dem Menſchen leiſtete; denn es ſcheint eine Art von geſellſchaftlichem Vertrag zwiſchen dem Menſchen und dem Hunde zu exiſtiren, der ſo alt wie die Welt iſt; von dieſem Vertrage ſchreibt ſich vermuthlich die geheiligte Pflicht her, die ſich der Mann auferlegt hat, alle ſeinem Hunde widerfahrene Beleidigungen, als ihn perſönlich treffend, zu ahnden. In dieſem Vertrage liegt auch vielleicht der Grund der Vorzüge, welche eine Dame ihrem Hunde vor allen Individuen ihres eigenen Geſchlechts einräumt. Manche Dame, die dem Tode ihres Mannes oder Sohnes keine Thräne weint, weint bitterlich über den Verluſt ihres kleinen Hündchens, das an einer Unverdaulichkeit ſtarb, und durch keine Kunſt der Ärzte gerettet werden konnte. Der Hund iſt das Sinnbild der Treue, und bisher weiß man in der Geſchichte nur ein Beyſpiel vom Gegentheile, es war der Hund Richard's, des Sohnes Cronwells, der ſeinen Herrn verließ, als ihm die Protektor-Würde entriſſen wurde, und der ſich zu dem rechtmäßigen Thronfolger geſellte. Allein dafür findet man ſo viele andere Beyſpiele von bewährter Anhänglichkeit, daß man ein dickes Buch davon ſchreiben könnte. Wir wollen nur ein einziges wenig bekanntes anführen. Bey einem großen Brande, der in den 1670ger Jahren Konſtantinopel verheerte, vermißte ein Grieche ſein einziges kleines Kind, und beklagte ſeinen wahrſcheinlichen Tod in den Flammen; wie groß war ſein Erſtaunen, als er zu ſeinem beſten Freunde kam, und in deſſen Zimmer das Kind unverſehrt antraf. Sein großer treuer Hund hatte es in der Schnauze aus dem Feuer gerettet, und in das entlegene Haus des Freundes ſeines Herrn geflüchtet. — »Nein!« rief der Grieche, »das Thier iſt zu edel, als daß es je die Speiſe der Würmer werden ſollte«; er ſchlachtete aus wilder Dankbarkeit den Hund, gab ein großes Gaſtmahl und verzehrte ihn feyerlich mit ſeinen Anverwandten und Freunden.

Doch weder bey der Schönheit des däniſchen Hundes, noch dem Muthe der Dogge, dem Verſtande des Pudels, der Schnelligkeit des Windſpiels, dem feinen Geruche des Spürhundes, oder den nützlichen Dienſten des Fleiſcherhundes, des Hofhundes, des Rüden- oder Schäferhundes (des Stammvaters aller Hunde, wie Buffon behauptet) wollen wir verweilen; bey jenen glücklichern verzärtelten Lieblingen aus dem Hunde-Geſchlecht wollen wir uns aufhalten, die unſere Zimmer, unſere Betten, unſere Liebe theilen, und unter dem allgemeinen Nahmen Schooßhunde begriffen werden.

Die Sitte der Schooßhunde der Damen iſt uralt; glaubwürdige Geſchichtſchreiber erzählen ihren Urſprung folgender Geſtalt. Die polniſchen Edeldamen, welche auf den Zügen, die König Boleslav II. in der letzten Hälfte des eilften Jahrhunderts nach Rußland unternahm, durch ſieben Jahre die Geſellſchaft ihrer Männer entbehren mußten, und überdieß noch die kränkende Botſchaft erhielten, daß ſie den Reizen der Schönen in Kiow huldigten, gebrauchten das Vergeltungsrecht, und beglückten ihre Sklaven mit ihren Liebkoſungen. Dieſe Untreue und Vielmännerey blieb dem polniſchen Heere nicht lange verborgen. Die beleidigten Ehemänner bekamen plötzlich das Heimweh, und es verging kein Tag, wo nicht ganze Schaaren den Weg nach ihrer Heimath nahmen. Hier fanden ſie ihre Burgen verſchloſſen, und von den neuen Ehemännern, an deren Seite die treuloſen Frauen ſtritten, vertheidiget. Es entſtand ein Sklaven-Weiberkrieg, worin die gerechte Sache der Männer den Sieg behielt. Die Sklaven wurden nieder gemacht, die Damen heuchelten oder empfanden wirklich herzliche Reue, kurz wußten die ſchwache Seite ihrer Männer ſo gut zu treffen, daß dieſe am Ende Alles vergaben und vergaßen. Damit war aber der König nicht zufrieden, ſein Heer ſchmolz durch dieſe Ausreißer, und da er ſich nach Polen zurückziehen mußte, ſtrafte er dieſe, und ließ ihren Weibern, welche noch ſäugende Kinder von den Sklavenvätern hatten, die Säuglinge wegnehmen, und ihnen junge Hunde anlegen. Zugleich mußten alle polniſchen Damen von dieſem Augenblick an, wenn ſie ausgingen, junge Hunde zur Strafe auf den Armen tragen. Doch die dem ſchönen Geſchlechte eigene Gegenwart des Geiſtes fand bald Mittel, dieſer Strafe eine angenehmere Außenſeite zu geben; ſie verwandelten ſie in eine Mode, und das iſt ſie noch bis auf unſere Zeiten, und in allen Ländern geblieben, wo Europäer ſich niedergelaſſen haben.

Welche Raſſe von Hunden zuerſt den Anfang dieſer Mode gemacht habe, davon ſchweigen die Geſchichtſchreiber; unter die älteſten derſelben gehören aber unſtreitig die Mopſe. Auf den Gallerien des herzogl. Reſidenzſchloſſes zu Gotha befand ſich (1789) eine Folge von Gemählden in Lebensgröße von allen ſächſiſchen Fürſten und Fürſtinnen, wo faſt jeder Fürſt ſeinen treuen großen Bullenbeißer zu ſeinen Füßen, und jede Prinzeſſinn ein kleines Schooßhündchen neben ſich hat; letztere ſind entweder Mopſe oder kleine däniſche Hunde. Eine gewiſſe Geſellſchaft, von Klemens XII. mit dem Bannſtrahle belegt, vereinte ſich 1736 aufs neue unter dem Nahmen Mops-Geſellſchaft (von ihrem Sinnbilde, einem Mopshündchen), die an einem Fürſten einen Beſchützer und Großmeiſter fand. Man nahm auch Damen auf; die Logen verbreiteten ſich von Deutſchland bis England, Frankreich, Holland aus, ihre Geſetze und Geheimniſſe erſchienen im Druck, der Orden ſelbſt aber erloſch nach beynahe ſiebzig Jahren. — An die Stelle der Mopſe kamen nach und nach das Bologneſer-, das Löwenhündchen, das kleine engliſche Windſpiel, der kleine Spitz ꝛc. Das erſtere wurde bald, vorzüglich durch ſeine kleine Geſtalt, der Liebling der Damen, und ſo ein Handelszweig für die Armen in Maltha, welche es mit großer Sorgfalt erzogen, und oft theuer verkauften. Das kleine engliſche Windſpiel behauptete nicht minder einen ehrenvollen Platz; Friedrich II. zeichnete darunter ſeine Biche und Alcmene aus. Erſtere durfte ihn ſelbſt in Schlachten nicht verlaſſen; in der Schlacht bey Soor fiel ſie mit der königl. Bagage dem Feinde in die Hände, und kam an die Generalinn Nadaſti, die ſich lange nicht entſchließen konnte, ihren Gefangenen auszuwechſeln; Biche erhielt ein kleines Monument auf der großen Terraſſe zu Sansſouci. — Die Mode der Spitze herrſchte zuerſt in Wien; dieſe Hunde wurden ſehr theuer, und zwar bis zu 40 Dukaten bezahlt. Der kleine däniſche Hund, die gefleckten oder ſogenannten Harlekine, der kleine und große Pudel, die weißzottigen böhmiſchen Hunde ꝛc. gehörten ebenfalls unter die Lieblinge der Großen, nach und nach fanden und finden noch die Mittel- und ärmſte Klaſſe Wohlgefallen daran. Manche der Männer wiſſen ſich ohne Hunde kaum ihre Erholungsſtunden auszufüllen, ja bey einzelnen hat man ſchon bemerkt, daß ſie, wie andere die Kleidermode mitmachen, nach der Mode auch die Hunde wechſeln. Die Anzeigen (an den Straßenecken) von verlorenen Hunden, übertreffen nicht ſelten an der Zahl jene, worin ſo mancher höchſt bedeutende andere Verluſt, ein unerſetzlicher Schaden kund gemacht wird, und nicht ſelten ſind für die Auffindung und Überbringung eines Hundes höhere Belohnungen ausgeſetzt, als für die Zurückſtellung einer goldenen Repetiruhr, eines Brillantringes an den Eigenthümer; ja viele wollen wiſſen, daß man die Verſprechungen für das erſtere ſogar etwas gewiſſenhafter zu leiſten geneigt wäre. Wie ſehr ein geſchickter Hundearzt ſeine Rechnung findet, bedarf wohl keiner Erläuterung; wir wollen nur z. B. anführen, daß ſich ſolch ein Individuum einſt in Paris ein Vermögen von 12,000 Livres jährlicher Renten erworben hatte.

Die Katze, das Sinnbild der Freyheit, iſt ein eben ſo altes Schooßthier des Menſchen, wie der Hund. Die alten Egyptier behaupteten, daß ſich Iſis in eine Katze verwandelt habe, und erzeugten ihr göttliche Anbetung, räumten ihr bey Schmauſen den Ehrenplatz ein. Wer eine Katze tödtete, hatte es mit dem weltlichen Amte, mit dem Pöbel zu thun. Starb ſie eines natürlichen Todes, wurde ſie einbalſamirt; die Damen ihrer Bekanntſchaft ſchoren ſich zum Zeichen ihres Schmerzes die Augenbraunen weg. Die Gemahlinn eines griechiſchen Kaiſers ließ ihre Lieblingskatze nur auf Gold ſpeiſen. Der Prophet Mohammed ſchnitt ſich lieber einen Zipfel ſeines Mantels ab, als er den Schlummer ſeiner Katze unterbrechen wollte, die auf demſelben eingeſchlafen war; einen Araber, der ihm einen wichtigen Dienſt leiſtete, lohnte er damit glänzend, daß er ihn zum Vater der Katze ernannte. Eine arabiſche Sage gibt zur Berichtigung der Achtung für Katzen an: es hätten ſich in der Arche die Mäuſe ſo vermehrt, daß ſie Noah zu vernichten beſchloß. Er ſchlug daher den Löwen auf die Naſe, der Löwe nieſete, dieſes Nieſen gebar eine ſchöne Katze, die erſte, welche die Mäuſe bekriegte. Zu Konſtantinopel und in der Levante wollen Reiſende von Reichen und Vornehmen geſtiftete Spitäler für Katzen angetroffen haben, wo ſie auf das Höflichſte bewillkommt und bewirthet wurden. Selbſt in Deutſchland hat man die ausgezeichnetſten Beyſpiele von der Vorliebe für dieſes Thier. — Eine deutſche Dame vermachte z. B. in ihrem Teſtamente ihren ſämmtlichen Katzen 5000 Thaler, damit ſie nach Standesgebühr leben können; eine andere ſetzte ihrer Lieblingskatze zum Unterhalt 500 fl. aus. Ein Advokat, der 1785 zu Nürnberg als Hageſtolz ſtarb, war ſolch ein Katzenfreund, daß er in ſeinem letzten Willen ſeine Köchinn zur künftigen Pflegerinn ſeiner ſechs hinterlaſſenen Katzen mit Penſion, freyer Wohnung, und fur jede Katze wöchentlich 12 kr. beſtimmte. Zwey Nürnberger Damen wurden obendrein ernannt, fleißig immer nachzuſehen, ob es den guten Thierchen wohl gehe. Mad. Des Houlieres beſang ihre liebe Griſette, die ſchöne Herzoginn von Maine verewigte ihre Marlamain durch Verſe im Tempel der Grazien. Montagne fand darin Geiſtes-Erholung, die Handlungen ſeiner Katze zu ſtudieren; des großen Colberts Kabinet wimmelte von ſchönen Kätzchen. Paris hatte ein Denkmahl, das durch ſeine Simplicität und Eleganz der Baukunſt Ehre machte — das Grabmahl der Katze der Madame de Lesdiguieres.

Außer der gemeinen Hauskatze will man noch die Cyperkatze, die ſpaniſche Katze, die Karthäuſer- oder blaue Katze, die angoriſche und perſiſche Katze, die Zibethkatze, beſonders liebenswürdig finden. Letztere, in Guinea zu Hauſe, ſoll nebſt einer außerordentlichen Schlauheit und Schmeicheley ein großes Erinnerungs-Vermögen und Gedächtniß beſitzen. Obwohl die Katzen überhaupt im Rufe ſtehen, daß ſie tückiſch und boßhaft ſind, und wir in dieſem Falle ſchreckliche Beyſpiele aufgezeichnet finden, ſo konnte das doch bisher die Achtung, die Liebe, die Aufmerkſamkeit Einzelner für dieſe Thiere nicht ſchwächen. Herr Mariette, Prediger zu Canterbury, z. B. vergaß bey einem Schmauſe ſeine Lieblingskatze ſo zu füttern, und gütlich wie gewöhnlich zu verſorgen, daß ſich das böſe Thier vernachläßigt glaubte, und ihren Herrn und Wohlthäter deßhalb im Schlafe erdroſſelte. — Zum Beweiſe, wie nachſichtsvoll die Vergehungen derley Thiere geahndet werden, diene Folgendes: Eine Dame beſtrafte vor einigen Jahren ihre Katze und ihr Söhnchen gleich ſtark, beyde mußten nähmlich durch acht Tage den Kaffeh zum Frühſtück ohne Zucker nehmen, erſtere, weil ſie einem armen Kanarienvogel das Leben raubte, das letztere, weil es deßwegen die Katze, beym Schweif haltend, einige Mahle — wie der Knabe ſich ſelbſt ausdrückte — ziemlich unſanft den Zimmerboden küſſen ließ. — Doch hat man zum Troſte der Freundinnen dieſer Thiere auch Beyſpiele von Katzen, welche ihren Gebieterinnen ſo treu waren, daß ſie ſich auf ihrem Grabe zu Tode hungerten; eines der angeſehenſten Geſchlechter in England, die Whigtingtons, verdanken ihren Reichthum, ihre Größe, einer Katze. Richard Whigtington, der Stammvater, ging als ein armer Junge mit ſeiner Katze auf ein Kauffahrteyſchiff, das Schiff wurde an eine Negerkuſte verſchlagen, wo dieſe Katze unter den Mäuſen, der Landplage dieſes Volkes, eine ſolche Niederlage anrichtete, daß der Negerkönig das unbekannte Thier für eine große Summe Gold eintauſchte. Dieß legte den Grund zu Whigtingtons Reichthum und Glück.

Wenn wir nun noch betrachten, daß man außer den Hunden und Katzen noch andere Schooß- oder Lieblingsthiere hat, als Vögel, Affen, Kaninchen, weiße Mäuſe, Schlangen, Eidechſen, ja ſogar eine Art Heuſchrecken (die Cycade) und — wer ſollte es glauben — auch Schweine, ſo muß man auch hier dem guten Seume Recht geben, der da ſagt:

Die Menſchen ſind, was Menſchen immer waren,
Gemiſch von Leidenſchaft und Kraft,
Oft ſpricht Vernunft, und öfter Leidenſchaft.
— — — —
Ein jeder Narr trägt ſeine Brille,
Ein jeder Menſch hat ſeine Grille.

K — n.

* * *

Rückblick auf berühmte Öſterreicher.

II.

Johann Spieſshammer,

genannt Cuſpinianus.

Maximilian I. eröffnete in Wien den Wiſſenſchaften eine Freyſtätte und verbreitete von Öſterreich aus die Kultur nach Deutſchland *). Er krönte eigenhändig Badian, Bebel, Hutten und Andere mit dem dichteriſchen Lorber, und verſammelte auf Wiens hoher Schule, welche damals 7 bis 8000 Studierende zählte, die gebildetſten Männer, wie: Camers, Badian, Celtes, Cuſpinian ꝛc.

Cuſpinian wurde 1473 zu Schweinfurt, einer freyen Reichsſtadt in Franken, geboren, wo er auch den Grund zu ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung legte. Der allgemeine und gegründete Ruf der gelehrten Anſtalten in Öſterreich zog ihn aber bald nach Wien, um unter berühmten Lehrern ſeine Studien zu vollenden. Anfangs widmete er ſich der Philoſophie; dann unter Conrad Celtes, dem erſten Profeſſor der Beredſamkeit und Dichtkunſt auf der Akademie, den ſchönen Wiſſenſchaften und der Arzneykunſt mit ſolchem Erfolge, daß er um das Jahr 1500 für den gelehrteſten und beredteſten Doctor in Wien galt. Daſelbſt hielt er über Arzneykunde und ſchöne Wiſſenſchaften Vorleſungen; als er aber durch häufige Sendungen verhindert wurde, vertrat ihn im Vortrage der ſch. W. Joachim Badian.

Cuſpinianus krönte 1502 auf des Kaiſers Befehl den Dichter Johann Stab (Stabius) und hielt bey dieſer Veranlaſſung eine Rede über Poeſie, welche alle Zuhörer mit Bewunderung erfüllte.

Er war, wie Gerbel ihn ſchildert, ein geborner Redner, der griechiſchen und römiſchen Sprache vollkommen mächtig; ernſt und mild, je nachdem es Noth that; dazu anmuthige Geſichtszüge, — gelbes Haar, von vorne ſpärlich, — in Haltung und Bewegung voll würdigen Anſtandes.

Seine Verdienſte empfahlen ihn dem großen Kaiſer, welcher ihn zum Dichter krönte, und zu ſeinem Rath ernannte. Als Conrad Celtes 1508 ſtarb, übernahm er die Verwaltung der kaiſerlichen Bibliothek. Unter ihm wuchs ſie durch Handſchriften aus öſterreichiſchen Kloſterbibliotheken, ferner durch die Überbleibſel der Ofner Bibliothek, welche Mathias Corvinus mit königlichem Aufwande gegründet hatte.

Auf Bernhard Sperger, welcher eine lateiniſche Grammatik herausgab, folgte er in der bedeutenden Würde eines Anwalts der Stadt Wien (Civitatis Viennensis Praefectus), und ſaß dem Rathe im Nahmen eines Erzherzoges vor. Dieſe Stelle bekleidete er rühmlich bis zu ſeinem Tode.

Der Kaiſer kannte ſeine unerſchütterliche Treue und erprobte Klugheit, und ſchenkte ihm volles Vertrauen; ſpät in die Nacht hinein beſprach er ſich mit

---

*) Scripsit eadem manu, qua ensem tractavit, res proprias, Julium Caesarem imitatus, ſagt Cuſpinian. — G. Hegewiſch — kleine hiſtoriſche Schriften. — Viel Licht verbreitet hierüber der bekannte Streit zwiſchen Reuchlin und Pfefferkorn.

Cuſpinian über die wichtigſten Angelegenheiten, und übertrug ihm die ſchwierigſten zur Ausführung. Binnen fünf Jahren wurde er mit geheimen Aufträgen vier und zwanzig Mahl nach Ungern geſendet, und hatte an der Zuſammenkunft der drey Könige von Ungarn, Böhmen und Polen mit Maximilian (1513) und an den geſchloſſenen folgereichen Verbindungen einen äußerſt ehrenvollen Antheil.

Sein diplomatiſcher Charakter leitete ihn zu dem Studium und zur Bearbeitung der Geſchichte, und die Empfänglichkeit des Kaiſers für alles Große erleichterte ihm ſeine Arbeiten, indem Maximilian befahl, daß ihm alle Bibliotheken und Archive geöffnet werden ſollten. Sein großes hiſtoriſches Werk: Historia Caesarum et Imperatorum Romanorum — edirte und verbeſſerte Nicolaus Gerbel; viele Fehler deſſelben entſtanden aus Cuſpinians unleſerlicher Schrift. Ferner beſitzen wir von ihm: Austriae Chorographia — Marchionum, Ducum et Archiducum Austriae historia — Diarium de Congressu Caesaris Maximiliani et trium Regum — de Turcarum Origine.

Seiner Freundſchaft erfreuten ſich Johann Pierius Grachus, kaiſerl. Rath, Johann Stab, Andreas Stiborius und Stephan Roſinus, ausgezeichnete Mathematiker und Philoſophen. Aber ſeiner vorzüglichen Liebe konnte ſich Johann Gremper rühmen, ein humoriſtiſcher liebenswürdiger Mann, welcher ihn auf ſeinen gefährlichen Geſandtſchaftsreiſen begleitete.

Cuſpinian hatte zwey Gemahlinnen, wovon die erſte Anna, die zweyte Agnes hieß; er ſtarb 1529 im 56ſten Jahre, geachtet und bedauert von den Beſſeren ſeiner Zeit. Seine Aſche ruht in der Domkirche zu St. Stephan.

— rh.

* * *

Auflöſung der Charade in der vorigen Nr.:

Archenholz.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Theater nächſt der Burg. Den 1. Juny zum erſten Mahle: Die Liebeserklärung. Luſtſpiel in zwey Aufzügen nach dem Franzöſiſchen.

Der Graf Legheim hat eine Reiſe nach der Hauptſtadt gemacht, um ſich für das langweilige Leben auf dem Lande zu entſchädigen. Sein Vetter, ein junger Menſch von ſechzehn bis ſiebzehn Jahren, iſt ihm gefolgt, und verliebt ſich auf einem Maskenballe in eine junge Dame, der er nacheilt, um zu ſehen, wo ſie mit ihrer Begleiterinn hinkommt. Beyde ſteigen vor dem nähmlichen Gaſthof aus dem Wagen, wo er und ſein Verwandter eingekehrt ſind. Die unbekannte Schöne iſt keine Andere, als die Gräfinn ſelbſt, die, ungeduldig zu erfahren, was der Herr Gemahl in den Zerſtreuungen der großen Welt unternimmt, ſich ebenfalls dorthin begeben und in ſeiner Nähe einquartiert hat. Der junge Menſch ſetzt eine Liebeserklärung an die Unbekannte auf, der Graf, der an der zärtlichen Verlegenheit des kleinen Schäfers ſich ergötzt, will ihn durch das Kammermädchen in ihre Hände ſpielen, und gibt ſich die Miene, ihn in dieſem Abenteuer zu unterſtützen, hat aber nicht übel Luſt, einen eigenen Roman mit der Dame anzuſpinnen, die ſich für ein Fräulein ausgibt, das ihrem Vormund entflohen iſt, weil er ſie mit Gewalt zu einer Heirath zwingen wollte. Die Gräfinn erkennt die Hand ihres Mannes, der den Brief mit Abänderungen umgeſchrieben hat. Es wird nun eine Neckerey beſchloſſen und eine Zuſammenkunft mit dem blöden Silvio beſtimmt, wobey der Mentor verſteckt zugegen iſt, die Dame aber ſonſt immer ganz, jetzt nur halb verſchleyert, mit der Soubrette innerhalb eines Alkovens die mündliche Deklaration in Empfang nimmt, ſo daß der Verſteckte ſie auch dann noch nicht erkennen kann. Auf einmahl fingirt man, den Vormund und den Bräutigam durchs Fenſter zu erblicken; eine Entführung wird ſogleich vorgeſchlagen und acceptirt. Vorher hat aber der Neffe eine Ehrenſache abzumachen. Er eilt auf den Kampfplatz, der Graf bewacht die Verfolgte, und der Diener läßt den Wagen in Bereitſchaft ſetzen. Die Anſtalten machen Aufſehen, der Wirth widerſetzt ſich der Flucht, und dem Grafen bleibt nichts übrig, als die Verſchleyerte für ſeine Frau zu erklären. In dieſem Augenblick kommt Ernſt zurück, wiederholt dem reizenden Fräulein ſeine zärtlichen Betheurungen, die Verwirrung iſt allgemein, bis die Gräfinn endlich dem Spiel ein Ende macht, indem ſie ſich dem flatterhaften Gatten zu erkennen gibt.

Das luſtige Stückchen führt im Original den Titel: Le Mari et l'Amant (von Vial). Die Scene iſt zu Paris; in der Provinz möchte das Verhältniß zwiſchen beyden Vettern, wovon der ältere dem jüngern Unterricht in der Ausführung eines verliebten Abenteuers gibt, etwas bedenklich ſcheinen. Aber die Franzoſen wiſſen ſich zu helfen, man blickt nur wie durch einen Schleyer, und: Honny soit qui mal y pense! Die Zuſammenſetzung iſt ein wahrer Roman, Alles beruht auf Unwahrſcheinlichkeiten, aber es herrſcht eine ſo lebendig einfache Verwicklung darin, die ſich hauptſächlich um den intereſſanten Charakter des jungen Zöglings der Liebe dreht, der in dieſem Abenteuer gleichſam ſeine erſten Sporne zu verdienen ſucht, daß man unaufhaltſam fortgeriſſen wird, bis ſich der Schleyer lüftet, und die Hauptperſonen in das gravitätiſche Verhältniß des ehelichen Lebens zurückkehren.

Daß bey der Übertragung des Luſtſpiels aus einem Akte zwey geworden ſind, hat ihm eben nicht beſonders wohl gethan; indeſſen gewährt der letzte Theil der Handlung, worin die Entwicklung vor ſich geht, gefälligern Erſatz. Die Bedienten-Scenen machen ſich im Deutſchen etwas ſchwerfällig, weil ſie auf unſern Bühnen nicht mehr an der Tagesordnung ſind; auf den franzöſiſchen von echten Soubretten und Valets durchgeführt, nehmen ſie unfehlbar eine andere Phyſiognomie an. Hier war das Verhältniß ungleich, auf der einen Seite zu viel, auf der andern zu wenig, und überhaupt Mangel an Leichtigkeit. Die Darſtellerinn des Ernſt war eine heitre und wirkſame Erſcheinung. Der Graf ſtand in ſeinem Eigenthume, woraus ſo leicht kein Anderer ihn verdrängen wird. Der komiſche Effekt des Mißverſtehens und Verſprechens, wenn Ernſt vor ſeinem Inſtruktor die Deklaration an die Göttinn ſeines Herzens exercirt oder dem Soufflierenden nachbetet, iſt der Erfindung des Bearbeiters zu verdanken; aber, mehr als dienlich ſcheint, von ihm benützt; auch tritt manches Andere durch zu ſtark gerathene Pinſelſtriche aus der Sphäre der feinern Komödie. Übrigens wurde dieſes Luſtſpiel günſtig aufgenommen.

Theater nächſt dem Kärnthnerthor. Den 2ten d. M. wurde hier die Entführung aus dem Serail gegeben, worin Herr Gerſtäcker als Gaſt den Belmonte, und Mlle. Joſephine Fröhlich, Zögling der Geſellſchaft der Muſikfreunde des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates, die Conſtanze ſang.

Es war der erſte theatraliſche Verſuch dieſer jungen hoffnungsvollen Sängerinn, in deren Familie die Muſen keine Fremdlinge ſind. Wenn aufkeimendes Talent an ſich ſchon Anſpruch auf Begünſtigung und Beyfall geben, wie viel mehr noch, wenn es mit einer ziemlich weit gediehenen Bildung verſchwiſtert, an der Hand der angewendentigſten Beſcheidenheit erſcheint! So empfing der gedrängte Kreis erwartungsvoller Zuhörer die ſchüchterne Kunſtfreundinn, die an jenem Abend in einem der Erſtlingswerke des unübertroffenen Meiſters der Harmonie die erſte Weihe erhielt, und mit den wohlbekannten, in jedes fühlende Herz geſchriebenen Worten: »Ach ich liebte, war ſo glücklich!« nicht dem ſtrengen Urtheil der Kunſtrichtenden, ſondern ſich ihrer Nachſicht empfahl. Aus dieſem Grunde kann von der eigentlichen Leiſtung nicht die Rede ſeyn, wohl aber von den Eigenſchaften, die den Zuhörer zu ſchönen Hoffnungen, und die vielverſprechende Anfängerinn zur muthigen Verfolgung der betretenen Bahn berechtigen. Ein ſanfter, biegſamer Ton, bedeutende Höhe und richtiges Gefühl, nebſt dieſen große Fertigkeit in Rouladen und Paſſagen, ſo ſehr auch die vor Bangigkeit zitternde Stimme und der damit verbundene Mangel an Kraft dem völligen Gelingen hinderlich waren. Die zweyte Arie wurde ungleich freyer geſungen; mit dem glänzenden Duett aber kehrte faſt in ſtärkerem Grade als vorher die Zaghaftigkeit zurück, gleichſam als ob die beſcheidene Sängerinn mit jedem erneuerten Beweis der Aufmunterung und Theilnahme immer mehr und mehr ihr Unvermögen fühlte, ſo vielen Äußerungen des Vertrauens und der Nachſicht zu entſprechen. Wenn uns nun dieſe allzu große Beſorgniß einen Theil des Genuſſes raubte, ſo mußten wir dagegen die muſikaliſche Sicherheit bewundern, mit der die auf der Bühne, vor einer zahlreichen Verſammlung, zum erſten Mahl Erſcheinende der mächtig wachſenden Beklemmung widerſtrebte, — wobey der achtungswerthe Tenoriſt, Herr Gerſtäcker, unter deſſen vorzüglichſte Partieen Belmonte gehört, ſie kräftig unterſtützte. Das Benehmen als Schauſpielerinn war zart und natürlich; auch hier offenbarte ſich in den Übergängen vom Dialoge zum Geſang und in den Zwiſchenſpielen jenes richtige Gefühl, deſſen oben in Beziehung auf den Vortrag ſchon erwähnt wurde.

Erſtes Feuerwerk. Dieſes hatte den 3ten des laufenden Monats Statt, wo ſonſt das zweyte ſchon zu folgen pflegt, weil durch den ganzen vorigen zwey andere Elemente gegen das Beluſtigungsfeuer des Herrn Müller unfreundlich ankämpften. Am genannten Tage vereinigte ſich Alles, was die Freunde der Natur ins Freye lockt, und auf einen ſchönen Morgen einen ſchönern Abend folgen läßt, um das unter dem Titel: Reiz der Frühlings-Schönheiten angekündigte pyrotechniſche Schauſpiel zu verherrlichen. Die Hauptalleen des Praters waren dennoch ungewöhnlich ſparſam beſucht, deſto belebter aber zeigte ſich die linke Seite, wo die Sonntagswandler und das luſtige Volk am ſiebenten Tage verdienter Maßen auszuruhen pflegt und an den Kraftliedern der lokalen Rhapſodiſten, oder wie es einer dieſer Meiſterſänger beym Einkaſſiren ſelbſt benannte, an ihren muſikaliſchen Akademien, weidlich ſich ergetzten. Auf dem Platze des Feuerwerks verſammelten ſich die Gäſte bis zur achten Stunde ziemlich langſam. Als aber der erſte Signal-Schuß donnerte, ſtrömte die Maſſe in gedrängten Schaaren herbey, und die ſchönen Luſtwandlerinnen, beſonders diejenigen, die nicht eben gekommen waren, den Reiz der Frühlings-Schönheiten zu bewundern, ſondern vielmehr die oft bewährte Macht ihrer eigenen Reize zu erproben, fanden ſich in ihrem Promenadenkreiſe ſchnell beengt.

Das brillante Sonnenſpiel (erſte Fronte) eröffnete die Scene. Die wahre Sonne, Helios der Griechen, erhob das ſtolze Haupt im Arm der Göttinn und lächelte dem Spiel der Erdenkinder, die ſich kindlich daran erfreuten. Lieblich ſchimmerten die Maublumen (zweyte Fronte), ob ſie gleich nicht dufteten, und die Schönen durften dieſen ihnen vom Verfaſſer gewidmeten Kranz, wie er die Gabe überſchrieben hatte, mit Wohlgefallen in Empfang nehmen. Die dritte Fronte: Je länger je lieber, war von kurzer Dauer, und gab eben keine beſondere Veranlaſſung, ſie lieber zu haben, als die vorhergehende, ſo wenig wie die nächſtfolgende: Veränderungen im Brillantfeuer. Aber die fünfte dagegen, mit dem Haupttitel prangend, ſtrahlte wahrhaft um die Wette mit den Reizen des Frühlings, deſſen Abglanz ſich in Feuerfarben mahlte. Nun kam die Schluß-Dekoration: Venus als Abendſtern, die wir im vorigen Jahre ſahen, dieſes Mahl auf Verlanden wiederhohlt, und wie der wunderliebliche Stern am Himmel dem Liebenden und Aſtronomen willkommen iſt, die man füglich als Gegenfüßler betrachten kann, ob ich gleich lieber ein Aſtronom, als ein Verliebter ſeyn möchte, ſo bezauberte der Anblick die Verſammlung, und allgemeiner Beyfall krönte dieſes Glanzſtück; worin Hr. Müller ſeine Kunſt erſchöpft zu haben ſchien, die dennoch hoffentlich uns manchen freundlichen Genuß auch fernerhin bereiten wird.

Auch die Luſtſtücke, ſogar die Tourbillons, die ſelten recht gerathen wollen, gingen dieſes Mahl treflich.

Allgemeiner theatraliſcher Anzeiger. — Herr **Ziegler**, k. k. Hofſchauſpieler, hat zwey neue Luſtſpiele geſchrieben: **Das Bild der Porzia**, in vier Aufzügen, welches eine Scene aus dem Leben des **Benvenuto Cellini** behandelt; und: **Die Schöne und die Häßliche**, in drey Aufzügen. **Zieglers** Stücke — die vorzüglich hinſichtlich des Bühneneffektes unter die bedeutenden dramatiſchen Erſcheinungen gerechnet werden können — ſind gewiß allen Direktionen, die vorzüglich ihre Kaſſe zu berückſichtigen haben, willkommen, ſo wie dieſe Ankündigung erwünſcht ſeyn dürfte.

Madame **Veſpermann** wird nächſtens als **Roſine** im **Barbier von Sevilla** auftreten.

Am 14. May iſt die große Oper: **Olympia**, von E. T. A. **Hofmann** bearbeitet, mit Muſik von **Spontini**, in **Berlin** zum erſten Mahle gegeben worden. So hoch auch die Erwartung geſpannt war, ſo wurde ſie dennoch nicht nur erfüllt, ſondern durch dieſes Meiſterwerk noch übertroffen. Der Beyfall äußerte ſich jubelnd, **Spontini** ward gerufen, und dankte in deutſcher Sprache. Von beſonderer Schönheit und großer Vollendung iſt die neu komponirte Ouverture, die Chöre, die kräftigen imponirenden Recitative, und die beyden wahrhaft großen Finals. Madame **Milder** als **Statira**, Mad. **Schulz** als **Olympia**, Herr **Bader** als **Caſſander**, und Herr **Blume** als **Antigonus**, zeichneten ſich aus. Die ſceniſche Ausſtattung war ungemein reich und glänzend.

In **Dresden** iſt ein kleines Luſtſpiel von **Kind**, unter dem Titel: **Die Truhe**, mit allgemeinem Beyfall gegeben worden.

Theodor Hell (Hofrath **Winkler**) in **Dresden** kündigt eine Überſetzung von **Byrons** Trauerſpiel: **Marino Faliero**, an, die in der **Arnoldiſchen** Buchhandlung daſelbſt im Druck erſcheinen ſoll.

Der Virtuoſe auf der Flöte, Herr **Sedlaczek**, hat ſich in **Dresden** hören laſſen und gefallen. Der **König** hat ihn mit einem koſtbaren Ringe beſchenkt.

—ll—

Im Jahre 1817 ſind in Europa an 140,000,000 Pfund Kaffeh verbraucht worden!

M.

(Dieſer Nr. liegt das Literatur- und Kunſtblatt VII. bey.)

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der **Carl Gerold**'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625), wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 11 fl. W.W. halbj.— Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. **Caſtelli**) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Literatur- und Kunſt-Blatt.

VII.

(Zu Nr. 46 des Converſationblattes 1821.)

Topographiſch-ſtatiſtiſches Archiv des Königreichs Ungern. Herausgegeben von Johann v. Cſaplovics. Zweyter Band. Wien, im Verlage bey Anton Doll, 1821. gr. 8. 30 ½ Bogen.

Auch der zweyte Band des bereits in unſerem Literatur- und Kunſtblatt Nr. III. (zum St. 22 des Conv. Blattes gehörig) angezeigten topographiſch-ſtatiſtiſchen-Archivs iſt fertig geworden. Dem, in der Vorrede zum erſten Bande gemachten Verſprechen gemäß, liefert der Herr Herausgeber in dieſem zweyten Bande Monographien mehrerer Comitate, Städte, Märkte ꝛc., nämlich:

1) Neutraer Geſpannſchaft S. 3—134, beſchrieben im Heſperus 1817, 1818, 1819, vom Freyherrn v. Mednyanszky. — Dieſer, acht Bogen füllende Aufſatz ſteht würdig an der Spitze der Sammlung dieſes Bandes, und läßt, als kurzgefaßte Monographie eines Comitats nichts zu wünſchen übrig. Das Wenige, was der Freyherr v. M. unberührt ließ, ſchaltete der Herausgeber aus einem, ebenfalls im Heſperus, 27ſter Band, 2. und 3. Heft, abgedruckten Nachtrag ein, und ſuchte dadurch dieſe Beſchreibung zu vervollſtändigen. Dagegen ließ er S. 104, was der Hr. Verf. über die politiſche Verwaltung des Comitats, über die Magiſtrate, und Erhebung der Steuer ſchrieb, weg, indem die politiſche Verwaltung ohnehin bekannt, und in allen Comitaten gleich iſt. Doch hätten wir gewünſcht, daß der Herausgeber dieſe Abſchnitte im erſten Bande ſeines Archivs hätte abdrucken laſſen.

Ueber die Holitſcher Majolika- und engliſche Steinporzellan-Fabrik, von Tumora, Fabriks-Controllor. Abgedruckt aus dem Heſp. 1812, mit Abkürzungen. S. 134.

2) Gömörer Comitat: Auszug aus dem großen Werke: Comit. Gömöriensis notitia historico-geographica-statistica, von Ladisl. Bartholomäides, evangeliſchem Prediger zu Ochtina. S. 140—183, rührt vom Herausgeber ſelbſt her, welcher dazu theils die, in den Annalen der Lit. und Kunſt 1809, II. Bd. S. 153, abgedruckte Recenſion dieſes Werkes, theils den, in den Vaterl. Blätt. 1812. S. 75 (wahrſcheinlich von Rumi) vorkommenden Auszug benutzte, beydes verſchmolz, und daraus ein Ganzes machte.

Obſtbaumzucht im Gömörer Comitat, vom Herausg. S. 183—184, abgedruckt in den Vaterl. Blätt. 1820. Nr. 23. Es wird darin über die in dieſem Comitate beſtehenden wirkſamen und nützlichen pomologiſchen Geſellſchaften (vielleicht die einzigen in der ganzen Monarchie) Nachricht gegeben

Roſenauer Honighandel, S. 185—187, von Marikovszky, in Lübecks patriot. Wochenblatt 1804. Eine etwas alte, aber doch ſehr ſchätzbare Nachricht, da die Roſenauer Einwohner bis jetzt noch einen ſtarken Honighandel treiben.

3) Wieſelburger Geſpannſchaft, von Graillich, evangeliſchem Prediger im Zorndorf, zugleich Senior des Wieſelburger Bezirks, beſchrieben im Jahre 1818, zum Behuf dieſes Archivs, doch aber vorher abgedruckt in den Vaterl. Blätt. 1820. St. 27, S. 187—236. — Ein ſehr ſchätzbarer Aufſatz.

4) Die Sohler (richtiger Zólyer) Geſpannſchaft, vom evangeliſchen Profeſſor Zipſer in Neuſohl, im Heſperus 1813, 1814, 1820. Vaterl.

Blätt. 1813. S. 237 — 269, mit vielen Zuſätzen und Berichtigungen vom Herausgeber.

Neuſohl, königl. freye und Bergſtadt, S. 269, 270; von Klapſia, in Andre's patriot. Tageblatt 1805. Berichtigt vom Herausgeber.

Der Gran-Rechen bey Neuſohl, S. 270 — 274, von Pancz; abgedruckt im Intellig. Blatt der öſterreich. Annalen der Lit. Junius 1808. — Wer würde wohl in einem literariſchen Blatte die Beſchreibung eines Holzauffang-Rechens ſuchen?

Radvan, Markt S. 274, von Zipſer, beſchrieben im Heſperus 1815. S. 473.

Neuſohls Umgebungen, S. 277, von demſelben im Heſp. 1812 und 1817, nämlich das Dorf Jakabſalva, der Kupferhammer, das Kupferbergwerk Herrengrund, das daſige Cementwaſſer, und Bergfarbe.

Libethen, eine königl. freye, zugleich Bergſtadt, S. 283, beſchrieben von demſelben im Heſperus 1811.

Ausflug von Neuſohl nach Hronez, S. 285, von demſelben in den Vaterl. Blätt. 1811.

5) Das Zipſer Comitat, S. 288, Original von Melczer, evangeliſchem Prediger in Lomnitz.

Nachtrag zur Topographie der Städte, Dörfer und Ruinen an dem Ufer der Popper. S. 329, von demſelben, ebenfalls Original.

6) Marmaroſer Comitat, S. 373, von C. R. (man vermuthet eine erlauchte Hand) in den Vaterl. Blätt. 1812.

Ein, Nachtrag über die Salztransportirung mittels Schiffe von Szigeth nach Tisza - Ujlak, zur S. 421 gehörig, wird S. 474 geliefert.

7) Oedenburger Comitat, S. 422, von Bredetzky, in deſſen topog. Beyträgen 1805, ebenfalls zweckmäßig abgekürzt. Der Herausgeber ließ hier den Abſchnitt über die alten Bewohner dieſes Comitats ganz weg.

Oedenburger Stadt-Umgebungen, S. 433, als Neuhof, Oedenburger Weingebirge, Wandorfer Kloſter und Dorf, Steinkohlenbergwerk. Von demſelben,

Eiſenſtadt, königl. Freyſtadt (Kis-Márton). S. 442. Vaterl. Bl. 1816.

Fraknó (Forchtenſtein). S. 452. Heſperus 1817.

8) Thuróczer Comitat, S. 457, vom Prof. Zipſer im Heſperus 1815, 1816 und 1820. Ebenfalls mit Zuſätzen und Berichtigungen des Herausgebers ausgeſtattet.

9) Cſongráder Comitat, S. 471. Ueberſetzt aus der ungriſchen, literariſchen Monatſchrift Tudom. Gyüjtemény, 1817. Berichtigt durch den Herausgeber.

Ein alphabetiſches Regiſter ſchließt das Ganze.

In der Vorrede bemerkt der Herausgeber: daß, was er bey dieſer Sammlung leiſtete, werde nur Jener im Stande ſeyn zu beurtheilen, der ſich die große Mühe nicht verdrießen läßt, die hier vorkommenden Aufſätze mit den Quellen, wo ſie hergenommen worden ſind, und welche der Herausgeber überall getreulich angibt, genau zu vergleichen. — Wir zweifeln nicht, daß er zur Erweiterung der Landeskunde ſeines Vaterlandes alles ihm Mögliche gethan habe, und können dieſes Archiv dem Publikum beſtens empfehlen.

Jahrbücher der Literatur. Vierzehnter Band. (April, May, Juny) 1821. Herausgegeben von Matthäus von Collin. Wien, gedruckt und im Verlage bey Carl Gerold.

Es hieße Eulen nach Athen tragen, wenn man zum Lobe der Jahrbücher der Literatur, dieſer Zierde und Krone der öſterreichiſchen Zeitſchriften, über deren würdevolle Haltung die gelehrte Welt nur eine Stimme hat, noch etwas in dieſen Blättern anführen wollte. Wir beſchränken uns alſo auf eine Anzeige des Inhaltes dieſes vierzehnten Bandes, aus welcher man erſehen wird, welch ein reicher Schatz gewichtiger kritiſcher Bemerkungen in demſelben abermahls niedergelegt wird.

Zuerſt werden die »Observations sur la Langue et la Littérature Provençale,« von A. W. v. Schlegel, durch Hrn. v. Hammer beſprochen. Man wird nicht ohne hohes Intereſſe die kritiſche Beleuchtung dieſes anziehenden Werkes über die provençaliſche Sprache, deren Studium in der dreyfachen Beziehung, der allgemeinen Theorie der Sprachen, der Etymologie der franzöſiſchen Sprache ſowohl, als der übrigen aus dem Lateiniſchen abgeleiteten Idiome, und endlich ihrer eigenen Schönheit und auszeichnenden Eigenſchaften, ſo wichtig iſt, leſen.

Dieſem Aufſatze reihet ſich eine Ueberſicht der italieniſchen Ueberſetzung des Schiller'ſchen Theaters von Pompeo Ferrario, an. Der Ref. hat ſich nicht genannt.

Sodann folgt der Beſchluß, der im dreyzehnten Bande abgebrochenen Anzeige uber die Geographie der aſiatiſchen Türkey. Es genügt zu ſagen, daß dieſer Aufſatz von Hrn. v. Hammer herrührt, um den Leſer zu benachrichtigen, daß hier Vortreffliches zu erwarten iſt.

Ein Ungenannter hat Hrn. Sochers Abhandlung über Platon's Schriften (München 1820) mit Umſicht und tiefer Kenntniß kritiſch beleuchtet.

Dr. J. E. C. Schmidt's Geſchichte des Großherzogthums Heſſen, findet verdiente Anerkennung und Würdigung. Eben ſo Dr. F. W. K. Umbreit's (außerordentlichem Profeſſor der Theologie und Philoſophie zu Heidelberg) Ueberſetzungen der Salomoniſchen Schriften.

Sodann werden die »Morgenländiſchen Alterthümer,« herausgegeben von Dr. Dorow, beſprochen. Das erſte Heft dieſes Werkes, von welchem hier die Rede iſt, enthält einen intereſſanten Aufſatz über die aſſyriſche Keilſchrift, durch zwey bisher noch unbekannte Jaspiscylinder aus Niniveh und Babylon erläutert.

Der geiſtreiche und gelehrte Kenner der Muſik, Hr. Hofrath von Moſel, beſpricht Caſtil-Blaze's Werk: de l'Opera en France, mit jener Tiefe und Einſicht, welche ſeine Weihe für dieſe erhabene Kunſt neuerdings bewährt.

Den Beſchluß der kritiſchen Abhandlungen dieſes Bandes macht ein Ueberblick des Archivs der Geſellſchaft für ältere deutſche Geſchichtskunde, zur Beförderung einer Geſammtausgabe der Quellſchriften deutſcher Geſchichten des Mittelalters. (Erſter und zweyter Band). Der gelehrte und ſcharfſinnige Ref. hat ſich nicht genannt.

Das Anzeigeblatt für Wiſſenſchaft und Kunſt gibt erſtens eine Ueberſicht der neueſten geſchichtlichen und archäologiſchen Literatur Rußlands, welche als eine ſehr willkommene Ergänzung und Vervollſtändigung der im ſiebenten Bande dieſer Jahrbücher gegebenen Ueberſicht der Literatur Rußlands zu betrachten iſt. Man erſieht aus dieſer werthvollen Anzeige, was in Rußland ſeit der großen Friedensepoche von 1815 für die Geſchichte der ſlaviſchen Völker, beſonders vom ſechsten bis ins eilfte Jahrhundert — und was ferner für die Entdeckung der Ueberreſte und Denkmahle des Alterthumes ſowohl, als des Mittelalters geſchehen iſt.

Ferner gibt der verdienſtvolle unermüdet thätige Cuſtos des Ambraſer Cabinettes, Hr. A. Primiſſer, Nachricht von einem höchſt intereſſanten Manuſcripte mit deutſchen Gedichten aus dem vierzehnten Jahrhundert. Dieſe merkwürdige Handſchrift befindet ſich gegenwärtig im Beſitze des Fürſten von Sinzendorf; ſie enthält auf 493 Seiten 45 Gedichte, verfaßt von Peter Suchenwirth, aus Oeſterreich, und iſt in vielfacher Beziehung höchſt wichtig.

— dm —

A. Oehlenſchlägers Briefe in die Heimath, auf einer Reiſe durch Frankreich und Deutſchland. Aus dem Däniſchen überſetzt, von Georg Lotz. 2 Bände. Altona, bey J. F. Hammerich. 1820.

Der Nahme Oehlenſchlägers, des mit Recht hochgefeyerten Sängers Correggio's, Axel und Walburgs u. ſ. w., berechtigt zu großen Erwartungen, wenn man ihn an der Stirne dieſes Buches erblickt. Aber nicht leicht wird dieſe Erwartung mehr getäuſcht werden können, als eben bey dieſem Buche. Der Herr Verfaſſer, welcher als Tragöde ſich unverwelkliche Lorbern um die Sterne ſchlang, bewegt ſich hier in einer ihm ſo ganz und gar nicht zuſagenden Sphäre, daß es unbegreiflich iſt, daß er es nicht ſelbſt bemerkte, und dieſe Briefe, welche als freundſchaftliche Mittheilungen an ſeine Frau wohl ganz zweckmäßig ſeyn dürften, aber zur öffentlichen Bekanntmachung in keiner Hinſicht geeignet ſind, dem Publikum mitzutheilen nicht anſtand.

Die einzigen Lichtpunkte in dieſem Buche ſind die mit Gefühl und aus der Tiefe eines warmen Herzens ausgeſprochenen Empfindungen über die häuslichen Verhältniſſe des Verfaſſers, und einige ſeiner Anſichten über Literatur und Kunſt. In dieſen ſpricht ſich der gute, edle Menſch und der unterrichtete Literator auf eine wohlthuende Weiſe aus. Aber dieſe ſparſamen Lichtſtrahlen verſchwinden in der übrigen Gehaltloſigkeit des Werkes. Das mühſame, durchaus verunglückte Haſchen nach humoriſtiſcher Darſtellung, die Oberflächlichkeit des größten Theiles der Bemerkungen machen es kaum glaublich, daß dieſes Werk aus Oehlenſchlägers Feder gefloſſen ſey.

Wir wollen zum Behuf des Beweiſes dieſes ſtrengen, aber auch ſtreng gerechten Urtheiles Einiges mittheilen, was der Herr Verfaſſer über Wien und Oeſterreich berichtet. Wir ſcheinen faſt dazu verurtheilt zu ſeyn, daß alle fremden Reiſenden, ſobald ſie über uns ſprechen, blind und taub geworden zu ſeyn ſcheinen. Erſt neuerlichſt hat uns Herr Klingmann verſchiedene ſehr drollige Nachrichten über unſer gutes Wien zu leſen gegeben. Herr Oehlenſchläger ſteht ihm würdig zur Seite.

Mit welchen Begriffen Herr Oehlenſchläger Oeſterreich betrat, berichtet er (1 Band, S. 11) folgendermaßen: »Ich hatte mir von jeher Wien »als ein Schlaraffenland! oder ein Utopia!! gedacht; ich ſtellte mir »die Straßen vor, mit Fleiſchklößen gepflaſtert, Milch und Honig in den Rinn»ſteinen fließend, und aus den Brunnen auf den Märkten Wein ſtatt Waſſer »ſpringend; die Häuſer dachte ich mir nur aus drey Abtheilungen, die »Küche, den Speiſeſaal und die Schlafkammer beſtehend!!« Was ſagen die Leſer dazu? Einen Schreibtiſch in dieſem »Lande der Fajaken« zu finden, mußte alſo wohl dem Herrn Profeſſor eine große Ueberraſchung ſeyn! —

Nachdem der Verfaſſer uns, wie weiland Reichard, mit einem ungemein genauen Verzeichniß der Perſonen, bey denen er geſpeiſet hat, bewirthete, geht er auf die Schauſpiele über. Im recitirenden Schauſpiel fand er manches Bemerkenswerthe. In den Singſpielen berichtet er nichts Ausgezeichnetes geſehen zu haben. Wir dächten doch Vogel, Weinmüller und Forti, wären Künſtler, wie ſie Kopenhagen kaum aufzuzeigen haben dürfte?? Das Kinderballett an der Wien wird gerühmt; vom Leopoldſtädter Theater gemeldet, daß daſelbſt das berühmte, nun ſelige, Casperle! geweſen ſey!! Die Beſchreibung wie der Verfaſſer bey ſeiner Ankunft in Wien von einem Schnupfen befallen ward, iſt zu ekelhaft, als daß wir ſie hier mittheilen ſollten. Die Beſchreibung der Spazierfahrt nach Laxenburg mit ihren Details, iſt ein Muſter, langweilig und geſchmacklos zu erzählen. Einige Winke über die Gallerie im »Bellevue« kommen auch zum Vorſchein; man begreift nicht, warum der Herr Verfaſſer das Belvedere franzöſirt hat.

Aber nun folgen einige ſtaunenerregende Bemerkungen. Heiligenſtadt iſt ein »Städtchen« vor Wien. (2. Band. S. 30.) Die Spinnerin am Kreuz iſt eine Säule von altgothiſcher (gibt es auch neugothiſche?) Bauart, ſo hoch als der Stephansthurm! — wobey eine von Stein ausgehauene Geſtalt unter dem Kreuze ſpinnt! — (S. 63.) In Kloſterneuburg wohnen die Auguſtiner, welche Chorherren oder Prälaten! ſind, in prächtigen Zimmern. (S. 91.) Auch hat Herr Oehlenſchläger zu unſerer großen Ueberraſchung entdeckt, daß das gutmüthige Wienergeſchlecht ſchwäbiſchen Urſprungs iſt. (S. 105.) Trottoirs gibt es in Wien nicht!! aber die Hauptſtraßen ſind vortrefflich gepflaſtert. (S. 127.) Die Häuſer haben keine Nummern!! aber hübſch gemahlte Schilder. (S. 127.) u. ſ. w.

Man erſieht aus dieſen Bemerkungen, mit welcher Umſicht und Wahrhaftigkeit Herr Oehlenſchläger die Merkwürdigkeiten Wiens beobachtete. Von der Sprache, in welcher dieſe Mittheilungen gemacht werden, wird man ſich durch folgendes Bruchſtück einen Begriff machen können: der Herr Verfaſſer äußert ſich über die Aufführung ſeines Correggio im Hoftheater, und mißbilligt die damit getroffene Abänderung mit folgenden Worten: »Wohl iſt es in der Wirklichkeit ſehr gut, wenn man dem Künſtler zu Hülfe kommt ehe er krepirt, in der Tragödie aber nimmt man den Kern fort, wenn man das Rührende und Ergreifende entfernt,« u. ſ. w. (1 Band, S. 16.)

Selbſt in typographiſcher Hinſicht iſt ſehr ſtiefväterlich für dieſes durchaus verunglückte Werk geſorgt worden. Das Papier ähnelt demjenigen der ſogenannten »Löſchpapierenen« (Haude und Spenerſchen) Zeitung in Berlin. Der Druck iſt mittelmäßig. —

— bm —

Mohnblätter. Eine Sammlung anſpruchsloſer Erzählungen, von Ferd. Reich. v. Biedenfeld. Zwey Bände. Brünn 1820, bey Joſeph Georg Traßler.

Unter obigem Titel liefert der Herr Verfaſſer eine Reihe von Erzählungen, über die ihrer Ordnung nach folgende kurze Bemerkungen Statt finden konnten.

1. Die Sängerin, eine Geſchichte unſerer Zeit, iſt nicht ohne Intereſſe, ſo wie die darin herrſchende Sprache nicht ohne Gehalt. Die Einkleidung des Ganzen iſt gelungen; doch dürfte die als Einleitung dienende Schilderung des burſchikoſen Weſens und Treibens als überflüſſig angeſehen werden.

2. Der Verdacht, eine Kriminalgeſchichte, dehnt ſich zu ſehr ins Breite, und will ſich keine rechte Theilnahme von Seite des Leſers erringen.

3. Die Braut in Spanien. Die Schilderung der in dieſer Erzählung aufgeſtellten Naturſcenen iſt mit lebendigem Geiſte und glühender Empfindung bezeichnet, der Charakter des rauhen rachentbrannten Spaniers Pedro gut gehalten, und das, ohne Unwahrſcheinlichkeit in's Spiel zu mengen, herbeygeführte Ende äußerſt überraſchend.

4. Liebe und Rache, eine Scene aus den Zeiten Trajans. Das Gelungenſte unter dem bisher Angeführten. Die Sache iſt ohne Einmengung romanhafter Noth- und Hülfsmittel von hohem Intereſſe, nur der Gegenſtand ſelbſt etwas zu grell.

5. Die Freunde. Der aus der Periode der Mauren in Spanien gezogene Stoff trägt den Stempel der Eigenthümlichkeit an ſich, und hat viel Ergreifendes. Die Behandlungsart deſſelben iſt kräftig und warm. Die darin vorkommenden Perſonen gehen als Heroen einer längſt entſchwundenen Zeit, mit der in ihr waltenden Gluth, dem Geiſte des Leſers vorüber. Dieß ſchließt der erſte Band in ſich, und nun zum zweyten:

1. Eleonore von Kaſtilien. Der Charakter des vom wilden Liebesfeuer durchſtrömten Sarazenenfürſten Benaſſer, im Kontraſte mit dem ſanften, von den milden Funken der reinen ewigen Liebe beſeelten Herzen der Fürſtin von Kaſtilien gibt ein ſchönes Bild, deſſen Hintergrund mit einigen intereſſanten Figuren bereichert iſt.

2. Der Glückliche, ein Bildchen aus der Zeit. Ein in einen engen Rahmen eingepreßtes Lebensgemählde des bekannten Thürmers, der ſeine Welt auf ſeinem Thurme beſaß, das durchaus, bis auf die Blicke dieſes Mannes auf die Menſchen unter ihm, in die Lichtſeite geſetzt iſt.

3. Der Sänger, eine Skizze aus dem Leben. Dieß iſt die längſte Erzählung unter den übrigen. Der Charakter des darin wirkenden Sängers hat gefällige Umriſſe, Ernſt und Heiterkeit bilden die Schattirung. Uebrigens können die in dieſer Erzählung vorkommenden Verſe nicht zu den beſten gerechnet werden.

4. Das Wiederſehen, eine in ziemlich frey ſich bewegenden Verſen erzählte wahre (?) Anekdote.

Aus dieſen, zwar nur flüchtigen, Ueberblicken iſt zu entnehmen, daß eine weitere Empfehlung des Werkes, welches des Trefflichen ſo manches, des Guten ſo vieles, und des Tadel verdienenden nur weniges in ſich faßt, höchſt überflüſſig wäre. Nur kömmt noch zu erinnern, daß das Aeußre des Buches und der Druck, das Unkorrekte außer Acht gelaſſen, dem Verleger keine Unehre machen.

M — r.

Predigten von Johann Alois Schneider, der Theologie Doktor, Biſchof von Argia, Beichtvater Sr. Majeſtät des Königs von Sachſen, Vicar. Apost., Domkapitular zu Krakau, Komthur des königl. ſächſiſchen Civil-Verdienſtordens. — Herausgegeben von Ignaz Kunitz, königl. ſächſiſchem Sonntags-Hofprediger und Ritter des königl. ſächſiſchen Civil-Verdienſtordens. — Prag, bey Joſeph Krauß. 3 Bände in gr. 8. 1820 und 1821. Jeder Band 3 fl. 30 kr. W. W.

Wir ſahen der Erſcheinung dieſes Werkes freudig entgegen, da uns Herr Hofrath Böttcher in dem Nekrolog dieſes berühmten Kanzelredners dazu Hoffnung machte. Biſchof Schneider gehört, bey allen Verdienſten, die er auch in Sachſen erworben hat, dem öſterreichiſchen Kaiſerſtaate. Mähren zählt ihn unter ſeine Gelehrten; Brünn, ſeine Vaterſtadt, ſah ihn als Kind, als Knaben, als Jüngling; Prag verehrte ihn als einen ausgezeichneten Profeſſor, als einen vielbeſuchten Gaſtprediger, und Böhmen umfaßt viele ſeiner Schüler, die ihm Unterricht und Bildung verdanken. Als er den Ruf nach Sachſen erhalten und angenommen hatte, that es uns wohl, unſern Landsmann als einen der erſten Redner Deutſchlands rühmen zu hören. Wir beneideten das Ausland, und nur die Hoffnung, daß die Erbauung, die er dort bewirkte, für uns nicht ganz verloren gehen werde, konnte uns zum Theil beruhigen. Dieſe Hoffnung iſt nun erfüllt; ſeine Predigten liegen gedruckt vor uns. Wir freuen uns, daß ſie einem inländiſchen Buchhändler in Verlag gegeben worden ſind; dadurch wurde uns der Ankauf derſelben bedeutend erleichtert. An gedruckten Predigten haben wir zwar keinen Mangel, aber entſprechen alle den Forderungen des vollwichtigen Richters, den Wünſchen des chriſtlichen Leſers? Viele ſind ſchöne blumenreiche Reden, aber keine Predigten. Sie blenden, aber geben weder dem Geiſte noch dem Herzen Nahrung. Klagen nicht oft die von der Kraft des Evangeliums durchdrungenen, treuen eifrigen Anhänger Jeſu über das leere eitle Wortgepränge ſogenannter geiſtlicher Reden? Finden ſie darin nicht oft Gegenſtände abgehandelt, die für die chriſtliche Kanzel gar nicht geeignet ſind; und wenn ſie es ſind, werden ſie von dem Feuer des lebendigen Glaubens belebt, von den gehaltvollen Beweiſen der göttlichen Offenbarung, der heiligen Väter, den Ausſprüchen der Kirche unterſtützt? Zeigen nicht manche ſogar von der Eitelkeit ihrer Verfaſſer, die ſich, aber nicht die Ehre Gottes, nicht das Heil der ihrer Leitung Anvertrauten, nicht die Erfüllung ihres hohen Berufs ſuchen? Mehrere unter ihnen tragen zwar chriſtliche Wahrheiten, aber ohne allen Zuſammenhang und Verbindung, noch andere dieſe ohne Kraft und Nachdruck vor. Eine willkommene Erſcheinung auf dem Gebiete der Homiletik ſind daher die Predigten des Biſchofs Schneider, ein koſtbares Vermächtniß, das er hinterließ, und das der verdienſtvolle königl. Herr Hofprediger Kunitz *) in Dresden dem Publikum übergibt. Wir finden in dieſen Predigten den verehrten Redner, der in Leipzig und Dresden, an der Seite eines Zollikofer, eines Roſenmüller, eines Reinhard, glänzte, und deſſen ausgezeichnete Talente von den Zuhörern dieſer berühmten Männer geſchätzt wurden. Seine überhäuften Geſchäfte, und vielleicht auch ſeine zu große Beſcheidenheit in der Beurtheilung ſeiner Arbeiten, waren die Urſache, daß er ſelbſt, außer einigen Gelegenheits-Predigten, nur einen Band Faſtenpredigten herausgegeben hatte. Doch damit begnügten ſeine Verehrer ſich nicht. Ihre Sehnſucht war mehr aufgeregt, als befriedigt.

Sie danken daher gewiß mit uns dem Herrn Herausgeber, daß er unſerm gerechten Wunſche vollſtändiger entſprochen hat; vollſtändiger ſagen wir, weil wir den Gedanken nicht unterdrücken können, daß dem Herrn Hofprediger, der, nach ſeinem eignen Geſtändniſſe, im Beſitze der Manuſcripte des Seligen iſt, auch nach vollendeter Herausgabe dieſer Predigten noch viele Goldkörner geblieben ſind. Herr Hofprediger Kunitz erneuert in ſeiner Vorrede die Anſicht eines frühern Recenſenten, und nennt mit dieſem den Biſchof Schneider den

---

*) Ein geborner Böhme, aus Graupen, Leitmeritzer Kreiſes, welcher unſerm gemeinſchaftlichen öſterreichiſchen Vaterlande gleichfalls alle Ehre macht.

deutſchen Maſſillon, und das mit Recht. Die vortreffliche Wahl der Gegenſtände, die Art, wie ſie herausgehoben und behandelt ſind; die Erleuchtung, die aus der Gedankenfülle hervorgeht; die Wärme, die das Ganze wohlthätig durchdringt, überführen jeden unbefangenen Leſer, daß der deutſche Redner, wie der franzöſiſche, nicht bloß den Geiſt zu überzeugen, ſondern auch das Herz für dieſe Ueberzeugung zu bearbeiten und zu gewinnen weiß. Man unterſuche die Eintheilung, beobachte den leichten aber richtigen Gang, die edle und doch allgemein faßliche Sprache, in der alle Vorträge durchgeführt ſind, und man wird die Vergleichung, als das Urtheil der Einſicht und Wahrheit, zu erklären ſich gezwungen ſehen.

Wir empfehlen dieſe Predigten angehenden Geiſtlichen als Muſter, denen ſie nachſtreben können; empfehlen ſie allen, die Belehrung und Erbauung ſuchen; empfehlen ſie auch denen, die ſich nicht zur katholiſchen Kirche bekennen, mit der Verſicherung, daß ſie dieſe Religionsvorträge nicht ohne Nutzen leſen, und nicht ohne Dank gegen den Verfaſſer aus der Hand legen werden. W.

Beſchreibung der Alterthümer in Trier, und deſſen Umgebungen, aus der galliſch-belgiſchen und römiſchen Periode, von C. F. Quednow. Zwey Theile in einem Band; mit 28 Kupfertafeln. Trier 1820. Gedruckt bey Witwe Leiſtenſchneider, und in Kommiſſion bey Weber in Bonn.

Der Hr. Verfaſſer hat ſich durch dieſes Werk um die Beleuchtung der bisher noch nie nach Würde beachteten Alterthümer Triers ein bleibendes Verdienſt erworben. Es dürfte aber auch niemand zu dieſem Werke geeigneter ſeyn, als er, da die von der Regierung vorgenommenen Ausgrabungen unter ſeiner Leitung und Aufſicht geſchehen (Hr. Quednow iſt Regierungs- und Baurath).

In dem erſten Theile des Werkes werden nebſt einer kurzen Nachricht über die Stadt Trier und ihre Umgebung die beyden wichtigſten Denkmahle aus der galliſch-belgiſchen Periode, die 960 Fuß lange Moſelbrücke, und die Porta nigra, ohnſtreitig eines der bedeutendſten Ueberbleibſel dieſer Art in Deutſchland, beſprochen. Die wiſſenſchaftlichen und architektoniſchen Bemerkungen, welche Hr. Quednow hier anfügt, ſind werthvoll und gediegen.

Der zweyte Theil enthält die Beſchreibung der Trierſchen Alterthümer aus der römiſchen Periode. Hier werden die Trümmer des Conſtantiniſchen Pallaſts, des Propugnaculum (des Wallthurmes) Amphitheaters, der Thermen, des Aquädukts, der Straßen, das ſehr ſchöne Denkmahl der Secundiner bey dem Dorfe Igel, das Denkmahl der Diana bey Bollendorf, und die beweglichen Alterthümer (Broncefiguren, Moſaiken, Vaſen, Lampen u. ſ. w.) welche man in dieſen Gegenden fand, beſprochen. Gelehrſamkeit, tiefe Kenntniß des römiſchen Zeitalters und eine ſehr löbliche Beſcheidenheit, in den ausgeſprochenen Hypotheſen und Urtheilen zeichnen die begleitenden Erläuterungen des Hrn. Verfaſſers rühmlich aus.

Druck und Papier, ſo wie die dem Werke beygegebenen Kupfertafeln, ſind ſchön; die Vignette zeigt eine Anſicht der Ruinen der Thermen, welche beweiſet, daß dieſe prächtigen Ueberreſte zu den ſchönſten gehören dürften, welche aus der Römerzeit uns erhalten worden ſind. — dm —

Donauanſichten, vom Urſprunge bis zum Ausfluſſe in das Meer, nach der Natur auf Stein gezeichnet von Jakob Alt, gedruckt von Adolph Kunike und von beyden Künſtlern herausgegeben.

Ref. glaubt das Publikum auf dieſes intereſſante Werk um ſo mehr aufmerkſam machen zu dürfen, da die Fortſetzung deſſelben raſch vor ſich geht, und durch die Unterſtützung und Theilnahme der erhabenſten Perſonen des Kaiſerſtaates ſowohl, als des Auslandes, die Vollendung deſſelben ſicher zu hoffen iſt.

So wahr es iſt, daß die Ufer der Donau ſchön und herrlich ſind, ſo merkwürdig werden ſie auch durch die Thaten, welche an ihnen verübt wurden, durch die Menſchen, welche an ihnen leben, und durch die ehrwürdigen Denkmale, welche von beyden zeugen. Deßwegen wird auch nicht bloß der Freund der ſchönen

Natur, ſondern auch der geographiſche und Geſchichtsforſcher ein Werk lieb gewinnen, welches ihm die herrlichſten Naturſcenen, die merkwürdigſten Städte und Schlöſſer, die ehrwürdigen Trümmer der Vorzeit und die prächtigen Stifte, Brücken u. ſ. w., dieſe Meiſterſtücke der Baukunſt, treu wieder gibt.

Durch die Vereinigung der beyden geſchickten Künſtler zur Ausführung dieſes großen Unternehmens entſpricht das Werk nicht nur vollkommen ſeinem Endzweck in Hinſicht auf die wohlgewählten Gegenſtände, ſondern das Auge des Kenners wird auch in Betreff der Zeichnung und des Druckes befriedigt. Jakob Alt, als Landſchaftszeichner rühmlich bekannt durch die herrlichen Blätter zu den von Herrn Hauptmann Viehbeck herausgegebenen Anſichten von Salzburg und Oeſterreich, ſo wie durch die trefflichen Gouacheblätter, welche er noch beſitzt, hat einen großen Theil der Donau bereiſet und das Nöthige an Ort und Stelle aufgenommen; er wird auch die Reiſe zu dieſem Zwecke nächſtens wieder beginnen; durch den ſeltenſten Enthuſiasmus für den Gegenſtand ſeiner Wahl wird er den Forderungen der Kunſt, und der verehrten Theilnehmer gewiß auch ferner noch entſprechen. Die Wahrheit und Treue, womit Alt's Zeichnungen im Abdrucke erſcheinen, die vortreffliche Behandlung aller Töne von der höchſten Kraft bis zur zarteſten Nüance, kurz, alles verkündet den Meiſter; Adolph Kunike iſt in der Geſchichte der Lithographie hinlänglich und rühmlichſt bekannt; die Wiener Zeitſchrift nennt ihn den dritten Gründer der Lithographie; Sennefelder ſelbſt, als er 1816 nach Wien berufen ward, um für Hrn. Gerold eine Steindruckerey einzurichten, wünſchte Hrn. Kunike zum Gehilfen; derſelbe bezeigte aber wenig Luſt dazu, weil ſeine Thätigkeit damahls auf die Verfaſſung eines Lehrbuches der Zeichnung und Mahlerey gerichtet war, deſſen Vollendung gültige Männer wünſchten. Hr. Gerold hatte ſich in Verbindung mit Hrn. Sennefelder bereit erklärt, das erſt angeführte Werk zu drucken, letzterer ſah ſich aber durch mehrere verunglückte Platten außer Stand geſetzt, das Verſprechen zu erfüllen, und rieth dem Verfaſſer ſelbſt Hand an das Werk zu legen, was er auch bey dem Drang der Umſtände that, und hiezu die obrigkeitliche Erlaubniß um ſo eher erhielt, da die vorgerufenen Theilhaber erklärten, daß ſie ähnliche Blätter, wie die von Kunike vorgelegten, nicht zu drucken vermöchten.

Um aber wieder auf die »Donauanſichten« zurück zu kommen, ſo haben die Herausgeber ſich zum Ziele geſetzt, nicht bloß eine Augenweide zu liefern, ſondern durch eine belehrende Beſchreibung das Werk auch in wiſſenſchaftlicher Hinſicht intereſſant zu machen. Hr. Dr. Franz Sartori, deſſen Naturſchilderungen in ſeinen mahleriſchen Taſchenbüchern, und dem öſterreichiſchen Tibur, ſeine Competenz verbürgen, hat beyden Künſtlern auf ihre Bitte zugeſichert, den löblichen Zweck des Werkes durch eine begleitende Beſchreibung zu unterſtützen. Wir wiſſen nicht ob dieſes nun, nach der letzten Erklärung dieſes Gelehrten noch geſchehen wird *).

Das Ganze wird aus ungefähr dreyßig Lieferungen, jede zu vier Blättern, beſtehen. Dreyzehn Lieferungen ſind bereits erſchienen. Der Preis jeder Lieferung iſt 10 fl. W. W., oder 4 fl. C. M. Jedes Blatt iſt 21 Zoll breit, und 15 Zoll hoch, alſo dem Künſtler hinlänglicher Raum gelaſſen, deutliche Vorſtellungen zu liefern. Es würde Raum und Zweck dieſes Blattes überſteigen, den Inhalt der erſchienenen dreyzehn Lieferungen näher zu beleuchten. Kunſtliebende erhalten nähere Nachricht bey den Künſtlern ſelbſt (Alt, in der Alſervorſtadt Nro. 144, Kunike ebendaſelbſt Nro. 149), wo auch das Werk zu haben iſt.

Böckh.

---

*) Im Hesperus (Beylage Nro. 24 zum 28ſten Bande, März 1821) wird Hr. Chriſtian Quittſchreiber als Verfaſſer des Textes genannt. Obſchon wir uns über Hrn. Quittſchreiber kein Urtheil erlauben, da uns noch kein Werk von ihm bekannt iſt, ſo müſſen wir doch bedauern, daß Hr. Sartori, deſſen Tüchtigkeit zu dieſer Arbeit wohl keinem Zweifel unterliegt, ſich derſelben entzogen zu haben ſcheint.

Anmerkung der Red.

Redacteur, Drucker und Verleger wie bey dem ganzen Blatte.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

47.

(Wien, Mittwoch den 13. Juny.)

Über Adam Smiths Grundſatz der unbeſchränkten Handelsfreyheit.

(Bruchſtück aus einem größeren Manuſcripte.)

Die Stelle, in der Adam Smith ſagt: »Was man wohlfeiler erkaufen, als ſelbſt produziren kann, muß man nicht erzeugen,« wodurch er eine unbedingte Handelsfreyheit als allgemeinen Grundſatz ausſpricht, hat in neuerer Zeit zu ſo vielfältigem Streit unter ſtaatswirthſchaftlichen Schriftſtellern Anlaß gegeben, und ſelbſt im praktiſchen Verfahren häufig einander widerſprechende Maßregeln erzeugt, daß die Frage hierüber allerdings eine Wichtigkeit erlangt hat, die unſere ganze Aufmerkſamkeit feſſeln muß, da an ihre Entſcheidung die wichtigſten und umfaſſendſten Reſultate für die Nationalwohlfahrt ſich knüpfen. Wir erlauben uns daher, bey dieſer Frage mit einigen prüfenden Blicken zu verweilen.

Bekanntlich hat Adam Smith zu einer Zeit geſchrieben, wo die Verhältniſſe des Handels und der Induſtrie unter den Nationen noch nicht durch ſo mächtige Spalten zerriſſen, das Gleichgewicht zwiſchen Arbeit und Bedürfniſſen noch nicht ſo ſichtbar aus den Angeln gehoben, die verſchiedenen Kulturſtufen der Nationen noch nicht ſo abſtechend in ihren äußeren Erſcheinungen ſich dargeſtellt haben, um dem idealen Philoſophen die individuelle ökonomiſche Eigenthümlichkeit einer jeden Nation als abſolute Grundlage für die Behandlung der Staatsökonomie aufzudringen. Dieſen einfachern Verhältniſſen jener Zeit, oder wenigſtens dem ſtilleren, weniger kennbaren Gange derſelben, glauben wir es zuſchreiben zu dürfen, daß Adam Smith es unternommen hat, neben ſeinen abſtrakten Grundſätzen, auch poſitive Regeln für die Staatswirthſchaft in einer Allgemeinheit auszuſprechen, die ihren Widerſpruch in der ganzen Geſchichte des Lebens und in der Natur aller Dinge findet.

Wollten die Anhänger der Lehren von Adam Smith dieſe Entſchuldigung verwerfen, und auf der Unfehlbarkeit ihres Meiſters fortbeſtehen, ſo bliebe uns nur übrig, ihre Blicke von dem Buche, das ihre Ideen fixirt, ab, und auf die Wirklichkeit um ſie her, hin zu lenken, um ihr geträumtes Bild gegen eine recht körperliche Wahrheit auszutauſchen. Wir würden ſie zuerſt fragen, ob bey einer gleichmäßigen Behandlung nicht gleichartige Gegenſtände vorausgeſetzt ſeyn müſſen? und ob ſie dieſe Gleichartigkeit der Gegenſtände um ſich her in der Welt erblicken? — Ob eine und dieſelbe Regel für alle Nationen angewendet, wenigſtens nicht auch eine und dieſelbe Weſenheit bey ihnen vorausſehen müßte, um gleiche Reſultate zu liefern? Ob, um ein Gleichgewicht zu erhalten, die gegenſeitigen Wagſchalen nicht mit gleichen Laſten beſchwert ſeyn müßten? Ob eine ſolche Gleichheit oder Ausgleichung in der Kultur und Sittlichkeit, in der Gewerbs- und Kunſtfähigkeit, in den geographiſchen und topographiſchen Eigenſchaften der Länder und Nationen gegen einander wohl vorhanden ſey, um bey einer unbedingten Handelsfreyheit nicht die Eine unter dem Einfluß der Andern erliegen zu ſehen? — Wenn nun dieſe nothwendigen Vorausſetzungen einer unbeſchränkten Handelsfreyheit nicht vorhanden ſind, wie will man ſie zur allgemeinen Regel machen, die das Ungleiche gleich behandelt? — Was iſt überhaupt dieſer Begriff von unbedingter Handelsfreyheit, die dem Adam Smith ſo häufig nachgeſprochen wird, an ſich? enthält er nicht eine Auflöſung der Geſellſchaft? eine unbegränzte Freyheit iſt ja eine Entäußerung der Geſellſchaft; die Grundbedingung jeder Gemeinſchaft iſt: Beſchränkung der einzelnen Freyheiten zu einem gemeinſamen höheren Ziele; werden dieſe Schranken aufgehoben, ſo löſet ſich die Geſellſchaft in ihren Mitteln und in ihrem Zwecke auf. Aus dem Urſprung der geſellſchaftlichen Ordnung ſollten wir das Weſen der Freyheit erkennen; man kann nur durch Opfer und Beſchränkung ihrer theilhaftig werden; ſie iſt die Seele des geſellſchaftlichen Körpers, und nicht ein Eigenthum der Individuen; Veredlung durch die geſellſchaftlichen Bande iſt ihr Leben, Ungebundenheit ihr Tod; die höchſte Sittlichkeit iſt auch die höchſte Freyheit!

So wie mit der bürgerlichen Freyheit, verhält es ſich auch mit der unbedingten Handelsfreyheit. Der Staat wäre ohne Mittel, und unfähig, ſeinen Zweck zu erreichen, wenn das Erhalten und Zuſammenhalten der gemeinſamen Kräfte außer ſeiner Verfügung wäre, wenn die Regierung weder den Einfluß fremder Produkte beſchränken, noch die innere Thätigkeit aneifern könnte. Der Begriff von Staatsökonomie, gemeinſamer Wirthſchaft hört auf, wenn es keine Maßregeln gibt, die eine Gemeinſchaft bezeichnen, die Verhältniſſe in einem beſtimmten Kreiſe zur Gemeinſchaftlichkeit ordnen. Dieſe Maßregeln müſſen nothwendig den Handel betreffen, welcher Arbeit und Bedürfniß des Staats vermittelt, und daher als die ökonomiſche Triebfeder zur Entwicklung der innern Kräfte des Staates angeſehen werden muß, wodurch wieder die äußere Sicherheit und Unabhängigkeit bedingt ſind; ſie müſſen jene Ungebundenheit, die man unter der Handelsfreyheit verſtehen will, beſchränken, weil die Gemeinſchaftlichkeit nur durch Begränzung der individuellen Freyheit erreicht werden kann; denn nur durch ſolche Opfer beſteht die Geſellſchaft, und beſteht der Staat!

Dieſe unbegränzte Handelsfreyheit wäre, auch in Beziehung auf die Weltgeſellſchaft, nämlich auf die Verhältniſſe der Nationen unter einander, eine wahre Anarchie; ſie würde im Großen unter den Staaten den rohen Naturzuſtand wieder herſtellen, der unter den einzelnen Menſchen vor Errichtung einer geſellſchaftlichen Ordnung beſtanden hat. Die Nationen ſind aber ſchon zu weit in ihrem individuellen Leben vorgerückt, als daß ſie in einer ſolchen rohen Nagelloſigkeit neben einander ruhig beſtehen könnten. Ein Kampf auf Leben und Tod, aus ökonomiſchen Urſachen, wäre die unvermeidliche und anhaltende Folge jener Handelsfreyheit, bis endlich die Noth und die Zeit die hohle Idee ihres rationellen Schimmers entkleiden, und die heilige Ordnung herbeyführen möchte, welche in das Weſen der Menſchheit zu ihrer höchſt möglichen Ausbildung gelegt iſt.

Adam Smith gehört mit ſeinem Buche über den National-Reichthum einer Zeit an, wo der Rationalismus ſein Haupt erhoben, und die Welt ſo mächtig betäubt hatte, daß ſie noch jetzt von ihrem Schwindel ſich nicht erhohlen kann; denn die Gebilde des Verſtandes ſchmeicheln zu ſehr der menſchlichen Eitelkeit, als daß ſie nicht leicht und häufig Theilnehmer und Anhänger finden ſollten. Dieſen Gebilden fehlt es aber an einer Grundlage; jene Philoſophen haben die Geſchichte überſehen, und ſtatt den Zuſtand der menſchlichen Geſellſchaft zu nehmen, wie er vorlag, haben ſie entweder einen erträumten vorausgeſetzt, oder zur Umſtaltung des vorhandenen Hand anlegen wollen, ohne ſeine Natur zu prüfen, die ihnen ihren höheren Urſprung hätte verkünden müſſen, an dem die Ohnmacht ihrer Kräfte und der Frevel ihres Meißels ihnen offenbar geworden wäre. So wie ſie aber in der Geſchichte eine große allwaltende Vorſehung nicht erkannten, ſo konnten ſie auch die Seele der materiellen Erſcheinungen nicht faſſen; und indem ſie die Sinnenwelt mit ihren eigenen Ideen zu beleben wähnten, haben ſie in ihrer Spekulation einen Götzen ſich gebildet, und in ſeinem Dienſte mit jedem folgernden Schritte von der höchſten Wahrheit immer weiter ſich entfernt. Allein wie ſie an dem Daſeyn Gottes, an der wahren Natur der Dinge ſich verſündigt, hat auch der Erfolg alle ihre Folgerungen verlaſſen, die Wirklichkeit ſtand mit ihren Ideen im Widerſpruche, und während ſie die Köpfe in Brand geſteckt, konnten ſie den Beſtand der Dinge um kein Haar verrücken. Daher hört man Adam Smiths Theorie in aller Munde wiederhohlen, von allen Lehrkanzeln und Rednerbühnen predigen, ohne daß irgendwo dieſe Lehren zur Ausübung gebracht würden; immer bleiben ſie — wie Plato's Republik und der Contract social — eine todte Tradition, in deren Fiktionen der menſchliche Verſtand ſich gerne ſpiegelt, ohne ihnen jemahls Leben und Wirkſamkeit verleihen zu können.

Den größten Beweis hierüber liefert Englands Beyſpiel ſelbſt. Das Vaterland von Adam Smith, wo ſein Nahme ſo hoch geprieſen, ſeine Werke in allen Händen, ſeine Lehren in aller Munde ſind, hat im praktiſchen Leben, unter allen Nationen, immer am weiteſten von dieſen Lehren ſich entfernt gehalten. Merkwürdig ſind in dieſer Beziehung die Parlamentsverhandlungen vom 26. May im Ober- und Unterhauſe, und 18. July 1820 im Unterhauſe. Es wurden nämlich Bittſchriften von mehreren Handelskorporationen gegen das beſtehende Prohibitiv-Syſtem in das Parlament gebracht, welche einer Commité zur Prüfung übergeben wurden, die an dem letztbemerkten Tage im Unterhauſe ihren Bericht durch Herrn Wallaen erſtattet hat. Es würde uns zu weit führen, die Debatten hierüber ausführlich zu wiederhohlen; wir bemerken daher nur, daß mehrere Redner mit Adam Smith'ſchen Grundſätzen gegen das Prohibitiv-Syſtem geſprochen haben. Der Berichterſtatter verneigte ſich zwar gegen dieſe Grundſätze, die auch in den Bittſchriften angezogen waren, er erkannte ſie für ſehr wahr und richtig an: »doch hätte die Commiſſion befunden: daß das Prohibitiv-Syſtem ein nothwendiges Hülfsmittel für die Aufrechthaltung der Wohlfahrt des Landes ſey; daß an der Navigationsakte nichts geändert werden könne; — daß der Tranſito-Handel wenigſtens nicht in die engliſchen Colonien zu geſtatten wäre, und daß in Betreff des Leinwandhandels die beſtehenden Geſetze, aus ſehr erheblichen Gründen, forterhalten werden müßten.« —

Wir haben nichts gegen die von Hrn. W. angeführten Gründe einzuwenden; ja wir ſagen noch mehr: wir ſind von ihrer Wahrheit überzeugt, und finden eben in dieſer Wahrheit den von uns beabſichtigten Beweis; gern würden wir in den Beyfall, der dem Redner von dem ganzen Hauſe zu Theil geworden iſt, mit einſtimmen, wenn er nur am Ende ſeiner Rede, mit einer Wendung nicht einen ſehr überflüſſigen Spott ausgeſprochen hätte, der vorzüglich uns Deutſche treffen ſoll, indem er ſagte: »daß, nachdem das Parlament die Wahrheit der Grundſätze über Handelsfreyheit anerkannt (obwohl man ſie in England nicht in Ausübung zu bringen vermöchte), ſo würde man wenigſtens gleiche Prohibitiv-Maßregeln, welche andere Nationen gegen England ergreifen könnten, nicht mehr Repreſſalien nennen dürfen.« Ein Spott, bey dem Herr Wallaen hätte bedenken ſollen, daß wir ihn verſtehen und fühlen würden. — Die Miniſter ſprachen im Ober- und Unterhauſe ungefähr im gleichen Sinne, wie Herr W., wobey es uns jedoch ſehr merkwürdig ſcheint, daß ſie überall die Unmöglichkeit einer Veränderung des Beſtandes in England als entſchieden vorausſetzten, und den Gegenſtand nur von der Seite behandelten, wie die Beſchlüſſe des Parlaments etwa für die fremden Nationen am genießbarſten und leichter verdaulich erſcheinen könnten. Sonach hat die als wahr anerkannte Theorie A. Smiths für das wirkliche Leben der engliſchen Nation ihre Wahrheit nicht behaupten können; und in der That, das ganze ökonomiſche Gebäude Englands, worauf der Flor und die Macht der Nation beruht, wäre über den Haufen geworfen, wenn man es wagen würde, mit der idealen Handelsfreyheit ein praktiſches Experiment zu machen. Die Geld-Circulation Englands, die Verhältniſſe ſeiner National-Schuld und ſeine Bevölkerung vertragen durchaus keine Konkurrenz mit dem Feſtlande, und ſeine Kornbill hat es eben ſo nothwendig, wie die übrigen Waaren-Verbote. Schwerlich würden die Philoſophen, bey einem Umſturze des dermahligen Beſtandes, auf den Trümmern der National-Wohlfahrt, ruhig ihre Meditationen fortſetzen können.

Die ſchönſte Sprache.

Eine Sprache nenn' ich Euch,
Unverfälſcht bey Babels Bau entronnen,
Herrſchend auf der Erde Reich,
Herrſchend bis zu jenen lichten Sonnen,
Wo von Himmelsluft umweht
Froh der Cherub ſie verſteht.

Die die Trauer wie die Luſt,
Und die Hoffnung, und der Andacht Streben
Wecket in des Menſchen Bruſt;
Die ihn bis zu Sphären kann erheben,
Wo kein ſchwacher Blick nicht dringt,
Und den Staub zum Engel ſchwingt!

Die ihn treibt zur kühnen That,
Daß er furchtlos zu der Schlachten Dräuen,
In des Krieges blut'ger Saat,
Freudig eilet ſich dem Tod zu weihen, —
Und den Himmel ihm verſpricht,
Wenn ihm ſchon das Auge bricht! —

Eine Sprache, die vom Don
Bis zu fernen Indiens Gefilden
Aufſchlägt ihren präch'gen Thron,
Mitleid ſendet in die Bruſt des Wilden,
Balſam gießt in's wunde Herz,
Wehmuth ſchafft aus wildem Schmerz.

Schon erſonnen eh' die Fluth
Fluchbeladen ſich ergoß auf Erden,
Wird das hehre Himmelsgut
Noch das Erbtheil ſpäter Enkel werden:
Geiſter werden ſie verſtehn,
Wenn die Menſchen einſt vergehn!

Kennet Ihr die Sprache nicht?
Selbſt von ihm, den Wahn ergreift, verſtanden,
Oft ihm wiedergibt das Licht.
Und ihn reißet aus des Wahnſinns Banden;
Die den grimmen Leuen ſchreckt,
In der Spinn' Gefühl erweckt?

Wie ſie dorten wird genannt,
Wo beredter ſie die Engel ſprechen, —
Lernt ihr erſt in jenem Land,
Das die Hohe mit ihr ernſt Verſprechen
Jetzt ſchon führt vor euren Blick:
Menſchen nennen ſie — Muſik!

Joſeph Wertheimer.

Der Häringsfang.

Unter den zwanzig Häringsarten, welche der Naturforſcher kennt, iſt der gemeine Häring am nutzbarſten und darum am bekannteſten.

Man nahm lange das Eismeer als ſeine eigentliche Heimath an, glaubte, daß er dieſes gewählt, um unter den ungeheuern Eisfeldern des Nordpols Schutz gegen Wallfiſche, Seehunde und andere Feinde ſuchen zu können; und erklärte ſeine Erſcheinung an den europäiſchen Küſten als Folge einer Reiſe, zu welcher ihn der in ſeinem Vaterlande durch unverhältnißmäßige Vermehrung entſtandene Nahrungsmangel angetrieben habe. Die Naturforſcher bezeichneten die Reiſeroute ſo genau, als ſeyen ſie in Begleitung der Thiere geweſen, und ließen die Verwieſenen bloß darum an die Küſten gehen, um daſelbſt einen nutzendern Tod, als den aus Hunger zu ſuchen — um ſich Menſchen und Fiſchen als Nahrung zu bieten. Man gab an, daß die im Anfang eines jeden Jahres vertriebenen Heere, wenn ſie unter dem Eiſe hervorkommen, mehrere Meilen breit wären; daß ſie ſich dann, von Raubthieren angefallen, in zwey Flügel theilten, deren einer nach Oſten, der andere nach Weſten zöge, und daß auch dieſe Flügel ſich in der Nähe der Küſten in mehrere Colonnen trennten. Was nicht von Menſchen getödtet werde, bleibe den Waſſerthieren zur Nahrung.

Die neuern Naturforſcher verwerfen dieſe Annahme. Es war nicht abzuſehen, wie die Häringe in der zur Reiſe ausgeſetzten Zeit einen Weg von mehreren tauſend Meilen zurücklegen könnten; indem die Erfahrung lehrte, daß auch geſchwinder ſegelnde Fiſche von ähnlicher Größe im ſüßen Waſſer in 24 Stunden nicht mehr als ½ Meile durchlaufen. Außerdem wurden die Häringe im eigentlichen Eismeer nie in großer Menge gefunden; in manchen Jahren entdeckte man daſelbſt gar keine; dagegen traf man ſie da, wo ſie nach jener Angabe nur durchwandern ſollten, z. B. in der Oſtſee, zu jeder Zeit des Jahres, in welcher ſie ſich ſehen laſſen, in großer Anzahl, und in keinem Zuſtande, der auf eine lange, abzehrende Reiſe ſchließen laſſen konnte.

Man nahm darum richtiger an, daß die vorzüglichſte Heimath der Häringe der nördliche Ocean, die Oſt- und Nordſee und das atlantiſche Meer ſeyen, und daß ſie ſich durch einen Theil des Jahres auf dem Grunde dieſer Meere aufhielten. Aber man irrte, indem man die noch beybehaltene Meinung aufſtellte, daß ſie ſich nur dann aus der Tiefe erhüben, und in ziehende Heere bildeten, wenn ſie ihr Geſchlecht fortpflanzen wollten, und ſobald das Leichen an den Küſten geſchehen, dem Grunde der offenen See wieder zueilten.

Es wird dieſer Annahme dadurch widerſprochen, daß die Fiſcher in einem Heere zu gleicher Zeit Hohlhäringe fangen, in denen weder Rogen noch Milch gefunden wird, weil ſie ſchon im Frühlinge geleicht haben; Marjeken*), bey denen Rogen und Milch flüſſig ſind, und die im Sommer leichen werden, und Vollhäringe, die erſt im Herbſte leichen werden. Brächen nur die auf, welche eben ihren Leich abſetzen wollen, ſo würden ſich alle von einem Fange in gleichem Zuſtande befinden, ſo würden alle entweder ſo eben leichen wollen, oder ſo eben geleicht haben.

Viel gewiſſer iſt es, daß die Häringe ſich nur im Winter auf dem Grunde des Meeres aufhalten, und daß ſie ſich ſämmtlich aus der Tiefe erheben, wenn der Winter vorüber, und der höhere Theil des Waſſers wieder Nahrung bietet. Unter die geſelligſten Thiere gehörend, theilen ſie ſich, wenn der Ausbruch geſchehen, in nie wieder ſich trennende Züge, denen immer einige Milcher vorausgehen. Die Richtung, welche ſie ihren Zügen geben, iſt nicht in jedem Jahre gleich: es wimmelt in einem Jahre in einer Gegend von Häringen, in welcher in dem vorigen nicht einer getroffen wurde. Es würde darum den Fiſchern ſchwer fallen, ſie aufzuſuchen, entſtünde nicht aus ihrem gedrängten Fortbewegen ein Verrath ihres Aufenthaltes. An ſchönen Tagen gehen ſie ſo nahe an der Oberfläche des Waſſers, daß der dichte Zug einen Schimmer auf demſelben veranlaßt, als funkelten Edelſteine auf ihm. An trüben, wo ſie tiefer gehen, verräth ſie die Trübe und der üble Geruch des Waſſers über ihnen. Beyde entſtehen durch Schuppen, die durch das feſte Zuſammenſchließen abgerieben werden. Außerdem ſchweben durch den ganzen Tag eine Menge Möven und Rothgänſe als Feinde**) über ihnen. Auch in der Nacht können ſie die Fiſcher entdecken. Sie ſchwimmen dann auf dem Rücken, und es ſcheint ein heller Feuerglanz die See zu bedecken. Nur in Gewitternächten begeben ſie ſich in die Tiefe.

Die ſich an die flachen Stellen der Küſten, Buchten und Bayen begeben, ſind die, welche dort, wo die der Brut zuträgliche Sonnenwärme ſtärker, als in der Tiefe iſt, leichen wollen. Sich dazu zu reizen, reiben ſie den Bauch an ſpitzigen Steinen, kehren ſich von einer Seite zur andern, ziehen heftig Waſſer ein, ſtoßen es wieder von ſich, und bewegen ihre Floßen aufs ſchnellſte. Sie bringen ſo zwey bis drey Tage zu. Die Abſetzung des Leiches geſchieht dann etwas entfernt vom Lande, und ungefähr in der Mitte der Tiefe des Waſſers, ſo, daß er weder auf die Oberfläche ſteigt, noch auf den Grund ſinkt. Sobald ſie abgeleicht haben, ſchießen ſie mit einem plätſchernden Geräuſch wieder dem Meere zu, das ſie bis nahe an die Küſten begleitete. Geſchieht jetzt kein Fang, ſo treibt der ganze Zug wieder ins hohe Meer.

---

*) Auch Maikens, d. i. Mädchen- oder Jungfern-Häringe.

**) Von noch ärgern Feinden werden die Häringe im Waſſer begleitet. Unter dieſen iſt der Nordkaper der verderbendſte. Er macht durch ein ſchnelles Umdrehen ſeines Körpers einen ſo ſtarken Wirbel, daß die Häringe zu Tauſenden in ſeinen aufgeſperrten Rachen gezogen werden.

In den Zügen ſind weit mehr Weibchen als Männchen. Bey Fiſchen iſt Vielweiberey für die Bevölkerung eine Wohlthat.

Obſchon der Häring nur 68,656 Eyer hat, während es Fiſche gibt, deren Eyervorrath in die Hunderttauſende, ja bis in die Millionen geht, und ungeachtet wenigſtens 1000 Millionen jährlich von Menſchen, und noch mehrere von Raubthieren verzehret werden mögen, ſo möchte doch kein Fiſch zahlreicher ſeyn als dieſer. Die ungeheure, über zweyhundert Meilen lange Strecke des Meeres zwiſchen Grönland und Norwegen iſt zur Zeit der Erſcheinung der Häringe mit ihnen bey ⅓ ſo gedrängt angefüllt, daß ſie nicht nur einander die Schuppen abreiben, ſondern auch Schiffe in ihrem Laufe aufhalten. Man konnte mit den Häringen, die in einer einzigen norwegiſchen Bucht im Jahre 1748 gefangen wurden, achtzig Schiffe, jedes zu hundert Tonnen, beladen, ſo, daß wenn man auf jede Tonne zwölfhundert Häringe rechnet, was bey den kleinen norwegiſchen nicht zu viel iſt, bey zehn Millionen herauskommen; doch möchten wohl eben ſo viele in der Bucht erſtickt, oder aus derſelben entkommen ſeyn. In dem für den Häringsfang nur mittelmäßigen Jahre 1791 wurden bloß aus der Stadt Bergen 132,156 Tonnen, wozu über 150 Millionen Häringe gehören, ausgeführet. Doch konnte dieſe Summe nur als der dritte Theil des norwegiſchen Häringsfanges in dieſem Jahre angeſehen werden; und doch iſt Norwegen nur eins der vielen Länder, die jetzt Häringsfang treiben; denn es treiben ihn auch Holland, England, Frankreich, Amerika, Rußland, Schweden, Preußen, und faſt alle größern und kleinern nordiſchen Inſeln.

Wahrſcheinlich waren die Holländer die erſten, welche Häringshandel trieben. Es finden ſich Spuren, daß derſelbe ſchon in dem Jahre 836 bey ihnen beſtanden. Sie brachten es durch Sorge für gute Waare dahin, daß der Häringsfang für ſie wichtiger wurde, als die mexicaniſchen Goldgruben für Spanien. Die höchſte Bluthe ſcheint der Häringshandel im 17ten Jahrhundert erreicht zu haben. Es ließen jährlich über dreytauſend Schiffe aus dem Lande auf den Fang aus, es wurden eine halbe Million Menſchen damit beſchäftigt, und 25 Millionen Speciesthaler gewonnen. Seitdem aber Holland die Einſchränkung erdulden mußte, daß es nicht näher an Großbritanniens Küſten als zehn Meilen davon entfernt fiſchen durfte, und ſeitdem viele andere Nationen, welche Holland vorher allein verſehen hatte, ſelber auszulaufen begannen, fiel der Erwerb des Landes. Es brauchte 1773 nur 169 Buhen. Dem geſunkenen Handel wieder aufzuhelfen, bewilligten die Generalſtaaten 1775 eine Prämie von 500 Gulden für jede auf Häringsfang auslaufende Buhe. Es konnte aber auch dadurch der Handel nicht zur vorigen Höhe erhoben werden. Man legte in andern Staaten ungeheure Abgaben auf holländiſche Häringe, und unterſtützte dadurch die Geſellſchaften die in denſelben zur Vergrößerung der Fiſcherey errichtet werden. Die preußiſche, im Jahre 1776 zu Emden ſich gebildete, brachte es in kurzer Zeit dahin, daß ſie ſich von 6 zu 150 Buhen erhob, die nach den ſchott- und holländiſchen Küſten ausliefen. Jetzt möchten in Holland kaum noch 30,000 Menſchen ihren Unterhalt durch Häringshandel finden. Aber auch dieß iſt bey dem Abbruch, der durch andere Staaten geſchah, noch viel, und konnte nur durch Sorge für gute Waare errungen werden. Reelle Bedienung war es, wodurch ſich der geſammte holländiſche Handel emporhob, und wodurch er ſich unter allen Stürmen gegen vollen Sturz erhielt; reelle Bedienung iſt es auch, wodurch er ſich noch Abſatz für ſeine Häringe verſchafft. Es iſt wahr, daß die Häringe der Oſtſee bey weitem nicht ſo gut ſind, als die der Nordſee, und es kann darum den Holländern nicht zum Ruhme gerechnet werden, daß ihre Häringe beſſer ſind, als die, welche in der Oſtſee gefangen werden. Aber auch andere Staaten laſſen da fiſchen, wo der Holländer fiſcht, und doch zahlt man in dieſen Staaten, ſelbſt in England gern die ungeheuren Abgaben, welche auf die vorzüglichern holländiſchen Häringe gelegt ſind.

Es ſoll die folgende Angabe, wie der Holländer bey dem Fang und dem Bewahren der Häringe verfährt, belehren, wodurch er den Ruf ſeiner Waare ſichert.

Da, wo Häringe getroffen werden, ihre Menge immer ſehr groß iſt, ſo ſind ſie nicht ſchwer zu fangen. Es geſchieht dieſes theils an den Küſten mit kleinen Schiffen und Netzen, theils fern von dieſen mit größeren. Jede holländiſche Buhe hat vier kleine Schiffe bey ſich, die man Jäger *) nennt, welche in den erſten Wochen eiligſt friſche Häringe in die Seehäfen ſchaffen, und dann den Buhen Bedürfniſſe, unter denen friſches Waſſer das größte iſt, zuführen. Die Regierung verpflichtet die Fiſcher durch einen Eid, ihre Netze nicht vor dem 25. Junius **), und nicht nach dem 25. Januar auszuwerfen. Durch einen neuen Eid müſſen die Fiſcher, wenn ſie zurückkommen, beſtätigen, daß ſie dem Geſetze nachgekommen ſeyen. Hierdurch wird das Laichen der Frühlingshäringe geſichert. Durch dieſe Vorſicht blieb die holländiſche Fiſcherey immer ergiebig, indeß andere Länder, die ohne Rückſicht auf die Zeit fiſchen ließen, ihre Küſten in manchen Jahren ſehr leer fanden. Die Holländer bedienen ſich 500 bis 600 Klafter langer Netze, aus grober, gelber, perſiſcher Seide. Da dieſe dreymahl länger dauern, als hanfene, und doch kaum noch einmahl ſo hoch zu ſtehen kommen, ſo erſparen ſie gegen die Fiſcher anderer Länder, die, einige engliſche ausgenommen, ſämmtlich hanfene gebrauchen, ſehr viel, und können darum zu geringern Preiſen liefern. Die Weite der Maſchen der Netze iſt durch Geſetze feſtgeſetzt. Es müſſen junge, kleine Häringe Durchgang finden können, um ſpäter größer und fetter gefangen werden zu können. Daher kommt es, daß die holländiſchen Häringe die aus andern Ländern kommenden bey weitem an Größe übertreffen, indem andere Fiſcher mehr darauf ſehen, viele Stücke in einem Zuge zu erhalten, als nur fette, und darum die Maſchen kleiner halten. Die Netze haben 30 — 35 Theile oder Wände. Es zu verhüten, daß die Fiſche durch ihre helle Farbe verſcheucht werden möchten, macht man ſie mit Rauch von Eichenholz-Spänen ſchwarz. Sie werden Abends in das Meer geſetzt, durch leere Tonnen oben und durch Steine unten ſenkrecht erhalten, und Morgens vermittelſt einer Winde eingezogen. —

---

*) Die Equipage eines Häringsjägers beſteht meiſtens aus dem Schiffer, dem Steuermann und drey Matroſen. Eine Häringsbuhe hingegen iſt mehrentheils mit dreyzehn Köpfen beſetzt, nämlich: 1 Schiffer, 1 Vorfiſcher, 2 Salzer, 1 Küper, 1 Koch, 5 Matroſen und 2 Schiffsjungen.

**) Am Johannistage breiten ſich die verſammelten Buhen im Meere aus, und in der Nacht vom 24. auf den 25. Junius nach 12 Uhr werfen ſie das erſte Netz.

(Schluß folgt.)

* * *

Fresko-Anekdoten.

(Aus dem Leben gegriffen.)

Zwey Studentlein ſtritten darüber, welche Endung das Wort opera regiere, und Einer war zweifelhaft, ob man per se oder per sibi ſprechen müſſe. — Mein Gott, rief der Andere, das verſteht ſich ja per ſe, daß man per sibi ſagen muß.

Nicht bald werden Antworten zugleich paſſender und unpaſſender ſeyn, als jene ſind, welche neulich Jemand gab, der aus dem Theater kam.

Frage: Wo waren Sie?

Antwort: Im Theater.

Frage: Was iſt heute geweſen?

Antwort: Mittwoch.

Frage: Was haben ſie gegeben?

Antwort: Auf dem erſten Parterre zwey Gulden.

Der Frager: Das iſt nicht auszuhalten.

Der Antwortende: Das habe ich auch gefunden, darum bin ich ſo ſchnell fortgegangen.

Jemand ſandte einem Landmann, der ihm viele Gefälligkeiten erwieſen hatte, einen Papagey. Als der Landmann nach einiger Zeit in die Hauptſtadt kam, wurde er gefragt: wie ihm der Vogel gefallen habe.? Er war ſehr ſchön, — antwortete er, aber auch ſehr zähe. — Er hatte ihn nämlich braten laſſen und gegeſſen.

* * *

Apophthegmate.

1.

Des Kaiſers P. Aelius Pertinax:

»Beſſer iſt's, ein armes Reich regieren,
Als mit Fahr und Schande Geld regieren.«

2.

Des Kaiſers Severus Julianus Didius:

»Wißt, daß ich lernen will und muß,
Stünd' auch im Grabe ſchon mein Fuß.«

3.

Des Kaiſers Aurelius Alexander Severus:

»Wer ein Amt für Geld erhält,
Der verkauft auch ſich um Geld.«

4.

Des Kaiſers Jordian III.:

»Monarch wie beklagenswerth bu biſt,
Wenn dir die Wahrheit verborgen iſt.«

5.

Des Kaiſers C. Vibius Gallus:

»Oft ſchon hat die Sage betrogen,
Doch ſelten iſt Alles erlogen.«

6.

Des Kaiſers P. Licinius Valerianus:

»Scheut mehr der Feinde ſüßes Wort,
Als Dolch und Schwert und Spies und Mord.«

Haug.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Theater an der Wien. Den 4ten d. M.: Don Juan. — Die Ankündigung dieſer Oper war, außer der unvergänglichen Anziehungskraft, die dem bewundertſten Werke des erſten Tondichters aller Nationen eigen iſt, durch drey neu beſetzte Rollen dießmahl vorzüglich intereſſant; nämlich: Don Juan von Herrn Touſſaint, Mitglied des Hoftheaters in Dresden; Zerline von Mad. Metzger-Veſpermann, und Don Ottavio von dem kürzlich engagirten Tenoriſten, Herrn Haitzinger, vorgetragen. Die Erwartung war gereizt, und der Erfolg leider aber ſo wenig befriedigend, daß dieſe Leiſtung unter die mißlungenſten zu rechnen iſt. Das Theaterpublikum im Allgemeinen hat ſeine Mißbilligung laut genug ausgeſprochen, um ſo eher darf der Berichterſtatter ſich die unangenehme Mühe erſparen, ſeine Feder hier zu ſchärfen, wiewohl es kritiſche Dilettanten genug gibt, die verlangen, daß der Kritiker von Profeſſion in ſolchem Fall nach ihrer Pfeife tanzen ſoll, als ob die mündliche und ſchriftliche Kritik aus gleichem, ich will nicht ſagen welchem Stoff beſtehen müßte! Gewiß iſt es, die Zuhörer zeigten ſich an dieſem Abend ungewöhnlich ſtreng; was theils auf Rechnung der getäuſchten Hoffnung zu ſchreiben iſt, theils auf den erſtickenden Zuſammendrang im Schauſpielhauſe, der die üble Laune noch vermehrte; eben ſo gewiß iſt es aber, daß aus dieſer Verſtimmung in der Folge manche nachtheilige Zurückwirkung entſprang. Gleich das Introduktions-Quartett verſprach wenig erfreuliches, und dieß führt uns zuerſt auf den Darſteller des Don Juan, dem wir weder in Rückſicht ſeiner muſikaliſchen noch mimiſchen Vorzüge etwas mehr als Schonung können widerfahren laſſen. Eine Darſtellung ohne Leben und Farbe, ein fremdartiger Ton, ſtatt der Bewegungen höchſtens ein ſteifes Portebras, und weder eine durchgreifende Stimme, noch Bildung des Geſanges. Auch nicht Eine Scene, auch nicht Ein Geſangſtück konnte Anſpruch auf Auszeichnung machen; bey dem Vortrag der Romanze unter dem Fenſter fiel die Geberdenſprache ſogar ins Komiſche; und wenn wir auch nur den gewandten Schauſpieler überhaupt wahrgenommen hätten, ſo würden wir ihm wenigſtens eine Aufmunterung zufließen laſſen, die das Publikum für dießmahl ihm mit allem Recht verſagte.

Mad. Velpermann gewann in der Arie des zweyten Actes den Sieg für ihren Theil. Sie mußte dieſe unter lautem Beyfall wiederhohlen. Anfangs war die Stimme ſehr gebrochen und beengt, doch trug ſie das Duett: »Komm in mein Haus,« — mit lieblicher Nuancirung vor; da aber Don Juan im Ganzen wenig mitwirkte, ſo ging das Allegretto kraftlos vorüber. Die Arie vor dem Final wurde etwas geſtört durch das vorlaute Baſſett, das hier, nicht wohl am rechten Orte, ſeine Virtuoſität mit allzu vielem Nachdruck geltend machen wollte. Man iſt gewohnt, dieſer Sängerinn zu große Anforderungen zu ſtellen, daher läßt ſich leicht begreifen, warum in ihrer Zerline noch Einiges vermißt wurde, was man ſich juſt von ihr verſprochen hatte.

Herr Haitzinger war mit der Bitte um Nachſicht bereits zuvorgekommen; das kunſtliebende Publikum iſt hier zu gerecht gegen hoffnungsvolle Anfänger, um ſie nicht ohnehin ihnen zu gewähren; auch hat er ſeine ſchöne Stimme, ſo wie ſeine bedeutenden Fortſchritte früher ſchon ſo wirkſam offenbart, daß es ihm an kräftiger Aufmunterung nicht fehlen kann, womit die Zuhörer eben dießmahl gegen ihn nicht ſparſam waren. Er ließ manche ſchöne Anklänge hören, und in der Arie zeichneten ſich mehrere Stellen beſonders aus; aber für dieſen Geſang iſt er noch zu ſchwach. Wenn wir ihm einen guten Rath geben ſollten, ſo wäre es vor der Hand dieſer: ſich nicht zu ſehr auf ſein Falſet zu verlaſſen. Bruſtſtimme iſt die Hauptſache bey dem Tenoriſten, wenn auch in Roſſini'ſchen Opern gerade nicht.

Donna Anna detonirte unaufhörlich, und zuweilen etwas gar zu durchgreifend; doch mit löblicher Unerſchrockenheit ſuchte ſie in der zweyten Arie ihre Mißgriffe zu berichtigen, und die Paſſagen verhalfen ihr größtentheils zu dem erwünſchten Vortheil.

Nur mit dem komiſchen, aber nicht ächt komiſchen Leporello möchten wir gern noch ein ernſtes Wörtchen reden; da er aber wenig Achtung vor dem bewunderungswürdigen Genius dieſer Harmonien-Schöpfung zu erkennen gab, ſo befürchten wir, auch Worte würden hier wie Spreu verfliegen. Dießmahl wäre es an der Zeit geweſen, etwas Gehaltvolles zu leiſten; ſtatt deſſen bemerkte man überall nur ein nichtiges Sichgehenlaſſen, mit verkehrten Lazzis aufgeſtutzt, keine Mühverwendung, weder auf Geſang, noch auf die Rolle, da doch Fähigkeit und Stimme ihn begünſtigen, und ſelbſt in dem ergiebigſten Theile dieſer Aufgabe, in der Regiſter-Arie, wurde ſowohl das Allegro, wie das Tempo di Minuetto ohne alle charakteriſtiſche Entwicklung hingeſungen, ſo, daß jenes beliebte Liedchen: »O närriſche Leute, o thörichte Welt!« — gewiß größere Wirkung hervorgebracht hätte.

Das fleißige Opernperſonal dieſer Bühne wird ſich gewiß recht bald in einer Oper von Roſſini friſche Lorbern zu erringen wiſſen.

Bey Gelegenheit der Eröffnung der Vorleſungen an der k. k. proteſtantiſch-theologiſchen Lehranſtalt in Wien hielt der Superintendent J. Wächter eine zu beherzigende Rede; ſie erſchien gedruckt bey Heubner. Der Vortrag der theologiſchen Wiſſenſchaften wird in drey Jahren vollendet; die einſtweilige Anzahl der ordentlichen Profeſſoren iſt ſechs. Am Schluſſe jedes Semeſters werden Prüfungen gehalten und Zeugniſſe ausgefertiget. Die Studierenden haben nichts weiter, als bey Gelegenheit der Immatrikulation, worüber ſie einen ordentlichen Schein erhalten, eine Inſcriptionsgebühr von zehn Gulden zu entrichten, welche zu Anſchaffung von neuen Schriften für die nach und nach zu errichtende Bibliothek der Lehranſtalt verwendet werden u. ſ. w. Die Lehranſtalt ſteht unter der oberſten Aufſicht der k. k. Hof-Studien-Commiſſion. — rh —

An Felſenabhängen wächſt in Südamerika der Milchbaum. Mehrere Monate des Jahres benetzt ihn kein Regen. Seine Äſte ſcheinen abgeſtorben, ſeine dürren Blätter vertrocknet; wenn man aber den Stamm anbohrt, ſo fließt eine milde nährende Milch heraus, deren Geſchmack angenehm und gewürzig iſt. Läßt man ſie an der Luft ſtehen, ſo bildet ſich eine gelbe, käſeartige und faſerige Haut; nimmt man ſie ab, und läßt ſie liegen, ſo wird ſie in einigen Tagen ſauer, und fault ſpäter. Sie wird von den Indianern und Negern wie Kuhmilch gebraucht, und auch Käſe davon gemacht. Bey Verwundung gibt der Baum die weiße Milch. M.

Auf unſern Straßen ziehen das ganze Jahr Gypsfigurenhändler herum. Sie kommen — alle aus Lucca. In dem Gebirge dieſes Ländchens leben faſt alle Bewohner vom ſchwefelſauren Kalke, d. h. dem Gypſe, der in ihren Bergen bricht, indem ſie Stuccaturarbeiter ſind, und unter ihren Händen bald eine Venus, bald eine chineſiſche Pagode entſteht. Alle dieſe Arbeiter, an der Zahl gegen 1000, bilden wohl 300 Geſellſchaften zu 6 bis 7 Perſonen. Zwey Drittheile bleiben zu Hauſe, der Reſt durchzieht Europa und Amerika mit ſeinen Waaren, nimmt wenigen Gewinn, aber unzählige Mahl, ſetzt das kleine Kapital tauſend Mahl um, iſt unermüdet, und lebt mit äußerſter Sparſamkeit. Mit anſehnlichen Summen geht es dann meiſt in die Heimath zurück. Die Perſonen verändern ſich, Fabrik und Handel bleibt derſelbe. Wie induſtriös dieſes Völkchen ſchon vor Jahrhunderten war, geht aus dem italieniſchen Sprichwort hervor, daß ſich Columbus bey der Entdeckung von Amerika wunderte, keine Lucheſer zu finden. Jetzt fände er genug, denn ſie ziehen von Carracas nach Rio Janeiro, und von Buenos Ayres bis nach Mexiko. M.

Im November des Jahres 1817 wurde zu Calcutta ein Menſch aufgeknüpft, der prächtig ſchwamm, und lange unter dem Waſſer aushielt. Seine Geſchicklichkeit diente ihm dazu, daß er ſich in den eingepfählten Plätzen einſchlich, wo die indiſchen Damen zu baden pflegen. Ohne bemerkt zu werden, packte er eine, tauchte ſie unter, daß ſie ertrank, und nahm ihr den Schmuck, welchen dieſe Damen ſelbſt im Bade nicht ablegen. Sahen nun die anderen Damen eine ihrer Freundinnen verſchwinden, ſo glaubten ſie, daß dieſelbe von einem Krokodille verſchlungen worden ſey. Dieſes währte ſo lange, bis es einem Mädchen, welches der Dieb ſchon ergriffen hatte, gelang, ſich ihm zu entwinden. Zur Verwunderung Aller behauptete ſie, daß von einem Manne, nicht aber Krokodille, die Gefahr ausginge. Man bemächtigte ſich des Verbrechers, und er geſtand, daß er dieſes Unweſen ſeit ſieben Jahren getrieben. —rh—

Der berühmte Banyan-Baum, zehn engliſche Meilen von Broach in Hindoſtan, angeblich der größte in der Welt (den Milton im verlornen Paradieſe beſchreibt), ſteht immer noch, wie Hamilton in ſeiner geographiſchen, ſtatiſtiſchen und hiſtoriſchen Beſchreibung von Hindoſtan — London 1820 — behauptet. Er hat 350 große Stämme, welche alle größer ſind, als die engliſchen Eichen und Ulmen, und über 3000 kleine Stämme. Nach einer Überlieferung der Eingebornen iſt er 3000 Jahre alt; ſie behaupten auch, daß 7000 Perſonen in ſeinem Schatten ruhen können. —rh—

Der berühmte engliſche Chemiker Parkes erweiſet in einer Abhandlung: 1) daß gemeines Kochſalz in gehöriger Proportion Geſundheit und Wachsthum der Vegetabilien befördere; 2) daß es Fruchtbäume und ſaftige Pflanzen unfähig mache, Würmer und Inſekten zu ernähren, oder ihnen zum Aufenthalt zu dienen; 3) daß es eine der wirkſamſten Subſtanzen ſey, um die in Gärten befindlichen Inſekten zu vertreiben. (Allgem. Garten-Magazin.) —rh—

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625) wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k. k. Poſt 11 fl. W.W. halbj. Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

48.

(Wien, Samſtag den 16. Juny.)

An die Leſer.

Bey herannahendem Schluſſe des zweyten Quartals laden wir die Leſer dieſer Blätter ein, auf das dritte zu pränumeriren. Die neue Redaktion glaubt ſchon in den erſten drey Monaten ihr Verſprechen erfüllt und das Intereſſe dieſer Zeitſchrift erhöht zu haben. Sie will ſtatt vieler Worte die That ſprechen laſſen.

Für die ſorgfältige Pflege des ſcientifiſchen Theiles ſprechen folgende Aufſätze, welche geliefert wurden: Über Dichter und Dichtkunſt, von W. Hebenſtreit. Urſprung und Untergang der Städte, von Profeſſor Schneller. Über die häusliche Erziehung der Töchter, von Chimani. Die ſtatiſtiſchen Aufſätze über Ungern, von Hrn. v. Cſaplovics. Bellino, von Joſeph v. Hammer. Die fortgeſetzten ontologiſchen Neuigkeiten, von Rittig v. Flammenſtern. Die Aſſaſſinen. Über die Nützlichkeit öffentlicher Badeanſtalten, von Glenk. Bemerkungen eines reiſenden Naturforſchers über das k. k. Naturalienkabinett in Wien. Alle Literatur- und Kunſtbeylagen, — und endlich der jüngſte vortreffliche Aufſatz: Über Smith's Grundſatz der unbeſchränkten Handelsfreyheit.

Den belletriſtiſchen Zweig des Blattes hat die Redaktion — ſie darf es ohne Unbeſcheidenheit ſagen — bedeutend verbeſſert. Die Nahmen: Grillparzer, Joſ. v. Hammer, Haug, Hell, Hermann, Jeitteles, Kind, Laun, Schlechta, Weidmann, Weißenbach beweiſen es. Noch mehrere der bedeutendſten in- und ausländiſchen Schriftſteller haben ſich ebenfalls angeſchloſſen, und die Redaktion wird das Vergnügen haben, die Blüthen ihrer Muſe im nächſten Vierteljahre dem geneigten Leſer darbiethen zu können.

Die Rezenſionen über Erzeugniſſe der Literatur und Kunſt tragen das Gepräge der Unparteylichkeit, der Mäßigung und jener Würde, welche Künſtler verlangen können, und welche die Kritik ſich ſelbſt ſchuldig iſt.

Es iſt demnach für das Gedeihen des Converſationsblattes eifrig geſorgt worden; dennoch ſoll das Geleiſtete durch künftige Leiſtungen übertroffen werden. Wien, den 15. Juny 1821.

Die Redaktion und der Verlag.

* * *

Aus Wilhelm Turners Tagebuche auf einer Reiſe im Morgenlande *).

Überſetzt von Ferdinand Wolf.

I.

Züge aus dem Leben Dſchezzar's, Paſcha von Akhkha (Acre.) **).

Folgendes Ereigniß wird in Syrien allgemein als der Anfang und die Urſache der ſyſtematiſchen Grauſamkeit des Dſchezzar-Paſcha ***) von Akhkha erzählt: Bey der Rückkunft von einer Pilgerfahrt nach Mekhkheh fand er beynahe alle Weiber ſeines Harems ſchwanger; da die jüdiſchen Ärzte der Levante vorgaben, jede Veränderung des gewöhnlichen Zuſtandes bloß durch das Fühlen des Pulſes zu erkennen, ſo ſandte er nach einem von ihnen, und indem er ihm befahl, einer aus den Weibern den Puls zu fühlen, fragte er ihn, ob er keine außerordentliche Veränderung an ihr verſpüre? welches dieſer verneinte: da rief Dſchezzar einem Sklaven, und geboth ihm, dem Weibe den Bauch aufzuſchlitzen, und als ſich hierauf der Fötus fand, ſo ließ er den Arzt in einen Sack ſtecken, und in die See werfen.

Die Mameluken in Akhkha, als ſie erfuhren, daß ſie als die Frevler an des Paſchas Harem verrathen waren, ſahen, die einzige Hoffnung ihrer Rettung liege in dem Tode des Paſcha; ſie feuerten daher auf ihn, als er in dem Hofe vor ſeinem Hauſe ſtand, allein — ſie fehlten ihn; aber ſchnell ſich in einen Haufen verſammelnd, warfen ſie ſich in die Citadelle, und begehrten freyen Abzug mit Waffen und Pferden, widrigenfalls ſie das Caſtell in die Luft ſprengen, und die Stadt zerſtören würden. Dſchezzar, der ſie als verzweifelte Böſewichter kannte, bewilligte ihnen freyen Abzug; kaum hatten ſie ſich aber außer den Wällen wieder verſammelt, als ſie vereint die Stadt angriffen; allein ſie wurden von dem Paſcha, welcher darauf vorbereitet war, zurück geworfen, und mehrere von ihnen niedergemacht.

---

*) William Turner, Journal of a tour in the Levant. London. 1820. 8vo 3 Vol.

**) Ahmed-ul-Dſchezzar, Paſcha von Akhkha ſeit 1775 bis gegen den Anfang des jetzigen Jahrhunderts, ſpielte eine wichtige Rolle bey dem Einfall der Franzoſen unter dem General Bonaparte in Syrien; er iſt durch ſeine Grauſamkeit und Treuloſigkeit ein würdiges Gegenſtück zu dem in unſern Tagen ſo berüchtigten Ali-Paſcha von Janina, und ein Muſter orientaliſchen Despotismus. (Vergl. auch Fundgruben des Orients. Vol. VI. pag. 189 — 197; und G. A. Olivier, voyage dans l'empire Ottoman. Vol. IV. pag. 89 — 116.) Anm. d. Überſ.

***) Er bekam den Beynahmen Dſchezzar (Schlächter, Würger), als er dem bekannten Ali-Bey in Kahireh als Polizey-Intendant diente, und ſich ſchon damahls durch Verſchlagenheit und Grauſamkeit auszeichnete; er war ſelbſt ſtolz auf dieſen Beynahmen. (Olivier Vol. IV. pag. 91; — und Ed. Dan. Clarke travels, Part II. Sect. I. pag. 366.) Anm. d. Überſ.

Vor dieſem Ereigniß war Dſchezzar nicht grauſamer als alle übrigen Türken, allein von dieſer Stunde begann er ſein ſyſtematiſches Schlachten; die Weiber wurden in der Folge alle zum Tode geführt *).

Den nächſten Morgen ſandte er nach Herrn Malagamba, dem engliſchen Vize-Konſul, und fragte ihn, ob er gehört, was ſich in ſeinem Harem zugetragen habe. Malagamba, welcher nicht wenig über die unerwartete Vorladung erſchrocken war, aber nicht verweigern durfte zu kommen, bejahte es nach einigem Stocken: »Wenn ihr hört«, ſprach der Paſcha, »daß Einer ermordet wurde, ſo mögt ihr ſagen, Dſchezzar that es; ja, hört ihr, daß zwey ermordet wurden, ſo mögt ihr ſagen, Dſchezzar that es; ja, wenn ihr irgend hört, drey oder vier ſeyen ermordet worden, ſo mögt ihr ſagen, Dſchezzar that es; wenn ihr aber hört, dreyßig oder vierzig ſind erſchlagen worden; ſo ſprechet: Gott hat es gethan.« — Dieſes war ein Wink für Malagamba, nicht zu ſchnell Gerüchte zu verbreiten.

Bald nachdem Dſchezzar das Paſchalik von Dimaſchk an ſich gebracht, ſchlug er, um den Tribut von Jeruſalem und der umliegenden Gegend einzufordern, ſein Lager bey dem Dorfe Dſchenin (Jenin) auf, von wo aus man die Ebene von Esdrelom (Jizreel) überſchaut. Eine Araberinn kam ſich zu beklagen, daß einer ſeiner Soldaten ihre Milch getrunken habe, und ſich weigere ſie zu bezahlen. Er pflegte immer mit einem Säbel, Hatteghan **) und Piſtolen bewaffnet zu gehen, welche, wenn er aß, an ſeiner Seite lagen. Indem er ſeinen Hatteghan ergriff, ſprach er: »Folge mir, und ſuche den Mann heraus.« Sie that es; er aber verſicherte ſie, daß ein Mißgriff ihr das Leben koſten würde. Als er hierauf den Soldaten gefragt, ob die Anſchuldigung wahr wäre, und dieſer es verneinte, riß er ihm den Bauch auf, und die Milch quoll alſogleich aus ſeinem blutenden Magen. Da er nun ſah, daß das Weib recht hatte, gab er ihr zwey Zechinen, und ſandte ſie fort. Den Soldaten ließ er todt auf dem Boden liegen ***). Wäre Gibbon in der Türkey gereiſt, ſo würde er nicht bezweifelt haben, was man von Mechmed II. erzählt, der vierzehn ſeiner Pagen den Bauch aufſchneiden ließ, um — eine Melone zu finden. Dſchezzar, ſo ſagte man mir, welcher das Enthaupten eine zu langweilige Art der Hinrichtung fand, pflegte zuletzt drey oder vier zuſammen in einen Sack ſtecken, und in die See werfen zu laſſen.

---

*) Olivier erzählt als einen Beweis der Unmenſchlichkeit dieſes Wüthrichs die Ermordung dieſer armen Schlachtopfer umſtändlicher, welche ich als ein Beyſpiel, wie furchtbar die Eiferſucht eines orientaliſchen Deſpoten raſe, hier mittheilen will: »Alle ſeine Weiber wurden zu verſchiedenen Todesarten beſtimmt. Die minder ſchönen und ſchon bejahrteren wurden ohne viel Umſtände in Kähne zuſammen gedrängt, und in die hohe See geführt, um dort erſäuft zu werden; andere in lederne Säcke geſteckt, und weithin in den Meerbuſen von Akhka geſchleudert; jene, deren Strafe er verlängern wollte, wurden auf tauſenderley Weiſe ſchrecklich gemartert, und am Ende lebendig in eine tiefe Ciſterne geſperrt, welche der Begräbnißplatz mehrerer ſeiner vornehmſten Offiziere war, und verpeſtete Dünſte aushauchte; die ſchönſten und jüngſten aber verſtümmelte er mit eigener Hand, und wühlte in ihren Eingeweiden.«

**) Eine Art von Säbel, den die Türken im Gürtel tragen.
Anm. d. Überſ.

***) Dieſelbe Grauſamkeit ward von Timur verübt. (Siehe Hales's Chronology.)

Melim-Kaim, Dſchezzar's jüdiſcher Wechsler, welcher von ihm in einem Anfall von Wuth verſtümmelt wurde (er verlor ein Auge, und ein Stück ſeiner Naſe wurde ihm weggeſchnitten *), hatte eine Mutter, welche zu Konſtantinopel lebte und ſehr reich war. Dieſe, da ſie von ihres Sohnes Unglück gehört, und ihn acht Jahre ſchon nicht geſehen hatte, kam deßhalb nach Akhkha; Melim war damahls in einem Zimmer des Serai's eingeſchloſſen, wo er alle Geſchäfte des Paſcha beſorgen mußte. Seine Mutter erbat ſich daher vom Paſcha die Erlaubniß, ihn ſehen zu dürfen, welches ihr zu ihrer großen Verzweiflung abgeſchlagen wurde. Als Dſchezzar aber inzwiſchen gehört hatte, daß ſie reich wäre, ſo bewilligte er ihr nach vielem Handeln gegen Erlegung von 300 Beuteln **) Melim zu ſehen, welche ſie auch bis auf einen Aſper bezahlte; hierauf ward ſie zu ihrem Sohne geführt; allein des Paſcha Unmenſchlichkeit gegen ſie ſelbſt und die Zeichen derſelben an ihrem Sohne hatten ſie ſo mit Schreck erfüllt, daß ſie drey Tage darnach ſtarb ***).

Dſchezzar beſaß auch viel Verſchlagenheit: bald nachdem er Paſcha von Akhkha geworden, die Liſt ſeiner Feinde in Konſtantinopel wohl kennend, ſandte er jedem von ihnen ein Geſchenk von vier, fünf, bis ſechs Beuteln, indem er hinzufügte, daß er, da er nun im Glücke wäre, ſeine Freunde nicht vergeſſen könnte, und bat jeden von ihnen, den Empfang der geſandten Summe einfach zu beſcheinigen; alle thaten ſo, wie er verlangt, und dieſes Jahr ſchickte der Paſcha keinen Ertrag des Miri (Reichskaſſe, Ärarium) nach Konſtantinopel. Ein Tſchauſche (Staatsbothe) ward daher alſogleich nach Akhkha geſandt, um ſich zu erkundigen, warum er ihn nicht geſandt habe? Dſchezzar ſtellte ſich erſtaunt, und betheuerte, daß er ihn ſchon lange abgeſandt habe, und zum Beweiſe zeigte er die Briefe ſeiner Feinde vor (welche die meiſten Miniſter der Pforte waren), worin ſie den Empfang der überſandten Summen beſtätigten. Alle Schreiber dieſer Empfangſcheine wurden bey der Rückkunft des Tſchauſchen nach Konſtantinopel enthauptet.

Dſchezzar gab einſt vor, er befürchte, die Pforte ſey Willens eine Armee gegen ihn zu ſenden; er berief daher einen Diwan, um ſich über die Mittel des Widerſtandes zu berathen. Die meiſten ſeiner Räthe (aus Furcht, es mit der Pforte zu verderben) riethen zu beſchwichtigenden Maßregeln, da der Sultan, wie ſie wohl wußten, einen langen Arm hat (eine gewöhnliche türkiſche Redensart); ein einziger erklärte, daß, was immer ſein Entſchluß ſey, er bey ihm aushalten wolle, indem er ſich des türkiſchen Ausdrucks bediente: »habe ich dein Brot gegeſſen, ſo will ich auch mit deinem Schwerte fechten.« Durch dieſen Kunſtgriff entdeckte Dſchezzar, auf wen er ſich verlaſſen könne; den Letzteren beſchenkte er reichlich; alle diejenigen aber, welche zur Vermittelung gerathen, wurden den nächſten Morgen enthauptet.

---

*) So pflegte er ſeine Leute zu verſtümmeln, und man begegnete in Akhkha häufig Menſchen ohne Naſe, ohne Arme, oder mit einem Auge, oder einem Ohr; »Gezeichnete« nannte er ſie, Leute, welche Zeichen an ſich tragen, daß ſie erinnert wurden, ihrem Herrn treu zu dienen. (Clarke travels; Part. II. Sect. I. pag 367) Anm. d. Überſ.

**) Ein Beutel beträgt 500 Piaſter, das iſt 580 Gulden C. M. (den Piaſter zu 16 Groſchen in Geld), und iſt eine eingebildete Münze, wie bey den Engländern ein Pfund Sterling. Anm. d. Überſ.

***) Auf dieſelbe Weiſe verfuhr er gegen einen anderen Juden, Nahmens Hodſcha Haim Ferdſchi; an demſelben Tage, als er ihm Naſe und Ohren abſchneiden, und ein Auge ausſtechen ließ, überhäufte er ihn mit Geſchenken und verdoppelte ſeinen Gehalt; zehn Jahre ſperrte er ihn ebenfalls in ſeinem Serai ein, wo er ſeine wichtigſten Geſchäfte beſorgen mußte, und nur dadurch erhielt ſich der Jude in ſeiner Gunſt, daß er ſich in alle Launen des Paſcha fügte. (Burckhardt, travels in Nubia, pag. XXXV; — Forbin, voyage dans le Levant, pag. 71.) Anm. d. Überſ.

Als Sir Sidney Smith *) während der Belagerung der Franzoſen nach Akhkha kam, erklärte er, er wolle nur dann landen, wenn Dſchezzar zum Ufer käme, um ihn zu empfangen. Dieſes iſt eine Auszeichnung, welche von einem türkiſchen Großen gegen einen Chriſten unerhört iſt; allein da ein Türke ſich endlich zu einer Erniedrigung bequemt, welche er aus Mangel an Unterwerfung nicht ſelbſt fordern kann, ſo that es Dſchezzar. Als er mit Sir Sidney zum Eingange ſeines Serai kam, ſo gab der Paſcha vor, ermüdet und unwohl zu ſeyn, und bath Sir Sidney, ihm den Arm zu geben, um die Treppe hinan zu ſteigen, welches dieſer, der den Kunſtgriff nicht bemerkte, natürlich zugeſtand; dieſes war eine Liſt von Dſchezzar, um ſeinem Gefolge und Soldaten zu zeigen, daß er von dem engliſchen Admiral unterſtützet wurde, — denn eine ſolche Unterſtützung erhält ein Türke nur von einem Untergebenen oder Diener.

Bald nach den Streitigkeiten zwiſchen Sir Sidney Smith und Dſchezzar wegen Beſchir, Emir's der Druſen am Berge Libanon **) (welchen vermöge Kapitulation unter Sir Smith's Gewährleiſtung Dſchezzar aufhörte zu mißhandeln), ſandte erſterer einen Seeoffizier mit Geſchenken an den Paſcha. Dſchezzar empfing ihn mit Kälte, ſagte Sir Smith meine es nicht aufrichtig mit ihm, obſchon er ihm Geſchenke ſende, und brach zuletzt in heftige perſönliche Schmähungen gegen Sir Sidney ***) aus. Da ſprang der Offizier auf, zog ſeinen Säbel, und ſchwur, daß er nimmer ungeſtraft ſeinen Admiral in ſeiner Gegenwart ſchmähen hören wolle. Des Paſcha Leute ergriffen ihn ſogleich, und waren im Begriff, ihn zu tödten, aber

---

*) Sir Sidney Smith kommandirte bekanntlich die engliſche Flotte an der ſyriſchen Küſte, welche gegen Bonaparte, der damahls in Syrien eingefallen war, operirte. Anm. d. Überſ.

**) Sir Sidney Smith ſchrieb während der Belagerung von Akhkha an dieſen Emir, um den Franzoſen, die ihn für ſich gewinnen wollten, zuvor zu kommen, und vermochte ihn, ſeine Stämme der Pforte treu zu erhalten, indem er ihm mit Dſchezzar's Beyſtimmung zuſicherte, daß nach glücklicher Aufhebung der Belagerung die Produkte ſeiner Gebirge keinem Zoll mehr unterliegen ſollten. Kaum waren aber die Franzoſen abgezogen, als der gewiſſenloſe Paſcha ſeine Unterdrückungen gegen die Gebirgsbewohner erneuerte. Sir Sidney unterfing ſich, den Paſcha zur Beobachtung ſeines Verſprechens anzuhalten, und dieſes war die Urſache der Kälte, welche nachher zwiſchen ihm und Dſchezzar ſtatt fand. Anm. d. Überſ.

***) Als Herr Palmer, Profeſſor der arabiſchen Sprache an der Univerſität von Cambridge, einige Zeit nach Dſchezzar's Tode Akhkha beſuchte, erzählte ihm des Paſcha ehemaliger Sekretär, daß ſein Gebiether lange mit dem Gedanken umgegangen ſey, Sir Sidney zu ermorden, wenn es anders in ſeiner Macht geweſen wäre. (Clarke, P. II. Sect. 1. pag. 375.) Anm. d. Überſ.

Dſchezzar befahl, ihn frey zu laſſen, indem er zugleich ausrief: »O ihr Schurken! welcher von euch hätte das für mich gethan?« —

Die Pforte ſandte einen Tſchauſchen, um Dſchezzar die ſeidene Schnur zu überbringen; dieſer war aber von ſeinen Beſchützern im Diwan bereits hievon unterrichtet. Als der Bothe ankam, ließ ihn Dſchezzar gegenüber ſitzen, und ſagte ihm, er könne ihm keine tauglichere Erfriſchung reichen als einen Schluck heiligen Zemzem-Waſſers *), welches er erſt kürzlich von Mekhkheh mitgebracht, als er Emir-Hadſchi (Anführer der Pilgrime) war. Der Tſchauſche, in der Vorausſetzung, der Zweck ſeiner Sendung ſey noch unbekannt, dachte nicht, daß Dſchezzar einen Anſchlag gegen ihn haben könne, und trank daher ohne Argwohn das Waſſer aus; — dieſes war vergiftet, und er ſtarb in wenigen Stunden.

* * *

Es wird meinen Leſern vielleicht nicht unangenehm ſeyn, wenn ich ihnen zum Schluſſe eine kleine Skizze von Dſchezzar's Charakter und Perſon aus den Berichten der beyden Reiſenden Olivier und Clarke mittheile, wodurch die gleich Anfangs bemerkte Ähnlichkeit zwiſchen ihm und Ali-Paſcha von Janina **) nur noch auffallender wird.

Dſchezzar war von hohem Wuchſe, ſtarken Muskeln, und einer regelmäßigen, ja ſelbſt ſchönen Geſtalt; er hatte eine weiße friſche Farbe, aber ſein wilder funkelnder Blick gab ihm ein grauſes Anſehen.

Er war tapfer bis zur Tollkühnheit, unermüdet, und ſtets nüchtern; aber auch jähzornig, rachſüchtig, aufbrauſend und nicht ſelten hinterliſtig.

Er war in allen Leibesübungen ſehr geübt und hatte ſtets eine Vorliebe für das, was ihm als Mameluke zur Gewohnheit wurde; er bediente ſich des Säbels und der Muskete gleich geſchickt, und wußte mit derſelben Gewandtheit und Behendigkeit den Dromedar zu lenken, und den feurigen Hengſt zu bändigen. Er that ſich auch viel auf ſeine wahrhaft herkuliſche Stärke zu gute, und liebte ſehr, vorzüglich in Gegenwart von Fremden, ſie zu zeigen, ſelbſt als er ſchon weit in den Jahren vorgerückt war; anſcheinend unaufmerkſam ſpähte ſein blitzendes Auge die leiſeſte Bewegung aus, und mitten im Geſpräche ſprang er oft plötzlich auf, um ſeine Wachſamkeit und Kraft zu beweiſen.

Schnell entſchieden in den gefährlichſten und verwickeltſten Lagen, verdankte er faſt immer den glücklichen Erfolg ſeinem Muthe, ſeiner Kühnheit und vorzüglich der Schnelle, mit der er ſeine Angriffe und Vertheidigungen vollführte.

Mit derſelben erſtaunungswürdigen Kraft des Geiſtes umfaßte er die weitausſehendſten Entwürfe, und drang bis in die unbedeutendſten Einzelnheiten ein. Er ſprach gern, und bey etwas längeren Unterredungen ſprang er wechſelweiſe von den anziehendſten Gegenſtänden auf die unwichtigſten Kleinigkeiten, von den ernſteſten Angelegenheiten zu den feinſten Anſpielungen des Scherzes; aber Alles, was er ſagte, verband er mit einer ſolchen Genauigkeit, Klarheit und Zierlichkeit des Ausdruckes, daß man ſah, in ſeinem Kopfe ſey Alles auf eine bewunderungswürdige Weiſe geordnet. Auch pflegte er häufig Parabeln, Sprüchwörter, allgemeine Wahrheiten und ſelbſt längere Apologen in orientaliſchem Style ſeinen Geſprächen zu verweben, und gab nicht ſelten durch Bilder und Gleichniſſe zu verſtehen, was er nicht geradezu ſagen wollte.

---

*) Zemzem iſt der Nahme eines heiligen Brunnens bey Mekhkheh, von welchem die Moslims vorgeben, daß Gott ihn habe zu Gunſten Hagar's entſtehen laſſen, welche mit ihrem Sohne Ismail von Abraham in die Wüſte vertrieben, in Gefahr war, vor Durſt zu verſchmachten. (Herbelot Bibl. orient. Art. Zemzem.) Anm. d. Über.

**) Intereſſante Nachrichten findet man über dieſen Dſchezzar Albaniens in den Reiſeberichten von Hobhouſe, Hughes und Pouqueville.

Man ſah ihn faſt zu gleicher Zeit die Verwaltung ſeiner Provinzen betreffende Befehle ertheilen, die Arbeiten an den Feſtungswerken oder öffentlichen Gebäuden leiten, der Erbauung eines Schiffes nachſehen, Plane zu einem Feldzuge entwerfen, ſeine Blumen pflegen, den Anzug ſeiner Frauen anordnen, und eine Zeichnung zu einer Stickerey verfertigen. In ſeiner Kleidung und Lebensweiſe war er ſehr einfach, er trug ſich wie ein gemeiner Araber, ſeine Zimmer entbehrten alles Schmuckes, und er pflegte zu ſagen: »wenn ich nur Brot und Waſſer in der andern Welt wieder finde, ſo habe ich keine Urſache mich zu beklagen, denn ich war all mein Lebetag daran gewöhnt; jene aber, die dieſes Leben in Saus und Braus durchgebracht, werden, fürchte ich, in dem nächſten ihre Hoffnungen nicht ganz erfüllet finden.«

Als durch das gleich anfangs erzählte Ereigniß ſeine Eiferſucht einmahl aufgeregt war, ſo traf er die ſtrengſten Maßregeln zur Bewachung ſeiner Frauen, und zur Bewahrung der Unverletzlichkeit ſeines Harems. Dieſer geheimnißvolle Ort war nur für ihn zugänglich. Regelmäßig jeden Abend begab er ſich dahin, nachdem er zuvor drey ungeheure Thore mit eigenen Händen verſchloſſen und verriegelt hatte. An eines dieſer Thore zu pochen, nachdem er ſich zurückgezogen hatte, oder ſelbſt nur in das Serai (in deſſen Innerem ſich der Harem befindet) zu gehen, war ein Verbrechen, das mit dem Tode wäre beſtrafet worden. Ja ſogar das Amt des Muedzdzin's (Ausrufer des fünfmahligen Gebethes), der von dem Minareh der benachbarten Moſchee die Gläubigen zum Gebethe rief, war einem Blinden übertragen, damit er nicht von ſeinem hohen Standorte aus die Weiber des Harems beobachten konnte. Niemand kannte genau die Anzahl derſelben, ſondern man konnte nur beyläufig darauf ſchließen, aus der Anzahl von Gedecken, welche täglich in einer Art von Winde aufgezogen wurden, die ſo eingerichtet war, daß die Gerichte zu dem Inneren gelangten, ohne daß man die Perſon unterſcheiden konnte, welche ſie in Empfang nahm *). Er empfing von Zeit zu Zeit Sklavinnen zum Geſchenke, waren ſie aber einmahl in den Harem abgeliefert, ſo wußte Niemand mehr außer ihm, ob ſie noch am Leben oder todt wären. Sie gingen hinein, um nie wieder heraus zu kommen; und ſo, lebendig eingemauert,

---

*) Volney gibt an, daß ſich im Jahr 1784 achtzehn weiße Sklavinnen in ſeinem Harem befanden, welche mit außerordentlichem Aufwande unterhalten wurden, welches Clarke jedoch mit Recht bezweifelt, da jede Art von Ausſchweifung, außer in der Grauſamkeit, mit Dſchezzar's Character unvereinbar war. (Volney, voyage en Egypte et en Syrie. Vol. II. pag. 147.)

waren ſie von jedem Verkehr mit der Welt abgeſchnitten, außer was er ſelbſt für gut fand ihnen mitzutheilen. Wurde eine von ihnen krank, ſo führte er den Arzt zu einem Loche in der Mauer, welche den Harem umgab, und die Kranke mußte den Arm hindurch ſtecken; der Paſcha ſelbſt aber hielt die Hand des Arztes, während dieſer ihr den Puls fühlte. Starb eine von ihnen, ſo wurde es eben ſo geheim gehalten, als wenn er eine mit eigenen Händen umgebracht.

Doch, wie ein Ungewitter nicht immer verheert, ſondern manches Mahl auch wohlthätig wirkt, ſo hatte ſelbſt dieſer Wüthrich nicht alle menſchlichen Gefühle verlernet, oder gab ſich wenigſtens den Anſchein, dafür empfänglich zu ſeyn. Denn er war öfters gegen die Bewohner Akhkha's herablaſſend, und würdigte ſie eines vertraulichen Umganges. Mitleidig und erbarmend, wenigſtens zum Scheine, reichte er Armen mit eigener Hand die Mittel, welche er gegen ihre Übel für tauglich hielt. Er ließ den Unglücklichen an ſeine Seite ſitzen, welcher ſich ihm mit Vertrauen näherte; er tröſtete ihn durch ſeine Reden, und nährte ihn mit eigner Hand. Er hatte in ſeinem Pallaſte immer ungeheure Keſſel mit Reiß für Nothleidende und Altersſchwache; und ließ regelmäßig jede Woche Geld unter ſie vertheilen. Daher mochte es wohl auch kommen, daß man in mehreren Gegenden Paläſtinas trotz ſeiner Grauſamkeit eine ſolche Verehrung für ihn hegte, daß manche unter den Arabern ihr Leben für ihn gegeben hätten; er ſelbſt pflegte zu ſagen: »Niemand kennt den Araber beſſer wie ich, ich bin nicht nur gefürchtet, ich bin auch geliebt.«

Mit ſeinen Jahren nahm aber auch ſeine Liebe zum Golde zu; und ſcharfſinnig in Aufſpürung jener, welche ſolches beſaßen, bediente ſich nicht leicht Jemand ungerechterer Erpreſſungen, es ſich zu verſchaffen, als er. So wie alle Mächtigen liebte er die Schmeicheley, und ſo wie alle jene, denen es an Erziehung und Zartgefühl mangelt, konnte er niedrige Vergötterung von verdientem Lobe nicht unterſcheiden. Wie man ihm auch immer Weihrauch ſtreute, er wurde ſtets auf eine angenehme Weiſe dadurch bewegt. Dieſe Schwachheit war ſo bekannt und eingewurzelt, daß Alle, die etwas bey ihm durchſetzen wollten, ihn von dieſer Seite angriffen.

Dſchezzar, dem nichts heilig war unter der Sonne, der keine anderen Geſetze kannte als ſeine Launen, keine anderen Führer als ſeine Leidenſchaften, keinen anderen Zügel als die Unmöglichkeit, Dſchezzar war nichts deſto weniger allen religiöſen Vorurtheilen und pöbelhaftem Aberglauben unterworfen. Er beſchwor die Todten, ſtellte Verzauberungen an, und zog die Geſtirne zu Rathe. Mönche und Derwiſche, Prieſter und Imams, Aſtrologen und Schwarzkünſtler, Ärzte und Quackſalber verſammelte er auf eine auffallende Weiſe um ſich, und fragte ſie wechſelweiſe bey den einfachſten Unternehmungen wie bey den verwickeltſten Ereigniſſen um Rath. Allein es iſt wahrſcheinlich, daß dieſer durchtriebene Schalk hierdurch nur die verworfene, unwiſſende und abergläubiſche Menge hintergehen wollte; er ſelbſt verbreitete das Gerücht, daß er ein Zauberer wäre, und daß er mit Hülfe von guten und böſen Geiſtern, mit denen er in Verbindung ſtünde, Alles entdecken, was gegen ihn geſchmiedet würde, ſeine Feinde vernichten, und leichtlich zum Ziel aller ſeiner Unternehmungen gelangen könne. Und nicht nur in ganz Syrien und in den Gebirgen des Libanon hielt man den Dſchezzar für einen Zauberer, ſondern ſelbſt in Dimaſchk, Haleb und Baghdad gab es wenige hinlänglich Unterrichtete, die ſich daran zu zweifeln getrauten.

Seine letzten Augenblicke waren ein treues Abbild ſeines ganzen früheren Lebens. Der Mann, den er zu ſeinem Nachfolger beſtimmte, war unter der Zahl ſeiner Gefangenen. Er ließ ihn zu ſich hohlen, und machte ihn mit ſeinen Abſichten bekannt, indem er hinzufügte, daß er ſich nimmer einer ruhigen Herrſchaft erfreuen würde, ſo lange gewiſſe Fürſten des Landes noch am Leben blieben. Dieſe befanden ſich als Geißeln in Dſchezzar's Gewalt. »Ihr werdet nicht gern Eure Regierung mit ihrer Ermordung beginnen,« ſagte er zu ihm: »ich will dieſes Geſchäft für euch verrichten;« zugleich befahl er, daß man ſie ihm vorführe, und ließ ſie alle in ſeiner Gegenwart ermorden. Bald darauf — ſtarb er.

* * *

Der Häringsfang.

(Schluß von Nr. 47.)

Der Häring iſt ein Raubthier, und lebt von kleinen Krabben, Fiſchrogen Würmern, beſonders von einer gewiſſen Art der letzteren, welche die Holländer Rödvat nennen. Oft findet man den Bauch voll dieſer rothen Fadenwürmer. Da ihre Fäulniß den Häring, ehe er vom Salz ganz durchdrungen iſt, anſteckt, ſo müſſen, nach Befehl, die rothbäuchigen Häringe durch einige Tage im Garne gelaſſen werden, damit ſie ſich in dieſer Zeit reinigen. Auch dieſe Vorſicht wird nur von den Holländern angewendet. — Man hängt bey Nacht auf den Schiffen Leuchten auf. Durch dieſe werden die Häringe herbeygelockt; auch wird durch dieſelben verhindert, daß die Schiffe an einander rennen.

Die Häringe ſtehen, wenn ſie aus dem Waſſer kommen, überaus ſchnell ab. Da ſie uneingeſalzen früher, als irgend ein anderer Fiſch, verderben, ſo werden ſie ſogleich, wenn ſie an Bord gebracht worden ſind, abgekehlt, d. h. es werden ihnen Riemen und Eingeweide, Rogen und Milch ausgenommen und weggeſchnitten. Man wäſcht ſie nun in friſchem Waſſer, und legt ſie dann in eine Salzlake, die aus Salz und friſchem Waſſer beſteht, und die ſo ſtark ſeyn muß, daß ein Ey darin ſchwimmen kann. Nach 12 — 15 Stunden nimmt man ſie heraus, läßt ſie abträufeln, legt ſie in Tonnen, und ſtreuet zwiſchen ſie nur ſo viel Salz, als genug iſt, ſie auf Wochen gegen Verderben zu ſchützen. Die erſten Auslaufer eilen um ſo mehr, ſchnell mit dem Einſalzen fertig werden und zurückſegeln zu können, da das Häringsſchiff, welches zuerſt in den Hafen kommt, mit einer bunten Flagge beſchenkt wird. Es wird das Einlaufen jedes Häringsſchiffes in Holland durch Glockengeläute verkündet. Dieſes Zeichen ruft die Einkäufer, Seefiſchbothen, Einpöckler ꝛc. herbey. Man öffnet die Tonnen, legt die Häringe in friſche Lake, ſortirt ſie noch einmahl nach ihrer Güte, und packt ſie dann ſchichtweiſe, indem man ſie mit neuem

Salze verſieht. Man nimmt zu einer Tonne fünf Pfund ſpaniſchen Seeſalzes. Durch das neue Sortiren und das feſte Zuſammendrücken beym neuen Packen werden aus 14 Seetonnen nur 12, die man eine Laſt nennt. Es wird dieſe Art, die Häringe einzupökeln, das weiße Einſalzen genannt. Von dem Augenblick an, da die Fiſcher in den Hafen eingelaufen ſind, dürfen ſie mit den Häringen nur unter Aufſicht der Handelsvorſteher verfahren. Die Kaufleute werden dadurch geſichert, daß die Häringe mit der nöthigen Quantität Salzes verſehen werden, und daß das Einpacken recht geſchehe. Genau wird auch darauf geſehen, daß zu den Tonnen Eichenholz *) genommen, und die Dauben dicht an einander gefügt werden, damit von der Lake nichts ausrinnen könne. Ein den Tonnen eingebranntes Zeichen beſtimmt den Werth der darin enthaltenen Häringe, und dient als Garantie für die Güte der Waare.

Das rothe Einſalzen geſchieht auf folgende Weiſe: Man bringt die wenigſtens 24 Stunden in einer, ein Ey tragenden Salzlake gelegenen Häringe in Häuschen, die Darröfen genannt werden, legt ſie hier in weit geflochtene Körbe zum Abträufeln, läßt ſie dann durch Weiber an hölzerne Spieße, welche durch die Wangen und den Rachen geſteckt werden, ſo anreihen, daß ſie ſich nicht berühren, übergibt dieſe Spieße darauf einem Manne zum Aufhängen, läßt die Häringe hängend noch einmahl durch 24 Stunden abträufeln, entzündet nun feuchtes, mehr Rauch als Flamme gebendes Reisholz unter ihnen, und unterhält mit ſolchem Feuer die Häringe durch 14 Tage in gleicher Wärme und gleichem Rauche. Das Räuchern wird zwey Männern übergeben, die von 6 zu 6 Stunden durch Tag und Nacht in dem Geſchäfte abwechſeln. Es wird dieſes bey der Nacht ein prächtiges, für die Dauer von Stunden aber zu blendendes Schauſpiel. Die aufgehangenen Häringe leuchten, und die von ihnen ins Feuer fallenden Tropfen bilden einen Feuerregen. In einem Ofen werden gewöhnlich 12,000 auf einmahl geräuchert. Bey dem Auslöſchen des vierzehntägigen Feuers werden die gedörrten nicht ſogleich abgenommen. Man läßt ſie durch einige Tage hängend abkühlen. Abgekühlt werden ſie Bücklinge genannt. Man ſchießt jetzt die ſchlechten aus, und packt die beſſern ein. Die länger in Salz geweſenen und darum ſich länger haltenden werden in Tonnen gepackt, und nun Tonnenbücklinge genannt; die weniger Salz eingezogen, kommen in Stroh, und heißen Strohbücklinge. Auch die holländiſchen Bücklinge unterſcheiden ſich vortheilhaft vor andern. In andern Ländern nimmt man die ſchlechteſten Häringe dazu; in Holland aber die beſſern. Sehr fette ſchneiden die Holländer am Rücken auf, und hängen ſie ausgeſpannt in den Dörrofen. Man nennt dieſelben Speckbücklinge; in Niederſachſen führen ſie den Nahmen Flickhäringe. Sauerhäringe, die man in Schweden und Norwegen hat, werden in Holland gar nicht gemacht. Es ſind nähmlich eingeſalzene und in einer ſchwachen Lacke gegohrne Häringe. Man läßt ſie bald in mit Zuglöchern verſehenen, bald in offenen Tonnen gähren. Vorzüglich gut ſind die

---

*) In Norwegen bedient man ſich der fichtenen Tonnen. Die Häringe bekommen darin einen harzigen, faſt allen Europäern widrigen Geſchmack. Nur die Polen lieben dieſen Geſchmack ſo ſehr, daß ſich der Abſatz von norwegiſchen Häringen zu ihnen verminderte, als die däniſche Regierung eichene Tonnen einführen wollte.

holländiſchen Matroſenhäringe. Da jedem holländiſchen Matroſen erlaubt iſt, für ſich täglich 12 Stück einzuſalzen, ſo ſucht er ſich, an der Quelle ſtehend, die beſten aus, und verkauft ſie dann auch deſto theurer. Die Grönländer und andere arme Küſtenbewohner des Nordens legen die Häringe auf Felſen, und laſſen ſie an der Luft trocken werden. Sie heben ſie dann in ledernen Beuteln auf, und verzehren ſie im Winter als ihr tägliches Brot.

Bewahrte man auch ſchon lange vor 1416 Häringe auf, ſo geſchah es doch nicht ſo vortheilhaft, als nachdem Wilhelm Beuckels aus Biervliet in Flandern in dieſem Jahre auch die beſſere, in Holland beybehaltene Methode einführte. Sein Verdienſt zu ehren, nannte man das Einſalzen pöckeln, einpöckeln, und roth geſalzene Häringe Bücklinge. Im Jahre 1536 kam Kaiſer Karl V. mit ſeiner Schweſter Maria, Königinn von Ungarn, nach Biervliet. Beyde beſuchten Beuckels Grab, und verzehrten, ſein Andenken zu feyern, auf ſeinem Grabmahle einen Häring.

Der geſalzene Häring iſt nur gut, wenn er weder zu friſch, noch zu alt iſt. Zu friſch iſt er ſchwer verdaulich, zu alt voll Schärfe. Je dunkler roth ſein Fleiſch iſt, deſto älter iſt er.

Auch der Thran der Häringe iſt von bedeutendem Werthe. Man hat ihn erſt in neuern Zeiten ſchätzen, und an die Stelle des ſtinkenden, qualmenden Fiſchthrans ſehen gelernt. Iſt er rein, ſo verdient er dem Rüböhl, ja ſelbſt dem gemeinen Baumöhl vorgezogen zu werden. Er brennt überaus hell, und ſeinem Thrangeruch kann in der Lampe leicht abgeholfen werden, wenn man den Docht durch Wachs zieht, das mit einem gut riechenden ätheriſchen Öhl gemiſcht worden. Anfangs brannte man nur aus dem Abgang, der Kehle und den Eingeweiden Thran; jetzt nimmt man ganze Häringe dazu. Da man bemerkte, daß das nach dem Thranbrennen noch übrig bleibende, wenn es in die See geworfen wird, die Häringszüge verſcheuche; ſo wurde befohlen, entweder die Thranbrennereyen von den Küſten und Scheeren zu entfernen, oder die übrig bleibende Maſſe zu vergraben. Durch das Letzte entdeckte man, daß dieſer Reſt als der herrlichſte Dünger zu benutzen ſey. Um Thran zu machen, kocht man die Häringe 5 — 6 Stunden in Keſſeln, die 9 — 10 Tonnen faſſen, rührt ſie dabey beſtändig um, nimmt den Thran, der durch zugegoſſenes Waſſer geſchieden und an die Oberfläche gehoben wird, mit Schaumkellen ab, ſeiht ihn einige Mahl durch Tücher, und füllt ihn dann in Tonnen. Im Jahre 1806 wurden in Schweden 27,000 Tonnen Häringsthran gewonnen. Die Fiſcher in der Nordſee machen größtentheils nur aus den Abfällen Thran. Sie können ihre Fänge beſſer benutzen, indem, obſchon die Zahl ihrer Collegen jährlich größer wird, die Frage nach Häringen aus der Nordſee doch immer mehr ſteigt. Es kommt dieſes theils daher, weil auch das Volk immer delikater wird, und ſchwediſche Häringe nicht mehr verzehren will; theils daher, weil die Häringe jetzt auf mancherley Weiſe zubereitet, eine häufigere Speiſe werden, und bey vielen dieſer Gerichte nur die beſten Theile benutzt, und darum zu ihnen viele Häringe verbraucht werden. Eine vor Kurzem verſtorbene Dame war eine ſo leidenſchaftliche Freundinn vom Backenfleiſche der Häringe, daß ſie über eine Million Thaler dafür verſchwendete, und ihre Güter darum höchſt verſchuldet hinterließ.

Auch die Häringslake, das in den geleerten Tonnen gefundene Salzwaſſer, wird geliebt. Gefangenen Ruſſen konnte man mit Champagner keine ſolche Freude machen, als es mit Häringslake geſchehen konnte.

W. Bahrtkol.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Auf dem k. k. Hoftheater nächſt der Burg wurde am 9ten d. M. dargeſtellt: Die Jungfrau von Orleans, worin Mlle. Müller die Johanna d'Arc gab. Dieſe Leiſtung gehört unter die ſchwerſten Aufgaben der geſchätzten jungen Gaſtſpielerinn; um ſo mehr muß die Gewandtheit der Schauſpielerinn gelobt werden, die durch Feuer der Darſtellung und angemeſſene Verwendung ihrer Kräfte dieſelbe zu löſen wußte; ſo, daß der Wohlklang des Organs weder geſtört, noch das Maß gefälliger Bewegungen überſchritten, vielmehr die Theilnahme der Zuſchauer in immer wachſendem Grad erhalten wurde. Wenn auch an tieferer Gemüthlichkeit, Freyheit des inneren Lebens, und der mit dem Geiſte der Diktion verbundenen Harmonie der Rede Einiges verloren ging, ſo feyerten doch bewundernswürdiger Fleiß und ſeltene künſtleriſche Beſonnenheit bey ſo viel jugendlicher Zartheit einen ſchönen Sieg, und es würde ungerecht ſeyn, das Gelingen mehrerer Scenen und die ihnen gebührende vorzügliche Auszeichnung am Ende des dritten Aktes, wie am Schluſſe der Vorſtellung nicht beſonders zu erwähnen.

Den 6ten d. M. trat auf dem Theater an der Wien Herr Weſpermann in dem Schauſpiel: Guſtav Waſa, als König Chriſtiern auf, und zeigte ſich in einem mit den frühern Darſtellungen zum Vortheil ſeines vielſeitigen Kunſtvermögens völlig kontraſtirenden Charakter. Im Allgemeinen vermißte man den kräftigen Umriß und den mit den krampfhaften Zuckungen der Gewiſſensangſt ringenden Argwohn, der in immerwährenden Aufwallungen hervorbrechend, das raſtloſe Gemüth des Tyrannen erſchüttert; an ihre Stelle trat ſcheues Mißtrauen und die prüfende Umſicht eines ſchleichenden Böſewichts, wie ein ſolcher der tyranniſchen Willkür gegenüber ſtehen würde. Aber Sicherheit der Haltung und veredelter Anſtrich der grellen dramatiſchen Zeichnung, die den gewöhnlichen Schauſpieler leicht zu Verzerrungen und auf leeren theatraliſchen Mechanismen beruhender Übertreibung verleitet, erwarben hier der einfachen Behandlung des undankbaren Stoffes eine gefällige Aufnahme. In der Schlußſcene erhob ſich plötzlich der Künſtler, der das Aufgeboth ſeiner Kräfte bis jetzt verſpart zu haben ſchien, und überraſchte uns durch ein beyfallwürdiges, der geſpannteſten Aufmerkſamkeit genügendes Kunſtgemählde, das dem Gelingen einer ganzen Darſtellung gleichgeachtet werden kann, und manche leichtlich überwiegt.

(Dieſer Nr. liegt die nov. Beylage VII. bey.)

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625), wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 11 fl. W.W. halbj.— Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Beylage zur allgemeinen Novelliſtik.

VII.

(Zu Nr. 48 des Converſationblattes 1821.)

Dringende Aufforderung an Kunſtfreunde.

Welcher Freund der Tonkunſt denkt nicht mit Entzücken an Gluck? wer kann ungerührt bleiben bey den Klagen ſeiner Iphigenie? Für Paris ſchrieb er dieſe Oper, ſie machte ungeheuren Eindruck; ſchon die Ouverture mußte bey der erſten Aufführung zwey Mahl hinter einander wiederholt werden; mit dieſer Aufführung beginnt eine Revolution in der Muſik, welche Umwälzung die alte ſteife nichtsſagende Form verdrängte, um der rein deklamatoriſchen Platz zu machen, welche mit Erfolg zum Herzen redet, indem ſie die Empfindungen deſſelben bezeichnet. Der Mann, der dieſes leiſtete, den alle Nationen anſtaunen und verehren, jetzt und für immerdar, war ein Deutſcher, in der Oberpfalz an der böhmiſchen Gränze geboren, erhielt den Grund ſeiner muſikaliſchen Bildung in unſerer Hauptſtadt Prag, und ſtarb in unſerer Reſidenzſtadt Wien 1787. Wer zeiget uns ſeine Ruheſtätte, daß wir wehmüthigen Gefühles hinwallen an die Stelle, welche die Hülle eines ſo großen Geiſtes barg? — Niemand weiß uns dieſes für die ganze Kunſtwelt ſo intereſſante Plätzchen anzuweiſen!

»Ein herrliches, entzückendes und erheiterndes, kunſtreich gewebtes Quartett ward geſpielt.« Es war gewiß von Haydn? »Ja, richtig Freund, Sie haben es errathen. — Abends werden wir eine göttliche Symphonie von ihm vernehmen, morgen ſollen unſere Seelen auf den Seraphs-Flügeln einer ſeiner Meſſen aufwärts ſteigen, um in höheren Regionen voll Andacht zu glühen, dann bewundern wir ſeinen Schöpfungsgeiſt in ſeiner Schöpfung und genießen die Freuden aller Jahreszeiten zuſammengedrängt in ſeinen Jahreszeiten. — Und dieſer Mann, der in jedem Styl des muſikaliſchen Satzes originell, anmuthig, korrekt und höchſt fruchtbar war, iſt auch ein Deutſcher; in Oeſterreich iſt er geboren, er machte ſeine ganze muſikaliſche Schule in Wien, und ſtarb in Wien 1809. — »Wer zeigt uns ſeine Ruheſtätte, daß wir eine Thräne des Dankes darauf fallen laſſen, für alle die edlen, reinen und veredelnden Genüſſe, welche uns dieſer eine Landsmann ſchon ſo oft verſchaffte?« Wanderer! wenn du dieß begehreſt, geh in's nahe Land der Magyaren, da ſetzte ihm ein edler Fürſt ein Ehrendenkmahl, die deutſchen Brüder kamen noch nicht dazu!

Auch du Mozart, Sonne unter den hell leuchtenden Geſtirnen, ewiges Licht für alle, die auf deinen Bahnen ſtreben auch zu leuchten, zu erhellen, zu erfreuen! auch du biſt ein Deutſcher, in Salzburgs Thälern geboren, in Wiens Mauern groß geworden, haſt unter uns gewirket für die Ewigkeit und haſt uns auch hier im Jahre 1792 deinen Staub gelaſſen. Wo ruhet dieſer? wo? wo? — Keine Antwort auf dieſe Frage! Das muſikaliſche Wien weiß es heute nicht mehr ausfindig zu machen, wo des einzigen Mozart, der in allen Gattungen der Compoſition unübertrefflich bleibt, deſſen Werke ſein höchſter Ruhm waren, ſind und bleiben; wo dieſes Landsmannes Reſte ruhen, weiß niemand mehr!! —

Dieſe Bemerkungen fallen wohl jedem Deutſchen ſchwer auf das Herz, zumahl uns Bewohnern des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates. Den Kunſthändlern Steiner und Comp. in Wien erging es ebenfalls ſo. Das ſind aber Kunſtleute, denen die Kunſt nicht bloß in die Taſchen, ſondern auch noch tiefer hinein wirket; ſie verfielen alſo auf den Gedanken, den drey größten Componiſten aller Nationen und Zeiten, in Wien, als dem Mittelpunkt ihres Strebens, ein Denkmahl zu erwirken, damit wir nicht noch länger ſcharlachfarben werden müſſen, wenn uns ein Fremder, allenfalls ein reiſender Britte, der die Gräber ſeiner groſſen Männer neben jenen ſeiner Könige geſehen und unter dieſen jenes des deutſchen Händel, uns nach den Gräbern unſerer deutſchen Amphions fragt.

Die Herren Steiner und Comp. ließen ſich von dem Wuſte der ſicher zu erwartenden Hinderniſſe, Unannehmlichkeiten und Anſtrengungen nicht abſchrecken, und eröffneten eine Subſcription zu dieſem ſchönen Zwecke.

Kaiſer Franz der Erſte war auch hier der Erſte, und wies ſogleich tauſend Gulden für die Subſcription an, und viele wackere Wiener Muſikfreunde haben bereits mit kleineren und größeren Beyträgen unterzeichnet.

Wir fühlen recht lebhaft die Verpflichtung, laut in die deutſche Welt hinaus zu rufen: die Subſcription für Mozarts, Haydns und Glucks Denkmahl iſt ſchon eröffnet, kommt und thut das Eurige!

Beſonders thätig, und mit größerem Erfolge thätig, könnten hiebey wohl die vielen muſikaliſchen Vereine in allen Gegenden Deutſchlands ſeyn. Die philarmoniſche Geſellſchaft in Laybach war die erſte, welche der genannten Kunſthandlung bereits 302 fl. 12 kr. in Conv. Münze einſendete; möchten doch recht viele und recht bald dieſem ſchönen Beyſpiel folgen.

Die Sache wird zu Stande kommen, daran kann kein Deutſcher, kein Oeſterreicher zweifeln; allein wie ſchnell, in welchem Maßſtabe ausgeführt? iſt doch auch eine noch nicht beantwortete Frage.

Die thätige Wirkſamkeit der Laybacher philarmoniſchen Geſellſchaft hat uns angeregt, die Sache neuerdings zur Sprache zu bringen, und jeden Muſikfreund, alſo jeden Verehrer der drey Genannten zu bitten, in ſeinem Kreiſe, er ſey auch noch ſo enge, das Seinige zu thun, und die Ernte ſeines ehrenvollen Strebens baldmöglichſt den Herren Steiner und Comp. einzuſenden, die ihren Lohn in ihrer Mühe finden.

(Aus F. Buchholz's philoſophiſchen Unterſuchungen über das Mittelalter.) Es iſt nicht zufällig, daß die Wiege aller europäiſchen Literaturen in Italien geſucht werden muß. Der Grund liegt in den Verfaſſungen der italieniſchen Städte während dieſes Theils des Mittelalters. Dante Alighieri, Petrarca und Boccaccio waren ſämmtlich Florentiner, und daß ſie als Schriftſteller zu einem ſo großen Ruf gelangt ſind, verdanken ſie nur der Fülle von Ideen, d. h. der Ausbildung, welche den Bürgern ihres Geburtsortes eigen war. Dante Alighieri iſt unter den Dichtern Italiens der bewundernswürdigſte geblieben; und wie viel man von ſeinem ureigenen Geiſte auch auf die Rechnung ſeines Zeitalters ſetzen möge, das bey aller Thatkraft noch tief im Aberglauben ſteckte, ſo iſt doch die Erhabenheit ſeiner Gedanken eben ſo wenig zu verkennen, als die Gedrängtheit ſeiner Diction, und der ſchöne Tonfall ſeines Versmaßes: lauter Eigenſchaften, die ſich nur da erwerben laſſen, wo es nicht erlaubt iſt, der Gemächlichkeit nachzuhangen, und wo der Geiſt im Streite wechſelſeitiger Leidenſchaft an Schnellkraft gewinnt. Wie wenig kommen die provenzaliſchen Dichter gegen ihn in Betracht! Was für dieſe Spielerey und bloßer Zeitvertreib war, das war für ihn ernſte Angelegenheit des Lebens; und vielleicht hat es nie einen Dichter gegeben, deſſen ganzes Weſen ſo vollſtändig in ſeinen Werken abgedruckt iſt, wie Dante. Voll Erſtaunen über die göttliche Comödie, entſagte die Stadt Florenz dem Haſſe, den ſie dem Urheber derſelben während ſeiner Lebenszeit geweihet hatte: ein beſonderer Lehrer wurde von ihr angeſtellt, um Vorleſungen über Dante's Werke zu halten; und da Boccaccio, Italiens erſter Proſaiſt, mit ſolchen Vorleſungen den Anfang machte, ſo war der Grund zu einer neuen Literatur gelegt, und das Vorurtheil beſeitigt, daß die Natur ihre Fruchtbarkeit in den großen Dichtern Griechenlands und Roms erſchöpft habe.

— rh —

Condottieri. Der ausgezeichneteſte unter dieſen Parteygängern war ein Engländer, der Aucud, Agutus, oder eigentlich Hawkwood hieß. Er war anfangs ein Schneider, erhielt aber, als er ſich im Heere auszeichnete, von Eduard III. die Ehre des Ritterſchlages. In Italien ſuchte und fand

Hawkwood Spielraum für ſein kriegeriſches Talent. Dreyßig Jahre ſtand er abwechſelnd im Dienſte der Visconti, des Papſtes und der Florentiner, welche letzteren ihm nach ſeinem Tode die Ehre einer öffentlichen Begräbnißfeyer, und ein noch vorhandenes Denkmahl zuerkannten. — rh —

Seit dem November 1818 hat Hr. Touboulic, Chef de l'atelier de boussole des Hafens von Breſt, ein ſelbſt erfundenes Inſtrument verfertigen laſſen, das auf der See zur Genauigkeit die Beobachtungen bey Nacht, ſowohl im Lenkung des Schiffs als Betrachtung der Geſtirne und der Beſtimmung ihres Standpunktes, ſehr nützlich ſeyn muß. Dieſes iſt ein Kompaß (boussole à variation?) deſſen Roſe auf Talk (ein halb durchſichtiger Stein) gezeichnet iſt. — Eine kleine Laterne, welche hinter der Schachtel angebracht iſt, wirft ihr Licht durch in dieſer Schachtel und dem Futteral des Kompaß gebohrte Löcher, bis auf die Roſe, deren Eintheilungen dem Beobachter alle in einem ſanften Lichte ſichtbar werden, welches ihn nicht hindert, den Punkt, den er aufnimmt, zu beobachten. Der unſchätzbare Vortheil dieſes Inſtrumentes iſt, daß es in jedem Wetter und ſogar im Angeſicht des Feindes Beobachtungen zu machen erlaubt. Auch iſt es ſchnell in Gebrauch gekommen; in Breſt ſind deren ſchon dreyßig verfertigt, Toulon, Rochefort, Lorient laſſen ähnliche machen.

Zu eben der Zeit hat Hr. Touboulic auf der Fregatte Cleopatra ein Kompaßhäuschen (habitacle) nach einer neuen Erfindung bauen laſſen; das Licht deſſelben, welches auf der Batterie (der Stückwall, wo die Kanonen ſtehen) ſteht, fällt bis auf die auf Talk gezeichnete Roſe, ſo daß der Steuermann dieſe ſieht, ohne deſſen Wiederſchein auf die Segel, und ohne daß ſein Glanz ſein Auge angreife. Daraus entſteht der Vortheil, daß eine einzige Lampe die Batterie, oder bey kleinen Schiffen, die Kajüte des Kapitäns, und beyde Kompaſſe hinlänglich erleuchtet, auch der Wache bey den ihr aufgetragenen Bewegungen dient; daß Wind und Regen nicht auf dieſe Lampe wirken, daß das Kompaßhäuschen durch ſeine Größe die Schiffsmanöver nicht hindert, daß bey dem Bau- und bey dem Erleuchtungs-Material funfzig vom Hundert gewonnen wird, und daß es endlich eine gefälligere, feſtere Geſtalt hat. Ein Linien-Schiff, drey Fregatten und ſechs Corvetten oder Gabarren wenden bereits dieſes neue Syſtem an.

Herr Girard, ein Arzt in Lyon, glaubt ein Mittel gegen das Betrunkenſeyn erfunden zu haben; er erinnert ſeine Amtsbrüder an den Gebrauch des Alcali volatil fluor. (flüſſigen Salmiak) in Waſſer gemiſcht, als eines wirkſamen, krampfſtillenden Mittels. Er wendet es mit Vortheil gegen die Trunkenheit an, die er für eine Nervenkrankheit hält, und vertrieb mit ſieben bis acht Tropfen dieſen krankhaften Zuſtand. Ein Pariſer Arzt, dem die mediziniſche Societät in Paris die Unterſuchung dieſer Wirkung auftrug, findet ſie nicht darin, daß der Salmiak den Wein zerſetze, er meint, er habe nur Einfluß auf die Reizbarkeit der Schleimhaut des Magens, und wirke auf die zahlloſen Nerven, die ſich auf ihn verbreiten, und den Anſtoß, den ſie erhalten, auf das Gehirn übertragen. Hier dürften alſo die Betrunkenen ſich eines ſchnellen Nüchternwerdens getröſten; einer unſerer Landsleute ſchrieb dagegen vor nicht langer Zeit ein Werk, in welchem er bewies, daß die Liebe zum Trunk eine Krankheit ſey, deren Paroxismus, das Betrinken, man, wo ſie einmahl ſchon Statt fände, nicht widerſtreben dürfe. —

Die Frauensperſonen im Oriente finden vielen Geſchmack an Spiegeln; dieſes beweiſet, wie ſehr ſie ihre Geſichtsbildung lieben. Sie führen eine Art metallene, polirte Spiegel mit ſich, die ſie an der Hand tragen, ſelbſt diejenigen, auf deren Geſichtern die Häßlichkeit ihre Wuth ausgeübt hat. Dieſe Art Spiegel iſt jenen Völkern ſehr lange bekannt. In den älteſten Zeiten waren ſie ſchon bey den Aegyptern gebräuchlich, und von da ſind ſie unter die Juden gekommen, vergl. 2. Moſ. 38, 8, wo es heißt: Moſes habe das eherne Handfaß, welches zum Gebrauch der Stiftshütte beſtimmt wurde, aus den metallenen Spiegeln verfertiget, welche die jüdiſchen Frauenzimmer mit aus Aegypten gebracht. Moſes wollte verhüten, daß die jüdiſchen Weiber ihre Spiegel nicht mit ſich in die Stiftshütte führten, wie es Sitte der ägyptiſchen Frauensperſonen war, welche die Spiegel mit in den Gottesdienſt brachten. Luther hat den Sinn dieſer Stelle falſch interpretirt, nähmlich die Worte »gegen die Weiber;« der Sinn iſt vielmehr: die Spiegel, welche er den Frauen abforderte, wurden angewandt u. ſ. w. Eben ſo Hiob 37, 18, wo die Feſtigkeit der Wolken mit einem gegoſſenen Spiegel verglichen wird. Dieſes Bild kann nicht auf einen gläſernen Spiegel bezogen werden. Zu Hiobs Zeiten war das Glas noch unbekannt. Die Phönizier hatten es zwar ſchon erfunden, ſie hielten aber dieſe Erfindung ſehr geheim.

(Bemerkungen über die joniſchen Inſeln ꝛc. von G. W. Williams.) Wir wohnen hier in Likadia bey einem Griechen von hohem Range (dem Archonten). Die Speiſen wurden nach einander aufgetragen und beſtanden aus gekochtem Reiß mit Ziegenmilch und friſchem Käſe, einem Lammskopfe, Teig wie Eyerkuchen gebacken, Ziegengerippe mit Zwiebeln geſchmort, einem Teig, in welchen gehacktes Fleiſch eingeſchlagen war, Reiß in Spinat gewälzt, mageren Lammsrippen und anderen Theilen des Thieres, Leber, Lungen und Gurgel zuſammengelegt, gefärbten und hart gekochten Eyern.

Nach Tiſche kam ein Knabe mit einem porzellanenen Waſchbecken und Kanne, in dem ſich jeder Gaſt die Hände wuſch; wobey der Knabe niederkniete und Waſſer auf die Hände der ſich Waſchenden goß, das durch den durchlöcherten Deckel hindurchfloß. Die junge Dame ſtellte das Waſchbecken vor ſich und bediente ſich deſſelben Handtuches, das die Männer gebraucht hatten: dann wurden Kaffeh und Pfeifen gereicht, Fremde kamen, die ebenfalls rauchten und die Unterhaltung wurde ſo unterbrochen, daß ich Zeit gewann, mich im Zimmer umzuſehen. Es war ziemlich groß, wenigſtens 30 Fuß lang und 20 breit, und rundum mit einem Sopha umgeben, der mit geblümtem Seidenzeug überzogen, und ſehr reinlich und bequem war. Die Dielen, mit denen der Fußboden belegt war, waren behobelt, und zum Theil mit einer Matte belegt. Die Vorhänge waren von weißem Muſſelin, aber ſehr grob geſtopft. Ueber den Fenſtern waren kleine eyförmige Oeffnungen mit einer Glasſcheibe darin, und ähnliche den Fenſtern gegenüber und am Ende, die anſtoßenden Zimmer mit Licht zu verſehen. Von der Decke, welche mit Holz ausgelegt war, hing ein Kronleuchter herab, der aus einem dicken Bouquet von Blumen beſtand; auch die Wände waren getäfelt und mit verſchiedener Bildſchnitzerey, freylich nicht im reinſten Geſchmacke, verziert. In jeder Ecke des Zimmers hing ein Spiegel. Einige wenige elende Stühle für Fremde, und ein Tiſch, an dem etwa 8 — 10 Perſonen ſpeiſen konnten, machten die übrigen Möbel aus: von Gemählden oder Kupferſtichen war nichts zu ſehen. Die Kleidung der Dame beſtand aus einem grünen Obergewande, mit ſchmalen Goldtreſſen eingefaßt, einem gelben Turban mit einem baumwollenen, nicht ſehr reinlichen, Tuche darum, einem ſeidenen Gürtel um die Hüften und langen bis auf die Knöchel herabreichenden Beinkleidern. Der Archont trug eine hohe Pelzmütze und ein weites Gewand von purpurnem Kaſchimir, mit koſtbarem Pelz gefüttert, rothe Stiefeln und gelbe Pantoffeln, eine Auszeichnung, welche von den Türken ſelten geduldet wird. Am Abend ſpielten wir Karten: drey wohlbeleibte Damen erſchienen, die ſich auf den Sopha hinhockten, aber ſo ſehr vermummt waren, daß ich nicht begreife, wie ſie athmen konnten. Wenn ſie ſich bewegten, ſo rollten ſie gleichſam von einem Platze zum andern: ſie ſprachen nicht, auch unterredete ſich niemand mit ihnen. Während wir ſpielten, kam die ſämmtliche Dienerſchaft in das Zimmer; ſogar der Knabe, der vor uns hinkniete, die Herrſchaft ſpielen zu ſehen: ſelbſt unſer eigener Bediente kam und ſpielte eine elende Melodie auf der Flöte, zum großen Ergetzen der ganzen Geſellſchaft.

Redacteur, Drucker und Verleger wie bey dem ganzen Blatte.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

49.

(Wien, Mittwoch den 20. Juny.)

Ontologiſche Neuigkeiten.

Von A. Rittig v. Flammenſtern.

XXVII.

Von dem Grundſatze ausgehend: »daß man das Einſtrömen der erhitzten Luft nicht anders befördern kann, als wenn man der in den zu erwärmenden Gemächern enthaltenen kältern Luft gleichzeitig einen freyen Abzug geſtattet, und eben dadurch zur Aufnahme der erwärmten Luft den erforderlichen Raum erübriget,« hat der rühmlichſt bekannte Profeſſor der techniſchen Chemie am k. k. polytechniſchen Inſtitute in Wien, P. T. Meißner, in ſeiner gehaltreichen Schrift: Die Heitzung mit erwärmter Luft ꝛc., Wien, 1821, 8., bey Gerold, eine treffliche Anleitung bekannt gegeben, wie man auf die wohlfeilſte, bequemſte und zugleich die Feuersgefahr am meiſten entfernende Art größere Räume erwärmen kann, und die Angaben in 6 Kupfertafeln verſinnlicht. Die hierzu nöthige Vorrichtung beſteht im Allgemeinen darin, daß in einem der untern Gewölbe des Hauſes, frey von der umgebenden Mauer des Gewölbes, ein eiſerner Ofen dergeſtalt angebracht wird, damit die denſelben umgebende Luft nicht mit dem inneren Raume des Ofens in Verbindung kommen kann. Um jedoch die hier ſo nöthige beſtändige Kommunikation des innern noch freyen Gewölbraumes mit der äußern Luft herzuſtellen, ſind in der rechten und linken Seitenmauer des Gewölbes, am Fuße derſelben Öffnungen, in die freye Luft gelaſſen, ſo wie auch an der obern Gewölbdecke oder an einer Seite deſſelben ſich eine Öffnung befindet, durch welche die erhitzte Luft, durch die in den Mauern des Gebäudes angebrachten Kanäle, in die zum Erwärmen beſtimmten Zimmer ſtreicht. Wird nun in dieſen Ofen Feuer gemacht, ſo erhitzt ſich die, den Ofen umgebende, in dem Gewölbe eingeſchloſſene Luft, und ſucht ſich vermöge ihres geringeren ſpezifiſchen Gewichtes nach oben auszubreiten, während die kältere und ſchwerere äußere Luft durch die untern Öffnungen des Gewölbes nachſtrömt. Übrigens wird, da, wie geſagt, die innere Luft des Gewölbes in keiner Verbindung mit dem innern Raume des

Ofens ſteht, die zum Brennen nöthige Luft durch einen an der vordern Seite des gemauerten Raumes unter der Schüröffnung gelaſſenen, mit einem Schieber verſehenen Kanal, unter den Roſt des Ofens geleitet, welcher Kanal zugleich zum Aſchenfall dient. Die unten am Gewölbe angebrachten Öffnungen, durch welche die friſche Luft von Außen nachzieht, können durch Schieber vergrößert oder verkleinert werden, ſo wie auch in den Wänden der zu heitzenden Zimmer in dem Kanal, welcher die erwärmte Luft fortführt, Öffnungen gelaſſen ſind, welche mit Thürchen oder Schiebern verſehen ſeyn können, um nach Belieben erwärmte Luft in das Zimmer zu bringen. Was endlich den Rauch des Ofenfeuers betrifft, ſo wird derſelbe durch einen eigenen Rauchfang abgeführt. Da dieſe Heitzmethode bereits hier in der Zuckerraffinerie des Hrn. v. Cosmar angewendet iſt, ſo kann man ſich daſelbſt von dem weſentlichen Vortheil, den ſie gewährt, am beſten überzeugen.

Unter den Flachs-Spinnmaſchinen, welche der Erfindungsgeiſt in neueſter Zeit zu Tage förderte, dürfte die neu erfundene Spinnmaſchine zum vortheilhaften Spinnen des Flachſes, Hanfes und des Werges, welche wir dem Geſammtwirken der Herren J. Ph. Hebenſtreit, des geſchickten Mechanikers Leopold Aichinger und Pietro A.A. Filippi verdanken, um ſo mehr einer ausgezeichneten Erwähnung verdienen, da ſelbe ſowohl in Hinſicht der Originalität des Spinn-Mechanismus, als der Einfachheit der Manipulation beachtenswerthe Vorzüge in ſich vereiniget. Die obbenannten Herren haben nun dieſe Maſchine, von deren Modelle ſchon öfter in öffentlichen Blättern und Schriften die Rede war, wirklich im Großen ausgeführet, und zum Verkauf vorbereitet. Die beſagte Spinnmaſchine iſt 15 Schuh lang, und 4 bis 5 Schuh breit, und beſteht aus dreyßig für ſich und einzeln nach Willkür in Thätigkeit oder in Ruhe zu ſetzenden Spulen-Gängen. Mittelſt eines ſehr ſinnreichen Mechanismus kann man hierauf alle Gattungen ſowohl vom langen, als vom kurzen Flachſe, ganz der nöthigen Behandlung des Flachſes angemeſſen, und nach der in der Handſpinnerey gegründeten Weiſe vollkommen der Länge nach ſpinnen. Zwey Perſonen, welche dieſer Maſchine beygegeben werden, wovon eine derſelben die Maſchine mittelſt der Kurbel in Thätigkeit ſetzt, und ſelbe mit Leichtigkeit darin erhält, die andere aber zur Aufſichts-Bedienung erforderlich iſt, können, in einem Tage, je nachdem feiner oder gröber geſponnen wird, 40—80,000 Ellen Geſpinnſt — 12—20,000 Ellen auf 1 Pfund gerechnet — erzeugen. Im Grunde wäre hier zur Verſpinnung des Flachſes nur ein und die nämliche Maſchine erforderlich, indem hierauf der Flachs unmittelbar büſchelweiſe, wie ſelber von der gewöhnlichen Handhechel kommt, verſponnen werden könnte; allein um das hierbey eintretende, aufhaltende öftere Nachlegen der Büſchel bey dieſer Maſchine zu vermeiden, und um ſelbſt den Flachs zum Feinſpinnen ſchicklicher zu machen, haben die vorerwähnten drey Herren hierzu eine ganz beſondere, kleine, ſechs Schuh lange und 1½ Schuh breite Hand-Vorricht-Maſchine erfunden, welche den Flachs büſchelweiſe aufnimmt, und, von einer Perſon bedient, den täglichen Bedarf für zwey und auch für drey dieſer Spinnmaſchinen liefert. Da eine ſolche Spinnmaſchine zur Manipulation für ſich ſelbſt ohne fernere Vorbereitungen — als der neu hinzugekommenen kleinen Hand-Vorricht-Maſchine — ſowohl im Großen, als im Kleinen — auf 8—24 Spulengänge — aufgeſtellt werden kann, ſo iſt ihre Gemeinnützigkeit von entſchiedenem Werthe. Zum Spinnen des Werges iſt bey dem Umſtande, daß die Zubereitung deſſelben wegen deſſen Kürze und knolligen Art von jener des Flachſes ganz verſchieden iſt, hier eine eigene Werg-Spinn-Maſchine vorgerichtet. Was den Preis betrifft, ſo koſtet eine derley Flachs-, Hanf- oder Werg-Spinn-Maſchine ſammt der vorerwähnten Hand-Vorricht-Maſchine 1000 fl. Metall-Münze. Jedoch tritt dieſer Preis, nach der von Herrn Hebenſtreit an mich abgegebenen Äußerung, erſt dann ein, wenn ihm für ſeine dießfallſige mühvolle Anſtrengung und Vorauslagen durch volle eilf Jahre, eine angemeſſene Bonifikation geleiſtet würde, daher er auch die erſte Abnahme aller drey Maſchinen, ſammt dem Rechte, ſie zu führen, nur um 12,000 fl. Metall-Münze erfolgen könne.

Der von dem hieſigen bürgerlichen Handelsmann Franz Hueber neu erfundene Dampf-Branntwein-Apparat, worauf derſelbe ein ausſchließendes Privilegium erhielt, verdient, da der Erfinder ungeachtet der einfachen, ſinnreichen Zuſammenſtellung des Apparats doch hierbey alle in dieſem Theile der techniſchen Chemie gemachten Entdeckungen auf das Zweckmäßigſte benützte, und des großen Vortheils, der ſich bey der Anwendung dieſes Apparats zum Branntweinbrennen, im Verhältniß der bisher bekannten Dampf-Deſtillir-Apparate ergibt, die Aufmerkſamkeit aller Ökonomen. Insbeſondere zeichnet ſich Huebers Apparat dadurch aus, daß hierbey das Innere des eigentlichen Dampfkeſſels auf eine originelle Weiſe zur Haupt-Operation der Brennerey benützt wird. Ich überzeugte mich ſelbſt, daß es durch dieſe Vorrichtung möglich iſt, in der gleichen Zeit das drey- und vierfache Quantum an rohem Materiale in Spiritus zu verwandeln, und dieſes im Verhältniß der gewöhnlichen Apparate mit einem ſehr geringen Holzaufwande in einem, wenigſtens dermahl äußerſt beſchränkten Raume — Breitenf. Nr. 40 — und mit einem kleinen Perſonale. Ein weſentlicher Vorzug beſteht hier auch darin, daß damit nicht, wie bey vielen Apparaten neuerer Zeit, auf Unkoſten der Reinheit des Produktes, gleich aus der Maiſche, Weingeiſt erzeugt wird. Aber zu gleicher Zeit geht hier der Prozeß des Lutters, der Branntwein- und Spiritus-Erzeugung, vor ſich, ſo wie man auch, nach Bedürfniß, zu gleicher Zeit, hier Kartoffeln oder Waſſer kochen kann. Was die Deſtillation betrifft, ſo iſt ſelbe ſo ſchnell, daß in einer Stunde, zu gleicher Zeit, ein Eimer Lutter, ein Eimer Branntwein zu 22 à 24 Grad, und ein Eimer Spiritus zu 32 à 36 Grad à Beaumé erzeugt werden kann. Auch hier iſt das Produkt, wie dieß bey Dampf-Apparaten überhaupt der Fall iſt, ſehr rein. In Hinſicht der Füllung des Dampfkeſſels geſchieht dieſe auf eine ſehr zweckmäßige, empfehlenswerthe Art. Das Waſſer wird nämlich durch Öffnung eines Hahnes ganz am Boden des Keſſels eingelaſſen, wodurch ſelbſt bey öfterem Nachfüllen die Dämpfe faſt nie geſtört, auch die Operationen nie unterbrochen werden. Zur Vermeidung jedes Verluſtes an Fluidum ſind an ſämmtlichen Helmen meſſingene, luftdicht geſchliffene Reifen angebracht, wodurch das in Brennereyen ſo ſehr beſchwerliche Verluttiren gänzlich vermieden wird. Eben dieſe zweckmäßige Vorrichtung iſt an allen Röhren, ſo wie auch an allen Pippen meſſingene Zuſammenſchraubungen ſich befinden, wodurch man in Stand geſetzt iſt, den ganzen Apparat binnen einer Viertelſtunde zu zerlegen. Zur Sicherung ſind die nöthigen Ventile und ein zweckmäßiger Waſſerſtand angebracht. Dieſer ganze Apparat iſt übrigens nach der Angabe des Erfinders, des induſtriöſen Herrn Hueber, durch den hieſigen geſchickten Mechaniker Lux, welcher auch hierzu eine ſehr zweckmäßige Feuerung anlegte, angefertiget. Noch verdient auch das gefällige Ausſehen dieſes Apparats einer beſondern Erwähnung. Da mir Herr Hueber ſagte, daß er nicht abgeneigt ſey, ſeine Erfindung ſo gemeinnützig als möglich zu machen, — ſo wie auch bereits wirklich mehrere dergleichen Apparate unter ſeiner Leitung ausgeführet werden — und er für die Mittheilung der vollſtändigen Belehrung der Konſtruktion und Aufſtellung eines ſolchen Apparats ſammt dem Ausübungsrecht keinen überſpannten Preis fordert, ſo dürfte die Anwendung dieſer Erfindung allen Ökonomen, die im Beſitz von Branntwein-Brennereyen ſind. mit voller Beruhigung empfehlen werden können.

Das Gebiet der Botanik iſt ſeit Kurzem durch die originellen Anſichten des Dr. Aug. Henſchel, durch die intereſſanten Entdeckungen des Profeſſors Amici, ſo wie durch die Theorie der vegetabiliſchen Reproduktion des Botanikers Galleſio bedeutend bereichert worden. Eine kurze Überſicht mag das Obgeſagte bewähren:

Dr. Auguſt Henſchel ſtellt nämlich in ſeiner Schrift: Von der Sexualität der Pflanzen, Breslau 1820, die Behauptung auf: daß die Befruchtung und die Samen-Erzeugung der Pflanzen eine von der Beſtäubung unabhängige Sache ſey, und daß die eigentliche Geſchlechts-Differenz und die Analogie der Bewegung der Blüthentheile mit der thieriſchen Begattung nicht beſtehe, indem er ſich die Erſcheinungen der ſogenannten Pflanzenbegattung bloß als eine Andeutung denkt, daß die Pflanzen-Metamorphoſe ihren Culminations-Punkt erreicht habe. In der Knospen-Vegetation ſieht er, abgeſehen von einer Ähnlichkeit der thieriſchen Begattung, die eigentliche Entwicklungsform aller Theile des ganzen Gewächſes, und die Entwicklung des Samens erklärt er als eine Potenz der Knospenfortpflanzung. Ich vermuthe, unſere gelehrten Botaniker, deren wir in Öſterreich von ausgezeichnetem Range zählen, werden dieſes Abläugnen der Sexualität der Pflanzen einer nähern Würdigung unterziehen.

Noch mehr Werth, als dieſer Hypotheſe, die erſt die Feuerprobe der Prüfung zu beſtehen hat, muß man den Beobachtungen des Profeſſors Amici in Modena, über die Bewegung des Saftes in den Pflanzen, einräumen. Amici entdeckte nämlich mit Hülfe ſeines von ihm ſelbſt erfundenen katadioptriſchen Mikroſkops, das, ſeiner Angabe nach, eine Million Mahl vergrößert, in allen Theilen der von ihm beobachteten Pflanze (Chara), ſowohl in den zarten Faſern der Wurzel, wie in den feinſten grünen Fäden des Stängels und der Zweige, den regelmäßigen Umlauf des Saftes. Weiße, durchſichtige Kügelchen von verſchiedener Größe ſind hier in einer ſteten, regelmäßigen Bewegung in zwey abwechſelnd entgegengeſetzten Richtungen, aufwärts und abwärts, und zwar in den beyden Hälften eines und deſſelben cylindriſchen Kanals, welcher der Länge nach durch die Fibern der Pflanze läuft, aber zuweilen durch Gelenke oder Knoten unterbrochen wird. Auf dieſe Weiſe geht der Umlauf der Säfte in der ganzen Pflanze und in allen Fibern von einem Gelenke zu dem andern, und für ſich in jedem ſo abgegrenzten Raume. Übrigens geht im Allgemeinen die Bewegung in ſenkrechter Richtung, nur in einigen Fibern iſt ſie ſpiral. Was die Wurzel betrifft, ſo bemerkt man in ſelber nur eine einfache Bewegung der letzten Art, indem hier nur ein Centralgefäß zu ſeyn ſcheint; in den grünen Fibern der Pflanze aber iſt die Bewegung zuſammengeſetzter, und das große Centralgefäß von vielen kleinen umgeben, die jenem völlig gleich, und durch Scheidewände davon getrennt ſind. Unterbindet man ein ſolches Gefäß, oder biegt es in einem Winkel, ſo hört der Umlauf alsbald auf, nach bald gehobenem Hinderniß tritt er jedoch ſogleich wieder ein. Durchſchneidet man ein Saftgefäß gerade, ſo fließt der Saft nur aus einer Hälfte, und zwar nur derjenige Strom aus, der ſeine Richtung nach dem Schnitte hin hat; der andere hingegen ſetzt ſeinen Umlauf fort. Mit Weineſſig hemmt man die Bewegung, und hindert den Saft aus einem abgeſchnittenen Gefäße zu fließen. Dieſe aus zarten Häutchen beſtehenden Gefäße ſcheinen der Länge nach grünliche, ſenkrecht oder ſpiral laufende Streifen zu haben, und immer bewegt ſich der Saft in dieſer Richtung. Zwiſchen den Streifen der einen und der andern Hälfte des Saftgefäßes, das heißt, zwiſchen den beyden auf- und abſteigenden Strömungen, befindet ſich ſtets ein glatter ungeſtreifter Raum, der 5, 6 oder mehrere Streifen breit iſt. Von dieſem glatten Zwiſchenraume ſind zwey in jedem Gefäße einander gerade entgegengeſetzt, von gleicher Breite, und zwiſchen ihnen ſind andre Streifen, welche, wenn das Gefäß vollkommen cylindriſch iſt, von jenen in zwey gleiche Halbzirkel getheilt werden. Dieſe ungeſtreiften Zwiſchenräume bilden gleichſam eine Scheidungslinie zwiſchen den beyden Saftſtrömen, da man hier gar keine, oder doch nur eine ſehr unbedeutende, zuweilen unterbrochene, Bewegung der Saftkügelchen entdeckt. Die Streifen, deren man über hundert in den beyden Halbzirkeln zählt, befinden ſich an der innern Wand der Membrane, weder gleich dicht neben einander, noch von gleicher Stärke. Wo ſie dichter beyſammen und am ſtärkſten ſind, bewegen ſich auch die Saftkügelchen am ſchnellſten. Woraus folget: daß jene Streifen einen ſichern Einfluß auf die Art und den Gang der Bewegung des Saftes haben. Wenn man die Streifen 207,025 Mahl vergrößert, ſo ſcheinen ſie aus kleinen grünen Kügelchen von unverhältnißmäßiger Geſtalt zu beſtehen, die ſich durch ihre Farbe, durch geringern Umfang und minder vollkommene Kugelgeſtalt von den Saftkügelchen unterſcheiden. Sie vermiſchen ſich mit jenen, wenn beyde aus dem abgeſchnittenen Theile einer Pflanze ins Waſſer fließen. Wird das Gefäß abgeſchnitten, ſo trennen ſich viele der grünen Kügelchen in der Nähe des Schnittes von der Membrane, wogegen die entferntern daran haften bleiben, und die Streifengeſtalt behalten; jedoch da die Spannung des Gefäßes zerſtört iſt, wird die Richtung der Streifen geändert, und ſie ſcheinen in verſchiedenen krummen Linien ſich von einander zu entfernen, oder ſich zu nähern. In ſo fern nun noch eine Bewegung der Saftkügelchen Statt findet, folgt ſie. jener neuen unnatürlichen Richtung, und iſt da am ſchnellſten, wo die Streifen am nächſten zuſammengerückt ſind. Drückt man allmählich das Saftgefäß, ſo kann man alle jene kleine Kügelchen herausdrücken; die Membrane zeigt ſich dann ganz glatt, weiß und durchſichtig wie Glas. Wendet man Weineſſig an, ſo kommen die Kügelchen einzeln oder paarweiſe heraus. Sie ſcheinen durch ein zartes Häutchen vereint zu ſeyn. Die gelehrteſten Botaniker kommen hier überein: daß man dieſe ſtätige und regelmäßige Bewegung des Saftes in der genannten Pflanze keiner von den Kräften zuſchreiben kann, welche die Pflanzenkenner zeither angenommen haben, weder den Haarröhrchen, noch der abwechſelnden Zuſammenziehung oder Ausdehnung, noch der Reizbarkeit der Gefäße, da dieſe offenbar ganz unthätig bleiben. Den glücklichen Beobachter hat jedoch der ſichtbare Einfluß, den die grünen Streifen auf die Saftbewegung haben, auf die Vermuthung geführt, daß man jene Streifen als galvaniſche Säulen betrachten, und das galvaniſche Prinzip als die Urſache der Bewegung anſehen könne. Alſo galvaniſche Elektricität wäre hier das Agens!

Was endlich die oberwähnte, von dem berühmten Botaniker Galleſio aus Genua, neu aufgeſtellte Theorie über die vegetabiliſche Reproduktion betrifft, ſo beſtehen deren Grundzüge in Folgendem: Die Natur hat Geſchlechter erſchaffen; dieſe bilden viele, durch beſondre Merkmahle von einander unterſchiedene, Familien. Die Natur hat Gattungen erſchaffen, welche viele Zweige jener Familien bilden, denen ſie durch gemeinſchaftliche Merkmahle angehören. Die Vermiſchung dieſer Gattungen durch Geſchlechtsverbindung erzeugt Baſtarde. Die Vermiſchung und das Mißverhältniß der Grundbedingungen der Reproduktion verſchiedener Individuen derſelben Gattung bringt Raſſen oder Spielarten hervor. Mißgeburten entſtehen aus der gezwungenen Verbindung eines Grundbeſtandtheiles mit dem andern bey der Befruchtung, wenn die Elemente jener, zu verſchiedenen Spielarten gehörenden Grundbeſtandtheile bereits Veränderungen in ihrer Organiſation erlitten haben. Baſtarde, Spielarten und Mißgeburten entſtehen daher blos aus dem Samen. Auf gleiche Weiſe bringt der Same zahme und wilde Spielarten hervor; die Kultur hat die erſten dazu beſtimmt, Pfropfreiſer zu geben, die zweiten, ſie zu tragen. Pfropfreiſer oder Setzlinge können dieſe Spielarten nur in ihrem natürlichen Zuſtande fortdauernd machen; doch iſt der Same dieſer Spielarten ſelbſt dem Einfluſſe der Befruchtung unterworfen, und fähig, neue Spielarten, beſſer oder ſchlechter zu erzeugen. Was die Mißgeburten betrifft, ſo ſind ſie Individuen, deren Organiſation bey der Befruchtung eine Veränderung erlitten hat. Findet dieſe Veränderung im Eyerſtocke Statt, ſo iſt die Mißbildung in der daraus entſtandenen Frucht, und geht mit dieſer unter. Die Mißgeburt iſt in der Regel unfruchtbar oder halb unfruchtbar, entweder durch die Beſchaffenheit der Blüthen, je nachdem dieſe gar kein Geſchlecht, oder nur ein weibliches Organ, oder zu geringes Verhältniß im männlichen haben, oder durch die Beſchaffenheit der Frucht, die entweder ganz ohne Samen iſt, oder nur unfruchtbaren, oder nur zu wenig Samen hat. Galleſio behauptet daher, daß ſich nur ſelten Mißgeburten durch Reproduktion vervielfältigen laſſen, und daß dieß nur Pfropfreiſer oder Setzlinge bewirken können.

Der hieſige Spenglermeiſter Carl Demuth hat die von ihm erfundene und von mir im Conv. Bl. Nr. 82, 1820 beſchriebene Dampf-Kaffee-Maſchine weſentlich verbeſſert, indem man jetzt zugleich auch die Sahne oder Milch mitkochen kann. Auch an den in dieſen Blättern beſchriebenen Öhl-Uhren-Nachtlampen hat er einige zweckmäßige Verbeſſerungen angebracht; insbeſondere iſt die Wahl der grünen gläſernen Uhrblätter zu Schonung des Auges ſehr lobenswerth. Die von ihm erfundene, jedoch in anderer Geſtalt ſchon früher da geweſene, Maſchine, in welcher man ſowohl die Eyer weich ſieden, als auch andere Speiſen am Tiſche zubereiten kann, mit beygefügter Sanduhr, zur Beſtimmung der Zeit, wie lange die Eyer zu kochen haben, iſt für Reiſende ſehr empfehlenswerth, um ſo mehr, da man damit, wie geſagt, auch ſonſtige Speiſen, z. B. Eyerkuchen ꝛc. in Zeit von ſechs Minuten, kochen kann. Daß die Heitzung mittelſt Spiritus geſchieht, verſteht ſich von ſelbſt.

Die Sorgen.

»Was blickſt du immer doch ſo trüb, ſo ſauer,
Und biſt in tiefer, halbverborgner Trauer
Seit Jahresfriſt und drüber nur zu treffen?«
So ſprach zu ſeinem kummervollen Neffen
Der reiche Kaufmann Kunibaldus Steffen.
»Ach, theurer Oheim! wie könnt Ihr noch fragen?
Laßt Ihr doch meine Wünſche, meine Klagen
Vergebens ſtets zu Euren Ohren ſchicken;
Ihr kennt die Qualen, die mich drücken,
Und von den vielen, ach ſo vielen Sorgen,
Durch Euch ward nie vor einer ich geborgen.«
»Ey!« rief der Ohm, »ſo laß die Sorgen hören,
Und kann ich auch nicht alle von dir kehren,
Von einem großen Theil, ich will's beſchwören,

Werd' ich dich retten. Laß geſchwind mich ſehen,
Worin die vielen Sorgen denn beſtehen.
Nur rund heraus, wir wollen ſie gleich ſchätzen,
Und ſchriftlich ſie auf dieſe Tafel ſetzen.«
Der Neffe hohlt behend ein gut Stück Kreide,
Der Onkel ſchreibt, und er ziert voll Freude:
»Der Sorgen erſte, ach! ſind meine Schulden,
Eintauſend Gulden.« »Eintauſend Gulden!«
»Dann kommt die Sorge auch für Koſt, Quartier,
Beträgt vierhundert Gulden.« »Hundert vier.«
»Auch Kleider, Wäſche und ſo fort, ſind Sorgen,
Mit hundert Gulden doch wär' ich geborgen.«
»Einhundert.« »Für Federn, Tint' und Buch
Hätt' ich des Jahrs mit funfzig ſchon genug.«
»Gut, funfzig.« »Für den Muſikmeiſter, Mahler,
Benöthigte ich jährlich hundert Thaler.«
»Hum, hundert Thaler.« »Winterholz und Licht,
Da gnügen mir faſt hundert Gulden nicht.«
»Ich ſchreibe hundert.« »Eine Kur zu brauchen,
Räth mir der Arzt, ich darf nicht trinken, rauchen,
Mit Schlagfluß drohet mir das heiße Blut,
Da waren wohl dreyhundert Gulden gut.«
»Ja wohl dreyhundert.« »Nun zur letzten Sache:
Die Zeit iſt da, daß ich Examen mache;
Das koſtet viel; die Taxe, Schrift, Pedell,
Wenn ich genau zuſammen alles ſtell,
So gehn achthundert Gulden auf den Plunder.«
»Achthundert Gulden? nun das iſt kein Wunder.
Biſt du nun fertig?« »Ja!« »So laß probieren,
Die Summen da zuſammen zu addiren.«
Der Neffe, der im höchſten Grad entzückt,
Das Geld in ſeinen Taſchen ſchon erblickt,
Hilft nun dem Oheim, ungewöhnlich heiter,
Im Rechnen: eins und achte, und ſo weiter.
Das Fazit gibt nun endlich blank und bar
Zweytauſend und neunhundert Gulden dar.
»Nun mit zweytauſend neunhundert Gulden
Biſt Neffe du gedeckt ſammt deinen Schulden.
Die vielen Sorgen biſt du nun doch los;
Denn jetzt bleibt dir doch nur die eine blos
Von allen deinen vielen, vielen Sorgen:
Wer wird mir jetzt dreytauſend Gulden borgen?«

M. G. Saphir.

Wer iſt Japyx, und was Tergeſte?

Ein Franzoſe, Herr Charles Nodier, hat Laibach geſchildert, und ein Deutſcher in Nr. 63 d. J. des Sammlers eine Überſetzung geliefert *). Jener erwähnt unter andern auch der großen Städte, mit welchen Laibach in regelmäßigem Verkehr ſteht, der nächſten illyriſchen Städte, und

---

*) Welche einer ausländiſchen Zeitſchrift entlehnt iſt.

der Beſchaffenheit des Landes überhaupt. Das, ſo wie alles Übrige, möge dahin geſtellt bleiben; aber bey folgender Stelle: — »ein an ſinnreichen und ſtark anſprechenden Rückerinnerungen reiches Land, welches allenthalben das geſchichtliche Andenken an Caſtor und Pollux zurückruft, der erſten Schiffenden auf der Sava (Sau); das des Eroberers des goldenen Widderfelles, der auf ſeinem Zuge Städte erbaute; das Andenken Japix, des erſten Geſetzgebers; Diomedes, des erſten Königs von Tergeſte, und Antenors, der ſeinen Weg noch weiter fortſetzte, und an den Ufern der Brenta das gelehrte Padua baute;« — machte dieſer, der Deutſche, folgende Anmerkung: »Der Überſetzer geſteht aufrichtig: daß ihn hier ſeine Geſchichtkenntniß und ſeine Nachſchlagebücher im Stiche laſſen. Er weiß nicht, wer Japix war, noch was Tergeſte geweſen iſt.«

Ein ſolches Geſtändniß iſt zwar aufrichtig, indeß eben ſo übereilt, als armſelig; es kommt mir vor, wie jenes eines däniſchen Schriftſtellers, der eine Menge Nachrichten über die Dichterwerke ſeiner Nation zu Markte brachte, und weder ſelbſt wußte, noch aufzufinden verſtand, in welchem Zeitpunkte die von ihm gefeyerten Dichter gelebt hatten! Ich habe dort ausgeholfen, und will es hier thun, damit den Deutſchen die Schmach nicht bleibe, weniger zu wiſſen, als die Franzoſen. Die Sache iſt auch kinderleicht; denn von hundert Nachſchlagebüchern nur eines: Funke's Real-Schullexikon, in die Hand genommen, wird zu leſen ſeyn:

1. In Bezug auf Japix:

a) Japis oder Japyx, ein Sohn des Jaſus, den Apollo ſo liebte, daß er, um ſeine Gegenliebe zu gewinnen, ihm Leyer, Bogen und Pfeile nebſt der Wahrſagerkunſt zum Geſchenke anboth. Japis aber zog allen dieſen Anerbietungen das Geſchenk der Heilkunſt vor, weil er ſeinem kranken Vater gern das Leben verlängern wollte. Er heilte auch eine Wunde des Aeneas. Virgil. Aen. XII. 391.

b) Japyx, der Nahme des Nordweſtwindes, auch Corus und Caurus genannt, und weil er nach Griechenland über das heutige Calabrien kam, ſo nannte man dieſes deßwegen Japygia. Adams röm. Alterth. S. 1031.

c) Japyx, ein Sohn des Dädalus und einer Korintherinn, von dem die Landſchaft Japygia in Italien den Nahmen erhalten haben ſoll. Nat. Com. VII. 16.

Von dieſem Japyx iſt in der Schilderung Laibachs die Rede.

2. Tergeſte iſt notoriſch geweſen, und iſt noch, die Stadt und der Freyhafen Trieſt!!

W. Hebenſtreit.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Hoftheater nächſt der Burg. Den 7ten d. M. zum erſten Mahle: Die Wittwe und der Wittwer, oder Treue — bis — in den Tod. Dramatiſche Scene nach Gellert, frey bearbeitet von Holbein.

Die Wittwe von Epheſus iſt ſchon aus dem Alterthum bekannt, Gellerts Fabel wird es noch mehr ſeyn. Es war eine Zeit, wo man, wenigſtens im nördlichen Deutſchlande, nebſt der Bibel das Fabelbüchlein jenes verdienten Mannes in jedem Hauſe, die ländlichen Hütten ſelten ausgenommen, vorfand. Außerdem iſt dieſer Stoff von Mehreren benutzt worden. Der Verfaſſer hier genannter dramatiſcher Scene hat es folgendermaßen damit gehalten. Die Wittwe ſitzt in tiefer Trauer, neben ihr ſteht die aus Wachs geformte Büſte des verſtorbenen Gatten; ſie lebt in der Einſamkeit, von aller Welt entfernt, und nur eine ungenannte Freundinn leiſtet ihr Geſellſchaft. Um die Schauer der Umgebung zu vermehren, wird des Abends eine düſtre Lampe angezündet. Die Epiſode mit dem Freyer kann übergangen werden; ſie dient ohnehin nur, auf dem düſtern Hintergrunde ein luſtiges Intermezzo anzubringen. Jetzt kommt der Wittwer, der den Verluſt ſeiner Gattinn auf gleiche Weiſe betrauert, wie die Wittwe. Er will ſich in der Nachbarſchaft anſäßig machen, und der Ruf ihrer treuen Anhänglichkeit zieht ihn herbey, um ſeine Thränen mit den ihrigen zu miſchen. Die gleichartige Gemüthsſtimmung bildet den Keim der Sympathie, aus vertraulicher Annäherung entſpringt Freundſchaft, Hoffnung und der Wunſch nach einer unzertrennlichen Verbindung, der ſich in ziemlich ſtarken Zügen offenbart, obgleich der wirkliche Abſchluß nicht definitiv erfolgt. Der neue Bräutigam ſoll nun das Schloß beziehen, und man geräth der Beleuchtung wegen in Verlegenheit, weil das Wittwenhaus mit einem einzigen Trauerlämpchen nur verſehen iſt. Die liſtige Freundinn macht den Vorſchlag, das Material von dem in Wachs gegoſſenen Bruſtbilde des Verewigten herzunehmen. Die Wittwe ſträubt ſich Anfangs, willigt aber doch mit einer zweydeutigen Erklärung ein.

Dieß iſt die Pointe des Stücks, die ohnehin durch die Gedankenſtriche des zweyten Titels deutlich genug bezeichnet wird. Der letzte Theil dieſer Scene, auf deren glückliche Entwicklung es hauptſächlich ankam, iſt nicht genügend durchgeführt. Es ſoll in dieſer Handlung der Wankelmuth des menſchlichen Herzens, das ſich eigenen Täuſchungen hingibt, ironiſch geſchildert werden. Die Ironie liegt in der Entwicklung, und dieſe muß epigrammatiſch ſeyn. Die Wendung ſoll überraſchen und befriedigen; in gleichem Sinne aber auch die Darſtellung gehalten ſeyn. Die Handelnden ſind von der Wahrheit ihrer Empfindungen völlig überzeugt, und es gibt Leidende, die ihre Schmerzen lieben, ſie ſelbſt gefällig gern zur Schau herumtragen. Das Letztere fällt in dieſem Verhältniß weg; denn die Leidtragenden fliehen in die Einſamkeit. Sollten nun die Hauptperſonen darin es verſehen, daß ſie die Sache gleich vom Anfang herein wie einen Scherz behandelten, durch Ton und Mienen zu verſtehen gäben, es ſey nur eine Parodie; ſo wird die Spitze umgekehrt, und das Intereſſe, ſtatt zu wachſen, nimmt mit jedem Moment der Handlung merklich ab; ſo, daß nur die Erſcheinung des unmanierlichen Bewerbers, dem ſeine Aufgabe endlich nicht gar ſchwer werden kann, weil eine ſo ernſte Umgebung die komiſche Wirkung begünſtigt, wobey der Darſtellende ſich übrigens vortheilhaft benahm, und die ſcherzhafte Freundinn, die ihre Beſtimmung mit Leichtigkeit erfüllte, einen vorübergehenden Eindruck machen; die Treue — bis — in den Tod aber, deren Ende den Charakter einer heitern Komödie haben ſollte, zeigt ſich noch vergänglicher auf der Scene, als im Leben, wie der Erfolg erwieſen hat; obwohl es dieſer dramatiſchen Miniatüre nicht an einem lebendigen Dialog und wirkſamen Momenten fehlt.

Auf dem Theater nächſt dem Kärnthnerthore trat den 8ten d. M., nach Endigung des Singſpiels: König Waldemar, in einem ländlichen Divertiſſement Herr Joſeph Schneider auf, erſter Tänzer des königlichen Hoftheaters in München. Der Gaſt zeigte ſich in einem ernſten Terzett unter Mitwirkung der Damen Bretel und Horſchelt, worin er natürlichen Anſtand, Nettigkeit und Präziſion, wie auch beſondere Leichtigkeit in einigen ſchwierigen Pas entwickelte, wofür ihm, in Erwartung nachfolgender Leiſtungen, reichlicher Beyfall gezollt wurde.

Ein ernſtes Pas de deux, von Herrn und Mad. Bretel getanzt, war eine ſehr willkommene Gabe. Die lieblichſte Erſcheinung gewährte aber ein zweytes Pas de deux im ländlichen Charakter, ausgeführt von der [illegible] verehelichten Tänzerinn Dlle. Millière und von Herrn Taglioni, dem die Gabe, reizende Gewandtheit mit würdevollem Ausdruck zu vereinigen, vorzüglich eigen iſt.

Theater an der Wien. Am 10ten d. wurde hier zum Vortheil der öffentlichen Wohlthätigkeits-Anſtalten die Oper: **Johann von Paris**, mit der Muſik von **Boieldieu** gegeben.

Mad. **Metzger-Veſpermann** hatte zur Beförderung des edlen Zwecks die Rolle der **Prinzeſſinn von Navarra** übernommen.

Der Anfang ließ ſich eben nicht beſonders an, denn die **Wirthstochter** war nicht wirthſchaftlich mit Diſſonanzen. Zum Glück hörte man ihre Stimme ſelten durchdringen. Es iſt keine Kraft da, wie in den Stellungen und Bewegungen keine Ruhe, die Anfängerinn zeigt ſich überall. Der **Page** ſang ſeine Arie mit Leichtigkeit und ſparte die Mißtöne bis zum erſten Theil des Troubadours, wo ſie aber auch deſto vollzähliger kamen. Das Duett mit **Johann** ging vorzüglich gut; er ſchien im Schutze ſeines Herrn beſonders Muth zu ſchöpfen. Der **Prinz** ſang die Arie mit Kraft, faſt mit zu vieler, da hier die Bruſttöne vorzüglich in Anſpruch genommen werden, die durch ſtarke Accentuationen nicht gewinnen können; deſto mehr nahm die Verwendung der höheren Corden den Beyfall der Zuhörer in Anſpruch. Die Arie des **Seneſchalls** wurde matt geſungen und ohne charakteriſtiſche Bedeutung; mit der Grandezza ſah es etwas mißlich aus. Die **Prinzeſſinn** trat mit anſpruchloſer Anmuth auf, worin Prinzeſſinnen auf dem Theater ſich ſonſt leicht zu vergreifen pflegen. Ihr Geſang war brillant, frey und rein, ganz einer fürſtlichen Erſcheinung würdig. Es war ein Strom von Tönen, in welchem Sinn und Ausdruck ſich in klaren Bildern ſpiegelten. Durchgreifend im Schluſſe des Finals ſchien ſie das Ganze zu beherrſchen und die lobenswerthe Mitwirkung befriedigte die Erwartung.

Der Chor im zweyten Akte zeichnete ſich durch Präziſion aus, die Feſtlichkeit auf angemeſſene Weiſe vorbereitend. Die **Prinzeſſinn** erfreute bald nach ihrem Eintritt die Verſammlung durch die mit hoher Kunſtfertigkeit vorgetragenen Variationen, fünfe an der Zahl, von dem würdigen Tonſetzer, Ritter von **Winter**, auf ein lieblich originelles Thema von **Caraffa**, wodurch das bezauberte Ohr und das tief bewegte Herz zur Bewunderung der Sängerinn hinreißen, deren Talent ſich hier in einer ihrer glänzendſten Produktionen entwickelte. Das hierauf folgende Divertiſſement war ein recht erheiterndes Tanzgemählde, und das darin vorkommende, von Herrn **Horſchelt** neu komponirte, von dem Grafen **Robert von Gallenberg** in Muſik geſetzte Pas de trois, gab den Solotänzerinnen dieſes Balletperſonals Gelegenheit, in einem reizenden Wettkampfe ihre jugendlichen Kräfte zu üben. Nun ließ der romantiſche **Troubadour** ſich hören, aber der erſte Verſuch, wie ſchon oben bemerkt, wollte nicht gelingen, wozu das ungemein langſame Tempo wohl Einiges beytragen mochte, was dem nachfolgenden Sänger allerdings zu Statten kam, der ſich in gehaltenen Tönen ausbreiten konnte, wofür er immer große Vorliebe zeigt, aber dem angenehmen Eindruck des Liedes und Geſanges Abbruch that. Die Sängerinn beſchleunigte das Zeitmaß um ein Weniges, und warb mit glücklichem Gelingen die Letzte um den Preis. Der Ausführung des Terzetts gebührte ungetheilter Beyfall, der auch dem Duett der Liebenden nicht fehlen konnte, die ſich in ſchöner Harmonie vereinigten. — Der Zuſpruch an dieſem Abend war der Beſtimmung angemeſſen.

Der Gewürznelkenbaum (Caryophyllus aromaticus, auch Eugenia caryophyllata) iſt nach **Rumpf** — Herb. Amboin. — der ſchönſte, eleganteſte und köſtlichſte aller Bäume des Erdballs. In ſeiner Geſtalt gleicht er ziemlich dem Lorber, auch bisweilen der Buche. Seine Höhe iſt ungefähr die Hälfte eines Kirſchbaumes. Die Frucht, anfänglich grün, nimmt mit der Zeit eine blaßgelbe Farbe an, und wird endlich blutroth. Die Einſammlung der Gewürznelken iſt höchſt einfach. Sie beginnt zur Zeit, wenn die

Früchte roth werden. Der Boden unter dem Baume wird alsdann rein gefegt. Die nächſten Trauben nimmt man mit der Hand ab, die entfernteren mit Hülfe von Baumhaken. Hier muß man aber große Sorge tragen, daß die Bäume nicht bey dieſer Gelegenheit mißhandelt werden, weil ſie ſonſt — wie erwieſen iſt — faſt in Jahren nicht wieder tragen. Die weitere Behandlung beſteht darin, ſie einige Tage auf Horden zu bringen, wo ſie, durch ein gelindes Holzfeuer geräuchert, eine braune Farbe annehmen, und ſie dann in der Sonne zu trocknen, wodurch ſie ſchwarz werden. Das ſind die, die uns im Handel erſcheinen. Die Zeit der Ernte iſt vom Oktober bis Dezember. Die Fruchtbarkeit des Gewürznelkenbaumes iſt ſehr ungleich, ſelbſt nach Jahren. Rumpf und Valentyn erzählen von einem merkwürdigen, 150 Jahre alten Baume, der einſt in einer Ernte eilfhundert Pfund Nägelein lieferte. Das folgende Jahr aber nur halb ſo viel. Bey der gegenwärtigen Kultur kann man im Durchſchnitt nicht über fünf Pfund auf den Baum rechnen. Andere nehmen im Durchſchnitt ſieben Pfund an. Urſprünglich war er nur auf die fünf Moluckeninſeln eingeſchränkt, zumahl auf Machian. Von hier aus brachte man ihn kurz vor der Ankunft der Portugieſen nach Amboina. Der Theil von Amboina, welcher Leytimur heißt, und die Uliaſſe-Inſeln beſaßen noch keinen vor der Ankunft der Holländer. Durch dieſe wird gegenwärtig die Kultur auf Amboina beſchränkt, indem jede Art Anſtrengung gemacht wird, ihn anderwärts auszurotten. —rh—

Ein Offizier von dem Schiffe London, welches der oſtindiſchen Kompagnie gehört, hatte kürzlich auf einer Bärenjagd zu Canton in China das Unglück, aus Unvorſichtigkeit einen Chineſen zu erſchießen. Da nun in China ein altes Geſetz herrſcht, nach welchem, wenn ein Einwohner des Landes von einem Fremden muthwilliger Weiſe oder aus Verſehen getödtet wird, als Verſöhnungsmittel von den Fremden wieder einer ſterben, und den Chineſen übergeben werden muß; ſo wurde auf alle in dem Hafen von Canton ſich aufhaltenden engliſchen Schiffe Embargo gelegt, und alle Kommunikation mit denſelben verbothen, bis dem Geſetze Genüge geleiſtet worden. Die Engländer befanden ſich in großer Verlegenheit, und ſannen vergebens auf Auswege. Ein Matroſe machte derſelben ein Ende. Dieſer war nämlich grober Verbrechen wegen eingeſperrt, und erhängte ſich, um der ſchweren Strafe zu entgehen. Man ſchickte die Leiche den Chineſen, wodurch ſie verſöhnt, und die Kommunikation mit dem Lande wieder hergeſtellt wurde. M.

Erwiederung. Auf die Berichtigung in Nr. 72 der Wiener Zeitſchrift ſehe ich mich genöthiget, zu erwiedern, daß, ſo ſchmeichelhaft mir die Aufnahme des, von mir im Converſationblatte am 9ten May erſchienenen Gedichtes: **Die Genien des Lebens**, auch in der Wiener Modezeitung vom 14ten Juny ſeyn ſollte, mich doch der Abdruck deſſelben in dieſem, ebenfalls hier erſcheinenden, Blatte um ſo mehr befremdet hat, als ich dieſes Gedicht zwar vor Jahresfriſt einem dritten Freunde mitgetheilt, unmittelbar aber weder der Redaktion der W. Z. zum Einrücken übergeben habe, noch von derſelben in dieſem langen Zeitraume ſchicklicher Weiſe verſtändiget wurde, daß ſich das erwähnte Gedicht unter den zum Drucke beſtimmten Manuſcripten für die Wiener Modezeitung befinde. Dr. Joel.

Von dieſer mit Abbildungen und [illegible] begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625) wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k. k. Poſt 11 fl. W.W. halbj. Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

50.

(Wien, Samstag den 23. Juny.)

Uranfänge des Gewerbfleißes.

Von Julius Schneller, Profeſſor zu Grätz.

Allgemeine Anſichten.

Die Schöpfungs-Geſchichten ſtellten die Stände der Hirten und Ackerleute als eine unmittelbare Anſtalt der Götter dar. Halbgötter und vergötterte Menſchen erſchienen darin als Lehrer und Verbreiter der Gewerbe und Hauptwerkzeuge. Daraus ergibt ſich, wie große Schwierigkeiten die erſten Schritte zur Vervollkommung wirklich hatten. Vielleicht iſt auch der Glaube an die übermenſchlichen Erfinder der nothwendigſten Dinge dadurch entſtanden, daß man die menſchlichen vergeſſen hatte, weil die Erfindung nicht auf einmahl ganz entwickelt da ſtand, und beym Urſprunge noch nicht in ihrer großen Wirkſamkeit anerkannt wurde.

Die Patriarchalien zeigen den Hirtenſtand völlig ausgebildet, die Jagd als Nebenzweig der Ernährung, den Ackerbau im Ganzen vernachläſſigt, und die Gewerbe auf einer untergeordneten Stufe, doch wohlthätig als Anfang. Hiob, der reichſte Araber ſeiner Zeit, hatte 7000 Schafe, 3000 Kamehle, 500 Joch Ochſen, 500 Eſelinnen. Odyſſeus, in deſſen Habe dreyßig Schlämmer viele Jahre gewühlt hatten, fand noch eine Schweinherde von 360 Stück.

Die Heroen waren Jäger; Herakles erlegte den Erymanthiſchen Eber und den Nemeiſchen Löwen; Theſeus tödtete die wilde Sau Phaia, und Simſon fing Füchſe zu Hunderten, um ſie mit Brandfackeln in den Schwänzen den Feinden ins Getreide zu jagen. Die Heroen machten nicht ſelten ihre Züge, um eine Herde, oder ein erleſenes Thier zu erbeuten. Herakles raubte die Rinder des Geryon, Jaſon entführte vielleicht die Schafe aus Colchis, Diomedes hatte auf die ſchönen Pferde der Thraker eine beſondere Luſt.

Die Beherrſcher Aſiens fingen an, die Jagd als Luſt zu treiben, ungeheure Gebiethe als Gehäge für Wild auszuſondern, und damit den Angränzern Schaden aller Art zuzufügen. Sie waren es, welche die Gewerbe durch Hausſclaven ſehr vereinzelten, und dadurch vervollkommneten. Sie brachten dieſelben durch ihre großen Eroberungen aus weiten Gegenden zuſammen, und in weite Gegenden hinaus.

Die Republikaner der Urwelt bewahrten in ihrem einfachen, männlichen Sinne die Luſt an der kriegsähnlichen Jagd, die Liebe zu dem urväterlichen Hirtenſtand, die Achtung vor dem Alles verbindenden Ackerbau, und den beharrlichen Fleiß in ſchwierigen Gewerben. Sie trugen als Beſegler des freyen Meeres die Arbeit und die Arbeitsluſt an viele Küſten und Geſtade, mit denen ſie Bruderſchaft machten, oder Gaſtfreundſchaft anknüpften.

Die Indier haben in ihrer Entwickelung eine ſo edle Richtung mit vollem Bewußtſeyn genommen, daß ſie die Jagd zur Austilgung ſchädlicher Thiere, den Ackerbau zur Vermehrung nützlicher Pflanzen und Gewerbe als Veredlung der Stoffe wie eine Art Heiligthum ſchilderten. Die Viehzucht aber, in der Abſicht ſich vom Fleiſche zu nähren, paßte nicht zu ihren Geſinnungen, doch hörten die Hausthiere niemahls auf.

Die Babylonier ſahen Nimrod als den gewaltigen Jäger vor den Augen des Herrn zum erſten Fürſten der Erde werden. Sie erblickten in dem nahen Lande zwiſchen den Flüſſen (Meſopotamia) die Züge der Hirten und Herden an den bekannten Quellen und Weiden. Sie zogen die großen Dämme zur Sicherung des Ackerlandes, und brachten das Saatkorn auf zweyhundertfältigen Ertrag. Sie trieben alle Gewerbe, vom ſchwerſten Goldſtoff bis zum feinſten Geruchhauch, zum Staunen und zur Verführung der Urwelt.

Die Ägypter hatten ihr Land mit ſo viel Städten bedeckt, daß ſie die äthiopiſchen Jäger und die arabiſchen Hirten als die fluchwürdigſten und zerſtörendſten aller Völker anſahen. Ihre Baue am Nile waren großen Theils nur Sicherungs-Anſtalten für das Ackerland, welches durch die Düngung des Stromes eine eigene Art von Behandlung erheiſchte. Aus hundert Thoren entſandte und empfing das wundervolle Theben alle Arbeiten des gemeinen und höheren Gewerbsfleißes.

Moſeh hat in dem Pentateuch ſo viele Nachrichten von der urweltlichen Beſchäftigung niedergelegt, daß dieß Werk verbunden mit Hiob Stoff genug böthe, um den ganzen Geſichtskreis zu beſtimmen, bis zu welchem der gebildetſte Hebräer, 1490 Jahre vor Chriſtus, ſich zu erheben vermochte. Eine ſolche Bearbeitung, worin die Moſaiſchen von den nachfolgenden Kenntniſſen genau geſchieden würden, iſt ſehr wünſchenswerth, fordert aber die ſeltene Kenntniß eines Michaelis.

Homer hat in ſeinen Gedichten Alles berührt, was Jagd, Viehzucht, Feldbau, Gewerbsfleiß ſeiner Zeit, etwa 1000 Jahre vor Chriſtus, anging; aus ihm allein, ſogar ohne Heſiod, ließe ſich ein höchſt anziehendes Bild der mannigfaltigſten Beſchäftigung und Arbeitſamkeit entwerfen, mit welchem aber gar nichts Fremdartiges, ſpäter hinzu Gekommenes vermiſcht werden dürfte, wenn es ſeine höchſte Wirkung hervor bringen ſollte. Eine ſolche, höchſt wünſchenswerthe Bearbeitung erheiſcht die ſeltene Kenntniß eines Voß.

Viehzucht.

Jagd ward von ganzen Völkerſtämmen als Nahrungszweig getrieben; im Norden wurden die Skythen, im Süden die Aethiopen als Jägerhorden beſchrieben. Bogen und Pfeile, Netze und Stricke, Schlingen und Fallſtricke, Fangeiſen und Fanggruben kommen im Moſeh und Hiob vor; die Fiſcher brauchten Angeln und Wurfeiſen. Der Antrieb zur Jagd lag in waldigen und thierreichen Gegenden, im Mangel der Pflanzennahrung, und in der Luſt am freyen Herumziehen gegen die Laſt einer faſt ſtehenden Arbeit. Wie der Hunger den Menſchen zum Genuß gefallener Thiere, und die Noth zum Morde der Lebenden trieb, wiſſen wir nicht; aber überall ſieht man, wie die Jagd den Leib abhärtete, und den Geiſt verwilderte. Die Jagd auf Fiſche führte zur Seefahrt, und dadurch zur Bildung. Die Jagd auf Thiere führte zur Viehzucht, und dadurch zur Milderung. Jäger und Fiſcher hatten nur Zerſtörungstrieb, Hirten und Seefahrer zeigten Erhaltungstrieb.

Die Länder, wo die Hausthiere in der Wildheit laufen, ſcheinen ihr Vaterland zu ſeyn: von den meiſten war dieſes der Fall an beyden Seiten des kaſpiſchen Meeres, doch bemerken wir ſie früh ſchon weit verbreitet. Wie ihre ſelbſtthätige Wanderung, oder ihre erzwungene Verpflanzung urweltlich geſchehen, iſt nicht bekannt. Daß Noah von allen Thieren wenigſtens Ein Paar zuſammen fangen, in der Arche lebendig aufbewahren, und zur Wiederbevölkerung auf Ararat auslaſſen konnte, iſt ein wundervolles Werk der Allmacht. Ob auch die Thiere nach Deukalion's Fluth durch Steinwürfe wieder entſtanden auf dem Gipfel des Parnaſſus, haben ſogar die abergläubiſchen Griechen nicht geſagt.

Urweltlich bezeigten die Ägypter dem Stiere und der Kuh eine eigenthümliche göttliche Verehrung; ſie wandten auf die Pflege der Rinder die größte Sorgfalt; wenigſtens deuten die ſonderbaren Zeichen, welche man von Apis und ſeiner jährlich einmahl bewilligten Schönen forderte, auf ſeltene Anlagen und große Auswahl dieſer Thierart. Seltſam war es, daß man dem Stiergotte röthliche Ochſen opferte; aber leicht läßt ſich erklären, daß man neben Apis auch einen Mnevis und Onuphis verehrte, um die heilige Drey zu vollenden. — Urweltlich berühmt waren auch die Rinder des Rieſen Geryon, welcher in Hiſpanien oder auf den Balearen hauſete. Die Herden ſtanden in einem finſtern Stalle, womit man vermuthlich einen ſchattigen unzugänglichen Ort bezeichnete. Der Ruf von ihrer Schönheit war ſo weit in Europa gedrungen, daß man ihre Entführung dem Herakles zur Aufgabe machte, welcher auch das Wagſtück vollbrachte, wodurch ſie nach Hellas kamen.

Die Schafe genoſſen im Tempel des Jupiter Ammon eine göttliche Verehrung, aber in dem benachbarten Ägypten waren die Schafhirten ein Gräuel, obwohl ſich daſelbſt eine große Anzahl Menſchen mit den ungeheuern Herden beſchäftigte. — Urweltlich berühmt wurden die Schafherden des Rieſen Polyphemos, welcher auf Trinakria oder Sikelia hauſete. Er hütete ſie ſelbſt, aß ſie roh, trank ihre Milch, und verſchloß ſie Nachts in einer mit Bäumen dicht verwachſenen Höhle. Sie waren ſo groß, daß der ſtärkſte der Widder einen Mann tragen konnte, welcher ſich unten an ſeinen Bauch anhängte. Alle Widder und viele Schafe entführte Odyſſeus.

Der Genuß der Schweine bewirkte in Ägypten ſchreckliche Krankheiten, weßwegen ihn Moſeh ſeinen Iſraeliten verboth. Auch in Hellas brachte man den Göttern willkommene Opfer von Schweinen, welche durch ihr Wühlen dem Feldbau eben ſo verderblich als dem Weinſtocke waren. Doch auf Ithaka fand Odyſſeus große Schweingehäge. Eines hatte der Hirt groß und umgehbar aus ſchweren Steinen erbaut, und rings mit Hagedorn bepflanzt; draußen ſtieß er auch Pfähle in den Umkreis, häufig und dicht an einander, vom Kern der geſpaltenen Eiche. Innerhalb des Gehäges bereitet er zwölf der Kofen, wo die Schweine ſich lagerten; in jeder ruheten funfzig weibliche, mehrend die Zucht; auswärts ruheten die männlichen, erdaufwühlend; Hunde auch ruheten dabey, gleich reißenden Thieren von Anſehen.

Die Arbeit der Menſchen verringerte, und ihr Reichthum vermehrte ſich durch die Herrſchaft über die Thiere, indem man in dem einen einen treuen Freund in dem andern einen arbeitſamen Sklaven erhielt. Arabien iſt nach der Meinung der Naturforſcher das eigentliche Vaterland des Pferdes; in ſeinem Klima entwickelte ſich, wenn nicht die Geſtalt, wenigſtens der Geiſt und die Schnelligkeit dieſes edlen Thieres am vollkommenſten. Der Adel des edelſten Pferdeſchlags ward von einer Miſchung mit arabiſchem Blute hergeleitet; die Beduinen erhielten mit abergläubiſcher Sorgfalt ſtets die Ehren und das Andenken der reineſten Raſſen; Hengſte wurden um den höchſten Preis verkauft; Stuten gab man ſelten weg; die Geburt eines edlen Füllens war der Gegenſtand der Freude in ganzen Familien. Die Pferde wurden erzogen in den Gezelten, unter den Kindern der Araber, mit einer zarten Vertraulichkeit, welche ihnen die Stimmung der Sanftmuth und Anhänglichkeit gab. Man gewöhnte ſie nur zum Schritt und Gallopp, ihre Gefühle wurden nicht abgeſtumpft durch den beſtändigen Mißbrauch des Sporns und der Gerte; ihre Kräfte erhielten ſich für die Augenblicke der Flucht oder Verfolgung. Kaum fühlten ſie die Berührung der Hand oder des Steigbügels, ſo ſchoſſen ſie vorwärts mit Windeseile; ſtürzte oder rückte ihr Freund in dem raſchen Laufe, ſo hielten ſie Augenblicks ſtill, bis er wieder den Sitz gewonnen.

In den Sandwüſten Afrikas war das Kamehl ein heiliges und koſtbares Thier. Dieſer ſtarke und geduldige Sclave trägt große Laſten, macht ohne Speiſe und Trank tagelange Reiſen, bewahrt ein Behältniß friſchen Waſſers in einem weiten Sacke, welcher einen fünften Magen bildet. Ihm ſind die Merkmahle der Knechtſchaft ſichtbar aufgedrückt; die größere Gattung ſchleppt tauſend Pfund; die kleinere, Dromedar genannt, übertrifft den ſchnelleſten Renner im Wettlauf. Lebendig oder todt diente faſt jeder Theil des Kamehls dem Menſchen; ſeine Milch iſt reichlich und nahrhaft; das junge und zarte Fleiſch ſchmeckt wie jenes von Kälbern; ein nützliches Salz wird aus dem Urin gezogen; der Miſt erſetzet den Mangel des Brennholzes, und die langen Haare, welche jährlich ausfallen und anwachſen, verarbeitet der Beduine zu dichten Gewändern, zu Geräthen und Zelten.

Ackergeſchäfte.

Die Menſchen, welche mit wildwachſenden Pflanzen und Früchten ſich begnügten, blieben ſo weit zurück hinter den Jägern und Hirten, als dieſe hinter jenen Stämmen, welche von künſtlich gezogenen Kräutern und Gewächſen ſich nährten. Viele Stämme kannten den Feldbau nicht, entweder weil ihr Boden ihn nicht begünſtigte, oder weil ſie die vielerley Erfahrungen von der Anſaat bis zur Ernte ſpät oder nie machten.

Babel und Ninus (ſelbſt wenn ſie urſprünglich Hirtenlager waren) hätten in ihrer Größe weder entſtehen, noch fort beſtehen können ohne Ackerbau in ihrer Nachbarſchaft. China und Ägypten reichten am weiteſten zurück in höherer Kenntniß dieſer Sache; jenes dankte für die Erfindung dem Chinong, dem Nachfolger des Fohi; dieſes dankte dafür dem Oſiris und der Iſis. Nach Moſeh war die Bebauung ein Fluch Gottes wegen des Sündenfalles.

Hellas leitete die Grundlehren des Ackerbaues von Ceres und Triptolemos; für Ceres feyerte man das große eleuſiniſche Feſt, worin man den Ackerbau als die Hauptſtaffel zur Bildung, und den Eingang zum Tempel aller Götter ſchilderte. Aber im Leben mußte ſie landflüchtig werden; Triptolemos entging mit genauer Noth den größten Gefahren. Alle Männer, welche den ſchweren Anbau des Bodens aus anderen Weltgegenden brachten, fanden hartnäckigen Widerſtand bey den Eingebornen. Hellas bekam ſeine erſten Anpflanzer aus Ägypten, Italien aber aus Hellas.

Die erſten Ackerleute arbeiteten bloß mit den Armen ohne Werkzeug; eine Schaufel zum Umgraben der Erde und ein Stock zum Löchern des Bodens für die Aufnahme des Saatkorns waren große Entdeckungen für den Ungeübten. Die Ägypter kannten die Pflugſchar und den Zugochſen. Die erſten Pflüge waren ohne Rad und Handhabe, aus einem krummen Baumaſt gebildet, an der Spitze nur ſchneidend durch hart gebranntes Holz. Triptolemos gab den Griechen einen verbeſſerten Pflug, und Dionyſos brachte Ochſen vor denſelben aus Indien. Moſeh verboth Ochs und Eſel zuſammen zu ſpannen.

Die Chineſen allein kennen den Erfinder der Egge, um das Saatkorn mit leichter Erde zu bedecken. Die Kunſt der Bewäſſerung trieben die Ägypter aufs höchſte. Die Kunſt des Düngens ſchrieb man in Italien dem Saturnus, das iſt, dem Gotte der Zeit zu. Saturnus hatte auch eine Sichel, und lehrte das Getreide nicht mehr bloß aus dem Boden zu reißen. Zuerſt ließ man das Korn austreten durch Rinder, dann wälzte man Steine über die Garben, endlich ließ man eine Art Schlitten darüber gehen; in Moſeh erſcheint das Garbenbinden, die Scheune, die Tenne, der Dreſchwagen; der Dreſchflegel war eine ſpäte Entdeckung. Die Reinigung geſchah durch eine Art Wanne, welche der Schaufel glich. Weizen, Korn, Gerſte, Spelt, Flachs, Linſen werden nahmentlich angeführt.

Syrien und Phrygien waren berühmt durch Gärtnerey; Midas zog Roſen, außerordentlich durch Schönheit, Größe und Wohlgeruch. Moſeh beſchreibt ſein gelobtes Land als einen Garten. Homer macht den Garten des Alkinoos auf der Inſel der Fäacken (vielleicht Corfu) höchſt anziehend; Birnen, Granaten, Feigen und Oliven wuchſen darin; Baumgarten, Weingarten, Gemüſegarten waren abgeſondert. An Gemüſen brachte Ägypten die größte Menge und Mannigfaltigkeit, auch Kürbiſſe, Melonen, Lauch, Zwiebeln, Knoblauch. An Edelfrüchten lieferten Arabiens Kaufleute Balſame, Roſinen, Honig aus Weintrauben, Gewürze, Laudanum, Piſtazien und Mandeln.

Moſeh kannte die Senkreiſer, aber das Pfropfen war ihm unbekannt. Überraſchend iſt in Hiob die Andeutung vom Unterſchiede der männlichen und weiblichen Palme, und von der Befruchtung der weiblichen durch den männlichen Staubſamen.

Ernährung.

Die Verarbeitung des Korns zum Brot erheiſchte eine Reihe ſchwerer Erfahrungen, welche ſchwerer zu machen waren, da der menſchliche Geiſt im Beobachten, Entdecken und Verbinden noch keine mannigfaltige Übung beſaß. Ein uralter Gelehrter (Poſidonius) meinte, man habe vom Zerbeißen des Korns durch die Zähne das Mahlen, von der Beymiſchung des Speichels die Verfertigung des Teigs, und von der Wärme des Magens die Nothwendigkeit des Backofens gelernt; allein die Auffindung ſolcher Ähnlichkeiten ſetzte hohe Bildung voraus.

Zuerſt wurden die Ähren bloß geröſtet über gelindem Feuer, wie Herodot es von den Indern erzählt. Das Einweichen des Getreides, und das Sieden deſſelben, welches in Hellas üblich war, trug zur Reinigung von dem Überzuge bey. Die Zerſtoßung oder Zerreibung des Korns zu Mehl geſchah in Ägypten durch Mörſer, durch Handmühlen, durch Mühlſteine. Die Sonderung des Mehls von der Kleye wurde anfangs bewirkt durch Sieb und Wanne, wozu die Ägypter den Faden der Papierſtaude gebrauchten. Das Kochen des reinen Mehls in Waſſer allein, oder mit einem Stück Fleiſch gab die Hauptſpeiſe der Urwelt. Aber davon bis zum Brot waren noch große Schritte.

Mehl, Waſſer, Salz gemiſcht gaben den Mazzen oder ungeſäuerten Kuchen, welcher platt und dünn über Feuer oder Glutſand gelegt, auch mit heißer Aſche oder glühender Kohle von oben bedeckt wurde. Dazu brauchte man in Ägypten Pfannen, Röſte, Backofen, Jahrhunderte lang früher, als Moſeh ausdrücklich des Seors oder Sauerteigs erwähnt. Die Erfahrung, daß die widerliche Säure, mit Mehle gemiſcht, in einen angenehmen Genuß ſich verwandle, und daß das Backwerk dadurch leichter und höher werde, war vermuthlich das Werk eines glücklichen Zufalls. Brotbacken war eine ſo große Sache, daß der Oberbäcker zu den Erzbeamten der Pharaonen gehörte.

Aber von Entſtehung des Feuers, worauf doch alles Backen und Kochen beruhte, wiſſen wir nichts; Prometheus ſoll es zur Belebung des Menſchen vom Himmel geſtohlen haben. Wenig kennen wir von der urweltlichen Aufbewahrung und Fortpflanzung deſſelben im gemeinen Leben, obwohl im höheren Standpunkte die Bewahrung einer heiligen und reinen Flamme zu den kirchlichen Aufgaben gehörte. Nur die Aufbewahrungen ſicherten dem Menſchen das errungene Gute für die Zukunft, und hielten die Schrecken der Hungersnoth ab. Die Aufſpeicherung des Getreides ging bey den vorſichtigen Ägyptern ſo ſehr ins Große, daß ſie den Bau der Pyramiden vielleicht mit veranlaßte und den klugen Joſeph zum Vezier der Pharaonen machte. Die vorſichtigen Ägypter kannten auch die Erhaltung des Fleiſches durch Salz, und die geringſte Art der Einbalſamirung war eine Einſalzung.

Die Einſalzung des Fleiſches und Fiſches gehört zu den nützlichſten Dingen für das Stadtleben und die Seefahrt. Zur Zeit des Möris, welcher in Ägypten den großen See grub, beſchäftigte ſich eine ungeheure Zahl von Werkleuten mit Einſalzen der gefangenen Fiſche.

Getränke.

Die Pflege der Traube ward von den Hebräern dem Noah, von den Ägyptern dem Oſiris, von den Hellenen dem Dionyſos zugeſchrieben. Die Abſonderung des Weinſtocks von den übrigen Geſträuchen war ein Schritt zur Vermehrung, die Veredlung ſetzte nur Beſchneiden und Reinigen voraus. In Ägypten machte man keinen Wein, man trank auch keinen, obgleich man Weingärten baute. Der Oberſchenke, ein Erzbeamter, preßte nur den Saft reifer Trauben aus, er miſchte ihn in dem Becher mit Waſſer, und gab ihn dann in die Hand Pharaonis. Statt des Drucks der Hand waren dem Hiob ſchon Preſſen und Keltern bekannt. Getrunken wurde aus Bechern; die Aufbewahrung geſchah in Schläuchen von Leder oder Gedärmen, nicht in Fäſſern. Hörner ſcheinen ſehr früh ſtatt Glas und Faß gedient zu haben. Die Phöniker brauchten Töpfe.

Überhaupt bemerken wir an den meiſten Orten und in allen Zeiten eine Gleichgültigkeit gegen das Trinkwaſſer, und eine Bemühung, geiſtige oder berauſchende Getränke zu bereiten. Man trank ſogar das noch heiße Blut erſchlagener Thiere und Menſchen. Die etwas Gebildeteren löſeten wilden Honig in Waſſer auf, und miſchten dieß mit bittern und geiſthaltigen Wurzeln oder Kräutern. Sogar die unſchuldige Milch von Stuten wurde durch Zuſätze bis zur Berauſchung benützt. Da die Gerſte zu den Getreidearten gehörte, welche am erſten bekannt waren, ſo braute man früh Bier in Ägypten, Hellas und Italien. Oſiris wußte es an Stärke und Farbe dem Weine gleich zu machen, was eine vielfältige Behandlung des Malzes vorausſetzte, da man keinen Hopfen beymiſchte.

Die erſten Patriarchen kannten das Öhl. Die Ägypter dankten den Urſprung und die Kenntniß der Oliven dem Merkurius. Die Hellenen und Atlantiden verehrten Minerva als die Schöpferinn und Beſchützerinn des Öhlbaums. Dieſer ward ſo heilig gehalten, daß die Geſetze verbothen, mit Stöcken oder durch Schütteln die Früchte abzunehmen.

Wahrscheinlich wurden die Oliven zuerſt zerdrückt, dann zerſtoßen, endlich gepreßt. Die Kunſt, ihnen das Bittere durch Salzwaſſer zu nehmen, dankten die Atlantiden Minerven. Das Öhl wurde zur Speiſe und zur Salbung gebraucht, aber vorzüglich zur Beleuchtung der Nacht, da gewöhnliches Feuer durch ſein Flackern unangenehm, und durch ſeine Kraft verzehrend ſich zeigte. Wir treffen in der Urwelt Lampen, aber keine Kerzen von Wachs oder Unſchlitt. Die Fackeln, deren Homer erwähnt, waren Stücke eines harzigen Holzes.

In allen Gegenſtänden der Nothwendigkeit ſehen wir die Aſiaten als erſte Beſitzer, die Ägypter als Erfinder, die Hellenen als Veredler. Die Babylonier, Indier und Chineſen ſind zu wenig gekannt und unterſucht.

(Fortſetzung folgt.)

* * *

Die philoſophiſchen Trinker.

[illegible]

Aber Freundchen! was muß ich ſehen?
Kannſt ja wieder nicht aufrecht ſtehen!
Schone doch lieber des Geiſtes Kräfte,
Trinke erſt, wenn des Tages Geſchäfte
Pünktlich und treulich ſind vollbracht —
Trinke wie ich — die ganze Nacht!

[illegible]

Laß doch's Philoſophiren gehen,
Freund! das muß ich beſſer verſtehen.
Mir wird das Trinken ſelbſt zum Geſchäfte,
Damit erhalt' ich eben die Kräfte;
Iſt das Trinken Abends vollbracht,
Schnarch' ich träumend die ganze Nacht!

Freyh. von Biedenfeld.

* * *

Rückblick auf berühmte Öſterreicher.

III.

Juſtus Birger.

Juſtus Birger, auch Joſt Burgk, Borgius*), Borgen**) genannt, wurde zu Lichtenſteig, Hauptort von Toggenburg, 1552 geboren. Er verfertigte, wie Bailly berichtet, zuerſt, nebſt Tycho Brahe, aſtronomiſche Inſtrumente von Metall, und war mit bey den Beobachtungen des berühmten Landgrafen von Heſſen, nach deſſen Tode er zum Mechaniker und

---

*) Jocher. **) Becher.

Aſtronomen des kaiſerlichen Kabinets zu Wien unter den Kaiſern Rudolph II., Mathias und Ferdinand II. ernannt wurde. Er war der Erfinder des Proportional-Zirkels; er hatte endlich, vor Neper *), die Idee von logarithmiſchen Tabellen, und gab die erſte heraus zu Prag 1620. Becher ſagt an einer Stelle **): »Der Mathematiker des verſtorbenen Churfürſten von Mainz: Johann Philipp von Schönborn, Kaſpar Doms aus Flandern, ein bejahrter Mann, erzählte mir, daß er in Prag, zur Zeit des Kaiſers Rudolph, eine Pendeluhr (horologium vibratorium) geſehen habe, welche der hochberühmte Mechaniker und Uhrmacher Juſtus Borgen verfertigte, deren ſich auch der große Mathematiker Tycho Brahe zu aſtronomiſchen Beobachtungen bediente.

Birgers Sitten waren ungemein einfach, und ſtill und geräuſchlos arbeitete er für ſich fort ***).

Er verließ 1622 Wien, und ging nach Kaſſel zurück, wo er im 80ſten Jahre ſtarb.

In der Sitzung der helvetiſchen Geſellſchaft der Naturforſcher 1820 las der Dechant Bridel die von ihm über Birger geſammelten Notizen vor.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Theater nächſt der Burg. Den 15ten d. M. **Donna Diana**, Luſtſpiel in drey Akten, nach dem Spaniſchen des **Don Auguſtin Moreto** von **C. A. Weſt**. – Mlle. **Müller** gab die Rolle der **Erbprinzeſſinn**, die letzte, worin ſie zum erſten Mahle auf dieſer Bühne erſchien, und ſchloß am folgenden Abend mit der wiederholten Darſtellung der Gräfinn **Rutland**, in **Eſſex**, den Kreis ihrer Gaſtrollen.

Dieſe Darſtellung hatte zwar ihre Schatten», aber auch ihre Lichtſeite, und zum Vortheil für unſere angenehme Gaſtſpielerinn fiel jene mehr in den erſten Theil der Aufgabe, da hingegen letztere im dritten Akt immer glänzender hervortrat; ſo daß wenn jene merkwürdige Rede in der neunten Scene des erſten Aktes, die mit den Worten anfängt:

»Verbergen will ich Euch nicht meinen Sinn – «

worin ſich der Charakter klar und gewichtig ausſpricht, ohne harmoniſche Entwicklung, klanglos faſt vorüber ging, und eine kalte, mahleriſche Geberdenſprache die Kraft des Ausdrucks nicht erſetzen konnte; die bedeutenden Worte in der Schlußſcene, mit welchen **Diana** die Niederlage ihres Stolzes und den Triumph der Liebe in ſchmerzlich ſüßer Hingebung verkündet:

»Du fragſt? – Du ſelbſt biſt es, Tyrann!«

nach immer erweiterter Beſitznahme von der Rolle, und als ob die Glut der Leidenſchaft auch die Darſtellerinn ergriffen hätte, durch einen Ton verſinnlicht wurden, der den ganzen Verwandlungs-Prozeß im Gemüth der Beſiegten auf das Treffendſte bezeichnete. Wirklich zeigte ſich's, daß die ruhigeren Stimmungen, und diejenigen Verhältniſſe, worin die Gemüths-Bewegungen einen ſchwächern Anklang zwar erlauben, aber auch in raſchem Wechſel auf einander folgen, wie dieſes vorzüglich in der ſechsten Scene des zweyten Akts der Fall iſt, die uns indeſſen als die ſchwierigſte erſcheint, aus Gründen, deren Angabe hier zu weit führen würde, am wenigſten ins Leben traten. Hingegen da, wo die Leidenſchaft zum Ausdruck eilt, der Kampf entſcheidender wird, entwickelte ſich die Darſtellungskraft immer freyer und die Liebe ſchien mit ihr den Sieg zu theilen.

---

*) Jöcher.

**) Joh. Joach. Becheri physica subterranea etc. p. 494.

***) Nouv. Diction. historique.

Die Beſetzung des Perin war ebenfalls neu. Der Darſteller vereinigte Scherz mit Ernſt, Ruhe mit Bewegung und dem Ton der leichten Ironie, die nicht zu merklich werden darf, und befriedigte in einem von ihm zum erſten Mahl betretenen Wirkungskreiſe angenehm. Der Ausdruck der Muſikation gelang beſonders gut.

Theater an der Wien. Den 16. d. Der Barbier von Sevilla, nach dem Italieniſchen frey bearbeitet von Kollmann, Muſik von Roſſini. Zum Vortheil der Mad. Metzger-Veſpermann, die den Part der Roſine ſang. Der baieriſche Kammerſänger, Herr Fiſcher, gab die Rolle des Figaro.

Dreyfaches Intereſſe zog die Zuſchauer an dieſem Abend in ſo zahlreicher Menge nach dem Schauſpielhauſe, daß ein großer Theil nur Ohrenweide ſchöpfen konnte.

Jedes Geſangſtück, worin die Sängerinn entweder allein, oder in Vereinigung wirkte, wurde mit ſo vorzüglichem Glück ausgeführt, daß man in dieſer Hinſicht keins dem andern nachſetzen, noch vorziehen darf. In jedem Theil entwickelte ſie neue Lieblichkeit mit einer Virtuoſität, die für das Gegebene nichts zu wünſchen übrig ließ, und während ſie das Ohr bezauberte zum Herzen drang, ſo daß Ausdruck, Kunſt und Klarheit überall und unzertrennlich wirkten. So darf man der erſten Arie und dem darauf folgenden Duett gleichen Werth beylegen, und beyde mußten wiederholt werden. Überhaupt wurde dieſe Ehre vier Nummern im erſten Akt zu Theil, den lärmenden Schluß des Finals mit eingerechnet. Endlich mußte der Vorhang noch ein Mahl in die Höhe gehen, und man erwartete, das ganze mitwirkende Perſonal würde den Extra-Dank in Empfang nehmen; ſtatt deſſen erſchienen aber nur die beyden Gaſtſpieler wieder auf der Bühne. Im zweyten Akte waren der Wiederholungen weniger, weil die Zuhörer ſich gewöhnlich ſelbſt im Anfang ſchon erſchöpfen; um indeſſen auch die Sängerinn zu ſchonen, unterblieb die erwünſchte Repetition der eingelegten am Klavier geſungenen Arie, von Caraffa, wie man ſagt, die ſich durch Originalität auszeichnet, und von der Künſtlerinn ganz im Charakter der Kompoſition vorgetragen, mit eigenthümlichen Reizen ausgeſtattet wurde.

Herrn Fiſcher ſahen und hörten wir bereits während ſeines vorjährigen Aufenthalts in der Rolle des Figaro. Der Gaſtſpieler kennt ſeine Stärke und weiß ſie gehörig zu verwenden, daher gewinnen die Geſangſtücke durch den charakteriſtiſchen Vortrag und die Lebendigkeit der Darſtellung, die ſein mehr ſprechendes als ſingendes Organ begleitet. Von dieſer Seite zeichnete ſich das Duett mit dem Grafen vorzüglich aus, das auch repetiert werden mußte; eben ſo die Arie, die zum zweyten Mahl mit italieniſchem Text geſungen wurde. Wir glauben, daß eben dieſe Traduction die Darſtellungsweiſe des Gaſtes noch begünſtigt, weil aller Lebhaftigkeit, und der durchgreifenden Repräſentation ungeachtet, dennoch der Buffo mehr, als der gewandte, Alles mit leichtem Scherz und ruhiger Umſicht leitende Intrigant, hervorblickt. Manches im Spiel und Ausdruck des Geſanges war noch zu grell, Vieles gewinnt aber an Wirkſamkeit durch deutliche Ausſprache und kräftige Nuancirung. Überhaupt ſteht der Schauſpieler überall feſt, und weiß ſeinen Platz auszufüllen, wodurch den Andern und dem Ganzen bedeutender Vortheil erwächſt.

Herr Fiſcher wird dieſes Mahl nur zwey Gaſtrollen geben, und nach einer Wiederholung dieſer erſten ſchon wieder ſeine Rückreiſe antreten.

Der erſte Band der Feyerſtunden, einer Schrift für die edle Unterhaltung, herausgegeben von Freyherrn v. Biedenfeld und Chriſtoph Kuffner, iſt erſchienen, und hat den angenehmen Erwartungen, welche ſchon die Ankündigung dieſes Werkes bey Jedermann erregte, nicht nur entſprochen, ſondern ſelbe übertroffen. Die Herausgeber haben den Wunſch, welchen ſie in ihrem Schlußworte äußern: »der ſo lange erſehnten Einigkeit und Freundſchaft unter deutſchen Dichtern ein würdiges Denkmahl zu gründen,« ſchon in dieſem erſten Bande erreicht. Sie haben darin Blüthen von ſechs und dreyßig in- und ausländiſchen Dichtern geſammelt, welches um ſo mehr von ihrem Fleiße zeigt, als bey ſolchen Unternehmungen meiſtens Viele verſprechen, und Wenige ihr Verſprechen halten.

Das Buch (man kann es ſo nennen, denn es enthält 404 Seiten) iſt den Mitgliedern des Liederkreiſes zu Dresden gewidmet. Die Dedikation iſt vom Freyherrn v. Biedenfeld verfaßt. Erzählungen haben geliefert: Förſter, Fouqué, Krug v. Nidda und Laun. Weidmann, eine Biographie des Torquato Taſſo. Gedichte finden wir von Louiſe Brachmann, Brentano, Burdach, Caſtelli, Helmine Chezy, Conteſſa d. Ä., F. Förſter, v. Gaal, Gehe, v. Hammer, Haug, Hell, Hermann, v. Heyden, Kannegießer, Kind, Kuffner, Fr. Kuhn, Lappe, Meſſerſchmid, Millauer, Mathias Müller, Neuffer, Roos, Ryno, Schlenkert, Wilh. v. Schütz, Schweighauſer, Sick, Töpfer, Waldheim.

Man braucht nur dieſe Nahmen zu nennen, um die Aufmerkſamkeit des leſenden Publikums anzuregen. — Außerdem iſt das Buch mit zwey wohlgetroffenen und von Paſſini gut geſtochenen Portraiten, Joſ. v. Hammer's und Fr. Kind's, geziert. Vorzüglich iſt das zweyte wohl gerathen. Druck und Papier ſind ſchön. Wir wünſchen den Herausgebern fortwährend eine ſo glänzende Unterſtützung bedeutender Dichter, und der Leſewelt noch recht viele folgende Bände dieſer Erhohlungsſchrift.

— ll —

Der Benediktiner von Mölk: Hieronymus Pez, gab im Jahre 1745 die Reimchronik Ottokars von Horneck heraus; ſie befindet ſich im dritten Bande ſeiner Sammlungen öſterreichiſcher Geſchichtſchreiber. — Scriptores rerum Austriacarum. III Tomi. Fol. Lipsiae 1721 — 1745. Der Profeſſor der Geſchichte am Gymnaſium zu Mainz, Thomas Schacht, hat die Chronik theils excerpirt, aufgehellt, und den Freunden der Geſchichte des Mittelalters genießbar gemacht. »Aus und über Ottokar, von Horneks Reimchronik, oder Denkwürdigkeiten ſeiner Zeit. Zur Geſchichte, Literatur und Anſchauung des öffentlichen Lebens der Deutſchen im dreyzehnten Jahrhundert. Mainz, 1821.« Die Chronik iſt eine reiche Quelle für die Geſchichte Ottokars von Böhmen, dann Rudolphs I. und Albrechts I. aus dem Hauſe Habsburg, und verbreitet das vollſte Licht über die damaligen Sitten.

— rh —

Wenn man auf 6 Pfund Galläpfel 18 Maß ſiedendes Waſſer gießt, die Flüſſigkeit nach einiger Zeit ſeiht, 1 1/2 Pf. Gummi in 6 Maß Waſſer auflöſt, dieſe Auflöſung zu der des Gallus gießt, dann ſalpeterſaures Eiſen mit Überſchuß der Säure, die aus 1 Pf. 4 Unzen Eiſenvitriol erhalten wurde, und zuletzt 6 Unzen feingeſtoßene thieriſche Kohle zuſetzt, ſo erhält man eine ſehr gute, unzerſtörbare Tinte.

M.

Herr Kapellmeiſter Starke hat nun die dritte Abtheilung ſeiner Wiener Pianoforte-Schule bey J. Bermann herausgegeben, welche in einer Sammlung von vier und dreyßig Tonſätzen der vorzüglichſten älteren und neuen Pianoforte-Spieler und Tonſetzer beſteht. Dieſe Stücke, welche der Verfaſſer für ſchon geübtere Hände beſtimmt hat, und deren Ausführung auch einen höheren Grad von Kunſtvollkommenheit vorausſetzt, ſind verſtändig gewählt, die von den vorzüglichſten hieſigen Meiſtern dem Verfaſſer für dieſes Werk eigens mitgetheilten Tonſätze von ſo entſchiedenem

Werthe und mannigfaltigem Intereſſe, daß ſicher jeder Pianoforte-Spieler, welcher in ſeiner Kunſtleiſtung über die Mittelmäßigkeit hinausgerückt iſt — dieſes Werk mit Vergnügen zur Hand nehmen, und durch ernſtes Studium der darin enthaltenen Schwierigkeiten viele Vortheile erringen und noch größere Schwierigkeiten leichter zu beſiegen lernen wird.

Übrigens glauben wir, hätte der Lithograph einen kleinen Kommentar zur Titel-Vignette liefern ſollen; denn die Allegorie, die Macht der Muſik durch zwey Individuen aus dem Thierreiche vorſtellen zu wollen, iſt uns doch ein wenig zu fremd. Gle.

Bey herannahendem Schluſſe des zweyten Quartals laden wir die Leſer dieſer Blätter ein, auf das dritte zu pränumeriren. Die neue Redaktion glaubt ſchon in den erſten drey Monaten ihr Verſprechen erfüllt und das Intereſſe dieſer Zeitſchrift erhöht zu haben. Sie will ſtatt vieler Worte die That ſprechen laſſen.

Für die ſorgfältige Pflege des ſcientifiſchen Theiles ſprechen folgende Aufſätze, welche geliefert wurden: Über Dichter und Dichtkunſt, von W. Hebenſtreit. Urſprung und Untergang der Städte, von Profeſſor Schneller. Über die häusliche Erziehung der Töchter, von Chimani. Die ſtatiſtiſchen Aufſätze über Ungern, von Hrn. v. Cſaplovics. Bellino, von Joſeph v. Hammer. Die fortgeſetzten ontologiſchen Neuigkeiten, von Rittig v. Flammenſtern. Die Aſſaſſinen. Über die Nützlichkeit öffentlicher Badeanſtalten, von Glenk. Bemerkungen eines reiſenden Naturforſchers über das k. k. Naturalienkabinett in Wien. Über Smith's Grundſatz der unbeſchränkten Handelsfreyheit. Der Häringsfang, von B. Wahrtkol. Aus Wilhelm Turners Tagebuche auf einer Reiſe im Morgenlande; überſetzt von Ferdinand Wolf. Uranfänge des Gewerbfleißes; von Julius Schneller, Profeſſor zu Grätz, und endlich alle Literatur- und Kunſtbeylagen.

Den belletriſtiſchen Zweig des Blattes hat die Redaktion — ſie darf es ohne Unbeſcheidenheit ſagen — bedeutend verbeſſert. Die Nahmen: Grillparzer, Joſ. v. Hammer, Haug, Hell, Hermann, Jeitteles, Kind, Laun, Schlechta, Weidmann, Weißenbach beweiſen es. Noch mehrere der bedeutendſten in- und ausländiſchen Schriftſteller haben ſich ebenfalls angeſchloſſen, und die Redaktion wird das Vergnügen haben, die Blüthen ihrer Muſe im nächſten Vierteljahr dem geneigten Leſer darbiethen zu können.

Die Rezenſionen über Erzeugniſſe der Literatur und Kunſt tragen das Gepräge der Unparteylichkeit, der Mäßigung und jener Würde, welche Künſtler verlangen können, und welche die Kritik ſich ſelbſt ſchuldig iſt.

Es iſt demnach für das Gedeihen des Converſationblattes eifrig geſorgt worden; doch ſoll das Geleiſtete durch künftige Leiſtungen überbothen werden. Wien, den 15. Juny 1821.

Die Redaktion und der Verleger.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625), wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 11 fl. W.W. halbj.— Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

51.

(Wien, Mittwoch den 27. Juny.)

Die Monſtranze für Papſt Pius VII.

Da nun die von mir, in den Ontolog. Neuigk. Nr. XXIV, Converſ. Bl. Nr. 22, vorläufig erwähnte Monſtranze, ein Meiſterſtück des inländiſchen Kunſtfleißes, die der hieſige k. k. Hof-Silberarbeiter Franz Würth nach der Zeichnung des akademiſchen Raths und Architekten Ritter von Moreau verfertigte, als Geſchenk unſeres erhabenen Monarchen für Papſt Pius VII., an ihre hohe Beſtimmung nächſtens abgeſendet wird, ſo folgt, meinem früher gegebenen Verſprechen gemäß, hier nun die nähere Beſchreibung derſelben:

Dieſe Monſtranze hat zur Höhe 3 Schuh, 8 Zoll; eine Höhe, die unſerm rühmlichſt bekannten Moreau hinlänglich Gelegenheit gab, das Großartige im Styl, das uns in dieſer Monſtranze ſo mächtig anſpricht, vorwalten zu laſſen; und auch dem kunſtſinnigen Silberarbeiter Würth den nöthigen Raum gab, ſeine meiſterhafte Fertigkeit in der reinen Ausarbeitung der hier angebrachten Figuren, Basreliefs und Verzierungen im glanzvollſten Lichte zu zeigen. Sie iſt von Silber — 72 Mark in Gewicht — nach der erforderlichen Licht- und Schattengebung, hell oder matt, ſtark vergoldet. Auch dieſe herrliche Vergoldung auf Silber beweiſt uns des Künſtlers Meiſterſchaft in ſeinem Fache.

Der Sockel der Monſtranze bildet einen Sarkophag, an deſſen Fuße, und zwar auf den vier Ecken der unterſten Stufe, vier Engel knieen. Sie haben zur Höhe 4¾ Zoll. Eine unnennbare Demuth, jene ſanfte, innige Hingebung in dem Willen der Allmacht, hat der Künſtler über dieſe vier bethenden Engel ausgegoſſen, und auch was ſonſt die plaſtiſche Form derſelben betrifft, ſich als denkender Künſtler beurkundet. Auf der vordern Fläche dieſes antiken Grabmahls iſt Leonardo da Vincis bekanntes Abendmahl, en Basreliefs, in Miniatur vortrefflich wiedergegeben. Zeichnung und Ausführung ſind gleich lobenswerth. Auf der rückwärtigen Fläche befindet ſich die der Gabe angemeſſene Inſchrift:

Pio VII. Pontifici Maximo
Franciscus I.
Austriae Imperator
D. D.
MDCCCXXI.

Die beyden ſchmäleren Seiten des Grabmahls ſind auf der einen Seite mit dem päpſtlichen, auf der andern mit dem kaiſerlichen Wappen geſchmückt. Die Wappenſchilde werden von Genien getragen, die ungemein zartſinnig ausgeführet ſind. Im Giebel dieſes Sarkophages iſt das: In hoc salus, von einem Dornenkranz umgeben, deſſen Ausarbeitung vortrefflich zu nennen iſt, angebracht. Hierauf folgt die eigentliche Baſis des Schaftes der Monſtranze, in deren Mitte das Lamm, und an deren vier Ecken die trefflich dargeſtellten Attribute der vier Evangeliſten ſich befinden. Vier niedlich geformte Cherubim ſchließen die Baſis, aus der nun der Schaft oder Kiel in Form eines Candelabers ſich zur Tragung des bildlich dargeſtellten Rauchgefäßes emporhebt. Ähren, Weinlaub und Trauben — Brot und Wein — ſchmücken den Candelaber. Eine Arbeit, die unſerm Würth ſo trefflich gelang, daß ſie ſelbſt einem Benvenuto Cellini zur Ehre gereichen würde. Aus dem bildlich dargeſtellten Rauchgefäß entwickeln ſich die Rauchwolken, in deren Mitte ſich das Venerabile, umgeben von ſechs Paar Cherubim — die, verſunken im Anſchauen der Allmacht, das reine Bild der Gottesverehrung darſtellen — befindet. Dieſe Rauchwolken ſind in ihrer Darſtellung ſo getreu aus der Natur aufgegriffen, daß das Auge des Kenners um ſo mehr mit Vergnügen darauf weilet, als dieſe den meiſten Künſtlern bey derley Arbeiten zu verunglücken pflegen; eine Verunglückung, die gewöhnlich darin beſteht, daß ſie ſelbe zu ſcharf abgrenzen, ſo, daß ſie in einiger Entfernung mehr einem Gewirre von Greifsklauen als Wolken ähnlich ſehen. Ein den Monſtranzen eigenthümlicher Strahlenkranz, hier 22 Zoll im Durchmeſſer, umgibt nun auch hier die Wolken, und ſetzt dadurch, daß er ſo ganz im Einklange der übrigen meiſterhaften Bildung der Monſtranze für das Auge des Beſchauenden von der herrlichſten Wirkung iſt, im vollſten Sinne des Wortes, dieſem Meiſterſtück des inländiſchen Kunſtfleißes die Strahlenkrone auf.

Aus allem dieſen erhellet: daß wir auch in dieſem Zweige der bildenden Künſte, Meiſter in unſerer Mitte beſitzen, die in keiner Hinſicht den jetzt lebenden beſten Künſtlern des Auslandes in dieſem Fache nachſtehen.

A. Rittig v. Flammenſtern.

* * *

Rückblick auf berühmte Öſterreicher.

IV.

Maximilian II.

Die Heiterkeit des Himmels iſt über mir; die Töne aber, welche um mich erſchallen, gehören der Erde und irdiſchen Leidenſchaften an. Walter Scott.

Wenn man die Regierung Maximilians II. aufmerkſam und unbefangen prüfet, wird man finden, daß Einige der deutſchen Schriftſteller nur gerecht waren, als ſie dieſen edlen Fürſten einen anderen Titus, die Luſt des Menſchengeſchlechtes, nannten. Ein wahrhaft chriſtlicher Herrſcher, durchdrungen von reiner Liebe und uneigennützigem Wohlwollen, ein Philoſoph auf dem Throne, mußte aber auch die Begebniſſe ſeiner Zeit und die Zukunft mit anderen Augen anſehen, als eine Mitwelt, die in Leidenſchaftlichkeit und Unbekanntſchaft mit dem Beſſeren *) ihre Kraft vergeudete. Ein eigenhändiges Schreiben des Kaiſers an ſeinen Freund Lazar Schwendi (Vid. I. R. a. d. Öſterr.) verbreitet hierüber das vollſte Licht. Es findet ſich bey Goldaſt Constitut. Imperial. T. II., und iſt aus Wien vom 22. Februar 1574 datirt, alſo zwey Jahre vor dem Tode Maximilians geſchrieben, der, ſeiner Auflöſung nahe, um ſo liebenswürdiger und achtbarer erſcheint.

Geliebter Schwendi!

1) Dein Schreiben habe ich richtig erhalten und durchgeleſen; ich danke dir vor Allem für dein chriſtliches und treues Beyleid, mit welchem dich meine Krankheit erfüllt. Der ewige Gott, in deſſen Hand alle Dinge ſtehen, verfüge über mich nach ſeinem väterlichen Willen. Denn für Alles danke ich ihm; ihm, der allein am beſten weiß, was mir nützlich und heilſam, und was mir ſchädlich iſt; ich ergebe mich mit Geduld und vollkommener Beruhigung in ſeinen göttlichen Willen. In der Welt nehmen die Dinge eine Richtung, die wenig Freude und Beruhigung gewährt; dagegen ſtößt man überall auf Widerwärtigkeiten, auf Treuloſigkeit und ſchlechte Handlungen. Möge der Herr ſich unſer erbarmen, und dieſe Übel von ſeiner Chriſtenheit entfernen! Auch wäre es wirklich nicht zu verwundern, wenn man bey einer ſolchen Lage der Dinge Gefühl und Verſtand verlöre (ad stuporem atque insanianiam redigeretur); hierüber könnte man viel ſchreiben. Durch Gottes Gnade geneſe ich langſam, und wandle ſchon wieder mit Hülfe eines Stabes herum. Man muß Gott in allen ſeinen Werken loben!

2) Was jenen ſchönen (praeclarum) Streich anbelangt, den die Franzoſen gegen den Admiral **) und ſeine Anhänger ausgeführt haben, ſo muß ich denſelben durchaus mißbilligen, und mit ungemeiner Bekümmerniß habe ich vernommen, wie mein Eidam ***) ſich zu einer ſo niederträchtigen Metzeley (foeda laniena) verleiten ließ. Weiß ich gleich, daß Andere mehr regieren, als er, ſo langt man doch damit nicht aus, eine ſolche That zu entſchuldigen, oder ein ähnliches Verbrechen zu bemänteln. O hätte er mich gefragt! redlich und väterlich hätte ich ihn berathen, und das Geſchehene wäre unterblieben. Ein Flecken haftet ſeitdem auf ihm, den er ſchwerlich tilgen wird.

3) Gott möge denjenigen gnädig ſeyn, die hieran ſchuld ſind. Sie werden, das beſorge ich ſehr, im Verlaufe der Zeit endlich erfahren, was man auf dieſem Pfade gewinne. Wahrlich! ſo und nicht anders, wie du beſonnen ſchreibſt,

---

*) Vitium, parvis magnisque civitatibus commune, ignorantiam recti et invidiam.
Tacit. in Agric.

**) Admiral Coligny fiel mit anderen Hugenotten in der furchtbaren Bartholomäusnacht, 24. Aug. 1572.

***) Karl IX. von Frankreich heirathete 1570 Maximilians Tochter, Eliſabeth, ausgezeichnet durch ihre Schönheit und Sittlichkeit.

iſt es — nicht das Schwert darf die Angelegenheiten des Gewiſſens (res pietatis) berühren oder entſcheiden. Wem es auch nur einigermaßen mit der Frömmigkeit und Ehrlichkeit, mit Ruhe und Frieden Ernſt iſt, wird unſere Anſicht theilen. Überdieß haben Chriſtus und ſeine Apoſtel eine ganz andere Lehre vorgetragen. Ihre Waffen waren: Sprache, Unterricht, Gottes Wort, und ein Leben, welches den göttlichen Lehren Jeſu Chriſti entſprach. Ihre ſittliche Würde ſoll uns einladen und anſpornen, ſie nachzuahmen: ſo, und in wie ferne ſie Chriſtum nachahmten. Ich will gar nicht erwähnen, daß jene verrückte Menſchenklaſſe ſeit Jahren ſchon, da der Lauf und Ausgang der Begebenheiten ſchlagende Beweiſe dafür lieferten, hätte einſehen und ſich überzeugen ſollen, daß man mit grauſamen Strafen, nämlich mit Köpfen und Verbrennen (sectionibus atque ustionibus) nicht auslange. Kurz — ihr Treiben mißfällt mir im höchſten Grade, und nie werde ich es loben, außer Gott ließe zu (was er, durch mein eifriges Gebet bewogen, abwenden wolle), daß mich Wuth und Wahnſinn ergriffen. Auch will ich dir nicht verſchweigen, daß es Unverſchämte und Lügner gibt, die ſich zu behaupten erfrechen: Frankreichs König (Gallus) habe das Geſchehene nicht nur mit meinem Mitwiſſen, ſondern ſogar auf meinen Rath verübt. Vor Gott, den ich hierin zum Zeugen anrufe, und vor der Welt fügt man mir ein empörendes Unrecht zu. Leider ſind mir dergleichen Lügen und Verleumdungen nicht mehr neu, ſchon früher mußte ich ſie verdauen. Ich ſtelle dieſes Alles meinem Gott anheim; er wird ähnliche Beſchimpfungen zu entfernen und zu beſtrafen wiſſen.

4) Eben ſo wenig darf ich billigen, daß man in Bezug auf die Niederlande *) die Gränzen der Mäßigung überſchritt; um ſo weniger, als ich bedenke, wie oft und zu welcher Stellung ich dem Könige von Spanien **) ſchriftlich rieth. Was half es? (Quid multa?) Spaniſcher Rath war willkommen, der meinige, welcher aus einem redlichen Herzen kam, wurde übergangen. Gegenwärtig ***) ſind ſie genöthiget, ihre Mißgriffe zu geſtehen, und ſich als den vorzüglichſten Gährungsſtoff auszubringen (huic malo causam maximam praebuerint ipsi). Meine Meinung war gut; jene ſchönen und trefflichen Provinzen ſollten nicht auf eine erbärmliche Weiſe verloren gehen. Beliebte es ihnen auch nicht, meinen Rathſchlägen zu folgen, ſo daß ich Grund hätte, keine weitern zu ertheilen, werde ich dennoch nicht empfindlich ſeyn, und redlich thun, was in meiner Macht ſteht.

5) Gott gebe, daß die Früchte, die man hofft, erzielt werden, und daß man dergleichen gewaltſame Maßregeln aufgebe, und ſich mit den verbrauchten begnüge. Daß ich es kurz ausſpreche: die Spanier und Franzoſen mögen nach Gutdünken handeln; einſtens werden ſie dennoch Gott, jenem gerechten Richter, Rechenſchaft darüber ablegen müſſen. So Gott will, werde ich, was mich be-

---

*) Abfall der Niederlande von der Krone Spanien — gleichzeitige Begebenheit.

**) Philipp II. König von Spanien, Maximilians Vetter.

***) Der Kaiſer deutet vermuthlich auf die Verſammlung der Abgeordneten der aufrühreriſchen Städte zu Dortrecht 1572, wo ſich der Aufſtand conſolidirte, hin; ferner auf Alba's Zurückberufung, und endlich auf die Verlegenheit des Kabinettes von Madrid, welche es nöthigte, Maximilian II. nun ernſtlich um ſeine Vermittlung zu erſuchen. S. W. Coxe's Geſchichte des Hauſes Öſterreich.

trifft, ehrlich, chriſtlich, treu und aufrichtig, und unkadelich zu handeln fortfahren, und ich vertraue auf Gott, deſſen Segen und Gnade mir dazu verhelfen wird: meine Handlungen und Abſichten im Angeſichte Gottes und der Menſchen rechtfertigen zu können. Gelingt mir dieſes, ſo frage ich weiter nichts um dieſe verderbte und boshafte Welt.

6) Ich nährete wirklich die Hoffnung, früher in meinem Königreiche Böhmen einzutreffen. Die Ärzte widerrathen mir durchaus, bey dieſer Kälte eine Reiſe zu unternehmen; um ſo mehr, als meine Geneſung noch unvollendet iſt. Den Landtag des Reiches konnte ich alſo nicht länger verſchieben, und zu meinen Stellvertretern habe ich, wenn andere Hinderniſſe ſich nicht vorfinden, meine zwey älteren Söhne *) ernannt. Doch gedenke ich, ſo Gott meinen Wünſchen geneigt iſt, im nahenden Sommer hin zu kommen. Denn aus der Beſchaffenheit der Verwaltung geht hervor, daß ſo die Dinge nicht mehr zuſammenhalten und dauern könnten. Das Bedürfniß des Königreiches, wie mein eigenes, erheiſchet unſere Gegenwart. Denn ich weiß recht gut, wie man verfährt, und wie die Dinge gehen. Und hiermit empfehle ich dich dem Schutze Gottes, welcher Alles nach ſeinem Wohlgefallen zum Heile der Welt, und unſerem, lenken wolle.

Wien, den 22. Februar 1574.

Maximilian.

—rh—

* * *

Dem Andenken Clemente Bondi's **).

Am 20. Junius 1821.

So haſt Du, edler Sänger, ausgerungen,
Und Deiner Lyra letzter Laut verklang!
Zum Lichte hat Dein Geiſt ſich aufgeſchwungen,
Und in die Heimath trugſt Du den Geſang;
Du ſtarbſt! doch nimmer ſtirbt was Du geſungen,
Der Lorber, der die Stirne Dir umſchlang,
Er prange nun an Deinem Sarkophage,
Daß er Dein Lob zu ſpäten Enkeln trage.

Doch ward auch ſchöner Lohn dem ſchönen Streben;
Italiens goldne Zeit haſt Du erneut,
Dem Fürſtenhaus die Huldigung gegeben,
Dem Arioſt und Taſſo ſie geweiht;
Den Liedern, welche Eſte's Ruhm erheben,
Hat ſich das Deine herrlich angereiht,
Und nur dem Hohen, Würdigen und Schönen
Haſt Du gehuldigt in der Saiten Tönen.

---

*) Rudolph (nachher II.) und Ernſt.

**) Wir gedenken nächſtens in dieſen Blättern einige biographiſche Notizen über dieſen würdigen Dichter, deſſen Werke, beſonders ſeine Sonetti epitalamici, welche bey Degen in Wien mit einer typographiſchen Pracht und Eleganz, welche mit jedem Erzeugniß der Iborraſchen, Didot'ſchen und Bodoniſchen Offizinen in den Rang treten dürfen, erſchienen, auch in Deutſchland rühmlichſt bekannt geworden ſind, von der Hand des Verfaſſers dieſes Gedichtes mitzutheilen.
Anm. d. Redakt.

Und warſt Du auch ein Fremdling unſerm Land,
Der Lieder Heimath iſt ein Land der Träume;
Das Schöne bleibt ſich überall verwandt,
Denn es entſproſſet nur aus einem Keime;
Drum haben Deinen Werth wir wohl erkannt,
Und in der ew'gen Heimath goldne Räume
Klingt Dir aus eines deutſchen Sängers Munde
Dieß Lebewohl, als unſrer Achtung Kunde.

J. C. Weidmann.

* * *

Uranfänge des Gewerbfleißes.

Von Julius Schneller, Profeſſor in Grätz.

(Fortſetzung von Nr. 50.)

Kleidung.

Alle Völker, welche etwas weiter ſchritten, hatten Gewänder auch dort, wo das Klima ſie nicht unentbehrlich machte. Bey den Gewändern ſuchte man nicht bloß die Beſchützung des Leibes, ſondern die Verſchönerung deſſelben. Man deckte die Schamtheile mit Baumrinden, mit Blättern, mit Kräutern, mit geflochtenen Binſen. Doch brauchte man bald Thierhäute, viel früher als man ſie zu gärben verſtand. Die Chineſen lernten von einem ihrer erſten Fürſten, Tſchin-fang, die Haut vom Haar zu reinigen. Die Reinigung vom Fett war noch wichtiger und ſchwerer, weil die Verbindung inniger und ekelhafter iſt. Die Vereinigung mehrerer Häute ſetzte den Bindfaden voraus. Als Bindmittel dienten zuerſt Gedärme von Thieren und Fiſchen im getrockneten Zuſtande. Harte Dornen, ſpitzige Gräten oder zugeſpitzte Beine wurden zuerſt als Nadeln gebraucht.

Die Verbindung der abgenommenen Wolle oder Haare durch irgend einen Leim gab wärmere, weniger ſtinkende, anliegendere Kleider. Bald nach Zerſtreuung des Menſchengeſchlechtes trieb man die Schafſchur ins Große, welche den höchſten Vortheil brachte, als man das Spinnen erfand, welches die Chineſen der kaiſerlichen Hausfrau Yao's, die Ägypter der göttlichen Iſis, die Lidier der Arachne, die Hellenen der Pallas, und faſt alle Völker irgend einem Frauenzimmer zuſchreiben. Das deutſche Wort Spinnen weiſet ſchön auf Spinne; denn dieſes Thierchen ſcheint der unerreichte Lehrmeiſter der Menſchen geweſen zu ſeyn.

Die Kunſt des Gewebes, wo ſie nicht von Göttinnen herrührte, kam natürlicher Weiſe von vergötterten Frauen, durch Beobachtung der in einander geflochtenen Faden mancher Baumbedeckung. Die erſten Webſtühle beſtanden aus einigen Stöcken und einem Querholz, worauf die Indier noch jetzt erſtaunenswürdige Dinge verfertigen. Das Weben geſchah ſtehend von oben gen unten; die Ägypter erfanden die ſitzende Arbeit von einer zur andern Seite. Schafwolle ſcheint der erſte Webſtoff geweſen zu ſeyn, aber früher als Lein und Hanf arbeitete man Baumwolle, welche die Ägypter vielleicht unter ihrem Byſſus verſtanden. Jhr Ausſpinnen aus den Schalen war leichter, weil es weniger Vorarbeiten forderte, als bey den andern fadenhältigen Stoffen, wie Lein und Flachs, und die in Oſtaſien gebrauchte Seide. Auch das Walken, wodurch man dem Gewebe Feſte und Dichte gab, beſaßen die Aſiaten und Ägypter viel früher als die Europäer und Hellenen.

Die Naturfarbe der meiſten Webſtoffe war düſter oder unrein. Die Färbung lernte man durch Tropfen genoſſener Früchte, durch den Saft zerquetſchter Pflanzen, an der Wirkung des Regens bey gewiſſen Erdarten kennen. Die erſte Färbung geſchah wohl an der Menſchenhaut ſelbſt, die zweyte am Gewande. Die Chineſen ſchrieben die Färberey einem ihrer erſten Fürſten, Hoang-ti, zu. Die Lebhaftigkeit der Farben Jndiens galt in der Urwelt am höchſten. Die Phrygier erfanden die Kunſt, auf einem einfachen Grunde die Faden verſchiedener Farben mittelſt der Nadel anzubringen; die Babylonier verſtanden in das Gewebe ſelbſt verſchiedene Farben einzutragen. Die Übergänge vom bloßen Waſchen zum Reinigen mit Salzen und Pulvern ſtanden mit Färberey in Verbindung.

Die Erfindung des Purpurs wurde in Phönike gemacht. Ein Hund fraß eine Purpurſchnecke, und die wunderſchön gefärbte Schnauze gab Anlaß, dieſe Farbe zu erkennen und anzuwenden; ſie gefiel ſo ſehr, daß der erſte König, welcher ſie ſah, dieſelbe ſich und ſeinem Kronprinzen, mit Ausſchluß aller Unterthanen, vorbehielt. Eine andere Sage berichtet: die Nymphe Tyros habe dem verliebten Herakles den ferneren Umgang verweigert, wenn er ihr nicht ein ganzes Gewand ſchaffte von der Farbe, welche ſie an ſeines Hundes Schnautze bemerkte; dieſer hatte Purpurſchnecken gefreſſen, und gab ſeinem Herrn den Wink, durch Zerſtoßen der Schalthiere die Farbe den Kleidern mitzutheilen. Dieſe Farbe wurde dem Golde gleich geachtet, weil das Herbeyſchaffen der Schnecken, zum Theil aus der hohen See, ſehr viele Schwierigkeiten hatte. Es gab vier Arten von Purpur, und davon war Coccos noch weſentlich verſchieden. Die Tyrier kannten die Kunſt, das in der Wolle gefärbte Tuch zu bereiten.

Außer der Schönheit, welche man dem Stoffe durch Mannigfaltigkeit der Farben gab, hatte man noch die vierfache Arbeit der Stickerey mit Goldfäden, der eingewobenen Goldblättchen, der künſtlich geordneten Vogelfedern, und der zierlich eingelegten Edelſteine. Man lernte die Edelſteine vermuthlich kennen durch die Waldſtröme, welche aus den Bergen ſie mit ſich riſſen; ihr natürlicher Anblick ließ wahrſcheinlich bemerken, daß ihr eigentlicher Glanz im Innerſten ſich befinde, und alſo durch Wegnahme der oberſten Decke ans Licht gebracht werde. Man kannte die gefärbten Edelſteine früher, und ſchätzte ſie höher als den Brilliant, welchem man ſeine volle Schönheit nicht zu geben verſtand, da man nur natürlich angebrochenen kannte. Man fand Diamanten in Aethiopien, Arabien, Sarmatien und Jndien; doch heut zu Tage findet man ſie in den drey erſten Landen nicht mehr.

Viele von den mährchenhaften Sagen, welche ſich in den Schriftſtellern über die Größe der urweltlichen Edelſteine finden, kamen vermuthlich daher, weil man dem Glaſe alle Farben zu geben verſtand, und daſſelbe zu ungeheuern Maſſen ſchmolz und goß. Die Erfindung des Glaſes aus dem Sande am Fluſſe

Belus ward den Phönikern zugeſchrieben, und das wirklich große Kunſtſtück ward dem Naturſtoff des Goldes und des Edelſteins gleich geſchätzt.

Bibliſche Nachrichten.

Moſeh beſchreibt die Menſchen im Stande der Unſchuld als nackt, er betrachtet die erſte Kleidung als eine Folge des Sündenfalls, und alle Arbeit als eine Strafe deſſelben. Wie viele Kenntniß dieſer Art die Sündfluth vertilgte und übrig ließ, gibt er nicht genau an.

Zur Zeit **Abrahams** nennt er Faden und Schuhbänder. **Hiob** kannte die Stricke am Zelte, und den Strick zum Erhängen. **Sarah** bekam vom König **Abimelech** tauſend Säckel Silbers zum Geſchenke, um ſich dafür einen Schleyer zu kaufen, zum Zeichen, daß ſie verheirathet ſey. **Rebekka**, als Braut, verhüllte ſich vor **Iſaak** mit einem Schleyer. **Tamar** legte ihr Wittwenkleid ab, und verhüllte ſich ganz in einen Schleyer, um ihren Schwiegervater, welcher ihr keinen zweyten Mann verſchaffte, am Scheidewege als öffentliches Mädchen zu verführen; ſie empfing als Lohn für den Genuß, da er weder Geld noch Schaf bey ſich hatte, ſeinen Siegelring und ſeinen Stock; als ſie Zwillinge gebar, band die Wehmutter dem zuerſt herauskommenden Knaben um's Ärmchen einen rothen Faden, da ihn der andere zurückdrängte.

Joſeph erhielt von **Jakob** einen bunten Rock, und von **Pharao** ein Gewand von ägyptiſcher Leinwand und Baumwolle; er ſelbſt gab jedem ſeiner Brüder ein Ehrenkleid, das iſt, Unterrock mit Überwurf. Den Iſraeliten ward verbothen, Wolle und Linnen zuſammen zu weben, aber abgeſondert kamen Linnen und Wolle ſechsfädig und gezwirnt vor. Es gab gewebene Borten und Camelote gezwirnt aus Ziegenhaar. **Hiob** redet handgreiflich vom Zuſammennähen eines Sackes auf ſeiner kranken Haut, und figürlich ſagt er: Das Gewebe meiner Tage eilt ſchon vom Aufzug weg.

In der Beſchreibung der **Stiftshütte** zeigt **Moſeh** die Pracht ſeines Volkes in dreyfacher Arbeit: die zwey erſten Arten wurden von hebräiſchen Frauenzimmern verfertigt, die dritte aber von dem Künſtlerpaare **Bezaleel**, vom Stamme **Juda**, und **Oholiab**, vom Stamme **Dan**, welche mit einer Reihe von Kunſtgehülfen die Tapeten und Staatsgewänder verfertigten.

Zuerſt gab es Gewebe ohne alle Stickerey und Goldeinwirkung; ſie beſtanden aus ſechsfädigen gezwirnten Leinwanden und Baumwollen; ſie bildeten den Umfang des Vorhofs der Stiftshütte; ſie waren gegen Nord und Süd von hundert Ellen, gegen Oſt und Weſt von funfzig Ellen, und überall in einer Höhe von fünf Ellen. Zweytens gab es Gewebe mit Stickerey, aber ohne Goldeinwirkung; darauf erſchienen die Geſtalten von Cherubim in Dunkelblau, Purpur und Cochenille; es gab zehen ſolche Stücke, jedes zu acht und zwanzig Ellen lang und vier Ellen hoch; die Zuſammenheftung geſchah durch Schließen und goldene Haken; daraus wurden gebildet die Wohnungen, und Sonderung des Heiligen vom Allerheiligſten in der Stiftshütte. Drittens gab es Gewebe mit Stickerey und Goldeinwirkung; ſie befanden ſich am Obermantel des Hohenprieſters an ſeinem Gürtel und Gerichtsſchmuck.

Die Kleidung des Oberprieſters beſchrieb Moſeh zweymahl. Er ſagt: »Sie machten den Leibrock von himmelblauer Seide, von Purpur, und von Roſenroth, und von weißer Seide, wie der Herr befohlen. Sie zerſchnitten von Gold geſchlagene Bleche, und drehten ſie in gar zarte Faden, daß man ſie unter die vorgemeldeten Farben einwirken konnte. Sie bereiteten auch zween Onichſteine, eingeſchloſſen und gefaßt in Gold, darin nach der Steinſchneiderkunſt die Nahmen der Kinder Iſraels geſchnitten waren, und dieſe ſetzten ſie an die Seiten des Schulterkleides. Sie machten auch das Bruſtſtück; es war viereckig und gedoppelt, von der Maß wie eine ausgeſtreckte Hand; und ſie ſetzten darein Reihen von köſtlichen Steinen. In der erſten Reihe waren ein Sardir, Topazier und Smaragd. In der andern ein Karbunkel, Sapphier und Jaſpisſtein. In der dritten ein Ligurier, Achat und Amethyſt. In der vierten ein Hyacinth, Onichſtein und Beryll; in dieſe zwölf Steine waren die Nahmen der Geſchlechter Iſraels geſchnitten. Unten am Leibrocke machten ſie Granatäpfel von Himmelblau-Seiden, von Purpur und Roſenroth, und gezwirnter weißer Seide; auch kleine Schellen vom allerlauterſten Golde zwiſchen den Granatäpfeln. Sie machten auch das heilige ehrwürdige Stirnblatt vom allerlauterſten Golde, und ſchnitten darein mit Steinſchneiderarbeit das Heiligthum des Herrn, und ſie hefteten es an den Hut mit einer himmelblauen Schnur.«

Von Leder gab es aus roth gefärbtem Widderfell ſogar Saffian. Durchſichtig, wie Glas, wird Jehova's Fußboden genannt.

Ilias und Odyſſee.

Homer beſchreibt die Wohnungen der Götter, die Palläſte der Könige, die Gezelte der Helden, und die duftenden Kammern ſaumnachſchleppender Weiber. Überall zeigte ſich das Leben und Weben ſeiner Zeit, oder wenigſtens das Dichten und Trachten der Beſten in derſelben. War es auch nicht wirklich, was er ſang, ſo ſehen wir doch, was er für erreichbar gehalten.

Als Agamemnon die Helden zum Gaſtmahl berief, opferte er ihnen zum Schmauſe einen fünfjährigen Stier. Sie ſelbſt zogen ihn ab, zerlegten ihn ſorgfältig, ſchnitten behend das Fleiſch in Stücke, und ſteckten es an Spieße, und brieten ſodann vorſichtig, ſich ſelbſt das gemeinſame Mahl bereitend.

Achilleus eilte in ſein Zelt, und hob den Deckel des Kaſtens, welchen ſo ſchön und künſtlich ihm die ſilberfüßige Mutter mitgab, in das Schiff, ganz voll Leibröcke gedrängt, auch dickwolliger Decken, und windabwehrender Mäntel. Drinn auch lag ihm ein Becher, an Kunſt reich; niemahls aus dieſem hatt' ein anderer Mann des funkelnden Weines getrunken. Den nun reinigte er mit Schwefel, und wuſch ihn darauf in lautern Fluthen des Waſſers.

Ein anderer Held führete mit ſich im Korbe Reiſekoſt, und im mächtigen Schlauche Wein. Er beſaß davon zwölf gehenkelte Eimer, ſüß und unverfälſcht, ein Göttergetränk. Wenn er ſelbſt und die Gattinn, und die Schafferinn einzig von dem rothen balſamiſchen Feſtwein tranken, dann goß er einen Becher gefüllt in zwanzig Maße des Waſſers, und ſüß umhauchten den Miſchkrug edle Gerüche göttlicher Kraft.

Des Priamos ſchöner Pallaſt war mit gehauenen Hallen geſchmückt. Im Innern waren funfzig Gemächer aus ſchön geglättetem Marmor nachbarlich an einander gereiht, wo des Königs Söhne mit anvermählten Weibern ruhten. Dann für die Töchter auch waren zur andern Seite des Hofes zwölf gebühnte Gemächer aus ſchön geglättetem Marmor nachbarlich an einander gebaut; da ruhten des Königs Eidame mit ehrfurchtwürdigen Weibern.

Hekuba, die gern austheilende Mutter, zum Haus eingehend, beſchied dort Mägde in die Stadt, und ſie riefen die Schar der edleren Weiber. Selbſt dann ſtieg ſie hinab in die lieblich duftende Kammer, wo ſie die ſchönen Gewande verwahrte, reich an Erfindung, Werke ſidoniſcher Frauen, die ein göttlicher Held ſelbſt aus Sidon gebracht. Jetzt hub Hekuba eines davon zum Geſchenk der Athene, welches das größeſte war, und zugleich das ſchönſte an Erfindung. Hell ſtrahlte es wie ein Stern und lag das unterſte Aller.

Helena, die Eine ihrer Schwiegertöchter, ſaß daheim, und ein großes Gewand in der Kammer webte ſie, doppelt und hell durchwirkt mit mancherley Kämpfen roſſebezähmender Troer, und erzumſchirmter Achajer. — Andromache, die andere Schwiegertochter der Königinn, webte ein Gewand im inneren Raume des Pallaſtes, doppelt und purpurhell, durchwirkt mit mancherley Bildwerk; jetzo rief ſie den lockigen Mägden des Hauſes, eilend ein groß dreyfüßig Geſchirr auf Feuer zu ſtellen für ein erwärmendes Bad, wenn der Gatte heimkehrte aus der Feldſchlacht.

Kypris löſte vom Buſen den wunderköſtlichen Gürtel, bunt geſtickt; dort waren die Zauberreize verſammelt, dort war ſchmachtende Lieb' und Sehnſucht, dort das Getändel, auch die ſchmeichelnde Bitte, die ſelbſt den Weiſen bethöret. — Da man ſolchen Werth auf den Gürtel legte, und die Löſung deſſelben als Zeichen der Ehe brauchte, ſo wurde auf Verfertigung und Verſchönerung deſſelben die höchſte Sorgfalt gewandt. Calypſo's und Circe's Gürtel wird im Homer beſonders erwähnt.

(Schluß folgt.)

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Zu Rom, in einem dem Papſt zugehörigen großen Gebäude, befindet ſich gegenwärtig die Haupt-Manufaktur, wo man aus viereckigen Stücken Schmelz Moſaik-Bilder macht.

Der Schmelz, der aus Glasfluß mit einem metalliſchen Färbeſtoffe (Metalloxyde) beſteht, wird acht Tage lang in einer Glashütte geglüht, jede Farbe in einem beſondern Topfe. Das flüſſige Schmelz wird alsdann mit einem eiſernen Löffel auf eine wagrechte, geglättete Marmor-Platte gegoſſen, und mit einer Marmor-Platte bedeckt, worunter der Schmelz ſich abkühlt, und die Geſtalt eines runden 5/10 Zoll dicken Kuchens enthält. Um die Kuchen in kleinere Stücke zu theilen, legt man ſie auf einen ſtählernen Amboß, tagliolo genannt, der nach oben eine ſcharfe Ecke hat, und gibt mit einem eckigen Hammer einen Schlag auf die obere Fläche des Kuchens, der dadurch in lange Parallelepipeden oder Prismen getheilt wird. Die Parallelepipeden werden noch einmahl auf dem

Amboß in 1/10 Zoll lange Stücke getheilt, um ſie zu Moſaikbildern zu gebrauchen. Zuweilen werden die Kuchen dicker und die Stücke auch größer gemacht.

Für kleinere Moſaikbilder wird der Schmelz, während man ihn flüſſig macht, in lange Parallelepipeden oder viereckige Stäbe gezogen, die man alsdann auf dem Amboß oder vermittelſt einer Feile trennt. Zuweilen ſchneidet man ſie auch mit einer Säge ohne Zähne, die aus einer kupfernen Schneide mit Smiegel beſteht. Die Stücke werden auch wohl auf einem horizontal gedrehten Rade von Bley mit Smiegel abgeglättet. Goldmoſaik macht man vermittelſt des auf die ganz heiße Oberfläche eines braunen Schmelzes gelegten Goldblättchens. Alsdann kommt der Fluß wieder kurze Zeit in den Ofen, wo das Gold auf der Oberfläche befeſtigt wird. Der bey dem römiſchen Moſaik gebrauchte Goldſchmelz hat eine dünne Decke von ſehr durchſichtigem Glas.

Bey den Moſaikarbeiten der Alten beſtand der Kitt, worin die Flußſtückchen befeſtigt wurden, aus einem Theil lebendigen Kalks und drey Theilen gepulverten Marmors, die man mit Waſſer und Eyweiß zu einer Maſſe (marmoratum) machte. Dieſer Teig (stucco) verhärtet aber zu ſchnell während der Arbeit, und leidet eher durch Feuchtigkeit als Öhlkitt. Der jetzt gebrauchte Teig beſteht aus einem Theile friſch gelöſchten Kalks und drey Theilen geſtoßenen Travertinerſteines, die mit Leinöhl angemengt und täglich mit einer Kelle umgerühret werden. Nach und nach ſchwillt die Maſſe auf. Täglich wird Öhl hinzugegoſſen, um ſie gegen Eintrocknen zu bewahren. Bey warmem Wetter wird ſie eher fertig, als bey kaltem, im Sommer in zwanzig Tagen. Dieß ſieht man, wenn ſie nicht mehr aufſchwillt; ein Zeichen, daß das Waſſer im Kalk verdunſtet iſt. Die Wand, auf welcher das Moſaik angebracht werden ſoll, wird erſt gänzlich von allem Kalk auf der Oberfläche befreyt, und alsdann mit zolltiefen Furchen durchzogen, um den Kitt aufzutragen. In derſelben Abſicht werden großköpfige Nägel eingeſchlagen, und von einem Nagel zum andern Drähte gezogen. Die ſo vorbereitete Mauer wird nun mit Leinöhl beſtrichen, und alsdann ſo viel Kitt aufgetragen, als bearbeitet werden kann, ehe er eintrocknet. Der Kitt bleibt gegen zwanzig Tage weich, ſpäter ſchwitzt das Öhl aus, und der Kalk und das Steinmehl werden zu einer harten Maſſe. Der mit Öhl bereitete Kitt iſt gelb, der mit Eyweiß gemachte aber weiß, daher hält man den weißen Kitt für ein Merkmahl, alte Moſaiken von neuen zu unterſcheiden, wiewohl man auch zu einigen neuern Arbeiten weißen Kitt gebraucht hat. M.

Der Herr Conferenzrath J. D. Lawätz in Altona, Vice-Präſident der patriotiſchen Geſellſchaft, in der ſchönen Neigung, dem Elende und der Armuth auf eine nützliche Art zu Hülfe zu kommen, — hat dieſer Tage eine Schrift unter dem Titel: »Über Armen-Colonien,« zum Beſten der in Holſtein zuerſt zu errichtenden Armen-Colonie herausgegeben, deren Leſung ſehr zu empfehlen iſt. Der Herr Verfaſſer iſt zugleich dabey beſchäftigt, unterſtützt von Sr. Majeſtät dem Könige von Dännemark, und, wie er hofft, von ſeinen Mitbürgern, die erſte holſteiniſche Armen-Colonie von zwanzig Familien einige Meilen von Altona anzulegen. Er theilt in ſeiner intereſſanten, ſehr beherzenswerthen Schrift die Meinung der angeſehenſten theoretiſchen Schriftſteller über den Staatshaushalt mit, die alle für Anlegung von Armen-Colonien ſind, und demnächſt die Erfahrung, die man in Holland über die glückliche Ausführung der Idee gemacht hat, und zeigt, wie durch dergleichen Colonien die Armentaxen allmählich herunterkommen, wie die Moralität und die Geſundheit der Armen wieder zunehmen würde. Er widerlegt auf eine ſiegreiche Weiſe alle Einwürfe, die man gegen die Errichtung von Armen-Colonien bis jetzt vorgebracht hat, und fordert zur Theilnahme an der von ihm zu errichtenden Armen-Colonie und zur Anlage anderer Colonien auf. Die Sache ſelbſt hat das höchſte Intereſſe. Schon bey den Römern war Ackervertheilung das Mittel des Staats, die Armen los zu werden. In allen Ländern ſind unbebaute, der Kultur fähige Ländereyen im Überfluß, und das Beyſpiel Hollands lehrt, daß der Arme in Armen-Colonien unter gehöriger Aufſicht und Anleitung nicht bloß wohlfeiler unterhalten, ſondern dahin gebracht werden könne, ſich ſelbſt zu ernähren, und ſeine Nachkommenſchaft nicht wieder für die Armen-Caſſa aufwachſen zu laſſen. M.

Der Kupferſtecher, Herr Ruſcheweyh, bekannt durch ein Blatt nach Dominichino, in neuerer Manier, und durch eine Folge von Blättern nach dem Fauſt des Cornelius, denkt die Sibyllen von Raphael, in der Kirche della Pace zu Rom, von Neuem herauszugeben. Da das ältere Blatt, von Cunego, vergriffen iſt, und da ſeitdem die erfolgte Reinigung des Originals die Hoffnung gibt, für dieſen neuen Kupferſtich eine ungleich beſſere Zeichnung zu erhalten; ſo glaubt der Unternehmer auf die Theilnahme der Kunſtliebhaber rechnen zu können. Eben dieſe nimmt er durch die Aufforderung zu einer vorläufigen Subſcription in Anſpruch. Die Pränumeration würde erſt dann eingefordert werden, wenn eine hinlängliche Anzahl von Subſcribenten vorhanden wäre, das Unternehmen zu decken. Der Pränumerationspreis, der noch nicht genau beſtimmt werden kann, ſoll jedoch in keinem Falle die Summe von zwey Zechinen — venezianiſchen Dukaten — für das Exemplar après la lettre überſteigen. M.

Anton Krüger, aus Dresden, Schüler des Herrn Profeſſors von Müller zu Stuttgart, iſt im Begriff, eine Zeichnung der Madonna von Raphael in der florentiniſchen Gallerie, genannt del Cardellino, zu vollenden, und ſodann unverzüglich den Stich derſelben zu beginnen. Da dieß Bild bis jetzt nicht von Kupferſtechern des erſten Ranges geſtochen worden iſt, ſo tritt er ſeine Unternehmung um ſo leichteren Muthes an. Die Liebhaber und Kunſthändler, die ihn durch Unterſchrift mit Vorausbezahlung begünſtigen werden, erhalten das Exemplar après la lettre für einen franzöſiſchen Louisd'or, avant la lettre für das Doppelte. M.

Im Jahre 1696 traten in Breslau zwölf Freunde zur gemeinſamen geſelligen Unterhaltung wöchentlich einmahl und dann zu fröhlichem Abendbrot nachher zuſammen. Bis zum Jahre 1706 blieben es nur Zwölfe, da wurde die Zahl auf vierzehn vermehrt, die ſpäterhin noch einmahl auf achtzehn erhöht wurde. Als im Jahre 1796 die Geſellſchaft ihr hundertjähriges Jubelfeſt feyerte (wahrlich eine ſeltene Erſcheinung für eine ſolche Verbindung!), wurde eine Denkmünze für die Dauer der Geſellſchaft geſchlagen, und die Zahl der Mitglieder ward auf vier und zwanzig erhöht. Am 6. April 1821 feyerte dieſe Geſellſchaft der zweymahl Zwölfen (obgleich ſie noch immer ſich nur Zwölfer nennt), ihr einhundert fünf und zwanzigjähriges Jubelfeſt. Da die Geſellſchaft ſich fortdauernd in der geringen Anzahl hält, und nicht dem Untergang der meiſten ſolchen Vereine, der zu großen Ausdehnung, nachfolgt, werden unſere Enkel und Urenkel wohl noch manches Jubelfeſt derſelben erleben. M.

Herr Profeſſor Dittmar in Berlin prophezeyet für den kommenden Monat July folgende Witterung: Dieſer Monat dürfte einige trübe Tage in dem erſten Viertel, desgleichen einzelne Strichregen bringen, ſelten aber wird ſich das Gewölk zu langanhaltendem Landregen vereinigen. Die wärmeren und heiteren Tage werden in der zweyten Woche beginnen, und müſſen viele Gewitter erzeugen. Gegen Ende des Monats werden Oſt- und Nordoſtwinde wehen, und der Regen immer mehr vermißt werden M.

Nachricht: Zur Antwort auf einen empfangenen anonymen Brief diene: daß die jetzige Redaktion von der vorigen keinen Aufſatz unter dem Titel: Ankündigung eines äſthetiſch kritiſchen und hiſtoriſch politiſchen Abriſſes über die Volksthümlichkeit, Kunſt und Literatur der nordweſtlichen Völker Aſiens, erhalten habe.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625) wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k. k. Poſt 11 fl. W.W. halbj. Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt

Dritter Jahrgang, 1821.

52.

(Wien, Samstag den 30. Juny.)

Der Berggeiſt.

Von Franz Eduard von Herrmann.

Auf eines Berges Gipfel ſtand
Die Mutter mit dem Kinde,
Weit ſchauend über manches Land
In manche ſchwarzen Schlünde.
Sie blickt umher ſo wonniglich,
Es freut das zarte Kindlein ſich,
So weit umher zu ſchauen,
Mit Bangen und mit Grauen.

Es hält ſich feſt zur Mutter hin,
Die Mutter hält's umfangen,
Von Luſt und kind'ſcher Furcht erglühn
Sieht ſie des Lieblings Wangen.
Sie nennt ihm wohl ſo manche Stadt,
Die unten ſich gelagert hat,
Sie nennt ihm manche Wellen,
Die in der Tiefe ſchwellen.

Und wie ſie weitausſchauend ſtehn,
Da kommt ein Sturm geflogen,
Und aus den Schlünden auf die Höhn
Ein Nebelheer gezogen.
Der weiten Ausſicht reiche Pracht
Deckt undurchdringlich graue Nacht,
Des Wildbachs grimmes Wüthen
Der Sturm will überbiethen.

Da ward dem Kindlein bang und ſchwer,
Es zittert' ohne Ende,
Und um die Mutter mehr und mehr
Schlang es die zarten Hände.
Die hebt zum Himmel auf ihr Kind,
In Nebelnacht und wildem Wind
Mög' er es vor Gefahren,
Der Gütige, bewahren.

Und wie ſie fleht und wie ſie weint
In todesſchwerem Bangen,
Ein langer Nebelſtreif erſcheint,
Mit Aug' und Leib und Wangen.
Es iſt des Berges alter Geiſt,
Den nur hervor ein Sturmwind reißt,
Die ſich verweilet haben,
In Schlünden zu begraben.

Er packt ſie an mit ſtarker Fauſt,
Er greift nach ihrem Leben.
Aus ſeinem Mund ein Sturmwind ſauſt,
Daß rings die Felſen beben.
Wie ſie auch fleht, um Hülfe ruft,
Er führet dahin ſie durch die Luft,
An ihrer Bruſt den Knaben,
Die Mutter zu begraben.

Jetzt über einem Abgrund hängt
Der Geiſt mit ſeinem Raube,
In den er ihn zu ſtürzen denkt,
Zerſchmetternd ihn zu Staube.
Es heult ein Sturm daraus hervor,
Ein dichter Nebel qualmt empor,
Und ſtreckt ſich aus den Wänden
Gleich tauſend Geiſterhänden.

Da bricht der Mutter zartes Herz
Die Angſt für ihren Lieben,
Sie duldet' gern den Todesſchmerz,
Wenn er am Leben blieben!
»Wirf in das tiefe Felſengrab
Zerſchmetternd meinen Leib hinab,
Nur meinem jungen Leben
Ach, magſt du Gnade geben!«

Sie drückt es glühend an die Bruſt,
Bedeckt das Kind mit Küſſen,
Zum letzten Mahl mit Mutterluſt
Umarmet ſie den Süßen.
Zum Berggeiſt blickt ſie zagend auf,
Zu ihm hebt ſie ihr Kind hinauf
Mit flehender Geberde,
Daß ihm doch Schonung werde.

Der wendet ſich von ihr mit Graus,
Lang ſinnt er, ob er tödte —
Dann ſtreckt er weit die Rechte aus,
Daß ſich der Nebel röthe.
Er röthet ſich auf ſein Geboth,
Ein Wölkchen wie das Morgenroth
Sieht man empor ſich heben,
Nach ſeinem Winke ſchweben.

Unwillig ſetzt er Weib und Kind
Auf dieſes Wölkchen nieder.
Das ſegelt fort in ſanftem Wind
Und kehrt zur Tiefe wieder.
In ſeinen Schlund kehrt er zurück,
Und denkt wohl an den Mutterblick —
Die hält das Kind im Thale
Empor zum Sonnenſtrahle.

Uranfänge des Gewerbfleißes.

Von Julius Schneller, Profeſſor zu Grätz.

(Beſchluß von Nr. 61.)

Bergbau.

Alle größeren Fortſchritte in Bearbeitung der Stoffe waren unmöglich ohne das Werkzeug der Metalle; Metalle in größerer Menge erhielt man nur durch Bergbau. Das goldene glückliche Alter, wo die Menſchen kein Eiſen und kein Metall kannten, iſt allgemeine Dichtung; aber ſie widerſpricht dem gleichförmigen Geſchichtsgange der menſchlichen Entwickelung, welche Stahl braucht. Die Himmliſchen wandelten nach der Sage auf Erden, als man nicht die tauſend Arten der Meſſer kannte; aber dieſe wichtigſten Entdeckungen wurden den Göttern, den Halbgöttern, den Titanen und Cyclopen von den Ägyptern, Phönikern, Hellenen und Sikeliern zugeſchrieben. Noth wurde überall die Mutter des Fleißes.

Man fand die Metalle gediegen in Flüſſen und im Sande, vielleicht auch von Vulkanen ausgeworfen, oder bey Erdbränden geſchmolzen. Man grub ſie zweytens in Strecken, Stollen und Schachten, wozu man durch Schürfen gelangte; man brauchte das Grubenlicht, welches die Hauer an der Stirne befeſtigten; man kannte auch das Feuerſetzen, wodurch man das allzuharte Geſtein mürbe machte. Man wußte drittens ganze Berge einzuſtürzen, und durch hineingeleitete Flüſſe die Erze zu Tage zu fördern. Man erfand und vervollkommnete allmählich das Pochen, Schlämmen, Röſten, Mahlen, Schmelzen, Abtreiben; man trieb dieſes oft ohne Werkzeuge durch gepeitſchte Sclaven und angeſchmiedete Miſſethäter.

Das Einſtürzen der Erzberge geſchah durch Untergraben, wo die ungeheuern Höhlen ſo gemacht, und die rieſenhaften Strebepfeiler noch ſo gelaſſen wurden, daß beym Anſehe [illegible] der [illegible] oder [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]entungen der Erſchütterung erſt[illegible]; der auf dem [illegible] [illegible] [illegible] bachter ertheilte den Hauern nun d[illegible] [illegible] zum letzten [illegible] [illegible] ſchleunigen Flucht, worauf der Berg mit entſetzlichem [illegible] und [illegible]ſen in ſich zuſammen ſtürzte. — Faſt eben [illegible] [illegible] war die [illegible]leitung der Flüſſe, welche man zu zwanzig deutſchen Meilen herführte, [illegible] von den Gipfeln der Berge herab mit ungeheuren Gefälle, alſo mit [illegible] Triebe in die Tiefen zur Fortſchwemmung der [illegible] Erze brachte; das Graben der Gerinne geſchah durch Hauer, welche an [illegible] in freyen Lüften hingen, da ſie den Boden ganz auflockern mußten; der Hinzug aller Gerinne mit dem Geröͤlle ging zu Teichen, welche zweyhundert Fuß ins Gevierte, und zehen Fuß Tiefe hielten, auch mit Schußbretern verſehen, und mit Ausgangsröhren gebaut waren. — Das eigentliche Schlämmen beſtand darin, daß man die Schußbreter ausſtieß, das einſtrömende Gewäſſer aufnahm, die Anhängung der ſchwereren oder erzhaltigen Erde an angeſtellten Heidelſträuchen beförderte, und den Abzug der leer gemachten Waſſer ins Meer oder in eine Sandwüſte bewirkte.

Der Bergbau nahm in Indien einen eigenthümlichen Charakter an; man beſtimmte die Berge zu Tempeln der Götter, zu Thronſitzen der Könige, und zu Wohnplätzen der Prieſter; alles dieſes mußte man im Innern aushauen, indem man die Grotten zugleich von nützlichen Steinen oder Metallen entleerte. Der Tempel von Keylas ſtand in einem Felſengehege, welches die Form eines Halbkreiſes hatte, deſſen Sehne eine halbe deutſche Meile ausmachte. In dieſem Felſengebirge war eine ausgehauene Reihe von Grotten in zwey oder drey Stockwerken über einander, die bald verbunden, bald einzeln da ſtanden, und überall wieder kleinere Grotten enthielten. Die größte kam einer unſerer Kirchen gleich, da ſie 103 Fuß Länge, 61 Fuß Breite, 142 Fuß Höhe hatte; davor befand ſich ausgehauen ein entſprechender Vorhof. Alles was die Baukunſt an Größe, Pracht, Verzierungen über der Erde kannte, ſah man hier auch unter der Erde; Vorhöfe, Treppen, Brücken, Kapellen, Säulen und Säulengänge, Obelisken, Koloſſe, und faſt an allen Wänden Reliefs, welche Götter und Göttergeſchichten vorſtellten. In der Tempelgrotte ſelbſt ſtand ein Felſenſtück pyramidaliſch als Pagode behauen, deren wundervoller Bau, Abwechslung, Reichthum und Sorgfalt in den Verzierungen alle Beſchreibung übertrifft.

Die Ägypter wurden durch zwey Dinge früh zum Bergbau angeleitet; ſie bewohnten, ehe ſie den Nil zu bändigen wußten, die natürlichen Höhlen und Klüfte von Thebais, welche ſie abſichtlich erweiterten, wobey ſie auf nützliche Stoffe zufällig kamen. Als ſie ſpäter die ungeheuren Steine aus Brüchen zur Verfertigung ihrer Wunderbaue haueten, übten ſie ſich in einer Behandlung der Berge, welche ſie nothwendig zu Meiſtern machte. Die Hauer und Schürfer der Pharaonen waren theils Kriegsgefangene, theils Miſſethäter, theils Verleumdete, theils in der Hitze des Zornes verurtheilte Unſchuldige, oft ganze Familien, mit einer Schaar von Weibern und Kindern, welche aus den unterirdiſchen Höhlen nicht mehr ans Tageslicht kamen. Dieſe

Unglücklichen mußten gefeſſelt, unter beſtändigen Scheltworten und Geißelhieben, Tag und Nacht fortarbeiten; auch Schwache, Kranke oder Beſchädigte waren nicht frey, nur der Tod machte der Qual ein Ende. Dieſes Los traf Myriaden.

Die Attiker durchwühlten in ihren Silberbergwerken die Erde mit ſolcher Emſigkeit, als wenn ſie Hoffnung hätten, den Pluton ſelbſt auszugraben. Aber ihre urweltlichen Bergleute arbeiteten ſo, daß ſpätere die Schlackenhalden nochmahls in den Ofen brachten, was ſich nur dadurch erklären läßt, daß die frühern Arbeiter nicht alle Kunſtgriffe der Ausbeute kannten, oder daß ſich wieder ein neues Erz im tauben Geſtein durch den Lauf der Jahrhunderte anſetzte.

Metalle.

Gediegenes Gold lieferten der Urwelt mehrere Flüſſe, z. B. der Ganges in Indien. Das Gold der kaukaſiſchen Flüſſe wußten in Colchis die Einwohner mit durchlöcherten Gefäßen und mit wolligen Fellen aufzuſammeln. Der Paktolus führete in Lydien ſein Gold aus dem Berge Tmolus. Die Goldkörnchen, welche ein weſtarabiſcher Strom ſeinen Anwohnern abwarf, wußten ſie bloß an einander zu reihen, weil ſie die Schmelzung nicht verſtanden. Beſſer benützte man den Hebrus in Thrazien, mehrere Bäche der noriſchen Tauriſker bey Aquileja, den Eridanus in Italien, und den Tagus in Hiſpanien.

Goldhaltige Sandflächen nannte man nördlich von Kaſpapur, jetzt Kaſchmir, dort wo wir die Wüſte Kobi oder Schamo ſetzen; da erſchienen indiſche Stämme als Aufſucher, andere Inder aber als Kaufleute. Nördlich über den Iſſedonen, in der Gegend des Altaj's, bewahrten die Gryphen das Gold, welches ihnen die Arimaſper hinwegraubten. In Weſtafrika, bey Tingitana, gab ein See Gold, welches Jungfrauen durch Federn, die mit Pech beſchmiert waren, hervor hohlten. In Hiſpanien entdeckte man auf vielen Flächen Goldſtaub, ſobald man die Erde mit Waſſer übergoß.

Die Goldbergwerke Aſiens waren in der früheſten Urwelt bearbeitet. Indien hatte ſie nicht, doch bekam es Gold in Menge für ſeine edlen einzigen Stoffe, Steine, Perlen, Seiden, Gewürze. Die Maſſageten am Jaxartes beſaßen ſo viel Gold, daß ſie Gürtel, Zäume, Riemen und Streitäxte damit verſchönerten. Tantalus und Pelops holten ihre Schätze aus den Goldbergen Sipylus und Tmolus in Phrygien und Lydien, Priamus aus Aſtyra in Troas; Gyges und Kröſus aus Myſien. Zwiſchen den Debäern und Säbäern in Weſtarabien wohnte ein Volk, welches ſo viel Gold ausgrub, daß es dasſelbe gegen drey Mahl ſo viel Erz, und zwey Mahl ſo viel Silber austauſchte, um dafür viel nöthigere Dinge zu erhalten.

Bergwerke auf Gold hatten in Afrika die Ägypter. Hauer hieben es aus weißen Marmorarten in kleinen Bröckchen; Kinder trugen dieſe an die Mundlöcher, ſtarke Männer zerſtießen dieſelben in Mörſern zur Größe von Erbſen; Weiber zermahlten dieſelben auf Handmühlen zu einem Mehle, Schlämmer übergoſſen das Pochmehl mit Waſſer zur Abſtoßung des leichten tauben Geſteins, und Schmelzer ſchmolzen den edlen Goldſchlich in wohlverwahrten Gefäßen fünf Mahl 24 Stunden lang mit einem Zuſatze von Bley, Salz, Zinn und Gerſtenkleye.

Goldbergwerke ſcheinen in Europa zuerſt auf der Inſel Thaſus und im ſüdlichen Thrazien von den Phönikern angelegt zu ſeyn. Kadmus ſoll im Gebirge Pangäus, Mydas im Gebirge Bermius ſeine Schätze gegraben haben. Bey Aquileja gruben die Tauriſker Gold ſchon in einer Tiefe von 2 Fuß, Körner ſo groß wie Bohnen, und ſo rein, daß beym Schlämmen nur der achte Theil verloren ging. Im nordweſtlichen Italien beſaßen die Salaſſer ein von Goldbergwerken erfülltes Thal. Im ſüdlichen Gallien brachte der Berg Kemmenus, beym Einfluſſe der Iſere in den Rhodanus, eine ſehr reine Goldart. Das ſüdweſtliche Gallien gab bey Toloſa in nicht gar tiefen Gruben handbreite Goldplatten, welche ſelten noch eine kleine Reinigung bedurften. Phöniker und Karthager trieben den Bergbau auf Gold in Hiſpanien, welches ſeinen Bedrückern und Bebauern in den erſten Zeiten ganz reine Stücke Gold von zehen Pfund Schwere geliefert haben ſoll.

Die Silberbergwerke in Pontus, in Lydien, auf Cypern, in Thrazien hat die Urwelt gerühmt und nicht erſchöpft. Die Athener bereicherten ſich zu beyden Seiten des Vorgebirges Sunium, nämlich im Berge Laurium und im Berge bey Thorikum ſo ſehr durch Silber, daß man jedem Bürger eine Gabe von zehn Drachmen abreichte. Die Sevemen waren von galliſchen Stämmen auf Silber bearbeitet. Tarteſſus in Hiſpanien hatte Krippen und Brunnträge von Silber; daſſelbe Metall lieferte es den Phönikern zu Schiffüberzügen und Ankern. Doch noch reichhaltiger waren die Silberbergwerke bey Neukarthago oder Karthagena. Demnach glaubte man einem Berge bey Kaſtalon, Oroſpeda, vorzugsweiſe den Nahmen Silberberg geben zu müſſen.

Kupfer zu graben und zu bearbeiten lehrte Kadmos, welcher Nahme ſelbſt Gallmey bedeutet; man fand es in Menge auf Cypern und Chalcis, aber am reichſten enthielt es der Berg Kotina, im Weſten des Bätis, wo der vierte Theil alles Ausgegrabenen in reinem Erze beſtand. — Bley und Zinn wurde häufig verwechſelt, da man das letzte als eine weiße Abart des erſten anſah; auch nannte man in Hiſpanien ein ſilbernes Zinn und weißes Gold. Das Zinn der Caſſiteriden bey Britannien hohlten urweltlich die Phöniker und Karthager zur See, aber bald trugen es auch Pferde nach Narbo und Maſſiglia. — Eiſen wurde ſpäter als andere Metalle bearbeitet. Jenes der Serer gegen den Altaj hielt man für das beſte. Die Kunſt ſeiner Veredlung trieben die Anwohner des eiſenhaltigen Ida am höchſten. Die Gegend von Aquileja und die Inſel Ilva lieferten es in größter Menge. Turdetanien in Hiſpanien oder Tarteſſus, beſaß den ſeltenen Vorzug, neben den edelſten Metallen auch dieſes nützlichſte in Überfluß zu beſitzen.

Die Metallarbeiten Babylons waren in Aſien berühmt. Jedes ſeiner hundert Thore ſammt Pfoſten und Oberſchwellen beſtand aus Erz; alle Häuſer hatten eherne Thüren auf die Straße. Im Belus-Tempel ſtand eine Bildſäule, welche ſammt Stufen und Thron aus reinem Golde gemacht, achthundert Goldtalenten gleich geſchätzt wurde. Daniel erwähnt im Thale Dura bey Babylon einer Bildſäule, welche ſechzig Ellen hoch und ſechs Ellen dick war; doch beſtimmt er nicht, ob ſie aus dichtem Golde gemacht, oder nur mit Goldblech überzogen war.

Afrika's größte Metallarbeiten waren in Ägypten. Ein Weihgeſchenk des Seſoſtris in Theben beſtand aus einem Schiffe von zweyhundert achtzig Ellen Länge, welches inwendig mit Silber, außen aber mit Golde überzogen war. Der goldene Ring beym Grabmahl des Oſymandias, überall eine Elle breit, hatte 365 Ellen Umfang; er vertrat die Stelle eines aſtronomiſch-aſtrologiſchen Kalenders; jeder Tag hatte ein Glied, worauf Sonnenſtand und Sternenlauf deſſelben angegeben war; hier vereinte ſich das Rieſenhafte und Reiche mit dem Künſtlichen und Gelehrten.

Europa's größte Metallarbeiten ſah man im Tempel zu Delphi als Weihgeſchenke, welche in Dreyfüßen, Keſſeln, Bechern, Betten, Tiſchen beſtanden. Ein erſtaunenswürdiges Werk war der Apollo zu Amyklä in Lakonien, welcher fünf und vierzig griechiſche Fuß maß, und älter als der trojaniſche Krieg war, aus Erz gegoſſen, ſehr einfach; ſo, daß nur das behelmte Haupt, und die mit der Lanze bewaffnete Hand völlig ausgebildet erſchien.

Bibliſche Nachrichten über Metall.

Moſeh drängte ſeine Kenntniß von den verſchiedenen Metallen dort zuſammen, wo er ſeinen Iſraeliten befiehlt, die den Midianiten in Arabien entriſſenen Götzenbilder und Gefäße mit Feuer zu reinigen, oder mit Weihwaſſer abzuwaſchen. Er nennt nach einander Gold, Silber, Kupfer, Eiſen, Zinn und Bley.

An der Stiftshütte wurden 87,730 Seckel Goldes, und 301,775 Seckel Silber verarbeitet, dazu noch in Kupfer oder Erz 212,400 Seckel. Die Männer und Frauen gaben dazu freywillig Naſenringe, Ohrenringe, Fingerringe, goldene Kugeln und andern Schmuck. Das Waſchbecken der Prieſter und ſein Geſtelle war verfertigt aus kupfernen Spiegeln der Frauenzimmer.

Schnitzwerk von Akazienholz mit Goldblättchen überlegt befand ſich an der Bundeslade mit den Leiſten und Tragſtangen. Ähnliche Arbeit ſah man am Tiſche der Schaubrote, am Rauchaltar, am Getäfel des Heiligen und Heiligſten, an den Säulen des äußern und innern Vorhanges.

Von feinem und dichtem Golde verfertigte man alle Rinken und Schließen, und Haken der Stiftshütte, welche im Grunde ein ungeheures bewegliches Gezelt war. Das merkwürdigſte der vielen gegoſſenen Stücke war der Leuchter mit ſeinen ſechs Armen, dem Fuß der Hauptſtange, den mandelförmigen Kelchen, Zierathskugeln und Blumen; dabey kamen auch Lichtputzen, Lampen und Schalen für die Lichtſchnupfen aus Golde vor.

Von Silber gab es überzogene und dicht gegoſſene Arbeit an den Kapitälen und Säulenſtühlen. Mit Kupfer überzogen wurde der hohle Brandopferaltar. Dicht aus Kupfer gegoſſen waren Aſchentöpfe, Schaufeln, Schalen, Gabeln, Kohlpfannen und Nägel.

Hiob redet von Bergbau und Metall auf eine höchſt anziehende und lehrreiche Weiſe. Er redet vom Prüfen des Goldes im Schmelztiegel, von gegoſſenen Spiegeln aus Metall, von hohen Eiſenofen, von Glas mit Gold durchſprengt, von Buchſtaben aus geſchmolzenem Bley, von eiſernen Schreibgriffeln, von ehernen Bogen.

Die **geiſtvollſte** Stelle heißt alſo: »Silber hat der Menſch gefunden und die Art des Goldes, das man gießet. Eiſen nimmt er aus der Erde, und Steine ſchmelzt er zu Kupfer. Er macht der Finſterniß (durch die Bergmanns-Lampe) ein Ende. Alle verwahrten Schätze forſcht er auf, den Stein der Nacht und der Schatten. Am Fuß des Berges bricht ein (in den Berg künſtlich geleiteter) Strom aus; von ihrem Waldbach vergeſſen, verſiegen die armen Ströme wieder, fern von den Menſchen herumirrend. Ein Erdreich, aus dem oben Speiſe wächſt, wird unten vom Feuer (Feuerſetzen) umgewühlt. Seine Steine ſind der Ort des Lazurs, der mit goldenem Staube bezeichnet iſt. Dieſen Fußſteig kannte kein Raubvogel, das Auge des Falken hat ihn nicht erblickt, die Berggeſpenſter haben ihn nicht betreten, und der Löwe iſt ihn nicht gegangen. Der Arbeiter ſtreckt ſeine Hand gegen das harte Geſtein aus, und kehrt Berge vom Grund aus um (durch Einſturz). Er ſpaltet Bäche in den Felſen, und alle Koſtbarkeiten ſieht ſein Auge. Er verbindet die Flüſſe wieder, daß ſie zu weinen aufhören, und bringt das Verborgene an das Licht. Wo will man aber — Weisheit finden? und wo iſt die Stätte des — Verſtandes?«

Schild des Achilleus.

Homer beſchrieb die niedlichſte und geſchmackvollſte Metallarbeit, welche die Urwelt auszuführen, oder wenigſtens auszuſinnen vermochte. Sie beſtand in einem Schilde, welchen **Hephäſtos** ſelbſt für den Götterſohn **Achilleus** ſchmiedete.

Der hinkende Feuerbeherrſcher eilte in die Eſſe, wandte in das Feuer die Bälge, und hieß ſie mit Macht arbeiten. Zwanzig Blaſebälge blieſen zugleich in die Öfen; ſie ſandten allerley Hauch des gluthanfachenden Windes. Jener ſtellte auf die Gluth unbändiges Erz in den Tiegeln, auch geprieſenes Gold und Zinn und leuchtendes Silber; dann richtete er auf dem Blocke den Amboß, nahm mit der Rechten den gewaltigen Hammer, und nahm mit der Linken die Zange.

Nun formte er den Schild, den ungeheuern und ſtarken, und zog die ſchimmernde Rundung dreyfach und blank ringsher; »oben darauf bildete er viel Kunſtreiches mit kundigem Geiſt der Erfindung.

Drauf nun ſchuf er die Erde und das wogende Meer, und den Himmel, Helios auch, unermüdet im Lauf, und die Scheibe Selene's; drauf auch alle Geſtirne, ſo viel ſind Zeichen des Himmels, auch Plejad und Hyad, und die große Kraft des Orion, auch die Bärinn, die ſonſt der Himmelswagen genannt wird, und allein niemahl in Okeanos Bad ſich hinabtaucht.

Drauf erſchuf er ſodann zwo Städte der redenden Menſchen, blühende. Die eine war voll hochzeitlicher Feſt' und Gelage. Junge Bräute aus der Kammer, geführet im Scheine der Fackeln, zogen einher durch die Stadt, und des hyn

Chors Hymenäos erſcholl laut. Jünglinge im Tanz auch drehten behende ſich, unter dem Klange, der von Flöten und Harfen ertönte. Aber die Weiber ſtanden bewunderungsvoll vor den Wohnungen. Männer am Marktplatz und Richter ſaßen im Kreiſe auf ſchön gehauenen Steinen.

Die andere Stadt umfingen mit Krieg zwey Heere der Völker, hell von Waffen umblickt. Die Belagerer droheten zwiefach auszutilgen die Stadt der Vertheidiger, oder zu theilen, was an Beſitz die liebliche Stadt inwendig verſchlöſſe. Jene verwerfen es noch, ingeheim zum Halte ſich rüſtend. Ihre Mauer indeß bewahreten liebende Weiber und unmündige Kinder, geſellt zu wankenden Greiſen.

Weiter ſchuf er drauf ein Brachfeld, locker, fruchtbar und breit, zum dritten gepflügt; und viel der ackernden Männer trieben die Joch umher; aber ſo oft ſie wendend gelangt an das Ende des Ackers, reichte Jeglichem ein Mann antretend in die Hände ein Gefäß herzlabenden Weines.

Drauf auch ſchuf er ein Feld tiefwallender Saat, wo die Schnitter mäheten, jeder die Hand mit ſchneidender Sichel bewaffnet. Abwärts unter der Eiche bereiteten Schaffner die Mahlzeit raſch um den mächtigen Stier, den ſie opferten; Weiber indeß ſtreueten weißes Mehl zu labendem Muß für die Ernter.

Drauf auch ein Rebengefilde von ſchwellendem Weine belaſtet, bildet' er ſchön aus Gold; doch glänzeten ſchwärzlich die Trauben, und lang ſtanden die Pfähle gereiht aus lauterem Silber. Rings dann zog er den Graben von dunkler Bläue des Stahles ſammt dem Gehege von Zinn, und ein einziger Pfad zu dem Rebhain war für die Träger zu gehen in der Zeit der fröhlichen Leſe.

Eine Herd' auch ſchuf er drauf hochhäuptiger Rinder; einige waren aus Golde geformt, aus Zinne die andern. Eine Trift auch erſchuf der hinkende Feuerbeherrſcher im anmuthigen Thal, durchſchwärmt von ſilbernen Schafen, Hirtengeheg und Hütten, und Ställe mit Obdach.

Einen Reigen auch ſchlang er. Blühende Jünglinge und hochgefeyerte Jungfrauen tanzten, alle einander die Hände an dem Knöchel ſich haltend. Schöne Gewande umſchloſſen die Jünglinge, und die Mädchen verhüllete zarte Leinwand. Jegliche Tänzerinn ſchmückte ein lieblicher Kranz, und den Tänzern hingen goldene Dolche an ſilbernen Riemen herunter.

Auch die große Gewalt des Stromes Okeanos ſchuf er rings am äußerſten Rande des ſchön vollendeten Schildes.«

Rückblick auf berühmte Öſterreicher.

V.

Ferdinand II.

Die durch Unruhen und Gefahren aller Art erſchütterte Periode Ferdinands II. iſt von vortrefflichen Schriftſtellern hinreichend geſchildert worden; weniger bekannt aber und verbreitet ſind folgende Züge und Eigenthümlichkeiten dieſes beharrlichen Regenten. Man findet ſie in der Schrift eines Gleichzeitigen (1637), welche ein Hof- und Staatskalender iſt, und den Titel: »Status particularis regiminis S. C. Maj. Ferdin. II.« — führt. Einige vermuthen, der Verfaſſer ſey ein Italiener, andere Johann Amos Comenius geweſen; gegen Comenius ſtreitet am meiſten die Leidenſchaftloſigkeit, mit welcher der Kalender geſchrieben iſt; wenn auch öfters eigene Anſichten von Perſonen und Dingen der damahligen Zeit durchblicken. Genug, daß der Verfaſſer aus guten Quellen geſchöpft zu haben ſcheint, und daß ihn der herrliche Geſchichtſchreiber Schmidt (neuere Geſchichte der Deutſchen) unter den unparteyiſchen Schriftſtellern aufführt.

»Der Kaiſer iſt nicht groß, aber wohlbeleibt; von einem geſunden und kräftigen Ausſehen, obgleich Haar und Bart ergrauet ſind. Human, wohlthätig, mild und ſehr freygebig; voll Verſtand und Beredſamkeit, ausgeſtattet mit einem glücklichen Gedächtniſſe, verbreitet er einen durchaus angenehmen Eindruck. Er hält Maß im Eſſen, Trinken und Schlafen. Um zehn Uhr Nachts geht er zu Bette; manchmahl ſteht er um ein Uhr nach Mitternacht auf, gewöhnlich aber um vier Uhr Morgens, und verrichtet knieend ſein Gebet.

Gewöhnlich pflegt Ferdinand — den Sonntag ausgenommen — nach gehörten zwey Meſſen, und wenn die geheimeren Berathſchlagungen vorüber ſind (alle Tage, oder doch gewiß am anderten, verſammelt er das Conſeil), im Falle, daß keine wichtige Expedition vorliegt, die Stadt (Wien) zu verlaſſen, um entweder luſtzuwandeln, oder zu jagen — worin ſein Hauptvergnügen beſteht — und nicht vor dem Abend zurück zu kehren. Daher das Sprichwort: Der Kaiſer ſey unermüdbar in drey Dingen — im Beten, Berathſchlagen und Jagen. Gelangt er ſpät und ermüdet in ſeine Burg, unterzeichnet er dennoch vierzig, funfzig, ja ſechzig Aktenſtücke in Einem fort, ohne Reizbarkeit oder Ungeduld zu äußern; darauf geht er zur Tafel. Er kömmt nie aus dem Rathe, von der Audienz und Jagd, ohne etwas zu dekretiren, zu unterzeichnen, Geſuche zu leſen, oder auf andere Weiſe ſich zu beſchäftigen. Wird er durch die Menge der Reichsangelegenheiten und wichtiger Gegenſtände verhindert, Alles ſelber durchzuleſen, ſo theilt er dafür dasjenige, was ihm oder dem Obriſtkämmerer überreicht wird, durch einen Kammerdiener oder Laufer den betreffenden Behörden mit, welchen er ſchnelle Erledigung einſchärft.

Ferdinand liebt bis zur Leidenſchaft Jagd und Muſik; er verſteht mit der Flinte trefflich umzugehen: ſeine liebſte Freude aber iſt, Wildſchweine zu hetzen, und mit eigener Hand zu erlegen. Von der Beute erhalten die Bothſchafter, Reſidenten und Hofdiener ihren Antheil. Über das jährlich erlegte Wild führt der Kaiſer ein eigenes Verzeichniß; der Churfürſt von Sachſen erhält eine Abſchrift.

Er verwendet Sorgfalt und bedeutende Summen, ausgezeichnete Muſiker zu erhalten; denn er geht von der Anſicht aus: daß die Muſik zur Ehre Gottes, wie zur Erheiterung des Gemüthes diene.

Der Kaiſer ſpricht immer deutſch oder italieniſch; bisweilen auch lateiniſch, und zwar ſchnell und korrekt; niemahls aber franzöſiſch oder ſpaniſch — ſogar nicht mit dem ſpaniſchen Geſandten.«

Wir ſchließen dieſe Bruchſtücke mit der Aufzählung der Glieder des geheimen Rathes Ferdinands II. (1637): Der Kardinal und Fürſt Franz Dietrichſtein, Biſchof von Olmütz, ein Mähre — Anton, Fürſt-Biſchof von Wien und Abt von Kremsmünſter, ein Rheinländer — der Graf von Meggau, Obriſthofmeiſter, ein Öſterreicher — der Graf von Trautmannsdorf, Obriſthofmeiſter Königs Ferdinand III., ein Steyermärker — Graf Fugger, Präſident des Reichshofrathes, ein Schwabe — Ignaz, Abt von Lilienfeld, Präſident der Hofkammer, ein Weſtphale — Graf Schlick, Präſident des Hofkriegsrathes, ein Böhme — Graf Werdenberg, öſterreichiſcher Hofkanzler, ein Italiener — Reichsgraf Mannsfeld, Feldmarſchall, Kriegsrath, Befehlshaber in Raab und den Gränzfeſtungen Ungarns (beſucht ſelten die Sitzungen) — Graf Slawata, Obriſtkanzler für Böhmen, ein Böhme — Graf Khevenhüller, Obriſthofmeiſter der Königinn von Ungarn ꝛc., ein Kärnthner — Graf Mörsburg, Vice-Statthalter in Steyermark, ein Franke — Freyherr von Prenner, Statthalter von Unteröſterreich, ein Öſterreicher.

—rh—

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Kärnthnerthor-Theater. Den 10. d. M. zum erſten Mahl: Das Zauberglöckchen, Zauberoper in drey Aufzügen, nach Theaulon, von Friedrich Treitſchke, Muſik von Herold.

Eine Zauberoper bedarf mehr als andere dramatiſche Handlungen, das Ballet ausgenommen, wenigſtens zum Theil, einer Andeutung oder Erklärung des Inhalts, um die Zuſchauer über die figürlichen Erſcheinungen zu verſtändigen, durch deren räthſelhaftes Weſen die Theilnahme oft vermindert wird. Aus dieſem Grunde wollen wir die Fabel des hier genannten Singſpiels in der Kürze mittheilen. — Das Zauberglöckchen iſt ein Talisman, den der Weiſe Saader dem jungen Azolin als Vermächtniß hinterließ. Sobald es angeſchlagen wird, erſcheint der Schutzgeiſt Ariel, Erfüllung aller Wünſche dem Beſitzer zu gewähren. Der Jüngling ſtrebt nach dem Beſitz der ſchönen Palmira, deren Anblick ihn einſt in den Gärten des Sultans zur unüberwindlichen Leidenſchaft dahinriß. Ihr Vater hat ſie dem Bruder ſeines verſtorbenen Feldherrn, der mit Aufopferung ſeines Lebens ihn erhielt, und ſich große Verdienſte um das Reich erwarb, verſprochen, und die Vermählung ſoll am nächſten Tag vollzogen werden. Außerdem fordert ein altes Geſetz des Landes, daß die Verlobten vor der Vereinigung eine Probe noch beſtehen ſollen. Das Paar wird nämlich allein gelaſſen, und zwiſchen Beyden ein Blumenband durch die Mitte hingezogen. Sobald der Liebende die Gränze überſchreiten will, verdunkelt ſich der Glanz eines magiſchen Spiegels, und meldet die Gefahr; durch Überwindung ſeiner Leidenſchaft beweiſt der Bräutigam, daß ihn die Kraft, ſich ſelbſt zu beherrſchen, des Thrones und der Hand der Fürſtentochter würdig macht. Auf Veranſtaltung des dienſtbaren Geiſtes erſcheint Palmira ſchlummernd, und zu gleicher Zeit der ihr verhaßte Bräutigam, der, ihrem Lager gegenüber, dieſe Nacht der ſchweren Probe unterworfen iſt. Azolin zeigt ſich der Schlummernden wie ein Traumbild, doch ſein Anblick erfüllt ihr Herz mit Gegenliebe. Hierauf verſchwindet die Erſcheinung, und der Jüngling, mit reichen und mächtigen Zaubergaben ausgeſtattet, wirbt des andern Tages um die Sultanstochter. Ein glänzendes Gefolg umgibt ihn, ſeine Gegenwart befreyt das Land von einem furchtbaren Feind, und die Pracht ſeiner koſtbaren Geſchenke überraſchen ſelbſt den reichſten, mächtigſten Monarchen. Die Fürſtentochter wird ihm, als dem Wiederherſteller des Friedens, zugeſagt, unter der Bedingung, daß er erſt die Probe noch beſtehe; dem Bedur aber gibt der Sultan Erlaubniß, in ſeiner Schatzkammer ſich Erſatz für die verlorne Braut zu hohlen. Zum Unglück hat die Mutter Azolins bey der feyerlichen Audienz das Käſtchen mit der Zauberglocke ſehen laſſen. Bedur findet es, entdeckt bald deſſen geheime Kraft, und bedient ſich ihrer, um den Nebenbuhler zu verderben. Plötzlich verſchwindet Palmira, der Feind bedroht wieder die Reſidenzſtadt, und Azolin iſt aller Gegenwehr beraubt. Der getäuſchte Fürſt verurtheilt ihn zum Tode, aber das Schwert zerbricht im Augenblick der Vollziehung, und eine Flamme zuckt empor. Nun befiehlt der Sultan ihm, ſich eiligſt zu entfernen, um die Prinzeſſinn aufzuſuchen. Die Mutter des Verbannten aber bleibt als Geiſſel in den Händen des ergrimmten Feindes.

Dem verlaſſenen Azolin zeigt ſich zuerſt Palmira, die von Bedur mittelſt des Zauberglöckchens in einem verſchloſſenen Garten feſtgehalten wird, um ihre Zuneigung zu erzwingen. Plötzlich erinnert ſich der Unglückliche des weiſen Saaders Warnung: »die auf dem Glöckchen befindlichen Zeichen nicht entziffern zu laſſen, weil ſogleich die Kraft des Talismans verloren wäre.« Palmira weiß durch Liſt und Verſtellung ihren einfältigen Verfolger zu überreden, daß er einigen wandernden Kalendern den Auftrag gibt, die Enträthſelung zu verſuchen. In ihrer Mitte befindet ſich Azolin, dem es durch Ariels Schutz gelingt, den Inhalt auszuſprechen, und zugleich die Herrſchaft des Erſchleichers zu vernichten, um ſich ſelbſt mit aller Macht und Hoheit zu umgeben, die ihn unlängſt in des Sultans Gunſt erhoben, der ihn nun zum Schwiegerſohn und Thronfolger im Angeſicht der Großen und des Volkes ernennt. —

Für Liebhaber orientaliſcher Mährchen iſt dieſe Fabel wohl ſo viel werth, als irgend eine dieſer Gattung; reich genug wenigſtens an Koſtbarkeiten, Glanz und Zauberwerken; aber als dramatiſche Handlung ſteht ſie gar zu locker und gehaltlos da. Nichts deſto weniger hat dieſes Zauberſpiel nicht nur in Frankreich, ſondern auch auf mehreren deutſchen Bühnen Glück gemacht, und wurde häufig wiederhohlt. Das bewog die k. k. Hoftheater-Direktion vor längerer Zeit ſchon, die Aufführung anzuordnen, die jedoch durch manches Hinderniß bis jetzt verzögert wurde. Sind die Zuſchauer dadurch nun veranlaßt worden, ihre Erwartungen höher zu ſpannen, als der Titel Zauberoper es geſtatten will, oder hatte man in der Hoffnung ſchon voraus genoſſen? — genug, ein Theil zum wenigſten ließ ſich verleiten, dem reifern Urtheil vorzugreifen, und unbilliger Weiſe nach dem erſten Akt bereits das Ganze zu verwerfen. Dieſer erſte freylich iſt hinſichtlich der Handlung ſowohl, als der Kompoſition, etwas kärglich ausgeſtattet; jeder folgende gewinnt indeſſen immerfort an Leben und Intereſſe. Man darf ferner auch nicht unbeachtet laſſen, daß die Darſtellung hier, wie in franzöſiſchen Operetten überhaupt, beſonders mit in Anſpruch genommen wird. Sie fordert gleichfalls Leben und Zuſammenwirken. Die Erſcheinung des luftigen Ariel, der mit dem Liedchen auftritt: »Ich bin hier, ich bin hier!« muß ſein ganzes Weſen und ſeine Beſtimmung ausſprechen; ſeine Gegenwart ſoll dem erſten Theile die gehörige Bewegung geben. Geſang und Ausführung, beydes wirkte hier nur ſchwach, und der Tanz der Genien war zu unbedeutend, wobey wir jedoch nur auf die erſte Vorſtellung uns beziehen. Die Rezitativ-Arie des Azolin erfordert Kraft und mimiſchen Ausdruck; von dieſer Seite blieb viel zu wünſchen übrig, ſo ſehr der junge Sänger auch von Seite des Geſanges leiſtete, was man von ſeinem Talent und dem unverkennbaren Fleiß, den er auf deſſen Ausbildung verwendet, zu erwarten berechtigt iſt. Die zweyte Arie im dritten Akt iſt eingelegt, und gelang beſſer, da ſie, bloß auf den Geſang berechnet, die angenehme Stimme des Tenoriſten mehr begünſtigt. Die Muſik iſt von Herrn Schubert, der ſich durch größere und kleinere Werke, beſonders durch glückliche Lieder-Kompoſitionen, ſchon ſo vortheilhaft bekannt gemacht hat. Von ihm iſt auch in eben dieſem Singſpiel ein Duett im zweyten Akt, zwiſchen Bedur und Zedir, deſſen leichte und anziehende Behandlung es empfiehlt. Überhaupt kommen im zweyten Akt mehrere, ſowohl durch Geſang als Inſtrumentirung ſehr ausgezeichnete Geſangſtücke vor. Das Duett zwiſchen **Ariel** und **Nair** würde mehr gewirkt haben, wäre die Leiſtung von **beyden** Seiten gleich geweſen, aber nur die **Vertraute** befriedigte hier durch reine Intonation und Leichtigkeit des Spiels; da der Genius hingegen, der als ſchützendes Weſen überall hervortreten ſollte, hinter ihr zurück blieb. In einem **Duett** entwickelt ſich auch die bedeutende Prüfungs-Scene, die **Palmira**, worin Dlle. **Wilhelmine Schröder** auftrat, und **Azolin**, unter leidenſchaftlicher Bewegung, bald zu einander hingezogen, bald aufgeſchreckt aus ihrem ſüßen Taumel durch des Zauberſpiegels Drohung, auszuführen haben, und die Löſung dieſer doppelt ſchwierigen Aufgabe konnte nur zum Theil gelingen. Die hellen, kräftigen Töne der Sängerinn bewegten zwar das Herz, und der Sänger wirkte mit ihr in lieblichem Verein; bis zum erforderlichen Grade des Ausdrucks in der Darſtellung konnten ſich die Liebenden noch nicht erheben. Das zweyte Finale iſt ein prachtvolles Enſemble-Stück, das ſeine Wirkung nicht verfehlte. Im dritten Akt zeichnen ſich die Chöre vorzüglich aus, und man kann überhaupt der Muſik das Lob des gefälligen Geſanges und einer ſehr verſtändigen Behandlung nicht verſagen; die Ausführung iſt aber ungleich, und jener leidet oft durch einen ſchwerfälligen Rhythmus.

Einige ſehr ſchöne Dekorationen gewannen allgemeinen Beyfall, und an glänzender Ausſchmückung war kein Mangel; auch hat die folgende, zahlreich beſuchte Vorſtellung ſchon größere Theilnahme erregt, die ohne Zweifel mit den nächſten Wiederhohlungen gleichen Schritt halten wird.

In Nubien bedient man ſich der Schale eines Thiers aus dem rothen Meer als Räucherwerk. Sie wird in kleine Stücke zerſchnitten, und gibt, übers Feuer gehalten, einen ſüßen Geruch. Dieſe Schalen, Dhofer genannt, zu Perlen geſchnitten, ſchätzt man ſehr in Egypten und Hedſchas, wo die Frauen ſie als Halsbänder tragen. Sie ſind ſchwarz oder dunkelblau, mit Adern von lichterer Farbe. M.

Viele ſind der Meinung, daß alle Metalle und auch das Eiſen ſich nicht wieder erzeugen, und die Erze in der Erde von Anfang an verhanden waren. Gegen dieſe Meinung bemerkt ein Ungenannter, daß nach den Erfahrungen und Behauptungen der Sachkenner der in der Nähe befindlichen Eiſenberge zu **Seternich** und **Calle**, Kreis **Gemünd**, das Eiſenerz ſich ebenfalls fortzeuge, wie die Diamanten, nur nicht ſo ſchnell. Die vor hundert und mehrern Jahren geſenkten Schachten, die man in neuern Zeiten hin und wieder geöffnet, beſtätigen dieſe Behauptung vollkommen. Man hat in ſolchen wieder geöffneten Schachten ſchon eiſerne Hämmer mitten im Erze gefunden, an denen der hölzerne Stiel verfault und durch das Loch des Hammers Eiſen gewachſen iſt. Bey dem Anblick des von Jahr zu Jahr immer lichter und ſeltener Werdens unſerer Waldungen, werden unſere Nachkommen nicht um Eiſenerz in Verlegenheit gerathen, ſondern den Mangel des Holzes und der Kohlen hart zu beklagen haben, dieſes nützliche Erz nicht in Nutzeiſen umwandeln zu können.

In **London** hat ſich ein Verein gebildet, welcher große Bogen voll bibliſcher Sprüche an den Straßenecken anſchlagen läßt. Er nennt ſich Bibelerinnerungsgeſellſchaft.

(Dieſer Nr. liegt die novell. Beylage VIII, dann Titel, Inhalt und Umſchlag bey.)

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der **Carl Gerold**'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625), wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 11 fl. W.W. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (**J. F. Caſtelli**) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Beylage zur allgemeinen Novelliſtik.

VIII.

(Zu Nr. 52 des Converſationblattes 1821.)

Allgemeiner theatraliſcher Anzeiger.

Der k. k. Hofſchauſpieler **Coſtenoble** iſt mit ſeiner Gattinn nach **Frankfurt** am **Main** gereiſt, um daſelbſt in einer Reihe von Gaſtrollen aufzutreten.

Hr. **Kettel**, k. k. Hofſchauſpieler, gibt gegenwärtig in **München** Gaſtrollen.

Der Tenorſänger, Hr. **Moltke**, vom Weimarſchen Hoftheater, wird nächſtens hier eintreffen, und in mehreren Gaſtrollen auftreten.

Hr. **Fiſcher**, königl. baieriſcher Hofſänger, wird im nächſten Herbſt abermahls eine Reihe von Gaſtrollen auf dem Theater an der **Wien** geben.

Der Balletmeiſter Hr. **Horſchelt** hat, dem Vernehmen nach, ein ſehr vortheilhaftes Engagement bey dem Münchner Hoftheater angenommen.

Die talentvolle junge Virtuoſinn, **Leopoldine Blahetka**, hat eine Kunſtreiſe nach **Prag** und **Karlsbad** unternommen. Die kunſtſinnigen Bewohner **Prags** ſowohl, als die **Karlsbader** Badegäſte, werden dem ausgezeichneten Talente der jungen Künſtlerinn Gerechtigkeit widerfahren laſſen.

Wichtige Ereigniſſe ſind manchmahl Folgen einer an ſich unbedeutenden Kleinigkeit. — Das große Unglück, welches Frankreich durch die Eheſcheidung **Ludwigs** des jungen (Louis le jeune) von der **Eleonore de Guyenne** erleiden mußte, entſtand daher, daß dieſer König die Mode einführen wollte, ſich die Barthaare abraſiren und die Haupthaare abſchneiden zu laſſen. Die Königinn, ſeine Gemahlinn, ſchien andere Begriffe von Männerſchönheit zu haben, und ſagte: »Sie habe geglaubt, einen Mann und keinen Mönch zu heirathen!« Durch dieſen Starrſinn **Ludwigs** und durch den Schrecken, welchen **Eleonore** beym Anblicke ſeines bartloſen Kinn's empfand, verlor Frankreich die ſchönen Provinzen, welche die Königinn der Krone als Heirathsgut mitgebracht hatte und nun durch eine zweyte Heirath an England kamen. Vierhundert Jahre lang ward nun Frankreich der Schauplatz verheerender Kriege. **Karl der Kahle** (Charles le Chauve) war bey ſeinem Volke verhaßt, und dieſer Haß erreichte die größte Höhe, als er auf den Einfall kam, ſich im griechiſchen Koſtüm zu kleiden. Da er nun von dem Juden **Sedecius** vergiftet worden: ſo fiel es keinem ein, den Thäter aufzuſuchen und zu beſtrafen. — Oft verdankte eine nachher allgemein werdende Mode ihre Entſtehung einer Kleinigkeit. Wie der Erzherzog **Albert** im Jahre 1601 Oſtende belagerte, legte ſeine Gemahlinn **Iſabelle**, eine Tochter **Philipps** II. von Spanien, das Gelübde ab, keins ihrer Kleidungsſtücke früher zu wechſeln, bevor nicht Oſtende übergeben ſey. Die Belagerung dauerte 3 Jahre 78 Tage; ihr Hemd war ſeitdem nicht gewechſelt und hatte ganz die ſcheckige Farbe angenommen, welche man Iſabellenfarbe nennt, und dieſem Ereigniſſe ihren Nahmen verdankt. Unter **Karl** dem VII. führte **Agnes Sorel** (welche beyde uns aus **Schiller's** Jungfrau von **Orleans** bekannt geworden) die Halsketten, Ohrringe ꝛc. von edleren Metallen ein, und ſie war die erſte, welche ſie mit Diamanten verzierte. **Iſabella** (Iſabeau de Bavière) von Baiern brachte die Buſenſchleyer auf, um — ihre ſchönen Schultern den Schauluſtigen bloß zu ſtellen und zu zeigen. — Heinrich II. trug die erſten Halskrauſen (fraises), welche nachher die Damen nachahmten; er führte ſie ein, um ſeine Narbe am Halſe zu verbergen. Einer ähnlichen Veranlaſſung ſollen auch die Hemdekragen der Männer ihre Entſtehung verdanken. Die kurz abgeſchnittenen Haare und Perücken entſtanden unter Franz I., weil dieſer König eine Wunde am Kopfe hatte, weßhalb ihm die Haare geſtutzt und er eine Haar-Haube tragen mußte. — Ludwig XIV. hatte als Kind einen ſchönen langen Haarwuchs, daraus entſtand die Mode, Perrücken mit langen auf den Schultern ſpielenden Locken zu tragen. Die ungeheuer großlockigen Perrücken, welche nachher die Zierde der Magiſtratsperſonen waren, erfand ein franzöſiſcher Haarkünſtler, Duviller, im ſiebenzehnten Jahrhunderte, dem Dauphin zu Gefallen, um ſeine etwas hohe und ſchiefe Schulter zu verſtecken. Unter Heinrich III. kamen die Wohlgerüche (Parfümerien) in Gebrauch; dieſer eitle Fürſt brachte täglich vier Stunden an der Toilette zu und ſchlief ſtets mit weißen präparirten Handſchuhen, um weiße Hände zu behalten. Unter Ludwig XV. führte der Herzog de Fronſac, nachheriger Marechal de Richelieu, den Gebrauch des Haarpuders ein. Gegen das Ende der Regierung deſſelben Königs kamen die Haarbeutel auf; die Bürger trugen den ſogenannten crapaud, einen kleinen, runden, ſchwarzen Beutel, dicht am Kopfe; dagegen trugen die Hofleute ſogenannte bourses, von himmelblauer oder roſenrother Farbe. Die lächerlichſte aller weiblichen Kleidertrachten Frankreichs war die im ſechzehnten Jahrhunderte aufgekommene Mode des ſogenannten Vertugadin oder der nachherigen paniers, wodurch man die Taille verſchönern und die Hüften abrunden wollte. Im Jahre 1775 kamen die großen Kopfzeuge der Damen auf, die ſo hoch waren, daß ſie mit dem Kopfe zuerſt in die Kutſche einſteigen mußten, wenn ſie ihren Putz nicht verletzen wollten. Ein Geometer berechnete, daß das Geſicht dieſer Damen eben ſo weit von ihren Füßen, als von dem Gipfel ihres Kopfputzes entfernt ſey.

Folgende Beſchreibung eines im vergangenen Jahre in England erfundenen und mit vielem Beyfall aufgenommenen Rettungs-Boots wird vielleicht manchem angenehm ſeyn. Sie iſt in einem hier ins Deutſche überſetzten Briefe des Erfinders (Kapitän Marryat von der königl. Marine) an die Royal Humane Society enthalten.

Die nothwendigen Eigenſchaften eines Rettungs-Boots ſind folgende:

Es darf nicht ſo leicht umſchlagen wie andere Böte, indem es nur dann zu Hülfe genommen wird, wenn der Gebrauch der andern zu gefahrvoll geworden iſt. Es muß hinlängliche Schwimmkraft haben, um jede Anzahl Menſchen, die darin zuſammengepreßt ſind, zu tragen, indem ſonſt ohne dieſe Eigenſchaft, bey dem paniſchen Schrecken eines Schiffbruchs, nicht nur die Schiffsmannſchaft, ſondern auch die Bootleute, welche ihr Leben zu deren Rettung wagen, umkommen konnten. Im Fall es mit Waſſer angefüllt würde, muß dieſes ſogleich wieder auslaufen konnen, und das Boot durch ſeine ſpecifiſche Leichtigkeit wieder auftauchen. Dieſes ſind die nothwendigſten Eigenſchaften eines Rettungs-Boots, allein noch gibt es andere, welche gleichfalls in Betracht zu ziehen ſind, und zwar muß das Boot viele Leute aufnehmen können, ohne die Ruderer zu hindern; am Vorder- und Hintertheil darf es nicht beſchwert ſeyn, indem dadurch ſeinem Beſtreben, ſich uber die Wogen zu heben, Einhalt geſchieht, es auch beträchtlich geſchwächt wird und verurſacht, daß es viel Waſſer ſchöpft. Die Geſtalt muß diejenige eines Wallfiſchfänger-Boots ſeyn, Vorder- und Hintertheil völlig gleich, der Boden faſt flach, wodurch das Prinzip der Schwimmkraft mehr unmittelbar in Wirkſamkeit gebracht wird. Der Kiel muß tief ſeyn, um dadurch einen beſſern Halt im Waſſer zu gewinnen, und da Rettungsböte immer gegen Wind und Wellen ankämpfen müſſen, ſo würde auch alles überflüſſige herausſtehende Holzwerk zu vermeiden ſeyn, worauf der Wind ſonſt einwirken und die Anſtrengungen der Ruderleute im Sturm beträchtlich erſchweren würde. In der innern Bauart des Boots muß Schwimmkraft mit Sicherheit verbunden ſeyn. Obgleich Luft durch ihre ſpecifiſche Leichtigkeit der ſtärkſte Agent iſt, den man anwenden kann, ſo iſt ſie doch von zu trüglicher Natur, um ſich ganz allein darauf verlaſſen zu dürfen. Man hat einige Rettungsböte erbaut, wobey Luft als der einzige Agent der Schwimmkraft angewandt iſt; um der anerkannten Gefahr des Entfliehens der Luft abzuhelfen, hat man in dem Boote verſchiedene luftdichte Abtheilungen angebracht, in der Meinung, daß die Luft der einen Abtheilung entfliehen könnte, ohne daß dadurch eine andere leiden würde, ſollte dem Boot ein Unfall begegnen. Dieſes iſt nicht ganz richtig, hinſichtlich der Seiten des Boots, wo die Abtheilungen den größten Dienſt leiſten würden; denn ſollte ein Stoß gegen die eine oder andere Seite ſo heftig ſeyn, um eine der Abtheilungen zu zertrümmern, ſo würde auch dadurch die ganze Seitenplanke dermaßen erſchüttert und gelockert werden, daß das Waſſer bald Eingang in alle übrigen finden würde, worauf dann das Boot ganz unbrauchbar ſeyn und auf einer Seite liegen würde.

Nur ſechs Abtheilungen können von Nutzen ſeyn, da dann die eine Seite des Vorder- oder Hintertheils, oder eine der Seiten eingeſtoßen werden kann, ohne daß die übrigen dadurch Schaden erleiden.

Um einem Rettungsboot die gehörige Sicherheit zu geben, müſſen zwey Agenten angewandt werden: Luft und Korkholz. Dieſes letztere muß allein hinreichend ſeyn, durch ſeine Schwimmkraft das ganze Gewicht der Ruderleute, des Eiſenwerks ꝛc. zu tragen, wenn alle luftdichten Abtheilungen zertrümmert ſeyn ſollten, und es muß ſo angebracht ſeyn, daß unter allen Umſtänden das Boot Gleichgewicht genug behält, um die Menſchen wieder an die Küſte zu bringen. Das Modell, welches ich die Ehre habe, vorzulegen, iſt nach der Scala von 30 Fuß Länge, 8 Fuß Breite und 3 Fuß Tiefe. Die Geſtalt iſt faſt flach, der Kiel tief, und Vorder- und Hintertheil ſind ſich gleich. Um dieſem Boote die oben zuerſt erwähnte Eigenſchaft zu geben, ſind die Ruderleute dicht an die Seiten placirt, wodurch ſie ſo weit wie möglich von dem Centrum der Bewegung entfernt werden, und indem ſie auf das äußerſte Ende von dem fulcrum wirken, ſich gegenſeitig vereinigen, das Gleichgewicht wieder herzuſtellen, welches das Boot durch die Gewalt der Wellen verlieren könnte. Die Ruder werden auf einem eiſernen Rahmen bewegt, wodurch (obgleich das Boot etwas mehr Gewicht erhält) die Leute mehr Kraft gewinnen und in den Stand geſetzt ſind, mit Leichtigkeit zu rudern. Ich will annehmen, daß das Boot mit Menſchen angefüllt ſey, von dem Vorder- und Hintertheil ſind 5 ½ Fuß gedeckt und jedes wieder in zwey luftdichte Abtheilungen geſchieden, welche unbeſetzt bleiben müſſen, damit das Boot ſich deſto leichter über die Wellen heben könne; der mittlere Theil, wo die Menſchen ſich befinden, iſt ſo ſicher, daß ſie nicht herausgewaſchen werden können, wenn das Boot nicht umſchlägt. Die innere Bauart iſt folgende: der mittlere Theil iſt 19 Fuß lang und 4 Fuß breit; der Boden dieſes mittlern Theils beſtehet ſeiner ganzen Ausdehnung nach aus einer ſoliden Grundlage von Korkholz, welches durchlöchert und überher vergattert iſt, damit das Waſſer, welches etwa hineinfließt, wieder ablaufen könne. Dieſes Korkholz iſt im Stande, ein Gewicht von 3550 Pf. zu tragen, alſo 836 Pf. mehr als das ganze Gewicht der Ruderleute und des ſämmtlichen Eiſenwerks beträgt, und da es eine Fläche von vier Fuß Breite an dem Boden des Boots einnimmt, ſo würde es hinlänglich ſeyn, das Gleichgewicht zu erhalten, ſollte die luftdichte Abtheilung einer der Seiten eingeſtoßen werden, und die Leute könnten immer noch ihre Ruder gebrauchen und die Küſte erreichen. Der übrige Theil des Boots beſteht aus ſechs luftdichten Abtheilungen. Das Vorder- und Hintertheil iſt der Länge nach geſchieden, welches die Abtheilungen vermehrt und das Boot beträchtlich ſtärker macht. Die luftdichten Abtheilungen an den Seiten enthalten zugleich die Plätze für die Ruderleute, welche darin mit einem ledernen Schurz um den Leib ſitzen, um das Eindringen des Waſſers abzuhalten. Dieſes Boot kann nebſt ſeinem Eiſenwerke das Gewicht von 128 Menſchen tragen, alſo ungefähr doppelt ſo viel, als man darinnen zuſammendrängen kann, und ſollte auch die See darüber gehen und es füllen, ſo iſt ſeine ſpecifiſche Leichtigkeit doch ſo, daß es ſogleich wieder auftauchen und das Waſſer durch die Löcher am Boden unmittelbar wieder ablaufen würde.

Die Luſt, Bücher zu kaufen, und das Vergnügen, die koſtbarſten herauszugeben, übertrifft in England, in Vergleich mit der Literatur anderer Länder, alle Vorſtellung. So koſtet z. B. Bowyers neueſte Ausgabe von Humes hystory of England 805 Rthlr. und Curkes Don Quixotte in vier Bänden, mit Kupfern, 700 Rthlr.

Bey herannahendem Schluſſe des zweyten Quartals laden wir die Leſer dieſer Blätter ein, auf das dritte zu pränumeriren. Die neue Redaktion glaubt ſchon in den erſten drey Monaten ihr Verſprechen erfüllt und das Intereſſe dieſer Zeitſchrift erhöht zu haben. Sie will ſtatt vieler Worte die That ſprechen laſſen.

Für die ſorgfältige Pflege des ſcientifiſchen Theiles ſprechen folgende Aufſätze, welche geliefert wurden: Über Dichter und Dichtkunſt, von W. Hebenſtreit. Urſprung und Untergang der Städte, von Profeſſor Schneller. Über die häusliche Erziehung der Töchter, von Chimani. Die ſtatiſtiſchen Aufſätze über Ungern, von Hrn. v. Cſaplovics. Bellino, von Joſeph v. Hammer. Die fortgeſetzten ontologiſchen Neuigkeiten, von Rittig v. Flammenſtern. Die Aſſaſſinen. Über die Nützlichkeit öffentlicher Badeanſtalten, von Glenk., Bemerkungen eines reiſenden Naturforſchers über das k. k. Naturalienkabinett in Wien. Über Smith's Grundſatz der unbeſchränkten Handelsfreyheit. Der Häringsfang, von W. Bahrlol. Aus Wilhelm Turners Tagebuche auf einer Reiſe im Morgenlande; überſetzt von Ferdinand Wolf. Uranfänge des Gewerbfleißes; von Julius Schneller, Profeſſor zu Grätz, und endlich alle Literatur- und Kunſtbeylagen.

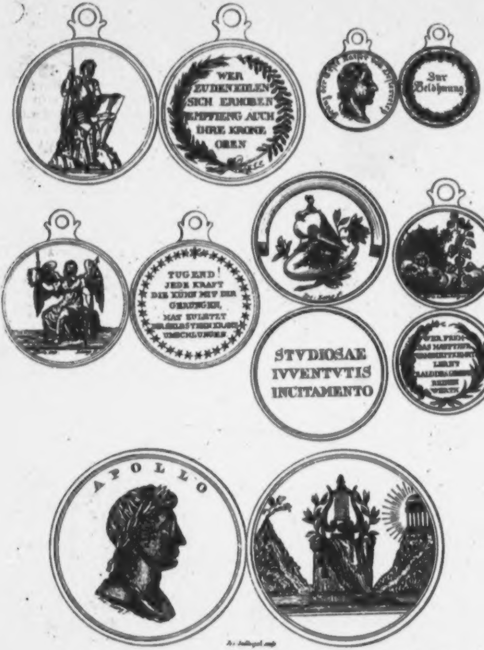
Den belletriſtiſchen Zweig des Blattes hat die Redaktion — ſie darf es ohne Unbeſcheidenheit ſagen — bedeutend verbeſſert. Die Nahmen: Grillparzer, Joſ. v. Hammer, Haug, Hell, Hermann, Zeitteles, Kind, Laun, Schlechta, Weidmann, Weißenbach beweiſen es. Noch mehrere der bedeutendſten in- und ausländiſchen Schriftſteller haben ſich ebenfalls angeſchloſſen, und die Redaktion wird das Vergnügen haben, die Blüthen ihrer Muſe im nächſten Vierteljahr dem geneigten Leſer darbiethen zu können.

Die Rezenſionen über Erzeugniſſe der Literatur und Kunſt tragen das Gepräge der Unparteylichkeit, der Mäßigung und jener Würde, welche Künſtler verlangen können, und welche die Kritik ſich ſelbſt ſchuldig iſt.

Es iſt demnach für das Gedeihen des Converſationblattes eifrig geſorgt worden; doch ſoll das Geleiſtete durch künftige Leiſtungen überbothen werden. Wien, den 16. Juny 1821.

Die Redaktion und der Verleger.

Redacteur, Drucker und Verleger wie bey dem ganzen Blatte.


WER
ZU DEN EDLEN
SICH ERHEBEN
EMPFIENG AUCH
IHRE KRONE
OBEN
Zur
Belohnung
TUGEND!
JEDE KRAFT
DIE KÜHN MIT DIR
GERUNGEN,
HAT ZULETZT
DICH SELBST IHRE KRANZ
UMSCHLUNGEN
STVDIOSAE
IVVENTVTIS
INCITAMENTO
APOLLO

[illegible]

Conversationblatt.

Zeitſchrift
für
wiſſenſchaftliche Unterhaltung.

Dritter Jahrgang.

1821.

Dritter Band.

Wien.
Im Verlage der Gerold'ſchen Buchhandlung.

Allgemeines Inhaltsverzeichniß.

Nr. 53. Frühlings-Unterhaltung in Hütteldorf. Von Georg v. Gaal. — Die Neuheit. — Über Dr. Ernſt Raupachs dramatiſches Gedicht in fünf Abtheilungen: Die Erdennacht. Von Fr. Wähner. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 54. Sonnett. — Rückblick auf berühmte Öſterreicher. — Frühlings-Unterhaltung in Hütteldorf. (Fortſetzung.) — Alte Sprichwörter in einem neuen Gewande. Von J. F. Caſtelli. — Allgemeine Novelliſtik. — Literatur- und Kunſtblatt VIII.

Nr. 55. Von der Küche der Alten. — Die Farben. — Frühlings-Unterhaltung in Hütteldorf. (Fortſetzung.) — Merkwürdiger Briefwechſel. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 56. Einiges aus Deutſchlands Vorzeit. Von Julius Max. Schottky. — Ein Brief. Als Vorbereitung zu humoriſtiſch-ſatyriſchen Reiſebemerkungen. — Frühlings-Unterhaltung in Hütteldorf. (Fortſetzung.) — Alte Sprichwörter in einem neuen Gewande. Von J. F. Caſtelli. — Allgem. Novelliſtik.

Nr. 57. Geſchichtsanſicht vom Chriſtenthum. Von Julius Schneller. — Der Oleander. — Frühlings-Unterhaltung in Hütteldorf. (Fortſetzung.) — Randgloſſen zu Clio's Buche. — Alte Sprichwörter in einem neuen Gewande. Von J. F. Caſtelli. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 58. Ontologiſche Neuigkeiten. Von A. Rittig v. Flammenſtern. XXVIII. — Die Schwalbe. — Frühlings-Unterhaltung in Hütteldorf. (Fortſetzung.) — Allgemeine Novelliſtik. — Novelliſtiſche Beylage IX.

Nr. 59. Über die Religion der alten Magyaren. Von Joh. Grafen Mailath. — Frühlings-Unterhaltung in Hütteldorf. (Fortſ.) — Zuflucht. — Andreas Horchers zweyter Brief. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 60. Correſpondenz eines ägyptiſchen Käfers. — Einiges aus Deutſchlands Vorzeit. Von Julius Max Schottky. — Frühlings-Unterhaltung in Hütteldorf. (Fortſetzung.) — Allgemeine Novelliſtik. — Novelliſtiſche Beylage X.

Nr. 61. Sabine, oder die Entſcheidung. — Frühlings-Unterhaltung in Hütteldorf. (Schluß.) — Anekdoten von Voltaire. — Alte Sprichwörter in einem neuen Gewande. Von J. F. Caſtelli. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 62. Der Charakter der Griechen. — Über ein Gedicht von Torquato Taſſo. — Ein Wort an Künſtler. — Das Glück der Ehe. — Papilloten. — Allgemeine Novelliſtik. — Literatur- und Kunſtblatt IX.

Nr. 63. Über Auslegungen. — Die Mädchenaugen. — Von der Geſchichte der Heizung der Wohnungen mit erwärmter Luft. — Sinngedichte von Pfeiffer. — Allgem. Novelliſtik.

Nr. 64. Mahnung. — Geſchichte der Schminke. — Aus und über Italien. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 65. Über die Harmonie in der Tonkunſt. Von J. A. Kanne. — Bilder von Wien. — Logogryph. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 66. Ontologiſche Neuigkeiten. Von A. Rittig v. Flammenſtern. XXIX. — Über die Harmonie in der Tonkunſt. (Fortſetzung.) Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 67. Beym Abſchied. — Aus und über Italien. — Über die Harmonie in der Tonkunſt. (Fortſetzung.) — Allgemeine Novelliſtik. — Novelliſtiſche Beylage XI.

Nr. 68. Zu Göthe's Geburtstag. — Der Steyermärker, Karl Schmutz. — Aus und über Böhmen. — Über die Harmonie in der Tonkunſt. (Fortſetzung.) — Ein- und Ausfälle. Von Jg. Jeitteles. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 69. Notaten aus dem Joanneum. Von Julius Schneller. — Geheimniß. — Über die Harmonie in der Tonkunſt. (Fortſetzung.) — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 70. Meine Gedanken über Dichtkunſt. Von Dr. Ernſt Raupach. — Einiges aus Deutſchlands Vorzeit. Von Julius Max Schottky. — Über die Harmonie in der Tonkunſt. (Schluß.) — Ein- und Ausfälle. Von Jg. Jeitteles. — Allgemeine Novelliſtik. — Literatur- und Kunſtblatt X.

Nr. 71. Zur Geſchichte des Bartes. — Der Schwur. Von Franz Eduard von Hermann. — Meine Gedanken über Dichtkunſt. (Fortſetzung.) — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 72. Kunſtanſichten. Von Böttiger. — Meine Gedanken über Dichtkunſt. (Schluß.) — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 73. Ontologiſche Neuigkeiten. Von A. Rittig von Flammenſtern. XXX. — Aus und über Italien. Von Dan. Leßmann. — Sternennächte. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 74. Blick auf verſchiedene Völkerſchaften. Von Wrut. — Trinklied. — Aus und über Italien. — Sinngedichte von Pfeiffer. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 75. Dramatiſch-hiſtoriſche Denkwürdigkeiten. — Die Göttliche. — Blick auf verſchiedene Völkerſchaften. (Fortſetzung.) — Allgemeine Novelliſtik. — Novell. Beyl. XII.

Nr. 76. Berichtigung der Bemerkung über Adam Smith's Grundſatz der unbeſchränkten Handelsfreyheit, im Conv. Bl. Nr. 67. — Die Stimme. — Blick auf verſchiedene Völkerſchaften. (Schluß.) — Allg. Novelliſtik.

Nr. 77. Seltene Beyſpiele des Einfluſſes der Frauen in Wien. — Alpenjäger. — Aus und über Böhmen. — Prag, Würzburg und Nürnberg im Jahre 1809. — Ein- und Ausfälle. Von Ig. Zeitteles. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 78. Hymne an Mithras. Von Joſeph von Hammer. — Johann Sigmund Zápolya's Beſuch beym türkiſchen Kaiſer. Von Johann Grafen Mailáth. — Aus und über Italien. — Sinngedichte von Pfeiffer. — Allgemeine Novelliſtik. — Novelliſtiſche Beylage XIII.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

53.

(Wien, Mittwoch den 4. July.)

Frühlings-Unterhaltung in Hütteldorf *), während des Regens über den Regen.

Von Georg von Gaal.

> Sed quid agam potius madidis, Saturne, diebus!
>
> Martial.

Ihrem frommen Lieblingsdichter Stolberg, meine werthen Damen, mochte ſein: Willkommen milder Regen! recht vom Herzen gegangen ſeyn, als ihn, nachdem er von einem weitſchweifigen Dichterſpaziergange mit trockner Kehle heimgekehrt, ein erquicklicher Regenguß, vielleicht gerade über dem Kapitel von der dreyjährigen Dürre in Iſrael unter Achabs Regierung, überraſchte. Wie ſollen aber wir armen Sommergäſte in Hütteldorf über die, bereits mehrere Wochen währende, naſſe Beſcherung uns vernehmen laſſen? Wie eingeſchachtelt ſtehen wir zwiſchen unſern vier Pfählen, blicken trübſelig durch die vielbethränten Fenſterſcheiben nach der Baumgärtnerſtraße hin, und ſehen kaum mehr, als einen rumpelnden Zeiſelwagen mit einigen melancholiſchen Handwerksburſchen, die ihre Verzweiflung über die vereitelten Sonntagsfreuden in Herrn Dietmanns köſtlichem Biere zu ertränken ſuchten, dahinkarren. Unſer Klavier, unſre Guitarren und Violinen ſind verſtimmt wie unſere Gemüther; das fatale Uniſone der Waſſerſymphonie ohne Zeitmaß und Fermade umrauſcht uns Tag und Nacht, und ſchon ſteht zu befürchten, daß uns, wenn ſolche noch länger währt, die Macht der Sympathie ſo ſehr ergreift, daß wir Alle, über dem langen Lauſchen und Horchen, am Ende ſelbſt mit dem Regen dahinrinnen. Was iſt zu thun in dieſer Noth, die mir um ſo bedenklicher ſcheint, da es wirklich lauter Waſſer regnet, welches ich ungeachtet der Ehren **), wozu es Pindar erhoben, und der Kräfte, die ihm Mächler zuſchreibt ***), von jeher für das Element der langen Weile gehalten habe? Und welch ein Schreckniß iſt lange Weile! Selbſt unſer Johann von Müller, der weder noch todt iſt, noch jemahls ſterben wird, rief einſt voll Verzweiflung in einem ſeiner Briefe an Bonſtetten: »ich bin mir ſelbſt unerträglich; ich bin todt vor langer Weile.

---

*) Ein freundliches Dorf bey Wien, das viele Reſidenzbewohner zum Sommeraufenthalt wählen.

**) Ἄριστον μὲν ὕδωρ. Der Dinge Preiswürdigſtes iſt das Waſſer.
ΟΛΥΜΠ.

***) Es reinigt alle Säfte,
Verdünnt das dicke Blut,
Schenkt neue Lebenskräfte
Und immer frohen Muth.

Ich ſehe, ſie rücken näher zu mir heran, meine Damen! dieſe Worte beunruhigen ihre zarten Gemüther, und ſie erwarten von mir, daß ich das Ungethüm beſchwöre. Ach! eben dieß, Ihr ſchmeichelhaftes Zutrauen, läßt mich beſorgen, daſſelbe ſey der erſte Spuck, womit dieß Geſpenſt ſie zu necken wagt; denn, wie Soller ſagt:

Schlöff ein verirrter Wandersmann
Auf öder Bahn
Sich ſelbſt an einen Pavian;

ein Gleichniß fürwahr, das mich ob ihrer lieben Zumuthung wohl nicht zu übermüthig werden läßt; denn wenn ich gleich mich ſelbſt für etwas höher anſchlagen möchte, ſo finde ich doch meine Laune um nichts beſſer, als jene des wetterlaunigen Roſomaks oder Vielfraßes, und mit ſolchem Humor iſt nicht wohl zu prahlen. Indeſſen will ich Ihnen einen unmaßgeblichen Vorſchlag thun. Mir däucht es das Klügſte, wir behandeln, von außen vom Regen, von innen von der langen Weile bedrängt, dieſe beyden langweiligen Potenzen gerade wie man zuweilen einen Regenſchirm gebraucht, wenn man keinen Sonnenſchirm hat; bald macht man ihn, wie mir einſt ein ſehr artiges Stubenmädchen verſicherte, zum Sonnen=Parapluie, bald wieder zum Regen=Paraſol, und ſo wollen wir jene beyden Elemente unſerer Verzweiflung gerade zum Elemente unſrer Zerſtreuung machen, wir wollen uns nämlich über den Regen ſelbſt unterhalten, und wie ich bey der regenhaften Geiſtesdiſpoſition, die ich, leider nicht zu meinen Ohren, lebhaft in mir fühle, mit einer ſeltſamen Zuverſicht hoffe, uns nicht nur grundgelehrt, ſondern auch noch obendrein ſo regenhaft über den Regen ergießen, daß derſelbe, durch den Aufwand unſers gelehrten Waſſers beſchämt, vielleicht gar ſchon bis morgen aufhört. Wie wir aber ſolches lediglich als eine Schutzwehr gegen dieſe feindliche Bedrängniß gebrauchen wollen, ſo iſt es auch rathſam, ſich mit Vorſicht nicht weniger vor jedem Unfall zu verwahren, der uns bey unſerer, in der That nicht ganz frevelloſen Exorzism, treffen, und zunächſt mich zum Leidgenoſſen des durch Göthe verewigten Zauberlehrlings machen könnte. Sie kennen ja ſelbſt das Sprichwort: qui voit l'orage dans le nuage ne sera pas mouillé.

So wie jedes ſchlimme Beyſpiel nur in ſo fern ſchädlich wird, als es bey den Menſchen Eingang und Aufnahme findet; ſo kann auch eine aus unſerm gelehrten Platzregen ſich ergebende Überſchwemmung, meine werthen Damen, nur jenen von Ihnen ſchädlich werden, welche dem Geplätſcher deſſelben ihre beyden Ohren offen halten. Ich wünſchte daher, jede von Ihnen verſuchte das, was ich ſchon längſt als eine Begünſtigung der Natur für ähnliche Fälle erhalten, ich meine nämlich: die Verſtopfung eines Ohrs durch künſtliche Vorrichtung zu erzwecken, damit ſie ſodann das andere nach Jean Pauls Ihnen wohlbekannter Vorſchrift entweder dem einen oder dem andern Geplätſcher zuneigen, und Ihre koſtbare Willensfreyheit vor dem höchſt fatalen Übel, mich durchaus anhören zu müſſen, ſichern könnten.

Wie? meine Damen! Sie ſcheinen ſolcher Gefahr gar nicht zu achten? — Will keine von Ihnen ſich mit Baumwolle verſehen? kein Fingerchen ſich nach dem Ohre erheben? Beym Jupiter Pluvius! das nenne ich mehr als Heldenmuth, und ſähe ich nicht ſo eben da unten vor dem Thore den alten Hieſel in blauen Strümpfen ſeiner Urſchel auf ganz unſpartaniſche Weiſe den Hof machen, wähnte ich mich faſt eher unter Lacedämonierinnen, als unter Anwohnerinnen des weichlichen Wienflüßchens. Waſſer, wie die Juden ſagen: iſt ein gefährlich Ding, weil es keinen Bolgen hat*); und Sie ſcheuen es doch ſo wenig, als hätten Sie mehr als einen Grund, mich ſelbſt für einen feſtverſchnürten Waſſerbalg anzuſehen. Willig laſſe ich mir ſolcherley während des Regens gefallen, da ich ſehr lebhaft ahne, wie mühevoll die Ausdauer Ihrer Geduld ſich an meinem Regengeſichte werde erproben müſſen.

Wohlan denn, meine geduldgeſtählten Damen! ich ziehe mit Ihrer Erlaubniß meine Regenſchleuße auf, und laſſe den Waſſern zügelloſen Lauf **).

Wenn wir von dem Weſen des Regens überhaupt ſo wenig, als nach Einiger Meinung die Mondbewohner, einen Begriff hätten, ſo würde uns das nette Waidſprüchlein:

Wenn's regnet, iſt's naß,
Wenn's ſchneyt, iſt's weiß.

zur Noth genügen müſſen; leider verſpüren wir von dieſem Naß ſchon bey weitem mehr, als uns lieb iſt, wollen aber deſſen ungeachtet dieſer Überzeugung uns nicht zu vornehm hingeben, ſondern, da der Zweifel überhaupt die Bedingung alles Wiſſens iſt, das Weſen des Regens näher unterſuchen.

Die für die ganze organiſche Schöpfung ſonſt ſo wohlthätige, für uns aber, meine Damen, gerade jetzt ihrer Langwierigkeit wegen etwas unwillkommene Erſcheinung, daß das in Dünſten aufgeſtiegene Waſſer in Geſtalt der Tropfen aus den obern Regionen der atmoſphäriſchen Luft herabfällt, wird Regen genannt. Niemand zweifelt daran, daß das Regenwaſſer von den Dünſten herrühre, die in ſichtbarer Geſtalt als Wolken über unſern Häuptern dahin ſchweben. Zeigen ſich keine Wolken am Himmel, ſo fällt auch nie Regen. Die finſterſten, ſchwärzeſten Wolken laſſen in der Regel den meiſten Regen fallen. Wenn es regnen will, ſo erblickt man gewöhnlich vorher einzelne, zerſtreute, weiße Wolken, welche ſich nach und nach zu größern Maſſen vereinigen, eine dunklere Farbe annehmen, zuletzt den Himmel bedecken, und endlich, je mehr ſie ſich verdichten, in Regen herabfallen. Je weißer und durchſcheinender eine Wolke iſt, deſto kleiner pflegen in der Regel die Tropfen zu ſeyn, welche ſie fallen läßt; deſto größer aber ſind die Tropfen, je dunkler und ſchwärzer die Wolke erſcheint. Oft iſt nicht der ganze Himmel, ſondern nur eine Gegend deſſelben, mit einer Regenwolke bedeckt; in dieſem Falle erſtreckt ſich der Regen nur über ſehr eingeſchränkte Gegenden, und hört auf, oder zieht ſich fort, indem der Wind die Wolken vertreibt. Man nennt dieſes Phänomen bekanntlich einen Strichregen. Ihm iſt der Landregen entgegengeſetzt, welcher ſich viel weiter erſtreckt, und bey welchem der ganze Himmel gleichförmig mit Wolken überzogen iſt. Staubregen entſteht, wenn eine durchaus gleichförmige Wolke langſam verdichtet wird, ſo, daß ſich die Dünſte nach und nach vereinigen; oder auch, wenn die Verdichtung am untern Theile einer Wolke ihren Anfang nimmt, und dann allmählich weiter fortzieht. Wenn hingegen die Verdichtung im obern Theile der Wolke anfängt, und alſo die Tropfen in ihrem Fallen durch die untern Theile der Dünſte vergrößert werden, ſo entſteht ein Platzregen. Auf ähnliche Art ſammelt ſich bisweilen das Waſſer in den Wolken in ganzen Maſſen, und ſtürzt dann in ſogenannten Wolkenbrüchen herab. Die Regentropfen ſind bekanntlich von ſehr verſchiedener Größe. Die anſehnlichſten überſteigen indeß in unſerm Klima kaum den Durchmeſſer von drey Linien. Näher gegen den Äquator hinſtürzen oft Regentropfen aus der Luft herab, die nach Angaben von Augenzeugen faſt einen Zoll im Durchmeſſer halten ſollen. Überhaupt ſind unſere Regen mit denen innerhalb der Wendekreiſe nicht zu vergleichen. Dort ſtürzt in kurzer Zeit ſo viel Waſſer vom Himmel herab, daß große Ströme, die vorher ganz ausgetrocknet waren, in wenigen Tagen bis zu einer fürchterlichen Höhe anſchwellen, und die Gegend meilenweit umher zum See machen. — Was die Schnelligkeit betrifft, mit welcher die Regentropfen aus der Luft fallen, ſo iſt leicht zu erachten, daß ſie nach Beſchaffenheit der Größe der Tropfen ſelbſt ſehr verſchieden ſeyn müſſe; auch bringt die Stille der Luft und der Wind hierin einen beträchtlichen Unterſchied hervor. Ungemein verſchieden iſt auch die Menge des Regens und die Anzahl der Regentage nicht nur in verſchiedenen, ſondern in denſelben Ländern in verſchiedenen Jahren. In manchen Gegenden der Erde regnet es faſt gar nicht; manche Jahre ſind äußerſt trocken, andre dagegen ſehr feucht. Die Lage eines Landes gegen das Meer, ferner Seen, Flüſſe, feuchte, moraſtige Landſtriche, Gebirge und Waldungen, aber auch außerdem noch viele andere, zum Theil noch ganz unbekannte Umſtände ſind die Urſachen des mehreren oder minderen Regens.

---

*) Dieß ſollte wohl Balgen oder Balken heißen?

**) His ego nigrantem commista grandine nimbum
Desuper infundam. Virg. Aen.

(Fortſetzung folgt.)

* * *

Die Neuheit.

Fabel.

Einſt kam der Thorheit Gränzen
Die Neuheit zu erhöhn,
Ein Jeder ſah ſie glänzen,
Ein Jeder rief: wie ſchön!

Frau Neuheit iſt ſo ſelten,
Drum nimmermehr uns feil.
Verſtand und Schönheit gelten
Uns nicht den dritten Theil.

Die Göttinn hört die Narren
Und ſpricht: Wohlan, es ſey!
Mögt morgen meiner harren,
Kommt nur wie heut herbey!

Den nächſten Tag entzückte
Dieſelbe Glanzgeſtalt;
Doch der, der ſie erblickte,
Rief: fort, wie iſt ſie alt!

J. B. Rupprecht.

* * *

Uber Dr. Ernſt Raupach's dramatiſches Gedicht in fünf Abtheilungen: Die Erdennacht.

(Von Friedrich Wähner.)

Rinaldo, des Dogen Faledro von Venedig Sohn, und Klara, Contarini's, eines edlen Venetianers, Tochter, Braut des Erſtgenannten, beginnen mit einem Geſpräche der Liebe. Contarini enthüllt Rinaldo vertraulich den Plan einer Verſchwörung, die den folgenden Tag ausbrechen, Faledro zum unumſchränkten Herrn von Venedig machen, und das verhaßte Joch der Adelsherrſchaft auf immer löſen ſoll. Zwiſchen Vater und Sohn kommt es darüber zu einer heftigen, nichts entſcheidenden Erklärung. Ende der erſten Abtheilung.

Rinaldo und ſein geweſener Lehrer Kalergos, ein Grieche, erörtern dialektiſch die Frage, ob der Sohn aus reiner Liebe zum Beſten des Vaterlandes den Vater aufopfern dürfe. Keiner überzeugt den andern. Rinaldo erklärt auch bey dieſer Gelegenheit die Sache des Vaterlandes als ſeine höchſte. Matteo, den Hauptmann der Ehrenwache, der ihn für die kurze Zeit der Gefahr auf Befehl des Vaters verhaften ſoll, ſtößt er kräftig zurück, und ſtürzt dann trotz ſeiner Drohungen unangegriffen durch die bewaffneten Hüter hindurch. Faledro und Contarini ſetzen aus Beſorgniß vor der unternehmenden Tollkühnheit des mitwiſſenden Rinaldo den Ausbruch der Verſchwörung vom Abend auf den Morgen zurück. Der Gegenſtand des obigen Geſprächs zwiſchen Rinaldo und Kalergos wird noch einmahl durchgeführt, nur mit dem Unterſchiede, daß jetzt der Freund Bernardo die Rolle des Griechen ſpielt, ohne deßhalb mehr auszurichten als jener. Zum Glück wandelt gerade Jſarel, Befehlshaber des Zeughauſes, ein Hauptwerkzeug der Verſchwörung, in der mondhellen Nacht umher, aus deſſen Munde Rinaldo die beſtimmte Verkürzung der frühern Friſt erfährt. Ende der zweyten Abtheilung.

Rinaldo kleidet ſein Vorhaben gegen den Vater zum Beſten der Republik, um die Geliebte zu ſchonen, in die Hülle eines Traumes, der ihn, wie er vorgibt, unwiderſtehlich überfallen, als er eben im Garten der verabredeten Ankunft Klarens entgegen ſah. Die Braut bekämpft nicht glücklicher als ihre Vorgänger die problematiſch aufgeſtellte Meinung Rinaldo's. Endlich kommt es über dieſe und zwar zum vierten und letzten Mahle, zu einem Geſpräche mit einem Prior, der ſich wegen der abgeforderten Entſcheidung Bedenkzeit ausbittet. Rinaldo entdeckt ſein Geheimniß Leoni, einem Patricier und Haupte der Zehen, unter der Bedingung, daß die Verſchwornen und nahmentlich ſein Vater nur mit Verbannung und Verluſt der Güter geſtraft werden ſollen. Leoni beſchwört feyerlich dieſe Forderung. Ende der dritten Abtheilung.

Contarini zwingt die Tochter, den Geliebten zu verfluchen. Im Rath der Zehen ſetzt die Stimmenmehrheit das Todesurtheil über die Verſchwornen gegen Leoni's Einrede durch, und bezichtigt ſogar den eingetretenen Rinaldo hochverrätheriſcher Abſichten, anſtatt auf deſſen inſtändigſte Vorſtellung die feſtgeſetzte Todesſtrafe des Vaters zurück zu nehmen. Tief erſchüttert ſtürzt er hinweg. Der Lärm des ausgebrochenen Aufruhrs ſprengt den Rath der Zehen aus einander. Rinaldo ſucht den Volksauflauf zur Rettung des Vaters hinzulenken, wird aber durch die laute Anklage, er ſelbſt habe dieſen verrathen, plötzlich und vollkommen aus dem Felde geſchlagen. Bernardo, ſein alter Freund, entzieht ihn, man weiß nicht recht wie, der verfolgenden Rotte, und überläßt den Unglücklichen darauf dem eigenen Gewiſſen. Rinaldo ſeufzt zum Schluſſe der vierten Abtheilung:

»So viel des Schimpfs, der Schmähung und des Fluchs!
Und keinen Dank (! ?) — nicht einen Dank auf Erden!«

Der untergehenden Sonne gegenüber ſitzt der Verlaſſene im Selbſtgeſpräche auf einer zerbrochenen Säule. In dieſer Einſamkeit hinterbringt ihm der Diener Battiſta die vollzogene Hinrichtung aller Schuldigen, unter denen vorzüglich Faledro, der Vater, würdig ſeines alten Heldenruhms geſtorben ſey. Als Battiſta jetzt von ſeinem Herrn hört, was dieſer gethan, kann er wie Bernardo nicht länger Stand halten. Ein Knabe, der für ſeinen verkrüppelten Vater gebettelt hat, und auf der Heimkehr in die Nähe der Ruinen kommt, verſinnlicht Rinaldo noch ſchmerzlicher ſein entgegengeſetztes Handeln. Verlarvt ſtellt er ſich darauf im Pallaſte Contarini's neben die Leiche der geliebten Klara, hört von einem jungen und einem alten Prieſter, daß die Braut, zufolge des ausgeſprochnen Vaterfluchs, an Krämpfen geſtorben iſt, entblößt ſein Geſicht und geht erkannt ab. Auf dem Lorenzokirchhofe, wo bereits der Leichnam Faledro's ruht, erſchüttert ihn beſonders das mahnende Geſpräch zweyer Todtengräber. Auch dieſe verſchwinden, wie Bernardo und Battiſta aus gleicher Urſache, nur mit ſchnellern Schritten. Über dem Grabe des Vaters durchbohrt ſich endlich Rinaldo.

Der Grundgedanke des Ganzen, die zu entſcheidende Colliſion der Pflichten zwiſchen Vater und Vaterland, iſt eben ſo unglucklich aufgefaßt als durchgeführt. Dem Entſchluſſe Rinaldo's fehlt urſprunglich die lebendige Verzweigung mit der Geſammtheit des Gemüths, ſeine Wahl erſcheint lediglich als das abgeſonderte Reſultat einer kümmerlichen Reflexion, die wie ein Atom im leeren Raume umher irrt. Zum Beweiſe des abſtoßenden, ungefügigen Froſtes diene der erſte Monolog der zweyten Abtheilung, in welchem Rinaldo ſich und ſein Streben zu entfalten ſucht:

»Das Recht iſt eins, doch tauſend heißt die Sünde — (???)
Drum iſt die Sünde leicht und ſchwer das Recht.
Iſt heiliger das Band, das die Natur
In ihrer dunkeln Werkſtatt unſerm Leben
Geſchürzt hat? — oder jenes, das wir ſelbſt
Geknüpft im lichten Kreiſe des Bewußtſeyns
Und des Entſchluſſes? — Iſt der Menſch verpflichtet,
Jedwede Schuldverſchreibung anzunehmen,
Die eine räthſelvolle, ja (!!!) ihm feindlich
Geſinnte Macht nach Willkür auf ihn ſtellt? —
Den Vater hat mir die Natur gegeben,
Der Geiſt ein Vaterland. — Natur und Geiſt,
Zwo Elemente, die wohl in der Höhe
Und in der Tiefe friedlich ſich verbinden,
Im Leben aber feindlich ſich begegnen.«

Natur und Geiſt, hingeſtellt in der Allgemeinheit, wie hier, ſind, richtig angeſehen, überall gute Freunde. Nur in dieſen Verſen wollen ſie ſich unglücklicher Weiſe nicht vertragen. Noch empfindlicher wird die Unvollkommenheit des tragiſchen Räderwerks durch die Abweſenheit eines politiſch großgearteten Lebens. Venedigs ehrfurchtgebietende Eigenthümlichkeit erſcheint nirgends im Vorgrunde des Trauerſpiels. Die matte Beſchreibung der venetianiſchen Seeherrſchaft (Seite 27 und 28) beweiſt nichts dagegen. Weil aber der Staat auf keine glänzende und kräftige Weiſe an der Spitze des Ganzen ſteht, muß Rinaldo's Geiſt aus dieſem ſtillwirkenden Grunde unaufhörlich und fruchtlos ſich zerarbeiten, ohne in anſchaulicher Mannigfaltigkeit hervorbrechen zu können. Ihm mangelt der fortwährende Stoß, die wechſelnde Beleuchtung, das zuſammengeſetzte Intereſſe von außen. Dieſe politiſche Dürftigkeit verräth ſich auch in der wohlfeilen Erfindung der Fabel. Noch mehr. Schon nach den erſten Schritten kann der Held nicht mehr ſicher fußen, er droht mitunter ſogar rückläufig zu werden. Die Erörterungen, die er wegen ſeines Vorhabens mit der Weisheit (Kalergos), der Freundſchaft (Bernardo), der Liebe (Klara), dem Glauben (Prior) nach und nach eingeht, ſind unergiebige, hemmende Epiſoden. Erſt fleht er um den Nothpfennig fremder Belehrung, und hat er ſein Almoſen empfangen, oder ſetzt man ihm einen Termin, ſo thut er bettelſtolz und plaudert unmäßig von dem Golde der eigenen Weisheit. Wie darf unter ſolchen Umſtänden Rinaldo, der beſtändig in dem Prunkmantel der Philoſophie umherflirrt, auch nur das Geringſte gegen ſeinen Vater unternehmen, ſo lange ſeine Überzeugung noch ſchwankt? Iſt er aber einmal im Klaren und Sichern, warum dreht er ſich unabläßig fragend im Kreiſe herum? Obendrein gleichen ſich die Antwortenden darin ſehr auffallend, daß ſie in verſchiedenen Worten daſſelbe ſagen, nicht mehr und nicht weniger als nichts. Am Schluſſe des Trauerſpiels eilt der völlige Untergang des Charakters dem Tode Rinaldo's noch um einen beträchtlichen Sprung zuvor.

Seite 164 heißt es:

»Und dennoch that ich Recht! ſo ſpricht der Geiſt: (wohl gemerkt ſpricht, nicht ſprach).
Sprichſt du auch ſo, erhabner Geiſt der Himmel,
Der dort einſt hegen wird ein recht Gericht?« u. ſ. w.

Damit reime, wer kann (der angeredete Geiſt iſt noch immer derſelbe) — die Apoſtrophe:

„Nun aber forder nicht, daß ich noch länger — (warum denn nicht?)
Verweilen ſoll in dieſer Nacht der Zweifel,
Des gräßlichen herznagenden Gewürms.
Du haſt mich nicht erhört, daß mir kein Licht
Geſandt von oben her; ſo muß ich nun
Zu dir, in deinem Licht die Überzeugung
Zu ſchöpfen, Vater, daß ich recht gethan.“

Nach dieſen Worten durchbohrt er ſich, um aufzutauchen aus der Erdennacht. Glück auf! Der Nahme des Trauerſpiels: Die Erdennacht, iſt in der einen Hinſicht ſehr richtig, daß die poetiſche Sonne darin fortwährend unter dem Horizont bleibt. Mit der dramatiſchen Sophiſtik der Leidenſchaften kann man Rinaldo nicht rechtfertigen, denn ſein Puls pickt überhaupt ſchwach, und der Blutumlauf verhütet nur eben die Erſtarrung. Deßhalb durfte er auch der Geliebten ins Geſicht erzählen, daß er auf dem Punkte eines Rendez-vous im Garten eingeſchlafen ſey, bey welcher Gelegenheit ihm der bekannte Traum gekommen ſeyn ſoll.

Rinaldo iſt überhaupt nur eine neue, faſt unveränderte Auflage des Fürſten Jury Chawansky. Beyde fühlen ſich vom hellen Licht der Gnade durchdrungen, erblicken ſich ſpäter durch die Folgen ihrer Handlungen auf Irrwegen, identificiren ſich dabey auch wieder nach derſelben Weiſe mit dem höchſten Prinzip, und nehmen ſich endlich das Leben, um etwas zu erreichen, was ſie nach ihren frühern Äußerungen ſchon haben. Die lobenswürdige moraliſche Tendenz des Verfaſſers zergeht in ſeichter Metaphyſik, der er aus Mangel an Begeiſterung vergeblich eine religiöſe Hülle umzuwerfen ſucht.

Mit den andern Charakteren ſteht es nicht beſſer. Nur Faledro macht eine Ausnahme. Contarini iſt ein geſchwätziges Weib, ganz gegen die feine und kräftige Natur der Italiener aus jener Zeit. Klara ſcheint von Klopſtocks Cidli abzuſtammen, ſo ätheriſch nebelt ſie trotz ihres Nahmens herum. Wo es aber gilt, im wahren Äther der Sittlichkeit aufzufliegen, da ſtreckt die Turteltaube die Flügel, wie z. B.: wo ſie auf Andringen des tyranniſchen Vaters, ganz gegen ihre Überzeugung, den Geliebten verflucht, und nachher an Krämpfen ſtirbt. Ein Schlagfluß hätte beſſer zum Fluche gepaßt. (Beyläufig: das bloße ideenloſe Fluchen iſt nicht tragiſch, ſonſt hätte jede Nation Tauſende von Shakespear.)

Fülle und Tiefe der Gedanken zeigt ſich nirgends, wohl aber Zwang und anſpruchsvolle Sentenzenkrämerey, beſonders in den Monologen, die der Verfaſſer unmäßig liebt, und die ihm gar nicht gelingen. Seite 41 ſollen Recht und Pflicht, die Angeln unſers Lebens, ihre Gründung der Stunde verdanken, wo die Gattinn den Gatten zum Vater macht. Recht und Pflicht fangen offenbar ſchon mit dem erſten Augenblick der Verbindung, und nicht erſt mit der Fruchtbarkeit der Ehe an. Kinderloſe Gatten hätten in dieſem philoſophiſchen Entſcheidungsſpruch entweder ein ſehr ſchlimmes oder bequemes Beyſpiel. Die ganze Lehre gehört nicht in eine Tragödie, da ſie leicht ſchwachen Junggeſelten Anſtoß gibt. Die Sprache iſt an ſich arm, nur ſcheinbar und oft am unrechten Ort, häufig auch durch fremdes Gut, aufgeputzt. Beſonders ſtößt ſie ab in Augenblicken darzuſtellender Leidenſchaftlichkeit, durch pleonaſtiſche, nicht ſelten auch ſchwerfällige Amplification. Nicht ein einziges neues Bild, oder auch nur eine intereſſante Verbindung des Bekannten kommt vor, wenn es nicht etwa (Seite 93 und 94) geſchieht, wo Venedig erſt mit einem ſtolz in der Fluth ſchwimmenden Schwan verglichen, und darauf beziehungsweiſe geſagt wird:

> Der Schwan ſingt einmahl nur — ſein Sterbelied;
> Und morgen iſt Venedigs Sterbetag.

Auch die Art, wie ſich Rinaldo (Seite 12) gegen Klara ausſpricht, gehört zu dem Beſſern, ſo wie der (Seite 82) dem Vaterlande dargebrachte Preis. Davon ſind die alltäglichen Anſpielungen auf Sonne, Mond, Sterne, Himmel, Hölle rein abzuziehen. Die Verbindung der Sätze kommt häufig gezwungen heraus. Die Neigung des Verfaſſers zu den Bildern des Rieſenthums, worin ihm Schiller, wie in manchen andern Wendungen, vorangegangen iſt, möchte hingehen, wenn nur die Gedanken nicht als Zwerge unter der Rieſenkappe hervorſchauten.

Gegen die Fürſten Chawansky, wie wenig ſie auch befriedigen, ſteht die Erdennacht noch bedeutend zurück. Der Verfaſſer hat nach den bisherigen Proben keinen genügenden Beruf zur Tragödie. Er verhält ſich zum Tragöden, wie ein Deklamator zu einem Redner.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Burgtheater. Den 13. Juny: Reue und Erſatz. Luſtſpiel in fünf Aufzügen, von Vogel. Herr Veſpermann, Regiſſeur des k. baieriſchen Hoftheaters, gab auf dieſer Bühne zum erſten Mahl als Gaſt die Rolle des Feſt.

Mit ſeltner Wahrheit des Spiels wurde der Zug von Rechtlichkeit und Gradheit feſtgehalten, ohne daß, wie es ſo oft geſchieht, ein Anſtrich von ſteifer Pedanterie zum Nothbehelf gedient hätte, um dieſe Eigenſchaften auszudrücken, da er eben ſo oft auch dem Eigennutz und der Verſchmitztheit zur Maske dient; vielmehr war eine leichte Miſchung von Weichheit beygegeben, die der fortdauernden Theilnahme an den Verhältniſſen der Familie freye Wirkſamkeit geſtattete. Dieſe Theilnahme zeigte ſich überall, und machte die zuerſt nur von fern ſtehende Nebenperſon auch in dieſer Stellung intereſſant, bis ſie mehr hervortrat, und an der Handlung thätigen Antheil nahm. Nun griff alles in einander, und die Wirkung war um ſo größer, da ſie nicht durch fremdartige Hülfsmittel und abſichtlich veranſtaltet wurde, ſondern als Gewinn des Augenblicks erſchien, indem das Innere ſich unwillkürlich aufſchloß, und die frohe Laune im raſchen Ausbruch einige Mahl überſchäumte. Dieſe Darſtellung war ausgezeichnet, und der Beyfall entſprach der Leiſtung.

Den 15. trat Herr Veſpermann als Skarabäus in der unterbrochenen Whiſtpartie auf. Das weiche, biegſame Organ kam dem Ausdruck der Bonhommie ſehr zu Statten, und beförderte ohnehin die Geläufigkeit der Rede, ſo wie das Gedächtniß auch dem Gaſtſpieler immer treulich beyſteht. Man iſt gewohnt, ihn weder da-

Gemählde mit Zügen überladen, noch irgend einen Zug vernachläßigen zu ſehen, und alle ſtehen unter der Herrſchaft der Beſonnenheit, ohne Zwang und Mühe zu verrathen. Die Scenen wurden raſch geſpielt, eben dadurch wurde auch das geſchäftige Nichtsthun, das der klatſchhaften Suada Raum gibt, recht anſchaulich gemacht, und die kleinen ſatyriſchen Bemerkungen fielen auf dem Streifzuge nur erſt leicht und unverſehens hin. In der Scene mit Minchen war die wiederhohlte abwehrende Bewegung mit der Hand, um der rührenden Schilderung ihrer Lage Einhalt zu thun, faſt zu nachdrücklich, und wurde doch erſt durch die Worte recht verſtändlich; die Beſchreibung der mimiſchen und choregraphiſchen Virtuoſität der Gräfinn in der redſeligen Eröffnung gegen Bern, hatten einen beſonders komiſch wirkſamen Anſtrich, und kein ſcherzhafter Einfall ging verloren. Dieſe Darſtellung befriedigte ungemein.

Als Nachſpiel wurde nun die eiferſüchtige Frau gegeben, worin Herr Beſpermann als Uhlen wieder auftrat. Schon in den Geſichtszügen ſprach ſich die nachgiebige Gemüthsart aus, und wurde auch in dem Benehmen ſichtbar, das ohne alle Bizarrerie nach und nach den widerſprechendſten Äußerungen von Schwäche und aufgedrungener Deſpotie in einem vielfach nuancirten Geberdenſpiel gehorchte. Selbſt die Bewegungen hatten etwas Originelles; das eigne Wohlgefallen am Gelingen, und das aufſtrebende Mitleid aber ließen das Vergnügen der Zuſchauer durch die geſpannte Aufmerkſamkeit erſt recht zum Ausbruch kommen. Sowohl nach dieſem, als dem vorhergehenden Luſtſpiel wurde Herrn Beſpermann die Auszeichnung des Hervorrufens zu Theil.

Es verdient bemerkt zu werden, daß von André's ökonomiſchen Neuigkeiten, die bis jetzt ſchon 21 Bände oder 126 Hefte zählen, noch immer vollſtändige Exemplare der frühern Jahrgänge nachverlangt werden. Binnen zwey Monaten ſind vier vollſtändige Exemplare nur allein im Inlande abgeſetzt worden. Dieſe Zeitſchrift hebt ſich immer mehr, und zählt unter ihren Mitarbeitern ausgezeichnete theoretiſche und praktiſche Ökonomen des In- und Auslandes. — Von den erſten ſieben Jahrgängen ſeines Nationalkalenders hat Herr André eine neue Auflage der Mannigfaltigkeiten veranſtaltet, die aber nicht in einem unveränderten Abdruck der erſten beſteht, ſondern nach einem ganz neuen Plane bearbeitet, anſehnlich vermehrt und verbeſſert iſt. Was nämlich in den frühern Kalendern durch alle Jahrgänge zerſtreut war, iſt hier planmäßig zuſammengeſtellt, und in eine leichte Überſicht gebracht. Das bis jetzt herausgekommene erſte Heft dieſes Hausbuches für Familien, zur Hülfe in der Noth und Aufheiterung im Kummer, zum Troſt in Leiden und Muſter aller Tugenden ꝛc. (ſo heißt dieſe neue Auflage der Mannigfaltigkeiten des Nationalkalenders) handelt: I. Von den Gefahren des Lebens. 1) Von Vergiftungen aller Art, auch durch den Biß ſchädlicher und wüthender Thiere. — Beygefügt ſind zwey Kupfer, wüthende Hunde vorſtellend, welche bey dem Kalender nicht waren. Auch iſt das Ganze mit vielen Zuſätzen und neuen Erfahrungen bereichert. Die Vorrede gibt viel Aufſchluß über den Plan, nach welchem Herr André den Kalender bearbeitet. Er nennt dieſe Schrift in der Dedication an Herrn Hugo Franz, Altgrafen von Salm: »das Beſte und Nützlichſte, was er je geſchrieben.«

(Aus dem Briefe eines Augenzeugen. Burdwan, 27. Nov. 1820.) Geſtern Abend war ich Augenzeuge von der ſchrecklichen Feyerlichkeit der Verbrennung eines Weibes mit der Leiche ihres Gatten. Man führte mich ins Haus des Verſtorbenen, welcher zur Ackerbau-Caſte gehörte. Ich fand die Leiche auf einer Matte hingeſtreckt, und die Wittwe, der man eben das Haar kämmte, neben derſelben ſitzend. Als ſie mich erblickte, rutſchte ſie auf den Knien zu mir hin, und bat um die Erlaubniß, ſich mit der Leiche ihres Gatten verbrennen zu dürfen.

Sobald die Erlaubniß der Obrigkeit zu der ſchrecklichen Zeremonie angekommen war, legten die Verwandten die Leiche auf eine Bahre, worauf ſich auch die

Wittwe ſetzte, und trugen Beyde hinweg. Sie wurde bis auf den Todtenplatz von einer großen Menge Volks begleitet, unter welches ſie gedörrtes Getreide ausſtreute. Der Scheiterhaufen war in einem ungefähr vier Fuß tiefen Loche errichtet, deſſen Öffnung ungefähr fünf Fuß im Durchmeſſer hielt. Die Seiten waren mit trockenem Holze umgeben, die Mitte zum Theil mit brennbaren Materialien angefüllt. Nachdem ſich die Wittwe in einem benachbarten Teich gebadet, wurde die Leiche in das Loch geſtellt. Um dieſe Zeit war die Wittwe ſo erſchöpft, daß ſie einer der Verwandten in ſeinen Armen tragen mußte.

Als er ſie niedergeſtellt, riß ſie ein Stück von ihrem Kleide ab, und wickelte es um ihren älteſten Sohn, ein ungefähr achtjähriges Kind. Hierauf fielen ihr viele Männer und Weiber zu Füßen, und küßten dieſe. Das Schlachtopfer ermunterte die Weiber, im ähnlichen Falle ihrem Beyſpiele zu folgen. Der Knabe warf nun eine angezündete Fackel in das Loch, aus welcher die Flamme praſſelnd aufſchlug. Die Wittwe ging dreymahl um daſſelbe her, wobey ſie aus einem Topfe, den ſie unterm Arme trug, Pech in das Feuer warf, um es zu vermehren, dann ſprang ſie ſchnell in daſſelbe hinein, und ſetzte ſich neben die Leiche. In einem Augenblick umgaben ſie die Flammen, welche das Volk durch das Hineinwerfen von Werg und andern brennbaren Dingen vermehrte, und ſie fuhr fort, mit den Händen zu klatſchen, bis die Haut beynahe von ihrem Körper weggebrannt war. Endlich fielen ihre Hände, und ſie war bald todt; der Körper aber blieb in ſeiner aufrechten Stellung, und hatte das Anſehen einer Bildſäule von Ebenholz mitten in den praſſelnden Flammen.

Das Volk jauchzte in einem fort, und ſagte, eine ſolche entſchloſſene Sutee ſey noch nie geſehen worden. Der gegenwärtige Polizeybeamte, welcher bey vielen ſolchen Feyerlichkeiten zugegen geweſen war, verſicherte mich, es ſey noch keine vorgekommen, wo das Opfer ſo ruhig und kühn geweſen.

In den engliſchen Steinkohlengruben müſſen bey naſſem Wetter die Dampfmaſchinen oft ſechs bis acht Wochen, ohne Unterbrechung, und ohne daß man den Keſſel reinigen kann, im Gange bleiben, um die Waſſeranhäufung zu verhindern. Gegen Ende dieſer Zeit ſetzt ſich aus dem Grubenwaſſer, das der Dampfkeſſel erhält, eine ſolche Menge Bodenſatz ab, daß die Maſchine, ſelbſt bey ſtärkerer Feuerung, langſamer geht. Die Arbeiter in Schottland ſetzen alsdann jedem Dampfkeſſel einen Scheffel (Buſhel) Gerſtenkeime, die beym Malzmachen abfallen, zu. Dieſes Mittel, deſſen Wirkungsart man kaum begreift, wenn man nicht annimmt, daß es zur Vermehrung der Verdunſtung beyträgt, wie Steine, Scherben bey Deſtillationen, in welchem Falle es durch Sägeſpäne erſetzt würde, wirkt ſogleich. Die Maſchine geht hernach mehrere Tage lang in voller Kraft, und anfangs dringt ſelbſt überflüſſiger Dampf aus der Sicherheits-Klappe.

Ein Berliner Schreibmeiſter hat in den Umfang eines Münzgroſchen ſieben Vater Unſer geſchrieben, die zuſammen neunzehnhundert und acht und achtzig Buchſtaben enthalten! In den Umfang eines kleinen metallnen Pfennigs hat er Klopſtocks Gedicht: »Wir und ſie,« und in den Umfang eines Viergroſchenſtücks vom Jahr 1797 hat er gar vierzehn Vater Unſer, und das 5te, 6te und 7te Gebot, desgleichen ſeinen Nahmen, Wohnort und die Jahrzahl geſchrieben, welches zuſammengenommen in 68 Zeilen viertauſend und ſiebzig Buchſtaben und noch 111 Unterſcheidungszeichen beträgt. Der Künſtler glaubt übrigens, daß eine Verbeſſerung der deutſchen Handſchrift möglich, und dadurch zu erreichen ſeyn würde, wenn die bisherige rechtwinklichte Richtung und Verbindung der Buchſtaben der geründeten Form der lateiniſchen Schrift näher gebracht, und durch eine gleichmäßigere Verfahrungsweiſe das Erlernen beyder Schriften (der Deutſchen und der Lateiniſchen) erleichtert würde.

Herr Deacon in der Grafſchaft Eſſex in England hat ſich unterm 1. Nov. 1819 ein Patent für Schuhe mit äußern oder innern Sohlen aus Fiſchbein geben laſſen. Zu der äußern Sohle, welche auf das Leder mit Nägeln, Schrauben, Nieten oder auf andere Weiſe befeſtigt wird, nimmt Deacon Fiſchbeinplatten, welche ſo befeſtigt werden.

daß ihre Faſern quer gegen die Länge des Stiefels laufen. Drey ſolche Platten bedecken den vordern Theil der Sohle des Vorderfußes, eine den Abſatz. Zur innern Sohle wird das rohe Fiſchbein quer durch zerſchnitten, man wählt die härtern äußern Theile aus, von den weichen faſrigern, ſpaltet dieſe Stücke nach der Breite in einem Schraubſtock mit einem Meſſer in zwey Platten. Letztere werden auf dieſelbe Art behutſam ferner ausgearbeitet, von dem faſrigen Theil befreyt, bis ſie ungefähr den zwey und dreyßigſten Theil eines Zolls dick ſind; alsdann glatt gemacht und abgefeilt. Nun ſchneidet man eine ganze Sohle daraus, in welcher die Faſern des Fiſchbeines der Länge nach laufen, reibt ſie mit Sand, Schmirgelpapier, und erweicht ſie in heißem Waſſer. In das hintere Ende der Sohle macht man einen Ausſchnitt, und befeſtigt ſie nun ohne Nägel durch das andere Leder in dem Stiefel. (Da das Fiſchbein wohlfeil iſt, und noch wohlfeiler geliefert werden kann, wenn man es einmahl mehr benutzt, da bis jetzt der größte Theil von den Wallfiſchfängern in die See geworfen wird, ſo verdient dieſe Benutzung Aufmerkſamkeit. Durch Kochen mit Waſſer, Lauge, und durch Tränken mit Metallſalzen könnte man es biegſamer und haltbarer machen.)

(Alte däniſche Geſetze.) Noch jetzt iſt in den nordiſchen Reichen (Dänemark, Norwegen und Schweden) die Dieberey weniger ſtark, und größere Sicherheit als in den meiſten andern Ländern. Frode der Siebente gab (ungefähr ums Jahr 180) für den Norden folgende Geſetze. Das Schiffvolk ſollte Ruder nehmen und gebrauchen, wo es dergleichen findet; ein Reiſender, der über Waſſer zu ſetzen habe, dürfe jedes Pferd nehmen, das zunächſt an der Furth ſey, müſſe es aber ſogleich wieder laufen laſſen, wann er an die andere Seite komme; nähme er es weiter auf ſeine Reiſe mit, ſo ſollte er den Kopf verlieren (es gab alſo noch wenig Brücken); Haus und Käſten ſoll niemand ſchließen, auch nichts von ſeinem Eigenthum unter Schlöſſer legen, komme ihm aber etwas abhanden, ſo wolle es ihm der König dreyfach wieder geben; ein Reiſender jedoch hätte die Erlaubniß, ſo viel von fremdem Speiſevorrath mitzunehmen, als zu einer Mahlzeit nöthig ſey; nähme er aber mehr, ſo werde dieß für Diebſtahl angeſehen; ein Dieb aber ſollte mit eiſernen, durch ſeine Arme geſchlagenen Nägeln aufgehangen, und ein Wolf an ſeine Seite gehängt werden, um damit anzudeuten, daß ſie beyde einander an Raubbegierde gleich ſeyen; auch der Hehler ſollte eben ſo gut als der Dieb ſelbſt geſtraft werden.

Nachdem Hr. Moſcheles die Pariſer in 4 Soirées mit Lafont und in vielen Privatzirkeln entzückt hatte, reiſte er den 13. May von Paris ab und kam am 17ten in London an. Auch in dieſer Stadt war ihm ſein Ruf ſchon vorausgeeilt, und die erſten Künſtler derſelben kamen ihm auf ſeinem Kunſtwege freundlich entgegen. Am 11. Juny ſpielte er das erſte Mahl in der Akademie der Philharmoniſchen Geſellſchaft ein Konzert von ſeiner Kompoſition, mit dem allgemeinſten außerordentlichſten Beyfalle ihm von den Kennern und der Menge gezollt.

Nachricht.

Direktionen, welche das von mir nach dem Franzöſiſchen bearbeitete, im Theater an der Wien mit vielem Beyfall gegebene Drama: Die Waiſe aus Genf, ſammt der damit verbundenen Muſik des Herrn Operndirektors v. Seyfried zu erhalten wünſchen, haben ſich brieflich an mich ſelbſt zu wenden.

J. F. Caſtelli,
im Ballzäßchen, im Blumenſtock.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625) wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k. k. Poſt 21 fl. W.W. halbj. Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

54.

(Wien, Samstag den 7. July.)

Sonnett.

Schon wieder bin ich von Apoll verlaſſen
Und ſeiner hochberühmten Muſenſchaar;
Ich könnt' es dem Verrath ſie tödlich haſſen;
Allein ihr Seyn und Walten iſt nicht wahr.
Ich muß auf den Moment der Weihe paſſen,
Und paſſe heut vergebens, das iſt klar;
Doch modiſch will ich ein Sonnett verfaſſen,
Als lüpfte mich Begeiſterung am Haar.
Wenn vierzeh'n Reime nach gebothnem Schema
Sich fügen, ſind Romantiker gerühret;
Denn nur die Form iſt Alles, Nichts das Thema,
Und nichts die Kunſt, die bildet und vollführet.
Wie klangreich und wie rund iſt mein Poema —
Geſteht, daß auch die Noth improviſirt.

Haug.

* * *

Rückblick auf berühmte Öſterreicher.

VI.

Fürſt Eggenberg *).

Vor zwey Jahren noch (alſo 1634) war unſtreitig der am meiſten Vermögende im geheimen Rathe **Ferdinands** II. der Direktor, Fürſt **Johann Ulrich von Eggenberg**; die Seele des Kaiſers, der Weg zu Allem; im Cabinette der Erſte, ſo wie im Kriegsweſen der **Herzog von Friedland**; faſt immer durch Gicht und Kolik an das Bett gefeſſelt. Der Kaiſer ließ beſtändig in **Eggenbergs** Wohnung, die ſich unweit der Burg befand, die geheimen Sitzungen halten; durch einen langen Gang verfügte er ſich von der Burg aus zu ihm, um perſönlich den Berathſchlagungen beyzuwohnen. Außerdem beſuchte ihn **Ferdinand** täglich, ja an einem Tage zu wiederhohlten Mahlen; oft pflegte er mit ſeiner Gemahlinn dort zu ſpielen, oder auf andere Weiſe ſich zu erheitern.

---

*) Größtentheils nach der Schrift: Status partic. r. S. C. M. Ferdinandi II.

Dieſer Fürſt beſaß eine ſeltene Urtheilskraft, einen hellen Verſtand und eine hinreißende Beredſamkeit, und war früher ein ungemein ſchöner Mann. Er war ſehr religiös, wußte ſich vollkommen zu beherrſchen und Anderen zu verbergen; er entwarf und führte gleich gute Pläne aus, und genügte jeder Anforderung Seiner Majeſtät. Deßwegen wurde er mit Schenkungen überhäuft, wie man auch aus den Titeln, welche er bey ſeinem Leben führte, entnehmen kann. Er war Herzog von **Kruman**, Graf von **Adelsberg**, Herr von **Pettau**, **Ehrenhauſen** und **Straß**, Ritter des goldenen Vließes, Direktor des geheimen Rathes, Kammerherr, erblicher oberſter Marſchall von **Unter**- und **Oberöſterreich**, Obriſtkämmerer von **Steyermark**, Mundſchenk in **Kärnthen** und in der **Windiſchen Mark**, und bevollmächtigter Statthalter von **Inneröſterreich** *). Damahls ging auch das Sprichwort: der Kaiſer habe drey mächtige **Berge** und drey köſtliche **Steine** (**Eggenberg**, **Werdenberg**, **Queſtenberg** — **Dietrichſtein**, **Wallenſtein**, **Liechtenſtein**), denn dieſe Familien hatten in den Erblanden die beſten und ſchönſten Beſitzungen erworben. Wie ſehr nun auch Fürſt **Eggenberg** beym Kaiſer und am Hofe, bey allen Miniſtern und Kronbeamten, im Reiche und in den Erblanden, im Anſehen ſtand, ſo ſehr ſank er auch, als **Wallenſteins** Verrath, und die Verſchwörung von **Pilſen** entdeckt wurden. Denn **Eggenberg** vorzüglich, dann Graf **Werdenberg**, öſterreichiſcher Hofkanzler, und Freyherr v. **Queſtenberg**, geheimer Kriegsrath, welche von dem Direktor des geheimen Rathes abhingen, galten für **Friedlands** Freunde. Auch war es **Eggenberg**, der zu **Znaym** mit dem ſtolzen Heerführer unterhandelte und ihn zur Wiederannahme des Oberbefehles bewog, nachdem der Sieg **Tilly's** Fahnen verlaſſen hatte. Theilte er auch nicht die Schuld des Verrathes, ſo laſtete doch der Argwohn auf ihm: daß er, gewonnen durch **Wallenſteins** Geſchenke den Übermuth und die Erpreſſungen des Feldherrn zu wenig abwehrte **). Kaum ſchnell genug zog er ſich auf ſeine Güter nach **Steyermark** zurück, nachdem ihn König **Ferdinand** III. entließ, und nicht mehr **Euer Liebden** (vestra dilectio) nannte; hiermit war die Ungnade ausgeſprochen, weil Reichsfürſten durch dieſen Titel von Kaiſer und Königen ausgezeichnet wurden. Dieſe Kränkung und die Gicht beſchleunigten den bald darauf erfolgten Tod des Fürſten, welcher den 18. Oktober 1634 erfolgte. Nach **Eggenberg** wurde Furſtbiſchof **Anton** Direktor des geheimen Rathes ***).

— ſy —

---

*) Imp. Status Aulicus 1636.

) **Schmidt's neuere Geſchichte ꝛc.

***) Status aulae etc.

* * *

Frühlings-Unterhaltung in Hütteldorf, während des Regens über den Regen.

Von Georg von Gaal.

(Fortſetzung von Nr. 53.)

Die Urſachen der Entſtehung des Regens ſind von den Phyſikern ziemlich verſchieden angegeben worden. Ohne uns weitläufig auf die Darſtellung der ältern Meinungen einzulaſſen, führen wir bloß an, daß es vor etwa funfzig Jahren noch Niemand einfiel, eine Zerſetzung und Umwandlung des Waſſers in eine elaſtiſche oder luftförmige Flüſſigkeit anzunehmen. Man hielt vielmehr dafür, daß das Waſſer bey ſeinem Aufſteigen in unendlich feine Theilchen zertheilt, oder höchſtens in kleine, mit einer ſehr feinen Subſtanz angefüllte Bläschen verwandelt werde. Hierauf bauete man dann die Erklärungen von der Entſtehung des Regens, bey welchen ſich aber freylich mancherley Schwierigkeiten fanden. Da man nun anfing, die Verdünſtung des Waſſers als eine chemiſche Auflöſung deſſelben in der Luft zu betrachten; ſo kam man dabey von ſelbſt auf den Gedanken, den Regen als eine Art von Niederſchlag einer ſolchen Auflöſung anzuſehen. Bey dieſer Vorſtellungsart frägt ſichs nun: durch welches chemiſche Mittel erhält das in Dämpfen aufgelöſte Waſſer ſeine tropfbare Geſtalt wieder? Zuerſt ſah man die Erkältung für ein ſolches Mittel an; aber es iſt klar, daß ſie wenigſtens nicht die einzige Urſache ſeyn kann. De Sauſſure und de Luc waren daher auf andere Erklärungsarten bedacht, die zwar weit befriedigender ſind, aber auch zugleich im Weſentlichen von einander abweichen. Nach Sauſſure wird das Waſſer in einen reinen elaſtiſchen Dampf durch Wärmeſtoff aufgelöſt, und von der Luft aufgenommen, welche ſich damit innig vermiſcht. Iſt ſie von dieſem Dampfe überſättigt, ſo ſchlägt ſich der überflüſſige Theil entweder zu kleinen Tröpfchen nieder, woraus der Regen entſteht; oder er bildet Dunſtbläschen, die ſich nach und nach anhäufen, und die Nebel und Wolken bilden. Zur Bildung der Dunſtbläschen ſcheint nach Sauſſure ein beſonderer Umſtand, vielleicht die Elektrizität, erforderlich zu ſeyn. Der Urheber dieſer Theorie erklärt hieraus mehrere Erſcheinungen beym Regen. Im Grunde iſt indeß auch bey ſeiner Hypotheſe die Erkältung die Urſache des Niederſchlagens des in elaſtiſche Flüſſigkeit verwandelten Waſſers. Hiegegen eifert de Luc, und ſtellt eine ganz andere Theorie über die Entſtehung des Regens auf. Er iſt nicht der Meinung, daß ſich das in Dämpfen aufgeſtiegene Waſſer mit der Luft innigſt verbinde, oder von der Luft aufgelöſt, ſondern daß es vielmehr ſelbſt in irgend eine Luftart verwandelt werde, und ſich als ſolche mit der atmoſphäriſchen Luft vermiſche. So lange das Waſſer in dieſer Geſtalt bleibt, iſt es, da es die Heiterkeit der Atmoſphäre nicht trübt, nicht nur unſern Augen völlig unſichtbar, ſondern wirkt auch auf das Hygrometer (Feuchtigkeitsmeſſer) nicht, vermehrt aber die Luftmaſſe und folglich auch den Druck des Luftkreiſes, wodurch bey heiterm Wetter der hohe Barometerſtand bewirkt wird. Durch die Einwirkung irgend einer Urſache erhält endlich das in Luft verwandelte Waſſer ſeine tropfbare

Geſtalt in irgend einer Luftſchicht wieder, und bildet Wolken, deren Bläschen, wenn ſie zu ſchnell, oder zu häufig erzeugt werden, ſich unter einander berühren, zuſammenfließen und in Regen herabfallen. De Luc ſtützet dieſe ſeine Theorie von der Entſtehung des Regens auf mehrere von ihm mit der größten Sorgfalt beobachteten Phänomene, wodurch er überzeugt wird, daß der Regen nicht das unmittelbare Umgekehrte der Ausdünſtung ſeyn, oder unmittelbar aus dem erſten Produkte der Ausdünſtung entſtehen könne. Wäre dieß, wie ließen ſich dann wohl die langen Zwiſchenräume erklären, durch welche ſo oft, bey anhaltend langer Ausdünſtung der Erde und ihrer Gewäſſer, die Heiterkeit der Luft dennoch Monate lang nicht unterbrochen wird? Wie ließe es ſich erklären, daß während der ganzen Zeit der in der Luft aufgelöſte unermeßliche Waſſerdampf, der hernach in anhaltenden Regen herabſtürzt, durchaus nicht ſichtbar war, und auf das Hygrometer wirkte? Er mußte daher nothwendig während jener ununterbrochenen Heiterkeit der Atmoſphäre nicht in Dunſtgeſtalt, ſondern in einem andern Zuſtande in Form einer Luftgattung in der Atmoſphäre befindlich ſeyn. Lavoiſiers und anderer berühmten Chemiker Entdeckungen über die Natur des Waſſers kamen Herrn de Luc bey ſeiner Theorie über die Entſtehung des Regens ſehr zu ſtatten, und veranlaßten ihn zu der Vermuthung, daß das ausgedünſtete Waſſer in der Zwiſchenzeit bis zum Regen in Geſtalt irgend einer Gasart einen Theil der Atmoſphäre ausmache, und dann durch eine unbekannte Urſache wieder in Dünſte umgewandelt werde. Dieſe Umwandlung trifft aber ſeiner Meinung nach nur eine einzelne Luftſchicht, in welcher dann die Dunſtbläschen ſo häufig entſtehen, daß ſie ſich weder hinlänglich ausdehnen, noch verfliegen können, daher die Luft verdunkeln, und als Wolke ſichtbar werden. Durch das häufige Zuſammentreffen und beſtändige Berühren vereinigen ſie ſich, zerplatzen endlich durch das Abfließen des Waſſers an den Seiten, wie Seifenblaſen, bilden hierdurch kleine Tröpfchen, die im Fallen, theils durch andere Tropfen, theils durch Dunſtbläschen, die ſie mit herabdrücken, vergrößert werden. Die Leichtigkeit, mit welcher Herr de Luc die verſchiedenen Erſcheinungen der Wolken und des Regens nach dieſer von ihm aufgeſtellten Theorie erklärt, und die ſich mit de Sauſſures Hypotheſe nicht, oder nur gezwungen vereinbaren laſſen, muß jeden geneigt machen, ſeiner Meinung beyzutreten. Sie wirft über die Urſachen, die bey der Entſtehung des Regens obwalten, ein helles Licht, welches indeß freylich nach de Lucs eignem Geſtändniſſe die übrig bleibenden Schwierigkeiten wegen der Natur der Gasart, die aus Waſſer entſteht, und wieder Waſſer wird, und inſonderheit wegen der Urſachen und des Mechanismus dieſer doppelten Umwandlung nur deſto ſichtbarer macht. Es bleibt demnach den Naturforſchern noch vieles auszumachen übrig, nähmlich vor allen Dingen, in wie fern de Lucs Theorie gegründet ſey, und dann wie und wodurch das Waſſer in ein Gas und dieſes wieder in Waſſer verwandelt werde.

Die Erklärungsart des Herrn de Luc hat viele Anhänger gefunden, welche ſeine Behauptung noch mit mehreren Gründen zu unterſtützen geſucht haben. Unter ihnen nennen wir nur den Profeſſor Lichtenberg (Erxlebens Anfangsgründe der Naturlehre. Sechſte Auflage. Göttingen, 1794. §. 434). Es fehlt aber auch nicht an Gegnern der de Luc'ſchen Theorie, deren Einwendungen hier alle anzuführen für den Zweck dieſes Blattes zu weitläuftig ſeyn würde. Nach der Meinung der Antiphlogiſtiker entſteht der Regen, indem ſich der Waſſerſtoff mit dem Sauerſtoff verbindet, und zwar mittelſt der Elektrizität; allein, wenn dieß wäre, ſo müßte ſich in den Luftſchichten, aus welchen der Regen kommt, eine Menge Waſſerſtoff finden, welche mehr als noch einmal ſo viel der übrigen damit verbundenen atmoſphäriſchen Luft betrüge. Eine ſolche Menge von Waſſerſtoff oder entzündlichem Gas findet man aber nicht in der Atmoſphäre, und fände ſie ſich, ſo müßte, wie de Luc bemerkt, der erſte Bliß den ganzen Luftkreis entzünden. Auch noch andere Gründe führt dieſer Naturforſcher zur Vertheidigung ſeiner Theorie an. Hube, welcher de Lucs Meinung ebenfalls beſtreitet, iſt der Meinung, daß man zur Erklärung des Regens nothwendig ſeine Zuflucht zur Elektrizität nehmen müſſe. Sie ſey, ſagt er, die vornehmſte Urſache von der Erhaltung der Wolken, deren Bläschen durch ſie aufgeſchwellt und in gehöriger Entfernung von einander gehalten würden. Da nun aber die Luft, in welcher die Wolken ſchweben, immer etwas leitend iſt, ſo verlieren ſie von ihrer Elektrizität; wird dieſer Verluſt beträchtlich, ſo fließen die Bläschen zuſammen, und bilden Tropfen. Herr Hube ſucht auf dieſe Erklärungsart gleichfalls mehrere Erſcheinungen anzuwenden und ſeine Meinung damit zu unterſtützen.

Aus dem, was bis jeßt über das wohlthätige Phänomen der Natur, über den Regen, und die Art ſeiner Entſtehung, von den berühmteſten Phyſikern iſt geſagt worden *), ergibt ſich, daß in neuern Zeiten auch hier zwar die Gränzen unſerer Erkenntniß viel weiter ausgedehnt ſind, als ſie es ehemahls waren, zugleich aber auch, wie viel uns noch fehle, bevor wir eine befriedigende, mit den mannigfaltigen, meiſt nur noch ſehr unvollſtändig beobachteten Erſcheinungen in der Natur völlig übereinſtimmende Erklärung geben können. Gleichwohl hat der bisher noch in einen dicken Schleyer verhüllte Gang der Witterung auf das Wohl und Wehe der Menſchheit einen ſo offenbaren Einfluß, daß man alle

---

*) Anders lautete die Theorie des Regens bey den Alten. Jupiter hing ſeinen Domino von Wachstuch um, ward dadurch zum Jupiter pluvius (Regengott) und brauchte weiter nichts, als ein Augenbraun zu rühren, ſo flog Notus, einer von den Südwinden, mit einem Augenpflaſter von ſchwarzem Schuſterpech und einer Nebelkappe verſehen, mit triefendem Bart und Haaren eiligſt zum Dachfenſter des Olymps hinaus und machte Regen.

— — Madidis Notus evolat alis
Terribilem picea tectus caligine vultum.
Barba gravis nimbis; canis fluit unda capillis:
Fronte sedent nebulae; rorant pennaeque, ſinusque.
Ovid. Metam. I. v. 264.

Zu gleicher Zeit drückte der Fuhrmann (Auriga, ein Sternbild dieſes Nahmens am Himmel) die zwey Waſſer- oder Regenböcke, Haedi pluviales (zwey Geſtirne, die er in der Hand hält), wie ein Paar Ochſenblaſen zuſammen, und dieſe ließen rinnen, daß alles plätſcherte. War des Waſſers nicht genug, ſo mußten die Hyaden, nach Hygin, Fabel 182, Nymphen, welche den Jupiter oder nach Andern den Bacchus erzogen, nachdem Medea ſie aus grauhaarigen Weibern in junge Mädchen verwandelt hatte, und welche, nachdem ſie ſich über den Tod ihres Bruders Hyas, der auf der Jagd von einem Löwen zerriſſen wurde, zu Tode gehärmt, unter die Sterne verſetzt wurden, armdicke Thränen weinen, weßhalb ſie auch beym Horaz, Od. I. 3, 14. triſtes, die Traurigen, und beym Virgil, Aen. III. 516. pluvias, die regnichten Hyaden heißen. u. ſ. w.

Urſache hat zu dem Wunſche, endlich einmahl befriedigende Aufſchlüſſe darüber zu erlangen *).

Daß es ſowohl künſtliche Vorrichtungen und Werkzeuge, als auch natürliche Propheten gibt, die uns ein bevorſtehendes Regenwetter verkünden, iſt allbekannt; doch wird es nicht überflüſſig ſeyn, dieſer beyden hier in Kürze zu erwähnen. Zu den künſtlichen gehören: erſtens das Barometer; daſſelbe iſt von Evangeliſta Torricelli, zu Florenz, um das Jahr 1644 erfunden. Von ihm heißt das Werkzeug die Torricelliſche Röhre, und der oben im Barometer befindliche luftleere Raum, die Torricelliſche Leere. Die urſprüngliche Einrichtung des Barometers hat nachher viele Abänderung erfahren. Das Doppelbarometer, an welchem die eine Röhre mit Queckſilber, die andere mit gefärbtem Weingeiſt angefüllt iſt, erfand Huygens um das Jahr 1670. Es iſt unter dem Nahmen des Hugenianiſchen Barometers, oder des Doppelbarometers bekannt. Doch war Carteſius der erſte, welcher auf den Gedanken kam, beym Barometer außer dem Quckſilber noch Waſſer zu gebrauchen, um die Veränderungen des Steigens und Fallens zu vergrößern. Hook glaubte dieß Barometer 1686 dadurch zu verbeſſern, daß er über den Liquor noch einen zweyten leichtern Liquor von einer andern Farbe zu gießen vorſchlug ꝛc., aber dieſe Verbeſſerung hat keinen Beyfall gefunden. Schon 1665 hatte Hook ſein ſogenanntes Radbarometer beſchrieben. Das Barometer mit der ſchiefgebogenen Röhre hat Samuel Morland erfunden. Ein rechtwinkliches Barometer hat Johann Bernoulli zu Berlin, gegen das Jahr 1710, und Amontons 1695 zu Paris ein koniſches Barometer angegeben. Auch gab Amontons 1705 noch ein Meerbarometer an, welches ſchon 1700 von Holley als eine Erfindung des Dr. Hook beſchrieben iſt. Magellan, Luz, de Luc, u. a. haben nachher noch mehrere, und letzterer auch ein verbeſſertes Reiſebarometer, dergleichen ſchon vorher Leupold angeführt hatte, angegeben. Manche Barometer leuchten, wenn ſie geſchüttelt werden. Dieß Leuchten hat Picard 1676 zuerſt wahrgenommen. Der Nutzen des Auskochens der Barometerröhren war anfangs noch ganz unbekannt. Ein deutſcher Glasarbeiter machte das Auskochen dem du Fay bekannt, und gab es als ein Mittel an, das Barometer im Dunkeln leuchtend zu machen. — De Luc hat zuerſt das Kochen des Queckſilbers in der Röhre als ein Mittel betrachtet, die Luft größtentheils aus dem Queckſilber zu bringen, und den übrigen zurückbleibenden Theil ſo gleichförmig darin zu vertheilen, daß keine Unregelmäßigkeit im Steigen und Fallen des Queckſilbers bey verſchiedenen Barometern Statt finden könne. Aller mit dem Barometer gemachten Abänderungen ohnerachtet, behält zu gewöhnlicher Beobachtung die urſprüngliche einfache

---

*) Siehe Torbern Bergmanns phyſikaliſche Beſchreibung der Erdkugel. II. §. 115. de Saussure essai sur l'hygrométrie. à Neufchatel, 1783. 8. essai III. et IV. De Luc neue Ideen über die Meteorologie; aus dem Franz. Thl II. Berlin und Stettin, 1788. 8 S. 9. Grens Journal der Phyſik. B. VII. S. 136. Michael Hubers vollſtändiger und faßlicher Unterricht in der Naturlehre. B. II. Brief 19. S. 113. Br. 31. S. 241. Grens Grundriß der Naturl. dritte Auflage, S. 614. Voigts Magazin für Naturkunde, Band II. St. 1. S. 197. St. 3. S. 583 und St. 4. S. 619.

Die Theorien der berühmteſten ältern und neuern Naturforſcher über dieſen Gegenſtand, und die damit verbundenen Erſcheinungen, findet man bey Gehler III. 633. Fiſcher IV. 151.

Torricelliſche Röhre entſchiedene Vorzüge. Zweytens das Barometrograph. Ein Werkzeug, das die Veränderungen in der Schwere der Luft nicht nur anzeigt, ſondern auch niederſchreibt, iſt von Changeux in Frankreich 1780 erfunden. Ein anderes erfand Magellan in England. Drittens das Baroſkop, Prognoſticon, Wetteruhr, ein vom Barometer verſchiedenes Werkzeug. Deſſen erſter Erfinder ſoll ein Profeſſor in Mayland geweſen ſeyn. Lauenb. geneal. Kal. 1782. S. 38. f. Ähnliche Werkzeuge haben Bülfinger, Barth, Berrin u. a. m. angegeben. Buſch, Handbuch der Erfindungen, II. 1. S. 84. Viertens die Wetterharfe, auch Rieſenharfe genannt, heißt ein Apparat, welcher bey Wetterveränderungen Töne mit mannigfaltigen Abwechslungen hören läßt. Haas, in Baſel, ſpannte funfzehn Eiſendrähte über 320 Fuß lang aus ſeinem Gartenhauſe nach dem Hofe hin; jeder Draht iſt ungefähr zwey Zoll weit von dem andern entfernt und der dickſte hält zwey Linien im Durchmeſſer, der dünnſte eine Linie. Sie liegen in der Mittagsfläche, machen mit dem Horizont einen Winkel von 20 bis 30 Graden und ſind durch Walzen mit Stirnrädern und Sperrhaken ſcharf geſpannt. Bey jeder Veränderung der Witterung tönen dieſe Dröhte, und man glaubt bald den Ton eines Theekeſſels, in welchem das Waſſer zu ſieden anfängt, bald eine Harmonika, ein fernes Geläute, eine Orgel ꝛc. zu hören. Bisweilen wird das Getöne ſo ſtark, daß es das Konzert im Gartenſaale ſtört. Sie iſt vom P. Bentan, Probſt zu Burkli, ohnweit Baſel erfunden, und durch den Hauptmann Haas zu Baſel 1787 bekannt gemacht worden *). Fünftens das Wetterglas, ein ſogenanntes chemiſches, oder Prognoſticon, von Caronte erfunden **). Sechstens das Wettermännchen. Ein hölzernes Männchen, das durch ſein Auf- und Niederſteigen in einer gläſernen Röhre die Nähe des Regens und andere Luftveränderungen anzeigt; von dem Bürgermeiſter Otto von Guericke zu Magdeburg erfunden ***).

Zu den natürlichen Regenpropheten laſſen ſich füglich eine Menge in- und ausländiſcher Thiere mancher Art rechnen, deren Untrüglichkeit die oftgeprieſene der künſtlichen Apparate ſehr oft zu Schanden macht.

Wer beſtändig im Freyen lebt, und die Natur aufmerkſam beobachtet, der bemerkt eine Menge Kennzeichen, aus denen ſich die Veränderung der Witterung vorherſehen läßt. Zahlreiche Merkmahle des Witterungswechſels liefert vorzüglich das Thierreich, an dem man drey Arten von Vorgefühlen gewahr wird: Vorgefühle der Thiere bey hellem, guten, trocknen Wetter; Vorgefühle bey Regenwetter, und Vorgefühle vor Gewittern.

Helles, gutes, trockenes Wetter pflegt gemeiniglich alsdann nach Regenwetter zu folgen, wann die Atmoſphäre von den in ihr angehäuften und in Regengeſtalt niederfallenden Dünſten entledigt iſt. Sowohl der Nebel als der Regen ſind diejenigen Mittel, wodurch ſich die Luft von den immer aufſteigenden elektriſchen Dünſten befreyt: fallen dieſe alſo wieder nieder, ſo ſcheint es ſehr natürlich zu ſeyn, daß Thiere, die hauptſächlich im Freyen leben, leichter athmen, und die Leichtigkeit, womit alle ihre Lebensgeſchäfte vor ſich gehen, durch manche Bewegungen äußern. Daher laſſen ſich folgende Ereigniſſe leicht erklären.

---

*) Siehe Gehler, V. 1807.

**) Siehe Kaſtners deutſch. Gewerbfr. II. 67. — Deſſen Experim. Phys. II. 731.

***) Experim. nov. Magdeb. Amstel. 1672. p. 99. Tab. X. Fig. 4. — Wolf Mathem. Lex. 61.

Das Herumflattern der Fledermäuſe zur Abendzeit, das Umherfliegen der Miſtkäfer auf den Fahrwegen, das Mückenſpiel nach Sonnenuntergang bedürfen an ſich keines erklärenden Zuſatzes. Jeder Beobachter weiß, daß ſowohl den Fledermäuſen als den Inſekten dieſes Vorgefühl ſehr nützlich iſt. Der Regen würde ihren Flug unmöglich machen, da ihre Flügel durch keine Fettigkeit gegen die Näſſe geſchützt, alſo dadurch ſchwerer und zum Fliegen untüchtig gemacht, auch wohl nicht ſo leicht wieder in Falten gelegt werden können, als wenn ſie trocken geblieben wären; welches doch, nach ihrem Körperbau, durchaus nöthig iſt.

Das Nähmliche ſcheint von dem hohen Fluge der Lerchen und Schwalben zu gelten, die vielleicht der von Dünſten freyern, und ihnen angemeſſenen obern Atmoſphäre zueilen wollen, da die untere von Dünſten noch nicht ſo entledigt iſt, und ihnen deßwegen nicht ſo viel Vergnügen gewährt, als die obere; vielleicht nehmen auch die Inſekten, denen ſie nachjagen, alsdann einen höhern Flug.

Das Quaken der Waſſerfröſche in den Teichen und Sümpfen rühret von dem Vergnügen über die herbeyfliegenden Inſekten her, die ſie dann mit mehr Bequemlichkeit verſchlucken. Übrigens iſt es den Fröſchen nicht ſo ſehr um heitere, trockene Witterung, als vielmehr um eine wiederkehrende Wärme zu thun. Quaken ſie nach kaltem Regen, ſo folgt warmes und trocknes Wetter; rührte aber das trockene Wetter von rauhen Winden her, und entſteht dann Wärme und Regen, ſo kann ihr Geſchrey wohl auch Regen anzeigen, und alsdann verlöre die Regel des Linnée, »der Froſch deutet Regen an,« nichts von ihrer Gültigkeit.

Daß die Wetterfiſche das Waſſer bey trocknem Wetter klar laſſen und nicht trüben, und daß gefangene Laubfröſche oben ſtill im Glaſe ſitzen, kann gar wohl von der verhältnißmäßig ab- oder zunehmenden Schwere des Dunſtkreiſes herrühren; beſonders da Laubfröſche ſehr die Reinlichkeit und eine reine Luft lieben.

Daß die Vögel bey gutem Wetter ihre Federn mit dem Fette ihrer Fettdrüſen beſtreichen, um ſie gegen die Näſſe zu ſchützen, iſt keine gewiſſe Sache.

Die Äußerungen der Thiere, die ein Vorgefühl vom Regen anzeigen, laſſen ſich theils aus der zunehmenden Schwere des Dunſtkreiſes, theils aus ihrer Lebensart, theils aus dem Mangel an Näſſe erklären, die zu ihrer Exiſtenz nöthig iſt. Es ſpüren ja auch ſelbſt viele Menſchen, theils wegen ihres ſchwächlichen Körpers, theils wegen alter Wunden oder erfrorner Glieder, eine gewiſſe Vorempfindung der Änderung des Wetters, die ſich z. B. durch Jucken und Brennen in manchen Gliedern äußert: warum ſollten nicht auch bey Thieren ähnliche Empfindungen ſtatt finden? — Aus dieſen Urſachen ſcheint ſich auch zu erklären, warum ſich Pferde und Eſel an den Wänden reiben, die Köpfe herumwerfen, in die Höhe ſchleudern, und warum die Eſel oft ſchreyen und ſpringen, das Rindvieh ſcharrt und ſtampfet, und die Schweine, ohne hungrig zu ſeyn, gierig freſſen, und aus Unruhe wühlen; das Unruhigwerden, Herumlaufen, Scharren und Grasfreſſen der Hunde, und das emſige Graben der Maulwürfe, kann alles hieraus abgeleitet werden.

Das Krähen der Hähne läßt ſich bey jeder Wetterveränderung außer der gewöhnlichen Zeit bemerken. Sie eilen in der Unruhe, wie die Tauben, ſchnell nach ihrem Zufluchtsorte zurück, um gegen den Regen geſichert zu ſeyn, deſſen Nähe ſie aus der immer ſchwerer werdenden Atmoſphäre ahnen müſſen.

Das Baden der Hühner, Tauben, Wachteln und anderer Vögel ſcheint in einer ſtechenden oder brennenden Hautempfindung zu liegen, welche an der Wurzel der Federkiele vorgeht, wovon ſie ſich befreyen wollen.

Vielleicht fliegen die Schwalben bey herannahendem Regenwetter ſo niedrig gegen die Erde, weil ihnen die elektriſche Atmoſphäre ſchwer vorkommt, und ſie nicht Kräfte genug haben, über dieſelbe hinauf zu ſteigen; oder weil alle Inſekten, denen ſie nachſtellen, von dem Drucke der Luft gegen die Erde getrieben werden.

An den Raben bemerkt man, daß ihr Geſchrey, wofern ſie nicht ein Aas wittern, ſehr oft von der Furchtſamkeit herrührt. Vielleicht fühlen auch ſie, ſo wie das ganze Geſchlecht der Vögel, wegen ihrer an ſich elektriſchen Federn, die vielleicht durch einen Naturwink gegen den nahen Regen etwas unelaſtiſcher werden, daß ihr Flug nicht ſo leicht als vorher von ſtatten geht. Vielleicht eilen ſie alſo vor dieſem naſſen Sturm in die Wälder und auf die Bäume, wie ſich die Seemöven von der Seereiſe gegen den Sturm auf das Land zurückziehen. Wenn ſie durch etwas Ungewohntes ſtutzig gemacht werden, ſo fliegen ſie mit allgemeinem Feldgeſchrey in die Höhe. Sie wittern ihren Verfolger unter den Menſchen leicht, und ſie ſchreyen fort, ſo lange der Eindruck des ungewohnten Gegenſtandes und des Schreckens bey ihnen fortdauert.

(Fortſetzung folgt.)

* * *

Alte Sprichwörter in einem neuen Gewande.

Von J. F. Caſtelli.

1.

Wenn Jungfrau'n was verneinen,
Sie's zu bejahen meinen.

2.

Jede Gab' iſt gut,
Die man in den Bettelſack thut.

3.

Dem Pferd darf der Reiter den Willen nicht leſen,
Sonſt iſt er am längſten oben geweſen.

4.

Oft Mancher trefflich mauern kann
Und macht doch nicht den Mörtel an.

5.

Schlag lieber Etwas freundlich ab,
Als daß du mürriſch reichſt die Gab'!

6.

Es mag der Wein
Auch ſauer ſeyn,
Es iſt doch immer Geiſt darein.

7.

Der Hunger verſüßet jedes Gericht
Nur ſich ſelber nicht.

8.

Gib Almoſen, was du zu geben im Stand',
'S iſt Gottes Beutel des Armen Hand.

9.

Der Alten Rath,
Der Jungen That
Macht Krummes grad.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Mad. Metzger-Veſpermann iſt nun auch auf dem k. k. Hoftheater nächſt dem Kärnthnerthor aufgetreten, zwey Mahl nähmlich als Roſine im Barbier von Sevilla, mit der Muſik des Roſſini, und dann zum letzten Mahl als Suſanne, in Figaro's Hochzeit.

Das Publikum eilte zu dieſen, wie zu ihren früheren Gaſtrollen, in gedrängter Menge; die Sängerinn ſchien in dieſem bedeutenden Kunſtverein neue Vorzüge zu gewinnen, und durch ihr ausgezeichnetes Talent noch einen reineren, höheren Genuß darzubiethen. In jedem Geſangſtück erregte der metallreiche Klang ihrer Stimme, die Leichtigkeit des Vortrags und ihre hohe Kunſtfertigkeit enthuſiaſtiſchen Beyfall, und der Wunſch, die meiſten wiederholt zu ſehen, ließ ſich ſo wenig beſchränken, weder durch Rückſicht auf die Dauer der Oper überhaupt, noch durch den drückenden Zuſammenfluß der überaus zahlreichen Verſammlung, daß vielmehr das kleine Duett in dem Schlußgeſang, von der Gaſtſpielerinn und dem immer mehr befriedigenden, immer mehr verſprechenden Tenor, Herrn Roßner, im Charakter des Grafen Almaviva geſungen, drey Mahl mit gleicher Theilnahme gehört wurde. Überall ſtreute ſie friſche Blumen des Geſanges, und die üppige Fülle bilderreicher Melodieen wurde Sprache des Gefühls und Ausdruck der Wahrheit. — Anmuthiger Geſang und Leichtigkeit des Spiels ſind ſchätzbare Vorzüge unſers Figaro, die ihn dem Publikum eben ſo werth machen, wie ſeine dienſtfertige Gewandtheit dem Grafen Almaviva.

Hr. Götz, k. k. Hofkapellſänger, trat zum erſten Mahl als engagirtes Mitglied der Hoftheater im Charakter des Bartolo auf. Die Stimme iſt mehr Bariton, als Baß, Höhe und Tiefe ſind aber ſehr ergiebig und eine ſchulgerechte Bildung ſetzt ihn in den Stand, ſie mit Vortheil zu verwenden. Außerhalb der Bühne klingt ſie kräftiger und ſonorer, griff aber auch hier in den Enſemble's leicht und gefällig durch. Die zu Anfang des zweyten Aufzugs eingelegte Arie war zweckmäßig. In der Darſtellung zeigte Hr. Götz eine überraſchende Unbefangenheit, die er der öfteren Gelegenheit verdankt, auf Privat-Theatern mit den Erforderniſſen der Scene ſich vertraut zu machen. Die Maske war beſonders gut. Für einen Anfänger biethet dieſe Rolle eine ſehr ſchwierige Aufgabe dar. Als urſprüngliches Erzeugniß der franzöſiſchen Bühne liegt hier die Komik nicht in zufälligen Außendingen, ſondern in der ſorgfältigen Entwicklung des Charakters, worin pedantiſcher Ernſt mit lächerlichem Selbſtgefallen und verliebter Geckenhaftigkeit kontraſtirt. Es ſoll gerade nicht aus vollem Halſe über dieſen Bartolo gelacht werden; betrogener Argwohn und unnütze Vorſicht im Kampfe mit der ſchlauen Hinterliſt und jugendlichen Liebe wird von ſelbſt verlacht. Wie viele geübte Schauſpieler leiſten hier das Erforderliche? — Hrn. Götz wurde Aufmunterung und Beyfall zu Theil.

Den 29ſten gab Mad. Metzger-Veſpermann, als letzte Gaſtrolle, die Suſanne. Indem die Künſtlerinn uns Gelegenheit verſchaffte, ſie in vereinter Wirkſamkeit mit der erſten hieſigen Sängerinn, die auch mit allem Recht eine der erſten aller deutſchen Bühnen überhaupt genannt wird, und in dem geiſtreichen Werke des Meiſters aller Tonſetzer zu bewundern, gab ſie uns zugleich die preiswürdigſte ihrer Leiſtungen. Wenn man von den gewöhnlichen Zeichen des öffentlichen Beyfalls auf den Werth dieſer Leiſtung ſchließen wollte, ſo würde man ſich freylich irren; aber jener ſtille Beyfall, der in einem immer breitern Strom und immer lauter ſich ergießt, während der Eindruck tiefer in das Herz ſich gräbt, und ſchwer zu vertilgende Spuren im Gedächtniß zurück läßt, konnte der Künſtlerinn um ſo weniger entgehen, als das Publikum dieſer Bühne gegenüber, an das echte Schöne längſt gewöhnt und durch fortdauernde Erſcheinungen genährt, einen richtigen Maßſtab, ſie zu würdigen, beſitzt. Auch die Sängerinn bewies, daß ſie den Geiſt dieſer großen Tondichtung richtig gefaßt, indem ſie bloß auf die reine und beſtimmte Wiedergabe der mannigfaltigen, bedeutungsvollen Reize ſich beſchränkte, wozu ihre kräftige Naturſtimme und die Leichtigkeit ſie zu beherrſchen, die ſich in den mit großer Sicherheit angebrachten leiſeſten Tonverſchmelzungen offenbart, ihr Mittel genug an die Hand bothen. Aber auch der rauſchende Schall des Beyfalls brach am Schluſſe des Duetts im zweyten Aufzuge, mit Almaviva, hervor, das ſtets voll Ungeduld erwartet wird und durch die Mitwirkung des geſchätzten Sängers immer neuen Schmuck gewinnt. Ein Triumph für beyde Sängerinnen wurde das von der Gräfinn und Suſanne vorgetragene Duett, worin ein Herz und eine Seele des Geſchmacks und des Geſanges herrſchte, jede nur auf den Beyfall der anderen zu lauſchen und in Übereinſtimmung mit ihr das Höchſte zu erſtreben ſchien. Gleich nach Figaro's letzter Arie ſang Mad. Veſpermann noch eine ſelbſt gewählte, die ſich durch melodiſchen Wohlklang und rührenden Ausdruck empfahl; man kann überhaupt nicht ſagen, daß ſie ihres Platzes unwürdig war, doch in einer ſolchen Kompoſition muß auch das Beſte wohl nur als eine fremdartige Zugabe erſcheinen. Der Sängerinn gereicht es aber zum Verdienſt, daß dieſe Einlage nicht darauf berechnet war, durch bunten Schmuck der Virtuoſität zu wirken, ſondern vielmehr für ein letztes Denkmahl der Erinnerung gelten konnte.

Als die Künſtlerinn hervorgerufen wurde, fügte ſie der Dankſagung noch einige Worte bey, die Andeutungen eines baldigen Wiederſehens und vielleicht einer fortdauernden Mitwirkung in dieſem Künſtlerkreis enthielten.

Figaro ſang ſeinen Part zur völligen Zufriedenheit. Die Aufgabe für den Schauſpieler iſt etwas ſchwieriger als im erſten Theile; die Löſung war etwas ſchwächer.

Der Page trug mit vieler Gemüthlichkeit vor; die Arie in b dur vorzüglich, nur die letzte Verzierung glückte nicht ſo ganz und minderte den Eindruck.

Allgemeiner theatraliſcher Anzeiger. Im Theater an der Wien ſollen, dem Vernehmen nach, folgende Neuigkeiten gegeben werden: Die ſeltſame Lotterie, Luſtſpiel in einem Akt, nach Duval, von Caſtelli. — Sir Marcantonio, in einer deutſchen Überſetzung. Dorwaldo und Dorliska von Roſſini.

In Bingen, am Rhein, wurden die Kreuzfahrer von einer Bande Bauern aufgeführt. Der Direktor dieſer Geſellſchaft iſt ein Leinweber, ehemahliger Lampenputzer, und hat das Stück verkürzt und verbeſſert.

In Hamburg iſt Spontinis Ferdinand Cortez mit großem Pompe gegeben worden, hat aber nicht außerordentlichen Effekt gemacht. — Mad. Bergondio befindet ſich gegenwärtig daſelbſt.

Der Schauſpieler Gatzenhofer (in Petersburg) hat dem Dienſte in Thaliens Tempel entſagt, und legt eine lithographiſche Notendruckerey — (die erſte dieſer Gattung in jener Reſidenz) an.

Mingarelli hat nun der königl. Akademie von London auch ſeine noch übrigen Entdeckungen hinſichtlich der Äroſtatik mitgetheilt, nähmlich die Undurchdringlichkeit und Unverbrennbarkeit des Überzugs, und die willkürliche vertikale Direktion. Wir machen hier nur einige wenige Züge ſeines Syſtems bekannt. Ein Pariſer Kubikſchuh atmoſphäriſcher Luft voll gewöhnlicher Temperatur und Drucke wiegt beyläufig 1 Unze, 3 Groſſ, 3 Gran; 1,000,000 Kubikſchuh wiegen alſo 86,163 franzöſiſche Pfund. Das hydrogene Gas iſt beyläufig dreyzehn Mahl leichter, als die Luft. Daſſelbe wiegt alſo im angegebenen Inhalte 6162 Pfund. Die Oberfläche der dieſe Luftmaſſe enthaltenden Kugel hat 60,000 Quadratſchuh. Das Metall iſt dem Gas undurchdringlich, und das Übergewicht des Verhältniſſes, welches durch Veränderung des Durchmeſſers die Solidität der Sphäre über ihre Oberfläche überkommt, iſt ſo groß, daß ſich daraus die Möglichkeit ergibt, als weſentlichſten Theil der Hülfsmittel der Luftſchiffahrt einen metallenen Überzug anzubringen. Eine 1 1/2 Linie dicke, 12 bis 13 Zoll breite Metallplatte wiegt bey 7 Unzen, und 60,000 muß man haben, um das Gas einzuſchließen und die Oberfläche zu bedecken. Das ganze Gewicht derſelben, einſchließlich des Gelöthes, beträgt 28,000 Pfund. Aber die Kugel trägt auch ein Gewicht, welches gleich iſt der in ihrem Raume enthaltenen Luft minder 1/14 wegen Erſetzung des Gaſes. Man behält alſo 65,101 Pfund Überſchuß zu gut, um das Gleichgewicht zu behaupten. Die Kugel iſt um 9/10 mit hydrogenem Gas gefüllt, und hermetiſch verſchloſſen bis auf eine Fläche, welche oberhalb einen Theil davon ſcheidet. Am Scheitel iſt ein Ventil angebracht, um der verdünnten Luft Ausgang zu verſchaffen, welche durch Röhren zu dem Segmente von einer brennenden Lampe aus hingeführt wird, welche ſich im Raume in der unterſten Peripherie befindet. Allein die Luftverdünnung kann auch in einem Segmente in der unterſten Höhlung angebracht werden, wodurch die Erhaltung der Wärme mehr verſichert wird. Das beſtandig unerſchöpfte Gas erhält den Ballon im Gleichgewichte und ſchwimmend; der Dampf der Lampe hebt ihn empor, und eine Aushauchung durch das Ventil drückt ihn nieder. Der horizontale Impuls muß nach Thunlichkeit in einer dem Mittelpunkte der Schwere, oder vielmehr des Widerſtandes des innern Maſchinenweſens gleichlaufenden Linie angewendet werden. Eine beygeſetzte Modifikation von Pulver ſetzt die impulſive Thätigkeit unaufhörlich gegen einen Stützpunkt fort, welcher ſich im Gleichgewichte ſchwebend dreht, leitet ſeinen Lauf, entfernt die Hinderniſſe. Man gibt der Maſchine Einheit mittelſt einer ſcharfen geſtählten Stange, die, von oben bis unten gehend, der ziehenden Kraft entſpricht, und gleichſam den Maßbaum dieſes Schiffes bildet. Da nun auf dieſe Weiſe ein permanentes Gas hergeſtellt wird, und zwey Direktionen, die vertikale und die horizontale, nebſt der zentralen Kraftanwendung da ſind, ſo bleibt nichts mehr zu verlangen übrig.

(Dieſer Nr. liegt das Literatur- und Kunſtblatt VIII. bey.)

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 626), wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 11 fl. W.W. halbj.— Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Literatur- und Kunſt-Blatt.

VIII.

(Zu Nr. 54 des Converſationblattes 1821.)

Die Anwendung der chemiſchen Druckart auf Metallplatten. Von H. W. Eberhard. Mainz 1821, bey Florian Kupferberg. 4to. Mit 8 Probeblättern.

Da bis jetzt über die ſogenannte Metallographie (im Gegenſatze der Lithographie) oder die Anwendung der chemiſchen Druckart auf Metallplatten — Zink, Eiſen, Kupfer ꝛc. — außer einigen Andeutungen, nichts Belehrendes im Wege der Publicität erſchien, ſo iſt obiges Werkchen, das wenigſtens in Etwas den Schleyer lüftet, der bis jetzt die Metallographie dem Auge der Menge entzog, gewiß eine willkommene Erſcheinung. Mit möglichſter Wortkargheit findet ſich hier auf zwey Bogen Text in gedrängter Kürze die Anleitung, wie die aus Eiſenblech oder gewalztem blaſenfreyen Zink geſchnittenen Platten zur Feder-Zeichnung, zu den vertieſten Manieren, zur Kreidezeichnung ꝛc. zuzurichten ſeyen, dann die im Miſchungs-Verhältniß genaue Angabe, ſich hiezu chemiſche Tinte, Kreide, Aetzgrund, Deckgrund, Druckfarbe und ſogenannte Präparirmittel ſelbſt zu verfertigen; ferner die gedrängte Beſchreibung der Preſſen und Geräthſchaften, ſo wie der Walzen zum Schwärzen. Die Behandlung der Feder-Zeichnung, der Kreide-Manier, endlich Belehrungen, den Ueberdruck, das Radiren und Aetzen betreffend. Die angeſchloſſenen acht Probeblätter liefern Feder-Zeichnungen auf Zink und auf Eiſenblech. Schriftproben und Notendruck auf Zink, den Ueberdruck einer Handſchrift auf Eiſen, der jedoch nicht rein ausgefallen iſt, ſo wie einer Zeichnung auf Zink. Dann ein radirtes Blatt auf Zink: das Vaterhaus der Jungfrau von Orleans, und die Zeichnung der Preſſe zur chemiſchen Druckart auf Metallplatten. Tadelnswerth wäre die Wortkargheit, mit der Hr. Eberhard die allgemeine Vorrichtung der Zink- und Eiſenplatten, dann das Radiren und Aetzen behandelt; allein da derſelbe kein Lehrbuch der Metallographie, ſondern nur die Reſultate ſeiner hierüber gemachten Verſuche als Beytrag zur Kultur dieſer Kunſt bekannt geben wollte, auch nirgends eine lächerliche Geheimnißkrämerey durchblicken läßt, und das ganze Werkchen ſammt den acht Probeblättern im Buchhandel nur 40 kr. C. M. koſtet, ſo verdient er in jeder Hinſicht ſelbſt für dieſe geringe Gabe den Dank jedes unparteyiſchen Kunſtfreundes.

A. R. v. Flammenſtern.

Die Baukunſt in ihrer Anwendung nach dem Zeitgebrauche, für Privat- und öffentliche Gebäude. Von Anton Ortner, k. k. Architekten ꝛc. Wien, 1821, bey dem Verfaſſer und bey Carl Gerold. 3tes Heft, mit 6 Kupfertafeln. Quer 4. Preis 1 fl. 30 kr. C. M. im Pränumerations-Wege.

Die eigentliche Tendenz dieſes für Baukünſtler und Bauliebhaber intereſſanten Werkes iſt bereits in der XXIV. Liefer. der Ontolog. Neuigk., Converſ. Bl. Nro. 22. l. J. ausführlich entwickelt worden, wo auch das 1. und. 2. Heft deſſelben ſeine gerechte Würdigung fand. Das nun erſchienene 3te Heft umfaßt die 1. Abtheilung von Stadt-Palläſten. Auch hier hat der talentvolle Verfaſſer den antiken Styl mit der Charakteriſtik der Bauten neuerer Zeit in Einklang zu bringen geſucht, und ſehr glücklich den koloſſalen Styl, den wir zwar an derley Bauten der Vorzeit bewundern, der aber hier bey Palläſten, weder für unſer Klima, noch für den Bedarf unſerer Zeitgenoſſen ſich eignet, ſo viel wie möglich beſeitiget. Die hier gegebenen Pläne ſind dem vorgeſetzten Zweck des Verfaſſers: bey Anordnung der Bauten von Palläſten die möglichſte Bequemlichkeit, anſehnliche Veſtibuls und Stiegen, gut geordnete Höfe und eine zahlreiche Enfilade von Gemächern zu berückſichtigen, in Grundriſſen, Durchſchnitten und Aufriſſen entſprechend durchgeführt; auch verdient die Reinheit des Stiches bei dieſen 6 Kupfertafeln eine belobende Erwähnung. So wie in den frühern Heften, hat Hr. Ortner auch hier mit dem XIII. und XVIII. Blatte — den projektirten Entwurf zu einem neuen Bau des fürſtlich Schwarzenberg'ſchen Palais auf dem neuen Markt umfaſſend — uns Proben von ſeinem Geſchmack und der Fülle von Ideen-Reichthum, die in ihm verwaltet, gegeben. Doch kann ich hiebey den Wunſch nicht unterdrücken: daß Hr. Ortner lieber für ſolche Palais und Wohngebäude in Wien, denen in Hinſicht ihrer Baufälligkeit ohnedieß in Kurzem die Wiederaufbauung bevorſteht, projektirte Entwürfe in ſein gehaltreiches Werk aufnehmen möge, weil doch nur dadurch der Entwurf auch für den Beſitzer des Palais ſowohl als für das große Publikum von Intereſſe ſeyn kann. Möge übrigens eine zahlreiche Abnahme der jeweilig erſcheinenden Hefte den Verfaſſer in Stand ſetzen, dieſes in ſeiner Art treffliche Werk, ohne Stockung, ſeiner Vollendung zuführen zu können.

A. R. v. Flammenſtern.

Polymnia. Eine Auswahl von mehr als dreytauſend Stellen aus den Werken der vorzüglichſten deutſchen lyriſchen Dichter älterer und neuerer Zeit, enthaltend eine Menge Sentenzen, Aphorismen, Maximen, Gleichniſſe, Vergleichungen, dichteriſche Bilder und Schilderungen u. d. gl., ſammt einem reichhaltigen, zum Behufe ſchnellen und unfehlbaren Auffindens jedes darin vorkommenden Gegenſtandes eingerichteten Sachregiſter. Geſammelt und herausgegeben von Georg von Gaal. Brünn, 1820 und 1821, bey Joſeph Georg Traßler. 4 Bände gr. 8.

Was der Herausgeber dieſer Muſe des vielſtimmigen Geſanges, mit einem Chor von mehr als dreyhundert Sängern, beabſichtigt hat, iſt in der Vorrede beſcheiden angedeutet; alle bisher vorhandenen Anthologien, Blumen- und Aehrenleſen ſind nähmlich ſo geordnet, daß man nur durch langes Suchen die gewünſchte Blume und Aehre finden, oder die Ueberzeugung erhalten kann, daß ſie nicht vorhanden iſt; ferner ſind ſie zu mangelhaft, enthalten daher kaum einen Gegenſtand gehörig entwickelt, weniger alſo noch das Beſte, was die beſten Dichter über dieſen Gegenſtand geſagt haben. Dem Allen iſt durch gegenwärtige Sammlung abgeholfen; ſie enthält mehr als dreytauſend Stellen der vorzüglichſten deutſchen lyriſchen Dichter, über mehr als tauſend Gegenſtände oder Materien. Ein Sachregiſter von 58 Seiten gibt genaue Auskunft darüber. Man erſieht aus demſelben augenblicklich, welcher Beſcheid über den fraglichen Artikel zu erwarten iſt, und wird in den Stand geſetzt, ihn eben ſo ſchnell auffinden zu können. Dabey empfehlen dieſe Sammlung noch folgende Vorzüge, deren keine andere ſich rühmen kann:

1. Die Mannigfaltigkeit und der ungemeine Reichthum der Materien, welche nicht ſelten ſogar den leiſeſten Wünſchen zu Hülfe kommen.
2. Die Anordnung, durch welche Alles, und zwar augenblicklich nützlich wird.
3. Enthält dieſe Sammlung nicht plaſtiſche Schalen und Rinden, ſondern wirkliche Blumen und Früchte, welche, wenn ſie zuweilen auch unſcheinbar ſind, doch, am rechten Ort gut angewendet, brauchbar werden können.
4. Enthält ſie eine Auswahl von alle dem, was uns die Aeſthetiker auf langen Umwegen lehren, in möglichſter Kürze; witzige Gedanken, dichteriſche Schilderungen, eine Menge Gleichniſſe, Vergleichungen ꝛc. lehrreiche Stellen, noch lehrreicher durch die Form — in Beyſpielen.
5. Der Anblick der mitgetheilten Stellen kann den Dichter, der über eine Sache, welche die Sammlung enthält, ſchreiben möchte, auf Ideen führen, die

er ſonſt nicht geahnt hätte, und die, ohne Plagiate zu ſeyn, das Beſte werden können, was uber den Gegenſtand noch je geſagt worden iſt. Dichterlinge aber, die den Flügelſchlag verſuchen, und, wie Fernow treffend ſie ſchildert, Sterne pflücken, Veilchen knicken, gleich Tibullen und Catullen, ewig lullen und laleyn, mögen ihr Gekoſe mit dem bereits Vorhandenen meſſen, um zur Beherzigung der Lehre zu gelangen:

Beſſer iſt es: klug in Proſe
Als ein Narr in Verſen ſeyn.

6. Auch ohne alle ſchriftſtelleriſche Anwendung dürfte es höchſt angenehm ſeyn, zu wiſſen, was zehn, zwanzig und mehrere der beſten deutſchen Dichter über eine und dieſelbe Sache geſagt haben.

Auf ſolche Art dient die vorliegende Sammlung zum Nutzen und Vergnügen, und entſpricht ihrem Zwecke um ſo mehr, da der Herausgeber nicht allein als Dichter bereits ehrenvoll bekannt iſt, ſondern auch praktiſche Kenntniſſe zur Genüge beſitzt, um dasjenige auszuwählen, was der Wahl würdig iſt. Wer übrigens beym Anblicke der innern Einrichtung und Anordnung des Ganzen bemerken wollte, daß ihm die Arbeit leicht ſcheine, und er ſie auch hätte machen können, der ſoll Recht haben. Nur würde er dadurch an das Ey des Columbus erinnern, und jeden Andern zu fragen berechtigen, warum denn nicht er ſich dem Kinderſpiele unterzogen habe? Wie viele Dinge liegen nicht ungeſehen und unbeachtet vor Augen, die nur des Auffindens harren!

M. Hebenſtreit.

Zsebkönyv; kiadta Igaz Sámuel. (Taſchenbuch; herausgegeben von Samuel Igaz.)

Noch im vorigen Jahre hatte Herr von Kultſár, der Redacteur der Peſther ungriſchen Zeitung, zur Emporbringung der vaterländiſchen Literatur, den Geiſt ſeiner Landsleute zu wecken und aufzumuntern geſucht, womit das ungriſche Publikum recht bald mit einem ungriſchen Taſchenbuche oder Almanach erfreut werden möchte. Dieſe Aufmunterung eines geſchätzten Patrioten blieb nicht lange ohne Erfolg; denn der mit Recht beliebte treffliche magyariſche Dichter, Herr Alexander von Kisfaludy erklärte ſich, den für ſeine literariſchen Verdienſte erhaltenen Marzibanyiſchen Preis von 400 Gulden, zur Erleichterung der Herausgabe eines ungriſchen Almanachs dem Vaterlande darbringen zu wollen, und Herr Samuel von Igaz unterzog ſich einer angenehmen, ſich gleichſam ſelbſt lohnenden Arbeit, indem er das erſte *) magyariſche Taſchenbuch, obgleich etwas ſpäter in der Zeit, für das Jahr 1821 glücklich zu Stande brachte. Erfreulich muß uns überdieß noch ſeyn, daß Herr Carl von Kisfaludy, ein wohl bekannter dramatiſcher Dichter, auch an einem Almanach für das Jahr 1822, nach der Anzeige der ungriſchen Peſther Zeitung, arbeite, und mit Vergnügen ſprechen wir aus, daß Herr von Igaz Alles aufgebothen habe, um ſein Taſchenbuch von außen und innen ſo auszuſtatten, daß es mit Recht, in Rückſicht ſeiner äußern Eleganz und des inneren Gehalts, als ein Muſter künftig erſcheinender magyariſcher Taſchenbücher betrachtet werden kann; wir können daher mit Zuverſicht erwarten, daß ein jeder Ungar, dem die Aufnahme der Sprache ſeines Vaterlandes am Herzen liegt, gern zur Ausbildung des Geſchmackes, und Vermehrung des Leſepublikums die Hand biethen, überhaupt zur Fortſetzung des Taſchenbuchs Alles beytragen werde.

Um vom Ganzen dieſes Taſchenbuches einen Vorſchmack zu geben, wollen wir im Kurzen den Inhalt der aufgenommenen Stücke und die bildlichen Darſtellungen deſſelben würdigen. Das Titelkupfer: König Mathias Corvinus, von Blaſchke, nach dem in der Ambraſer Sammlung befindlichen

---

*) Denn daß weder der in den Jahren 1814 und 1815 bey Weber in Preßburg herausgekommene ungriſche Damenkalender (Magyar Dámák Kalendárioma), noch das unter dem Nahmen Zsebkönyvetske von dem verdienſtvollen Superintendenten Kiß im Jahre 1798 und 1799 herausgegebene Taſchenbüchlein, für Almanache gelten können, bedarf wohl keiner weitern Erwähnung.

Orginale geſtochen, iſt ſehr gelungen. Das geſchmackvoll gezeichnete und von Junker geſtochene Tittelblatt, nebſt einer Vignette, das, durch ſeine vortrefflichen Weine, weltberühmte Tokayer-Gebirge darſtellend, vom Ujhelyer Schloßberge ſehr glücklich aufgefaßt und gezeichnet, vom Herrn von Kazinczy. Seite 6 ſehen wir den Helden Johann Hunyadi und deſſen Gattinn Eliſabeth Szilágyi aus dem hiſtoriſchen Drama Hunyadi János des Herrn Alexander von Kisfaludy. Das Kupfer ſtellt den Augenblick vor, in welchem Hunyadi mit Wärme ſeiner trefflichen Gattinn für die ſorgſame Erziehung ſeiner Kinder dankt, die er, abweſend im Dienſte ſeines Vaterlandes, nicht ſelbſt beſorgen konnte. Die Zeichnung iſt von Loder, der Stich von Joſeph Stöber. Seite 8 erblicken wir den Palatin Ladislas Gara und deſſen Tochter, meiſterhaft gezeichnet von Loder und ausdrucksvoll geſtochen von Joſeph Axmann. Höchſt glücklich hat der Zeichner den Moment aus dem oben erwähnten Schauſpiel ergriffen, in welchem Gara ſeiner in banger Erwartung ſtehenden Tochter mit verächtlichen Blicken ſagt, daß er ihr den heißgeliebten Ladislas Hunyadi, den Zweig einer emporſtrebenden Familie, zum Bräutigam beſtimmt habe.: Am Ende des Taſchenbuches kommen einige fac similia von Handſchriften berühmter ungriſcher Schriftſteller im Steindrucke vor, und zwar jene des Cardinals Pázmány, des Grafen Gedeon Ráday und Andrer. Dann folgen verſchiedene in Muſik geſetzte Gedichte aus dem Taſchenbuche. Die zwey erſten, mit Begleitung des Pianoforte, ſind von Herrn Baron Ludwig von Podmanitzky komponirt.

Unter denen im Taſchenbuche vorkommenden proſaiſchen Aufſätzen und Gedichten zeichnen ſich folgende vorzüglich aus: Seite 13 — 38, Elsö Ferentz hiv Magyarjai között, 1820 (Franz I. unter ſeinen getreuen Ungarn im Jahre 1820), von Samuel Igaz aus öffentlichen Blättern gezogen und gut dargeſtellt. Ueberhaupt war es ein ſehr glücklicher Gedanke, dieſe Zeitungsnachrichten zu ſammeln, zu ordnen und in dieſem Taſchenbuche um ſo mehr aufzubewahren, als die ungriſche Nation, bey der Anweſenheit ihres Königs, ſo viele ſchöne und redende Beweiſe ihrer Liebe, Treue und Anhänglichkeit an Seine erlauchte Perſon gegeben und Alles aufgebothen hat, Ihm den Aufenthalt auf ungriſchem Boden ſo angenehm als immer möglich zu machen. Vorzüglich zeichnet ſich das Nationalfeſt aus, welches alle Zweige der ungriſchen Landwirthſchaft charakteriſtiſch verſinnlichte. Der Herausgeber des Taſchenbuchs hat Seite 281 zwey ſehr gelungene Ueberſetzungen von ihm eingerückt, und zwar: eine Ballade nach Saal, und das bekannte Lied: Dein gedenk ich. Seite 39, 55, 61, 64, 109—112, 115, 174; leſen wir 16 Gedichte von unſerem in der ungriſchen Literatur hochverdienten Veteranen, Franz von Kazinczy; ſie verrathen durchaus viel Feinheit, einen geläuterten Geſchmack, Kraft, und was am meiſten zu bewundern iſt, ein noch immer jugendliches Feuer, das den verehrten Mann von 62 Jahren noch innig belebt. Seite 40, 43 und 116 kommen drey ſehr gerathene Gedichte von Aloys Szent-Miklóſſy vor, unter denen ſich ein Anakreontiſches vorzüglich auszeichnet. Seite 47 hat Ref. ein allerliebſtes, im poetiſchen Geiſte geſchriebenes Liedchen von Fr. Kölcſey a' Váró Leány (das mit Geduld harrende Mädchen) mit Vergnügen geleſen, welches eben ſo, wie jenes Seite 39 an Minnyi, von dem jungen talentvollen Komponiſten, Freyherrn von Podmanitzky komponirt, in Muſik geſetzt zu werden verdiente. Seite 49 hat das Gedichtchen an Lolli, von Georg Bay von Ludány, bey aller Leichtigkeit viel Kraft. Seite 58 werden wir durch die vortrefflich überſetzte Horaziſche Ode: Beatus ille, qui procul negotiis, übertragen von dem zu frühe verblichenen Doctor Földi, ſehr angenehm überraſcht, ein Muſter glücklicher Ueberſetzung im Versmaße des Originals. Seite 61 erſcheint ein Ueberbleibſel des unvergeßlichen klaſſiſchen Lyrikers Csokonay, A' Hasonlitás, das den Meiſter, wie alle übrigen Poeſien dieſes Dichters verräth. S. 65, Mathias, König von Ungarn, von Franz Szilágyi dem Jüngern, ein gedrängter Auszug aus der Biographie dieſes Königs. S. 235 — 277, Csáky Lóra, eine Sage aus dem XIV. Jahrhunderte, von eben dieſem Szilágyi, einem vielverſprechenden Talente, dem wir zu ſeinem Vortheil bemerken zu müſſen glauben, daß die in dem

Aufſehe hie und da eingeſchlichenen Germanismen, durch Berückſichtigung des Sprachgebrauchs, leicht hätten vermieden werden können. Seite 107 ſteht das liebliche Horaziſche carmen amoebaeum: Donec gratus eram tibi etc., und Seite 278 die Ode an Lollius: Ne forte credas interitura, quae etc. Beydes überſetzt von Joſeph von Márton, der alle Schwierigkeiten beſiegte und ſo, das Metrum und die Gedanken glücklich beybehaltend, dem Originale ſich ganz näherte. Der Ref. kann den Wunſch nicht bergen, die vorzüglichſten Horaziſchen Oden einſt, vom Herrn von Márton überſetzt, leſen zu können.

Unter die wohl gelungenen, poetiſchen Geiſt athmenden Gedichte gehören noch, Seite 113: az esmeretlen útazóhoz (an den unbekannten Reiſenden), vom Grafen Joſeph von Deſſöffy; zwey von Ladislas Tóth; das Kriegsgebeth, und zwey andere Stücke nach Körner, trefflich überſetzt von einem Ungenannten. Die meiſten Gedichte von Paul Illyés von Edvi. Dieſer erſt jetzt von einer ſehr vortheilhaften Seite ſich zeigende dichteriſche Kopf, verſpricht für die Zukunft viel. Joſeph Papp theilt Seite 137 ein kleines Bruchſtück ſeiner Seereiſe, und die Beſchreibung von Livorno mit, welche viel Intereſſe hat und ſich durch einen leichten und angenehmen Vortrag vortheilhaft auszeichnet. Die Erzählung: Jótetért Jutalom (Belohnung einer Gutthat), Seite 193, vom Baron Ludwig von Podmanitzky, einem jungen Manne, iſt ſehr gut geſchrieben, und verräth ein ſchönes Herz. Herr Klauzol wird jeden Leſer durch ſeine, obwohl kurze Erzählung, Roſa und Kolmann, ſehr angenehm anſprechen und unterhalten. Seine blühende Phantaſie und kraftvolle Sprache machen einen bezaubernden Eindruck, und man wird geneigt, ihm ſogar nicht übel zu nehmen, daß er neugeſchaffene Wörter, wie leg ſtatt levegö; esk ſtatt eskűvés gebraucht, was man eigentlich nur Dichtern vom erſten Range und keinem Proſaiſten verzeiht.

Der Referent hofft, daß der Herausgeber des magyariſchen Taſchenbuchs nach dem in der Vorrede ausgeſprochenen Wunſche und der genährten Hoffnung, in den folgenden Jahren den Grazien um ſo mehr eine reichlichere Spende bringen werde, als ein jeder patriotiſch geſinnte Schriftſteller Ungarns, zur Fortdauer und Aufnahme des Taſchenbuchs, bereit ſeyn wird, ſein Schärflein beyzutragen.

Der Preis des Taſchenbuchs, zu 6 fl. 30 kr. W W., iſt ſehr mäßig.

Carl Anton von Gruber.

Aehrenleſe. Eine Auswahl von Sinngedichten, Grabſchriften und Elegien, den lateiniſchen Dichtern des ſechzehnten, ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts frey nachgebildet von P. A. Budik. Auf Koſten des Verfaſſers. Wien, gedruckt bey Franz Ludwig, 18[illegible].

Der Hr. Verfaſſer, erſter Adjunkt an der k. k. Hofbibliothek, dem Publikum durch mehrere in hieſigen Zeitſchriften erſchienene Gedichte bekannt geworden, erſcheint hier zum erſten Mahle mit einem größeren Werke. In dieſer Hinſicht nimmt das Werk größere Aufmerkſamkeit der Kritik in Anſpruch, als es ſonſt ſeiner Natur und Form nach geeignet ſeyn dürfte.

Es liegt am Tage, daß Hr. Budik bey den Quellen, welche ihm durch ſeine Anſtellung zu Gebothe ſtehen, etwas Intereſſantes zu liefern vermochte. Die Auswahl, welche er zu treffen wußte, gereicht ihm zur Ehre. Als einen weſentlichen Mißgriff glaubt Ref. jedoch rügen zu müſſen, daß durchaus die Namen der Autoren weggelaſſen wurden, wodurch größtentheils die Erprobung, wie die Ueberſetzung gelungen ſey, unmöglich gemacht wird.

Um dieſen Zweck erreichbar zu machen (und er iſt zu Beurtheilung dieſes Erſtlingsverſuches ſehr wichtig), hätte Hr. B. ſehr wohl gethan, auch die lateiniſchen Originale zu geben. Er hätte es um ſo eher wagen dürfen, da die, obſchon zuweilen ziemlich freye, Nachbildung, einige wenige Fälle ausgenommen, gelungen, und, der Idee des Originales getreu angepaßt, ausgeführt iſt. Zum Beweiſe führen wir hier ein Paar Beyſpiele an:

Pag. 1. An Lycoris, als ſie Roſen verkaufte:

Roſen verkaufſt du, und du biſt ſelber die blühende Roſe.
Welche von beyden, ſprich, haſt du Lycoris gemeint?

Vendere velle rosas, inquis, cum sis rosa, quaero
Tene rosasne velis virgo an utramque dare.

L. Arioſt.

Pag. 2. Bey der Statue des Herkules, auf deſſen Schultern Amor ſaß:

Der mit trotziger Kraft des Himmels Wölbung getragen,
Trägt jetzt, ſtußer, gebeugt, ſchwer ein geflügeltes Kind.

Ante quibus coelum ferret love pondus iisdem
Nunc gravis est humeris sarcina parvus Amor.

Joannes Secundus.

In dieſem Geiſte iſt der größte Theil ausgeführt, und man kann in dieſer Hinſicht der Gewandtheit des Ueberſetzers das gebührende Lob nicht verſagen. Was den typographiſchen Theil des Büchleins betrifft, ſo iſt der Druck rein und ſchön. Das Papier dürfte aber doch wohl etwas beſſer ſeyn.

— bm —

Ueber die Bäder in Pieſtjan, von Em. Wolfg. Wallich, Med. Doct., Wien, bey Carl Armbruſter. 1821.

Der verdienſtvolle Hr. Verfaſſer hat durch die Herausgabe dieſes Büchleins dem Publikum eine dankenswerthe Gabe dargebracht. Noch beſtand über die in vieler Hinſicht ſo beachtenswerthen Bäder Pieſtjans kein Werk dieſer Art. Torkos, der erſte und einzige, welcher ihnen eine eigene Schrift widmete, ſchrieb ſein Werk lateiniſch, und machte es dadurch dem größeren Publikum unzugänglich. Fröhlich Cranz und einige Andere berührten dieſe Bäder ebenfalls nur flüchtig, und nur Prof. Prohaska und Frhr. von Mednyanszky haben in neueſter Zeit Mehreres darüber geſchrieben.

Das Werkchen des Hrn. Wallich gibt nun mit Benutzung aller bereits erſchienenen Andeutungen, geläutert und berichtigt durch Selbſtanſicht und Selbſtgebrauch, dem Publikum eine getreue Ueberſicht der Eigenſchaften dieſer ſegensreichen Quellen. Es beginnt mit einem Bericht über Geſchichte und Literatur derſelben, und breitet ſich ſodann nach einigen geognoſtiſch topographiſchen Bemerkungen über die beſondern Eigenſchaften dieſes Bades, die Uebel, welche durch dieſelben gehoben werden, den Gebrauch derſelben u. ſ. w. aus. Auch über die Reiſe dahin, die Unterkunft daſelbſt, die Taxen der Bäder und Bedürfniſſe u. d. g. finden ſich Bemerkungen; kurz, alle jene, welche zur Wiederherſtellung ihrer Geſundheit dieſes Bades bedürfen, finden hier einen Wegweiſer, deſſen Mangel gewiß oft gefühlt ward, und welcher daher doppelt willkommen ſeyn dürfte.

Die Verlagshandlung hat nichts unterlaſſen, das Büchlein auf die anſtändigſte Weiſe auszuſtatten. Das Papier iſt ſchön, der Druck (von Franz Ludwig) rein und gut.

— bm —

Geſammelte Werke der Brüder Chriſtian und Friedrich Leopold, Grafen zu Stolberg. Hamburg, 1820, bey Perthes und Beſſer.

Ueber die Werke der Grafen von Stolberg dürfte den Leſern dieſes Blattes wohl kaum etwas geſagt werden dürfen. Die anerkannte Klaſſicität dieſer Werke wird keinem derſelben fremd geblieben ſeyn. Es erübrigt uns alſo bloß, dieſe neueſte Ausgabe derſelben zu beſprechen. Die vor uns liegenden drey erſten Bände enthalten die Oden, Lieder, Balladen, Jamben, und die Inſel. Die beyden erſten Bände ſind mit den vortrefflich lithographirten Bildniſſen der Brüder geſchmückt.

Die Ausgabe iſt anſtändig und würdevoll. Papier und Druck äußerſt ſchön und rein. Das ganze Werk wird ſich zu einer Zierde jeder Bibliothek geſtalten.

— bm —

Erich und Abel. Trauerſpiel von Oehlenſchläger. Aus dem Däniſchen überſetzt. Schleswig, 1821. Gedruckt und verlegt im königlichen Taubſtummen-Inſtitut.

Der Gegenſtand dieſes Trauerſpieles iſt der Bruderzwiſt zwiſchen König Erich

Plougpenning, von Dänemark, und Herzog Abel von Schleswig.

Das Werk iſt nicht unwürdig der Muſe Oehlenſchlägers, und entfaltet große Schönheiten. Doch dürften der Aufführung an jedem Orte bedeutende Klippen entgegenſtehen. Ein echt romantiſcher Geiſt des Nordlandes weht durch das Ganze; das Geſchichtliche hingegen erſcheint etwas verwiſcht. Die Charaktere ſind ſcharf und lebendig mit Meiſterhand gezeichnet. Als Ueberſetzer hat ſich ein Herr Lowtzow genannt, welcher dem Trauerſpiele ein Vorwort, und wir glauben auch die Einleitung und das Nachwort angefügt hat. Auf alle dieſe Anhängſel werden wir gleich zurückkommen, und bemerken hier nur, daß uns die Ueberſetzung, einige wenige, aber auch deſto auffallendere Härten abgerechnet, ziemlich gelungen erſchienen iſt.

Nur einige Worte über die erſterwähnten Anhängſel. Im Vorwort ſpricht Hr. Lowtzow die Nachſicht der Kritik an, daß er ſich die Freyheit genommen habe, ſämmtliche der Metrik wegen vorkommende Eliſionen zu vermeiden, und durchaus däniſche ſtatt dän'ſche, Könige ſtatt Kön'ge u. ſ. w. zu ſchreiben, wie er auch gegen das Metrum damit verſtoße. Es thut uns leid, daß wir in dieſem Falle die angeſprochene Nachſicht nicht walten laſſen können, denn die Gründe des Herrn Lowtzow zu dieſer Freyheit ſind zu unſtatthaft. Sie beſtehen nämlich bloß darinnen, daß Herr Lowtzow meint, das ohne Eliſion geſchriebene oder gedruckte Wort ſähe viel beſſer aus! und zweytens wäre der Gedanke zu betrübend für ihn, daß viele ſeiner ſchönen Leſerinnen durch die ſchnarrenden und ziſchenden Töne apoſtrophirter von ihm nieder geſchriebener Conſonanten, ihre Roſenlippen entweihen ſollten!! das mag ſehr galant ſeyn, aber zu einer ſolchen Reform iſt es nicht ausreichend. Die hiſtoriſche Einleitung iſt für einen großen Theil des leſenden Publikums ganz zweckmäßig und gut geſchrieben; das Nachwort aber iſt ein ganz zweckloſes und ſonderbares Rührey hiſtoriſcher, topographiſcher und ſentimentaler Bruchſtücke. Die geſchichtlichen Perſonen, verſchiedene Volksſagen und Geſpenſter, Möwenjagd, das Roß Bayard, der raſende Roland, Alles tritt hier auf. Ein Aufruf an die ehrwürdigen Mütter, die jungen Gattinnen und zarten Jungfrauen, ihre Pflichten zu erfüllen, kommt auch zum Vorſchein; und letztere werden ſogar gebethen, ihre Hand jedem Jüngling zu verſagen, der auf die Möwenjagd zieht, weil dieß eine gar ſo grauſame Verrichtung ſey. Dann ſoll die Muſe der Geſchichte ihre Namen in den Jahrbüchern Schleswigs aufbewahren, und die gefühlvollen Enkel der ſpäteſten Nachwelt ſie ſegnen. Und das Alles wegen der Möwenjagd! Man begreift durchaus nicht was dieſes ganze Geſchwätz als Anhang eines hiſtoriſchen Trauerſpieles bedeuten ſoll. Das Aeußere des Buches iſt anſtändig und gefällig. — dm —

Grundzüge zu einer deutſchen theoretiſch-praktiſchen Poetik aus Göthes Werken, entwickelt von J. St. Zauper, Profeſſor am Pilſner Gymnaſium. Wien, im Verlage der Geiſtinger'ſchen Buchhandlung, 1821.

Unter dieſem Titel wird der Welt ein Werklein vorgeführet, das einige Lichtſtrahlen auf Göthes herrliche Geſänge für den wirft, dem ſie noch nicht geklungen haben. Ob es übrigens eine eigene deutſche Poeſie gibt, oder ob die Poeſie nicht der geſammten Menſchennatur wenigſtens als Begriff angehört, ſey vor der Hand zur Seite geſtellt. Ueberhaupt hat ſich der Verfaſſer etwas zu ſehr ins Kurze bequemet, und damit das eigentliche Ziel ſeines Strebens, dem, ſeinem Buche vorgeſetzten Titel nach, verfehlt. Das Ganze macht eine gute Bekanntſchaft mit Göthe, aber darum noch keine ſolche mit dem Weſen der Dichtung. Der Verfaſſer nimmt ſich Erneſtis Handbuch der ſchönen Redekünſte mit einigen Veränderungen als Vorbilder zur Klaſſificirung der mannigfaltigen Dichtungsarten, und ſchreitet theils unter Anführung, theils unter Hinſtellung Göthiſcher Schöpfungen, mit reflektirenden und ziemlich richtigen Bemerkungen begleitet, zum Ende der Sache. Bey mancher Gelegenheit muß auch der große Herzen- und Weltenmahler Richter (für den, der ihn unter dieſem Nahmen nicht kennt, Jean Paul) das Seinige beytragen, und ſo wird der Geiſt der Leſer dieſes Buches, wenn er auch im ſtrengſten Sinne kein Neues findet, doch mindeſtens mit dem ſanften Fittig mancher ſüßen Erinnerung leiſe berühret. Wie der Autor Schiller und Göthe vergleicht, muß allen jenen, die dem Genius beyder Heroen des deutſchen Vaterlandes ſich, wenn auch nicht gerade in der Form nachzuſchwingen wiſſen, klar und richtig erſcheinen. Göthe behagt ſich als der eigentliche wahre Dichter in der Erfindung, während Schiller ſich ſelbſtgefällig im poetiſchen Colorite herumtreibt. Göthe wird daher mit vollem Rechte der Altmeiſter, richtiger Großmeiſter der deutſchen Dichtung genannt, ob ihn auch gewiſſe Kleinſeelen jungmeiſtern wollen — doch genug hievon. Das Buch iſt zum Schluſſe noch einmahl jedem anzuempfehlen, der Göthes Wunderlieder nicht kennt, und doch einigermaßen in ihre Himmel hineinzuſchauen ſich ſehnet. Gegen die Auswahl der dargegebnen Geſänge iſt nicht das Geringſte einzuwenden, und die vorkommenden kurzen kritiſchen Rückblicke über Göthes dramatiſche Arbeiten, namentlich über Fauſt, ſind treffend und von dem gehörigen Lichtpunkte aufgefaßt. Dem Verdienſte ſeine Krone, und darum auch dem Zuſammenſteller ſein Lob. Ueberhaupt läßt ſich von Herrn Zauber's Drang zu dem ächten, gediegenen Schönen, der ſich in dem vorliegenden Büchlein deutlich und freundlich ausſpricht, noch manches Gute, vielleicht auch mehr als bloßes Gutes erwarten, und ſo mag daher dieſe Entwicklung der Poetik aus Göthes Werken eine günſtige Aufnahme finden. M—r.

Lord Byron's neue Tragödie: Marino Falieri, erregte ſchon als Gedicht viel Aufſehen; aber die unerwartete Aufführung derſelben hat ſie in den gebildetern Kreiſen beynahe zum ausſchließlichen Gegenſtande des Geſprächs gemacht. Alle unſre öffentlichen Blätter ſind voll davon. Lord Byron hat vier Jahre an dem Stücke gearbeitet. Es kommt zwar dem Manfred nicht bey, hat aber viele ſehr ſchöne Stellen, und gehört im Ganzen unter die beſten Hervorbringungen des Dichters. Kenner und Liebhaber dramatiſcher Schöpfungen, denen daran liegt, zu wiſſen, was von dem neuen Werke des ſo viel beſprochenen Dichters zu halten ſey, müſſen es ſelbſt leſen; auf engliche Beurtheilungen dürfen ſie ſich dießmahl nicht verlaſſen, weil hier faſt jeder, und zwar heftig, entweder für oder wider den ſonderbaren Mann Partey genommen hat. Den ausgelaſſenſten Feind hat er in der Literary Gazette gefunden, deren Erbitterung über alles Maß geht. Für Literaturfreunde, welche blos naſchen, iſt die Vorrede beynahe noch merkwürdiger als das Trauerſpiel ſelbſt. Lord Byron zeigt ſich da ohne alle Scheu in ſeiner wahren Geſtalt, wie das ſo ſeine Art iſt, verachtet die engliſchen Zeitungen und Reviews, will nichts von den Beſuchen der Tauſende von Landsleuten wiſſen, die mit Addreſſen kommen, um ihn anzugaffen, lobt Horace Walpole's Tragödie, the mysterious mother, vielleicht eben, weil ſie von allen andern rechtlichen Leuten verabſcheuet wird, und zeigt überhaupt eine gänzliche Gleichgültigkeit gegen die Meinung derer, die mit ihm nicht übereinſtimmen. Beſonders erklärt er ausdrücklich, ſein Trauerſpiel ſey nicht für die Bühne geſchrieben, welche er in ihrem jetzigen Zuſtande ziemlich geradezu verachtet. Trotz dieſer ausdrücklichen Erklärung wurde es in Zeit von etlichen Tagen einſtudirt und am 25. April im Drurylanetheater aufgeführt. Murray, der Verleger, hatte ſich vergeblich bemühet, es zu verhindern, und mußte ſeine Zuflucht zum Lord-Kanzler nehmen, der ein Verbot (injunction) der fernern Aufführung ergehen ließ. Bey der nachherigen Anhörung der Parteyen bemühte er ſich, einen Vergleich zu bewirken; da aber keine von beyden nachgeben wollte, erkannte er am 29ſten darauf, daß die Rechtsfrage, »ob ein gedrucktes Trauerſpiel gegen den Willen eines Autors auf die öffentliche Bühne gebracht werden dürfe« in dem Gerichtshofe der King's bench entſchieden werden müſſe, bis wohin es dem Drurylanetheater freyſtünde, die gedachte Trägödie aufzuführen.

Redacteur, Drucker und Verleger wie bey dem ganzen Blatte.

Conversationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

55.

(Wien, Mittwoch den 11. July.)

Von der Küche der Alten.

Aus dem Italieniſchen überſetzt.

I.

Den Alten waren faſt alle unſere Speiſen ſchon bekannt, während wir von den ihrigen nichts als die Nahmen wiſſen. Den Werth, den ihre Feinſchmecker auf den Flammenreiher unter dem Waſſergeflügel — das joniſche Haſelhuhn unter den Vögeln — die Bärenmuſchel unter den Muſcheln — auf die Meerbrechſe (scarco), und die Meer-Aale (congro) unter den Fiſchen ſetzten, beweiſt, daß wir nichts haben, was damit zu vergleichen wäre.

Wann werden unſere Alterthumsforſcher aufhören, ſich mit fruchtloſen Entdeckungen lebloſer Steine und abgenützter Medaillen zu befaſſen, und ſich dafür wahrhaft nützlichen Beſchäftigungen widmen? Wer wird uns die ſizilianiſche Mürene, die Aale und Thunfiſche des Vorgebirgs Rachiano, die Cabris der Inſel Melos, den Harder oder Großkopf (il muggine) von Siniato, die Muſcheln von Peloro, die Häringe von Lipanien, die Ruben von Mantinea, von Theben u. ſ. w. wieder geben?

Dieß ſind köſtliche Denkmähler des Alterthums, auf welche die Kenner neidiſch ſind. Der größte Theil derſelben beſteht noch; die Natur iſt immer reich an Gegenſtänden, und die Erde und das Meer immer fruchtbar; aber durch unſere Sorgloſigkeit iſt die Kunſt verloren gegangen, ſie aufzuſuchen, ihren Werth zu beſtimmen, und ſie geltend zu machen.

Wenn nur wenigſtens die alte Kochkunſt auf uns gekommen wäre, ſo könnten wir doch das uns Fehlende erſetzen; da ſich der Koch des Nicomedes künſtliche bythiniſche Häringe machte, und jener des Trimalcion aus Schweinfleiſch, Butter und einer gewiſſen Pflanze — Fiſche, Tauben, wildes Geflügel, und faſt alles, was man nur wollte, zu verfertigen wußte.

Auf der Tafel des Lucull waren die Pfaueneyer, die Leber von wilden Schweinen, die Lämmerköpfe und die Bäuche von Mutterſchweinen unübertreffliche Speiſen. Sein ſinnreicher Speiſemeiſter wußte mit dem Kümmel, Meiſterwurz, Thimian, Eſſigmeth, Wohlgemuth, Eiſamkraut und mit andern in unſern Tagen unbekannten aromatiſchen Kräutern Wunder zu machen.

Aber jetzt iſt für uns die Wiſſenſchaft verloren gegangen, wie die Käſe, die rothen und weißen Rüben, die Zwiebel, der Knoblauch, der Pfeffer und die Krauſemünze in das gröbere und ſchlechtere Fleiſch, welches man aus der Fleiſchbank bekommt, gemiſcht wurden. Mit Peterſilie, Koriander, Eſſig, Fenchel, Öhl, Honig und Fleiſch machte man ein köſtliches Ragout, das Myma genannt wurde.

Und wir wollten uns mit unſerm Ingwer und unſern indianiſchen Hühnern glücklicher ſchätzen, als die Griechen und Römer mit ihren uns ganz unbekannten Reichthümern? Verdrießlich über unſere Unwiſſenheit verachten wir die Meeraale, die für ſie eine auserleſene Speiſe waren, und vernachläßigen die Piantada, jenes numidiſche Repphuhn, welches den prächtigſten Tafeln Ehre machte.

Will man einen Beweis von dem Vorzug, den ſie vor uns hatten, erhalten, ſo leſe man nur die verſchiedenen Benennungen der Leckerbiſſen, die ſie zu machen wußten.

Der Honigkuchen (libuno) — der Mutterkuchen — der Spritzkuchen (scriblita) — der runde Kuchen (spherita) — der Hypkuchen (crutalum) — der ſichelförmige Kuchen (crustionum siculum) waren beſſer, als alle unſere zuſammengeſetzte Gerüchte und gewürzte Mehlſpeiſen, welche ein ſolches Leckermaul aus den alten Zeiten, gewohnt an ganz andere Vortrefflichkeiten, unſchmackhaft und ſchlecht zubereitet finden würde.

Ohne das Verdienſt unſerer Speiſekünſtler zu verkleinern, lade ich ſie im Nahmen ihres eignen Ruhmes und des Comus ein, ſich gründlich über die Bedeutungen der vielen Ausdrücke in us und in os zu erklären. Es kann ſeyn, daß wir durch Mühe und Arbeit, mit Beyhülfe eines gründlichen Verſuches in der Theorie, die Urquellen ſo vieler Schätze entdecken. Was aber immer unſere Ausbeute in dieſem Fache ſeyn mag, wie viel können wir nicht aufs Neue lernen! Wenn wir auch bloß den Schwert- oder Hornfiſch (Xiphias) — den großen rothen Meerbraſſen (pagro) oder die Sardelle von Falera wieder finden ſollten, ſo würden wir doch die Meere nicht unnütz befahren haben.

Barthelemy hat das berühmte Gaſtmahl, welches Dinia gab, vollkommen beſchrieben. Im Herodot findet man jenes, welches Attagin dem berühmten Mardonias und andern perſiſchen Generalen gab. Montfaucon in ſeinen Alterthümern und Atheneus ſchrieben ſehr viel von der Küche, um jeden auf dieſen rühmlichen Weg zu leiten, der Muth und Geſchicklichkeit genug dazu hat.

Da findet man doch wenigſtens Vorſchriften, die alle Leſer ſchätzen dürfen, und worüber mancher Gelehrte Erläuterungen ſchreiben kann; z. B. es war Regel, daß man die Fiſche mit hartem Fleiſche in Käſe einmachte, und mit Eſſig übergoß; wogegen Fiſche mit feinem Fleiſche in Öhl und Salz gelegt, oder ſolche auch in Feigenblätter gewickelt, und unter der glühenden Aſche gekocht wurden.

Von geſottenen oder gebratenen Fiſchen machte man eine Sulze mit Käſe, Eſſig, Knoblauch, Zwiebeln und klein gehacktem Schnittlauch. Wollte man dieſe Sulze nicht ſo ſtark haben, ſo bediente man ſich des Öhls, des Gelben von

Eyern, des Schnittlauchs, Knoblauchs und der Käſe. Sollte ſie noch angenehmer ſeyn, ſo wurden noch Honig und Datteln dazu genommen.

Selten geſchah es, daß ein großes Stück ohne Beymiſchung auf die Tafel gegeben wurde; gewöhnlich verſah man den Fiſch mit Wildbret, kleinen Vögeln, Auſtern und Muſcheln; das Wildbret aber mit Fiſchen, Eyern und gewürzreichen Kräutern. So fand der Liebhaber überall gewiſſe Abſtufungen von dem, was er im Thier- oder Pflanzenreiche mehr liebte. Auch im Mittelalter hatten ſich noch einige Überreſte von dieſen kunſtvollen Arbeiten erhalten. Bey den Gaſtmählern, welche die Fürſten und großen Herren dem Volke in Deutſchland und in Italien gaben, war es Gebrauch, als Zwiſchenſpeiſe einen eigens zugerichteten ganzen Ochſen aufzuſetzen, der inwendig einen mit Hühnern und Wildbret geſpickten Hirſch enthielt, und deſſen Bauch wieder mit Wachteln, Hirsvögeln und kleinen Fiſchen, ohne Knochen und Gräthen, Alles mit verſchiedenem Fett, Spezerey und wohlriechenden Ingredienzen vermiſcht, ausgefüllt war. Dennoch iſt dieſes unvollkommene Bild der alten Verfeinerung nicht hinlänglich, eine erſchöpfende Idee von den Erfindungen der griechiſchen, perſiſchen und römiſchen Küche zu verſchaffen.

Ein gewiſſer Maſſialo, welcher im Jahre 1730 ein Buch in drey Bänden über die Kochkunſt drucken ließ, macht den neuern Köchen die Art und Weiſe bekannt, deren ſich die Alten bedient haben, um ein Spanferkel auf einer Seite zu braten, und auf der andern zu ſieden. Man räumte es durch eine hinten angebrachte Öffnung aus, wuſch es fleißig mit Wein, und füllte es wieder mit Ingredienzen, welche die Eßluſt reizten. Maſſialo benannte dieſe Speiſe »Porco alla perduillet.«

Die zahlreichen Entdeckungen, als Frucht ſo vieler gründlicher Studien über die Küche der Alten, werden ohne Zweifel den Eifer der Künſtler ſpannen, und ihre Köpfe in Bewegung ſetzen. Möchte ſich doch recht bald eine ſolche Schule mit zahlreichen Zöglingen eröffnen. Ja, wenn wir erſt mitten unter brennenden Bratöfen dreyßig Nachfolger des Comus das Kaſtrol bewegen, Fette röſten, Fleiſch und Kräuter ſchneiden, alle Tage neue Verſuche machen, und in jeder Woche eine neue, von den Griechen entlehnte, Methode ankündigen ſehen werden, dann hoffen wir auch die ſchönen Tage des Trimalcion, der Apicier *) und der römiſchen Äſopier **) wieder zu erleben.

Bey den Feſten der Ceres verdoppelten die Alten ihren Eifer und ihre Huldigung gegen den Gott Comus. Die Zeit, in welcher dieſe Göttinn alle ihre Reichthümer ſpendete, war auch jene, in welcher Comus den höchſten Gewinn ſeiner Kunſt zeigte, und dieſer Zeitpunkt mag nach unſerem Klima mit dem Monat September übereintreffen.

Bey den großen Gaſtmählern hatte man den Gebrauch, eine Pyramide von verſchiedenen Speiſen aufzurichten, welche man die hundertfache Speiſe nannte. Äſopus ſpricht von dieſem Gebrauche, und man ſagt, daß ſich der Erſte der Apicier gewiſſenhaft daran gehalten habe; aber der berühmte Lucull verwarf dieſe perpendikuläre und gothiſche Aufhäufung, und führte dafür eine verſchiedenartige, bequeme und mit dem feinſten Geſchmack vertheilte horizontale Aufſtellung von hundert Speiſen an dem Platze eines jeden Gaſtes ein. Dieſe, die Pracht keineswegs ausſchließende, einfachere Geſtalt war bey den Tafeln des Apicius II. und III. vorherrſchend, und die pyramidale Form verblieb in unſern Tagen nur bey den Deſſert's.

---

*) Die Apicier waren ſehr verſchwenderiſche und leckerhafte Edelleute in Rom, wovon einer ein Buch über die Kochkunſt, unter dem Titel: de irritamentis gulae, ſchrieb, und endlich ſich ſelbſt erhenkte. Anm. d. deutſch. Überſ.

**) Es iſt ſehr zu bezweifeln, daß unter dieſen Aeſopiern der als phrygiſcher Fabeldichter bekannte Aeſopus, oder jener gleichen Nahmens berühmte Komödiant war, welcher ein Freund des Cicero geweſen iſt.

Man weiß, daß der Augur Hortenſius *) die erſten Hirſche, womit ſich die römiſche Eßluſt beehrte, opferte.

Der Herbſt, die Zeit der koſtbarſten Speiſen, zeichnete ſich durch viele aus, die wir vernachläßigen, und die nach dem Urtheile der Geſchichtſchreiber die feinſten Gaumen reizten.

Der Bär und der Siebenſchläfer waren Stücke Wildbret, die eben ſo ſehr wie das Wildſchwein und der Damhirſch geſchätzt wurden. Das phrygiſche Haſelhuhn, die galliſchen Krammetsvögl und der Wittewall (galbula), den man für den Goldammer hält, waren Vögel, denen man unter den Faſanen, Turtel- und übrigen Tauben, und auch unter den Repphühnern den Vorzug gab. — Auch die Pfaueneyer führen wir als eine ihrer Aufmerkſamkeit würdige Sache an.

Man ziehe dießfalls den Atheneus, den Theophraſt, den Ariſtophanes, den Caſaubonus, den Eudoſius, den Plato ꝛc. und andere zu Rathe. Was dieſe Autoren nur über die Küche ſchrieben, würde allein ſchon einem Gelehrten Ehre machen.

Die Rüben gab man gewöhnlich zum Koſten und zum Eſſen ohne weitere Zubereitung. Man hatte auch ſtatt dieſer Zwiſchenſpeiſe geröſtete Erbſen, die, mit Brühe, ohne Oliven, in einer Salzſuppe aufbewahrt, nicht weniger gut waren.

Ich table nicht den Gebrauch der Alten, täglich vier Mahlzeiten zu halten; aber um den Gaumen und den Magen mit gleicher Wolluſt zu erfreuen, iſt es beynahe beſſer, wie der größte Theil der neuern Speiſeliebhaber, täglich nur zwey zu halten.

Allein! die menſchliche Kraft iſt beſchränkt, und der gekräftigſte Menſch hat nur einen Magen.

II.

Die Mäßigkeit der Perſer im Eſſen und Trinken, ſagt man, ſchreibe ſich von jenem großen Tage her, an welchem auf dem Schlachtfelde ihre dürren und gleichſam durchſichtigen Körper weit weniger in Verweſung gefunden ſind, als jene ihrer Feinde. Dieſes Ereigniß kann nicht bezweifelt werden, da es ſich auf das Zeugniß vieler großer Geſchichtſchreiber ſtützt, und in der That iſt es auch eine treffliche Wirkung der Mäßigkeit, die Ausdünſtung bey einem todten Körper vier und zwanzig Stunden lang zurückhalten zu können.

---

*) Wahrſcheinlich jener Hortenſius, deſſen Tochter Hortenſia ſo außerordentlich gelehrt geweſen ſeyn ſoll.

Dieſelben Schriftſteller, welche die Mäßigkeit der Alten rühmten, haben uns hiebey auch ihre älteſten Gebräuche aufbewahrt, und wir wiſſen ſeit den Zeiten des trojaniſchen Krieges, daß man in Griechenland regelmäßig des Tags vier Mahlzeiten hielt; ein Beweis, daß die Anlage zur Eßluſt ſehr alt iſt.

Das erſte Mahl, genannt das Morgeneſſen, war etwa das, was unſer Frühſtück iſt.

Das zweyte hielt man bald nach der Stunde, in welcher man hier zu Mittag ſpeiſt.

Das dritte war ein Zwiſchenmahl, und heißt dort, wo es noch gebräuchlich iſt, das Veſperbrot, welches aber durch das ſpäte franzöſiſche Mittagsmahl faſt ganz verdrängt wurde.

Das Nachtmahl war immer, ſo wie es in unſerer Zeit noch iſt, ein Mahl aus Vorliebe für alte gute Freunde. Die Helden des Homer hielten gewöhnlich ihr Mittagsmahl beym Untergange der Sonne; am Abende ſpeiſten die Aſiaten, die Ägyptier und die Römer, und die Wahl dieſer Stunden beweiſt, daß ſie ſich, überzeugt von der Wichtigkeit der Verdauungsgeſchäfte, ganz frey von Gedanken und der Laſt der Arbeit, dem Vergnügen des Eſſens überlaſſen wollten. Dieſe verſchiedenen Mahle hatten auch ihre verſchiedene Anzahl Speiſen, ihre beſondern Inſtrumente, und eine entſprechende Zubereitung. Beym Mittag- und Nachteſſen entwickelte ſich die ganze Pracht der Gaſtmähler, und die ganze Kraft der Kochkunſt.

In Herkulanum fand man Küchen mit Gärten und kleinen Öfen von Backſteinen, faſt den unſrigen ähnlich. Man ſah dort einen großen Kamin für Suppe und Zugemüſe, einen andern für die Braten, einen Backofen, dicke ſtarke Tafeln, einen Hackſtock, eine Waſſerpumpe und eine weite Ringmauer, um einer Feuersgefahr vorzubeugen. Dieſe Vorrichtungen ließen für die vollkommene und bequeme Ausübung der Kochkunſt nichts zu wünſchen übrig.

Die in dieſen Küchen vorgefundenen Geräthſchaften waren ſehr zahlreich, und nicht weniger ſinnreich als jene, die in unſern Tagen verfertigt werden. Sie hatten aber noch den großen Vortheil, daß ſie von Erz und mit feinem Silber plattirt geweſen ſind. So die Gitter, die Kochlöffel, die Tortenbleche u. ſ. w. Man fand ſogar eine Paſtete, halb gebraten, in einem Ofen, wo ſie von der ausgeworfenen Aſche des Veſuvs verſchüttet wurde. Wie ſehr bedaure ich jene, für die ſie gemacht war!

Die Teller, Schalen und Löffel waren am gewöhnlichſten von Erz. Das unächte ſowohl als das wahre Porzellan iſt zum Gebrauche ungemein angenehm; daher hatten die Alten zu allen Zeiten Thongeſchirre, und der feine Geſchmack der Etrusker kann von ihrem Kunſtaufwande in dieſem Fall den beſten Beweis geben. Auch hatten ſie Glasflaſchen von bloßem Kryſtalle; Waſſergeſchirre und Kühlwannen von Erde, um den Wein abzukühlen, und tauſend andere ſinnreiche Geräthſchaften, die an Feinheit beynahe unſere gegenwärtigen übertrafen.

In den Ruinen hat man keine Gabeln entdeckt, und dieß brachte die Alterthumsforſcher auf die Vermuthung, daß die Alten ihren Salat mit den Händen, oder ihre feſten Speiſen auf Art der Chineſen mit Stäbchen von Holz oder Metall genoſſen hätten. Indeß iſt immer zu vermuthen, daß ein ſolches Geräthe, wie das Meſſer, bey vollkommen gedeckten Tafeln beſtanden habe, welches ſich die gemeinen Leute von Erz oder Holz, die Reichen aber von Silber, Gold oder Elfenbein machen ließen.

Die Kochtöpfe, die in Herkulanum gefunden wurden, ſtanden auf drey Füßen, wie jene des achtzehnten Jahrhunderts; aber ſie waren mit Erz überzogen, und hatten in der Mitte einen großen Cylinder, der durch den Topf ging, damit das Feuer ſchneller durchdringen konnte. Der Deckel zum ſchließen war dieſer Form anpaſſend gemacht; vielleicht hat dieſer Topf die erſte Idee zum franzöſiſchen Pantheon gegeben, und aus dieſer Quelle ſind viele andere nicht weniger rühmliche und nützliche Erfindungen hervorgegangen.

Wie dem auch ſey, den Entwurf dieſes Topfes findet man in den Unterſuchungen des M. Fougeraux di Boudaroy, welche im Jahre 1770 bekannt gemacht wurden. Wir zeigen dieſes Werk den Künſtlern zur Verfeinerung dieſes Topfes an, und empfehlen ihnen hierauf eine nützliche Aufmerkſamkeit; ſie werden hierin zahlreiche Gegenſtände des Nachdenkens über die bey Ausgrabung jener verſchütteten Städte entdeckten Alterthümer aller Art finden, wo der Kunſtfleiß des größten Volkes auf der Erde, Überbleibſel niedergelegt hat, die würdig ſind, zu Modellen gebraucht zu werden.

K. Hirnſchall.

* * *

Die Farben.

Willſt du Glück und Frieden finden,
Suche ſie in Büchern nicht —
Soll des Räthſels Dunkel ſchwinden:
Höre was die Schöpfung ſpricht.

Auf die Thäler, auf die Auen,
Schaut der Himmel blau und ſtill —
Glauben ſollſt du und vertrauen,
Wie es ſeine Farbe will.

In des Frühlings ſanfter Feyer
Sieh die Erde um dich blühn,
Eingehüllt in grüne Schleyer:
Schmückt ſich nicht die Hoffnung grün? —

Welche Röthe, welches Blinken
Weckt die ſchlummernde Natur?
Thaubeſprenkte Roſen ſinken
Auf die Berge, auf die Flur.

Fühlſt du ſie, die Hohe, Reine,
Die der Morgen hat gebracht?
Ach, wie von dem Zauberſcheine
Rings umher die Erde lacht!

Und verlöſchen auch die Sterne,
Hüllt dich bleicher Nebel ein,
Jene drey ſind nimmer ferne
Mit dem tröſtlich hellen Schein.

Sieh den Bogen dort ſich mahlen
Durch der Wolken kühnen Bau;
Sieh wie ſeine Farben ſtrahlen:
Roſenroth und grün und blau! —

Baron von Schlechta.

* * *

Frühlings-Unterhaltung in Hütteldorf, während des Regens über den Regen.

Von Georg von Gaal.

(Fortſetzung von Nr. 54.)

Daß die **Dohlen** bey herannahendem Regenwetter mit den Flügeln ſchlagen, und ſich gleichſam zur Kühlung fächeln, und mit dem Schnabel in den Federn wühlen, um das ſtockende Fett in den Federdrüſen vom Jucken zu befreyen, läßt ſich theils aus einem unangenehmen Gefühle gegen den Regen, theils aus der Ängſtlichkeit bey der leichten Luft erklären.

Aus eben dem unangenehmen, zuckenden oder brennenden Gefühle kann man auch das Untertauchen und Baden der Waſſervögel herleiten. Daß die Waldvögel nach ihren Neſtern zurückkehren, iſt ſehr natürlich, weil ſie die erſten zarten Dunſttropfen des Regens bereits empfinden.

Das Geſchrey der **Pfauen**, außer ihrer Brunſtzeit, beſonders des Nachts, ſcheint eine dem Hahnengeſchrey ähnliche Erſcheinung zu ſeyn; und man bemerkt es bey jeder Wetterveränderung, ja oft ſogar bey jedem Windwechſel.

Daß **Störche** und **Kraniche** den Schnabel unter den Flügeln verſtecken, iſt eine Erſcheinung, welche man auch bey den Hausvögeln bemerkt, wenn ſie wegen des Regens auf die Stange fliegen. Das Behacken der Bruſt ſcheint auf ein juckendes Gefühl an dieſem Theile zu deuten.

Das Quäken des **Laubfroſches** ſcheint ebenfalls ein unangenehmes Gefühl anzuzeigen; denn bey ſchönem Wetter gibt er keinen Laut von ſich. Aber das Hervorſchleichen der **Kröten** deutet ein angenehmes Gefühl an, da dieſe Schleicher ſo gern in den Pfützen und Erdlöchern leben.

Die **Ameiſen** arbeiten emſiger, und die Bienen eilen zeitig nach Hauſe, und fliegen nicht weit weg. Die Ameiſen ſuchen ihre Hohlgänge zu vervollkommnen und gegen den Regen zu ſchützen, und offen zu halten, welche der Regen ſonſt leichter verſchlemmen würde. Die Bienen machen nur kurze Auswanderungen, weil die Näſſe den trocknen Blumenſtaub von ihren Schenkeln loswäſcht, und die Flügel welk zu machen pflegt.

Die **Stechfliegen** ziehen ſich in die Häuſer hinein, um dem Regen auszuweichen, der ihren Flug hindern würde; und nun ſetzen ſie ſich den Menſchen an die Füße, um das Blut auszuſaugen, welches ihnen im Freyen weniger glückt.

Das vermehrte Stechen der **Flöhe** entſteht, wenn die Haut vom Luftdrucke aufgerieben, und die Ausdünſtung vermehrt wird.

Ohne Zweifel haben alle Thiere und Inſekten, ſowohl auf dem Lande, als im Waſſer, wie auch alle Pflanzen, Vorgefühle von Gewittern und Regen, bald deutlicher, bald dunkler. Von den Pflanzen bemerken wir bloß das Öffnen und Schließen der Blumen, als Anzeigen des Wetterwechſels.

Der **Hund** äußert bey der Annäherung des Regenwetters merkliche Zeichen von Unruhe; er kratzt ſich, weil ihn die Flöhe fühlbar ſtechen; er ſcharret die

Erde auf, läuft umher, frißt Gras, vorzüglich bey ſehr heißem Wetter, vielleicht zur Kühlung; und alsdann erfolgt gewöhnlich ein Gewitter.

Außerdem dünſtet der Menſch und jedes Thier, z. B. der Hund, wenn ein Gewitter im Anzuge iſt, ſtärker aus, ſo, daß ſein Geruch unleidlich wird; derſelbe kriecht ängſtlich nach ſeinem Herrn hin, und wird, wie jedes Thier, wegen des Einathmens der zu ſchwülen Luft und der ſchwüllenden Blutgefäße, ſchläfrig und ſtille.

Nebſt dieſem iſt zumahl der Gabelweihe (Falco milvus) den Jägern faſt immer ein zuverläßiger Regenprophet. Wenn Regen bevorſteht, läßt dieſer Vogel gewöhnlich ein dumpfes Geſchrey hören.

Die Mauerſchwalbe, ein geſelliger Vogel, der über den Gebäuden, wo er niſtet, in Schaaren in der Luft herumſchwärmt, läßt bey herannahendem Regen ein durchdringendes Geſchrey vernehmen, und ſchießt pfeilſchnell hin und her.

Der Schlammbeißer, auch Wetterfiſch, Fißgrun, und in Öſterreich Pißgurn genannt, den man in mit Teich- oder Flußwaſſer angefüllten Zuckergläſern aufzubewahren pflegt, ſteigt gewöhnlich vier und zwanzig Stunden vor eintretendem Regen oder Sturm auf und ab, und trübt mit großer Unruhe das Waſſer.

Eben ſo pflegen auch die Blutegel bevorſtehenden Regen anzudeuten; ſo lange ſie in einem Glaſe aufbewahrt, auf dem Boden deſſelben ruhig liegen bleiben, kann man heiteres Wetter erwarten; ſoll Regen oder Sturm kommen, ſo erheben ſie ſich, und ſind unruhig.

Quatremere d'Jſjonval, der in ſeiner achthalbjährigen Gefangenſchaft zu Utrecht ſo viel Gelegenheit hatte, Spinnen zu beobachten, behauptet, daß die Hausſpinne und Kreuzſpinne höchſt verläßliche Regenverkünderinnen ſeyn. Erſtere zeige ſich bey vorſtehendem ſchönen Wetter mit dem Kopfe, und ſtrecke die Beine aus dem Sacke ihres Gewebes weit hervor, und zwar um ſo mehr, je anhaltender das ſchöne Wetter werden ſolle. Bey vorſtehendem Regen aber ziehe ſie ſich zurück, und wende ſich ganz um, wenn Sturm kommen ſoll. Vergrößert ſie das Gewebe, ſo hat man ſehr lang anhaltendes ſchönes Wetter zu hoffen u. ſ. w. G. H. C. Lippold jedoch ſchenkt dieſer Behauptung wenig Glauben *).

Einige Stunden ehe Regen beginnt, erheben die Affen, beſonders simia seniculus, simia beelzebub, wohl auch mehrere andere, ein höchſt melancholiſches Geheul. Man glaubt einen Sturm in der Ferne wüthen zu hören, denn man hört dieſen Lärmen ſehr weit; was ſich bey dieſen kleinen Thieren blos daraus erklären läßt, daß ſich auf einem einzigen Baum oft eine Heerde von ſiebzig bis achtzig ſolcher Affen aufhält.

---

*) Siehe neues Natur- und Kunſtlexikon, herausgegeben von C. Ph. Funke, I. Band, Seite 1104.

(Fortſetzung folgt.)

Merkwürdiger Briefwechſel.

Siegfried Kolonics war Befehlshaber zu Levenz im Honter Komitat; die Türken überfielen zu wiederhohlten Mahlen die Dörfer der Umgegend, obſchon die beyden Kaiſer Frieden geſchloſſen. Da ſchrieb Kolonics an den Graner Baſſa:

Euer gnaden ritterlicher Freund und herr!

Was wir Euer gnaden zu berichten haben, iſt weiter nichts, als das Euer gnaden untergeordnete ſehr unruhig ſind, und den Friedensſtand umſtürhen, da doch auch ich ein vertheitiger der armuth und ein ächtes Glied der chriſtenheit bin. Ich wünſche daher, der Unbil wegen, die du bis izt an der armuth verübt, deine rechtſchaffenheit und tapferkeit zu prüfen. Mit fünfhundert Reitern komme ich, wohin es Euer gnaden verlangen, und mit eben ſo viel Reitern und nicht mehr kommen auch Euer gnaden; wir zwey verſuchen uns dann, zu Pferd oder zu Fuß, mit Lanze, ſäbel, ſchwert oder was immer für Waffen. Wenn Ihr mich überwindet, oder ich euch, dann ſollen auch die Reiter um uns ihre Rechtſchaffenheit und Tapferkeit erproben. Damit aber dieſe Sache zu Stand komme, wird ſie auf den St. Georgstag verſchoben, auf die ſchöne Zeit, und da ſollen Euergnaden fertig ſein. Bis izt habt ihr mit den Pflugrindern der Armuth und ihrem übrigen Vieh geſtritten, habt euer wort nicht als ehrliche Leute gehalten, und ſo den heiligen Frieden zwiſchen den zwey mächtigen Kaiſern aufgelöſt. Ich habe dieſe Sache bereits meinem mächtigen Kaiſer angezeigt, damit Euer gnaden auch ſagen können, daß ich es nicht ohne Wiſſen Seiner Majeſtät thue, und Euer gnaden berichten dies auch ihrem Kaiſer, daß nicht wir, ſondern ihr den heiligen Frieden aufgelöſt habt, ihr gabt die Urſache, nicht wir. Nach dieſen mögt ihr tapferer guter Freund ſiegen oder nicht, werden wir uns bemühen, euch in den Bart zu ſpuken. Wenn du aber wagſt, die Sache zu verſuchen ohne deines Kaiſers verwiſſen, ſo verſchiebe es nicht, ſondern enden wir die Sache auch vor der feſtgeſezten Zeit, ich bin immer bereit dazu, wie ein ſchönes Mädchen zum Tanz, denn ich hab' es nie verdient, daß ihr meine armen Unterthanen ſo plündert, beraubt und verbrennt. Es iſt alſo billig, daß ich den Armen beyſtehe. Nach dieſen bin ich zu allen was verlangt wird bereit. Ich erwarte eine Antwort von Euer gnaden. Gott mit uns. Datum ex arce nostra. Idensburg, 28. Xbris Anno 1613.

Euer gnaden

ſtets nachbarlicher Freund
Siegfried a Kolonits.

Der Baſſa antwortete ſogleich:

Ich biete euch meine gehörige nachbarliche Bereitwilligkeit an, als meinen tapfern Nachbarn, Herrn und Freund. Euer gnaden Brief iſt mir zugekommen, aus welchem ich erfahren, daß Euer gnaden wegen den Dörfern ſehr erzürnt ſind. Weil ſie auch vordem des mächtigen und unüberwindlichen türkiſchen Kaiſers Unterthanen waren, haben ſie gehuldigt den Tapfern. Als aber Euer gnaden dieſen Brief ſchrieben, war dein Verſtand aus deinem Kopf entflohn, das iſt klar. Guter Herr Nachbar und Freund, wenn es auch ſo wäre, wie Euer gnaden ſchreiben, ſchickt es ſich doch nicht, daß Euer gnaden Tapferen Leuten Ungelegenheit verurſachen; denn die Leute ſind mir untergeordnet, wie die ganze Welt weis, ſie eſſen meines Kaiſers Brod, und leben, wie ſich's Streitern ziemt; und Euer Gnaden haben den St. Georgtag zum Zweykampf beſtimmt, und Euer gnaden ſchreiben, daß Euer gnaden ſo fertig ſind zum Zweikampf, wie ein ſchönes Mädchen zum Tanz; herr Freund und Nachbar, präge es dir in den Kopf, daß auch ich ſo fertig bin zum Kampf, wie die Widder bereit ſind, auf einander zu ſtoßen. Somit Gott mit uns. Gran, Anno 1613.

Euer gnaden

Nachbar und guter Freund
Kara ali Beg,
des mächtigen und unüberwindlichen türkiſchen
Kaiſers Graner Stellvertreter.

Hierauf ſchrieb **Siegfried Kolonics:**

In allen ſchicklichen Dingen bieten wir unſere bereitwillige Nachbarſchaft und Freundſchaft an, und wünſchen, daß Gott Euer gnaden gute Geſundheit gebe. Den Brief haben wir mit Vergnügen empfangen. Was den Verſtand anbelangt, der aus unſern Kopf entflohen ſein ſoll, als wir Euer gnaden vordem ſchrieben, wußten wir, was wir ſchrieben, und wiſſen es auch jetzt. Wir erfahren, daß Euer gnaden ſo bereit ſind zum Zweykampf, wie der Widder auf den Andern zu ſtoßen; wahrlich es wird Noth thun, nichtsdeſtoweniger bitten wir Euer gnaden als unſern tapfern Herrn Nachbarn, daß ſie nicht bis zum St. Georgtag zögern, Euer gnaden haben ja ſchon Erlaubniß hiezu, wir können es alſo kurz und einen der nächſten Tage enden, ſchreiben Euer gnaden nur, welcher Tag, an welchen Ort, und ob zu Pferd oder zu Fuß Euer gnaden die Sache enden wollen. Ich erwarte Antwort von Euer gnaden. Gott mit uns. Viennae Austriae, 15. Januarii 1614.

Euer gnaden

bereitwilliger Nachbar und Freund
Siegfried a Kolonits.

Ob der Zweykampf Statt gehabt? wir wiſſen es nicht. Wenn er wirklich vor ſich gegangen, muß **Siegfried** geſiegt haben; denn er erſcheint in den Geſchichten der nachfolgenden Jahre oft und mit Ruhm bedeckt.

Johann Graf Mailáth.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl **Gerold**'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Theater an der Wien. Den 18ten Juny zum erſten Mahl: **Die Waiſe aus Genf.** Drama in drey Aufzügen, nach dem Franzöſiſchen des **Victor**, von **J. F. Caſtelli.**

Die Hauptperſon, Thereſe, unter dem Nahmen Henriette, lebte in Genf bey einer Dame, die ſie an Kindesſtatt aufgenommen, und auf ihrem Todtenbett zur einzigen Erbinn einſetzte. Die Verwandten verfolgen ſie deßhalb, klagen ſie der Verfälſchung des Teſtaments an; ohne verhört zu werden, wird ſie überwieſen und verurtheilt. Sie rettet ſich durch Flucht, und Frau von Rollſtein nimmt ſie wieder auf, in deren Hauſe Alles ihr mit Liebe zugethan iſt. Ihr Sohn Karl wählt ſie zur Gattinn, und eben ſoll die Verlobung vor ſich gehen, als ein Verworfener, der jenen Prozeß gegen ſie, im Nahmen der Familie, leitete, weil er, von wilder Leidenſchaft entflammt, ſie dadurch zwingen will, die Seinige zu werden, in der Nähe des Hauſes erſcheint, und ihre Spur entdeckt. Er tritt nun plötzlich auf, erklärt ſie als Gefangene, und ſetzt Alle in Verwirrung. Ein edler Mann, Herr Egerton, dem ſie ſich früher ſchon entdeckte, nimmt ſie in Schutz gegen den Verfolger, und iſt im Begriff, ſie mit Anbruch der Nacht in Sicherheit zu bringen, um künftig ihre Vertheidigung zu übernehmen, wird aber durch Amtsgeſchäfte abgehalten, gleich mit ihr zu gehen, und ſendet ſie unter Begleitung eines Knechtes fort. Ein Gewitter überfällt ſie in der Nähe eines Pachthofes, der ihrer Wohlthäterin zugehört. Hier fleht ſie um ein Obdach, und ſoll in einem abgeſonderten Gebäude übernachten. Als alle ſchon zur Ruhe ſind, erſcheint Strömborſt, ihr Verfolger, wieder, und lockt ſie aus dem ſtillen Zufluchtsort. Er will ſie beſitzen, oder ſeiner Rache opfern. Sie aber zeigt ſich entſchloſſen, eher den Tod zu wählen. Geräuſch in der Nähe nöthigt den Ungeſtümen, ſich eiligſt zu entfernen, nachdem er ihr den Schwur entriſſen, ihn nicht zu verrathen. Frau von Rollſtein, die ſich nach Lauſanne begeben wollte, wird ebenfalls bewogen, hier zu übernachten, und Thereſe muß heimlich die bezogenen Zimmer mit einem andern Nachtquartier vertauſchen. Der Böſewicht glaubt ſich verrathen, und ſieht kein anderes Mittel, dem Verderben zu entgehen, als die unglückliche Waiſe zu ermorden. Dieß geſchieht indem er ſtatt ihrer Frau von Rollſtein trifft, die nun Thereſens Stelle in dem kleinen ſeitwärts ſtehenden Gebäude eingenommen hat. In dieſem Augenblick ſchlägt das Gewitter ein, und ſetzt das Haus in Flammen. Der Verbrecher eilt davon. Thereſe ſtürzt heraus, in das Schlafzimmer der Ermordeten, zieht das Meſſer aus ihrer Bruſt, und wankt mit einem Schrey des Entſetzens den zur Rettung Herbeykommenden entgegen, zu deren Füßen ſie mit dem Ausruf: »Ich! — ich!« — ohnmächtig niederſinkt.

Es ſcheint nun nichts gewiſſer, als daß ſie die Thäterinn, oder wenigſtens die Mitſchuldige des Verbrechens iſt. Sie ſoll nach Genf geliefert werden, trotz der Bemühungen des wackern Egerton, der auch hieher gekommen, ihre Unſchuld zu verbürgen. Unter dieſen Umſtänden wird eben Strömborſt als Verdächtiger von den Gensd'armen aufgegriffen und herbeygeführt. Er weiß von dem Morde, wiewohl er ſeine Abweſenheit betheuert, hält aber Thereſe noch für die Getödtete. Der Verdacht mehrt ſich gegen ihn, Zeugen verſichern, ihn während der Nacht in der Nähe des Pachthofes geſehen zu haben, und Egerton kommt ſchnell auf den Gedanken, durch Schauder und Entſetzen den Verworfenen zu überraſchen. Er entfernt ſich mit dem Richter, doch beyde kehren bald zurück, und ihm wird Freyheit zugeſichert, wenn er bereit iſt, mit unſträflichem Gewiſſen ſeine Hand auf die Leiche der Ermordeten zu legen, und ſich durch einen feyerlichen Schwur zu rechtfertigen. Muthig bricht er auf; doch nahe am Ausgang erſcheint Thereſe ihm in der Geſtalt eines umherirrenden Geiſtes; dieſer Anblick ergreift ihn, den Feigen, der ſchnell und mit verzweiflungsvollem Angſtgeſchrey die That geſteht. Man findet auch bey ihm Papiere, die zu Thereſens Ehrenrettung dienen, und den Beweis enthalten, daß ſie die Tochter jener edlen Dame war, durch deren Vermächtniß ihr alle die Verfolgungen bereitet wurden. Mit ſtillem Dank zum Himmel beugt ſie ihre Knie, und Egerton legt ſegnend ſeine Hand auf ſie, indem der Vorhang ſinkt.

Dieſes Drama gehört zwar in die Reihe der Schreckensnächte, aber es geht ein ländlich gemüthlicher Abend vorher, der manche gefällige Erſcheinungen mit ſich führt, welche die Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen, und den Zuſchauer auf die ſich entladenden Gewittergemählde angenehm vorbereiten. Kaum iſt es möglich, eine gerichtliche Prozedur, denn dieſes Anſehen hat die Handlung vom Anfang bis zum Ende, iſt auf dieſem Grundſtein gebaut und ausgeführt, intereſſanter zu entwickeln. Da dieſe Dramen eine eigne

Gattung bilden, ſo konnen ſie, wie andre Abarten und Unterabtheilungen, nicht nach den fertigen Theorien, ſondern einem ihrem Charakter entſprechenden Maßſtab beurtheilt werden, und dem mit ſtrengeren Anforderungen ausgerüſteten Zuſchauer macht es wenigſtens Vergnügen, zu bemerken, wie die franzöſiſchen Schauſpieldichter, die ſonſt ſo eifrig auf die Beachtung feſtgeſetzter Formen halten, auch wenn ſie noch ſo ſehr die innere Wahrſcheinlichkeit verletzen, und jenen zu gefallen oft mit Abſicht zu verletzen ſcheinen, doch die ſceniſche Convenienz, das Fortſchreiten der Begebenheiten, überall vor Augen haben, und ſich nicht gern den Vorwurf machen laſſen, daß ſie in dieſem Fall die Gränzen überſchritten. Die nämliche Sorgfalt zeigt ſich hier nun abermahls in vielen kleinen Berechnungen, Vorkehrungen und Umſtänden, die den Werth des Ganzen freylich nicht erhöhen, aber ihm doch einen Schein von Haltbarkeit und einen Anſtrich geben, der es von der Armſeligkeit gehirnloſer Flickwerke hinlänglich unterſcheidet. Hierzu kommen noch manche mit Glück aus der Natur gegriffene Züge, und ſelbſt die ſcherzhafte Treuherzigkeit der Pächterleute, ihrem Thun und Weſen angemeſſen, verurſacht keinen ſtörenden Eindruck. Die gewaltſame Herbeyführung des Hauptmoments muß freylich einem Jeden auffallen, aber die Umgebung und die Nebenumſtände tragen doch ein eigentliches Gepräge, auch liegt in dem ſchauderhaften Mißgriff des Verbrechers, der auf den höchſten Grad geſteigerten Gefahr für die Unſchuldige, wirklich tragiſche Kraft. Der Schlußmoment entſpricht ihm ganz, und hat überdieß die Wahrheit für ſich. Die zur völligen Genugthuung für die Angeklagte dienenden Dokumente kommen zwar auf ſehr geſuchte Art zum Vorſchein, ſetzen aber doch ihr künftiges Schickſal außer Zweifel, und ſie ſelbſt, die in dieſem Theil des Schauſpiels faſt zurückgetreten war, tritt zuletzt als Werkzeug, den Verbrecher zu entlarven, bedeutend wieder vor. Es ſcheint ſogar, die an ihrer Statt Gemordete ſey vorher abſichtlich in dem Hintergrund gehalten worden, damit dieſes unſchuldig beſtimmte Opfer ſpäter nicht zu ſehr das Mitgefühl in Anſpruch nähme. So läßt ſich über dieſes Stück viel Gutes ſagen, wiewohl es auch zu mancher Rüge Anlaß gibt. Wer aber beydes mit gleicher Aufmerkſamkeit und Unbefangenheit betrachtet, der wird in der Mitte ſtehen bleiben, und dem Verfaſſer ſeinen Dank zollen, daß er hauptſächlich den Fehler der langen Weile, den unerträglichſten von allen, glücklich zu vermeiden wußte. — Die Waiſe aus Genf hat Beyfall gefunden, und iſt ſeit einer Woche an der Tagesordnung, wie ſie denn auf allen Bühnen einer guten Aufnahme nicht entgehen wird.

Die Waiſe wurde mit rührender Wahrheit und einer Überzeugungskraft gegeben, die in den erſten Scenen vorzüglich den Sachwalter der Unſträflichkeit entbehrlich machten.

Egerton war einem Darſteller zugefallen, der hier vollkommen zu genügen wußte, und das Lob verdient, den leicht zu ergreifenden oratoriſchen Ton ſo viel wie möglich unterdrückt zu haben.

Strömdorff wurde anſchaulich und kräftig gegeben Es läßt ſich hier die bloße Leidenſchaft nicht als Motiv verwenden. Die lobenswürdigſte Seite der Darſtellung war die ſcheue Kühnheit der Verzweiflung in der letzten Scene, und das vorhergehende Bemühen, ſich zum Widerſtand zu waffnen. Auch die übrigen Rollen waren gut beſetzt; den Verwalter übergehen wir.

In Petersburg hat ſich eine kunſtliebende und kunſtſchätzende Geſellſchaft gebildet. Jedes Mitglied erlegt eine beſtimmte Summe als Fond zur Begründung eines Kapitals, womit man dürftige junge Künſtler zu beſchäftigen, ihnen eine anſtändige Subſiſtenz zu gewähren, und ſie den drückenden Nahrungsſorgen zu entziehen gedenkt.

M.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625) wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k. k. Poſt 11 fl. W.W. halbj.
Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

56.

(Wien, Samstag den 14. July.)

Einiges aus Deutſchland's Vorzeit.

Von Julius Max Schottky *).

I.

(Philander v. Sittewald's Strafſchriften, 1650. Theil 2. Seite 249, mit veränderter Rechtſchreibung.)

„Es iſt thöricht und unverantwortlich einem Teutſchen, in fremde Lande mit großen Koſten und oftmahl in's Verderben ziehen, und ſein eigen Vaterland und Mutterſprach hinten ſetzen, als ob man ſich deſſen ſchämen thäte. Das ſoll' bey keinem Teutſchen ſeyn, ſondern vor allen Dingen ſoll er die teutſche Geſchichte und Sprache lernen und hoch erheben, und die teutſchen Land' durchzogen haben, ehe er ſich in fremde Lande begebe; — und wann er ſich in fremde Land je begeben will, ſein Lehr' ſo weit gebracht haben, daß er vollkommen ſey, und ſeiner ſelbſt ſo viel mächtig, daß die ausländiſchen Schmeicheleyen ihn nicht mehr von dem Studiren abhalten oder gar abfallen machen können, welches Vielen geſchehen, die in ſolche Lande geflogen, ehe ihnen die Federn recht gewachſen waren, und hernach als junge Vögel, die noch nicht flick ſind, zu Boden gefallen, und da in den Laſtern liegen blieben und verdorben. Auch diejenigen, ſo in fremde Lande reiſen, zuſehen ſollen, daß ſie einen redlichen Namen, vor allen Dingen Beſtändigkeit, Treue und Liebe dem Vaterland erhalten mögen.“

---

*) Ich lebe ſeit fünf Jahren mit Unterſtützung und im Auftrage des königl. preußiſchen Miniſteriums in Wien, um die literäriſchen Schätze der k. k. Hofbibliothek zu benützen, laſſe nächſte Meſſe in Berlin bey Reimer nachſtehende Werke drucken:

1) Blüthen aus dem Dichter-Haine des dreyzehnten Jahrhunderts, und
2) den erſten Theil des, vier Bände umfaſſenden, Buches: Über die deutſche Sprache des dreyzehnten Jahrhunderts,

und reiſe Anfangs September abermahls durch Deutſchland's Süden, um für Literatur und Kunſt zu ſammeln. Wien, den 1. July 1821.

Julius Max Schottky.

II.

Altdeutſche Priamel.

Kommt Kunſt gegangen vor ein Haus,
So ſagt man ihr, der Wirt ſey aus;
Kommt Weisheit auch gezogen dafür,
So find't ſie zugeſchloſſen die Thür;
Kommt Zucht und Ehre gleichermaß,
Sie müſſen geh'n dieſelbe Straß';
Käm' Lieb' und Treu', und wollt' hinein,
So möcht' Niemand ihr Pförtner ſeyn;
Kommt Wahrheit nun, und klopfet an,
So muß gar lang ſie draußen ſtahn;
Kommt Gerechtigkeit auch vor das Thor,
So find't ſie Ketten und Riegel vor: —
Kommt aber der Pfennig geloffen,
So ſteh'n ihm Thür und Angel offen!

(Man vergleiche die Urſchrift in Eſchenburg's Denkmälern zur Geſchichte der altdeutſchen Literatur.)

III.

Weibliche Schönheit.

Ein ſchönes Weib müßt', wie ich ſag',
Mir haben ihren Kopf von Prag,
Aus Frankreich ſollte ſeyn ihr Haar,
Aus Öſtreich ihre Bruſt fürwahr.
Die Kehl', der Rücken aus Brabant,
Aus Kölln ſey ihre weiße Hand;
Zwey blanke Füßlein von dem Rhein,
Aus Bayern muß die Sitte ſeyn, —
Und gäb' die Red' ich ihr aus Schwaben,
Ich thät' ſie wahrlich wohl begaben!

(Überſetzt aus Eſchenburg's Denkmälern zur Geſchichte der altdeutſchen Literatur.)

Ein Brief. Als Vorbereitung zu humoriſtiſch-ſatyriſchen Reiſebemerkungen.

Mein theurer Freund!

Ich habe Ihnen freylich verſprochen, auf meiner Reiſe durch Deutſchland Ihres Blattes zu gedenken, und von Zeit zu Zeit Nachrichten und Anſichten über intereſſante Gegenſtände zu ertheilen; allein, jetzt da ich mich auf dieſer Reiſe wirklich befinde, und ſo manches Bemerkenswerthe ſich meinen Blicken zeigt, fühle ich erſt wie viel ich verſprochen habe! Ich geſtehe Ihden ſogar aufrichtig, daß ich ſchon anfing zu glauben: Sie hätten mich mit Ihrem Auftrage nur zum Beſten gehabt; weil es Ihnen unmöglich entgangen ſeyn kann, wie ich ſo ganz und gar kein Literatus und öfters mit den klügſten Beurtheilern und Kritikern unſrer Zeitſchriften ganz und gar nicht einerley Meinung bin.

Ich ſchrieb Ihnen dieß und freue mich ungemein, daß Ihre Antwort darauf, Anſichten oder vielmehr *Einſichten* enthält, welche mich faſt überzeugen, daß ich mich zu dem mir anvertrauten Geſchäfte nicht ſo übel ſchicke. *Längſt* hätte ich gern etwas von mir gedruckt geſehen; allein was? wie? wo?

Ihr Brief gab mir Antwort auf dieſe Fragen. Sie wollen den Gäſten Ihrer literariſchen Tafel alle Arten von Gerichten vorſetzen! Gut. Ich liefere Hausmannskoſt. — Denken Sie nicht, daß ich hiermit etwas zu meinem Lobe ſagen wollte — ich halte die Konfekte ſehr in Ehren — allein ich glaube faſt, daß Sie Recht haben, und mancher Leſer die einfachen, natürlichen Anſichten eines *ganz gewöhnlichen, bloß mit geſundem Menſchenverſtande begabten Kopfes* nicht ungern anhören wird. Ich bin kein Gelehrter, darum auch keines Gelehrten Feind; kein Künſtler, darum keines andern Künſtlers Nebenbuhler; kurz ich bin ein Menſch, der ſelbſt ſo wenig *weiß* und *kann*, daß er ſich über alle Vorzüge Anderer kindiſch freuen *muß*; denn es wäre ja entſetzlich, wenns keine Klügeren gäbe als ich bin! Ja, ja, Sie haben ganz Recht — mit meinen Verhältniſſen, Abſichten und Perſönlichkeiten komme ich mit Niemanden in Kolliſion, darum *müſſen* meine Nachrichten und Bemerkungen unparteyiſch ſeyn — doch nach meiner Meinung, die Erſten mehr, wie die Letzten. Nachrichten beſtehen in Erzählung deſſen, was wir ſahen, und wir konnten doch nichts *roth* geſehen haben, was *blau* war. Man will zwar behaupten, daß es ſogenannte Schwarzſeher gebe, allein, zum Lobe meiner Augen ſey es geſagt: *Ich kenne die Farben*. Alſo wie geſagt: *Nachrichten* können leichter unparteyiſch ſeyn, als *Anſichten* und *Bemerkungen*! Ich habe in der Regel gutmüthige und wohlgebildete Leute am liebſten, und mancher Menſch *gewinnt* mich durch den bloßen Anblick, wie mancher mich durch den bloßen Anblick *abſtößt*; kommt zu dem *Erſteren* noch eine anziehende Eigenſchaft, zu dem *Letztern* irgend eine widerwärtige Gewohnheit, ſo iſt Vorliebe und Abneigung bald entſchieden und die Parteylichkeit ſchon da. Ich will damit nicht ſagen: *Ungerechtigkeit*; denn wenn Erſterer ein *ſchlechtes* Buch geſchrieben hat, der Zweyte ein *gutes*, ſo werde ich Schlecht und Gut immer zu unterſcheiden wiſſen; allein wenn beyder Schöpfungen, Wirkungen, Leiſtungen, oder wie mans nennen will, ſich gleichen — werde ich jene, des Beſitzers meiner Vorliebe leicht für beſſer halten. — Auch eine mehr oder minder fröhliche Stimmung wird empfangene Eindrücke mehr oder weniger freundlich berichten, in geſundem oder krankem Zuſtande wird ein *gleicher* Fall eintreten; ich werde alſo ſo weit parteyiſch ſeyn, als es *alle* Menſchen ſind, aber — weiter? — nicht. Auch will ich nur in Fällen, wo ich meiner *ganz* gewiß bin, *eigne* Meinungen den Berichten beyfügen, und immer *jene* der *Klügern*, *Fröhlichern* und *Beſſern* vorziehen. Merke ich aber hie und da auch einer irrigen Meinung an, daß ſie der Bekanntmachung werth iſt und dadurch Nutzen oder Unterhaltung gewährt, ſo ſoll ſie mir ſicher nicht entgehen. Sie merken wohl: ich will mich aufs Horchen legen? Ja ſo iſt es auch — horchen will ich, was die Leute Kluges, Lächerliches und Abſardes ſagen (denn das läuft wohl oft mitunter); horchen, aber nicht ſpioniren. Bey Volksfeſten dräng' ich mich mit geſpitzten Ohren ins Gewühl der Fröhlichen; in Kunſtſammlungen begleite ich unbemerkt Eingeweihte und Laien; im Theater lauſche ich heute hinter den geſperrten Sitzen, morgen auf der Gallerie; auf Bällen tanz' ich hinter Neuverliebten, ſetze mich neben Muhmen und Baſen; in dem Hörſaal unter die Studenten, auf dem Kaffehhaus zu Dummen und Superklugen; kurz überall dahin, wo ich was für uns erſchnappe. — Gottlob! daß ich ſo ganz und gar nichts bin, und all das Zeug nicht treibe, was die Welt beſpricht; ſo kann doch das bekannte Sprichwort nicht eintreffen:

Der Horcher an der Wand
Hört ſeine eigne Schand.

Nun, und wenn auch einmahl eine derbe Wahrheit auf mich recht paſſend klingt, ich will ſie mir ad Notam nehmen, und laſſe ſie im Bericht gewiß nicht aus. Ich hielt es nicht für überflüſſig, Ihnen vor meiner erſten Sendung ſo ungefähr eine Idee des Geſichtspunktes zu geben, von dem ich ausgehe, um zu erfahren, ob es der rechte, oder ſo zu ſagen der iſt, wofür Sie mich paſſend halten; aber darauf machen Sie ſich gefaßt: ich werde, wie es viele brave und auch nicht dumme Leute oft thun, zuweilen Dinge loben, die Ihren ſogenannten Äſthetikern gar nicht gefallen, und nicht ſelten den Kopf ſchütteln, wenn jene etwas bis zu den Wolken erheben, was mir ganz irdiſch ſcheint. A propos: von Wolken! Über Alles, was mir zu hoch iſt, bin ich ganz ſtill, und beſchränke mich bloß darauf, was andre Leute ſagen. Meine Sendungen beſtehen in folgenden Artikeln: Gelehrte Sachen (ein Artikel, der etwas rar ſeyn wird, weil nur vernünftige Dinge dazu taugen); Kunſtanſichten (in Hülle und Fülle, denn die hat jeder in Vorrath); Parterregeſpräche (täglich zu erhalten, Normatage ausgenommen); Ballconverſationen (beſonders im Faſching ergiebig); Ungereimtes und Klatſchereyen (immer vollauf). Nun rüſten Sie ſich mit Geduld und Standhaftigkeit, dieß alles zu verdauen; denn viel dummes Zeug wird mit unter laufen, allein das Meine iſt ja doch nicht das erſte, was gedruckt wird.

Laſſen Sie ja meinen Nahmen recht groß drucken; damit die Leute wiſſen, daß ichs bin! So wie ich ihn hier ſchreibe.

Andreas Horcher.

* * *

Frühlings-Unterhaltung in Hütteldorf, während des Regens über den Regen.

Von Georg von Gaal.

(Fortſetzung von Nr. 55.)

Da die Landleute überhaupt der Natur näher ſind, als wir, meine werthen Damen! ſo haben ſie auch Gelegenheit, Wetterveränderungen mancher Art mit weit mehr Zuverſicht vorherzuſehen, als wir Städter in unſern geſchmackvoll übertünchten Kerkern. Wir wollen demnach die Beobachtungen derſelben hinſichtlich bevorſtehenden Regens, die uns als ſogenannte Bauernregeln erinnerlich ſind, der Reihe nach hier aufzählen.

Regen iſt zu erwarten: 1) wenn nach einem Gewitterregen die Strohdächer rauchen; 2) wenn es im Winter donnert; 3) wenn bey trocknem Wetter des Nachts die Eulen ſchreyen; 4) wenn Federn, welche an einem ſtillen Orte liegen, ſich von freyen Stücken bewegen, oder gar umher fliegen; 5) wenn das Feuer auf dem Herde ſich nicht gut anzündet, nicht brennt, ſondern immer wieder auslöſchen will, ſehr flackert, ſtark praſſelt und blaß ausſieht, oder auch an Pfannen, Keſſeln und Töpfen viele Funken hängen bleiben; 6) wenn, nach Sonnenuntergang, in Weſten oder Nordweſten lange feuerrothe Streifen am Himmel entſtehen; 7) wenn ſich die Finken früh, vor Sonnenaufgang, hören laſſen; 8) wenn ſich des Morgens zwiſchen den Wolken grüne Strahlen zeigen; 9) wenn Sonne und Mond einen Hof haben *); 10) wenn die Hunde Gras freſſen, oder ſich immer auf der Erde wälzen; 11) wenn ſich die Katzen ſehr putzen und lecken; 12) wenn die Krähen über hohen Gebäuden und Felſen haufenweiſe herumfliegen, die Köpfe im Fliegen aufrecht halten, ſchreyen, und ſich auch wohl ins Waſſer tauchen; 13) wenn die Kröten häufig hervorkriechen; 14) wenn die Laubfröſche im Freyen niedrig ſitzen und ſchreyen; 15) wenn Lichter und Lampen ſehr praſſeln, Funken ſpritzen, ihre Strahlen ſtumpf und dunkel oder ſo brennen, als ob ſie alle Augenblicke verlöſchen wollten; oder, wenn ſie um ſich herum eine Krone von allerley Farben haben, ihre Flammen am Dochte ſchwarz ausſehen, und ſich an dieſem ſchwammähnliche Funken anſetzen; 16) wenn einem die Lippen ungewöhnlicher Weiſe aufſpringen; 17) wenn die Mäuſe laut pfeifen; 18) wenn die Maulwürfe ungewöhnlich hoch aufwerfen; 19) wenn der Mond dem Anſcheine nach früher aufgeht als er ſollte, größer als gewöhnlich, oder oval ausſieht, und im erſten Viertel länger zu ſcheinen ſcheint, als ſonſt; ferner, wenn er am vierten oder fünften Tage ſeines Alters trübe und ſtumpfe Hörner hat, ſehr bleich, finſter oder aſchfarbig ausſieht; auch wenn er einen Regenbogen formirt, und viele Zirkel um ſich herum hat, die ſich von Zeit zu Zeit in ſchwarzbraune Wolken verwandeln, oder man Nebenmonden um ihn her ſieht, und die Körper oder dunkeln Flecke in ihm keinen Schatten werfen. So folgt auch ſchlecht Wetter, wenn er im zunehmenden Stande ſo ſteht, daß die oberſte Spitze vorwärts hängt, oder im erſten Viertel das untere Horn dunkler iſt, als das obere; 20) wenn es viele Morgenröthe gibt; 21) wenn die Mücken gegen Sonnenuntergang, im Schatten ſpielen; 22) wenn Nebel in niedern Feldern, Flüſſen und Teichen aufſteigen, oder des Morgens wolkenartig vor der Sonne ſtehen; wenn bey ſchönem Wetter dergleichen in Thälern entſtehen, die Spitzen der Berge dabey im Lichten bleiben, und ſie dann niedergedrückt werden. So auch wenn die Nebel ſehr ſinken, oder in der Luft rauſchen; 23) wenn ſich Nebenſonnen zeigen; 24) wenn der Rauch nicht gern zum Schorſtein hinaus will; 25) wenn die Fliegen ſtark auf Menſchen und Vieh fallen; 26) wenn die Schweine

---

*) Geſchieht dieß im Sommer, ſo folgt indeß gemeiniglich anhaltend gutes Wetter darauf.

ſpielen und ihr Futter zerſtreuen; 27) wenn das Rindvieh den Kopf in die Höhe hebt, in die Luſt riecht, und die Schnautzen leckt; 28) wenn das Waſſer leicht, ſchnell und ohne alles Getöſe ſiedet; 29) wenn trocknes Holz aufquillt, und Stricke kürzer werden; 30) wenn das Salz feucht wird, und die Abtritte ungewöhnlich ſtinken; 31) wenn die Steine ſchwitzen, und die Flöhe heftiger als gewöhnlich ſtechen; 32) wenn Abends gewiſſe kleine ſchwarze Wolken nach Weſten zu, und des Tags dergleichen neben der Sonne ſtehen, oder nach einem feuerrothen Untergange der Sonne am Himmel erſcheinen *); 33) wenn nach einem kurzen Regen ein kalter Wind entſteht; 34) wenn gefallener Regen auf der Erde geſchwinder als gewöhnlich eintrocknet; 35) wenn man an einem ſtillen Abende den Schall der Glocken und Uhren, das Geräuſch und Brauſen des Waſſers, das Geſchrey der Thiere u. dgl. vernehmlicher und in einer weitern Entfernung als gewöhnlich höret; 36) wenn das Siebengeſtirn dunkel aufgeht; 37) wenn die Sonne zeitiger, als ſie ſollte, aufzugehen ſcheint, und dabey ſehr roth ausſieht, oder (ſo wie vor ihrem Untergange) einen finſtern oder röthlichen Ring hat; 38) wenn die Sonne beym Auf- und Untergange größer als gewöhnlich, oder auch wohl oval erſcheint; 39) wenn die Hähne zur ungewöhnlichen Zeit krähen, und die Hühner, ſich die Federn ſtreichelnd, traurig umhergehen **); 40) wenn ſich das Federvieh im Staube wälzt; 41) wenn Kraniche, Geyer und andere Raubvögel bey ſchönem Wetter heftig in der Luft ſchreyen, die zahmen aber ſich ungewöhnlicher Weiſe baden, und die Schwalben auf dem Waſſer oder dicht an den Wänden herumfliegen; 42) wenn die Roßkäfer des Morgens fliegen; 43) wenn, ehe es regnet, beſonders nach langer Dürre, ein Regenbogen ſich zeigt; 44) wenn nach einem kurzen Regen ein Regenbogen einen Gegenſchein macht, oder in demſelben kleine Funken flattern, oder ſeine Farben immer dunkler werden; 45) wenn die Regenwürmer häufig aus der Erde hervorkriechen; 46) wenn ſich der Ruß im Schorſteine von ſelbſt ablöſt, und derſelbe dann herunterfällt; 47) wenn die Schafe viel ſpringen, einander mit den Köpfen ſtoßen, ſich früh auf die Weide machen, im Heimgehen noch viel Gras freſſen, ſich davon nicht abhalten laſſen, und ungern in den Stall wollen; 48) wenn man weniger als gewöhnlich Sterne ſieht, und dieſe ſehr funkeln, oder ſchwarze Höfe bekommen, oder viele Sternſchnuppen fallen; 49) wenn die Störche ihre Jungen im Neſte zudecken; 50) wenn ſich die Tauben im Waſſer baden, oder Abends ſpät nach Hauſe fliegen; 51) wenn kein Thau fällt, oder der gefallene plötzlich wieder verſchwindet; 52) wenn der Hühnerdarm und die amerikaniſche Ringelblume, jener nach neun Uhr, dieſe aber ſchon nach ſieben Uhr früh verſchloſſen bleiben; 53) wenn ſich große Wolken wie Thürme und Felſen am Himmel bilden, oder kleinere ſich vergrößern — oder viele wie Locken und Wolle von Morgenher zerſtreut gezogen kommen, und ſich zuſammenziehen. Oder, wenn dicke ſchwarze Wolken mit dem Winde aufſtehen und fortziehen, — wenn ſie ſchwarz, oder waſſerfarbig, oder roth, nach einem feurigen Untergange der Sonne, erſcheinen, — wenn ihrer viele gleich neben der Erde ſtehen, und unten ſchwarz ausſehen, — wenn ſie grünliche Farbe bekommen, — finſter und röthlich und wie zerhechelt von Mittag herziehen — von allen Seiten bleyfarbig zuſammenkommen — nebelartig und finſter vor Sonnenaufgang hergehen, und ſonſt Waſſer ziehen.

---

*) Werden die Wolken zur Zeit des Regenwetters ſehr geſchwind getrieben, oder ſtehen ſie, in ſchwarzer Farbe, dicht über der Erde, ſo bedeutet dieſes anhaltendes Regenwetter.

**) Anhaltend iſt der Regen, wenn die alten Hühner bey ſeinem Anfange nicht ſogleich unter Dach treten; vorübergehend aber, wenn ſie dieß thun.

So viel von den Anzeigen, die, nach der Landleute Meinung, dem Regen voranzugehen pflegen *); daß aber auch der Regen ſelbſt als beſondere Vorbe-

---

*) Dieſem zunächſt gebühret hier, da wir uns ſo weitläuftig über die Anzeigen nahenden Regens ergoſſen, vor allem dem berühmten Regenpropheten Stöfler ein geräumiger Platz.

Johann Stöfler, ein weiland berühmter Mathematiker und Aſtrolog unter den Lehrern zu Tübingen, der neben ſeinen Verdienſten um die Verbeſſerung des Kalenders zugleich einer der mächtigſten Beförderer aſtrologiſcher Grillen war, hatte in einem, an den König von Spanien, und nachmahligen Kaiſer Karl den V. gerichteten Prognoſtikon von 1518, eine Sündfluth angekündigt, die im Februar 1524 anfangen, und die ganze Erde verderben ſollte. Seine Gründe waren: weil alsdann eine Conjunction des Saturnus, Jupiters und Mars eintreffen würde, die an ſich der Erde nicht anders als nachtheilig ſeyn könnte, noch mehr aber dadurch zu fürchten wäre, daß dieſe Verbindung im Zeichen der Fiſche geſchehen würde, welches unvermeidlich eine allgemeine Sündfluth nach ſich ziehen müßte.

Stöfler ſtand in dem Rufe eines gelehrten und weitſehenden Mannes; ſeine Prophezeyung machte alſo Aufſehen in ganz Europa; auch Karl mit ſeinen Hofleuten gerieth in Sorge. Die Furcht ſtieg und wurde allgemeiner, als mehrere Sterndeuter die bevorſtehende Sündfluth auch mit ihrer Autorität bekräftigten. Des Kaiſers Großkanzler fragte ſelbſt den damahls gelehrteſten Mann in Spanien, den berühmten Peter Martyr, um Rath; allein auch dieſer gab wenig Troſt, denn Peter Martyr antwortete, daß zwar das Übel nicht eben ſo allgemein ſeyn würde, als man fürchtete; jedoch aber die bevorſtehende Vereinigung der Planeten allerdings eine große Unordnung in der Welt anrichten dürfte.

Da hierdurch die Beſorgniſſe des Kaiſers mehr verſtärkt, als gehoben wurden; ſo bewog dieß, und die Angſt der Hofleute, einen andern Gelehrten, den der Kaiſer gleichfalls ſchätzte, den Auguſtinus Niphus, die Stöfleriſche Prophezeyung zu widerlegen. Die gefertigte Schrift that dem Kaiſer und Vielen Genüge; nur dem kaiſerlichen General, Graf Rango, nicht. Dieſer, voll treuen Glaubens an Aſtrologie, hatte gleich Anfangs verlangt, der Kaiſer möchte die höchſten Berge ausſuchen, allda Magazine anlegen, und ihn daſelbſt mit der Armee kampiren laſſen. Im erſten Eifer hatte vielleicht der Kaiſer dieſem Vorſchlage kein abgeneigtes Gehör gegeben; nun aber, da durch die Gründe des Niphus dieſer erſte Eifer bey Karln erkaltet war, beſorgte der General, daß der Kaiſer zu ſicher werden, und die Rettung der Armee verſäumen möchte; er ſtiftete alſo einen berühmten Aſtronomen zu Padua, Thomas Philologus, an, des Niphus Schrift zu widerlegen; auch fand ſich ein gewiſſer Michael de Petra Sankta aus Rom, der ebenfalls zu beweiſen ſuchte, daß die Zuſammenkunft der Planeten im Fiſche nichts Geringeres, als eine völlige Sündfluth verurſachen müßte.

Die Furcht, die ſich ſolcher Geſtalt über ganz Europa verbreitet hatte, war ſo groß, daß z. B. in Frankreich mehrere Menſchen darüber den Verſtand verloren. Ein jeder ſuchte ſich zu retten. Viele, die am Meere und an großen Flüſſen Güter hatten, verkauften ſie, und begaben ſich auf hohe Berge, um da die Sündfluth abzuwarten. Andere baueten Schiffe oder förmliche Archen, und gedachten ſich ſo zu retten.

Dieſes Mittel wählte auch der Präſident Auriol in Toulouſe, der eine große Arche bauen, und ſich mit allen Nothwendigkeiten verſehen ließ, um ſich zur Zeit der Noth mit den Seinigen darein begeben, und ſicher umherſchwimmen zu können; damit ſie aber nicht alſobald beym erſten Stoß des andringenden Waſſers fortgeführet würde, ſo wurde ſie zuvor auf vier gemauerte Pfeiler erhoben.

Der Bürgermeiſter Hendorf zu Wittenberg hingegen traf ſeine Veranſtaltungen auf dem Boden ſeines Hauſes, wohin er ein Viertel gebräuetes Bier bringen ließ, um nachher, beym Überfluß an Waſſer, doch auch keinen Mangel an einem guten Trunk Bier zu haben.

Endlich trat der mit Furcht und Zagen erwartete Hornung ein; der Himmel war heiter und ſchön in den meiſten Ländern; die Sündfluth blieb aus, und — die Menſchen waren geäfft.

De falsa diluvii prognosticatione, quae ex conventu omnium planetarum, qui in piscibus continget, anno 1524, divulgata est, libri tres. Neapoli 1519. 4. und bald nachher zu Bologna wieder gedruckt. 1520. in 8.

deutung einer höchſt wichtigen Sache angeſehen werde, können wir hier nicht verſchweigen. Regnet es einer Braut in den Kranz, ſo werden die neuen Eheleute reich; ſchneyet es ihr aber in den Kranz, ſo erfolgt eine üble Ehe. O des drey Mahl köſtlichen, wahrhaft Goldes werthen Ausſpruchs! Erkennen Sie wohl, meine Damen, wie ungerecht wir wären, wenn wir noch länger auf den Regen ſchmollten? Jeder iſt der Meiſter ſeines Schickſals; was mein ſanftes Herz betrifft, ſo werde ich's, um ganz ſicher zu fahren, nie vor dem Medardustage feil biethen; regnet es an dieſem, und ich heirathe noch vor Verlauf der darauf folgenden vierzig Tage, und zwar ohne Regenſchirm, ſo kann es mir nicht fehlſchlagen, nebſt hohen Ehren und Anſehen auch noch ein freundliches Landhaus in der romantiſchen Gegend Hütteldorfs zu beſitzen, deſſen ich mich in der That nicht wenig freuen, und bey zunehmendem Glücksregen als eines Parapluies gegen alle dieſem, wie gewöhnlich, unmittelbar folgende Ehrenämter — und Titelsfluth vorſichtiglichſt bedienen werde. Wohl ließe ſich ein noch weit zuverläſſigeres Mittel indiciren, als das eben geſagte, beym wahren Lichte betrachtet, zu ſeyn ſcheint: wenn nähmlich die neu angehenden Eheleute fleißig arbeiten, ſparen und in Eintracht leben, ſo mag es ihnen in den Kranz regnen oder ſchneyen; ſie werden dennoch ihrer Tage froh werden; doch dieſes gehört nicht in unſere Regengeſchichte, und wir wollen ja in unſerm naſſen Geleiſe bleiben.

Leider empfinden wir, meine geehrten Damen, wie ſchlimm auch nur ſeit acht freudeloſen Tagen der Regen uns mitgeſpielt; laſſen ſie uns daher auch andere, und wo möglich, auch ſogar die merkwürdigen Rollen alle Revue paſſiren, die dieſer hochgeborne Gaſt, ſeit ſeinem Engagement auf unſerm Welttheater mit oder ohne Beyfall geſpielt hat.

In dieſer Abſicht müſſen wir vor allem der größeren gedenken, worin er aufgetreten; dann aber auch der ſeltſamen und wunderbaren Arten Regens erwähnen, wenn ja mein Regengedächtniß, das mit Jean Pauls Zettelkaſten ſo ziemlich gleicher Natur iſt, uns nicht im Stiche läßt.

Unter allen Regen wollen wir gleich jenes Regens gedenken, durch welchen, nach der alten Dichter Meinung, es Jupitern ſchon früher gefiel, das ganze liebe Menſchengeſchlecht, bis auf ein Paar, auszurotten. Er ließ wirklich ſo jovialiſch regnen, daß in den bis an die Spitze des Parnaß angeſchwollenen Wäſſern, Deukalion und Pyrrha ausgenommen, alles zu Grunde ging, was Leben hatte. Daſſelbe ſoll derſelbe, nach Euſebii und Oroſii Rechnung, auch ſchon um 230 Jahre früher nicht ganz ohne Erfolg durch die Ogygiſche Fluth, und zwar während der Regierung des Königs Ogyges in Attika, verſucht haben; aber von dieſer wiſſen wir nicht viel zu erwähnen. Auch die Amerikaner haben die Sage von einer durch ungeheuern Regen entſtandenen allgemeinen Überſchwemmung, welche einige für dieſelbe halten wollen, welche als Sündfluth beſchrieben iſt. Seit jenen ſchrecklichen Regenfluthen gab es wohl noch gar manche, für viele Gegenden verderbliche, und eben ſo wie der gegenwärtige, langwierige und langweilige Regen; — ſo regnete es z. B. im Jahre

---

Der ganze Verlauf dieſer Begebenheiten, nebſt den dazu gehörigen Belegen, iſt angeführet bey Moehſen, S. 410. ff.

611 in Italien ſo heftig, daß aus der dadurch bewirkten Überſchwemmung eine Peſt entſtand, die durchs ganze Land verderblich wüthete.

Auch im Jahre 676 war (laut Sigeb. Chron. sub anno Dom. 676) ſo ſtarker Regen in Italien, daß unzählige Menſchen und Thiere in ſeinen Fluthen zu Grunde gingen.

Im Jahre 690, und zwar im dritten der Regierung Juſtinians, traf daſſelbe Land ein ſo gewaltiger und langer Regen, daß man ihn allgemein für eine Erneuerung der Sündfluth hielt.

Im Jahre 1014 (wie das Chronicon Sozon und Tritemius melden) brach im Oktober ein ſo gewaltiger und plötzlicher Regen über Flandern los, daß er in kurzer Zeit viele tauſend Menſchen erſäufte.

Im Herbſte des Jahres 1494 regnete es in Frankreich und Italien ſo anhaltend und gewaltig, daß alle Ströme und Flüſſe über 15 Fuß Höhe anſchwollen, und in dieſen beyden Ländern die gräulichſten Verwüſtungen anrichteten.

Eben ſo verderblich ergoſſen ſich zu verſchiedenen Zeiten, nahmentlich in den Jahren 589, 791, 1378, 1423, 1424, 1480, 1513, 1530, in mehreren Gegenden Europas die Waſſer des Himmels, daß man nur mit Grauen der Verheerungen gedenken kann, die ſie, nach den Zeugniſſen des Sigonius, Platina, Cranz, Jonius und Anderer, ſollen angerichtet haben.

(Fortſetzung folgt.)

* * *

Alte Sprichwörter in einem neuen Gewande.

Von J. F. Caſtelli.

10.

Wird der Guckuck auch noch ſo alt,
Er ſchreyt immer daſſelbe Lied im Wald.

11.

Wenn ein Faß gefüllet iſt,
Nur dann bemerkt man wo es fließt.

12.

Wenn Alle wären reich
Und Alle wären gleich
Und wären All' zu Tiſch geſeſſen,
Wer brächte ihnen dann das Eſſen?

13.

Die Flammen in alten Häuſern drohen
Viel mehr Gefahr, als die in neuen.

14.

Amtleute geben dem Herrn ein Ey
Und nehmen von Unterthanen zwey.

15.

Nimmt ein Alter eine junge Frau,
So ladet er den Tod zur Trau.

16.

In einem kleinen Sack
Iſt oft ein großer Pack.

17.

Willſt dem Brunnen wehren das Fließen
Mußt du erſt den Brunnquell wiſſen.

18.

Mancher recht gut kochen kann,
Richtet's aber eſſig an.

19.

Wirf nicht weg die alten Kleider,
Bis du neue haſt vom Schneider.

20.

Jedes Ding greif' an
Wo man's faſſen kann.

21.

Das Ding ſteht lange ſchon beym Feuer,
Wann's aber gut wird, weiß der Geyer.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Die Expeditions-Schiffe des Kapitäns **Parry** heißen: der **Hekla** und die **Fury**. Die Wände ſind mit Kork belegt, um gegen die Kälte zu ſchützen; überhaupt iſt die ganze innere Einrichtung vortrefflich, man möchte ſagen elegant. **Parrys** Bericht über die letzte Expedition iſt erſchienen, und wird, ſowohl wegen des intereſſanten Inhalts, als auch wegen der Beſcheidenheit, womit der Verfaſſer von ſich ſelbſt ſpricht, ſehr gerühmt. M.

Die Abendzeitung liefert einen intereſſanten Bericht über ein bis jetzt wenig beachtetes altdeutſches Gedicht auf **Karl den Großen**, welches ſich in Handſchrift im brittiſchen Muſeum zu **London** befindet. Es ſcheint im fünfzehnten Jahrhunderte von einem Mönche von St. **Peter** in **Regensburg** verfaßt. M.

Der engliſche Dichter **Thomas Moore** erhält von einem Muſikverleger in **London** jährlich 600 Pfund Sterling, wofür er ſich anheiſchig gemacht, alle Jahre einige Lieder für deſſen Verlag zu verfertigen. M.

Die Witterung hat ſich in Südfrankreich, nach den neueſten Berichten, wieder geändert, und man erwartet noch eine gute Weinleſe und Getreideernte.

Der Winter-Fiſchfang an den Norwegiſchen Küſten iſt dieſes Jahr ſo ſtark und einträglich geweſen, daß man ſich ſeit Menſchengedenken kaum eines ſo reichen Fangs erinnern kann: ein Umſtand, der für **Drontheim** und **Bergen** ausnehmend wichtig iſt.

Prinz Ratafe, von der Inſel Madagascar, der ſich jetzt in London befindet, erregt dort großes Aufſehen. Er ſucht Künſtler, Handwerker und Miſſionarien für ſeine Inſel zu erhalten. Er wohnte mehreren Verſammlungen der großen Londoner Bibelgeſellſchaft bey.

M.

In einem franzöſiſchen Werke über den Tanz beklagt ſich ein Herr Blaſis bitter darüber, daß die Franzoſen alles Andere in der höchſten Vollkommenheit haben, nur keinen ernſten Tanz! — Unter andern ſagt er auch: die meiſten Menſchen glauben, man tanze mit den Beinen. Wie thöricht! Der ſchlechte Tänzer nur tanzt mit den Beinen, der gute Tänzer mit den Armen

M.

Herr John Crawford, geweſener großbritanniſcher Reſident am Hofe des Sultans von Java, ſchildert die Javaneſen als einen kräftigen Volksſtamm, der Strapatzen und Mangel recht gut ertragen kann. Ihre Krankheiten biethen nur höchſt ſelten den entzündlichen Charakter dar, und Wunden oder chirurgiſche Operationen, die dem Europäer leicht lebensgefährlich werden, ſind es für ſie ungleich weniger. Zum Beweis dieſer Behauptung wird das häufig als Strafe vollzogene Abnehmen der Arme, Hände und Füße angeführt, wovon ſie leicht und ohne Kunſtverband geneſen. Nachlaſſende und Wechſelfieber ſind zu gewiſſen Jahreszeiten, als Folge der Sumpfausdünſtungen, herrſchend. Mörderiſcher als jede andere Krankheit, zeigen ſich die Kinderpocken, woran in der Stadt Java der zehnte Theil aller Kinder ſtirbt. — Die Javaneſen ſind kein lebhaftes und wohl eher ein träges Volk. Dafür aber ungemein beharrlich in ihren Arbeiten. Man findet Laſtträger, die ſchwer bepackt und mehrere Tage hinter einander zehn Meilen täglich zurücklegen. Laufen und Springen kann aber kein Javaneſe. Ihres öfteren Waſchens ungeachtet, ſind ſie nichts weniger als reinlich. Sie waſchen ſich auch mit unſauberem Waſſer, wenn gerade kein reines zur Hand iſt, und ihre Kleider tragen ſie, bis ſie zerfetzt vom Leibe fallen.

M.

Über das in der Charwoche zu Dresden zum erſten Mahle aufgeführte Oratorium des k. Kapellmeiſters Morlacchi, welches in allen Zeitſchriften, beſonders aber in der Leipziger muſikaliſchen Zeitung ſo ſehr geprieſen wurde, läßt ſich ein Schall folgendermaßen im Morgenblatt vernehmen:

Ja, allen Neidern ſey es geſagt, ja, es iſt wahr, Hr. M. hat ein Werk geliefert, das man kühn den klaſſiſchen Werken eines Roſſini, Pacini, Paini, Paveſi, Moſca und Caraffa an die Seite ſtellen darf, ein Werk, das mit Paeſiello'ſcher Gründlichkeit Fioravantiſche Größe vereint, ein Werk, das noch in ſpäten Jahrhunderten ganz Europa entzücken muß. — Ref. geht zu den einzelnen Trefflichkeiten deſſelben über. Wie verdient hat ſich Hr. M. um den Geſchmack in der Muſik gemacht, da er der Erſte war, der die beliebten Crescendos, und die Pizzicatos der Violinen aus dem Theater in die Kirche verſetzte! — Mit welcher Einſicht hat er die herrlichen Melodien des unſterblichen, göttlichen Roſſini, beſonders und nahmentlich in dem (auch vom Dresdner Korreſpondenten der Leipziger muſikaliſchen Zeitung mit Recht ſo geprieſenen) herrlichen Duett des zweyten Theils, zwiſchen Eva und Kain zu benutzen gewußt, welcher Zweyſang Referenten ſo ganz den Genuß zurückrief, den er bey der erſten Anhörung deſſelben in Ricciardo und Zoraide hatte. — Welche Höhe und Tiefe des Gemüths beurkundet Hr. M. dadurch, daß er den Engel mit der Muſik des geſpenſtiſchen Commendatore im Don Giovanni auftreten und erſcheinen läßt! Wie überraſchend und wirkungsvoll überhaupt iſt die Muſik Mozarts in Hrn. Morlacchis Kompoſition verwebt! — Mit welcher Zierlichkeit iſt die letzte Fuge gearbeitet, die gleich in ihrem Thema etwas ſo Freundliches, Roſſiniſches hat, daß einem jeden wahren Muſikfreunde das Herz vor Freude darüber klopfen muß. Hauptſächlich iſt noch zu bemerken, mit welcher Originalität und Genialität die Deklamation der Recitative behandelt iſt, da z. B. den Fragen die Singſtimme gewöhnlich beruhigend herabwärts geht, und ſchließt, was höchſtens von einem Gluckiſten oder Haydnianer getadelt werden könnte. — Schließlich wünſcht Referent Hrn. Morlacchi, Deutſchland und Italien Glück zu dieſem neuen Oratorio, das man füglich ein Gegenſtück von Händels Meſſias, Haydns Schöpfung oder Grauns Tod Jeſu nennen könnte, und gratulirt auch der Leipziger muſikaliſchen Zeitung zu Korreſpondenten, wie der Dresdner in Nro. 20, der ſo viel tiefe Einſicht mit ſo viel Wahrheitsliebe und Eifer für das Gute verbindet. —

Möge uns der gütige Himmel noch viele Morlacchis und viele dergleichen Recenſenten und Korreſpondenten verleihen, damit die Deutſchen endlich einmahl einſehen lernen, daß ihnen nur aus Italien die klaſſiſche, die wahre Muſik werden könne.

Zu Moka in Arabien hatte bekanntlich der engliſche Agent öffentlich eine Baſtonade erhalten. Da für dieſe Beleidigung keine Genugthuung ertheilt wurde, ſegelten engliſche Schiffe vor die Stadt und beſchoſſen ſie anhaltend. Erſt nachdem 5500 Schüſſe auf ſie geſchehen waren, gab der Iman nach und ſchloß einen Vertrag mit den Engländern, durch welchen ſie beynahe ein Monopol mit dem Handel mit Moka-Kaffeh erhielten. So hatte die Baſtonade eine Wirkung hervorgebracht, die man ſchwerlich erwartet hätte. Große Partieen ſind von der engliſchen Faktorey ſchon nach Suez geſandt worden, von wo ſie nach Cairo und Alexandrien gehen.

Von den Räucherungs-Mitteln gegen die Spätfröſte, iſt, zum Beſten der Weinberge, im verwichenen Monate am Rheine, an der Moſel und der Ahr zum erſten Mahle Gebrauch gemacht worden, und zwar mit gutem Erfolge, beſonders in tiefliegenden und eingeſchloſſenen Weinbergen, wo der Froſt am gefährlichſten iſt. Die gemachten Proben haben überdieß auch die Vorurtheile, welche der Weinbauer noch hie und da gegen dieſes Mittel (wie gegen alles Neue) gehegt haben mag, vollkommen beſeitigt.

Männer von Sachkenntniß und erprobter Rechtlichkeit, welche zehn bis zwanzig Jahre in Amerika gelebt haben, und mit weſtlichen Staaten genau bekannt ſind, können den Zuſtand dieſes Landes nicht gräßlich genug ſchildern, und außer der Leichtigkeit, ſich wohlfeile Ländereyen anzuſchaffen, iſt dort alles einer Anſiedelung entgegen. — Ein Heer von Gallen- und Wechſelfiebern iſt über dieſes dem Ankömmlinge gefährlich, und rafft Manchen in der Blüthe ſeiner Jahre dahin. Beſonders ungeſund aber iſt der weſtliche Theil von Indiana, Illinois mit ſeinen Savannen und Sümpfen, und der nordweſtliche Theil von Ohio, wo meiſtens aufgeſchlemmter Boden und viele Moräſte zu finden ſind. — Illinois und Miſſouri aber ſind beſonders ungeſund, und ein daſelbſt angeſiedelter Amerikaner von Bedeutung bemerkte in einem Briefe an einen ſeiner Freunde: »daß die Ankömmlinge in jenen Staaten im allgemeinen und ſehr bald nach jenem Lande wandern, woher noch keiner zurückgekommen iſt.«

Wie beſcheiden die franzöſiſchen Journaliſten ſind, beweiſt folgende Anekdote: Ein Journal erzählt, eine Frau habe vor drey Tagen ein neugebornes Kind in der Druckerey niedergelegt, wo das Journal gedruckt wird, und ſetzt hinzu, die arme Frau habe vermuthlich dieſen Ort darum gewählt, weil es der einzige war, wo ſie Licht erblickte.

Berichtigung. Nr. 55 (allgem. Novelliſtik), p. 669, Z. 8, von unten, leſe man: Gewitterſchwüle, ſtatt Gewittergemählde.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625), wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 11 fl. W.W. halbj.— Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

57.

(Wien, Mittwoch den 18. July.)

Geſchichtsanſicht vom Chriſtenthum.

Von Julius Schneller, Profeſſor zu Grätz.

Die *Erziehung* des Menſchen und der Völker iſt dreyfach; äſthetiſch, religiös, hiſtoriſch.

*

Die *äſthetiſche* Erziehung zielt auf Verfeinerung der Sinnlichkeit. Das Hauptmittel liegt in dem Spieltrieb der immer geſchäftigen Einbildungskraft (Imagination). Die Wirkung iſt Geſchmack.

*

Die *religiöſe* Erziehung zielt auf Hervorbringung der Sittlichkeit. Das Hauptmittel liegt in dem Glauben an Gott als höchſtes Urbild (Ideal). Die Wirkung iſt Tugend.

*

Die *hiſtoriſche* Erziehung zielt auf Ausbildung der Verſtandeskraft. Das Hauptmittel liegt in dem erweiterten Reiche vergleichender Erfahrung (Experienz). Die Wirkung iſt Rechtszuſtand.

*

Über die äſthetiſche Erziehung des Menſchengeſchlechtes ſchrieb *Friedrich Schiller* eine begeiſternde, hinreißende Abhandlung. Über die religiöſe Erziehung des Menſchengeſchlechts gab *Ephraim Leſſing* eine Reihe ſinnvoller, überzeugender Aphorismen. Über die hiſtoriſche Erziehung des Menſchengeſchlechtes entwarf *Immanuel Kant* bündige Hauptgrundſätze in ſeiner Anſicht von Weltgeſchichte.

*

Das Äſthetiſche, Religiöſe, Hiſtoriſche der Bildung hing ſo ſehr am *Chriſtenthume*, daß die drey Grundformen von Geſchmack, Tugend und Geſchichtkenntniß in den nördlichen Ländern Europa's erſt mit demſelben erſchienen.

*

Wie hat das Chriſtenthum die Reinheit der Sinne, den Adel der Sitte, und die Kenntniß der Geſchichte gegründet? — Wir verlangen eine Antwort, welche auch den *Unglaubigſten* überzeugt. Ohne Vorurtheil wollen wir urtheilen!

*

Das Chriſtenthum ſtellte die Gottheit in das Bild eines Vaters. Ernſt und Milde wurde von der Erde gen Himmel getragen; Ernſt und Milde winkte vom Himmel auf die Erde herab. Gott — das höchſte aller Ideale, wurde dem einfachſten Menſchenverſtande verſtändlich. Unvertilgbar im Geiſt ward das neue Bild durch das Herz. Vaterſtand — vor der Kindheit verklärte er ſich mit liebender Obmacht, und in der Mannheit erneuerte er ſich mit tiefgefühlter Gewalt.

*

Das Chriſtenthum nannte zuerſt und allein alle Menſchen Brüder; Alle, Arme und Reiche, Starke und Schwache, abſtammend von einem einzigen Paare, wiedergeboren durch den nähmlichen Heiland, ewig lebend die gleiche Seligkeit jenſeits. Oft vergaßen und vergeſſen die Chriſten ihre zwey Grundgeſetze von Liebe in Kriegen gegen Feinde, in Härten unter ſich, ſogar am Altare. Aber ſtets ward unter ihnen die Menſchenverbrüderung lauter als irgendwo und irgendje von heiligen Zungen gepredigt, und das Saatkorn dieſer fruchtenden Lehre liegt noch hingeſtreut in das Dunkel der kommenden Jahrhunderte, wo einſt das Reich Gottes und der Gerechten aufgeht.

*

Das Chriſtenthum lehrte unblutige Opfer. Die Tempel und Altäre, wo vorher Menſchen, Stiere und Tauben verbluteten, hörten auf, den Schlachtbänken zu gleichen. So lange das rauchende Eingeweid und grimmiges Gemetzel ſelbſt an heiliger Stätte ſich zeigte, mußte der Opferer verwildern; er machte den erſten Schritt zur Milde, als wenigſtens in der Nähe Gottes das Todesröcheln verſtummte. Aus dieſer Milde keimte der Geſchmack, welcher endlich über die urſprüngliche Rohheit erröthete.

*

Das Chriſtenthum verlangte vor Allem ein gereinigtes unbeflecktes Herz; es brachte ſeit jenem Abendmahle ein einfaches Opfer von Brot und Wein. Brot liefert das Feld mit dem Getreide, Wein gibt der Berg mit der Traube. In unbebauten Ländern entſtand alſo Feldbau und Weinbau nothwendig mit dem chriſtlichen Kirchendienſt. Einige begannen die Pflanzung, Viele vervielfältigten dieſelbe, Alle fühlten endlich die Wohlthat vollendeter Anſiedlung auf dem Boden, mit dem der Menſch ſich vermählte.

*

Das Chriſtenthum wurde gegründet durch Mönche und Biſchöfe. Die gründenden Mönche zeigten ſich in rohen Ländern rauh, mit nacktem Fuße, mit unbeſchornem Haupte, im härenen Gewande, ein lebendiges Bild der Selbſtaufopferung und Entſagung. Die gründenden Biſchöfe erſchienen in weiter geſchrittenen Zeiten weiter ſchreitend in dem Glanze des Altars, mit künſtlich gearbeiteter Umgebung, mit einer Muſterſchule in Haushalt und Thronſitz, ein lebendiges Bild veredelter Sinnesart und Geiſtesrichtung. Mönche und Biſchöfe wieſen und zogen hin in das ewige einzige Rom. Dort erſchien als Vorbild des Geſchmacks alles Schöne und Große im neuen Tempelbau, und ſelbſt in zertrümmerter Herrlichkeit.

*

Das Chriſtenthum wurde durch mündliche Überlieferung meiſtens gebracht. Aber ſtets deutete es hin auf eine niedergeſchriebene, in einem Buche bewahrte Freudenbothſchaft. Schrift und Buch wurden alſo in rohen Landen genannt, gekannt, gerühmt, gemacht — anfangs von Wenigen, bald von Mehreren, endlich von Vielen. Unberechenbar! ein Evangelium Johannis das A B C-Buch der Welt.

*

Das Chriſtenthum kam, wenn es auf ſeinen Stifter zurückging, ſelbſt aus rohen Zeiten der Gegenwart in geſchichtlich ſchönere Tage der Vergangenheit. Indeß alle Heidenbekenntniſſe in dunkle, fabelhafte Jahrhunderte rückwärts ſich verloren, ſtieg es in das helle, bewieſene Zeitalter eines Auguſtus zurück. Darin lag der Hauptgrund, warum es Geſchichte liebte, und liebend veranlaßte.

*

Das Chriſtenthum lehrte durch das Wort ſeiner Prediger, und durch die That ſeiner Blutzeugen den größten Grundſatz menſchlicher Tugend, für erkannte Wahrheit keinen Widerſtand der Welt zu fürchten, und für die heilige Überzeugung ſelbſt in den Tod zu gehen Der Grundſatz ward im Siege gezeigt, und der Triumph des Geiſtes über den Leib vollendet. Beyſpiele von Blutzeugen gab es in Menge, da erſtens die Mächtigen der Erde und die blind gehaltenen Völker ihre alten Heidengebräuche gegen die Neuerung des Chriſtenthums zu behaupten gedachten; da zweytens ſogar die Weiſeren und Verſtändigeren in den erſten Jahrzehenden der neuen Kirche das kommende Heil der folgenden Jahrhunderte nicht vorauszuſehen oder durchzublicken vermochten; da drittens die vom Auslande herbeygerufenen oder herbeygewanderten Bekehrer durch Gunſt den Neid und Haß der Einheimiſchen erregten; da viertens Tempelbau und Zehentlieferung dem Eigennutz der Menge widerſtritt.

*

Das Chriſtenthum veredelte mehr als jedes andere Bekenntniß der Welt das häusliche Verhältniß. Gott glich dem Vater. Die Mutter ward zum Tempel. Die Ehe galt als das heilige Bild einer überſinnlichen und unauflöslichen Verbindung. Die Scheidung gab kein Recht zur Wiedervermählung lüſterner Gatten. Der Blick auf die Frau eines Andern, mit dem Verlangen nach ihr, galt als Verbrechen. — Dieß waren die beſondern Gründe, warum das zarte, ſchöne Geſchlecht mit beſonderem Eifer die ſchöne, neue Lehre unter barbariſchen Völkern mit eifriger Seele unterſtützte. Jedes bekehrte Land dankte den Kaiſerinnen, Königinnen, Fürſtinnen viel, bisweilen Alles.

*

Jede dieſer Behauptungen über äſthetiſche, religiöſe, hiſtoriſche Erziehung des Menſchengeſchlechtes durch das Chriſtenthum ließe ſich mit einigen hundert Citaten aus Quellſchriftſtellern leicht und ſchnell verzieren. Aber der Gelehrte bedarf, der Ungelehrte gebraucht ſie nicht.

*

Chriſten und nur Chriſten allein konnten zu folgenden Ideen ſich erheben. — Die Religion iſt das Überſinnliche, welches ſich verklärend auf die irdiſche Welt herabläßt. Die Natur iſt die Erſcheinung des Göttlichen in der belebenden Kraft. Das Schöne iſt Erſcheinung des Himmliſchen im Irdiſchen. Das Erhabene iſt Erſcheinung des Unendlichen im Endlichen. Das Gute iſt Erſcheinung des Höchſten in der Freyheit. Das Heilige iſt Erſcheinung des Überſinnlichen im Sinnlichen. Gott ſelbſt iſt, nach dem alten Sebaſtian Franken, ſo wie nach dem neuen Friedrich Jakobi, ein unausſprechlicher Seufzer in der Tiefe der Seelen gelegen. — Dieß ſind des Chriſtenthums Früchte und Roſen!

Der Oleander.

Venus kam einſt aus dem Bade,
Und zum Schmucke für ihr Haar
Bot ſich auf dem Grottenpfade
Eine junge Roſe dar.
Eingedenk der leichten Wunde,
Die der Roſe Purpur gab,
Süßes Lächeln auf dem Munde,
Pflückte ſie die Roſe ab.

Schutz verſprechend vor der Hitze,
Lud ein naher Lorberhain
Sie zu einem moos'gen Sitze,
Dicht von ihm beſchattet, ein;
Alle Zweige zeugten düſter:
Daphne floh Apollo's Arm!
Und der Wipfel leis Geflüſter
Schien erregt von Reu' und Harm.

Amor, längſt ein loſer Späher,
Wer ſich lagre auf dem Moos,
Sah die Mutter, kam jetzt näher,
Schmiegte ſich in ihren Schooß.
Rief, ein immer froher Spötter:
»Nein, fürwahr, man glaubt es kaum!
Welch ein Wunderwerk der Götter
Iſt doch ſolch ein Lorberbaum!«

»Wenn im Lenz die Bäume Blüthen,
Wenn ſie goldner Äpfel Wucht
Durch das falbe Herbſtlaub bieten,
Er bleibt ohne Blüth' und Frucht!
Mag mit ihm ſich Phöbus krönen,
Den ein Nymphchen ausgelacht,
Aber zeige ſeinen Söhnen,
Holde Mutter, deine Macht!«

Und Cythere nimmt vom Schooße
Lächelnd ihren duft'gen Raub,
Wirft die kaum erblühte Roſe
Nach des Lorbers dunkelm Laub;
Zarte Kelche ſieht man ſproſſen,
Wo man erſt nur Blätter ſah;
Ganz von Blüthenglut umgoſſen
Steht der Roſenlorber da.

Nun erſt ziemt er ſich zum Kranze,
Durch Cytherens Macht erglüht —
Dichtkunſt gleicht der Gletſcher Glanze,
Wohnt nicht Sonne im Gemüth;
Mag der Bildner rechnen, ſinnen,
Lebenshauch entbehrt der Stein;
Macht, die Herzen zu gewinnen,
Kann die nur das Herz verleihn.

Lorberkrone, falb und trübe,
Deines Schmucks begehr' ich nicht;
Mir gefällt der Kranz, den Liebe
Aus erblühten Zweigen flicht;
Werft mit Ingber, Coriander,
Lorbern an die Karpfenbrühn,
Aber laßt den Oleander
Meines Hüttchens Dach umblühn!

F. Kind.

* * *

Frühlings-Unterhaltung in Hütteldorf, während des Regens über den Regen.

Von Georg von Gaal.

(Fortſetzung von Nr. 56.)

So viel von den größern und unerwünſchten Arten Regens[1]. Dafür gab es aber auch willkommene, erwünſchte und erflehte Regen in Menge, und wie das Maß des Guten überhaupt jenem des Böſen hienieden die Wage hält, ſo war es auch von jeher mit dem Regen der Fall; denn ſonſt würde ich, ganz der Schöpfungstheorie jenes neuern Geognoſten gemäß, der aller lebenden Weſen Urſprung aus dem Waſſer herleiten will, wahrſcheinlich die Ehre haben, Ihnen dieß mein Regenkapitel als Froſch vorzuquaken. Als eines erwünſchten Regens gedenken wir vor allen desjenigen, den der Prophet Elias nach einer dreyjährigen Dürre vom Himmel erflehte. Auch gedenkt die Geſchichte eines Regens, den Wilfried, der fromme Biſchof zu Lindenfarn, im Jahre 700, nach eben ſo langer Trockenheit, zur Freude des ganzen Sachſenlandes durch Gebeth erwirkt haben ſoll. Eine gleiche Wohlthat des Himmels verdankten die Bewohner der Stadt Aphroditon dem frommen Einſiedler Hilarion[2]. Noch willkommner mochte jener Regen in Spanien geweſen ſeyn, welchen Andonius nach einer ſiebenjährigen Dürre über das Land brachte. Als Albert II., Biſchof zu Prag, durch den König Boleslav II., von Rom zurückberufen, wohin er ſich aus Überdruß und Unmuth über die Sittenloſigkeit der Böhmen begeben hatte, im beſagten Lande wieder ankam, fing es nach ungemein langer Dürre ſo wohlthätig zu regnen an, daß dadurch eine Menge Ungläubige bekehrt wurden[3]. Hierher gehört auch jener Regen, welcher unter Markus Antonius und M. Aurelius Kommodus Regierung auf das Gebeth der in deren Heeren geſtandenen Chriſtenlegion die ganze Kriegsmacht derſelben vor dem Verſchmachten rettete. Nicht minder erfreulich werden aber auch jene Regen geweſen ſeyn, welche 1023 während der Synodalverſammlung in Achen[4], 1113 nach einer allgemeinen Dürre[5], 1135 als man ohne Gefahr zu Fuß durch den Rhein gehen konnte[6] und im Jahre 1473 in Polen nach langer verderblicher Trockenheit die Erde erquickten[7]. Damit wir aber auch eines Regens gedenken, der für einen einzelnen Menſchen insbeſondere erfreulich war, erinnern wir uns jenes plötzlichen Wolkenerguſſes, welcher dem Könige Cröſus das Leben rettete, indem er die Flamme des Scheiterhaufens, auf welchem er ſchon ſeinem Tode entgegen ſah, unerwartet löſchte.

---

[1] Pontan. l. 5. belli Neapolit. und Bodinus l. 2. Daemon. c. 8. erwähnen aber auch eines fruchtbaren Regens, welchen einige Zauberer im Jahre 1460 zu Gunſten einer durch Ferdinand, König von Neapel, belagerten Feſtung durch Beſchwörung des leibhaften Satans ſollen bewirkt, und dadurch die halb verſchmachteten Belagerten gerettet haben.

[2] Hieron. in vita Hilar.

[3] Dubrov. l. 6.

[4] Sigebert.

[5] Vincent.

[6] Aventin. annal. Boior. l. 6.

[7] Crom. l. 8.

Nebſt der Weiſe aber, durch Gebethe und fromme Handlungen Regen zu erhalten, zu welch letztern auch ſchon jene der Arkadier gehörte, welche darin beſtand, daß ſie, wenn ſie Regen vonnöthen hatten, einen Eichenzweig in die auf dem Berge Lyceos neben dem Tempel Jupiters befindliche Quelle warfen, kennen wir auch künſtliche Vorrichtungen, wodurch man, wenn gleich nicht Land- oder Platzregen, wenigſtens doch Theater-, Kerker-, Zimmer- und Cabinettsregen zuwege bringt. Hierher gehört die von dem Engländer Thomas Day erfundene Maſchine *), den Regen nachzuahmen, ſo auch jene, die Howarth erfunden, die Luft in den Gefängniſſen vermittelſt eines künſtlich hervorgebrachten Regens zu reinigen. Nach Einigen ſoll dieſelbe Maſchine ſchon durch Kircher im Jahre 1670 erfunden, von dem letztgenannten aber nur vervollkommt worden ſeyn. Dieſe Vorrichtungen erinnern an das prächtige Theater des M. Ämilius Scaurus in Rom **), wo ſich 3000 bronzene Statuen befanden, wovon jene, welche in den Gängen angebracht waren, mittelſt einer Menge kleiner Röhren die wohlriechendſten Waſſer wie einen überaus ſanften Thau über das Volk verbreiteten, und ſowohl durch deſſen Duft als liebliche Kühle erquickten.

So ſehr nun auch ein mäßiger Regen zu rechter Zeit erwünſcht ſeyn mag; ſo fehlt es doch bekanntlich nicht an Mitteln, ſich vor demſelben zu verwahren; und ob es gleich Zeiten gab, wo man weder waſſerdichte Hüte und Schuhe, noch Regenſchirme kannte, ſo war man doch im Beſitze anderer, der Näſſe widerſtrebender Operate, deren Nothwendigkeit die Menſchen gewiß ſchon längſt um ſo mehr einſahen, da ſie weder Grasfröſche, welche bekanntlich vor Freude über den Regen jubeln, noch Spitzmäuſe oder Waſſerwanzen ſind, welche nie naß werden; ferner, da es Wenigen unter ihnen ſo großes Vergnügen gewährt, vom Regen naß zu werden, wie weiland dem Mahler Pietro Coſimo ***), ja, da ihre Natur, unbeſchadet ihrer Vorzüge, ſich lieber zu jener der Feuchtigkeit und Näſſe meidenden Murmelthiere und Katzen hinneigt, endlich, da es nur wenigen derſelben vergönnt war, zu St. Antons Zuhörern zu gehören, welche auch während des heftigſten Platzregens unter freyem Himmel trocken blieben ****); ſo mußte man wohl auf Mittel ſinnen, ſeine arme Haut vor dem Regen zu verwahren.

Dieſes konnte man nur auf zweyerley Wegen erzwecken, und zwar entweder durch Wunder, oder durch Kunſt. Da aber die Wunder viel zu weit über unſern Geſichtskreis hinausgehen, ſo mag es uns genügen, von vielen nur Eins hier zu berühren. Einſt diktirte nähmlich der heilige Bernhard dem Wilhelm, nachmahligen Abte zu Rien, unter freyem Himmel einen Brief an ſeinen Neffen Robert, und während jener ſchrieb, ging ein heftiger Platzregen über ihn nieder, ohne daß jedoch der Schreibende, noch das Papier benäßt wurde.

---

*) S. Krünitz CXXI. 535.

**) Plin. l. 36. c. 15.

***) S. Anecdotes des beaux-arts, I. p. 269.

****) Polybius erzählt, daß auch auf die Statue der Diana niemahls Regen oder Schnee fiel, und daß auch jene der Veſta in der Stadt Jaſſa in Aſien, welche eben ſo, wie erſtere, im Freyen ſtand, nie vom Regen oder Schnee ſey benäßt worden.

Was nun aber die künſtlichen Mittel gegen den Regen belangt ſo bediente man ſich noch im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts der Regentücher; gleichwohl wurde im Jahre 1649 den Frauenzimmern in *Nürnberg* verbothen, bey hellem Wetter und Sonnenſchein Regentücher zu tragen *), welches Verboth 1655, 1657, 1687 und 1689 wiederhohlt wurde **). Dieß erinnert an den berühmten Rechtsgelehrten *Georg Hill*, Eſq. in *London*, der bekanntlich nie das Haus verläßt, ohne ſeinen Regenſchirm mitzunehmen, weßhalb er auch nicht ſelten von den Gaſſenjungen *alter Regenſchirm* geſcholten wird. — Die *Regenſchirme* wurden erſt mit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts gebräuchlich, wurden mit Wachsleinwand überzogen, und hatten, wenn ſie aufgeſtoßen waren, eine platte Form ***).

Wie wir uns aber mittelſt der Regenſchirme vor Näſſe, und dadurch zuweilen, gleichwohl bey wohlverwahrten Füßen und Buſen, vor Heiſerkeit ſchützen, ſo wendet man dieſes Schutzmittel auch ſogar an Flinten und Piſtolen, zunächſt an deren Schlöſſern an, damit die Gewehre fein knallfertig bleiben, und nicht auch heiſer werden mögen ****).

Damit wir in unſrer muſiviſchen Regenunterhaltung nichts überſehen, was auf den Regen ſelbſt Bezug hat, ſo müſſen wir auch noch einem andern ſehr bedeutenden Apparate hier Raum gönnen. Vielleicht würde manche von Ihnen, meine Damen! die Frage, wie viel Waſſer es ſeit den acht Tagen, die wir hier zugebracht, geregnet habe, für gewagt, für verwegen halten, und doch läßt ſich dieſelbe, zwar nicht durch mich, wohl aber durch Verſtändigere, beantworten. Dieſes läßt ſich aus einem ſogenannten *Regenmeſſer* oder *Ombrometer* erkunden, einem Inſtrumente, mit welchem man die Menge des herabfallenden Regens erforſchen kann, und das 1677 ein Engländer, Nahmens *Townley*, zu *London*, erfand. *Leutmann*, ein Deutſcher, verfertigte daſſelbe vollſtändiger, denn er verband damit einen Luftmeſſer, wodurch zugleich die ſpezifiſche Schwere des Regens angegeben wird. Um die Menge des Regens ſtufenweiſe zu erfahren, erfand 1788 der Prediger *Herrmann*, zu *Cämmers-*

---

*) Wer das wohlweiſe Sprichwort bedenkt:

Quand il fait beau,
Prens ton manteau;
Quand il pleut,
Fais ce que tu veux,

Der wird obiges Verboth nur als ein ſteinhartes Zwanggeſetz betrachten können. Zwar iſt das holde Damengeſchlecht jenem der Blumen gar ſehr ähnlich, wie auch das der Menſchen überhaupt demſelben mehr oder weniger, dem *Carlinengeſchlechte* aber beſonders darin ähnlich iſt, daß beyden beym Trunke, dieſem bey Thau und Regen, jenem bey Wein und Bier das Herz aufgeht, und in dieſer Hinſicht mochte es vielleicht zur Zuchtmaxime geworden ſeyn, die ſchönen jungen Nürnbergerinnen dem Einfluſſe des Regens deſto mehr auszuſetzen, daß ſie, nach Art der Blumen, auch deſto offnern Herzens, deſto üppiger und blühender emporſchießen und gedeihen.

**) Goth. Hofkalend. 1784. — Kl. Chron. *Nürnberg* 83.

***) Taſchenb. d. Erfind. von J. W. *Schwarz*, 2. B. S. 78.

****) Die zu dieſem Zwecke gehörigen Schirme werden *Regendeckel* genannt, und ſind bey der preußiſchen Armee im Jahre 1781 eingeführt worden. Siehe *Hoyers* Geſchichte der Kriegskunſt, II. 510.

walde im ſächſiſchen Erzgebirge, ein ſolches Inſtrument, welches bewunderungswürdige Dienſte leiſtet, und der Abſicht ganz entſpricht. Es beſteht aus zwölf gewöhnlichen Flaſchen von gleicher Oberfläche mit aufgeſetzten Trichtern, die auf einer Scheibe kreisförmig geſtellt ſind. Die Scheibe ſelbſt iſt um ihren Mittelpunkt beweglich, und wird mit einer Schlaguhr ſo genau verbunden, daß ſie alle Stunden um ein Zwölftheil des Umkreiſes fortgerückt wird. Dieſe Vorrichtung bedeckt ein unbewegliches Dach, welches nur an einer Stelle ſo weit aufgeſchnitten iſt, daß unter der Öffnung gerade ein Trichter unbedeckt ſtehen kann, — die übrigen eilf aber bedeckt bleiben. Die Uhr bringt alſo nach dem Verlauf einer jeden Stunde einen andern Trichter unter die Öffnung, und auf dieſe Weiſe ſammelt ſich in jeder Flaſche nur ſo viel Waſſer, als in einer Stunde, da ſie frey ſtand, in den Trichter gefallen iſt. Die Flaſchen ſind alle mit den Zahlen der Stunden bezeichnet; daher kann man am Morgen ſehen, wie viel es die Nacht über in jeder Stunde geregnet hat. Dieſes von den Apparaten, deren Erfindung und Anwendung der Regen veranlaßte.

Da nun aber mit dem Regen der Regenbogen, wie wir ſchon von der Sündfluth her wiſſen, vielleicht noch mehr, als wie ein gewiſſer ſeltſamer Sprachforſcher vermuthet, mit der Geige der Geigenbogen in Beziehung ſteht, ſo können wir nicht umhin, auch denſelben hier gebuhrend zu erwähnen.

(Fortſetzung folgt.)

Randgloſſen zu Clio's Buche.

I.

Ein ſeltſames Teſtament.

Ludoviko Cartuſius, ein Richter zu Padua, hat ein Teſtament hinterlaſſen, deren Hauptartikel folgende ſind:

Erſtens: Ich verbiethe, daß meinen Dienſtleuten nach meinem Tode ſchwarze Kleider angeſchafft werden. Alle, welche meinen Leichnam begleiten, ſollen grün gekleidet ſeyn.

Zweytens: Ich verordne, daß alle Muſikanten der Stadt verſammelt werden ſollen, um mich zu meiner letzten Wohnung zu begleiten.

Drittens: Ich ernenne zu meinem Univerſalerben denjenigen, der bey meinem Begräbniſſe am meiſten lachen wird.

Man kann ſich denken, daß das Leichenbegängniß dieſes Mannes ein ſonderbares Anſehen gewann. Alle Verwandte des Verſtorbenen zwangen ſich zum Lachen, mit eben jener Mühe, womit ſich in unſern Zeiten manche Erben zum Weinen zwingen.

Das Teſtament wurde zwar von einem Seitenverwandten als das Machwerk eines Narren angefochten; allein der Advokat, welcher das Teſtament vertheidigte, ſtützte ſich darauf, daß ein Richter kein Narr ſeyn könne, und es blieb bey Ehren.

II.

Das Urtheil des Paris.

Karl der Kühne hielt ſeinen feyerlichen Einzug in Lille, und der Magiſtrat beſchloß, unter andern Feſtlichkeiten, die man zu Ehren des Siegers gab, auch das Urtheil des Paris vorzuſtellen. Der phrygiſche Schäfer war bald aufgefunden, aber die Wahl der drey Göttinnen unterlag vielen Zwiſtigkeiten. Alle Frauen des Städtchens wollten als Göttinnen vor dem Kühnen erſcheinen. Die adeligen Weiber trugen endlich den Sieg über die bürgerlichen davon. Leider gibt aber das Pergament nicht zugleich Schönheit, und die drey vornehmſten Damen der Stadt waren unglücklicher Weiſe auch zugleich die drey häßlichſten. Die Geſchichte hat uns nicht die Nahmen dieſer drey Göttinnen aufbehalten, ſie beſchreibt uns nur ihre Geſtalt. Minerva war gewaltig dick, Juno mager und dürr, Venus hatte vorne und hinten einen Buckel.

Karl konnte ſich des Lachens nicht erwehren; er befahl, daß der Apfel einem ſchönen jungen Bürgersmädchen gereicht werde, welche ſich in dem Gefolge der Göttinnen befand; den drey Damen aber ſandte er als Geſchenk jeder einen Mantel und eine Larve.

III.

Sonderbare Präſentation.

Obſchon die Kunſt, Stellen anzuſuchen und ſie zu erhalten, in unſern Tagen ſehr große Fortſchritte macht, ſo hat doch noch kein Bittſteller ſich eines Mittels bedient, welches unfehlbarer geweſen wäre, als jenes, das Abbé Boisrobert bey dem Kardinal Richelieu anwandte, um eine Stelle für ſeinen Neffen zu erhalten.

Seit langer Zeit hatte der Abbé den Kardinal ſchon unzählige Mahl an ſein Verſprechen erinnert, den Sohn ſeines Bruders zu betheilen; der Kardinal hatte aber immer wieder vergeſſen. Eines Tages, als Richelieu mit zahlreichem Gefolge im Garten ſeines Pallaſtes (jetzt das Palais-Royal) ſpazieren ging, fand ſich auch der Abbé mit ſeinem Neffen daſelbſt ein. Als ſich der Kardinal eben dem Baſſin nähert, faßt Boisrobert ſchnell ſeinen Neffen, und wirft ihn in das Waſſer. Alles wendet ſich um, läuft herbey; Boisrobert zieht ſeinen Neffen aus dem Waſſer, tritt vor den Kardinal, und ſtellt den Triefenden ihm mit den Worten vor: Eure Eminenz! Ich habe die Ehre, Ihnen hier den jungen Mann vorzuſtellen, über deſſen Schickſal ich ſchon öfters mit ihnen ſprach. Richelieu lachte ſehr über dieſe Präſentation, und der junge Menſch erhielt ſchon am folgenden Tage eine Stelle.

IV.

Der chineſiſche Kaiſer Kam-hi.

Kam-hi war ſehr eitel; er konnte es nicht ertragen, daß man in den geographiſchen Karten ſein Reich nicht in den Mittelpunkt der Erde ſetzte. Ein

Engländer both ihm einſt zwey herrliche Globi an, allein er nahm ſie nicht, weil China darauf nicht ſo geſtellt war, wie er es wünſchte. —

Kam-hi beſaß indeſſen viel Feinheit, wenn es ſich um Geld handelte. Folgende Anekdote mag zum Beyſpiel dienen: Er hatte bemerkt, daß einer der reichſten Männer ſeines Landes ihm viel zu unbedeutende Geſchenke machte; er ließ ihn daher zu ſich rufen, führte ihn in ſeinen Gärten herum, ſetzte ſich dann auf einen Eſel, und erſuchte den Mandarin, deſſen Zügel zu faſſen, und ihn ein Mahl im Garten herum zu führen. Als dieſes geſchehen war, ſtieg der Kaiſer ab, reichte dem Mandarin für die gehabte Mühe ein Goldſtück, und nöthigte ihn nun ſelbſt auf den Eſel. Der Kaiſer aber faßte jetzt den Zügel, und führte den Mandarin im Garten herum. Der Mandarin war außer ſich über die hohe Ehre. — Endlich befahl ihm der Kaiſer wieder abzuſteigen, und fragte ihn: »Um wie viel Mahl hältſt du mich größer und mächtiger als dich ſelbſt?« Der Mandarin fiel zur Erde und ſprach: »ich kenne keine Zahl, Herr, wodurch ich das auszudrücken vermöchte.« Wohlan! erwiederte Kam-hi, ſo will ich den Abſtand ſelbſt beſtimmen. Ich bin mindeſtens zwanzigtauſend Mahl größer und mächtiger als du; da ich dir alſo für das Leiten des Eſels ein Goldſtück gegeben habe, ſo wirſt du mir zwanzigtauſend Goldſtücke geben. Der Mandarin ging, und ſandte alſo gleich die verlangte Summe, indem er ſich Glück wünſchte, daß ſich der Kaiſer nicht hunderttauſend Mahl höher geſchätzt hatte.

* * *

Alte Sprichwörter in einem neuen Gewande.

Von J. F. Caſtelli.

12.

Läßt Gewalt ſich blicken,
Geht das Recht auf Krücken.

13.

Viele Streich'
Machen doch den Stockfiſch weich.

14.

Mancher verkauft ſeinen Rauch ſo theuer,
Als ein Andrer ſein Feuer.

15.

Mancher gibt darum ſein Pferd,
Daß der Zaum ganz ſein gehört.

16.

Scheint oft ein Mann ſchwach und gering,
Und Gott wirkt durch ihn große Ding'.

* * *

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Der durch ſein Verzeichniß der gegenwärtig in und um Wien lebenden Schriftſteller dem literariſchen Publikum bereits vortheilhaft bekannte Herr F. H. Böckh hat nun auch ein Verzeichniß der in und um Wien lebenden (bildenden) Künſtler und Dilettanten, mit Angabe ihrer Wohnorte, herausgegeben. Da dieſes in alphabetiſcher Nahmenfolge verfaßte Verzeichniß 697 der hier lebenden Architekten, Bildhauer, Boſſierer, Kalligraphen, Emailleurs, Formſchneider (Kunſtholzſchneider), Glasmahler, Graveurs, Hydrotekten, Kupferſtecher, Lithographen, Bataillen-, Schlachten-, Blumen-, Converſations-, Hiſtorien-, Landſchafts-, Porträt-, Theater-, Thier-, Wappen-Mahler, Petſchierſtecher, Schriftſtecher, Stämpelſchneider, Wachsboſſierer, Zeichner ꝛc., theils Künſtler, theils Dilettanten umfaßt, ſo dürfte dasſelbe ſowohl für alle gebildete Fremde, die Wien betreten, als für Jeden, der in die Lage kommt, einen der hier lebenden Künſtler aufſuchen zu müſſen, gewiß ſehr willkommen ſeyn. Von den hier lebenden Dilettanten im Gebiete der bildenden Künſte dürften nur wenige fehlen, und dieſe aus der höhern und höchſten Klaſſe des Adels, deren Kunſtfertigkeit in dieſer Hinſicht ſelten zur Kenntniß des großen Publikums gelanget. Die Addreſſen ſind bey 690 der hier aufgeführten Individuen ſehr genau angegeben, nur bey ſechs fehlen ſie, weil es dem fleißigen Böckh nicht möglich war, deren Wohnorte aufzufinden. Am Schluſſe dieſes Verzeichniſſes deutet der Verfaſſer auf ein größeres Werk hin, das nächſtens aus ſeiner Feder »über Wien und alles Bemerkenswerthe, was dieſe Kaiſerſtadt in ſich ſchließt,« erſcheinen wird, und das dem gegebenen Proſpektus nach, da es insbeſondere die dem großen Publikum beynahe unbekannten hier zahlreich vorhandenen Privat-Bibliotheken, Mineralien-, Münzen-, Naturalien-, Präparaten-, Antiquitäten-, Gemählde-, Kupferſtich- und Kunſtſammlungen, und eine Menge andere intereſſante Gegenſtände enthält, ſicher allgemeine Theilnahme finden dürfte.

Der als Schriftſteller und Künſtler unter dem Nahmen Patrik Peale rühmlich bekannte Freyherr von Seckendorf hat ſich kürzlich nach Amerika eingeſchifft, in der Abſicht, dort die deutſche Literatur beſonders durch einen Buchhandel zu verbreiten.

In einer Kirche zu Breslau wurde kürzlich ein Brautpaar öffentlich getraut. Während der Ceremonie ließ ſich von der Kuppel der Kirche eine große ſchwarze Spinne auf das Haupt der Braut herab; man bemerkte ſie und nahm ſie herab. Als beym fröhlichen Hochzeitſchmaus Braut und Bräutigam ihre Gläſer ergriffen, um damit anzuſtoßen, zerſprangen beyde Gläſer, obgleich die Berührung nicht ſtark war. Am andern Morgen fand man Beyde in ihrer Brautkammer von Kohlendampf tödtlich betäubt; ſie war nicht mehr zu retten, und er wurde nur mit Mühe dem Tode entriſſen.

Der verehrte Bisthumverweſer zu Konſtanz hat eine Reihenfolge bibliſcher Charaktere begonnen, welche auch in künſtleriſcher Hinſicht rühmliche Erwähnung verdient. Dem erſten zu Neujahr erſchienenen Stücke: Jeſus, der göttliche Kinderfreund, folgte zu Oſtern: Johannes, der Vorläufer unſers Herrn und Erlöſers, von J. H. von Weſſenberg. Noch im Laufe dieſes Jahres ſoll die Auferſtehung Chriſti und das Abendmahl erſcheinen. Jedem dieſer Hefte iſt ein größeres und ein kleineres Kupfer (letztes als Vignette) beygefügt. Eßlinger in Zürch hat den Chriſtuskopf von Dannecker und das Bild des Täufers nach Guido Reni in kräftigem und zarten Stiche geliefert; von Lips ſind die Gruppen der Mütter, welche dem Heiland ihre Kinder bringen, und das blutende Haupt des Propheten auf der goldenen Schüſſel in der Hand der Fürſtentochter, bearbeitet.

Seit der Reſtauration iſt die Bevölkerung von Paris um ein Anſehnliches geſtiegen, und wächſt noch fortwährend. Den Beweis davon liefert die Menge neuer Gebäude, welche ſich in allen Theilen der Stadt erheben. Vorzüglich wird in den Bezirken von Rivoli und von Chauſſee d'Antin gebaut. Die Straße La Tour des Dames, wo man ſonſt kein Haus fand, prangt jetzt mit fünf zierlichen Pavillons. Dabey gehen ſchöne Gärten zu Grunde, ein Paar allerliebſte unter anderen in der Straße Taitbout, die dagegen Kramladen empfängt. Faſt überall werden die neuen Häuſer mit Boutiken verſorgt. Gewöhnlich ſtehen dieſe ausſtaffiert und eröffnet, noch ehe nur der äußere Bau des Hauſes vollendet iſt; der ſchönſte Beweis von großer Regſamkeit, und die beſte Widerlegung auf des Parteygeiſtes ewiges Lamentiren über das Stocken in Handel und Gewerbe.

Die römiſche Brücke, die man 1818 in den Sümpfen der Provinz Gröningen entdeckt hat, iſt nun ganz von dem Torfe befreyt, von dem ſie umlagert geweſen war. Sie iſt drey Meilen lang und 11 Fuß breit. Durch die funfzehnte Kohorte des Germanikus wurde ſie auf den Sümpfen errichtet, worin ſich ſeitdem die tiefen Torflager gebildet haben, und ſenkte ſich wahrſcheinlich nach und nach durch eigenes Gewicht in den Sumpf ein. Die harzigen Beſtandtheile, die ſich in dem Sumpfboden finden, haben wahrſcheinlich dazu beygetragen, die Brücke, welche ganz von Holz iſt, unverſehrt zu erhalten. Von ſechs zu ſechs Fuß befanden ſich Pfeiler, um die Bruſtwehr zu ſtützen, wie man noch aus den Löchern erkennt, worin ſie eingelaſſen waren. Dieß koloſſale Werk, das aus einer ungeheuern Anzahl von Balken beſteht, ſcheint mit ſehr großen Äxten bearbeitet worden zu ſeyn; die Arbeit iſt von großer Vollkommenheit.

Grafton's von London (jetzt in Edinburg, im Dezember 1818) patentiſirte Verbeſſerungen in der Steinkohlen-Gaserzeugung, beſtehen in der Anwendung von gegoſſenen eiſernen Röhren, die inwendig mit thönernen überzogen ſind, und in einer Einrichtung, den Theer zur Deſtillation in die Retorte zu leiten. Die Retorte iſt eine aus Eiſen oder einem andern Metall in einem Stück gegoſſene Röhre, mit anſchraubbaren Deckeln, welche noch dazu mit Thon verkittet werden, an dem obern und untern Ende. Sie liegt ſchief im Ofen, und hat an dem obern Ende das Gasableitungsrohr. Die Steinkohlen werden durch die obere Öffnung, nach abgeſchraubtem Deckel, hineingethan, und die verkohlten durch die untere Öffnung herausgenommen. Zur Schonung der eiſernen Röhre bringt man in ſie eine thönerne, welche eben ſo groß als die eiſerne und eben ſo lang iſt, oder wenigſtens doch den untern, dem Feuer am meiſten ausgeſetzten Theil, bedeckt.

Das durch die Hitze entwickelte Steinkohlengas geht in ein nicht ganz mit Flüſſigkeit gefülltes Gefäß, in welches die Röhre ſich eintaucht.

Das Gas ſteigt unter dem Waſſer wieder herauf, während der Theer ſich im Waſſer zu Boden ſenkt, und erſteres wird durch eine andere Röhre in den Gasmeſſer geleitet. Der Theer und das Ammonial fließen durch eine unten am Gefäße befindliche Röhre, welche ziemlich weit in eine andere Retorte geht, ab. Hier zerſetzt ihn die Hitze, deren Wirkung in der Retorte liegendes Eiſenfeilig und Kohlen verſtärkt, in zur Erleuchtung brauchbares Gas. Dieſe Retorte wird öfters von der aus dem Theer entſtehenden Kohle gereinigt, und hat hierzu anſchraubbare Deckel, wie die vorige, der ſie ganz gleich iſt.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625) wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k. k. Poſt 11 fl. W.W. halbj. Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

58.

(Wien, Samſtag den 21. July.)

Ontologiſche Neuigkeiten.

Von A. Rittig v. Flammenſtern.

XXVIII.

Der um die leidende Menſchheit ſo hoch verdiente Doktor der Chirurgie und Profeſſor der theoretiſchen Chirurgie an der hieſigen Univerſität: **Franz Edler von Rudtorffer**, hat den bekannten **Rettungs-Apparat zur Wiederbelebung der Scheintodten** insbeſondere dadurch **verbeſſert**, daß er **pneumatiſche Inſtrumente** beyfügte, mittelſt welchen **Lungenluft**, **atmoſphäriſche Luft** und **Sauerſtoffgas**, letzteres als das nothwendigſte, reizende Produkt zur **Belebung der Scheintodten**, auf die geſchwindeſte, einfachſte und gefahrloſeſte Art, in hinreichender Menge, entwickelt wird. **Dieſe Zugabe an pneumatiſchen Inſtrumenten** umfaßt: a) den **Apparat zur Erzeugung des Sauerſtoffgaſes** aus dem oxydirten ſalzſauern Kali, als: Wärmeofen, Weingeiſtlampe, Kolben mit der Leitungsröhre ꝛc.; b) die **Kite'ſche Schlundröhre** zur Einflößung der zur Wiederbelebung der Scheinleiche erforderlichen Reizmittel; c) die **Kite'ſche elaſtiſche Röhre** mit der **Pipe**, dem **Mundſtücke** und der **unbiegſamen gekrümmten Röhre**, um den Scheintodten Luft durch die Naſe oder durch die Stimmrihe in die Lunge einzublaſen; d) die **Verbindungsröhre**, um im erforderlichen Falle auch alſogleich die elaſtiſche Röhre mit dem nacherwähnten Blaſebalg vereinigen zu können; e) den von Hrn. v. **Rudtorffer** weſentlich **verbeſſerten Configliachi'ſchen Blaſebalg**, der zur **Herausförderung** der in den Lungen angehäuften **ſchädlichen Luftarten** und zum **Einblaſen** der **atmoſphäriſchen Luft** oder des reinen **Sauerſtoffgaſes** in die von den verderblichen Gasarten entleerten **Lungen** dient. Die Verbeſſerungen, die Hr. v. **Rudtorffer** hier anbrachte, beurkunden, wie zweckmäßig dieſer gelehrte Mann Erfahrung und Theorie auch im Gebieth des Mechanismus zu verbinden weiß. Endlich f) die **Blaſe mit dem Wechſel**, welche in ihrem hohlen Raume zwey bis drey Maß des gewonnenen Sauerſtoffgaſes aufzunehmen vermögen, und ein Käſtchen mit dem gereinigten und vollkommen trockenen chlorſauern Kali. Mit dieſem Gas-Erzeugungs-Apparate wurde unter der Leitung unſeres berühmten Chemikers, Baron v. Jacquin, von dem Aſſiſtenten des mediciniſch-chemiſchen Studiums, Leſchan, die Prüfung vorgenommen, und hierbey v. Rudtorffers Angabe, damit in der kürzeſten Zeit, bequem und gefahrlos, das reinſte Sauerſtoffgas — Lebensluft — aus dem chlorſauren Kali zu entwickeln, ganz bewähret gefunden. Nebſt dieſem pneumatiſchen Apparat hat Hr. v. Rudtorffer auch den gewöhnlichen Inſtrumenten und Geräthen in den ſogenannten Rettungskäſten noch Manches beygefüget, was bis jetzt weggelaſſen war, und doch im Falle der Noth dringend nöthig iſt; z. B. das gerade Knopf- und das Scalpell-Biſtouri, die verbeſſerte Rauchtabaks-Klyſtierſpritze, das Knebel-Tourniket, den aufgebogenen Schlundhaken, die Sperr-Pincette, den Wärmemeſſer — Thermometer — Nadeln, Zwirnsfaden, Schalenwage, Reibſchale, Leuchter mit Kerzen, Seifen-Behältniß ꝛc. Man ſieht hieraus, daß dieſem aufmerkſamen Manne durchaus nichts, was zu dem beabſichtigten Zweck gehören könnte, entgangen iſt. Um übrigens dieſe weſentlich vermehrten Rettungsgeräthe zur erforderlichen Hülfe überall hin bequemer und leichter bringen zu können, hat ſie Hr. v. Rudtorffer in zwey Rettungskäſten vertheilet, wovon der erſte alle aus Silber und feinem Stahl bearbeiteten chirurgiſchen Inſtrumente, ſammt der ganzen pneumatiſchen Vorrichtung; der zweyte aber alle Nebenerforderniſſe und Gefäße zur Aufbewahrung der Arzneymittel enthält. Sämmtliche Inſtrumente ſind in ihren Beſtandtheilen ungemein rein ausgearbeitet, das Arrangement derſelben in den Käſten trefflich, und, was bey Gegenſtänden, die zum Wohl der leidenden Menſchheit gehören, insbeſondere zu beherzigen kömmt, der Preis dieſer Rettungskäſten nicht überſpannt, da jener sub Nro. I. nur 150 fl. C. M. und Nro. II. 75 fl. C. M. oder einzeln der ganze pneumatiſche Apparat, ſammt den Schlundröhren und Käſten, nur 85 fl. C. M. koſtet. Hr. Hück, Inhaber der Maſchinenfabrik in der Vorſtadt St. Ulrich, Nr. 114, iſt der talentvolle Kunſt-Maſchiniſt, der unter Hrn. v. Rudtorffers Aufſicht dieſe Apparate verfertiget. Gerade als ich dieſe Rettungskäſten beſah, erhielt Hr. v. Rudtorffer ein Hofkanzley-Dekret vom 17. v. M., Inhalt welchem unſer allverehrter Monarch mit allerhöchſter Entſchließung vom 6. v. M. anzuordnen geruhet haben: »daß dieſer von »demſelben verbeſſerte, pneumatiſche Apparat, ſo wie die Kite'ſchen Inſtrumente und das Geräthe zur Erzeugung der Lebensluft, für alle in den »erbländiſchen Staaten beſtehenden Nothkäſten, und für die »Inſtrumenten-Sammlung der Wiener Univerſität angeſchafft, zugleich aber »demſelben hinſichtlich dieſer gemeinnützigen Erfindung Sr. »Majeſtät allerhöchſte Zufriedenheit bezeiget werde.« Ein ſchon ſo oft erneuerter Beweis, wie ſehr unſer allgeliebter Monarch alles würdigt, was der Beachtung werth iſt, und für den biedern v. Rudtorffer die herrlichſte Belohnung, indem er ſein thätiges Beſtreben, der leidenden Menſchheit nützlich zu ſeyn, auch durch die Achtung ſeines Monarchen gekrönt ſieht. Die in Bezug auf dieſen Apparat von demſelben herausgegebene Schrift: »Abhandſung über die Verbeſſerung der zum Wiederbeleben der Scheintodten erforderlichen Inſtrumente, Geräthe und Nebenerforderniſſe. Nebſt einer kurzen Überſicht des Rettungverfahrens ꝛc. Wien, 1821. 8.“ — verdient in Hinſicht ihrer gedrängten, lichtvollen, faßlichen Darſtellung ſowohl die Aufmerkſamkeit eines jeden Arztes, als des angegebenen Rettungverfahrens wegen eines jeden Freundes der Menſchheit.

Zu den Vorrichtungen, die uns von der kommenden Witterung wenigſtens 24 Stunden vorher belehren ſollen, als: Guerike's Wettermännchen — eine Art von Anemoſcop, — Caronte's Prognoſticon oder Wetterglas, geſellt ſich nun auch ein Wetter-Paraſcop. Eine Erfindung des Chemikers v. Barth aus Straßburg. Barth's Angabe nach, ſoll dieſer Wetter-Paraſcop jede Witterung dreyßig Stunden, die Gewitter aber zwölf Stunden vorher anzeigen. Man hat mir aus Straßburg einen derley Paraſcop zugeſichert. Nach Erhalt werde ich hierüber das Nähere ſagen.

Nun hat auch der gelehrte Giov. Labus in einer zu Mailand herausgegebenen Druckſchrift: Ara antica scoperta in Haimburgo etc. 1820. fol., ſeine ſcharfſinnigen archäologiſchen Bemerkungen über das von Stephan von Mainoni in Haimburg — dem alten Carnutum — acht Stunden von Wien an der Donau — entdeckte Denkmahl herausgegeben. Dieſes intereſſante Denkmahl, das in der reichhaltigen archäologiſchen Sammlung des Stephan von Mainoni — ein Verwandter des hieſigen k. k. Herrn Hofrathes Philipp von Mainoni — ſich befindet, beſteht aus dem Fußgeſtelle eines Altars von weißem Marmor mit zwey eingegrabenen Figuren und einer Inſchrift. Nach Labus Behauptung iſt das Ganze ein Denkmahl auf den Einzug des Kaiſers Marc-Aurel in Carnutum, den 1. September 178 nach Chriſti Geburt, als er gegen die Markomanen zu Felde zog.

Zur Berichtigung der auch von mir in den ontologiſchen Neuigkeiten, XV. Lieferung, Conv. Blatt Nr. 102, 1820, aufgenommenen Nachricht: daß der Baron Drais ein Erhöhungs-Perſpektiv erfunden habe, mittelſt welchem man über dazwiſchen liegende Hinderniſſe hinweg bis auf 22 ½ Grad den ganzen Horizont überſehen ſoll, glaube ich in Beherzigung des suum cuique das Publikum auf das von Johann Hevel ſchon im Jahre 1637 erfundene Polemoſcop, auch Kriegsperſpektiv, reflektirendes Perſpektiv genannt, aufmerkſam machen zu ſollen. Durch dieſes Perſpektiv kann man Gegenſtände betrachten, die dem bloßen Auge durch einen undurchſichtigen Körper verdeckt werden. Es gehört zu den katadioptriſchen Ferngläſern. Zu Anfang deſſelben liegt ein metallener Planſpiegel in einem halbgeraden Winkel; hierauf folgen in dem Rohre drey Augengläſer; faſt am Ende des Rohrs ſteht das Objektivglas, und ganz am Ende liegt wieder ein metallener Planſpiegel in einem halbgeraden Winkel. Über dem letztern Spiegel iſt ein kürzeres, nach unten zu ſich erweiterndes Rohr ſo eingeſetzt, daß es mit dem erſtern einen rechten Winkel macht. Gegen Ende des dreyßigjährigen Krieges — 1637 bis 1648 — ſo wie im ſpaniſchen Succeſſions-Kriege und den nächſt darauf gefolgten Kriegen bis 1763, bediente man ſich bey den Armeen dieſer Polemoſcope häufig dazu, daß man bey Belagerungen die Bewegungen der Feinde in den Graben und gegen die Wälle beobachtete, daher ſie auch den Nahmen Wallgucker erhielten. Späterhin ſind ſie ganz außer Gebrauch gekommen, bis ſie uns Baron Drais durch ſeine Erfindung wieder ins Gedächtniß ruft. Optiker, die ſich dieſerwegen etwa Raths erhohlen wollen, finden dieſen in Ehrenberger's diss. de Polemoscopio. Jen. 1709. 4. und in Wolf's mathematiſchem Lexikon, S. 1074. Über das neuerlich von dem hieſigen geſchickten Optiker, Gottlieb Schönſtedt, erfundene Fernrohr, vermittelſt welchem man über verſchiedene Gegenſtände: als Planken, Wagen, ganze militäriſche Kolonnen, bey einem ſehr großen Geſichtsfelde hinweg ſehen können ſoll,« behalte ich mir bevor, wenn ich daſſelbe zu Geſicht bekommen habe, das Nähere ſodann in dieſen Blättern zu ſagen.

Robiquet hat in der philomatiſchen Geſellſchaft zu Paris ſeine Bemerkungen über das Aroma vorgeleſen. Da er hierüber manche neue Anſichten entwickelte, ſo dürfte der Auszug, der aus ſeinen Vorleſungen zur Publicität gelangte, auch hier nicht ohne Intereſſe geleſen werden. Bekanntlich nannten die ältern Chemiker den gewürzhaften flüchtigen Stoff organiſcher und unorganiſcher Körper ſeit Boerhave: Spiritus rector, den Macquer in ſauren, alkaliniſchen und öhligen eintheilte. In der Folge gab man ihm den Nahmen Aroma, bis Fourcroy ihn unter die eingebildeten Stoffe verwies, indem er behauptete, daß alle Arten von Gerüchen durch die einfache Auflöſung der riechenden Subſtanz in Luft oder in eine Flüſſigkeit hervorgebracht werden, und daß jede Subſtanz ihren eigenthümlichen Geruch habe, der von ihrer Flüchtigkeit und Auflösbarkeit abhange. Hieraus entſprang die Folgerung: daß zuſammengeſetzte Stoffe, die ein flüchtiges Prinzip enthalten, dieſem ihren eigenthümlichen Geruch verdanken, daß das Aroma gewürzhafter Pflanzen allein in ihrem weſentlichen Öhle befindlich ſey, und daß deſtillirte Waſſer ihren Geruch bloß von den, in der Auflöſung zurück gebliebenen Theilen jenes Öhles erhalten. Robiquet theilt nun dieſe Meinung nicht, ſondern behauptet, daß Fourcroy und ſeine Nachfolger hierin zu weit gegangen ſind, und daß die wahre Urſache des Geruchs verſchiedener Stoffe noch nicht ausgemittelt iſt. In dieſer Meinung unterſtützen ihn ſeine Unterſuchungen und Beobachtungen über die Gegenwart der Blauſäure in einigen Pflanzenſtoffen, und insbeſondere in den Kernen der Steinfrüchte. Dieſe Beobachtungen, welche die von Vauquelin, Schrader und Vogel gemachten erläutern, ſteigern bey ihm die aufgefaßte Anſicht beynahe zur Gewißheit: daß die Gerüche, die ſich in der Luft verbreiten, nicht im Allgemeinen einer bloßen Verflüchtigung, oder einem Ausfluſſe des riechenden Stoffes ſelbſt zugeſchrieben werden müſſen, ſondern in vielen Fällen einem Gas oder Dunſt, der aus der Verbindung mit einem paſſenden Vehikel, das den Geruch im Raume verbreiten kann, entſteht. Übrigens ſind nach ſeiner Meinung deſtillirte riechende Waſſer bloß reine Auflöſungen jener Verbindungen; auch glaubt er, daß die weſentlichen Öhle ihren Geruch der Verbindung eines wandelbaren Vehikels mit einem geruchloſen Öhl verdanken, in welcher Hinſicht er ſich Macquers Anſicht ziemlich nähert.

Mich wundert es, daß hier noch kein Fabrikant von Damenhüten auf den Einfall kam, die von dem Kaufmann G. F. Schmidt zu Berlin vor einigen Jahren erfundene neue Art: Frauenzimmerhüte von Kork nachzumachen. Der Kork wird zu dieſem Behuf in ſchuppiger Form zuſammengeſetzt, die Farbe des Hutes iſt angenehm, und da der Angabe nach derley Hüte: nicht nur wider Sonne und Regen ſchützen, ſondern auch beydes, ohne eine Veränderung zu erleiden, ertragen, ſo dürfte es ſich wohl der Mühe lohnen, auch hier den Kork zu dieſem Fabrikate zu benützen. Zwar ſollen die Berlinerinnen, wie mir mein Freund M. ſagt, dieſen Hüten nicht viel Geſchmack abgewonnen haben, weil die Form nicht gefällig war. Allein wenn dieſem Fabrikate ſonſt nichts als die Form im Wege ſteht, da weiß man hier ſchon Abhilfe zu treffen.

Die ſo gemeinnützige Davy'ſche Sicherheitlampe, wodurch man in den Bergwerken verhindert, daß die Schwaden, böſe Wetter, Grubenwetter, kohlenſaure Luft, Stickſtoffluft, insbeſondere aber in Kohlenminen das Kohlenſtoffgas, Kohlenwaſſerſtoffluft, bey Annäherung des Lichts ſich nicht mehr entzünden, verknallen, das Licht auslöſchen, auch wohl den Bergmann niederſchlagen, verſtümmeln und tödten, hat durch den Engländer John Newmann eine bedeutende Verbeſſerung erhalten, die ich hier aufzunehmen am Platze finde. Dieſe Verbeſſerung beſteht in einem runden, auf der einen Seite geradflächig, auf der andern paraboliſch geſchliffenen weißen Glaſe von zwey Zoll Durchmeſſer, welches in einer ſeparaten Faſſung vor dem Drahtnetz-Cylinder an einer Seite nach unten zu ebenfalls geradflächig ausläuft, angebracht iſt. Dieſe Verbeſſerung leiſtet zur Sammlung der Lichtſtrahlen und dadurch zur Vermehrung des Lichts der Lampe, nach der Seite hin, wo ſich das Glas befindet, außerordentlich viel. Hätte man in den Kohlenminen zu Whitehaven, wo unlängſt eilf Menſchen getödtet wurden, weil die zündbare Luft Feuer fing, indem ein Arbeiter, um ein Werkzeug zu ſuchen, zur Vermehrung des Lichts die gewöhnliche Davy'ſche Sicherheitlampe öffnete, ſtatt dieſer gewöhnlichen eine verbeſſerte Newmann'ſche gehabt, ſo wäre dieß Unglück nicht geſchehen. Übrigens iſt der Preis dieſer verbeſſerten Lampen, wenn man den bedeutenden Vortheil bey ihrer Nutzanwendung in Anſchlag bringt, ſehr billig, da John Newmann in London, nach der vor mir liegenden Anzeige, die vollſtändigen Davy'ſchen Sicherheitlampen mit Newmann'ſcher Linſe und Platin-Käfig per Dutzend zu neun Pfund Sterling, zwölf Schilling — circa 80 fl. C. M. — liefert. Auch verkauft derſelbe die Drahtnetz-Cylinder, da ſie bey dieſen Lampen früher unbrauchbar zu werden pflegen, als die Lampe ſelbſt, auch überhaupt die ganze Sicherheitſtellung durch die Lampe auf dem Drahtnetz-Cylinder beruht, zur Auswechſelung für ſchadhaft gewordene Exemplare, ſeparat, und zwar die doppelten Drahtnetz-Cylinder ohne Lampe per Dutzend um funfzehn Schilling. Erwägt man dieſen geringen Erſtehungspreis, ſo iſt es unbegreiflich, wie noch in bedeutenden Kohlenminen die Nutzanwendung dieſer Sicherheitlampen, zum Verderben der Arbeiter, außer Acht gelaſſen werden kann. So fanden neuerlich am 29. May d. J. in der Steinkohlengrube zu Seraing, unweit Lüttich, ſieben und zwanzig Bergleute und Arbeiter ihren Tod. Sie waren ohne Sicherheitlampe in die Grube hinabgeſtiegen, kurz nach ihrem Eintritt entzündete ſich das Kohlenſtoffgas, nach zwey Exploſionen folgte ein Erdſturz, der ihnen die Grube zum Grabe umſchuf. Auch nicht einer wurde gerettet.

Endlich hatte ich Gelegenheit, der Probe einer von Paul Mathias Szábo, k. k. ausſchließend privil. neuer Art Feuerſpritzen-Fabrikant — Brigittenau, Nr. 148 — neu erfundener Art Feuerſpritzen beyzuwohnen. Die Probe fand mit einer achteimerigen derley Feuerſpritze Statt, und das Reſultat beſtätigte Szábos-Angabe: daß ſie mit einem doppelt wirkenden Stiefel in dem nähmlichen Zeitraum, mit weniger Kraftaufwand, auf eine viel beträchtlichere Höhe, in einem unausgeſetzten Waſſerſtrahl viel mehr Waſſer liefert, als diejenige Spritze, welche nach der bisherigen Bauart mit zwey oder vier Stiefeln eingerichtet iſt, indem oberwähnte Spritze in erhöhter Richtung den Waſſerſtrahl konzentrirt auf ſiebenzehn Klafter, in horizontaler Richtung aber auf ſechzehn Klafter brachte. Übrigens iſt das Werk, von ſolidem gegoſſenen Meſſing, ſo eingerichtet, daß der Stiefel und Windkeſſel, wie auch die Leitungsröhren und übrigen Beſtandtheile, in Schrauben und lufthaltigen eingeſchliffenen Dichtungen angebracht ſind, um ſie nöthigen Falls mit Leichtigkeit zerlegen und eben ſo ſchnell wieder zuſammen ſetzen zu können. Ein weſentlicher Vortheil, der dieſe Art Spritzen von den übrigen auszeichnet, iſt, daß ſie nicht wie die gewöhnlichen vor ihrem Gebrauche erſt angefeuchtet oder naß erhalten werden müſſen, um Wirkung zu thun. Bey der Probe wurden zur Bedienung derſelben zwölf Mann, und zur Direktion, welche mit einem Mundrohr von ſechs Zoll in Durchmeſſer vorgenommen wurde, ein Mann angeſtellt. Da ich mir es zum feſten Grundſatz gemacht habe, bey meinen Beurtheilungen nie ämtliche Aktenſtücke, wenn ſie nicht im Wege der Publicität bekannt gemacht wurden, zu benützen, und hier ein weiteres Lob ganz im Einklange mit jenem der hierwegen Statt gefundenen Kommiſſion wäre, ſo übergehe ich jede weitere motivirte Lobeserhebung dieſer Szábo'ſchen Feuerſpritze.

* * *

Die Schwalbe.

Seh ich in leicht bewegten Kreiſen
Der Schwalben rückgekehrte Schaar,
Muß ich die Himmelsboten preiſen,
Sie künden laut das Blüthenjahr,

Daſſelbe Neſt, das ſie verlaſſen,
Füllt ihrer Liebe Seligkeit,
Der Treue ſüßen Lohn zu faſſen,
Erwacht des Lenzes goldne Zeit.

Der Nord erbrauſt, die Blätter bleichen,
Der Blüthen Glanz und Duft vergehn,
Die Schwalbe zieht nach fernen Reichen,
Wo ſanfte Lüfte lauer wehn:
Fort nach des Südens milden Zonen,
So ſchwirrt vereint der zarte Chor;
In Winters Nacht kann Lieb' nicht wohnen,
Sie ſchmückt des Frühlings ew'ger Flor.

Durch Liſt und Übermuth gefangen,
Fehlt eine Schwalbe aus dem Zug,
Aus Kerkershaft mit Todesbangen
Sieht ſie des Gatten fernen Flug;
In Liebesharm und Sehnſuchtsträumen
Entflieht ihr letzter Lebenshauch,
Und ſchwindelnd aus den freyen Räumen
Sinkt todt zugleich ihr Treuer auch!

K.

Frühlings-Unterhaltung in Hütteldorf, während des Regens über den Regen.

Von Georg von Gaal.

(Fortſetzung von Nr. 57.)

Schon **Ariſtoteles**, ſagt **Donndorf**, hat die Erſcheinungen beym Regenbogen ziemlich genau angeführt, und einige Sätze ſeiner Vorgänger berichtigt; aber ſeine Erklärungen waren im Ganzen noch weit von der Wahrheit entfernt. Daß von ihm und allen übrigen die Farben falſch erklärt wurden, iſt nicht zu bewundern, weil man davon vor **Newton** (geb. 1642, geſt. 1726) noch keinen richtigen Begriff hatte. **Ariſtoteles** mit ſeinen Anhängern zählte vornämlich drey Farben im Regenbogen: roth, grün und blau; Andere rechneten deren mehr, und ſuchten die Urſache derſelben in der Ungleichheit der Dünſte, und der Vermiſchung von Licht und Schatten. **Seneka** wiederhohlte die Sätze des **Ariſtoteles**, und fügte ſeine eigene Erklärung hinzu. Die Zurückſtrahlung des Lichts war ihm bekannt genug. Er wußte, daß ein ganzes Ruder im Waſſer gebrochen ſcheint u. dgl. m., woraus ſich die Brechung des Lichtes herleiten läßt; ihm war ſogar das Prisma und deſſen Wirkung, das Licht in Farben zu ſpalten, bekannt; aber aller dieſer Hülfsmittel ohnerachtet erklärte er doch den Regenbogen durch die Zurückſtrahlung von einer hohlen Wolke, u. ſ. w. — Bis am Ende des achtzehnten Jahrhunderts blieb die Erklärung des Regenbogens noch immer unvollkommen. **Vitellio**, ein Pole, der um 1270 lebte, ſagt zwar ausdrücklich, der Regenbogen komme von der Brechung und Zurückwerfung der Sonnenſtrahlen her. Aber die Erklärung iſt mangelhaft, und durch keine dazu dienliche Abbildung erläutert. Ein Doktor der Sorbonne, Joße Cliktove, behauptete 1501 einige Meinungen über den äußern und innern Regenbogen, welche Gilbert für albern erklärt, aber ſelbſt nichts Beſſeres ſagt. Niemand fiel darauf, die Brechung auf eine ſchickliche Art zu Hülfe zu nehmen, obgleich die regelmäßige Erſcheinung der Farben dahin hätte führen können, da man die Farben bey der Brechung längſt kannte, bey der bloßen Zurückwerfung aber dergleichen nie bemerkt hatte. Porta (geb. 1545, geſt. 1615) erklärte zwar die Farben durch Brechung, aber nicht in den einzelnen Tropfen, ſondern in der ganzen Maſſe der Wolke, oder des Regens. Richtiger hat über den letzten Umſtand der ſizilianiſche Abt Maurolykus aus Meſſina 1575 geurtheilt; auch ſcheint er der erſte geweſen zu ſeyn, der ſieben Farben zählt, und nennt daher den Regenbogen ſiebenfärbig. Johann Fleiſcher, Rektor zu Goldberg, nachher Prediger zu Breslau (geſt. 1593), legte, nach vielen bisher vorgebrachten Thorheiten, 1571 den erſten Grund zur wahren Erklärung des Regenbogens. Endlich lehrte Markus Antonius de Dominis, Erzbiſchof zu Spalatro, die richtige Erklärung des Haupt-Regenbogens. Seine Erklärung ward zwar nicht eher, als 1611 von Bartolus zu Venedig herausgegeben; aber nach Newtons Zeugniſſe war ſie ſchon zwanzig Jahre zuvor fertig geſchrieben, und alſo im Jahre 1591 vorhanden, welches vier Jahre vor Karteſius Geburt war, der ſich alſo die Ehre dieſer Erfindung, die dem Dominis gebühret, unrechtmäßiger Weiſe zugeeignet hat. Karteſius verfolgte dieſen Weg aber weiter, erklärte auch beyde Regenbogen richtig, aber nur als helle, nicht als farbige Bogen. Alſo fehlte nur noch die wahre Erklärung der Farben. Dieſem Mangel abzuhelfen, war erſt Newton fähig, deſſen Entdeckungen über die verſchiedene Brechbarkeit der im Lichte enthaltenen Farbenſtrahlen, ſowohl die Entſtehung als die Ordnung der Farben, mit einem Mahle vollkommen erklären. — Wolf ſchrieb des de Dominis Entdeckungen Keplern zu; aber dieſer äußerte ſeine Gedanken nicht eher, als zu Anfang 1605, da er ſie Brenggern mittheilte. Das Jahr darauf entdeckte er ſie dem Engländer Harriot, der in ſeiner Antwort die Meinung billigte, und 1619 ſchrieb er ſie an Johann Renus in Wien. — Bekanntlich ſieht man mehrere Regenbogen zugleich, wovon der erſte oder innere allemahl am lebhafteſten iſt, weil das Licht hier nicht mehr als Eine Reflexion leidet. Der zweyte iſt ſchwächer, weil die Strahlen zwey Mahl reflektirt werden, und die Farben ſtehen in verkehrter Ordnung. Der dritte rühret von drey Reflexionen her, und iſt daher ſo ſchwach, daß Kardanus (geb. 1501, geſt. 1576) und die meiſten Naturforſcher zweifeln, ob er ſich je gezeigt habe. Indeſſen wurde er nicht nur, nach Kardanus Bericht, wirklich geſehen, ſondern auch Bergmann hat ihn in Weſtgothland einige Mahl beobachtet. Mir ſelbſt iſt, wie ich mich deſſen ganz genau erinnere, die Erſcheinung mehr als ein Mahl vorgekommen. — Vitellio will einmahl zu Padua vier Regenbogen geſehen haben, und andere behaupten ſogar, daß ſich deren auf ein Mahl ſechs bis ſieben gezeigt hätten, welches aber ganz unglaublich iſt, und man hat da vermuthlich Kronen oder Höfe für Regenbogen angeſehen. — Wenn man gegen den Regenbogen geht, oder ſpringt, ſo ſcheint er auszuweichen; wenn man aber von ihm geht, ſo ſcheint er nachzufolgen. Dieſe Erſcheinung, welche daher rührt, daß der Regenbogen immer unter gleichen Winkeln erſcheint, und daher uns allemahl gleich nahe ausſieht, hat ſchon Philippus Medäus, ein Schüler des Plato, bemerkt — Daß auch beym Monde Regenbogen entſtehen, wie wohl die Erſcheinung ſelten iſt, hat ſchon Ariſtoteles bemerkt, der deren zwey geſehen hat. Scheuchzer hat zwey auf einmahl geſehen; Parent hat einen bleichen ungefärbten geſehen; Verdries einen, der deutlich, aber ſchwach gefärbt war; Hartſoeker zwey gefärbte; Weidler einen, da der Mond halb war [1].

Dieſes zur Erklärung des Regenbogens als Lufterſcheinung; nun aber auch Einiges über deſſen ſinnbildliche Bedeutung. Bey einigen gilt der Regenbogen als ein Zeichen göttlicher Gnade, da er ein Bogen ohne Pfeil, mehr zum Erſchrecken als zum Treffen gemacht ſcheint, weßhalb er auch zu Noes Zeiten ein Zeichen des Friedensbundes war, den Gott mit den Menſchen geſchloſſen [2].

Auch ſtellt er, nach Andern, das evangeliſche Geſetz, die Gnade, Verzeihung und die uns dadurch zukommende Herrlichkeit vor: ferner iſt er rückſichtlich ſeiner Farben ein Bild der Taufe durch Feuer und Waſſer [3], der Sendung des heiligen Geiſtes [4]; endlich, da er die Farbe des Waſſers und des Feuers zugleich hat, ſoll er ſowohl an die Sündfluth erinnern, als auch auf die künftige Zerſtörung der Welt durch Feuer hindeuten.

Bey den alten Griechen wurde der Regenbogen als eine beſondere Göttinn verehrt, die wegen der Schnelligkeit, womit der Fuß des Regenbogens die Erde zu berühren ſcheint, während ſein Haupt noch in den Wolken ſchwebt, für die Bothſchafterinn der Götter, insbeſondere der Juno, gehalten wurde. Auch war der Regenbogen der Pfad, auf welchem die Iris vom Olymp zur Erde herunterſtieg, und wieder in jenen zurückkehrte. Sie war eine Tochter des Thaumas und der Elektra, einer von den Töchtern des Oceans [5]. Ihren Aufenthalt hatte ſie am Throne der Juno, deren Befehl ſie den übrigen Göttern und den Sterblichen überbrachte. Nicht weniger war ſie auch die Geſchäftsträgerinn des Jupiter und anderer Götter. Auch Helden ſchicken ſie bey Homer in ihren Angelegenheiten an Götter. Auf Achilles Bitte z. B. eilt ſie in die Wohnung der Winde, und ruft ſie herbey, um das Feuer beym Scheiterhaufen des Patroklus anzufachen [6]. Die vom Diomed verwundete Venus führt ſie in dem Wagen des Mars nach dem Olymp zurück, wo ſie die Pferde ſelbſt abſchirrt, und ihnen Futter vorwirft [7]. Sonſt hatte ſie beym weiblichen Geſchlechte eben die Geſchäfte, wie Merkur beym männlichen, nähmlich die Auflöſung der Sterbenden, und ihre Hinabführung in die Unterwelt. Man bildete ſie in jugendlicher Geſtalt mit goldenen oder ſaffrangelben Flügeln *).

---

[1] Gehler III. 675. V. 757. — Fiſcher, IV. 180. Fiſcher Geſch. d. Phyſik. I. 205. II. 49. — Schwed. Abhandl. XXI. 231, und die daſelbſt angeführten Schriften. Bollbeding Archiv 405.

[2] August. tom. 9. Ambros. l. de Arca et Noe, c. 27.

[3] Greg. hom. 8. in Ezech. 3.

[4] Ansbert in c. 4. Apocal.

[5] Hes. Theog. v. 265. Apollod. I., 2, 6.

[6] Il. ψ 129.

[7] Il. ρ 368.

(Fortſetzung folgt.)

Allgemeine Noveliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Kärnthnerthor-Theater. Seit dem Anfange dieſes Monats begann Herr **Moltke**, großherzogl. Weimariſcher Kammerſänger, eine Reihe von Gaſtrollen, und trat zum erſten Mahl in der Zauberflöte als **Tamino** auf.

Er zeigte ſich in der erſten Arie als einen Tenoriſten, der von Natur eine gute Stimme, mit Sicherheit und Gewandtheit verbunden, beſitzt. Der Ton iſt aber ſehr ungleich, und verliert noch mehr dadurch, daß ihm durch die Ausſprache des Textes bey jedem Worte faſt eine andere Form gegeben wird. Außerdem gibt er ihn auch nicht rein aus der Bruſt, ſondern größtentheils durch ein Organ von ſich, das, im **Geſang** wenigſtens, mit dem Geſchmacke nichts zu thun haben will. Sonſt greift der Tenor durch und geht leicht in das Falſet über. Der Vortrag iſt ſehr ſchwankend, weil es ihm an kunſtgerechter Bildung mangelt. Die Arie wurde mit Beyfall aufgenommen, da die Zuhörer, mit Empfänglichkeit für dasjenige, was ſie der Anerkennung werth fanden, ihr ſtrengeres Urtheil verſchoben. Das Recitativ verdiente größtentheils Lob, doch konnte man die fehlerhafte Manier nicht überhören, die ſich hier erſt recht deutlich wahrnehmen ließ, ganz entgegen dem Sinne des harmoniſchen Ausdruckes manche Stellen zu verzögern, andere zu beſchleunigen, aus leiſen, kaum vernehmlichen Tönen, ſchnell in eine grelle Verſtärkung über zu gehen. Der Schluß dieſes Auftritts war gelungen und gewann Beyfall. Das Spiel betreffend, ſo fand man einen läſtigen Aufwand von mechaniſchen Bewegungen, die eben ſo ſehr im Widerſpruch mit der Wahrheit ſtanden, als ſie die Gränzlinie der ſchönen Mimik überſchritten.

Pamina ſang das Duett: Bey Männern welche Liebe fühlen, nicht mit ganz freyer Stimme; ſehr anziehend trug ſie aber das Solo im erſten Final: »Herr, ich bin zwar Verbrecherinn ꝛc.« vor, und erinnerte uns nachher immer mehr an ihren erſten glücklichen Verſuch in dieſer Rolle.

Die Königinn der Nacht zeigte ihre bewunderungswürdige Virtuoſität in den ſchwierigſten Paſſagen.

Den 5ten wurde **die Entführung aus dem Serail** gegeben. Hr. **Moltke** trat als **Belmonte** auf.

In der erſten Arie ſchwang er ſich mit groſſer Sicherheit in die Höhe, doch wurde ihm das Aushalten des Tones etwas ſchwer, wie es der ſchnelle und merkliche Einſatz verrieth. Das Duett mit **Osmin** wurde ſehr kräftig geſungen. Die zweyte Arie, wenn man einige zu ſtark hervor geſtoſſenen Töne und raſch unterbrochene Verbindungen abrechnet, befriedigte am meiſten. Die dritte Arie mißlang, durch das Beſtreben, Effekt hervor zu bringen, das in Affektation ausartete, und den Eindruck des Vorhergehenden ſchwächte, ſo ſehr Alles darauf angelegt ſchien, dieſen zu verſtärken. Das Duett im letzten Akt erhielt verdiente Auszeichnung. Das Benehmen als Schauſpieler war in dieſer Rolle Anfangs weniger auffallend und konnte durchgehends auch leichter überſehen werden, da **Belmonte** auf niederer Stufe ſteht, als **Tamino**, nicht durch die Kunſt des weiland Hrn. Verfaſſers, ſondern des unſterblichen Tonſetzers gehoben iſt.

Mlle. **Fröhlich** erſchien zum zweyten Mahl auf dieſer Bühne, in der Rolle der **Konſtanze**, als engagirtes Mitglied der k. k. Oper. Zwar immer noch etwas ſchüch-

---

*) **Eſch.** Handb. d. klaſſ. Lit. S. 308; **Herm.** Myth. S. 37; **Ritſch.** Beſchr. d. Juſt. d. Gr. II. 1ſte Abtheil. S. 303.

tern, doch weit weniger als in ihrem erſten Debüt, ſang ſie freyer und ausdrucksvoller; Manches gerieth etwas grell, beſonders in den Paſſagen, die jedoch deutlich vorgetragen wurden. Der Grund liegt vielleicht darin, weil dieſe ſonſt glückliche Anfängerinn das gehörige Maß der Stärke für die Bühne noch nicht kennt. Der Triller muß noch ſehr geübt werden, um die erforderliche Reinheit und Rundung zu gewinnen. Die zweyte Arie: »Martern aller Arten ꝛc.« ob ſie gleich an die Kunſtfertigkeit eigentlich größere Anforderungen macht, wurde mit mehr Leichtigkeit ausgeführt, wie ſie auch ſchon das erſte Mahl ſich ausgezeichnet hatte. Der ausdrucksvolle Vortrag des Duetts im dritten Aufzug verdiente dieß Mahl nicht nur Aufmunterung, ſondern entſchiedenen Beyfall.

Osmin befriedigte wieder ſehr, und das mit anſprechendem Frohſinn geſungne Vivat Bacchus wirkte ſo erfreulich, daß es wiederhohlt werden mußte.

Am 7ten trat Hr. Moltke als Joſeph in der Oper dieſes Nahmens auf. Er ſchien die doppelten Schwierigkeiten, die ihn hier erwarteten, einzuſehen, und befleißigte ſich gleich in der Arie unverkennbar, durch edlen Vortrag den Erwartungen der Zuhörer möglichſt zu genügen. Im Anfange des erſten Geſangſtückes gelang es auch ſo ziemlich, nach und nach verfiel er aber in ſeine ungünſtige Manier, und die Aufmerkſamkeit war zu geſpannt, als daß irgend etwas ihr entgehen konnte. Noch weniger ſprach die Romanze an, weil der Ausdruck des wahren Gefühls mangelte, das dem Sänger fremd iſt, wie die widerſprechenden, oft ſehr zwangvollen Geberden nur zu deutlich zeigen. Durch das Verſchlucken mancher Sätze, das ſcharfe Markiren anderer, die ſchwächer bezeichnet werden ſollten, geht noch etwas mehr als die Deutlichkeit, auch das Charakteriſtiſche verloren. Durch dieſe Art des Vortrags wird die Stimme, ungeachtet ſie durchdringende Kraft beſitzt, in Vereinigung mit Mehrern unwirkſam. Dieſe Gaſtrolle fand geringere Theilnahme, als Tamino und Belmonte.

Der Vortrag des Duetts zwiſchen Jakob und Benjamin iſt ein Muſter des echten Geſangs, und wurde mit enthuſiaſtiſchem Beyfall begleitet, bis die Wiederhohlung erfolgte.

Von der vierten Gaſtrolle des Hrn. Moltke, worin wir ihn bis jetzt gehört haben, nähmlich als Rodrigo in Othello, iſt nicht viel mehr zu ſagen, als daß der Erfolg ganz zu ſeinem Nachtheil ausfiel, indem ſchon das Duett, durch Mangel an kräftiger Haltung von ſeiner, wie an Genauigkeit und Übereinſtimmung von beyden Seiten, mißlang und ohne alle Beachtung blieb. In der Arie beſtrebte ſich Hr. M. mit zu vielem Nachdruck, das Verſäumte wieder einzuhohlen, und ließ die minder gefällige Seite ſeines Geſanges ſo ſtark hervortreten, daß die natürlichen Vorzüge verdunkelt wurden. In der Folge geht dieſer Part ohnehin verloren, und was von dem Geleiſteten im Andenken blieb, konnte die Theilnahme für den Gaſt nicht ſehr begünſtigen. Ohne Zweifel würde Hr. Moltke bey längerem Aufenthalt Einiges von ſeiner Manier, was ihm beſonders nachtheilig iſt, mit der Zeit ablegen.

Othello wurde trefflich vorgetragen, und Desdemona wetteiferte in allen ihren Aufgaben mit ſich ſelbſt.

Die Gerold'ſche Buchhandlung erwirbt ſich ein neues Verdienſt um die Literatur, indem ſie die Pränumeration auf das mit nicht geringen Koſten verbundene Werk: F. W. Siebers Reiſe nach Kreta, Ägypten und Paläſtina, in den Jahren 1817 und 1818, ankündigt. Das Werk wird in drey Bänden (beyläufig 120 Druckbogen) erſcheinen, mit vier und zwanzig Kupfern und Karten und einer großen Karte von Jeruſalem verſehen ſeyn. Jeder Band handelt von einem der drey obengenannten Länder, und des Verfaſſers Kenntniſſe und glückliche Darſtellungsgabe bürgen wohl für das höchſte Intereſſe, für alle Arten von Leſer. Der Pränumerationspreis iſt 4 fl. C. M. für den erſten Band, und für die 23 Zoll breite und 17 Zoll hohe Karte von Jeruſalem 2 fl. C. M. Alle vier Monate erſcheint ein Band.

Eines der ſeltſamſten Inſtitute iſt wohl die Schule, welche ein altes Weib in London hält, und in dieſer kleine Kinder in der noch lange nicht erſchöpften Kunſt zu betteln unterrichtet. London ernährt täglich 15,000 Straßenbettler, darunter bringt es mancher täglich auf 30 Schillinge (à 8 Gr. 4 4/5 Pfennig preuß. Cour.); viele bilden ſich in Klubbs, wo des Abends, mit recht vielem Anſtande, eine Partie Whiſt oder Boſton geſpielt, mit den Bettelmädchen friedlich getanzt und mit den Kollegen wacker getrunken wird. — Eine ſpekulative Bettelfrau zahlt für ein Kind, wenn es recht elend, gebrechlich und kranken Ausſehens iſt, mit Vergnügen zwey Schillinge und mehr täglicher Miethe; ein blinder Mann iſt theurer, 3 Schillinge täglicher Miethe iſt das Billigſte; dieſer Preis ſteigt, je abgemagerter der Blinde iſt und je gräßlichere Geſichter er ſchneiden kann. Parade-Artikel ſind die Jungen, welche durch künſtliche Verdrehungen ihrer Gliedmaßen ſich zum jämmerlichen Krüppel geſtalten, und dazu links und rechts ſchielen können. Eine Frau hier ſitzt zehn Jahre lang jeden Tag an derſelben Stelle mit Zwillingen, die nicht älter und nicht größer werden. Die Bettler halten ſich dergleichen Subjekte nicht ſelbſt, dieß iſt zu unbequem, und mit der Annehmlichkeit ihrer häuslichen Lage nicht verträglich; dazu ſind hier wieder beſondere Magazine, aus denen dergleichen Kinder, Krüppel und Jammer-Geſtalten früh abgeholt und an die ſie Abends wieder zurückgeliefert werden. Es verſteht ſich dabey von ſelbſt, daß der Abholende dem Magazine eine verhältnißmäßige Kaution ſtellen muß. Unter jener großen Summe befinden ſich die verſchämten Armen noch nicht, die von Haus zu Haus mit Bettelbriefen umhergehen.

In Nro. 160 des Morgenblattes findet ſich folgende Nachricht aus Leipzig: Das bedeutendſte muſikaliſche Werk, welches dieſe Meſſe erſchienen, iſt wohl des Abbé Stadlers (in Wien) großes Oratorium: die Befreyung von Jeruſalem (gedichtet von Heinrich und Matthäus von Collin), ein Werk im guten, ältern Kirchenſtyle, über welches Herr von Moſel, nach der erſten und glänzenden Aufführung deſſelben in Wien, in Nro. 1 bis 3 der Wiener allgemeinen muſikaliſchen Zeitung (erſter Jahrgang 1817) ſo viel Gutes berichtet hat. Die äußerſt ſaubere und deutlich geſtochene Partitur, welche dem Kaiſer von Öſterreich gewidmet iſt, macht der Steinerſchen Muſikhandlung viele Ehre.

Unter dem Titel: Flugluſt und Fluges Beginnen, von M. K. W. Zachariä, Lehrer der Schule Kloſter Roßleben, iſt bey Cnobloch in Leipzig eine Broſchüre erſchienen worin der wiſſenſchaftliche Weg bezeichnet wird, auf welchem für Menſchen eine Flugmaſchine erfunden werden könnte, die hinſichtlich ihres Grundes dem Vogelfluge analog wäre.

Die Amerikaner haben das von den Engländern entdeckte neue Continent New-Shetland bereits mit dreyßig Schiffen, des Robbenfanges wegen, beſucht und einen Theil deſſelben Yankee-Harbour benannt. Die Engländer wünſchen, von der Regierung gegen den Anſpruch Jener darauf geſchützt zu werden. Eine höchſt wichtige Entdeckung iſt auf dieſem, von aller Vegetation übrigens entblößten Lande gemacht worden, nähmlich von vortrefflichen Steinkohlen in großer Menge. Man hat auch einen ſpaniſchen Ankerſtock gefunden, vermuthlich von dem unglücklichen ſpaniſchen Linienſchiff St. Elmo.

(Dieſer Nr. liegt die nov. Beylage IX. bey.)

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625), wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 11 fl. W.W. halbj.— Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Beylage zur allgemeinen Novelliſtik.

IX.

(Zu Nr. 58 des Converſationblattes 1821.)

Aus Paris (vom May).

I. Theater.

Ein neues Melodram von den Herren Frederic und Victor: l'Orphelin eccossais, hat jenen Beyfall gehabt, der bey dieſer Zeit ſo manchem Gewöhnlichen zu Theil wird. Eine verfolgte Hexe wird darin mit einem Mahle eine brave Frau, ſtürzt das Laſter und lohnt die Tugend mit einem ſchönen Schloſſe, einem ungeheuern Vermögen und mit der Hand eines liebenswürdigen Mädchens. — Einem Vaudeville, von den Herren Caignez und Louis verfaßt: le Mandarin Hoang-Pouf, liegt die alte Anekdote zum Grunde: daß ein Aſtrolog dem Mandarin ſein Horoscop ſtellt, und ihm ſagt: ſein Leben ſey an das Leben eines jungen Menſchen, Nadir, mit Nahmen, den der Mandarin verfolgt, gekettet. Hoang-Pouf überhäuft nun dieſen jungen Mann mit Artigkeiten, und gibt ihm ſogar eine von ihm geliebte Sclavinn zum Weibe, da dieſer droht, ſich zu ermorden, wenn er ſie nicht erhält. Nur unter vielem Geziſche konnten die Nahmen der Verfaſſer genannt werden. — Anne de Boulen, heißt ein neues Melodram von dem vielſchreibenden Frederic, in welchem einige effektvolle Scenen über die Längen den Sieg davon getragen haben. Ein unverzeihlicher Anachronismus iſt wohl der: daß der Autor die funfzehnjährige Eliſabeth in ſeinem Stücke aufführte, da man doch weiß, daß Eliſabeth noch in der Wiege lag, als ihre Mutter ſtarb. — Die Klatſcher hielten ſich bey der erſten Vorſtellung ſehr wacker. — Ferner ſahen wir im second théâtre français ein neues Luſtſpiel in drey Akten: le présent du Prince ou l'autre fille d'honneur, von den Herren Combrouſſe und Daubigny. Ein junger Prinz wird von den Reizen der ſchönen Irma bezaubert, welche aber im Begriffe ſteht, Edgard, den Kapitän der Garde des Prinzen, zu ehlichen. Das Mädchen wohnt mit ihren drey Onkeln, welche Philoſophen geworden ſind, weil ihnen die Sonne des Hofes nicht ſcheinen wollte, auf einem abgelegenen Schloſſe. Der Prinz führt ſich daſelbſt als Profeſſor gekleidet ein. Er macht ſich in dieſer Verkleidung den Scherz, Edgarden eiferſüchtig zu machen, und muß viele harte Reden über ſich und ſeinen Hof von den drey Onkeln vernehmen. Er verzeiht aber, wie natürlich, großmüthig, und ſendet Irma'n ein Blumenkörbchen — Irman heirathet nicht den Kapitain — ſondern den Colonel — des Prinzen Großmuth hat Edgarden dazu avancirt — und Alle ſind glücklich. — Viele ächt komiſche Scenen, mehrere pikante Wortſpiele und die vortreffliche Darſtellung der Mlle. Brocard haben dem Stücke allgemeinen Beyfall verſchafft. — Im gymnase dramatique hat eine Oper von den Herren Scribe und Melesville, mit Muſik von Garcia, ſehr gefallen. Sie führt den Titel: la Meunière. Die Intrigue iſt ſehr einfach: einem jungen Sauſewind gefällt eine Müllerinn, eine brave Frau; er glaubt bey der Dorfſchönheit mit eben jenen Mitteln zum Ziele zu gelangen, wie bey den Stadtdamen, und will ihr die Cour machen, ohne von der Heirath zu ſprechen; allein die Müllerinn weiſt ihn, nicht ganz ohne Herzklopfen, von ſich; denn auch ſie fühlt Liebe für den hübſchen Jungen. Erneſt -- obſchon ein luſtiger Geſelle — hat ſich indeſſen doch für die Ehre der Grauſamen geſchlagen, und dieſer Zug wendet ihm ihr ganzes Herz zu. Zwey Fräulein, deren Eine Erneſten zur Gattinn beſtimmt iſt, kommen im Dorfe an; nun erſt bricht die Liebe der Müllerinn in ihrer vollen Stärke los, ſie will entfliehen — allein Ernſt ſtürzt zu ihren Füßen und ſie — läßt ihn nicht liegen. Iſt dieſes Süjet auch noch ſo unbedeutend, ſo wußten die Herren Scribe und Melesville es doch mit vielen geiſtvollen Nebenzügen auszuſtatten, eben ſo hat Garcia's Muſik des Lieblichen und Anmuthigen Vieles. Die Nahmen der Autoren wurden einſtimmig verlangt. — Im Vaudeville iſt eine folie-vaudeville in einem Akt, betitelt: l'Isle de Barataria, ausgezischt worden. Die Arlequinade iſt ſinnlos, und der fade Arlequin lehrt uns darin, daß die Macaroni Faden ziehen müſſen, wenn ſie gut ſeyn ſollen; daß man ein Vieh ſeyn müſſe, wenn man für ſein Vaterland ſtirbt, und mehrere derley ſchöne Sachen. — Für das Theater des Variétés haben die Herren Francis und Gabriel ein altes Luſtſpiel des Dorvigny: Monsieur Lerond, als Vaudeville bearbeitet. Chriſtoph Lerond iſt der phlegmatiſch'ſte Mann von der Welt. Er zeigt ſich gleichgültig bey Allem was ihm begegnet, und hatte nie einen Zank mit ſeiner Frau. Dieſe geht eine Wette mit einem alten Freunde ihres Mannes ein, daß es nicht gelingen werde, ihn böſe zu machen. Nun gilt's! — Man bringt Herrn Lerond die Nachricht: der ausgetretene Fluß habe einen Theil ſeines Landgutes verwüſtet. — Man ſagt ihm, es ſey Befehl gegeben worden, ihn ſeiner Freyheit zu berauben. — Man bringt ihm Beweiſe, daß ihm ſeine Frau untreu ſey. Er antwortet auf alle dieſe Neuigkeiten ganz ruhig: Was thut das? Der Charakter iſt etwas unnatürlich, allein er machte Lachen und die Bearbeiter haben das Stück mit ſehr witzigen Couple'ts verſehen; auch haben Lepeintre als Lerond und Brunet als dummer Bauer Vortreffliches geleiſtet. — Das Vaudeville: les deux Capitains, hat dasſelbe Sujet, wie die Oper: la grille du parc. Beyde ſind nach einem Kotzebu'ſchen Luſtſpiele bearbeitet. — Die vielen in dieſem Monate zur Feyer der Taufe des Herzogs von Bordeaux gegebenen Gelegenheitsſtücke übergehe ich mit Stillſchweigen, ſie haben für Deutſchland wenig Intereſſe.

Bey Hofe iſt eine Oper: Blanche de Provence, gegeben worden. Theaulon und Rancé haben das Buch, Cherubini, Berton, Boyeldieu, Kreutzer und Paer die Muſik verfaßt.

Potier (der berühmte Komiker) verläßt zu Ende dieſes Monats Paris und begibt ſich nach England. Er hat auf zwey Monate Urlaub erhalten. Mlle. Jenny Vertpré begleitet ihn.

Das erſte und zweyte franzöſiſche Theater führen gegenw[illegible]g [illegible]en Dlle. Georges Prozeß, beyde wollen die Schauſpielerinn jetzt beſitzen, welche früher keines haben wollte. — Potier klagt ebenfalls gegen die Adminiſtration der Porte St. Martin. Wenn es genügte, die Richter lachen zu machen, ſo würde Potier keines Sachwalters bedürfen.

II. Muſik.

Die vier Alpenſänger aus Wien geben gegenwärtig in Brüſſel Konzerte. Der Prinz von Oranien hat einem derſelben beygewohnt.

Das Abſchiedskonzert der Dlle. Münch, im Salon des Herrn Pape, war ſehr beſucht. Die Konzertgeberinn ſang mit Hrn. Levaſſeur ein italieniſches Duett. Hr. Herz ließ ſich auf dem Pianoforte hören. Mengal ſpielte ein Hornſolo. Mlle. Münch ſchloß mit franzöſiſchen Romanzen, welche ſie ſelbſt komponirt hatte, und deren Vortrag wünſchen ließ, dieſes Konzert der ſchönen Sängerinn möge kein Abſchiedskonzert ſeyn.

Der italieniſche Sänger Pellegrini hat das von ihm komponirte, und in vielen Privatzirkeln mit vielem Beyfall aufgenommene Vokal-Trio im Stich angekündigt.

Rode befindet ſich gegenwärtig in Bordeaux, wo er mit außerordentlichem Zulauf Konzerte gibt.

Für den 11. und 12. Juny iſt ein Concurs für eine vakante Profeſſurſtelle des Kontrapunktes und der Fuge ausgeſchrieben. Die Jury beſteht aus den Herren Cherubini, Leſueur, Berton, Boieldieu, Reicha, Pär und Perne.

Die Herren Moſcheles und Lafont haben ihre Konzerte mit einer edeln Handlung beſchloſſen; ſie haben am 21. May noch ein Konzert zum Beſten einer armen Familie gegeben.

III. Verſchiedenes.

Ein Pharmazeut, Hr. Chriſtophe (rue du temple, Nro. 5.), hat ein Pulver erfunden, welches er poudre vegeto-pectorale nennt, und welches die Eigenſchaft beſitzt, kleinere Halsentzündungen, denen Schauſpieler und Sänger bey größern Anſtrengungen ausgeſetzt ſind, zu verhindern. Mehrere dramatiſche Künſtler in Paris machen davon Gebrauch.

Letourneur hat Schakeſpears Werke neu überſetzt; Guizot hat dieſe Überſetzung revidirt. Sie erſcheint bey Ladvocat.

Das Kochbuch: le Cuisinier royal, hat binnen drey Monaten vier Auflagen erlebt. Es kann eigentlich ein gaſtronomiſcher Codex, und die Verfaſſer wahrhafte Maulgelehrte genannt werden.

Der Doktor Roques gibt ein herrliches Werk über die Giftpflanzen mit colorirten Kupfern heraus. Es wird in groß Quart ſechs und dreyßig Lieferungen enthalten, und der geringe Subſcriptionspreis iſt 7 Francs pr. Heft.

Der dramatiſche Dichter Hoffmann, einer unſerer ausgezeichnetſten Literatoren, iſt zum Ritter der Ehrenlegion ernannt worden.

Herr Mälzel hat am 7ten ſein mechaniſches Kabinet eröffnet; er zeigt den Kempel'ſchen Schachſpieler, den er verbeſſert hat, und einen Seiltänzer. Der Eintrittspreis iſt 2 Fr. 60 Cent.

Die alte Abtey Paraclet, welche von Abeillard und Heloiſen gegründet wurde, wird gegenwärtig zum Verkauf ausgebothen. Es iſt zu wünſchen, daß dieſes Denkmahl in die Hände eines Kunſtliebhabers komme, der es fortbeſtehen läßt wie es iſt, damit es doch beweiſe, daß ein Mahl ein treues Liebespaar exiſtirt habe.

In der Rue de la paix (Friedensſtraße) Nro. 16, iſt ein Magasin de Deuil (Trauermagazin) errichtet worden, wo Erben und Verwandte eines Verſtorbenen Alles zu kaufen bekommen, was ſie bedürfen, um traurig zu — ſcheinen.

Nicht bald hat Paris etwas Schöneres geſehen als das Feſt war, welches die Kanal-Kompagnie zu Paris zur Eröffnung des Kanals gab. Es hatte am 13ten Statt. Mehr als zweymalhunderttauſend Menſchen waren an beyden Ufern des Kanals verſammelt, viertauſend hievon waren mittelſt Billetten geladen, und nahmen am Feſte ſelbſt Theil, die übrigen waren nur Zuſeher. Das Baſſin la Vilette war mit Bogen eingefaßt und mit Tribunen beſetzt. Mehrere große Schiffe mit prächtigen Pavillons und beleuchtet durch Flammen von allen Farben, unzählige leichte Barken, welche den Kanal nach allen Richtungen durchſchwammen, ein vortreffliches Orcheſter, welches die Luft mit harmoniſchen Klängen erfüllte, nautiſche Spiele, welche bis zur Stunde der Abfahrt die Anweſenden unterhielten, gaben dieſem Feſte einen eigenen Charakter und ungewöhnlichen Reiz. Jede Dame erhielt, indem ſie Platz auf dem ihr angewieſenen Schiffe nahm, einen ſchönen Blumenſtraus und eine Medaille, auf welcher ſich die Nymphe des Kanals abgebildet befand, mit der Überſchrift: Librata ditat et ornat. — Nachdem alle Schiffe ausgelaufen waren, hatte um 9 Uhr auch eine Illumination und ein Feuerwerk ſtatt.

Bey Martinet iſt ein neues Spiel unter dem Nahmen: Jeu de circonstance (Zufallsſpiel), erſchienen. Es beſteht aus vier und zwanzig Karten, welche folgende Nahmen tragen: Präſident, Centrum, Miniſter, rechte Seite, linke Seite, linkes Centrum und rechtes Centrum. Die Verbindung, in welcher die Karten zu einander ſtehen, iſt ſehr einfach. Das ganze Spiel hat den Zweck, dem Zufall die Zuſammenſetzung der Majorität zu überlaſſen. — Die Miniſterkarten zählen doppelt (ſagt die Erklärung des Spiels), der Präſident iſt während der ganzen Zeit ſeines Vorſitzes gar nicht mit im Spiele, ſeine Funktion beſteht nur in der Vertheilung der Karten.

Petersburg.

Während dem polniſchen Föderations-Kriege, unter der ſo glorreichen Regierung der Kaiſerinn Katharina II., ward unter andern bedeutenden Privat-Bibliotheken, die ſich in dem ungenutzten Beſitze katholiſcher Klöſter und polniſcher Magnaten befanden, auch die fürſtl. Saluzkiſche Bibliothek erbeutet und nach St. Petersburg gebracht. Viele Jahre lag ſie in dunkler Vergeſſenheit, von Wenigen gekannt, unter Moder und Staub begraben. Kaiſer Alexander endlich, immer und überall bedacht, die fortſchreitende Kultur zu begünſtigen, zog zum allgemeinen Beſten auch dieſen Schatz der Volksaufklärung aus der Dunkelheit hervor, ließ ein beſonderes ſchönes Gebäude, dicht bey dem gegenwärtigen Palais des Großfürſten Nikolaus, zu ihrer beſtändigen Bewahrung aufführen; befahl, ſie zu ordnen nach wiſſenſchaftlichen Disciplinen, und erhob ſie zu einer öffentlichen kaiſerlichen Bibliothek für allgemeinen Gebrauch. Er beſtimmte eine anſehnliche Summe zum Ankauf neuer und zur Supplirung defekter Werke. Am erſten Januar 1814 ward ſie feyerlichſt eröffnet. Sie ſteht unter unmittelbarer Leitung des geheimen Raths, Staatsſekretärs von Olenin; nächſt ihm dirigiren ſie mehrere Bibliothekare und deren Gehülfen. An drey Tagen in der Woche iſt ſie für das Publikum geöffnet. Jeder aus den gebildeten Ständen hat, auf Vorzeigung einer ſchriftlichen Erlaubniß, die ihm zu jeder Stunde von der Direktion ertheilt wird, das Recht, ſie zu beſuchen. In einem ſchönen geräumigen Saale findet ſich an dieſen Tagen ein ziemlich zahlreiches Publikum ein, das, ſich an die dienſthabenden Bibliothekare und deren Gehülfen wendend, ſogleich mit den gewünſchten Werken bedient wird. Nach Belieben widmet Jeder ſeine Zeit der Lektüre oder dem Excerpiren. — Die altklaſſiſche Literatur der Griechen und Römer iſt ziemlich vollſtändig, auch die der orientaliſchen Sprachen; die Sammlung alter ſeltener Handſchriften, Manuſcripte und Antiquitäten beſitzt ebenfalls einen ſchätzenswerthen Reichthum. Die ruſſiſche Literatur iſt wohl unſtreitig vor allen andern die vollſtändigſte und reichhaltigſte, und wird es täglich noch mehr, vermöge einer ſehr weiſen Verfügung der Regierung, die ſeit dem Jahre 1811 jedem Schriftſteller und Überſetzer die ſtrenge Verpflichtung auflegt, zwey Exemplare ſeines Werks der Bibliothek als Eigenthum zu übergeben. In einer höchſt bedauernswerthen Verfaſſung aber befindet ſich die Literatur faſt aller neueren Völker Europens, vorzüglich die franzöſiſche und deutſche, aus deren blühendſten Epoche man faſt gar nichts vorfindet! — Nach Hauſe darf Niemand ein Buch bekommen, um Mißbräuche zu verhüthen; dieſer Umſtand hindert alle Geſchäftsleute und öffentliche Beamte, die Bibliothek mit Nutzen zu beſuchen. Würde daher die Direktion darauf bedacht ſeyn, dieſem Übel durch veränderte, dem Publikum günſtigere Verfügungen abzuhelfen, würde unſere Regierung, die ſonſt ſo außerordentlich viel für die Beförderung allgemein nützlicher Zwecke thut, auch in dieſer Rückſicht ein mildes Opfer dem Allgemeinwohl bringen und jährlich eine mäßige Summe zum Ankauf klaſſiſcher Werke der neueren und neueſten Literatur Europens beſtimmen, ſo müßte dieſe Bibliothek in Kurzem eine der erſten und vollſtändigſten werden. Sie würde dann Allen den weſentlichen Nutzen gewähren, den man von einer öffentlichen National-Bibliothek erwarten darf. Bey fernerer Obwaltung dieſer Übel aber bliebe ihr Nutzen immer einſeitig, ſie ſelbſt unvollſtändig. Wegen einiger von der Direktion für nothwendig erachteter Bauten und Reparaturen war die Bibliothek während zwey Jahren dem Publikum ganz geſchloſſen; ſie iſt endlich am 11. Januar d. J. ſeinen Beſuchen wieder geöffnet worden.

Redacteur, Drucker und Verleger wie bey dem ganzen Blatte.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

59.

(Wien, Mittwoch den 25. July.)

Über die Religion der alten Magyaren.

Von Johann Grafen Mailáth.

Die Magyaren nennen das höchſte Weſen Iſten. Ob dieß Wort aus dem perſiſchen Izdan, dem chaldäiſchen Eſta, oder von der ägyptiſchen Iſis hergeleitet worden? ob es ein Nachklang des indiſchen Wiſchnu? wer vermag es zu entſcheiden? Der Begriff, den ſie mit dem höchſten Weſen verbanden, deutet auf eine, aus der Kindheit des Menſchengeſchlechtes rein erhaltene, Anſicht: »Den nur bethen ſie an und nennen ihn Gott, der alles erſchaffen hat,« ſagt ein gleichzeitiger Schriftſteller; und ein heimiſcher Chroniſt, der den alten Volksſagen emſig nachgeſpürt: »Árpád betete zum Herrn.« Bey der mehr als tauſendjährigen Einförmigkeit und Einfachheit ihres Lebens war ein gänzliches Verlöſchen des klaren Begriffs Gottes, oder die tiefe Entwürdigung durch den Polytheismus wohl nicht recht denkbar; aber ihre Jahrhunderte währende Verbindung mit den Perſern vermochte ſie, Vieles aus der Lehre Zoroaſters anzunehmen. Dieſe ſymboliſchen Zuſätze zum Weltglauben eines alleserſchaffenden Gottes ſind es, die bey den gleichzeitigen Schriftſtellern die Anſicht begründet, daß die Magyaren der Vielgötterey ergeben. »Thöricht verehren ſie das Feuer, beachten den Himmel, die Luft und das Waſſer, und ſingen der Erde Hymnen,« ſagt der Eine; der Andere beſchuldigt Herzog Geiſa geradezu, daß er, obgleich ein Chriſt, außer dem wahren Gott, noch Götzen geopfert; und ſelbſt die lateiniſchen Biſchöfe und Prieſter des Landes hatten den Volksglauben nur in ſeiner äußern Form aufgefaßt, als ſie nach dem erſten Rückfall der Magyaren zum Glauben der Väter unter Andreas I. (1046) das Geſetz geben ließen, daß die Magyaren »dem eitlen ſcythiſchen Glauben und den falſchen Göttern entſagen ſollen.«

Was aber veranlaßte dieſen Wahn der in und um Ungarn Lebenden? Der Glaube der Magyaren an Dämonen, gute und böſe, und die Verehrung derſelben. Dieſen ſchrieben ſie die günſtigen und ungünſtigen Ereigniſſe des Lebens zu. Es war natürlich, daß ein Hirtenvolk die Wohnſitze der Dämonen in den vier Elementen ſuchte, ſie in dieſen verehrte. Urdung heißt in der altmagyariſchen Sprache der Dämon, aus welchem der jetzige Ördöng oder Ördög geworden iſt. Die wohlthätigen Dämonen wurden von den feindlichen durch den Beyſatz: gut oder bös, unterſchieden, und den lateiniſchen Prieſtern mußte es wahrſcheinlich willkommen ſeyn, daß die Magyaren kein eignes Wort für die guten Geiſter hatten. Sie erſchufen den ungriſchen Angyal aus dem lateiniſchen Angelus (Engel), und der Magyare, in der Kindheit ſeines Glaubens, lernte das Gute, das ihn traf, dem Schutz des chriſtlichen Engels zuzuſchreiben, indeß er das Unheil, das ihn ereilte, dem Urdung ſeines frühern Wahnes zuſchrieb. Der Sátán, womit jetzt der Teufel manchmahl auch bezeichnet wird, dürfte wohl um vieles ſpäter der Magyarenſprache einverleibt worden ſeyn, als der Sohn des Lichts, der Engel. Aber der Sátán vermochte den Begriff des böſen Prinzips, deſſen Diener die böſen Urdungs, nicht zu verdrängen. Die Sekte der Paulicianer fand Anhänger, gegen die der Biſchöfe Lehren und Mahnen lang mit wechſelndem Erfolg ankämpften, und die weltbekannte Untugend des Magyaren, das Fluchen, iſt der unvertilgte Überreſt des Glaubens der Väter an das böſe Prinzip. Wenn der Ungar flucht, beſchuldigt er den Urdung oder ſeine Repräſentanten, das Schwein und den Hund, das Böſe gegeben oder erſchaffen zu haben. Manchmahl ſtellt er ſich ſelbſt als Werkzeug des Urdung dar und kündet, graunvoll genug, was er Böſes zu vollführen bereit. Übrigens hat die magyariſche Sprache noch ein Wort, um das Prinzip des Böſen, das Böſe, den Böſen zu bezeichnen, welches den Urſprung dieſes Glaubens, wie den Quell, aus dem er den Magyaren zukam, auf's deutlichſte angibt. Der Magyare, ſagt Armányos, oder wie es in der alten Ortographie geſchrieben wurde: Arimanios. Iſt der Ahriman der Parſen hierin verkennbar?

Die Magyaren glaubten die Unſterblichkeit der Seele. Die Trauer, das Todtenmahl, die Todtenfeyer, die Mahlhügel deuten darauf. Die magyariſche Benennung der Seele, lélek, ſcheint anzudeuten, daß ſie für das Geſchöpf des Hauches (lehellet) Gottes gehalten wurde. An die Wanderung der Seele glaubten ſie nicht, es findet ſich wenigſtens keine Spur, daß ſie das Leben irgend eines Thieres aus Glauben oder Wahn verſchont haben. Der Nahme des Himmels: Menny, gleichbedeutend mit: geh', läßt glauben, daß ſie das Leben als eine Wanderung zum Himmel, das heißt, zum Sitz ununterbrochener Wonnen betrachteten, und in dieſer Rückſicht iſt die Benennung des Himmels bey den Magyaren wahrhaft poetiſch und religiös zugleich, wie nicht leicht bey einem andern Volk. Die Vorſtellung, die ſie ſich von den ſeligen Freuden des Himmels gemacht, mögen wohl ſehr irdiſch, und von ihrer Lebensweiſe entlehnt worden ſeyn; immerwährend günſtige Jagd, immer glücklicher Fiſchfang, unermüdliche Roſſe, unzählbares Hornvieh, Überfluß an geiſtigen Getränken, die Erinnerung und Feyer errungener Siege, Theilnahme an den Kämpfen der Enkel, dieß mögen die Beſtandtheile der ewigen Glückſeligkeit geweſen ſeyn, die der Magyare hoch über den Sternen erwartete, wohin er, wie die meiſten Völker, Gottes Sitz verlegte. Ob ſie einen Strafort nach dem Leben glaubten, iſt ungewiß. Die Benennung der Hölle: Pokol, iſt ſpäter entſtanden.

Der glückliche Ausgang eines Unternehmens, des Schickſals unerwartete Gunſt, drohende Gefahren, die vorhandene Noth, des zu Beginnenden zweifelhafter Erfolg waren die Urſachen der Opfer bey den Magyaren. Sie nannten dieſe religiöſen Feſte Imádás oder Áldomás. Als Laborcz geſchlagen, gefangen und gehenkt war (der Fluß, an dem ihn dieſer ſchmachvolle Tod ereilte, heißt noch Laborcza), als Álmos und die Seinen in die Veſte Ung eingezogen, da »brachten ſie den unſterblichen Göttern *) ein großes loderndes Opfer;« als Árpád und die Erſten Kunde erhielten von den Siegen, die Szaboles, Thas und Tehetem erfochten, »freuten ſie ſich mit großer Freude, und begingen nach heidniſcher Sitte einen Áldomás.« Später aber: Und, Rétel und Tarezal ſchauten von eines Berges Gipfel das Land rund um, ſo weit ein menſchliches Auge ſchauen kann, und ſie gewannen es unausſprechlich lieb, und auf ſelbem Platz ihr fetteſtes Roß tödtend, begingen ſie nach heidniſcher Sitte einen großen Áldomás.« — Hier haben wir zugleich das Opfer ſelbſt: ein Pferd, wahrſcheinlich ein weißes, denn es gibt Spuren, daß die weißen Pferde von ihnen vor allen hoch geachtet wurden. Dem Opfer folgte gewöhnlich ein Mahl, beſonders wenn das Opfer ein Freuden- oder Siegesopfer war. Als Ungvár erobert worden, währte das Gaſtmahl vier Tage; als die Nyirség bezwungen, war des Feſtes Dauer ſieben Tage. Sie aßen vermuthlich das Opferthier ſelbſt, denn »ſie lebten von Pferdefleiſch, tranken ihre Milch und ihr Blut, und verzehrten Wölfe.« Außer den Áldomás, die, wie die angeführten, für das Wohl des ganzen Volkes gehalten wurden, und deßwegen große Áldomás hießen, begingen ſie auch kleinere, Jeder, nachdem es ſeine Lage oder Stimmung mit ſich brachte, und noch hundert Jahre nach den erſten Bekehrungsverſuchen ſah die Szabolcſer geiſtliche Synode ſich gezwungen, ein Geſetz zu verfaſſen, daß: »Wer nach heidniſcher Sitte an Brunnen opfert, oder an Bäumen, Quellen und Steinen ſein Vergehen büßen ſoll.« Hier ſind gleich die Orte angegeben, bey denen geopfert zu werden pflegte; es ſind dieſelben, wie die der andern abendländiſchen Heiden; denn die fränkiſchen Kapitularien haben ein ähnliches Geſetz, auf gleiche Sitte weiſend. Aber der Áldomás hat ſich erhalten bis in unſere Zeit. Noch jetzt, bey bedeutenden Ereigniſſen, beſonders aber wenn ein Kauf geſchloſſen iſt, ladet der Magyare den, mit dem er zu thun gehabt, auf einen Trunk Wein, und ſpricht: »Trinken wir den Áldomás.«

Jeder, der da wollte, vermochte zu opfern; ein Taltos (Prieſter) war hierzu nicht unumgänglich erforderlich, es läßt ſich wenigſtens keine Spur deſſen auffinden; aber meiſtens dürften ſie hierzu wohl gebraucht worden ſeyn, denn ſie galten für Menſchen, die die Zukunft zu erforſchen vermögen, auf verſchiedne Weiſe zwar, meiſt aber durch eigne Roſſe. Noch jetzt ſchreiten die verzauberten redenden Roſſe, Tátos geheiſſen, durch die Kindermährchen der Ammen, die Erzählungen der Hirten, die Sagen des Volks. Vom Glauben an die Wahrſagung des Taltos war nur ein Schritt, um ihm Zauberkraft zuzumuthen. Die Magyaren halten die Taltos für Dämonenbezwinger, für Gute und Böſe, in Folge ihres Glaubens an zwey Prinzipien. Auch die alten Weiber ſcheuten ſie dieſer Macht wegen. So tief war der Glaube im Volk, daß die Führer, die es unter Andreas I. zum Glauben der Väter zurückführen woll-

---

*) Wie das Wort Götter hier zu nehmen, iſt ſchon früher geſagt worden.

ten, als eines der kräftigſten Mittel hierzu, die Zauberer, Wahrſager und Wahrſagerinnen zuſammen riefen. Auffallend und höchſt bemerkenswerth iſt es aber, daß vier und funfzig Jahre nachher (im Jahre 1100) König Koloman das Geſetz gab: »Über Hexen ſoll nicht geurtheilt werden, denn es gibt keine.« Ein Wort im eilften Jahrhundert, das ſeines Gleichen nicht hat. Auch Sänger Dallos (Dall heißt noch jetzt Sang, Lied) wurden bey religiöſen Feyerlichkeiten verwendet. »Hymnen ſingen ſie der Erde,« ſo Theophilaktus. Dieſe Dallos mögen übrigens bey den Magyaren in dem Verhältniß geweſen ſeyn, wie die Sänger bey den andern Wandervölkern. Da ich über das Lied bey unſern Ahnen irgend wo anders *) ein ausführliches Wort ſpreche, glaube ich, die Dallos wie den Sang ſelbſt übergehn zu dürfen.

Drey ſind der Ereigniſſe im Leben, die von den meiſten Völkern zu religiöſen Handlungen gerechnet werden: der Eid, die Heirath, das Begräbniß. So bey den Magyaren.

Der Schwur war heilig. Einer der älteſten Chroniſten erzählt einfach und kräftig: »Die ſieben Häuptlinge ſprachen einmüthig: Wir wählen dich zu unſerm Führer und Befehlshaber von heute an, und wohin das Glück dich führet, folgen wir dir. Da vergoſſen die erwähnten Männer nach heidniſcher Sitte ihr Blut in ein Gefäß für Herzog Álmos, und thaten einen Schwur, daß wie ihr Blut gefloſſen beym Schwur, den ſie Herzog Álmos geſchworen, ſo auch das Blut desjenigen fließen ſoll, der dem Herzog ungetreu ſeyn würde, oder Hader veranlaſſen zwiſchen ihm und ſeinen Verwandten.«

Wie die Ehe geſchloſſen worden, läßt ſich nicht genau angeben, aber die jetzt noch Statt habende Benennung eines unverheiratheten Mädchens (Elado Leány, verkaufbares Mädchen) und des Bräutigams (Vö oder Vevö Legény, kaufender Jüngling) läßt vermuthen, daß die Mädchen als Waare betrachtet wurden, die für Hausthiere, Häute oder treue Dienſte erſtanden wurden, wie dieß noch bey einigen aſiatiſchen Völkern der Fall iſt. Die Verlobten ſchenkten ſich wechſelſeitig beſtimmte Zeichen (die indiſchen Tali), die ſie dann immer trugen; daher auch jetzt Brautleute in Ungarn die Bezeichneten (Jegyesek) heißen. Von der Verlobung Zoltáns, des Sohnes Árpáds, mit der Tochter Mén Maróts, des Herrn von Bihar, iſt bekannt, daß die Väter die Heirath beſchloſſen, als Zoltán und Mén Maróts Tochter noch Kinder waren. Als nun Beyde erwachſen, ſandte Árpád zwey Abgeordnete — Usaubu und Velek — um die Braut. »Als ſie kam, gingen ihr Árpád und die Seinen entgegen, wie es der Braut eines großen Herzogs ziemt, und führten ſie in das herzogliche Haus. Der Herzog Árpád aber und ſeine vorderſten Mannen feyerten die Hochzeit mit einem großen Mahl.« — War es bloß der Herzog, der ſeinen Sohn der Staatsverhältniſſe wegen verlobte, ohne ihn zu fragen? oder war es Landesſitte, daß die Väter für die Söhne wählten? Wir können es nicht entſcheiden.

So wenig, als die Feyerlichkeiten der Vermählung, ſind die der Begräbniß bekannt. Die Todten wurden meiſt bey Flüſſen begraben, vermuthlich aus

---

*) In der Einleitung zu den nächſtens bey Cotta erſcheinenden Magyariſchen Gedichten.

religiöſen Begriffen. Árpád ruht an der Quelle eines kleinen Baches, der kühne Rétel und ſein Sohn Tulma bey Komorn an der Donau, der wilde Botond beym Bach Veröcze, Thomy Oba und ſeine Frau bey der Fähre. Die Trauer um die Hingeſchiednen bezeichnet es übrigens ſehr ſinnig, daß in der Magyarenſprache Weinen und Grab gleichbedeutend ſind. Dem Begräbniß folgte das Todtenmahl (Tór), eine noch übliche Sitte. Die Magyaren erwieſen die Ehre des Todtenmahls ſogar ihren Feinden. Zomotor oder Szomorútór heißt noch der Ort, wo ſie das Leichenmahl für ihren ihnen erlegnen Feind Laborcz begingen. Verwandte und Freunde zogen wiederhohlt zu den Gräbern der Ihren, und hielten Gaſtmahle daſelbſt, und feyerten das Andenken der Hingegangenen durch Lieder.

* * *

Frühlings-Unterhaltung in Hütteldorf, während des Regens über den Regen.

Von Georg von Gaal.

(Fortſetzung von Nr. 58.)

Dem Kaiſer Oktavian war der Regenbogen ein Anzeichen ſeiner künftigen Herrlichkeit, wenigſtens deutete das Volk ihn ſo, als beym Einzuge dieſes Kaiſers in Rom ein um die Sonne ſchwebender Regenbogen ſich zeigte.

Bekannt iſt das ſchöne Bild vom Regenbogen aus dem Räthſel Schillers:

Von Perlen baut ſich eine Brücke
  Hoch über einen grauen See,
Sie baut ſich auf im Augenblicke,
  Und ſchwindelnd ſteigt ſie in die Höh.

Der höchſten Schiffe höchſte Maſten
  Ziehn unter ihrem Bogen hin,
Sie ſelber trug noch keine Laſten,
  Und ſcheint, wie du ihr nahſt, zu fliehn.

Sie wird erſt mit dem Strom, und ſchwindet,
  So wie des Waſſers Flut verſiegt.
So ſprich, wo ſich die Brücke findet,
  Und wer ſie künſtlich hat gefügt.

Hierher gehören, wenn gleich nicht ihrer wahren Natur, aber doch der allgemeinen Volksmeinung nach, auch die ſogenannten Regenſchüſſelchen.

Es gibt eine Art von immer noch nicht genug gekannten Münzen, die unter mancherley und ſonderbaren Benennungen bekannt ſind: Regenbogenpfennige *), Guttae Iridis, Patellae Iridis, Scutellatae, Guttae Apollinis, Iridis Flores, Asterisci u. ſ. w. Man findet dieſelben von verſchiedener Größe, auf einer Seite hohl wie Näpſchen, auf der andern erhaben, in der Aushöhlung geprägt, auf der erhabenen Seite ganz glatt **). Ihre Gepräge ſind ſehr verſchieden, und haben allerley Figuren; Sonne, Mond, Sterne, Dreyecke, Zacken, Vögelköpfe mit Schnäbeln, Haken, Ringe, Striche, Punkte, Knoten, Laubwerk, Blätter, Schnörkel, dreyfach an einander gefügte kleine Hufen u. dgl. Um das Gepräge herum zieht ſich gewöhnlich ein gekörnter Kreis, oder ſchwebt im Halbkreiſe unten, wohl ziemlich einem Hufeiſen gleich. Das Gold, aus welchem ſie geprägt ſind, iſt gewöhnlich unrein, weßhalb dieſelben in Klumpen zuſammengebacken in der Erde gefunden werden. Dergleichen Goldklumpen hat man im Jahre 1751 bey Gagers in Baiern, und 1771 bey Podmokle in Böhmen, in kupfernen Gefäßen ausgegraben. Letztere hat man dem markomaniſchen König Marbod zugeſchrieben, den Kaiſer Auguſtus erziehen ließ [1]. Am Rhein [2], in Schwaben, auch in Thüringen hat man einzeln zuweilen ſolche Münzen gefunden. Gewöhnlich geſchah das, wenn ein ſtarker Regen die Erde hinweggeſpület hatte, und da glaubte das unwiſſende Landvolk wohl, dergleichen ſonderbar geformte Goldſtückchen hätten im Regenbogen ſich erzeugt [3], und wären aus demſelben herabgefallen; daher die Benennung Regenbogen-Schüſſelchen, wenn nicht etwa der Nahme aus Rückgebogen verdreht iſt, wie einige Münzliebhaber auch angenommen, oder wenigſtens vermuthet haben. Gewöhnlich glaubt man, daß es alte gothiſche Goldmünzen ſind [4], und die kleinern und größern Hufeiſen-Figuren, die man auf denſelben findet, mögen vielleicht ein wanderndes, umherſchweifendes Volk bezeichnen, welches dieſelben führte.

---

*) S. Curioſitäten, VII. Band, S. 15.

**) Schmieder, Handwörterbuch der Münzkunde (Halle 1811). S. 877.

Bisher, meine geehrten Damen, verfolgten wir den langen Waſſerfaden der Regengeſchichte, und gedachten dabey zugleich anderer Dinge, in ſo fern ſie auf den Regen ſich beziehen. Dieſes alles betraf aber nur den eigentlichen Waſſerregen. Doch gar vieler Rollen erwähnt noch die Geſchichte, die dieſer Gaſt geſpielt; da ich die vorzüglichſten derſelben zu bezeichnen verſprochen, ſo kann ich nicht unterlaſſen, ſie hier nachzutragen. Um keiner derſelben hinſichtlich ihrer Bedeutenheit zu nahe zu treten, will ich ſie alle in alphabetiſcher Folge aufführen, Sie aber dabey feyerlich alles Zwanges entbinden, mehr davon zu glauben, als Ihnen beliebt, denn die meiſten derſelben gehören dem Zeitalter an, wo es mit der Optik des Verſtandes noch nicht ganz richtig war, und wo man nicht ſelten einen Floh für einen Elephanten anſah. — Zufolge ſchriftlicher Überlieferungen aus beſagten Zeitaltern gab es alſo:

1. Aſchenregen. Eben ein Jahr früher, als C. Sylla den Athenienſern Verderben brachte, regnete es Aſche in Attika [5], und es fehlte nicht an Wahrſagern, die dieſes graue Phänomen als Vorbothen der gräulichſten Fol-

---

[1] Wydra, über die Goldklumpen, aufgefunden bey Podmokle. Prag, 1777.

[2] Fladt, Beſchreibung einer Munze, in der Gattung der Regenbogenſchüſſelchen, ſo am Ufer des Rheins 1716 bey Oppenheim aufgefunden worden. Heidelberg, 1767.

[3] P. de Ludewig Introduct. in rem numariam medii aevi. C. 4. §. 11. Ringmacher Tr. de Nummis p. 74.

[4] Ringmacher, Diss. de vulgo sic dicto Guttulis, sive Patellis Iridis. Ulm. 1720. Recus. Lips. 1720. Doederlin. Diss. de Patellis Iridis. Weissenb. 1718. Suobar. 1739. Helleri Diatr. de Nummis scyphatis, quos vulgo Regenbogenschüsslein appellant. Berolin. 1730.

[5] Pausanias in Boeoticis.

gen betrachteten. Im Jahre 654, im 11ten der Regierung des Kaiſers Conſtans, regnete es auch Aſche in Konſtantinopel; was aber noch ſonderbarer war, ſo ſah Jedermann, der ſehen wollte, bey Nacht zwey Geiſter, einen guten und einen böſen, mit einem gewaltigen Jagdſpieß in der Hand, um und durch die Stadt gehen. In jedem Hauſe, deſſen Thor der böſe Genius auf des guten Wink mit ſeiner Waffe ein oder mehrmahl berührete, ſtarben bald darauf eben ſo viele Perſonen an der Peſt [1]). Auch unter Kaiſer Leo, dem Nachfolger Marzians, ſoll es in Konſtantinopel eine Spanne hoch Aſche geregnet, und dabey in der Luft ſich eine Wolke gezeigt haben, welche ganz genau die Geſtalt einer Trompete hatte, und ganze vierzig Tage unverändert zu ſehen war [2]).

Viel ſchrecklicher aber mochte wohl der Aſchenregen geweſen ſeyn, der im Jahre Chriſti 79 unter Titus die beyden Städte Pompeji und Herkulanum, ohne alle Vorherverkündigung durch eine Wolkentrompete, in Todesnacht begraben hat.

2. Blumenregen. Ramzandor, ein friedlicher Gott der Indier, wurde in der Mitternachtſtunde geboren. Der Himmel begleitete ſeine Geburt mit einem Blumenregen, der die Stätte rings bedeckte, wo er das Licht erblickte [3]).

3. Blüthenſtaubregen. Im 11ten Bande des Muſeums des Wundervollen, Seite 7, wird eines Blüthenſtaubregens erwähnt, den man im May 1803 zu Salzburg, am 24ſten und 25ſten May deſſelben Jahres zu Kopenhagen in einem Striche von ſieben bis acht Meilen, am 14ten May 1804 zu Göttingen, und am 26ſten bey Dresden beobachtete. Wer aber weiß, wie viel Blüthenſtaub ein junger Baum und Strauch in der Blüthenzeit in die Luft zu ſtreuen vermag, dem wird dieſe Erſcheinung kein Wunder dünken.

4. Blutregen. Im Jahre 937 ſoll die Sonne bey ganz heiterm Himmel plötzlich eine blutrothe Farbe angenommen, und alle Gegenſtände, die die Strahlen derſelben trafen, ſollen wie mit Blut übergoſſen geſchienen haben [4]). Ja, man wollte ſogar wirkliches Blut aus der Sonne haben fließen ſehen [5]).

Um das Jahr 1017 fiel in Aquitanien ein Blutregen, der nicht weniger als drey ganze Tage währete, deſſen Tropfen ſich weder von den Leibern der Menſchen, noch von Steinen, ſondern bloß vom Holze abwaſchen ließen [6]).

Erklärbarer iſt jener Blutregen, von welchem Reaumur im erſten Bande ſeiner Inſektennachrichten erzählt. Ein ſolcher fiel nämlich im Jahre 1608 in Aix in der Provence. Das gemeine Volk gerieth in große Furcht, da es an den Kirchmauern, auf den Dächern, Zäunen u. ſ. w. dieſe Blutzeichen erblickte, und ſah ſchon im Voraus das Blut der Einwohner des Landes in ganzen Strömen fließen. Die Naturkundiger meinten, es wären rothe Ausdünſtungen in die Luft geſtiegen, und nachher wieder niedergefallen, bis endlich Peireſcus die Sache genauer unterſuchte, und wahrnahm, daß dieſe rothen Tropfen von unzähligen Schmetterlingen, die zu der Zeit herumflogen, herrührten. Zum Beweiſe ſetzte er einige Larven ſolcher Schmetterlinge in ein Glas, welche, nachdem ſie ſich verwandelt hatten, blutige Tropfen von ſich gaben. Nun ſchämten ſich die Leichtgläubigen, die es für Teufelswerk ausgegeben hatten.

---

[1]) Sig. in Chron. P. Diac. l. 19. rer. rom.
[2]) G. Glycas in imperio Leonis.
[3]) Mad. Genlis, Botanik d. Geſchichte, überſ. v. Stang, 2ter Theil, S. 211.
[4]) Sigebert et Bergomens.
[5]) Masseus.
[6]) In. fragm. Francor. apud Baron. tom. 11. an. 1017.

Schwammerdamm hat ähnliche Beyſpiele angeführt. Er erzählt in der Bibel ſeiner Natur, er habe in Frankreich im Holze bey Vincennes eine ſo ungeheure Anzahl von den bekannten Waſſerflöhen geſehen, daß das Waſſer ganz und gar in wahres Blut verwandelt zu ſeyn ſchien.

Hierher gehört auch Folgendes: Dr. Florens Schuyl in Leiden wurde einſt, da er eben in ſeine Studien vertieft war, durch ein ſtarkes Geräuſch plötzlich unterbrochen. Er ſtand auf, um die Urſache zu erforſchen, und ſeine Magd kam ganz athemlos hereingeſtürzt, und erzählte mit bebender Stimme, daß ſich alles Waſſer plötzlich in Blut verwandelt habe. Nach angeſtellter Unterſuchung fand dieſer Gelehrte, daß die Röthe von einem großen Schwarme Waſſermücken herrühre, die gewöhnlich zu Ende May und im Anfange des Juny ſo dicht an einander flatterten, daß ſie ſich rieben. Schwammerdamm nannte dieß Inſekt: pulex aquaticus arborescens.

Doch erwähnt auch ſchon Gaffarel in ſeinen unerhörten Kurioſitäten (12. chapitre) eines Blutregens, der 1454 in der Schweiz ſoll gefallen ſeyn, und Jedermanns Kleider, die er traf, ohne Unterſchied des Alters oder Geſchlechts, mit Kreuzchen bezeichnet habe. Der Graf de la Mirandole beſang dieſen Blutregen ſogar *).

5. Eisregen. Kurz bevor, als die Sarazenen Italien verheerten, fiel in Frankreich ein Eisregen von ſo ungeheuern Schollen, daß eine derſelben zwölf Fuß in die Länge, ſechs in die Breite und zwey in die Dicke maß **).

Ein noch ſtärkerer Eisregen ſoll im Jahre 823 Burgund getroffen haben; dieſer hatte ſogar Klumpen von funfzehn Fuß Länge, zwölf Fuß Höhe und zwey Fuß Breite herabgeregnet ***).

6. Eiſenregen. Ein Jahr früher, als M. Craſſus durch die Parther getödtet wurde, regnete es Eiſen in Lucanien ****).

---

*) Permixtamque crucem rubro spectavimus olim
Nec morum discrimen erat; sacer atque profanus
Jam conspecta sibi gestabant mystica: patres
Conscripti et pueri sexus conscriptus uterque
Et templa, et vestes, a summa Caesaris aula,
Ad tenues vicos.

**) Sab. l. 9. En. 8.

***) Avent. l. 4. A. D. Sigon. an. 824.

****) Plin. l. 2. c. 56.

(Fortſetzung folgt.)

◆

Zuflucht.

Nach Göthe.

Kennſt Du das Thal, wo Fried' und Eintracht blühn?
Wo Haß und Groll nicht mehr im Herzen glühn,
Wo ſanfte Ruh' des Müden Haupt umweht,
Das Rad der Zeit auf ewig ſtille ſteht?
Kennſt Du das Thal?
Dahin! Dahin!
Laß mich mit meinem Schmerze zieh'n.

Kennſt Du das Haus? wohl iſt nicht hoch ſein Dach,
Da glänzt kein Saal, da ſchimmert kein Gemach,
Doch ſchaut es tröſtend mich und freundlich an:
»Ich mache gut, was man Dir auch gethan.«
Kennſt Du das Haus?
Dahin! Dahin!
Laß mich mit meinem Schmerze zieh'n.

Kennſt Du die Gruft mit ihrem Schattenſteg?
Es ſucht der Menſch vergebens nicht den Weg;
Auf Erden wohnt der Drachen alte Brut,
Doch ob der Gruft rollt des Vergeſſens Fluth.
Kennſt Du die Gruft?
Dahin! Dahin!
Laß mich mit meinem Schmerze zieh'n.

G—l—e.

Andreas Horchers zweyter Brief.

Im July.

Das Neueſte, was ich weiß, iſt: daß es noch immer fort regnet. Ja das Neueſte; denn ich werde dieſen Brief, aller Wahrſcheinlichkeit nach, noch während eines ſehr entetirten Landregens abſchicken, und nicht früher, als bis er geſiegelt iſt, mein Zimmer verlaſſen. Das iſt eine ſchöne Beſcherung! An einem Badeort zwiſchen Felſen und Bergen eingeklemmt ſitzen und ſich anregnen laſſen! Wenn wenigſtens ein Theater hier wäre, aber auch das nicht! Die erſten Tage rechnete ich auf Bekanntſchaften an der Wirthstafel — ja ſchön! Tafeln genug, aber es ſitzt Niemand dran. Selbſt diejenigen, welche acht Tage vor mir ankamen, ſind nach den nächſten Städten gereiſt, um beſſeres Wetter abzuwarten, und wenn es binnen drey Tagen nicht heiter wird, ſo ziehe ich auch wieder ab; da mich eigentlich keine Kur nöthiget, dem langweiligen Orte die Cour zu machen, ſondern ich nur der Kurzweil gekührt hätte, wenn welche vorhanden geweſen wäre. — Lieber Himmel, jetzt fällt mir auf einmahl ein, daß meine Briefe gedruckt werden ſollen! Mein werther Freund! ſtreichen Sie das Obere weg, jetzt kommt erſt das Gedruckte — — — — Nein, das geht auch nicht, an das Drucken darf ich während ich ſchreibe gar nicht denken, ſondern vielmehr mir kräftig einbilden: es bliebe alles unter uns, ſonſt komme ich vor lauter Rückſichten und Bedenklichkeiten nicht ans Ende, und ein Ende muß doch jedes Ding haben; auch (gottlob) der Regen, denn eben brechen einige naſeweiſe Sonnenſtrahlen durch meine Fenſterblumen. Für jetzt alſo wäre der Sonnenſchein das Neueſte und ſolls auch bleiben; denn ich nehme meinen Hut und fliege in die Allee. Eben geht meine Nachbarinn dahin, ich höre ihre liebliche Stimme durchs Fenſter herauf. — Von meiner Nachbarinn, es geht mir im Geiſte vor, werde ich noch viel zu erzählen haben. Wer ſie iſt, weiß ich nicht, aber daß ſie hier etwas ſucht, iſt klar, weil Niemand nach Bädern reiſt, ohne dort etwas zu ſuchen. Ich ſchließe. Sie haben nun Regen, Sonnenſchein und ſeit ich die Stimme meiner Nachbarinn hörte, auch Hitze in dieſem Briefe; alſo einen ganzen Aprilmonat, und das iſt genug auf einen halben Bogen! Die Nachbarinn tanzt mir auf dem Papier herum, daß es mir vor den Augen flimmert — Ich kann heute zu nichts Klugem mehr kommen — alſo Punktum.

Hören Sie: wäre es nicht doch vielleicht möglich, daß Sie dieſen Brief ganz ignorirten, denn ich habe (es kommt mir wenigſtens ſo vor) keinen einzigen der verſprochenen Artikel darin berührt. Wiſſen Sie was? machen Sie meinen dritten Brief zum zwerten, und laſſen Sie dieſen ganz weg; doch nein — da etwas von der Nachbarinn darin ſteht, ſo mag er leben — übrigens fällt mir eben ein, daß ich auch Ungereimtes verſprach, und dafür wenigſtens wird wohl einem Jeden gelten dieſer Brief Ihres

Andreas Horcher.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Kärnthnerthor-Theater. Den 13ten trat Herr **Moltke**, Großherzogl. Weimarſcher Kammerſänger, noch als **Murney** im **unterbrochenen Opferfeſt** auf, und ſchloß hierauf ſeine Gaſtdarſtellungen mit der Wiederhohlung des **Tamino**. Mlle. **Fröhlich** ſang am nämlichen Abend den Part der **Elvira**.

Das Duett: »Wenn mir dein Auge ſtrahlet ꝛc.« wirkte, trotz der Bemühungen von beyden Seiten, dießmahl wenig, und wahrſcheinlich eben deßwegen, weil der Tenor ſich die Sache zu angelegen ſeyn ließ, und im Geſang mehr als nöthig übernahm, dabey ſeiner Gewohnheit nach meiſtentheils falſch accentuirte, das heißt, ſowohl dem Text als den harmoniſchen Perioden, durch fehlerhaften Ausdruck, einen ganz andern Sinn unterlegte. Beſonders waren Aktionen und Attituden ein betrüglicher Kommentar, der dem Schmerz die Bedeutung des Zornes, und der Theilnahme das Gepräge der Abneigung gab. Weit beſſer gelang ihm die Bezeichnung der Gemüthsbewegungen im Final, wenn **Murney** ſich bald zu dem liebenden Mädchen, bald zu dem feindſeligen Rival, und am Ende zu der eiferſüchtigen Gattinn wendet. Hier war der Ausdruck richtiger, nur der Vortrag ungleich, und der Schluß wurde durch zu ſtarke Markirungen verdorben. In der Arie des zweyten Aufzugs verdiente beſonders das Allegro agitato Lob; hier griff die Stimme durch, und die Übertreibungen wurden angemeſſener. Herr **Moltke** hat ſich indeſſen ſchon zu ſehr durch ſeine fremdartigen Manieren in Geſang und Spiel um die Theilnahme des Publikums gebracht, als daß er durch mehr oder minder gelungene Einzelnheiten die vorgefaßte Meinung überwinden könnte. Sein Spiel trägt auch in jeder

Hinſicht den Charakter anmaßender überzeugung, als Schauſpieler einen Werth zu haben, der im geringſten ihm nicht zugeſtanden werden kann.

Die talentvolle Sängerinn Dlle. Fröhlich zeigte ſich als Elvira von einer ſehr vortheilhaften Seite. Sie ſang die auf bloße Virtuoſität berechnete Arie, die den geübteſten, mit großer Gewandtheit der Kehle begabten Sängerinnen ungewöhnliche Schwierigkeiten darbiethet, mit Kraft und Leichtigkeit, zugleich aber auch mit einer vorzüglich deutlichen Entwicklung der Figuren. Das Staccato war ausgezeichnet, und die hohen Töne C bis E wurden mit einer Sicherheit und Reinheit ergriffen, die jeden Zuhörer überraſchen mußten. Daß es an Rundung und Präziſion noch mangelte, iſt eben ſo verzeihlich als begreiflich, aber die Erwartungen für die Zukunft gewannen dießmahl einen merklich feſtern Grund. In der Haltung während des Dialogs zeigte ſich mehr Befangenheit als früher; vielleicht trug das ſpaniſche Koſtüm und der ſammtne Stoff Einiges dazu bey; im Geſang, wo es mehr auf Allgemeinheit der Bewegungen ankommt, waren dieſe ſehr befriedigend.

Theater an der Wien. Den 10ten d. M. zum erſten Mahl: Die Reiſe durch die Luft. Zauberpoſſe mit Geſang in zwey Aufzügen. Muſik vom Kapellmeiſter Fr. Roſer. (Mit neuen Dekorationen.)

Dieſe luſtige dramatiſche Reiſe iſt nach einem Volksmährchen des Muſäus, der Schwanenteich betitelt, bearbeitet. Ein Mädchen, aus dem Geſchlecht der Feen, das ſich mittelſt eines Zauberſchleyers in eine Wildgans verwandelt, und ein reiſender Schneider, der die magiſche Hülle raubt, und ſich der Schönen bemächtigt, ſpielen die Hauptrollen darin. Maliſſa fliegt ihm wieder davon, und geräth einem arabiſchen Anführer in die Hände; der Liebhaber ſetzt ihr nach, mit Hülfe eines ihm zu Theil gewordnen Wunſchhütleins, entführt ſie dem Araber, und wird von der Beherrſcherinn des Roſenpallaſtes aufgehalten, die in Geſtalt einer vornehmen Dame ſeine Liebe zu Maliſſen auf die Probe ſetzt, ihm aber, nachdem er heldenmüthig darin beſtanden, das jetzt in ein Küchenmädchen verzauberte Liebchen zur Frau gibt, und Beyde, wie die ſämmtliche Schneiderfamilie, mit ihren Gaben überſchüttet.

Was in einem mit kindlich humoriſtiſchem Ton erzählten Mährchen ſich recht artig ausnimmt, und durch die hergebrachten Formeln: »Es war einmahl,« und »eines Tages traf es ſich,« den nöthigen Zuſammenhang erhält, zeigt ſich auf der Bühne als ein lockeres Werk. Große Zurüſtungen werden allerdings zu dieſer Luftfahrt gemacht, um die Paſſagiers zu bewirthen und zu unterhalten, und der Zuſchauer wird vom Gänſeteich in die Schneiderherberge, von dieſer nach dem glücklichen Arabien, wieder zurück in den Pallaſt der Roſenfee, in die Hexenküche, und endlich in den Zaubergarten verſetzt. Wenn er zwiſchen allen dieſen Beluſtigungen auf weitſchichtige Langweiligkeiten ſtößt, ſo muß er bedenken, daß man auf der Reiſe nicht alle Viertelſtunden ein gutes Wirthshaus antrifft, und in den Wüſten Arabiens Tagreiſen bis zu einer friſchen Waſſerquelle hat. Übrigens hat das Stück nicht mißfallen, und iſt viermahl nach einander gegeben worden.

Der Schneider war der Alte, ſpaßhaft aber auch monoton, und etwas unverſtändlich. Die junge Indianerinn Maliſſa ließ eine recht ergiebige und anſprechende Stimme hören, gleichſam als wollte ſie die Meinung widerlegen, daß die Waſſervögel nicht ſingen können. Mit Sprache, Gang und Bewegungen möchte es etwas hart halten, bis ſie an europäiſche Sitten ſich gewöhnt. Die Muſik? nicht übel! Neue Dekorationen? — Ein Paar, und die eine wurde ſtark applaudirt. Glückliche Reiſe!

Herr Kent von Glasgow zeigte am 26ſten May ſeine Maſchine, um auf dem Waſſer zu gehen, in einer der Docken in Leith. Das Neue der Sache zog eine bedeutende Menge Menſchen herbey, um Zeugen dieſes ungewöhnlichen Schauſpiels zu ſeyn. Der Apparat beſtand in einem Triangel von ungefähr zehn Fuß langen eiſernen Staben, an jeder Ecke war ein Kaſten von Blech befeſtiget, der mit Luft angefüllt und vollkommen waſſerdicht war. Dieſe kleinen Böte oder Kaſten ſchienen ungefähr 2 1/2 Fuß lang und 1 1/2 Fuß breit, und dienten, um die Maſchine und das darüber liegende Gewicht über dem Waſſer zu halten. Die Kaſten ſind, wie wir vernehmen, mit kleinen hohlen Kugeln, die mit einer Kette befeſtiget ſind, angefüllt, um im Stande zu ſeyn, die Maſchine ſchwimmend zu erhalten, im Fall dem äußern Kaſten etwas zuſtieße. Von dem Mittelpunkte der kleinen Böte erheben ſich andere Stäbe, die in der Mitte der Maſchine in einer paſſenden Höhe ſich vereinigen, und daſelbſt einen kleinen Sitz oder Sattel bilden, gleich dem eines gewöhnlichen Velocipedes. Gleich dieſem hat die Maſchine ebenfalls ein Kiſſen für die Bruſt, und Stricke oder Zügel, um die Kaſten an den Ecken des Triangels zu dirigiren, und im Ganzen wird die Bewegung beynahe auf gleiche Art hervorgebracht. Als Herr Kent ſich auf dem Sitze befand, reichten ſeine Füße bis auf wenige Zolle aufs Waſſer, und an ſeinen Schuhen waren die Ruderſchaufeln, ebenfalls von Blech, befeſtiget, die ein Gelenk in ſolcher Richtung hatten, um der Maſchine keinen Gegendruck zu geben, wenn ſich der Fuß zu einem neuen Stoße vorwärts bewegte. Seine Abſätze ruheten in Steigbügeln, die am Sattel befeſtiget waren, und das Fortſchreiten geſchah durch abwechſelnde Bewegung der Füße. Herr Kent fing ungefähr um halb drey Uhr an zu gehen, und nachdem er verſchiedene Manövres gemacht hatte, die Docke quer durch hin und zurück zu gehen, ſchoß er eine Jagdflinte ab, welche, nebſt einer Angelruthe, vorne am Sattel befeſtiget war, und ſo überzeugte er die zahlreichen Zuſchauer, zu ihrer völligen Zufriedenheit, von der vollkommenen Sicherheit ſeiner Maſchine, und dem Gebrauch derſelben auf eine geraume Weite.

Vor einigen funfzig Jahren befanden ſich in London nur drey Laden, in welchen Muſikalien und muſikaliſche Inſtrumente verkauft wurden. Zu der Zeit hatte der Engländer noch wenig Geſchmack für Muſik, und der jungen Damen, die das Fortepiano fertig zu ſpielen vermochten, gab es wenige. Jetzt aber gibt es der Muſikhandlungen in der Hauptſtadt Englands wenigſtens dreyhundert, und die feine Welt findet nur an Opern, aber nicht mehr an Trauerſpielen Geſchmack.

Pearſon und Jephſon haben bemerkt, daß Glauberſalz durch Eiſen, mit dem es in Berührung kommt, zerſetzt, und eine Rinde von kohlenſaurem Natrum gebildet wird. Man darf hierzu nur Glauberſalzkryſtalle auf Eiſenplatten oder Stücke ſechs Wochen oder längere Zeit liegen laſſen. Wenn man Eiſenbleche in eine Löſung von ſalzſaurem Natrum (Kochſalz) taucht, und dann in einen Keller ſtellt, werden ſie, wie bekanntlich ſchon Scheele fand, ebenfalls mit kohlenſaurem Natrum überzogen. Beyde Verfahrungsarten ſind im Großen wohl unanwendbar.

Nach einem an die Aufmunterungsgeſellſchaft erſtatteten Bericht übertreffen die Fingerhüte, welche die Herren Roux und Berthier in Paris verfertigen, die in Deutſchland und England gemachten, bey weitem an Feſtigkeit, Schönheit und billigem Preis. Sie laſſen alles durch ſinnreiche Maſchinen verrichten, und die ſchönſten ſtählernen und vergoldeten koſten nur zwanzig Franken das Dutzend, verſilberte ſechs bis ſieben Franken, geringe eiſerne einen Franken das Dutzend. Die letzteren erſetzen die gewöhnlichen kupfernen, welche die Finger und die Zeuge ſchwärzen. Nach der Angabe dieſer Herren braucht Frankreich jährlich für 875,000 Franken dieſer Waare, und dieſe wollen ſie nicht allein liefern, ſondern auch noch nach dem Auslande Verſendungen machen. Immer mehr werden in Frankreich die Vortheile ſichtbar, welche die durch einen jetzt beynahe zwanzigjährigen techniſchen Unterricht verbreiteten Kenntniſſe dem Fabrikationsweſen gewähren.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625) wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k. k. Poſt 21 fl. W.W. halbj. Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

60.

(Wien, Samstag den 28. July.)

Korreſpondenz eines ägyptiſchen Käfers — in einem Briefe an ſeine Freunde zu Memphis *).

Sonnenbegrüßter Freund!

Seit den Zeiten des Cambyſes iſt gewiß keinem der Geringſten aus unſerer bedeutenden allgeehrten Familie ſo viel Unrecht angethan und ſo grauſam mitgeſpielt worden, wie mir. Ehedem ſah uns das ſchweigende Gefolge ſinnender Cabiren am Ufer des fruchtbringenden Niles zu, wenn wir unſere Kugeln drehten, und im Sande die, trotz dem europäiſchen Billard, zur Geſundheit dienenden Burzelbäume, ihnen zum größten Wohlgefallen, producirten. Damahls baueten die guten Leute uns zu Ehren die ſchönſten Obeliske von ſyenitiſchem Geſteine, welche die Zeit zu unſerer bittern Kränkung zurückgelaſſen hat; ganz Ägypten wurde in Bewegung geſetzt, ſie zu ſprengen, zu meißeln, und aufzurichten; unſer Bildniß prangte in der Mitte derſelben gleich unter dem Sperber, der uns gar nichts zu Leide that, und es war vom Pharao bis zum letzten Kanalgräber keine einzige rechtgläubige Seele, welche uns zur Abwehrung alles Unglücks und alles Böſen nicht an unſerer Bruſt wie ein Heiligthum getragen hätte! Gab es Amulette, ſo waren wir dabey. Unſer Bildniß prangte auf allen Tempeln, Hallen, Inſignien und Siegeszeichen; ſelbſt Apis wurde nicht ſo verehrt wie wir! Unſer Ururältervater ſoll die Kunſt erfunden haben, die feuerſprühende Sonne, welche damahls ſtill ſtand und den ganzen Nil austrocknete, um die Erde binnen einem Jahre ein Mahl herum zu drehen, und Tag und Nacht, Sommer und Winter zu ſchaffen. Die Mechanik ſoll dazu ſehr künſtlich von ihm erdacht worden ſeyn;

---

*) Da dieſer Brief, wie von einem ägyptiſchen Käfer, welcher die europäiſchen Gebräuche gar nicht kennt, zu befürchten ſtand, keine richtige Adreſſe auf ſeiner ohnehin ſehr auffallenden Kehrſeite von eigenthümlicher Form erhalten hatte, welche zwar mit einigen Hieroglyphen, wahrſcheinlich der Erläuterung wegen — nur noch mehr Zweifel erregte, ſo wurde man genöthiget, denſelben proviſoriſch zu entſiegeln, und ihn der betreffenden unbekannten Partey durch den Druck zukommen zu laſſen, um ſo mehr, da der völlige Mangel an Privatgeheimniſſen und die nicht unintereſſanten Bemerkungen eines ägyptiſchen Käfers über europäiſche Sitten und Lebensweiſe manchen Leſer für den Zeitverluſt entſchädigen könnten.

allein man hat ſeine Verdienſte rein vergeſſen, und bedenkt jetzt nicht mehr, daß der angenehme Frühling und der fruchtbringende Sommer allein das Werk ſeines Genies, und wir ſeine echten Abkömmlinge ſind. Sogar als leere Hieroglyphe hat man uns aus der phantaſiereichen Ideenwelt, wie ein abgenütztes Siſtrum, verdrängt und ausgemerzt. Der erbärmliche Schmetterling, weil ſein Baſtarden-Geſchlecht durch unzählige Buhlſchaften mit ſo mannigfaltigen Kleidern ſtolzirt, jeder von dieſen Spielwinden und Flatterwedeln, an jedweder ſchönen Blume — die häßlichſte nicht ausgenommen — mit ſeinem geckenhaften Verliebtthun ſich herumſchwingt, und ſeinen Luſttanz in tauſendfachen Kapriolen wiederhohlt; dieſer ſchlappe, aus einem garſtigen Kriech- Raupen-Gewebe ſich durchbeißende, mit Farbenpulver bekleckſte Findling iſt jetzt der Repräſentant, und das auf Koſten der Ehre unſeres, ſeit dem graueſten Alterthume ehrwürdigen Urſtammes, erhobene Sinnbild »der Unſterblichkeit« geworden.

Wer dieſes aufgebracht, und ihn, zur Schmälerung unſeres Ruhmes, der weit klügeren und echtes Verdienſt gewiß ſchätzenden und anerkennenden Welt — aufgedrungen hat, den treffe unſer mächtiger Fluch. Er ſoll weder beym Apis noch beym Anubis ruhen, ſeinem Körper ſoll die Schaar der Opfer verzehrenden Hunde und Geyer eine Ruheſtatt bereiten, damit die Seele ſeines zerſtückten Körpers durch 3000 Jahre in die allerabſcheulichſten Thiere wandern möge, kein Kamehlkoth (unſere angenehmſte Beſchäftigung) möge ſeine Äcker mehr düngen, der Nil ihn nicht mehr überſchwemmen, ſeine Früchte die Wüſtenwinde Äthiopiens verſengen, und nichts als Pfriemenkraut, Halfech, Schelſchuf, der ſtinkende Katlech und der ſtachlichte Gembech und Aakul darauf wachſen. Das ſtumme Krokodill ſoll ſeine Stimme erheben, und den ſcheußlichen Typhon aus dem Schooße der Nacht herbeyrufen, um ſeine fliehende Seele von Stern auf Stern, von Komet zu Komet, und vom Planeten zu Planeten unaufhörlich zu verfolgen! —

Mein theurer Spiel- und Sandgefährte! ehedem ließen die ackerbaufleißigen Ägypter, unſerm vortrefflichen Dienſte zugethan, uns in völliger und ungeſtörter philoſophiſcher Ruhe. Unſere Kügelchen blieben unangetaſtet, und ſo wie uns der Strahl der wärmenden Sonne weckte, welche die einzige gegen uns, unſeres Ahnherrn wegen, noch dankbar geblieben iſt, ſo fanden wir unſere Spielerey wieder und unterhielten uns fröhlich, wie billig; denn die Vierfüßler verſorgten uns mit allen Bedürfniſſen unſerer Abſtammung. Allein jetzt greifen die Knaben und Mädchen, ohne daß ſich jemand um uns annimmt, verwegen nach unſern Hügeln, trocknen unſer Hab und Gut in Kuchen an der Sonne, und man zündet es auf einem Herde an, um dem leckerhaften Ägypter einen ſchwarzen Abſud von gebrannten Bohnen, welche bey Bab el Mandeb auf — Bäumen wachſen ſollen, zu bereiten. Dabey fällt es ihm ein, an ein langes durchlöchertes Rohr ein kleines irdenes Töpfchen anzuſetzen, es mit den trockenen Blättern eines ſtinkenden Krautes zu ſtopfen, anzubrennen und den erſtickenden Rauch einzuſchlurfen. Dieſes alles iſt an dem Mangel von Verehrung gegen unſer Geſchlecht die wahre Urſache. Gäbe es doch keinen Bohnenbaum und kein Rauchblatt mehr!

Allein noch weit ſchrecklicher ſind die Urtheilsſprüche und Vollſtreckungen, vermittelſt welchen bey euch nur Menſchen, hier aber wir ſogar ſelbſt auf metallene Pfähle angeſpießt werden. Selbſt unſer harter Küraß wird durchbohret, unbarmherzig ſtopft man uns, mit allen erdenklichen Inſtrumenten und nie erhörter Liſt ausgeſonnen, zu Tauſenden gefangen in enge Gemächer, erſäuft uns in berauſchendem Waſſer, erſtickt uns in Dämpfen, und ſpießt uns zu Tauſenden auf, um uns gegen Staub und Motten — welch ein Unſinn — in einem großen Kaſten aufzubewahren. Barbariſche Nahmen werden auf Zettel aufgeſchrieben, und uns dieſe Benennung zugemuthet. Unſere Füße, unſere Schilde, unſere Fühler und ſogar unſere Hörner heißen nicht mehr ſo; wunderbare Nahmen hat man ihnen in einer Sprache gegeben, welche man ſogar, ſo wie es heißt — nicht mehr ſpricht! Neugierig kommen herbey allerley Leute, ſogar Kinder, und freuen ſich daruber, wie ſich unſere Familien-Verwandten an dem durch den Leib geſpießten Pfahle zu Tode martern. Auch mein Herr hat dieſen barbariſchen Gebrauch eingeführt, und es iſt mir unbegreiflich, wie man uns noch im Tode als Sclaven verhandeln kann, und entſetzliche Summen für uns biethet, um uns im Hauſe zu haben, und unſere entſeelte Leiche öfter betrachten zu können. Um einen ſolchen Preis könnte man bey unſern Pyramiden oft einen ganzen Hammel von den Beduinen kaufen. Inſekten nennt man uns, auf eine ſo herabwürdigende Weiſe, indem wir mit den verächtlichſten Thierchen unter einem nichts bedeutenden Kollektiv-Nahmen mitbegriffen werden. Aber wahre Freude muß es Dir, lieber Mnevis, ſeyn, daß wir ſehr oft, und zwar mit Eclat, gerochen werden. Man zerdrückt mehrere unſerer grünen Nahmensverwandten und legt ſie den böſen Menſchen, welche faul und ſchläfrig ſind, und nicht vom Bett aufſtehen wollen, oft hinter die Nacken, auf Hände und Füße, wodurch ſie entſetzliche Blaſen bekommen, und dabey ſeufzen und ſchreyen; endlich ſelbſt dieſe unſere geſchwornen Feinde und Peiniger daran ſterben müſſen; denn ſelten geſchieht es, wenn man es ihnen nicht zu Fleiß auflegt. So wird eine Frevelthat an uns durch ſich ſelbſt gerochen.

Ich bitte Dich, theurer Nilbruder, hüte Dich vor den Leuten, welche zu uns ans Land ſteigen, und auf dem Kopfe ſchwarze Dächer tragen; dieſe ſind die ſchlimmſten und die gefährlichſten.

Weit beſſer ſind unſere Fellachs und die dicken ausgeſtopften Leute, welche man jetzt Türken nennt; denn dieſe ſagen Salem aleckum, und laſſen uns in Frieden. Wenn Du mit mehreren deiner Brüder da biſt, ſo haſt Du nichts zu befürchten; je mehr Du Waſſergefährten haſt, um ſo ſicherer biſt Du; allein, wehe Dir, wenn Deines Gleichen wenige vorkommen, denn auf den Einzelnen gehen dieſe Fremdlinge ganz hitzig los. Du wirſt mich gewiß fragen, wie ich dieſem ſchweren Unglücksgewitter entgangen, und von allen den Tauſenden allein beym Leben geblieben bin? Auch Hunger habe ich dagegen entſetzlich ausſtehen müſſen. Jetzt höre: zuerſt gerieth ich in eine große Kiſte in Cairo zwiſchen dürre Kräuter, welche mein Herr zwiſchen Löſchpapier eingeſchichtet hatte, und wegen dieſen eben ſo weit hergekommen war, als ich jetzt von Dir entfernt bin —; hier fand ich an dem trockenen Schmarren nichts zu eſſen; mich durſtete, obwohl ich ein geborner Ägypter bin, beyſpiellos; ich hörte das Rauſchen des Nils als man mich verlud, und konnte doch nicht heraus, um ein wenig zu nippen. Die Kiſte ſtank abſcheulich nach Schiffstheer, welches mir oft Vapeurs und raſende Kopfſchmerzen zuzog. So blieb ich zwey Monate, vom 7. Oktober 1818 bis 16. Dezember, eingekerkert, und mußte die gefährliche Reiſe zur See überſtehen, mich von meinem vielgeliebten Vaterlande und meinen Freunden trennen, bis ich, nach immerwährendem Schiffskrachen, ins Lazareth, ohne ubrigens krank zu ſeyn, mit allen meinen, in Gläſern ſchwimmenden und auf Nadeln angeſpießten Kameraden ein feuchtes Quartier bezog. Zwar aß ich nichts vom Trakteur, aber doch war die Koſt dort ſündentheuer; ſo hörte ich oft meinen Herrn ſprechen. Ich faſtete, trotz einem Armenier, um meinem Herrn keine Unkoſten zu machen. Die ſtrengen Lazarethgeſetze erlauben keine Flucht, und ungeachtet meiner direkten Abſtammung vom Sonnenkäfer, befürchtete ich dennoch ſo wenig Reſpekt, daß ich mich zur Geduld anſchickte. Mein Herr brachte neun und funfzig volle Tage im Lazarethe zu, verthat entſetzlich viel Geld, und ſchimpfte dann und wann, indeß unſerem Kapitän ſammt dem großen Schiffe von ſo viel Tonnen und funfzehn Menſchen Bemannung, die achtzehn Tage der Ausladung zu den zwey und vierzig Tagen ſeiner Kontumaz zu gute kamen, dagegen unſere Paar Kiſten nicht für Privateigenthum, ſondern für Schiffsladung angeſehen werden mußten. — Man packte mich nun wieder ein, und ſo ging die Reiſe im großen Froſt über Berg und Thal. Endlich kamen wir in eine große Stadt, wo der Lärm beynahe ſo groß iſt, wie bey uns in Cairo. Beym Auspacken fand mich mein Herr im beſten Wohlſeyn, friſch und geſund, ſteckte mich in eine Schachtel, zeigte mich überall ſeinen erſtaunten Freunden, welche noch keinen lebendigen Käfer meiner Art geſehen hatten. Man gab mir gar den barbariſchen Nahmen Pimelia pilosa, ein Nahme, den ich ſehr ungern hörte, und wovon die Vernünftigeren ſagten, daß er mir auch nicht zukäme! Durch dieſes Herumtragen bekam ich faſt alle Gaſſen dieſer berühmten Stadt, ihre Prachtgebäude, die Wohnungen mancher Herren und mehrere ſehr ſchöne Damen zu ſehen, welche mich alle bewunderten, und mir Schmeicheleyen ſagten. Traurig iſt es aber, daß man mir ſtatt meiner Lieblingsſpeiſe immer nur Brot und dgl. aufſetzte. Die angenehme Wärme von mehrmahl 25 bis 27 Graden nach Reaumur, wie man ſie nannte — war aber bald vorüber. Der Winter kam, und nach einem achtmonatlichen Aufenthalte in dieſer ſchönen Stadt (wo auch ein Nil vorbey fließt, welcher nie abnimmt, wie der unſrige, aber durch einige Monden ſtille ſteht und hart wird, daß man über ihn hinweg gehen kann; wie ſonderbar, mein lieber Mnevis?) — fiel es meinem Herrn ein, abzureiſen, und mich in der größten Kälte herum zu ſchleppen, wo ich durch das abſcheuliche Rütteln auf großen Käſten, welche gezogen werden, und auf vier runden Scheiben befeſtigt ſind, jämmerlich zerſchellt wurde, und alle meine Füße verlor. So habe ich meine Unvorſichtigkeit, Fremdlinge ſehen zu müſſen, durch den Verluſt meiner armen Freyheit und eines Wohlſeyns bezahlen müſſen. Jetzt liege ich verſtümmelt auf meinem Todtenbette und nehme den einzigen Troſt mit ins Grab, daß mich mein Herr den »unſterblichen

Käfer« nennt, nachdem ich vom 7. Oktober 1818 von meiner Abreiſe aus Cairo bis jetzt den 12. Juny 1820, alſo beynahe zwey Jahre, gefaſtet, und ohne einen ehrlichen Biſſen Brot zugebracht habe. Wenn die Prieſter klagend den Tod des Oſiris beweinen, ſo ſtimme zur Gedächtnißfeyer in ihre Pſalmen ein, und denke Deines verſtorbenen Freundes, — Knuphis, welcher ſich als ſolcher Dir liebend zum letzten Mahl empfiehlt.

* * *

Einiges aus Deutſchland's Vorzeit.

Von Julius Max Schottky.

IV.

Altdeutſche Priameln.

1.

Ein Wurzgart und ein Roſenkranz,
Mägd' und Knecht' und ſchöner Tanz,
Gute Koſt und Wein und ſchöne Frauen,
Vögelſang und Blumen in Auen,
Schöne Menſchen und ſtattliches Kleid,
Geld's genug, geſund allzeit —
Dann ſollt's mich ſtets auf Erden freun,
Thät Himmelreich nicht jenſeits ſeyn!

2.

Ein Spieler, der jedes Spiel wohl kann,
Und dreyßig Jahre ſpielt und keinen Fluch gethan;
Ein Wirth, dem jeden Tag ſtets Gäſte kommen,
Der dennoch keinen Gaſt je übernommen;
Ein Kaufmann, der nur Wahrheit ſpricht;
Ein Schneider, der auf Flecke nie erpicht;
Ein Weber, der ſchon kam zu ſeinen Tagen,
Und der das Garn doch nimmer unterſchlagen;
Ein Müller, der ſich rühmen kann,
Daß er kein Gut durch fremdes Mehl gewann;
Ein Jude, der ſchon trägt den grauen Bart,
Und doch dem Chriſten nie zum Feinde ward, —
Die Sieben wollt' ich lieber bey einander ſehen,
Als einen Schneider ſtets an alten Hoſen nähen!

(Überſetzt aus Eſchenburg's Denkmälern zur Geſchichte der altdeutſchen Literatur.)

V.

Aus des Geſchichtſchreibers Richard Streuns von Schwarzenau handſchriftlichem Nachlaß.

Aufenstain. Ex genealogia Vngnadiorum.

Anno 1363 ſein vor dem Schloß Waldenſtain gelegen, H. Fridrich vnd Conradt von Auffenſtain; da ſeindt khumen die grauen von St. Jörgen mit vill

Hungern, die Auſſenſtainer ſeindt flüchtig wekhzogen vnd an der flucht haben ihre Leüth die ſpiz ab ſchuechen in deß Engelwachter hueben ob dem gſchloſß müſſen abſchneiden, derſelben ſpiz ſein geweſen vier ſchaff voll.

Junkhfrau Anna (H. Chunradt Vngnaden Tochter) wardt vermähelt Herrn Wilhelbmen von Scherſſenberg; derſelb H. Wilhelbm war zu Griſſen vnter den Wallerſperg durch ain Auſſenſtainer erſchlagen, der Glanekher war auch daſelbſt erſchlagen.

Alß H. Cunradt der Auſſenſtainer Herrn Wilhelbm von Scherſſenberg Tödtlich verwundt zu Griſſen, bei dem Wallerſperg erkhant; alſo gab ihm H. Wilhelm einen ring vnd ſprach: Auſſenſtainer, dieweill du (den) Ring mit dem Edlſtain haſt, vnd dein ehr halteſt vnd wider deinen rechten Herrn nit thueſt, ſo würdt dier an ehr vnd guett nit zerrünen, vnd ſtarb zu handt; vnd wie ihm derſelb ewig zu Scheſſtenberg in ainem Waldt an ainem goltberglein gegeben worden, daz findt man in der groſſen Chronica aigentlich geſchriben. Darnach wardt Herrn Conradten Auſſenſtainer des Glanekher wittib vermähelt. Der Fürſt wardt ihm gnedig vnd gab ihm Carlßperg, vnd macht ihn Haubtman in Steyr, Khärndten vnd Crain, er wardt reich vnd mächtig, alſo daz er 17 Geſchlöſſer vn̄ Stett hett in den Landen. Er hatt gebauet ainen Turn zu Strechau bei Rottenmann, darinen maint er die gfangnen zu pfrengen, er baut auch ain Thuern zu Karlſperg vnd ſonſt allenthalben; er was ain weiſer gueter Fridtmacher, er hett auch zu den Händlen guet Sieg vnd glükh. Da er ſtarb, ließ er ain Sohn vnd Wettern: Conradt vnd Hainrich, die wurden mit einander partheyiſch vnd griffen daz Landt an, vnd wurden vnuernünfftig ſachen anſachen. Der Fürſt ſchlueg ſich für Bleiben (Bleiburg?) daz wardt gewunen; darnach die andern geſchloſß erobert, die Auſſenſtainer gefangen vnd' zu Strechau in dem Thuren ihr lebtag gehalten, — vnd es iſt nit lenger, daz ſie in daz Landt khumen, darin ſo mächtig und widerumb abkhumben ſindt dan 82 Jar, dauon reden die weiſen Leüth vill, vnd iſt auch offt geſchehen, daz manicher (der) aine gefenkhnuß den mentſchen erdacht oder gegeben, ſelbſt darein gefallen iſt.

* * *

Frühlings-Unterhaltung in Hütteldorf, während des Regens über den Regen.

Von Georg von Gaal.

(Fortſetzung von Nr. 59.)

7. Feuerregen. Dem Feuerregen, wodurch die Städte Sodom, Gomorrha, Adam, Seboim und Segol zerſtört wurden, gebühret hier wohl zuvorderſt Erwähnung *).

Eben ſo wurden Core mit 250 andern, und bald nachher auch 14,700 Iſraeliten, die ſich wider Moſes empörten, durch Feuer, ſo vom Himmel kam,

---

*) Moſes, Genes. 34.

verzehrt [1]). Nicht anders gingen **Aarons** Söhne, **Nadab** und **Abiu** [2]), und jene zwey Kriegsoffiziere ſammt ihren Schaaren, welche den Propheten **Elias** ergreifen wollten, zu Grunde [3]).

Den 10. May 1695 wüthete Abends gegen 7 Uhr zu **Chatillon** an der **Seine** ein gewaltiger Sturm. Die Luft ſchien dabey ganz entzündet zu ſeyn, und Feuer fiel aus der Luft in ſolchen Funken herab, dergleichen man beym rothglühenden Eiſen während des Schmiedens bemerkt. Dieſe Funken aber, die alles in Furcht und Schrecken ſetzten, bewegten ſich auf der Erde eine Zeit lang hin und her, nahmen eine blaue Farbe an, und verlöſchten. Dieſer Feuerregen hielt eine Viertelſtunde an, und erdehnte ſich über eine ziemlich große Strecke Landes. Als der Orkan vorbey war, fing es in großen Tropfen zu ſchneyen an [4]). Aber auch ohne Sturm ſoll, und zwar nahmentlich in **Schlettau** an der **Saale**, am 10. Auguſt 1667 Feuer vom Himmel gefallen ſeyn, worunter man einen Klumpen, wie ein Faß groß, gewahrte, durch dieſen wurde eine Scheuer entzündet, welche bald des Pfarrers Wohnung und mehrere Häuſer einäſcherte [5]).

8. **Fiſcheregen.** Nach **Lukas Debes** Beſchreibung von **Faron**, erhob daſelbſt ein Wirbelwind eine ungeheure Menge Häringe aus dem Meere, und trug ſelbe weit fort, bis ſie auf **Kolter**, einem Berge von hundert Klafter Höhe, gleich einem Regen herabfielen.

9. **Fleiſchregen.** Während des Konſulats des **C. Volumnius** und **Ser. Sulputius**, und Anfangs des Bürgerkrieges, ſoll es in **Rom** zerfaſertes Fleiſch geregnet haben, welches häufig die Vögel auffraßen. Doch blieb viel davon mehrere Tage auf der Erde liegen, ohne daß es Farbe oder Geruch verändert hätte [6]), welches aber die Römer doch nicht lüſtern gemacht zu haben ſcheint, dieſe luftgeſelchte Himmelskoſt aufzuſpeiſen.

10. **Fröſcheregen.** Dieſer iſt ſchon aus dem alten Teſtamente als die zweyte Strafe, welche **Moſes**, mittelſt des Schlages ſeiner Gurte **Aaron**, über Ägypten brachte, bekannt. Es regnete deren ſo viele, daß das ganze Land davon bedeckt war. Aber auf **Pharaos** Bitte machte **Moſes** dieſem Froſchregen Einhalt, und tödtete dieſe ſchlimmen Gäſte durch die Macht ſeines Gebethes, worauf ſie in ungeheure Haufen zuſammen geſcharrt wurden, aber gewaltigen Geſtank weit umher verbreiteten [7]).

In **Päonien** und **Dardenien** ſoll nach **Euſtathius** (Iliad. a) ein ſo fürchterlicher Fröſcheregen gefallen ſeyn, daß die Einwohner ſich durch die Menge und den unſanften Geruch dieſer Thiere genöthiget ſahen, andere Wohnſitze zu ſuchen. Die **Abderiten** wie auch die **Attarioten** traf einſt daſſelbe Schickſal, weßhalb auch dieſe beyden Völker auswanderten, und ſich anderswo anzuſiedeln ſuchten [8]).

---

[1] Num. 16.
[2] Levit. 10.
[3] 4. Reg. 1.
[4] Muſ. d. Wunderw. 5. Band. S. 156.
[5] S. Olearii halygraph. aucta. p. 77.
[6] Val. max. l. 1. c. 6.
[7] Exod. 8.
[8] Sab. l. 7. Enn. 4. Diod. l. 3. c. 3.

11. Getreideregen. Zur Zeit des Kaiſers Probus, als die Deutſchen in die römiſchen Provinzen eindrangen, und wegen der allenthalben verſperrten Päſſe daſelbſt eine Hungersnoth entſtand, ging unerwartet im römiſchen Lager ein Getreideregen nieder, der die Soldaten vom Hungertode rettete [1]).

Als Hugo Capet den Thron beſtieg, gefiel es den Elementen, dieſes Ereigniß dadurch zu verherrlichen, daß es plötzlich Getreide, dann Waſſer, endlich aber gar Fiſchlein regnete, und dieß zwar durch mehrere Tage hinter einander [2]).

Thuan verſichert, daß es im Jahre 1548 in Kärnthen ſehr viel Korn geregnet, woraus ſehr gutes Brot gebacken worden ſey, wovon man auch ſelbſt dem Kaiſer etwas zugeſchickt habe.

So erzählt auch Markus Gerber, ein Arzt aus Laibach, daß in der Nachbarſchaft von Villach 1691 ein ſehr heftiges Gewitter entſtanden, und mit dem Regen und Hagel eine ſo große Menge Korn herabgefallen ſey, daß jedermann ſehr viel davon ſammeln konnte. Bey einer genauen Unterſuchung aber fand man, daß es zwar in Anſehung der äußern Geſtalt dem Korn ſehr ähnlich, allein im Innern ſehr verſchieden davon war.

12. Inſektenregen. Bald nach Kaiſer Konſtantin des Großen Tode fiel, durch den frommen Biſchof Jakob wider das feindliche Heer des Perſerkönigs Saper erfleht, ein ſo gewaltiger Mückenregen bey Niſibi vom Himmel, daß der Feind dadurch gänzlich aufgerieben wurde; denn die Mücken krochen den Elephanten, Kamehlen und Pferden deſſelben in Naſen und Ohren, worüber dieſe ſcheu wurden, und Verwirrung und Niederlage anrichteten [3]).

Zu Landshut, in Baiern, ſoll man den 7. Februar 1802, des Morgens um 8 Uhr, zehn Minuten lang zwey Sonnen geſehen haben; in der Nacht vom 9ten auf den 10ten aber ging ein Regen von Mücken und Erdflöhen nieder, die den Schnee weit umher bedeckten, aber bald vor Kälte ſtarben [4]). Den 16. Januar 1810, als die Erde mit weißem Schnee bedeckt war, die Atmoſphäre zugleich durch einen wüthenden Wirbelwind ſehr beunruhigt und die Wolken fortgetrieben wurden, ſah man des Morgens auf den Hügeln und Bergen um Parma, in einer beträchtlichen Strecke, beſonders zwiſchen den Strömen Enza und Toro, rothen Schnee fallen. Während des Fallens dieſes Schnees ſchien die Luft roth. Eine halbe Stunde darauf fiel wieder weißer Schnee, auf dieſen aber folgte ein Inſektenregen. Alle dieſe Thiere ſprangen muthig umher und waren ſehr lebhaft. Die Bewohner dieſer Gegend erſchraken darüber nicht wenig. Die Inſekten waren von fünf bekannten, ſehr deutlich verſchiedenen Arten [5]).

13. Körnerregen. Am 27. July des Jahres 1803 fielen, drey Meilen oberhalb Leon in Spanien, nach einem heftigen Sturme ungefähr zwölf Scheffel Körner aus der Luft, welche mit weißen Bohnen vorzügliche Ähnlich-

---

[1]) Zonaras, Tom. 2. annal.

[2]) Argent. l. 8. c. 6. et Sab. l. 1. c. 4.

[3]) Ribadeneira in vita Jacobi Nisibiens Epp.

[4]) Muſ. d. Wunderv. I. Band, S. 160.

[5]) Aus dem Moniteur 10. Juny 1810.

keit hatten. Da die Einwohner dieſer Gegend, nach dem umſtändlichen Berichte eines dortigen Poſtmeiſters, dieſe ihnen nicht bekannten Körner gekocht, gegeſſen und ſehr gut befunden haben, ſo waren es wahrſcheinlich Körner von der Ernte irgend einer Frucht eines entfernten Nachbarlandes, welche ein Wirbelwind in die Höhe gehoben und in dieſer Gegend wieder abgeſetzt hat *).

14. Krötenregen. Im Jahre 1777 fiel im Dorfe Trolly, in Frankreich, während eines Gewitters ein ſtarker warmer Regen mit Kröten. Unter andern fielen einige auf zwey Weiber, die unter Weges waren, und ſammelten ſich in den Körben, die an den Pferden hingen, worauf ſie ſaßen, ſo häufig, daß ſie abſteigen mußten **).

15. Mannaregen. Von dieſem wiſſen wir aus den heiligen Büchern genug, als daß wir an der einſtmahligen Exiſtenz deſſelben zweifeln dürften. Die Söhne Iſraels genoſſen dieſe Himmelskoſt durch ganze vierzig Jahre; es regnete jede Nacht, den Sabbath ausgenommen, ſo viel davon, daß ſich drey Millionen Menſchen ſattſam damit ernähren konnten; doch iſt uns die Natur des Manna unbekannt, am mindeſten läßt ſich daſſelbe mit unſerem Manna vergleichen, denn dieſes würde, in Menge genoſſen, ohne Nebengebrauch einer Art Ratanhiawurzel, den Iſraeliten ſchwerlich wohl bekommen haben.

(Schluß folgt.)

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Theater an der Wien, den 17. d. M. zum erſten Mahl: Die ſeltſame Lotterie. Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach dem Franzöſiſchen des Duval, von J. F. Caſtelli.

Albert Dorn hat mit ſeinem Vermögen ſo übel gewirthſchaftet, daß er vor Schulden nicht mehr weiß, wo aus noch ein. Er kommt auf den närriſchen Gedanken, eine Lotterie zu errichten, und ſeine eigne Perſon zum Haupttreffer zu machen. Die Anfrage nach Looſen iſt von Seite der Damen beſonders ſtark. Eine einzige Stütze iſt ihm noch in einem Oheim geblieben, der ſich in den Kolonien befindet und ihm ſeine Tochter, eine junge Wittwe, zugedacht hatte, nun aber, da ihm von Alberts Character die nachtheiligſten Berichte zugekommen ſind, im Begriff ſteht, ſeine Hand gänzlich von ihm abzuziehen. Um ſich aber doch zu überzeugen, nimmt er als Haushofmeiſter Dienſte bey dem Neffen, und gibt ſich für den Bruder des alten treuen Dieners Severin aus, der ſeines Herrn Rechtſchaffenheit gegen alle Läſterung vertheidigt. Julie, die für Albert Liebe fühlt, und von ihm wieder geliebt wird, erſcheint plötzlich als eine reiche Wittwe aus England, die alle Nummern der ſeltſamen Lotterie in Beſchlag nehmen will, und ihm die Summe ſogleich übermacht. Sein Herz zieht ihn jedoch zu Julien, die reiche Engländerinn wird ausgeſchlagen. Von dem Onkel erhält er unterdeſſen die betrübende Nachricht, er ſey durch einen Schiffbruch zum ärmſten Manne geworden, und ſogar außer Stand, ſeine Reiſe zu Lande fortzuſetzen. Da beſinnt er ſich nicht lange und gibt einen Edelſtein von Werthe, der ihm als ein Andenken ſeines Vaters unendlich theuer war, in die Hände des vermeintlichen Haushofmeiſters, um mit dem daraus gelöſten Gelde des Oheims Reiſe zu beſtreiten. Dieſer und der vorhergehende Beweis ſeines edlen Herzens rühren den Alten, der ſich zu erkennen gibt, und ihn nicht nur mit Schätzen überhäuft, ſondern auch in ſeine Verbindung mit Julien willigt.

---

*) Muſeum des Wundervollen. 7. Band. S. 152.

**) Ebendaſ. 6 Band. S. 127.

Der Zuſchnitt dieſes Luſtſpiels iſt auf der deutſchen Bühne, was die Hauptverhältniſſe betrifft, nicht eben neu. Neffen mit Leichtſinn und gutem Herzen, die einem verunglückten Oheim, den der Himmel und der Herr Verfaſſer zu ihrer Rettung auserſehen haben, unter die Arme greifen, gibt es verſchiedene; auch an gutmüthigen Oheimen, die ihren leichtſinnigen Neffen zu Gefallen die Rolle der Kaliphen von Bagdad ſpielen, fehlt es eben ſo wenig, wie an empfindſamen Mädchen und Frauen, die ihr Herz an dieſe liebenswürdigen Wüſtlinge hangen, oder treu geſinnten Dienern, die mit ihnen hungern und ſich für ſie todt ſchlagen laſſen. Man wird auch gar nicht ſatt, alle dieſe lieben guten Leute auf den Brettern zu ſehen und zu bewundern, je ſeltner ſie, trotz ihrer wohlbekannten Phyſiognomien, in der Alltagswelt uns begegnen, wenn wir am nöthigſten ſie brauchen möchten. Und ſo mögen wir denn auch wohl mit den Herren Albert, Marnold, Mad. Julie und dem ehrlichen Severin ein gutes Stündchen gern verplaudern, da uns eine recht drollige Anekdote, nähmlich die ſeltſame Lotterie, zum Beſten gegeben wird, die von allen Seiten in ein recht erfreuliches Licht geſtellt iſt. Zwar greift ſie eigentlich nur episodiſch ein; aber die darauf gebauten Scenen, ſammt dem gutherzigen Stubenmädchen, das mit ihren weiblichen Hausgenoſſen ein Geſellſchaftsloos nehmen will, und der auf eine andere Manier verkleideten Liebhaberinn, nähmlich als Deutſch-Engländerinn, ſind äuſſerſt unterhaltende Erſcheinungen, auch iſt durch dieſe letztgenannte Scene, was erſt Nebenſache ſcheint, ſo in die Handlung mit verflochten, daß es für eine Haupttriebfeder der glücklichen Entwicklung gelten muß. Dieſer Theil zieht ſich zwar etwas in die Länge, doch iſt die Charakteriſtik durchaus ſo intereſſant gehalten, daß wenn es hier und da ein wenig wankt und ſchwankt, das Stück von dieſer Seite immer eine ſichere Stütze findet.

Die Beſetzung war vortheilhaft. Der Liebhaber zog die gefälligſten Züge des Charakters gefliſſentlich hervor und hielt ſie feſt, wodurch er nur gewinnen konnte. Eine nicht gewöhnliche Aufgabe erwartete die Liebhaberinn hier in der engliſch parlirenden Dame, doch wurde ſie mit Leichtigkeit gelöſt. Der alte Diener war durch die wohl getroffene Miſchung von Biederſinn und Laune ungemein erheiternd, der Oheim ſtand auf ſeinem Platz, ſogar das naiv freundliche Stubenmädchen hatte für den einzigen Auftritt ſein beliebteſtes Koſtüm angelegt.

Allgemeiner theatraliſcher Anzeiger. In Frankfurt am Main hat man kürzlich das Leben ein Traum, nach Calderon von West, mit großem Beyfall gegeben, nachdem früher eine andere Bearbeitung deſſelben Gedichtes: Das Horoſcop, von Männinger, ohne ſonderlichen Erfolg aufgeführt worden. Der Korreſpondent der Abendzeitung bemerkt bey dieſer Gelegenheit ſehr treffend: Nur der wahre Dichter kann den Geiſtesverwandten verſtehen.

Hr. Blum, der beliebte Komponiſt des Roſenhütchens, befindet ſich gegenwärtig in Darmſtadt, und hat dort ſeine Oper Zoraide in die Scene gebracht, welche glänzend gegeben worden iſt und außerordentlich gefallen hat. Von der Ouverture bis zum Schlußchor wurde jedes Muſikſtück applaudirt. Der Seelenſänger Wild hat ſich beſonders ausgezeichnet.

Im Theater an der Wien erwarten wir ein kleines Luſtſpiel: Die Unſchuldigen. Auch ſoll, dem Vernehmen nach, Mad. Heppe aus Linz auf dieſer Bühne Gaſtrollen geben.

In Prag iſt die Waiſe aus Genf nach einer andern Bearbeitung gegeben worden, und hat dort wenig Beyfall gehabt.

Der bekannte engliſche Fußgänger West hat unlängſt eine Wette von 100 Guineen gewonnen, indem er [illegible]lf engliſche Meilen in einer Stunde zurücklegte. Die erſten zwey Meilen machte er in 9 Minuten, 54 Sekunden, die andern in 9 M. 55 S., die dritten in 10 M. 1 S., die vierten in 9 M. 58 S., die fünften in 9 M. 59 S. und die ſechsten in 10 M. 1 S.; folglich brauchte er zum Ganzen nur 59 M. 47 S.

Es werden in England fortwährend Verſuche mit Holzſäure gemacht, und man glaubt, daß ſie mit Erfolg benutzt werden kann, um Flußfiſche auf langen Reiſen im Sommer friſch zu erhalten. Fleiſch oder Fiſch, mäßig geſalzen, gerieben und gebürſtet, und dann in die Säure getaucht, ſoll ſich auf einer Reiſe um die Welt friſch und eßbar erhalten.

Das Waſſerſchwein oder Chignire iſt an den Flüſſen Südamerikas das unglückliche Thier, das den großen Räubern zu Land und zu Waſſer als Futter dienen muß. Es beſitzt keine Waffen, um ſich zu vertheidigen, und nicht einmahl Schnelligkeit im Laufen oder im Schwimmen. An Größe kommt es unſeren Schweinen gleich. Auf dem Lande freſſen es die Tieger, im Waſſer die Krokodille, und es wird in außerordentlicher Anzahl die Beute dieſer mächtigen Feinde. Unter ſolchen Umſtänden müßte es bald von der Erde verſchwinden, wenn es nicht mit einer außerordentlichen Vermehrungskraft begabt wäre.

Nach der Meinung eines bekannten Gelehrten iſt das berühmte Bild: das jüngſte Gericht, zu Danzig, von Johann von Eyck gemahlt. Er hat nähmlich zufällig das Mahlerzeichen auf dem Grabſtein, auf welchem die weibliche Figur ſitzt, entdeckt; es iſt ein E zwiſchen zwey Punkten, und dieſes Zeichens pflegte ſich Eyck bey ſeinen Gemählden zu bedienen.

Das in der Abendzeitung, und aus ihr im Converſationblatt angezeigte altdeutſche Gedicht iſt bereits im Jahre 1819, in der biſchöflichen Bibliothek zu Karlsburg in Siebenbürgen vom Grafen Johann Mailath entdeckt worden, und wird von ihm eben jetzt zum Druck vorbereitet, es erſcheint in J. G. Cotta's Buchhandlung.

Die koloſſale Größe und der prachtvolle innere Bau des Theaters S. Carlo, welches die Neapolitaner gern alterthümlich T. massimo nennen, übertrifft ohne Zweifel Alles, was man in dieſer Art in Europa aufweiſen kann, wenn auch nicht in Abrede zu ſtellen iſt, daß manche der neueſten Bühnen der Halbinſel und ſelbſt des Auslandes an Geſchmack, Zweckmäßigkeit und vielleicht auch an Solidität den Vorzug verdienen. Was die äußere Architektur anbelangt, ſo unterſcheidet ſich dieſe von der gewöhnlichen gar nicht, und würde Niemand die Überraſchung ahnen, welche beym Eintritte in die Plateá unwillkürlich die Sinne ergreift. Als Kunſtwerk dürfte vielleicht der vortrefflich a fresco gemahlte Plafond alles Übrige im Theater befindliche übertreffen, obwohl derſelbe ſeines Umfanges wegen nur bey außerordentlicher Beleuchtung gehörig geſehen werden kann. Ganz vorzüglich üppig und orientaliſchen Luxus athmend, imponiren die von außen mit Gold überladenen ſieben Logenreihen durch ihre Zahl und ſeltene Höhe, worunter die mittlere, königliche, glänzend hervorragt. Nicht minder bemerkenswerth iſt der Vorhang, welcher das Werk eines trefflichen Künſtlers iſt. Das Podium, welches ich bey mehreren Gelegenheiten nach ſeinem größten Flächeninhalte geſehen habe, ſteht jedoch nach dem Urtheile der Kenner im Umfange dem der Mailänder Scala merklich nach, ſo wie überhaupt das Scenarium und die Kleider in der Wahl und zweckmäßigen Verwendung, die Maſchinenwerke und das Comparſenweſen an künſtleriſcher Vollendung und richtigem Takte mit den ähnlichen Gegenſtänden jener herrlichen Bühne den Vergleich nicht aushalten dürften. In akuſtiſcher Hinſicht ſcheint es keine Vorzüge zu beſitzen, im Gegentheile konnte, wenn man es ſtrenger nehmen will, bloß die Stentorbruſt des Galli, und in manchen Momenten jene des nervigen Nozzari vollkommen den weiten Raum des Theaters erfüllen. Alle übrigen Sänger ſchienen der ungeheuern Aufgabe wenig oder gar nicht gewachſen.

In den letzten Wochen der Faſtenepoche wurde Roſſini's Moſè, über welchen ich bey früheren Gelegenheiten ausführlich geſprochen habe, mit den Sängern: Mad. Colbran, Nozzari, Galli, Benedetti ohne beſondere Theilnahme gegeben. Wenn der Satz jenes Philoſophen wahr iſt, der behauptet, um ein Volk kennen zu lernen, dürfe man nur deſſen Schauſpiele (und wer ſollte in Italien Anſtand nehmen, die Oper darein zu rechnen?) beobachten, ſo kann man wohl nicht die vortheilhafteſte Meinung über den gegenwärtigen Zuſtand dieſes Landes hegen. Dieſe Oper und ihre Schweſtern haben wie die Menſchen hier zu Lande einzelne ſehr vortreffliche Züge, im Ganzen fehlt es jedoch an Tiefe, Konſequenz, Reflexion, Gediegenheit und Vollendung. Indeß, da die gebildete Welt mit ihrem Urtheile über den melodramatiſchen Flügelmann unſerer Zeit im Reinen iſt, und die Schönheiten ſeiner leichteren Muſe, ohne ſie zu zählen oder kritiſch zu zergliedern, genießen will, ſo werde ich mich für dießmahl nur auf das Geſagte beſchränken. Am meiſten Auszeichnung wurde den Duetten zwiſchen Colbran und Nozzari, und jenen zwiſchen Galli und Nozzari zu Theil; ſo wie auch Mad. Colbran in der wunderſchön geſungenen Aria agitata, welche den Schmerz über den Verluſt ihres vom Blitze erſchlagenen Geliebten ausdrückt, mit Beyfallsſalven entlaſſen wurde. Die Chöre ergriffen ſtellenweiſe, und gingen im Ganzen vortrefflich. Die Ausführung des Orcheſters unter Feſta's Leitung war präcis.

In England herrſcht die Gewohnheit, Fabrikunternehmungen durch Actien zu betreiben, die anderwärts vielfache Nachahmung verdiente.

Hat jemand eine Erfindung gemacht, oder will er eine Fabrik gründen, die Vortheil verſpricht, und beſitzt nur einiges Zutrauen, ſo finden ſich leicht Perſonen, die Geld dazu vorſchießen. Die Summe, die erforderlich iſt, wird dann in Actien von 10, 50, 100 oder mehr Gulden getheilt. Häufig iſt mit ſolchen Actien auch ein Antheil am Gewinn verbunden, und ſo kommt es, daß zuweilen eine Actie, die 10 fl. werth iſt, ſpäter mit 600 fl. bezahlt wird.

Mißlingt dann auch eine ſolche Unternehmung, ſo iſt der Verluſt für niemand bedeutend, da viele Theilhaber ſind.

Gelingt ſie, ſo kann der Arbeiter ſelbſt nach und nach die Actien an ſich kaufen, und ſo der Alleineigenthümer ſeines Geſchäftes werden.

Die Krokodille, welche man häufig im Nil findet, werden in Ägypten und Nubien, z. B. in Sennaar getödtet und das Fleiſch auf den Märkten verkauft und genoſſen. Es hat eine ſchmutzige weiße Farbe, nicht unähnlich jungem Kalbfleiſch, und einen leichten Fiſchgeruch.

Der berühmte Bratwurſtfabrikant Hablam in London bediente ſich einer Dampfmaſchine, welche das Fleiſch zu den Würſten hackte. Kürzlich gerieth er mit dem Ende eines ſeiner Kleidungsſtücke in die Schneidmühle, und wurde, ungeachtet ſeines Geſchreyes um Hülfe und des Herbeyeilens der Arbeiter, von ihr zermalmt.

(Dieſer Nr. liegt die nov. Beylage X. bey.)

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625), wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 4 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 11 fl. W.W. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Beylage zur allgemeinen Novelliſtik.

X.

(Zu Nr. 60 des Converſationblattes 1821.)

Kärnthnerthor-Theater. Den 18. d. M. zum erſten Mahl: **Lodoiska.** Pantomimiſches Ballet in drey Aufzügen, von Herrn **Taglioni**, Balletmeiſter der k. k. Hoftheater. Die Muſik der erſten zwey Aufzüge von Herrn **Umlauf**, die des dritten Aufzugs von Herrn **Gyrowetz**, k. k. Hoftheater-Kapellmeiſtern.

Je bekannter die Oper dieſes Nahmens iſt, deſto mehr Vergnügen gewährte es, zu bemerken, wie der Erfinder des Ballets durch freye Beſonnenheit in Verwendung des Stoffes der Handlung neues Intereſſe, ja den Werth einer neuen Dichtung gegeben hat, indem er bey möglichſt treuer Benutzung der Hauptbegebenheiten dennoch ſeinen eignen Gang behauptet, und ſelbſt einige der wirkſamſten Theatercoups verſchmäht, um ſie durch neue, der Wahrheit angemeſſene, doch nicht minder glänzende Effekte zu erſetzen.

Der erſte Akt beginnt mit einem feſtlichen Tanz der verſammelten Vaſallen des **Durlinsky**, an welchem Schauſpiel dieſer, von ſeinen Vertrauten und Dienern umgeben, Theil nimmt. Während deſſen wird **Lodoiska's** Ankunft ihm gemeldet, die bald darauf, begleitet von ihrem Vater und einer Freundinn, nebſt Gefolg erſcheint, und nachdem ſie ihren Tragſeſſel verlaſſen hat, dem Herrn des Schloſſes zugeführt wird, der ſich mit Entzücken an ihrem Anblick labt, da hingegen **ſie** mit einem Herzen voll Abſcheu vor ihm zurück bebt. Vergebens erſchöpft er ſich in Beweiſen ſeiner Huld, ſpiegelt ihr die herrlichſten Genüſſe vor, verſpricht ihr alles, was Eitelkeit und jugendliche Sinne reizen und erfreuen kann: die Sehnſucht zieht ſie hin nach der verlaſſenen Heimath, zu dem Geliebten ihres Herzens, und mit Grauen tritt ſie in die finſtre Burg, wie in einen qualerfüllten Kerker ein. Dieſer Theil umfaßt die Expoſition, und macht die Handlung nicht nur vollſtändig und verſtändlich, ſondern bietet auch durch den Ausdruck der wechſelnden Gefühle, den Kontraſt der düſtern Andeutungen, welche das feſtliche Vorſpiel unterbrechen, eine ſehr lebendige Scene dar. Nach dieſem tritt **Titſikan** mit ſeinen tartariſchen Kriegern auf, der fortgeſetzte Tanz der Landleute wird geſtört, und Alle fliehen vor dem drohenden Geſchwader. Von hier an nähert ſich die Handlung dem Inhalt des Singſpiels, und läuft nun weſentlicher mit ihm parallel. Auch **Lodoiska's** Geliebter, **Lovzinsky**, und **Boleslav**, ſein Freund, erſcheinen; ſie werden überfallen von den Tartaren; es erhebt ſich ein Kampf, worin **Titſikan** unterliegt, der ſeinem großmüthigen Beſieger ſich und die ihm untergebene Schaar zum Schutz und Beyſtand weiht, und durch einen feyerlichen Schwur den Heldenbund beſiegelt. Das vorhergehende Gefecht und der nachherige Waffentanz, an welchem tartariſche Mädchen Theil nehmen, die dem Zug ohne Zweifel gefolgt ſind, gewähren durch ſinnreiche Mannigfaltigkeit der Gruppen und überraſchende Bewegungen ein reichhaltiges Schauſpiel, das durch die Entwicklung anziehender Tableaux verſchönert wird. Endlich erſcheint auf wechſelſeitig gegebene Zeichen, und nachdem die Zugbrücke niedergelaſſen worden, der Beſitzer des Schloſſes; den beyden Fremdlingen, **Lovzinsky** und ſeinem Gefährten, werden trotz des Argwohns und der vielſeitigen Bedenklichkeiten, welche ſelbſt die eigenen Unterthanen des **Durlinsky** dadurch zu zerſtreuen ſuchen, daß ſie die neuen Gäſte als ihre Beſchützer gegen die vorüberziehende Horde rühmen, zu größerer Sicherheit die Waffen abgenommen, und in einem impoſanten Zuge, geleitet von einer Schaar polniſcher Lanzen- und Fahnenträger, ziehen ſie über die Anhöhe in das Innere der Burg hinauf.

Die Muſik dieſer Abtheilung zeichnet ſich durch den vorherrſchenden kriegeriſchen Charakter aus; Anmuth und ungeſuchte Originalität der Erfindung vereinigen ſich mit Fleiß und Gründlichkeit der Ausführung.

Der zweyte Akt beſchäftigt ſich bloß mit Tänzen, die als ein Theil des glänzenden Empfangs der edlen Braut zu Ehren angeſtellt werden. Sie beſtehen aus vier Entrées, die mit einem Solo und drey Pas de deux verbunden ſind; erſteres von Dlle. Horſchelt, die andern von Herrn und Mad. Bretel, Herrn Taglioni und Mad. Rozièrs, Dlle. Millières und Herrn Rozier getanzt. Der immer ſteigende Wetteifer der Virtuoſität und die charakteriſtiſche Verſchiedenheit geben reichlichen Erſatz für den Stillſtand der Handlung, und während ſich die Phantaſie an den reizenden Bildern ausgezeichneter Kunſtfertigkeit, wie an den lebendig regen Verknüpfungen des Ganzen erfreut, darf die Theilnahme für die Hauptperſonen nicht erlöſchen; denn mit dichteriſcher Zartheit iſt hier die Aufmerkſamkeit auf das Zuſammentreffen Lodoiska's mit ihrem Freund gerichtet, deren leidenſchaftliche Gefühle, kämpfend mit lauerndem Argwohn und drohenden Gefahren, ſich in einem Tanz, dem wahren Element der ſtummen Beredſamkeit des Herzens, begegnen und entwickeln, von dem Zauberſtrom der Harmonien feſſelfrey emporgetragen. Dieſer pantomimiſche Tanz drückt Freude, Furcht, Hoffnung und Entzücken aus, alle Regungen, die den ſeligen Zuſammenklang verwandter Herzen zu bezeichnen pflegen. Man zittert ſelbſt in dieſer drückenden Umgebung nicht mehr für die Liebenden, weil man ſie beflügelt zu ſehen glaubt, und auf den erſten Wink bereit, der irdiſchen Gewalt ſich zu entſchwingen. Dieſer Akt ſchließt mit einem Finale, worin die Haupttänzer und Tänzerinnen ſich zu einem Sextett vereinigen. Die Muſik begleitet dieſen Theil im Polacca-Tempo, und der Komponiſt hat uns bey dieſer Gelegenheit mit einer der anziehendſten Polonaiſen beſchenkt, die der lieblichen, mit vielfachen Reizen ausgeſtatteten harmoniſchen Begleitung dieſes Aufzuges überhaupt den Kranz aufſetzt, und neben dem gelungenen Alfred-Marſch Epoche zu machen geeignet iſt, ganz dem würdevollen, zierlich gemüthlichen Charakter der Nation entſprechend, die in dieſem Rhythmus ſich ſo gern bewegt.

Im dritten Akt iſt die Handlung gedrängt und rein dramatiſch, die Situationen ſind mit Fleiß entwickelt, und folgen mit glücklich berechneter Abwechslung auf einander. Fangen wir bey derjenigen an, worin die Liebenden überraſcht, und nach einem heftigen Kampf von beyden Seiten, getrennt werden. Hier entfaltet ſich ein ausdruckvolles mimiſches Gemählde, eben ſo in der folgenden Scene, wo Lodoiska's Schmerz und ihre Verzweiflung, des Verfolgers Entrüſtung, ſein Mitleid und der wieder auflodernde Zorn, die wirkſamſten Kontraſte bilden, wie ſie auch dem Komponiſten dieſer dritten Abtheilung Anlaß gaben, einen neuen Beweis ſeines Talents, den vorhergehenden Akten würdig, anzureihen. Die Muſik iſt durchgehends kraftvoll und ungekünſtelt. — Mit Gewalt zieht Durlinsky die Widerſtrebende endlich zu einer Fallthür hin, die er öffnet, dann mit brennender Fackel, Lodoiska nach ſich ziehend, hinunter ſteigt; kaum ſchließt ſich aber die Oeffnung hinter ihnen, ſo rauſcht der Proſpekt in die Höhe, und man erblickt ſie faſt in demſelben Augenblick, nach einer ſehr natürlichen Metamorphoſe, hoch oben auf einer Wendeltreppe, die Fackel hinableuchtend in die finſtre Tiefe. Dieſer Anblick wirkt überraſchend. Der Tyrann kehrt allein zurück, und zugleich läßt ſich ein Geräuſch im Hintergrunde vernehmen, als ob man durch die Mauer brechen wollte. Sobald die Eindringenden ſichtbar werden, eilt Durlinsky ſchnell hinauf, die Seinigen zu hohlen. Bey der Rückkehr entſteht ein neuer Kampf, Waffengetös erſchallt von außen, das Gefolge eilt herbey, doch ſeine eigne Schaar kündigt ihm den Gehorſam auf. Der Feind ſtürmt heran, plötzlich ſtürzt die hintere Mauer des Gewölbes nieder, die Burg zeigt ſich, ein Raub verheerender Flammen; über Trümmern und Schutt bringen die ſiegreichen Tartaren daher, und ein großes, reichhaltiges Tableau ſchließt die Handlung.

Das Ballet hat einen eigenthümlichen, echt dramatiſchen Charakter, deſſen Wirkung um ſo verdienſtlicher iſt, als ſie vorzüglich auf den mit aller Sorgfalt entwickelten Gang der Begebenheiten und die Folge der Situationen ſich gründet, ohne des zufälligen Aufputzes von Blumengewinden, ſchimmernden Draperien und entbehrlichen Gruppirungen weiter zu bedürfen. Das reizende Koſtüm und die werthvollen Kompoſitionen wirkten kräftig mit. Der Beyfall war allgemein, der Erfolg entſcheidend; und die Ankunft des erhabenen Kaiſerpaares, das bald nach Endigung des vorhergehenden Singſpiels in die Loge trat und mit einem Jubel, wie nach langer Abweſenheit, empfangen ward, konnte als eine glückliche Vorbedeutung angeſehen werden.

Prag. Dieſe Hauptſtadt des geſegneten Königreichs Böhmen hat ſeit drey Decennien ſo viele Verſchönerungen und Bequemlichkeiten erhalten, daß ihre veränderte Geſtaltung Jedem, der ſie nach längerer Zeit nun wieder ſieht, eine höchſt angenehme Ueberraſchung gewährt. Aber auch hinſichtlich ihrer Bevölkerung hat ſie ſich ſeither gehoben. Die auf dem rechten Ufer der Moldau ſituirten Theile derſelben zählen gegenwärtig, und zwar:

a)	Die Altſtadt	948	Häuſer.
b)	» Neuſtadt	1363	»
c)	» Judenſtadt	179	»
d)	Der Wiſchehrad,	71	»
e)	Die Karolinen-Vorſtadt	56	»
f)	Ueberdieß befinden ſich in den nächſten Umgebungen noch bis Villen und Landhäuſer	40	»
	Zuſammen	2657	Häuſer.
	Auf dem linken Moldauufer zählen		
g)	Die Kleinſeite	522	Häuſer.
h)	Der Hradſchin (auf welchem die k. Burg und der Dom den impoſanteſten Anblick gewähren)	189	»
i)	Die Vorſtadt Smichow bis und	80	»
k)	Die nächſten Environs dieſer Metropolis bis	30	»
	Zuſammen	821	Häuſer.
	Daher in Allem	3478	Häuſer.

In dieſen wohnen, die Garniſon mit eingerechnet, bis 85,000 Menſchen; eine Bevölkerung, welche Prag nach Wien, Venedig und Mailand, zur vierten Stadt in dem geſammten öſterreichiſchen Kaiſerreiche erhebt.

M.

Am 18. Juny d. J. ſtarb in Prag Herr Ludwig Kohl, öffentlicher Lehrer der Zeichnungskunſt an der k. k. Hauptmuſterſchule daſelbſt, Mitglied der k. k. Akademie der bildenden Künſte in Wien, und Ehrenmitglied der Akademie in Parma, im 76ſten Jahre ſeines Alters; nachdem er durch beynahe 46 Jahre an der genannten Lehranſtalt mit ſolch' einer Auszeichnung lehrte, und ſo viele Kunſtler und Kunſtfreunde bildete, daß er nicht nur wiederhohlte Belohnungen von dem hohen Landesgubernium und von der hochſten Hofſtelle erhielt, ſondern auch im Jahre 1818 mit der großen goldnen Verdienſtmedaille und einer Perſonal-Gehaltszulage von 300 fl. belohnt wurde. Ueberdieß wurde er im Jahre 1820 fur ein, Sr. Majeſtät unſerem allgeliebten Monarchen, bey Allerhöchſtdero Aufenthalte in Prag, aus innigſter Dankbarkeit für jene Auszeichnung uberreichtes Oehlgemählde (die innere Anſicht des alten berühmten, vom Konig Wladiſlaw II. im funfzehnten Jahrhundert durch den trefflichen vaterländiſchen Baumeiſter Beneſch im gothiſchen Geſchmacke erbauten, hundert Schritte langen und vierzig Schritte breiten, mit einem ſehr künſtlichen Gewolbe verſehenen, ehemahligen Krönungs- und Huldigungsſaales der böhmiſchen Könige auf dem Prager Schloſſe, vorſtellend) mit einem koſtbaren, mit der Rahmens-Chiffer des gütigſten Landesvaters gezierten, Brillanten-Ringe erfreut. — Ludwig Kohl gehört auch wirklich unter die größten Künſtler des geſammten öſterreichiſchen Kaiſerſtaates; und welche Verdienſte er ſich insbeſondere um die Beförderung der bildenden Künſte in Böhmen erwarb, wird der Gubernialſekretär Wilfling in Prag eheſtens durch eine eigene Druckſchrift dem literariſch-artiſtiſchen Publikum darſtellen.

Literariſche Anzeige. Ein Büchlein von ſechzehn Seiten liegt vor uns, empfehlungswerther, als mancher dickleibige Band, der Nutzanwendung wegen, die ſich davon machen läßt. Es enthält nähmlich eine phyſiographiſche Skizze, die neu entſtandene ſchwefelhaltige Mineralquelle zu Untermeidling betreffend.

Dieſes heilſame Waſſer befindet ſich in einem ausgemauerten Gartenbrunnen, aus welchem es durch eine angebrachte Röhre einen halben Zoll dick herausſpringt. Der Geſchmack iſt demjenigen eines guten Brunnenwaſſers ähnlich, ob es gleich einen ſtarken hepatiſchen Geruch verbreitet. Die Entdeckung geſchah, wie bekannt, im Herbſt 1819. Den angeſtellten Verſuchen und der chemiſchen Analyſe zufolge, kann das Waſſer nicht nur in Badeform, ſondern auch zum Trinken als ein kräftig wirkendes Heilmittel verwendet werden, indem es an ſich kalt hervorquillt und keinen widrigen Geſchmack hat, dann aber auch die Erhitzung bis zur Temperatur des Bades unbedingt verträgt, ohne durch die Erwärmung von ſeinen Arzneykräften zu verlieren. Was den Werth noch mehr erhöht, iſt die reizende Umgebung dieſer Quelle, die in einer der ſchönſten Gegenden, nahe an den Linien der Kaiſerſtadt, entſpringt. In Rückſicht des innern Gehaltes kommt ſie nicht nur den meiſten, einer gleichartigen Miſchung von Beſtandtheilen wegen, gerühmten Waſſern bey, ſondern übertrifft mehrere der heilkräftigſten, und beſitzt den Vorzug unter vielen, daß Temperatur und Geſchmack den innerlichen Gebrauch begünſtigen. Die kleine Schrift, deren mediciniſch-techniſcher Theil von einem ſachverſtändigen Arzte herrührt, berichtet uns, daß in mehreren Fällen bereits der Heilerfolg die kühnſten Erwartungen übertroffen habe.

Dem Beſitzer iſt von der hohen Landesregierung die Erlaubniß gegeben worden, über die Quelle ein zur Trinkkur-Anſtalt und zur Füllung des Mineralwaſſers für die Verſendung zweckmäßiges Gebäude zu errichten. Der nach einem großen Maßſtab entworfene Plan zu einer Bade-Anſtalt und zu bequemen Wohnungen für die Kurgäſte wird in möglichſt kurzer Zeit ausgeführt werden. Das Gebäude über der Quelle für die Trinkgäſte ſteht ſeit verfloſſenem Sommer fertig da. Unterdeſſen iſt ein kleinerer Bau für die Errichtung von zwölf Bädern zur Ausführung gebracht, bis der größere zum Behuf der Kranken, die des Bades bedürfen, vollendet iſt.

Ferner enthält dieſe gedrängte Beſchreibung ein Verzeichniß derjenigen Krankheiten, in welchen ſchwefelhaltige Mineralwäſſer innerlich und äußerlich angewendet werden, nebſt vorläufiger Anweiſung, wie man ſich des Waſſers becherweiſe bedienen könne. Endlich folgt die Spezifikation des Preiſes nach Verhältniß der Gefäße und des unmittelbaren oder entfernten Gebrauchs, und wir ſchließen dieſe Anzeige mit der Bemerkung: daß Armen, die mit einem ärztlichen Zeugniß des eignen Bedürfniſſes verſehen ſind, das Füllen angehöriger Gefäße unentgeltlich zugeſtanden wird.

Die Mittheilung der genannten Schrift zu befördern, und die Aufmerkſamkeit auf jene wohlthätige Anſtalt neuerdings hinzulenken, iſt der Zweck dieſer Zeilen, und mit innigem Selbſtgefühl werden wir einſt von dem Dank aller Derjenigen, die ſich der heilſamen Wirkungen dieſer neu verbreiteten, unſchätzbaren Naturgabe zu erfreuen haben, einen Theil dahin nehmen.

Redacteur, Drucker und Verleger wie bey dem ganzen Blatte.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

61.

(Wien, Mittwoch den 1. Auguſt.)

Sabino, oder die Entſcheidung.

Wie Fels an Fels, unweichbar, Trotz erſtarrend
Anprallt in ew'ger Undurchdringlichkeit,
So lagen einſt, in Feindſchaft feſt beharrend,
Cambino mit Umán, im finſtern Streit.
Dieß grauſe Erbtheil ihrer frühſten Ahnen
Bewahrten ſie mit ſchrecklich treuem Sinn;
Denn jede ihrer Thaten ſchien zu mahnen:
Nur Böſes folgt, wo bös der Anbeginn!

Und wie ſich feindlich ihre Herzen mieden,
War, ſie zu trennen, die Natur bemüht;
Denn weit von Strömen und Gebirg geſchieden,
Bewohnten ſie Albaniens Gebieth.
In Furchen ſchon erſtarrten ihre Wangen,
In welken Locken darbte ſchon ihr Haupt,
Und noch war nicht der Geiſt an ſie ergangen,
Der an die Wunder der Verſöhnung glaubt!

Jetzt ſtreckt ein übermannend kaltes Fieber
Cambino plötzlich auf das Lager hin;
Die matten Augen blicken trüb und trüber,
Und Krämpfe foltern ſeinen Geiſt und Sinn.
Kein Weib umringet helfend ſeine Stätte,
Umſchloſſen hält ſie längſt des Todes Macht,
Doch ſtehn zwey Söhne an des Kranken Bette
Und ſenden Troſt in ſeiner Leiden Nacht.

Jetzt hebt er ſich empor, und ſeinem Munde
Entringt ſich das gewichtig ernſte Wort:
»Geliebte Söhne, bald ruft meine Stunde
»Auch mich hinunter in den Friedensport!
»Nicht ſchmerzlich trennt' ich mich von dieſer Erde,
»Von dieſer Leiden ſchwer umwölktem Thal;
»Nur eins erfüllt mich laſtend mit Beſchwerde,
»Ein Lebender macht mir den Tod zur Qual!

»Nachdem mein Erbſtreit mit Umán hienieden
»Sich ewig nie beenden konnt' in Ruh',
»So fällt (vom Richter ward es ſo entſchieden)
»Dem Überlebenden das Erbgut zu.
»Daß nun bey Leben noch mein Todfeind waltet,
»Und harrend ſchon nach meiner Leiche blickt,
»Das iſt's, was mir die Seele blutend ſpaltet,
»Und mit Entſetzen meinen Tod umſtrickt.«

In tief erſchütterter Empfindung hörten
Sabin und Pedro ihren Vater an;
Und ob ſich ihre Seelen auch empörten,
Sie theilten dennoch ſeines Haſſes Wahn.
Den Blutentſproß'nen gräbt ſich Trieb und Streben
Mit unentwindbar ſtarken Wurzeln ein,
Kann die Natur denn ihre Macht vergeben,
Verrätherinn am eig'nen Blute ſeyn?

Ein wogend Meer gebärender Gedanken
Trieb in der Bruſt des ältern Sohns umher,
Indeß erlauſchte Pedro an dem Kranken
Des langentbehrten Schlummers Wiederkehr.
Da tönt's auf einmahl, wie von Geiſterſchritten,
Und hoch im Oſten ſtrahlt der Sonne Bahn,
Und aufgeſcheucht von ſeinem düſtern Brüten
Sprach leiſ' Sabino ſeinen Bruder an.

»Ich zieh hinweg, es treibt mit Sturmes Flügeln
»Mein Inn'res mich aus dieſen Räumen fort.
»Dort, über jenen Licht umzognen Hügeln,
»Liegt mein und meines Vaters Rettungsort!
»Bewache ſorglich ſeine bangen Stunden,
»Und ſey ein feſter Schirmer unſerm Haus,
»Bis ich das Schickſal prüfend aufgefunden,
»Und es beſchworen hab' in Fluch und Graus.

Er reißt ſich los, vergebens dringt mit Fragen
In ihn der hocherſtaunte Bruder ein;
In übermenſchlich wilder Eile jagen
Die raſchen Tritte über Moor und Stein.
Des Berges Hinderniß, der Ströme Toben,
Nichts überwältigt ſeinen wilden Flug,
Der, wie von einer höhern Macht umwoben,
An ſein verhängnißvolles Ziel ihn trug.

Umänens Haus lag auf dem Bergesrücken,
Von blumigen Gefilden hold umkränzt.
O zieh vorüber, eh mit wunden Blicken
Dein Herz an unheilbaren Leiden krankt!
Ein ruchlos Ziel im Aug' biſt du gekommen,
Ein mordgebärender Gedanke ſchwoll
In deinen Adern auf, doch Haß entglommen
Kennſt du den Strahl, der dich zernichten ſoll?

Was leuchtet dort in jugendlichem Prangen,
In zarter Formen Reiz umfloß'nem Bau?
Daß ich mit nie empfund'nem Glutverlangen
Den hehren Anblick des Entzückens ſchau.
Entflieh, entflieh, du Gott entſtieg'nes Weſen!
Verbirg dich, ſüß bezaubernde Geſtalt!
Denn nimmer kann der Jammernde geneſen,
Den einmahl deine Schönheit angeſtrahlt.

Sie war's, vor deren Glanz des Jünglings Blicke
Betäubt und überwältigt niederſahn!
Umänens Tochter war's, o unterdrücke
Die Gluten, eh ſie lodernd dich umfah'n!
»Nur einmahl laß mich noch in dieſer Freude,
»In dieſer himmliſchen Empfindung glühn.«
Und er erlaubt ſich dieſe Götterweide,
Und blickt noch einmahl nach dem Engel hin.

Allmächtige Gewalt der innern Triebe,
In welche Bande feſſelſt du das Herz!
Und wirbelſt es hinauf zum Strahl der Liebe,
Und ſchleuderſt es hinunter in den Schmerz!
Vom Quell der ſchönſten Regung hingeriſſen,
Durchbohrt vom ſüßen Pfeil der Leidenſchaft,
Kann ſolcher Wonne ſich ein Herz verſchließen,
Das einmahl ſie gefühlt in ihrer Kraft?

Ich kann nicht widerſtehn, nicht dieſes Drängen,
Nicht dieſe Sehnſucht bändigen in mir!
Er ſagt's, und nach den dichtbelaubten Gängen
Eilt er in Liebesgluth, und ſteht vor ihr.
Hier kündet er des Herzens mächt'ge Sprache,
Und breitet ſeiner Seele Reichthum aus;
Wie er für Sie allein nur leb' und wache,
Wie alles Glück ihm, ohne Sie, ein Graus.

Wie keinem Sterblichen des Daſeyns Stunde
Gebar ſolch überſchwenglichen Gehalt!
Wie Jeder arm, dem nicht von Ihrem Munde
Der Hauch der Lilie duftend zugewallt.
Daß ſich des Himmels Pforte möge ſchließen,
Ein wüſtes Eiland, wenn er Sie entbehrt;
Daß hingebannt, der Sclav, zu Ihren Füßen
Ein Gott ſey, hat ihn lohnend Sie erhört.

Und wiederhohlt umſchweben ſüße Klagen,
In ſchmeichelnden Ergießungen, ihr Ohr;
Und ſieh, die unbezwungnen Wünſche ragen
Schon keimend ihren Blüthenkelch empor.
Der zarten Jungfrau aufgeſcheuchtes Sehnen,
Wie reizend wogt es ſeine Wellenbahn,
Wie glühend mußt' ihr Herz der Liebe fröhnen,
Dringt glühend ungeſtüm ihr Jüngling an.

Und ſo entrollt, geſchmückt mit Roſenkränzen,
Der goldnen Stunden allzuflinkes Rad.
O möchte ewig dieſer Himmel glänzen,
Wie er erwacht war, auf dem ſchönen Pfad;
Doch dieſes Morgens ſanft erhobne Bläue
Bedroht des Abends wolkenſchweres Grau,
Mit grimmen Zähnen nagt das Gift der Reue,
Und bannt zu Eis den zarten Blüthenthau!

Des Mädchens Vater war von kurzer Reiſe
Am heitern Mittag wieder rückgekehrt,
Von ihrer Sehnſucht wird in frommer Weiſe
Umäno von Roſalien belehrt.
Sie öffnet ihm des Lieblings Gluthverlangen,
Daß ihn allein ihr ſehnend Herz erkor,
Und legt ihr Wünſchen, mit verſchämten Wangen,
Dem ernſten Vater zur Entſcheidung vor.

In düſt'rer Stille hoben die Gedanken
Sich im Gemüth des Alten auf und ab;
»So ſollten dieſer Feindſchaft alte Schranken
»Mit einem Mahl verſinken in ihr Grab?
»Kann nicht Betrug die falſche Neigung borgen,
»Kam je ein Segen von Sambino mir?
»Stets überthürmet von Gefahr und Sorgen,
»Folgt mir ſein böſer Geiſt ſogar noch hier?«

Und noch die Stirn gedankenvoll umgeben—
Da tritt vor ſeinen überraſchten Blick
Sabino,— rüſtig will ſein Muth ſich heben,
Und fühlt ihn dennoch ſinken ſcheu zurück.
Ein ſtrafend Aug' gilt ſchon dem Vaterfeinde,
Doch wie gebannt in ſeiner Höhlung Kreis,
Empfindet er, wie's ihm die Kraft verneinte,
Und ſteht durchdonnert zwiſchen Glut und Eis.

Und beyde Theile faßt ein heimlich Schauern,
Da dringt, entſcheidend, wie der Sonne Strahl,
Des Mädchens Auge durch des Jünglings Trauern,
Und überwältigt ihn mit einem Mahl!
»Du zögerſt, deinen Himmel zu umflammern?«
So frägt er ſich, und nieder, wie vom Blitz
Gewirbelt, bettelt er in lautem Jammern
Beym Vater um Roſaliens Beſitz.

Wie beugen der Minute ſtarke Schwingen
Den ſchwer umfangnen Menſchen tief hinab!
Statt kühn im Sieg die Freyheit zu erringen,
Verſinkt er ſclaviſch in ein niedres Grab.
Mit welch herabgewürdigtem Gefühle
Mag, armer Jüngling, deine Wange glühn!
Wie leicht betrogen vom gemeinen Ziele,
Gabſt du die Krone deiner Würde hin!

In ſtiller Wolluſt ſchaut der Blick des Alten,
Vor ihm erniedrigt, ſeines Feindes Sohn;
Und ſeiner eignen Rachgier finſtres Walten
Setzt prahlend er auf einer Gottheit Thron.
»So lohnt der Himmliſche Umänens Feinden,
»Im Sohn bekennt ſich hier des Vaters Schuld.«
Er ſpricht's, und ſenkt hinab auf den Verſteinten
Noch höhnend einen kargen Blick von Huld!

»Doch will ich deinen Wunſch noch überlegen,
»Zieh hin indeß — und ſpreche wieder ein.«
So ſchließt Umän. Des Jünglings Bruſt durchregen
Der Hoffnung Liſpel und der Schande Pein.
Sich ſelbſt ein Räthſel, unentſchieden, wanken
In wüſtem Taumel ſeine Schritte fort,
Und leiten ihn, verſunken in Gedanken,
Beſinnungslos an eines Abgrunds Ort.

Da wirft er ſich zum Boden, alle Saiten
Des Innern tönen wehmuthsvoll herauf.
In Thränen ſchweift ſein Auge durch die Weiten,
Und blickt beneidend nach der Lerche Lauf:
»Bald flötet ſie um meines Vaters Hütte
»In ſeinem Leid der Tröſtung ſanftes Lied,
»Indeß der arge Sohn in fremder Mitte —
»Den greiſen Vater ſeinem Feind verrieth!

Da tönt's auf einmahl, wie von Geiſterſchritten,
Und tief im Weſten ſtrahlt der Sonne Bahn:
Und aufgeſcheucht aus ſeinem bangen Brüten
Hört, alſo zürnend, er den Bruder nahn:
»Hier liegt er, aufgedeckt in ſeiner Schwärze,
»Für den im Fluch des Vaters Auge brach!
»Zieh hin, daß dich des Feindes Tochter herze,
»Zieh hin, Erbärmlicher! in deine Schmach.

»Du biſt enthüllt, in deinem Buſen drängte
»Verächtlich nur das Niedre ſich umher,
»Weit über deiner ſchwachen Faſſung lenkte
»Der Vater durch das wilde Lebensmeer!
»Von keinem tapfern, höhern Geiſt ergriffen,
»Blieb ewig dir ein großer Antrieb fremd;
»Und mitten wo Giganten wagend ſchiffen
»Liegt unbewegbar deine Kraft gelähmt.«

Wie treffen dieſer Worte bittre Pfeile,
Sabino, deinen aufgeregten Sinn!
Was wühlet ſich, wie eine Feuerſäule,
Durchbohrend in die tiefſte Seele hin!
Erbebe nicht, in dieſes Lebens Schauer
Vermengt ſich, räthſelvoll und tief verhüllt,
Ein Lied der Wonne in das Leid der Trauer —
Und ſchafft noch Leben, wo ſchon Tod gezielt!

Und ſieh, bewegt ſich nicht im frohen Schimmer
Entgegen deinem Pfade ſchon das Glück?
Wach' auf, Sabino, ſenk' die Augen nimmer
Verzweiflungsvoll in deinen Gram zurück!
Sie naht, im ſchönen, bräutlichen Geſchmeide,
Sie naht, die deiner Sehnſucht Himmel ſchuf;
Umarme ſie, und in empfundner Freude
Wird ſie erwiedern deinen Jubelruf!

Und mit der ſchön geſchmückten Jungfrau ſchreitet
Nicht auch ihr Vater froh und heiter an?
Weißt du, welch' ſchöne Zukunft dir's bedeutet,
Wenn, ſo vereint, ſie deinen Schritten nahn?
Schon hör ich, dir, vom zart bewegten Munde,
Des Mädchens lohnende Begrüßung wehn,
Und, gern beſtätigt zum Vermählungsbunde,
Das Jawort auch vom Vater zugeſtehn!

Erheitre dich, Sabine, und begegne
Dem Ruf des Glückes nicht ſo fremd und ſtumm;
Doch ſieh, er meidet, daß Umén ihn ſegne,
Und wendet kalt ſich von der Tochter um.
Ein andres Feuer glüht in ſeinem Herzen,
Ein andrer Funke flammt aus ſeinem Blick;
Und wie Gewitter, die den Himmel ſchwärzen,
Umſchauert ihn das wahrgewordne Glück!

Er will nicht mehr, daß ihn mit ſanften Tönen
Die Freude lächle auf der Lebensflur;
Ermorden will er das errung'ne Sehnen,
Und kämpfend aufſtehn gegen die Natur!
Wie ſie auch winken ſeine gold'nen Träume,
Zur ſchimmervollſten Wirklichkeit erhellt —
So fühlt er dennoch, daß kein Glück ihm keime,
Als wo er, groß, mit ſeinem Glück zerfällt.

Schon an dem Eingang zu der Freude Hallen,
Zu die ihn Liebe, Wonne ſpendend ruft,
Wählt er, verachtend ſeines Buſens Wallen —
Der Selbſtvernichtung ſchaudervolle Kraft.
»Mein irdiſch Glück,« ruft er, »habt ihr entſchieden,
»Doch ward Entſcheidung ſchreckvoll auch in mir;
»Ein heil'ges Erbe iſt der innre Frieden,
»Ihm weih' ich ſterbend meine Gluthbegier!

»Leb' wohl, mein Mädchen, mit der Engelsmilde,
»Empfange dieſen Brautkuß! thränenſchwer
»Reiß ich mich los von deinem theuern Bilde,
»Doch furchtbar winkt des Jenſeits wallend Meer!
»Leb' wohl, mein Bruder, der in harten Worten
»Mich niedrig ſchalt, doch glaube meinem Sieg,
»Mit dem ich von des Glückes offnen Pforten
»Hinunter in den Schauderabgrund ſtieg!«

Und in die weit geſpalt'nen Tiefen raffet
Der kühne Sprung des Todes ihn hinab;
Von ſchroffen Mauern und Geſträuch umklaffet,
Umarmet ihn ſein blutbenetztes Grab!
Und der verzweifelnden Geliebten Trauer,
Des Bruders Reue und des Alten Schmerz,
Beweinten oft noch dieſer Stunde Schauer,
Und lenkten oft ihr Auge himmelwärts.

Demeter Gaga Pazzani.

* * *

Frühlings-Unterhaltung in Hütteldorf, während des Regens über den Regen.

Von Georg von Gaal.

(Schluß von Nr. 60.)

16. Mäuseregen. In Norwegen ſoll es einſt eine Menge Mäuſe, und in Schweden, in der Nähe von Upſala, ſogar Lemminge (eine Art bunter, ſehr böſer Mäuſe von 5¼ Zoll Länge, welche meiſtens in Norwegen, Schweden und Rußland zu Hauſe ſind, oder myriadenweiſe dahin kommen, und das Land verheeren) geregnet haben. Sie verwüſteten auch dort alle Felder, und das Vieh, das von dem Graſe fraß, das ſie berührten, ſtarb *). Daſſelbe

---

*) Olaus l. 18. c. 20. Ziegler in Scandia.

pflegen ſie aber auch heut zu Tage noch, wo ſie ſich einfinden, und man kann den Landſtrich, den ſie beziehen, allerdings für vergiftet anſehen, ob ſie gleich ſelbſt es nicht ſind.

17. Sandregen. Am 6ten April 1719 fiel auf dem atlantiſchen Meer, unter dem 45° N. Br. und 322° 45′ der Länge, ein Sandregen, der von zehn Uhr Abends bis um ein Uhr Nachmittags anhielt. Vor ihm ging ein Licht her.

Pontoppidan (in ſeiner natürlichen Geſchichte von Norwegen, I. Th., S. 63) erzählt, daß der Wirbelwind in Norwegen bisweilen nicht nur Sand, ſondern auch Steine (deren wir insbeſondere gedenken wollen), Fleiſch, Mäuſe, ja wohl gar Lämmer mit in die Luft wirble, worauf nachher Regen entſtehen, mit denen jene Dinge wieder herabfallen, und alſo geregnet zu ſeyn ſcheinen.

Dieſelbe Bewandtniß wird wohl bey den meiſten hier genannten Regen Statt finden.

18. Schlammregen. In der Nähe von Udine fiel im März 1803 ein Schlammregen, der ungefähr zwölf Stunden Land im Umkreiſe bedeckte. Die Erde in dieſem Regen war leicht, ziegelfarbig und thonig *).

19. Schlangenregen. Deſſen wird im zweyten Bande des M. Theatri vitae humanae, S. 983 gedacht, und zwar ſoll es in Schottland, kurz vor der Gefangennehmung des Königs Donald durch die Britten, eine ungeheure Menge Schlangen geregnet haben, welche bald nachher durch ihre Verweſung die Luft verpeſteten.

20. Schnee- und Waſſerregen zugleich. Im Jahr 1800 ſchneyete und regnete es in Südkarolina, in Amerika, unter einander, und an den Bäumen ſetzten ſich ſchwere Maſſen vom Eiſe an. Die ſchwächern Bäume beugten ſich von der Laſt, aber ausgewachſene Eichen und andere Waldbäume, die nicht nachgeben konnten, brachen nach allen Richtungen zuſammen, und der Boden war Meilen weit mit ihren Trümmern bedeckt **).

21. Schwefelregen. Am 16ten May 1646 ſah man in Kopenhagen einen Schwefelregen, der alle Straßen ſo ſehr überſchwemmte, daß ſich Niemand aus dem Hauſe wagen konnte. Die Luft war voll Schwefelgeruch. Nachdem das Waſſer etwas abgeſtrömt war, konnte man an einigen Orten Schwefelſtaub ſammeln, der durch Farbe, Geruch und andere Eigenſchaften dem wahren Schwefel gleich kam.

Aber auch im Jahr 1801 am 24. May ereignete ſich in der Gegend von Roſtadt bey heftigem Hagelwetter ein ähnliches Phänomen. Man hatte ein Gefäß unter freyem Himmel ſtehen laſſen, die Oberfläche des Waſſers, das ſich darin geſammelt, war dicht mit Schwefel überzogen. Man ſteckte einen Stab hinein, hielt ſolchen ans Feuer, und ſah, daß er ſich alſogleich wie Schwefel entzündete und brannte ***).

22. Steinregen. Als Hannibal mit ſeinem Heere in Italien ein-

---

*) Muſ. d. Wunderv., 7. B., S. 151.

**) Muſ. d. Wunderv., 10. B., S. 389.

***) Voigts Magazin für d. neuſt. Zuſtand, ꝛc. III. S. 508

brach, ereignete ſich, nebſt mancherley wunderbaren Erſcheinungen, auch ein Regen von feurigen Steinen *).

Im Jahre 1510 ſoll es in der Nähe von **Mailand**, auf einem Acker, über 1200 Steine geregnet haben, worunter manche 120, andere 60 Pfund wogen **).

Im Jahre 1779 fielen bey **Petriswoot**, in der Grafſchaft Weſtenreth in Irland, mit einem ſtarken Donnerſchlag Steine herab, die 3½ Unze wogen, die keinem in dortiger Gegend bekannten Foſſil ähnlich, faſt wie ein weicher Sandſtein, von weißlich brauner Farbe, inwendig mit ſilberweißen, glänzenden Punkten beſprengt waren. Als man ſie aufhob, waren ſie warm, nach dem Herabfallen war die Gegend mit Schwefeldampf angefüllt. Im Jahre 1789 ereignete ſich in Frankreich ein ähnlicher Steinregen zu **Barbotan** bey **Raqueton**.

Den 13. Dezember 1795 fiel bey **Woldnewton** in Yorkſhire ein Stein von 56 Pfund aus der Luft, der indeſſen nur 21 Zoll tief in die Erde drang; vielleicht rührte dieß daher, weil er beym Niederfallen noch weich und geſchmolzen war. Als man ihn anfühlte, war er noch warm, ſah von außen ſchwarz, und hatte inwendig glänzende Theilchen, und roch nach Schwefel.

Im Jahre 1800 fiel zu **Benares** in Oſtindien ein ſtarker Steinregen.

Im Jahre 1492, den 7ten November, fiel zwiſchen eilf und zwölf Uhr zu Mittag bey **Enzisheim** im Oberelſaß ein Stein aus der Luft, der 260 Pf. wog. Man hat ihn in der dortigen Kirche aufgehangen, wo er ſich noch befindet.

Unweit **Maurkirchen**, im Innviertel, fiel den 20. November 1768, Abends nach vier Uhr, ein Stein aus der Luft, der 38 Pfund ſchwer, einen Fuß lang, und acht Zoll dick war.

Über dieſen Gegenſtand iſt im **Muſeum des Wundervollen**, XII. Band, Seite 28, auch noch Folgendes zu leſen:

In Norddeutſchland hatten wir bis jetzt noch keinen Steinregen gehabt, allein den 15. April 1812, um vier Uhr Nachmittags, bey ſtiller Luft und heiterem Himmel, vernahm man in der Gegend von **Helmſtädt** bis **Magdeburg** einen ſtarken, einige Sekunden nachhallenden Knall, den zu **Magdeburg** Einige für einen fernen heftigen Kanonenſchuß, Andere für die Exploſion eines Pulverwagens hielten. Zu **Erxleben**, einem Dorfe zwiſchen **Magdeburg** und **Helmſtädt**, wurde der Schlag am ſtärkſten gehört. Auch ſoll an dieſem Orte von einigen Perſonen zugleich ein Blitz bemerkt worden ſeyn. An der Stelle, wo der Knall am heftigſten gehallt hatte, entdeckte bald darauf ein Hirt ein friſch eingeſchlagenes tiefes Loch, und in demſelben einen Stein von ungewöhnlicher Schwere und der Größe eines kleinen Kindskopfes. Das Stück, welches der Herr Profeſſor **Hausmann** zu **Göttingen** erhalten, bewährte ſich durch mehrere äußere Merkmahle als ein echter Ärolith, ob er gleich in manchen Eigenſchaften von den meiſten bisher bekannt gewordenen Meteorſteinen etwas abweicht.

Am 10. April 1812 (heißt es in einem Briefe aus **Toulouſe** an den

---

*) Plut. in Fabio.

**) Cardan de rer. variet. l. 14. c. 74.

Senator Chaptal, Grafen von Chantaloup), Abends um acht Uhr, ſechs Minuten, erblickte man zu Toulouſe bey ſehr finſterer Nacht und ſtiller Luft am Horizonte ein weißes Licht, das ungefähr funfzehn Sekunden lang mit ſolcher Helligkeit leuchtete, daß man dabey leſen konnte; alsdann verloſch es nach und nach, im Ganzen jedoch ziemlich ſchnell. Dritthalb Minuten darauf erfolgte ein Knall, als ob eine Mine geſprengt worden wäre; daher auch mehrere Perſonen glaubten, es ſey ein Erdbeben, und in den benachbarten Orten meinte man, das Pulvermagazin zu Toulouſe ſey aufgeflogen. Ein Paar Minuten nach dem Knall ward die Luft heiter und der Himmel ſternenklar. Zwey Tage nachher erfuhr man, daß ſechs Stunden Wegs weit von Toulouſe, zu Burgau und zu Savenes, ein Steinregen gefallen ſey. Perſonen, die zu der Zeit an Ort und Stelle waren, haben davon Folgendes ausgeſagt: »Es zeigte ſich eine große Helle in der Luft, von weißlichem, dem Strahle einer Rakete ähnlichem Lichte. Dieſe Helle dauerte gegen fünf Minuten; als ſie verſchwand, erfolgten drey heftige Schläge, wie Kanonenſalven, und auf dieſe eine Reihe einzelner Knalle, gleich einem Heckefeuer von Musketen, das etliche Minuten lang aushielt, von Südweſten und Nordoſten hinrollte, und ſich mit einem dunkeln Geräuſch endigte, das von Nordweſten herzukommen ſchien. Bald darauf vernahm man in der Luft ein Pfeifen, als ob eine Menge von Steinen aus Schleudern geworfen würde. Die Steine fielen in der Richtung von Südweſten nach Nordoſten auf einer Strecke, deren äußerſte Endpunkte 4000 Klafter weit von einander entfernt liegen. Mehrere Perſonen, die auf dem Felde waren, haben ſie im Herabfallen um ſich her pfeifen hören, aber Niemand iſt davon getroffen worden. Zur Zeit des Herabfallens hat man wegen der Dunkelheit der Nacht keine dieſer Meteorſteine aufleſen können, auch ſtand das Getreide ſchon zu hoch, als daß man am folgenden Morgen viele gefunden hätte; doch ſind davon an folgenden Orten aufgeleſen worden: in Pechmeia zwey, in Porel einer, in Gourdas einer, bey Secourieu mehrere, bey Savenes ebenfalls einer, den Kinder, die damit ſpielten, in Stücke zerbrochen haben.

Die nach Toulouſe eingeſandten Exemplare wiegen von zwölf bis ſechzehn Loth, haben äußerlich ein ſchwarzes verkohltes, auf dem Bruch ein graues, grobkörniges Anſehen, und ſcheinen ſehr metallhaltig zu ſeyn. Ihr ſpezifiſches Gewicht beträgt 3813. Über dieſe Steinregen und Meteorſteine iſt in neuerer Zeit viel, und zunächſt durch den berühmten Naturforſcher Chladny Treffliches geſagt worden; allein dieſe Art Regen gehört nicht ſo ſehr ins Intereſſe unſers Kapitels, da deſſen Erklärung ein noch bey Weitem längeres erheiſchen würde? Anmuthiger und willkommener, als jede Art Steinregen, ſind gewiß die zwey folgenden.

23. Vögelregen. Nicht lange vor der Verdrängung der Schotten durch die Pikten und Römer geſchah, nebſt allerley Wundern in Britannien, nämlich, daß man eine Menge brennende Degen, Schwerter und andere Waffen, eine ungeheure brennende Fackel bey Nacht am Himmel ſah, und die Düne voll blutiger Wellen ſtrömte, auch das, daß es Vögel regnete; doch iſt nicht zu erfahren, ob dieſe ſchon gebraten waren oder nicht *).

---

*) Hist. Boeth. l. 9.

24. **Wolleregen.** Als Kaiſer **Valens** im Orient, und **Gratian** im Weſten herrſchten, ſoll es bey **Atrebatum** (in der Nähe des heutigen **Artois**), einen ganzen Tag hindurch Wolle geregnet haben *). Nun ſchließen wir aber unſer Regen-Lexikon mit dem

25. **Würmerregen.** De **Geer** ſchrieb im Jahr 1749 an **Reaumür**, daß zu **Lenſita**, in Schweden, und in vier bis fünf benachbarten Dörfern der Schnee an verſchiedenen Stellen mit Inſekten und **Würmern** von mancherley Art bedeckt geweſen ſey, die alle lebendig waren. Am häufigſten fand man darunter eine Art großer **ſechs Fuß langer Würmer**, die ſich gewöhnlicher Weiſe unter der Erde aufhalten **). — Wahrſcheinlich haben ſie nun des Regens genug, meine Damen! aber endlich einmahl iſt mein buntes Kapitel auch am Ziele ***). Gern würde ich eines vom lieben Sonnenſchein beginnen; aber dieſer ſcheint noch viel zu tief im Regenbade zu ſitzen, als daß er von meiner Huldigung Notiz nähme. Ach, meine werthen Damen! ſo wird unſer Hoffen auch dießmahl zu Waſſer. Es regnet noch immer fort und fort, alles ſchwimmt und rinnt, die Fiſche ſelbſt fürchten ſchon zu ertrinken, und flüchten auf die Bäume ****), denn der Himmel ſteht ja überall im Waſſer.

◆

Anekdoten von Voltaire.

I.

Monotte gab einem Buchhändler in **Avignon** eine Handſchrift in Verlag, die ſchon durch ihren Titel: Les Erreurs de Voltaire, dieſen wahrheitsliebenden Dichter auf das Gröbſte beleidigen mußte. Aber der Buchhändler, ehe er ſie zum Druck beförderte, ſchrieb höflich an ihn, meldete ihm den Vorgang, und erboth ſich, gegen einen Erſatz von zweytauſend Livres, das anzügliche Werk zu unterdrücken. Doch **Voltaire**, viel zu edel, Jemanden in Schaden zu ſetzen, widerrieth dem Buchhändler ernſtlich ſein großmüthiges Opfer, rechnete in ſeiner Antwort den außerordentlichen Gewinn ihm gutmüthig vor, den er gegen eine ſo geringe Summe aufs Spiel ſetzen würde, nahm das höſliche Erbiethen nicht an, ſondern both ſogar nachher ſeinen ganzen Witz auf, dem ſo wackern Buchhändler recht viele Abnehmer zu werden.

---

*) Jolg. l. 4. c. 4.

**) Muſ. d. Wunderv. 2. B., S. 127.

***) Wer noch mehr über den **Regen** zu wiſſen wünſcht, der leſe: Astrologorum de pluviis error. Zahn de Mendaciis l. 1. c. 18. n. 4. De stillicidii elevatione Schaeffer qu. 21. n. 45. p. 2. De pluviis cruentis et portentosis. Megiser in Delic. Neapol. p. 79. Zeiller Centur 4. qu. 17. p. 135.. und das Regiſter von deſſen Briefen. Speidelius in notabil. f. 887. Pluvia quid sit et quomodo fiat? Schottus in Phys. cur. l. 11. c. 27. §. 1. Pluviarum differentia §. 2. Pluviae sanguineae, lacteae, laneae, animalium, lapidum, variarumque rerum cum causis. Majolus T. 1. Dier. canic. in Colloq. 1. de Meteoris, Nicol. Cabeus l. 5. Meteor. text. 47. dicor. l. 3. c. 1. p. 11. Pluviae ingentes, Majol. loc. cit. Krantzius in Wandal l. 11. c. 27. Naucler generat. 50. Niceph. l. 15. c. 20. Bondartus l. 8. f. 54. Livius. Decad. 4. l. 7. Petr. Hirpalens. p. 5. c. 26. Melal. 1. c. 5. Mezér dans le règne de Childebert I. en 538. et dans le règne de Louis XII. en 1500. Larrey hist. d'Angleterre t. 2. p. 618. Thuan. hist. lib. 6. Le Vayer physiq. du prince. ch. 17. Chevrae ana t. 1. p. 342. u. ſ. w.

****) Nach dem Sprichworte: Qui voit le ciel dans l'eau, voit les poissons sur les arbres.

II.

Die erſte Veranlaſſung des gegenſeitigen Haſſes zwiſchen Voltaire und dem Abbé Desfontaines war ein witziger und zugleich treffender Einfall des letztern. Voltaire hatte nämlich die élémens de la philosophie de Newton, mis à la portée de tout le monde geſchrieben; und da er die Abſicht hatte, dadurch ein Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften zu werden, ſo ſchickte er ſein Werk, als ein Zeichen der Ergebenheit, allen Gelehrten der Hauptſtadt. Der Abbé Desfontaines, Redakteur eines Journals, machte eine ſehr vortheilhafte Anzeige davon, nur am Ende bemerkte er, daß ſich auf dem Titel noch ein groſſer Druckfehler befinde, indem das accentuirte é in portée zu viel wäre.

J. W. S.

Alte Sprichwörter in einem neuen Gewande.

Von J. F. Caſtelli.

23.

Mancher verkauft ſchon die Bärenhaut,
Eh' er noch den Bären erſchaut.

24.

Pferde, die den Haber kauen,
Kriegen oft nur Heu zu ſchauen.

25.

Vor der Arbeit eſſen
Macht die Pflicht vergeſſen.

26.

Viele arbeiten gern mit dem Maul,
Bey andrer Arbeit ſind ſie faul.

27.

Hängſt du deinem Leib mehr an,
Als die Hand erwerben kann,
Kommſt du in's Verderben dann.

28.

Der Mann iſt ehrenwerth,
Der alle Ding' zum Beſten kehrt.

29.

Argwohn hat eher den Braten gerochen,
Als das Kalb iſt abgeſtochen.

Allgemeine Novelliſtik.

Theater an der Wien. Den 15ten July gab Mad. Marianna Seſſi ein großes Concert in zwey Abtheilungen.

Der Anfang wurde mit der Ouverture aus Perſuis Oper: La Jérusalème délivrée, gemacht. Nach dieſer trat die Concertgeberinn auf mit Scena ed Aria, von Generali: Questo lacciar di Marte etc. Sie wurde mit derjenigen Theilnahme begrüßt, welche Erinnerung vorzüglicher Talente und durch ihre Entwicklung bewirkter froher Stunden zu erregen pflegt. Im Vortrag der Arie ließ ſie eine noch kräftige, klangreiche Stimme hören, die ſich in einem bedeutenden Umfange, jedoch in den höheren Corden nicht immer mit gleicher Sicherheit, bewegte. Manches verſagte in dieſer erſten Production, was auf die frühere Biegſamkeit der Kehle berechnet war. Doch ſchien die Sängerinn ſich ſelbſt erſt in dieſem Stück verſucht zu haben, denn weit freyer und gelungener ſang ſie die zweyte Scene und Arie von Mozart: Dove son' i bei momenti etc. Hier zeigte ſich ihr edler, gediegener Vortrag in ſeiner ganzen Fülle, und in dieſer gemäßigtern Bewegung gelang faſt Alles, die wenigen Stellen ausgenommen, worin ſie die Gränzen ihres jetzigen Tongebieths überſchritt. Der Beyfall nach Endigung dieſer Arie war nachdrücklicher als vorher.

Zwiſchen der erſten und zweyten Scene trug Herr Karl Schunke ſchwediſche Volkslieder für das Pianoforte mit Orcheſterbegleitung von Rais vor, die günſtige Aufnahme fanden.

Die folgende Abtheilung wurde mit der effectvollen Ouverture von Mehul, zu dem Drama: La chasse de Henri IV., eröffnet, deren Ausführung dem Orcheſter lauten Dank erwarb.

Nach dieſer trat Mad. Seſſi mit einer Scena e Preghiera von Zingarelli vor. Das Recitativ iſt für den Concertgeſang etwas zu gedehnt, und die Bewegung konnte überhaupt um Einiges belebter ſeyn. Der Vortrag war aber im höchſten Grade ausdrucksvoll, und dem Charakter des Tonſtücks angemeſſen.

Den Schluß machte ein militäriſcher Marſch mit vollſtändiger Harmonie, der dem Volksliede: Viva Francesco! voranging, beyde von der Concertgeberinn componirt, die letzteres mit einem Feuer ſang, das durch eigne Kraft ſchon reges Mitgefühl erweckte, wie viel mehr durch den Nahmen des geliebten Monarchen, der in allen Herzen wiederklingt. Mit der dritten Strophe:

Noi, figli Suoi devoti,
T' offriamo uniti a gara
Dei puri cor la cara
Costante fedeltà,
Viva Francesco, viva!
L' onor di nostra età.

ging dieſe Stimmung in andächtigen Enthuſiasmus über, der den Chor begleitete, überſtimmte, nach der Wiederhohlung noch in vollem Strome ſich ergoß, und der Sängerinn für dieſen köſtlichen Genuß des Dankes Gaben brachte.

(Der Bewohner des adriatiſchen Meeres.) So kann wohl mit Recht eines der hier zu ſehenden Jahrmarktswunder genannt werden: Der Seetieger der Mad. Philadelphia, der, ihrer Verſicherung zufolge, mit Mühe und Gefahr im adriatiſchen Meere als ein wildes Ungeheuer gefangen, unter den Händen ſeiner Pflegerinn, im Verlauf zweyer Jahre, ſo zahm und drollig geworden iſt, wie ein junger Pudel. Es würde gewiß mehr Mühe und Zeit koſten, ein junges Zieräffchen zu civiliſiren, das in der civiliſirten Welt geboren iſt. Dieſer Tieger iſt aber wirklich ein recht lieber Narr, wenn er ſo daliegt, auf der Seite ausgeſtreckt, die floßenähnlichen Pfoten an den Leib gezogen, ſtarr wie ein Todter. Dann muß ihm wohl ſeyn, wie einem jungen Faulpelz, der ſich gleich nach dem Eſſen hinſtreckt, und vor dem nächſten Eſſen wieder aufſteht.

um ſein ſchweres Tagwerk von neuem zu beginnen. Plötzlich aber hebt der Tieger ſeinen Kopf empor, öffnet den Mund — das iſt wohl ein wenig zu höflich geſprochen, aber Höflichkeit iſt kein Fehler — ſchnappt nach Luft, wie ein Hund, dem etwas in die unrechte Kehle gekommen iſt, wie man ſagt, und räuſpert ſich, mit einem ähnlichen aber ſehr verſtärkten Geräuſche, daß die Ohren gellen, indem er die Zähne ein Paar Mahl klappernd zuſammenſchlägt, daß einem die Hände ſchon von weitem wehe thun. Dann nimmt er ein Pfötchen und fährt ſich damit über die Schnauze, ungefähr wie eine Katze, die ſich wäſcht und putzt. Die Reinlichkeit dieſes Thieres iſt auch eine Seltenheit, und kann zum Vorbild dienen. Nach gerade richtet er ſich auf, ſtreckt den halben Leib über den Kaſten hinaus, und ſchaut recht freundlich und verſtändig umher, ohne daß er im Stande wäre, ſein Behältniß zu verlaſſen, weil der untere Theil des Körpers zu feiſt iſt, und er durch das Gewicht ſeiner eigenen Schwere zurückgehalten wird. Der Wärter fährt ihm in dieſer Stellung mit der Hand über den Kopf, packt ihn beym Goſcherl, dann ſchnappt er wohl einmahl nach ihm, und klappert mit den Zahnen wieder, aber nur wie ein junger Lakel; es iſt lauter Spielerey, und thut ihm nichts. Nun aber kommt das Beſte! Dann ſchaut er gierig in einer Ecke hinein, und ſtößt einen Schrey von ſich, der etwas unſanft klingt, worauf der Wärter ihm einen großen Fiſch zuwirft, einen Hecht, Karpfen oder eine Schleihe; ſolcher Nahrungsmittel nimmt der gute Tieger an die vierzig Pfund des Tages zu ſich. Drollig iſt es anzuſehen, wie er den Fiſch ausweidet, alles von innen herauswirft, ihn dann ſorgfältig herumſchwänkt und ausſpült, nun erſt, wie's Kätzchen mit der Maus, ſein Spielwerk mit ihm treibt, zwiſchenbey die Gräten zermalmt, endlich, den Kopf voran, den guten Biſſen hinunterſchluckt. Wenn der Seetieger im Waſſer liegt, iſt der ganze Rücken, bis zu den Schlußfloſſen, ſpeckartig ſchwarz, Bruſt und Bauch ſpielen ins Lichtgraue; richtet er ſich aber in die Höhe, ſo bemerkt man, nicht ohne Mühe, daß die Haut mit ganz kurzen dichten Haaren beſäet iſt, gleich dem Fell des Seehundes. Die Länge beträgt etwa 9 Schuh, und die Oberlefze iſt mit ſtarken Borſten ziemlich dünn beſetzt. Von den auf der Affiche angezeigten Kunſtſtücken deſſelben Tiegers konnte Referent keines bewundern, weil der Herr Verfaſſer der Ankündigung, oder die Frau Verfaſſerinn, Mad. Philadelphia, nicht zugegen war, deren berühmter Nahme dieſer naturhiſtoriſchen Rarität auch einiges Intereſſe verleiht.

Unter dem Titel: Taſchenbibliothek der ausländiſchen Klaſſiker, in neuen Verdeutſchungen, erſcheint bey den Gebrüdern Schubmann in Zwickau eine Sammlung von Überſetzungen in dem nämlichen Format, derſelben Einrichtung und Auswahl, wie die aus genannter Verlagshandlung früher hervorgegangenen Taſchenausgaben der Klaſſiker Frankreichs, Italiens, Spaniens und Englands in den Originalen.

(Über die Ambra.) Bekanntlich findet man die Ambra im Meere flötzend, hauptſächlich zwiſchen den Wendekreiſen. Über ihren Urſprung ſind die Naturforſcher noch nicht ganz im Klaren. Swediaur gab ſchon vorlängſt eine Abhandlung in den Philosophical Transactions, worin er ſich bemühte, zu beweiſen, dieſe Subſtanz ſey die verhärteten Excremente des Physeter macrocephalus, und dieß iſt ſeitdem die ziemlich allgemein angenommene Meinung. Zwey andere Hypotheſen über ihren Urſprung ſind neuerlich gewagt worden, und man gründete ſie auf ihre chemiſchen Eigenſchaften. Bouillon Lagrange, der die Ambra vor einigen Jahren analyſirte, fand in ihr eine Subſtanz, die Ähnlichkeit mit Fourcroy's Fettwachs zu haben, ja faſt identiſch damit zu ſeyn ſchien. Dieſer Umſtand hat Herrn Virey zu der beſonderen Anſicht veranlaßt, Ambra bilde ſich durch Verweſung thieriſcher Körper auf dem Meeresgrunde (S. Journ. de Pharm. V. 386). Was er aber zur Unterſtützung dieſer ſeiner Meinung vorbringt, iſt gar nichts als Muthmaßung.

Pelletier und Caventou haben den fettwachsartigen Stoff der Ambra neuerlich einer chemiſchen Unterſuchung unterworfen, und ihn außerordentlich ähnlich einer gewiſſen Subſtanz gefunden, die im Gallenſteine angetroffen wird, und von Chevreul, der ſie einer genauen Prüfung unterwarf, den Nahmen Choleſterine erhielt. Dieß bewog beyde genannte Chemiker zu der Annahme, Ambra ſey wahrſcheinlich eine Gallen-Concretion eben der Wallfiſchart, in deren Inteſtinen ſie (wie Swediaur bewieſen hat) gefunden wird. Dieſe Meinung ſcheint mir von allen bis jetzt vorgetragenen bey Weitem die richtigſte, wenn nicht die ungeheure Größe, von welcher die Ambramaſſen zuweilen ſind (da man welche gefunden hat, deren Gewicht einige hundert Pfund beträgt) abhalten muß, ihr beyzupflichten. Oken hat dieß ſchon vor mehreren Jahren in ſeiner Naturgeſchichte und anderswo aus phyſiologiſchen Gründen behauptet.

Pelletier und Caventou haben den fettwachsartigen Stoff der Ambra mit dem Nahmen Ambréine bezeichnet. Man erhält ihn, wenn man Ambra in heißem Alkohol von der ſpezifiſchen Schwere 0,807 digerirt. Bey der Abkühlung ſetzt der Alkohol die Ambréine in ſehr voluminöſen und unregelmäßigen Kryſtallen ab, in welchen immer noch eine beträchtliche Quantität Alkohol geblieben iſt. Auf dieſe Art gewonnen, beſitzt die Ambréine die folgenden Eigenſchaften:

Sie iſt von einer glänzend weißen Farbe, und hat einen angenehmen Geruch, deſſen ſie aber durch wiederhohlte Solutionen und Kryſtalliſationen beraubt wird. Sie iſt ſchmacklos, und auf die vegetabiliſchen Blaufarben wirkt ſie nicht. In Waſſer iſt ſie nicht auflösbar, aber leicht in Alkohol und in Äther, und zwar in dieſen Flüſſigkeiten in größerer Quantität dann, wann ſie heiß, als wann ſie kalt ſind. Sie wird weich, wenn man ſie bis zu 77° erwärmt, und ſchmilzt bey einer Wärme von 86°. Bey einer Temperatur, die 115° überſteigt, entbindet ſie ſich im Zuſtande eines weißen Rauchs, während ein Theil derſelben zerſetzt wird.

Sie ſcheint nicht fähig, ſich mit einer Lauge zu verbinden, oder ſich in eine Seife verwandeln zu laſſen. Mit Salpeterſäure erwärmt, wird ſie grün und dann gelb, während ſalpetrichtes Gas ausgedunſtet wird. Durch dieſe Abſorbierung von Oxygen wird ſie in eine Säure verwandelt, welcher Pelletier und Caventou den Nahmen ambréiſche Säure gegeben haben.

Am erſten Juny wurden vor Warwick Gefängniß drey Banknoten-Verfälſcher gehangen. Den Abend vorher hatte man ihren Gattinnen und Kindern erlaubt, Abſchied von ihnen zu nehmen; ſie waren alle drey verheirathet; die Unglücklichen ſahen funfzehn Kinder um ſich her, von denen keines über acht Jahr alt war. Der Anblick war herzzerreißend! Wie ſie zur Gerichtsſtätte kamen, bat Watkins, der eine von ihnen, man möchte ihm vergönnen, das furchtbare Zeichen mit einem Schnupftuche geben zu dürfen; man geſtattete es ihm, der Strick lag um den Hals der Armen, die Gebete waren beendigt, nur Watkins betete fort und erklärte endlich: »er könne nicht ſterben.« — Seine Leidensgefährten drangen in ihn, ihre Qual zu enden; allein er hielt fortwährend das ſchickſalsvolle Tuch in der Hand. Endlich entriß es ihm einer der Mitgerichteten, und warf das Zeichen von ſich, worauf nach einigen Minuten ihr Leben dahin war.

Im Jahre 1792 lebte zu Benares ein indiſcher Fakir, Nahmens Purrum Soatuntee, der ſich ein Bett mit großen eiſernen Nägeln beſchlagen ließ, deren Spitzen überall lang hervorragten, und auf dieſe Nägelſpitzen legte er ſich jahrelang nieder. Um ſein Verdienſt zu erhöhen, ließ er einen großen Waſſertopf über ſeinen Kopf anbringen, und im Winter kaltes Waſſer tropfenweiſe Tag und Nacht auf ſeinen Scheitel herabträufeln; im Sommer ließ er, bey brennender Sonnenhitze, um das Bett große Holzklötze legen und anzünden.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625) wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k. k. Poſt 11 fl. W.W. halbj. Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

62.

(Wien, Samstag den 4. Auguſt.)

Der Charakter der Griechen.

(Einleitung einer Rede.)

Wenn ein Zuſammenfluß ſeltener, günſtiger Bedingniſſe erforderlich iſt, um den Einzelnen über den Schwarm der Alltäglichkeit empor zu heben, daß die Mitwelt ihre Zierde in ihm erkenne, die ſpätern Jahrhunderte ſeinen Nahmen mit Ehrfurcht ausſprechen; ſo bedarf es einer weit vielfältigeren Hülfleiſtung des Glücks, wenn ein ganzes Volk, aus der Reihe aller übrigen hervorleuchtend, die Schatzkammern der Künſte und Wiſſenſchaften bereichern, der Feder des Geſchichtſchreibers einen eben ſo fruchtbaren als anziehenden Stoff liefern ſoll. Wie bey dem Einzelnen muß freylich auch hier die Mutterliebe der Natur als der erſte und kräftigſte Einfluß angeſehen werden; von einem dürren Felſenboden gleiten alle Strahlen der Frühlingsſonne wirkungs- und ſegenslos ab; aber das Genie ſelbſt durchläuft verkrüppelt ſeine Lebensbahn, wenn es nicht unter befördernden Verhältniſſen ſeine Kräfte und mit denſelben das Feld, welches ihnen beſtimmt iſt, kennen lernt. Sind Naturanlagen das vielverſprechende Fahrzeug, mit welchem ſich eine Erdumſeglung wagen läßt, ſo vergleicht ſich die Unterſtützung des wohlwollenden Glücks mit dem Hauch der Lüfte, der aus dem treffendſten Punkte herwehend, die harrenden Segel ſchwellt, und den Schwimmer über die ſträubenden Wellen ohne Anſtoß hinſchweben läßt. Haben ſich aber jemahls Natur und Glück wetteifernd für das Emporblühen eines Volkes verſtanden und erklärt, ſo thaten ſie es für das kleine Häuflein an den Küſten des ägeiſchen Meeres. Während in Afrika die Kultur entſchwundener Geſchlechter nur noch von den düſtern Steinkoloſſen der alten ägyptiſchen Fürſten herab ſprach, während in Aſien Kenntniſſe und Kunſtfertigkeiten ihr regſames Leben altern und erſtarren fühlten, ſchritt in einem Zeitraum, über deſſen Kürze die Philoſophie der Geſchichte ſtutzt, jedwedes, was den geiſtigen Menſchen adelt und erquickt, unter den Griechen zu einem Gipfel empor, welcher die Vegetationslinie ihrer Lehrer bey weitem unter ſich ließ. Denn allerdings war Hellas Schülerinn; aus Ägypten, von Phöniciern und Mittelaſiaten wurden ihr die erſten Elemente der Bildung zugeführt; aber ſie lernte, wie jedes Genie lernt, ſchon in den Lehrjahren ihre Unterweiſer überflügeln und beſchämen.

Einem angeborenen, glücklichen Scharfblick verdankte ſie die kräftigſten Schwingen, die ſie zeitig für ihr Streben fand, und darum konnte ſie wie Ikarus den Flug zur Sonne wagen, ohne wie dieſer, mit ermattetem Fittig ins Bodenloſe hinunter ſtürzend, ihren Vorwitz mit ewiger Vergeſſenheit zu büßen. Was uns Köſtliches an das Alterthum erinnert, wir ſind es den Griechen ſchuldig; in ſo fern unſere wiſſenſchaftliche Vervollkommnung auf die Zweige der Antiken geimpft, wären wir Undankbare, nicht den Griechen als unſern Muſtern und Meiſtern huldigen zu wollen, und ſelbſt das Unbedeutendſte, was die Zeit unter ihres Geiſtes und ihrer Hände Schöpfungen uns gerettet hat, verdiente, wie die Fußſtapfen des Mahomed in jener Moſchee zu Jeruſalem, mit einem goldenen Gitter umgeben zu werden.

Zu einem Vergleiche mit den Hellenen benutzlich, ſteht unter den Nationen des Alterthums nur eine einzige da; vor dem Zeitalter des Auguſt hatte die Welt allerdings kein Rom geſehen, möchte auch wohl für die Zukunft kein zweytes jemahls wieder erblicken. Wer nun mit etwas emſigern Forſchungsblicke, als ſich gewöhnlich bey unberufenen Richtern findet, in den Geiſt und das Weſen beyder eingedrungen, wird nicht lange anſtehn, die Krone der Humanität, der auffaſſenden wie der erzeugenden Bildung den Lehrern der Römer zuzuſprechen, lief' er auch Gefahr, von den Oberflächlingen der Parteylichkeit beſchuldigt zu werden. Dreyhundert Jahre hindurch beeiferten ſich die Machthaber im römiſchen Volke, die Menge, welche ihre Abſtammung von Räuberhorden keineswegs verläugnen konnte oder mochte, vom Hirtenſtande zum Ackerbau überzuführen, und weder die Nähe der längſt vorgerückten Hetruſker noch die griechiſchen Anſiedlungen in Unteritalien konnten ſich rühmen, ſie der Halbbarbarey zu entreißen. Sieggekrönte Helden traten auf den Schauplatz, und die meiſten Völkerſchaften zwiſchen den Mündungen des Po und der ſiciliſchen Meerenge neigten ſich den römiſchen Faſcen. Jetzt wurde das Vaterland das große Loſungswort, den Vornehmſten wie den Geringſten, den Reichen wie den Armen in Athem ſetzend; das Vaterland der unveränderliche Pol, um welchen am Firmamente der römiſchen Welt ſich Alles und Jedes drehte, und während in dieſem einzigen Rahmen Jegliches zuſammen getragen lag, galt der Bürger, der Privatmann ſich und Andern ein Nichts, der Berückſichtigung kaum werth. Was man nicht als ein Selbſtſtändiges achtet, wer wollte auf die geiſtige Ausbildung deſſelben Mühe und Sorgfalt verwenden? Nicht nur die Zeit gebrach dem Römer, ſich den Muſen in die Arme zu werfen; er fand den Umgang mit ihnen lächerlich und anſtößig; eine Bergfeſtung, nicht den Parnaß mochte er erobern, und widerſetzte ſich Kato, der Cenſor, mit bitterem Eifer dem Eindringen griechiſcher Verfeinerung, ſo ſprach er ganz eigentlich als Sachwalter des römiſchen Charakters. Bald fühlte ſich indeſſen Rom als Gebietherinn Afrikas und Griechenlands; die Kunſtſchätze vom Iſthmus mußten an die Ufer der Tiber wandern, den Einzug der Weltüberwinder verherrlichen, den vollen Reiz des Überfluſſes den Hallen ihrer Landhäuſer ſchenken helfen. Gemählde und Statuen pilgerten über das adriatiſche Meer; aber weder das ſchöpferiſche Künſtlergenie, welches unter dem einheimiſchen griechiſchen Himmel ſie geboren, noch die uneigennützige Empfänglichkeit für das Schöne, womit dort Volk und Beſitzer, Gelehrte und nicht Gelehrte ſie betrachteten. Indeſſen erlitt auch die politiſche Geſtalt des Römerreiches nach mannigfachen Stößen eine gänzliche Umwälzung; auf den Feldern von Pharſalus hauchte die Republik ihren letzten Angſtſeufzer aus. Jetzt, wo die höchſten Staatswürden, des Bürgers meiſtbedeutende Pflichten in der Perſon herrſchſüchtiger, größtentheils nichtswürdiger Cäſarn ſich vereinigten, wo glänzende Staatsbürgertalente gewöhnlich auf die Liſte der Verbrecher führten, alſo dem ausgezeichneten Manne, wenn er ſich nicht zur Schmachrolle eines Sejan herabwürdigen wollte, kaum etwas anderes übrig blieb, als in die Gehöfte ſeiner Villa zurückgezogen, im Schooße ſeiner Familie geräuſchloſe Tage zu verleben, in dieſen ſchweren Jahren des Unheils, ſollte man ſchließen, müßte geiſtige Bildung einen wahrhaft ehrenvollen Eingang gefunden haben, und, wenn auch nur als ein Erſatz für die unterſagte Thätigkeit des öffentlichen Lebens, von den Armen der Beſſern bereitwillig aufgenommen worden ſeyn. Man ſollte es glauben, und hat ein Recht es zu glauben; daß der Schluß trügt, liegt in den Grundzügen der römiſchen Denk- und Bildungweiſe. Nicht wie Hausfreundinnen, mit warmem Gefühl und herzlichem Handſchlag empfangen, damit unter traulichen Geſprächen die Stunden angenehm und belehrend hinſchwinden, ſondern wie Damen an der Tagesordnung, die man bey Bällen und Feſten zur Unterhaltung der übrigen Gäſte einladet, weil, der feinen Sitte gemäß, jedes andere vornehme Haus ſich um ihre Gegenwart bemüht, erſchienen die Muſen Griechenlands auf italiſchem Boden, und mit den Grüßen des Luxus bewillkommnet, wie konnten ſie in jenem echten Sinne beherbergt werden, welchem allein dieſe zärtlichen Göttinnen ihres Reichthums tröſtlichen Lohn ſpenden? Sie blieben, was ſie bey ihrer Ankunft geweſen, Kinder der Mode, und nie ging für Rom der Tag auf, da ſie, in ſeinen Mauern ſich einheimiſch fühlend, nach den Ufern des Jliſius nicht mit Sehnſucht zurück geblickt hätten. Man kann wetten, daß Konſul Mummius, Korinths herzloſer Plünderer, das ganze Pantheon der Kunſt, das er an Bord ſchaffen ließ, kaum des Schifferlohns werth gehalten; Cicero und Cäſar ſammt allen denjenigen unter ihren Zeitgenoſſen, welchen die Nachwelt eine feinere Geiſtesbildung zuerkennt, waren nur Prieſter der Humanität, ſo lange ſie in griechiſchem Geiſte handelten und ſprachen, und unter allen ihren Dichtern hat es nur ein einziger zur genialen Eleganz gebracht, Horaz, der Griechen Nachahmer und Überſetzer. Aber die Regierungsjahre des hochgefeyerten Auguſtus, waren ſie kein goldenes Zeitalter? Und machen ſich die Gönner der Römer eines Vorurtheils ſchuldig, wenn ſie es ruhmredig den Zeiten des Perikles zur Seite ſtellen? Ein goldenes Zeitalter war es allerdings; nur wohlerwogen, für Italien, für das Alterthum überhaupt ſchwerlich; ein goldenes Zeitalter, nur mit dem Unterſchiede, daß keine Perſerkriege, die Nation kräftigend, und den Einzelnen mit gerechtem Stolz erfüllend, ſeinen ſchöpferiſchen Reichthum in Bewegung ſetzten; daß keine olympiſchen Spiele es waren, wo der Anblick aller verſammelten Stammgenoſſen, der Glanz des Feſtes, die Pracht der Umgebungen, die feyerliche Heiligkeit der Sache ſelbſt den theilnehmenden Dichter hingeriſſen hätte, in die Saiten der Leyer greifend, des Siegers Ruhm zu verewigen, den Rahmen ſeines Volkes mit dem ſtrömenden Feuer der Begeiſterung zu verherrlichen. Ein Fürſt war es und eines Fürſten Gehülfe, deſſen Eitelkeit die Poeſie ihre Blumen ſtreute; die Zeit der Ohnmacht, welche auf die erſchöpfenden Krämpfe folgte, erkannte eine löbliche Pflicht darin, den Mann zu vergöttern, welchem es geglückt war, ſie mit dieſer Grabesruhe zu beſchenken. Daß viel Schönes ſich auf dieſe Weiſe erzeugte, wird kein Billiger läugnen; bey dem allen trägt die geſammte poetiſche Literatur jener geprieſenen Jahre die Spuren der Treibhausnatur zu auffallend an ſich, als daß ſie die Probe mit der griechiſchen auszuhalten vermöchte, und Katull, der einzige, welchem die gefühlvolle Tändeley bisweilen natürlich ſtand, befleckt ſich durch widerlichen Schmutz zu häufig, um für ein Muſter in ſeinem Stoffe gelten zu können. Das ganze Heer römiſcher Sänger leidet an römiſchen Gebrechen; die mühſeligſten Anſtrengungen der Kunſtrichter konnten es nicht dahin bringen, die Steine aus dem Wege zu räumen, daß der kaſtaliſche Quell den Römern ſpiegelklar und melodiſch wie den Griechen flöſſe. Nur ihre Satyriker bilden einen ſelbſtſtändigen Orden; freylich ein trauriger Vorzug! Wie ein Salvator Roſa nur unter den ſchauerlichen Felſenſchluchten der Abruzzen ſich bilden konnte, um der Natur ihre grauenvolle Melancholie abzulauſchen, ſo waren auch nur die gigantiſchen Laſter, mit welchen die düſtere Prüfungszeit der Tibere und Domitiane ſich krönte, fähig, einen Perſius, einen Juvenal zum Geißeldichter hervorzurufen. Daß es gelehrte Römer gegeben, wer wollte es abſtreiten? Terentius, Varro und Celſus waren Encyklopädien des Wiſſenswürdigen. Aber ſelbſt der ſtaunenswerthen Gelehrſamkeit dieſer Männer fehlte das Wichtigſte, das Leben; das große Ganze, wie es künſtlich und reich in ſeinen Gliedern zuſammen geſetzt war, ſuchte vergebens unter den Händen eines Pygmalion zum beſeelten Weſen zu erwarmen. Nur höchſt ſelten ſchritten in römiſchen Bibliotheken die Rollen von ihren Geſimſen herunter, und ſelbſt unter ihrem Waiſenvater Mäcen durften ſich Wiſſenſchaften und Künſte nicht leicht rühmen, als freundliche Veredler der Geſellſchaft begrüßt, die Bande der Verhältniſſe reichhaltiger geſchlungen, oder ihnen jene heitere Humanität geſchenkt zu haben, ohne welche der Reiz des Beyeinanderlebens verkümmert, ſtatt der begeiſternden Seelenverſchwiſterung, der Schöpferinn alles Edlen und Großen, nur eine Verwandtſchaft im Hange nach dem Alltäglichen ſich einfindet. Wie der Römer nicht Erfinder einer Mythologie, der phantaſtiſchen, aber oft tieftreffenden Dollmetſcherinn der Natur geweſen, verräth er überhaupt für Naturſtudien nirgends jenen empfänglichen Umfaſſungsſinn, jenen glücklichen Hellblick, mit welchem der Griechen ſo viele im Alltempel der Gottheit um ſich her geſehen; dafür zählt Rom einen Schwarm weltberühmter Rechtsgelehrter, und hierin haben freylich die Griechen jämmerlich wenig gethan. Aber genug der Vergleichung! es iſt Zeit, den Charakter der Hellenen ſelbſt, wie wir es wünſchen, in einer gedrängten Schilderung darzuſtellen, um unſern Gegenſtand in ſeinen Hauptpunkten zu berühren.

* * *

Über ein Gedicht von Torquato Taſſo.

In dem Anhange der Memoirs of Alessandro Tassoni (London 1815) von J. C. Walker, dieſes intereſſanten und für die italieniſche Literatur überhaupt wichtigen Werkes, theilt der Verfaſſer, welcher der gelehrten Welt hinlänglich durch ſeine »Memoirs on italian tragedy,« und »historical Memoirs of the irish Bards« bekannt iſt, ein früher ungedrucktes Gedicht von Torquato Taſſo mit, welches der Bibliothekar der öffentlichen Bibliothek von Ferrara beyläufig im July 1802 unter einer Menge anderer Papiere fand, und in ſelbem alsbald Taſſo's Hand erkannte, was ſich auch durch Vergleichung mit anderen Manuſcripten beſtätigte, die unbezweifelt von ſeiner Hand waren. Mehr aber, als das Reſultat dieſer Vergleichung, beurkundet der Inhalt des Gedichtes ſelbſt ſeine Abkunft von dem großen Sänger des Gerusalemme liberata. Es iſt ein Seufzer der Liebe aus tiefſter Bruſt voll zarter Anmuth, ein Nachtigallſchlag der Sehnſucht in den weichen melodiſchen Klängen der italiſchen Sprache.

Ich glaubte daher den Leſern dieſes Blattes durch deſſen Mittheilung keinen ganz unangenehmen Dienſt zu erweiſen; und um den der italieniſchen Sprache Unkundigen ein ſchwaches Bild von der unerreichbaren Schönheit des Originals zu geben, wage ich es, den Verſuch einer Überſetzung von mir beyzufügen.

Vola, vola pensier fuor del mio petto,
Vanne veloce a quella faccia bella
Ch' è la mia chiara stella,
Dille cortesamente, con amore
Eccoti lo mio core.

E mentre le sue vaghe e bionde treccie
E quegli occhi lucenti mirerai,
Cosi tu gli dirai:
Celeste sol, rara beltà infinita
Eccoti la mia vita!

E se co'l lampeggiar del dolce viso
Rasserenar volesse i giorni miei,
Non ti partir da lei,
Ma dille ogn' hor ardendo nel suo petto
Eccoti un tuo soggetto!

Cosi fuor di me stesso viverai
In lei, ne più da me farai ritorno
Fin che quel viso adorno
Non dica, con l' accorte sue maniere
Eccomi in tuo potere.

Entſchwinge dich Gedanke meinem Buſen,
Eile zu dem holden Angeſicht,
Das mir ſtrahlt wie klares Sternenlicht;
Sag' ihr mit der Liebe zartem Neigen:
Sieh dieß Herz, auf immer iſt's dein eigen.

Und während ihre loſen blonden Flechten
Du bewunderſt, ihre Augen dir
Strahlen wundermild, ſprichſt du zu ihr:
Hehre Sonne, himmliſch-ſchöne, reine,
Sieh dieß Leben, ewig iſt's das deine!

Und wenn ſie mit dem Glanz der ſüßen Augen
Leuchten will mir auf des Lebens Bahn,
O dann weile bey der Holden! dann
Sprich, in ihrem Buſen ſüß erglühend:
Sieh, ein Unterthan dich nimmer fliehend!

Und, ſo mir ſelbſt entwendet, lebſt du fürder
Nur in ihr, noch kehrſt du je zurück,
Bis ihr holder Blick dir nicht mein Glück
Kündet, ſprechend mit der Anmuth Neigen:
Nun wohlan, auch ich bin ja dein eigen!

Ferd. Wolf.

◆◆◆

Ein Wort an Künſtler.

London, Paris, Prag und wie die Städte alle heißen mögen, ja ſelbſt das entfernte Gibraltar mit ſeinen Felſenwällen und den öden Küſten der Barbarey, ſahen wir gleichſam wie durch einen Zauberſchlag ſich vor unſern Augen ausbreiten; wahrſcheinlich dürften uns auch noch eher die glutverſengten Gefilde der Sahara, oder gar die eisſtarrenden Felder des Nordpols in Wien umgeben, ehe eines der Kunſttalente auf den Gedanken gerathen würde, eine Naturſchönheit unſeres Vaterlandes, an welche nicht die prachtvollſte Häuſermaſſe, an welche keine Reſidenz der Welt reicht, uns zu vergegenwärtigen. Doch der Leſer werde nicht mit einem langen Eingange hingehalten, wir meinen den Schneeberg. Die Aufgabe iſt alſo das Panorama vom öſterreichiſchen Schneeberge, das heißt: die Ausſicht von einem Standpunkte auf dem Gipfel des Koloſſes.

Wenn es einem Schultes gelang, unſere Landsleute auf dieſe in unſerer Nähe blühende Naturpracht ſelbſt ſo aufmerkſam zu machen, daß ſie jetzt häufig dahin wallfahrten, jene herrlichen Genüſſe zu empfangen, möge es uns nur gelingen, geſchickte Künſtler, deren wir uns ſo vieler erfreuen, zur Nachahmung dieſer Naturſchönheit, einem Unternehmen, welches durch die für Natur und Kunſt ſo warm fühlenden Bewohner der Kaiſerſtadt gewiß eifrigſte Unterſtützung finden würde, zu vermögen.

Wenn man bedenkt, daß bey einem ſolchen Gegenſtande (welcher unſers Wiſſens noch nie, und nirgends in dieſer Art dargeſtellt wurde) der Effekt, den ein Rundgemählde bewirkt, durch kein anderes Bild, durch kein plaſtiſches Kunſtprodukt in dem Grade der Annäherung zur Natur, hervorgebracht zu werden vermag; ſo wird Jedem einleuchten, daß die gelungene Vollendung des beſprochenen Kunſtwerkes der thätigſte Antheil des gebildeten Publikums lohnen würde.

Denn was kann intereſſanter ſeyn, als unſer ſchönes Vaterland mit allen ſeinen Gebirgen, Strömen, Feldern und Wohnorten von einem Punkte aus zu überſehen; ſich der Täuſchung dergeſtalt hingeben zu können, daß man wähnt, wirklich von der erhabenen Zinne Rivona's die unermeßliche Erde unter ſich ausbreiten zu ſehen; und was kann dem Künſtler rühmlicher ſeyn, als dieſe herrliche Täuſchung hervorgebracht zu haben; was den Triumph der Kunſt deutlicher ausſprechen, als eine Landſchaft von ſechzig Meilen Ausdehnung, von der Spitze der Karpathen, bis zum Luftgebilde der Gletſcher Tyrols, vom ſüdlichſten Felſenthurme der Steyermark bis zu den Rieſen, welche der Oder das Daſeyn geben, auf eine Fläche von einigen Quadratklaftern, täuſchend bis zum Selbſtbetruge, aufgetragen?

So hätten wir denn wieder ein Samenkorn auf gutes Erdreich geſtreut, und mit vielen andern rufen wir: möge es luſtig keimen, und Früchte tragen!« — Und warum ſollten wir auch nicht bey der Energie unſerer Künſtler und Kunſtfreunde mit Grund das Beſte hoffen; warum ſollten wir nicht erwarten, daß uns ein ſolcher, ſchon ſeit lange mangelnder Kunſtgenuß überhaupt, vorzügſich aber der beſprochene noch erfreuen, und nicht dieſer Franzoſe, oder jener Engländer ein Panorama vom Schneeberge!! aufſtellen werde?

F. . . r.

Das Glück der Ehe.

Der Unvermählte.

Jetzt, mein Bruder, kannſt Du wohl der Ehe
Glück mir ſchildern? Biſt Du nicht zwey Jahr
Schon vermählt, da ich Dich wieder ſehe? —
Was man rühmt davon, ſprich, iſt es wahr?
Sonſt, zu ihr, zu Deinem Glück zu eilen
Zwanzig Meilen legteſt Du zurück!
Thuſt Du's noch? —

Der Vermählte.

Ach jetzt, — wohl dreyßig Meilen
Wollt' ich ziehn, — doch — abwärts von dem Glück!

Louiſe Brachman.

Papilloten.

Ein Ehepaar iſt ein vierfüßiges Geſchöpf: mit einem Kopfe; die zweyköpfigen ſind die Mißgeburten dieſer Gattung. —

Die Liebe des Mannes iſt der bloße Bürſtenabzug der echten Liebe, undeutlich und kaum leſerlich. Die Liebe des Weibes aber iſt der Schöndruck aus Cytherens Typographie, klar, korrekt und heiter.

Die Geſchichte der Eitelkeit hat tauſend Beyſpiele, daß ſich ſchöne europäiſche Frauen am Oronoco ſchwarz ſchminken, um es den Negreſſen an Schönheit vorzuthun, aber nicht ein einziges, daß ein Mann daſſelbe gethan hätte; ſo tragen ſie im Nothfall auch eher Seelenſchwarz auf, wenn es darauf ankommt, zu gefallen.

Der Knabe iſt Moſt, der Jüngling Gährwein, der Mann der ausgegohrne Klarwein, und der Greis das Weinſteinlager des Lebens. Das Mädchen iſt eine Idylle, die Jungfrau eine Ode, das Weib ein Lehrgedicht und die Matrone das Regiſter ihres eigenen Lebenbuches.

Unter allen Künſten iſt die Kunſt, Langeweile zu ertragen, und in allen Fällen des menſchlichen Lebens ein Schafsgeſicht machen zu können, die größte, ſchwerſte und nützlichſte.

Wenn mir jemand vorwirft, wie ich dieſes oder jenes ſchöne aber kopfloſe Mädchen lieben könne, ſo verweiſe ich ihn immer an große Kunſtkenner, die den bekannten Torſo bis zur Vergötterung anbethen.

Große Geiſter werden öfters, heſtiger und ſchneller von dem Blitzſtrahl der Liebe, der wie jeder Blitzſtrahl das Hohe liebt, getroffen, als gewöhnliche Dutzendmenſchen. Auch bey den Frauenzimmern iſt dieß der Fall; die hohen Eichenſeelen werden vom Sturm der Leidenſchaft ergriffen, während die Kryptogamen ſich ruhig am Boden fortziehen. Wenn ich eine ſolche kalte, geiſtloſe, verſtrickte, vernähete und verhäkelte Geſtalt da ſitzen ſehe, mit einem Geſichte wie ein weißer Bogen Papier, und ſey ſie eine Prachtblume, eine ſogenannte Gloriosa superba (die noch dazu giftig iſt), wie eine Poſtille breit und gemächlich, die wie ein Sparherd nichts bedarf als jeden Morgen ein kleines Anekdötchen, die ſich auf dem Maulthierrücken ihres geſtockten Blutes ausdehnt, und fühllos, ſardoniſch lächelt, wenn jemand ſo recht auf dem Laurentiusroſt der Liebe prickelt und glüht, da denk ich mir immer, das ſind die Kürbisgeſchöpfe des Meiſters Rübezahl, denen man einen Mund ausſcheidet, und zwey Phosphorſtückchen in die Augenhöhlen ſteckt, damit ſie für Köpfe gelten; ich nenne ſie die Waſſerrüben der Weiblichkeit, die in dem Schlamme ſo lange in die Höhe und Breite fortwuchern, bis ſie hölzern werden.

M. G. Saphir.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Theater an der Wien, den 16. July zum erſten Mahl: **Heinrich der Vierte vor Paris.** Drama in fünf Aufzugen, nach dem Engliſchen des **Thomas Morton**, von **W. Vogel.**

Albert von St. Leon, ein junger Offizier, reizt ſeinen Freund **Emil**, ebenfalls in Militärdienſten, eines ungegründeten Verdachts wegen, ſich mit ihm zu ſchlagen, ungeachtet das königliche Duellmandat auf Todesſtrafe gegen die Verächter lautet. Erſterer wird verwundet, und als der Gegner ſchnell die Flucht ergreift, werden beyder Freunde abgeworfene Oberkleider unverſehens verwechſelt. **Albert** hatte kurz vorher, ohne in der Eile darauf zu achten, den ſchriftlichen Befehl erhalten, ein wichtiges Unternehmen auszuführen; dieſen findet nun **Emil**, verſucht das Wageſtück, und wird vom Glück mit einem glänzenden Erfolg begünſtigt. Gleich nach **Alberts** Verwundung kommt des Flüchtlings Oheim, der **Feldherr d'Aumont** dazu, und hält den Verwundeten, einer in dem zurück gebliebenen Kleidungsſtück gefundnen Schrift zufolge, für ſeinen Neffen **Emil**, den er lange Jahre nicht geſehen, und folglich nicht erkennt. Um **Albert** vor der Strafe zu ſchützen, ſucht man den Alten in dem Irrthum zu beſtärken, und dieſer wird nun in **d'Aumont's** Haus gebracht, wo die Schweſtern und Verlobten der zwey Freunde beyeinander ſind, die ohne zu wiſſen warum, das Mißverſtändniß gleichfalls unterhalten müſſen. Als bald darauf **Emils** Heldenthat bekannt wird, geräth **Albert**, der ſich der königlichen Ordre erinnert, in Verzweiflung und eilt davon. Ein Brief ſeines Freundes berichtet ihm das Nähere. Unter dem Nahmen **Albert von St. Leon** hat **Emil** den Sieg erfochten, und der König will den Letzteren mit verdienten Ehren überhäufen. Der Unglückliche lehnt ſie aber ab, bekennt ſich ſtrafbar und wird verhaftet. Im Kerker martert der Gedanke ihn, daß er verſprochen hat, in **d'Aumont's** Hauſe zu erſcheinen, um an ſeines abweſenden Vaters Statt den Heirathsvertrag ſeiner Schweſter **Ida** mit **Emil** zu unterſchreiben. Durch ſein Flehen erweicht, iſt der Kerkermeiſter ihm zur Flucht behilflich, unter dem feyerlichen

Gelübde, zur rechten Zeit ſich wieder einzufinden. Der Weg iſt kurz, führt aber durch einen weit gedehnten Wald, und Albert, von Mordgeſchrey und Waffenlärm erſchreckt, vergißt ſich ſelbſt und eilt den Angegriffenen zu Hülfe, die er ſchnell befreyt, und dann mit einer Wunde dem gewiſſen Tod entgegen. Kurz vor der Vollziehung des Urtheiles wird der Verbrecher vor den König beſchieden, der ſeinen Einzug in Paris feyert. Er ſelbſt und ſein vielgeliebter Sully waren die Bedrängten, die er von den Räubern frey gemacht, wofür ihm Gnade und Belohnung wird. — Die erſten drey Aufzüge dieſes Drama haben durchaus den Charakter eines Luſtſpiels, und auch in den zwey letzten ſteht immer das Komiſche dem Ernſthaften dergeſtalt zur Seite, daß dieſes nicht aufkommen kann, ja vielmehr jenes noch mehr dadurch gehoben wird. Doch gereicht der nämliche Umſtand einerſeits zum Vortheil der Darſtellung. Die aller ernſthafteſte Scene iſt zu Ende des vierten Aufzugs, als Albert de St. Leon in das Haus des Feldherren kömmt, um den Heirathskontrakt zu unterſchreiben, nachdem er aus dem Gefängniß entſchlüpft und ſogleich wieder dorthin und dem Tod entgegen zu gehen bereit iſt. Der Schauſpieler führte dieſen Auftritt ſehr erſchütternd durch, vom Eintritt bis zu ſeiner Entfernung. Gleich darauf langt aber der durch ſein aufbrauſendes Soldatenweſen die Lachluſt begünſtigende O'Dannil mit der Todesnachricht des jungen Mannes an, den die übrigen zur Erhohlung auf ſeinem Ruhebett glauben, und die komiſche Wirkung kommt wieder in vollen Gang, bis Ida ſich von der Flucht ihres Bruder überzeugt hat, und ohnmächtig im Kreiſe der Verſammelten niederſtürzt. Der Darſtellerinn gelang dieſer Moment vorzüglich, und der Aktſchluß bringt den berechneten Effekt hervor. Im fünften Akt, wo der Verurtheilte zum Tode geführt werden ſoll, aber noch nicht zurück gekehrt iſt, wirken die Scenen größtentheils wieder auf den guten Humor der Zuſchauer, wofür der Kerkermeiſter mit ſeiner Ergebung und Zuverſicht, ſeiner derben Rechtlichkeit und amtswidrigen Humanität hinlänglich Sorge trägt. Dieſer Charakter entwickelt ſich übrigens ſehr anſchaulich und nimmt die Theilnahme mit freyer Wirkſamkeit in Anſpruch. Der Schauſpieler behandelte auch die Rolle mit ſichtbarem Wohlgefallen an dem ergiebigen Stoff, ſo wie mit allem Aufwand individueller und mimiſcher Hülfsmittel. Mehrere Züge ließen der Natur nichts zu thun übrig, und wiewohl jeder Darſteller dieſes Charakters ſeinen Vortheil daraus ziehen wird, ſo dürften wenige doch einen Vergleich mit dieſer Eigenthümlichkeit aushalten. Die Erzählung Alberts in dieſem Aufzug, wie er die Räuber angegriffen und zerſtreut, wurde von dieſem ebenfalls zu einem kunſtgerechten, kräftig erregenden theatraliſchen Bild erhoben. Die Idee der Verwechslung beyder Freunde und der daraus hervor gehende Irrthum ſind glücklich zu nennen, aber die Anlage iſt herbeygehohlt, und der Erfolg geht größtentheils verloren. Dennoch erinnert dieſer Theil auf angenehme Weiſe an die ähnlichen franzöſiſchen Intriguenſtücke. Dazwiſchen tritt nun das ländliche Huldigungsſpiel, und der gute Heinrich mit ſeinem weiſen Sully und der reizenden Gabriele, von einer jungen Bäuerinn repräſentirt, deren eiferſüchtiger Mann die luſtige Rolle in dieſem Schäferſpiel verſieht; das Alles bildet eine Handlung für ſich und zieht ſich in die Länge; doch iſt Heinrichs Charakter in manchen Zügen gut benützt. Was im Lager zwiſchen König und Sergenten vorgeht, iſt eine Anekdote andrer Art, die auch auf andere Art erzählt wird; als Einleitung, um die Flucht des Gefangnen im vierten Akte zu erleichtern, konnte dieſer Auftritt allenfalls entbehrlich ſeyn, um aber dem künftigen Kerkermeiſter gutes Spiel zu machen, thut die Expoſition ihre Schuldigkeit. So beſteht dieſes Drama aus verſchiedenen Theilen, die Stoff genug enthalten, aber doch nur weitläuftig an einander gereiht ſind. Überall bemerkt man den Fleiß des Bearbeiters, der ſich Mühe gab, ein tüchtiges Theaterſtück zu liefern; er ſoll überhaupt von ſeinem Eignen viel hinzu gethan haben, worüber, in Ermanglung des Originals, nichts Ausführliches zu ſagen iſt. Die zweyte Vorſtellung fand bey weitem beſſern Eingang, als die erſte.

Über die Darſtellung wurde ſchon im Einzelnen das Nöthigſte geſagt; es darf noch hinzu gefügt werden, daß ſie durchgehends von dem löblichſten Beſtreben zeigte. Der Einzug war feſtlich, die Dekoration im Hintergrunde both ein anziehendes Gemählde bar, und in dem Prachtgewande des Königs wetteiferte der reichſte Glanz mit dem edelſten Geſchmack.

Um zu Cylindern oder Kugeln geblaſene Gläſer zu belegen, gebraucht man ein Amalgam, das aus zwey Theilen Queckſilber, einem Theil Wismuth, einem Theil Bley und einem Theil Zinn beſteht. Man läßt zuerſt das Bley und das Zinn zuſammen in einem Schmelztiegel ſchmelzen, ſetzt dann den Wismuth in kleinen Stücken zu, und wenn das Zinn geſchmolzen iſt, das Queckſilber, rührt dabey mit einem eiſernen Stabe gut um, nimmt die Unreinigkeiten ab, und wendet es ſpäter an, indem man es langſam über alle Theile der innern Oberfläche des Glaſes (welches rein, trocken und etwas erhitzt ſeyn muß), laufen läßt.

Das Lactukarium, eine Art Opium, ähnelt im Äußern dem Opium, wirkt ſchmerzſtillend und verſchafft Schlaf ohne Erhitzung, daher es beſonders in Fällen anwendbar iſt, wo das Opium nicht vertragen werden kann, oder unwirkſam iſt. Man bereitet es, indem man die Stängel von Lactuki (Latuca sativa), der ungefähr einen Fuß hoch iſt, einige Zoll von der Spitze abwärts abſchneidet, den ausfließenden Milchſaft auffängt, und den Stängel an verſchiedenen Stellen durchſchneidet, damit mehr abfließt. Er verdickt ſich an der Luft und theilt ſich wie die Milch, der er an Farbe gleicht, in einen feſten und flüſſigen Theil, ſpäter wird er (in der Wärme) trocken und braun.

Moſcheles hat am 4. July, unter dem hohen Schutze des Fürſten Eſterhazy in London, ſein erſtes Konzert gegeben. Die erſten Künſtler Londons unterſtützten den Gefeyerten mit der uneigennützigſten Bereitwilligkeit. Mad. Camporeſe, die Schweſtern Aſche, Miß Corri und die Herren Salmon, Vaughan, Begrez und Braham ſangen, Libon ſpielte eine Phantaſie auf der Violine, Tulou blies eine Phantaſie auf der Flöte. Der Eintrittspreis war eine halbe Guinee. Der British Monitor drückt ſich folgendermaßen aus. In M. Moſcheles iſt Alles vereinigt, was wir bisher an den beſten Klavierſpielern bewundert haben. Er beſitzt Clementi's Wiſſenſchaft, Cramers Ausdruck und Kalkbrenners Glanz. Seine Ausführung iſt bezaubernd. Das Verdienſt dieſes Künſtlers beſteht darin, daß er ſeinem Genius den rechten Weg anzuweiſen verſteht; beſonders erregte ſeine improviſirte Phantaſie Bewunderung, in welcher tiefe Kenntniſſe der Harmonie, eine außerordentliche Fruchtbarkeit der Erfindung, Gefühl, Fröhlichkeit und Leichtigkeit gleiches Recht auf den allgemeinſten Beyfall ſich erwarben, der ihm auch im reichlichſten Maße von den erſten Kennern und Liebhabern Londons, welche heute verſammelt waren, ertheilt wurde.

Zwey Werke in Gerolds Verlag können bey gegenwärtigen Zeitumſtänden nicht genug anempfohlen werden. Es ſind: Geſchichte der Griechen, von Vierthaler, 2 Bände, und das Osmanniſche Reich, geographiſch, ſtatiſtiſch und geſchichtlich dargeſtellt, von C. A. v. Gruber.

Wie ſehr der empörende Gebrauch der Weiber in Indien, ſich am Grabe ihrer Männer zu verbrennen, noch im Schwunge iſt, beweiſen die letzten Nachrichten aus Calcutta, nach welchen im Jahre 1817 nicht weniger als 706 Wittwen ihren Männern im Tode gefolgt ſind.

In den ſpaniſchen Wirthshäuſern wird dem Gaſt auf ſeiner Rechnung auch eine Bezahlung angeſetzt für das Geräuſch, welches er, ſeine Pferde und ſein Wagen im Gaſthauſe verurſacht haben.

Ein Pariſer Elegant ſagte, als er die herrliche Gasbeleuchtung des Théâtre françois geſehen hatte: »Sehr ſchön! So will ich nächſtens meine Cabriolet-Laternen erleuchten laſſen.«

Der kürzlich in Petersburg verſtorbene ruſſiſche Kaufmann Koleſnikow hat der daſigen menſchenfreundlichen Geſellſchaft in ſeinem Teſtament 30,000 Rubel vermacht, mit der Bedingung, daß dieſe Summe nur zum Beſten der Armen, der Unglücklichen aller Art und der Gefangenen verwendet werde.

Der bekannte Mahler Horace Vernet hat für den Herzog von Orleans ein Gemählde: Die Schlacht bey Waterloo, ausgeführt. Der Gegenſtand iſt emblematiſch aufgefaßt; der Künſtler ſtellt dem Beſchauer nicht die fürchterliche Verwirrung vor Augen, die auf dem Gefilde einer Schlacht herrſcht, ſondern er zeigt nur eine Epiſode, aber in einem Geiſte komponirt, der ſeinem Patriotismus Ehre macht. Er brachte nur eine einzige lebende Figur in ſeinem Bilde an, welche den Vordergrund einnimmt. Es iſt ein verwundeter Grenadier von der alten Garde, der ſeine letzten Kräfte dazu verwendet, den Leichnamen der Tapfern aller Grade, die auf dem Schlachtfeld ihren Tod gefunden, und den daſelbſt geſunkenen Fahnen, die letzte und einzige Ehre zu erweiſen, die er ihnen erzeigen kann; er ſammelt ſie und bedeckt ſie mit Erde, um dem Feinde die Freude am Anblick einer ſo großen Niederlage zu rauben. Der Grenadier ſitzt, gegen den Beſchauer gekehrt, er ruht einige Augenblicke, auf den Spaten geſtützt, der ſo viel Ruhm begraben ſoll. Der Ausdruck ſeines Geſichts ſtimmt mit dem Gedanken überein, welcher dieſem Bilde das Daſeyn gab. — Der Kupferſtich davon, durch Hrn. Jazet ausgeführt, hat ſich ſchnell vergriffen.

Häufig macht man ſich von den Türken einen unrichtigen Begriff. Sie ſind nicht mehr was ſie waren, aber ſie ſind auch nicht das, für was man ſie hält. Ohne Bildung, aber auch ohne ganz ausgezeichnete Laſter, haben ſie die Eigenſchaften aller Völker, die in dieſem Kulturzuſtande ſind, und ihren Leidenſchaften, ſo wie ſie einmahl erregt ſind, freyen Lauf laſſen.

Die Janitſcharen, urſprünglich ein aus jungen Chriſtenſclaven gebildetes Korps, ſind noch immer die Hauptſtütze der türkiſchen Macht, und unter ihnen zeichnen ſich die europäiſchen von den weit weichlichern Aſiaten vortheilhaft aus. Sie leben in Friedenszeiten als Handwerker und ſelbſt während des Krieges haben ſie das Vorrecht, in den Städten, wo ſie einquartiert ſind, den Gewinn der Handwerker zu theilen, in dem ſie mit ihnen arbeiten dürfen. So fallen ſie dem Staate und den Ländern nicht zur Laſt. Ihre Kochkeſſel halten ſie für heilig, und jeder Feind, der dieſe anruft, indem er ſich in die Nähe derſelben flüchtet, darf auf ſichern Schutz rechnen. Von den Hülfstruppen ſind die griechiſchen Bergbewohner, nahmentlich die Arnauten und die Leghis (aus dem Kaukaſus) die zahlreichſten, und beyde ſehr tapfer. Hierzu kommen noch die Freywilligen, die aus Fanatismus oder Neigung zu der Armee ſtoßen. Unter dieſen ſind die Delis die zahlreichſten. Es ſind dieß die enfans perdus der türkiſchen Armee, der Nahme Tollhäusler (Delis) paßt vollkommen auf ſie. Sie rühmen ſich, die gefahrvollſten Unternehmungen über ſich zu nehmen; ihr gewöhnliches Geſchäft iſt aber das Plündern, gleichviel ob in Freundes oder Feindes Land.

Stärke, Muth und angeborne Mäßigkeit kann man im Ganzen den türkiſchen Soldaten nicht abſprechen. Viele haben ihr ganzes Leben hindurch keine andere Nahrung, als ein Stück Brot und eine Zwiebel gehabt. Reiß iſt ein Luxus, und Fleiſch ein Leckerbiſſen für ſie. Bey dieſer mäßigen Lebensart ſind ſie mit wenig zufrieden zu ſtellen und kennen nur wenige Krankheiten. Hätten ſolche abgehärtete Menſchen europäiſche Taktik, ſo würden ſie gefährlich ſeyn, ſo iſt aber jedes gut geübte Heer gewiß, über ſie zu ſiegen.

Die Vereinigung und die Ordnung gibt einer diſciplinirten Armee Stärke und Vertrauen auf ſich ſelbſt. Alles dieß fehlt bey einem türkiſchen Heer, das einem bewaffneten Pöbelhaufen gleicht, mit dem Unterſchied, daß es häufig nicht einmahl den Antrieb der Leidenſchaften hat, der einen ſolchen oft bewegt.

Hr. **Ward** hat ſo eben ſein großes hiſtoriſches Gemählde für die Direktoren der British-Institution vollendet. Nach Beendigung des letzten Kriegs ſetzten die Direktoren einen Preis für denjenigen engliſchen Künſtler aus, der die beſte Skizze zur Verherrlichung der brittiſchen Waffen liefern würde. Hrn. **Ward** ward dieſer Preis zu Theil, er erhielt von den Direktoren den Auftrag zu einem großen Gemählde nach ſeiner Skizze, und ſtellt nun die Frucht ſeiner Arbeit dem Publikum vor Augen. Der Umfang des Gemähldes iſt 35 Fuß auf 21 Fuß; die Beſchreibung wird auf einem gedruckten Blatt ausgegeben. — Der Herzog von **Wellington** ſteht auf dem Kriegswagen, welchen die hier mit einigen neuen Attributen bereicherte Brittannia führt. Der Held treibt die Dämonen der Anarchie, Rebellion und Zwietracht mit dem Schrecken des Kriegs vor ſich her, während **Bellona** ſich bemüht, die Kriegsroſſe anzutreiben, welche zugleich die Humanität, auf Brittannia's Löwen ſitzend, zurückzuhalten ſucht. Die Pferde (von hannöveriſcher Raſſe) werden von den Cardinal-Tugenden geführt, und unter ihnen und dem Wagen fallen Uſurpation, Unterdrückung und Tumult. Hinter dem Wagen ſieht man die Leidenſchaften: Zorn, Grauſamkeit und Rache, welche verſuchen das Gefolge zu lenken; aber ſie werden von der Barmherzigkeit überwältigt, unter deren Füßen die Embleme der Sclaverey liegen. Die Sinnbilder der Religion bilden einen Gegenſatz mit denen der Irreligion und Gotteslaſterung, wobey eine Menge mythologiſcher Figuren angebracht ſind; unter ihnen ſieht man die Charitas, wie ſie die Aufmerkſamkeit ihrer Kinder auf die Glorie der Gottheit richtet. Im Hintergrunde und neben dem Wagen von **Wellington** ſtehen **Blücher** und **Platow** (alle Bildniſſe ſind wohlgetroffen) neben den Fahnen ihrer Nationen.

Chur. Die im ſchwunghafteſten Baue begriffene neue Bernhardiner Straße fängt bey **Thuſis** an, und zieht ſich bis zum verlornen Loche, einem Felſenvorſprunge, durch welchen eine ſechzig Fuß lange Gallerie geſprengt werden muß. Dieſe mühſame und koſtbare Arbeit iſt ſchon ſo weit gediehen, daß die Arbeiter auf dieſer Seite die von der andern Entgegenarbeitenden hören.

Man hat kürzlich vorgeſchlagen, das Blaſen der Flaſchen ꝛc. in den Glashütten, ſtatt durch einen Menſchen, durch eine Blasmaſchine verrichten zu laſſen.

Der Spezereyhändler **Pelletier** in **Paris** hat eine kleine Dampfmaſchine, die ihm täglich zweyhundert Pfund Chokolade reibt, wozu er ſonſt ſieben Arbeiter brauchte. Jetzt kommt er mit zwey aus. An Feuerung braucht er nicht mehr als früher. Dieſe Dampfmaſchine wurde von dem Mechaniker **Daret** in **Paris** gemacht, und hat ungefähr Pferdeskraft. Sie iſt die von **Mandley** im verkleinerten Maß. Der genannte Mechaniker macht dergleichen Maſchinen auf Beſtellung.

(Dieſer Nr. liegt das Literatur- und Kunſtblatt IX. bey.)

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der **Carl Gerold**'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625), wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 11 fl. W.W. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. **Caſtelli**) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Literatur- und Kunſt-Blatt.

IX.

(Zu Nr. 62 des Converſationsblattes 1821.)

Armamentarium chirurgicum selectum, oder Abbildung und Beſchreibung der vorzüglichſten ältern und neuern chirurgiſchen Inſtrumente, von Franz Xavier Edlen von Rudtorffer, ehemahligem erſten Wundarzt und Operateur an der zweyten chirurgiſchen Abtheilung des k. k. allgemeinen Krankenhauſes, gegenwärtig öffentlichem Lehrer der theoretiſchen Chirurgie an der hohen Schule zu Wien; der öſterreichiſch k. k. mediciniſch-chirurgiſchen Joſephs-Akademie wirklichem, der ruſſiſch-kaiſ. mediciniſchen Geſellſchaft zu Wilna, und der phyſikaliſch-mediciniſchen Societät zu Erlangen korreſpondirendem Mitgliede. Wien, 1817 — 1820. 31 Hefte in 4. 563 S. mit 30 Kupfertafeln von Ponheimer, in Folio. Auf Koſten des Verfaſſers. Gedruckt bey Anton Strauß.

Der gelehrte Herr Verfaſſer, dem die Erfahrung an die Hand gab: »daß wir zwar von ſehr berühmten Männern mehrere ſogenannte Armamentarien beſitzen, die eine große Menge älterer und neuerer Inſtrumente abgebildet und beſchrieben enthalten, auch daß ſelbſt die neueren Werkzeuge in verſchiedenen Lehrbüchern der operativen Chirurgie einzeln vorkommen, daß jedoch dieſe Bilder-Werke für den jungen, ſich erſt ausbildenden Wundarzt, theils zu koſtſpielig, theils, da mehrere bey mancher chirurgiſchen Operation als höchſt nützlich erprobte Inſtrumente hierinnen fehlen, ſehr mangelhaft ſind, und überdieß bey Zuſammenſtellung der angegebenen Inſtrumente jene zweckmäßige Ordnung beſeitiget iſt, die dem Gedächtniſſe des Wundarztes zu Hülfe kommen muß, damit er ſich bey jeder einzeln vorkommenden Operation das nothwendige Inſtrument und deſſen Handhabung vor Augen halten könne,« hat in dem vorliegenden Werke dieſe Mängel glücklich beſeitiget. Wir finden hier von der Sonde bis zu dem pneumatiſchen Apparat alle noch heut zu Tage zur Ausübung chirurgiſcher Operationen unentbehrliche Inſtrumente und Geräthſchaften, auf dreyßig Kupfertafeln in Folio, von unſerm trefflichen Chalcographen Ponheimer, in natürlicher Größe, mit einer ſeltenen Genauigkeit abgebildet. Die hiezu von dem Hrn. Verfaſſer gegebene Belehrung iſt klar und deutlich, und umfaßt nebſt der Beſchreibung auch eine gedrängte Andeutung über die Nutzanwendung der hier abgebildeten Inſtrumente. Eine weitläufigere Belehrung lag nicht in dem Plane des Hrn. Verfaſſers, da dieſe in der Folge der operativen Chirurgie vorbehalten iſt. Doch ſind auch hier die Nutzanwendungen wichtiger Inſtrumente und Geräthe, z. B. des pneumatiſchen Apparats zur Gewinnung des Sauerſtoffgaſes, zur Belebung der Scheintodten u. dgl. m. ſo umſtändlich als nöthig erläutert. Ein glücklicher Gedanke war es, dem Werke am Schluſſe das Preisverzeichniß anzuhängen, um welche der hieſige geſchickte chirurgiſche Inſtrumentenmacher Mathias Gockel — nach ſeiner im Oktober 1820 abgegebenen Erklärung — die in dieſem Armamentario-chirurgico aufgeführten Inſtrumente und Geräthe verfertiget. Die Preiſe ſind billig. Ueberhaupt gibt dieſes Preisverzeichniß Jenen, die von hier entfernt, derley Inſtrumente bey andern Inſtrumenten-Machern verfertigen zu laſſen bemüßiget ſind, einen Anhaltpunkt, um überſpannte Preiſe darnach reguliren zu können.

Bemerkenswerth iſt es, daß der Hr. Verfaſſer dieſes koſtſpielige Werk auf eigene Koſten heraus gab; allein nach ſeiner Verſicherung würde er dieß nicht gekonnt haben, hätte er nicht durch die höchſte Gnade Sr. Majeſtät des Kaiſers, mittelſt Abnahme von 143 Exemplaren für die öffentlichen Anſtalten, eine bedeutende Unterſtützung, ſo wie auch an dem Freunde der Künſte und Wiſſenſchaften, dem biedern Johann Moritz Grafen von Fries — dem er auch, als dem edlen Beförderer alles Schönen und Nützlichen, dieſes Werk als Denkmahl ſeiner Dankbarkeit und innigſten Verehrung dedicirte — einen hochherzigen Mäcen gefunden.

Druck und Papier leiſten auch hier — wie bey allen übrigen Werken, die aus der Straußiſchen Offizin hervorgehen — jeder Forderung Genüge.

— tt —

Zur Geognoſie. Darſtellungen aus dem Felsgebäude Rußlands, von Moritz von Engelhardt. Erſte Lieferung. Geognoſtiſcher Umriß von Finland. Mit Kupfern und Karten. Berlin, 1820. Gedruckt und verlegt bey G. Reimer. Folio. S. 44 und 4 Bogen Kupfertafeln. (Mit lateiniſchen Lettern.) Preis 8 fl. 30 kr. C. M.

Auch unter dem Titel:

Engelhardt's Darſtellungen des Felsgebäudes Rußlands. Erſte Lieferung.

Noch iſt von dieſem herrlichen Werke in keinem unſerer Blätter Erwähnung geſchehen, und doch gehört es unter die vorzüglichſten, die bis jetzt im Gebiethe der Geognoſie erſchienen ſind. Der Impuls von Ebels trefflicher Schilderung: vom Bau der Erde in dem Alpengebirge, und die Ueberzeugung, daß nur durch unbefangene Forſchung der Felsſtruktur verſchiedener Gegenden der Erde, das Gewirre von Thatſachen und Hypotheſen über den Geſammtbau der Erde allmählich genügend gelöſt werden kann, bewog den ſachkundigen Verfaſſer, eine Reihe geognoſtiſcher Darſtellungen herauszugeben, die zu dem Bilde, das man in der Folge von dem Erdgebäude anfertigen will, einige Züge liefern ſollen. Hr. v. E. beginnt nun dieſes lobenswerthe Unternehmen mit dem geognoſtiſchen Umriſſe Finlands, dem, ſeinem Verſprechen nach, eine umfaſſendere Darſtellung des Landſtrichs — der ſich von Wiborg, Kuopio und Kajana öſtlich gegen das weiße Meer erſtreckt, ſo wie eine noch genauere Beſchreibung Lieflands nebſt dem angränzenden Theile des Gouvernements Pleskau ꝛc. folgen wird.

Der vorliegende geognoſtiſche Umriß Finlands umfaßt jene geognoſtiſche Forſchungen, die Hr. v. E. in dieſer Provinz im Jahre 1818, als er dieſelbe in Geſellſchaft des geſchickten Künſtlers Ernſt Ulprecht — der auch zu allen, dieſem Hefte beygefügten, Kupfern und Karten die Zeichnungen lieferte — durchreiſete, zu machen Gelegenheit hatte. Finland wählte in dieſer Hinſicht Hr. v. E. zuerſt: wegen ſeiner eigenthümlichen Bildung und weil dort das Grundgebirge der ruſſiſchen Oſtſee-Provinzen, vielleicht auch der Gouvernements Archangel und Olonetz geſucht werden mußte. Uebrigens bezeichnen folgende Rubriken die Abſchnitte dieſes Werkes: Plan deſſelben; Zweck und Gang der Unterſuchung, Bemerkungen zu den Karten, Profilen und der Titel-Vignette. Das Aeußere; das Innere Finlands. Die Felsgebirge. Die Gruppirung. Beziehungen zwiſchen dem Innern und Aeußern. Vergleichungen und Fragen. Beſchreibungen einiger Mineralien. Anmerkungen. Man ſieht hieraus, daß das Ganze fragmentariſch behandelt iſt. Was die Art des Vortrages betrifft, ſo iſt derſelbe klar, faßlich, beſtimmt und nur ſelten ſchwankend; zur Probe mag dienen, was der Verfaſſer S. 17 über die Felsgebilde Finlands ſagt: »Das Innere. A. Die Felsgebilde. In der Felsgruppe Finlands ſehen Feldſpath, Glimmer, Quarz, Hornblende gemeinſam und theilweiſe die herrſchenden Hauptglieder zuſammen. Dieſe ſind daher einander nahe verwandt, obgleich nach ihrem eigenthümlichen Geſtein- und Maſſen-Charakter als beſondere Felsarten unterſcheidbar, welche zwey Familien angehören. In der einen, der Granit-Gneus-Familie, geſtalten Feldſpath, Glimmer und Quarz durch verſchiedene Anordnung und Menge die hieher gehörigen Felsarten, denen die Hornblende nur beygemengt iſt; in der zweyten, der Syenit-Familie, walten Feldſpath und Hornblende abwechſelnd oder zugleich vor, und werden vom Glimmer und Quarz begleitet. Sämmtliche herrſchende Hauptfelsglieder Finlands zeichnen ſich dadurch aus, daß ſie nie lange in weiter Verbreitung bey ihrem Normalgefüge beharren, ſondern im Kampf ihrer Gemengtheile um die Alleinherrſchaft entſtanden zu ſeyn ſcheinen, daher hier Mittelbildungen häufig ſind, welche die Eigenſchaften zwey oder drey anderer Felsarten in ſich vereinigen, und nach ihnen benannt werden. Zu den untergeordneten Hauptgliedern der Gruppe gehören: Kalkſtein, Feldſpathfels, Porphyr; zu den Nebengliedern: Erzlager und körniger Quarzfels. Die im erſten Anhang als Belege zum geognoſtiſchen Umriß folgenden Beobachtungen ſind mit ungemeiner Sachkenntniß aufgefaßt. Zum Belege folgt hier jene von Helſingfors bis Abo: Weg. Von Helſingfors nordweſtlich über Bömböle, Lappböle, Torhola, Wihtis, Ikkala, Martila bis Ojnosjärv, an der Küſtenabdachung des finländiſchen Meerbuſens hinauf; dann über Joenſu, Nummila, Koskis, Eura und Anka nach Abo, auf der weſtlich gegen den bothniſchen Meerbuſen geſenkten Küſtenabdachung hinunter. Außeres der Gegend: Der Fuß der ſüdöſtlichen Abdachung bis Bömböle felshüglich, mit Sand, Wieſenflächen und Wald wechſelnd; gegen Lappböle anfänglich hüglich, dann in den Thälern der Küſtenflüſſe offenere Gegend, vorzüglich bey Torhola und Wihtis, wo weite, fruchtbare Seebecken, von waldigen Bergzügen umgeben, ſind. Der Höhenrücken bis jenſeits Martila flach, ſtark angebaut, nur ſelten mit kleinen Felskuppen, die aus fruchtbaren Aeckern und guten Wieſen hervorragen. Mehr Felskuppen und Sand bey Ojnavjärv; dann bis Euma in den weiten Thälern, längs welchen der Weg hinunter läuft, meiſt guter Anbau, nur an den Thalſeiten von Schutthügeln unterbrochen. Aus den entfernten Thalrändern und in Flußbetten ragen Felſen hervor. Von Anka bis Abo unfreundliche Gegend, nackte Berge durch ſumpfige Vertiefungen geſchieden. Inneres: Granit-Gneus mit ſüdlichem nicht genau beſtimmbaren Einſchießen in den Hügeln gegen Bömböle; dann wenig Gneus mit nordöſtlicher und öſtlicher Neigung. Bey Lappböle lauter Granit in höheren Bergen. Bey Torhola wieder Gneus, der bis gegen Ojnasjärv anhält. Deutliches Einſchießen: S. O. h. 9 unweit Torhola; 9½ bey Wihtis; jenſeits Ikkala und auf dem Wege nach Martila Seen und Flüſſe in ſeiner Streichungslinie. In den Kuppen bey Ojnasjärv ziegelrother Granit und geflammter Granit-Gneus. Vor Joenſu ſteht Granit an. Gegen Nummila ſind die Hügel der Thalſeiten Sand mit Gneus- und Granit-Geröllen; auf der halben Poſt Gneusrücken und Gneusbänke aus dem Sande hervorſtoßend. Bey der Kirche Koskis im Flußbette Gneus, N. 9½ S. O. einſchießend. Gegen Eura nur die Thalränder Granit, ſonſt Gerölle. Bis Anka Gneusberge mit kurzen Schluchten, die ins Thal auslaufen, und nach Abo zu mit Granit-Gneus wechſeln. — Alſo auf der ſüdweſtlichen wie auf der ſüdöſtlichen Abdachung die fruchtbareren Gegenden im Gneuſe, und wo die Gewäſſer in ſeiner Streichungslinie fließen, wenig anſtehendes Geſtein. Beyde Abdachungen haben oberhalb weite Becken und muldenartige Thäler von zuſammenhängenden aber entfernten Bergzügen begrenzt, am Fuße unweit der Küſte bey Abo und Helſingfors viele einzelne Berge von engen ſumpfigen Vertiefungen getrennt. Der zweyte Anhang umfaßt die Nachweiſungen der vorgehenden Abſchnitte, in Bezug auf die nähere Beſchreibung einiger Mineralien, z. B. Anmerk. 3: Der Granit am rechten Thalgehänge der Aura bey Abo enthält, mit Quarz verwachſen, ein dunkel leberbraunes Foſſil in Neſtern, das unvollkommenen flachmuſchlichen Bruch, geringen Fettglanz hat, weich iſt, grauen Strich gibt, leicht zerſpringt, vor dem Löthrohr, ohne zu ſchmelzen, die Farbe verliert, grau wird, und Perlmutterglanz erhält. Durch Verwitterung wird die Farbe anfänglich ſchmutzig, ſchwärzlich und lauchgrün, zuletzt braunroth; die Weichheit nimmt zu. Und Anmerk. 4: Die dunkellauchgrünen Flecke in der kleinkörnigen weißen Abänderung des Aboer Granits ſcheinen vom eben beſchriebenen Foſſil herzurühren, daß hier nur inniger mit Quarz gemengt, und daher ſtellenweiſe härter iſt.

Einen vorſpringenden Werth haben die beygefügten Karten, Profile und die Titel-Vignette. Leztere gibt uns die meiſterhaft ausgeführte Scheeren-Anſicht unweit Helſingfors, gezeichnet von Ulprecht 1818, geäzt von Thiele 1820. Die eigenthümliche Geſtaltung der Küſte, ſo wie die in Finland allgemeine Form der ſteilgeſchichteten Gneus- und der zerklüfteten rundlichen Granit-Berge werden hier vollkommen anſchaulich gemacht. Die nächſtfolgende Karte: Finland als Relief, iſt ungemein zart ausgeführt. Die Zeichnung iſt von Ernſt Ulprecht, der Stich von G. Edler. Der Verfaſſer ſagt: Wir ſuchten hier Finland in ſeiner Geſammterhebung uber das Meer darzuſtellen, indem nur der Scheitel des Landes und ſeine Seiten mit ihren Thälern und deren trennenden Höhen, nicht aber die hier ohnehin unbedeutenden Erhabenheiten, Berge und Hügel, berückſichtiget wurden. Die Regeln, denen wir folgten, ergeben ſich aus der Karte ſelbſt. Das Meer, als größte Tiefe, iſt am dunkelſten gehalten; ſo wie Seen, Thäler und Niederungen ſich über daſſelbe erheben, wird die Tinte heller, und da Meer- und Scheitel-Fläche einander entgegengeſezt ſind, iſt leztere am hellſten. Wurden zwiſchen Höhenfuß und Scheitel die Niveau-Verſchiedenheiten durch ſolche willkürlich beſtimmte Stufenfolge der Tinten ausgedrückt, ſo erhielten dagegen die Höhenſeiten ihre Bezeichnung nach der natürlichen Beleuchtung eines zu dieſem Zweck modellirten Reliefs. Zeichner und Kupferſtecher haben in dieſem Geiſte gearbeitet. Um jedoch die Anſicht des Landes nicht unnöthig zu erſchweren, blieben mehrere kleine Becken, und aus den Seen ſo wie längſt der Küſte die unendlich vielen Inſelchen und Klippen weg, welche die Hermelin-Hällſtröm'ſche Generalkarte von Finland enthält, deren Kopie das hier gelieferte Blatt iſt. Dann folgt die: Petrographiſche Karte von Finland. Sie zeigt den Weg, den Engelhardt und Ulprecht genommen, die beobachteten Felsarten, deren Einſchießen und Streichen an, woraus ſich die Lagerungsfolge und die in dem Werke verſuchte Zuſammenſtellung der getrennten Beobachtungspunkte ergibt. Die Linie, welche auf dieſer Karte das Land von N nach S ſchneidet, bezeichnet die Richtung der Seitenanſicht und Profile auf dem nächſtfolgenden Blatt, nämlich: Die Seitenanſicht Finlands mit Querdurchſchnitten ſeines Felsgebäudes, herrlich ausgeführet. Nach des Verfaſſers Verſicherung gibt dieſes Bild die eigenthümliche Geſtalt des Landes eben ſo treu, wie den Charakter der Felsmaſſen an ſeinem Profil, welcher Charakter ſich noch deutlicher aus den Querdurchſchnitten im untern Theile des Blattes ergibt, wo Geſtein- und Maſſen-Struktur jeder Felsart ſorgfältig gewählten Handſtücken und an Ort und Stelle entworfenen Felsanſichten nachgebildet ſind. Die neun und zwanzig Felsarten dieſes Bezirks ſind kolorirt gegeben. Eben ſo auch die Felsanſichten der vierten und lezten Platte dieſes Heftes. In drey Abtheilungen finden ſich auf dieſem Blatte die kolorirten Abbildungen einer Granit-Gneus-Wand, am ſüdlichen Ende der Stadt Helſingfors. Der vollkommenere Gneus folgt dem körnigen Geſtein, welches durch Glimmerlagen geflammt iſt, im Hangenden; dann das Felsprofil einer kleinen Landzunge, die, ſüdlich von der Stadt Kuopio in den See Kallareſi ausläuft. Syenit, Hornblendſtreifen, Feldſpathadern, Hornblendlager, Feldſpathfels und Quarzneſter ſind hier in ihren Verbindungen und Verſchiebungen anſchaulich gemacht, endlich: Granit-Gneus am Ulro-See. Hier tritt der Granit aus den ſtarkgewundenen Blätterlagen des Gneuſes — deſſen aufrechte Schichten hier von oben geſehen werden — immer ſtärker hervor, und verbreitet ſich durch die Maſſe des geradblättrigen Gneuſes, indem er ſeine Schichten, ohne ſie zu verſchieben, quer oder diagonal durchſezt, und dann dem Schichtenparallelismus ſich wieder fügt, oder benachbarten Granit anſchließt. Der Fels ſteht bey Ounas, am Oleo Träsk an; es findet ſich aber Geſtein ähnlicher Art häufig in Finland; auch beobachtete Hausmann es ſchon in Schweden und Norwegen, und ſah darin einen erneuerten Beweis gegen die: Infiltrations-Hypotheſe von der Entſtehung der Gänge.

Es iſt zwar wahr, daß durch die vielen Kupfertafeln derley Werke bedeutend vertheuert werden; allein doch ſind ſie hier unumgänglich nothwendig, weil nur durch ſie der bezeichnete Zweck hier am ſicherſten erreicht werden kann; nämlich: jedem der Natur des Gegenſtandes Kundigen mit Hülfe einer begleitenden Erläuterung Aeußeres und Inneres der dargeſtellten Gegend anſchaulich zu machen, und wer wird nicht in dieſer Hinſicht Herrn von Engelhardt beyſtimmen, daß dieſe Anſchaulichmachung noch beſſer gelingen würde, wenn ſich, ſtatt der nie ganz genügenden Beſchreibung von Felsarten, Sammlungen derſelben hinzufügen ließen, welche in kleinem Format, aber mit Beziehung auf Geſtein-Charakter, Übergänge und Lagerungsfolge, wohl gewählte und geordnete Stücke enthielten.

Mit Vergnügen ſieht Referent der baldigen Fortſetzung dieſes gehaltreichen Werkes entgegen, nach deſſen Beendigung erſt die erſchöpfende Würdigung desſelben folgen kann. Vorläufig ſoll dieſer Aufſatz lediglich dazu dienen, die zahlreichen Freunde der Geognoſie, die unſer Kaiſerſtaat umſchließt, auf dieſes intereſſante Werk aufmerkſam zu machen. A. Rittig v. Flammenſtern.

G. G. Weckeſſer, praktiſch-chemiſches Färberbuch, oder die Zubereitungsart aller in der Druckerey und Färberey vorkommenden chemiſchen Präparate, nebſt den zur Unterſuchung ſowohl der einfachen als zuſammengeſetzten Körper nöthigen Reagentien. Mit einem Anhange, worin praktiſche Anleitung zur Führung der kalten blauen Indigkupe gegeben, eine durchdringende Weißpappe mitgetheilt, und alle Tafelfarben dauerhaft, und die ſogenannten Schwarzböden mit Weiß, auf eine leichte Art, und von der größten Schönheit zu verfertigen gelehret wird. Hamburg, 1821. 8. Herold'ſche Buchhandlung. 126 S.

Viele dürften, durch dieſen weitläufigen Titel getäuſcht, ganz andere Dinge in dieſem Buche ſuchen, als ſie wirklich darinnen finden, deſſen eigentlicher Inhalt ſich mit folgenden wenigen Worten ſehr genau bezeichnen läßt: »Rezeptenſammlung für Färber von Profeſſion.« Dieſe können auch hier und da Manches finden, was für ſie von Nutzen ſeyn kann. Wie wenig übrigens der Verfaſſer auf eigentliche wiſſenſchaftliche Belehrung Rückſicht genommen hat, ergibt ſich ſchon aus dem, daß nur im Inhalts-Verzeichniß die auf dem Titel enthaltenen Artikel einigermaßen mit chemiſcher Klaſſifikation angedeutet ſind; ſo finden ſich z. B. hier die zur Zubereitung der zur Druckerey nöthigen einfachen chemiſchen Produkte unter den Haupt-Rubriken: Eiſenauflöſungen und Eiſenoxyde, Zinnauflöſungen und Zinnoxyde, Kupferpräparate, Bleypräparate u. dgl. m. zur Ueberſicht zuſammengeſtellt, im Buche ſelbſt ſind dieſe Rezepte jedoch bloß mit Nummern von 1 bis 93 bezeichnet, an welche ſich dann die Rezepte zur Indigküpe, Weißpappe und einigen Tafelfarben anreihen. Ungeachtet des umſtändlichen Titels iſt auf demſelben doch nicht die dem Buche beygefügte Zeichnung, ſowohl eines zuſammengeſetzten, als des bekannten Kreiſig'ſchen Apparats zur Zubereitung des flüſſigen oxydirt ſalzſauern Kalks bemerkt. Wer übrigens im Beſitz von S. F. Hermbſtädt's Grundriß der Färbekunſt iſt, kann dieſe Kompilation füglich entbehren.

A. Rittig v. Flammenſtern.

Herz, Schmerz und Scherz, in Liedern von Auguſt Schumacher. Wien, 1821, bey Karl Schaumburg et Komp.

Herr Schumacher hat durch ſeine Bilder aus den Alpen der Steyermark uns ein zu freundliches Andenken hinterlaſſen, als daß wir dieſe ſeine neue Gabe nicht hätten gern willkommen heißen ſollen. Zwar thut es uns leid, daß wir dieſe Freude nicht ganz ſo ungetheilt, als bey jenen herrlichen Bildern genießen durften. Doch auch hier hat er viel gegeben, was unbedingt beweiſen dürfte, er ſey einer der Wenigen, welche berufen ſind zur Kunſt des Geſanges. Die Lieder: Eigenthum (pag. 33), der Traum (pag. 39), Wie die Blume ſtarb (pag. 49), die Genien des Lebens (pag. 74), und noch viele andere der hundert und neun und zwanzig Gedichte, welche das Werk enthält, ſind ausgezeichnet, und tragen das Gepräge echter Genialität.

Um deſto unangenehmer mußte es uns auffallen, Herrn Schumacher, einen Mann, welcher in ſeinen oftberührten »Bildern aus den Alpen der Steyermark,« und auch in ſo vielen Gedichten dieſer gegenwärtigen Sammlung ein ſo ſchönes, richtiges Gefühl ausſprach, zuweilen in das Gebieth jener abgeſchmackten Tändeleyen, welches uns leider jetzt mit aller Gewalt als Gemüthlichkeit aufgetiſcht wird, hinabſinkt. Dahin rechnen wir z. B. das Gedicht: Prinzeßchen (pag. 16), wo: »Vögelein ſinget, die Herz ihm zerſpringet, und endlich die Bruſt unter Freuden ſtirbt! ferner: die Tänzerinn (pag. 76), und noch einige andere. Herr Schumacher, der einen ſo reichen Quell echter Gemüthlichkeit im Buſen trägt, ſollte ſich um ſo mehr hüthen, auf dieſe Abwege zu gerathen; das Gute iſt bey ihm ſo überwiegend, daß ſelbſt, wo er auf dieſe Irrpfade geräth, ſein Sinn für das wahrhaft Schöne ſich dieſer poetiſchen Auf den Kopfſtellung widerſetzt, und durch einen Blitz ſich Luft macht. Ein Beyſpiel davon dürfte unter andern das Gedicht: Das blinde Harfnermädchen (pag 34) geben, wo gleich neben dem lahmen, durchaus unſtatthaften Bild:

Harfe töne,
Süß und mild,
Wie das ſchöne
Engelsbild.

folgende ſchöne Idee vortritt:

Ihre Schritte
Kenn ich leicht,
Weil dem Tritte
Keiner gleicht.
Wenn vom Gipfel hoher Linden,
Sanft gewiegt in Frühlingswinden,
Duft'ge Blüte (Blüthe) niederſank,
Rauſcht es leiſe, wie ihr Gang.

Selbſt der Titel: Herz, Schmerz und Scherz in Liedern, und das Motto:

»Um die Kränze laßt uns werben,
Eh' wir ſterben und verderben!!

erinnert ein wenig an jene Tendenz, welche uns viele neuere Klingklangpoeten in ihren Geſängen erblicken laſſen, bey welchen, wie der Papagey in Göthes Vögeln ſpricht, uns vor Freuden die Federn vom Leib fließen möchten. Herr Schumacher verzeihe uns dieſe freymüthige Aeußerung über das, was uns tadelnswerth an einem Buche erſchien, deſſen Verfaſſer uns lieb, ſehr lieb geworden iſt. Niemand wird das Gute und Schöne, was er uns biethet, freudiger anerkennen als wir, und daß dieſes Büchlein deſſen vieles enthält, kann durchaus nicht geläugnet werden.

Die äußere Ausſtattung des Werkchens iſt ſchön und gefällig, Druck und Papier gut, die Vignette und der Titel ſchön. —bm—

Voyage pittoresque autour du Monde. Paris, de l'Imprimerie de Firmin Didot, Imprimeur du Roi. 1820.

Dieſes ſchöne Werk, von welchem die ſechs erſten Lieferungen vor uns liegen, iſt eine Ausbeute jener Reiſe um die Welt, welche das ruſſiſche, durch den Herrn Staatskanzler Grafen von Romanzoff ausgerüſtete, von Otto von Kotzebue befehligte Schiff Rurik in den Jahren 1815 — 1818 unternahm. Der Mahler, Herr Ludwig Choris, welcher dieſe Reiſe mitmachte, theilt nun das Merkwürdigſte derſelben dem Publikum mit.

Das Werk enthält Abbildungen der Wilden Aſiens, Afrika's, Amerika's und der Inſeln des Oceans, Darſtellungen ihrer Waffen, Utenſilien, Kanots, Häuſer, Götzen, Beluſtigungen u. ſ. w. Auch Landſchaften und Gegenſtände der Naturgeſchichte, Säugethiere, Vögel, Pflanzen u. dgl. werden geliefert. Die Beſchreibung dieſer letzterwähnten Gegenſtände hat der verdienſtvolle und gelehrte Herr Baron von Cuvier übernommen, und Herr Doktor Gall liefer craniologiſche Bemerkungen über die wilden Bewohner jener Geſtade.

Das Ganze erſcheint in monatlichen Lieferungen, und ſoll mit ungefähr zwölf Lieferungen vollendet ſeyn. Jede Lieferung enthält fünf von Herrn Ludwig Choris ſelbſt lithographirte Darſtellungen, mit dazu gehörigem Text. Eine große Karte wird am Schluſſe des Werkes beygegeben. Die ſechs uns vorliegenden Lieferungen enthalten viel Intereſſantes und Merkwürdiges über die Bewohner Kaliforniens und der Sandwichinſeln. Der Text iſt gedrängt und bündig, die Darſtellungen ſehr ſchön und, wie es ſcheint, ſehr getreu und wahr. Der Preis des Werkes 7 Fr. 50 Cent. ſchwarz, und 15 Fr. kolorirt, iſt mäßig. Das Ganze iſt aller Empfehlung würdig. —dm—

Biblioteca italiana. April und May 1821.

Nachdem mit dem Monat März die umfaſſende Ueberſicht deſſen, was im Jahre 1820 in ganz Italien die Literatur geliefert hat, geſchloſſen iſt (eine Ueberſicht, auf welche wir nächſtens zurückzukommen, und ſie weitläufiger zu beſprechen gedenken), ſo ſetzt nun dieſe ſchätzbare, von dem wackern Literator Acerbi mit Kraft und Kenntniß redigirte Zeitſchrift ihre kritiſchen Bemerkungen und Anzeigen der neueſten Erſcheinungen der Literatur in und außer Italien mit raſcher Thätigkeit fort.

Das Aprilheft beſpricht den zweyten Theil des in der Handelsbuchhandlung zu Mailand erſchienenen hiſtoriſchen Wörterbuches ausgezeichneter Cremoneſer, von Vincenz Lancetti. Die beyden Trauerſpiele des Herzogs von Ventignano, Cesare della Valle: Iphigenia auf Tauris und Medea, den zweyten Theil der bey Vincenzi in Modena erſchienenen Memoires und noch ungedruckten Briefe Galileis, die in Modena erſchienene Sammlung verſchiedener Reden einiger Profeſſoren der daſigen Univerſität, die in Piſa erſchienenen Elemente des Kriminalrechtes von Carmignone; ferner die Beobachtungen Foscarini's über den ſogenannten Calcinetto (eine Krankheit der Seidenwürmer), und die Bemerkungen Palloni's über das Petechialfieber im Jahre 1817; ferner die Schwimmkunſt, theoretiſch-praktiſch erläutert nach phyſiſchen Grundſätzen, von Adolph Conti (Venedig bey Fracaſſo), und endlich im Anhang das Syſtem der Mineralogie von Mohs (Dresden bey Arnold); die hiſtoriſch-geographiſchen Memoiren über Armenien, von St. Martin (Paris, in der königlichen Druckerey). Das Ganze ſchließt die gewöhnliche monatliche Ueberſicht der Journale Italiens, und bibliographiſche ſehr ſchätzenswerthe Notizen aus allen Theilen dieſes Landes.

Im Mayheft werden folgende Gegenſtände kritiſch beſprochen: Eine Abhandlung über das tragiſche Verdienſt Alfieri's, von dem Advokaten Herrn Morrò (Mayland, bey Silveſtri). Bemerkungen über das Werk des Grafen Mengotti über das Orakel zu Delphi, von Torriceni (bey demſelben). Der dritte und vierte Faſcikel von dem verdienſtvollen Werke des Grafen Litta über die berühmten Familien Italiens (Mayland, bey Giuſti). Die poetiſchen Werke Angelo Mazza's (bey der Geſellſchaft der Arkadier unter dem Nahmen Elideo bekannt), Parma bey Paganino. Carmignanis Elemente des Kriminalrechtes (Piſa, bey Prosperi). Borſieris Opere postume (Verona, bey Bamanziniana); der XXIV. Band der Memoires der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Turin (Turin, in der königl. Druckerey). Beſchreibung einer neuen Salamandergattung (Salamandra perspicillata) von Dr. Savi (Piſa, die Buchhandlung iſt nicht genannt). Das neue Syſtem der Mineralogie, von Mohs (Dresden bey Arnold). Lehrbuch der Phyſik, von J. F. Neumann, Profeſſor am polytechniſchen Inſtitut in Wien. Der Schluß wie im Aprilheft.

Man erſieht aus dieſer Ueberſicht die Thätigkeit dieſes ſchätzenswerthen literariſchen Inſtitutes. Die Beurtheilungen ſind mit Sachkenntniß abgefaßt, und in einem der Würde des Gegenſtandes angemeſſenen Tone vorgetragen. Die

Bibliotera Italiana iſt eine Zeitſchrift, welche Italien ſehr zur Ehre gereicht, und der Nutzen, welchen ſie ſtiftet, einleuchtend. Möge der wackere Redakteur nicht ermüden in ſeinem Streben, ihr die möglichſte Vollkommenheit zu verſchaffen, Anerkennung und Würdigung ſeines redlichen Willens wird ihm nicht entgehen.

—bm—.

Es iſt bereits in den vaterländiſchen Blättern für den öſterr. Kaiſerſtaat eines Werkes erwähnt worden, das unter dem Titel: »Anatomiſche Original-Tabellen, nach der Natur gezeichnet, gemahlt und geordnet nach der ſyſtematiſchen Eintheilung der Wachspräparaten-Sammlung der k. k. Joſephsakademie in Wien, durchgeſehen und beſchrieben von Dr. Ritter von Scherer, k. k. Rathe, ordentl. öffentl. Profeſſor der Anatomie und Phyſiologie, und Vice-Direktor eben derſelben Akademie« ꝛc. ꝛc. erſcheint; und das kunſtliebende Publikum iſt in einem Aufſatze dieſer Blätter nicht ſowohl auf das Beginnen als auf das Gedeihen dieſes vaterländiſchen Unternehmens aufmerkſam gemacht worden.

Es iſt in ſelben nicht nur der bis zu gedachter Zeit bereits erſchienenen drey erſten Bände erwähnt, ſondern auch der Inhalt derſelben in beſtmöglichſter Kürze bekannt gemacht worden.

Seit jener Zeit aber ſind nicht nur der, in eben denſelben Blättern gleichzeitig angekündigte vierte und fünfte Band, ſondern überdieß auch noch ein Ergänzungsband (Supplement) der Muskellehre erſchienen.

Mit dem Erſcheinen dieſes letzteren, welcher eben ſo unerwartet war, als er nicht in dem vorgefaßten Plan lag, und der ſich wie ſeine Vorgänger durch reichhaltigen Text, Reinheit und richtige Darſtellung auszeichnet; ſehen wir uns abermahl aufgefordert, der guten Sache das Wort zu führen; und indem wir es uns zum angenehmen Geſchäft machen, des Werks mit dem gebührenden Lobe zu erwähnen, glauben wir den Kunſtfreunden einen angenehmen, den Sachkundigen aber einen weſentlichen Dienſt zu erweiſen, wenn wir ſie mit dem Inhalt desſelben in Kürze bekannt machen.

Es enthält der vierte Band: Fortſetzung der Muskellehre, in 41 Tabellen mit 95 verſchiedenen Darſtellungen, 1 Bogen Titel und 20 Seiten Beſchreibung.

Der fünfte Band: Fortſ. in 41 Tab. mit 68 verſchiedenen Darſtellungen, 1 Bogen Titel und 15 Seiten Beſchreibung.

Supplementband: Beſchluß derſelben, in fünf Tabellen, eben ſo vielen Bruſtbildern (die Muskeln des Kopfes und Halſes in Verbindung mit dem Rumpfe darſtellend, in ihrer natürlichen Lage, Form, Größe und Zuſammenſtellung), 1 Bogen Titel, 2 Seiten Supplementnachricht und 5 Seiten Beſchreibung.

Somit wäre denn die Muskellehre auf eine Art beſchloſſen, die der achtbaren Redaktion zum größten Verdienſt gereicht. Der Sachkundige zunächſt wird die meiſterhafte Darſtellung der Muskelbilder (beſonders der unverbeſſerlichen 4ten Supplementstabelle) nach Verdienſt zu würdigen wiſſen, und, wie wir, dem Erſcheinen der Eingeweid-, Gefäß- und Nervenlehre, und endlich der das Ganze beſchließenden Lehre der äußern Sinne mit Sehnſucht entgegen ſehen.

Da dieſes Prachtwerk ſeit ſeinem Beginnen manches ihm begegnende Hinderniß durch ſeinen unverkennbaren Nutzen beſiegte, und ſeinen ſchon früher erworbenen Beyfall nicht nur bewahrte, ſondern noch das, was es durch erlangte Fertigkeit, Reinheit des Stiches und naturähnliche Colorits gewonnen, für ſich hat; ſo dringt ſich unwillkürlich in uns der Wunſch auf, und jeder Kunſtfreund und Sachverſtändige, wie dürfen es hoffen, wird ihn mit uns theilen, daß dieſes wichtige Werk, welches nicht nur zur Bildung für ärztliche Inſtitute unentbehrlich, ſondern für Inſtitute der bildenden Künſte, wo der plaſtiſche Künſtler den Griffel oder Meißel nicht bloß empiriſch führen lehren ſoll, von unverkennbarem Nutzen, und als ſolches für jede vollends zweckmäßige Bibliothek geeignet iſt — allenthalben, beſonders aber in unſerm deutſchen Vaterlande jene Unterſtützung, wodurch dem Guten und Nützlichen die fernere Fortſetzung und gänzliche Vollendung geſichert werden kann, wie bisher finden möge.

Redacteur, Drucker und Verleger wie bey dem ganzen Blatte.

Conversationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

63.

(Wien, Mittwoch den 8. August.)

Uber Auslegungen.

Die Menſchen haben einen großen Hang, Gedanken, Worte und Handlungen, Ereigniſſe und Erſcheinungen zu deuten, und ihnen einen Sinn zu unterlegen, wie er den Verſtandeskräften, den Wünſchen, Leidenſchaften und Begriffen des Einen oder des Anderen anpaßt.

Vormahls ſuchte und fand man in Naturerſcheinungen die Erklärung und Offenbarung des göttlichen Willens.

Erdbeben, Donner, Überſchwemmungen, Sonnen- und Mondesfinſterniſſe, Stürme und Hungersnoth, galten als ſichere Zeichen des Zornes der Götter.

Der Regenbogen, nach einer großen Waſſerfluth, war ein Zeichen der Verſöhnung des Himmels mit der Erde.

Der Aberglaube wußte zu jeder Zeit die unbedeutendſten Ereigniſſe oder Zufälle ſehr wichtig und inhaltsſchwer zu deuten.

Die Auguren mußten den Römern den Flug der Vögel deuten. Wenn die heiligen Hühner nicht aßen, ſo ſchloß man daraus auf ein Unglück, das der Republik drohte.

Ein Donner, den man links vernahm, oder einige in ungleicher Anzahl fliegende Raben, wurden für ein Unglückszeichen gehalten.

Auch im Blute, in den Eingeweiden und auf der Zunge der Opferthiere ſuchte und fand man Zeichen und Vorbedeutungen.

Eine Nachteule, die auf ein Haus flog, war der Vorbothe des Todes.

Die Deutſchen ſehen noch in einem Storche, der auf einem Schorſtein niſtet, ein Zeichen des Glückes und Wohlſtandes.

In der Schlacht bey Arbela ſah ein macedoniſcher Prieſter einen Adler über dem Haupte Alexanders fliegen. Die Soldaten glaubten ihn auch zu ſehen und — ſiegten. Die Armee Marc-Aurels, welche durch die Auslegung eines Sturmes entmuthiget war, kam nahe daran, von den Germaniern gänzlich geſchlagen zu werden. Auch in neuerer Zeit war die Sonne, welche in dem Augenblicke, als das Signal zu einer Schlacht gegeben wurde, zwiſchen Gewitterwolken hervorbrach, ein Vorzeichen des Sieges.

Die Aſtrologen erklärten die Zukunft aus dem Laufe der Sterne. Die ägyptiſchen Wahrſager deuteten Träume. Die Schwarzkünſtler wußten aus der Zuſammenſtellung kabaliſtiſcher Zeichen, Vorbedeutungen zu ziehen. Eben ein ſolcher Künſtler weiſſagte dem Kaiſer **Valens**, daß der Nahme ſeines Nachfolgers mit den fünf Buchſtaben T. H. E. O. D. anfange. **Valens** ließ den, aus einem anſehnlichen Geſchlechte abſtammenden **Theodor** und viele andere dieſes Nahmens morden, vergaß aber den **Theodoſius**, der ihm auf dem Throne nachfolgte.

Die Zigeuner wahrſagen aus den Linien in der Hand, und die Kartenaufſchlägerinnen aus dem Nebeneinanderliegen eines Aß, Pique- und Coeurbuben.

Es gibt in der Welt nichts, was dem Irrthum ſo ſehr ausgeſetzt wäre, als die Auslegungen.

Die Sucht der Auslegung bemächtigt ſich der aufgeklärteſten Geiſter; ſelten hält ſich jemand an den geraden Sinn eines Wortes oder einer Sache. Wo iſt der Prozeßführer, der Verbrecher, der Vertheidiger, der nicht das klarſte und beſtimmteſte Geſetz zu ſeinem Vortheile auszulegen wüßte?

Ein leicht reizbarer Menſch legt alles ungünſtig aus, und die Auslegung eines beleidigenden Wortes hat oft genug den tiefſten Haß, die abſcheulichſte Rache erregt.

Ein Narr legt ein Epigramm, deſſen Doppelſinn er nicht verſteht, zu ſeinen Gunſten aus, und dankt dem Dichter, der ihn gefoppt hat.

Der Verliebte legt die Blicke einer Kokette zu ſeinem Glücke aus, und hält ihr Stillſchweigen für ein Geſtändniß der Liebe.

Die unglückvolleſte, traurigſte Auslegung aber iſt jene, die vom Parteygeiſte ausgeht. Er bedient ſich dieſer ſchrecklichen Waffe, um die aufrichtigſten, redlichſten Abſichten, die lauterſten und gerechteſten Handlungen zu vergiften und zu zerſtören.

Laubardemont ſagte: »Bringt mir ſechs Zeilen von wem immer, und ich finde etwas darin, was den Urheber derſelben an den Galgen bringt.«

Gler.

* * *

Die Mädchenaugen.

Das feurige.

Was willſt du, ſtolze Sonne?
Schauſt mich gebiethend an:
»Schnell, reiche mir die Krone,
Wie Andre oft gethan!«
Nach lang gewohnten Siegen
[illegible] keine [illegible] Gluth,
Auch ich ſoll unterliegen
Dem nie gebeugten Muth? —

Nichts Krone! Laß uns kämpfen;
Der Kraft gebührt der Preis,
Die fremden Muth zu dämpfen
Und zahm zu machen weiß.
Du lernteſt nur regieren,
Weil immer du gewannſt —
Laß Krieg zur Prob' uns führen,
Ob du nicht dienen kannſt. —

Das ſanfte.

Wie glänzt mit Zauberſcheinen
Dein Blick ſo wundermild,
Madonna, jener reinen,
Entzückend Ebenbild!
Gehorſam iſt dein Streben,
Und Demuth iſt dein Ziel,
So leuchteſt du durch's Leben,
Wie Mondlicht, klar und ſtill.

Gehorſam iſt dein Streben,
Du ſanfter Morgenſtern? —
Dir will ich mich ergeben,
Dir folg' ich froh und gern.
Du ringſt ja nicht nach Kronen,
Drum ſind ſie alle dein —
Bis wir im Frieden wohnen,
Sollſt du mein Leitſtern ſeyn!

Franz Eduard von Hermann.

* * *

Von der Geſchichte der Heitzung der Wohnungen mit erwärmter Luft.

Mit erwärmter Luft wird zwar jedes Zimmer, bey jeder Heitzungsart, geheitzt, weil ein Zimmer erwärmen nichts anders heißt, als die Luft in demſelben erwärmen, und ein gewöhnlicher Stubenofen dieſe Erwärmung hauptſächlich dadurch bewirkt, daß die von unten beyſtrömende kältere Luft ſich an ſeinen Außenflächen erwärmt und aufwärts ſtrömt. — Man verſteht hier aber im Beſondern unter der Heitzung mit heißer oder erwärmter Luft diejenige Heitzungsart, bey welcher die Zimmerluft mittelſt der Luft erwärmt wird, welche in beſondern Vorrichtungen erhitzt in das Zimmer ausſtrömt, es mag übrigens dieſe erhitzte Luft aus dem Zimmer ſelbſt kommen, oder von außen herbeygeführt worden ſeyn, in welchem letzteren Falle noch dazu das Zimmer mit ſtets friſcher, aber ſchon erwärmter Luft verſehen wird.

Dieſe Heitzungsart iſt ſchon ſehr alt, und ſchon ſeit mehr als einhundert und funfzig Jahren, nach Umſtänden mehr und weniger, im Gebrauche geweſen. Schon Franz Keßler, »Holzſparkunſt, Frankfurt, 1618,« berückſichtigt in ſeinen Öfen die Luftcirkulation durch Anlegung geeigneter Röhren.

Leonhard Chriſtoph Sturc beſchreibt in ſeiner »erſten Ausübung der Goldmanniſchen Baukunſt, Braunſchweig, 1699,« von S. 76 bis 94 mehrere Öfen, welche ſo eingerichtet ſind, daß eine oder mehrere eiſerne Röhren durch ihren Feuerraum hindurchgehen, in welche von der untern Seite die Luft eintritt, und an der obern Öffnung erhitzt ausſtrömt, um das Zimmer oder auch einen Raum außerhalb zu erwärmen.

Johann Georg Leutmann hat in ſeinem allbekannten »Vulcanus Famulans« (vor hundert Jahren in Wittenberg gedruckt) — dieſen Luftröhren (wie dieſe Schriftſteller ſie nennen) veränderte Lagen und Richtungen gegeben, und ſie zur Fortleitung der heißen Luft zu verſchiedenen Heitzungszwecken verwendet.

Johann Jakob Schübler, in ſeinem »Traktate von Stubenöfen,« und Lindſtet, »wohlerforſchte Natur des Feuers, 1723,« haben dieſe Luftröhren gleichfalls angewendet, und verſchiedentlich disponirt.

Johann Chriſtian Lehmann, der Heitzungsmatador ſeiner Zeit, hat in ſeinem Buche: ars lucrandi lignum, d. i. Univerſal-Holzſparkunſt (1728) dieſen Gegenſtand noch ausführlicher behandelt. Er beginnt ſein Werk mit der Aufſtellung von zwanzig pyrotechniſchen Regeln, welche er Fundamenta nennt, und von denen die zwanzigſte in der Anbringung von Luftröhren in dem Ofen über der Flamme beſteht, um durch dieſelben einen warmen Luftſtrom hervorzubringen. Uber die Anlegung dieſer Luftröhren bringt er an verſchiedenen Stellen ſeines Buches für die einzelnen Fälle angemeſſene Regeln bey. Im Allgemeinen hat er dieſe Röhren größtentheils bey ältern Öfen mit weiterem Ofenraum, ſeltener bey engeren Ofenkaſten, wenn nicht ein anderer Zweck, z. B. die Heitzung eines obern Zimmers, wie II. §. XLVII, damit erreicht werden ſollte, angebracht; zuweilen proteſtirten auch die Eigenthümer dagegen, wie bey dem im zweyten Theile S. 59 beſchriebenen Ofen, wo er §. CLX ſagt: »Luftröhren, nach dem XX Fundament, in ſolche Öfen zu legen, haben die Patroni nicht haben wollen.«

Des zweyten Theiles fünftes Kapitel handelt: »Von den Öfen, deren Wärme in unterſchiedenen Stockwerken zugleich Dienſte thut.« Man findet hier Öfen, welche zugleich die Stube heitzen, kochen, braten, backen, Bügeleiſen erhitzen, trocknen, ein und mehrere große Kuſen mit Waſſer ſiedend machen, zwey Branntweinblaſen und einen großen Keſſel ins Sieden bringen, eine Rektificirblaſe erhitzen, und noch einen Trockenplatz, eine Malzdarre und Horden zum Obſttrocknen mit Wärme verſehen; »und ſolcher dreyzehnfache Effekt brauchet wenig Holz, ſo höchſtens die erſte Stunde 20 bis 24 Pfund austrägt, nach und nach iſt der Aufgang nicht ſo groß.« Quando ullum inveniet parem? —

In einem adeligen Hofe in Marzin hat Lehmann (II. Th. S. [illegible], einen Ofen hergerichtet, der Folgendes leiſtet: »Dafern nun die einen Thüren, (Schuber) offen ſtehen, ſo wird nur das Tafelgemach geheitzet, ſind ſolche zu, und die Schuber in denen Unterthüren auf, wird des Verwalters Stübchen allein erwärmet. Wird der eine Schuber linker Hand in eben der Thür geöffnet, und das eine oder alle beyde in der Decke geordnete Löcher, ſo heitzet der Ofen des

Verwalters Stube zwar etwas, und die darüber gebaute Stube im andern Stock, wenn die Deckel gehoben ſind. So aber die zwey Öffnungen in dem Fußboden der Decke offen, machet man beyde Thürenſchuber auf, und läßt die vier Thüren zu, ſo wird der Verwalter nicht viele Hitze in ſeinem Zimmer empfinden, und wird alle vorgedachte Hitze in der Oberſtube in die Höhe ſteigen. Machet der Verwalter ſeine Thüre zu, ſo muß die obere noch wärmer werden.«

Herr Lehmann gibt in dieſem Kapitel wiederhohlte Anweiſung, wie man vermittelſt der Luftröhren, die man auf- oder ſeitwärts führt, die Zimmer in den oberen Stockwerken heitzen, Trockenſtuben und Malzdarren erwärmen könne, während man in dem Ofen zugleich kochet, ſiedet oder braut. Er zeigt, wie man ſich nach Gelegenheit »vier und mehr ſolcher Luftröhren zugleich bedienen könne, welche alle dem Hausherren frey ſtehen, in der andern und dritten Etage in Gemächer zu leiten, wohin er nur will, damit er bey einem Feuer mehr Hitze erlange. Iſt demſelben auch unverbothen, dieſe Röhren immediate in den Kanal blaſen zu laſſen, ſo unter das Malzbette gehet, ſo wird die Luft in ſolchen deſto heißer, und darret deſto geſchwinder das Malz ab.«

In dem Waſchhauſe Seiner hochfürſtlichen Durchlaucht von Brandenburg (II. §. LXXXIX) baute Lehmann einen Waſchofen, bey welchem das aufſteigende Luftrohr »die Luft dermaßen heiß in den Trockenboden bläſet, daß kein Menſch vermögend iſt, die Hand lange darüber zu halten. Folglich beweget und erwärmet ſie des Trockenbodens Luft, da die Wäſche aufgehangen, ſo beſtändig und trefflich, daß ſie alle ziemlich geſchwind und erwünſcht trocken wird.« Bey Allem dem ſah der ehrliche Ofenbaumeiſter immer auf Geſundheit, Reinlichkeit und ſelbſt Bequemlichkeit. S. 167, II. beſchreibt er einen Ofen, bey welchem nach § LXXII auch noch »das XX Fundament« angebracht werden kann, wobey er bemerkt: »Einen beſondern Nutzen haben die Köche bey dieſer Art Öfen: 1) verbrennet er ihnen die Küchenſchürzen nicht, ſo ſie in ihrer Arbeit vorhaben; 2) auch nicht die Schienbeine und die darüber angezogenen Strümpfe, welches alles bey denen bisherigen Kaſtrolöfen, da eine jede Kaſtrole ihr beſonderes Anheitz- und Aſchenloch gehabt, beſtändig geſchehen, und die ehrlichen und fleißigen Leute ſehr inkommodirt hat.« —

Lehmann hat alſo, wie uns dünkt, bereits ſo viel gethan, als jedem Phyſiker genügt, um in dieſer Sache für jede Anwendungsweiſe klug zu werden.

Gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ſcheint man von den Luftröhren, beſonders in ihrer Anwendung auf die Heitzung entfernter liegender Räume wenig oder keinen Gebrauch mehr gemacht zu haben. In den ſechziger Jahren veranſtaltete die ſchwediſche Regierung eine Reihe von Verſuchen zur Ausmittlung der zweckmäßigſten Konſtruktion der Stubenöfen, deren Reſultate in der »Samling af Beſkrifningar på Atſkilliga Eldſtäder, Inrättade til Beſparing af Wed, Stockholm, 1775« enthalten ſind. Dieſe Öfen ſind ohne Zweifel das Beſte, was noch bis heute in dieſem Punkte geleiſtet worden iſt *), und es iſt zu bedauern, daß die Meiſten, die ſpäterhin über Ofen-

---

*) Man darf mit dieſen Öfen nicht die hier ſogenannten ſchwediſchen Öfen verwechſeln, welche zwar auf ähnliche Art gebaut ſind, jedoch zu wenig Maſſe haben, daher die Wärme zu ſchnell verbreiten und zu ſchnell verlieren.

bau geſchrieben, dieſe Öfen, und die ihnen zu Grunde liegenden Prinzipien nicht genau genug gekannt haben. Es iſt dieſes, im Vorbeygehen geſagt, ein Übel in der Schriftſtellerwelt, daß Manche glauben, dasjenige ſey gut und neu, was ihnen einfällt, und es ſofort in die Welt ſchicken, ohne ſich darum zu bekümmern, was früher ſchon geſchehen iſt. —

In den meiſten dieſer ſchwediſchen Öfen iſt das Prinzip der Luftröhren (wäder-rören) angewendet, um eine ſchnellere Erwärmung der Zimmerluft für den Anfang zu bewirken, während die Maſſe des erwärmten Ofens auf die Dauer der Hitze allmählich ausgibt. Dieſe Luftröhren gehen ſenkrecht durch den ganzen Ofen hindurch, ſind unten und oben offen, ſo daß die kalte Zimmerluft unten ein-, und erhitzt oben ausſtrömt.

Guyton Morveau hat ſpäterhin einen dieſer Öfen in Frankreich bekannt gemacht, und in Paris ausführen laſſen. Guyton's kleine Schrift iſt auch ins Deutſche überſetzt worden (Guyton's Beſchreibung eines holzerſparenden Ofens, Leipzig, 1803). Dieſe Öfen verbreiteten ſich nach und nach; man fing überhaupt an, wieder über den Ofenbau zu raffiniren, und in dem letzten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts war das Schreiben über Holzſparkunſt an der Tagesordnung. — Auch Lehmann's »XX Fundamente« wurde häufig in Anwendung gebracht. J. W. Chryſelius (»Anweiſung holzſparende Öfen, Pfannen-, Brat-, Keſſel- und Küchenfeuerungen anzulegen. Zweyte Auflage. Leipzig, 1798«) hat in ſeinen Öfen ſtets für die zweckmäßige Anlegung von Luftkanalen geſorgt, in denen die Zimmerluft cirkulirt. In einem von Herrn Schröder in den ſchwediſchen Abhandlungen (daraus in C. S. H. Kunz Schauplatz gemeinnütziger Maſchinen, Hamburg, 1796. I. S. 534) beſchriebenen Ofen wird die Erwärmung des Zimmers blos durch die Erhitzung der Luftröhren bewirkt, in denen die Zimmerluft cirkulirt.

Herr Boyenne, Ofenmeiſter (poëlier mécanicien) in Paris, verfertigte im Jahre 1802 tragbare Öfen, in welchen der Feuerraum mit einer doppelten Einfaſſung umgeben iſt, in welche die Luft aus dem Zimmer oder von außen (soit de l'appartement soit du dehors) ein-, und durch höher liegende Öffnungen (bouches de chaleur) wieder ausſtrömt. Ein ſolcher Ofen wurde in dem Sitzungsſaale der Geſellſchaft zur Aufmunterung der Künſte aufgeſtellt. Er iſt beſchrieben im Bulletin de la société d'encouragement. T. I. p. 78, auch in Annales des arts. T. XV. p. 247.

Herr Conté hatte (1803) den guten Gedanken, durch die von den gewöhnlichen Zimmeröfen aufſteigende ſenkrechte Rauchröhre eine Luftröhre zu ziehen, ſo, daß beyde Röhren dieſelbe Achſe haben. — Durch dieſe unten und oben offenen Luftröhren ſtrömt die kältere Zimmerluft unten ein, und erwärmt oben aus, wodurch dem Rauche in der Rauchröhre noch ſeine Wärme entzogen wird. Dieſe Vorrichtung iſt beſchrieben im Bulletin de la société d'encouragement. T. II. p. 180. Wir übergehen mehreres Andere, was auch noch hierher gehörte.

Herr Curaudeau in Paris ſtellte im Jahre 1805 das Heitzungsſyſtem mehrerer Räume durch einen Feuerherd mittelſt heißer Luft in voller Ausdehnung auf. In einem zu ebener Erde oder im Keller befindlichen kleinen Gewölbe wurde ein Heitzofen aufgeſtellt, der mit mehreren Rauchröhren verſehen iſt, um dem Rauche bis zu ſeinem Eintritt in den Rauchfang die Wärme zu entziehen. Von dieſem Gewölbe wird die Luft, die in demſelben bis zu höchſtens 40° R. erwärmt wird, durch Röhren in die zu heitzenden Gemächer geleitet. Im Jahr 1807 beheitzte Curaudeau, der auf dieſe Heitzungsart im Jahr 1805 ein Patent auf fünf Jahre genommen hatte, auf dieſe Weiſe die drey Stockwerke der Porzellan-Manufaktur des Herrn Naſt in Paris, ſpäter mehrere Fabrikgebäude zu Saint-Quentin, Louviers, Sedan, Straßburg, Lyon, Rheims und Colmar. Die Beſchreibung dieſer Heitzung findet man in den Annales des Arts. T. 32, p. 171, und T. 37, p. 303. Dieſe Heitzungsweiſe wurde dadurch allgemein bekannt, auch hie und da in Deutſchland verſucht; unter andern auch vor acht bis zehn Jahren in Öſterreich, in der Spinnfabrik zu Pottendorf. Wie es in dieſem Augenblick mit den von Curaudeau angelegten Heitzungen in Frankreich ſteht, iſt uns nicht bekannt; in Pottendorf aber hat man die Heitzung mit erwärmter Luft verlaſſen, weil die Erfahrung gelehrt hatte, daß Gefahr damit verbunden war; man hat ſie durch die Dampfheitzung erſetzt.

Curaudeau's Nachfolger in Paris iſt gegenwärtig J. A. Roger, rue du bac Nro. III, wo ſich auch ſein Magazin mit Heitzöfen aller Art befindet. Da in Paris alles einen eigenen Nahmen haben muß, was verkauft werden will, ſo nennt er ſeine Heitzapparate mit erwärmter Luft Calorifères, auch Calorifères-Ventilateurs, da ſie durch eine eigene Einrichtung auch dazu dienen können, Gemächer mit friſcher Luft zu verſehen, ohne ſie gerade zu heitzen.

In England wurde nach Curaudeau der Marquis de Chavanne der Apoſtel der Heitzung mit warmer Luft. Der pomphaften Ankündigungen deſſelben in engliſchen Blättern ungeachtet, ſchien ſie jedoch nicht dieſelben Fortſchritte zu machen, wie in Frankreich. In neuerer Zeit hat man in England die großen Röſte der Siedkeſſel aus hohlen Röhren von Gußeiſen verfertigt, um ſo die Hitze dieſer Roſte nebenbey zu benützen. In die eine Öffnung dieſer Röhren ſtrömt die kalte Luft ein, erhitzt ſich in denſelben, und wird durch eine oder mehrere Röhren, in welche ſich die Röhren des Roſtes einmünden, in die zu beheitzenden Gemächer geleitet. Dieſe Einrichtung iſt in vielen Fällen nützlich.

Auch in Petersburg wurde dieſer Heitzofen an einigen Orten eingeführt. Um den Zufluß der warmen Luft in den Gemächern zu beſchleunigen, brachte der Direktor der kaiſerlichen Papierfabrik in Peterhof, Fedor von Wiſtinghauſen, über dem Wärmereſervoir eine Trommel mit einem Ventilator an, durch deſſen Bewegung die warme Luft in die Wärme- oder Luftröhren getrieben wird. Für dieſe Anordnung erhielt er unterm 20ſten Dezember 1818 ein Privilegium, welches ſammt der Beſchreibung in der Petersburger Staatszeitung Nr. 35, vom 30ſten Auguſt 1819, zu leſen iſt.

Man ſieht, wie viel in dieſer Sache ſchon geſchehen. Es geht aber mit der Heitzungskunſt wie mit der Arzneykunde: es gibt eben ſo wenig eine allgemeine Heitzungsweiſe, als eine Univerſalmedizin. Es richtet ſich alles nach Ort, Zeit und Umſtänden. Niemand hat dieſen Grundſatz beſſer beobachtet, als der alte ehrliche Lehmann. Wie er dargethan, ſo iſt da, wo man Feuer zu andern Zwecken unterhält, die Heitzung mit warmer Luft, beſonders für große Räume, die durch mehrere Öfen geheitzt werden müſſen, eine nützliche Sache, weil man ſie bey jedem Feuerherde leicht anbringen kann. Die ununterbrochene und allmähliche Zuführung von friſcher aber warmer Luft in die Zimmer, für den Fall, als die Luft nicht aus den Zimmern, ſondern von außen in das Heitzgewölbe ſtrömt, iſt ein empfehlender Umſtand für dieſe Heitzungsart, welcher in dem Berichte des königlichen Inſtitutes der Wiſſenſchaften in Paris über Curaudeau's Heitzungsſyſtem (a. a. O.) beſonders herausgehoben wird. Läßt man die Zimmerluft in den Wärmeröhren cirkuliren, ſo muß man zur erforderlichen Luftreinigung dennoch wieder kalte Luft in das Zimmer laſſen, wodurch nichts gewonnen, aber verloren wird, wenn die Erneuerung nicht ununterbrochen geſchieht. Die Geſundheit iſt bey dem Heitzungsgeſchäfte eben ſo wichtig, als die Ökonomie. Baron v. Pfuhl.

* * *

Sinngedichte von Pfeiffer.

Auf eine reizende Blinde.

Man wähnt, Citherens Zärtlichkeit
Zu ihrem lieben Kinde
Hat von der Blindheit es befreyt,
Und wählte ſelbſt die Binde.

Auf eine reizende Einäugige.

Mit aller Schönheit angethan,
Bedroht' ſie ſpröd' der Männer Ruh;
Da nahm der Noth ſich Amor an,
Nun drückt ein Aug' ſie zu.

Auf eine ſchöne Buckeliche.

Citherens Lächeln, wenn ſie naht,
Der Liebe Reiz in ihren Blicken,
Ihr Mund, ihr Teint, ihr — kurz ſie hat
Ganz Ida — auf dem Rücken.

Auf eine reizende Taube.

Ein Wunder thut in dieſem Mädchen hier ſich kund;
Denn glaubt, ſie hört und höret nicht:
Empfindungslos bleibt ſie für jeden Mund,
Und höret, wenn das Herz nur leiſe ſpricht.

Auf eine reizende Stumme.

Zürne nicht, du ſtilles Lamm,
Deinem launigen Geſchicke,
Was es von der Zung' dir nahm,
Gab es doppelt deinem Blicke.

* * *

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Kärnthnerthor-Theater. Den 18ſten des vorigen Monats wurde hier aufgeführt: Der Corſar aus Liebe, komiſche Oper in zwey Aufzügen, nach L' amor marinaro bearbeitet. Muſik von Herrn Weigl, Operndirektor der k. k. Hoftheater.

Der Werth dieſer Kompoſition iſt nicht nur in Deutſchland, ſondern auch in Italien längſt anerkannt; auf allen deutſchen Opern-Repertoires behauptete ſie einen Platz unter den vorzüglichſten Werken dieſer Gattung. Mit überſetztem Text wurde ſie früher hier noch nicht gehört; deſto willkommner mußte den Kennern und Freunden echter Tonkunſt dieſe Wiedererweckung nach einer Reihe von Jahren ſeyn. Das Textbuch hat den Zuſchnitt der ältern Opera Buffa, die meiſten Charaktere ſind aber für die muſikaliſche Behandlung intereſſant angelegt, und übrigens läßt ſich hier abermahls wahrnehmen, wie vortheilhaft ein Meiſter der Harmonie auch einen minder bedeutenden dramatiſchen Stoff geſtalten kann.

Schon das erſte Terzett am Schluſſe der Introduktion iſt ungemein anziehend, und weckt freundliche Erinnerungen. Das nächſtfolgende Duett zwiſchen Claretta und Dorimante wurde von beyden Seiten durch edlen, kräftigen Vortrag noch mehr gehoben. Beyde leiſteten Treffliches in allen übrigen Geſangſtücken, die ihre Mitwirkung erforderten. Der Tenoriſt trug nicht nur die Arie im erſten Akt mit Anmuth und kraftvollem Ausdruck vor, wofür ihm häufige Beweiſe der innigſten Theilnahme und endlich ſtürmiſcher Beyfall zu Theil wurde, ſondern wirkte auch durchgreifend in den volltönendſten Enſemble's. Sein Benehmen als Offizier in Uniform, ſelbſt ohne Hut und Degen, ſonſt ſo nöthige Behelfe auf der Bühne, auch für manchen geübtern Schauſpieler, war ungezwungen und anſtändig. Die Scene zwiſchen Claretta und Merlino, im zweyten Akt, wurde von der Sängerinn, die ſich hier als wahre Prima Donna zeigte, mit großer Virtuoſität des Geſanges und angemeſſener Lebhaftigkeit des Spiels durchgeführt.

Lucilla ſchien im erſten Akt noch ſehr befangen und wirkte ſchwach, überhaupt fehlt es ihr an Nachdruck; das Duett mit Dorimante, und vorzüglich das Solo in dem nachfolgenden mit Claretta, verdienten Auszeichnung.

Sehr glücklich war die Rolle des Kapellmeiſters beſetzt, durch den unlängſt engagirten Baſſiſten, der ſein Talent für mezzo-komiſche Charaktere aufs Neue hier bewährte. In dem vielbekannten trefflichen Terzett: »Eh ich der Mühe mich unterziehe ꝛc.« gelang es ihm, durch eine eigene Betonung der Worte: »wünſcht' ich zu ſpeiſen,« eine komiſche Nuance anzubringen, die gute Wirkung hervorbrachte. Es gereicht ihm auch zum Lobe, daß er ſich durch den glücklichen Erfolg nicht zur Übertreibung verleiten ließ. Eben ſo gelungen wurde das Duett: Dove mi etc. exekutirt. Die deutliche Ausſprache muß dem Sänger durchgängig zum Verdienſt angerechnet werden.

Pasquale war in den Händen eines wackern Baſſiſten, der leider nur zuweilen allzuwillkürlich Tiefe und Höhe zu verwechſeln pflegt, und hinſichtlich der Darſtellung dieſer Rolle ſich ſelbſt zu ſehr getreu blieb. Der originell-komiſche Schlußchor wurde mit einer Präziſion vorgetragen, wie man ſie von einem ſolchen Perſonal, dem Meiſter gegenüber, erwarten darf.

Prag, am 19. July. Geſtern wurde das theaterliebende Publikum durch die Aufführung des Luſtſpiels: Gleiche Schuld, von Caſtelli, auf das Angenehmſte überraſcht und erfreut. Es war die ſechste neue Darſtellung in dieſem Monate. Die Neuheit that alſo wenig für das Stück; allein der innere Gehalt, durch treffliche Beſetzung und die fleißigſte Darſtellung nach Verdienſt gehoben, erwarb ungetheilten enthuſiaſtiſchen Beyfall. Die Direktion legte dieß ungemein wirkſame Luſtſpiel in die Hände der Lieblinge des Publikums. Die Darſtellung war ſo zart gerundet und elegant, daß ſie nichts zu wünſchen übrig ließ. Mit dieſer Sorgfalt, Präziſion und Virtuoſität gegeben, wird und muß dieß Luſtſpiel auch überall von größter Wirkung ſeyn. Töpfers Stücke: Des Herzogs Befehl, Herrmann und Dorothea, und die Verlobung im Tableaurahmen gehören ebenfalls zu den Neuigkeiten dieſes Monats. Sie wurden mit Fleiß und Aufwand gegeben, und beſonders des Herzogs Befehl gelang es mehrere Mahle, ein ungewöhnlich großes Publikum anzuziehen und zu erfreuen. Herr Töpfer erhielt die ausgezeichnetſten Beweiſe von Anerkennung, und wird für alle Direktionen ein ſehr einträglicher Gaſt ſeyn.

M. G. Saphir's poetiſche Erſtlinge (Peſth, 1821, bey Trattner, und Wien bey Gerold) bilden eine freundliche Erſcheinung im Gebiete der Literatur, und ſind einem kräftigen phantaſiereichen Gemüthe entſproſſen. Das Werkchen enthält eine Auswahl größerer und kleinerer Gedichte erotiſchen, humoriſtiſchen und ſentimentalen Inhaltes, und ſchließt mit einem Anhang proſaiſcher Aufſätze, denen wahrſcheinlich ihrer Kürze wegen der etwas geſchraubte Titel: Papilloten, geworden. Unſtreitig gebührt den letzteren der Vorzug. Freylich hat der Verfaſſer darin hauptſächlich einem hochgeſchätzten Original nachgeahmt; dafür leuchtet aber auch ſo mancher Funke ſchätzenswerther Originalität, Beleſenheit und glühende Einbildungskraft zwiſchen durch, welche die ſchönſten Beweiſe von des Verfaſſers bedeutendem Talente gibt. Mit dem metriſchen Theile ſeiner Arbeiten macht es ſich derſelbe noch etwas leicht, beſonders was den Reim und den Versbau betrifft; doch auch hier entſchädigt ein kühner, dem Herzen, dem innerſten Lebensmarke entſproſſener Gedanke hinlänglich das verletzte Ohr. Beſonders wird die wirklich ſchöne Zueignung ihre Wirkung auf das Gefühl nirgend verfehlen. Jeder Leſer wird zuletzt dieß Büchelchen gleich mir mit dem Wunſche zur Seite legen, den Dichter möge ſein Genius auf eigener muthig betretener Bahn dem lorberumrauſchten Ziele entgegen führen.

(Kalligraphie.) Nicht lange noch iſt es, daß die Schriftkunſt von einem Elementar-Unterrichtsgegenſtand zu einer artiſtiſchen Bedeutung hier ſich aufgeſchwungen hat. Seit wenig Jahren jedoch drängt und verdrängt ein Schriftkunſtwerk das andere. Indeß mögen unter ihnen allen des Herrn Joſeph Payer eben in die Welt getretene: »Neueſte Muſterblätter der Kalligraphie,« — wenn gleich nicht durch den Hebel der Polygraphie — die Grundanſprüche der Kalligraphie: geregelte Beſtimmtheit der Charaktere, Lauterkeit des Geſchmackes und achtſame Vermeidung jeder, die Schriftformen durch- und verwirrenden Verzierungsüberladungen — zunächſt befriediget haben. Denn nicht ſelten ſind kalligraphiſch verzogene Worte noch ſchwerer, als die Manuſcriptgehäke mancher Gelehrten zu buchſtabieren. Allein Herr Payer hat dieſe vorgenannten Sine qua non-Prinzipe wohl im Auge behalten. Seine Schriftcharaktere ſind deutlich individualiſirt, und werden von ſchreibkünſtleriſchen Ornamenten wohl umſchlungen, aber doch nicht verſchlungen. Die deutſche Kurrent und das engliſche Latein ſtämpeln Herrn Payer zum Schreibmeiſter — das herrliche Titelblatt zum Kunſtſchreiber des erſten Ranges. Dieſes letzte, — die Titelworte: »Schönheit« im ſechsten — und »Abendroth« im ſiebenten — dann die kühne Verziehung des »Vive l'art. Payer« im letzten Blatte — ſind wirklich kalligraphiſche chef d'oeuvres zu nennen. Das berühmte engliſche Fraktur-Alphabet von Tomkins in London — war Herr Payer ſo gewiſſenhaft, nicht, gleich andern hieſigen kalligraphiſchen Autoren, durch Weglaſſung der Originalangabe ſich anzumeſſen. Gut gethan war es von ihm, daß er den Buchſtaben Z des Originals, welches völlig einem lateiniſchen gleicht, durch ein der Frakturform adäquates erſetzte. Auch das, von ihm »alt engliſch« — gewöhnlich gothiſch — genannte, eilfte Blatt, ſonach das zwölfte, worauf ſieben verſchiedene Alphabete ſich darſtellen, ſind ungemein anziehende Schriftbilder. Die Kirchen- und abſonders die Mönchſchrift in dem letzten ſind zugleich von archäologiſch-bibliographiſchem Intereſſe; ſo wie die trefflichen Kontouren der Lapidarlettern zum Behufe plaſtiſcher Schriftbildungen als Muſter dienen. In Allem ſind ſiebenzehn Schriftgattungen in dem Werke zu zählen.

Fr. Ziegler ꝛc. — **Antiquitäten-Sammlungen:** Jene Sr. kaiſerl. Hoheit des Kronprinzen; dann der Herren Baron Brettfeld, Graf Eſterhazy von Galantha, Emerich v. Legrady, Ritter v. Schönfeld u. a. m. **Gemählde-, Kupferſtich- und Kunſtſammlungen:** Sr. königl. Hoh. des Herzogs Albrecht, der Herren Artaria, v. Badenfeld, Braun, Baron Brettfeld, Graf Colfalto, Graf Czernin, J. Drak, Leopold Eisvogel, Fürſt Eſterhazy, M. Fechtſpieler, G. J. Felſenberg, J. Fiſcher, J. v. Frank, Graf Fries, Ritter von Geymüller, M. Grittner, J. Grünling, Graf Harrach, A. Hauſer, J. Hofbauer, Frau v. Hoppe, A. Jäger, Fürſt Kaunitz-Rittberg, Graf Keglevics, Graf A. Lamberg-Sprinzenſtein, Joſ. Leicher, Fürſt Lichtenſtein, Fr. Liſt, Peter Mechetti, Fürſt Paar, Franz v. Natakowsky, Karl Ruß, Graf Schönborn, Joſ. Sonnleithner, Graf Stadion, Graf Thurn, Tugendſam, Baron Wezlar u. a. m.

Doch dem ſey genug, da ohnedieß durch das Inhalts-Verzeichniß das Publikum von der Menge anderer Gegenſtände, die dieſes Taſchenbuch enthält, in die Kenntniß geſetzt iſt, und man hier nur die Abſicht hat, daſſelbe im Allgemeinen auf dieſes gehaltreiche Werk aufmerkſam zu machen.

Thorwaldſon arbeitet gegenwärtig mit außerordentlichem Fleiß. Er hat kürzlich in fünf Tagen die Statue eines jungen Grafen Potocky modellirt, die beſtimmt iſt, in Warſchau das Grab dieſes jungen Helden zu zieren. Er war einer der ſchönſten Männer unſrer Zeit, und fiel in ſeinem ſechs und zwanzigſten Jahre in der Schlacht. — Der Jaſon, dieſes große Werk des geiſtvollen Künſtlers, iſt endlich nach zehnjähriger Arbeit der Vollendung nahe; nebſt ihm eines ſeiner ſchönſten Werke, der Merkur, den er für den Fürſten Eſterhazy verfertigt, und nur noch der letzten Feile bedarf. Die Büſte des Kronprinzen von Baiern, welche Thorwaldſon während deſſen letzter Anweſenheit in Rom gemacht hat, iſt auch vollendet, und hat, neben dem Werth eines ſeltenen Kunſtwerks, das Verdienſt der höchſt getreuen Ähnlichkeit.

Es beſtanden in Hinſicht der Möglichkeit, in Guyana eine Colonie von franzöſiſchen Landbauern zu gründen, Zweifel, die durch die von der Ortsbehörde veranſtalteten Unterſuchungen des Bodens nicht gehoben wurden. Es wurden daher am 15. September vorigen Jahres drey Kommiſſärs von Havre abgeſchickt, mit Soldaten, die größtentheils Landbauern ſind. Am 20. Oktober kamen ſie in Cayenne an, und fuhren ſpäter den Fluß Mana hinauf. Aus dem Bericht derſelben geht hervor, daß das Erdreich in den höher liegenden Theilen gut und mit Bäumen bedeckt iſt. Der Fluß Mana hat zwölf Waſſerfälle in einer Länge von funfzig Meilen, die aber bey hohem Waſſer verſchwinden. Die größte Hitze während 46 Tagen waren 22 Grad Reaumur. Die Kommiſſäre glaubten das Land zur Gründung einer eigenen Kolonie geeignet, die ganz von Cayenne unabhängig wäre. Mana iſt funfzig Stunden von Cayenne.

Der Kaufmann Duvigneul in Paris hatte ſich auf einen eigenen recht fruchtreichen Induſtriezweig gelegt. Er lieh nämlich an Damen höheren Ranges heimlich bedeutende Summen gegen wucherliche Zinſen, und ließ ſich dafür ihre beſten Shawls verpfänden. Bey feſtlichen Tagen im Gala-Shawl zu erſcheinen iſt eine Ehrenſache; daher konnte Herr Duvigneul ſicher darauf rechnen, daß die Shawls einmahl über kurz oder lang wieder würden eingelöſt werden; indeſſen ſpannte er ſeine Zinsfoderungen zu hoch; einige ſeiner Kunden klagten, und der Wucherer ward, nach Urtheil und Recht, zu einjähriger Haft, 500 Fr. Strafe, zum Erſatze von 22 Shawls und zur Zurückzahlung zuviel erhobener Zinſen mit 40,000 Fr. verurtheilt.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625) wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k. k. Poſt 21 fl. W.W. halbj. Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

64.

(Wien, Samstag den 11. Auguſt.)

Mahnung.

Sey doch fröhlich, ſey doch heiter,
Gram iſt ein gar trüber Gaſt!
Sag' was ſuchſt du immer weiter,
Was du in der Nähe haſt? —

Wünſche ſind ein thöricht Spielen
Mit der Luſt erfüllten Zeit,
Kannſt die Sehnſucht niemahls kühlen,
Iſt ein Kindlein, das ſtets ſchreyt!

Steht dir ja der Himmel offen,
Und Natur iſt deine Braut;
Gib es auf, das bange Hoffen,
Winkt dir doch das Leben traut!

Warum willſt du nicht genieſſen,
Wenn du treu und ſtark gewirkt?
Biſt einſt Menſch — und Menſchen wiſſen,
Wo die Freude ſich verbirgt!

Niemahls kränkeln, niemahls klagen,
Immerdar ein froh Geſicht,
Und nie fürchten und nie zagen,
Wenn auch dieß und das gebricht:

Wirſt dann luſtig um dich ſchauen,
Ob nicht wer ein Kränzlein flicht,
Und dem lieben Leben trauen,
Das dir ſtrahlt im Sonnenlicht!

Carl E. Waller.

* * *

Geſchichte der Schminke.

Ich könnte Ihnen, meine Schönen, aus verſchiedenen Werken beweiſen, daß die Schminke Ihrer Schönheit ſchädlich, den Augen der Männer widerlich und in den Augen Gottes abſcheulich iſt.

Dieß könnte ich, wenn ich ein murrköpfiger Gemahl, oder ein allezeit fertiger Sittenprediger wäre; da ich aber nur ein ganz unbedeutender Geſchichtſchreiber bin, ſo will ich bloß einige beſtaubte Chroniken durchblättern und Ihnen die ſtaubigen Früchte meiner Nachgrabungen zu Füßen legen. Es iſt auffallend, daß in den Annalen der Kunſt dieſe wichtige und nützliche Art Mahlerey ganz übergangen wurde. Ihr Alter allein hätte ſchon ein eigenes Kapitel verdient. Die Juden ſchminkten ſich, zwar nicht die Wangen, ſondern die Augenbraunen, und alle, die die Bibel geleſen haben, werden ſich erinnern, daß Jezabel und Jehu, beſſer zu gefallen, ſich die Augen mit Schminke übertünchten.

»O meine Tochter,« ſagte Job, »du biſt weiß und glänzend wie ein Spießglas-Gefäß.« Durch dieſes hebräiſche Kompliment erfahren wir, daß ſich die Töchter Sions mit Spießglas ſchminkten. Iſaias donnerte gegen das Abſcheuliche einer ſolchen Mode, und hätte es damahls ſchon eine Modezeitung gegeben, er würde über dieſen Text ſicher einen anſehnlichen Aufſatz haben einrücken laſſen.

»Seyd verflucht, ſchrie er, ihr Werkzeuge des Luxus, mit denen unſere »Weiber ihre Augenlieder beſudeln.«

Dieſe Gattung Schminke konnte den israelitiſchen Damen genügen, welche nach dem Bibeltexte: »ſchön und ſchwarz wie Salomos Harniſch« waren. Die griechiſchen Frauen aber, die der liebe Gott mit einer weißen Haut beſchenkt hatte, erfanden gar bald eine andere Gattung Schminke. Sie hielten Vieles auf die Lebhaftigkeit der Fleiſchfarbe und kannten die Menge der feindſeligen Einwirkungen auf dieſelbe zu gut, um nicht auf ein künſtliches Mittel zu denken, dem Zahne der Zeit, wenn auch zur Unzeit, zu begegnen oder ſeine Verheerungen zu verſtecken. Es wurde Karmin gerieben, chioſiſche Erde geſtoßen und in Eſſig aufgelöſt, und tauſenderley Maſſen, Subſtanzen und Eſſenzen erfunden und zubereitet. Die römiſchen Frauen zur Zeit der Republik wußten ihrem Geſichte durch künſtliche Mittel bald Röthe, bald Bläſſe zu verſchaffen, je nachdem es der Venus, der Minerva oder irgend einer andern Gottheit gefiel. Erſt unter den Kaiſern fingen ſie an, den griechiſchen Frauen nachzuahmen; doch blieben ſie nicht lange hinter ihnen zurück.

Flüſſige Kreide, wie Horaz ſagt, bedeckte alle Frauengeſichter, vier und zwanzig Schminkgattungen waren bald erfunden und gebraucht. Dieſes dürfen Sie glauben, meine Schönen, denn Ovid erzählt es uns, und der hatte es an Julias Toilette auch erfahren können.

Wenn wir Juvenal aufs Wort glauben wollen, ſo blieben die Lippen zärtlicher Ehemänner (damahls gab es noch welche) oft, wie Vögel am kleberigen Leime hangen. Der nämliche Schalk erzählt uns auch, daß Poppäa, die Phryne ihrer Zeit, ſich mit einem von ihr erfundenen Teige das ganze Geſicht wie mit einer Larve bedeckte. Dieſer Teig trocknete und verdorrte, und blieb ſo einige Stunden auf dem Geſichte der jungen Frau; dann wuſch ſie ſich mit Eſelmilch, das künſtliche Geſicht fiel ſtückweiſe ab, und das natürliche blieb — außerordentlich weiß. Vergebens blättere ich hin und zurück, um Ihnen das Recept dieſes Teiges mittheilen zu können. — Aber, grauſame Vorzeit! du haſt uns wohl eine Liſte von Lucullus Schuhen und Neros Favoritinnen aufbewahrt, aber das Recept dieſes Geſichtsmittels, nach dem ich ſchon ſo viele Herzen und Wangen lüſtern ſehe, haſt du uns nicht überliefert. Poppaca pingicia! (ſo hieß es von ihrer Erfinderinn) du würdeſt jetzt für ſo viele Mädchen und Frauen, die oft von Liebhabern und Geliebten umgeben, über Langeweile klagen, einen trefflichen Zeitmörder abgeben; drey oder vier Stunden würden vom Tage abfallen, wie der Teig vom Geſichte der Poppäa.

Die Doktoren beweiſen die Nützlichkeit gewiſſer Dogmen durch ihre Allgemeinheit. Ich beweiſe die Nützlichkeit der Schminke durch den allgemeinen Gebrauch derſelben.

Wenn die Gewohnheit, ſich ſelbſt zu mahlen, ſo recht in Flor käme, meine Schönen! ſagen Sie, was würden Sie lieber auf Ihre Wangen mahlen, eine

Karmindecke, wie Mad. Pompadour, oder kleine weiße und gelbe Streifen, wie die jungen Grönländerinnen, oder wollten Sie wohl auf das Kinn ein blaues niedliches Herz, wie die Schönen von Nova Zembla, zeichnen, oder ſich mit dem, aus den Samenkörnern des Orlean oder Ruku zubereiteten gelbrothen Teige das Geſicht färben, wie die karaibiſchen Schönheiten, oder ſich die Augendeckel und Lippen mit Pulver aus den Bleyminen färben, wie die Weiber der Mauren; oder Ihre Händchen in rother Lauge waſchen, wie die Afrikanerinnen, oder in brauner Farbe, wie die Mohrinnen.

Ich zweifle ſehr, ob Sie die Gewohnheit der nikobariſchen Frauen nachahmen werden, welche eine Wange grün, die andere braun färben.

Eben ſo wollte ich wetten, daß die Sitte der arabiſchen Weiber, ſich auf der Haut blaue Streifchen mit Nadelſpitzen zu punktiren, bey Ihnen nicht Eingang finden wird.

Übrigens weiß ich, meine Holden! daß Sie zu viel Geſchmack haben, um ſich Ihre zarte Haut mit Eberborſten zu verbrämen, oder ſich das liebliche Geſichtchen mit einem rothen Steine zu zerkratzen, wie die eitlen Negerinnen am Senegal.

Sollten Sie aber die Luſt, eine oder die andere dieſer Moden nachzuahmen, durchaus nicht bezwingen können: ſo will ich, da die Kunſt zu bekehren und zu überreden nicht in mein Fach ſchlägt, mir wenigſtens Mühe geben, daß ein Anderer komme, und Ihnen in irgend einer Modezeitung über dieſen Punkt recht ans Herz ſpreche, und Ihnen Ihre holden, liebreizenden Geſichtchen recht nahe ans Herz lege.

Gler.

Aus und über Italien.

I.

Deutſche Literatur in Italien.

Seitdem nach einem faſt tauſendjährigen Erſtarren mit dem glänzenden Zeitalter der Medizeer die ſchönen Künſte zu neuem Leben erwachten, die Wiſſenſchaften, aus den dumpfen Kammern der Schule hervortretend, ſowohl den erdrückenden Putz eines gelehrten Floskelweſens abzuwerfen wagten, als den ſchalen Spitzfindigkeiten, ihren vermeintlichen Belebungsnerven, entſagten, und geiſtige Bildung nicht nur überhaupt eine heiterere Außenſeite erwarb, ſondern auch im traulichen Verein der Geſellſchaft zuvorkommende Aufnahme fand, hatte ſich Italien daran gewöhnt, mit einer Art von Schöpferſtolze auf die übrigen Völker Europas herabzublicken, und es ſie überall, wo nur die Gelegenheit ſich darbot, empfinden zu laſſen, daß das Sterbebette der früheren Kultur auch die Wiege der neuerſtandenen geweſen. Möge gleichwohl die erſte Urſache dieſes erfreulichen Phänomens in der Geſchichte menſchlichen-Vorſchreitens nicht einzig und allein bey Italiens Bewohnern zu ſuchen ſeyn, vielmehr der Keim ſeiner Möglichkeit früher hinauf in den geiſtigen Verkehr der Araber mit ihren chriſtlichen Feinden in Spanien geſetzt werden müſſen; ſo rechtfertigen doch die glänzenden Anſichten des Erfolges einen Stolz, welcher unter allen übrigen ſeiner Gattung einem Volke am nachgiebigſten ſich verzeihen läßt. Wahr iſts, daß die neue Literatur größere Schätze über die Pyrenäen her erhalten, als ihr durch die Kreuzzüge jemahls zugefloſſen; das Beyſpiel des gelehrten Silveſter, des zweyten, der auf arabiſchen Univerſitäten ſeine vielſeitige Bildung vollendet, erzeugte eine Pilgerſchaft nach jener Halbinſel, dem gelobten Lande damahliger Gelehrſamkeit; dennoch kann der Gewinn, welcher Europas ſchöner Literatur von Cordova aus zu werden ſchien, nur als der erſte, aus dem Schlummer rüttelnde Treibegrund hoch angeſchlagen werden; das Licht, welches ſo unverhofft den Akademien Südſpaniens entſtrömte, ſollte fürs erſte nur zum Dämmerſcheine wachſen, um in Italien ſich zum glänzenden Schimmer zu erheben. Wohl hat Spanien durch ſeinen Cervantes und Calderon ſich der entriſſenen Ehre glänzender Weiſe würdig gezeigt, und uns gelehrt, daß nur der Zufall und des Zufalls Verhältniſſe, nicht aber der intellektuelle Charakter ſeines Volkes, die Schuld tragen; der Wahrheit der Ereigniſſe darf indeſſen dadurch nicht im geringſten Abbruch gethan werden; Italien war es, wo der Stein vom Grabe der erwachten Wiſſenſchaften gewälzt worden. Wir bewundern den Wechſel und die Umwälzungen, welche die gewaltige Natur, mit unerſchöpflichen Kräften ausgerüſtet, in ihren ſtürmiſchen Stunden hervorbringt; eine Umwälzung, wie ſie in jenem außerordentlichen Zeitpunkte der menſchliche Geiſt erlebte, erweckt und feſſelt das Staunen und die Aufmerkſamkeit des Beobachters vielleicht in einem weit höheren Grade. Während in Frankreich, von den Troubadouren lallen gelehrt, aus dem engen Ideengang zärtlicher Tändeley nimmer ſich herauswagend, die Poeſie wankenden Schrittes in den Kinderſchuhen ſich bewegte, ſchritt ſie in Italien, von Dante geleitet, auf apiſchtragiſchem Kothurn ſo mächtig einher, daß über die niegeahnte Rieſenerſcheinung ein ſchreckenähnliches Staunen das Zeitalter ergriff, und im erſten Augenblicke nur einige Wenige ihre Größe zu faſſen vermochten, ergoß ſie, von Petrarks melodiſcher Begeiſterung beflügelt, den Gefühlsreichthum einer tiefen Liebe zum erſten Mahl in Geſängen, die einer ſo himmelentſtammten Leidenſchaft würdig, und konnte mit Recht, voll edlen Stolzes der neuerlangten Fittige ſich bewußt, verächtlich auf ihre früheren Kinderſpiele niederblicken. Indeſſen eröffnete Boccaz eine Bildergallerie menſchlicher Leidenſchaften, Wahrheit und Mannigfaltigkeit ſo zauberiſch verbindend, daß die Schüler des Ariſtoteles es dem guten Rufe des Schriftenthums ſchuldig zu ſeyn glaubten, ſie als ein Stutzerflickwerk zu verſchreyen, daß ſie der Mann von Welt als einen Herzenskatechismus wieder und wieder las, und der große Haufe zu vielfältig ſich in ihnen antraf, um nicht mit dem unterhaltenden Spiegel die Zeit ſich angenehm zu verkürzen. Iſt einmahl der Genius einem Jahrhundert eines Volkes günſtig, ſo bedarf es nur eines Vorbildes, um eine Reihe großer Geiſter ans Ruder der Autorſchaft zu ſetzen; nicht lange blieb es bey dem ruhmgekrönten Dreyblatt, Meiſter Ludwig errang die Palme der fröhlichen Ritterpoeſie, Taſſo blieb im ernſten Heldengedicht nicht allzuweit hinter ihm zurück. Eine Nation, deren Literaturgeſchichte mit ſolchen Einleitungskapiteln beginnt, hat ſie nicht gerechten Anſpruch auf den erſten Platz am

Parnaſſe der Völker? Aber wie der Menſch nach freudenreichen Stunden, mit welchen die Charis ſeine Jugend geſchmückt, nur ſehr ungewiß auf einen gleichen Blumengarten in den Jahren des vorgerückten Alters rechnen darf; ſo traten auch in Italien nach jenem Quinquevirat der Kämpfer nur wenige auf, die es ſich verſprechen konnten, einige Blätter ſeines Kranzes ihm abzugewinnen, und der delphiſche Gott, der nicht weniger Launen als ſeine Lehrlinge hat, wendete ſeine Vorliebe nach anderen Seiten, und antwortete ihnen, wie der Herr des Himmels dem Saul, weder durch Träume, noch durch Prieſter oder Propheten. Machiavellis kräftige, vollſtrömende Proſa war verhallt, und Davilas einfache Gründlichkeit fand nur in ſeltenen Fällen eine Feder, welche vor der Jagd nach dem Außerordentlichen oder vor überladenem Schmuck ihre anſpruchloſe Schönheit ſich anzueignen vermochte. Metaſtaſios harmoniſche Verſe waren vielleicht der Schwanengeſang italieniſcher Poeſie, in Alfieris Trauerſpielen überrauſcht die Rhetorik ihre zarte, höhere Schweſter. Eine Nation, welche den Sänger der Laura oder den unvergleichlichen Mahler der bunten Ritterwelt in Händen, das Schöne der Kunſt mit angebornem Taſtſinn empfindend, am Klaſſiſchen ſich labt, geſteht im Monti den Hohenprieſter ihrer heutigen Sänger, und von mehreren Millionen, unter welchen kein Gebildeter zu treffen, der ſich nicht metriſch verſuchte, erwirbt ſich kaum einer das Diplom der Meiſterſchaft. So bewährt Italien recht eigentlich jenen Vers des Euripides, daß nicht jedem Schönen auch ein ſchöner Herbſt zu Theil werde; einem bejahrten Helden gleicht es, der mit ſeiner Vergangenheit prangend, auf den Lorbern ruht, die ſein rüſtiger Jugendarm ihm erkämpft. Aber der Stolz eines Volkes findet in dieſem Betracht nur Anerkennung, wenn er mit dem Diadem der Gegenwart ſich ſchmücken darf, und der beſchneyte December möchte ſich ungebührlich als Mitglied deſſelben Jahres brüſten, deſſen May der Erde ihre Blumen, den Bergen ihre Quellen entlockte. Und dennoch iſt der Stolz erträglich, ſo lang' er noch die Beſcheidenheit nicht weit genug von ſich geſtoßen, um andere, die an derſelben Tafel Theil nehmen, ſeine Verachtung fühlen zu laſſen. Hat er dieſe Grenze überſchritten, ſo erregt er, wie jeder Thor, Gelächter, wenn man nicht ſo unhöflich ſeyn will, Gegenverachtung laut auszuſprechen. Solches Gelächter zieht ſich nun Italien allerdings ein wenig zu, und darf unter Europas Nationen eine lachen, ſo ſind wir es, die Deutſchen. Ein Glück, daß uns zum Lachen die Unverſchämtheit, zum Ärger die Galle fehlt.

Meiner Gelehrſamkeit Schweiß erkennt der Fremde mit Achtung;
Mein kaſtaliſcher Quell wogt ihm zu ſtürmiſch, zu rauh.
Der Deutſche.

Mehr als irgend ein anderes Land iſt es die Halbinſel der Apenninen, welche dem ehrlichen Manne das unmuthsvolle Diſtichon erpreßt. Nachdem Corneille und Racine den Franzoſen ein tragiſches Theater zuſammengedichtet hatten, wie es, nach dem Ausdruck ihrer landsmännlichen Kritiker, das Alterthum nie geträumt, und die kühnſte Hoffnung der Neuern nicht zu vermuthen gewagt hatte, richteten ſich Italiens Blicke auf die muſtergiltigen Ufer der Seine, in gerechter Erwartung, wo Melpomene ſo glänzende Proben ihres

Genies gegeben, würden auch die übrigen poetiſchen Schweſtern ſich nicht lange bitten laſſen, auf demſelben Cithäron mit gleich glücklichem Eifer ihre Gaſtrollen zu geben. Dieſe Erwartungen waren nun freylich, zum höchſten Befremden der Erwartenden ſelbſt, ein wenig ſchief gegangen; dagegen traten nach und nach in Frankreich eine Menge trefflicher Proſaiſten auf, die allerdings für Italien Vorbilder werden konnten und wurden. So blieb nun einmahl Frankreich für den Italiener die irdiſche Heimath der modernen Muſen, die Trophoniushöhle, aus deren Orakeln jeder Einzelne ſeine Äſthetik ſchöpfte, kam er auch ſchwindelnd oder doppelſichtig wieder herauf. Der Rhein erhielt das Grenzamt der belletriſtiſchen Geographie, für Italien ſelbſt behielt man die natürliche Scheidewand der Völker, die Alpen, bey. Was jenſeits beyder lag, gehörte in dieſelbe Rubrik, in welche heut zu Tage etwa der Nordweſten des Miſſiſippi oder diejenigen Striche Mittelaſiens, die auf Humboldts glücklichen Entdeckerblick harren, hypothetiſche Erdzonen, ungewiß ob von Giganten oder Pygmäen bewohnt, und die ultima Thule lag dem Italiener um eine anſehnliche Zahl von Graden ſüdlicher als andern gebildeten Nationen Europas. Eine ungerechte Forderung wäre es, von dieſem unſerm ſüdlichen Nachbar, wenn gleich Nachbar, damahls Kenntniß der deutſchen ſchönen Literatur zu verlangen; gab es doch, wenige einzeln ſtehende Schöpfer ausgenommen, kaum eine häßliche, und Proben von Hoffmannswaldaus bombaſtkeuchenden Bocksſprüngen oder Simon Dach's erbaulichen Unreimlichkeiten hätten ihm nicht eben große Luſt einſtößen können, eine Profeſſur des deutſchen Schriftenthums einzurichten; aber er mochte ſelbſt vom würdigen Senate der brittiſchen Dichter nichts hören, und Milton mußte ein ganzes Jahrhundert auf der Quarantäne der Unſterblichkeit liegen, ehe man in Italien erfuhr, daß ein verlorenes Paradies ſich epiſch behandeln laſſe, und den Dichter deſſelben eines kritiſchen Paradieſes würdig achtete. Die zweyte Hälfte des verfloſſenen Jahrhunderts begann, Gottſched hatte mit ſeiner Perrücke zugleich die literäriſche Diktatur niedergelegt, und der mündig gewordene Deutſche erhielt eine Sprache, eine Bibliothek ſchöner Geiſtesprodukte, welche von allen übrigen einen weſentlich verſchiedenen Gang nahmen. Mit Lächeln und Kopfſchütteln vernahm man in Italien, daß ein Volk der europäiſchen Zah'arah, deſſen Gelehrte bisher wohl nützliche Traktate im Schweiß ihres Angeſichtes ausgearbeitet, gründliche Kommentare geliefert, und zum Frommen der Gelehrten-Republik ſich gutmüthig zu lebenslänglichem Exerzipiren verurtheilt hatten, plötzlich die Stufen des Muſentempels zu berühren wage, und, wie es ſchien, in einer ganz andern Tracht, mit andern Gebräuchen, ſogar mit verſchiedenem Endzweck. Einen Baumgarten, einen Cellarius, einen Schlözer konnte man ſich wohl recht gut unter einem Deutſchen denken; aber einen pſalmodirenden Klopſtock, einen panharmoniſchen Herder, wie konnten ſolche Gangespalmen ſich nach Spitzbergen verirren? Man zweifelte, und ein Gelehrter war überzeugt, man wolle ihn zum Beſten haben, als ihm geſagt wurde, daß Haller, den er ſich nur unter Folianten denken konnte, Oden gedichtet habe. Doch die Neugier und der vielleichtige Gewinn riefen den Überſetzer; er übertrug Wielands Agathon und Geßners epiſche Idyllen in ſeine Landesſprache. Wie ſie die Doppelreiſe durch das Filtrum beyder Nationen gemacht hatten, nahm man die Fremdlinge mit ſchonungsvollem Beyfall auf, und geſtand ſich die Bemerkung, wie der Zufall eines günſtigen Sonnenblicks ſelbſt auf ſcythiſchem Boden ein Paar ephemeriſche Blumen hervorlocken könne; es wäre wirklich Schade, wenn die armen Verlaſſenen, die einen recht guten Willen zeigen, von kultivirter Seite nicht freundſchaftlich unterſtützt würden, und aus Paris literäriſche Miſſionen erhielten, die für das äſthetiſche Heil ihrer Seele Sorge trügen. An ſolchen Miſſionen gebrach es auch wirklich nicht ganz und gar; dennoch blieb Deutſchlands Muſe bey ihren Vorübungen nicht ſtehen; die Göthiſche Periode begann, Lyriker und Tragöden, vom Erfolge geſpornt, wetteiferten um die Dichterkrone, das Bedauern des Auslandes ging allmählich in einen heimlichen Neid über. Was literäriſche Zeitſchriften in Italien las, begann zu ſtaunen, und Berichte über deutſche Literatur, welche auf mehreren Akademien den Zuhörern mitgetheilt wurden, erregten ein Erſtaunen, wie auf dem Wege von der Küſte nach Madrid die Erzählungen der Matroſen, die zuerſt aus dem neuentdeckten Amerika zurückgekehrt waren. Um dieſe Zeit ereigneten ſich zugleich politiſche Veränderungen, welche die Bewohner des nördlichen Italiens mit dem Deutſchen in vielfältigere Berührung brachten; die Erlernung unſerer Sprache ward für Manchen Standes- und Amtsbedürfniß, und der Bekanntſchaft mit unſerer Literatur bothen ſich häufigere Mittel, um Vieles erleichterte Gelegenheit dar. Von hier an gewährt unſer Gegenſtand ein weit bemerkungsreicheres Bild, und unſere Einleitung kann geſchloſſen werden.

Dan. Leßmann.

(Fortſetzung folgt.)

II.

Vermiſchte Nachrichten.

Vor einiger Zeit ſtarb zu Turin, in einem Alter von faſt hundert Jahren, Lorenz Pecheux, erſter Mahler ſeiner Majeſtät des Königs von Sardinien, Direktor der Mahlerſchule, Mitglied der königl. Akademie der Wiſſenſchaften und Ritter vom Orden des H. Moritz und Lazarus. Berühmt durch ſeine Kunſt und vorzüglich in denjenigen ihrer Zweige, welche die Zeichnung umfaſſen, hinterläßt er in ſeinen ſehr ſchätzbaren Öhlgemählden und in den ſchönen Fresko-Arbeiten der Villa Borgheſe ein dauerndes Andenken an ſich. Er war der Schüler und Freund des berühmten Mengs. Die Künſte wie die Künſtler verlieren in ihm einen wackern Forthelfer, Rathgeber und muſterhaftes Vorbild.

Die Äußerungen des Herrn Kandler (aus Neapel vom 10. May) über Roſſinis Moſes, welche ſich in Nummer drey und ſiebenzig des Sammlers finden, beantwortet von Venedig aus ein Gegner, welcher ſich in der Unterſchrift »einen Italiener« nennt, mit vielem Nachdruck patriotiſchen Eifers. Er theilt jene Bemerkungen in zwey Hälften, von welchen die eine Italien überhaupt, die andere hingegen das Werk des Roſſini insbeſondere betrifft. Er ertheilt, was die Kenntniſſe der Muſik anbelangt, dem Korreſpondenten das Lob tiefer Einſichten und gründlicher Erfahrungen, geſteht die Wichtigkeit, welche deſſen Urtheil in Deutſchland, vorzüglich in Wien habe, wundert ſich aber nicht wenig, daß dießmahl ſeine Anſichten den Anſichten Deutſchlands, Frankreichs, des ganzen Europa, ja ſelbſt unſerer Antipoden ſchnurſtracks entgegen laufen. Hätten, meint er, die Werke des Roſſini jene fünf ihnen vorgeworfenen Gebrechen (Mangel an Tiefe, Überlegung, Zuſammenhang, Solidität und Rundung), ſo wären ſie Mißgeburten, welche die Menſchheit entehren. Darauf folgt der gewöhnliche Beweis, wie die Wirkung eines Kunſtwerks auf das Gefühl der Geſammtzuſchauer, was ſich auch dagegen ſagen laſſe, der untrüglichſte Probirſtein für ſeinen poetiſchen Werth ſeit Deukalion geweſen ſey, und bis zum jüngſten Gerichte ſeyn werde. Indeſſen gibt der Ungenannte billiger Weiſe zu, daß ein kritiſcher Genius an der Muſe Roſſinis manches Tadelhafte, z. B. ihre Wiederhohlungen, auffinden könne; ſpricht ſich aber ziemlich heftig gegen die Ungerechtigkeit aus, von den Mängeln eines einzigen Autors und den Darſtellungen ſeiner Werke auf den Charakter einer ganzen Nation, deren einzelnes Mitglied er iſt, ſchließen zu wollen. Nun folgt ein Panegyrikon Italiens und ſeiner Bewohner, das alte Preislied von der Auferſtehung der Wiſſenſchaften, welche ſie herbeygeführt, und das Ganze ſchließt mit der beruhigenden Abſtammung ſeiner Vaterlandsgenoſſen von Cäſarn und Ciceronen.

Um uns bey denjenigen, deren fleißiger Magen die ganze deutſche Literatur der Kochbücher vielleicht ſchon durchgewandert hat, und ſich ſehnſuchtsvoll nach neuer Übung ſeiner Kraft umſieht, ein ſchmeichelhaftes Verdienſt zu erwerben, eilen wir, die Erſcheinung eines encyklopädiſchen Kochwerks mitzutheilen, welches, nach Krünitziſchen Ideen verfaßt, ſelbſt den Wünſchen des redlichſten Gaſtronomen wenig übrig laſſen zu wollen ſcheint. Sein Titel lautet: Die ökonomiſche Köchinn, welche jeden Tiſch im geläutertſten Geſchmack zu beſetzen anleitet, nach alphabetiſcher Ordnung dargeſtellt, bey Peter Agnelli zu Mailand, vier Theile in Duodez. Eine ſinnreiche Ausgabe, indem man dieſe alphabetiſche Köchinn auf romantiſchen Spaziergängen in der Taſche umher tragen, und am graſigen Rande eines ſanft rauſchenden Baches ihre Orakel befragen kann. Indem uns aber das Schickſal des Herrn Krünitz einfällt, welcher mitten im Artikel »Leiche« von der Welt und ſeiner Encyklopädie durch den Tod abgerufen wurde, wünſchen wir den appetitreichen Leſern, daß keine zu gewiſſenhafte Erfüllung einer Vorſchrift darin ihnen die übrigen alle verleiden möge.

»Unterſuchungen in Hinſicht der alten Stadt Heklanum von Raimund Guarini, zweyte bedeutend vermehrte Auflage.« — Die neapolitaniſchen Staaten, ſelbſt in den widerwärtigſten Zeiten an Schriftſtellern jeder Gattung reich, wetteifern rühmlicher Weiſe mit den gelehrteſten Europas; die Mazzochi, die Martorelli, die Ignarra waren die erſten Pfleger alterthümlicher Gegenſtände im vergangenen Zeitalter. Auch jetzt haben ſich nicht wenige mit gefeyertem Nahmen erhoben, unter welche mit Recht und Fug Herr Guarini, als eifriger Freund des vaterländiſchen Ruhmes zu ſetzen iſt. — Heklanum, welches einſt an Größe mit Aquilonia und Avellinum im alten Samnium Hirpinum wetteiferte, im vierten Jahrhundert Vaterſtadt des Biſchofs Julian, war im Wechſel der Zeiten, wie ſo viele andere berühmte Städte, von jenem klaſſiſchen Boden verſchwunden, ſo daß man ſich nicht einwahl über ſeine ehemahlige Stelle verſtändigte. Hr. G., unerachtet der vergeblichen Bemühungen vieler Forſcher, unterzog ſich dem mühſamen Geſchäft, Denkmähler aufzuſuchen, durch welche man wenigſtens die alte Lage erführe. In ſeiner erſten Unternehmung vom Glück begünſtigt, fand er, daß das berühmte Heklanum auf dem Felde der heut ſogenannten Grotten gelegen, in den Fluren von Mirabella, deren Getreide jetzt dem Pflüger reiche Ernten gewähren. Die huldvolle Aufnahme ſeines erſten, 1812 erſchienenen Werkes ermunterte den Verfaſſer zu einem ſchwereren Beginnen; er ſuchte die vollſtändige Geſchichte der Stadt, wo möglich, bis zu ihren letzten Zeiten, zuſammen zu faſſen und darzuſtellen. Dieſe erſchien 1814. Es wunderten ſich die Gelehrten, in dieſem Werke die wechſelvollen Schickſale der Stadt aus dem Bundesgenoſſenkrieg des ſechsten Jahrhunderts entſtanden zu ſehen, da mittelſt der Rache des Kaiſers Conſtantius aus Heklanum Quintodecimum wurde; im eilften erhob es ſich in geringer Entfernung unter dem Nahmen Aquaputida, und wurde endlich im zwölften, nach dem Willen des Rüdiger, Mirabella genannt. Dieſe Data werden durch unverwerfliche Monumente erhärtet; auch ſammelte und erklärte in dieſer Rückſicht der Verfaſſer eine bedeutende Menge von Inſchriften aller Art. Seit 1814 hörten ſeine Bemühungen nicht auf; ſo erſcheint die gegenwärtige Ausgabe mit einer umfaſſenden Diſſertation über die ſogenannten Triumviri monetales, zu deren neu aufgeſtellten Meinungen ſich bald der berühmte Archäologe, Ritter Avellino, bekannte. Von zweyen begleitenden Kupfern ſtellt das erſte die Überbleibſel der alten Stadt dar, das zweyte das Amphitheater und den untern Theil eines andern Gebäudes, vielleicht die Vorderſeite des Circus oder des Forum. Schließlich wird des Verfaſſers Leutſeligkeit und Freundlichkeit im Vergleich mit der düſtern Strenge der meiſten Alterthumsforſcher geprieſen. . L.

(Fortſetzung folgt.)

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Burgtheater. Nachdem die Vorſtellungen am 1ſten d. M. wieder begonnen hatten, trat Mlle. Herbſt, vom ſtändiſchen Theater in Prag, am 3ten als Toni auf, in Körners Drama; dann als Amalie von Ronsberg, in Haß allen Weibern, nach dem Franzöſiſchen von J. F. Caſtelli.

Die erſte Rolle greift in das Tragiſche, wofür die Schauſpielerinn von der Natur nicht außerordentlich begabt wurde. Ihr Ton iſt weder durchgreifend noch durchgehends verſtändlich, wenigſtens geht von dem Vortrag viel verloren, weil die Worte mit gepreßter Stimme ausgeſprochen werden. Übrigens zeigte ſich viel Herzlichkeit und im zweyten Aufzug wurden einige Theile mehr belebt, als man bisher erwartet hatte. Zuweilen bemühte ſich die Schauſpielerinn den Ausdruck zu vervielfältigen, indem ſie verſchiedene Beziehungen zuſammenfaßte, was wenigſtens Fleiß und Aufmerkſamkeit auf die Rolle bewies und Wirkung hervorbrachte.

Als Amalie befriedigte Mlle. Herbſt in der erſten Scene wenig. Wir vermißten den Anſtrich der vornehmen Welt und eine innere Lebendigkeit, die dem Charakter angemeſſen iſt und ſich durch äußere Zeichen nicht erſetzen läßt. Alles hatte zu ſehr das gewöhnliche theatraliſche Gepräge, und die Schauſpielerinn zeigte ſich ſelbſt zu deutlich darin wieder. Die Schilderung des unbefangnen Mädchens war ziemlich ungezwungen, doch der Zauber der Überredung fehlte, der auf die Zuſchauer eben ſo gut wirken muß, wie auf den getäuſchten Liebhaber; ſogar die Kleidung ſtand nicht ſehr vortheilhaft. Mehrmahls wurde der Converſationsfaden nicht raſch genug ergriffen, wodurch Lücken entſtanden, wofür einzelne gelungene Züge wieder Erſatz gewährten; und hieher rechnen wir beſonders den Augenblick, wo Amalie ihre Rolle gegen Valincour vergißt und ihr Gefühl im Drange der Rechtfertigung durch die Maske ſchnell hervorbricht. Der Charakter iſt an ſich empfehlend, die Heiterkeit des Stücks erweckt immer neue Theilnahme, und ſtimmte auch dießmahl zur Empfänglichkeit, die den glücklichen Erfolg der Schauſpieler begünſtigte.

Den 4ten trat ein andrer Gaſt in dem Luſtſpiel: Die falſchen Vertraulichkeiten, auf — Hr. Wohlbrück, vom ſtändiſchen Theater in Brünn, als Dornberg.

Dieſes erſte Gaſtſpiel entſprach unſern Erwartungen nicht, doch kann die Urſache zum Theil mit darin liegen, daß ihm die Rolle weniger zuſagte, als vielleicht manche andere. Er zeigte ſich für Luſtſpiel und Familiengemählde ſehr brauchbar und ſcheint vorzüglich eines natürlichen Spiels ſich zu befleißigen. Der Ton iſt allerdings ſehr leicht, aber das Benehmen, was uns ſehr befremden mußte, nicht ſonderlich gewandt. Die Hände machen eckige Bewegungen und die Haltung war wenigſtens dieſer Rolle, wo der Bedientenrock nur geborgt iſt, nicht angemeſſen. Hr. Wohlbrück hat freylich viel zu überwinden und das Talent muß hier für ſich ſehr wirkſam ſeyn. Die Darſtellung war aber wirklich dießmahl zu einſeitig und nahm die Aufmerkſamkeit wenig in Anſpruch. Der Schauſpieler ſprach verſtändig, ließ aber deſſen ungeachtet einige Mahl Sprachfehler entſchlüpfen, die man gern der Übereilung zuſchreiben mochte.

Theater an der Wien. Den 2ten d. M. trat Hr. Rott, Mitglied des ſtändiſchen Theaters in Linz, als Karl Moor in ſeiner erſten Gaſtrolle auf.

Die Geſtalt iſt heroiſch und der Ton dringt durch, aber Hr. Rott verſteht noch nicht, beyde zu ſeinem Vortheil zu gebrauchen; überhaupt mangelt ihm Routine, von höheren Anforderungen nicht zu reden; Anlage iſt da. Er verſchwendete zuweilen ſeine Kraft, z. B. in den Schlußſcenen des erſten Aufzugs, wo jedoch manches Einzelne mehr oder weniger gelang. In den Schluß der wichtigſten Reden legte er nie den rechten Nachdruck, ſie klangen oft wie abgeſchnitten. Statt mit dem Ton hinauf zu gehen, ließ er die Stimme öfter fallen; Deklamations-Übungen würden ihm daher ſehr nützlich ſeyn. Auch in mäßiger Bewegung hat er Nachdruck, um ſo weniger braucht er ſich übermäßig anzuſtrengen, wo die Leidenſchaft es nicht erfordert, und allmähliches Fortſchreiten bringt erſt, wie Schatten und Licht in einem Gemählde, ein anſchauliches Bild hervor.

Es läßt ſich ohne Übertreibung viel Gutes von dieſer erſten Darſtellung ſagen, doch kann auch fortgeſetztes Studium und Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt dem Schauſpieler nicht genug empfohlen werden. Der Beyfall war ſehr ermunternd; zum Vortheil kann er ihm erſt dann gereichen, wenn nicht alle Äußerungen als Beweiſe lauterer Zufriedenheit aufgenommen werden.

Bey Anton Strauß iſt um den Preis von 36 kr. C. M. ein Werkchen unter dem Titel: »Die Sparkaſſe,« zu haben. Daſſelbe hat alle Eigenſchaften einer gediegenen Volksſchrift, welche den Zweck, die Vortheile und die Einrichtung einer wohlthätigen Anſtalt auf eine Art darſtellt, die nicht nur den zu belehrenden Theil des Volkes über dieſelbe aufklärt, ſondern auch Männer mit feſtem guten Willen in den Stand ſetzt, das Gute und Nützliche zu befördern und zu verbreiten. Ihre Majeſtät die Kaiſerinn, unſere geliebte Landesmutter bekräftigte den Werth jener Volksſchrift bereits dadurch, daß Höchſtdieſelben deren Dedication auf das Huldreichſte anzunehmen geruhet haben.

Bekanntlich hat der Profeſſor Anton Marſand, zu Padua, in den Jahren 1819 und 1820 eine ſehr elegante und vorzügliche Ausgabe der Rime del Petrarca veranſtaltet, deren in mehreren kritiſchen Blättern in und außer Italien, nahmentlich in dem öſterreichiſchen Beobachter, in der Biblioteca Italiana, auch in dem kritiſch-literariſchen Nachläufer zur Mailänder Zeitung mit verdientem Lobe Erwähnung geſchehen iſt. Von dieſer Ausgabe nun iſt ein Exemplar auf ſehr weißes Pergament, von drey Decimeter, drey und vierzig Mill. in der Höhe und zwey Decim. drey und vierzig Mill. in der Breite, abgezogen und mit den Original-Zeichnungen und Miniatur-Gemählden, nach welchen die zu der Ausgabe gehörigen Kupferſtiche gefertigt ſind, verſehen worden. Dieſes Exemplar des berühmten Canzoniere, welches zu den größten und herrlichſten bibliographiſchen Seltenheiten der neuen Zeit gehört, hatte Hr. Prof. Marſand anfangs zu ſeinem eigenen Gebrauche beſtimmt, ſpäterhin aber ſolches dem Buchhändler, Hrn. G. P. Giegler zu Mailand, auf deſſen wiederhohltes Anſuchen mit der ſchriftlichen Erklärung, daß es das einzige auf Pergament abgedruckte Exemplar des Canzoniere ſey, als Eigenthum überlaſſen. Das Weſentlichſte, dieſe typographiſche Seltenheit betreffend, will Ref. aus einem ungleich weitläuftigern italieniſchen Berichte heraus heben. Den Anfang des erſten Bandes ziert Lauras Bildniß, mit nicht gemeinem Künſtlerfleiß ausgeführt von dem Genueſer Franz Emanuel Scotti: dieſes Miniatur-Stück auf Pergament iſt es, nach welchem Morghen ſeinen mit Recht hoch geprieſenen Kupferſtich gefertigt hat. Nach Hrn. Scotti's eigener Äußerung hat er ſelbſt während ſeines ganzen Künſtlerlebens ſonſt kein Miniatur-Gemählde von ſolcher Größe verfertigt, und dieſe ſeine, in ihrer Art einzige Arbeit iſt zugleich auch ſeine letzte, indem er ſich nun von Mailand, wo er ſeine Kunſt zu üben pflegte, nach Rom begeben hat, um daſelbſt ſeine Tage in Ruhe zu beſchließen. Von zwey ebenfalls von Scottis Meiſterhand gearbeiteten Titelblättern ſtellt das eine einen Lorberbaum vor, deſſen Äſte ſich alſo im Kreiſe herum ziehen, daß ſie acht kleine Miniatur-Abbildungen von den zwey in der Marſandſchen Ausgabe enthaltenen Bildniſſen und ſechs Proſpekten auf eine eben ſo elegante als geſchmackvolle Art einſchließen. Auf dem andern Titelblatte finden ſich Myrten- und Lorberzweige zu einem lieblichen Kranze verflochten. Den Denkwürdigkeiten aus Petrarcas Leben, ſo wie der Dichter ſie ſelbſt in ſeinen lateiniſchen Werken hinterlaſſen hat, iſt ſein Bild in Miniatur vorgeſetzt Daſſelbe iſt von dem geſchickten Zeichner, Hr. Gaetano Bozza, nach einem alterthümlichen Mauergemählde verfertigt, und einzig auf Hrn. Marſands Bitten hatte ſich Hr. Scotti dazu verſtanden, demſelben Licht und Schatten zu geben, welches mit ungemeinem Fleiße und Anſtrengung geſchehen iſt. Die Sonette und Canzonen auf das Leben der Madonna Laura ſchmückt, ſehr ſchicklicher Weiſe, eine ſchöne, überaus getreue, von dem Lyoner Mahler Epinate an Ort und Stelle aufgenommene, von einem andern nicht unberühmten Lyoner Künſtler, dem Zeichner und Baumeiſter Piraud, kopirte und nach der Skizze dieſes Letztern, von dem bekannten in Mailand domicilirenden Landſchaftmahler Joh. Migliara ſehr geiſtreich ausgeführte Anſicht der Einſamkeit von Vauclüſe. Eine zweyte, ebenfalls von Hrn. Migliara in Waſſerfarben ausgeführte Zeichnung zu Anfange des zweyten Bandes, vorn an den Sonetten und Canzonen auf Laura's Tod, liefert die Einſamkeit von Selva-Piano, im Parmeſaniſchen. Dieſe hat Hr. Giacopo Liuzzi, ein wackerer Mahler von Reggio, nach der Natur gezeichnet, und ein Meßkünſtler hat den Plan der Fundamente des Häuschens aufgenommen, das vormahls an dieſer Stelle geſtanden und in das ſich Petrarca im Herbſt 1341 zurückgezogen hatte. Eine dritte Zeichnung mit Waſſerfarben, von Migliara, liefert, abermahls nach Bozza, eine getreue Anſicht von der Einſamkeit von Arqua und dem daſelbſt von dem Dichter bewohnt geweſenen Hauſe. Sie ſteht vor ſeinen Trionfi. Die beyden folgenden Handzeichnungen von Migliara, von denen die eine ſich dem Trionfo della morte, die andere dem Trionfo della Fama vorgeſetzt findet, liefern von dem Paduaniſchen Ingenieur Vincenzo Zabeo, an Ort und Stelle, nach allen Regeln der Kunſt entworfen, die beyden Denkmahler zu Arqua und Padua. Ganz beſonders gehört dem erſtgenannten dieſer beyden Künſtler auch noch die ſechſte Anſicht an. Sie ſtellt die Einſamkeit von Linterno, unweit Mailand, vor, in frühern Zeiten l' Inferno genannt, wo Petrarca eine geraume Zeit ganz unbeachtet lebte, iſt von ihm perſönlich nach der Natur gezeichnet, und findet ſich den Sonetten und Canzonen vermiſchten Inhalts voran geſetzt. —

Bekanntlich wendet man jetzt das aus Thran oder geringern Öhlſorten erzeugte Gas, ſtatt des Steinkohlengaſes zum Erleuchten an. Verſuche haben gezeigt, daß es wohlfeiler kommt, in gleicher Menge drey Mahl mehr leuchtet, keiner Reinigung bedarf, da es nicht, wie Kohlengas, Schwefelwaſſerſtoff und andere fremde Theile enthält, und daher auch die Metalle nicht angreift, und nicht ſo viel Feuchtigkeit und Hitze erzeugt.

Das Öhlgas erzeugt man auf eine einfache Art. Eine eiſerne, durch Feuer erhitzte Retorte iſt mit einem Öhlbehälter in Verbindung, aus dem Tropfenweis Öhl in daſſelbe aus einem Hahn fällt. Es wird dort in Luft zerſetzt, ſteigt dann in ein Verdichtungsgefäß, wo das Öhl, das ſich unzerſetzt verflüchtigte, niedergeſchlagen und in den Behälter zurückgeführt wird, während das Gas durch ein Gefäß mit Waſſer geht, in dem es fein noch enthaltendes Öhl und andere verdichtbare Theile abſetzt und dann in den Gasbehälter übertritt.

Das Kohlengas erzeugt man, indem man Steinkohlen in einer eiſernen Retorte über Feuer bringt, und ſie erhitzt. Das entſtehende Gas leitet man in ein weites Gefäß, wo es Thran und Ammoniak abſetzt, dann durch Waſſer und Kalk, wo es den Schwefelwaſſerſtoff abſetzen ſoll, dann in Waſſer und zuletzt in den Gasbehälter. Alles dieß erfordert weit mehr Geräthe und Arbeit als bey dem Öhlgas, wie nachſtehende Berechnung zeigt.

Um 1000 Lichter ein Jahr zu unterhalten, braucht man 7000,000 Kubikfuß Kohlengas oder 2000,000 Kubikfuß Öhlgas.

Um zwey Mill. Kubikfuß Öhlgas zu erzeugen, ſind 20,000 Galonen (78 Tonnen) Öhl und 74 Tonnen Steinkohlen nöthig.

Um ſieben Mill. Kubikfuß Kohlengas zu erzeugen, ſind 700 Chaldron Steinkohlen und 175 Chaldron zur Verkohlung, zuſammen alſo 1181 Tonnen, ſo wie 50 Tonnen Kalk zur Reinigung nöthig. Man bedarf daher weit mehr Raum und Geräthe und ein weit größeres Betriebskapital.

Die Stadt Bukareſt in der Wallachey hat 80,000 Einwohner. Die Straßen ſind mit Eichenſtämmen gepflaſtert, wo dieſe verfault ſind oder ganz mangeln, verſinkt man aber tief in Koth. Die Hauptſtraßen ſind mit Kaufläden gefüllt, und viele Leipziger Kaufleute haben hier ihre Waaren ausgeſtellt. Handwerker ſind meiſtens durch den Gewinn aus den benachbarten Staaten angelockte Fremdlinge, die unter der Ägide ihrer Regierungen vor Bedrückungen Schutz finden. Der Markt oder Bazar beſteht aus mehreren Gängen, die mit Wetterdächern verſehen und mit Waaren aller Art voll gepfropft ſind. Am meiſten werden die Schänkhäuſer und Keller beſucht, in denen ſich das gemeine Volk dem übermäßigen Genuſſe des Weins und Branntweins überläßt, und ſo den Wurm des Kummers tödtet. Kaffehhäuſer gibt es mehrere, doch ſtehen ſie in keinem ſonderlich guten Ruf; Billiards werden jetzt häufig eingeführt, ſo wie Öfen immer mehr und mehr in Mode kommen.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625), wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 11 fl. W.W. halbj.— Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

65.

(Wien, Mittwoch den 15. Auguſt.)

Über die Harmonie in der Tonkunſt, in Beziehung auf ihre Verwandtſchaft mit der Mahlerey, Plaſtik und Dichtkunſt.

Von J. A. Kanne.

In unſerer, an diſſonirenden Weltklängen ſo reichen Zeit, dürfte es nicht ohne Intereſſe ſeyn, einmahl über das Weſen der Harmonie in der Tonkunſt zu ſprechen, und nicht allein ſeine Eigenthümlichkeit an ſich zu beſchauen und in das gehörige Licht gegen andere Künſte zu ſtellen, ſondern auch manche Vorurtheile zu bekämpfen, deren ſchädlicher Einfluß ſowohl den wahren Fortſchritten der Tonkunſt in ihren Prieſtern hinderlich, als auch dem bloß muſikaliſch fühlenden — wenn gleich nicht gelehrten Freunde der Muſik in ſeinen Lieblingsfreuden oft ſtörend iſt.

Denn in der That gibt es keine Kunſt, deren plötzliches Emporkeimen zur höchſten Pracht der Blüthenfülle nach langen, ihr Wachsthum hemmenden Jahrhunderten das Staunen der Welt ſo ſehr erregen muß, die aber auch bey dieſem üppigen Wuchſe der Wunderkräfte ſo manchen Zweig des Unkrauts noch in ihrem Zauberkreiſe duldet, deſſen ſorgfältiges Ausjäten — wenn es je einem auch nur theilweiſe gelänge — die Mitwelt verdienſtlich finden dürfte.

So viel an uns iſt, werden wir durch dieſe Blätter dieß zu bewirken verſuchen, und erbitten uns hierzu — weil es hier nöthig zu bitten — die Theilnahme der Muſiker, indem wir derſelben bey der übrigen gebildeten Welt ſchon im Voraus verſichert ſind.

Da aber in keiner Kunſt eine kritiſche Beſchauung Statt finden kann, ohne die übrigen mit derſelben verſchwiſterten in ihren Zweigen zu berühren, ſo iſt ſchon hierdurch der Maßſtab gegeben, nach welchem der nachſichtsvolle Leſer die Momente zu beurtheilen hat, in welchen wir das Charakteriſtiſche der verſchiedenen Künſte — ſo viel wir deſſen Beziehung blos für unſern Gegenſtand brauchen — nach unſerer Art und Anſicht zu bezeichnen uns erlauben werden.

Die Muſik iſt unter allen Künſten, unter den aus *einem* Hauche der Gottheit entſproſſenen höchſten Blüthen der Menſchheit, der jüngſte Zweig.

Ihr erſter Urſprung kann vernünftiger Weiſe nicht anders gedacht werden, als daß das prädominirende ihrer Elemente, die Melodie, in ſeiner Thätigkeit ſich ſtets zuerſt regte, jedoch ohne daß man die beyden andern, Harmonie und Rhythmus, dabey ſich als ganz unwirkſam denken kann. Denn da Melodie die nach den Geſetzen der Schönheit ſich bildende Succeſſion der Töne iſt, da dieſe auf einander folgenden Töne in der Verſchiedenheit ihres Klanges und ihrer Stufe ſich eben ſo gut in der Harmonie wieder finden, nur daß allda dieſe verſchiedenen Klangſtufen coexiſtiren, welche bey der Melodie ſich als aufeinanderfolgend zeigen — ſo konnte unmöglich eine Melodie erfunden werden, welche durch ihr Weſen nicht ſogleich auch ihr harmoniſches Verhältniß kund gethan hätte, nur mit dem Unterſchiede, daß daſſelbe ſich bey der Melodie in der Bewegung — nicht in der Ruhe zeigte, alſo mehr in der Zeit, denn im Raume.

Die Melodie bildete die Form des Tonbildes, ſie trug die gefühlvollen Hauche des Wohlklanges von einer äſthetiſchen Stufe auf die andere, auf welchen, als ihrem Sitze, die Harmonie — wie ſie ſich in unſerer Zeit offenbarte — zu ruhen pflegt.

Da alſo Melodie eigentlich die aus den Geſetzen der Ruhe hervorgehende Thätigkeit iſt, ſo kann man ſich ihren erſten Urſprung auch nicht anders denken, als daß das Gefühl der geahneten harmoniſchen Verhältniſſe dabey immer zum Grunde lag, wenn es ſich auch ſeiner nicht bewußt wurde, und als frey mitwirkendes Element äußerte. Drum kann ſeine Macht nicht als ſchlummernd durch lange Zeit gedacht werden, weil ſeine organiſche Nothwendigkeit erwieſen iſt. Aber der menſchliche Geiſt hatte weder durch eigne Kraft, noch durch Zufall dieſen Aufſchwung erhalten, ſich mit voller Freyheit und in ſchönſter Zweckmäßigkeit deſſelben zu bedienen.

Melodie iſt alſo die Schönheitslinie, welche in der Mahlerey coexiſtirt, und auf einmahl angeſchaut werden kann — im Grunde findet doch in der Thätigkeit des Auges bey Beſchauung eines Contours eine gewiſſe melodiſche akuſtiſche Succeſſion Statt, weil das Auge auf und abſtreift — ſie iſt der Contour, der die Form mit ihren charakteriſtiſchen Merkmahlen ausſpricht; die Wellenlinie, in der das optiſch Angeſchaute ſich bewegt — das alſo hier in der Muſik auf dem Wege der Akuſtik hervorgeht.

Die Graderhöhungen dieſer Wellenlinie ſind alſo — wie aus Obengeſagtem erhellt — im Grunde wieder harmoniſche Verhältniſſe, deren Daſeyn und Mitwirkung bey der Melodie als unerläßlich gedacht werden muß.

Harmonie iſt alſo das Geſetz der Schönheit, nach welchem Töne bey den zugleich ſuccedirenden Tönen der Melodie — auch coexiſtiren können. Sie iſt alſo die Wage des Inhalts von den melodiſchen Tönen — das Maß ihrer Tiefe und Höhe — das Strahlenprisma, durch welches die Contoure der Melodie mit Farben, Schatten und Licht beſeelt werden.

So wie die Farben durch grellen Abſtand ſich entweder ganz unterſcheiden, oder durch ſanftes Ineinanderfließen nähern und verſchmelzen, — ſo iſt auch der Abſtand der Töne, in dem Verhältniſſe ihrer ſimultanen Exiſtenz, ähnlichen Geſetzen unterworfen. Die Sekunde nähert ſich der Prime und der Terz, wie die, der gelben und blauen inmitten liegende rothe Farbe. Eben ſo, wie ſich in der Farbenmiſchung ein greller Lichtpunkt denken läßt, der dem Auge anfangs wehe thut, aber von allen Seiten ſo ſich verliert, und durch ſanfte Abſtufungen nuancirt wird, daß das anſchauende Auge endlich mit Wohlgefallen darauf ruht; eben ſo gibt die Lehre der Harmonie die Geſetze an, nach welchen diſſonirende Töne mit einander verbunden werden dürfen, und ſtellt ganz das nämliche Prinzip als die Mahlerey auf, welche den grellen Punkt des Lichts oder der Farbe (die Diſſonanz) durch den Vorder- und Hintergrund in eine ſanft verſchmolzene Harmonie zu bringen ſtrebt.

Die Muſik erreicht dieſen Akt der Verſchmelzung greller Farben oder diſſonirender Töne durch einen andern Vordergrund, die Vorbereitung — die ſich alſo hier in der Zeit äußert, wie bey der Mahlerey im Raume.

Der Hintergrund iſt leicht in ſeiner Analogie aufzufinden, in der Auflöſung der Diſſonanzen, welche entweder nur unmittelbar geſchehen, oder durch ſanfte Mittelperioden, oder nur durch Akkorde verſchoben werden kann, ſo wie die Auflosung der Farbenkontraſte durch immer neue Miſchungen.

Während alſo der Contour der Melodie in ſeiner Bewegung durch die Succeſſion der Töne hervorgebracht wird, folgt ihm die durch ſeine Bewegung beſtimmte Harmonie nach allen Richtungen und in allen Pötenzen, um durch ihren Mitklang die ſchwebende Linie der Melodie auf ihren Stufen zu tragen, und ihr dadurch großere Anſchaulichkeit, Charakteriſtik, Leben, ja ſogar mehr Bewegung zu geben, und gleichſam das Gemüth des Hörenden über die Baſis des ſchwebenden Weſens — der Melodie — — zu beruhigen.

Das menſchliche Auge verlangt bey jeder Form die Rundung, alſo kann man ſich keine Form eigentlich denken, welche nicht von allen Seiten — in der Plaſtik — oder von zwey Seiten — in der Mahlerey — müſſe beſchaut werden können.

Dieſe doppelte, die Form bildende Linie gibt alſo die vom Auge geforderte Rundung, und bringt das angeſchaute Objekt vor unſer Auge, ſo, daß wir den Totaleindruck in uns aufnehmen können. Wenn man zum Beyſpiel einen menſchlichen Körper von der Vorderſeite en profil zeichnen wollte, ohne den Rücken durch Linien anzudeuten, ſo wird das Bild nur einen unvollkommenen Eindruck auf unſer Auge machen, und die Seele des Schauenden ihre Sehnſucht nicht unterdrücken können, die fehlende Linie ſich ſelbſt hinzuzudenken und auszufüllen.

Denn jede Form verlangt ihre Abrundung von dem ſie umgebenden leeren Raume. Der Zweifel darüber beunruhigt das Auge, und treibt die Seele zur Thätigkeit an, ſich die halbe Form nach ihrem eigenen Sinne oder nach Verhältniß der einen vorhandenen Linie auszubilden und fertig zu machen. Hat alſo die vordere Seite den Charakter des Schlanken, ſo wird die Einbildungskraft des Beſchauenden die fehlende Linie in demſelben Verhältniß der Schlankheit ausbilden. Zeigt ſie ſich als ſchroff, eckig, ſo wird auch die ſupplirte Seite dieſen Charakter tragen; denn der Sinn des Menſchen kann der ihm innewohnenden Sehnſucht nach Ordnung und Harmonie aller Verhältniſſe, nach Einheit überhaupt nicht widerſtreben, und wird unwillkürlich bey Beſchauung eines jeden Gegenſtandes im Menſchen geweckt.

(Fortſetzung folgt.)

* * *

Bilder von Wien.

I.

Der Platzregen in der Brigittenau.

Eine humoriſtiſch-philoſophiſch-moraliſch-ſatyriſche Betrachtung von Johann Langer.

Element-Erden-Himmel-Tauſend!! rief ich feuerſprühend wie die *lyciſche Chimäre*, und die Arme in die Seite geſtemmt, wie die Wirthinn auf dem Titelkupfer der *Thümmel*'ſchen Reiſen. Dieſer Bannſtrahl fiel auf das Haupt meines Pferdebändigers, der ſich unterſtand, wider meine poſitiven Befehle, den neuen Schwimmer anzuſpannen, einen negativen Gegenbeweis zu führen; indem er behauptete, mein Sattelbraun hab' den Koller, und renne, wie gewiſſe Muſenſöhne, dem Waſſer zu, welches höchſtens für einen Waſſertreter ohne Gefahr wäre u. dgl. m. Das Reſultat war alſo, daß ich mit meinen eigenen Rappen (denn ich bin meiſtens ſchwarz beſtrümpft und beheinkleidet) die Reiſe in die *Brigittenau* antreten mußte, wo ſich eben heute die ganze elegante *Wienerwelt* zum Kirchweihfeſte verſammelte. Da ich nun ſelbſt für ein Glied dieſer Galanteriekette paſſire, ſo mußte ich dieſem allgemeinen Aufrufe der Göttinn Mode ungeſäumt Folge leiſten; ich ließ mir darum von meinem *Jaques* geſchwinde die Locken brennen, den Schnürleib zuſammenpreſſen, war in einer halben Stunde mit dem Halstuche in Ordnung, bedeckte das Cranium mit einem Waſſerdichten, ſattelte die Naſe mit Conſervationgläſern, und zog ſo wohlgewappnet aus dem Vaterhauſe in die weite Welt, nämlich in die *Brigittenau*.

Durch der Gaſſen lange Zeile ging es der Naſe und der Volkswanderung nach, die wie ein buntes *Tarokſpiel* das Auge ergötzte. Hätte ich eine Freude daran, wie *Ovid* die neun und neunzig Hunde des *Actäon*, die Myriaden zu zählen und zu charakteriſiren, die dem Vergnügen nachjagten, ich könnte mit *Lafontainiſcher* Wohlredenheit einige Rieße Papier bekritzeln, und der Redaktion, wie jene Proteſtation der *Kornbill* im Unterhauſe, auf dem Rücken eines Laſtträgers produziren laſſen. — Ich will aber nur wie der Waiſenknabe in den Glückstopf greifen, und einzelne Geſtalten, wie ſie eben an mir vorüber rauſchen, im Fluge haſchen, und wie Schmetterlinge mit der Federnadel auf das Papier heften. — Iſt das dort nicht der Zierbengel A * *), der in Hummelmanier um die weiblichen Blüthen ſummt, und ſeine Conſervationgläſer mit ihren Feuerſternen in Parallele zu ſetzen wünſcht. Er hat an jedem Finger einige Haarringe ſtecken, das Symbol von eben ſo vielen Liebesewigkeiten, und die Trophäen eroberter Herzen. Freylich kann der philoſophirende Botaniker, der ihn nach dem *Linné*'iſchen Syſtem unter die Schmarotzerpflanzen, und ſeinen Kopf unter die Kürbiſſe rechnet, ſich nicht genug über die *cäſariſchen* Siege deſſelben wundern; aber ich löſe das Problem ohne Hypotheſen. Betrachten

---

*) Um gewiſſen Leſern zu begegnen, die jeden Nahmensbuchſtaben auf gewiſſe Perſonen zu deuten wiſſen, und Satyre zur Perſonalität herabwürdigen, ſollen algebraiſche Zeichen hier an der Stelle der Nahmen ſtehen.

Sie ihn nur, er iſt das perſonifizirte Modejournal; da iſt vom Scheitel bis zur Zehe kein Stück, das nicht in neueſter Nummer des Pariſer, Weimarer oder Wiener Modeblattes vorgeſchrieben worden wäre. Seine Parfümſammlung enthält die Wohlgerüche aller Länder der beyden Hemiſphären, und wer eine Geſchichte derſelben ſchreiben wollte, der fände ſelbſt am Hofe der Aſpaſia keine vollſtändigeren Quellen, um nachzuriechen (denn nachſchlagen ließe ſich hier nicht wohl anwenden), als hier in ſeinem Toilettzimmer. — Eben ſo iſt er ein lebendes Tagblatt, das alle Kaffeh- und Theegeſchichten, die von dem Cercle der Gräfinn $a + b$ bis zu den Spieltiſchen der Frau $x - n$ herab verhandelt werden, die Mondſcheinſcenen und Gardinenpredigten nicht ausgenommen; alle neuen Leiſtungen im Tempel Thaliens ſammt aufgeſchnappten Rezenſionen, und die politiſchen Neuigkeiten, trotz der allgemeinen Zeitung, erzählt; und ob er gleich nach Käſtners Definition weniger als Nichts iſt; ſo ſcheint er doch nach allem dem, was er beſtändig von ſich zu ſagen weiß, einen Platz in der neueſten Auflage des Converſationlexikons zu verdienen. — Das blaſſe Madonnengeſicht, das er ſo eben beglasaugt, gehört einem unendlich gebildeten weiblichen Geiſte, der die Klaſſiker aller Nationen im kleinen Finger hat, und über den Baphometus der Templer und den Hierodulenſtreit ſo treffend zu urtheilen vermag, als über ein Petrarkiſches Sonett. Die Gavotte tanzt ſie, wie eine Millière, und eine Bethoven'ſche Symphonie iſt ihr ſo geläufig, wie unſeren Schönen eine Roſſiniſche Klimperey; demungeachtet ſcheint Freund Hymen keine Roſenketten für ſie geſchmiedet zu haben; die Urſache hiervon iſt ſehr unbedeutend. Fräulein $\frac{x s}{q^3}$ weiß zwar ſehr gelehrt die Stapelia deflexa von der Stapelia bufonia zu unterſcheiden, hat aber erſt neulich in einem Gedichte über das Landleben die Gerſte auf den Bäumen wachſen laſſen; ſie definirt ferner ſehr pünktlich den Kopfputz und die Kleiderbeſtandtheile der Römer, und kennt die Trinkgeſchirre der Alten beſſer, wie Winkelmann; aber ihre Strickſtrümpfe (wozu ſie gewöhnlich ſo lange braucht, als die Erde, um ihre Promenade um die Sonne zu vollenden) ſollen eben keine Meiſterſtücke ſeyn; gleichwie die Kochgeſchirre ihres Hauſes von ihr keines Blickes werth gehalten werden. — Warum ſollte auch die Erbinn eines Millionärs mit ſolchen kleinſtädtiſchen Verrichtungen ihre Zeit hinbringen? — — Aber da nichts Vollkommenes unter der Sonne reift, und unter dem Monde Alles eitel iſt, ſo war es auch hier. Papa verlor durch einige Bankerotte und durch Börſeſpekulationen beynahe ſein ganzes Vermögen, und die vielen Freyer, die die angenehme Roſe in den Frühlingstagen des Glückes umgaukelten, und die bloß ihren Beſitz und ein Hüttchen auf ſtiller Flur wünſchten, hatten, als dieſer Wunſch in Erfüllung zu gehen ſchien, nichts Eiligers zu thun, als ſich aus dem Staube zu machen. — — Wer ſtört uns in unſern Meditationen mit ſeinen Roſſiniſchen Rouladen? — Wenn ich nicht irre, iſt es der Baron x, der neulich in einer muſikaliſchen Abendunterhaltung behauptete: »Roſſini hätte in ſeinen Kompoſitionen bereits Mozart und Händel überhohlt, und ſeine Gazza ladra ſtünde mit dem Don Juan in Vergleichung, wie der Brillant zum Amethyſt. Sein Begleiter, dem die Tabakspfeife neben dem neueſten Hefte des Heſperus aus der Rocktaſche guckt, iſt der fertigſte Ariſtarch der beyden Hemiſphären, der es bereits in der Kunſt zu rezenſiren ſo weit gebracht hat, daß er ein Buch, ohne mehr als den Titel geſehen zu haben, beurtheilt. — —

Hier will ich ein wenig ſtehen bleiben, um die prächtigen Equipagen in Augenſchein zu nehmen, die, ein Symbol der wandelbaren Zeit, vorüberrauſchen, und uns in wenigen Augenblicken bloß eine Staubwolke, als Zeuge ihres flüchtigen Daſeyns, zurücklaſſen.

Der Weg führt uns von der Straße ab durch den Augarten, der ſeit jenem verheerenden Sturme, den erſten May und die Kirchtagswallfahrt ausgenommen, wenig Beſucher in ſeinen ſtillen Auen erblickt. Ich möchte ihn mit einem gefallenen Rieſengeiſte vergleichen, den das Schickſal von der Höhe ſeines Standpunktes mit gewaltigem Flügelſchlage herunterſtürzte, und von dem die heuchelnden Mückenſchaaren, die früher vom Lichtglanze ſeiner Größe angezogen wurden, bey einbrechender Nacht ſeines Sturzes flohen. — Ich monologiſirte über dieſen Punkt noch Mehreres, bis mich ein heimliches Lachen überzeugte, daß ich vor lauter Bäumen die Menſchen nicht ſah, die ſich um mich verſammelten, und ihr ungebethnes Gutachten laut werden ließen. Der Eine machte eine ſehr verſtändliche Aktion, indem er die obern Regionen berührte, und dabey verſicherte, Noah habe die Rebe für mich nicht umſonſt gepflanzt; ein Zweyter hielt mich für einen entſprungnen Bedlamiten, oder für einen Philoſophen; eine feurige Dulcinea meinte, es müſſe nicht immer ein Glas ſeyn, worein man zu tief gucken könne; und dabey drehte ſie die Junoniſchen Apisaugen ſo gewaltig heraus, das Niemand darüber in Zweifel ſeyn konnte, was ſie meinte. Ein blond gelocktes Kind, zart wie das Göthiſche Veilchen, verſicherte, ihr Anbether habe ebenfalls ſolche Anfälle oder himmliſche Apoplexien, wenn er auf ihr neues Kleid oder auf ihr Schnürleibchen Sonetten dichte. — Ich wünſchte in dieſem Augenblick meinen Waſſerdichten in einen Florentiner verwandelt, um meine außerordentliche Verlegenheit zu verbergen, denn die Vox populi war mir ſehr fatal; ich eilte daher, die Terraſſe zu erreichen.

Jetzt ſeh' ich den Damm vor mir, der einer ungeheuern Schlange glich, die ſich langſam und buntglänzend in Ringen fortbewegt, und ſich endlich in die grüne Ferne verlor. Ich ſtand, wie Herkules, am Scheidewege, und die beyden Sokratiſchen Genien in meiner Bruſt ſchienen mit einander uneinig. Während ich noch die pro und contra abhörte, riß mich eine Kompagnie, die dem Trompetenrufe folgte, abwärts, wo mir bald die Propyläen des Brigittenfeſtes einladend entgegen ſchimmerten. Der Tempel der Terpſichore erhebt ſeinen Lattenbau ſtolz in die Wolken, mit bunten Papierſchnitzeln, Flittergold und Kränzen geſchmückt. — Man hat über die Tempel zu Memphis, Epheſus und Jeruſalem, über den Obelisken des Pompejus und die Siegesmahle eines Titus und Trajans entſetzlich viel geſprochen, geſchrieben und gedruckt; warum ſoll man nicht dem Triumphbogen eines ſpekulativen Wirthes durch die Buchdruckerpreſſe Unſterblichkeit zu verſchaffen ſuchen? — Die Alexandriner, womit die Stirne des Frontons prangt, zeigen zwar keine dithyrambiſche Begeiſterung an, ſind jedoch des wahrſcheinlichen Honorars von einer Maß Märzenbier ſammt Groſchenbrot angemeſſen. Setzen wir den Fall, man hätte dieſe Reime in Stein gegraben, und unſere Nachkommen zögen ſie nach einigen Jahrtauſenden aus Schutt und Nacht ans Licht hervor, würde man ſie nicht mit Gold aufwiegen, um irgend ein Muſeum damit zu zieren? — Ja, es würden ſich über ihren Inhalt hundert Archäologen Tag und Nacht die Köpfe zerbrechen, und in den gelehrten Journalen in die Haare fahren, und zuletzt die Académie des Inscriptions ſich genöthigt finden, einen Preis auf die richtige Erklärung derſelben zu ſetzen, wie ſie es zum Nutzen der Geſchichte einſt bey dem höchſtwichtigen Wegweiſer für die Eſel machte. — —

Ein Luftballon zog jetzt das Auge auf ſich, und während ich nach der Blanchardiſchen Sphäre gaffte, ſtieg ich in eine ungeheure Kloake, und hätte beynahe das Schickſal eines P**** erlebt, wenn nicht ein ehrſamer Schuſtermeiſter an mir zum Delphin geworden wäre. »Daß der Menſch doch immer ſo gern nach dem ſieht, was fliegt, ohne zu beobachten, woran er mit der Naſe ſtößt,« ſagte er, gelehrt thuend, zu ſeinem Supplemente, der geputzten Frau von Meiſterinn! wie ſie ſich gewöhnlich von dem Lehrjungen tituliren läßt. Der gute Mann dachte nicht, daß er, wie Perillus, ſein Urtheil ſelbſt geſprochen habe; denn während er bey der Bierflaſche den Korreſpondenten und die Augsburger ſtudiert, bey der ſechsten Halbe wie eine Clairvoyante den Blick in das Innere des Kabinets wirft, und mit echtem Bierbaſſe das Kommando über die ſämmtlichen Staaten beyder Halbkugeln führt, weiß er kein Sterbenswörtchen von dem, was man ven ſeiner Familie in der ganzen Stadt ſpricht, und iſt zu ſchwach, den Kommandoſtab ſeines eigenen Hauſes der Frau Gemahlinn, die ihm oft die Schwere deſſelben fühlen läßt, zu entwinden.

Ich ſtehe nun auf der Höhe des Dammes, und ſchaue hinab in die grünende Tiefe, die, wie ein wogendes Meer, mit bunten Blüthen überſtreut vor mir liegt. — Dieſe tauſendfältigen Discant-, Tenor-, Alt- und Baßtöne, die ein wahres Konzert im neuen Style aufführen; dieſes Accompagnement von hundert und wieder hundert Geigen und Pfeifen, Klarinetten und Hörnern, Bäſſe, Leyern und Dudelſäcke, die eine Judenſchule perſiffliren!! — — O du redſelige Muſe des blinden Iliasſängers, du Göttinn des Maro, und du, Einbläſerinn des Naſo, die ihr mit ſchimmernder Breite eure Helden von der Blechhaube bis zu den Extremitäten beſungen, ihr Sänger der Volksverſammlung des Mayfeldes, und ihr Bülletinſchreiber des unüberwindlichen Heeres, leiht mir eure Lunge und eure Phantaſie, um zu verkünden, was meine Brille ſieht, und was, wie im Schön-Bilder-Gucker, mit tauſendfältigen Bewegungen vor mir ſchwebt!! —

Der Politiker, Statiſtiker, Hiſtoriker, und wie die Iker alle heißen, könnten aus einem ſolchen Feſte allerdings intereſſante Reſultate ziehen. Welchen Aufſchluß über finanziellen Zuſtand, Bevölkerung, Volkscharakter ꝛc. gäbe nicht z. B. die Summirung der heutigen Wirthsrechnungen? — Wären nicht die Speiſezettel ein wichtiger Beytrag zur Geſchichte der Induſtrie, Kalligraphie und Wortforſchung? — So wie die Revidirung der geſchlachteten Kapaunen, Gänſe und Hühner, der Kalbsſchlägel und Boefſtackes, der Schweinsſchinken und Salatſtauden, der Kirſchen, Johannisbeeren und Birnkörbe gewiß keine verwerflichen Quellen für das Studium der Naturhiſtorie, der Landesökonomie, des Nationalreichthums, der Leibesbeſchaffenheit der Bewohner ꝛc. ſeyn dürfte.

Ich will in dieſem großen Buche des Nationalfeſtes blättern, und einige Kapitel aufſchlagen. — Hier dieſe zweyte Sappho, die ihre Kupfertöne (wenn man Silbertöne acceptirt, warum nicht auch ein anderes Metall?) wie Leimruthen nach der horchenden Menge auswirft, hat ihr Kokettiren und ihre Gebärden gewiß einer Opernſängerinn abgelernt. Wir wenden uns mit Widerwillen von dieſer alten Auflage des weiblichen Geſchlechts dem wandelnden Roſengarten zu, der uns auf Myriaden Patent-, Florentiner-, Atlas- und Taffthüte, Bettinet- und Spitzenhäubchen entgegenblüht. — Ein außerordentlicher Troſt für manchen hoffnungsloſen Liebhaber, wenn er dieſen ungeheuern Vorrath von Schönheiten ſieht, an die noch allenfalls Billet doux zu addreſſiren, und denen Serenaden zu bringen wären, und die doch nicht Alle ein Stahlherz im Marmorbuſen tragen werden. Über dieſe vielen erblühenden und verblühenden Blümchen behalte ich mir, gelegentlich, ein eigenes Kapitel vor, und rekognoſcire weiter. —

Dieſe Mädchen, die auf Stelzen gehn, ſind unfehlbar die Muſen der heutigen Dichtkunſt, und der Bajazzo mit der Schellenkappe der Apollo der Klingeldichter, — und dort ſchwingt ſich Einer auf dem Narrenſäule der Myſtik. — Unabſehbar breiten ſich die Kriegszelte vor mir aus, unter denen die Leidenſchaften: die Tanzwuth, Trunkenheit, Völlerey, Wolluſt, Verſchwendung ꝛc., lauern. Die Syrene, in Geſtalt eines Bierfiedlers, lockt durch harmoniſche Töne, die ein muſikaliſches Ohr raſend machen können. — Der Wirth, mit dem Käppchen in der Hand, ſucht die Vorüberwallenden mit Ciceroniſcher Beredſamkeit zu bewegen, für gute Bezahlung ſchlechtes Getränke zu genießen. — In jener Tanzhütte wird der muſikaliſche Kotzebue proſtituirt, und nach italiſchen Rouladen deutſch die Schwindſucht an den Hals gewalzt. — — Dort flattert eine Fahne; es ſind die Prieſter der Ceres. Dieſe Göttinn wird, ſeit Bachus ſeine gnäd'gen Blicke von unſern Weinbergen abgewendet, eifriger verehrt; ſie hat ſeit einem Jahrzehend viele Proſelyten gemacht; denn jeder vernünftige Durſtige füllt die Opferſchale lieber mit echtem Leopoldſtädter oder Hütteldorfer Gerſtenſaft, als daß er für drey Gulden eine vom Wirthe durchgeſehene, mit 1815 und 1816 Sauerampfer vermehrte Auflage des Weidlinger Eilferlagers hinabſchlürft. — Noch ein Tableau will ich ausſtellen, eines lithographiſchen Abdrucks würdig. Die beyden Lehrjungen, die dort im Gebüſche mit ausgeſtreckten Vieren im Schooße des Morpheus ruhen, haben die unter dem Schatten jenes deutſchen Zuckerbaumes aufgehäuften Herzſtärkungen, beſtehend in Schweinsſchinken, Kalbsſchlägeln, Brotleiben und einem Weinfäßchen, von der drey Stunden entfernten Lerchenfelderlinie im Schweiße ihres Angeſichtes herbeygeſchleppt. Der bereits in Agonie liegende Alte, der ſeinen Feind, der ihn zu Boden warf, krampfhaft mit beyden Händen feſthält, um ihm mit vampyriſcher Grauſamkeit die letzten Tropfen auszuſaugen, iſt der Meiſter eines alten Ordens, der den Dreyfuß der Pythia im Wappen führt. Sein Pendant, in mahleriſcher Stellung an ſeinen Rücken gelehnt, gleichſam einen Doppeladler bildend, hält einen deliziöſen Gänſebraten vor der Pforte der Zermalmung, die, aus ihren Angeln geriſſen, jener im

Graſe mit dem Altgeſellen nach Dudelſacktönen herumhüpfenden Tochter ſtummen Beyfall zollt.

Ich habe mir, müde vom Herumwandern, einen erhabenen Ort ausgeſucht, und ſehe nun, wie ein Gott, oder wie ein Thurmwächter, dieſem beweglichen Panorama, auf meinen Bambus geſtützt, zu. Die Gedanken fliegen, wie Flügeladjutanten, ab und zu, mir von Allem Rapport abzuſtatten, was ich ſthenographiſch in meiner Schreibtafel gleich einer Eſſenz niederlege, um es in lebensgroßen Bildern gelegentlich vor den Leſern in Reih' und Glied aufmaſchiren zu laſſen, die theils das Strickkörbchen, theils die Tabakspfeife oder († † †) Gott ſey bey uns! die mikrologiſche Feder in der Hand, die muthwilligen Geburten die Revüe paſſiren laſſen. Plötzlich — plötzlich — ſo erſchrak Hamlet vor dem Geiſte, wie ich, als ich den Himmel anſah, der, wie eine troſtloſe Wittwe, in tiefe Trauer gehüllt war, und mit jedem Augenblicke drohte, die Welt mit ſeinen Thränen zu erſäufen. Ich ſah wehmüthig auf die Hüte, Kleider und Schuhe, über die im Kurzen das fürchterliche Weltgericht einbrechen würde, und ſuchte die unbefangenen Vorüberwallenden von dem Entſchluſſe des Himmels zu benachrichtigen; allein die Göttinn der Freude war ſo boshaft, ihre Ohren mit Doppelthüren zu verſchließen, und mein Ruf verklang ungehört, wie die Klage der Armuth in den Vorzimmern der Reichen.

Da meine Warnung nichts fruchtete, ſo wollte ich meine Prophezeyung wenigſtens in Erfüllung gehen ſehen. Mit meinem Waſſerdichten konnte ich wohl die hydrauliſchen Experimente der Oberwelt abwarten. Ich putzte meine Gläſer, nahm eine vortheilhafte Poſition, um, wie ein Feldherr, eine vollkommene Überſicht des Terrains zu bekommen, und kaum war ich mit meinen Vorbereitungen zu Ende, als die Avantgarde in ſchweren Tropfen anlangte. In einer Minute waren tauſend bunte Dächer aufgeſpannt, was einen höchſt mahleriſchen Anblick gab. — Die Unterwelt gerieth über dieſen Überfall in Beſtürzung, und bereitete ſich zum Rückzuge; aber auf den Flügeln des Sturmes kam die Waſſermacht herbey, und aus allen Schleußen des Firmaments ſtürzte reichlicher Segen auf die Hüte der erſchrockenen Sterblichen! Meine Einbildung nahm dieſe Ergießung für die Thränen, die jemahls geweint wurden — in ſtiller Einſamkeit von gekränkter hoffnungsloſer Liebe, von verfolgter Unſchuld, von den Weibern, deren launenhafte Wünſche von der männlichen Autorität mit Proteſt zurückgeſchickt worden; von Heuchlern am Todtenbette eines Reichen, um ein Legat zu erhaſchen; von Spekulanten, über ein geſegnetes Jahr; von Kapitaliſten, über den Concurs eines in ihrem Hauptbuche ſtehenden Schuldners; von Verführten, die mit zu ſpät geöffneten Augen am Rande des Abgrundes ſtehn; von Bräuten, die ein bebendes, gebrochenes Herz am Altare der Konvenienz zum Opfer bringen — und die nun Alle von den erzürnten Luftgeiſtern in Strömen nach der Erde zurückgeſendet wurden.

Lieber Leſer! wenn deine Phantaſie nicht ſtärker iſt, als meine Feder, ſo wirſt du ſchwerlich ein genügendes Bild von dem erhalten, was da vorging; Rubens ſelbſt hätte hier den kühnen Meiſterpinſel weggelegt, unfähig, dieſes Tableau feſtzuhalten. So mögen ungefähr die Präludien der Sündfluth ausgeſehen haben, und das Sauve qui peut! auf den Fluren von Belle Alliance eine ähnliche Verwirrung hervorgebracht haben. Ein Pſychologe hätte in dieſem Momente Jedem das Temperament vom Geſichte geleſen. Hier jammerte eine Schöne, trotz der Kleopatra nach der Schlacht von Aktium, den Ruin ihres Hutes und ihrer Schuhe beklagend; Jener ſucht, wie Äneas ſein Weib nach dem Brande von Troja, ſeinen verlornen Pudel; da ſchreyt eine Medea nach ihren Kindern, und dort wandeln mit echt ſpartaniſchem Heroismus zarte Jungfrauen, wie Najaden, mit bloßen Füßen auf den Waſſern. — Jetzt ſchießt ein raſender Ajax, ſeine Equipage ſuchend, an mir vorüber, indeß ſeine Dame triefend, wie die der Meeresfluth entſtiegene Anadyomene, nachfolgt. Tauſend Seufzer und Vorwürfe verfolgen die bedauernswürdigen Adorateurs, die nicht im Stande waren, Wagen zu ſchaffen, um die vielgeputzten Schönen vor der Wiedertaufe zu bewahren, und mit einem guten Mikroſkope ließen ſich die Vapeurs, Rheumatismen, Koliken ꝛc. entdecken, die in den Lüften herumflogen, und ſich dem nervenſchwachen Geſchlechte auf die Schultern ſetzten. Den Wirthen ward im ſtrengſten Sinne ein Strich durch die Rechnung gemacht; denn die Gäſte hatten in dieſer Verwirrung aufs Zahlen vergeſſen, und Standesperſonen ließen noch obendrein die Tiſchtücher mitgehen, um ſich vor Regen zu ſchützen, und es war, als ſollte eine Probe des jüngſten Tages Statt finden, wenn man ſie ſo in Grabtücher gehüllt daher ſchreiten ſah.

Die Nacht deckte endlich mit ihren Rabenfittigen das traurige Luſtſpiel zu, und machte allen weitern Nachforſchungen ein Ende. Es wurde ſtiller und ſtiller, nur hier und da tönte noch die Stimme eines verzweifelnden Kellners, der auf den Ruinen ſeiner Gläſer, Flaſchen und Teller herumirrend, wie Young ſeine Klagen in die Nacht hinausrief. Ich aber zog mich ſtille in die Heimath zurück, denn:

Wehend fühl' ich ſchon den Schlummer,
Mild, wie eine Friedenstaube
Mit dem Ölzweig in dem Munde,
Über meinem Haupte ſchweben;
Und in immer engern Kreiſen
Sich auf mich herniederlaſſen.
Jetzo, jetzo ſenkt ſie ſich,
Süße Ruhe feſſelt mich. —

* * *

Logogryph.

Mein Wort beſtehet aus zwey Sylben nur;
Beſcheidner Schmuck des Gartens und der Flur.
Es dient zur Heilung oft auf wundem Ort,
Nimmſt du das letzte Zeichen meinem Wort.

* * *

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Theater in der Leopoldſtadt. Den 4. d. M. zum erſten Mahl: **Das Vergißmeinnicht.** Zauberſpiel mit Geſang in zwey Acten. Muſik von Herrn Profeſſor **Joſeph Drechsler.**

Endlich wieder ein neues Stück! ſagte jeder Schauluſtige vorher; aber warum nicht ein beſſeres? fragten Alle nachher.

Jemand ſagte: es ſey ein Preis darauf geſetzt, für den, der den Inhalt dieſes Zauberſtückchens wieder zu erzählen wiſſe. Das wäre wohl das Wenigſte in einem Spiele dieſer Art, wenn man ſich nur ſonſt davon beluſtigen oder die Zeit verkürzen könnte. Mit dem Ende, wo die Liebenden durch des Zauberers Gunſt und Kunſt vereinigt werden, kann man recht gut den Anfang machen, denn es ſteht ganz iſolirt; alles Übrige im zweyten Aufzug hat weder mit dieſem noch dem vorhergehenden einen Zuſammenhang. Das Weſentliche im erſten Theil iſt ungefähr Folgendes: Ein Vater hat eine hübſche Tochter; die will er einem häßlichen Alten zur Frau geben, weil dieſer reich iſt, und verſagt ſie einem dummen Teufel, weil der arm iſt; ſie liebt aber einen reizenden Jüngling, das verſteht ſich von ſelbſt. Den Dummen ſcheint das Glück zu favoriſiren. Ein gewiſſer **Tiron**, Beſchützer der Berge, der die Leute zu foppen pflegt, beſchenkt ihn mit einem Vergißmeinnicht, das Wunderkraft beſitzt. Als ein reicher Mann wirbt er alsbald um das Mädchen, und ſoll ſie haben. In dieſem Augenblick erſcheint **Tiron** wieder, als ein alter Mann, verlangt das Mädchen ebenfalls, und ſoll ſie haben. Beyde halten nun eine förmliche Licitation, und biethen ungeheure Summen; das geht bis in die Quintillionen, Sextillionen, ſo noch höher hinauf, und die Summe findet wirklich im Theater Raum, denn der Zauberer ſchafft ſie auf einer Schüſſel herbey; das Vergißmeinnicht läßt aber ſeinen Eigenthümer im Stich. In dieſem Allen, wie in dem Folgenden iſt nichts Komiſches, als was der luſtige **Polikarp** mit vieler Mühe und mit möglichſtem Gelingen hinein zu legen wußte, bis auch ihm das Blümchen ſeinen Dienſt verſagte. Die Ouverture, ein Chor ohne Begleitung, der hinter den Couliſſen mit Präziſion geſungen wurde, und ein Duett, ſind angenehm.

Unter mehreren Gaſtrollen, die auf dieſem Theater ſeither gegeben wurden, zeichneten ſich die der Dlle. **Huber** und des Herrn **Korntheuer**, beyde vormahls Mitglieder des Theaters an der Wien, vorzüglich aus, und erhielten vielen Beyfall. Erſtere iſt engagirt, und die Aufnahme des Letzteren wünſchen die Freunde der komiſchen Muſe lebhaft.

Ein Goldſchmid ſteht auf dem Punkt, ein ſehr reiches aber häßliches Mädchen zu heirathen. Sein Freund wunderte ſich darüber. — Freylich, ſagte der Goldſchmid, hübſch iſt ſie nicht, aber ich nehme ſie nach dem Gewichte, an der Façon liegt mir nichts.

Die Hypotheſe der Geognoſten, daß das Innere von Neu-Holland in einem Binnenſee beſtehe, wird immer wahrſcheinlicher. Die Engländer haben zwar in Neu-Süd-Wales einen Weg über die blauen Gebirge, die ſich unweit der Küſte erheben, gefunden, ſie haben ſogar Flüſſe jenſeits dieſer Gebirge entdeckt. Die Reiſebeſchreibungen der Herren, die ausgeſandt waren, auszuforſchen, ob dieſe Flüſſe ſich irgendwo ins Meer oder in einen Binnenſee ergoſſen, ſind jetzt in **London** erſchienen. Das Reſultat dieſer Reiſe iſt, daß die beyden entdeckten großen Binnenflüſſe, die man Lachlan und Macquarrie genannt hat, ſich im Innern im Sümpfe verlieren. Der erſtere fließt träg und trübe, der zweyte ſchnell in einem klaren Strom dahin. Die Reiſenden, welche für mehrere Monate Lebensmittel auf Pferden und ein Boot mit ſich führten, und ihre mühſame Reiſe durch Wälder, Einöden und Sümpfe längs den inneren Gewäſſern verfolgten, fanden das Land faſt gar nicht bevölkert; die wenigen Menſchen, die ſie trafen, waren denen an der Küſte verwandt, und noch auf der niedrigſten Stufe der Bildung, ſo, daß einige nicht einmahl die Kunſt zu angeln oder ſonſt Fiſche zu fangen verſtanden, und von Ratten und anderem Gezieſer lebten. Die Botaniker der Geſellſchaft fanden eine Menge neuer Pflanzen, die Reiſenden fanden aber keine neuen Thierarten, außer in den Binnengewäſſern einige neue Arten von Fiſchen. Sie ſtießen auf Gegenden, die ſie wunderſchön fanden, beſonders rühmen ſie mehrere Thäler, von denen ſie eines Wellingtons- und ein anderes Goulburns-Thal nannten, und ſie wie die Griechen ihr Tempe beſchrieben. Sie fanden viele Strecken der höchſten Kultur fähig. Sie trafen hin und wieder auf Spuren von vielem Vieh, welches aus den engliſchen Kolonien ſich verlaufen hatte, und, wie in Buenos-Ayres, in Einöden ſich vermehrt. Auf der Rückreiſe nach der Küſte entdeckte dieſer Mann einen nicht unbedeutenden Fluß, den er Haſtings nannte, und der bey ſeiner Mündung einen Hafen hat, den er Macquarie-Hafen nannte. Er iſt von dem jetzt ſchon bewohnten Hafen Newcaſtle nordöſtlich 160 engliſche Meilen, und daher von Port-Jackſon in derſelben Richtung 220 engliſche Meilen entfernt. Die Ufer des Haſtings-Fluſſes ſind ſehr fruchtbar und reichlich mit Holz verſehen, und daher zur Anſiedelung geeignet.

Da die Luft in Theatern, wenn ſie nicht ſehr oft erneuert wird, der Geſundheit äußerſt ſchädlich wird, ſo wurden die Herren Cadet de Gaſſicourt und Marc beauftragt, die der vier vorzüglichſten Pariſer Theater am Königsfeſte (24. Auguſt 1820), wo ſie ſehr voll waren, da gratis geſpielt wurde, zu unterſuchen. Die Wärme der Luft ſtieg damahls wegen der Menge Menſchen auf 23 bis 28 Grad, und die Luft enthielt, im Saale der

Oper: Sauerſtoff 20'820, Stickſtoff 78'930, Kohlenſäure 0'250.
Theater-François: Sauerſtoff 20'840, Stickſtoff 78'410, Kohlenſäure 0'750.
Theater Feydeau: Sauerſtoff 20'111, Stickſtoff 79'139, Kohlenſäure 0'750.
Vaudeville: Sauerſtoff 19'278, Stickſtoff 79'922, Kohlenſäure 0,800.

Da in der gewöhnlichen Luft 21'000 Theile Sauerſtoffgas ſind, ſo iſt es auffallend, daß die Luft in einem Saal, wo die Zuſchauer ſo auf einander gedrängt ſind, nur 1'722 Sauerſtoff verloren hat, und daß ſich ſo wenig Kohlenſäure gebildet hat. Man kann demnach die Ungeſundheit der Luft in Schauſpielhäuſern nicht dem Mangel an Sauerſtoffgas zuſchreiben, ſondern muß als die wahre Urſache anſehen, ihre große Verdünnung, die Menge in ihr befindlichen Waſſerdampfes, und die vielen thieriſchen Ausdünſtungen.

Herr Pein in Chalons ſur Marne verfertigt jetzt ſehr feine Scheren durch Walzen, wodurch man ohne Schmieden und Feilen gleich eine Klinge erhält, die noch überdieß mit ſchönen Figuren verſehen iſt. Das Dutzend koſtet funfzehn bis dreyßig Franken, ein Preis, zu welchem ſie auf die gewöhnliche Art nicht gemacht werden könnten. Die Maſchine, um Scheren, Meſſer, Draht ꝛc. durch Walzen zu machen, findet man in Leuchs Handbuch für Fabrikanten, III. Band, beſchrieben.

Berichtigung.

Nr. 68 (Novelliſtik) pag. 753 leſe man do ro mi, ſtatt doro mi etc.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625) wöchentlich zwey Stücke. Preis, viertelj. 4 fl. W. W., durch die k. k. Poſt 11 fl. W. W. halbj. Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

66.

(Wien, Samſtag den 18. Auguſt.)

Ontologiſche Neuigkeiten.

Von A. Rittig v. Flammenſtern.

XXIX.

Praktiſche Geometer mache ich auf das von dem Profeſſor G. Wagner — zu Frankfurt a. M. — erfundene Planimeter — ein Inſtrument, durch welches der Inhalt einer, in verjüngtem Maßſtabe aufgetragenen Fläche, ohne Zirkel und ohne Rechnung gefunden werden kann — um ſo mehr aufmerkſam, als die königl. preuß. General-Direktion des Kataſters daſſelbe bereits bey den Kataſtral-Arbeiten mit Vortheil in Anwendung bringen läßt, indem mit dieſem Inſtrument ein fleißiger, gewandter Arbeiter täglich ſechs bis achthundert Trapezien mißt, wozu auch der geübteſte Rechner wenigſtens zwey, auch drey Tage braucht. Die Konſtruktion dieſes Inſtruments beruht auf der Lehre von den geometriſchen Proportionen, nämlich auf dem hieraus abgeleiteten allgemeinen Satz: »Der Inhalt eines jeden Dreyecks iſt in dem Maße einer Senkrechten enthalten, welche auf c — dem Endpunkte der Grundlinie — errichtet, durch eine aus a — dem Anfangspunkte der Grundlinie — über die aus b — einem auf der Grundlinie willkürlich angenommenen Punkte — ſenkrecht aufgetragene Höhe der Figur, gehende Diagonale geſchloſſen, und mit $ab/_2$ multiplicirt wird.« Hat man alſo ein Inſtrument, welches an die Grundlinie eines Dreyecks ſich anſchließend, die Höhe deſſelben, aus einem auf der Grundlinie beliebig angenommenen Punkte b, ſenkrecht aufträgt, hat man einen Mechanism, welcher aus a — dem Anfangspunkt der Grundlinie — eine Diagonale über dieſen Höhenpunkt bildet, und hat man endlich einen Maßſtab, welcher ſich zu dem der Figur verhält wie $ab/_2$ zu 1, und welcher auf der Grundlinie bis zu dem Endpunkte derſelben ſenkrecht fortbewegt werden kann, ſo iſt die Aufgabe leicht zu löſen, den Inhalt eines Dreyecks ohne Zirkel und ohne Rechnung zu finden. Da nun dieſes Planimeter nach beſagten Verhältniſſen und Bedingungen konſtruirt iſt, ſo unterliegt auch damit die Auflöſung der Aufgabe keiner Schwierigkeit. Eine nähere Beſchreibung

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Castelli, I.V.F.
3-598-50426-8
FNr. 22655 / 086

über den Gebrauch und die Einrichtung dieſes Inſtrumentes ſammt einer genauen Abbildung, die jeden Mechaniker in Stand ſetzt, daſſelbe nachzumachen, findet ſich hier in der Gerold'ſchen Buchhandlung.

Die Vortrefflichkeit des zu Silhet in Bengalen gebräuchlichen ſchwarzen Firniſſes, der ungemein glänzend und ſehr dauerhaft iſt, machte es ſchon lange wünſchenswerth, deſſen Bereitungsart zu wiſſen. Nun iſt ſie bekannt geworden. Man nimmt dazu den ausgepreßten Saft der Nuß des Semecarpus anacardicum und der Beeren der Holigarna longifolia. Beyde Säfte werden zu dem beabſichtigten Gebrauch zuſammen gemiſcht. Der ſchwarze Saft von obbenannter Nuß — der ſich eigentlich zwiſchen den Häuten derſelben befindet — iſt auch als unauslöſchliche Tinte zum Zeichnen von Baumwollenzeugen aller Art anzuwenden. In Malabar wird der ſchwarze und ſcharfe Saft der Holigarna insbeſondere zum Firniſſen der Schilde gebraucht. Ob dieſe Nutzanwendung nicht auch auf andere Schutzwaffen, um ſie vor Roſt zu bewahren, auszudehnen wäre? —

Kein Reiſender nach Jeruſalem, d'Anvilles und Chateaubriand mit eingeſchloſſen, war bis jetzt ſo glücklich, uns von dieſer merkwürdigen Stadt eine genaue, mit Inſtrumenten vorgenommene geometriſche Aufnahme zu liefern. Was Allen, der eingetretenen Schwierigkeiten wegen, mißlang, iſt unſerm biedern F. W. Sieber gelungen. Er fand Mittel daſelbſt, ſich dieſem gefahrvollen Unternehmen zu unterziehen und ſeine Arbeit glücklich zu beendigen. Die Aufnahme wird bereits auf einer 23 Zoll breiten und 17 Zoll hohen Platte in Kupfer geſtochen.

Bekanntlich hat Hr. Chanot, franzöſiſcher See-Ingenieur-Offizier, den Bau der Violine weſentlich verbeſſert, und öffentliche Blätter enthielten bereits vor längerer Zeit das Urtheil, das die Muſik-Sektion der königl. Akademie der ſchönen Künſte, nach genauer Prüfung, über dieſe verbeſſerten Violinen mit folgenden Worten fällte: »daß ungeachtet des mächtigen Übergewichtes, welches das hohe Alter den damit geprüften italieniſchen Inſtrumenten von Amati, Guarnerio und Stadivario verlieh, die neuen Inſtrumente des Hrn. Chanot mit ihnen zu ihrem Vortheile in allen jenen Eigenſchaften wetteiferten, welche die Vorzüge alter Inſtrumente begründen, nämlich: freyen Klang, lauten Schall, Runde und Sanftheit der Schwingungen u.« Eine Ausnahme wurde jedoch gegen einen Kontrebaß des Hrn. Chanot gemacht, welcher erſt neu verfertigt war, und ſeinen Rivalen nachſtand. Da obiges Urtheil von den berühmten Tonkünſtlern: Cherubini, Boieldieu, Catel, Goſſie, Leſueur, Berton u. a. m. unterzeichnet iſt, ſo kann kein Zweifel gegen deſſen Kompetenz obwalten, und allen Freunden der Tonkunſt, insbeſondere aber unſern muſikal. Inſtrumenten-Machern dürfte es daher angenehm ſeyn, hier die eigentlichen Verbeſſerungen im Bau der Chanotſchen Violine zu finden. Sie beſtehen in Folgendem: a) daß dieſe Violine keinen beweglichen Saitenhalter hat, ſondern in der Decke der Violine ſelbſt iſt ein Stück Ebenholz mit vier Löchern ſo eingeſenkt, daß es über die Oberfläche derſelben durchaus nicht emporragt; b) daß die ſogenannten *f* Löcher ohne

Schnörkel an ihren Enden ſind, und ſich daher nur ſanft nach aus- und einwärts krümmen; c) daß alle ſcharfen Spitzen, alle hervorragenden Kanten fehlen. Die gewöhnlichen x Einſchnitte an den gemeinen Violinen, durch welche der Bogen freyen Spielraum erhalten ſoll, ſind hier weggelaſſen und nur ſeichte Ausſchweifungen an deren Stelle; d) der Wirbelkaſten, in welchem die Wirbel ſtecken, iſt ſtatt aufwärts abwärts gedreht; e) an den Violoncellos werden die Wirbel mittelſt eines Schlüſſels ſehr leicht auf- und niedergeſchraubt, und der innere Mechanismus derſelben iſt ſo fein berechnet, daß jede ganze Umdrehung des Schlüſſels nur die Differenz eines ganzen Tones hervorbringt; f) die Stimme oder der Stimmſtock an den gemeinen Violinen etwas hinter dem rechten Fuße des Steges, ſteht hier etwas vor demſelben, endlich g) hat Hr. Chanot auch eine Änderung an der Stange vorgenommen; ſie iſt hier nicht wie gewöhnlich gerade, ſondern etwas gekrümmt, ihre beyden Enden fallen in die Längenachſe des Reſonanzbodens, während ihre Krümmung es ihr möglich macht, unter dem linken Fuße der Brücke hinzulaufen. Zeichnungen dieſer verbeſſerten Violine ſammt der detaillirten Beſchreibung finden ſich ſowohl im Repository of Arts, Literature, Fashions, Manufactures etc. II. Series N. LXI. LXII. 1821, ſo wie in Dr. Dinglers: Polytechniſch. Journal. Bd. V. Heft I. Stuttg. 1821. Hierbey kann ich, der Unparteylichkeit wegen, nicht den Einwurf umgehen, den man gegen Chanots Bau der Violine macht, und der in der Behauptung beſteht: daß die Einfügung des Saitenhalters in dem Körper der Decke, da die Spannung, welche durch die vier Saiten hervorgebracht wird, eine Laſt von achtzig Pfunden überſteigt, in kurzer Zeit dem Reſonanzboden nachtheilig werden muß, auch ſey es zwar wahr, daß ihr Ton rund, gleich und angenehm und vorzüglich gut bey Sprüngen ſey, weil ſie dann in letzterer Hinſicht weniger Schwingungen machten. Indeſſen wäre das ganze Quantum ihrer Schwingungen zu groß, vorzüglich wann G geſtrichen wird, das hier ſehr hohl iſt, ſo wie auch die übrigen Saiten etwas von einem Naſaltone, der einem Tenor nahe kommt, haben. In wie weit dieſer Einwurf gegründet, und ob er nicht das Werk einer Animoſität gegen die berühmten Tonkünſtler, die obiges Urtheil fällten, iſt, wird die Folge lehren. Meines Wiſſens iſt hier in Wien noch Niemand öffentlich genannt worden, daß er im Beſitz einer Chanot'ſchen Violine ſey.

Ein italieniſcher Mathematiker, Hr. Oliva, trägt in ſeinem Lehrbuche der Mathematik darauf an, ſtatt: Parallelogramm und Parallelopipedum, Parallelinea und Parallelpiano zu ſagen, und ein Hr. de Filippi ſchlägt ſtatt Geometrie das Wort Eſtenſiologie vor. Wäre es nicht zweckmäßiger, ſtatt daß dieſe Herren die Zeit mit albernen Sprachkünſteleyen verſplittern und nur Verwirrung ſtatt Kenntniß-Erweiterung hierdurch in ihre mathematiſchen Lehrbücher bringen, ſich ſelbe lieber befleißigten, den Vortrag in der Mathematik zu verbeſſern? —

Hr. Kunck, Premier-Lieutenant in der königl. preußiſchen zweyten Artillerie-Brigade, behauptet eine ganz kurze und ſcharfe Formel aufgefunden zu haben, um aus beobachteten Barometerſtänden unbekannte

Höhen zu beſtimmen. Zur Beſtimmung einer in ſeiner Formel variablen Größe (die er b nennt, und welche durch Hülfe der Barometerſtände h und k — nämlich am Fuße und am Gipfel der zu beſtimmenden Höhe — gefunden wird) hat er eine Tabelle, welche die Summen von 1 bis 346 Gliedern der Reihe $1 — \frac{1}{2} — \frac{1}{3} — \frac{1}{4} — \frac{1}{5} \ldots\ldots \frac{1}{n}$ nebſt dem Decimalwerthe der einzelnen Glieder derſelben enthält, entworfen und bekannt gemacht, an deren Schluſſe er ſagt: »Stolz auf die Entdeckung eines in der Reihe $1 — \frac{1}{2} — \frac{1}{3} — \frac{1}{4} — \frac{1}{5} — \frac{1}{6} \ldots\ldots \frac{1}{n}$ ausgeſprochenen, und bisher in der theoretiſchen Mathematik uns unbewußt deponirt geweſenen, ſehr wichtigen Naturgeſetzes, erlaube ich mir dieſem Naturgeſetze einen Nahmen zu geben: Es iſt das Geſetz der Höhen, welche gleich ſchwere Theile der völlig elaſtiſch-flüſſigen oder völlig flüſſig-elaſtiſchen, denklichen Materie, in einem luftleeren Cylinder von unbeſtimmter oder unendlicher Länge einnehmen müſſen. Die nähere Erläuterung hierüber verſpricht Hr. Kuneck demnächſtens in einer eigenen Abhandlung zu Tage zu fördern, bis dahin wäre jedes Urtheil zu voreilig. Übrigens hat der ſcharfſinnige Oken kein Bedenken getragen, den weitläufigen Proſpektus dieſer Entdeckung in ſeiner Zeitſchrift aufzunehmen.

Der hieſige, in dieſen Blättern in Hinſicht ſeiner Genialität und ſeines induſtriöſen Geiſtes ſchon einige Mahl vortheilhaft erwähnte k. k. Hofdrechsler und Optikus, Joſeph Roſvini, bietet unter dem Nahmen Emphänoſcope eine von ihm erfundene neue Gattung von Perſpektiven zum Kaufe aus. Daſſelbe iſt ſo genial konſtruirt, daß man es mit Veränderung der Theile 1, 2, 3, als Camera obscura, dann mit der Veränderung des Theiles Nro. 2, und Verlängerung des Rohrs als Camera clara, und endlich mit Anſchraubung des Theiles Nro. 1 und Abwärtshaltung des Seh-Rohres als Perſpektiv, ſowohl im Freyen als im Theater benützen kann. Damit ſich bey letzterer Anwendung jedoch die aufgefaßten Gegenſtände mehr nähern und vergrößern, muß das kleine Glas Nro. 1 auf den Gegenſtand gerichtet, und in das große Glas Nro. 3 geſehen werden. Freunden der vielſeitigen Anwendung ein und des nämlichen Inſtruments wird dieſe Erfindung gewiß ſehr willkommen ſeyn. Übrigens verfertigt Roſpini die ordinäre Gattung der Emphänoſcope mit gewöhnlichen — die zweyte Gattung aber mit Metall-Spiegeln.

Schon früher hat man die Vermuthung geäußert, daß es möglich ſey, Gußeiſen in biegſames Eiſen, durch Glühen zwiſchen feuerbeſtändigen Metalloxyden umzuwandeln. Nach der von Kaſtner bekannt gegebenen Beobachtung zeigte ſich wirklich eine 1 Linie dicke und 4 Quadratzoll große Tafel von Gußeiſen, die eine Stunde hindurch zwiſchen rothem Eiſenoxyde rothglühend erhalten wurde, unter dem Hammer ſtreckbar. Somit dürfte es in Verfolgung des vorgezeichneten Weges nicht ſchwer fallen, Gußeiſen durch Walzen in biegſames Blech zu verwandeln.

Graf Marzari-Pencati hat in den Tyroler Gebirgen zwiſchen Cima d'Aſta und Telve längs den Ufern der Lawis intereſſante mineralogiſche Entdeckungen gemacht, die für alle Geologen ungemein wichtig ſind. Er fand nämlich, daß in Tyrol in der Epoche der Übergänge nach der erſten Bildung unſeres Welttheils, und vor der ſecundären Bildung, oder von den Schichtungen, die durch den allmählichen Niederſchlag des Meeres entſtanden, ein Theil oder Baſſin ſich bildete, von dem jedoch noch offen liegende und unberührte Eingränzungen übrig ſind, aus einem Übergangsporphyr beſtehend, der gerade in jener Epoche ſich gleichmäßig muß an den Stellen aufgeſchichtet haben, wo das Urgebirge nicht mehr zu Tage liegt, während in Süd-Weſt, zwiſchen Cima d'Aſta und Telve, Spuren vorhanden ſind, daß dieſes ziemlich weite Thal von einem Damm aus Granit und Gneiß geſchloſſen war, deſſen Wände ſich noch jetzt bis zu einer Höhe von 1500 Toiſen über das Meer erheben.

Nach der Behauptung des Dr. Henry, in ſeiner Abhandlung über den Harngries, hat der Harnſtein eines Hundes die chemiſchen Eigenſchaften der Perlen.

Ambros Seregni, der Erſte, der in Italien eine Manufaktur von Hüten von gefirnißtem Pappendeckel, welcher mit Seiden-Felpe überzogen wird, errichtete, hat nun zum Beſten minder wohlhabender Perſonen ſtatt der Seide ein Gewebe von inländiſcher Wolle gewählt, welches von außen wie Filz ausſieht. Dieſes Gewebe ändert wenig an der Schwere des Hutes, ſichert die Undurchdringlichkeit und geſtattet auch beym Verkaufe ſehr geringe Preiſe.

Hr Drapiez hat die Entdeckung gemacht, daß die Frucht der Fenillia cordifolia ein ſehr wirkſames Gegengift gegen Pflanzengifte ſey.

Das chineſiſche Gemählde, welches vor mehrern Jahren insbeſondere die Römer beſchäftigte, und deſſen Deutnng, bis nicht Langlois kam, Niemand mit Grunde zu geben verſtand, befindet ſich nun im Beſitze des Sigmund Buttſtädt in Gotha. Daſſelbe hat zur Höhe 4 Fuß, 8 Zoll, und zur Breite 2 Fuß, 5 Zoll franzöſiſches Maß. Es beſtehet ungefähr aus ſieben und zwanzig Figuren, die von unten hinauf nach guter Regel der Perſpektive immer kleiner werden und in ſieben Ordnungen abgetheilet ſind, doch ſo, daß die Figuren der beyden letzten Abtheilungen ſorgfältiger gruppirt erſcheinen. Nach Langlois Deutung drücken dieſe Figuren eben ſo viel Sterne, welche in der acht und zwanzigſten Konſtellation der zwölften Region der mittäglichen Hemiſphäre ſich befinden, aus, da das große chineſiſche Reich in das nördliche und mittägliche abgetheilet iſt. Jeder dieſer Theile hat ſeine Regionen, jede Region ihre eigene Konſtellation und jede Konſtellation ihre eignen Sterne. Den Konſtellationen werden gewöhnlich die Nahmen der erſten Würden des Reiches beygelegt. Verhält ſich dieſes alſo, ſo wird es wahrſcheinlich, daß dieſes Bild, dem man ſo vielerley Deutungen gab, die Konſtellation des Confucius mit ſeinem Gefolge vorſtellt. Übrigens iſt dieſes Bild mit ſeinen wunderbaren Zuſammenſetzungen von Männern, Weibern und Thieren nach Langlois Entdeckung, indem er in der Höhe zur Linken des Bildes ein bis dahin unbeachtetes Täfelchen auffand, die Arbeit einer chineſiſchen Herrſcherinn der vorigen Dynaſtie. Ein Beweis daß es auch in China unter den Damen, in ſo weit es die Mahlerey der Chineſen betrifft, ausgezeichnete Dilettantinnen in dieſem Kunſtſache gibt.

Dr. Clark behauptet mittelſt ſeines Gas-Löthrohres eine ſolche Hitze hervorbringen zu können, daß er nicht allein mit dieſer Hitze eine halbe Unze Platina ſchmilzt, ſondern ſie auch noch einige Zeit im Zuſtande des Siedens erhält.

Noch ſind die merkwürdigen Verſuche, die der Engländer Knight in der Veredlung der Äpfel gemacht hat, hier nicht beſprochen worden. Daher nun das Intereſſanteſte hierüber: Die Äpfelblüthe enthält ungefähr zwanzig Staubfäden und gewöhnlich fünf Staubwege, oder weibliche Blüthentheile, die den Mittelpunkt des Kelches bilden. Die Staubfäden endigen in einem gelben Staubbeutel. Sobald die Blüthen ihr Wachsthum erreicht haben, müſſen ſie ſorgfältig geöffnet und alle Staubfäden behutſam herausgenommen werden. Alsdann ſchließt man die Blüthen wieder, und läßt ſie ruhig ſtehen, bis ſie ſich von ſelbſt öffnen. Von den Blüthen des Baumes, welcher der Stammvater einer neuen Spielart werden ſoll, nimmt man ein wenig Blüthenſtaub, ſobald er im Begriffe iſt, von dem reifen Staubbeutel zu fallen, und bringt ihn auf die Staubwege der Blüthen, die dadurch befruchtet werden ſollen. Um zu ſehen, ob der Blüthenſtaub reif ſey, ſchüttelt man die Blüthen über weißem Papier. Die Zweige, welche künſtliche, befruchtete Blüthen tragen, werden jedoch, ohne die Blüthen ſelbſt zu berühren, — ohne Sonne und Luft von ihnen abzuhalten — mit einem dünnen Flor bedeckt, damit nicht Bienen und andere Inſekten ſie mit dem Staube anderer Blüthen befruchten, wodurch der Verſuch ungewiß werden müßte. Um recht große Samenkörner zu gewinnen, läßt man nur wenige Blüthen auf dem Baume, und auf jeden Fall pflückt man von dem Zweige, der die befruchtete Blüthe trägt, alle übrigen Blüthen. Iſt die Frucht reif, ſo wird der Same in einen paſſenden Boden geſäet und kann in vier bis ſechs Jahren Früchte bringen. Auf dieſe Art zog Knight aus dem Orange-Pepin und dem Gold-Pepin eine neue Spielart. Ähnliche Befruchtungsverſuche hat er auch mit Pfirſichen und Mandeln gemacht. Knight ſagt bey dieſer Gelegenheit, daß die Natur durchaus nicht will, daß irgend eine ihrer Schöpfungen zu lange daure, denn nicht einmahl den Propfreiſern des Gold-Pepins will ſie, ſeiner Beobachtung nach, die Kraft erhalten, jetzt noch ſo ſchöne Pepins als vor vielen Jahren zu liefern. Es iſt nicht überflüſſig, bey dieſer Gelegenheit Kölreuter's frühere Verſuche, über die Abwartung der Pflanzen durch Baſtarderzeugung, in Erinnerung zu bringen.

Die von Stephan Dufour in Italien verfertigte äußerſt künſtliche Kreistheilungsmaſchine — wegen deren trefflichen Konſtruktion ihm das Inſtitut der Wiſſenſchaften und Künſte in Mailand die ſilberne Medaille zuerkannte — beſteht aus einem Sektor, deſſen Halbmeſſer 26 Zoll lang iſt, und 40 Grade begreift, und der ſich koncentriſch mit einem Kreiſe bewegt, der 20 Zoll im Durchmeſſer hat. Auf dieſem Sektor zeigen ſich die kleinſten Brüche eines

Grades. Die Theilung geſchieht durch das bloße Eingreifen einer Schraube an einer langen Spindel, welche mit unendlichem Fleiße am Bogen des Sektors angebracht iſt, ſo daß die Hand hier mehr arbeitet, als das Auge, und doch weniger Fehler zu beſorgen ſind.

Unparteyiſch, wie immer, finde ich mich verpflichtet, hier eines Mannes zu erwähnen, der ſich, moſaiſchen Glaubens, in Wien befindet, und als vorzüglicher Künſtler im Graviren und Steinſchneiden der Aufmerkſamkeit des kunſtſinnigen Publikums im vollſten Maße würdig iſt. Er heißt Aſcher Wapenſtein, und wohnt in der Jägerzeile Nro. 520. Er ſchneidet erhaben und in Tieſe Wapen, Portraits, Figuren und Antiken, in Stein, Stahl und andere Metalle mit der ſelteſten Kunſtfertigkeit. Von den mir vorgelegten von ihm wirklich ausgeführten Arbeiten finde ich unter andern bemerkenswerthen, folgende Stücke, von denen ſich Zweifler Abdrücke bey ihm hohlen können, meiſterhaft ausgeführt, nämlich: a) das Wapen des Feldmarſchalls Grafen v. Bellegarde in Carniol; dann b) das Portrait unſeres allverehrten Kronprinzen Ferdinand, als Bruſtbild, ſprechend ähnlich in Topas, und c) einen Löwen in Sardonix geſchnitten; nach den mir weiter von ihm vorgezeigten Arbeiten, iſt er auch als Münz-Graveur und nach einer mir gewieſenen, von ihm originell ausgeführten mechaniſchen Wage, auf die ich, ihrer beſondern Konſtruktion und trefflichen Nutzanwendung wegen, noch einmahl zurück kommen werde, auch als Mechaniker beachtenswerth.

Über die Harmonie in der Tonkunſt, in Beziehung auf ihre Verwandtſchaft mit der Mahlerey, Plaſtik und Dichtkunſt.

Von J. A. Kanne.

(Fortſetzung von Nr. 65.)

Daher die Sehnſucht des Menſchen, jedes Objekt im Leben von allen Seiten zu betrachten. Wenn alſo in der Mahlerey eine zur Hälfte, en profil, gezeichnete Figur erſchiene, ſo würde der Inſtinkt des Menſchen die zweyte Abrundungslinie hinzuerfinden, je nachdem ſein richtiges Gefühl oder ſein geübtes Kennerauge ihn hierin beſtimmen. Aber ſelbſt der von aller Ahnung des Schönen entblößte Unerfahrne würde dennoch nach ſeinen Kräften dieſem angebornen Triebe folgen, unbekümmert, ob ein richtiges oder unrichtiges Verhältniß daraus entſtände.

Die Anwendung des Geſagten auf Melodie und Harmonie ergibt ſich von ſelbſt. Muſik iſt ein Bild der Töne, eine äſthetiſche Form, deren Daſeyn auf dem Wege des Ohrs unſerer Seele bekannt wird. Auch dieſe Form verlangt Rundung, und fordert deßhalb wenigſtens die zwey Linien, welche ſie als ein ſonores Weſen von der ſie umgebenden Stille abſondert. Dieſe beyden Linien ſind Sopran und Baß.

Auf der Baſis, dem Baſſe, ruht alſo der Sopran, oder die Hauptſeite unſerer muſikaliſchen Form, welche ſich durch ihren Geiſt des Strebens nach gewiſſen Richtungen als ſolche ſchnell beurkundet. Dieſer ſtrebenden Form folgt nun der Baß nach den Geſetzen der Nothwendigkeit und Schönheit, indem er bald als Stütze, bald als Organ der Feſtigkeit, bald wieder — jedoch in untergeordnetem Grade — als freye Form — ſich anſchließend nach ihr bewegt, d. h., indem er bald nur baßmäßige Cadenzen und Fortſchreitungen macht, bald wieder einen melodiſchen, aber eben untergeordneten Charakter annimmt.

Hieraus erklärt ſich nun leicht die Sehnſucht des Menſchen, bey jeder einfachen Melodie den Baß dazu zu erfinden, und dieß zwar zu verſuchen, wenn auch keine muſikaliſche Bildung vorhergegangen wäre.

Das Ohr kann die zweyte Linie oder Melodie nicht entbehren, deßhalb erfindet es alſo die fehlende gern dazu, nach eigener Willkür und auf bloßen Antrieb des Inſtinkts nach Klarheit, Schönheit und Ordnung. Dieſer Inſtinkt gründet ſich aber auf das Geſetz der mitklingenden Körper, welches die ganze Welt der Körper in tauſend Erſcheinungen klar und deutlich ausſpricht.

Denn es gibt Töne, welche ihre Verwandtſchaft mit andern ſo laut beurkunden, daß ſie von ſelbſt beym Anſchlag der letzteren mitklingen oder konſoniren.

Andere ſtehen wieder in ſolcher Entfernung, daß ihr gleichzeitiges Anſchlagen entweder eine gewiſſe Unruhe der Seele hervorbringt, oder ganz nach Art der Farben durch Mitteltinten vorbereitet werden muß.

Das natürliche Gefühl des Menſchen verlangt alſo bey Anhörung einer Melodie — alſo bey Beſchauung einer Linie — die zweyte, welche das ganze akuſtiſche Bild erſt abrundet und zu einem Ganzen macht.

Deßhalb erfindet es den Baß dazu, um das angeſchaute Objekt als eine in der Zeit und dem Weſen beſtimmte Form oder Melodie anzuſchauen.

Durch dieſe zwey Linien erhalten wir nun aber immer erſt eine Zeichnung in Contouren, der aller Schatten und alles Licht mangelt, und wobey wir alſo immer noch die völlige Rundung vermiſſen.

Dieſe tritt erſt dann hinzu, — wir gehen wieder zur Mahlerey zurück — wenn der Zeichner die leeren Zwiſchenräume durch die Angabe der Schattirung ausfüllt, und dem Ganzen mehr Verbindung, Leben und Wahrheit gibt. Dieſe Mittellinien, welche beyde zuerſt entſtandene Contouren nun einander näher führen, und ganz vereinigen, ſind das, was die Mittelſtimmen der Harmonie in der Muſik ſind.

So wie jene den organiſchen Bau des Körpers begründen helfen, und den unumſtößlichen Geſetzen der Wahrheit getreu bleiben müſſen, wenn das Gemählde ſeine höchſte Vollendung erhalten ſoll, und ſo wie ſie nicht etwa in bloßen Maſſen beſtehen können, ſondern eben ſo gut als die Contouren die Form an ſich tragen müſſen (wenn gleich in untergeordnetem Charakter, weil ihre Form nur analog dem Gange der Hauptlinien ſeyn und ihre Vereinigung bewirken kann) — eben ſo müſſen auch die harmoniſchen Mittelſtimmen nach den Geſetzen der Melodie fortſchreiten, weil Succeſſion nur melodiſch ſeyn kann; eben ſo müſſen ſie im untergeordneten Charakter einen ſolchen Geſang oder Mittellinie bilden, welche die Leere zwiſchen den beyden äußeren Contouren, dem

Sopran und Baß, ſo ausfüllt, daß dadurch der organiſche Bau des Tonſtücks befördert, die Rundung erreicht, und das Tonbild in ſeiner ganzen Schönheit und Wahrheit aufgeſtellt wird. —

Das Charakteriſtiſche bey der Harmonie iſt, daß die beyden Hauptcontouren ohne die ausfüllenden und vereinigenden Mittellinien und Schatten und Lichter für ſich beſtehen können — weil der menſchliche Geiſt die fehlende Rundung ahnet, und durch ſeine Sehnſucht nach Harmonie in allen Geſtalten des Lebens ſchon von ſelbſt angetrieben wird, das Mangelnde zu erſetzen, das Entfernte zu verbinden, das Schroffe abzurunden, und alle einzelnen Theile zu einem Ganzen zu vereinigen.

Hingegen können die Mittellinien, oder Schatten und Lichtandeutungen nicht frey auftreten, ohne durch beyde Hauptcontouren erſt begründet und herbey gerufen zu werden, weil bey ihnen der menſchliche Geiſt nicht den fehlenden Hauptcharakter des Contours, welcher der Maſſe die Form und das Leben gibt, erſt dazu erfinden kann, es wäre denn nur mit großer Willkür, Anſtrengung oder Gewalt. Hieraus ergibt ſich alſo, daß Melodie in ſo fern das erſte Prinzip in der Muſik iſt, als ſie die Form gibt, die Äthergeſtalt eines geiſtigen Weſens bezeichnet, den Charakter ſeines Strebens durch individualiſirende Züge ausdrückt und durch Bewegung anſchaulich macht. Hieraus erhellt alſo, daß die Harmonie erſt durch dieſe ins Daſeyn gerufen wird. Man wende nur nicht etwa ein, daß ein einziger Akkord, in voller Harmonie angeſchlagen, keine Melodie bey ſich führe! — denn ein einziger, iſolirter Akkord iſt eben ſo wenig Muſik, als das einzelne Wort »Und« Poeſie iſt. — Wird dieſe Melodie und Harmonie — wenn nämlich aus beyden ein organiſcher Tonſatz hervorgeht — nun durch verſchiedene Inſtrumente gebildet, ſo entſpringt daraus das Verhältniß der Farbe. Denn der charakteriſtiſche verſchiedene Klang der Inſtrumente iſt gleich dem verſchiedenen Glanze der Farben, und es wird nun das Tonbild in größerer Vollendung und Herrlichkeit daſtehen.

Um aber darzuthun, wie organiſch die Mittelſtimmen geführt werden müſſen, damit die Wahrheit und Schönheit des Tonbildes vollendet werde, dazu gibt uns wieder die Mahlerey oder Plaſtik die Mittel an die Hand. Man betrachte zum Beyſpiel die Muskelbewegung, die an einem Bilde oder einer Statue ſich offenbart. Wie analog den Hauptlinien laufen dieſe in ſo mannigfaltiger Verſchlingung und Verkettung, wie ſchwimmen ſie in ſchöner Eintracht unter und über einander, ohne jedoch jemahls parallel zu werden dem äußeren Contoure! Wie zeigen ſie das Leben der ganzen Geſtalt, und die organiſche herrliche Verbindung aller einzelnen Theile als nothwendige Mittel zur Erreichung eines ſchönen Ganzen. Wer findet in dieſer wunderbaren Verkettung, welche keine Spur von Willkür an ſich trägt ſondern ihr Daſeyn nach ſo heiligen und feſten Grundgeſetzen beweiſt, nicht als Gegenſtück in der Muſik — die Geſetze der Harmonie in weiterer, den Kontrapunkt in engerer Beziehung? Man nehme aus der Zeichnung eines menſchlichen Körpers einen Zweig der Muskelbewegung, und aus einer Fuge die eine oder andere Mittelſtimme — ſo wird das optiſche wie das akuſtiſche Meiſterwerk in ſeiner Anſchauung vernichtet ſeyn. Mit welher Sorgfalt und muſikaliſch-anatomiſcher Kenntniß muß nicht die Erfindung der einzelnen Theile eines kontrapunktiſchen Stückes behandelt werden, wenn man nicht (was leider häufig geſchieht) den Anblick eines Rieſenleibes mit einzelnen Zwergengliedern, oder eines Zwergenleibes mit Rieſengliedern, durch eine falſche oder nachläßige Konſtruktion herbey führen will. Wie der Mahler und Bildhauer mit ſeiner Phantaſie ſein darzuſtellendes Objekt durchdringen muß, um die ewigen Geſetze der Anatomie in ihrer ganzen Tiefe kennen zu lernen, damit er in den Stand kömmt, die Bewegung und den Bau der Knochen, Muskeln und den Lauf der Adern in ihrer ganzen Thätigkeit unter dem zarten wellenförmigen Contoure der Haut ahnen zu laſſen, und dadurch dem Bilde Wahrheit zu geben: eben ſo muß der Muſiker die organiſche Verſchlingung ſeiner beyden Hauptſtimmen mit den mittleren, die Harmonie bildenden, durch eben ſo ſorgfältige Beſchauung prüfen, und mit ſo ſicherer Meiſterhand entwerfen, daß das Tonbild ein in ſich beruhendes, organiſch belebtes und aus ſeiner eigenen Schönheit in Wahrheit hervorgehendes Werk werde. Je mehr alſo die Willkür bey der Kunſt den hohen Geſetzen, welche die Freyheit des Geiſtes aus dem Strahlenprisma der Wahrheit und Schönheit ſog, untergeordnet, und je mehr ein organiſcher Bau im Tonſtück ſelbſt in den Mittelſtimmen bezweckt wird, um ſo vollendeter wird auch das Tonſtuck zu nennen ſeyn, und ſich ohngefähr mit einem Bilde eines großen Meiſters, z. B. Michel Angelo's vergleichen laſſen, der die Natur auch in allen ihren tiefen und heiligen inneren Gängen erſchaut hatte, und bey dem jeder Schattenſtrich ſein nothwendiges Daſeyn beweiſt — weil er Geſtalt und Leben gibt — indeß andere Tonwerke, welche mehr Gebilde der Laune oder des Zufalls in Rückſicht ihrer harmoniſchen Ausarbeitung ſind, jenen verblaſenen engliſchen Kupferſtichen gleichzuſtellen ſind, die den Pöbel durch ihren äußeren Farbenton entzücken, und den Meiſter mit Ekel und Langeweile erfüllen, bey ihrer Beſchauung.

(Fortſetzung folgt.)

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Theater an der Wien. Mad. **Hoppe**, vom ſtändiſchen Theater in **Linz**, gab am 8ten die **Thereſe** in der **Waiſe aus Genf**, als Gaſt.

Es iſt unſtreitig, daß Mad. **Hoppe** kein kleines Wageſtück unternahm, da ſie zur erſten Gaſtdarſtellung eine Rolle wählte, in der ſich ihre allgemein beliebte Vorgängerinn, Dlle. **Botta**, die ſchönſten Lorbern errang, die noch in ihrer völligen Grüne im Gedächtniſſe des Publikums prangten; überdieß war es um ſo auffallender, die Gaſtſpielerinn in einer ganz neuen Rolle zu ſehen, da ſich uns Gäſte gewöhnlich nur in ihren Paraderollen zeigen, die ſie wohl hundert Mahl herabgeleyert haben, und ſchon das würde ein Grund ſeyn, jede ſtrenge Kritik zu entwaffnen, ſollte ihr der Verſuch mißlungen ſeyn. Glücklich löſte aber die hübſche, junge, talentvolle Frau die ſich ſelbſt gegebene Aufgabe. Mit rührender Gemüthlichkeit gab ſie den einfachen, natürlichen Charakter **Thereſens**, zu dem ihr weiches, wohlklingendes Organ, und eine ſchöne, reine Ausſprache ſo vortheilhaft harmonirten, daß ſie ſchon nach der Erzählung des erſten Aktes vollen Beyfall erntete. Hätte Mad. Hoppe jene Schreckens-Scenen des zweyten und dritten Aktes mit mehr Kraftaufwande gegeben, ſo könnte ihr die Kritik unbedingt die Palme reichen; ſo aber müſſen wir aufrichtig bekennen, daß ihr in dieſen Momenten, beſonders aber dort, wo ſie ihre Wohlthäterinn ermordet, das Haus in Flammen findet, weit mehr Feuer und Leben zu wünſchen geweſen wäre; doch auch das läßt ſich entſchuldigen, da wir aus ſicherer Quelle wiſſen, daß ſie nur eine Probe, ja ſelbſt nur eine Scenenprobe hatte; während doch gerade bey ſolchen Charakteren, wie der der Thereſe, die ſo unendlich viel Spiel bedürfen, mehrere Proben unumgänglich nöthig ſind. Der zweyte und dritte Akt ihrer Rolle läßt ſich durchaus nur auf der Bühne lernen. — Noch müſſen wir ihrer guten Mimik erwähnen, die beſonders beym Schlußgeberde des letzten Akts ſo erſchütternd auf das Publikum wirkte, daß es in allgemeinen Applaus ausbrach. — Die Gaſtirende wurde ſowohl nach dem erſten Akt, als am Schluſſe des Stücks gerufen, und dankte mit ſo beſcheidenen als gewählten Worten.

— d —

Den 10ten d. M. trug ebendaſelbſt Hr. Wolfgang Amadäus Mozart, Sohn des verewigten Tondichters, nach Beendigung des Luſtſpiels: Das war ich, ein Andante und Rondeau, von ihm ſelbſt für das Pianoforte komponirt, vor.

Die Virtuoſität dieſes Erben eines berühmten Nahmens iſt hier ſeit ſeinem vorjährigen Konzert anerkannt. Er ließ uns auch damahls ein eigenes Werk hören, das den Beyfall der Kunſtverſtändigen gewann. Aus ſeinen Dichtungen leuchtet unverkennbar das Beſtreben hervor, ſich dem Meiſter nach zu bilden, den er mit doppeltem Rechte unter allen übrigen zum Vorbild wählte. Das Andante aus C minor zeichnete ſich durch die Lieblichkeit und Kraft der harmoniſchen Übergänge und die zweckmäßige Verwendung der Inſtrumente aus. Der Tonkünſtler trug es mit großer Zartheit und Beſtimmtheit, ohne Verſchnörkelung, eindringlich und geſchmackvoll vor, und ging, nach der älteren Form, in der das Ganze gehalten iſt, bald zum Rondeau, in Es dur über, deſſen Thema, wenn wir nicht irren, auf einen Satz aus irgend einem früher bekannten Konzert hindeutet, aber von dem Bearbeiter mit Talent und Kunſtſinn ausgeführet wurde. Der Vortrag gründete ſich auch in dieſem Theil auf kunſtgerechte Behandlung des Inſtruments, inneren Gehalt und zweckmäßige Vertheilung der Farben, ohne blendende Überladung, Sturm und Drang, und mühſames Haſchen nach ſchimmernden Effekten. Der Künſtler beſitzt eine ſeltene Fertigkeit in der linken Hand, die jedoch hier einen beſchränkteren Wirkungskreis fand. Freylich, glänzende Phantaſieen, mit frappanten Modulationen, und ein halsbrechender Kampf mit immer wachſenden Schwierigkeiten bringen für den Augenblick ergreifendere Anregungen hervor; der ruhigere Eindruck des Ganzen wirkte nicht minder laute und aufrichtige Anerkennung.

Das vorher gegebne Luſtſpiel, das auf dieſer Bühne zum zweyten Mahl erſchien, gewann durch gute Beſetzung und erheiternde Zuſammenwirkung neues Intereſſe, beſonders trug die alte Baſe durch entſprechende Perſönlichkeit zur Belebung einzelner Scenen bey; um ſo weniger hatte es des Übermaßes bedurft. Zum Schluß erfolgte das Waldmädchen, National-Pantomime, nach Traffieri, vom Balletmeiſter Horſchelt, worin Mlle. Thereſe Heberle zum letzten Mahl vor ihrer anzutretenden Bildungsreiſe ein Pas de trois mit Zierlichkeit und Anſtand ausführte. F. Rabel, die künftig ihre Soloparten übernimmt, gibt zu angenehmen Erwartungen Anlaß.

Flammen auf dem Meere. In der Nacht vom 10ten, 11ten und 12ten Junius 18[illegible] war die ganze Oberfläche des Meers um Fort Royal auf der Inſel Martinique hell erleuchtet. Beſonders wurden gegen Oſten hin, wo in einer Entfernung von vier bis fünfhundert Metres von der Inſel ſich eine Kette von Brandungen befindet, Flammen geſehen. Am 10ten und 11ten ſtiegen dieſe Flammen auf in einem recht lebendigen Lichte von blauweißlicher Farbe. Während dieſes Phänomens zeigte das Meer ſich wenig bewegt in ſeinem gewöhnlichen Zuſtande. Auf der andern Seite der Inſel, gegen Weſten, wo das Meer immer ruhig iſt, und wo es weder Klippen, noch Strömungen gibt, war es ebenfalls erleuchtet, und am 24ten erſchien jenes Licht noch glänzender jenſeit der Klippen; ſie überſtiegen dieſelben wie große Feuerwerk-Garben, und verbreiteten, beſonders nach dem Untergehen des Mondes, eine ſolche Helle, daß man eine halbe Meile vom Ufer dabey leſen konnte; ſie war anhaltend wie die brennenden Dünſte, die ſich aus entzündetem Phosphorus entwickeln, und es währete dieſes Schauſpiel, das den älteſten Bewohnern der Inſel, wie ſie verſicherten, neu war, faſt die ganze Nacht hindurch mit einer nur allmählich ſich mindernden Kraft, wodurch es, beſonders bey den Sklaven, eine Art von Schauer erregte.

Der jüngere Herr Riviere, dem man dieſe Beſchreibung verdankt, hielt anfänglich jene Flammen für, durch das Anſchlagen der Wellen an die Brandung erzeigte, phosphoriſche Entzündungen und das auf der Oberfläche des Meeres verbreitete Licht nur für deren Wiederſchein, entſagte aber dieſer ſeiner Meinung, als er mit Gewißheit erfuhr, daß man das nämliche Phänomen auf der Seite der Inſel wahrgenommen habe, wo es keine Brandungen gibt, und nachdem er die Bemerkung gemacht hatte, daß das Meer, von den Felſenſpitzen geſehen, die er weiter hinaus in demſelben erſtieg, in den kleinen Buchten zwiſchen dem Lande und ſeinem Standpunkt ebenfalls erleuchtet erſchien, ſo wie, daß dieſes Licht ſich noch verſtärkte, wenn er das Waſſer mit einem Ruder in Bewegung ſetzte.

Nach der Höhe des Wärmegrades, der überaus großen Trockenheit und dem ſchwarzen, dicken Gewölk, das während der ganzen Erſcheinung zu bemerken war, glaubt derſelbe, daß ſolche durch die Elektricität entſtanden ſey, welche die langſame und anhaltende Entzündung phosphoriſcher, in dem Meere enthaltener Körper hervorbringt.

[illegible]

Pradier in Paris fabricirt Perlmutter zu Verzierungen jeder Art, in den ſchönſten und mannigfaltigſten Formen. Da ihm aber ſeine Arbeiter ſtets durchgingen, ſo wie ſie etwas bey ihm gelernt hatten und ihm durch wohlfeilere Arbeit großen Schaden brachten, ſo erfand er jetzt neue Maſchinen und wendet die in dem Zwangsarbeitshauſe zu Dourdan Eingeſperrten als Arbeiter an. Er beſchäftigt dort fünf und ſechzig. Nach vier Monat Lehrzeit verdienen ſie monatlich funfzehn bis zwanzig Franken, und nach einem Jahr, wo ſie Geſellen werden, dreyßig bis ſiebenzig Franken. In Paris beſchäftigt er außerdem noch hundert Arbeiter zur weitern Ausarbeitung verſchiedener Stücke. Er kann jetzt dieſelben Gegenſtände zu zwey und dreyviertel Franken liefern, welche er früher für ſechs und dreyßig Franken gab, und macht Verſendungen in alle Theile Europas.

Der Mahler Hr. Choris war unter den Gelehrten und Künſtlern, die den Kommandeur des Schiffs, Otto von Kotzebue, begleiteten. Dieſer Künſtler zeichnete während ſeiner mehrere Jahre dauernden Reiſen eine große Anzahl von Anſichten, Bildniſſen und Gegenſtänden aller Art, die er jetzt zu Paris vermittelſt der Lithographie herausgibt.

Auflöſung des Logogryphs vom vorigen Blatte.

Salbey — Salbe.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625), wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 11 fl. W.W. halbj.— Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Conversationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

67.

(Wien, Mittwoch den 22. August.)

Beym Abſchied.

Den eitlen Wünſchen nicht, voll Glanzesgütern,
Wollt' dieſes Herz, das euch gehöret, frohnen,
Ich wollte gern im ſtillen Hauſe wohnen,
Und Liebe, Freundſchaft zu des Hauſes Hüthern.

Doch weit geöffnet ſeh ich nun die Pforten,
Und leer iſt's drinnen — faſt wie ausgeſtorben.
Was ſonſt geblüht, iſt welk nun und verdorben —
Mit Thränen könnt' ich's mahlen, nicht mit Worten.

So zieh' ich fort, ein wegesmüder Wandrer,
Und immer trüber wechſeln die Gedanken;
Doch Einer ſtehet feſt und ohne Wanken:
Was ihr mir war't, das wird mir doch kein Andrer.

Al. Jeitteles.

* * *

Aus und über Italien.

Deutſche Literatur in Italien.

(Fortſetzung von Nr. 64, Rubrik I.)

Caelius Rhodiginus, ein achtungswürdiger Mann, bey welchem indeſſen vor compilatoriſchem Naturtrieb das Blümchen des äſthetiſchen Gefühls nur ſpärlich hindurchbrechen konnte, ſetzt es in der ſiebenten ſeiner alterthümlichen Vorleſungen erſtaunlich ſcharfſinnig aus einander, wie Virgil mit ſeiner geſammten Äneis und allen Schönheiten derſelben im Grunde keine andere Abſicht gehabt habe, als das Syſtem der platoniſchen Philoſophie bildlich darzuſtellen; der erſte Theil ſey theoretiſch, und ſchon ein mäßig aufmerkſamer Leſer erkenne ſogleich in dem lebendigen Sturmgemählde die aufbrauſende Gewalt der menſchlichen Affekte, in den Irrfahrten des Helden die Kreuz- und Schleichwege unſerer blinden Leidenſchaften, in der Dido ſammt ihrer neu aufſteigenden

Stadt die blumige Göttinn der Liebe, welche den Jüngling vom Wege ſeines Strebens ablenkt und ihn erſchlafft, während ſie ihm ein reizendes Paradies aufbaut, wie denn Latium recht anſchaulich der Aufenthalt der gereinigten Seele ſey. Dieſe moraliſche Gewiſſenhaftigkeit der Kritik, die Muſe der Dich[illegible] für nichts anderes, als die aufgeputzte Dollmetſcherinn der Philoſophie ([illegible]er ſie doch, wie der Eliſabeth eine Maria Stuart, zur Seite geſtellt wird), oder als eine allegoriſche Feilbietherinn der Moral gelten zu laſſen, in mehreren vergangenen Jahrhunderten ſo durchgängig in der Mode, daß Gerhard Kröſus, Prediger bey Dortrecht, ſich in den Kopf durfte kommen laſſen, mittelſt eines gelehrten Schweißwerkes zu zeigen, wie die beyden großen Gedichte des Homer ſchnurgerade eine verkappte Geſchichte des alten Teſtaments ſeyen, hat ſich in Italien noch nicht ganz verloren. Ein großer Theil des Publikums glaubt noch immer vom Dichter verlangen zu dürfen, daß er, um die Veſtaflamme der Sittenlehre ſichtbar werden zu laſſen, die auflodernde Glut der Begeiſterung im Zügel halte, und ſie zu gehöriger Zeit mit dem Weihwaſſer ſittenſprüchlicher Ergießungen dämpfe; man gibt ſich, nicht bloß in den Schulen, ſondern auch in manchen Leſezirkeln der feinen Welt, angelegentliche Mühe, den wohlverſteckten allegoriſchen Apparat des Poems an den Tag zu fördern; man präparirt und macerirt es zu dieſem Behuf, wie ein Anatom die Horn- und Gefäßhaut des Auges, um Fontanas Strahlenkanal darzuſtellen, und freut ſich mit frommer Selbſtgefälligkeit, ſobald man einen neuen Erzgang der Moral in ſolch einem metriſchen Bergwerk entdeckt hat. Dantes göttliche Komödie legte dieſer Anſicht der Äſthetik keine erheblichen Schwierigkeiten in den Weg; Bürger eines Zeitalters, wo die Muſe, wenn ſie geachtet und bewundert ſeyn wollte, ſich nicht ohne das Maſchinen- und Takelwerk der Gelehrſamkeit dem Urtheil der Welt darſtellen durfte, und ohne ſinnbildlichen Schleyer die entſetzlichſten Stiche der Kritik wagte, arbeitete er einer ſolchen Anſicht vielmehr ſelbſt in die Hand, und hing, wie Göthe von allen großen Männern behauptet, durch eine Schwachheit mit ſeinem Jahrhundert zuſammen; ſchwang er ſich aber in ſeinem reißenden Fluge hoch über ſie hinweg, ſo lag die glückliche Urſache in ſeinem Genie, welches zur Freude der Nachwelt mit ſeinen äſthetiſchen Grundſätzen ſiegreich davon rannte. Schwieriger war die Sache bey Petrarka; was indeſſen auch hier ſehr zu Statten kam, war der geheimnißvolle Schleyer, welcher lange Zeit hindurch ſeine Laura dem Forſcherauge der Neugier entzog; geheimnißvoll genug, um auch ihm, wie dem königlichen Elegen unter den Hebräern, welcher doch ziemlich handgreiflich ſein ſterbliches Theil ſprechen läßt, einen abſtrakten Gegenſtand der Sehnſucht unterzuſchieben. Die teleologiſchen Kommentare, mit welchen Arioſt's raſender Roland nach allen Himmelsgegenden des Textes hin verpalliſadirt worden, daß der gefühlvolle Freund ſeiner ſchalkhaften Muſe alle Mühe hat, ſich zu ihr durchzuſchlagen, meſſen ſich an Höhe und Breite mit jedem talmudiſtiſchen Lehrgebäude. Mußte ſich dergleichen ungebetene Dienſtgefälligkeiten der muthwillige Schilderer Alcina's gefallen laſſen, wie viel nachgiebiger durfte ſich Taſſo dazu bequemen? Gottfrieds frommer Sinn, Tankreds in die Luft gebaute Liebe, Armidas gewaltige Reize ſammt ihrem reizenden Zauberſchloſſe, tauſend andere Dinge boten wie von ſelbſt die Hand, der Kommentator durfte ſie nur faſſen, um durch einen kräftigen Druck das Gedicht zum erwünſchten Geſtändniß zu bringen. Die Kompoſition, ſagt ein Allegoriſt, welcher dem guten Taſſo den letzten chemiſchen Dienſt erwies, ſchließt mit Gottfrieds anbetender Gemüthsſtimmung, um uns zu zeigen, der von bürgerlicher Thätigkeit ermüdete Geiſt müſſe endlich in Gebeten und in der Betrachtung der Güter, welche das andere glückliche und unſterbliche Leben uns darbieten wird, ſeine Ruhe finden. Daher wuchſen denn nicht leicht auf einem anderen Parnaß ſo viele allegoriſche Sprößlinge lyriſchen, epiſchen oder dramatiſchen Schnittes, als auf dem italiſchen empor. Der Visioni (Geſichte) ſind eine ſolche Legion, daß man faſt vor lauter Geſichten nicht ſehen kann. Bey den meiſten aber ſcheiterte das Gelingen am Schnupfen der Muſe, den ſie ſich durch Erkältung ſchon an der Grundidee zugezogen, und nur wenige unter ihnen haben einen Grad von Merkwürdigkeit erhaſcht, wie etwa Andreinis Tragödie, der Sündenfall, dadurch, daß ſeine Vorſtellung in jenem großen Britten den Gedanken ſeines verlornen Paradieſes rege machte.

Daß dieſe Anſichten auf die Übertragung deutſcher Schriftwerke entſcheidenden Einfluß ausgeübt, und vorzügliche Wegweiſer bey der Wahl geweſen ſeyn müſſen, lehrt ſchon der flüchtigſte Überblick. Von einer ſo beſonnenen Nation, wie die deutſche genannt zu werden die Ehre hatte, glaubte man erwarten zu dürfen, ihr poetiſches Feld werde nach dem Beginn ſeines einmahl in Thätigkeit geſetzten Anbaues wo nicht mächtige Cedern und ſtolz rauſchende Pinien gegen den Himmel emportreiben, ſich doch ein und das andere ſittlich-nützliche Fruchtbäumchen abzwingen laſſen, welches man allenfalls unter italiſche Weingewinde und Zitronenwälder verpflanzen könnte, käme es auch auf weiter nichts dabey an, als ſich eine unterhaltende Veränderung zu verſchaffen. Nicht eine ganz unkundige Hand, ſchien es anfangs, hatte dieß Prognoſtikon aufgeſtellt. Die Gottſchediſche geſchäftig-müſſiggängeriſche Zeit legte es darauf an, der Moral mehr Nahrungsmittel zuzutragen, als dieſe ſelbſt bey redlichem Willen verzehren oder verdauen konnte; der Meiſter ſelbſt, mit deſſen Nahmen jenes Quindecennium ſich krönt, war ihr geſchworener Ritter, während ſie dagegen aus Gefälligkeit ſich bequemte, den Ofen zu ſpielen, an welchem der gute Herr, mit den derben Glückwünſchen ſeiner ſchweizeriſchen Antipoden einheitzend, in ſeinem poetiſchen Eispallaſt ſich wärmte. Indeſſen, was Gottſched (deſſen Verdienſt um unſere Mutterſprache ſchon dadurch, daß er ungezügelte Stümper durch ſeine warnende Autorität zurückdrängte, hier keineswegs geſchmälert werde, und entſchallt uns wider Willen ein ſatyriſches Knallkügelchen, ſo gilt die unſchädliche Exploſion mehr ſeinem diktatoriſchen Staatswagen, als dem frommen Helden, den ſeine Unterfeldherren, faſt ohne ihn zu fragen, hineingeſetzt), was er von ausführlicherem Umfange geſchrieben, hatte ſeine erſte Idee, oder ſein zeitliches Gewand, wie noch heute unſere Schönen beyderley Geſchlechts, ſich aus dem transrhenaniſchen Muſterlande verſchrieben. In Italien, wo man ſich längſt, wie bereits angemerkt, an die Quelle ſelbſt gewendet hatte, war mans überhoben, das Leipziger Pantheon der Literatur über die Alpen wandern zu laſſen, und ließ ſich, ohne es zu ahnen, Schönaichs liebenswürdigen Hermann, an deſſen Schädaß kein Gall Erhöhungen oder Vertiefungen herausgefingert hätte, wie die Alexandriner eines Schwabe und Triller unterſchlagen. Die ſchweizeriſchen Opponenten, auf der Bühne der deutſchen Literatur die alten Polterer, betrachteten die ethiſchen Forderungen, welche man an der Dichtkunſt machte, mit einem ziemlich verſchiedenen Auge; ohne daß ihre Kritik der Moral geradezu Hintanſetzung merken ließ, neigte ſie ſich inzwiſchen nur ſelten herab, ihr Höflichkeiten vorzuliſpeln, und faſt ſchon auf der Fährte der engliſchen, weigerte ſie ſich durchaus, dieſelbe zur Beurtheilerinn oder Feilerinn der ſchönen Kunſtwerke zu ernennen. Man ging, Hand und Fuß gebrauchend, ziemlich kräftig auf gründliche Gelehrſamkeit los, nahm, wo es darauf ankam, einem Widerſacher die Wahrheit ins Geſicht zu ſagen, kein Blatt vor den Mund, wiewohl man nicht Freygeiſt genug war, um auch das letzte Blatt, das Feigenblatt, als eine läſtige Vermummung wegzuwerfen, und hielt ſich übrigens bey poetiſchen Flügen an die beſcheidene Mittellinie, wo der ſingende Blanchard die Gegenſtände an der Erdoberfläche drunten nicht aus den Augen verliert, noch es ſich empfindlich kümmern läßt, wenn ihm Wolken den Himmel und des Himmels Geſtirne, welche er nur dem Nahmen nach kennt, verhüllen. Von den ſchönen Schöpfungen dieſer Schule haben nur höchſt wenige eine Kunſtreiſe nach Italien gemacht, und dieſe wenigen, ohne manierliches Kleid, ohne gefälligen Anſtand, nur ſelten eine Thür offen gefunden, oder, wo dieß unter Verwendung des Zufalls ſich getroffen, ſie wieder ziemlich ſchnell hinter ſich zuſchließen gehört. Wie durfte auch ein Überſetzer mit dieſen rauhen Produkten auftreten, an deren ſcharfen Ecken er ſeine Feder ſtumpf wetzen mußte, bevor es ihm glückte, ſie dem italieniſchen Leſeſinn auch nur von ferne zu aſſimiliren. Wie mochte er ſich erdreiſten, den ungehobelten Sohn der Kraft ins Putzzimmer ſeiner Landesgenoſſinnen zum feinen Pagendienſt einzuführen, ohne den translatoriſchen Pranger zu wagen? Gewiſſermaßen läßt ſich wohl Albrecht von Haller zu dieſer Partey ſtellen, indem ihn nicht bloß die Bande des Vaterlandes mit ihr in nähere Verwandtſchaft brachten, ſondern auch, weil ſeine Muſe ſich wirklich weniger von der ſchweizeriſchen als von der ſächſiſchen entfernte. Nebſt dem trug er zum Siege der Schweizer nachdrücklich bey, da er mit ſeinen poetiſchen Kraftſtücken gerade in der lebhafteſten Epoche des Streites auftrat. Italien lernte Hallern, den Dichter, dem es lange ſchon als einem Univerſalgenie im Felde der Wiſſenſchaften huldigte, kennen; aber die Jugendblüthe ſeiner Muſe hatte längſt des Dichters finſtere Orthodoxie erleben müſſen, ehe die Alpen oder das Lehrgedicht vom Urſprung des Übels italieniſche Leſer ergötzten oder belehrten. Vielmehr war eine ſo lange Reihe von Jahren dazwiſchen getreten, daß man Mühe hatte, ſich den Gelehrten und den Dichter als Eine geniale Doppelblume zu denken. Indeſſen trat er mehrmahls auf; man ſcheute ſich ein wenig vor dem deutſchen Bären (mit Frau Daja zu ſprechen), fand aber doch bey aller ſeiner Ungelecktheit ſo viel Tüchtiges und Brauchbares an ihm, daß man die ſeltſame Dreyeinigkeit eines gothiſchen Varro, Virgil und Horaz in ihm bekopfſchüttelte *). Ergiebiger begannen die Ernten des Überſetzers zu werden, da Gel-

---

*) Freylich mußten die Überſetzer von ſeiner ausdrucksvollen Kraft und gedrungenen Kürze viele Feilſpäne, koſtbaren Diamantſtaub, fahren laſſen. Wer nicht länger

lert und Rabener durch manche gefällige Charakterſeite ihrer Poeſie, zugleich durch gemeinnützige Hausmannskoſt, die deutſche Leſewelt gewannen. Der Mann, den Klopſtock würdig hielt, von der ſchönſten Mutter und der ſchönſten Tochter geküßt zu werden, und Friedrich der Zweyte ſogar den raiſonnableſten aller deutſchen Gelehrten nannte, ſprach durch eine Menge von Fabeln und Erzählungen, zum Theil ſelbſt durch ſeinen Roman von der ſchwediſchen Gräfinn, nicht bloß ſeine deutſchen Zeitgenoſſen, ſondern auch franzöſiſche Hörer ſo lebhaft an, daß italieniſche Überſetzer auf Empfehlung dieſer letzteren ihn ihrem Lande ſchenkten, nachdem ſie freylich erſt vorſichtiger Maßen ein Paar Olympiaden hatten vorüberziehen laſſen. Das italieniſche Kleid ſtand ihm. Konnte er auch nicht, wie Cäſar im Felde, wie Paris in den Penetralen der Toilette, und Alcibiades in Beyden, ich kam, ſah und ſiegte ſagen, ſo ging er doch keineswegs, wie er es auch nicht verdiente, an Beyfall leer aus. Man merkte ihm gar bald einen reichlichen Gehalt von Moral an, einer Moral, welche allerdings die Herzen ſich erobern konnte, da die Quelle, der ſie entfloſſen, ein lebendiger Bote des Berges, nicht die Kunſtſpritze eines gezirkelten, geſchorenen Gartens war. Ihm auf dem Fuß folgend, klopfte Rabener an die Pforten Italiens. Seine ſcherzhafte Neckung, mehr als Geißelung des Mittelſtandes, am gelungenſten in ſeinen ſatyriſchen Briefen entfaltet, konnte hier, wiewohl Italien eine Legion Satyriker ſeit Dante ins literariſche Feld ſtellen kann *), nicht ganz fehl gehen; auf der andern Seite fand man aber auch zu ſeinen ſteifſtolzen Aftergelehrten, zu ſeinen tölpelhaften Dorfjunkern und Gelegenheitsreimern **) bey weitem weniger umherlaufende Belege, als in unſerem lieben

---

Zeit erſchienen Roſa Morando's, eines jungen Veroneſers, lyriſche Verſuche, welche den frühzeitigen Tod deſſelben wahrhaft betrauern laſſen; unter dieſen zeichnet ſich auch Hallers Unterricht in der höheren Liebe an ſeine Freundinn reizend aus. Ein Improviſatore, welcher ihn in einer Geſellſchaft vorlas, machte dieſe auf Verbindung von Philoſophie und tiefer Begeiſterung darin aufmerkſam.

*) Es iſt eigen, daß bey dieſer Anzahl Geißeldichter Bettinelli in ſeinen Briefen des P. Virgilius Maro an die Arkadia zu Rom, den Italienern die Satyre ganz abſtreitet. Werden Arioſt's Satyren nicht von der Mehrzahl des großen Meiſters werth gehalten? Findet die Anmuth der Berneskiſchen Satyre keinen geſchmackbeſitzenden Lobredner? Darf Pietro Aretino, wenn gleich ſeine Muſe ihre pöbelhafte Erziehung nie verläugnet, erſt genannt werden? Wer wollte Tommaſo Garzoni's ſatyriſche Gemählde nicht reich an Erfindung nennen? Auch an lateiniſcher Satyre war Italien, beſonders in den der Reformation vorangehenden Zeiten, ſehr fruchtbar; wahr aber iſt es, man muß bey den Italienern Satyre vorzüglich in Werken ſuchen, denen ſie nicht an der Stirn geſchrieben ſteht, wie Dantes großes Gedicht und Boccacios Decamerone reichhaltige ſatyriſche Adern verdecken. In neuern Zeiten hat unter andern auch Vittorio Alfieri ſich den Jüngern des Juvenal zugeſellt; die düſtere Biſſigkeit, welche bey glänzenden Geniezügen dieſe Straf- und Spottterzinen charakteriſirt, rechtfertigt den Schluß vom Tragöden auf den Satyriker.

**) Mögen uns die Improviſatoren Italiens auch nur ein ſchwaches Bild der alten wandelnden Barden gewähren, ſo erinnern ſie doch wenigſtens an dieſelben auf eine überraſchende Weiſe; der billige Deutſche wird ſie hoffentlich nicht mit den Rabnerſchen Gelegenheitsreimen zuſammenſtellen wollen, die von dem Talent der alten Spruchſprecher, eines Nürnberger Wilhelm Weber z. B. faſt nie den Witz, die Plattheiten faſt immer erfiſchten, und gleich den Fröſchen ihr armſeliges Gequak nur hören ließen, wenn in ihrem Pfuhl ein Wechſel der Witterung fühlbar wurde. — In wiefern die übrigen angeführten Nahrungszweige der deutſchen Satyre ſie auf italieniſchem Boden im Stich laſſen, ſoll einer unſerer künftigen Aufſätze, das italieniſche geiſtige und geſellige Leben ſkizzirend, darzuſtellen ſuchen. Manches hier geſagte möge den Leſer auf dieſe nächſte Materie vorbereiten.

Deutſchlande, das mit ſolchen Überbeinen der Bevölkerung reichlich geſegnet war, und ſo konnte hier Rabeners gedruckte Unſterblichkeit nicht gar lange ſich aufrecht erhalten; ſie ſetzte ſich, begann zu nicken, entſchlummerte, und der Vorübergehende fühlte keinen Beruf, ſie zu wecken. Keiner wird leichter vergeſſen, als ein Schlafender; doch iſt es weniger eine gehäſſige Vergeſſenheit, nach Horazens Ausdruck, welche den Dresdner Oberſteuerrath in Italien beerdigt, als eigentlich der Nebel der Ferne, in welchen Vieles zurücktritt, ſobald der Zeitgeiſt eine andere Maske wählt. Wir ſind dem gutherzigen Lacher zu unſerer Freude in den Bücherkabinetten italiſcher Literatoren begegnet, und er durfte nicht mit dem entlegenſten Platze ſich beſcheiden. Kleiſt's Frühling, manche Uziſche Lehrode folgte auf die bisher genannten; man tolerirte ſie, und ſchrieb die Kälte, welche einem Theile derſelben inwohnt, nicht den Schneegipfeln der Alpen zu, über welche ſie gekommen, ſondern dem ethnologiſch-klimatiſchen Genius der Deutſchen, deſſen poetiſche Brütwärme die gewöhnliche Temperatur der Atmoſphäre bisher nicht viel überſtiegen hatte.

Auf dieſe Weiſe waren Italiens Bewohner mit den Erzeugniſſen unſerer ſchönen Literatur — denn von dieſer iſt hier für jetzt nur die Rede — bekannt, nicht eigentlich befreundet worden, als die laſtende Eisrinde im Norden borſt, und eine klimatiſche Umwälzung im Anzug war, wie ſie die Schriftgeſchichte weniger Völker erlebt hat. Durch Hagedorn waren die Wege des Beſſern angedeutet; Ramlers pünktliche Sorgfalt arbeitete den heranſchreitenden Genien vor; Klopſtock trat aus der Schulpforte, und begann, ein begeiſterter Zögling des Lesbiers, den kühnen Zug deutſcher Meiſterbarden, er entlockte der Lyra Töne, vor deren gehaltvollem Sturm ihr ſelber ſchauerte, und die Sprache, ſeine Pflegetochter, ging ſtark und beherzt aus ſeinen Händen. So froherwacht Deutſchland ſeinem Bardit lauſchte, ſo entſchieden widerſprach das Naturell ſeiner Poeſie der italieniſchen Äſthetik; ein Überſetzer hätte ſeine Landsleute ſehr ſchlecht kennen müſſen, um auf den Einfall zu gerathen, den Züricher See oder Wingolf in Terzinen ſich empfehlen zu laſſen. Höchſtens ahmte man einige Pſalmen und andere ſeiner religiöſen Rhapſodien nach. Der Meſſias ging theils ganz, theils in Bruchſtücken aus italieniſchen Buchdruckereyen hervor; wahrſcheinlich gab es in Italien ſo manchen Leſer, welcher den langen, in den verſchiedenſten Richtungen fahrenden Weg durch zwanzig Geſänge nicht hindurchzumachen vermochte; den übrigen ſagten größtentheils nur die lyriſchen eingeflochtenen Blumenſtücke als homogene Schönheiten zu. Im Dichter des Meſſias, meint ein Literator aus dem letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts, offenbart ſich eine religiöſe Begeiſterung, wie ſie nach Luis de Leon vielleicht nur wenige Dichtergemüther erfüllt hat. Ich glaube nicht, daß er äußere Flugwerke in Bewegung geſetzt, um ſich zu ſeinen ſchwindelndhohen Regionen emporzuheben; und doch könnte, wer ſich vom Schein leiten läßt, ihn leicht durch ſo ungerechten Vorwurf beleidigen. Seine Himmelfahrten erfüllen uns mit Staunen und Bewunderung, aber in unſerm Innern ſteigt kein Verlangen auf, den kühnen Äronauten zu begleiten; er verſteht es ſchlecht, uns mit ſich fortzureißen; wir ſehen ihn, wie Eliſa ſeinen prophetiſchen Lehrer, auf feurigem Wagen zu den Sternen ſchweben, folgen ſelbſt aber freywillig den allgemeinen Geſetzen der

Schwere in der wirklichen Welt, und kaum daß uns der Mantel des Entſchwundenen in Händen bleibt. Treffen wir ihn in tieferen Regionen wieder, ſo iſt's eine fremde Perſon, mit welcher vertrauensvoll umzugehen wir erſt nach und nach wieder lernen müſſen. Dieß die Anſicht des italieniſchen Literators, in unſerer Manier verwörtlicht. So vererbte ſich denn das große Epos dem italieniſchen Geſchmack nicht als ein Ganzes, ſondern nur aphoriſtiſch und gliederweiſe, einzelne Schilderungen, Selbſtgeſpräche, Erzählungen und Geſänge, und dieſe erfreuten ſich allerdings einer wiederhohlten Erſcheinung, ergebener Nachahmer. Um die Ehre eines vollſtändigen deutſchen Epos war es alſo einſtweilen im Welſchlande geſchehen, und Klopſtocks Genius, weit entfernt, ſich ein Bürgerrecht antragen zu ſehen, fand als Gaſt nur kalte Aufnahme. Vor den nachklingelnden Affen des großen Mannes, deren jedes Schöpfergenie, als Prototyp, eine gedrängte Herde hinter ſich her blöken hören muß, verſchonte Italien ſein ſorgſamer Schutzgeiſt; es ließ ſie unbekümmert als fleißige Schmiede die Goldkörner ihres Meiſters zu ellenbreiten Scheiben ſchlagen, ihre Stürmchen heiſer durch die Saiten pouſſiren, und in unſerm Vaterlande ſich ſo regenwürmerartig vervielfältigen, daß es demſelben, umgekehrt, wie den Griechen vorm Perſerkriege, nicht an Soldaten, wohl aber an Feldherren fehlte. Freundlicher öffneten ſich die Arme für Geßners idylliſch-epiſche Poeſie. In kurzer Zeit war ihr vor allen ihren kompatriotiſchen Zeitgenoſſinnen die Auszeichnung zu Theil geworden, eine franzöſiſche Feder zu beſchäftigen; man ſprach in Paris von dem deutſchen Landſchaftsmahler, welcher den Tod des Abel beſungen, und den erſten Kahn unter der Direktion der Liebe habe zimmern laſſen. Bey ſo zuſagenden Vorzeichen, ſo wirkſamen Kreditsbriefen, durfte kein Überſetzer einer vergeblichen Mühe ſich zu unterziehen wagen; die ſogenannte poetiſche Proſa, für welche von jeher die proſaiſche Poeſie eine ſympathetiſche Vorliebe hegte, kam ihm, wie dem Publikum, nicht wenig gelegen; beyde Gedichte ſtanden bald italieniſch da, beyde trafen unter allen Ständen von Leſern, der Tod Abels bey den Herren, der erſte Schiffer bey den Damen, wohlwollende Gönner. Sie erhielten ſich, beſcheidene Fremdlinge, in der Gunſt, das ſtets weiter zurückrückende Jahr der Geburt ſchadete ihnen nicht, man lieſt ſie noch heute, man gibt ſie metriſch umgeſchmolzen, ohne es von Ramler gelernt zu haben, heraus *). Der echte Ennoſigäos für den Landfrieden, welcher ſeit den Gottſched-Bodmeriſchen Tumulten eingetreten, ſollte in der Niederlauſitz geboren werden; Leſſing hieß der erſchütternde Komet, der in ſo viele Sphären menſchlichen Wiſſens ſich ſchleuderte, manchen der Planeten aus ſeiner gravitätiſchen Faſſung brachte, ihre Trabanten unter einander wirbelnd beſtürzte, und nur ohne Offenſive ſeines Weges zog, ſo lange er durch einen leeren Raum dem nächſten Sonnenſyſtem zueiferte. Man hörte in Italien, dieſer Sonderling ſey, ein zweyter David, Zairens und Meropens gefeyertem Verfaſſer mit unhöflichen Wahrheiten unter die Naſe getreten, habe ſogar ſeinen deutſchen Leſern den verwegenen Vorſchlag gethan, man ſolle ihm das Stück von Corneille nennen, das er nicht beſſer machen werde. Obſchon man es daher an ihm lobte,

---

*) Siehe Conv. Bl. Nov. Beyträge. Oktob. 1800.

daß er Maffeis Vaterrechte über Meropen gegen Voltaire in Schutz nahm, ſo konnte man ſich doch nicht überwinden, von ſeinem Geſchmack einen ſonderlichen Begriff zu haben. Dieſer Großſprecher ſetzte eine Miß Sara Sampſon in die Welt, ſie ſchien ihren Erzeuger mit Horazens cykliſchem Dichter ein und daſſelbe Exil anzuweiſen, und langweilte durch ihre philoſophiſchen Tiraden; der nämliche trat mit einer Emilia Galotti ans Licht, man las ſie mit ſteigender Theilnahme, man fand Fein-, Schön- und Wahrheiten zu loben, und fing an, von dem Magiſter mit Achtung zu ſprechen; er ſchrieb einen jungen Gelehrten, man fand in Italien die Intrigue alltäglich, den Witz an der unrechten Stelle; er ſchenkte der Bühne eine Minna von Barnhelm, man las ſie, ſah ſie, war gerührt, bewunderte, und gewöhnte ſich bey aller impertinenten Soldatennatürlichkeit des Wachtmeiſters das verächtliche Naſerümpfen ab, wenn belletriſtiſche Blätter aufs deutſche Schriftenthum mit Anerkennung hinwieſen. Daß der dramatiſche Autor auch einen ſcharf- und tiefſinnigen Laokoon, auch die goldene Schrift über die antike Darſtellung des Todes verfaßt habe, erfuhr man erſt bey weitem ſpäter, erfuhr es aber nicht ſobald, als man ihm einſtimmig die lauteſte Verehrung zollte. Der Laokoon, drückt ſich ein florentiniſcher Rezenſent aus, iſt ein Geiſtesprodukt, welches uns recht anſchaulich zeigen kann, wie weder ein rauher, muſenfeindlicher Himmel (als wenn wir im Auguſt Schlitten führen, und Seehunde das Factotum unſerer Exiſtenz wären!) noch eine barbariſche Ahnenſchaft das durchbrechende Genie des ſeltenen Mannes zurückzudrängen vermögen. — Dabey blieb es aber auch; wie Leſſing ſelbſt, ſo ernſtlich er ſich dazu rüſtete, das gelobte Land der Künſte mit eigenen Augen nie erblickte, ſo wurde auch ſein Genius, wie er lebendig aus ſeinen Schriften hervorleuchtete, hier niemahls einheimiſch, und Minna allein führte allenfalls hier und dort ein exoteriſches Leben auf den Repertorien. Daß Nathan durch die Alpenpäſſe nicht hindurchgelaſſen wurde, dafür hatte weniger die Kritik, als andere Vormünder des menſchlichen Geiſtes geſorgt. Die erſten organiſirten Kolonien der deutſchen Literatur in Italien erkennen Wieland als ihren Gründer; Agathon, Pſyche, Danae waren Perſonen, mit welchen bald jede gebildete Dame in Geſellſchaft umherwarf, und wie mit dem ſtehenden Heer ihrer dienenden Ritter ſchaltete. Von den Abderiten iſt uns eine Verſion zur Hand gekommen, welche durch ihre Erbärmlichkeit hätte Epoche machen können; einzelne Theile dieſer reichs-ſtädtiſch-politiſchen Satyre hätten gewiß ihr Glück gemacht. Oberon erinnerte zu lebhaft an Bojardo, und da man ſichs in Italien in den Kopf geſetzt hatte, ein neuerer Dichter könne und ſolle keinen ritterlich-epiſchen Stoff behandeln, ſo ſtellte ſich ihm gleich anfangs dieſes Vorurtheil feindſelig entgegen. Muſarion iſt artig überſetzt, aber zu wenig bekannt. Wir ſtehen nun vor derjenigen Epoche unſerer ſchönen Literatur, welche wild, aber genialiſch, die Kulminationstage des Sieges und der reichen Kraftherrlichkeit ankündigte, dabey unſerer Poeſie in Italien den hier zweydeutigen Rahmen der »romantiſchen« zuzog.

Daniel Leßmann.

(Fortſetzung folgt.)

Über die Harmonie in der Tonkunſt, in Beziehung auf ihre Verwandtſchaft mit der Mahlerey, Plaſtik und Dichtkunſt.

Von F. A. Kanne.

(Fortſetzung von Nr. 66.)

Die Nothwendigkeit des Daſeyns der Harmonie zum wahren Leben einer ſchönen Melodie (wenn auch die erſtere nicht ertönt, aber nur zum Grunde liegt und geahnet wird) iſt alſo eben ſo klar und erwieſen, als es unmöglich iſt, ſich den Contour einer Venus zu denken, deſſen Wellenlinien nicht auf die innere Harmonie aller einzelnen Theile, auf den ſchönſten organiſchen Bau der Knochen und die zweckmäßigſte Verflechtung aller Muskeln, Faſern, Nerven, Adern, und des alles dieß verhüllenden Fleiſches gegründet wäre. Wird dieſe innere, erwähnte Harmonie des Baues dem Auge bey der Zeichnung nur zu ahnen überlaſſen, dann mangeln dem Contour zwar die Schatten und Lichter, ja auch die Bewegung der einzelnen Linien, die nahe unter der Oberfläche der Haut ihre Thätigkeit haben, doch wird immer der ganze Bau das Daſeyn dieſer, zu ſeiner Schönheit und Zweckmäßigkeit ganz allein hinwirkenden, Urgeſetze verkünden. So wird eine ſchöne, nach den Geſetzen der Melodie und Harmonie zugleich erfundene Melodie, wenn ſie auch nur zwey- oder einſtimmig vorgetragen wird, immer den herrlichen Organismus ihres inneren Lebens beweiſen und ahnen laſſen, und — ſo wie jenes Bild ſeine wahre Schönheit dem Auge trotz ſeiner bloßen Contourzeichnung kund thut, — ihren unwiderſtehlichen Reiz auf das feinſte und gebildetſte Kennerohr, ſo wie auf das des Laien in gleicher Kraft äußern. Beſonders wird ſie die Schnelligkeit der Auffaſſung möglich machen, durch Klarheit der Form und Charakteriſtik, welche einer nach Willkür und ohne harmoniſche Kenntniß erfundenen Melodie gänzlich oder doch größtentheils mangeln müſſen, es ſey denn, ſie wäre der Erſtling eines echten Genius, der ſeiner Begeiſterung in dieſem ungeahneten Auffluge ſich zum erſten Mahle bewußt wird; denn das Genie erſetzt allen Mangel an Kenntniß und Erfahrungen bey ſeinen begeiſterten Schöpfungen, jedoch nur bisweilen; denn es kann eben ſo gut irren, wenn das Gebilde allein aus der ungeregelten Phantaſie entſpringt — ſein Irrthum wird aber immer großartig ſeyn. —

Es erhellt wohl aus allem Vorhergehenden, wie nun aller Rangſtreit zwiſchen Melodie und Harmonie aufhöre, und wie nun die Frage nicht mehr denkbar ſey, was man von Beyden zuerſt erfinden müſſe; denn beyder Schönheit und Leben iſt in einander begründet. Daher kann auch die Frage nicht mehr entſtehen: „welches von Beyden einen größeren Eindruck auf die Seele mache?“ denn das iſt wohl natürlich, daß das in die Augen ſpringende Leben der Form (die Melodie) ſich dem Gemüthe früher eindrückt, weil es wie ein Faden fortgeſponnen iſt, und ſtets in charakteriſtiſcher Bewegung anſchaulich; aber wäre die Harmonie nicht bey der Erfindung zugleich mit thätig geweſen, ſo würden oft viele charakteriſtiſche Schönheiten der Melodie abgehen, und ihre klare Anſchaulichkeit, d. h. leichte Faßlichkeit, vielleicht ganz und gar mangeln.

Man wird doch nicht einwenden wollen, daß von Liebhabern und Anfängern in der Setzkunſt ſchon oft Melodien erfunden worden ſind, welche ſich durch Lieblichkeit auszeichneten, und bey deren erſter Entſtehung der Erfinder die Harmonie nicht auch gleich mit erfand, weil er eben der Harmonie und ihrer Künſte nicht im geringſten mächtig war. Denn entweder hatte dieſer ein richtiges Gefühl für Harmonie, ohne die Kraft zu beſitzen, daſſelbe deutlich auszuſprechen, — oder der Zufall half die Melodie ſo bilden, daß eine ſpäter hinzugefügte Harmonie auch paßte — oder er fand wirklich im Augenblicke der Begeiſterung zufällig eine mitklingende ſchöne Harmonie, die ihm aber in demſelben Augenblicke wieder verſchwand, weil zu dem Walten des Meiſters, der in Harmonie und Melodie und Rhythmus mit gleicher Kraft und Begeiſterung und Beſonnenheit in einem und demſelben Augenblicke zu ſchaffen im Stande iſt, keine kleine Freyheit, Kunſtfertigkeit und Beſonnenheit gehört.

Daher alle die unnatürlichen und faden Tonſtücke, welche von Virtuoſen erfunden, die Meiſter auf ihrem Inſtrumente ſind, und ſich oft zu Konzerten die Oberſtimme komponiren, mit dem Vorſatze, das andere Harmoniſche durch einen Tonſetzer hinzuthun zu laſſen. Wir haben dieſen Tonſetzern einen ganz eigenen Nahmen zu ſchaffen für gut befunden, und ſie Ipſefecit-Kompoſiteurs genannt. Ihre Arbeiten tragen faſt immer das Gepräge einer ſchlechten äſthetiſchen Anordnung. Solchen Tonſtücken mangelt gewöhnlich alles Nöthige, und wenn ſelbſt ein geſchickter Harmoniſt ſeine Hände zu dieſem elenden Geſchäfte des Hinzuſetzens der Harmonie gegeben hätte, wird der Charakter des Schülerhaften und der Pfuſcherey daran nicht zu verdecken ſeyn. Denn es iſt derſelbe Fall, als ob mir einer ſein Gerippe anböthe, mit dem Erſuchen, ich möchte ihm gefälligſt meine Haut dazu leihen.

Ein ſolches Tonſtück macht einen höchſt widerlichen Eindruck auf die Seele, weil die beyden Elemente, Melodie und Harmonie, nicht bey ſeiner Erſchaffung zugleich thätig waren; denn bald ſcheint das eine zu dominiren, bald das andere. So wird die Seele des Hörers in eine Unruhe verſetzt, die aus dem Widerſtreite entſteht, in dem zwey Geiſter ſich befinden, die nicht für einander erſchaffen, alſo mit Gewalt vereinigt worden ſind.

Wie iſt nun aber der Grad der Thätigkeit und Kraft für die Harmonie neben der Melodie ſo zu beſtimmen, daß die Geſetze der Schönheit dadurch nicht verletzt ſind, und der Eindruck auf die Seele zu dem höchſt möglichen Grade von Vollkommenheit geſteigert wird?

Die Melodie, die äußere Form des Kunſtwerks, die durch den jedesmahligen Charakter der Ruhe oder der Leidenſchaften beſtimmt wird, muß von der Harmonie oder der inneren Organiſation gleichſam nur getragen werden, wie die Blumendecke eines auf einem Hügel gelegenen Gartens — ſie muß die duftende Blüthe der inneren unſichtbaren Wurzeln ſeyn — der Schönheitsinbegriff, das Prisma, das die Strahlen eines inneren Himmels wiederſpiegelt, gleich dem Buſen der Jungfrau, der von den innewohnenden Gefühlen gehoben wird, oder ſanft in ruhiger ſtiller Wonne athmet. Alſo muß auch die ſchönſte Bewegung, die herrlichſte Form ſie charakteriſiren. Die Harmonie muß daher in Zweckmäßigkeit und Schönheit ihr dienen, daß ihr Adlerflug oder Zephyrhauch von materieller Schwere nicht gehemmt oder erdrückt wird.

(Fortſetzung folgt.)

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Theater nächſt der Burg. Herr Thürnagel, Regiſſeur des Mannheimer Hoftheaters, iſt hier ſeit dem 11. d. M. bereits in mehreren Gaſtrollen aufgetreten. Zuerſt als Kammerrath von Fegeſack im Geizigen.

Die Maske war nicht nur zweckmäßig, ſondern auch anſtändig, Stellung und Benehmen waren ſehr charakteriſtiſch, und der Gaſt ſchien auf die ſichere Haltung dieſes Theils der Darſtellung vielen Fleiß verwendet zu haben, ſo, daß wenn hier auch Nachahmung zum Grunde liegt, das glückliche Gelingen nicht abgeſprochen werden kann. Der Ton war ſtrenger und zuweilen friſcher, oder vielmehr polternder, als man ihn in dieſer Rolle ſonſt anzunehmen pflegt, bleibt ſich indeſſen am gehörigen Ort in dieſer Hinſicht gleich. Der übrige Theil der Darſtellung trug das Merkmahl des Studiums und der Bühnenfeſtigkeit, war aber etwas ungleich, und wirkte daher weniger, indem Manches unentwickelt blieb, was eine ſtärkere Andeutung vertragen konnte, Anderes wieder mit Überſpannung vorgetragen wurde. Hierher gehört die Scene, wo der Geizige über den geraubten Schatz verzweiflungsvoll hereinſtürzt, und in derſelben Stimmung ſich entfernt. Das Mienenſpiel, bey der unſeligen Freygebigkeit Heinrichs, der ihm den koſtbaren Ring vom Finger zieht, um ihn zu verſchenken, war höchſt entſprechend und gelungen. Dergleichen Einzelnheiten traten mehrere hervor, im Ganzen fehlte dieſer Rolle eine innere Zugabe, die den Effekt vermehrt, doch verdiente der Gaſtſpieler, der ſich, dieſer erſten Repräſentation zufolge, unter die gebildeten und verdienſtvollen Künſtler rechnen darf, Aufmerkſamkeit und eine begünſtigende Aufnahme.

Den 13ten trat Herr Thürnagel als Abbé de l'Epee zum zweyten Mahl auf.

Dieſe Darſtellung war weniger ausgezeichnet, als die vorhergehende. Die Geſtalt dieſes noch rüſtigen Wohlthäters der Menſchheit kam uns zu gebeugt vor, in ſeinem Thun und Weſen herrſchte zu wenig Energie, der Vortrag ſchleppte, und es ſprach nichts Gemüthliches daraus hervor, ſelbſt nicht während der Erzählung ſeiner Weiſe und Verſuche, den Geburtsort des verſtoßnen jungen Menſchen zu entdecken. Die beſondere Ruhe und Sicherheit des Künſtlers, die überall ins Auge fällt, wenn ſie auch den Eindruck nicht erhöht, entbehret im Übrigen das Anziehende nicht, und gewähret auch dem Zuſchauer die nöthige Ruhe, das Ganze aufzufaſſen und zu überſchauen. Von einer Seite verdient der Darſteller vorzügliche Anerkennung, und er ſelbſt ſcheint auch beſondern Werth darauf zu legen, nämlich daß er ſich überall, ſo viel wir bisher wahrnehmen konnten, der möglichſten Einfachheit befleißigt. Herr Thürnagel erhielt ehrenvolle Beweiſe der Theilnahme.

Amors feuriger Herzensregen, oder das erſehnteſte Angebinde der Nannetten. So hatte der Feuerwerksmeiſter ſein zur Feyer des Annenfeſtes beſtimmtes, wegen fortdauernder ungünſtiger Witterung aber bis zum funfzehnten dieſes aufgeſpartes Schauſpiel betitelt. Am Abend des zuletzt erwähnten Tages wurde endlich dieſes ſchimmernde Angebinde nach zweifelhaften Erwartungen und ängſtlichen Beſorgniſſen glücklich abgebrannt. Von den verſprochenen feurigen Herzen, die in großer Anzahl in der ganzen Länge des Gerüſtes herabfallen und den Paradeplatz der Liebe ſchmücken ſollten, war nicht viel zu ſehen; ohne Zweifel hatte ſie die naſſe Witterung allmählich abgekühlt. Leuchtende, roſenfarbene Kugeln vertraten ihre Stelle. Die dabey feſtlich ſtrahlende Hauptdekoration war prachtvoll. Hierauf erhob ſich zum Schluß dieſer Feyer ein glänzender Blumenſtrauß — ein Selam der »Dankbarkeit und Verehrung,« der reizendſte, der vielleicht jemahls den Geſinnungen des Herzens zum Dollmetſch diente — und breitete ſeine goldnen Wunderblumen am nächtlichen Himmel aus. An Kanonaden vor und nach fehlt' es nicht, und für die Beſtätigung der »Gewalt und Kühnheit der Pyrotechnie« war hinreichend geſorgt. Der zweyten Fronte müſſen wir noch erwähnen: das Symbol wahrer Liebe und Freundſchaft betitelt; ein wahrhaft bezauberndes Gemählde! Und daß wir der verkehrten Ordnung gemäß, wie wir es angefangen haben, die erſte Dekoration zuletzt anführen, ſo brannte hier der Nahme Anna in einem ſo ſchimmernden Brillantfeuer, wie er nur in irgend einem liebenden Herzen brennen kann.

Herr **Theodor Hell** hat eine Sammlung Gedichte, unter dem Titel: **Lyratöne**, in der **Arnold**'ſchen Buchhandlung in **Dresden** an das Licht treten laſſen (zwey Bände mit drey Kupfertafeln). Sehr ſinnig iſt die Eintheilung jedes Bandes in Töne der Andacht, Töne der Liebe, Töne der Freundſchaft, der Betrachtung, der Mittheilung und des Scherzes. Die letzte Rubrik trägt den Titel Variationen. Nicht leicht wird Jemand dieſe Bücher aus der Hand legen, ohne irgend einigen Genuß darinnen gefunden zu haben. Sie dürften daher der Empfehlung wohl würdig ſeyn. —dm—

An der öſtlichen Küſte von Amerika ſcheint das Meer von Norden bis nach Süden immer mehr Land einzunehmen. Am Vorgebirge **May**, beym Ausfluſſe des Delaware in den atlantiſchen Ocean, iſt ein Haus erbaut, an deſſen Wänden folgende wichtige Bemerkungen verzeichnet ſind:

Jahre.	Entfernung des Meeres vom Hauſe.
1804	334 Fuß.
1806	314 —
1807	294 —
1808	278 —
1809	267 —
1811	259 —
1812	254 —
1816	225 —
1817	216 —
1818	204 —
1819	188 —
1820	180 —

In Braſilien wollen die Bewohner der Küſten ähnliche Bemerkungen machen, wovon aber keine genauen Angaben vorhanden ſind. — Bey **Ilheos** iſt ein Gebäude errichtet, das früher ziemlich weit vom Meeresufer entfernt war, jetzt kaum noch hundert Schritte von der Brandung ſteht. — Was kann die Urſache dieſer Erſcheinung ſeyn? —

(Dieſer Nr. liegt die novell. Beylage XI bey.)

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der **Carl Gerold**'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625) wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k. k. Poſt 11 fl. W.W. halbj. Beyträge beliebe man dem Redacteur (**J. F. Caſtelli**) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Beylage zur allgemeinen Novelliſtik.

XI.

(Zu Nr. 67 des Converſationblattes 1821.)

Aus Paris (im Juny).

I. Theater.

L'heureuse rencontre, heißt ein neues Luſtſpiel in drey Akten und in Verſen, von Planard, welches am erſten d. M. im Théâtre François mit Beyfall gegeben wurde. Eine leichte Verſifikation und einige witzige Scenen zeichnen das Stück aus, welches ſonſt eine dramatiſche Kompilation genannt werden kann. Ein vermeinter Marquis, ein verkleideter Liebhaber und eine Doppelheirath ſind die Hauptingredienzien.

Da ein Barbier und ein Schuſter Trauerſpiele geſchrieben haben, warum ſollt' es nicht auch ein Spezereyhändler wagen? So kam das Melodram les Mogols auf das Theater der Porte Saint-Martin, welches nur unter Lachen und Pfeifen zu Ende geſpielt wurde, und welches ſelbſt die herrlichen Dekorationen des Herrn Ciceri, worunter ſich eine Mondbeleuchtung ganz vorzüglich auszeichnete, nicht aufrecht erhalten konnten.

Das außerordentlichſte Glück hat das Vaudeville: La petite soeur, im Gymnase dramatique gemacht. Ein Wunderkind hat darin debütirt, worüber alle Welt mit Recht zugleich entzückt und verwundert war Es iſt, als ob man die pikante Carline, die touchante St. Aubin und die geiſtreiche Gavaudan zuſammengegoſſen und in einer kleinern Proportion wieder gegeben hätte. Dieſes Wunder von Verſtand und Geiſt, welches alle Sprachen in einem Alter ſpricht, wo andere Kinder kaum noch ihre Mutterſprache reden, welches ſingt, tanzt und ſeine Rolle mit ungemeiner Wahrheit, Natur und Feinheit gibt, heißt Leontine Fay. Sie ſpielt ein kleines Mädchen, welches die Manieren einer Dame nachahmt, ſich in Alles miſcht, ſich ärgert, daß es zum Heirathen noch nicht groß genug ſey, und ſich ſchmeichelt, ſchon die Blicke der Liebhaber auf ſich zu ziehen. — Umſonſt würde man die Meiſterſchaft ihres Spiels in allen Nüancen bey Schauſpielerinnen ſuchen, welche ſchon dreyßig Jahre hindurch naive Mädchen ſpielen. — Man rief am Schluſſe des Vaudevilles die Verfaſſer, welche galant genug waren, ankündigen zu laſſen, daß das Stück von der kleinen Leontine Fay verfaßt ſey.

Im Theater de la Gaité erſchien ein Vaudeville in einem Akte: les Corsaires pour rire. Es exiſtirt in Paris eine große Anzahl von literariſchen Piraten, welche über alle todten und lebenden Schriftſteller herfallen, ſie berauben, und den Raub zu ihrem Nutzen verwenden. Der Verfaſſer dieſes Vaudevilles gehört unter dieſe Seeräuber. Der junge Eſtival, Marineoffizier, wird von Korſaren angefallen, erbeutet aber ihr Schiff, und kömmt in ſein Vaterland in dem Augenblicke zurück, wo ſeine geliebte Laurette, wider ihren Willen, die Gattinn ihres alten Vormunds werden ſoll. Eſtival und ſeine Kameraden ſtecken ſich in die Kleider der Korſaren, dringen ins Haus, und zwingen den Alten, Lauretten zu entſagen. Auf dieſen verbrauchten Grund hat der Verfaſſer ſein Haus gebaut, welches ſicher ſchon bey den erſten Steinen zuſammengefallen wäre, hätte es nicht der Kitt einiger pikanter Versleins aufrecht erhalten.

Im Théâtre italien hat Roſſini's Othello ſehr gefallen. Garcia als Othello, und Mad. Paſta, welche in der Rolle der Desdemona debütirte, wurden mit Enthuſiasmus beklatſcht.

Im Panorama dramatique iſt ein Stück, welches der Verfaſſer mélodrame-amphigouri-vaudeville nennt, gänzlich durchgefallen. Es heißt: Le petit Georges ou la croix d'honneur, und iſt ein Amalgama von Flintenſchüſſen und Liebeserklärungen, von Gemetzel und Tänzen, von Couplets und Sentenzen Ein franzöſiſcher Colonel, welcher dankbar iſt für die Pflege einer Dame; ein piemonteſiſcher General, welcher dieſe Dame liebt; ein kleiner Tambour, ein Conſcribirter, welcher von dieſem im Tanz und in der Courage Unterricht erhält; ein verwundeter Soldat — machen die Hebel dieſes Stückes aus, welchem eine eigentliche Handlung mangelt, in dem man aber ein Ballett und eine ſchöne Dekoration zu ſehen bekommt.

In dem Luſtſpiele: Les deux balcons, ou la Vengeance des femmes (im Gymnase dramatique) hat die erſte Scene durch ihre Länge und Verworrenheit ſchon ſo ſehr indignirt, daß man die zweyte nur mit großer Mühe verſtehen konnte; in der dritten ſah man nur mehr die Pantomime der Schauſpieler — der Vorhang mußte fallen.

Außerordentlichen Beyfall hat hingegen im Variétés ein Vaudeville von Lafontaine: l'Auberge du Grand-Frédéric erhalten. Voltaire und Friedrich ſtehen einander gegenüber, und beyde wurden vortrefflich geſpielt, ſo wie ein lächerlicher Bourgmestre, der immer wiederhohlt, es gehe auf der Welt alles am Beſten, durch Brunet ſehr ergötzlich dargeſtellt wurde.

Das Vaudeville: la Demande en grace, hat im Vaudevilletheater reuſſirt. Die Autoren ſind die Herren Eugene und Gabriel. Die Handlung ſpielt in England. Die Herzoginn von Mancheſter iſt von ihrem Schloſſe abweſend, ihre beyden Pagen ſingen, um ſich zu zerſtreuen, an einem Fenſter. Zwey Stimmen antworten ihnen, und einer der Pagen, um ſich auf Koſten der unbekannten Troubadours zu unterhalten, ſteckt ſich in die Kleider der Herzoginn. Der königliche Prinz und der Herzog von Oxford, zwey neue Jocond's, ſuchen Abenteuer, und man erfährt von ihnen, daß der Herzog von Mancheſter verbannt iſt. Der Prinz konnte es dieſem nicht verzeihen, daß er eine ſchöne Frau hatte, die er auf ſeinen Gütern in der Einſamkeit verſperrt. Der verkleidete Page zeigt ſich als Herzoginn, und bittet als ſolche um Gnade für ſeinen Herrn, welche er auch erhält. Der junge Armand hat dieſen Pagen vortrefflich gegeben.

Aumer hat am 15ten auch das Wäldchen bey Kiſber, unter dem Titel: la fête hongroise, auf die Bühne gebracht. Mlle. Aumer erhielt Beyfall, aber es gehörte doch auch das Talent der Damen Anatole und Marinette, der Herren Paul und Ferdinand dazu, um einige Zuſchauer zu bewegen, Herrn Aumer vorzurufen. Er erſchien, und ſchien ſelbſt uber dieſe Ehre erſtaunt; und da er ein guter Mimiker iſt, ſo ſagte uns ſein Geberdenſpiel, er werde künftig etwas Beſſeres liefern.

Oreste, eine ſeyn ſollende Tragödie in fünf Akten, welche auf dem Second Théâtre français gegeben wurde, iſt nichts als eine Moſaikarbeit in Verſen, und eine weinerliche dramatiſche Rapſodie. Das Blut floß fingirt auf der Bühne und wirklich im Parterre. Ein Sturm von Beyfallsgeklatſche kämpfte gegen einen Hagel von Pfiffen, und einer von denen, welcher das Stück ſchlecht fand, wurde ganz blutig unter den Fäuſten derjenigen hervorgezogen, welche es gut fanden, und auf die Wache geführt. Ein Theil des Parterres ſtürzte ins Orcheſter, und ein Theil des Orcheſters auf die Bühne. Nach und nach endlich wurde Ruhe, und das Stück ward unter Lachen zu Ende geſpielt, welches glücklicher das Klatſchen bekämpfte als das Pfeifen. Bey manchen Verſen ließen ſich Stimmen vernehmen, welche au voleur! riefen.

In der Porte St. Martin hat ein Vaudeville: le Fort de la halle, durch Potier's Spiel gefallen. Sonſt iſt der Gedanke dieſes grotesken Stückes nicht neu. Es beruht auf einer Verkleidung, deren wir auf der Buhne und im Leben ſchon ſo viele geſehen haben.

Das Theater de la gaité gab la fête de Juan Bart, worin gute Couplets eine ſehr unintereſſante Handlung aufrecht hielten.

Der Comédien d'Etampes hat im Gymnase dramatique ſehr viel Glück gemacht. Die Autoren, deren Nahmen mit großem Geſchrey gefordert wurden, ſind die Herren Moreau und Sewerin. Perlet ſpielt mehrere Charaktere vortrefflich. Ein theatraliſches Ungewitter hat jedoch die erſte Vorſtellung dieſes Stückes unterbrochen. Da Perlet als junge Lady verkleidet erſcheint, ſollte er eine engliſche Arie ſingen, deren Ritornell das Orcheſter bereits geſpielt hatte; allein der Schauſpieler bezeugte durch Geberden, daß er dieſe Arie weglaſſen wollte. Mehrere Stimmen forderten die Arie; allein Perlet kehrte ſich um, und ging ab, nachdem er laut zum Orcheſter geſprochen hatte: »Ich werde nicht ſingen.« Da erhob ſich das beleidigte Publikum mit aller Macht, Pfiffe durchkreuzten das Haus; man begehrte, Perlet ſoll erſcheinen. Nach einigen Minuten führte ihn Bernard-Leon vor, allein er entfernte ſich zum zweyten Mahle, ohne die Arie — welche man neuerdings begehrte — zu ſingen. Jetzt erſcholl es von allen Seiten: des excuses! (ſich entſchuldigen.) Der Vorhang war zugezogen worden, nach einer Viertelſtunde hob er ſich wieder. Perlet erſchien und ſagte, er könne nicht ſingen, da er ſehr enrhumirt ſey, aber er werde das Stück fortſpielen, wenn man damit zufrieden wäre. — Allein man begehrte nochmahls die Arie. Perlet ging wieder trotzig ab, und der Vorhang fiel. Endlich erſchien der Polizeykommiſſär auf der Bühne, und ſagte: Man habe Herrn Perlet, welcher die gehörige Achtung gegen das Publikum verletzt habe, bereits vor jene Behörde geführt, welche ſein Benehmen unterſuchen wird, und daß er nicht mehr vor dem Publikum erſcheinen werde, ohne ihm Genugthuung zu geben. Auf dieſe Art legte ſich das Gewitter; man applaudirte das halb aufgeführte Stück, und verlangte die Nahmen der Autoren. In der Folge hat Perlet Abbitte gethan.

Das kleine Stück: la prise de corps, hat im Panorama dramatique Beyfall gehabt. Der Dichter iſt Herr Leopold.

Die femme peureuse, im Theater des variétés, iſt durch das vortreffliche Spiel der Mlle. Pauline gerettet worden. Der Hauptinhalt des Stückes iſt, daß eine Frau, welche ihren Mann von ſeiner Eiferſucht heilen will, ſich anſtellt, als ſey ſie ſehr furchtſam, wodurch ſie bewirkt, daß ihr Mann ſie keinen Augenblick verläßt, und ſich auf dieſe Art von ihrer Treue überzeugt.

II. Muſik.

Ein Konzert, welches die Société des Enfans d'Apollon (eine Geſellſchaft, welche im Jahre 1741 gegründet wurde) gab, zog eine große Menge von Künſtlern und Liebhabern an; man darf hier immer Vorzügliches erwarten. Eine Symphonie von Haydn wurde mit der größten Präziſion aufgeführt. Herr Bonfil ſpielte von ihm komponirte Variationen auf der Klarinette. Herr Mazas eine Phantaſie auf der Violine. Mit den harmoniſchen Harfenakkorden des Herrn Foignet verſchmolz Herr Dauprat die Zaubertöne des Horns. — Zu Ehren Viotti's wurde von ſeinen Brüdern in Apollo eine lyriſche Scene, gedichtet von Montferrier und komponirt von Habeneck, aufgeführt. — Die Nachtigall der opéra comique, Mad Palar-Rigault, hat Enthuſiasmus erregt. Dieſe intereſſante Unterhaltung endigte ſich unter großen Beyfallsbezeugungen mit einem Chor von Rigel.

Unter dem Titel: Soirées musicales, erſcheint ſchon ſeit einem Jahre eine vortreffliche Sammlung von Arien, Romanzen, Notturnen und Duetten, von Plantade, Romagneſi, Pradher, Sadln u. ſ. w. (bey Breßler, rue de la paix, No. 34).

Stockhauſen, Profeſſor der Harfe, hat eine Meſſe für vier Vokalſtimmen mit Begleitung einer Harfe für die Notre-Dame-Kirche komponirt, und ſie jetzt im Stich erſcheinen laſſen.

Zwey Lieder, komponirt von Paſton, erhalten ſehr viel Beyfall; ſie führen den Titel: Le Tambour en retraite, und les deux noblesses. Man ſingt ſie in allen Zirkeln.

III. Verſchiedenes.

Ein hiſtoriſches Gemählde des Grafen von Forbin: die Eroberung von Granada durch Gonſalvo von Cordova, beſchäftigt die Aufmerkſamkeit der Künſtler und Liebhaber. Der Mahler (auch in der Literatur als ein Mann von fruchtbarer Einbildungskraft bekannt) hat den Moment gewählt, wo Gonſalvo den letzten Kalifen von Granada zwingt, ſich vor dem Kreuze zu beugen, welches ihm der Großmeiſter des Calatrava-Ordens vorhält. Dieſe intereſſante Scene hat eine doppelte Beleuchtung, nämlich von der Feuersbrunſt der Stadt und vom Mondlicht.

Ein gewiſſer Herr, der ſein erſtes Feſt vergeſſen machen wollte, gab ein zweytes in ſeinem Schloſſe, zwey Meilen von Paris, welches nicht minder übel ausfiel. Die Soirée fing mit einigen Scenen an, welche von den Schauſpielern einer kleinen Bühne geſpielt wurden. Man begann mit dem ci-devant jeune homme. Unglücklicher Weiſe befand ſich unter den Zuſchauern jene Perſon, welche dem Dichter dieſes niedlichen Luſtſpiels zum Modell gedient hatte. Natürlich nahm dieſer die Sache für eine Grobheit, und entfernte ſich alſogleich mit einigen Freunden. Hierauf wurde Jadis et Aujourd'hui gegeben. Auch hierin fanden ſich viele Zuſeher getroffen, und verließen den Saal. Nun blieben nur noch Engländer zurück, und ſieh da, das dritte Stück, welches geſpielt wurde, war: les Anglaises pour rire, dieſe pfiffen nun die Schauſpieler und den Herrn vom Hauſe aus, und gingen, indem ſie einen Chor von Goddamme anſtimmten, davon. Der Herr aber ließ — um ſein Geld nicht umſonſt auszugeben, das Stück für ſich allein zu Ende ſpielen.

Unter dem Titel: Costumes, Moeurs et Usages des tous les peuples, gibt der Buchhändler Gide in monatlichen Heften kolorirte Kupfer von Nationaltrachten, mit erläuterndem Texte von Eyriès, heraus. Das erſte Heft enthält zwey Chineſen, einen engliſchen Bäcker und Matroſen, und zwey ruſſiſche Bauern. Der Nationalcharakter iſt in den kleinen Figuren ſehr gut ausgedrückt, und die hiſtoriſchen und geographiſchen Bemerkungen ſind intereſſant.

Die Gazette de santé verkündet, daß eine Frau mit zwey Knaben entbunden worden ſey, deren Einer weiß der andere ſchwarz iſt.

Ein Witzwort eines Profeſſors der Deklamation macht Aufſehen. Ein junger Schauſpieler aus der Provinz, der in der Hauptſtadt die jungen Helden in der Tragödie ſpielen wollte, kam zu ihm, um ihm eine Probe ſeiner Deklamation abzulegen. Der Profeſſor, damit gar nicht zufrieden, fragte ihn, in welchen Rollen er ſchon geſpielt habe? Ich habe den Abel in Legouve's Tragödie geſpielt, antwortete der Schauſpieler. — Den Kain hätten ſie ſpielen ſollen, rief der erzürnte Profeſſor; denn ſie haben gewiß, gleich dieſem, den Abel umgebracht.

Bey Peliſſier iſt ein Werk erſchienen, welches Aufſchlüſſe über das Leben, die Geſinnungen und die bürgerlichen Verhältniſſe eines der größten Schriftſteller Frankreichs gibt. Es heißt: l'Histoire de la vie et des ouvrages de J. J. Rousseau, composée de documens auhentiques, et dont une partie est restée inconnue jusqu'à ce jour, d'une biographie de ses contemporains considérés sous leur rapport avec cet homme célèbre, suivie de lettres inédites. Dieſes Buch ſollte in keiner Bibliothek fehlen, in welcher Rouſſeau's Werke ſtehen.

Villemain (Verfaſſer der Geſchichte Cromwells) iſt zum Mitgliede der Akademie ernannt worden.

Verſchiedenes aus Italien.

(Fortſetzung von Nr. 64. Rubrik II.)

Der Guß des Pferdes, welches beſtimmt iſt, die Bildſäule Karls des Dritten zu tragen, iſt ungeachtet des plötzlichen Todes, durch welchen Francesco Righetti an der Vollendung ſeines großen Werkes verhindert wurde,

glücklich ausgeführt worden. Sein Sohn Luigi nämlich, Erbe der väterlichen Tugend ſowohl als Talente, hat das ſchöne aber ſchwierige Unternehmen beendigt, indem er ſowohl an das Pferd die letzte Hand legte, als auch den Guß der Statue jenes erhabenen Monarchen mit dem glücklichſten Erfolge vollzog. Dabey hat er nicht bloß dafür geſorgt, ſeinen eigenen Ruf zu vergrößern, ſondern auch zur Vervollkommnung der Kunſt redlich beygetragen. — Die beym Guß des Pferdes angewendeten Operationen, bey welchen er zugegen war, erweckten in ihm einige Zweifel, welche er nun, von der Erfahrung unterſtützt, gewandt zu vermeiden wußte, während ſein erfindungsreicher Geiſt ſich neue Methoden ſchuf, und ſo hat er denn rückſichtlich eines vollkommenen und ſorgfältigen Guſſes die erfreulichſten Reſultate erhalten — dreyßig tauſend Pfund Bronze wurden in den Ofen geworfen, und waren nach Verlauf von 9 ¾ Stunden geſchmolzen. Darauf (ein gefährlicher und ſchwieriger, aber intereſſanter Augenblick!) wurden die bereits gebildeten Zugänge geöffnet, die ungeheure, ſchon flüſſige Maſſe floß ſtürzend heraus, und verbreitete ſich binnen ſieben Minuten reißend in den unzähligen Gängen der Form. Auf dieſe Weiſe wurde der größte und kühnſte bisher ausgeführte Guß beendigt; das aber iſt er ſowohl durch die Maſſe der Statue als durch die Schwierigkeiten, welche die Verwicklung und Ungleichheit ihrer Ausfüllungen, ſo wie die Scheidung der Falten im meiſterhaft modellirten Mantel bewirkten. Schön und vollkommen ſah der Meiſter ſein Werk ohne die geringſte Makel hervorgehen, wird indeſſen dabey nicht ſtehen bleiben, ſondern iſt bereits mit dem ähnlichen Guß einer Statue Ferdinands I. beauftragt, nach dem Modell, welches Canova ſo eben angefertigt, und, wie verſichert wird, zum wahren Triumph ſeines Künſtlergenies vollendet haben ſoll.
D. L.

Um die Mitte des verfloſſenen Monats kündigte der Profeſſor und Architekt Carlo Amati, durch die Buchdruckerey des Pirotta, die Erklärungen an, welche er in Betreff verſchiedener Marmor, bey einigen unlängſt veranſtalteten Ausgrabungen zu Mailand gefunden, ſchon mit Beginn vorigen Novembers dem Publikum verſprochen hatte. Daran ſchließen ſich andere Bemerkungen über alterthümliche Gegenſtände, welche bey der Zerſtörung des ſogenannten arco di Porta orientale entdeckt worden. So viel wir ohne eine genaue Prüfung, welche Zeit verlangt, fürs Erſte davon behaupten können, hat der Verfaſſer weder Fleiß noch Koſten geſchont, und ſowohl der typographiſche als der chalkographiſche Theil ſeines Werkes iſt ihm ſo glücklich gelungen, daß der Freund des Alterthums ihm Dank wiſſen wird. Ich trage, ſagt er, kein Bedenken, zu behaupten, daß dieſe Bruchſtücke hinreichend beweiſen, ſie haben in der ſchönſten Zeit der italieniſchen Kunſtkultur zu einem Tempel oder einer Baſilika gedient, und die goldenen Grundſätze des Vitruv, wie jene Meißel, welche die Bögen des Auguſt und Trajan ſchmückten, ſeyen auch unter uns in ihrem Streben glücklich geweſen. Vorzüglich meine Mitbürger ſinds, denen ich hier ſiebenzehn Tafeln liefere; als Künſtler werde ich mich in meinem Werke beſonders auf die Kunſt beſchränken, was das Studium der Alterthümer ſelbſt betrifft, den Archäologen überlaſſen. Dabey wird es dem Leſer angenehm ſeyn, mehrere beſchriebene und bemahlte Steine, wichtig für die vaterländiſche Geſchichte, in genauer Zeichnung zu erhalten. Als eine Zugabe folgen verſchiedene nicht unbedeutende Alterthümer, welche ſich bey der Kirche St. Lorenzo in Mailand gefunden haben, von vier Kupfertafeln begleitet.
D. L.

Unter den Künſtlern zu Rom, welche die Hauptſtadt verherrlichen, und ſich ſelbſt ausgezeichneten Ruhm erwerben, nimmt jetzt der Landſchaftsmahler Chauvin, Mitglied der Akademie des heiligen Lukas, einen vorzüglichen Rang ein. Unter vielen ſeiner Gemählde verdient eine Anſicht von Rom, vom Gitter des Pincio-Spaziergangs aus genommen, beſondere Anerkennung. Der gewählte Punkt iſt einer von den mahleriſchſten und prachtvollſten, welchen die urbs septicollis dem Luſtwandelnden gewährt. Die Schönheit der Fabriken und der bunte Wechſel ihrer Linien geben dem Bilde Leben und Wahrheit. Der Künſtler verſteht vortrefflich, ſeine Gegenden mit lebendigen Figuren, welche die Abſicht ihrer Bewegung ausdrucksvoll verrathen, zu beſeelen, ohne ſich zu denſelben, wie ſein unſterbliches Vorbild Claude Lorrain, fremder Hände zu bedienen. Derſelbe Künſtler hat auch verſchiedene kräftig gelungene Anſichten von Neapel gemahlt, mit welchen er vom Herzog von Berwich und Alba, einem eifrigen Beſchützer der Künſte, beauftragt worden.

C. K. v. S.

In dem Dorfe Arma, an der Liguriſchen Küſte, hat im Hauſe eines armen Mannes eine Katze die ihr von der Natur angewieſene Rolle ſo weit vergeſſen, daß ſie mit der Beharrlichkeit einer Vogelmutter durch die Wärme ihres Körpers mehrere Hühnereyer bis zur Geburt der Jungen, welche am 1ſten July erfolgte, bebrütete. Das ſeltſame Thier, deſſen Geſchlecht ſich ſonſt den jungen Vögeln eben nicht allzu mildgeſinnt zu zeigen pflegt, that noch mehr: es diente den jungen Hühnern treulich zum Pädagogen, und theilt gewiſſenhaft jede Speiſe, die es vom armen Hausherrn empfängt, mit ihnen. Es wäre eigen, wenn bey längerem Umgang in dieſer ſeltſamen Pflegerinn der angeborene räuberiſche Trieb überwältigend erwachte, und der Beobachter der Natur das umgekehrte Phänomen der Guckucksgeſchichte zu ſehen bekäme. Indeß hat das Haus des armen Mannes Celebrität erlangt, und viele Spaziergänger nehmen dorthin ihren Weg.

C. K. v. S.

Freunde und Bewunderer der Künſte und Wiſſenſchaften, Fremde wie Einheimiſche, freuen ſich in Rom aus den Einöden Aegyptens merkwurdige Stucke angelangt zu ſehen. Der mit Kraft und Muth ausgerüſtete Silveſter Guidi, der ſchon vor drey Jahren jene Wüſten durchſtrich, hat vergangenes Jahr auf einer zweyten Reiſe ſich noch anſehnlicher bereichert, indem ſich zu Cairo Pietro Gavazzi, der dort mehrere Jahre zugebracht, anſchloß. Gavazzi hatte ſchon früher Sr. Heiligkeit mehrere Quadrupeden, Vögel, Reptilien und Skarabäen geſchenkt, die ſchon das naturhiſt. Kabinett des römiſchen Archigymnaſiums zieren, und im dießjährigen Mayheft der römiſchen Ephemeriden beſchrieben worden; zwey Ibiſſe, deren Gattung man auf alten Denkmählern erkennt, ſpazieren im Vogelinſtitut des quirinaliſchen Gartens. — Unter den ſchriftlichen Monumenten verdienen, nächſt den ſchon früher erlangten und von Abbate Lanci beſchriebenen im Vatikan, zehn kufiſche Grabeinſchriften vorzügliche Berückſichtigung, indem eine derſelben bis zum achten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung hinauf geht, und alſo um mehrere Jahrhunderte jedes ſchriftliche Denkmahl in dieſer Sprache, die jetzt häufig ſtudiert wird, überſteigt. Die neueſte iſt aus dem zwölften Jahrhundert; ſie enthält die (vielleicht einzige) Genealogie von ſiebenzehn Vorfahren des vornehmen Todten. Lanci und manche andere Gelehrte werden darin eine angenehme Nahrung für ihr arabiſch-alterthümliches Streben finden. — Die wichtigſten Bildhauerarbeiten ſind:

1) drey große Sargdeckel aus ſchwarzem Baſalt, rings mit Hieroglyphen bedeckt; ein höchſt harter Stein, der uns über die Genauigkeit der Zeichnung und den ſicheren Zug des Grabemeſſers nur noch mehr ſtaunen läßt. Sie dienen zu Deckeln für drey Särge aus Sykomorenholz, welche die Leichname dreyer reicher Perſonen enthalten. Man kennt kein Exemplar dieſer Art;

2) ein Menſchenkopf von rothem Granit, koloſſal, mit dem gewöhnlichen heiligen Schleyer bedeckt, ähnlich der Iſis Capitolina; die Arbeit iſt unverletzt, wahrſcheinlich waren Farben da. Er bildete den Theil einer ganzen Figur, welche zum Beſatz eines Sargdeckels diente, welcher letztere vielleicht von demſelben Granit, wie obige, die jedoch ihren Beſatz haben;

3) die Figur eines an der Erde ſitzenden Prieſters in weißlichem Alabaſter, bekleidet;

4) eine ſtehende Figur von ſchwarzgrauem Alabaſter;

5) der Torſo einer ägyptiſchen Gottheit, von ſehr ſchönem unbekannten Marmor; die Arbeit intereſſirt durch eine angenehme Manier, das Ganze erſcheint ſehr gut erhalten;

6) ein kleines Kapital in weißem Stein von ägyptiſcher Ordnung;

7) einen von den beyden ſtehenden Koloſſalen, welche ſich am Thor eines

Tempels des Karnak zu Theben befanden, aus vielen Büchern, vorzüglich aus dem großen franzöſiſchen Werk über Aegypten bekannt ſind. Sie zählen, die Baſis mitgerechnet, achtzehn Palmen Höhe und ſind mit vielen Hieroglyphen bezeichnet.
D. L.

Zu Neapel iſt erſchienen: Ueber die Ehe, ein philoſophiſch-politiſcher Verſuch von Salvator Brovelli. — Er beſteht aus drey Büchern; im erſten, »die Natur der Dinge,« wird eine Theorie der natürlichen Befugniſſe aufgeſtellt, welche in der Oekonomie des Univerſums ſtatt findet; der zweyte, »die Verhältniſſe der Geſellſchaft,« betrachtet die geſellſchaftlichen Anordnungen, welche die Menſchen entweder leiten oder ſie durch keinen zu gewaltſamen Zwang zu einer Unnatürlichkeit verführen ſollen; der dritte, »Ordnung der Religion,« zeigt daß dieſer Theorie und dieſen Einrichtungen die Religion einen Charakter der Stabilität gibt, welcher allen menſchlichen Gedanken und Gegenſtänden fehlt. — In der Vorrede gehts auf die Irrthümer, zu welchen die natürlich-politiſche Philoſophie bey der Anwendung ſo leicht verleitet.
D. L.

Die Stadt Treviſo, in Oberitalien, macht ſich bedeutend um die Wiſſenſchaften verdient, indem ſie das vielleicht in Italien thätigſte Athenäum unterhält, und nun noch überdieß ein Journal der Wiſſenſchaften und Literatur beginnt, welches mit ſeinen zwölf Hälften die Monate des Jahres begleiten wird. — In einer vorläufigen Abhandlung werden die Anſichten entwickelt, unter welchen ein ſeinem Zwecke entſprechendes und dem Ganzen frommendes Journal geleitet werden müſſe, worauf dann die beſondern Rückſichten dieſer Zeitſchrift folgen. — Die erſte Nummer enthält einen Brief des Abbate Ceſari in Verona, worin er ein Werk über die beſonderen Schönheiten des großen Danteſchen Gedichtes verſpricht; daran ſchließt ſich ſeine Vorleſung über den Brief des Apoſtels Paulus an Philemon, welcher die gewöhnliche Gedankenharmonie und Sprachreinheit des Verfaſſers beſtätigt. — Die Beſchreibung des Tempels zu Poſſagno, dem Geburtsorte Canovas, welcher nach der großen und kindlichfrommen Idee dieſes Meiſters ſo eben erbaut wird (wir werden künftighin eine Beſchreibung deſſelben dem Conv. Bl. mittheilen), folgt darauf; ſodann Bemerkungen über drey Hochzeitreden und ein Scriptural-Idyll von Angelo dal Miſtro. Endlich folgen mehrere Lobreden, Alcyone und Orpheus, ein Paar artige Fabeln, von Jacopo Monico, und eine Vertheidigung der ſcharfſinnigen und ſchönen Erklärung, die Pilippo Scolari über den vierzigſten Vers im Canto III. der Divina Comedia aufgeſtellt hat.
D. L.

Domenico Meli, Profeſſor der Phil. Med. u. Chir., ſeinem Grundſatze getreu, daß die Heilkunde aus der Geſchichte der Krankheiten ihre bedeutendſten Vortheile ſchöpft, hat die Geſchichte einer Angisitis universalis herausgegeben, und ſie mit allgemeinen Bemerkungen über die Entzündung der blutführenden Gefäße begleitet. Die Krankheit findet ſich wohl in unſern pathologiſchen Handbüchern, verdient aber in der That ſorgfältigere Forſchung. Die Klarheit, mit welcher der Verfaſſer den traurigen Ausgang der Krankheit erzählt; die hinzugefügten Bemerkungen und Erläuterungen verſchiedener Schriftſteller, welche im Allgemeinen über den Gegenſtand ſprechen, beweiſen, daß Meli, welcher ſich jetzt in Mailand aufhält, ſchon durch mehrere Werke der mediciniſchen Welt rühmlich bekannt, in dieſer Schrift ſein Ziel in feſtem Auge gehabt und es erreicht hat.
D. L.

In Venedig iſt bey Giov. Parolari ein Büchelchen von vierzig Seiten erſchienen, welches ein ſapphiſches Gedicht, betitelt: das Licht, enthält, und zum Motto hat: fiat lux et facta est. In reiner Sprache und erhabenem Styl verdient es eine Ausnahme von den Dutzendgedichten, durch welche die Sonne der echten Poeſie verfinſtert wird. Es iſt eine angenehme Paraphraſe (im weiteren Sinne des Wortes) zur Moſaiſchen Schöpfungsurkunde, enthält reizende Beſchreibungen der Thiere und Pflanzen, des geſtirnten Himmels, verbreitet ſich über die ſchönen Künſte und athmet in allen ſeinen Schilderungen Leben und Gefühl. Der Verfaſſer, die Wunder der Schöpfung behandelnd, weiß ſeinen Gegenſtand von mannigfaltigen Seiten zu betrachten; die bedeutendſten

Erſcheinungen im Gebiet der Phyſik trägt er mit Anmuth vor, und ſtreut ſelbſt philoſophiſche Bemerkungen, jedes Mahl am rechten Orte, mit Gewandtheit ein. Die Erſcheinung der Sonne macht den Schluß. Das Versmaß iſt das ſapphiſche, nach italieniſcher Manier behandelt; der Verf. des Gedichtes Ant. Pochini aus Padua, der lit. Welt durch mehrere Werke bereits bekannt.

D. L.

Der Corriere delle Dame, welcher wöchentlich in Mailand erſcheint, und artige Konfektſächelchen enthält, rückt nicht ſelten mit kraftwitzigen Epigrammen hervor. Ein Deutſcher zieht den Hut vor ihnen freundſchaftlich ab, und grüßt ſie als alte Bekannte; denn ein großer Theil ſind unſeres Pfeffels und Bürgers Kinder.

D. L.

Vor einiger Zeit wurde in Verona Kotzebues Octavia gegeben; da indeß der Italiener ſich ſo wenig mit Einem Nahmen als mit Einem Strumpf begnügt, ſo wurde auch hier Octavia und Marc Antonius angekündigt. In der gedruckten Einladung hieß es: das Publikum würde die Trefflichkeiten des Stückes nicht leicht überſchätzen können, und nach gegebener Vorſtellung erſt einſehen, welchen Verluſt die Welt durch den unzeitigen Tod des Dichters erlitten. Die Darſtellung hatte viel Löbliches. Carlotta Marchioni, von welcher ein anderes Blatt dieſer Zeitſchrift ſpricht, gab die Octavia meiſterhaft, und beſonders in der Scene, wo ihr Auguſt ihre Kinder zuführt, unübertrefflich; Antonius verdarb nichts, Auguſt war im erſten Akte zu wenig mit Eis gewaffnet. Kleopatra hingegen, die ſich vertikal zu kurz, dagegen horizontal zu ausführlich gefaßt hatte, gab uns ſtatt dieſes weiblichen Kunſt- und Wunderwerks eine ägyptiſche, derbleibige Köchinn, welcher das Diadem, wie einem Ochſen des Hirſches Geweih, ſtand. Es iſt ein Erbfehler der italieniſchen Bühne, nicht zwey vortreffliche Schauſpielerinnen, wie die Welt nicht zwey Themiſtokle, neben einander tragen zu können. Unter mehreren Wegſchnitten fiel auch der Monolog der Octavia am Ende des vierten Aktes fort. Der Beyfall des Stückes war mäßig.

D. L.

In Metz ward vor Kurzem eine neue Diligence eingerichtet. Da viele Deutſche dieſe Straße nach Paris nehmen; ſo glaubte der Unternehmer ſolchen Reiſenden einen großen Gefallen zu thun, wenn er für ſie die folgende Ueberſetzung ſeiner Bekanntmachung anfertigen ließ:

Avertissement.	Benachrichtigung.
Belloste prévient ses Concitoyens, qu'il fait partir pour Paris une diligence très bien suspendue à six places dans l'Intérieur et trois dans le Cabriolet. Il en part une toutes les semaines. Il se charge de la nourriture et des effets des voyageurs à juste prix, et loge à Paris en face du lion d'or.	— B. machet zu wiſſen ſeine Mitbürger, daß er machet abſend für Paris eine gar zu gelind aufgehangene Kutſche zu ſechs Platzen und drey in dem Kalechem. Er deſſen theilet alles eine Woch. Er beladet ſich die Gericht und Wirkung der Reiſenden zu gerecht Preis, und logiret zu Paris von vorne des Löwe Gold. —

Die in Prag erſcheinende Unterhaltungsſchrift: der Kranz, nimmt an Werth ſtets zu. Sie enthält wackere Aufſätze von Saphir, Grieſel, Schießler, Appelt u. ſ. w. Das Aeußere iſt ebenfalls gefällig, und überdieß die große Wohlfeilheit der Zeitſchrift (1 fl. 30 kr. für ein Heft von zehn Bogen in groß 4to, auf ſchönem Poſtpapier) bemerkenswerth.

— dm —

Redacteur, Drucker und Verleger wie bey dem ganzen Blatte.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

◆

68.

(Wien, Samstag den 25. Auguſt.)

Zu Göthe's Geburtstag.

Am 28. Auguſt 1821.

Sitzt der Greis behaglich raſtend
In dem ſtillen Heimathhaus,
Schaut mit liebem Freudenlächeln
In die reiche Welt hinaus;

Lebt noch immer recht im Leben,
Freuet ſich ein Menſch zu ſeyn;
Greift nach liebgewordner Sitte
Auch noch in die Harfe ein;

Fühlt ſein Herz noch kräftig ſchlagen,
Fühlt den Geiſt geſund und ſtark,
Und die Bruſt ſo friſch und freudig
Schwellt das rechte Lebensmark:

Sieh, da naht von allen Seiten
Eine tücht'ge Enkelſchaar,
Bringt ihm ihre Kinderwünſche
Zu dem frohen Tage dar;

Daß er noch recht lange ſinge,
Weil er ihnen lieb und werth,
Weil nur er und keiner wiſſe,
Was des wahren Sanges werth!

Und er hört ſie ruhig reden,
Wenn er ſchon den Wünſchen gram,
»Iſt ja« — denkt er den ſich ſelber —
»Doch mein eigner Keim und Sam'.«

»Und ich habe ſie erzogen
An der ſtarken Vaterbruſt,
Und ſie ſind mir drum gewogen, —
Gönne ihnen dieſe Luſt!«

Carl E. Waller.

◆

Der Steyermärker, Karl Schmutz.

Es iſt in unſerer Zeit der Selbſtſucht und eines allesverflachenden Kosmopolitism eine doppelt erfreuliche Erſcheinung, Menſchen zu ſehen, welche die ganze Kraft ihres Geiſtes und Lebens einem geliebten, und mit Recht geliebten Vaterlande weihen. Zu dieſen gehört auch der biedre Steyermärker, **Karl Schmutz**.

In meinen kritiſchen Bemerkungen über Hrn. **Steiners**: **Reiſegefährten in die öſterreichiſche Schweiz** (in Nro. 77 der, den vaterländiſchen Blättern angefügten, Chronik der öſterreichiſchen Literatur für 1820) machte ich zuerſt das Publikum aufmerkſam auf ein »hiſtoriſch-topographiſches Lexikon der Steyermark, mit deſſen Abfaſſung ſich **Schmutz** beſchäftige. Es iſt vollendet, und ich glaube bey dieſer Gelegenheit das Publikum mit dem Verfaſſer etwas näher bekannt machen zu dürfen.

Karl Schmutz, Beſitzer der ehemahligen Staatsherrſchaft **Kaimbach** und des **Steyrerhofes** bey **Grätz**, Central-Ausſchuß der k. k. Landwirthſchafts-Geſellſchaft in Steyermark, Mitglied der k. k. Ackerbau-Geſellſchaft in Kärnthen, ward geboren am 1. Jänner 1787, auf der alten Veſte **Frondsberg** im Grätzer Kreiſe. Er erhielt in **Grätz** ſeine wiſſenſchaftliche Ausbildung; **Gottweis**, ſein Lehrer in der Poeſie, **Schnerich**, ſein Führer in der Botanik, und **Anker**, der ihn die Mineralogie kennen und lieben lehrte, erfreuten ſich der Talente des vielverſprechenden Jünglings; ſo ſehr ihn anfangs Redekunſt und Poeſie anzogen, ſo fühlte er ſich doch bald ſo ganz von den Reizen der Naturwiſſenſchaften gefeſſelt, daß er ſich ihnen ganz und ausſchließend hingab. Er machte ohne Führer in Zoologie und Entomologie bedeutende Fortſchritte, und entdeckte wirklich einige neue Arten Inſekten.

Bald wieſen ihm aber die politiſchen Verhältniſſe des Vaterlandes eine neue Bahn, und ein neues Ziel. Die Landwehr ward 1808 errichtet. **Schmutz** trat ſogleich im Bezirke ſeines Vaters zu **Poppendorf** als gemeiner Freywilliger ein, und dieſem Beyſpiel des Sohnes ihres Herrſchaftinhabers folgten 273 Bezirksinſaſſen, welche ihn von zarteſter Jugend an kannten und liebten.

Gewohnt, alles, was er begann, mit der ganzen Kraft ſeines Geiſtes zu umfaſſen, waren nun Reglements, taktiſche Schriften und Waffenübungen durch ein halbes Jahr ſeine einzigen Beſchäftigungen. Solche Thätigkeit blieb nicht unbemerkt. Zur auszeichnenden Belohnung für ſeinen Eifer, ſeine Aufopferungen und ſein ſo allgemein wirkendes Beyſpiel ward er ſchnell vom Gemeinen zum Oberlieutenant, und ehe ſechs Monate verſtrichen, zum wirklichen Hauptmann avancirt, zu welchem Rang ihn Se. kaiſ. Hoheit der Erzherzog **Johann** vor der Fronte der durch ſeinen Eifer geſchaffenen und exercirten Kompagnie, mit dem lauten Ausſpruch höchſter Zufriedenheit erhoben.

Im Feldzuge des Jahres 1809 befand er ſich anfangs auf dem äußerſten linken Flügel des Blokadekorps von **Venedig**, und beobachtete Cava Zucellarina, Torre di Galibo und Torte Cortelazzo. Sein Rückzug über die **Piave**, in dunkler Nacht, unter ungünſtigen Umſtänden, mit Muth und Kenntniß ausgeführt, erwarb ihm abermahls des Erzherzogs Lob. Bey **Raab**, am 14. Juny 1809, war er einer jener drey Hauptleute unter Major **Hummel**, welche den Meierhof von **Kis-Megir** vertheidigten. Der Ruhm, welchen ſich die ſteyermärkiſche Landwehr an dieſem blutigen Tage an jener Stätte erfocht, iſt bekannt. Major **Hummel** ward Oberſtlieutenant und erhielt das Thereſienkreuz. Von den drey Hauptleuten blieb **Berthold** todt, **Moſcon** und **Schmutz** fielen verwundet in franzöſiſche Gefangenſchaft. Sie wurden über **Wien**, **Braunau**, **Landshut**, **Augsburg**, **Ulm**, **Straßburg** und **Metz** nach Chalons sur Marne gebracht, wo ſie ſechs Monate blieben. **Schmutz** machte ſich jede Gelegenheit zu Nutze, Naturkabinette, botaniſche Gärten, Bibliotheken u. ſ. w. zu beſuchen. Er machte von **Chalons** aus eine Fußreiſe nach **Rheims** und **Epernai**, beſuchte die Champagner Weingebirge zur Zeit der Weinleſe u. d. g., und kehrte endlich im December 1809 in die Heimath zurück.

Im September 1810 ward er als Hauptmann in das vier und vierzigſte Linien-Infanterie-Regiment: Graf Bellegarde, überſetzt, kam nach Ungarn in Garniſon, führte im Jahre 1811 ein Kommando von 250 Polen zur Unterſtützung der Salinenarbeiten nach Gmunden in Oberöſterreich, und blieb ſechzehn Monate daſelbſt. In dieſer Zeit lernte er durch Excurſionen in alle Thäler, auf alle Alpen dieſes intereſſanten Landſtriches denſelben ſo genau kennen, wie ſchwerlich einer der daſigen Eingebornen. Er ſammelte einen reichen Schatz von Alpenpflanzen, maß die Tiefe des Traunſees, und nur der ausgebrochene Krieg des Jahres 1812, welcher ihn nach Peſth, und ſodann nach Lemberg rief, vermochte dieſe ihm ſo angenehmen Beſchäftigungen zu unterbrechen. Die veränderten politiſchen Verhältniſſe, welche die Waffen Öſterreichs von Norden nach Weſten führten, ließen ihn Theil nehmen an den ewig denkwürdigen Schlachten bey Dresden, Kulm, Leipzig und allen andern jenes unvergeßlichen Feldzuges gegen Frankreich. Nach eingetretener Waffenruhe kehrte er mit dem Regimente nach Polen zurück, ging auf Urlaub durch Ungarn nach Steyermark, und fand ſeine häuslichen Verhältniſſe ſo geſtaltet, daß ſie den Wunſch in ihm erregten, den Frieden in größerer Ausbildung ſeiner bereits erworbenen ökonomiſchen Kenntniſſe und thätiger Wirkſamkeit in den Beſchäftigungen des Landlebens zu genießen. Er nahm alſo ſeinen Abſchied, welcher ihm mit den ehrenvollſten Zeugniſſen, und dem Nachrufe ausgezeichneter Dienſtleiſtung ertheilt ward.

Er erkaufte ſofort den Steyrerhof bey Grätz, und dann auch das Staatsgut Kaimbach ebendaſelbſt. In dieſer Zeit war das Wirken einer nicht gemeinen, mit Opfern aller Art verbundenen Thätigkeit und vorzüglich die Anlage und Ausarbeitung eines hiſtoriſch-topographiſchen Lexikons von Steyermark das Hauptaugenmerk ſeines Strebens.

Nach einer raſtloſen Thätigkeit von ſiebentehalb Jahren hat er nun endlich dieſes ſchöne und wichtige Werk vollendet, in ſo fern man das Ausarbeiten eines ungeheuren Materiales Vollendung nennen kann. Er hat es den höchſten Behörden vorgelegt, und erwartet nun von denſelben die Bewilligung des Druckes.

Das Werk umfaßt an 10,000 Artikel, alſo eine mehr als dreyfache Anzahl des einſt ſo brauchbaren bekannten Kindermanniſchen Repertoriums. Es enthält in alphabetiſcher Ordnung die Nahmen aller Städte, Flecken, Dörfer, Gemeinden, Herrſchaften, Schlöſſer und Freyſitze der Steyermark; die Nahmen der Berge, Alpen, Weinhügel, Flüſſe, Bäche, Seen, Mineralquellen, Berg- und Hammerwerke u. ſ. w. Jedem Artikel iſt eine kurze Beſchreibung alles Wiſſenswerthen angefügt. Den Nahmen der Bezirksgemeinden iſt die ſummariſche Angabe der verſchiedenen Kathegorieen des Grund und Bodens, der Wohnplätze, der Bevölkerung, des Viehſtandes u. ſ. w. beygegeben.

Bey den einzelnen Dörfern wird nebſt der Lage (in welchem Kreiſe, Bezirke, in welcher Pfarre u. ſ. w.) angegeben, welcher Herrſchaft daſſelbe dienſtbar, wohin bergrecht- und zehentpflichtig, dann auch die Summe der verſchiedenen Kathegorieen des Bodens, der Häuſeranzahl, Volkszahl, des

Viehſtandes ꝛc. ꝛc. Bey den Alpen wird ihre Verbindung mit andern, die Anzahl ihres Viehauftriebes u. ſ. w. erläutert. Bey den Pfarreyen die Art ihrer Gründung, ihr Alter, wer Patron und Vogtherr iſt, welche vorzügliche Grabmähler ſich in ihren Kirchen befinden, ihre Gülten u. ſ. w. beſprochen. Ferner umſchließt das Lexikon die Nahmen jeder adeligen Familie, welche in der Steyermark begütert war, oder noch iſt, und nebſt dem Verzeichniß der ihnen angehörigen Güter, auch Einiges über die Geſchichte dieſer Familien, vorzüglich jene Daten, wo ſich Glieder dieſer Familien ausgezeichnet, wann ſie in den Ritter-, Freyherrn- oder Grafenſtand erhoben wurden, und ihre vorzüglichen Verwandtſchaften. Auf des verdienſtvollen Freyherrn von Hormayr, in ſeinem Archiv (1815, pag. 384) durch die Frage: »Wäre ein Adelslexikon von Inneröſterreich nicht ein höchſt intereſſantes Unternehmen?« gemachte Anregung, hat Schmutz in ſeinem Werke die Bahn zu einem ſolchen, in vieler Hinſicht ſehr wünſchenswerthen Werke eröffnet; das Lexikon enthält ſehr ſchätzenswerthe Notizen über faſt 700 ſolcher Familien. Was des Freyherrn von Stadel hellglänzender Ehrenſpiegel (9 Bände Fol. Manuſcript), Fröhlichs Diplomataria sacrae Ducatui Styriae, Cäſars Annalen, Wißgrill, Leupolt, Hocheneck und Valvaſor, Wahres geliefert haben, hat der unermüdliche Fleiß des wackern Schmutz geſammelt, und aus den Joanneums-Urkunden möglichſt ergänzt. Endlich enthält das Lexikon auch die Nahmen aller ſteyermärkiſchen Künſtler und Schriftſteller, nebſt Angabe ihrer Geburts- und Sterbejahre und der Hauptfächer und Werke, in welchen ſie ſich bekannt machten. Eine Angabe aller benutzten Quellen, woraus der raſtloſe Fleiß des Sammlers erſichtlich iſt, wird dem Werke beygegeben. Der Zweck des Werkes iſt Beförderung der Vaterlandskunde. Seiner Einrichtung nach, kann es als ein bequemes Handbuch zum nützlichen Gebrauche für alle Behörden dienen. Jedem Gutsbeſitzer, Herrſchaftsbeamten, überhaupt jedem gebildeten Menſchen, welcher in einiger Verbindung mit der herrlichen, nie genug geprieſenen Steyermark ſteht, dürfte es eine ſehr erfreuliche Gabe ſeyn. Der wackere Verfaſſer hat bey Anlage des Werkes abſichtlich weniger die gelehrte, als die ſtaatsbürgerliche Welt berückſichtigt, weil er auf dieſe Weiſe gemeinnütziger zu werden hoffen durfte. Daß er ſein weit geſtecktes, ſchweres Ziel nicht ganz erreichen wird, daß auch dieſes Werk, ſo wie jedes menſchliche, ſeine Mängel hat, iſt natürlich. Was aber der kräftigſte Wille, der ernſteſte Fleiß, die wärmſte, reinſte Vaterlandsliebe möglich machen können, das hat Schmutz gewiß erreicht. Die Würdigung ſeines ſchönen Strebens wird ihm nicht entgehen.

J. C. Weidmann,
k. k. Hofſchauſpieler.

* * *

Aus und über Böhmen.

I.

Böhmiſche Volkstrachten.

Obſchon die Eigenthümlichkeiten der Tracht ſich hier, wie überall, ſo ſehr modificiren, bis ſie ſich ins Allgemeine verlieren und auflöſen, beſonders aber die

Städter, ſtatt der Weiſe ihrer Vorältern, ſich immer mehr nach den Vorſchriften des ſtets mit neuen Geſtalten wechſelnden Proteus: Mode, richten, ſo finden ſich doch in einigen Gegenden des Königreichs noch gewiſſe Eigenheiten in der Kleidung vor, die aber freylich von Generation zu Generation ſich vermindern.

Der eigentliche oder ſogenannte Stockböhme — wenigſtens die Alten, denn die jungen Burſche werden von Jahr zu Jahr ſtädtiſcher, und haben die von den dortigen Elegants kaum abgelegten geſpannten Beinkleider ſchon häufig angenommen, und tragen in der Nähe der Hauptſtadt mit denſelben zugleich die (einheimiſchen) Nanquin-Pantalons und glänzenden Stiefeln, wozu ſich mitunter die Spencers von ſchwarzem Wollſammt und modernen runden Hüte recht gut ausnehmen, — trägt einen rund geſchnittenen Rock mit einer Reihe Knöpfe, einem niedrigen Kragen und vielen Falten an den Taſchen, meiſt von dunkler Farbe (blau, grün, braun u. ſ. w.). Die Beinkleider kurz und mäßig weit, die Weſte mit Taſchen und ebenfalls mit einer Reihe blanker Knöpfe; meiſt bunte wollene, ſehr ſelten weiße, öfter graue Strümpfe und rund geſchnittene Haare. Der Hut — wo man nicht noch die hohe ſlaviſche, cylinderförmige Pelzmütze mit bunten Schleifen trägt — iſt rund und mit einem ziemlich breiten Dach.

Die Mädchen und Weiber flechten die Haare in Zöpfe, welche mit ſilbernen oder meſſingnen Nadeln auf dem Haupte befeſtigt werden, oder ſie tragen eng anliegende Häubchen, für die Feſttage reich geſtickt und von Gold- oder koſtbarem Seidenſtoff, für Werktage von weißem oder bunten Baumwollenzeug mit ſchmalen Spitzen beſetzt, und rückwärts ſind dieſe Hauben mit ungeheuern Bandſchleifen geſchmückt. Um den Hals tragen ſie falſche Korallen und Granaten, Glasperlen oder Bänder, woran geöhrte Münzen befeſtigt ſind; die Reichen haben goldne Ketten, echte Granaten oder Perlen, auch manchmahl Goldſchnüre mit goldnen Kreuzchen. Den Leib umſchließt, gleich einem Panzer, ein hohes ſteifes Mieder, manchmahl mit goldnen oder ſilbernen Borten oder Seidenbändern benäht, und von der Hüfte wallt eine Menge vielfaltiger Röcke auf die Knie oder Knöchel herab, deren Zahl ſich bey den ältern Bäuerinnen oft bis auf zehn erſtreckt, welche im Gehen ein förmliches Rad ſchlagen. Die Strümpfe ſind meiſtens bunt mit verſchiedenen Zwickeln, und am Fuße ſitzt entweder ein Schuh mit Schnalle, oder klappt auch nur der Pantoffel mit ziemlichem Abſatz daran. Zum vollen Anzug gehört noch eine ſeidne Schürze und über das Mieder ein Korſett mit rundem Hängekragen (oft mit Pelzwerk verbrämt) und zahlreichen Falten oberhalb der Hüfte, und wird über Land gegangen, ſo bedecken ſie die Köpfe mit großen Tüchern, meiſt von gedrucktem Cotton.

Die Kleidung der Bewohner von Tauſs iſt ſchwarz und bildet recht wohl. Die Bauern im Egerſchen Bezirk, welche ebenfalls dunkle Gewänder lieben, tragen ſehr große runde Hüte, die breiten Krempen etwas herabhangend, weite, kurze Hoſen, die ſehr hoch hinauf gehen, und breite Hoſenträger.

Gegen das Rieſengebirge findet man noch häufig kleine dreyeckige Hüte, blaue Röcke mit großen Taſchen und lange Weſten, und an den Hauben der Frauen breite Blenden von ordinären Spitzen.

II.

Die Manufakturen von Reichenberg.

Da der Boden der Umgegend von Reichenberg — welche nach Prag die wichtigſte Stadt Böhmens iſt — gebirgig, meiſtens kieſig, und von ſo geringer Ergiebigkeit iſt, daß er nicht die nöthigen Lebensmittel für ſeine Bewohner hervor bringt, ſo mußten dieſe natürlich darauf bedacht ſeyn, den Mangel natürlicher Güter durch Kunſtfleiß und Induſtrie zu erſetzen, welches ihnen auch ſo wohl gelang, daß die Stadt mit ihren Verarbeitungen der Wolle und Baumwolle, mit ihren Tuch-, Strumpf- und Leinenmanufakturen und Baumwollengarn-Spinnereyen ſich der ſchönſten Blüthe erfreut.

Im dritten Viertheil des ſechzehnten Jahrhunderts ſiedelten ſich vier fremde Tuchmacher in Reichenberg an, vermehrten ſich aber ſo ſchnell, daß ſie 1632 ſchon eine Zunft ausmachten, welchen der Herzog von Friedland, Albrecht von Waldſtein, viele Vergünſtigungen zugeſtand; doch erſt im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts fingen ſie an, über Böhmens Gränzen hinaus zu ſpekuliren, und nach und nach erweiterten ſich ihre Handlungsverbindungen immer mehr, ſo, daß nicht nur in alle Provinzen der öſterreichiſchen Monarchie, ſondern auch in die übrigen deutſchen Länder, Rußland, Italien, ja ſelbſt nach Aſien, Reichenberger Tücher geſandt werden, von welchen eigentlich im Vaterlande die wenigſten verbraucht werden.

Man zählt in Reichenberg ohngefähr 900 Tuchmacher-, 400 Leinweber- und 300 Strumpfwirker-Meiſter.

III.

Die böhmiſche Mahlerſchule unter Karl IV.

Mit den Luxemburgiſchen Beherrſchern, deren großartiger, romantiſcher Geiſt alles Schöne mit Lebhaftigkeit ergriff und feſthielt, war eine frühzeitige Blüthe der Kunſt aus ihrer Heimath nach Böhmen eingewandert, welche hier reiche Frucht trug. Die Mahler machten ſchon 1348 mit den Bildhauern, Goldſchlägern und Glaſern (die beyden letztern wegen der vielen Vergoldungen und der Glasmahlerey) eine Zunft aus, hatten den heil. Evangeliſten Lukas zum Schutzheiligen gewählt, und ihre Satzungen und Protokolle ſind in der Folgezeit gedruckt worden.

Aus dieſer Mahlerſchule, worin ſich vorzüglich Dieterich (auch manchmahl Theoderich genannt), Kunz, Nikolaus Wurmſer aus Straßburg und Thomas von Mutina (Modena) auszeichneten, kommen die großen Wand- und Tafelgemählde der Burg Karlſtein, der Wenzelskapelle im Prager Dom und viele andre in böhmiſchen Kirchen, Palläſten und Sammlungen her, welche zu den älteſten und bedeutendſten Werken der eigentlichen deutſchen Kunſt gehören. Sie ſind meiſt auf Goldgrund gemahlt, die Gewänder hart und die Gliedmaßen und Phyſiognomien oft unvollkommen, der Ausdruck aber mehr auf das Allgemeine der dargeſtellten Individualität berechnet, als ins Einzelne übergehend, wie es ſchon bey ihrem kunſtvollen Schutzpatreu der Fall war. Das Kolorit iſt (zumahl bey den Wandbildern) grell und rußig, woran aber wohl nicht nur das gewöhnliche Nachdunkeln, ſondern noch mehr Übermahlungen ſpäterer Zeit ſchuld ſeyn mögen.

Über die Harmonie in der Tonkunſt, in Beziehung auf ihre Verwandtſchaft mit der Mahlerey, Plaſtik und Dichtkunſt.

Von J. A. Kanne.

(Fortſetzung von Nr. 67.)

Auch hier muß das Geſetz der Schönheit, wie immer, den Überfluß verabſcheuen und meiden! Ich ergreife noch ein Mahl das Gleichniß des menſchlichen Körpers. — Die wellenförmige Schönheitslinie des Conturs ſoll das Innere nicht enthüllen, nur ahnen laſſen — nicht aufdecken, ſondern zu verhüllen ſcheinen, damit es plaſtiſch anſchaulicher werde. Daher iſt das Nimium in der Harmonie ſehr gefährlich und tadelnswerth, weil dadurch das eine Mittel zum Zweck erhoben wird — weil eines der Principien, die in Eintracht und ſchöner Harmonie mit einander wirken ſollen, das andere beſiegt und unterordnet.

Was ſind nun ſolche Harmoniſten, die, den geiſtigen Wellenſchwung nicht ahnend, die ätheriſchen Stützen und Unterlagen ihrer melodiſchen Wellenlinie dadurch ſo entſtalten, daß die Melodie alles Reizes der Anmuth und Grazie beraubt wird?

Sie ſind zu vergleichen den Mahlern, welche ſtatt einer mediceiſchen Venus eine anatomiſche Figur mahlen, an der alle Leberflecken, alle Gänge der Adern und Muskeln ſichtbar und ſo angedeutet ſind, daß man Vorleſungen über ihre innere anatomiſche Bildung dabey halten konnte. Ferner gleichen ſolche Tonſetzer ſolchen Mahlern, die ſtatt eines Apollo einen geſchundenen Marſyas mahlen, von dem man alle Eingeweide offen liegen ſieht, und die herausſtehenden Gebeine beſchauen kann, ſo, daß nicht das Gefühl der Schönheit in der Seele des Anſchauenden erweckt wird, ſondern der Ekel.

Denn nur im höchſten Grade der Thatkraft oder des Schmerzens darf die Muskel- und Adernbewegung ſo hervorſtechen, wie bey Laokoon in ſeiner Verzweiflung. Apollos Bruſt iſt die roſenfarbne Morgenwolke, die ihren inneren Bau kaum ahnen läßt, nur von ſtrahlendem Goldhauch überfloſſen, — ein Geſchöpf des Äthers. Laokoons Leib iſt die Gewitterwolke, die aller Blitze ſchwangeren Theile Kraft und Anſtrengung vielmehr zeiget. Darum muß der Tonſetzer oft mehr von ſeiner harmoniſchen Kunſt verſchweigen, als ſagen — mehr ahnen laſſen, als ausſprechen — und ſo die Harmonie mehr als Baſis dienen, als durch ſtetes Ringen nach Form über die Hauptform oder Melodie vorherrſchen laſſen.

Wie übertünchen aber manche Muſiker ihre oft ſchön erfundene Melodie mit allerhand harmoniſchen Flecken, die bunt wie auf einer Harlekinsjacke aufgeleimt ſind, und das ganze Verhältniß der Schönheit zerſtören! Sie wollen ein zartes Lied der Liebe ſingen, meinen aber, man müſſe die Melodie durch angebrachte (alſo nicht aus dem Keim entſprungene) Harmonie ſein würzen und intereſſant machen, weil in unſerer Zeit — ſo meinen ſie — der Muſikkenner ſchon zu viel gehört habe, als daß er auf dem gewöhnlichen Wege des Natürlichen zur Theilnahme und Bewunderung könne gereizt werden.

Eine ſolche Rede, — welche mancher tonſetzende Menſch mit frohem Selbſtgefühl ſprechen würde — wir wollen es lieber ganz offen ſagen, welche heut zu Tage von vielen Lippen als ein Ariſtoteliſcher Weisheitsſpruch ertönt — enthält nun aber gerade alle Majeſtätsverbrechen, deren man ſich gegen Kunſt ſchuldig machen kann, und iſt gleichſam eine Künſtlerbeichte, der keine Abſolution werden kann.

Denn alles harmoniſche Angebrachte, das nicht ſo nothwendig mit der Melodie zugleich entſprang, als das felſige Thal mit ſeinem Silberſtrom, bey einer Erdumwälzung — als der Äther, in dem eine Welt ſich wiegt — wird ſtets von der Willkür (ein Verbrechen in der Kunſt) zeigen, mit der der Künſtler es gewaltſam in die Form hineinzwängte. Es wird ein fremder Körper im Fleiſch, deſſen ſich die Natur gern durch Schwären zu entledigen trachtet. Denn indem nicht die hohe Einfalt der Natur und die ewige Tiefe der Kunſt es forderten, ſondern die Reflexion ſpäter hinzutrat, und es als ein Opfer für den Zeitgeſchmack verlangte, wird es gerade ein Hinderniß der Schönheit, welches den Eindruck auf die Seele, den das beabſichtigte, ſüße und wonnevolle Lied der Liebe, machen ſollte — vernichtet. Es wäre derſelbe Fall, wenn ein Mahler ſich überreden wollte, die natürliche Stellung eines ſchönen Mädchens oder Jünglings in ſtiller Beſchauung einer ſchönen Landſchaft ſey ſchon zu oft da geweſen, und man müſſe das intereſſanter machen, und er ſtellte ſie nun in einer konvulſiviſchen Verzuckung dar, in welcher es ſchiene, als ob die Freude über das Schöne ihr alle Glieder ausgerenkt und den Kopf auf den Rucken gedreht hätte. Es wäre ganz derſelbe Fall, nur waltet hier der Unterſchied, daß in der Mahlerey das Unnatürliche der Stellung ſich ſelbſt ſchneller lächerlich machen würde, weil das Ideal der Schönheit im menſchlichen Körper doch einem jeden kultivirten Menſchen ſo halb dunkel mehr oder weniger vor Augen ſchwebt, und weil das Ideal in der Tonkunſt einer zu allgemeinen Auslegung fähig, zugleich aber das Weſen der Muſik noch zu wenig erklärt iſt, als daß das Lächerliche ſo ſchnell hierin in die Augen ſpringen ſollte, wie bey der Zeichnung eines menſchlichen Körpers. In dieſem ängſtlichen Streben nach origineller Neuheit liegen die Keime zu tauſend Kardinalſünden gegen die Geſetze der Kunſt. Als ob ein jetziger Bildhauer, der eine ſchöne nackende Geſtalt erſchaffen will, deßwegen die Verhältniſſe der Schönheit verändern müſſe, weil ſie ſeit Erſchaffung der Menſchen ſchon exiſtiren — als ob der Künſtler in der Weſenheit der Dinge etwas ändern dürfte? Wie kann ein Tonſetzer eine innige, wonnevolle, Liebe athmende Melodie bilden, als dadurch, daß er alle Kräfte durch Schönheit ſo in zarte Banden legt, daß ſein Werk einem mit Blumenkränzen gefeſſelten Tiger gleicht! Muß er nicht die Macht und Stärke verſchweigen, und in lauter wonniges Hinſinken auflöſen? Wird dazu nicht ein ſanfter, lieblicher Fluß der Töne erfordert, der nicht durch ewigen Harmonieenwechſel ſich intereſſant machen will, ſondern der es iſt, durch den Ätherſtrom der Melodie, die in Harmonie nur ſo zu ſchwimmen ſcheint, wie eine ſchlafende Venus auf ihren ſeidenen Polſtern. —

Mancher zwickt und zwängt in ſolche Melodie alle Verwandlungen der Septimenharmonie, und weiß durch harmoniſche Nebenlinien in der Baſis der Melodie ſo viel Unruhe hervorzubringen, daß der Eindruck des wonnevollen Moments auf die Seele ganz verfehlt, und das Tonſtück mehr den Charakter eines ſatyriſchen Dialogs annimmt. Denn ſolche hyper-harmoniſche Tonſetzer nennen den ruhigen Gang einer ſüßen, ausdrucksvollen Melodie, auf natürlichen und vorſichtig in Bewegung geſetzten Harmonien insgemein fad oder alltäglich; indem ſie nicht betrachten, daß es nur eines Winkes von einem Meiſterſinger bedarf (und keiner gewaltſamen Zuckungen), um eine ganz natürliche und ſelbſt ſchon gebrauchte Harmonienfolge ſo neu und intereſſant zu machen, als gerade die Situation und die Geſetze der Kunſt, aber ja nicht der lächerliche Zeitgeſchmack es fordern. Das Verhältniß zweyer in gegenſeitiger Anſchauung und Wonne verſunkener Liebenden (wenn man zum Beyſpiel ein amoroſes Duett bilden wollte) kann durch dieſelben Grade der Leidenſchaft verſchieden motivirt werden; aber ſüße Wonne bleibt — ſüße Wonne, und wenn ſie ſchon ſeit Adams Zeiten erfunden wäre. Was rühren ſoll, muß durch zufällige Beſtandtheile und fremdartige Bewegung nicht zerſtreuen oder beunruhigen wollen. Denn alles Edle, Einfache, kann nie durch komplicirte und raffinirte Mittel dargeſtellt werden. Einfache Ruhe und Adel der Geſinnung verſchmähet äußeren Putz und Flittertand, ja ſogar die Bewegung, welche durch zu viele Individualität in das Gebiet des Komiſchen übertritt. Wie verſchmähen große Meiſter des Geſanges, z. B. Gluck, Haydn, Mozart, da den modiſchen Flittertand, wenn ſie die Schönheit in reiner Grazie mahlen wollen, die durch den Adel ihres Weſens und der Geſinnung über alles Gemeine erhaben iſt!

Wie kann man aber zur Klarheit der Anſchauung gelangen, zu der bewußtvollen Freyheit des Geiſtes, in welcher dem ſchöpferiſchen Genie keine Zweifel über das rechte Maß und den wahren Gebrauch der Harmonie mehr vorkommen? Immer nur durch Anſchauung und Vergleichung aller anderen Künſte!

(Fortſetzung folgt.)

Ein- und Ausfälle.

(Von Ig. Jeitteles.)

26.

Es fehlt uns in neuern und neueſten Zeiten freylich nicht an Schriftſtellern, die hervorragen in dunklem Unſinn, und eine Sprache der Inſolenz führen, wie ſie im Reiche der Literatur nie und nirgends erſchallen ſollte — aber ein unerreichbares Muſter in dieſer Gattung bleibt doch immer der Myſtiker Theophraſt (Parazelſus), der von ſich ſelbſt ſehr naiv geſtand: daß er von der Natur nicht klar geſponnen ſey, und im Eingange eines ſeiner mediciniſchen Werke alſo donnert: »Ihr müßt mir nach, ich nicht euch, ihr mir nach, Avicenna, Rhaſes, Galen, Meſue, mir nach und ich nicht euch, ihr von Paris, ihr von Montpellier, ihr von Schwaben, ihr von Meiſſen, ihr von Köln, ihr von Wien und was an der Donau und am Rheinſtrom liegt, ihr Inſeln im Meer, du Italien, du Dalmatien, du Athen, du Grieche, du Araber, du Iſraelite, mir nach und nicht ich euch! Mein iſt die Monarchey! —« Da kann Hr. X und Y in den Literaturzeitungen von A — Z noch in die Schule gehen! —

27.

Es wird immer ſchwerer in der Welt zu leben, denn es iſt immer ſchwerer neu als alt zu ſeyn. Bey den Alten war alles neu, bey den Neuern alles alt.

28.

Wer nichts von dem verſchweigt was er weiß, weiß gewöhnlich nicht was ein Anderer verſchweigt.

29.

Die Moden in der ſchönen Literatur wechſeln wie die Kleidermoden. Die Robinſonaden dauerten lange, und überall ſpuckten Abenteurer und Seeräuber, Weltumſegler und Diamantenfiſcher; dann kamen die Siegwarte und Werthers, und Seufzer und Mondſchein verjagten die Kannibalen und Korſaren. Der Jammer wurde wieder von der Sturm-, Drang- und Kraftperiode verdrängt, Ritter und Kreuzfahrer, Lanzen und Humpen, Tournier und Vehme waren an der Tagesordnung, bis die Geiſterwelt die Körperwelt verſcheuchte. Geiſterbanner und Seher, Geniuſſe und Belzebube, Talismane und Kobolde waren in allen Buchladen — es konnte nichts ſchauerlich genug ſeyn, bis der phantaſtiſche Spieß, ſeine höchſt unnatürlichen und doch natürlichen Hiſtorien erfand (eigentlich durch Schiller's Geiſterſeher entſtanden); der Geiſterſpuck wurde wieder abgelöſt, theils durch die hiſtoriſchen Baſtarde, theils durch die Schilderungen der Hofkabalen und geheimer Orden, die immer alles im Dunkeln marionettenartig lenkten. Schwarze Brüder und rothe Brüder und graue Brüder entzückten die hungrige Leſewelt, bis (durch Schillers Karl Moor erweckt) ein Heer von Räubern und Banditen die Höflinge und Bündler beſiegten. Auch dieſe Gauner — meiſt Italiener — ſind von unſerm Parnaß verſchwunden. Die edlen Nordlandsrecken und kühnen Sangeshelden waren eine Zeitlang en vogue. Man iſt der Monotonie in dieſen Zeichnungen und des myſtiſchen Kleiſters, der faſelnden Frömmigkeit und des ſüßen Gemüths auch ſchon ſatt. Gegenwärtig ſind im Gange: magnetiſirte Jungfrauen, wahnſinnige Muſikanten und wirre Alte — mitunter paraphraſirt ein bekannter Autor in alltäglichen Liebeshiſtörchen einige Kapitel aus der Technologie, aus der Nautik und Botanik, und bringt ſo ſeinen Leſern und zahlreichen ſchönen Leſerinnen dieſe edlen Wiſſenſchaften in einem Säftchen bey. Die Romanenſchneider ſcheinen mit der Erfindungskraft zu Ende und nach der Göttinn Mode ewigem Geſetze kommen wir wahrſcheinlich bald wieder zurück auf die Inſel Felſenburg zum Helden Cruſoe. Den Zeitgeiſt kann die Menſchenfreſſerey recht anſprechen.

30.

Man hat die Art, das Gedächtniß zu üben, recht viel zu **behalten**, zu einer Wiſſenſchaft erhoben — wie wohlthätig wäre oft im menſchlichen Leben die Kunſt zu **vergeſſen**.

31.

Wie vielen der neuern Naturphiloſophen wären des großen **Newton** Worte zuzurufen: »**Phyſik, hüthe dich vor der Metaphyſik!** —«

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl **Gerold**'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Allgemeiner theatraliſcher Anzeiger. Wien. Durch das Engagement der Dlle. **Huber** und des Hrn. **Korntheuer** hat die komiſche Volksbühne in der **Leopoldſtadt** einen Zuwachs erhalten, wozu ihr Glück zu wünſchen iſt. Die beliebten Dichter dieſer Bühne, **Bäuerle**, **Gleich** und **Meiſl**, finden nun bey dieſem Theater Darſteller für alle Gattungen komiſcher Charaktere, und können ihren Jokus nach Belieben ſchalten laſſen, woraus für das Publikum viel Vergnügen zu erwarten iſt, wenn die Herren anders **wollen**. — Hr. **Rott** iſt im Theater an der **Wien** engagirt. —

Grätz. Alle Briefe ſtimmen darin überein, daß Hr. **Jäger** daſelbſt mit eben ſo großem, ja noch ſtürmiſchern Beyfall empfangen und bis zu ſeiner Abreiſe fortwährend beehrt wurde, als bey ſeinem erſten Auftritte daſelbſt. Außer dem jedesmahligen Hervorrufen und der Aufnahme als Ehrenmitglied von Seite des Muſikvereins, hat es auch zwey Mahl Gedichte von der Decke des Theaters herab geregnet, in deſſen einem es heißt: der Nahme **Jäger** ſey in alle Herzen geſchrieben. — Gegenwärtig gaſtirt die **Vogliſche** Familie daſelbſt. Dlle. **Vio** hat als **Binnette** in der **Elſter**, **Emmeline** in der **Schweizerfamilie**, **Amenaide** im **Tankred** und **Myrrha** im **Opferfeſte** ſehr gefallen. Minder glücklich war Mad. **Vogl** als **Tancred**, **Gertrude** in der **Schweizerfamilie** und **Lucia** in der **Elſter**. Die beyden Einnahmsſtücke der **Vio** werden: **Rothkäppchen** und die **Müllerinn** ſeyn. **Vogl** Sohn hat in der **Toni** und **Hedwig** mit Beyfall geſpielt. In beyden Stücken hat auch eine junge Anfängerinn (Schülerinn der Mad. **Vogl**), Dlle. **Wecker**, ihre erſten theatraliſchen Verſuche gemacht und ſchöne Hoffnungen für die Zukunft entſtehen gemacht. — Das kleine Luſtſpiel: **Der Prinz kommt**, hat Glück gemacht.

(**Ungarn.**) »Perlen der heiligen Legenden,« von dem vortheilhaft bekannten Verfaſſer der **Tuniſias**, **Ladislaus von Pyrker**, iſt das erſte bedeutende Werk, das in der Ofner k. k. Univerſitäts-Buchdruckerey mit **Wattsſchen** Stereotyp-Platten gedruckt, dieſer Tage erſcheinen wird. Sobald dieß geſchehn, wollen wir ein Mehreres darüber referiren.

Hr. **Schams** geht damit um, auch von der Stadt **Ofen** eine topographiſche Beſchreibung heraus zu geben, wie er es vor Kurzem von der Stadt **Peſth** that. Es läßt ſich wohl was Tüchtiges erwarten, doch wollen wir ihm wohlmeinend rathen, den Rednerſchmuck und die Blümeley nicht auf Koſten der trocknen und wahren Anſicht der Dinge zu bereichern.

Hr. **Karl v. Kisfaludy**, unſer braver und anerkannter dramatiſcher Dichter, gibt auf das Jahr 1822 einen vaterländiſchen Almanach in ungariſcher Sprache heraus.

Derſelbe iſt J. M. der Kaiſerinn gewidmet, und wird mit Allerhöchſtderſelben Portrait zum Titelkupfer geſchmückt werden. Dieſer erſte echt vaterländiſche Almanach, »Aurora« betitelt, berechtigt zu den ſchönſten Erwartungen. Die Verdienſte und der geläuterte Geſchmack des Herausgebers, die Nahmen der Mitarbeiter, als: Alexander v. Kisfaludy (Verfaſſer der Himfy), Graf von Mailáth, Döbröntei, Szemere, Horwath ꝛc. ꝛc. bürgen hinlänglich für den innern Werth. Die äußere Ausſtattung, die von den erſten Künſtlern Wiens gezeichneten und geſtochnen Kupfer werden das Elegante zum Schönen und Nützlichen fügen. Mehreres nächſtens darüber.

Eine Sammlung von hundert ungariſchen Sonetten, von Töltenyi Szaniszlo (v. Trattnerſche Druckerey, 118 S.) iſt einer Würdigung in Hinſicht einer Gedankenfülle und mancher artigen Phantaſie-Spielereyen werth, doch dürfte die Sprache etwas ungezwungener, und die Verſifikation gefeilter und runder ſeyn. Im Ganzen ſind mehrere freundliche Poeſien.

H. M. G. Saphir's »Poetiſche Erſtlinge« ſind, wie geſagt, auch ſchon erſchienen, und erfreuen ſich des ungetheilten Beyfalls des Leſepublikums.

Das Annettenfeſt wird allerſeits hier gefeyert, im Beleznaiſchen Garten mit »Beleuchtung ohne Entrée.« (?)

Die Sängerinn Mad. Beker hat ihre Gaſtrollen geendet, und dem Ruf, der ihr vorausging, nicht völlig entſprochen.

Auf unſerer Bühne ſahen wir nichts neues, als: Das Roſenhütchen. Das Stück wurde von Dekorationen und Comparſerien gerettet. Die Dekoration war artig, die Garderobe mittelmäßig. Eine liebliche Erſcheinung war Mad. Wächter als Roſenhütchen, und wirklich ſo roſig und duftig, daß ſelbſt ein hieſiger Recenſent, der hartnäckigſte Recenſent ſeit dem es Recenſenten gab, in einem Impromptu ſein Gefallen äußerte.

Das Bild von Houwald, die Vielwiſſerinn von Fr. Gräffer, ſind auf dem Repertoir. Tandem aliquando.

Auch iſt man auf ein Luſtſpiel von Hrn. Saphir: »Das Kaffehhaus beym Theater,« ſehr begierig. Doch ſoll der Verf. nicht geſonnen ſeyn, es hier auf die Bühne zu bringen.

— pirhiſa —

Anzeige und Bitte. Unterzeichneter hat die Herausgabe des Almanachs für die k. k. priv. Leopoldſtädter Bühne für d. J. 1823 übernommen. Den Inhalt machen Erzählungen, Gedichte und kleine dramatiſche Stücke, wodurch dieſer Almanach für manche öffentliche oder Haus-Bühne erwünſcht ſeyn dürfte. Hiezu ladet er nun geziemend alle wohlwollenden Autoren des In- und Auslandes und vorzüglich der Reſidenz ein, und glaubt, mit der Verſicherung, daß kein unwürdiger Aufſatz ſich in die Reihe gewählter Stücke einſchleichen wird, und durch die Anzeige, daß der Ertrag der ganz mittelloſen Witwe und den Waiſen des verdienſtvollen Schauſpielers Ziegelhauſer beſtimmt iſt, keine Fehlbitte zu thun. Man beliebe daher gefällige Beyträge für dieſen Almanach unter ſeiner Adreſſe der Redaktion der allgemeinen Theaterzeitung zu übermachen.

Wien, am 15. Aug. 1822.

Carl Meiſl.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625), wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 11 fl. W.W. halbj.— Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

69.

(Wien, Mittwoch den 29. Auguſt.)

Notaten aus dem Joanneum.

Von Julius Schneller, Profeſſor zu Grätz.

I.

Weltbürgerſinn der Alten.

Es iſt eine faſt allgemein verbreitete Meinung, daß die Alten den Weltbürgerſinn nicht kannten; daß die Klaſſiker denſelben verſchmähten; daß Griechen und Römer einzig an ihrem Volke oder an ihrer Vaterſtadt ausſchließend hingen; daß Nationalſtolz und Nationalhaß als das feſteſte Band eines Staates mit Recht betrachtet wurde; daß endlich die Neueren durch die Vorſtellung einer allgemeinen Menſchenverbruderung zu einer Verflachung der Gefuhle oder Verknöcherung der Herzen gekommen.

Dieſe faſt allgemeine Meinung ſcheint mir unwahr. In dem Ramayon der Indier, ſo wie in dem Zendaveſta von Iran finden ſich Stellen uber die Einheit des Menſchengeſchlechtes, welche durch die Erzählung von Deucalion und Pyrrha im Abendlande bekannt war. In Platon und Ariſtoteles, ſo wie in den Hellenen überhaupt, wird bisweilen die Weltbürgerlichkeit ausgeſprochen, bisweilen angedeutet; auch verſchmähte das Herrſcherſyſtem Alexanders des Großen die Abſonderung der Griechen und Perſer; ihr Verein war ſein Ziel. Selbſt die ſelbſtſüchtigen Römer, welche ihre Stadt zur Unterjochung der ganzen Welt berufen glaubten, daher auch ihr Urbs von Orbis ableiteten, blieben nicht unbekannt damit. Die Kirchenväter der erſten Jahrhunderte bauten auf die allgemeine Menſchenverbrüderung als auf eine Grundlehre.

Es wäre anziehend, alle Stellen der Klaſſiker darüber zu ſammeln, und vereint als Denkmahl der Menſchenliebe und Menſchenvernunft herauszugeben. Eine der merkwürdigſten und ausfuhrlichſten Stellen findet ſich bey Plutarch in der Abhandlung über die Landesverweiſung. Da ſtehen mit ergreifender Wahrheit folgende Sätze:

»Mein Freund! von Natur gibt es kein Haus, kein Landgut, und wie Ariſton zu ſagen pflegte, keine Schmiede, keine Apotheke. Alle dieſe Dinge entſtehen oder bekommen vielmehr ihre Nahmen erſt in Rückſicht deſſen, der darinnen wohnt, oder ſich ihrer bedient. Der Menſch iſt, wie **Platon** ſagt, nicht eine in der Erde ſtehende unbewegliche Pflanze, ſondern eine himmliſche; ſo, daß der Körper den Kopf, wie aus einer Wurzel, aufrecht gen Himmel gekehrt, hinſtellt. Daher ſagte **Herkules** ſehr gut: Ich bin **Argiver** und **Thebaner** — denn nicht Eine Stadt nennt ihren Bürger mich; ich habe überall mein Vaterland, wo nur Hellenen wohnen. Aber noch weit beſſer ſagte **Sokrates**, er ſey weder Athener noch Grieche, ſondern Weltbürger, ſo wie ſich Andere Bürger von Rhodus oder Korinth nennen; er wollte ſich alſo nicht zwiſchen Sunium, Tänarum und den Kerauniſchen Gebirgen einſchließen. **Des Äthers weiten Raum ſiehſt du, der gränzenlos mit feuchten Armen ſich um dieſen Erdball ſchlingt? Dieß ſind die Grenzen unſeres Vaterlandes.** Innerhalb dieſen gibt es keinen Verbannten, keinen Fremdling, keinen Ausländer. Hier haben Alle daſſelbe Feuer, daſſelbe Waſſer, dieſelbe Luft, dieſelben Regenten, Verwalter und Aufſeher, ich meine die Sonne, den Mond und den Morgenſtern. Alle leben da nach einerley Geſetzen. Unter Einer Regierung und Ordnung ſtehen die nördliche und ſüdliche Sonnenwende, die Taggleichen, das Siebengeſtirn, der Arktur, die Saat- und Pflanzzeit. Hier iſt nur Ein König und Regent, Gott, der den Anfang, das Mittel und das Ende des Ganzen hält, der gerade hindurch geht, und Alles nach den Geſetzen der Natur bewirkt. Ihn begleitet die Gerechtigkeit, die die Übertreter dieſes göttlichen Geſetzes ſtraft, und deren ſich alle Menſchen gegen einander als Bürger deſſelben Staates bedienen.«

Mit dieſen Anſichten wußten die Alten den Gehorſam gegen die vaterländiſchen Geſetze und Gewalten, auch den glühenden Eifer für die Unabhängigkeit des Vaterlandes zu verbinden. **Plutarch** enthält davon viele Stellen.

II.

Das Beinlein Luz im Rückgrate.

Die Juden machten wider die Römer unter Kaiſer **Hadrian** einen großen Aufſtand. Sie führte **Barwchebas**, das heißt: Sohn des Sterns. Die Gräuel der Empörung häuften ſich ungeheuer, aber auch die Strafen derſelben waren ſchrecklich. Ganz Paläſtina wurde zur Einöde gemacht; man verkaufte die Eingebornen wie Laſtthiere, und verbrannte die Wohnungen. Die Talmudiſche Abhandlung Giſſin ſagt: das vergoſſene Blut habe ſieben Jahre ſtatt des Düngers den Heiden gedient, Steine von ungeheurer Größe fortgewälzt, und bis gegen vierzig Meilen weit das Meer geröthet.

Der Imperator **Hadrian** hörte bey dieſer Gelegenheit von einem Rabbinen, daß ſich in unſerm Körper ein kleines Beinlein befinde, welches unzerſtörbar ſey, und aus welchem der menſchliche Körper einſt wieder hergeſtellt würde. Die Juden behaupten, ein himmliſcher Thau werde dieſes Beinlein erweichen, und es wachſen machen, wie der Sauerteig das Mehl, und das Samenkorn den Weizen dreyßigfach emportreibt.

Manaſſe Ben-Iſrael ſagt: »Sie behaupten, im Rückgrate befinde ſich ein Beinlein, welches niemahls untergeht; aus dieſem allein werde nach der Auflöſung und Vernichtung aller übrigen Theile der ganze Menſch wieder auferbaut und hergeſtellt bey Auferſtehung der Todten. Der Imperator Hadrianus (deſſen Gebeine untergehen mögen) fragte den Rabbinen Jeoſuah, den Sohn des Hanina, aus was der gebenedeyte Gott den Menſchen wieder aufblühen mache im künftigen Jahrhundert? Dieſer antwortete aus ... Luz, oder dem Beinlein des Rückgrates. Der Andere fragte: woher weißt du dieß? Dieſer erwiederte: gib mir das Beinlein, und ich will dich überzeugen. Er ſtieß es in einer Mühle, aber es wurde nicht zermalmt; er warf es ins Feuer, aber es verbrannte nicht; er legte es ins Waſſer, aber es löſete ſich nicht auf; er brachte es auf den Amboß und ſchlug es mit dem Hammer, aber es fiel nicht auseinander. Dieſe Erfahrung bewies, daß das Beinlein im Rückgrat, welches Luz heißt, unzerſtörbar iſt, und daß aus ihm die weit und breit zerſtreuten Glieder wieder hergeſtellt werden. Die Alten kannten es, aber die Neueren kennen es nicht mehr. Einige glauben, David habe dieſes Beinleins erwähnt, da er, Pſalm XXXIV, 21, ſagt: »Er bewacht ſeine Gebeine, Eines von ihnen iſt nicht zerſtört «

Dieſe Vorſtellung, deren Nichtigkeit die neuere Anatomie und Chemie beweiſet, entſtand, weil man nicht bedachte, daß die Allmacht, welche die blühenden Saaten aus dem Gräuel der Fäulniß immer und ewig ſchön und neu emportreibt, eben ſo leicht aus einem Stäubchen als aus einem Beinlein den Menſchen wieder herſtellt.

III.

Neues Bethaus der Proteſtanten in Grätz.

Seit zweyhundert Jahren, den Tagen Ferdinands II., war in Grätz kein öffentlicher proteſtantiſcher Gottesdienſt den Proteſtanten geſtattet. Doch mehrte ſich, beſonders ſeit Joſeph II., ihre Anzahl bis gegen fünfhundert. Sie entbehrten alſo entweder alle kirchliche Lehre, oder mußten ſich an einen der katholiſchen Prieſter halten, woraus leicht Indifferentiſm entſprang. Dieſem Übel vorzubeugen, haben Seine Majeſtät, der jetzt regierende fromme und gerechte Kaiſer, durch einen Beſchluß aus Laybach die Errichtung eines Bethauſes mit einem Vicare bewilligt. Zu dem Bethauſe iſt ein Ort gemiethet in einem Privathauſe, welcher durch mannigfaltige Wechſel merkwürdig geworden iſt. Die Geſchichte dieſes Platzes führt vielerley Zeiten vor unſere Seele.

Grätz hat ſeinen Nahmen von Gradetz, welches im Wendiſchen Schloß bedeutet, erhalten; es entſtand eigentlich auf einem waldigen Berge, wo nach Ausrottung des Heidenthums die allererſte Kirche zum heiligen Thomas im Walde erbauet wurde. Als in der Niederung allmählich auch Häuſer entſtanden, legte man am Fuße des Berges auf einem Felſen eine Kapelle an, welche bey St. Paul im Walde hieß, und ſo berühmt wurde, daß das benachbarte Thor davon den noch immer fortbeſtehenden Nahmen des Paulusthores erhielt. Wann und durch wen aber dieſe zweyte Kapelle angelegt wurde, iſt noch nicht erörtert, ſo wenig als der Erbauer und der Zeitpunkt der allererſten.

Die Kapelle bey St. Paul im Walde, oder am Berge, oder am Thore kommt in den Urkunden des Jahres 1358 als die Pfarrkirche der Hauptſtadt Grätz vor. Sie blieb es bis 1456, wo die Pfarre nach St. Ägydius in ſten

die Nähe der Burg kam, bis ſie von da zum heiligen Blut in die Herrengaſſe verſetzt wurde, als die Jeſuiten die Burgkirche ſammt vielen angränzenden Gebäuden erhielten.

Die Kapelle bey St. Paul am Thore beſtand fort, und die Türken kamen bis ganz nahe an ſie; zum Andenken daran wurde in der Nachbarſchaft derſelben oben am Geſimſe eines Hauſes ein Osmanne angebracht, welcher ſich über das Gemäuer hervorlehnt, und über die Stadt ſein gezücktes Schwert ſchwingt.

Als ſpäter die proteſtantiſche Lehre zu Grätz mächtig um ſich griff, auch die benachbarte Stiftsſchule im Paradeis, und eine Reihe berühmter Gelehrten aus Würtemberg erhielt, überdem ſowohl Bürgermeiſter als Stadtrichter und Rathsherren, nach dem Muſter ſehr vieler Landſtände, zur evangeliſchen Lehre ſich bekannten, wurde die Kapelle bey St. Paul allmählich die Pfarrkirche der Proteſtanten.

Der Vater Ferdinand's II., welcher die Austilgung des Lutherthums beſchloſſen hatte, nahm dieſe Kirche ihren Beſitzern, und ſchenkte ſie ſammt den nahen Gebäuden ſeinem Hofkaplan und Kapellmeiſter, Pater Aurelius Manzianus aus dem Einſiedlerorden des heiligen Auguſtinus, welcher ſogleich die Mönche ſeiner Regel daſelbſt anſiedelte (1588).

Aber die Proteſtanten waren ſo erbittert und ſo eifrig, daß ſie das Aufkommen der angeſiedelten Auguſtiner in ihrem Bethauſe ganz untergruben, indem ſie ihnen alles Almoſen einſtellten oder abſchnitten. Doch dieſe erhoben ſich unter Ferdinand II. durch ſeine entſchiedenen Maßregeln, indem die Evangeliſchen ſammt und ſonders unrückſichtlich fortgeſchafft, und alle ihre Bücher in neunzehn Jahren zu vielen Tauſenden verbrannt wurden (1600 bis 1619).

So war die urſprüngliche Kapelle bey St. Paul am Thore oder im Walde allmählich zur Pfarre der Stadt, dann zur Pfarre der Proteſtanten, endlich zur Kirche der Auguſtiner-Eremiten geworden. Sie blieb es, bis Joſeph II. dieſe Ordensleute aufhob. Da richtete ſich die gräflich Saurauiſche Familie hier eine Hauskapelle zurecht, und geſtattete unter der jetzigen Regierung den Akademikern darin ihren abgeſonderten Gottesdienſt.

Verhältniſſe beſtimmten die Saurauiſche Familie, die Kapelle an den Meiſtbiethenden zu verkaufen. Ein Bürger erſtand ſie mit dem Rechte, nach vorgenommener Entweihung ſie in was immer zu verwandeln. Von ihm mietheten die Proteſtanten den Platz, welchen ſie zu erkaufen nicht reich genug ſind. Es war angenehm, einen ſolchen Ort, welcher nun zum Waarenbehältniß oder Stalle hätte werden können, wieder einem frommen Zwecke gewidmet zu ſehen.

Er beſitzt überdem viele Annehmlichkeiten. Er iſt ganz von Gebäuden umſchloſſen. Der Aufgang über ein und ſechzig Stufen verräth keine Kirche. Der nahe Thurm gehört nicht ihm, ſondern einem andern Orte an. Die dankbaren Proteſtanten haben darein folgendes Chronographicum für 1821 beſtimmt:

FranCIsCI. I. DeI. gratIa. IMperatorIs. aVstrIaCI. pII. faVore.

Geheimniß.

Sag an, wer lehrt dich Lieder,
So ſchmeichelnd und ſo zart?
Sie zaubern einen Himmel
Aus trüber Gegenwart.
Erſt lag das Land verſchleyert
Im Nebel vor uns da —
Du ſingſt — und Sonnen leuchten,
Und Frühling iſt uns nah.

Den Alten, Schilfbekränzten,
Der ſeine Urne gießt,
Erblickſt du nicht, nur Waſſer,
Wie's durch die Wieſen fließt.
So geht es auch dem Sänger,
Er ſingt und ſtaunt in ſich;
Was ſtill ein Gott bereitet,
Befremdet ihn, wie dich. J. Mayrhofer.

* * *

Über die Harmonie in der Tonkunſt, in Beziehung auf ihre Verwandtſchaft mit der Mahlerey, Plaſtik und Dichtkunſt.

Von J. A. Kanne.

(Fortſetzung von Nr. 68.)

Ehe ich das Gebieth der Mahlerey in Vergleichung mit der Tonkunſt verlaſſe, ſey es mir vergönnt, noch zu fragen: »In welchem Verhältniſſe ſtehen die verſchiedenen Inſtrumente zur Harmonie?« Die Antwort iſt: »In demſelben, als die Farben zur Mahlerey!« Wenn ein vierſtimmiger Satz von einerley Gattung Inſtrumenten, oder von einem Inſtrumente allein, z. B. dem Fortepiano vorgetragen wird, ſo gleicht dieſes Tonſtück einem Bilde, das in einer Farbe gemahlt oder mit einem Stift gezeichnet iſt. Die Zeichnung ſtellt das ganze Bild ſo gut hin, als wenn es mit farbigem Pinſel hervorgebracht wäre; eben ſo das Tonſtück, denn ihm mangelt keine Linie des Contours, noch der Schattirung, wohl aber der Farbenwechſel. Durch die Verſchiedenheit der Inſtrumente wird dieſer bewirkt, und alle Nuancen des Lichts und Schattens in bunter Miſchung belebt. Eben ſo, wie die Weſenheit einer ganz ausgeführten Zeichnung durch das Ausmahlen in Nichts verändert wird, ſondern nur die reizende Miſchung der Farben dem Bilde mehr lebendige Kraft gibt, eben ſo kann ein Tonſtück von einem Fortepiano — und wäre es auch durch vier Hände — ſo vollkommen in ſeiner ganzen Melodienzeichnung wiedergegeben werden, daß keine Veränderung der Formen darinn ſichtbar, und kein Abweichen des Charakters der Figuren bemerkt wird. Wohl aber wird das Hinzutreten des Orcheſters eine neue Welt von Farbenglanz und Strahlenſchimmer entfalten, welche das Tonſtück mit neuen Reizen der Schönheit und Lebendigkeit ausſchmücken. Es wäre uns leicht, alle Farbenabſtufungen, vom höchſten Scharlachroth bis zum dunkelſten Schwarz, auf die originelle Beſchaffenheit der muſikaliſchen Inſtrumente anzuwenden; doch davon ein andermahl.

Da nun aber alle Künſte unter ſich geiſtig verwandt ſind, und in keiner Sache Deutlichkeit und Klarheit zuviel herrſchen kann, beſonders in einer noch ſo dunkeln, als die Tonkunſt in ihrem philoſophiſch-kritiſchen Theile — ſo erlaube uns der Leſer, auch noch die Poeſie zur Vergleichung herbeyzuziehen, und das Weſen der Melodie und Harmonie in ihr ebenfalls aufzuſuchen!

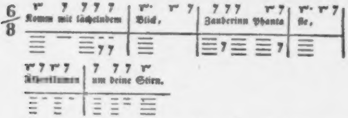
In der Poeſie iſt die Melodie der ſucceſſive Faden, an welchem, nach den Geſetzen der ſchönen Rede, ſich Wort an Wort reiht. Harmonie iſt der geiſtige Mitklang, und die, durch viele beziehende Strahlen unter ſich verbundene Coexiſtenz der Begriffe. Je höher die Rede geſtellt, je tiefer ihr Inhalt, je größer und herrlicher die moraliſche Wahrheit deſſelben, je organiſcher ihr innerer Bau den tiefen Sinn in ſeiner Klarheit darſtellt, — um ſo tiefer iſt die Harmonie, welche ſie in den mitklingenden Akkorden der überall angeſchlagenen Begriffe entfaltet, in der Redekunſt und beſonders in der Poeſie. —

Bisweilen geht die Melodie der Muſik durch ein Comma fort, ohne eben neue Akkorde anzuſchlagen, eben ſo in der Rede; denn Vorbereitungs- und Folgeſätze ſind zum Beyſpiel ganz von der Art. Gleich einer gehaltloſen, unrichtigen Melodie iſt die übelgeordnete Rede der gemeinen Welt, wo ewige Tautologie herrſcht, alles wiederkehrt, und öftere Widerſprüche, Sprünge, falſche Schlüſſe und Gemeinplätze ſich einander die Hand biethen. Kinder ſprechen anfangs ganz ohne Harmonie. Große Philoſophen, Redner, Dichter ſind die größten Harmoniſten zu nennen, denn in ihren Reden werfen die richtig auf- und auseinander folgenden und ſinnreichen Begriffe überall geiſtige Brillantſtrahlen, deren Glanz ſich einander verwandt und ahnend entgegen kommt, und deren Feuer durch die Kraft des einen erhöht, und durch die Tiefe des andern gemildert wird. Wir nehmen ein Beyſpiel aus dem erſten, beſten Dichter, aus Hölty. Man denke ſich folgende Verſe:

Komm mit lächelndem Blick, Zauberinn, Phantaſie,
Ätherblumen um deine Stirn',
Und erhelle der Nacht Schatten, die ſchlummerlos
Um mein einſames Lager hängt! —

Wir müſſen uns die Melodie der Dichtung im $6/8$ Takte denken. Das erſte Wort: »Komm!« bezeichnet eine Thätigkeit, iſt ein Imperativ, und muß ſeiner Folge wegen auf dem ſchweren Takttheile anfangen, denn es begründet ſchon den erſten harmoniſchen Klang durch den innewohnenden Begriff. Begönne die Rede mit einem Artikel: »der, die, das,« auf welchen etwa ein Beywort folgte, zum Beyſpiel, »die ſchöne — Zauberinn,« ſo müßte »die ſchöne« als Auftakt einſtimmig ohne alle harmoniſche Begleitung beachtet und gedacht werden. So aber liegen in den Worten: »Komm, mit lächelndem Blick, Zauberinn, Phantaſie« ꝛc., mehrere harmoniſche Mitklänge, weil die Begriffe der ſchwebenden Meſodie der Worte immer neue Schatten und Lichter unterlegen, und ihrer Reichhaltigkeit und ſchönen Beziehung wegen, ſchon einen großen Farbenwechſel herbeyführen. »Komm« knüpft ſich eng an »Zauberinn, Phantaſie,« und »mit lächelndem Blick« wird in den Harmonienwechſel mit verſchlungen. Das charakteriſirende »Ätherblumen um deine Stirn,« macht den Fluß der Melodie inne halten, und bewirkt eine eingeſchobene Periode, welche immer noch mit jener ſanften Harmonie bey »lächelndem Blick« verwandt iſt, und in Farbe nicht verſchieden ſeyn darf.

Der Satz: »und erhelle der Nacht Schatten,« wirft ein neues, harmoniſches Licht in die Periode, das aber nicht beruhigend, ſondern erſt ſeine Ruhe von der Ahnung des erfüllten Wunſches erhalten kann. Man vergönne uns, dieſen Satz, zu Gunſten unſerer hypothetiſchen Behauptung, gleichſam in Partitur zu ſetzen, und ſo die harmoniſchen Fäden, wie ſie die Oberſtimme in Anklängen (durch den Eintritt der Begriffe) begleiten, abbrechen, ſich wieder anknüpfen, und den Satz tragen, durch Zeichen zu verſinnlichen.



Die obere Linie unter dem Text bedeutet den fortgehenden Sopran der Melodie, oder den Faden der Rede; die unteren Striche die anſchlagenden Akkorde der Begriffe; die oberen Taktzeichen den Werth und die Länge der Sylben. — Welche unſichtbare Fäden gehen aber noch außerdem unter dem Contour der Melodie oder Rede hin? — Dieſe intenſive Verwebung der Rede durch geiſtige Fäden, welche wie in einem kunſtvoll gewebten Teppich mit Blumen bald unſichtbar mit fortgehen, bald wieder hervortreten und Form und Farbe geben dem Bilde, und deren Zuſammenhang nur dem Auge des Meiſters ſichtbar iſt, ſcheint uns am deutlichſten darzuthun, daß Harmonie und Melodie in der Dichtkunſt eben ſo gut ſich vorfinden, als in der Mahlerey und Muſik; denn die den Worten zum Grunde liegenden Begriffe werfen während der Succeſſion ihres Ausſprechens, als coexiſtirende neue Farben, ihre Demantſtrahlen bald nach dem Vorderſatze, der Mitte oder dem Schluſſe, und vereinigen ſo das Ganze wieder zu einem geiſtigen Bilde. — Unter die größten Harmoniſten in dieſem Sinne müſſen wir wohl Klopſtock, Jean Paul und Schiller rechnen, wenn wir auf der anderen Seite Göthe als den größten Meiſter in Melodie und Harmonie zugleich, ähnlich Mozart, anzuerkennen genöthiget ſind.

(Schluß folgt.)

* * *

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Hoftheater nächſt der Burg. Am 16ten d. M. wurde hier zum erſten Mahl aufgeführt: Das Bild. Trauerſpiel in fünf Akten, von Ernſt Freyherrn von Houwald.

Der deutſche Graf Nord von Ringen war zweymahl vermählt, in jeder Ehe wurde ihm ein Sohn geboren. Für einen dieſer Beyden hat ihm ſein Freund, der reiche Marcheſe di Sorrento, ſeine bewundernswürdig ſchöne Tochter angebothen, und der Vater beſtimmte ſie dem älteſten; für den andern trägt der deutſche Orden ihm das Kreuz an. Auf dem Sterbelager gibt er ſeiner Gattinn den Auftrag, die Übereinkunft auszuführen; ſie aber verwechſelt die Briefe, aus Liebe zu dem jüngſten, und leitet es ſo ein, daß dieſer die Hand der ſchönen Camilla, jener das Ordenskreuz empfangt. Am Hochzeittage ſieht er die Verlobte ſeines Bruders, und die Liebe lodert in ſeinem Herzen auf; doch er iſt zu großmüthig, um ſein Gefühl nicht zu bekämpfen. Er glaubt ſogar Gegenliebe zu entdecken. Camilla, die im Kloſter erzogen wurde, liebte aber früher einen deutſchen Mahler, Anton Lenz. Dieſe Liebe hat der Bruder erfahren, läßt den Mahler kommen, um ſein Bild von ihm verfertigen zu laſſen, und als der Meiſter es vollendet hat, verhöhnt er ſeine Arbeit in Camilla's Gegenwart, und nennt ſie Pfuſcherey. Bald nachher nimmt er Theil an einer Verſchwörung, wird entdeckt, und muß mit ſeiner Familie die Flucht ergreifen. Man verurtheilt ihn zum Tode, findet das vollkommen ähnliche Bild, das die Fliehenden in der Übereilung zurückgelaſſen haben, und läßt es in contumaciam ans Hochgericht ſchlagen. In Deutſchland leben die Entflohenen kümmerlich, denn ihre Güter wurden eingezogen; noch einmahl kehrt der Verurtheilte mit einem ähnlichen Plan zurück, das Bild wird ſein Verräther, er wandert ins Gefängniß, und ſtirbt daſelbſt an Gift. Die Nachricht ſeines Todes wirkt ſo gewaltſam auf ſeine Gattinn, die mit ihrem erſten Sohn an den Blattern krank darnieder liegt, daß ſie erblindet. Der Marcheſe, jenes Bildes uneingedenk, hält den unbekannten Mahler für einen an die Feinde verkauften Böſewicht, und ſchwört ihm blutige Rache. Da er in der Folge bey ſeinem Enkel vorzügliches Talent zur Mahlerey entdeckt, ſo ſchickt er ihn mit einem alten Diener nach Italien, wo er bey dem berühmten Meiſter Spinaroſa die Kunſt erlernt. Der Diener ſtirbt, und der Künſtler wird ſein Pflegevater. Nach ſechzehn Jahren haben die Verhältniſſe eine andere Wendung genommen, und der Marcheſe erhält mit ſeiner Familie die Erlaubniß zur Rückkehr. Nur auf kurze Zeit will er ſich nach Italien begeben, und ſodann ſein Leben in der Schweiz beſchließen. Auf der Burg des Grafen Gotthard von Nord iſt er eben angelangt mit ſeiner blinden Tochter, als faſt zu gleicher Zeit der Mahler Spinaroſa mit ſeinem Zögling, dem jungen Grafen Leonhard, eintrifft, von dem ſich der Meiſter nicht mehr trennen will. Noch immer liebt Graf Gotthard die reizende Camilla, und erwartet nur, wie er dem Marcheſe verſichert, die doppelte Diſpenſation, um ihre Hand zu erbitten, die ihm der Vater, auf den Fall, daß alle Hinderniſſe bald gehoben werden, freudig zuſagt. Dem Mahler tragt er auf, ſeiner Tochter Bild zu mahlen; da ſie aber keinem ſitzen will, ſo weigert ſich Spinaroſa, heimlich es zu thun, und ſchlägt den Schüler vor, dem das Bild aber nicht gelingen will. Man dringt daher in den Meiſter, Hand daran zu legen, und er willigt endlich ein. Während der Arbeit entdeckt Camilla dem Grafen ihre frühe Liebe, die jetzt in ihrem Herzen neu erwacht; der Mahler, von ahnungsvollen Gefühlen ergriffen, will das Zimmer ſchnell verlaſſen; da weckt ſein leichter Tritt in ihr Erinnerungen, ſie glaubt den Geliebten ſelbſt zu hören, der bald nachher, verſunken in Betrachtungen vor ihrem Bild, auch die Geliebte wieder erkennt.

In dem großen Ahnenſaal -- hier beginnt der dritte Akt -- zeigt ſich ein verhangnes Bild; es iſt jenes verderbliche, das der rauhe, aber ſeinem unglücklichen Herrn treu ergebene Kaſtellan vom Hochgericht hieher gebracht. Für Camilla's Bild findet ſich ein leerer Platz. Der Graf erhält ſo eben die erwünſchte Diſpenſation, wovon er jedoch aus Großmuth keinen Gebrauch machen will; vielmehr beſchließt er, zu Camilla's Ritter ſich zu weihen. Rache hat auch der Kaſtellan ſeinem Herrn gelobt, und ſogar auf einer Ecke des verdeckten Bildes mit Schlauheit das Mahlerzeichen ſchon entdeckt. Der Marcheſe fordert nun ſeinen Enkel ebenfalls zur Rache auf, und umgürtet ihn mit einem Schwert. Camilla's Freundinn, Julie, hat den Mahler bereits erkannt, und ihn noch ihrer Liebe werth gefunden. Sie führet die Blinde herein, die, unbewußt, daß der Geliebte in der Nähe iſt, ihr Herz öffnet, und dem Lauſchenden, mit dem Geſtändniß unverbrüchlicher Treue, ſein Glück verkündigt.

Der Graf iſt nun bereit, wie wir im vierten Akt erfahren, den Mahler aufzuſuchen; dem Marcheſe gibt er ſein Wort zurück. Dieſer läßt ſich angelegen ſeyn, den läſtigen Spinaroſa zu entfernen; um aber Camilla zu bewegen, dem Grafen ihre Hand zu geben, liegt er ihm vorher dringend an, in Gegenwart der Tochter zu berichten, Lenz ſey todt. Zugleich vertraut er ihm die Abſicht des Grafen, und ſchildert das Glück dieſer Verbindung mit lebendigen Farben. Sein Zweck wird erreicht, und Camilla ſinkt ohnmächtig nieder. Auf ihrem Porträt hat der Kaſtellan nun das ähnliche Mahlerzeichen, wie früher auf dem vom Hochgericht entwendeten gefunden — einen Adlerflügel mit dem Pfeil durchſchoſſen — dem Grafen theilt er die Entdeckung mit, und dieſer ſchöpft Verdacht. Von Julie erfährt der Marcheſe bald darauf das Schickſal des unſeligen Bildes, doch berichtet ſie ihm nicht, daß Lenz und Spinaroſa Nahmen einer und der nämlichen Perſon ſind. Der Kaſtellan hat dieſes Geſpräch mit angehört.

Um Mitternacht will der Mahler die Burg verlaſſen, doch vorher noch einmahl Abſchied von dem Bilde der unvergeßlichen Geliebten nehmen. Der Kaſtellan ſoll in den Ahnenſaal ihn führen. Dieß geſchieht; während aber dort der Leidende ſich den Gefühlen ſeines Herzens überläßt, hält ſich der rachgierige Diener mit dem Marcheſe, den er auf die beabſichtigte Flucht und die Gewiſſensangſt des Mahlers aufmerkſam gemacht, im Nebenzimmer verborgen; und als Spinaroſa den Vorhang von dem ſchaudervollen Gemählde wegzieht, und ohne daß ihm deſſen Einfluß auf die Hinrichtung des Grafen Nord bekannt iſt, mit ſeinem Degen es zerſtören will, treten die Verborgenen ſchnell hervor. Der Marcheſe will erfahren, wer das Bild gemahlt, ob Lenz oder Spinaroſa, und als der Bedrängte zur Antwort gibt, es ſey vom Letzteren, ſtößt ihn der Racherfüllte nieder. In dieſem Moment ſtürzt Camilla mit Julien zugleich herein. Der Ton des Sterbenden, der ihren Nahmen ruft, erſchüttert ſie ſo heftig, daß ſie plötzlich wieder ſehend wird, jedoch, indem ſie den Geliebten hingeſtreckt in ſeinem Blute erblickt, entſeelt zu ſeinen Füßen ſinkt.

Aller Wahrſcheinlichkeit nach gründet ſich die Idee des Stückes weder auf eine Sage noch Erzählung, und es hat ſchwerlich einen andern hiſtoriſchen Grund, als die Verſchwörung im Allgemeinen, obgleich das Jahr der Handlung im gedruckten Buche von dem Dichter angegeben iſt. Auch der Mahler Spinaroſa ſcheint blos Erfindung zu ſeyn. Den Nahmen Solimena kennt jeder mit der Kunſt Vertraute, und weiß, daß er gegen die Hälfte des vorigen Jahrhunderts ſtarb. Dieſe und andere dergleichen Umſtände, ſo wie ihre genaue Erörterung, können übrigens den Werth des Trauerſpiels weder vermehren, noch vermindern; intereſſant aber iſt es, ihnen nachzuſpüren, wenn das Werk eine ſo entſchiedene Theilnahme erregt, wie das genannte. Der Dichter kann ſeinen Stoff ſo frey behandeln, als es ihm gefällt, und er für zweckdienlich es erachtet. Die Schickſalsidee lag nicht im Plan des unſrigen, die Handlung entwickelt ſich aus andern Motiven, und die Geſinnungen der Handelnden zeichnen den Begebenheiten ihren Gang vor. Aber den rächenden Finger der furchtbaren Nemeſis wollte der Dichter zeigen in dem Einfluß jenes meiſterhaft gelungenen Gemähldes, welches Anton Lenz auf Befehl des Grafen verfertigen mußte, worüber dieſer ihn mit Schimpf und Hohn überhäufte, und in Gegenwart der ewig ſeinem Herzen theuren, auf ewig ihm entriſſenen Camilla ihn ſo tief erniedrigte:

»Er aber ſah uns höhniſch lächelnd an,
Und ſprach zu ihr: »Nicht wahr, mein Kind, der Knabe
Muß länger erſt noch in die Schule gehn,
Eh' er an ſolches Werk ſich wagen darf!
Das Bild iſt ſchlecht, doch halt' ich mein Verſprechen.«

Die Ähnlichkeit dieſes Bildes ward ſein Verderben. Übrigens wirken Verrätherey und Lüge, Liſt und Gewalt vom Urſprung der Begebenheiten an, ſo weit wir ſie erfahren, und der Dichter uns zurückführt, bis zum Schluſſe, wo die treue Liebende, an ihres Lieblings Bruſt, der als ein Opfer wilder Rachgier blutend daliegt, ihr freudenloſes Daſeyn endet. Die Mutter des Grafen Gotthard betrog dieſen um die beſtimmte Gattinn, und verleitete ihn, eine fremde Bahn zu betreten. Der Marcheſe di Sorrento gründete das Unglück ſeiner Tochter und ſeiner ganzen Familie durch die erzwungene Verbindung mit dem aufrühriſchen Bruder des edlen Kreuzritters, und abermahls nöthigt der Marcheſe den unerkannten Mahler, ſeinen eigenen Tod auszuſagen, um der Tochter das Joch einer neuen Verbindung wieder aufzudringen. So umſchlingt eine Kette von verwerflichen Handlungen die Schuldigen und die Schuldloſen, und das Gewicht der Rächerinn zieht ſie in den Abgrund. Dieſe Folge von Ereigniſſen bildet eine ſehr tragiſche Handlung, die ihren Kulminationspunkt erſt am Schluß erreicht. Wäre hier das tragiſche Ende nicht ſo abſichtlich herbeygeführt, es würde weit kräftiger wirken. Der Tod der Blinden gibt dieſer Scene eine höhere Bedeutung, denn der vorangehende Moment, wo ſie ihr Geſicht wieder erhält, indem Beſtürzung und Entzücken die vom Nervenſchlag getroffenen Augen auf das heftigſte erſchüttern, entſpricht auf der Bühne dem Eindruck nicht, den er im Leſen macht, und in der inneren Betrachtung dieſer dichteriſchen Kombination. Die Handlung ſchreitet zwar langſam, aber ununterbrochen fort, und iſt fruchtbar an Beziehungen, auch überſchreitet ſie nirgends das angenommene Maß des Tragiſchen, bis zur Kataſtrophe; denn das Hochtragiſche möchte eben ſo wohl außer den Gränzen des dramatiſchen Gewebes liegen, als das Schickſals-Prinzip, ſonſt hätte ſich dem Dichter wohl an mehr als Einem Ort Gelegenheit dazu geboten, wie zum Beyſpiele da, wo der Marcheſe den jungen Pflegling des Mahlers, den er wie ſeinen zweyten Vater liebt, zum Racheſchwur auffordert gegen den Verfertiger des unſeligen Bildes, das ans Hochgericht geſchlagen wurde. Dieſer Schwur wird nicht vollzogen, und der Jüngling trägt die furchtbar laſtende Verpflichtung nicht, den eignen Wohlthäter zu ermorden, wenn die Stunde ſchlägt. Obgleich von der zweyten Abtheilung an jede mit ausgezeichneten Schönheiten und anziehenden Situationen ausgeſtattet iſt, ſo läßt ſich wohl mit Recht der dritte Akt als der gelungenſte betrachten. Hier ſcheint das Glück den Liebenden zu lächeln, und freundliche Sterne ziehen an ihrem Horizont herauf; aber fernher zeigt ſich ſchon ein drohendes Gewölk, das Sturm und Untergang verkündet; die Rache naht ſich ſchleichend, mit eiſernem Netz ſie zu umſtricken, indem das Bild aufgedeckt und das Mahlerzeichen offenbar wird. Den erſten Akt füllen zwey ziemlich lange Erzählungen; ſie ſind aber ſchicklich herbeygeführt, klar vorgetragen und durch die reizendſte Diktion geſchmückt. Hier verräth ſich weder Überladung, noch Nachläßigkeit; alles iſt vielmehr mit ſeltnem Fleiß behandelt. Ungeachtet der mannigfaltigen Ereigniſſe, die nachzuhohlen waren, bemerkt man doch die möglichſte Gedrängtheit. Im zweyten Akt lernen wir die ſämmtliche Familie kennen, und ſehen hier zuerſt die reizende Camilla, der die Blindheit und die Hand der Zeit nur wenig von dem Zauber ihrer Schönheit rauben konnten. Ein anziehendes Verhältniß zeigt ſich uns: der Sohn mahlt das Bild der Mutter; ſein Lehrer, ihr Geliebter und des Jünglings Pflegevater, iſt der Ahnungsvollen nahe. Da jener unzufrieden iſt mit ſeiner Arbeit, verſpricht der Meiſter endlich, ſelbſt das Werk im Stillen zu vollenden. Während der Beſchäftigung wird ſeine Bruſt von wunderbaren Ahnungen durchkreuzt, Alles deutet ihm die Nähe der Geliebten an. Sie ſelbſt erzählt:

»— Man hat mich einſt gemahlt
Mit offnen, ſel'gen, halb verklärten Augen —
Das war ein kühnes, ſündliches Beginnen;
Drum hat der Himmel ſie mit Nacht bedeckt.«

Was dem Mahler noch zur Aufklärung etwa fehlt, könnte dieſe Stelle leicht hinzufügen, daß es völlig Licht in ſeinem Innern würde; doch dieſer Theil des Bildes gehört unter die ſchwächeren Partieen, die man nicht ſo ſcharf beleuchten darf. Nach dieſem entdeckt Camilla dem Grafen ihre frühe Liebe, und daß die Erinnerung unauslöſchlich noch in ihrer Seele lebt. Da wird auch das Herz des Mahlers mächtig ergriffen, er eilt hinaus, und an ſeinem leichtern Tritt erkennt ſie den Geliebten. Dieſer Augenblick iſt tief geſchöpft, allein mehr dichteriſch als überzeugend. Der Hintergrund der Bühne war etwas kurz, und kaum war Spinaroſa mit dem erſten Fuß aufgetreten, ſo rief die Blinde aus:

»War's nicht ſein wohl bekannter leichter Tritt? —«

Der Zauber ahnungsvoller Liebe iſt mit ſchmelzenden Farben über dieſen Theil der Handlung ausgegoſſen, und rührend wiederhohlt der Liebende, von wehmüthig ſüßen Erinnerungen durchſchauert, zuletzt vor ihrem Bild:

»Es iſt ſein Tritt, der durch den Kreuzgang hallt! —
Camilla! ja, du biſt's — zu deinen Füßen! —«

Im dritten Akt zeigt ſich uns das verhängnißvolle Bild, das früher und in der Folge Unheil brütend wirkte. Der edle Charakter des Grafen, der durchgehends trefflich gehalten iſt, entfaltet hier einen ſeiner Hauptzüge. Er hat erkannt, daß Camilla für ihn nur Schweſterliebe fühlen kann, entſagt ihrem Beſitz zum zweyten Mahl und weiht ſich zum Beſchützer ihrer Liebe für den Künſtler. Eine der ſchönſten Scenen iſt die zwiſchen Julie und dem Mahler. Durch jene Vertraute glücklicher Vergangenheit, die Zeuginn und Beſchützerinn ſeines Bundes mit Camilla, wird dieſe wieder ſeinem Herzen näher gebracht; der Frühling des Lebens umſchlingt die Liebenden mit friſchen Kränzen wieder. Welche Zweifel ſich auch gegen das verzögerte Erkennen überhaupt regen mochten, es iſt mit vieler Kunſt und Zartheit eingeleitet. In dieſer Unterredung werden uns bedeutende Aufklärungen mitgetheilt. Eine Scene von hohem Werth iſt auch die, worin der Freundſchaftsbund zwiſchen dem Grafen und dem Mahler geſchloſſen wird, und dann die Schlußſcene, wo Lenz, unerkannt in der Geliebten Nähe, das Geſtändniß treuer Anhänglichkeit aus ihrem Munde hört — welche wehmüthige, liebliche Gefühle weckt ſie nicht im Herzen der Zuhörer! Eine Fülle von ganz eigenthümlichen Reizen iſt über den ganzen Akt ausgebreitet. Im vierten Aufzug wird das tragiſche Intereſſe immerfort geſteigert, der Mahler nimmt unſre Theilnahme mehr und mehr in Anſpruch, alle Verhältniſſe werden bedeutender, der Knoten ſchlingt ſich immer feſter, und unſre Neubegier, zu wiſſen, wie er ſich anders als gewaltſam löſen werde, nimmt zu mit jedem Augenblick. Im fünften Akt geht Alles raſcher, er iſt im Ganzen der lebendigſte, und die Kataſtrophe, wie bereits erwähnt worden, in hohem Grade tragiſch.

Wenn wir nun, im Verhältniß der hier beachteten, nöthigen Kürze, noch der Sprache erwähnen wollen, ſo iſt dieſer Gegenſtand des höchſten Lobes würdig. Die Rede fließt in einem hellen, vollen Strom dahin, und der dichteriſche Geiſt waltet überall. Stellen, wie folgende, ſind mit reicher, freygebiger Hand ausgeſtreut;

»Vor euren Blicken zieht die Wolke hin,
In wunderbarer, herrlicher Geſtaltung:
Im reinen Äther badet ſie den Buſen,
Der Abend kränzt mit Roſen ihr das Haupt
Und ſtickt um ihr Gewand den goldnen Saum.
Ihr ſchaut bewundernd und entzückt ihr nach,
Doch wißt ihr nicht, woraus ſie ſich geſtaltet.« u. ſ. w.
(Akt II. Sc. 1.)

Wir können der Verſuchung nicht widerſtehen, dieſer ſchönen Stelle folgende Zeilen anzureihen, worin die magiſche Kraft der Sympathie mit leichten Zügen und reizenden Farben geſchildert wird:

»Denn, wie der Weſt zum zarten Blüthenſtaube,
Als Bothe einer fernen ſtillen Liebe,
Aus einer Blume in die andre trägt,
So führt' des Schickſals Stern den holden Knaben
Von ihrem Herzen zu dem meinen hin.
Auch in dem Sohne hab' ich ſie geliebt.«

Was die Darſtellung betrifft, ſo war ſie im Allgemeinen vorzüglich. Der Marcheſe wurde mit tiefem Studium und hoher Kunſtfertigkeit in ein ſolches Licht geſtellt, daß er alles Abſtoßende verlor und innige Theilnahme, ſo wie der Künſtler Bewunderung erregte. — Der Mahler wirkte mit Gefühl und Rührung; beſonders gelang ihm die Schilderung treuer Liebe und ihrer ſtillen Schmerzen, und der Künſtler gewann von dieſer Seite immer neues Intereſſe. Den Grafen erwartet man als einen feſten und ruhigen Mann zu erblicken, obgleich ſein Herz allen Eindrücken edler Gefühle offen iſt; in dieſer Hinſicht gab ihm freylich die bekannte Manier des Künſtlers einen andern Anſtrich, doch enthielt die Leiſtung noch immer viel Werthvolles und der Reichthum des dichteriſchen Charakter-Gemähldes wurde anſchaulich gemacht. Leonhard befriedigte im Ganzen durch die natürlichen Gaben der Darſtellerinn, wiewohl die Idee des Dichters, der einen feurigen, von hohem Künſtlergeiſt belebten jungen Menſchen ſich gedacht hat, nicht erreicht wurde. Camilla war eine ſehr anziehende Geſtalt, aber die Deklamation litt an Eintönigkeit und überhäufter Accentuirung. Julie befriedigte unſre Erwartung. Dem Kaſtellan kam vieles in der Hauptſache zu ſtatten, was Andre ſich erſt aneignen müſſen. Sehr vortheilhaft war die Tracht der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, der Zeitbeſtimmung gemäß, mit einer ältern, dem Italiſchen näher kommenden vertauſcht worden.

Als Mad. Catalani den lukrativen Zeitpunkt der Meſſe gewählt hatte, um in Frankfurt am Main zwey Konzerte zu geben, war ihr Betragen gegen das dortige Orcheſter in der Probe und bey der Aufführung des erſten Konzerts von der Art, daß dieſe Künſtler ſich weigerten, ſie bey dem zweyten zu unterſtützen, und ſie gezwungen war, ſechs Muſiker aus Mainz kommen zu laſſen. —

Ein armer, blinder Schotte in Edinburg hat ein muſikaliſches Inſtrument erfunden, welches die Kraft zweyer Violoncells vereinigt. Es hat eine Reihe von vier und zwanzig halben Tönen, denen nöthigenfalls noch mehrere hinzugefügt werden können.

In einer Schleuße unweit des Ausfluſſes der Clyde in England ward vor einiger Zeit ein außerordentlich großer Aal gefangen. Er war achtzehn Schuh lang, und hatte im dickſten Theil des Körpers zwey Schuh im Umfange.

In Schweden macht eine Dichterinn Euphroſine (eigentlich Mad. Aſping) Aufſehen. Ihr vorzüglichſtes Gedicht ſoll das lappländiſche Mädchen ſeyn.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625) wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W. W., durch die k. k. Poſt 11 fl. W. W. halbj.
Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

70.

(Wien, Samſtag den 1. September.)

Meine Gedanken über Dichtkunſt.

Von Dr. Ernſt Raupach.

Die Gedanken über die Dichtkunſt, die ich hier den Leſern des Converſationsblattes mittheile, ſind ein Auszug aus einer ſchriftlichen Sammlung alles deſſen, was ich über Kunſt, oder richtiger, über Dichtkunſt gedacht habe. Dieß Gedachte in ein Syſtem zu bringen, habe ich nie der Mühe werth geachtet, man wird hier alſo weder wiſſenſchaftliche Strenge noch Ausführlichkeit finden, ſondern eben hingeworfene Gedanken.

Ich gebe ſie für nichts mehr, als ſie ſind, für Gedanken, die mir richtig ſcheinen, die ich aber noch an keiner Gegenmeinung habe prüfen können. Sollte der Leſer hie und da etwas finden, was ſchon von Andern und wahrſcheinlich dann auch beſſer geſagt worden iſt, ſo bitte ich ihn um Verzeihung, die er mir auch wohl nicht verweigern wird, wenn ich ihm geſtehe, daß ich ſeit acht bis neun Jahren wenig mehr über Äſthetik geleſen habe. Meine Berufsgeſchäfte ließen mir immer nur wenig Muße, und fand ſich eine freye Stunde, ſo mochte ich ſie lieber zu einer eigenen Schöpfung anwenden, zu einer guten oder ſchlechten, gleichviel, denn dem menſchlichen Schöpfer iſt alles gut, was er macht, obwohl nur dem himmliſchen auch das, was er gemacht hat.

Was iſt Kunſt? eine faſt eben ſo kitzliche Frage wie die des bekannten Landpflegers: was iſt Wahrheit? Ich geſtehe, daß ich bey keinem Philoſophen eine genügende Antwort auf dieſe Frage, d. h. eine befriedigende Erklärung der Kunſt gefunden habe, ſie müßte denn unter denen ſeyn, die ich nicht verſtehen konnte, und deren ſind freylich mehrere, wie es auch bey dem ſeit etwa zwanzig Jahren in Deutſchland herrſchenden Myſticismus der Sprache nicht anders ſeyn kann. Da es mir nun, vielleicht mit Unrecht, ſchien, daß ſo Mancher, dem ich philoſophiſchen Scharfſinn willig zugeſtand, doch bey dieſer Erklärung fehl gegriffen habe, ſo war es natürlich, daß ich mir die Frage vorlegte: woher dieſes Fehlgreifen? Die Antwort darauf beſtand in Folgendem: Alle Gegenſtände, die man zu den Kunſterzeugniſſen zu rechnen pflegt, ins geiſtige Auge faſſend, gab der Philoſoph ſeine Erklärung, ohne vorläufige Unterſuchung, ob denn auch alle dieſe Hervorbringungen der Kunſt wirklich eigneten, wobey natürlich Unweſentliches, aber allen jenen Gegenſtänden zufällig Gemeinſames als Merkmahl in die Erklärung aufgenommen, das wahre Weſen der Kunſt aber überſehen wurde. Um alſo eine genügende Erklärung der Kunſt und eine darauf gegründete Theorie derſelben zu gewinnen, muß vor allem jene Sichtung vorgenommen werden; und dieß bezeichnet den Gang der gegenwärtigen Unterſuchung. Ich werde mich aber dabey einzig auf die Dichtkunſt beſchränken, und ihre Schweſtern, die Tonkunſt und Bildkunſt, ausſchließen, wiewohl ich überzeugt bin, daß meine Anſichten auch auf dieſe anwendbar ſind.

Iſt alles, was wir ein Gedicht nennen, vom Epigramm an bis zum Epos, ein Erzeugniß der Dichtkunſt? Ich ſage nein. Man wird mir hoffentlich zugeben, daß die Kunſt, welches auch übrigens ihr eigentliches Weſen ſeyn möge, ihren Zweck in ſich trägt, ſich ſelbſt Zweck iſt; darüber ſind, glaube ich, alle einig, die jemahls über die Kunſt nachgedacht haben. Was alſo ſeinen Zweck nicht in ſich ſelbſt hat, ſondern einen äußern Zweck verfolgt, wie unter den Gedichten das Epigramm, die Satyre, das Lobgedicht, die Epiſtel, das Lehrgedicht und Gelegenheitsgedicht, iſt dadurch ſchon von der Kunſt ausgeſchloſſen. Dieſe fälſchlich ſogenannten Dichtungsarten gehören ſo gut wie die Predigt und die gerichtliche Rede oder des Erasmus encomium moriae der Beredſamkeit an, und ihre Theorie iſt ein Theil der Rhetorik. Sie ſind aber größtentheils in Verſen abgefaßt. Wohl; aber was thut das? Kann es nicht auch eine metriſche Beredſamkeit geben? Oder werden etwa die Evangelien darum ein Gedicht, weil man ſie in Verſe gebracht hat? Doch das ſind längſt bekannte Bemerkungen, die nur der Vollſtändigkeit wegen hier wiederhohlt werden mußten. Alſo, jedes Gedicht, das keinem äußern Zwecke ſein Entſtehen zu verdanken hat, iſt ein Erzeugniß der Dichtkunſt? Ich ſage abermahls nein: denn ich unterſcheide natürliche Poeſie von künſtlicher Poeſie. Der Kürze wegen will ich die erſtere Poeſie ſchlechthin, die letztere Dichtkunſt nennen. Was aber iſt nun Poeſie, was Dichtkunſt? Was haben ſie Gemeinſames, das zu der häufigen Verwechſelung Anlaß gibt? Und wodurch unterſcheiden ſie ſich von einander?

Die Phantaſie des Menſchen, dieſe launiſche Geliebte, die unſere Luſt wie unſere Qual bereitet, empfängt und bewahrt nicht nur die Bilder, welche der äußere Sinn ihr zuführt, ſondern ſie waltet auch auf eine ganz eigene Weiſe in dieſer ihr dargebrachten Bilderwelt. Sie verbindet das in der Überlieferung der Sinne Getrennte und trennt das Verbundene; ſie verändert die Bilder bald ins Erhabene, bald ins Winzige; bald zur Luſt, bald zum Abſcheu; ja ſie geht noch weiter, aus unvereinbaren Elementen, die ſie durch Zerſetzung des Überlieferten gewinnt, fügt ſie neue Gebilde zuſammen, und zwingt ſie durch ihre deſpotiſche Allmacht, ein Ganzes zu werden. Nach welchen Geſetzen dieß alles geſchieht, iſt bis jetzt noch ein pſychologiſches Räthſel; denn noch nie iſt es dem Verſtande gelungen, mit ſeinem Lichte in die Camera obscura ſeiner launenhaften Verwandten zu dringen; und eben weil wir die Geſetze ihres Wirkens nicht kennen, ſcheint uns dieſes ſo grillenhaft, und wird uns oft ſo fürchterlich. Mich dünkt, die völlige Löſung dieſes Räthſels iſt nur in dem Reiche des Traumes zu ſuchen, wenn es anders jemahls dem Menſchen gelingt, in dieſer noch gänzlich unbekannten Mondſcheinwelt Entdeckungen zu machen. So viel aber wird auch bey geringſter Selbſtbeobachtung klar, daß bey dem Walten der Phantaſie das Gefühl den entſchiedenſten Einfluß behauptet, und daß die Phantaſie gewöhnlich ihren Bildern die Farbe gibt, die das Gefühl eben fordert. Daher ſind bey heftig fühlenden Menſchen, deren Gefühl ſtarke Erſchütterungen begehrt, die Gebilde der Phantaſie gewöhnlich erhaben, nicht ſelten Grauſen erregend, und ein Äußerſtes darſtellend; bey ſanft fühlenden hingegen meiſt lieblich und mild, höchſtens melancholiſch. Nun gibt es in dem Leben jedes Einzelnen, wie in dem Leben ganzer Völker, einen Zeitraum, wo in der innern Welt die Phantaſie die vorherrſchende, ja die einzig rege Geiſteskraft iſt, während die höheren Kräfte oder vielmehr die höhere Kraft, die Vernunft, gleichſam noch in der Erſtarrung des Winterſchlafes liegt. In dieſer Zeit iſt das Denken des Menſchen, wenn ich es anders mit dieſem Nahmen belegen darf, nichts als jenes Walten der Phantaſie, wodurch empfangene Bilder verbunden und getrennt, verändert und umgeſtaltet, auch wohl neue erſchaffen werden: es fehlt dieſem Denken in Bildern durchaus an Einheit, wie wohl jeder beobachtet, wenn er ſich irgend einmahl dem Zuge ſeiner Phantaſie uberlaſſen hat, und es muß ihm auch daran mangeln, wenn keine Einmiſchung der höhern Geiſteskraft Statt findet, die doch allein unſerm innern Leben Einheit zu geben vermag, ja, die man nicht unrichtig die Kraft der Einheit nennen könnte. Iſt nun in einer ſolchen Zeit der Menſch mit regen Geiſteskräften, das heißt in dieſem Falle, mit lebendiger Phantaſie begabt, und fühlt er eben deßhalb den Trieb, die Geſtaltungen und uberhaupt das ganze Walten ſeiner Phantaſie durch die Rede darzuſtellen, ſo iſt dieſe ſeine Darſtellung Poeſie in der oben angegebenen Bedeutung. Poeſie iſt alſo die Darſtellung des reinen unabhängigen Handelns der Phantaſie oder vielmehr der Erzeugniſſe dieſes Handelns durch die Rede. Sie verhält ſich zur Dichtkunſt, wie das Spiel der Kinder zu dem Thun der Erwachſenen. Was thun die Kinder in ihren Spielen? Sie ſtellen eine Reihe Bilder dar, die ihre Phantaſie durch das Handeln der Erwachſenen empfangen hat, die aber nur durch die äußere Einheit des Raumes und der Zeit, keineswegs durch die innere des Zweckes verbunden ſind; lebhafte Kinder erfinden wohl auch ganz eigene Spiele, die aber in der Regel noch weniger Zuſammenhang der einzelnen Momente zeigen. So nun auch die Poeſie. Gewöhnlich iſt eine gegebene Bilderreihe, alſo ein äußerlich Geſchehenes, der Gegenſtand ihrer Darſtellung; das wirkliche Leben, in ſo fern es ſinnlich iſt, ſpiegelt ſich in ihr wieder; aber freylich nicht, wie es in Wahrheit iſt; denn es gibt keinen untreuern Spiegel, als die Phantaſie. Was das Gefühl bewundert, ſteigert ſie zum Erhabenen; was es verabſcheut, verzerrt ſie ins Gräßliche; was ihm Luſt bringt, verlieblicht ſie zum Bezaubernden. Daher kommt es, daß die früheſte Geſchichte aller Völker myſtiſch, d. h. poetiſch iſt: denn nicht die noch ſchlummernde höhere Geiſteskraft, ſondern die damahls allein wache Phantaſie hat die Überlieferung vermittelt; und wir würden die Mythenwelt der alten Völker beſſer begreifen, und uns nicht ſo viel Fehlſchlüſſe in dieſem Gebiethe der Geſchichte zu Schulden kommen laſſen, wenn wir wiederum Kinder werden, d. h. das reine Phantaſieleben in uns wieder herſtellen könnten. Iſt nun aber auch wirklich Geſchehenes meiſtentheils der Vorwurf oder wenigſtens die Grundlage poetiſcher Darſtellung, ſo iſt ſie es doch nicht immer. Die Phantaſie iſt Selbſtſchöpferinn, und ſo kann ſie auch der Poeſie einen nicht aus dem ſinnlichen Leben entlehnten Stoff darbiethen. Allein dieſe Selbſtſchöpfungen der Phantaſie beſtehen nur in einzelnen Bildern, die ſich zur Darſtellung durch die Rede nicht eignen, alſo auch nicht den Trieb dazu erzeugen werden. Zuſammenhang oder Folge kann in dieſe Bilder nur auf zweyerley Weiſe gebracht werden, entweder durch das Gefühl oder durch den Verſtand. Auch das Gefühl will ſich ausſprechen. Natürlich aber beſteht dieſes Ausſprechen nicht in Beſchreibung, denn das Gefühl beſchreiben wollen, iſt ſo viel, als verſuchte man die Zeit in eine Kiſte einzuſchließen. Überhaupt hat das Gefühl keine unmittelbare Verbindung mit der Rede; in der Zeit alſo, wo die obern Seelenkräfte noch ſchlummern, iſt dieſe Verbindung, folglich auch das Ausſprechen, nur durch die Phantaſie möglich. Auf Anregung des Gefühls ſchafft die Phantaſie Bilder, die den bewegenden Empfindungen entſprechen, und dieſen einzelnen Momenten des Gefühls, die allerdings Zuſammenhang in der Zeit haben, in ihrem Wirken folgend, bringt die Phantaſie eine Reihe, wenn auch nur loſe verknüpfter Bilder hervor, die, dargeſtellt durch die Rede, lyriſche Poeſie geben. Aber auch auf eine andere Weiſe kann Zuſammenhang in die Selbſterzeugniſſe der Phantaſie gebracht werden, durch den Verſtand nämlich, indem er ſie zwingt, ihre Bilder nach dem Cauſalgeſetze zu verbinden, oder vielmehr hervor zu bringen. Eine ſolche Bilderreihe hat nun in der Darſtellung den Schein eines wirklich Geſchehenen, und gehört darum auch zu der oben erwähnten Gattung, welche ein Abſpiegeln der Wirklichkeit iſt: aber freylich ſteht ſie auf einer höhern Stufe, des geiſtigen Erzeugniß. Wir hätten alſo zwey Arten der Poeſie, hiſtoriſche und lyriſche: denn wenn auch die erſtere doppelt iſt, nämlich wirklich hiſtoriſch und ſcheinbar hiſtoriſch, ſo begründet doch dieß keinen weſentlichen Unterſchied. In beyden Arten wirkt die Phantaſie frey und unabhängig, wenn auch in der lyriſchen auf Anregung des Gefühls und in der ſcheinbar hiſtoriſchen mit Hülfe des Verſtandes. Es iſt alſo in der Poeſie überall keine Einheit, ſondern nur Zuſammenhang: denn zur Einheit wird auch Abgeſchloſſenheit erfordert, und ſowohl das Gefühl als das Cauſalgeſetz ſind unendliche Reihen.

(Fortſetzung folgt.)

Einiges aus Deutſchland's Vorzeit.

Von Julius Max Schottky.

VI.

Über eine Bibliothek.

Gott grüß euch liebe Bücher mein,
Ir ſeit noch vngverſeert
Dann ich ſchon euer wol vnd fein,
Daß ich nit werd zu glehet.

Dan wer vil ken, der muß vil thun,
Vnd wer vil thut, nimmt ab,
Deßhalb ich euch die Rhu wol gan,
Daß mein lang wart das Grab.

(Fiſchart's Geſchichtklitterung, älteſte Ausg. S. 545.)

VII.

Inſchrift an dem Wiener Hauſe »Küß den Pfennig« (gewöhnlich Küſſenpfennig), unter dem Bilde des Theophraſtus Paracelſus.

Der theure Theophraſt, ein Alchymiſt vor allen,
Kam einſt in dieſes Haus und konnte nicht bezahlen
Die Zech, die er genoß. Er trauet ſeiner Kunſt,
Mit welcher er gewann viel großer Herren Gunſt.
Ein ſicheres (gewiſſes) Gepräg von ſchlechtem Werth er nahm,
Tingirte es zu Gold. Der Wirth von ihm bekam
Dieß glänzende Metall. Er ſagt: nimm dieſes hin,
Ich zahl ein Mehreres, als ich dir ſchuldig bin;
Der Wirth ganz außer ſich, bewundert ſolche Sache.
Von dieſer Wunderg'ſchicht, die in der Welt bekannt,
Den Nahmen führet dieß Haus zum Küſſenpfennig g'nannt.

* * *

Über die Harmonie in der Tonkunſt, in Beziehung auf ihre Verwandtſchaft mit der Mahlerey, Plaſtik und Dichtkunſt.

Von J. A. Kanne.

(Schluß von Nr. 69.)

Wer es der Mühe werth finden würde, dieſem Verhältniſſe der Verwandtſchaft der Künſte mehr nachzudenken, würde leicht im Fortgange einer ſchönen Poeſie, welche z. B. die Freude, Trauer, Schmerz, Hoffnung, Liebe in ihren ſanfteſten oder ſtärkſten Saiten wechſelnd anſchlägt — den zauberiſchen Wechſel der Con- und Diſſonanzen wieder finden, und ſich mit dem Anſcheine des Gewagten in unſerer Behauptung leicht ausgeſöhnt finden; denn die durch Worte angeregten Begriffe erwachen wie die mitklingenden Harmonien gleichſam aus ihrem Geiſterſchlaf, und begleiten die Periode mit allen ihren verwandten Tonarten (Nebenideen) — die Erinnerung miſcht während des Fortgangs der Melodie der Worte ihre Nachhalle darein, und die dem Redner oder Dichter Zuhörenden vernehmen und ahnen dieſen Mitklang nach Verhältniß ihrer inneren Tiefe der Seele oder Bildung des Verſtandes, indeß vielleicht einem anderen Theile derſelben, dem ungebildeteren, das Ganze wie ein Traum vorüberſchwebt, von dem kaum eine dunkle Ahnung bleibt.

Ich gehe nun zu dem Verſuche einer Analyſe über, welche die Nothwendigkeit der Harmonie theils aus der Geſchichte der Muſik, theils aus den charakteriſtiſchen Kennzeichen des Tons in akuſtiſcher Hinſicht zu beweiſen ſucht.

Die Geſchichte der Muſik der Alten biethet nichts als ein ewiges und doch ganz ohnmächtiges Ringen nach Klarheit in Betreff der Harmonie dar, welches nicht allein erſt nach einer Reihe von vielen Jahrhunderten mit einigem Erfolge gekrönt wurde, ſondern auch da, als es der Erreichung ſeines Ziels ganz nahe zu ſeyn ſchien, wieder von ſo vielen Hinderniſſen aufgehalten wurde, daß ein Muſiker unſerer Zeit darüber ſtaunen muß, wie ein Verhältniß ſo lange in Dunkel gehüllt bleiben konnte, das unſeren Augen ſo natürlich, nothwendig, und mit dem inneren Leben der Muſik ſo innig verbunden ſich zeigt. Denn was waren die kindiſchen Verſuche der Ägyptier, Hebräer? Was die ſo geprieſene dreyſaitige Lyra, die nach langer Zeit endlich eine vierte als Zuwachs erhielt? Welchen Fortſchritt in Erkenntniß der Harmonie die üblichen goldenen Siſtern und Harfen unter Salomos Regierung bezeichnen, können wir ſchon aus der Unvollkommenheit abnehmen, bey welcher dieß alles wieder undenkliche Zeiten ohne Verbeſſerung ſtehen blieb.

Die Griechen prieſen ſich glücklich im Beſitz der ſiebenſaitigen Lyra und der Waſſerorgel.

Der Biſchof Ambroſius um das Jahr 386, dann Papſt Gregor, ſcheinen nicht allein zur Verbeſſerung der Melodie, beſonders der kirchlichen, viel beygetragen zu haben, ſondern ſie ahneten ſchon das Daſeyn und die Nothwendigkeit der Harmonie, obgleich in einem noch ſehr unvollkommenen Grade.

Unter Papſt Johann XXII. ward ein Dekret gegeben, daß es zwar erlaubt ſeyn ſolle, daß bey einer Melodie noch zwey Stimmen, die eine in der Quinte die andere in der Terz mitgehen, daß es aber als unziemlich beſtraft werden ſolle, wenn man, wie es jetzt gewöhnlich, zu dieſer Stimmenfolge noch eine Decime oder Oktave hinzuſetzen würde. Man kann hieraus ſchon ſich einen Begriff machen von der damahligen Harmonie; denn ſie war alſo ein ſtetes Fortſchreiten in Quinten und Oktaven!

Endlich erſchienen Männer, deren Nahmen uns noch ſchätzbar ſind, weil ſie muthig eingriffen in die Speichen des ſtille ſtehenden Rades. De Muris, Josquinus, Franchinus Gaſor, Ockenheim und Andere thaten die erſten großen Schritte, und bereicherten die Muſik mit Belebung ihres zweyten Ichs, das in tauſenderley unrichtigen Geſtalten ſchon ſeinen Auftritt in der Welt der Töne verſucht hatte.

Wenn jene Jahrhunderte ſo aufmerkſame Beobachter der ganzen phyſiſchen Körperwelt gehabt hätten, als ſich deren die unſrigen rühmen dürfen, ſo würde die Natur ſie viel früher zur Auffindung eines Geheimniſſes geführt haben, das erſt der Muſik ihre wahre Bedeutung, Charakter und Leben gibt.

Der gelehrte Theoretiker und große Praktiker im Orgel- und Klavierſatze, »Knecht,« führt nebſt den aus den Geſetzen der Akuſtik ſich ergebenden Wahrheiten, noch manche Erfahrungen an, die es ihm glückte, an feſten, klingenden Körpern zu machen. Der aufmerkſame Beobachter wird den harmoniſchen Dreyklang ſolchen klingenden Körpern als innewohnend finden, und eine zweckmäßige Berührung bald dieſe harmoniſche Töne daran wahrnehmen laſſen.

Knecht nimmt den Grundton, welchen man nach Belieben anſchlägt, als das

Ganze an, die mitklingende Quinte als das Drittel, und die Terz als das Fünftheil vom Ganzen.

Die Äolsharfe gibt, wenn ſie mit einer Saite bezogen iſt, eine ganze aufſteigende Terzenleiter an, nämlich 1, 3, 5, 7, 9, 11, 13, wahrſcheinlich, je nachdem die Schwingung der Saiten durch den darin ſpielenden Wind von unten bis nach oben ſteigend, zu Wege gebracht wird; denn je höher der geſpitzte Hauch des Windes die Saite berührt, um ſo höher iſt die Stufe des Tones, welcher erklingt. Ich habe oft dieſe zauberiſchen Momente belauſcht, in welchen der unſichtbare Finger des Windes in allen Akkorden der Harmonie wühlte, und die wunderbarſte Tonfolge hervorbrachte. Der erſte Hauch erweckte gewöhnlich den Anklang des Grundtones, in welchem die Saite geſtimmt war; hierauf folgte die Duodezime oder Quinte, dieſer der ſiebenzehnte Ton oder die hohe Decime; nun begann aber bey einem etwas wachſenden Windſtoße die ganze Folge der Terzen von der Dominante an, folgendermaßen: z. B. das tiefe Contra-C als Prime oder Grundton, G zwiſchen der vierten und fünften Linie des Baſſes, E auf der erſten Linie des Violinſchlüſſels, und von da an die Terzen G, H, D, F, A. Hatte der Wind ein wenig ſeine Kraft verloren, und war ſein Wühlen in der Saite etwas ſanfter geworden, ſo bebte die Saite ſo lange, bis alle Nonen, Undecimen und Terzdecimen ſich wieder unten in dem immerfort tönenden Dreyklange beruhigten, und ihre Befriedigung fanden. Denn der Dreyklang in der oben angezeigten, zerſtreuten Stimmenlage wohnt dem klingenden Körper inne, und alſo ganz vorzüglich der geſpannten Saite. Alle Akuſtiker, beſonders der große Forſcher Chladny, haben genug der Beyſpiele aufgeſtellt, wie ſie an feſten Körpern dieſe wunderbare Erfahrung gemacht haben. Wenn man die Metalle ganz übergeht, ſo findet man im Pflanzenreiche der ſeltnen Erſcheinungen genug, von denen ich nur einige anführen will. Wenn ich durch Wälder reiſte, und von ferne den tönenden Schlag der Axt vernahm, welche den hohen Baum dicht über ſeiner Wurzel ſo eben trennen ſollte, ſo horchte ich aufmerkſam auf den Grundton; den dieſer ſcharfe Hammer dem feſten Körper des Baumes mit Gewalt abzwang. Ich konnte ganz deutlich vernehmen als Muſiker, was der unaufmerkſame Reiſende freylich nicht bemerken wird, wie die verwandte Duodezime oder Quinte ſtets mitklang, und die große Terz in der fernen Lage des ſiebenzehnten Tones darein und nachtönte.

Der Wechſel der an Peripherie und Dichtigkeit verſchiedenen Stammhölzer, kam mir um ſo mehr zu ſtatten, als ich da beynahe ſtets einen neuen Grundton nebſt ſeinen mitklingenden Konſonanzen vernehmen konnte. Und gerade im ſtillen Walde, wo alles andere Geräuſch der Welt verſtummt, iſt dieſe Beobachtung am erſten möglich.

Was das Reich der Vögel betrifft, welche ihre innere Lebenskraft und beſonders die Wonneperioden ihrer Brutzeit durch unaufhörlichen Geſang dem Menſchen verkünden, ſo wage ich es zu behaupten, daß dieſe ſtets ſingenden Geſchöpfe, ohnerachtet ihres höchſt reizenden Gezwitſchers an allem Gefühle für ein gewiſſes Tonmaß Mangel leiden, und daß daher, was ſogar der treffliche Knecht humoriſtiſch verſuchte, gar keine Gründe abzuleiten ſind, daß die Harmonie ſchon in der Natur gegründet ſey. Denn erſtlich wird der aufmerkſame Beobachter bey den Vögeln ſehr leicht bemerken, daß ſie gar kein Gefühl für Intonation haben, ſondern wenn ſie in einem Grundtone zu ſingen anfangen, ſo ſinkt oder ſteigt ihr Geſang ſchon in der nächſten Sekunde, und wechſelt binnen ein oder zwey Minuten ſo oft im Ton, daß es ganz unmöglich iſt, zu behaupten, daß der Vogel in dem oder jenem Tone geſungen habe.

An und für ſich, beſonders aber bey den Vögeln, iſt der Geſang nichts als eine Kraftäußerung, die aus dem Maße der Geſundheit und dem daraus entſpringenden Wonnegefühl herzuleiten iſt. Der Menſch im rechten Verhältniß ſeiner Lebenskraft wird durch die Vollkommenheit ſeines thieriſchen Organismus, durch das Frohgefühl, das aus der heilbringenden Thätigkeit aller Lebensverrichtungen entſpringt, unmittelbar zum Geſange gereizt, und beginnt unwillkürlich in dem angenehmen Gefühle ſeines Wohlbehagens Töne von ſich zu geben, die bey dem gebildeten durch ſchöne Ordnung, bey dem rohen Naturmenſchen durch eine individuelle Natürlichkeit ſich auszeichnen. Ja ſelbſt der von einer Krankheit Geneſende fängt an zu ſingen, ſobald er ſich wieder ſeiner Kraft bewußt wird, ſo wie hingegen der Kranke keinen Laut von ſich gibt, und nicht einmahl ein Klagelied anſtimmt. Recht deutlich kann man dieß wahrnehmen bey Leuten, welche durch den Genuß des Weines oder anderer Getränke ihre Lebenskraft momentan geſteigert haben; denn dieſe laſſen ſich durch keine Geſetze der Konvenienz abhalten, ihr Liedchen zu ſingen. Betrübte und Traurende ſingen gar nicht, denn ſelbſt zu Klageliedern gehört ein Kraftgefühl, das durch bittere Wehmuth ganz unterdrückt werden würde. Kranke Thiere verſtummen eben ſo, was wir an den Vögeln gewahr werden, die in der Zeit des Mauſerns keinen Ton von ſich geben. Der Geſang iſt alſo bey den Thieren Inſtinkt, d. h. ein ausſchließender, bewußtloſer Trieb nach einem Ziele, der deßhalb auch ganz ungeregelt iſt, weil er alles Bewußtſeyns ermangelt. Deßhalb wird kein Vogel im Naturzuſtande ſeinen Geſang ſo ſingen, daß ein Verhältniß der Töne zu einander ſichtbar wäre, ja, was noch mehr, da die Freude und das Frohgefühl der Geſundheit die Urſache alles Singens, nach meiner Meinung, ſind, ſo wird alles Maß und Verhältniß unmöglich ſeyn, weil ſogar der Menſch, wenn die Freude ſeinen Kunſtſinn übertäubt, dann nicht einmahl mehr das Tonmaß anerkennt, ſondern zu jauchzen beginnt, eine Äußerung der Freude, welche, wenn ſie echt und kräftig iſt, alle Schranken verſpottet und beynahe muthwillig zerſtört. Man vergleiche einen Knaben, der ſeinen Aufſehern auf Augenblicke entflohen, ſich nun im Gefühle ſeiner Jugendkraft frey fühlt, und deßhalb in einen Geſang ausbricht, der mehr Jauchzen zu nennen iſt; man vergleiche dieſen mit allen ſingenden Vögeln, und es wird ſich daſſelbe Jauchzen in ſeiner freyeſten Willkür an ihm zeigen, als bey jenen.

Dem Guckuck allein will ich ein wenig Annäherung an ein Tonmaß zugeſtehen, weil dieſer doch gewöhnlich eine kleine Terz, oft auch die Unterquarte in ſeinem Geſchrey bezeichnet. Nicht einmahl ein gelernter Vogel iſt im Stande, ordentlich und bleibend zu intoniren; denn, daß er das Verhältniß der Melodie ſo ohngefähr nachahmt, wird doch niemand mir einwenden, weil ſein Ton alle Augenblicke ſinkt oder ſteigt.

Aus dieſem Reiche, wo ſogar Knecht einige Gründe zu finden glaubte dafür, daß die Harmonie in der Natur gegründet ſey, iſt alſo nach unſerer Meinung gar kein Beytrag zu hohlen, ſondern nur aus lebloſen Körpern, in denen nicht Willkür und Individualität wohnt, ſondern nur das feſte, ewige Naturgeiſt.

Ein- und Ausfälle.

(Von Jg. Jeitteles.)

31.

Geiſtreich und empfehlungswerth iſt die Antwort, die der arragoniſche König Alphons einem ſchmeichelnden Höflinge gab. Iſt dein Lob wahr, ſo danke ich dem Ewigen für ſeine Gnade; iſt es, wie ich glaube, unwahr, ſo bitte ich den Ewigen um ſeine Gnade, daß es wahr werde.

33.

Gute Sentenzen machen iſt leichter, als gut handeln. Der Mann der tauſend Weiber machte die ſchönſten Sprüche, und jammerte in Purpur und Seide über die Eitelkeit der Welt. Die einfachſte Idee läßt ſich ohne viele Mühe in Sentenzenform ausprägen — daher wimmeln unſere Tageblätter von Aphorismen und Gnomen, Gedanken und Apophthegmen, die ein wenig anatomirt oft gewaltig hohl ſind. Z. B.: »Wer ſtiehlt, wird gehangen;« ein Sentenzenkünſtler würde ſagen: »Wer findet, ehe es verloren wird, ſtirbt, ehe er krank wird. — So klingt Manches erhaben, und iſt es nicht, während Vieles erhaben iſt, eben weil es nicht klingt. Als Pompejus der Große in Staatsgeſchäften unter Segel gehen wollte, und ein Sturm ſich erhob, antwortete er ſeinen Freunden, die ihn baten, ſich doch nicht der Gefahr preis zu geben: »Es iſt nöthig, daß ich abreiſe; daß ich lebe, iſt nicht nöthig;« das ſieht vornehm aus, und heißt im Grunde: ich muß meine Pflicht erfüllen.

34.

Heiter ſaß ein Kind im Graſe, vor ſich ein Schälchen Milch — im Hauſe war die Mutter. Da ringelte ſich eine Schlange heran, und die bunten Farben entzückten das ſpielende Kind. Mit mildem Engellächeln both es ſeine Milch dem ſchöngefleckten Weſen hin; die Natter ziſchte — das Kind war todt! Rührendes Bild harmloſer Unſchuld! Trauriges Bild gleißneriſchen Verraths!

35.

Kant — der ſcharfſinnigſte Kopf aller Länder und Zeiten, der die Wahrheit erkannt, wie noch Keiner vor ihm — hat in ſeiner ſcharfſinnigen Abhandlung über Narren dieſe edle überall einheimiſche Gattung in die verſchiedenen Arten abgetheilt. Wohin gehören nachfolgende? Es gibt Menſchen, denen Nichts, andere, denen Alles gefällt; Menſchen, denen nichts gefällt, was andern gefällt, nur das gefällt, was andern nicht gefällt; Menſchen, denen wieder nur gefällt, was andern gefällt — dieſe gehören freylich, ſtreng genommen, nicht bloß in die Narren-Kaſte — es bleibt übrigens ausgemacht, daß der Geſchmack der Menſchen nie übereinſtimmen kann, da ſie in Rückſicht der Sinnlichkeit ſowohl verſchieden organiſirt, wie in Rückſicht der moraliſchen (und geiſtigen) Kultur auf ungleichen Stufen ſind. Kunſtrichtern oder Geſchmacksurtheile fällen ſollten daher eigentlich nur Jene, die phyſiſch wohl organiſirt, wie geiſtig vollendet ſind, und doch wagt Jeder zu urtheilen und abzuurtheilen; richten oft Alte, deren Gefühlsnerven ſchon ſtumpf, krähen noch öfter Knaben, die im Wiſſen noch ebener Erde ſtehen.

36.

»Der Geiſt Gottes ſchwebete auf dem Waſſer« (1 Buch Moſ. V. 2) daher legten die Alten die belebende Kraft in das Waſſer; daher Thales Meinung von dem Animirtſeyn der Flüſſigkeit, daher ſelbſt die Hypotheſe der Phyſiologen, die durch Flüſſigkeit phyſiſches und geiſtiges Wachsthum geſchehen laſſen; daher die Hemäopathie in der Heilkunde und ſo manche literariſche Erſcheinung.

37.

Die Tugend gleichet dem Feuer — das ſich nie vergiften läßt.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Theater an der Wien. Den 20ſten d. M. zum erſten Mahl: Torwaldo und Dorliska. Oper in zwey Aufzügen. Nach dem Italieniſchen. Muſik von J. Roſſini.

Was den Text betrifft, ſo ſcheint Jemand um einen Stoff verlegen geweſen zu ſeyn; glücklicher Weiſe fiel ihm ein Gegenſtand ein, der zugleich ein an ſich ſchon intereſſantes Koſtüm darboth, und da nun die polniſche Tracht auf der Bühne gleichſam einen Tyrannen und eine von ihm verfolgte Schöne von ſelbſt vorausſetzt, ſo ergab ſich auch das Andre ohne viele Mühe, und das Seitenſtück war fertig, ſchimmernd von außen, hohl und gebrechlich von innen. Ganz wollte es aber mit der Koſtümirung doch nicht gelingen, denn der zärtlich unternehmende Gatte, der ſeine Neuvermählte aus den Händen des Entführers befreyt, trägt, wie der Nahme zu erkennen gibt, noch einen etwas wälſchen Kleiderſchnitt. Genug, der Tyrann dieſes Stücks hat die beyden Gatten auf ihrer Reiſe nach der heimathlichen Burg, in einem Walde, von ſeiner Schaar überfallen laſſen, um Dorliska dem Nebenbuhler zu entreißen, glaubt ihn auch im Kampf erſchlagen; allein es war deſſen Freund und Gefährte, die Schöne entkam zum Unglück oder Glück, irrt hülflos umher, ſucht gaſtfreundliche Aufnahme in einem Schloß, und geräth dem verliebten Wüthrich wieder in die Hände. Bald darauf erſcheint Torwaldo, als Bauer verkleidet, mit einem Brief, von welchem er vorgibt, daß ihn der ſterbende Graf ſeiner Sorgfalt zur Beſtellung an die geraubte Gattinn übergeben habe, und worin jener ihr den Rath ertheilt, dem Nebenbuhler ihre Hand zu reichen. Der Überbringer händigt dieſes Schreiben in Gegenwart des Grafen Ordow ein, der voll Entzücken über den Erfolg iſt. Die Liebenden verrathen ſich aber, und der verkleidete Held wird in den Kerker geworfen, woraus er zum Tode gehen ſoll, wenn ſich Dorliska nicht ergeben will. Unterdeſſen veranſtaltet Ordows Diener des Gefangenen Rettung.

Die Seinigen ſtürmen die Burg, das Gefängniß iſt bereits geöffnet, Ordow wird überwunden, und Dorliska befreyt.

Sehr einfach kann man ſagen, aber auch ſo flach wie möglich, ſo langweilig und ohne alles Intereſſe, daß es, aus dieſem Geſichtspunkt angeſehen, wirklich mehr Original, als Kopie iſt. Die Muſik nähert ſich dafür dem letzteren deſto vollſtändiger. Man braucht nicht den Anſchlagzettel geleſen zu haben, um zu wiſſen, von wem die Kompoſition dieſer Oper iſt, wenn man nur die erſte Nummer hört, ſowohl der Manier, als der Wiederhohlungen wegen. Über dieſen Gegenſtand iſt bereits ſo viel geſchrieben und geſprochen worden, daß man ſich der Mühe überheben kann, noch etwas beyzufügen. Dennoch muß man von neuem erſtaunen, wie Einer ſich ſo nur ſelbſt im Munde führen, immer ſelbſt ſo wiederkäuen kann. Die weitſchweifigen, ermüdenden Adagio's abgerechnet, womit ſich das eheliche Paar ſowohl, wie der Tyrann zuweilen abquält, muß man laut auflachen, als ob es das luſtigſte Sujet von der Welt wäre, wenn man immer fort und fort auf ein bekanntes Thema um das andere ſtößt, aus einer Oper in die andere verſetzt wird, deren Verfaſſer uns ſo eben eine neue aufzutiſchen Miene macht, ſtatt deſſen aber nur mit aufgewärmten Brocken regalirt. Die bunten Tafelverzierungen und das ſchale Zuckerwerk geben keine Nahrung; Figuren und Paſſagen und Rouladen ſchwirren einem um die Ohren, daß man ohnehin keinen Biſſen ruhig in den Mund bringen kann. Das erſte Terzett mit Chor: »Ich will es ſo, ſo muß es ſeyn,« wo Einer dem Andern das Sätzchen im Creſcendo zuwirft, iſt intereſſant; im erſten Final ſind einige mit Fleiß durchgeführte Theile, das Duett im zweyten Akt zwiſchen Torwaldo und Dorliska empfiehlt ſich, wiewohl mit einer ſehr bekannten Phyſiognomie, und das Quintett vor dem Bombardement gehört unter die werthvolleren Prunkſtücke dieſes muſikaliſchen Pickenicks.

Die Sänger leiſteten viel Rühmliches und überwanden die nicht geringfügigen Schwierigkeiten mit glücklichem Erfolg; vorzüglich zeichnete ſich der Tenoriſt aus, der die Bühne unlängſt erſt betreten hat, durch die Kraft und Sicherheit ſeiner Stimme und eine ſo ungemein ſeltne Höhe, daß er in dieſem Fall vielleicht mit allen andern jetzt lebenden Tenorſängern einen Wettlauf anſtellen kann. Mehrere Nummern mußten repetirt werden, und die Oper wurde mit großem Beyfall aufgenommen, darf man anders rauſchenden Applaus immer dafür gelten laſſen.

Die Vortheile, welche Braſilien dem Einwanderer darbiethet, verringern ſich täglich, denn kein Schiff kommt ohne Koloniſten aus Europa. Wie Pilze ſteigen in Rio Janeiro die Buden aller Art aus dem Boden, und wenn man die vielen Modehändler, Garköche, Kaffehſieder, Paſtetenbäcker u. ſ. w. ſieht, die alle Franzoſen ſind, ſo glaubt man in Paris zu ſeyn. An Kleinverkäufern aller Gattung fehlt es nicht, beſonders gibt es viel Apotheker: ſie können aber auch verkaufen wie ſie wollen und den Preis ſelbſt beſtimmen, denn Kranke gibt es wenig. Diejenigen Kleinverkäufer, welche die beſten Geſchäfte machen, ſind Portugieſen, die man an allen Straßenecken findet; ſie biethen für die Neger und für das gemeine Volk Lebensmittel, gedörrtes Fleiſch, Speck, Kerzen, Reiß, Maniokmehl, Bohnen, Branntwein u. ſ. w. feil und haben ſtarken Abſatz.

Der als Dichter bekannte Hr. Orion Julius kündigte in Königsberg eine muſikaliſch-deklamatoriſch-fragmentariſche Abendunterhaltung an, worin er ſelbſt als Philoſoph am Hofe Philipps des II. deklamiren und darauf aus Calderon de la Barcas: »la vida es Sueno« Monologe in alt-caſtiliſcher Mundart recitiren wollte!!! Demungeachtet erhielt er ſo wenig Zuſpruch, daß die Aufführung unterbleiben mußte.

In einem Theile Norwegens fällt die dießjährige Getreideernte, wegen der großen Dürre, die dort herrſchte, während man in Deutſchland über große Näſſe klagte.

ſchlecht aus. In den Theilen Deutſchlands, wo ſie bereits begonnen hat, iſt ſie mehr als mittelmäßig. In Italien gut. In Portugal mittelmäßig und in einigen Theilen ſchlecht. Doch iſt dort ſo viel fremdes Getreide, daß die Preiſe nicht höher zu gehen ſcheinen.

Nach Mungo Parks Reiſe in das Innere von Afrika, färbt man in Dſchindi mit Indigblättern auf folgende Weiſe ſehr ſchön blau.

Man ſammelt eine große Menge Holzaſche (die Hölzer, welche man zu dem Endzweck vorziehet, ſind die mimosa nitta und mimosa pulverulenta) und thut ſie in ein unglaſirtes irdenes Gefäß, in deſſen Boden ſich ein Loch befindet, über welches man etwas Stroh legt. Auf dieſe Aſche wird Waſſer gegoſſen, welches, indem es durch das Loch im Boden ablauft, die darin enthaltene Pottaſche mit ſich führt, und ſo eine ſtarke Lauge bildet, die wie ſtarkes Bier ausſieht; dieſe Lauge nennt man Sai-gib, Aſchenwaſſer.

Ein anderer Topf wird nicht ganz bis zum vierten Theil mit Blättern der Indigopflanze angefüllt, die entweder friſch oder an der Sonne getrocknet ſind (im gegenwärtigen Falle bediente man ſich getrockneter) und ſo viel Sai-gib darauf gegoſſen, daß der Topf etwa zur Hälfte voll wird. Dieß läßt man vier Tage ſtehen und rühret es täglich ein oder zwey Mahl um.

Dann wird der Topf beynahe ganz mit Sai-gib angefüllt und noch vier Tage lang öfters umgerührt, während welcher Zeit es gährt und einen kupferfarbigen Schaum aufwirft. Dann läßt man es einen Tag ruhen, und am zehnten Tage, vom Anfange des Verfahrens an, wird das Zeug hineingetaucht. Man gebraucht gar keine Beize dazu; das Zeug wird bloß mit kaltem Waſſer angefeuchtet und ſtark ausgerungen, ehe es in den Topf kömmt, worin es zwey Stunden lang bleibt. Dann wird es herausgenommen und der Sonne ausgeſetzt, indem man es, ohne es auszubreiten, über einen Stock hängt, bis keine Flüſſigkeit mehr davon tropft. Darauf wird es in kaltem Waſſer gewaſchen, und oft mit flachen Stecken geſchlagen, um es von den anhängenden Blättern oder Schmutz zu reinigen. Wenn das Zeug nochmahls ſtark ausgerungen iſt, kömmt es wieder in den Topf; und dieſes Eintauchen wird an jedem der erſten vier Tage viermahl wiederhohlt; nach Verlauf dieſer Zeit hat es dann gewöhnlich eine blaue Farbe, wie der ſchönſte oſtindiſche Baft, erlangt.

Die Negerweiber, welche ſich mit Färben abgeben, haben gemeiniglich zwölf bis vierzehn Indigotöpfe, ſo, daß immer einer davon zum Eintauchen bereit ſteht. Wenn das Verfahren mißlingt, was jedoch ſelten vorkömmt, bey Weibern, welche die Arbeit im Großen treiben, ſo geſchieht es gewöhnlich während der zweyten vier Tage, zur Zeit der Gährung. Man ſagt dann, der Indigo ſey todt, und wirft das Ganze weg.

In Kadſchaaga und Kaſſon breitet man das Zeug in der Sonne aus, und trocknet es nach jedem Eintauchen. Dann ſchlägt man es mit einem Stock, wodurch die Indigoblätter wie Staub davon fliegen. Beyde Verfahrungsarten haben die Reinigung des Zeuges zum Zweck, damit alle Theile deſſelben gleichviel Indigo annehmen. Das Verfahren beſteht alſo kürzlich in Folgendem:

Vier Tage Indigo und eine kleine Quantität Sai-gib. Vier Tage Gährung in einer großen Quantität Sai-gib. Ein Tag Ruhe. Vier Tage das Zeug eingetaucht, jeden Tag viermahl. Dreyzehn Tage im Ganzen.

☛ (Dieſer Nr. liegt das Literatur- und Kunſtblatt X. bey.)

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625), wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 21 fl. W.W. halbj. — Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Literatur- und Kunſt-Blatt.

X.

(Zu Nr. 70 des Converſationblattes 1821.)

I. **Abhandlung über die Militär-Ökonomie-Beobachtungen** der bey den Truppen und Branchen angeſtellten Generalität der k. k. öſterreichiſchen Armee. Bearbeitet von Franz Hübler, wirklichem k. k. Ober-Kriegs-Kommiſſär und ökonomiſchen Referenten des Niederöſterreichiſchen General-Kommando. Wien und Trieſt, 1821. Im Verlage der Geiſtinger'ſchen Buchhandlung. gr. 8. Sammt der Dedikation an den k. k. Feldmarſchall Heinrich Grafen von Bellegarde, Hofkriegsraths-Präſidenten-Verweſer ꝛc. 139 S.

II. **Leitfaden über das Militär-Ökonomie-Verfahren der Stabsoffiziere** der k. k. öſterreichiſchen Armee. Bearbeitet von Franz Hübler u. ſ. w. wie oben. Wien und Trieſt, 1821. Im Verlage der Geiſtingerſchen Buchhandlung. gr. 8. Sammt der Dedikation an den k. k. Feldmarſchallieutenant Freyherrn v. Kutſchera, General-Adjutant Sr. Majeſtät des Kaiſers ꝛc. 246 S.

Der würdige Verfaſſer iſt bereits durch ſeine frühern, auch in dieſen Blättern nach Verdienſt gewürdigten größeren Werke (Militär-Oekonomie-Syſtem der k. k. öſterreichiſchen Armee. Wien, 1810 — 1821. Kl. Folio. Zehn Bände. Conv. Bl. Nr. 4, 1820. — Dann Vorleſebuch über die Militär-Oekonomie-Kontrole ꝛc. Wien, 1820. 8. — Conv. Bl. Nr. 111, 1820) im Gebiete der Literatur der Militär-Oekonomie, insbeſondere durch die ſeltene Gabe: die beſtehenden Normalien, in ſo weit ſie Bezug auf ſeinen vorgeſetzten Zweck haben, mit kritiſchem Geiſte zu ſichten, die Sichtung ſyſtematiſch zu ordnen, zu kommentiren, und mit zweckmäßiger Wortbeſchränkung doch die nöthige Klarheit im Vortrage mit dem entſprechenden Sachreichthum zu verbinden, eine Gabe, die ſich auch in den vorliegenden zwey Schriften vorwaltend ausſpricht, zu ſehr und zu vortheilhaft bekannt, als daß ein neues Werk, ſo in dieſem Fache ſeiner Feder entfließt, außer der Anzeige noch einer beſonderen Empfehlung bedürfte. Was jedoch die Reichhaltigkeit des Inhaltes betrifft, ſo umfaßt Nr. I die Obliegenheiten der bey den Truppen und Branchen angeſtellten Generalität in allgemeinen ſowohl, als in ſpeziellen Fällen, welche letztere folgenden Rubriken untergeordnet ſind: Von dem Zuwachſe an Mann und Pferden; von der Bequartierung, Verpflegung, dem Service, dem Tabakweſen, dem Montursweſen, den Feuergewehren und der Munition, den Feldrequiſiten und den Pauſchgeldern, der Remontirung und den Pferden überhaupt, dem Fuhr- und Packweſen, der Errichtung der Regimenter und Korps, der Ueberſetzung, den Arreſtanten, dem Sanitätsweſen, den Militär-Arbeitern, der Beurlaubung, den Heirathen, den Bildungsanſtalten, den Kriegsgefangenen, den Paſſierungen, den Militär-Exerzier-Relationen, der Geſchäftsbehandlung, den Regiments-Bataillons und Korps-Uebergaben, der Muſterung oder Reviſion, den Exceſſen, der Superarbitrirung endlich von der Auflöſung der Regimenter, Bataillons und Korps. Nr. II umfaßt den Wirkungskreis der bey den Truppen angeſtellten Stabs-Offiziere, die Pflichten derſelben bey den Monturs-Kommiſſionen, deren Verfahren bey den Geſtüten und Beſchäl-Anſtalten, die Obliegenheiten derſelben im Armee-Fuhrweſen, dann bey der Feld-Spitäler-Ober-Direktion, ihr Benehmen in der Anſtellung als Feld-Spitals-

Kommandanten, die Direktiven für die Stabs-Offiziere bey dem Grenz-Kordon und das Verhalten der bey Etappen und Transports-Kommanden angeſtellten Stabsoffiziere. Bedarf es nach allem Obigen noch eines Wortes, um die Gemeinnützigkeit dieſer beyden Werke für Jene, denen ſie zunächſt beſtimmt ſind, bemerkbar zu machen? — Druck und Papier entſprechen jeder Forderung.

A. Rittig v. Flammenſtern.

Jahrbücher der Literatur. Funfzehnter Band. (July, Auguſt, September.) 1821. Wien, gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Dieſer Band beſpricht in durchaus gehaltvollen Aufſätzen folgende Gegenſtände: **Des Freyherrn von Hormayr ſämmtliche Werke** (1ſter und 2ter Band). **Die akademiſche Rede über die Verwerflichkeit des theologiſchen Rationalism, und von der einzig wahren, göttlich beſtimmten Glaubensregel** (von G. T. **Ziegler**, Profeſſor der Dogmatik zu **Wien**, bey Eröffnung der akademiſchen Vorleſungen in lateiniſcher Sprache gehalten). **Den zweyten Band der Jahrbücher des k. k. polytechniſchen Inſtitutes zu Wien. Konings** Dissertation sur l'origine, l'invention, et le perfectionnement de l'imprimerie. **Liebels Archilochus**, zwey altdeutſche Werke: **der Edelſtein**, gedichtet von **Bonerius**, und **Wigalois, der Ritter mit dem Rade**, gedichtet von **Wirnt von Gravenberch**; den erſten Theil von **G. Mallers Denkmälern der deutſchen Baukunſt**; die **Werke Byrons und Scotts**; **Nodiers**, durch **Barginet** geordnete und herausgegebene Mélanges de Literature et de Critique; den erſten Band von **Böttigers Amalthea**; **Jean Pauls grammatiſche Unterſuchung über die deutſchen Doppelwörter**; **das Archiv für ältere deutſche Geſchichtskunde** ꝛc. ꝛc. Das Tripartitum seu de analogia linguarum libellus; die **Werke des Grafen von Maiſtre**, und endlich den erſten Band der **Kieler Beyträge**.

Das Anzeigeblatt liefert: **Notizen über engliſche Literatur; literariſche Nachrichten aus Schweden; Notizen über finniſche Sprache und Literatur**; einen Aufſatz des verdienſtvollen Herrn **Meinert: Über die böhmiſchen Geſchichtſchreiber des erſten Zeitraumes**, und endlich **den Originaltext** und die **Überſetzung des Diplomes des Schah's von Perſien, bey Ertheilung des Sonnenlöwenordens an den Herrn Hofrath von Hammer.**

Dieß iſt die einfache Anzeige des reichen Inhaltes dieſes funfzehnten Bandes der Jahrbücher der Literatur. Herr von **Collin** kündet an, daß ſeine ſich täglich mehrenden Berufsgeſchäfte es ihm unmöglich machen, die Redaktion dieſer gehaltvollen Schrift länger fortzuſetzen, und daß er ſie daher ſeinem Freunde, Herrn von **Bucholtz**, abtrete. Dieſer rühmlichſt bekannte Gelehrte gibt in ſeiner Anzeige, über die Annahme dieſer Redaktion, ſchöne Hoffnungen für die Fortdauer und Zukunft dieſes dem Vaterlande zur Ehre gereichenden Inſtitutes. Herr von **Collin** möge nicht ſcheiden von dieſer Anſtalt, welche ſeinem edlen, ſchönen Streben ſo viel verdankt, ohne den Ausdruck der Erkenntlichkeit und vollen Würdigung dieſes Strebens für die Vervollkommung eines Unternehmens, welches einem weſentlichen Bedürfniß der öſterreichiſchen Literatur insbeſondere entgegenkam, auch in unſerm Blatte zu empfangen. — dm —

Eichenblätter. Erſter Band. Wien, im Verlage bey Leopold Grund. 1821.

Den erſten Band dieſer, einem wohlthätigen Zwecke gewidmeten, der verehrungswürdigen Geſellſchaft adeliger Frauen zu Beförderung des Guten und Nützlichen zugeeigneten Schrift, bilden Beyträge der Herren von **Badenfeld, Born, Deinhardſtein**, von **Eyb, Gräffer, Herrmann, Kuffner, Leßmann, Millauer**, Gf. **Rieſch, Schießler**, Freyherr von **Schlechta, Stern, Thorn, Waller, Weiß** und **Weſely**.

Es wird in dieſen Beyträgen durchaus nichts Unwürdiges gebothen, und viele der dargereichten Gaben verdienen Aufmerkſamkeit und Würdigung. Dahin rechnet Ref. zuvörderſt die Zueignung (von Weiß), zu Wallenſteins Charakteriſtik (von Gräffer), die Wellen (von Millauer), die Wanderung von Maria-Zell nach dem Hochſchwab (von Herrmann), und die Idylle: der hohe Ackermann (von Weſely). Es iſt zu hoffen, daß die Theilnahme des Publikums an dieſer Schrift die Herausgeber in den Stand ſetzen werde, in den folgenden Bänden derſelben nach jenem möglichen Grade von Vervollkommung zu ſtreben, welcher jene Theilnahme allein unterhalten, und ſo dem Ganzen ſeine Exiſtenz ſichern kann.

In typographiſcher Hinſicht iſt das Buch mit einer ſeltenen Eleganz ausgeſtattet (das Titelkupfer, welches in das Gebieth der Mittelmäßigkeit gehört, abgerechnet). Es gehört in dieſer Hinſicht zu den gefälligſten Erſcheinungen der neueſten Zeit, und dürfte eine Zierde jedes Bücherſchrankes bilden.

— dm —

Die Muſe. Monatſchrift für Freunde der Poeſie und der mit ihr verſchwiſterten Künſte. Herausgegeben von F. Kind. Zweyten Bandes drittes Heft. Juny, 1821. Leipzig bey Göſchen.

Ein ausgezeichnet ſchönes Gedicht: Frühlingsliebe (von Louiſe Brachmann), eröffnet dieſes Heft. Es iſt zu lang, um hier Auszuge daraus mitzutheilen (77 Stanzen); aber wir dürfen verſichern, daß es aus der Tiefe eines wahrhaft poetiſchen Gemüthes hervorgegangen, in ſchönen, wohlklingenden Verſen ausgeſprochen, jedem gebildeten Leſer Vergnügen gewähren wird.

Deſto größere Langeweile hat Ref. das zweyte Stuck dieſes Heftes, eine Abhandlung des Herrn Karl Förſters über Markgraf Heinrich von Meiſſen, als Minneſänger und Forderer deutſchen Minnegeſangs, gemacht. Der hiſtoriſche Theil der Abhandlung bietet indeß manch Intereſſantes, aber die mitgetheilten Probeſtucke des »Minnegeſanges« ſind zum Todtwerden ſchön. Es kann indeſſen nicht fehlen, daß auch dieſer Theil der Muſe Leſer finden wird, obſchon das im Jahr 1821 kaum zu glauben iſt. Ref. gehört aber nun einmahl zu jenen, welche der altdeutſchen Poeſie durchaus keinen Geſchmack abgewinnen konnen. Er verkennt zwar keineswegs das tiefe Gemüth, welches ſich in einigen dieſer Gedichte ausſpricht; aber die Rauhheit der Form erſtickt nun einmahl durchaus den Genuß, welchen ihm dieſe Gemüthlichkeit bereiten könnte. Andererſeits gibt es aber Leute, ja ſogar Vereine, welche nichts mehr leſen, was ſpäter als aus dem ſechzehnten Jahrhundert datirt. Das ſind aber, wie man leicht begreift, erwählte ſtarke Naturen. Ref. müßte bey einem ſolchen Probeſtück unterliegen; er hat indeſſen den Troſt, die Mehrzahl der literariſchen Welt auf ſeiner Seite zu ſehen, und kennt ſehr achtbare Literatoren, welche meinen, daß ein Menſch, welcher einmahl Dante's und Taſſo's himmliſche Laute vernommen, und nach dem Umſchwunge, welchen deutſche Sprache und Literatur genommen, ſeinen Geiſt an den herrlichſten Schöpfungen dieſer Sprache genährt habe, unmöglich mehr dahin zu bringen ſey, altdeutſche Gedichte für ſchön zu halten. Wir bitten z. B. folgende barbariſche Laute zu hören, welche, wie Herr Förſter verſichert, zu dem Schönſten gehören, was man vernehmen mag:

> Ir zuht vlieher uch ſie geſeit
> Daz zuht vil verre nah u leit
> Des ſwer ich u di eide
> Mit Unzuht habt ihr guoten züh
> Hey zuht vlieher nu fluh, nu flüh!! u. ſ. w.

Ref. muß geſtehen, daß bey dieſem Meer von Wohllaut ihm ohngefähr ſo zu Muthe wird, wie dem Karottenkonig in Hoffmanns Königsbraut, der bey den Vorleſungen des Dichters aus der neueſten Schule vor Bauchgrimmen immer mehr und mehr zuſammenſchrumpft, und endlich ſchleunig entfliehen muß, um das Leben zu erhalten. Er kann alſo keine weiteren Mittheilungen geben, und verweiſt die Leſer, welche ſich ſtärkerer Konſtitution bewußt ſind, an den Genuß der vortrefflichen Poeſie ſelber. Schwächlichen Perſonen aber iſt, ehe ſie ihren Arzt zu Rathe gezogen haben, dieſe Lekture durchaus abzurathen.

Da nächſt der Qual, ſolche Dinge zu leſen, es keine größere gibt, als noch darüber ſprechen zu müſſen, ſo mag es hiermit abgethan ſeyn. Der dritte Aufſatz dieſes Heftes iſt eine von Th. Hell aus dem Engliſchen des Neele überſetzte Unterredung Cromwells mit ſeiner Tochter Marie. Die Ueberſetzung iſt fließend, nur iſt der Aufſatz etwas gar zu fragmentariſch. Herr Hell würde wohl gethan haben, als Einleitung etwas Näheres uber das dramatiſche Werk, woraus er dieſes Fragment entlehnte, mitzutheilen.

Sehr ſchätzenswerthe Bemerkungen über die Voß'ſche Ueberſetzung Shakeſpeares, mit Vergleichungen der Schlegel'ſchen Ueberſetzung, ſchließen das Heft. Der Verfaſſer hat ſich nicht genannt, ſondern bloß a— unterzeichnet.

—dm—

Revue Encyclopédique, ou Analyse raisonnée des productions les plus remarquables dans la Littérature, les Sciences, et les Arts. Paris, au Bureau Central de la Revue encyclopédique. 1821.

Von dieſer gehaltvollen Zeitſchrift haben wir die Monate April und May d. J. erhalten. Die vier Rubriken des Aprilheftes bieten folgende Ausbeute:

I. Mémoires, Notices et Mélanges.

Bericht, der Akademie der Wiſſenſchaften abgeſtattet durch den Grafen von Lacépède, über die Naturgeſchichte der Säugethiere, von den H. H. Geoffroy de Saint Hilaire, Frederic Cüvier, und Charles de Laſteyrie. (Von dieſem Werk erſcheint monatlich ein Heft, im lithographiſchen Inſtitut des Herrn Laſteyrie. Das Heft zu ſechs illuminirten Blättern mit dazu gehörigem Text zu 15 Fr.)

Skizze eines Planes zu hiſtoriſchen Vorleſungen, über den Einfluß der Frauen in den verſchiedenen Jahrhunderten und bey den verſchiedenen Völkern, von Jullien. Ferner zwey Gedichte von demſelben: Le portrait de Clarisse, und Les Femmes et les Fleurs.

II. Analyses d'Ouvrages.

Bemerkungen über das gelbe Fieber; gemacht durch den Doktor Pariſet in Cadix, im Jahre 1819. (Paris, 1820. gr. 4. 144 S., mit kolorirten Blättern. Bey Audot.)

Hiſtoriſch-mediziniſche Monographie des gelben Fiebers, und phyſiologiſche Bemerkungen über die Entwicklung und Fortpflanzung dieſes Peſtübels, geleſen in den Sitzungen vom 6ten Dezember 1819, 17ten April und 19ten Juny 1820 der Académie Royale des Sciences de l'Institut de France, durch Herrn Moreau de Sonnès. (Paris, 1820. Ein Band in Oktav bey Migueret.)

Betrachtungen über die Kriegskunſt, vom Lieutenant-General, Herrn Rogniat (Paris, 1820. Ein Band in Oktav, bey Anſelin und Pochard); und kritiſche Bemerkungen über dieſes Werk, von Herrn Oberſten Marbot (Paris, 1820, bey denſelben). Geſchichtlicher Atlas von Frankreich (erſcheint in monatlichen Lieferungen gegen den Subſcriptionspreis von 15 Fr. bey Desroy in Paris).

Vollſtändige Geſchichte aller Reiſen und Entdeckungen in Afrika, von den früheſten Jahrhunderten bis auf unſere Zeit, von den H. H. Dr. Leyden und Hugh Murray. Aus dem Engliſchen überſetzt von M. A. C. (Paris, 1821. Vier Bände in Oktav, mit Atlas in 4to, bey Arthur Bertrand. Preis 30 Fr.) Europa und Amerika nach dem Kongreß von Aachen, von de Pradt. (Paris, bey Bechet. Zwey Bände in Oktav. 1821.)

Europa im Mittelalter. Aus dem Engliſchen des Hrn. Hallam, überſetzt von den H. H. Dudouit und Borghers. (Erſter Band, enthält die Geſchichte Frankreichs von Chlodowig bis zum neapolitaniſchen Feldzuge Karls VIII. Entſtehung des Feudalſyſtems, und Geſchichte Spaniens bis zur Eroberung von Granada. Paris, 1820, bey Deleſtor-Boulage. Preis 7 Fr.)

Bemerkungen über die Mängel des Syſtemes des öffentlichen Unterrichtes in Europa überhaupt, und in Frankreich insbeſondere, und über die Mittel, ſie zu beſeitigen, von Pottier. (Paris, 1821, bey Arthur Bertrand. Preis 2 Fr. 50 Cent.)

Epiſteln und Gedichte von Viennet. (Paris, 1821. Erſter Band in Oktav, bey L'advocat. Preis 3 Fr.)

III. Bulletin Bibliographique.

Enthält kurze Anzeigen von 114 theils franzöſiſchen, theils ausländiſchen Werken.

IV. Nouvelles Scientifiques et Littéraires.

Enthält wiſſenſchaftliche Nachrichten aus Europa, Aſien, Afrika und Amerika. —

Im Mayhefte werden folgende Gegenſtände beſprochen:

I. Mémoires, Notices et Mélanges.

Ueber die neueſten elektro- magnetiſchen Erfahrungen, von Ampere.

Ueber die Abſchaffung des Sclavenhandels von, Babey. Epiſtel an Viennet vom Grafen von Neuſchateau, und Viennets Antwort darauf.

II. Analyses d'Ouvrages.

Der Spiegel des Leibes, ein Werk über Anatomie, Medicin und Therapeutik, von Chani-Zadeh. (Konſtantinopel, 1820, merkwürdig als das erſte türkiſche Werk über die Wiſſenſchaften, welches in der Türkey erſchien.) Vollſtändige Abhandlung über die Mechanik, von Borgnis. (Paris, 1818 — 1820. 8 Bände in 4to. mit Kupfern, bey Bachelier.) Unparteyiſche Prufung der neuen Anſichten von Hrn. Robert Owen, und ſeines Etabliſſements in New-Lanark in Schottland, von Macnab, aus dem Engliſchen überſetzt von Ladebat. (Paris, 1821. Erſter Band in Oktav, bey Treuttel und Würtz.) Ueber das Induſtrial-Syſtem, von Saint-Simon. (Paris, 1821. Erſter Band in Oktav, bey Renouard.) Ueber die Todesſtrafe, von Heiberg. (Chriſtiania in Norwegen, 1820, bey Grondahl.) Ruſſiſche Anthologie, von Bowring. (London, 1821.) Erklärung einer ägyptiſchen Urkunde auf Papyrus von Böckh. (Berlin, 1821.)

III. Bulletin Bibliographique.

Enthält Anzeigen von ſechs und neunzig franzöſiſchen und ausländiſchen Werken.

IV. Nouvelles Scientifiques et Littéraires.

Enthält wiſſenſchaftliche Nachrichten aus Europa und Amerika.

Dieß iſt es, was dieſe beyden Monathefte dieſer von einer Geſellſchaft der ausgezeichnetſten franzöſiſchen Literatoren beſorgten Zeitſchrift biethen. Die Aufſätze ſind größtentheils gediegen und werthvoll; eine Bemerkung wollen wir hier aber um ſo weniger unterdrücken, da wir wiſſen, daß das Converſationsblatt von den Gelehrten der Revue encyclopédique geleſen wird, und ſie ihnen alſo gewiß zu Geſicht kömmt. Dieſe Bemerkung betrifft die gränzenloſe Nachläßigkeit, welche ſich Hr. Golbery, welcher die Anzeigen der deutſchen Werke beſorgt, rückſichtlich der deutſchen Orthographie erlaubt. Man findet keine einzige fehlerfrey, ja faſt ſo viele Fehler als Zeilen. Die Geringſchätzung (um nicht zu ſagen die Unwiſſenheit) unſerer transrhenaniſchen Nachbarn bey allem was deutſch iſt, überſteigt allen Glauben. Was ſoll man von der Kritik eines Werkes denken, wenn der Rec. nicht einmahl den Titel der Werke gehörig leſen kann?' So finden wir zum Beyſpiel: die Herrmanns-Schalcht von Tappe angezeigt, Eröſtnugsrede der ſchweizeriſchen Geſellſchaft ꝛc., Eröſtnugsrede von Zollikofer ꝛc., Signatur des Zeſtalles (Zeitalters) in Schlegels Concordia, Ein Dutzend kurzer Lebensgeſchichte junger Heiliger, und Heiliginner, Nachrichten aus Neuſahl (Neuſohl) und Könisberz (Königsberg) u. ſ. w. In einer ſo gehaltreichen Schrift müſſen dergleichen Uebelſtände um ſo unangenehmer auffallen, da ſie bey geringer Achtſamkeit ſo leicht zu vermeiden ſind; die Beachtung dieſer Erinnerung dürfte dem Journal, deſſen Werth man in Deutſchland gern anerkennt, zum offenbaren Gewinne gereichen. — dm —

Steyermärkiſche Zeitſchrift. Redigirt von den HH. J. v. Kalchberg, J. von Theinfeld, Dr. L. von Veſt, und Dr. J. G. Appel. Herausgegeben vom Ausſchuſſe des Leſevereins am Joanneum zu Grätz. Erſtes Heft. Grätz 1811. Im Verlage der Direktion des Leſevereins am Joanneum.

Von dieſer Zeitſchrift, einem vielverſprechenden Inſtitute, einem neuen erfreulichen Gewinn, welchen die Steyermark dem ſegensreichen Joanneum zu danken hat, iſt nun endlich das erſte Heft erſchienen. Da das Werk nun einmahl im Gange iſt, ſo darf das Publikum dem Erſcheinen des zweyten und dritten Heftes (jährlich ſollen drey bis vier Hefte herausgegeben werden) baldigſt entgegen ſehen. Wir beeilen uns um ſo mehr, eine Anzeige dieſer Zeitſchrift mitzutheilen, da dieſelbe vielleicht nicht ſo ſchnell, als ihr Gehalt es verdient, in den Provinzen verbreitet werden dürfte, indem der größte Theil der 1200 Exemplar, aus denen die Auflage beſteht, bereits durch die Subſcribenten vergriffen iſt.

Albert Muchar (Kapitular, Profeſſor der orientaliſchen Sprachen und des ſämmtlichen Bibelſtudiums, Bibliothekar und Archivar im Stifte Admont) eröffnet dieſe Zeitſchrift mit ſeiner vortrefflichen Abhandlung über das altceltiſche Norikum auf die würdigſte Weiſe. Dieſer herrliche Aufſatz ſoll zugleich als Einleitung zu den »Annalen Admonts,« womit Hr. Muchar die gelehrte Welt zu erfreuen verſpricht, dienen. Der verdienſtvolle, tiefe Geſchichtsforſcher hat dieſen höchſt wichtigen, bisher ſo ſpärlich bearbeiteten Gegenſtand mit einem Fleiß, einem Aufwand von hiſtoriſcher Gelehrſamkeit behandelt, welche den lebhafteſten Beyfall und die innigſte Theilnahme der ſtrengſten Hiſtoriker aufregen wird. Wir ſehen der Fortſetzung dieſer Forſchungen des Hrn. Muchar (welche in den nächſten Heften verſprochen wird) über eine in vielfacher Beziehung ſo wichtige als anziehende Materie mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit entgegen.

Der gelehrte Steyermärker, Hr. Hofrath von Hammer, theilt unter dem Titel: Erklärung der perſiſchen Cylinder und gegrabenen Steine im Joanneum, ſehr intereſſante Aufſchlüſſe über dieſen Gegenſtand mit. Die ausgezeichneten, von Europa anerkannten Verdienſte und tiefen Kenntniſſe des Hrn. von Hammer im Fache orientaliſcher Literatur und Kunſt, verbürgen die Gediegenheit dieſer Mittheilungen.

Hr. Ritter J. von Kalchberg lieferte: Die Grafen von Sonnenberg. Der geſchätzte Hr. Verfaſſer liebt es, das Geſchichtliche mit dem Schmucke der Romantik zu verſchmelzen; in dieſer Hinſicht dürfte ſein gegenwärtiger Aufſatz vor den rein hiſtoriſchen gediegenen Ausarbeitungen Muchars, welchen er hier zur Seite ſteht, weit zurück treten müſſen. Er eignet ſich eher für Frauenzimmerlektüre. Doch darf die Steyermark nie vergeſſen, daß Hr. von Kalchberg einer der Erwecker und thätigſten Beförderer der ſchönen Literatur Steyermarks iſt; daß mancher, in dieſer Hinſicht wohlverdiente Lorber ſeine Schläfe ſchmückt, und ſie muß es daher mit Dank erkennen, daß der, als Menſch und Staatsbürger, wie als Dichter gleiche Achtung verdienende Mann es nicht verſchmäht, bey ſeinen überhäuften Geſchäften auch noch thätigen Antheil an dem literariſchen Umſchwunge ſeines Vaterlandes, und dem Gedeihen einer Zeitſchrift, deren Thätigkeit die wichtigſten Reſultate biethen dürfte, zu nehmen.

Hr. Karl Schmutz theilt einen Artikel aus ſeinem nächſtens erſcheinenden »Hiſtoriſch-topographiſchen Lexikon der Steyermark«: Die Mur, als Hauptfluß der Steyermark, mit *). Dieſer Artikel, welcher ſchon an und für ſich, durch ſein topographiſches Intereſſe, Aufmerkſamkeit erregen dürfte, wird um deſto bedeutender erſcheinen, wenn man das über dieſen

---

*) Ref. hat in dieſem Blatte in dem Aufſatze: der Steyermärker, Karl Schmutz, bereits auf dieſes wichtige Werk aufmerkſam gemacht.

Gegenſtand bisher Geſagte in Kindermanns Repertorium, Cäſars Staatengeſchichte, in der Terrainslehre von Gomez, in Benditſch, Sartori's und des Freyherrn von Lichtenſtern Werken kennt, oder damit vergleicht. Es kann nicht fehlen, daß durch dieſes Bruchſtück die vortheilhafteſten Begriffe für das Werk ſelbſt erregt werden müſſen.

Hr. Anker, Profeſſor am Joanneum, gibt Bemerkungen über zwey Syſteme, die mineraliſchen Naturprodukte zu ordnen, und ihre Nomenclatur. Der Hr. Verf. deckt hier mit Sachkenntniß und anſtändigem Tone einige nicht unbedeutende Mängel des Karſten'ſchen und Werner'ſchen Mineralſyſtems auf. Die Gründlichkeit und beſcheidene Mäßigung dieſes Aufſatzes, welcher dem, ſich auf äußere Kennzeichen ſtützenden Mohs'ſchen Syſtem das Wort ſprechen zu wollen ſcheint, iſt lobenswerth. (Hr. Anker iſt ein Schüler von Mohs, und deſſen Nachfolger in der Cuſtodie am Joanneum.) Dieſer Aufſatz iſt für die Steyermark um ſo wichtiger, da die Vorleſungen über Mineralogie nach Mohs gehalten werden, die Mineraliensammlung am Joanneum, dieſer ungeheure Schatz, nach deſſen Syſtem geordnet iſt, und man daſelbſt feſt entſchloſſen ſcheint, dieſes Syſtem, welches ſeiner Natur nach eine größere Verbreitung der Wiſſenſchaft zu begünſtigen ſcheint, vor allen andern beyzubehalten.

Hr. Profeſſor J. Kudler lieferte der Zeitſchrift einen ſchätzenswerthen Aufſatz: Steyermarks Volkszahl in den Jahren 1819 — 1820, nebſt vergleichenden Rückblicken auf frühere Jahre. Dieſer Aufſatz iſt in ſtatiſtiſcher Hinſicht ſehr beachtenswerth, und mit lobenswerthem Fleiße ausgearbeitet. Ein beſonderes Intereſſe geben ihm die Parallelen mit andern Ländern, mit welchen er häufig durchwebt iſt. Man erſieht, daß die im Jahre 1805, aus 836,257 Seelen beſtehende Bevölkerung im Jahre 1815 auf 763,820 herabgeſunken war, bis zum Jahre 1820 aber wieder um 14,106, alſo auf 777,926 geſtiegen iſt. (Ref. kann hinzu fügen, daß ſich die Bevölkerung, nach der Konſcriptionsliſte des Jahres 1821, abermahls um mehr denn 6000 Seelen gehoben habe.)

Den Schluß des Heftes machen einige vom Hrn. Profeſſor Anker mitgetheilte Notizen über den in Steyermark vorkommenden Chromeiſenſtein; man erſieht daraus, daß die Steyermark auch die Entdeckung des Fund- und Anbruchortes dieſes als Farbmaterial im techniſchen Gebrauch ſo nützlichen Minerals den unermüdeten Forſchungen ihres erhabenen Wohlthäters, Sr. kaiſ. Hoheit dem Erzherzoge Johann zu danken hat.

Dieſes iſt nun die Ueberſicht deſſen, was das erſte Heft dieſer Zeitſchrift biethet. Der Nutzen, welchen dieſes Inſtitut, wenn es kräftig auf ſo betretenem Wege fortſchreitet, verbreiten kann, wie es zur Veredlung des Volkes, zur Kenntniß des Vaterlandes wirken kann und wird, iſt einleuchtend; wer ſollte daher dem ſchönen Werke nicht volles Gedeihen wünſchen?

Das Aeußere der Zeitſchrift iſt anſtändig, dem inneren Gehalte, der Würde des Ganzen, der Anſtalt, aus welcher ſie hervorging und auf welche das Land mit Liebe und Segen ſieht, angemeſſen. Leider ſind Druckfehler, z. B. Omuſd (ſtatt Oemuſd) pag. 75, Abtvordern (ſtatt Altvordern) pag. 81 u. ſ. w. nicht ſorgfältig genug vermieden.

Es dürfte hier auch der Ort ſeyn, vorläufig anzuzeigen, daß von den Verhandlungen und Aufſätzen der in ihrem ſegensreichen nützlichen Streben raſtlos thätigen k. k. Landwirthſchaftsgeſellſchaft in Steyermark bereits ſechs Hefte, begleitet von mehreren Kupferſtichen und Steindrücken, erſchienen ſind; nächſtens gedenkt der Unterzeichnete dieſe Hefte im Converſationblatte ausführlich zu beſprechen.

F. C. Weidmann.

Die neueſten Gemählde des Cuſtoden der k. k. Gemähldegallerie im Belvedere, Karl Ruß.

Seit jener kurzen Zeit, als in dieſen Blättern der letzten Werke dieſes raſtlos fleißigen Künſtlers erwähnt ward, hat er abermahls drey vorzügliche Gemählde verfertigt, welche der Gegenſtand dieſes Aufſatzes ſind.

Das größte derſelben, eine ungemein reiche, hinſichtlich der darinnen entwickelten Elemente, vielleicht die phantaſiereichſte Kompoſition des biedern Künſtlers, gehört der ungariſchen Vorzeit an. Es ſtellt den Palatin Gara, und den kühnen Blaſius Forgacz, die Königinnen Maria und Eliſabeth vor dem Anfalle der ſtolzen Horwathe bis zum Tode vertheidigend, dar. Eine weitläufigere, Raum und Zweck dieſer Blätter überſteigende Entwicklung dieſes intereſſanten hiſtoriſchen Momentes finden die Leſer in dem hiſtoriſchen Taſchenbuche der Freyherren von Hormayr und Mednyansky für 1820, in dem Aufſatze: Maria, Königinn von Ungarn (pag. 10, 11). Die Kompoſition dieſes Bildes iſt herrlich. Gara's kräftige Geſtalt tritt vor allen hervor, er ſteht im Mittelpunkt des Gemähldes, den von zwey weißen, ſich durch Verwundung in Wuth gebrachten, hochbäumenden Pferden gezogenen Wagen der Königinnen ſchirmend; Forgacz liegt bereits todt zu Boden geſtreckt, und ein den Hohlweg heraufkriechender Söldner der Horwathe ſchlingt eben einen Strick um Gara's Füße, um auf dieſe Weiſe den Helden, welchem ſie ſich nicht zu nahen getrauen, zu fällen. Das Kolorit iſt meiſterhaft. Das Beywerk, die Landſchaft u. ſ. w. mit dem äußerſten Fleiße gearbeitet, die Wirkung des Ganzen höchſt ergreifend. Es iſt ein herrliches Gemählde.

Auf dem zweyten Bilde, ebenfalls einer Erinnerung aus der ungariſchen Vorzeit geweiht, behandelte der Künſtler den durch unſere hochverehrte Caroline Pichler und den zu früh hingeſchiedenen Schrökinger auch bereits im Liede gefeyerten Gegenſtand der Entſtehung des Nahmens der Corviner. Wir dürfen daher bey unſern Leſern ebenfalls die Bekanntſchaft des hiſtoriſchen Theiles des Gemähldes vorausſetzen, und uns beſchränken, über die mahleriſche Darſtellung des Momentes zu ſprechen. Auch dieſe iſt, wie bey dem eben erwähnten Bilde, ausgezeichnet in Kompoſition und Kolorit. Die Liebe, womit der Künſtler an ſeinen hiſtoriſchen Darſtellungen arbeitet, ſpricht ſich in jeder neuen Schöpfung ſeines Talentes auf die erfreulichſte Weiſe aus.

Das dritte Gemählde endlich iſt der öſterreichiſchen Vorzeit angehörig. Als Herzog Leopold der Glorwürdige endlich erkannte, ſein Streben, ſein vergoſſenes Blut, kurz, alles ſey vergebens angewendet, dem theuren Bruder (Friedrich dem Schönen) Deutſchlands Kaiſerkrone zu erringen, da floh er in tiefer Schwermuth nach Straßburg. Hier erblicken wir den Fürſten, in Trauer verſenkt, bey einem Feſte, worin alles aufgebothen wird, ſeinen Trübſinn zu verſcheuchen. Aber umſonſt umgaukelt ihn der tanzende Reigen der ſchönſten Jungfrauen; umſonſt biethet der zu ſeinen Füßen ſitzende luſtige Rath (eine höchſt charakteriſtiſche Geſtalt) ſeine Scherze auf; Leopolds Gedanken ſind bey dem theuren Bruder, und nichts vermag ihn zu tröſten. Dieß iſt der ſinnig aufgefaßte, mit aller Gluth der Kunſt und einer zauberiſchen Farbengebung dargeſtellte Moment, welchen uns das herrliche Bild zeigt. Einen beſondern Reiz gewann es für Ref. noch dadurch, daß der Künſtler in einem, der den Herzog umſtehenden Männer die Züge eines ihn mit beſonderer Zuneigung umfaſſenden, uns allen theuren Gelehrten verewigte; dieſer zarte Beweis ſeiner Achtung für einen Mann, welcher an der Entwicklung ſeines ſchönen Talentes, und an der Richtung, welche daſſelbe nahm, nicht geringen Antheil hat, iſt ein wohlthuender Beweis ſeines biedern Charakters, ein Beweis, daß er nicht nur die Kunſt, ſondern auch das Gemüth der altdeutſchen Meiſter im Buſen trage.

Dieſes ſind nun die neueſten Werke des Künſtlers, Werke, welche wir um ſo lieber beſprechen, da ſie den Beweis geben, mit welcher Beharrlichkeit derſelbe auf dem betretenen Wege fortſchreitet. Ruß iſt einer von den wenigen Glücklichen, welche ihren Beruf klar und freudig erkennen; da iſt kein Schwanken, kein Zagen, kräftig ſchreitet er einher, ſeine ſchönen Kräfte einem ſchönen Ziele weihend. Welcher Oeſterreicher, dem das Herz auf dem rechten Orte ſitzt, wurde ihm nicht ein freudiges: Glück auf! zurufen? — bm —

Redacteur, Drucker und Verleger wie bey dem ganzen Blatte.

Conversationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

71.

(Wien, Mittwoch den 5. September.)

Zur Geſchichte des Bartes.

Barba virum facit. Mag nun dieſer Eingang als Zueignung, als Motto oder als Thema genommen werden, ſo glaube ich damit deutlich zu ſagen: daß das Nachfolgende weder für die Schönen, noch überhaupt für Unbärtige geſammelt, geſchrieben und gedruckt wurde.

Es hombre da barba, ſagen die Spanier, und bezeichnen damit einen muthvollen, fähigen, ſtandhaften und beredten Mann. Herkules, Bachus und Agamemnon mit ihren Bärten beweiſen, daß die Spanier nicht Unrecht haben, und daß an dem Barte doch etwas mehr ſeyn müſſe, als ein Büſchel ſchwarzer, grauer oder rother Haare. Dem Barte des Diomedes, Ulyſſes, Priamus und Hector verdankt Homer unſtreitig mehr als einen wohlklingenden Spondäus.

Der Bart blühte, wenn ich ſo ſagen darf, in den Zeiten des Heroismus; wir finden ihn bey Heſiod, Virgil und Pindar.

Alexander der Große ließ vor der Schlacht bey Arbela ſeinen Soldaten den Bart abnehmen, und dieſe militäriſche Maßregel war das Signal zu einer wichtigen Revolution im Syſteme des Bartes. Einige junge Athener machten nun alſobald ein geſchorenes Kinn zur Mode; man denke nur an Alcibiades weiches, niedliches Kinn. Hier hätte ich ſo gern eine Kupfertafel beygelegt; aber ich muß dieſe ſo nöthigen Behelfe und Belege einer Geſchichte bis zur vollſtändigen und geordneten Ausarbeitung der vorliegenden Geſchichte aufbewahren.

Die Römer, die mit ihrem Barte ihren Muth, ihre Macht und Größe bewahrten, raſirten ſich erſt mit dem Jahre 454, dem Jahre der Gründung ihrer Republik; ſie trugen alſo durch vier Jahrhunderte Bärte.

Scipio führte die Gewohnheit ein, ſich alle Tage zu barbieren.

Jünglinge! die ihr in unſerer Zeit mit gewagter Hand die Bartſenſe ſo leichtſinnig über euer Geſicht gleiten, und höchſtens einige Büſchel ſtehen laſſet, womit ihr die Sitte alter Zeit nachäffet, laſſet es euch recht in den Bart ſagen, wie viel umſtändlicher, feyerlicher die Alten in der wichtigen Angelegenheit des Bartſcherens verfuhren.

Der Römer, wenn er zwey und zwanzig Jahre alt war, und der untere

Theil ſeines Geſichtes anfing, ſich mit einigen Härchen zu bronciren, opferte dem Äſculap, und ließ ſich ſodann nur unter großen Ceremonien barbieren. Die ſonach gefallenen Halme wurden ſorgfältig in einer goldenen oder ſilbernen Büchſe verſchloſſen, und den Göttern geweiht. Nero opferte ſeinen erſten Bart dem Jupiter Capitolinus, ſo ſagt es Suetonius.

Mit neun und vierzig Jahren barbierte der Römer ſich nicht mehr. Nun wurde der Bart ein Symbol des Alters, der Weisheit und Würde.

Adrian ließ ſich freylich auch einen recht buſchigen Bart wachſen, aber nicht des erwähnten Symbols wegen, ſondern weil er einige Narben auf dem Kinne hatte; aber ſoll mich das irre machen? wird die Ausnahme nicht mit der Regel geboren?

Unter der Regierung Conſtantins hatten die Bärte keine glänzende Epoche, bis Heraklius auftrat, und mit ihm der Bart ſeine alte Würde errang.

Bis hierher glaubte ich nun die Geſchichte des Bartes der Alten, und eigentlich meinen Zettelkaſten erſchöpft zu haben, als da auf einmahl mein Freund, der Athen beſſer kennt als Wien, und den Weg, welchen Anacharſis verfolgte, ausführlicher wußte, als den eines heutigen Feſtzuges — in mein Zimmer trat, nach dem Aufſatze meines Aufſatzes griff, ihn las, und — lächelte. Schon wollte ich dieſes Lächeln als ein Zeichen ſeines Wohlgefallens deuten, als er zu lachen anfing. Ich ſtutzte und dachte, ob ich denn vielleicht gar etwas Komiſches geſchrieben hätte? als er ganz trocken herausplatzte: »Biſt du etwa ſchon zu Ende? das könnte um Vieles vollſtändiger ſeyn.«

Wie ſo? fragte ich, und dieſe zweyſylbige Frage war genug, um ihn zur Rede anzuſpornen, worauf dann der Fluß ſeiner Rede, den ich alſogleich in mein Bette zu leiten wußte, ſich folgendermaßen ergoß:

Gleich am Eingange hätteſt du, ſchmollte er, die ſchönen Verſe citiren können, die Homer auf den ſchönen, langen Bart Neſtors ſchrieb, welcher einem Walde verſilberter Eichen glich, deren Gipfel der Wind bewegte

Wo blieb Julianus, der Philoſoph, der die Bartſcherer von ſeinem Hofe verjagte, weil er ſie für Spione, Lügner und Unterhändler hielt?

Wo der alte Tyrann von Syrakus, Dionyſius, der ſich den Bart mit Muſchelkalk wegbeitzen ließ?

Hätteſt ja auch der Könige von Perſien erwähnen können, welche nach Chryſoſtomus ihren Bart in mehrere Zöpfe theilten, die ſie ſpäter mit Goldfäden durchflochten; des Horaz, der unter einem recht wüſten Barte die größten Dichter- und Philoſophen-Talente ſuchte; des Theopomp, der funfzig Jahre vor Alexander ein ganzes Kapitel ſeiner Geſchichte den Annalen des Bartes widmete.

Und endlich — das endlich that mir wehe — haſt du vergeſſen, daß der Bart einem Reiche, einer hiſtoriſchen Epoche, einem großen Volke den Nahmen gab? Die Longobarden (Longobardi, Longobarbati) ſind ja doch Männer mit langem Bart?

Nur fort, nur fort, ſagte ich; das wird einen tüchtigen Artikel geben — dachte ich.

Nach Strabo haben die Gymnoſophiſten die größte Zeit ihres Lebens mit der Pflege ihres Bartes zugebracht. Das Volk verehrte ihren Bart, und die Weiber küßten ihn, ſobald ihnen ein ſolcher zu Geſichte kam.

Die Abanten, ein kleines Volk auf der Inſel Euböa, trugen einen Knebelbart, und auf dem ſonſt ganz nackten Kopfe hing vom Scheitel ein Zopf herab.

Bey den Chineſen iſt ein langer Bart von vorzüglichem Werthe, ohne Bart kann man kein Mandarin ſeyn.

Bey den Tartaren iſt die Pflege des Bartes das zweyte und längſte Kapitel ihres National-Evangeliums, und der reiſende Kingſon erzählt, daß ſie beſtimmte Tage feyerten, an welchen der Bart abgeſchnitten, Tage, wo er gekämmt, und wieder andere Tage, wo er gekräuſelt wurde.

Vergebens haben die Perſer, die Freunde und Nachbarn der Tartaren, und in Hinſicht religiöſer Gebräuche ihre Brüder, ſich gegen das Tragen der tartariſchen Knebelbärte erklärt. Da ſie ſich dieſer Gewohnheit nicht unterziehen wollten, wurde ihnen mit Krieg und gänzlicher Zerſtörung gedroht. Der Krieg dauerte zehn Jahre, und die vormahlige Freundſchaft iſt bis jetzt noch nicht hergeſtellt.

Bey den Türken iſt der Bart ein Zeichen beſonderer Würde und Hoheit; man ſpaßt nie über den Bart, dieß hieße mit der Ehre ſpaßen. Lieber die Schnur, als ſich den Bart abnehmen! Ein raſirtes Kinn iſt ihnen die größte Schmach.

In einigen Gegenden der Wallachey ſchneidet man zum Zeichen der Trauer den Bart ab, zum nämlichen Zeichen laſſen ihn die Griechen wachſen. Dieſes Kapitel hat Montesquieu in ſeinem Esprit des lois vergeſſen.

Die Celten, Teutonen, Franken, Sachſen, Germanen, Gothen, Weſtgothen, Alanen, Schwaben, Vandalen, Picten und Burgunder trugen Halb- und Knebelbärte.

Von Attila erzählt die Geſchichte, daß er, weil er ſich fürchtete von Merove angegriffen zu werden, und ihn hintergehen wollte, ihn um die Erlaubniß bat, ſeinen Bart berühren zu dürfen, welcher Akt alſo ein Zeichen der Verehrung und Freundſchaft war.

Was war das Panier des franzöſiſchen Urvaters Hugo Capet, unter welchem ſeine Truppen gegen Herzog Karl von Lothringen anrückten? was war der Federbuſch, den die Seinigen im Kampfe nicht aus dem Geſichte verloren? was war die Fahne, unter welcher die Streitenden ſich wieder ſammelten? wer war der Führer der Braven, der Stern des Ruhmes? Ein Bart war es, Hugo Capet's Bart!

Und Hugo Capet's Bart war es, bey dem mein Freund, dieſe Fundgrube der Bartgeſchichte, plötzlich ſtehen blieb — eigentlich aber mich plötzlich mit dem ſüßen Verſprechen verließ, mir noch einige Daten nachzuſchicken.

Nun bedecken hiſtoriſche Materialien über den Bart meinen Tiſch, meine Feder kann beynahe nicht mehr nachkommen, mein Kopf vermag ſie nicht mehr zu ordnen, und mein eigener Bart, auf deſſen Pflege ich ſeit mehreren Tagen vergaß, droht mir meinen ganzen Aufſatz zu verwiſchen.

Da liegen die Blaubärte und Rothbärte um mich herum, und ich kann ſie in kein Fach mehr ſchieben. Seit dem Miſopogon des Julianus Apoſtata bis zu der Pogonomie (Paris, 1811); ſeit dem ſchmutzigen Barte des unſaubern Diogenes, bis auf Kingsbury, der in ſeiner Abhandlung über den Bart und die Barbiermeſſer die Methode lehret, wie man ſich einen blauen Bart machen könne; ſeit den Concilien, die über den Bart entſchieden, bis auf unſere ſeligen Backenbärte und neu gebornen Knebelbärte häufen und drängen ſich Geſchichtsdaten, Abhandlungen, Erzählungen, Gloſſen und Citationen, daß es mir ganz bunt vor den Augen geht.

Aus dieſem Wirrwar leuchtet mir die ſchönſte Epoche der Knebelbärte hervor. Sie war unſtreitig jene von 1630 bis 1670. Ein Schriftſteller ad usum juventutis, ſchrieb in einem Werke über die Erziehung (1640) folgende Zeilen, welche an allen Haarkräuslerladen zu prangen verdienten: »Ich hege eine gute Meinung von jungen Herren, welche ſich Mühe geben, einen ſchönen Knebelbart zu haben; die Zeit, die ſie auf ſeine Pflege verwenden, iſt wahrlich nicht verloren, wenn man bedenkt, daß während derſelben das Gemüth mit männlichen und muthigen Gedanken genährt und erhöht wird.« Nach dieſem iſt es leicht begreiflich, warum Bouteville, bevor er ſein Haupt dem Henker darbot, noch an ſeinen Knebelbart griff.

Auch die Kirchengeſchichte belehrt mich, daß Papſt Hildebrand der Erſte war, welcher den Prieſtern Bärte zu tragen verboth, daß andere Päpſte ihn ſelbſt trugen, und auch erlaubten, den Ewigen mit einem Barte zu mahlen.

Da liegt noch ferner der elegante Mignonbart Heinrichs III., der Bart in Fächerform, wie ihn Sully und Concini trugen, die langen und ſteifen Knebelbärte, die Katzenbärte und die Säckchen, in welche ſie in der Nacht geſteckt wurden.

Überhaupt aber habe ich doch herausgebracht, daß im Allgemeinen und von jeher bey den meiſten Völkern der Erde der Bart als eine Zierde des Mannes angeſehen wurde; daß Moſes den Juden das Scheren deſſelben verboth; daß bey den alten Deutſchen die Beraubung des Bartes eine ſtreng verpönte Schmach, bey den Indianern eine ſchwere Strafe war.

Das gegenwärtig in ganz Europa übliche Abſcheren des Bartes ſchreibt ſich überhaupt von den Zeiten Ludwigs XIII. und XIV. her, die beyde noch ſehr jung auf den Thron gelangten. Damahls ließen ſich die Hofleute und Bürger ſcheren, um ihren Königen ähnlich zu ſeyn; und nach und nach wurde eine Sitte daraus, die immer allgemeiner ward, und die auch ich nicht vernachläſſigen, und mich auf der Stelle barbieren laſſen will.

Gler.

* * *

Der Schwur.

Von Franz, Eduard von Hermann.

Der Sänger ſaß mit trübem Sinn
In einer duft'gen Laube grün.
Das Mädchen ſchlang um ihn den Arm
Und ſchwieg in naher Trennung Harm.

Die Leyer rührt er leiſ' und bang,
Aus der oft ſel'ge Liebe klang —
Jetzt tönte ſie wie Geiſtesgruß
Voll tiefem Schmerz zum Abſchiedskuß.

Und als der Vollmond höher ſtieg,
Der letzte Laut der Leyer ſchwieg,
Der letzte lange Kuß geküßt,
Nach dem wohl manche Thräne fließt:

Da ſprach der Jüngling: »Fern von hier,
Bey meinen Saiten ſchwör' ich's dir,
Sollſt du, Geliebte, du allein
Ihr Lied und ihre Wonne ſeyn!« —

Drauf zog er gen Italien,
Wo viele holde Blumen ſtehn,
Wo manche duft'ge Laube blüht,
Wo manche friſche Lippe glüht.

An jenes Vollmonds heil'ges Licht,
An jene Laube dacht' er nicht,
Nicht an den Ton wie Geiſtesgruß,
Nicht an den langen Abſchiedskuß.

In ihrem fernen Heimathsthal
Weint ſeine Maid im Abendſtrahl,
Indeß zu fremder Reize Lob
Er ſeine Leyer frech erhob.

Er ſtimmet die Saiten hell und fein,
Wie Glöckchen thuen ſie ſo rein,
Er ſinnet auf das ſchönſte Lied,
Das je von ſeinen Lippen ſchied.

Doch als er mit dem erſten Griff
Hervor die ſünd'gen Töne rief,
Da klangen wie ein ferner Schrey
An ſeinem Ohre ſie vorbey.

Der Leyer ſchöner Boden ſprang,
Aus der oft ſel'ge Liebe klang;
Er läßt ſie los, ſie fällt in's Meer,
Das Saitenſpiel tönt nimmermehr.

Meine Gedanken über Dichtkunſt.

Von Dr. Ernſt Raupach.

(Fortſetzung von Nr. 70.)

Die Poeſie iſt gleichſam die Vorhalle, wodurch ſowohl Völker als einzelne Menſchen zum Tempel der Dichtkunſt gelangen. Alle ſogenannten Dichtungen aus den frühern Zeiten der Völker ſind Poeſie, und zwar meiſt wirklich hiſtoriſche Poeſie, d. h., wirkliches Leben, von der Phantaſie nach ihren Geſetzen umgebildet. Unſer Heldenbuch und Nibelungenlied, die Lieder der Edda, und überhaupt die meiſten Gedichte des Mittelalters gehören hierher; die cykliſchen Dichter der Griechen waren gewiß nichts anders, ja die Homeriſchen Geſänge waren es, ehe ein ſpäterer Dichter ſie zu einem wahrhaften Gedichte umarbeitete. Aber die reinſte, ihrem Urſprunge am nächſten ſtehende Poeſie ſehen wir in Oſſians Geſängen: ſie ſind wahre Bruchſtücke aus dem Leben jenes alten Heldenvolkes; nur abgeſpiegelt in den bald wogenden, bald ſanft wallenden Fluthen der Phantaſie. Wie bey den Völkern, ſo auch bey den Einzelnen. Mit wenigen Ausnahmen ſind alle erſten Hervorbringungen eines Dichters immer nur Poeſie; bey den Völkern ſowohl als bey den Einzelnen iſt die Jugendzeit der Poeſie natürlich am günſtigſten, weil alsdann die Phantaſie in ihrer Blüthe ſteht, auf der doch allein die Poeſie beruht. Später entwickeln ſich die höhern Seelenkräfte, und dieß geſchieht bekanntlich immer auf Koſten der Phantaſie. Kultur iſt überhaupt in der Regel der Poeſie zuwider, und will man ſie doch der Natur zum Trotz vereinigen, ſo entſteht daraus jene Zwittergattung, die uns wohl Allen im Apollonius Rhodius, Valerius Flaccus, Statius, in der Henriade u. ſ. w. lange Weile gemacht hat, wo Verſtand oder gar Gelehrſamkeit den Mangel an Phantaſie erſetzen ſoll. Wie? ſollte in einer gebildeten Zeit keine

Poeſie möglich ſeyn? Allerdings iſt ſie auch dann noch möglich: denn es gibt Menſchen von ſo kräftiger Phantaſie, daß ſie auch ſchon geſchmälert durch die Entwicklung der höhern Seelenkräfte dennoch ſtark genug bleibt zu poetiſchem Schaffen. Alsdann geſchieht von zweyen eines: entweder der Menſch iſt begabt mit jener höhern Kraft, die den Dichter macht, und dann wird er dieſes; oder ſie mangelt ihm, und dann bleibt er Poet. Solche Poeten finden ſich in jedem, auch dem gebildetſten Zeitalter, und ſelbſt einer unſerer Zeitgenoſſen hat ſich als ſolcher einen großen Ruf erworben, der Lord Byron. Übrigens ſind auch die Erzeugniſſe wahrer Dichter, in minder günſtigen Zeitpunkten entſtanden, oft nichts denn Poeſien.

Es ließe ſich aus dem bisher Geſagten ſo manche nicht ganz unwichtige Folge ziehen; doch der Zweck, den ich mir bey der Mittheilung dieſer Gedanken vorgeſetzt habe, verbietet mir die weitere Ausführung: nur einige Bemerkungen will ich mir noch erlauben. Alle Menſchen mit lebhafter Phantaſie, und folglich wohl die Hälfte der geſammten Maſſe, ſind geborne Poeten, und nur Erziehung und Lebensumſtände, die ſich ſpäter ihrer bemächtigen, verhindern die Entwicklung dieſer Anlage oder wenigſtens die Erwerbung der zur Darſtellung nöthigen mechaniſchen Fertigkeit. Jedoch die Anlage, d. h., die regſame Phantaſie, bleibt, wenn auch nicht in ihrer erſten Stärke, und will beſchäftigt ſeyn; dieſelbe Anforderung ergeht auch an den ſparſamer Begabten von ſeiner minder lebhaften Phantaſie. Daraus erklärt ſich eine Erſcheinung, die oft dem Gebildeteren auffällt. Die Poeſie findet unendlich mehr Freunde und Bewunderer, als die Dichtkunſt, ja dieſe letztere erwirbt ſich, die kleine Zahl der Geweihten ausgenommen, nur in ſo fern Theilnahme, als ſie auch zugleich Poeſie iſt. Natürlich. Die Dichtkunſt bedient ſich zwar der Phantaſie zur Geſtaltung ihres Stoffes; aber ſie zügelt ſie durch eine andere Geiſteskraft nach höhern Rückſichten, und raubt ihr mithin die Ungebundenheit, in der doch vorzüglich ihre Luſt beſteht. Wie könnte alſo hier die große Zahl phantaſiereicher Menſchen die Befriedigung finden, die ihr das ungebundene Walten der Phantaſie in der Poeſie gewährt? Hierzu kommen noch zwey Umſtände. Erſtens: je freyer die Phantaſie wirkt, deſto lebhafter verſetzt uns das Dargeſtellte in unſere Jugendwelt zurück, und wem iſt nicht eine ſolche Rückkehr erfreulich? Zweytens: faſt jeder Menſch, auch der von der Natur karg begabte, vermag ein Erzeugniß der freyen Phantaſie in ſich aufzunehmen; aber wie Wenigen gelingt dieß mit einem nach höheren Geſetzen geſchaffenen Ganzen! Was findet die Menge an Dichterwerken Erfreuliches? Eben das, was die Phantaſie dazu hergegeben hat. Daher das öftere Reden von ſchönen Stellen, gelungenen Einzelnheiten u. ſ. w. Bemerkungen, die ſtets beweiſen, daß der Sprecher nur den poetiſchen Theil des Kunſtwerks ins Auge faßt, nur dieſen zu würdigen weiß. Zu dieſer Klaſſe der Beurtheiler gehören beſonders die Frauen, denen in der Regel, die freylich auch, wie jede Regel, ihre Ausnahmen leidet, aller Sinn für Dichtkunſt mangelt, und vermöge ihrer Natur mangeln muß; weßwegen auch alle ſchönwiſſenſchaftlichen Erzeugniſſe des ſchönen Geſchlechts nur Poeſie ſind und ſeyn müſſen. Ja man könnte es eine Verirrung der Natur nennen, wenn jemahls eine Frau ein Dichterwerk zu Stande brächte; wiewohl die begabtern unter ihnen ein ſolches Werk mittelſt der Phantaſie und Darſtellung dieſer Verkörperung durch die Rede. Dichten iſt folglich ein Handeln, und unterſcheidet ſich von dem wirklichen und eigentlich ſogenannten Handeln nur durch ſeine Innerlichkeit. Aber der Wille des Staates, ſo wie der der Einzelnen, die Verkettung der Dinge, die ich Schickſal nennen möchte, wenn das Wort nicht ſo ungeheuer gemißbraucht worden wäre, und endlich die Beſchränktheit unſerer Kräfte in der Sinnenwelt ſetzt dem äußern oder wirklichen Handeln Schranken, die das innere nicht kennt. Darum iſt das innere Handeln ein ideales, d. h., ein Handeln mit einer Freyheit, die dem Menſchen in der Wirklichkeit nirgends zugeſtanden iſt. Selbſt der unumſchränkteſte König, der doch auf Erden die größte Möglichkeit hat, ſeine Vorſätze auszuführen, d. h. ſeine Ideen zu verwirklichen, kommt nur dem Dichter nahe, aber niemahls gleich, und der Ausſpruch Schillers:

Drum ſoll der Dichter mit dem König gehen,
Sie Beyde wohnen auf der Menſchheit Höhen!

iſt dahin zu berichtigen, daß der Dichter noch auf einer höheren Stufe der Freyheit ſtehe, als der König.

Nach dieſer Erklärung der Dichtkunſt iſt das erſte Haupterforderniß aller und jeder Dichtung, die unerläßliche Eigenſchaft, die das Werk erſt zur Dichtung ſtempelt, das Daſeyn eines Geiſtigen, welches durch die aufgeſtellte Erſcheinung verkörpert und offenbart werde. Damit iſt auch dem Mannigfaltigen der Erſcheinung Einheit und Abgeſchloſſenheit gegeben, denn eine Idee und ein Gefühl (man verwechſele nicht ein Gefühl mit dem Gefühle) ſind beyde endlich. Ein zweytes Haupterforderniß jeder Dichtung iſt der Einklang des Dargeſtellten, des Geiſtigen, mit dem Darſtellenden, dem Sinnlichen, ſo daß jede Einzelheit des letztern durch das Erſtere bedingt erſcheine, und dem Sinnlichen nichts mangele, was zur Offenbarung des Geiſtigen nothwendig iſt, eine Forderung, die freylich bey der Beſchränktheit alles Menſchlichen bald mehr bald minder befriedigt werden, und die Dichtung bald vollkommner, bald unvollkommner erſcheinen laſſen wird. In dieſer Harmonie des Geiſtigen und des Sinnlichen beſteht die Schönheit, ein Ausdruck, deſſen ich mich nicht ohne einige Scheu bediene; denn wollte jemand dahin gelangen, nicht mehr zu wiſſen, was er bey dem Wort »ſchön« denken ſollte, ſo dürfte er nur alle Erklärungen leſen, die davon gegeben worden ſind. Mich dünkt — denn überhaupt ſpreche ich hier nur meine Anſichten aus, denen ich weit entfernt bin, allgemeine Gültigkeit beyzulegen — mich dünkt, das Schöne iſt kein Gegenſtand des Gefühls, ſondern einzig der Vernunft; es iſt die Eigenſchaft des Sinnlichen, der Vernunft Luſt zu gewähren. Gäbe man mir dieß zu, ſo müßte man auch die Richtigkeit meiner Erklärung der Schönheit eingeſtehen: denn die Vernunft kann ihrer Natur nach an dem Sinnlichen nur in ſo fern Luſt oder Wohlgefallen finden, als ſie darin die Offenbarung eines Geiſtigen erblickt. Ich ſage alſo auch mit Andern, der Zweck der Kunſt iſt die Hervorbringung des Schönen; ja, ich gehe noch weiter und behaupte, das Schöne iſt überall nur ein Erzeugniß des Menſchen und im eigentlichſten Sinne ein Erzeugniß der Kunſt. Man redet daher, nach meiner Meinung, fälſchlich oder doch ſehr uneigentlich von einer ſchönen Natur. Ja, vermöchten wir das Ganze der Natur zu erfaſſen, und den Geiſt zu ergründen, deſſen Offenbarung ſie iſt, ſo würden wir gewiß eine Schönheit finden, vor der die von uns erzeugte verſchwände, wie das Licht der Kerze vor dem Strome des Sonnenlichtes. Das iſt aber nicht der Fall: wir erkennen nur Einzelnheiten des großen Kunſtwerkes, in denen ſich kein Geiſtiges entdecken läßt — wiewohl es in der Teleologie oft genug unglücklich verſucht worden iſt — und die mithin auch nicht ſchön ſeyn können. Indeß läßt ſich jener Sprachgebrauch doch rechtfertigen: wir tragen nämlich ein Gefühl oder eine Idee, welche jene Einzelnheiten in uns erwecken, in ſie zurück, betrachten ſie nun als Ausdruck, als Offenbarung dieſes Gefühls oder dieſer Idee, erheben ſie dadurch gleichſam zu einem Kunſtwerke, und nennen ſie nun allerdings mit einigem Rechte ſchön. Es iſt aber dieſe Schönheit nur eine ſubjektive, und nicht wie in den Werken der Kunſt eine objektive. Aber, könnte man ſagen, würden jene Erſcheinungen ein Gefühl oder eine Idee in uns erwecken, wenn dieſe nicht darin lägen? Ich will nicht läugnen, daß zuweilen eine Verwandtſchaft Statt finden mag, die aber allezeit nur Ahnung bleibt, nicht Erkenntniß wird, was doch bey dem Urtheil über das Schöne durchaus erforderlich iſt; meiſt aber werden dergleichen Anregungen durch ganz fremdartige Urſachen beſtimmt, wie jeden Selbſtbeobachtung in dieſer Hinſicht lehren kann. Doch, ich kehre zu meinem Gegenſtande, zur Dichtkunſt zurück.

Die Dichtkunſt verſinnlicht durch Gebilde der Phantaſie entweder eine Idee oder ein Gefühl; ſie zerfällt alſo, ihrem geiſtigen Elemente nach, in zwey große Zweige: in hiſtoriſche Dichtkunſt, wo Ideen, und in Lyrik, wo Gefühle verſinnlicht werden. Ich beſchäftige mich zuerſt mit der hiſtoriſchen Dichtkunſt, eine Benennung, die ich ſelbſt nicht paſſend finde, deren ich mich aber bediene, weil ich keine neue erfinden will. Drey Momente unterſcheiden wir bey der Entſtehung jedes Dichterwerkes, und alſo auch jedes Werkes der Epik, das Aufſtellen einer Idee durch die Vernunft, das Verſinnlichen derſelben durch die Phantaſie, und das Darſtellen der Verſinnlichung durch die Rede: demnach zerfällt eine Theorie der hiſtoriſchen Dichtkunſt in drey Theile, deren erſter von den zu verkörpernden Ideen, der zweyte von der Verkörperung, der dritte von der äußern Darſtellung dieſer Verkörperung handelt.

Die Idee iſt allerdings das Höchſte in jeder Dichtung, der erzeugende und belebende Geiſt, ohne welchen kein wahres, ſondern nur ein Scheinleben vorhanden ſeyn kann; aber ſie iſt nicht allmächtig; ſie will in die Sinnenwelt treten, und muß ſich alſo den Bedingungen unterwerfen, unter denen allein dieſes Heraustreten möglich iſt. Um erſcheinen zu können in der Sinnenwelt, muß die Idee verkörpert werden: eine Idee alſo, die der Verkörperung nicht fähig iſt, iſt für die Dichtkunſt und für die Kunſt überhaupt unbrauchbar. Welche Ideen ſind nun aber der Verkörperung fähig und welche nicht? Der Menſch iſt nicht Selbſtſchöpfer, ſondern nur Nachſchöpfer; ſeine Phantaſie kann die Elemente ihrer Bildungen nicht hervorbringen, ſie muß ſie aus der Überlieferung der Sinne ſchöpfen, und nur im Trennen und Verbinden, Vergrößern und Verkleinern, kurz im Verändern des Verhältniſſes dieſer Elemente unter einander beſteht ihre Schöpferkraft. Die Phantaſie vermag alſo nur die Idee mit einem Körper zu bekleiden, oder zu verſinnlichen, die ſchon mit den gegebenen Elementen ihrer Bildungen, d. h. mit der Sinnenwelt in Verbindung ſteht; denn keine menſchliche Kraft könnte dieſe Verbindung bewirken, wenn ſie nicht ſchon vorhanden wäre. Welches ſind aber die Ideen, zwiſchen denen und der Sinnenwelt ein natürlicher Zuſammenhang Statt findet? Diejenigen, die ſelbſt der Beobachtung der ſinnlichen Welt ihr Daſeyn verdanken, oder mit andern Worten, es ſind die Geſetze, die wir durch Beobachtung in der Sinnenwelt aufgefunden haben. Aber auch dieſe Beſtimmung bedarf noch einer Einſchränkung. Die Verkörperung der Idee ſoll dargeſtellt werden durch die Rede; die Rede aber wirkt nur in der Zeit, nicht im Raume: folglich kann ſie auch nicht die Bilder der Phantaſie ſelbſt, ſondern nur deren Daſeyn in der Zeit, d. h. ihre Veränderungen und ihr Wirken auf einander, darſtellen, oder mit andern Worten: nur Handlungen ſind darſtellbar für die Rede. Eine Idee alſo, die verſinnlicht werden ſoll, muß ein Geſetz des Wirkens oder Handelns der Sinnenwelt ausſprechen, ein Geſetz des Lebens, das, wenn auch nur ſcheinbar, der Schöpfer ſelbſt durch dieß Leben hat offenbaren wollen. Aber wie wenig wiſſen wir von den Geſetzen des Lebens über den Kreis unſerer Gattung, der Menſchheit, hinaus! es iſt darum auch begreiflich, daß die Dichtkunſt nur Ideen, welche Geſetze des menſchlichen Lebens enthalten, darſtellen kann. So wäre denn die erſte Frage: welche Ideen ſind überhaupt darſtellbar? beantwortet; und dieſe Beantwortung führet uns auch zugleich einen Schritt weiter. Vierfach iſt das Leben des Menſchen nach ſeinen vier Grundverhältniſſen: zum Überſinnlichen oder zur Gottheit, zu ſich ſelbſt, d. h. ſeiner eignen Natur, zu andern vernünftigen Weſen, und zur vernunftloſen Natur. Nach dieſen vier Verhältniſſen kann das menſchliche Leben betrachtet werden, und in jedem finden ſich eigenthümliche Geſetze, welche die hiſtoriſche Dichtkunſt darzuſtellen vermag. Es gibt demnach in Rückſicht der verſinnlichten Idee vier Arten der epiſchen Dichtkunſt. In der erſten, im Epos, werden Ideen dargeſtellt, die ſich auf das Verhältniß des Menſchen zur Gottheit beziehen; in der zweyten, dem Drama, Ideen, die dem Verhältniß des Menſchen zu ſich ſelbſt angehören; in der dritten, dem Romane, Ideen, die auf ſein Verhältniß zur menſchlichen Geſellſchaft Bezug haben; und in der vierten, dem Mährchen, Ideen, die auf ſein Verhältniß zur vernunftloſen Natur gehen. Es verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß ich hiermit kein unverbrüchliches Geſetz aufzuſtellen meine: denn ſo wenig ſich die ſchaffende Natur nach unſern naturhiſtoriſchen Syſtemen bequemt, eben ſo wenig richtet ſich die Schöpferkraft im Menſchen nach allen Regeln der Äſthetik: aber a potiori fit denominatio. Scheinbar könnte man mir die Fabel und die Idylle entgegen ſetzen, als nicht in meiner Eintheilung begriffen und doch offenbar zur hiſtoriſchen Dichtkunſt gehörend; aber dieß Entgegenſetzen wäre eben nur ſcheinbar. Denn, wenn in der Kindheit eines Volkes, wo es dem Dichter noch ſchwer wird, das vielſeitige Weſen des Menſchen zu erfaſſen, er ſtatt deſſen lieber das einſeitige des Thieres oder gar eines Lebloſen zu ſeiner Darſtellung wählt, ſo iſt dieß eine Zufälligkeit des Stoffs, nicht einmahl eine weſentliche Eigenheit deſſelben; denn jene Thiere, Pflanzen, Steine u. ſ. w. ſind nichts, denn einſeitige Menſchen, wie ſie einſt im Morgenlande Götter waren. Noch weniger iſt die Idylle eine beſondere Dichtungsart; denn der ganze Unterſchied beruht darauf, daß ſie den

Stoff aus einem gewiſſen Menſchenkreiſe nimmt. Fabel und Idylle können gleich gut Epos, Drama, Roman und Mährchen ſeyn.

(Schluß folgt.)

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Allgemeiner theatraliſcher Anzeiger. In Frankfurt a. M. iſt die Oper: Das Hirtenmädchen (la bergère chatelaine), mit Muſik von Auber, ohne Erfolg gegeben worden.

In Weimar iſt eine heroiſche Oper, komponirt von dem dortigen Kammermuſikus Götze, betitelt: Alexander in Perſien, mit dem entſchiedenſten Beyfall aufgenommen worden. Sie iſt in einem großartigen Style geſchrieben, die Deklamation zeigt von Gluck'ſcher Schule; dabey iſt ihr ein hoher Grad von Originalität, in Kühnheit nicht abzuſprechen.

Der Komiker Wurm hat in Schleswig Gaſtrollen gegeben; er ſpielte den Matz im Intermezzo, den Pfifferling im Schauſpieler wider Willen, den Schneider im Schneider und Sänger, den Stadtrichter im Bürgermeiſter von Saardam, den Peter im Kapellmeiſter von Venedig, den Schewa im Juden, den Kindlein im armen Poeten und Baldrian im argwöhniſchen Liebhaber.

Das ſeit Kurzem zu Buchareſt unter der Direktion des Hrn. Johann Nicolo-Poulo, eines der reichſten griechiſchen Kaufleute, errichtete Theater macht immer bedeutendere Fortſchritte. Das Perſonal deſſelben iſt neuerlich mit einer Truppe italieniſcher Muſiker vermehrt worden.

Mad. Neumann, die Schöne des Tages, hat nun auch die Hamburger auf und außer dem Theater bezaubert.

Peter der Große und Alexei, Trauerſpiel von Gehe, fand in Leipzig billige Anerkennung.

Der Regiſſeur der Huray'ſchen Geſellſchaft zu Königsberg, W. Ludewig, hat die herrliche Hoffmann'ſche Erzählung: Das Fräulein von Scuderi, in ein Drama verarbeitet, und daſſelbe der Goldſchmid von Paris, oder der Raubmörder betitelt.

Ein erfreuliches Schauſpiel wird den Bewohnern Hamburgs alljährlich unter dem Nahmen Waiſengrün gewährt; nicht ohne innige Rührung habe ich es in verwichner Woche mit angeſehen. Die Waiſenkinder ziehen nämlich in Prozeſſion paarweiſe durch die mehrſten Straßen der großen Stadt; mehrere von ihnen mit Kränzen und Bändern geſchmückt, tragen lange Stäbe, woran ein Beutelchen befeſtigt iſt. — So nehmen ſie alle Häuſer, auch ſelbſt Vorbeygehende in Anſpruch; und die Bewohner, ſelbſt Fremde, verſäumen nicht, durch eine kleine Gabe, Antheil an der Wohlthat dieſer öffentlichen Einrichtung zu nehmen, die einen blühenden Beweis ihrer guten Organiſation abgibt. Die Knaben werden hernach vor dem Thor im Grünen geſpeiſt; und die Hamburger ſtrömen wie zu einer Feyer gekleidet haufenweiſe heraus, um ſich durch den Anblick des aufblühenden Völkchens zu erfreuen, das ohne ihre reiche Fürſorge dem ſchmählichſten Elend anheimgefallen wäre. — So wird dieſer Tag zu einem wahren Volksfeſt, und die alte Sitte dieſer herkömmlichen Umwanderung, ſtatt aufdringlich und bettelhaft zu ſcheinen, bekommt etwas Ergreifendes und Erhebendes. —

Ein aufmerkſamer Wirthſchaftsbeamter in der Neograder Geſpannſchaft macht bekannt, daß man dort in einigen Dörfern aus den Maykäfern ein öhlartiges Fett gewonnen habe, welches man als Wagenſchmiere gebraucht. Die Bereitung geſchieht alſo: Wenn dieſe Käfer ſich ſchwärmend einfinden, ſo ſchickt man ſeine Leute mit beyläufig acht Maß enthaltenden Krügen in die Obſtgärten und Eichenwaldungen, oder in Ermanglung deren in die Wein- und Zwetſchkengärten aus, um ſie dort in dieſe Geſchirre einzuſammeln, welche man, ſobald ſie voll ſind, mit Stroh zuſtopft. Dann wählt man ſich vorzüglich an einem gegen Mittag abhängigen Hügel oder Erhöhung den bequemſten Platz, wo man für die Geſchirre eben ſo viele Löcher oder Räume aushöhlt, die Geſchirre umgekehrt einſetzt, und ſie ſo zur Hand richtet, daß ein anderes Geſchirr von nämlicher Mündung, welches leer und rein ſeyn muß, darunter geſchoben werden kann. Hernach läßt man über das mit Maykäfern gefüllte umgeſtürzte Geſchirr von Hack-, Säg-, Holzſpänen oder Baumreiſig ein Feuer anlegen, welches die Wirkung hervorbringt, daß von den eingefangenen Maykäfern durch den ſtrohenen Stoppel eine Menge Fett oder Öhl in den untergeſchobenen leeren Topf hinabtropfen wird, und darin beſteht der eigentliche Gewinn dieſes Verfahrens. Die Erfahrung hat gezeigt, daß ein Krug von acht Maß, drey Maß Öhl geliefert hat, und daß eine Haushaltung dadurch mit Wagenſchmier auf ein Jahr verſehen war. Wie wohlfeil, wie ſchadenverhütend, folglich wie nützlich iſt die Erfindung, wenn ſie Nachahmer findet.

Die Gummibäume ſind Neuholland eigen und merkwürdig. Der rothe Gummibaum (Eucalyptus resinif) gibt ein rothes, dem Drachenblut ähnliches Gummi, welches man durch Abzapfen aus dem dunkelrothen Safte erhält, und das ſich ganz in Waſſer auflöſt. Der Baum wird ſo hoch, als eine Eiche; das Holz iſt, da es leicht zerſplittert, und dabey ſchwer iſt, nicht ſehr brauchbar. — Der gelbe Gummibaum (Xanthorrea) iſt eines der ſonderbarſten Gewächſe der Erde: der Stamm erhebt ſich anfangs gegen fünfzehn Fuß gerade aufwärts; ſodann läßt er lange, binſenähnliche Blätter herabhangen, und aus ihrer Mitte ſteigt ein einzelner Schuß, zuweilen ſelbſt von zwanzig Fuß Höhe empor, der ſich in eine ſchneckenförmige Ähre, gleich einer Weitzenähre endigt. Aus dem Stamme ſchwitzt ein balſamiſches Gummi, oder vielmehr ein Harz, da es ſich nur im Weingeiſte gänzlich auflöſet. Es erhärtet bald an der Luft. Auf Kohlen verbrannt iſt der Geruch ſehr angenehm, und dem Storax ähnlich. Als Firniß iſt der Nutzen gering, er ſoll aber Bruſtbeſchwerden lindern.

Die ſpaniſche Provinz Havanna (Inſel Cuba) hat nach einer Zählung von 1811 (Januar) 443,140 Einwohner, worunter 184,687 Freye. Sie iſt jetzt ſtatt zwölf in vierzehn Partidos getheilt worden. Hierunter iſt die vorübergehende Bevölkerung von Schiffsbeſatzungen und Handelsreiſenden nicht begriffen. Man ſchlägt ſie auf 29,975 an. In den zwölf älteren Partidos waren 124 Kirchen, 42,168 Häuſer, 625 Zuckermühlen, 783 Kaffeepflanzungen, 9821 Landſitze, 1762 Feldwirthſchaften, 1197 Stutereyen, 930 Viehzüchtereyen, 1600 Tabakpflanzungen, 294 Bienenhäuſer, 183 Gemüſegärten, 100 Ziegeleyen, 31 Brennereyen, 11 Wachskochereyen, 9 Gärbereyen, 3 Metallſchmelzereyen, 6 Honigbereitungen, 17 Cacaopflanzungen.

Berichtigung.

Im Literaturblatt Nr. X, Seite 74, Zeile 6 lies Thinnfeld ſtatt Theinfeld, und Seite 75, Zeile 11 ließ ſtatt auf äußere — auch auf äußere.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625) wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k. k. Poſt 11 fl. W.W. halbj. Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

72.

(Wien, Samſtag den 8. September.)

Kunſtanſichten.

Von Böttiger.

I.

Farben-Benennung.

Ich erhalte eben von Rom einen Kupferſtich in zwey Blättern, von der Aldobrandiniſch'en Hochzeit, von Luigi del Medico gezeichnet, von Dall' Armi herausgegeben; wie ſich dieß berühmte antike Wandgemählde jetzt nach der Säuberung von allem darauf gehäuften Wuſte ſpäterer Überpinſelung darſtellt, und nun, von Papſt Pius VII. erkauft, in der neu errichteten Gallerie Chiaramonte im Vatikan jedem Kunſtfreunde friſchen Genuß darbietet. Den Kupferſtich begleitet ein Beyblatt, eine Indicazione sulle nozze Aldobrandine, in der alle zehn Figuren des wunderbar gruppirten Vorſpiels von der Minne der Brautnacht, die Farben der Gewänder und Gefäße aufs genaueſte angegeben ſind. Da hier, einige ſchillernde Kleidungsſtücke abgerechnet, es faſt lauter leicht zu beſtimmende Farbenabſtufungen gibt, ſo iſt die Schwierigkeit, wenn man darnach koloriren wollte, wohl zu überwinden. Dennoch entſtehen bey zwey Angaben Zweifel; denn wie ſoll das Wort alle Nuancen beſtimmen?

Nichts iſt öfter gewünſcht worden, als treue Farbentafeln mit möglichſt getreuer Angabe der Farben-Benennung in alten und neuen Sprachen, weil hierin noch immer eine ungeheure Verwirrung herrſcht. Möchte der große Breslauer Polyhiſtor Schneider einen Plan, den er uns ſchon vor dreyßig Jahren mittheilte, die alte griechiſche, bald dem Ariſtoteles, bald dem Theophraſt zugeſchriebene Schrift von den Farben, mit einigen Farbentafeln, wie ſie Prange und Andere für die neue Mahlerey verſuchten, und die griechiſchen und römiſchen Nahmen dazu herauszugeben, noch in ſeinem hohen Alter, nachdem er über die ganze Naturkunde der alten Welt ſo oft Heerſchau gehalten hat, ausführen. Was in Göthe's Farbenlehre und durch Ruge's Farbenkugeln geleiſtet oder beabſichtigt worden iſt, darf hier nicht erſt erwähnt werden. Die Ernte iſt groß; der tüchtigen Schnitter nur wenige; aber der Hungrigen ſind viele!

Der große Schöpfer der neuern Mineralogie, und Begründer der Theorie von den äußern Kennzeichen, der verſtorbene Bergrath Werner, in Freyberg, bedurfte auch zu ſeiner Beſtimmungsweiſe der genaueſten Farbenbezeichnung durch Worte. Oft führte er, wenn ich über die vergleichende Mineralogie der alten und neuen Zeit mit ihm ſprach, die bitterſten Klagen über den kaum zu löſenden Zweifelsknoten von der Beſtimmung der griechiſchen und lateiniſchen Farbennahmen. Er bemerkte aber dabey, daß dieſe Schwierigkeit auch ſelbſt in den modernen, noch lebenden Sprachen, nicht viel geringer, und daß vielfacher Irrthum hier ſo lange unvermeidlich ſey, als hier nicht nach einer eigenen, von ihm ſinnreich erdachten Methode die Farben nach einer eigenen Stufenleiter vorgemahlt und ausgeſprochen würden; wie oft habe ich, wie weit öfter haben ihn noch Andere, durch die Wiſſenſchaften ihm noch näher befreundete Mineralogen dazu ermahnt, eine ſolche Farbentafel, die er wohl auch ſchon ausgearbeitet da liegen hatte, herauszugeben. Doch ſeine nimmerſatte Wißbegierde ſchwelgte lieber in neuen Forſchungen und Genüſſen des Wiſſens, als daß er zu irgend einer Arbeit mit der Feder hätte überredet werden können. Zu ſeinen mineralogiſchen Tabellen fehlt in der That nur die Schlußperiode der kleinen Vorrede; nie konnte er bewogen werden, auch nur dieſe zu vollenden. Der Federkiele, pflegte er dann wohl ſcherzend und ausweichend zu erwiedern, wüchſen ja, zu Schaden der kapitoliniſchen Thiere auf jeder Stoppelweide; die möchten Andere handhaben. Er ſelbſt wolle in Rede und Lehre weben, ſo lange der Zeiger an ſeiner Lebensuhr nicht auf Mitternacht ſtehe. So iſt er uns entriſſen worden, und viel Herrliches iſt mit ihm auf immer begraben.

Was wir vielleicht von Freyberg her, wo ſein Nachlaß heilig aufbewahrt wird, noch lange nicht erhalten hätten, kommt uns aus Edinburg. Dort iſt ſchon zu Anfang des vorigen Jahres Werners mineralogiſche Farbennomenclatur erſchienen *). Der Darſteller und Redacteur iſt der in England bekannte Blumenmahler Patrik Syme, der ſich den Titel gibt: Mahler der Wernerſchen Geſellſchaft, und kaledoniſchen Gartenbaugeſellſchaft in Edinburg. Da jeder Gebildete jetzt die gewöhnlichſten Pflanzen und Foſſilien kennt und nennen kann, ſo dient dem Mahler zur Erläuterung ſeiner Nahmenlernung überall die Angabe von lebenden Gegenſtänden aus dem Pflanzen- und Steinreiche, die ja auch in ihrer Färbung ſich ſtets gleich bleiben. Die Sache iſt in Klaſſen und Ordnungen ſehr verſtändig und ſinnreich abgetheilt. Der erſte Mineralog Schottlands, ein Lieblingsſchüler Werners, wenn er auch, wie es denkenden und in der Wiſſenſchaft fortſchreitenden Männern ziemt, nicht auf das Wort des Meiſters ſchwor, der königl. Profeſſor der Naturgeſchichte und Oberaufſeher des Muſeums in Edinburg, Robert Jameſon ſagt darüber in ſeinen Kennzeichen der Foſſilien (Characters of Minerals) Folgendes: »Da mir das Glück ſo wohlwollte, daß ich eine vollſtändige Farbenſuite an Mineralien beſaß, die unter Werners Augen durch meinen dortigen, nun verſtorbenen, Freund Mende gemacht wurde, und ich ſehr wünſche,

---

*) Werner's Nomenclature of Colours, with Additions arranged as to render it highly useful to the Arts and Sciences, particularly Zoology, Botany, Chemistry, Mineralogy, et morbid Anatomy. By Patrik Syme. London Cadel. II. Edition 1821. (14 sh.)

»dieſe Sammlung ſo gemeinnützig als möglich zu machen, ſprach ich von dieſem Wunſche mit Hrn. Syme, der ſich bereitwillig zeigte, von allen Mineralien dieſer Sammlung eine genaue Zeichnung zu machen; dieß führte er mit gewohnter Kunſt und Genauigkeit aus, indem er zur ganzen Reihe noch viel andere Farben verſchiedener Naturkörper hinzu fügte, die er mit den eigenthümlichen Benennungen verſah, und in das Wernerſche Syſtem einfügte. So iſt das Ganze in eine Reihe von Tafeln gebracht worden, und bildet nun eine Abhandlung, die durchaus in den Händen aller Naturforſcher und Kunſtfreunde zu ſeyn verdient.«

Es fällt uns hinten nach noch eine mineralogiſch-artiſtiſche Frage bey. Bekanntlich haben die Britten bis jetzt den Ruhm behauptet, die ähnlichſten und feinſten kolorirten Kupferſtiche von Mineralien gegeben zu haben. Wie weit ſind wir in Deutſchland damit gekommen? Und iſt es überhaupt nicht ein thörichtes Unternehmen, Mineralien mahlen, oder in Farben auf dem Papier wiedergeben zu wollen.

* * *

Meine Gedanken über Dichtkunſt.

Von Dr. Ernſt Raupach.

(Schluß von Nr. 71.)

Welche Ideen dargeſtellt werden können, habe ich gezeigt; aber noch nicht, welche dargeſtellt werden dürfen: und das iſt die zweyte Frage, die bey der Unterſuchung über die zu verkörpernden Ideen in Betracht kommt. Streng genommen, hat eine Theorie der Dichtkunſt mit dieſer Frage ſich gar nicht zu befaſſen; denn die Kunſt ſagt ganz kurz: was dargeſtellt werden kann, darf auch dargeſtellt werden; allein die Antwort auf dieſe Frage ſchließt Manches in ſich, was für die Kunſt doch wichtig iſt. Das Einzige, was die Kunſt von einer Idee außer der Darſtellbarkeit noch fordern könnte, wäre, daß ſie wahr ſey, oder allgemein dafür gelte, und zwar aus zwey Gründen. Der Dichter ſchafft ſein Werk nicht für ſich allein, ſondern auch für ſeine Mitwelt; denn die problematiſche Nachwelt will ich nicht in Erwägung ziehen. Iſt nun die dargeſtellte Idee an und für ſich falſch, oder widerſpricht ſie dem allgemeinen Glauben, ſo verletzt ſie die Erkenntniß oder doch die Überzeugung des Betrachters, und dieß macht allem Genuß des Kunſtwerkes ein Ende; mithin hat die Mitwelt Recht, wenn ſie es als nicht geſchaffen anſieht. Zweytens, iſt die Idee falſch, ſo wird etwas für ein Geſetz des menſchlichen Lebens ausgegeben, was doch keines iſt, wo mithin die natürliche Verbindung zwiſchen Idee und Erſcheinung fehlt. Soll ſie nun doch zu Stande gebracht werden, ſo kann dieß nur durch Zwang geſchehen, der dem Stoffe angethan wird; die Verſinnlichung alſo oder die Handlung verliert ihre Wahrheit, und dieß iſt unbezweifelt einer der größten Mängel an einem Kunſtwerke. Dieß, dünkt mich, ſind die Gründe, warum man von einer künſtleriſch dargeſtellten Idee Wahrheit oder doch Übereinſtimmung mit dem allgemeinen Glauben fordert. Nach der Moralität der Ideen wird man hoffentlich nicht fragen; denn eine Idee iſt an ſich weder moraliſch noch unmoraliſch; und gäbe es auch unmoraliſche Ideen, ſo wären ſie als falſche ohnehin ſchon von der Kunſt ausgeſchloſſen. Aber es gibt Ideen, die, obgleich wahr, dennoch ſchädlich ſind. So wird mir jeder, der in der Welt gelebt hat, zugeben, daß es leicht iſt, ſein äußeres Glück zu machen, ſobald man nur ſein Ehrgefühl, ſeine Selbſtachtung überwunden hat; die Idee iſt wahr, aber wie ſchädlich kann ſie nicht, beſonders durch Verſinnlichung verſtärkt, auf moraliſch Ungebildetere wirken. Darf der Dichter ſolche Ideen darſtellen? Doch das iſt eine Gewiſſens- und keine Kunſtfrage: ich denke aber, wir beantworten ſie wohl alle mit nein.

Bey dieſer Gelegenheit kann ich es mir nicht verſagen, über das jetzt in Deutſchland viel beſprochene Schickſalsthema meine Gedanken einzuſchalten. Verſtehe ich den Streit recht, ſo iſt die Frage, ob der Dichter die Idee, daß eine höhere Macht die Ereigniſſe des Menſchenlebens lenke, darſtellen dürfe; denn eine ſolche höhere Macht iſt es, die man in dieſem Streite mit dem Worte Schickſal bezeichnet. Was verſteht man aber unter dieſem Schickſal? Entweder das, was wir ſonſt auch Vorſehung oder göttlichen Rathſchluß nennen, oder das unabänderliche Cauſalgeſetz, die Kette von Urſache und Wirkung, man mag ſie ſich nun als ſelbſtſtändig oder als vom Schöpfer vorher beſtimmt denken. Im erſtern Falle wüßte ich nicht, was man gegen dieſe Idee im Gebiete der Dichtkunſt einwenden könnte. Zwar iſt ſie keine Erkenntniß, aber ſie ſtimmt doch im Allgemeinen mit unſerm Glauben überein, und iſt auch oft dargeſtellt worden, weil darauf ganz allein die Möglichkeit des Epos im engern Sinne beruht. Im andern Falle, wenn man nämlich die Ereigniſſe des Lebens als bedingt durch die unabänderliche Folge von Urſache und Wirkung betrachtete, wäre die Idee durchaus verwerflich; denn, unſere Freyheit aufhebend, würde ſie unſere ganze moraliſche Natur gegen ſich erregen, und das zur Folge haben, was ich oben als Wirkung der falſchen Ideen angegeben. Man wird mir hoffentlich nicht die Griechen entgegen ſtellen; denn erſtens bewieſe das nichts, weil ſich die Ideen mit fortſchreitender Bildung verändern, wie denn jetzt kein Menſch mehr an Orakel glaubt, die doch in der Blüthenzeit der Dichtkunſt unter den Griechen noch ſehr Gebildete für wahrhaft hielten. Zweytens war das Schickſal der Griechen, wie ich aus Homer gelernt zu haben glaube, nichts mehr und nichts minder als die blinde Nothwendigkeit der Natur, der dann von ſelbſt die Freyheit des Menſchen gegenüber trat, wie bey uns dem, was wir Lauf der Dinge, Umſtände, wohl auch Schickſal nennen. Drittens haben die Griechen dieſes ihr Schickſal nie zur Grundlage ihrer Dichtungen gemacht, wenn ſie auch hier und da deſſelben erwähnen; ja es finden ſich bey ihren beſten Dichtern Stellen genug, die dieſer Schickſalsidee geradezu widerſprechen, wie die ſchöne Stelle in der Elektra:

> Θαρσει μοι, Θαρσει, τεκνον.
> Εστι μεγας εν ουρανῳ
> Ζευς, ος εφορᾳ παντα, και κρατυνει.

Und wie hätte ſich auch mit ihrem Polytheismus die Idee einer Macht vertragen, die nothwendig zum Monotheismus führt, wie denn ſpäterhin auch wirklich der Gott (ὁ Ζευς) daraus wurde. Wiewohl nun die Schickſalsidee in jenem erſterwähnten Falle, wo man ſich unter dem Schickſal eine der Vorſehung oder der göttlichen Weltregierung analoge Macht vorſtellt, in ihrer Allgemeinheit ganz unverfänglich iſt; ſo kann ſie doch leicht verwerflich werden, wenn man es darauf anlegt, ein beſtimmtes einzelnes Geſetz, nach welchem die Gottheit (oder das Schickſal) in das Menſchenleben eingreife, darzuſtellen. Denn, wenn ſchon jene allgemeine Idee, daß die Gottheit unmittelbar auf Erden wirke, keine Erkenntniß, ſondern ein Glaube iſt, ſo leuchtet wohl ein, daß man ſich bey dem Nachdenken über das Wie, d. h., bey dem Aufſuchen der einzelnen Geſetze dieſer Einwirkung, durchaus in grundloſe Vermuthungen, in Träumereyen, verlieren muß. Die Darſtellungen ſolcher Ideen zerſtören ſich auch ſogleich durch ihren innern Widerſpruch. Ein einzelnes Geſetz des Eingreifens einer höhern Macht ſoll verſinnlicht werden; natürlich muß alſo, damit das ganze Geſetz in ſeiner Vollſtändigkeit erſcheine, auch der Anfangspunkt dieſes Eingreifens gezeigt, mithin eine That angenommen werden, wobey noch keine höhere Mitwirkung Statt fand. Hieraus entſteht der Widerſpruch, daß der Menſch anfangs frey, und ſpäterhin durch eine höhere Macht gefeſſelt angenommen wird. Ein zweyter Widerſpruch entſteht, wenn dieſe erſte That eine böſe iſt, deren Beſtrafung dann durch die Einmiſchung der höhern Macht bewirkt wird, wie es der Natur der Sache nach gewöhnlich ſeyn muß. Denn nun fragt man natürlich, wenn jene höhere Macht auf das Handeln der Menſchen einwirken kann, warum that ſie es nicht früher und verhinderte die That? Worauf man nicht antworten kann, um dem Menſchen ſeine Freyheit zu laſſen, denn dieſe wird ihm ja ſpäter durch die Einmiſchung des Schickſals benommen. Das Schickſal iſt alſo eine Macht, die Gefallen an Sünde und Strafe findet, mithin kein gutes, ſondern ein böſes Weſen; und iſt es dieß, ſo ſteht es im Widerſpruche mit ſich ſelbſt, wenn es das Böſe beſtraft. Wollte man dieſem Widerſpruch etwa dadurch ausweichen, daß man annähme, das Schickſal greife nur auf ausdrückliches Begehren des Menſchen, z. B. durch eine Verwünſchung herbey gerufen, in die Begebenheiten des Lebens ein, ſo hieße das wirklich aus Furcht vor der Charybdis in die Scylla gerathen: denn was wäre es anders, als ein empörendes Zurückrufen des alten finſtern Glaubens an Teufelsbeſchwörungen, Gewalt des Menſchen über Dämonen, kurz an alle Raſereyen des Hexenweſens? Noch mehr entfernt ſich das Spuckweſen, Schickſal genannt, von der Idee einer höhern, d. h. göttlichen Macht dadurch, daß gewöhnlich, wie es denn kaum zu vermeiden iſt, durch die von ihm veranſtaltete Beſtrafung des Frevlers der Unſchuldige leidet, z. B. wenn es einen Vatermörder zum Mörder ſeines unſchuldigen Sohnes macht, oder gar die Sünde der Väter heimſucht an den ſchuldloſen Kindern, oder, was mir das Gräßlichſte von allem ſcheint, die Kinder zu Verbrechern macht, damit es, mit einem Scheine des Rechts, an ihnen die Sünde der Väter heimſuchen könne. Überhaupt, wenn es ſchon dem Philoſophen ſchwer wird, bey der Lehre von Freyheit und Nothwendigkeit ſich nicht in Widerſprüche zu verwickeln, wie viel ſchwerer, ja unmöglich, muß es nicht dem Dichter fallen, dem kein Raum zu Beſtimmungen, Erörterungen, Einſchränkungen u. ſ. w. vergönnt iſt? Wozu auch die Darſtellung ſolcher Ideen, da ſie auf der einen Seite, wie alle falſche Ideen, den Dichter nöthigen, ſeinem Stoffe Gewalt anzuthun, und auf der andern es eben nicht vortheilhaft ſeyn dürfte, der Menge, die ohnehin ſchon gereigt iſt, zur Entſchuldigung der eigenen Schwäche, ihre Sünden einem äußern Einfluſſe zuzuſchreiben, dieſen entſchiedenen Fatalismus zu predigen. Wenn es nun doch die berühmteſten Dichter unſerer Zeit gethan haben, und ihr Verfahren als das allein rechte anerkannt worden iſt, ſo ſcheint mir dieß mit dem Aufſtehen unſerer Theologie gegen die Vernunft aus derſelben Quelle zu fließen: Völker wie einzelne Menſchen, wenn ſie einmahl ermattet ſind in dem Kampfe, den das männliche Alter naturgemäß mit ſich bringt, ſehnen ſich in die dunkeln aber leidenfreyern Tage ihrer Kindheit zurück.

Ich kehre von der etwas langen Abſchweifung zurück, um, nachdem ich von den zu verſinnlichenden Ideen gehandelt habe, nun auch die Mittel dieſer Verſinnlichung, d. h. den Stoff der hiſtoriſchen Dichtung zu betrachten. Der Stoff jeder hiſtoriſchen Dichtung beſteht aus zwey Theilen, aus den einzelnen Bildern, und aus der Verbindung dieſer Bilder zu wechſelſeitiger Wirkung, d. h. zu einer Handlung. Die einzelnen Bilder ſind aber nicht leibliche, denn ſolche kann die Dichtkunſt nicht darſtellen, ſondern geiſtige, d. h. Charaktere. Das Wort Charakter iſt eines von denen, die meiſtentheils unverſtanden gebraucht werden, weil ſie ſo vieldeutig ſind. Ich verſtehe hier darunter das Verhältniß der ſämmtlichen Seelenkräfte zu einander, ſowohl der niedern zu den höhern, als auch der Kräfte jeder Art unter einander. Die Handlung beſteht, ſo wie alles Werden, Wirken und Leben, im Widerſtreite zweyer Kräfte, die am Ende ſich vereinigen und ausgleichen, oder deren eine der andern unterliegt. Der Dichter alſo geht aus von der Idee, die er verſinnlichen will. Dieſe, aus der Beobachtung des Lebens gewonnen, beſtimmt zugleich nicht nur die beyden Kräfte, die in Widerſtreit zu ſehen ſind, ſondern auch den Ausgang dieſes Streites. Der Phantaſie bleibt nun überlaſſen, eine Begebenheit zu erfinden, in welcher dieſer Streit ſich ſo entwickeln könne, wie es die aufgeſtellte Idee erfordert. Dieſe Begebenheit wird durch ein Zwiefaches bedingt, durch die Charaktere und ihre anfängliche Stellung gegen einander, was man auch die anfängliche Lage der Dinge nennen kann: iſt beydes gehörig beſtimmt, ſind beſonders die Charaktere klar gefaßt, ſo ergibt ſich die Entwickelung gleichſam von ſelbſt.

Welches ſind nun die Eigenſchaften dieſes Stoffes? Ich kenne deren nur zwey, welche die Kunſt durchaus erfordert, Angemeſſenheit oder Zweckdienlichkeit und Wahrheit. Die Angemeſſenheit des Stoffes beſteht darin, daß er geſchickt ſey, die Idee, die er verſinnlichen ſoll, auch wirklich zu verſinnlichen; denn im entgegengeſetzten Falle wäre jener Einklang zwiſchen Idee und Erſcheinung unmöglich, und doch iſt dieſer eben, wie ich oben gezeigt habe, die Schönheit des Kunſtwerks und der Zweck des Dichters. Dieß ſchließt nun auch die Forderung in ſich, daß der Stoff zur Verſinnlichung der Idee hinlänglich ſey: denn iſt er unzureichend, und muß der Dichter zu fremdartigen, außerhalb des Stoffes gelegenen Mitteln, zu den verrufenen diis ex machina: einer unvermutheten Erbſchaft, einem Onkel aus Indien, einem Gewitter oder Seeſturm u. ſ. w. ſeine Zuflucht nehmen, ſo iſt die Harmonie des Geiſtes und der Erſcheinung, mithin die Schönheit des Kunſtwerkes, geſtört. Auf der andern Seite aber darf auch aus demſelben Grunde der Stoff nichts in ſich faſſen, was nicht zur Verſinnlichung der Idee nothwendig iſt. Jede Epiſode, die wirklich eine ſolche iſt, d. h. zur Verſinnlichung der Idee nichts beyträgt, wie lieblich ſie auch die Phantaſie anſprechen mag, iſt der Vollkommenheit, alſo auch der Schönheit des Werkes nachtheilig. Wer, wenn er der Auffaſſung eines Ganzen fähig iſt, hat dieß nicht bey der unendlich lieblichen und rührenden Epiſode von *Max* und *Thekla* in *Schillers* Meiſterwerke gefühlt? Es iſt unmöglich, das Störende dieſes Beywerkes nicht zu fühlen, wenn man ſieht, wie es endlich den Künſtler zwingt, das Schickſal der beyden edlen Weſen mit grauſamer Willkür abzuſchneiden, ihn unter die Hufe ſeiner Roſſe zu werfen; ſie dem Ungefähr und einem dunklen Geſchick zu überlaſſen; weil ihm beyde bey der letzten Entwickelung hinderlich geweſen wären. Hierzu kommt in dieſem Falle der beſondere Umſtand, daß die Epiſode Gefühl und Phantaſie ſo lebhaft in Anſpruch nimmt, und dieſe ſich nachher weigern, der Auflöſung des Ganzen zu folgen. Die zweyte Haupteigenſchaft des Stoffes iſt Wahrheit. Der Stoff iſt eine Nachbildung des ſinnlichen Lebens, weßhalb auch frühere Äſthetiker nicht unrichtig aber einſeitig die Kunſt als Nachahmung der Natur erklärten; nun iſt aber jeder Nachbildung erſtes Erforderniß Wahrheit; folglich iſt dieſe auch eine Haupteigenſchaft des Stoffes der Kunſt. Ferner, der Zweck der Kunſt iſt, eine Idee ſo zu verkörpern, daß ſie als Erſcheinung in die Sinnenwelt trete: iſt nun die Verkörperung durch Mittel bewirkt, die unwahr ſind, alſo der ſinnlichen Welt nicht angehören, ſo tritt die Idee wenigſtens nicht als Erſcheinung unſerer Welt hervor, und dann iſt jedes Urtheil über Einklang der Idee und des Stoffes, d. h. über Schönheit des Werkes, unmöglich. Wahrheit iſt aber nicht jedes Wirkliche; ſondern das, was wir, als in der Erfahrung ſelten vorkommend, eine Ausnahme von der Regel nennen, bleibt davon ausgeſchloſſen, weil es als Ausnahme von dem allgemeinen Geſetze nicht fähig iſt, eine Idee, d. h. ein allgemeines Geſetz, zu verſinnlichen. Die Wahrheit des Stoffes iſt dreyerley: Wahrheit der Charaktere, Wahrheit des Ereigniſſes und Wahrheit des Verhältniſſes der Charaktere zu der Begebenheit. Die erſte, die Wahrheit der Charaktere verurſacht die wenigſte Schwierigkeit, vorausgeſetzt, was ich vorausſetzen muß, daß der Dichter die nöthige Menſchenkenntniß theoretiſch und praktiſch beſitze. Die Natur iſt in dieſer Hinſicht ſo unendlich reich, daß man wohl ſchwerlich je von einem Charakter, den der Dichter aufſtellt, wird ſagen können, er ſey unnatürlich oder unwahr, wenn nur der allgemeine Unterſchied des Alters und des Geſchlechts beobachtet iſt. Wenn ich zweytens von der Wahrheit der Begebenheit ſpreche, ſo verſtehe ich darunter eigentlich nur die anfängliche Stellung der Umſtände, die vorausgeſetzte Lage der Dinge. Hier mehr als irgendwo beleidigt eine Unnatürlichkeit den Geiſt des Betrachtenden, weil er weiß, daß hier alles von der Willkür des Dichters abhängt. Überhaupt iſt bey der Feſtſtellung der Charaktere und der anfänglichen Lage der Dichter noch unumſchränkter Gebieter, und bedarf er zur Darſtellung ſeiner Idee eines Ungewöhnlichen, einer Ausnahme von der Regel, ſo wird ihm auch dieſe erlaubt ſeyn, wenn er nur den Betrachter ihren Grund ſehen läßt: denn nur das Unbegreifliche oder Grundloſe iſt das ſchlechthin Verwerfliche. Unbegreiflichkeit iſt der Schmerz des Verſtandes: finden wir ſie in der Natur, ſo tröſten wir uns damit, daß ſie nur von der Eingeſchränktheit unſerer Geiſteskräfte herrühren, und daß wir als Menſchen nicht fordern können, an Erkenntniß Gott gleich zu ſeyn: ganz anders verhält es ſich in der Kunſt, wo der Schöpfer unſeresgleichen iſt. Sind einmahl die Charaktere beſtimmt, iſt die erſte Lage der Dinge gegeben, ſo hört die Freyheit des Dichters auf, denn nun tritt die Forderung ein, daß beyde Gegebene ſich naturgemäß entwickeln, oder das Verhältniß beyder zu einander, welches hier eine Wechſelwirkung iſt, Wahrheit habe. Die Charaktere und die einzelnen Momente der Handlung bedingen einander wechſelweiſe: es kommt alſo darauf an, daß jeder Moment der Handlung auf den Charakter ſo wirke, wie es deſſen Natur gemäß iſt, und der Charakter dann wieder auf die Begebenheit zurück, wie es ihm nach der erfolgten Anregung natürlich iſt. Hier findet nun der Dichter ſeine wichtigſte, aber auch ſeine ſchwerſte Aufgabe, die er unmöglich löſen kann, wenn er nicht erſtens ſeine Charaktere genau und naturgemäß beſtimmt, und zweytens die anfängliche Lage der Dinge mit ſorgfältiger Berechnung der gegebenen Charaktere und des endlichen nothwendigen Ausgangs der Begebenheit, der ihm von der Idee vorgeſchrieben iſt, aufgeſtellt hat. Unnatürlichkeiten, wenn ſie nicht Unbegreiflichkeiten oder ſogenannte zufällige Ereigniſſe ſind, die gewöhnlich die Folge einer falſchen Idee ſind, rühren meiſt von der Nichtbeachtung einer der beyden eben angegebenen Regeln her. Fände es z. B. der Dichter ſeiner Idee wegen nöthig, daß zwey edle Freunde durch die Liebe zu einem Weibe, welche die geliebte Gattinn des einen wäre, den andern aber heimlich liebte, umkämen, ſo wäre es das einzig natürliche und einfache Mittel, ſie im Momente der Leidenſchaft den Tod im Zweykampfe finden zu laſſen. Hätte er nun aber Beyder Charaktere widernatürlich ſo beſtimmt, daß in ihnen die Freundſchaft der Liebe die Wage hielte, ſo hätte er auf dieſes einzige natürliche Mittel Verzicht gethan, und müßte nun zu einem unnatürlichen greifen. Es bleiben überhaupt dann nur acht Möglichkeiten, wenn nicht das Kriminalgericht ſich ins Mittel ſchlagen ſoll, und alle ſind gleich unnatürlich.

Wenn aber der Stoff durchaus wahr ſeyn ſoll, könnte man ſagen, wie verträgt ſich das mit dem viel beſprochenen Idealiſiren in der Kunſt? oder iſt dieß etwa dem Dichter nicht erlaubt? Es iſt ihm nicht nur erlaubt, ſondern es iſt ſeine Pflicht; es gibt überall keine Kunſt ohne Idealiſiren, in dem Sinne, in welchem ich das Wort nehme. Der Dichter ſtellt ein Leben dar, worin Idee und Erſcheinung im Einklange ſtehen, wie nirgends in der Wirklichkeit, wo wir das Leibliche rein als Offenbarung und Erzeugniß eines Geiſtigen erkennen. Dieß nun aber iſt das Ideal des Lebens, und der Dichter bringt, das Leben nachahmend, es ſeinem Ideale näher, d. h. er idealiſirt das Leben, und zwar im Ganzen, weßhalb man auch Kunſt eine Idealiſirung des Lebens nennen könnte. Trägt man aber das Idealiſiren auf das Einzelne, den Stoff über, ſpricht man, wie es wohl geſchieht von idealiſirten Charakteren und Begebenheiten, ſo bekenne ich gern, daß ich nicht verſtehe, was man damit meint. In Hinſicht der Charaktere gibt es zwey äußerſte Punkte, die der Dichter nicht berühren darf, unumſchränkte Oberherrſchaft der höhern Seelenkräfte, d. h. Göttlichkeit, und unumſchränkte Herrſchaft der niedern Seelenkräfte, d. h. Thierheit. Zwiſchen dieſen Punkten kann der Dichter das Verhältniß der beyden Gewalten im Menſchen wählen, wie er will, er thut dabey nichts, was die Natur nicht auch thun könnte oder vielleicht ſchon gethan hat. Wie wäre alſo hier ein Idealiſiren möglich? Begebenheiten laſſen ſich aber ihrer Natur nach nicht idealiſiren, denn es gibt kein Ideal einer Begebenheit, ausgenommen jenes oben erwähnte des Lebens im Allgemeinen. Die Idee ſtellt ſich nur im Weſentlichen einer Begebenheit oder Handlung dar, denn eben das, wodurch ſich die einer Handlung zum Grunde liegende Idee, oder überhaupt, wodurch ſich die belebende und erzeugende Kraft in einer Erſcheinung offenbart, nennen wir das Weſentliche dieſer Erſcheinung. Der Dichter alſo, der ein durch die Idee bedingtes Leben darſtellen will, braucht nur das Weſentliche deſſelben, und ſchließt das Unweſentliche von ſeinem Stoffe aus. Nun iſt aber eben dieſes Unweſentliche in der Regel das Gemeine, Kleinliche, Verwirrende; und weil in der Dichtung das Leben von dieſem Unrath frey erſcheint, ſo dünkt es uns ein reineres, höheres Leben, und dieß, glaube ich, iſt die Urſache, warum man meint, die Menſchen oder Charaktere wären in der Dichtung idealiſirt.

Aber das Wunderbare, deſſen Gebrauch man doch dem Dichter nicht wird unterſagen wollen, iſt das auch wahr? Allerdings hat das rechte Wunderbare auch ſeine Wahrheit. Das Wunderbare liegt keineswegs in den Begebenheiten, denn eine wunderbare Begebenheit iſt eine unbegreifliche, und alles Unbegreifliche verwirft die Kunſt, wie ich ſchon oben gezeigt habe. So wäre z. B. die Begebenheit, die Ariſtoteles anführt, wo ein Argiver von der herabfallenden Bildſäule eines andern, an deſſen Tod er Schuld war, erſchlagen wird, eine wunderbare Begebenheit, aber für die Kunſt ganz unbrauchbar. Das Wunderbare beſteht in dem Gebrauche übernatürlicher, d. h. in der Sinnen- und Erfahrungswelt nicht gegebener Weſen. Solche Weſen ſind alſo nothwendiger Weiſe ein Erzeugniß der Verſinnlichung, mithin muß dabey ein Geiſtiges oder Intellektuelles zum Grunde liegen, das verſinnlicht wird; denn ohne eine ſolche Grundlage wäre das Weſen nichts, als eine Chimäre von völlig unbekannter Natur, und daher unmöglich folgerecht in eine Handlung zu verflechten. Was iſt es alſo für ein Geiſtiges, das verkörpert zu einer in der Dichtkunſt brauchbaren Wundergeſtalt werden kann? Da dieſes Weſen als mitwirkend in einer Handlung aufgenommen werden ſoll, ſo leuchtet ein, daß die geiſtige Grundlage ein Etwas ſeyn muß, dem wir in der Idee eine Fähigkeit zum Handeln zuſchreiben, oder mit andern Worten, nur die Idee einer Kraft kann verſinnlicht ein in der Dichtkunſt brauchbares Wunderweſen geben. Es gibt, abgeſehen von den höhern Seelenkräften, die der eigentliche Grund alles Handelns ſind, und als ſolcher wohl ſelten oder nie einer Verſinnlichung bedürfen, noch viel andere Kräfte in und außer dem Menſchen, die bedeutenden Einfluß auf deſſen Handeln ausüben. Dieſer Einfluß und mithin auch das Daſeyn der Kraft, das ja nur aus der Wirkung erſchloſſen wird, iſt nun entweder ein Gegenſtand unſeres Glaubens, oder ein Wunderbares der Erfahrung. In der Verſinnlichung beyder, vorzüglich aber der erſten Art, iſt längſt die Menſchheit dem Dichter voran gegangen, indem ſie eine ſinnliche Geiſterwelt geſchaffen hat und ſchaffen mußte, woraus er nun den Stoff zu ſeiner Verſinnlichung mitwirkender Kräfte entlehnen kann. Nach dieſen vorläufigen Bemerkungen läßt ſich leicht beſtimmen, worin die Wahrheit des Wunderbaren beſtehe. Zwey Haupterforderniſſe machen dieſe Wahrheiten aus, einmahl, daß dem Wunderbaren, welches der Dichter einführt, die Idee einer Kraft aus der Sphäre des Glaubens oder der Erfahrung zum Grunde liege; zweytens, daß dieſe Kraft dem Glauben oder der Erfahrung gemäß verſinnlicht ſey, und verſinnlicht der Idee gemäß wirke. Es war alſo ein großer Mißgriff eines Heroen unſerer Dichtkunſt, als er das Wunderbare aus der alten nordiſchen Götterlehre entlehnen wollte; und nicht minder irrig würde es ſeyn, die Götterwelt der Griechen und Römer zu dieſem Endzwecke benutzen zu wollen. Beyde Geiſterreiche ſind untergegangen in dem Glauben der Menſchen, und das daher entlehnte Wunderbare hat alſo keine Wahrheit mehr. Ich geſtehe, daß beyde reicher waren, als es die neue an ihre Stelle getretene iſt, eben weil ſie aus einem phantaſiereichern Lebensalter der Menſchheit ſtammen; aber kann dieß eine Entſchuldigung ſeyn? Aus demſelben Grunde könnte ja der deutſche Dichter für Deutſche ſein Kunſtwerk in Sanskrit, als einer vielleicht reicheren Sprache, darſtellen, wohin es freylich, wie man hoffen darf, noch kommen wird, wenn uns nicht irgend ein neidiſcher Dämon die ſchöne Eigenſchaft der weltbürgerlichen Charakterloſigkeit entführt. Wollte man behaupten, es ſey zur Rechtfertigung des Wunderbaren aus griechiſcher und germaniſcher Götterlehre hinlänglich, wenn die Menſchen der Dichtung an jene Geiſterwelten glaubten, ſo antworte ich, mit nichten: denn nicht Griechen und Germanen ſollen die Wahrheit des Stoffes in einer heutigen Dichtung anerkennen, ſondern wir, die nicht mehr an jene Götter glauben. Wenn Theſeus den Neptun bittet, ſeinen ſchuldig geglaubten Sohn zu beſtrafen, und der Gott ein Meerungeheuer ſendet, das des Sohnes Tod verurſacht, ſo iſt dieß in der That ein Meerwunder, und für jeden geſunden Sinn nichts mehr und nichts weniger, als eine Fratze. Dieß iſt einer von den Gründen, warum es immer, wie ich anderwärts zeigen werde, mißlich bleibt, den Stoff zu einer Dichtung aus der Geſchichte eines nicht chriſtlichen Volkes oder einer nicht chriſtlichen Zeit zu entlehnen. Vieles, was noch über das Wunderbare, und über den Stoff der Dichtkunſt überhaupt zu ſagen iſt, ſpare ich für das Folgende auf, wo ich von den verſchiedenen Dichtungsarten insbeſondere handeln werde, und wo das zu Sagende eine geeignetere Stelle finden wird.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Burgtheater. Den 27. Auguſt: **Parteywuth, oder: Die Kraft des Glaubens.** Original-Schauſpiel in fünf Aufzügen, von F. W. Ziegler.

Hr. Thürnagel, vom Mannheimer Hoftheater, gab die Rolle des Oberrichters Rocke als Gaſt. Man kann nicht in Abrede ſeyn, daß dieſer Charakter ſehr theatraliſch und mit einer Sorgfalt, die bis ins Kleinliche geht, durchaus aber mit Berechnung auf den Effekt behandelt iſt. Dem Schauſpieler bleibt deſſen ungeachtet Manches noch zu thun übrig, und wäre es auch nur, dem Rauhen etwas Politur zu geben, das

Grelle zu mildern, und die knöcherne Figur ein wenig zu bekleiden. Ins Komiſche fällt nun einmahl der Charakter, er gewinnt aber nichts dadurch, ſondern verliert vielmehr an Wahrheit, je durchgreifender jenes wirkt. Der Schauſpieler hat folglich viel gethan, wenn er ihm den möglichſten Anſtrich von Ernſt, und ohne ihn zu einer unnatürlichen Würde hinauf ſchrauben zu wollen, doch ein gewiſſes Anſehen zu geben weiß. Hr. Thürnagel hatte ſein Augenmerk vorzüglich auf die genaue Entwicklung des Charakters gerichtet, wie er ſich in der dramatiſchen Behandlung ausſpricht, und in dieſer Hinſicht war die Darſtellung ein Werk des Fleißes und von draſtiſcher Wirkung. Mehr Unruhe im Benehmen, als dem Gaſtſpieler ſonſt eigen iſt, bemerkten wir dießmahl; obgleich gerade hier Ruhe, Umſicht und eine grübelnde Bedächtlichkeit nöthig iſt.

Dieſes Schauſpiel war früher nur auf dem Theater an der Wien gegeben worden, und erſchien auf dem k. k. Hoftheater zum erſten Mahl. Hr. Thürnagel gab den Rocke noch in zwey Vorſtellungen, und beſchloß damit die Reihe ſeiner Gaſtſpiele.

Die Rollen der Lady Johanna und des Sherif Hamilton wurden durch die Darſtellenden ſehr vortheilhaft für das Ganze durchgeführt.

Theater an der Wien. Den 18ten wurden auf dieſer Bühne zwey große Scenen in italieniſcher Sprache aufgeführt, aus der Oper von Cimaroſa: Die Horatier und Curiatier. Mad. Marianna Seſſi ließ ſich zum zweyten Mahl ſeit ihrer Rückkehr als Gaſt hören, indem ſie im Charakter des Curiatius in der erſten Abtheilung große Scene und Arie: quelle pupille etc. aus dem erſten Akt, in der folgenden das Finale des zweyten Aufzugs, unter Mitwirkung der dazu beſtimmten Sänger des Theaters vortrug.

Der Zuhörer muß ſich zwar zuerſt, wenn dieſe im Reiche des Geſanges immer noch auf einer hohen Stufe der Bedeutung ſtehende Künſtlerinn ihre Stimme entfaltet, an manche Beſchränkung gewöhnen, die von der langſam zerſtörenden Hand der Zeit herrühret, und ſie ſelbſt gelangt allmählich erſt zur freyern Verwendung ihres trefflichen Organs; daher manche unſichere Intonation und mißlungene Verzierung in den höheren Corden, die freylich in der Folge öfter wiederkehren, aber weniger ſtörend wirken, als im Anfang; doch das ſind kaum zu berührende Mängel, die dem erhabenen Eindruck des Ganzen weichen, wie einzelne Schattenpunkte vor dem Strahl der Sonne ſchwinden. So feſſelte die Sängerinn immer mehr und mehr die Aufmerkſamkeit der Verſammlung, und ſteigerte die Theilnahme Schritt für Schritt in der erſten Abtheilung, durch die Kraft des Tones, auch in ſeinen leiſeſten Anklängen, das herrliche Tragen der Stimme, die Wahrheit des Ausdrucks und die ergreifende Gewalt leidenſchaftlicher Erhebung, daß auch die weniger Empfänglichen in den lauten Beyfall der Würdiger des echten Kunſtgeſanges am Schluſſe freudig einſtimmten. Was von dem Vortrage der Arie im Allgemeinen hier geſagt worden, gilt noch in einem höheren Grade von dem Finale, worin alle Vorzüge dieſes Geſanges ſich vereinigten, um zur Bewunderung der Meiſterinn zu ſtimmen. Freylich miſchte ſich zugleich in dieſe Stimmung auch ein wehmüthiges Gefühl, bey dem Gedanken an die Vergänglichkeit alles Schönen, an die Seltenheit ſolcher Talente, und daß auch dieſes nur im Untergehen uns noch erfreue.

Die Mitglieder des Theaters trugen nach ihren Kräften und mit allem Fleiß zur Ausführung bey.

Zuletzt ſang Mad. Marianna Seſſi auf allgemeines Begehren, nach Endigung des Ballets: Das Waldmädchen, noch einmahl das beliebte Volkslied: Viva Francesco! das im Kreiſe der Zuhörer mit dem Ausdruck inniger Liebe und Verehrung aufgenommen wurde.

Die wichtige Erfindung, große Körper durch Dämpfe aufzuheben, iſt nicht neu, und es war die Aufgabe mehrerer Jahre, ſie zu dem Grade von Vollkommenheit zu bringen, den ſie jetzt beſitzt. Es war der Marquis von Worcheſter, dem es im

Jahr 1663 zuerſt einfiel, verdünnte Dämpfe als bewegende Kraft anzuwenden. Er handelte davon in ſeinem Werke: A Century of inventions (ein hundert Erfindungen), welches eine Menge originelle aber unausführbare Anſichten enthält. In dieſem Werke ſchöpfte Savary 1669 ſeine erſten Begriffe einer Dampfmaſchine, die er ſogar auf eine unvollkommene Art auszuführen anfing. 1706 machte ein gewiſſer Newcommen eine der wichtigſten Entdeckungen durch den Cylinder, in welchem der elaſtiſche Dampf unter einem Stempel wirkſam iſt. Newcommen brachte dieſe Kraft vermöge eines Hebels bey einer Pumpe an, weßhalb dieſe Maſchine Feuerpumpe genannt ward; 1717 machte Brighton einige Veränderungen an dieſer Maſchine; Watts aus Glasgow war es aber vorbehalten, die Kunſt der Dampfmaſchinen in ein geregeltes Syſtem zu bringen; aber auch ihm gelang es erſt 1781, eine kreisförmige Bewegung der Dämpfe um eine feſte Achſe zu bewerkſtelligen. Auf dieſe Entdeckungen gründen ſich alle die Maſchinen, welche Englands Fabriken ſo ein beyſpielloſes Übergewicht über alle andere verſchafften. 1800 baute Fulton auf der Seine das erſte Dampfboot. Der Verſuch war unvollkommen, im Vergleich desjenigen Fahrzeugs, was eben dieſer Mechaniker 1808 in Neuyork verfertigte, welches in der Folge allen andern zum Muſter diente.

In England und Frankreich werden die Dampfböte im Vergleich deſſen, was ſie in der neuen Welt ſind, nur im verjüngteſten Maßſtab gebaut. Dort ſtehen ſie mit der Größe der Flüſſe und Binnen-Seen im Verhältniß. Auf dem Ohio und ſeinen verwandten Flüſſen verbinden ſie, auf 50,000 Meilen ihres Laufes, die Bewohner eines Landſtrichs von 16,666 Meilen Landes, wodurch in der bisher noch ſpärlich bevölkerten Gegend der Verkehr unglaublich erleichtert und die Zunahme des Anbaues, ſo wie der neuen Anbauer, auf das Wirkſamſte befördert wird.

Seit dem Jahre 1808, wo das erſte Dampfboot in Amerika auf dem Hudſon-Fluſſe in Gebrauch kam, hat ſich ihre Zahl unglaublich vermehrt. In Neuyork beſtehen jetzt deren zehn, die einzig zum Transport der Reiſenden von hier nach Philadelphia und Boſton hin und her gehen. Von Neuyork nach Albany reiſt man gänzlich auf Dampfböten. Außer dieſen zehn Fahrzeugen befinden ſich in Neuyork noch zwey Dampf-Fähren, in welchen Wagen und Pferde nach Neu-Jerſey, Pauls, Hook oder nach Long Island übergeſetzt werden. In Neu-Orleans zählt man über funfzig Dampfboote verſchiedener Größe, welche den Miſſiſipy mit ſeinen großen Nebenflüſſen bis Pittsburg in Penſylvanien befahren. Dieſe Boote ſind auch mit der Küſtenfahrt beſchäftigt, und laden zuſammengenommen 7806 Tonnen.

Denkmünze auf Belzoni. Bekanntlich machte Belzoni bey ſeiner Rückkehr aus Ägypten ſeiner Vaterſtadt Padua zwey löwenköpfige Bildſäulen aus Granit zum Geſchenk, welche im Palazzo della Giustizia aufgeſtellt wurden. Es ſind menſchliche Figuren, ſitzend in der gewöhnlichen Stellung der Memnons-Statuen, mit Löwenköpfen, von welchen hinten eine Art Kalantika auf Schultern, Hals und Nacken herabgeht. Die Medaille drückt den Dank für dieß Geſchenk und die Hochachtung der Stadt aus, indem ſie auf der Vorderſeite beyde Bildſäulen zeigt, mit der Umſchrift: Ob donum patria grata A. MDCCCXIX., auf der Rückſeite die Worte: Jo. Bapt. Belzoni Patavino, qui Cephrenis Pyramidem Apidisque Theb. Sepulcrum primus aperuit et urbem Beronicis Nubiae et Libyae Hos. impavide detexit. Die Medaille iſt von L. Manfredini gearbeitet.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625), wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 11 fl. W.W. halbj.— Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

73.

(Wien, Mittwoch den 12. September.)

Ontologiſche Neuigkeiten.

Von A. Rittig v. Flammenſtern.

XXX.

Ein glücklicher Zufall, durch die großherzige Güte eines der erhabenſten Mäcene herbeygeführet, geſtattete mir, drey Tage in Baden und ſeinen Umgebungen zuzubringen. Da ich dieſe drey Tage im Weſentlichen dazu benützte, um Alles, was hier die Natur und Kunſt Herrliches und Treffliches darbietet, zu beſchauen, ſo gewann mein Tagebuch eine reichhaltige Sammlung von Notizen, die ich nun entweder dieſen ontologiſchen Neuigkeiten einverleibe, oder die auch als ſelbſtſtändige Aufſätze im Converſationblatte ihren Platz finden ſollen. Eingedenk des Honor cui honor! hebe ich aus der Reihe dieſer Beobachtungen meine Notiz über das höchſt merkwürdige Cerealien-Kabinet des als ſcharfſinnigen Ökonomen hier allen Freunden in der Agrikultur, insbeſondere aber jenen der Pomologie ohnedieß ſchon rühmlichſt bekannten Pater Rupert Helm, Mitglied der ökonomiſchen Geſellſchaft von Wien, Aſſeſſor bey dem theoretiſch-praktiſchen ökonomiſchen Inſtitute Georgicon in Keszthely, und ſeit fünfzehn Jahren als Prieſter des Stiftes Mölk Verwalter und Adminiſtrator der dieſem Stifte gehörigen, eine Viertelſtunde von Baden entfernten, Herrſchaft Leesdorf. Dieſes Cerealien-Kabinet, das ſich im Schloſſe Leesdorf aufgeſtellt befindet, umfaßt beynahe alle bekannten Getreidearten der bekannten Welt. Denn was dieſe bis jetzt nur immer der Wiſſenskunde an Getreidepflanzen — in dem umfaſſendſten Sinne des Wortes — ſomit an Weizen, Rocken, Gerſte, Hafer, Hirſe, Buchweizen, Mais ꝛc., dann an Hülſenfrüchten, Erbſen, Linſen, Bohnen, Wicken u. ſ. w. lieferte, iſt hier in Samen und Ähren und reſpektive Schoten gehörig klaſſificiret, wohl aufbewahret. Da jedoch der biedere Pater Rupert — wie man dieſen Ehrenmann in den Umgebungen ſeiner Schöpfungen gewöhnlich nennt — nicht bloß eine Cerealien-Sammlung für das Auge beabſichtigte, ſondern auch Gemeinnützigkeit damit verknüpfen wollte, ſo unterwarf er die jeweilig erhaltenen fremden und neuen Getreideſorten der Prüfung, in wie weit ſich ſelbe acclimatiſiren ließen, und ob dieſe Acclimatiſirung dankbar im Verhältniß der bereits hier einheimiſchen Getreideſorten ſey. Als Reſultat ſeiner dießfallſigen zahlreichen Verſuche ergab ſich ihm, daß der Talavera-Weizen, ſo wie der Mailänder Weizen (frumento milano) ſowohl an Reichthum des Samens als an Mehlreichthum, reſpektive Nahrungsſtoff, den derſelbe enthält, in unſerem Klima, insbeſondere in der Leesdorf umgebenden Bodenmiſchung, allen übrigen bekannten Getreidearten vorzuziehen ſey. Eine Bemerkung, die um ſo wichtiger iſt, da ſelbſt unſere erfahrenſten Ökonomen bis jetzt annahmen, daß der Talavera-Weizen auf dem Halme, noch vor erlangter Reife, auswachſe; eine Angabe, die Rupert durchaus nicht beſtätigt fand. Die Schränke, in denen ſich hier die Cerealien aufbewahrt befinden, ſind in mehreren Zimmern aufgeſtellt. Ein eigenes Kabinet hat jedoch dieſer verdienſtvolle, erfahrene Ökonom der Aufſtellung der acclimatiſirten Getreidearten in gereiften Halmen und Ähren gewidmet. Abgeſehen des Nutzens für die Wiſſenskunde iſt es für das Auge ergötzlich, in niedlichen Gartengeſchirren eine Menge Getreidearten in ihrer vollendeten Reife auf Halmen mit den wogenden Ähren zu ſehen. Unter die Seltenheiten, die ſich in dieſem Cerealien-Kabinet befinden, gehört vorzugsweiſe ein Korn, das acht und funfzig Halme mit Ähren trieb, dann mehreres höchſt Intereſſante, das Rupert der Großherzigkeit unſerer erhabenſten Kaiſerfamilie verdanket. Kein Freund der Agrikultur wird dieſes Kabinet verlaſſen, ohne dem biedern Pater Rupert recht herzlich für den ihm verſchafften Genuß zu danken. Übrigens habe ich ſchon im Eingang dieſer Notiz erwähnt, daß dieſer biedere Geiſtliche auch einer unſerer erſten Pomologen ſey. Hierzu liefern die ſeiner Verwaltung unterſtehenden und das Schloß Leesdorf umgebenden Obſtgärten die zahlreichſten Belege. Schon allein die hier befindliche äſthetiſche Obſtbaumſchule beurkundet das Talent, die Kenntniſſe und die unermüdete Thätigkeit des Meiſters. In den übrigen, ſeiner Verwaltung unterſtehenden Obſtgärten fiel mir als beſonders bemerkenswerth ein Birnbaum auf, der acht verſchiedene Birnſorten in bedeutender Menge trägt. Schade, daß der biedere Rupert den Katalog ſeiner Pflanzungen gerade nicht zur Hand hatte, um mir einiges hierher Gehörige daraus notiren zu können, und daß auch ich, der gedrängten Rückkehr nach Baden wegen, nicht mehr Zeit gewinnen konnte, den von ihm angelegten engliſchen Garten in Augenſchein nehmen zu können! Vielleicht bewirkt Ceres, Vertumnus und Pomona in der Folge noch einmahl, daß ich die Schöpfungen ihres Lieblings auf längere Zeit als dießmahl — eine Stunde — zu ſehen bekomme! — Dann mehr hierüber!

Sowohl in Hoffmann's als Zappe's Handbuch der Mineralogie wird noch immer als Fundort des in Steyermark vorkommenden Chromeiſenſteines die Gegend im Gäuſengebirge unweit Krieglach angegeben. Profeſſor Anker macht nun in dem erſten Heft der Steyermärkiſchen Zeitſchrift, Grätz 1821, bekannt, was dieſe Herren zu der irrigen Angabe des Fundortes vermochte. Ein Mineralienhändler überbrachte zuerſt dem verdienſtvollen Freyherrn von Zois in Laybach einige ſogenannte Findlinge von dieſem Minerale, verſchwieg aber, wahrſcheinlich gefliſſentlich, den wahren Fundort, bis ſelber den Anbruch dieſes Minerals entdeckt habe. Freyherr von Zois überſchickte Herrn Klaproth mit der oberwähnten falſchen Angabe des Fundortes dieſes Mineral zur chemiſchen Analyſirung nach Berlin, von wo aus dann die falſche Angabe dieſes Fundortes fortgepflanzt worden iſt. Die eigentliche Entdeckung des wahren Fund- und Anbruchortes dieſes Minerals, aus dem man nun hier die herrlichen Farben: das Chemiſch-Chromgelb und Chromgrün, bereitet, verdanken wir den unermüdeten Nachforſchungen Sr. kaiſerl. Hoheit des allverehrten E. H. Johann. Es findet ſich dieſes Mineral in der ſogenannten Gulſen bey Kraubath im Brucker Kreiſe, an der weſtlichen Grenze deſſelben, wo es in ſchmalen Lagen, und eingeſprengt in einem dort ziemlich mächtigen Serpentin-Lager vorkömmt. Profeſſor Anker bemerkt bey dieſer Berichtigung, daß er von dem hieſigen achtungswürdigen Mineralogen Bartſch unlängſt einige ſehr kleine Octaëder, welche, nach ſeiner Angabe, Chromeiſenſtein von Baltimore, aus Nord-Amerika ſind, erhalten habe. Eine Kryſtallgeſtalt, die, wenn ſich die Angabe beſtätigen ſollte, mit Moh's kryſtallographiſchen Anſichten im Widerſpruche ſteht. Bey dieſer Gelegenheit halte ich mich, der Unparteylichkeit wegen, verpflichtet, alle Freunde der Literatur auf dieſe Steyermärkiſche Zeitſchrift, redigirt von J. v. Kalchberg, Dr. L. v. Veſt, F. v. Thinnfeld und Dr. F. S. Appel, aufmerkſam zu machen. Das vor mir liegende erſte Heft liefert ſchon den Beweis, wie viel Gediegenes, Vortreffliches und Tiefdurchdachtes wir noch in der Folge hier auch für das Gebiet der Ontologie zu erwarten haben. Das erſte Heft umfaßt in dieſer Hinſicht nebſt obiger Berichtigung noch ſcharfſinnige Bemerkungen des Prof. Anker über Karſten's und Werner's Mineralſyſtem, und über die bisherige Nomenclatur in der Mineralogie; dann einen inhaltſchweren Aufſatz unſeres trefflichen Orientaliſten, Hrn. Hofr. Joſ. E. v. Hammer: die Erklärung der perſiſchen Cylinder und gegrabenen Steine im Joanneum. Mit einer Kupfertafel, auf welcher vierzehn walzenförmige und acht und zwanzig ſiegelförmige abgebildet ſind. Bekanntlich hat der brittiſche Reſident zu Bagdad, Herr Rich, dieſelben in den unter ſeiner Aufſicht veranſtalteten Nachgrabungen in den Ruinen Babylons gefunden, und dem Joanneum überſendet. Freunden der vaterländiſchen Geſchichte wird der hier begonnene treffliche Aufſatz von Albrecht Muchar: das altceltiſche Norikum, oder Urgeſchichte von Öſterreich, Steyermark, Salzburg, Kärnthen und Krain, ungemein willkommen ſeyn, ſo wie auch die übrigen Aufſätze von G. Ritter v. Kalchberg, Carl Schmutz und Profeſſor Joſ. Kudler der verdienten Beachtung nicht entgehen werden. Da dieſe Zeitſchrift von dem Ausſchuſſe des Leſevereins am Joanneum zu Grätz herausgegeben wird, ſo iſt ſie als eine jener köſtlichen Früchte zu betrachten, die wir dem hochherzigen Stifter des Joanneums, dem allverehrten E. H. Johann, zu verdanken haben.

Bekanntlich haben die hieſigen k. k. privil. und Hof-Papier-Tapeten-Fabrikanten Spörlin und Rahn vor einiger Zeit gegen Pränumeration von 10 fl. C. M. das Geheimniß ausgeboten: »vermittelſt eines ſehr ökonomiſchen und leicht anwendbaren Verfahrens den Farbeſtoff aus allen rothen Farbehölzern vollkommen rein und abgeſondert von allen ſchmutzigen und fremden Theilen auszuziehen, und ſomit aus den geringſten und wohlfeilſten Sorten Pima-, Sapan-, St. Marthen-Holz eben ſo brillante und harte Farben zu erzeugen, als man nur immer aus dem echten Fernambuk-Holz zu erzielen im Stande iſt.« Mit 1ſten July d. J. ward den Pränumeranten das Geheimniß mitgetheilt, die nun, wie natürlich, die Mittheilung auch als Geheimniß behandeln. Nun hat aber beynahe gleichzeitig als obbenannte Herren ihr Geheimniß ausboten, nämlich im Monat May d. J., Dr. J. G. Dingler in ſeinem trefflichen polytechniſchen Journal, Band V, Heft 1, Stuttgart 1821, S. 85, ein einfaches Verfahren bekannt gegeben, »wie die Abſude von geringen Sorten Rothholz, als: Braſilien-, Pimas-, St. Martha-, Angola-, Nicaragua-, Siam- oder Sapanholz u. ſ. w., von den ihnen beygemengten falben Farbſtoffen ſo zu reinigen ſind, daß ſie mit dem größten Vortheil gleich dem beſten Fernambukholz in den Wollen-, Seiden-, Baumwollen- und Leinenfärbereyen, ſo wie auch zur Bereitung ſchöner Lackfarben benutzt werden können.« Ich führe dieſes Verfahren nun im Auszuge hier an, weil ich hierdurch ſowohl den Beſitzern des obigen Geheimniſſes, als allen Intereſſenten der Färberey einen Gefallen zu erweiſen glaube. Zu dieſem Behuf werden die Farbhölzer in klein zerſchnittenem oder geraſpelten Zuſtande ſo oft mit Waſſer ausgekocht, oder durch Waſſerdämpfe ausgezogen, bis ihnen alle Farbtheile entzogen ſind. Die ſämmtlichen Abſude werden dann ſo weit verdunſtet, daß von vier Pfunden ausgezogenem Holze beyläufig zwölf bis funfzehn Pfund Flüſſigkeit übrig bleiben. Dieſe Flüſſigkeit läßt man beynahe völlig erkalten, ſetzt ihr zwey Pfund abgerahmte Milch, welche vom Melken an zwölf bis achtzehn Stunden geſtanden hat, hinzu, rühret die Flüſſigkeiten gut unter einander, und läßt nun das Ganze einige Minuten aufkochen, worauf man die Flüſſigkeit durch einen dichten Flanell ſeiht. Bey dieſem Verfahren verbinden ſich die falben Theile mit den- käſigen Theilen der Milch, welche gerinnen, und ſich ohne Verluſt an Farbbrühe in konkretem Zuſtande abſondern. Zum Färben wird die Flüſſigkeit in dieſem Zuſtande mit dem gehörigen Waſſerzuſatz verwendet, zum Drucken aber ſo weit verdunſtet, daß von vier Pfund des ausgezogenen Holzes fünf bis ſechs Pfund Flüſſigkeit übrig bleiben, die, wenn ſie mit Stärke oder einem andern Mittel verdickt, und die Farbe mit Zinnauflöſung oder einer andern Baſis entwickelt wird, Tafeldruckfarben liefern, welche wo nicht die mit echtem Fernambuk übertreffen, doch ihnen, nach Dingler's Angabe, an Intenſität und Lüſtre in nichts nachſtehen. Noch muß bey der Anwendung dieſer Vorſchrift auch bemerkt werden, daß ſich die Quantität der ſäuerlichen Milch nach der Reichhaltigkeit an Farbſtoff der Farbhölzer richtet. Zu jungen, an Farbſtoff armen Farbhölzern ſind für ſechs bis acht Pfund zwey

Pfund Milch zureichend, in welchem Verhältniß die Flüſſigkeiten zu Tafeldruckfarben auch konzentrirt werden müſſen. Es wäre zu wünſchen, daß jene, die im Beſitz des Geheimniſſes der Herren Spörlin und Rahn ſind, auch Proben von Dingler's Angabe machten, und von dem Reſultate das Publikum in Kenntniß ſetzten! —

Von der für Chemiker, ſey es auch nur der darin enthaltenen Neuerungen wegen, gewiß intereſſanten Schrift: »Überſicht meiner Syſteme der Hylognoſie und der chemiſchen Fabrikenkunde. Von Dr. J. F. L. Wuttig. Berlin, 1821. 8.,« ſind nun Exemplare in den hieſigen Buchhandel gekommen. Mit der Benennung Hylognoſie bezeichnet Wuttig denjenigen Theil der Chemie, welcher von der Kenntniß der Hylen, d. h., der für ſich oder in Verbindungen in ſtarrem oder konkretem Zuſtande darſtellbaren, einfachern und zuſammengeſetztern materiellen Weſen hinſichtlich ihrer Charaktere und ihrer Darſtellungsarten handelt. Ausgeſchloſſen vom Gegenſtande der Hylognoſie ſind, nach dieſer Definition: 1) alle Stoffe, die weder für ſich, noch in Verbindungen in feſtem Zuſtande dargeſtellt werden können, z. B. Wärme-, Licht-, Elektrizitäts-Stoff u. ſ. w.; 2) alle Naturprodukte, die nicht durch chemiſche Kunſtoperationen bearbeitet und verändert worden; 3) alle Anwendungen, die von hylognoſtiſchen Erfahrungsſätzen in anderweitigen Fächern gemacht werden, und als Theile der letztern zu betrachten ſind. Die Hylognoſie macht demnach die Grundlage aller übrigen Doktrinen, direkten und indirekten Anwendungen der Chemie aus, und das Studium der erſtern muß daher dem aller letztern vorangehen. Warum Dr. Wuttig die Urweſen der Metalle — Metallane, — die Urweſen der Metalloide — Metalloidane, die Urweſen der Ametalle — Ametallane, dann den Sauerſtoff — Flegan — den Waſſerſtoff — Flegomann — und mehreres Andere neu benennt, beliebe man in dieſem Büchelchen ſelbſt zu leſen. Nur will ich hier noch anfuhren, was der Verfaſſer eigentlich mit der Benennung chemiſche Fabrikenkunde bezeichnet. Hierunter verſteht er die Wiſſenſchaft, welche von der Erkenntniß, Vervollkommnung und Erweiterung aller ſelbſtſtändigen, in eigenen Fabrikanſtalten ausgeübt werdenden und Handelsprodukte liefernden Gewerben handelt, bey deren Betriebe die Erfolge der Hauptarbeiten auf chemiſchen Erfahrungsſätzen beruhen. Ausgeſchloſſen vom Gegenſtande der chemiſchen Fabrikenkunde ſind, nach dieſer Definition: 1) alle Fabriken, und die unter dieſen mitbegriffenen Manufakturen, Künſte und Handwerke, bey deren Ausübung der Erfolg der Hauptarbeiten einzig und allein mechaniſch iſt; 2) alle Gewerbe, die keine ſelbſtſtändige begründen, d. h., die nur allein mit anderweitigen Zweigen der Induſtrie in Verbindung ausgeübt werden, und von letztern abhängig ſind; 3) alle ſelbſtſtändigen Gewerbe, aus welchen keine Produkte für den allgemeinen Handel hervorgehen; und 4) alle Gewerbe, die nicht fabrikmäßig in beſondern Werkſtätten ausgeübt werden. Hiernach wäre demnach die chemiſche Fabrikenkunde von der techniſchen Chemie, oder der auf Gewerbweſen ꝛc. angewendeten Chemie, verſchieden, da, nach Wuttig's Anſichten, letztere eigentlich kein wiſſenſchaftliches

Lehrgebäude begründen könne, und ihr Einfluß auf den Fabrikenbetrieb beſchränkter ſeyn dürfte, als der der erſtern. Dieſe kleine Schrift iſt dem Könige von Preußen dedicirt.

Dr. Clarke hat intereſſante Verſuche über die auffallende Verwandtſchaft von Platina und Bley gemacht. Wenn man zwey Stücke Bleyblatt und Platinablatt von gleichen Dimenſionen nimmt, dieſe zuſammen rollt, dann dieſe Rollen auf Holzkohlen legt, und die Flamme eines Kerzenlichtes vorſichtig gegen die Ecken dieſer Rollen richtet, ſo werden ſich, ungefähr wenn Glühhitze eintritt, dieſe Metalle mit einer Art von Exploſion vereinigen, indem ſie ihre abgeſchmolzenen Theile von der Kohle fallen laſſen, und Licht und Wärme auf eine höchſt überraſchende Weiſe ausſtrömen. Dann bleibt auf der Kohle noch ein Glashäutchen zurück, welches beym fortgeſetzten Zudringen der Flamme in ein äußerſt durchſichtiges Kügelchen von ſaphyrblauer Farbe zuſammenſchmilzt. Auf ſolche Art Platina und Bley neben einander gelegt, gibt, wenn die Platina erhitzt iſt, ein ſchönes Spiel von blauem Lichte auf der Bleyfläche, welches ſehr funkelt, ehe es ſchmilzt.

Die Angabe in Belzoni's Reiſe nach Ägypten ꝛc., daß man ſelbſt die Leichen der Armen mit Salbey und Salpeter — nitre — behandelt habe, um ſie nach dem Tode länger zu erhalten, bedarf der Berichtigung, daß man nicht Salpeter — nitre — wohl aber das in Nubien und Ägypten vorkommende natürliche Natrum bey Mumien in Anwendung brachte.

Ein Engländer behauptet, daß es mit unſern gegenwärtigen Kenntniſſen in der Optik ſehr ſchwer werden dürfte, über folgende optiſche Täuſchung eine vollkommene Demonſtration zu geben. Dieſe Täuſchung entſteht: wenn man ein Rad mit Speichen durch eine Reihe vertikaler Stäbe in Bewegung ſieht, da werden die obern und untern Speichen, wenn ſie durch die verticalen Linien gehen, in ihrer natürlichen Geſtalt erſcheinen, alle übrigen aber eine Krümmung zeigen.

Der königlich preußiſche Bau-Kondukteur und Mühlenbaumeiſter G. L. Schreiber hat die unter den beſtehenden Öhlpreſſen als eine der vorzüglichſten bekannte holländiſche oder ſogenannte Rammpreſſe weſentlich verbeſſert. Welche Verbeſſerung eines Theiles in der Vereinfachung der Vorrichtung im Preßblocke ſelbſt, welchem der Loſekeil und Löſeſchüſſer mangeln, anderntheils in der leichtern Handhabung ihres Preßſtampfers beſteht. Auch in Hinſicht der Baukoſten tritt hier eine bedeutende Erſparung ein. Bey der alten derley Preſſe müſſen nämlich die Preßgruben wenigſtens fünf Fuß lang gemacht werden, und der Preßblock erhält daher für zwey Preſſen wenigſtens eine Länge von achtzehn Fuß. An der neuen Preſſe ſind die Preßgruben nur 2¼ Fuß lang, und da iſt eine Länge von dreyzehn Fuß für den ganzen Preßblock hinlänglich. Da Herr Schreiber eine nähere Erklärung hierüber unter dem Titel: »Beſchreibung einer neu verbeſſerten und durch die Erfahrung erprobten Öhlpreſſe,« Leipzig, 1821, 4., mit einer lithographirten Abbildung, herausgegeben hat, die auch hier im Buchhandel zu haben iſt, ſo wäre es unnöthig, hier hierüber noch mehr zu ſagen.

Des Engländers Dinsdale's Bemerkungen über Moder am Holze ſind, wenn ſie auch nicht eine hinreichende Erklärung über die Entſtehung des Moders geben, doch immer intereſſant genug, um als neue, mitunter auf Erfahrungen begründete Anſichten auch hier ihren Platz zu finden. Nach Dinsdales Meinung iſt: a) in den friſchen Pflanzenſäften wahrſcheinlich Eſſigſäure vorhanden; b) vermodert an Eſſigfäſſern das Holz bald, wenn dieſe nicht ſorgfältig von der Eſſigmutter gereiniget werden; c) iſt das gebackene Holz weniger, als ſolches, das nicht gebacken wurde, dem Moder unterworfen; d) gibt ihm die Erfahrung an die Hand, daß ſowohl Stockholmer als ſolcher Theer, der in England auf den Schießpulver-Kohlenwerken erzeugt wird, die Pfähle zu Woolwich längſtens binnen drey Jahren, oft in noch kürzerer Zeit, vermodern machte, während der Moder nie entſtand, wenn der Theer von der brenzeligen Holzſäure vollkommen befreyt war.

Der k. k. Rath Joſeph Arnold Ritter von Levenau hat in den hieſigen Blättern ſchon oft die ſeiner Erfahrung nach erfreulichen Reſultate bekannt gegeben, welche aus dem Anbau der von ihm vertheilten Körner des chineſiſchen Bergreißes in unſerm Kaiſerſtaate entſpringen, ſo, daß es unnöthig wäre, dieſe Bekanntgebungen hier zu wiederhohlen. Nicht ſo bekannt ſind aber die Reſultate, die der Anbau dieſes Bergreißes in manchen unſerer Nachbarſtaaten, z. B. im Preußiſchen, lieferte. Ich glaube daher allen unſern Ökonomen Vergnügen zu machen, wenn ich ihnen hier aus dem ſo eben erſchienenen inhaltſchweren Werke des Freyherrn von Witten: »Über höhere Landeskultur und den vortheilhaften Anbau neu entdeckter Getreidearten.« Berlin, 1821, Oktav, dasjenige mittheile, was derſelbe in Bezug auf die Kultur des chineſiſchen Bergreißes im preußiſchen Staate, S. 199 — 200 ſagt: »Der Reiß — Oryza sativa — liefert bekanntlich ein Hauptnahrungsmittel der Menſchen, und iſt als ſolches in der ganzen Welt geſucht. Im mittägigen China, in Cochinchina, in Madagascar leben Millionen Menſchen faſt ausſchließlich von dieſem nährenden Samen. Es wäre allerdings ein großer Gewinn, dieſe nützliche Pflanze bey uns einzubürgern. Hierzu iſt jedoch Hinſichts des gewöhnlichen Sumpfreißes gar keine, und Hinſichts der bis jetzt bekannt geweſenen Spezies des Bergreißes — Oryza mutica — nur wenig Hoffnung vorhanden. Schon vor mehreren Jahren habe ich mit dieſem ſogenannten Bergreiß Verſuche angeſtellt. Daß man ihn Bergreiß nennt, ſcheint wohl nur im Gegenſatz des Sumpfreißes geſchehen zu können, denn auf Bergen und ſandigen Anhöhen würde er um ſo weniger fortzubringen ſeyn, als er keine ſtarke Durchdüngung des Ackers verträgt. Er liebt vielmehr einen etwas tiefliegenden, humoſen, allenfalls ſchlammartigen Boden, und in ſolchem wird er in Deutſchland in den wenigſten Jahren ſeine Reife erlangen. In jedem andern Boden bedarf er in den erſten drey Monaten einer reichlichen Bewäſſerung, und dieſe möglich zu machen, würde bey dem größern Anbau Schwierigkeiten finden. Neuerdings hat das königlich preußiſche Miniſterium des Innern mir zwey Samenproben des chineſiſchen Bergreißes mit dem Auftrage überſandt, deren Anpflanzung zu verſuchen, und wenn dieſes gelingen ſollte, den Anbau im Großen zu unternehmen, und die Reſultate von Jahr zu Jahr anzuzeigen. Sie werden in dieſem Jahre näher geprüft werden; der Verſuch kann jedoch nur in der Vorausſetzung nach Wunſch ausfallen, daß dieſe Samen einer neuen, und zwar einer ſolchen Species angehören, die ſich beſſer, als die bis jetzt bekannt geweſene Art des Bergreißes, mit der zu kurzen Dauer unſers Sommers zu vertragen im Stande iſt.

Mehrere inländiſche Blätter haben zwar die von Herrn Bizio zu Venedig gemachte Entdeckung, aus Kaffee einen grünen Lack zu bereiten, bereits erwähnt, aber das eigentliche Verfahren hierbey nicht bekannt gegeben. Daſſelbe ſoll nun hier ſeinen Platz finden: Man nimmt hierzu 2½ Loth gut zerſtoßenen Kaffee, aus dem man zwanzig Loth Abſud bereitet. In dieſen Abſud gießt man zwanzig Loth Kupfer-Vitriol-Auflöſung. Dem Ganzen wird nun kauſtiſche Soda zugeſetzt, wornach ſich aller Färbeſtoff in einem beynahe drey Loth ſchweren Niederſchlage zu Boden gibt, welcher, der Luft ausgeſetzt, eine ſchöne grüne Farbe annimmt. Dieſer Lack erhält, je länger er der Luft ausgeſetzt und befeuchtet wird, eine deſto ſchönere grüne Farbe, und verbleicht, mit Gummi-Waſſer auf Papier aufgetragen, auch in ſechzehn Monaten nicht. Die über dem Niederſchlag bleibende Flüſſigkeit hat eine ſehr lichte kaſtanienbraune Farbe.

Über und aus Italien.

Von Daniel Leßmann.

Salvatore Vigano.

Er war 1769 zu Neapel geboren. Von ſeinem Vater im Tanz und in der Mimik unterrichtet, componirte er überdieß, und ließ in einem Alter von vierzehn Jahren zu Rom im Theater Valle ein Intermezzo aufführen; dieß erregte das Staunen um ſo mehr, da man überzeugt war, daß ihm Niemand geholfen, indem ſein Vater ſelbſt dem Componiren ſich ernſtlich widerſetzt hatte, und nur einwilligte, nachdem die Arbeit geendigt war. Dieß Intermezzo iſt das einzige bekannte muſikaliſche Werk des Salvatore; was er aber zu ſeinen Balletten componirt, zeigt, daß er es auch in der Muſik zur hohen Meiſterſchaft gebracht haben würde, hätte er ſich ihr ganz gewidmet.

In Rom tanzte Salvatore zuerſt als Frauenzimmer in Balletten ſeines Vaters; von dort begab er ſich nach Florenz, traf aber hier mittelſt eines Liebeshandels mit einem angeſehenen Manne ſo hart zuſammen, daß er es fürs

Beſte hielt, nach Spanien zu gehen. Er erhielt Empfehlungsſchreiben an das königliche Theater zu Madrid. Hier tanzte er häufig, erntete allgemeinen Beyfall, und vermählte ſich mit der eben ſo ſchönen als wackern Medina. Nicht leicht traf man ein paſſenderes Paar; Beyde übereinſtimmend, was Schönheit der Bewegungen und Adel der Zeichnung betrifft (damahls waren die Tanzarten noch nicht ſo verworren wie heute; es gab edlen Tanz, mittleren, danza buffa und grotesca). Vorzüglich in den beyden erſten zeichnete ſich unſer Paar aus, und hielt mit ſtrenger Gewiſſenhaftigkeit auf die Scheidung der Gattungen. Nach einem Jahre gingen Beyde nach London, wo ſie beſonders in den Balletten des berühmten Dauberval glänzten, unter welchem Vigano ſich vervollkommen wollte. Veſtris befand ſich zu derſelben Zeit in London. Von da gings nach Paris, wo er ſeine Kunſt auf einer hohen Stufe der Ausbildung fand, und mit dem theoretiſchen Theile derſelben ſich ernſtlich beſchäftigte. Er war im königlichen Theater engagirt; da er aber die politiſchen Stürme über Paris einbrechen ſah, hielt er es für gerathener, nach Bordeaux zu gehen, und ſich nach kurzem Aufenthalt daſelbſt nach Venedig einzuſchiffen.

Hier zeigte er ſich im Theater San Samuele in Pas-de-deux-Pantomimen, und er ſowohl als ſeine Gattinn entzückten das Publikum durch die Grazie ihrer Bewegung und das Liebliche ihrer Schritte. Hier war's, wo er mit dem Ballette: la fille mal gardée, ſeine neue Laufbahn begann, und die Welt zu den geſpannteſten Erwartungen berechtigte.

Vom Theater San Samuele ging er zur Bühne der Fenice, welche mit dem Ballet ſeines Vaters: Amor und Pſyche, eröffnet wurde. Er tanzte darin. Bald darauf reiſte er nach Wien, erſchien dort bewundert mit ſeiner Gattinn auf dem k. k. Theater; von da nach Berlin, wohin ihn der Hof unter ehrenvollen Bedingungen rief. Der damahlige König von Preußen war durch ſeinen Tanz ſo entzückt, daß er Vater, Gattinn und Tochter in ſeiner Loge empfing, und den Tänzer mit einer prachtvollen Tabaksdoſe Friedrichs des Großen beſchenkte. Als er darauf in Dresden tanzte, wollte ihn der Hof daſelbſt engagiren, aber ſein Ruf nach Wien war ſo lebhaft, daß er bald daſelbſt in Raoul di Crequi, Aci e Galatea, la fille mal gardée und Riccardo cuor di Leone, alles ſeine Compoſitionen, auftrat, und mächtigen Enthuſiasmus erregte. Den Ruf nach Rußland nahm er aus diätetiſchen Rückſichten nicht an, ſondern kehrte nach Venedig zurück, wo er auf dem Theater San Benedetto tanzte. Hier hatte ſein Richard Löwenherz den glänzendſten Erfolg. Noch einmahl erſchien er in Wien, gab den Prometeo, die iſthmiſchen Spiele, den Noce di Benevento, wobey ihm ſeine Medina ſtets Geſellſchaft leiſtete, und ſeinen ſteigenden Triumph theilte. In Mailand, wo er bey der Eröffnung des Teatro Carcano erſchien, brachte er ſeinen Coriolan auf die Bühne, der ihm die Meiſterſchaft in ſeiner Kunſt verſicherte. Darauf folgte: Gli spagnuoli nell' isola Cristina, und mehrere andere weniger bedeutende Compoſitionen. Nachdem er wieder nun ſich eine Zeitlang in Wien und Venedig aufgehalten, kehrte er endlich heim nach Neapel, einem Rufe folgend; da aber der Unternehmer daſelbſt noch vor dem Beginn durchgelaufen, ſah man ihn in Rom ſeinen Coriolan geben, der — nicht gefiel. Deſto mehr ſeine Principessa nel bosco, die er in ſieben Tagen geſchaffen. In Padua erſchien er zum Feſte des Heiligen, gab ſeinen Ipotoo o l'Allievo della giumenta, und in Venedig ſeine Strelizzi. In Brescia endigte er ſeine Laufbahn als Tänzer, und widmete ſich ganz der Compoſition. Als einen ſolchen beſaß ihn Mailand lange Zeit. Hier konnte er viel wirken. Die Sorge der Componiſten war bisher nur darauf gegangen, die erſten Rollen glänzen zu laſſen. Er erhob die Maſſe des Ballets zu einem Kunſtkörper. Er unterrichtete die erſten mimiſchen Künſtler: Coſta, Molinari, Bocci, Abrami ꝛc. erkennen ihn dankbar als ihren Lehrer. Aber ſein Hauptverdienſt ſieht die Welt in der gefeyerten Pellerini, welcher Italien wie wenig andern eine ewige Jugend wünſchte. Didone abbandonata, von welcher nur zwey Akte da ſind (man erwartet ſie mit Begierde), war Vigano's letztes Werk. Sein Äußeres war ganz zu ſeiner Kunſt geſchaffen.

Sternennächte.

In monderhellten Nächten
Mit dem Geſchick zu rechten,
Hat dieſe Bruſt verlernt.
Der Himmel, reich beſternt,
Umwoget mich mit Frieden.
Da denk' ich: Auch hienieden
Gedeihet manche Blume;
Und friſcher ſchaut der ſtumme,
Sonſt trübe Blick hinauf
Zu ew'ger Sterne Lauf.

Auf ihnen quälen Schmerzen,
Auf ihnen bluten Herzen —
Sie aber ſtrahlen heiter.
So ſchließ ich ſelig weiter:
Auch unſre kleine Erde,
Voll Mißton und Gefährde,
Sich als ein heiter Licht
In's Diadem verflicht.
So werden Sterne
Durch die Ferne!

Joh. Mayrhofer.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Allgemeiner theatraliſcher Anzeiger. Der Fleiß der Pariſer Theater kann mit Recht gerühmt werden. In der opera comique iſt eine neue Oper in drey Akten: le Philosophe en voyage, mit vielem Beyfalle gegeben werden. Das Buch iſt von den Herren de Cocq und Frederic, die Muſik von Croubé und Pradher. Dieſer Philoſoph iſt nicht einer von denen, welche die Beſchauung der Natur, die Liebe zum Studium, oder der Anblick der menſchlichen Thorheiten und Laſter von der Welt abgezogen haben; es iſt ein recht luſtiger Philoſoph, ein Colonel, den ſeine Geliebten betrogen haben, der ſeine Abneigung gegen dieſe für Philoſophie hält, und ſich auf die Reiſe begibt, um den Weibern zu entfliehen, ohne zu bedenken, daß dieſes Unkraut überall wächſt. Der dritte Akt hat beſonders gefallen. — Das Vaudeville hat Le traité de paix von Dartois gegeben, worin der Verfaſſer eine bereits öfters geſehene Intrigue mit neuem Witze auszuſtatten verſtand, und daher ſich Beyfall erwarb. — Die kleine Leontine Fay hat in einem neuen Stücke von Scribe und Delavigne, betitelt: le Mariage enfantin, neuerdings Wunder gewirkt, und ganz Paris läuft, eine Kleinigkeit zu ſehen, worin Witz und Anmuth die Stelle des Verſtandes, und grazioſe Einzelnheiten die Stelle der Handlung erſetzen. — Herr Paul hat ein altes Stück von Favart, welches im Jahre 1740 unter dem Titel: les jeunes Mariés geſpielt wurde, für das Theater de la gaité unter dem Titel: les Epoux de 15 ans, bearbeitet.

In Hannover gefiel Lembert's Reiſe nach der Hochzeit.

Mlle. Kainz (vorher im Theater an der Wien) hat in Dresden ſehr gefallen.

In Givet, einem kleinen Städtchen, dem Geburtsort Mehuls, hat man zu Ehren dieſes großen Componiſten ſeine Oper Euphroſine — — als Luſtſpiel gegeben.

Kopenhagen, vom 7. Auguſt. Amtlichen Nachrichten zufolge iſt das gelbe Fieber in Havana ausgebrochen. Deßhalb erklärt die königliche Quarantaine-Direktion Havana, Malta, Konſtantinopel, Algier, Tunis, Marokko, Smyrna, Alexandria, nebſt Corfu und Candien unterm geſtrigen Dato für angeſteckt, und Xeres, alle Hafen des adriatiſchen Meeres, Sizilien, alle türkiſchen Hafen, und ſämmtliche übrige Städte und Hafen der afrikaniſchen Barbarey, ſo wie auch die weſtindiſchen Inſeln und Nordamerika bis weiter für verdächtig.

In England und Frankreich, wo die thieriſche Kohle ſehr häufig in Zuckerraffinerien, Laboratorien, bey Deſtillationen und zur Öhlreinigung verwendet wird, bereitet man ſich dieſelbe, nach dem Berichte des Herrn Chevalier Gaſſicourt (Tilloch's philoſophical Magazine, Januar 1819), indem man Knochen in gut lutirten eiſernen oder irdenen Gefäßen in einen Töpferofen ſetzt, und ſie hier ſo lange glüht, bis die während dem Glühen entſtandene Flamme von Kohlenwaſſerſtoffgas verloſchen iſt. Außerdem erhält man ſehr viel dieſer Kohle in den Salmiakfabriken als Nebenprodukt, wo man Knochen und andere thieriſche Subſtanzen in eiſernen Röhren oder Retorten einer trockenen Deſtillation unterwirft, und, indem ſich eine bedeutende Menge von kohlenſaurem Ammoniak in den Vorlagen ſammelt, ein gutes Beinſchwarz im Rückſtande erhält. Die bey dieſer Operation ſich entwickelnden Gasarten ſind ganz vorzüglich zur Beleuchtung, weil ſie ein weit weißeres und helleres Licht als das Steinkohlengas geben, laſſen ſich aber mit mehr Vortheil als Brennmaterial benützen, indem man ſie in den Feuerraum unter den Deſtillirapparat leitet. Höchſt wichtig iſt hierbey eine an jedem Orte der Deſtillirgefäße gleichförmige Einwirkung der Hitze; daher der Ofen einer ſehr ſorgfältigen Konſtruktion bedarf, durch welche dann aber auch der Aufwand von Feuermaterial, beſonders wenn man dazu das Gas benützt, ſehr verringert wird. Die Güte des erhaltenen Beinſchwarzes hängt von der Beſchaffenheit der angewendeten Knochen ab, und es iſt um ſo beſſer, je größer das Verhältniß der in den Knochen vorhandenen Gallerte iſt, weßhalb Knochen von Kälbern bey weitem weniger und weit ſchlechteres Beinſchwarz geben, als runde feſte Ochſenknochen. Elfenbein gibt das ſchönſte Schwarz. Kann man keine Knochen von großen und alten Thieren haben, ſo muß man den Knochen kleinerer Thiere eine Portion weicher thieriſcher Subſtanzen, als: getrocknetes Blut, Sehnen, Eingeweide u. dgl. beyfügen.

Hat die thieriſche Kohle ihre entfärbende Eigenſchaft durch den Gebrauch verloren, ſo wird ſie durch Auswaſchen und Durchglühen nicht allein wieder brauchbar, ſondern iſt viel beſſer als die unmittelbar aus Knochen erhaltene; weßhalb die Beinſchwarzfabrikanten das von den Zuckerſiedern gebrauchte Schwarz ſehr gern aufkaufen und wieder benutzbar machen.

Neben einem großen Verhältniſſe von Kohlenſtoff iſt das Beinſchwarz um ſo beſſer, je feiner es iſt, und je inniger daſſelbe gemengt worden; daher es in Pochwerken oder auf Mühlen, am beſten im angefeuchteten Zuſtande, gepülvert wird.

Was die Anwendung des Beinſchwarzes betrifft, ſo wird daſſelbe in den Zuckerraffinerien entweder bloß als Filter oder als Klärungsmittel angewendet. Im erſten Falle gießt man den Syrup auf das angefeuchtete Pulver, und läßt ihn mehrere Mahle durchlaufen; im zweyten ſetzt man zu dem in Waſſer aufgelöſten Rohzucker, bevor er ſiedet, nach und nach ein Zehntel Beinſchwarz, läßt ihn acht Minuten damit ſieden, und bringt alles auf einen wollenen Sack, durch welchen dann der Syrup, nachdem man die erſten Portionen zurückgegoſſen, völlig klar durchläuft. Bey dieſer Behandlung erhält man einen Syrup, der weit leichter und ſchöner als der auf gewöhnliche Art raffinierte kryſtalliſirt.

Prüfungs-Medaillen des Joſeph Kern. Der hieſige bürgerliche Gold- und Silberarbeiter, Joſeph Kern — Kohlmarkt, Nr. 257 — hat ſechs Prüfungs-Medaillen in Silber verfertiget, die, was Entwurf, Zeichnung, Ausführung und die Wahl der Deviſen betrifft, jeder billigen Forderung Genüge leiſten, auch insbeſondere dadurch, daß ſie im Preiſe nicht überſpannt ſind, allen Eltern, Vormündern, Erziehern, überhaupt allen Jenen, die den wahren Zweck der Prüfungs-Medaillen — Belohnung und Aufmunterung — nicht verkennen, als Geſchenk für die ihren Herzen verwandten Studierenden, mit voller Beruhigung empfohlen werden können.

Wie billig die Preiſe ſind, ergibt ſich: daß die kleinſte dieſer Medaillen mit dem Bruſtbilde unſeres erhabenen Monarchen und der Deviſe: zur Belohnung, nur 65 kr. C. M.; die mittlere mit der Deviſe: »Wer früh das Haupt zur Wahrheit kehrt, lernt bald des Lebens reinen Werth,« 1 fl. 40 kr. C. M.; die größere mit der Deviſe: »Tugend! Jede Kraft, die kühn mit dir gerungen, hat zuletzt dir ſelbſt den Kranz umſchlungen,« 3 fl. C. M.; die größte mit der Deviſe: »Wer zu den Edlen ſich erhoben, empfing auch ihre Krone oben,« 4 fl. 20 kr. C. M.; dann jene für Studierende der lateiniſchen Schulen mit der Diviſe: »Studiosae Juventutis incitamento,« 3 fl. C. M.; und endlich die ſechste dieſer Medaillen mit dem Kopfe des Apoll — mehr als Geſchenk für ſchon gebildete Muſenſöhne und als Belohnung für Künſtler geeignet — 5 fl. 40 kr. C. M koſtet.

Das hier beygebogene Kupferblatt *) liefert, zu mehrerer Verſtändigung des Geſagten, die Revers- und Avers-Seiten dieſer Medaillen, jedoch in viel ſchärfern — und nicht ſo zarten, reinen Umriſſen, wie ſie der geniale Herr Kern auf den Medaillen ſelbſt ſchuf. — F —

---

*) Dieſes Kupferblatt iſt bloß als beſondere Beylage zum Conv. Bl. zu betrachten, und daher keineswegs zu jenen zu rechnen, welche wir unſern Leſern vierteljährig verſprochen haben. Das nächſtfolgende dieſer Kupferblätter wird ein griechiſches Vaſengemählde umfaſſen, und gehört zu einem intereſſanten Aufſatz des gelehrten Hofraths Böttiger, der nächſtens im Conv. Bl. erſcheinen wird, und dem es ſodann als Beylage dient. Anm. d. Red.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625) wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k. k. Poſt 21 fl. W.W. halbj.) Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

74.

(Wien, Samstag den 15. September.)

Blick auf verſchiedene Völkerſchaften.

Von Wend.

Theſſalien und Livadien.

Die Bewohner des feſten Landes der europäiſchen Türkey ſind ſo verſchieden in ihren Eigenthümlichkeiten, Sitten und Gebräuchen, in ihrer Art zu leben, zu denken und zu handeln, daß es nicht unwillkommen ſeyn dürfte, ſie in den Hauptzügen und einander entgegenſtrebenden Neigungen vor dem denkenden Leſer vorüber zu führen.

In Athen, das ſo oft die Wiege der Vernunft genannt war, wo Künſte und Wiſſenſchaften in der ſanften, mit den feinſten Düſten geſchwängerten, einen ewigen Frühling verkündenden Luft zur herrlichſten Reiſe gediehen, wo ernſte Denker zuerſt in das Weſen der Dinge den tiefen Geiſt verſenkt, Dichter und Künſtler die nie übertroffene Meiſterſchaft den ewigen Göttern weihten, wo Helden zur See und zu Lande die weit überlegenen thieriſchen Kräfte der ſie überfallenen Barbaren durch die Schwungkraft ihres Geiſtes zu Boden ſchlugen, und die gewandte Staatsklugheit ihre zarteſten Fäden ſpann, ſieht man, wenn die ſchönſte Sonne mit ihrem reinſten Roſenſchimmer den Tag begrüßt, unter den Trümmern der Denkmähler des Perikles, den Meiſterwerken des Phidias, aus einer ſchmutzigen Barake einen Türken in gedankenloſer Gleichgiltigkeit, ſeinen zu hoffenden Vortheil des Tages träge berechnend, mit der langen Pfeife im Munde hervortreten, und aus ſeinem nach und nach im Haß gegen die Griechen ſich erwildernden Auge, ergeht Verderben über das von Elend verwitterte Land, und über die im Jammer verarmten Hütten. Die unglücklichen Bewohner des vormahligen Attica, unterm Parnaſſe, Olymp und Helikon, dermahlen Livadien und Theſſalien, einſt in ihrem Verfalle noch ſo ehrwürdig, daß Germanicus aus Hochachtung alle äußern Zeichen der Macht ablegte, als er ihren geheiligten Boden betrat, ſind nun in Elend verſunken; ihr Geiſt durch die Willkür ihrer Beherrſcher niedergedrückt.

Alles gab ihnen die Natur: Körper und Geiſt ſind in ſchöner Harmonie, edle Geſichtsbildung, trefflichen Wuchs, feurige Augen, feinen Geiſt, lebhafte Einbildungskraft, warmes Gefühl und Muth ward ihnen zu Theil; doch haben ſie auch Wankelmuth, Ruhmredigkeit und Leichtſinn von ihren Urvätern ererbt, und die gedrückte Lage, in der ſie ſeit Jahrhunderten leben, machte ſie verſchmitzt und argliſtig. Die handeltreibenden Griechen ſind verweichlicht. Ihre Sprache iſt wohlklingend und blumenreich. Die Weiber ſind ſchlank, ſchön, ſie zeichnet ein tiefes Gefühl und Wärme des Ausdrucks aus.

Die Griechen haben dort gar keine bürgerlichen Rechte, haben faſt gar kein Eigenthum.

Der ſiebente Theil ihres Bodenertrags wird abgeliefert, und ihre Oliven müſſen ſie in den Mühlen des Aga ausmahlen laſſen; dieſer kauft von ihnen Lebensmittel, und bezahlt ſie erſt, wenn er ſchon bedeutenden Vortheil daraus gezogen hat.

Nur die Bewohner der öſtlichen und ſüdlichen Abfälle des Parnaſſes und des Gebirges Zagara, bis an Golfo von Corinth, freye Livadier, die des Liakora und Manina — (Ezemeneren) und die im Othrys und Aagrapho (freye Theſſalier genannt) ſind in ſo fern der eiſernen Herrſchaft nicht unterworfen, als die Armuth ihres Landes und ihre Engpäſſe ſie vor den Einfällen und Beſitznahme derſelben durch die Türken ſchützen. Ihre Freyheit iſt die eines jeden Räubers, ſo lange ihn nicht die Hand des Richters erreicht hat. Es iſt ein verwilderter Menſchenſchlag, theils Chriſten, theils Bekenner des Korans, Bulgaren und Arnauten, doch mit ſehr dunkeln Begriffen; immer auf Raub und Mord ausgehend, iſt jedes menſchliche Gefühl in ihrem Buſen erſtorben, ſie ſind kriegeriſch und kühn und unternehmen oft Streifzüge.

Morea.

So wie in dem beſprochenen Theile des ſchönen Griechenlandes die Natur der Menſchen bis zur Entnervung kam, ſo hat ſich doch die ehemahlige Kraft noch in ſo manchen Stämmen dieſer Provinz bewahrt, und die Beharrlichkeit, der Muth, die Tapferkeit der Spartaner und Lacedämonier glüht noch in den Bewohnern des Gebirges Pente Dactilon, gegenwärtig Mainotten und Kakowunioten genannt, und in der freyen Bruſt des glücklichen Arcadiers.

Auch die unter türkiſche Herrſchaft gebeugten Griechen von Morea ſind von ſtarkem Körperbau, ausdrucksvollen Geſichtern, geiſtreich; ihre Einbildungskraft iſt lebhaft und blühend, darum ſchweifen ſie auch leicht in der Freude aus; ihre Sprache iſt blumenreich und begeiſternd, wenn der Wunſch nach Unabhängigkeit hervorbricht; doch ſind ſie auch unbeſtändig und leicht erſchüttert, das Auge iſt ſcheu, ſie ſind ſchlau und argliſtig.

Offener, kühner ſind die Bewohner des hohen Gebirges, die Mainotten. Man behauptet, daß ſie Abkömmlinge der Spartaner und Lacedämonier wären; wahrſcheinlicher ſind ſie Flüchtlinge aus den Zeiten der Einfälle der Sarazenen und Turken. Sie ſind ſchlank und groß, blond, und von blühendem Ausſehen; das Auge iſt heiter, ihr Sprachorgan volltönend, die Sprache kurz und gedrängt, ſie bewegen ſich leicht, frey und geſchickt. Von der Kindheit in Waffen geübt, mit Gefahren und Beſchwerden bekannt, ſind ſie immer bereit, ſich mit den Türken zu meſſen.

Ungeachtet ihrer, auf die Engpäſſe ihres Landes und auf Selbſtvertrauen gegründeten Sicherheit, ſind ſie dennoch äußerſt vorſichtig. Auf den Gebirgen werden immer Wachfeuer unterhalten; ihre Hunde, die in der Nacht auf verſchiedene Poſten vertheilt ſind, wittern einen Fremden von Weitem, und geben das Zeichen zur Fürſehung; zehntauſend ſtreitbare Männer ſind jeden Augenblick zur Vertheidigung des Landes bereit. Sie ſind chriſtlicher Religion und ſehr abergläubiſch. Das Land iſt in funfzehn Kapitaniate getheilt, jeder Kapitän übt die Lehensrechte aus, und erhebt die Abgaben. Das Oberhaupt des Landes, ein Bey, von dem ſolche mehr oder weniger abhängen, iſt nichts anders, als der Oberälteſte der Räthe. In Maina, dem Hauptorte, ſind Handelsleute und freye Schiffahrt; ſie handeln mit Wolle, Getreide, Oliven, und haben Baumwollenſpinnereyen. Im Gegenſatze mit den Mainotten ſind ihre Nachbarn an den ſüdlichen Abfällen deſſelben Gebirges, Cap Matapan, an der äußerſten Spitze Moreas, die Kakowunioten genannt. Sie ſind furchtbar, wie die Natur, welche ſie bewohnen. Gigantiſche Felſenmaſſen, mit Erlen überwachſen, ſteigen wie ſchwarze Gewitterwolken aus dem Meere heraus, und die aus den Schluchten und Klüften hervorflammende rothe Erde ſcheint das Feuer der Unterwelt aus dem offenen Schlunde zu ſtrömen. An den Abhängen der Gebirge ſieht man nur hin und wieder eine ärmliche Hütte. Das Volk iſt arm und lebt nur von Fiſchen und der Seeräuberey, darum ſind ſie auch menſchenfeindlich und fallen jedes Schiff, das ſich an ihre Küſte wagt, auch bey einem Sturm an. Kein Mitleid für die Gefangenen regt ſich in ihrer wilden Bruſt, aus ihrem dunklen Auge ſprüht Verderben und Krieg der ganzen Menſchheit; ſchwarz, wie das Land, welches ſie bewohnen, ſcheint es immer auf Laſter und Mord zu brüten; ihr Geſicht iſt verbrannt, das Haar ſtruppig, die Stimme rauh und widerlich, der Körperbau nervig, die Bewegungen behend, dem Schießen eines wilden Ebers ähnlich. Ihre Religion iſt mehr Übungsſache; ſie haben ſo wenig als ihre Geiſtlichkeit, welche ſie zum Rauben aneifert, reine Begriffe von Gott und Sittlichkeit, ſondern halten nur an Gebräuchen; ſo iſt z. B. auf die Verletzung der Faſten Todesſtrafe geſetzt. Ihre Weiber ſind kriegeriſch, hart und rauh wie ſie, und folgen ihnen überall nach.

(Fortſetzung folgt.)

Trinklied.

Das Leben iſt ein frohes Mahl
Den Alten, wie den Jungen.
Auf! Leert und füllt den Rundpokal!
Gelacht! Gewitzt! Geſungen!
Denkt auch der todten Freunde
In unſrer Zechgemeinde.

Die Guten, ach! verließen mich,
Geſang und Mahl und Brüder,
Und legten allzufrühe ſich
Zu langem Schlafe nieder.
Laßt auch beym Saft der Reben
Die todten Freunde leben!

Sie leben auch. Des Charon Kahn
Trug ſie zu vollerm Kreiſe,
Sie ſtimmten neue Lieder an,
Der Fröhlichkeit zum Preiſe.
Sie denken, uns zu loben,
Auch ihrer Freunde droben.

Des höchſten Obeliſken mag
Ein Stolzer ſich erfreuen:
Mehr ſoll an eurem Sarkophag
Euch treue Freundſchaft weihen.
Wir opfern, Euch zu ehren,
Da Roſen, Wein und Zähren.

Vielleicht Ihr ſchon am ſchwarzen Strand
Ein Gaſtmahl uns bereitet.
Wir folgen gern des Todes Hand,
Der uns zu Brüdern leitet.
Ihr kämet Alle wieder,
Gäb's dort nicht Wein und Lieder.

Haug.

Aus und über Italien.

Deutſche Literatur in Italien.

(Schluß von Nr. 67.)

Man bedient ſich vielleicht eines ziemlich entſprechenden Ausdrucks, wenn man jene Zeiten, da Lohenſtein und Hoffmannswaldau ſammt ihren abenteuerlichen Jahrtgenoſſen auf dem deutſchen Parnaß ſich ſo lärmend umhertummelten, die Tölpeljahre unſerer Literatur nennt. Wie nun die Bemerkung gemacht worden, daß oft gerade bey geiſtreichen Knaben, vorzüglich aber bey den ernſten und wißbegierigen, wiewohl ſie übrigens den Lehrer mit den meiſten Beweggründen zur Hoffnung erfreuen, dieſe Periode ſich in ihrer albernſten Abgeſchmackheit ausſpricht; ſo läßt ſich etwas Analoges an der Literatur unſeres Vaterlandes wahrnehmen. Weder Marino und die nach ihm genannte Reimerſchule in Italien, welche doch ihre excentriſchen Metaphern und ſchwülſtig gezirkelten Phraſen an der Quelle des Unſinns ſelbſt geſchöpft zu haben ſchienen, noch in Spanien Gongara mit ſeinen Nachbetern, den Cultoriſtes, obſchon ſie ſich die Pflege des markloſen Bombaſtes, die Jagd nach unſinniger Seltſamkeit nicht weniger am Herzen liegen ließen, konnten ſich rühmen, für die Sache der blumenbelaſteten Abſurdität ſo ritterlich als ihre Schüler in Deutſchland gefochten zu haben; ſie mochten immerhin ihre Concetti, Sonnette und Canzonen auf einander thürmen, neben den Oden und Lobreden, den Himmelſchlüſſeln und Hyacinthen, den Trauer- und Luſtgedichten, welche mit der zweyten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts in Schleſien und Sachſen ſo wuchernd emporſchoſſen, gleichen ſie kaum dem Kegel des Veſuvs neben dem Bergrieſen der Schweiz. Nachdem ſich aber während des darauf folgenden halben Jahrhunderts unſer Schriftenthum ſchwankend fortgebildet, trat es plötzlich, voll der herrlichſten Jünglingskraft und mit allem Feuer eines Jünglings, in einem Heros auf, deſſen Greiſenhaar wir die Kränze faſt jeder Geſangsweiſe ſchmücken ſehen. Was die Jugend Großes beginnt, geſtaltet ſich ſelten allmählich; ihre Wirkung, wie der Kampf unterirdiſcher Elemente, kündigt ſich in Stößen an, Schlag folgt auf Schlag; was Aug' und Ohr hat, zittert. Die Loſung zu dieſer gewaltſamen Entwickelung gab Werther und Götz von Berlichingen. Stürmiſch und heftig, wie ſie ſelbſt, wurde die literäriſche Epoche, welcher ſie die Thore geöffnet; vom Jüngling, deſſen überwogende Kräfte ſich in Schöpfungen ergießen, kann man die Beſonnenheit männlich geſetzter Jahre nicht erwarten, und überdieß gleicht das Eingreifen eines außerordentlichen Geiſtes in das Getriebe, wie es zu ſeiner Zeit ſich bewegt, dem betäubenden Schlag' eines göttlichen Funkens, welcher Räder zermalmt oder ſtocken macht, um den übrigen und mit dieſen dem ganzen Gebäude einen lebendigeren Schwung einzuhauchen. Mit dem Auftreten eines ſolchen Gewaltigen erhalten alle Erſcheinungen eine neue Geſtalt; ein Göthe ſetzt keine Literatur fort, er beginnt eine neue, und alle Bande des Bisherigen zerreißen, wie die Fäden der Spinne, vorm allvermögenden Manne. Ein Genie, mit welchem ein neuer Kultus der Muſen beginnt, muß ſich ungeſtüm offenbaren; der Strom ſchäumt, wenn ſich Felſen ihm in den Weg ſtellen; dergleichen Felſen laſſen es aber an ihrer Gegenwart nie fehlen, denn mit der neuen Ära ſollten auch neue Kritiker entſtehen, die nicht nöthig haben, ein ganzes Gebäude von Erfahrungen, in welchem ſie grau geworden, über den Haufen zu werfen, um mit friſchem Maßſtabe ſich an Geiſteswerken zu verſuchen, an deren Anblick ſich ihr Auge noch nicht gewöhnt. Hatte die deutſche Literatur ſeit Haller angefangen, ſich von den übrigen europäiſchen deutlich zu unterſcheiden, ſo ſtellte ſie ſich in Göthe zum erſten Mahl als eine eigentlich deutſche dar; ſagt der unvergleichliche Schriftſteller ſelbſt, daß er es im Deutſchſchreiben zur Meiſterſchaft gebracht habe, ſo dürfen wir die Worte nicht auslegen, als verſtehe ers, eine meiſterhafte Periode zu zimmern (wiewohl ich mir gern unter den Deutſchen den Autor zeigen ließe, der in der mittleren ſchönen Proſa einen trifftigern Anſpruch auf Muſtergiltigkeit zu machen hat), ſie wollen aber ſagen, daß er für jeden Gegenſtand immer diejenige Form trifft, welche dem deutſchen Genius am innigſten ſich anſchmiegt, daß er in jedes Gebiet der poetiſchen Welt, in jedes Zeitalter ſeines Thema mit der Univerſalität eines Deutſchen, mit der Gewandtheit eines Weltbürgers nach Raum und Zeit, ſich einheimiſch zu verſetzen weiß, daß beym lebendigen Wirken ſeiner Charaktere er ſelbſt mit ſeiner Perſönlichkeit verſchwindet, nicht aber, wie ein eitler Maſchinenmeiſter bey jedem Theaterkoup ſich dem Publikum zeigt, oder unter fremdem Rahmen und fremder Tracht ſeine individuelle Sprache führt, daß er aus der Phantaſie kein etikettgemäßes, nach dem herkömmlichen Takt der Geſellſchaft tanzendes Jüngferchen erziehen will, und ſchließlich dem Gedanken überall das Wort unterordnet. Daher iſt Göthe unter allen ſeinen deutſchen Mitſängern der nationalſte geworden, und hat unſerer ſchönen Literatur den Weg vorgezeichnet, den ſie nehmen mußte, um charakteriſtiſch, ſie ſelbſt, zu ſeyn; dadurch hat er aber auch, und keinesweges zu ſeinem Tadel, dem Widerwillen Anlaß gegeben, mit welchem die übrigen Nationen Europas, die uns verwandten germaniſchen Nordländer ausgenommen, von unſern poetiſchen Erzeugniſſen ſich abgeſtoßen fühlten. Statt die Phantaſie und den Ausdruck, hieß es, nach den Geſetzen der Schönheit zu modeln, die unter allen Völkern dieſelben geweſen, bildet man ſie in Deutſchland zu heimgezogenen Kindern, die nur zwiſchen dem adriatiſchen Meer und der Nordſee verſtanden und gefühlt werden ſollen. Wahr iſt es, an einem deutſchen Schriftkunſtwerke die Freude eines äſthetiſchen Genuſſes erleben zu wollen, mußte man nicht bloß lebendiges Gefühl für das Wahre und Schöne mitbringen, ſondern ſich zuvor auch in den Standpunkt deutſcher Empfindungsweiſe ſtellen. Ob dieß an einer Literatur gelobt werden müſſe oder ihr zum Tadel gereiche, braucht hier nicht entſchieden zu werden; es ſtehe nur angemerkt, daß die unſrige in dieſer Beziehung gerade das Widerſpiel ihrer weſtlichen Nachbarinn iſt, welche, die weltbürgerlichſte unter allen, an der Tiber und der Weichſel wie in ihrer Heimath aufgefaßt und empfunden wird. Mit einem deutſchen ſchonen Werke aber in der Hand ſich in den verlangten Geſichtspunkt zu ſtellen, war nur bey ſehr wenigen unter fremden Leſern der Fall, ſelten unter den Franzoſen, unter Italienern am ſeltenſten. Man hatte den Pallastempel auf Sunium, der nur vom Nachen aus im goldenen Schimmer der Morgenſonne geſehen werden ſoll, zwiſchen die Häuſer einer gedrängten Gaſſe geſtellt, und da konnten freylich ſeine ſtolzen Säulen, ſeine kühnen Wölbungen ihre Majeſtät nicht entfalten. Hörten nun die Fremden von dem Entzücken, welches ein Göthe, ein Schiller, ein Schlegel ihrer deutſchen Mitwelt durch ihren Fauſt, ihren Wallenſtein und Florentin bereitet, ſo verglichen ſie den Deutſchen mit jenem eigenſinnigen Schüler des Correggio, dem Ludovico Cardi, welcher bey Kuppelgemählden nie vom Gerüſt herabſtieg, um ſeine Geſtalten auch von unten zu betrachten; beſah man daher ſeine Gemählde vom Gerüſte aus, ſo ſtellten ſich Meiſterwerke dar, vom Boden hingegen oder von jedem andern Stande erblickt, überraſchten ſie als verzogene Gebilde, durch Länge oder Kürze unverhältnißmäßig.

Je eigenthümlicher nun unter der Feder eines Schiller, Tieck, Jean Paul und beyder Schlegel unſere Literatur mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts ſich entwickelte, je deutſcher ſie ſich geſtaltete, deſto breiter mit jedem Jahre die Kluft, durch welche ſie von der italieniſchen geſchieden wurde, deſto mehr fing ſie an, in der apenniniſchen Halbinſel verrufen zu werden. Für den Äquator am literäriſchen Firmament galt noch immer Frankreichs Schriftenthum aus dem Zeitalter der Racine; je mehr Breitengrade jedes andere zählte, deſto weiter ſtand es von Muſtergiltigkeit und allem mit dieſer verbundenem Trefflichen entfernt, und dieſe Breite gab ihm den Werth oder Unwerth. Die unterſcheidenden Eigenheiten nun, vermöge welcher ſich Deutſchlands Literatur von dieſem Normaläquator ſeitwärts zog, faßte man in Italien unter der Geſammtrubrik des Romantiſchen zuſammen, und wie man im römiſchen Freyſtaat, um einen tüchtigen Mann beym Volke verhaßt zu machen, denſelben nur mit einer Königskrone auf dem Haupt zu mahlen brauchte, ſo war es genug, über die deutſche Poeſie das Achtwort Romantiſch auszuſprechen, um ihr die wenigen Proſelyten zu entreißen, welche ſie ſich etwa hier und dort, wie die Religion der Hebräer, ohne es zu wollen, erworben hatte. Man muß aber den Zeiger ſeiner Kritik ein wenig zurückrücken, ſobald man von den Ideen, welche in Italien an dieſes Verdammungswort geknüpft werden, eine deutliche Vorſtellung erhalten will. Sagt dem enthuſiaſtiſchen Deklamator des raſenden Roland (Ausnahmen finden natürlicher Weiſe ſtatt, vielleicht auch nicht wenige), ſagt ihm, daß die Muſe ſeines Autors eine romantiſche iſt; er wird im Rahmen

Arioſts vor dieſer Höflichkeit ein wenig entrüſtet ſich bedanken, und eurem Urtheil nicht eben viel Erleuchtung zutrauen; erklärt ihm, daß Petrarkas Lieder einen romantiſchen Geiſt athmen, daß die ganze Denk- und Gefühlsweiſe des liebenden Dichters, von romantiſchem Charakter durchdrungen, denſelben in der unbedeutendſten ihrer Ergießungen abſpiegelt, wie Pythagoras, wenn ihm jemand eine Olbersſche Orographie des Mondes gezeigt hätte, ſieht er euch mit großen Augen ins Geſicht, ſtillſchweigend überzeugt, ihr redet von irgend einem deutſchen oder brittiſchen Poeten, dem zufällig ein ähnlichklingender Nahme zu Theil geworden. Man rückt der italieniſchen Idee vom Romantiſchen näher, wenn man erfährt, Homer und Virgil gelten ihm für die Norm des Klaſſiſchen oder Antiken, Schakeſpeare hingegen für die Quinteſſenz alles Romantiſchen — da doch Schakeſpeare eigentlich zwiſchen Beyden ſchwebe, und nur in wenigen ſeiner Dichtungen, meinen wir, wie etwa im Sturm, im Sommernachtstraum und Was ihr wollt, die Benennung eines romantiſchen Dichters erhalten kann. Zwiſchen nordiſcher und ſüdlicher Romantik einen Unterſchied zu machen (wenn wir das Weſen jener in erhabener, dieſer in ſchöner Mannigfaltigkeit auffinden wollen, wiewohl beyde eigentlich nur in der objektiven Richtung divergiren), das läßt ſich der Italiener nicht leicht einfallen; er iſt einmahl damit fertig geworden, eine romantiſche Dichtung als eine phantaſtiſche Polterkammer zu betrachten, wo Bocksſprünge der Ideen an der Tagesordnung ſind und am beſten bezahlt werden, wo edle und niedre Sprache, erhabene und gemeine Bilder ohne weitern Plan ſich ablöſen, Scherz und Ernſt, gleich den bunten Bildern einer Zauberlaterne, hinter einander aufmarſchiren, oder, noch beſſer, der eine in den andern überfließt, kurz, wo Alles, wie bey den Nürnberger Narrenfeſten, das Bürgerrecht erhält, was den Geſetzen einer regelrechten Kritik, dem Kanon des Ariſtoteles widerſpricht, und dem geraden Verſtande recht muthwillig die ſpottende Faunmaske entgegen hält; Hogarths Ankleidezimmer einer wandernden Schauſpielertruppe heißt ihm ein romantiſcher Saal, und durchaus romantiſch gekleidet erſchiene, wer die Toga des Attikus und die Walzperrücke des Deſcartes mit dem übrigen Flitterſtaat eines heutigen Alcibiades auf ſeinem Leibe vereinigte. Fragte man ihn aber, worin ſich eine ſchöne Landſchaft von einer romantiſchen unterſcheidet, und ob dieſe, welche blauer Duftgebirge ſo wenig, als ein gothiſcher Tempel ſeiner kühnen Bögen, entbehren kann, nicht eben dadurch ihren Nahmen verdient, daß ſie in unſerm Gemüth ein Unnennbares erregt, mit ſtillen Schauern oder der Sehnſucht nach einem Fernen, Unſichtbaren es erfüllt, und alle bedeutungsvollen Momente der Vergangenheit, der Zukunft verſchleyerte Erſcheinungen vor unſere geiſtigen Blicke zuſammen drängt; ſo wird er vielleicht billig genug ſeyn, den Worten unſeres Jean Paul: Iſt Dichten Weiſſagen, ſo iſt Romantik das Ahnen einer größeren Zukunft als hienieden Raum hat, einige Plauſibilität zuzuſprechen. Nicht ſo (wir ſprechen aus Erfahrung) wenn er hört, das Romantiſche ſey das Schöne ohne Begrenzung oder das ſchöne Unendliche, das wogende Ausſummen einer Saite oder Glocke, in welcher die Tonwoge wie in immer fernern Weiten verſchwimmt und endlich ſich verliert in uns ſelber, und obwohl außen ſchon ſtill, noch innen lautet; eine ſolche Definition, welche, wenn auch nicht umfaſſend, doch eine Menge den Begriff bezeichnender Merkmahle entwickeln läßt, erklärte der italieniſche Zuhörer ſelbſt für höchſt romantiſch, will ſagen, polterkämmerlich, die Grenzen des Unſinns hart ſtreifend. Durch Literaturberichte, durch journaliſtiſche Auszüge und überſetzte Recenſionen überzeugte man ſich, daß in Deutſchland der Männer immer mehr aufſtehen, die ihr Kontingent probehältiger Gedanken ins Feld ſtellen; da ſie aber ihre Bilder mit keinem allgemein gangbaren Rahmen umgeben, da ſich in ihren Köpfen die Stoffe, zur poetiſchen Behandlung gewählt, ganz anders als in den Köpfen des ganzen nichtdeutſchen Europa mahlten, ſo waren von nun an dem deutſchen Schriftenthum unüberwindliche Dämme in Italien geſetzt, und wohl ziemlich im Hintergrunde möchte der Tag liegen, da ſie dieſe überſchreitet. Dazu geſellten ſich zwey mitwirkende Nebenurſachen. Da die Werke unſeres Göthe und der übrigen Heroen, die mit ihm um die Palme rangen, den Kulminationspunkt unſerer ſchönſchriftlichen Kultur eben dadurch herbeygeführt haben, daß ſie bis in ihre äußerſten Verzweigungen deutſches Leben und deutſche Säfte bewegten, ſo ſchreckten ſie jeden Überſetzer ab, und verſperrten ſich ſelbſt die Pforte des Einzugs. Denn wer möchte es wagen, einen Fauſt ins Italieniſche zu übertragen, und nicht ſtatt des poetiſch-großen Originales einen jämmerlichen Magiſter zu Markte bringen? Tiecks Genoveva müßte ſich, wie nach einer erſchöpfenden Krankheit im Spiegel, im italieniſchen Gewande kaum wieder erkennen. Nun vollends ein italieniſcher Jean Paul! er hörte auf Jean Paul zu ſeyn. Man nehme noch die faſt beyſpielloſe Schnelligkeit, mit welcher unſere Literatur ihrem glänzenden Ziel entgegen flog, die etwas überſpannten Lobſprüche, welche Deutſchlands Literatoren, begeiſtert von den neuen Anſichten, von den neuen Schönheiten berauſcht, über die Meiſter und ihre Werke ſtrömten, und ins Ausland zu befördern ſuchten; die Mißgunſt des Fremden erwachte, und gegen Schönheiten, die ſeinem Gefühl nicht ſogleich geläufig waren, waffnete er ſich mit dem ſtarrſinnigen Fremdthun des Neides.

Neben dem poetiſchen Kanon, welcher ſich aus den oben genannten Heroen aufſtellen läßt (denn warum ſollte der deutſche Literator nicht eben ſo gut kanoniſiren dürfen, als der kritiſche Schwarm, von welchem es um die Ptolomäer wimmelte), traten verſchiedene andere Schriftſteller unwillkürlich im Geiſt einer Oppoſition auf. Für die begeiſternde Höhenluft weniger geſchaffen, hatten ſie ſich eine tiefere, zugleich aber auch bequemere Stellung auf dem Helikon ausgeſucht; ſie pflegten den Thyrſus nicht ſowohl mit dem breitblätterigen Gewinde der Purpurtraube als mit Hopfenlaub zu umwickeln; ſo waren ſie dem Publikum näher verwandt, folglich nannte man ſie natürlicher, liebte ſie vertraulicher, las ſie begieriger. Wenn Bürger und Hölty, Lichtenberg und Hippel, Klinger und Seume, Schubart und Werner, Claudius und Muſaeus ſich jenem Kanon als eine würdige Seitenlinie anreiheten, ſo ſchimmerte unter den letztern vorzüglich ein Schriftſteller hervor, welcher ſich vielſeitig verſuchend, doch die eigentliche nationale Seite der deutſchen Dichtkunſt nicht traf, vielleicht nicht treffen wollte, aus eben dem Grunde aber dem Auslande ſich ſchätzbarer machte, und unter allen ſeinen ſchreibenden Sprachgenoſſen als der willkommenſte Gaſt in Italien empfangen wurde, wir meinen Auguſt v. Kotzebue. Ohne uns unter ſeine Gegner zu ſtellen, dürfen wir behaupten, daß in allen dramatiſchen Arbeiten dieſes Mannes, von der Scenengallerie, die unter dem Nahmen Bayard erſchienen, an, bis zum jüngſten ſeiner Luſtſpiele ſich höchſt ſelten Stellen finden, in welchem die Eigenthümlichkeit eines deutſchen Dichters ſich offenbart, daß den meiſten ein raſcher, wiewohl jedesmahl neckender Witz zur Empfehlung, eine lebendige Darſtellung und reicher Wechſel der Nebenumſtände zum Deckmantel der Alltäglichkeit und der Wiederhohlung dienen, jedoch auch jene tiefgreifende Energie der poetiſchen Schwungkraft abgeht, die nicht bloß aus dem Leben und dem Panorama der Welt geſchöpft, ſondern zugleich aus den geheimſten, prophetiſchen Quellen des Gemüthes hervorbricht. Stellen wir die theatraliſchen Produkte eines ſolchen Schriftſtellers neben die Schöpfungen der früher erwähnten, ſo läßt ſich voraus ſchließen, ſie werden in Italien einen leichten Eingang gefunden haben; brachten ſie doch das Empfehlungsſchreiben ſchon in ihrer charakteriſtiſchen Natur ſelbſt mit! Kotzebue lebt nicht bloß auf italieniſchen Bühnen, er belebt ſie auch zum Theil, und dieß darf uns um ſo weniger befremden, da ſelbſt Gozzi, vielleicht wegen ſeiner derberen Originalität, allmählich dem mehr italieniſchen Goldoni, ſeinem Vorgänger, weichen muß. Menſchenhaß und Reue, an welches der Verfaſſer ſo ſelbſt zufrieden erinnerte, wenn Göthe von Werthern und Lotten ſprach, die der Chineſe auf ſeine Taſſen mahlt, verſüßt den Damen die Abende und verſalzt ihnen die Taſchentücher, in Italien wie in England; Bruderzwiſt, der Vielwiſſer, und eine Menge ihrer leiblichen Geſchwiſter nehmen die Theaterzettel in Beſchlag, und finden in theatraliſchen Jahrbüchern ihren ehrenvollen Platz. Nur den deutſchen Kleinſtädtern, einem gehaltvollen Luſtſpiel, in welchem der Dichter nicht ſowohl ſich ſelbſt übertroffen, als ſich ſelbſt vernachläßigt hat, fiel es bisher noch nicht ein, ſich in Italien beklatſchen zu laſſen; ſie würden auch nicht eben weiſe handeln, wenn ſie es wagten. Und ſo muß denn der Deutſche nach Italien reiſen, um den Verfaſſer des Bruderzwiſtes, den »alemaniſchen Ariſtophanes« oder den Dichter nennen zu hören, welchem Thalia von ſeinem früheſten Beginnen an mit gleicher Gunſt gelächelt hat. Weniger ausgezeichnet war der Beyfall, welchen Iffland und Andere mit ihren in ähnlichem Geiſte verfaßten Produkten ſich erwarben; nur als eine ſeltene Erſcheinung treten hier und dort einmahl die Jäger oder die Ausſteuer auf; indeſſen fand man die portraitirende Manier des Dichters ziemlich artig. Die Romane, ebenfalls jenem Kanon gegenüber aufgethürmt, und ſo lange Zeit hindurch ein ſtehendes Heer in Deutſchlands Bibliotheken, führen das Ende unſeres Aufſatzes herbey, und zwar ein ſeliges, ſchnelles Ende; Italien hat von ihrem Entzücken und Jammer, von ihren kalten Flammen und Nervenübeln nur höchſt wenig empfunden, und es möchte ihm nicht ſchwer werden, über ſolchen Verluſt ſich zu tröſten.

Was läßt ſich demnach für deutſche Literatur in Italien hoffen? Wir antworten: faſt nichts, oder, was nicht viel mehr ſagt, höchſt wenig. Die ſchönſchriftlichen Anlagen beyder Nationen, ihre Anſichten, ihre Gefühlsweiſe, ſtehen einander zu ſchneidend gegenüber, als daß deutſche Dichtungen in der apenniniſchen Halbinſel jemahls auf ein Hoſpitium rechnen dürften. Möglich zwar wäre es, daß ein kräftiger, unerſchrockener Geiſt, mit der Muſe der Deutſchen und Britten vertraut, nordiſche Eichen in den Blumengarten des Südens zu verpflanzen wagte, mit glücklicher Ausdauer ſie vertheidigte, und uber ihre eigenthümlichen Schönheiten ſeinen Landsleuten die Augen öffnete; möglich auch, daß Deutſchland von ſeinem Standpunkt einmahl herabſtiege, durch einen Cyklus vielſchreibender Männer die Gellertſchen Zeiten wiederhohlte, und ſich aufs Neue von Frankreich adoptiren ließe. Jenes mögen wir nicht glauben, dieſes nicht wünſchen.

Suchſt du Wohllaut der Sprach', ihn flötet die meine dir tonreich,
Und drum iſt es nicht noth, daß ich die andren verſteh'.

Der Italiener.

Es ſollte billiger Weiſe noch ein Wort über das Studium der deutſchen Sprache in Italien folgen. Wir wollen indeſſen nicht breit über einen Gegenſtand uns machen, welcher in der That wenige die Theilnahme erweckende Seiten hat. Linguiſtiſche Talente gebrechen dem Italiener; mit Ausnahme der lateiniſchen, welche ſeinem Idiom die verwandteſte iſt, erlernt er fremde Sprachen mit Schwierigkeit, um ſie, im Durchſchnitt, ſchlecht zu ſprechen. Das Deutſche iſt ſeinem zärtlichen Ohr ein Horror; beym Erlernen deſſelben pflegt ihn eine Klippe abzuſchrecken, von welcher wir uns nicht einmahl träumen laſſen, die Schwierigkeit der Ausſprache, und er iſt im Allgemeinen nicht der Mann, der, einmahl abgeſchreckt, von Neuem an die Arbeit geht. Indeſſen machen die politiſchen Verhältniſſe das Erlernen unſerer Sprache in Oberitalien faſt nothwendig; man begegnet daher wohl hin und wieder jungen Leuten, welche ſich zu Staatsbeamten oder Geſchäftsmännern bilden, mit ihrem Philippi in der Hand. Wenigſtens fehlt es nicht an Grammatiken. Es fehlt aber meiſtens die Luſt und Liebe zum Dinge, und ſo läßt ſich kaum etwas erwarten.

Dan. Leßmann.

* * *

Sinngedichte von Pfeiffer.

Auf eine reizende Lahme.

So manche wandelt zwar auf Roſen hin,
Und drücket ſich auch Dornen in das Herz.
Viel glücklicher ſahſt du die Roſen blühn.
Und fühlſt im Fuße nur des Dornes Schmerz.

Auf eine blaſſe Empfindlerinn.

Die Blume welkt nur, wenn ſie dürſtend ihr Verlangen
Nach Labung an der Quelle nicht erreicht;
Und ganze Fluthen ſtrömen über deine Wangen,
Doch ſind die Roſen drauf verbleicht?

* * *

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Herr **Julius Max Schottky** (dem auch dieſe Blätter manch' ſinnigen Beytrag danken), hat von der k. Preußiſchen Regierung den ehrenvollen Ruf als Profeſſor der Literatur des deutſchen Mittelalters, nach **Poſen**, erhalten. Die Früchte ſeines fünfjährigen Aufenthaltes in Öſterreich, wo Hr. **Schottky** in öffentlichen und Privatbibliotheken, Sammlungen und Muſeen, vorzüglich in Klöſtern und Abteyen, mit raſtloſem Fleiße arbeitete — dieſe Früchte wird nun Hr. **Schottky** der gelehrten Welt vorlegen, und bey dem entſchiedenen Talente des Herausgebers der öſterreichiſchen Volkslieder für Geſchichte und Poeſie des deutſchen Mittelalters, läßt ſich von **Hagens** und **Büſchings** würdigem Schüler gewiß etwas Bedeutendes erwarten. Ehe er von uns ſcheidet, dürften wir von ihm zu einer »**Beſchreibung Laxenburgs**,« welche auf allerhöchſten Befehl Sr. Majeſtät unſeres erhabenen kunſtſinnigen Monarchen als Prachtwerk in Fol. mit 100 Kupfern, veranſtaltet wird, einen ſo gehaltreichen als anziehenden **Text** erhalten.

Die, zur Herrſchaft **Königsſaal**, im Berauner Kreiſe Böhmens, an der Moldau ſituirten Gemeinden, **Lahowitz**, **Groß**- und **Klein-Kuchel**, wurden durch die im Julius und Auguſt d. J. häufig gefallenen Regengüſſe, und dadurch entſtandenen Überſchwemmungen ihrer Grundſtücke in den traurigſten Nothſtand verſetzt. Nicht ſo bald erhielt ihr vorgeſetzter Herr Kreishauptmann, der k. k. Gubernialrath, Ritter von **Platzer**, hievon Nachricht, als er — der menſchenfreundliche Gründer des militäriſchen Badehoſpitals zu **Töplitz** — die Veranſtaltung traf, daß, zu einer Unterſtützung der verunglückten Inſaſſen der benannten Ortſchaften, von den Zöglingen des, auch von ihm gegründeten Prager Blinden-Inſtituts *), eine muſikaliſche Akademie gegeben wurde, welche unter Mitwirkung mehrerer Muſiker, am 25. Auguſt d. J. im Badſaale der Kleinſeite **Prag's** Statt gefunden hat.

Das Ganze erhielt Beyfall; allgemeine Rührung ergriff die zahlreiche Verſammlung, und jedermann bewunderte die Fertigkeit der blinden Zöglinge, mit welcher ſie ihre Muſikſtücke vortrugen. Mit wahrer Empfindung und Kraft und einem ſehr angenehmen Organ deklamirte das blinde Mädchen **Dittrich** eine Bitte an Menſchenfreunde; der blinde **Friebert** ſpielte auf dem Piano-Forte mit außerordentlicher Gewandtheit und Präciſion, und der ganzen Akademie ſetzte Fräulein **Caroline von Grünwald** (die 16jährige Tochter des verdienſtvollen k. k. Raths und böhmiſchen Straßenbaudirektors, Herrn **Ritters von Grünwald**) durch ihren höchſt angenehmen Geſang die Krone auf; wofür ihr auch, da ſie ſchön zu dem edlen Zwecke dieſer Akademie mitgewirkt hat, der rauſchendſte Beyfall zu Theil ward.

Sieben hundert funfzig Gulden W. W. (wozu Se. fürſtl. Gnaden, der bey jeder Gelegenheit als Wohlthäter der Armen ſich auszeichnende Prager Herr Fürſt-Erzbiſchof, Ritter von **Chlumczanzky**, drey hundert Gulden beygetragen hatten) war, nach Abzug aller Unkoſten, die nicht unbedeutende Spende für die verunglückten Bewohner der benannten drey Dorfſchaften, und ſetzen eine neue Perle in den Kranz des Guten, welchen der wahrhaft hochwürdigſte geiſtliche Oberhirt Böhmens, und der menſchenfreundliche Schöpfer auch dieſer wohlthätigen Handlung, ſich durch ſo viele Edelthaten ſchon vorlängſt geflochten haben. W * *.

---

*) Nach dem Blinden-Lehrinſtitute in **Wien** die zweyte Humanitäts-Anſtalt dieſer Art in der ganzen öſterreichiſchen Monarchie.

Franz Horn hat Nachträge zu ſeinen Umriſſen zur Geſchichte und Kritik der ſchönen Literatur Deutſchlands heraus gegeben, die polemiſcher Natur ſind, und wahrſcheinlich einige Reibungen veranlaſſen dürften, da ſie größtentheils lebende Schriftſteller betreffen.

Es iſt bekannt, daß man zur Ausbeſſerung der Schiffe bis jetzt keine andere Methode kannte, als ſie auf die Seite zu legen. Ein Verfahren, das höchſt mühſelig und oft mit Gefahr verbunden war. Um dieſe Arbeit zu erleichtern und ungefährlich zu machen, erfand Lord Exmouth ein auf dem Waſſer ruhendes Werft, welches nur ſo tief unterſinkt, als es nöthig iſt, um das auszubeſſernde Fahrzeug aufzunehmen; dann werden die Öffnungen, vermöge deren das Werft unter Waſſer geſetzt worden, geſchloſſen und daſſelbe durch eine Dampfmaſchine ausgeſchöpft. Nun ſteht das Schiff trocken und den Arbeitern vollkommen zugänglich da.

Eine Madame ** in Paris macht bekannt, daß ſie die Kunſt beſitze, durch dreyerley Bäder die Runzeln, die Gebrechlichkeiten, kurz alle Spuren des Alters rein wegzuwaſchen. Die erſte der drey Kuren beſteht in zwölf Jugendbädern, wovon jedes ſechzig Franken koſtet, die zweyten zwölf Bäder koſten jedes ſechs hundert Franken und die letzten zwölf jedes zwölf hundert Franken; auf dieſe Weiſe kann ſich ein 70jähriger Greis für die unbedeutende Summe von 11,330 Franken zum raſchen Jüngling umſchaffen!!!

Aus einem Briefe des königl. Preuß. Generals, Freyherrn v. Minutoli erfahren wir, daß er, gegen Ende Februars in Cairo angekommen war, von da aus nach Paläſtina zu gehen gedachte. Auf ſeiner erſten Reiſe, im Herbſt 1820, von Alexandrien über Abuſir, Parätonium, Apis, nach der Oaſe des Jupiter Ammon, El-hara, den Natron-Seen, Therene und Cairo, begleiteten ihn der königl. Architekt und Profeſſor Liman (leider an den Folgen der mühſamen Reiſe geſtorben), Hr. Dr. und Philolog Scholz, und die beyden Naturforſcher, die HH. Ehrenberg und Hemprich, die ihm von Seite der Regierung zugetheilt worden waren, und ein Topograph und ein Zeichner, die er auf ſeine Koſten mitnahm. — Er hat Zeichnungen eines Tempels und ſeiner Hieroglyphen mitgebracht, den er für den Ammonstempel hält. Auf der zweyten Reiſe von Cairo nach der erſten Katarakte und zurück nach Cairo geſellte er ſich den Hieroglyphenzeichner Dr. Ricci bey, der früher die HH. Banks und Salt (auch Belzoni) begleitete, und beſchäftigte zugleich die beyden Künſtler Seccato und Linant. Auf dieſer Reiſe war er beſonders bemüht, eine Nachleſe von dem zu veranſtalten, was die franzöſiſchen Gelehrten in dem großen Werk übergangen hatten, auch eröffnete er die große treppenartige Pyramide von Sakkara. — Von Cairo aus ſollten die HH. Ricci und Linant auf ſeine Koſten nach Suez reiſen, um dort die Hieroglyphen mit der Keilſchrift aufzuſuchen, und Hr. Ricci ſollte alsdann die Grotten von Beny Huſſan mit allen ihren intereſſanten Darſtellungen in extenso zeichnen. Nachher will Hr. Ricci noch eine Reiſe nach Dongolah und Meroe unternehmen. — Dieſer Reiſende hat im Sommer 1820 mit Hrn. Linant auch eine Reiſe nach dem Berge Sinai und das Badi Sidra gemacht, und bey dieſer Gelegenheit alte Bergwerke und einen zertrümmerten ägyptiſchen Tempel entdeckt, der viele merkwürdige hieroglyphiſche Darſtellungen und Inſchriften mit bekannten und unbekannten Charakteren enthält. Hr. von Minutoli und die beyden letzt genannten Herren ſind mit den Vorbereitungen zur Herausgabe ihrer Reiſen beſchäftigt.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625), wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 11 fl. W.W. halbj.— Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

75.

(Wien, Mittwoch den 19. September.)

Dramatiſch-hiſtoriſche Denkwürdigkeiten *).

I.

Dlle. Clairon's Abgang von der Bühne.

Claire, Josephe-Hippolite, Leyris de la Tude, genannt Dlle. Clairon, war im Jahre 1724 in Condé geboren, am 19. September 1743 hatte ſie zuerſt die Pariſer Bühne betreten. Zwey und zwanzig Jahre glänzte ſie auf derſelben als Stern erſter Größe. Noch in der Zeit der kräftigſten Wirkſamkeit, in einem Alter von nicht mehr denn ein und vierzig Jahren, trat ſie zurück. Die Veranlaſſung war ein Vorfall ganz eigener Art:

Belloy's Belagerung von Calais ward am 13. Februar 1765 mit ganz ungewöhnlichem Erfolge aufgeführt. Das Stück ward neunzehn Mahl hinter einander bey überfüllten Hauſe gegeben, als die gewöhnlichen Oſterferien die Schaubühne ſchloſſen. Am 15. April ſollte ſie wieder mit dem nämlichen Schauſpiel eröffnet werden; allein in der Zwiſchenzeit ereignete ſich eine Begebenheit, welche ihres Gleichen in den theatraliſchen Annalen vergebens ſucht.

Der Schauſpieler Dúbois, ſeit 29. November 1736 für das Fach der Vertrauten in der Tragödie, und der dritten Komiker bey dem Théâtre François angeſtellt, war von einer galanten Krankheit heimgeſucht worden. Der Chirurg, Herr Benoit, welcher ihn behandelt hatte, überſandte nach erfolgter Geneſung ſeine Rechnung. Herr Dúbois weigerte ſich der Bezahlung, behauptete in Gegenwart des Schauſpielers Blainville a Conto-Zahlungen geleiſtet zu haben, und erinnerte überdieß Herrn Benoit an zwey Feuillattes (ein burgundiſches Weinmaß von ohngefähr einem halben Faß) Burgunder, durch welche die Rechnung vollends ausgeglichen worden ſey. Er erboth ſich, dieſe Ausſage eidlich zu bekräftigen; Blainville, welchen er als Zeuge aufgerufen hatte, erboth ſich ebenfalls zum Eide. Als es aber wirklich zu dieſer ernſten Feyerlichkeit kam, und das Gericht deßhalb die nöthigen Einleitungen und Fragen veranſtaltete, wußten die beyden Herren ſich weder auf den Betrag der a Conto-

---

*) Unter dieſem Titel gedenke ich dem Publikum mehrere intereſſante Vorfälle des engliſchen und franzöſiſchen Theaters mitzutheilen. Der Verf.

Zahlungen, noch des Tages zu entſinnen, an welchem ſie Statt gehabt haben ſollten. Der Anwalt des Herrn Benoit ergriff daher ſogleich die Gelegenheit, ihnen zu beweiſen, daß ſie auf ſolche Weiſe gar nicht zum Eide gelaſſen werden könnten. Er ging hierauf noch weiter, und äußerte, daß ihre Beſchäftigung als Schauſpieler ſie ohnedieß unfähig mache, den Eid abzulegen (que leurs profession de Comédiens empêchait qu'on ne le leurs déférât, ſagt das Memoire). Dieſe Äußerung machte Aufſehen. Da ſie Dübois gleichſam als Einen ein entehrendes Handwerk treibenden (comme exerçant un état infâme) darſtellte, und die Schande daher gleichſam auf die ganze Corporation, welcher er angehörte, zurückfiel, ſo entſtand gewaltige Bewegung unter den Schauſpielern des Théâtre François. Sie reichten eine Klage bey ihrer Behörde ein und erſuchten um die Erlaubniß, ſelbſt über Dübois Gericht halten zu dürfen. Die Behörde bewilligte es, und nachdem Dübois in Gegenwart des Herzogs von Düras geſtändig war, wirklich den Eid ablegen gewollt zu haben, ward er durch einſtimmiges Urtheil aller Societairs des Théâtre François, als ein ihrer unwürdiges Mitglied von der Geſellſchaft ausgeſchloſſen und verwieſen. Die Behörde (les Gentilshommes de la Chambre) verordnete in Folge dieſes Beſchluſſes die Ausfertigung der nöthigen Aktenſtücke zu Dübois Austritt von den Sociétairs du Théâtre François; aber unvermutheter Weiſe zeigten ſich verſchiedene die Lage der Dinge ändernde Umſtände. Dübois hatte eine ſehr reizende Tochter, in welche einer der einflußreichſten Gentilshommes de la Chambre, der Herzog von Fronſac, verliebt war. Sie wußte ſich ſo gut für ihren Vater zu verwenden, daß ſie eine Ordre auswirkte, welche Dübois in ſeiner Wirkſamkeit zu belaſſen befahl. Mlle. Dübois war übrigens ſo ſchlau, dieſe Ordre erſt am Montag den 15. April, als dem Tage der Wiedereröffnung des Theaters nach den Oſterferien, und zwar erſt um zwey Uhr Nachmittags, bekannt machen zu laſſen; da ſie wußte, daß alle Schauſpieler ſich bey ihrem Ehrenworte unter ſich verbunden hatten, nicht mehr mit Herrn Dübois zu ſpielen, ſo gedachte ſie durch dieſe ſpäte Bekanntmachung zu verhindern, daß die Schauſpieler allenfalls einen Widerruf dieſer Ordre bewirken könnten. Allein was geſchah? Als die Ordre den Mitgliedern der Geſellſchaft bekannt gemacht ward, ward ſogleich in einer geheimen Unterredung der Ausgezeichnetſten derſelben verabredet, was in dieſem Falle zu thun ſey.

Das Theater war am Abend um 5 Uhr ſchon überfüllt. Die Stunde des Anfangs erſchien, aber Lekain, Brizard und Molé, welche die erſten Rollen ſpielten, erſchienen gar nicht im Theater *). Mlle. Clairon, vollſtändig angekleidet, war um 5 Uhr zwar erſchienen, aber, als ſie hörte, daß die drey obenerwähnten Schauſpieler vergebens erwartet würden, um halb ſechs Uhr wieder nach Hauſe gefahren. Die übrigen Schauſpieler, welche ſich der Ordre der Gentilshommes gehorſam eingefunden hatten, befanden ſich in der peinlichſten Verlegenheit. Das Publikum begann furchtbar zu toben, als die Stunde des Anfangs erſchienen war. Bouret, welcher gerade das Amt des

---

*) Lekain gab die Rolle Eduard des Dritten, Brizard den Euſtache de Saint Pierre, Molé den Harcourt, Dübois den Melim, und Mlle. Clairon die Alienor.

Wöchners bekleidete, trat vor das Publikum, und äußerte in den unterthänigſten Ausdrücken, daß es der Geſellſchaft unmöglich ſey, heute die Belagerung von Calais darzuſtellen, daß man in Verzweiflung ſey — da unterbrach ihn Geſchrey von allen Seiten: Point de désespoir! Calais! Calais! (Keine Verzweiflung! Calais! Calais!) Er war genöthigt, ſich zurückzuziehen. Man hoffte indeß, den Sturm doch noch beſchwören zu können, und Preville wollte anfangen, ein damahls beliebtes Stück: Le Joueur, zu ſpielen; aber er zeigte ſich kaum, als er durch das verdoppelte Geſchrey: Calais! Calais! unterbrochen ward. Der Lärm vermehrte ſich, als nach und nach unter dem Publikum die wahre Urſache der Verlegenheit der Schauſpieler bekannt ward. Bald vernahm man unter dem ſtets wachſenden Gebrüll: Calais! Calais! auch die Worte: Clairon au Fort l'Evêque! Lekain à l'Hôpital! Alle Verſuche, das Publikum zu beſänftigen, und ein anderes Stück darſtellen zu dürfen, ſcheiterten, und nachdem der Lärm bis ſpät in die Nacht gewährt hatte, endete er damit, daß das Geld zurückgegeben, und das Theater geſchloſſen ward. Dieſer tumultuariſche Auftritt, welcher nur durch die Dazwiſchenkunft der bewaffneten Macht geſchloſſen werden konnte, iſt in den Annalen der franzöſiſchen Bühne unter dem Nahmen der Journée du Siège de Calais verewigt.

Die Behörden fanden ſich in dieſem Falle verpflichtet, der Würde des Publikums angemeſſene Genugthuung zu verſchaffen, und dieſes eigenmächtige Verfahren der Schauſpieler zu beſtrafen. Am nächſten Morgen (Dinſtag den 16. April 1765) wurden ſämmtliche Schuldige, als: Lekain, Brizard, Molé und die Clairon, nach dem Gefängniß Fort l'Evêque gebracht, und in abgeſonderten Gemächern verwahrt. Der Polizeybeamte, welcher dieſen Auftrag bey Mlle. Clairon vollzog, fand ſie bey dem Frühſtück mit der Gemahlinn des Intendanten von Paris, Mad. Berthier de Sauvigny. Als der Polizeybeamte ſich ſeines Auftrages entledigte, brach Mad. Berthier in Thränen aus, und erklärte, ihre Freundinn bis an die Pforten des Gefängniſſes begleiten zu wollen. Dlle. Clairon blieb ganz ruhig, und erklärte dem Polizeybeamten mit vielem tragiſchen Anſtande, und in ſehr gewählten Ausdrücken, daß ſie ſich ganz den königlichen Befehlen unterwürfe, daß ihr Vermögen, ihre Perſon, ihr Leben ſelbſt ganz von denſelben abhingen; daß aber ihre Ehre nur ihr Eigenthum ſey, und der König ſelbſt nichts darüber vermöchte. Der Polizeybeamte, ſehr wenig gerührt von dieſer theatraliſchen pomphaften Anrede, antwortete ſehr ungalant für einen Franzoſen: Sie haben ganz Recht, Mademoiſelle! wo nichts iſt, hat der König ſein Recht verloren (Vous avez raison, Mademoiselle! là où il n'y a rien, le roi perd ses droits). Mlle. Clairon ſchickte ſich alſo in das Unvermeidliche, und da der Wagen des Polizeybeamten ein ſogenannter Vis à vis war (wo nur zwey einander gegenüber ſitzende Perſonen Platz hatten), und er ſeiner Ordre gemäß die Gefangene nicht aus den Augen laſſen durfte, Mad. Berthier aber darauf beſtand, ihre Freundinn zu begleiten, ſo nahm er den unteren Platz ein, indeſſen Mlle. Clairon ſich auf den Schooß der Mad. Berthier ſetzte, und auf dieſe Weiſe gelangten ſie an das Fort l'Evêque, an deſſen Thoren ſich die beyden Frauen trennten, und Mlle. Clairon das ihr angewieſene Gefängniß betrat. Sie brachte daſelbſt fünf Tage zu. Am ſechsten ward ihr, wegen einer von ihr vorgeſchützten Unpäßlichkeit, erlaubt, in ihre Wohnung zurück zu kehren; doch dauerte der Hausarreſt fort, und es war ihr nur vergönnt, ſechs von ihr zu bezeichnende Perſonen von ihren Bekannten zu ſehen. Dieſer Hausarreſt währte zwanzig Tage. Lekain und ſeine Gefährten blieben ſechs und zwanzig Tage im Fort l'Evèque verhaftet. Man erlaubte ihnen nur Abends unter Begleitung eines Polizeybeamten nach dem Theater zu fahren, um dort ihre Dienſte zu thun, und nach geendetem Schauſpiele wurden ſie wieder in das Gefängniß geführt. Das Publikum, welches indeſſen die Beleidigung, welche dieſe Künſtler ſich gegen daſſelbe erlaubt hatten, bereits zu vergeſſen geneigt war, empfing Lekain mit dem rauſchendſten Beyfalle. Bellecourt, welcher übrigens an der ganzen Geſchichte keinen Theil hatte, traf als Orateur (ſo hieß nach franzöſiſcher Sitte derjenige Schauſpieler, welcher bey allen Vorfallenheiten die Anreden an das Publikum halten mußte) das fatale Loos, im Nahmen ſeiner ſchuldigen Kollegen die Abbitte an das Publikum zu thun. Man übergab ihm eine mit den unterthänigſten Entſchuldigungen verſehene Anrede, von welcher jede Phraſe, jeder Satz in dem Bureau des Polizeylieutenants entworfen und erwogen worden war. Man ſchärfte ihm ein, keine Sylbe daran zu ändern, und der Magiſtrat von Paris ſelbſt, in feyerlichem Zuge und ſeiner Amtstracht, nahm Platz in der Loge der Königinn, um Zeuge der genauen Erfüllung des Befehls zu ſeyn, als Bellecourt am 19. April 1765 dieſe Abbitte hielt, welche von dem Publikum ſehr beyfällig aufgenommen ward.

Man begriff indeſſen doch, daß nach dem, was vorgefallen war, Herr Dübois nicht länger bey dieſer Geſellſchaft verweilen konnte. Die obenerwähnte Ordre ward alſo für null und nichtig erklärt, das Théâtre Français aber angewieſen, ihm, da er neun und zwanzig Jahre Societair der Geſellſchaft geweſen war, jährlich 1500 Livres auszubezahlen, welche er auch bis an ſeinen im Jahre 1775 erfolgten Tod bezog. Überdieß zog ihn ſein Protektor, der Marſchall de Richelieu, zu ſeiner eigenen Theatergeſellſchaft, la Troupe de Bourdeaux genannt.

Mlle. Clairon erklärte, daß ſie, nach dieſer Begebenheit, die Bühne nicht wieder betreten werde, und ſie hielt Wort. Zwar konnte ſie dieß um ſo leichter, nachdem ſie ſich in ihrer zwey und zwanzigjährigen Dienſtzeit ein Vermögen erworben hatte, welches ihr 18,000 Livres jährlicher Einkünfte abwarf. Alle Vorſtellungen, ſie wieder zum Dienſte zu bewegen, waren fruchtlos. Das Einzige, was der Herzog von Aumont, einer der erſten Gentilshommes de la Chambre, und ihr vertrauter Freund, von ihr erlangen konnte, war, daß ſie ihren Abgang von der Bühne nicht eher als mit dem Anfange des neuen Theaterjahres (1766) öffentlich bekannt machte; aber ſie blieb taub gegen alle Bitten, die Bühne wieder zu betreten. Im May 1766 erhielt ſie ihr Abſchiedsbrevet, mit der gewöhnlichen Klauſel einer lebenslänglichen Penſion von 1000 Livres.

Nachdem ſie auf dieſe Weiſe ihre glänzende Laufbahn geſchloſſen hatte, erſchien ſie noch einmahl als Athalie auf dem Haustheater des Baron d'Esclapont, welcher eine Vorſtellung zum Vortheile Molé's gab; und als Amenaide bey den Hofſpektakeln zur Vermählungsfeyer des Dauphin (Ludwigs XVI.) mit Maria Antonia von Öſterreich im Jahre 1770. Das Théâtre François verdankt ihr vier Zöglinge, welche ſie für die Kunſt bildete, die Dlles. Melanie de Laballe und Dübois, vor ihrem Abgange, und die Dlles. Larive und Raucourt nach demſelben. Auch als Schriftſtellerinn trat ſie auf, und im Jahre 7 der Republik (1799) erſchienen die: Mémoires d'Hyppolite Clairon et Réflexions sur l'Art dramatique (Paris, ein Band Oktav, 560 Seiten). Das Werk iſt übrigens unbedeutend. Sie ſtarb vier Jahre nach Herausgabe dieſer Memoires, Montags den 31. Jänner 1803. Die Annalen der franzöſiſchen Bühne bewahren ihren Ruhm als einer der ausgezeichnetſten Künſtlerinnen Frankreichs. Bedürfte es hierzu einer Beſtätigung, ſo dürften die Äußerungen Voltaires und Garriks, welche von ihrem Lobe überſtrömten, dazu hinreichend ſeyn. Sie hinterließ ein Teſtament, aus welchem folgende Stelle der Aufbewahrung würdig ſeyn dürfte: »Je n'attribue qu'à l'indulgence de ma nation l'espèce de célébrité dont j'ai joui. Je la réclame en ce moment pour qu'elle daigne accepter le don que je lui fais de mon buste en marbre, exécuté par l'aimable et savant ciseau de Lemoine, et la médaille d'or que des Protecteurs et des amis respectables ont fait frapper pour moi. Le ministre qui préside aux arts, en accordant un prix à mes études, peut en faire un objet d'émulations pour d'autres etc.«

(Ich weiß, daß ich bloß der Nachſicht meiner Nation die Gattung Ruhm verdanke, deren ich mich erfreute. Ich nehme ſie in dieſem Augenblick wieder in Anſpruch, damit dieſelbe die Gabe anzunehmen würdige, welche ich ihr mit meiner, von dem liebenswürdigen und geſchickten Meißel Lemoine's verfertigten Marmorbüſte und jener goldenen Medaille, welche durch die Güte meiner Gönner und Freunde auf mich geprägt ward, mache. Der Herr Miniſter, welchem das Präſidium der Künſte zuſteht, kann, indem er meine Studien würdigt, einen Gegenſtand der Nacheiferung für Andere daraus bilden u. ſ. w.)

Dem berühmten Mahler Carl Vanloo verdankt man das wohlgetroffenſte Bild dieſer großen Künſtlerinn; ſie iſt dargeſtellt als Medea in dem Augenblicke, wo ſie, nachdem ſie ihre Kinder ermordet hat, auf ihrem Drachenwagen davon fährt, durch einen Wink ihres Zauberſtabes die ohnmächtige Raſerey Jaſons hemmend. Die königliche Gallerie zu Paris bewahrt dieſes herrliche Gemählde.

J. C. Weidmann,
k. k. Hofſchauſpieler.

* * *

Die Göttliche.

Dulde, flammende Sehnſucht, lautlos
Wölben ſich bald die dunkeln Räume;
Bald entſteigt, im Sternengeflimmer,
Groß und einſam die ſtille Nacht!

Selt'ner blitzt ſchon die flinke Sichel,
Läſſiger ſchreitet ſchon das Pflugroß,
Müder ſchon erklinget der Hammer
Von der raſtloſen Meiſterhand.

Wuchernd glänzt ſchon, aus ferner Hütte,
Künſtlich genähret, der Kerze Leben;
Und der Pilger wählt ſeine Pfade
Schon bedenklicher durch den Wald.

Denn allmählich um Berg' und Thäler
Spannet die Nacht ihr dunkles Segel,
Geiſterähnlich wirbeln die Lüfte,
Ahnung ſchauernd umweh'n ſie mich.

Reiner Quell, übergeuß' mein Auge,
Daß es erglänz' im Strahl der Mondnacht!
Auf zum Himmel, glühende Sehnſucht!
Hörſt du tönen den Sphärenklang?

Siehſt du, ſiehſt du die hehre, hohe
Göttergeſtalt hernieder ſchweben?
Wie ſo mild und himmliſch ihr Antlitz,
Wie ſo leuchtend ihr dunkler Blick!

Welch ein Lichtſtrom der höchſten Würde,
Welch eine Fülle reinſter Anmuth!
Hebt ſolch Meer erhebter Empfindung
Nicht den innerſten Geiſt empor?

Auf, zu ihr, in die heitern Räume! —
Weh'! ſie entflieht, entſchwebt zum Himmel —
Furchtbar ernſt umhüllt ſich ihr Antlitz;
Warnung deutend entſchwebt ſie mir!

Thürmend ziehn ums Gebirg' die Wolken,
Heulend gejagt vom rauhen Sturmwind;
Und die letzten Sterne verlöſchen —
Und ein Graun überdeckt die Flur.

D. Gorga Pazzani.

* * *

Blick auf verſchiedene Völkerſchaften.

Von Wend.

(Fortſetzung von Nr. 74.)

Den Mainotten ähnlich, wie aus einem Stamm entſproſſen, ſind die Arcadier, welche zwiſchen dem Golfo von Arcadien und dem von Koron das Gebirg bewohnen. Das Land hat, ungeachtet der Ungleichheit des Erdbodens und der hohen Gebirge, doch äußerſt anmuthige blühende Thäler, lachende Haine und prangende Fluren, über die ſich der ſchönſte Himmel wölbt. Aus den Gebirgen ſtürzen unzählige Quellen, welche die Saaten erquicken, Überfluß und Glückſeligkeit ſpenden. Geſang ertönt aus der Hirten glücklichen Buſen — Sie bewahren und vertheidigen unerſchrocken ihre Gebirgsausgänge, in Unglücksfällen ziehen ſie ſich in ihre, ihnen allein bekannten Höhlen zurück. Ihre Unabhängigkeit iſt ihr höchſtes Gut. Das Land iſt ſehr fruchtbar, an Getreide, Wein, Obſtgattungen und Holz; die Viehzucht iſt ihre Hauptbeſchäftigung. Die höchſten, gleichſam in Lüften ſchwebenden Felſenſpitzen, bewohnen Eremiten, die das Evangelium den frommen Gläubigen, nahe dem Aufenthalte der Himmelsbewohner, predigen, ſie ſind gottesfürchtig und abergläubiſch.

Der Inſel Zante gegenüber ſüdlich am Fluſſe Ruſia ſind die räuberiſchen Lalioten, ein unreiner, von Verbrechern zuſammengerotteter Menſchenſchlag, welche den Händen der Gerechtigkeit entwichen ſind — grauſam, wild, unmenſchlich tragen ſie Schrecken und Verheerung in friedliche Hütten; ſie ſind nicht allein Feind der Türken, ſondern aller Menſchen, und ſich ſelbſt.

Epirus, Albanien und Erzegovina. Die Mehrzahl der Einwohner dieſer Provinzen ſind Arnauten, ein osmanniſches Volk, Scythen des Orients, von vermiſchter Abkunft, welches ſich längs der Küſte des joniſchen und adriatiſchen Meeres verbreitet hat, und ſeine eigene Sprache ſpricht. Sie ſind die beſten Soldaten des türkiſchen Heeres, und ſetzen ihren Ruhm darein, den Körper abzuhärten. Sie ziehen keine andere Wäſche, als ein ſchwarzes Hemd an, welches über die weiten unter den Knien zuſammengezogenen Beinkleider hängt, und ein Zeichen der Kühnheit iſt. Ihre Fußbekleidung beſteht in Halbſtiefeln mit Riemen, ſtatt den Strümpfen ſchön verzierte Kamaſchen, die Weſte iſt mit Metallplatten oder Kugeln von Silber verziert, um den Leib ein Gürtel, worin die Waffen ſtecken, auf dem vorne abgeſchorenen Haupte ſitzt eine tief in die Augen vorgeſchobene Mütze. Ihre auserleſenen Waffen ſind ihr größter Schmuck, und die Tapferkeit die größte Tugend. Ihr unruhiger Geiſt macht, daß ſie den Ackerbau nur wenig betreiben; die Einförmigkeit des Friedens iſt ihnen verhaßt — jeden Schmerz, ſo wie die Beſchwerden, ertragen ſie männlich ohne Murren; ſie ſind mäßig, thätig, offen gegen Freunde, treulos und wortbrüchig gegen Feinde. Geſang und Tanz macht ſie jedes Ungemach vergeſſen. Laue Muhamedaner, wie ſie ſind, ehren ſie auch, wie ſie ſagen, den Propheten Jeſus; doch iſt ein Theil auch chriſtlicher Religion.

Die freyen Arnauten, Geghes und Karamurtatis, welche die Gebirge Pindo und Gromos; dann die Tzumersky und Bogoni, welche das Gebirge Tzumerska bewohnen, ſind wild, von großer, ſchöner, muskulöſer Geſtalt, länglichen Angeſichts, blond, gut gefärbt, lebendigem Auge, weiße Zähne, kühne Stirne, breite Bruſt. Man ſieht ſie mit den freyen Albaneſern und Bulgaren in Mazedonien und Rumelien oft gemeinſchaftliche Streifzüge bis gegen die Hauptſtadt machen. Sie ſind Räuber (Klephtis), und rühmen ſich deſſen, weil dieſes Handwerk mit Gefahren und Beſchwerden verbunden iſt. Gewohnt mit Wölfen und Bären zu ringen, hat das Leben für ſie gar keinen Werth. Jeder Fremde iſt ihr Feind, ſie haſſen die Türken und pflegen zu ſagen: Osmanlis iſt gut in der Schüſſel. Auch ſie ſind theils Bekenner des Korans, theils Chriſten, doch nur in äußerlichen Zeremonien, und ohne Grundſätze, daher auch treulos und wortbrüchig. Unfähig der Verſtellung ſagen ſie's dem freymüthig ins Geſicht, den ſie haſſen und zu verderben beſchloſſen haben. Wenig Ackerbau, Viehzucht und Jagd ſind ihre Beſchäftigung. Ihre Weiber ſind auch kriegeriſch, ſchön und ſtark, ihr Ausſehen erhält ſich bis in das höchſte Alter blühend. Einſt hatten ſie ſich auf den Aufruf der heroiſchen Mutter des Ali Paſcha kampfluſtig in die Reihen geſtellt.

Die Zagoriotten in dem Gebirge, wo die Flüſſe Vomitza und Arta entſpringen, welch erſtrer nicht fern von ihrer Hauptſtadt Zagori quer durch das Land ſich windet, haben ſich freywillig zinsbar gemacht, wofür ſie ſich ganz nach ihrer Art verwalten können. Niemahls gab es ein Volk, welches ſanftere, geſelligere und reinere Sitten hatte. Jeder Fremde wird mit Freundſchaft und gaſtlich aufgenommen, man hört von ihnen nie einen rauhen ungebührlichen Ausdruck. Ohne Laſter, heiter und rein, wie die Luft, welche ſie umgibt, die ſie in ununterbrochener Zufriedenheit einſaugen, genießen ſie das Erquickende ihrer blühenden Haine und Triſten. Frieden verkündet ihr Mund, die Ruhe thront in ihren Zügen, ihre Bewegungen ſind anmuthig — bey alle dem ſind ſie tapfer, und von den Arnauten ſehr geehrt. Sie bekennen ſich zur griechiſchen Kirche. Das Land iſt mit Klöſtern bedeckt.

Ehmahls freye Griechen, und ſeit dem Jahre 1803, als Ali Paſcha ſie mit außerordentlich überlegenen Streitkräften unterwarf, größtentheils unſtät herumirrend, ſind die Bewohner des Gebirges Olichinis und Kaſſopo: die Sulioten, Paramithier, Margariti, Argino, Caſtriotten. Obwohl gleich geartet, verwaltete jedes dieſer kriegeriſchen Völker ſich ſelbſt, auch machten ſie nicht immer gegen den Paſcha von Janina gemeinſchaftliche Sache. Vorzüglich zeichneten ſich die Sulioten aus. Die Aufmerkſamkeit Aller war auf ſie gerichtet, ihre glänzende Tapferkeit und ihr Unternehmungsgeiſt rechtfertigte eine Zeitlang die von ihnen gebegten Erwartungen. Einer Lawine gleich wälzten ſie ſich, Verheerung und Schrecken bringend, von ihren Gebirgen in das Thal von Janina; doch konnten ſie, ungeachtet ſo mancher erfochtenen bedeutenden Vortheile, keine eroberte Spanne Erdſtrichs, wegen ihrer innerlichen Unruhen und Zwieſpalt, behaupten und erhalten. Wenn der äußere Feind bekämpft war, ſtürzten ſie ſich ſelbſt in die krampfhaften Zuckungen der Anarchie zurück, bis ſie endlich mittelſt einer förmlichen Belagerung ihres Landes unterjocht wurden, und ſich zerſtreut hatten. Sie ſind ſehr unruhigen Geiſtes, ruhmbegierig, tapfer, und ergeben gegen ihre Obern. Mit dem Körperbau eines Athleten vereinigen ſie eine außerordentliche Gewandtheit, ihr ſchwarzes Auge iſt voll Feuer, ein immerwährendes kühnes Streben leuchtet aus dieſem hervor; ihr Geiſt iſt lebendig, die Einbildungskraft glühend.

Die Philates, Bewohner des ſüdweſtlichen Theiles des Gebirges Moußkeli, iſt ein ruhiger, harmloſer Menſchenſchlag; ſie zahlen jährlichen Tribut, verwalten ſich aber ſelbſt durch ihre Oberälteſten. Sie machten nie gemeinſchaftliche Sache mit den Sulioten, um die Türken nicht gegen ſich zu reizen. Ihr Land iſt fruchtbar, ſie ſind Landbauer und Hirten. Oliven ſind im Überfluß da.

Die Chimariotten, Bewohner des Acroceron, gegenwärtig Chimaragebirgs, ſind ein Gemiſch von Arnauten, Griechen und Slaven; ſie rühmen ſich gern der Zeiten Georg Caſtriottos (Scanderbeghs). Kriegeriſch durch Charakter und Nothwendigkeit, verehren ſie die höchſte Tugend in der Unerſchrockenheit und Kuhnheit. Ihre Regierungsart iſt republikaniſch; nicht zur Arbeit aufgelegt, treiben ſie das Seeräuberhandwerk, jedes ihrer Küſte ſich nahende Schiff wird überfallen und ausgeplündert, die Gefangenen werden verkauft oder in ihre Höhlen geſchleppt, wo ſie nicht allein rauh behandelt werden, und den Thieren gleich frohnen müſſen, ſondern auch überdieß an Allem den drückendſten Mangel leiden. Theils ſind ſie Bekenner des Korans, theils Chriſten, doch alles unvollkommen. Sie ſind Freunde der neapolitaniſchen Räuber, welche ſich öfters an dieſe Küſte flüchten.

Die freyen Slaven an beyden Ufern der Moraka, die die hohe Gebirgskette zwiſchen Albanien und dem illyriſchen Dalmatien bewohnen, welche ſich der bosniſchen Provinz Erzegovina entlang, ſüdlich bis Caſtelnuovo, öſtlich bis zur Landſchaft Cattaro hinabzieht, bilden theils einen Staatenverein, theils ſind ſie verbündet. Im Ganzen ſind ſie jedoch in ihrer innern Verwaltung, Religion, Weſen, Sitten und Gebräuchen nicht bedeutend unterſchieden. Die einen Staatenverein Bildenden heißen Montenegriner, Drobniaczi, Pleſchiuzzi, Piperi, Waſſoeviczi, Bielo-Pavloozki, und die mit ihnen Verbündeten Clementi, Kuzzi, Bratoneſi und Becſieri. Sie haben ihren Statthalter und Sendars (Richter), der Erzbiſchof von Montenegro beſorgt die äußeren Angelegenheiten. Sie ſind von den Türken ſo gefürchtet, daß dieſe die feſten Schlöſſer Spus, Medun und Cittanuova gegen ſie erbaut haben.

Das ganze Land ſcheint bey den Eingängen aus einer ungeheuern Maſſe von überhangenden, einer über den andern aufgethürmten Felſen zu beſtehen. Über Schlünde, die die Erde in ihren Eingeweiden zu zeigen ſcheinen, muß man ſich auf engen Pfaden, von einer hervorragenden Felſenſpitze zu der andern durchwinden, welches den geübteſten Fußgänger leicht aus dem Gleichgewichte bringen kann; alles trägt die Spuren grauenvoller Erdumwälzung. Weiter hinein breiten ſich wüſte Thäler vor den Augen aus, bis man endlich nach einer zwey Tage lang angeſtrengten Wanderung in die innern freundlichen Thäler kömmt, in welchen eine geſegnete Natur den Bewohnern reichliche Gaben ſpendet. Hier an den Ufern der Moraka iſt das Land ſehr fruchtbar, und an den Abfällen des Gebirges wächſt auch Wein. Die Viehweiden ſind vortrefflich.

Das Volk rühmt ſich, das freyeſte zu ſeyn. — Sie ſchlichten alle ihre Streitigkeiten unter ſich, auch haben ſie keine andern, als Geldſtrafen und Verbannung. Die Todesſtrafe beſteht gar nicht, weil ihr Spruch: man dürfe nichts nehmen, was man nicht geben kann, ſie dafür ſchützt. In ihrem Familienleben ſind ſie gutmüthig, redlich, offen, doch wie entfeſſelte Löwen, wenn die Rachſucht oder die Gefährdung ihrer Freyheit ſie erglüht. Im erſten Falle erzeugt eine ſchreckliche Gewaltthat die andere, bis ihre Beſinnung nach vielfach verübten Gräueln wiederkehrt, wonach ſie aber reumüthig werden, und ein feyerliches Verſöhnungsgericht begehren. Im zweyten Falle greift Alles, ſelbſt Greiſe mit hundert Jahren, zu den Waffen, das Gefühl ihrer langbewachten Unabhängigkeit begeiſtert ſie, und bis 20,000 ſtreitbare Männer (mit den Verbündeten) ſtehen mit flammender Begierde bereit, ihre Kräfte gegen den gemeinſamen Feind zu meſſen. Da ſie keine Bedürfniſſe kennen, ſo iſt ihre Erhaltung nicht koſtſpielig, und durch eine allgemeine Beſteuerung geſichert.

Die Natur hat die innern Eigenſchaften dieſer Völker mit einem leſerlichen Stempel in ihr Äußeres gedrückt. Sie ſind großer Statur, ſchönen Körperbaues, ſtolzen Ausſehens, ihre Haltung edel und kühn, der Gang frey und trotzig — Bewegung ſehr behend, in Waffen ſehr geübt. Sie ſind religiös, doch abergläubiſch; im Verkehr ſehen ſie zwar auf ihren Vortheil, doch ſind ſie auch genau. Eben ſo wahr und worthaltend als gegen Freunde, ſind ſie treubrüchig, falſch und hinterliſtig gegen jeden, den ſie ſich als ihren Feind denken. Gegen ihre Anführer ſo wie gegen das Alter bezeigen ſie viel Ehrerbietung. Ihre Kleidung beſteht in einem hellgrauen weiten Oberkleide mit Ärmeln nach griechiſchem Schnitte, das Hemd hängt bis über die Beinkleider, welche weit und unter den Knie geſchnürt ſind, über den Hüften ein mit geſtrickter Arbeit verzierter Gurt — Fußbedeckung Opanken, eine Art Sandalen aus Ziegenfell geſchnitten. An Feſttagen tragen ſie über das Oberkleid eine Jacke ohne Ärmel von rothem oder ſchwarzem Sammt, mit Seide geſtickt. Der Kopf iſt vorne geſcheren, weil ſie das Sprichwort: Man muß die freye Stirn zeigen, in Ehren halten; ihn bedeckt eine rothe Mütze. Über ihren Gurt an wollenem Gürtel, welcher ihnen zugleich zur Feſthaltung des Oberkleides dient, hängen kleine Patrontaſchen, worin Pulver und gehacktes Bley ſich befindet, nebenan in ſchiefer Richtung zwey Piſtolen, ein langer Dolch, über die Achſel eine Flinte. Jeder, der aus der Fremde zurückkehrt, muß ſeine Kleider ablegen, und die Landestracht annehmen. Ihre Weiber ſind gute Mütter, ſorgfältige Haushälterinnen und treu. Von einem Ehebruch hört man ſelten.

Ihre Verbündeten, die Clementi, Kuzzi, Bratoneſi und Berſteri, die das unwirthbare Karſtgebirg, wo die Drino bianco entſpringt, bewohnen, ſind der Armuth des Landes wegen mehr Räuber, wilder und weniger ſittſam als ſie. Alle dieſe Völker ſind darin übereingekommen, jeden Gefangenen zu tödten, damit ſich kein fremdes Blut mit dem ihrigen vermengen kann.

Die Sandgiak (deutſch Bezirk) Dukagino iſt ein Theil des alten Arnauts, und wird von freyen, zur chriſtlichen Kirche ſich bekennenden Albaneſern, Serviern und Bulgaren, Mereditеn und Dibrany genannt, bewohnt, welche ſeit Scanderbegs Zeiten unabhängig ſind. Ihr Charakter iſt ganz der der benannten Völker; das Land iſt wenig bekannt, doch wie man weiß mit großen Feldern und reichen Kornfeldern überdeckt.

Die unter türkiſcher Bothmäßigkeit ſeufzenden Einwohner der Erzegovina ſind entmuthigt, verbergen ſich bey jeder Gefahr in ihrem Karſtgebirge, und leben in äußerſter Dürftigkeit. Die Einwohner des türkiſch Kroatien und Dalmatien ſind ganz ihren öſterreichiſchen Brüdern ähnlich.

Die Bewohner der an Metall aller Art reichen, mit ſtarken Waldungen überſäten ſehr gebirgigen Provinz Bosnien, die nebſtdem in ihren, durch drey Hauptflüſſe durchſtrömten Thälern bey beſſerer Kultur auch reicher an Getreide und Wein ſeyn könnte, ſind in ihrer Heimat friedliebende, dürftig hinlebende Menſchen, welche größtentheils zur griechiſchen Kirche, ein Theil derſelben jedoch ſich zum Koran bekennen. Im Kriege ſind ſie tapfer, ruhmbegierig und blutdürſtig. Ihre Weiber ſind gute zärtliche Mütter, ſonſt aber weder in ihren Eigenſchaften noch Hausweſen rühmenswerth. Die Männertracht beſteht in engen Kleidern, Opanken, um die Achſel eine Wolfshaut, auf dem Kopf einen Kalpack. Die Vieh- und Bienenzucht iſt ihre Lieblingsbeſchäftigung, ihre Sprache die illyriſche.

(Schluß folgt.)

* * *

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

John Reids behauptet in dem Verſuche über hypochondriſche und andere Nervenleiden, daß diejenigen, deren Daſeyn am mindeſten freudenreich iſt, das Scheiden aus dem Leben am meiſten fürchten. Es ſcheint, als wäre die Liebe zum Leben der Vaterlandsliebe gleich, die bey den Nationen der unfruchtbarſten Erdſtriche am ſtärkſten iſt. Nachdem das Daſeyn alles verloren hat, was es belebte und verſchönerte, lieben wir es, nach augenſcheinlich gleichen Grundſätzen, mehr in ſeiner gegenwärtigen Entſtellung, als in ſeiner vorigen Lieblichkeit. —rh—

Der Weg von **Piacenza** nach **Parma** iſt vortrefflich; auch genießt man ſehr ſchöne Ausſichten; Bäche und Flüßchen, in den Appenninen entſpringend, bewäſſern die Felder dieſer Gegenden, und tragen zu ihrer Fruchtbarkeit bey. Beynahe auf allen Getreidefeldern ſtehen große Bäume, um die ſich Reben von Zweig zu Zweig in Trauben- und Blätterſchnuren ſchlingen. Unter den von den Bäumen beſchatteten Plätzen wachſen Melonen und Kürbiſſe. Die Landleute in dieſen Diſtrikten ſind die glücklichſten Menſchen von Italien. —rh—

Auf Island lebt der berühmte Dichter **Sira Jon Thorlakſſon**, der eine gelungene Überſetzung **Miltons** in isländiſcher Sprache geliefert hat. Seine Pfründe trägt ihm kaum ſiebzig Gulden, die damit verbundenen Arbeiten verzehren ſeine Zeit, und doch producirt er in Einem fort. —rh—

Die Konkurſe für die **tragiſche** und **komiſche** Deklamation ſind in **Paris** unter Zulauf vieler Zuhörer im Conſervatorium abgehalten worden. Die Konkurrenten ſchienen bey dem erſtern im Ganzen ſchwächer als im vorigen Jahre. Die Jury hat daher auch den erſten Preis zurückbehalten. In den zweyten Preis theilten ſich Mlle. **Simmonnin** und Herr **Dubois**, das Acceſſit erhielt Herr **Delafoſſe**. Der Konkurs der komiſchen Deklamation genügte mehr. Der erſte Preis wurde einem ſehr ſchönen Mädchen, Mlle. **Cinti**, zuerkannt; den zweyten Preis erhielten dieſelbe Mlle. **Simmonnin**, welche früher auch im Tragiſchen excellirte, und Herr **Villenve**.

Die franzöſiſchen Journale nehmen über den Augenarzt **Lufardi**, welcher erſt aus den Niederlanden zurückgekehrt iſt, die Backen ſehr voll. Eines derſelben meint, er wolle allen Gelehrten unentgeltlich den Staar ſtechen, und ſey ein um ſo gefährlicherer Mann, da er damit umgehe, den Leuten die Augen zu öffnen.

Laurenz Phriſius, der viele Bände über die Mnemonik geſchrieben, und deſſen Nahmen doch die undankbare Nachwelt ſelbſt vergeſſen hat, gibt Vorſchriften, um ſich Gedächtniß zu verſchaffen, und daſſelbe zu ſtärken. Er gibt folgende unfehlbare Mittel an: Man muß an einem Orte wohnen, wo die Luft rein und friſch iſt, der beſte Trank iſt Wein mit Waſſer gemiſcht; unter den Speiſen gibt er den Hühnern, Kapaunen, kleinen Vögeln und Haſen den Vorzug, obſchon man von den letztern behaupten will, daß ſie laufend das Gedächtniß verlieren. Alle Fiſche und Gartengemüſe unterſagt er.

Der königliche Garten in **Paris** iſt ſeit Kurzem mit einem neuen amerikaniſchen Fiſch bereichert worden, dem die Naturforſcher den Nahmen **Gimnotte** oder **elektriſcher Aal** beylegen. Dieſes ſonderbare Thier bringt — wie man ſagt — bey deſſen Berührung einen größern Schlag hervor, als die **Volta**'ſche Säule, es macht die Hand unfähig, irgend einen Körper zu ergreifen.

Moſcheles ſoll, wie der Miroir ſagt, bald nach Paris kommen, aber ſich daſelbſt nicht öffentlich hören laſſen, ſondern wieder nach London zurückkehren, wo er als Pianiſt des Fürſten Eſterhazy eine Anſtellung erhalten hat.

In dem ſiebenten Bande des Handbuchs für Fabrikanten (der ſo eben erſchienen iſt) ſind die neueſten Beobachtungen über das Färben mit Rauſchgelb, chromſauren Bley, Kupfer, Gold und Silber angegeben. In Hinſicht des Färbens mit chromſaurem Bley hat man gefunden, daß baſiſches eſſigſaures Bley und neutrales chromſaures Kali nicht ſchön orange färbt, die Farbe aber gleich ſehr ſchön und glänzend citronengelb erſcheint, wenn man die Tücher in Eſſigſäure taucht. Nimmt man neutrales eſſigſaures Bley ſtatt des baſiſchen, ſo erhält man die Tücher ſchön goldgelb gefärbt. Eſſig ändert aber dieſe Farbe nicht in Citronengelb um. Kaltes Seifenwaſſer ſchadet der Farbe nicht, warmes ſchwächt ſie, jedoch ſtellt Eſſig den Glanz wieder her. Daß übrigens die mit giftigen Metallfarben, vornämlich mit Hülfe von Arſenik gefärbten Zeuge in Hinſicht auf Geſundheit nicht gleichgültig wirken werden, iſt in dem oben angeführten Werke ebenfalls erwähnt, und man ſollte ſie daher vorſichtiger gebrauchen, als es bis jetzt zu geſchehen ſcheint. Unter den neuen mit Metallen gelb gefärbten Kattunen findet man viele, die einen unangenehmen giftigen Geruch verbreiten. Merkwürdig iſt es, daß man gerade in dem Zeitpunkte, wo ein großer Arzt (Dr. Hahnemann) auf die Wirkungen der kleinſten Gaben von Arzneymitteln aufmerkſam macht, anfängt mit den giftigſten Körpern zu färben.

In den innern Theilen Afrikas ſind Feuergewehre ſehr ſelten, ob ſie gleich durch die ägyptiſchen und mauriſchen Handelsleute in Menge und wohlfeil dahin gebracht werden könnten. Dieſe fürchten ſich aber welche mitzunehmen, da ſie ihnen von den vielen Häuptlingen, durch deren Gebiet ſie kommen, genommen würden. Eine große Menge Perſonen haben dort nur ein Schießgewehr abfeuern gehört, und wie Burkhart erzählt, brachte in Berber der Anblick eines ſolchen ſchon die meiſten in Flucht. Es iſt daher mehr als wahrſcheinlich, daß man mit dreyhundert gegen das Klima abgehärteten Soldaten eine Entdeckungsreiſe in das Innere von Afrika machen kann, und zwar von Egypten aus, wo das Klima zur Regenzeit nicht ſo ungeſund iſt, als im weſtlichen Afrika. Einen Beweis von der Schwäche der afrikaniſchen Völkerſchaften gibt die Eroberung von ganz Dongola, durch zweyhundert und funfzig aus Egypten vertriebene Mammelucken (nach der franzöſiſchen Invaſion). Dieſe haben das Land nicht nur erobert, ſondern bis jetzt gegen die vereinigte Macht der Dongolawy und Sheygia behauptet.

Nach einer kürzlich gemachten offiziellen Angabe wurden im Jahre 1819 in Paris conſumirt, an Auſtern für 821,618 Fr., an Federvieh und Wildpret für 7,161,402 Fr., an Butter für 7,105,331 Fr., und an Eyern für 3,676,302 Fr. Es gibt zu Paris 900 Fiacres, welche monatlich 6 Fr. 25 Cent., 750 Cabriolets in der Stadt und 450 Cabriolets in der Nachbarſchaft, welche monathlich 13 Fr. 33 Cent. für die Erlaubniß bezahlen, auf den Straßen halten zu können. Die nächtliche Erleuchtung der Stadt Paris koſtet jährlich 495,333 Fr.

(Dieſer Nr. liegt die novell. Beylage XII bey.)

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625) wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k. k. Poſt 11 fl. W.W. halbj. Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Beylage zur allgemeinen Novelliſtik.

XII.

(Zu Nr. 75 des Converſationblattes 1821.)

Verſchiedenes aus Italien.

Medardo Conti hat Kotzebue's Grafen von Benjowsky überſetzt (erſchienen in der neuen theatraliſchen Sammlung durch Cajetan Barbieri, Mailand, 1821, nebſt dem Trauerſpiel: il Vespero Siciliano, von Delavigne, und einem Luſtſpiel: Il Terno nel Lotto, von Barbieri). Ein Rezenſent ſpricht ſich in der Bibl. ital. ungefähr ſo darüber aus: Als Überſetzung ſey das Werk etwas recht Löbliches, und gar artig geſchrieben. Der Uebertrager habe zwar die Umſchmelzung mancher einzelnen Theile vorgenommen, ſelbſt das Ganze einer nothwendigen Reform unterworfen, um es dem italieniſchen Theater anzupaſſen (eine ſtehende Phraſe ſtatt: um es der Ehre, die italieniſche Bühne zu betreten, fähig zu machen), indeſſen, gerad' herausgeſagt, er halte es keiner Ueberſetzung werth, weder in Rückſicht italiſcher Leſer, noch italiſcher Zuſchauer. Die Menge von Begebenheiten, welche ſich in das Stück drängt, jagt einander ohne rationellen Zuſammenhang — nun folgt eine nähere Prüfung der einzelnen Scenen, die nicht allzu vortheilhaft für den Verfaſſer des Bayard ausfällt — im Ganzen ſey die Miſchung von Schrecken und Zartem, trefflich für einen Dichter, der nichts weiter will, als die Gemüther ſeines Publikums in beſtändiger Oſcillation zu erhalten, hier zu grell gezeichnet; die Gegenſätze, ſtatt einander zu berühren, kreuzen einander, und laſſen einen ſchneidenden Mißklang in unſerer Stimmung zurück. Rezenſent wolle das Romantiſche nicht mit allen Waffen, ſo ihm zu Gebothe ſtehen, niederſchlagen, aber das Natürliche dürfe doch nirgends bey Seite geſetzt werden. Kamtſchatka mache in der Denk- und Handlungsweiſe (ragionamento) keinen Unterſchied, die Grundzüge der Anthropologie verzerre kein Klima, und moraliſche Widernatürlichkeit in Oſtindien ſey es auch bey den Esquimos. Italien fordre daher mit Recht probable und wahrſcheinliche Dinge, um ſich zu ergötzen; dieſe in den Fokus der Komödie zu bringen, ſey freylich keine Kleinigkeit, daher ein gutes Luſtſpiel in Italien ſo ſelten als ein Schmetterling in Grönland. Wahr aber bleibe es, das Ideal des Luſtſpiels iſt nicht in der Natur der Tartaren und Koſaken zu ſuchen, weil darin keine Aehnlichkeit mit dem italieniſchen Charakter (welches dem Vorhergeſagten ziemlich direkt widerſpricht).

Nachdem Monti die Ilias überſetzt, und, ohne (nach ſeinem eigenen Geſtändniß) griechiſch zu verſtehen, den Beyfall in ſo hohem Grade ſich durch dieſe Arbeit erworben hat, daß man ihm keinen andern Vorwurf macht, als das Original veredelt, und die Einfachheit, die uns Rauheit dünkt, verſchönert zu haben, erwartet man die Überſetzung der Odyſſee durch Pindemonte. Dieſer, welcher wie Monti die versi sciolti gewählt, läßt auf ſeine Arbeiten einen Vorausſchluß machen, indem er den Ausſpruch unſeres Heyne, den er den großen Deutſchen nennt, billigt, Homer müſſe ſo überſetzt werden, wie er geſchrieben haben würde, wenn er jetzt lebte. Beſonders lebhaft fängt man an, ſich gegen die Homer-Uebertragungen in poetiſche Proſa zu erklären. Mögen die Franzoſen, heißt es, prosasticamente poeti ſeyn; ihre Sprache erträgt es nicht bloß, ſie fordert es ſogar nicht ſelten; wir Italiener haben uns eines glücklicheren Looſes in Rückſicht der Sprache zu erfreuen; indeſſen verlohnte es ſich der Mühe, daß eine Akademie einen Preis ausſetze auf die ſchärfſte Beantwortung der Frage: wie und worin versi sciolti ſich von poetiſcher Proſa unterſcheiden?) Euſtach Fiocchi, Profeſſor der griechiſchen und lateiniſchen Literatur an der k. k. Univerſität zu Pavia, dem Italien ſchon eine Ueberſetzung der Ilias in Ottave rime verdankt, wird eben ſo, neben Pindemonte, die Odyſſee behandeln; auf gleiche Weiſe darauf die Supplemente des Quintus Calaber Smirnäus, ſo daß ſeine Landsleute eine ganze Trilogie des trojaniſchen Krieges von derſelben Hand beſitzen werden. Sein arioſtiſches Naturell läßt am meiſten für die Odyſſee hoffen, woſelbſt die Tinten milder ſind. — Wie viele Jahre ſeiner paradieſiſchen Ewigkeit müßte der gute Homer verſcherzen, wenn er alle Ueberſetzungen ſeiner Werke leſen wollte! Dem Himmel Dank, daß in Deutſchland Joh. H. Voß den translatoriſchen Strömen einſtweilen einen tüchtigen Damm geſetzt hat!

Der Tempel, welcher nach dem Plane und auf Koſten Canova's zu Poſſagno erbaut wird, verſpricht eines der größten Monumente zu werden, deren die katholiſche Religion ſich erfreut. Der große Künſtler war ſelbſt vor einiger Zeit dahin gekommen, um von dem Gedeihen ſeines Lieblingsgedankens ſich zu uberzeugen. Seine Güte und Leutſeligkeit, durch welche er alle bis auf den roheſten Handlanger hinunter für ſich einnimmt, ſo wie die Freygebigkeit, welche weniger eine Wirkung ſeines außerordentlichen Vermögens, als eines angebornen Hanges zum Beglucken iſt, gaben dem Bau neue Flugel, und mit erſtaunlicher Schnelligkeit geht er anitzt ſeiner Vollendung entgegen. Das marmorne Treppengewinde, welches ſich rings um das ganze Gebäude zieht, ſteht längſt fertig da. Die Mauern haben bereits eine ſolche Hohe erreicht, daß man noch dieſes Jahr an den Karnies zu kommen gedenkt. Der Tempel wird inwendig Aehnlichkeit mit dem römiſchen Pantheon haben, die Schauſeite hingegen mit dem Säulengange wird dem Parthenon zu Athen gleichen. Die Säulen werden mit den Säulen des Pantheon von ähnlichem Umfange ſeyn. Mit der Bildhauerkunſt werden bey dieſer Unternehmung die Bildhauerey und die Mahlerkunſt auf eine ergötzende Weiſe ſich verbinden. Sculpturarbeiten, ſämmtlich Stoffe aus der heiligen Geſchichte verherrlichend, und vom großen Künſtler eigenhändig ausgeführt, werden das Innere dieſes artiſtiſch-religiöſen Heiligthums ſchmücken. Was aber die Erwartung der Kunſtfreunde ganz beſonders ſpannt, iſt ein Gemählde, der todte Chriſt, welches von Canova's eigenem Pinſel, die Pilgerſcharen der Kunſt herbeylocken wird. Denn ſchon jetzt zeigt ſich die glückliche Veränderung, welche Poſſagno dieſem Werke verdankt; ein Städtchen, welches bisher auf keiner Karte zu finden war, erregt und feſſelt jetzt die Aufmerkſamkeit Italiens und Europas überhaupt. So laut und enthuſiaſtiſch das Lob und die Bewunderung ſeyn werden, welche des Gebäudes ſinnvoller Plan und meiſterhafte Ausführung bey Mit- und Nachwelt finden werden, ſo wird an dem Künſtler nicht weniger die fromme Liebe geprieſen werden, mit welcher er ſeine Vaterſtadt zu heben ſucht. Die Volksmenge derſelben wächſt zuſehends, in die armen Hütten zieht allmählich der Wohlſtand ein, und ſchon jetzt trifft man verſchiedene Gaſthauſer für engliſche und franzöſiſche Reiſende angelegt.

Seit dem Beginn dieſes Jahres erſcheint zu Florenz bey Vieſſeux eine literariſche Zeitſchrift, Antologia betitelt, von welcher monatlich ein zehn bis zwölf Blätter ſtarkes Heft erſcheint. Es iſt hauptſächlich für Italien berechnet, dürfte aber auch wohl für Griechenland und für die neuen Städte, welche ſich am Ufer des ſchwarzen Meeres erheben, wichtig werden. Da es ſein vorzüglichſtes Augenmerk auf die Schönheiten der klaſſiſchen Schriftſteller richtet, und die Reinheit der toskaniſchen Sprache ſich zum Ziele geſetzt hat, wird es auch Ausländern keinen unbedeutenden Nutzen gewähren. Ueberhaupt verſpricht das Verdienſt der Kompilatoren, zu welchen mehrere geehrte Verfaſſer gehören, dem Blatte einen glücklichen Erfolg.

Zu Verona iſt die dritte Ausgabe eines katechetiſchen Lehrbuchs der iſraelitiſchen Religion erſchienen, welches von Kennern einen außerordentlichen Beyfall erhält. Es heißt: Esame ossia catechismo ad un giovane israelita istruito nella sua religione, composto da Simone Calimani, rabino in Venezia. Es verdient die Aufmerkſamkeit eines deutſchen Glaubensgenoſſen, welcher durch eine Ueberſetzung ſeiner Gemeinde keinen unwillkommenen Dienſt leiſten würde.

Nachdem Iſidoro Spiga eine Vorkehrung erfunden, den Luftballon horizontal zu lenken, und zu ſeinen äronautiſchen Verſuchen die öffentliche Erlaubniß erhalten, hat er feſtgeſetzt, am erſten Oktober Nachmittags, wenn das Wetter günſtig, auf dem Prato Albertanzi das Publikum von ſeiner Erfindung zu überzeugen. Sobald etwa in einer Stunde mittelſt des von ihm neueingerichteten Gasmeſſers der Ballon gefüllt iſt, wird er ſich erheben; das Publikum wird alſo nicht lange warten dürfen. Der Ballon ſelbſt gleicht den bisher geſehenen; die damit verbundene Gallerie aber und eine andere kleine Maſchine ſind neu erſonnen. Sobald er eingeſtiegen, wird er einen Kreisflug um den Platz machen, und dann über dem Centrum, mit einem Anker befeſtigt, eine Zeitlang ſchweben. Während deſſen werden die Zuſchauer die Thätigkeit der untergelegten kleinen Maſchine bemerken können, welche die Steigkraft des Ballons augenblicklich zu heben oder zu verringern vermag. Sobald er abgeſegelt, wird ein Telegraph den Ort anzeigen, wo der Luftſchiffer das Niederſteigen beabſichtigt, höchſtens einige Miglien weit; dorthin werden ſich ſogleich, dem verabredeten Zeichen zu Folge, mehrere Perſonen zu Pferde begeben, um auch die Art des Niederſteigens zu bezeugen. Nachdem er zur Erde gekommen, wird er den Ballon nach dem Schauplatz zurückführen, und ihn dort mit dem Gasmeſſer entladen, um zu zeigen, daß mit demſelben Gas mehrere Flüge gemacht werden können, die er auch am folgenden Tage bewerkſtelligen wird. Mehrere Profeſſoren der Bologneſer Univerſität haben ihr Zeugniß gegeben, daß weder für den Luftſchiffer noch für die Zuſchauer irgend eine Gefahr zu fürchten ſey.

Der Ritter Andrea Maffei hat Klopſtock's Meſſias in versi sciolti überſetzt (bis jetzt noch nicht gedruckt). Die Biblioteca italiana ſpricht darüber Folgendes: Die Meinung der meiſten Italiener über Klopſtock verirre ſich ſehr weit von der Wahrheit; man denke immer, der poetiſche Schwung dieſes Mannes werde von metaphyſiſchen Grübeleyen und theologiſchen Spitzfindigkeiten niedergehalten, man erkläre daher das Leſen dieſes Epos für eine vergebliche Mühe. Dennoch ſey kein heiliger Gegenſtand jemahls in ſo poetiſche Formen gekleidet worden; die Verdammung werde ausgeſprochen von Leuten, welche, ohne das Werk geleſen zu haben, wähnen, im Vaterlande des Jakob Böhme und des Kant könne man die Sioniſche Harfe nur im Nebel der Metaphyſik und des Myſticismus rühren. Lange ſchon habe man ſich bewogen gefühlt, dieſen groben Irrthum zu widerlegen; es ſey eine Schande, daß der größte deutſche Dichter theils ſo unbekannt, theils ſo verkannt ſey. Zwar habe es das vergangene Jahrhundert keineswegs an Ueberſetzern fehlen laſſen; doch hätten dieſe kaum etwas Anderes gethan, als der ungerechten Abneigung neue Nahrung gegeben. Gegenwärtiger Ueberſetzer iſt derſelbe, welcher bereits auf ſo liebliche Weiſe Geßners Idyllen metriſch übertragen hat. Es wird eine Stelle aus dem zweyten Geſang ausgehoben, welche die Beſchreibung der hölliſchen Zuſammenkunft zum Verderben der Chriſten enthält, und den Charakter des Abbadonna entwickelt. Referent geſteht, daß die Ueberſetzung ihm das Original auf eine ſehr ergötzliche Weiſe vergegenwärtigt hat.

Canova hat die vortreffliche Dame Giuſtina Renier Michael in Venedig mit zweyen Büſten beſchenkt, deren eine die veſtaliſche Jungfrau Tucia, die andere die Sappho darſtellt; jene gänzlich in ihren Schleyer gehüllt mit dem vollen Ausdruck der Beſcheidenheit, dieſe mit ſüßem Lächeln auf den Lippen und liebeverkündenden Zügen. Sie ſtehen auf paſſenden Fußgeſtellen, welche Franc. Negri mit zweyen Epigrammen geſchmückt hat. Sie werden elegantissimi, voll von sapore attico genannt, und lauten alſo:

S' eri tu in viso, qual ti fe Canova,
Vana, o Tucia, del cribro era la prova.

(Warſt du im Angeſicht, wie dich Canova gebildet,
War die Probe des Siebs, Tucia, wahrlich umſonſt.)

Ape di Pindo, onor de' Lesbii lidi,
Dimmi: a Faone o al tuo scultor sorridi?

(Biene des Pindus, du Zier der lesbiſchen Ufer, dem Phaon
Lächelſt du, lächelſt du ihm, der dich gebildet, ſo ſüß?)

In Turin iſt ein Buch erſchienen, welches in der italieniſchen Bibliographie noch ziemlich fehlte, nämlich ein: Saggio intorno ai sinonomi della lingua italiana, von G. Graſſi, Mitgliede der k. Akademie der Wiſſenſchaften zu Turin.

Der kürzlich verſtorbene Jeſuit D. Joſeph de Novaes, edler Portugieſe und Kanonikus der Metropolitane zu Siena, machte ſich berühmt durch ſeine Elemente der Geſchichte der Päpſte, vom heiligen Petrus an bis zum glücklich regierenden Papſt Pius VII. Man veranſtaltet jetzt eine dritte Ausgabe dieſes Werks.

In der Reiſe durch Griechenland, von Poncardi, lieſt man unter andern: Die Bevölkerung Athens beläuft ſich jetzt nicht einmahl auf Zehntauſend, von dieſen bekennt ſich ein Drittel zur türkiſchen, die übrigen zur griechiſchen Religion. Die Regierung befindet ſich in den Händen der ſechs Herren, welche den alten Nahmen der Archonten beybehalten, aber deren Anſehen und Einfluß keinesweges beſitzen; denn ſie ſind dem Woiwoden unterworfen, welcher unmittelbar vom Großherrn abhängt, da in jenem Lande kein Paſcha iſt. Der Kirche pflegt ein Erzbiſchof, einer der reichſten Prälaten in ganz Griechenland.

Die Straßen ſind eng, kaum gepflaſtert; die Häuſer, wie überhaupt in Griechenland, größtentheils finſter, und beſtehen in einem Stock, der vor den Fenſtern und Thüren einen ummauerten Hof hat. Daher nähern ſie ſich den Wohnungen der Alten.

In Cravati bey Mycene findet die Gewohnheit Statt, daß die Weiber ſieben Jahre den verſtorbenen Mann beweinen müſſen, während welcher Zeit ihnen nicht erlaubt wird, zu einer zweyten Ehe zu ſchreiten. Poncardi war Zeuge der Thränen, die eine Albaneſerinn um ihren Gatten jeden Morgen vergoß, und doch war es ſchon das vierte Jahr, daß dieſer geſtorben.

Daniel Leßmann.

Um mit geringen Sorten Rothholz, als z. B. mit Braſilien-, Bimas-, St. Marta-, Angola-, Nicaragua-, Siam- oder Sapanholz, eben ſo gut zu färben, als mit dem beſten Fernambukholz, und ſie eben ſo gut zu feinen Lackfarben gebrauchen zu können, muß man ſie von dem beygemiſchten falben Farbſtoffe reinigen. Man erreicht dieſen Zweck nach Dr. Dinglers Angabe durch nachſtehendes Verfahren:

Die geraſpelten oder klein geſchnittenen Farbhölzer werden ſo oft mit Waſſer ausgekocht oder mit Waſſerdämpfen ausgezogen, bis ihnen alle Farbtheile entzogen ſind. Die ſämmtlichen Abſude verdunſtet man dann ſo weit, daß von vier Pfund ausgezogenem Holz ungefähr zwölf bis funfzehn Pfund Flüſſigkeit übrig bleiben. Dieſe läßt man völlig erkalten, ſetzt ihr zwey Pfund abgerahmte Milch zu, welche vom Melken zwölf bis achtzehn Stunden geſtanden hat, rührt die Flüſſigkeit gut um, läßt ſie einige Minuten aufkochen, und ſeiht ſie durch Flanell. Die gelben Farbtheile vereinigen ſich mit den käſigen Theilen der Milch, die gerinnen.

Will man mit der gereinigten Farbbrühe färben, ſo verdünnt man ſie mit Waſſer, will man mit ihr drucken, ſo wird ſie ſo weit verdunſtet, daß von vier Pfund Holz fünf bis ſechs Pfund Flüſſigkeit übrig bleiben, dann mit Stärke oder einem andern Mittel verdickt, und wie gewöhnlich verfahren.

Man kann die gereinigten Farbauszüge gleich anwenden, da ſie durch dieſe Behandlung die Eigenſchaften erlangen, welche ihnen ſonſt nur langes Stehen ertheilt.

Girardet, Paſtor der evang. reformirten Gemeinde zu Dresden, hat Hebels Allemanniſche Gedichte ins Hochdeutſche übertragen, um die Norddeutſchen auf den ſüddeutſchen Sänger aufmerkſam zu machen. —rh—

Redacteur, Drucker und Verleger wie bey dem ganzen Blatte.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

76.

(Wien, Samstag den 22. September.)

Berichtigung der Bemerkung über Adam Smith's Grundſatz der unbeſchränkten Handelsfreyheit, im Conv. Blatte Nro. 47.

Die Lehre von der unbedingten (unbeſchränkten) Handelsfreyheit ſoll alſo gänzlich unfruchtbar, nur ein Gebilde der erhitzten Phantaſie tauglich ſeyn, die Köpfe in Brand zu ſtecken? Der Hr. Verfaſſer des Bruchſtückes aus einem größeren Manuſcripte hält es nicht der Mühe werth, mit ſtaatswirthſchaftlichen Gründen ſeine Meinung zu unterſtützen, ſondern philoſophirend bringt er auf eine analoge Art durch Beobachtung der bürgerlichen Freyheit, aus ſtaatskundigen und religiöſen Gründen heraus, — Smith und alle ſeine Anhänger ſeyen zum wenigſten leere Spekulanten, Müßiggänger u. ſ. w. *).

Dieß iſt das Gerippe jenes Aufſatzes, dem nur zur größern Begründung Englands oft erwähntes Beyſpiel angehänget iſt, damit doch auch die neu ausgeſprochene Theorie durch die Praxis beſtätiget werde.

Sind gleich Smith's Anſichten nicht immer die richtigen, worüber uns beſonders der vortreffliche Say ſo Manches entdeckte; ſo dürfte es doch nützlich

---

*) Das Manuſcript, aus welchem jenes Bruchſtück in Nro. 47 des Converſationsblattes gehoben war, betraf einen beſtimmten ſtaatswirthſchaftlichen Gegenſtand, und kein neues Lehrgebäude, zu deſſen Bewährung man die materiellen Verhältniſſe in der Staatswirthſchaft hätte anführen wollen. Es ſollte die Staatsmänner auf die Unrichtigkeit des gehuldigten Adam Smithſchen Grundſatzes aufmerkſam machen, und dazu war es genug, eine philoſophiſche Anſicht auf die einzig wahre und ewig beſtehende Grundlage, nämlich Gottes Anordnung durch die Geſchichte, hinzuſtellen. Ueberzeugt, daß jeder unterrichtete Staatsmann das Materielle, welches (leider) bisher ausſchließend in der Staatswirthſchaftslehre betrachtet worden, leicht in einen geiſtigen Zuſammenhang mit jener ewigen Grundlage bringen, und ſo das Leben der Materie aus dem rechten Geſichtspunkte anſehen würde, — wollte der Verfaſſer des Bruchſtückes ſich willig in das Schickſal fügen, hin und wieder nur halb verſtanden oder ganz mißverſtanden zu werden. — Wenn das Bruchſtück auf eine analoge Art, aus der bürgerlichen Freyheit, aus ſtaatskundigen und religiöſen Gründen herausgebracht hat, daß die Adam Smithſche Idee von der unbeſchränkten Handelsfreyheit eine leere Spekulation ſey (daß ſeine Anhänger leere Spekulanten und Müßiggänger wären, davon ſtand nichts in dem Bruchſtücke) — ſo wäre es allerdings an dem Hrn. Gegner geweſen, daß er dieſe Analogie bekämpft und die ſtaatskundigen und religiöſen Gründe widerlegt hätte; denn um eine Anſicht zu berichtigen, muß man die Gründe, auf die ſie gebaut iſt, aus dem Grunde heben.

ſeyn, bey dem gegebenen Anlaſſe den Grundſatz der unbeſchränkten Handelsfreyheit näher zu beleuchten.

Kaum hatten ſich Indiens reiche Adern den Entdeckungs-Staaten geöffnet, und die in jener Zeit theuern edlen Metalle dieſe in den Stand geſetzt, ſich auf eine ungekannte Stufe der Macht zu ſchwingen, ſo entſtand auch der Glaube, oder beſſer Aberglaube, im Gelde liege der Grund der Staatsmacht, des Nationalreichthumes. Die Staaten, welchen die Minen nicht zugänglich waren, ſtrebten nach Geldzufluß und vermieden den Abfluß. — Die ſo vielfältigen Mittel hierzu bilden das Merkantil- Fabrik- oder Prohibitiv-Syſtem, welches einen beſtändigen Krieg mit dem auswärtigen Handel führet, das Zunftweſen geboren hat, und nur der weiter unten zu erwähnenden Urſache ſeine fortwährende Exiſtenz verdankt *).

Wenn die Induſtrie aus Mangel an Kapitalien oder Nichtkenntniß der Theilung der Arbeit auf einer niedrigen Stufe ſtehet, wenn ſie bloß auf einen Ort oder höchſtens auf einen Umkreis von einigen Meilen beſchränket iſt, da iſt ihr Freyheit des Verkehres gleichgültig, denn dieſe gehöret zu den noch ungekannten Bedürfniſſen. Wenn ferner diejenigen Staaten, welchen ſich die Gold- und Silberminen öffneten, im Stande waren, durch die Menge der Kapitalien den Fabriken und Manufakturen aufzuhelfen, neue Induſtrie-Anſtalten zu errichten, und den Erfindungsgeiſt zu beleben; wenn jene Regierungen durch die größeren Hülfsquellen den ſchnelleren Umtrieb der Kapitalien begünſtigen, und ſo wieder vortheilhaft auf die Produktion einwirken konnten; da mußte ſich auch bald ein neuer Handelsgrundſatz geſtalten, mehr in dem häufigeren Abſatze als in dem hohen Preiſe der Waare einen Gewinn zu erringen. Dieſer Grundſatz konnte den Geld- und Kapitalien-armen Staaten nur ſehr gefährlich ſeyn, wenn

---

*) Dieſe Darſtellung iſt bis auf den letzten Nachſatz ganz richtig. Auch ſtimmen wir willig bey, daß es ein Aberglaube war, *im Gelde allein* den Grund des Nationalreichthums und aller Macht zu erblicken; dieſer Götzendienſt entſtand aber aus der einſeitigen Betrachtung des materiellen Werthes von Gold und Silber, ohne daß man tiefer in die Funktionen des Geldes und in den Geiſt des Verkehrs eingedrungen wäre, wodurch man die Natur der Geſellſchaft wahrgenommen, und in dieſer die ewigen Wahrheiten erkannt hatte, aus deren Quelle allein alle menſchliche Wiſſenſchaft, hergeleitet werden muß. Jener Aberglaube hatte manche unglückliche Folgen herbeygeführt, ſo wie es immer alle Folgerungen thun werden, deren Princip in die Materie mit allen ihr anhängenden Formen geſetzt iſt. — Unſer Hr. Gegner führt an, daß die Nationen, welche nicht unmittelbar aus den Minen der neu entdeckten Welt Gold ſchöpfen konnten, durch das Merkantil- Fabrik- oder Prohibitiv-Syſtem nach Geldzufluß geſtrebt hatten.

Wenn die erwachte Induſtrie uns nur im Gewande der Liebe zum Golde erſcheint, ſo dürfen wir doch nicht wähnen, daß ſie keinen beſſeren, tieferen Grund habe, der, wenn auch unerkannt, darum doch nicht minder wirkſam iſt. Der Zufluß ſo vieler Güter aus der neuen Welt mußte nothwendig ein Gegengewicht in der alten Welt hervorrufen. Man hatte der neuen Genüſſe nicht habhaft werden können, wenn man nicht neue Werthe zum Austauſch für dieſelben hervorgebracht hatte. Schien das Geld auch überall der Zweck der Arbeit, ſo drang es doch mit ſeiner ſchwereren Eigenſchaft als Mittel, immer durch, es gerieth in Umlauf. Selbſt der Aberglaube, womit das Merkantil-Syſtem den feinen Metallen huldigte, blieb leblos; die Geldausfuhr konnte nie verhindert werden. Die neuen Reichthümer der Entdecker von Amerika wurden durch die Induſtrie der übrigen Staaten von Europa aufgewogen. Indem die einzelnen nur nach individuellen Genüſſen ſtrebten, erhielten ſie in ihrer Geſammtheit als Nationen ihre äußere Unabhängigkeit; wo aber das Gegengewicht in eigner Arbeit gegen die fremden Genüſſe nicht ausreichte, da mußten die letzteren beſchränkt werden, und das Prohibitiv-Syſtem gieng als Nothwehr aus dem vorhandenen Zuſtande von ſelbſt hervor.

man dem privatökonomiſtiſchen Triebe, ſo wohlfeil als möglich zu kaufen, freyen Spielraum gelaſſen hätte, indem die noch wenigen vorhandenen Geldmittel dem geldreichen Staate zugefloſſen wären. Erwäget man noch die Kolonialprodukte und neuen Genußmittel, welche die entdeckten Länder darboten, den Reiz der Neuheit, der die Begierde nach ihrem Beſitze ſteigerte; ſo müſſen auch die Smith'ſchen Anhänger geſtehen, das Prohibitiv-Syſtem habe den freylich nicht unmittelbar beabſichtigten Zweck erreicht, der innern Induſtrie in den geldarmen Staaten ihre Kapitalien zu erhalten, und dem Beſitze der neuen Genußmittel den Weg nur durch vermehrte Induſtrie und Fabrikaten-Austauſch möglich zu machen.

In dieſer Periode finden wir aber auch die Grenze für die Brauchbarkeit des Merkantil-Syſtems.

Als das Geld auf ſeinen wahren Werth, den es als Tauſchmittel hat, zurückgeführet war, und diejenigen Staaten, welche an Überfluß von Gold und Silber ſtrotzten, am erſten beſorgt ſeyn mußten, es wieder los zu werden, damit nicht von der Geldmacht die Thatkraft zerſtöret werde, als ſich das Tauſchmittel der edlen Metalle über alle Staaten ausgedehnet hatte, auch dorthin, wo keine Minen zu Gebote ſtanden, und in dieſer Beziehung das Gleichgewicht hergeſtellet war, —- als durch die Theilung der Arbeit und das Maſchinenweſen die induſtrielle Produktion eine unendliche Ausdehnung erhielt, Fabriken und Manufakturen im Stande waren, eine ſolche Menge von Produkten zu liefern, daß es dem Staate, worin ſie beſtanden, nicht möglich war, ſie völlig zu konſumiren: da wurde auch ihr Abſatz in das Ausland abſolute Nothwendigkeit, und die nothwendige Folge iſt Freyheit des Verkehres *); denn kein Erdſtrich unſers Planeten kann alle Bedürfniſſe, welche die Kultur herbeygeführet hat, befriedigen; nicht alle und jede Produkte kommen in jedem Boden, ſollte auch die höchſte Kunſt darauf verwendet werden, gleich gut fort, das Naturgeſetz (?) gebietet den innigſten Verband der Menſchen und Staaten, welcher durch die

---

*) Ganz recht, für die Nationen, welche durch Theilung der Arbeit und ein ausgedehntes Maſchinenweſen mehr erzeugen als ſie verbrauchen können, iſt die Ausfuhr der überflüſſigen Produkte gewiß nothwendig. Allein, daß die Freyheit des Verkehrs eine nothwendige Folge hievon ſey, können wir um ſo weniger zugeſtehen, als uns ein ſehr fühlbares Beyſpiel vom Gegentheil in der ſo lange ſchon beſtehenden engliſchen Politik vor Augen ſchwebt. Zur Freyheit des Verkehrs gehören aber auch wenigſtens zwey Nationen, was die eine überflüſſig hat, muß die andere zu wenig haben; und die Erſtere muß von der Zweyten wieder an anderen Produkten ſo viel übernehmen, daß ſie ſich in Werthen ausgleichen, ſonſt würden ſie nicht lange im freyen Verkehr mit einander bleiben können.

Wenn es nun aber Nationen gibt, die viel zu geben haben und wenig empfangen wollen, wie ſollen die übrigen Staaten ſich mit ihnen ausgleichen? wenn mit ſolchen ein freyer Verkehr beſteht, ſo werden als letztes Ausgleichungsmittel die feinen Metalle dahin fließen; wie ſollen dieſe aber wieder zurückgebracht werden, damit man immer wieder damit die Ausgleichung von neuem pflegen kann? — durch Anleihen? -- wo bleibt die Unabhängigkeit, und wie weit und wie lange kann dieß Syſtem angewendet werden? Hieher reihet ſich der Gedanke an, daß Kriege aus ökonomiſchen Urſachen die unvermeidliche Folge jener anarchiſchen Willkür des Verkehres wären. — Nun gibt es wieder andere Nationen, die ihre Bedürfniſſe an Fabriksprodukten ſich ſelbſt, vielleicht nur in einem etwas höheren Preiſe, erzeugen können; — ſollen dieſe um der beliebten Idee Willen, dennoch in den freyen Verkehr willigen, ſich in jene Abhängigkeit ſchmiegen? — Dieß ſchiene ja ſelbſt mit dem vorhergehenden Abſatze unſeres Hrn. Gegners im Widerſpruche!

Freyheit des Verkehres, ſelbſt geregelt nach der Lage der Länder und der Beſchaffenheit ihrer Produkte, am meiſten befördert wird. — Werden denn fremde Staaten rohe Materialien willig liefern, wenn wir ihre Kunſtprodukte verſtoßen? *) Geſchieht dieß auch, ſo iſt es Folge der Noth, und nicht des Merkantil-Syſtems. Wo die Möglichkeit vorhanden iſt, wird das Wiedervergeltungsrecht ſtrenge ausgeübet werden, und die Inländer müſſen Produkte entbehren, die ſie nur mit einem viel größeren Koſtenaufwande als die Ausländer, oder vielleicht gar nicht zu erzielen im Stande ſind.

Der Hr. Verfaſſer des Bruchſtückes wähnet die Verhältniſſe des Handels und der Induſtrie unter den Nationen durch mächtige Spalten zerriſſen, das Gleichgewicht zwiſchen Arbeit und Bedürfniſſen ſichtbar aus den Angeln gehoben, die verſchiedenen Kulturſtufen der Nationen abſtechend in ihren äußern Erſcheinungen.

Welche Nationen hat denn der Hr. Verfaſſer, und durch welches Vergrößerungsglas geſchauet? Oder iſt er allein ſehend? **) Laſſen wir den Friedenszuſtand unter der heiligen Ägide der hohen Alliirten fortwähren, ſo werden auch die Nachwehen der langwierigen Kriege verſchwinden, und das Bedürfniß des freyen Verkehres wird immer dringender werden. Iſt denn eine innigere Vereinigung der Völker eine Entäußerung der Geſellſchaft? Wie laſſen ſich die (innere) bürgerliche Freyheit und der auswärtige Handel paralleliſiren? Und wer kann endlich, ohne ſich ſelbſt anzuklagen, behaupten, daß ſich die Smith'ſchen Anhänger an dem Daſeyn Gottes verſündigen? Der Hr. Verfaſſer ſcheinet durch einen prächtigen Wortſchwall verführet worden zu ſeyn, und darüber die Wahrheit aus den Augen verloren zu haben ***).

---

*) Wenn der Hr. Gegner unter dem Worte »Naturgeſetz« das göttliche Geſetz der Liebe, ſichtbar in den Bedürfniſſen der Menſchen, wie in der göttlichen Offenbarung, verſtehen will, ſo iſt es wahr, daß dieſes eine Verbindung der Menſchen und Staaten untereinander erheiſcht; allein daß dieſe Verbindung zu einem Verband, welcher eine ökonomiſche Einheit konſtruirt, erwachſen ſoll, ſteht weder in dem geſchriebenen göttlichen Geſetze, noch iſt dieſe Einheit in den Bedürfniſſen der Menſchheit gegründet, noch an dem hiſtoriſchen Leben der Nationen ſichtbar. Vielmehr bezeichnet die Verſchiedenheit der Individualitäten der Nationen eine moraliſche Perſönlichkeit derſelben, die durch eigenthümliche Grenzen von einander geſchieden, jede in ihrem Kreiſe einen eigenen Herd, einen Staatshaushalt bildet. So wie aber der Hausvater, auf den die Einheit des Privathaushaltes ſich gründet, die Verbindungen ſeines Haushaltes nach außen nur unter den beſonderen Bedingungen der eigenen Wohlfahrt leitet, ſo wird auch die Regierung eines jeden Staates, welche die Einheit der Nation bildet, ihre äußeren Verbindungen nur unter den beſonderen und eigenthümlichen Bedingungen der Wohlfahrt ihrer Nation einzurichten ſuchen. Eine unbeſchränkte Handelsfreyheit hebt jedoch alle dieſe überall ſich aufdringenden, nirgend zurückzuweiſenden ökonomiſchen Bedingungen der Nationalwohlfahrt auf; ſie iſt eine regelloſe Willkür, die aller Einheit, aller Vereinigung, folglich der Geſellſchaft ſich entladet; ſie würde daher nur zerſtören, und könnte niemahls einen Verband, eine Einheit regeln. — Die fremden Staaten werden allerdings ihre rohen Materiale willig abgeben, in ſo ferne ſie daran Ueberfluß haben, wie dieß überall und alle Tage zu ſehen iſt, und ſie werden dieß um ſo mehr thun, je weniger wir von ihren Kunſtprodukten nehmen.

**) England und Frankreich auf der einen, Spanien, Italien, Deutſchland, Ungarn, Polen, Rußland, Dänemark und Schweden auf der anderen Seite, hatten wir vor Augen, und laſſen jeden unterrichteten Leſer beurtheilen, ob ein Vergrößerungsglas nöthig war, die mächtigen Unterſchiede in der Induſtrie und dem Kulturzuſtande dieſer Nationen wahrzunehmen! Gewährte die Würde der Wahrheit nicht einen ruhigeren Ton, wir würden den Hrn. Gegner vielleicht eines anderen Gebrechens beſchuldigen können.

***) Wenn die einzelnen Staatshaushalte in eine einzige ökonomiſche Einheit über den ganzen Erdenrund ſich auflöſen könnten, ſo wäre eine ſolche Vereinigung

Und nun zur praktiſchen Berichtigung. — Die Theorie der unbeſchränkten Handelsfreyheit ſoll eine todte Tradition ſeyn? Sehen wir doch auf die innere Verwaltung der Staaten, die ſo viel gethan haben, was ſich unter den gegenwärtigen Umſtänden nur thun läßt. Überall ſind zwiſchen den einzelnen Provinzen die hemmenden Schranken des Verkehres gebrochen, und Deutſchland ſcheint ſelbſt zwiſchen den einzelnen Staaten eine unbeſchränkte Freyheit zu erringen. Jene bilden freylich zuſammen genommen ein Ganzes; allein wenn wirklich die Iſolirung des Verkehres eine ſo mächtige Triebfeder zur Entwickelung der innern Kräfte iſt, warum wird ſie nicht von den Regierungen als Mittel angewendet, die Induſtriekräfte der eigenen Provinzen zu ſteigern, da doch dieſe oft in jeder Beziehung ſo ſehr von einander abweichen, als das Inland vom Auslande. — Nicht, weil Smith es lehrte, nicht, weil es von allen Lehrkanzeln und Rednerbühnen gepredigt wird, ſondern, weil es nothwendig verflochten war mit dem Wohle und dem Nationalreichthume der Staaten, wurde der Verkehr im Innern freygegeben.

Wenn aber die Freyheit des Verkehrs wirklich nöthig iſt, warum wird ſie gegen das Ausland nicht geſtattet? *)

Die Urſache liegt nicht in den von dem Hrn. Verfaſſer angeführten Gründen, ſondern in der Geburt des Merkantil-Syſtemes, in den Zöllen. Keiner der gegenwärtigen Staaten wird ſie gänzlich entbehren, denn der öffentliche Aufwand iſt zu einer vorher nie gekannten Höhe geſtiegen, ſeine Befriedigung ſucht überall Mittel, und wo finden ſich dieſe ſicherer, als in Steuern auf Gegenſtände, deren jedermann bedarf, bey welchen mancher Konſument nicht weiß, daß er ſie entrichtet. Hierin liegt der Grund der noch fortwährenden theilweiſen Exiſtenz des Prohibitiv-Syſtems, denn der Finanzier kann nicht über die Verhältniſſe gebieten, aus welchen Geldnoth entſpringt, er kann ſich den Dank der Völker nur durch die Bemühungen erwerben, die unvermeidlichen Auflagen durch eine zweckmäßige Organiſirung zu erleichtern. Naturlich läßt ſich nun auch Englands Staatsmaxime enträthſeln. Was wurde aus dieſem Staate bey ſeiner ungeheuern Schuld, ſeinen übermäßigen Auslagen ohne Zölle werden? Lord Chatam und Pitt haben England das Merkantil-Syſtem benützen

---

eine Ausdehnung der Geſellſchaft; da ſie aber weder politiſch denkbar, noch in dem menſchlichen Zuſtande begründet, noch hiſtoriſch durch die Vorſehung bezweckt iſt, ſo iſt eine jede Willkür, welche die vorhandene Ordnung ſtört, ſie in Unordnung verkehrt, eine Entäußerung der Geſellſchaft. — Die bürgerliche Freyheit und die Freyheit des Handels ſind ſehr analog: denn der Verkehr, Tauſch oder Handel iſt ein weſentlicher Beſtandtheil des geſellſchaftlichen Lebens; er iſt das ökonomiſche Objekt der ſubjektiven Freyheit.

Ob ſich die Anhänger des Adam Smith alle an dem Daſeyn Gottes verſündigt, oder ob viele nur die Formel ihres Meiſters nachgebetet, ohne deſſen tiefere Verirrung zu ahnen, wollen wir nicht entſcheiden. Daß aber Adam Smith ſein Princip der Handelsfreyheit aus dem Chaos der Natur, wie ſie ſich unſerer ohnmächtigen Vernunft ohne höheren Beyſtand in Ewigkeit darſtellen muß, und aus dem Labyrinthe dieſer menſchlichen, von Gott entblößten Vernunft, entnommen hat, dieß wird nicht ſchwer zu finden ſeyn, ſelbſt wenn man nur einigen unſerer obigen Bemerkungen nachdenkt.

*) Weil der innere Verkehr die innere Familienwirthſchaft iſt; der äußere Verkehr aber die Verbindung oder Colliſion mit fremden Intereſſen enthält, deren Einfluß ein guter Hausvater niemahls in ſeiner Familie überhand nehmen laſſen darf! Daher iſt der freye Verkehr nicht ein unbedingtes Gut in allen Richtungen hin, ſondern ſeine Nützlichkeit wird immer von der rechten Richtung nach gegebenen Umſtänden abhangen.

gelehrt, und es folget ihrem Rathe. Wie lange bey fortſchreitender Induſtrie der übrigen Staaten bey ſtrenger Beobachtung jenes Syſtems der hierdurch erzeugte Druck und Gegendruck fortwähren, ob die Noth ein freundſchaftliches Übereinkommen erzwingen, oder das zu befürchtende Mißverhältniß gewaltſam zerreißen wird, muß die Zukunft lehren. England wird ſchwerer als alle übrigen Staaten einen freyen Verkehr dulden, denn mit finanziellen Rückſichten verbindet ſich dort die Ehrſucht. Die Navigationsakte berückſichtiget nicht bloß jene, ſondern trachtet auch dahin, Englands Seemacht als die erſte zu behaupten. Bisher herrſchend auf dem Meere, würde es bey einem freyeren Verkehre dieſe Ehre theilen müſſen. — Wenn nach und nach die Nachtheile des Merkantil-Syſtems gehoben ſeyn werden, denn gewaltſame Sprünge ſind mit der Natur der Dinge unverträglich, wenn nicht mehr ſtrenge Reciprocität zur Behauptung des Nationalwohlſtandes erforderlich iſt, ſondern dieſe durch ein beſſeres Mittel erſetzt ſeyn wird, dann möge ſich auch der Hr. Verfaſſer des Bruchſtückes überzeugen, daß Smith's Lehre keine bloße Fiktion des Verſtandes ſey *).

Vieles könnte noch dem Hrn. Verfaſſer, dem eine beſſere Würdigung des in ökonomiſtiſcher und finanzieller Beziehung getrennten Prohibitiv-Syſtemes zu empfehlen wäre, entgegnet werden, allein der Raum dieſer Blätter iſt zu beſchränkt. Das Wenige diene zur Verwahrung der Smith'ſchen Anhänger gegen allfällige unverdiente Schmähungen, die ſich etwa in dem größeren Manuſcripte vorfinden dürften **).

K . . .

---

*) Alſo man hätte die Einfuhr fremder Waaren verboten, um Zölle davon einzunehmen? eine ſonderbare Finanz-Spekulation, von deren Daſeyn der Hr. Gegner ſchwerlich Jemanden überzeugen wird. Früher glaubte er, daß das Prohibitiv-Syſtem aus Veranlaſſung der herbeygeſtrömten fremden Schätze Amerikas entſtanden ſey, und dort waren wir mit ihm einverſtanden; nun ſoll aber der Entſtehungsgrund desſelben in den beabſichtigten Zöllen liegen; dieß ſcheint uns einen Widerſpruch in ſich ſelbſt zu tragen. Weder Colbert, der Vater des Merkantil-Syſtems, hat in ſeinem Ideengang zu einer ſolchen Behauptung oder auch nur Vermuthung, Anlaß gegeben, noch Lord Chatam und Pitt haben jemahls die Zölle als Zweck ihrer angerathenen Maßregeln angegeben. Die innere Induſtrie, die eigene Arbeit war überall das Ziel von der Ausſchließung fremder Güter. Die Navigationsakte hatte offenbar keinen anderen Zweck und konnte keine andere Rückſicht haben, als die eigene Schiffahrt und den eigenen Handel zu heben. Wir ſind ſehr geneigt, jenen drey großen Staatsmännern einen tieferen Blick in die Natur der Verhältniſſe zuzutrauen, als der Hr. Gegner ihnen zumuthen will. — Wenn die Zölle ein finanzielles Bedürfniß geworden ſind, das man nicht abzuweiſen vermag, ſo wird es erlaubt ſeyn, in dieſem Bedürfniß eine hiſtoriſche Begründung des Merkantil-Syſtems, alſo eine abgenöthigte Richtung der eigenen Wirthſchaft, des beſonderen Staatshaushaltes zu erblicken. Es wird erlaubt ſeyn, einmahl von der haltloſen Zufälligkeit abzugehen, und die hiſtoriſchen Erſcheinungen im näheren Zuſammenhange mit der Natur der Dinge und in tieferer Begründung durch die Weſenheit des Lebens zu betrachten.

**) Wenn der Hr. Gegner uns empfiehlt, die Trennung der ökonomiſtiſchen und finanziellen Beziehungen des Prohibitiv-Syſtems beſſer zu würdigen, ſo glauben wir ihm dagegen den Rath ertheilen zu müſſen, dieſe Beziehungen nicht ſo zerriſſen und einander fremd zu betrachten, ſondern wie Zweige eines Baumes, immer in ihrer Hauptbeziehung auf den Stamm anzuſchauen. — Woher die Vermuthung von Schmähungen über die Anhänger Adam Smiths, die ſich in dem größeren Manuſcripte vorfinden dürften? iſt in jenem Bruchſtücke eine Schmähung enthalten? — iſt die Widerlegung einer Anſicht eine Schmähung? — wenn aber keine vorhanden iſt, warum in der unbekannten Schrift eine vermuthen? — Sollte man nicht glauben, daß eine ſolche Vermuthung nur aus dem eigenen inneren Antriebe des Hrn. Gegners entſprungen ſey? —

Die Stimme.

Der Nebel ſchlief auf dunkelgrünen Auen,
Und alles ſchwieg, — nur aus den Lindenblüthen
Ein ſanftes Rieſeln tönt'. Wohl längſt verglühten
Des Abends Feuer, fern war nur am blauen
Gewölb der Nacht ihr Widerſchein zu ſchauen, —
Und hell erglänzt', ein ſüßer Troſt dem Müden,
Der Abendſtern, die Brüder ſein zu hüthen,
Dem Schlummernden manch lichtes Bild zu thauen.
Da klang es fern, wie aus den Palmenhainen
Der Engel Stimmen voll der Sehnſucht Klagen; —
Sie trauern, ach, wohl alle mit der Reinen! —
Doch ich will dieſes eine einſam ſagen,
Daß mir mein Engel einmahl nur geſungen,
Und dann ſein Lied auf ewig mir verklungen!

Andreas Schuhmacher.

Blick auf verſchiedene Völkerſchaften.

Von Wend.

(Schluß von Nr. 76.)

Serbien.

Geiſtreicher, aufgeweckter ſind die Serbier, ſie lieben das Hirtenleben und vernachläßigen den Ackerbau; doch iſt ihr Geiſt aufgelegter, ihre Einbildungskraft lebendiger. — So wie ihre Weine leicht und glühend, iſt auch ihr Blut, und drückt ſich in ihren feurigen Augen und freundlichen Mienen aus. Ihre Haltung iſt männlich, ſie ſind findig, muthig, beharrlich, doch auch raubſüchtig, wortbrüchig und grauſam. Unter ihrem berühmten Führer Georg Czerny und ſpäter Miloß Obrenovich erkämpften ſie ſich eine Art Unabhängigkeit — ſie verwalten ſich, ſeit der im Jahre 1815 mit der hohen Pforte feyerlichſt abgeſchloſſenen Übereinkunft, mittelſt ihrer Kneſen und des Senates, ſelbſt, und dürfen nur türkiſche Beſatzung in die Feſtungen des Landes einnehmen, und den jährlichen Tribut entrichten. Die Weiber ſind lieblich und ſchwärmeriſch; das ganze Volk bekennt ſich eifrig zur griechiſchen Kirche. Ihre Sprache bildet ſich ſehr aus, ſie haben und lieben Dichter.

Moldau und Wallachey.

Verſchieden in ihrem Weſen, doch eines Urſprungs, einer Religion, einer Sprache, einerley Verfaſſung ſind die Moldauer und Wallachen, ſie nennen ſich Romuni. Ihre Sprache iſt ein Gemiſch von römiſchen, daziſchen und möſiſchen Wörtern. Sie ſind Bekenner der griechiſchen Kirche, doch ohne ſittliche Begriffe, und im Geiſte unentwickelt.

Die Moldauer haben einen ſchönen, ſtarken Körperbau, ſie ſind roh, ungeſittet und betrügeriſch, ſie verachten ihre Stammbrüder, die Wallachen. Vieh-

und Bienenzucht treiben ſie gerne. Pferde, Ochſen und Schweine ſind ihre liebſten Geſellſchafter. Die vielen Kriege, der Druck der Bojaren, Erb- und Lehnsherren und Türken haben einen Theil dieſes ſehr fruchtbaren Landes zur Wüſte gemacht. Unter ſorgfältiger Pflege wäre das Land reich an Getreide und Wein. Ihre Kleidung iſt von der der Wallachen nicht viel unterſchieden.

Der Wallache iſt auch gut gewachſen, von ſtarkem Körperbau, doch ohne den mindeſten geiſtigen Ausdruck in den Zügen; ſein ganzes Weſen iſt thieriſch, er iſt unbehülflich und träge, keine Spur des Gefühls zeigt ſich je in ſeinen Mienen, nur zu dem Blutumtrieb ſchlägt ſein Herz in der verödeten Bruſt. Ihre Weiber ſind ſchön in Tracht und Geſtalt, vernachläßigen das Hausweſen und ſind wollüſtig. Ihr Tanz drükt ein ſinnliches Schmachten aus. In einer elenden kleinen Hütte von Leimerde, in der der Rauch die Geſichter ſelcht, ſitzen um ein Feuer halbnackte Kinder in dumpfer Abſtumpfung, an einem elenden Biſſen nagend, und in dem gedrängten Raume ſieht man noch Schweine, Kühe und Federvieh gemeinſchaftlich mit ihnen. Die Männer tragen weite, um den Leib zuſammengeſchnürte Hemden, lange, weite Hoſen, am Gürtel hängt ein Beil, um die linke Schulter ein Schaffell, die Füße ſind mit Opanken, der Kopf mit einer Pelzmütze bedeckt. Sie tanzen gerne, doch iſt ihr Tanz unſittlich und eklich.

Die Bojaren beyder Provinzen ſind hoch und übermüthig, ſie lieben eine zahlreiche Dienerſchaft, prächtige Karoſſen, glänzenden Anzug, das Volk ſoll, von ihrem Strahlenglanze geblendet, in tiefer Ehrfurcht zur Erde fallen. Kriechend vor ihren Fürſten ſind ſie deſto härtere Despoten in ihrem Eigenthume. Die Strafen für Vergehen und Verbrechen beſtehen in der Baſtonade, dem öffentlichen Gaſſenlaufen, Schläge auf den Bauch, Ohren und Hände abſchneiden, ſeltner ſind die Hinrichtungen.

Der Bojare trägt einen Kalpak auf dem Kopfe, und lange, weite Kleider. Die Damen nähern ſich der ruſſiſchen Tracht; in ihrem Hausweſen ſind ſie nachläßig, den größten Theil des Tages bringen ſie, auf den Divan hingeſtreckt, mit Romanenleſen hin.

Das Land iſt ſehr geſegnet: metallreiche doch unbenützte Gebirge, hohe Waldungen, fruchtbarer Boden für Getreide und Wein, treffliche Wieſen, Triften, Weiden für das Vieh, und der mannigfaltigſte und ſchönſte Anblick der Natur, bald in freundlich pittoresker Anmuth, bald in wilden, wie von einer ungezügelten Phantaſie furchtbar ſchön gruppirten koloſſalen Erſcheinungen. Mit ſolchen Vorzügen ausgeſtattet, würden dieſe Provinzen unter andern Verhältniſſen zu den angenehmſten und blühendſten gehören; ſo aber erliegt all das Herrliche unter dem Stumpfſinn der Bewohner.

Auch an Thieren ſind dieſe Provinzen geſegnet: ſchöne Pferde, Schweine, Rinder und Schafe, Federvieh, wilde Faſanen und Pfauen gibt es hier in Fülle.

Bulgarien, Mazedonien und Rum Ilich

wird von Bulgaren, Tartaren, Griechen, Türken, Arnauten, Armeniern und Juden bewohnt. Die Bulgaren der Ebene ſind ruhig, arbeitſam, harmlos;

die des Gebirgs, ſo wie die Freyen, die ſich in den Gebirgen Depinicza, Nevrekub und Monte despoto, weſtlich vom Fluſſe Strumo oder Karaſov begrenzt, mit Albaneſern und Arnauten angeſiedelt haben, und oft kühne Streifzüge im Verein mit Letztern machen, ſind unruhig, raubſüchtig, doch gaſtfrey. Sie bekennen ſich zur griechiſchen Kirche. Dieſe Provinzen ſind von der Natur mit Allem geſegnet: Wein, Getreide, Obſt, Öhl, Hanf ꝛc. findet man in den breiten, mit Cypreſſenwäldern gezierten Thälern. Der Handel hat in vielen Gegenden ſeinen Reichthum ausgebreitet, und die Vieh- und Bienenzucht, verſchiedene Wollſpinnereyen dürften unter andern Umſtänden den Flor des Landes herbeyführen. Tabak wird uberhaupt in allen Provinzen der europäiſchen Türkey gepflanzt.

Inſeln.

Unter den Inſelbewohnern ſind vorzüglich die auf Candia, ſüdlich von Cannäa und Rethymo, in dem hohen Gebirg wohnenden Abkommlinge der alten Kretenſer, gegenwärtig Sphagiotten, merkwürdig. Freyheitsliebe, Muth, Geſchicklichkeit und Haß gegen die Türken zeichnet ſie aus. Sie haben ihre Geſetze unter den Römern, Sarazenen und Türken behauptet. Vereint mit ihren Freunden, den Mainotten, hatten ſie im Jahre 1769 glückliche Kriege gegen die Türken geführt, worauf der Paſcha von Candia in ſeinem Grimm ſie auszurotten ſchwur. Er zog mit allen ſeinen Streitkräften gegen ſie, belud drey bis viertauſend Griechen wie die Laſtthiere mit dem Gepäcke des Heeres, und ſchob ſie als Wall, um ſeine Türken vor den feindlichen Kugeln zu decken, vor demſelben her. Die Sphagiotten führten ihre Greiſe, Weiber und Kinder auf die höchſten Orte, und vertheidigten, zweytauſend an der Zahl, beſonnen und unerſchrocken jeden Felſen. Als ſie ihre armen Glaubensbrüder an der Spitze des Heeres erkannten, wagten ſie es nicht, zu ſchießen, ein plötzlicher Stillſtand trat ein, von welchem begünſtigt die Türken raſch vordrangen und ihr Eigenthum verheerten — doch brach die Nothwendigkeit das Gefühl, und die Sphagiotten ergriffen mit ſchwerem Herzen die Waffen wieder, und verjagten die Türken. Ihre Armuth bewog ſie zum Frieden, und ſie verpflichteten ſich, einen jährlichen Tribut zu zahlen. Die ſonſtigen Einwohner dieſer Inſeln ſind abgelebt, und unter dem harten Drucke entmuthigt — ſo zwar, daß die Schiffkapitäns es nicht wagen, neue Segel aufzuziehen, aus Furcht, die Türken dürften ſie für wohlhabend halten. Die Griechen der Inſeln, vorzüglich die Idriotten, ſind die beſten Seeleute im adriatiſchen und mittelländiſchen Meere. Die Halbinſel Salomich, beſonders der mit zweytauſend bewaffneten Mönchen bewohnte Berg Athos, haben viele Vorrechte.

Die Türken, Juden und Zigeuner, welche die europäiſche Türkey bewohnen, ſind ſo vielfach geſchildert, daß es hier überflüſſig wäre, das oft Geleſene zu wiederhohlen; auch die Armenier, Chriſten von beſonderer morgenländiſcher Sekte, welche eine eigene Sprache haben, ſind durch das ganze Land zerſtreut: ſie ſind friedliebende Handelsleute von einnehmender Geſtalt, olivenfarber Haut, lebhaften Augen, Adlernaſe, regelmäßiger Geſichtsbildung. Ihre Weiber ſind blaß, ſchlank, geziert, ihre Kleidung ſehr ſittſam, wie ſie ſelbſt.

Noch ſind die in Bulgarien, öſtlich von Balkan bis zur Donau-Mündung wohnenden, Vieh-, Bienenzucht und Ackerbau treibenden Tartaren ihres menſchenfreundlichen gebildeteren Weſens wegen merkwürdig. Sie ſind ſtill, arbeitſam, fleißig, wohlgebildet, von mittlerer Größe, ſchlank, kleinen lebhaften Augen, das Haar dunkel, Geſichtsfarbe friſch; ſie ſind muthig, offen, gaſtfrey; die Weiber nicht ohne Reiz, ſanft und gut. Sie ſind großten Theils Bekenner des Korans. Der Theil, den ſie bewohnen, heißt die Dobrazziſche Tartarey.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Hoftheater nächſt dem Kärnthnerthor. Den 10ten d. M. Mad. **Krüger-Aſchenbrenner**, Kammerſängerinn und Mitglied des Hoftheaters zu **Darmſtadt**, als **Desdemona** in **Roſſini's Othello**, ihre erſte Gaſtrolle. Die Stimme iſt angenehm und die Mitteltöne zeichnen ſich beſonders aus. Mit einem gebildeten Vortrag, der jedoch nicht immer gleich iſt, verbindet die Sängerinn Wärme des Gefühls und durchdringende Kraft des Ausdrucks. Ihr Geſang neigt ſich vorzüglich zum deklamatoriſchen Charakter, und wir glauben in dem Vortrag des Rezitativs beſonders, aber auch im Ganzen überhaupt, den Einfluß der franzöſiſchen Manier wahr zu nehmen. Dieſe entwickelte ſich in der Folge, nachdem das Duett mit Beyfall aufgenommen worden, immer klarer, und da die Vorzüge des **melodiſchen** Vortrags größere Anerkennung finden, wurde einigermaßen die Theilnahme beſchränkt und die Meinungen blieben getheilt, bis zum Anfang des dritten Akts, wo der edle, ausdrucksvolle Geſang der Romanze, hauptſächlich aber die meiſterhafte Ausführung der Preghiera alle zum enthuſiaſtiſchen Beyfall vereinigte. Die Sängerinn ließ in der Loſung dieſer Aufgabe nichts zu wünſchen übrig, und mußte den anhaltenden, rauſchenden Aufforderungen, noch einmahl auf der Scene zu erſcheinen, nachgeben.

Hierauf ſahen wir Mad. **Krüger-Aſchenbrenner** am 18ten als **Roſa** in **Fioravanti's** Oper: **Die Sängerinnen auf dem Lande.** Nach dem Italieniſchen von **Grünbaum**. Wir hatten hier abermahls Gelegenheit zu bemerken, daß Geſang und Vortrag dieſer Künſtlerinn nicht immer gleich ſind; in ruhigen Stimmungen geräth Alles freyer und anmuthsvoller; oft aber verſucht ſie ihre Kunſtfertigkeit mit zu vielem Nachdruck. Sie hat das Piano ſehr in ihrer Gewalt; der Triller iſt nett und rund. Dießmahl wurde ihre Leiſtung offenbar durch eine Indiſpoſition erſchwert. Dennoch wußte ſie im zweyten Akt die Schwierigkeit mit Glück zu überwinden, und trug die, auch von ihrer kunſtreichen Vorgängerinn an dieſem Ort benutzte Arie: »Nein, ich ſinge nicht!« (aus dem Singſpiel: **Das Lotterielos**) mit einem Feuer des Ausdruckes und einer ſo reizenden Mannigfaltigkeit des Geberdenſpieles vor, daß die Wirkung ergreifend war.

Wir haben dieſe Gaſtſpielerinn nun in einer ernſthaften und in einer komiſchen Oper gehört und in beyden als eine vorzügliche Sängerinn erkannt, die ihren ferneren Leiſtungen gewiß noch immer wachſende Theilnahme gewinnen wird. Es iſt hier der Ort, noch mit wenigen Worten, aber dankbarer Anerkennung, im Nahmen aller Kunſtfreunde der neuen Einrichtung des Orcheſters zu erwähnen, das geräumig erweitert worden iſt. Auch ſind die Inſtrumente um den jetzt in der Mitte ſtehenden Kapellmeiſter ſo geordnet, daß alle einzelnen ſich zu einem höchſt wirkſamen Total-Effekt konzentriren. Die Blasinſtrumente ſtehen zuſammen, die Violinen decken ſich nicht mehr, Horner und Poſaunen, die ſonſt unter den Logen verſteckt waren, ſind hervorgezogen und der Vortheil des Ganzen hat ſich bisher überall auf das Glänzendſte bewährt.

Theatraliſcher Anzeiger. Ein kleines Vaudeville: les deux Adjoints, hat auf dem Theater de la Porte-Saint-Martin gefallen. Die Karrikaturen eines tauben Maires und zweyer Adjoints, deren einer blind, der andere hinkend iſt, haben in der witzigen Zuſammenſtellung die Lachluſt ſehr angeregt.

Das Gymnase dramatique hat gegeben: Monsieur Courtois, von Dupin — der ganze Scherz beſteht darin, daß dieſer Courtois den Taufnahmen mit mehreren verehrten Herrſchern gemein hat. Er heißt nämlich Louis, und glaubt, ein Feſt, welches man am Louistage gibt, gelte ihm. Das Stück hat Beyfall gehabt.

Roſſini wird in Paris erwartet, um dort eine Oper zu ſchreiben.

Kürzlich wurde in Durlach, im Großherzogthum Baden, die Poſſe: Unſer Verkehr, aufgeführt, und die Rolle des Jakob von einem jungen Juden, zum Spaß der verſammelten Menge, ſehr brav dargeſtellt.

Der Direktor des Nationaltheaters in Memel, Hr. Günther, ſucht ein brauchbares Subjekt für erſte Liebhaber- und Heldenrollen.

In Berlin wurde am Geburtstage des Königs, Iſuards: Jeannot und Colin, zum erſten Mahl mit Beyfall gegeben.

Hr. Maurer, würtembergiſcher Hofſchauſpieler, gibt in Berlin nicht ohne Glück Gaſtrollen. Beſonders gefiel er als Don Cäſar in Donna Diana; auch als Enrico in der Albaneſerinn bemühte er ſich, obgleich vergeblich, dieſer vielbeſprochenen Tragödie eine lebhaftere Theilnahme von Seite des Publikums zu verſchaffen. Hr. Stich, der in Donna Diana den Perin gab, erreicht ſeinen Vorgänger in dieſer Rolle, Hrn. Beſchort nicht.

In der Zeit, wo Raphael und ſeine Schule die Mahlerkunſt, in Italien auf den höchſten Punkt ihres Glanzes gebracht, hatte ſich auch der Kunſtfleiß der Manufakturen in Flandern zu einer Vollkommenheit erhoben, welche den Bewohnern dieſes Landes den erſten Rang unter den handelnden Nationen ſicherte. Vorzüglich durch die Tapeten-Manufakturen hatte ſich Flandern eine unbeſtreitbare Überlegenheit über das übrige Europa erworben. In keinem andern Lande verſtand man das Geheimniß, Seide und Wolle mit ſolcher Vollkommenheit zu färben, und die unendlich verſchiedenen Abſtufungen hervorzubringen, welche die treue Nachahmung eines Gemähldes erfordert. Papſt Leo X. beauftragte Raphael, Zeichnungen zu verfertigen, welche nach Flandern geſandt wurden, um daſelbſt in Tapeten ausgeführt zu werden. Die Arbeit der flamändiſchen Manufakturen entſprach der Erwartung des heil. Vaters, und die Tapeten von Oudenarde ſchmückten den Vatikan.

Der Prälat, welcher in der Zeit, wo Leo X. der belgiſchen Kunſtfertigkeit eine ſo glänzende Huldigung erwies, der Abtey von St. Peter zu Gent vorſtand, beeilte ſich, den Fürſten der römiſchen Schule aufzufordern, daß er für dieß reiche Kloſter zehn Gegenſtände aus dem Leben des heil. Petrus und Paulus komponiren möchte. Raphael erfüllte dieſen Wunſch, und ſeine Zeichnungen wurden ebenfalls in Oudenarde ausgeführt. Dieſe herrliche Sammlung kann in jeder Hinſicht dem Schatz an die Seite geſtellt werden, womit Leo X. die Hauptſtadt der chriſtlichen Welt und der Künſte bereichert hatte. Man verſichert, daß ein General-Statthalter der Niederlande im ſiebenzehnten Jahrhundert der Abtey vergeblich 100,000 Franken dafür geboten; die Sammlung macht gegenwärtig, mit den Tapeten des Vatikan, den einzigen koſtbaren Überreſt der alten berühmten Manufakturen Belgiens aus (?).

Nach der Aufhebung der Abtey, als ihre Beſitzthümer verkauft wurden, verhinderte ein Kunſtfreund die Zerſtreuung dieſer Gemählde, welche man Stück für Stück verkaufen wollte. Er brachte ſie an ſich in der einzigen Abſicht, ein ſo bewundernswürdiges Gut für die Künſte zu erhalten. Privatmotive bewegen ihn jetzt, ſie aus der Hand zu geben. In welches Land werden dieſe zehn Meiſterwerke wandern?

Die Rundgemählde aus der Schweiz haben durch das ſo eben (bey Chriſten in Aarau) erſchienene Panorama vom Schloſſe Habsburg, nach Belliger's Zeichnung von Scheuermann geſtochen, einen erwünſchten Zuwachs erhalten. Ein reiſender Britte hatte die herrlichſten Gegenden des Erdkreiſes, Italien, Sicilien, Griechenland und Kleinaſien, durchwandert: da kam er in die Schweiz und bekannte: »die Lage von Windiſch ſey eine der ſchönſten, die er jemahls geſehen, und das Schloß Habsburg gewähre von ſeiner Sommerhöhe herab die glänzendſte Ausſicht auf eine höchſt prachtvolle Landſchaft.« Dieſer zur Seite ſteht die geſchichtliche Erinnerung, welche der klaſſiſche Boden weckt, denn es iſt das im Jahre 1020 gebaute Schloß, das Stammhaus der Urväter des öſterreichiſchen Kaiſerhauſes. Seine Trümmer werden jetzt ſorgfältig erhalten, und von ihnen her ward das Rundgemählde gezeichnet, in der Manier des beliebten Pfyfferſchen vom Rigi, als ein trefflicher Wegweiſer für alle Beſucher und zur lieblichen Erinnerung an den Beſuch. Die Ausſtattung iſt eben ſo gefällig als geſchmackvoll. In den Ecken, welche auf der Tafel des Rundgemähldes frey bleiben, ſind die Anſichten des Schloſſes von Nordoſt und Südweſt, und zwey Bilder des allernächſt gelegenen Bades Schinznach angebracht. Der erklärende Text (ein Heft von 55 S. 8.) iſt mit einem Umſchlage verſehen, worauf, in anſprechenden Gruppen, die Landestrachten beyder Geſchlechter in den Umgegenden, des reformirten Aargaus nämlich, des Freyenamts, Baden-Gebieths und Frickthals, die Juden von Endingen und Lengnau nicht vergeſſen, vorgeſtellt ſind, und es begleiten ihn ein in Tuſchmanier niedlich gearbeitetes Bild von der in der Kirche zu Königsfelden befindlichen, vormahls kaiſerlich öſterreichiſchen Gruft, und eine nach Belligers Zeichnung von Meichelt geſtochene große Anſicht der Stadt Brugg von der Nordſeite gegen Königsfelden und Habsburg. Die Erklärungen ſelbſt ſind, was ſie ſeyn ſollten, ein Memorandum, welches, dem Schauer im Kreiſe des Panorama folgend, auf jedem denkwürdigen Punkte die Fragen, die er zunächſt gerne thun mag, beantwortet. Bey Windiſch iſt u. a. bemerkt: »Noch immer werden in ſeinen Umgebungen römiſche Alterthümer ausgegraben, welche für die, ſie meiſt an durchreiſende Fremde verkaufenden Landleute einen kleinen Erwerbszweig bilden. Die Menge der hier ſchon gefundenen alten Münzen iſt zahllos; ſie ſind meiſt von Kupfer oder Silber, ſelten von Gold, und zeigen die Bildniſſe der römiſchen Kaiſer von Auguſtus bis Honorius; am häufigſten iſt Veſpaſians Münze. Grabſteine, ſo wie auch flache und hohle gebrannte Steine mit der Zahl XXI und XI, (weil die XXI. Legion beſtändig, und einmahl auch die XI. Legion hier ihr Standlager hatte), trifft man im Überfluß. Der Grabſtein eines Kriegers der XI. Legion ſteht gegenwärtig unter dem Hauptthore zu Königsfelden aufgerichtet. Unter den übrigen da gefundenen Alterthümern kommen noch vor: Aſchenkrüge und andere Gefäße von gebrannter Erde, Waſſerleitungsröhren von gleichem Stoffe, Lampen von Thon und Metall, Bruchſtücke von Waffen, geſchnittene Steine, dann ſilberne und goldene Bildniſſe der Ceres, Venus, Minerva, Mars, Apollo, Merkur und Iſis. An einer Ecke der Pfarrkirche zu Windiſch iſt ein in erhabener Arbeit verfertigtes Bild vom galliſchen Merkur zu ſehen, und an der nämlichen Kirche auf der Seite des vordern Eingangs, ſteht folgende Inſchrift aus der Zeit der hier wohnenden Biſchöfe:

† In Onore S C I
Martini Elpi Ursinus Ebrevrahus it Detibaldus,
† Linculfus fiit.

welches barbariſche Latein zu deutſch lautet: »Zur Ehre des heiligen Martinus, des Biſchofs, der Biſchof Urſinus und Detibaldus. Linkulfus hat es verfertigt.«

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625), wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 11 fl. W.W. halbj.— Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

77.

(Wien, Mittwoch den 26. September.)

Seltene Beyſpiele des Einfluſſes der Frauen in Aſien.

Nach dem Italieniſchen.

Wenn man den hohen Kulturſtand der Frauen im civiliſirten Europa — ihren Einfluß auf das männliche Geſchlecht, und die innige Verehrung, die ihnen von dieſem zu Theil wird, betrachtet, ſo dürfte es im Gegenſatze wenig intereſſant ſcheinen, von jenen des Orients zu ſprechen, die nach der herrſchenden Meinung in einer geiſtigen und phyſiſchen Beſchränkung, einzig zu einem niedrigen Sclavendienſte der Liebe beſtimmt, leben. Das weibliche Geſchlecht aber, das den Jüngling entzückt, dem Manne das Leben würzt, und manchem Greiſe die Beſchwerlichkeiten des Alters erträglich macht, hat über die Herzen der Männer eine ſolche Herrſchaft erlangt, daß ihr Schickſal unter allen Umſtänden eine allgemeine Theilnahme erregt. Die civiliſirten Frauen ſelbſt, die man füglich eben ſo die Repräſentanten der Liebe nennen kann, wie man die Männer für jene des Rechtes hält, hegen ſo zarte Gefühle für ihre minderbeglückten orientaliſchen Schweſtern, daß ſie hierin die Empfindungen der Männer vollkommen theilen.

Unter einer ſolchen Vorausſetzung alſo könnte man, ohne ſich der Gefahr des Mißfallens auszuſetzen, ganz ſicher die gränzenloſen Beyſpiele des Despotiſmus aufzählen, unter dem die Frauen im Orient leben; allein, obgleich man dieß für allgemein gültig annimmt, ſo haben uns doch die Reiſenden, von denen größten Theils dieſe Sagen herrühren, keine genaue Idee von dem dortigen Frauenverhältniß gegeben. Meiſtens werden ſie alles Einfluſſes auf öffentliche Angelegenheiten beraubt und als Sclaven dargeſtellt, bloß dazu beſtimmt, die Launen und die Leidenſchaften ihrer Tyrannen zu befriedigen. Die ſchönen Zirkaſſerinnen, welche bey den Großen enge eingeſchloſſen und mit der größten Ängſtlichkeit dem öffentlichen Blicke verborgen werden, tragen eine Art von Zeichen. Zwiſchen den Sclavinnen und freyen Weibern haben wenige Unterſchiede Statt; aber ein wenig Aufmerkſamkeit auf Sprachen und Sitten im Orient kann uns überzeugen, daß zwiſchen beyden der größte Unterſchied herrſcht.

In Arabien genoſſen die Frauen von Anfang her die größte Achtung, und hatten beynahe größere Freyheiten, als in den kultivirteſten Gegenden Europens. Das Geſetz bewilligt ihnen ein freyes und unabhängiges Eigenthum, welches ſie entweder durch Erbſchaft, durch Schenkung, als Ausſteuer — oder auf eine andere Art erwerben. Sie haben für ihren Wittwenſtand ein beſtimmtes vollkommenes Eigenthum, über welches ſie nach dem Tode des Mannes verfügen können. Sie haben auch ein bey uns ſogenanntes Nadelgeld, worüber ſie ſowohl bey ihrem Leben, als nach ihrem Tode, ohne Vorwiſſen des Mannes, und ohne ſeine Einwilligung abzuwarten, diſponiren können.

Das ſchöne Geſchlecht in Arabien erwarb dieſe Eigenthumsrechte durch die Kraft der Geſetze, der Gebräuche, und vielleicht der Religion, welche nach ihrer allgemeinen Verbreitung und erlangten Oberherrſchaft über die Meinungen faſt aller Einwohner Aſiens, als der Urſprung der dortigen großen, in der Geſchichte der Menſchen aufbewahrten Ereigniſſe, angeſehen werden muß. »Die Armuth iſt das Grab großer Entwürfe und der hochfliegenden Pläne des Ehrgeizes.« Mahomet befand ſich in ſeinen erſten Jahren in äußerſt beſchränkter Lage, in welcher, ohne der Hülfsmittel ſeiner Gattinn, ſeine prophetiſche Begeiſterung wahrſcheinlich erſtickt, und er mit ihr zu Grunde gegangen ſeyn würde. Abdallah, ſein Vater, und ſeine Mutter hinterließen ihm bey ihrem Tode nichts, als fünf Kamehle und einen Ethiopier als Sclaven. Er war im mannbaren Alter, und wurde der Wittwe Khajidek, die einen großen Handel trieb, als Faktor empfohlen. Dieſe Dame war aus einer angeſehenen Familie, verheirathete ſich zweymahl, und erbte ein großes Vermögen von ihren beyden Ehemännern, welches auch ſie noch beträchtlich vermehrte. Ihr junger Faktor galt für den ſchönſten Mann ſeiner Zeit; er hatte Geiſt, eine ſchnelle Beurtheilungskraft, und ein angenehmes, einſchmeichelndes Betragen. Dieſen wollte ſie zum dritten Mann nehmen, und mit ihrer Hand gab ſie ihm zugleich ihr ganzes Vermögen. Ohnedieß von guter Geburt erhob ihn der neue Reichthum in den höchſten Adel Arabiens, und verſchaffte ihm Anſehen und Unabhängigkeit, ohne welche er nicht einmahl die erſten Mittel zu dem Entwurfe ſeiner künftigen Größe gehabt haben würde. Nach funfzehn Jahren, die er in der Ehe verlebt hatte, nahm er öffentlich den Charakter eines Propheten an. Er und alle die Vorzüglichſten ſeines Anhanges fanden ſolche Schwierigkeiten, daß er ohne Zweifel ſchon bey dem erſten Schritte in das Gefängniß gerathen ſeyn würde, wenn nicht ſeine Reichthumer, auch ſeine Macht, das Vertrauen auf ihn und die Zahl ſeiner Proſelyten vermehrt hätte.

Der Prophet hinterließ bey ſeinem Tode viele Wittwen, wovon eine derſelben, ſo lange ſie lebte, einen entſchiedenen Einfluß im Rathe der Araber hatte. Das Anſehen der Ayeſcha war beynahe ohne Gränzen, und ſie wurde mit dem Titel: »Mutter der Rechtgläubigen,« beehrt. Ali, Schwieger- und Brudersſohn des Mahomet, ſollte ſein Nachfolger werden; allein er verfiel in die Ungnade der Ayeſcha, die ſich mit vielen andern vereinigte, und ihn der Unmäßigkeit anklagte. Sie verzieh ihm nie. Ihre Liſt und ihr Scharfſinn in Verhandlung der Geſchäfte ſchloß ihn von dem Califat aus, und erhob dazu erſt den Abubeckre, Vater des Ali; dann Omar, und zettelte wider den Ottemans, der ſeine Stelle erſetzte, eine Verſchwörung an. Als endlich Ali doch zu dem Califat gelangte, bildete ſie eine furchtbare Gegenpartey, nahm Basrah weg, und lieferte bey dieſer Stadt eine Schlacht. Man nannte dieſen Tag Jumu Fiomal (den Tag des Kamehls), von dem großen weißen Kamehle, mit welchem Ayeſcha die Reihen ihrer Soldaten durchritt. Um die Truppen durch ihr Beyſpiel anzueifern, drang ſie mitten in das Schlachtgetümmel. Man ſagt, ſie habe ſiebzig Hände abgehauen, die es verſuchten, ſich des Zügels ihres Kamehls zu bemeiſtern. Am Ende wurden dem Thiere die Füße abgehauen, und es fand ſich, daß der Sitz, in dem ſie eingeſchloſſen war, ſo voll Pfeile ſteckte, daß er einem Stachelſchweine ähnlich war. Das Heer der Ayeſcha, wiewohl ſehr zahlreich, wurde in die Flucht geſchlagen, und ſie ſelbſt fiel in die Hände des Califen. Man führte ſie vor ihn, und er ſagte zu ihr: »was glaubt ihr, das Gott über euch beſchloſſen hat?« worauf ſie voll Betrübniß antwortete: »Ali! ihr habt geſiegt, o Ali! übt Gnade.« Der großmüthige Calif verzieh ihr, und ſchickte ſie, begleitet von vielen Frauen in Mannskleidern, mit dem Auftrage nach Medina, ſein Haus in Ruhe zu laſſen, und ſich in die öffentlichen Angelegenheiten nicht mehr zu miſchen. Aber nach dem Tode Alis machte ſie ihr Anſehen wieder geltend, und wie Moarijah das in ſeiner Familie erblich gewordene Califat antreten wollte, fand er für nöthig, ſich mit ihr auszugleichen, und gewann ſie dadurch für ſich, daß er ihr ein Paar Armbänder zum Geſchenk machte, die einen Werth von 150,000 Dinars oder 70,000 Pfund Sterling hatten.

Nach allen Geſchichtſchreibern ſcheint es, daß die diſtinguirten Frauen in Arabien zu allen Zeiten an den Civil- und Militär-Angelegenheiten Theil genommen haben. Bey der Schlacht von Ohod, in welcher Mahomet durch die Irrgläubigen von Mecca geſchlagen wurde, ward ihr Reſervekorps von der Henda, Frau des Abuſoscan, eines Herrn vom erſten Range, kommandirt. Sie hatte funfzehn andere diſtinguirte Frauen zur Begleitung, welche durch Zureden und militäriſche Muſik die Truppen aneiferten. Ihr Muth und ihre Schmähungen trieben oft die Soldaten in das Treffen zurück, die ſchon vor Mahomet wichen, und nachher mit zum Siege beytrugen.

Einer der Hauptfeinde des Mahomets war eine Dame, die ſich Forka nannte. Man kann ſie mit einer Lehensfrau des Mittelalters vergleichen. Sie hatte ein weitläufiges Gebieth, ein befeſtigtes Schloß und große Reichthümer. Ihre Truppen ſetzten ſich den Einfällen der Streifparteyen des Propheten entgegen. Zeid, einer ihrer erſten Hauptleute, hatte den Auftrag, den Feind zurück zu halten, während ſie ſelbſt mit Lebhaftigkeit und Muth ihr Schloß vertheidigte. Endlich wurde es durch Sturm genommen, und die Heldinn, eines beſſern Schickſals würdig, wurde ſammt einem Theile ihrer Beſatzung ermordet. Dieſe ausgezeichneten Handlungen, wodurch ſich die Frauen Arabiens vor und nach Mahomet Ruhm erwarben, beweiſen die Achtung, in der ſie ſtanden, und welche ſich mit der Sclaverey, in der man ſie gehalten glaubte, gar nicht vereinigen läßt. Turkhan-Ilhaton, eine tartariſche Dame und Mutter des Mahomet, Sultan von Kharisme, war eine Prinzeſſinn von großem Talente. Sie hatte über ihren Sohn ſolchen Einfluß, daß ſie dieſes Reich, welches vor dem Einfalle des Gengiz-Khan eines der mächtigſten im Orient war, und den ſchönſten und glänzendſten Hof führte, größtentheils regiert hat. Frauen waren es, die während der Belagerung der Feſtung, welche die drey Söhne des Gengiz-Khan kommandirten, mehrere Ausfälle machten; und als die Stadt mit Sturm genommen wurde, vertheidigten die Einwohner, Männer und Weiber, den Platz ſo lange, bis, wie man angibt, hunderttauſend Menſchen todt auf dem Platze blieben. Der Muth der Frauen von Kharisme hat einige Schriftſteller auf die Vermuthung gebracht, daß ſie von den Amazonen abſtammten. Der Vezir Nezam erzählt einige Beyſpiele von dem politiſchen Einfluſſe des ſchönen Geſchlechtes bey den orientaliſchen Höfen, und empfahl ſeinem Sohne eine große Achtung gegen ſie. Er theilte den Hof in vier Klaſſen, wovon die erſte die Frauen ausmachten, und bemerkte, daß der Erfolg der Unternehmungen ſeines Sohnes größtentheils von der Art und Weiſe abhangen wird, mit welcher er die Frauen gewinnen werde. Altun-Thas, fuhr der Vezir fort, war der erſte Omar des Divans unter der Regierung des Mahmoud von Ghesnan; das Gouvernement von Kharisme war erledigt, er ſuchte darum an, und der ganze Hof ward von ſeiner Bitte überraſcht. Ein Freund wollte wiſſen, was ihn bewegen konnte, auf ſeine hohe Stelle in einem ſo großen Reiche Verzicht zu leiſten, um das Gouvernement einer kleinen Provinz zu führen? Altun-Thas antwortete: »Die Feindſchaft der Jemela-Kandahars, und nichts anders. Es ſind viele Jahre, daß ich die Angelegenheiten dieſes Reiches unter meinen Händen habe, und in dieſer Zeit hat ſie von allem, was ich wollte, das Gegentheil bewirkt. Unwillig, länger der Spott einer Dame zu ſeyn, und unfähig, mich in ſolche liſtige Streiche zu finden, habe ich freywillig um einen Ruheplatz gebeten, wo ich hoffe, daß mich Gott von dieſer Plage befreyen wird.« Indeſſen war ihr Einfluß kein wollüſtig weibiſcher; nein, Mahmoud war einer der größern Monarchen, die je regierten. Er hat faſt ſein ganzes Reich durch ſeine Tapferkeit erobert, und leitete alle Regierungsgeſchäfte ſelbſt. Jemela ſcheint die erſte Kammerfrau der Sultaninn, und deßhalb die Feindinn Altun-Thas geweſen zu ſeyn, weil er der Gegner des Veziers Ahmén-Aſſan war, den ſie in ihren Schutz genommen hat.

Die Heirathskontrakte und die Morgengaben an die Töchter oder die Schweſtern in Arabien ſind ſehr alten Urſprungs. Lange Zeit vor Mahomet hatten die Araber eine ſolche Verfeinerung in dieſem Punkte, daß es ganz was Gewöhnliches war, gegenſeitig zwey Anwerber zu ſehen, die beyde bereit waren, anſehnliche Summen dem künftigen Gemahl ihrer Schweſter oder Tochter zu geben, und die Zahlung ablehnten, indem ſie eine doppelte Ehe unterhandelten. Zum Beyſpiel Einer heirathete die Tochter oder Schweſter, und gab dem Andern zum Tauſch ſeine eigene Tochter oder Schweſter zur Ehe. Mahomet erklärte in ſeinem Alkoran dieſen Gebrauch als unerlaubt. Er hatte wahrſcheinlich die Abſicht, die Generation aufzufriſchen, indem er die Verbindungen aus verſchiedenen Stämmen vorſchrieb, oder zu verhindern, daß ſich die Reichthümer in einer und derſelben Familie nicht zu ſehr aufhäuften. Das Eigenthum der Frauen ſchien aus den Geſchenken, welche ſie von ihren Eltern oder von ihren Ehegatten vor der Ehe bekamen, herzurühren. Die vom Bräutigam waren nie beſtimmt, allein ſie waren allerdings ſeiner Liebe, ſeinen Vermögensumſtänden und manchmahl ſeiner Eitelkeit angemeſſen. Es war der Gebrauch, ſeine Geſchenke ein oder zwey Tage vor der Feyerlichkeit mit großem Pomp in das Haus der Verlobten zu ſchicken.

Zu allen Zeiten wurden die Heirathsfeyerlichkeiten im Orient mit großer Pracht und Freygebigkeit begangen. Alle Freunde von beyden Familien waren eingeladen, und man machte einen großen Aufwand, wenn es die Vermögensumſtände des Bräutigams oder der Braut zuließen.

Die Hochzeiten der Perſonen vom Stande zeichneten ſich beſonders aus. Die Verehlichung des Kalifen Almamoun mit der Tochter des Haſſan Sahal, Gouverneur von Irak und Babylonien, koſtete ungeheure Summen. Der Gouverneur ſchickte einige Sclaven beyderley Geſchlechts mit reichen Geſchenken an alle Große. Er unterhielt den Hof und die Bedeckung des Prinzen auf ſeine Koſten durch die ganze Zeit, welche er in ſeiner gewöhnlichen Reſidenz zu Fommalſalch zubrachte. Bey den Heirathen des Pöbels war es gebräuchlich, Geld und Zucker unter das Volk auszuwerfen.

Am Tage der Hochzeit führte man die verſprochene Braut von ihren Freunden in das Haus des Bräutigams. Gleich nach ihrer Ankunft machte ſie ihm verſchiedene Geſchenke an allen Geräthſchaften des Hauſes, und dieſen fügte ſie noch eine Lanze und ein Zelt bey.

Ein Araber hat nicht nöthig, das Geſetz zu Hülfe zu nehmen, um ſich von ſeinem Weibe zu trennen. Es iſt genug, wenn er alles das zurückſtellt, was im Kontrakte feſtgeſetzt wurde, wenn anders ihren Eltern kein Vorwurf gemacht werden konnte, in welchem Falle, wenn er vielmehr beweiſet, daß ihn ihre Aufführung dazu berechtigt hat, ſie zu entlaſſen, für die Frau alles verloren iſt. Sie hat das nämliche Recht, ihren Ehegatten zu verlaſſen, wenn er ihr mißfällt; aber dann entſagt ſie ihren Anſprüchen, und iſt verbunden, alle Geſchenke zurückzuſtellen, die ſie vor der Ehe empfangen hat. Ein Mann konnte die Frau dreymahl wieder nehmen, ohne ſich wider das Geſetz zu vergehen.

Schließlich wird es vielleicht hier nicht am unrechten Platze ſeyn, etwas über die Kleidungen der orientaliſchen Frauen zu ſagen. Sie hatten auf ihren Charakter Einfluß. In allen Ländern, wo man die Mode der Kleider einer gewiſſen Verfeinerung unterzog, wurde alles das, was man ſchön hieß, und wenn es auch die Natur ſelbſt verſagte, durch die Kunſt erſetzt. In dieſem allgemeinen Geſchmacke findet man dann den Urſprung der Farbenauftragung auf das Geſicht — der Schminkpfläſterchen und des Kopfputzes mit Federn, was im Orient ſo allgemein gebräuchlich iſt. Man weiß aus der Geſchichte der Jezabel und andern des alten Teſtaments, daß ſeit allen Zeiten die Frauen vom Stande ſich das Geſicht bemahlten. Zu den Moden, die wir aus Aſien erhielten, gehören die Schminkpfläſterchen. Seit langer Zeit betrachtete man ſie im Orient als Verſchönerungs- und wahres Reizmittel, welche ſo künſtlich vertheilt wurden, wie ſie die Natur manchmahl auf dem Geſichte anbringt. Man braucht nur die arabiſchen und perſianiſchen Poeten nachzuſchlagen, um eine große Anzahl Beyſpiele von dem Enthuſiasm zu finden, mit welchem dieſes idealiſche Reizmittel gebraucht wurde, und dann wird man leicht gelten laſſen, daß die Frauen, bey denen dieß nicht natürlich war, genöthigt geweſen ſind, die Natur in einer Sache nachzuahmen, die ſo allgemein gerühmt und bewundert wurde; und daß der Gebrauch dieſer Schminkpfläſterchen von da auf jene, und von jenen auf uns gekommen iſt. Hirnſchall.

* * *

Alpenjäger.

Auf hohem Bergesrücken,
Wo friſcher Alles grünt,
In's Land hinab zu blicken,
Das nebelleicht zerrinnt —
Erfreut den Alpenjäger.
Je ſteiler und je ſchräger
Die Pfade ſich verwinden,
Je mehr Gefahr aus Schlünden,
So freyer ſchlägt die Bruſt;
Er iſt der fernen Lieben,
Die ihm daheim geblieben,
Sich ſeliger bewußt.
Und iſt er nun am Ziele:
So drängt ſich in der Stille
Ein ſüßes Bildniß vor;
Der Sonne goldne Strahlen,
Sie weben und ſie mahlen,
Die er im Thal erkor.

J. Mayrhofer.

* * *

Aus und über Böhmen.

IV.

Die Ruinen von Hrad und Schönberg.

Ohngefähr eine Stunde von Jeng-Woſchitz im Taborer Kreiſe, faſt in der Mitte der ehemahls mit Mauern und Pfahlwerk umgebenen Stadt Woſicze, erhebt ſich ein ſteiler Berg mit furchtbaren Felſenklüften, von beyden Seiten mit Moorheiden, Sümpfen und Teichgräben umſchloſſen. — Auf dieſem Berge wurde ſchon in den letzten Jahren des neunten Jahrhunderts unter dem Herzog Spitignew ein feſtes Schloß (Hrad) erbaut, und ſpäterhin als fürſtliches Münzſchloß zu Bewahrung des rohen Silbers aus den benachbarten Bergwerken verwendet.

Zu Anfang der huſſitiſchen Unruhen übernahm es Nikolaus von Lobkowitz, der oberſte Münzmeiſter, mit tauſend Reiſigen, das Schloß und die Stadt gegen die Taboriten zu vertheidigen; aber Zizka überfiel am Charfreytag 1420 unverſehens die ſchwach befeſtigte Stadt, tödtete die Mannſchaft und belagerte das Schloß acht Tage lang; in der neunten Nacht nahm er es, des tapferſten Widerſtandes ungeachtet, mit Sturm ein, ward Meiſter der dort aufgehäuften Schätze, und der oberſte Münzmeiſter entfloh ſchier unbekleidet nach Kuttenberg, ſeinem gewöhnlichen Sitze.

Zizka zahlte ſeinen Truppen den rückſtändigen Sold und verließ die geplünderte Feſte, welche wieder von dem kaiſerlichen Heer in Beſitz genommen, und 1425 abermahls von ihm belagert wurde; ſie ergab ſich ihm nicht eher, bis er die Stadt den Flammen geopfert hatte, und ſein Hauptmann Bzducko, welcher gefallen war, wurde unterhalb des Schloſſes feyerlich beerdigt. Dießmahl blieben die Huſſiten im Beſitz der Feſte, und erſt im folgenden Jahre nahm ein Herr von Schönberg (ein Nachkömmling der Beſitzer der nahgelegnen Feſte gleiches Nahmens) mit mehrern Fähnlein königlichen Fußvolks nach hartnäckiger Belagerung die Burg wieder ein, und die Glaubensgegner gefangen; aber 1427 gewannen die Huſſiten ſelbe wieder und zerſtörten ſie größten Theils. In der Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts wurde auf den Ruinen eine Kapelle der heiligen Jungfrau erbaut.

Unfern dieſer Kapelle liegt auch das Schloß Schönberg in Trümmern, welches ſich aus dem fünften Jahrhundert herſchreibt, wo die Markomannen noch in Böhmen wohnten (doch gewiß damahls unter einem andern Nahmen, der aus Mangel an geſchichtlichen Belegen im Lauf der Jahrhunderte verloren ging). In Hoſtivits Kriege gegen den deutſchen König Ludwig, in der Mitte des neunten Jahrhunderts, wurde die Burg zerſtört, dann wieder erbaut, und nach damahliger Kriegskunſt drohend befeſtigt. Im eilften Jahrhundert riß die Familie der Weſſowec das Schloß an ſich, welches den Umkreis beherrſchte, und die letzte Beſitzerinn aus dieſem Hauſe, eine verwittwete Frau von Mraczek, ließ 1211 die Burg mit fürſtlichem Aufwand ausbauen, zubereiten und ſchmücken; ſie vergönnte den Arbeitern ſelbſt an Sonn- und heiligen Feſttagen keine Stunde der Ruhe, und als es um Pfingſten vollendet war, die Diener Alles zum zweyten Hochzeitfeſt der Burgfrau anordneten, und ſchon eine große Anzahl wohlgeſchmückter Gäſte angekommen waren, da ſchlug der Blitz in das Schloß, daß der Saal und die benachbarten Gemächer einſtürzten. Die Braut wurde mit dreyzehn Perſonen verſchüttet, viele andre ſchwer beſchädigt, und in wenigen Stunden war das Gebäude ein Raub der ſchnell um ſich greifenden Flammen. Seitdem blieb es in Trümmern liegen, doch hat vieles Mauerwerk dem Zahn der Zeit getrotzt, vorzüglich der Thurm, welcher eine weite Überſicht der Gegend darbeut.

V.

Verhältniß der ſlaviſchen und deutſchen Sprache in Böhmen.

Es iſt ein Vorurtheil, wenn man glaubt, die Verbreitung der deutſchen Sprache im böhmiſchen Königreiche ſey von ſo großer Wichtigkeit, daß ſie die Landesſprache (welche ein Hauptdialekt der ſlaviſchen Urſprache iſt, der jedoch, zumahl in der Schrift, von den verwandten polniſchen, ruſſiſchen und illyriſchen Sprachen ſehr abweicht) ganz zu verdrängen drohe, denn obſchon viel deutſch geſprochen wird, vorzüglich in den Städten, ſo ſind doch unter den ſechzehn böhmiſchen Kreiſen acht — der Bidſchower, Chrudimer, Czaslauer, Taborer, Prachiner, Rakonitzer, Berauner und Kaurzimer — ganz böhmiſch mit wenigen Deutſchen; fünf — der Bunzlauer, Königgrätzer, Budweiſer, Klattauer und Pilſner — gemiſcht, und nur drey — der Leitmeritzer, Saazer und Elbogner wie dem Egerſchen Diſtrikt — ganz deutſch mit einem kleinen Theil von Böhmen. Die deutſch ſprechenden Böhmen, zumahl die Gebirgsbewohner, welche einen großen Theil derſelben ausmachen, haben übrigens verſchiedene ſehr abweichende und mitunter ſo verdorbne Dialekte, daß der Deutſche nur mit großer Aufmerkſamkeit, oft erſt nach einiger Übung und Gewöhnung des Ohres, ſie zu verſtehen im Stande iſt.

VI.

Der Baumeiſter der Domkirche zu Prag.

Im Jahre 1344 legte König Johann den Grundſtein zu dieſem merkwürdigen Gebäude, deſſen Bau dem berühmten Meiſter Mathias von Arras übertragen war; da aber dieſer ſchon 1351 mit Tode abging, war Kaiſer Karl IV. in großer Verlegenheit, woher einen Kunſtmeiſter zu nehmen, der ſolchem Werk gewachſen ſey, bis im Jahre 1356 Peter Arler von Bologna (deſſen Vater Heinrich aus Gemünden gebürtig), ein drey und zwanzigjähriger Jüngling, den angefangenen Bau übernahm und bis zum Jahre 1386 ſo weit führete, als er jetzt ſteht. Zugleich baute er die Allerheiligenkirche, die feſte Moldau-Brücke und die Kirche zu Kolin an der Elbe. Für all dieſe unvergänglichen Werke iſt ihm auch die Ehre zu Theil geworden, daß ſein Bild im Dom prangt, ſo wie jenes ſeines großen Herrn, ſammt deſſen vier Gemahlinnen und zweyen ſeiner Söhne.

Prag, Würzburg und Nürnberg im Jahre 1609.

Dieſe Schilderung der Städte iſt aus einem Tagebuche entnommen, welches die Überſchrift: Danielis Eremitae, Belgae, Iter Germanicum, führt. Der Verfaſſer befand ſich um das Jahr 1609 unter den Abgeſandten des Großherzogs von Florenz, welche ſich dem damahligen Kaiſer Rudolph II. zu Prag vorſtellen ließen.

Prag liegt in einem abſchüſſigen Thale; die Stadt wird, mit ihren vielen und ſtattlichen Gebäuden, in der Mitte von dem Fluſſe durchſtrömt, deſſen Ufer jedoch eine ungeheure und vortrefflich gebaute Brücke verbindet. Der Fluß ſelbſt fließt ſanft, aber breit, und ſein Bett wird auf jeder Seite von heiteren Bergen, die ſich zu einem Amphitheater erheben, eingeſchloſſen; Bäume von verſchiedener Gattung und Reben ſchmücken dieſelben. Auf einem Berge ragt die prächtige Burg der Könige hervor, wo auch gegenwärtig der Kaiſer wohnet; man überſieht von dieſem Punkte aus die ganze Stadt, der Allen, ſie mögen unten oder oben ſeyn, gleichen Genuß gewähret. Keine Befeſtigung, keine Mauer verſchließt die Stadt, die ſich durch Volkszahl und Größe geſichert dünkt. Überzeugt von der Treue ihrer Unterthanen haben auch die Könige es für unnöthig gehalten, Feſtungswerke oder Citadellen anzulegen, obgleich Prags natürliche Lage dazu ſehr geeignet wäre.

Würzburg. Auf einer Anhöhe befindet ſich das Schloß des Biſchofs, welches die ganze Ebene und die Stadt beherrſcht. Der Mainſtrom theilt Thal und Stadt. Schon die Benennung verräth das Alter der Stadt. Alles, was hier mit Recht bewundert wird, iſt eine Anlage des gegenwärtigen Papſtes **Julius.** Hierher rechnen wir die ſchönſten Zierden dieſer Stadt: ſo viele herrliche Kirchen, das Lehrgebäude und die Zufluchtsſtätte der Armen und Alten — das Hoſpital. Selbſt das Schloß, welches unlängſt abbrannte, hat von ſeiner Milde ein ſchöneres, ja prächtiges Ausſehen empfangen. An den Wohngebäuden verſchwendete die Baukunſt ihre Wunder; hier drängen ſich Gemächer und Gallerien, reich an Mahlereyen und Erfindungen der Sculptur und Plaſtik, dem Aug entgegen, welches kaum mehr Natur von Kunſt zu ſondern vermag. Der Stall wimmelt von den edelſten Pferden, und das Zeughaus iſt mit den Werkzeugen des Krieges angefüllt. Der **Marienberg** iſt ſchon durch die Natur befeſtigt, aber auch die Kunſt hat das Ihrige geleiſtet. Herum ſind Graben und Wall gezogen, und eherne Feuerſchlünde aufgepflanzt zum Angriff oder zur Vertheidigung. Tempel und Altar verkündigten, daß jenes Schloß im Alterthume der **Diana** geheiliget war; was der blinde Aberglaube ſchuf, und die menſchliche Neugierde mit Unrecht ſeit einigen Jahren zu erhalten bemüht war, zerſtörte aber die rächende Flamme. **Julius** ſtellte den Wohnſitz wieder her; indem er aber die abergläubiſche Verehrung verwarf, weihte er denſelben der heiligen Jungfrau.

Nürnberg iſt ohne Zweifel **Deutſchlands** vorzüglichſte Stadt. Das Merkwürdigſte iſt es, daß **Nürnberg**, obgleich in einer weiten und unfruchtbaren Ebene gelegen, an Vorräthen, Reichthum und Größe von keiner andern deutſchen Stadt übertroffen wird. Die Urſache mag wohl darin liegen, daß ein unfruchtbares Land den Geiſt ſeiner Bewohner zur Thätigkeit, Auszeichnung und Betreibung verſchiedener Künſte mehr anregt, ſo daß ſie muthig und beharrlich in ſich ſuchen, was Boden und Himmelsſtrich verweigern. Hinwieder Gegenden, auf denen Überfluß und Segen ruht, rauben nur zu oft den Einwohnern Mannheit und Kraft. Übrigens verſtärken auch die **Nürnberger** die Wahrheit des Satzes: die Noth iſt die Lehrerinn der Künſte; denn ſie weichen keiner Stadt, wenn es ſich um irgend eine ſeltene und nützliche Erfindung handelt.

— rh —

* * *

Ein- und Ausfälle.

(Von Jg. Jeitteles.)

38.

Epiktet ſagt: In Geſellſchaften ſoll man dem Urtheil der Größern nachgeben, der Kleinern Meinung vertragen, die Unwiſſenden unterrichten, und ſeines Gleichen Beyfall geben. Guter **Epiktet!** In unſern Aſſembleen huldigt man den Größern unbedingt, und verwirft die Kleinern unbedingt, unterrichtet die Unwiſſenden, und bebeyfallt Jeder — ſich ſelbſt.

Cato ſagt: Weiſe lernen mehr von Narren, als Narren von Weiſen: — denn dieſe bemerken und vermeiden jener Thorheit; jene aber erkennen nicht und ahmen nicht nach dieſer Weisheit. Weiſer **Cato**! an Lehrern der Weiſen fehlt es uns alſo nicht.

39.

Ein neuer Meßkatalog iſt erſchienen! Bey der Lektüre manch dickleibigen Buches muß man mit **Plinius** ausrufen: »Es iſt beſſer, müßig zu gehen, als Nichts zu thun! —« Und die vielen poetiſchen Schriften. **David Garrik** hat ſchon die geiſtreiche Bemerkung gemacht: Der Staatsmann und der Kriegsmann, der Prediger und der Arzt mögen ihren Beruf ohne innern Beruf üben. Kunſtwörter und ernſthafte Miene täuſchen dann den großen Haufen; aber keine Maſke, keine Löwenhaut kann den Langohr verbergen, der den Günſtling der Muſen ſpielen will.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl **Gerold**'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Theater nächſt der Burg. Den 17ten wurde **Fridolin, oder der Gang nach dem Eiſenhammer**, aufgeführt, und Herr **Rettich** machte einen erſten Verſuch in der Rolle des **Fridolin**, der ſehr vortheilhaft für dieſen angehenden jungen Schauſpieler ausfiel. Seine Geſtalt und ſein Benehmen entſprachen der Unbefangenheit des Charakters; was er ſagte, hatte Sinn und zarten Ausdruck, ſein Benehmen war, wie ſich leicht vorausſehen läßt, etwas unſicher, aber doch anſtändig und den Situationen im Ganzen angemeſſen. Manche Stelle gerieth ſo, wie man ſie nur von einem ſorgſamen Unterricht erwarten kann. Wenigſtens läßt ſich nach dieſer erſten, öffentlich abgelegten Probe vor einem zahlreichen Publikum, deſſen Gegenwart einen jungen Anfänger leicht um die Faſſung bringen kann, viel Brauchbares und Gutes für die Zukunft hoffen. Die Darſtellung im Allgemeinen war eine der gelungenſten, aber auch von der Entwicklung einzelner Charaktere wäre viel Rühmliches zu ſagen. Mit vorzüglichem und wohlverdientem Beyfall wurden die Leiſtungen in den Rollen des Grafen von **Savern** und des kräftig biedern **Felſeck** aufgenommen.

Leopoldſtädter Theater. Den 13. d. M. zum erſten Mahl: **Der alte Geiſt in der modernen Welt.** Lokales Zauberſpiel mit Geſang in zwey Aufzügen, von Herrn **J. Alois Gleich**. Muſik vom Herrn Kapellmeiſter **Volkert**.

Der Geiſt des Seifenſieders **Lorenz**, der gewohnt war, auf der Oberwelt zu pokuliren, fährt in der Unterwelt auf ſeine luſtige Weiſe fort, und muß zur Buße wieder unter den Sterblichen umherziehen, die jetzt mit Geiſtern und Geſpenſtern nur ihren Hohn zu treiben pflegen. In ſeinem früheren Aufenthalt erſcheint er nun zuerſt in jener altfränkiſchen Tracht, die er vor ſechzig Jahren trug, eh er zu den Vätern ging; um mit Anſtand fortzukommen, ſieht er ſich genöthigt, das Gewölbe eines Kunſtſchneiders zu beſuchen, woraus er ganz moderniſirt zurückkehrt. Hier erfährt er, daß **Roſine**, ein junges Frauenzimmer aus ſeiner Familie, als Dienſtmädchen der Verführung preis gegeben iſt; in der Geſtalt eines Armeniers ſucht er ſie der Gefahr ſchnell zu entziehn, und bringt ſie zu einer Modenhändlerinn, wo ſie in keiner beſſern Lage ſich befindet; zuletzt erſcheint er als Geſpenſt, und ſtiftet **Roſinens** Glück durch eine vortheilhafte Heirath. Ungern verläßt er die lebensluſtige Welt nach abgelaufener Strafzeit, um zu den Abgeſchiedenen zurück zu kehren.

Der Gedanke, dieſen **Lorenz** als verhöhnten Geiſt in der modernen Welt umherziehen zu laſſen, wo nach einem kurzen Zeitraume von ſechzig Jahren ſo große Veränderungen vorgegangen ſind, daß ſich der alte Geiſt in ſeiner eigenen Heimath nicht mehr zurecht finden kann, iſt glücklich, und für eine komiſch-ſatyriſche Behandlung ſehr geeignet. Dieſen Theil hat der Verfaſſer gut benutzt, und wiewohl in ſeiner Schilderung der modernen Welt auch manche Situationen aus der ältern Theaterwelt wieder zum Vorſchein kommen, ſo ſind ſie doch vielfältig mit neuen Zügen aufgefriſcht, und biethen wenigſtens eine beluſtigende Außenſeite dar. An der gewöhnlichen Breite fehlt es nicht, deſto mehr an Zuſammenhang, der wenigſtens oberflächlich, ohne große Mühe, etwas mehr in die Augen fallen konnte, wäre nur **Roſinens** Abenteuer mit dem jungen Wildfang etwas ſorgfältiger bearbeitet worden; hier fällt aber Alles auf einander, und es paßt wie Fauſt auf's Auge, doch gibt es auch in dieſem Theil komiſche Einzelnheiten, und glücklicher Weiſe iſt die Scene, wo die beyden Geiſter, der verkleidete und der natürliche, zuſammentreffen, recht beluſtigend, wenn gleich aus dem Gröbſten zugeſchnitten. Der Schluß des erſten Aufzugs iſt matt genug für einen aus der Geiſterwelt gerathen, dem alle Mittel zu Gebothe ſtehen, und das Final des Ganzen, aus einem Tableau beſtehend, das die Fortſchritte der Künſte und Wiſſenſchaften, oder was ſonſt verſinnlichen ſoll, bedürfte, der Überſchriften ungeachtet, noch eines Kommentars. In jener erſten Schlußſcene wollte vermuthlich der Geiſt des alten **Lorenz** ſeine Protektion der Mechanik an den Tag legen, und es war ihm darum zu thun, den Kunſtwagen des Herrn **Nowak**, der nebſt einem hinter ihm folgenden Schnellläufer um die Bühne fuhr, zu produziren.

In der Muſik findet ſich Altes und Neues zuſammen, worunter man jenem größtentheils den Vorzug geben möchte. Der Geiſt war in allen Erſcheinungen intereſſant; als alte Harfeniſtinn hätte er das Übertreiben im Singen ein wenig erſparen können.

Den 10. Juny hat Herr **Buxton** im Unterhauſe wirklich den Opfertod der indiſchen Wittwen zur Sprache gebracht, und das Parlament um nähere Nachweiſung über dieſen Gegenſtand gebeten. In der Präſidentſchaft von Fort **William** allein ſind ſeit vier Jahren 1366 Wittwen neben den Leichen ihrer Gatten geſchlachtet. Unter ihnen Unmündige von vierzehn, zwölf, ja ſogar von acht Jahren. — Denn die Sitte erlaubt den Indiern, ihre Töchter noch früher, wie die ſchon überfrühe Natur es geſtattet, in den Eheſtand zu verſetzen. — Ja, was fürchterlicher iſt, als alles dieſes: ſchwangere Frauen werden in die Feuergrube geſtoßen. Dem unbefangenen Beobachter entgeht es nicht, wie oft Zwang dabey obwaltet, wie oft das Schlachtopfer durch betäubende Mittel ſtumpf gegen die Außenwelt von ſeinen Henkern zum Tode geführt wird. Herrn **Buxtons** edler Eifer fand Widerſpruch mancher Art. Man wollte beweiſen, daß die gänzliche Sicherheit, welche die Regierung der Religionsübung in ihren oſtindiſchen Eroberungen zugeſichert habe, eine ſo ruhmwürdige, edle Politik ſey, daß ſie durch kein Einſchreiten von ihrer Seite entſtellt werden dürfte. Die Mahomedaner haben wohl während ihres Beſitzes dieſes Landes dieſe blutigen Religionsübungen zu verhindern gewußt, »allein unſre Politik und die ihre ſind glücklicher Weiſe von verſchiedener Art,« ſagte Herr **Bathurſt**. In **Madras** und **Calcutta** durften wirklich keine Wittwen mehr geopfert werden; allein indem ſie die Braminen aus der Gerichtsbarkeit dieſer Städte hinwegführten, erreichten ſie doch ihren Zweck. Dabey verſichert Herr **Bathurſt**, daß die Beamten der Oſtindiſchen Compagnie Alles anwendeten, um ſich in jedem vorkommenden Fall der freyen Einwilligung der Wittwen zu verſichern, und meint, daß der Regierung gar kein anderes Mittel erlaubt, noch von keinem andern Erfolg zu hoffen ſey, als von der Beförderung eines beſſern Unterrichts, zu welchem er die Miſſionärs am zweckmäßigſten hält. Ein anderes Parlamentsglied führte die Thatſache an, daß unter dem Gouverneur **Duncan** von 1793 bis 1795 in **Benares** die Verbrennungen auffallend abgenommen hätten. Herr **Buxton** antwortete ſeinem Gegner, welcher die Paſſivität der indiſchen Regierung als eine eben ſo große Klugheitsmaßregel, als Beweis von treuer Beobachtung der Verträge mit den überwundnen

Völkern rühmte, durch Darlegung einiger Thatſachen; die Regierung ließ ihre eroberten Unterthanen nicht in jeder Rückſicht bey der Ausübung ihrer abergläubigen Gebräuche. So wurde die Ermordung von den Kindern der Rajah gänzlich abgeſchafft, ſie wird wenigſtens jetzt als ein Todverbrechen angeſehn und geſtraft Eben ſo ging es dem Toaab, einem indiſchen Zauberer, durch welchen man ſich an ſeinem Feind rächen zu können glaubte. Man errichtete zu dieſem Endzweck einen Scheiterhaufen, auf den man ein oder zwey Thiere ſetzte, z. B. eine Kuh oder ein altes Weib (dieſes waren Herrn Burtons Worte), dieſe befliß man ſich in den langſamſten Qualen ſterben zu laſſen, in der Überzeugung, daß der Feind, auf den es abgeſehen war, gleiche Leiden empfinden müßte. Dieſe ſchändliche Handlung wird nie mehr geübt. Eben ſo iſt es gelungen, die Braminen der Ahnung der peinlichen Geſetze zu unterwerfen, welche ehemahls von keinem Gerichtshofe belangt werden konnten. Die Heiligkeit eines Braminen wurde einzig von der des Gottes Jugernaut übertroffen, und ſelbſt an dieſen wagte es die indiſche Regierung Hand zu legen. Es trat nämlich eine Verſpätung in der Zahlung der Abgaben ein, und die Regierung bemächtigte ſich des Gottes, den ſie als Pfand im Beſitze behielt, bis die rückſtändigen Summen erlegt waren. Dieſe Beweiſe, daß die heilige Beobachtung der Verträge die indiſche Regierung nie gehindert habe, ihren Willen durchzuſetzen, ſchloß die Erörterung, und da Herrn Burtons Motion durchging, ſteht zu hoffen, daß »Lanaſſa oder die Malabariſche Wittwe« den kommenden Geſchlechtern allein einen augenſcheinlichen Begriff der grauelvollen Sitte der Wittwenverbrennung geben wird.

Am 23. Juny hatte in Mantua die feyerliche Eröffnung des Virgiliſchen Amphitheaters ſtatt, welches auf dem Hippodrom des großen eben ſo genannten Platzes ganz auf Koſten des verdienten Hrn. Gaetano Ogliani erbaut worden iſt. Es iſt in neuem zierlichen Geſchmack aus hartem Sandſtein, der aus den Bergen von Verona geholt wurde. Die Zeichnung verfertigte der geſchickte junge Baukünſtler Giuſeppe Cantoni aus Forl., unter deſſen Leitung es von Gio. Lazzaretti ausgeführt wurde. Die äußere Form des Gebäudes iſt elliptiſch 45 Metres lang und 35 breit. Die Dekorationen ſind von dem bekannten Mahler Pietro Piazza in Parma verfertigt.

Die verehrten (Titel) Abnehmer dieſer Zeitſchrift werden von dem Herausgeber und der Verlagshandlung geziemend eingeladen, für das letzte Quartal des Converſationblattes in dieſem Jahre die Vorauszahlung zu leiſten. Beyde glauben dieſer Gunſt der Fortſetzung durch das Dargebrachte werth geworden zu ſeyn. Sie verſichern, durch die getroffenen Anſtalten von den Gelehrten des Kaiſerthums und des Auslandes bereits ſolch' eine Reihe anziehender Aufſätze erhalten zu haben, daß auch die gehaltreichſten derſelben in der beſchränkten Zeit der nächſten drey Monathe kaum hinlänglichen Raum finden werden.

Der Herausgeber und die Verlagshandlung.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625) wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k. k. Poſt 11 fl. W.W. halbj. Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Conversationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

78.

(Wien, Samstag den 29. September.)

Hymne an Mithras.

Geſungen im Tempel des Gartens von Mitroviz.

Von Joſeph von Hammer.

Dem Mithras Heil, dem ewig Unbezwungnen,
Der auf der Sonnenbahne läuft als Held *),
Dem mit zehntauſend Nahmen Vielbeſungnen,
Dem großen Licht der Welt.

Dem Genius der Wahrheit und der Liebe **),
Der über alle Kräfte ſtark;
Er reißt das Gold im Flötzgetriebe
Und goldner Ähren Mark.

Im Kampf mit Ahrimanens Heeren
Schlägt er die Finſterniß mit Feuerkeul ***),
Es flieht vor ſeinen zehentauſend Speeren ****),
Die Hölle mit Geheul.

Heil Ihm, dem Führer auf dem wahren Pfade,
Dem Leiter, der die Seelen zu ſich rafft,
Dem Mittler *****), deſſen Huld und Gnade
Im Finſtern Licht erſchafft.

Heil Ihm, durch den die Welt wird neu geboren,
So oft Er ſchlägt der Diwe Haupt Aſchmogh ******)
Heil Ihm, deß heil'ger Dienſt von Baktra's Thoren
Bis an den Iſter zog.

---

*) Sonne! Unſterblicher! Glänzender im Licht! Heldenläufer! Jeſchtſade in Kleukers Ueberſetzung. II. S. 105.

**) Mihr, der perſiſche Nahme des Mithras, heißt zugleich Sonne und Liebe; als leuchtend iſt die Sonne das Symbol der Wahrheit, als wärmend das der Liebe.

***) Mit einer Keule in der Hand, einer Goldkeule des Verſtandes, Jeſcht Mithra LXXXIX, Karde 24 in Kleukers II. B. S. 230.

****) Sprach zu mir von tauſend geſchärften Lanzen; ebend. S. 237, mit zehntauſend himmliſchen Augen; ebend. S. 230.

*****) Lobpreis dem Schutzwächter Mithra — zum Mittler der Erde geſchaffen; ebend. S. 215.

******) Die alte Höllenſchlange mit zwey Füßen, dieſer unreine Aſchmogh, Vendidad bey Kleuker II. S. 346.

Heil Ihm, deß Wunder täglich ſich bewähren
Durch das der Siegeskraft des Worts,
Sein Nahmen lebt auf Feſtaltären
So wie in dem des Orts *).

Drum hebet ſich mit Recht allhier der Tempel,
Vom Hügel überſchauend Mitrovitz,
Sein Stier (und wenn auch iriſch **)) trägt den Stämpel
Von Mutterlied und Witz.

* * *

Johann Sigmund Zápolyás Beſuch beym türkiſchen Kaiſer.

Von Johann Grafen Mailáth.

David Roſnay, ein wandernder türkiſcher Student (ſo nennt er ſich ſelbſt), ſchrieb unter **Leopold** dem I. und dem damahligen Fürſten Siebenbürgens, **Rakoczi, Franz** dem II., die Geſchichten Ungarns von **Ferdinand** dem I. und **Bajezid** bis auf ſeine Zeit. Ob und welchen Werth dieſe Geſchichte habe, ob der Verfaſſer wirklich ein Chriſt gewordener Türke, der ſich Ungarn zum Aufenthalt gewählt, ob er ein Pſeudonymus, und wer unter ſeinem Nahmen verborgen, läßt ſich jetzt nicht beſtimmen; da uns das Manuſcript nicht näher bekannt; allein die hier folgende Nachricht, die Hr. **Joſeph Kaſſai**, der auch im Beſitz des ganzen Manuſcripts zu ſeyn ſcheint, in der magyariſchen Zeitſchrift: Tudományos Gyütemány, Heft IV. mitgetheilt hat, iſt von mannigfachem Intereſſe, und wir glauben nichts Unverdienſtliches zu thun, wenn wir ſie hier gedrängt wiedergeben.

Der Titel der Handſchrift iſt: »von den Zeiten des weyland ruhmreichen und hohen **Ferdinand** des I. römiſchen Kaiſers, und erwählten ungariſchen Königs und des konſtantinopolitaniſchen Sultans **Bajezid Chan**, türkiſchen Kaiſers, bis zu den Zeiten des hohen und ſehr mächtigen **Leopold** des I. und **Rakoczi Franz** des II. Siebenbürger Fürſten, mit haaraufſträubendem Grauſen geſchehene Dinge; welche er während ſeines Wohnens zu **Konſtantinopel** mit koſtſpieliger Mühe aus den Häuſern der alten Miniſter in ſeine Hände bekommen und mit vieler Schlafloſigkeit zum Nutzen der Chriſtenheit 1695 aus dem Türkiſchen in das Ungariſche überſetzte, der, in den zwey magyariſchen Landen bis nahe zum Tode beynahe vergebens wandernde türkiſche Student, **David Roſnay**.«

Das anzuführende Bruchſtück iſt ein auffallender Beleg zur Aufgeblaſenheit eines orientaliſchen Herrſchers und der Erniedrigung, zu welcher ſich chriſtliche Fürſten herleihen mußten, um die Hülfe desjenigen zu erhalten, der, ein Feind alles chriſtlichen Nahmens, auszog, ſeinen Gegner, den chriſtlichen Kaiſer, zu bekämpfen. Über die Pracht der Herrſcher-Höfe und die bey den Höfen der Orients üblichen Geſchenke gibt der Aufſatz anziehende Nachricht.

---

*) Es iſt möglich, daß die verſchiedenen Mitrovitz, welche ſich in allen Ländern ſlaviſcher Zunge befinden, ihren Nahmen von dem längs dem Laufe des Iſters verbreiteten alten aſiatiſchen Mithrasdienſte erhalten haben.

**) Irish bull.

Im Jahre 1566, am 31. März, ſandte der türkiſche Kaiſer einen Bothen zum Fürſten (Johann Sigmund Zápolyá). Sie brachten ihm ein ſehr gutes Roß, ein goldenes Kleid, und einen mit Perlen beſetzten ſchwer wiegenden Säbel, auch die Nachricht mit, daß er (der Kaiſer) am ſelben Tage mit ſeinem Heer gegen Ungarn aufbreche, er möge alſo bereit ſeyn, gekommen ſey die Zeit, daß er allen ihm widerfahrnen Ärger tilgen, und Alles, was er verloren, zurückgewinnen könne. So ſchreiben auch die Paſchen, und ermuthigen ihn, daß der Kaiſer ſeinen Zorn gänzlich abgelegt, ſie rathen ihm alſo, daß er des Kaiſers Herrlichkeit beſuche, er möge daher die Reiſe beginnen, ſobald der Kaiſer über die Donau geſetzt, der Kaiſer ſelbſt wünſche dieß, des eigenen Ruhmes wegen, und ob dieſe Materie (sic) vielen etwas Großes oder Gefährliches dünke, ſey es nichts deſto weniger eben ſo nützlich als gefahrlos.

Am 16. Juny, als der Beherrſcher hörte, daß der Kaiſer bereits über die Donau gegangen, brach er von Gyula-Fejérwár (jetzt Karlsburg) auf, über Déwa, Martzina, Lugos nach Pantsova, Belgrad gegenüber, und ſchlug ſein Lager auf. Der Kaiſer jenſeits, war eine Meile von der Stadt entfernt, die Tſchauſen kommen und gehen, die Sandſchagbege deßgleichen, verſprechen ihm alles Gute, und unterrichten ihn, was er zu reden habe, und was zu thun bey des Kaiſers Beſuch. Am 27. Juny ſandte der Kaiſer ſein eigenes Schiff dem Beherrſcher entgegen, mit dem Bedeuten, er möge ſein Volk zurücklaſſen, und nur mit den Vornehmſten des Reichs hinüber kommen, Unterhalt, Zelte und alles wäre bereit, daher es unnöthig, daß er außer ſeiner Perſon noch etwas brächte. Der Fürſt beſtieg das Schiff mit vier hundert Edelleuten, Pferden und was dazu gehört, ging über die Donau, von Belgrad aus mit unzähligen Flintenſchüſſen begrüßt. Als er landete, fand er das ganze türkiſche Heer aufgeſtellt, der Kaiſer, alle Hofleute waren zu ſeinem Empfang abgeordnet, überall wies man Freude. Der Kaiſer, um das Ganze zu überſehen, ließ ſein Zelt auf einem Hügel aufſchlagen, neben der berühmten, aber ſehr verfallenen, verlaſſenen Feſte Zemlin (deſſen Ruinen ſeinen alten guten Herrn, den großen Johann Hunyadi noch heute beweinen). Der Kaiſer hatte befohlen, daß jene Ordnung beobachtet, und all die Ehre ſeinem Sohn Johann erwieſen werde, die ihm, dem Kaiſer, gebühret. Darum ging der Zug mit tiefem Schweigen und großer Würde. Die Sandſchagbege, Tſchauſen und Reichs-Oberſten folgten, und unzählige prächtig geſchmückte Reitergeſchwader umgrenzten den ganzen Weg. Als der Beherrſcher am Fuß des Hügels war, auf welchem des Kaiſers Zelt, rieth ihm der Ceremonienmeiſter, da das Zelt offen, und der Kaiſer darin, möge er ſich, den Kopf beugend, gegen den Kaiſer wenden, und ihn vom Pferd aus nach türkiſcher Weiſe grüßen. Der Beherrſcher vollzog ſehr zierlich was man ihm gerathen, indeß erſcholl von allen Seiten, der Ruf Allah, Allah, Allah!

Den andern Tag war Ruhe, eines türkiſchen Feſttages wegen, die Kanonen nur und der Janitſcharen Flinten wurden, ein Freudenfeuer, losgebrannt. Zugleich ließ der Kaiſer Geſchenke austheilen, jedem Paſcha 100,000 Aspern, jedem Beglarbeg 50,000, jedem Sandſchagbeg 30,000, den Übrigen zu 1000 und zu 500 Aſpern.

Indeſſen beſchauten wir das Lager, wir fanden über 2000 Kanonen, die Zelte vermochten wir nicht zu zählen, es waren deren viele Tauſend, obſchon die ganze Macht nicht mehr beyſammen und vieles Volk zur Belagerung von Gyula und Erlau ſchon voraus geſendet war

Am 29. Juny ließ der Kaiſer den Fürſten zu ſich berufen; dieſer und ſeine vier hundert Edle und ihre Roſſe glänzten von Gold und Silber, es war nicht unangenehm anzuſchauen. Die Ordnung des Zuges aber war folgende: 1) Funfzig Tſchauſen; 2) wieder Tſchauſen; 3) der Janitſcharen-Kapitán und Aga; 4) Jene, die ſilberne Stäbe tragen, mit drey Meiſtern, die ſie Ceremonienmeiſter nannten, ihre Roſſe und ihr Geſchmeide waren wunderprächtig; 5) des Beherrſchers vier oberſte Räthe; 6) des Landes ſechs Großwürdenträger; 7) einige Kinder nach altem Gebrauch perſiſch gekleidet, ſie gingen zu Fuß vor dem Beherrſcher; 8) der Fürſt ſelbſt, allein, in einiger Entfernung von den Vorangehenden. Seinen Bugel hielten vier Laufer in goldnen Kleidern.

Des Fürſten Schmuck: 1) Ein langer buſchigter Zobel-Kalpak, darauf ein prachtvoller Stein, größer denn eine Nuß; 2) auf der Bruſt ein hängendes Kreuz voll neuer Brillanten und ſchönen Karfunkeln, es glänzte ganz wunderbar. Vor alten Zeiten wurde es von den Kunſtarbeitern auf 100,000 Dukaten geſchätzt; 3) eine goldene Kette mit Perlen, und Ringe von hohem Werth; 4) der vom Kaiſer ihm früher geſchenkte Gürtel ſammt Schwert und Dolch, alles von lautern Gold und Perlen beſetzt; 5) der Sattel ſeines Roſſes, welches Stück das Bewundernswertheſte war, der Sattel war aus reinem Gold und ſo reich mit Perlen beſezt, daß dem Hinſchauenden die Augen übergingen, der Sattel war mehr werth als 24000 Dukaten; 6) Das Kopf- und Riemzeug mit großen und kleinen Perlen reich beſetzt.

Dem Fürſten folgten in ſchöner Ordnung die ungariſchen Herren, die Reiter und Janitſcharen ſtanden zu beyden Seiten des Weges. Vor des Kaiſers Zelt hieß man den Fürſten abſteigen und etwas ausruhen. Indeſſen trugen hundert Janitſcharen des Fürſten Geſchenke zum Kaiſer.

Die Geſchenke waren: 1) eine goldene Pogatſe (eine Art ungariſchen Gebäcks, darin vier große Brillanten, drey große Karfunkeln, in der Mitte ein Smaragd, 6000 Dukaten an Werth; 2) ein goldner Teller, auf demſelben ein Ring, in dem eine wunderbar künſtliche Uhr war, denn außer dem, daß ſie die Stunden und Viertelſtunden ſchlug, zeigte ſie auch des Mondes und der Planeten Lauf an; 3) funfzig vergoldete ſilberne Becher; 4) ſechzehn vergoldete ſilberne größere Teller; 5) zwölf ähnliche Teller mittlerer Größe; 6) kleine eben ſo viel; 7) ſechs Wohlgeruch-Näpſe (was kann das wohl geweſen ſeyn?); 8) einige auserleſene Falken.

Als der Kaiſer den Glanz der Geſchenke geſehen, ließ er den Fürſten ſogleich zu ſich rufen; er ging von den neun Großwürdenträgern begleitet in das Zelt, wo der Kaiſer auf einem goldnen, von Perlen leuchtenden Seſſel, vier Paſchas vor ihm, ſaß.

Der oberſte Paſcha führte den Fürſten zum Kaiſer, vor dem der Fürſt das

Knie beugte und ihm die Hand küßte; der Kaiſer umarmte ihn, und ſprach: »geliebter Sohn! beglückt ſey dein Kommen,« und hieß ihn ſich ſetzen, und als dieſer ſich nicht ſetzen wollte, ſprach er noch einmahl: »mein geliebter Sohn! ſetze dich,« und er ſetzte ſich zu ſeiner Rechten, wo die Paſchas zu ſeinen Füßen ſtanden. Indeſſen traten jene Neun, die der Fürſt mit ſich genommen, vom Kapidſchi Paſcha geführt, vor, und beugten ſich nach perſiſcher Sitte vor dem Kaiſer bis zur Erde, als ob ſie ihn anbeteten.

Als die Ceremonien geendet waren, traten wir in ein anderes Zelt, der Fürſt aber ſtand auf, ſprach kurz und übergab dem Kaiſer eine kurze Bittſchrift. Der Kaiſer ſprach nebſt Mehrerem: 1) daß der Fürſt ihm nichts Gefälligeres habe erweiſen können, denn daß er ihn beſucht; 2) daß ihn jene gut berathen, auf deren Wort er ihn beſucht, ſeine Mühe würde ihm in der Zukunft Früchte tragen; 3) daß er ihm alles ſchenken wolle, was er in der Bittſchrift gebeten.

Der Fürſt ſtand auf und fiel ihm zu Füßen, der Kaiſer hob ihn auf und ſprach: »Sey guten Muthes, ich werde der ganzen Welt zeigen, daß Gott zu »rechter Zeit und durch ſchickliche Werkzeuge, der Witwen, Waiſen und Verlaßnen Hülfe iſt.« Der Fürſt pries ſeines Patrons und Beſchützers Gnade, wünſchte ihm von Gott alles Gute und alles Glück, und kehrete in ſein Zelt zurück, mit all jener Pracht, mit der er gekommen war.

Den nächſten Tag brachten zwey und zwanzig Tſchauſen des Kaiſers Geſchenke: 1) einen goldnen Gürtel mit Perlen geziert; 2) deßgleichen einen Säbel und Dolch; 3) drey Goldkleider; 4) neun goldgewebte Kleider für jene Neun, die zu des Kaiſers Füßen gelegen; 5) zwölf prächtige türkiſche Roſſe, worunter drey durchaus mit Gold geſchmückt, Sattel und Zaum mit Perlen, zu beyden Seiten des Pferdhalſes hingen ſtatt goldner Ketten, Perlen-Schnüre herab, an manchen Orten zu dichten Knöpfen gewunden; zwey dieſer Roſſe waren vor Kurzem um 3000 Dukaten gekauft; 6) aus des Kaiſers Schatzkammer verſchiedene Wohlgerüche, Medicinen und theure Gefäße. Der Fürſt bedankte ſich und beſuchte die Paſchas nach herkömmlicher Sitte. Den andern Tag wollte der Kaiſer den Fürſten bewirthen, alles war ſchon bereit, als ihm der oberſte Paſcha die Bemerkung machte, daß aus einem kleinen Anlaß ein groſſes des mächtigen Kaiſers Ruf verletzendes Böſe entſtehen könne; denn da der Fürſt kränklichen Ausſehens und über dieß der türkiſchen Speiſen nicht gewohnt, könne es ſich leicht fügen, daß er nach dem Mittagmahl erkranke, worauf die ganze Chriſtenheit ſagen würde, daß ihn der mächtige Kaiſer vergiften laſſen. Sofort ſtellte der Kaiſer das Feſt ein, ließ aber die Urſache dem Fürſten kund geben.

Als der Fürſt dem Kaiſer vorſtellen ließ, daß ſeine Gegenwart in Siebenbürgen nothwendig, hatte am 1. July die zweyte Unterredung Statt. Der Fürſt zog mit eben ſo vieler Pracht wie das erſte Mahl zum Kaiſer, aber der Zug war ſo geändert, daß er mit dem erſten gar keine Ähnlichkeit hatte.

Wie nun der Fürſt für die bereits empfangenen und noch zu empfangenden Gnaden auf das Lebhafteſte dankte, ſtand, — es iſt unglaublich zu ſagen, — der Kaiſer auf von ſeinem Seſſel, umarmte den Fürſten und ſprach: »Haſt du »alles erhalten, was du von uns begehrt?« Der Fürſt antwortete: »Ja«! darauf der Kaiſer: »Bitte den Herrn, daß er uns Sieg gebe, gegen alle unſere

»Feinde, denn wir haben beſchloſſen, dich drey Mahl ſo groß zu machen, als du biſt.« Der alte aber kräftige Kaiſer ſtand zwey Mahl vom Seſſel auf, nannte den Fürſten »ſeinen geliebten Sohn« und umarmte ihn; zuletzt, als der Fürſt vale ſagen wollte, entfernte der Kaiſer die Übrigen, und ſprach mit dem Fürſten durch ſeinen Dollmetſch eine gute Weile, was ſie aber verhandelt, iſt noch ein Geheimniß. Der Kaiſer trug dem Fürſten beſonders auf, daß er die Seinen durch einen Brief verſtändigen möge, welche Gnade er, der Kaiſer, für ihn gehabt, und wie er ihn beſchenkt, ſo würden ſie ihm, dem Fürſten, gewiß treu bleiben.

Hierauf wurde der Fürſt mit vieler Pracht an das Donauufer begleitet, und in demſelben Schiff, das ihn gebracht, in das Lager der Seinen zurückgeführt. Er brach ſofort auf, und langte am 15. July in Gyula-Fejérwár glücklich an.

Dieſer Bericht iſt ſo verfaßt, als wäre der Erzähler zugegen geweſen. Da dieß David Rosnay nicht geweſen ſeyn konnte, wenn wir ihm nicht ein Alter von hundert funfzig Jahren zumuthen wollen, ſo muß er den ganzen Bericht aus den Mémoires eines der Großwürdenträger, die in des Kaiſers Zelt geweſen, abgeſchrieben haben.

Aus und über Italien.

Romeo und Giulietta in Ihrer Vaterſtadt.

Hei mihi, qualis erat, quantum diversus ab illo etc.
Virg.

Wenn dieſe Worte, vom Verfaſſer nur zum Wahlſpruch gewählt, weil er vergebens nach einem Anfangsbuchſtaben für ſeinen Text umherſuchte, in der That einige Bedeutung haben ſollen, ſo wird augenblicklich mit aller Gewiſſenhaftigkeit eines Berichterſtatters dafür geſorgt, daß ſie den Leſer nicht gleich von vorn hinein zu falſchen Muthmaßungen mißleiten, und verſichert, daß ſie durchaus die dramaturgiſche, nicht im entfernteſten aber die mimiſche Julie bezielen. Nachdem Carlotta Marchioni durch mehrere Darſtellungen bey allen Gebildeten ſich des gerechteſten Beyfalls verſichert hatte, entzückte ſie die Veroneſer als Tochter des Capulet, und beſtätigte auch durch dieſe Rolle, daß das Publikum ſich durchaus nicht verſteigt, wenn es ſie zu den vorzüglichſten Künſtlerinnen zählt, derer Italien im tragiſchen Fache, vorzüglich jedoch in derjenigen Dramengattung, die wir Schauſpiel nennen, ſich erfreut. Zu obigem Verſe bewog uns die Erinnerung an das Meiſterwerk des brittiſchen Dichters, welches wir als einen Katechismus der Liebesſprache anzuſehn gewohnt ſind; Carlotta aber iſt vollkommen würdig, eine Julie darzuſtellen, wie ſie Schakeſpeare dachte und zeichnete. Obſchon von der Natur mit keinen glänzenden Eigenſchaften des Körpers, mit keinen beſtechenden Reizen begünſtigt, gewinnt ſie dennoch alle Herzen, ſelbſt das herzartige Eingeweide des ſchwerrührigen Wüſtlings. Fehlt es ihrer etwas tiefen Stimme an jener Mannigfaltigkeit, welche den Mund des Mimen zur eigentlichen Polyhymnienquelle macht, und jeder Zeile des Dichters ihre charakteriſtiſche Beſeelung ſchenkt, vermißt man an ihr die pathetiſche Kraft, womit auch das Weib auf dem Kothurn dem Schickſal und ſeinen Bothen entgegen treten ſoll, ja wünſchte man ihr ſelbſt hin und wieder mehr tragiſche Würde, nahmentlich in Augenblicken, wo ſie ſich uns durch das Verhängniß gleichſam geläutert und über das gewöhnliche Bild der Menſchheit ſiegreich zeigen muß; ſo ergötzt ſie dagegen durch eine ſo feine Geſtikulation, daß jede ihrer Bewegungen der echte lebendige Typus des Gedankens wird, jede Stellung zum Muſter dienen könnte, jede Haltung mahleriſche Vollkommenheit beſitzt. Als italieniſche Schauſpielerinn eignet ſie ſich aber noch einen unendlich ſchätzbareren Vorzug an, Natürlichkeit nämlich, und daher Wahrheit des leidenſchaftlichen Ausdrucks. Ihr iſt die Leidenſchaft ein reiches Saiteninſtrument, auf deſſen Taſten nach den verſchiedenen Graden des Gefühls der Spieler in harmoniſchen Übergängen auf und niedergleiten darf, nicht aber, wie den meiſten ihrer Schweſtern, eine Sturmglocke, um ununterbrochen daran zu reißen, und die Haare des erſchreckten Hörers in die Höhe zu ſträuben, daß darüber Rührung, Mitleid, alle ſanften, wehmüthig wohlthätigen Empfindungen nimmer zu ſich ſelbſt kommen können. Das Publikum, durch bramarbaſirende Schauſpieler nur allzu ſehr an die Aufſchneiderey der Affekte auf der Bühne gewöhnt, fängt nach und nach an, ſeines irrigen Geſchmackes ſich bewußt zu werden, und auf dieſe Weiſe heilſam wirkend, iſt die treffliche Schauſpielerinn nicht bloß eine Zierde der italieniſchen Bühne, ſondern, was die ſchönſten Blumen in ihren Kranz flicht, die Berichtigerinn, die Veredlerinn derſelben. Darſtellungen der Mutterangſt wie der Mutterfreuden gelingen ihr über Erwartung; der Ausdruck edler Ironie kleidet ſie ſo wahr, empfängt durch ihre Geberden eine ſo treffende Energie, daß ein Winkelrecenſent, der ſich nur ruhig zu Bette legen kann, wenn er ſeiner taglichen Galle ſich entledigt hat, des Belzebubs werden und ſein Handwerk zu eben demſelben werfen möchte. Dabey kleidet ſie ſich ſo einfach und doch ſo paſſend als möglich; unwiderſtehlich reizend in dieſer Rückſicht trat ſie nach ihrem Scheintode aus dem Sarge hervor, und hatte mit dem Rambergiſchen Kupfer der Mrs. Kemble (eben als Julie) eine ſo intereſſante Ähnlichkeit, daß wir mehrere Augenblicke hindurch im Drurylane-Theater uns zu befinden glaubten. Daß wir aber nicht lange in dieſer Täuſchung blieben, dafür ſorgte der Mann ihres Herzens, deſſen Wahl einer ſolchen Julie wenig Ehre machen würde. Und bey dieſem Patron möge denn immerhin unſer Motto auch in mimiſcher Beziehung genommen werden. Sein Nahme werde verſchwiegen, und das aus zweyen triftigen Urſachen; erſtlich, um nicht des Leſers Gedächtniß, dieſes köſtlichſte aller Repoſitorien, mit werthloſem Geräthe überfüllen zu helfen, damit es ihm nicht aus mnemoniſcher Plethora wie dem berühmten Arzt und Naturforſcher Brouſſonet ergehe, welchem in Folge eines Sturzes alle Eigennahmen und Hauptwörter überhaupt unwiederbringlich entfielen; zweytens, weil wir uns nicht um ihn bekümmert haben, und ihn daher, Gott ſey Dank, ſelbſt nicht wiſſen. In der That, dieſe theatraliſche Alltäglichkeit, neben ſeiner Julie wie ein römiſches Glattherrchen (Petit-Maitre) neben der Königinn von Palmyra, gab ſich alle erdenkliche Mühe, nichts geringeres als eine ſiegwartiſche Seufzer- und Thränenflaſche zu ſpielen, löſte ſein Pathos in jämmerlichem Gewinſel auf, verzweifelte zum Verzweifeln, interpunktirte mit Geſtöhne und Geächze, begann jede Schmerzensrede mit Zuſammenſchlagen der Hände über dem Kopf, und endete ſie mit derſelben Procedur vorm Unterleibe, ſpielte aber zur Zufriedenheit des Publikums, als er Anſtalt machte zum Sterben, und dem zu Folge ſich endlich mäuschenſtill verhielt. Von den übrigen Schauſpielern etwas Lesbares zuſammen ſchreiben zu wollen, wäre Vermeſſenheit, im Fall man nicht etwa die Vorſicht gebraucht hat, ſich von Chapelle, welcher das Talent, über ein Nichts angenehm zu ſchwatzen, in merkwürdigem Grade beſaß, zu ſeinem Univerſalerben ernennen zu laſſen. Der Vater der Julie, ein ſchöner Mann mit ſonorer Stimme, aber ein eingefleiſchter Buffo, konnte ſeinen komiſchen Anwandlungen zu wenig widerſtehn, und lieferte, vorzüglich in ſeinen pädagogiſchen Strafpredigten und in den Ergüſſen des gebrochenen Vaterherzens, ein enttäuſchendes Zerrbild, wiewohl man nicht läugnen kann, daß auch Shakeſpeare dieſen Charakter mit manchen poſſierlichen Zügen der Hausvaterſchwäche behängt hat. Die Mutter hingegen war die beſte Frau in der Welt, welche man, wie den beſten Staat nach Schiller, daran erkennt, daß man von beyden nicht ſpricht. So viel von den Schauſpielern; jetzt noch einige dramaturgiſche Bemerkungen, bloß um dem Aufſatz das Anſehen einer ſchnittgemäßen Recenſion zu geben.

Das erſte Buch, welches wir nach unſerer Ankunft hieſelbſt in die Hand genommen, war, wie alle Freunde des Schakeſpeare von ſelbſt errathen werden, ſeine Julie und Romeo. So oft wir daher einer hieſigen Vorſtellung des Thema beygewohnt haben, konnten wir uns nicht enthalten, ſie als eine veränderte Ausgabe der Schakeſpeariſchen Dichtung zu betrachten *), wenn gleich die Verfaſſer ſie kaum durch eine franzöſiſche, d. h. franzöſirende Überſetzung kannten, und, durch ſolche Vorausſetzung geſtimmt, begaben wir uns ins Parterre. Da ging es uns denn allerdings wie den Freunden des Taſſo, da er ihnen in den letzten trübſinnigen Tagen ſeines Lebens die nüchterne Umſchmelzung ſeines befreyten Jeruſalem vorlas; ſie fanden zu wenig und vermißten zu viel, ſchüttelten traurig den Kopf, zuckten mitleidvoll die Achſeln, und dankten Gott, daß die erſte Arbeit in aller Welt Händen war, nicht aber nach des Dichters Willen den Flammen Preis gegeben worden. Uns iſt's, als wenn ein Ökonom, mit der Schöpfung nicht zufrieden und nur ebenen Fruchtfeldern gewogen, die Gebirge einer romantiſchen Gegend abgetragen, und ihr mit den reizenden Hochwäldern, den majeſtätiſchen Schneekuppen, den prachtvollen Senkthälern auch die Edelſteine und köſtlichen Metalle im Schooße der Berge, auch die ſegnenden Ströme, die ihnen entquillen, unbedachtſam genommen hätte. Der Zufall oder ein zu ausführliches Dämmerungsſchläfchen wollte

---

*) Schakeſpeare ſcheint nach einer Ballade: »Romeo and Juliet«, und nach einer Novelle, wie ſie ſich in der alten Sammlung: »kurzweiliger Pallaſt (the palace of pleasure)« findet, gearbeitet zu haben.

es, daß wir erſt im zweyten Aufzuge uns einfanden und unſchuldiger Weiſe den Anſtrich vornehmer Nachläßigkeit hatten. Der Patriotismus hatte das Haus bis zum Erſticken gefüllt, wir ſahen uns nothgedrungen, auf einem gichtbrüchigen Seſſel an der Thüre, wie ein römiſcher Volkstribun, vorlieb zu nehmen. Wie ein römiſcher Volkstribun; das Gleichniß ſtammt, wie faſt alle ſeine Verwandten, aus dem Lande der Hinkenden, oder richtiger, wie alles Lebende die Urſache des Todes in ſich trägt und ausbildet, ſo liegt in jeder Ähnlichkeit ſchon der Keim des Unterſchieds, welcher in unſerm Falle darin beſtand, daß wir die beyden Sylben, welche einen ganzen Senat aus der Faſſung brachten, das Veto, nicht laut durften werden laſſen, ſo zudringlich es uns auch oft auf die Zunge trat. Daß weder aus dem einen noch dem andern der beyden feindlichen Häuſer agirende Bedienten ſich auf der Bühne durften ſehen laſſen, nahm uns nicht im geringſten Wunder; ſolche Zotenjäger, wenn ſie auch bisweilen, genial zu ſeyn, ſich erlecken, duldet die italieniſche Dramaturgie nicht, und wer darf es ihr zumuthen, ſie von England herüber zu adoptiren, und die Bühne zu einer Art von Botanybay zu machen? Daß wir aber keinen Paris, Juliens Anbeter, zu Geſichte bekamen, war uns unbegreiflich und iſt es uns noch jetzt; der Bearbeiter hat ſich gleich anfangs durch ein Paar Liebeserklärungen mit ihm abgefunden, und für entbehrlich die ſchöne Scene in der Gruft gehalten, wo er, das Grab ſeiner Angebeteten mit Blumen ſchmückend, von Romeo getroffen wird. Auch Romeo erſcheint nur im erſten und letzten Aufzuge; von dem ſeelenvollen Balkongeſpräch: »Welch Licht bricht dort durchs Fenſter? Der Oſten iſt's, und Julia die Sonne!« nicht eine Sylbe; nicht eine Sylbe von dem noch herzergreifendern: »die Nachtigall und nicht die Lerche war's, die dir ins furchterfüllte Ohr gegellt.« Dieſen weggeſchnittenen Schönheiten ſteht ein Auftritt, welcher das Schreckenvolle des Faktums mächtig erhöht, bemerkenswerth entgegen. Julie erwachte nämlich im Grabe, nachdem Romeo ſo eben das Gift getrunken, die Wirkungen deſſelben aber noch nicht ſich zu äußern angefangen; kein Zweifel, daß dieſe gräßliche Marter beyder, Romeos, indem er mit Wuth und Beſtürzung erkennt, daß er ſich ſelbſt des ſeligſten Erdenlebens beraubt hat, Juliens, da ſie den Geliebten mit dem ſchmerzlichſten Tode ringen ſieht und von dem unvermeidlichen Verluſt zu Boden geſchmettert wird, kein Zweifel, daß dieſe fürchterlichen Momente das Auditorium mit Entſetzen und Schauder erfüllten. Die Worte, während ſie das geleerte Fläſchchen erblickt: »o Böſewicht! alles trinken, und nicht ein einzig Tröpfchen hinterlaſſen, mir nachzuhelfen!« kamen wörtlich vor; mit der Verzweiflung eines wahrhaft zerknirſchten Herzens ſtürzte ſich Julie ins Schwert, und ſchleppte ſich dann, unter Todeskrämpfen, am Boden zum Geliebten hin. Freunde des Romeo, von welchen er ſich beym Shakeſpeare durch ſeine bizarre Schwermuth ſo originell unterſcheidet, ließen ſich nicht ſehen; aus demſelben Grunde machte ſich auch Tybalt in ſeiner Rolle keines Vergehens ſchuldig. Mit bedauern vermißte ich den wilden Merkutio, dem wir die allerliebſte Königinn Mab verdanken, und welchen Shakeſpeare, wie er (nach Dryden) geſagt haben ſoll, im dritten Akt ums Leben bringen mußte, um nicht ſelbſt von ihm umgebracht zu werden. Daß Lorenzo kein Franciskanermönch, ſondern in einen alten junkerlichen Hausfreund umgewandelt erſcheint, möchte ziemlich gleichgültig ſeyn, wenn es ſich nicht beym brittiſchen Dichter ſo verdammt natürlich und paſſend ausnähme. Aber die Amme, die geſchwätzige, zum Greiſen gezeichnete Amme, jedes Mieris, jedes Rembrandts würdig! Sie hat eine Metamorphoſe erlitten, um welche acht Achtel der Matronen ſie beneiden würden; es iſt aber zugleich ein gutes Theil Metempſychoſe dabey, indem ſie nicht nur keine Tantenhaube trägt, und ſich aller Runzeln enthält, ſondern auch den Kothurn nicht jeden Augenblick mit einem heruntergetretenen Pantoffel vertauſcht, ihr Alter mit keinen indiſcreten Apophthegmen der Geſindſtube bemakelt, und vor allen Dingen reine Hand beobachtet; ſie iſt jung, hübſch, anſtändig, und Juliens kammerjüngferliche Vertraute. Auch Balthaſar zeigt ſich von einer manierlicheren Seite, und hat eine Kammer im Herzen ſeines Herrn zu miethen gewußt.

Die Dekorationen konnte man nicht gar ſchlecht nennen, wenigſtens hatten ſie mehr Bedeutung als eine Menge anderer auf dem linken Bruſtſtück manches feinen Herrn. In den erſten vier Aufzügen ſcenirte unverändert ein Zimmer im Hauſe der Capulet; im letzten hatte man die Todtengruft, wie gewöhnlich, dem wirklichen Grabe der beyden Unglücklichen geähnlicht. Das Orcheſter haben wir nicht zu Geſicht bekommen können; auch erinnern wir uns nicht, es gehört zu haben, ſintemahl es nur zwiſchen den Akten ſein Stimmchen erhebt, und von den ſchreyenden Reſtaurationshändlern, wie billig, übertönt wird.

Daniel Leßmann.

⁂

Sinngedichte von Pfeiffer.

Auf das Grab einer Leichtſinnigen.

Schwach und flüchtiger Natur
Hielt kein Mann ſie feſt lebendig; —
In des Todes Armen nur
Bleibt ſie nun beſtändig.

Auf eine reizende Spielerinn.

Ich wagte kühn auf jedes Blatt,
Fortunen zu beſiegen;
Doch da zu dir auch Charis trat,
So mußt' ich unterliegen,
Und unter ſchmeichelndem Gelock,
Bloß nur zum Zeitvertreibe,
Stahl jene mir den letzten Rock,
Und die das Herz vom Leibe.

Die Falſche.

Falſche Zähne, falſche Locken,
Falſche Roſen im Geſicht,
Alles wollt' ich dir verzeihen,
Nur den falſchen Buſen nicht.

⁂

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Theater an der Wien. Den 19ten d. M. zum erſten Mahl: Die Grafen von Walmor, oder: Verbrechen aus Vaterliebe. Drama in drey Aufzügen, nach dem Franzöſiſchen des Frederic.

Der alte Graf von Walmor wurde von Ruttweel ermordet, der als Verwandter die Vormundſchaft über deſſen Sohn Eduard führt. Der Mörder hält aber dieſen für ſeinen eignen Sohn, den er in früher Jugend mit dem gleichzeitig gebornen Sohn des Grafen vertauſchen ließ, um die hinterlaßnen Güter ihm zuzuwenden. Sein Vertrauter, Oldmann, des Getödteten alter Diener, der das Geſchäft übernahm, hat ihn indeſſen hintergangen. Ruttweels wirklicher Sohn ſchmachtet unter dem Nahmen Theobald in den Bergwerken, der grauſamſten Behandlung und den ſchwerſten Arbeiten Preis gegeben. Er entflieht endlich, rettet auf der Flucht dem jungen Grafen das Leben und kehrt mit ihm zurück, worauf der dankbare Jüngling ihm die Freyheit ſchenkt. Da Ruttweel bald nachher von zwey Seiten in Gefahr kommt verrathen zu werden, und durch Eduard ſelbſt, der ihm von jeher abgeneigt war, ſeinen Plan vereitelt zu ſehen, ſo wird Theobald verrätheriſcher Weiſe überfallen, heimlich auf ein Schiff gebracht, und dem Tode überliefert. Eduards Haß ſucht Ruttweel zu beſiegen, indem er ihn für ſeinen Sohn erklärt, ſein Herz hofft er durch das Geſtändniß zu gewinnen, daß er nur aus Vaterliebe zum Verbrecher wurde. Schaudernd ſinkt der Getäuſchte an des vermeintlichen Vaters Bruſt, als Oldmann plötzlich wie ein böſer Geiſt dazwiſchen tritt, ſeine Liſt und den Erfolg offenbart, und den verhaßten Ruttweel durch die Nachricht, daß Eduard der Erbe des Ermordeten, der gemißhandelte, dem Tod übergebne Theobald aber der Sohn des Verbrechers ſey, zur Verzweiflung bringt. Endlich kehrt auch Theobald, der ſich von dem Schiff gerettet hat, zurück, die Unſchuld wird belohnt, das Laſter wird beſtraft. — So ſehr dieſes Drama auf den Theater-Effekt angelegt iſt, wirkt es dennoch äußerſt wenig, und wenn gleich der Anfang, eigentlich das Vorhergegangne, die Theilnahme einigermaßen in Anſpruch nimmt, ſo erkaltet ſie doch nur zu bald wieder; die Begebenheiten folgen ohne Anordnung und Verbindung auf einander, die dürftige Handlung füllt das Maß von drey Abtheilungen kaum zur Hälfte aus, daher leere Zwiſchenräume und langweilige Lückenbüßer der Wirkung überall im Wege ſtehen. Gewöhnliche Spektakel-Scenen, betäubender Lärm und alltägliches Putzwerk von Märſchen und Aufzügen bringen kein Leben in die Handlung. Charaktere, wie der des gutmüthig polternden Aufſehers, die nur ihrer eigenen behaglichen Entwicklung wegen da zu ſeyn ſcheinen, erregen kein fortdauerndes Intereſſe, und ernſthafte Folgen, die aus ſpaßhaften Veranlaſſungen entſtehen, gewinnen eine lächerliche Außenſeite. Der ganze zweyte Akt könnte mittelſt einer leichten Abänderung des übrigen ohne Nachtheil hinaus geſchoben werden. Zu Anfang des dritten Akts nimmt die Handlung ein recht nationelles Gepräge an; indem die erſten Scenen, worin die grauſame Fortſchaffung des unglücklichen Theobald vorbereitet wird, nur durch einen düſtern Nebel ſichtbar werden können, der ſich bis zur Seeküſte hinzieht, die Abfahrt des Schiffes hindert und Verwirrung unter die Helfershelfer bringt, bis er nach und nach verſchwindet; dann folgt die tragiſche Hauptſcene zwiſchen Ruttweel und Eduard, dem vermeintlichen Sohne des Mörders, die zuletzt durch ihre Länge ermüdet, aber auch ſchon darum mit erforderlicher Kraft nicht wirken kann, weil ſie im Verhältniß zu dem Andern viel zu hochgeſchraubt iſt. So bleibt der kalte Nebel nur auf den Herzen der Zuſchauer liegen, und verurſacht eine unfreundliche Stimmung, die den Erfolg des Drama nicht begünſtigt.

Der Dialog des ernſthaften Theils iſt von dem Überſetzer oder Bearbeiter mit Fleiß behandelt; allein der bunte Blumenſchmuck einzelner Tiraden will zur proſaiſchen Alltagstracht des Übrigen nicht recht paſſen.

Die Darſtellung zeichnete ſich durch Eifer und Beſtreben aus. Beſonders fand der Darſteller des **Kuttweel** Gelegenheit, ſein vorzügliches Talent für Charaktere dieſer Art beyfallswürdig zu verwenden.

Als unlängſt zwey berüchtigte Boxer **Londons** einen Kampf geliefert hatten, und beym fünften Anlauf einer derſelben, aus Naſe und Mund blutend, hinſtürzte, berichteten daſige öffentliche Blätter die Sache wie folgt: »Der Claret (Burgunder-Wein) floß in rothen Strömen durch Mund und Naſe, und ſeine Augen waren auf das luſtigſte von der Welt **harlequinirt**!!

Unlängſt fand ein Landmann des Departements **Ober-Marne** bey dem Aufreißen des Steinpflaſters ſeines Pferdeſtalles einen Schatz von einem ziemlichen Sümmchen Silbergeld von **Carl IX.**, **Heinrich III.** und **Ludwig XIII.** Das Geld war in ein Stück Leinenzeug eingeſchlagen und in einen Topf gethan. Der Topf **zerfiel** bey dem Herausnehmen in **Staub**, aber das Stück Leinen war ſo weiß und feſt, als wäre es erſt eben hinein gethan!

Im Departement **Maine** und **Loire** hatten zwey Landleute, auf Anrathen eines Dritten, einen ihrer Nachbarn lebendig zu braten angefangen, weil ſie ihn für einen Hexenmeiſter hielten, welcher der Familie des Einen Krankheiten angezaubert und ſeine Kühe behext hätte, ſo daß ihre Milch keine Butter geben wollte. Zuletzt erweichte des Halbgebratenen Flehen ihr Mitleid und ſie ließen von ihrer Marter ab. Vor Gericht verſichert aber der Hauptthäter noch ganz ernſthaft: daß ſeit jenem Exekutionstage ſeine Kühe wieder die beſte Buttermilch gaben!!

In **Philadelphia** laufen wohl gegen vier tauſend Hunde auf den Straßen umher. Das iſt noch mehr, wie bey uns, und **wir haben ſchon zuviel!**

Der wilden Thiere gibt es im Innern Amerikas noch ſo viel, daß in dem Staate **Neuyork** 1819 auf einer 14tägigen Jagd funfzehn hundert Schützen beſchäftiget waren, die gegen eilf hundert Hirſche, Wölfe, Bären ꝛc. erlegten.

Die verehrten (Titel) Abnehmer dieſer Zeitſchrift werden von dem Herausgeber und der Verlagshandlung geziemend eingeladen, für das letzte Quartal des Converſationblattes in dieſem Jahre die Vorauszahlung zu leiſten. Beyde glauben dieſer Gunſt der Fortſetzung durch das Dargebrachte werth geworden zu ſeyn. Sie verſichern, durch die getroffenen Anſtalten von den Gelehrten des Kaiſerthums und des Auslandes bereits ſolch' eine Reihe anziehender Aufſätze erhalten zu haben, daß auch die gehaltreichſten derſelben in der beſchränkten Zeit der nächſten drey Monathe kaum hinlänglichen Raum finden werden.

Der Herausgeber und die Verlagshandlung.

(Dieſer Nr. liegt die novell. Beylage XIII, dann Titel, Inhalt und Umſchlag bey.)

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der **Carl Gerold**'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625), wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k.k. Poſt 11 fl. W.W. halbj.— Beyträge beliebe man dem Redacteur (**J. F. Caſtelli**) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Beylage zur allgemeinen Novelliſtik.

XIII.

(Zu Nr. 78 des Converſationblattes 1821.)

Theatraliſcher Anzeiger. Les Moissoneurs, ou le Soldat laboureur, Vaudeville in einem Akt, von Brazier, Francis und Dumersan, hat in den Variétés großen und verdienten Beyfall erhalten; das erſte reignet ſich oft, das zweyte ſelten.

Das Melodram: Jacques, ou la fatale révélation, hingegen hatte in er Porte-Saint-Martin einen beſtrittenen Erfolg.

Im Monat Auguſt waren die Einnahmen der verſchiedenen Pariſer Theater olgende:

Académie royale (ſieben Vorſtellungen)	41,924	fr.	90	c.
Premier théâtre français	28,710	»	00	»
Opéra comique	29,057	»	55	»
Second théâtre français	16,487	»	00	»
Théâtre italien	19,522	»	75	»
Vaudeville	16,736	»	15	»
Gymnase dramatique	53,187	»	90	»
Variétés	23,758	»	[illegible]	»
Gaîté	28,347	»	65	»
Ambigu-comique	20,599	»	55	»
Porte-Saint-Martin	21,163	»	35	»
Panorama dramatique	10,057	»	90	»
	309,553	fr.	30	c.

Das Morgenblatt enthält nachſtehenden Nekrolog: Ritter Adam von Bartſch, geboren den 17. Auguſt 1757, geſtorben den 21. Auguſt 1821.

Seit langer Zeit iſt zu Wien kein Mann geſtorben, deſſen Tod in ſo viel- eitige literariſch-artiſtiſche Verhältniſſe eingriff, als der des Hofraths von Bartſch. Dieſer würdige Veteran in der Kupferſtichkunde war zu Wien von ringen Aeltern geboren und erzogen, widmete ſich, ohne höheren wiſſenſchaft- chen Kurs gemacht zu haben, der Zeichnungs- und Kupferätzungskunde nach gener Luſt, und bildete ſich darin allmählich zu einem gewandten Künſt- r. Der ehemalige Bibliothek-Direktor van Swieten ſenior glaubte, r Vervollſtändigung der ihm anvertrauten Anſtalt gehöre auch eine fortzu- hende Kupfer-Sammlung, und beförderte deßwegen vor vier und vierzig Jah- n ſchon den jungen Bartſch zum Schreiber auf der K. Hofbibliothek, in elcher Eigenſchaft er 1783 — 84 Frankreich, Holland und die Niederlande rchreiſte, um für die K. Hofbibliothek Kupfer zu erwerben. Er entſprach dem hen Auftrage zu ſolcher Zufriedenheit, daß ihm nach ſeiner Rückkehr das wei- re Sammeln, Ordnen und Verzeichnen der daſelbſt verwahrten Holzſchnitte nd Kupferſtiche vorzugsweiſe übertragen wurde. Durch eine Reihe Todesfälle r bey der K. Hofbibliothek angeſtellten Perſonen rückte er allmählich zum Cuſtos, enior und endlich Hofrath als Direktor vor, ungeachtet bey dieſer letzten Be- rderung ſelbſt der große Orientaliſt von Hammer um dieſe Stelle ſich thä- gſt beworben hatte. Nach einer Reihe von Jahren, in welchen er faſt unun- rbrochen täglich Vor- und Nachmittags auf der K. Hofbibliothek mit ſeinem unſtſache ꝛc. beſchäftigt war, wurde er am 20. Auguſt Nachmittags von einem ftigen Erbrechen überfallen, worauf ein Blutſchlag am 21. Auguſt Morgens Uhr ſein Leben endigte. Er hinterläßt eine ſehr betrübte Gattinn (geb. Vernay), mit welcher er ſeit mehr als 24 Jahren in vergnügter (zweyter) Ehe lebte, und einen Sohn zeugte, welcher ſchon vor mehreren Jahren als Scriptor bey der K. Hofbibliothek angeſtellt worden iſt. Seine Verdienſte um den Staat wurden längſt durch die Ertheilung des Ritterordens des heil. Leopold und der K. K. Erbländer anerkannt. Sein Andenken wird ſich bey der Nachwelt ſowohl durch das bekannte Werk: Le Peintre Graveur, in 20 Bänden, und durch ſeinen Schwanen-Geſang über die Kupferſtichkunde in 2 Bänden, als auch durch die von ihm radirten und geſtochenen 505 Blätter erhalten, welche in den Händen der Kupferſtich-Liebhaber ſich befinden.

An dem großen nordholländiſchen Kanal, zwölf Meilen lang und fünf und zwanzig Fuß tief, für Kriegs- und oſtindiſche Schiffe, von dem Helder und dem großen Hafen Het Niewe Diep bis in Het Y vor Amſterdam fahrbar, wird noch anhaltend mit der größten Anſtrengung gearbeitet. Das Ganze wird ein Meiſterwerk der holländiſchen Waſſerbaukunſt und gereicht dem Generalinſpektor Blanken zur größten Ehre; denn es iſt wahrlich ein ſehr großes Unternehmen, in einem ſumpfigen Boden, in bloßem ſchwimmenden Torf- und Moorboden, welcher unter dem Klei von einem Fuß Tiefe ſchon ſitzt, einen Kanal anzulegen, welcher ſeines Gleichen in Europa nicht hat, mit großen maſſiven Schleuſen, welche jede über 300,000 fl. holländiſch koſten müſſen. Das Ganze iſt ein Rieſenwerk zu nennen; alle Sümpfe, Erde, Moraſt und Torf muß mit acht hundert Schiffen und Prahmen täglich weggefahren werden, indem keine Erde aus dem Kanal auf die Ufer geworfen werden darf, weil durch den Druck derſelben dieſe weiche Erdmaſſe einſinken würde; man ſieht hieraus die unendlichen Schwierigkeiten bey der Anlage dieſes erſtaunlichen Werks, welches mehrere Millionen koſten wird; die Amſterdamer Kaufmannſchaft gibt dazu eine Million Gulden holländiſch. Die erſte große Haupt-Einlaß-Schleuſe, Amſterdam gegenüber, iſt ſchon fertig, ſo wie ein großer Theil des Kanals, welchen S. M. der König der Niederlande ſchon befahren und alles vortreflich befunden hat. Für Amſterdam iſt dieſe Kanal-Anlage höchſt wichtig.

Die türkiſche Etikette iſt ſo groß, daß kein Sterblicher für würdig gehalten wird, die Hand des türkiſchen Kaiſers zu küſſen. Selbſt der Großvezier muß, wenn er vor ihm erſcheint, drey Mahl das rechte Knie beugen, die rechte Hand auf den Boden legen und mit derſelben hierauf Mund und Stirn berühren. Auch iſt es unſchicklich, in Gegenwart des Kaiſers langſam zu gehen; denn ein langſamer Schritt zeigt in den Augen des Türken etwas Vornehmes und Majeſtätiſches an.

Die Freunde der Entomologie werden nicht ohne Vergnügen erfahren, daß in Paris ein neues Werk unter dem Titel: Histoire des papillons de France, erſcheint. Der Miroir meint, es dürften in dieſem Werke auch viele Petit-Maitres der Hauptſtadt beſchrieben ſeyn.

In Tockington (Glocesterſhire) ſoll es Muſcheln von der Größe einer Erbſe geregnet haben.

Canova befindet ſich gegenwärtig in ſeinem Geburtsort Poſſagno, um die Arbeiten an der Kirche in Augenſchein zu nehmen, die er dort auf ſeine Koſten erbauen läßt. Sie iſt der heil. Dreyeinigkeit geweiht, wird in der Form dem römiſchen Pantheon ähnlich, und, wie das Parthenon von Athen, mit einem Portikus geſchmückt, deſſen Säulen dieſelben Dimenſionen, wie die des Pantheons erhalten werden. Das Innere wird mit Sculpturen von Canova's Hand, welche heilige Geſchichten darſtellen, und mit einem Gemählde von ſeiner Kompoſition, einem ſterbenden Chriſtus, ausgeziert.

Schon [illegible] Poſſagno ein Vereinigungspunkt für alle Fremde. Canova iſt der Vater und Wohlthäter ſeines Geburtsorts, welcher durch ihn neues Leden empfängt. Vor Kurzem noch fand man den Nahmen Poſſagno nicht auf den Karten, nun wird er beſonders ausgezeichnet, die Bevölkerung wächſt, und der Zulauf der Fremden, nahmentlich Engländer und Franzoſen, iſt ſo groß, daß man bereits zwey Gaſthäuſer eröffnet hat.

Es wäre kaum begreiflich, daß ein genialer Künſtler wie Canova, wenn auch noch ſo freygebig für ſeine Arbeiten belohnt, ein ſo großes Vermögen zuſammenbringen konnte, um ſolch ein Werk zu unternehmen, wenn man nicht wüßte, daß er ſich ſeit mehrern Jahren in Rom die ſtrengſten Entbehrungen auferlegt hat, und daß er die Früchte der Arbeiten ſeines ganzen Lebens hier der Religion, dem Vaterland und der Kunſt darbringt. Und noch bewunderns- und achtungswürdiger iſt, daß er ſich durch die frivole Tendenz des Zeitalters nicht hat irre machen laſſen, der Religion eine ſo feyerliche und dauernde Huldigung zu bringen.

Ein doppelt ſchätzbares Werk, ſowohl in ſtatiſtiſcher als in geſchichtlicher Rückſicht, iſt aus der Feder des thätigen Geſchäftsmannes Dr. Luis de Onis (jetzigem ſpaniſchen Bothſchafter in Neapel, und früher mit den Verhandlungen über die Abtretung der Floriden beauftragten Geſandten in den nordamerikaniſchen Staaten) in Madrid unter dem Titel: »Memoria sobre las negociaciones entre Espanna y los Estados-Unidos de America« erſchienen. — Ob es nun gleich zu weit führen würde, hier einen Auszug der Schrift ſelbſt zu geben, ſo kann ſich Referent dennoch nicht enthalten, einzelne intereſſante Punkte rhapſodiſch auszuheben. So wird in dem Kapitel von der Agrikultur, den Fabriken, dem Gewerbfleiße und dem Handel der vereinigten Staaten folgender Erfindungen, unter andern, Erwähnung gethan: »Der Mechaniſt Fulton, Erfinder der Dampfboote, iſt es gleichfalls von einer anderen Maſchine, die er Frankreich und England, und da ſie von dieſen Mächten nicht angenommen worden iſt, den nordamerikaniſchen Staaten ſchlüßlich angeboten hat, welche auch davon Gebrauch gemacht zu haben ſcheinen. Er gab ihr den Nahmen »Torpedo,« ob ſie gleich nicht die Wirkung hervorbringt, die man dieſem Fiſche zuſchreibt, ſondern vielmehr die einer künſtlichen Mine. Das Torpedo iſt ein kupferner Kaſten, der mit Pulver gefüllt und geladen wird, und eine innere Feder hat, um das Pulver nach Belieben zu zünden. Wird dieſe Maſchine mit Kork oder einer anderen leichten Maſſe überdeckt, ſo ſchwimmt ſie unter dem Waſſer, und kann mittelſt eines Hakens, an die Seiten eines Fahrzeuges angebracht, unter dem Kegel deſſelben befeſtigt werden, worauf der Kaſten entzündet wird, und das Fahrzeug auf dieſelbe Weiſe auffliegt, wie Feſtungswerke bey der Wirkung einer unterirdiſchen Mine.« — »Die andere Erfindung ähnlicher Art iſt die der ſogenannten Höllenmaſchine, welche durch einen Waffenſchmied in Philadelphia verfertigt worden iſt. Sie beſteht aus ſieben Flintenläuften, welche durch einen Untertheil, gleich gewöhnlichen Flinten, vereint ſind, der jedoch zu dem Umfange der ſieben Läufte im Verhältniſſe ſteht. Jeder derſelben wird mit dreyßig Kugeln geladen, welche alle unter ſich verbunden ſind; ſo daß bey dem Abfeuern ein ununterbrochener Kugelregen von 210 Kugeln entſteht, die um ſo wirkſamer ſind, da ſie alle von einem beſtimmten Zielpunkte aus gerichtet werden können. Mit Recht nennt man dieſes Schießgewehr die Höllenmaſchine, indem man damit auch den ſtärkſten Angriff abzuhalten vermag. Die Amerikaner haben in ihren Seekriegen den vortheilhafteſten Gebrauch davon gemacht, und man ſchreibt dieſer Maſchine ganz vorzüglich den Sieg in der berühmten Schlacht am See Erie zu, wo das ganze engliſche Geſchwader, in Folge der durch jenes Inſtrument auf einem engliſchen Fahrzeuge (welches das Schiff des amerikaniſchen Commodors zu entern ſuchte) verbreiteten Niederlage und Unordnung, genommen wurde. Die amerikaniſchen Kriegsfahrzeuge ſind gewöhnlich mit ſechs dieſer Maſchinen verſehen, welche darauf ſo angebracht werden, daß damit die Verdecke der feindlichen Fahrzeuge beſtrichen werden können, um insbeſondere ihre Offiziere zu tödten. Neuerlich iſt auch die Maſchine in der Armee einzuführen befohlen worden, indem jedes Bataillon zwey davon bey ſich zu führen hat. Für den Landdienſt kann nichts geeigneter ſeyn, einen Kavallerie- oder einen andern Angriff mit gefälltem Bajonette abzuhalten, als dieſe Maſchinen, die leicht auf Saumthieren fortzubringen ſind, und mittelſt einer in die Erde einzuſchlagenden Gabel Ziel und Richtpunkt erhalten können. Eben ſo ſind ſie auch von außerordentlichem Nutzen in den Feſtungen, bey Vertheidigung einer Bréſche gegen irgend einen Angriff.« —

In Marſeille ward neulich der Schauſpieler Bazin an ein lauteres Sprechen erinnert. Nachdem er dieß mit einer impertinenten Grobheit erwiederte und darauf ausgepfiffen ward, hatte er die Keckheit, das ganze Publikum — zum Duell herauszufordern.

In Paris gab es vor Zeiten ein Kloſter de la Merci, deſſen Zweck war: möglichſt alle Chriſten-Sclaven wieder einzulöſen, und das ſich dadurch von dem der Mathuriner und Trinitarier unterſchied, daß die Mitglieder des Kloſters de la Merci, wenn ſie einen Chriſten-Sclaven nicht auslöſen konnten, deſſen Stelle einnehmen mußten.

In Dijon hat man jetzt eine Maſchine, welche die »Erſchaffung der Welt« zeigt. Sie beſteht aus funfzehntauſend beweglichen Stücken, an deren Zuſammenſetzung der Erfinder, Nahmens Pardou, zehn Jahre gearbeitet hat.

Folgendes iſt Rußlands jetziges Finanzverhältniß. Zinstragende Schulden: 49,100,000 holländiſche Floren; 12,615,752 Silber-Rubel zu ſechs Prozent; 13,250,000 Silber-Rubel zu fünf Prozent; 286,624,121 Papier-Rubel zu ſechs Prozent. Schulden, welche keine Zinſen tragen: 639,460,000 Papier-Rubel. Zuſammen (in einer Benennung): 46,450,000 Pfund Sterling (1,161,250,000 Franken). Um dieſe zu decken, beſitzt die kaiſerliche Bank ein Kapital von 35,799,531 Rubel, und von der Einnahme des Reichs ſind 60,000,000 Rubel mit dazu angewieſen, auch zugleich zum Amortiſiren. Die Amortiſations-Kaſſe hat ſchon ein Kapital von 15,000,000 Rubel Plus, ſo daß im laufenden Jahr 9,000,000 der zinstragenden Nationalſchuld abgekauft werden können.

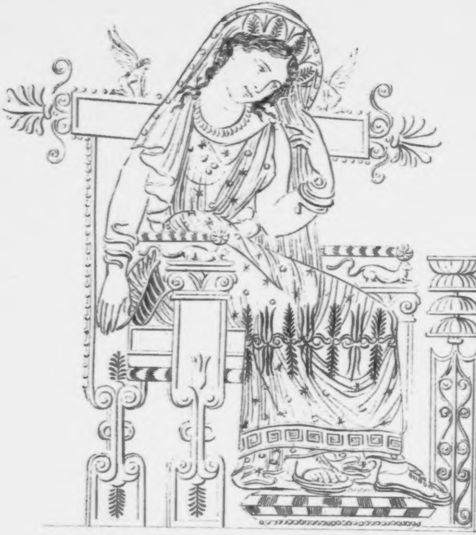
Die Peckinger Zeitung zeigt den Tod des Kaiſers von China, Kea-King, mit folgenden Worten an: »Am 25ſten Tage des 17ten Monats machte Se. kaiſerl. Majeſtät ſich auf den Weg, um mit den Unſterblichen zuſammen zu wohnen!«

Zu keiner Zeit waren die Fabriken und Manufakturen im franzöſiſchen Flandern ſo blühend als jetzt; überall werden zahlreiche Werkſtätten errichtet, und ganze Kolonien von Fremden verſchiedener Nationen bringen ihren Gewerbfleiß dorthin. Im Städtchen Roubaix allein ſind ſeit drey Jahren ſechzehnhundert Häuſer erbaut worden. Bald wird dieſer Manufakturort eine der thätigſten Städte ſeyn.

In der Stadt Valencia in ſpaniſch Amerika ſind die Ameiſen ſo zahlreich, daß ſie den größern Theil der Stadt untergraben haben. Ihre Gänge gleichen Kanälen, und beſonders zur Regenzeit, wo ſie ſich mit Waſſer füllen, werden ſie den Häuſern gefährlich.

England iſt jetzt der größte und mächtigſte Staat, in ſo fern alle Kolonien dazu gerechnet werden. Es hat, ſo betrachtet, 60—70 Millionen Bewohner, und einen Flächenraum von 106,000 Quadratmeilen.

Redacteur, Drucker und Verleger wie bey dem ganzen Blatte.



Venus, die den Sterblichen Audienz ertheilt.

Converſationblatt.

Zeitſchrift
für
wiſſenſchaftliche Unterhaltung.

Dritter Jahrgang.

1821.

Vierter Band.

Wien.
Im Verlage der Gerold'ſchen Buchhandlung.

Allgemeines Inhaltsverzeichniß.

Nr. 79. Betrachtungen über den Menſchen. Von Julius Schneller. — Der Sämmerberg. — Randgloſſen zu Clio's Buche. — Sinngedichte von Pfeiffer. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 80. Elgin-Marbles. — Einiges aus Deutſchlands Vorzeit. Von Julius Max Schottky. — Betrachtungen über den Menſchen. (Fortſetzung.) — Allgem. Novelliſtik.

Nr. 81. In Beziehung auf Maria Krönung und die Wunder des heil. Dominicus. Von Fr. Wähner. — Betrachtung über den Menſchen. (Schluß.) — Ein- und Ausfälle. Von Jg. Jeitteles. — Allgem. Novelliſtik. — Literatur- und Kunſtblatt XI.

Nr. 82. Venus im Staatskleide thronend. Von. Hrn. Hofrath Böttiger. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 83. Ontologiſche Neuigkeiten. Von A. Rittig v. Flammenſtern. XXXI. — In Beziehung auf Maria Krönung und die Wunder des heil. Dominicus. (Fortſetzung.) — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 84. Die Nationen. — In Beziehung auf Maria Krönung und die Wunder des heil. Dominicus. (Schluß.) — Aus und über Böhmen. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 85. Kunſtanſichten. Von Hrn. Hofrath Böttiger. — Warnung. — Girolamo Fracaſtoro. — Ein- und Ausfälle. Von Jg. Jeitteles. — Allgem. Novelliſtik. — Novelliſtiſche Beylage XIV.

Nr. 86. Die Ebbe und Flut. — Fontenelle. — Sätze über den Tanz und das Ballet. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 87. Das gelehrte Bedlam. — Die Mameluken. — Die Goldbergwerke und das Goldwaſchen im Südafrika. — Allgemeine Novelliſtik. — Novelliſtiſche Beylage XV.

Nr. 88. Die letzten Lehren der Frau v. *** an ihre Tochter. — Der Sturm. — Die Sulioten. — Reiſefrüchte. — Anekdoten von Voltaire. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 89. Kenntniß und Wiſſenſchaft im Urſprung. Von Julius Schneller. — Einiges aus Deutſchlands Vorzeit. Von Julius Max. Schottky. — Der Zeitgeiſt an ſeine Beſchuldiger. — Allgemeine Novelliſtik. — Literatur- und Kunſtblatt XII.

Nr. 90. Das gelehrte Bedlam. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 91. Dramatiſch-hiſtoriſche Denkwürdigkeiten. — Kenntniß und Wiſſenſchaft im Urſprung. (Fortſetzung.) — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 92. Ontologiſche Neuigkeiten. Von A. Rittig v. Flammenſtern. XXXII. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 93. Nekrolog. — Der alte Thürmer. — Kenntniß und Wiſſenſchaft im Urſprung. (Fortſetzung.) — Allgem. Novelliſtik. — Literatur- und Kunſtblatt. Nr. XIII.

Nr. 94. Schoedlbergers Darſtellung des Traunfalles bey Reitham in Öſterreich ob der Enns. — Carlsbad. — Kenntniß und Wiſſenſchaft im Urſprung. (Fortſetzung.) — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 95. Zuſammenſtellung der gelehrten Geſellſchaften in einigen Ländern. — Neue Erfindung. — Kenntniß und Wiſſenſchaft im Urſprung. (Fortſetzung.) — Allgemeine Novelliſtik. — Literatur- und Kunſtblatt XIV.

Nr. 96. Marmorwerke aus Phigalia. — Kenntniß und Wiſſenſchaft im Urſprung. (Schluß.) — Ameiſeneyer von Bockſchicker. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 97. Das gelehrte Bedlam. — Der Freywillige. — Eliſabeths Ankunft in Frankreich. — Ameiſeneyer von Bockſchicker. — Nachtgedanken. — Allgem. Novelliſtik.

Nr. 98. Ontologiſche Neuigkeiten. Von A. Rittig von Flammenſtern. XXXIII. — Aemilius Magnus Arborius an ein zu viel geputztes Mädchen. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 99. Das Palais Sr. Excellenz des Hrn. Grafen Ferdinand Palfy von Erdöd in Herrnals. — Die Ruinen Askalons. — Das Kind in der Fremde. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 100. Über die Muſik und insbeſondere den Geſang bey [illegible] Arabern. Von Ferdinand Wolf. — Zuruf. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 101. Der Geyer mit ſeinen Heilkräften. — Curioſa. — Der Schreiner. — Diogenes Jünger. — Der langſame Leſer. — Über die Muſik und insbeſondere den Geſang bey den Arabern. (Fortſetzung.) — Allgem. Novelliſtik. — Literatur- und Kunſtblatt XV.

Nr. 102. Der Philolog auf dem Lande. — Über die Muſik und insbeſondere den Geſang bey den Arabern. (Schluß.) — Geſetze für das Kriegsheer, mit welchem Kaiſer Friedrich I. im Jahre 1158 nach Wälſchland zog. — Über den Preis der Waffen im ſechzehnten Jahrhundert. — Status, wie viel in Europa dermahlen Kriegsvolk zu Felde liegt. — Ein Nürnberger Schwank. — Geographiſch-ſtatiſtiſche Curioſa. — Allgemeine Novelliſtik.

Nr. 103. Steinmüllers neues Beſtreben, ſich um die Naturkunde verdient zu machen. — Vom ſilbernen Ritter. — Frühlingsmorgenfeuer. — Der Wirth. — Allgemeine Novelliſtik. — Literatur- und Kunſtblatt XVI.

Nr. 104. Zum Jahresſchluß 1811. — Die Seele im menſchlichen Körper, als gefangener Prinz betrachtet. — Die Sage von der Welfen Geſchlecht. — Alte Sprichwörter in einem neuen Gewande. Von J. F. Caſtelli. — Miscellen. — Max vor Kufſtein 1504. — Eine merkwürdige Grabſchrift. — Ein Beytrag zur Geſchichte der Nahmen. — Allgemeine Novelliſtik. — Die Redaktion an die Leſer. — Literatur- und Kunſtblatt. XVII.

Converſationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

79.

(Wien, Mittwoch den 3. Oktober.)

Betrachtungen über den Menſchen.

Von Julius Schneller, Profeſſor zu Grätz.

Einleitung.

Was hat der Menſch auf den Räumen der Erde und in den Zeiten der Geſchichte gewirkt und gelitten, geſtrebt und vollbracht? Dieſe Frage über unſer Geſchlecht als Einheit löſet die Anthropologie. Sie iſt phyſiologiſch oder pragmatiſch. Die phyſiologiſche Menſchenkunde geht auf die Erforſchung deſſen, was die Natur aus dem Menſchen macht; die pragmatiſche auf das, was er, als freyhandelndes Weſen, aus ſich ſelber macht, oder machen kann und ſoll.

Unſere älteſten Urkunden, die prunkloſe Mythe des Hellenen, und die einfache Hiſtorie des Hebräers deuten dahin, daß der Menſch als organiſches Sinnenweſen aus Erde durch eines Gottes Machtruf entſtand. Sie laſſen von einem einzigen Paare alle die blühenden Geſchlechter der Menſchenkinder ausgehen. Dieſe Anſicht vom Anfange der Dinge in der Urzeit leitet den Blick des Denkers unwillkürlich an das Ende der Tage in der Zukunft.

Jean Paul ſagt: Noch trägſt du auf deinen Blumen, alte gute Erde, deine Menſchenkinder an die Sonne, wie die Mutter den Säugling an's Licht — noch biſt du ganz von deinen Kindern umſchlungen, behangen, bedeckt, und, indeß Geflügel auf deinen Schultern flattert, Thiermaſſen um deine Füße ſchreiten, geflügelte Goldpunkte um deine Locken ſchweben, führeſt du das aufgerichtete, hohe Menſchengeſchlecht an deiner Hand durch den Himmel, zeigeſt uns allen deine Morgenröthen, deine Blumen, und das ganze lichtervolle Haus des unendlichen Vaters, und erzähleſt deinen Kindern von ihm, die ihn noch nicht geſehen haben. — Aber, gute Muttererde, es wird ein Jahrtauſend aufgehen, wo alle deine Kinder dir werden geſtorben ſeyn; wo der feurige Sonnenſtrudel dich in zu nahe verzehrende Kreiſe an ſich wird gewirbelt haben; dann wirſt du verwaiſet, mit Stummen im Schooß, mit Todesaſche beſtreut, öde und ſtumm um deine Sonnen ziehen; es wird das Morgenroth kommen, es wird der Abendſtern ſchimmern, aber die Menſchen alle werden tief ſchlafen auf deinen vier Weltarmen, und nichts mehr ſehen — — — Alle — werden es? Ach! dann lege eine höhere tröſtende Hand unſerem Mitbruder, der zuletzt entſchläft, den letzten Schleyer ohne Zögern über das einſame Auge.

Jean Paul fährt fort: Bey dieſem Gedanken iſt in meiner Seele die Sonne hinunter, und am Rande zucket rothes Licht, und mein Ich wird finſter — die Welt vor mir liegt in einem feſten Schlaf, und hört und redet nicht — es ſetzet ſich in mir zuſammen eine bleiche Welt aus Todtengebeinen — die alten Stunden ſtäuben ſich ab — es brauſet, wie wenn an den Gränzen der Erde eine Vernichtung anfinge, und ich herüber hörte das Zerbrechen einer Sonne — der Strom ſteckt, und alles iſt ſtille — ein ſchwarzer Regenbogen krümmt ſich aus Gewittern zuſammen über dieſe hülfloſe Erde — — Siehe! es tritt eine Geſtalt unter den ſchwarzen Bogen, es ſchreitet über Bergeshöhen und Thalklüfte ungehört ein unermeßliches Skelett — es verſchlingt Sonnen, zerquetſcht Erden, tritt einen Mond aus, und ragt hoch hinein in das Nichts — das hohe weiße Gebein durchſchreitet die Nacht, hält zwey Menſchen an den Händen, blickt mich an und ſagt: »Ich bin der Tod — ich habe an jeder Hand einen Freund von dir, aber ſie ſind unkenntlich — ich habe ſchon eine Ewigkeit zerbröckelt, und greife in alle Welten hinein, und erdrücke; ich ſteige aus der Sonne in euren dumpfen finſtern Winkel nieder, wo der Menſchen-Salpeter anſchießt, und ſtreich' ihn ab.«

Einheit des Geſchlechtes.

Valmiki und Homer, Confutſee und Sokrates, Nero und Markus Aurelius, Attila und Tankred, Dſchingischan und Manco Kapak, Garrick und Veſtris, und alle Geſchlechter, welche in neuen Welten Colomb und Cook entdeckten, der Neger am Senegall und der Kalmucke am Altaj, der Irokeſe in Amerika, und der Kakerlake auf Java haben Einen und den nämlichen Stammvater nach der moſaiſchen Erzählung. Wir können ihr unſern Glauben nicht verſagen. Für ſie ſtreitet eine Reihe von Gründen.

Erſtens: die Sagen ſehr vieler Völker im Großen ſtimmen mit demjenigen überein, was der hebräiſche Geſchichtſchreiber von dem gemeinſchaftlichen Stammvater umſtändlich erzählet. Zweytens: wir trafen in den meiſten Ländern, und auf den meiſten Inſeln, ſelbſt in Amerika und in der Südſee den Glauben an, daß die Menſchen nicht hier entſtanden, daß die Bevölkerung von eingewanderten Fremdlingen geſchah, welches nicht undeutlich auf ein urſprüngliches Paar von Stammältern hinweiſet. Drittens: die Annahme von zehn oder noch mehreren Stammvätern des Menſchengeſchlechtes würde alle Schwierigkeiten eben ſo wenig heben, als die Annahme eines einzigen, welche gewiß dem Geſetze der Sparſamkeit entſpricht, das wir allgemein in der Natur bemerken. Viertens: der Glaube an die Moſaiſche Erzählung dient uns ſo ſchön zur Begründung eines natürlichen, für alle Menſchen gleich gültigen Rechtes, und ſcheint alſo ein Poſtulat unſerer praktiſchen Vernunft zu ſeyn.

Den Ort, von welchem aus die erſten Stammältern ſich in die übrigen Erdtheile verbreiteten, genau anzugeben, vermögen die Gelehrten nicht. Aber die Sagen und Mythen, die heilige und die weltliche Geſchichte, der geſunde

Menſchenverſtand, die Spekulationen der Phyſik, und die Erfahrungen der Naturgeſchichte weiſen übereinſtimmend auf *Aſien* als die Wiege des Menſchengeſchlechtes hin.

Die heilige Geſchichte verlegt das Land Nod der Adamiten und die Ebene Sinear der Noahiten dahin. — Die weltlichen Geſchichtſchreiber beginnen ihre Erzählungen mit Aſien, weil da die Geſellſchaft, die Politik, die Religionen, Kunſt und Wiſſenſchaft, wahrſcheinlich alſo auch das Menſchengeſchlecht, entſtand. — Der geſunde Menſchenverſtand ſagt: Die erſten Stammältern müſſen wohl in einem milder Klima, wo reichliche Nahrung aus der unbearbeiteten Erde, ſo etwa, wie in Aſien, ſproßte, gelebt haben, weil das rauhe Klima ſie getödtet hätte, und ihre Unwiſſenheit ſie unfähig machte, Nahrung zu erarbeiten. — Die Phyſik zeigt durch barometriſche Verſuche die Höhe der aſiatiſchen Bergrücken; ſie konnten alſo zuerſt ſich abkühlen, wenn die Erde durch eine Feuer-Revolution entſtand; oder zuerſt feſt und trocken werden, wenn ſie durch eine Waſſer-Revolution ihre Bildung erhielt. Jenes Abkühlen und dieſes Austrocknen war aber nöthig, um den Boden für Menſchen bewohnbar zu machen. — Die Naturgeſchichte lehrt, daß die meiſten edleren Pflanzenarten und die meiſten zahmen Thiere von Aſien in die übrigen Erdtheile gewandert ſeyen; dieſe Veredlung und Bezähmung zeigt auch das höhere Alter der Kultur.

Den entſcheidendſten Beweis, daß Aſien die Wiege des Menſchengeſchlechtes ſey, gibt die *Weltgeſchichte*, welche den Blick auf alle Räume und Zeiten richtet. Sie thut dar, wie die Bewohner des Gebirges Altaj im öſtlichen, und jene des Gebirges Kaukaſus im weſtlichen Aſien ſich allmählich über die ganze Erde verbreiteten. Von mancher dieſer Wanderungen kennen wir genau die Zeit, die Art und Weiſe.

Trotz der gemeinſchaftlichen Abſtammung von einem *Urpaare* werden wir das Menſchengeſchlecht in einer Reihe phyſiſcher und pſychiſcher Verſchiedenheiten ſo widerſprechend erblicken, daß alle die verworrenen und verwirrenden Bilder als eine einzige ruhig große Maſſe, als ein einziges ruhig großes Gemählde dem gewöhnlichen Beſchauer ſich nicht geſtalten will. Doch der ſchärfere Denker wird alle Widerſprüche des Äußern aus der Nöthigung des *Klima* und aus der Macht der *Phantaſie* hinlänglich erklären. Er wird hinweiſen auf die weſentliche dreyfache Übereinſtimmung des Innern im anatomiſchen Baue des Körpers, in der tranſcendentalen Grundanlage des Geiſtes, und in dem hiſtoriſchen Entwicklungsgange der Menſchheit.

Alle *phyſiſchen* Unterſchiede des Menſchengeſchlechtes laſſen ſich aus dem *Klima* erklären. Unter dem Klima verſtehe ich die ungeheure und ununterbrochene Wirkung und Gegenwirkung der ganzen umgebenden Natur. Hieher gehört Wärme und Kälte, Luft und Atmoſphäre, Lichtſtoff und Elektrik, Galvanism und Magnetism, Nahrung und Kleidung.

Der Unterſchied von Wärme und Kälte auf dem Erdboden fällt am meiſten in die Sinne. Der Menſch erträgt einen natürlichen Froſt von 126 Grad unter Null des Fahrenheitiſchen Thermometers, und eine natürliche oder künſtliche Hitze von 130 Grad über Null deſſelben.

Die Luft, welche uns überall umfängt, drückt mit verſchiedener Gewalt auf den rings umſchloſſenen Körper nach den Abwechslungen der Erdhöhe, wo wir leben. Auf den Bergſpitzen der Kordilleras, mehr als zweytauſend vierhundert Klafter über der Meeresfläche, wirkt dieſe Kraft anders, als in den tiefen Bergſchachten von Potoſi, viele hundert Schuh unter derſelben. Und wie vielerley Abſtufungen zwiſchen dieſen beyden Extremen!

Die Atmoſphäre ſchwängert ſich da mit Waſſerſtoffen, Säuren und Alkalien, indeß ſie an einem andern Orte ausgetrocknet mit veränderten chemiſchen Theilen und Eigenſchaften in Lunge und Blut kommt, und bey dem ununterbrochenen Einſtrömen und Ausſtrömen die verſchiedenſten Wirkungen erzeugt.

Der Lichtſtoff, ſo wichtig nach den neueſten Erfahrungen der Ärzte in der Entwicklung der Organe, wallet hier von einem blauen Himmel wie ein Meer herab, indeß er anders gelegene Erdtheile kümmerlich erhellet, und kaum die dicken Nebel zu durchdringen vermag.

Die elektriſche, galvaniſche und magnetiſche Materie wird durch unſere noch ſchwache Phyſik in erſtaunungswürdiger Kraft vorgeſtellet. Sichtbar verändert ſich ihre Wirkſamkeit auf den thieriſchen Organism nach den verſchiedenen Graden der Anhäufung. Dieſe Anhäufung iſt in jedem Thale, wie viel mehr alſo in jedem Lande, und noch mehr in jedem Welttheile verſchieden.

In Gegenden, wo, nach Göthe's Ausdrucke, die Citronen blühen, im dunkeln Laub die Goldorangen glühen, ein ſanfter Hauch vom blauen Himmel weht, die Myrte ſtill, und hoch der Lorber ſteht — bietet eine reiche und üppige Pflanzenwelt hinlänglich die friedliche Nahrung. In andern muß der Menſch tauſend Thiere metzeln und morden, um ſein dürftiges Daſeyn zu friſten. In noch andern nähret ihn ranziges Öhl und ſtinkendes Fett, den Ungeheuern des Meeres auf Feldern von Eis abgewonnen. Und doch iſt es die Nahrung allein, aus welcher Muskeln und Sehnen, Nerven und Gehirn, kurz dasjenige entſteht, was die Alten die ſinnliche Seele nannten.

Da können ohne Kleidung, oder bloß unter einer leichten Bedeckung, die menſchlichen Glieder zwanglos in freyer Luft ſich entwickeln. Dort müſſen ſie in dicke Pelze und ſchwere Laſten hinter ſteinerne Wände, wie in Kerker, ſich verbergen. Dort endlich muß der Menſch unter die Erde fliehen, in Dampf und Rauch gehüllt, mit Schmutz und Ruß bedeckt, bey einer düſtern Lampe ſich einen erbärmlichen Tag verſchaffen.

Auch viele pſychiſche Unterſchiede des Menſchengeſchlechtes laſſen ſich aus dem Klima erklären, indem es weſentlich beſtimmt die Richtung und den Schwung der Phantaſie, welche in der That das Klima des Gemüthes iſt. Die Phantaſie bemächtigt ſich des vorgefundenen Stoffes ihrer nahen Natur, und ſchafft aus den eigenthümlichen Gaben jedes Himmelsſtriches einen eigenen Himmel. Sie ſetzt aus den gegebenen Formen der äußeren Sinne tauſend neue Geſtalten ſchöpferiſch im inneren Sinne zuſammen. Sie verſammelt die Pflanzen und Bilder der fernesten Gegenden auf ihren nahen beglückten Erdraum.

Die Phantaſie, angeregt und ausgebildet durch die Gemählde jedes Landes, ruft die höchſten Künſte ins Daſeyn, und wirkt doch veredelnd in den gemeinſten Genüſſen des alltäglichen Lebens. Sie ſtellet für jedes Geſchäft dem Menſchen ein Urbild auf, welches nie völlig, aber immer völliger erreicht wird. Sie legt in die Sitten durch die öffentlichen Spiele, durch das Erwachen der Nacheiferung, und durch die gemeinſamen Vergnügen des Tiſches, des Schauſpieles und des Tanzes den Samen der verſchiedenen Geiſtesentwicklung. Sie verſchönt die Kirche mit tauſend Gebräuchen und Opfern, und bevölkert Himmel, Hölle und Erde mit den abenteuerlichſten und erhabenſten Weſen.

Die Phantaſie ſprach ſich mächtig bey jedem herrſchenden Volke aus, nach Verſchiedenheit der nahen Umgebung. Die düſtere erzeugte in Egypten die pyramidaliſchen Todtenſärge. Die heitere vereinte die Hellenen bey den Olympiſchen, Iſthmiſchen und Pythiſchen Spielen. Die hohe ließ Babylon und Paſargada mit Felſenmauern und hängenden Gärten entſtehen. Die liebliche erzeugte Phrygiſche und Joniſche Lieder. Die ſchreckliche gefiel ſich im Aufthürmen der Hirnſchädel und Todtengerippe. Die prächtige ließ das Kapitol für Jupiter, Amphitheater und Porticus für das Herrſchervolk, Triumphbögen und Tempel für einen Trajan errichten. Die üppige bereitete Bäder, Salben, Wohlgerüche, Bekränzungen und alle Genüſſe der Sybariten. Die rein menſchliche endlich verſinnlichte die Idee einer allgemeinen Menſchenverbrüderung, die Idee eines ewigen Friedens, und die Idee eines unvergänglichen Reichs von Recht und Tugend.

Die Phantaſie lieh dem Manne und der Frau, dem Verſtand und der Vernunft die Gewänder, mit welchen ſie auf Erden erſchienen und erſcheinen. —

Farben der Menſchen.

Unter allen phyſiſchen Unterſchieden der Menſchheit fällt die Farbe am meiſten in die Augen. In Aſien findet man die Menſchen in allen Abſtufungen von Gelb; goldgelb, ſtrohgelb, olivengelb und bräunlich. In Afrika ſind ſie bräunlich, braun, ſchwarzbraun, ſchwarz, tintenfärbig. In Amerika weiß, braun, roth, kupferroth, erzfärbig. In der Südſee mit zwey Arten von Schwarz. Überall werden von den gefärbten auch kreidenweiße Menſchen geboren.

In der That, es erregt Erſtaunen, wenn man im Gedanken das bunte Gemiſche und Spiel der Farben neben einander ſtellet; doch drey Betrachtungen mäßigen die Überraſchung. Erſtens finden wir in Europa ſchon einen großen Unterſchied zwiſchen dem Weiß einer Däninn oder Schwedinn, und der Farbe ſelbſt einer ſchönen Italienerinn oder Spanierinn. Zweytens unterſcheiden ſich in jedem Lande die höheren Stände durch hellere Farben von den gemeinen Leuten, welche den Einwirkungen der Atmoſphäre und des Staubes ſtets ausgeſetzt ſind. Drittens, wie wenig iſt die Farbe in ſich ſelbſt! Sie durchdringet nicht den ganzen Körper, ſondern wird unter dem dünnen Oberhäutchen, in dem ſogenannten Malpighiſchen Netze gebildet, deſſen Fett und Flüſſigkeiten durch die Kraft der Lichtſtrahlen leicht verändert werden; ſie entſtehet einzig durch das Klima, welches den Grad der Wärme erzeugt.

Alle Menſchen, Stände, Stämme und Völker erhalten dunklere Farben, je mehr ſie der Hitze und dem Sonnenſtrahl ausgeſetzt ſind. Darum hat im Allgemeinen Europa weiße, Aſien dunkle, Amerika und Polyneſien noch dunklere, Afrika aber die dunkelſten Farben der Menſchen. Insbeſondere erhält der Amerikaner in den Wäldern eine weniger kupferrothe Farbe, als in den offenen Ebenen. Die Vornehmen auf Malabar ſind daher weniger dunkelbraun, als die Dürftigen, welche immer im Freyen leben. Die Neger in der Nähe kühlender Gebirge und des erfriſchenden Meeres werden weniger ſchwarz, als jene in den Sandwüſten. Die reichen Europäer in Weſtindien und in allen Erdtheilen laſſen ihre Sclaven in den Sonnenſtrahlen arbeiten; ſie ſelbſt verbergen ſich ſorgfältig, und erhalten dadurch ihre weißliche Farbe.

Warum werden in Amerika die Menſchen unter dem Äquator nicht ſo ſchwarz, wie unter dem Äquator in Afrika? Warum trifft man in der neuen Welt unter den gleichen Graden der Breite nicht die nämlichen Farben, wie in der alten? — Die Antwort iſt einfach; weil das Klima ſich nicht genau nach den mathematiſchen Linien des Erdballs richtet; weil der Lauf der Berge und der Strich der Winde ſehr Vieles ändert; weil das benachbarte Meer mächtig auf die Atmoſphäre einwirkt; weil die vielen inländiſchen Seen, Flüſſe und Moräſte ätzende Stoffe ausdünſten, wodurch die Haut ganz anders, als in der alten Welt bearbeitet wird; weil endlich die ungeheuern Waldungen Amerika viel kälter machen, als andere Länder in den gleichen Breitegraden ſind.

In kalten Gegenden werden die Menſchen dunkelbraun, weil das rauhe Klima ſie nöthigt, den Körper mit Fett und Schmutz zu überziehen, und ſich in unterirdiſchen Höhlen gleichſam mit lebendigem Leibe zu räuchern.

Die geſtreiften und geſleckten Menſchen ſind kein Erzeugniß des Klima und der Hitze, ſondern der Kunſt oder Laune. Kann ſich aber ein Wärzchen, eine Linſe, ein Muttermahl ſogar vom Vater auf ein Kind fortpflanzen, warum nicht endlich auch ein eingeriebener Streif oder Fleck?

Im heißen Klima werden bisweilen kreidenweiße Kinder geboren; ſie heißen Albino's oder Kakerlaken, und ſind kränklich, wie jene, welche bey uns die Bleichſucht oder Gelbſucht haben. Es iſt ungereimt, anzunehmen, daß das Weiß der Europäer durch eine Krankheit entſtanden; jene Albino's, welche von rothen Müttern in Amerika, von braunen in Aſien, und von ſchwarzen in Afrika geboren werden, ſind ſo ſchwächlich im Geiſte, ſo hinfällig im Körper, ſo unfähig zur Zeugung, daß unſere Seelenſtärke und Thatkraft ganz eine andere Abſtammung vorausſetzt.

Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß die weiße Farbe die urſprüngliche ſey, weil ſie am leichteſten in alle anderen übergeht, und weil die Weißen wirklich ſeit undenklichen Zeiten beſchäftiget ſind, alle Küſten des Feſtlandes und alle Inſeln des Meeres zu befahren und zu bevölkern. Prohaſka, einer der berühmteſten Phyſiologen in Wien, führt die Erfahrung an, daß die Kinder aller Neger noch jetzt weiß geboren werden, und nur nach und nach die ſchwarze Farbe erhielten. Es iſt zu wünſchen, daß dieſer entſcheidende Erfahrungsſatz über jeden Zweifel erhoben werde.

Über die Färbung der Menſchen ſtellt die Weltgeſchichte als erſte Haupterfahrung auf: Weiße Völker wurden durch ihren Aufenthalt in heißen Ländern nach mehreren Menſchenaltern ſchwarz. Die Sarazenen zogen im ſiebenten Jahrhunderte aus dem milden Arabien, ſie näherten ſich dem Äquator, und bekamen die ſchwarze Farbe ſo allmählich, wie der Nahme der Mauren in jenen der Mohren überging, welches uns bloß einen Schwarzen bezeichnet. Die Portugieſen ſetzten im funfzehnten Jahrhunderte nach Afrika hinüber, und Niemand vermag jetzt durch die Farbe ſie von den Negern zu unterſcheiden. Die Juden mußten ſich in die Welt zerſtreuen, und vermiſchten ſich aus kirchlichen Grundſätzen gewiß ſelten mit den Eingebornen, nun treffen wir ſie ſchwarz in Abyſſinien, und weiß in Europa.

Über die Färbung der Menſchen ſtellt die Weltgeſchichte als zweyte Haupterfahrung auf: Bis jetzt haben wir keinen einzigen Beweis, daß ſich ein ſchwarzer Völkerſtamm in einen weißen verwandelt hätte. Die Urſache liegt vielleicht darin, weil die ſchwarzen Völker nicht lange in kalten Ländern verweilten, und daher keine neue Reihe von Zeugungen in dem veränderten Klima entſtand. Die Neger in den Antillen veränderten ſich nicht merklich, weil das Klima Weſtindiens von jenem ihres Vaterlandes nicht auffallend genug verſchieden iſt. Doch bemerket man bey einer großen Verwundung und Vernarbung, daß die neue Haut des Mohren in kalten Ländern eine viel weißere Farbe annimmt. Aber viele Gelehrte erklären es für unmöglich, daß Mohren unter den günſtigſten Umſtänden in dem Laufe der Jahrhunderte weiß werden.

(Fortſetzung folgt.)

* * *

Der Schneeberg.

Es hebt der Schneeberg kühn ſein Felſenhaupt
Aus einem Meer von wald'gen Höh'n empor,
Und hält die tauſend Klüfte, tauſend Ritze
Im Rieſenbogen dem Beſchauer dar.
Warum als Schneeberg er bezeichnet ward,
Das zeigt dem Fragenden ſein weißer Scheitel,
Auf dem des Schnees Laſt in weiten Feldern liegt
Und ſich gleich Bächen in die Schluchten gießt.
Dort treibt die Gemſe noch ihr keckes Spiel,
Und liegt der Bär in ew'ger Waldesnacht;
Die Elemente ſind der Feſſeln frey,
Und nur des Köhlers Axt erſchallt im Thal.
Du, Öſt'reichs höchſter Punkt, der Gauen Schmuck,
Dich ſchaut das Volk erfreut, und du erblickſt
Vom Wolkenſitz herab ein glücklich Land.
Es hat der Sturm dir oft die Stirn umtos't,
Wenn die Natur erzürnt die Hand erhob,
Und dennoch ſtehſt du feſt, und ſteheſt immer ſo;
O möge Auſtria dir gleichen für und für,
Und ſiegreich aus dem Kampf der Zeiten gehn,
Dann bleibet Deutſchland eine Felſenburg!

Am 11. Sept. [illegible]. Julius Max Schottky.

* * *

Randgloſſen zu Clio's Buche.

V.

Autor-Verlegenheit.

Pradon befand ſich bey der erſten Vorſtellung eines ſeiner Trauerſpiele in ſeinen Mantel gehüllt unter dem Publikum auf dem Parterre. Schon im erſten Akt ertönten Pfiffe von allen Seiten, ſo daß der arme Autor wie auf glühenden Kohlen ſaß; allein das Haus war ſo voll, daß er nicht fort konnte. Man kann denken, was der Arme, gezwungen, dem Begräbniſſe eines ſeiner Kinder beyzuwohnen, für Geſichter ſchnitt. Einer ſeiner Freunde bemerkte dieß, und machte ihn darauf aufmerkſam, daß alles verloren ſey, wenn man in ihm den Autor des Stückes erkennen würde. Du haſt nur ein Mittel, dich zu retten, ſagte er, nämlich wenn du noch ſtärker pfeifſt, als die Andern. Pradon befolgte den Rath. Allein ein Soldat, dem das Stück nicht ſo übel gefiel, und der es gern bis zu Ende gehört hätte, verwies ihm das Pfeifen, und befahl ihm, zu ſchweigen. Pradon pfeift wieder, und der aufgebrachte Soldat reißt ihm die Perrücke vom Kopf, und wirft ſie mitten ins Parterre; Pradon will ihm eine Ohrfeige geben, die Nachbarn miſchen ſich in den Zank, und der Autor wird mit Fauſtſchlägen bedeckt und hinausgeworfen. — Ob wohl jemahls wieder ein Autor erſcheinen wird, der ſein eigenes Stück auspfeift?

VI.

Wir werden ſehen!

Ein Offizier, der viele Bleſſuren im Kampfe für ſein Vaterland erhalten hatte, überreichte einem Könige von Frankreich eine Bittſchrift, in welcher er den gerechten Lohn für ſeine Verdienſte anſprach. Nachdem der König das Geſuch geleſen hatte, ſprach er: Schon gut, lieber Freund! geht nur, wir werden ſchon ſehen! — Eure Majeſtät können auf der Stelle ſehen, antwortete der Offizier, und entblößte ſeine mit Narben bedeckte Bruſt. Der König, weit entfernt, dadurch ſich beleidigt zu finden, gewährte ihm auf der Stelle, was er bat.

VII.

Die Zahl 14.

Die Alten bezeichneten gewiſſe Tage des Jahres mit einem ſchwarzen Steine. Viele Menſchen ſehen noch den Freytag für einen unglücklichen Tag an, Andere ſcheuen die Zahl 13. Bey Heinrich dem Vierten war aber die Zahl 14 ſehr ominös. Heinrich ward geboren den 14. Dezember, 14 Jahrhunderte, 14 Dekaden und 14 Jahre nach der Geburt Jeſu Chriſti. Am 14. März gewann er die Schlacht von Ivry, und Ravaillac ermordete ihn am 14. May. Er lebte 4mahl 14 Jahre, viermahl 14 Tage mehr 14 Wochen, und ſein Nahme: Henri de Bourbon, beſtand auf 14 Buchſtaben. Am 14. May war ſeine erſte Frau geboren, und am 14. May ſein Sohn Ludwig XIII. geſtorben.

* * *

Sinngedichte von Pfeiffer.

An eine Spötterinn der Alten.

Wer glaubet wohl, daß dir zum Spott
Des Alters Brille dient? —
Iſt denn nicht auch der junge Gott,
Dein größter Liebling, blind?

An eine Dame mit Brillen.

Warum bewaffneſt du dein Auge
Von auſſen, ſchönes Kind,
Da längſt darinnen alle Waffen
Des Liebesgottes ſind?

An ein ſchönes Stubenmädchen.

(Nach dem Franzöſiſchen.)

Wärſt, ſchöne Dienſtinn, Iris du,
Und Juno Ihro Gnaden
Fiel's ein, zu Tiſche mich zu laden;
Vergäß' ich dieſes Rendevous,
Beym Styx! trotz aller Ehre, faſt,
Und lüd' die Bothinn ſelbſt zu Gaſt.

Phöbus Roſſe.

Des Phöbus Roßgeſpann ſchlich Schneckentrott,
Erharrt ich dich, Klizere;
Du naheſt endlich, und der Liebesgott
Jagt ſie nun Carrierre.

Allgemeine Novelliſtik.

(In dem Converſ. Bl. erwähnte Bücher, Journale und Schriften ſind hier in der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung entweder vorräthig, oder können durch ſie ſchnell und zu billigen Preiſen bezogen werden.)

Theater nächſt dem Kärnthnerthor. Am 21ſten September wurde hier zum erſten Mahl aufgeführt: Edmund und Caroline. Singſpiel in einem Aufzuge, frey nach Marſollier, von Friedrich Treitſchke. Muſik von Herrn Joſeph Weigl, Opern-Director der k. k. Hoftheater.

Edmund hat Carolinen, ohne Einwilligung ſeines Oheims van der Hooft, zur Frau genommen, und dieſer will von Beyden nichts mehr wiſſen. In der Hoffnung, ihn wieder zu verſöhnen, finden Beyde ſich auf dem Schloſſe ein, wo der Onkel künftig ſein Leben beſchließen will, übernehmen die Rollen der jungen Pachtersleute, und ſuchen ihn für ſich zu gewinnen. Van der Hooft faßt den Entſchluß, das Ehepaar zu ſehen, von deſſen Ankunft er unterrichtet iſt, ohne jedoch bemerkt zu werden. Bald darauf erſcheinen ſie in ihrer wahren Geſtalt, ſchreiben einen Brief an den Onkel, der ſogleich darauf antwortet, und als Beyde wieder verkleidet, aber nun von ihm erkannt, hereintreten, wird ihnen die Entſcheidung in Betreff des Neffen kund gemacht, doch ſo, als ob der Onkel ſich noch täuſchen ließe. Er überlaßt ihm den Beſitz des Gutes, befiehlt aber beyden Gatten ein für alle Mahl, ſeine Gegenwart zu meiden. Dagegen widerſetzen ſich die jungen Leute mit dem größten Eifer, und beſtehen auf friedlichem Verein zeitlebens, oder Zurücknahme des Geſchenkes. Van der Hooft wird überwunden, und verzeiht dem jungen Ehepaar.

Wir haben ſchon ein kleines Luſtſpiel deſſelben Inhalts, das den Titel führt: Brief und Antwort. An ſich iſt das Verhaltniß nichts weniger als neu, die gut angelegte Verkleidung gibt aber zu intereſſanten Situationen Anlaß, und man iſt auf das Ende der Maskerade begierig, das aber zu lange ausbleibt, und durch die Geſangſtucke noch mehr verzögert wird. Das Briefſchreiben nimmt zu viele Zeit weg. Ruhrend iſt der Schluß, durch den feſten Verſatz der jungen Leute, ohne die Verzeihung des Oheims keinen Gebrauch von ſeiner Großmuth zu machen. Das Stück will eine beſonders friſche und lebendige Darſtellung, was hier nicht der Fall war. Der Schiffskapitan van der Hooft mußte kraftiger gegeben werden; Edmund unterſchied den Neffen nicht genug vom Pächter, und Caroline war im Geſang anziehender als im Spiel.

Die Muſik iſt einfach und charakteriſtiſch, durchgehends, wie ſich's erwarten läßt, mit Ernſt behandelt, und einige Nummern ſprachen beſonders an. Dahin gehört die Romanze, deren erſter Theil von Edmund, mit einer zweyſtimmigen, der folgende in Minor von Caroline, mit dreyſtimmiger Wiederhohlung geſungen wird. Dieſes Geſangſtück erregte warme Theilnahme, und mußte da Capo angeſtimmt werden. Die Ouverture athmet Leben und Feuer, die gute Exekutirung erwarb dem Orcheſter mit Recht Anſpruch auf einen Theil des laut gezollten Beyfalls. Der erſte Chor hat einen heitern ländlichen Charakter, und erhielt ebenfalls eine günſtige Aufnahme. Das Duett zwiſchen van der Hooft und Caroline ſagte am wenigſten zu, obgleich energiſche Bewegung darin herrſcht.

Man bemerkte an dieſem Abend wieder eine auffallende Unruhe unter den Zuſchauern, und ein großer Theil war außerordentlich voreilig, ſeinen entſcheidenden Abſpruch anzubringen. Von wahren Kunſtfreunden wäre zu erwarten, daß ſie Mannern, die ſchon Bedeutendes geleiſtet haben, und einer Oberleitung, die jederzeit Vorzügliches zu reichen ſich bemüht, oder das Gegebene immer noch auf die empfehlendſte Weiſe darzubiethen pflegt, auch die beſte Abſicht immer zutrauen, und kein allzu raſches Urtheil ſich erlauben würden. Gerade unter denjenigen, die am meiſten mit ihrem Urtheil an ſich halten ſollten, unter den Beſitzern von freyen Eintrittskarten, nimmt man bey ſolchen Gelegenheiten den größten Eifer wahr. Gerade als ob der freye Eintritt auch zu freyen Äußerungen im abſprechenden Ton berechtigte. Wer die Werke der Kunſt nur nach Extremen beurtheilt, der übt keine große Kunſt aus, und die Gewohnheit, übermaßig zu erheben, oder unbedingt zu verwerfen, macht das Urtheil verdächtig: aber die Gabe, ſelbſt bey hervorſtechenden Mangeln die beſſere Seite aufzuſuchen, und die Behutſamkeit, ſich der tauſchendſten nicht hinzugeben, ſind für den Kunſtrichter unerlaßliche Bedingungen.

Nach dem Singſpiel wurde ein Divertiſſement, von Herrn Philipp Taglioni, Ballettmeiſter der k. k. Hoftheater, gegeben.

Als engagirtes Mitglied trat zum erſten Mahl Mlle. Thereſe Heberle auf, und erfreute ſich in einem Terzett, worin Mlle. Milliere und Herr Taglioni ihre hohe Kunſtfertigkeit entfalteten, einer ſchmeichelhaften Theilnahme. Der Vortheil dieſer jungen Tänzerinn war um deſto größer, da ſie an der Seite einer kunſtreichen Meiſterinn erſchien, die Alles, was ſie bisher geleiſtet, gleichſam in einen Brennpunkt vereinigte.

und ihren Glanz auch über ſie verbreitete. Herr Taglioni auf der andern Seite hob durch Reiz und Würde ſeines Tanzes die Elevinn, und verſchönerte das Ganze.

Auf ein anſpruchloſes Solo folgte nun ein Pas de deux, von Herrn und Mad. Rozier getanzt, deſſen Ausführung den ausgezeichneten Talenten Beyder glänzende Auszeichnung erwarb.

Theatraliſcher Anzeiger. Die k. k. Hofopernſängerinn Mad. Grünbaum hat in Hamburg mit vielem Beyfall Gaſtrollen geſungen. Beſonders gefiel ſie als Sophie im Sargin.

In Berlin iſt kürzlich Göthe's Stella gegeben worden. Man fand, daß die Zeit, wo Werther und dieſe ſeine Zwillingsſchweſter Glück machten, vorüber iſt.

Das neue Operntheater in Paris wurde am 16ten Auguſt mit den Bayaderen nach Jouy's Abänderung eröffnet. Die Einnahme belief ſich auf 7000 Franken.

Ein in den Annalen des Theaters faſt unerhörter Umſtand hat neulich in Paris im Théâtre Français Statt gehabt. Man gab le légataire universel und l'Ecole des Maris. Im ganzen Saale befand ſich nur ein einziger Zuſeher. Die Schauſpieler, welche fruchtlos bis um halb acht Uhr gewartet hatten, entſchloſſen ſich endlich anzukündigen, daß die plötzliche Unpäßlichkeit eines Mitgliedes ſie zwinge, die Vorſtellung auf den folgenden Tag zu verſchieben. In Folge deſſen trat ein Schauſpieler heraus, und nachdem er ſich dreymahl verbeugt hatte, ſprach er Folgendes: »Mein Herr' wir ſind untröſtlich darüber, ihnen ſagen zu müſſen, daß die angekündigte Vorſtellung nicht Statt haben könne, weil einer unſerer Kameraden von einer plötzlichen Unpäßlichkeit befallen, außer Stand geſetzt iſt, heute zu ſpielen.« Man ſollte glauben, der Zuſeher habe die Gültigkeit dieſes Beweggrundes eingeſehen? Allein, mit nichten! Der Herr ärgerte ſich, begehrte daß die Vorſtellung gegeben werde, er ſchreyt, daß er bezahlt habe, um den légataire zu ſehen, und daß er den Saal nicht verlaſſen werde, bis dieſer gegeben iſt. — Der Schauſpieler will antworten, allein das Publikum pfeift, murrt, droht, und ſcheint ſogar auf die Bühne ſteigen zu wollen. Der Schauſpieler, der gerechten Ehrfurcht, welche er dem Auditorium ſchuldig iſt, eingedenk, zieht ſich zurück. Der Vorhang fällt. Man ſucht in der Eile einen andern Schauſpieler, der des als krank Angekündigten Rolle übernimmt. Man findet einen, und der Vorhang rollt unter allgemeinem Beyfallklatſchen wieder auf.

Der ganze Streit hatte ſeine traurigen Folgen. — Die Vorſtellung ging gut zuſammen — und endete um neun Uhr. — Um halb eilf Uhr befand ſich das bey den Einnahmen für die Armen beſtimmte Zehntel ſchon in den Händen des Receveur des hospices. Es betrug zwanzig Centimes.

In Schmölle bey Biſchofswerda in Sachſen iſt kürzlich ein Delinquent geköpft worden, der ſeines Bruders Frau ermordet hatte. Der arme Sünder war ein Schneider, der Scharfrichter aber, der noch dazu an ihm ſein Meiſterſtück machte, ein Schuhmacher, welcher die Scharfrichterey erpachtet, und den Pfriemen mit dem Schwert vertauſcht hatte.

Herr Souchard, Coiffeur von Paris, gegenwärtig in Bordeaux etablirt, kündigt Patent-Perrücken an.

In London iſt eine Geſchichte der Unverdaulichkeit in vier Bänden erſchienen.

Moſcheles hat mit Erlaubniß ſeines hohen Gönners, des Fürſten von Eſterhazy, den Titel eines Kammervirtuoſen des Fürſten angenommen. Er befindet ſich gegenwärtig wieder in Frankreich auf Kalkbrenners Gut in Nogent sur Vernisson, Loiret Département, Château de belle vue, wird aber bald wieder nach London zurückkehren.

Apollonius von Rhodus, der Verfaſſer des Gedichtes über die Argonautenfahrt, hatte zum Lehrer den Callimachus. Callimachus war ein Mann von tüchtigen Kenntniſſen, der in ungemeinem Anſehen ſtand — er dichtete auch; allein aus ſeinen Erzeugniſſen ſprach Fleiß, nicht aber Phantaſie und Schönheitsſinn. Das Anſehen, das er genoß, verſchärfte die Härte ſeines Charakters, und der feurig ſtrebende Schüler Apollonius wurde ihm bald widerwärtig. Callimachus gefiel ſich in Theilen, Apollonius wollte ein Ganzes. Man hatte ſich von der einfachen Schönheit Homers weit entfernt, als Apollonius ſeine Argonautica hinſtellte, mußte er bey ſeinen Zeitgenoſſen durchfallen, wobey Callimachus nicht unthätig geweſen zu ſeyn ſcheint. Er verließ Alexandrien, und bürgerte ſich in Rhodus ein, daher ſein Beynahme Rhodius.
—rh—

Göthe ſagt in Kunſt und Alterthum, 3 B., 1. Heft:

Wollt ihr es (das Wahre) auf ewig los ſeyn,
So erſtickt es nur mit Worten.

Ferner:

Wir kehren frank und froh
Den Strumpf auf die linke Seite,
Und tragen ihn ſo.

Ferner:

Das Tüchtige, wenn's wahrhaft iſt,
Wirkt über alle Zeiten hinaus.

Hiermit hätte nun dieſer forſchende Geiſt die meiſten literariſchen Beſtrebungen des Tages bezeichnet, und denen, welche darüber betrübt ſind, den beſten Troſt gereicht.
—rh—

Die Ausbeute der Minen Braſiliens betrug 1818 ſieben tauſend Kilogrammen Gold; die Ausbeute an Gold auf dem geſammten Feſtlande Amerika's 17,000 Kilogrammen. Ein Theil dieſer Minen befindet ſich gegenwärtig in den Händen der Inſurgenten.
—rh—

Noch im Jahre 1794 gab es nicht einen Menſchen, nicht eine Hütte auf dem Platze, wo jetzt Odeſſa liegt. Gegenwärtig zählt dieſe Stadt über 40000 Einwohner.

Die im Jahre 1772 angelegte Herrnhuther Manufakturſtadt Chriſtiansfeld zählt jetzt 700 Einwohner.

Auf St. Croix hat in der letzten Zeit eine große Dürre geherrſcht, und man hat kaum genug Waſſer zum Trinken gehabt.

Das Dampfboot, welches von Liverpool nach Tranmore fährt, mußte am 24. Aug. in die See geſenkt werden, weil man fand, daß der Keſſel glühend war, indem ſich unvorſichtiger Weiſe kein Waſſer darin befunden hatte. Man befürchtete, das Schiff würde in Brand gerathen, weßhalb in aller Eile die Paſſagiers gelandet, und Löcher in das Fahrzeug gebohrt wurden. Nach kurzer Zeit wurde es wieder, ohne großen Schaden erlitten zu haben, aus dem Waſſer gezogen.

Von dieſer mit Abbildungen und Beylagen begleiteten encyclopädiſchen Zeitſchrift erſcheinen hier im Verlage der Carl Gerold'ſchen Buchhandlung (Stephansplatz 625) wöchentlich zwey Stücke. Preis: viertelj. 9 fl. W.W., durch die k. k. Poſt 21 fl. W.W. halbj.
Beyträge beliebe man dem Redacteur (J. F. Caſtelli) eben dahin zuzumitteln.

Gedruckt bey Carl Gerold.

Conversationblatt.

Dritter Jahrgang, 1821.

80.

(Wien, Samſtag den 6. Oktober.)

Elgin-Marbles.

Lord Elgin, als Geſandter an der hohen Pforte, hat durch ſeinen politiſchen Einfluß 1801 ſich die Erlaubniß ausgewirkt, Alterthümer aus Athen wegführen zu dürfen, und er hat durch großen Aufwand Trümmer vom Parthenon gerettet, durch deren Sicherung er ſich bey ſeinem Vaterlande und der Nachwelt unſterbliches Verdienſt erworben hat.

Durch dieſe Trümmer kann die Nachwelt noch begreifen, wie ein ganzes Volk, das Pericles der Verſchwendung anklagte, auf ſeine Antwort: »Ja Athener, ich nehme die Koſten der Bauten auf meine Rechnung, bitte nur, daß ſie nach mir genannt werden;« laut ausrief: nein! nein! fahre fort zu bauen!

Wahrlich England iſt zu beneiden, daß es abermahls ſolche Schätze an ſich gebracht hat; denn erſtens ſolche Denkmahle ſind die erhabenen Zeugen der Geſchichte, und ſie reden lauter als ſelbſt die geſchriebenen. Zweytens ſind ähnliche Monumente die Lehrer des reinſten Geſchmackes. In einer Zeit, in der faſt nur das Mittelalter geprieſen iſt, iſt das Anerkennen und Arbeiten nach klaſſiſchen Werken beſonders verdienſtlich. Die gothiſchen Kirchen mit ihrem erhabenen Dunkel, mit den wolkendurchbohrenden Thürmen, der myſteriöſen Beleuchtung, den frommen Zierathen ſind herrliche Gebäude; betritt ſie, und du biſt beſtürmt von Gefühlen; geh aber in einen Tempel, hoch gelegen, weit umſehend die Gegend; der Frontiſpice zeigt dir die ſteinerne Tragödie des Alterthums, die Niobe mit ihren Kindern, und du fühlſt die Erhabenheit des reinen Verſtandes, und ahnſt die Größe deß, der den Sternen-Himmel gebaut, und das moraliſche Gefühl in deine Bruſt gelegt hat. Drittens die Geſammtheit des Volkes freuet ſich des Vorzuges an ſchönen Beſitzungen, und wagt oft Großes dafür.

Das Gebäude, von dem die Mamorwerke, die die Elgin-Sammlung bilden, genommen worden, iſt jenes erſtaunenswerthe Parthenon, Tempel der Minerva, das faſt in der Mitte der Akropolis, die die Ausſicht auf den Anchesmus, Hymettus, das Meer, die Inſeln Ägina, Salamis und die Berge Arcadiens beherrſcht, weithin zu ſehen iſt, man mag zu Waſſer oder zu Lande in dieſe alte Stadt der Wiſſenſchaften kommen.

Das Parthenon, ganz von prächtigem weißen Marmor (dem pentheliſchen), zwey hundert ſiebenzehn Fuß in der Länge, acht und neunzig in der Breite, auf Pericles Befehl von den Baumeiſtern Callicrates und Ictinus unter Phidias Leitung gebaut, hatte zwey Giebelfelder gegen Oſten und Weſten, die mit den herrlichen Statuen geziert waren, die nun Lord Elgin nach England geſchafft; alle ſind über Lebensgröße. Beyde Frontons waren von acht Säulen geſtützt, an den beyden Seiten waren zuſammen dreyßig Säulen.

Das Giebelfeld gegen Oſten hat durch ein Bombe, die in das dort befindliche Pulvermagazin bey der Belagerung durch die Venetianer 1687, unter den Befehlen Moroſini's und des Grafen Königsmark geworfen wurde, ungleich mehr gelitten, als das gegen Weſten.

Über den Säulen zwiſchen den Trieglyphen waren herrliche haut-reliefs, die die Kämpfe der Centauren und Lapithen bey der Hochzeit des Pyrithous vorſtellten; um den Frieſen der Cella waren bas-reliefs, die die Panatheniſchen Aufzüge (nach Stuart, drey Fuß, vier Zoll, hoch) bey den Feſten ihrer Schutzgöttinn Pallas zeigten.

Nach Lawrence: Elgin Marbles from the Parthenon at Athens: exemplified by fifty etchings, selected from the most beautiful and least mutilated specimens in that collection; and accompanied with explanatory and critical remarks on the style composition, and pecular excellence of those transcendant relics of grecian sculpture, by Richard Lawrence. London 1818. 67 fol. S. Pr. in England 3 Pf. 3 S. — dem beſten Werke, was uns bis jetzt über die Elgin-Marbles zu Geſicht gekommen, wollen wir die Beſtandtheile etwas näher beleuchten.

Die Mittheilungen zerfallen in drey Theile: die Figuren des Frontons in vierzehn, die Centauren- und Lapithen-Kämpfe in acht Tafeln; die panatheniſchen Aufzüge in den übrigen.

Die erſte Tafel, die Frontons vorſtellend, iſt genommen nach Marquis Nointel, der die Zeichnung 1683 an Ort und Stelle aufnahm.

Noch muß bemerkt werden, daß die Statuen in Stellungen vorkommen, wie ſie vermöge der Form des Fronton's ſeyn können; an den Ecken nämlich faſt flach, wie Hyperion, dann ſitzend, wie Theſeus, und endlich ſtehend wie eine der Schickſalsgöttinnen.

Die erſte und vorzüglichſte Figur iſt Hrn. Lawrence Theſeus. Sie iſt auf vier Platten in verſchiedenen Stellungen gezeichnet. Vor dem Unterhauſe wurden Hr. Thomas Lawrence und Hr. Weſtmakott aufgefordert, zu ſagen, was ſie vom Theſeus in Vergleich mit dem Apollo von Belvedere und Laokoon hielten.

Weſtmakott erklärte: Theſeus ſey weit vorzüglicher als Apollo; und der Rücken des Theſeus ſey das ſchönſte Kunſtwerk von der Welt.

Die Umriſſe auf den drey Tafeln erregen Erſtaunen über die Wahrheit, beſonders in den Linien des Genickes; ſo wie überhaupt alle Verbindungen mit einer anatomiſchen Wahrheit und künſtleriſchen Ungezwungenheit gemacht ſind, die die Statue in ſo fern über den Apollo erhebt, daß ſie natürlicher ruht; und überhaupt dem griechiſchen Kunſtgenius deßhalb angemeſſener iſt, weil ſie voll ungetrübter Zufriedenheit ruhig daſitzt, durch nichts bewegt, aber voll des edelſten Lebens.

Niemand kann ohne beſondere Bewunderung die ſchöne Linie vom Haupte bis zu den Knien (wie die bey dem ſterbenden Helden auf vielleicht dem prächtigſten der übrig gebliebenen Särge des Alterthums, den das k. k. Antiken-Kabinett aufbewahrt) und die auf dem Rücken, das Genick und die erſten Wirbelbeine auch nur auf den Umriſſen anſehen.

Der Theſeus ſchiene wirklich vollkommener als Apollo zu ſeyn, wenn er's in Einem wäre, im Ausdruck und im Sinne ſeiner Handlung; denn wer nicht ungerecht gegen den außerordentlichen Künſtler Apollo's ſeyn will, denke ſich zuerſt wie er ihn dachte: den göttlichen Pythons-Tödter wollte er darſtellen. Der Gott ſteigt herab auf die Erde, und im Gefühl ſeiner Göttlichkeit gibt er dem Drachen den Tod; und kaum kömmt das überirdiſche Blut in Wallung.

Hier iſt der Punkt der Göttlichkeit, nicht darunter und nicht darüber, nach griechiſchem Sinne; hier iſt das, was man ſchönes Ideal nennen kann, und ohne das kein Künſtler etwas Außerordentliches leiſtet.

Jene Iphigenia, auf der medizeiſchen Vaſe, die ſich in den Willen der Götter ergibt, und vor Dianens Altar voll Demuth den Kopf in die Hände legt; all die Gebilde Raphaels, die Mad. di S. Sisti, die von Foligno, die dei candelabri, wo haben ſie anders als in der Bruſt des Künſtlers gelebt? denn der Menſch müßte erſt geboren werden, von dem geſagt werden kann, er habe den vollkommenſten Körper, und wäre dieß, wo der Künſtler, der ihn in alle Gebilde brächte?

Das griechiſche Geſicht iſt das vorzüglichſte von allen, und könnte faſt für den Urtypus des menſchlichen Geſchlechts gelten, und es iſt darum für den Künſtler am geeignetesten, weil in demſelben jede Linie am leichteſten der Veränderung fähig iſt, und zwar mit der leichteſten Mühe und dem größten künſtleriſchen Gewinne. Das römiſche Geſicht hingegen iſt der Ausdruck einer gewiſſen Strenge, faſt keiner Veränderung fähig und fremd den weichen Bewegungen der Seele.

Die ſechste Tafel ſtellt den Ilyſſus vor; nach Weſtmakotts Äußerung iſt der vordere Theil dieſer Figur noch von keinem Kunſtwerke übertroffen.

Die neunte und zehnte Platte, Hyperions Erhebung aus der See. Der Kopf eines Roſſes iſt vortrefflich und voll Feuer; das Ganze erinnert völlig an Claude Lorrain's herrliche Sonnenaufgänge über der See.

Vierzehnte Platte: ein Pferdekopf, der zum Wagen der Nacht gehört. Die vorzüglichſte Arbeit dieſer Art.

Lawrence hat dieſen Kopf mit beſonderer Vorliebe anatomiert; dieſes Kapitel iſt gewiß das beſte unter den vielen guten des ganzen Werkes.

Dieſer Kopf kann ſo als der vorzüglichſte Kopf der Pferde angeſehen werden; wie der griechiſche bey den Menſchen. Er hat vor allen den Vorrang, z. B. vor denen in Venedig, die etwas ſchwerfällig, aufgeſchwollen und faſt ohne Bein ſind.

Alle Hauptveränderungen bey Pferdeköpfen entſpringen aus drey Eindrücken: aus der Furcht, dem Zorn und der Begierde. Der Umriß gibt ein prächtiges Bild von dem Feuer dieſes edlen Thieres, das von der Hand des Führers zurückgehalten wird.

Die funfzehnte Platte ſtellt die auf alten Monumenten ſo oft vorkommenden Centauren- und Lapithen-Kämpfe bey der Hochzeit des Pyrithous vor.

Die ſiebenzehnte und achtzehnte Tafel ſind die ſchönſten in den Metopen. Auf der achtzehnten will der Lapithe den Centauren gegen ſich zu rücklings werfen: der Lapithe entfaltet alle Eleganz des rückwärts wallenden ausgebreiteten Mantels und die Pracht ſeines Körpers.

Mit der drey und zwanzigſten Platte beginnen die bas-reliefs, die innerhalb der Säulen rund um den Tempel herumlaufen; ſie ſind Vorſtellungen der Panatheniſchen Feſte, die alle drey Jahre im Auguſt, und nicht wie Lawrence ſagt, alle fünf Jahre zur Ehre der Pallas gegeben wurden. Größtentheils (S. Stuart Antiquities of Athens) ſind es Reitergruppen (ſie fangen mit Pl. 25 an), und man iſt in Verlegenheit, was mehr zu bewundern iſt, die Kraft und der Muth der Pferde, oder die Geſchicklichkeit, Leichtigkeit und Anmuth der Reiter.

Platte 28 iſt die beſte Gruppe. Dieſe nackten Jünglinge auf den ſtolzen Roſſen, ohne Sattel, eine leichte Draperie umgeworfen, alle Glieder voll und ſchön, zu ſehen, wahrlich es iſt eine Luſt der Seele.

Platte 44 iſt das beſte Bild eines Reiters, wie er zu Pferde ſitzen ſoll.

Auf einigen Platten ſind Viergeſpanne von der herrlichſten Art zu bewundern; und wie ſie über die Erde hinwegfliegen, zeigen dieſe Bilder; die beſten ſizilianiſchen Münzen, beſonders von Syrakus, und ein wunderſchöner Kamee des k. k. Antiken-Kabinets, der Jupiter im Gigantenkriege.

Zu rühmen iſt noch die Umſicht und Beſonnenheit, mit der das engliſche Parlement handelte, bevor es den Ankauf der Elgin-Marbles für 35,000 Pf Sterling beſchloß; ſie erhellt aus einer Broſchüre, die der gelehrte Hofrath Böttiger mit einem Weimariſchen Kunſtfreunde 1817 über dieſen Gegenſtand heraus gab.

Arneth.

* * *

Einiges aus Deutſchland's Vorzeit.

Von Julius Max Schottky.

(Nachbildungen altdeutſcher Poeſien des dreyzehnten Jahrhundert's.)

VIII.

Der ſtaunende Weiſe.

Erhab'ner König ohn' Beginn, — Gott, Schöpfer aller Dinge,
Ein Wunder iſt's, wie Waſſer ob den Himmeln ſey,
Woran die Wolken hangen, und woran der Himmel,
Wie Sonne, Mond und Sterne ſtehn, und Flut die Erd' umringe,
Und wie der Finger Gottes heil'ge Drey
Dieß halte, und Erbarmen, Weisheit, Macht
Dort oben iſt, und hier im Weltgetümmel!

Mit hehrem Sinn ſchuf Gott ein jedes Ding,
Und ihm iſt nichts verborgen,
Sein ſtarker Arm umfaßt der Welten Ring,
Die Nacht und auch den Morgen;
Er iſt der Urſprung des Erbarmens,
Und nähret ſo die Lebenden ohn' Sorgen!

(Der *Meißner*, V. 034 — 44 Maneſſiſche Samml. II.)

◆

Betrachtungen über den Menſchen.

Von Julius Schneller, Profeſſor zu Grätz.

(Fortſetzung von Nr. 79.)

Größe der Menſchen.

Wichtiger als die Farbe ſind die phyſiſchen Unterſchiede der Größe und Stärke des Menſchengeſchlechtes.

Um über *Größe* klar zu ſehen, muß man vor Allem die Wahrheit von den Fabeln ſondern. Die Talmudiſten finſterer Jahrhunderte erdichteten für *Adam* eine Größe von neunhundert Schuh, weil ſie glaubten, dieſelbe mit der Urkraft der Erde und mit der Länge der Lebensjahre in Einklang bringen zu müſſen. Der franzöſiſche Akademiker *Henrion* berechnete nach der allmählichen Entartung und Abnahme unſeres Geſchlechtes, daß der erſte Menſch vor ſechs Jahrtauſenden hundert fünf und zwanzig Fuß und neun Zoll maß. Schlechte Anatomiker nahmen aufgefundene Elephantenknochen für das Gebein ausgeſtorbener Rieſengeſchlechter. Übertreibende Reiſebeſchreiber ſchilderten die Patagonen zehn und eilf Fuß hoch, die Quiros aber drey, und zwey Fuß klein.

Die *Wahrheit* beſteht in folgenden Sätzen: Die kleinſten Menſchen befinden ſich in kalten Erdgegenden, und zwar in einer Höhe von vier Fuß; es ſind die Esquimaux, Gronländer, Lappen, Samojeden und Oſtiaken gegen den Nordpol, ſo wie die Peſcheräh's gegen den Südpol. Die größten Völker erreichten im Durchſchnitt eine Höhe von ſechs Fuß; ſie lebten in dem alten Germanien, und in dem neuen Patagonien; jenes liegt in der gemäßigten Nordzone, ſo wie dieſes in der gemäßigten Südzone ſich befindet.

Der größte Unterſchied des Knochenbaues beträgt alſo *zwey* Fuß, das iſt, ein Drittheil des Ganzen. Kann man ſich darüber wundern? Muß nicht dort der Menſch einſchrumpfen, wo der Boden ſelbſt kaum eine Spanne tief aufthauet? Hebt ſich in den Gegenden der Eisfelder die Tanne und die Eiche empor, wie bey uns, in die Lüfte? Iſt nicht niederes Moos dort faſt die einzige Spende aus dem Reiche der Pflanzen? Wurden nicht auch unſere Hausthiere kleiner, wenn man ſie in kältere Regionen verpflanzte? Entſprang nicht bey kräftiger einfacher Nahrung, und bey ſpäten Genüſſen der Liebe, nach *Tacitus* Ausdruck, die markige Größe und unerſchöpfliche Kraftfülle der alten Germanen? Kennt wohl der Patagone die raffinirte Wolluſt, und die Schwelgereyen vieler heutigen Deutſchen?